17. 4. 14.

Des Capitain Jacob Cook
dritte
Entdeckungs-Reiſe
in die Südſee
und
nach dem Nordpol.

Auf Befehl
Sr. Grosbrittann. Majeſt. George des Dritten unternommen
und in den Schiffen Reſolution und Diſcovery während der Jahre
1776 bis 1780 ausgeführt.

Aus den Tagebüchern
der Schiffsbefehlshaber
Herren Cook, Clerke, Gore und King
imgleichen des Schiffswundarztes Herrn Anderſon
vollſtändig beſchrieben.

Aus dem Engliſchen überſetzt
mit Zuſätzen für den deutſchen Leſer, imgleichen mit einer Einleitung
über Cooks Verdienſte und Charakter, imgleichen über
Entdeckungsreiſen überhaupt
von
Herrn Georg Forſter
Königl. Polniſchen geh. Rath churf. Maynziſchen Univerſitäts-Bibliothekar; der Arzneywiſſ.
und der Philoſ. Doctor, Mitglied der Röm. Kaiſerlichen, der Londner, Berliner, Madriter
Societäten der Wiſſenſchaften u. v. a. m. ꝛc.

durch Kupfer und Charten erläutert.

Erſter Band.

Berlin
bey Haude und Spener 1789.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

An

den Kaiſer.

Allergnädigſter Kaiſer!

Indem Eure Kaiſerliche Majeſtät mir die huldreiche Erlaubniß zu ertheilen geruhet haben, Ihnen dieſe Reiſegeſchichte im deutſchen Gewande öffentlich darbringen zu dürfen, wird eine ſo ehrenvolle Ausnahme zugleich ein belehrender Wink für ein edles Volk, welches die Urtheile ſeines großen Oberhauptes dankbar verehrt. Wenn vollkommne re Erkenntniß, ſo wie ſie unſere Geiſteskräfte ſchärft und entwickelt und uns eines geläuterten Genuſſes fähig macht, in der That das große Problem der Veredlung der Menſchen bewirkt, ſo ruhet der Beyfall **Eurer Kaiſerlichen Majeſtät** mit vollem Recht auf einem Werke, welches die bisher noch unerforſcht gebliebenen Gegenden der Erde nebſt ihren Erzeugniſſen zum erſten Mahl genau beſchreibt, welches zur Kenntniß des Menſchengeſchlechtes die wichtigſten Beyträge liefert, welches alſo durch unzählige neue Erfahrungswahrheiten den Verſtand erleuchtet und bereichert, die ſchwankenden Begriffe beſtimmt, und eine Laſt verjährter Vorurtheile von unſern müden Schultern hebt. Daß aber auch wirklich eine beſſere, und unſeres Erringens würdigere Exiſtenz an den freyen Gebrauch der Vernunft mit unauflöslichen Banden geknüpfet ſey, dürfen Deutſche wohl am wenigſten bezweifeln, die theils mitten im Genuß dieſes unſchätzbaren Vorrechts einen Sinn für die Würde ihrer Gattung erlangten, theils eben dieſes Glück in vollem Maaſſe von **dem Retter** ihrer moraliſchen Freyheit empfangen werden. Die Auszeichnung, welche Cooks Verdienſte von Seiner weiſen Güte genießen, giebt dereinſt der Nachwelt den Beweis, daß Seinem Blick auch jene kleine Triebfedern nicht entgehen konnten, die zwar unvermerkt, aber deſto ſicherer auf die Gemüther wirken, je allgemeineren Eingang ſie der Wahrheit durch eine anmuthige Einkleidung verſchaffen, und je lebhafter ſie durch die Theilnehmung, welche ſie erwecken, zum Selbſtdenken Anlaß geben. Vor jener Vollkommenheit, von der Plutarch ſagt, daß ſie nur bey einem Manne angetroffen werde, welcher die großen Schwungkräfte der Staatsmaſchine mit dem wohlthätigen Einfluß der Philoſophie zu vereinigen und zu mildern wiſſe, neigen ſich bereits die Herzen der Zeitgenoſſen; und dieſes Zeugniß iſt die unvergängliche Zierde eines Namens, bey dem Deutſchlands Söhne, von edlem Selbſtgefühl erglühend, ſich des wohlthätigen Beherrſchers erinnern werden, welcher beydes den Geiſt und den Leib ihrer Väter von einer ungeziemenden Knechtſchaft befreyte. Die Bewunderung, die Liebe und Ehrfurcht eines freyen Weſens ſind das reinſte Opfer, welches dem Genius des größeren Menſchen dargebracht werden kann, und das einzige, welches ich Eurer Kaiſerlichen Majeſtät, von Dankgefühlen durchdrungen, weihen darf.

Georg Forſter.

Vorrede des Ueberſetzers.

Der große Eindruck, den die Urſchrift des gegenwärtigen Werkes auch in Deutſchland verurſachte, und die dadurch rege gewordene allgemeine Erwartung des Publikums, überheben mich der läſtigen Mühe, hier zu beweiſen, was man längſt anerkannt, nämlich, daß dieſe von dem verewigten Cook ſelbſt, und ſeinen gelehrten Reiſegefährten King und Anderſon, verfaßten Nachrichten von ſeiner letzten merkwürdigen Entdeckungsfahrt, einen lehrreichen und unterhaltenden Beytrag zur Geſchichte der Menſchheit liefern, und durch eine Vergleichung mit einigen früheren Aufſätzen über dieſen wichtigen Gegenſtand keinesweges entbehrt werden müſſen. Letztere haben das einzige Verdienſt, daß ſie früher herausgekommen ſind; Cooks eigne Reiſebeſchreibung hingegen unterſcheidet ſich auf jeder Seite durch gründliche Kenntniſſe, praktiſche Erfahrung, ruhigen, aber durchdringenden Beobachtungsgeiſt, und eine Aufmerkſamkeit auf die kleinſten, oft wichtigſten, Umſtände, und behauptet, als das daurende Werk des Genius, ihren unermeßlichen Abſtand und ihren höheren Urſprung. Was ich hier zu erinnern wünſche, betrift alſo nur noch die genetiſche Geſchichte des Werkes, und läßt ſich in wenigen Worten ſagen.

Bis zur Ankunft in O-Waihi, wo Cook ſeine ruhmvolle Laufbahn beſchloß, iſt der Text aus der Feder dieſes großen Mannes ſelbſt gefloſſen. Sein Tagebuch, welches er mit der Genauigkeit führte, die man bereits an ihm gewohnt iſt, hatte diesmal auch von Seiten des Styls gewiſſe Vorzüge, die natürlichen Früchte der Anſtrengung, des Fleiſſes und der langen Uebung eines denkenden und nach Ruhm emporſtrebenden Kopfes. Man erwartet von ihm keine Blumen der Einbildungskraft, keine redneriſche Wendungen, keinen Aufwand von Dialektik und Disputirkünſten. Hingegen hat die Wahrheit ſeinen Schriften ihr Siegel der Einfalt aufgedrückt; der Ernſt des unpartheyiſchen Beobachters, und die Eigenthümlichkeit des Ausdrucks eines durch ſich ſelbſt gebildeten Schriftſtellers, ſind darin unverkennbar. In dieſes Tagebuch hatte Cook verſchiedene Bemerkungen aufgenommen, die ihm ſein Schiffschirurgus, Herr Anderſon, ein ſtiller, fleißiger und aufmerkſamer junger Mann, hauptſächlich über Sitten, Sprachen und Gegenſtände der Naturgeſchichte mitgetheilt hatte. So kam es in die Hände des Herausgebers, Herrn D. Douglas, Domherrn zu Windſor, dem auch Anderſons Tagebuch mit dem Bedeuten übergeben ward, alles wichtige und bemerkenswerthe daraus vollends zu excerpiren, und in die Reiſebeſchreibung einzutragen. Dieſe Einſchaltungen und einige Anmerkungen, welche der Herausgeber hinzufügte, ſind alſo die einzigen Zuſätze, die zu der Cookiſchen Handſchrift hinzu gekommen ſind, und beyde hat man allemal ſorgfältig von den letztern zu unterſcheiden geſucht. Herr Capitain King, welcher die Reiſe mitgemacht, und ſeit Capitain Clerkes Tode, das kleinere Schiff Diſcovery, commandirt hatte, las hierauf die Handſchrift nochmals durch, verbeſſerte die etwanigen Unrichtigkeiten darin, und ſie ward hierauf zum Druck befördert. Die Fortſetzung der Reiſegeſchichte, nach Cook's unerſetzlichem Verluſt, iſt ganz allein Herrn Kings eigne Arbeit. In denen Stellen ſeiner Erzählung, wo man Cook's Genius etwa vermiſſen möchte, wird man durch die Beſcheidenheit, die jugendliche Gutmüthigkeit und das feine Gefühl dieſes vortreflichen Officiers entſchädigt, der mit ſeiner ſeemänniſchen Kunſt die gründlichſte Kenntniß der höheren Sternkunde verband, und in Oxford die Doktorwürde erhalten hatte, welche die dortige Univerſität als eine Ehrenbezeugung ertheilt. Die Ausführung der Land- und Seecharten und Portulane, welche dieſe Reiſebeſchreibung begleiten, ward dem Herrn Lieutenant Roberts übertragen, der unter Cook's eigener Anleitung mit dieſem Geſchäfte vertraut geworden war. Die Genauigkeit ſeiner Arbeiten, beſonders was die neuen Entdeckungen betrift, iſt unbezweifelt. In ſeine Univerſalcharte haben ſich einige Fehler eingeſchlichen, die aber, weil ſie bekannte Meeresgegenden betreffen, hier keine Erwähnung verdienen, da ohnedies kein gründlicher Geograph in dieſer Charte etwas anderes als das Neue ſuchen wird.

Die Pracht des engliſchen Originals macht der Kunſtliebhaberey und zugleich der Freygebigkeit der Engliſchen Nation Ehre; denn ſie ſchenkte den Gewinn von dieſem mit vielen Kupfern gezierten Werke, ohne Abzug der Unkoſten, den Erben des großen Seemannes. Ein deutſcher Künſtler, Herr Weber, der die Reiſe mitgemacht hatte, entwarf ſowohl die charakteriſtiſchen Abbildungen der verſchiedenen Nationen, als die hiſtoriſchen

Bis zur Ankunft in O-Waihi, wo Cook ſeine ruhmvolle Laufbahn beſchloß, iſt der Text aus der Feder dieſes großen Mannes ſelbſt gefloſſen. Sein Tagebuch, welches er mit der Genauigkeit führte, die man bereits an ihm gewohnt iſt, hatte diesmal auch von Seiten des Styls gewiſſe Vorzüge, die natürlichen Früchte der Anſtrengung, des Fleiſſes und der langen Uebung eines denkenden und nach Ruhm emporſtrebenden Kopfes. Man erwartet von ihm keine Blumen der Einbildungskraft, keine redneriſche Wendungen, keinen Aufwand von Dialektik und Disputirkünſten. Hingegen hat die Wahrheit ſeinen Schriften ihr Siegel der Einfalt aufgedrückt; der Ernſt des unpartheyiſchen Beobachters, und die Eigenthümlichkeit des Ausdrucks eines durch ſich ſelbſt gebildeten Schriftſtellers, ſind darin unverkennbar. In dieſes Tagebuch hatte Cook verſchiedene Bemerkungen aufgenommen, die ihm ſein Schiffschirurgus, Herr Anderſon, ein ſtiller, fleißiger und aufmerkſamer junger Mann, hauptſächlich über Sitten, Sprachen und Gegenſtände der Naturgeſchichte mitgetheilt hatte. So kam es in die Hände des Herausgebers, Herrn D. Douglas, Domherrn zu Windſor, dem auch Anderſons Tagebuch mit dem Bedeuten übergeben ward, alles wichtige und bemerkenswerthe daraus vollends zu excerpiren, und in die Reiſebeſchreibung einzutragen. Dieſe Einſchaltungen und einige Anmerkungen, welche der Herausgeber hinzufügte, ſind alſo die einzigen Zuſätze, die zu der Cookiſchen Handſchrift hinzu gekommen ſind, und beyde hat man allemal ſorgfältig von den letztern zu unterſcheiden geſucht. Herr Capitain King, welcher die Reiſe mitgemacht, und ſeit Capitain Clerkes Tode, das kleinere Schiff, Discovery, commandirt hatte, las hierauf die Handſchrift nochmals durch, verbeſſerte die etwanigen Unrichtigkeiten darin, und ſie ward hierauf zum Druck befördert. Die Fortſetzung der Reiſegeſchichte, nach Cook's unerſetzlichem Verluſt, iſt ganz allein Herrn Kings eigne Arbeit. In denen Stellen ſeiner Erzählung, wo man Cook's Genius etwa vermiſſen möchte, wird man durch die Beſcheidenheit, die jugendliche Gutmüthigkeit und das feine Gefühl dieſes vortreflichen Officiers entſchädigt, der mit ſeiner ſeemänniſchen Kunſt die gründlichſte Kenntniß der höheren Sternkunde verband, und in Oxford die Doktorwürde erhalten hatte, welche die dortige Univerſität als eine Ehrenbezeugung ertheilt. Die Ausführung der Land- und Seecharten und Portulane, welche dieſe Reiſebeſchreibung begleiten, ward dem Herrn Lieutenant Roberts übertragen, der unter Cook's eigener Anleitung mit dieſem Geſchäfte vertraut geworden war. Die Genauigkeit ſeiner Arbeiten, beſonders was die neuen Entdeckungen betrift, iſt unbezweifelt. In ſeine Univerſalcharte haben ſich einige Fehler eingeſchlichen, die aber, weil ſie bekannte Meeresgegenden betreffen, hier keine Erwähnung verdienen, da ohnedies kein gründlicher Geograph in dieſer Charte etwas anderes als das Neue ſuchen wird.

Die Pracht des engliſchen Originals macht der Kunſtliebhaberey und zugleich der Freygebigkeit der Engliſchen Nation Ehre; denn ſie ſchenkte den Gewinn von dieſem mit vielen Kupfern gezierten Werke, ohne Abzug der Unkoſten, den Erben des großen Seemannes. Ein deutſcher Künſtler, Herr Weber, der die Reiſe mitgemacht hatte, entwarf ſowohl die charakteriſtiſchen Abbildungen der verſchiedenen Nationen, als die hiſtoriſchen

Scenen und die mancherley Gegenden, deren Neuheit und maleriſcher Effect ihnen ein zwiefaches Intereſſe gab. Die berühmteſten Kupferſtecher — und man weiß, daß die engliſchen zu den vorzüglichſten gehören — übernahmen die Nachbildung ſeiner ſchätzbaren Zeichnungen, und vollendeten ein Ganzes, welches die Bewunderung der Kenner von der einen, und der Philoſophen die den Menſchen ſtudiren, von der andern Seite verdient. Der Enthuſiasmus, womit ſich der würdige Verleger der gegenwärtigen Ueberſetzung bereits in mehreren Fällen ſowohl für die Ehre als den Nutzen unſeres minder reichen Publikums, und hauptſächlich für die ſo ſehr vernachläſſigte Auswahl der Bücher; und die Bildung eines reinen Kunſtgeſchmacks verwendet, und womit er oft ſeinen eignen Vortheil aufgeopfert hat, iſt auch jetzt unverkennbar; er hat auf den Nachſtich dieſer Kupfer mehr Sorgfalt und Koſten verwendet, als vielleicht je bey einem in Deutſchland gedruckten Buche geſchehen iſt. Das Weſentliche jener reichen Verzierung, die nur alsdenn auch nützlich iſt, wenn ſie, wie im gegenwärtigen Falle, treu und wahr bleibt, begleitet alſo auch unſere deutſche Ausgabe des Cookiſchen Tagebuchs, und es iſt nur das weggelaſſen worden, was ſie bloß vertheuert und nicht verſchönert haben, oder was für uns Mittelländer kaum auf eine entfernte Art brauchbar geweſen ſeyn würde.

Eben dieſer Wunſch für das Bedürfniß des deutſchen Leſers nach Möglichkeit zu ſorgen, hat mich bey der Ueberſetzung veranlaßt, von den gar zu vielfältig wiederholten Veränderungen des Windes, den mancherley Richtungen und Entfernungen des Landes, den unzähligen Umlenkungen des Schiffs, welche ſelbſt einen ſachkundigen Leſer ermüden, ohne ihn zu belehren, ingleichen von den aſtronomiſchen Berechnungen, nur die wirklich brauchbaren Reſultate, oder die zum Verſtande des Zuſammenhanges unentbehrlichen Details beyzubehalten. In allem übrigen bin ich der Urſchrift genau gefolgt, und wo ich Erläuterungen nöthig fand, habe ich ſie in Anmerkungen beygebracht. Bey einem Werke von ſo gemeinnützigen Beſchaffenheit, welches für alle Klaſſen der Leſewelt beſtimmt iſt, und Allen Belehrungen gewähren ſoll, dünkte mich es ſey Pflicht, da wo ein gewagter Ausdruck, oder eine zweifelhafte Bemerkung, oder eine willkührlich angenommene Meynung irre führen konnte, auch meinen Geſichtspunkt anzugeben, nicht in der Abſicht, ihn als den einzig wahren aufzuſtellen, ſondern nur den Leſer dadurch zum Selbſtdenken zu erwecken, daß ich ihn erinnerte, die Sache könne mehr als Eine Seite haben. Bey den Beobachtungen, welche die Naturgeſchichte betreffen, habe ich berichtigt und beſtimmt, was ſich beſtimmen ließ, es bleibt indeß noch vieles übrig, wovon ich keine genauere Rechenſchaft geben kann. Man darf aber um ſo viel weniger von Cook die größte ſyſtematiſche Beſtimmtheit und Richtigkeit erwarten, da ihn auf dieſer Reiſe kein Naturforſcher begleitete, und der gute Wille ſeines Wundarztes, ſo viele Lobſprüche man ihm auch ertheilt, um jene unverzeihliche Vernachläſſigung einer ſo unentbehrlichen Wiſſenſchaft zu bemänteln, dennoch keinesweges hinreichend war, den Mangel zu erſetzen.

Die engliſche Urſchrift enthält übrigens noch eine Einleitung von dem Herrn D. Douglas, die ich aber ohne Bedenken unter die ganz entbehrlichen Auswüchſe gerechnet habe. Die Bedürfniſſe des engliſchen Publikums und des unſrigen ſind in dieſer Rückſicht ſehr merklich verſchieden. Der engliſche Herausgeber erwähnt zuerſt, was vorige Seefahrer von verſchiedenen Nationen, theils im Südmeere, theils in der Gegend, wo man eine nördliche Durchfahrt vermuthete, geleiſtet haben, und kommt dann auf die Seereiſen, welche während der Regierung Georgs des Dritten in England unternommen worden ſind, um daraus einen Kranz zu flechten, den er ehrerbietig um die Schläfe ſeines Königs windet. Allein ein genaues Verzeichniß von allen Südſeefahrern findet man bereits in der Einleitung, welche ich meiner eigenen Reiſebeſchreibung (im vierten und fünften Bande dieſer Sammlung) vorgeſetzt habe, und es wäre alſo unverzeihlich geweſen, hier ein weit unvollſtändigeres zu wiederholen. Was die nördlichen Entdeckungen betrift, ſo darf ich nur erinnern, daß die Schriften der Herren Staatsräthe von **Müller** und Stählin, und des Herrn **Collegienraths Pallas** die Quellen ſind, aus welchen man auch in England ſchöpfen mußte. Es iſt zwar einem Engländer wiederfahren, daß er eine franzöſiſche Ueberſetzung von **Miltons** berühmter Epopee, als ein ganz neues Werk ins engliſche überſetzen ließ *); einem Deutſchen aber würde man den Mangel an litterariſchen Kenntniſſen ſchwerlich verzeihen, wenn er das aus dem engliſchen zurück nähme, was zuerſt durch deutſchen Fleiß ans Tageslicht gekommen iſt. Zunächſt ſcheint der Verfaſſer

---

*) Der Buchhändler, der das verlorne Paradies ſo wenig kannte, hieß **Thomas Osborne**. S. The plays of W. Shakeſpeare, by S. Johnſon and George Steevens, 2 Edition, London 1778 Vol. I. p. 210.

jener Einleitung ſein Augenmerk auf den Nutzen der neueren Entdeckungsfahrten gerichtet zu haben. Da eine ſolche Betrachtung an dieſer Stelle allerdings zweckmäßig war, ſo konnte es nur an der Art der Ausführung liegen, wenn ich ſie dem deutſchen Leſer nicht in ihrer urſprünglichen Geſtalt vorzulegen wagte. Herr D. Douglas ſprach zu einem Volke, welches die ganze Wichtigkeit der Schiffahrt für ſeinen unermeßlichen Handel vollkommen einſieht, alle Schwierigkeiten einer Entdeckungsreiſe kennt, und überhaupt vom Seeweſen die deutlichſten Begriffe hat. Er konnte ſich daher begnügen, Reſultate herzuzählen, und ganz im allgemeinen zu zeigen, daß man jetzt nicht mehr Gefahr läuft, auf thörichte Unternehmungen zu verfallen, weil die ganze Erdkugel mit allen ihren Ländern und Inſeln, ihren Häfen und Ankerplätzen, ihren Sandbänken, Klippen, Durchfahrten und Strömungen überall bekannt und in Charten genau verzeichnet iſt, daß man folglich überall hinhandeln könne, daß aber auch die rühmlichen Bemühungen der Entdecker, für die Geographie, die Sternkunde, die Natur- und Menſchengeſchichte, und wie er glaubt, auch für die Religion, ſehr viel geleiſtet haben; endlich, daß die Einwohner der jenſeitigen Halbkugel in dem wohlthätigen Lichte, welches ſie plötzlich bey der Erſcheinung der Europäer an ihren Küſten umſtrahlte, ſich freuen, und aus „ihrem gegenwärtigen Zuſtande der Erniedrigung“ erheben werden. Für den Mittelländer hingegen mußte das Verdienſt der Entdecker und die Gefahren der Schiffahrt, die Anordnung einer langen Reiſe in unbekannte Weltgegenden, und das Ungemach des Seelebens umſtändlicher zergliedert werden, wenn er anders den Werth dieſer groſſen Unternehmungen in ſeinem ganzen Umfange anerkennen ſollte. Ich darf vielleicht noch hinzufügen: der Theil des deutſchen Publikums, deſſen Beyfall einem Schriftſteller Ehre macht und neue Kräfte ſchenkt, forderte, und der Ueberreſt bedurfte, eine nahrhaftere Speiſe, als willkührliche Vorausſetzungen und rhapſodiſche Gemeinplätze. Der philoſophiſche Ernſt unſeres Volks läßt ſich nicht ſpotten; und ſo nachtheilig zuweilen die Folgen der Unmäßigkeit im Leſen für die Geſundheit des Verſtandes werden können, ſo hat doch die uneingeſchränkte Liebe zur Lektüre unter uns das große Phänomen einer verhältnißmäßig weit allgemeineren Berichtigung der Begriffe, als in jedem andern Lande, bewirkt. Will der gewiſſenhafte Schriftſteller dieſe glücklichen Fortſchritte der Aufklärung befördern, ſo darf er nicht vergeſſen, daß derſelbe Regen, der die junge Knoſpe entwickeln half, die Blüthe und Frucht verderbt; anſtatt von Alltagsphiloſophie zu trieſen, muß er die volle Mittagsſonne der Vernunft leuchten und wärmen laſſen. Herr Douglas durfte in England noch unangefochten gewiſſe Sätze vortragen, die man uns in Deutſchland nicht mehr hingehen ließe. Die Denker ſeines Vaterlandes lächelten und ſchwiegen, aber das große Publikum verſchlang den Biſſen ungeprüft. Es iſt nicht etwa von einer Spitzfündigkeit die Rede, ſondern von Dingen, die dem Menſchengeſchlechte heilig ſind. Der verwegenſte unſrer Scribler würde doch vor dem Gedanken zurückbeben, das Anſehen Moſis und die Authentie der Offenbarung auf den Ausſchlag einer Entdeckungsreiſe ankommen zu laſſen, und betroffen ſchweigen zu müſſen, wenn die Berings-Straße anſtatt dreyzehn Meilen einige hundert breit wäre. Der gute Domherr freut ſich hingegen des Sieges, ohne an die Gefahr zu denken; genug, die moſaiſche Bevölkerungsgeſchichte iſt nunmehr durch Cooks Entdeckungen gegen die Spötter gerettet. Sollte man nicht denken, es ſtände irgendwo von Moſis Hand geſchrieben, daß Amerika durch die Tunguſen und Tſchuktſchen bevölkert worden ſey? Wie kläglich muß es um die Religion in einem Kopfe ausſehen, in welchem die, noch immer nichts weniger als entſchiedene, Frage von der Bevölkerung der neuen Welt Zweifel nähren und rechtfertigen darf? Was wäre die Religion überhaupt, wenn wiſſenſchaftliche Entdeckungen, wenn Fortſchritte der Erkenntniß, wenn Wahrheiten der Erfahrung und Vernunft vermögend wären, ihre Grundfeſten zu erſchüttern? Bey uns verhüllt ſie ſich nicht in Finſterniſſe, und wafnet ſich nicht mit den Schrecken der Verfolgung; beydes würde ſie thun, wenn die Aufklärung ihre Feindinn wäre. Man könnte indeß Herrn Douglas ſeine ungeſchickte Vertheidigung verzeihen, wenn er ſich in der Fülle ſeines Eifers nicht zu weit vergeſſen, und in dem ungezogenen Tone eines Controverspredigers einen der verehrungswürdigſten Gelehrten, den Herrn Kanonikus Pauw, des Eigendünkels, der Unwiſſenheit und der Irreligion beſchuldigt hätte.

Ich komme endlich noch auf einen Umſtand, der es mir zur Pflicht machte, Hrn. Douglas Einleitung wegzulaſſen. Da von Cooks Vorgängern im Südmeere noch einige am Leben ſind, ſo iſt es begreiflich, daß der Engliſche Herausgeber gegründete Urſachen haben konnte, ihre Reiſen zu gleichem Range mit den Cookiſchen zu erheben. Ein Ausländer hingegen, dem die Hände nicht gebunden und die Lippen nicht verſiegelt ſind, der auch durch ſeine

Unpartheylichkeit niemanden zu beleidigen fürchtet, kann die beyſpielloſen Unternehmungen Cooks nicht betrachten, ohne ihnen wenigſtens Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Wer hat die Geſchichte der neuen Seereiſen je geleſen, ohne es tief zu fühlen, daß Cook es andern Befehlshabern nicht nur zuvor gethan hat, ſondern daß auch er allein den Namen eines Entdeckers verdient? Ich würde an der Möglichkeit verzweifeln, jemanden einen Begriff vom Entdeckungsgeiſte beyzubringen, wenn er glauben könnte, daß jeder Weltumſegler Anſpruch darauf machen dürfe. Wie jene namenloſe Könige, deren Exiſtenz die Chronologie, nicht aber die Geſchichte, lehrt, ſo giebt es auch Seefahrer, welche den Erdball umſchifften, ohne vom gebahnten Wege abzuweichen; der Entdecker hingegen iſt eine eben ſo ſeltene Erſcheinung, wie der Monarch der durch ſich ſelbſt Epoche macht. Man ſiehet ein, daß wo der rechte Geſichtspunkt verfehlt wurde, die Verdienſte des unſterblichen Seemannes unmöglich in ihrer ganzen Größe anerkannt werden konnten. Dies war auch nicht des Engliſchen Herausgebers Abſicht, indem er den Entdecker überall nur im Halbdunkel auftreten läßt, und das volle Licht für einen Gegenſtand*) aufſpart, welchem alle Tünche der Schmeicheley keinen wahren Glanz verleihen kann. Ich habe dem deutſchen Publikum, welches rechtſchaffene Staatsmänner in ſeinen beyden Monarchien kennt, den Verdruß erſpart, für einen ſolchen Lobredner erröthen zu müſſen.

---

*) Für den ehemaligen Miniſter des Seeweſens, Lord Sandwich, deſſen Verdienſte um den Staat ſo berüchtigt ſind.

So dringende Bewegungsgründe ſchienen eine neue Einleitung von mir zu fordern, die ich ganz dem Andenken des großen Mannes weihe, unter deſſen Führung drey der merkwürdigſten Jahre meines Lebens verfloſſen. Ich habe mich bemühet, das darzuſtellen, was er hat thun wollen, und was er ſeiner Abſicht gemäß wirklich gethan hat. Jede einzelne Begebenheit zu analyſiren, und Fehler in der Ausführung aufzudecken, woran man die Unvollkommenheiten, nicht ſowohl des einzelnen Menſchen, als vielmehr der geſammten Gattung erkennt, gehörte nicht in meinen Plan.

Ueber die Urſachen, weshalb dieſes Werk ſpäter herauskömmt als es verſprochen war, hat der Herr Verleger bereits hinlängliche Auskunft gegeben. Ich füge nur noch hinzu, daß ich alles, was in der Engliſchen Einleitung brauchbares und wiſſenswerthes zu finden war, ſorgfältigſt benutzt habe, und die Beurtheilung meiner Arbeit der Billigkeit meiner Leſer unterwerfe, ohne ſie durch die Aufzählung vieler unangenehmen und zum Theil niederdrückenden Verhältniſſe, die darauf Einfluß haben mußten, für mich einnehmen zu wollen. Wilna, den 31 März, 1787.

Georg Forſter.

Beylagen.

I.

Geheime Inſtruktion für Capitain Jacob Cook, Befehlshaber des Königlichen Schiffes, Reſolution. Gegeben durch die zur Verwaltung des Amts eines Groß-Admirals von Großbrittannien und Irrland beſtallten Commiſſarien.

Nachdem Uns der Graf Sandwich den Willen Seiner Majeſtät eröfnet, daß man einen Verſuch anſtellen ſolle, eine nördliche Durchfahrt zur See aus dem ſtillen ins Atlantiſche Meer zu entdecken, und nachdem Wir dieſem zufolge Sr. Majeſtät Schiffe Reſolution und Diſcovery für eine ſolche Reiſe vollkommen ausrüſten laſſen, ſo haben Wir beſchloſſen, wegen Eurer auf Euren vorigen Reiſen erprobten Geſchicklichkeit und guten Aufführung Euch auch die Führung der gegenwärtigen Reiſe anzuvertrauen, und zu dem Ende Euch zum Befehlshaber erſtgedachten Schiffs ernannt, auch dem Capitain Clerke, welcher das zweyte commandirt, aufgetragen, ſich in Zukunft nach Euren Befehlen zu richten. Ihr erhaltet demnach hierdurch den Befehl, Euch mit den beyden

Schiffen geradesweges nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu begeben, es ſey denn, daß Ihr es für nothwendig erachtet, bey Madera, oder den Inſeln des grünen Vorgebirges oder den canariſchen Inſeln anzulegen, um Wein für die Mannſchaft an Bord zu nehmen, welches euch frey ſtehen ſoll, mit dem Vorbehalt, daß Ihr Euch dort nicht länger verweilet, als zu dieſer Abſicht hinreichend iſt.

Bey Eurer Ankunft am Vorgebirge der guten Hoffnung müßt Ihr die Schiffsmannſchaft mit Erfriſchungen und beyde Schiffe mit ſo viel Lebensmiteln und Waſſer verſehen laſſen, als ſie bequem laden können.

Ihr ſollt, wo möglich, gegen das Ende des künftigen Octobers, oder im Anfang des Novembers, das Vorgebirge der guten Hofnung verlaſſen, und ſüdwärts ſchiffen, um einige Inſeln aufzuſuchen, welche die Franzoſen neuerlich in 48° ſüdlicher Breite unter dem Mittagskreiſe der Inſel Mauritius geſehen haben ſollen. Findet Ihr dieſe Inſeln, ſo müßt Ihr ſie durchaus unterſuchen, um einen guten Hafen zu finden, und wenn Ihr einen entdeckt, die nöthigen Beobachtungen anſtellen, damit er deſto leichter wieder gefunden werden könne, indem ein ſicherer Hafen in der Folge dort ſehr nützlich werden kann, wenn er auch außer Schutz, Holz und Waſſer, wenig oder nichts darbieten ſollte. Indeſſen ſollt Ihr nicht viel Zeit mit Aufſuchung und Unterſuchung dieſer Inſeln verlieren, ſondern nach Otaheiti oder den Societäts-Inſeln fortſchiffen, (auch unterweges, falls Ihr es für nothwendig oder bequem erachtet, in Neuſeeland anlegen), und Sorge tragen, dort früh genug anzukommen, um die Mannſchaft, mit allen Erfriſchungen deren ſie bedürfen wird, zu verſehen, ehe Ihr den Endzweck dieſer Inſtruktion weiter zu erreichen ſucht.

Bey Eurer Ankunft in Otaheiti oder den Societäts-Inſeln, ſollt Ihr den Omai auf derjenigen, die er wählen wird, an Land ſetzen, und daſelbſt zurück laſſen.

Unter die Befehlshaber jener Inſeln müßt Ihr, ſo viel als Euch gut dünkt, von den Geſchenken, die Euch eingehändigt worden ſind, austheilen, und den Ueberreſt aufheben, um ihn unter die Eingebohrnen der von Euch zu entdeckenden Länder in der nördlichen Halbkugel zu verſchenken. Nachdem die Mannſchaften der Schiffe unter Eurem Befehl erfriſcht worden ſind, und Ihr den erforderlichen Vorrath von Holz und Waſſer an Bord genommen habt, ſollt Ihr jene Inſeln zu Anfang des Februars, oder wenn es Euch gut dünkt auch früher, verlaſſen, und ſo geraden Laufs als Ihr könnt, nach der Küſte von Neu-Albion ſegeln, die Ihr wo möglich zuerſt im 45ſten Grade nördlicher Breite berühren ſollt. Unterweges müßt Ihr Euch wohl hüten, mit Aufſuchung neuer Länder Zeit zu verlieren, oder Euch bey denen, die Ihr zufälligerweiſe antreffet, aufzuhalten, es ſey denn, daß Ihr Euren Waſſer- und Holzvorrath ergänzen wolltet.

Es wird Euch aufs ſchärfſte anbefohlen, auf Eurer Fahrt dorthin, die Spaniſchen Beſitzungen an der Weſtküſte von Amerika nirgends zu berühren, wenn Euch nicht ein unvermeidlicher Zufall dorthin treibt; in dieſem Falle ſollt Ihr Euch nicht länger daſelbſt aufhalten, als unumgänglich nöthig iſt, und Sorge tragen, den Einwohnern oder Unterthanen Seiner Katholiſchen Majeſtät keine Beſorgniß zu verurſachen, und keine Beleidigung zuzufügen. Fänden ſich auch weiter hin nordwärts, wohin Eure Fahrt beſtimmt iſt, Unterthanen irgend eines Europäiſchen Fürſten oder Staats, an den Küſten die Ihr zu beſuchen für gut fändet, ſo ſollt Ihr ſie keineswegs beunruhigen, oder eine gerechte Urſach über Euch zu klagen geben, ſondern im Gegentheil, ihnen mit Höflichkeit und Freundſchaft begegnen.

Bey Eurer Ankunft an der Küſte von Neu-Albion müßt Ihr in den erſten bequemen Hafen einlaufen, um Euren Holz- und Waſſervorrath zu ergänzen, und Erfriſchungen zu bekommen, alsdann aber weiter nordwärts, längs der Küſte, bis zum 65ſten Grad der Breite, oder noch weiter, ſchiffen, falls Euch kein Land oder Eis im Wege iſt; auch wohl bedacht ſeyn, keine Zeit mit Unterſuchung der Flüſſe und Einbuſen oder ſonſt zu verlieren, bis Ihr die vorerwähnte Breite von 65° erreicht, wohin Wir wünſchen, daß Ihr im künftigen Junius gelangen möget. Nachdem Ihr dieſe Gegend erreicht haben werdet, ſollet Ihr ſorgfältigſt alle Flüſſe und Oefnungen aufſuchen und ihnen nachſpüren, falls ſie von beträchtlicher Größe und gegen Hudſons- oder Baffins-Bay gerichtet zu ſeyn ſcheinen. Sollte ſich nach Euren eigenen Beobachtungen, oder zufolge der Nachrichten die Ihr etwa von den Eingebohrnen erlangen möget, (deren Sprache, wie man mit Grunde vermuthet, mit der Sprache der Esquimaux wovon Euch ein Wörterbuch mitgetheilt worden, übereinkommt) die Gewißheit oder auch nur die Wahrſcheinlichkeit einer Durchfahrt zu Waſſer in die vorhingenannten Bayen zeigen, ſo ſollt Ihr Euer möglichſtes verſuchen, mit einem oder beyden Schiffen hindurch zu kommen; ſchiene es Euch aber, daß die Durchfahrt ſicherer oder wahrſcheinlicher in kleineren Fahrzeugen geſchehen könnte: ſo ſollt Ihr eines oder beyde kleine Fahrzeuge, die Ihr zu dem Ende an Bord führt, zuſammen fügen laſſen, gehörig ausrüſten, mit allem Zubehör und Mundvorrath verſehen, und eines oder beyde, unter Commando eines eigenen Officiers, nebſt einer hinreichenden Anzahl Unterofficiere, Matroſen und Boote, abſchicken, um die beſagte Durchfahrt zu verſuchen; ihnen auch Inſtruktionen zu ertheilen, wo ſie im Fall eines mißlungenen Verſuches Euch wiederfinden ſollen, oder was ſie Eures Bedünkens zu thun haben, woſern ihnen die Durchfahrt gelungen wäre. Fändet ihr aber ein anderes Verfahren, als das hier angegebene zur Entdeckung der Durchfahrt, (wenn es eine giebt) zweckmäßiger, ſo ſtehet es Euch frey, und Wir überlaſſen die Ausführung Eurer Discretion.

Habt Ihr Euch hingegen überzeugt, daß es durch die vorhin erwähnten Bayen keine ſchiffbare Durchfahrt giebt, ſo ſollt Ihr Euch zur ſchicklichen Jahrszeit nach dem Hafen St. Peter und St. Paul in Kamtſchatka, oder wohin Ihr ſonſt für gut findet, begeben, um Eure Mannſchaft zu erfriſchen und den Winter daſelbſt zuzubringen. Im Frühling des folgenden Jahres 1778, ſollt Ihr von da nach Norden gehen, ſo weit Ihr mit Klugheit für gut erachtet, um noch ferner eine Nordöſtliche oder Nordweſtliche Durchfahrt aus dem ſtillen in das atlantiſche Meer oder die Nordſee aufzuſuchen. Giebt es Anſchein dazu, es ſey nun nach Euren eignen Bemerkungen, oder laut den Nachrichten, die Ihr vielleicht erhalten könnt, ſo ſollt Ihr Eure Fahrt fortſetzen, und beydes, im Fall Euch die Durchfahrt gelingt, oder auch, woſern

ſie

ſie Euch mißlingen ſollte, die Rückreiſe nach England antreten, und zu dem Ende diejenige Reiſeroute wählen, die Euch zur Vervollkommnung der Erd- und Schiffſahrts-Kunde, die beſte dünken wird. Beyde Schiffe müßt Ihr alsdann nach Spithead führen, wo ſie bis auf weiteren Befehl verbleiben ſollen.

An allen Orten, wo Ihr während Eurer Reiſe anlegen werdet, ſollt Ihr, wenn die in der Folge erwähnten genauen Naturbeobachtungen daſelbſt noch nicht angeſtellt worden ſind, ſo viel die Zeit es erlaubt, die Lage des Orts, deſſen Länge und Breite, die Abweichung der Magnetnadel, die Richtungen der Vorgebirge, die Höhe, Richtung und Geſchwindigkeit der Fluthen und Strömungen, die Tiefen und Verſchiedenheiten des Meergrundes, die Untiefen, Klippen u. ſ. f. genau beobachten, die Buchten, Häfen und verſchiedenen Theile der Küſte aufnehmen, Charten davon entwerfen, und ihre Anſichten zeichnen, imgleichen alles anmerken, was dem Handel und der Schifffahrt nützlich werden kann. Ferner ſollt Ihr die Beſchaffenheit des Erdreichs, und deſſen Erzeugniſſe, die Thiere und Vögel, welche dort wohnen oder ſich dort aufhalten, die Fiſche in den Flüſſen und an den Küſten, nebſt ihrer Menge bemerken; giebt es ſolche, die dem Orte eigen ſind, ſo ſollt Ihr ſie ſo umſtändlich als Ihr könnt beſchreiben, und ſo genau als möglich abzeichnen; findet Ihr Metalle, Mineralien oder Steine von Werth oder auch Verſteinerungen, ſo ſollt Ihr von allem Probeſtücke mitbringen, wie nicht minder von dem Geſäme der Bäume, Sträucher, Pflanzen, Früchte und Getraidearten, welche dort einheimiſch ſind, und die Ihr einſammeln könnt. Dieſe ſollt Ihr unſerm Sekretair einhändigen, damit ſie gehörig unterſucht und erprobt werden können. Hiernächſt ſollt Ihr den Genius, die Gemüthsart, die Geſinnungen und die Anzahl der Eingebohrnen und Einwohner beobachten, wo Ihr ſie antreffen werdet; auch alle gehörige Mittel anwenden, um ein freundſchaftliches Verkehr mit ihnen zu begründen, in welcher Abſicht Ihr ihnen von allerley Spielſachen, die Ihr an Bord habt, und die ihnen am meiſten gefallen, Geſchenke geben, ſie zum Handel aufmuntern, und ihnen auf alle Weiſe Achtung und Höflichkeit erzeigen, zugleich aber jederzeit gegen Zufälle auf Eurer Hut ſeyn, und Euch wohl in Acht nehmen ſollt, nicht von ihnen überfallen zu werden.

Ihr ſollt ferner, mit Bewilligung der Eingebohrnen, im Namen des Königs von Großbritannien von bequemen Lagen in den Ländern die Ihr entdecken werdet, und die noch nicht von andern europäiſchen Mächten entdeckt oder beſucht worden ſind, Beſitz nehmen, und unter den Einwohnern allerley Sachen austheilen, die von Eurer Anweſenheit Zeugniß geben können. Wenn die neuentdeckten Länder unbewohnt ſind, ſollt Ihr ſie für Se. Majeſtät in Beſitz nehmen, und zum Zeugniß der erſten Entdeckung und Beſitznehmung gehörige Merkmale und Inſchriften daſelbſt errichten.

Da übrigens in Unternehmungen dieſer Art verſchiedene unvorhergeſehene Ereigniſſe vorkommen können, denen man in dieſer Inſtruktion im Voraus nichts entgegen ſetzen kann, ſo müßt Ihr in ſolchen Fällen jederzeit ſo handeln, wie es dem Dienſte der Euch anbefohlen iſt, am zuträglichſten und erſprießlichſten ſeyn wird.

Bey jeder Gelegenheit ſollt Ihr, zu Unſerer Benachrichtigung, Unſerm Sekretair Nachrichten vom Verfolg Eurer Reiſe, und Copien der Charten und Zeichnungen die bis dahin fertig ſeyn werden, einſchicken. Sobald Ihr in England ankommt, ſollt Ihr Euch unverzüglich in dieſes Admiralitätsamt verfügen, um Uns einen umſtändlichen Bericht von Euren Unternehmungen und dem ganzen Verfolg der Reiſe abzuſtatten, nachdem Ihr vor Eurer Abreiſe von den Schiffen, den Officieren und Unterofficieren die Log-Bücher und Journale abgefordert, und zu Unſerer Einſicht, verſiegelt aufbewahrt, wie auch ſowohl den Officieren als dem Schifsvolk anbefohlen haben werdet, nichts davon ruchtbar werden zu laſſen, bis man ihnen Erlaubniß dazu ertheilt. Auch ſollt Ihr dem Capitain Clerke befehlen, es mit den Officieren, Unterofficieren und Matroſen der Discovery eben ſo zu halten.

Sollte die Reſolution durch irgend ein Unglück ſo beſchädigt werden, daß Ihr die Reiſe mit dieſem Schiffe nicht weiter fortſetzen könnet, ſo ſollt Ihr Euch nebſt Eurer Mannſchaft an Bord der Discovery verfügen, und darin die Reiſe fortſetzen; indem der Befehlshaber dieſes Schifs zugleich hiermit ausdrücklich angehalten wird, Euch an Bord zu nehmen, und in jedem Betracht Eure Befehle ſo zu vollſtrecken, als ob Ihr noch an Bord der Reſolution wäret. Im Fall Eurer Unvermögenheit, dieſe Inſtruktion auszuführen, es ſey wegen Krankheit oder ſonſt; ſollt Ihr ſie dem im Commando nächſt auf Euch folgenden Officier ſorgfältig hinterlaſſen, dem hiermit ihre Befolgung, ſo weit es in ſeinen Kräften ſtehet, anbefohlen wird.

Gegeben unter Unſerer Hand den 6ten Julius 1776.

Sandwich.
Auf Befehl der Lords: C. Spencer.
Ph. Stephens. H. Palliſer.

II.

Herrn Lieutenant Roberts Bericht von der Verfertigung ſeiner Univerſalcharte, und der dabey gebrauchten Hülfsmittel.

Nach der Rückkehr der beyden Schiffe von der letzten Reiſe, wurde Herrn Roberts aufgetragen, eine allgemeine Charte zu entwerfen, und die Reiſerouten von Capitain Cooks drey Reiſen darin zu bemerken, damit man ſeine Entdeckungen und Fahrten auf einen Blick überſehen könnte. Jezt laſſen wir ihn ſelbſt ſprechen.

Zuerſt bin ich den ſehr genauen und vortreflichen Seecharten gefolgt, welche die Herren Verdün de la Crenne, Borda und Pingré in den Jahren 1775 und 1776 von dem nördlichen atlantiſchen Ocean herausgegeben haben. Dieſe enthalten die Küſte Norwegens von Süd⸗Hoek, im 62° N. Br. bis Trelleburg, ferner

Dännemark, die Küſte von Holland, die nördliche Küſte von Großbritannien, die Orkadiſchen, Schetländiſchen, Fardiſchen Inſeln, Island, die Küſten von Frankreich, Spanien und Portugal, bis zum Vorgebirge St. Maria an der afrikaniſchen Küſte, mit Inbegriff der azoriſchen und kanariſchen Inſeln, der Inſeln des grünen Vorgebirges, der Antillen und weſtindiſchen Inſeln von Barbados bis zur Oſtſpitze von Cuba, nebſt der nördlichen Gegend von Neuland (*Newfoundland*) und der Küſte Labrador bis zum 57° N. Br.

Irland nebſt einem Theil der Schottländiſchen Küſte, habe ich von den neulichen Aufnehmungen des Hrn. Mackenzie entlehnt; die ſüdliche Küſte von England, aus einer bey Faden 1780 herausgekommenen Charte nach dem Abbee Disquemare.

Die nördlichſte Küſte von Labrador vom 57° N. Br. an, bis Buttons-Eiland im Eingang der Hudſons-Straße, nahm ich aus des Herrn Bellins Charte, wie auch die Nordküſten von Norwegen und Lapland, mit Inbegriff des weißen Meeres, des Botniſchen Meerbuſens, der Oſtſee und der öſtlichen Küſte von Grönland.

Der Finniſche Meerbuſen iſt nach einer großen gezeichneten Charte copirt, die jezt zum Gebrauch einiger Kaufleute geſtochen wird.

Die weſtindiſchen Inſeln vom öſtlichen Ende von Cuba bis an deſſen Weſtſpitze, nebſt Jamaika und den Bahama-Inſeln, aus einer in London bey Sayer und Bennett 1779 herausgekommenen Charte.

Die Südſeite von Cuba von der Spitze Gorda bis Capo de Cruz nach Herrn Bellin, 1762.

Die Küſten von Neuland (*Newfoundland*) und der Meerbuſen St. Lorenz nach den Aufnahmen des Capitain Cook und der Herren Gilbert und Lane.

Neuſchottland, Cap Breton, die Inſel St. Johann, der St. Lorenzſtrom, Canada und Neuengland bis an den Delawarfluß nach den Charten des Herrn J. F. W. de Barres von den Jahren 1777 und 1778, imgleichen nach den auf Befehl des Königs von Frankreich herausgekommenen Charten vom Jahr 1780, unter dem Titel: Neptune Americo - Septentrional. Eben daher iſt die Küſte von Penſylvanien, Neu-Jerſey, Maryland, Virginien, Nord- und Süd-Carolina, Georgien, Oſt- und Weſt-Florida, nebſt den inneren Gegenden, bis zur Oſtſeite des Sees Ontario, entlehnt.

Dieſer See nebſt den Seen Erie, Hurons, Mitſchigan, und Superior, copirte ich nach Hrn. Greens Charte von Amerika. Der nördlichſte Theil des letztgenannten Sees iſt durch aſtronomiſche Beobachtungen beſtimmt, die auf Befehl der Hudſonsbay-Compagnie zu Miſchippicotton-Haus angeſtellt worden ſind.

Die ganze Hudſonsbay zeichnete ich nach einer Charte, welche Herr Marley aus den zuverläſſigſten, die er hat zuſammenbringen können, entworfen hat. Herr Samuel Wegg, Mitglied der königl. Societät der Wiſſenſchaften und Gouverneur der Hudſonsbay-Compagnie hatte die Güte, mir ſowohl dieſe Charte, als Herrn **Hearnes** Tagebücher und die Charte von ſeiner Reiſe nach dem Kupferbergwerksfluß (*Coppermine river*) mitzutheilen. Letzterer hat ſeine Stelle in der Charte erhalten, ingleichen die Aufnahme der Cheſterfieldsbucht, nach Herrn Capit. Chriſtopher und Hrn. Moſes Norton im J. 1762; ferner die Entdeckungen von York-Fort bis nach Cumberland- und Hudſons-Haus, (wovon letzteres das weſtlichſte Etabliſſement der Compagnie iſt) bis an den See Winipeg, nach den Zeichnungen des Hrn. Philip Turnor in den Jahren 1778 und 1779, berichtigt durch aſtronomiſche Beobachtungen. Von dieſem See an, iſt die Lage der übrigen ſüdlicher gelegenen und damit in Verbindung ſtehenden nach der Charte des Hrn. Spurrel (eines Beamten der Compagnie) entworfen worden. Die Flüſſe Albany und Mooſe bis an Glouceſterhaus, der See Abbitibbi und Superior ſind ebenfalls nach einer Turnoriſchen, durch Längenbeobachtungen berichtigten Charte angenommen worden.

Die weſtliche Küſte von Grönland iſt nach den Beobachtungen des Lieutenants Richard Pickersgill, in der Brigantine Lion im J. 1776, beſtimmt worden. Dieſe Beobachtungen geben weiter nichts an, als die Richtung der Küſte im allgemeinen, indem jetzt ungeheure Eismaſſen alle Bayen und Buchten dieſer Küſte anfüllen, welche ehedem während des Sommers ganz zugänglich und offen waren.

Der Miſſiſippifluß von ſeiner Mündung bis zu ſeiner Quelle, mit den übrigen Flüſſen die er aufnimmt, ferner die Küſte von Neu-Leon bis Cap Rojo, und die Weſtküſte von Amerika, vom Vorgebirge Corrientes bis zur großen Bay Tecoantepek, ſind von Hrn. D'Anville entlehnt.

Den Meerbuſen von Kalifornien habe ich nach einem deutſchen Buche vom Jahr 1773 entworfen, welches Herr Baronet Joſeph Banks, Präſident der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften mir mitgetheilt hat; deſſen Weſtſeite aber nach einer handſchriftlichen ſpaniſchen Charte welche Herr Alexander Dalrymple, Mitglied der königl. Societät, mir zukommen ließ.

Die Küſte von Braſilien von Sera bis Cap Frio iſt nach einer kleinen Charte jener Gegend, von Hrn. Dalrymple, copirt.

Der ſüdliche Theil von Afrika vom Vorgebirge der guten Hofnung bis zur Spitze Natal, hat die Autorität des Herrn Major Rennels (Mitgl. der königl. S. d. W.) für ſich, und giebt zugleich den Umfang der Bank von Agulhas (*Lagullus*) an.

Das Daſeyn der kleinen Inſeln, Untiefen und Sandbänke oſtwärts von Madagaskar, nebſt den Archipelen der Maldiven und Lakkadiven, den Küſten von Malakka, eines Theils von Cambodia, und der Inſel Sumatra, beruhet auf der neueſten Autorität des Herrn D'Apres de Mannevillette, im Neptune Oriental.

Die Küſten von Guzerat, Malabar, Koromandel und des entgegengeſetzten Ufers welches den großen Meerbuſen von Bengalen bildet, nebſt der Inſel Ceylon, den Quellen des Ganges, und der Flüſſe Baramputer und Sanpu, ſind aus Herrn Major Rennel's Charte von Hinduſtan entlehnt, welche 1782 herauskam.

Die Chineſiſche See iſt nach Herrn Dalrymple's Charte gezeichnet, aber die Länge von Pulo Sarata, Pulo Condor, Pulo Timoan, der Straßen von Banka und Sunda, und was wir ſonſt geſehen haben, nach unſeren Beſtimmungen, ſo auch die Oſtküſte von Niphon, der vornehmſten Japaniſchen Inſel.

Die Inſeln Jeſo und die Kurilen, die Oſtküſte von Aſien nebſt Kamtſchatka, dem Meere von Ochotsk, und denjenigen zwiſchen Kamtſchatka und Amerika gelegenen Inſeln die wir nicht zu ſehen bekamen, ſind aus einer handſchriftlichen ruſſiſchen Charte entlehnt, die wir in Unalaſchka erhielten. Die nördlichen Küſten vom Vorgebirge Kania unweit des weißen Meeres, bis zum Lenaſtrom oſtwärts, nehme ich aus der großen ruſſiſchen zu St. Petersburg 1776 herausgekommenen Charte, wie auch das ſchwarze Meer, den kaspiſchen und den Aral-See, und die vorzüglichſten weiter oſtwärts gelegenen Seen, um den Urſprung der großen Ströme anzudeuten, die ſich von da aus in verſchiedene Oceane ergieſſen.

Alles übrige in der Charte, was hier nicht erwähnt worden iſt, ſteht noch ſo, wie Capitain Cook es urſprünglich in einer Charte beſtimmt hatte, welche ich bald nach unſerer Abreiſe nach ſeinen Angaben zeichnen mußte. Ueberall habe ich ſie nach den neueſten aſtronomiſchen Beobachtungen berichtigt, welche zu dem Ende aus Herrn Wilhelm Wales (Mitgl. der königl. Soc. der W.) Tabellen, in den Nautical Almanacs, aus den Tabellen des königl. Aſtronomen Hrn. D. Maskelyne, (Mitgl. der königl. Soc. der W.) in dem Mariners Guide 1763, aus der Connoiſſance des Temps für 1781 und 1782 aus Hrn. Prof. Mayers geographiſcher Tabelle, aus den Reiſen der Herren *d'Evreux de Fleurieu, Verdun, Borda,* und *Chabert*, aus der neuerlich von Herrn Dalrymple herausgegebenen Tabelle zum Gebrauch der oſtindiſchen Schiffe, aus den philoſophiſchen Transaktionen, und aus den Beobachtungen unſerer neuen Seefahrer excerpirt worden ſind. Shoreham in Suſſex den 18ten May, 1784.

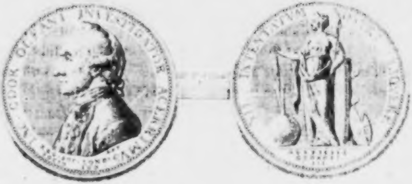
Henry Roberts.

Cook,

der Entdecker.

Verſuch eines Denkmals.

Nullius in verba.



Cook,

der Entdecker.

Der Name des Weltumſeglers Cook iſt zu allgemein bekannt, und ſeine Seereiſen haben ihm die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen in einem viel zu hohen Grad erworben, als daß noch jemand fragen könnte: wer war Cook, und was that er? Vielmehr wirkt ſchon dasjenige, was ein jeder ſich auf dieſe Frage ſelbſt zu antworten weiß, wie eine Zauberformel, um ein ſtets wachſendes Theilnehmen an jeder neuen Nachricht von ſeinen Entdeckungen zu erregen. Hätten dieſe Blätter, die ich ſeinem Andenken weihe, den Reiz der Neuheit, ſo würde ich alſo um ihr Schickſal unbekümmert ſeyn können. Wenn ich mir aber ein Verhältniß zwiſchen dem Leſer und dem

Schriftſteller denke, welches beyden rühmlicher iſt, miſcht ſich eine ſchüchterne Beſorgniß in meinen Wunſch, der Wißbegierde und den übrigen Forderungen eines aufgeklärten Publikums Genüge zu leiſten. Dazu kommt noch, daß es nicht die Lebensgeſchichte dieſes auſſerordentlichen Mannes iſt, welche mich hier beſchäftigen ſoll; denn dies wäre wenigſtens ein überflüſſiges und mißliches Unternehmen, da bereits eine deutſche Meiſterhand *) die Hauptzüge eines ſolchen Gemäldes entworfen hat. Indeß giebt es allerdings noch einen Geſichtspunct, der Cooks Thaten und ſeinen Geiſt in einem neuen Lichte zeigen kann. Ihre blendende Größe hat man lange genug bloß angeſtaunt, wie etwa ein glänzendes Meteor. Entfaltete man aber ihre Beziehungen auf die Summe unſeres Wiſſens, und berechnete man ihren gegenwärtigen und dereinſt zu hoffenden Nutzen, dann erſt würde ſich Cooks ganzer Werth für die Menſchheit unpartheyiſch abwägen laſſen; dann würde jene gaffende Bewunderung, die auch die Dummheit unſerm Helden zollt, bey Denkenden in dankbare Verehrung übergehen. Wer nun im Stande iſt, die Verhältniſſe unſerer Gattung mit feſtem, allumfaſſenden Blick zu durchſchauen, Plan und Abſicht, nach einem beſtimmten Ziele ſtrebende Entwicklung, und ſichern Fortgang zur Vollendung aus dem verworren ſcheinenden Chaos ihrer Schickſale herauszufinden; der entwerfe jene,

---

*) Im Götting. Magaz. 1 Jahrg. 2 St. S. 234 ſtehen, „einige Lebensumſtände vom Capitain Jacob Cook, größtentheils aus ſchriftlichen Nachrichten einiger ſeiner Bekannten gezogen von G. C. Lichtenberg." Neue, noch ungenutzte Materialien zu dieſer Biographie giebt es nicht.

vollſtändige beziehende Darſtellung von Cooks Verdienſten, und lehre uns, wie weit er ſein Jahrhundert in Erkenntniß und Aufklärung fortgeführt, welchen Zuwachs die menſchliche Glückſeligkeit durch ſein Beſtreben gewonnen, und welche neue Ausſichten in die goldene Zukunſt einer allgemein vollendeten Bildung ſein Genius uns eröfnet habe. Der Dank der Edlen unſerer Zeit und jener beſſern Nachkommenſchaft verſpricht dem Menſchenfreunde, der ſich auf dieſe Art an Cooks Verdienſten Antheil erwerben würde, unſterblichen Lohn. Aber es wäre Vermeſſenheit, ſich mit blöden Augen in jene ſteile Höhe hinaufzuwagen, wo ſolch ein Ueberblick erſt möglich wird: doch ohne bey der gegenwärtigen Veranlaſſung ſo tief in die Beſtimmung des Menſchengeſchlechtes dringen zu wollen, laſſen ſich gleichwohl die näher am Tage liegenden Verkettungen ſo angeben, wie ſie auf unſrem niedrigeren Standpunkte erſcheinen; wenigſtens laſſen ſich kleine Gebiete, Theile des Ganzen, wenn auch nur in ſchwachen Umriſſen, nachbilden, um künftigen Weltweiſen vorzuarbeiten. Mit andern Worten: Cooks Entdeckungen zuſammenzufaſſen, ihre Gränzen abzuſtecken, ihrer geſchickten Anordnung und Verbindung, ſo wie manchen ihrer wichtigen Folgen nachzuſpüren, und auf die Art nicht bloß dem Seemann und Entdecker, ſondern auch dem Menſchen, ein geringes Denkmal zu ſtiften; dies wäre ein Verſuch, den Cooks Reiſegefährte vielleicht ohne Anmaßung und ohne Furcht vor Wiederholungen, dem Urtheil deutſcher Leſer unterwerfen dürfte.

Ehe wir indeß weiter gehen, verdient es wohl eine vorläufige Unterſuchung, aus welchem Geſichtspunkte der Werth der Entdeckungen überhaupt beurtheilt werden müſſe. Läßt ſich im Allgemeinen über dieſen Punkt etwas als wahr feſtſetzen, ſo wird es uns hernach in der weiteren Anwendung auf Cook, zum bequemen Maaßſtabe dienen. Wie aber, wenn der beredte Mann recht hätte, welcher von einer blos phyſiſchen Beſtimmung des Menſchen, als der einzig wahren ſprach, und Wiſſenſchaft die Quelle alles menſchlichen Elends nannte? Wäre es alsdenn nicht um den vermeinten Ruhm aller Entdecker geſchehen? Wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß dieſes Paradoxon über manche ſchwache Einwendung ſiegte, und daß man Blößen gab, wenn man ſich gegen die Evidenz der darin behaupteten Thatſachen ſträubte. Wer könnte auch im Ernſte die Zerrüttungen läugnen, die von der Entwicklung verſchiedner Fähigkeiten im Menſchen unzertrennlich ſind? Allein, wenn man dieſe Unzertrennlichkeit zugiebt, ſo bleibt noch unerwieſen, daß die Ausbildung des Menſchengeſchlechts einen andern Gang hätte nehmen können, als ſie wirklich genommen hat: und ehe man dies beweiſet, ruft man uns vergebens in die Wälder zurück. Der untergeſchobene Begriff, die Perfectibilität als ein der Natur entgegengeſetztes Extrem zu betrachten, mußte freylich den Geſichtspunkt verwirren und eine Täuſchung zuwege bringen, welche nur eine conſequentere Philoſophie wieder aufheben kann. Dieſe wird in allem was geſchieht, eine Kette von Verhältniſſen gewahr, welche nothwendig, wie Urſach und Wirkung, in einander greifen, und die Möglichkeit vernichten, daß ein Stäubchen ſich anders bewegt haben könnte, als es ſich bewegt hat. Wie das Unendliche und Endliche, ſo iſt, über alle Gränzen menſchlicher Begriffe hinaus, Freyheit an Nothwendigkeit geknüpft, und hiermit zwiſchen dem innigen Bewußtſeyn

des

des kühnſtens Denkers, daß ſeinen Handlungen Gedanken vorhergehen, und der ehernen Wahrheit, daß keine Idee aus nichts entſtehen kann, ein ewiger Kampf erregt.

Wenn alſo die Verhältniſſe des Menſchen, wodurch dieſe oder jene Fähigkeit in ihm ſich entwickelt, nicht von ihm ſelbſt abhängig ſind, ſo iſt es auch dieſe Entwicklung nicht; folglich gehört die wiſſenſchaftliche Ausbildung, nebſt allen ihren Folgen, ohne Widerrede zu den beſtimmten Einrichtungen der Natur; und der vermeinte Contraſt zwiſchen der phyſiſchen und ſittlichen Beſtimmung des Menſchen beruhet auf einer Abſtraktion, die nicht im Reiche der Wirklichkeit, ſondern in unſerer Vorſtellungsart liegt. Fähigkeiten, welche nur den Stoß eines äußern Verhältniſſes erwarten, um ſich nothwendig und unaufhaltſam zu entwickeln, ſind berechnete Anlagen der Natur; und das Weſen, in welchem ſich dieſe Entwicklung vollendet, iſt nicht minder ihr Eigenthum, erfüllt nicht minder ihre Abſicht, als das, in welchem ſie anfängt. Es giebt folglich keine bloß phyſiſche, oder, mit einem andern Wort, bloß thieriſche Beſtimmung des Menſchen, ſondern ſein Charakter iſt, wie der Philoſoph der Menſchheit unwiderſtehlich dargethan hat, Sittlichkeit, die zwar unzählige Schattirungen und Stufen hat, aber das einzige iſt, wodurch er ſich vom Thier unterſcheidet. Mit Anlagen, die einander zu widerſprechen ſcheinen, macht übrigens der Menſch keine Ausnahme in der Oekonomie der Natur; denn nach unſerer Art zu reden, giebt es überall ſtreitende Verhältniſſe und Widerſprüche, weil wir überall Abſichten annehmen, wo wir Beziehungen bemerken. Soll, zum Beyſpiel, das Hanfkorn zur Pflanze keimen, ſo darf es der Hänfling nicht verzehren, dem es gleichwohl zur Nahrung angewieſen iſt. *Uns* ſcheinen dieſe Verhältniſſe allerdings widerſprechend; wüßten wir uns aber an die Stelle der Natur zu ſetzen, ſo würden wir bald einſehen, daß jedes Einzelne gerade die Beſtimmung hat, die es wirklich erreicht. So wie jedes Wachsthum Zerſtörung vorausſetzt und ſich wieder in Zerſtörung endigt, ſo iſt auch die Entwicklung einer Anlage Unterdrückung einer andern. In einer Welt, wo die größte Mannichfaltigkeit der Geſtalten nur durch das Vermögen einander zu verdrängen bewirkt wird, hieße es in der That die einzige Bedingung ihres Daſeyns aufheben, wenn man dieſen immerwährenden Krieg und dieſe anſcheinende Unordnung abgeſtellt wiſſen wollte. Hat nicht demungeachtet alles in der Natur ſeine Geſetze? Sind nicht die größeren Bewegungen mit bewundernswürdiger Genauigkeit abgemeſſen? Sollte ſich alſo nicht vermuthen laſſen, daß auch die äußerſten Puncte, zwiſchen welchen jede partielle Kraft ſchwanken und ihren Nachbarinnen Abbruch thun oder ſie verſchlingen darf, ihre unabänderlichen Gränzen haben? Man nenne dieſes Schwanken zwiſchen Extremen, wenn man will, einen Puls der Natur, der bald ſchneller, bald langſamer ſchlägt und ſchlagen wird, bis etwa Büffons Epoche der Erſtarrung eintritt, oder das Machtwort einer Gottheit darein redet; — ſo lange das jetzige Schema der Erſcheinungen beſteht, müſſen auch dieſe Oſcillationen fortdauern. Das Mittel zwiſchen den Extremen, welches manche Philoſophen ſo eifrig ſuchten, und oft zu finden wähnten, das vollkommene Gleichgewicht der Kräfte, iſt Ruhe, aber Ruhe des Todes.

Der Trieb der Selbſterhaltung und der daraus entſpringende Geſellſchaftstrieb äußern ihre Wirkungen im Thiere ohne ein beſonnenes Bewußtſeyn. Erinnerungen und Erfahrungen können dieſe Triebe leiten, und das Vermögen Vorſtellungen mit einander zu verbinden, kann ſelbſt thieriſchen Handlungen den Schein der Ueberlegung verleihen. Zur Vernunft, zur Wahrnehmung der Verhältniſſe, und Abſonderung der Begriffe, gehört das Bewußtſeyn eines abſtrakten Ich; und dieſes war das ausſchließende Geſchenk unſerer menſchlichen Organiſation. In dieſer einzigen Fähigkeit, in einer ſo geringen, faſt unmerklichen Abſchattung, liegt der Unterſchied zwiſchen der Natur des Menſchen und der vernunftloſen Thiere. Aus ihr allein entwickeln ſich alle Erſcheinungen der ſogenannten Perfectibilität, welche man die angewandte Beſonnenheit nennen könnte. Hier aber, wie allerwärts in der Natur, iſt es Wirkung und Gegenwirkung, was die ſchlafenden Kräfte offenbart. Wenn das Bedürfniß eine Sprache ſchuf und eben dadurch das Bewußtſeyn weckte, ſo übte hingegen jeder neue Grad der Erkenntniß das Begehrungsvermögen. Waren bey einem überwundenen Widerſtande Begriffe von können und wollen entſtanden, ſo folgte bald ein Wollen aus Vorſatz und mit Bewußtſeyn. Brachten endlich erſchütternde Erfahrungen den Menſchen auf eine höhere Stufe der Beſonnenheit, und lehrten ſie ihn, daß er nicht alles dürfe, was er kann und will; ſo führte eben dieſer Druck der äuſſern Verhältniſſe zu Begriffen vom Glücke des Lebens, die zwar nach Klima und Localumſtänden verſchieden, im Ganzen aber Werkzeuge der ferneren Bildung und Entwicklung ſind. Wo die Natur ihre Schätze reichlich ausgeſpendet hatte, neigten ſich die Affekten bald zum gütlichen Vergleich Ruhiger Genuß der ſanfteren ſinnlichen Eindrücke begrün dete die Rechte des Hausvaters, und Gewohnheit erzeugt dann den Deſpoten. In rauhen Zonen hingegen e langte der ungezähmte Wille eine Stärke und Unbieg ſamkeit, wodurch er noch lange das Uebergewicht behiel und allen Zwang verſchmähete. Zuweilen beugte we Gewalt auf einen Augenblick den wilden Nacken; alle der bloße Zwang lehrt keine Verbindlichkeit zu gehorche Folglich dauerte der Kampf der Ungebundenheit ſo lang bis allgemeine Rechte des Menſchen anerkannt wurde und mit dieſen die Begriffe der Sicherheit, der Freyhe des Eigenthums, der gegenſeitigen Pflicht, und ein durch heilſame Einſchränkung bewirkten Glückſeligkeit en ſtanden. Der Wille ſchien nunmehr auf einmal wied ſo viel Feld zu gewinnen, als er auf einer Seite verlo Nicht handeln dürfen, wie man will, ja vollends nach d Vorſchrift eines Andern handeln müſſen, war allerdin gleichſam eine Vernichtung des eigenen Willens. Alle bey dieſem unvermeidlichen, ſowohl negativen als poſi ven Zwange, hatte die Vernunft einen Schritt vorwär gethan, und der Menſch fühlte ſeine Würde nun nic mehr in körperlicher Stärke, ſondern im Erkennen u Auswählen deſſen, was recht und gut iſt. Hier entſta den Geſetzgebung und bürgerliche Verfaſſung; künſtlich zerbrechliche Maſchinen, die aber der höheren Kultur d Weg bahnten, und deſto mehr Kräfte zur Entwicklun brachten, je gewaltſamer und ſchneller ſich ihre Räd durcheinander wälzten. Unzählige Nüancen der Orga ſation und der äußern Verhältniſſe erzeugten verſchiede Miſchungen des Charakters. Durch Erziehung, Be ſpiel und Gewohnheit hervorgerufne und beſtimmte Leidenſchaften, Einſichten und Fertigkeiten, ſetzten ihr Spiel miteinander fort, und wirkten unaufhörlich auf einander, ſo wie aufs Ganze, zurück. Wie dieſer Wirbel jeden anders modificirten Menſchen faßte und mit ſich riß, ſo vollendete er dann ſeinen wohlthätigen oder zerſtörenden Lauf. Der Wechſel der Verhältniſſe, der Zuſammenſtoß ſtreitender Kräfte, der Contraſt entgegengeſetzter Ereigniſſe — dieſe hin und her ſtrömende Fluth im Ocean der Menſchheit, läutert und beſtimmt überall die Begriffe, und giebt ihnen auch Einfluß auf Handlungen. Tugend und Laſter ſind daher überall gleichzeitige Erſcheinungen; denn auch die Tugend wird nur durch Widerſtreben möglich; wo weder Feind noch Gefahr vorhanden iſt, da giebt es weder Kampf noch Sieg.

Der Gang ſo vieler Revolutionen, die ſich immer ähnlich ſind, ſo manches auch die Verhältniſſe des Orts und der Zeit darin ändern, zertrümmert alſo offenbar jene idealiſchen Syſteme, die auf eine grundloſe Hypotheſe erbauet ſind. Was in Aſien vor etlichen Jahrtauſenden, in Peru und Mexico vor wenigen Jahrhunderten geſchah, was in den Inſeln des Südmeeres noch vor unſern Augen geſchieht, würde unter ähnlichen Umſtänden, ſo oft auch das Menſchengeſchlecht in den angeblichen Stand der Natur zurück träte, immer wieder geſchehen. Die erſten Kriege, ſelbſt der Wilden, enthalten einen Keim der Kultur; denn indem der Eroberer ſeines Sieges genießt, vermehren ſich ſeine Bedürfniſſe. Luxus, Kunſt und Wiſſenſchaft, die Kinder Einer Geburt, vermählen ſich miteinander und bringen eine neue Brut — Ungeheuer und Genien — zur Welt. Wer über dieſen Kreislauf der

Begebenheiten unmuthig werden kann, der klage über Winterſchnee und Sommerhitze, oder über den Wechſel der Nacht mit dem Tage; er klage über alles in der Natur, was dem Wechſel unterworfen iſt, und — vergeſſe, daß nur durch dieſen unaufhörlichen Wechſel alles beſteht. Die relative Moralität gewinnt freylich nicht immer durch die Entwicklung der Fähigkeiten; dieſelbe Sonne, die das Wachs erweicht und ſchmelzt, härtet hingegen den Thon. Wenn aber jemand darum lieber die Sonne ganz entbehren möchte, ſo dürften wir aus mehr als Einem Grunde vermuthen, daß er vielleicht für jede andre Welt, nur nicht für dieſe wirkliche, geſchaffen ſey. Daher eilt das Zeitalter auf ſeiner Bahn weiter, ohne auf die Wehklage eines neuen Heraclitus zu hören, der von ſolchen Hirngeſpinſten ausgeht, und das Menſchengeſchlecht nach Idealen mißt.

Wer den ſtrengen Optimiſmus nicht billigen mag, ſollte wenigſtens, um unpartheyiſch zu ſeyn, die Dinge ſo nehmen wie ſie ſind. Die Abwechſelung der Jahreszeiten kann, in moraliſcher Beziehung, in der That nicht gleichgültiger ſeyn, als jene Revolutionen, (ſo wichtig ſie übrigens für ſubjektive Bildung ſeyn mögen) wodurch ruhende Kräfte wirkſam werden müſſen, und die Gränzen der Erkenntniß durch den Drang der inneren und äußern Verhältniſſe ſich nothwendig erweitern. Der Zeitpunkt kam, wo ein heller Kopf den Gedanken hatte, die runde Erde müſſe ſich umſchiffen laſſen; er fand einen König, der in der Hoffnung zu einem Gewinnſte einen Verſuch wohl der Mühe werth hielt, — und Amerika ward entdeckt. Unſere Sophiſten wiſſen jetzt mit einem ekelhaften Gepränge von arithmetiſcher Genauigkeit zu beſtimmen, wie viele Tropfen Negerſchweiß auf ein Loth Zucker gehen; ſie können die Anzahl der Patienten, die durch Fieberrinde genaſen, gegen die Schlachtopfer des Venusgiftes verrechnen, und zwiſchen Vortheil und Nachtheil der Entdeckung die kaufmänniſche Bilanz ziehen, wie ihr Maulwurfsauge ſie überſieht. Ob ſie aber die Quelle des Böſen verſtopfen können, ohne daß zugleich die Quelle des Guten verſiegt? Man müßte nicht wiſſen, daß beydes im Menſchen einen gemeinſchaftlichen Urſprung hat, wenn man dies für möglich halten wollte. Auf jeder Stufe der Kultur, welche das Menſchengeſchlecht erreicht hat oder noch erſteigen kann, ſind Bedürfniſſe und Leidenſchaften die Triebfedern aller erhaltenden aber auch aller zerſtörenden Thätigkeit. Verſchiedene Grade der Erkenntniß ändern nur die Intenſion und äußere Form derſelben; aber das Gute und Große wird überall nur durch ſein Gegentheil offenbar.

Mißbrauch kann den Werth der Dinge nicht ſchmälern; und doch ſollte er es, ſobald von Vernunft die Rede iſt? Es ſollte nun doch des Lichtes Schuld ſeyn, daß ein Hohlſpiegel ſeine Strahlen gebrochen zurückwirft? Nur das Heer der Mühſeligkeiten ſollte aus Pandorens Büchſe hervorgeſtiegen ſeyn, damit die Allbegabte ihre Neugier ewig beweinte? Die griechiſche Fabel iſt wenigſtens conſequent; denn ſie heiſcht den Glauben an heimtückiſche, ſchadenfrohe Götter, die das prometheiſche Geſchöpf verderben, aber nicht beglücken konnten. Fürwahr, eine troſtloſe Lehre! Wer bebt nicht vor ihr zurück, und ſieht umher nach einer beſſern Ueberzeugung, die ſeiner Seele den Frieden wieder geben kann? Wer ſieht nicht lieber in allem, was die Nerven zur Thätigkeit ſpannt, weiſe Vorſorge der Natur, die allmälig jede Kraft zur Entwickelung reif macht, während daß ihr großes Werk der Zeugungen unaufhaltſam fortſchreitet? Wer ſchließt nicht vielmehr ſo: da jene Entwicklung eine weſentliche Bedingung unſeres Daſeyns iſt, ſo iſt es ein Verdienſt um die Menſchheit, ihrer Betriebſamkeit einen neuen Schauplatz zu öfnen.

So ſeyd mir gegrüßt, ihr Beförderer der ſittlichen Bildung, denen das Schickſal eine empfängliche Organiſation verlieh, denen es Gaben ſchenkte, die in tauſend Jahren nur einmal die Welt beglücken! Gern gehorche ich dem allgemeinen Gefühl, dieſer heiligen Stimme der Menſchheit, die Euch, als wohlthätige Genien oder Halbgötter, dankbar verehrt. Du unbekannter erſter Hirte auf den Höhen des Kaukaſus oder Altai, warſt vielleicht unter tauſenden deiner Brüder allein ſo organiſirt, daß du am fröhlichen Hüpfen deiner gezähmten Lämmer um dich her mehr Vergnügen fandeſt, als am Röcheln des erwürgten Wildes! Welcher ganz andere, gewiß nicht minder ſeltene, Zuſammenklang innerer Empfänglichkeit mit äußern Eindrücken bildete dich, kühner Bändiger des muthigen Roſſes und des wilden Stiers? War es nicht eine Göttin, weiſer Triptolem, die dich lehrte, das Zelt an eine feſte Stätte zu binden, und goldne Saaten zu ärndten, ſo war es der göttliche Funke des Genius in dir; dieſer Funke, der die Lippen des erſten Geſetzgebers mit Ueberredung begeiſterte, als er Menſchen durch Bande des wechſelſeitigen Vortheils in den engen Bezirk einer Stadt zuſammen zog; eben derſelbe, der den Keim des Handels pflegte, bis er, als ein mächtiger Baum, den Nationen unter ſeinem Schatten ſüße Früchte trug; eben derſelbe, der bey jeder glücklichen Anſtrengung der Geiſteskräfte ſo ſichtbar hervorleuchtet; der auf Gama, Columbus, Magellan und Cook geruhet hat.

Wahrheit war die Botſchaft, die alle große Männer an die Menſchheit zu verkündigen hatten; Wahrheit, Verhältniß der Dinge untereinander und zu uns. Sie entledigten ſich getreu ihres Auftrags, und brachten uns Wahrheit, das Kleinod dem Weiſen, das Schwerdt in eines Narren Hand. Doch, Nutzen und Mißbrauch haben ihre Gränzen; die Aufklärung aber ſchreitet von Erfahrung zu Erfahrung ins Unbegränzte fort. „Vielleicht erſchöpft ſie einſt alle Verhältniſſe des Menſchen, „und bringt dann den Frieden des goldnen Zeitalters zurück?‘ Dieſe harmloſe Hofnung, ein Stein der Weiſen unſeres Jahrhunderts, verdient wenigſtens keinen Spott, ſo lange ſie das aufgeſteckte Ziel bleibt, welches ſo viele Kräfte für das Bedürfniß des gegenwärtigen Augenblicks in Bewegung erhält, und einen jeden anfeuert, in ſeiner Laufbahn nach der Vollkommenheit zu ſtreben, die ihm erreichbar iſt. Wenn die Verwegenheit in eine Zukunft zu ſchauen, die unſern Augen gefliſſentlich entzogen ward, und Beſtimmungen vorauszuſagen, welche ſich aus den Prämiſſen der Erfahrung nicht folgern laſſen, mit Irrthum beſtraft werden muß; ſo kennte wenigſtens keine Strafe unſchädlicher, und keine zugleich wohlthätiger ſeyn, als diejenige, welche die Bilder der Phantaſie benutzt, um den Menſchen an ein reelles Ziel zu geleiten. Ein ſolches Ziel iſt die ſubjective Vervollkommnung, welche nur durch eine vollkommnere Erkenntniß der Wahrheit bewirkt werden kann; und ſo wäre denn das Verdienſt des Entdeckers für Gegenwart und Zukunft entſchieden;

und es iſt um deſto wichtiger, je größer der Zuwachs iſt, den die Maſſe menſchlicher Kenntniſſe durch ihn erhält. In welchem Grade nun insbeſondere Cook auf dieſes Verdienſt Anſpruch machen kann, muß die bloße Aufzählung ſeiner Entdeckungen darthun.

1. Geographiſche Ueberſicht.

Wenn wir den Werth ſolcher Erfindungen und Entdeckungen anerkennen, die keine nähere Beziehung auf das menſchliche Leben zu haben ſcheinen, bloß weil ſie die Sphäre unſeres Wiſſens erweitern, und dem Menſchen einen größeren Reichthum von Vorſtellungen geben: ſo können wir um ſo viel weniger jenen Entdeckungen unſern Beyfall verſagen, die den letztern Endzweck eben ſo gut erreichen, deren Anwendung aber uns zugleich ſo viel näher liegt. Wie ſchmeichelhaft iſt, für jeden der es faſſen kann, das Gefühl von der Würde des menſchlichen Geiſtes, bey jeder großen und glücklichen Anſtrengung ſeiner Kräfte! Wer fühlt ſich nicht groß, wenn er mit den Sternkundigen die ungemeſſenen Räume des Weltalls auf Flügeln der Gedanken durchirrt! In der That, wie bewunderswürdig iſt nicht der menſchliche Verſtand, wenn er Mittel erſinnt, die Entfernung und Größe der Sonne genau zu beſtimmen, wenn er neue Planeten und Kometen entdeckt, die dem bloßen Auge unerreichbar ſind, und dennoch ihre Bahnen berechnet, als wären ſie ſichtbar! In welchem erhabenen Lichte erſcheint nicht jene ſtolze Wiſſenſchaft, welche aus dem wenigen, was ſie von der Erfahrung entlehnt, die wichtigſten Folgerungen zieht, wenn eine bemerkte Verſchiedenheit in dem Abſtande gewiſſer Fixſterne von einander, die gleichwohl kaum in Jahrtauſenden dem bloßen Auge auffallend werden könnte, dem Scharfſinn des Meßkünſtlers hinreichend iſt, um eine progreſſive Bewegung des ganzen Sonnenſyſtems daraus nicht bloß zu muthmaßen, ſondern darzuthun, und dann tauſend neue Welten in jenen entfernten Nebelpünktchen des allumfaſſenden Aethers zu erblicken! Doch wir mögen nun mit Newton die Geſchwindigkeit des Lichtes meſſen, und das Geſetz des allgemeinen Zuſammenhanges unterſuchen, oder mit Herſchel die Heere des Himmels zählen, von denen wir nicht mehr als ihr bloßes Daſeyn erfahren können: ſo lange wir den Planeten, den wir bewohnen, nicht in allen ſeinen Theilen und Verhältniſſen erforſcht haben, ſo lange rühmen wir uns umſonſt des gränzenloſen Umfangs unſerer Erkenntniß. Dieſer Punkt im Unermeßlichen iſt immer noch eine Welt für uns; ſeine Theile, ſeine Verhältniſſe, ſeine Veränderungen, können, weil ſie allen unſern Sinnen offen liegen, für jene fernen Gegenſtände, welche nur das Auge wahrnimmt, zum ſicherſten Maaßſtabe der Beurtheilung dienen, und haben, welches ungleich wichtiger iſt, eine unmittelbare Beziehung auf uns, und auf die Art unſerer Exiſtenz. Denn vorausgeſetzt, das Ziel der Aufklärung, welches die Natur geſteckt hat, läge jenſeits der Gränzen unſerer Erfahrung, und die ſubjektive Bildung beſtände hier zunächſt in einer verſtärkten Intenſion der Kräfte, deren Wirkſamkeit dann die Verhältniſſe eines andern Schauplatzes beſtimmten: ſo geht doch dieſe nothwendige

Vervollkommnung in der Stille und unvermerkt ihren Gang, indeſſen das gegenwärtige Verhältniß unſere ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Auf derjenigen Stufe der Kultur, die der Europäer insbeſondere nun einmal erſtiegen hat, iſt die Kenntniß der eigenthümlichen Beſchaffenheit aller Gegenden der Erde ſo in ſein Bedürfniß verwebt, daß eine nähere Unterſuchung nothwendig wird, um ſeiner Betriebſamkeit Luft zu machen. Je dringender unſere wahren und erkünſtelten Bedürfniſſe das Verkehr mit entfernten Welttheilen fordern, je ämſiger der kaufmänniſche Geiſt von der Unerſättlichkeit des Zeitalters ſeinen Vortheil zieht, indem er ihr Nahrung verſchaft; deſto ſtärker wächſt das politiſche Intereſſe der Staaten, an der Erweiterung geographiſcher und anderer Erfahrungskenntniſſe, und deſto mehr ſucht es alle jene Triebfedern im Gange zu erhalten. Großbrittannien, deſſen Handel von ſo ungeheurem Umfange iſt, hat folglich auch in dieſer Rückſicht den Nationen das Schauſpiel von Entdeckungsreiſen gegeben, wodurch die vorher unbekannte Hälfte der Erdkugel ausgekundſchaftet worden iſt. Ich ſage, die Hälfte der Erdkugel, und man wird finden, daß dieſer Ausdruck nicht zu viel ſagt, wenn man einen Blick auf die Geographie vor Cooks Entdeckungen wirft.

Unter den Vorgängern unſeres Seemannes unterſcheiden wir billig **Columbus** und **Magellan**, deren unſterbliche Verdienſte einer Auszeichnung werth ſind. Man ſage immerhin, daß Gewinnſucht und Emporſtreben nach dem was Glück zu heißen pflegt, die Triebfedern waren, die auch dieſe beyden großen Männer in Bewegung ſetzten. Wo und wann geſchah etwas großes, wozu nicht irgend eine mächtige Leidenſchaft den erſten Stoß gab? Auch Menſchen, deren innere Kraft kein gemeiner Geiſt faſſen kann, bedurften des Antriebs der Leidenſchaften, um jene ſchlafende Kraft zu wecken und in Thaten zu äußern. Wenn es tief in der Seele des Edlen lag, daß ein neuer Welttheil ſeiner warte; wenn Er allein den großen Gedanken denken konnte: dort weſtwärts, über die Gränze hinaus, die der furchtſame Küſtenbefahrer nie zu überſchreiten wagt, dort liegt für mich der Weg zu Ehre, Glück und Ruhm; — wie dürft ihr ihn verdammen, ihr Splitterrichter, bey denen eben dieſer Antrieb nur kleine Plane zu unbedeutenden Handlungen erzeugen konnte! Ihr wähnt vielleicht, es bringe dieſe Männer bis zu euch herab, wenn ihr ſpöttelnd fragt, ob ihre Größe in dem Ehrgeiz ein Grande zu werden, oder in der Rache gegen einen blödſinnigen König zu ſuchen ſey? Wer nicht, wie Columbus und Magellan, auf unbetretenen Pfaden der Ehre ſolche Endzwecke erreichen kann, läuft Gefahr ein Böſewicht zu werden, ſobald er ſich über den Staub erhebt, für den er geboren iſt. Jener entdeckte einen Welttheil, und dieſer ſteuerte ſein Geſchwader durch den ungeheuerſten der unbekannten Oceane. Jener hatte die Vorurtheile ſeiner Zeit, und die gefährliche Ungelehrigkeit ſeiner zaghaften Reiſegefährten zu bekämpfen; dieſer vollbrachte, was ſeitdem nur Cooks eiſerner Beharrlichkeit möglich geworden iſt: er blieb von der Meerenge die ſeinen Namen trägt, bis an die Philippiniſchen Inſeln beynahe vier Monate lang unterweges, ohne irgend ein wichtiges Land zu ſehen, ohne Erfriſchungen für ſein Volk zu erhalten, ohne ſich durch die Länge des noch nie zuvor beſchifften Weges abſchrecken zu laſſen. Am Ende ward aber ſein großer Plan, die Gewürzinſeln für Spanien zu entdecken, glücklich erfüllt, ob er gleich ſelbſt, als ein Opfer ſeines unzeitigen Bekehrungseifers, auf der Inſel Matan das Leben verlor.

Von dem Jahr 1531 an, bis 1768, in einem Zeitraum von drittehalbhundert Jahren, wurden viele Reiſen durch eben dieſen Ocean gethan, den Magellan zuerſt beſchiffte. Bald trieb Begierde nach Reichthümern, welche in Peru und Mexico ihren höchſten Grad erſtiegen hatte und nicht befriedigt worden war, Cortez und Pizarros Gefährten zu Schiffe; bald ſuchten Engländer und Holländer ſich entweder durch den Schleichhandel zu bereichern, oder den Eroberern der neuen Welt ihre Schätze mit Gewalt zu entreißen; endlich führte auch die Hoffnung, im unbekannten Schoße des Südmeeres ein reiches Land zu entdecken, Seefahrer aus allen Nationen in Magellans Fußtapfen *). Allein die Menge der Reiserouten, welche das Südmeer in dieſer Abſicht durchkreuzten, dient zum augenſcheinlichſten Beweiſe, wie wenig die Triebfeder allein zur Sache thut, wenn nicht Fähigkeit des Entdeckers hinzukommt. Ohne hier von den Plünderern der Spanier zu reden, eilten auch Leute, deren Endzweck Entdeckung war, mit Aengſtlichkeit nach dem Bezirk innerhalb der Wendekreiſe, um einer gemächlichen und ſichern Fahrt in jenem ſtillen Meere zu genießen, welches ſeinen Namen mit ſo großem Rechte führt. Unter den Spaniern entdeckten Mendanna und Quiros in drey verſchiedenen Reiſen einige Inſeln, um deren Lage

---

*) Ein Verzeichniß der Reiſen um die Welt findet man in meiner Einleitung zu der von mir beſchriebenen zweyten Cookſchen Reiſe.

man ſich bis auf Cooks Zeiten geſtritten hat. So unbeträchtlich dieſe Entdeckungen waren, ſo ſuchten gleichwohl beyde Anführer durch überſpannte Nachrichten von den daſelbſt vorhandenen Schätzen den ſpaniſchen Hof zu reizen, daß er ſie in Beſitz nehmen und Pflanzſtädte daſelbſt anlegen ſollte. Ihre Salomonsinſeln und ihre Tierra Auſtral del Espiritu Santo blieben lange Zeit das Eldorado der Südſee, wo die Natur Perlen und edle Metalle, nebſt andern Koſtbarkeiten, verſchwendet haben ſollte. Die Holländer ließen ſich durch dieſe Vorſpiegelungen zu einer Entdeckungsreiſe unter Le Maire und Schouten verleiten, welche, wie die ſpätere unter Roggewein, ihre Abſicht gänzlich verfehlte. Dieſe Weltumſegler konnten es freylich nicht wiſſen, daß die Inſeln, welche ſie unweit Neuguinea entdeckten, in der That die Salomonsinſeln der Spanier waren; ſo wenig wie Bougainville es ahndete, daß ſeine Cycladen das Land des Quiros ſeyn könnten. Spanien ſelbſt fand nicht für gut, von dieſen Entdeckungen Gebrauch zu machen, oder andere Abentheurer aufzumuntern ſie weiter fortzuſetzen und genauer zu beſtimmen. Seine Amerikaniſchen Beſitzungen waren zu ungeheuer und zu reich an Gold und Silber, um den Wunſch nach mehreren rege zu machen. Außer den Küſtenfahrern und dem einzigen Gallionſchiffe, welches jährlich zwiſchen Akapulko und Manila die Waren Aſiens gegen Amerikaniſches Metall vertauſchte, ließ ſich kein Spaniſches Schif auf dieſem Oceane erblicken. Mich dünkt, die äußerſte Gleichgültigkeit gegen alles, was Entdeckung heißt, kann ſich nicht ſtärker zeigen, als durch eben dieſes Schiff, welches in einem Zeitraum von zweyhundert Jahren jährlich genau denſelben Strich hält, und vierhundert mal an der ſchönen Gruppe der Sandwichsinſeln vorübergeſegelt iſt, ohne je ſoweit von ſeiner gewöhnlichen Bahn abzukommen, daß es ſie wirklich entdeckt hätte.

Die Entdeckungsverſuche der Spanier aus den früheſten Zeiten dieſer Periode hatten die nachtheilige Folge, daß die Geographen an das Daſeyn eines großen feſten Landes glaubten, welches den ganzen Südpol umgäbe, und ſich bis innerhalb des Wendekreiſes erſtreckte. **Quiros** war in der Uebertreibung wirklich ſo weit gegangen, daß er die von ihm entdeckte Inſel **Mallikollo** für einen Theil dieſes feſten Landes ausgegeben hatte; und faſt ein jeder, der nach ihm es wagte, ſich weiter als die Küſtenbefahrer von Amerika zu entfernen, verſicherte, wenn er auch kein Land geſehen haben wollte, dennoch Anzeigen eines nahen Continents bemerkt zu haben. Der einzige Seefahrer des vorigen Jahrhunderts, der den Namen eines Entdeckers verdient, der Holländer Abel Tasman, beſtärkte durch die Entdeckung von Neuſeeland jedermann in dieſer Meynung. Er fuhr im Jahr 1642 von der Inſel Mauritius (jetzt Isle de France) ſüdoſtwärts, bis er die Südſpitze von **Neuholland** entdeckte, welche er nach ſeinem Gönner, dem Generalgouverneur vom Holländiſchen Indien, Van Diemen, benannte. Von hier ſetzte er ſeinen Lauf oſtwärts fort, entdeckte das von ihm zuerſt ſo benannte Neuſeeland, beſuhr deſſen weſtliche Küſte bis zur nördlichſten Spitze, und kehrte dann nordwärts, wo er die **Freundſchaftsinſeln** fand, über Neuguinea, nach Batavia zurück. Ob nun gleich Neuſeeland von 1643 bis 1768 ohne Widerrede für einen Theil des feſten Südlandes galt, ſo blieb dennoch in dieſem ganzen Zeitraume **Tasmans** Entdeckung ohne Folgen;

denn

denn auch die drey Engliſchen Weltumſchiffungen unter Byrons, Wallis und Carterets Anführung, nebſt der Franzöſiſchen unter Bougainville, zeichnen ſich durch wenig mehr als dieſen leeren Namen, und ihre wiſſenſchaftliche Abſicht, von den gemeinen Südſeefahrten ihrer Vorgänger aus. Wie dieſe, hielten ſie ſich, ſobald ſie Magellans Meerenge verlaſſen hatten, an die Küſte von Amerika, bis in die Gegend der unbewohnten Inſeln von Juan Fernandez; eilten dann, innerhalb des Wendekreiſes das friedliche Meer, das keine Stürme kennt, zu durchſchiffen, und durch die Inſelgruppen Indiens nach Hauſe zu kommen. Wallis und Bougainville trafen wenige Monate nach einander auf die Inſel Otaheiti; der erſtere fand die Kokosinſel des Le Maire und Schouten wieder, und letzterer berührte die neuen Cycladen, die ehedem Quiros für das feſte Südland ausgegeben hatte. Von der durch Quiros Reiſegefährten, Torres, entdeckten Durchfahrt zwiſchen Neuguinea und Neuholland, wußte er aber ſo wenig, daß er lieber Gefahr lief, mit ſeiner ganzen Mannſchaft Hungers zu ſterben, als daß er ſich durch dieſen kurzen Weg in die Gewäſſer Indiens begeben hätte. So wenig war alles, was jene Abentheurer unternahmen, bekannt, beſtimmt und in der Anwendung brauchbar geworden. **Carteret**, der einen etwas andern Strich hielt, als die übrigen Engliſchen Weltumſegler, berichtigte die Lage der Inſel Santa Cruz, einer Entdeckung des Mendanna, der er den neuen Namen der Königin Charlotte gab. Was dieſe neueren Reiſen vor den früheren voraus hatten, lag in den Fortſchritten, welche die Schiffahrtskunde ſeit der Zeit gethan hatte. Dadurch, daß man mit beſſern aſtronomiſchen

Werkzeugen verſehen war, gewann die Geographie wenigſtens ſo viel, daß die Lagen der Oerter genauer beſtimmt wurden; und Frankreich gab durch Bougainvilles Ausrüſtung das erſte Beyſpiel von einer zu wiſſenſchaftlichen Endzwecken gehörig eingerichteten Entdeckungsreiſe, indem es dieſem tapfern Officier einen Naturforſcher, Commerſon, und einen Aſtronomen, Verron, zugeſellte. Mit Talenten, welche in einer Schlachtordnung glänzen konnten, verbanden aber weder die Engliſchen Officiere, noch der Franzöſiſche, den Geiſt der Entdeckung, der vielleicht wirklich auf dem erſten Engliſchen Weltumſegler Drake, und auf dem wackern Freybeuter Dampier in reichlicherem Maaße geruhet hatte. Jener entdeckte auf ſeiner im Jahr 1577 unternommenen Reiſe die Küſte Neualbion, nordweſtwärts über Californien bis zum 40ſten Grade der Breite; dieſer beſchloß ſeine Laufbahn 1698 mit einer Entdeckungsreiſe, auf welcher er, mit wahrem Eifer für die Wiſſenſchaft, einen Theil von Neuholland und Neuguinea, nebſt Neubrittannien, den berühmten Salomonsinſeln des Mendanna, für die damalige Zeit ziemlich genau unterſuchte.

Die Summe aller Entdeckungen, die man ſeit Magellans Zeiten im Südmeere gemacht hatte, war indeß nichts weniger als beträchtlich. Mehr als dreißig Reiſerouten hatten dieſen Ocean, den größten unter allen, durchſchnitten, ohne mehr als die Lage einiger verlohrnen Inſelpünktchen zwiſchen den Wendekreiſen dürftig zu beſtimmen; ja die früheren hatten größtentheils, wie die dunkeln Tagebücher der Anführer, dieſe Denkmäler ihrer Unkunde und geringen Fähigkeit, beweiſen, mehr Ungewißheit als Licht über jene Weltgegend verbreitet. Noch war die halbe Oberfläche der Erdkugel von tiefer Nacht bedeckt; und welche Traumgeſtalten ſchwebten nicht in ihr umher, die den leichtgläubigen Geographen täuſchten, und ſelbſt den vernünftigen Forſcher verwirrten; ſcheinbare Muthmaßungen ſpekulativer Köpfe, müßige auf mißverſtandene Ueberlieferung gegründete Mährchen und dreiſte Erdichtungen vorſetzlicher Betrüger! Rund um den Südpol, bis zum funfzigſten Grad der Breite, war alles, die einzige Spitze von Südamerika ausgenommen, unbekannt. La Roche und Düclos Gügot, zwey Franzöſiſche Seefahrer, hatten zwar in den Jahren 1675 und 1756 im ſüdatlantiſchen Meere auf vier und funfzig Graden der Breite eine Inſel entdeckt, und Bouvet, ihr Landsmann, wollte 1738 in eben der Breite, weiter oſtwärts, Land geſehen haben; allein auch dieſe wirklichen oder angeblichen Entdeckungen beſtärkten nur den Glauben an ein feſtes Südland, welches nunmehr auf allen Charten erſchien. Seine Küſten zeichnete man keck in einer mit Chili faſt parallel zum Wendekreiſe hinab laufenden Linie, ließ ſie an einigen Orten bis zum zwanzigſten Grad der Breite in den heißen Erdgürtel ſich verlängern, und dann wieder ſüdweſtwärts nach Neuſeeland ſteigen. Neuholland, welches das Südmeer gegen Abend vom Indiſchen Ocean trennt, und an Flächeninhalt Europa beynahe gleich kommt, blieb gegen Oſten hin noch gänzlich unerforſcht, und in der Nähe des Aequators verlor es ſich auf mancher Charte in das von ſeinen ſchwarzen Einwohnern benannte Neuguinea.

Unſere nördliche Halbkugel lag von der Seite des großen Weltmeeres in ein ähnliches Dunkel gehüllt. Rußland kannte die natürlichen Gränzen ſeiner aſiatiſchen

Beſitzungen noch nicht, und die Amerikaniſchen Geſtade jenſeits des vier und vierzigſten Grades waren noch unberührt. Hatte man ſich gegen Süden von neuen Welttheilen und feſten Ländern träumen laſſen, ſo erſtattete wenigſtens die Einbildungskraft der Erdbeſchreiber dem Ocean am entgegengeſetzten Ende der Welt den Raum, den ſie ihm abgenommen hatte, und trug ſich mit umſtändlichen Erzählungen von durchſchifften Meeren, Meerengen und nordöſtlichen ſowohl als nordweſtlichen Durchfahrten. Ein Admiral **de Fonte**, der niemals exiſtirt hat, ein griechiſcher Lootſe **Juan de Fuca**, der mit einer aus der Luft gegriffenen Erzählung ſein Glück machen wollte, eine Straße **Anian**, von der ſich niemand einfallen ließ, daß es die **Hudſonsenge** ſeyn könnte *), und andere ähnliche Verwirrungen veranlaßten gelehrte Kriege und erdichtete Landcharten; und ſo wie im Süden jede Entdeckung zur Beſtätigung des ſo hartnäckig behaupteten Südlandes gemißbraucht wurde, ſo mußten auch der verdienſtvollen Männer, **Berings** und **Tſchirikofs**, Berichtigungen verſchiedener Punkte des Amerikaniſchen Continents, unter den Händen der Geographen, die in ihrem Studierzimmer reiſeten, das Daſeyn der offenen See im Nordweſten beweiſen. Selbſt der berühmte **Pauw**, deſſen Prüfungsgeiſt ſo manchen Wahn in Abſicht auf Amerika vernichtete, war nicht vermögend, aus dieſem Chaos von grundloſen Meynungen die Wahrheit hervorzuziehen: vielmehr glaubte er annehmen zu müſſen, daß ein Meer von achthundert Meilen den alten Welttheil von Amerika trenne.

---

*) Man leſe die Geſchichte der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden, von Joh. Reinhold Forſter, Frankf. 1784, 8. S. 525, u. f. Ein Werk welches über dieſen Gegenſtand alles wiſſenswerthe enthält.

Dies war die Lage der Geographie, als Cook erſchien, dem es vorbehalten war, in kurzer Zeit die Kenntniß der Erde in das hellſte Licht zu ſetzen. Der Geiſt der Entdeckung beſeelte ihn ganz, und ſeine Eigenſchaften waren dem Geſchäfte, wozu ihn das Schickſal auserkohr, ſo angemeſſen, daß er allein mehr als alle ſeine Vorgänger zuſammen genommen leiſtete, und als Seemann und Entdecker, unerreichbar und einzig, der Stolz ſeines Jahrhunderts bleibt.

Um uns einen Begrif von ſeiner Thätigkeit zu machen, bleiben wir zuerſt bey der Länge des Weges ſtehen, den er in etwas mehr als zehn Jahren zurück gelegt hat. Die verſchiedenen Bahnen ſeiner großen Reiſen, ſind zuſammen mehr als ſiebenmal dem Umkreis unſerer Erdkugel gleich. Welcher Seefahrer kann ſich rühmen, in ſo kurzer Zeit den ungeheuren Raum von beynahe vierzigtauſend Meilen durchſchift zu haben? Man denke ſich eine gerade Linie von eben der Ausdehnung, ſo fehlt ihr nur ein Viertel ihrer Länge, um die Entfernung von der Erde bis an ihren Trabanten, den Mond, auszufüllen. Doch das rieſenmäßige in Cooks Unternehmungen verdient erſt alsdenn unſere höchſte Bewunderung, wenn wir es in Verbindung mit ſeinen übrigen Thaten betrachten. Der Mann, der zweymal die ganze Erde umſchift hatte, und im Begriffe ſtand, es zum drittenmal zu thun, der Mann, der kreuz und queer durch alle Oceane des Norden und Süden den langen Weg zurückgelegt hatte, war nun auch mit dem ganzen Erdball ſo genau bekannt geworden, als trüge er ihn, wie den Reichsapfel, in der Hand. Er hatte, zumal im Südmeer, nicht nur alle wichtigen Entdeckungen früherer Reiſen beſucht und berichtigt, ſondern auch mehr neue Küſten und Inſeln befahren, als je ein Seemann der älteren und neueren Zeit vor ihm. Unzählige aſtronomiſche Beobachtungen, die er größtentheils ſelbſt anſtellen half, beſtimmten die Lage aller dieſer Länder. Mit einer faſt noch bewundernswürdigeren Beharrlichkeit, führte er überall das Senkbley, nahm die Küſten, die Buchten, die Häfen, die Sandbänke, die Riefe, die verborgenen und ſichtbaren Klippen auf, und entwarf die vortreflichſten Charten und Portulane. Kaum können wir uns rühmen, ſo zuverläſſige, und bis auf die kleinſten Gegenſtände genau detaillirte Charten von unſeren Europäiſchen Meeren zu beſitzen, als Cook von den Meeren der entgegengeſetzten Halbkugel zurück gebracht hat. Aeltere Südſeefahrer ſcheueten gleichſam den Anblick des Landes; wo ſie Küſten fanden, eilten ſie ſchnell vorüber, oftmals ohne nur den Fuß darauf zu ſetzen, ohne den Umfang, die Geſtalt und den Zuſammenhang ihrer Entdeckungen zu unterſuchen. Landeten ſie auch irgendwo, ſo nahmen ſie ſich ſelten Zeit, den Endzweck einer Landung zu erreichen, und von den vorgefundenen Produkten einigen Vortheil zu ziehen. Ihr Betragen gegen die Eingebohrnen machte gewöhnlich einen ſchleunigen Abzug nöthig, ehe ſie noch die Beſchaffenheit der Gegend und ihrer Erzeugniſſe erforſchen, und mit den Eigenthümlichkeiten der dortigen Menſchengattung bekannt werden konnten. Daher fehlte es ihren Berichten ſo oft an allem Intereſſe; und weit entfernt, den Forderungen des Phyſikers und des Weltweiſen ein Genüge zu leiſten, oder zur Sicherheit künftiger Seefahrer, und zum glücklichen Erfolg ihrer Unternehmungen beyzutragen, wußten ſie nicht einmal die müßige Neugier des großen Haufens zu befriedigen.

Cook war auch hier das Gegentheil ſeiner Vorgänger. Sein Geiſt, der keinen Müſſiggang kannte, ſann ſtets auf Mittel, ſeinem Volke die Mühſeeligkeiten ihrer harten Lebensart zu erleichtern, dadurch zugleich die Dauer ſeiner Reiſe zu verlängern, ſeinen Entdeckungen einen weitern Umkreis zu geben, und unſere Kenntniſſe vom Reich der Wahrheit durch neue Bemerkungen der Natur, im Menſchen ſo wohl, als in Thieren, Pflanzen und lebloſen Körpern, zu bereichern. So weit es alſo mit dem ihm vorgeſchriebenen Reiſeplan beſtand, oder zu deſſen vollſtändiger Ausführung dienen konnte, hielt er ſich bey ſeinen neu entdeckten Ländern auf, und ſtellte theils in eigner Perſon, theils mit Hülfe ſeiner Reiſegefährten, jene ſorgfältigen Unterſuchungen an, welche man, ſo lange die Buchdruckerkunſt Gedanken verewigt, als Quellen des brauchbarſten, zuverläſſigſten und angenehmſten Unterrichts, mit Theilnehmen und Bewunderung leſen wird. Die reichhaltigen Tagebücher ſeiner Reiſen füllen allein ſechs ſtarke Quartbände; zwey andere enthalten die aſtronomiſchen Beobachtungen, und noch ein Paar andre liefern Nachrichten von merkwürdigen Gegenſtänden der allgemeinen Phyſik, und Beſchreibungen einiger Naturkörper, obgleich bis jetzt noch das allerwenigſte von den Entdeckungen der beſondern Naturgeſchichte im Druck erſchienen iſt, und **Solanders** Nachlaß allein mehr als zweytauſend Beſchreibungen enthält. Sehen wir aber auf den wichtigſten Gegenſtand unſeres

Forſchens, auf unſere Gattung ſelbſt; wie viele Völker, die wir zuvor auch nicht dem Namen nach kannten, ſind nicht durch die unvergeßlichen Bemühungen dieſes großen Mannes bis auf die kleinſten Züge geſchildert worden! Ihre körperliche Verſchiedenheit, ihre Gemüthsart, ihre Sitten, ihre Lebensart und Kleidung, ihre Regierungsform, ihre Religion, ihre wiſſenſchaftlichen Begriffe und Kunſtarbeiten, kurz alles, ſammlete Cook für die Zeitgenoſſen und die Nachwelt, mit Treue und unermüdetem Fleiß.

Niemand kannte alſo den Werth des vorübereilenden Augenblicks beſſer, und niemand benutzte ihn ſo gewiſſenhaft, als er. In einem gleichen Zeitraum hat niemand je die Gränzen unſeres Wiſſens in gleichem Maaße erweitert. Seine unmittelbaren Vorgänger glaubten allen Forderungen der Nachwelt ein Genüge gethan zu haben, wenn ſie innerhalb zwey und zwanzig Monaten die Erde umſchiften; denn dieſe Umſchiffung allein ſchien ihnen verdienſtlich genug. Carteret blieb zwar etwas länger aus, weil er einen Monſun verſäumte *); doch brachte er dieſe Zeit in Häfen zu, die Europäern gehörten. Cook hingegen irrte auf ſeiner erſten Reiſe beynahe

---

*) Monſun iſt ein Wind, der in den Indiſchen Gewäſſern ein halbes Jahr hindurch beſtändig herrſcht. Im folgenden halben Jahre wehet er aus dem entgegengeſetzten Punkt. Ich kann nicht umhin, bey dieſer Gelegenheit zu erinnern, daß Carteret, ob er gleich wenig entdeckte, doch unſägliches Elend in einem zu einer ſolchen Reiſe ganz untauglichen Schiffe ausgeſtanden und von Magellans Meerenge bis nach Macaſſar gegen ſechs Monate unterwegs geweſen iſt.

drey Jahre umher. Die zweyte umfaßte einen noch längern Zeitraum; und die dritte, deren Ende er nicht erlebte; die er aber, ſelbſt nach ſeinem Tode, noch zu lenken ſchien, dauerte mehr als vier Jahre! Doch es iſt Zeit, ſeine Laufbahn und die Entdeckungen, welche dieſe drey unnachahmlichen Fahrten bezeichnen, dem Auge näher zu rücken.

Der wichtige Zeitpunkt, wo die Venus zum zweytenmal im gegenwärtigen Jahrhundert vor der Sonnenſcheibe vorübergehen ſollte, gab die Veranlaſſung zu Cooks erſter Reiſe in die Südſee. Von der Beobachtung dieſes Phänomens, an entgegengeſetzten Enden der Erde, hing die Beſtimmung der Sonnenparallaxe, folglich der Entfernung und Größe dieſes ungeheuren Weltkörpers ſelbſt, vorzüglich ab. Die gelehrten Geſellſchaften wetteiferten bey dieſer Gelegenheit miteinander in Anſtalten, um den merkwürdigen Augenblick in ſeinem ganzen Umfange zu benutzen. Die Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris ſandte daher den Abbé Chappe nach Californien, und die Königl. Societät in London beſchloß Herrn **Green** ins ſtille Meer zu ſchicken. Ihr damaliger Präſident, Lord **Morton**, wußte die Bittſchrift der Geſellſchaft, und die gute Sache der Sternkunde mit ſo großem Nachdruck zu unterſtützen, daß König Georg der Dritte die Ausrüſtung eines kleinen Schiffs zu dieſem Vorhaben bewilligte. Cook beſtieg dieſes Fahrzeug, **Endeavour** oder das Beſtreben, als commandirender Lieutenant. Herr **Banks**, ein bemittelter Privatmann, und D. **Solander**, ein gelehrter Schüler des verewigten Linné, begleiteten ihn, als Liebhaber der Botanik und Freunde der Naturkunde überhaupt. Im Jahr 1768, den 26ſten Auguſt, verließen ſie die Rheede von Plymouth.

Anſtatt, wie Byron, Wallis und Bougainville durch die magellaniſche Meerenge zu gehen, umſchifte Cook das Cap Horn, welches ſeit Anſons Reiſe das Schrecken der Seefahrer geblieben war. Es iſt bekannt, mit welcher unumſchränkten Macht die Vorurtheile den gemeinen Seemann, er ſey von welchem Range er wolle, beherrſchen. Ein Sturm, der zur Unzeit einen Schiffer auf einer wenig beſuchten Fahrt etwas unſanft bewillkommt, kann andern Seefahrern zuweilen auf ein halbes Jahrhundert die Luſt zu neuen Verſuchen benehmen. So glaubten einſt die Portugieſen, man könne oder dürfe das Cap Non in Afrika nicht umſchiffen, bis Don Heinrichs Genius dieſen Wahn beſiegte, und den Weg zur Entdeckung Indiens bahnte. Cook fuhr nicht nur ſicher und ohne irgend einen widrigen Zufall, um jene ſüdlichſte Spitze von Südamerika; ſondern voll des kühnen Forſchungsgeiſtes, der ihn auf der zweyten Reiſe ſo oft jenſeits der Gränzen des antarktiſchen Polkreiſes trieb, näherte er ſich zugleich dem furchtbaren Südpol, von deſſen völliger Unterſuchung ihn aber für dieſesmal der Endzweck ſeiner Reiſe abhielt. Es kam jetzt alles darauf an, die Inſel, welche zur Beobachtung des Durchgangs auserſehen war, zu rechter Zeit zu erreichen. Zufrieden alſo, gezeigt zu haben, wie leer die Furcht vor jenen antarktiſchen Wogen und jenen mehr als kimmeriſchen Finſterniſſen ſey, die Anſons Hiſtoriograph ſo ſehr ins Schwarze mahlt, hielt er von dem Punkt, wo er den ſechzigſten Grad der ſüdlichen Breite durchſchnitt, einen Lauf, der geradesweges auf ſein Ziel gerichtet war. Dieſe Richtung iſt in doppelter Rückſicht merkwürdig. Sie zeichnet ſich vor allen früheren Fahrten dadurch aus, daß ſie weit von der Amerikaniſchen Küſte ins unerforſchte Südmeer geht, und jenen wohlbekannten Weg verläßt, den ſo viele Seefahrer, die doch auch zu den Entdeckern gezählt ſeyn wollen, einander blindlings nachgegangen ſind. Zugleich aber gebührt ihr das Verdienſt, den Ocean auf einem großen Strich, den ihm die Geographen eigenmächtig abgeſprochen, und dem Kinde ihrer Phantaſie, dem feſten Südlande, zuerkannt hatten, wieder in ſein altes Recht eingeſetzt, und auf ewige Zeiten darin beſtätigt zu haben. In der That ſegelte Cook weſtwärts hinter der Stelle weg, wo Juan Fernandez und Jacob l'Hermite das feſte Land geſehen, und hinter einer andern, wo es Quiros nur gewittert haben wollte.

Zwiſchen vielen flachen Inſeln hin, welche innerhalb des Steinbockskreiſes liegen und aus Korallenbänken beſtehen, gelangte er nach O-Taheiti, der berühmt gewordenen Inſel, die Wallis kurz zuvor entdeckt hatte. Der Hauptgegenſtand der ganzen Reiſe, die Beobachtung des merkwürdigen Durchgangs der Venus, und die dazu erforderlichen Vorbereitungen, verzögerten ſeinen Aufenthalt daſelbſt. Für die Naturgeſchichte und Aſtronomie war dieſe Zeit nicht verloren; doch auch ſelbſt die Geographie hatte den Vortheil davon, daß Cook die ganze Inſel, die etwa dreyßig Meilen im Umkreiſe hat, in ſeinem Boot umſchiffte, und ſich von ihren Diſtrikten, ihren Ebenen und Flüſſen, ihren umgebenden Rieſen und bequemen Ankerplätzen die genaueſte Kenntniß verſchafte. Auch die Entdeckung der ganzen nahe gelegenen Gruppe der Societätsinſeln war eine Frucht von dem freundſchaftlichen

Verkehr mit den Einwohnern von Taheiti, und insbeſondere von dem Entſchluſſe des Tupaia, eines angeſehenen Mannes aus jener Weltgegend, mit Cook zu Schiffe zu gehen. Außer den bereits entdeckten Inſeln Taheiti, Máatea, und Tabuamanu lernte man nun auch Huaheine, O-Raietea, O-Tahah, Bolabola und Maurua kennen.

Der Entdecker eilte nunmehr, ſeinen Verhaltungsbefehlen gemäß, gegen Süden, um das hochgeprieſene Südland aufzuſuchen, welches in dieſer Gegend, der Mitte des großen Weltmeeres, nicht weit vom Wendekreiſe liegen ſollte. Allein er ſetzte ſeinen Lauf bis zum vierzigſten Grad der Breite in gerader Linie ungehindert fort, ohne nur eine Spur von nahem Lande wahrzunehmen. Weiter in den Ocean vorzudringen, verwehrte ihm diesmal die Schwäche ſeines Schiffes. Er wandte ſich alſo weſtwärts, und ſuchte die Küſten von Neuſeeland auf, die ſeit ihres Entdeckers, Taſmans, Zeiten nicht wieder beſucht worden waren. Man wußte von dieſem Lande überhaupt wenig mehr, als daß es vorhanden ſey, und ſtreitbare Einwohner habe; denn Taſmans kurzer Aufenthalt hatte ihm nicht erlaubt, genauere Nachrichten einzuziehen, und richtige Charten, die künftigen Seefahrern zu Wegweiſern hätten dienen können, zu entwerfen. Cook entdeckte das Land am 6ten Oktober 1769, von der Oſtſeite her, umſchiffte es ganz, und verließ es endlich am 31ſten März des folgenden Jahres. Man hatte es bisher für einen Theil des feſten Südlandes gehalten; Cook fand aber, daß es zwey Inſeln von anſehnlicher Größe wären, welche im ein und vierzigſten Grad der Breite durch eine Meerenge getrennt werden, die zum Gedächtniß des Entdeckers Cooks-Straße heißt. Von dieſem Punct aus, erſtreckt ſich die ſüdliche Inſel ſüdweſtwärts bis gegen den acht und vierzigſten, und die nördliche nordweſtwärts bis zum vier und dreyßigſten Grad der Breite. Ihre Seeküſten, welche Cook in Zeit von ſechs Monathen mit unermüdetem Eifer unterſuchte, können leicht achthundert Seemeilen betragen, und ihr Flächeninhalt dem von England nicht viel nachſtehen. Die Anzahl der bequemen und ſichern Häfen, der Inſelchen und Klippen, welche um die beyden großen Inſeln hergeſtreuet liegen, muß jeden Sachkundigen, der ihre Entdeckung und genaue Beſtimmung, als das Werk eines einzigen Mannes in einem ſo kurzen Zeitraum, betrachtet, mit Erſtaunen und Ehrfurcht erfüllen. Wenn man aber die beſcheidene Erzählung dieſer Thaten in Cooks einfacher Sprache lieſt, wenn man erfährt, mit welchen unvermeidlichen Gefahren der kühne Argonaute, der ſein Werk nicht unvollendet laſſen will, in jenen ſtürmiſchen und unbekannten Meeren zu kämpfen hat: wie ihm dort eine verborgene Klippe, auf die ſein Schiff ganz unverſehens ſtößt, den Untergang droht; wie mitten im Sommer im fünf und dreißigſten Grad der Breite, der ſtärkſte Sturm, den er bis dahin noch erlebt, drey Wochen lang wüthet; wie eine wirbelnde Fluth ihn unaufhaltſam gegen einen ſteilen Felſen ſchleudert, und nur ein Ankerwurf in die ungeheure Tiefe von fünf und ſiebenzig Faden ihn noch rettet; wie endlich am ſüdlichſten Ende des Landes, ſechs volle Meilen weit von der Küſte, eine Felſenbank *) gleichſam zur Falle aufgeſtellt iſt, und

---

*) The Traps.

dem unbeſorgten Seemann in der Nacht auflauert: — wenn man dieſe ſchnell aufeinander folgenden Begebenheiten aufmerkſamer erwägt, ſo wird man auch empfinden müſſen, um welchen Preis ſich Cook einen Namen im Tempel des Ruhms erkauft hat, Mehr als einmal befand er ſich nebſt ſeinen Reiſegefährten in augenſcheinlicher Lebensgefahr, indem er auch am Lande ſelbſt ſeine Unterſuchungen fortſetzte; ein unerklärliches Etwas, welches man dem Ungefähr oder einem Deus ex machina zuſchreibt, wenn man die Verkettung der Urſachen und Wirkungen vergißt, rettete ihn oft aus den Händen der barbariſchen Einwohner. Demungeachtet gelang es ihm, die Produkte dieſer merkwürdigen Inſeln, und ſelbſt das wilde Volk, das hier vom Fiſchfang lebt, genau zu erforſchen. Seine Nachrichten beweiſen zur Genüge, daß zumal die nördliche Inſel, wegen ihrer vortreflichen Häfen, ihrer Anhöhen, Thäler und wohlbewäſſerten Ebenen, ihres gemäßigten Himmelsſtrichs, ihrer herrlichen Wälder vom beſten Bau- und Nutzholz, ihrer dauerhaften Flachspflanze und ihrer fiſchreichen Geſtade, dereinſt für unternehmende Europäer eine höchſt wichtige Entdeckung werden kann. In dem leichten, fruchtbaren Boden jenes Landes würden alle Arten von Europäiſchem Getreide, von Pflanzen und Früchten gedeihen, und den Anſiedler mit den Nothwendigkeiten des Lebens, bald aber auch mit allem was zum Ueberfluß gehört, verſehen. Ein Sommer, wie in England, deſſen Hitze nie beſchwerlich fällt, und ein Winter, wie in Spaniens gemäßigten Provinzen, der eigentlich für keinen Winter gilt, machen das dortige Klima zum angenehmſten Aufenthalt. Für den weit um ſich greifenden Handel, der getrennte Welttheile verbindet, kann keine Lage vortheilhafter ſeyn als dieſe, welche zwiſchen Afrika, Indien und Amerika die Mitte hält. Man denke ſich in Neuſeeland einen Staat mit Englands glücklicher Verfaſſung, und es wird die Königinn der ſüdlichen Welt.

Der März war ſchon verfloſſen, der Winter des antarktiſchen Himmels nahete mit ſeinen Stürmen heran, und noch berathſchlagte man, ob der Rückweg nach England über Oſtindien, oder durch das große Südmeer, und um Cap Horn gehen ſollte? Cooks Wünſche neigten ſich auf dieſe letzte Seite; allein ſein gebrechliches Fahrzeug gab zum zweytenmale den Ausſchlag wider ihn, und ſein Verlangen, jetzt ein für allemal die Frage vom Daſeyn eines Südlandes zu entſcheiden, mußte der Vorſorge für die Sicherheit und Erhaltung der ihm anvertrauten Mannſchaft weichen. Vielleicht — ſo kurzſichtig ſind der Menſchen Entwürfe! — vielleicht wäre indeſſen die Fahrt durch das Südmeer mit Hülfe günſtiger Weſtwinde kürzer und ſicherer geweſen, als die andre, die man an ihrer Stelle wählte; vielleicht hätte Cook alsdann alle ſeine Reiſegefährten geſund nach Europa zurückgebracht, anſtatt daß auf dem Wege, der ihnen weniger gefährlich ſchien, die verpeſtete Luft von Batavia den vierten Theil der ganzen Reiſegeſellſchaft hinwegraffte! Allein, der unermüdete Seemann ſollte noch die ganze Oſtküſte von Neuholland entdecken. Dieſes Land, welches man entweder die größte Inſel, oder ein drittes Continent nennen kann, ward an der Weſtſeite zuerſt im Jahr 1616 entdeckt. Von dieſer Zeit an befuhr man nach und nach immer mehr davon, bis Taſman, wie ich ſchon vorhin erwähnte, die ſüdliche Spitze im Jahr 1642 zu ſehen bekam. Indeß verurſachte die niedrige Lage jener Küſte, daß man ſich ihr nicht dreiſt zu nahen wagte, und daß alſo bloß ihr ungefährer Umriß bekannt werden konnte. Die Seite gegen das ſtille Meer oder gegen Morgen hin, hatte noch kein Seefahrer berührt, als Cook ſie auf einer Strecke von ſechshundert See-Meilen befuhr. Sie iſt höher als die andere, aber eben ſo von Untiefen und Klippen, dem bewundernswürdigen Bau gewiſſer polypenartigen Thierchen, umringt. Ihre kalkigten Wurmgehäuſe wachſen am unergründlichen Boden des Meeres feſt, und werden, ſo wie das Thier in den unterſten Stämmen abſtirbt, zu wahren Felſenmauern von Korall, welche oberwärts immer neue Aeſte treiben, und ſich zuletzt, je näher ſie der Oberfläche des Meeres kommen, nach allen Richtungen ausbreiten. Solche Korallenmauern ſind es, an denen die hohe Woge des vom beſtändigen Oſt-Paſſatwind erregten Meeres ſich ſchäumend brandet, und die der Seemann Riefe nennt. Oft erſtrecken ſie ſich rund um Inſeln her; oft ziehen ſie ſich mehrere hundert Meilen, wie hier bey Neuholland, in paralleler Richtung mit den Küſten; oft ſtehen auch mehrere dergleichen Riefe hintereinander. Zwiſchen ihnen und dem Lande iſt ein ruhiges Meer; denn die hereinrollende See bricht ſich an der Schutzmauer, die ein Wurm ihrem Ungeſtüm entgegen zu ſetzen vermochte, und fließt entkräftet über ſie hin, oder kommt durch enge Brüche und Oefnungen hinein, welche zugleich den Schiffen zur Ein- und Ausfahrt dienen. Allein in dieſem gleichſam abgedämmten Zwiſchenraume häuft ſich der Sand, den die Fluth zwar hinein, doch nicht die Ebbe wieder hinweg ſpülen kann, zu großen Sandbänken und Untiefen, welche

der

der Schiffahrt neue Hinderniſſe und Gefahren bereiten. Kommt nun noch der Umſtand dazu, daß anſtatt eines zuſammenhängenden Riefs nur eine Menge kleiner zerſtreuter Wurmrepubliken ihren Zellenbau führen, wovon der eine mehr, der andere weniger gediehen iſt; ſo geht das Schreckliche einer ſolchen Meeresgegend über alle Beſchreibung. Die Wachſamkeit des Seemannes vermag faſt nichts gegen jene plötzlichen Abwechſelungen der Tiefe, die er zitternd durch das Senkbley erfährt. Bald ergründet er ſie nicht mit mehr als hundert Klaftern; bald ſchwebt er über Korallenzinken hin, die wie Thürme und Ruinen ihre ſchroffen Spitzen in die Höhe ſtrecken, und beynahe den Boden ſeines Schiffs berühren. Mit Angſt und Entſetzen ſucht er einen Ausweg, durch den er wieder in die offene See gelangen, und ſich von furchtbaren Syrten entfernen könne, wo ihn der Tod in tauſend Geſtalten umringt. Nicht alſo Cook, der Entdecker! Fünf Monate lang blieb er an dieſer Küſte, folgte allen ihren Krümmungen, nahm ihre Häfen und Bayen auf, beſtimmte die Lage vieler hundert Untiefen und Klippen, und verließ ſie nicht eher, als bis er ſie vom acht und dreyßigſten bis zum zehnten Grade ſüdlicher Breite durchaus entdeckt, und endlich zwiſchen ihrer Nordſpitze und den Inſeln von Neuguinea die Durchfahrt gefunden hatte, welche von ſeinem Schiffe den Namen Endeavour-Straße erhielt. Faſt ſollte man auf den Gedanken gerathen, daß auch der verwegenſte Schwung einer romanhaften Einbildungskraft noch nicht an die wirklichen Thaten reicht, die hier dem hartnäckigen Ausharren, der unerreichbaren Kunſt, und vor allem, dem innern edlen Antrieb einer brennenden Ruhmbegierde möglich waren. Man muß die Geſchichte dieſer Fahrt ſelbſt leſen, wenn man ſich von den Schwierigkeiten, die Cook hier überwand, den Gefahren die ihm drohten, und dem ſtandhaften Muth, womit er ſich, das Senkbley in der Hand, zwiſchen den Felſenwänden und Ketten von Klippen durchtaſtete, einen vollſtändigen Begriff machen will. Alle ſeine Behutſamkeit konnte es indeß nicht verhindern, daß ſein Schiff auf einen verborgenen Felſen ſtieß, wo es vier und zwanzig Stunden lang hangen blieb, indeſſen jedermann dem ſchrecklichen Augenblick ſeines Untergangs entgegen ſah. Nur die glücklichen Umſtände, daß der gewöhnliche Seewind ſtill war und keine hohen Wellen erregte, daß ein Stück des Felſens in dem Schiffe ſtecken blieb, und die Wunde die er ihm geriſſen hatte, beynahe ganz ausfüllte, daß einem Officier ein ſonderbares Mittel den Leck zu verſtopfen gelang, und endlich, daß ſich ein zur Ausbeſſerung bequemer Hafen in der Nähe fand, bewirkten diesmal eine unerwartete Rettung.

Cook und ſeine gelehrten Mitreiſenden benützten den Aufenthalt in Neuholland, um deſſen Naturprodukte und andere Merkwürdigkeiten, von denen man bis dahin wenig wußte, genau zu erforſchen. An einem Orte, den man zum Andenken Botany-Bay genannt hat, erhielt die Kräuterkunde einen Zuwachs von beynahe vierhundert neuen Arten. Das Innere dieſes Landes verſpricht noch eine reichere Erndte von unbekannten Gegenſtänden, da theils die Lage und das Klima, theils die anſehnliche Größe deſſelben dieſe Erwartung begünſtigen *). Doch wir kehren zu den für die Geographie errungenen Vortheilen zurück, welche hier eigentlich in Betracht kommen müſſen. Dieſe Oſtſeite von Neuholland, mit den vorhin beſchifften Neuſeeländiſchen Geſtaden zuſammengerechnet, würde in der That, wenn man ſie ſich in einem fortlaufend gedächte, eine weit längere Küſte bilden, als die, welche Amerigo Veſpucci zwar befahren, aber bey weitem nicht unterſucht, vielweniger in Charten genau entworfen hat. Gleichwohl war dies der einzige Grund, der die Benennung der neuen Welt nach dieſem flüchtigen Entdecker noch einigermaßen rechtfertigen konnte. Aber Columbus und Cook ſind Namen, die auch ohne einen ſolchen Tribut, (welcher doch nur ihnen gebührte,) der Vergänglichkeit trotzen. Mit dem Bewußtſeyn, mehr geleiſtet zu haben, als je die Pflicht auferlegen kann, mit dieſem unverwelklichen Lohne, der die Flamme des Genius nährt, verließ nunmehr unſer großer Seemann den Schauplatz ſeiner Entdeckungen, und ging, über Batavia und das Vorgebirge der guten Hoffnung, nach England zurück.

Cook wurde bald nach ſeiner Rückkunft zur Führung einer zweyten Entdeckungsreiſe ernannt. Hatte ein Phänomen des Himmels ſeine erſte Ausrüſtung veranlaßt, ſo war es nunmehr der glückliche Erfolg, womit er ſich ſeines vorigen Auftrags entledigt hatte, der ſelbſt bey

---

*) S. Neuholland und die Brittiſche Colonie in Botany-Bay. Im allgemeinen hiſtoriſchen Taſchenbuch für 1787. Berlin, bey Haude und Spener.

ſeinen Obern einen Grad von Enthuſiasmus, für die Erweiterung der Erfahrungswiſſenſchaften erweckte. So umſtrahlt der Glanz des wahren Verdienſtes auch den, der es zu ehren weiß; ſo darf ein ganzes Volk auf ſeine großen Männer ſtolz ſeyn, wenn es ſie ihrer würdig beſchäftigt.

Nach einem Zwiſchenraum von wenig mehr als einem Jahre ging Cook am 13ten Julius 1772 mit zwey Schiffen wieder in See, und ward von Sternkundigen, Naturforſchern und Zeichnern begleitet, die man auf öffentliche Koſten unterhielt. Dadurch ward auch meinem Vater und mir das Glück zu Theil, die Welt von Weſten nach Oſten zu umſchiffen. An dem Plan zu dieſer Reiſe hatte Cook ſelbſt, der dabey zu Rathe gezogen ward, unſtreitig den wichtigſten Antheil. Alle ſeine bisherigen Entdeckungen hatten den Glauben an ein feſtes Südland bey ſpekulativen Geographen noch nicht wankend gemacht. Der feſte Punkt von dem ſie ausgingen, war jenes nothwendige Gleichgewicht zwiſchen der nördlichen und ſüdlichen Hälfte der Erdkugel, welches ſie als eine ewige Wahrheit vorauszuſetzen beliebten. Dies erforderte nun durchaus ein großes Land im Süden, um, ich weiß nicht welch ein Ueberſchlagen unſeres Planeten zu verhüten, wovon ſie ſelbſt wohl keine deutliche Begriffe hatten. Was half es alſo Cook, daß er Neuſeeland umſchift, und des Lootſen Juan Fernandez vorgebliche Entdeckung abgeſchnitten hatte, daß er auf vierzig Grade ſüdlicher Breite mitten ins Südmeer vorgedrungen war; wenn jenſeits ſeiner Bahnen noch ein beträchtlicher Strich des Oceans unbefahren blieb, wohin der Glaube flüchten konnte?

Er hatte zwar einen großen Sieg für die Wahrheit errungen; allein um die Unwiſſenheit und die Unvernunft ganz aus dem Felde zu ſchlagen, mußte er noch einmal das Ruder ergreifen. Er that es; und wählte ſich einen kühnen Weg um den Südpol, der auch die letzte Spur jener erdichteten Länder vertilgte. Drey Sommer nacheinander brachte er mit dieſer Umſchiffung größtentheils jenſeits des ſechzigſten Grades der Breite, und mehrmals innerhalb des ſüdlichen Polkreiſes zu. Die dazwiſchen fallenden Winterzeiten, wo eine ſechsmonatliche Nacht nebſt der Kälte und den Stürmen jenes unfreundlichen Meeres die fernere Entdeckungsfahrt unterbrachen, wußte er auf eine doppelte Art, zur Erholung ſeiner Mannſchaft, und zur ferneren Berichtigung aller innerhalb des Steinbocks-Wendekreiſes liegenden Inſelgruppen zu benutzen. Auf einer viermonatlichen Fahrt vom Vorgebirge der guten Hofnung nach Neuſeeland, ging er zuerſt über den Polkreis, dann hinab in den ſüdlichen Theil des indiſchen Meeres bis zum acht und vierzigſten Grade ſüdlicher Breite, und blieb endlich wieder auf einer Strecke von ſechshundert Seemeilen in der Nähe des ſechzigſten Grades. In Neuſeeland vereinigte ſich mit der Reſolution, dem Schiffe welches Cook ſelbſt führte, die Adventure, die ſich in einem dreytägigen Nebel von ihm verloren hatte. Ihr Befehlshaber, Furneaux, hatte die Zeit der Trennung benutzt, um Van Diemens Land zu beſuchen und deſſen Zuſammenhang mit der Oſtküſte Neuhollands außer Zweifel zu ſetzen. Nach dieſer Vereinigung begab ſich Cook zu ſeinen Freunden, den gutmüthigen Bewohnern der Societätsinſeln, und eilte dann fünfhundert Seemeiſen weiter nach Weſten, um die Lage der Inſeln Amſterdam und Middelburg, die Taſman als er von Neuſeeland kam, entdeckt hatte, genau zu beſtimmen. Schon auf dem Hinwege nach O-Taheiti hielt er ſeinen Lauf zwiſchen vierzig und funfzig Graden der Breite bis in die Mitte des Südmeers, ohne es ſich anfechten zu laſſen, daß damals der Winter in jener Halbkugel herrſchte. Er gewann dadurch einen anſehnlichen Theil des für den künftigen Sommer aufgehobenen Schauplatzes ſeiner Unterſuchungen, und konnte nun, nachdem er von Amſterdameiland nach Neuſeeland zurückgegangen war, ſeinen Weg ſogleich viel ſüdlicher nehmen. Demungeachtet blieb die Ausdehnung des noch unberührten ſüdlichen Eismeeres fürwahr ungeheuer, und würde jeden andern als Cook zurückgeſchreckt haben. Ein Sturm hatte die Adventure zum zweytenmal von ihm verſchlagen, und er ſah ſich genöthigt, mit ſeinem einzelnen Schiffe den Gefahren zweyer kommenden Jahre entgegenzugehen. Mit welchem Ungemach der Seefahrer in jenen hohen ſüdlichen Breiten zu kämpfen habe, wie ungeſtüm die See, wie trübe und kalt die Luft, wie zahlreich und gefährlich die ſchwimmenden Eisberge und feſten Eisfelder dort wären, dies alles hatte ſeine erſte Fahrt vom Cap ihn ſchon gelehrt. Doch eben die Erfahrung von überſtandenen Mühſeeligkeiten, war für ihn ein Antrieb mehr, die Vollendung eines Reiſeplans zu wagen, der beynahe zur Hälfte ſchon gelungen war. Ueber Londons Antipoden hinaus, ging alſo die zweyte Sommerfahrt dem Südpol entgegen; allein um keine beträchtliche Meeres-Gegend unerforſcht zu laſſen, machte Cook, nachdem er mehr als fünfhundert Seemeilen in der Nähe des antarktiſchen Kreiſes fortgeſegelt war, eine bogenförmige Excurſion gegen Norden, bis zum funfzigſten Grade ſüdlicher Breite, und kehrte erſt alsdann zur Unterſuchung des Süden mit dem feſten Entſchluſſe zurück, nun noch zum letztenmal ſo weit als möglich vorzudringen. Das Eis, welches bisher ſeinem unbezwingbaren Forſchungsgeiſte, bald im fünf und funfzigſten, bald im vier und ſechzigſten, bald erſt im ſieben und ſechzigſten Grade der Breite eine Mauer entgegengeſtellt hatte, ſchien dieſesmal den Vorſatz des Entdeckers weit mehr zu begünſtigen. Er erreichte den zwey und ſechzigſten Grad ohne eine Eisſcholle anzutreffen, und überſchritt den ſiebzigſten, ohne ein Hinderniß vor ſich zu ſehen. Schon ſchmeichelte man ſich mit der Hoffnung eben ſo weit gegen Süden zu kommen, wie andre Seefahrer gegen Norden, als endlich am 30 Januar 1774, ein Eisfeld von unabſehlicher Größe dieſer ſüdlichen Fahrt in der Breite von 71 Graden 10 Minuten das Ziel ſteckte.

Ich werfe hier einen Blick auf die Länge des zurückgelegten Weges und erſtaune ſelbſt über eine Reiſe, die ich mit gemacht habe, die mir aber nach dreyzehn Jahren, wie eine Traumbegebenheit, wunderbar vorkommt. Ohne die vielen Abweichungen von der geraden Route, oder auch den Weg von Neuſeeland nach O-Taheiti und wieder zurück, der allein mehr als drittehalbtauſend Seemeilen beträgt, in Anſchlag zu bringen, hatten wir bisher in achtzehn Monaten mehr als zwey Drittel von der ganzen Erde umſchift, und faſt überall bis zum ſechzigſten Grade, ja oft weit jenſeits deſſelben, vergebens das Südland geſucht. Es iſt wahr, der Mangel des Landes trug zur Beſchleunigung unſerer Fahrt nicht wenig ſey; allein es gehörte wahrlich Cooks ganze Feſtigkeit des Charakters dazu, um ſie unter den Umſtänden, worin wir uns befanden, ſo ſehr in die Länge zu ziehen. Denn zu geſchweigen, daß die Schiffahrt in hohen Breiten, ſelbſt der nördlichen Halbkugel, wegen der veränderlichen und ungeſtümen Winde an ſich ſchon höchſt beſchwerlich iſt, ſo ward hier die Gefahr noch durch eine Menge zuſammentreffender Schwierigkeiten vermehrt. Insgemein wechſelten Nebel und Stürme mit einander ab; oft ſtürmte es auch ſogar bey finſterm Nebelwetter; oft ſahen wir die Sonne zu vierzehn Tagen und drey Wochen nicht. Umringt von unzähligen Eismaſſen, die wie ſchwimmende Inſeln aus dem Meer hervorragten, und nur deſto gefährlicher waren, weil ſie ihre Stelle verändern konnten, ſahen wir ſie oft nicht eher, als bis es faſt zu ſpät war, das Schiff umzulenken; und wie viel Mal mögen wir nicht, ohne es zu wiſſen, in der Dunkelheit dem Untergange nur eben entronnen ſeyn! Wie oft haben wir nicht neben uns das Brauſen der Woge, die ſich an Eisfelſen brach, mit Schrecken gehört, ohne mit dem Auge den nahen Gegenſtand unſerer Beſorgniſſe erreichen zu können! Es war der Sommer, den wir in dieſer beeiſten Weltgegend verlebten; aber ein Sommer, wo es als eine Seltenheit angezeichnet ward, wenn das Thermometer einen Grad über dem Gefrierpunkte ſtand! Bey weitem die längſte Zeit blieb es unter dieſem Punkte; das Tau- und Takelwerk des Schiffs war mit Eiszapfen behangen, mit Rinden von Eis überzogen; Schnee und Schloſſen und Hagelwetter wechſelten mit kalten Regenſchauern ab. Dieſe

Witterung, die das Schiff in ſeinen Segeln und Stricken ſo heftig angriff, daß ſie vor der Zeit morſch wurden und zerriſſen, äußerte auch bey der unabläſſigen Anſtrengung, und einer viermonatlichen Schiffskoſt von veraltetem Pökelfleiſch und ſchimmlichtem Zwieback, ſeine nachtheilige Wirkung auf die ſonſt eiſerne Geſundheit der Mannſchaft. Cook hatte zwar das Glück, durch ſorgfältige Anwendung der bewährteſten Vorkehrungsmittel den Ausbruch des Scharbocks unter ſeinen Leuten zu verhüten; allein Entkräftung war bey einem ſo langwierigen Mangel an allen Erfriſchungen unvermeidlich. Er ſelbſt, von Jugend auf zu dieſer harten Lebensart gewöhnt, und in dem Vorſatz unerſchütterlich, als Anführer einer Entdeckungsreiſe, durch ſein Beiſpiel auch im Genuß ihrer Speiſen, den Muth und Eifer ſeines Volks aufrecht zu halten, erlag endlich unter dem ſo vielfältig auf ihn losſtürmenden Ungemach. Als auf unſerer Rückkehr von jenem ſüdlichſten Punkte unſerer Laufbahn die Kälte den völligen Ausbruch des Gallenfiebers nicht länger zurückhielt, ſahen wir ſchon den Augenblick, wo alle Hofnung, ein ſo theures Leben zu retten, verſchwand. Allein bis der Entdecker alle Lücken der Erdkunde ausgefüllt haben würde, gab ihn ſein Genius nicht zum Opfer hin.

Von dem Orte, wo Cook das Eis zum letztenmal verließ, bis zu den Marquiſeninſeln des Mendanna, beträgt die Entfernung ein und ſechzig Grade der Breite. Des Umwegs ungeachtet, den er über Roggeweins dürre Oſterinſel nahm, legte er dieſen Weg von mehr als anderthalbtauſend Seemeilen in zwey Monaten zurück, und befand ſich dadurch plötzlich aus einem Extrem ins andere, von antarktiſcher Kälte in die ſtärkſte Hitze verſetzt. Der Einfluß der erquickenden Landluft, die Früchte und Wurzeln des heißen Erdſtrichs, und das friſche Fleiſch welches er hier und auf einem zweyten Beſuch in O-Taheiti von den Einwohnern erhandelte, waren mehr als hinreichend, ihm und uns allen neue Kräfte und unternehmenden Eifer zu ſchenken. Da Neuſeeland im vorigen Jahre ſein erſter Erfriſchungsplatz geweſen war, ſo hatte er zum Aufenthalt im heißen Erdgürtel nur einen kurzen Zeitraum erübrigt. Jetzt, da er ſeinen Unterſuchungen ſechs volle Monate widmen konnte, beſchloß er die ganze Breite des ſtillen Meeres nach Weſten hin noch einmal zu durchſchiffen. Von den Inſeln, die Taſman geſehen hatte, ward nunmehr zuerſt Rotterdam beſucht, und ihr zweyter Entdecker gab der ganzen Gruppe den Namen der Freundſchaftlichen Inſeln, den ihre Bewohner an uns ſo wohl verdienten. Ich übergehe die einzelnen Inſeln, die er auf der Fahrt von den Societäts-Inſeln dorthin, und weiter jenſeits entdeckte. Noch lag unerforſcht in Weſten ein Land, welches Quiros dem heiligen Geiſte zugeeignet hatte. Auch Bougainville war unverhoft darauf zugekommen, doch nicht um es genauer zu erforſchen, ſondern um ihm einen neuen Namen zu geben. Cook ſteuerte von den Freundſchaftlichen Inſeln hin, und entdeckte daſelbſt einen Archipelagus von mehr als zwanzig großen und kleinen fruchtbaren Inſeln, die zwiſchen dem vierzehnten und zwanzigſten Grade der Breite liegen. Er umſchiffte ſie alle, nahm ihre Häfen und ihre ganze Lage mit der ihm eigenen Genauigkeit auf, und erwarb ſich dadurch das Recht, ſie unter der Benennung der neuen Hebeiden bekannt zu machen. Kaum hatte er ſie verlaſſen, ſo gerieth er am 4ten September an eine ganz neue, und nie zuvor geſehene Inſel von beträchtlichem Umfang, die den Namen Neucaledonien erhielt. Sie erſtreckt ſich zwiſchen dem zwanzigſten und drey und zwanzigſten Grade der Breite ungefähr ſiebzig bis achtzig Seemeilen von Nordweſten nach Südoſten, als ein langer ſchmaler Streifen Landes, das in ſeiner Gebirgsart und Produkten mit Neuholland viel ähnliches haben ſoll. Von dieſer Entdeckung eilte Cook, nachdem er noch ein kleines Eiland auf ſeinem Wege gefunden hatte, zum drittenmale nach Neuſeeland, dem Entſtehungspunkte ſeiner ſüdlichen Expeditionen, zurück. Drey Wochen waren ihm eine hinreichende Erholungszeit, in welcher das Schiff zum harten Kampfe mit den Elementen von neuem in Stand geſetzt, und die Mannſchaft mit Fiſchen und blutreinigenden Kräutern reichlich erquickt werden konnte. In Zeit von fünf Wochen trugen uns die weſtlichen Stürme mit unglaublicher Schnelligkeit funfzehnhundert Seemeilen weit über die ganze Breite des Südmeeres, an die Küſten des Feuerlandes in Amerika; und ſo vollendete Cook ſeine Unterſuchung jenes großen vor ihm noch unbekannten Oceans, durch eine neue Fahrt, die zwiſchen ſeinen vorigen gleichſam die Mitte hielt. Zum zweytenmal in ſeinem Leben umſchifte er dann das Vorgebirge Horn, diesmal von Weſten nach Oſten, und in ſo geringer Entfernung, daß ſeine Lage nun endlich genau beſtimmt werden konnte. Die von La Roche und Duclos Guyot berührte Inſel, entdeckte auch Cook zum drittenmal, und nannte ſie Georgien. Auf ihren Gebirgen, und bis in ihre Thäler hinab liegt das ganze Jahr hindurch ewiges Eis. Als er von hier aus den letzten Verſuch machen wollte, ſich dem Südpol zu nähern, hemmten Eisfelder bereits im ſechzigſten Grade ſeinen Lauf; doch fand er auf dem Rückwege noch eine beeiſte hohe Gebirgsmaſſe, das Sandwichsland, womit er die lange Reihe ſeiner Entdeckungen für dieſesmal beſchloß, und über die Meeresgegend, wo Bouvet eine Wolke oder einen Eisberg für Land angeſehen hatte, nach dem Vorgebirge der guten Hofnung zurückkehrte. Zwey Jahre und vier Monate waren verfloſſen, ſeit er den dortigen Hafen verließ; und in dieſem ganzen Zwiſchenraume hatte er keine einzige Beſitzung der Europäiſchen Nationen berührt. Rechnet man aber die einzelnen Tage zuſammen, die er vor Anker zugebracht, ſo füllen ſie kaum den vierten Theil dieſer Periode aus; mehr als zwanzig Monate hatten wir alſo in unbekannten Meeren, ohne Land zu ſehen, umhergekreuzt. Doch das größte Wunder dieſer Reiſe bleibt noch zu erwähnen übrig. Am dreyßigſten Julius 1775 brachte Cook ſein Schiff nach England zurück, und von einhundert neunzehn Perſonen, die ſeiner Führung und väterlichen Vorſorge genoſſen, hatte er trotz allen überſtandenen Gefahren und Mühſeligkeiten, nur drey durch Zufall, und nur Einen durch Krankheit verlohren.

Wenn es noch nöthig ſeyn ſollte, ein Wort zum Zeugniß für unſern großen Seemann herzuſetzen, ſo ſey es dies, daß ſeit dieſer Reiſe ganz Europa den Namen Cook mit Ehrfurcht und Bewunderung nennt. Der Rang eines wirklichen Capitains in der Königlichen Flotte, und eine ehrenvolle Stelle beym Hoſpital zu Greenwich, waren Belohnungen, womit ſein Vaterland ihm gleichſam ſchon entgegen kam. Nach zweymaliger Umſchiffung der Erde, nach der Entdeckung und Beſtimmung der Lage ſo vieler neuen Länder, nach einer beyſpielloſen Fahrt durch die beeiſten Meere des Südpols, deren Kühnheit und Größe ein allgemeines Erſtaunen erregt, nach dem ſiegreichen Beweiſe vom Nichtſeyn eines feſten Südlandes, nach ſo vielen andern wichtigen Zügen, wovon ein jeder einzeln das Siegel des wahren Verdienſtes trägt, konnte Cook nunmehr mit vollem Rechte ſeines theuer erkauften Ruhmes genießen, und auf ſeinen Lorbeern ruhen.

Allein ſeine Thaten hatten das Feuer des Entdeckungsgeiſtes im Buſen der Engländer wieder angezündet, und es brannte bey ſeiner zweyten Zurückkunft nur noch heller auf. Noch war ein großer Theil des Norden unbekannt; derſelbe Theil, wo von jeher der Brittiſche Kaufmann ſich einen kürzeren Weg nach Japan, China und Oſtindien gedacht, wo Cabot, Frobiſcher, Davis, Hudſon, Baffin, James, Fox und viele andere ihn wirklich ſuchten und zu finden hoften. Zwar hatten Chriſtopher und Norton, die in den Jahren 1761 und 1762 zur See die Cheſterfields Bucht unterſuchten, und Hearne, der zu Fuß, 1770 bis 1772, vom Churchill-Fluß in nordweſtlicher Richtung bis zum zwey und ſiebenzigſten Grad nördlicher Breite, und an die Küſte des großen nordiſchen Eismeeres gekommen war *), ſchon

---

*) Schon Middeltons Reiſe im Jahr 1741 hatte es ſehr unwahrſcheinlich gemacht, daß Hudſonsbay eine Durchfahrt enthalte, und Moor und Smith, die 1746 ihm

vollkommen bewieſen, daß durch die Hudſons- und die Baffinsbay die nordweſtliche Durchfahrt ſchlechterdings

---

folgten, beſtätigten gleichſam ſeine Meynung. Indeß ſchickte doch die Hudſonsbay-Compagnie ſelbſt, im Jahre 1761 den Capitain Chriſtopher, in der Schaluppe Churchill, aus, und geſellte ihm im folgenden Jahre noch Hrn. Norton in einem Cutter, oder kleinen Fahrzeuge bey. Sie beſuchten bloß die Buchten, von denen man noch allenfalls etwas vermuthen konnte, weil ſie nicht ganz erforſcht worden waren. Zuerſt die Cheſterfieldsbucht (inlat), welche ſich in einen See von friſchem Waſſer endigt, der ungefähr ein und zwanzig Seemeilen lang, und zwiſchen fünf und zehn Seemeilen breit iſt, und gegen Weſten hin ein Flüßchen aufnimmt, das etwas weiter landeinwärts, in drey Fällen übereinander, herabſtürzt, jenſeits deren es auch für einen Kahn nicht tief genug iſt. Dann auch Piſtolbay, wo neuere Schriftſteller noch eine Durchfahrt vermutheten, die aber nur drey oder vier Engliſche Meilen landeinwärts geht.

Die Reiſe des Herrn Hearne zu Fuß, iſt ungleich merkwürdiger. Schon Dobbs ſprach viel von einem Copper-mine River, (Kupferbergwerksfluß) welcher ſich, laut der Ausſage der eingebohrnen Amerikaner, ins Meer ergießen ſollte. Er hielt es für ausgemacht, daß dieſes Meer nichts anders als die nordweſtliche Durchfahrt ſeyn könne, und baute viel darauf. Im Jahr 1770 ließ endlich die Hudſonsbay-Compagnie unterſuchen, was an der Sache wäre, und trug die Ausführung ihrem Gouverneur im Fort Prince of Wales auf, welches in 58° 50′ N. Br. am Churchill-Fluſſe liegt. Die Wahl fiel auf einen jungen Mann, Namens Hearne, der damals in Dienſten der Compagnie ſtand, ehedem aber Officier auf der Flotte geweſen war, und ſowohl Breite als Länge beobachten, und Charten aufnehmen konnte. Am 7 December 1770 reiſete er von dem obbenannten Poſten ab, und hielt ſich meiſtens immer nordweſtwärts, bis er im Junius 1771 einen Ort erreichte, der Conge-catha-wha-Chaga (etwa Condschi-catha-wha-Tschaga auszuſprechen?) heißt. Hier, ſagt er, hatte er zwey gute unmöglich ſey. Zwar hatte Phipps (jetziger Lord Mulgrave) im Jahr 1773 umſonſt verſucht, bey Spitzber-

---

Beobachtungen, beydes vermittelſt der Mittagshöhe und correſpondirender Sonnenhöhen, wodurch er die Breite auf 68° 46′ beſtimmen konnte. Nach ſeiner Rechnung war er bereits 24° 2′ in Länge nach Weſten vom Churchill-Fluſſe gereiſet. Am 2ten Junius verließ er dieſen Ort, und reiſete noch immer nordwärts, etwas weſtlich, bis er am 13ten den Coppermine River fand, der aber nicht, wie man vermuthet hatte, ſchiffbar iſt, ſondern kaum ein Kanot tragen kann, und überall mit Waſſerfällen, Sandbänken und Steinhaufen gleichſam abgedämmt iſt. Ohnweit der Mündung dieſes Fluſſes machten ſeine Begleiter, die Nordiſchen Indianer, ein und zwanzig Esquimaux nieder, die ſie in ihren Hütten überfallen hatten, um ſie auszuplündern, und insbeſondere, das Kupfer, was ſie bey ſich hatten, mitzunehmen. Acht Engliſche Meilen weit vor ſich erblickte er am 17ten um 5 Uhr Morgens die See gegen Norden; und der Fluß ſo ſeicht wie oben, floß über eine dürre Fläche, welche die Küſte bildete. Es war Ebbe; die nach dem Eiſe zu urtheilen, an deſſen Rändern er Merkmale wahrnahm, etwa zwölf bis vierzehn Fuß fallen mochte. Die Fluth konnte nur eben die Mündung des Fluſſes erreichen, folglich war das Waſſer in demſelben nicht im mindeſten geſalzen. Uebrigens bewies die Menge von Wallfiſchknochen und Seehundsfellen bey den Gezelten der Esquimaux, ſo wie die Robben ſelbſt, die in großer Anzahl auf dem Eiſe lagen, daß man hier wirklich am Meere ſey. Das Meer hatte, ſo weit man mit Ferngläſern ſehen konnte, viele Inſeln und Untieſen, und das Eis war nur drey Viertel Engliſche Meile vom Ufer und rund um die Inſeln und Sandbänke aufgethaut. Es war 1 Uhr Morgens am 18ten Junius, als Herr Hearne mit dieſen Beobachtungen fertig wurde, (man weiß daß die Sonne in hohen Breiten um dieſe Jahrszeit, immer ziemlich lange über dem Horizonte ſteht.) Jezt kam ein Nebelwetter mit feinem Regen; und Herr Hearne trat die Rückreiſe an, ohne auf gutes Wetter zur Beobachtung der Breite zu warten, indem er ſich auf die

gen weiter als zum ein und achtzigſten Grade der Breite gegen den Nordpol zu dringen. Aber von Cook war
man

Beobachtungen in Conge-catha-wha-Chaga, und die ſeitdem zurückgelegte Länge und Richtung des Weges verlaſſen konnte, und gewiß war, daß die Breite von 72° die ſeine Charte angiebt, nicht mehr als höchſtens ½ eines Grades unrichtig ſeyn könne. Nach dieſer Charte, welche auch bey der zu Cooks letzter Reiſe entworfenen Generalcharte benutzt worden iſt, wo man Hearnes Reiſeroute nachſehen kann, liegt die Mündung des Copper-mine-Fluſſes 25° der Länge weſtlich von dem Poſten der Compagnie, von dem er zuerſt abgereiſet war, und wohin er erſt am 30ſten Junius 1772 zurückkam. Die Hudſonsbay-Compagnie hat ihn ſeitdem zum Gouverneur des Fort Prince of Wales ernannt, um ihm für die unſägliche Mühe und das Elend, welches er auf dieſer neunzehn Monat langen Reiſe ausgeſtanden hat, eine Belohnung zu geben. Sein Tagebuch wünſchte man gedruckt zu ſehen, denn es enthält eine ungeſchmückte Darſtellung der Lebensart der dortigen Wilden, ihrer kümmerlichen Nahrung, ihres außerordentlichen Elends, indem ſie, ohne eine feſte Wohnung zu haben, die öden Wüſteneyen durchirren, und auf den gefrorenen Seen jenes weitausgebreiteten Landes umherziehen, wo Hr. Hearne gegen 1300 Engliſche Meilen, bis ans Meer, gegangen iſt, und wo die Compagnie, fünfhundert Engliſche Meilen landeinwärts, in 53° 0′ 32″ N. Br. und 106° 27′ 30″ W. L. einen Handelsposten, Namens Hudſons-Haus, unterhält. Der Herausgeber von Cooks letzter Reiſe, Dr. Douglas, der dieſe Nachricht mittheilt, hat uns aus Hearnes Tagebuch einen Zug aufbewahrt, der zwar dieſe lange Anmerkung noch etwas verlängern wird, aber ſeiner Stelle wohl werth iſt. „Auf dem Rückwege, am 11ten Januar 1772, gingen die Indianer auf die Jagd. Einige fanden die Spur eines Schneeſchuhes, gingen ihr nach und kamen endlich in eine kleine Hütte, wo ein junges Weib einſam ſaß. Sie ſchleppten ſie nach ihren Gezelten, und erfuhren von ihr, daß ſie zu den weſtlichen Hunds-Rip-
pen

man gewohnt, daß er auch da, wo andere Schiffer von Unmöglichkeiten ſprachen, nicht lange ſpekulirte, ſondern

---

pen- (Dog-Ribb'd) Indianern gehörte, und im Sommer 1770 von den Arathapeſcau-Indianern gefangen genommen wäre. Im Sommer 1771, hätten ſich die letztern dieſer Gegend genähert, da ſie denn von ihnen entlaufen wäre, in der Abſicht nach ihrem Lande zurückzugehen. Weil dies aber ſo weit entlegen, und ſie als Gefangene die ganze Strecke in Kähnen, über Flüſſe und Seen, die ſich verſchiedentlich krümmten, gekommen wäre, ſo hätte ſie den Weg vergeſſen, und vom Herbſte an in dieſer kleinen Hütte gewohnt. Nach der Zahl der Monden zu urtheilen, mußte ſie im Julius von den Arathapeſcaus entkommen ſeyn, und hatte ſeit der Zeit keinen Menſchen geſehen. Demungeachtet wußte ſie ſich ſehr gut zu verköſtigen, indem ſie Kaninchen, Rebhühner und Eichhörner in Schlingen fing, und war ſehr geſund und wohl beleibt. Von ächten Nordamerikaniſchen Indianerinnen habe ich nicht leicht eine ſchönere geſehen. Ihre Schlingen machte ſie von zuſammengedrehten Sehnen der Kaninchenbeine, und das Fell dieſer Thiere diente ihr zu einem netten, warmen Winteranzug. Als ſie entlief, hatte ſie weiter nichts mitgenommen, als ein fünf Zoll langes Stück von einem eiſernen Tonnenbande, zum Meſſer, einen Stein, der ihr den Feuerſtahl erſetzte, nebſt andern harten Kieſeln, Zunder, und was zum Feueranmachen gehört; imgleichen ein anderthalb Zoll langes Stück vom Widerhaken eines Pfeils, woraus ſie ſich einen Pfriem gemacht hatte. Sie war noch nicht lange bey den Gezelten angekommen, ſo ſtellten etwa zehn Kerle ein Ringen an, um zu entſcheiden, weſſen Frau ſie werden ſollte. Sie erzählte auch, die Arathapeſcaus hätten ſich in der Nacht ihrer Gefangennehmung, an ihre Gezelte geſchlichen, und die ſämmtlichen Einwohner bis auf ſie und drey andere junge Weiber umgebracht. In demſelben Zelte mit ihr befanden ſich ihr Vater, ihre Mutter und ihr Mann, die alle ums Leben kamen. Unentdeckt nahm ſie in der Nacht, als Gefangene, ihr Kind von fünf Monden, in ein Bündel ihrer Kleidung gewickelt, mit ſich.

mit erfahrnem Muth, mit Geſchicklichkeit und Beurtheilungskraft die Hand ans Werk legte, verſuchte und ausführte, was ſchwächeren Vorgängern unerreichbar ſchien. Es fehlte überdies auch nicht an Zeugniſſen, daß mancher Wallfiſchjäger ehedem ungleich weiter als Phipps im Norden fortgekommen und ſelbſt dem Pol ſehr nahe geweſen ſey. Wie natürlich alſo, daß mit ſo hoch geſpannter Erwartungen, die längſt entſchlafenen Handelsideen und alle Hofnungen, die Schätze Aſiens auf einem

---

Allein bey Tagesanbruch kamen ihre Räuber mit ihr an den Ort, wo ſie ihre Weiber zurückgelaſſen hatten, die ſogleich über das Bündel herfielen, das Kind fanden, und es auf der Stelle erwürgten. So ſchauderhaft dieſe Scene ſelbſt in der Erzählung war, ſo lachten doch meine Indianiſchen Begleiter nur darüber. Ihr Land, fuhr ſie fort, ſey ſo fern, daß ſie vor ihrer Gefangennehmung kein Eiſen geſehen hätte. Ihre Landsleute machen ſich Beile und Meiſſel aus Hirſch- (Elends-) Geweihen, und Meſſer aus Stein oder Knochen.. Ihre Pfeile haben Spitzen von Schiefer, Knochen oder Horn, und zum Schnitzen in Holz brauchen ſie Biberzähne. Oft hätten ſie zwar gehört, daß die öſtlichen Völker beſſere Werkzeuge (von den Engländern) erhielten; ſie dürften ſich aber nicht zu dieſem Handel zudrängen, ſondern müßten ſich vielmehr, aus Furcht vor den Arathapeſcau-Indianern, die Winter und Sommer, Jahr aus Jahr ein, ſchreckliche Niederlagen unter ihnen anrichteten, immer weiter zurückziehen.“ (Aus Hrn. Hearnes Handſchrift.) Es verdient hier kaum noch angemerkt zu werden, daß das Engliſche Admiralitätscollegium im Sommer 1776 den Lieutenant Pickersgill, und im folgenden Sommer den Lieutenant Young, mit dem kleinen Fahrzeuge, Lion, (der Löwe) in die Baffinsbay ſchickte, um gewiſſermaßen Cooks Entdeckungen zu unterſtützen, oder ihm entgegen zu kommen. Allein keiner von beyden kam in die Baffinsbay, geſchweige weiter.

kürzeren Wege zu gewinnen, bey der geſetzgebenden Macht eines großen Handelsſtaats von neuem erwachten! Das Brittiſche Parlament erneuerte eine Akte vom Jahr 1745, welche den Entdeckern einer Durchfahrt durch Hudſonsbay eine Belohnung verhieß, und dehnte ſie auf die Königliche Flotte aus, die man damals ausgeſchloſſen hatte. Zwanzigtauſend Pfund Sterling (120,000 Rthlr.) ſollten den Entdeckern einer nördlichen Durchfahrt aus dem Atlantiſchen Meer ausgezahlt werden, und fünf tauſend (30,000 Rthlr.) denen, die ſich zuerſt dem Nordpol bis auf Einen Grad nähern würden. Auch ward die Durchfahrt nicht, wie dazumal, auf die Hudſonsbay eingeſchränkt; ſondern man überließ jetzt den Abentheurern die Wahl, auf welchem Wege ſie nach dem Preiſe ſtreben wollten. Auf den erſten Ruf ſeiner Obern verließ Cook den friedlichen Aufenthalt, wo ſein noch immer reger Geiſt nicht länger feyern mochte. Nichts konnte aber auch für einen Mann von edlem Selbſtgefühl, wie Cook, belohnender ſeyn, als dieſer Auftrag, der gleichſam ſeine Ueberlegenheit eingeſtand, und dies Bekenntniß einer Klaſſe von Menſchen abnöthigte, die ſelten mit guter Art ein Lob ertheilen. Man hatte tief gefühlt, daß Cooks Erfahrung und Geſchicklichkeit zur Ausführung eines ſo wichtigen als ſchweren Unternehmens unentbehrlich ſey.

Mit der Aufſuchung einer nördlichen Durchfahrt, verband man noch die Zurückſendung Omai's, eines Mannes aus den Societätsinſeln, der mit dem Capitain Furneaux ein Jahr vor uns nach England gekommen war. Verſchwenderiſch, aber planlos, hatte man ihn mit Koſtbarkeiten, Spielwerken und den üppigen Thorheiten eines Volks, das auf der höchſten Stufe der Verfeinerung ſteht, zur Rückkehr in ſein Vaterland, deſſen Sitten noch ſo einfach ſind, ausgerüſtet. Ein glücklicher Gedanke, mit ihm zugleich die brauchbaren Hausthiere und einige Gewächſe des alten Welttheils ins Südmeer zu verpflanzen, befriedigte indeß die mäßigen Wünſche des Menſchenfreundes, dem das Glück ſeiner Brüder in jedem Erdenwinkel Freude macht. Dieſer Gegenſtand, und die Wichtigkeit der Durchfahrt hatten die Gemüther ſo ſehr beſchäftigt, daß man bey einer Entdeckungsreiſe, wo Naturforſcher vielleicht brauchbarer als je geweſen wären, nicht daran dachte, einen Gelehrten in dieſer Abſicht mitgehen zu laſſen, obgleich ein Aſtronom und ein Maler mitgeſchickt wurden. In der That war es ſo ſehr auf die bloße Entdeckung der Durchfahrt in kaufmänniſcher Hinſicht abgeſehen, daß man in dem geheimen Verhaltungsbefehl, der Würde des Entdeckers uneingedenk, ihm ſogar ausdrücklich gebot, ſich, im Fall er neue Inſeln fände, mit ihrer Unterſuchung nicht aufzuhalten, und an der Küſte von Amerika ſüdwärts vom fünf und ſechzigſten Grade der Breite keine Zeit zu verlieren. Ja, ſo brennend war die Begierde, dieſes Lieblingsprojekt nun endlich ausgeführt zu ſehen, daß man den Wunſch zu äußern wagte, Cook möchte binnen Jahresfriſt ſich in der Durchfahrt befinden *). Doch der Geiſt dieſes großen Mannes blieb ſich auf ſeiner letzten Reiſe gleich, und ſeine Neigung das Reich der menſchli-

---

*) Man ſehe die geheimen Verhaltungsbefehle.

chen Kenntniſſe zu erweitern, band ſich nicht an eine unedle Vorſchrift. Es war noch kein volles Jahr ſeit ſeiner Rückkehr von der zweyten Reiſe verfloſſen, als er am 12ten Julius 1776 mit der Reſolution, ſeinem vorigen Schiffe, unter Segel ging. Am Vorgebirge der guten Hofnung ſtieß Clerke mit der Discovery zu ihm, und nunmehr ging der Lauf oſtwärts durch das Südindiſche Meer, wo Kerguelen und Marion, zwey Franzöſiſche Seefahrer, in den Jahren 1771 und 1772 zwiſchen 46 und 48 Graden ſüdlicher Breite einige wüſte, felſichte Inſeln entdeckt hatten, die Cook jetzt wieder fand. Ueber Van Diemens Land und Neuſeeland ſchifte er dem ſtillen Meere zu, entdeckte einige neue Inſeln, und kam zuerſt, da er Taheiti nicht erreichen konnte, ohne das Leben der dahin beſtimmten Thiere aufs Spiel zu ſetzen, nach der Gruppe der Freundſchaftlichen Inſeln, die er jetzt noch weit genauer als zuvor kennen lernte, und von deren Einwohnern er die wichtigſten Bemerkungen für den Menſchenkenner ſammelte. Mit der Reiſe von dieſem Erfriſchungspunkte nach O-Taheiti, und mit dem Aufenthalt daſelbſt und in den übrigen Societätsinſeln, wo er ſeinen Mündel Omai im Beſitz aller ſeiner Engliſchen Reichthümer zurückließ, ging das Jahr 1777 zu Ende. Noch im December ſegelte Cook über den Aequator, und bereits am 18ten Junuar des folgenden Jahres fand er die weſtlichen Inſeln einer neuen Gruppe, die unter dem nördlichen Wendekreiſe liegt und in der Folge den Namen der Sandwichsinſeln erhielt. Nachdem er dieſe Entdeckung berichtigt und ſeinen Waſſervorrath hier ergänzt hatte, eilte er an die Küſte von Neu-albion, (wie jener Theil von Nordamerika ſeit Drakens Schiffahrt heißt,) die er im 45ſten Grad der Breite zuerſt erblickte. Nach vielen Stürmen fand er im funfzigſten Grad einen Hafen, von den Eingebohrnen Nutka genannt, wohin er ſeine Zuflucht nahm. Sobald er wieder in See ging, hatte er neue Stürme, die ſeine Schiffe bis zum ſechzigſten Grad der Breite vom Lande entfernt hielten. Hier ändert es endlich ſeine Richtung, bildet einen Buſen, und geht ſtatt nordwärts, wie bisher, auf einmal weſtſüdweſtwärts fort. Cook folgte nun, mit ſeiner bekannten Unerſchrockenheit und ſeinem feſten Beharren, jeder Krümmung der Küſte. Unter vielen Bayen und Häfen, die er entdeckte, zeichnen ſich an Umfang des Prinzen-Wilhelms-Sund, und noch ein großer Buſen aus, der ſeines Entdeckers Namen bekam. Endlich umſchifte er, nach einigen Augenblicken der kritiſchen Gefahr, wo ihm Nebel und Klippen zugleich den Untergang droheten, die lange Halbinſel Alaska, und ging an der Inſel Unalaſchka, dem Handelspoſten der Ruſſiſchen Pelzhändler, vor Anker. Die Küſte von Amerika, welche in dieſer Gegend wieder nordwärts geht, und einen großen Meerbuſen im 64° der Breite umgiebt, verfolgte er mit der ihm eigenen Kunſt, indem er oft Gefahr lief, auf den unzähligen Untiefen des dort ſehr ſeichten Meeres zu ſtranden. Am neunten Auguſt erreichte er die weſtlichſte Spitze des ganzen Amerika, und nannte ſie das **Vorgebirge des Prinzen von Wales**. Sie liegt in 65° 46′ der nördlichen Breite, und bildet zugleich die öſtliche Gränze einer Meerenge, welche die alte und neue Welt ſcheidet. Bering, ein würdiger Seeofficier in Ruſſiſchen Dienſten, hatte dieſe Meerenge zuerſt erreicht, und Cook zeichnete jetzt, um das Andenken dieſes braven Vorgängers zu verewigen, hier die Beringsſtraße in ſeine Charten. Die Durchfahrt war nunmehr zur Hälfte ſchon errungen, und die Hofnung alle Schwierigkeiten vollends zu beſiegen aufs höchſte geſpannt, als am 17ten im ein und ſiebzigſten Grad der Breite, das Eis in Geſtalt eines undurchdringlichen Feldes allen weitern Fortgang nach Norden, ſowohl längs der Amerikaniſchen als der Aſiatiſchen Küſte vereitelte, und überdies, da es beſtändig ſüdwärts fortrückte, die Schiffe mehr als einmal in die augenſcheinlichſte Gefahr brachte, an den ſeichten Ufern zu ſcheitern. Cook muſste alſo, wenigſtens für dieſes Jahr, dem Vorhaben hier durchzukommen, entſagen, und ſich begnügen, die Küſten und Inſeln dieſer Gegend, genauer aufzunehmen, und den letzten Reſt geographiſcher Irrthümer, welche aus den verworrenen Nachrichten Ruſſiſcher Matroſen und unkundiger Kaufleute entſtanden waren, vollends aus dem Wege zu räumen. Nachdem er dieſem Geſchäfte noch den Ueberreſt der herbſtlichen Jahreszeit gewidmet und insbeſondere die ſo ſehr vervielfältigten Aleyutiſchen Inſeln auf ihre wahre Anzahl zurückgebracht hatte, fiel ſein raſtloſer Entdeckungstrieb darauf, mit der Unterſuchung der neu entdeckten Sandwichsinſeln den langen Zwiſchenraum von ſieben Wintermonaten auszufüllen, die nunmehr vorübergehen mußten, ehe er ſich dem Nordpol wieder nähern durfte. Wer an ſeiner Stelle hätte nicht lieber in Kamtſchatka von den Mühſeligkeiten der bisherigen Fahrt ausgeruht? Aber wer, dürfen wir fragen, hätte nach allem, was wir biſher von Cook erzählt haben, auch nur vermuthen können, daß Er einer ſolchen Unthätigkeit fähig ſey? Selbſt gewöhnliche Menſchen verläugnen ihren Charakter nicht, wenn kein überwiegendes Intereſſe die andere Schale ſenkt: vielweniger der wirklich große Mann, deſſen Stolz und Beruhigung es iſt, in allen Fällen nach dem Antrieb ſeines Herzens zu handeln. Cook folgte dieſem inneren Führer; aber zum letztenmal; denn die intereſſanteſte Entdeckung im Südmeer koſtete ſein unerſetzliches Leben.

Nach dem unglücklichen 14ten Februar führte Clerke, wiewohl ſchon ſichtbarlich dem Tode nahe, die Entdeckungsreiſe, von den Sandwichsinſeln zurück, noch einmal gegen Norden an. Vom Hafen St. Peter und Paul in Kamtſchatka wo er anlegte, ging er durch die Beringsſtraße und verſuchte die nördliche Durchfahrt. Allein das Eis ſtellte ſich auch ihm als eine unüberwindliche Mauer entgegen, und zwang ihn nach vielen vergeblichen Bemühungen zum Rückzug. Ehe er noch in Kamtſchatka wieder eintreffen konnte, ſtarb er mit dem heitern Bewußtſeyn einer getreuen Nachfolge in den Grundſätzen des großen Befehlshabers, deſſen Zögling er geweſen war. Gore und King führten von Kamtſchatka die Schiffe, über China und das Vorgebirge der guten Hofnung, am 22ſten Auguſt 1780 nach einer Abweſenheit von mehr als vier Jahren zurück.

Außer den Berichtigungen im Südindiſchen und ſtillen Meere, welche keinesweges unbeträchtlich ſind, außer der Entdeckung mancher neuen Eilande zwiſchen den Societäts- und Freundſchaftsinſeln, wird dieſe

Reiſe durch die wichtige Auffindung der Sandwichsinſeln, und die Beſchiffung der Nordweſtküſten von Amerika in einer Strecke von mehr als zwölfhundert Seemeilen jederzeit ihren Werth behaupten. Cook hatte während derſelben, wie auf ſeiner erſten Reiſe, wieder mehr Land entdeckt und aufgenommen, als je ein anderer vor ihm. Ich läugne nicht, daß ſeine aſtronomiſchen Kenntniſſe, und die Vervollkommnung dieſer Wiſſenſchaft überhaupt, in ſo fern man ſie in unſern Zeiten auf die Schiffahrt anzuwenden gelernt hat, ihm das große Geſchäft erleichtern halfen: allein wie zahlreich, ja wie allgemein ſind die Beyſpiele nicht, wo der Seefahrer auch die Mittel, die er wirklich in Händen hatte, ungenutzt liegen ließ, weil es ihm an Fleiß, an Muth, an Gedult, an Vorſicht, an Gegenwart des Geiſtes, und vor allem, an der Haupteigenſchaft des Entdeckers, am innern Forſchungstriebe gebrach? Die Küſte, die nicht Gold und Silber zeigte, oder einen Reichthum ſeltner Naturprodukte darbot, blieb unerforſcht, wenn ſie auch oft befahren ward.

Cooks letzte Reiſe vollendete gleichſam die Kenntniß von Amerika, die bis dahin ſo unvollkommen geweſen war, und zu ſo vielen Träumen von ſchifbaren Durchfahrten Anlaß gegeben hatte. Was jetzt im äußerſten Norden unbeſchift geblieben iſt, möchte dem Europäiſchen Durſt nach Kenntniſſen wohl noch lange verholen bleiben, weil es des Eiſes wegen nicht befahren werden kann. Allein wenn gleich die Hofnung jenes kürzeren Weges nach Indien, den man durchs Eismeer finden wollte, nunmehr gänzlich verſchwunden iſt, ſo behält doch die Entdeckung der ganzen nordweſtlichen Gegend von Amerika, vom Nutka-Sunde bis zur Halbinſel Alaska, ſelbſt für den Handel die größte Wichtigkeit; weit mehr vielleicht, als wenn es unſerm Seemann gelungen wäre, ſich zwiſchen Eisfeldern und Sandbänken hindurch einen Rückweg aus dem Kamtſchatkiſchen Meere ins Eismeer zu bahnen, auf welchem doch hernach kein anderer es hätte wagen dürfen, nach Indien zu ſchiffen. Uebrigens iſt es für die Geographie ſo wichtig, als für Berings Andenken rühmlich, daß Cook die Meerenge zwiſchen Aſien und Amerika gerade an der Stelle fand, wo jener ſie zuerſt angegeben hatte. Wie viele Schriftſteller, die ihren Lieblingsideen blindlings nachhingen, hatten nicht ſchon Berings Entdeckungen verdächtig zu machen geſucht, und dem ruſſiſchen Reiche etwa zwanzig Grade der Länge von ſeinen öſtlichen Wüſteneyen ſtreitig gemacht, um nur Raum genug zwiſchen beyden Welttheilen zu laſſen oder mit dem neuen nach Gutdünken ſchalten zu können! Einige der hitzigſten ließen ſich ſogar verlauten, daß man in Rußland durch erdichtete Nachrichten die Welt gefliſſentlich zu hintergehen ſuche, um deſto ungeſtörter gewiſſe politiſche Endzwecke erreichen zu können. Es herrſchte zwar in dieſer Aeußerung der Freyheitsgeiſt, der wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen geziemt; allein das edelſte Geſchenk einer republikaniſchen Erziehung, die Freymüthigkeit, wird entehrt, wenn Mangel an Beurtheilung oder kurzſichtiges Vorurtheil ſie begleitet. Jener Vorwurf konnte am wenigſten diejenigen treffen, die lediglich aus gar zu großer Bereitwilligkeit, die erſten Nachrichten vom neuen nordiſchen Archipelagus mitzutheilen, in der Lage dieſer Inſeln beynahe um zehn Grade der Breite irrten. Spanien hätte ihn eher verdient, welches ſeine Reiſen ins ſtille Meer nach Taheiti, und längs der Küſte von Amerika über Californien hinaus, ſorgfältig verheimlicht. Indeß iſt ein Tagebuch von der letztern, unter Don Bruno de Heceta, im Jahr 1775 veranſtalteten Reiſe in England ans Licht gekommen *), deſſen Verfaſſer, Don Franciſco Antonio Maurelle, ſich viel darauf zu gute thut, daß er bis zum acht und funfzigſten Grade der Breite gekommen iſt. Auf dieſer und einer noch früheren Spaniſchen Fahrt wurden an der Küſte, die Cook der Stürme wegen vermied, einige Häfen entdeckt; und ſo ſcheint das kleine Fünkchen des Entdeckungsgeiſtes, welches die unſterblichen Bemühungen dieſes Mannes auch in jener in Lethargie verſunkenen Nation angezündet hatten, nicht ganz verloren gegangen zu ſeyn.

Wenn man ſeine drey großen Reiſen in Verbindung mit einander betrachtet, ſo machen ſie ein Ganzes aus, welches alle unbekannten Regionen der Geographie, ſo weit ſie Schiffen zugänglich waren, in ſich begreift, und zuverläſſige Entdeckungen, die ſich in Norden und im Süden über den ſiebzigſten Grad erſtrecken, an ihre Stelle ſetzt. Künftig können einzelne Inſelchen im ſtillen Meere entdeckt, die Lagen einiger früher geſehenen beſtimmt, und in Neuſeeland, Neuholland, und Neualbion Plane von

---

*) S. Barrington's Miſcellanies p. 508. Geſchichte der Entd. und Schiffahrten im Norden. S 521. Von den Spaniſchen Reiſen nach O-Taheiti habe ich im Gött. Magazin 1 und 3 St. des 1 Jahrg. eine authentiſche Nachricht aus dem Spaniſchen mitgetheilt.

Häfen aufgenommen werden, die Cook entweder nicht beſucht, oder deren Eingang er nur angegeben hat; allein Entdeckungen von großem Umfang können nicht mehr Statt finden, und der Erdball iſt nunmehr von einem Ende zum andern bekannt. Wer einen Blick auf die Charte wirft, und die Veränderung in der Erdkunde bemerkt, die Eines Mannes Forſchbegier bewirkte, wird der noch einen Augenblick zweifeln können, daß unſer Jahrhundert ſich in ſeiner Größe mit jedem Zeitalter meſſen darf?

2. Anordnung.

Es iſt an ſich ſchon ein großes Schauſpiel, wenn ein Mann von Cooks thätigem durchdringenden Geiſte auftritt, und in dem kurzen Zeitraum von zehn Jahren die Kinder und die Erwachſenen des geſitteten und des rohen Welttheils ſeinen Namen mit Bewunderung nennen lehrt. Je mehr man ſich aber mit in das Ganze menſchlicher Angelegenheiten verwebt, und dieſe mit ſich verbunden fühlt, je inniger man an den größeren Ereigniſſen Antheil nimmt, von denen man Einfluß auf die jetzt lebenden und künftigen Geſchlechter der Erde erwartet; deſto wichtiger und intereſſanter wird es, den Gang eines großen Geiſtes näher zu betrachten, inſofern die Urſache der Begebenheiten, die ſich nur durch ihn ereigneten, auch großentheils in ihm zu ſuchen iſt. Unternehmungen von ſo großem Umfange, wie Cooks Entdeckungsreiſen, deren genauer Zuſammenhang am Tage liegt, und deren Begebenheiten ſich unmittelbar auf einander beziehen; Unternehmungen, wo ein Schritt den andern vorbereitete, und jede Entdeckung ſogleich angewendet werden konnte, um neue darauf zu gründen, können ihren glücklichen Erfolg nur einem wohldurchdachten Plane verdanken. Ich rede nicht von einem Reiſeplan, wie ihn der Miniſter auf der Charte entwirft. Was iſt leichter, als dort die unerhörteſten Laufbahnen vorzuzeichnen, wo die goldne Reißfeder an keiner Klippe ſcheitern kann, und der papierne Ocean keine Wellen ſchlägt! Wer einigermaßen merkt, was zur zweckmäßigen Ausführung einer wahren Entdeckungsreiſe gehört, wird ſich bald von dieſem Zeichner wegwenden, um den Mann aufzuſuchen, der die Seele des ganzen Unternehmens iſt, der alles ſelbſt thut und mit eigenen Augen ſieht, der die Zukunft durchdringt und Begebenheiten berechnet, der aber auch, mitten unter den zahlloſen Geſchäften, denen er ſeine Zeit und ſeine Denkkraft widmen muß, im prüfenden Augenblick der Entſcheidung, ſein ſelbſt ganz mächtig, mit feſter Hand das Ruder führt.

Man müßte ſelbſt ein zweyter Cook ſeyn, um die Anordnung einer Entdeckungsfahrt ſo nachzubilden, wie er ſie ſich dachte. Hier können alſo nur einige Elementarſtriche den richtigen Geſichtspunkt bezeichnen, aus welchem man den auſſerordentlichen Seefahrer beurtheilen muß, um den Werth desjenigen, was er geleiſtet hat, in ſeiner ganzen Größe zu erkennen, und nicht, wie wohl zuweilen aus Uebereilung geſchah, mehr als die Billigkeit erlaubt, von ihm zu fordern. Schon Bougainville beklagte ſich, daß ihn ſeine Landsleute nicht immer bloß mit müßigen Fragen gequält, und keine Antwort abgewartet, ſondern daß ſich auch Spötter gefunden hätten, denen es unbegreiflich vorgekommen wäre, wie man die Welt umſchifft haben könne, ohne in China geweſen zu ſeyn. Doch dieſen mißlungenen Spott verzeiht man einem Volke gern, das ſeine Fehler durch Witz wieder gut macht. Wir kennen ähnliche Beyſpiele von vorſchneller, doch unſchädlicher Fragſeligkeit, und haben ernſthaft geantwortet, wenn man uns ernſthaft fragte: „ob die Inſel Otaheiti zum feſten Lande gehöre?“ und „auf welcher von ſeinen Reiſen Cook geſtorben ſey?“ Wir kennen aber auch eine Klaſſe von beiſſenden Fragern, welche ſich von den Franzöſiſchen eben ſo unterſcheiden, wie unſere Ariſtarchen jenen an Vielwiſſerey überlegen ſind, und ſich dünken laſſen, Horazens *nil admirari* ſey für ſie eine Vollmacht, alles Große verkleinern zu dürfen. Sie, die Weiſen unſres Jahrzehends, wiſſen alles beſſer, denn ſie wiſſen alles voraus, und ſpotten des Entdeckers, dem dieſe hehre Divinationsgabe fehlt. Sie hätten überall mehr Klarheit und Gewißheit verbreitet; von allem hätte man durch ſie erfahren, was ſie — zuvor gewußt, und ſo wie ſie es verlangt, geſehen haben würden. Sie wären von ihren Entdeckungen nicht ſo frühzeitig hinweggeeilt, ſie hätten nicht ſo manche ſchöne Gelegenheit verſäumt, nicht ſo vieles unergründet gelaſſen; ſie hätten mehr und größere Dinge geleiſtet, mit Einem Wort, es klüger gemacht, als der gute Cook. Bey dieſen und ähnlichen Verweiſen, welche die Philoſophie im Lehnſtuhl dem Ent=

decker ertheilt, muß er freylich betroffen ſchweigen, oder höchſtens dem Dichter ganz leiſe nachſprechen:

> *— ad haec ego naribus uti*
> *formido.*

Statt aller Antwort, wollen wir unſere Leſer an Bord führen, um ſie dort mit einigen nautiſchen Verhältniſſen bekannt zu machen.

Die Wahl der Schiffe, die zu langen und gefährlichen Reiſen die tauglichſten ſind, iſt das erſte in der Reihe der Anſtalten, wodurch ein Mann wie Cook für den guten Ausgang ſeines Vorhabens ſorgt. Byron und Wallis, als wirkliche Capitains in der Flotte, hätten es erniedrigend oder wenigſtens höchſt ungemächlich gefunden, ein geringeres Kriegsſchiff als von vierzig Kanonen zu führen. Für den Entdecker ſind indeß die Schiffe von dieſem Range in mehr als einem Betracht ſehr unbequem. Ihre Beſatzung, die an vierhundert Mann ſtark ſeyn muß, richtet kaum ſo viel aus, als in einem kleineren Schiffe der vierte Theil, und läßt ſich weder ſo ſchnell überſehen, noch ſo leicht regieren. Von den Erfriſchungsorten, die Cook zu ſeinen Abſichten vortreflich, und ſeinem Schiffsvolke angemeſſen fand, wären die meiſten unzureichend für die Bedürfniſſe einer zahlreicheren Mannſchaft geweſen, und ſchon um dieſer einzigen Urſach willen, hätte er in einem größeren Schiffe ſeinen Endzweck verfehlt. Selbſt der Mundvorrath, der von England mitgenommen wird, kann wegen der Bauart jener größeren Fahrzeuge, die zu ſchnellen Evolutionen, zum Angriff und andern Abſichten des Seekrieges eingerichtet ſind, nicht in gehöriger Menge geladen werden, um eine langwierige Fahrt zu geſtatten. Daher eilten Cooks Vorgänger, ihren Kreislauf um die Erde innerhalb zweyer Jahre zu vollenden, anſtatt, wie Er, den Namen Entdecker verdienen zu wollen. Ihn aber hatte die Erfahrung zu dieſen Vorbegriffen geleitet, die einem gewöhnlichen See-Capitain auf ſeiner Station, es ſey im Kriege oder Frieden, um ſo weniger einfallen können, da ſeine Flotte jederzeit durch eigene Proviantſchiffe verſorgt werden muß. Die Fahrzeuge, welche in England zum Küſtenhandel, und hauptſächlich zum Transport der Kohlen aus Northumberland nach London beſtimmt ſind, müſſen nicht nur ſehr geräumig ſeyn, um ihren Eigenthümern größern Vortheil zu bringen, ſondern auch wegen der ſtürmiſchen, mit Sandbänken ganz beſäeten Nordſee einen vorzüglich runden, oder vielmehr nach unterwärts platten Bau, und, in der Zuſammenfügung, große Stärke haben, um bey dem oft unvermeidlichen Stranden, leicht und unbeſchädigt wieder flott werden zu können. Dieſe Art Schiffe, deren Vorzüge Cook am beſten kannte, weil er ſelbſt darin lange Zeit mit der mühſamen und gefährlichen Küſtenſchiffahrt, und mit dem Anblick von Schreckniſſen, die ſonſt der beherzteſte Seemann flieht, vertraut geworden war, ſuchte er ſich zu ſeinen großen Unternehmungen aus, weil er gewiß überzeugt war, daß man ſich in unbekannten Meeren ihnen ſicherer anvertrauen könne, als allen Kriegsſchiffen und Fregatten. Bey einer ſolchen Wahl genoß er überdies den weſentlichen Vortheil, ſo manche ſeichte Meeresgegend befahren, und in manchem Hafen Schutz finden zu können, welche ein Schiff, das tiefer im

Waſſer

Waſſer gegangen wäre, durchaus hätte vermeiden müſſen.

Cook ließ den Boden ſeiner Schiffe nicht mit Kupferplatten beſchlagen, womit man den Wurmfraß zu verhüten, und den Gang des Schiffes zu beſchleunigen glaubt; denn man will bemerkt haben, daß die Fiſche ſich von ſolchen mit Kupfer beſchlagenen Schiffen entfernen; und Cook war es weit mehr darum zu thun, ſeinen Leuten keine Gelegenheit zu Erfriſchungen zu rauben, als ein Paar tauſend Schritte mehr in einer Stunde zu laufen. Doch auch außer dieſer Bedenklichkeit, von der es noch nicht ausgemacht iſt, ob ſie wirklich gegründet ſey, bewog ihn eine wichtigere Urſache, den Gebrauch des Kupfers zu vermeiden. Es iſt wahr, daß ſich auf einem kupfernen Boden kein Meergras, keine Eichelmuſcheln oder Seetulpen anſetzen, und alſo die glatte Oberfläche die Wellen leichter durchſchneidet, und ein ſchnelleres Segeln bewirkt; allein allmählig frißt das Kupfer die eiſernen Ruderangeln an, und bringt dadurch das Schiff in weſentliche Gefahr; denn ohne Ruder kann es nicht geſteuert werden, und doch läßt ſich, in offener See, der Schaden nicht ausbeſſern. Anſtatt des Kupfers, bediente ſich Cook einer Art kleiner eiſerner Nägel, mit breiten Köpfen, welche er dicht neben einander in die Haut oder äußere Bedeckung des Schiffbodens einſchlagen ließ. In kurzer Zeit überzog der Roſt die kleinen Zwiſchenräumn zwiſchen den Nägeln, und ſicherte das Schiff vor Würmern ſo vollkommen, als es Kupferplatten nur immer hätten thun können.

Die Ausrüſtung der Schiffe, und die Menge ſowohl, als die Beſchaffenheit des Vorraths aller Art, beſchäftigten zunächſt die Aufmerkſamkeit des Capitains, ſo wenig auch dieſe Gegenſtände den gewöhnlichen Befehlshaber angehen, der ſein Schiff aus den Händen der Werft-Officianten völlig ausgerüſtet erhält, und es, wenigſtens in dieſem Falle, für überflüßig hält, mehr als ſeine Pflicht zu thun. Als Anſons Geſchwader im Jahr 1740 den Spaniern in Peru einen tödtlichen Streich verſetzen ſollte, mißlang der große Anſchlag durch die Schuld der zweckloſen Ausrüſtung: und dieſe gerechte Klage rechtfertigte den Admiral. Wären Cooks Unternehmungen aus einem ähnlichen Grunde geſcheitert, ohne Zweifel hätte man ihn ebenfalls von aller Schuld völlig freygeſprochen; allein ſein Name wäre dann ſchwerlich auf die Nachwelt gekommen. Ich brauche wohl nicht erſt zu fragen, welches von beyden größer iſt: einen Vorwurf von ſich abwälzen, oder ſeine Maaßregeln ſo ſicher nehmen, daß alles gelingt, und überhaupt kein Tadel Statt finden kann? In der That, wäre Cook nicht Kenner in dieſem Fache geweſen, hätte er nicht ſelbſt gewählt, und von jeder Art des Vorraths ſo viel als ihm nöthig dünkte, unter ſeinen Augen einſchiffen laſſen; wie hätte er auf drey- und mehrjährigen Reiſen, bey der Unmöglichkeit ſich wieder mit andrem zu verſehen, ſo vielen Stürmen und Wettern Trotz bieten können? Es iſt bekannt, daß die verſchiedenen Vorräthe eines Schiffs, welches zur Brittiſchen Flotte gehört, gewiſſen Officieren untergeben ſind. So hat der Equipagenmeiſter oder Lootſe (*Maſter*) die Oberaufſicht über die ganze Ladung. Der Oberbootsmann hat alles Tau- und Takelwerk, die Anker, die Segel und die Boote in Verwahrung; der Schiffszimmermann, den Holzvorrath und das Eiſengeräth, nebſt allem Zubehör; der Conſtapel die Kriegsmunition, der Wundarzt die Medikamente, endlich der Seckelmeiſter, (*purser*) und deſſen Schreiber die Lebensmittel und die Kleidungsſtücke. Die Befehlshaber, welche auf Entdeckungsreiſen gingen, verwalteten gemeiniglich das einträgliche Seckelamt ſelbſt. Allein auch dieſes war eine der nothwendigſten Einrichtungen, wodurch der glückliche Erfolg der Reiſen geſichert ward, der ſonſt von den guten oder ſchlechten Anſtalten dieſes Beamten abgehangen hätte. Ein umſtändliches Verzeichniß von allen einzeln mitgenommenen Artikeln würde uns zu weit führen, und ohne weitläuftigere Erläuterung zwecklos ſeyn. Hieher gehört nur noch die Bemerkung, daß in jedem Fache Cooks Erfahrung nicht nur über die Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit der gewöhnlichen Vorräthe entſchied, ſondern auch mehrere Veränderungen veranlaßte, und einige ganz neue, noch von keinem Schiffscapitain geführte Artikel in Gang brachte, welche ſeitdem zum Theil in der Flotte allgemein eingeführt worden ſind, zum Theil noch angenommen zu werden verdienten. Unter den beſondern Vorkehrungen aber, welche ganz ausſchließend für Entdeckungsreiſen gehören, verdient die folgende nicht ganz übergangen zu werden. Cook hatte auf ſeiner erſten Weltumſchiffung bemerkt, wie nützlich ihm ein kleineres Fahrzeug als ſein Schiff, bey der Unterſuchung einer beträchtlichen mit Untiefen umringten Seeküſte geweſen wäre; ja, er war überzeugt, daß im Fall die großen Schiffe ſo beſchädigt würden, daß die Rückkehr nach Europa in denſelben zu mißlich ſeyn möchte, dergleichen kleine Fahrzeuge ſogar zur Rettung der geſamten Mannſchaft dienen könnten. Dem zufolge hatte man ihm, auf der zweyten und dritten Reiſe, in jedem Schiffe einen kleinen Schooner *) mitgegeben, deſſen Holzwerk ganz fertig gezimmert war, und erforderlichen Falls nur zuſammengefügt zu werden brauchte. Die Maſten, das Tauwerk und die Segel dieſer Fahrzeuge, waren ebenfalls in England mit eingeſchifft worden; kurz, es fehlte nur an Gelegenheit, ſich ihrer wirklich zu bedienen.

Wenn man berechnet, welch einen großen Platz dieſe Fahrzeuge im Schiffe einnehmen müſſen, wenn man bedenkt, daß alle Vorrathskammern mit Sachen vollgepfropft ſind; daß auf dem Verdeck, zwiſchen dem großen und dem Fockmaſt, fünf große und kleine Boote ſtehen; daß die Seiten des Vordercaſteels mit ungeheuren Noth- und Buganker̄n und anſehnlichen Strom- und Flußankern gleichſam bedeckt ſind; daß der innere Raum voll vieler hundert Fäſſer iſt, wovon allein zuweilen ſechzig bis ſiebzig mit Waſſer, eben ſo viel mit Sauerkraut, und ungleich mehr noch mit gepökeltem Rind- und Schweinfleiſch, mit Mehl, Erbſen und Zwieback, auch viele mit Wein und Branntwein angefüllt ſind; daß eine Menge Steinkohlen theils als Ballaſt, um das Schiff gehörig ins Waſſer zu ſenken, theils zum täglichen Gebrauch in der Küche, im Tiefſten liegt; daß viele Kabeltaue, jedes hundert und mehr Klafter lang, und manches von der Dicke eines Schenkels, oben im Matroſenraume befindlich ſind: ſo erſtaunt man wahrlich, wie in einem Behält-

---

*) Ein Fahrzeug mit zwey Maſten, im gegenwärtigen Falle von zwanzig bis dreyßig Tonnen.

niß von vierhundert und achtzig Tonnen, deren jede vier und vierzig Quadratfuß hält, noch hundert und zwanzig Menſchen Platz finden, oder, wenn dies begreiflich iſt, wie ſie drey Jahre lang, bey unverdaulicher Koſt, bey ſteter Anſtrengung und allem Druck der härteſten Lebensart, geſund und gutes Muthes bleiben können! Vielleicht läßt ſich hier mit wenigen Worten zeigen, wie dieſe Beſatzung in dem ſchwimmenden Schloſſe vertheilt iſt.

Drey Maſten ruhen unmittelbar auf dem Kiele[*], und ſtreben hinter einander gerade in die Höhe. Der mittelſte und vordere (Haupt- und Fockemaſt), jeder mit ſeinen zwey Verlängerungen (Mars- und Bramſtengen), ſind ſiebzig bis achtzig Fuß hoch und unten etwa Mannes dick. Der hinterſte oder Beſaanmaſt iſt kleiner und hat nur Eine Verlängerung (die Kreuzſtenge). In ſchräger Richtung ſteigt vorn über dem Schiffsſchnabel das Bugſpriet, gleichſam als ein vierter Maſt hervor, der ebenfalls mit einer Verlängerung, (dem Clüverbaum) verſehen iſt. Die Maſten werden durch ſtarke Taue unterſtützt, welche theils nach vorn, theils nach den Seiten hin, vom Maſtkorbe herunter gehen, und im erſtern Falle Stage, im letztern aber, wo mehrere beyſammen ſind,

---

[*] Bey dieſer Beſchreibung nehme ich Rückſicht auf das Schiff, in welchem ich Cook auf ſeiner zweyten Reiſe begleitet habe, die Reſolution. Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß ich gefliſſentlich ſo viel Kunſtwörter als möglich vermieden habe, da dieſe Bſchreibung nur für den Land- und Städtebewohner beſtimmt iſt.

die Wände heißen, an denen man, auf queerübergebundenen Schnüren, welche die Sproſſen einer Leiter vorſtellen, hinausſteigen kann. Jede Verlängerung des Maſtes trägt ein viereckiges, und jeder Stag ein dreyeckiges Segel. Die Seiten des Schiffes ſteigen nach hinten zu ein wenig in die Höhe. Ueber dem ganzen Hintertheil liegt auf ſtarken Balken ein Boden von Planken, der bis zum Hauptmaſt geht. Dieſer Boden, oder in der Schifferſprache, dieſes halbe Verdeck, heißt auf Kriegsſchiffen das **Quarterdeck** (oder Verdeck der Officiere). Ein ähnliches halbes Verdeck liegt auf dem Vordertheile des Schiffs, zwiſchen dem Bugſpriet und dem Fockmaſt, und wird das **Vorder-Catteel** genannt. Ungefähr ſechs Schuh tiefer als dieſe halben Verdecke geht das eigentliche Verdeck, als ein vollkommener Boden, durch das ganze Schiff von einem Ende zum andern. Auf dem Theil deſſelben, der unter das Quarterdeck geht, wohnt der Capitain, deſſen Hauptzimmer (*ſtate room*) oder die große Kajüte, das Hintertheil des Schiffs in ſeiner ganzen Breite von etwa ſieben Schritten einnimmt, und zu beyden Seiten mit einem kleinen bedeckten Altan (*quarter gallery*) verſehen iſt. Vor dieſer Kajüte hat der Capitain ſein Schlafgemach, ein Vorzimmer und eine finſtre Vorrathskammer. Die große Kajüte iſt das einzige helle Zimmer im Schiffe, indem ſechs kleine Fenſter, jedes ungefähr drey Schuh hoch und zwey Schuh breit, nach hintenhinaus, dicht nebeneinander ſtehen. Vor dem Eingange zur Wohnung des Capitains bleibt der Platz in der Mitte frey, wo man aufs Quarterdeck hinauf und tiefer ins Schiff hinabſteigt; und nur zu beyden

Seiten ſind bretterne Verſchläge für den erſten Lieutenant, den Aſtronomen, den Equipagenmeiſter, und die Naturforſcher angebracht, die auch in dieſer Ordnung an Bequemlichkeit abnehmen, ſo, daß die letzten einen Würfel von ſechs Fuß vorſtellen, wo ein Bett, ein Kaſten und ein Schreibtiſch nur eben noch Platz für einen Feldſtuhl übrig laſſen. Das Fenſter dieſer Kajüte iſt eine Glasſcheibe von ſechs Zoll ins Gevierte, in einem ſtarken Rahmen, den man aber, aus Furcht vor Ueberſchwemmungen, nicht eher ausheben darf, als bis man ſich den Wendekreiſen nähert. Unter dem Halbverdeck des Vorder-Caſteels hat, rechts und links, der Bootsmann und der Zimmermann ſeine Kajüte, und zwiſchen ihnen iſt die Küche. Parallel mit dem Verdeck, nur etwa fünf Schuh tiefer, geht ein zweyter Boden durch das ganze Schiff, auf deſſen Hintertheil, zu beyden Seiten, die Kajüten des zweyten und dritten Lieutenants, des Lieutenants der Seeſoldaten, des Wundarztes und des Malers ſtehen. Zwiſchen denſelben bleibt ein großer Spielraum für die Barre oder das Heft des Schiffsruders, welches in Seilen geht, die auf dem Quarterdeck vermittelſt eines großen Rades regiert werden. Vor dem Beſaanmaſt ſteht, hier unten, die große Tafel, an welcher die vorgedachten Officiere ſpeiſen, feſt aufs Verdeck genagelt, welches zur See mit allen Tiſchen geſchieht. Uebrigens ſteht man in dieſem Theil des Schiffs nie ganz aufrecht, und ſieht nie anders, als bey brennenden Lichtern, außer, wenn das Wetter es erlaubt, zwey große Schießſcharten im Hintertheil zu öfnen. Die Officiers-Kajüten haben zwar ganz kleine Fenſterchen; doch dürfen ſie, ſo lange das Schiff in See iſt, nie geöfnet werden, weil die Wellen faſt unaufhörlich darüber gehen. Der Conſtapel, der Schreiber, die Unterwundärzte, die Steuermannsgehülfen und die Seecadetten wohnen zu vier oder fünf beyſammen, auf eben dieſem zweyten Verdeck, in Verſchlägen von Segeltuch, in den vier Ecken des übrigen Raumes, der außerdem für die Ankertaue und für die gemeinen Leute beſtimmt iſt, und ſein Licht nur von oben, durch die Luken erhält, durch welche man ein- und ausſteigt. Ganz im Vordertheil des Schiffs, unter der Küche, ſind des Bootsmanns Vorrathskammern befindlich. Allein der große Vorrath aller Art liegt unter dieſem zweyten Boden, durchs ganze Schiff vertheilt; doch finden ſich auch hier noch allerley Abtheilungen und Verſchläge, welche theils die Unordnung verhüten, die bey der Menge der Fäſſer zuweilen doch unvermeidlich iſt, theils auch gewiſſe Vorrathsartikel vor Gefahr und vor Veruntreuung ſicher ſtellen. So giebt es eine eigene Brodkammer, eine Segelkammer, eine Kleiderkammer, eine Branntweinkammer und eine Pulverkammer.

Ohne viel darauf zu ſehen, daß das Schiff ſchnell wie eine Courierfregatte ſegeln möchte, hielt es Cook gleichwohl für nöthig, daß es wenigſtens ſo gut fortkäme, als es der Bau deſſelben erlaubte, und, was weit wichtiger war, daß es gut am Winde läge, ſich ſchnell und ohne abzutreiben umlegen ließe *), und nicht heftiger von

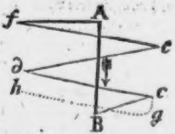
---

*) Wenn man ſich den Horizont in 32 gleichen Theilen denkt, ſo kann ein Schiff, welches gut am Winde liegt, vermöge

einer Seite zur andern rollte, als die unvermeidliche Gewalt der Wellen es mit ſich brächte. Seinem Auge ent-

---

einer ſchrägen Stellung der Segel, in einer Richtung fortgehen, die nur um ſechs ſolcher Theile von der Gegend, woher der Wind komme, entfernt iſt; doch verliert es unvermerkt einen, ja mannichmal wohl zwey ſolcher Theile und geht alſo im Grunde nur $\frac{7}{32}$ oder $\frac{8}{32}$ vom Winde fort. Wenn man nun eine Strecke ſo fortgeſegelt iſt, ſo kann man ebenfalls von der andern Seite des Punkts, woher der Wind kommt, demſelben bis auf $\frac{6}{32}$ nahe kommen, und indem man wechſelsweiſe auf dieſen Annäherungslinien fortgeht, ſich auch einem Orte, der gerade gegen den Wind hinliegt, nähern. Dieſe Art der Annäherung heißt **das Laviren.** Z. B. Wenn A der Punkt iſt, B der Ort



AB die Richtung des Windes, ſo kann dennoch das Schiff von B nach A kommen, indem es nach c, d, e und f lavirt. An dieſen Punkten muß es umlegen, das heißt, man läßt den Schiffſchnabel gegen den Wind gehen, und wieder auf der andern Seite, ſo viel als nöthig iſt, vom Winde abfallen, während daß die Segel anders geſtellt werden, um den Wind von der andern Seite aufzufangen. Ein Schiff welches ſich nicht gut umlegen läßt, verliert wieder während des Umlegens, weil es von c bis g zurücktreibt, und kann alſo natürlich, anſtatt nach d zu kommen, nur h erreichen. Stürme, Windſtöße, Strömungen, Ebbe und Fluth, hohe Wogen, u. d. gl. machen Ausnahmen von der gemeinen Regel.

gingen aber auch die Urſachen der etwa hier vorkommenden Fehler nicht, und ſeine Erfahrung wußte ihnen abzuhelfen. Da die Vertheilung des Gewichtes im Schiffe großen Einfluß auf den Gang deſſelben hat, ſo mußten auf ſeinen Befehl verſchiedentlich Veränderungen vorgenommen werden, wodurch bald am Vordertheil, bald nach hinten zu, auf dieſer oder jener Seite, die Schwere vermehrt oder vermindert ward; ein Geſchäft, welches deſto mehr Geſchicklichkeit erfordert, je weniger dabey der allgemeine Plan der Ladung geſtört werden darf, damit man jederzeit bequem zu demjenigen Vorrath gelangen könne, welcher zum täglichen Verbrauch unentbehrlich iſt.

Ich habe das Auge des Seemannes erwähnt; und wer begreift nicht leicht, in wie vielen entſcheidenden Fällen auf ſeinen Blick im Ocean, eben ſo viel ankommt, als auf den Blick des Befehlshabers im Felde, wo ſich feindliche Heere begegnen? Die glückliche Bildung des Organs, welches die Lichtſtrahlen auffaßt, iſt zwar die Bedingung dieſer göttlichen Sehekunſt, aber nicht ſie ſelbſt; denn wie viel ſehende Augen giebt es nicht, die ihren Beſitzern zu weiter nichts dienen, als daß ſie am hohen Mittag nicht in eine Grube fallen, oder den Kopf nicht an die Mauer ſtoßen? Die Uebung von vielen Jahren kann ſie vervollkommnen, indem ſie Erfahrungen vergleicht und berichtigt; aber ſie kann ſie nicht hervorbringen, denn das Weſentliche dieſer Gabe beſteht in einem regen Beobachtungstrieb, der nach Vervielfältigung der ſinnlichen Eindrücke ſtrebt, um dadurch ſchnell und ſicher zu richtigen Urtheilen und zum vollkommenſten Gebrauch der Sinne zu gelangen. Woher konnte es anders kommen, daß Cook, wie ich unzähligemal geſehen habe, wenn er aufs Verdeck geſtiegen war, gleich auf den erſten Blick in dem Walde von Seilen und Stricken, die einander in der Höhe durchkreuzen, eine oder die andere Leine gewahr wurde, die entweder zu ſtark oder nicht genugſam angezogen, den ſchärferen Gang des Schiffs verhinderte; da doch der wachthabende Officier, ein Seemann von Erfahrung, ſchon mehrere Stunden lang umhergeſehen, und dieſen Fehler nicht entdeckt hatte? Woran lag es ſonſt, daß ſo oft man Entfernungen vom Lande, Höhen der Berge und Felſen, und ähnliche Gegenſtände nach dem Auge beurtheilen wolle, Cook allemal der Wahrheit am nächſten rieth, und daß ihn ſein Augenmaaß nicht täuſchte, wenn es darauf ankam, den engen Eingang eines Hafens zu treffen, oder gar, wie in Huaheine, gegen den Wind hinein zu laviren? — Ich fürchte nicht, daß man dieſe einzelnen Züge, die ſo ganz das Gepräge des großen Seemannes tragen, hier am unrechten Orte finden wird. Einſt, wenn die Zeit wieder zerſtreuet haben wird, was wir jetzt mit ſo vieler Emſigkeit ſammlen, wird der gelehrte Antiquar Cooks wahre Größe an den Bruchſtücken erkennen, die er einzeln aus dem Schutt hervorzieht. Wiſſen doch einſichtsvolle Zergliederer aus einem Zahn oder einem Knochen, den man im innern Nordamerika an den Ufern des Ohiofluſſes fand, die Größe jenes unbekannten Thieres zu berechnen, deſſen Geſchlecht ſchon längſt erloſchen iſt; und erkennt man nicht an einem Fuß von Rieſenſtärke, den Sohn Jupiters und der Alkmene? Wie ſollte man nicht auch den Genius des Entdeckers an ſeinem durchdringenden Scharfblick erkennen? Doch wir müſſen ihn noch ferner in jenen Anordnungen betrachten, wodurch er ſich einen glücklichen Ausgang ſeiner Entdeckungsfahrten ſicherte.

Unter den Gegenſtänden ſeiner Vorſorge ſtehen ſeine Gefährten oben an. Menſchen ſind die ſtärkſten Triebfedern, die der größere Menſch in Bewegung ſetzt, und die Werkzeuge, wodurch er alles vollbringt. Von ihrer Auswahl und ihrer Erhaltung hängt alſo der Erfolg ſeiner Unternehmungen ab. Cook wählte zu ſeinen langwierigen Entdeckungsreiſen vor allen den Matroſen, der ſich ihm durch Geſchicklichkeit in allen Geſchäften ſeines Dienſtes, durch ſeinen abgehärteten, geſunden Körper und ſein blühendes Alter empfahl. Der Mann mit Erfahrung und grauem Haare konnte bey ihm auf ein gewiſſes Zutrauen Anſpruch machen, und die Stellen eines Quartiermeiſters und Bootsmannsgehülfen erlangen, die zwar wenig oder nichts vor dem Dienſte des gemeinen Matroſen voraushaben, aber gleichwohl mehr Einſicht und Ernſt erfordern. Ein im Dienſte grau gewordener Seemann iſt in der That nicht minder ehrwürdig, als der alte Krieger, und hat noch einen Kampf mehr, nehmlich mit den Schreckniſſen und Todesgefahren des furchtbarſten Elementes. Mit fünf und vierzig ſolcher auserleſenen Matroſen, achtzehn Seeſoldaten, und noch etwa zwölf ſubalternen Seeleuten, alſo mit fünf und ſiebzig Mann, vollbrachte Cook ſeine größte und beſchwerlichſte Entdeckungsfahrt gegen den Südpol. Allein ſeine vorzügliche Stärke beſtand in der großen Anzahl brauchbarer Officiere, die er ſich von ſeinen Vorgeſetzten ausgewirkt hatte. Ungeachtet ſein Schiff nur achtzehn Kanonen führte, und folglich nach der gewöhnlichen Regel des Seedienſtes nur Einen Lieutenant haben ſollte, erhielt er deren drey, nebſt drey Lootſengehülfen oder Steuermännern (*maſters mates*); und anſtatt zweyer Seecadetten (*midſhipmen*) durfte er ſechs beſolden, und noch mehrere unbeſoldete mit ſich nehmen. Dieſe Einrichtung hatte bey der Ausführung ſeines großen Reiſeplans den weſentlichſten Nutzen. Es konnten nämlich, ohne das Schiff von Officieren zu entblößen, wenn es im Hafen lag, mehrere Partheyen zu gleicher Zeit, jede unter Aufſicht eines Officiers, in verſchiedenen Geſchäften ausgeſchickt werden, und es blieben jederzeit noch einige unbeſchäftigt, die ihre Erholungsſtunden zu Luſtpartien und Spatziergängen anwenden konnten. Allein der wichtigſte Vortheil dieſes neuen Verhältniſſes der Officiere zu der übrigen Beſatzung zeigte ſich zur See, in einer wohlthätigen Eintheilung der Wachen, die zugleich der Einſicht und der Menſchlichkeit ihres Urhebers Ehre macht. Auf allen Kauffahrern ſowohl, als auf Kriegsſchiffen, iſt das ganze Schiffsvolk nur in zwey Hälften vertheilt, wovon ſtets eine auf dem Verdeck den Dienſt verſieht, indeſſen die andere ruht. Auf Engliſchen Schiffen löſen ſie einander ſiebenmal des Tages ab, ſo daß täglich eine Hälfte der Mannſchaft zehn, die andere aber vierzehn Stunden wacht. Noch beſchwerlicher ſcheint die holländiſche Einrichtung, nach welcher in vier und zwanzig Stunden nur fünf mal abgelöſet wird, und wobey denn ein Theil der Mannſchaft acht, der andere gar ſechzehn Stunden im Tage arbeiten muß. Cook hingegen theilte ſein Schiffvolk in drey gleiche Theile, deren jede unter einem Lieutenant, einem Steuermann und einem Seecadetten ſtand. Dadurch gewann er erſtlich, daß jedes Drittel nur um den dritten Tag zwölf Stunden lang Dienſte zu leiſten hatte, die beyden andren Tage aber nur ſechs Stunden lang wachte: zweytens, daß die härteſte Wache, von Mitternacht bis vier Uhr Morgens, auch nur in drey Tagen wieder an denſelben Mann kam, und endlich, daß die Zwiſchenräume der Ruhe mehrentheils doppelt ſo lange, als nach der gewöhnlichen Vertheilung ausfallen mußten, da man zwey Wachen hindurch verſchont blieb*). Ja dieſe Einrichtung war ſo reich an Vortheilen, daß jene ſchwere Mitternachtswache allemal den Theil des Schiffsvolks treffen mußte, der an demſelben Tage nur überhaupt ſechs Stunden lang diente. Wer von der Härte des Seedienſtes einen Begrif hat, wird ohne weiteren Commentar einſehen können, wie

---

*) Der Tag des Seefahrers fängt um Mittag an., Von den ſieben Wachen, deren jede ihren eigenen Namen führt, ſind fünf vierſtündige, und die beyden andern zweyſtündig. Wenn ich die drey Abtheilungen der Mannſchaft mit A, B, C bezeichne, wird man aus folgender Tabelle ſehen können, wie oft die Wache an eine jede kommt:

A.	0	bis	4	Uhr	N. M.	4	Stunden.	Nachmittagswache.	
B.	4	—	6	—	—	2	—	erſte	Hunde-
C.	6	—	8	—	—	2	—	zweyte	wache.
A.	8	—	12	—	—	4	—	Erſte Nachtwache.	
B.	0	—	4	—	Morgens.	4	—	Mittelwache.	
C.	4	—	8	—	—	4	—	Morgenwache.	
A.	8	—	12	—	—	4	—	Vormittagswache.	

Augenſcheinlich fängt alſo B den nächſten Tag, und C den dritten an; A hat alſo an beyden Tagen nur eine zweyſtündige und eine vierſtündige Wache.

nothwendig dieſe Schonung auf langen Reiſen ſey. Allein dem Mittelländer fehlt dieſer Begrif, den nur das Anſchauen recht lebhaft erwecken kann. Wer malt ihm die täglichen Beſchäftigungen des Schiffsvolks ſo treu verſinnlicht, daß er ſelbſt ein Urtheil fällen, und mit mir den ganzen Werth einer Einrichtung beherzigen könne, wodurch Cook einer ſo nützlichen Menſchenklaſſe die Mühſeligkeiten ihrer harten Lebensart erleichterte? Kaum hat die Schiffsklocke geläutet, oder viermal angeſchlagen, ſo ertönt des Bootsmanns Pfeife durch den Matroſenraum, und ſeine heiſere Stimme ruft die Wache hinauf, um ihre Cameraden abzulöſen. Beym zweyten Ruf muß alles auf den Beinen ſeyn, und auf dem Verdeck, auf dem Vorder-Caſteel, und am Steuerruder ein jeder ſeinen angewieſenen Poſten einnehmen. Der Ungeſtüm zweyer Elemente, die faſt in unaufhörlicher Bewegung ſind, dringt mit vereinten Kräften auf ſie ein. Um ſich warm zu erhalten, laufen ſie beſtändig auf und ab, bis irgend ein Vorfall ſie zur Arbeit ruft. Aendert der Wind ſeine Richtung, ſo werden die Segel nur anders geſtellt; ſteigt aber ſeine Heftigkeit, ſo müſſen ſie theils eingereft *), theils völlig eingezogen werden. Der Anblick dieſer gefährlichen Verrichtung iſt ſchauderhaft, wenigſtens für

---

*) Ein Segel einreffen, heißt einen Theil deſſelben über die Raa oder Segelſtange wickeln und feſtbinden, damit es kleiner werde. Während dieſer Arbeit wird die Raa herabgelaſſen, und ſobald eingereft iſt, zieht man ſie wieder auf, und ſie hängt alsdenn nicht ſo hoch als zuvor am Maſte. Man kann ein Marsſegel zwey, auch dreymal reffen.

jeden der es nicht gewohnt iſt, Menſchen ihr Leben auf das Spiel ſetzen zu ſehen. Sobald die unterſten Zipfel des Segels vom Verdeck aus gelöſet und aufgezogen werden, brauſen die Winde drein, und ſchlagen es an Stange und Maſt, daß das ganze Schiff davon erbebt. Mit bewundernswürdiger Behendigkeit und nicht geringerem Muthe klettern die Matroſen ſogleich bis zur zweyten oder dritten Verlängerung der Maſten hinan. Dort hängen in ſtarken Tauen die Segelſtangen oder Raaen queer über das Schiff; an ihren beyden Enden und in der Mitte befeſtigt, hängt ein ſchlotterndes Seil, welches den Füßen des verwegenen Seemannes zum Ruhepunkt dient. Auf dieſem Seil gehen ſechs bis acht Matroſen hurtig und mit ſichrem Tritt zu beyden Seiten bis an die äußerſten Enden der Raa hinaus, trotz dem Winde, der das flatternde Segel gewaltſam hin und her ſchleudert, und das Seil unter ihren Füßen erſchüttert; trotz der ſchwankenden Bewegung des Schiffs, welche in jener Höhe ohne Vergleich ſtärker gefühlt wird, als auf dem Verdecke. Man hat berechnet, und mit dem Sextanten gemeſſen, daß der Maſt zuweilen, bey ſehr hohler See, in einem Winkel von acht und dreyßig Graden von der Perpendikularlinie abweicht. Ich habe zu gleicher Zeit das Ende der großen Raa ſich in eine thürmende Welle tauchen ſehen. Der Matroſe am Ende einer Segelſtange, die gegen funfzig Fuß hoch am Maſte hängt, wird folglich mit jeder Welle alsdann durch einen Bogen von funfzig bis ſechzig Fuß geſchaukelt! Jetzt ſcheint er ins Meer hinabgeſchleudert zu werden; jetzt wieder die Sterne im Zenith mit ſeiner ehernen Stirne zu berühren. Doch ohne ſich dieſe

gewalt-

gewaltſamen Bewegungen anfechten zu laſſen, biegt er ſich über die Segelſtange, entreißt dem Winde das Segel rollt es zuſammen, bindet es feſt, und vollendet dieſe herkuliſche Arbeit mit ſeinen Gehülfen in wenigen Minuten. Seine einzige Sorge bey dieſem, wie bey jedem andern Geſchäfte, iſt dahin gerichtet, daß es ihm keiner an Geſchicklichkeit und Muth zuvorthun möge; denn dieſer rühmliche Wetteifer liegt tief in ſeiner Seele, und iſt die Folge eines gewiſſen gemeinſchaftlichen Gefühls, welches dieſem Stande eigen iſt. Ihm muß es übrigens gleichgelten, ob die Sonne ihm dazu leuchtet, oder ob er ſich, in der tiefſten Finſterniß der Nacht, bloß auf das Taſten ſeiner harten Hände verlaſſen darf. Selbſt wenn der Sturm ein Segel zerriſſen hat, und mit den Stücken alles zerpeitſcht, ſcheuet kein Matroſe die Gefahr von einem ſolchen Schlag getroffen zu werden, und rettet was zu retten iſt. Wenn in der Nähe Land vermuthet wird, ſitzt er mehrere Stunden lang unbeweglich am höchſten Gipfel der Marsſtenge, und blickt aus dieſer einſamen, ſchwindlichmachenden Höhe wachſam umher. Er lächelt, wenn unerfahrne Landleute, oder junge Anfänger jeden heftigen Wind einen Sturm nennen, und iſt ungern freygebig mit dieſem Namen, ſo lange das Schiff noch mehr, als die untren großen Segel führt. In offner See hat ſelbſt ein Sturm nichts ſchreckliches für ihn; was kann ihm ſchaden, ſobald alle Segel eingezogen ſind, und das Schiff, mit dem Schnabel gegen den Wind beygelegt, mit feſt gebundenem Ruder, dem Drange der Wellen folgt? oder wenn man es, ſicher daß kein Land in der Nähe ſey, mit wenigen Segeln ſchnell vor dem Sturm hinfliehen läßt? *) Nur alsdenn wird der Sturm ihm furchtbar, wenn er das Schiff auf eine Küſte führt, wo kein Hafen ihm Sicherheit verſpricht, und die einzige Hofnung dem Schiffbruch zu entgehen, auf der Stärke der Segel beruht. Dieſe Gefahr trift ihn indeß nur ſelten; Anſtrengung und Unannehmlichkeiten hingegen, ſind ſein tägliches Loos. Der Poſten am Steuerruder iſt einer der beſchwerlichſten; keiner hält es länger als eine Stunde dabey aus; und wenn die See in hohen Wogen geht, oder der Wind heftig ſtürmt, müſſen zwey Perſonen zugleich das Rad regieren, welches ſonſt für die Kräfte des einzelnen Mannes leicht zu mächtig wird, und ihn zuweilen ſo mit ſich fortreißt, daß er in Lebensgefahr iſt. Wenn das Schiff nahe am Winde geht, und die See etwas ungeſtüm iſt, ſo ſchlagen die Wellen oft hinein, und zwar hauptſächlich da, wo die Wache ſich aufhält, die zuletzt, bis auf die Haut durchnäßt, ſich lachend über ihr Unglück tröſtet. Dieſe Gleichmüthigkeit, die den Sinn für Freude nicht ausſchließt, iſt ein Hauptzug in dem Charakter des Seemannes. Seine Gefühle, die ſonſt oft einem kindiſchen Leichtſinn ähnlich ſehen, gränzen von dieſer Seite an weiſe Philoſophie des Lebens, und ſind auch, wie

---

*) Dies wird nur in der Vorausſetzung geſagt, daß das Schiff dauerhaft gebauet ſey, und gut auf dem Waſſer ſchwimme. Wo dieſes nicht der Fall iſt, kann es, indem es die Welle auf der Seite empfängt, ganz umgeworfen, oder wenn ſie von hinten hineinſchlägt, zerſchmettert werden, und in beyden Fällen bleibt keine Rettung übrig.

dieſe, das Reſultat der Erfahrung und der Geſundheit. Die ſchnellen Veränderungen der Witterung und des Windes, die man zur See ſo oft erfährt, tragen vieles dazu bey, den Matroſen gegen alles Ungemach zu härten. In Sturm und Regen lebt er der frohen Hofnung, daß bald wieder milder Sonnenſchein und guter Wind kommen werde. Allein, auch wenn die Zeit der Prüfung kommt, wo dieſe Hofnung fehl ſchlägt, iſt das Beyſpiel des Befehlshabers und der Officiere hinreichend, um den Muth des getäuſchten Seemannes aufrecht zu erhalten. Auf jenen viermonatlichen Fahrten gegen den Südpol, wo das Schiffsvolk faſt täglich von Kälte und Näſſe litt, wo das Eis an den Segeln und Tauen die Hände verwundete, die es angreifen mußten, wo einmal über das andere die ganze Mannſchaft aufgerufen ward, um das Schiff aus einer dringenden Gefahr zu retten, wo das hin- und herſegeln zwiſchen Eismaſſen, denen man öfters ausweichen mußte, nebſt vielem ſtürmiſchen Wetter, vollends alle Kräfte erſchöpfte, wo endlich der Nebel die Sonne faſt immer vor unſern Augen verbarg und wie ein drückendes Gewicht auf unſerm Geiſte lag: — wenn da der Trübſinn des Engländers endlich überhand genommen hätte, fürwahr! man hätte Unrecht gehabt, ſich darüber zu wundern. Doch dazu kam es nie. Ich habe unſere Leute ſchweigen ſehen, wenn Monate lang das Verdeck, ihr Spielplatz und Erholungsort, ein unangenehmer Aufenthalt für ſie war; aber unverdroſſen und thätig blieben ſie immer, denn ihre Vorgeſetzten erduldeten bey Tag und bey Nacht mit ihnen die vielfältigen Beſchwerden ihres harten Dienſtes. Der

Officier blieb, durchnäßt und ſtarrend vor Kälte, auf dem Verdeck, und verließ es nicht eher als ſeine Wache, und Cook ſelbſt genoß keine andre Speiſe als der gemeine Seemann. Eine Laſt wird leicht, und die Gefahr verſchwindet, wenn man ſie mit andern theilt. Noch wirkſamer war aber das feſte Vertrauen des Volks auf die weiſe Führung ſeines Befehlshabers, und die Ehrfurcht, die man allgemein an Bord für ſeine Talente und ſeinen Charakter hegte. Theils jene freywillige Enthaltſamkeit von allem ausſchließenden Genuß, theils unzählige Beyſpiele von ſeiner unermüdeten, väterlichen Sorge für das Wohl ſeiner Untergebenen, ſtärkten ihr Vertrauen auf ihn bis zu einem Grade von Enthuſiasmus. Ein Feſt, welches er ihnen zu rechter Zeit erlaubte, ein ſtärkender Trank, den er austheilen ließ, wenn die Witterung zu ſchneidend war, oder wenn harte Arbeit die Leute ermattet hatte; ein Zug von Menſchlichkeit, wenn er ſeine Zimmer aufopferte, um den Segelmacher dort bequemer arbeiten zu laſſen, und viele kleine Nebenſachen dieſer Art, gewannen ihm das Herz der rauhen, harten Kerle, die ſelten ſo behandelt worden waren. Man darf daher mit Recht behaupten, daß ſeine Disciplin muſterhaft war, und dies vielleicht um ſo viel mehr, da diejenigen Officiere, die aus andern Kriegsſchiffen unter Cooks Commando verſetzt wurden, ſie gemeiniglich nicht ſtrenge genug fanden. Wie rühmlich iſt nicht dieſer Tadel für Cook? Wie ſchön iſt nicht dieſer Contraſt eines großen Mannes, der auch im Matroſen die Menſchheit ehrt, gegen jene Seedeſpoten, in deren Schule die Tadler gelernt hatten, ihre Willkühr für ihr höchſtes Geſetz zu halten? Allein auch nur der konnte am beſten für den Matroſen fühlen, der ſelbſt auf den unterſten Stufen des Seedienſtes das eiſerne Scepter ſolcher kleinen Tyrannen kennen und verabſcheuen gelernt hatte. Cook ſtrafte ſelten und ungern, nie ohne dringende Urſach und allemal mit Mäßigung. Er ſtörte nie die unſchuldige Freude ſeiner Mannſchaft; vielmehr munterte er ſie dazu auf, und gab ihnen Freyheit zum Spiele. So wie ſie die traurige Gegend des Südpols verließen, und in der Annäherung zum heißen Erdſtrich den belebenden Einfluß einer wärmeren Luft und einer hellleuchtenden Sonne empfanden, kehrte ihre ganze Munterkeit wieder zurück. Der Ueberfluß, der ihrer in O-Taheiti und den benachbarten Inſeln wartete, und die Ausſicht, dort mehr als Einen Sinn, der jetzt ſo lange gefeyert hatte, zu vergnügen, verbreiteten oft einen Grad von Fröhlichkeit, der in abentheuerliche Tänze und ausgelaſſene Poſſenſpiele ausbrach. Die Nächte, die jetzt mild und warm zu werden anfingen, wurden im Mondenſchein oder auch im Finſtern angenehm verplaudert, und das noch übrige Ungemach der Reiſe, welches gegen den Beſchluß unſeres Sommerzugs an ſich immer unerträglicher ward, ſchien, eben weil es zu Ende ging, weit weniger als ſonſt gefühlt zu werden. Man muß mit Cook gereiſet ſeyn, um recht lebhaft zu empfinden, daß ein ſchönes Klima wirklich mehr als die Hälfte alles Genuſſes, deſſen der Menſch fähig iſt, aufwiegt. Wenn man mit eignen Augen geſehen hat, wie es gleichſam magiſch wirkt, daß Herzen, die vorher in ſich gekehrt und gegen jedermann verſchloſſen waren, ſich für einander öfnen; wie es Heiterkeit und frohen Scherz erweckt; wie es einen ganzen rohen Haufen mit einem gemeinſchaftlichen Geiſte belebt: ſo kann man ſich des Gedankens kaum erwehren, daß es dem Menſchengeſchlecht in warmen Ländern zuerſt gelingen mußte, den ſchönen Bund der Geſelligkeit zu errichten, und zu jenem höchſten Genuß ihres Daſeyns hinanzuſteigen, der nur in der Freude anderer zu finden iſt.

Die Rückkehr in mildere Zonen, und die Annäherung gegen einen bequemen Erfriſchungsort wirken aber nicht allein auf den Matroſen; auch die Officiere fühlen alsdann den Einfluß des wohlthätigen Geſtirns, und den innern Trieb ſich mitzutheilen, den die freudige Hoſnung ihnen einhaucht. Man würde ſich in der That ſehr irren, wenn man glaubte, daß eine Seereiſe, welche eine Anzahl Menſchen in den engen Bezirk eines Schiffs zuſammendrängt, ſie dadurch auch näher verbinde. Die Eigenthümlichkeit des Seelebens erzeugt vielmehr einen gewiſſen Grad von Ungeſelligkeit. Die wirkſamſte Urſache dieſer Zurückhaltung iſt ohne Zweifel die ſtrenge Subordination. Mehr als fünf oder ſechs Perſonen können, vermöge ihrer Verhältniſſe, nicht auf gleichen Fuß miteinander umgehen. Wie darf man, unter ſo wenigen, auf den glücklichen Fall einer zur Vertraulichkeit und Freundſchaft einladenden Uebereinſtimmung rechnen, die überall, in den volkreichſten Städten, wie in den entlegenſten Dörfern, das ſeltenſte Geſchenk des Himmels iſt? Selbſt die geſellſchaftliche Unterhaltung, — um auf jenen höheren Genuß des Herzens Verzicht zu thun, — wird durch den engen Kreis, in welchem man ſie ſuchen muß, geſtört und eingeſchränkt. Zwar ſieht man oft im Anfang einer Reiſe, zumal unter jungen Leuten, jene ungeſchliffene Familiarität entſtehen, die entweder Unerfahrenheit und Leichtſinn, oder Mangel eines edlen Selbſtgefühls verräth; doch eben dieſe betrügliche Grundlage macht, daß ſie ſehr vergänglich iſt. Wie leichte elektriſche Körper, ziehen ſie ſich bis zum Augenblick der Berührung, heftig an, und ſtoßen einander dann nicht minder heftig zurück. Zu Schiffe fällt aber auch alles weg, was in Städten den Umgang in vermiſchter Geſellſchaft erträglich oder wünſchenswerth macht. Es iſt nicht genug, daß hier ſchlechterdings keine Auswahl und keine Abwechslung Statt finden kann; denn dieſe Unbequemlichkeit empfindet man bisweilen auch zu Lande. Allein der ſtete Wechſel häuslicher und öffentlicher Begebenheiten, dieſe unerſchöpfliche Quelle der gleichgültigen Geſpräche, womit gewöhnliche Menſchen die Leere ihrer Erholungsſtunden ausfüllen, iſt für den Seemann verloren, ſobald er der Küſte den Rücken kehrt. Wenige Wochen erſchöpfen den kleinen Vorrath von eigenen Abentheuern, Anekdoten und luſtigen oder witzigen Einfällen, die jeder vorzubringen weiß, und deren zweyte, dritte Wiederholung man nur noch eben ohne Gähnen hört. Sobald ein jeder alle dieſe Erzählungen auswendig weiß, verſtummt die Tiſchgeſellſchaft, oder man hört wenigſtens nichts, als einige Alltagsbetrachtungen über Wind und Wetter. Was die geſellſchaftlichen Verhältniſſe der Seefahrer noch unanmuthiger macht, iſt die unvermeidliche Nothwendigkeit eines gemeinſchaftlichen Aufenthalts. Es giebt einen beſtimmten Geſichtspunkt ſelbſt für wahre Größe. So wie man dem Meiſterſtück eines Phidias nicht zu nahe treten kann, ohne den Eindruck des Ganzen zu ſchwächen, und ſich mit einem anſcheinenden Mißverhältniß zu täuſchen; ſo muß man oft den Helden aus einer gewiſſen Entfernung betrachten, um nicht die Schwächen der Menſchheit an ihm gewahr zu werden. Je tiefer man nun vom Helden zum gewöhnlichen Menſchen hinabſteigt, deſto ekelhafter iſt der Anblick ſeiner dem Auge zu nahe gerückten Geſtalt. Bey dem lebhafteſten Sinn für geſellige Freuden, würden dennoch die meiſten in unzähligen Fällen ihnen weit lieber entſagen, als die Bedingung eingehen, mit denſelben Perſonen, deren Umgang ihnen von Zeit zu Zeit die angenehmſte Unterhaltung gewährt, immer fort in Einem Hauſe zu wohnen, und in demſelben Zimmer zu ſchlafen. Man denke ſich, um dieſes Bild zu vollenden, die engen Behältniſſe, die ich vorhin beſchrieb; die tauſend kleinen Bequemlichkeiten, die dem Städtebewohner zu Bedürfniſſen geworden ſind, und die man zur See entbehren muß; endlich die Sitten mancher Seeleute, und die Unmöglichkeit einander zu vermeiden, ohne ſich einzuſchlieſſen, oder in die Hangmatte *) zu werfen; ſo hat man den

---

*) Ein Stück Segeltuch, ſechs bis ſieben Fuß lang, vier bis fünf Fuß breit, an den kurzen Seiten mit weiten Schnürlöchern, durch die auf jeder Seite ein Tau gezogen wird, in welches ein Haken eingebunden iſt, um ſie damit an zwey Seiten in kleine, an den Verdecksbalken befindliche Löcher einzuhängen. Dieſer Beutel iſt das Bett des Seemannes, und ſchnürt ſich um Kopf und Leib ſehr enge zuſammen, weshalb man ihn vermittelſt eines kurzen Stocks, oder eines halbmondsförmigen Holzes, oben und unten aus-

Schlüſſel zu jener ſo oft an Seefahrern bemerkten Ungeläufigkeit der Zunge, und zu ihrer mürriſchen Verſchloſſenheit. Man begreift aber auch, wie ſelbſt ein edler junger Mann, vom lebhafteſten Charakter, Zeit gewinnen konnte, während Cooks erſter Reiſe die Tafeln zum aſtronomiſchen Kalender auf zwey Jahre zu berechnen*).

Wenn jene Stille unterbrochen wird, ſo geſchieht es mehrentheils durch das entgegengeſetzte Extrem einer lärmenden und tobenden Fröhlichkeit, wozu die feyerliche Begehung gewiſſer Feſttage den nächſten Anlaß giebt, weil ſie die verſchiedenen Klaſſen von Officieren in größere Geſellſchaften vereinigt Das Weihnachtsfeſt und zuweilen auch des Königs Geburtsfeſt waren ſolche Tage.. Cook bewirthete dann zwölf bis vierzehn Officiere, und ein Lieutenant machte die Honneurs einer zweyten Tafel, zu welcher alle Unterofficiere des Schiffs gezogen wurden. Auch der gemeine Matroſe ward bey dieſer Gelegenheit nicht verſäumt; und wenn doppelte Portionen ſeines Branntweins ihm nicht Genüge thaten, ſo wußte er mit

---

einander ſpannt. Die Officiere ſchlafen gemeiniglich in viereckigen leinenen Kaſten, worin ein Rahm mit Gurten liegt, der aber wie jener Beutel aufgehängt wird. Jenes iſt die gewöhnliche Hangmatte; dies heißt bey Engländern und Holländern Cot. S. Capt. Müllers vortrefliche Zuſätze zu der Abhandlung von Schiffen, im Hannöv. Magazin.

*) Dies that Capitain Clerke, der damals Steuermann oder Lotſensgehülfe war. S J. R. Forſters Geſchichte der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden. S. 467.

einem Vorrath, den er ſeinem Munde ganze Monate lang vorher entzogen hatte, das Feſt nach altem Brauche zu begehen und die Gefahren der Reiſe, ja die ganze Welt und ſich ſelbſt, zu vergeſſen. Conſequenter, wenn gleich nicht weiſer, als ſeine Vorgeſetzten, die ſich zum Theil ihrer rauſchenden Ausſchweifung ſchämten, hatte er ſich im Voraus darauf gefreuet, und noch lange nachher blieb ihm die Erinnerung daran eine Loſung zur Freude. Offen für alle Eindrücke des gegenwärtigen Augenblicks, kennt er die Quaal des Nachdenkens nicht; und mitten unter ſiebzig bis achtzig Menſchen ſeines Gleichen fühlt er weder die Einſchränkung, noch den Mangel der Geſellſchaft, der ſeinem Officier ſo läſtig fällt. Der gröbſte ſinnliche Genuß iſt der Sold, um welchen er mit unüberwindlicher Anſtrengung und deſto hartnäckigerem Beharren dient, je gewiſſer er überzeugt iſt, daß ihm dieſer Lohn nach wenigen Wochen, höchſtens Monaten, nicht entgehen kann. Sein ganzes Leben ein unaufhörlicher Wechſel von mühſeligen Schiffahrten zum üppigen Aufenthalt des Hafens, bürgt ihm für die Wahrheit des Satzes, daß er jede Freude, wofür er Sinn hat, mit Arbeit erkaufen kann; und dieſer Schluß, der kühnſte Flug ſeiner Vernunft, haftet feſt in ſeiner Seele. Wir können das Loos der Menſchheit beklagen, die es zufrieden ſeyn muß, um dieſen unwürdigen Preis ihre Kräfte zu verſchwenden; allein wir müſſen den wackern Kämpfer ehren, der ihn erarbeitet, und nur den Müßiggänger verachten, der Lüſternheit ohne Thatkraft beſitzt, und ſchamlos genießt, was er nie erwerben kann. Wie erhaben und geiſtig aber auch der Genuß immer ſey, den wir an die Stelle dieſes thieriſchen ſetzen, und unſeres Erringens werth achten mögen; ſo beſteht dennoch die vollkommenſte Art unſeres Daſeyns, nach den ewigen Geſetzen der Natur, wechſelsweiſe im Sammeln und Zerſtreuen unſerer Kräfte. Nur die Zwiſchenräume der Ruhe und Labung erquicken und ſtärken den erſchöpften Arbeiter zum Kampfe mit neuen Beſchwerden; und von dem richtigen Verhältniß zwiſchen Handlung und Erholung hängt ſogar die Dauer unſeres Lebens ab. Je härter die Anſtrengung war, deſto ſüßer iſt der darauf folgende Genuß, und wir können hinzuſetzen, daß er deſto unentbehrlicher ſey, je ſicherer man darauf gerechnet hat. Die Erfahrung lehrt unwiderſprechlich, daß die Menſchheit unter einer unerträglichen Bürde entweder völlig erliegt, oder ſie mit gerechtem Unwillen abſchüttelt. Im erſtern Falle wird die menſchliche Natur bis in ihre Grundfeſten erſchüttert, die wenigen Tage des Lebens werden noch verkürzt, die organiſche Kraft wird unwiederbringlich geſchwächt; ihr Gebilde verliert ſein göttliches Ebenmaaß, und erlangt nie ſeine volle Größe und Stärke. Man ſehe fünf elende Negerſklaven, oder eben ſo viel noch unglücklichere nordiſche Leibeigene, eingeſchrumpft, erſchlaft und kraftlos, mit Mühe eine Laſt bewegen, die Ein Deutſcher oder Engländer im vollen Genuß ſeiner Kräfte rüſtig davon trägt! Wo hingegen der Unterdrückte noch nicht gänzlich entkräftet iſt, da kann ein Funke des Selbſtgefühls noch Zunder in ihm finden, und eine Flamme erwecken, die ſeinen Tyrannen verzehrt. Selbſt ein vortreflicher Probus ward das Opfer ſeiner ergrimmten Legionen, als er die Austrocknung der Sirmiſchen Sümpfe, an einem brennenden Sommertage, mit unmenſchlicher Härte betrieb *).

Wenn man die Lebensart der Seefahrer in obiger Rückſicht betrachtet; ſo ſcheint ſie mit einer dauerhaften Geſundheit und einem ziemlich hohen Alter wohl beſtehen zu können. Noch mehr; wenn die Zeitpunkte der Erfriſchung nur nicht zu weit von einander entfernt ſind; wenn man den Krankheiten vorbeugen kann, welche von der harten Schiffskoſt und dem ungeſunden Aufenthalt im Schiffsraume bey der geringſten Vernachläſſigung ſo leicht entſtehen: ſo würden vielleicht Entdeckungsreiſen vor allen andern zu Erhaltung der Mannſchaft die zweckmäßigſten ſeyn, weil man von den minder geſitteten Völkern des Südmeeres jene ſtarken Getränke nicht erhält, deren Mißbrauch in Europäiſchen Beſitzungen für den Seemann ſo nachtheilige Folgen hat. Selbſt die Ausſchweifungen, denen er ſich in den Armen einer Venus Pandemos ſo gern überläßt, laſſen dort nicht den tödtlichen Stachel zurück, den das Verderbniß großer Städte ſo furchtbar macht. Das Gift der Seuche iſt dort, wegen der ſtärkeren Ausdünſtung, und der geſunden Pflanzenſpeiſe weniger als anderwärts gefährlich.

Cook wußte aber nicht nur zwiſchen der Dauer ſeiner Entdeckungszüge und den Kräften ſeiner Untergebenen ein richtiges Verhältniß zu beobachten; ſondern er ſorgte auch, wie ich ſchon gezeigt habe, durch eine beſſere Eintheilung der Wachen dafür, daß die täglichen Zwiſchenräume der Ruhe länger als die Arbeitsſtunden währ-

---

*) Hiſt. Auguſt. Script. p. 241.

ten. Ungeachtet jedesmal nur fünf und zwanzig Mann aufzogen, waren ſie gleichwohl hinreichend, alle gewöhnlichen Verrichtungen des Tages zu beſtreiten. Früh Morgens bey Sonnenaufgang wuſchen ſie das Verdeck, theils der Reinlichkeit wegen, theils um die gar zu heftige Austrocknung im heißen Erdſtrich, und das daraus erfolgende Leckwerden zu verhüten. Um acht Uhr ging, wenn nichts außerordentliches vorfiel, die ganze Wache, bis auf einen Quartiermeiſter und einen Mann am Steuerruder, zum Frühſtück, welches aus Weizengrütze beſtand. Der Vormittag ging insgemein damit hin, daß Fäſſer mit Lebensmitteln zum Verbrauch aus dem Schiffsraum hervorgezogen, und ledige an ihre Stelle hinuntergeſchickt wurden. Zwiſchen elf und zwölf Uhr kam der Schiffsſchreiber auf das Verdeck, um jeder Cameradſchaft ihre tägliche Portion Brantwein, und zwar, damit ſie keine verkehrte Wirkung in den Köpfen hervorbringen möchte, bereits mit Waſſer gehörig verdünnt, zuzutheilen. Außerdem aber war es jedermann erlaubt, aus einer offenen Tonne auf dem Verdeck ſo viel Waſſer als er wollte, zu trinken, doch ohne einen Tropfen zu einem andern Gebrauch mit ſich forttragen zu dürfen. Durch dieſe vortrefliche Einrichtung ſorgte Cook zu gleicher Zeit für die Geſundheit ſeiner Leute, und verhinderte die Verſchwendung eines ſo nothwendigen Vorraths. So bald die Polhöhe oder die Uhr die Mittagsſtunde beſtimmt hatte, war das Geläute der Schiffsklocke ein Signal, das Mittagseſſen aus der Küche zu holen. Die ganze Mannſchaft iſt gewöhnlich in kleine Tiſchgeſellſchaften oder Cameradſchaften (*meſſes*) von drey oder vier Perſonen abgetheilt, wovon einer wöchentlich das Amt übernimmt, die Portionen Eſſen und Trinken für ſeine Tiſchgenoſſen in Empfang zu nehmen. Daher ſind auch die Stücken Fleiſch ſchon ſo zugeſchnitten, daß die Größe derſelben der Anzahl der Perſonen in jeder Cameradſchaft angemeſſen iſt. An den vier Fleiſch-Tagen wird, außer der gewöhnlichen Erbsſuppe, worin Täfelchen von eingekochter Fleiſchbrühe zerlaſſen werden, um ſie nahrhafter zu machen, gepökeltes Rind- oder Schweinefleiſch mit Sauerkraut gegeben. Mit dieſen wechſeln die Banianentage, denen der Matroſe, mit Anſpielung auf die Enthalſamkeit der Indier von allem Fleiſche, dieſen Namen giebt, weil auch er alsdenn, anſtatt des Fleiſches, nur einen harten Klos von Mehl bekommt. Der jedesmalige Wirth (*caterer*) einer jeden Cameradſchaft, hat, ſo lange ſeine Woche dauert, ein mühſames Amt, denn er muß dafür ſorgen, daß ſeine Tiſchgenoſſen ein gutes Stück Fleiſch bekommen, und daß ihnen überhaupt an ihren Portionen nichts abgehe. Ein altes Herkommen giebt jeder Tiſchgeſellſchaft das Recht, die Nachläſſigkeit ihres Wirths zuerſt mit Schmälerung ſeines eigenen Antheils, dann aber auch mit dem Tagel, als dem Werkzeuge der ſummariſchen Juſtiz des Schiffraums, zu ahnden. Da es nun faſt unvermeidlich iſt, daß nicht von Zeit zu Zeit ein gar zu kleines Stück in der Tonne ſeyn ſollte, welches irgend einem zu Theil werden muß, ſo ergötzt ſich Janhagel ziemlich oft an dem Schauſpiel einer ſolchen ſcherzhaften Execution. Während des Mittagsmahls bleiben wieder nur die Officiere, nebſt ein Paar Leuten am Steuerruder, auf dem Verdeck. Der Nachmittag iſt gemeiniglich frey von Nebenarbeiten; am Abend wird das Waſchen des Verdecks wiederholt, und gegen acht Uhr verzehrt der Matroſe ſein frugales Abendbrod, welches mehrentheils aus bloßem Schiffszwieback, und dem Ueberreſte der Mittagsmahlzeit beſteht. Die nächtlichen Wachen bringen ihre Zeit mit Gehen zu, um ſich munter zu erhalten. Zu Schiffe wird aber überhaupt viel gegangen. Außer den geſetzten Zeiten, die jedermann, wenn die Reihe ihn trift, auf dem Verdecke zubringen muß, kommen ſowohl der Capitain als die meiſten Officiere täglich ein paarmal herauf, um ſich ein Paar Stunden lang eine Bewegung zu machen. Unzähligemal habe ich mich auf dem Quarterdeck, welches höchſtens vier und zwanzig Schritt lang iſt, mit zwölf bis vierzehn Perſonen befunden, die paarweiſe hintereinander auf und ab ſpatzierten, ſo, daß wir jedesmal beym zwölften oder funfzehnten Schritt umkehren mußten. Die Bewegung des Schiffs, welches theils von einer Seite zur andern rollt, theils mit dem Vordertheil bald ſinkt, bald ſteigt, macht einen eignen Gang nothwendig; man muß nehmlich, um ſicher zu treten, mit gebogenem Knie und ziemlich weit auseinander geſetzten Füßen, ſich wechſelsweiſe auf einem und dem andern Beine wiegen, und gleichſam wie die Enten einherwatſcheln. Aechten Seefahrern wird dieſer Gang ſo ſehr zur Gewohnheit, daß ſie ihn auch zu Lande nicht ablegen können, wo er ihnen ein linkes Anſehen giebt, weil die Erde nicht unter ihren Tritten ausweicht, wie das Schiff. Die heftigen Bewegungen, welche die See dem Schiffe mittheilt, machen in der That eine Menge kleiner Vorkehrungen nöthig, wovon man zu Lande keinen Begrif haben kann. Alles Bewegliche muß befeſtigt werden; alle Gläſer und Flaſchen nebſt Theetöpfen und Taſſen werden in Bretter mit Einſchnitten gehängt. Selbſt die Tiſchgeſellſchaft in der Kajüte bindet man auf ihren Stühlen feſt an den Tiſch, und wenn die Suppe gegeſſen wird, hält jeder den Teller frey in der Luft, und balancirt unaufhörlich damit, um das Ueberfließen zu verhüten. Alle dieſe Fertigkeiten erwirbt man ſich indeß in kurzer Zeit, ja man lernt ſo gar bey dem gewaltſamſten Schwanken des Schiffs, ſchreiben, zeichnen und ſich raſiren. Nur das Toben eines Sturms, wobey die Wogen ſich wie Berge thürmen, kann dieſe Beſchäftigungen unterbrechen, und die Spatziergänger vom Verdecke verſcheuchen.

Außer dieſen Unannehmlichkeiten legt das ungeſtüme Wetter dem Matroſen auch eine neue Laſt auf, weil es öfters die vereinigten Kräfte der geſammten Mannſchaft erfordert. Wenn Segel eingereft oder ganz eingezogen werden; wenn man das Schiff im Sturm umlegen, oder ſonſt ein Manoeuvre vornehmen will, welches eine ſchnelle und geſchickte Ausführung erfordert: ſo muß jedermann (*all hands*), es ſey bey Tage oder bey Nacht, heraufkommen und Hand anlegen. Iſt die Lage des Schiffes im mindeſten gefährlich, ſo ruft man auch alle Officiere herbey, und der Befehlshaber iſt gemeiniglich der erſte, der in ſolchen Fällen auf das Verdeck kommt, da ohne ſeinen ausdrücklichen Befehl, es ſey denn im Fall einer plötzlichen und dringenden Gefahr, niemand das Schiff umlegen laſſen, oder die Richtung, in welcher es fortgeht, ändern darf. In ofner See weiß man indeß wenig von ſolchen überraſchenden Ereigniſſen. Nur am Lande, nur an dieſem Ziele, dem der müde Seemann zuletzt ſo ſehnſuchtsvoll entgegenſieht, lauert die Gefahr im Hinterhalt; hier muß er oft mit vielen durchwachten Nächten, und mit Erduldung des härteſten Ungemachs, die Erfriſchungen des Hafens erringen.

In einer Gegend, wo Cook Land vermuthete, ließ er die Schiffe, wenn deren zwey zugleich unter ſeinem Befehl ſtanden, drey bis vier Seemeilen weit auseinander ſegeln, um ein deſto größeres Feld überſehen zu können, und wo möglich, keine Entdeckung zu verfehlen. Gränzten ſeine Vermuthungen an Gewißheit, oder befand er ſich wirklich in der Nähe von bekannten Inſeln, ſo ließ er des Nachts ab und zu laviren, um nicht aus der Stelle zu kommen, die er am Abend unterſucht hatte. In Fällen aber, wo ihm viel daran gelegen war, keine Zeit zu verlieren, und ſo früh als möglich einen beſtimmten Ort zu erreichen, mußte ein Officier die ganze Nacht hindurch in einem Boote einige Meilen weit vorausſegeln, und falls er Land erblickte, durch Raketen oder andere Feuerwerke Nachricht davon geben. Ich wage es nicht, die Regungen zu beſchreiben, die der wirkliche Anblick des Landes nach einer langwierigen Schiffahrt, ohne Ausnahme bey jedem Seefahrer erweckt. Sobald der Wächter im Maſtkorbe Land! ruft, ſteigen die neugierigſten zu ihm hinauf; ſobald es aber vom Verdeck geſehen werden kann, bleibt Niemand mehr unten im Raume; ſelbſt Kranke kriechen alsdenn hervor, und ich müßte mich ſehr irren, oder es iſt nicht die Neugier allein, die ſie ſo unaufhaltſam antreibt, das Land mit eigenen Augen zu ſehen. Es liegt in der That ſchon etwas erfriſchendes in dieſem bloßen Anblick, etwas, das den erſten Heißhunger des Verlangens ſtillt. Das Auge ruhet und genießt; und dieſer Genuß iſt Labung für den ganzen Menſchen, im weiteſten Umfang des Einfluſſes, den ſelbſt die ſtrengſten Aerzte den Geiſteskräften auf den Körper zugeſtehen. Je näher man kommt, deſto lebhafter wird das Intereſſe, durch die Menge der Gegenſtände, die man allmählig deutlicher unterſcheidet. Allein gerade dieſe Annäherung bringt den Seemann oft in große Verlegenheit. An einer unbekannten Küſte muß er verborgener Klippen und Untiefen gewärtig ſeyn, wogegen ihn nur die äußerſte Sorgfalt und Wachſamkeit ſchützen kann; und ſelbſt in völlig bekannten Gegenden, iſt nur eine Windſtille nöthig, um ſein Schiff dem Schwanken des Oceans preis zu geben, und in die augenſcheinlichſte Gefahr zu bringen, an die Küſte getrieben zu werden. Dieſe Schwierigkeiten, die mit jeder Entdeckung des Landes verbunden ſind, ſchrecken insgemein den Befehlshaber einer Entdeckungsreiſe von der genauen Unterſuchung der neuen Länder zurück. Sie fordern gerade die Miſchung von Erfahrung und Kühnheit, die Cook beſaß, wenn man ſich über ſie wegſetzen ſoll. Die Tagebücher ſeiner Reiſen ſind aber auch mit vielen Beyſpielen angefüllt, wo ihn der Eifer für die Erdkunde in die allergefährlichſten Lagen gebracht, und ſeine Schiffe mehr als einmal auf Riefe oder Klippen getrieben hat. Ich erinnere mich, auf der Reiſe, wo ich ihn begleitete, wenigſtens ſechsmal wegen einer Windſtille in der größten Gefahr geweſen zu ſeyn, an der Küſte zu ſcheitern; nämlich bey Otaheiti, an den Rieſen der Freundſchaftlichen Eilande, zweymal unter den neuen Hebriden, und zweymal an der Küſte von Neucaledonien. Bey Otaheiti kamen wir wirklich auf den Felſen zu ſitzen, und es war ein Glück für uns, daß wir auf einem Korallenrieſe, welches ſonſt gegen die Seeſeite hin ſteil wie eine Mauer in den Abgrund geht, einen Abſatz fanden, wo ein Anker in der Tiefe von etlichen ſiebzig Klaftern liegen konnte. In dieſem Augenblick der allgemeinen Noth griff jeder, ohne Unterſchied des Ranges oder der Beſchäftigung, die ihm ſonſt zukam, zur Arbeit, um das Schiff vom Felſen hinab in tieferes Waſſer zu winden. Wundärzte, Sternkundige, Naturforſcher, Zeichner, lauter Leute, die ſonſt mit der Schiffsarbeit nichts zu thun haben, keichten an der Ankerwinde bey einer Hitze von mehr als dreyßig Graden.

Die Ankunft im Hafen macht den Arbeiten des Schiffsvolks nicht allemal ein Ende; im Gegentheil finden ſich alsdenn eine Menge Verrichtungen, welche die anhaltendſte Anſtrengung erfordern, und wobey zuweilen viel zu wagen iſt. Die unvermeidliche Nothwendigkeit, gewiſſe Vorräthe, wie z. B. Holz und Waſſer, zu ergänzen, und das bey mißlichen Geſundheitsumſtänden oft nicht minder dringende Bedürfniß friſcher Lebensmittel, ſind zwar an ſich hinlängliche Bewegungsgründe, einen Hafen zu ſuchen; allein ſo wichtig ſie immer ſeyn mochten, und ſo ernſtlich Cook zu allen Zeiten darauf ſann, ſeine Mannſchaft geſund und muthig zu erhalten, ſo vergaß er doch nie den Zweck ſeiner Reiſe über die Mittel zur Erlangung deſſelben, und hütete ſich, dieſe Mittel je als Zwecke anzuſehen. Das Entdeckungsgeſchäft blieb alſo auch alsdenn noch ſein Hauptaugenmerk, wenn er am Lande Erfriſchungen ſuchen mußte. Wo ſeine Vorgänger, oder er ſelbſt bey einem früheren Beſuch, im Fache der Geographie nichts nachzuholen übrig gelaſſen hatten, wie z. B. in den Societätsinſeln und in verſchiedenen Gegenden von Neuſeeland, da verweilte er nicht länger, als es die Erholung des Schiffvolkes unumgänglich erforderte. Wie eifrig er es ſich aber angelegen ſeyn ließ, während dieſes Aufenthalts, von der innern Beſchaffenheit des Landes nähere Nachricht einzuſammeln, und mit dem Nationalcharakter der Einwohner vertrauter zu werden, davon giebt insbeſondere das Tagebuch ſeiner letzten Reiſe den redendſten Beweis. Nachdem Wallis und Bougainville, jeder ungefähr drey Wochen, Cook aber in der Endeavour, wegen des Durchgangs der Venus, volle drey Monate, und auf ſeiner zweyten Reiſe zu zwey verſchiedenen Jahrszeiten über vierzehn Tage in O-Taheiti zugebracht hatte, hielt er noch auf der dritten Reiſe die wichtige Nachleſe von den dortigen Sitten, Gebräuchen und Religionsbegriffen, die ſeine letzten Aufſätze ſo lehrreich und unterhaltend macht. In der That iſt es offenbar, daß ſo vieler wiederholten Beſuche ungeachtet, unſere Kenntniß von jener Inſel noch jetzt ſehr unvollkommen ſeyn müſſe, und daß es auch ſchlechterdings unmöglich ſey, auf Entdeckungsreiſen, die einen beſtimmten Zweck haben, den ganzen Umfang aller Verhältniſſe eines jeden neuentdeckten Landes zu erſchöpfen. Ohne hier auf ein Beyſpiel zu verweiſen, welches uns nahe liegt; ohne zu erinnern, daß es die Beobachtung vieler Jahre und unzählige Hülfsmittel erfordert, um, ich will nicht ſagen, einen vollſtändigen Begrif von unſern Ländern zu erlangen, ſondern nur von einzelnen Gegenſtänden, wie Verfaſſung, Rechtspflege, Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt eines Europäiſchen Staates, genaue Nachrichten zu ſammeln; muß es jedem auffallen, daß Unbekanntſchaft mit der Sprache jener Völkerſchaften in den meiſten Fällen dem Forſcher ein unüberſteigliches Hinderniß in den Weg legt. Dem Reiſenden bleibt unter dieſen Umſtänden weiter nichts übrig, als aufmerkſam zu beobachten, und das geſehene treu zu erzählen. Alles was außer ſeinem Geſichtspunkte liegt, iſt ſo gut, als ob es noch nicht exiſtirte; wenigſtens ſind alle Nachrichten, die man aus dem Munde der Eingebohrnen erfährt, bey der Unvollkommenheit unſerer Sprachkenntniß, mehr oder weniger ſchwankend und unzuverläſſig, je mehr Beziehung ſie auf abſtrakte Begriffe oder auf Gegenſtände der Einbildungskraft und Logik haben. Die Taheitiſche Götterlehre und Kosmogenie bleiben daher noch immer doppelt verſchleyert, einmal durch ihre eigenthümliche Ungereimtheit, und dann durch unſere fehlerhafte Auslegung. Doch dieſe Schwierigkeit beyſeite, wie viele Handlungen und Begebenheiten, welche die Hauptzüge zum Nationalgemälde liefern, können nicht Statt finden, ohne daß ſie ſich gerade während des kurzen Aufenthalts des Entdeckers ereignen? Cook war viermal in Otaheiti geweſen, und dennoch ſah er erſt das letztemal ein Menſchenopfer, dieſen ſo äußerſt merkwürdigen Zug von der Graumſamkeit des Aberglaubens bey einem übrigens ſanftmüthigen Volke. Eben ſo verhält es ſich mit allen andern Gegenſtänden des Nachforſchens. Wenn man eine weit ausgebreitete Küſte, oder eine Inſel von beträchtlichem Umfange beſchifft, ſo ſchränken ſich alle Unterſuchungen auf die wenigen Anlandungspunkte ein; außer ihnen bleibt alles, und hauptſächlich das Innere des Landes unerforſcht. Wie läßt es ſich auch denken, daß man in einigen Tagen, oder wenn es hoch kommt in einigen Wochen, alle Produkte, ſelbſt nur jener kleinen Bezirke einſammeln könne, da jede Jahreszeit und faſt jeder Monat ſeine beſondern Blüthen und Früchte trägt, da Thiere, Vögel und Fiſche zu gewiſſen Zeiten ihre Wohnplätze verändern, und Inſekten während ihrer verſchiedenen Verwandlungsepochen oftmals von der Oberfläche der Erde verſchwinden? Allein der Entdecker ſoll ja nicht Topograph ſeyn; er hängt von ſeinem Reiſeplan ab, und ſucht ſein Verdienſt in einer weiſen Eintheilung und Benutzung ſeiner Zeit, ſo, daß er zugleich ſeinen Hauptendzweck, die Entdeckung neuer Länder, und die wichtige Nebenabſicht ihrer genaueren Unterſuchung, nach Möglichkeit erreicht.

Inſofern das Entdeckungsgeſchäft von Umſtänden abhängt, die ſich nicht vorherſehen laſſen, iſt es faſt unmöglich, den Erfolg bey jeder neuen Veranlaſſung vorauszubeſtimmen. Stürme, widrige Winde, Windſtillen, die Annäherung einer Jahreszeit, die den Entdecker nach andern Meeresgegenden hinruft, der Waſſermangel des neuen Landes oder deſſen Unfruchtbarkeit, welche ihm die nöthigſten Erfriſchungen und Schiffsbedürfniſſe verſagt, die Unſicherheit einer offenen Rheede, die Schwierigkeit und Gefahr des Anlandens, die Wildheit und Feindſeligkeit der Eingebohrnen, — alles dies ſind Einſchränkungen, welche die weiſeſten Maaßregeln vereiteln, und der feurigſten Forſchbegierde Einhalt thun können. Man gehe indeß Cooks drey große Reiſen durch, und erwäge, wie viel er, unter ſolchen Umſtänden, in Vergleichung mit andern Seefahrern geleiſtet hat, ſo wird man, auch ohne nautiſche Kenntniſſe zu beſitzen, leicht entdecken, was Erfahrung, Unerſchrockenheit, Gedult, Scharfſinn und Eifer des Entdeckers dagegen vermögen, und wie manches Hinderniß ſie glücklich bezwingen. Der Unbeſtändigkeit des Wetters und ſelbſt einem langwierigen Widerſtande der Winde ſetzte Cook ſein, nur großen Männern eigenthümliches, Beharren entgegen, und da er jeden Vortheil unverzüglich benutzte, war er ſeines Sieges jederzeit gewiß. Aufmerkſam auf den Wink des Botanikers, der ihm blutreinigende und nahrhafte Kräuter zeigte, ſchuf er ſich aus unbewohnten Wüſteneyen, wo kein anderer Seefahrer verweilt hätte, die herrlichſten Erfriſchungsplätze. In der Behandlung der minder geſitteten Völker, welche die jenſeitige Halbkugel bewohnen, ging er den Mittelweg, der dem Entdecker geziemt. Sein richtiges Gefühl, ſein von den Feſſeln des Vorurtheils freyer Verſtand, ſeine Achtung für die Rechte der Menſchheit bewogen ihn zur Schonung und Nachſicht. Er mäßigte den überkochenden und zu geringſchätzigen Eifer derer, die ſich bey der geringſten Widerſetzlichkeit lieber furchtbar als beliebt machen wollten. Es iſt allerdings empörend, wenn man, bey dem Bewußtſeyn der beſten Abſichten, nur Mißtrauen erblickt, und für angebotene Freundſchaft nur höhnende Ausforderungen zurück empfängt. Allein das Ehrenrührige und zur Wiedervergeltung Anſpornende fällt weg, ſobald man ſich mit Cook an die Stelle jener rohen Menſchen ſetzt, bey denen Fremdling und Feind beynahe gleichgeltende Begriffe ſind. Der Europäer, dem ſeine Waffen eine entſchiedene Ueberlegenheit geben, kann überdies nicht von dem Schwächern beleidigt werden, deſſen Unwiſſenheit er ſchonen, und deſſen Tapferkeit er ehren muß. Cook vermied daher ſorgfältig jede Gelegenheit zum Streite, und ſuchte das Vertrauen der Eingebohrnen zu rechter Zeit durch Geſchenke und Freundſchaftsbezeigungen zu gewinnen. Von einer andern Seite hingegen litt er es nie, daß man an ihm und ſeinen Leuten ungeſtraft die allgemein erkannten, und ſelbſt dem Wilden heiligen, Rechte des Eigenthums gewaltthätig kränkte. Nichts gleicht dem Uebermuth des Räubers, dem ſein erſter Verſuch gelingt; mit ſtolzer Verachtung ſieht er auf ſeinen Gegner als ſeine Beute herab, und indem der Beſitz des geraubten Gutes ſeine Habſucht ſchärfer reizt, kann ihn nichts mehr abhalten, einen neuen Anſchlag auf des Fremden Eigenthum und Leben zu wagen. Immerhin mögen Romandichter, die ſich ihrer Ideale nicht entſchlagen können und gewohnt ſind, von Naturmenſchen, vom goldnen Zeitalter, von urſprünglicher Vortreflichkeit und Einfalt, und einem angebohrnen Gefühl, daß allen alles gehöre, überirdiſch zu träumen. immerhin mögen ſie, ſage ich, dieſe Bilder ihrer ſüßelnden Phantaſie auch in ihre Darſtellung der wirklichen Welt übertragen: der Reiſende durchirrt alle vier Welttheile, und findet nirgends das liebenswürdige Völkchen, welches man ihm in jedem Walde und in jeder Wildniß verſprach. Getäuſcht durch eine faſelnde Erdichtung, die den Namen der Geſchichte und der Philoſophie entheiligt, ſchämt er ſich endlich ſeiner kindiſchen Leichtgläubigkeit, und erweiſet dem läppiſchen Naturmenſchen noch unverdiente Ehre, wenn er ihn zu den Centauren und Cyklopen, oder zu den redenden Thieren der alten Fabel zählt *). Man zeige uns den Wilden, der, ohne blödſinnig zu ſeyn, vom Mein und Dein gar keine Begriffe hat. Sein iſt die Hütte, die er errichtet, der Pelz den er genähet, der Kahn den er ausgehöhlt, der Bogen den er geſchnitzt, die Schleuder die er geflochten, das Netz das er geſtrickt, der Putz den er ſich mühſam zuſammengeſucht und mit unendlicher Geduld bereitet hat. Sein iſt der Baum über ſeinem Haupte, der ihm Früchte trägt, das Wild das er tödtet, der Fiſch den er fängt. Sein iſt endlich der Wald wo er jagt, das Ufer wo er fiſcht, das Weib das er umarmt. Niemand verſucht es ungeahndet, ihn im Beſitz dieſes Eigenthums zu beeinträchtigen. Doch auch

---

*) Die Fabeln und Mythen hatten eine Moral, und die beſten ließen die Thiere ihrem Charakter völlig gemäß auftreten. Die Ungeheuer der alten Dichter waren ſchöne allegoriſche Bilder. Der Naturmenſch der neuern aber iſt ein widerſinniges Unding, welches in keine mögliche Welt paßt, außer etwa in die, wo Löwen Gras freſſen, Tiger Lämmer ſäugen, und Adler die jungen Täubchen füttern, das iſt, in eine Welt des Widerſpruchs, wo alles aufhört zu ſeyn, was es iſt.

das Thier, könnte man einwenden, fühlt einen zueignenden Trieb; wer kennt nicht den ſultaniſchen Inſtinkt des Seelöwen und des Affen Anumants?*) Allein für den Menſchen giebt es beydes, ein Eigenthum der Begierde, und eins der Vernunſt. Der Inſtinkt geht vor dem Begriff her, er dauert auch neben ihm fort, und iſt das Uebergewicht, wodurch die Vorſtellung des Mein immer ungleich lebhafter zu bleiben pflegt, als die Vorſtellung des entgegengeſetzten Dein. Aber der Begriff, der nur durch eben dieſen deutlichen, klaren Gegenſatz offenbar werden konnte, entſtand faſt zugleich mit der Sprache und mit der Geſellſchaft. Die Nordamerikaner im Nutka-Sunde wollten für die Erlaubniß Holz zu hauen, Waſſer zu füllen, und Gras zu mähen bezahlt ſeyn, und rechneten es ſich hernach zum Verdienſt an, daß ſie den Engländern Holz und Waſſer unentgeldlich überlaſſen hätten. Cook fand ihre Forderungen billig, und würde, wenn er zugegen geweſen wäre, die Erlaubniß erkauft haben, wie er in der Folge wirklich für das Heumachen bezahlte. Können auch, darf ich jetzt fragen, geſittete Europäer den Begriff des Eigenthumsrechtes weiter ausdehnen? Und iſt er nicht jederzeit wechſelſeitig? iſt das Recht des Seefahrers auf ſein Eigenthum nicht ſo gültig, als das, womit der Wilde das ſeinige beſitzt? Wie gelangte der Wilde ſonſt zu dieſer Erkenntniß, wenn nicht bey einer Gelegenheit, wo er zugleich einem andern ein ähnliches Recht zugeſtehen mußte! Wiſſentlich alſo wagt er einen Eingriff in dieſes von ihm ſelbſt anerkannte Recht, wenn er, aus Uebermuth und in Vertrauen auf ſeine Stärke, einen gewaltthätigen Raub begeht. Daher ſtimmen alle zuverläſſige Reiſende und insbeſondere Cook mit ſeinen Gefährten, darin überein, daß die Rechtmäßigkeit der an Plünderern vollzogenen Strafe in allen Fällen, ohne Ausnahme, von den Wilden ſelbſt freywillig eingeſtanden worden ſey. Der Menſch der nur ſein Recht behaupten, und jedem andern das ſeinige abſprechen wollte, wäre fürwahr! nur ein etwas klügerer, und folglich ein deſto furchtbarerer Tiger. Man hat zwar hier und dort Wüthriche dieſer Art, ſelbſt auf dem Throne, geſehen; allein ſie und ihr göttliches Recht ſind der Abſcheu und zugleich die Schande der Menſchheit.

---

*) Anumant heißt in Indien der Affe, dem ein ganzer Trupp gehorcht, und deſſen Herrſchaft ſehr deſpotiſch iſt. Der Seelöwe hat ein Serail von Weibchen, denen kein anderer zu nahe kommen darf.

Es iſt das Schickſal des Entdeckers, ſo friedfertig er auch geſinnt ſeyn mag, in Lagen zu kommen, wo er ſein Leben auf das Spiel ſetzen, und bisweilen mit dem Blute derer, die ihn angreifen, erkaufen muß. Seine Wachſamkeit und Vorſicht vereiteln zwar insgemein den regelloſen Angriff der Wilden; der Blitz und Donner des Geſchützes, das aus der Ferne tödtet, entſcheiden ſchnell für ihn, nicht ſo wohl durch die Anzahl der Erſchlagenen, als durch das Schrecken, das ſie verbreiten; doch hat man auch Beyſpiele von dem ſeltneren Falle, daß er unverſehens überfallen, oder von der tollkühnen Menge überwältigt worden iſt. Cook war lange der Gegenſtand einer anbetenden Verehrung bey dem Volke von Owaihi, bis es über eine raſche That eines Officiers plötzlich in

Gährung gerieth. Noch wollte er das Leben der Inſulaner ſchonen, und verſäumte dadurch den Augenblick ſeiner eigenen Rettung; es war zu ſpät zu den Waffen zu greiſen, da ſchon blinde Wuth die Gemüther erfüllte. Eine Maaßregel, welche zu rechter Zeit ein größeres Blutbad verhütet, kann vielleicht den Anſchein von Strenge haben; allein ſie iſt menſchlich und weiſe, ſo bald man ihre Folgen betrachtet. Könnte oder möchte man ſich doch zuvor ganz an die Stelle des Entdeckers denken, ehe man ſein Betragen gegen die Einwohner jener fernen Weltgegenden verdammte! Es iſt guter Ton, daß Herren und Damen von feinem Gefühl ſich über den Mißbrauch der Uebermacht gegen ein unſchuldiges, und wenn es ihnen beliebt, ein harm- und wehrloſes Völkchen ereifern; daß ſie mit Abſcheu und Entſetzen die Mordthaten der Europäer erwähnen. Woher kommt es denn aber, daß man ſich Beſchuldigungen von der gehäſſigſten Art erlaubt, ſo bald von Entdeckern und Indianern die Rede iſt, da es in jedem andern Falle ungezogen ſeyn würde, ohne die unläugbarſte Evidenz damit hervorzutreten? Selbſt würdige und gelehrte Männer gieſſen viel unverdienten Spott über den Entdecker aus; weil er, ihres Bedünkens, ein unrechtes Compendium des Naturrechts nachgeſchlagen haben müſſe, um darin die Richtſchnur ſeines Verkehrs mit den Inſulanern des Südmeers zu finden. Cook hatte aber weder den Barbeyrac noch den Puffendorf geleſen, und überhaupt den Wilden nicht theoretiſch ſtudirt. Sollte es auch nicht einem kleinen Zweifel unterworfen ſeyn, ob man wirklich Compendien nachſchlägt, wenn man ſich in Lebensgefahr befindet? Doch vielleicht ermannet ſich irgend ein empfindſamer Sittenrichter, ſeinen Flaum und ſeinen niedlich beſetzten Tiſch zu verlaſſen, um den Seemann auf einer mühſamen Fahrt zu begleiten. Wenn alsdenn ein Sturm die Maſten zerſchmettert, oder eine Klippe den Boden beſchädigt hat, wenn der unentbehrlichſte Vorrath von Holz und Waſſer zu Ende geht, wenn der Scharbock unter der Mannſchaft wüthet, mit Einem Worte, wenn das harte Geſetz der Nothwendigkeit den Entdecker in den Hafen treibt, ſo wird hoffentlich der nunmehrige Theilnehmer an dieſen Leiden genau beſtimmen können, was die Selbſterhaltung fordert, und wo die Menſchlichkeit anfängt. Der Neuſeeländer der heute ganz friedlich Fiſche zum Verkauf bringt, kommt morgen als Feind. Wohlan! heute giebt man ihm Nägel, und morgen wehrt man ſich mit Kugeln. Weit entfernt alſo, jene Menſchen nach unſern ſchulgerechten Begriffen zu behandeln, ſieht man ſich vielmehr gezwungen, ſich zu den ihrigen herab zu laſſen. Die Frage, womit der ſtrenge Moraliſt ſich zuletzt durchhelfen will, nämlich: mit welchem Rechte man den Wilden in ſeinem Lande beunruhige? gehört eigentlich nicht hieher; denn ſie betrift nicht mehr das Betragen des Entdeckers, ſondern will die Moralität der Entdeckungsreiſen überhaupt verdächtig machen. Wer dasjenige erwägt, was hierüber im Eingange dieſes Aufſatzes geſagt worden iſt, wird es ſchwerlich den Europäern zur Sünde anrechnen, daß ſie nicht die erſten ſind, die auf einer entfernten Inſel anlanden, ſondern Menſchen dort antreffen, welche ſich bereits in früheren Zeiten dahin gewagt haben. Wie viel indeß auf die Mäßigung des Befehlshabers ankomme, erhellt aus einer Vergleichung zwiſchen Cooks Reiſen und andern Südſeefahrten. Mendanna, Quiros, Roggewein, Wallis und Carteret richteten große Niederlagen unter den Eingebohrnen der wenigen Südſeeinſeln an, die ſie berührten; da hingegen Cook, bey dem erſtaunlichen Umfang ſeiner Entdeckungen, mit den verſchiedenſten Völkerſchaften, in O-Taheiti, den Societäts- Freundſchafts- und Sandwichsinſeln, den Marquiſen und neuen Hebriden, in Neucaledonien, Neuholland und Neuſeeland, und an der ganzen Nordweſtküſte von Nordamerika, mehrentheils in gutem Vernehmen ſtand, und nur äußerſt ſelten in die betrübte Nothwendigkeit verſetzt wurde, zu gewaltſamen Vertheidigungsmitteln zu ſchreiten. Die Anzahl der Erſchlagenen bleibt auch alsdenn noch unbeträchtlich, wenn man die unglücklichen Schlachtopfer der unverantwortlichen Uebereilung oder Fühlloſigkeit einzelner Officiere hinzu rechnet.

Das Mittel, wodurch der große Seemann dieſen Theil ſeines Plans durchſetzte, war jene außerordentliche und nie ermüdende Thätigkeit, die ihn auch bewog, die geſchäftigſten Rollen ſelbſt zu übernehmen, und der Willkühr ſeiner ungeſtümeren, oft harten Untergebenen ſo wenig als möglich zu überlaſſen. So bald man ſich dem Lande nahete, fing eine Reihe von neuen Beſchäftigungen an. Von einem Augenblicke zum andern, ſo wie die verſchiedenen Vorgebirge und Spitzen zum Vorſchein kamen oder ſich wieder hintereinander verbargen, mußte ihre Lage und Richtung vermittelſt des Compaſſes beſtimmt werden. In der Nähe des Ufers, insbeſondere wo ein Hafen zu ſeyn ſchien, oder wo ein flacher mit Sand bedeckter Strand an das Meer gränzte, ward das Senkbley fleißig ausgeworfen, um zu erforſchen, ob Ankergrund vorhanden ſey. Die Schiffe änderten ihre Richtung nach den Beugungen und vorſpringenden Spitzen der Küſte, welche man oft gänzlich aufzunehmen ſuchte, ehe man vor Anker ging. Beym Anſchein eines Hafens, wo es nicht rathſam geweſen wäre, ſogleich einzulaufen, ward ein Boot ausgeſetzt und zur Unterſuchung abgeſchickt. Die Tiefe des Waſſers, die Beſchaffenheit des Grundes, die Lage des Eingangs; mit welchem Winde man hinein, und mit welchem man bequem herausſegeln könne? ward auf die Art vorher beſtimmt. Wo die rechte Einfahrt leicht verfehlt werden konnte, mußten ſich Boote auf die Untiefen zu beyden Seiten legen, und dieſer Vorſicht ungeachtet blieb dennoch bisweilen manche Klippe unter dem Waſſer verborgen und unerforſcht, die man erſt mit der Gefahr das Schiff zu verlieren kennen lernte. So eifrig man bemühet geweſen war, ſich mit den Eingebohrnen, die etwa in ihren Kähnen ſich einige Meilen weit in See an das Schiff gewagt hatten, freundſchaftlich zu unterhalten, ſo hörte doch gleichſam aller Handel und alles Geſpräch mit ihnen auf, ſo lange die ungewiſſe Lage des Schiffs an einer unbekannten Küſte die ganze Aufmerkſamkeit des Seemannes erforderte. Hätten diejenigen Inſulaner, die geneigt waren uns als Feinde anzugreifen, einen Begriff davon gehabt, wie ſchwer es ſey, unſere großen Schiffe zu regieren, ſo würden ſie unfehlbar keinen gefährlicheren Augenblick zum Angriff haben wählen können, als eben den, wo die ganze Mannſchaft in voller Beſchäftigung ſtand, und niemand ſeinen Poſten bey den

Segeln, bey dem Senkbley, bey dem Anker und den Kabeltauen verlaſſen durfte. Allein ſolche kritiſche Zeitpunkte gingen immer glücklich vorbey. Cook wählte ſich den Ankerplatz, das Anker ward am beſtimmten Orte geworfen, die Segel wurden eingezogen, und dann die Boote von neuem bemannet, um zu verſuchen, was das Land hervorbrächte. Der erſte Gegenſtand des eigenen Nachforſchens oder der Nachfrage bey den Einwohnern, war ein bequemer Platz, wo man die ledigen Waſſerfäſſer mit friſchem Trinkwaſſer füllen könnte. Die Pantomine leiſtete bey ſolchen Gelegenheiten weſentliche Dienſte, bis man die nothwendigſten Wörter der Landesſprache erlernt hatte. Das Bedürfniß des Eſſens und Trinkens durch Zeichen zu verſtehen zu geben, iſt ſo leicht und dem Mißverſtande ſo wenig unterworfen, daß alle Converſation am Lande gemeiniglich davon anfängt. Beynahe immer nennt der Inſulaner, ſobald er begreift was man von ihm fordert, das Verlangte, z. B. Waſſer, oder die Frucht am Baume, auf die man hindeutet, oder das Schwein welches unweit ſeiner Hütte umher läuft, mit Namen; und für Leute, denen alles daran liegt, ſich verſtändlich zu machen, gehen ſeine Ausrufungen nicht verloren. Sobald er ſeiner Seits durch einige Beyſpiele dieſer Art inne wird, daß die Fremden ſeine Töne nachſprechen und zu verſtehen ſuchen, deutet er auf die Menge der Gegenſtände um ſich her, und nennt einen jeden mit dem in ſeiner Sprache üblichen Worte. Der Sprachforſcher findet alſo, wenn die Eingebohrnen nicht etwa, wie die Feuerländer, in Trägheit und dumme Fühlloſigkeit ganz verſunken ſind, frühzeitig Gelegenheit, ſein Wörterbuch zu berei-

bereichern. Seine Unterſuchungen werden indeß durch ihre verſchiedene Gemüthsart bald erleichtert, bald eingeſchränkt. Wenn gleich die Fälle ſelten ſind, wo ſie in wirkliche Feindſeligkeiten gegen die Entdecker ausbrechen, ſo giebt es doch auf der andern Seite auch wenige Beyſpiele von einem ſo unbegränzten Zutrauen und einer ſo patriarchaliſchen Gaſtfreyheit, wie ſie in Taheiti und den Freundſchaftsinſeln angetroffen wird. Je mehr Zurückhaltung und Mißtrauen der Inſulaner blicken läßt, deſto vorſichtiger und behutſamer muß ſich der Reiſende gegen ihn betragen. In Mallikollo wagten wir es kaum, zehn Schritte weit in den Wald zu gehen, der ſich längs dem Strande hinzog; und dennoch winkten uns die Einwohner, ſobald ſie uns gewahr wurden, wir ſollten ſogleich an den Strand zurückkehren. In Tanna durften wir anfänglich auch nur ganz kurze Spaziergänge wagen, bis wir nach mehreren Tagen die Wohnungen des für uns am freundlichſten geſinnten Alten entdeckten, und allmählig die Zuneigung der dortigen Familien gewannen. Gleichwohl blieben die Einwohner, welche ſich gegen den Vulkan hin aufhielten, jederzeit auf ihrer Hut, und ungeneigt mit uns vertrauten Umgang zu pflegen, ſo, daß ſie uns zu wiederholtenmalen den Durchgang durch ihre Pflanzungen, nach jenem feyerſpeyenden Berge verſagten. Allein die gewöhnliche Kürze, oder auch die unbeſtimmte Dauer des Aufenthalts, und vorzüglich die Menge und Mannichfaltigkeit der in der Nähe zu beobachtenden Gegenſtände geſtatteten ſelten weitere Excurſionen in das Innere, wenn auch die Inſulaner nichts dawider hatten. Schon am Strande, wo die Neugier den größten Hauſen der Einwohner zu verſammeln pflegte, beſchäftigte man ſich oft Tage lang mit Erlernung der Sprache, mit der Beobachtung dieſer von uns ſo verſchiedenen Menſchen, mit dem Tauſchhandel um ihre Kleidungsſtücke, ihre Waffen, ihre Zierrathen und andre Kunſtarbeiten. In ihren Hütten erforſchte man ihre Lebensart erſt durch wiederholte Beſuche; man unterſuchte allmählig, ſo wie man ſich durch Geſchenke und kleine Liebkoſungen gleichſam die Rechte der Freundſchaft in einem immer höheren Grade erwarb, das Innere des Haushalts, die Geräthſchaften, die Speiſen, und ihre Zubereitung; zuweilen lernte man nur wenig, aber täglich wenigſtens etwas neues. Bald beobachtete man die Austheilung der Arbeiten, die Verfertigung der Kleidungsſtücke, die Beſtellung des Ackers, den Bau einer Hütte oder eines Kahns; bald ereignete ſich Gelegenheit, irgend eine merkwürdige Sitte, oder einen auffallenden Gebrauch zu ſehen; bald fand man unverhoft einen Ehrenmann, der von der Erzeugung ſeiner Götter und von der Schöpfung zu erzählen wußte. Die Produkte des Steinreichs, die ein jedes Land darbot, die dortigen Vögel, Inſekten und Gewürme mußten theils geſammelt, theils mit Geduld verfolgt werden; und die Blüthen der Bäume und Kräuter nöthigten den Botaniker, wegen ihrer Vergänglichkeit, an Bord zu eilen, um dort ihre Beſchreibungen und Abbildungen vollenden und dann nach einer neuen Ernte ans Land zurückkehren zu können. In den meiſten Fällen mußte er ſich ohnehin in ſeinen botaniſchen Spaziergängen nach den Beſchäftigungen und Erholungsſtunden des Schiffsvolks richten, weil es, außer an den beſtimmten Tageszeiten, wo Boote abgeſchickt wurden und andere ankamen, ſelten Gelegenheit gab, vom Schiffe ans Land, oder zurück an Bord zu kommen. Alles war während dieſer geſchäftigen Zeit in Bewegung. Eine Parthey mußte Waſſer füllen, eine andere fällte Brennholz; einige Officiere waren mit dem Tauſchhandel um Lebensmittel beſchäftigt. In fiſchreichen Gegenden ſchickte man Boote aus, um auch dieſe Erfriſchung nicht zu verſäumen; in unbewohnten oder unbebauten Ländern ſuchte man ſich durch wildwachſende Suppenkräuter für den Mangel der Gartengewächſe ſchadlos zu halten. Zu gleicher Zeit wurde das Schiff ausgebeſſert, und, wie es nach einer langen Fahrt nothwendig war, mit neuem Tau- und Takelwerk verſehen. Cook ließ das Meergras und die Muſcheln die ſich angeſetzt hatten, vom Boden abkratzen, und die Ritzen zwiſchen den Planken, welche durch das Eintrocknen und das beſtändige Arbeiten des Schiffs gegen Wind und Wellen immer weiter aus einander gegangen waren, mit Werg verſtopfen. Auf eben die Art kalfaterte man das Verdeck, welches zuweilen das Waſſer ſtromweiſe durchließ, und wenn alles fertig war, füllte man die Fugen mit Pech an, und beſtrich das ganze Schiff mit Theer. Endlich ließ Cook auch Ballaſt laden, um das verminderte Gewicht zu erſetzen, und den Gang des Schiffs zu erleichtern, kurz, er ſetzte es in ſegelfertigen Stand. Wenn es die Umſtände erforderten, mußte am Lande eine Schmiede errichtet werden, um neue Bolzen, Klammern, und dergleichen zu ſchmieden; und wo es anging, legte Cook auch eine Brauerey von Tannen- oder andern ähnlichen Sproſſen an, um ſeine Leute durch eine geſunde

Art von Bier zu erquicken. Ferner wurde am Lande ein Zelt aufgeſchlagen, welches zur Sternwarte eingerichtet war. Während der Zeit wurden, zumal in weitläuftigen Bayen, deren Umfang und Lage man nicht mit einem Blick überſehen konnte, von Zeit zu Zeit Entdeckungspartheyen ausgeſchickt, welche die verſchiedenen Gegenden genau aufnehmen, und in Charten bringen mußten. Cook ſelbſt belebte und betrieb faſt alle dieſe Geſchäfte durch ſeine Gegenwart. Er landete in einem neuen Lande faſt immer ſelbſt zuerſt, oder folgte bald dem erſten Boot; er wies den Partheyen ihre verſchiedenen Plätze an, und beſuchte ſie täglich mehrmals, um die Arbeit zu fördern, und alle Unordnungen und etwanigen Mißhelligkeiten mit den Einwohnern vorzubeugen. Wo dieſe ſich ſehen ließen, ſuchte er ſie dadurch zu gewinnen, daß er Bänder, Schaumünzen *) und andere Geſchenke, insbeſondere aber Eiſengeräth unter ſie austheilte, ſie zu ſich bat, die Vornehmſten an ſeiner Tafel bewirthete, und vor allen Dingen es dahin zu bringen ſuchte, daß ein Handel um Lebensmittel zu Stande kam. In unbewohnten Gegenden, wo dieſe Hülfe wegfallen mußte, und der Fiſchfang faſt die einzige Erfriſchungsquelle blieb, pflegte er mit einer Geſellſchaft von Officieren auf die Jagd zu gehen,

---

*) Die Schaumünze, welche er auf der zweyten Reiſe austheilte, hatte auf einer Seite das Bruſtbild des Königs Georg des dritten von England, und auf der andern die Abbildung der beyden Schiffe Reſolution und Adventure, mit der Jahrzahl ihrer Abreiſe von England. Sie war von Bronze und vergoldet.

und das erlegte Wildpret, es mochte nun in Seelöwen und Robben, oder in Pinguinen, Waſſerraben, Enten, Gänſen und anderem Geflügel beſtehen, unter die Mannſchaft zu vertheilen.

Die Aufmerkſamkeit des berühmten Entdeckers auf dieſen Gegenſtand, verdient wohl, daß ich noch ein Paar Bemerkungen darüber hinzufüge. Es hätte wahrlich wenig gefruchtet, daß man die Schiffe unter ſeiner Führung von England aus ſo reichlich mit allen Erforderniſſen verſah, wenn nicht Er ſelbſt den großen Haushalt geführt, zu rathe gehalten, und wo es möglich war, zu ergänzen geſucht hätte. Eine von den Urſachen, welche den Capitain Furneaux bewogen, nach ſeiner zwenten Trennung von Cook, geradesweges nach England zurückzugehen, und ein ganzes Jahr früher als er ſollte, das Südmeer zu verlaſſen, war der Mangel an Lebensmitteln, welche nicht mehr auf eine dritte Campagne hinreichend befunden wurden. Gleichwohl hatte man ſein Schiff eben ſo reichlich, wie die Reſolution, auf drey volle Jahre verſehen, und es hatte bloß an jener ſtrengen Sparſamkeit gefehlt, welche Cook ſo weit trieb, als es mit der Erhaltung ſeiner Mannſchaft nur immer beſtehen konnte. Er wußte den Zeitpunkt abzumeſſen, wo er ſeinen Leuten etwas von ihrer vollen Portion abkürzen durfte; er unterließ auch nie, ſobald nur friſche Lebensmittel gereicht werden konnten, den ganzen Vorrath von Schiffskoſt, der täglich verbraucht zu werden pflegte, für eine künftige Gelegenheit aufzuſparen. Von Zeit zu Zeit ließ er die Vorräthe aller Art genau beſichtigen, was verdächtig befunden ward, zuerſt verzehren, und allerley

Handgriffe vornehmen, um den Ueberreſt vor künftiger Beſchädigung zu ſichern. Dieſer Sorgfalt verdankte er die Dauer ſeiner zweyten Reiſe, indem er dadurch noch zu rechter Zeit entdeckte, daß aller Schiffszwieback, den man in neue Fäſſer gepackt hatte, ſchimmlicht geworden war. Sogleich mußte in Neuſeeland ein Backofen errichtet werden, worin er den Zwieback, nachdem vorher aller verdorbene ausgeworfen war, nochmals trocknen ließ. Wäre Cooks Wachſamkeit nicht ſo ſehr ins Einzelne gegangen, und hätte ſie nicht die dem Anſchein nach geringfügigſten Kleinigkeiten, ſo wie die große Einheit des ganzen Plans umfaßt, ſo würde es ihm ſchwerlich gelungen ſeyn, ſeine Mannſchaft, zum Erſtaunen von Europa, drey Jahre lang ſo geſund zu erhalten, daß von hundert und zwanzig Menſchen nur Einer durch Krankheit verloren ging. Er wußte aus Erfahrung, daß Unreinlichkeit und Mangel an friſcher Luft im Matroſenraume oftmals ohne weitere Urſachen hinreichend ſind, die heftigſten Ausbrüche des Scharbocks zu veranlaſſen. Man ſtelle ſich jenes niedrige enge Behältniß vor, wo die Hangmatten dicht neben einander gereihet ſind. Es erhält zu allen Zeiten nur wenig friſche Luft; bey ſtürmiſchem Wetter aber faſt gar keine, weil alsdann der Hauptzugang mit einem Gatter und darüber mit Perſening, oder getheerter Leinwand, bedeckt iſt. Die Ausdünſtungen von mehr als achtzig Perſonen verpeſten nicht nur dieſen Raum, und verurſachen daſelbſt eine ungeſunde Hitze, ſondern ſie durchdringen auch die Betten und Hangmatten, und ſelbſt die Balken und Verdecke des Schiffs. Um die nachtheiligen Folgen dieſer mephitiſchen luft ſo viel als möglich zu vermindern, ließ Cook die Hangematten bey ſchönem Wetter alle Morgen auf das Verdeck bringen, und in die daſelbſt befindlichen Boote werfen, damit ſie den ganzen Tag über vom friſchen Winde durchlüftet würden. Von Zeit zu Zeit, mehrentheils einmal in vierzehn Tagen, mußte jedermann heraufkommen, indeß zwiſchen den Verdecken mit Schießpulver und Eſſig geräuchert ward; und damit der Rauch alles Holzwerk recht durchziehen möchte, ließ Cook die Räume auf ein Paar Stunden lang zuſchließen. Bisweilen wurden auch die Verdecke mit Eſſig gewaſchen, und bey heißer Witterung ſpannte man auf dem Verdeck einen weiten Cylinder von Segeltuch gegen den Wind aus, deſſen unterſtes Ende den Zug der friſchen Luft bis in den Matroſenraum hinableitete. Um den gemeinen Matroſen, der, ſich ſelbſt gelaſſen, ziemlich cyniſch einhergeht, zur Reinlichkeit anzuhalten, pflegte Cook gewöhnlich des Sonntags die ganze Mannſchaft zu muſtern, und wer alsdenn nicht wenigſtens rein gewaſchen erſchien, oder von der vorzüglichen Unſauberkeit ſeines Anzugs keine befriedigende Rechenſchaft zu geben wußte, ward das erſtemal durch Vorenthaltung ſeiner Branntweinsportion, und nach wiederholten Vergehungen auch wohl mit der Peitſche beſtraft. Auf den beyden Reiſen, welche die Erforſchung der Pole zur Abſicht hatten, führte Cook einen beträchtlichen Vorrath von warmen Kleidungsſtücken mit ſich, welche das Admiralitätscollegium auf ſeine Vorſtellung unter die Mannſchaft austheilen ließ, um ſie in jener kalten Weltgegend vor der ungeſtümen Witterung zu ſchützen. Dieſe Kleidungsſtücke beſtanden in einer Jacke und Schifferhoſen vom allerdickſten und der Näſſe faſt undurchdringlichen Boy, die er hernach noch mit einer Kappe für den Kopf vermehrte, wovon der Halskragen den Nacken und die Schultern bedeckte.

Noch muß ich das Hauptverwahrungsmittel und das beynahe ſpecifiſche Heilmittel gegen den furchtbaren Scharbock erwähnen, für deren Einführung auf langen Seereiſen Cooks Name, ſo lange Großbritannien Flotten hat, mit Dankempfindungen und mit Ehrfurcht genannt werden wird. Hier zeigte er die ganze Stärke einer geſunden natürlichen Beurtheilungskraft, welche durch ſeine ausgebreitete Erfahrung und den Umgang mit einſichtsvollen Männern geſchärft worden war. Wenn es einen Wahrheitsſinn, das iſt, um deutlicher zu ſprechen, wenn es eine ſo glückliche Organiſation giebt, welche zum richtigen Auffaſſen der Verhältniſſe vorzüglich geſchickt iſt, — und wie wollte man daran zweifeln? — ſo beſaß ſie Cook gewiß in einem vorzüglichen Grade. Der Sieg den er über Vorurtheile davon trug, die den Verſtand des gemeinen Seemannes ſeit Jahrhunderten gefangen hielten, iſt davon ein ſo auffallender Beweis, daß ihm die Königliche Societät der Wiſſenſchaften in London, bloß dafür die goldene Schaumünze des Ritters Copley zuerkannte. In dem ſeltſamen Charakter des Matroſen bemerkt man neben dem fröhlichen Leichtſinn und dem Hange zum gröbſten ſinnlichen Genuß, wovon ich bereits geſprochen habe, einen Zug von Halsſtarrigkeit gegen alle Neuerungen und von blinder Anhänglichkeit an das alte Herkommen, der wirklich auf eine beſondere Art damit contraſtirt. Faſt ſollte man denken, daß er ſeine Eigenſchaften nicht bloß von den beweglichen Elementen, zwiſchen denen er unaufhörlich ſchwebt, ſondern zum Theil auch von dem eichenen Kaſten, in dem er herumſchwimmt, entlehnt haben müſſe. Umſonſt verſucht man es, die wohlthätigſten Anſtalten zu ſeiner unmittelbaren Erhaltung in Gang zu bringen; er würde eher das äußerſte leiden, als ſich eine ungewohnte Speiſe aufdringen laſſen. Cook, der dieſe eiſerne Unbiegſamkeit des Schiffsvolks kannte, verſuchte es nicht, ſeinen Endzweck durch gewaltſame Mittel zu erreichen. In der Ueberzeugung, daß das Sauerkraut durch ſeine Säure der Fäulniß kräftig widerſtehen müſſe, aß er es täglich ſelbſt, und bewog ſeine Officiere es ebenfalls zu eſſen. Dem gemeinen Manne, der gleich Anfangs ſeinen Abſcheu dagegen zu erkennen gegeben hatte, ſtellte er es frey, ſich eine Portion zu holen, oder ſie noch fernerhin zu verſchmähen. Allmählig ließ ſich nunmehr einer oder der andere einfallen, was der Capitain und die Officiere täglich mit ſo vielem Wohlgefallen genöſſen, könne doch ſo ſchlimm nicht ſeyn. Es wurden einige Portionen geholt; bald darauf noch mehrere, und endlich ward die Tonne leer. Bey der Eröfnung der zweyten fand ſich ein jeder ein und verlangte ſeinen Antheil, ſo daß von der Zeit an die Austheilung regelmäßig von Statten ging. Auf dieſe Art ſetzte Cook ſein Vorhaben durch, und erlangte mit Gelindigkeit, was er durch Gewalt gewiß nicht erreicht haben würde. Auf ſeiner zweyten Weltumſchiffung wurden ſechzig große Fäſſer voll dieſes treflichen antiſcorbutiſchen Gemüſes ausgeleert. Wenn ſich demungeachtet bey Perſonen, die beſonders zum Scharbock geneigt waren, oder wegen eines Zuſammenfluſſes von andern Urſachen, Symptome dieſer Krankheit zeigten, ſo wurden ſie durch den Gebrauch der aus friſchem Malz bereiteten und noch lauwarm getrunkenen Bierwürze, und durch Auflegung der Träbern auf die ſcorbutiſchen Flecken, theils völlig vertrieben, theils ſo ſehr gemildert, daß ſie nicht gefährlich werden konnten, und bey der Ankunft am Lande binnen wenigen Tagen verſchwanden. Durch die Anwendung eben dieſer prophylaktiſchen Methode rettete Capitain Clerke in Kamtſchatka den größten Theil der dortigen ruſſiſchen Beſatzung, unter welcher der Scharbock in ſeiner ſchrecklichſten Geſtalt wüthete. So bald übrigens durch die Einführung des Sauerkrauts der erſte Schritt gewonnen war, beſiegte Cook mit leichterer Mühe die Vorurtheile ſeiner Mannſchaft in Rückſicht mancher andern Nahrungsmittel, welche unter einem weniger ſorgfältigen Befehlshaber Gegenſtände ihres Ekels geblieben wären. Welcher Matroſe würde Wallroſſe, Seelöwen und Seebären, Pinguinen, Sturmvögel und Albatroſſe gegeſſen haben, wenn ihm ſein Befehlshaber nicht mit gutem Beyſpiel vorgegangen wäre? Die wilden Kräuter in Neuſeeland, als Celery, Löffelkraut, Tetragonien, u. a. m. würden ihm eben ſo wenig, als das Bier aus harzigen Baumſproſſen genießbar geſchienen haben, wenn man nicht anfänglich den Gebrauch ſeiner freyen Willkühr überlaſſen hätte. Dieſe Nachſicht gegen die Schwäche ſeiner ungeübten Vernunft war vielleicht das beſte Mittel, ihr einen neuen Grad von Energie zu geben; wenigſtens gab es auf Cooks Schiffen nunmehr Matroſen, die aus eignem Antrieb die Vorurtheile der Erziehung oder der Gewohnheit überwanden, und ſo gar auf die Ratten, die von ihrem Vorrath zehrten, als auf Leckerbiſſen, Jagd machen lernten.

Wenn man Cooks Reiſegeſchichten lieſt, wird man mit Erſtaunen gewahr, daß eigenes Nachdenken mit Scharfſinn begleitet, im Nothfall zuweilen beſſere Dienſte leiſtet, als Beleſenheit und genaue Bekanntſchaft mit den Entdeckungen der vorigen und gegenwärtigen Zeit. Oft iſt es gerade das ſyſtematiſche Wiſſen, was einem ſonſt guten Kopfe den Zugang zu neuen Ideen verſchließt. Wäre Prieſtley ein Scheidekünſtler geweſen, ſo hätte er in der Phyſik und Chemie keine ſo merkwürdige Revolution zuwege gebracht, die Beſchaffenheit der Luftarten wäre unerkannt geblieben, und die Montgolfiers, die Roſiers und die Blanchards wären nie in die Luft geſtiegen. Es galt ſeit langer Zeit durchgehends für eine ausgemachte Wahrheit, daß es ganz unmöglich ſey, in heißen Ländern friſch geſchlachtetes Fleiſch einzuſalzen, und wie in unſerm gemäßigten Erdſtrich aufzubewahren. Die Einwohner jener wärmeren Gegenden kannten dieſe Methode nicht, und den Europäern, die ſie dort verſuchen wollten, war ſie jederzeit mißlungen. Der Ueberfluß an Lebensmitteln, den Cook auf den Societätsinſeln und insbeſondere in O-Taheiti einzutauſchen pflegte, konnte ihn natürlich genug auf den Gedanken leiten, ob es nicht etwa möglich wäre, den Kunſtgrif zu entdecken, der, dem Klima zum Troß, den glücklichen Erfolg des Einſalzens ſichern könnte. Der Umſtand, daß die größten und fetteſten Schweine die Seereiſe ſehr ſchlecht ertrugen, nicht freſſen wollten, und in den erſten Tagen häufig ſtarben, machte eine ſolche Entdeckung noch wichtiger, und veranlaßte einen Verſuch zur Probe, der alle Erwartung übertraf. Durch eine genaue Aufmerkſamkeit auf die kleinſten Nebenumſtände, und vorzüglich durch eine muſterhafte Reinlichkeit brachte es Cook endlich in dieſer Kunſt ſo weit, daß ihm kein Verſuch mehr mißlang; und einer ſeiner Zöglinge hat ſeitdem dieſelbe Methode, mit gleichem Erfolg in den Weſtindiſchen Inſeln probirt *). Dieſer Sieg über ein Vorurtheil, welches in unzähligen Fällen die Mittel der Erhaltung einſchränken mußte, ſcheint mir, wegen ſeines großen Nutzens und ſeines ausgebreiteten Einfluſſes auf die Verſorgung der Matroſen und Truppen in heiſſen Ländern, hier mit Recht einen Platz zu verdienen. Eben die Fruchtbarkeit an Erfindungen, den Bedürfniſſen ſeines Schiffs abzuhelfen, die hier den großen Seemann eine neue Salzſpeiſe bereiten lehrte, gab ihm auch in den ſtarrenden Polargegenden ein Mittel an die Hand, ſeinen Waſſervorrath zu ergänzen, und ſein Tauwerk auf mancherley Art vor zu ſchneller Verderbniß zu ſichern. Es iſt wahr, unter den frühen Abentheuretn, welche im Norden eine Durchfahrt ſuchten, hatten bereits Frobiſher und Davis in den Jahren 1578 und 1583 das Eis, welches im Meere ſchwimmt, ungeſalzen befunden, und zum Trinkwaſſer gebraucht; allein Herr Cranz, der die Grönländiſchen Küſten ſpäter beſchrieben hat, behauptet das Gegentheil, und dieſe Meynung hat auch in neueren Zeiten die Oberhand behalten, ſo, daß bis auf Cooks zweyte Reiſe das Vorurtheil von ſalzigem Eiſe weit und breit herrſchte. Cook

---

*) Ich erzähle ſie hier nicht, da ſie in der letzten Reiſe des berühmten Seemannes ausführlich vorkommt.

hatte das Verdienſt, es nicht etwa durch einzelne Verſuche, ſondern dadurch, daß er ſeinen Waſſervorrath zu wiederholten malen von ſchwimmendem antarktiſchen Eiſe ergänzte, von neuem zu widerlegen. Zum Beweiſe, wie tiefe Wurzeln jene irrige Meynung geſchlagen hatte, brauche ich nur zu erwähnen, daß es nach Cooks Rückkunft noch Chemiker gab, die durch Verſuche im Kleinen darthun wollten, das Eis im Meere müſſe ſalzig ſeyn, und Cook habe nur ſolches eingeſammelt, welches ſich am Lande in großen Flüſſen gebildet habe. Zuverläſſigere Scheidekünſtler bewieſen indeß die Nachläſſigkeit im Verfahren jener Hypotheſenfreunde, und erhielten allerdings vom Meerwaſſer ein reines, ſalzleeres Eis; und jeder Phyſiker ſahe deutlich ein, daß, wenn auch um den Südpol jenſeits des ſiebzigſten Grades der Breite Land liegen ſollte, die Kälte daſelbſt ſo groß ſeyn müßte, daß keine Quellen, geſchweige denn Flüſſe daſelbſt entſtehen könnten. Cook, dem auf die Art die beeiſten unfreundlichen Meere, die den Pol umgeben, den nothwendigſten Lebensvorrath liefern mußten, fand auch Mittel, die dortigen Seethiere zu ſeinen Zwecken zu benutzen. Außerdem, daß er ſeine Mannſchaft das Fleiſch derſelben eſſen lehrte, ließ er aus dem Speck, womit die Natur ſie gegen die Kälte gerüſtet hat, Thranöhl brennen, und ihre Häute zur Ausbeſſerung des unbeweglichen Tauwerks, wo Leder nöthig war, verwenden. Der Thran wird auf dem Schiffe theils in Lampen, theils zum Einſchmieren verſchiedener Werkzeuge und zu andern Abſichten ſehr häufig verbraucht; folglich gehörte die Ergänzung dieſes Vorraths zu den Gegenſtänden, welche der Sorgfalt des Entdeckers würdig waren.

Den Umfang und die Schwierigkeiten des Entdeckungsgeſchäftes, die Wichtigkeit und Mannichfaltigkeit der Pflichten, Sorgen und Arbeiten, die auf Cooks Schultern lagen, endlich die völlige Abhängigkeit des glücklichen Ausgangs aller Unternehmungen von den Talenten dieſes einzigen Mannes, von der unermüdeten Thätigkeit und ſteten Gegenwart ſeines an Hülfsmitteln unerſchöpflichen Geiſtes, wird man auch in meinen unvollkommenen Entwürfen deutlich erkannt haben. Aus der Vergleichung desjenigen, was Cook geleiſtet hat, und der Art wie er dabey zu Werke ging, mit den geringfügigen und kraftloſen Bemühungen anderer Seefahrer, beſtätigt ſich alſo die große Wahrheit, daß im Gewühl der Welt bisweilen Männer von außerordentlichen Gaben erſcheinen, die zu gewiſſen Endzwecken gleichſam ganz eigentlich gebildet ſind, und den großen Haufen des Menſchengeſchlechts weit hinter ſich zurücklaſſen. Wenn man nicht zweifeln kann, daß die natürliche Anlage, die Erziehung im weiteſten Verſtande, und die Verhältniſſe der Zeit und des Wirkungskreiſes die Verſchiedenheiten hervorbringen, die man zwiſchen Menſchen und Menſchen bemerkt, ſo ſcheint auch jene Behauptung nichts zu enthalten, was der Erfahrung und der Vernunft widerſpräche. Das Seltene und Große verdient aber, wenn es gleich aus natürlichen Gründen erklärt und hergeleitet werden kann, jederzeit den Grad von aufmerkſamer Achtung, den man Bewunderung nennen muß, weil er auf die höhere Ordnung in der Verkettung der Urſachen zurückgeht, auf eine Ordnung, die unſere Begriffe überſteigt. Doch indem wir die thörichte Bewunderung der

Unwiſſenheit vermeiden wollen, fallen wir oft in das entgegengeſetzte Extrem, alles wirklich Erhabene kalt und gleichgültig vorbeyzugehen, ſobald wir uns die Folgen ſeiner Entſtehung erklären können. Jenes *plus ultra*, jenes weiter Eilen und Emporſtreben zu neuen Kenntniſſen und Entwicklungen unſerer Kräfte, welches der menſchlichen Natur ſo eigenthümlich iſt, liegt allerdings bey dieſer Geringſchätzung des Bekannten zum Grunde; nur fehlt man insgemein darin, daß man das erſchöpft zu haben glaubt, deſſen Oberfläche man doch kaum berührte. Bey der Beobachtung eines ungewöhnlichen Charakters iſt es ſchwerlich hinreichend, ſich im Allgemeinen vorſtellen zu können, wie ſeine Züge ſich bildeten, ohne ihn für einen vom Olymp herabgeſtiegenen Halbgott zu halten. Wem dieſes genügt, der kann unmöglich ein Gefühl von dem, was Größe iſt, erlangen, und wird ſehr ſchwer, ich will nicht einmal ſagen ſelbſt zur Unternehmung großer Handlungen angefeuert werden, ſondern auch nur ſich die Fertigkeit erwerben, gewöhnliche gut zu verrichten. Indem wir das Große mit den Triebfedern zuſammenhalten, die es hervorbrachten, können wir freylich keine andere als dieſe Reſultate herausbringen: die Urſach iſt der Wirkung gleich, und keine Wirkung iſt ohne Urſach; hielten wir aber dasjenige, was vor unſern Augen geſchieht, mit dem zuſammen, was wir leiſten können, oder wirklich thun, ſo ſtießen wir in allen Fällen auf ein Verhältniß, welches uns entweder ſchamroth machen, oder uns wenigſtens eine unwillkührliche Bewunderung abnöthigen würde. Die letztere Art Vergleichungen anzuſtellen muß heut zu Tage ſeltner werden, da man oft mit achtzehn oder zwanzig Jahren alles zu wiſſen glaubt, und dieſe geiſtige Ueberladung gewöhnlich das kalte Fieber der Afterphiloſophie nach ſich zieht. Denn nicht genug, daß ein jeder bey Dingen die ihm leicht gethan dünken, ungerührt bleibt, ſo pflegt auch, wenn Thaten erzählt werden, welche bey dem Zuhörer oder Leſer das Gefühl der Unerreichbarkeit erwecken, ein wegwerfender Skepticiſmus der gedemüthigten Eigenliebe zu Hülfe zu kommen, und die Gränzen des Möglichen willkührlich zu verengen, um alles Große für erdichtet halten zu können. Die Erfahrung des praktiſchen Lebens lehrt hingegen jeden, der auf ſich Acht haben will, von einer Seite die Schwierigkeiten in der Ausführung deſſen, was ihm ſo kinderleicht dünkte, gehörig erkennen; von einer andern aber auch den Punkt des Erreichbaren, wohin man durch gleichförmige Anſtrengung aller Kräfte die in unſerer Gewalt ſind, gelangen kann, richtiger zu beſtimmen und weiter hinauszurücken. So entſteht endlich eine beſcheidene Anerkennung und Schätzung des fremden Verdienſtes, ein Sinn für diejenige Vollkommenheit und wahre Größe, deren der Menſch fähig iſt, und eine theilnehmende, herzliche Bewunderung der edleren Sterblichen, in denen die ganze Würde unſerer Natur hervorleuchtet. Dieſe Wärme des Gefühls, die einen rühmlichen Wetteifer nährt, und ſich mit den niedrigen Regungen des Neides nicht verträgt, iſt zugleich das beſte Verwahrungsmittel gegen jene eingeſchränkte, partheyiſche, und leider noch ſo allgemeine Vorliebe für unſere eigene Beſchäftigung, welche mit der Herabwürdigung anderer Lebensweiſen und anderer Klaſſen des menſchlichen Wiſſens verbunden iſt. Thätigkeit ohne vorzügliche Geiſteskräfte

kann

kann im Subalternen, Scharfſinn ohne regen Trieb zu handeln im ſpekulativen Philoſophen brauchbar ſeyn; aber durch die Verbindung beyder Eigenſchaften ward Cook zum Entdecker. Wenn lebhafte Erinnerungen von jener Fahrt, auf der ich ihn in einem frühen Alter begleitete, in einer ungeſchmückten Erzählung, dazu beygetragen haben, dieſen Charakter im Allgemeinen kenntlicher, und namentlich in Cooks Beyſpiel hochachtungswürdiger zu machen; ſo dürfte ich hoffen, diejenige Klaſſe von Schriften, welche von Entdeckungsreiſen handelt, von dem ſchweren Vorwurfe befreyt zu haben, daß nichts ſie den Leſern reizend mache, als die dadurch genährte leere Sehnſucht nach einem in Faulheit verträumten, oder mit kindiſchem Spiel vertändelten Leben.

---

3. Reſultate.

Man kann nicht läugnen, daß Cooks Reiſen von den verſchiedenſten Klaſſen des Publikums mit einer allgemeinen Aufmerkſamkeit geleſen worden ſind. Hieraus ſcheint unmittelbar zu folgen, daß ihr Intereſſe aus den allgemeinſten Beziehungen entſtanden ſeyn müſſe, welche die Wißbegierde der Menſchen am ſicherſten reizen, indem ſie ihre Denkkraft beſchäftigen und ihre Empfindungen erwecken. Dem Menſchen liegt unſtreitig kein Gegenſtand näher als der Menſch ſelbſt in allen ſeinen mannichfaltigen Verhältniſſen der Geſtalt, der Entwicklung, der Verfaſſung, der Zeit und des Orts. Die Verglechung unzähliger Abweichungen von unſerer Lebensweiſe, die Betrachtung deſſen, was in dieſen verſchiedenen Gemälden auf unſern eignen Zuſtand anwendbar iſt, die Erweckung einer Menge von Ideen, Vorſtellungen, Begriffen und Neigungen, die bereits in uns vorhanden waren, aber durch ähnliche oder auch entgegengeſetzte Züge im Charakter verſchiedener Nationen erſt angeſtoßen wurden, ſind eben ſo viele kräftige Mittel die Aufmerkſamkeit des Verſtandes zu feſſeln. Die Begebenheiten der Reiſe, die Gefahren der Reiſenden, ihr erlittenes Ungemach, das Betragen der Einwohner ferner Gegenden, mit einem Worte, Handlung iſt es, was auch die Leidenſchaften des Leſers in das Spiel zieht, und das Intereſſe der Reiſebeſchreibung aufs höchſte ſpannt. Ein jeder fühlt ſich an der Stelle des Beobachters, oder des Handelnden, und beſtätigt dadurch jene ſo allgemein bekannte, als feine und richtige Bemerkung des dramatiſchen Dichters:

Homo ſum: humani nihil a me alienum puto.

Auch die Natur, inſofern ihre Beziehungen auf unſer Leben leicht in die Augen fallen, gehört zu den Gegenſtänden, die ein allgemeineres Intereſſe erwecken. Es iſt uns nicht gleichgültig, auf welche Art in jedem Lande die erſten Bedürfniſſe befriedigt werden, und welche Annehmlichkeiten oder welche Mängel das Klima, die Unebenheiten des Bodens, die Bekleidung der Erde mit Bäumen und Kräutern, und ihre Bevölkerung mit allerley Thierarten dem Beobachter darſtellen. So hat auch die Schilderung großer Naturerſcheinungen, insbeſondere ſolcher, welche unmittelbare Beziehung auf die Sicherheit des Menſchen haben, oder ſich durch ihren majeſtätiſchen Anblick der Einbildungskraft bemeiſtern, für alle Klaſſen von Leſern einen ſtarken Reiz. Auf dieſe allgemeinere Beziehungen folgen dann eine Menge nähere und ſpeciellere, welche ihr Intereſſe nur von der verſchiedenen Rückſicht, in welcher man lieſt, entlehnen. Der Umfang einer großen Entdeckungsreiſe und die Mannichfaltigkeit der darin vorkommenden Gegenſtände machen aber, daß man ſie faſt in eben ſo vielfältiger Abſicht mit Nutzen leſen kann, als es Modificationen oder Zweige des menſchlichen Wiſſens giebt. Indeß ſind auch unter dieſen wiſſenſchaftlichen Beziehungen einige von allgemeinerem Intereſſe, und andere, die faſt ganz allein den eigentlichen Gelehrten an ſich ziehen, dem es um die Berichtigung oder Vermehrung gewiſſer Reihen von Begriffen zu thun iſt. Dieſe letzteren enthalten nämlich das Detail einzelner Wahrnehmungen, deren Anwendung man ohne Sachkenntniß nicht gleich abſehen kann; da hingegen jene hauptſächlich nur die wichtigen Reſultate zuſammenfaſſen, welche für dieſe oder jene Wiſſenſchaft aus den vorerwähnten einzelnen Faktis floſſen. Zu dieſen allgemeinen Folgerungen, welche auf das Aggregat vieler einzelnen Beobachtungen gegründet ſind, und demnach ſelbſt für den gleichgültigſten Leſer etwas anziehendes haben, wäre es auch nur, weil ſie Stoff zur geſellſchaftlichen Unterhaltung darbieten, ſcheinen mir folgende mit Recht gezählt werden zu können: 1. daß eben ſo wenig das Daſeyn des eingebildeten Südlandes jemals wieder behauptet werden kann, als die dunkle Lehre vom nothwendigen Gleichgewicht der beyden Halbkugeln; 2. daß das Meer um beyde

Pole gefriert, und jene Eismaſſen bildet, von denen man ehedem wähnte, ſie kämen aus großen Flüſſen herabgeſchwommen; 3. daß eben dieſes Eis von Salztheilchen leer iſt und zum Trinken gebraucht werden kann; 4. daß man heut zu Tage zur See aſtronomiſche Beobachtungen anſtellt, wodurch ſich die Länge faſt allezeit bis auf einen halben Grad zuverläſſig beſtimmen läßt; 5. daß im Fach der nautiſchen Geographie nunmehr alle großen Entdeckungen erſchöpft ſind, und die Nachleſe nicht anders als ärmlich ausfallen kann; 6. daß die ſüdliche Halbkugel mehrentheils mit Waſſer bedeckt, und verhältnißmäßig weit kälter als die nördliche iſt; 7. daß viele Inſeln und Felſenbänke vom anſehnlichſten Umfange im heißen Erdſtriche bloß das Werk einer Art polypenähnlicher Gewürme ſind; 8. daß im Weltmeer ein zwiefaches Leuchten, ein elektriſches und phosphoriſches, Statt findet, wovon letzteres wieder auf doppelte Art, nämlich unorganiſch und in lebendigen Thieren, erſcheint; 9. daß die häufige Erſcheinung der Seevögel und des ſchwimmenden Seetangs (*fucus*) nicht mehr für ein ſicheres Zeichen von nahem Lande gilt; 10. daß entlegene Inſeln niemals reich an vielerley vierfüßigen Thieren ſind; 11. daß die Botanik aus jenen neuentdeckten Ländern mit mehr als zweytauſend Gewächſen bereichert worden iſt, von denen manche in Zukunft einen beträchtlichen Nutzen verſprechen; 12. daß man, bey gehörigen Vorkehrungen, auf dreyjährigen Seereiſen vom Scharbock nichts zu befürchten hat; 13. daß ſich dem Handel von mehr als Einer Seite neue Ausſichten eröfnen; 14. daß verſchiedene große und wichtige Länder dem Unternehmungsgeiſte der Europäer die vortheilhafteſten Lagen zu neuen Pflanzſtädten darbieten, wodurch dereinſt das gemeinſchaftliche Band der Nationen geſtärkt, und die Kultur des Menſchengeſchlechts in allen Welttheilen befördert werden kann; 15. daß durch das ganze Südmeer, von der Nachbarſchaft Indiens bis gegen Peru und Mexiko hinüber, auf weit entfernten und vereinzelten Inſeln, ein Volk angetroffen wird, das in Geſtalt, Sprache und Ueberlieferungsbegriffen durchgehends übereinſtimmt, ob es gleich in Kultur, Verfaſſung und Sitten verſchieden iſt. 16. Daß ein andrer, in Anſehung der Sprache, Farbe und körperlichen Bildung von jenem verſchiedner Stamm ſich nicht ſo weit von Indien durch einige andere Inſelgruppen ausgebreitet hat; 17. daß man in Abſicht der Bevölkerungsgeſchichte der Erde ſchwerlich auf zuverläſſigere und mehr entſcheidende Data rechnen kann, als man bereits beſitzt; 18. daß die Natur des Menſchen zwar überall klimatiſch verſchieden, aber im Ganzen, ſowohl der Organiſation nach, als in Beziehung auf die Triebe und den Gang ihrer Entwickelung, ſpecifiſch dieſelbe iſt; 19. daß, ſo wie es kein Volk ohne Sprache, und keine Sprache ohne Vernunft giebt, ſo auch keinen bloß thieriſchen Stand der Natur; endlich 20. daß eine völlige und abſolute Gleichheit unter den Menſchen, ſo wie ſie phyſiſch nirgends exiſtirt, auch ſittlich unmöglich iſt. Die Ausmittelung dieſer und anderer Sätze von gleichem Gehalt ſcheint den Reiſen unſeres großen Seemannes einen entſchiedenen Werth beyzulegen; und es würde dem kalten Leſer zum Vorwurf gereichen, wenn er ſie aus langer Weile überſchlagen, und dem theilnehmendern, wenn er vorſetzlich ihre Wichtigkeit verkennen wollte *). Ich wenigſtens bin zu feſt überzeugt, daß es mehr als Eine Quelle des Intereſſirenden giebt, und hege zu viel Achtung für den vorzüglichen Grad der unter uns herrſchenden allgemeinen Aufklärung, um es wahrſcheinlich zu finden, „die Geſchichte jener Reiſen gewähre dem Leſer weiter nichts, als daß ſie ihn belehrt, ein Gegenſtand, den man in das Reich der Möglichkeit bringen wollte, gehöre in die Phantaſiewelt der Dichter.“ Ueberall, wohin Cook und ſeine Gefährten kamen, es ſey in der Nähe des Pols oder des Aequators, fanden ſie den Genuß der Menſchen im Verhältniß mit der Thätigkeit ihres Körpers und ihres Geiſtes. Der gemäſtete Müßiggänger iſt in O-Taheiti, wie in Europa, nur eine Mißgeburt der Regierungsform, die auf Unkoſten einer arbeitenden und dienſtbaren Klaſſe von Menſchen exiſtirt. Sollte ſein Loos uns nicht vielmehr ein Gegenſtand der Verabſcheuung, als der Sehnſucht ſeyn? Doch es iſt Zeit, eines ſo übereilten als unverdienten Spottes zu

---

*) Viele der obenangeführten Reſultate, nebſt den Gründen auf denen ſie beruhen, lieſet man in meines Vaters, während ſeiner Reiſe um die Welt geſammelten, Bemerkungen (welche ich aus dem Engliſchen überſetzt habe, Berlin bey Haude und Spener 8. 1783.) Hieher gehören auch meine Aufſätze de plantis eſculentis inſularum oceani auſtralis Berol. 8 1786. und über Neuholland im hiſtoriſchen Taſchenbuch auf das Jahr 1787, (beyde in demſelben Verlage), nebſt einem Aufſatz über die Menſchenracen im T. Merkur, Oct und Nov. 1786. Außerdem bleibt die Sammlung der neuen Seereiſen die gemeinſchaftliche Quelle jener Beobachtungen.

ſchonen. So lange es unbeſtritten bleibt, daß eine vollkommnere Erkenntniß unſerer Verhältniſſe, oder deſſen was wir Wahrheit nennen und durch vervielfältigte Erfahrung erlangen, dasjenige Ziel iſt, für welches die Natur Geſchöpfe mit entwicklungsfähigen Anlagen beſtimmte; ſo lange wird das Verdienſt des Entdeckers, der die Summe des menſchlichen Wiſſens mit jener Menge von neuen oder berichtigten Begriffen vermehrte, weit über alle Anfälle der Tadelſucht erhaben, auf einem unerſchütterlichen Grunde ſtehen. Will man aber noch weiter gehen, und ſeine Bemühungen, weil ſie unſerer geſitteten Verfaſſung, unſerer wiſſenſchaftlichen Aufklärung, unſerer durch vermehrte Bedürfniſſe aufs höchſte geſpannten Thätigkeit angemeſſen und nothwendig ſind, eben darum auch für heilſam und nützlich erkennen; will man dasjenige, was heut zu Tage politiſche und ſittliche Glückſeligkeit zu heißen pflegt, nicht für Täuſchung und leeres Wortgepränge halten: ſo wird ſich ein dankbares Gefühl in unſere Bewunderung miſchen, und dem wohlthätigen Genius der Entdeckungen huldigen, der uns jene für die Mitwelt und Nachwelt ſo reichhaltigen Reſultate verſchaffte.

Den Menſchen zu erhalten, und ihn glücklich zu machen, ſind die beyden großen Probleme der Staatskunſt. Daher ſchmückte bey Völkern, die das Verdienſt zu ehren pflegten, ein Bürgerkranz den Mann, der alle Kräfte aufgeboten hatte, um zu dieſen edlen Zwecken mitzuwirken. In England trat eine gelehrte Geſellſchaft gewiſſermaßen in die Vorrechte des Souverains, indem ſie ſich freywillig die ehrenvolle Pflicht auferlegte, Verdienſte um den Staat zu krönen. Cook hatte den Scharbock, dieſe Peſt der Seefahrenden, welche ſonſt auf den Brittiſchen Flotten mehr Schlachtopfer hinweg zu raffen pflegte, als der blutigſte Krieg, durch weiſe Maaßregeln beſiegt. Ihm alſo, dem Retter und Befreyer von dieſem grauſenvollen und langſam verzehrenden Tode, dem Erhalter des Lebens vieler Tauſende, die künftig geſund und getroſt den Ocean beſchiffen werden, ihm reichte die Philoſophie den Kranz der Ehre dar, den er im alten Rom vom Volk und vom Senat erhalten hätte*). Cook hatte aber durch ſeine Entdeckungen für die Erhaltung jener nützlichen Menſchenklaſſe, die ſich nicht anders ernähren kann, als wenn ſie unaufhörlich ihr Leben wagt, auf mehr als Eine Art geſorgt. Des Vortheils nicht zu gedenken, daß nach ſeinen letzten gefahrvollen und fruchtloſen Verſuchen eine nördliche Durchfahrt zu finden, die Entdeckung derſelben, welche bereits ſo viele unglückliche Unternehmungen veranlaßte, nunmehr bis auf eine künftige Verrückung der Erdachſe wohl nicht verſucht werden möchte, belehrt uns ein Blick auf die Charte, wie viel er dazu beygetragen hat, die Gefahren der Schiffahrt durch die genauere Auskundſchaftung der Seeküſten des ganzen Erdbodens zu vermindern. Ich rede nicht bloß von ſeinen geographiſchen Entdeckungen in einem bisher noch wenig beſuchten Welttheil. Wie viele Ankerplätze, Häfen und Rheeden, wo Schiffe in Sicherheit liegen und für ihre Mannſchaft Erfriſchungen laden können, müßten wir nicht herzählen, wenn wir die herkuliſche Arbeit ſeiner drey Entdeckungsreiſen durchgehen wollten! Allein auch Länder, die uns näher und ſchon im Bezirk des Europäiſchen Seehandels liegen, ſind durch ſeine Bemühungen genauer bekannt, ſo wie ihre Lagen richtiger beſtimmt und ihre Häfen mit allen kleinen zur praktiſchen Schiffahrt unentbehrlichen Merkmalen beſchrieben und gezeichnet worden. Ein eben ſo wichtiges und glänzendes Verdienſt des unſterblichen Entdeckers, kann ich nicht übergehen, wenn ich nicht den Vorwurf einer großen Vergeßlichkeit verdienen will. Ihm, und zwar faſt ganz allein ihm, iſt man die vollkommnere Vereinigung der Sternkunde mit den Geſchäften des Seemannes ſchuldig, eine Vereinigung, wodurch die größte Gefahr und Schwierigkeit der Schiffahrt gehoben wird. Er begnügte ſich nicht, das praktiſch-anwendbare dieſer erhabenen Wiſſenſchaft ſelbſt unabläſſig zu benutzen, ſondern bildete während ſeiner Reiſen in eben dieſen Grundſätzen auch eine Menge junger Officiere, die gegenwärtig durch Beyſpiel und Unterricht den Geiſt der Beobachtung in der ganzen Brittiſchen Marine verbreiten. Die ſchrecklichen Folgen der Unwiſſenheit, oder wohl gar einer thörichten Verachtung aſtronomiſcher Kenntniſſe, die Verwirrung, die Angſt, das Elend, die Gefahren, denen der Seemann ausgeſetzt iſt, wenn ihn ein Sturm von ſeiner Laufbahn verſchlägt, und es ihm an Mitteln fehlt, ſich wieder zu orientiren, ſind durch unzählige Beyſpiele zu bekannt, als daß ich ſie hier zu ſchildern brauchte. Um ſo viel mehr iſt es zu verwundern, daß, bis auf Cooks Entdeckungsreiſen, die nautiſche Sternkunde in ihrer Kindheit blieb. Die Länge zur See zu beobachten und zu berechnen, war bis dahin bey allen Seeleuten unerhört, und ſowohl aſtronomiſche Inſtrumente, als Beobachter, die dieſen Namen verdient hätten, waren noch äußerſt ſelten. Ja, es ward ſogar im Jahr 1770 noch nothwendig befunden, in dem Anhang zu den Mayeriſchen Tafeln den berühmten Sternkundigen de la Caille zu widerlegen, welcher behauptet hatte, daß die leichteſte und einfachſte aller Beobachtungen, die der Sonnenhöhe am Mittage, nicht genauer als bis auf fünf oder gar nur auf acht Minuten, der Wahrheit nahe kommen könne. Auf Cooks Schiffen hingegen war kein Officier, und kaum ein Seecadett, der nicht mit aller erforderlichen Genauigkeit die Entfernung des Mondes von der Sonne oder von einem Stern zu meſſen, folglich von allen Beobachtungen die ſubtilſte anzuſtellen gewußt hätte. Es war mit dem Wetteifer und dem Ehrgeiz, den ihr Befehlshaber ihnen eingeflößt hatte, ganz unverträglich, daß ſie ſich über dieſen Punkt eines Vorwurfs ſchuldig gemacht hätten. Eben dieſe Fertigkeit bewieſen ſie in dem Gebrauch des Azimuth-Compaſſes zur Beſtimmung der Abweichungen der Magnetnadel, und in der dazu nothwendigen Berechnung. Cook führte ſie zur Unterſuchung der Strömungen im Meere, der Höhe und Richtung der Fluthen, und der Zeit ihres Wechſels an, worauf die Sicherheit der Schiffahrt an Küſten ganz vorzüglich beruhet. Allein auch jene wiſſenſchaftlichen Beobachtungen, welche bis jetzt noch keine unmittelbare praktiſche Beziehung haben, ſind dem jungen Officiere wenigſtens in ſo fern vortheilhaft, als ſie ſeinen Beobachtungsgeiſt ſchärfen und einſt zu wichtigen Entdeckungen Anleitung geben können. Iſt es nicht, zum Beyſpiel, merkwürdig, daß die Fluth, mitten im Ocean kaum zwey Drittel der Höhe erreicht, welche man nach Anleitung der Theorie erwarten ſollte? Iſt nicht das Südlicht in dem kalten Strich der andern Halbkugel ein Faktum, welches für die Phyſik noch viel verſpricht? Unter Cooks Anführung lernte alſo der Seecadett ſeine Aufmerkſamkeit auch auf die Tiefe des Meeres in verſchiedenen Gegenden, auf deſſen verhältnißmäßige Wärme, und die Menge des im Waſſer enthaltenen Salzes, auf die Urſachen der Polarität, auf die Inclination der Magnetnadel, und auf die Wirkungen der Schwere richten. So genoß er auch den Unterricht dieſes großen Lehrers im Aufnehmen und in der Verfertigung der Seecharten. Im Boot und am Ufer, mit dem Compaß, dem Sextanten, dem Senkbley, einer Meßkette und andern Hülfsmitteln bey der Hand, maß er Winkel, Tiefen und Entfernungen; in der Kajüte bey mehrerer Muße entwarf er nach dieſen Angaben den Plan der neuen Küſte. Bedenkt man einen Augenblick, daß die Führung eines Schiffs bloß von dem Willen, und folglich von der Einſicht des Officiers abhängt, ſo wird der Nutzen des aſtronomiſchen und phyſikaliſchen Unterrichtes für die Erhaltung des Schiffsvolks, und Cooks Verdienſt um die Menſchheit, auch in dieſer Rückſicht offenbar. Die einſichtsvollſten Schiffscapitains in der Flotte fühlten die Vorzüge dieſer Officierſchule in ihrem ganzen Umfange, und bewarben ſich um die Erlaubniß unſeres großen Seemannes, ihre Söhne oder nächſten Verwandten zu ihm ins Noviciat ſchicken zu dürfen. Auf ſeiner erſten Reiſe begleiteten ihn einige junge Leute, die bereits unter Byron oder Wallis das Südmeer beſucht hatten. Aus dieſen und einer großen Anzahl Cadetten, die ihm von ihren Aeltern anvertrauet wurden, bildete er nach und nach mehrere vortrefliche Officiere, die theils auf den folgenden Reiſen ihn wieder begleiteten, theils auf andern Stationen ſeiner Erziehung Ehre machten. Eben daſſelbe Verdienſt, welches ihn ohne fremde Hülfsmittel emporgehoben hatte, war auch hinreichend, ſeine Zöglinge zu befördern; verſchiedene, die als Subalternen unter ihm dienten, ſchwangen ſich bald zu Lieutenants, und ſelbſt zu Befehlshabern von Schiffen empor. Die mannichfaltigen Ereigniſſe einer Entdeckungsreiſe waren für ſie eine reichhaltige Quelle von Erfahrungen geweſen, die ſie ſonſt nirgends in ſo kurzer Zeit hätten ſammeln können, und unter keinem andern Führer ſo gut hätten benutzen lernen. Sie hatten ſich daher, durch lange Gewohnheit, in allen Fächern des Seedienſtes Cooks Methode zu eigen gemacht, und ſeine ſtrenge Aufſicht hatte ſie beſtändig darin geübt. Wo der edle Antrieb, ſich hervorzuthun, mit dem Vortheil, ſich nach einem ſo großen Muſter bilden zu können, zuſammentraf, war es da ein Wunder, daß ein gewiſſer Grad von Vollkommmenheit errungen ward? Hätte das moraliſche Beyſpiel mit dem mechaniſchen gleiche Kraft; oder wären die Triebfedern der Nachahmung gleich wirkſam in dieſer Beziehung, und könnte die jugendliche Vernunft, die noch keine Witderwärtigkeiten kennt, das Herz prüfen wie den Verſtand: ſo müßten aus Cooks Schiffen lauter Officiere hervorgegangen ſeyn, die auch im Betragen gegen ihre Mannſchaft ſeine milde, väterliche Zucht, und im Umgang mit ungebildeten Völkern ſeine menſchenfreundliche Achtung für ihr Leben bewieſen hätten. Allein die moraliſche Bildung fordert eine längere Erfahrung und eine ſeltene Thätigkeit des Selbſtgefühls.

---

*) Sir Godfrey Copley, ehemaliger Präſident der Königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu London, hat derſelben einen Fond hinterlaſſen, aus welchem jährlich eine 50 Pfund ſchwere goldene Schaumünze geſchlagen werden kann, welche demjenigen Mitgliede zu Theil wird, dem man die wichtigſte Erfindung verdankt. Dieſe Schaumünze bekam Cook.

Von jenen beyden vorhinerwähnten Aufgaben iſt daher auch die Kunſt, Menſchen glücklich zu machen, die ſchwerſte. Schon der ſchwankende Begrif der Glückſeligkeit, den jeder mit ſich herumträgt, müßte wohl, ehe er praktiſch werden könnte, in den meiſten Fällen eine große Einſchränkung oder eine gänzliche Umſchmelzung leiden. Mit den Neigungen und Bedürfniſſen, mit den Anlagen und Fähigkeiten des Menſchen, müſſen auch die von ihm unabhängigen äußern Umſtände in Rechnung gebracht werden; ja es iſt augenſcheinlich, daß die Dinge, auf welche wir einen Werth ſetzen, und in deren Genuß wir glücklich ſind, jenen Werth nur durch die praktiſche Erkenntniß ihres Gegenſatzes erhalten, und uns nicht anders befriedigen können, als indem wir den Zuſtand, worin wir ſie erlangten, vergleichen. Zwiſchen den Augenblicken des Begehrens und der Befriedigung liegt der Augenblick des Beſtrebens, um den es vielleicht der Natur am meiſten zu thun iſt. Ihr Inſtinkt, der mit unwiderſtehlicher Kraft nach phyſiſchem Wohlbehagen, nach geſundem, ſchmerzloſen Daſeyn, oder auch nach der lebhafteren Empfindung angenehmer ſinnlicher Eindrücke ſtrebt, iſt eben ſo wohl als dieſer Genuß ſelbſt, nicht Zweck, ſondern Mittel; die Abſicht der Natur ging auf Entwicklung der Kräfte, auf Handlung, Bewegung, Thätigkeit; was ſie von Genuß uns zur Lockſpeiſe vorhielt, ſollte, wie die kleine Portion Honig, welche der Hottentotte ſeinem freundlichen Bienenkukuk überläßt, nur den Gaumen reizen, uns nur körnen, deſto eifriger ihren Zweck zu befördern *) Das Bewußtſeyn, welches ſich zum Inſtinkt geſellt, erzeugt eine Menge oft widerſprechender Neigungen, die auch alsdenn, wenn ſie natürliche Triebe erſticken, noch immer jenen Satz beſtätigen. Die Vorſtellung, welche im Menſchen die herrſchende wurde, mochte noch ſo abentheuerlich ſeyn, ſo fand er einen Genuß darin, der ihn antrieb, ſeine ganze innere Kraft aufzubieten, und alles mit einer Empfindung, die ſtärker als jede andre ſein Selbſtgefühl erweckte, in Verbindung zu ſetzen. Glücklich ſeyn, ſcheint dem zufolge, wenigſtens in der einzigen Welt die wir kennen, einen Zuſtand zu bezeichnen, wo Arbeit und Ruhe, Anſtrengung und Ermattung, Begierde und Befriedigung, Wolluſt und Schmerz, Freude und Leid mit einander wechſeln, wo aber die frohen Augenblicke des Genuſſes kräftig genug zu neuer Thätigkeit reizen, und lebenslang die möglichſte Entwicklung aller phyſiſchen

---

*) Der Bienenweiſer, oder Honigkukuk (cuculus indicator) in Afrika, zeigt ſowohl den Menſchen als einer Art von Stinkthieren, die Stöcke der wilden Bienen an. Die Hottentotten folgen ſeinem Wink, graben den Honig aus, und überlaſſen ihm gerade ſo viel, als ihn lüſtern macht, ihnen einen Stock anzuzeigen, welches er dadurch thut, daß er vor ihnen herfliegt, und dann, über dem Neſte in der Luft ſchwebend, ſchreyt. Man ſehe Sparrman in den Phil. Transact. T. LXVII.

und ſittlichen Kräfte befördern. Die Extreme einer zu heftigen Erſchöpfung und einer gänzlichen Befreyung von aller Mühe, erſticken beyde die Thätigkeit, und machen nicht glücklich. Ohne Reiz, nämlich im erſten Fall ohne Hofnung, im andern ohne Begierde, ſinkt die Hand, die nach dem Genuß greifen ſollte, kraftlos zurück; wo hingegen das wichtige Verhältniß zwiſchen Arbeit und Genuß alle Fähigkeiten und Anlagen hervorruft, entwickelt und in volle Wirkſamkeit ſetzt, da ſcheint der weiſen Staatskunſt weiter nichts übrig zu bleiben, als über die Entwicklung verſchiedener Kräfte ſo zu wachen, daß ſie einander nicht zerſtören können. Zur Prüfung dieſer Gedanken müßte man unterſuchen, ob die Länder, welche verhältnißmäßig die größte Anzahl glücklicher Menſchen beſitzen, nicht zugleich diejenigen ſind, wo Freyheit der Perſon, des Eigenthums, des Gewiſſens und des Denkens jede Art von Betriebſamkeit im höchſten Grade befördert, und wo man, ohne ſich zu erſchöpfen, für alle Bedürfniſſe des Staats mit einer Art von Verſchwendung ſorgt? Dieſe wenigen Züge ſind gewiß hinreichend, jedermann einen Staat ins Gedächtniß zu rufen, der ſie alle in ſich vereinigt.

Die Fortſchritte der Aufklärung geben derjenigen Thätigkeit, welche die Hauptbedingung zum Glück der Menſchen iſt, einen ſtärkern Schwung; denn ſie bringen neue Verhältniſſe in Umlauf, wodurch die Induſtrie mit der immer ſteigenden Vermehrung der Bedürfniſſe wieder ins Gleichgewicht kommt. In eben dem Sinn, wie man thieriſche Körper Maſchinen nennt, hat man auch den zuſammengeſetzten Staatskörper mit dem vielrädrigen, lebloſen Gebilde der menſchlichen Kunſt verglichen. Allein alles an dieſer Maſchine lebt, jeder Theil hat eigene Lebenskraft, und die Vereinigung lebendiger Glieder bildet nicht ein todtes, ſondern ein beſeeltes organiſches Ganze, faſt auf eben die Art, wie nach van Helmont, Bonnet und Otto Friedrich Müller, jede Organiſation der Natur auf unſerer Erde ein Aggregat lebendiger Einheiten iſt *). Eine beſtändige und gewaltſame Bewegung, wobey unabläſſig Theile verloren gehen und wieder erſetzt werden, erhält und ernährt dieſes ungeheure Ganze; ein heftiger äußerer Stoß, ein Mißverhältniß der Organe, Erſchlaffung aus Mangel, Stockung aus Uebermaß der Säfte, verurſachen in ihm, wie im einzelnen Thiere, Gährungen, Erſchütterungen, Krankheiten und Zufälle aller Art, ja bisweilen gänzliche Auflöſung oder Uebergang in andere ähnliche Körper. Ohne dieſes Gleichniß weiter zu führen, erläutert es die Unentbehrlichkeit derjenigen Erhaltungsmittel, an welche ſich ein Staat, vermöge ſeiner Verfaſſung oder ſeiner ganzen Art zu exiſtiren, gewöhnt haben kann, und ſchildert deutlich die Gefahr, welche ihm bey jeder Hemmung des einmal zu ſeinem Leben beſtimmten Kreislaufes droht. Es mag alſo immerhin wahr ſeyn, daß ein mächtiger, reicher, üppiger Staat, im vollen Genuß ſeiner Kräfte, den Keim der Verweſung ſchon in ſich enthält; im Grunde ein leerer Schall, da keine Geſellſchaft unauflöslich iſt: — ſo verliert das Verdienſt ei-

nes

---

*) S. Bonnet conſidérations ſur les corps organiſés. I. §. 132.

Mannes, welcher dem gegenwärtigen Bedürfniß zweckmäßig abhilft und die Geſundheit des Staatskörpers auf lange Zeit ſichert, ſo wenig, als der Ruhm eines geſchickten Arztes, der einen Kranken wieder herſtellt, ohne ihn unſterblich machen zu können.

Wenn alſo Cooks Entdeckungsreiſen neue Ausſichten für den Flor ſeines Vaterlandes eröfnen, wenn ſie ſeine Mitbürger zu neuer Thätigkeit aufmuntern, und die allgemeine Aufklärung aller geſitteten Völker befördern; wer raubt ihm dann den unſterblichen Ruhm, für das Glück vieler Tauſende gearbeitet, ja ſelbſt ſich hingeopfert zu haben? Dieſes Verdienſt des großen Seemannes iſt nicht etwa bloß hypothetiſch, nicht der Traum einer hochgeſpannten Einbildungskraft, welche ſich erkühnt, in eine dunkle, ungewiſſe Zukunft zu blicken; ſchon jetzt ſproſſen die Früchte der erſten und letzten Reiſe des Entdeckers hervor. Zwiſchen China und der neuentdeckten Weſtküſte von Nordamerika haben Engliſche Kaufleute das Band des Handels ſchon mit dem beſten Erfolg geknüpft, und ihr erſter wohlgerathener Verſuch beweiſt die Einträglichkeit dieſer neuen Fahrt. Die Pelzwerke jenes neuen Welttheils, und insbeſondere die See-Otterfelle, welche der üppige Mandarin beynahe mit Gold aufwiegt, werden ſich lange in ihrem Preiſe erhalten; denn dieſe Thiere müſſen ſeltener werden, je eifriger der Amerikaner, durch den Tauſchhandel angereizt, ihnen nachſtellt. Es läßt ſich alſo ohne beſondern Scharfblick vorausſehen, daß die Bequemlichkeit des Handels an jener weſtamerikaniſchen Küſte bald die Errichtung feſter Poſten und Faktoreyen nothwendig machen wird, aus denen mit der Zeit

l

ordentliche Pflanzſtädte entſtehen müſſen. Erinnert man ſich dabey an das ſchnelle Wachsthum der Staaten, welche neulich auf der öſtlichen Küſte deſſelben Welttheils in einen großen republikaniſchen Bund zuſammengetreten ſind, ſo erwartet man, innerhalb ein Paar Jahrhunderte, auch weſtwärts eine wichtige Erſcheinung am politiſchen Himmel. Die Natur aller Kolonien bringt es mit ſich, daß ſie, ſobald ſie für ſich ſelbſt beſtehen können, ſich emancipiren und vom alten Stamme losreißen. Dieſes Schickſal ſteht unfehlbar früher oder ſpäter, den Spaniſchen Beſitzungen durch ganz Amerika bevor, und kann vielleicht durch die Entſtehung eines neuen Handelsſtaats in Neualbion beſchleunigt werden. England könnte alſo einmal an den Bourboniſchen Höfen, die jetzt die Unabhängigkeit der Amerikaniſchen Staaten unterſtützten und ſogar ihren Handel an ſich zu bringen ſuchten, das Wiedervergeltungsrecht ausüben, und den Verhältniſſen der alten mit der neuen Welt durch neue Revolutionen ein ganz verändertes Anſehen geben.

Aus der Verweſung organiſcher Körper, oder ihrem Auswurf, entſtehen wieder neue Organiſationen. Zuerſt ſind es zwar nur Schimmel und Pilze; doch dieſe bereiten das Erdreich für den Keim eines edleren Pflanzengebildes. Aus den überflüßigen oder ſchädlichen Gliedern eines Staats, die er von ſich wirft, keimen bald neue Geſellſchaften hervor, die allmählig zu einer anſehnlichen Größe und Stärke gedeihen. Einige Menſchen von größerer Seele, welche ſich unter günſtigen Umſtänden in dieſen neuen politiſchen Organiſationen hervorthun, geben der noch biegſamen Maſſe Geſtalt und Conſiſtenz, und hauchen ihr einen bildenden Trieb ein, der ſie in allen ihren Theilen entwickelt und weiter organiſirt. Die Freyſtaaten in Amerika hatten keinen andern Urſprung, und ihre Geſetzgeber gingen aus ihrer eignen Mitte hervor. Eben dieſen geringen Anfang hat die neue Brittiſche Kolonie, welche, noch in dieſem Jahre, an der Oſtküſte von Neuholland angelegt werden ſoll. Jenes von Cook auf ſeiner erſten Reiſe entdeckte Neuſüdwallis, und jene Botanybay, wo die Naturforſcher in Zeit von drey Wochen beynahe vierhundert neue Pflanzengattungen fanden, ſind zum künftigen Wohnort der Verbrecher auserſehen, welche ſich ſeit einigen Jahren in den Engliſchen Gefängniſſen angehäuft haben. Dort liegt ein ungeheures Land, welches man füglich einen neuen Welttheil nennen könnte, unbebaut und unbewohnt vor ihnen offen, und bietet ihnen einen milden Himmelsſtrich, eine fiſchreiche Küſte, und ein zum Anbau bequemes Erdreich dar. Das noch unerforſchte Innere dieſes Landes enthält vermuthlich eine Menge merkwürdiger, vielleicht koſtbarer Produkte. Die geringe Anzahl der Elenden, die nackend, zerſtreuet und ohne bleibende Stätte an den dortigen Seeufern irren, iſt weder den Anſiedlern gefährlich, noch hat ſie von dieſen etwas zu befürchten. Der Anfang dieſer neuen Pflanzſtadt kann alſo unblutig ſeyn; ſie kann die Jahre ihrer Kindheit ruhig und ungeſtört verleben, und muß, fern von dem Mutterlande, ihren Unterhalt mit deſto größerem Eifer im Ackerbau ſuchen, der die einzige Quelle des wahren Reichthums iſt. Allein ſobald die Bevolkerung in Neuholland nur geringe Fortſchritte macht, verwei ſich die Anpflanzung der nahe gelegenen Inſeln von N ſeeland, welche an Bau- und Nutzholz, an Pflanzenprodukten aller Art und an Fiſchen ſo ergiebig ſind, mit in das Intereſſe der neuen Kolonie. Das dortige Erdreich und Klima ſind dem Anbau unſerer Getraidearten und des Weinſtocks vorzüglich angemeſſen. Die Hyacinthenähnliche Pflanze (*Phormium*) welche dort einheimiſch iſt, und den Einwohnern einen unzerſtörbaren, ſeidenweichen und glänzendweißen Flachs liefert, eine Pflanze die zugleich den Vortheil hat, daß ſie auf einem felſichten, oder ſelbſt einem ſumpfigen Boden, welcher ſonſt nicht genutzt werden könnte, vortreflich gedeihet, bietet den Stoff zu Segeltuch, zu Stricken und ſelbſt zu allerley Arten von Leinwand dar. Die harzichten, gewürzhaften Bäume, aus deren Sproſſen Cook Bier und Thee bereiten ließ, und mehrere Kräuter, welche allem Anſchein nach reich an Heilkräften ſind verſprechen dem Handel neue Ausſichten; es ſey nun, daß die angeerbte Wildheit der einheimiſchen Barbaren mit der Zeit gemildert werden kann, oder daß die Pflanzvölker Europäiſchen Urſprungs, ſich mit gewafneter Hand unter ihnen niederlaſſen. Für die nördliche Gegend von Neuholland, welche dem Aequator näher liegt, ſind die Produkte der zwiſchen den Wendekreiſen im ſtillen Meere zerſtreueten Inſelgruppen von größerer Wichtigkeit. Der Brodbaum, deſſen Früchte eine ſo reichliche, geſunde und ſchmackhafte Nahrung geben, die Kokospalme mit ihren Nüſſen, ihrem Oel und ihrem weinähnlichen Saft, der Piſang, der Taheitiſche Myrobalanapfel, die Yams- und Aronswurzeln, die ſüßen Batatten, das Zuckerrohr, mit Einem Worte die Früchte und eßbaren Pflanzen jener

Archipele, können dereinſt mit Nutzen in dem neuen Lande angezogen werden. Schon an den Küſten giebt es Stellen, die zum Anbau derſelben tauglich ſind, und in den Thälern, welche tiefer im Lande liegen, laſſen ſich dergleichen mit noch größerer Wahrſcheinlichkeit vermuthen. Der Kajoputibaum, der das berühmte Oel dieſes Namens giebt, und eine Menge Bäume, aus denen ein koſtbares, dem Drachenblut ſehr ähnliches Harz hervorquillt, wachſen in jenem Lande wild. Vielleicht könnte man von den Freundſchaftlichen Inſeln nach Neuholland auch eine neue Gattung des Fieberrindenbaums bringen, deſſen bitterer, würzhafter Geſchmack deutlich genug zu beweiſen ſcheint, daß er ſo wenig, wie ſeine Amerikaniſchen Verwandten, an Heilkräften leer ausgegangen iſt. Wer weiß nicht heut zu Tage von der Wichtigkeit dieſes Amerikaniſchen Produktes zu ſprechen, und wer erkennt nicht, daß allein die Entdeckung deſſelben das Band zwiſchen Peru und Europa unauflöslich macht? Eine zweyte Art von Fieberrinde aus den Caribäiſchen Inſeln fängt an, durch ähnliche, doch verſchiedene, aber in gewiſſen Fällen noch wirkſamere Kräfte in Ruf zu kommen. Die dritte ziert mit ihren ſchönen wohlriechenden Blumen die Gärten der Inſulaner im Südmeer, und wird vielleicht auch wegen ihrer Heilkräfte um die Hütten gepflanzt. Die Anpflanzung dieſes Strauchs, und der Handel mit ſeiner Rinde, kann in Zukunft Völker mit einander verbinden, die ohne ein ſolches Mittel noch lange getrennt geblieben wären.

Mit Erſtaunen bemerkt man, daß die Völker Aſiens, ſie mögen wie die Chineſer von Europa unabhängig geblieben, oder wie die in Bengalen, Java, den Molucken und Philippinen von unſern Kaufleuten unterjocht worden ſeyn, dennoch auf ihrer Stufe der Kultur ſtille ſtehen, ſich mit den Europäern nicht vermiſchen, und ihre eignen Sitten, Sprachen und Gebräuche beybehalten. Das Alterthum ihrer Verfaſſungen, die ſtarke Bevölkerung aller jener Aſiatiſchen Länder, und die Gewinnſucht des fremden Kaufmannes, der alles, nur nicht ſeinen unmittelbaren Vortheil, vergißt, ſcheinen ſich zu vereinigen, um jene Eigenthümlichkeit des Charakters zu erhalten; ja, das Klima wirkt ſogar mit Macht auf den Eroberer zurück, der ſich aus Trägheit und Behagen den Sitten der Beſiegten genähert hat. In einem Lande hingegen, wo die Zahl der urſprünglichen Eingebohrnen unbedeutend iſt; wo niemand dem neuen Ankömmlinge die Mühe erſpart, den Acker zu beſtellen; wo keine einheimiſche Manufaktur vorhanden iſt, um ihn in Baumwolle oder Seide zu kleiden; wo folglich das Wachsthum und Gedeihen der neuen Pflanzſtadt bloß von ihren eigenen Kräften abhängen muß: da darf man wohl mit einiger Zuverſicht auf die Fortdauer des Europäiſchen Geiſtes der Betriebſamkeit rechnen. Mit dem Anbau müſſen alſo nach und nach Handwerke und Künſte entſtehen, welche ſich durch den Handel ausbreiten und vervollkommnen können; Induſtrie und Luxus müſſen Hand in Hand miteinander gehen, und ſelbſt die Wiſſenſchaft kann nicht in gänzliche Vergeſſenheit gerathen. Wie müßte nicht ein Staat in der ſüdlichen Halbkugel, deſſen Einwohner ſo unternehmend, ſo thätig, ſo heftig angeſpornt durch die Menge ihrer Bedürfniſſe und ſo ſinnreich in Erfindung der Befriedigungsmittel wären, wie die Völker unſeres Welttheils und der nordamerikaniſchen Freyſtaaten, die Verhältniſſe aller nahen und fernen Nationen verändern? Neuholland; als Mittelpunkt des Handels betrachtet, ſcheint vortheilhaft gelegen zu ſeyn, um Indien mit Amerika zu verbinden, und gewiſſermaßen die Oberherrſchaft über die öſtlichen Inſelmeere Aſiens zu behaupten.

Wenn die allgemeine Aufklärung, wenn das gemeinſchaftliche Fortrücken unſerer ganzen Gattung nach einem beſtimmten Ziele der Vollkommenheit, wenn die Ausſicht, einer höheren geſellſchaftlichen Glückſeligkeit, als die Welt noch kannte, theilhaftig zu werden, nicht etwa leere Träume einer kranken Einbildungskraft, oder ohnmächtige Schwärmereyen der Ungenügſamkeit am Gegenwärtigen, oder gar den Umarmungen manches verwegenen Ixions abſichtlich entgegengeſchickte Wolkengöttinnen ſind; wie wichtig wäre nicht alsdenn Cooks Entdeckungsepoche, auch als der Zeitpunkt, wo eine neue zweckmäßige Entwicklung des Menſchengeſchlechts und ſeiner Kräfte den Anfang nehmen, und ein feſter Punkt mehr gewonnen werden ſollte, aus welchem die weiſeren Europäer den alten aſiatiſchen Eigenſinn, und jene unbezwingbare Widerſetzlichkeit des vollkommenſten, üppigſten und an natürlichen Schätzen unerſchöpflichen Welttheils gegen alle Fortſchritte der Aufklärung endlich beſtürmen müßten?

Kühn iſt der Gedanke immer, daß fünf bis ſechshundert Millionen Menſchen, die es ſich nicht träumen laſſen, wie ernſtlich und liebreich die Philoſophie ihrer Brüder ſchon die Mittel ſie aufzuklären berechnet, von einem Zeitpunkte nicht mehr fern ſeyn ſollen, wo in ihrem Denken, Thun und Laſſen eine merkwürdige Revolution vorgehen wird, wo Lehren der Weisheit aus Europa, vielleicht auch aus Amerika und den Südländern, mit unwiderſtehlicher Macht der Ueberredung ſie auffordern werden, ihrer lange gewohnten Sklaverey, ihrer natürlichen Weichlichkeit und Indolenz, dem deſultoriſchen Gange ihrer in Bildern ſpielenden Vernunft, kurz den angeerbten, klimatiſchen Irrthümern und Mängeln ihres Verſtandes und Herzens zu entſagen, und dafür die Wahrheit zu erkennen und anzunehmen, welche den Europäiſchen oder aus Europa entſprungenen Selbſtdenker glücklich macht! Nun iſt es zwar unläugbar, daß die gänzliche Bevölkerung der Erde und insbeſondere die Entſtehung großer wirkſamer Staaten in einer bis jetzt ſo gut als unbewohnten Weltgegend, merkwürdige Folgen und wichtige Veränderungen im Syſtem des allgemeinen Zuſammenhanges nach ſich ziehen müſſe; und eben ſo wenig läßt es ſich bezweifeln, daß prophetiſche Begeiſterung, oder jene ihr nacheifernde Kunſt, im magiſchen Kreiſe der Dialektik die Zukunft zu enträthſeln, die Art des Einfluſſes, den dieſe Revolution endlich auf die Menſchengattung äußern wird, genau vorausſehen könne: allein für den kaltblütigen Forſcher, der die Erfahrung befragt, iſt es allerdings noch etwas befremdend, daß ihn die Begebenheiten der Vergangenheit zu dieſen Vorherbeſtimmungen nicht zu berechtigen ſcheinen.

Man nehme das Alter der Erde und des Menſchengeſchlechtes ſo hoch an, als man immer will, ſo iſt doch die Geſchichte nur gleichſam von geſtern, und ſteigt nicht über dreytauſend Jahre zurück. In dieſem Zeitraum aber ſind die Sitten, die Lebensart, die Regierungsform, der Charakter und die Religionsbegriffe der Chineſer und Inder im weſentlichen unverändert geblieben, ſo oft auch die benachbarten Mongoliſchen Horden dieſe unkriegeriſchen Völker bezwungen haben. In wiefern ſind alſo die Begriffe, die wir von unſerem raſtloſen Geiſte, von unſerer auf Celtiſchen Freyheitsſinn und Griechenlands Philoſophie gepfropften Aufklärung abgezogen haben, anwendbar auf jene uralten despotiſch-patriarchaliſchen Verfaſſungen Aſiens, wo man ſich an ererbten Künſten und Wiſſenſchaften genügen läßt, nichts neues erfindet, und nichts fremdes lernen will? — In unſerm unbeſtändigen Klima giebt es kluge Männer und Frauen, die nach meteorologiſchen Wahrnehmungen jedem Tage des künftigen Jahres ſeinen Antheil Regen, oder Sonnenſchein, Froſt, Hitze, Sturm, Gewitter und Windſtille zumeſſen. In jenen Gegenden, wo das Barometer weder ſteigt noch fällt, wo die Winde und Jahreszeiten einer unabänderlichen Regel unterworfen ſind, kann man die Wetterpropheten entbehren. Doch zugeſtanden, daß ſich ein meteorologiſcher Cyklus für unſern Norden ausrechnen ließe, würde man daraus folgern können, daß dereinſt die Zeit eines immerwährenden Sonnenſcheins kommen müſſe? So bündig iſt gleichwohl der Schluß von den politiſchen Erſcheinungen eines Augenblicks und eines Winkels der Erde, die vielleicht auch ihren Cyklus haben, auf eine zukünftige allgemeine Uebereinkunft des Menſchengeſchlechts, welches dann in einem Meere von ununterbrochener Glückſeligkeit nichts weiter zu thun haben würde, als — unaufhörlich zu genießen, und endlich, über Wahrheit einverſtanden, die Denkkraft feyern zu laſſen. Mich dünkt, wir müßten in dieſer Sache nur analogiſch ſchließen. Alle Weſen der Natur ſind vergänglich, wenn gleich von verſchiedener Dauer. Eine Stunde beſchließt das ganze Daſeyn eines Schimmels; Zoroaſters Cypreſſe in Kaſchmer war vierzehnhundert Jahre alt, als der Kalife Motawakel ſie abhauen ließ. Am vergänglichſten iſt die Krone der Schönheit, die Blume und ihr Duft. Wir genießen dieſe, und freuen uns ihrer, ſo lange ſie währt, und pflegen ſie, um ihrer froh zu werden. Können wir nicht auch die Blume der Aufklärung pflegen, ſie genießen und uns freuen?

Was Cook zur Maſſe unſerer Erkenntniſſe hinzugefügt hat, iſt indeß von der Beſchaffenheit, daß es tiefe Wurzeln ſchlagen und lange den entſchiedenſten Einfluß auf die Thätigkeit der Menſchen haben wird. Künſtliche, vervielfältigte, complicirte Bedürfniſſe, wie die unſrigen, und Leidenſchaften die ſich darauf beziehen, ſind vielleicht unmäßig in ihren Forderungen; allein ſie geben den menſchlichen Kräften zugleich einen Schwung, wodurch ſie oft unglaubliche Dinge verrichten. Nur das gegenwärtige Jahrhundert konnte Cooks brennende Ehrbegierde mit allen Hülfsmitteln ausrüſten, wodurch er zum Entdecker ward; und nur Cook konnte dieſem Zeitalter Genüge leiſten. Verſchiedene Europäiſche Staaten haben ſo raſche Fortſchritte zur Vervollkommnung gethan, daß ſie auch dem blödeſten Auge nicht mehr entgehen können. Selbſt ihre trägeren oder mehr bedrückten Nachbaren ſangen an einzuſehen, wie weit ſie zurückgeblieben ſind, und welche Vortheile ſie entbehren müſſen. Auch in Deſpotien fühlt man endlich die große Wahrheit, daß die Sklaverey die Menſchen entadelt und entnervt; man nimmt ihnen daher die ſchwerſten Feſſeln ab, und lockt auf dieſe Art die Induſtrie hervor. Vor der Morgenröthe der Wiſſenſchaften verſchwindet die menſchliche Unfehlbarkeit. Duldung und Gewiſſensfreyheit verkündigen den Sieg der Vernunft, und bahnen den Weg zur Preßfreyheit und zur freyen Unterſuchung aller Verhältniſſe, die dem Menſchen unter dem Namen Wahrheit wichtig ſind. Endlich geben Luxus und Fleiß dem Leben einen neuen Werth; die Künſte erreichen den Gipfel der Vollkommenheit und Einfalt; Beobachtung und Erfahrung erweitern und verbinden alle Wiſſenſchaften miteinander; alle politiſchen Kräfte neigen ſich ins Gleichgewicht; kurz, es iſt oder es wird ſchon Blüthezeit. Die allgemeine Betriebſamkeit bemächtigt ſich ſchnell jeder kleinen Entdeckung, jeder einzelnen Erfahrung, um ſie auf das praktiſche Leben anzuwenden; wie wird nicht erſt die Maſſe der Erkenntniß, die Cook errungen hat, ihre Hände füllen und alle ihre Triebwerke bewegen? Die vollendete Erdkunde; die mit der Aſtronomie verbundene Nautik; die Ausdehnung des Brittiſchen Handels bis an die neuentdeckte Weſtküſte von Nordamerika; die Gründung einer Kolonie in Neuholland; die Bereicherung der Naturgeſchichte; die genauere Kenntniß ſo mancher Menſchenſtämme in ihrer eigenthümlichen Verſchiedenheit, und die daraus erfolgende nähere Entwickelung des allgemeinen Begrifs von unſerer Gattung, ihrer gemeinſchaftlichen Triebe, ihrer ähnlichen, auf

Einer Vorſtellungsart gegründeten Vorurtheile und Irrthümer, ihrer Wildheit, Barbarey oder Kultur, ihrer klimatiſchen Lebensart und Organiſation; endlich auch die Wichtigkeit der Entdeckungsepoche für manche jener Völkerſchaften ſelbſt, deren Wiſſen und Genuß dadurch einigen Zuwachs erhalten mußte: — wie innig und vielfältig verwebt nicht dies alles den Namen und das Verdienſt des großen Entdeckers in die künftigen Beſchäftigungen vieler Völker und Generationen! Der Gränzpunkt der fortſchreitenden Aufklärung liegt außer unſerm Geſichtskreiſe; ſelbſt wenn ihre Blüthe längſt verwelkt, ihre Frucht abgefallen und zerſtreuet ſeyn wird, ſproſſen ihre Saamen in einem andern Boden wieder hervor. Wie ließe es ſich alſo beſtimmen, wo der Einfluß, den Cook auf ſein Zeitalter und auf die Nachwelt haben muß, ſich in den Strom der Jahrhunderte gänzlich verlieren wird?

Bisher betrachteten wir nur die auffallenderen Folgen ſeiner Entdeckungen; allein ſie wirken auch unvermerkt im Stillen, und vielleicht mit deſto größerem Nachdruck, auf den Verſtand und das Herz. Es iſt ein wichtiges Geſchäft, in Stunden der Erholung, durch eine Reihe neuer Bilder die angeſtrengten Geiſteskräfte zu erquicken, den Eindruck überſtandener Mühſeligkeiten zu verwiſchen, Kraft und Muth zu neuer Anſtrengung zu geben, und das Gedächtniß mit nützlichen Lehren und Kenntniſſen zu bereichern. Unter allen Merkmalen eines aufgeklärten Jahrhunderts iſt vielleicht keines untrüglicher, als eben dieſes lebhafte Bedürfniß der Lektüre, welche ſich bis auf die untern Volksklaſſen erſtreckt. Nur iſt es zu bedauern, daß ein ſo reger Trieb von denen, die ſich zu

Schriftſtellern berufen glauben, ſelten gewiſſenhaft befriedigt wird, indem die reifliche Erwägung der großen Pflicht, welcher ſie ſich unterziehen, gerade dasjenige iſt, was ſie am wenigſten zu kümmern ſcheint. Wenn indeß unter den jährlichen Hekatomben; welche nur durch ihre Anzahl einen Werth erhalten, der Wohlgeruch eines reineren, der Weisheit würdigen Opfers dem Altar der Göttin duftet, ſo wird ſie mit den Sterblichen verſöhnt, und läßt ſich vom hohen Sternenſitz in ihre niederen Hütten herab. Wenn ein Buch, das durch merkwürdige wiſſenſchaftliche Reſultate, lebhafte Schilderungen von Gegenſtänden die den Menſchen nahe angehen, und Darſtellung großer gefahrvoller Thaten oder ungewöhnlicher wirklichen Begebenheiten die Wißbegierde, das Nachdenken, die Einbildungskraft, die Empfindungen und Leidenſchaften der Leſer nach einander anregt — zugleich dem Verſtande eine Menge neuer Begriffe, Erkenntniſſe, Urtheile und Grundſätze einprägt, welche, da ſie unmittelbar aus Erfahrungen fließen, durch ihre praktiſche Beziehung auf das Leben, einen tiefen und bleibenden Eindruck machen: ſo kann es zur Bildung jedes einzelnen Leſers im erhabenſten Sinne, nämlich zur zweckmäßigen Entwicklung ſeiner edelſten Anlagen, ſehr weſentlich, und oft mit glücklicherem Erfolge beytragen, als manche Lehren, die auf das Wort des Meiſters für apodiktiſch gelten, und denen ſein Beyſpiel widerſpricht. Das Gepräge des gemeinnützigen Fleißes, des beobachtenden Scharfblicks, der männlichen Vernunft, der Unbefangenheit und Einfalt, zeichnet Cooks Schriften, ſo wie ſeine Thaten, aus. Der Mann, dem überall Mittel zur Ausführung ſeiner

Endzwecke zu Gebote ſtanden, wußte auch Worte zu finden, wenn er tief empfundene Verhältniſſe, ſorgfältig durchſpähete Naturgeſtalten und mit unnachahmlicher Kunſt und großer Kühnheit vollbrachte Arbeiten, ohne Anmaßung, aber voll Ernſt und Nachdruck erzählen wollte. Weder fremde Anleitung, noch vertraute Bekanntſchaft mit großen Muſtern, ſondern der innere Drang, wodurch er auch Entdecker ward, bildete ſeinen ungeſchmückten, aber reinen deutlichen Styl. Ohne Anhänglichkeit an Syſteme die er nicht kannte, an Vorurtheile die er belächelte oder verabſcheute, blieb ſein feſter Punkt getreue Darſtellung deſſen, was er geſehen und erfahren hatte. Faſſen wir den Inhalt ſeiner Reiſegeſchichte zuſammen, ſo zeigt ſie, was der Menſch auf verſchiedenen Stufen der Bildung iſt; was über die ganze Oberfläche des Erdbodens die weſentlichen Bedingungen eines glücklichen, nach ſeinen verſchiedenen Bedürfniſſen modificirten Zuſtandes ſind; was die Natur ihm dazu darbietet, und was er aus den verborgenen Tiefen ſeines eigenen Weſens ſchöpfen muß: endlich, was der geſittete, vernünftige Menſch Großes vermag, wenn er den ganzen Reichthum ſeiner Organiſations- und Verſtandeskräfte aufbietet, und ſeinen Genuß in ihre unbegränzte Thätigkeit ſetzt. Aus dieſer reichen Quelle ſchöpften bereits weiſe, gelehrte, erfahrene Männer Belehrung und Nahrung für ihren gebildeten Geiſt; und noch ergiebiger ſtrömt ſie für die aufblühende Jugend mit ihrer Wärme des Gefühls und ihrer beflügelten Phantaſie. Deutſcher Jüngling! auch Du laſeſt Cooks unvergeßliche, thatenvolle Entdeckungsgeſchichte. Sprich! wurdeſt Du nicht belehrt, aufgeklärt, zum Nachdenken erweckt; jezt unwillkührlich durch Züge von erhabener Größe erſchüttert: dann zu ſanftem Mitleid, zur Tugend- und Menſchenliebe hingeriſſen, oder zum edlen Selbſtgefühl und zum Streben nach nüzlicher Betriebſamkeit entflammt; und von Dank und Bewundrung für den Entdecker durchdrungen?

Gerecht iſt dieſes Opfer der Bewundrung, welches jedes gefühlvolle Herz dem verewigten Seemanne darbringt; gerecht, und ſeinem Andenken deſto heiliger, da es der Lohn iſt, um welchen er gerungen hat. Zwar ſeiner kalten Aſche frommt unſer Lob nicht mehr; und der Geiſt des Helden, wie der Engel des Dichters,

wird nicht herrlicher
Durch eur Entzücken; wird nicht mächtiger
Durch eur Vertrauen!

Die Welt könnte ſeine Wohlthaten genießen, und, wie ſie ſo oft gethan, des Gebers vergeſſen. Allein der Nachruhm iſt das eigentliche Erbe der wenigen Edlen. Oft zündete die Ehre, die man dem Andenken eines großen Mannes weihte, den Funken des Genius in einem andern Buſen an. Mit einem Eifer, der alle Hinderniſſe beſiegt, kämpft er dann um dieſen Preis, der ihn ſo groß, ſo rein und göttlich dünkt; und wenn er am Ende ſeiner Laufbahn einen Blik in das Vergangene wirft, verläßt er dieſen geſchäftigen Schauplaz zufrieden, froh und mit dem feſten Vertrauen, daß ſein Beyſpiel und der Ruhm ſeines Nahmens die wohlthätige Flamme fortpflanzen werde, ſo wie er ſie zuerſt empfing. So wird der Nachruhm gleichſam eine Schuld, welche die Nachwelt tilgen muß; und ein Zeitalter, welches bey den Verdienſten eines großen Mannes ſchweigt, verdient die Straſe, daß es keinen ihm ähnlichen Mann aus ſeiner Mitte hervorbringen kann.

Was der Menſch mit auf die Welt bringt, iſt die innere Energie ſeines Weſens, und ihre verſchiedenen Grade der Empfänglichkeit. Wie der Bildungstrieb des Körpers in verſchiedenen Menſchen nicht von gleicher Stärke iſt, und bald Patagonen, bald Lappen und Samojeden, auch in einerley Klima Rieſen und Zwerge hervorbringt, bald früh bald ſpät, gleichförmig oder anfallsweiſe ſich entwickelt; eben ſo iſt die eigenthümliche Thätigkeit des Willens und der Denkkraft, und die Beweglichkeit der Phantaſie und des Gefühls an innerer Stärke verſchieden. Es herrſcht aber auch eine unbegreifliche Harmonie, dieſe Quelle unendlicher Verſchiedenheit unter den Menſchen, zwiſchen den Gegenſtänden der Vorſtellung, und der Fähigkeit ihre Eindrücke anzunehmen. Gewiſſe Menſchen werden durch beſondere Klaſſen von Vorſtellungen kräftig erſchüttert, die auf andere keinen Eindruck zu machen ſcheinen. So tönen geſpannte Saiten von ſelbſt harmoniſch, doch nicht eher, als bis der gleichgeſtimmte Klang ſie durchzittert. Ein Weiſer ſagt irgendwo ſehr ſchön und richtig: ”es hängt nur von uns „ab, das Verhältniß unſerer Geiſteskräfte unter einander „zu prüfen und ſie ins Gleichgewicht zu bringen; ihr in„tenſiver Reichthum aber iſt die unbedingte Gabe der Göt„ter.„ Dieſe Ungleichheit des innern Kraftmaaßes wird offenbar, ſo bald man das Menſchengeſchlecht nur etwas genauer betrachtet; allein die auffallenden Beyſpiele von

aus-

auszeichnender Größe ſind in allen Ständen ſelten, obgleich an keinen ausſchließungsweiſe gebunden. „Selbſt „die meiſten Fürſten,“ ſagt ein großer freymüthiger Geſchichtſchreiber, „zöge man ihnen den Purpur aus, und „würfe ſie nakt in die Welt, würden unverzüglich in die unterſte Klaſſe der Geſellſchaft zu Boden ſinken, ohne Hofnung ſich wieder empor zu ſchwingen.“ Dagegen hatte die Natur unſern Entdecker in der geringen Hütte des Bauers mit einem vollen Maaße von Kräften gerüſtet. Die Grundkraft ſeines Weſens lag in einem ſiegreichen Beſtreben, zur Wirkſamkeit und That auszuſtrömen; ſie ſchlummerte nie, ſie bedurfte nicht erſt der Anregung der Sinne, und ſinnlicher Genuß leiſtete ihr kein Genüge. Cooks Enthaltſamkeit war auf dieſe Art eine angebohrne Tugend, nicht die Folge eines hartnäckigen Kampfes. Seine Begierde konnte nur durch Erkenntniſſe geſättigt werden, und ſie mögen ihm nun Zweck oder Mittel, oder wechſelsweiſe beydes geweſen ſeyn: ſo erzeugte dieſes Bedürfniß, oder dieſer Genuß, jenen nie ermüdenden Fleiß, jenes ſo bewunderte Ausdauren und Beharren, wodurch er ſo große Thaten vollbrachte, und gegen Arbeit, Schwierigkeit, Gefahren und Widerwärtigkeiten unüberwindlich blieb. Eine Einbildungskraft, welche die Verhältniſſe der Dinge ſchnell und deutlich auffaßte und bemerkte; ein Beurtheilungsvermögen, welches richtig erkannte und unbeſtechlich entſchied; eine Reizbarkeit des Gefühls, deren Uebermaaß zuweilen leidenſchaftliche Ausbrüche veranlaßte, aber noch öfter unter der Herrſchaft der Vernunft ſich zur Gerechtigkeit, Güte und Menſchlichkeit neigte; — Anlagen, welche den Adel der Seele beweiſen, ſollten ſich einſt in Cook, dem Sohn eines Pächters, zu großen Zwecken entwickeln. Seine Geburt und die Dürftigkeit ſeiner Umſtände begünſtigten indeß keinesweges ſeine Ausbildung. Eine frühzeitige Neigung für das Seeleben entſchied ſein Schickſal. Sein thätiger Geiſt, ſtark in Entſchlüſſen, kühn und ſchnell in der Ausführung, zerriß die Feſſeln, die man ihm angelegt hatte, und begab ſich freywillig unter die Zucht eines Kohlenſchiffers. Hier erlitt er funfzehn Jahre lang, als gemeiner Matroſe und als Steuermann eines Kauffahrers, alles Ungemach und alle Mühſeeligkeiten des harten Dienſtes, den er in der Folge ſeinen Untergebenen zu erleichtern ſuchte; hier ward er mit den Schwierigkeiten und Gefahren der Schiffahrt vertraut; hier ſtählte ſich ſein Herz gegen den grauſenvollen Anblick des nahen, kaum noch vermeidlichen Todes; hier legte er auch den Grund zu jener vollkommenen Geſchicklichkeit im praktiſchen Theile ſeiner Kunſt, zu der genauen und vollſtändigen Kenntniß des Schiffs und der Ausrüſtung deſſelben, der Pflichten des Matroſen und der in ihm erforderlichen Fertigkeiten und Talente, wodurch er ſich hernach vor unzähligen Befehlshabern auszeichnete. Nichts giebt uns einen anſchaulichern Begrif von der Feſtigkeit ſeines Charakters, als dieſe lange Prüfungszeit, wo er im eigentlichſten Verſtande mit ſeinem Schickſal kämpfte, und dennoch den Sieg davon trug. Hätten wir die Geſchichte jener funfzehn ſchrecklichen Jahre ſeiner Jugend, wie lehrreich für den Menſchenkenner würde ſie ſeyn, welchen Aufſchluß würde ſie über den ruhigen Muth und den Reichthum der Seele dieſes großen Mannes geben, der mitten im rohen Schwarm gemeiner Seeleute, — deren Sitten oft Abſcheu und Ekel erregen, deren Hang zur gröbſten Sinnlichkeit in

Laſter ausartet, deren Leichtſinn zuweilen Verbrechen gebiert, ſelten eines großen Gedankens, nie eines feſten Entſchluſſes fähig iſt, — unerkannt und ohne andere Aufmunterung oder Belohnung als ſeinen eignen Beyfall, ſeinen Grundſätzen getreu bleiben konnte, und ſeinem Ziel, ſo fern es auch ſeyn mochte, unermüdet entgegen arbeitete, ohne vom Beyſpiel angeſteckt zu werden, oder bey drückenden Umſtänden und fehlgeſchlagenen Hofnungen die Hände und das Haupt ſinken zu laſſen! Faſt ſcheint es auch, als wenn Cook ſein großes Maaß von Kräften damals hauptſächlich vertheidigungsweiſe gebraucht haben müſſe; denn die eingeſchränkte, niedrige Sphäre, wohin ihn ſein Schickſal verbannt hatte, bot ihm nicht Stoff genug, ſich zu beſchäftigen, und in dem Grade, wie ſeine Fähigkeiten und Anlagen es geſtatteten, ſich Kenntniſſe und Fertigkeiten zu erwerben. Die praktiſchen Erfahrungen, welche beynahe das einzige waren, womit er ſeinen Verſtand hier bereichern konnte, gewannen indeſſen bey ihm, durch den Scharfſinn und die geſunde Beurtheilungskraft, womit er ſie verdaute, eine neue Geſtalt, und leiteten ihn bald zu dem wichtigen Reſultate, welches Tauſende in ſeiner Lage überſehen: daß mathematiſche und vorzüglich aſtronomiſche Kenntniſſe zur Bildung des geſchickten Seemannes unentbehrlich ſind. Ehe noch Cook das erſte Ziel ſeines Ehrgeizes erreichen und ein Fahrzeug als Schiffer beſteigen konnte, warf ihn ſein Schickſal plötzlich auf die königliche Flotte. Hier bahnte ihm ſein Verdienſt zum erſtenmal den Weg zur Ehre. Die Ausſicht zu einer höheren Beſtimmung zu gelangen, fachte ſeine Geiſteskräfte zu neuer Anſtrengung und neuen Arbeiten an. Wie vorhin zum Matroſen, ſo bildete er ſich jetzt zum Officier. Die Tiefen der Mathematik waren ſeinem Ernſt ein leichtes und unterhaltendes Spiel; und er widmete ſich ganz der Mechanik und Sternkunde, auf denen die Theorie der Schiffahrt beruhet. Wer es weiß, welche Ordnung und Klarheit der Begriffe das Studium der Mathematik über alle Klaſſen von Kenntniſſen verbreitet, der wird ſich vorſtellen können, welch eine wichtige Veränderung mit unſerm Seemanne jetzt vorgehen mußte. Doch bey allem Reichthum ſeiner Geiſteskräfte, bey der Vollſtändigkeit und Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe, hätte Cook, ohne eine günſtige Verkettung von Umſtänden, vielleicht nie den Gipfel erſtiegen, wo die Welt den großen Mann in ihm erkannte. Das Glück, welches blindlings bald die Tugend, bald den Wahnwitz krönt, geht nur zu oft vor dem beſcheidenen Verdienſt vorüber, und kränkt dadurch nicht ſowohl dieſes, als vielmehr das ganze Menſchengeſchlecht. Oder trift dieſer Vorwurf nicht die Begebenheiten einer Welt, wo ein ununterbrochener Zuſammenhang von Urſach und Wirkung alles beſtimmt? Wie dem Wortſtreit auch ſey; genug, Cook gehörte unter die wenigen begünſtigten Ausnahmen, oder er war zum Entdecker der halben Erdkugel auserſehen. Das mühſame Geſchäft, die Küſten von Neufundland aufzunehmen, war vier Jahre lang gleichſam die Vorübung zu ſeiner größeren Laufbahn. Er erlangte dabey eine von wenigen erreichte Fertigkeit und Genauigkeit ſowohl im Ausmeſſen, als im aſtronomiſchen Beobachten. Schon dort übte er ſeine Wachſamkeit und Vorſicht, ſeine Unerſchrockenheit und Gegenwart des Geiſtes im Augenblick der Gefahr, ſein mildes, ſchonendes Betragen gegen ungeſittete Völker; — Eigenſchaften, welche hernach auf ſeinen Weltumſchiffungen im Charakter des Entdeckers glänzten, und zur Vollkommenheit gediehen. Die unerwartete und ehrenvolle Aufforderung zu dieſen Entdeckungsreiſen gab endlich ſeinen Geiſteskräften die höchſte Spannung, und goß ein neues Feuer in alle ſeine Handlungen. Seine Entwürfe waren groß, durchdacht, wohlgeordnet und von männlicher Kühnheit; ſein Genie beſeelte ihre Ausführung, und bürgte für den Erfolg. Die Ehre, das Anſehen, der Wohlſtand ſeiner neuen Lage verengten ſein Herz nicht, und änderten nichts in ſeinem Betragen; er blieb nach wie vor der Mann von einfachen Sitten, der zwiſchen ſeiner Pflicht und ſeinem Vergnügen keinen Unterſchied kannte. Seine Empfänglichkeit zur Begriffe und Gefühle war noch in voller Kraft, und ſchien vielmehr mit jeder Reiſe zu gewinnen; ja es finden ſich, vorzüglich in der letzten, Spuren einer ungleich zarteren Empfindung, als man in dem abgehärteten Seemanne geſucht hätte. Dieſer Zug, wenn ſonſt keiner, gäbe ſchon ein vollgültiges Zeugniß für ſeine große Seele, deren ſtets währendes Beſtreben es war, ſich immer vollkommner zu bilden. Kaum wird es jetzt noch befremdend ſeyn, daß jener dunkle Trieb ſich hervorzuthun, der allmählig in Ehrgeiz und Begierde nach Wohlſtand überging, ſich bey einer ſo reich organiſirten Seele zuletzt in ein weit feineres und edleres Gefühl für den Nachruhm verwandelte. Dank ſey es der Natur, daß es Weſen von ſo empfänglicher Organiſation giebt, welche dieſer zarte Antrieb, der zugleich die Menſchen in Liebe vereinigt, zu großen Thaten wecken kann! Läßt ſich auch die Eigenliebe geſelliger und liebenswürdiger denken, als indem ſie dahin ſtrebt, ſich ſelbſt in andern lieben zu können?

Vollſtändiger, als er ſelbſt es vorausſehen konnte, hat Cook auch dieſen letzten Endzweck erreicht. Ich denke mir ihn, in der Schwärmerey eines Augenblicks, als einen der wohlthätigen Helden des Alterthums, die auf Adlersſchwingen zur Verſammlung der ſeligen Götter emporgeſtiegen ſind. Würfe er dann einen Blick vom Olymp auf dieſe Erde, ſo ſähe er eben dieſelbe philoſophiſche Geſellſchaft, die ſchon einmal ſeine Verdienſte krönte, ſein Andenken auf Münzen verewigen; er ſähe die Zähre der Wehmuth fließen, wenn der Jüngling ſeinen zu frühen, von ganz Europa beklagten Verluſt erfährt; er ſähe ſein eignes Werk, die Geſchichte ſeiner Reiſen, ein beſſeres Denkmal als Erz oder Marmor werden; -- er ſähe auch die Freundſchaft Blumen auf ſein Grab ſtreuen!

Beſchreibung
einer
Entdeckungs = Reiſe
# in das ſtille Meer
und
nach dem Nordpol hinauf.

Auf
Befehl und Koſten der Großbrittaniſchen Regierung
unternommen
von den Capitains
Cook, Clerke, Gore und King,
und
in den Schiffen Reſolution und Diſcovery
während der Jahre 1776 bis 1780
ausgeführt.

Erſter Band.
(oder der ganzen Sammlung achter Band.)

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt.

Erſtes Hauptſtück.

Zurüſtungen zur Reiſe. Omais Betragen bey der Einſchiffung. Beobachtungen, die Länge von Sheerneß und vom North Foreland zu beſtimmen. Fahrt der Reſolution von Deptford bis Plymouth. Beſchäftigungen daſelbſt. Verzeichniß der Mannſchaft beyder Schiffe, nebſt den Namen der Officiere. Beobachtungen zur genaueren Beſtimmung der Länge von Plymouth. Abfahrt der Reſolution. Seite 1

Zweytes Hauptſtück.

Die Reſolution ſegelt nach Teneriffa. Nachricht von unſerer Aufnahme daſelbſt. Beſchreibung der Rheede von Santa Cruz. Erfriſchungen die der Seefahrer dort findet. Beobachtungen, die Länge von Teneriffa zu beſtimmen. Einige Nachrichten von der Inſel. Botaniſche Bemerkungen. Städte von Santa Cruz und Laguna. Etwas vom Ackerbau, von der Luft und dem Klima, vom Handel und von den Einwohnern zu Teneriffa. S. 17

Drittes Hauptſtück.

Abreiſe von Teneriffa. Gefahr des Schiffs bey Bonaviſta. Inſel Mayo. Porto-Praya. Verwahrungsmittel gegen den Regen und die große Hitze in der Nähe des Aequators. Lage der Braſilianiſchen Küſte. Ankunft am Vorgebirge der guten Hofnung. Begebenheiten daſelbſt. Wiedervereinigung mit der Discovery. Herrn Andersons Reiſe ins Innere des Landes. S. 36

Viertes Hauptſtück.

Die beyden Schiffe verlaſſen das Vorgebirge der guten Hofnung. Entdeckung der beyden Prinz Eduards-Inſeln, und

Beſchreibung des äußern Anſehens derſelben. Sie beſuchen Kerguelens Land. Ankunft im Chriſtmeßhafen. Begebenheiten daſelbſt. Beſchreibung des Landes. S. 55

Fünftes Hauptſtück.

Unſere Fahrt vom Chriſtmeßhafen, längs der Küſte, um deren Lage und den Umfang der Inſel zu unterſuchen. Beſchreibung und Benennung verſchiedener Landſpitzen und Bayen, und einer Halbinſel. Gefahr bey einigen Untiefen. Entdeckung eines zweyten Hafens und Sundes. Herrn Andersons Bemerkungen über die natürlichen Produkte, die Thiere und das Erdreich auf Kerguelens Land. S. 73

Sechſtes Hauptſtück.

Reiſe von Kerguelens, nach van Diemens Land. Ankunft in Adventure-Bay. Begebenheiten an dieſem Ort. Zuſammenkünfte mit den Eingebohrnen. Beſchreibung ihrer Geſtalt und Kleidung. Tabelle über die Länge, die Breite, und die Abweichung. Herrn Andersons Bemerkungen über die Naturprodukte des Landes, die Einwohner und ihre Sprache. S. 96

Siebentes Hauptſtück.

Reiſe von van Diemens Land nach Neuſeeland. Aufenthalt in Charlotten Sund. Vorfälle mit den Eingebohrnen. Aufklärung einiger Umſtände, die im Jahr 1773 allhier vorgefallene Ermordung einiger zur Adventure gehörigen Leute betreffend. Nachricht von dem Anführer der Wilden bey dieſem Vorfall. Zwey junge Neuſeeländer entſchließen ſich den Omai zu begleiten. Vermiſchte Bemerkungen über die hieſigen Inſulaner. Aſtronomiſche und nautiſche Beobachtungen. S. 126

Achtes Hauptſtück.

Herrn Andersons Bemerkungen über die Gegend um Charlotten-Sund. Ueber das Erdreich, das Klima, die Witterung, die Winde, die Bäume und Kräuter, die Vögel, Fiſche und andere Thiere. Etwas von den Einwohnern, ihrer Bildung, Kleidung, ihren Zierrathen, Wohnungen, Booten, Spei ſen und deren Zubereitung; imgleichen von Kunſtarbeiten und Waffen. Grauſamkeit gegen ihre Gefangne. Verſchiedne Gebräuche. Proben ihrer Sprache. S. 156

Neuntes Hauptſtück.

Fortſetzung der Reiſe. Betragen der Neuſeeländer an Bord des Schiffs. Widrige Winde. Entdeckung der Inſel Mandſchia (*Mangeea*). Unterſuchung der Küſte. Verhandlungen mit den Einwohnern. Ihre Bildung, Kleidung und Kanots. Nachrichten von der Inſel. Proben der Sprache. Gemüthsart der Einwohner. S. 182

Zehntes Hauptſtück.

Entdeckung der Inſel Watiu (*Wateeoo*) deren Küſten wir näher in Augenſchein nehmen. Die Einwohner ſtatten an Bord Beſuch ab. Die Herren Gore, Burney und Anderſon werden mit Omai ans Land geſchickt. Omai macht einen Anſchlag um nicht von den Inſulanern angehalten zu werden. Er findet unverhoft verſchiedene ſeiner Landsleute daſelbſt, die ihr Schickſal erzählen. Einige Nachrichten von Watiu und deſſen Einwohnern. S. 196

Eilftes Hauptſtück.

Entdeckung von Wenua-iti oder Otakutáa. Nachrichten von dieſer Inſel und ihren Produkten. Herveys-Inſel, oder Teraudſchi man-Atua iſt bewohnt. Verkehr mit den dortigen Einwohnern. Ihre Bildung, Kleidung, Sprache, Fahrzeuge. Ein mißlungener Verſuch daſelbſt anzulanden. Gründe, die uns bewogen, nach den Freundſchafts-Inſeln, unter dem Winde zu ſegeln. Beſuch auf der Palmerſton-Inſel, und Beſchreibung der beyden Stellen, wo die Boote anlandeten. Dortige Erfriſchungen. Muthmaßung über die Entſtehung ſolcher niedrigen Inſeln. Ankunft bey den Freundſchafts-Inſeln. S. 228

Zwölftes Hauptſtück.

Verkehr mit den Bewohnern der Inſel Komango und ihren Nachbaren. Ankunft vor Anamoka. Begebenheiten daſelbſt. Beſuch des Finau (*Feenou*) eines vornehmen Befehlshabers von der Inſel Tongatabu. Nachricht von ſeinem Empfang, am Lande ſowohl, als an Bord der Schiffe. Beyſpiel von der Neigung der Inſulaner zum Stehlen. Etwas zur Beſchreibung von Anamoka. Fahrt von dieſer Inſel nach Hapai. S. 253.

Dreyzehntes Hauptſtück.

Ankunft und freundſchaftliche Bewillkommung zu Hapai. Geſchenke und Luſtbarkeiten beym Empfang. Zweykampf mit Keulen. Ringer und Baxer. Kämpferinnen. Militäriſche Uebungen der Seeſoldaten. Tänze der Mannsperſonen. Feuerwerke. Nächtliche Tänze und Geſänge. S. 272

Vierzehntes Hauptſtück.

Beſchreibung der Inſel Lefuga. Vom Anbau daſelbſt. Umfang dieſer Inſel. Verkehr mit den Einwohnern. Nachricht von einem weiblichen Augenarzt. Sonderbare Art die Haare abzuſcheeren. Die Schiffe verändern den Ankerplatz. Merkwürdiger künſtlicher Hügel und gehauener Stein. Beſchreibung der Inſel Huläwa (*Hoolaiva*). Von Paulaho, dem Könige der Freundſchaftlichen Inſeln, und welche Ehrerbiethung ihm von ſeinen Unterthanen erwieſen wird. Abreiſe von den Hapai-Inſeln. Etwas die Inſel Kotu betreffend. Rückkehr der Schiffe nach Anamoka. Zuſammenkunft des Paulaho und Finau Ankunft zu Tongatabu. S. 289.

Funfzehntes Hauptſtück.

Freundſchaftliche Aufnahme in Tongatabu. Austheilung eines gebratenen Schweins und des Kawa-Tranks an Paulaho's Gefolge. Errichtung der Sternwarte. Beſchreibung des Dorfs, wo die Vornehmen wohnen, und der umliegenden Gegend. Zuſammenkunft mit Meriwagi, und mit Tubau, des Königs Sohn. Mariwagi giebt ein großes Feſt, Häwa genannt, welches aus Liedern und Tänzen beſteht. Wir erwiedern es mit einem Feuerwerk. Beſchreibung der hieſigen Art zu ringen und zu baxen. Austheilung unſeres Viehes. Diebſtähle der Inſulaner. Paulaho und andere Vornehme werden deshalb in Verhaft genommen. Paulaho's Geſchenke und ſein Tanzfeſt (Häwa). S. 315

Erſtes

Erſtes Hauptſtück.

Zurüſtungen zur Reiſe. Omaïs Betragen bey der Einſchiffung. Beobachtungen, die Länge von Sheerneß und vom North Foreland zu beſtimmen. Fahrt der Reſolution von Deptford bis Plymouth. Beſchäftigungen daſelbſt. Verzeichniß der Mannſchaft beyder Schiffe, nebſt den Namen der Officiere. Beobachtungen zur genaueren Beſtimmung der Länge von Plymouth. Abfahrt der Reſolution.

Am neunten Februar 1776 erhielt ich Befehl das Commando der königlichen Kriegsſchaluppe *) **Reſolution** zu übernehmen. Tages darauf begab ich mich an Bord derſelben, ließ den Wimpel aufſtecken, und fing an Matroſen zu enrolliren. **) Um

---

*) *Sloop of war*, iſt ein Kriegsſchiff mit drey Maſten vom ſechſten Range, oder von zwölf bis zwanzig Kanonen. G. F.

**) Sobald ein königliches Schiff in Commiſſion gegeben wird, das heißt, ſobald ein Befehlshaber dazu ernannt worden iſt, und eher nicht, wird oben am großen Maſt ein ſehr langer ſchmaler blauer Wimpel mit weiß und rothem Kreutz aufgeſteckt, und nur bey Sonnenuntergang wieder abgenommen und aufgehoben. G. F.

eben dieſe Zeit hatte das Admiralitätscollegium die **Diſcovery** (Entdeckung), ein kleineres Schiff von dreyhundert Tonnen gekauft, und übertrug das Commando deſſelben dem Capitain **Clerke**, der während meiner zweyten Reiſe um die Welt zweyter Lieutenant an Bord der **Reſolution** geweſen war. Mit dieſen beyden Schiffen ſollte ich eine Entdeckungsreiſe in das ſtille Weltmeer unternehmen, zu welcher ſie jezt, in den königlichen Werften zu **Deptford**, ausgebeſſert und in ſegelfertigen Stand geſetzt wurden.

Am neunten März zog man die **Reſolution** in den Fluß, wo ſie vollſtändig getakelt wurde, und die nöthigen Lebensmittel nebſt andrem Vorrath zu einer ſo langen Reiſe an Bord bekam. Beyde Schiffe wurden überhaupt mit jedem Erforderniß ſo reichlich verſehen, als ſie es füglich laden konnten, und erhielten von jedem das Ausgeſuchteſte, was nur zu haben war. Auch verſorgte man uns überflüßig mit allen jenen Verwahrungsmitteln zur Erhaltung der Geſundheit unſrer Mannſchaft, deren Wirkſamkeit und Heilkräfte wir auf unſeren vorhergegangenen weiten Reiſen kennen gelernt hatten.

Bereits am ſechſten May kam der Loots an Bord, um uns den Fluß hinab bis nach **Long-Reach** zu führen, indem wir ſchon völlig ſegelfertig lagen. Doch erſt am neun und zwanzigſten erhielten wir den dazu erforderlichen Wind, und am dreyßigſten erreichten wir jene Station, wo wir unſer Geſchütz, nebſt Pulver, Kugeln und andrer Ammunition in Empfang nahmen.

Während der Ausrüſtung beider Schiffe, hatten ſich der Graf **Sandwich**, der Ritter **Hugo Palli-**

ſer und verſchiedene andere Mitglieder des Admiralitätscollegii vom Anfang bis zu Ende, alles, was auf dieſes Geſchäft einige Beziehung haben konnte, äuſſerſt angelegen ſeyn laſſen. Der letzte Beweis dieſer geneigten Vorſorge war ein Beſuch, den ſie am achten Junius in Perſon bey uns ablegten, um ſich mit eignen Augen zu überzeugen, daß alle ihre Befehle erfüllt wären, und um ſelbſt nachzufragen, ob jeder Mitreiſende mit den gemachten Einrichtungen völlig zufrieden ſey. Sie und viele andre hohe Gäſte erzeigten mir die Ehre an Bord meines Schiffs bey mir zu Mittage zu ſpeiſen, und ich ließ ſie, ſowohl bey ihrer Ankunft als auch bey der Rückkehr ans Land, mit ſiebzehn Kanonenſchüſſen und einem dreymaligen Freudengeſchrey begrüßen.

Am zehnten brachte man einen lebendigen Stier, zwey Kühe mit ihren Kälbern, und einige Schafe, nebſt Korn und Heu zu ihrem Unterhalt an Bord. Die Einſchiffung dieſer nützlichen Thiere geſchah auf Befehl Sr. Majeſtät des Königes und in der wohlthätigen Abſicht den Einwohnern von O-Taheiti, und anderer Inſeln des Südmeeres die wir etwa beſuchen möchten, durch dieſe Geſchenke einige weſentliche Vortheile zuzuführen. Zu gleichem Endzweck ſollte ich bey meiner Ankunft am Vorgebirge der guten Hofnung noch mehrere nützliche Thierarten einſchiffen laſſen, und eben ſo hatte man mir ferner von allerley europäiſchen Gartengeſämen einen beträchtlichen Vorrath zum Geſchenk für jene neuentdeckte Inſeln mitgegeben, um die Anzahl der dortigen Lebensmittel mit mehreren für die Einwohner ſehr ſchätzbaren Pflanzen zu vermehren. Auſſerdem ließ mir das Admiralitätscollegium auch allerley Geräthſchaften zuſtellen, die man unſern gutherzigen Freunden auf der jenſeitigen Halbkugel, als Hülfsmittel zur Erleichterung ihrer Lage, zugedacht hatte; deßgleichen erhielten beyde Schiffe einen hinlänglichen Vorrath von Eiſengeräth und Spielwerk, womit wir im erforderlichen Falle einen Tauſchhandel treiben, und ein freundſchaftliches Verkehr mit den Einwohnern jener Länder begründen könnten.

Dieſe menſchenfreundliche Vorſorge erſtreckte ſich aber auch auf unſere eigenen Bedürfniſſe. Die Mannſchaft erhielt einen Vorrath von Kleidungsſtücken, welche bey unſerer Ankunft im kalten Himmelsſtrich unter ſie vertheilt werden ſollten, und es ward uns nichts verſagt, was nur auf eine entfernte Art zur Geſundheit, ja ſogar zur Bequemlichkeit, gereichen konnte.

Endlich hatte das Admiralitätscollegium auch noch beſondere Veranſtaltungen getroffen, unſere Reiſe von gemeinnützigen Folgen zu machen. Sie hatte nemlich nautiſche und aſtronomiſche Inſtrumente angeſchaft, welche die Commiſſion zur Beſtimmung der Meereslänge mir und meinem zweiten Lieutenant, Herrn King, anvertraute, und welche wir noch den 11ten an Bord nahmen. Wir, unſrer Seits, hatten uns dagegen anheiſchig gemacht, während der Reiſe die zur Vervollkommung der Schiffahrt und Sternkunde erforderlichen Beobachtungen damit anzuſtellen, und durch unſere vereinten Bemühungen die Stelle eines für dieſes Fach eigentlich beſtimmten Aſtronomen zu vertreten, der anfänglich ſchon dazu auserſehen geweſen war. An ſeiner Statt übergab die Commiſſion uns dieſelbe Uhr, die ich auf meiner neulichen Reiſe mitgehabt und die ſich dabey ſo gut gehalten hatte. Sie war von Herrn **Kendall** nach der **Harriſonſchen**, verfertigt. Heute Mittag war ſie 3′, 31″, 890 ſpäter als die mittlere Zeit zu Greenwich, und verlor, nach ihrer damaligen Geſchwindigkeit, täglich 1″, 209.

Noch eine ſolche Uhr (*time-keeper*) nebſt einer gleichen Anzahl Inſtrumente zum Beobachten, von eben der Gattung als die unſrigen, erhielt Herr Wilhelm **Bailey** an Bord der **Diſcovery**, der während der neulichen Reiſe, mit Capitain **Furneaux** an Bord der **Adventure**, von ſeinem Fleiß und ſeiner Geſchicklichkeit ſo viele Beweiſe gegeben hatte, daß er jezt zum zweitenmal die Reiſe mit dem Capitain **Clerke** als Aſtronom antreten ſollte.

Mein Chirurgus Herr **Anderſon**, der es neben ſeiner Wiſſenſchaft auch in der Naturgeſchichte ziemlich weit gebracht hatte, war bereit und fähig alles Merkwürdige, was in dieſem Fache etwa vorkommen würde, zu beſchreiben. Er war bereits auf eben demſelben Schiffe mit mir im Südmeere geweſen, und hatte mir damals durch Mittheilung ſeiner Bemerkungen über Menſchen und andre Gegenſtände, womit ich mein Tagebuch bereicherte, manchen weſentlichen Dienſt geleiſtet, folglich konnte ich erwarten, daß er mich bey der Aufzeichnung unſerer neuen Begebenheiten unterſtützen würde. *)

---

*) In Capitain **Cooks** Beſchreibung ſeiner zwoten Reiſe um die Welt befindet ſich eine zahlreiche Sammlung von otaheitiſchen Wörtern, nebſt einer Probe von verglichenen Sprachen der übrigen damals beſuchten Inſeln, welche Hrn. **Anderſon** zum Verfaſſer hat. Anm. der Urſchr.

Unter meinen jungen Seeofficieren waren einige, die ich auf eine ſehr nützliche Art damit beſchäftigen konnte, unter meiner Anleitung meine Charten zu verfertigen, Küſten und Vorgebirge, imgleichen Plane von Meerbuſen und Häfen zu zeichnen. Ohne beſtändige Aufmerkſamkeit auf alle dieſe Gegenſtände, konnten wir, wie ich aus Erfahrung wußte, keinesweges hoffen, unſere Entdeckungen für künftige Seefahrer brauchbar und vortheilhaft zu machen.

Damit es uns aber auch nicht an einem Gehülfen fehlen möchte, deſſen Bemühungen dereinſt unſre Reiſe für den großen Haufen der Leſer allgemein unterhaltend, und für den Seemann und Gelehrten gleich lehrreich machen könnten, wählte man Hrn. **Webber**,*) welcher an Bord meines Schiffs das Geſchäft übernahm, die unvermeidliche Unvollkommenheit des wörtlichen Vortrags durch ſinnliche Vorſtellungen zu ergänzen, und die denkwürdigſten Auftritte unſerer Begebenheiten durch ſeine Kunſt im Zeichnen zu verewigen.

Hiemit waren denn alle Vorbereitungen vollendet, und ich empfing nunmehro den Befehl nach **Plymouth** abzugehen, und die **Discovery** ebenfalls unter mein Commando zu nehmen. Ich ertheilte alſo dem Capitain **Clerke** Befehl, ſich unter mein Commando zu begeben, und ſein Schiff nach **Plymouth** herum zu führen.

Am funfzehnten gingen beyde Schiffe von **Long-Reach** unter Segel, und warfen noch an demſelben

---

*) Eigentlich Weber, ein Schweitzer von Geburt. G. F.

Abend bey dem Nore die Anker. Die Diſcovery ſetzte Tages darauf, nach meinem Befehl ihre Reiſe fort; die Reſolution hingegen ward beordert, ſo lange liegen zu bleiben, bis ich von London aus wieder an Bord gekommen ſeyn würde.

Unſere Farth ſollte zuvörderſt nach O-Taheiti und den Societätsinſeln, von dort aus aber erſt nach derjenigen Weltgegend gehen, wo unſere neue Entdeckungen anfangen ſollten. Man unterließ alſo nicht, dieſe Gelegenheit (vielleicht die einzige die ſich ereignen konnte) zu benutzen, um den Omai (o-Maï) in ſein Vaterland zurück zu ſchicken. Am vier und zwanzigſten waren wir endlich ganz reiſefertig, und fuhren mit einander um ſechs Uhr des Morgens von London ab. Zwiſchen zehn und eilf Uhr kamen wir nach Chatham, und aßen daſelbſt zu Mittage bey dem Herrn Admiralitätscommiſſarius Proby, der uns hernach in ſeiner eignen Jacht nach Sheerneß fahren ließ. Hier lag mein Boot ſchon bereit, um uns an Bord zu bringen.

Omais Empfindungen bey der Abreiſe von London waren zwiſchen dem Schmerz über den Abſchied und der Freude über die Zurückreiſe in ſein Vaterland getheilt. Redeten wir von England und von Perſonen, die ihn während ſeines dortigen Aufenthalts mit ihrer Protection und Freundſchaft beehrt hatten, ſo bemerkte ich daß er niedergeſchlagen wurde, und ſich nur mit Anſtrengung der Thränen enthalten konnte. Kaum lenkte ich aber die Unterredung auf ſeine vaterländiſchen Inſeln, ſo blitzte ihm die Freude aus den Augen. Gewiß empfand er es innigſt, wie edel man ihn in England aufgenommen, und ſchätzte dieſes Land nebſt ſeinen Einwohnern auſſerordentlich hoch; allein die ſüße, ſchmeichelhafte Hofnung jezt nach Hauſe zu kommen, und einen Vorrath von allerley dort unſchätzbaren Reichthümern mitzubringen, deren Beſitz ihm vielleicht ein ausgezeichnetes Anſehen unter ſeinen Landsleuten verſchaffen konnte; — dies war eine ſo mächtige Empfindung, daß ſie nach und nach jede minder angenehme verſchlang, und ihn ſchon völlig beruhigt hatte, als er das Schiff betrat.

Seine Majeſtät der König hatten ihm alles dasjenige reichlich mit auf den Weg gegeben, was nach unſern ehemaligen Bemerkungen in jenem Welttheile, entweder als nützliches Werkzeug, oder als Zierrath dort einigen Werth für ihn haben konnte. Lord **Sandwich**, Herr **Banks** *) und verſchiedene Herren und Damen von **Omaïs** Bekanntſchaft hatten ihn mit einer Menge von ähnlichen Sachen beſchenkt. Mit Einem Worte, ſowohl während ſeines Hierſeyns als auch bey ſeiner Abreiſe, ward alles aufgeboten, um durch ihn den Bewohnern der Inſeln im Südmeere die erhabenſten Begriffe von der Macht und Großmuth der brittiſchen Nation beyzubringen.

Während daß die **Reſolution** am **Nore** lag, hatte Herr **King** durch verſchiedene Beobachtungen, die Länge nach Angabe der Uhr zu beſtimmen geſucht. Das Medium aller Beobachtungen gab 44′ für die Länge des Ortes an, wo das Schiff lag. Beſtimmt man nach dieſer Angabe, vermittelſt der ohngefähr geſchätzten Entfernung und der nach dem Compaß beſtimmten

---

*) Jezt Sir Joſeph Banks.

Richtung, die Länge von Sheerneß, ſo liegt dieſer Ort 37′ Oeſtlich von Greenwich, oder ſieben Meilen öſtlicher als Herr Lyon dieſe Länge nach derjenigen Längen-Uhr beſtimmte, welche Lord Mulgrave *) auf der Reiſe nach dem Nordpol mit ſich nahm. Wer die Entfernung zwiſchen Sheerneß und Greenwich nur einigermaßen kennt, wird leicht beurtheilen können, welche von beyden Beobachtungen der Wahrheit am nächſten kommt. Die Abweichung der Magnetnadel war hier, nach dem Durchſchnitt mehrerer Reihen von Beobachtungen, die mit verſchiedenen Compaſſen genommen wurden, 20° 37′ Weſtlich.

Am fünfundzwanzigſten um Mittag lichteten wir die Anker, und ſegelten mit einem gelinden Winde aus N.W. gen W. nach den Dünen (*downs*) durch der Königin Kanal (*queens channel*). Um neun Uhr Abends giengen wir vor Anker, und um zwey Uhr am folgenden Morgen ſegelten wir um das Nord-Foreland. Die Länge nach der Uhr gerechnet war, da dieſes Foreland uns eben im Norden lag, 1° 24′ öſtlich; wenn man die Abweichung abzieht, ſo iſt deſſen Länge folglich 1° 21′ öſtlich. Die Mondsbeobachtung am vorigen Abend hatte eben dieſe Länge auf 1° 20′ öſtlich angegeben.

Wir ankerten noch an eben dem Morgen um acht Uhr in den Dünen, von wo ich nach Deal ſchickte, um zwey Boote, die dort für uns gebauet worden waren, holen zu laſſen. Man erzählte mir, daß eine

---

*) Damaliger Herr Phipps.

Menge Leute daſelbſt zuſammengelaufen wären, um den Omai zu ſehen, der aber zu ihrem Mißvergnügen nicht ans Land gegangen war.

Als ich die Boote an Bord genommen hatte, ging ich am folgenden Nachmittage mit einem gelinden Süd-Südweſtwinde unter Segel. Der Wind legte ſich aber bald wieder, und nöthigte uns, nochmals bis zehn Uhr vor Anker zu liegen. Hierauf erhielten wir Oſtwind, lichteten, und fuhren den Kanal hinab.

Am dreißigſten, um drey Uhr Nachmittags, kamen wir in Plymouth-Sund vor Anker, wo die Diſcovery nur drey Tage zuvor eingetroffen war. Ich begrüßte den Admiral Amherſt, deſſen Flagge vom Ocean wehte, mit dreyzehn Kanonen, und er erwiederte den Gruß mit elfen.

Nach unſerer Ankunft in Plymouth war es unſere erſte Sorge, den Vorrath an Waſſer und Lebensmitteln wieder zu ergänzen, und eine Proviſion Portwein an Bord zu nehmen. Unter dieſen Beſchäftigungen verſtrichen der erſte und zweyte Julius.

Während unſres Aufenthaltes in Plymouth ward unſere ſämmtliche Mannſchaft täglich mit friſchem Rindfleiſch geſpeiſet; und ich muß Herrn Ommanney, dem Proviantkommiſſarius, das Zeugniß geben, daß er es ſich zum Geſetz gemacht hatte, mir das vorzüglichſte in jeder Art zu liefern. Eben ſo verhielt er ſich auch bey meiner vorigen Reiſe. Nicht weniger bereitwillig war der Commiſſarius Herr Ourry, uns alles zu verſchaffen, was wir aus den Seemagazinen nöthig hatten.

Es war für uns ein merkwürdiger aber freylich trauriger Umſtand, daß gerade zu der Zeit, da wir eine Reiſe antreten wollten, deren Endzweck die nähere Erforſchung des Nördlichen Amerika war, mehrere andere königliche Schiffe ausgerüſtet wurden, um in Verbindung mit einer anſehnlichen Landmacht diejenigen Gegenden deſſelben feſten Landes in Gehorſam zu erhalten, welche unſere Brüder im vorigen Jahrhunderte entdeckt und angepflanzt hatten. Dieſe Betrachtungen wurden durch die Ankunft der königlichen Schiffe **Diamond**, **Ambuſcade** und **Unicorn** veranlaßt, die mit einer Flotte von zwey und ſechzig Transportſchiffen und dem letzten Corps Heſſiſcher Truppen, nach Amerika ſegelten, und von einem ſtarken Nordweſt-Winde in den Sund getrieben wurden.

Am 8ten erhielt ich durch eine Stafette meine Verhaltungsbefehle für die Reiſe, und eine Order, mit der **Reſolution** nach dem Vorgebirge der guten Hofnung zu ſegeln. Ich ließ alſo für den Capitain **Clerke** einen Befehl zurück, uns zu folgen, ſobald er an Bord ſeines Schiffes anlangen würde; denn bis jezt hatten ihn Geſchäfte in London aufgehalten.

Die erſten Entdecker des neuen Welttheils, und die Seefahrer, welche zuerſt das Indiſche und ſtille Meer beſchifften, zeigten ſo vorzügliche Fähigkeiten, und führten ihre großen Unternehmungen ſo glücklich aus, daß ihre Namen ſich, wie die Namen der griechiſchen Argonauten, bis auf die ſpäteſten Nachkommen erhalten haben. Ja, ſelbſt ihre Schiffe wurden, wenn ſie gleich nicht in Geſtirne verwandelt am Himmel glänzten, dennoch als heilige Reliquien beſucht und geehrt.

Wir ſind ſchon durch ihre Erfahrungen belehrt, treten in ihre Fußtapfen, und können alſo im gegenwärtigen Zeitalter, wo die Schiffahrt ſo viel gewonnen hat, auf ähnlichen Ruhm keine Anſprüche machen. Da aber gleichwohl die Welt denen, die unbekannte Gegenden des Erdbodens erforſchen, einiges Verdienſt zugeſteht, ſo hielt ich es, dieſer günſtigen Meynung gemäß, für ſchicklich, der Beſchreibung meiner letztern Reiſe ein Verzeichniß der Officiere auf beiden Schiffen, wie auch die Anzahl der ganzen Mannſchaft, beyzufügen. Daher wird man vermuthlich diesmal ähnliche Verzeichniſſe von mir erwarten.

Die **Reſolution** hatte eben ſo viele Officiere und Matroſen als das vorigemal, und die **Diſcovery**, einen Officier der Marine abgerechnet, eben ſo viel, als damals die **Adventure**. Am 9ten erhielten wir die für uns beſtimmten Seeſoldaten. Der Oberſt **Bell**, der das Corps in dieſem Hafen commandirte, wählte lauter Leute, mit denen ich zufrieden ſeyn konnte. Nachdem wir hierauf die Matroſen, die durch dieſe Verſtärkung auf unſerm Schiffe überzählig geworden waren, an das Kriegsſchiff der **Ocean** abgegeben hatten, war die Anzahl unſerer Mannſchaft folgende:

Reſolution.

Officiere und Mannſchaft.

Capitain	1	Jacob Cook.
Lieutenants	3	Johann Gore. Jacob King. Johann Williamſon.
Lootſen	1	Wilhelm Bligh.
Steuermann	1	Wilhelm Ewin.

Reſolution.

Zimmermann ſ	1	Jacob Clevely.
Conſtabel ſ ſ	1	Robert Anderſon.
Chirurgus ſ ſ	1	Wilhelm Anderſon.
Gehülfen des Lootſen	3	
Midſchipmänner ſ	6	
Gehülfen des Chirurgus	2	
Schreiber des Capitains	1	
Capitain Armes ſ	1	
Corporal ſ ſ	1	
Büchſenſchmidt ſ	1	
Gehülfen ſ	1	
Segelmacher ſ	1	
Gehülfe ſ	1	
Steuermanns Gehülfen	3	
Zimmergeſellen ſ	3	
Unterconſtabel ſ	2	
Zimmermanns Arbeiter	4	
Koch ſ ſ	1	
Kochs Gehülfen	1	
Quartiermeiſter ſ	6	
Matroſen ſ ſ	45	
		Seeſoldaten.
Lieutenant ſ ſ	1	Moleſworth Philips.
Sergeant ſ ſ	1	
Corporals ſ ſ	2	
Trommelſchläger ſ	1	
Gemeine ſ ſ	15	
Summa	112	

Discovery.

Officiere und Mannſchaft.

Capitain	1	Carl Clerke.
Lieutenants	2	Jacob Burney. Johann Rickmann.
Lootſen	1	Thomas Edgar.
Steuermann	1	Aeneas Atkins.
Zimmermann	1	Peter Reynolds.
Conſtabel	1	Wilhelm Peckover.
Chirurgus	1	Johann Law.
Gehülfen des Lootſen	2	
Midſchipmänner	4	
Gehülfen des Chirurgus	2	
Schreiber des Capitains	1	
Capitain Armes	1	
Corporal		
Büchſenſchmidt	1	
Gehülfen	1	
Segelmacher	1	
Gehülfe	1	
Steuermanns Gehülfen	2	
Zimmergeſellen	2	
Unterconſtabler	1	
Zimmermanns Arbeiter	4	
Koch	1	
Kochs Gehülfen		
Quartiermeiſter	4	
Matroſen	33	

Seeſoldaten.

Lieutenant	
Sergeant	1
Corporals	1

Discovery.

Trommelſchläger	1
Gemeine	8

Summa 80

Den 10ten ward den Officieren und der Mannſchaft der Sold bis zum 30ten des vergangenen Monats ausgezahlt. Die Unterofficiere und Matroſen erhielten auſſerdem einen Vorſchuß von zwey monatlichem Sold. Bey letztern iſt dieſe Gefälligkeit nicht ungewöhnlich; den Officieren hingegen ward ihr rückſtändiger Sold auf beſondern Befehl des Admiralitätscollegii, und zwar in Rückſicht auf ihre Lage, ausgezahlt, damit ſie ſich nehmlich deſto bequemer alle Erforderniſſe zu einer ungewöhnlich langen Reiſe in unwirthbare Gegenden anſchaffen könnten.

Ein heftiger Südweſtwind war jezt das einzige, was unſere Abreiſe noch verzögerte; früh am elften übergab ich alſo dem erſten Lieutenant der Discovery, Hrn. Burney, den Befehl zu Capitain Clerkes Abreiſe und eine Abſchrift dieſes Befehls händigte ich dem in Plymouth commandirenden älteſten Schiffscapitain ein, um ſie Herrn Clerke ſogleich bey ſeiner Ankunft zuzuſtellen. Noch deſſelben Nachmittags legte ſich der Wind, und wir lichteten zur Ebbezeit die Anker, lieſen auch alle andre Schiffe im Sunde vorbey, muſten aber doch, nach einem vergeblichen Verſuch die See zu erreichen, beynahe den ganzen folgenden Tag ſtille liegen. Indeſſen gewannen wir durch dieſen Aufſchub ſo viel, daß wir noch einen neuen Vorrath von Waſſer konnten an Bord ſchaffen laſſen, und folglich im ganzen Schiffe nicht ein einziges Faß leer mitnehmen durften.

Da ich mir nicht vorgeſtellet hatte, daß mein Aufenthalt zu Plymouth ſich ſo in die Länge ziehen würde; ſo hatte ich auch die Inſtrumente nicht an Land bringen laſſen, womit wir ſonſt zu Beſtimmung der Länge, nach der Uhr, Beobachtungen hätten anſtellen können. Herr Baily hatte es aus eben dem Grunde aufgeſchoben; da er aber voraus ſehen konnte, daß die Discovery noch einige Tage nach unſerer Abreiſe hier bleiben würde, errichtete er ſeinen Quadranten auf Drakes-Inſel, und konnte noch vor unſerer Abreiſe, die zu dieſer Abſicht erforderlichen Beobachtungen anſtellen. Unſere Uhr beſtimmte die Lage der Inſel 4° 14′ weſtwärts von Greenwich, und die ſeinige 4° 13′ ½′. Ihre nördliche Breite iſt nach den Bemerkungen, welche die Herren Wales und Baily auf der vorigen Reiſe gemacht haben, 50° 21′ 30″.

Um acht Uhr Abends lichteten wir wieder die Anker, und lieſen mit einem gelinden Winde aus Nordweſt gen Weſten aus dem Sunde.

Zweytes Hauptſtück.

Die Reſolution ſegelt nach Teneriffa. Nachricht von unſerer Aufnahme daſelbſt. Beſchreibung der Rhede von Santa Cruz. Erfriſchungen, die der Seefahrer dort findet. Beobachtungen, die Länge von Teneriffa zu beſtimmen. Einige Nachrichten von der Inſel. Botaniſche Bemerkungen. Städte von Santa Cruz und Laguna. Etwas vom Ackerbau, von der Luft und dem Clima, vom Handel und von den Einwohnern zu Teneriffa.

Wir waren noch nicht weit aus Plymouth-Sund gekommen, als der Wind weſtlicher und ſtärker wurde, ſo daß wir den Kanal hinunter ſegeln mußten, und erſt am 14ten um acht Uhr Morgens die Landſpitze Lizard paſſirten.

Am 16ten gegen Mittag lag uns der Leuchtthurm St. Agneſe auf den Scilly-Inſeln in einer Entfernung von ſieben bis acht Meilen gen Nordweſt zum Weſten. Unſere Breite war jezt 49°, 53′, 30″ nördlich, und die Länge nach der Uhr gerechnet 6° 11′ weſtlich.

Den 17ten und 18ten waren wir in der Höhe von Oueſſant, und beſtimmten die Länge dieſer Inſel nach der Uhr auf 5° 18′ 37″ weſtlich. Die Abweichung war 23° 0′ 50″ in der nehmlichen Richtung *).

---

*) Aus Capitain Cooks Logbuche ſieht man, daß er ſchon

Am 19ten Morgens um acht Uhr erblickten wir neun große Schiffe, die wir für Franzöſiſche Kriegsſchiffe hielten. Sie ſchienen uns nicht zu bemerken, und wir thaten eben ſo.

Am 22ten Morgens um 10 Uhr ſahen wir Cap Ortegal, welches wir um Mittag gegen Südoſten halb Süden in einer Entfernung von vier Seemeilen vor uns hatten. Wir waren jezt in 44° 6′ nördlicher Breite, und die Länge nach der Uhr betrug 8° 23′ weſtlich.

Nach einer zweytägigen Windſtille paſſirten wir den 24ten Nachmittags mit einem glücklichen Nord-Nord-Oſtwinde Cap Finis Terrä. Die weſtliche Länge dieſes Vorgebirges iſt nach der Uhr 9° 29′; und nach ein und vierzig Mondsbeobachtungen, die wir theils ehe wir das Cap paſſirten, theils nachher anſtellten, und nach der Uhr reducirten, 9° 19′ 12″.

Den 30ten beobachtete ich um 6 Minuten 38 Secunden nach 10 Uhr Abends mit dem Nacht-Seherohr eine gänzliche Mondfinſterniß. Nach dem Aſtronomiſchen Calender ereignete ſie ſich zu Greenwich 9 Minuten nach eilf Uhr; Der Unterſchied war alſo eine Stunde, zwey Minuten und zwey und zwanzig Secunden, oder 15° 35′ 30″ der Länge. Die Uhr gab zu gleicher Zeit 15° 26′ 45″ weſtlicher Länge, und 31° 10′ nördlicher Breite. Andere Bemerkungen konnten wir bei dieſer

---

ſehr früh angefangen hat, für die Erhaltung der Geſundheit ſeiner Leute zu ſorgen. Schon am 17ten wurde das Schiff zwiſchen den Verdecken mit Schießpulver ausgeräuchert. Damals wurden auch die vorräthigen Segel an die Luft gebracht.

Mondfinſterniß nicht anſtellen, weil der Mond mehrentheils hinter Wolken verſteckt war, vorzüglich zu Anfang und zu Ende der totalen Verfinſterung; imgleichen am Ende der Finſterniß. Weil ich jezt vorausſahe, daß unſer Vorrath an Heu und Getreide, zu Unterhaltung der Thiere die wir an Bord hatten, nicht bis zu unſrer Ankunft am Vorgebirge der guten Hofnung hinreichen würde, beſchloß ich, bey Teneriffa anzulegen, um ſowohl dieſen Vorrath zu ergänzen, als auch um unſere Mannſchaft mit den gewöhnlichen Erfriſchungen zu unſerm eigenen Gebrauch zu verſehen, indem ich auf dieſer Inſel meine Abſicht beſſer zu erreichen glaubte, als auf Madera. Um vier Uhr des Nachmittags am 31ten erblickten wir Teneriffa, und ſteuerten nach der öſtlichen Gegend der Inſel. Um neun Uhr waren wir derſelben nahe, und muſten folglich die Nacht hindurch laviren.

Am erſten Auguſt ſegelten wir mit Tagesanbruch um die öſtliche Spitze der Inſel, und kamen etwa um acht Uhr an ihrer Südoſtſeite, in der Rhede von Santa Cruz in drey und zwanzig Faden Waſſer, auf ſandigem Boden vor Anker. Die Oſtſpitze der Rhede, *Punta de Nago*, lag gen Norden 64° Oſt; die S. Franciskuskirche, die wegen ihres hohen Thurms ſehr in die Augen fällt, Weſtſüdweſt; der Pico Süd 65° Weſt, und die ſüdweſtliche Spitze der Rhede, auf der ein Kaſteel oder Fort ſteht, Süd 39° Weſten. In dieſer Lage legten wir unſere Anker nach Nordoſten und Südweſten, beynahe eine halbe Meile vom Lande.

In der Rhede lagen folgende Schiffe vor Anker: *La Bouſſolle* eine Franzöſiſche Fregatte, unter Anführung des Ritters *de Borda*; noch zwey Franzöſiſche Brigantinen; eine von London nach Senegal beſtimmte engliſche Brigantine, und vierzehn Spaniſche Schiffe.

Gleich nachdem wir Anker geworfen hatten, beſuchte uns der Hafenmeiſter *), und erkundigte ſich bloß nach dem Namen des Schiffs. Sobald er uns verlaſſen hatte, ſchickte ich einen Officier an Land, ließ mich dem Gouverneur empfehlen, und um Erlaubniß bitten, Waſſer und einige andere nothwendige Artikel einnehmen zu dürfen. Der Gouverneur bewilligte dieſes mit der größten Artigkeit, und bald nachher ſchickte er einen Officier an Bord, um mich bewillkommen zu laſſen. Nachmittags machte ich ihm in Begleitung einiger meiner Officiere die Aufwartung. Noch ehe ich zu dem Schiffe zurückkehrte, beſtellte ich bey dem Lieferanten Herrn Mac-Carric Korn und Stroh für das Vieh, nebſt einer Quantität Weine für uns. Zugleich ſchloß ich einen Handel mit dem Eigenthümer eines Spaniſchen Fahrzeuges, der uns mit Waſſer verſehen mußte, weil wir ſelbſt es nicht thun durften.

Die Rhede von Santa Cruz liegt vor der Stadt gleiches Namens, an der Südoſtſeite der Inſel. Man ſagte mir, ſie ſey in Abſicht des Schutzes den ſie gewährt, ſo wie ihres Umfangs und der Sicherheit des Meergrundes wegen die beſte Rhede von Teneriffa. Sie iſt zwar dem Südoſt- und Südwinde gänzlich ausgeſetzt; allein dieſe Winde ſind von keiner Dauer, und

---

*) Ein Officier der den Auftrag hat, von allen Schiffen die im Hafen ankern, Erkundigung einzuziehen. F.

man ſoll kein Beyſpiel wiſſen, *) daß ein Schiff vom Anker geriſſen und an das Land getrieben worden wäre. Dieſes haben ſie wahrſcheinlich der äußerſt ſorgfältigen Befeſtigung zu verdanken; denn ich bemerkte, daß alle Schiffe an vier Ankern, zwey nach Nordoſten, und zwey nach Südweſten lagen, auch hatte man durchgängig die Kabeltaue vermittelſt leerer Tonnen ſchwebend zu erhalten geſucht. Aus Mangel an dieſer letztern Vorſicht, litten die unſrigen einigen Schaden, indem ſie ſich gegen den Felſengrund abrieben.

An der ſüdweſtlichen Seite der Rhede erſtreckt ſich ein ſteinerner Damm von der Stadt bis in die See, wodurch das Aus- und Einſchiffen der Waaren ſehr erleichtert wird. Hieher wird auch das Waſſer für die Schiffe geleitet. Es kommt aus einem Bach der auf den Bergen entſpringt, und wird größtentheils in hölzernen Rinnen, die auf dünnen Pfählen ruhen, der Stadt zugeführt. Der Ueberreſt aber erreicht das Meer nicht, obgleich die Größe des Bettes augenſcheinlich zeigt, daß zuweilen ſtarke Ströme hinunter ſtürzen. Jetzt eben beſ-

---

*) Obgleich dergleichen Beyſpiele denen unbekannt waren, die dem Capitain Cook dieſe Nachricht ertheilten, ſo erzählt doch Glas, daß einige Jahre vor ſeiner Ankunft in Teneriffa, einmal beynahe alle Schiffe von der Rhede an Land getrieben wurden. S. Glas Geſchichte der kanariſchen Inſeln S. 235. Man kann aber mit großer Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß die jetzt gebräuchliche Vorſicht dergleichen Zufälle verhindert habe, wodurch die obige Nachricht im Text hinlänglich gerechtfertigt wird. **Anmerk. der Urſchrift.**

ſerte man die Rinnen aus, und das Waſſer, welches ſonſt hier vortreflich iſt, war daher ſehr ſelten.

Nach dem äußern Anſehen der Gegend nahe bey Santa Cruz zu urtheilen, wäre Teneriffa ein unfruchtbares Land, das kaum ſeine eigenen Einwohner ernähren könnte; allein der reichliche Vorrath, den wir von ihnen erhielten, überzeugte uns, daß ſie auch noch Fremden etwas abgeben können. Außer dem Weine, dem Hauptprodukte der Inſel, bekommt man hier Rindfleiſch um einen billigen Preis. Die Ochſen ſind klein und ſtark von Knochen, ein Viertel wiegt ungefähr neunzig Pfund, und das Fleiſch iſt mager. Wir bezahlten das Pfund ungefähr mit drey Pence Sterling; ich kaufte aber unvorſichtigerweiſe lebendige Ochſen, und muſte deshalb ein beträchtliches mehr dafür geben. Man kann auch Schweine, Schafe, Ziegen und Federvieh um billige Preiſe haben. Früchte findet man in großem Ueberfluß. Jezt hatte man eben Trauben, Feigen, Birnen, Maulbeeren, Piſangs und Biſam-Melonen. Außer dieſen gibt es noch eine Menge andere Gattungen, die aber jezt nicht reif waren. Die Kartoffeln, Kürbiſſe und Zwiebeln ſind von außerordentlicher Güte, und hielten ſich beſſer zur See, als alle die ich anderwärts angetroffen hatte.

Vom türkiſchen Weitzen oder Mays, welcher gleichfalls hier wächſt, galt der Scheffel drey und einen halben Schilling (1 Rthlr. 4 gr.) Früchte und Gartengewächſe waren mehrentheils ſehr wohlfeil. Die Seeküſte liefert wenig Fiſche; allein hieſige Schiffe treiben eine beträchtliche Fiſcherey auf der Küſte der Barbarey, und man kauft dieſe Fiſche um einen mäßigen Preis. Ueberhaupt fand ich es weit vortheilhafter für Schiffe, die auf lange Reiſen gehen, bey Teneriffa als bey Madera anzulegen. Dagegen übertrifft allerdings der Maderawein den hieſigen ohngefähr in dem Verhältniſſe wie ſtarkes engliſches Bier das dünne Tafelbier. Der Unterſchied im Preiſe iſt verhältnißmäßig; denn eine Pipe *) des beſten Weins galt auf Teneriffa nicht mehr als zwölf Pfund Sterling, dahingegen eine Pipe vom beſten Madera mehr als noch einmal ſo viel koſtet. **)

Der Commandeur der franzöſiſchen Fregatte, die auf der Rhede vor Anker lag, Chevalier de Borda, beſchäftigte ſich nebſt einem Spanier, Hr. Varila, mit Aſtronomiſchen Beobachtungen, um den Lauf zweyer Uhren, die ſie an Bord hatten, zu beſtimmen. In dieſer Abſicht hatten ſie am Ende des Bollwerks ein Zelt aufgeſchlagen, wo ſie ihre Beobachtungen anſtellten, und ihre Uhren täglich um Mittag mit dem Pendel am Lande, durch Signale, verglichen. Sie waren ſo gütig uns dieſe Signale mitzutheilen, ſo daß wir zu gleicher

---

*) Eine Pipe hält zwey Oxhoft. F.

**) Vor Zeiten machte man auf Teneriffa eine große Menge Canarienſekt oder Malvaſier. Im vorigen Jahrhunderte, auch noch ſpäter, wurde dieſer Wein häufig nach England gebracht; jezt aber wird mehrentheils nur die Art Wein gekeltert, deren Capitain Cook erwähnt. Glas ſagt: zu ſeiner Zeit habe man nicht mehr als hundert Oxhoft von dem ſüßen Weine gekeltert; alle übrige Trauben wurden unreif eingeſammlet, und ein herber Wein daraus bereitet, der in heißen Ländern am geſündeſten iſt. S. 262.

Zeit unſre Uhr vergleichen konnten. Allein wir konnten wegen unſeres kurzen Aufenthalts nicht viel Gebrauch von dieſer Mittheilung machen.

Unſere dreytägigen Beobachtungen zeigten, daß die Uhr ihren Gang wenig oder gar nicht verändert hatte, denn ſie gab bis auf wenige Sekunden eben die Länge an, die wir durch Beobachtungen der Sonnenhöhe über der Meersfläche, erhielten. Die Uhr gab vermittelſt dieſer am 1ten 2ten und 3ten Auguſt angeſtellten Obſervationen die Länge von 16° 31′ Weſtlich; und auf eben die Art beſtimmten wir die Breite auf 28° 30′ 11″ Nordwärts.

Wir erfuhren von Hrn. Varila, daß die wahre Länge 18° 35′ 30″ von Paris ſey, welches nur 16° 16′ 30″ von Greenwich macht, folglich 14′ 30″ weniger, als nach unſrer Uhr. Ich bin aber ſo weit entfernt, dieß für einen Fehler der Uhr zu halten, daß ich dadurch vielmehr ihren gleichförmigen Gang beſtätigt zu finden glaube, und die von ihr angegebene Länge muthmaßlich für die richtigſte halte. Dieß beweiſen auch die Mondsbeobachtungen, die wir auf der Rhede anſtellten, welche 16° 37′ 10″ angaben. Andere vor unſrer Ankunft angeſtellte, und nach der Uhr auf der Rhede reducirte Beobachtungen, gaben die Länge von 16° 33′ 30″ und die nachherigen, auf eben die Art reducirten 16° 28′. Der Durchſchnitt dieſer drey Obſervationen iſt alſo 16° 30′ 40″.

Um dieſe verſchiedenen Längen und Breiten auf den Pik von Teneriffa anzuwenden, (denn es war meine vornehmſte Abſicht bey dieſen Unterſuchungen, deſſen Lage genau zu erforſchen,) beobachtete ich deſſen

Richtung und den Lauf des Schiffs einige Stunden nachher, als wir die Rhede von Santa Cruz verlaſſen hatten, und fand daß er 12′ 11″ ſüdlicher als die Rhede, und 29′ 30″ der Länge Weſtlich von derſelben lag. Da wir, um dieſes zu beſtimmen, die Baſis des Gebirges nur nach einer muthmaßlichen Schätzung in Anſchlag brachten, ſo kann vielleicht ein kleiner Irrthum vorgefallen ſeyn, doch kann er unmöglich viel betragen. Doktor Maskelyne ſetzt in ſeinem Wegweiſer für brittiſche Seefahrer (British Mariner's Guide) den Pik in 28°. 12′ 54′ der Breite. Dieſes gibt mit der Richtung von der Rhede, einen Unterſchied der Länge von 43′ welches merklich mehr iſt, als die gewöhnlich angenommene Entfernung des Piks von Santa Cruz. Ich beſtimmte die Breite des Pik 28° 18′ Nördlich, und nach dieſer Vorausſetzung iſt die Länge folgende.

Nach	der Uhr ſ ſ	17° 0′ 30″	Weſtlich
	den Mondsbeobachtungen	16° 30′ 20″	
	Hrn. Varila ſ	16° 46′ 0″	

Iſt aber die Breite 28° 12′ 54″ wie im Wegweiſer für brittiſche Seefahrer ſteht, ſo iſt die Länge 13′ 30″ Weſtlicher.

Die Abweichung betrug, da wir auf der Rhede vor Anker lagen, 14° 41′ 20″ Weſtlich. Die Inclination der Nordſpitze der Nadel betrug 61° 52′ 30″.

Hier iſt der Ort, einige Bemerkungen des Hrn. Anderſon über das äuſſere Anſehen der Inſel Teneriffa und die dortigen Produkte hinzuzufügen, imgleichen ſeine eigenen, oder aus den Nachrichten andrer geſammleten Beobachtungen, von dem allgemeinen Zuſtande der Inſel einzuſchalten, woran man vorzüglich die Veränderungen wird abnehmen können, die ſich ſeit Hrn. Glas Aufenthalt daſelbſt ereignet haben.

Das Wetter war, als wir uns dem Lande näherten, vorzüglich helle, und gab uns eine bequeme Gelegenheit, den berühmten Pik von Teneriſſa zu betrachten; allein ich geſtehe, daß er meiner Erwartung keinesweges entſprach, indem er bey weitem nicht die edle Geſtalt des Pico einer der Weſtlichen Inſeln oder Azoren hat, obgleich ſeine ſenkrechte Höhe weit größer ſeyn mag. Vielleicht rührt dies daher, weil er von vielen andern hohen Gebirgen umgeben iſt, dahingegen Pico auf den Azoren ganz iſolirt erſcheint.

Hinter der Stadt Santa Cruz hebt ſich das Land almählig zu einer mäßigen Höhe. Weiterhin wird es gegen Südweſten noch höher, und ſteigt bis gegen den Pik, der von der Rhede aus nur wenig höher ſcheint, als die umliegenden Berge. Von hier an beginnt das Land, ſo weit das Auge reicht, ſich, doch nur wenig abſchüſſig, zu ſenken. Da ich vermuthete, daß wir nur einen Tag bleiben würden, ſo mußte ich meine Wanderungen in das Innere der Inſel ſehr einſchränken; ſonſt hätte ich den Gipfel dieſes berühmten Berges zu erſteigen *) geſucht.

---

*) Siehe die Beſchreibung einer Reiſe nach der Spitze des Pik von Teneriſſa in Sprats Geſch. der königl. Societät, S. 200. Glas Geſch. der kanariſchen Inſeln, S. 252 bis 259. Im ſieben und vierzigſten Theile der philoſophiſchen Transaktionen ſtehen auch Bemerkungen bey Erſteigung des Pik von Teneriſſa, vom Doktor T. Heberden. Dieſer Gelehrte gibt die Höhe über die Meeresfläche auf 2566 Klafter, oder 15,396 engliſche Schuh

Gegen Oſten von Santa Cruz ſieht alles völlig unfruchtbar aus. Nach der See hinab erſtrecken ſich hohe, von tiefen Thälern durchſchnittene, Bergrücken, deren einzelne Berge, an den Seiten eingedrückt, von kegelförmiger Geſtalt ſind, und ſchroffe unebene Gipfel haben. Jenſeits dieſen ſteigen noch andere, höhere Gebirgsreihen empor, die in entgegengeſetzter Richtung von jenen das Land durchziehen, aber von einförmigerm Anſehen ſind.

Als wir am erſten Auguſt auf der Rhede vor Anker kamen, ging ich noch an eben dem Vormittage ans Land, um den Gipfel eines der etwas entlegneren Berge zu erſteigen, die mit Waldung bedeckt ſchienen; ich kam aber nicht weiter als bis an den Fuß dieſer Berge. So weit ich damals gegangen war, welches drey engliſche Meilen betragen mochte, war das äußere Anſehen der niedrigen Hügel ſich aller Orten gleich und namentlich wuchs die *Euphorbia Canarienſis* überall in großer Menge. Es iſt zu bewundern, wie dieſe große, ſaftige Pflanze in einem ſo dürren Erdreich fortkömmt. Wenn man ſie zerbricht, welches leicht angeht, quillt ſehr viel Saft heraus, auch iſt ihr leichtes weiches Holz ziemlich zähe. Die Einwohner glauben, der Saft dieſer Pflanze ſey ſo ſcharf, daß er die

---

an, und ſagt, dieſe Berechnung werde durch zwey folgende Obſervationen, die er ſelbſt, und nachher Hr. Croſſe der Conſul anſtellten, beſtätiget, demungeachtet beſtimmt der Chevalier de Borda, der die Höhe dieſes Berges im Auguſt 1776 berechnete, ſie nur auf 1931 franzöſiſche Toiſen oder 12,340 engliſche Schuh. Siehe Dr. Reinh. Forſters Bemerkungen auf einer Reiſe um die Welt.

Haut wegbeize; *) ich überzeugte ſie aber vom Gegentheil, indem ich meinen Finger mitten in die ſaftreiche Pflanze ſteckte, und ihn nicht abwiſchte. Sie gebrauchen den Strauch, wenn er trocken iſt, zum Brennen. Ich fand in dieſer Gegend keine andere Gewächſe, als zwey bis drey kleine Stauden, und einige wenige Feigenbäume im Grunde des Thals.

Die Grundlage der Berge iſt ein ſchwerer dichter bläulicher Stein, mit eingemiſchten glänzenden Theilchen. Auf der Oberfläche liegen große zerſtreute Maſſen von einer rothen leicht bröckelnden Erd- oder Steinart, die ich auch oft in beträchtlichen Schichten antraf. Die wenige Dammerde, die an einzeln Stellen vorhanden war, ſah ſchwärzlich aus. Ich fand auch einige Stücken Schlacken, von denen eines, nach dem Gewicht und der glatten Oberfläche zu urtheilen, beinahe ganz metalliſch zu ſeyn ſchien.

Die heftige Wirkung der Sonne in dieſem Clima kalcinirt die Oberfläche der Berge, und iſt wahrſcheinlich an vorgedachter Beſchaffenheit des Erdreichs ſchuld. Die loſen Theile werden nachher von ſtarken Regengüſſen weggeſpült, und geben den Seiten jene höckerige Geſtalt; denn je nachdem die verſchiedenen Subſtanzen, aus denen die Berge beſtehen, von der Wirkung der Sonne leiden, werden ſie auch nachher weggeſpült.

---

*) Glas ſagt S. 231. von dieſer Pflanze, es ſey ihm unbegreiflich, warum die Einwohner der Canariſchen Inſeln, den Saft derſelben nicht als Pech zu ihren Böten gebrauchen. Jezt erfahren wir den Grund von Hrn. Anderſon.

Aus dieſem Grunde haben ſich auch vielleicht die Gipfel, die aus dem härteſten Felſen beſtehen, erhalten, indes die Seiten ſich allmählig aufgelößt haben. Die Gipfel ſolcher Berge, die mit Holzungen bewachſen ſind, haben gemeiniglich ein gleichförmigeres Anſehen, als die ganz unbedeckten, und vermuthlich iſt dieß eine Folge der Beſchattung.

Die Stadt Santa-Cruz iſt ziemlich wohl gebaut, und von mäßiger Größe. Die Kirchen ſind äußerlich nicht prächtig, aber inwendig reinlich, und übrigens mit ſehr mittelmäßigen Zierrathen verſehen. In dieſem Stücke ſtehen ſie einigen Kirchen auf Madera weit nach: vermuthlich rührt dieß aber mehr von der verſchiedenen Denkungsart der Einwohner her, als von ihrem Unvermögen, ſie in beſſerem Stande zu unterhalten. Denn die Einwohner von Santa-Cruz haben weit bequemere Wohnung und ſind ungleich beſſer gekleidet, als die Portugieſen auf Madera, welche dagegen geneigter ſcheinen ſich ſelbſt alles zu entziehen, um nur ihre Kirchen auszuzieren.

Dem ſteinernen Damm am Landungsorte beynahe gegenüber ſteht ſeit kurzem eine ſchöne marmorne Säule mit einigen gutgearbeiteten menſchlichen Figuren, und einer ſpaniſchen Inſchrift, welche anzeigt, zu welcher Zeit und auf welche Veranlaſſung dieſe Säule errichtet worden iſt.

Am 2ten Nachmittags mietheten vier Perſonen von unſerer Schiffsgeſellſchaft Mauleſel, um nach der Stadt Laguna *) zu reiten, die ihren Namen von einem benachbarten See hat, und etwa vier Meilen von Santa-Cruz liegt. Wir kamen dort zwiſchen fünf und ſechs Uhr Abends an, und fanden daß ihr äußeres Anſehen eben nicht der Mühe werth war, auf einem ſehr ſchlimmen Wege, und auf ſchlechten Maulthieren darnach hingeritten zu ſeyn.

---

*) Der ganze Name der Länge nach iſt S. Chriſtobal de la

Der Ort iſt zwar ziemlich weitläuftig, verdient aber kaum den Namen einer Stadt. Die Straßen ſind ſehr unregelmäßig angelegt; doch ſind einige von anſehnlicher Breite, und haben zum Theil gute Häuſer. Im Ganzen genommen hat aber doch Santa-Cruz ein weit beßeres Anſehen, ob es gleich, gegen Laguna gerechnet, nur klein iſt. Wir erfuhren auch, daß Laguna ſehr herunter komme, und daß jezt verſchiedene Weinberge da angelegt wären, wo ehedem Häuſer geſtanden hätten. Santa Cruz hingegen vergröſſert ſich gleichſam zuſehends.

Der Weg von Santa-Cruz nach Laguna geht einen ſteilen ganz unfruchtbaren Berg hinan, an dem wir nur in der untern Gegend Feigenbäume und einige Getraidefelder ſahen. Der Ackerbau muß hier ſehr mühſam ſeyn, da die Erde beynahe überall mit Steinen bedeckt iſt, die man ſammelt und breite Reihen oder Mauern daraus zuſammen ſezt. Die größern Gebirge, die ſich nach Südweſten erſtrecken, ſchienen

---

Laguna. Vormals wurde ſie für die vornehmſte Stadt der Inſel gehalten, indem die Vornehmen und die Advokaten ſich dort aufhielten; wenn gleich der General-Gouverneur der Canariſchen Inſeln zu Santa-Cruz, als dem Mittelpunkte des Handels, ſowohl mit Europa als mit Amerika, reſidirte. S. Glas Geſch. S. 248.

ziemlich dicht mit Gehölz bekleidet. Wir bemerkten auf dieſem Spazierritte ſonſt weiter nichts merkwürdiges, als einige Aloen, die an der Seite des Weges blühten. Dieſe Einförmigkeit würde uns ſehr ermüdet haben, hätten unſere Wegweiſer uns nicht durch ihre muntern Lieder den Weg verkürzt.

Alle ſchwere Arbeiten werden hier von Maulthieren verrichtet, weil es nur wenig Pferde gibt, die mehrentheils zum Dienſte der Officiere aufgehoben werden. Die Pferde ſind klein, aber wohlgebaut und muthig. Man braucht auch Ochſen, um Fäſſer, ſtatt einer Schleife, auf einem groſſen, ungeſchickten Stücke Holz fortzuſchaffen. Das Joch wird ihnen um den Kopf gelegt, welche Art anzuſpannen aber wohl ſchwerlich vortheilhafter iſt, als unſere Methode das Geſchirr um die Schultern zu befeſtigen. Auf meinen Spaziergängen ſah ich einige Habichte, Papageyen, die hier einheimiſch ſind, Meerſchwalben, Möven, Rebhüner, Bachſtelzen, Haus- und Mauer-Schwalben, Amſeln und ganze Schaaren von Canarienvögeln. Auch gibt es hier Eidechſen, Heuſchrecken und verſchiedene Gattungen Jungfern (Libellula).

Während der zwey bis drey Tage unſers hieſigen Aufenthalts hatte ich Gelegenheit, einen geſcheuten und angeſehenen Mann kennen zu lernen, der mir von verſchiedenen Dingen Auskunft gab, die ich wegen Kürze der Zeit, nicht ſelbſt bemerken konnte. Er erzählte mir, es wachſe hier eine gewiſſe Staude ſehr häufig, die mit der Theepflanze in Japan und China, ſo wie ſie Linné beſchreibt, vollkommene Aehnlichkeit hätte. Man hält ſie hier für Unkraut, und er ſelbſt läßt jährlich viele tauſend Pflanzen aus ſeinem Weinberge ausrotten. Demungeachtet wird ſie von den Spaniern auf der Inſel zuweilen als Thee gebraucht, und dieſe ſchreiben ihr alle Eigenſchaften des chineſiſchen Thees zu. Auch nennen ſie dieſe Pflanze die Theeſtaude, und verſichern, ſie ſey ſchon bey Entdeckung der Inſel darauf vorhanden geweſen.

Eine andre botaniſche Merkwürdigkeit, iſt die ſogenannte ſchwangere Citrone. *) Dieſes iſt eine vollkommengebildete Citrone, die in einer andern enthalten, und von der äußern nur durch eine etwas kugelförmigere Geſtalt unterſchieden iſt. Der Baum, der dieſe Citrone hervorbringt, hat weit längere Blätter, als der gemeine Citronenbaum, und man ſagte mir, er ſey krumm gewachſen und von ſchlechtem Anſehen.

Von vorgedachtem Manne erfuhr ich ferner, daß man auf der Inſel eine gewiſſe Gattung Weintrauben als ein vortheilhaftes Heilmittel gegen die Schwindſucht gebrauche. Die Luft und das Clima ſind auch vorzüglich geſund, und thun vornehmlich in Krankheiten dieſer Art gute Wirkung. Mein Freund wollte mir dieß aus dem Umſtande erklären, daß man ſich hier, nach Gefallen, eine verſchiedene Temperatur der Luft verſchaffen könnte, indem man verſchiedene Höhen der

---

*) Der Verfaſſer der Nachricht von Teneriffa in Spratts Geſch. S. 209, erwähnt dieſer Citrone auch, und nennt ſie Pregnada. Wahrſcheinlich führt ſie den Namen emprennada, welches auf ſpaniſch ſchwanger bedeutet. Anm. der Urſchrift.

der Inſel zur Wohnung wählte; daher kam es ihm ſonderbar vor, daß die engliſchen Aerzte ihre ſchwindſüchtigen Patienten nie nach Teneriffa ſchicken, ſondern ihnen die Luft von Liſſabon und Nizza anpreiſen. Wie ſehr verſchieden die Beſchaffenheit der Luft in dieſen Gegenden ſey, habe ich ſelbſt erfahren, als ich von Santa Cruz herauf nach Laguna ritt; noch höher hinauf wird zuletzt die Kälte ganz unerträglich. Man verſicherte mir ſogar, daß innerhalb einer engliſchen Meile von der ſenkrechten Höhe des Pik, nach Ablauf des Auguſt Monaths, die Witterung ſehr unangenehm ſey. *)

Wenn gleich nahe bey der höchſten Spitze des Piks beſtändig Rauch aufſteigt, ſo hat man doch ſeit dem Jahre 1704 weder ein Erdbeben noch einen vulkaniſchen Ausbruch verſpürt. Damals aber ward der Hafen von *Garrachica*, wo ehedem der ſtärkſte Handel getrieben ward, gänzlich zerſtört. **)

---

*) Dieſes ſtimmt mit der Nachricht des Doct. T. Heberden überein, worin er ſagt: der zuckerhutförmige Theil des Berges, oder wie er dort heißt, La pericoſa, der eine Höhe von 1980 Fuß hat, ſey den gröſten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt. Siehe die philoſophiſchen Transaktionen am angeführten Orte. Anm. der Urſchrift.

**) Dieſer Hafen wurde damals durch die Ströme brennender Lava, die aus dem Volkane hervorbrachen, verſchüttet, und zwar ſo gänzlich, daß jezt da Häuſer ſtehen, wo ehemals Schiffe vor Anker lagen. S. Glas Geſch. S. 144. Anm. der Urſchrift.

Der Handel muß überhaupt auf Teneriffa ſehr beträchtlich ſeyn, da, wie man angiebt, jährlich 80,000 Oxhoſt Wein darauf gewonnen werden, von denen der größte Theil entweder dort verbraucht, oder zu Brandwein deſtillirt, und nach den ſpaniſchen weſtindiſchen Inſeln verfahren wird. *)

Ehe der Handel mit Nordamerika unterbrochen wurde, gingen jährlich zwölftauſend Oxhoſt dorthin, jezt aber kaum halb ſo viel. Man bauet hier auch Getraide, aber es iſt nicht einmal zum Unterhalt der Einwohner hinreichend. Vormals wurde dieſem Mangel durch die Nordamerikaner abgeholfen, die ihr Korn hierher lieferten, und dagegen hieſige Weine nahmen.

---

*) Wie Glas S. 342. behauptet, werden jährlich nicht weniger als dreyßigtauſend Oxhoſt Wein und Brandwein ausgeführt. An einem andern Orte S. 252. ſagt er, die Anzahl der Einwohner von Teneriffa belaufe ſich nach den letzten Berichten auf mehr als 96,000 Seelen. Man kann aber mit großer Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß ſich dieſe Anzahl in dreyßig Jahren, ſeitdem Glas die Inſel beſuchte, beträchtlich vermehrt habe. Die Menge Wein welche hunderttauſend Menſchen zum täglichen Getränke brauchen, muß ſich jährlich auf viele tauſend Oxhoſt belaufen. Eine große Menge muß ebenfalls zu Verfertigung des Brandweins verbraucht werden, indem zu einer Pipe Brandwein immer fünf bis ſechs Pipen Wein erfordert werden. Einige Aufmerkſamkeit auf alle dieſe Umſtände kann einen jeden überführen, Hr. Anderſon ſey der Wahrheit getreu geblieben, wenn er behauptet, es werden jährlich 80,000 Oxhoſt gekeltert. Anm. der Urſchrift.

Es wird auch etwas Seide gewonnen; doch bleibt der Wein der einzige beträchtliche Artikel des auswärtigen Handels von Teneriffa; wenn man nicht etwa die Filtrirſteine, die man in großer Anzahl von Gros-Canarien hierherführt, auch dazu rechnen will.

Die urſprünglichen Bewohner, welche die Spanier bey Entdeckung der Canariſchen Inſeln vorfanden, ſind jezt kein beſonderes Volk mehr, indem ſie ſich durchgehends mit den ſpaniſchen Coloniſten vermiſcht haben; *) doch erkennt man noch ihre Abkömmlinge an dem großen ſtarken Körperbau. Die Männer ſind gemeiniglich braungelb von Farbe, und die Weiber blaß, ohne jene Beymiſchung einer blühenden Röthe, welche unſre nordiſchen Schönen auszeichnet. Noch herrſcht unter ihnen der ſpaniſche Gebrauch ſchwarz gekleidet zu gehen; indeß ſcheinen die Mannsperſonen in dieſem Punkt weniger ſtrenge zu ſeyn, und tragen ſchon Franzöſiſche Kleider. Uebrigens ſind die Einwohner von Teneriffa beſcheidne, höfliche Leute, welche noch alle Ernſthaftigkeit beybehalten, wodurch ſich ihre Landsleute von andern Europäiſchen Nationen auszeichnen. Es verdient bemerkt zu werden, daß bey aller Verſchiedenheit die wir zwiſchen unſern und den Spaniſchen Sitten bemerkten, **Omai** den Unterſchied doch ſehr unbedeutend fand. Er ſagte, ſie ſchienen nur weniger freundſchaftlich, als die Engländer; und in Abſicht auf die Bildung glichen ſie ſeinen Landsleuten mehr.

---

*) Dies war nicht der Fall zu Glas Zeiten, denn damals wohnten auf Teneriffa noch verſchiedene Familien der Guanchen, (ſo nannten ſie ſich) von den Spaniern abgeſondert. Glas Geſch. S. 240.

Drittes Hauptſtück.

Abreiſe von Teneriſſa. Gefahr des Schiffs bey Bonaviſta. Inſel Mayo. Porto-Praya. Verwahrungsmittel gegen den Regen und die große Hitze in der Nähe des Aequators. Lage der Braſilianiſchen Küſte. Ankunft am Vorgebirge der guten Hofnung. Begebenheiten daſelbſt. Wiedervereinigung mit der Discovery. Herrn Andersons Reiſe ins Innere des Landes.

Nachdem wir unſern Waſſervorrath und alle übrige Bedürfniſſe auf Teneriſſa eingeſchifft hatten, hoben wir am 4ten Auguſt die Anker, und ſetzten mit einem günſtigen Nordoſtwinde unſere Reiſe fort.

Am 10ten um neun Uhr Abends *) ſahen wir **Bonaviſta** etwas über eine Seemeile weit gegen Süden liegen, ob wir gleich dieſe Inſel nicht ſo nahe vermutheten. Nachdem wir bis zwölf Uhr nach Oſten nah am Winde gelaufen waren, um die verborgenen Klippen zu vermeiden, welche ungefähr eine Seemeile weit von der Südoſtſpitze der Inſel liegen, befanden wir uns auf einmal dicht dabey, und entgingen ihnen nur mit genauer Noth. Unſere Lage war einige Minuten lang ſehr kritiſch. Ich wagte es auch nicht in dieſen Augenblicken das Senkbley auszuwerfen, weil dadurch die Gefahr keinesweges verringert, wohl aber durch eine allzu genaue Angabe derſelben, mittelbarer Weiſe gröſſer werden konnte. Meinen Beobachtungen zufolge, liegt die nördliche Spitze von **Bonaviſta** in 16° 17′ nördlicher Breite und 22° 59′ weſtlicher Länge.

---

*) Als ein Beweis von Capitain Cooks großer Aufmerkſamkeit, ſowohl auf die gute Zucht als auf die Geſundheit ſeiner Leute, verdient hier aus ſeinem Logbuche angemerkt zu werden, daß er die Leute um dieſe Zeit im Gebrauch des großen und kleinen Geſchützes übte, und vom 4ten bis zum 10ten Auguſt zweymal das Schiff zwiſchen den Verdecken ausräuchern und reinigen ließ. Anmerk. der Urſchrift.

Sobald wir den Klippen entgangen waren, ſteuerten wir bis zum Anbruch des folgenden Tages gen Südſüdweſt, und dann wieder weſtwärts, um zwiſchen **Bonaviſta** und der Inſel **Mayo** durch zu kommen, und dem Verſprechen gemäß welches ich dem Capitain Clerke hinterlaſſen hatte, in **Porto-Praya** nachzuſehen, ob er unterdeß mit der **Discovery** dort eingetroffen ſeyn möchte. Um ein Uhr Nachmittags erblickten wir die Felſen, welche ſüdweſtwärts von **Bonaviſta** liegen, uns gegen Südoſten, in einer Entfernung von drey bis vier Seemeilen.

Am folgenden Morgen um ſechs Uhr lag die Inſel **Mayo** gegen Südſüdoſt, fünf Seemeilen von uns. Hier warfen wir das Senkbley aus, und fanden mit ſechzig Faden Grund. Die Abweichung der Magnetnadel betrug hier nach drey verſchiedenen Compaſſen 9° 32½′ weſtlich. In unſrer jetzigen Entfernung, die drey bis vier Engliſche Meilen betragen mochte, war nicht die geringſte Spur von Vegetation auf der Inſel zu bemerken, ſondern man ſah nichts als das öde, todte Braun, welches die Farbe aller von Holz entblößten Länder im heiſſen Erdſtrich iſt.

Hier muß ich, zum Beſten der Schiffahrt, eine Erinnerung einſchalten. Herr Nichelſon behauptet nehmlich in der Vorrede zu ſeinen Beobachtungen auf einer Reiſe nach Oſtindien: man könnte mit acht Graden weſtlicher Abweichung, oder etwas darüber, Tag und Nacht bey den Cap-Verd-Inſeln ſicher fortſegeln, weil man bey dieſer Abweichung zuverläßig annehmen könne, man habe ſie weſtwärts liegen laſſen; allein wer ſich auf dieſe Behauptung feſt verlaſſen wollte, könnte dadurch leicht in große Gefahr gerathen.

Wir unterſuchten die Strömungen in dieſer Gegend, und fanden eine, welche nach Südweſt gen Weſten floß, und deren Geſchwindigkeit in einer Stunde etwas über eine halbe engliſche Meile betrug. So lange wir zwiſchen dieſen Inſeln hinſchifften, hatten wir abwechſelnd gelinde Winde aus Süden und Oſten, auch Windſtillen; dies beweiſet, daß die Cap-Verd-Inſeln entweder anſehnlich genug ſind um die Richtung des **Paſſatwindes** zu ändern, oder daß ſie ſchon auſſerhalb ſeinem Gebiete und gewiſſermaſſen auf der Grenze liegen, wo die veränderlichen Winde in der Nähe der Linie anfangen. Doch iſt die erſte Vermuthung wahrſcheinlicher, indem **Dampier** hier, im Februar, Weſtwind fand, welches gleichwohl gerade die Zeit iſt, wo die Paſſatwinde ſich am weiteſten nach der Linie erſtrecken ſollen. Die Witterung war jezt ſchwül, und wir hatten etwas Regen; dabey war der Himmel beynahe beſtändig mit einem Mitteldinge zwiſchen Nebel und Wolken, wie mit einem weißlichten Schleyer bedeckt. Ueberhaupt ſcheint die Luft in den tropiſchen Gegenden ſelten ſo heiter zu ſeyn, als da wo veränderliche Winde wehen; indeß iſt dieß ein wahrer Vortheil, denn wahrſcheinlich würden Europäer, bey einem völlig wolkenloſen Himmel, die Hitze in dieſen Gegenden ſchwerlich ertragen können. Die Nächte hingegen ſind oft ganz hell und heiter.

Am 13ten um neun Uhr Morgens, erreichten wir Porto-Praya auf der Inſel St. Jago, wo zwey Holländiſche Oſtindienfahrer, und eine kleine Brigantine vor Anker lagen. Da wir die Diſcovery hier nicht antrafen, und ſeit der Abreiſe von Teneriffa noch Waſſer genug hatten, hielt ich es für unnütz einzulaufen, und ſegelte alſo weiter nach Süden. Den Tag nach unſerer Abfahrt von den Cap-Verd-Inſeln, verloren wir den nordöſtlichen Paſſatwind; und erhielten den ſüdlichen nicht eher als den 30ſten, da wir in 2° nördlicher Breite, und 25° weſtlicher Länge waren.

In dieſer Zwiſchenzeit *) wehete der Wind mehrentheils aus Südweſten, zuweilen ſtark und ſtoßwei-

---

*) Am 18ten ſenkte ich ein Thermometer in einem Eimer, ſechzig Faden tief in die See. Es blieb zwey Minuten darin, das Herausziehen dauerte nachher auch noch drey Minuten, und das Queckſilber in dem Thermometer ſtand nun auf 66. Vorher war es in freyer Luft 78, und auf der Oberfläche des Waſſers 79 geweſen. Das Waſſer, welches in dem Eimer heraufgezogen wurde, enthielt nach Herrn Cavendiſh Tabelle $\frac{1}{30}$. 7 Theile Salz; und das auf der Oberfläche der See $\frac{1}{29}$ 4. Da aber dieſes letztere nach einem ſtarken Regenguß aufgezogen wurde, konnte es vielleicht aus dieſem Grunde leichter ſeyn. Aus dem Logbuche des Capitain Cook.

ſe, gewöhnlich aber ganz ſanft. Wir hatten nur ſelten Windſtillen, auch waren ſie nur von kurzer Dauer. Zwiſchen dem 12° und 7° nördlicher Breite war das Wetter mehrentheils finſter und trübe, und es regnete häufig, ſo daß wir Waſſer genug auffingen, und alle unſere leere Fäſſer anfüllen konnten.

Dieſe häufigen Regengüſſe und die ſchwüle erſtickende Luft, verurſachen auf dieſer Fahrt öfters Krankheiten, wenigſtens hat man alle mögliche üble Folgen davon zu befürchten, und der Befehlshaber eines Schiffes kann nicht ſorgſam genug ſeyn, die Luft zwiſchen den Verdecken, durch Feuer und Räuchern reinigen, und die Leute bey jeder Gelegenheit ihre Kleider trocknen zu laſſen. Dieſe Vorkehrungen wurden auf der Reſolution und Discovery beſtändig, und mit ſo glücklichem Erfolg, angewendet, daß wir auf dieſer Reiſe weniger Kranke hatten, als auf allen vorhergehenden. Dagegen erfuhren wir die Unannehmlichkeit, daß unſer Schiff in den obern Theilen überall leck war. Durch die große Hitze hatten nehmlich alle Fugen, die von Hanfe aus ſchlecht kalfatert waren, dergeſtalt nachgegeben, daß der Regen von allen Seiten durchträufelte. Jedermann am Bord lag in feuchten Betten; und die Officiere muſten ihre Kajüten verlaſſen, weil das Waſſer durch die Wände drang. In der Segelkammer wurden die Segel naß; und ehe wir zum trocknen taugliches Wetter bekamen, wurden viele ſo ſtark beſchädigt, daß es großen Aufwand an Zeit und Segeltuch koſtete, bis ſie wieder in Stand gebracht werden konnten. Eben dieſen Fehler in der Segelkammer hatte ich bereits auf der vorigen Reiſe bemerkt, und ihn den Aufſehern der

Schiffsmagazine (*Yard Officers*) angezeigt. Sie verſprachen auch, dem Uebel abzuhelfen; allein der Erfolg zeigte, daß es nicht im mindeſten geſchehen war. Ich ließ daher, ſobald das Wetter günſtig wurde, die Verdecke und die Seiten des Schiffs von innen her ausbeſſern und kalfatern, denn ich wollte es nicht wagen die Leute auf ofner See an der Außenſeite arbeiten zu laſſen.

Am erſten September paſſirten wir die Linie in 27° 38′ weſtlicher Länge, mit einem ziemlich ſtarken Winde aus Südoſt zum Süden. Am achten waren wir in 8° 57′ ſüdlicher Breite; etwas gegen Süden von dem Vorgebirge St. Auguſtin auf der Küſte von Braſilien. Unſre Länge war damals nach verſchiedenen Mondsbeobachtungen 34° 16′ weſtlich; und nach der Uhr 34° 47′. Erſteres iſt 1° 43′ und letzteres 2° 14′ mehr weſtwärts als die Inſel Fernando Noronha, deren Lage auf meiner vorigen Reiſe ziemlich genau beſtimmt worden iſt. Hieraus ſchloß ich, daß wir nicht mehr als höchſtens zwanzig bis dreyßig Seemeilen weit vom feſten Lande entfernt ſeyn möchten; aber auch nicht viel weniger; da wir nirgends Grund fanden, und auch keine andere Kennzeichen von nahem Lande hatten. Gleichwohl ſagt Halley in ſeiner von Hrn. Dalrymple herausgegebenen Reiſe: „Er habe die Entfernung der Inſel Fernando Noronha von der Küſte von Braſilien nach ſeinen Beobachtungen nicht größer als von hundert und zwey Engliſchen Meilen gefunden, und könne ſich nicht vorſtellen, daß die Strömungen die einzige Urſach dieſer geringen Entfernung ſeyn ſollten. Ich vermuthe aber, daß er ſich geirrt, und daß die Strömungen ihn, von ſeiner vorgeſetzten Fahrt ab, weit nach Weſten getrieben haben. Dieſes beſtätigten einigermaßen unſre eignen Bemerkungen, denn wir hatten drey bis vier Tage vor dem 8ten gefunden, daß die Strömung nach Weſten lief; und während der letzten vier und zwanzig Stunden hatte ſie eine ſtarke nördliche Richtung. Ueberhaupt bleibe ich, ſo lange noch keine beſſern aſtronomiſchen Beobachtungen auf der öſtlichen Küſte von Braſilien angeſtellt werden, bey der Ueberzeugung, daß die erwähnte Inſel in 35°½ oder höchſtens in 36° weſtlicher Länge liegt.

Unterdeß hatten wir unſre Reiſe bis zum ſechſten October fortgeſetzt, ohne daß etwas merkwürdiges vorgefallen wäre. An gedachtem Tage aber, da wir in 35 Grad 15 Minuten ſüdlicher Breite, und 7 Grad 45 Minuten weſtlicher Länge waren, fingen Windſtillen, und ſchwache Lüftchen an, mit einander abzuwechſeln, welches drey Tage lang anhielt. Seit dieſer Zeit hatten wir Albatroſſe, Pintaden und andre Sturmvögel wahrgenommen; und heute ſahen wir auch drey Pinguins. Wir warfen das Senkbley aus, fanden aber mit hundert und funfzig Faden keinen Grund. Es wurde alſo ein Boot ausgeſetzt, und wir ſchoſſen einige Vögel. Unter dieſen war ein ſchwarzer Sturmvogel von der Größe einer Krähe, mit welcher er auch, der Schnabel und die Füße ausgenommen, viel Aehnlichkeit hatte. Unter dem Halſe hatte er einige weiße Federn, und die Schwungfedern waren unten aſchfarbigt. Alle andre Federn, imgleichen der Schnabel und die Beine, waren glänzend ſchwarz.

Am achten ſetzte ſich gegen Abend einer von den Vögeln, den die Matroſen **Noddies** (Pinſel, ſterna ſtolida) nennen, auf unſer Tauwerk, und wurde darin gefangen. Er war etwas größer als eine Amſel, und beinahe eben ſo ſchwarz; doch ſah der obere Theil des Kopfes faſt wie gepudert aus. Die weißeſten Federn wuchſen dicht um den Schnabel, höher hinauf wurden ſie allmählig dunkler, bis ſie ſich oben am Halſe zuletzt ganz ins Schwarze verloren. Dieſer Vögel hatte Schwimmhäute zwiſchen den Zehen, ſchwarze Beine, und einen langen ſchwarzen Schnabel. Man ſagt, er entferne ſich nie weit vom Lande, und doch war uns Goughs- oder Richmonds-Inſel, von der wir mehr als hundert Seemeilen weit entfernt ſegelten, wahrſcheinlich das nächſte Land. Indeß muß man bedenken, daß das Atlantiſche Meer, ſüdwärts dieſer Breite, nur noch von wenigen Seefahrern beſucht worden iſt, daher es leicht dort einige Inſeln geben mag, die uns noch unbekannt ſind. Wir bemerkten jezt oftmals des Nachts jene leuchtenden Seethiere, welche ich auf meiner erſten Reiſe beſchrieben habe. *) Einige unter ihnen waren beträchtlich größer als alle die ich vormals geſehen hatte, und zuweilen ſo zahlreich, daß hunderte auf einmal ſichtbar waren. Auf das ſtille Wetter folgte ein raſcher Wind aus Nordweſten, welcher zwey Tage lang anhielt; dann wieder vier und zwanzig Stunden lang wechſelnde, gelinde Lüfte, welche aber zuletzt dem Nordweſtwinde weichen muſten, der ſo heftig anwuchs, daß wir bereits am 17ten das Vorgebirge der guten Hofnung erblickten, und am folgenden Tage in der Tafel-Bay, in vier Faden Waſſer, vor Anker gingen.

---

*) Siehe Hawkesworths Sammlung von Reiſen, zu Anfange des zweyten Theils.

Nachdem uns, wie gewöhnlich, der Aufſeher des Hafens und der Wundarzt beſucht hatten, ſchickte ich einen Officier an den Gouverneur, Baron von Plettenberg, und begrüßte bey ſeiner Zurückkunft die Garniſon mit dreyzehn Kanonenſchüſſen, welches ſie mit einer gleichen Anzahl erwiederte. In der Bay fanden wir zwey Franzöſiſche Oſtindienfahrer, von denen der eine auf der Hin- der andere auf der Herreiſe begriffen war. Zwey bis drey Tage vor meiner Ankunft, war ein andres, nach Europa zurückkehrendes, Franzöſiſches Schiff vom Anker losgeriſſen, und oben in der Bay ans Land getrieben worden. Die Leute wurden gerettet, der gröſste Theil der Ladung aber ging, ſo wie das Schiff, verloren; das heiſst: die Waaren wurden von den Einwohnern entweder aus dem Schiffe ſelbſt, oder ſo wie ſie ans Land trieben, geſtohlen. Auf dieſe Art erzählten die Franzöſiſchen Officiere mir dieſe Begebenheit; auch die Holländer läugneten das Faktum nicht, nur ſuchten ſie ſich damit zu entſchuldigen, daß der Franzöſiſche Capitain nicht frühzeitig genug um eine Wache gebeten habe. Ich ging hierauf in Geſellſchaft einiger von meinen Officieren ans Land, und beſuchte den Gouverneur, den Untergouverneur, den Fiskal, und den Befehlshaber der Truppen. Alle dieſe Herren nahmen mich ſehr gut auf, und der Gouverneur verſprach mir in allen Dingen ſeinen Beyſtand. Zu gleicher Zeit erhielt ich Erlaubniß, unſre Sternwarte, wo ich es für gut erachten würde, zu errichten; Zelte zum Behuf der Segelmacher und der Böttcher aufzuſchlagen; und unſer Vieh in der Nähe bey den Arbeitern graſen zu laſſen. Ehe ich an Bord zurückkehrte, beſtellte ich, daß täglich friſches Brod nebſt Fleiſch und Gemüſe, für das Schiffsvolk geliefert werden ſollte.

Am 22ten errichteten wir unſre Zelte und das Obſervatorium, und ließen alle erforderliche Artikel an Land bringen. Früher hatte es nicht geſchehen können, weil die Miliz vom Cap ihre Uebungen gerade an der Stelle vornahm, welche wir einzunehmen wünſchten. Am folgenden Tage fingen wir an die Höhe der Sonne zu obſerviren, um den Gang unſrer Uhr zu berichtigen, und dieſe Beobachtungen ſetzten wir, ſo oft es die Witterung erlaubte, bis an den Tag unſrer Abreiſe fort. Die Ausbeſſerung des Schiffs war bereits angefangen; ferner hatte ich mit den Herren **Brandt** und **Chiron** die nöthige Verabredung getroffen, beyde Schiffe mit allen Lebensmitteln die wir brauchen möchten, zu verſehen. Auch waren gleich nach unſerer Ankunft Becker angeſtellt worden, um einen hinlänglichen Vorrath von Brod zu backen, und ſobald etwas von den verſchiedenen Beſtellungen fertig wurde, ließ ich es immer gleich an Bord ſchaffen.

Am 26ten ging das Franzöſiſche Schiff nach Europa unter Segel. Dieſer Gelegenheit bedienten wir uns, um Briefe nach England mitzuſchicken. Tages darauf kam ein Engliſch Oſtindiſches Schiff, **Hampſhire** genannt, von Bencoolen, in der Bay vor Anker. Es begrüßte uns mit dreyzehn Kanonen, welches wir mit eilf Schüſſen erwiederten.

Bis zum 31ſten gegen Abend fiel nichts merkwürdiges vor; da entſtund aber ein heftiger Südwind, der drey Tage lang anhielt, und alle Communikation mit dem Schiff und dem Lande abſchnitt. Die **Reſolution** war das einzige Schiff in der Bay, welches während des Sturms feſt am Anker blieb. Am Lande fühlten wir ebenfalls die Wirkungen deſſelben. Unſre Zelte und die Sternwarte wurden dadurch ungemein beſchädigt, und unſer Quadrant entging mit genauer Noth einer Verletzung, die hier nicht wieder gut zu machen geweſen ſeyn würde.

Am dritten **November** legte ſich endlich der Sturm, ſo daß wir am folgenden Tage unſre gewöhnlichen Beſchäftigungen wieder fortſetzen konnten. Am 6ten ging das Oſtindiſche Schiff **Hampſhire** nach England unter Segel, und nahm einen Invaliden aus meinem Schiffe mit an Bord. In der Folge reute es mich, daß ich dieſe Gelegenheit nicht benutzt hatte um noch zwey bis drey von meinen Leuten, die alle kränklich waren, nach England zurück zu ſchicken; doch hatte ich damals noch Hoffnung, daß ſie, und vielleicht bald, geneſen würden.

Früh am zehnten langte die **Discovery** in der Bay an. Capitain **Clerke** ſagt mir: er habe **Plymouth** am erſten Auguſt verlaſſen, und würde gewiß acht Tage früher angekommen ſeyn, wenn ihn nicht der letzte Sturm von der Küſte verſchlagen hätte. Im Ganzen genommen, hatte er ſieben Tage länger als ich auf der Fahrt von England zugebracht. Seine Mannſchaft war bey ihrer Ankunft auf dem Cap friſch, geſund und vollzählig, bis auf einen Matroſen, der unglücklicher Weiſe über Bord gefallen und ertrunken war. Sein Schiff hingegen bedurfte einer Ausbeſſerung; ich ſchickte ihm daher alle meine Arbeiter, indem die Reſolution unterdeß ſchon völlig in guten Stand geſetzt worden war. Hiernächſt ſuchte ich auch die Herbeyſchaffung ſeines Vorraths an Waſſer und Lebensmitteln zu beſchleunigen, und ließ ihn von beyden ſo viel an Bord nehmen, als der Raum nur geſtatten wollte. Jezt fand man aber, daß die Becker für die Discovery kein Brod gebacken hatten. Sie ſchützten zu ihrer Rechtfertigung Mangel an Mehl vor; aber der wirkliche Grund war, daß ſie an der Ankunft des Schiffes zweifelten, und nicht anfangen mochten, ehe ſie es in der Bay vor Anker ſahen.

Ich habe ſchon vorher geſagt, daß wir unſer Vieh ans Land gebracht hatten. Den Stier nebſt zwey Kühen und ihren Kälbern ſchickte ich mit andrem Vieh auf die Weide. Die Schafe, deren wir ſechzehn hatten, ließ ich nahe bey den Zelten graſen, und des Nachts in Hürden ſperren. In der Nacht vor dem 14ten hatten ſich einige Hunde unter ſie geſchlichen, jagten ſie aus den Hürden, tödteten vier, und zerſtreuten die übrigen. Von dieſen erhielt ich am folgenden Tage ſechs wieder, aber die beyden Widder, und zwey der ſchönſten Mutterſchafe in der ganzen Heerde, waren verloren. Da der Gouverneur abweſend war, wandte ich mich an den Untergouverneur Hrn. Hemmy und an den Fiskal. Beyde verſprachen mir, ſie wollten ſich auf das ernſtlichſte verwenden, um mir meine verlorne Schafe wieder herbeyzuſchaffen. Bekanntlich rühmen ſich die Holländer, die Polizey am Cap ſey ſo äußerſt ſorgfältig, daß es ſelbſt dem liſtigſten Sklaven, wenn er auch die Gegend ganz genau kenne, beynahe unmöglich ſey zu entkommen. Demungeachtet entgingen meine Schafe allen Nachſuchungen des Fiskals. Mit vieler Mühe und vielen Koſten, und nachdem ich einige Leute von dem niederträchtigſten und lüderlichſten Geſindel im Ort gebraucht hatte, die, nach dem eignen Zeugniſſe desjenigen der ſie mir empfahl, fähig waren, für einen harten Thaler ihrem Herrn die Kehle abzuſchneiden, ihm das Haus über dem Kopf anzuzünden, und ihn und ſeine Familie unter den Trümmern zu begraben, bekam ich endlich die beyden Widder wieder; die Mutterſchafe aber blieben auf immer verloren. Ich machte auch meinen Nachſuchungen ein Ende, als man mir ſagte: ich könnte ſehr zufrieden ſeyn, daß ich die beyden Widder zurück bekommen hätte. Einer von dieſen war durch die Hunde ſo ſehr beſchädigt worden, daß ich befürchten muſte, er würde ſich nie erhohlen. Herr Hemmy erbot ſich mit der größten Höflichkeit, meinen Verluſt zu erſetzen, indem er mir mit einem Spaniſchen Widder, deren er eben etliche von Liſſabon erhalten hatte, ein Geſchenk machen wollte. Indeß lehnte ich dieſes Anerbieten an, weil ich meinen Endzweck mit einigen Widdern vom Cap eben ſo gut zu erreichen hoffte; allein der Erfolg bewies, daß ich mich geirrt hatte. Herr Hemmy hat ſich viel Mühe gegeben, die Zucht der europäiſchen Schafe am Cap einzuführen; bis jezt aber ſind ſeine Bemühungen, durch den Eigenſinn des Landvolks, vereitelt worden. Dieſes ſetzt auf die dortige Landzucht einen ungleich höhern Werth, vorzüglich wegen der großen Schwänze, deren Fett ihnen zuweilen mehr einträgt, als der Verkauf

kauf des ganzen Schafs: *) ſie ſind der Meynung, die Wolle der Europäiſchen Schafe würde ihnen dieſen Verluſt keineswegs vergüten. In der That habe ich hier ſehr vernünftige Leute ein ähnliches Urtheil fällen hören, welches auch einigen Grund zu haben ſcheint. Wenn nehmlich auch die Wolle der Europäiſchen Schafe hier von eben der Güte bliebe als in Europa, wogegen doch die Erfahrung ſpricht; ſo können demungeachtet die Holländer am Cap keine Arbeiter zu Verfertigung ihrer eigenen Kleider entbehren, denn ohne die beſtändig fortdaurende Zufuhr von Sklaven wäre dieſe Colonie ärmer an Einwohnern, als irgend eine andere bewohnte Gegend der Welt.

Indeß die Schiffe zu Fortſetzung unſrer Reiſe in Stand geſetzt wurden, machten einige unſerer Officiere eine Spazierreiſe in die benachbarte Gegend. Der Wundarzt Hr. **Anderſon**, der mit dabey geweſen war, theilte mir davon folgende Erzählung mit:

„Früh am 16. reiſte ich nebſt fünf andern, auf einem Bauerwagen ab, um die benachbarte Gegend zu unterſuchen. Wir fuhren oſtwärts von der Stadt über

---

*) Das merkwürdigſte bey den Capſchen Schafen ſind die dicken, langen Schwänze, die zuweilen funfzehn bis zwanzig Pfund wiegen. Das Fett iſt nicht ſo talgartig als bey den Europäiſchen Schafen, und wird auch von den Aermern anſtatt Butter gebraucht. *La Caille*, der Kolben überall widerſpricht, ſagt, die Schwänze der Capſchen Schafe wögen nur fünf bis ſechs Pfund. Doch ſcheint er Kolben in dieſem Falle nicht mit Recht der Uebertreibung zu beſchuldigen.

die groſse Ebene, die aus lauter weiſsem Sande beſteht, und etwas Heidekraut, nebſt einigen wenigen andern Pflanzen hervorbringt. Um fünf Uhr Nachmittags kamen wir bey einem groſsen mit einigen Getraidefeldern und anſehnlichen Weinbergen umgebnen Bauerhofe vorbey, der, jenſeits der Ebne, am Fuſs einiger niedrigen Hügel liegt, wo das Erdreich etwas fruchtbarer wird. Gegen ſieben Uhr erreichten wir Stellenboſch, welches nach der Cap-Stadt der anſehnlichſte Ort in dieſer Colonie iſt. Es iſt ein Dorf welches aus etwa dreyſsig Häuſern beſteht, und am Fuſse jener Reihe von hohen Gebirgen liegt, die ſich ungefähr zwanzig engliſche Meilen gegen Oſten von der Capſtadt erheben. Die Häuſer ſind niedlich gebaut; und ein kleiner Fluſs der dicht vorbey flieſst, nebſt einigen hohen Eichen, die bey Erbauung des Orts gepflanzt wurden, bilden zuſammen in dieſer ſonſt öden Gegend, eine angenehme Ausſicht. Aus einigen ſchönen Obſtgärten und Weinbergen in der Nähe zu ſchlieſsen, ſcheint das Erdreich vortreflich zu ſeyn; doch trägt vielleicht die Beſchaffenheit der Luft, die hier auſserordentlich heiter iſt, das meiſte zu ihrem guten Fortkommen bey. Den folgenden Tag ſuchte ich in der Gegend von Stellenboſch nach merkwürdigen Pflanzen und Inſekten, aber mit ſchlechtem Erfolg. In dieſer Jahreszeit ſind wenige Pflanzen in der Blüthe, und die Inſekten ſind ebenfalls ſelten. An einigen Orten unterſuchte ich das Erdreich, und fand daſs es aus einem gelblichten Thon mit etwas Sand vermiſcht, beſteht. Die Hügel, die ein bräunliches Anſehen haben, ſchienen eine Gattung Mergel zu ſeyn. Am folgenden Morgen verlieſsen wir Stellenboſch, und erreichten bald darauf das Haus, wo wir am Sonnabend vorbey gekommen waren, und deſſen Beſitzer Herr Cloeder uns Abends zuvor hatte einladen laſſen. Hier wurden wir mit großer Gaſtfreyheit und weit zierlicher bewirthet, als wir erwartet hatten. Man empfing uns mit Muſik, die ſich auch während der Tafel hören ließ, und die, wenn man die Lage des Orts betrachtete, noch immer artig genug war. Nach Tiſche führte uns unſer gütige Wirth in ſeine Weinkeller, Obſtgärten und Weinberge, die alle ſo ſchön eingerichtet waren, daß wir über den Fleiß erſtaunten, der in einem Lande, wo ſchwerlich eine andre Europäiſche Nation eine Niederlaſſung verſucht haben würde, ſo großen Ueberfluß hervorgebracht hat. Nachmittags reiſten wir weiter, und kamen bey verſchiedenen Höfen vorbey, von denen einer ſehr beträchtlich zu ſeyn ſchien, und ſich in der Anlage von den andern etwas unterſchied. Gegen Abend erreichten wir den erſten Bauerhof in dem angebauten Strich, der die Perl genannt wird. Zu gleicher Zeit ſahen wir Drakenſtein, die dritte Colonie des Landes, die längs dem Fuße der vorhin erwähnten Gebirge liegt, und aus verſchiedenen kleinen Höfen beſteht. Den 19. Nachmittags ging ich wieder auf die Inſekten- und Pflanzenjagd, die aber hier beynahe eben ſo ſchlecht ausfiel, als bey Stellenboſch. Doch fand ich in den Thälern mehrere Sträucher und Staudengewächſe, als ich bisher geſehen hatte. Nachmittags gingen wir aus, um einen außerordentlich großen Stein zu beſehen, den die Einwohner den Thurm zu Babel, oder den Perlberg nennen. *) Er liegt oder ſteht oben auf einigen nie-

---

*) In den philoſophiſchen Transaktionen 68 Band, 2 Th.

drigen Hügeln, an deren Fuß unſer Hof erbauet war. Obgleich der Weg dahin weder ſteil noch uneben iſt, brachten wir doch anderthalb Stunden darauf zu. Dieſer Berg iſt von länglichter Geſtalt, nach oben zu ab-

---

S. 102. ſtehet ein Brief von Hrn. Anderſon an Sir John Pringle, über dieſen merkwürdigen Stein. Dieſer Brief enthält eben das, was man hier findet, nur etwas ausführlicher. Unter andern ſagt Hr. Anderſon: er habe den Stein vorzüglich auf Bitte des Hrn. Maßon unterſucht, dem es wahrſcheinlich an Gelegenheit, ihn ſelbſt genau zu beobachten, gefehlt hatte. Denn er ſagt in ſeiner Reiſebeſchreibung S. 270. bloß: auf dem Perlberge ſind zwey Felſermaſſen, wovon jede über eine engliſche Meile im Umkreiſe hat, und beynahe 200 Fuß hoch iſt. Ihre Oberfläche iſt mehrentheils glatt, ohne Ritzen oder Spalten und man hat gefunden, daß ſie aus einer Art Granit beſtehen, der von den Beſtandtheilen der benachbarten Berge ſehr verſchieden iſt. Hr. Anderſon hatte ſeinem Briefe an Sir John Pringle ein Stück von dem Felſen beygefügt. Der Ritter Wilhelm Hamilton unterſuchte es, und äußerte die Meynung: dieſe ſeltſame ungeheure Granitmaſſe, ſey wahrſcheinlich durch den Ausbruch eines Vulkans entſtanden. S. ſeinen Brief an Sir John Pringle, der dem erſten von Hrn. Anderſon beygefügt iſt. Anm. der Urſchrift.

Wie man von einem halbverwitterten Granitblock ſo viel Aufhebens machen, und am Ende doch ſo wenig befriedigendes ſagen könne, erklärt ſich leicht, wenn man weiß, wie weit man in England noch vor wenigen Jahren in der Gebirgskunde und Mineralogie zurück war. An Vulkaniſche Ausbrüche würde vielleicht der Ritter Hamilton an Ort und Stelle nicht gedacht haben, ſo ſehr er ſonſt auch allenthalben mit Vulkanen zu ſchaffen hat.

G. F.

gerundet, und erſtreckt ſich von Süden nach Norden. Die Südſeite iſt ebenfalls ſehr abſchüſſig, und zugleich die höchſte Gegend des Berges. Von hier ſenkt er ſich allmählig nach Norden. Von Norden her konnten wir auch bis auf den oberſten Gipfel ſteigen, woſelbſt wir eine weite Ausſicht über das ganze Land hatten. Der Umfang beträgt, meiner Meynung nach, wenigſtens eine halbe engliſche Meile; denn wir brachten mehr als eine halbe Stunde im herum gehen zu, wobey man aber den ſchlechten Weg und das öftere Anhalten mit in Anſchlag bringen muß. An der Südſeite, wo der Fels am höchſten iſt, ſcheint er mit der Kuppel der Paulskirche von gleicher Höhe zu ſeyn. Einige, drey bis vier Fuß tiefe, Spalten und eine Ader, die an der Nordſeite queer durch den Stein läuft, abgerechnet, beſteht er durchgehends aus Einer dichten Maſſe. Dieſe gehört zu der Steinart, welche die Mineralogen *ſaxum conglutinatum* nennen, das iſt, aus grobem durch Thon zuſammengekütteten Quarz und Glimmer. Die queer durchlaufende Ader aber iſt ungleich dichter und feſter, ob ſie gleich aus eben denſelben Beſtandtheilen beſteht. Sie iſt höchſtens einen Fuß breit, und auf der Oberfläche in kleine gleichſeitige oder längliche Vierecke geſchnitten, die ſchräg neben einander liegen, ſo daß es dem Ueberreſt eines Kunſtwerks ähnlich ſieht. *) Ich konnte nicht entdecken, ob dieſe Ader tief in den Felſen geht, oder nur auf der Oberfläche fortläuft. Bey dem Herabſteigen fanden wir am Fuße des Felſen eine ſchwar-

---

*) Vermuthlich ein Feldſpath, den der Beobachter nicht kannte. G. F.

ze fette Erde, und an den Seiten des Hügels wuchſen einige Bäume von beträchtlicher Größe, die eine Gattung der Olea, und dort einheimiſch ſind. *) Früh morgens am 20ſten verließen wir die Perle, und kehrten auf einem andern Wege zurück. Dieſer ging durch ganz unbebaute Gegenden, bis wir die Tiegerberge erreichten, wo wir wieder ziemlich gutes Ackerland fanden. Es gab aber hier eine große Menge Muskitos oder Sandfliegen, die uns ſehr beſchwerlich fielen; dies waren die erſten, die ich in dieſem Lande geſehen habe Abends kamen wir, von den nachdrücklichen Stößen unſers Fuhrwerks ſehr ermüdet, wieder nach der Capſtadt.

---

*) Es iſt merkwürdig, daß weder Kolbe noch de la Caille, eine beſondere Beſchreibung des Thurms zu Babel geliefert haben. Der erſtere gedenkt ſeiner nur als eines hohen Berges, und der andere nennt ihn un très bas monticule.

Viertes Hauptſtück.

Die beyden Schiffe verlaſſen das Vorgebirge der guten Hofnung. Entdeckung der beyden **Prinz Eduards-Inſeln**, und Beſchreibung des äußern Anſehens derſelben. Sie beſuchen **Kerguelens Land**. Ankunft in Chriſtmas Hafen. Begebenheiten daſelbſt. Beſchreibung des Landes.

Nach dem Unfall, der unſere Schafe betroffen hatte, ließ ich ſie, wie leicht zu erachten, nicht lange mehr am Lande bleiben, ſondern ſchifte ſie, nebſt dem andern Vieh, ſobald als möglich ein. Ich vermehrte auch meine erſte Anzahl mit zwey jungen Stieren, zwey jungen Kühen, zwey Hengſten, zwey Stuten, zwey Widdern, einigen Mutterſchafen, Ziegen, Caninchen und Federvieh. Alle dieſe Thiere waren für Neu-Seeland, O-Taheiti und die benachbarten Inſeln, oder auch für irgend ein andres Land, das wir auf unſrer Reiſe antreffen möchten, beſtimmt, ſobald wir nur hoffen durften, durch Einführung neuer Thierarten daſelbſt Nutzen zu ſtiften. Gegen Ende des November-Monats vollendeten die Arbeiter ihr Geſchäft auf der Diskovery, die unterdes auch ſchon ihren ganzen Vorrath von Lebensmitteln und Waſſer an Bord genommen hatte. An Mundvorrath war nunmehr jedes Schiff auf mehr als zwey Jahre genugſam verſehen, und auch mit Vorräthen aller andern Art, dergleichen eine ſo weite Reiſe erforderte und die auf dem Cap nur aufzutreiben waren, hatten wir uns hinlänglich verſorgt, weil wir nicht wußten, wo, oder wann wir wieder an einen in aller Abſicht ſo bequemen Erfriſchungsort gelangen würden.

Nachdem ich dem Capitain **Clerke** eine Abſchrift meiner Verhaltungsbefehle, wie auch deſſen was er im Fall einer Trennung zu thun habe, eingehändigt hatte, begaben wir uns den 30ſten, des Morgens an Bord. Um fünf Uhr Nachmittags erhob ſich ein Südoſtwind, mit dem wir die Anker lichteten und aus der Bay ſegelten. Um neun Uhr fiel indeß eine Windſtille ein, weshalb wir zwiſchen der **Pinguin-Inſel** (Robben Eyland) und dem öſtlichen Ufer vor Anker gehen, und bis drey Uhr am folgenden Morgen liegen bleiben mußten. Alsdann aber gingen wir wieder mit einem gelinden Südwinde in See, entfernten uns jedoch erſt am 3ten gänzlich von der Küſte, indem ein friſcher Weſtnordweſtwind aufſtieg, mit deſſen Hülfe wir ſüdoſtwärts ſteuerten, um dieſes Windes deſto ſicherer zu ſeyn. Am fünften verlohren wir, durch einen plötzlichen Windſtoß, die Kreuzſtrenge unſres Schiffes. Da wir noch eine vorräthig hatten, und die vorige bereits ſehr wandelbar geweſen war, ſo fanden wir den Verluſt noch ſehr erträglich. Am ſechſten gegen Abend da wir in 39 Grad 14 Minuten ſüdlicher Breite, und 23 Grad 56 Minuten öſtlicher Länge waren, ſegelten wir über einige Stellen, wo das Waſſer ganz röthlich ſchien. Wir ließen einen Eimer voll davon heraufziehen, und es fand ſich, daß die röthlichte Farbe von einer Menge kleiner Thiere herrührte, die man mit Hülfe eines Vergrößerungsglaſes für Seekrebſe erkannte.

Wir ſezten jezt mit einem ſtarken Weſtwinde unſern Lauf nach Südoſten fort. Die See thürmte ſich hier ſo hoch, daß das Schiff von den Wellen hin und her geworfen wurde, wobey es uns ſehr ſchwer fiel unſer Vieh zu erhalten. Aller unſrer Sorgfalt ungeachtet, ſtarben dennoch mehrere Ziegenböcke, und einige Schafe, wozu die Kälte die ſich jezt ſchon einſtellte, nicht wenig beytrug. Am 12ten, um Mittag aus, erblickten wir Land, das ſich von Südoſten gen Süden, nach Südoſten gen Oſten erſtreckte. Als wir näher herankamen, ſahen wir, daß es zwey Inſeln waren. Die ſüdlichere iſt die gröſſere und hat etwa funfzehn Seemeilen im Umkreiſe. Sie liegt in 46 Grad 53 Minuten ſüdlicher Breite, und 37 Grad 46 Minuten öſtlicher Länge. Die kleinere hat ungefähr neun Seemeilen im Umfange, und liegt in 46 Grad 40 Minuten ſüdlicher Breite, 38 Grad 8 Minuten öſtlicher Länge. Die Entfernung zwiſchen beyden beträgt etwa fünf Seemeilen. Durch dieſen Kanal ſegelten wir, in gleicher Entfernung von beyden Inſeln, gerade hindurch. Selbſt mit Hülfe der beſten Ferngläſer konnten wir, auf keiner von beyden, weder Bäume noch Sträucher entdecken. Das Ufer war ſteil und felſigt, ausgenommen an der Südoſtſeite, wo es ſich in eine niedrige Fläche zog. Die ganze Maſſe beyder Inſeln beſtand in kahlen Bergen von ziemlicher Höhe, deren Gipfel und Seiten mit Schnee bedeckt waren, welcher in einigen Gegenden ſehr hoch zu liegen ſchien. Auf den ſüdöſtlichen Bergen war er häufiger als anderwärts, vermuthlich weil dieſe die Sonne eine weit kürzere Zeit haben als die nördlichen und nordweſtlichen Berge. Aus den verſchiedenen Farbenſchattirungen des von Schnee entblößten Erdreichs, ſchloſſen wir, es müſſe, wie auf den Falklandsinſeln, mit einer Art von Moos, oder von grobem Graſe bedeckt ſeyn. An der Nordſeite einer jeden Inſel befindet ſich ein abgeſonderter Felſen. Der an der ſüdlichen Inſel iſt wie ein Thurm geſtaltet, und ziemlich weit vom Ufer entfernt. Als wir weiter ſegelten, ſahen wir etwas Seegras, und die Farbe des Seewaſſers ſchien anzuzeigen, daß wir mit dem Senkbley den Grund erreichen könnten. Wir bemerkten aber keine Bucht, außer bey dem vorerwähnten Felſen, und dieſe ſchien für einen guten Ankerplatz zu klein.

Beyde Inſeln wurden, nebſt vier andern, die beynahe in der nehmlichen Breite, aber, vom neunten bis zum zwölften Grad der Länge, weiter nach Oſten liegen, von zwey Franzöſiſchen Seefahrern, den Herren **Marion du Fresne**, und **Crozet**, im Januar 1772 auf ihrer Reiſe von dem Vorgebirge der guten Hofnung nach den Philippiniſchen Inſeln entdeckt, wie ich ſchon in meiner vorigen Reiſe angemerkt *) habe. Da ſie in der Franzöſiſchen Charte der ſüdlichen Halbkugel, die mir der Capitain **Crozet** im Jahr 1775. mittheilte, noch keinen Namen haben, nenne ich dieſe beyden nach dem vierten Königlichen Prinzen, die **Prinz Eduards-Inſeln**, und die andern vier, zum Andenken ihrer Entdecker, **Marion- und Crozet-Inſeln.**

---

*) Capitain Cooks Reiſe 2 Th. S. 266. in dieſer Stelle heißt es: jene Inſeln lägen in 48 Grad ſüdlicher Breite; welches zwey Grad weiter nach Süden iſt, als ihre nachher beſtimmte wirkliche Lage.

Wir hatten jezt mehrentheils ſtarken Wind aus Norden und Weſten, mit ſehr ſchlechtem Wetter, wie wir es in England zur Winterszeit gewohnt ſind, obgleich auf dieſer Halbkugel gerade die Mitte des Sommers war. Indeß machte uns dies nicht muthlos, vielmehr richteten wir unſern Lauf, nachdem wir die **Prinz-Eduards-Inſeln** verlaſſen hatten, noch weiter gegen Süden, um die andern Inſeln nordwärts liegen zu laſſen, und in die Gegend des von Herrn **von Kerguelen** entdeckten Landes zu kommen. Ich hatte mich bey meiner Anweſenheit zu **Teneriffa** an den Chevalier **de Borda** gewandt, und ihn erſucht; falls ihm einige Umſtände von der Inſel bekannt wären, die Herr **von Kerguelen** zwiſchen dem Cap der guten Hofnung und **Neuholland** entdeckt hätte, mir dieſelben mitzutheilen. Dieſer Bitte zufolge ſchickte er mir unmittelbar zuvor, ehe ich **Santa-Cruz** verließ, folgende Nachricht. „Der Steuermann der „**Bouſſole**, der die Reiſe mit Herrn **von Kerguelen** „gemacht, habe ihm die Länge und Breite einer kleinen „Inſel gegeben, die von eben dieſem Seefahrer die „*Rendez-vous*-Inſel genannt, und nicht weit von „ſeiner größeren Entdeckung gelegen ſey. Die ſüdli„che Breite der kleinen Inſel ſey, nach ſieben Obſer„vationen, 48 Grad 26 Minuten, und ihre öſtliche „Länge von Paris, nach eben ſo vielen Obſervationen „der Entfernung des Mondes und der Sonne, „64 Grad, 57 Minuten.„ Ich bedauerte recht ſehr, daß ich dieſe Nachricht nicht früher als bey meiner Abreiſe erhielt. Ein Officier des Herrn **von Kerguelen**, zumal der Steuermann, der damals am Bord der Fregatte zu **Teneriffa** war, hätte mir ſonſt manchen intereſſanten Umſtand von dieſem Lande mittheilen können. Die Lage war mir ſchon vorher einigermaßen bekannt *).

Da ich, vermöge meiner Verhaltungsbefehle, dieſes Land aufſuchen ſollte, um daſelbſt einen guten Hafen zu entdecken, ſo richtete ich nunmehr meinen Lauf darnach hin. Am 16ten befanden wir uns in 48 Grad, 45 Minuten ſüdlicher Breite, und 52° öſtlicher Länge. Zu gleicher Zeit ſahen wir **Pinguins**, und **Taucher**, wie auch verſchiedne Haufen ſchwimmendes Felſenkraut. So wie wir unſern Lauf nach Oſten fortſezten, ſahen wir alle Tage mehr oder weniger dergleichen. Am 21ſten bemerkten wir in 48 Grad 27 Minuten ſüdlicher Breite, und 65 öſtlicher Länge einen groſſen Seehund. Wir hatten jezt beſtändigen Nebel, welches, da wir alle Augenblick Land zu entdecken hoften, unſre Fahrt ſehr mühſam und gefährlich machte.

---

*) Der Herausgeber der Urſchrift erinnert hier, daß Capitain Cook nichts von den Entdeckungen der zweyten Reiſe des Herrn von Kerguelen gewußt habe, obgleich dieſer Seefahrer erſt auf dieſer letztern, im Jahr 1773, eben die Küſte ſeines vorhin bereits im Jahr 1772 entdeckten Landes in Augenſchein genommen, welche Capitain Cook nunmehr zum zweytenmale beſuchte. Die Südſeite von Kerguelens Land, welche von dem Franzöſiſchen Seemanne bereits im Jahr 1772 entdeckt worden war, hat Capitain Cook nicht geſehen. Weil er aber aus Mangel an gehörigen Nachrichten in der irrigen Meynung ſtand, daß die Franzoſen das erſtemal die Nordküſte entdeckt hätten, ſo glaubte er, als er ſie ſelbſt beſchiffte, auch die Oerter, deren Namen er erfahren hatte, auf dortige Gegenden anpaſſen zu müſſen. Daher entſtanden nun natürlich einige Verwechſelungen, welchen aber der Herausgeber nach dem neuerlich herausgekommenen Tagebuche der Kerguelenſchen Reiſe, und der Erzählung die Herr von Pages davon mittheilt, ſowohl im Buch als in der Charte abgeholfen hat. G. F.

Am 24ſten zertheilte ſich endlich der Nebel ein wenig, und wir ſahen um ſechs Uhr Morgens Land gegen Südoſten. Als wir etwas näher herankamen zeigte ſich, daß es eine ziemlich hohe Inſel ſey, die ohngefähr drey Seemeilen im Umkreiſe haben mochte *). Bald nachher entdeckten wir, eine Seemeile weiter gegen Oſten, eine zweyte Inſel **) von gleicher Gröſſe, und zwiſchen beyden, in ſüdöſtlicher Richtung, einige kleinere Inſeln ***). Südlicher als die erſte Inſel lag noch eine dritte von beträchtlicher Höhe. Wenn ſich dann und wann der Nebel ein wenig zertheilte, ſahen wir hinter dieſen Inſeln noch Etwas das ebenfalls Land zu ſeyn ſchien, und ich war ſchon willens, mitten durch die Inſeln darnach hin zu ſegeln, fand aber bald, daß dies, bey fortdauerndem Nebel, ein allzugewagtes

---

*) Dies iſt die Inſel welche Kerguelen Croy oder Crouy nannte. Außer ihrer Zeichnung in der Charte liefert er noch eine beſondere Anſicht derſelben, wo ſie, völlig ſo wie ſie von Cook beſchrieben, ziemlich hoch erſcheint.

**) Kerguelen nannte dieſe Inſel nach ſeinem Schiffe Rolland-Inſel. Auch von dieſer iſt ein beſonderer Proſpect auf der Franzöſiſchen Charte.

***). Der Franzöſiſche und Engliſche Seefahrer geben die Lage dieſer kleinen Inſel völlig übereinſtimmend an.

Unternehmen ſeyn würde. Denn im Fall wir keine Durchfahrt gefunden hätten, oder uns irgend eine unvermuthete Gefahr aufgeſtoßen wäre, würden wir derſelben unmöglich haben entgehen können, da der Wind gerade von hinten blies, und an den vor uns liegenden Ufern die See in einer fürchterlichen Brandung ſchrecklich hoch anſchlug. Mittlerweile erblickten wir gegen Nordoſten noch eine Inſel. In der Ungewißheit, ob es deren hier herum nicht noch mehr gäbe, hielt ich es für das rathſamſte, uns vom Lande zu entfernen, und helleres Wetter abzuwarten, aus Furcht, wir möchten in einer unbekannten Gegend, bey dickem Nebel in Gefahr gerathen.

Bey dem zulezt erwähnten Eiland ſegelten wir ganz dicht vorbey. Es iſt ein hoher runder Felſen, den ich Blighs Cap nannte. Wahrſcheinlich iſt dies eben die Inſel welche **Kerguelen** *Isle de Rendez-vous* nannte, doch können ſich, dünkt mich, nur die Vögel des Himmels allein hier Rendezvous geben, denn für alle andere Geſchöpfe iſt ſie völlig unzugänglich *).

Gegen eilf Uhr hellte ſich das Wetter auf, da ich denn ſogleich das Schiff umwenden, und wieder nach

---

*) Nur von dieſer Inſel oder Felſen allein hatte Capitain Cook Nachricht erhalten, und doch nuzt er dieſe mit bewundernswürdigem Scharfſinn. Anm. der Urſchrift. Der Engliſche Name *Blighs Cap* bedeutet Blighs Mütze. Herr Bligh war Loots auf Capitain Cooks Schiffe. Wie ſeine Mütze ausgeſehen haben mag, weiß der Himmel. Dieſer Name war alſo ſchwerlich paſſender als der Franzöſiſche. G. F.

dem Lande zu ſteuern ließ. Um Mittag konnten wir die Sonnenhöhe ziemlich gut obſerviren, welches uns in den Stand ſetzte, die Lage von Blighs Cap (Mütze) zu beſtimmen. Dieſes Eiland liegt in 48 Grad 27 Minuten ſüdlicher Breite, und 68 Grad, 40 Minuten öſtlicher Länge. Wir paſſirten es um drey Uhr, indem wir mit einem friſchen Weſtwinde nach Südſüdoſt ſteuerten.

Bald nachher erblickten wir das Land, das wir frühmorgens in der Ferne geſehen hatten. Es erſtreckte ſich von Südoſt ½ Oſten nach Südweſten gen Süden, und war etwa vier Meilen von uns. Das äußerſte Ende der linken Seite, (welches ich für die nördliche Spitze halte, die in der Franzöſiſchen Charte der ſüdlichen Halbkugel den Namen Cap Saint Louis führt *), beſtehet aus einem ſenkrechten Felſen von beträchtlicher Höhe. Von nicht minder ausgezeichnetem Anſehen iſt das Ende des Landes auf der rechten Seite, denn dort endigt es ſich in eine hohe zackigte Spitze, ohnweit welcher, im Meere, ein abgeſonderter Felſen einzeln ſteht. Von dieſer Spitze an, ſchien die Küſte

---

*) Hier irrt ſich Capitain Cook, wie der Herausgeber der Urſchrift richtig, aber etwas langweilig bemerkt. Der hier beſchriebene jähe Felſen iſt unſtreitig das Cap François der Franzoſen, und nicht Cap St. Louis, welches leztere zwar die nördlichſte Entdeckung der erſten Reiſe, nicht aber der zweyten war, und alſo auch auf der Charte des Düc de Croy, welche Cook geſehen, und welche vor der zweyten Reiſe entworfen worden, das nördlichſte Ende von Kerguelens Land vorſtellte, ohne es wirklich zu ſeyn. G. F.

ſich gleich nach Süden zu wenden, denn vom Schiffe aus ſahen wir jezt weiter gen Weſten kein Land, außer die Inſeln, die wir des Morgens bemerkt hatten. Von dieſen lag die ſüdlichſte (Clugny) beynahe gegen Weſten vorgedachter Landſpitze, in einer Entfernung von zwey bis drey Seemeilen.

Ungefähr in der Mitte des Landes ſchien ſich eine Bucht zu öfnen, wohin wir auch ſteuerten. Als wir aber näher heran kamen, fanden wir, daß es nur eine Beugung der Küſte war, wir lenkten daher wieder vom Lande ab, um das Vorgebirge St. Louis *) zu umſchiffen. Bald nachher erblickten wir öſtlich von dem Cap mehreres Land, welches in ziemlich großer Entfernung wie eine hervorragende Landſpitze ausſahe. Oeſtlicher als die nur erwähnte Landſpitze bemerkten wir auch verſchiedene Felſen und Inſeln, von denen die entfernteſte etwa ſieben Seemeilen vom Cap entlegen ſeyn mochte **).

Sobald wir nun das Cap herum kamen, entdeckten wir an der Südküſte viele Buchten und vorſtehende Landſpitzen, welches uns Hofnung gab, bald einen guten Hafen zu entdecken. Wir waren auch kaum eine Eng-

---

*) Eigentlich das Vorgebirge François, laut obiger Bemerkung.

**) Die Bemerkungen der Franzoſen über die Gegenden in der Nähe des Cap François ſtimmen ganz genau mit Capitain Cooks Beſchreibung überein; die Felſen und Inſeln, deren er hier erwähnt, ſind auf ihrer Charte ebenfalls befindlich.

Engliſche Meile weiter geſegelt, als wir hinter dem Cap einen bemerkten, wohin wir unverzüglich unſern Lauf richteten. Aber bald legte ſich der Wind, und wir mußten an dem Eingange des Hafens vor Anker gehen, wo wir in einer Tiefe von fünf und vierzig Faden ſchwarzen ſandigen Grund fanden. Bald nach uns ſegelte auch die Diskovery herein. Ich ſchickte unverzüglich den Lootſen Herrn Bligh, in einem Boote aus, um den Hafen zu unterſuchen. Bey ſeiner Zurückkunft berichtete er, der Hafen ſey ſicher und bequem, und habe überall guten Ankergrund; auch ſey am Lande friſches Waſſer, Robben, Pinguins und andere Seevögel im Ueberfluß vorhanden, hingegen nirgends auch nur ein Reis Holz zu ſehen. Während der Abweſenheit des Lootſen bemerkten wir auf unſerm Ankerplatze, daß die Fluth, in einer Stunde zwey Engliſche Meilen ſtark, von Südoſten her strömte.

Am fünf und zwanzigſten lichteten wir bey Tagesanbruch die Anker, und kamen, nachdem wir uns bis auf eine Viertelmeile von dem ſandigen Ufer in den Hafen hinein gearbeitet hatten, in acht Faden Waſſer auf einem ſchönen Sandgrunde von dunkler Farbe vor Anker. Die Diskovery ankerte erſt um zwey Uhr Nachmittags neben uns. Capitain Clerke berichtete mir hierauf, er ſey in großer Gefahr geweſen auf die ſüdliche Spitze des Hafens zu gerathen, indem ſein Anker, noch ehe man Zeit gehabt, das Tau einzuwinden, losgelaſſen habe. Dies habe ihn genöthiget, unter Segel zu gehen, und das Anker nachzuſchleppen, bis Raum geweſen wäre, es einzuheben. Hierbey habe ſich denn gefunden, daß einer von den Haken abgebrochen ſey.

Sobald wir vor Anker waren, ließ ich alle Böte ausſetzen, das Schiff mit einem Flußanker befeſtigen, und die Waſſerfäſſer in Bereitſchaft halten, um ſie ans Land zu ſchicken. Unterdeß daß dies geſchahe, ging ich voraus ans Land, um die bequemſte Stelle zum Waſſerfüllen aufzuſuchen, und nächſtdem zu ſehen, was die Gegend etwa noch ſonſt zu unſerm Nutzen darbieten möchte.

Das Ufer fand ich ganz von Pinguins und andern Vögeln, imgleichen von Robben oder Seehunden bedeckt. Leztere waren nicht zahlreich, aber ſo wenig ſcheu, daß wir ſo viele als uns gut dünkte, tödteten, um aus ihrem Thran Oel für unſre Lampen, und zu anderweitigem Gebrauch zu bereiten. Ihr Stillſitzen war ein deutlicher Beweis, wie ſelten oder vielmehr gar nicht ſie von Menſchen mochten beunruhiget worden ſeyn. Friſches Waſſer rann im größten Ueberfluß aus jeder Schlucht zwiſchen den Bergen in ſtarken Bächen hervor. Aber nirgends war ein Baum oder Strauch zu ſehen, und Pflanzen überhaupt waren äußerſt ſelten. Als wir in den Hafen hineinſegelten, hatten wir viele Hügel mit einem ſchönen lachenden Grün bekleidet geſehen, und uns Hofnung gemacht, dort mancherley Gewächſe zu finden. Dieſes ſchöne Anſehen rührte aber nicht, wie wir uns geſchmeichelt hatten, von allerhand Arten von Kräutern, ſondern blos von einer einzigen Gattung von Pflanzen her, welche an ihrem Ort, unter den Naturprodukten des Landes, beſchrieben werden ſoll. Ehe ich wieder zu dem Schiff zurückkehrte, erſtieg ich den erſten Abſatz der Felſen, die ſich in Geſtalt eines Amphitheaters hinter einander erheben. Ich hoffte von hier aus das Land einigermaßen überſehen zu können, ehe ich aber die Spitze erreichte, zog ſich ein ſo dicker Nebel zuſammen, daß ich kaum wieder den Weg hinunter finden konnte. Gegen Abend warfen wir oben im Hafen das Netz aus, fingen aber nur einige wenige kleine Fiſche. Den andern Tag verſuchten wir die Angel, aber es ging uns nicht beſſer, alſo mußten wir, um friſche Speiſen zu haben, uns an die Vögel halten, deren es eine unzähliche Menge gab.

Am 26ſten Vormittags hatten wir Regen und Nebel. Demungeachtet gingen wir an unſere Arbeit, die Fäſſer mit Waſſer zu füllen, und für das Vieh Futter zu ſchneiden, welches wir an einigen Stellen am Hafen entdeckt hatten. Die Bäche wurden durch den ſtarken Regen dermaßen angeſchwellt, daß, an den Bergwänden um den Hafen her, überall ein faſt zuſammenhängender Waſſerfall zu ſehen war, indem ſich der Regen in den Spalten und Vertiefungen der Felſen ſammelte, und alsdann in gewaltigen Strömen herabſtürzte.

Unſre Mannſchaft hatte nun zween Tage lang mit der äußerſten Anſtrengung gearbeitet, und unſern Waſſervorrath beynahe eingeſchifft. Ich gab ihnen daher den 27ſten frey, um an dieſem Tage das Weihnachtsfeſt zu feyern. Dieſe Erlaubniß benutzten viele, das Land in verſchiedenen Gegenden zu durchſtreifen; ſie fanden es aber im höchſten Grade öde und unfruchtbar. Gegen Abend brachte mir einer von dieſen Wanderern eine gläſerne Flaſche, die er an der Nordſeite des Hafens gefunden hatte, wo ſie an einem vorſpringenden Felſen mit Drath befeſtigt geweſen war. Dieſe Bouteille enthielt ein Stück Pergament mit folgender Innſchrift :

LVDOVICO XV GALLIARVM
REGE, ET D. *) DE BOYNES REGI
A SECRETIS AD RES MARITIMAS
ANNIS MDCCLXXII ET MDCCLXXIII.

Dieſe Innſchrift zeigte uns deutlich, daß wir nicht die erſten Europäer waren, die dieſen Hafen beſucht hatten. Ich vermuthete, *Monſieur de Boisguehenneu*, einer von Herrn von Kerguelens Officieren, habe ſie dortgelaſſen, als er, am Tage der Entdeckung (den 13 Februar 1772) an Land ging; welches man aus einer Note zu der Franzöſiſchen Charte der ſüdlichen Halbkugel, die im folgenden Jahre heraus kam, erſehen kann **).

---

*) Das D iſt hier ohne Zweifel eine Zuſammenziehung des Wortes Domino. Der damalige Franzöſiſche Sekretair der Marine hieß de Boynes. **Anmerk. der Urſchrift.** Zu der Entdeckung, daß es nicht Dino bedeutet, gehörte wirklich der ganze Scharfſinn des Engliſchen Herausgebers. Einem Franzoſen wäre es vielleicht leichter geworden. G. F.

**) Ein Irrthum, den Cook aus Mangel an Nachrichten von den Franzöſiſchen Reiſen leicht begehen konnte. Herr Boisguehennen landete anderwärts. Die Flaſche, wovon hier die Rede iſt, hatte Herr de Rochegüde zurückgelaſſen. G. F.

Als ein Denkmal unſres Aufenthalts in dieſem Haſen ſchrieb ich, auf die andere Seite des Pergaments, folgendes:

NAVES RESOLVTION
ET DISCOVERY
DE REGE MAGNAE BRITTANNIAE
DECEMBRIS MDCCLXXVI.

Dann ſteckte ich es nebſt einem ſilbernen Zweypenceſtücke von 1772 *) wieder in die Bouteille, verſchloß die Mündung derſelben mit einer bleyernen Capſel, und vergrub hierauf am folgenden Morgen die Flaſche unter einen Steinhaufen, den ich in dieſer Abſicht auf einer kleinen Anhöhe am nördlichen Ufer des Haſens, nicht weit von dem Orte wo ſie urſprünglich war gefunden worden, errichten ließ. Hier wird ſie ſicherlich von Europäern die hier anlanden möchten, nicht unentdeckt bleiben. Nachher ſteckte ich an derſelben Stelle die Brittiſche Flagge auf, und nannte den Ort *Christmas-Harbour* (Weyhnachtshafen) weil wir hier das Weyhnachtsfeſt gefeyert hatten.

Der Chriſtmeßhafen iſt die erſte oder nördlichſte Bucht, die man auf der ſüdöſtlichen Seite des Cap St. Louis **) antrifft. Dieſes Vorgebirge alſo macht die Nordſeite des Haſens, und zugleich die nörd-

---

*) Eine Münze ohngefähr vierzehn Pfennige Conventionsgeldes am Werth.

**) Soll heißen: Cap François.

lichſte Spitze des ganzen Landes aus. Dies allein iſt hinlänglich, ſie von jeder andern Bucht zu unterſcheiden. Aber noch kenntlicher iſt ſie dadurch, daß ſich die ſüdliche Spitze in einen hohen Felſen endiget, der, von einer Seite zur andern durchbohrt, dem Bogen einer Brücke ähnlich iſt. Auf der ganzen Küſte iſt, ſo viel wir geſehen haben, dieſer Felſen, der Geſtalt nach, der einzige in ſeiner Art *).

Außerdem giebt es aber auch in dem Hafen ſelbſt ein unterſcheidendes Kennzeichen; nehmlich einen Stein oder Felſen von ungeheurer Gröſſe, der auf der Spitze eines Hügels an der Südſeite des Hafens liegt. Dieſem gegenüber iſt, auf der Nordſeite, ein kleinerer Hügel belegen, der mit dem erſteren viele Aehnlichkeit hat. Im Innerſten, oder im Hintergrunde, des Hafens iſt ein kleiner Strand, wo wir gewöhnlich landeten, und hinter demſelben eine ſanfte Anhöhe vorhanden, auf deren Gipfel wir einen Teich mit friſchem Waſſer fanden. An beyden Seiten der Bay, die ſich gegen Weſten und Weſt-Nordweſten etwa zwey Eng-

---

**) Könnte noch irgend ein Zweifel übrig ſeyn, ob auch *Baye de l'oiſeau* und Chriſtmeßhafen einerley ſeyn möchten; ſo würde der durchbrochene Felſen völlige Gewißheit davon geben. *M. de Pages* hatte dieſes unterſcheidende Kennzeichen ſchon vor Cook angemerkt. Er drückt ſich darüber, in der Beſchreibung ſeiner Reiſe um die Welt, folgendermaßen aus: *L'on vit que la côte de l'Eſt voiſine du* Cap François *avoit deux Bayes; Elles ſont ſeparées par une pointe très reconnoiſſable par ſa forme, qui repreſentoit une* Porte Cochère, *au travers de laquelle l'on voyoit le jour.*

liſche Meilen weit ins Land hineinzieht, iſt das Land bergicht. Die erſtere Hälfte der Bay iſt etwa fünf Viertelmeilen breit, weiter hinein aber nur eine halbe Meile. Die Tiefe iſt, wie ſchon geſagt, am Eingange fünf und vierzig Faden, nachher aber wird ſie ungleich, von fünf bis dreyßig Faden. Die Ufer ſind ſteil, und der Grund beſteht aus feinem dunkeln Sande, ausgenommen an einigen Stellen, wo wir ſtrichweiſe Seegras fanden, welches immer auf felſichtem Grunde wächſt. Die Mündung des Hafens liegt nur zweyen Winden offen: doch auch gegen dieſe iſt er durch kleine Inſeln gedeckt, ſo daß die einſchlagende See keinem Schiff im Hafen nachtheilig ſeyn kann. Dies beſtätigte ſich auch dadurch, daß das Gras bis dicht an die Gegend des Strandes wuchs, die zur Fluthzeit von den Wellen beſpült wird, welches allemal ein ſicheres Kennzeichen eines ruhigen Hafens iſt. Die Fluth tritt hier im Vollmond und an den Wechſeltagen ungefähr um zehn Uhr ein; und Ebbe und Fluth ſteigen und fallen etwa vier Fuß.

Nachdem ich die Flaſche mit der Innſchrift vorgedachtermaßen in Verwahrung gebracht hatte, fuhr ich in dem Hafen herum und landete an verſchiedenen Stellen, um zu ſehen, was die Gegend uns darböte, vorzüglich, ob wir nirgends Treibholz finden könnten. Denn wenn gleich das Land in dieſer Gegend ganz von Holz entblößt war, ſo konnte doch vielleicht in andern Gegenden etwas vorhanden ſeyn. In dieſem Falle ließ ſich allerdings vermuthen, daß die Ströme des Landes wenigſtens einige einzelne Zweige nach der See hingeſchwemmt, dieſe leztere aber ſie anderwärts an das Ufer angetrieben haben würde, wie in allen waldichten Ländern zu geſchehen pflegt. Allein meine Erwartung ſchlug fehl, denn im ganzen Hafen fand ich nicht ein einziges Stück Holz.

Nachmittags beſuchte ich in Geſellſchaft meines zweyten Lieutenants, Herrn **King** das Cap St. Louis *). Ich hatte mir einige Hofnung gemacht, von dieſer Anhöhe die Küſte und die nahe gelegenen Inſeln überſehen zu können; ſobald ich aber hinauf kam, ward ich gewahr, daß ein dicker Nebel alle niedrigen, entfernten Gegenden verhüllte. Was von gleicher Höhe war, oder noch höher lag, war deutlich genug zu ſehen, hatte aber ein äußerſt unfruchtbares und ödes Anſehen. Einige Hügel nach Süden zu waren ſogar noch mit Schnee bedeckt.

Als ich an Bord zurück kam, hatte man das große Boot ſchon eingenommen, und die Schiffe lagen nur noch an einem Anker; doch ſtachen wir erſt am folgenden Morgen in See.

---

*) Cap François.

Fünftes Hauptſtück.

Unſere Fahrt vom Chriſtmeßhafen, längs der Küſte, um deren Lage und den Umfang der Inſel zu unterſuchen. Beſchreibung und Benennung verſchiedener Landſpitzen und Bayen, und einer Halbinſel. Gefahr bey einigen Untiefen. Entdeckung eines zweyten Hafens und Sundes. Herrn Anderſons Bemerkungen über die natürlichen Produkte, die Thiere und das Erdreich auf Kerguelens Land.

Sobald wir den Chriſtmeßhafen verlaſſen hatten, ſegelten wir mit einem guten Nordnordweſtwinde, und bey heiterm Wetter längs der Küſte nach Südoſt ½ Süden. Das heitere Wetter war uns deſto angenehmer, da wir ſeit einiger Zeit täglich Nebel gehabt hatten, und deſſen längere Fortdauer unſere fernern Unterſuchungen an der Küſte von Kerguelens Land vereitelt haben würde. Wir warfen unabläßig das Senkbley aus, erreichten aber mit funfzig bis ſechzig Faden ſelten den Grund.

Zwiſchen 7 und 8 Uhr befanden wir uns in der Nähe eines Vorgebirges, welches ich Cap Cumberland nannte. Es liegt anderthalb Seemeilen weit von der ſüdlichen Spitze des Chriſtmeßhafens. Zwiſchen beyden iſt eine Bay mit zwey landeinwärts laufenden Aermen, die beyde für Schiffe bequem und ſicher zu ſeyn ſchienen. In der Nähe von Cap Cumberland liegt eine kleine, hohe Inſel, auf deren Spitze ſich ein Felſen in Geſtalt eines Schilderhauſes zeigt, daher wir auch die Inſel *Sentry-box Iſland* (Schilderhausinſel) benannten. Zwey Meilen weiter nach Oſten liegt eine Gruppe kleiner Inſeln und Felſen, die mit großen Erdſtücken umgeben iſt. Wir ſegelten zwiſchen dieſen und der Schilderhausinſel hindurch. Der Kanal zwiſchen beyden war vollkommen eine Engliſche Meile breit, und über vierzig Faden tief, indem wir mit einer Leine von dieſer Länge keinen Grund fanden.

Nachdem wir durch den Kanal geſteuert waren, entdeckten wir gegen Süden vom Cap **Cumberland**, eine Bay, die ſich drey Seemeilen landeinwärts nach Weſten erſtreckte. Gegen Norden wird ſie von dem eben erwähnten Cap und gegen Süden von einem Vorgebirge begränzt, welches ich nach meinem alten guten Freunde dem Ritter Johann **Pringle**, Präſidenten der königlichen Societät, **Point Pringle** nannte. Das Innere dieſer Bay, welche an der nordweſtlichen Küſte, nur durch einen ſchmalen Streifen Land, von der See getrennt zu ſeyn ſchien, nannten wir **Cumberlands-Bay**.

Gegen Süden von Point Pringle bildet die Küſte noch eine fünfte Bucht, deren nördliche Spitze eben dieſes Vorgebirge ausmacht; von dieſem bis an das ſüdlichſte Ende der Bucht beträgt die Entfernung etwa vier Meilen. Wegen einiger weißen Stellen im Hintergrunde gaben wir ihr den Namen, **weiße Bucht**. Sie theilt ſich in mehrere kleinere Krümmungen und Aerme, die uns gegen allen Wind geſchützt zu ſeyn ſchienen. Nahe bey der ſüdlichen Landſpitze ſieht man etliche aus dem Waſſer hervorragende Felſenklippen, und wahrſcheinlich ſind in dieſer Gegend noch weit mehrere unter dem Waſſer verborgen.

Bis hieher ging unſer Lauf längs der Küſte immer in einer Entfernung von etwa zwey Meilen, ſo daß wir mit Hülfe unſrer Ferngläſer das felſigte Ufer, welches an vielen Orten von Seevögeln wimmelte, ſehr deutlich erkennen konnten. Das innerſte Ufer der Buchten und Bayen beſtand gewöhnlich in einem ſandigen Strande, und das Land ſah überall ſo kahl und wüſte aus, wie um Chriſtmeß-Hafen.

Wir hatten bisher das Land, welches wir von Cap St. Louis (Cap François) aus, gegen Süd-Oſten ſahen, immer links liegen laſſen, indem wir vermutheten, es wäre eine Inſel, und wir würden zwiſchen demſelben und dem Hauptlande eine Durchfahrt finden. Jezt entdeckten wir aber unſern Irrthum; denn es war eine Halbinſel, die durch eine niedrige Erdzunge mit dem übrigen Theil der Küſte zuſammenhing. Ich nannte den Meerbuſen, den die Halbinſel bildet, und von dem ſich ein Theil noch ziemlich weit nach Südweſten landeinwärts zu erſtrecken ſchien, Repulſe-Bay. Jezt verlieſſen wir dieſe Bay und ſteuerten nach der nördlichen Spitze der Halbinſel, die wir, dem Admiral Lord Howe zu Ehren, Howes Vorgebirge (Howes Foreland) nannten. Näher an demſelben bemerkten wir, nordweſtwärts, verſchiedne Felſen und Brandungen, *)

---

*) Brandungen ſind Wellen, die, unabhängig von Wind und Sturm, durch die gewöhnliche Bewegung des Meeres entſtehen und unverrückt, immer an einer und der-

oſtwärts aber, in einer Entfernung von drey Meilen, zwey Inſeln, die wir anfänglich nur für Eine hielten. Ich ſteuerte zwiſchen dieſen und der Landſpitze hin, und war gegen Mittag mitten im Canal. Wir beobachteten damals 48 Grad 51 Minuten ſüdlicher Breite, und hatten ſechs und zwanzig Meilen öſtlicher Länge vom Cap St. Louis (Cap François) zurückgelegt.

Howes Vorgebirge (Foreland) iſt ziemlich hoch und felſicht, die Küſte aber iſt niedrig; doch ſtrecken ſich hin und wieder felſichte Spitzen in die See, und zwiſchen dieſen ſind kleine Buchten mit einem ſandigen Strande, auf welchen wir eine Menge von allerhand Seevögeln wahrnahmen. Hin und wieder bemerkten wir auch einige Robben.

Sobald wi[illegible] die vorerwähnten Felſen und Inſeln im Rücken hatten[illegible] befahl ich längs der Küſte nach Südoſt gen Süden zu ſteuern; aber ehe noch mein Befehl befolgt werden konnte, ſahen wir die See vor uns überall ſtrichweiſe mit Tang, oder Felſenkraut bedeckt, welches, wie ich aus Erfahrung wußte, felſigte Untiefen verräth, aus denen dieſes Felſenkraut bis an die Oberfläche der See herauf wächſt. Oft hat freylich auch über

---

ſelben Stelle, wahrgenommen werden. Dies letztere beweiſet, daß ſie von einer localen Beſchaffenheit des Meergrundes, von verborgenen Klippen oder auch von ſeichten, ſandigen Stellen in der See herrühren. In ſo fern ſie vermittelſt des weißen Schaumes von weitem zu ſehen, und in gewiſſer Entfernung vermöge ihres Geräuſches auch zu hören ſind, warnen ſie den Seefahrer, auf eine zwiefache Weiſe, ſowohl bey Tage als bey Nacht, vor der Gefahr, ihnen zu nahe zu kommen. A. d. H.

ſolchen grünbewachſenen Felſenklippen das Waſſer noch eine anſehnliche Tiefe; allein eben ſo oft verbirgt es auch Klippen, deren Spitzen bis dicht an die Oberfläche des Meeres reichen. Folglich iſt es auf jeden Fall ein mißliches Unternehmen, über dergleichen Stellen gerade hin zu ſegeln, und zwar um ſo mehr, wenn nirgends Brandungen die eigentlich gefährlichen Stellen genau anzeigen. Und das war gerade jezt der Fall, denn die Oberfläche der See war glatt wie ein Spiegel. Wir ſuchten alſo der Gefahr dadurch zu entgehen, daß wir mit dem Schiff den Krümmungen der Canäle folgten, durch welche die Lager von Felſenkraut von einander getrennt waren. Natürlicherweiſe ließ der Loots das Senkbley nicht einen Augenblick ungebraucht, doch fanden wir, ſelbſt mit ſechzig Faden, nirgends Grund, ein Umſtand der unſere Lage nur noch kritiſcher machte, ind[illegible] wir wenn es nöthig geweſen wäre, nicht einmal hätten ankern können. In dieſer mißlichen Lage mochten wir etwa eine Stunde geſegelt ſeyn, als in der Mitte eines großen Beetes von Felſenkraut, drey bis vier Meilen weit vor uns, eine verborgne Klippe entdeckt ward, die gerade mit der Oberfläche der See gleich war. Nach dieſer Entdeckung verdoppelten wir unſre Vorſicht, um dieſen Tang-Beeten nicht zu nahe zu kommen.

Die Küſte bildet hier, etwa acht Meilen ſüdwärts von Howes Vorgebirge, eine große Bay. In und vor dem Eingange derſelben liegen einige niedrige Inſeln nebſt verſchiednen Felſen, und den vorerwähnten Lagern von Felſenkraut, zwiſchen denen ſich einige Canäle durch zu winden ſchienen. Nachdem wir in dieſer Gegend noch eine halbe Stunde länger fortgeſegelt waren, fanden wir uns von Klippen ſo umringt, daß ich es für das rathſamſte hielt, von der Küſte ab nach Oſten zu ſteuren. Dies ſchien mir das ſicherſte Mittel der Gefahr zu entgehen; ich hatte mich aber in meiner Vermuthung geirrt, denn die Gefahr ward jezt noch augenſcheinlicher. Es war alſo nöthig die Schiffe, noch vor Einbruch der Nacht, auf alle Fälle in Sicherheit zu bringen, zumal da das Wetter trübe ward und ein Nebel aufzuſteigen drohte. Da wir nun nach Südweſten zu einige Oeffnungen zwiſchen den Klippen bemerkten, ſo befahl ich dem Capitain Clerke, deſſen Schiff nicht ſo tief ging als das meinige, voraus, und durch jene Oeffnungen nach dem Lande hin zu ſegeln. Ich folgte ihm, und wir lieſen bey dieſer Gelegenheit über manche Klippen hinweg, die ihrer Anzahl und Lage nach nicht alle zu vermeiden waren, die aber alle noch zehn bis zwanzig Faden tief unter Waſſer lagen, und neben denen gleich mit funfzig Faden wieder kein Grund zu finden war. In kurzer Zeit gab uns Capitain Clerke Signale, daß er einen Hafen entdeckt habe, und gegen fünf Uhr Abends kamen wir, drey Viertelmeilen weit vom Ufer, in funfzehn Faden Waſſer, auf ſchönem ſandigen Grunde vor Anker.

Kaum hatten wir unſre Schiffe in Sicherheit gebracht, als ſich ein ſo gewaltiger Sturm erhob, daß wir unſre Bramſtengen abnehmen muſten. Demungeachtet blieb das Wetter helle, indem der Wind den Nebel zerſtreute, und die Wolken verjagte. Sobald wir geankert hatten, ließ ich zwey Boote ausſetzen. Mit dem einen ging Herr Bligh, der Loots, ans Land, um das Innere des Hafens zu erforſchen und nach Holz zu ſuchen, wovon wir vom Schiff aus nicht eine Spur wahrnehmen konnten.

Ich erſuchte auch Herrn Clerke ſeinen Lootſen auszuſchicken, und den Canal ſondiren zu laſſen, der zwiſchen der Südſeite einiger kleinen Inſeln, und einer andern ziemlich großen Inſel, nahe bey der ſüdlichen Spitze des Hafens, hindurch geht. Unterdeß daß die Lootſen dieſes Geſchäft vornahmen, begab ich mich nebſt Herrn Gore, meinem erſten Lieutenant, und Herrn Baily in das andre Boot, und ließ es nach der nördlichen Spitze rudern, um die dortige Gegend zu unterſuchen.

Hier hatten wir, von dem Gipfel des höchſten hinter der Landſpitze belegenen Hügels, längs der Küſte, eine ziemlich weite Ausſicht, bis nach Howes Vorgebirge. Dies Cap erſcheint ſehr gebrochen, indem viele felſichte Spitzen von demſelben in die See laufen, zwiſchen denen ſich wieder Buchten und Öfnungen von ungleicher Länge landeinwärts erſtrecken. Eine dieſer letzteren, deren Ende ich aber nicht abſehen konnte, ward nur durch die Erdzunge, auf der wir ſtanden, von dem Hafen getrennt, worin unſre Schiffe vor Anker lagen. Sowohl gegen Norden als gegen Süden, war das Meer längs der Küſte mit unzählig vielen zerſtreuten Inſeln und Klippen beſäet, und wir ſahen keinen beßren Canal um aus dem Hafen zu kommen, als den, durch welchen wir hineingeſegelt waren.

Indem Herr Baily und ich dieſe Bemerkungen machten, ging Herr Gore um den Hügel herum, und kam auf einem andern Wege an den Ort, wohin wir unſer Boot beſtellt hatten. Wir ſelbſt fanden auf unſerm Wege einige rauhe und ſteile Bergklüfte; überhaupt war das Land hier, wo möglich, noch kahler und öder als um den Chriſtmeß-Hafen. Gleichwohl hätte dieß eigentlich die fruchtbarſte Gegend der Inſel ſeyn ſollen, weil ſie gegen die herrſchenden kalten Süd- und Weſtwinde geſchützt war. Ich ſahe zu meinem großen Mißvergnügen, daß das Land weder Nahrungsmittel noch Schutz für irgend eine Thierart darbot, und daß jedes Thier, das ich hier zurück ließe, unfehlbar Hungers ſterben müßte. Die kleine Bucht, wo das Boot uns erwartete, nannte ich, wegen der großen Menge Pinguins an ihrem Strande, Pinguin-Cove. Es iſt ein ſchöner und bequem gelegner Bach von ſüßem Waſſer darin, auch fanden wir einige große Robben, Seeraben und Enten; desgleichen bemerkte Herr Baily einen ganz kleinen Landvogel, der aber ſo ſchnell zwiſchen den Felſen entfloh, daß er die Gattung nicht beſtimmen konnte. Gegen neun Uhr begaben wir uns alle wieder an Bord. Bald nachher kam auch Herr Bligh zurück, und berichtete, er ſey vier Engliſche Meilen in den Hafen hinein gerudert, und er könne alſo, nach ſeiner Meinung, nicht weit vom Ende geweſen ſeyn. Die Richtung deſſelben gehe nach Weſtſüdweſten; die Breite etwas oberhalb dem Ankerplatze unſerer Schiffe könne nicht über eine Engliſche Meile betragen, und weiterhinein werde ſie noch ſchmaler. Die Tiefe des Waſſers ſey ſehr ungleich, und vermindere ſich von ſieben und dreyſſig bis auf zehn Faden; der Grund aber ſey überall ein reiner Sand, ausgenommen an denen mit Felſenkraut bewachſenen Stellen, die ſich oft vom Ufer an bis über die halbe Bay erſtrecken. Er ſey auf beyden Ufern gelandet, und habe das Land kahl und ſteinicht, und nirgends einen Baum oder Strauch gefunden. Auch wüchſen überall nur wenige, dürftige Kräuter. In einigen Gegenden habe er Pinguins und andere Seevögel auch Seehunde geſehen, doch nicht ſo viele, als an dem Chriſtmeß-Hafen.

Da uns ſolchergeſtalt kein einziger Umſtand aufmuntern konnte, in dieſem unwirthbaren Lande noch weitere Unterſuchungen vorzunehmen, und Wind und Wetter zur Abreiſe günſtig waren, ſo lichteten wir am folgenden Morgen die Anker und ſtachen in See. Den Hafen nannte ich meinem würdigen Freunde, dem Admiral Sir Hugo Palliſer, zu Ehren, Port Palliſer. Er liegt im 49 Grad 3 Minuten ſüdlicher Breite, 69 Grad, 37 Minuten öſtlicher Länge, fünf Seemeilen von Howes Vorgebirge. Wir ſegelten nunmehro zwiſchen den Inſeln, Felſen und Klippen die am Eingange des Hafens liegen, und zwiſchen der nördlichen Spitze dieſes letztern wiederum hinaus; doch glaube ich gewiß, daß es noch andere Ausgänge giebt. Eben als wir Port Palliſer verließen, entdeckten wir gegen Südoſten, in einer Entfernung von etwa neun Seemeilen, einen runden Hügel in Geſtalt eines Zuckerhuts. Wir hielten ihn anfänglich für eine Inſel, aber es zeigte ſich bald nachher, daß er auf einem Theil des feſten Landes läge. Wir mußten uns jezt wieder durch die Krümmungen zwiſchen den mit Felſenkraut bewachſenen Untiefen durchwinden. Zuweilen wagten wir es über einige hinweg zu ſegeln; fanden jedoch nie weniger als achtzehn Faden Waſſer, und hatten oft auch mit vier und zwanzig keinen Grund, ſo daß wir ohne das Felſenkraut die Klippen gar nicht bemerkt haben würden.

Nachdem wir drey bis vier Seemeilen zurückgelegt hatten, ward endlich die See ganz frey von Felſen, und wir konnten wieder oſtwärts ſteuern. Bald nachher richteten wir unſern Lauf etwas mehr nach Süden, um dem Lande näher zu kommen. Unſre Breite war um Mittag 49 Grad 8 Minuten ſüdlich, und die Länge 80 Engliſche Meilen öſtlich vom Cap St. Louis (Cap François). Der zuckerhutförmige Berg, den ich Mount Campbell nannte, lag uns nunmehr gegen Südweſten, und eine andre niedrige Spitze, jenſeits welcher kein Land mehr zu ſehen war, Südſüdoſt, in einer Entfernung von zwanzig Engliſchen Meilen. Wir ſegelten damals nur zwey Seemeilen weit von der Küſte. In dieſer Gegend iſt das Land flach und eben. Die Berge hören etwa fünf Seemeilen von der oben erwähnten niedrigen Spitze auf, alſo bleibt noch eine große Strecke flaches Land, und auf dieſer Ebene liegt Mount Campbell, vier Engliſche Meilen vom Fuß der Gebirge und eine Meile von der Seeküſte. Die Berge, ſowohl die näher an der Küſte, als die im Innern des Landes, ſind von beträchtlicher Höhe; ſie beſtehen dem Anſchein nach aus lauter kahlen Felſen, deren Gipfel jezt mit Schnee bedeckt waren, und eben ſo abſchreckend ſahen auch die Thäler aus; mit einem Wort, überall, wo wir unſre Ferngläſer hinrichteten, erblickten wir unfruchtbare Wüſteneyen.

Um Mittag bemerkten wir, acht Meilen jenſeits der ſchon erwähnten flachen Landſpitze wieder Land. Dieſe neue Spitze war, wie wir nachher fanden, die öſtlichſte vom ganzen Lande, und ſie erhielt den Namen Cap Digby. Sie iſt im 49 Grad 23 Minuten ſüdlicher Breite, und 70 Grad 34 Minuten öſtlicher Länge belegen.

Zwiſchen Howes Vorgebirge und Cap Digby bildet die Küſte, außer vielen kleinen Buchten und Häfen, eine große Bay, die ſich mehrere Seemeilen nach Südweſten erſtreckt, ſich dann in verſchiedne Arme ausbreitet, und endlich in den Gebirgen verliert. Dieſe Bay iſt mit einer ungeheuren Menge Tang oder Felſenkraut bedeckt, welches mir von der Art zu ſeyn ſchien, die Herr Banks *Fucus giganteus* nennt. Es iſt bisweilen außerordentlich lang, obgleich die Stängel nicht viel dicker als ein Daumen ſind. Ich habe bereits vorhin angemerkt, daß wir auf Klippen wo es wächſt, mit einer Senkſchnur von vier und zwanzig Faden keinen Grund fanden. Ueberdem wächſt es nie gerade in die Höhe, ſondern formirt mit dem Grunde einen ſchrägen Winkel, und breitet ſich viele Klaftern lang über die Oberfläche der See hin, ſo daß man dreiſt behaupten kann, daß dieſe Seepflanze oft zu einer Höhe von ſechzig Faden und drüber wächſt.

In dieſer Gegend warfen wir das Senkbley und fanden, in achtzehn Faden Waſſer, fein ſandigen Grund. Da ich an der nördlichen Seite vom Cap Digby eine Beugung am Ufer bemerkte, ſteuerte ich dahin, in der Abſicht dort zu landen, um die niedrige Gegend innerhalb des Caps zu unterſuchen. Einige Untiefen aber, die ſich gerade vor uns vom Lande aus in See erſtreckten, nöthigten mich den Lauf erſt oſtwärts und ſodann längs der Küſte zu nehmen. Da ich weder ankern noch anlanden konnte, ſegelte ich ohnunterbrochen fort, um von der Küſte, noch vor Einbruch der Nacht, ſo viel als möglich zu beobachten. Vom Cap **Digby** an zieht ſie ſich vier bis fünf Seemeilen nach Südweſt gen Süden bis an eine flache Spitze, die auf dieſer niedrigen Küſte die ſüdlichſte iſt, und die ich, Ihro Majeſtät der Königin zu Ehren, **Point Charlotte** nannte. Sechs Seemeilen vom Cap **Digby** gegen Südſüdweſten, liegt eine hohe vorſpringende Spitze, welcher ich den Namen des Prinzen von **Wallis** Vorgebirge ertheilte, und ſechs Meilen weiter in der nämlichen Richtung, in 49 Grad 54 Minuten ſüdlicher Breite, und 70 Grad 13 Minuten öſtlicher Länge, zeigt ſich die ſüdlichſte Spitze der ganzen Küſte die ich Cap **George** nannte.

Dort, wo die Küſte ſich nach Südweſten ſtreckt, und wieder gebirgigt wird, zwiſchen Point **Charlotte** und des Prinzen von **Wallis** Vorgebirge, bildet ſie eine tiefe Bucht, welche Königs Sund (*Royal Sound*) genannt wurde. Dieſer Sund erſtreckt ſich, weſtwärts, ganz bis an den Fuß der Gebirge, die ihn an der ſüdweſtlichen Seite begränzten. Gegen Norden aber ſchließt ihn das oberwähnte flache Land ein. In dem Eingange deſſelben liegen verſchiedne Inſeln, auch entdeckten wir deren höher hinauf, ſo weit wir ſehen konnten, noch mehrere. Als wir noch weiter nach Süden ſegelten, bemerkten wir an der ſüdweſtlichen Seite des nach dem Prinzen von **Wallis** benannten Vorgebirges noch eine Oefnung nach dem Königs Sunde, woraus wir erſahen, daß dieſes Vorgebirge die öſtliche Spitze einer großen in der Mündung des Sundes belegenen Inſel ausmacht.

Das ganze Land von der ſüdweſtlichen Seite des Königs Sundes an bis nach Cap **George** hin, beſteht aus hohen Bergen, die ſich, bis dicht an das Ufer der See übereinander erheben, am Gipfel mehrentheils mit Schnee bedeckt waren, und nirgends eine Spur von Bäumen oder Sträuchern zeigten. Die niedrigen Gegenden waren ebenfalls den weiter oben beſchriebenen gleich, theils ganz kahl, theils mit grünem Raſen bedeckt, von deſſen Beſchaffenheit ich in der Folge mehr ſagen werde. Längs der Küſte zieht ſich mehrentheils ein ſandiger Strand, der den Pinguinen und andern Seevögeln zum Aufenthalt dient. Auch flogen immer eine unzählige Menge Seeraben (*Sbags*) um die Schiffe her.

Um das Cap George zu erreichen, und mit Gewißheit zu erfahren, ob es die äußerſte ſüdliche Spitze des Landes ſey, ſpannte ich alle Segel auf, allein bald nachher drehte ſich der Wind, und kam gerade aus der Gegend her, nach welcher ich hin wollte. Ich benutzte ihn indeß um meine Abſicht auf eine andere Art zu erreichen. Ich entfernte mich nehmlich von der Küſte um von weitem her zu ſehen, ob jenſeit des Cap George noch Land vorhanden ſeyn möchte. Dies war, ſo viel ich jezt in einer Entfernung von ſieben Seemeilen vom Cap George erkennen konnte, der Fall nicht, ſondern es lag blos eine kleine Inſel vor gedachtem Cap, und daß dieſe das Ende des Landes ausmache, war auch aus dem Umſtande wahrſcheinlich, daß weiterhin als dieſe kleine Inſel, die See, in großen Wellen, uns entgegen kam.

Einen noch ſicherern Beweis dafür liefert der Lauf welchen Capitain Fourneaux, nachdem er ſich auf meiner vorigen Reiſe von mir getrennt, im Februar 1773 in dieſer Gegend genommen hatte. Sein Tagebuch liegt jezt vor mir, und ich ſehe daraus, daß er die Mittagslinie dieſes Landes etwa ſiebenzehn Seemeilen gegen Süden vom Cap Georg paſſirte; eine Entfernung, in welcher es bey heiterem Wetter ſehr wohl geſehen werden kann. Als Capitain Fourneaux dieſe Gegend vorbeyſegelte, muß es aber gut Wetter geweſen ſeyn, denn er meldet uns ausdrücklich, daß er hier ganz bequem die Länge und Breite beobachten konnte. Das Land konnte ſich folglich nicht weiter gegen Süden erſtrecken, ohne daß er es geſehen haben ſollte.

Aus allen dieſen Umſtänden läßt ſich auf wenige Meilen beſtimmen, daß die Größe dieſes Landes von Norden nach Süden etwa Einen und einen Viertelgrad ſüdlicher Breite betragen mag. Wie weit es ſich hingegen von Oſten nach Weſten hin erſtreckt, bleibt bis jezt noch unerforſcht. Wir wiſſen nur, daß es nach Weſten nicht weiter als zum 65ſten Grad reichen kann, indem ich im Jahr 1773 unter dieſem Meridian kein Land angetroffen habe.

Die Franzöſiſchen Entdecker haben anfänglich mit einiger Wahrſcheinlichkeit das Vorgebirge*) St. Louis für die vorſpringende Spitze eines ſüdlichen feſten

---

*) Wenn die Bemerkungen der Franzöſiſchen Entdecker, wie ſie auf Capitain Cooks Charte, und nachher auf der von ihnen ſelbſt herausgegebenen, angezeigt werden, zuverläßig ſind, ſo erſtreckt ſich Kerguelens Land nicht einmal bis an den Meridian von 68 Grad nach Weſten, denn Cap Louis, welches als die weſtliche Spitze vorgeſtellt wird, liegt oſtwärts von dieſem Meridian.

Landes gehalten. Seitdem aber die Engländer bewieſen haben, daß ein ſolches feſtes Land gar nicht vorhanden iſt, kann gegenwärtiges Land nur eine Inſel von unbeträchtlicher Größe ſeyn, die ich, ihrer Unfruchtbarkeit wegen, die Inſel der **Verwüſtung** (*Island of Deſolation*) nennen würde, wenn ich geneigt wäre Herrn **Kerguelen** die Ehre zu entziehen, ſie nach ſich zu benennen.

Mein Wundarzt, Herr **Anderſon**, der, wie ich ſchon geſagt habe, ſich auf das Studium der Naturgeſchichte gelegt hatte, verabſäumte keine Gelegenheit während unſers kurzen Aufenthalts im Chriſtmeßhafen das Land zu durchſtreifen. Er theilte mir nachher ſeine Bemerkungen über die Naturprodukte deſſelben mit, die ich hier mit ſeinen eigenen Worten einrücken will.

„Vielleicht iſt noch in keinem Welttheil ein Land entdeckt worden, das, unter einem ähnlichen Grad der Breite, dem Naturforſcher ſo wenig Stoff zur Unterſuchung darböte, als dieſe öde Inſel. Das heitre Grün welches man, in einiger Entfernung vom Ufer, auf derſelben wahrnimmt, erregt wenigſtens einige Erwartung, die aber bey näherer Unterſuchung gleich verſchwindet. Sobald wir landeten, fand ich, daß dieſe lebhafte Farbe durch eine einzige Pflanze, welche gewiſſen Gattungen von Steinbrech nicht unähnlich ſieht, verurſacht wurde. Dieſe Pflanze, die in breiten Büſcheln, ziemlich weit an den Bergen hinauf wächſt, bedeckt den Erdboden weit und breit, und ſproßt aus einem ſehr lockern Torfmoor, in welchem man bey jedem Schritte bis über die Knöchel einſinkt.

Dieſer Torf könnte im Fall der Noth, getrocknet, zur Feuerung dienen, und iſt auch das einzige auf der Inſel, was man möglicherweiſe dazu gebrauchen könnte.

In feuchten, moraſtigen Gründen, findet man ziemlich häufig noch eine andre Pflanze, die beynahe zwey Fuß hoch wächſt, und einem kleinen Kohlkopf, der ſchon in Saamen geſchoſſen iſt, nicht unähnlich ſieht. Rund um die Wurzel herum ſtehen eine Menge großer runder Blätter, die nach unten zu ſchmäler werden, und ſich in eine Spitze endigen. Senkrecht aus der Wurzel ſproſſen etliche, oft drey bis vier Stengel in die Höhe, die mit kleinen länglichten und zugeſpitzten Blättern beſetzt ſind, und am äußerſten Ende ſich in einen walzenförmigen Büſchel kleiner Blumen endigen. Die Pflanze hat nicht nur das Anſehen, ſondern auch den wäßrigen ſcharfen Geſchmack der mehreſten antiſcorbutiſchen Kräuter, von denen ſie doch weſentlich unterſchieden iſt, daher man ſie als ein eigenthümliches Produkt dieſer Inſel betrachten muß. Wir aßen ſie häufig roh, und fanden alsdenn einige Aehnlichkeit mit dem Geſchmack des Neuſeeländiſchen Löffelkrauts (*Lepidium oleraceum*). Durch das Kochen erhielt ſie einen ſtrengen Geſchmack, den aber viele unſerer Leute nicht achteten, ſondern ſie auf dieſe Art zubereitet gerne aßen. In unſere Gärten verpflanzt, könnte ſie wahrſcheinlich durch die Cultur zu einem ſchätzbaren Küchengewächs veredelt werden; allein während unſers Aufenthalts allhier waren keine Saamen hinlänglich reif, die wir zu einem ſolchen Verſuch hätten mitnehmen können. Nächſt dieſen fanden wir nahe an den Bächen, und in feuchten Gegenden, noch zwey kleine Pflanzen, die wir als Sallat zu eſſen pflegten. Eine kam unſrer Gartenkreſſe ſehr nahe und hatte einen ſcharfen, beiſſenden Geſchmack; die andre hingegen war ſehr milde. Dieſe letztere war im botaniſchen Sinn eine wahre Seltenheit, denn es gab von derſelben nicht allein weibliche und männliche Pflanzen, ſondern auch eine dritte Sorte mit Zwitterblumen. Ferner wächſt an einigen Stellen im Hafen, in ziemlicher Menge, Riedgras, welches wir für unſer Vieh abſchneiden ließen; imgleichen eine zartere Gattung, die aber ſeltener als die vorige iſt, endlich noch auf den Flächen eine Art Waldſtroh (*Galium*) und ein anderes dem ſehr ähnliches Pflänzchen. Das ganze Verzeichniß aller Gewächſe auf der Inſel, beſteht alſo höchſtens aus ſechzehn bis achtzehn Namen, einige Moosarten, und eine wunderſchöne Art Flechte (*Lichen*) die auf den Felſen, weiter hinauf als die übrigen Pflanzen, wächſt, mit eingeſchloſſen. Irgend etwas das einem Strauch ähnlich ſähe, erblickt man in keiner Gegend des Landes.

In Abſicht auf die Thiere, ſcheint die Natur ſchon freygebiger geweſen zu ſeyn, wiewohl die wenigen Gattungen die man hier antrifft, eigentlich nicht einheimiſch genannt werden können, weil ſie ſämmtlich in die Claſſe der Seethiere gehören, und ſich nur um ihre Jungen zu werfen, oder um auszuruhen, am Lande aufhalten. Die größeren Thiere ſind Robben von der Art, welche wir Seebären zu nennen pflegen. Daß ſie hier nicht zahlreich waren, kam uns ſehr begreiflich vor, indem dieſe Thiere bekanntermaßen, ſich lieber auf abgeſonderten Felſen, und kleinen Inſeln draußen an den Küſten aufhalten, als in Einbuchten und Bayen, die ſich weit ins Land hinein erſtrecken. Zu der Jahrszeit, da wir die Inſel beſuchten, verloren ſie eben das Haar; dabey waren ſie ſo wenig ſcheu, daß wir ſo viele todtſchlagen konnten, als uns gefiel. Außer dieſen Robben ſahen wir gar keine andere vierfüßigen Thiere.

Vögel hingegen findet man in großer Menge, vornemlich Enten, Sturmvögel, Albatroſſe, Seeraben, Mewen und Meerſchwalben. Die Enten ſind ohngefähr von der Größe der Krick- oder Bleß-Enten, doch von beyden an Farbe unterſchieden. Sie hielten ſich hauptſächlich an den Seiten der Hügel, und zuweilen noch tiefer am Abhange auf; und wir ſchoſſen deren eine große Anzahl, die gar keinen Fiſchgeſchmack hatten. Auf unſerer vorigen Reiſe hatten wir auf der Inſel Georgien dieſelbe Gattung angetroffen.

Der Sturmvogel vom Cap, oder das Dambret, wie auch der kleine blaue Sturmvogel; den man häufig zur See antrifft, und der kleine ſchwarze, ſind hier nur ſelten. Doch fanden wir ein Neſt mit einem Ey von der Größe eines Hünereyes. Der blaue Sturmvogel aber wohnte hier in Löchern, welche eine Aehnlichkeit mit den Gängen in einer Kaninchenhöle haben *). Die größeſte Gattung Sturmvögel ſieht man hier in Menge am Strande, und ſie glaubten ſich ſo ſicher, daß man ſie mit einem Stocke todtſchlagen konnte.

---

*) Dergleichen Hölungen welche den Sturmvögeln zur Wohnung dienen, fand man auf Cooks voriger Reiſe häufig in Duskybay, in Neuſeeland. G. F.

Die beygefügte Abbildung zeigt das äußere Anſehn des Landes und die Art wie die Matroſen die Sturmvögel todtſchlugen. Sie hatten mit dem Albatroß einerley Größe, und fraßen begierig von den todten Robben und Vögeln die wir in die See warfen. Ihr Gefieder iſt ſchwarzbraun, Schnabel und Füße grünlich, und ſie gehören ohne Zweifel zu der nehmlichen Gattung, welche die Spanier *Quebranta hueſſos* nennen. Eine Zeichnung des Kopfes, findet man in Pernettys Reiſen nach den Falklandsinſeln. Von Albatroſſen bemerken wir nur die graue Art, die man zur See, in den höhern ſüdlichen Breiten gewöhnlich antrifft. Einſt ſahe ich einen Vogel dieſer Art in einer Felsritze ſitzen; gemeiniglich aber flogen ſie um den Hafen herum. Die gemeine große Gattung aber, wie auch eine kleinere mit ſchwarzem Kopfe, bemerkten wir nur weiter zur See hinaus. Unter allen hieſigen Vögeln ſind die Pinguine oder Fettgänſe unſtreitig die häufigſten. Es giebt deren hier drey verſchiedene Arten. Die erſte, oder größte Sorte habe ich ſchon auf der Inſel Georgien geſehen *). Bougainville erwähnt ihrer ebenfalls, jedoch mit dem Beyſatz, daß ſie einſam wären, dahingegen wir oft ganze Schaaren beyſammen ſahen. Der Kopf iſt ſchwarz, der Rücken bleyfarbig, und der Bauch weiß. Die Füße ſind ſchwarz. An jeder Seite des Kopfes ſiehet man einen breiten Streifen von ſchönem Gelb, der längs dem Halſe hinunter reicht, und ſich oberhalb der Bruſt mit dem andern vereiniget. Der Schnabel iſt zum Theil röthlich und länger als bey andern Vögeln dieſer Art. Die zweyte Gattung hieſiger Pinguine iſt kaum halb ſo groß, als die erſtere. Der Rücken iſt ſchwarzgrau, und oben auf dem Kopf iſt ein weißer Fleck, der an jeder Seite allmählig breiter wird. Der Schnabel und die Füße ſind gelblich. Von dieſer und der vorhergehenden Art, findet man eine gute Beſchreibung und Abbildung in Sonnerats Reiſen. *) Die dritte Art war uns allen völlig unbekannt. Die Länge dieſes Vogels beträgt vier und zwanzig Zoll, und die Breite zwanzig. Der Rücken und die Kehle ſind ſchwarz; Alles übrige iſt weiß, auf dem Kopf aber iſt ein nach hinten zu gebogener halber Mond, von ſchöner hellgelber Farbe, deſſen beyde hinterſte Enden ſich in einige lange weiche Federn verlieren, die der Vogel nach Belieben als einen Kamm emporheben kann. **)

---

*) Pennants Patagoniſcher Pinguin. S. ſeine Genera of Birds Tab. 14. F. 66.

Die beyden erſten Sorten fanden wir untereinander am Strande, doch waren die kleinern zahlreicher, und man ſahe ſie ſogar oft auf den Anhöhen. Die leztere Art hielt ſich aber immer ganz abgeſondert, an den äußern Ufern des Hafens, in großen Heerden beyſammen. Sie waren gerade in der Brütezeit, und wir bemerkten, daß ſie nur ein einziges weiſſes Ey, etwas größer als ein Enten-Ey, auf die bloßen Steine legten. Alle drey Arten waren ſo zahm, daß wir ſie mit Händen greifen konnten.

---

*) Voyage à la Nouvelle Guinée p. 181. 182. Tab. 113. 115.

**) Dieſe Gattung iſt ſo wenig unbekannt als die vorigen; man findet ſie alle drey in meines Vaters Historia Aptenodytae, in den Nov. Comm. Gotting. Vol. III. p. 121. u. f. Die erſte hier erwähnte heißt dort Aptenodytes patachonica, (Tab. II.); die zweyte, A. Papua (Tab. III.) und die dritte A. Chryſocome (Tab. I.) G. F.

Es giebt hier auch zwey Gattungen von Seeraben; als den eigentlichen kleineren Seeraben, (*Pelecanus Graculus*) und noch eine andre Art die einen ſchwarzen Rücken, und einen weißen Bauch hat, und ſonſt auf Neuſeeland, Terra del Fuego und der Inſel Georgien gefunden wird. (*Pelecanus Pica* Forſt.) Die große gemeine Mewe, die große und die kleine Seeſchwalbe, und die große nördliche Mewe (*Larus Catarractes* Linn.) halten ſich ebenfalls hier auf. Die letztere Gattung war vorzüglich zählreich und zugleich ſehr zahm. Außer dieſen ſahen wir hier noch einen ſonderbaren weißen Vogel, von dem ganze Schwärme um das Schiff herum flogen. Der obere Theil ſeines Schnabels iſt mit einer hornartigen Rinde bedeckt. Die Füße ſind weiß, und haben einige Aehnlichkeit mit den Füßen des Brachhuhns. Der Schnabel iſt ſchwarz, und der ganze Vogel etwas größer als eine Taube. Einigen von unſern Leuten dünkte das Fleiſch dieſes Vogels eben ſo wohlſchmeckend als das von einer Ente *).

---

*) Auch dieſen Vogel haben wir bereits auf den Neujahrsinſeln, bey Staateneyland ohnweit Le Maires Meerenge angetroffen, gezeichnet und beſchrieben. Herr Pennant in ſeinen Genera of birds p. 43. nennt ihn Sheath-bill, weil er den Schnabel in einer hornartigen Scheide trägt. G. F.

An Fiſchen fingen wir, als das große Netz einmal ausgeworfen wurde, nur einige wenige, ohngefähr ſo groß als ein mäßiger Schellfiſch, von einer uns ganz fremden Gattung. Er hat eine längliche Schnautze, verſchiedne ſtarke Stacheln auf dem Kopf; lange ſpitzige Gräten an der Floßfeder auf dem Rücken, einen großen Bauch, und iſt ganz ohne Schuppen *). Die einzigen Schaalthiere waren Miesmuſcheln und Patellen. Zwiſchen den Steinen fanden wir noch verſchiedne Seeſterne und See-Anemonen.

Die hieſigen Berge ſind von mittler Höhe, und viele waren noch mit Schnee bedeckt, obgleich die Jahreszeit unſerm Junius entſprach. Am Fuße oder am Abhange einiger von dieſen Bergen lagen große unförmliche Steinhaufen aufgethürmt. Andere von dieſen Bergen beſtehen nach der Seeſeite, aus jähen Felſenwänden die von oben bis unten geſpalten waren, und den Einſturz zu drohen ſchienen. In den Klüften lagen oft Steinmaſſen von beträchtlicher Größe. Es kam einigen unter unſern Reiſenden nicht unwahrſcheinlich vor, daß ein ſtarker Froſt jene Spalten verurſacht haben könnte. Ich mag es nicht beſtreiten; doch vermuthe ich eher, daß dieſe und andre Erſcheinungen, die Wirkungen eines Erdbebens, oder anderer heftigen Erſchütterungen waren.

Allem Anſchein nach muß es in dieſem Lande häufig regnen; denn außer den Spuren großer Gießbäche längs den Felſenwänden herab, war das ganze Land,

---

*) Es iſt ſchwer nach Anleitung dieſer Beſchreibung zu errathen, wohin der neue Fiſch gehört. G. F.

ſelbſt auf den Berggipfeln, ein fortgehender Moraſt, wo man bey jedem Schritt tief einſank.

Die Felſen, oder die Grundlagen der Berge, beſtehen gröſstentheils aus einem dunkelblauen harten Stein, der mit kleinen Glimmer- und Quarztheilchen vermiſcht iſt. Dieſer Stein ſcheint eins der allerausgebreitetſten Naturprodukte zu ſeyn. Man findet von demſelben ganze Gebirge in Schweden, Schottland, auf den Canariſchen Inſeln, am Vorgebirge der guten Hofnung, und endlich auf dieſem Lande *). Einige andre Felſen beſtehen aus einem bräunlichen brüchigen Stein. Man findet ferner einzelne Stücke ſchwärzlicher Steine, welche Stückchen groben Quarz einſchlieſsen; auch ſieht man hin und wieder ziemlich groſse Stücken eines halbdurchſichtigen Quarzes, in vielſeitige, unregelmäſsige, in die Länge geſtreifte, pyramidaliſche Cryſtalle geformt. In den Bächen giebt es auch kleine Stückchen gemeine Kieſel, die vom Waſſer rund geſchliffen ſind, aber der Feile nicht widerſtehen. Auf keine dieſer Steinarten wirkte weder das Scheidewaſſer, noch der Magnet. Von Metallen oder Erzen fanden wir nirgends die geringſte Spur.

---

*) Vermuthlich meynt der Verfaſſer eine Art Grauſtein, oder Grauwacke; vielleicht aber auch nur das uralte Thonſchiefergebirge, welches in jenen antarktiſchen Gegenden häufig auf Granit aufliegt. Aus ſeinen unbeſtimmten Angaben läſst ſich nichts beſtimmen. G. F.

Sechſtes Hauptſtück.

Reiſe von Kerguelens- nach van Diemens Land. Ankunft in Adventure-Bay. Begebenheiten an dieſem Ort. Zuſammenkünfte mit den Eingebohrnen. Beſchreibung ihrer Geſtalt und Kleidung. Tabelle über die Länge, die Breite, und die Abweichung. Herrn Andersons Bemerkungen über die Naturprodukte des Landes, die Einwohner und ihre Sprache.

Nachdem wir Kerguelens Land verlaſſen hatten, ſteuerten wir Oſt gen Norden, um, meinen Verhaltungsbefehlen gemäß, Neuſeeland zu erreichen, dort unſern Holz- und Waſſervorrath zu ergänzen, und Futter für das Vieh einzunehmen. Leider hatten wir bereits zwey junge Stiere, eine Kuh, zwey Böcke und verſchiedne Ziegen eingebüßt, indeß wir Kerguelens unfruchtbare Küſten unterſuchten.

Am 31ſten Morgens fanden wir Gelegenheit, verſchiedne aſtronomiſche Beobachtungen der Sonne und des Mondes anzuſtellen. Das Reſultat derſelben gab die Länge von 72 Grad, 33 Minuten, 36 Sekunden öſtlich. Die aſtronomiſche Längeuhr aber zeigte 72 Grad 38 Minuten 15 Sekunden an. Dieſe Beobachtungen waren uns um deſto nützlicher, da wir lange keine hatten anſtellen können, und ſie uns von der ziemlich fehlerfreyen Richtigkeit unſrer Uhr überführten.

[1777] Am erſten Januar 1777 da wir uns in 48 Grad 41 Minuten der ſüdlichen Breite, und 76 Grad 50 Minuten öſtlicher Länge befanden, war die Abweichung 30° 39′, weſtlich; und den folgenden Tag unter dem 48ſten Grad, 22 Minuten ſüdlicher Breite, und 80 Grad 22 Minuten öſtlicher Länge, betrug ſie 30° 47′ 18″ weſtlich. Dies war die ſtärkſte Abweichung auf dieſer Reiſe; denn in der Folge ward ſie geringer, doch ſo langſam, daß ſie am 3ten, Abends in 48 Grad 16 Minuten ſüdlicher Breite und 85° öſtlicher Länge, noch 29 Grad 38 Minuten weſtlich ausmachte.

Bisher hatten wir guten Wind aus Weſten und Südweſten, und ziemlich heitres Wetter. Jetzt aber wandte ſich der Wind nach Norden, aus welcher Gegend er acht Tage lang anhielt, und einen dicken Nebel herbey brachte. Während dieſer Zeit legten wir in beſtändiger Dunkelheit einen Strich von dreyhundert Seemeilen zurück. Zuweilen hellte ſich die Luft ein wenig auf, und gönnte uns den belebenden Anblick der Sonne, doch dieß waren äußerſt ſeltene Begünſtigungen, die immer nur ſehr kurze Zeit währten. Den 7ten ließ ich ein Boot ausſetzen, und dem Capitain Clerke ſagen, daß, falls wir vor Erreichung der Küſte von van Diemens Land getrennt würden, die Adventure-Bay daſelbſt uns zum Sammelplatz dienen ſollte. Doch waren wir ſo glücklich, des fortdauernden Nebels unerachtet, vermittelſt oft wiederhohlter Kanonenſchüſſe, immer beyſammen zu bleiben, ſo ſelten wir uns auch ſehen konnten.

Am 12ten, unter dem 48 Grad 40 Minuten ſüdlicher Breite, 110 Grad, 26 Minuten öſtlicher Länge, legte ſich der Nordwind, und es entſtand eine Windſtille. Nach einigen Stunden aber erhob ſich ein Wind aus Süden, der, mit Regen begleitet, vier und zwanzig Stunden anhielt, worauf er ſich in Weſten und Nordweſten ſetzte, und wieder gutes Wetter brachte. Wir ſetzten unſern Lauf immer nach Oſten fort, ohne daß etwas merkwürdiges vorfiel. Am 19ten aber, erhob ſich, um vier Uhr Morgens, plötzlich ein Windſtoß der unſre Vorſtenge abbrach, und dieſe riß im Herabfallen die große Bramſtenge mit herunter. Dieſer Vorfall hielt uns ziemlich lange auf, denn es dauerte den ganzen Tag ehe eine neue Vorſtenge aufgerichtet werden konnte. Das Wetter war jezt bey anhaltendem friſchen Weſtwinde, ſo heiter, daß wir beynahe täglich Obſervationen zu Beſtimmung der Länge und Breite, imgleichen über die Abweichung der Magnetnadel anſtellen konnten. Letztere nahm dergeſtalt ab, daß ſie in 44 Grad 18 Minuten ſüdlicher Breite, und 132 Grad, 2 Minuten öſtlicher Länge, nicht mehr als 5 Grad, 34 Minuten,. 18 Sekunden weſtlich, und am 22ſten in 43 Grad, 27 Minuten ſüdlicher Breite, und 141 Grad 50 Minuten öſtlicher Länge bereits 1 Grad 24 Minuten 15 Sekunden öſtlich betrug, ſo daß wir die Linie paſſirt waren, wo die Magnetnadel gar nicht abweicht. Am 24ſten früh um drey Uhr, entdeckten wir gegen Norden die Küſte von van Diemens Land. In dieſer Gegend der Küſte liegen verſchiedene Inſeln und hohe Felſen, von denen der *Mewſtone* (Mewenſtein) der ſüdlichſte, ein hoher runder Felſen iſt, der fünf bis ſechs Seemeilen ſüdoſtwärts vom Südweſtcap liegt. Zwiſchen dem ſüdlichen und ſüdweſtlichen Vorgebirge iſt das Land hüglicht, und von der

Küſte laufen viele Spitzen in die See, doch konnten wir, wegen allzugroßer Entfernung, nicht beſtimmen, ob die dazwiſchen liegenden Bayen gegen die Seewinde geſchützt wären. Weſtwärts von einem hohen ſpitzigen Berge liegt eine Bay die unter allen die tiefſte und größte zu ſeyn ſcheint. Die Abweichung der Magnetnadel war hier 5 Grad 15 Minuten öſtlich. Um ſechs Uhr Nachmittags warfen wir das Senkbley aus, und fanden, auf einem Grunde von Muſcheln und Korallen, ſechzig Faden Tiefe. Das Südcap lag zwey bis drey Meilen von uns gegen Norden 75 Weſten. Tasmanns Spitze, Nordoſt, und der Fels Swilly, Süd gen Weſten ½ Weſten. Eine Seemeile gegen Oſten von Swilly lieg noch ein zweyter hoher Felſen, deſſen Capitain Fourneaux nicht erwähnt. Ich nannte ihn, wegen der großen Aehnlichkeit mit dem Leuchtthurme ohnweit Plymouth, Eddyſtone. Die Natur ſcheint dieſe beyden Felſen zu eben dem Behuf hieher gepflanzt zu haben, um deſſen willen zu Eddyſtone, von Menſchen ein Leuchtthurm erbauet worden, nämlich: um die Seefahrenden gegen die Gefahren dieſer Gegend zu warnen. Denn, von einer Reihe verborgener Klippen, gegen welche die See in heftiger Brandung anſchlägt, ſind vorgedachte beyde Felſen die einzigen ſichtbaren Gipfel, und ihre Oberfläche iſt von dem Koth der in Menge vorhandenen Seevögel ganz weiß, ſo daß ſie ſelbſt bey Nachtzeit in einiger Entfernung ſichtbar ſind. An der nordöſtlichen Seite der Sturm-Bay, die zwiſchen dem ſüdlichen Cap und Tasmanns Spitze liegt, ſind verſchiedene Oefnungen und Buchten, die gegen alle Seewinde geſichert zu ſeyn ſchienen. Ich glaube auch daß man, bey genauerer

Unterſuchung der Küſte, hier manchen guten Hafen finden würde.

Bald nachdem wir das Land erblickt hatten, legte ſich der Weſtwind, und wir hatten bis zum 26ſten veränderliche Lüftchen aus verſchiedenen Gegenden, imgleichen Windſtillen. Hierauf folgte ein Südoſtwind, der meine Abſicht, in der Adventure-Bay vor Anker zu kommen, begünſtigte. Dort wollte ich neuen Vorrath von Holz und Gras für unſer Vieh einnehmen, indem ich vorausſahe wir würden an beyden Mangel leiden, wenn ich die Verproviantirung bis zu unſerer Ankunft in Neuſeeland aufſchöbe. Wir ſegelten alſo gerade in die Bay und kamen um vier Uhr Nachmittags in zwölf Faden Waſſer auf ſandigem Grunde vor Anker.

Ich ließ ſogleich die Boote ausſetzen, und ging ſelbſt in dem einen an Land, um den bequemſten Ort für unſer Geſchäft auszuforſchen. Capitain **Clerke** landete in eben der Abſicht mit einem andern Boot. Wir fanden Holz und Waſſer in großer Menge, und auch nicht weit entfernt. Das Gras aber, welches wir am nothwendigſten brauchten, war nur ſparſam zu finden, und dabey von ſchlechter Art; doch zwang uns die Noth es zu nehmen wie es war.

Am folgenden Morgen ſandte ich in aller Frühe den Lieutenant **King** nach der öſtlichen Seite der Bay, mit zwey Partheyen an Land, von denen die eine Holz hauen, die andre Gras ſchneiden ſollte. Ich gab ihnen die Seeſoldaten zur Bedeckung mit, denn obgleich wir noch keine Einwohner des Landes geſehen hatten, waren ſie dennoch unſtreitig in der Nähe, da wir, indem wir uns der Küſte genähert hatten, und auch jezt noch, in den benachbarten Wäldern, Wolken von Rauch aufſteigen ſahen. Eine dritte Parthey von meinen Leuten ſchickte ich in dem groſen Boote aus, um Waſſer zu hohlen, und ging nachher ſelbſt ans Land, um die verſchiedenen Arbeiter auf ihren Poſten zu beſuchen. Gegen Abend wurde am Eingange der Bay das groſe Netz ausgeworfen, und wir fingen mit einem einzigen Zuge eine beträchtliche Menge Fiſche. Der Fang würde noch weit anſehnlicher geweſen ſeyn, hätte nicht das Netz bey dem Aufziehen einen Riß bekommen. Die Fiſche waren mehrentheils von der Gattung, welche die Matroſen den Elephantenfiſch (*Elephant fish*) nennen. Gegen Abend kehrte ein jeder an Bord zurück, damit wir, ſobald der Wind günſtig würde, abſegeln könnten. Am folgenden Morgen war dieß aber noch nicht möglich; die Leute wurden daher nochmals an Land geſchickt, ihre Arbeiten fortzuſetzen. Ich ließ auch den Zimmermann und ſeine Leute Holz zum Ausbeſſern des Schiffes fällen, und ſchickte Hrn. **Roberts** aus, um einen Plan von der Bay aufzunehmen. Am Nachmittag wurden wir an dem Orte wo unſre Leute Holz fällten, durch einen Beſuch der Eingebohrnen, angenehm überraſcht; es waren acht Männer und ein Knabe. Sie kamen aus dem Walde zutraulich auf uns zu, ohne die geringſte Furcht blicken zu laſſen, und waren ſogar unbewafnet, indem nur einer unter ihnen einen etwa zwey Fuß langen zugeſpitzten Stock in der Hand führte.

Sie gingen ganz unbekleidet, und hatten gar keine Zierrathen, wenn man nicht etwa die punktirten krummen und geraden Linien an verſchiedenen Theilen ihres Körpers dafür gelten laſſen will. Sie waren von mittlerer Größe, und ziemlich ſchlank. Die Farbe ihrer Haut war ſchwarz, und das Haar ſo kraus und wollicht, wie bey irgend einem Einwohner von Guinea. Doch bemerkten wir an ihnen weder platte Naſen noch dicke Lippen. Ihre Züge waren vielmehr angenehm, und ihre Augen und Zähne ziemlich gut; nur die letztern ſehr ſchmutzig. Die Haupt- und die Bart-Haare nebſt dem Geſichte hatten die meiſten mit einer rothen Salbe beſchmiert.

Alle Geſchenke, die wir ihnen anboten, nahmen ſie an, ohne eine beſondere Freude darüber zu bezeigen. Brod achteten ſie gar nicht; ſo bald wir zu verſtehen gaben, es ſey etwas eßbares, gaben ſie es zurück, ohne davon zu koſten, und andre warfen es gar weg. Eben ſo weigerten ſie ſich auch von den Elephantenfiſchen, die wir gefangen hatten, etwas anzunehmen, wir mochten ſie ihnen roh oder zubereitet anbieten. Vögel hingegen nahmen ſie gern, und ließen merken, dieß ſey für ſie eine angenehme Speiſe. Ich hatte zwey Ferkel mit ans Land gebracht, um ſie in den Wäldern zurückzulaſſen; ſobald ſie dieſe erblickten, fielen ſie wie die Hunde darüber her, packten ſie bey den Ohren, und hatte große Luſt ſie gleich mit ſich fortzuſchleppen, um, wie es uns wenigſtens einleuchtete, ſie augenblicklich zu tödten. Ich wollte gern wiſſen, wozu der Stock gebraucht würde, den der eine in der Hand hatte, und machte ihm dieſes begreiflich. Meine Neugierde wurde auch ſogleich befriedigt, indem der eine ein Stück Holz als ein Ziel aufſteckte, und dann in einer Entfernung von ſechzig Fuß mit dem Stecken darnach warf. Er bewies aber keine große Geſchicklichkeit, denn bey wiederholten Verſuchen blieb er immer weit vom Ziel. Omai wollte ihnen die Vorzüglichkeit unſrer Waffen zeigen, und ſchoß mit ſeinem Gewehr nach dem Holz. Hierüber geriethen ſie, alles Zuredens ungeachtet, in ſo großes Schrecken, daß ſie alle nach dem Walde entliefen. Einer von ihnen war ſo erſchrocken, daß er auf der Flucht ein Beil und zwey Meſſer, die wir ihm gegeben hatten, fallen ließ. Von uns liefen ſie gerade nach dem Orte hin, wo einige Leute von der Discovery Waſſer in ihr Boot einnahmen. Unglücklicherweiſe wußte der Officier, der die Parthey commandirte, nichts von dem freundſchaftlichen Beſuch, den ſie bey uns abgeſtattet hatten, und ließ, weil ihm ihre Abſicht unbekannt war, ein Flinte in die Luft ſchieſſen. Dieß ſcheuchte ſie auch dort wieder zurück.

So endigte ſich unſre erſte Zuſammenkunft mit den Eingebohrnen. Bald nachher, als ſie zum zweytenmal weggelaufen waren, ließ ich die beyden Schweine, einen Eber und eine Sau, etwa eine Meile weit in den Wald, an einem Bach von ſüßem Waſſer ins Freye ſetzen. Vermuthlich ſind wir dabey von den Einwohnern nicht belauſcht worden, da wir ihnen kurz zuvor ein ſolches Schrecken eingejagt hatten. Anfangs hatte ich mir vorgenommen, Van Diemens Land auch mit einem Stier, einer Kuh und einigen Schafen und Ziegen zu beſchenken; doch änderte ich dieſen Vorſatz bald, denn wahrſcheinlich hätten die Eingebohrnen meine Abſicht, ihrem Lande dauernden Vortheil zu verſchaffen, nie eingeſehen und befördert, ſondern die Thiere gleich geſchlachtet. Sollten ſie je die Schweine finden, ſo würde es denſelben gewiß nicht beſſer gehen; doch iſt es ziemlich wahrſcheinlich, daß ſie ſich erhalten werden, weil ſie ſich gern im dickſten Gebüſch aufhalten, dort nicht ſo leicht bemerkt werden, und überhaupt bald verwildern. Die andern Thier-Arten hingegen hätte man in einer freyen Gegend laſſen müſſen, wo ſie unmöglich lange hätten unbemerkt bleiben können.

Am 29ſten hatten wir den ganzen Tag über eine gänzliche Windſtille, die unſre Abfahrt verhinderte. Ich ſchickte daher einige Leute nach der Oſtſeite der Bay, um Gras zu ſchneiden, weil ich erfahren hatte, dort ſey beſſeres als das in der Nähe des Schiffes. Andre beorderte ich zum Holzhauen an den gewöhnlichen Ort, und begleitete ſie ſelbſt. Wir hatten dieſen Morgen ſchon etliche Eingebohrne am Ufer wahrgenommen, und ſchloſſen daraus, ſie wären, ungeachtet ihres Schrecks und ihres ſchleunigen Entlaufens, dennoch überzeugt, wir hätten keine feindſelige Abſicht, und möchten vielleicht den Umgang mit uns gern erneuern. Natürlicherweiſe wünſchte ich daher bey der Zuſammenkunft zugegen zu ſeyn. Bald nachher als wir gelandet hatten, kamen auch etwa zwanzig Männer und Knaben, ohne im geringſten Mistrauen oder Furcht zu verrathen, gerade auf uns zu. Einer von ihnen war ganz außerordentlich ungeſtaltet, zeichnete ſich aber eben ſo ſehr durch ſeine wunderliche Geberden und die anſcheinende Laune in ſeinen Reden aus, als durch den Höcker auf ſeinem

Rücken. Er ſchien ſich viel Mühe zu geben, uns zu unterhalten; unglücklicherweiſe verſtanden wir aber kein Wort von allem was er ſagte, denn die Sprache war uns völlig fremd, und von jener ſehr verſchieden, welche die Bewohner der nördlichen Gegend dieſes Landes reden, die wir auf meiner erſten Reiſe geſehen hatten. Ueberhaupt waren ſie von jenen Leuten in mehreren Punkten *) verſchieden. Doch ſchienen ſie auch

---

*) Der wichtigſte Unterſchied betrift nur die Beſchaffenheit ihres Haares. Die Eingebohrnen, welche Capit. Cook, im J. 1769 in der Gegend von Endeavour-River antraf, hatten zufolge ſeiner Beſchreibung, von Natur langes ſchwarzes Haar, ob ſie es gleich durchgängig kurz abgeſchnitten trugen. „Gewöhnlich, ſagt er (in ſeiner erſten Reiſe) iſt es ganz ſchlicht, zuweilen aber doch ganz leicht gelockt. Allein keines fanden wir, das nicht äuſſerſt unſauber und zuſammen gefilzt geweſen wäre. Von gleicher Farbe und Beſchaffenheit war ihr ſtarker dicker Bart." Man ſehe Hawkesworths Sammlung im 3ten Theil, das 8te Hauptſt. Wir können hier auf das Zeugniß des Capitain King verſichern, daß Capitain Cook ungern zugeben wollte, die Einwohner um Adventure-Bay herum hätten Wollhaar. Er behauptete vielmehr, ſeine Leute, die zuerſt die Bemerkung gemacht, hätten ſich geirrt, und den mit Schmier und rothem Ocher durchwirkten Filz für wollartig gehalten. Capitain King bewog ihn aber, das Haar der Knaben, welches gemeiniglich rein war, ſorgfältig zu unterſuchen, worauf er denn ſelbſt eingeſtehen mußte, es ſey von Natur Wollartig. Auch die Weiber hatten gemeiniglich, gleich den Knaben, reines, durch Schmier nicht entſtelltes Haar. Vielleicht läßt ſich vermuthen, der berühmte Mann könne ſich in

eben ſo wenig jenen elenden Geſchöpfen zu gleichen, welche Dampier auf der weſtlichen Küſte antraf. *)

Abſicht auf das Haar der Bewohner von Endeavour-River geirrt haben, da er ſelbſt ausdrücklich ſagt, er habe keines geſehen, welches nicht ineinandergefilzt und eingeſchmiert geweſen ſey. Anm. der Urſchrift.

Dieſe Anmerkung iſt ſehr wichtig für die Anthropologie. Sie giebt uns einen genetiſchen Aufſchluß über den im Text vorkommenden Ausdruck, daß das Haar der hieſigen Neuholländer ſo wolligt wie das Haar irgend eines Negers von Guinea geweſen, und beweiſet, Capit. Cook habe ſich deſſelben nicht obenhin und auf geradewohl bedient, ſondern erſt Ueberzeugung verlangt, daß die Sache ſich wirklich ſo verhalte. Die unbeſtechliche Wahrheitsliebe des großen Mannes, der ſeine Meynung ſogleich fahren ließ, ſobald er mit Gewißheit eingeſehen, ſie ſey ein Vorurtheil, welches ſich auf ehemalige (vielleicht nicht ſo genaue) Beobachtung gründete, erſcheint hier nebenher in vollem Lichte. Doch dies iſt nicht alles. Die ſchwarze Farbe und das Wollhaar ſind, zufolge dieſer genauen Beſichtigung, ohne allen Zweifel eigenthümliche Kennzeichen des Menſchenſtammes, der Neuholland bewohnt, und zwar ſolche Kennzeichen, die ſich auch noch 43 Grade der Breite jenſeits des Aequators unverändert erhalten. Bisher kannte man dieſe Eigenſchaften nur an dem afrikaniſchen Neger; hier ſieht man ſie an einem Volke, das in ſeinem Knochenbau, und den übrigen Unterſcheidungszeichen nicht die mindeſte Verwandſchaft mit dem Afrikaner verräth. Dies glauben wir erinnern zu müſſen, damit nicht irgend ein Weiſer im Lehnſtuhl, der erſt ſeine Hypotheſe kunſtmäßig entwirft, und dann entweder die Natur hineinzwängt, oder den Beobachter der

Einige von denen, die uns jezt beſuchten, hatten ein ſchmales aus dem Felle irgend eines Thieres geſchnittenes Band, drey bis vier mal leicht um den Hals geſchlungen; andre trugen einen ſchmalen Streif von einem Kangurufelle **) um die Knöchel an den Füßen. Ich ſchenkte jedem von ihnen eine Schnur Korallen und

---

Blindheit beſchuldigt, eine Kolonie von Negern nach Neuholland wandern laſſe. G. F.

*) Und doch ſind Dampiers Neuholländer auf der weſtlichen Küſte denen, die Capitain Cook auf Van Diemens Land ſah, in vielen Punkten ähnlich. Erſtlich werden ſie, wie dieſe, leicht mit Fremden bekannt. Zweytens ſind ſie einander in der Geſtalt ähnlich; beyde ſind gerade und ſchlank, haben eine ſchwarze Haut, ſchwarzes krauſes Haar, wie die Neger von Guinea, und große Mäuler. Drittens iſt ihr Zuſtand gleich elend; es fehlt ihnen an Wohnungen und Kleidern, an Böten und an Inſtrumenten um große Fiſche zu fangen; ſie nähren ſich von allerley geröſteten Muſcheln und Schaalthieren; ſie haben keine Erdfrüchte, und keine andere Waffen als gerade Stangen, die am Ende zugeſpitzt und durch Feuer gehärtet ſind. Der vornehmſte Unterſchied zwiſchen dieſen und Dampiers Neuholländern beſteht darin, daß jene ihre Augen nur halb öfneten, um ſie gegen die Fliegen zu verwahren, die ihnen ſehr zur Laſt fielen, imgleichen daß ihnen durchgängig die beyden obern Vorderzähne fehlten, und ſie keine Bärte trugen. Siehe Dampiers Reiſen, 1 Th. Man hat gar keinen Grund zu vermuthen, Dampier habe ſich in dieſen Angaben geirrt. Anm. der Urſchrift.

**) Kanguru, eine Art Beutelthier, welches Neuholland eigen iſt. G. F.

eine Medaille, welches ihnen angenehm zu ſeyn ſchien. Auf Eiſen und eiſerne Geräthſchaften ſetzten ſie ganz und gar keinen Werth; ſie kannten nicht einmal den Gebrauch eines Angelhakens, wie man deutlich aus der Art ſehen konnte, womit ſie einige betrachteten, die wir ihnen zeigten. Demungeachtet läßt ſich nicht vermuthen, daß ein Volk, welches die Küſte bewohnt und ſich nicht von Erdfrüchten zu nähren ſcheint, gar nichts vom Fiſchfang wiſſen ſollte, wenn gleich wir ſie nie damit beſchäftiget, ja nicht einmal Canots oder Boote bey ihnen ſahen, mit denen ſie hätten in See gehen können. Daß ſie die Fiſche, die wir ihnen anboten, ausſchlugen, beweiſet nichts zur Sache, denn ohnweit dem Ufer und dicht bey einigen verlaßnen Wohnungen, am Ende der Bay, fanden wir ganze Haufen von Miesmuſchelſchalen, woraus ſich mit Recht ſchlieſſen läßt, daß ſie wenigſtens zum Theil von Schaalenthieren leben. Die erwähnten Wohnungen waren kleine, elende aus Zweigen zuſammen geſetzte, und mit Baumrinde bedeckte Hütten. Wir ſahen auch deutliche Spuren, daß ſie ſich zuweilen in hohlen Bäumen aufhalten, die wahrſcheinlich zu dem Ende mit Feuer ausgehöhlt waren. Bey allen dieſen Wohnplätzen, und auch überall wo nur ein Haufen Muſchelſchalen lag, ſahe man noch Ueberbleibſel von Feuer. Dies beweiſt wenigſtens, daß ſie ihre Speiſen nicht roh verzehren. Ich blieb ungefähr eine Stunde bey den Holzhauern, um zu ſehen, ob ſich die Eingebohrnen friedfertig betragen würden, und beſuchte dann die Grasſchnitter an der öſtlichen Seite der Bay, wo ſie eine ſehr ſchöne Stelle gefunden hatten. Hier blieb ich bis die Boote beladen waren, und kehrte dann zum Mittagseſſen an Bord zurück, wohin mir Lieutenant King bald folgte. Er erzählte mir, gleich nachher als ich ihn verlaſſen hätte, wären verſchiedne Weiber und Kinder zum Vorſchein gekommen, und von den Männern ihm vorgeſtellt worden. Lieutenant King beſchenkte ſie alle mit einigen Kleinigkeiten, die er eben bey ſich hatte. Dieſe Weiber trugen ein ganzes Fell von einem Kanguruthiere um die Schultern und den Leib gebunden; jedoch, dem Anſchein nach, nicht als Kleidung, ſondern blos um ihnen das Tragen ihrer Kinder zu erleichtern, denn es bedeckte nichts von den Theilen, welche die mehreſten Völker dem Auge zu entziehen ſuchen. Sie waren eben ſo ſchwarz als die Männer; auch ſahe man, wie bey dieſen, auf ihrem Leibe erhöhte Narben. Die Haare waren von eben der Farbe und Beſchaffenheit, wie das Haar der Männer. Bey einigen war es indeß ganz bey andern nur zur Hälfte abgeſchoren, bey den meiſten aber war der obere Theil des Kopfes kahl, bis auf einen zirkelförmigen Streif Haare, der, wie bey gewiſſen Mönchsorden, rund um den Scheitel ſtehen geblieben war. Einige von den Kindern hatten eine ſehr angenehme Geſichtsbildung, von den Weibern aber, vornehmlich den ältern, konnte man kein ſo vortheilhaftes Urtheil fällen. Demungeachtet fanden ſich einige Herren von der Discovery, die ihre Tugend durch das Anbieten großer Geſchenke auf die Probe ſetzten; ſie wurden aber insgeſammt mit großer Verachtung abgewieſen. Ob dieſes ein Beweis von der Sittlichkeit der hieſigen Weiber oder bloß Furcht vor den Männern war, will ich nicht beſtimmen; ſo viel iſt indeſſen gewiß, daß den Männern dieſe Zudringlichkeit nicht gefiel, denn ein ältlicher Mann befahl, ſobald er etwas davon bemerkte, allen Weibern und Kindern ſich zu entfernen, welches ſie auch, obgleich, wie es ſchien, mit einigem Mißvergnügen, thaten.

Dieſes Betragen der Europäer gegen die Weiber der Wilden iſt unſtreitig unverantwortlich. Es flößt den Männern Argwohn und Mißtrauen ein, welche für die Reiſenden überhaupt die traurigſten Folgen haben können, ohne dem einzelnen zur Erreichung ſeines Endzwecks zu verhelfen. Man wird unter den wilden Nationen durchgängig die Bemerkung beſtätigt finden, daß da, wo die Weiber mit ihren Gunſtbezeigungen freygebig ſind, gewöhnlich die Männer ſelbſt ſie den Fremden anbieten; wo aber dieß nicht der Fall iſt, da ſind weder Geſchenke noch die Hofnung der Verheimlichung hinreichend, ſie zu verführen. Dieſe Bemerkung habe ich in allen von mir beſuchten Gegenden der Südſee beſtätigt gefunden. Es iſt daher ſehr thöricht, wenn jemand ſich ſelbſt und ſeine Begleiter in Gefahr ſetzt, um einem Genuſſe nachzuſtreben, der ihm aller Wahrſcheinlichkeit nach, nie zu Theil wird.

Nachmittags ging ich wieder zu den Grasſchnittern an Land, um ihre Arbeit zu beſchleunigen. Ich fand ſie auf dem Pinguin-Eyland, wo ſie eine Menge vortrefliches Gras gemähet hatten. Wir arbeiteten unabläſſig bis Sonnenuntergang, und kehrten dann mit unſerm eingeſammelten Vorrath, der uns bis zu unſrer Ankunft in Neuſeeland vollkommen hinreichend ſchien, ſehr zufrieden an Bord zurück.

Während unſers ganzen Aufenthalts in Neuholland, hatten wir leichte Lüftchen, aus Oſten her. Wir konnten alſo unſer Hierbleiben für keinen Zeitverluſt rechnen; denn bey dieſem Winde wären wir keine zwanzig Seemeilen weiter gekommen. So kurz auch unſer Aufenthalt war, ſo haben wir doch wenigſtens Etwas zur beſſern Kenntniß dieſes Landes beygetragen. Dieſe Gegend deſſelben iſt vor unſrer Ankunft zweymal beſucht worden. **Tasman** entdeckte es im Nov. 1642, und nannte es **Van Diemens Land**; nach ihm iſt es von keinem Europäiſchen Seefahrer beſucht worden, bis Capitain **Fourneaux** im März 1773 daſelbſt anlegte. Es iſt beynahe überflüßig noch hinzuzufügen, daß **Van Diemens Land** die ſüdliche Spitze von **Neuholland** iſt, einem Lande, das, wenn man es nicht ein feſtes Land nennen will, doch gewiß die größte Inſel auf unſrer Erdkugel iſt. Das Land iſt mehrentheils hoch, und beſteht abwechſelnd aus Hügeln und Thälern, die überall eine grünliche Farbe haben. Es hat ſchöne Holzungen und iſt dem Anſchein nach reichlich mit Waſſer verſehen; denn in der **Adventure**-Bay fanden wir an drey bis vier Orten gutes Waſſer. Für die ankommenden Schiffe liegt ein kleiner Fluß am bequemſten, der ſich, nebſt verſchiedenen andern, in einen Teich oberhalb der Bay ergießt. Dieſer Teich liegt jenſeits dem Strande, im Hintergrunde der Bay, und hat einen Abfluß nach der See; man muß daher oberhalb dem Teich aus dem Felſen Waſſer ſchöpfen, welches ohne große Mühe geſchehen kann. Brennholz iſt überall in Ueberfluß vorhanden. Die Bay iſt nur dem Nordoſtwinde ausgeſetzt; da aber die Marien Inſeln in dieſer Richtung liegen, kann er keine hohle See zuwege bringen, und die Rhede iſt folglich im Ganzen ſehr ſicher. Der Grund iſt rein und feſt, und das Waſſer mehrentheils vier bis zwölf Faden tief. Capitain Fourneaux's Entwurf von Van Diemens Land, welcher der Beſchreibung meiner letzten Reiſe beygefügt iſt, ſcheint in allen Stücken ziemlich richtig zu ſeyn; nur die Lage der Marien-Inſeln iſt nicht ganz genau angegeben. Meine Meynung über ihre Lage gründet ſich indeß keinesweges auf eine getreuere, ſondern bloß auf eine zweyte Unterſuchung dieſer Gegend. Die Länge beſtimmten wir nach vielen Mondsbeobachtungen, die wir theils, ehe wir die Küſte ſahen, theils während unſres dortigen Aufenthalts angeſtellt hatten, und die wir nach unſrer Abfahrt, vermittelſt der Längen-Uhr, auf die Adventure-Bay und die vornehmſten Landſpitzen reducirten.

In folgender Tabelle kann man die Länge und Breite auf einen Blick überſehen:

	Nördliche Breite.			Oeſtliche Länge.		
	Grad	Min.	Sek.	Grad	Min.	Sek.
Adventure Bay	43	21	20	147	29	0
Tasmañs Spitze	43	33	0	147	28	0
Südliches Cap	43	42	0	146	56	0
Südweſtl. Cap	43	37	0	146	7	0
Swylly Eyland	43	55	0	147	6	0

Adventure Bay	Abweichung der Magnetnadel 5° 15′ öſtlich
	Inklination der ſüdlichen Spitze der Nadel 70° 15′ ½.

Am 29ſten, zwey Tage vor dem letzten Mondesviertel, trat die Fluthzeit um neun Uhr Morgens ein. Das Waſſer ſtieg zu dieſer Zeit um 18 Zoll, und man ſahe nirgends Spuren, daß es je höher als drittehalb

Schuh

Schuh geſtiegen ſey. Während meines kurzen Aufenthalts in Van Diemens Land, habe ich weiter keine für die Schiffahrt nützliche Bemerkungen machen können.

Herr Anderſon brachte die wenigen Tage unſres Aufenthalts in der Adventure-Bay, wie gewöhnlich, mit Unterſuchung des Landes zu. Seine Bemerkungen über die Produkte deſſelben erſetzen reichlich mein Stillſchweigen darüber, und ſeine Nachricht von den Einwohnern kann das Mangelhafte meiner Erzählung ergänzen. Zugleich liefert er auch einige Proben ihrer Sprache, die ihrer Kürze ungeachtet dennoch denen willkommen ſeyn werden, die, zur Erforſchung des Urſprungs der verſchiednen Nationen auf der Erde, Materialien ſammeln. Vorläufig muß ich noch bemerken, daß die hochſtämmigen Bäume, die Herr Anderſon in der Folge beſchreibt, von jenen verſchieden ſind, die wir bey meiner erſten Reiſe auf dem weiter nach Norden gelegenen Theil der Küſte, bemerkten. Das Holz derſelben iſt ſehr lang und dicht, und außerordentlich zähe; man kann es zu Sparren, Rudern, und vielen andern Dingen mit Vortheil gebrauchen, auch könnte man vortrefliche Maſtbäume daraus verfertigen, wenn es nur leichter wäre.

„Im Innerſten der Adventure-Bay findet man einen ſchönen ſandigen Strand. Er ſcheint ganz und gar aus kleinen Theilchen zu beſtehen, welche die See von einem ſchönen und ſehr weißen Sandſtein losſpült, der an vielen Stellen die Bay umgiebt. Aus eben dieſem Sandſtein beſteht vermuthlich auch ein benachbartes Cap, welches wir *fluted Cape* nannten. Der erwähnte Strand iſt ungefähr zwey engliſche Meilen lang, und zur Fiſcherey ſehr bequem. Hinter demſelben befindet ſich eine Ebne mit einem Salzſee, deſſen Länge mit dem Strande parallel iſt. In dieſem fingen wir mit der Leine viele weißliche Brachſen und einige kleine Forellen. Alle andere Gegenden um die Bay herum ſind gebirgicht, und dieſe ſo wohl als die Ebne ſind mit einem Walde von hochſtämmigen Bäumen bedeckt, der durch vieles Strauchwerk, Farrnkraut und umgefallene Bäume ganz undurchdringlich gemacht wird; doch ſtehen auf dem Rücken einiger Hügel die Bäume mehr zerſtreut, und man wird blos durch eine Art von grobem Graſe aufgehalten. Nordwärts von der Bay, iſt das Land, ſo weit man ſehen kann, niedrig, und nur ſtellenweiſe mit Holz bedeckt; wir hatten aber keine Gelegenheit zu unterſuchen, in wie fern es von den gebirgigten Gegenden verſchieden ſey. Der Boden auf dem flachen Lande iſt entweder ſandicht oder beſteht aus einer gelblichten Erde, und an einigen Orten aus röthlichem Thon. Aus eben dieſer Erdart beſtehen auch die niedrigern Gebirgsgegenden; weiter hinauf aber, vornehmlich wo das Gehölz dünner wird, findet man eine grüne zähe Erde, die ſehr mager zu ſeyn ſcheint. Von den Anhöhen rieſelt Waſſer herunter, und bildet in den Vertiefungen zwiſchen den Bergen kleine Bäche, die zwar zu unſerm Gebrauch hinlängliches Waſſer lieferten, aber doch nicht ſo anſehnlich waren, als man in einem ſo gebirgichten und mit Holz ſo reichlich verſehenen Lande hätte erwarten ſollen. Ueberhaupt ſcheint das Land von Natur ſehr trocken zu ſeyn, und man könnte es (die Waldungen abgerechnet) eher mit der Gegend um das 10 Grad nördlicher gelegene Vergebirge der guten Hofnung herum vergleichen, als mit Neuſeeland, welches oſtwärts in gleicher Breite als van Diemens Land liegt, wo man aber in jedem Thal auf einen anſehnlichen Waldbach ſtößt. Die Hitze ſcheint hier ebenfalls ſehr groß zu ſeyn, denn das Thermometer ſtand auf 64 und 70 Grad, und einmal ſogar auf 74. Auch waren alle Vögel die wir ſchoſſen, eine Stunde nachher ganz mit Maden bedeckt, welches blos eine Folge der großen Hitze zu ſeyn ſcheint, indem ich keine beſondere Beſchaffenheit der Luft bemerkte, welche eine ſo ſchnelle Fäulniß hätte bewirken können. Von Mineralien oder Steinarten fanden wir nichts, als den vorhin erwähnten weißen Sandſtein. Auch bemerkten wir nicht ein einziges Gewächs, welches zur Nahrung tauglich geweſen wäre. Die Bäume des Waldes waren alle von einerley Art. Die Stämme ſind hoch und gerade gewachſen, und nur ganz oben am Gipfel mit Aeſten verſehen. Die Rinde iſt ganz weiß, welches ihnen in der Ferne das Anſehen giebt, als ob ſie geſchält wären. Dieſe Rinde iſt ſehr dick, und innerhalb derſelben findet man Stücken eines röthlichen durchſichtigen Harzes von zuſammenziehendem Geſchmack. Die Blätter des Baumes ſind lang, ſchmal und zugeſpitzt; die kleinen weißen Blüthen wachſen büſchelweiſe. Wir fanden häufig Kelche der Blumen unter den Bäumen, und dabey noch andre Blumen, die den erſtern ähnlich, aber weit größer waren; woraus man ſchließen kann, daß es zwey Gattungen dieſes Baumes giebt. Die Rinde der kleinern Zweige, imgleichen die Blätter und die Früchte hatten einen angenehmen beißenden Geſchmack, und einen gewürzhaften Geruch, faſt wie die Pfeffermünze. Ueberhaupt ſcheint der Baum zu dem

Geſchlecht der Myrthen zu gehören *). Außer dieſen findet man am häufigſten einen andern kleinen nur zehn Fuß hohen Baum, der eine Menge Aeſte und ſchmale Blätter hat. Seine großen, gelben walzenförmigen Blüthen beſtehen aus einer unzähligen Menge von Fäden, und die Frucht iſt den Tannenzapfen ähnlich. Beyde Arten ſind in Europa ganz unbekannt.

Das niedre Gebüſch beſteht mehrentheils aus einer Art Myrthenſtrauch, der das *Leptoſpermum ſcoparium* des Herrn D. Forſters (*Char. Gen. Plant.*) zu ſeyn ſcheint, und einem andern kleinen Gewächs, welches ich für eine neue Species von Linnes *Melaleuca* halte **). Unter den andern Pflanzen, die übrigens nicht zahlreich ſind, findet man eine Art Schwerteln (*gladiolus*) Binſen, Wieſenglocken, (*Crithmum*) Sauerklee, Milchkraut (*Polygola*) Immerſchön (*Graſchalium*) und Hiobsthränen (*Coix Lacryma*), nebſt einigen andern, die dieſer

---

*) Höchſt wahrſcheinlich iſt es eine Abart der Melaleuca Leucadendra Linn. oder eine damit ganz nahe verwandte Gattung deſſelben Geſchlechts. Eben dieſer Baum wächſt häufig in Neukaledonien. Aus ſeinen Blättern deſtillirt man in den Oſtindiſchen Inſeln das bekannte Cajeputöl.
G. F.

**) Das Leptoſpermum ſcoparium iſt die neuſeeländiſche Theeſtaude, die Herr Anderſon vermuthlich nicht gemeynt haben wird, eher noch das Leptoſp. virgatum, welches wir in Neukaledonien einem ähnlichen Lande antrafen. Beyde Pflanzen gehören in das Linneiſche Geſchlecht der Melaleuca. Man ſehe meinen Prodr. Florae Inſ. Ocean. Auſtr. G. F.

Gegend eigen ſind. Es giebt auch verſchiedene Arten von Farrnkräutern und von Mooſen; doch ſind es mehrentheils bekannte Gattungen, oder ſolche, die man auch in andern Ländern, vorzüglich auf Neuſeeland, antrifft.

Das einzige **vierfüßige Thier** welches wir hier fingen, war eine Art Beutelthier, und ungefähr zweymal ſo groß als eine Ratze. Wahrſcheinlich war dieſes das Männchen von jenem, welches man am **Endeavourfluſſe** fand. Die Farbe deſſelben iſt fahlbraun mit Roſtfarbe vermiſcht, der Bauch aber weißlicht; ungefähr ein Drittel des Schwanzes nach der Spitze zu iſt weiß, und unterhalb ohne Haare. Vermuthlich hält ſich das Thier damit an den Zweigen der Bäume feſt, wenn es, um Beeren zu ſuchen, hinauf klettert. Herrn **Webers** Zeichnung wird dem Leſer einen deutlichern Begriff davon geben, als alle Beſchreibungen.

Das **Kanguru**, ein andres Thier aus dieſem Geſchlechte, welches weiter nach Norden, in Neuholland, gefunden wird, hält ſich wahrſcheinlich auch in dieſen Gegenden auf; denn wir bemerkten verſchiedne Felle deſſelben bey den Eingebohrnen, und ſahen oft im dicken Gebüſch Thiere herumlaufen, die, der Größe nach zu urtheilen, gerade dieſe waren. Wie es ſcheint, ſind ſie hier ſogar ſehr häufig; denn wir fanden beynahe überall ihren Koth, und bemerkten in allen Wäldern ſchmale Wege, die ſie ſich wahrſcheinlich durch das dicke Geſträuch gebahnt hatten.

Von Vögeln gab es hier verſchiedene Arten, ſie waren aber in geringer Anzahl und alle außerordentlich ſcheu: ein ſichrer Beweis, daß die Eingebohrnen ihnen fleißig nachſtellen. In den Wäldern fanden wir vornehmlich große braune Habichte; Krähen, die den Europäiſchen ſehr ähnlich waren; gelblichte Papaganen und große Tauben. Wir ſahen auch drey oder vier kleinere Arten Vögel, von denen eine zu dem Geſchlechte der Droſſeln gehörte. Eine andrer kleiner Vogel hatte einen ziemlich langen Schwanz, und ein Theil des Kopfes und Halſes war mit den herrlichſten himmelblauen Farben geſchmückt, weshalb wir ihn *Motacilla cyanea* nannten. Am Ufer hielten ſich verſchiedne Arten Meven auf, imgleichen einige ſchwarze Auſterſänger, und eine hübſche Gattung ſteingrauer Regenpfeiffer mit einem ſchwarzen Fleck auf dem Kopfe. In der Nähe des oben erwähnten Sees fanden wir wilde Enten, und auf einigen dürren Bäumen am Ufer etliche Seeraben.

In den Wäldern gab es hin und wieder ziemlich große ſchwärzliche Schlangen; auch tödteten wir eine uns unbekannte ſchön ſchwarz und gelb gefleckte Gattung von Eidechſen, die funfzehn Zoll lang war, und ſechs im Umfange hatte. Außerdem ſahen wir auch eine kleinere Art, die oben glänzend braun, und unten roſtfarbig war.

Einen größern Reichthum und größere Mannigfaltigkeit von Geſchöpfen both uns die See dar. Am häufigſten war der vorerwähnte Elephantenfiſch oder *Pejegallo*, deſſen Frezier in ſeiner Reiſe gedenkt, und der ſehr wohlſchmeckend iſt. Nächſtdem fingen wir große Rochen, kleine weiße Brachſen, die ein feſteres und ſchmackhafteres Fleiſch hatten, als die, welche ſich im Salzſee aufhielten; Zungen, Flündern, zwey Gattungen

Seehähne (*Gurnard*) von denen eine neu war, und einige kleine gefleckte Dickköpfe. Auch fingen wir den kleinen Fiſch mit dem ſilbernen Streif, den Haſſelquiſt, *Atherina hepſetus* nennt *). Nach dem Elephantenfiſch war eine uns allen unbekannte ſehr wohlſchmeckende Fiſchart am häufigſten. Ihre Geſtalt iſt zwiſchen rund und platt; der Vordertheil des Leibes iſt platt gedrückt, und das übrige rund; die Augen ſtehen dicht zuſammen; der Rücken iſt hellbraun mit röthlichen Flecken, der Bauch aber weislicht. Dieſer Fiſch war immer ganz mit Schlamm bedeckt, woraus wir ſchloſſen, daß er, nach Art der Plattfiſche, ſich auf dem Grunde des Waſſers aufhalten müſſe. Auf den Felſen findet man eine Menge von Miesmuſcheln und andern Schaalenthieren, auch viele Seeſterne und Schwämme. Eine Gattung dieſer letztern von außerordentlich feinem Gewebe, wird von der See an das Ufer geworfen. Noch eine Art iſt die *Spongia dichotoma.* Am Strande lagen viele Meduſenköpfe, und die ſtinkende *Laplyſia*, welche, wie einige Schriftſteller behaupten, die Eigenſchaft beſitzen ſoll, durch ihren ſcharfen Saft die Haare wegzubeitzen. An der hieſigen Gattung bemerkten wir aber dieſe Kraft nicht.

---

*) Vermuthlich irrt ſich der Verfaſſer in der Gattung. A. Hepſetus iſt, ſo viel ich weiß, kein Bewohner der ſüdlichen Meere, wohl aber Browns Menidia, welche Linne mit einem Fiſch aus Carolina, der ſich in den dortigen Flüſſen aufhält, verwechſelt hat. Außerdem fanden wir eine neue Art (Atherina lacunoſa F.) in Neukaledonien. G. F.

Inſekten giebt es hier der Anzahl nach nicht viele, aber ſie ſind ſehr mannigfaltig; nämlich mehrere Arten von Heuſchrecken, Schmetterlingen und ſchön gezeichneten Nachtvögeln. Imgleichen Jungfern, Bremſen, Kameelfliegen, und Spinnen. Wir bemerkten auch einige Skorpionen, doch ſchienen ſie ſelten zu ſeyn. Am beſchwerlichſten fielen uns die Musquitos, und eine gewiſſe Gattung groſſer ſchwarzer Ameiſen, deren Biß äußerſt ſchmerzhaft iſt. Glücklicherweiſe waren ſie beyde nicht ſehr häufig.

Die Einwohner des Landes waren gar nicht ſo wild und unfreundlich, als wir ſie zu finden glaubten, ſondern ſchienen vielmehr friedlich und umgänglich. Doch kann ihre Freymüthigkeit ſehr leicht eine Folge ihrer Armuth ſeyn, indem ſie nicht befürchten dürfen, durch ihren Umgang mit Fremden etwas zu verlieren. Von ihrer Lebhaftigkeit und Geſchicklichkeit läßt ſich wenig vortheilhaftes ſagen. Sie ſcheinen beynahe noch weniger Geiſt zu haben, als die halblebloſen Bewohner des Feuerlandes, die nicht erfinderiſch genug ſind, ſich gegen die Kälte ihres rauhen Himmelsſtrichs zu ſchützen, ob ſie gleich die Materialien dazu in Händen haben. Bey unſern Neuholländern ſahen wir eben ſo wenig Etwas, das nur den geringſten Grad von mechaniſcher Geſchicklichkeit vermuthen ließ. Auſſer dem zugeſpitzten Stock, den einer von den Einwohnern in der Hand führte, und einigen Stücken Kanguru Fellen, die ſich verſchiedene von ihnen mit Riemen um die Füſſe gebunden hatten, (von denen wir aber nicht erfahren konnten, ob ſie als Schuhe dienen, oder nur einen Schaden bedecken ſollten), bemerkten wir bey ihnen nichts, woran die Kunſt den geringſten Antheil gehabt hätte. Doch verrathen die vielen Linien, welche ſie nach verſchiednen Richtungen in die Haut punktirt haben, und die ziemlich über die Oberfläche erhöhet ſind, einige Erfindungskunſt. Dagegen war die Gleichgültigkeit und Achtloſigkeit, womit ſie alles was ihnen fremde war, angafften, und womit ſie ſelbſt unſre Geſchenke empfingen, ein Beweis, wie gering ihre Cultur, und wie ſtumpf ihr Verſtand iſt. Die Farbe ihrer Haut iſt ein mattes Schwarz, und nicht ganz ſo dunkel als bey den Afrikaniſchen Negern. Wie es ſcheint, gebrauchen ſie auch künſtliche Mittel, um die Schwärze ihrer Haut zu erhöhen; denn irgend etwas von hellerer Farbe, z. B. weißes Papier, kam immer beſchmutzt wieder aus ihren Händen *). Ihr Haar iſt vollkommen wollartig, und durch den häufigen Gebrauch des mit rothem Ocher vermiſchten Fettes oder Oels, in lauter kleine abgeſonderte Büſche geklebt. Dieſes Einſchmieren iſt aber nicht die Urſach von der wollartigen Beſchaffenheit ihres Haares, denn ich fand, daß ſie bey einem Knaben, mit dem man dieſe ſaubere Operation noch nie vorgenommen hatte, eben ſo beſchaffen waren. Sie haben zwar nicht platte, aber

---

*) Wenn der allerzarteſte und reinlichſte Europäer ein Stück Papier ſelbſt nur gegen das Geſicht einige Augenblicke lang reibt, bekömmt es einen Schmutzfleck; ſollten alſo nicht unreinliche Wilde die Merkmale ihrer Unſauberkeit auf weißem Papier hinterlaſſen können, ohne daß man berechtigt wäre bloß aus dieſem einzigen Umſtande zu ſchließen, daß ſie ſich abſichtlich ſchwarz ſchminken? G. F.

doch breite dicke Naſen, und der untere Theil des Geſichts iſt ziemlich vorſtehend, wie bey den mehreſten wilden Völkern, die ich geſehen habe. Ihre Augen ſind von mittlerer Größe; das Weiße in denſelben iſt nicht ſo rein als bey den Europäern, doch iſt ihr Blick heiter und offen, aber nicht durchdringend. Ihre Zähne ſind breit, ungleich und nicht ſo weiß, als man ſie gewöhnlich bey Schwarzen findet. Der Mund iſt groß, und ſcheint wegen des langen Barts, der, wie das Haupthaar, mit rother Farbe eingeſchmiert iſt, noch größer. Uebrigens ſind ſie wohlgeſtaltet, außer daß der Unterleib ziemlich ſtark iſt. Ihre gewöhnliche Stellung iſt ſtehend. Dabey biegen ſie den Oberleib etwas auf die eine Seite, und faſſen mit dem Arm von hinten zu den andern, der an der ausgebogenen Seite gerade herunter hängt. Sie wohnen, wie die Faunen und Satyre der alten Dichter, in hohlen Bäumen. Zwar fanden wir am Ufer der Bay einige elende, aus Stöcken und Zweigen zuſammengeſetzte, und mit Baumrinde bedeckte Hütten; dieſe ſchienen aber nur auf kurze Zeit zum Wohnplatz beſtimmt zu ſeyn, denn einige der größten ausgehöhlten Bäume konnten weit bequemer zu Wohnungen dienen. Der Stamm war mit Feuer ausgehöhlt, und in der Mitte ſtand ein aus Thon errichteter Heerd, um den herum noch hinlänglicher Raum für vier bis fünf Perſonen war. Dieſe Wohnungen haben den Vorzug, daß ſie ſehr dauerhaft ſind, indem die Wilden immer Sorge tragen, die Eine Seite des Stammes unbeſchädigt zu erhalten, wobey das Wachsthum des Baumes in ſeiner völligen Kraft zu bleiben pflegt. Die Bewohner dieſer Gegend gehören wahrſcheinlich zu Einem Stamme mit jenen auf der nördlichen und weſtlichen Küſte von Neuholland. In Dampiers und Hawkesworths Beſchreibungen kommen zwar verſchiedene Umſtände vor, die wir bey dieſen Leuten nicht bemerkten; aber der großen Entfernung, dem verſchiedenen Klima, und der Länge der Zeit ſeit ihrer Trennung nach, ließe ſich allenfalls eine noch weit größere Verſchiedenheit der Sitten und Geſtalt erklären. Der Unterſchied ihrer Sprachen widerſpricht meinem Satze eben ſo wenig; denn obgleich die Uebereinſtimmung der Sprache zweyer von einander entfernten Völker ein ſtarker Beweis von einem gemeinſchaftlichen Urſprung iſt, ſo beweiſet doch die Verſchiedenheit derſelben keinesweges das Gegentheil. Zudem müßten wir auch die Sprachen dieſer Leute und der Bewohner der nördlichen Küſte weit genauer kennen, als jezt der Fall iſt, ehe ſich mit Gewißheit beſtimmen ließe, ob ſie wirklich ſo ſehr verſchieden ſind. Wir haben ſogar einige Gründe, die das Gegentheil zu beweiſen ſcheinen; das Thier, zum Beyſpiel, welches, am Endeavour-Fluſſe, Kanguru genannt wurde, war hier unter eben dem Namen bekannt. Da es ferner unwahrſcheinlich iſt, das die Bewohner von van Diemens Land, den Gebrauch oder die Verfertigung der Canots je ſollten verlernt haben, falls ſie zur See hierher gekommen wären, ſo muß man natürlicherweiſe annehmen, daß ſowohl ſie als das Kanguru, ſich aus den nördlichen Gegenden zu Lande hieher verirrt haben *).

---

*) Ob ſich wohl ein einziger ſcheinbarer Grund angeben läßt, weswegen das Kanguru, ein Thier welches in Neuholland ausſchließenderweiſe einheimiſch iſt, ſich in dieſem ungeheuren Lande lieber von Norden nach Süden,

Sollten daher dieſe Bemerkungen gegründet ſeyn, ſo können ſie, außer der Erläuterung über den Urſprung dieſes Volks, noch zu Beſtimmung eines andern ſtreitigen Punkts beytragen, nehmlich, daß **Neuholland** nirgends durch die See in mehrere Inſeln getrennt wird, wie man verſchiedentlich geglaubt hat. Die Neuholländer zeichnen ſich übrigens von andern Nationen nicht beſonders aus. Sie ſcheinen mir vielmehr große Aehnlichkeit mit den Bewohnern der Inſeln **Tanna** und **Mallicollo** zu haben; ja man hat ſogar Urſach die Muthmaßung zu wagen, daß ſie vielleicht mit allen Inſulanern des Südmeeres einen gemeinſchaftlichen Urſprung haben; denn unter höchſtens zehen Worten, welche wir von ihrer Sprache zuſammen ſtoppeln konnten, war eines, welches Kälte bedeutet, und von dem neuſeeländiſchen und otaheitiſchen nur ſehr wenig unterſchieden iſt. Sie nennen nehmlich die Kälte **Mallariddi**, die **Neuſeeländer** aber **Makariddi** und die **Otaheiter Mahriddi** [*]). Hier folgt unſer ganzes

---

als umgekehrt von Süden nach Norden ausgebreitet haben ſoll? Aber freylich iſt die Südſpitze am weiteſten von unſerm Welttheil entlegen, und noch immer glauben wir überall in den eingebohrnen Naturprodukten anderer Länder, nur Ueberläufer aus dieſem zu erblicken.

G. F.

[*]) Das Thermometer ſtand während Cooks Aufenthalt in van Diemens Land beſtändig ſehr hoch, (Siehe oben.) Man ſammelte zehn Worte, und eins davon bedeutete die Kälte! Die Sache iſt möglich, aber nicht wahrſcheinlich; ungleich wahrſcheinlicher iſt bey der gänzlichen Verſchiedenheit der übrigen neun Worte ein Mißverſtand.

G. F.

Wortverzeichniß der Sprache auf van Diemens Land:

Quádne	eine Frau.
Everá	das Auge.
Muidje	die Naſe.
Ka'my	die Zähne, Mund oder Zunge.
Laérenne	ein kleiner einheimiſcher Vogel.
Koidgi	das Ohr.
Noonga	erhabne Narben am Leibe.
Tidſchera	Eſſen.
Togarago	Ich muß fort, oder will fort.

Ihre Ausſprache iſt keinesweges unangenehm, ſie ſprechen aber ſehr ſchnell, wie alle Völker der Südſeeinſeln. Wollte man übrigens bey Unterſuchungen über den Urſprung der Völker, die Aehnlichkeit der Sprachen zum Leitfaden annehmen, ſo glaube ich gewiß, wir würden uns nach einer genauern Beobachtung, und mit einem hinlänglichen Vorrath von Wörtern überzeugen können, daß alle Völker von Neuholland an bis Oſtereyland von einem gemeinſchaftlichen Stamme entſprungen ſind *).“

---

*) Und zwar um deſto ſichrer, wenn man ſich vernimmt, dieſen Satz beweiſen zu wollen, oder glaubt, ihn beweiſen zu müſſen! An einem klaren Reſultat von unpartheyiſchen Bemerkungen iſt alles gelegen; daran gewinnt die Wahrheit, es mag ausfallen wie es will. Allein um ein ſolches zu erlangen, muß man den Satz, den man als ein Q. E. D. unterſchieben will, nicht ſchon fertig mitbringen. Der hartnäckigſte Widerſpruch und die unerbittlichſte Strenge der Kritik, aber keine Paralogismen, keine petitiones principii, können die Wahrheit an den Tag bringen. G. F.

Siebentes Hauptſtück.

Reiſe von **van Diemens Land** nach Neuſeeland. Aufenthalt in **Charlotten-Sund.** Vorfälle mit den Eingebohrnen. Aufklärung einiger Umſtände die im Jahr 1773 allhier vorgefallene Ermordung einiger zur **Adventure** gehörigen Leute betreffend. Nachricht von dem Anführer der Wilden bey dieſem Vorfall. Zwey junge Neuſeeländer entſchließen ſich den Omai zu begleiten. Vermiſchte Bemerkungen über die hieſigen Inſulaner. Aſtronomiſche und Nautiſche Beobachtungen.

Am 30ſten Januar um acht Uhr Morgens erhob ſich ein gelinder Wind aus Weſten, mit dem wir die Anker lichteten, und die Adventure-Bay verließen. Bald nachher drehte ſich der Wind nach Süden, und es entſtand ein förmlicher Sturm, der ſich am Abend wieder legte. Der Wind änderte ſich hierauf Oſt und Nordoſt.

Dieſer Sturm war eines zwiefachen Umſtandes wegen merkwürdig; einmal, weil ihn das Barometer förmlich angekündigt hatte; denn ſo bald er ſich erhob, fiel das Queckſilber in der Röhre; und zweytens, weil der Eintritt deſſelben, da der Wind nur noch ſchwach wehte, von einer beynahe unerträglichen Hitze begleitet war. Das Queckſilber im Fahrenheitiſchen Thermometer ſtieg nehmlich faſt augenblicklich von ſiebzig bis beynahe auf neunzig Grade. Doch war dieſe Hitze von ſo kurzer Dauer, daß es ſchien der Hauch der Luft, der ſie verurſachte, habe ſie auch wieder verweht, indem einige Perſonen am Bord ſie gar nicht einmal bemerkten. Wir ſetzten unſern Lauf immer nach Oſten fort, ohne daß uns etwas merkwürdiges begegnete. In der Nacht vom 6ten auf den 7ten Februar fiel ein Seeſoldat von der Diſcovery über Bord, und kam nicht wieder zum Vorſchein. Dies war das zweytemal, daß dem Capitain Clerke, ſeit ſeiner Abreiſe aus England, dieſes Unglück begegnete.

Am 10ten entdeckten wir um vier Uhr Nachmittags die Küſte von Neuſeeland. Die erſte Gegend die wir ſahen, war Rockspoint, und noch acht bis neun Seemeilen von uns entfernt. Auf der ganzen Fahrt von van Diemens Land hieher hatten wir die erſten vier bis fünf Tage gelinde Nord- und Nordoſtwinde, und in den letzten Tagen Weſt- oder Südweſtwinde gehabt. So bald wir das Land anſichtig geworden waren, ſteuerte ich nach Cap Farewell, welches wir am folgenden Morgen mit Tagesanbruch erblickten. Sodann richteten wir unſern Lauf nach der Inſel Stephens, welche wir um neun Uhr Abends erreichten, und am folgenden Morgen gingen wir bereits um zehn Uhr in unſerer alten Stelle im Charlotten-Sunde vor Anker. Noch an eben demſelben Nachmittag ließ ich eine Menge lediger Waſſerfäſſer ans Land bringen, und einen Fleck räumen, um die beyden Sternwarten nebſt den Gezelten für die Wache und unſre übrigen Leute die am Lande zu thun hatten, daſelbſt zu errichten. Bald nach unſrer Ankunft ruderten die Wilden in etlichen Canoes zu uns heran; allein zu unſrer Verwunderung konnten ſich nur wenige entſchließen an Bord zu kommen, da mich doch alle ſehr gut kannten, und vorzüglich einer unter ihnen dem ich während der ganzen Zeit meines vorigen Aufenthalts an dieſem Orte beſondre Freundſchaft erwieſen hatte. Weder Geſchenke noch Zureden konnten jezt dieſen Mann bewegen das Schiff zu beſteigen. Wir muthmaßten ſogleich daß dieſe ſonſt unerklärbare Zurückhaltung von der Beſorgniß herrühre, wir möchten etwa in der Abſicht hieher zurückgekehrt ſeyn, den Tod der Leute des Capitain Fourneaux zu rächen. Denn da ſie den Omai jezt auf meinem Schiffe ſahen, der, wie ſie ſich erinnern mußten, während des traurigen Vorfalls am Bord der Adventure war, und da gleich ſeine erſte Unterredung mit ihnen dieſe Sache betraf, ſo konnten ſie ſich leicht vorſtellen, daß mir der Vorfall wohl bekannt wäre. Ich hielt es daher für nothwendig, ihnen alle erſinnliche Beweiſe von Freundſchaft nebſt der Zuſicherung zu geben, daß ich ſie wegen des Geſchehenen nie beunruhigen würde. Ich weiß nicht ob dieſe Verſicherung Einfluß auf ihr Betragen hatte; allein ſie ſezten wenigſtens bald nachher alles Mißtrauen bey Seite. Am 13ten wurden zwey Zelte, eines von jedem Schiffe, auf eben der Stelle wo ſie ehemals geſtanden hatten, errichtet. Auch ward die Sternwarte in Ordnung gebracht, und die Herren King und Baily fingen ſogleich ihre Obſervationen an, um den Gang der aſtronomiſchen Uhr zu beſtimmen. Ich ſchickte ferner die übrigen ledigen Waſſerfäſſer ans Land, um ſie von dem Böttcher ausbeſſern, und von einer gehörigen Anzahl Leute füllen zu laſſen. Zwey andre Leute mußten Sproßenbier

brau-

brauen; der Zimmermann und ſeine Gehülfen Holz fällen, und ein Boot wurde ausgeſchickt, um Gras für das Vieh zu holen. Alle die an Bord blieben, waren mit der Ausbeſſerung des Schiffes beſchäftigt; mit einem Wort, ein jeder hatte ſeine angewieſene Arbeit. Zur Beſchützung derer, die am Lande waren, ließ ich zehn Seeſoldaten aufziehen, und gab allen Arbeitern Waffen. Ich erlaubte auch nie, daß ein Boot ſich weit vom Schiffe entfernte, wenn nicht die Mannſchaft gehörig bewafnet war, und einen Officier bey ſich hatte, auf den ich mich verlaſſen konnte, und der mit den Eingebornen wohl bekannt war. Ich hatte zwar auf allen meinen vorigen Reiſen nie dergleichen Vorſicht gebraucht, und glaube auch nicht, daß die Umſtände ſie jezt nöthiger machten, als ehedem; demungeachtet war es, nach dem unglücklichen Schickſal welches die Mannſchaft der Adventure in dieſem nemlichen Sunde, und den Capitain Marion du Freſne nebſt ſeinen Leuten in der Inſel-Bay betroffen hatte, beynahe unmöglich, ſich der Beſorgniß vor einem ähnlichen Unglücksfalle gänzlich zu entſchlagen.

Die Furcht der Eingebohrnen, daß wir jene Grauſamkeiten rächen möchten, war nicht von langer Dauer; denn ſchon heut, am dritten Tage unſers Hierſeyns, kamen viele Familien von verſchiednen Gegenden der Küſte, und ſchlugen nahe bey uns ihre Wohnung auf, ſo daß von ihren Hütten in der ganzen Bucht kein Plätzchen leer blieb, außer das wo wir unſer kleines Lager genommen hatten. Dieſes überließen ſie uns ganz ungeſtört; und hohlten blos die Ueberbleibſel einiger alten Hütten von dort weg, um andre daraus zu verfertigen. Die Geſchwindigkeit womit ſie ſich bey ſolchen Gelegenheiten eine Wohnung errichten, iſt in der That bewundernswürdig. In Zeit von einer Stunde habe ich ſie mehr als zwanzig ſolcher Wohnungen auf einem Fleck erbauen ſehen, der zuvor mit Gebüſch und Pflanzen ganz bedeckt war. Gewöhnlich bringen ſie einen Theil der Baumaterialien mit, das übrige finden ſie in jedem Buſch oder Walde. Von ihrer Methode und von ihrer eigenthümlichen Fertigkeit in dieſem Punct, bin ich namentlich bey denen Zeuge geweſen, die ſich, aus einer andern Gegend der Küſte hier in der Nachbarſchaft unſrer Zelte wohnhaft niederließen. So bald bey ihrer Ankunft, die Boote nur das Ufer berührten, ſprangen die Männer an Land, und nahmen ſogleich von der Stelle, wo ſie ihr Dorf errichten wollten, dadurch Beſitz, daß ſie die Büſche und Kräuter ausriſſen, und die Stangen oder das Gerippe ihrer Hütten befeſtigten. Dann liefen ſie wieder nach den Canots zurück, und brachten ihre Waffen in Sicherheit, indem ſie dieſelben an die Bäume, oder an irgend einen Ort ſtellten, wo ſie ihnen immer zur Hand waren. Dieſe Vorſicht verſäumten ſie nie. Indem nun die Männer mit Erbauung der Hütten beſchäftigt waren, blieben die Weiber auch nicht müßig; einige mußten die Canots bewachen, andre hatten die Aufſicht über die Lebensmittel und ihre wenige Geräthſchaften, und noch andre zerſtreuten ſich im Gebüſch, um dürres Holz und Laub zur Bereitung der Speiſen zu ſammeln. Indeſſen beſchäftigte ich die Kinder und einige Alten dadurch, daß ich ihnen Hände voll Korallen zuwarf, die ſie mit der größten Emſigkeit auflaſen. Dieß dauerte ſo lange bis mein Vorrath zu Ende war, da ich ſie denn wieder verließ. So ſchnell und leicht indeß dergleichen Hütten auch errichtet werden, ſo ſind ſie doch immer feſt und dicht genug, um ihre Bewohner gegen Wind und Wetter zu ſchützen, und mehr bedarf es nicht. Ich bemerke dabey, daß jede Familie oder jeder Stamm, wenn er auch noch ſo zahlreich war, gewöhnlich ſeine Wohnungen an Einem Orte neben einander errichtete. Daher fand man ſowohl in dieſen Dörfern als in ihren größern Städten, mehrere Bezirke, welche durch niedrige Zäune oder irgend eine andre Befriedigung, von den übrigen abgeſondert waren. Die Nachbarſchaft der Eingebohrnen war uns in gewiſſem Betracht ſehr vortheilhaft; denn ſo oft es die Witterung geſtattete, gingen einige von ihnen auf den Fiſchfang aus, und verkauften uns jedesmal einen beträchtlichen Theil ihres Fanges, der mit den Fiſchen, welche unſre Leute mit der Angel und mit Netzen fingen, uns immer mit einer wohlſchmeckenden Mahlzeit reichlich verſorgte. Auch fehlte es uns nicht an andern Erfriſchungen. So lange wir hier blieben, wurden für die Mannſchaft beyder Schiffe täglich Weizen und Erbſenſuppen mit Bouillon-Kuchen und mit Sellery und Löffelkraut gekocht; dabey war Sproßenbier ihr gewöhnliches Getränk. Bey dieſer Diät hätte jede Spur vom Scharbock ſich verlieren müſſen, wenn auch dergleichen bey unſern Leuten vorhanden geweſen wäre. In der That aber hatten wir bey unſrer Ankunft nur zwey Kranke, und zwar beyde an Bord der Reſolution.

Nicht nur von denen Wilden, die ſich in unſerer Nachbarſchaft häuslich niedergelaſſen hatten, ſondern auch von andern entfernter wohnenden erhielten wir täglich Beſuche. Ihre Handelsartikel waren Fiſche, Geräthſchaften oder Waffen, und Weiber. Die beyden erſtern fanden guten Abgang; die Weiber aber nicht, indem unſre Matroſen eine Art von Abneigung gegen dieſe Leute gefaßt hatten, und aus dieſem Grunde, oder aus Furcht, ſich nicht mit ihnen abgeben mochten. Dies brachte die gute Wirkung hervor, daß kein einziger ſich je von ſeinem Poſten entfernte, um die Wohnungen der Wilden zu beſuchen.

Den Umgang mit den Weibern des Landes habe ich immer erlaubt, weil ich ihn nie verhüten konnte; doch habe ich ihn auch nie begünſtigt, weil ich deſſen ſchädliche Folgen kannte. Viele ſind zwar der Meynung, dieſer vertraute Umgang ſey das beſte Sicherheitsmittel für die Europäer, die ſich unter Wilden befinden: und vielleicht wäre dieß bey Leuten, die ſich aus Noth oder freywillig unter ihnen niederließen, wirklich der Fall; bey Reiſenden aber, die nur auf kurze Zeit mit ihnen zu thun haben, verhält es ſich ganz anders, und eine Verbindung mit den Weibern der Wilden pflegt, unter ſolchen Umſtänden, der Sicherheit eher ſchädlich als zuträglich zu ſeyn. Wie kann man auch vernünftigerweiſe einen andern Erfolg erwarten, da alle ihre Abſichten blos eigennützig ſind, ohne daß Achtung und Liebe den geringſten Antheil daran haben. Wenigſtens hat mir meine, in dieſem Fall ziemlich ausgebreitete, Erfahrung noch kein Beyſpiel vom Gegentheil geliefert.

Unter den Inſulanern die uns gelegentlich beſuchten, befand ſich ein Befehlshaber Namens Kahura, von dem man mir ſagte, er habe die Wilden, als ſie Capitain Fourneaux's Leute ermordeten, angeführt, und mit eigner Hand den Officier der ſie commandirte, Herrn **Rowe**, getödtet. Nach dem Zeugniß ſeiner eignen Landsleute ſchien **Kahura** mehr gefürchtet als geliebt zu ſeyn. Sie beſchrieben ihn mir als einen boshaften Menſchen; einige baten mich ſogar ihn umzubringen, und wunderten ſich nicht wenig, als ich mich weigerte dieſem Anſinnen Gehör zu geben; denn ihren Begriffen gemäß, erforderte dies die Gerechtigkeit. Hätte ich aber in dieſem Punct dem Verlangen aller unſrer angeblichen Freunde willfahren wollen, ſo hätte ich die ganze Nation ausrotten müſſen; denn alle Dorfſchaften baten mich wechſelsweiſe, ihre Nachbarn umzubringen. Es iſt beynahe unglaublich, wie viele Beweiſe ihrer immerwährenden Zwietracht uns dieſe unglücklichen Leute gaben; und dennoch weiß ich ganz zuverläſſig, daß ich mich in Abſicht auf ihre ſonderbare Zumuthungen gewiß nicht geirrt habe, da Omai, deſſen Sprache ein Dialekt der ihrigen war und der alles was ſie ſagten vollkommen gut verſtand, die Stelle eines gemeinſchaftlichen Dollmetſchers vertrat.

Am 15ten ging ich in einem Boot an Land, um Gras für unſer Vieh aufzuſuchen. Bey dieſer Gelegenheit beſuchte ich das Hippah oder befeſtigte Dorf auf der ſüdweſtlichen Spitze von **Motu-Aro**, wo wir ehemals unſre Gemüsgarten angelegt hatten. Wir fanden keine Einwohner in demſelben, doch waren die Häuſer und Palliſaden wieder aufgerichtet, und alles in ſo gutem baulichen Stande, daß man leicht ſehen konnte, es ſey noch ganz kürzlich bewohnt worden.

Im Jahr 1773, da die Adventure zuerſt in Charlotten Sund vor Anker kam, wählte Herr Baily dieſen Ort zu ſeinen aſtronomiſchen Obſervationen, und beſäete, mit Hülfe der Leute, die bey ihm waren, in müßigen Stunden, verſchiedne Stellen mit europäiſchen Gemüsarten. Von dieſen war jezt keine Spur mehr übrig, ſo daß man vermuthen muß, die Wilden haben, um den Platz zu ſäubern, als ſie das Dorf von neuem erbauten, alle Gewächſe ausgeriſſen. In allen andern Gärten, die Capitain Fourneaux angelegt hatte, fanden wir noch Kohlſtauden, Zwiebeln, Lauch, Peterſilienwurzeln, Radiſe, Senf und einige Kartoffeln, doch wurden ſie von den einheimiſchen wilden Pflanzen beynahe erſtickt. Die Kartoffeln hatten wir vom Cap der guten Hofnung hiehergebracht, allein ſie hatten ſich in dem neuen Erdreich ungemein verbeſſert, und würden höchſt wahrſcheinlich, durch gehörige Pflege, hier einen höhern Grad von Vortreflichkeit erreichen, als in den mehreſten andern Ländern. Die Neuſeeländer hatten namentlich an den Kartoffeln groſſen Wohlgefallen gefunden und doch war es offenbar, daß ſie ſich nicht die geringſte Mühe gegeben hatten, auch nur eine einzige zu ſtecken, zu geſchweigen, daß ſie ſich um die andern von uns zurückgelaſſenen Kräuter bekümmert hätten. Wären nicht die Kartoffeln ſo ſchwer auszurotten, wo man ſie einmal gebauet hat, ſo hätten wir wahrſcheinlich keine einzige mehr gefunden.

Am 16ten früh ging ich mit fünf Booten ans Land, um Futter für das Vieh zu hohlen. Ich hatte den Capitain **Clerke**, verſchiedne andre Officiere, nebſt Omai und zweyen von den Eingebohrnen bey mir.

Wir ruderten etwa drey Seemeilen hinauf in den Sund, und landeten alsdann auf der Oſtſeite an einem Orte, wo wir ehedem ſchon geweſen waren. Hier füllten wir die beyden großen Boote mit Gras an. Auf der Rückfahrt kehrten wir in der Grasbucht (*Gras Cove*) ein, wo ſich die ſchauderhafte Scene mit unſren unglücklich ermordeten Landsleuten zugetragen hatte. Hier traf ich meinen alten Freund Pedro, der mich während meines letzten Aufenthaltes im Sunde beynahe beſtändig begleitet hatte, und deſſen in der Beſchreibung meiner letzten Reiſe Erwähnung geſchieht. Er empfing uns nebſt einem ſeiner Landsleute, mit dem Speer und Pätu-Pätu bewafnet, am Strande. Ob dieſe Vorſicht ein Beweis von Achtung oder von Furcht war, will ich nicht entſcheiden; indeß ſchien ihr ganzes Betragen das letztere zu verrathen, bis meine Geſchenke ſie beruhigt hatten. Dies lockte noch einige Perſonen von derſelben Familie nach dem Strande; die meiſten hielten ſich aber verſteckt.

Hier fiel es uns nun ein, uns nach den nähern Umſtänden des traurigen Schickſals unſrer Landsleute zu erkundigen. Wir thaten deshalb verſchiedne Fragen an die Wilden, wobey Omai die Stelle eines Dollmetſchers vertrat. Pedro nebſt den übrigen Wilden, beantworteten alles ohne Rückhalt, als Leute die ſich keiner Schuld bewußt waren. Es war uns auch ſchon bekannt, daß keiner von ihnen perſönlich Antheil an dieſer Begebenheit hatte. Aus ihren Erzählungen erfuhren wir folgendes. Unſre Leute verzehrten eben ihre Mittagsmahlzeit; etliche Wilde die umher ſtanden, riſſen einigen von den unſrigen etwas Fiſch und

Brod weg, und wurden dafür mit Schlägen gezüchtiget. Dies jagte ſie in Harniſch; es entſtand ein Streit, und zwey Neuſeeländer wurden durch zwey Schüſſe getödtet. Dies waren die einzigen die bey der Gelegenheit geſchahen, denn ehe die unſrigen weiter Feuer geben, oder von neuem laden konnten, fielen die Eingebohrnen über ſie her, übermannten ſie, durch ihre überlegne Zahl, und tödteten ſie bis auf den letzten Mann. Pedro wies uns auch die eigentliche Stelle, wo das Blutbad vorfiel. Es war in dem Winkel an der Bucht, rechter Hand. Um die Zeit des Tages zu bezeichnen, in der es vorfiel, zeigten ſie uns auch den Stand der Sonne, und hiernach zu urtheilen muß es ſchon ſpät des Nachmittags geweſen ſeyn. Das Boot lag ungefähr dreyhundert Schritte von der Stelle, wo unſre Leute ſaßen. In demſelben befand ſich ein Schwarzer, ein Bedienter des Capitain Fourneaux, dem die Aufſicht über daſſelbe aufgetragen war. Man erzählte uns in der Folge, dieſer Schwarze ſey eigentlich die erſte Veranlaſſung des Streits geweſen; einer der Eingebohrnen ſtahl nämlich etwas aus dem Boot, und der Schwarze gab ihm dafür mit einem Stock einen nachdrücklichen Schlag auf den Kopf. Die Landsleute des Neuſeeländers, die ſein Geſchrey in der Entfernung hörten, vermutheten, er ſey tödtlich verwundet, und griffen ſogleich unſre Leute an, die, ehe ſie die Waffen zur Hand nehmen oder das Boot erreichen konnten, ein Opfer ihrer unmenſchlichen Wuth wurden.

Mit der erſteren Erzählung ſtimmte die Ausſage vieler Wilden überein, die wir in der Folge hierüber befragten, und die kein Intereſſe haben konnten die

Wahrheit zu verſtellen. Die zweyte beruht blos auf der Ausſage eines einzigen jungen Neuſeeländers, der ſich entſchloß ſein Vaterland zu verlaſſen und uns zu begleiten, und deſſen Zeugniß eben ſo unverdächtig iſt. Da nun alle in dem Umſtande überein kamen, daß der Streit während des Eſſens entſtand, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß beyde Nachrichten wahr ſind, indem es ſich ſehr leicht beyſammen denken läßt, daß zu eben der Zeit, da einige etwas aus dem Boot zu ſtehlen verſuchten, andre das nehmliche am Lande thun konnten. Soviel iſt gewiß, ein Diebſtahl der Eingebohrnen, den die unſrigen gewahr wurden, und ihn nicht dulden wollten, veranlaßte den Angriff, nicht vorgefaßter Plan der Neuſeeländer. Folglich hätte durch etwas mehr Mäßigung von Seiten der Unſrigen der ganze Streit leicht verhütet werden können. Denn, ſelbſt die bitterſten Feinde des **Kahura**, die mich am dringendſten erſuchten, ihn zu tödten, geſtanden, daß er durchaus keine Abſicht zu zanken, vielweniger zu tödten gehabt habe, ehe der Streit anfing. Man ſieht auch, daß die unglücklichen Schlachtopfer keine Gefahr ahndeten; ſonſt hätten ſie ſich nicht ſo weit von ihrem Boote entfernt, und unter Leute gewagt, die ihnen in der folgenden Stunde das Leben nahmen. Was aus dem Boote ſelbſt geworden iſt, habe ich nie erfahren können. Einige ſagten, man habe es in Stücken geſchlagen und verbrannt; andre hingegen behaupteten, eine Parthey Fremde habe es weggeführt.

Wir hielten uns an dieſem Orte bis gegen Abend auf, und kehrten ſodann, nachdem wir die übrigen Boote voll Gras, Sellery und Löffelkraut hatten la=

den laſſen, wieder an Bord zurück. Unſer Freund Pedro wollte, auf unſer Zureden, uns in ſeinem Canot begleiten; da aber gleich nach unſrer Abfahrt der Wind ſehr heftig aus Nordweſten blies, ſahe er ſich genöthigt, wieder zurückzukehren. Wir ſetzten indeſſen unſre Fahrt fort, und erreichten mit vieler Mühe das Schiff; einige von unſren Booten kamen erſt am folgenden Morgen um ein Uhr an. Dies war noch ein Glück für ſie; denn bald nachher entſtand ein heftiger Sturm mit ſtarken Regengüſſen, der uns nöthigte, den ganzen Tag an Bord zu bleiben. Gegen Abend legte ſich der Sturm, der Wind ſetzte ſich nach Oſten um, und das Wetter ward wieder heiter.

Am folgenden Tage gingen wir wieder an unſre gewöhnliche Beſchäftigungen, und die Eingebohrnen auf den Fiſchfang. Petro ſchlug mit ſeiner ganzen Familie ſeine Wohnung in unſrer Nachbarſchaft auf. Der eigentliche Name dieſes Anführers war Matahauah; den andern hatte er, wie ich erſt jezt erfuhr, nur von einigen unſrer Leute auf meiner vorigen Reiſe bekommen. Demungeachtet war er ſeinen Landsleuten unter beyden Namen gleich bekannt.

Am 20ſten Vormittags entſtand wieder ein Sturm aus Nordweſten, der zwar nicht ſo anhaltend war als der vorige, bey dem aber ſo heftige Windſtöße von den Bergen herunter kamen, daß wir unſre Stengen und große Raaen abnehmen mußten, und, dieſer Vorſicht ungeachtet, ſeiner Wuth kaum unbeſchädigt entgingen. Dergleichen Stürme ſind hier ſehr häufig, und vermittelſt der Gebürge zugleich ſehr gefährlich; denn eben dieſe Berge, die alsdann gemeiniglich in Wolken verhüllt ſind, verſtärken die Gewalt des Windes nicht allein, ſo, daß man, je näher dem Lande deſto mehr davon empfindet, ſondern ſie verändern auch ſeine Richtung dergeſtalt, daß zwey Windſtöße hintereinander nie aus eben derſelben Gegend kommen.

Am folgenden Tage beſuchte uns ein Stamm oder eine Familie, die ich vorher noch nie geſehen hatte. Sie beſtand etwa aus dreyßig Perſonen, und wohnte weiter hinauf am Sunde. Ihr Anführer hieß Tomatongeauuranuc,*) und war ein fünf und vierzig jähriger Mann, mit einer offnen heitern Geſichtsbildung. Seine ganze Familie war ebenfalls weit vortheilhafter gebildet, als die übrigen Neuſeeländer. Nunmehr hatten ſich mehr als zwey Drittheile von den Bewohnern des Sundes bey uns niedergelaſſen, und beſuchten täglich in großer Anzahl ſowohl das Schiff, als unſre Gezelte am Lande. Doch wurden dieſe bald ausſchließenderweiſe ihr liebſter Aufenthalt, weil unſre Leute eben beſchäftigt waren, Seehundsfett auszukochen. Kein Grönländer kann an ſeinem Thranöhl größern Wohlgefallen finden, als unſre hieſigen guten Freunde an Seehundsfett. Selbſt den Abſchaum des Keſſels und den Bodenſatz der Fäſſer nahmen ſie mit Dank an; das reine ſtinkende Oel aber war ihnen ein ſo köſtlicher Labetrunk und ſie genoſſen es ſo heißhungerig, daß man leicht ſehen konnte, es müſſe ihnen nur höchſt ſelten zu Theil werden.

---

*) Ich muß dieſen Namen ungeändert ſtehen laſſen, da es nicht wohl möglich iſt, die Ausſprache von ſo vielen aufeinander folgenden Selbſtlautern zu errathen. G. F.

Nachdem wir uns mit ſo vielem Futter für das Vieh, als bis zu unſrer Ankunft in Otaheite hinlänglich war, verſehen, auch beyde Schiffe reichlich mit Holz und Waſſer verſorgt hatten, wurden am drey und zwanzigſten die Zelte weggeräumt, und alles an Bord geſchaft. Am folgenden Morgen lichteten wir hierauf die Anker, und verließen die Bucht; weil aber der Wind nicht günſtig war, und wir ſahen, daß die Fluth ablaufen würde, ehe wir zum Sunde hinausſegeln könnten, warfen wir jenſeits der Inſel Motu-Aro den Anker noch einmahl aus, um bey einer bequemeren Gelegenheit in die Meerenge zu ſegeln. Indem wir uns hier wieder zur Abfahrt anſchickten, kamen Tamatongeauuranuc, Matahauah und mehrere von den Wilden noch einmal, um von uns Abſchied zu nehmen, oder vielmehr uns noch einige Geſchenke abzulocken. Die beyden Anführer erſuchten mich, ihnen Ziegen und Schweine zu geben, und ich befriedigte ihre Wünſche, indem ich Matahauah zwey Ziegen, nämlich einen Bock und eine trächtige Ziege, und dem andern zwey junge Schweine, einen Eber und eine Sau, gab. Sie verſprachen mir zwar, ſie nicht zu ſchlachten; allein ich konnte ihren Verſicherungen nicht ſonderlich trauen; denn alle die Thiere, die Capitain Fourneaux hier ans Land ſchickte, und die bald nachher den Wilden in die Hände fielen, waren nach ihrem eigenen Geſtändniß todt. Von denen, die ich auf meiner letzten Reiſe in Weſt-Bay und Canibal-Cove zurück gelaſſen hatte, konnte ich keine Nachricht erhalten; doch behaupteten alle Wilden einſtimmig, man fände jezt in dem Walde hinter Schip-Cove unſre Haushühner wild. Ich erfuhr auch nachher von den beyden jungen Burſchen, die uns begleiteten, daß ein gewiſſer beliebter Befehlshaber, Namens Teiratu, eine große Anzahl Hüner eigenthümlich beſäße, ingleichen, daß ihm eine von den Säuen zu Theil geworden wäre. Als ich diesmal wieder hier ankam, war ich feſt entſchloſſen, nicht allein Ziegen und Schweine, ſondern auch Schafe, nebſt einem Stier, und zwey Kühen zurückzulaſſen, falls ich einen Anführer fände, der, vermöge ſeines Anſehens, ſie gegen die andern in Schutz nehmen könnte, oder auch, falls ich eine Stelle entdeckte, wo ſie hoffentlich vor den Nachſtellungen der Einwohner verborgen bleiben könnten die ſie ſonſt, aus Unkunde ihrer Nutzbarkeit, um einer guten Mahlzeit willen erlegen würden. Ich fand aber keines von beyden. Teiratau war nicht zugegen, und Tringobuhi den ich auf meiner vorigen Reiſe als einen Mann von großem Anſehen kennen gelernt hatte, war, nebſt ſiebenzig Perſonen ſeines Stammes, vor ungefähr fünf Monathen erſchlagen worden. Außer ihm kannte ich jezt keinen, der Macht genug gehabt hätte, ſeine Nachbaren im Zaum zu halten; die Thiere aber irgend einem unbedeutenden Wilden geben, hieß meinen Zweck verfehlen: Denn in einem Lande, wo nichts als überlegene Gewalt das Eigenthum ſichert, würden ſie bald dieſer oder jener Parthey in die Hände gefallen, und unfehlbar vereinzelt worden ſeyn. Alles dieſes konnten wir ſo gewiß voraus ſetzen, daß ich beſchloſſen hatte, gar keine Thiere mehr zurückzulaſſen, bis Matahauah und der andre Anführer durch ihr Anſuchen um Ziegen und Schweine mich dazu bewogen. Weil ich dieſe entbehren konnte, gab ich ſie weg, um noch einmal einen Verſuch damit anzuſtellen. Ich habe, zu verſchiedenenmalen, ſchon zehn bis zwölf Schweine auf Neuſeeland gelaſſen, die, welche Capitain **Fourneaux** ans Land ſetzte, ungerechnet; es wäre folglich ſeltſam, wenn ſich dieſe Thiere nicht irgendwo, entweder in einem wilden oder zahmen Zuſtande, erhalten und vermehren ſollten. Wir hatten noch nicht lange bey **Motu-Aro** vor Anker gelegen, als ſchon drey bis vier Canots mit Wilden, von der ſüdlichen Seite des Sundes zu uns kamen, und ſogleich einen lebhaften Handel mit Waffen und andern Geräthſchaften anfingen. In einem dieſer Canots befand ſich **Kahura**, der Anführer der Parthey, von welcher die Engländer waren niedergemetzelt worden. Er beſuchte uns jezt ſchon zum drittenmale, ohne die geringſte Furcht blicken zu laſſen. Als er hier an Bord kam, war ich nicht zugegen ſondern am Lande, und ich fand ihn bey meiner Zurückkunft gerade im Begriff das Schiff wieder zu verlaſſen. **Omai**, der mit mir am Lande geweſen war, zeigte ihn mir ſogleich, und bat, ich möchte ihn erſchießen; ja er ging in ſeinem Eifer ſo weit, daß, in Ermangelung meiner, er ſelbſt dem **Kahura** drohte, er würde ihn umbringen, woſern er je ſich wieder vor uns ſehen ließe. Der Wilde achtete aber dieſe Drohungen ſo wenig, daß er am folgenden Morgen mit ſeiner ganzen Familie, die aus mehr als zwanzig Perſonen, Männern Weibern und Kindern beſtand, nochmals zu uns kam. **Omai** hinterbrachte mir gleich, daß **Kahura** wieder da ſey, und verlangte zu wiſſen ob er ihn an Bord nöthigen ſollte? Da ich es erlaubte, führte er bald darauf den Neuſeeländer zu mir in die Cajüte, und ſagte dabey: „da iſt **Kahura**, ſchlag ihn todt!„ Doch ſchien er ſeine geſtrige Drohung, ihn mit eigner Hand umzubringen, vergeſſen zu haben, oder gar bange zu ſeyn, ich möchte ihn nöthigen, Wort zu halten, denn ſobald er mir ſein Anliegen geſagt hatte, entfernte er ſich unverzüglich aus der Cajüte. Es dauerte indeß nicht lange ſo kam er wieder herein, und ſetzte mich, da er den Wilden unbeſchädigt erblickte, darüber zur Rede. „Warum, ſagte er, ſchlägſt du ihn nicht todt? du haſt „mir geſagt, daß man in England denjenigen aufhenkt, „der einen andern umbringt. Dieſer aber hat zehen „umgebracht, und du willſt ihn doch nicht tödten, ob„gleich viele ſeiner Landsleute dich darum bitten, und es „eine gute That ſeyn würde?„ So ſcheinbar Omais Gründe auch waren, ſo wenig richtete er doch bey mir damit aus. Anſtatt ihm zu willfahren, begnügte ich mich, den Neuſeeländer blos fragen zu laſſen: warum er Capitain Fourneaux's Leute umgebracht habe? Bey dieſer Frage ließ Kahura den Kopf ſinken, verſchränkte die Arme in einander, und ſtand da, als ob er augenblicklich den Todesſtreich erwartete. Kaum verſicherte ich ihm aber, es ſolle ihm kein Leid geſchehen, ſo nahm er ſogleich ſeine vorige Heiterkeit wieder an; ſchien aber doch auch nicht geneigt meine Fragen zu beantworten, bis ich ſie zu verſchiednenmalen wiederholt, und ihm von neuem verſprochen hatte, er ſollte ganz frey ausgehen. Jezt wagte er es, uns zu ſagen: einer ſeiner Landsleute habe eine ſteinerne Axt zum vertauſchen gebracht, und derjenige, dem er ſie angeboten, habe ſie weder zurück geben noch bezahlen wollen; hierauf habe der Eigenthümer das Brod als ein Aequivalent ergriffen, und ſo ſey der Streit entſtanden. Kahura's Erzählung war ſolchergeſtalt ſehr wenig von dem verſchieden, was wir bereits durch andere ſeiner Landsleute erfahren hatten. Er ſagte uns, er ſelbſt ſey mit genauer Noth dem Tode entgangen; ein Flintenſchuß, der nach ihm gerichtet worden ſey, habe einen Menſchen neben ihm auf der Stelle todt hingeſtreckt, und ihn ſelbſt nur darum verfehlt, weil er ſich ſchnell hinter das Boot niedergebückt habe. Sobald das Gewehr abgeſchoſſen geweſen ſey, habe er die Gelegenheit benutzt, Herrn Rowe, der die engliſche Mannſchaft commandirte, anzugreifen. Dieſer habe ſich mit dem Hirſchfänger gewehrt, auch ihn am Arme verwundet, bis er von der Menge der Feinde überwältigt worden ſey.

Den Tag nachher als dieſer Auftritt vorgefallen war, hatte Capitain Fourneaux Herrn Burney mit einem bewafneten Commando abgeſchickt, um die fehlenden Leute aufzuſuchen. Als dieſer Officier das traurige Schickſal derſelben erfahren hatte, ließ er einige Salven auf die Haufen der Eingebohrnen geben, welche noch auf der Stelle verſammelt waren, und wahrſcheinlich das abſcheuliche Mahl hielten. Nichts ſchien wahrſcheinlicher, als daß dadurch unſre unglücklichen Landsleute an ihren Mördern wenigſtens einigermaßen würden gerächt worden ſeyn. Allein wir erfuhren in der Folge von Kahura und von andern, die von den Umſtänden ſehr gut unterrichtet waren: dieſer Endzweck ſey keinesweges erreicht, indem durch die wiederhohlten Salven nicht ein einziger beſchädigt, geſchweige denn getödtet worden ſey.

Man bemerkte deutlich, daß die Neuſeeländer durchgängig zu erwarten ſchienen, ich würde an dem Kahura den Tod meiner Landsleute rächen. Einige begnügten ſich nicht, es bloß zu wünſchen, ſondern bezeigten auch ihre Verwunderung über meine Nachſicht. Da ihm dieſe Geſinnungen ſeiner Landsleute bekannt ſeyn mußten, begreiſe ich nicht, wie er ſich ſo oft und ſo ſicher unter uns wagte. Während der Zeit daß unſere Schiffe in der Bucht lagen, mochte er ſich vielleicht auf die große Anzahl der ſeinigen verlaſſen, und dadurch ſich gegen alle Gewaltthätigkeiten hinlänglich geſichert glauben; bey ſeinen beyden letzten Beſuchen war aber dies nicht mehr der Fall. Wir lagen damals am Eingange des Sundes, in einer ziemlichen Entfernung vom Lande, vor Anker, ſo daß er weder Hülfe von dort erwarten, noch ſich dahin retten konnte, falls ich ihn hätte feſt nehmen wollen. Gleichwohl war er, nachdem wir ihm bey dem Verhör ſeine Beſorgniſſe benommen hatten, ſo vollkommen ruhig, daß er, da ihm in der Cajüte das Bildniß eines ſeiner Landsleute in die Augen fiel, Herrn Weber erſuchte ihn abzuzeichnen, und auch wirklich bis zu Ende ſtill ſaß, ohne die geringſte Ungeduld blicken zu laſſen. Ich geſtehe, daß mir ſein Muth bewundernswürdig ſchien, und daß ſein unbegränztes Zutrauen mich innig freute. Denn er verließ ſich unbedingt auf meine immer gleichförmigen Aeußerungen. Ich hatte nehmlich, denen die ſeinen Tod begehrten, verſichert: ich ſey immer ihr aller Freund geweſen, und würde es beſtändig bleiben, weſern ſie mir nicht Urſach gäben, meine Geſinnung zu ändern. Ihrer unmenſchlichen Behandlung unſrer Leute wolle ich nicht weiter gedenken, weil die Sache längſt geſchehen, und ich damals nicht zugegen geweſen ſey; ſollte es ihnen aber jemals wieder einfallen, einen ähnlichen Verſuch zu machen, ſo könnten ſie einer nachdrücklichen Ahndung verſichert ſeyn.

Kurz vor unſerer Ankunft in Neuſeeland hatte Omai großes Verlangen geäuſſert, einen der dortigen Wilden mit nach Otaheite zu führen. Es dauerte nicht lange, ſo zeigte ſich eine Gelegenheit, ſeinen Wunſch zu befriedigen, indem ein Jüngling von ſiebzehn bis achtzehn Jahren Namens Taweihárua, ſich erbot, ihn zu begleiten, und, dieſem Entſchluß zufolge, ſich ſofort an Bord begab. Ich achtete anfangs nicht darauf; denn ich vermuthete, er würde uns verlaſſen, ſobald wir zur Abreiſe Anſtalt machten, nachdem er dem Omai ſo viel Geſchenke als möglich abgelockt haben würde. Sobald ich aber erfuhr, er habe den feſten Vorſatz uns zu begleiten, und zugleich, er ſey der einzige Sohn eines verſtorbenen Befehlshabers, deſſen noch lebende Frau, des Jünglings Mutter, bey ihren Landsleuten in großem Anſehen ſtehe; ſo fing ich an zu befürchten, Omai habe ihn und ſeine Verwandten mit der Hofnung hintergangen, daß er einſt zurück geſchickt werden ſolle. Ich ſagte daher allen: er müſſe völlig Verzicht darauf thun, jemals ſein Vaterland wieder zu ſehen. Dieſe Erklärung ſchien indeſſen gar keinen Eindruck zu machen. Den Nachmittag vorher, ehe wir die Bucht verließen, kam die Mutter des jungen Menſchen, Namens Teiratautau an Bord, um ihr letztes Geſchenk von Omai zu empfangen, und noch denſelben Abend trennte ſie ſich von ihrem Sohne Taweihárua mit aller Zärtlichkeit und Betrübniß, die man unter ſolchen Umſtänden von einer Mutter und ihrem Sohne erwarten kann. Endlich ſagte ſie, ſie wolle nicht mehr weinen, und hielt wirklich Wort; denn als ſie am andern Morgen noch einmal kam, um ihm das letzte Lebewohl zu ſagen, blieb ſie die ganze Zeit über vollkommen heiter, und verließ uns ohne die geringſte Bekümmerniß. Damit Taweihárua ſein Vaterland auf eine ſeinem Stande gemäße Art verlaſſen möchte, hatte man ihm einen andern jungen Menſchen zum

Bedienten mitgegeben, dieſer blieb auch bey ihm an Bord, bis wir ſegelfertig waren, und ward dann von ſeinen Verwandten wieder abgeholt. Am andern Morgen aber wurde ſeine Stelle durch einen neun bis zehnjährigen Knaben, Namens Kokoa, erſetzt. Dieſen brachte ſein eigner Vater, der ſich von ſeinem Hunde gewiß mit größerer Zärtlichkeit getrennt haben würde, als jezt von ſeinem Sohne. Er nahm dem Burſchen ſogar ſein armſeliges Stückchen Kleidung, und überließ ihn uns nackend, wie er aus Mutterleibe gekommen war. Vergebens ſtellte ich dieſen Leuten nochmals die Unwahrſcheinlichkeit oder vielmehr die Unmöglichkeit vor, daß die beyden jungen Leute je wieder zurück kommen könnten. Nicht ein einziger, ſelbſt nicht ihre nächſten Blutsverwandten, ſchien ſich um ihr künftiges Schickſal zu bekümmern. Unter dieſen Umſtänden, und bey der wahrſcheinlichen Vorausſetzung, daß die Knaben ihren Zuſtand gegen einen vortheilhaftern vertauſchen würden, weigerte ich mich nicht länger, ſie mitzunehmen.

Sowohl meine eigenen Bemerkungen, als die Erzählungen des Taweihárua und anderer Neuſeeländer überzeugten mich, daß dieſe Leute beſtändig in Furcht vor einander leben. Jeder Stamm glaubt, er habe eine unverzeihliche Beleidigung von einem andern Stamme erlitten, und lauert unabläßig auf eine Gelegenheit, ſich zu rächen. Vielleicht kommt die Hofnung einer guten Mahlzeit dabey mit in Anſchlag. Oft verſtreichen Jahre lang, ehe ſich eine günſtige Gelegenheit darbietet; allein ſo lange es auch dauern mag, ſo vergißt der Sohn eine dem Vater zugefügte Beleidigung nie, und die Rache ſo lange ſie auch aufgeſchoben wird, bleibt am

Ende doch nie aus. Gewöhnlich führen ſie ihre mörderiſchen Anſchläge zur Nachtzeit durch einen Ueberfall aus. Gelingt er ihnen, welches aber ſelten geſchiehet, weil ſie immer auf ihrer Huth ſind, ſo wird alles ohne Unterſchied, Weiber und Kinder, niedergemacht. Alsdann bleiben ſie entweder gleich auf der Stelle, und verzehren die Erſchlagenen, oder ſie ſchleppen ſo viele als ſie wegbringen können nach ihrer Wohnung, und freſſen ſie dort, wobey Abſcheulichkeiten ausgeübt werden, die ſich kaum beſchreiben laſſen. Werden ſie vor der Ausführung ihres ſchrecklichen Unternehmens entdeckt, ſo ſchleichen ſie gewöhnlich in der Stille wieder davon; oft werden ſie aber auch verfolgt, und von der andern Parthey angegriffen. In ihren Kriegen werden nie Gefangne gemacht, und eben ſo wenig kann der Ueberwundne Gnade erwarten. Ihm bleibt in dieſem Falle nichts übrig, als ſich durch die Flucht zu retten. Durch dieſe immerwährenden Kriege, und ihre verderbliche Art ſie zu führen, haben ſie ſich zur ununterbrochenen Wachſamkeit ſo ſehr gewöhnt, daß man ſchwerlich einen Neuſeeländer weder bey Tage noch bey Nacht überfallen kann. In der That haben ſie auch die mächtigſten Bewegungsgründe zu dieſer Wachſamkeit. Ihr zeitliches und ewiges Wohl hängt davon ab; denn nach ihrem Glaubensſyſtem wird die Seele eines Menſchen, deſſen Körper die Feinde verzehrt haben, zu einem ewigen Feuer verurtheilt, indeß die Seelen, deren Leiber ihren Feinden entriſſen werden, oder die eines natürlichen Todes ſterben, in die Wohnungen der Götter hinaufſteigen. Ich fragte einſt, ob ſie auch die Leichname ihrer Freunde, welche in der Schlacht fielen und dem Feinde entriſſen würden, zu verzehren pflegten? Sie ſchienen aber über dieſe Frage erſtaunt, und verneinten ſolche mit einem Ausdruck von Abſcheu. Gewöhnlich begraben ſie ihre Todten in die Erde, ihre erſchlagenen Feinde aber, werfen ſie, wenn ſie mehr erbeutet haben als ſie verzehren können, in die See. Sie haben keine öffentlichen gottesdienſtlichen Verſammlungsplätze und kommen auch niemals zu dergleichen Handlungen zuſammen; demungeachtet haben ſie Prieſter, die ausſchließungsweiſe die Götter in Gebeten anrufen, um ihren Segen zu zeitlichen Angelegenheiten zu erbitten, z. B. zu einem Ausfall gegen einen feindlichen Stamm, zu einem Fiſchfang oder zu andern Unternehmungen. Von ihren eigentlichen Religionsmeynungen wiſſen wir noch ſehr wenig; doch bemerkten wir, daß man ihnen dieſelben von der früheſten Kindheit an, ſehr ſtrenge einſchärfen müſſe. Hievon ſahen wir an dem Knaben der den Taweihárua begleiten ſollte, einen auffallenden Beweis. Er hatte ſich die Haare abſchneiden laſſen, und enthielt ſich deshalb den größten Theil des Tages aller Speiſe; ob man gleich alle Mittel verſuchte, ihn von ſeinem Entſchluß abzubringen, und ihm alle Speiſen anbot, die er ſonſt am liebſten aß. Er blieb dabey, der Eatua würde ihn tödten, wenn er an dieſem Tage etwas äße. Doch ſiegte gegen Abend die Natur über die Vorſchriften der Religion, und er aß, obgleich ſehr wenig. Ich hegte ſchon vorher die Vermuthung, daß ſie in Abſicht auf die Haare irgend eine abergläubiſche Meynung haben müßten, denn nahe bey ihren Wohnungen ſah ich oft ganze Büſchel Haare an der Bäume oder Zweige gebunden. Worin aber dieſe beſondern Meynungen beſtehen mögen, konnte ich nie erfahren.

Obgleich die Neuſeeländer in beſtändiger Feindſchaft gegen einander leben, ſo nehmen ſie dennoch fremde Reiſende von ihrer Nation, von denen ſie keine böſen Anſchläge befürchten, mit Güte auf, und bewirthen dieſelben ſo lange ſie bleiben. Nur erwartet man daß dieſer Aufenthalt nicht länger daure, als zu Ausführung ihrer Geſchäfte nothwendig iſt. Auf dieſe Art wird der Handel mit dem Poenammu, oder dem grünen Talkſtein, durch die ganze nördliche Inſel getrieben. Die Wilden ſelbſt erzählten uns, dieſer Stein würde nur an Einem Orte gefunden, der denſelben Namen führt, und irgendwo im Innerſten des Charlottenſundes, nicht mehr als eine oder zwey Tagereiſen von dem Ankerplatz unſers Schiffes entfernt liegt. Ich bedauerte recht ſehr, daß es mir an Zeit fehlte, dieſen merkwürdigen Ort zu beſuchen, von dem man uns hundert fabelhafte Geſchichten, die alle nicht die mindeſte Wahrſcheinlichkeit hatten, zu erzählen wußte. Unter andern hieß es, dieſer Stein ſey urſprünglich ein Fiſch, den ſie mit dem Harpun träfen, an einen Strick befeſtigten und ans Land ſchleppten, wo er zu Stein würde. Da ſie alle darin übereinkamen, daß er aus einem großen See gefiſcht werde, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß die großen Ströme ihn von den Gebirgen losſpülen, und in den See führen. Dieſen See nennen die Eingebohrnen Tawai Poenammu oder das Waſſer des grünen Steins; und nur die umliegende Gegend, keinesweges aber die ganze ſüdliche Inſel von Neuſeeland, iſt ihnen unter dieſem

Namen bekannt, wiewohl wir denſelben auf unſerer Charte in jenem ausgedehnten Sinn gebraucht haben *).

Die Vielweiberey iſt unter den Neuſeeländern erlaubt, und es iſt eben nichts ungewöhnliches, daß ein Mann zwey bis drey Weiber hat. Die Weiber werden früh mannbar. Ein unverehlichtes Mädchen muß bey ihnen allem Anſchein nach, ein ſehr trauriges Leben führen; ſie kann ſich nur höchſt dürftig ernähren, und lebt in einem Lande, wo ihr ein Beſchützer ſo unentbehrlich iſt, ohne allen Schutz. Die Neuſeeländer ſind mit ihrem geringen Maaße von Kenntniſſen ganz zufrieden, und haben keinen Wunſch es zu vergrößern. Die Art, wie ſie fremde Gegenſtände betrachten, verräth ſo wenig Neugier wie ihre Fragen. Dinge, die ſie noch nie geſehen haben, ſcheinen keinen lebhaften Eindruck auf ſie zu machen, noch ihre Aufmerkſamkeit auch nur einige Augenblicke auf ſich zu ziehen. **Omai**, ihr großer Liebling, verſammelte wohl zuweilen einen Haufen um ſich her, doch ſchienen ſie ihn ſo anzuhören, als wenn ſie weder verſtänden was er ſagte, noch begierig wären es zu verſtehen.

Als wir eines Tages **Taweihärua** befragten, wie viel ſolcher Schiffe als das unſrige je in Charlottenſund oder an den nahegelegenen Küſten angekommen wären? erzählte er uns von einem, welches uns ganz unbekannt war. Dieſes, ſagte er, hatte in einem

---

*) Man ſehe Cooks Charte von Neuſeeland in Hawkesworths Sammlung.

Hafen an der nordweſtlichen Küſte von Tierawitte vor Anker gelegen, und zwar einige Jahre früher als ich in der Endeavour (welches die Neuſeeländer dadurch unterſcheiden daß ſie es Tupia's Schiff nennen) in den Sund gekommen wäre. Anfänglich vermuthete ich, er habe ſich in Abſicht auf den Ort und die Zeit geirrt; und dieſes Schiff ſey entweder Herrn Survilles Fahrzeug geweſen, welcher, (in eben dem Jahre da ich in der Endeavour auf Neuſeeland war), die nördliche Küſte von Eaheinomauwe beſucht haben ſoll; oder das Schiff des Herrn Marion Dufresne, welcher einige Jahre nachher die Bay der Inſeln (*Bay of Islands*) an eben der Küſte beſuchte. Er verſicherte uns aber ausdrücklich, er irre ſich nicht, weder in Abſicht auf die Zeit, noch den Ort, wo das Schiff angekommen ſey, auch ſey dieſer Umſtand jedermann um Charlottenſund und Tierawitte ganz wohl bekannt. Er fügte noch hinzu, der Capitain habe während ſeines Aufenthalts mit einer Weibsperſon des Landes gelebt, die auch einen Sohn von ihm habe, der noch lebe, und etwa von Kokoas Alter ſey. Auch dieſer letztere wußte, obgleich das Schiff vor ſeiner Geburt angekommen war, dennoch die ganze Geſchichte eben ſo genau. Taweihárua ſagte uns auch, dieſes Schiff habe zuerſt die Luſtſeuche zu ihnen gebracht. Es wäre wohl zu wünſchen, daß nachfolgende Europäer ſich dieſes Verbrechens nicht auch ſchuldig gemacht haben möchten. Gegenwärtig iſt dieſe Krankheit unter den Neuſeeländern nur zu allgemein, doch ſcheinen ſie ſich wenig daraus zu machen, und ſagen ſelbſt, ſie ſey bey weitem nicht ſo bösartig als bey ihrem erſten Entſtehen. Wie es ſcheint, gebrauchen ſie dagegen kein anderes Mittel, als eine Art Bähungen mit dem Dampfe einiger auf heiße Steine gelegten Kräuter. Ich hätte gewünſcht, von dieſem Schiffe bey meiner Anweſenheit in Neuſeeland etwas erfahren zu haben, indem wir dort vermittelſt des **Omai**, genauere und zuverläßigere Nachrichten von Augenzeugen hätten einziehen können. Demungeachtet ſetze ich keinen Zweifel in **Taweihäruas** Erzählung, daß wirklich vor meiner Ankunft in der Endeavour ein Schiff zu **Tierawitte** geweſen ſey, weil dieſes mit den Nachrichten übereinſtimmt, die ich ſelbſt ehemals auf der Inſel gehört habe. Man ſagte mir nehmlich, als ich auf meiner letzten Reiſe gegen das Ende des Jahres 1773, Neuſeeland zum zweytenmale beſuchte, und beſtändig nach der Adventure fragte, die ſich von uns getrennt hatte: es ſey ein Schiff in einem Hafen auf der Küſte von **Tierawitte** geweſen. Wir vermutheten aber damals, wir hätten dieſe Nachricht unrecht verſtanden, und bekümmerten uns nicht weiter darum. Außer dem erwähnten traurigen Geſchenk, erhielten die Neuſeeländer von dieſem Schiffe auch ein beſondres Thier, von dem aber **Taweihärua**, weil er es nicht ſelbſt geſehen hatte, uns gar keinen deutlichen Begriff machen konnte.

Durch ihn erfuhren wir noch eine andre Nachricht, an der ſich nicht zweifeln läßt, ob gleich unſre eignen Bemerkungen ſie nicht beſtätigten. Es ſoll nehmlich in Neuſeeland Eidechſen und Schlangen von ungeheurer Größe geben. Erſtere wären nach ſeiner Beſchreibung acht Fuß lang und ſo dick als ein Mann im Leibe. Er ſagte, ſie pflegten zuweilen Menſchen anzugreifen und zu verzehren; Sie wohnten in Löchern unter der Erde, und man tödtete ſie dadurch, daß man vor dem Eingange ihrer Höhlen ein Feuer anzündet. In Abſicht auf dieſes Thier war kein Irrthum möglich, indem Taweihárua mit eigner Hand auf einem Stück Papier eine recht gute Zeichnung einer Eidechſe und einer Schlange entwarf, um uns ſeine Meynung verſtändlich zu machen.

Wenn man gleich in den Beſchreibungen meiner beyden vorigen Reiſen, vieles über dieſes Land und deſſen Einwohner findet, ſo ſind vielleicht Herrn Anderſons Bemerkungen, welche dieſe Erzählungen theils beſtätigen, theils berichtigen, doch nicht überflüßig. Er war auf meiner vorigen Reiſe dreymal in Charlottenſund geweſen, und man kann daher dasjenige, was er bey ſeinem vierten Aufenthalt an dieſem Orte aufzeichnete, als das Reſultat reifer Beobachtungen anſehen. Ehe wir Neuſeeland verlaſſen, will ich noch eine kurze Nachricht von den aſtronomiſchen und nautiſchen Beobachtungen mittheilen, die wir während unſers Aufenthalts daſelbſt anſtellten.

Die Länge des Obſervatoriums auf Schip-Cove war, nach hundert und drey Reihen von Obſervationen, deren jede aus ſechs oder mehr verſchiednen beobachteten Diſtanzen beſtand, 174 Grad 25 Min. 15 Sek. öſtlich.

Nach dem Gange der aſtronomiſchen Uhr in Greenwich war die Länge 175 Grad 26 Min. 30 Sek. öſtlich; nach ihrem Gange am Cap 174 Grad 56 Min. 12 Sek. öſtlich.

Abweichungen der Magnetnadel, nach dem Mediunn von ſechs verſchiedenen Compaſſen, an Bord, 12 Grad 40 Min. 0 öſtlich; nach denſelben Compaſſen, am Lande 13 Grad 35 Min. 0 öſtlich.

Inklination der ſüdlichen Spitze, am Lande beobachtet, 63 Grad 42 Minuten 0 öſtlich.

Vielleicht iſt hier die Anmerkung nicht überflüßig, daß die obige Länge nach Mondsbeobachtungen, nur um 6′ 45″ von der verſchieden iſt, die Herr Wales auf meiner letzten Reiſe fand; nach ſeiner Beobachtung iſt ſie um ſo viel weſtlicher oder 174° 18′ 30″.

Die Breite von Ship-Cove iſt 41° 6′ 0″ wie ſie Herr Wales angegeben hat.

Achtes Hauptſtück.

Herrn Anderſon's Bemerkungen über die Gegend um Charlotten-Sund. Ueber das Erdreich, das Clima, die Witterung, die Winde, die Bäume und Kräuter, die Vögel, Fiſche und andere Thiere. Etwas von den Einwohnern, ihrer Bildung, Kleidung, ihren Zierrathen, Wohnungen, Booten, Speiſen und deren Zubereitung; imgleichen von ihren Kunſtarbeiten und Waffen. Grauſamkeit gegen ihre Gefangne. Verſchiedne Gebräuche. Proben ihrer Sprache.

Die ganze Gegend um Charlottenſund beſteht aus hohen, oben rund abgeſtumpften Bergen, die ſich vom Ufer des Meeres an Landeinwärts erheben. An den Seiten des Gebirges findet man, in beträchtlicher Entfernung, Thäler, oder vielmehr kleine Vertiefungen, die ſich nach der See zu in kleine Buchten endigen; und von einem kieſelichten, ſandichten Ufer eingeſchloſſen werden. Hinter dieſen liegt gemeiniglich eine kleine Ebne, wo die Eingebohrnen ihre Hütten bauen, und ihre Canots an das Land ziehen. Dieſe Lage iſt in jeder Rückſicht ſehr bequem, indem ſich in jede Bucht ein ſchöner klarer Forellenbach ergießt.

Die Berge beſtehen, wenigſtens nach der See zu, aus einem weichen, gelblichen Sandſtein, der, wo ihn die See beſpült, von bläulicher Farbe iſt. Er liegt theils in horizontalen, theils in ſchiefhängenden Schichten, in denen man häufig kleine Adern von grobem Quarz erblickt. Dieſe laufen gewöhnlich in gleicher Richtung mit der Hauptſchicht, aber oft durchſchneiden ſie dieſelbe auch. Die Schichte iſt einen oder ein paar Fuß dick, und das Erdreich welches ſie bedeckt, iſt ebenfalls gelblich und mergelähnlich. *)

Die Fruchtbarkeit des Landes ſieht man am beſten aus dem ſchnellen Wachsthum aller vegetabiliſchen Produkte dieſer Gegend. Die Berge (einige wenige nach der See zu ausgenommen, die blos niedriges Buſchwerk hervorbringen) tragen einen ununterbrochnen Wald von hochſtämmigen Bäumen, die in einer den Europäern unbegreiflichen Fülle des Wachsthums da ſtehen, und einen außerordentlich majeſtätiſchen Anblick gewähren. Zu dieſer ungemein ſchönen Vegetation trägt die angenehme gemäßigte Luft gewiß nicht wenig bey: Denn, während unſres diesmaligen Aufenthaltes war die Witterung, in einer Jahreszeit die etwa unſerm Auguſt entſpricht, dennoch nie ungewöhnlich heiß, und das Thermometer ſtieg ſelten über 66 Grad. Der Winter ſcheint eben ſo gemäßigt zu ſeyn; denn im Junius 1773, der mit unſerm December übereinſtimmt, war das Thermometer nie unter 48 Grad, und die Bäume ſtanden damals noch in vollem Laub, welches ſie vermuthlich nicht eher verlieren, als bis die jungen Blätter im folgenden Frühling die alten erſetzen.

---

*) In Neuſeeland giebt es theils Thonſchiefer, theils Gneusgebirge. Sandſtein und Mergel erinnere ich mich nicht um Charlottenſund geſehn zu haben; doch wer weiß was Hr. A. unter dieſer Benennung meynt. G. F.

Die Witterung iſt insgemein gut, aber zuweilen ſtürmiſch, und von ſtarken Regengüſſen begleitet, welche jedoch ſelten länger als einen Tag anhalten, mithin erträglich zu ſeyn ſcheinen, zumal, da man an den Seiten der Berge keine Spur von großen Strömen ſieht, und die Bäche, nach ihrem Bette zu urtheilen, nie ſtark anſchwellen. Ich habe in den vier verſchiedenen målen meines hieſigen Aufenthalts die Bemerkung gemacht, daß die ſüdöſtlichen Winde ſelten heftig, aber mehrentheils von trübem Wetter oder Regen begleitet ſind. Die Südweſtwinde hingegen wehen ſtark, bringen auch feuchte Witterung mit ſich, dauern aber ſelten lange. Die gewöhnlichſten Winde ſind die nordweſtlichen, die zwar auch heftig wehen, doch meiſtens gutes Wetter mitbringen.

Dieſes Land könnte unſtreitig eines der ſchönſten auf dem ganzen Erdboden werden, wenn es nur weniger gebirgig wäre; denn im Fall daß auch die Waldungen ausgerodet würden, könnte man es, der vielen Berge wegen, doch nie ſo gut als eine Ebene zur Viehzucht benutzen; und zum Ackerbau taugt es eben ſo wenig, da ſich hier kein Pflug brauchen läßt.

Die großen Bäume, welche auf den Bergrücken wachſen, ſind mehrentheils von zwey Gattungen. Eine Art, welche zu der Höhe unſrer größten Tannen gelangt, hat auch im Wuchs mit dieſem Geſchlechte viel Aehnlichkeit. Ihre Blätter aber, nebſt den kleinen Beeren an den Spitzen gleichen den Früchten unſrer Eibenbäume. Aus den Blättern dieſes Baumes *)

---

*) Er gehört in ein eigenes Geſchlecht, *Dacrydium cupreſſinum. Soland.* G. F.

bereiteten wir, mit einem Zuſatz von Zucker oder Syrup um die Gährung zu befördern, unſer Sproſſenbier; ein Getränk, welches dem amerikaniſchen Sproſſenbier, nach dem Urtheil aller, die dies kannten, wenig nachgab. Der andre Baum hat eine Aehnlichkeit mit unſerm Ahorn und wächſt zu einer anſehnlichen Höhe. Wir gebrauchten ihn bloß zur Feurung, denn zu Maſten, Stengen und dergleichen, hatte er, ſo wie der vorige, allzuſchweres Holz.

Auf den kleinen Ebnen, hinter dem flachen Ufer der Buchten, giebt es mannichfaltigere Waldungen. Unter andern fanden wir dort zwey Gattungen von Bäumen, die eine Pflaumen- oder Zwetſchken-ähnliche Frucht tragen. Die eine iſt gelb, und heißt in der Landesſprache **Karraka**; die andre aber iſt ſchwarz und wird **Maitao** genannt; beyde ſind nichts weniger als wohlſchmeckend, demungeachtet pflegten ſowohl unſre Leute als die Eingebohrnen davon zu eſſen. Die erſtere Art wächſt auf einem kleinen Baum, den man immer in der Nähe der See findet; die andre aber auf größern, tiefer im Walde ſtehenden Bäumen, deren wir uns häufig zum Brennholz bedienten.

Auf den Anhöhen die ſich in die See erſtrecken, findet man eine Gattung Philadelphus, nebſt einem andern Baum mit zugerundeten, geſprenkelten, übelriechenden Blättern und myrtenähnlichen Blüthen. Die Blätter des Philadelphus tranken wir als Thee, ſie hatten einen lieblichen Geſchmack und Geruch, und könnten die Stelle des chineſiſchen Thees recht gut vertreten. *)

---

*) Man findet eine Abbildung von dieſem Gewächſe, im

Zu den nützlichen Pflanzen gehöret noch vorzüglich eine Gattung von wildem Sellery, den wir häufig in jeder Bucht fanden, vornehmlich aber an Orten, wo die Eingebohrnen gewohnt hatten; ferner eine Pflanze, welche wir Löffelkraut nannten, ob ſie gleich mit der eigentlich ſo genannten Pflanze wenig Aehnlichkeit hat. *) Die hieſige Art iſt ungleich heilſamer als die unſrige. Man erkennt ſie an ihren geſägten Blättern, und an ihren kleinen, weißen Blumenbüſcheln. Sie wurde mit dem Sellery täglich in großer Menge in den Suppen von Weitzenmehl, und mit den Bouillonkuchen, zum Frühſtück für die Leute gekocht, und zu Mittag in den Erbsſuppen gegeſſen. Zuweilen aßen wir ſie auch als Sallat oder Gemüſe, und fanden ſie jederzeit ſehr ſchmackhaft. Rechnet man nun noch den Ueberfluß von geſunden und ſchmackhaften Fiſchen, ſo gibt es vielleicht wenige Seehäfen, wo man ſich ſo gut und reichlich mit Erfriſchungen verſehen kann, als eben hier.

Zu den bekannten Pflanzengeſchlechtern die wir hier fanden, gehören: zwey Gattungen von Winden, im-

---

erſten Theil meiner Reiſe. Es gehört aber nicht zum Philadelphus, ſondern zu einem eigenen Geſchlecht, welches jezt im Linneiſchen Syſtem den Namen Melaleuca erhalten hat. Es iſt die Melaleuca ſcoparia meiner Comm. de plant. eſculent. inſular. oceani auſtralis, S. 78. und Prodr. Florulae Auſtr. No. 210. G. F.

*) Dies iſt das Lepidium oleraceum, Comm. de pl. eſc. n. 38. u. Prodr. Florul. n. 248. G. F.

imgleichen Nachtſchatten und Neſſeln, welche beyde letztere ſo hoch wachſen wie ein kleiner Baum, *) eine ſtaudenförmige Veronica, die wir überall nahe am Strande fanden; Sandiſteln, Waldreben, Vanillenarten, Weiderich, Euphorbien, Storchſchnabel, Binſen, Immerſchön, Flachs, Amerikaniſcher Nachtſchatten, Knöterich, Brembeere, Brandſpitzen und Augentroſt, und zwar lauter beſondere in Europa unbekannte Arten. Ferner giebt es hier auch Tüpfelfarrn und Taubenfarrn, nebſt zwanzig verſchiednen Farrnkräutern, die man blos hier antrift; desgleichen verſchiedne Arten von Moos, und eine Menge andrer Gewächſe, deren Nutzen bisher noch unbekannt iſt, und die nur in Syſtemen der Botanik eine Stelle verdienen.

Doch will ich eine von dieſen Pflanzen, woraus die Eingebohrnen ihre Kleider verfertigen, etwas näher beſchreiben. Man erhält aus derſelben einen ſchönen ſeidenartigen Flachs, der den unſrigen im Anſehen und wahrſcheinlich auch an Dauer ſehr weit übertrifft. Dieſe Pflanze findet man nahe an der See überall; in einigen Gegenden aber auch ziemlich hoch hinauf an den Bergen, ſie wächſt in Büſcheln mit ſchilfförmigen Blättern. Sie trägt, auf einem hohen Stengel, gelbliche Blüthen, und eine lange runde Schote, welche einen ſehr dünnen glänzenden, ſchwarzen Saamen enthält. **) Wir fanden auch ſehr häufig eine

---

*) Alle dieſe Pflanzen ſind neue Gattungen. G. F.

**) Dieſe Pflanze iſt im erſten Theil meiner Reiſebeſchreibung, auf der 4ten Tab. abgebildet, und heißt daſelbſt

Gattung Pfeffer, der aber nur wenig Gewürzhaftes hatte. *) In den Wäldern giebt es auch ſehr häufig einen Baum, der dem Palmgeſchlechte ähnlich, **) aber bey näherer Unterſuchung ſehr davon verſchieden iſt. Die meiſten Bäume und Pflanzen hatten um dieſe Jahrszeit ihre Blüthen ſchon verlohren, und wir bemerkten den ſonderbaren Umſtand, daß ſie mehrentheils Beeren trugen. Von dieſen und andern Geſäme ſammelte ich mehr als dreyßig verſchiedne Sorten, die ich mit nach England nahm. Unter andern waren auch die rothen Beeren einer Pflanze dabey, die wie der Supple-Jak wächſt, und ſich von einem Baum zum andern ſchlingt, wodurch die Wälder ganz undurchdringlich gemacht werden. †)

Die Vögel ſind hier ſo zahlreich, daß man, ohne im mindeſten herum zu ſtreifen, welches ohnehin wegen der vielen Schlingſtauden und des niedrigen Buſchwerks in den Waldungen äußerſt mühſam iſt, in einem Tage eine ſehr beträchtliche Anzahl ſchießen kann. Die

---

die neuſeeländiſche Flachspflanze oder Phormium tenax. G. F.

*) Piper excelſum. G. F.

**) Es giebt in Neuſeeland wahre Kohlpalmen, Areca ſapida, Comm. de pl. eſc. n. 35. und Drachenbäume, Dracaena auſtralis, und D. indiviſa, welche mit den Palmen allerdings ſehr nahe verwandt ſind. G. F.

†) Supple Jack, iſt eine in England ſehr beliebte Art Spazierſtöcke aus einer überaus elaſtiſchen Schlingpflanze. Die hier gemeinte neuſeeländiſche Pflanze iſt mein Smilax Ripogonum, Prod. Flor. Auſtr. n. 372. G. F.

vornehmſten Gattungen derſelben ſind: große braune Papagayen mit weißen oder grauen Köpfen; grüne kleine Papagayen mit rother Stirne; große grüne Waldtauben mit braunem Rücken, weißem Bauch, rothem Schnabel und Füßen. Zweyerley Kukucksarten; eine ſo groß als unſre gemeine Art, braun und ſchwarz gefleckt; die andere nicht größer als ein Sperling, mit einem glänzend grünen Rücken, und auf dem Bauch abwechſelnden wellenförmigen Streifen von Goldfarbe, grün, braun und weiß geziert. Beyde waren ſehr ſelten. Häufiger findet man einen andern Vogel, von ſchwarzer ins grünliche fallender Farbe, der einen kleinen Büſchel krauſer weißer Federn unter dem Halſe hangen hat, und den unſre Matroſen den **Poi-Vogel** nannten. *) Wir bemerkten auch eine etwas kleinere Art, welche ſchwarz, aber an den Flügeln und dem Rücken braun war, und dicht unter dem Schnabel zwey kleine Lappen hatte. Dieſe nannten wir den **kleinen Bartvogel** (Wattle-bird) um ihn von einem andern zu unterſcheiden, den wir den **großen Bartvo-**

---

*) Dieſer Vogel erhielt ſeinen Namen von dem Büſchel weißer Federn, die einige Aehnlichkeit mit den weißen Blumen hatten, deren man ſich auf Otaheite zum Ohrenſchmuck bedient, und die dort Puwa genannt werden. **Anmerk. der Urſchr.** Nicht von Puwa, ſondern von Poi, eine Glaskoralle, muß jener Name hergeleitet werden. Auch heißen jene Blumen, wovon der Verfaſſer ſpricht, nicht Puwa, ſondern Pua, welches unterſchieden zu werden verdient, da Puwa allerdings auch ein otaheitiſches Wort, aber von ganz anderer Bedeutung iſt. G. F.

gel nannten, weil er die Größe einer Taube hatte, und unter dem Schnabel ebenfalls zwey große gelb und violette Lappen trug. Dieſer Vogel iſt ſchwarz oder vielmehr blau, und hatte mit jenem weiter keine Aehnlichkeit, als die erwähnten Häute; denn der Schnabel iſt kurz, ſehr dick und krumm, und von ganz beſondrer Geſtalt. Man ſieht hier auch häufig einen braunen Dickſchnabel von der Größe einer Droſſel, mit röthlichem Schwanze. Eben ſo häufig iſt ein kleiner grünlicher Vogel, welcher beynahe der einzige war, der einen ordentlichen Geſang von ſich hören ließ; dieſer aber dafür auch ſo lieblich und abwechſelnd, daß man, wenn der kleine Sänger ſein Lied anſtimmt, glauben ſollte, man höre hundert verſchiedne Kehlen. Wegen dieſes Umſtandes nannten wir ihn den Spottvogel (Mocking-bird). Wir bemerkten außer dieſem noch drey bis vier Arten kleinere Vögel, von denen einer, in Abſicht auf die Geſtalt und die kirren Sitten, mit unſrem Rothkehlchen viel Aehnlichkeit hatte; doch mit dem Unterſchiede, daß der Neuſeeländiſche Vogel ſchwarz und weiß iſt. Von eben dieſem ſahen wir auch noch eine kleinere Gattung. Eine dritte Art hatte einen langen Schwanz, den ſie wie einen Fächer auseinander breitete, wobey ſie einen zwitſchernden Laut von ſich gab. Wir ſahen, obgleich ſelten, auch Eisvögel, die aber weniger lebhafte Farben hatten, als die unſrigen.

Auf den Felſen halten ſich Meer-Elſtern (Sea-pies) mit rothen Schnäbeln, und gehäubte Seeraben auf. Dieſe letztern ſind bleyfärbig, mit kleinen ſchwarzen Flecken auf den Schultern und den Flügeln. Der übrige obere Theil iſt ein ſammetartiges Schwarz, das ins Grüne fällt. Dieſe und eine gemeinere Gattung Seeraben, die Dutzendweiſe ihre Neſter auf den Bäumen nahe am Meer hatten, wurden häufig geſchoſſen. Am Ufer waren außer dieſen noch einige wenige Meven, einige blaue Reyher, zuweilen, jedoch äußerſt ſelten, auch wilde Enten, kleine ſandgraue Regenpfeifer, und endlich einige Sand-Lerchen. In dem Sunde ſchwimmen häufig kleine Pinguine und Taucher herum; wir ſchoſſen einige Waſſerhühner von bräunlicher mit ſchwarz vermiſchter Farbe, und einzige Schnepfe, die der europäiſchen vollkommen ähnlich war.

Die vornehmſten Fiſche die wir mit dem Netze fingen, waren Meeräſchen und Elephantenfiſche nebſt einigen Zungen und Schollen. Unter denjenigen, welche uns die Eingebohrnen überließen, waren hauptſächlich eine Art ſilberfarbiger Seebraſſen, mit einem ſchwarzen Fleck am Halſe; große Seeaale und noch ein Fiſch der den Braſſen ähnlich war, aber oft fünf, ſechs bis ſieben Pfund wog. Er iſt ſchwärzlich, hat ſehr dicke Lippen, und wird von den Eingebohrnen Moghi genannt. Mit der Angel fingen wir mehrentheils eine Art Weichfiſche von der Größe eines Schellfiſches, welche wegen ihrer ſchwärzlichen Farbe von den Matroſen der Kohlfiſch genannt wurde; auch einen andern röthlichen, von gleicher Größe, der ein kleines Bärtchen hatte; dieſen nannten wir den Nachtwandler, weil wir ihn gemeiniglich zur Nachtzeit fingen. Zuweilen hatten wir eine Art kleinen Lachs, Seehähne (Gurnards) und Rochen. Die Eingebohrnen brachten uns auch Baſtard-Makrelen, Papageyfiſche und Beinfiſche; ferner einen ſeltenen ſchwarzen Fiſch, der beynahe wie eine Dorade geſtaltet war. Er hat ſehr ſtarke Kinnladen, und die Rücken- und Bauchfloſſen ſind gegen das Ende zu ſehr lang. Dieſen koſteten wir nicht; aber alle andre verſchiedne Gattungen ſind ſehr wohlſchmeckend, vorzüglich der kleine Lachs, der Moghi und der Kohlenfiſch.

Auf den Felſen findet man überall eine unzählige Menge wohlſchmeckender Miesmuſcheln, unter andern auch eine nicht gemeine Art, die einen Fuß lang iſt. An einigen Orten giebt es auch Auſtern, die zwar ſehr klein, aber überaus wohlſchmeckend ſind. Andre Schaalthiere ſind ebenfalls ſehr häufig. Die Wilden brachten uns auch ſchöne Krebſe, die ſo groß als unſre größten Hummer waren; aber die Dintenwürmer behielten ſie ſich vor. Inſekten ſieht man hier nur wenig. Unter dieſen waren zwey Arten Jungfern, etliche Schmetterlinge, kleine Grillen, oder Heuſchrecken, verſchiedne Spinnen, kleine ſchwarze Ameiſen und eine ungeheure Menge Skorpionfliegen, von deren Gezirpe alle Wälder erſchallten. Das einzige ſchädliche Inſekt iſt eine Gattung kleiner Erdmücken, welche unſre Matroſen Sandfliegen nannten, und deren Stich eben ſo empfindlich iſt, als der Stich der Musquitos. Ungeziefer fanden wir gar nicht, außer zwey bis drey Sorten unſchädlicher kleiner Eidechſen *).

Es iſt ſehr merkwürdig, daß es in einem ſo groſſen Lande wie Neuſeeland, außer einigen Ratten, und

---

*) In einem beſondern Portefeuille erwähnt Hr. Anderſon der ungeheuren großen Eidechſe, welche die beyden Knaben uns beſchrieben, nachdem wir die Inſel verlaſſen hatten.

einer Gattung Schäferhunde, die ſich als zahme Hausthiere bey den Einwohnern aufhalten, gar keine andern **vierfüßigen Thiere** giebt *).

Eben ſo wenig findet man daſelbſt irgend ein **Mineral** von einigem Werth, außer den grünen Jaſpis oder Serpentinſtein, aus dem die Wilden ihre Waffen und Geräthſchaften verfertigen. Auf dieſen ſetzen ſie einen überaus hohen Werth, und gaben uns allerley abentheuerliche und unbegreifliche Geſchichten von ſeiner Entſtehung zum Beſten. So viel iſt gewiß, daß er da wo man ihn findet, (nach ihrer Ausſage in dem Bette eines großen, weit von hier gegen Süden belegenen Fluſſes) in dünnen Schichten oder vielleicht, wie unſre Feuerſteine, in einzelnen Stücken liegt; denn die Ränder der ganz unbehauenen Steine ſind, wie jene, mit einer weißen Rinde überzogen. Wir kauften ein Stück von dieſer Art, welches achtzehn Zoll lang, einen Fuß breit, und beynahe zwey Zoll dick war, und doch nur ein Theil eines noch größern Stücks zu ſeyn ſchien **).

---

*) Es giebt auch eine Gattung Fledermäuſe daſelbſt. G. F.

**) Neuſeeland iſt noch nicht mineralogiſch unterſucht worden; denn aus den Geſchieben am Strande darf man doch den Inhalt ſo ungeheurer Gebirge nicht beurtheilen. Der Nierenſtein, den der Verfaſſer, um ſich als Mineralog zu legitimiren, bald Jaspis, bald Serpentinſtein nennt, bricht wahrſcheinlich in Thonſchiefergebirgen, welche einen ſtarken Antheil von Bitterſalzerde enthalten. G. F.

Die Neuſeeländer ſind von mittlerer Größe, und mehrentheils ſchlecht gebaut, welches vielleicht daher rührt, daß ſie gewöhnlich mit untergeſchlagenen Beinen ſitzen, und wegen der gebirgichten Beſchaffenheit des Landes ſich nicht ſo viel Bewegung machen, als zu einer wohlproportionirten Ausbildung des Körpers nothwendig iſt. Doch findet man auch einige Ausnahmen, und manche zeichnen ſich durch einen athletiſchen Körperbau ſehr vortheilhaft aus; fette Leute hingegen ſind unter ihnen eine Seltenheit.

Ihre Farbe iſt verſchieden, ſo daß man Leute von allen Schattirungen, zwiſchen Schwarz und einer gelblichen oder einer ziemlich dunkeln Olivenfarbe, unter ihnen antrifft. Eben ſo mannichfaltig ſind ihre Geſichtszüge, dergeſtalt, daß einige ſogar den Europäern ähnlich ſehen. Gewöhnlich iſt das Geſicht rund, die Lippen ſtark, und die Naſe gegen das Ende etwas dick, aber keinesweges platt. Doch entſinne ich mich nicht, bey einem von ihnen jemals eine eigentlich gebogne Naſe bemerkt zu haben. Ihre Zähne ſind mehrentheils breit, weiß und ſehr eben; ihre Augen groß, und durch Uebung ſehr beweglich. Ihr Haar iſt ſchwarz, ſchlicht und ſtark, gewöhnlich wird es auf dem Hinterkopfe kurz abgeſchnitten, und das übrige oben auf der Scheitel zuſammengebunden. Bey einigen iſt das Haar auch braun und etwas kraus. Die jüngern Leute haben einen ofnen Blick, die ältern Männer aber ſehen ernſthaft, und mehrentheils mißtrauiſch und zurückhaltend aus. Die Weiber ſind durchgängig kleiner als die Männer, und eben nicht beſonders reizend.

Die Kleidung iſt bey beyden Geſchlechtern gleich, und beſteht aus einem fünf Fuß langen und vier Fuß breiten Stück Zeug, welches von dem oben beſchriebenen ſeidenartigen Flachs verfertiget wird. Dies ſcheint ihre künſtlichſte und wichtigſte Arbeit zu ſeyn, iſt aber kein eigentliches Gewebe, indem es nur geknüpft wird. Oft verbrämen ſie dieſe Kleidung an den Ecken mit Hundefell, welches, in kleine viereckige Stücken geſchnitten, in weiß und ſchwarz abwechſelnden Feldern aufgeſetzt iſt. Sie ziehen zwey Ecken von dieſem Zeuge über die Schultern, und befeſtigen ſie vorn auf der Bruſt, dergeſtalt, daß der ganze Leib bedeckt wird, und dann binden ſie es noch einmal mit einem Gürtel von Matten um den Bauch. Zuweilen iſt die Außenſeite dieſes Zeuges ganz mit großen Vogelfedern belegt, die gleichſam mit eingewirkt zu ſeyn ſcheinen, oder auch mit Hundefellen überzogen. Letztere werden übrigens auch ganz allein als Kleidung getragen. Ueber dieſes Kleid werfen viele noch eine Matte, die von den Schultern bis auf die Ferſen reicht. Das gewöhnlichſte Oberkleid aber beſteht in der oben erwähnten Flachspflanze, die alsdenn, nur ſchlechtweg bereitet, an einen langen Strick gereihet und befeſtiget wird. Dieſen werfen ſie um den Hals, da alsdann die langen Faſern, von allen Seiten wie ein Mantel bis auf die Hälfte der Lenden herunter hängen. In dieſem Anzuge haben ſie, ſitzend, ein ſonderbares, zottiges Anſehen.

Den Kopf zieren ſie mit Federn, imgleichen mit hölzernen und knöchernen Kämmen, die mit Perlmutter, oder auch mit der dünnen innern Haut eines gewiſſen Blattes aufgeputzt ſind. Sowohl Männer als Weiber tragen in den durchſtochenen, oder vielmehr aufgeſchlitzten Ohren, kleine Stücken grünen Jaſpis, Zeuglåppchen, oder Korallen, wenn ſie dergleichen habhaft werden. Einige wenige hatten auch den Naſenknorpel durchbohrt, doch trugen ſie keine Zierrathen in der Oefnung, indeß ſteckte einmal ein Wilder eine dünne Gerte hindurch, um uns zu zeigen, daß man dieſes bisweilen thue. Sie tragen lange Bårte, doch ließen ſie ſich dieſelben gern bey uns abſcheeren.

Einige unter ihnen waren im Geſicht punktirt, und hatten ſich mit Schnörkeln und andern wunderlichen Figuren von dunkelblauer oder ſchwarzer Farbe gezeichnet. Ob dieſes bloß ein Zierrath ohne weitere Bedeutung, oder ein unterſcheidendes Zeichen des Stammes ſeyn ſoll, iſt noch zweifelhaft. Bey den Weibern ſind bloß die Lippen, oder ein einziger Fleck auf dem Kinn punktirt. Beyde Geſchlechter beſchmieren ſich das Geſicht und das Haupt mit einer Miſchung aus Ocher und Fett. Außerdem haben die Weiber noch Halsbånder von Seehundszåhnen, oder Bündel långlichter Korallen, die aus den Beinknochen kleiner Vögel, oder einer gewiſſen Muſchelſchale, verfertigt zu ſeyn ſcheinen. Einige wenige tragen auch dreyeckige, mit Papageyenfedern und Stückchen von Perlmutter verzierte Schürzen, die mit dreyfachen Schnüren um den Leib befeſtigt werden. Ich habe auch Mützen von Federn geſehen, die aber wahrſcheinlich bloß zum Staat dienten, indem die Weiber gemeiniglich mit bloßem Kopfe gehen.

Ihre Wohnungen ſind die Ufer der obenbeſchriebenen kleinen Buchten, wo ſich vierzig bis funfzig, bald mehr bald weniger zuſammen aufhalten, und ihre Hütten dicht neben einander bauen. Dieſes ſind durchgängig ſehr elende Gebäude. Das größte das ich je geſehen habe, war etwa dreyßig Fuß lang, funfzehn breit, und ſechs hoch, und völlig ſo gebauet wie unſre Dorfſcheunen. Inwendig beſtand die Hütte aus ſehr regelmäßig gelegten, abwechſelnd kleinen und großen Sparren, die mit dünnen biegſamen Gerten an die mittelſte Hauptſtange befeſtigt, und roth und ſchwarz angeſtrichen waren. Das Innere des Daches beſtand aus einer Art großer Binſen, die man dicht neben einander gelegt, und gehörig verbunden hatte. An einem Ende des Gebäudes war ein kleines viereckiges Loch, welches ſtatt der Thüre diente, und neben demſelben ein weit kleineres, vermuthlich um den Rauch durchzulaſſen, indem keine andre Oefnung dazu vorhanden war. Doch war dieſe Hütte eine der beſten, und wahrſcheinlich die Wohnung einer Perſon von Anſehen. Die andern ſind ſelten mehr als halb ſo groß, etwa vier Fuß hoch, und weit nachläßiger gebaut; indeß geben ſie doch hinlänglichen Schutz gegen Wind und Wetter.

Ihr ganzes Hausgeräth beſteht aus einigen Körben oder Säcken, worin ſie ihre Angelhaken und andre Kleinigkeiten aufbewahren. In der Mitte des Hauſes ſitzen die Bewohner deſſelben rings um ein Feuer auf der bloßen Erde; wahrſcheinlich iſt dies auch des Nachts ihre Lagerſtatt, auf welche ſie keine andre Bedeckung haben als ihre Kleider. Dieſe ſind indeß, in einem ſo engen Behältniß wo mehrere Perſonen beyſammen eingeſchloſſen ſind, und wo alſo die Hitze ziemlich groß ſeyn muß, auch hinlänglich.

Sie nähren ſich mehrentheils von Fiſchen, und bedienen ſich zum Fang derſelben verſchiedener Arten von

Netzen und hölzerner mit Knochen zugeſpitzter Angelhaken.

Ihre Canots ſind aus Planken gut zuſammengefügt, mit ſtarken elaſtiſchen Baumzweigen verbunden, und durch eben dergleichen Zweige ſind auf der Außenſeite der Fugen und der Näthe, ſchmale Stücken Holz befeſtigt. Einige ſind funfzig Fuß lang, und ſo breit daß man ohne Ausleger (*balancier*) damit ſegeln kann, den hingegen die kleineren Kähne nicht entbehren können. Oft fügen ſie auch zwey Kähne durch Planken zuſammen, und bilden dadurch ein Fahrzeug, das wir ein Doppel-Canot nannten. Dieſe ſind von ſehr verſchiedner Größe, und konnten von fünf bis dreyßig Mann tragen. Das Vordertheil iſt oft mit künſtlichem Schnitzwerk und einer gemahlten Figur geziert, die wahrſcheinlich ein durch Wuth ganz verzerrtes Geſicht vorſtellen ſoll. Ihre Ruder ſind vier bis fünf Fuß lang, ſchmal und zugeſpitzt; ſie können vermittelſt derſelben ihre Boote ſehr ſchnell fort arbeiten, wenn ſie nur mit einander Takt halten. Ihre Segel, von denen ſie aber ſelten Gebrauch machen, ſind dreyeckige Matten, deren breites Ende zu oberſt befeſtigt wird.

Vom Kochen haben ſie gar keinen Begriff, und pflegen daher alle ihre Fiſche zu röſten oder zu backen. Auf eben dieſe Art bereiten ſie die Wurzel und einen Theil von dem Stengel eines gewiſſen groſen Farrenkrauts, wobey ihnen ein in die Erde gegrabenes tiefes Loch zum Ofen dient. Wenn die Wurzel gar iſt, wird ſie geſpalten, und man findet eine ſchöne, gallertartige Subſtanz darinn, die viel Aehnlichkeit mit gekochtem

Sagopulver hat, außer, daß ſie etwas feſter iſt. Sie pflegen auch eine kleinere Farrnwurzel ſtatt Brods zu eſſen. Sie trocknen dieſelbe, und nehmen ſie, nebſt einem Vorrath von getrockneten Fiſchen, in großer Menge mit ſich, wenn ſie ſich weit von ihrer Heimath entfernen, oder ihren Wohnort verändern. Dieſe letztere Wurzel ſchlagen ſie ſo lange mit einem Stock, bis ſie mürbe wird; ſie hat, wenn ſie gekauet wird, einen ſüßlichen angenehmen Geſchmack, die übrigen harten faſerigen Theile werden ausgeſpuckt. *)

Wenn die Witterung oder ihre Trägheit ſie abhält auf den Fiſchfang in See zu gehen, begnügen ſie ſich mit Miesmuſcheln und andern Schaalthieren, die am Ufer des Meeres in Menge zu finden ſind, und deren Schaalen immer haufenweiſe bey ihren Hütten liegen. Zuweilen verſchaffen ſie ſich auch eine Abwechslung und erlegen ein Waſſerhuhn, einen Pinguin oder Seeraben. Sie haben auch eine ziemlich beträchtliche Zucht von Hunden, die zwar zum Schlachten beſtimmt ſind, die man aber doch nicht zu ihren gewöhnlichen Nahrungsmitteln rechnen kann. Dieſe liefert ihnen, bey ihrem gänzlichen Mangel an Ackerbau, unſtreitig das Meer, welches hier auch ungewöhnlich ergiebig iſt.

Ihre Art die Speiſen zu verzehren, iſt, ſo wie ihr ganzer Aufzug, dermaßen eckelhaft, daß wir ſie wegen ihrer Unſauberkeit und der Menge Oel womit ſie ſich einſchmieren, ſchon von fern riechen konnten.

---

*) Das erſtgenannte Farrnkraut iſt das Polypodium medullare, und das letztere das Polypodium dichotomum. C. Comm. de pl. eſculent. oc. auſtr. n. 48. 49. G. F.

Dabey ſahen wir ſie häufig das Ungeziefer verzehren, das auf ihren Köpfen wimmelt. Auch verſchlangen ſie mit der größten Begierde große Quantitäten von ſtinkendem Thranöhl und Seehundsfett, welches wir bey den Zelten auskochten, und ſchon mehr als zwey Monathe lang aufbewahrt hatten. Wenn ſie an Bord kamen, leerten ſie nicht allein alle Lampen aus, ſondern verzehrten ſelbſt den mit Oel getränkten Tocht mit dem größten Appetit. Die Bewohner von van Diemens Land wollten, obgleich ihre gewöhnliche Koſt nur armſelig war, dennoch das Brod, welches ſie uns eſſen ſahen, nicht einmal koſten; die Neuſeeländer verzehrten es, ohngeachtet es verfault und ſchimmlicht war, als einen Leckerbiſſen. Gleichwohl war es keine Stumpfheit der Geſchmackswerkzeuge, die ihnen dieſe eckelhafte Speiſe annehmlich machte; denn ſie warfen verſchiedne andre Speiſen, die wir zu eſſen pflegten, mit Zeichen des Widerwillens und Ekels weg, nachdem ſie bloß daran gerochen hatten.

In ihren Arbeiten zeigten ſie einen ziemlich hohen Grad von Geſchicklichkeit und Erfindungskunſt, indem ſie, ohne irgend ein metallnes Werkzeug, dennoch alles was ſie zu ihrem Unterhalt, zu ihrer Kleidung und Vertheidigung brauchen, ſehr zierlich, dauerhaft und zweckmäßig verfertigen. Das vornehmſte Werkzeug deſſen ſie ſich dabey bedienen, hat ſehr viel Aehnlichkeit mit unſern Beilen, und wird nebſt einer Art Meißel aus dem grünen Serpentinſtein oder Jaspis *) verfertigt. Zuweilen macht man daſſelbe auch aus einem ſchwarzen ſehr glatten und dichten Stein *). Ihre vornehmſte Geſchicklichkeit aber beweiſen ſie in allerley Schnitzwerk. Sie bringen es ſelbſt bey den geringſten Geräthſchaften an; vorzüglich aber zieren ſie damit das Vordertheil ihrer Canots auf eine Art, die zugleich ihre Geſchicklichkeit im Erfinden und ihre Geduld und Beharrlichkeit bey dem Ausführen an den Tag legt. Die Schnüre, deren ſie ſich zu Fiſchangeln bedienen, ſind eben ſo feſt und gleichförmig gearbeitet, als die unſrigen, und ihre Netze geben den unſrigen nichts nach. Am mühſamſten aber muß ihnen die Verfertigung ihrer Werkzeuge ſelbſt ſeyn, denn der Stein woraus ſie beſtehen, iſt außerordentlich hart, und ſie haben kein andres Mittel ihn zu bearbeiten, als daß ſie einen Stein auf dem andern reiben, welches natürlich ſehr langſam von ſtatten gehen muß. Statt eines Meſſers gebrauchen ſie ein Stückchen Muſchelſchaale, Feuerſtein oder Nierenſtein; und ein Hayfiſchzahn, der auf einem Stückchen Holz befeſtigt iſt, vertritt die Stelle des Bohrers. Sie haben auch kleine Sägen, die ſie aus den zackigten Zähnen eines gewiſſen Fiſches verfertigen, und an der einwärts gekrümmten Seite eines zierlich geſchnitzten Holzes befeſtigen; dieſe gebrauchen ſie aber, nach ihrer eignen Ausſage, bloß um die todten Körper ihrer in der Schlacht gebliebenen Feinde damit zu zerlegen.

---

*) Nierenſtein. G. F.

Sie ſind von ungemein reizbarer Gemüthsart, folglich außerordentlich leicht zu beleidigen, und eben ſo ſchnell iſt ihre Rachbegier erregt. Dabey erlauben

---

*) Baſalt. G. F.

ſie ſich gegen andre den größten Uebermuth, ſo bald ſie es ungeſtraft thun können. Dies Betragen iſt aber dem wahren Muth ſo ganz entgegen geſetzt, daß man ihre immer rege Nachbegier vielmehr für eine Art von Wuth, als für wahre Tapferkeit erklären muß. Mistrauen und Argwohn ſind ihnen wo nicht angebohren, wenigſtens jezt durch ihre unabläßige Fehden eigen geworden, daher auch diejenigen unter ihnen, denen wir noch fremd waren, nie geradezu an Bord kamen, ſondern uns immer erſt von fern beobachteten, oder überlegten, ob ſie auch ſich uns anvertrauen könnten. Hiernächſt ſind ſie ſehr zum Stehlen geneigt, und nahmen uns alles unter den Händen weg, was ſie unbemerkt erhaſchen konnten. Sie würden auch gewiß kein Bedenken tragen, im Handel eben ſo unredlich zu verfahren, wenn ſie hoffen könnten, es immer ungeſtraft zu thun, denn ſie wollten die Waaren, die ſie zum Verkauf hatten, nie vorher unterſuchen laſſen, und bezeigten die unmäßigſte Freude ſo oft es ihnen gelang, jemanden zu überliſten. Dergleichen Dinge ſind aber in einem Lande, wo man von Geſetzen, Subordination und Beſtrafung der Uebertretungen wenig oder gar nichts weiß, ganz natürlich. Wer unter ihnen einiges Anſehen hat, ſcheint es blos über ſeine Familie zu haben, und wenn ſie es einmal nöthig finden, ſich zu gemeinſchaftlicher Vertheidigung zu vereinigen, ſo werden die Tapferſten und Klügſten zu Anführern gewählt. Wie ſie ihre Privatſtreitigkeiten ſchlichten, iſt uns unbekannt; doch bemerkten wir, daß es dabey ſehr lärmend und unruhig herging.

Oeffentliche Streitigkeiten haben ſie häufig oder beſtändig, und man kann ſchon aus der Menge ihrer

Waffen und ihrer Geſchicklichkeit im Gebrauch derſelben abnehmen, daß der Krieg ihre Hauptbeſchäftigung ſeyn müſſe. Ihre Waffen ſind Spieße, Pättu-Pättu's und Keulen, zuweilen auch Steine. Die erſteren werden aus hartem Holz gemacht, ſind von fünf bis zwanzig, ja ſogar dreyßig Fuß lang, und am Ende zugeſpitzt. Die kürzeren werden als Wurfſpieße gebraucht. Das Pättu-Pättu oder Emitti iſt von elliptiſcher Figur, und etwa achtzehn Zoll lang, die Handhabe iſt von Holz, Stein, dem Knochen eines Seethieres, oder von grünem Jaspis. Auf dieſes Inſtrument verlaſſen ſie ſich, wie es ſcheint, im Kriege vorzüglich. Die lange Keule iſt fünf bis 6 Fuß lang, läuft an dem einen Ende, woran ſich ein geſchnitzter Kopf befindet, ſchmal zu, und iſt an dem andern breit und platt mit ſcharfen Ecken.

Ehe der Angriff geſchieht, ſingen alle, und zwar ſehr tacktmäßig, den Schlachtgeſang, der ſie bald zu dem höchſten Grade der Wuth anfeuert. Sie verdrehen und verzerren dabey Augen, Mund und Zunge auf eine ſcheusliche Art, ſo daß ſie eher Teufeln als Menſchen ähnlich ſehen. Dies thun ſie um ihren Feinden Schrecken einzujagen, und es muß auch bey dem muthigſten, der an einen ſolchen Anblick nicht gewohnt iſt, die verlangte Wirkung hervorbringen. Dieſer fürchterlichen Vorbereitung zum Streite entſpricht ihr nachheriges unmenſchliches Betragen gegen die verwundeten Feinde. Sie fallen über dieſelben, noch ehe ſie völlig todt ſind, her, zerſchneiden ſie in Stücken, röſten ſie dann auf dem Feuer, und verzehren ſie mit einem grauſamen Wohlgefallen.

Dieſer hohe Grad von Barbarey könnte uns auf die Vermuthung bringen, Menſchen die deſſen fähig ſind, müßten ſchlechterdings kein theilnehmendes Gefühl für ihre Nebenmenſchen haben; aber im Gegentheil ſieht man ſie den Verluſt ihrer Freunde und Verwandten mit einem heftigen Schmerz beweinen, der auf das innigſte Gefühl ſchließen läßt. Sowohl Männer als Weiber klagen um den Tod ihrer Angehörigen mit lautem Geſchrey, und machen ſich zugleich mit ſcharfen Steinen oder Muſcheln tiefe Wunden in die Wangen und die Stirn, bis das Blut in Strömen herunter fließt, und ſich mit ihren Thränen vermiſcht. Zum Andenken ihrer liebſten Freunde pflegen ſie auch aus grünem Stein geſchnitzte, und mit glänzenden Augen von Perlmutter verzierte, unförmliche Menſchengeſtalten am Halſe zu tragen. Ihre geſelligen Gefühle ſind ſo lebhaft, daß ſie nach einer kurzen Abweſenheit eines Freundes ſich vor Freuden über ſeine Zurückkunft verwunden und zerfleiſchen *).

Die Kinder nehmen frühzeitig alle guten und übeln Gewohnheiten ihrer Eltern an, und können ſchon im neunten oder zehnten Jahr nicht nur alle die Bewegungen und ſcheußlichen Verzerrungen nachmachen, wodurch jene ihre Feinde zu erſchrecken ſuchen, ſondern auch im Singen eben ſo genau Takt halten. Die Neuſeeländer haben auch gewiſſe nicht ganz unharmoniſche

---

*) Dieſes Zerfetzen beweiſet, wie alles was in Gewohnheit übergegangen und Sitte geworden iſt, nichts für das Gefühl. Daß dieſer Gebrauch altes Herkommens iſt, läßt ſich daraus abnehmen, daß er ſich auch in Otaheite und den andern Inſeln der Südſee findet. G. F.

Lieder, in denen ſie die Geſchichten ihrer Vorfahren, ihre Thaten im Kriege, und andre merkwürdige Begebenheiten aufbewahren. Sie lieben dieſe Lieder außerordentlich, und pflegen einen großen Theil ihrer Zeit mit Wiederhohlung derſelben, oder mit Flötenſpielen zuzubringen.

Ihre Sprache iſt keinesweges hart oder unangenehm, obgleich viele durch die Kehle geſprochene Töne darin vorkommen; nach einigen ihrer Geſänge zu urtheilen, ſchien ſie uns vielmehr einen hohen Grad von Wohlklang zu haben. Uebrigens iſt ſie, wenn man alle Umſtände in Erwägung zieht, reicher als man es bey einem ſo rohen Volke erwarten ſollte. Ich habe hier eine kleine Probe der Sprache beygefügt, nach welcher der Leſer ſelbſt urtheilen mag. Sowohl auf dieſer als meiner ehemaligen Reiſe ſammelte ich eine beträchtliche Anzahl Wörter, und da ich auf den übrigen Südſeeinſeln eben ſo aufmerkſam auf die beſondern Sprachen der Einwohner war, bekam ich die deutlichſten Beweiſe von der bewundernswürdigen Aehnlichkeit derſelben. Man hat zwar dieſe Anmerkung im Allgemeinen ſchon in andern Reiſebeſchreibungen gemacht, indeſſen glaube ich ſie noch ganz beſonders beſtätigen zu können. Ich wähle in dieſer Abſicht aus der großen Anzahl Wörter in meinen Verzeichniſſen einige aus, und ſetze auf die gegenüberſtehende Columne diejenigen Otaheitiſchen Wörter hin, welche damit übereinſtimmen. Der Leſer kann nun leicht auf eine Blick überſehen, durch welche allmählige Abänderungen der jedesmalige Unterſchied des Dialekts bewirkt worden iſt.

	Neuſeeländiſch.	Otaheitiſch.
Waſſer	Euai	Ewai.
der Schwanz des Hundes	Uaieru	Ero.
Tod, geſtorben	Kau, = matte	Matte, roa.
Fliegen	Ererre	Eräre.
ein Haus (eine Hütte)	Ehwarre	Ehwarre.
Schlafen	Mona	Moe.
ein Angelhaken	Makei	Matau.
Zumachen (zuſchließen)	Opani	Opani.
ein Bett oder Lager	Moenga	Moera.
ein Schmetterling	Epäpe	Peppe.
Kauen oder Eſſen	Hekai	Ey.
Kalt	Makkariddi	Mariddi.
Heute	Aguanä	Auanä.
die Hand	Ringa	Erima.
Groß	Kirahai	Erahai.
Roth	Hwäro	Ura = ura.
Wir	Tana	Tana.
Wo iſt es?	Kahäá	Tehäa.
ein Stein	Pohwai	Ohwai.
ein Mann	Tangata	Taata.
Schwarz	Purrapurra	Erre = erre.
Weiß	Ema	Uama.
Wohnen	Nohoanna	Nohonoa.
Abweſend, nicht zu Hauſe	Uoho	Uoho.
das Männchen bey Thieren	Toa	Etoa.
das Weibchen	Euhwa	Euha.
ein Hayfiſch	Mango	Mao.
Verſtehen	Ehitäa	Itea.

	Neuſeeländiſch.	Otaheitiſch.
Vergeſſen	Uarre	Uaro.
Geſtern	Taininnahai	Minnahai.
Eins	Tahai	Atahai.
Zwey	Rua	Erua.
Drey	Toru	Toru.
Vier	Faa	Ahäa.
Fünf	Rima	Erima.
Sechs	Ono	Aone.
Sieben	Hitu	Aheitu.
Acht	Uaru	Awaru.
Neun	Iwa	Aiwa.
Zehn	Angahura	Ahuru.

Dieſen Zahlen ſetzen Neuſeeländer die Sylbe Ma vor, z. B.

Elf	Matahi
Zwölf	Marua ꝛc.
Zwanzig	Mangahura *).

---

*) Eben dieſe vorgeſetzte Sylbe iſt auch in den andern Dialekten üblich. Uebrigens erinnere ich, daß ich hier die Wörter ſo geſchrieben habe, wie Herr Anderſon ſie nach Maasgabe ſeiner Orthographie ausgeſprochen haben will, ohne mich für die Richtigkeit der Ausſprache zu verbürgen. Hie und da trifft ſie zu; oft iſt ſie aber durch unvollkommenes Auffaſſen des Lauts verſtümmelt. Auch iſt nirgends auf den Artikel Rückſicht genommen worden, wodurch die Aehnlichkeit beyder Mundarten noch auffallender geworden ſeyn würde. G. F.

Neuntes Hauptſtück. *)

Fortſetzung der Reiſe. Betragen der beyden Neuſeeländer an Bord des Schiffs. Widrige Winde. Entdeckung der Inſel Mandſchia. (Mangeea) Unterſuchung der Küſte. Verhandlungen mit den Einwohnern. Ihre Bildung, Kleidung und Canots. Nachrichten von der Inſel. Proben der Sprache. Gemüthsart der Einwohner.

Am 25ſten früh entſtand ein gelinder Wind aus Nordweſt gen Weſten, mit dem wir die Anker lichteten, aus dem Sunde liefen, und in Geſellſchaft der Discovery, die Meerenge paſſirten. Kaum hatten wir aber das Cap Tierawitti erreicht, ſo ſetzte ſich der Wind um, und blies aus Südoſten, blieb auch in dieſer Richtung bis zum folgenden Morgen um zwey Uhr, wo eine Windſtille von einigen Stunden erfolgte. Bald nachher erhob ſich der Wind aus Norden, wendete ſich nach Oſten, und ſetzte ſich dann nach Süden um. Am 27ſten um acht Uhr Morgens verließen wir endlich Cap Palliſer welches uns ſieben bis acht

---

*) In der engliſchen Urſchrift heißt dieſes neunte Hauptſtück das erſte des zweyten Buchs. Da in der deutſchen Ueberſetzung die drey Quartbände des Originals in zwey Bände zuſammengefaßt worden; ſo haben wir auch jene Abtheilung in Bücher nicht beybehalten, welche, ſo außerweſentlich es auch immer ſeyn mag, wir hier anzuzeigen nicht unterlaſſen wollen. Die Verleger.

Seemeilen gegen Weſten lag, und ſegelten mit günſtigem Winde Oſt gen Norden.

Kaum hatten wir das Land aus den Augen verlohren, als unſre beyden Neuſeeländer, denen die Seekrankheit zu allerley trüben Gedanken Anlaß geben mochte, ihren Entſchluß von Herzen bereuten. Alle unſre Bemühungen ſie zu tröſten waren vergebens; ſie weinten den ganzen Tag, ſowohl wenn ſie allein waren, als in unſrer Gegenwart, und äußerten ihren Schmerz unter andern in einem Liede, welches, ſo viel wir davon verſtehen konnten, Lobſprüche auf ihr Vaterland und ihre Landsleute enthielt, von denen ſie jezt auf immer getrennt leben ſollten. Dies Betragen dauerte viele Tage lang, bis die Uebelkeiten nachließen, und die erſte Heftigkeit der Leidenſchaft vorüber war. Ihre Klagen wurden alsdann ſeltner, und hörten endlich ganz und gar auf. Nach und nach vergaßen ſie ihr Vaterland und Verwandte, und gewannen uns ſo herzlich lieb, als wären ſie unter uns gebohren und erzogen worden.

Der Wind hatte nicht lange aus Süden geweht, als er ſich nach Südoſten und Oſten umſetzte, ſo, daß wir bis zum 28ſten Mittags nach Norden ſteuern muſten. Wir waren jezt in 41 Grad 17 Minuten ſüdlicher Breite und 177°, 17′ öſtlicher Länge; hier legten wir das Schiff um, und ſteuerten mit einem ſanften Oſt-Nord Oſtwinde nach Südoſten. Bald nachher ward der Wind ſtärker, und wehte aus Nordoſten. In dieſer Richtung erhielt er ſich zwey Tage lang, blies oft ſtoßweiſe ſehr heftig und war von Regenſchauern begleitet.

Von dieſer Zeit an wurden wir, vier ganzer Wochen lang, durch ſchwache und immer veränderliche Winde, zum Theil auch durch Windſtillen in unſerm Laufe gar ſehr aufgehalten, dennoch ſetzte ich, ſo langſam es auch ging, meine Fahrt immer nordwärts fort, weil ich hofte, der Wind würde bald ſüdlicher wehen, oder jenſeits des Wendekreiſes ſich aus Weſten erheben, wie ich es ſchon auf meinen vorigen Reiſen in dieſen Meeren erfahren hatte. Es war auch unumgänglich nothwendig, daß ich bey dieſer Gelegenheit alles wagte, wenn ich anders noch dieſes Jahr nach Norden, zum Hauptzweck meiner Beſtimmung, gelangen wollte; denn dies hing bloß davon ab, daß ich ſobald als möglich Otaheiti oder die Societäts-Inſeln erreichte.

Gegen Ende des März wehte der Wind ziemlich ſtät aus Oſt-Süd-Oſten, jedoch ſehr ſchwach, ſo daß wir erſt am 27ſten den Wendekreis paſſirten, da wir eben in 201 Grad 23 Minuten öſtlicher Länge, neun Grad gegen Weſten von unſerm beſtimmten Hafen waren. In dieſem ganzen Laufe bemerkten wir nichts, woraus ſich die Nähe irgend eines Landes hätte vermuthen laſſen, außer hier und da einen Tropikvogel. In 34 Grad 20 Minuten Breite, und 199 Länge, ſahen wir den Stamm eines Baumes vorbeytreiben, der ganz mit Meereicheln bedeckt war, und folglich ſchon lange in der See geſchwommen haben mußte.

Am 29ſten um zehn Uhr Morgens, da wir nach Nordoſten ſteuerten, machte man von der Discovery das Signal, daß Land geſehen würde. Wir entdeckten es beynahe in eben dem Augenblick vom Maſtkorbe unſres Schiffes aus, in einer Entfernung von zwey bis drey Seemeilen gegen Nord-Nord-Oſt.

Die Nacht brachten wir mit Laviren zu; bey Tagesanbruch aber fand ich, daß an der vor uns liegenden Südſeite der Inſel ſo wenig zu ankern als anzulanden ſeyn würde, weil hier, längs dem Ufer, oder dem Felſenrief, die See in einer fürchterlichen Brandung anſchlug. Wir ſteuerten alſo nach der Weſtſeite der Inſel. Unterdeß zeigte ſich, daß das Land bewohnt ſey, denn verſchiedene von den Eingebohrnen wadeten, von einer Landſpitze heraus, auf das Rief, und blieben dort ſtehen um unſre ſchnell vorüberſegelnden Schiffe anzugaffen. Andere, die bald nachher an mehreren Orten zum Vorſchein kamen, ſchienen mit uns Schritt halten zu wollen, und liefen auch zuweilen in kleine Haufen zuſammen, die dann, nach Art der Neuſeeländer, ein lautes Geſchrey erhoben.

Zwiſchen ſieben und acht Uhr Morgens, erblickten wir mit Hülfe unſerer Fernröhre, auf einem ſandigen Ufer am nordweſtlichen Ende der Inſel, etliche Einwohner, die ihre Lanzen und Keulen drohend ſchwenkten, oder, wie es einige auslegten, uns damit an Land zu kommen winkten. Die meiſten ſchienen ganz nackt zu gehen, und hatten nur eine Art von Gürtel um den Leib geſchlagen, der vorn zwiſchen den Schenkeln hinauf ging; andere aber trugen um die Schultern geſchlagen, Stücken Zeug von allerley Farbe, weiß, geſtreift oder gefleckt. Faſt alle hatten auf dem Kopf eine Art von Turban, oder auch eine hohe kegelförmige Mütze. Wir bemerkten ferner, daß ſie von brauner Leibes-Farbe, von mittler Statur, aber unterſetzt, oder vielmehr corpulent waren.

Sie ſchleppten jezt in aller Eil, auf dem entfernteſten Ende des Strandes ein kleines Canot ins Waſſer, und einer von ihnen ſtieg ganz allein hinein, und ſtieß vom Ufer ab, um ſich den Schiffen zu nähern. Sobald ich ihn erblickte, ließ ich beylegen, um ſeinen Beſuch zu erwarten; aber er ſchien bald den Muth zu verlieren, und kehrte an den Strand zurück. Einige Zeit darnach geſellte ſich noch einer zu ihm in den Kahn, und nunmehr ruderten beyde von neuem zu uns hin; gleichwohl hielten ſie noch einmal plötzlich inne, und ſchienen ſich zu fürchten näher zu kommen, bis Omai ſie auf otaheitiſch angeredet, und dadurch einigermaßen beruhigt hatte. Jezt kamen ſie ſo weit heran, daß ſie einige Glaskorallen nebſt einem Nagel, die wir an ein Holz gebunden und ihnen hingeworfen hatten, auffiſchen konnten; ſie ſchienen aber dieſe Sachen mit Furcht zu berühren, und legten das Holz beyſeite, ohne von den darauf feſtgebundnen Geſchenken etwas loszumachen. Vielleicht hatten ſie dabey abergläubiſche Vorſtellungen; denn Omai ſagte, ſie hätten, indem wir ihnen Geſchenke anboten, ſogleich etwas für ihren Eatua (Gott) verlangt. Er platzte auch ziemlich unvorſichtig mit der Frage heraus: ob ſie Menſchenfleiſch äßen? Sie verneinten dies mit Geberden, die zugleich Unwillen und Abſcheu verriethen. Einer von ihnen, Namens Maurua, hatte eine Narbe auf der Stirn, die er, ſeiner Ausſage zufolge, im Kriege mit den Bewohnern einer nordöſtlich gelegenen Inſel bekommen hatte, welche zuweilen einen Angriff auf die ihrige wagten. Einige Zeit nachher ergriffen ſie zwar einen Strick, den wir zu ihnen hinabgelaſſen hatten, wagten es aber doch nicht an Bord zu ſteigen, ſondern ſagten dem **Omai**: ihre Landsleute hätten ihnen dieſe Behutſamkeit empfohlen, und ihnen aufgetragen, ſich blos zu erkundigen, wie der Befehlshaber der Schiffe hieſſe, und wo wir herkämen? Wir, unſrer Seits, fragten nach dem Namen ihrer Inſel, welche ſie **Mandſchia** (Mangya oder Mangeea) nannten, wozu ſie noch zuweilen die Worte **Nui-ná-náwa** hinzufügten. Ihr Oberhaupt hieß **Orua-ika**. *)

Maurua war ein ſtarker, wohlgebauter Kerl, von mittlerer Statur. Seine Geſichtsbildung war angenehm, und ſein Betragen entſprach derſelben; denn aus ſeinen poſſierlichen Geberden leuchtete viel Gutherzigkeit und etwas Laune hervor. Indeß hatte er auch ſeine ernſthaften Grimaſſen, und ſprach einige Worte mit einer andächtigen Mine aus, ehe er es wagte, den vorerwähnten Strick anzufaſſen; vermuthlich empfahl er ſich dem Schutze irgend einer Gottheit. Von Farbe glich er ohngefähr den Nationen des ſüdlichen Europa. Sein Begleiter war kein ſo hübſcher Mann; beyde aber hatten kohlſchwarzes, ſchlichtes, ſtarkes Haar, das mit etwas Zeug auf dem Scheitel zuſammen gebunden war. Sie trugen auch ſolche Gürtel, dergleichen wir ſchon bey denen am Strande wahrgenommen hatten. Dieſe Art von Bedeckung war aus der Rinde des Papiermaulbeerbaums, wie auf den übrigen Inſeln dieſes Oceans, verfertigt, und, wie auf den Freundſchaftsinſeln, glaſirt, oder mit einem Firniß überzogen; dasjenige hingegen welches ſie auf dem Kopfe trugen, war, wie in Otaheiti, weiß und unglaſirt. An den Füßen hatten ſie eine Art Sandalen oder

---

*) Vielleicht großer Fiſch. G. F.

Pantoffeln, die aus Grashalmen geflochten waren. Dergleichen Schuhe trugen auch die übrigen am Lande, vermuthlich um ihre Füße gegen die ſcharfen Korallenfelſen zu ſichern. Den Bart ließen ſie lang wachſen. Ihre Aerme waren nach innen zu, von der Schulter bis zum Elbogen, und noch ſonſt tättauirt oder punktirt, wie es beynahe durchgehends auf den Inſeln des Südmeeres üblich iſt. Das Ohrläppchen war durchbohrt, oder vielmehr aufgeſchlizt, und zwar ſo weit, daß einer von ihnen ein Meſſer und einige Glaskorallen, die wir ihm geſchenkt hatten, in dieſe Spalte ſteckte. Eben derſelbe trug am Halſe den einzigen Zierrath, den wir hier zu ſehen bekamen, nehmlich zwey polirte Perlmutterſchalen, und ein Büſchel loſe geflochtenes Menſchenhaar. Herr Weber hat ihn abgezeichnet, und ſein Bild iſt als eine Probe von den characteriſtiſchen Geſichtszügen dieſes Volks gegenwärtiger Beſchreibung beygefügt. Ihr Canot war das einzige welches wir ſahen, kaum zehn Schuh lang und ſehr ſchmal, aber ſtark und ziemlich dicht zuſammengefügt. Vorn war ein Bret flach darüber gelegt, welches wie ein Schnabel hervorſtand und das Waſſer verhinderte, daß es nicht eindringen konnte, wenn das Canot vorn eintauchte. In dieſer Rückſicht glich es den kleinen Ewahs, oder otaheitiſchen Canots; in Anſehung des Hintertheils aber, welches fünf Schuh hoch und oben gabelförmig war, hatte es mit den Neuſeeländiſchen mehr Aehnlichkeit. Der untere Theil des Canots war von weißem, der obere von ſchwarzem Holze; die Ruder waren ebenfalls ſchwarz, nicht über drey Schuh lang, und an einem Ende breit und ſtumpf. Es war ihnen übrigens gleichviel, welches

Ende des Kahns ſie zum Vorder- oder Hintertheil machten.

Wir kreuzten jezt ab und zu, und als gegen zehn Uhr die Schiffe dem Lande ziemlich nahe waren, beorderte ich zwey Boote, von denen eines der Discovery zugehörte, längs der Küſte das Senkbley zu werfen und nach einem Landungsort zu ſuchen. In das eine begab ich mich ſelbſt und nahm allerhand Kleinigkeiten mit, durch deren Austheilung ich mir die Zuneigung der Einwohner zu erwerben hofte. Kaum ſtießen wir vom Schiffe ab, ſo kamen die beyden Männer, die das Schiff nur kurz vorher verlaſſen hatten, mit ihrem Kahn auf uns zu, und Maurua ſtieg ungebeten und ohne ſich zu beſinnen in mein Boot herüber.

Omai, den ich bey mir hatte, mußte ihn befragen, wo wir landen könnten? Er wies uns zwey verſchiedene Stellen an; allein dieſe waren leider ſo beſchaffen, daß ich den Verſuch nicht wagen durfte, ohne gewärtig zu ſeyn, daß die Boote voll Waſſer liefen, oder gar zertrümmert würden. Eben ſo wenig wollte es uns mit dem Ankergrunde glücken; die Tiefe war nicht ehe als ohngefähr hundert Klaftern weit von den Klippen und Brandungen zu ergründen, und auch an dieſer Stelle beſtand der Meeresgrund aus ſchroffen Korallfelſen, ſo daß es faſt noch gefährlicher geweſen wäre zu ankern, als an Land zu gehen.

Die Einwohner, die, wie bereits erwähnt, alle bewafnet zum Vorſchein kamen, waren unterdeß haufenweiſe auf das Rief herausgewadet. Maurua, der ſich mit mir im Boote befand, mochte vielleicht glauben, daß uns der kriegeriſche Anblick ſeiner Landsleute von der Landung abſchreckte, und rief ihnen daher zu, ſie ſollten ſich zurückziehen. Viele gehorchten ihm, woraus wir abnehmen konnten, daß er in einigem Anſehen ſtehen müſſe; auch gab er ſich, wenn wir ihn anders recht verſtanden, für nichts geringeres als für des Königes Bruder aus. Mehrere von den Einwohnern waren ſo neugierig, daß ſie ins Waſſer ſprangen, zu den Boten ſchwammen, und ohne Anſtand hineinſtiegen. Wir konnten uns ihrer nur mit Mühe erwehren, und kaum verhindern, daß ſie nicht mit allem was ihnen in die Hände fiel, durchgingen. Als wir endlich, in Ermangelung eines Landungsplatzes, nach den Schiffen zurückkehrten, verließen uns die ungebetenen Gäſte alle, bis auf Maurua; dieſer allein blieb in meinem Boote, zwar nicht ohne augenſcheinliche Zeichen von Furcht, doch ſtieg er, als wir bey dem Schiffe ankamen, mit an Bord.

Das Vieh und die übrigen für ihn neuen Gegenſtände, die er hier antraf, ſchienen ſeine Bewunderung nicht ſo ſehr zu erregen, als wir es vermuthet hatten. Vielleicht hatte er den Kopf zu voll, und war zu ſehr für ſeine Sicherheit beſorgt, als daß er mehr Aufmerkſamkeit hätte äußern können. In der That ſchien er ſehr unruhig zu ſeyn, und vielleicht wurden ſeine Beſorgniſſe noch dadurch vermehrt, daß ſich das Schiff eben vom Lande entfernte. Ich konnte nur wenig von ihm erfahren, und ſchickte ihn daher nach einem kurzen Aufenthalte in einem Boote wieder ans Land. Indem er aus der Kajüte ging, ſtolperte er über eine von unſern Ziegen. Dieſer Unfall erregte ſeine Neugier doch ſo weit, daß er den Omai fragte, was denn das für ein Vogel ſey? Da ihm dieſer nicht gleich antwortete, wiederholte er die Frage gegen einige von den Umſtehenden. Das Boot brachte ihn ſo nahe als möglich an die Brandung, und dann ſprang er ins Waſſer, und ſchwamm ans Ufer. Hier wer er kaum gelandet, ſo umringten ihn ſeine neugierigen Landsleute, um von ihm zu erfahren, was er geſehen habe? In dieſer Stellung blieben ſie ſtehen, ſo lange wir ſie erkennen konnten; denn ſobald das Boot zurück kam, hoben wir es ein, und ſetzten unſre Fahrt nach Norden fort.

Die Inſel, die wir jezt, ſo viel ſie auch für unſre Bedürfniſſe verſprach, ohnverrichteter Sache verlaſſen mußten, liegt in 21° 57′ ſüdlicher Breite, und 201° 53′ öſtlicher Länge. Rings um die Küſte läuft, ſo weit wir ſie unterſuchten, ein Rief von Korallenklippen, und auſſerhalb deſſelben iſt die See unergründlich. Der Umfang der ganzen Inſel beträgt vollkommen fünf Seemeilen. Sie iſt überall ziemlich eben, und nur von mittelmäßiger Höhe, aber bey heiterem Wetter kann man ſie doch in einer Entfernung von zehn Seemeilen ſehen; denn am Abend hatten wir ſie, obgleich der Himmel umwölkt war, und unſere Entfernung ſchon ſieben Seemeilen betrug, noch nicht aus dem Geſichtskreiſe verloren. In der Mitte befinden ſich einige kleine Hügel, von denen ſich ein ſehr ſanfter Abhang nach dem Seeufer hin erſtreckt; gegen Südweſten aber beſteht die Küſte aus einem bräunlichen Sandſtein, der am Ufer einen ſteilen zwölf Schuh hohen Abſturz mit vielen Hölungen macht, die durch das Anprellen der Wogen gegen jenen bräunlichen Sandſtein, entſtanden zu ſeyn ſcheinen. Dieſer Abſturz wird von vielen dunkelgrünen, nicht ſehr hohen, aber ziemlich dicken Bäumen gleichſam verdeckt, die dem Anſchein nach meiſtens alle von Einer Gattung ſind, ausgenommen zunächſt am Ufer, wo der Drachenbaum (*Dracaena*) häufig wächſt, der auch in Neuſeeland angetroffen wird. Gegen Nordweſten hat die Küſte, wie geſagt, einen ſandigen Strand, und jenſeits deſſelben ziehen ſich mehrere tiefe Klüfte oder Hohlwege durch das Land, welches hier ziemlich breit mit hochſtämmigen, den Weiden ähnlichen Bäumen beſetzt iſt. Weiter die Anhöhe hinan, erblickten wir die vorhin erwähnten dunkelgrünen Bäume, die manche für Brodbäume hielten. Unter denſelben ragten auch einige Kokospalmen hervor, und hie und dort gab es auch noch andere Arten von Bäumen. Hier ſchienen ſie nicht ſo ſtark als am ſüdlichen Strande der Inſel, aber dafür etwas hochſtämmiger, doch mochte uns die geringere Entfernung vom Ufer täuſchen. Auf den kleinen Hügeln ſtanden etliche hohe Bäume zerſtreut; zum Theil waren ſie auch ganz von Bäumen entblößt, und von röthlicher Farbe, oder vielleicht mit Farrnkraut bewachſen. Im Ganzen gewährt die Inſel einen ſchönen Anblick, den der Anbau noch verſchönern würde.

Die Einwohner ſcheinen zahlreich und wohlgenährt zu ſeyn, mithin müſſen ſie Lebensmittel im Ueberfluß beſitzen. Worin dieſe eigentlich beſtehen, wäre der Nachfrage werth. Maurua ſagte uns, ſie beſäßen keine Thiere auſſer Schweine und Hunde, wiewohl ſie von dergleichen gehört hätten, Piſangs hingegen, Brodfrucht und Aronswurzeln wären vorhanden.

den. Die einzigen Vögel die wir hier bemerkten, waren einige Gattungen von Meerſchwalben, und am Ufer ein weißer Reiher.

Die Sprache von Mandſchia iſt ein Dialekt der Otaheitiſchen, wiewohl mit einer rauheren, dem Neuſeeländiſchen ähnlicheren Ausſprache. Hier ſind einige Wörter, die Herr Anderſon durch Omai erhielt, der ſie von den Einwohnern erlernt hatte, mit beygefügten otaheitiſchen Wörtern, wo nehmlich ähnlichlautende bekannt ſind.

	Mandſchianiſch.	Otaheitiſch.
Eine Kokosnuß	Eakkari	Ari.
Brodfrucht	Kuru	Uru.
Ein Kanot	Ewakka	Ewaa.
Freund	Mau, mau	
Ein Mann	Taata, oder Tangata	Taata.
Papiermaulbeerbaum, und Zeug davon	Táa-táa *) aauti	Eauti.
Gut	Matá	Maitai.
Eine Keule	Puruhi	
Ja	Ai	Ae.
Nein	Aure	Aure.
Ein Speer	Heyhey	
Eine Schlacht, fechten	Etamadſchi	Tamai.
Ein Weib	Waheine	Waheine.
Eine Tochter	Maheine	Maheine.
Die Sonne	Hitáa matua	

---

*) Táatáa, heißt ſonſt Weiß; vermuthlich war alſo weiſſer Zeug hier gemeynt. G. F.

	Mandſchianiſch.	Otaheitiſch.
Ich	Au	Wau.
Das Land	Juta	Juta.
Was iſt das?	Ehatäie?	Owaitaica?
Dort!	U.	
Ein Oberhaupt	Eriki	Erih.
Groß, mächtig, als Suffixum des vorhergehenden	Manna	
Küſſen	Uma.	

In Abſicht der ſchönen Bildung nähern ſich die Einwohner von Mandſchia denen von Otaheite und von den Marquiſen-Inſeln mehr als irgend ein Volk, in dieſem Meere. Ihr Umriß iſt ſanft, und die Muskeln ſind nicht ſtark ausgedruckt. Ihre Gemüthsart ſtimmt, ſo viel ſich davon urtheilen ließ, am meiſten mit der Otaheitiſchen überein. Man bemerkte an beyden Völkern nicht nur einerley Munterkeit, ſondern Maurua zeigte uns auch, daß er alle jene unzüchtigen Geberden kannte, welche bey den Otaheitern in ihren Tänzen üblich ſind. Vermuthlich hat auch ihre Lebensart viel übereinſtimmendes. Zwar brachte es die Beſchaffenheit der Inſel mit ſich, daß wir wenige Wohnungen zu ſehen bekamen; indeß ſtand doch Eine unweit dem Strande, welche denen von Otaheiti ſehr ähnlich war. Dieſe Hütte lag ſehr reizend in einem kleinen Wäldchen, und mochte etwa dreyßig Schuh lang, und ſieben oder acht Schuh hoch ſeyn. Sie war an einem Ende offen, welches eine queer durchgeſchnittene Ellipſe bildete. Vor demſelben war etwas Weißes auf einigen Gebüſchen ausgebreitet, welches uns ein ſehr zart geknüpftes Netz zu ſeyn ſchien.

Man hat hier übrigens wie in Neuſeeland die Gewohnheit, einander durch Berührung der Naſe zu begrüſſen, wozu noch die Feyerlichkeit gehört, daß man des andern Hand nimmt, und ſich nachdrücklich die Naſe und den Mund damit reibt *).

---

*) Die Einwohner der Palaos, Neuen Philippinen oder eigentlich Karolinen-Inſeln, die beynahe 1500 Seemeilen von Mandſchla entfernt ſind, haben eben dieſe Sitte. S. *Lettres Edif.* Tom. XV. p. 208. Ed. 1781.

Zehntes Hauptſtück.

Entdeckung der Inſel **Watiu** (*Wateeoo*) deren Küſten wir näher in Augenſchein nehmen. Die Einwohner ſtatten an Bord Beſuch ab. Die Herren **Gore**, **Burney** und **Anderſon**, werden mit **Omai** an Land geſchickt. **Omai** macht einen Anſchlag um nicht von den Inſulanern angehalten zu werden. Er findet unverhoft verſchiedene ſeiner Landsleute daſelbſt, die ihre Schickſale erzählen. Einige Nachrichten von **Watiu** und deſſen Einwohnern.

Nachdem wir am 30ſten Nachmittags **Mandſchia** (*Mangeea*) verlaſſen hatten, ſetzten wir die folgende Nacht hindurch und bis zum Mittag des 31ſten unſre Fahrt nach Norden fort. Hierauf aber richteten wir unſern Lauf nach einem Lande das ſich in Nordoſt zum Norden, acht oder zehn Seemeilen weit vor uns zeigte. Tages drauf um acht Uhr Morgens hatten wir uns der Nordſpitze deſſelben bereits bis auf vier Seemeilen unter dem Winde genähert. In dieſer Entfernung zeigte es ſich deutlich als eine Inſel, die ungefähr einerley Größe und Anſicht mit der vorigen hatte. Gerade vor uns ſahen wir jezt ein noch weit kleineres Eiland, welches wir allenfalls erreicht haben könnten, wenn wir nicht dem größern, in der Hofnung, daſelbſt eher etwas Futter für unſer Vieh zu bekommen, den Vorzug gegeben hätten. Allein bey dem ſchwachen und obendrein widrigen Winde kamen wir faſt nicht aus der Stelle, ſo daß am folgenden Morgen um acht Uhr die Inſel noch zwey Seemeilen, und zwar gegen den Wind, von uns entfernt lag. Ich ſchickte bald darauf zwey bewafnete Boote von meinem, und eins von dem andern Schiffe, unter Anführung des Lieutenant Gore ab, um einen Ankerplatz und einen Landungsort aufzuſuchen; die Schiffe lavirten indeſſen unterhalb der Inſel, um ſich ihr zu nähern.

In eben dem Augenblick da die Boote abſtießen, ſahen wir etliche einfache Kanots vom Lande uns entgegen kommen. Sie machten ſich zuerſt an die Diſcovery, weil dieſes Schiff ihnen das nächſte war, doch währte es nicht lange, ſo hatten auch wir drey davon an unſrer Seite. Dieſe Canots waren lang und ſchmal gebauet, und hatten einen Ausleger oder Balancier; das Hintertheil ſtand etwa drey bis vier Schuh in die Höhe, das Vordertheil hingegen war von obenher platt, unten aber wie ein Schnabel geſtaltet, deſſen Ende, wie der Kopf an einer Geige, niedergebogen war. Jedes Kanot ward von Einem Manne geführt. Wir ſchenkten dieſen Gäſten einige Meſſer, Glaskorallen nebſt andern Kleinigkeiten, und baten uns dafür Kokosnüſſe aus. Sie reichten uns auch einige zu, doch keinesweges als Tauſchwaare für die Sachen die ſie von uns bekommen hatten; im Gegentheil ſchien es gar nicht, als ob ſie einen Begriff vom Tauſchhandel hätten, auch machten unſre Koſtbarkeiten keinen ſehr merklichen Eindruck auf ſie. Es bedurfte nicht viel Zuredens ſo befeſtigte einer ſeinen Kahn an das Schiff, ſtieg zu uns herein, und bald nachher folgten auch die andern beyden ſeinem Beyſpiel.

Im Schiffe betrugen ſie ſich mit der vollkommenſ
Unbefangenheit, und ohne eine Spur von Beſorg
daß wir ſie anhalten oder mishandeln möchten.

Sie hatten uns ſchon wieder verlaſſen, als
anderer in ſeinem Kahn ſich näherte; dieſer mu
von **Omai**, der mit Herrn **Gore** in einem Bo
nach dem Lande voraus geſchickt worden war, mei
Namen gehört haben, denn er fragte nach mir, u
überbrachte mir eine Piſangtraube zum Geſchenk.
ſeine Höflichkeit ſchenkte ich ihm ein Beil, nebſt ein
Stück rothen Tuch, womit er ſehr vergnügt zurück
Land ruderte. In der Folge erfuhr ich von dem Om
daß mir der König oder das Oberhaupt der Inſel
nes Geſchenk zugeſchickt habe. Es währte nicht lan
ſo kam ein Doppel-Kanot mit zwölf Mann auf u
zu. Indem ſich dieſe Leute dem Schiffe näherten,
citirten ſie einige Worte als ein Chor, wobey jedesm
einer von ihnen zuvor aufſtand, und das Zeichen z
Wiederholung gab *). Nachdem ſie ihren feyerlich

---

*) Etwas ähnliches thaten die Einwohner der Marquiſe
Inſeln bey Capitain Cooks Ankunft daſelbſt im Ja
1774. Mit Vergnügen bemerkt man, wie eben dieſ
be Art Fremde zu bewillkommen in ſo weit entfernten G
genden gebräuchlich iſt. Padillo, der im Jahr 17
von Manila auf Entdeckungen auslief, ward in den P
laosinſeln eben ſo empfangen. Es heißt in den Lettr
Edifiantes et curieuſes, Tom. XV. p. 323. auſſit
qu'ils approchérent de notre bord, ils ſe mirent à chan
ter. Ils regloient la cadence, en frappant des main
ſur leurs cuiſſes. Anmerk. der Urſchrift. Dieſe Sit
iſt allerdings noch allgemeiner als der Verfaſſer der ob

Geſang geendigt hatten, kamen ſie an das Schiff heran, und fragten nach dem Befehlshaber deſſelben. Sobald ich mich ſehen ließ, ſchickten ſie ein Schwein und etliche Kokosnüſſe herauf, und der vornehmſte von ihnen ſchenkte mir, ſobald er mit ſeinen Begleitern an Bord geſtiegen war, noch überdies eine Matte. Wir führten dieſe Gäſte in die Cajüte und hernach im ganzen Schiffe umher. Hin und wieder bezeigten ſie über einen Gegenſtand ihre Verwunderung, allein nichts konnte ihre Aufmerkſamkeit nur einen Augenblick feſſeln. Sie fürchteten ſich den Kühen und Pferden zu nahe zu kommen, und ſchienen ſie ſchlechterdings mit nichts vergleichen zu können; Schaafe und Ziegen hingegen mußten wohl das Maaß ihrer Combinationskraft nicht überſteigen, denn ſie gaben uns zu verſtehen, ſie wüßten ſehr wohl daß es Vögel wären *). Es

---

gen Anmerkung durch dieſe Citation zu verſtehen giebt, denn auch die Einwohner von Nordamerika empfingen den Capitain Cook mit angemeſſenem Geſang, und daß dieſe mit den Südländern in keiner Verbindung ſtehen, oder ihre Sitten nicht aus einerley Quelle haben, wird ſchwerlich Ein kritiſcher Forſcher in Abrede ſeyn. In ſolchen Fällen, wo man eine auffallende Uebereinſtimmung in den Sitten und Gewohnheiten zwiſchen übrigens völlig getrennten Völkern bemerkt, ſollte man wohl die Urſache davon in der Natur des Menſchen ſelbſt aufſuchen, die überall dieſelben Wirkungen hervorbringen muß. G. F.

*) Ungeachtet der gleich folgenden ſinnreichen Erklärung, wie die armen Einwohner von Watiu auf dies Naturſyſtem gekommen ſeyn können, ſind ſie wahrſcheinlich von A B C Schülern ihrer Sprache mißverſtanden worden. G. F.

ſcheint faſt unglaublich, wie die menſchliche Unwiſſenheit ſich ſoweit verirren könne, indem ein Blinder greifen kann, daß zwiſchen Schaafen oder Ziegen, und Vögeln nicht die allermindeſte Aehnlichkeit ſtatt findet. Allein dieſe Leute kennen durchaus keine andern Thiere als Schweine, Hunde und Vögel. Daß unſere Schaafe und Ziegen nicht zu den beyden erſtern gehörten, ſahen ſie wohl ein, folglich gehörten ſie in die dritte Klaſſe, die ohnehin eine Menge verſchiedener Gattungen in ſich faßt.

Ich ſchenkte meinem Freunde allerley, wovon ich glaubte, es könne ihm am willkommenſten ſeyn. Allein, er ging demungeachtet eher mißvergnügt als befriedigt von uns weg. Hernach erfuhr ich, es ſey bey ihm eigentlich auf einen Hund abgeſehen geweſen, denn ob gleich dieſe Thierart nicht auf dieſer Inſel vorhanden war, wußten die Einwohner dennoch, daß ſie auf andern Inſeln in ihrem Ocean exiſtire. Capitain **Clerke** hatte daher, von einem andern Manne, in eben dieſer Abſicht ein ähnliches Geſchenk erhalten, der aber bey ihm ſeinen Endzweck eben ſo wenig erreicht hatte, und deßhalb ebenfalls unzufrieden von ihm geſchieden war.

Die Leute in dieſen Kähnen waren von mittler Statur, und denen von Mandſchia (*Mangeea*) ziemlich ähnlich, doch mehrentheils etwas ſchwärzlicher. Ihr Haar trugen ſie entweder auf dem Scheitel zuſammen gebunden, oder um die Schultern fliegend, einige hatten es kraus, andere ſchlicht, aber bey beyden war es ziemlich lang. Ihre Geſichtszüge waren verſchieden; unter den jungen Männern bemerkten wir einige wohlgebildete Leute. Ihr Gürtel war, wie bey denen in Mandſchia (*Mangeea*) von glaſirtem Zeug oder von feinen Matten gemacht, und die Zipfel deſſelben trugen ſie zwiſchen den Schenkeln durchgezogen. Um den Hals bemerkten wir Zierrathen von einer Art breiter, rothgefärbter Grasblätter, woran die Beeren eines Nachtſchatten gereihet waren. Die Ohren waren durchbohrt, aber nicht aufgeſchlitzt, und die Bärte lang. An den Beinen hatten ſie vom Knie bis an die Knöchel Punktirungen, und ſahen folglich aus, als ob ſie geſtiefelt wären. An den Füßen trugen ſie eine Art von Sandalen oder Pantoffeln. Hierin, ſo wie in Abſicht der langen Bärte, ſind ſie den Einwohnern von Mandſchia (*Mangeea*) ähnlich. Ihr Betragen war offen, fröhlich, und ſehr gutherzig.

Um drey Uhr Nachmittags kehrte Herr Gore mit den Booten zurück. Er hatte die ganze Weſtſeite der Inſel unterſucht, aber nirgends weder einen Landungsort für die Boote noch Ankergrund für die Schiffe angetroffen. Ueberall beſtand das Ufer aus ſteilen Korallfelſen, an denen ſich die See fürchterlich brach. Weil indeß die Einwohner ſich überaus friedlich bezeigt, und es zu bedauern geſchienen, da unſere Leute vergeblich anzulanden verſucht hatten, ſo war Herr Gore der Meynung, wir würden es durch Omai leicht dahin bringen können, daß ſie uns alles was wir bedurften, durch die Brandungen bis an unſre Boote zuführten, beſonders Strünke von Piſangſtämmen, die ein gutes Futter für das Vieh abgeben. Bey dem ſehr gelinden Winde den wir jezt hatten, machten ein

Paar Tage Aufſchub nicht viel aus, ich ließ daher alles in Bereitſchaft ſetzen um am folgenden Morgen den vorgeſchlagenen Verſuch anzuſtellen.

Gleich nach Tagesanbruch ſtießen einige Kanots vom Ufer ab, und eins derſelben richtete ſeinen Lauf zu uns hin. Die Leute in dieſem Kahn brachten ein Schwein, nebſt etlichen Piſangs und Kokosnüſſen mit, dafür verlangten ſie einen Hund, und ſchlugen alles andere aus, was wir ihnen anboten. Einer von meinen Officieren hatte ein Paar Hunde, die im Schiffe lauter Unheil ſtifteten, und bey dieſer Gelegenheit ſehr ſchicklich hätten angebracht werden können, um auf der Inſel eine Race von brauchbaren Thieren fortzupflanzen; allein für einen ſo edlen Zweck ſchien er gar keinen Sinn zu haben. Damit indeſſen die Inſulaner ihren Willen haben möchten, ſchenkte ihnen **Omai** ſeinen Lieblingshund, den er aus England mitgenommen hatte, womit ſie denn höchlich erfreut wieder ans Land zurückkehrten.

Gegen zehn Uhr ſchickte ich Herrn **Gore** mit drey Booten von der **Reſolution** und einem von der **Discovery**, um den von ihm vorgeſchlagenen Verſuch zu machen, deſſen Ausführung ich übrigens, da ich mich auf ihn verlaſſen konnte, völlig ſeinem Gutdünken überließ. Zwey von den hieſigen Einwohnern, die an Bord gekommen waren, begleiteten ihn, und **Omai** ſtellte ſeinen Dollmetſcher vor. Die Schiffe waren eine gute Seemeile vom Lande entfernt, als die Boote abſtießen, und da der Wind ſchwach war, ward es Mittag ehe wir nahe hinzu kommen konnten. Jezt erblickten wir, etwas außerhalb der Brandung, unſere drey Boote vor Anker liegen, und, ihnen gegenüber, am Ufer eine große Menge Inſulaner. Wir ſchloſſen daraus, daß Herr Gore nebſt einigen andern von ſeiner Parthey ausgeſtiegen ſeyn müßte. Man kann ſich leicht vorſtellen, mit welcher Ungeduld wir dem Erfolg dieſer Landung entgegen ſahen. Um auf jede Bewegung deſto beſſer Acht zu haben, und im Nothfall unſern Leuten, ſoweit es unſere gegenſeitige Lage erlaubte, beyſtehen zu können, hielt ich mich ſo nah als es rathſam war am Lande. Ich wußte zwar wohl, daß das Rief uns eben ſo weit von der Inſel trennte, als ob wir den Durchmeſſer der Erdkugel zwiſchen uns gehabt hätten, allein die Inſulaner konnten dieſes nicht ſo gut einſehen. Von Zeit zu Zeit kamen noch einige in ihren Kanots an die Schiffe heran, und brachten Kokosnüſſe mit, die ſie, ohne irgend eine Vorliebe zu einer beſondern Waare blicken zu laſſen, für das erſte beſte, was man ihnen anbot, vertauſchten.

Meine Beſorgniß wegen unſerer Leute am Lande, ward durch dieſe einzelnen Beſuche etwas verringert. Wir konnten zwar, in Ermanglung eines Dollmetſchers, von unſern Gäſten nicht erfahren wie die Unſrigen am Lande wären aufgenommen worden, allein, da hieſige Eingebohrne ſich an Bord wagten, ſo ſchienen ihre Landsleute von dem Zutrauen welches die Unſrigen in ſie geſetzt hatten, keinen übeln Gebrauch gemacht zu haben. Kurz vor Sonnenuntergang hatte ich endlich das Vergnügen, die Boote abgehen zu ſehen. Sobald ſie an Bord zurück gekommen waren, erfuhr ich, daß nur Herr Gore, Omai, Herr Anderſon und Herr Burney ans Land gegangen wären. Herr Gore erſtattete mir über alles, was dabey vorgefallen war ausführlichen Bericht; Herrn Andersons Erzählung aber, die theils ſehr umſtändlich, theils von Bemerkungen über die Inſel und ihre Einwohner begleitet iſt, verdient, daß ich ſie hier mit ſeinen eignen Worten herſetze.

„Wir fuhren auf einen kleinen ſandigen Strand zu, woſelbſt, wie auch auf den umherliegenden Felſen, ſich viele Einwohner verſammelt hatten. Etwa hundert Schritte weit von dem Rief gingen unſere Boote vor Anker, und vom Rief bis an das Land mochte die Entfernung ungefähr eben ſo viel oder etwas mehr betragen. Nunmehr ſchwammen verſchiedne Einwohner an die Boote, und brachten Kokosnüſſe. **Omai** ſowohl als die beyden Inſulaner welche uns begleitet hatten, ſagten ihnen, daß wir an Land zu gehen wünſchten; indeß währte es doch eine Weile, ehe wir unſre Abſicht erreichten, indem die Aufmerkſamkeit aller Einheimiſchen auf den Hund gerichtet war, den man vom Schiffe mitgebracht, und jezt eben an Land geſetzt hatte. Um dieſes Schauſpiel drängte ſich der ganze Haufe mit großer Begierde. Endlich ſtießſen zwey Kanots zu uns; in dieſe ſtiegen wir, damit die Eingebohrnen uns, vermittelſt ihrer eigenthümlichen Geſchicklichkeit, durch die Brandung ans Land helfen möchten, und ſo überließen wir uns ohne alle Waffen, auf gut Glück, der Willkühr der Inſulaner.

Herr **Burney**, erſter Lieutenant der **Discovery**, ging mit mir in dem einen Canot etwas früher ab, als die andern. Unſere Führer gaben auf die

Bewegung der ſich brandenden Wogen genau Acht, und landeten uns wohlbehalten auf dem Rief. Hier ergriff jeden von uns ein Inſulaner, aber offenbar nur in der Abſicht, uns im Gehen zu unterſtützen, weil der Weg nach dem Strande über ſchroffe Felſen ging. Am Strande kamen uns einige andre Einwohner, mit grünen Zweigen von einer Art Sinnpflanze (Mimoſa) in der Hand, entgegen, und begrüßten uns auf die Art, daß ſie unſre Naſen mit der ihrigen berührten.

Nach dieſem Willkommen brachten uns unſre Führer vom Strande weiter durch eine große Menge Menſchen, die mit brennender Neugier herbeyeilten um uns anzugaffen, und uns gern angehalten haben würden, wenn nicht einige Männer, die eine gewiſſe Autorität zu haben ſchienen, ziemlich blind zugeſchlagen hätten, um ſie abzuwehren. Von hier kamen wir durch eine Allee von Kokospalmen, und ſtießen bald auf eine Anzahl bewafneter Männer, die ſich in zwey Reihen geſtellt hatten. Ihre Waffen waren Keulen, die ſie, ungefähr ſo wie unſere Soldaten die Flinte, an die Schulter lehnten. Noch etwas weiter hin, fanden wir einen Mann, den wir für einen Befehlshaber hielten, mit untergeſchlagenen Beinen auf der Erde ſitzen, und ſich mit einem dreyeckigen Fächer von Palmblättern wedeln, der an der einen Ecke einen glatten Stiel von ſchwarzem Holze hatte. Dieſer Mann trug in jedem Ohr ein großes Büſchel koſtbarer rother, vorwärts gerichteter Federn; dieſen Zierrath abgerechnet zeichnete er ſich durch nichts von dem übrigen Volke aus, welches ihm gleichwohl mit großer Bereitwilligkeit gehorchte. Sein Blick war entweder von Natur ernſthaft, oder es gefiel ihm jezt ſo auszuſehen. Einige von den Umſtehenden, die ebenfalls Leute von Bedeutung zu ſeyn ſchienen, verlangten daß wir ihn grüßen ſollten.

Die bewafneten Männer, die, in Glied und Reihe geſtellt, zu beyden Seiten des Weges geſtanden hatten, begleiteten uns nunmehr nach einem zweyten Befehlshaber hin, der eben ſo wie der vorige geputzt war, und auch wieder eben ſo da ſaß und ſich fächelte. Es war ein überaus großer und ungewöhnlich dicker Mann, von etwa dreyßig Jahren. Von ihm führte man uns weiter zu einem dritten Befehlshaber, der älter als die beyden vorigen, und von anſehnlicher Statur, wiewohl nicht ſo fett als der zweyte war. Er ſaß wie die andern, und trug eben ſolche Zierrathen. Wir grüßten ihn wie die beyden erſteren, und wurden von ihm zum Sitzen genöthigt. Dies ließen wir uns nicht zweymal ſagen, denn unſer Spatziergang an ſich, und, noch mehr, die unleidliche Hitze die wir in dem Gedränge von Menſchen ausſtehen mußten, hatte uns ziemlich müde gemacht.

Kaum hatten wir einige Minuten geſeſſen, ſo erhielt das Volk Befehl auseinander zu gehen, und wir ſahen, etwa dreyßig Schritte vor uns, zwanzig junge Mädchen, die gleich den Befehlshabern, mit Ohrgehängen von rothen Federn geſchmückt waren, einen Tanz anfangen, zu welchem ſie alle eine langſame, ernſthafte Melodie ſangen. Wir ſtanden ſogleich auf, um ſie in der Nähe zu ſehen; und ſo fremd wir ihnen auch vorkommen mußten, fuhren ſie doch fort zu tanzen, ohne im mindeſten auf uns Acht zu geben. Sie ſchienen ſich nach den Anweiſungen eines Mannes zu richten, der, gleichſam als Souffleur, jede Bewegung vorausſagte, die ſie machen ſollten. Während des Tanzes kamen ſie indeß nicht vom Fleck, ob ſie gleich die Füße bewegten; denn die Hauptſache bey dieſen Tänzen ſcheint die ſchnelle Bewegung der Finger zu ſeyn, wobey die flache Hand nahe an das Geſicht gehalten, und zuweilen gegen die andere geſchlagen wird *). Im Tanze ſowohl als im Singen hielten ſie den Takt ſo genau, daß ſie mit vieler Sorgfalt darin unterwieſen zu ſeyn ſchienen. Vielleicht waren ſie beſonders zu dieſer Ergötzlichkeit ausgeſucht; denn unter den übrigen Anweſenden kamen ihnen wenige an Schönheit bey. Ueberhaupt waren ſie alle olivenfarbig, von etwas ſtarkem Bau, und ihr ſchön gelocktes ſchwarzes Haar ſpielte im Nacken. Das Geſicht war zu rund, um vollkommen ſchön zu ſeyn, und was die Züge betrift, glaubten wir eine große Einförmigkeit unter ihnen zu bemerken. Sie hatten übrigens dunkelſchwarze Augen, und jenen, dem andern Geſchlecht überall eigenthümlichen Ausdruck von Gefälligkeit und Schamhaftigkeit, der vielleicht hier deſto hervorſtechender war, da wir Geſchöpfe der Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit ſahen, ehe Gewohnheit ihr Gefühl geleitet, und Kunſt ihre Sitten verſchroben hatte. Ihr Wuchs und ihre Gliedmaßen waren von ſchönem Umriß und konnten ſich unſerm Blick um ſo weniger entziehen,

---

*) Die hier beſchriebenen Tänze ſind denen ſehr ähnlich, welche auf den Karolineninſeln üblich ſind. S. Lettres Edif. Tom. XV. p. 315 und auch 207, wo etwas von den Tänzen der Einwohner der Palaos-Inſeln geſagt wird, welche zu derſelben Gruppe gehören. Anm. der Urſchrift.

da ein Stück glaſirtes Zeug, welches, um den Leib geſchlagen, kaum bis an die Kniee gieng, ihre einzige Bedeckung war. Der Tanz war noch nicht zu Ende, als wir plötzlich einen Lärm, wie von galoppirenden Pferden hörten. Wir ſahen uns um, und erblickten die Männer mit den Keulen in Bewegung, die vermuthlich Befehl erhalten hatten, uns, mit einer Vorſtellung von ihrer Art zu ſtreiten, einen Zeitvertreib zu machen. Eine Parthey ward von der andern in die Flucht geſchlagen.

Nachdem dieſe Uebungen geendigt waren, fingen wir an uns nach Herrn Gore und Omai umzuſehen. Sie kamen auch endlich in eben ſolchem Gedränge als uns begleitet hatte, heran, und wurden auf eben die Art den drey Befehlshabern vorgeſtellt. Dieſe hießen Otteru, Taroa und Fatauwira. Jeder von ihnen erwartete ein Geſchenk, und erhielt auch von Herrn Gore, was er zu dem Ende vom Schiffe mitgebracht hatte. Hierauf ließen wir den Befehlshabern durch Omai anzeigen, in welcher Abſicht wir an Land gekommen wären; erhielten aber zur Antwort: wir müßten bis auf den folgenden Tag warten, und ſollten alsdann das Verlangte erhalten.

Von nun an ſchien es darauf angelegt zu ſeyn, uns von einander zu trennen, ſo daß ein jeder von uns ſeinen beſondern Kreis um ſich her hatte, der ihn angafte und einſchloß. Ich war einmal länger als eine Stunde von meinen Freunden abgeſondert; und als ich dem Befehlshaber, bey dem ich ſaß, zu verſtehen gab, daß ich mit Omai zu ſprechen wünſchte, ſchlug er es mir rund ab. Zu gleicher Zeit merkte ich, daß man anfing mir allerley Kleinigkeiten aus der Taſche zu entwenden. Vergebens

gebens machte ich deshalb Vorſtellungen bey dem vornehmen Manne; er billigte vielmehr das Betragen ſeiner Leute. Aus dieſen Umſtänden zuſammengenommen, fing ich an zu beſorgen, die Inſulaner könnten vielleicht die Abſicht haben, uns anzuhalten; und es war, wenn wir gleich für unſer Leben nichts zu befürchten hatten, doch verdrießlich, daß wir, bloß um ihrer Neugier willen, aufgehalten werden ſollten. Ich verlangte jezt etwas zu eſſen, und bekam ſogleich einige Kokosnüſſe, Brodfrüchte und, von einem Weibe, einen ſauren Pudding. Als ich mich über die Hitze beklagte, welche von dem noch immer anhaltenden Zulauf der Menſchen verurſacht wurde, übernahm der Befehlshaber ſelbſt die Mühe, mich mit eigner Hand zu fächeln. Zugleich ſchenkte er mir ſeinen Leibgurt, der aus einem Stück Zeug vom Pappiermaulbeerbaume beſtand.

Endlich kam Herr Burney zu mir, und ich theilte ihm meinen Verdacht mit. Um zu erfahren, ob er auch gegründet wäre, machten wir uns auf, und ſuchten nach dem Strande zu kommen; allein auf halbem Wege hielt man uns wieder an, und ſagte uns: wir müßten durchaus nach dem Ort zurück kehren, den wir eben verlaſſen hätten. Hier fanden wir Omai, der ähnliche, oder vielmehr, auf Veranlaſſung eines andern Umſtandes, noch größere Beſorgniſſe hatte, als wir. Er hatte nämlich geſehen, daß man ein Loch in die Erde gegraben hatte, um einen Ofen zu machen, der jezt geheitzt wurde, und konnte ſich nichts anders vorſtellen, als daß ſie Willens wären uns zu braten, und auf neuſeeländiſch, aufzufreſſen. In der Angſt hierüber vergaß er ſich ſo weit, daß er ſie fragte: ob ſie dies Willens wären? Die Frage kam ihnen ſo äußerſt befremdend vor, daß ſie dieſelbe nur mit der Gegenfrage: ob dies etwa bey uns Sitte ſey? erwiedern konnten. Herrn Burney ſowohl als mich verdreß es, daß Omai ſie in einem ſolchen Verdacht haben konnte, da ihr ganzes Betragen uns keine Veranlaſſung dazu gegeben hatte.

Unter dieſen Vorfällen verſtrich der Tag, und wir waren bald getrennt bald wieder beyſammen, aber jederzeit von einer Menge Menſchen umringt. Es genügte ihnen auch nicht blos uns anzuſehen, ſondern wir mußten uns auf ihr Verlangen zum Theil entblößen, da denn die weiße Farbe unſrer Haut gemeiniglich ein allgemeines Staunen und Gemurmel erregte. Auch machten ſie ſich das neugierige Hinzudrängen dazu zu Nutze, uns die Taſchen auszuleeren; einer riß ſogar, nichts weniger denn verſtohlnerweiſe, ein kleines Bayonet, welches Herr Gore als Seitengewehr trug, aus der Scheide, und machte ſich damit fort. Wir beklagten uns über dieſe Gewaltthätigkeit bey dem Befehlshaber. Er ſchickte auch zum Schein jemand ab um das Bayonet wieder herbeyzuſchaffen; allein es war ziemlich wahrſcheinlich, daß er ſelbſt den Diebſtahl wo nicht veranlaßt hatte, wenigſtens begünſtigte; denn bald darauf ward auch dem Omai ſein Dolch unvermerkt entwendet.

Entweder weil ſie uns einige Unruhe anmerkten, oder von freyen Stücken, wiederhohlten ſie, indem wir ein Verlangen äußerten uns wegzubegeben, ihre Freundſchaftsbezeugungen. Sie brachten uns nehmlich einige grüne Zweige, ſteckten ſie vor uns in die Erde, und verlangten, daß wir ſitzend das andre Ende davon in der Hand halten möchten. Jezt dünkte es uns Zeit unſer

Anliegen wieder in Anregung zu bringen, wir erhielten aber zur Antwort: wir müßten bey ihnen zum Eſſen bleiben. Bald ſahen wir auch ein Schwein bey dem geheizten Ofen liegen, ſo daß Omai nicht mehr befürchten durfte, ſelbſt hineingeſteckt zu werden, ſondern vielmehr darauf Rechnung machte, von dem Schweine zu ſchmauſen. Endlich verſprach auch der Befehlshaber einige Leute nach Futter für unſer Vieh auszuſchicken; ſie kamen aber erſt ſpät Nachmittags und nur mit etlichen wenigen Piſangſtämmen zurück, welche ſie nach unſeren Booten hinſchafften.

Mittlerweile verſuchte ich es mit Herrn **Burney** zum zweyten mahle nach dem Seeſtrand zurückzukommen. Wir erreichten ihn auch wirklich; doch fanden wir daſelbſt Leute, die auf uns Acht gaben, und vermuthlich zu dem Ende dahin poſtirt ſeyn mochten. Denn kaum machte ich Mine auf das Rief hinaus zu waten, ſo ergriff mich einer beym Rocke, und ſchleppte mich mit Gewalt zurück. Ich hob etliche kleine Brocken von Korallfelſen auf; allein auch dieſe durfte ich nicht behalten, und da ich ſie nicht gleich wegwerfen wollte, nahmen ſie ſie mir mit Gewalt weg. Sogar die wenigen Pflänzchen, die ich aufgeleſen hatte, wurden mir nicht gelaſſen. Herrn **Burney** riſſen ſie einen Fächer aus den Händen, den man ihm gleich bey ſeiner Landung geſchenkt hatte. **Omai** wollte deswegen behaupten, wir hätten Unrecht gethan, das mindeſte aufleſen und beyſtecken zu wollen, indem es nicht Sitte im Lande ſey, Fremdlingen dergleichen Freyheiten zu geſtatten, bis man ſie zuvor gewiſſermaßen naturaliſirt hätte; und dies geſchehe dadurch, daß man ſie zwey oder drey Tage lang mit vieler Feyerlichkeit bewirthe. Wie dem auch ſeyn mochte, um nur nicht gemißhandelt zu werden, gehorchten wir ihnen ohne fernere Widerſpenſtigkeit, und kehrten wieder an den vorigen Ort zurück. Hier verſprach man uns ein Canot, welches uns zu unſern Booten führen ſollte, ſobald wir vorher die Mahlzeit, die man für uns bereitet hatte, würden genoſſen haben.

Zu dem Ende ſetzte ſich der zweyte Befehlshaber, dem wir am Morgen vorgeſtellt worden, auf eine niedrige breite Bank von ſchwarzem, harten, ziemlich glatt polirten Holz, und ließ uns neben ſich ſitzen, indeß das Volk in einiger Entfernung einen Kreis ſchließen mußte. Hieher brachte man eine beträchtliche Menge Kokosnüſſe, und einen grünen länglichen Korb, mit einer Menge gebratener Piſangfrüchte, woran ſich zwölf Perſonen leicht ſatt gegeſſen hätten. Ueberdies ſetzte man einem jeden von uns ein Stück Schweinebraten vor, und nöthigte uns, anzubeiſſen. Allein die Hitze und die Unruhe, welche wir den ganzen Tag über ausgeſtanden, hatten uns allen Appetit benommen. Wir koſteten alſo nur, um uns dem Wirthe gefällig zu erzeigen.

Da nun endlich die Sonne untergehen wollte, gaben wir zu verſtehen: es ſey jezt Zeit, an Bord zurückzukehren, und das fanden ſie ſelbſt nunmehro billig; wir wurden entlaſſen, und man ſchickte uns den Ueberreſt der für uns bereiteten Mahlzeit nach, damit wir ihn mit an Bord nehmen möchten. Ehe wir noch den Ort verließen, wo wir gegeſſen hatten, bekam Omai einen vaterländiſchen Trank zum Beſten, den man hier, wie in andern Südſee-Inſeln, aus zerkäueten Pfefferwurzeln zubereitet. Am Strande lag ein Kanot um uns zu unſern Booten zu führen, und die Inſulaner brachten uns, eben ſo vorſichtig und glücklich wie beym Anlanden, durch die brandenden Wogen hindurch. Doch konnten ſie eine ſo gute Gelegenheit zum Stehlen nicht ungenutzt laſſen. Eben indem das Canot, mit der zurücktretenden Welle vom Lande abgeſtoßen wurde, nahm ein angeſehener Mann unter ihnen den Zeitpunkt wahr, mir einen Beutel aus der Taſche zu reißen, den ich mit großer Mühe den ganzen Tag über bewahrt hatte. Ich vermißte ihn ungern, wegen eines kleinen Terzerols, welches darin ſteckte, ich rief daher dem Diebe zu, und bezeigte ihm meinen Unwillen. Er muſte es nunmehr für das rathſamſte halten, ſeine Beute herauszugeben; denn er kam damit an das Boot geſchwommen, und leugnete nur daß er ſie geſtohlen hätte, ob er gleich auf der That ertappt worden war. Endlich erreichten wir unſre Boote, wohin auch die mitgebrachten Kokosnüſſe, Piſangs und andre Lebensmittel abgeliefert wurden.

Der Zwang, den uns unſre läſtigen Zuchtmeiſter anthaten, war uns auch um deswillen unangenehm geweſen, weil er uns zugleich durchaus verhindert hatte, das Land in Augenſchein zu nehmen und zu unterſuchen. Den ganzen Tag über kamen wir ſelten weiter als hundert Schritte von dem Orte, wo wir dem Befehlshaber vorgeſtellt wurden, und alſo blieb unſer Beobachtungskreis ſehr eingeſchränkt.

Eine unſerer erſten Bemerkungen betraf die Volksmenge, die ſich wenigſtens auf zweytauſend belaufen muſte. Hiernächſt zeigte es ſich, daß wir bisher am Bord der Schiffe größtentheils nur Leute von der niedrigſten Klaſſe geſehen hatten; denn hier am Lande begegnet ten uns mehrere, mit einem gewiſſen Ausdruck von Würde in ihrem Aeußern, und von ungleich hellerer Leibesfarbe. Das Haar, welches ſie gewöhnlich auf der Scheitel gebunden trugen, war ſchwarz, ſehr lang, und von überaus ſtarkem Wuchs. Unter den jungen Mannsperſonen bemerkten wir viele, die muſterhaft ſchön gebildet, zart wie das Frauenzimmer, und dem Anſchein nach von eben ſo ſanftem Naturell waren. Unter den etwas älteren waren viele ſehr dick; alle aber hatten eine außerordentlich glatte Haut. Gemeiniglich trugen ſie ein Stück Zeug, oder eine Matte um die Hüften gewickelt und zwiſchen die Lenden durchgezogen; viele hatten auch eine Art Jacken oder Kamiſol ohne Ermel von niedlicher, ſchwarz und weißgefleckter Matten-Arbeit. Einige trugen auch kegelförmige, mit kleinen Muſchelkorallen durchwirkte Mützen von Kokosfaſern. Die Ohren waren durchbohrt, und mehrentheils ſteckte etwas von dem häutigen Theil einer Pflanze darin, oder auch zuweilen eine wohlriechende Blume, muthmaßlich von einer Gardenie (Gardenia). Die Vornehmeren und Befehlshaber trugen einen Schmuck von irgend einem Thierknochen, in Geſtalt zweyer kleiner Kugeln mit einem gemeinſchaftlichen Grundſtück, welcher an vielen feinen Schnüren vom Halſe herunter hing. Daß die Befehlshaber rothe Federn im Ohr trugen, habe ich bereits erwähnt; dieſe Koſtbarkeiten müſſen aber hier zu Lande vorzügliche Zeichen von Würde ſeyn, denn auſſer ihnen und den Tänzerinnen, trug ſonſt niemand dergleichen, und, ſobald wir vorgeſtellt worden waren, legten ſie dieſen Schmuck bey Seite.

Einige von den Mannsperſonen waren auf den Seiten und auf dem Rücken ſehr ſonderbar punktirt. Von ähnlicher Zeichnung waren die Punkturen an den Beinen einiger Frauenzimmer. Dieſe Zeichen ſchienen aber bloß Perſonen von höherem Range zuzukommen, denn die Mannsperſonen, an denen wir ſie ſahen, waren, wofern ſie nicht etwa noch ſehr jung waren, gemeiniglich corpulent. Die alten Weiber trugen ihr Haar kurz abgeſchnitten. Bey vielen bemerkte man an der Vorderſeite des Leibes Narben in ſchräger Linie, welche lauter geſchobene Vierecke bildeten. Einige mußten ſich erſt vor Kurzem ſo zerfetzt haben, denn die Wunde war noch mit geronnenem Blute bedeckt.

Unter andern ſahen wir auch die Gemahlin des einen Befehlshabers mit ihrem Kinde; dies lag auf einem Stück rothen Zeug, welches ihr Mann von mir zum Geſchenk erhalten hatte, und ſie trug und ſäugte es ungefähr ſo wie unſre Weiber, und ſchien ſehr viel Zärtlichkeit für daſſelbe zu haben. Ein anderer Befehlshaber ſtellte uns ſeine junge, ſchöne Tochter vor. Sie hatte alle natürliche Schüchternheit ihres Geſchlechts, und blickte gleichwohl zuweilen mit einem theilnehmenden Weſen nach uns hin, welches mit ihrer Furcht zu kämpfen ſchien, und zugleich ihr Erſtaunen über die ungewöhnliche Erſcheinung ausdruckte. Einige andere kamen ſchon mit mehrerer Dreiſtigkeit auf uns zu, doch ohne die Schranken der Beſcheidenheit zu übertreten. Körperliche Gebrechen oder Verunſtaltungen bemerkten wir nirgends, weder an Perſonen von einem, noch von dem andern Geſchlecht, wenn man nicht etwa einige Narben im Geſicht und an andern Theilen dahin rechnen will, welche Spuren von ehemaligen weit um ſich greifenden Geſchwüren ſeyn mußten. Im Verhältniß gegen die

Menge bemerkten wir wenig alte Leute; doch dieſer Umſtand erklärt ſich ganz natürlich, wenn man bedenkt daß dieſe weder Luſt noch Kräfte genug haben mochten, um ſich von den entlegenen Gegenden der Inſel herbey zu machen. Dafür waren die Kinder deſto zahlreicher, welche nebſt vielen Erwachſenen auf die Bäume kletterten, um uns anzugaffen, wenn das Gedränge ſie hinderte nahe genug zu uns heran zu kommen.

Ungefähr der dritte Theil der Mannsperſonen war mit Keulen und Spießen bewafnet. Vermuthlich waren es diejenigen, die von fernher gekommen waren, denn die meiſten trugen an ihren Spießen Körbe, Matten u. d. gl. befeſtigt, als ob ſie ihr Reiſebündel oder Mundproviſion auf dieſe Art bey ſich führten. Die Keulen waren mehrentheils ſechs Schuh lang, von hartem ſchwarzen Holze, mit ſehr breitem lanzetförmigen Ende, am Rande zierlich ausgeſchweift, und über und über glänzend polirt. Es gab auch einige ſchmälere, kürzere, mit geringeren Verzierungen; noch andere waren ſo klein, daß man ſie mit Einer Hand führen konnte. Die Spieße waren von eben demſelben Holze, und hatten ganz einfache Spitzen. Die meiſten waren zwölf Schuh lang, einige andere hingegen ſo kurz, daß man ſie vermuthlich als Wurfſpieße brauchte.

An dem Orte, wo wir den Tag zubrachten, hatten ſie etwa acht bis zehn Doppel-Kanots im Schatten an Land gezogen. Ein ſolches Doppel-Kanot, d. i. zwey durch Querhölzer verbundene einzelne Kähne, (wie durchgehends im ſtillen Meere gebräuchlich ſind) iſt zwanzig Schuh lang, und vier Schuh tief, die

Seitenwände ſind bauchigt, und die darauf ſtehende Planke iſt, vermittelſt einiger zähen biegſamen Gerten, feſt damit verbunden. Zwey von dieſen Kanots zeichneten ſich beſonders durch einen ſchwarzen Anſtrich aus, womit unzählige Figuren, als Vierecke, Dreyecke und d. gl. gemahlt waren. Von Mahlerarbeit war dies bey weitem das Schönſte was ich je auf den Inſeln dieſes Oceans geſehen hatte, und übertraf an Zierlichkeit die Punkturen, womit ſich die Einwohner ſelbſt gezeichnet hatten. Die Ruder waren vier Schuh lang mit beynah elliptiſchen Schaufeln, jedoch oben breiter als in der Mitte. Nicht weit von dieſen Kähnen ſtand eine ledige, dreyßig Schuh lange und etwa zehn Schuh hohe Hütte, oder ein Schuppen, unter welchem die Kähne vielleicht mochten erbaut worden ſeyn.

Die meiſten Bäume um uns her waren Kokospalmen, und einige Eibiſcharten, nebſt einer Gattung von Wolfsmilch (*Euphorbia*). Gegen den Seeſtrand hin waren diejenigen Bäume häufig, die wir auf Mandſchia-nui-nánáwa geſehen hätten, und ſchienen, wie dort, am Ufer rund um die ganze Inſel zu wachſen. Sie ſind hoch und ſchlank und den Cypreſſen einigermaßen ähnlich, ihre Blätter aber wachſen in Büſcheln, und ſind lang, rund und aus Gelenken zuſammengeſetzt. Die Einwohner nennen dieſe Bäume Etoa *). Auſſerdem wuchs hier einiges

---

*) Toa heißt in den Inſeln des Südmeeres durchgehends das Keulenholz, Caſuarina equiſetifolia L. und nach der obigen Beſchreibung kann hier wohl kein anderer Baum als eine Art Keulenholz gemeynt ſeyn. G. F.

Gras, eine Art Winde (*Convolvulus*) und ziemlich viel von einer Art Täſchelkraut (*Thlaſpi*). Förmlich eingerichtete Pflanzungen haben wir ſelbſt zwar nicht geſehen, doch giebt es deren wahrſcheinlicherweiſe, denn die Inſulaner brachten uns mehrere Piſang-Sorten, nebſt Aronswurzeln, welche ſie Tarro nannten, eine Brodfrucht, und einen Korb voll gebratener nierenförmiger Nüße, welche von Kaſtanienähnlichem, doch nicht ganz ſo feinem Geſchmack waren *).

Die Beſchaffenheit des Erdreichs konnten wir wenig unterſuchen. In den Gegenden am Meere ſieht man nichts als eine Lage von Korallfelſen, die etwa zehn oder zwölf Schuh hoch, ſteil und ſchroff hinanſteigt, und nur hie und dort einen Abhang hat, auf welchen das Meer ein wenig Sand aufſpült. Das Korall, welches vermuthlich ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten der Witterung ausgeſetzt iſt, hat, dieſem Alter ohnerachtet, weiter keine Veränderung erlitten, als daß es ſchwarz geworden iſt, und ſeiner Unregelmäſſigkeit wegen ſieht es großen Maſſen von ausgebrannten Steinen ſehr ähnlich. Bricht man aber dieſe Korallenklumpen nur zwey oder drey Zoll tief über der Oberfläche ab, ſo findet man es auf dem Bruch ſo friſch als die Stücke welche die Wogen täglich ans Ufer werfen. Das Rief oder die Korallenklippen, welche die Küſte überall umgeben, erſtrecken ſich, bald mehr bald weniger weit in das Meer hinaus, und endigen ſich dann plötzlich wie eine hohe, ſteile Mauer, die in den Abgrund hinabgeht. Meiſtens iſt das Rief mit der Oberfläche des Meeres gleich, und hat daſelbſt eine bräunliche Ziegelfarbe. Die Maſſe iſt durchlöchert und zelligt, indeß doch feſt genug, daß ſie die Gewalt der Wellen aushalten kann, die immer darauf branden.„

---

*) Dieſe Nüſſe ſind wahrſcheinlich dieſelben welche in den Societätsinſeln e-Ratta genannt werden, und wovon in meiner Reiſebeſchreibung an mehreren Orten Erwähnung geſchieht. Wir gaben dem Baume der ſie trägt den botaniſchen Namen Inocarpus edulis. Man ſehe auch meine Commentatio de plantis eſculentis inſularum oceani auſtralis 1786. 8. Berolin. G. F.

Die Landung meiner Officiere hatte ſolchergeſtalt blos dazu gedient, mein Tagebuch mit vorſtehenden Bemerkungen zu bereichern; denn meine Hauptabſicht war unerfüllt geblieben, und der Tag hingegangen, ohne daß wir irgend etwas von Bedeutung vom Lande erhalten hätten. Dagegen hatten die Einwohner ihrer Seits ein Schauſpiel genoſſen welches ſie noch nie geſehen hatten, und vielleicht in ihrem ganzen Leben nie wieder ſehen werden. Wie es ſcheint war es wohl ganz allein Neugierde, die ſie bewog die Fremdlinge ſo genau zu bewachen und ſie, bald unter dieſem, bald unter jenem Vorwand ſo lange als möglich bey ſich zu behalten.

Omai, der mit bey dieſer Landung geweſen war, hatte wahrſcheinlich noch mehr als bloße Dollmetſchersdienſte geleiſtet. Die Einwohner befragten ihn nehmlich in Anſehung unſerer Heimath, unſerer Schiffe, und unſerer Waffen; hierüber gab er ihnen Nachrichten, welche, ſo wie er ſie mir wieder erzählte, etwas an das Wunderbare gegränzt haben mußten.

Unter andern band er ihnen auf, wir hätten Schiffe, die ſo groß als ihre ganze Inſel wären, und darauf befänden ſich Kriegsmaſchinen, (nämlich unſere Kanonen) worin mehrere Leute bequem ſitzen könnten; ein ſolches Geſchütz ſey hinreichend die Inſel auf Einen Schuß zu vernichten. Natürlich genug fragten ihn die Inſulaner, was für Kanonen wir denn jezt auf unſern Schiffen führten? Verhältnißmäßig, erwiederte Omai, ſind ſie nur klein, allein ſo wie ſie ſind, würd' es ein leichtes ſeyn, von der Gegend her wo jezt die Schiffe ſich befinden, damit die Inſel in Grund zu bohren, und jede lebendige Seele drauf todt zu ſchieſſen. Man ließ ſich hieran nicht genügen, ſondern verlangte noch zu wiſſen, wie denn dies alles geſchehen könnte? Auch dieſes wußte ihnen Omai begreiflich zu machen. Zum Glück hatte er etliche Patronen in der Taſche. Dieſe zeigte er vor, und demonſtrirte ſowohl die Kugel als das Pulver wodurch dieſelbe getrieben werden könne; um ſeine Theorie durch ein Beyſpiel zu verſinnlichen, mußten ſich die Inſulaner, auf den Wink ihres Befehlshabers, alle in einen groſſen Kreis ſtellen, in deſſen Mittelpunkt Omai ſeine wenigen Patronen auf einen Haufen ausleerte, und mit einem aus dem Ofen genommenen brennenden Span anzündete. Die plötzliche Entzündung, der Knall, das Gemiſch von Flamme und Dampf, alles in einem Augenblick beyſammen, erfüllte die ganze verſammelte Menge mit Erſtaunen; ſie zweifelten nicht länger an der furchtbaren Allgewalt unſerer Waffen, und alles was Omai geſagt hatte, ward nun ſteif und feſt geglaubt.

Hätte er ihnen aber nicht, vermittelſt dieſes Verſuchs, einen ſo fürchterlichen Begriff von unſern Kanonen bengebracht, ſo hätten ſie unſere Leute ſchwerlich noch an demſelben Tage entlaſſen. Aber da Omai geſagt hatte, wofern er und ſeine Begleiter nicht vor Abend an Bord kämen, ſo könnte wohl auf die Inſel gefeuert werden, und da wir gegen Abend wirklich mit den Schiffen dem Lande näher, als je zuvor, gekommen waren, (ein Umſtand den die Einwohner ſogleich bemerkten) ſo mochten ſie vielleicht einen Angriff befürchten, und deshalb rathſam finden ihre Gäſte zu entlaſſen, in der Erwartung ſie am folgenden Tage wieder anlanden zu ſehen. Mir war es indeſſen an der Gefahr, welcher ſie ſich das erſtemal ausgeſetzt hatten, völlig genug, ſo daß ich mir es nicht einfallen ließ, den Verſuch zu wiederholen.

Der heutige Tag war gleichſam dazu beſtimmt, daß unſer Omai eine Hauptrolle in den Begebenheiten deſſelben ſpielen ſollte. Auf dieſer Inſel, welche noch nie von einem Europäer beſucht worden war, befanden ſich gleichwohl einige Fremdlinge, von deren Daſeyn wir lediglich durch den Zufall, daß Omai diesmal Herrn Gore's Begleiter geworden war, etwas erfahren konnten.

Kaum war er am Strande ausgeſtiegen, ſo entdeckte er unter dem verſammelten Haufen drey von ſeinen Landsleuten aus den Societätsinſeln. Die Entfernung jener Inſeln von dieſem Eiland, die ungefähr zweyhundert Meilen beträgt; die zerbrechlichen Fahrzeuge der Inſulaner, welche eigentlich nur zu kurzen Ueberfahrten von einer Inſel zur andern, wobey ſie das Land nie aus dem Geſicht verlieren, beſtimmt ſind; das Zufällige des Zuſammentreffens und unſerer Entdeckung; dies alles ſieht nicht ſo wohl einer wahren Begebenheit, als jenen unverhoften Situationen ähnlich, womit die Romanenſchreiber ihre Leſer ſo gern überraſchen. Wenn aber dergleichen Vorfälle ſich im gemeinen Leben wirklich ereignen, ſo iſt es, ihrer Seltenheit und Sonderbarkeit wegen wohl der Mühe werth, ſie aufzuzeichnen, und ihr Andenken aufzubewahren.

Das gegenſeitige Erſtaunen und die Freude, womit Omai und ſeine Landsleute einander erkannten, und mit einander ſprachen, läßt ſich leicht denken. Die Geſchichte dieſer Abentheurer iſt rührend. Ohngefähr zwanzig Perſonen beyderley Geſchlechts hatten ſich in einem Canoe eingeſchifft, um von Otaheiti nach der benachbarten Inſel O-Raietea hinüber zu fahren. Unterwegs wurden ſie von einem fürchterlichen Sturm überfallen, bey welchem ſie durchaus weder zurück nach Otaheiti, noch vorwärts an ihren Beſtimmungsort gelangen konnten. Ihr kleiner Vorrath von Lebensmitteln — zu einer ſo kurzen Fahrt bedurfte es keines gröſſern — war bald aufgezehrt. Unſäglich und über allen Begriff waren die Leiden womit ſie kämpften, indeß der Sturm ſie vor ſich hin in das unbekannte weite Meer trieb. In vielen Tagen hatten ſie weder Speiſe noch Trank. Allmählig ſchmolz ihr kleines Häufchen, von Hunger, Anſtrengung und Mühſeligkeiten aller Art aufgerieben, bis auf vier Mann herab. Jezt ſchlug der Kahn um, und drohte dieſem kleinen Ueberreſt den Untergang. Einige Tage lang hingen ſie noch an den Seiten ihres verunglückten Fahrzeugs, bis das Schickſal ſie den Einwohnern dieſer Inſel zuführte, die ihnen mit ihren Canots zu Hülfe eilten, ſie von den Trümmern des ihrigen retteten, und an Land brachten. Von den vieren war ſeitdem einer geſtorben, die übrigen lebten, um dieſen Bericht von ihrer beynah wunderbaren Ueberſiedlung abzuſtatten, und ihren Rettern das verdiente Lob zu ertheilen. Man hatte ihnen hier ſo viel Gutes erzeigt, und ſie waren mit ihrer Lage ſo zufrieden, daß ſie das Anerbieten ausſchlugen, welches meine Officiere ihnen durch Omai thun ließen, ſie, als Paſſagiere, an Bord unſerer Schiffe nach ihrer Heimath zurück zu führen. Aehnlichkeit der Sitten und der Sprache hatte ihnen den Aufenthalt in dieſem kleinen Eiland nicht bloß erträglich gemacht, ſondern durch neue Verbindungen waren ſie ſo daran gekettet, daß ſie ohne Schmerz ſich nicht mehr davon trennen konnten, und folglich den Verſuch nicht wagen mochten. Seit ihrer Ankunft auf der Inſel mußten ſchon mehr als zwölf Jahre verfloſſen ſeyn, denn ſie wußten nichts von Capitain **Wallis** und ſeinem Beſuch in **Otaheiti** im Jahre 1765, und eben ſo wenig von ähnlichen denkwürdigen Ereigniſſen, zum Beyſpiel: daß **O-Raietea** durch die Krieger von **Bolabola** erobert worden, eine Begebenheit, die noch vor Ankunft der Europäer vorgefallen war. Herr **Anderſon**, der ſich durch Fragen über dieſen Punkt einige Gewißheit verſchaffen wollte, wie lange dieſe drey Verunglückten ſchon hier wären, erfuhr auch ihre Namen; ſie hießen **Orauaute**, **Otirreroa** und **Tawi**; der erſte war aus **Matawai**, der andere aus **O-Raietea**, und der dritte aus **Huaheine** gebürtig.

Es war ein glücklicher Zufall daß unſere Officiere auf dieſem Eiland ausſtiegen, da wir ſonſt dieſes ſeltene und lehrreiche Faktum nicht erfahren hätten. Die Anwendung davon liegt vor Augen, denn es erklärt viel beſſer als tauſend Muthmaſſungen müßiger Spekulanten, wie die abgeſonderten Theile der Erde, und insbeſondere die Inſeln der Südſee, zuerſt Einwohner erhalten haben. Hauptſächlich aber gilt es von denen, die am weitſten vom feſten Lande und von einander entlegen ſind *).

Die

---

*) Zufälle, wie der hier erzählte, ſind im ſtillen Meere wohl nichts ſeltenes. Im Jahr 1696 wurden zwey Canots mit etwa dreyßig Perſonen beyderley Geſchlechts, durch Sturm, auf Samal, einer von den Philippinen-Inſeln, an Land getrieben. Sie hatten ſiebzig Tage die See gehalten, und kamen nach ihrer eigenen Ausſage von einer Inſel Namens Amorſot, 300 Seemeilen gegen Oſten von Samal. Fünf Perſonen waren bereits unterwegs von den Mühſeligkeiten dieſer außerordentlichen Reiſe geſtorben. In den *Lettres Edif.* Tom. XV. p. 196 bis 215. findet man von ihnen und ihren Inſeln ausführlichen Bericht. In demſelben Bande S. 282 bis 320. ſteht eine Nachricht von einem ähnlichen Vorfall im Jahr 1721, da zwey Canots, eins mit vier und zwanzig, das andere mit ſechs Perſonen (Männern Weibern und Kindern), von einer gewiſſen Inſel Farroilep, nach der Inſel Guom oder Guahan, einer von den Diebsinſeln oder Marianen, nordwärts verſchlagen wurden. Dieſe waren aber nur zwanzig Tage in See geweſen. An der Authenticität dieſer Nachrichten hat man keinen Grund zu zweifeln, da alle ſpätere Schriftſteller die Nachrichten, welche jene Inſeln (die

jezt

Die Einwohner nennen dieſe Inſel Watiu (*Wateeoo*). Sie liegt in 20° 1′ ſüdlicher Breite, und 201° 45′ öſtlicher Länge, und hat ungefähr ſechs Seemeilen im Umkreiſe. Ihre abwechſelnden Hügel und Ebenen, und ihre vielfältigen Schattirungen von Grün, gaben ihr ein reizendes Anſehen. So weit die Unſrigen das Erdreich zu unterſuchen Gelegenheit hatten, war es leicht und ſandig; allein weiter landeinwärts mag es wohl etwas beſſer ſeyn, indem wir durch unſere Ferngläſer auf den Anhöhen einige rothe Stellen ſahen. An dieſen hatten die Einwohner ihre Hütten erbaut, die lange und geräumige Gebäude zu ſeyn ſchienen. Die Landesprodukte ſind hier eben dieſelben, wie

---

jezt ſogenannten Carolinen) betreffen, aus den Briefen der Jeſuiten ohne Anſtand entlehnt haben. S. Des Broſſes Voy. aux Terres Auſtrales, Tom. II. p. 443 — 490. **Anm. der Urſchrift.** Man muß auf dieſe Art über funfzig glückliche Zufälle rechnen, wodurch die ſämmtlichen Südſeeinſeln, welche mehr als fünf und zwanzig Seemeilen von einander entfernt liegen, haben entdeckt und bevölkert werden müſſen. Wie viele Fehler auf ſo viele Treffer gehören, mag jeder ſich ſelbſt ſagen, der einen Blick auf die Charte wirft. Welch eine zahlloſe Menge von Canots mußten alſo nicht verunglücken, ehe eines, einmal an eine Inſel verſchlagen ward! Und dennoch ſieht man keinen andern Weg, wie die Bevölkerung geſchehen konnte, zumal da die meiſten, und hauptſächlich die am fernſten nach Oſten, Süden und Norden entlegenen Inſeln **Eines** Stammes ſind, einerley Sprache und einerley Sitten haben. G. F.

auf der Inſel die wir zuletzt verlaſſen hatten; außer, daß hier noch Schweine waren, welche dort fehlen. Wenn wir nach jener Inſel hinwieſen, ſagten die Einwohner Ohwawarauah (*Owhawarouah*). Da nun dies mit Mandſchia-e-nuinánáwa nicht die mindeſte Aehnlichkeit hat, ſo muß es wahrſcheinlich noch eine andere Inſel bedeuten.

Man ſieht übrigens aus allem Vorhergehenden leicht, daß Watiu einem Schiffe, dem es an Erfriſchungen mangelt, nur ſehr wenig nützen könne, ausgenommen im äußerſten Nothfalle. Vielleicht ließen ſich die Einwohner, da ſie durch uns mit einigen von unſern Waaren bekannt geworden ſind, in Zukunft eher bewegen, einem Schiffe, welches ab und zu kreuzte, oder deſſen Booten, die wie die unſrigen ſich am Rief vor Anker legen müßten, Früchte und Schweine zuzuführen. Indeß bleibt es noch ſehr zweifelhaft, ob friſches Waſſer daſelbſt zu bekommen iſt. Man hatte zwar unſern Officieren einiges in Kokosſchaalen gebracht, allein der Ort, woher es kam, ſollte ziemlich weit von dem Landungsorte entlegen ſeyn. Wahrſcheinlich giebt es hier nur irgend einen Teich mit ſtehendem Waſſer, denn einen Bach ſahen wir nirgends.

Omai erfuhr von ſeinen drey Landsleuten, daß die hieſigen Inſulaner in ihrer Lebensart, ihrem Betragen gegen Fremde, und ihren Gewohnheiten überhaupt, den Einwohnern von Otaheiti und den benachbarten Inſeln ſehr ähnlich ſind. Auch ihre gottesdienſtlichen Gebräuche und Religionsbegriffe ſtimmen mit den Otaheitiſchen überein. Unſere Officiere ſahen unter andern einen Mann, der über den ganzen Leib dunkelſchwarz angemahlt war, und als ſie ſich nach der Urſach erkundigten, erfuhren ſie, daß er ſeinem verſtorbenen Anverwandten die letzte Ehre erwieſen habe. In ſolchen Fällen ritzen ſich, wie bereits erwähnt worden iſt, auch die Weiber das Geſicht. Bey ſo vielfältiger Uebereinſtimmung hat man alſo nicht die geringſte Urſach zu zweifeln, daß die Einwohner urſprünglich von demſelben Stamme entſproſſen ſind, der ſich ſo wunderbar über das ungeheure Südmeer ausgebreitet hat. Sie ſelbſt rühmen ſich aber eines höheren Urſprungs; denn **Omai** verſicherte uns, daß ſie ihre Inſel **Wenua no te Eatua**, das iſt, **das Land der Götter** nannten, und ſich für eine Art von Gottheiten hielten, die den Geiſt des **Eatua** hätten. **Omai** ertheilte dieſer ausſchweifenden Schwärmerey ſeinen ganzen Beyfall, und ſetzte noch hinzu, daß nicht nur einige Leute in **Otaheiti** ſondern auch insbeſondere die Einwohner von **Matáa** oder **Osnabrück-Eiland** durchgängig eben denſelben Glauben hätten.

Die Sprache von **Watiu** war ſowohl dem **Omai** als unſern beyden Neuſeeländern völlig verſtändlich; ihre etwanigen Eigenthümlichkeiten kann ich aber nicht auszeichnen. Herr **Anderſon** hatte zwar etwas zur Probe aufgeſchrieben; allein die Inſulaner, die ſich eigentlich wohl wenig darum bekümmerten, **was** ſie uns entwendeten, wenn ſie nur ſtehlen konnten, waren mit ſeiner Schreibtafel durchgegangen.

Eilftes Hauptſtück.

Entdeckung von Wennua-iti oder Otakutäck. Nachrichten von dieſer Inſel und ihren Produkten. Herveys-Inſel, oder Teraudſchi-mau-Attua iſt bewohnt. Verkehr mit den dortigen Einwohnern. Ihre Bildung. Kleidung, Sprache, Fahrzeuge. Ein mißlungener Verſuch daſelbſt anzulanden. Gründe, die uns bewogen, nach den **Freundſchafts-Inſeln**, unter dem Winde zu ſegeln. Beſuch auf der **Palmerſton-Inſel**, und Beſchreibung der beyden Stellen, wo die Boote anlandeten. Dortige Erfriſchungen. Muthmaßung über die Entſtehung ſolcher niedrigen Inſeln. Ankunft bey den Freundſchafts-Inſeln.

Die Nacht war, bis auf ſchwache Lüftchen, faſt gänzlich windſtill, doch fand ſich am Morgen, (den 4ten April) daß uns die Wogen, die von Oſten her kamen, ſchon eine Strecke weit von Watiu weggeführt hatten. Da mich nun nichts bewegen konnte länger an einem Orte zu verweilen, wo keine weſentlichen Erfriſchungen zu erhalten waren, ſo ließ ich gerade nach dem Eiland hinſteuern, welches wir vor drey Tagen in der Nachbarſchaft entdeckt hatten. Mit Hülſe eines leichten Oſtwindes erreichten wir es noch vor zehn Uhr Morgens, und ich ſchickte ſogleich Herrn Gore mit zwey Booten ab, daß er, wo möglich anlanden und etwas Futter für unſer Vieh abſchneiden laſſen ſollte. Wir erblickten hier keine Einwohner die uns bey dieſer Arbeit hätten hindern können, und alſo machte ich mir gewiſſe Rechnung, daß wir diesmal, wenn es nur möglich wäre anzulanden, Entſchädigung für ſo manche fehlgeſchlagene Hofnung erhalten würden. Hier, wie bey **Watiu**, umgab ein Rief die Küſte, und die See brandete an derſelben ziemlich ſtark. Demungeachtet wagten ſich unſere Boote an der Lee- oder Weſtſeite der Inſel innerhalb des Riefs hinein, und Herr **Gore** ſtieg mit ſeiner Mannſchaft wohlbehalten an Land. Sobald ich vom Schiffe aus bemerkte, daß ihnen die Ladung gelungen war, ſchickte ich ſogleich noch ein kleines Boot ab, um mich erkundigen zu laſſen, ob ſie ſonſt noch irgend eines Beyſtandes bedürften. Es kam erſt um drey Uhr Nachmittags zurück, und war mit allem beladen was die Inſel für unſere Abſicht nützliches hervorbrachte. Sobald wir das Boot ausgeleert hatten, ſchickte ich es mit der Jölle nochmals an Land, und ließ Herrn **Gore** ſagen: er möchte ſich vor Einbruch der Nacht mit allen Booten zurück an Bord begeben.

Auf dieſe Art bekamen wir von dieſer Inſel für jedes Schiff etwa hundert Stück Kokosnüſſe als eine Erfriſchung für unſere Mannſchaft, und, für unſer Vieh, etwas Gras nebſt den Blättern oder Zweigen junger Kokosbäumchen, und des in Oſtindien ſogenannten **Pandang**, den die **Otaheitier Hwarra** nennen. *)

---

*) Pandanus odoratiſſima L.

Die Blätter und Zweige des letzten ſind weich, ſchwammig und ſaftig, und ſchmeckten, in Stücken zerſchnitten, dem Viehe ſehr wohl. Wir konnten folglich im buchſtäblichen Sinne ſagen, daß wir unſer Vieh mit Holz gefüttert hätten.

Dieſes Eiland liegt in 19° 15′ ſüdlicher Breite und in 201° 37′ öſtlicher Länge, etwa drey bis vier Seemeilen von Watiu, deſſen Einwohner es Otakutáa (Otakootaia) auch zuweilen Wennua-iti oder kleines Eiland, nannten. Herr Anderſon war mit an Land gegangen, und hatte einen Spatziergang rund um die Inſel gemacht. Nach ſeiner ohngefähren Schätzung konnte ſie nicht viel mehr als drey engliſche Meilen im Umkreiſe haben. Er fand den Strand innerhalb des Riefs mit weißem Korallſande bedeckt. Jenſeits deſſelben, ſteigt der Boden höchſtens ſechs bis ſieben Schuh, und hat ein leichtes, röthliches Erdreich. Auf dem ganzen Eiland findet man durchaus kein friſches Waſſer. Unter den Bäumen ſind Kokospalmen, die in mehreren Gruppen bey einander ſtanden, in Menge vorhanden, die Pandangs aber unzählig. Außer dieſen fand man das Schönblatt (Calophyllum inophyllum) die Suriane, die Guettardie, die ſilberweiße Tournefortie, eine Tabernämontane, nebſt einigen andern Sträuchern. Auch bemerkte man einige von den Etoa-Bäumen, die wir in Watiu geſehen hatten. Die öden Zwiſchenräume waren mit einer Art Winde bedeckt; hier und dort fand man auch eine Art Täſchelkraut, *) eine Euphorbie, nebſt et-

---

*) Ich vermuthe, daß Hr. Anderſon das Lepidium pisci-

lichen andern kleinen Pflänzchen, und die zitronenblättrige Morinde, deren Frucht die Otaheitier im Nothfall eſſen. Omai, der mit an Land gegangen war, richtete etwas davon zum Mittagseſſen zu; allein man fand den Geſchmack davon, ſehr mittelmäßig.

Von Landvögeln erlegte man im Gebüſch einen wunderſchönen kaſtanienbraunen und ſchwarzgefleckten Kukuk. Am Strande hielten ſich Meerſchwalben (egg-birds) kleine Brachhüner, bläuliche und weiße Reiher, und eine große Menge Pinſel (große ſchwärzliche Meerſchwalben, ſterna ſtolida) auf. Letztere hatten jezt ihre Legezeit. Die Eyer lagen etwas vom Strande landwärts auf dem Boden; die Vögel ſelbſt ſaßen oft auf den Pandangbäumen.

Einer von unſern Leuten fieng eine kleine ſehr häßliche Eidechſe, die ſich auf einen Baum verkroch. Man bemerkte auch eine zweyte, weit zahlreichere Art. Längs dem Strande wimmelte es im Gebüſch, von unzähligen Nachtfaltern, welche ſehr zierlich roth, ſchwarz und weiß geſprenkelt waren. Außerdem gab es etliche andere Nachtfalter-Arten, einige ſchöne Tagſchmetterlinge, und verſchiedene andere Inſekten.

Die Inſel war gegenwärtig zwar unbewohnt, doch ſahe man Spuren, daß ſie gelegentlich beſucht würde. Man fand daſelbſt ledige Hütten, und im Schatten

---

dium F. prodr. 249. hier Täſchelkraut nennt, da ein Nichtkenner beyde Geſchlechter leicht verwechſeln kann.

G. F.

der Bäume, verſchiedene mit Steinen umgränzte Plätze, imgleichen mehrere wie Denkmäler aufgerichtete große Steine, bey denen vermuthlich einige Todten begraben waren. Ueberdieß lagen an einer Stelle eine große Menge beſonders zierlich gereifter Herzmuſcheln, ungefähr von der Größe einer Fauſt; welches die gegründete Vermuthung veranlaßte, daß die Menſchen, die ehedem dieſes Eiland beſucht hatten, ſich zum Theil von Schaalthieren genährt haben müßten. In eine von den Hütten legte Herr Gore ein Beil nebſt etlichen Nägeln, als eine hinlängliche Bezahlung für alles was wir von der Inſel mitgenommen hatten.

Sobald unſere Boote eingehoben waren, ſetzte ich mit gelindem Oſtwinde den Lauf nach Norden fort, um an Herveys-Inſel, die ich 1773, auf meiner vorigen Reiſe entdeckt hatte, unſer Glück zu verſuchen. Dieſe Inſel konnte nicht über funfzehn Seemeilen weit von hier entfernt liegen, und gleichwohl erblickten wir ſie erſt am 6ten bey Tagesanbruch, drey Seemeilen weit von uns in Weſt-Süd-Weſten. Um acht Uhr waren wir ziemlich nahe heran gekommen, und ſahen etliche Canots vom Lande abſtoßen, und gerades Wegs auf uns zukommen. Dieſer Anblick war uns höchſt unerwartet, da wir das vorigemal, bey Entdeckung dieſer Inſel, keine Spur von Einwohnern wahrgenommen hatten. Allein damals war der Wind ziemlich heftig, und vermuthlich hielt dies die Einwohner ab ſich in See zu wagen, zumal da unſre Schiffe ſich damals unter dem Winde befanden; jetzt hingegen hielten wir uns ob dem Winde.

Wir näherten uns der Inſel immer mehr, und mittlerweile kamen uns ſechs oder ſieben Doppelcanots ziemlich nahe, von denen jedes mit drey bis ſechs Mann beſetzt war. Ungefähr einen Steinwurf vom Schiffe hielten ſie inne. Omai unterredete ſich mit ihnen, und brachte ſie endlich dahin, daß ſie ſich dicht an das Schiff heran wagten, allein, an Bord zu kommen, getraute ſich keiner; doch verlohren wir dabey gewiß nicht viel, denn ihr zügelloſes Betragen konnte weder Zutrauen zu ihnen erwecken, noch von ihrer Seite eine gute Behandlung hoffen laſſen. Die Diſcovery hatte ihr Boot im Waſſer, und die Inſulaner verſuchten, wie wir hernach erfuhren, etliche Ruder daraus weg zu nehmen, und ſchlugen nach dem Hüter des Boots, der ſich ihnen widerſetzte. Auch zerſchnitten ſie an jenem Schiffe mit einer ſcharfen Muſchelſchale einen Strick, woran ein Netz mit Fleiſch hing, um es im Meere zu wäſſern. Dieſe Beute wollten ſie durchaus nicht wieder herausgeben, brachten ſie aber mit an unſer Schiff herüber und verkauften ſie daſelbſt. Bey uns führten ſie ſich eben ſo verwegen auf. Sie machten aus einem langen Stocke einen Haken, und verſuchten es vor unſern Augen, verſchiedene Sachen damit wegzukapern, bekamen auch wirklich auf dieſe Art ein Matroſenhemde in ihre Gewalt. Gleichwohl fehlte es ihnen gar nicht an Begriffen vom Tauſchhandel, denn ſie verkauften uns eine ſchöne wie Porphyr gefleckte Scholle, und einen gelblichweißen ſchwarzgeſprengten Aal, *) für kleine Nägel, die ſie Gure nann-

---

*) Die Scholle iſt wahrſcheinlich *Pleuronectes mancus*, Brouſſonet Ichthyolog. (Dec. I.) wo die Abbildung von dem Exemplar genommen iſt, welches wir ins brittiſche Muſeum geliefert haben. Der Aal iſt unſere Muraena Echidna. G. F.

ten, und wornach ſie äuſerſt begierig waren. Doch eben ſo begierig haſchten ſie auch Stücken Papier oder was man ihnen ſonſt zuwarf; und fiel etwas ins Waſſer, ſo ließen ſie ſich die Mühe nicht verdrießen hinterher zu ſchwimmen.

Die hieſigen Inſulaner unterſchieden ſich von denen zu Watiu, obgleich die Entfernung beyder Inſeln ſo gering iſt, nicht weniger durch ihre Bildung, als durch das eben erwähnte Betragen. Ihre Farbe iſt dunkler, und manche hatten wilde, harte Züge, worin ſie den Neuſeeländern einigermaßen glichen; doch gab es auch einige von hellerer Farbe. Ihr Haar war ſtark und ſchwarz, meiſtens im Nacken los flatternd, oder auch zuweilen auf der Scheitel in einen Schopf zuſammengebunden, bey manchen auch kurz abgeſchnitten. Ihrer zwey oder drey hatten braunes oder röthliches. Zur Bedeckung diente ihnen ein Stück Matte, welches etlichemal um den Unterleib geſchlagen, und zwiſchen den Schenkeln aufgezogen war. In einem Canot lag eine ſchöne Mütze von rothen Federn; ſonſt bemerkten wir von Zierrathen weiter nichts, als eine große polirte Perlauſterſchale, die ſie an einer Schnur um den Hals trugen. Keiner von ihnen war punktirt, ſo allgemein ſonſt auch dieſer Gebrauch im Südmeere iſt.

Doch, der Verſchiedenheit in dieſem Stücke ungeachtet, gehörten ſie augenſcheinlich zu jenem allgemeinen Stamme; denn ihre Sprache kam mit der otaheitiſchen Mundart noch genauer überein, als die Dialekte von Mandſchia und Watiu. Sie erkundigten ſich eben ſo wie jene Inſulaner, woher wir kämen, wohin wir gingen, wer unſer Anführer wäre, wie viel Mannſchaft wir an Bord hätten, und ſogar wie das Schiff hieße? Die Fragen die wir ihnen vorlegten, beantworteten ſie mit aller Freymüthigkeit. Unter andern ſagten ſie uns, ſie hätten ſchon einmal zwey große Schiffe wie die unſrigen geſehen, aber ſie nicht angeſprochen. Unſtreitig waren dies keine andern als die Reſolution und Adventure. Sie nannten ihre Inſel Teraudſchimau-Atua (Terouggemou-Atooa) und ſagten ſie wären Unterthanen des Königs Tirewatuiah von Watiu. *). Ihrem eigenen Bericht zufolge nähren ſie ſich hauptſächlich von Kokosnüſſen, Fiſchen und Schildkröten, indem auf ihrer Inſel keine Piſangs und Brodbäume wachſen, auch keine Schweine und Hunde darauf vorhanden ſind. Ihre Kähne, deren wir bis dreyßig zählten, ſind ziemlich groß und wohlgezimmert; in Abſicht des Hintertheils ſind ſie denen von Watiu ähnlich; auch ſteht das Vordertheil faſt auf eben die Art vor, nur daß es nicht hinunter, ſondern aufwärts gebogen iſt.

Der ſchwache Wind hielt uns bis gegen ein Uhr Nachmittags auf, ehe wir das Nord-Weſt-Ende der Inſel erreichten, wo wir Ankergrund und einen Landungsort zu finden hoften. Ich ſchickte von hier aus Herrn Lieutenant King mit zwey bewafneten Booten

---

*) Dieſer Name hat keine Verwandſchaft mit den Namen der drey Oberhäupter von Watiu, die Herr Anderſon aufgeſchrieben hat. Anmerk. der Urſchrift. Vielleicht war auch keiner von den dreyen das höchſte Oberhaupt.

G. F.

ab, damit er, indeß die Schiffe ab und zu kreuzten, die Küſte unterſuchen ſollte. In demſelben Augenblick da die Boote ausgeſetzt wurden, hörten unſere Gäſte auf mit uns zu handeln, und begaben ſich in größter Eile mit ihren Kähnen ans Land.

Um drey Uhr kamen die Boote zurück, und Herr King berichtete, er habe keinen Ankergrund für die Schiffe gefunden. Die Boote hatten nur am äußern Rande des Riefs, welches ungefähr eine engliſche Viertelmeile vom Ufer lag, anlegen können. Eine Anzahl Inſulaner war, mit Keulen und Stangen bewafnet, auf das Rief heraus gekommen, dem Anſchein nach in der Abſicht, ſich ſeiner Landung zu widerſetzen. Inzwiſchen hatten ſie doch, bey Annäherung der Boote, unſern Leuten etliche Kokosnüſſe zugeworfen, und ſie eingeladen an Land zu kommen; zu gleicher Zeit hatte man aber bemerkt, daß die Weiber ſehr fleißig einen größern Vorrath von Speeren und Wurfſpießen an den Strand herbeyſchleppten. Da Herr King ſahe, daß durch die Landung nichts zu gewinnen ſeyn würde, gab er den Inſulanern keine Veranlaſſung, ihre Waffen gegen ihn zu gebrauchen.

Dieſer Bericht überzeugte mich, daß wir, bey ſo bewandten Umſtänden, nicht ohne große Verzögerung, und zum Theil nicht ohne Gefahr, von dieſen Inſeln Heu für unſer Vieh bekommen könnten. Ueberdies fing es an uns an Waſſer zu fehlen. Dies ſollte zwar, nach der Ausſage der Einwohner hier zu haben ſeyn, allein wie weit es geholt werden mußte, und in welcher Menge es vorhanden ſey, blieb immer noch die Frage. Ueberdem hatte die Ueberſteigung des

Viehs, wenn uns auch ſonſt nichts im Wege geweſen wäre, die größte Schwierigkeit.

Seit unſerer Abreiſe von Neuſeeland war uns alſo jeder Verſuch uns zu verproviantiren fehlgeſchlagen, und die widrigen Winde ſowohl als einige andere unvorhergeſehene Ereigniſſe hatten unſern Lauf dermaßen verzögert, daß jezt nicht länger daran zu denken war, noch in dieſem Jahre in der nördlichen Halbkugel etwas auszurichten, indem wir nunmehr ſchon an Ort und Stelle hätten ſeyn müſſen, um unſere Operationen anzufangen. Es blieb uns alſo nichts übrig, als, zuerſt die beſten Mittel zur Erhaltung unſeres Viehes zu ergreifen, und demnächſt, wo möglich, noch etwas Wichtigeres: nemlich, die Lebensmittel und Schiffsbedürfniſſe an Bord aufzuſparen, damit wir im Stande wären, unſere Nordiſchen Entdeckungen auszuführen, die nunmehr ein ganzes Jahr ſpäter angefangen werden mußten, als es anfänglich unſre Abſicht geweſen war.

Hätte ich auf den zuletzt berührten Inſeln Waſſer und Gras genug gefunden, ſo würde ich ſo lange ſüdwärts geſteuert haben, bis ich einen Weſtwind angetroffen hätte. Allein ohne dieſen Vorrath hätte ein ſolcher Schritt unfehlbar den Verluſt unſeres Viehes nach ſich gezogen, ohne daß wir dadurch in Rückſicht auf unſern Hauptendzweck den mindeſten Vortheil erlangt hätten.

Ich faßte daher den Entſchluß, nach den Freundſchafts-Inſeln zu ſegeln, wo ich ohnfehlbar alles, was wir bedurften, in Ueberfluß erwarten konnte. Damit wir aber Tag und Nacht ſegeln könnten, ließ ich Herrn

Capitain Clerke mit ſeinem Schiffe ohngefähr eine Seemeile weit vorauf gehen, weil es, bey dem ſehr möglichen Falle, daß wir noch unterweges Land anträfen, ſich im Nothfall beſſer von einer Küſte unter dem Winde entfernen konnte, als das unſrige.

Die Länge der Herveys-Inſel hatten wir auf der vorigen Reiſe, da ſie entdeckt wurde, nach der Längenuhr auf 201° 6′ öſtlich beſtimmt. Jezt fanden wir ſie nach derſelben Uhr, auf Charlottenſund reducirt, 200° 56′ öſtlich; folglich konnte dieſes Inſtrument jezt nicht über zwölf engliſche Meilen fehl zeigen.

Der ſchöne Oſtwind, mit dem ich dieſe Inſel verließ, gab mir Hofnung, bis nach Middelburg oder E-ua kommen zu können, ehe unſer kleiner Vorrath von Futter gänzlich aufgezehrt ſeyn würde. Allein bereits am folgenden Mittag ſtellten ſich die ſchwachen Lüftchen wieder ein, die uns ſo lange aufgehalten hatten, und nöthigten mich nördlicher zu ſteuern, um die Breiten von Palmerſton und Savage-Eiland zu erreichen, die ich auf meiner vorigen Reiſe im Jahr 1774 entdeckt hatte, damit ich im Nothfall dort anlegen könnte. Zugleich ließ ich heute, um unſeren Waſſervorrath zu ſparen, die Deſtillirmaſchine in Gang bringen, ſo daß zwiſchen ſechs Uhr Morgens und vier Uhr Nachmittags dreyzehn bis ſechzehn Maaß (gallons) friſches Waſſer gewonnen wurden. (Neuerlich hat man an dieſer Maſchine eine ſogenannte Verbeſſerung angebracht, wodurch ſie aber meinem Bedünken nach verſchlimmert worden iſt.)

Die ſchwachen Lüftchen währten bis zum 10ten, da wir einige Stunden lang einen ziemlich ſtarken Wind aus Norden und Nord-Nord-Weſten hatten. Unſere Breite war jezt 18° 33′ und die Länge 198° 24′ öſtlich. Nachmittags ſtiegen regnichte Gewitterſtürme aus Süden auf, wobey wir fünf Fäſſer voll Waſſer einſammelten; auf dieſe Stöße folgten friſche Nord-Weſtwinde mit heiterm Wetter. Es ſchien alſo, als müßten wir überall, wohin wir uns auch wendeten, widrige Winde antreffen. Am verdrießlichſten war es, in dieſer Gegend Weſtwinde zu finden, die wir mit Recht acht bis zehn Grade ſüdlicher erwartet hatten. Indeß rechnete ich, da ſie ſo ſpät kamen, nicht auf ihre Dauer, und der Erfolg bewies, daß ich mich nicht geirrt hatte.

Am 13ten erblickten wir endlich **Palmerſton-Eiland** fünf Seemeilen weit von uns, erreichten es aber nicht eher als um acht Uhr am folgenden Morgen. Nunmehr wurden ſogleich drey Boote von der **Reſolution** und eins von der **Diſcovery**, jedes mit einem Officier abgeſchickt, um den bequemſten Landungsort an der Küſte aufzuſuchen, und Futter für das Vieh zu verſchaffen, welches ohne friſchen Vorrath gewiß verſchmachtet wäre.

Palmerſton-Eiland iſt eine Gruppe von kleinen Eilanden, deren etwa neun bis zehn einen Kreis bilden, und durch ein gemeinſchaftliches Korallenrif verbunden ſind. Zuerſt verſuchten es die Boote an der ſüdöſtlichſten Inſel, und da ſie hier ihren Endzweck verfehlten, begaben ſie ſich zur zweyten (unter dem Winde) wo wir das Vergnügen hatten, ſie anlanden zu ſehen. Hierauf führte ich die Schiffe ebenfalls dort hinab, kreuzte vor dieſem Eiland ab und zu, weil nirgends Ankergrund zu finden war. An dem letztern Umſtand war eigentlich nicht viel gelegen, da, außer unſern Leuten, ſich ſchlechterdings keine Menſchen auf der ganzen Inſel aufhielten.

Um ein Uhr kehrte eines von den Booten mit Löffelkraut (ſcurvygraſs) und jungen Kokosbäumchen zurück, woran unſer Vieh ein wahres Feſt hatte. Herr Gore, der die Parthey am Lande anführte, ließ mir zugleich melden, dieſe Produkte nebſt den Pandang oder Hwarrabäumen, wären dort in Ueberfluß zu haben; auch ließen ſich einige Kokosnüſſe aufſammeln. Ich beſchloß demnach einen reichlichen Vorrath davon einzulegen, und ging gegen Abend mit Herrn Clerke ſelbſt an Land, wo wir jedermann bey der Arbeit fanden. Der Landungsort war eine kleine Spalte im Rief, die etwas mehr als eine Bootslänge hatte, und auf beyden Seiten, durch Felſen gegen die Macht der Wellen gedeckt war. Das Eiland hatte kaum eine engliſche Meile im Umfange, und ſchien nicht mehr als drey Schuh über die Meeresfläche erhöht zu ſeyn. Es beſtand gänzlich aus Korallſand, mit einer ſehr geringen Beymiſchung von ſchwärzlicher Erde, welche aus vermoderten Pflanzentheilen entſtanden war. Der Armuth dieſes Bodens ungeachtet, erblickt man hier eben die Bäume und Stauden wie auf Wenua-iti, nur nicht in gleicher Mannichfaltigkeit; auch ragen einige Kokospalmen unter den andern Bäumen hervor. In allen dieſen Gebüſchen, längs dem Meere ſowohl als weiter landwärts, hielt ſich eine große Menge Fregattenvögel, Tropikvögel, und zweyerley Tölpel auf. Die letztern legten hier ihre Eyer in Neſter, die bloß aus einigen locker zuſammengefügten

Zweigen beſtanden, und ließen ſich mit Händen greifen; die Tropikvögel hingegen legten die ihrigen auf die bloße Erde, am Fuß eines Baums. Sie ſind von der gemeinen Gattung ſehr verſchieden, von glänzend weißer Farbe, mit einer leichten ins röthliche ſpielenden Schattirung, und die beyden langen Federn im Schwanze dunkelkarmoſinroth. Unſere Leute erlegten eine Menge dieſer verſchiedenen Vögel, die zwar keinesweges Leckerbiſſen, aber uns, ſtatt der ſo lange genoſſenen geſalzenen Schiffskoſt, eine höchſt willkommene Abwechslung waren.

Es gab hier eine große Menge rother Krabben, die überall und ſogar um die Bäume herumkrochen. Auch fingen wir einige Fiſche, die das Meer in kleinen Löchern auf dem Riefe zurückgelaſſen hatte.

In einer Gegend des Riefs, welches den innerhalb eingeſchloßnen See begränzt, lag, beynahe mit der Meeresfläche gleich, ein großes Lager von Korallfelſen, welches einen ſo bezaubernden Anblick gewährte, wie die Natur ihn nur hervorbringen kann. Von einer Seite gränzte es an das Ufer, erſtreckte ſich aber ſo weit in den See hinein, daß man das Ende nicht abſehen konnte, und daß es alſo gleichſam im Waſſer zu ſchweben ſchien. Das Waſſer vertiefte ſich ſo jählings, daß es wenig Schritte vom Strande, bereits ſieben oder acht Faden haben mochte. Die See war jezt glatt wie ein Spiegel, und die verſchiedenen Gattungen von Korallen ſchimmerten im hellen Sonnenſchein hervor. Sie waren zum Theil wie Zweige eines Baumes in mannigfaltiger Richtung unter dem Waſſer ausgebreitet, theils hatten ſie die Geſtalt von Kugeln und andern Formen, und überall glänzten ſie, vermittelſt der hin und wieder darauf zerſtreuten großen Miesmuſcheln, mit den köſtlichſten Farben. Noch weit mannichfaltiger waren die Schattirungen der unzähligen Fiſche, die hier, in dem Gefühl ihrer völligen Sicherheit, langſam durch die ſtillen Fluthen hinzugleiten ſchienen. Die Farben der verſchiedenen Gattungen, Gelb, Blau Roth, Schwarz ꝛc. durcheinander gemiſcht, machen das ſchönſte und herrlichſte Schauſpiel, was ſich denken läßt, und übertreffen alles was die Kunſt hervorzubringen weiß. *) Ihre verſchiedenen Geſtalten trugen nicht wenig bey, den Reichthum dieſer neptuniſchen Grotte zu erhöhen. Wir hingen mit Entzücken an einem Werke der Natur, von ſo bewundernswürdiger Schönheit und Größe, und bedauerten nur, daß es hier, von dem ganzen Menſchengeſchlechte fern, gleichſam verborgen iſt, und nicht nach Verdienſt geprieſen werden kann.

Nirgends fanden wir eine Spur, daß dieſe Inſel je bewohnt geweſen ſey. Am Strande lag zwar ein kleines Stück von einem Canot, allein vermuthlich hatten es die Wellen von irgend einem andern Eiland hergeſchwemmt. Seltſam war es daher, daß wir etliche

---

*) Dies iſt ein wahres Bild des Farbenreichthums, den die Natur in dem heiſſen Erdſtriche hat. Man verzeihe es alſo den Dichtern des Orients, die ſolche Gegenſtände vor Augen haben, wenn ſie uns eine Natur malen, die uns übertrieben ſcheint, weil wir ſie nicht kennen. Wer Cooks Beſchreibung dieſes Korallen-Eilands lieſt, wird dabey leicht an das Mährchen vom König der ſchwarzen Inſeln in Tauſend und einer Nacht denken. G. F.

kleine, braune Ratten fanden, deren Hierſeyn ſich ſchwerlich erklären läßt, wenn ſie nicht etwa auf dem Canot hergeſchwommen ſind, deſſen Trümmer wir fanden.

Ich kehrte mit den beladenen Booten an Bord des Schiffes zurück, ließ aber Herrn Gore nebſt ſeiner Mannſchaft am Lande übernachten, damit ſie am folgenden Morgen deſto früher wieder an die Arbeit gehen könnten. Der ganze 15te ward damit zugebracht, daß Futter für das Vieh eingeſammelt wurde. Es beſtand größtentheils aus den Herzſproſſen oder dem ſogenannten Kohl der Palmen, aus jungen Kokosbäumchen, und den zarteren Zweigen des Pandang- oder Hwarrabaums.

Mit Sonnenuntergang rief ich, da wir nunmehr hinreichend verſorgt waren, jedermann an Bord zurück. Wir hatten indeſſen faſt gar keinen Wind, alſo war es kein Zeitverluſt noch länger zu warten, um am folgenden Tage von dem zunächſt unter dem Winde gelegenen Inſelchen eine Ladung Kokosnüſſe für die Mannſchaft holen zu laſſen. Die Kokosbäume waren daſelbſt weit zahlreicher als auf jenem Eiland, wo wir nur für das Bedürfniß unſers Viehes geſorgt hatten.

In dieſer Abſicht kreuzte ich die ganze Nacht ab und zu, und begab mich am Morgen zwiſchen acht und neun Uhr mit den Booten an die Weſtſeite der Inſel, wo wir mit geringer Mühe landeten. Kokosnüſſe waren hier im größten Ueberfluß, und meine Mannſchaft mußte ſie ſogleich einſammeln. Das mühſamſte war, daß man ſie beynahe eine halbe Engliſche Meile über den Rief bis an das Boot tragen, und dabey faſt bis an den Bauch im Waſſer waten mußte. Omai, der mich begleitete, fing mit einem Keſcher in kurzer Zeit ſo viel Fiſche, daß die ganze Parthey am Lande davon zu Mittag eſſen, und überdieß noch eine Portion für jedes Schiff abgeſchickt werden konnte. Auch Vögel, insbeſondere Fregatten- und Tropikvögel, waren hier häufig, wir hatten alſo verhältnißmäſſig einen ordentlichen Schmauß. Omai war überhaupt bey ſolchen Excurſionen auf unbewohnten Inſeln ſehr nützlich, er fing nicht allein die Fiſche, ſondern bereitete ſie auch, mit den Vögeln die wir fingen, nach ſeiner Landesart in einem Ofen mit geheizten Steinen, und benahm ſich dabey ſehr geſchickt und unverdroſſen. Die Boote machten den Tag über zwo Reiſen, und waren jedesmal wohl beladen. Mit dem letzten Transport ging ich an Bord, und ließ diesmal den Lieutenant Williamſon am Strande, um am folgenden Morgen eine neue Ladung für die Boote ſammlen zu laſſen.

Gegen ſieben Uhr des Morgens gingen ſie wieder an Land, und kamen um Mittag beladen zurück. Als ſie ausgeladen waren, ließ ich ſie ohne Zeitverluſt zum zweytenmal ans Land gehen, und befahl zugleich, daß bey Sonnenuntergang jedermann an Bord kommen ſollte. Sobald dies geſchehen und die Boote eingehoben waren, ſegelten wir, mit einem ſchwachen Lüftchen aus Norden, weſtwärts.

Das zweyte Eiland welches wir jezt verließen, war beynah um die Hälfte größer als das vorige, und faſt gänzlich mit Kokospalmen bedeckt, die einen reichen Vorrath von Nüſſen und oft junge und alte zugleich trugen. An manchen Stellen ſtanden ſie ſo dicht, daß ſie einander im Wachsthume hinderten. Die übrigen

Produkte waren die nehmlichen wie auf dem erſteren Eilande. Am Strande lagen ein Paar zerbrochene Breter, wovon eins gröblich geſchnitzt war, nebſt einem elliptiſchen Ruder. Vermuthlich gehörten ſie zu eben dem Canot, deſſen Trümmer wir auf dem andern Inſelchen geſehen hatten, da beyde kaum eine halbe Engliſche Meile von einander entfernt ſind. Am Strande lag eine junge Schildkröte, die erſt vor kurzem von der See hier ausgeworfen ſeyn konnte, indem ſie noch voll Maden war. Die Krabben waren nicht ſo häufig, wie auf der andern Inſel, Fiſche hingegen in ungleich gröſſerer Menge vorhanden, auch gab es hier Skorpionen und einige andere Inſekten. Unter den Fiſchen war eine Gattung ſchön gefleckter Aale, die, wenn man ſie verfolgte, den Kopf über das Waſſer erhoben, und das Maul aufriſſen, um ihren Feind zu beißen. Die andern Gattungen waren hauptſächlich Papagenfiſche, Seerappen, und eine Art braungefleckter Klipfiſche von der Größe eines Schellfiſches, die ſo zahm waren, daß ſie anſtatt davon zu eilen, ſtill ſtanden und uns angaſten. Hätte es uns an Lebensmitteln gefehlt, ſo wären dieſe Fiſche, oder auch nur die vorhinerwähnten Muſcheln, die bey Tauſenden auf dem Rief ſaßen, und von denen einige zwiſchen zwey und drey Pfund wogen, hinreichend geweſen, unſere Bedürfniſſe zu befriedigen. Außer den Muſcheln gab es noch andere Schaalgewürme, und zwar hauptſächlich eine Art großer Schnecken. Mit der Fluth gingen etliche Hayfiſche über den Rief in den See, von denen unſere Leute einige tödteten. Da es Raubfiſche ſind die ſich ſelbſt an Menſchen wagen, ſo mußte man ſich im Gehen durch das Waſſer ſehr vor ihnen in Acht nehmen.

Die beyden Parthenen, welche des Nachts an Land geblieben waren, hatten viel von Mücken ausgeſtanden. Uebrigens hatten ſie auf ihren Streifereyen zwey Brachhühner geſchoſſen, die den Engliſchen vollkommen ähnlich waren. Am Strande hatten ſie einige Regenpfeifer oder Strandläufer geſehen, im Walde aber ſonſt keinen Vogel als ein Paar Kuckuks von der Art, die wir auf Wennua-iti angetroffen hatten.

Unſer Aufenthalt auf dieſem Inſelchen war im Ganzen vortheilhaft ausgefallen, indem wir an zwölfhundert Kokosnüſſe eingeſammelt hatten, welche unter die Mannſchaft beyder Schiffe vertheilt wurden, und deren Saft und Kern uns unſtreitig zu einer vortreflichen Erfriſchung gereichte. Ein Schiff, welches bey gelindem Wind und Wetter hier vorbeykommt, kann ſich gleiche Vortheile verſchaffen, aber Waſſer giebt es auf keiner von den Inſelchen, auf denen wir gelandet ſind. Könnte man dies darauf haben, und fände ſich eine Oefnung im Rief, durch welche man in den See kommen und das Schiff daſelbſt ſicher vor Anker bringen könnte, ſo würde ich dieſen Erfriſchungsort allen bewohnten Inſeln vorziehen. Die Menge der Fiſche würde zu dieſer Abſicht völlig hinreichend ſeyn, und man hätte daneben den Vortheil, daß die Mannſchaft, ohne, wie anderwärts, von der Laune der Einwohner etwas beſorgen zu dürfen, frey umher ſtreifen könnte.

Die neun oder zehn flachen Inſelchen, welche unter dem Namen Palmerſton-Inſel begriffen werden, kann man als die Gipfel oder höchſten Punkte des Korallenriefs anſehen, welches ſie untereinander verbindet. Sie ſind nur mit einer dünnen Lage von Sand bedeckt; und tragen gleichwohl alle die Bäume und Pflanzen, die man in den flachen Gegenden auf den gebirgichten Inſeln dieſes Oceans antrifft. Es giebt mehrere ſinnreiche Theorien über die Entſtehung ſolcher niedrigen Inſeln. Einige glauben, dieſe kleinen, jezt getrennten Inſelchen, hätten ehedem ein höheres Ganzes ausgemacht, welches die See, in ſo vielen aufeinanderfolgenden Jahrhunderten, dergeſtalt weggewaſchen, daß nur noch die höchſten Gipfel hervorragen, denen aber, zu ihrer Zeit, ein gleiches Schickſal bevorſtehe. Andre ſehen dieſe Inſeln als eine Wirkung der inneren Revolutionen des Erdballes an, und vermuthen, ein Erdbeben habe ſie aufgeworfen. Nach der dritten Meynung, welche in meinen Augen die wahrſcheinlichſte iſt, ſind ſie von Untiefen oder Korallbänken entſtanden, und nehmen folglich, auf gleiche Weiſe, an Umfang noch immer zu. Ich übergehe die Gründe, welche jede dieſer Theorien für ſich hat, und beſchreibe nur noch die Gegenden der Palmerſton-Inſel, die ich bey meinen Landungen unterſucht habe.

Ueberall iſt die Grundlage Korallfels, und der Boden Korallſand, womit an einigen wenigen Stellen die Erde vermoderter Pflanzen ſich zu etwas, das einem fruchtbaren Erdreich ähnlich ſieht, vermiſcht zu haben ſcheint. Schon dieſer Umſtand giebt die ſtärkſte Vermuthung, daß ſolche kleine Fleckchen Land erſt ſpät entſtanden, und keinesweges Ueberbleibſel größerer, von dem Ocean verſchlungener Inſeln ſind. In dieſem Falle müßte ſchon mehr Moorerde erzeugt, oder etwas von dem urſprünglichen Erdreich geblieben ſeyn. Doch die Entſtehungsart dieſer Inſelchen wird noch durch einen andern Umſtand in ein neues Licht geſetzt. Weit jenſeit der Stelle am Strande, wohin jezt die Wellen reichen, und ſogar vor der ſtürmiſchſten See vollkommen geſichert, fanden wir hohe Korallfelſen, welche eben ſo durchlöchert ſchienen wie die Klippen, die noch jezt den äußern Rand des Riefs bilden. Dies iſt Beweiſes genug, daß ehedem die See bis an dieſe Stellen hingereicht hat, obſchon einige ſolche Felſen mitten in dem Inſelchen lagen. Den ſtärkſten Beweis aber, daß dieſe Inſeln, auf die vorhinerwähnte Weiſe fortſchreitend zunehmen, giebt die Abſtuffung, die man in dem Pflanzenwuchs rund um die Inſel her ganz deutlich bemerken konnte. An vielen Stellen, zumal an der Lee- oder Weſtſeite der Inſeln, zeigte ſich ſichtbarlich mehr als ein Anflug, der in verſchiedenen Zeitpunkten entſtanden war. Meines Erachtens wird der Anwachs des Erdreichs durch ungewöhnlich hohe Fluthen bewirkt, welche von heftigen Stürmen aus Weſten aufgeſtürmt werden, und den Sand ſo weit ans Ufer werfen, daß ihn die gewöhnliche Fluth nicht wieder abſpülen kann. Dieſe letztere hingegen arbeitet langſam und gleichförmig fort, um einen Damm von Sand aufzuwerfen, der die nächſte außerordentlich hohe Fluth verhindert ſo weit wie das vorigemal zu reichen und die Pflänzchen zu vernichten, welche daſelbſt aus Kokosnüſſen, Wurzeln oder Geſäme bereits zu ſproſſen angefangen haben. Auch dieſe können entweder von der See angeſpült, oder von Vögeln hingebracht worden ſeyn. Dies muß oft der Fall ſeyn, denn wir fanden manche Kokosnuß und andere Pflanzen nur wenige Zoll weit vom Rande des Meeres aufſproſſen, und zwar an Stellen, wo ſie augenſcheinlich nicht von denen die weiterhin landeinwärts ſtanden, hergekommen ſeyn konnten. Uebrigens nimmt dieſes neue Land auch noch in demſelben Verhältniſſe zu, in welchem ſich die Pflanzenſchöpfung darauf vermehrt, denn im heißen Erdſtrich verwandeln ſich abgefallene Blätter und zerbrochene Aeſte nach kurzer Zeit, in gutes ſchwarzes Erdreich *).

Vielleicht giebt es noch eine Urſach welche den Anwachs dieſer Inſeln beſchleunigt, und woraus ſich zugleich erklären läßt, wie die See die vorhinerwähnten

---

*) In Herrn **Andersons** Tagebuch findet man noch folgende Beſtätigung von Capitain **Cooks** Meynung über die Entſtehung von **Palmerſton-Eiland**. „Auf dem letzten Inſelchen wo wir landeten, hatten ſich aus den vermodernden Theilen der zahlreich vorhandenen Bäume kleine Erhöhungen erzeugt, die mit der Zeit zu Hügeln anwachſen können. Auf dem erſtern hingegen, wo die Bäume minder häufig waren, bemerkte man keine ſolchen Erhöhungen, doch war der Fortſchritt der Bildung auch dort ganz deutlich wahrzunehmen. Dicht daran lag nehmlich ein ganz kleines Inſelchen, welches ohne Zweifel erſt ganz neuerlich entſtanden war. Hier ſahe man noch keinen Baum, wohl aber eine Menge Staudengewächſe, die zum Theil zwiſchen den vom Meer aufgeworfenen Korallenſtücken hervorwuchſen. Noch weiter hin fanden ſich zwey kleine Strecken Sand auf dem Rief, die etwa funfzig Schritt lang und zwölf bis achtzehn Zoll hoch ſeyn mechten, und auf denen, noch zur Zeit, weder eine Staude noch ein Baum zu ſehen war.“ **Anmerk. der Urſchrift.** Man lieſt die hier vorgetragene Meynung von der Entſtehung der niedrigen Inſeln, bereits in meines Vaters **Bemerkungen**, S. 116 und ff. **G. F.**

hervorſtehenden Felſen verlaſſen hat. Dies iſt nehmlich die Ausbreitung des Riefs ſelbſt weiter in die See hinein, welche unmerklich, aber wie ich glaube immerfortwährend geſchieht. Je mehr das Rief an Breite und Höhe zunimmt, um deſto weiter hält es auch die Wellen vom Ufer ab, und es bleibt zuletzt ein trockner Fels zurück, dem es nur noch an Sand und an Bruchſtücken von Korallfelſen fehlt, um die Grundlage zu einer neuen Vegetation abzugeben. Auf dieſe Art muß unſtreitig das ganze Rief zuletzt eine einzige Inſel werden, denn auch nach innen zu vergröſſert es ſich vermuthlich, in eben dem Verhältniſſe, worin die kleineren Inſelchen an äußerem Umfang zunehmen, oder es entſtehen auch im See oder in dem eingeſchloſſenen Teiche neue Inſelchen, ſo wie die Korallenlager hie und dort über die Fläche des Waſſers hervorragen *).

Von der Palmerſton-Inſel ſteuerte ich nach Weſten, um den kürzeſten Weg nach Anamoka (*Anna mooka* **) zu nehmen. Die Winde blieben ver-

---

*) Daß die Korallfelſen an Umfang zunehmen, leidet keinen Zweifel, denn ſie ſind das Werk eines Polypen, der immer an den Enden fortbaut und fortlebt, ſo wie der alte Stamm abſtirbt und zu einem bloßen kalkartigen Gehäuſe wird. Auſſer dem Waſſer kann er aber nicht leben, folglich muß er, ſobald er irgendwo die Oberfläche des Waſſers erreicht hat, ſich ſeitwärts ausbreiten. G. F.

**) Das Unbeſtimmte in der Ausſprache der Engliſchen Vocale verurſacht unaufhörliche Verwirrungen, ſobald fremde Wörter, bloß nach ihrem Laut damit aufgeſchrieben werden ſollen. Die hier genannte Inſel heißt bey ihren Einwohnern Namoka, und wenn der Artikel, wie es änderlich, oft nördlich und weſtlich. Stoßweiſe waren ſie mit Gewittern und vielem Regen begleitet, den wir uns zu Nutz machten, um unſern Waſſervorrath zu ergänzen. In der That ſammelten wir auf dieſe Art in einer Stunde mehr Waſſer, als wir in einem ganzen Monath deſtillirt haben würden, und legten den Apparat bey Seite, der weit mehr Unbequemlichkeit als Vortheil bringt.

---

der Sprachgebrauch mit ſich bringt, vorgeſetzt wird, a-Namoka, welches man in Anamoka zuſammenziehen kann. In der Engliſchen Urſchrift wird dagegen immer Annamooka geſchrieben, welches, mit unſern Buchſtaben ausgedruckt, eigentlich Annamuhka klingen müßte; allein ſo nennen jene Inſulaner ihre Inſel nicht, und ich bin überzeugt, daß Capitain Cook ſein Annamooka auch nicht ſo ausgeſprochen haben will. Es iſt alſo lediglich ein Beweis, daß die Engländer wegen der wenigen Beſtimmtheit ihrer Buchſtaben, in dieſen Fällen gar keine feſtgeſetzte Regel der Rechtſchreibung zum Grunde legen. Daher kommt es z. B, daß in der Folge der Name eines Mannes auf den Freundſchaftsinſeln Latoliboula geſchrieben wird, der andere Latoo-Nipooroo ſchreiben, daß eine Inſel Kao genannt wird, welche bey den Einwohnern o-Ghao heißt, imgleichen eine andre Toofoa (Tufoa), welche eigentlich Tofoa oder auch zuweilen Amano-Tofoa heißt. Alle dieſe Verſchiedenheiten giebt der Engliſche Herausgeber der undeutlichen Ausſprache der Inſulaner Schuld, allein ohne Grund, da ſie nicht Vokale, ſondern nur Conſonanten für einander ſubſtituiren, und auch dies nur in beſondern Fällen. Die Verfaſſer der verſchiedenen Engliſchen Tagebücher verwechſeln unaufhörlich die Ausſprache ihrer eignen ou (au) und oo (u), bald ſprechen ſie jenes Franzöſiſch wie u, bald dieſes wie ein langes o aus. Ihr i und y muß man

Die Hitze, die bereits einen Monath lang ziemlich ſtark geweſen war, fiel uns bey dieſem regnichten Wetter noch weit mehr zur Laſt, und drohte, wegen der damit verbundenen Feuchtigkeit, unſerer Geſundheit ſchädlich zu werden, denn man konnte jezt durchaus weder das Schiff trocken erhalten, noch die Fenſter offen laſſen. Demungeachtet hatten wir keinen einzigen Kranken an Bord, wiewohl wir, die Erfriſchungen in **Neuſeeland** abgerechnet, ſeit unſerer Abreiſe vom Vorgebirge der guten Hofnung unaufhörlich geſalzene Koſt genoſſen, und ſo manche Abwechslung des Clima's erfahren hatten.

In der Nacht vom 24ſten auf den 25ſten paſſirten wir *Savage-island* (die Wilden-Inſel) die ich im Jahr 1774 entdeckt hatte, und am 28ſten um zehn Uhr Morgens kamen uns die oſtwärts von **Anamoka** gelegenen Inſelchen, in einer Entfernung von vier bis fünf Seemeilen, zu Geſicht. Ich ſteuerte ſüdwärts von dieſen Inſeln hin, und legte dann die Schiffe näher an den Wind, um **Anamoka** zu erreichen. Mit einbrechender Nacht ging ich, wegen des ungeſtümen und regnichten Wetters, etwa zwey Seemeilen weit von der Inſel Komango, (ko-Mango) in funfzehn Faden, auf einem Boden von Korallſand und Muſcheln vor Anker.

---

bald als i, bald als ei oder ai ausſprechen. Immer ſchreiben ſie Omai, wie wir es ausſprechen, ob ſie gleich in allen übrigen Fällen dem ai die gewöhnliche Engliſche Ausſprache laſſen, nach welcher wir es mit unſerm ä ausdrücken. In dieſer Rückſicht kann es nicht ſchaden, wenn der Ueberſetzer einer ſolchen Reiſe wie die gegenwärtige, ſelbſt in der Südſee geweſen iſt. G. F.

Zwölftes Hauptſtück.

Verkehr mit den Bewohnern der Inſel **Komango** und ihren Nachbaren. Ankunft vor **Anamoka**. Begebenheiten daſelbſt. Beſuch des **Finau** (*Feenou*) eines vornehmen Befehlhabers von der Inſel **Tongatabu**. Nachricht von ſeinem Empfang, am Lande ſowohl als an Bord der Schiffe. Beyſpiel von der Neigung der Inſulaner zum Stehlen. Etwas zur Beſchreibung von **Anamoka**. Fahrt von dieſer Inſel nach **Happai**.

Bald nachdem wir vor Anker gegangen waren, näherten ſich uns zwey Kanots, eines mit vier, das andere mit drey Mann, die ohne Anſtand dicht an das Schiff kamen, und ihre Kokosnüſſe, Brodfrucht, Piſangs und Zuckerrohr gegen Nägel vertauſchten. Einer von ihnen ſtieg ſogar an Bord. Als ſie uns verlaſſen hatten, beſuchte uns noch ein drittes Kanot, doch konnte es ſich wegen der annähernden Nacht nicht lange bey uns verweilen. **Komango**, die nächſte Inſel, war wenigſtens fünf Engliſche Meilen entlegen, es mußte alſo den Einwohnern ſehr am Herzen liegen, einige Kleinigkeiten von uns zu erhandeln, da ſie deshalb ſo mancher Gefahr nicht achteten. Ehe wir die Erfriſchungen vom Lande erhielten, fingen wir mit der Leine eine beträchtliche Menge Fiſche.

Am folgenden Morgen um vier Uhr ſchickte ich Herrn Lieutenant **King** mit zwey Booten nach **Koman-**

go, um Erfriſchungen einzuhandeln, und um fünf gab ich das Signal die Anker zu lichten, und gegen den Wind, der aus Nordweſten kam, nach Anamoka zu laviren. Sebald der Tag anbrach, kamen von verſchiedenen Eilanden ſechs bis ſieben Kähne mit Früchten, Wurzeln, ein Paar Schweinen, etlichen Hühnern, einigen großen Holztauben, kleinen Wachtelkönigen, und großen violetfärbigen Waſſerhühnern, wogegen ſie Glaskorallen, Nägel, Beile u. d. gl. von uns eintauſchten. Ihre übrigen Waaren beſtanden in Stücken ihres Zeuges, Angelhaken, kleinen Körben, Rohrpfeifen, Keulen, Spießen und Bogen; ich verbot aber meinen Leuten dieſe Seltenheiten zu kaufen, bis die Schiffe hinlänglich mit Lebensmitteln verſorgt ſeyn, und Erlaubniß dazu ertheilt werden würde. Und weil ich aus Erfahrung wußte, daß es unaufhörliche Streitigkeiten gab, wenn alle unſere Leute ohne Unterſchied mit den Einwohnern handelten, wie es ihnen gut dünkte; ſo ernannte ich einige Perſonen, die, theils an Bord theils am Lande, ganz allein den Handel führen durften, und unterſagte es den übrigen, ſich darein zu miſchen. Noch eh' es Mittag ward, kam Herr King mit ſieben Schweinen, einigen Hühnern, einer Menge Früchte und Wurzeln für uns, und etwas Gras für unſer Vieh zurück. Man hatte ihn und ſeine Leute in Komango ſehr freundſchaftlich empfangen. Die Inſel ſchien eben nicht ſehr ſtark bevölkert, und ihre Hütten, die innerhalb eines Piſanggartens dicht neben einander ſtanden, waren nur von ſchlechter Bauart. Nicht weit davon ſahe man einen ziemlich großen Teich mit gutem friſchen Waſſer, aber nirgends eine Spur von einem Bach. Mit Herrn King kam das Oberhaupt jener Inſel, Namens Tubaulangi (*Tooboulangee*) und auch einer Namens Tápa (*Taipa*) an Bord. Sie brachten mir ein Schwein zum Geſchenk; und verſprachen den folgenden Tag noch mehr.

Sobald wir die Boote an Bord hatten, richteten wir unſern Lauf nach Anamoka, und verſuchten, weil der Wind nicht ſehr günſtig war, zwiſchen Anamoka-iti (klein Namoka) und den ſüdoſtwärts davon belegenen Klippen hindurch zu ſteuern. Allein als wir näher kamen, entdeckten wir vermittelſt des Senkbleyes, daß der Meeresgrund hier ſehr uneben ſey, indem die Tiefe bey jedem Wurf wohl um zehn bis zwölf Faden verſchieden war. Dieſer Umſtand nöthigte mich mein Vorhaben aufzugeben, und mich ganz nach Süden zu halten. Dadurch kamen wir weit unter den Wind, und mußten die Nacht unter Segel zubringen. Sie war ſehr finſter, und der Wind kam, von ſchweren Regengüſſen begleitet, wechſelsweiſe aus allen Himmelsgegenden. Bey Tagesanbruch fanden wir uns alſo noch weiter als geſtern von unſerm Ziele entfernt, und hatten überdem mit einem zwar ſchwachen aber doch widrigen Winde zu kämpfen. Den ganzen Tag über lavirten wir mit wenig Vortheil, und ankerten am Abend vier Engliſche Meilen von Anamoka, auf Korall- und Muſchelgrund. Tubaulangi und Tápa hielten Wort, und brachten mir noch etliche Schweine. Auch tauſchten wir, von den verſchiedenen Kähnen um uns her, noch mehrere ein, und unſer Vorrath von Früchten war bereits ſo groß, daß wir ihn kaum beherbergen konnten. Sonderbar war es, daß unſere Gäſte den ganzen heutigen Tag über kaum mit ſonſt jemanden handeln wollten, als mit mir, ſo daß Capitain Clerke für ſein Schiff nicht mehr als ein Paar Schweine bekommen konnte.

Früh um vier Uhr am folgenden Morgen ſchickte ich den Lootſen in einem Boot aus, um an der Südweſtſeite von Anamoka die Beſchaffenheit des Grundes zu erforſchen, indem dort ein Hafen zu ſeyn ſchien, welchen einige kleine Inſelchen und Untiefen gegen Südoſt und Südweſt einſchloſſen. Die Schiffe gingen indeſſen unter Segel, und näherten ſich der Inſel. Der Loots kam zurück, und berichtete, er habe, zwiſchen Groß- und Klein-Anamoka, von zehn zu zwölf Faden Tiefe auf Korallenſand gefunden. Dieſe Lage war gegen alle Winde geſichert, allein es gab kein friſches Waſſer in der Nähe, ſondern man mußte darnach eine Strecke weit ins Land gehen, wo man es ſehr ſparſam, und noch dazu ſchlecht angetroffen hatte. Dieſe einzige Urſach war hinreichend mich zu bewegen, lieber an der Nordſeite der Inſel vor Anker zu gehen, wo ich auf meiner vorigen Reiſe einen bequemen Ort zur Landung und zum Waſſerfüllen gefunden hatte. Ob nun gleich dieſe Rhede nur eine Seemeile weit entfernt war, ſo erreichten wir ſie doch erſt um fünf Uhr Nachmittags, weil wir beſtändig von einer Menge Kanots umringt und aufgehalten wurden. Unter dieſen bemerkten wir einige Doppelkanots mit einem großen Segel, worin ſich zwiſchen vierzig und funfzig Mann befanden, und mit eben ſo viel Leichtigkeit um uns herum ſegelten, als ob wir vor Anker gelegen hätten. Alle brachten einen reichlichen Vorrath von ihren Landesprodukten zum Verkauf. In den Kähnen befanden ſich auch einige Weiber, die vielleicht aus Neugier mitgefahren waren, zugleich aber eben ſo emſig wie die Männer handelten, und das Ruder mit gleicher Geſchicklichkeit und Anſtrengung zu führen wußten. Endlich ließ ich in achtzehn Faden Tiefe, auf einem groben Korallſande, etwa drey Viertel einer Engliſchen Meile weit vom Lande, die Anker fallen, und nahm folglich genau die Stelle wieder ein, wo ich vor drey Jahren, als ich zum erſtenmal Anamoka beſuchte, und wo vermuthlich auch der erſte Entdecker dieſer und der benachbarten Inſeln, Taſman, im Jahr 1643 vor Anker gelegen hatte.

Während daß man, am 2ten May Vormittags, Anſtalt machte, eine Anzahl von unſern Leuten zum Waſſerfüllen an Land zu ſchicken, ging ich nebſt Capitain Clerke und einigen andern Officieren dorthin voraus, um einen bequemen Platz zur Errichtung unſerer Sternwarte auszuſuchen, und daneben meine Wache aus zu ſtellen. Die Einwohner überließen uns nicht nur die Wahl des Orts, ſondern räumten uns auch einen Bootſchuppen ein, der die Stelle eines Gezeltes vertreten konnte, und erwieſen uns übrigens alle erſinnliche Höflichkeit. Tubau, das Oberhaupt dieſer Inſel, führte mich und Omai in ſeine Wohnung, welche mitten in einem Garten ſehr angenehm gelegen war. Rund umher zog ſich ein ſchöner Raſenplatz, damit man, wie er uns zu verſtehen gab, ſich die Füße abwiſchen möchte, ehe man in das Haus träte. Einen ſolchen Grad von Reinlichkeit hatte ich bis dahin auf den Inſeln dieſes Oceans noch nirgends wahrgenommen, allein in der Folge fand ich, daß man in den Freundſchaftsinſeln ziemlich allgemein darauf bedacht iſt. Der Fußboden in Tubaus Hauſe war mit Matten bedeckt, und fürwahr!

in den zierlichſten Engliſchen Geſellſchaftszimmern konnte kein Fußteppich ſauberer gehalten werden. Während unſeres Aufenthaltes am Lande tauſchten wir einige Schweine und Früchte ein, und als wir wieder an Bord kamen, fanden wir beyde Schiffe von Inſulanern gedrängt voll. Keiner kam mit leerer Hand, und alſo hatten wir nunmehr Ueberfluß an friſchen Lebensmitteln.

Nachmittags ging ich mit einem Commando Seeſoldaten nochmals an Land, und ſchickte zugleich die Pferde und das kränkliche Vieh dahin ab. Nachdem ich jedem meiner Leute ſeinen Platz und ſein Geſchäft am Lande angewieſen und alles gehörig eingerichtet hatte, begab ich mich bey Sonnenuntergang an Bord zurück, und überließ Herrn King die Aufſicht am Lande. Tápa, der ſehr viel Freundſchaft für uns gefaßt hatte, und zugleich bis jezt der einzige Mann in der Nachbarſchaft war, von deſſen Thätigkeit für uns etwas zu erwarten war, ließ ſich von einigen Leuten ein Haus, eine gute Engliſche Viertelmeile weit, dicht an den Schuppen hintragen, wo ſich unſere Mannſchaft aufhielt, damit er bey Tage und Nacht nahe bey uns ſeyn möchte.

Am folgenden Tage machten ſich unſere Leute an ihre Geſchäfte. Einige mußten für das Vieh Heu machen, andere aus dem benachbarten ſtehenden Teich die Waſſerfäſſer füllen, und noch andere Holz fällen. Wir glaubten, ein Platz, der dem Schiffe gerade gegenüber lag und ſehr reichlich bewachſen war, würde zu dem letztern Geſchäft vorzüglich bequem ſeyn, allein die hier befindlichen Bäume, eine Art Pfefferbäume, welche die Inſulaner Fátanu (*Faitanoo*) nannten, und die unſere Seeleute irrig für Manſchenillen hielten, hatten einen ſo ſcharfen, ätzenden Milchſaft, daß er, wo er die Haut berührte, Blaſen zog, und den Arbeitern die Augen verletzte. Wir mußten alſo dieſen Platz verlaſſen, und in eben derſelben Bucht, wo wir Waſſer füllten und unſere Wache ausgeſtellt hatten, unſern Holzvorrath zu ergänzen ſuchen. Hier wieſen uns die Eingebohrnen beſſeres Holz zu unſern Abſichten an. Zu gleicher Zeit beſchäftigten ſich die Herren King und Bayly den Gang der Längenuhren nach ihren Beobachtungen zu berichtigen. Am Abend hielt Tápa, ehe die Inſulaner uns verließſen, eine ziemlich lange Rede an ſie. Wir mußten den Innhalt lediglich errathen, und vermutheten, er fordere ſie auf, die Landesprodukte zu Markte zu bringen. Wenigſtens bewies der Erfolg, daß ſein Zureden geholfen hatte, denn Tages darauf erhielten wir einen ſehr reichlichen Vorrath von allerley Lebensmitteln.

Der 4te und 5te verfloſſen ohne irgend einen merkwürdigen Vorfall, außer daß die Diſcovery ihren beſten Buganker verlor, weil die Klippen das Kabeltau zerſchnitten hatten. Wir beſichtigen ſogleich die Taue der Reſolution, fanden ſie aber unbeſchädigt. Am 6ten kam ein Befehlshaber von großem Anſehen aus Tongatabu an, und legte ſeinen Beſuch bey uns ab. Er hieß Finau (*Feenou*) und Tápa gab ihn für den König aller Freundſchaftsinſeln aus. Wie ich jezt vernahm, war gleich bey meiner Ankunft ein Kanot nach Tongatabu mit der Nachricht, daß zwey große Schiffe hier vor Anker gekommen wären, abgefertigt worden, auf welche Bothſchaft der König (Finau) ſich ſogleich nach Anamoka aufgemacht hatte. Der Officier am Lande berichtete mir, daß als Se. Majeſtät auf der Inſel ausgeſtiegen, alle Einwohner ihm entgegen gekommen wären, ſich mit dem Kopf zu ſeinen Füßen gebeugt, und ſeine Fußſohlen mit jeder Hand, und zwar zuerſt mit der inneren und ſodann mit der äußern Seite der Hand berührt hätten. Dieſe Ehrenbezeugungen ließen uns wenig Zweifel übrig, daß derjenige, dem man ſie erwies, etwas geringeres als der König ſey.

Nachmittags ging ich an Land, um dieſen vornehmen Mann zu beſuchen, nachdem er mir zuvor durch einen ſeiner Bedienten zwey Fiſche zum Geſchenk geſchickt hatte. Sobald ich den Fuß ans Land ſetzte, kam er mir entgegen. Er war ein Mann von etwa dreyßig Jahren, lang und hager, und an Geſichtsbildung einem Europäer ähnlicher als ich hier noch je einen geſehen. Nach der erſten Bewillkommung fragte ich, ob er der König wäre? denn, ungeachtet man ihn dafür ausgab, hegte ich noch einige Bedenklichkeit über dieſen Punkt, weil es nicht derſelbe war, den ich auf meiner vorigen Reiſe als König kennen gelernt hatte. Tápa nahm ſehr gefliſſentlich das Wort, und zählte mir nicht weniger als hundert und drey und funfzig Eilande her, wovon Finau der Beherrſcher wäre. Wir hielten uns nicht lange am Lande auf, ſondern kehrten, mit dem Neuangekommenen und fünf oder ſechs von ſeinem Gefolge, an Bord zurück, wo ich ſie alle beſchenkte, und ihnen nach Möglichkeit ihren Aufenthalt angenehm zu machen ſuchte.

Am Abend begleitete ich ſie in meinem Boot an Land, wo der Befehlshaber mir zum Gegengeſchenk drey Schweine bringen ließ. Hier erzählte man mir zugleich einen Vorfall, der ſich eben zugetragen hatte, und woraus man ſich von der willkührlichen Macht der hieſigen

Vornehmen über das gemeine Volk einen Begriff machen kann. Während der Zeit, daß Finau ſich bey mir an Bord befand, hatte ein geringerer Befehlshaber, man weiß nicht aus welchem Grunde, allen Eingebohrnen befohlen, ſich von dem Platze, den wir zu unſerm Aufenthalt in Beſitz genommen hatten, wegzubegeben. Da es demungeachtet einige wagten dahin zurückzukehren, brachte ihn dies dermaßen auf, daß er einen derben Prügel ergriff, und unbarmherzig auf ſie los ſchlug. Unter andern verſetzte er einem einen ſo gewaltſamen Schlag an den Kopf, daß ihm das Blut aus Mund und Naſe ſtürzte. Eine Zeitlang lag dieſer wie unbeweglich, verfiel hierauf in Zuckungen und ward weggeſchleppt. Der Barbar, der dieſe Grauſamkeit begangen hatte, lachte noch dazu, als man ihm ſagte, daß er den Menſchen umgebracht hätte, und bezeugte nicht die geringſte Reue darüber. Indeß erfuhren wir in der Folge, daß der arme Gemishandelte ſich wieder erhohlt hätte.

Nachdem die Discovery ihr Anker wieder gefunden hatte, ward ſie am 7ten an eine andere Stelle gebracht, doch fand ſich daß unterdeß ihr zweytes Ankertau ebenfalls zerrieben, folglich, ſtatt des erſten wiedergefundenen nun der zweyte Anker verlohren war. Sowohl an dieſem als am folgenden Tage ſpeißte Finau bey mir, und Tápa, Tubau, und einige andere Befehlshaber begleiteten ihn; doch hatte nur Tápa die Ehre, mit ihm zugleich an Tafel ſitzen und in ſeiner Gegenwart eſſen zu dürfen. Dieſe Etiquette machte mir Finaus Geſellſchaft doppelt angenehm; denn vor ſeiner Ankunft hatten wir gemeiniglich mehr Gäſte als wir beherbergen konnten an Bord, und zwar beyderley Geſchlechts, weil hier zu Lande die otaheitiſche Sitte, das Frauenzimmer nicht in Gegenwart der Mannsperſonen eſſen zu laſſen, nicht üblich iſt.

Am erſten Tage nach meiner Ankunft in Anamoka hatte ein Inſulaner eine große Axt aus dem Schiffe geſtohlen. Ich wendete mich jezt an Finau, um ſie wieder zu bekommen, und man gehorchte ihm ſo blindlings, daß ſie noch, indem wir zu Tiſche ſaßen, an Bord gebracht wurde. Die überaus große Fertigkeit dieſes Volks in der Kunſt zu ſtehlen, mußten wir nur mehr als zu oft inne werden; ſogar unter den Befehlshabern gab es einige, die es nicht verſchmäheten, ſich darin zu üben. Am 9ten ertappten wir einen, der einen eiſernen Bolzen unter ſeinen Kleidern verborgen hatte, und ſich damit aus dem Schiffe entfernen wollte. Ich ließ ihm ein Dutzend Hiebe dafür zuzählen, und ihn ſo lange in Verhaft nehmen, bis er ein Schwein für ſeine Befreyung bezahlte. Dadurch ließen ſich die vornehmen Diebe abſchrecken; allein ſtatt ihrer mußten noch immer ihre Bedienten oder Leibeigne dies ſaubere Handwerk treiben, und auf dieſe machten Prügel ungefähr eben denſelben Eindruck, wie Peitſchenſchläge auf den großen Maſt. Ertappten wir einen auf der That, ſo rieth uns ſein Herr, anſtatt für ihn zu bitten, wohl gar, daß wir ihn umbringen möchten. Weil nun dieſe ſummariſche Juſtiz nicht nach unſerm Sinne war, und weder der Schmerz noch die Schande einer körperlichen Strafe etwas über ſie vermochten, ſo kamen ſie meiſtens mit heiler Haut davon. Endlich fiel Capitain Clerke auf eine Behandlungsart, die doch einige gute Wirkung zu haben ſchien;

er ließ nehmlich dem Diebe durch den Barbier den Kopf vollkommen glatt-ſcheeren. Dadurch gewannen wir wenigſtens ſo viel, daß die Verbrecher ihren eignen Landsleuten lächerlich wurden, und ins künftige von den Unſrigen ſchon von weitem erkannt, und zurückgetrieben werden konnten.

Finau befand ſich bey uns ſo wohl, daß er täglich an Bord ſpeiſte, obgleich nicht allemal von unſeren Gerichten. Am 10ten brachten ſeine Bedienten ein Gericht, welches man am Lande für ihn zubereitet hatte, an Bord. Es waren Fiſche mit einer Brühe und Yamswurzeln. Statt gemeinen Waſſers hatte man zur Brühe den Saft der Kokosnüſſe genommen, und den Fiſch darin abgekocht oder gedampft. Vermuthlich hatte man ſich bey der Zubereitung eines hölzernen Gefäßes, und heißgemachter Steine bedient; allein nicht in dieſem Gefäß, ſondern in Piſangblätter gewickelt, ward es auf die Tafel gebracht. Ich koſtete davon und fand es ſo vortreflich, daß ich mir in der Folge mehrmalen die Fiſche auf dieſe Art zubereiten ließ, obgleich mein Koch den Wohlgeſchmack des Gerichts welches er nachahmte, bey weitem nicht erreichen konnte.

Die Zufuhr von Lebensmitteln aller Art nahm jezt dermaßen ab, daß man wohl ſahe, der Vorrath den uns die Inſulaner davon ablaſſen konnten, müſſe gänzlich erſchöpft ſeyn. Ich ließ daher am eilften die Pferde, die Sternwarten, und was wir ſonſt an Land gebracht hatten, nebſt unſerer daſelbſt ausgeſtellten Wache, wieder einſchiffen, in der Abſicht unter Segel zu gehen, ſobald der zweyte Buganker der Discovery wieder gefunden ſeyn würde. Finau hatte gehört, daß ich gerade nach Tongatabu ſegeln wollte; er drang aber in mich, daß ich dieſen Plan fahren laſſen möchte, und bezeigte ſo viel Widerwillen dagegen, daß es ſchien, als läge ihm viel daran, mich davon zurückzuhalten. Statt deſſen empfahl er mir Hapai, (Hapaee) eine Inſel oder vielmehr eine Gruppe von Inſeln gegen Nordoſten. Er verſicherte mich, ich würde dort reichlich und ohne Mühe mit allen Lebensmitteln verſorgt werden, und um ſeinem Vorſchlage noch mehr Gewicht zu geben, verſprach er, mich ſelbſt dahin zu begleiten. Ich that ihm ſeinen Willen, und wählte Hapai zu unſerm nächſten Aufenthalt, zumahl da dieſe Gruppe noch nicht von Europäiſchen Schiffen unterſucht worden war. Den 12ten und 13ten brachten wir mit Verſuchen zu, das verlohrne Anker wieder zu bekommen; nach vieler Mühe gelang es uns endlich, und wir gingen am 14ten Morgens von Annamoka unter Segel.

Dieſe Inſel iſt etwas höher als die kleinern in ihrer Nähe; doch gehört ſie noch nicht zu denen von mittlerer Höhe, wie Mandſchia und Watiu. Der Stelle gegenüber, wo unſer Schiff lag, beſteht das Ufer aus einem jähen, neun bis zehn Schuh hohen, ſchroffen Korallfelſen, ausgenommen an zwey Orten, wo ein ſandiger Strand iſt, welchen ein Rief von Korallenklippen gegen die See ſchützt, indem es ſich queer vor denſelben hinzieht. Im Innern der Inſel liegt ein ſalziger See, der etwa anderthalb engliſche Meilen breit iſt, und um welchen die Ufer, wie ein Amphitheater, ſanft und allmählig ſteigen. Wir konnten zwar gegenwärtig keinen Zuſammenhang deſſelben mit dem Meere entdecken; allein gegen den größeren ſandigen Strand hin, befindet ſich zwiſchen dem See und dem Meere ein niedriger, ebener, und mit Sand bedeckter Strich Landes, wo, aller Wahrſcheinlichkeit zufolge, ehemals ein Zuſammenhang war. *) Fließendes friſches Waſſer findet man nirgends auf der ganzen Inſel.

Das Erdreich auf den Anhöhen, hauptſächlich gegen das Meer hin, iſt theils ein röthlicher Thon, theils eine lockere ſchwarze Dammerde. Einige wenige Stellen ausgenommen, iſt die Inſel gut angebaut. Andre Plätze ſchienen nur brach zu liegen, um zu neuen Erndten wieder neue Kräfte zu ſammlen; denn wir bemerkten, daß die Einwohner ſie umarbeiteten. Die vorzüglichſten Produkte ſind Piſangs und Yamswurzeln, von denen man anſehnliche Pflanzungen oder Gärten ſieht, die oft mit zierlichen Umzäunungen von Rohr umgeben ſind. Das Rohr wird in ſchräger Richtung geflochten, und bildet einen Zaun der gegen ſechs Schuh hoch iſt. Innerhalb deſſelben befand ſich oft noch eine kleinere Verzäunung unmittelbar um die Häuſer der Vornehmen her. Brodbäume und Kokospalmen ſtehen untereinander ohne be-

---

*) Anamoka ſcheint mir urſprünglich ein flaches Koralleneiland, ein Werk der Polypen geweſen zu ſeyn. Auf deſſen höchſten Punkt findet man nichts als Korallfelſen, und der See iſt augenſcheinlich nichts anders als der Ueberreſt der ehemals von dem kreisförmigen Korallenrief ganz eingeſchloſſenen Lagune. G. F.

ſtimmte Ordnung, doch hauptſächlich rings um die Wohnungen. Die übrigen Gegenden der Inſel, zumal gegen das Meer, und an den Ufern des Sees, ſind mit einem Walde von Bäumen und Stauden vom üppigſten Wuchs bedeckt. Am See findet man beſonders viele Manglesbäume und eine unſägliche Menge von jenen bereits erwähnten giftigen Pfefferſtauden, welche in der Landesſprache Fätanu heißen. Auf der ganzen Inſel ſieht man nirgends andere Steine als Korallenfelſen; nur an einer einzigen Stelle, rechter Hand vor dem ſandigen Strande, giebt es einen Klumpen dichter, gelblicher Kalkſteine, der etwa zwanzig oder dreyßig Fuß hoch iſt. Gleichwohl findet man ebendaſelbſt, alſo in der höchſten Gegend des Landes, große Maſſen von eben dem Korallfelſen, welcher das Ufer umgiebt.

Wir gingen oft auf der Inſel ſpatzieren, ohne die mindeſte Widerſetzlichkeit von den Einwohnern zu erfahren. Eben ſo ungeſtört ließen ſie uns auch an dem ſalzigen See, oder an dem Teiche wo wir Waſſer füllten, eine Art wilder Enten ſchießen, die unſern Pfeif-Enten ähnlich waren, und ſich dort in großer Menge aufhielten. Auf dieſen Streifereyen fanden wir mehrentheils, daß ſich die Einwohner von ihren Hütten nach dem Marktplatz hinbegeben, und nicht einmal den Verdacht gehegt hatten, die umherſtreifenden Fremden könnten ihnen etwas entwenden oder verderben. Wie groß die Volksmenge auf der Inſel ſey, ließ ſich nicht genau beſtimmen. Zwar waren die Einwohner wohl beynahe alle am Strande verſammelt; doch konnte auch hiernach kein genauer Ueberſchlag gemacht werden, weil unaufhörlich Gäſte von den benachbarten Inſeln herbey kamen, wodurch die Rechnung zweifelhaft ward. Dem Anſchein nach ſahen wir nie mehr als tauſend Menſchen beyſammen, folglich möchte es vielleicht hinreichend ſeyn, noch einmal ſo viel auf die ganze Inſel zu rechnen.

Nord- und Nordoſtwärts von **Anamoka**, gerade in der Richtung wohin wir uns jezt wendeten, um nach **Hapai** zu kommen, iſt die See mit einer großen Anzahl ganz kleiner Inſelchen gleichſam getüpfelt. Dieſe Inſelgruppe iſt von unzähligen Untiefen und Klippen umgeben, und ich zweifelte daher, ob, zwiſchen ihnen hin, die Fahrt für große Schiffe wie die unſrigen thunlich ſeyn möchte, wenn gleich die Eingebohrnen in ihren Canots ohne Anſtand hindurch ſegelten. Um es nun nicht aufs Gerathewohl ankommen zu laſſen, nahm ich meinen Weg weſtlicher als alle jene Inſeln, und gegen die beyden Inſeln **Kao** und **Tufoa** (Ghao und Tofoa) hin, welche ſich durch ihre anſehnliche Höhe auszeichnen. *) **Finau** blieb mit ſeinem Gefolge bis gegen Mittag an Bord der **Reſolution**, und begab ſich dann in ein großes ſegelndes Canot, worin er von **Tongatabu** gekommen war. Wir befanden uns nunmehr den vorerwähnten Inſeln beynahe gerade gegenüber, indem uns, ſeitdem wir unter Segel gegangen waren, eine Strömung oder eine Fluth, die aus Weſten zu kommen ſchien, immer näher hinan getrieben hatte. Finau richtete ſeinen Lauf auf dieſe Inſeln hin. Sie liegen in ungleicher Entfernung von einander zerſtreut, und ſind mehrentheils mit **Anamoka** von gleicher Höhe, hingegen nur zwey bis drey engliſche Meilen, ja viele nur eine halbe Meile lang, und noch kleiner. Ihre Ufer ſind entweder ſteile Felſen, wie in **Anamoka**, oder röthliche Abſtürze; einige haben auch ihrer ganzen Länge nach einen ſandigten Strand. Die meiſten ſind gänzlich mit Bäumen, hauptſächlich mit Kokospalmen beſetzt, und ſehen daher wie liebliche mitten im Meere ſchwebende Gärten aus. Das heitere Wetter erhöhte den Reiz dieſer Naturgemälde, und verwandelte die ganze Gegend in eine ſo bezaubernde Feen-Landſchaft, als die Einbildungskraft ſie kaum mahlen kann. Einige von dieſen Inſelchen, wo nicht alle, ſcheinen auf eben die Art, wie ich vom **Palmerſton-Eiland** vermuthe, entſtanden zu ſeyn; denn auch hier ſieht man ein Eiland, welches noch ein bloßer Sandhaufen, und ein anderes, wo erſt ein einziger Buſch oder Baum aufgeſproßt iſt.

---

*) Zwiſchen dieſen Inſeln ſegelten wir im Jahr 1774 mit Capitain Cook auf ſeiner zweyten Reiſe hindurch. Tofoa hat einen Vulkan. G. F.

Um vier Uhr Nachmittags ſteuerten wir um die Inſel **Kothu**, den weſtlichſten dieſer kleinen Punkte im Meere, nach Norden. Ich war anfänglich Willens an dieſer Inſel zu ankern, allein ehe wir noch einen bequemen Platz dazu finden konnten, wurde es Nacht, und nun war es rathſamer unter Segel zu bleiben als, in fünf und funfzig Faden Tiefe, die Anker auszuwerfen.

Wir hatten uns Nachmittags der Inſel Tofoa bis auf zwey Seemeilen genähert, und ſahen zu verſchiedenenmalen Rauch von derſelben aufſteigen. Die Bewohner der **Freundſchafts-Inſeln** tragen ſich mit einer abergläubiſchen Meynung über den daſelbſt befindlichen Vulkan, den ſie **Kolloſia** nennen; ſie behaupten nehmlich er ſey eine Gottheit oder **Otua** (o-Tua). Nach ihrer Ausſage ſoll er zuweilen ſehr große Steine auswerfen. Der Becher, oder die Mündung des Vulkans, deſſen Größe ſie mit einem kleinen Inſelchen verglichen, hat ſeit Menſchen Gedenken nie zu rauchen aufgehört, und die Tradition weiß nichts von einer ehemaligen verſchiedenen Beſchaffenheit deſſelben. Bisweilen konnten wir ſogar in **Anamoka** den Rauch mitten aus jener Inſel emporſteigen ſehen, obgleich die Entfernung wenigſtens zehn Seemeilen beträgt. **Toſoa** ſoll nur eine geringe Anzahl Einwohner, aber gutes Waſſer haben.

Am folgenden Morgen (den 15ten May) befanden wir uns mit Tages Anbruch, nicht weit von **Kao**, (Ghao) einem ungeheuren kegelförmigen Felſen, und ſteuerten nunmehr oſtwärts zwiſchen den Inſeln **Futuha** und **Haſáwa** (Footooha und Hafaiva). Gegen zehn Uhr brachte uns **Finau** zwey Schweine, nebſt einem Vorrath von Früchten, und blieb den ganzen Tag an Bord. Während der Zeit beſuchten uns mehrere Kähne voll Einwohner von den umliegenden Inſeln, und brachten Früchte zum Verkauf. Jenſeits **Futuha** fanden wir zwiſchen den Inſeln **Futuha** und **Niniwa** ein Rief, welches wir wegen des ſchwachen Windes nur mit vieler Mühe vermieden. **Futuha** iſt von mittler Höhe, und hat rund umher einen jähen Felſenabſturz; **Niniwa** liegt etwa ſieben oder acht engliſche Meilen weiter gen Oſt-Nord-Oſten, und iſt klein und niedrig. Die Nacht mußten wir, in Ermangelung eines Ankerplatzes, wieder mit Hin- und Herkreuzen zubringen, denn das Meer war unergründlich, ob gleich in allen Richtungen um uns her, Land zu ſehen war. In dieſer Nacht ſahen wir ganz deutlich die Flamme aus dem Vulkan von Tofoa, jedoch eben nicht ſonderlich hoch, empor lodern.

Am 16ten in der Frühe erblickten wir Hapai vor uns; es ſchien ganz flaches Land zu ſeyn. Um neun Uhr konnten wir deutlich unterſcheiden, daß es drey ohngefähr gleich große Inſeln wären, und bald drauf kam ſüdwärts noch eine vierte von eben der Größe, nämlich ſechs oder ſieben engliſche Meilen lang, zum Vorſchein. Die nördliche heißt Haanno, die nächſte Foa, die dritte Leſuga und die vierte oder ſüdlichſte Huláwa; *) alle vier zuſammengenommen bezeichnen die Inſulaner mit der gemeinſchaftlichen Benennung Hapai (Hapaee) **).

Der Wind kam uns immer mehr entgegen, ſo daß wir laviren mußten. Dabey ließen wir einmal über einige Korallfelſen, wo wir nur ſechs Faden Tiefe fanden, obwohl der nächſte Wurf, ſobald wir darüber weg waren, mit achtzig Faden den Grund nicht erreichte. Gegen Sonnenuntergang näherten wir uns der nördlichſten von den Hapai-Inſeln, konnten aber ſo wenig wie an den beyden vorigen Abenden Ankergrund finden, und blieben alſo abermals die ganze Nacht hindurch, umringt von Land und Klippen, unter Seegel. Finau, der den Tag bey uns zugebracht hatte, ging gegen Abend an Land, und nahm Omai in ſeinem Canot mit ſich. Am Ufer erinnerte er ſich, in welch einer gefährlichen Lage er uns verlaſſen hatte, und ließ daher die ganze Nacht über ein ſtarkes Feuer unterhalten, welches uns zum Landzeichen dienen konnte. *)

---

*) Haanno, Foa, Lefooga, Hoolaiva.

**) Vielleicht muß hier Hapaee ſo ausgeſprochen werden, daß das i am Ende mehr gedehnt wird, etwa Hapa-ih; doch ſchreiben andere engliſche Nachrichten daſſelbe Wort Happi, welches nicht anders als Happey ausgeſprochen werden kann. G. F.

Bey Tagesanbruch befanden wir uns dicht bey der Inſel Foa, welche mit Haanno durch ein der Meeresfläche gleiches Rief zuſammenhängt. Von hier aus ſchickte ich ein Boot ab, um einen Ankerplatz zu ſuchen, der denn auch bald gefunden ward. Wir ließen unſere Anker vor einem Riefe fallen, welches die Inſeln Foa und Lefuga (auf eben die Art wie jenes Foa und Haanno) verbindet. Hier hatten wir eine Tiefe von vier und zwanzig Faden auf Korallenſand. Unſere Entfernung vom nächſten Ufer betrug nicht über drey engliſche Viertelmeilen, und gegen uns über war in dem Rief eine kleine Oefnung vorhanden, durch welche man, ohne Rückſicht auf Wind und Wellen, zu allen Zeiten bequem anlanden konnte.

---

*) Landzeichen, Landmark, ein feſter Punkt auf dem Lande, an welchem man des Nachts, durch das daſelbſt unterhaltene Feuer, die verhältnißmäßige Lage des Schiffs gegen alle umliegende Inſeln erkennen kann. Ein ſolches iſt ein Leuchtthurm. G. F.

Dreyzehntes Hauptſtück.

Ankunft und freundſchaftliche Bewillkommung zu Hapai. Geſchenke und Luſtbarkeiten beym Empfang. Zweykampf mit Keulen. Ringer und Baxer. Kämpferinnen. Militäriſche Uebungen der Seeſoldaten. Tänze der Mannsperſonen. Feuerwerke. Nächtliche Tänze und Geſänge.

Wir hatten kaum die Anker fallen laſſen, als bereits eine Menge Inſulaner, in vielen Kähnen, um uns her ruderten, und ſich am Bord einfanden. Sie brachten Schweine, Hüner, Früchte, Wurzeln, und vertauſchten ſie gegen Beile, Meſſer, Nägel, Glaskorallen und Tuch. Finau und Omai kamen, ſobald es helle ward, an Bord, um mich bey den Inſulanern einzuführen, in welcher Abſicht ich mit ihnen in der nördlichen Gegend von Leſuga (Lesooga) etwas rechter Hand vom Schiffe ans Ufer ſtieg.

Der Befehlshaber führte mich in ein Haus, oder eigentlich eine Hütte, dicht am Seeſtrande, die man einige Augenblicke zuvor erſt dahin getragen hatte. Finau, Omai und ich ließen uns hier nieder. Die übrigen Vornehmen und die Menge machten vor der Hütte gegen uns über einen Kreis, und ſetzten ſich ebenfalls. Hierauf ward ich befragt, wie lange ich mich hier aufzuhalten dächte? Ich antwortete, fünf Tage, und nunmehr bekam Tápa Befehl, ſich neben mich zu ſetzen, und dieſe Nachricht dem Volke mitzutheilen. Er hielt ſogleich eine Rede an das Volk, welche ihm Finau größtentheils in den Mund legte. Der Inhalt, ſo weit ich ihn durch Omai erfahren konnte, war ungefähr dieſer: jedermann, jung und alt, ſolle mich als einen Freund anſehen, der einige Tage bey ihnen zu verweilen geſonnen ſey; während meines Aufenthalts ſolle niemand etwas ſtehlen, oder mir auf irgend eine Art hinderlich ſeyn; man erwarte ferner, daß die Einwohner den Schiffen Schweine, Hüner, Früchte u. d. gl. zuführen würden, um dagegen die verſchiedenen Waaren, die er hernannte, einzutauſchen. Bald nachdem Tápa ſeine Anrede geendigt hatte, verließ uns Finau. Tápa nahm der Gelegenheit wahr, um mir zu verſtehen zu geben, daß ich dem Befehlshaber dieſer Inſel, Namens Earaupa (Earoupa) ein Geſchenk geben müßte. Ich hatte mich ſchon im voraus darauf gefaßt gemacht, und ſchenkte ihm eine Menge Sachen, welche ſeine Erwartung weit übertrafen. Dieſe Freygebigkeit veranlaßte, daß ein paar Befehlshaber anderer Inſeln, die hier zugegen waren, und dann auch Tápa ſelbſt neue Forderungen machten. Kaum hatte ich dieſe Herren befriedigt, ſo kam Finau zurück, und ſtellte ſich an, als ob er auf den Tápa böſe wäre, daß er mir dieſe anſehnlichen Geſchenke nicht erſpart habe, allein ich merkte deutlich genug, daß er mit ihnen unter einer Decke ſpielte. Er ließ ſich wieder neben mir nieder, und Earaupa mußte ſich zu ihm ſetzen, und ſo wie vorher Tápa gethan, eine Rede gleiches Inhalts an das Volk halten, wovon er, wie das erſtemal das Weſentlichſte diktirte.

Nach dieſen Feyerlichkeiten führte mich der Befehlshaber auf mein Verlangen zu drey Teichen mit ſtehendem Waſſer, welches er friſches Waſſer zu nennen für gut fand. In einem von dieſen Teichen war es indeß erträglich, und die Lage, zur Füllung unſerer Fäſſer, nicht unbequem. Von dem Waſſerplatz kehrten wir an unſern vorigen Standort zurück, wo ich ein gebratenes Schwein, und einige Yams, noch ſiedend heiß, in Bereitſchaft fand, welche man mir zum Mittagseſſen beſtimmt hatte, und an Bord ſchicken wollte. Ich lud Finau und ſeine Geſellſchaft zu Tiſche, und wir fuhren zuſammen an Bord; allein außer ihm ſelbſt ſetzte ſich niemand mit uns an Tafel. Nach dem Eſſen brachte ich ſie wieder ans Land. Hier beſchenkte mich der Befehlshaber mit einer vortreflichen Schildkröte und einer Menge Yamswurzeln, die ich am Abend mit mir an Bord zurück nahm. Wir erhielten hier Lebensmittel im Ueberfluß, denn dieſen Tag hindurch erhandelten wir, auſſer den Früchten und Wurzeln, gegen zwanzig kleine Schweine. Man erzählte mir, daß ſobald ich am Morgen mit Finau und Omai zum erſtenmale an Land gegangen, ein Mann an Bord der Schiffe gekommen ſey, und alle dort befindliche Inſulaner an Land geſchickt habe. Vermuthlich war dies geſchehen, damit die ſämmtlichen hieſigen Einwohner bey meiner feyerlichen Bewillkommung zugegen ſeyn möchten, denn ſo bald dieſe Feyerlichkeit vorüber war, eilten viele wieder nach den Schiffen zurück.

Früh am folgenden Morgen kam Finau, nebſt ſeinem nunmehr unzertrennlichen Begleiter Omai, der auch die Nacht am Lande zugebracht hatte, an Bord, um mich abzuholen. Als ich mit ihnen auf der Inſel ausgeſtiegen war, führte man mich an denſelben Ort, wo ich Tages zuvor geſeſſen hatte. Hier fand ich bereits eine große Menge Volks verſammelt, und vermuthete daher, daß man etwas ungewöhnliches vorhaben müſſe; indeß wußte Omai mir keine Auskunſt darüber zu geben.

Ich hatte noch nicht lange geſeſſen, als auf der linken Seite gegen hundert Inſulaner zum Vorſchein kamen, die Yamswurzeln, Brodfrucht, Piſangs, Kokosnüſſe und Zuckerrohr trugen, und ſie in zwey große Haufen zuſammen legten. Bald darauf kamen auch rechter Hand eine Menge Träger, die dort zwey ähnliche Haufen von gleichen Landesfrüchten zuſammentrugen. Man band an dieſe Haufen zwey Schweine und ſechs Hüner, ſo wie an jene linker Hand ſechs Schweine und zwey Schildkröten. Earaupa nahm ſeinen Platz vor den Haufen linker Hand, und vor jenen, rechter Hand, ein anderer Befehlshaber, vermuthlich weil dieſe beyde, auf Finau's Befehl, die Einſammlung beſorgt hatten, denn Finau ſchien hier eben ſo unumſchränkt als in Namoka zu herrſchen, und man bewies überall Gehorſam gegen ihn. Was hier eingeſammelt war, ſchien gleichſam ein Tribut zu ſeyn, den er, als Oberbefehlshaber, den Vornehmen von Hapai auferlegt hatte.

Sobald dieſe Lebensmittel beſtens zur Schau geſtellt waren, verloren ſich die Träger unter die übrige Menge, die rund umher einen großen Kreiß ſchloß. Innerhalb dieſem trat eine Anzahl Männer auf, die mit Keulen von grünen Kokospalmen bewafnet waren. Nachdem ſie einige Minuten lang paradirt hatten, zogen ſie ſich zurück, die Hälfte nach der rechten, die andere nach der linken Seite, und nahmen Platz vor den Zuſchauern. Es währte nicht lange ſo ſtanden ſie nach einander auf, und gaben nun das Schauſpiel eines Zweykampfs. Einer von dieſen Vorfechtern trat von einer Seite hervor, und forderte die von der Gegenparthey mehr durch nachdrückliche Pantomimen als mit Worten auf, ihm einen der ihrigen entgegen zu ſtellen. Wenn, wie mehrentheils der Fall war, die Herausforderung angenommen wurde, ſo ſtellten ſich die Streiter in gehörige Poſitur, und fingen den Kampf an, der ſo lange dauerte, bis einer von beyden ſich für überwunden erkannte, oder bis ihre Waffen zerbrochen waren. Nach jedem Kampfe ſetzte ſich der Sieger dem Befehlshaber gegenüber, ſtand aber ſogleich wieder auf und zog ſich zurück, indeß etliche alte Männer, die als Richter da zu ſitzen ſchienen, ihm mit wenigen Worten ihren Beyfall zu erkennen gaben. Die Menge, zumal derjenigen, die an der Seite ſaßen, wo ſich des Siegers Parthey befand, verkündigten ſeinen Ruhm durch zwey oder dreymaliges lautes Freudengeſchrey.

Von Zeit zu Zeit ward dieſes Schauſpiel einige Minuten lang durch ein anderes unterbrochen. Es ließen ſich nehmlich Ringer, und Fechter mit geballter Fauſt ſehen. Die erſteren bedienten ſich der in Otaheiti üblichen Methode, die letzteren aber baxten ſich beynahe auf Engliſche Art. Allein am meiſten erſtaunten wir, als zwey ſtarke Dirnen auf den Kampfplatz traten, und mit gleicher Kunſt auf einander losſchlugen, als die Mannsperſonen. Dieſer Kampf war indeſſen innerhalb einer halben Minute entſchieden, und die Siegerin ward nunmehr von den Zuſchauern mit eben dem Beyfall beehrt, den die glücklichen Kämpfer des andern Geſchlechts zu erhalten pflegten. Wir gaben zu verſtehen, daß uns dieſer Auftritt nicht ſo ganz gefiele, demungeachtet aber traten noch einige Bayerinnen auf, die ſehr muthig zu ſeyn ſchienen, und wahrſcheinlich einander derb abgeprügelt haben würden, wenn nicht ein Paar alte Weiber dazwiſchen gekommen wären, und ſie auseinander gebracht hätten. Dieſes Schauſpiel wurde in Gegenwart von wenigſtens dreytauſend Menſchen gegeben. Alles ging dabey mit vollkommen guter Laune zu, obgleich ſowohl die Kämpfer als die Kämpferinnen zuweilen Schläge erhielten, die ſie noch lange nachher gefühlt haben müſſen.

Nach Endigung dieſer Spiele, ſagte mir der Befehlshaber, die Haufen von Lebensmitteln rechter Hand, wären ein Geſchenk für Omai, die zur linken, die etwa zwey Drittel des Ganzen ausmachten, wären für mich beſtimmt. Er ſetzte noch hinzu, ich möchte ſie an Bord nehmen wenn es mir gelegen wäre, es ſey aber ſchlechterdings überflüßig, irgend jemand der unſrigen dabey zur Wache auszuſtellen, indem ich verſichert ſeyn könnte, daß die Eingebohrnen nicht eine einzige Kokosnuß davon entwenden würden. Ich ließ demnach alles am Ufer zurück, und fuhr, zum Mittagseſſen, nach dem Schiffe, wohin mich der Befehlshaber begleitete. Nachmittags ließ ich unſere Geſchenke an Bord holen, und da fand es ſich daß er ſehr wahr geredet hatte, denn es fehlte auch nicht das geringſte. Der ganze Vorrath machte vier von unſern Bootsladungen aus, alſo weit mehr, als ich je von den verſchiedenen Beherrſchern der von mir beſuchten Inſeln des Südmeeres auf einmal zum Geſchenk erhalten hatte. Ich ſuchte, gleich im Augenblick des erſten Eindrucks, meinen Freund Finau zu überzeugen, daß ich von ſeiner Freygebigkeit gerührt wäre, und ſchenkte ihm, noch ehe er das Schiff verließ, eine Menge Sachen, die für ihn den größten Werth haben konnten. Auch ſchien mein Geſchenk ſeine Erwartung noch zu übertreffen, denn unmittelbar nach ſeiner Zurückkunft am Ufer ſchickte er mir ein neues Geſchenk von zwey großen Schweinen, vielem einheimiſchen Zeuge und einigen Yams zu.

Finau hatte die kriegeriſchen Uebungen der Seeſoldaten zu ſehen gewünſcht. Ich ließ daher am 20ſten früh Morgens das ganze Commando von beyden Schiffen an Land gehen, um ſeine Neugier zu befriedigen. Nachdem ſie ihre verſchiedenen Evolutionen gemacht, und zur großen Unterhaltung der zahlreichen Zuſchauer zu wiederholtenmalen Feuer gegeben hatten, gab uns der Befehlshaber ſeiner Seits ein Schauſpiel, welches mit ſo großer Geſchicklichkeit und Präciſion ausgeführt ward, daß wir demſelben bey weitem den Vorzug vor unſern Manoeuvres zugeſtehen mußten. Es war eine Art von Tänzen, die aber von allem was ich je geſehen hatte, ſo ſehr abweicht, daß ich wohl kaum im Stande ſeyn werde, den Leſern einen hinlänglichen Begriff davon zu machen. An dieſem Tanz nahmen hundert und fünf Mannsperſonen Antheil. Jeder von ihnen hatte ein Inſtrument in der Hand, welches wie eine Ruderſchauſel mit daran befindlichem Handgriff geſtaltet, drittehalb Schuh lang, ſehr zierlich und dünn gearbeitet, folglich ſehr leicht war. Mit dieſem Inſtrument machten ſie eine Menge verſchiedener Schwenkungen, wozu jedesmal eine verſchiedene Stellung des Körpers und eine eigne Bewegung gehörte. Anfangs ſtellten ſich die Tänzer in drey Reihen, hierauf folgten allerley Verwicklungen, wobey alle ihren Platz ſo veränderten, daß diejenigen, die zuvor die hinterſte Linie formirt hatten, jezt in die Fronte zu ſtehen kamen. Sie blieben nie lange in einer Stellung, und die Veränderungen derſelben gingen immer mit der äuſſerſten Schnelligkeit vor ſich. Bald breiteten ſie ſich in eine einzige lange Reihe, bald ſtellten ſie ſich in einen halben Mond, und endlich bildeten ſie zwey viereckigte Colonnen. Während daß dieſes letzte Manoeuvre vor ſich ging, traten einige von ihnen vor mich hin, tanzten unter allerhand gauckelnden Gebärden, und damit hatte das ganze Schauſpiel ein Ende.

Ihre Muſik beſtand dabey aus zwey Trommeln, oder eigentlich ausgehöhlten Klötzen, welche man mit ein Paar Stecken ſchlug, und ſolchergeſtalt einige abwechſelnde Töne herausbrachte. Indeſſen ſchienen ſich die Tänzer nicht eben ſehr nach dieſen Tönen zu richten, ſondern ſie machten vielmehr ſelbſt eine Vokalmuſik, worin alle zu gleicher Zeit als Chor einſtimmten. Dieſer Geſang war nicht unangenehm oder unmelodiſch, und ihre unzähligen Bewegungen wurden mit ſo großer Geſchicklichkeit ausgeführt, daß die ſämmtlichen Tänzer gleichſam Theile einer einzigen Maſchine vorſtellten. Wir waren durchgehends der Meynung, daß ein Schauſpiel dieſer Art auf einer Europäiſchen Schaubühne allgemeinen Beyfall erhalten würde. Alles was wir zur Unterhaltung der Eingebohrnen gethan hatten, ward dadurch ſo ſehr verdunkelt, daß ſie ſich einer großen Ueberlegenheit über uns bewußt zu ſeyn ſchienen. Von unſern muſikaliſchen Inſtrumenten ſchätzten ſie keines auſſer der Trommel, der ſie gleichwohl die ihrige noch vorzogen. Unſere Waldhörner ſchienen ſie ſogar zu verachten, und bezeigten nicht die geringſte Aufmerkſamkeit dafür. Eben daſſelbe geſchah auf allen benachbarten Inſeln.

Um ihnen alſo einen vortheilhafteren Begriff von unſeren Engliſchen Zeitvertreiben zu geben, und zugleich einen ſolchen Eindruck auf ſie zu machen, daß ſie unſere Ueberlegenheit an Kenntniſſen fühlen müßten, ließ ich ein Feuerwerk hervorſuchen und in Bereitſchaft halten. Sobald es dunkel war, brannten wir es in Gegenwart des Finau, der übrigen Befehlshaber und einer großen Menge Zuſchauer ab. Einige Stücke hatten wir beſchädigt gefunden, andere waren aber vollkommen wohl erhalten, ſo daß ich meine Abſicht in ihrem ganzen Umfang erreichte. Vor allen gefielen ihnen unſre Racketen und Waſſerſchwärmer, ſie erſtaunten über allen Begriff bey dieſem Anblick, und die Waage ſank nunmehr auf unſere Seite.

Dies war für ſie ein Sporn zu friſcher Anſtrengung, und ſie gaben uns neue Beweiſe ihrer überaus großen Fertigkeit in allerley körperlichen Uebungen. Kaum war unſer Feuerwerk geendigt, ſo fing eine Reihe von Tänzen an, welche Finau zu unſerer Unterhaltung ſchon im voraus angeordnet haben mußte. Statt des Vorſpiels ſetzten ſich eine Bande Muſikanten von achtzehn Mann vor uns mitten in den Kreis, den die

Eingebohrnen ſchloſſen, und innerhalb deſſen getanzt werden ſollte. Vier oder fünf aus dieſer Geſellſchaft hielten jedes ein dickes Bamburohr, von drey bis ſechs Schuh lang, beynah aufrecht. Das obere Ende davon war offen, das untere aber durch ein Gelenk verſchloſſen. Mit dieſem Ende ſtießen ſie immerfort jedoch langſam gegen den Boden, und brachten nach Verhältniß der Länge der Inſtrumente verſchiedene Töne hervor, die indeß alle hohl klangen und eine Art von Baß ausmachten. Die Begleitung dazu waren ſchnelle Schläge mit zwey Stecken auf ein an der Erde liegendes geſpaltenes Bamburohr, das hohe Töne von ſich gab. Die übrigen Muſikanten, nebſt denen die auf dem Bamburohr ſpielten, ſangen zuſammen ein langſames ſanftes Lied, welches die härteren Töne jener Inſtrumente dergeſtalt milderte, daß jeder von uns, ſelbſt die nicht ausgenommen, welche oft die vollſtändigſte und abwechſelndſte Modulation lieblicher Töne gehört hatten, geſtehen mußten, die Wirkung dieſer einfachen Harmonie ſey mächtig und bezaubernd.

Nachdem das Concert etwa eine Viertelſtunde gedauert hatte, traten zwanzig Frauenzimmer in den Kreis. Die meiſten trugen Kränze von den ſcharlachnen Blumen auf dem Kopfe. Viele hatten ſich auch mit allerley, am Rande ſehr zierlich ausgeſchnitzten Baumblättern geſchmückt. Sie ſtellten ſich um das Orcheſter im Kreiſe, mit dem Geſicht einwärts, und fingen ein ſanftes Lied an, welches von dem Orcheſter in gleichem Ton beantwortet wurde. So wechſelten ſie eine Zeitlang mit einander ab, die Frauenzimmer machten während dem Singen allerhand zierliche Bewegungen mit den Händen, bald gegen das Geſicht bald nach andern Richtungen hin, dabey traten ſie ſtets mit einem Fuß vor, und wieder zurück, indem der andere unbeweglich blieb, (wiegten ſich alſo gewiſſermaaßen auf einem Fuße hin und her). Hierauf wendeten ſie ſich nach den Zuſchauern um, zogen ſich dann, immer mit Geſange, langſam in einen Haufen zurück, und ſtellten ſich, in dem Kreiſe, den vornehmſten Zuſchauern, die in der Hütte ſaßen, gegenüber. Nunmehr trat eine von jedem Flügel hervor, und tanzte vor der Fronte und vor der andern vorbey, bis ſie ſich wieder am andern Ende anſchloß. Auf dieſe folgten ein Paar von jeder Seite, von denen zwey ebenfalls bey einander vorübergingen, die andern beyden aber ſtehen blieben; von Zeit zu Zeit trat wieder eine von jeder Seite zu ihnen, bis endlich die ganze Parthey wieder einen Kreis um das Orcheſter geſchlungen hatte. Dann veränderte ſich der Tanz nach einem ſchnellern Takt, wobey ſie ſich gleichſam halb umdrehten, in die Hände klatſchten, mit den Fingern ſchnalzten, und mit den Sängern des Orcheſters zuſammen einige Worte ausriefen. Gegen den Beſchluß ging die Muſik immer ſchneller, und die Tänzerinnen brachten immer mehr Mannichfaltigkeit, Stärke und Biegſamkeit in ihre Stellungen und Geberden. Einige dieſe letztern würde man bey uns vermuthlich für unanſtändig gehalten haben, doch glaube ich nicht, daß dadurch unzüchtige Vorſtellungen erweckt werden ſollten, ſondern daß ſie lediglich mit zur Darſtellung ihrer bewundernswürdigen Fertigkeit in allerley Bewegungen gehörten *).

---

*) Wenn man bedenkt, daß in allen warmen Ländern von Spanien und Italien an, über Aegypten bis in Indien,

Auf das große Ballet der Frauenzimmer, folgte ein zweytes von funfzehn Mannsperſonen. Einige von ihnen ſchienen ſchon bejahrt zu ſeyn, allein das Alter hatte ihnen nichts von ihrer Geſchicklichkeit und ihrem Feuer benommen. Sie ſtellten ſich, indem ſie vortraten, in einen Kreis, der aber von vorn offen blieb. Die eine Hälfte machte Fronte nach einer Seite hin, die andere nach der entgegengeſetzten Richtung, ſo daß ſie eigentlich weder das Orcheſter noch die Verſammlung anſahen. Bisweilen ſangen ſie langſam, und das Orcheſter ſtimmte mit ein; dabey machten ſie mit den Händen allerley artige Bewegungen, jedoch andre, als die Frauenzimmer. Unter andern wiegten ſie den ganzen Leib, ſeitwärts, auf einem Fuße hin und her, wobey ſie den nach auſſen hingeſtreckten Fuß wechſelsweiſe aufhoben und niederſetzten, den Arm derſelben Seite aber ausgeſtreckt in die Höhe hielten. Bisweilen riefen ſie einige Worte mit einem ſingenden Tone aus, auf welche das Orcheſter im Tutti antwortete, und mit unter beſchleunigten ſie den Takt durch Händeklatſchen und ſchnellere, doch nicht mannichfaltige Bewegungen der Füße. Gegen das Ende ſtieg die Geſchwindigkeit der Muſik und des Tanzes ſo ſehr, daß es unmöglich war, die verſchiedenen Bewegungen

---

die Tänze wirklich das Feuer der Sinnlichkeit ausdrücken, ſo möchte wohl dieſe Apologie für das Frauenzimmer der Freundſchafts-Inſeln am unrechten Orte angebracht ſeyn, zumal da man weiß, wie leicht ihre Tugend iſt, und wie ſehr ihre Begriffe von Anſtändigkeit ſich von den unſrigen unterſcheiden. Uebrigens muß hier noch angemerkt werden, daß die Beſchreibung dieſer nächtlichen Scene nicht von Cook, ſondern von Herrn Anderſon entlehnt iſt. G. F.

zu unterſcheiden, ungeachtet die Tänzer nunmehr, da ſie ſich eine halbe Stunde lang angeſtrengt hatten, wohl ermüdet ſeyn konnten.

Nach einer geraumen Zeit fing gleichſam der zweyte Akt an, und es kamen von entgegengeſetzten Seiten des Schauplatzes zwölf Mannsperſonen in doppelten Reihen gegen einander über heran. Seitwärts ſtand ein Mann, der, wie ein Souffleur in unſern Theatern, verſchiedene Redeſätze vorſagte, auf welche die zwölf neuen Akteurs und das Chor oder Orcheſter antworteten. Hierauf ſtimmten ſie einen langſamen Geſang an, tanzten und ſangen ſodann eine Viertelſtunde lang, immer ſchneller und ſchneller, wie die vorigen Tänzer.

Sie hatten noch nicht lange aufgehört, als neun Frauenzimmer auftraten und ſich vor der Hütte, wo der Befehlshaber befindlich war, niederſetzten. Hierauf ſtand eine Mannsperſon auf, und klopfte dem vorderſten Frauenzimmer, mit beyden zuſammengehaltenen Fäuſten, auf den Rücken. So ging er zur zweyten und dritten und machte es eben ſo; bey der vierten hingegen traf der Schlag, entweder aus Irrthum oder Vorſatz, die Bruſt. In dem Augenblicke ſtand einer von den Zuſchauern auf, ſchlug jenen mit einem Hieb auf den Kopf zu Boden, und ließ ihn ohne allen weitern Lärm oder Unordnung fortbringen. Dies befreyte indeß die übrigen fünf Frauenzimmer keinesweges von einer ſo ſeltſamen Disciplin, oder nothwendigen Ceremonie, denn ein anderer vertrat des vorigen Amt, und klopfte ſie ebenfalls auf den Rücken. Hierauf ging der Tanz an, wobey die Tänzerinnen aber zweymal den Verdruß hatten, daß man mit der Ausführung nicht zufrieden war, und ſie von vorn anfangen ließ. Der diesmalige Tanz war von dem vorigen Frauenzimmer-Ballet nur wenig verſchieden, ausgenommen daß die jetzigen Tänzerinnen den Leib abwechſelnd bald auf einem bald auf dem andern Beine ſchwebend erhielten, und in dieſer Stellung mit den Fingern ſchnalzten. Zuletzt gingen ſie, mit der größten Fertigkeit, alle die ſchnellen Bewegungen durch, worin die vorigen ſo große Geſchicklichkeit bewieſen hatten.

Kurz darauf kam unvermuthet einer hervor, der über unſer Feuerwerk einen poſſirlichen Commentar hielt, worüber die ganze Menge in ein lautes Gelächter ausbrach. Hierauf tanzten noch Finau's Begleiter oder ſein Gefolge. Es waren ihrer vier und zwanzig, ſie machten um das Orcheſter her zwey Kreiſe, einen innerhalb des andern, und ſtimmten einen ſanften Geſang an, zu welchem ſie mit den Händen und dem Kopfe paſſende Bewegungen machten. Dies währte eine geraume Zeit, worauf der Takt viel ſchneller wurde, und die Akteurs, theils mit dem Chor zugleich, kurze Sätze ausriefen, theils abwechſelnd demſelben antworteten. Hierauf zogen ſie ſich, wie die erſten Frauenzimmer, in die Vertiefung des Kreiſes zurück, und kamen wieder in drey Gliedern herauf, bis ſie einen halben Mond gemacht hatten. Dies geſchah ſehr langſam, indem ſie den Leib auf einem Beine ſchwebend erhielten, und das andre im Niederſetzen nur wenig vorwärts brachten. Die Begleitung der Muſik beſtand wieder in einem ſanften Geſange, gleich demjenigen, womit ſie angefangen hatten, doch bald veränderte ſich dieſer in eine härtere Melodie, von ungleich ſchnellerm Takt, und endigte ſich mit einem allgemeinen Ausruf und Handſchlag. Dies wiederholten ſie einigemal, machten dann einen doppelten Kreis wie im Anfang, tanzten und wiederholten die Bewegungen mit großer Geſchwindigkeit, und beſchloſſen den Tanz mit einigen ſehr geſchickten Verſetzungen der beyden Kreiſe.

Den gänzlichen Beſchluß aller Schauſpiele dieſer merkwürdigen Nacht machte ein Tanz von den vornehmſten Anweſenden. Er kam mit dem vorigen in einigen Stücken, und namentlich darin überein, daß eine gleiche Anzahl von Perſonen Theil daran nahm. Der Anfang war beynahe derſelbe, der Schluß eines jeden Aktes hingegen war verſchieden. Ihre Bewegungen nahmen auf eine erſtaunliche Art an Heftigkeit und Geſchwindigkeit zu, und ſie ſchüttelten ihre Köpfe dabey ſo gewaltſam von einer Schulter zur andern, daß man hätte glauben ſollen, ſie liefen Gefahr ſich den Hals zu verrenken. Zu dieſer Bewegung gehörte das Händeklatſchen, und eine Art von wildem Halloh oder Geſchrey, welches zuweilen auch bey unſern komiſchen Theatertänzen in Europa vorkommt. Sie machten den dreyfachen halben Mond, wie ihre Vorgänger, und einer von ihnen, der an der Spitze des einen Flügels war, ſang ein wahrhaft muſikaliſches Recitativ, und trug es mit ſo vieler Grazie vor, daß er unſere am meiſten beklatſchten Sänger damit beſchämt haben würde *). Ihm antwortete der Flügelmann von der

---

*) In Vergleichung mit allen übrigen Bewohnern der Südſee, zumal mit den Otaheitiern, haben die Inſulaner in den Freundſchafts-Inſeln unſtreitig vorzügliche muſikaliſche Talente. Allein bey dem allen wäre es einem

andern Seite. Nach mehreren Wiederholungen, ſtimmten die beyden Reihen, indem der halbe Mond vorrückte, in den Wechſelgeſang ein, und beſchloſſen den Tanz mit eben den Liedern und Bewegungen womit er angefangen hatte.

Die beyden letzten Tänze, wobey die Akteurs die äuſſerſte Präciſion beobachtet und mit dem gröſten Feuer alle Bewegungen durchgemacht hatten, erhielten allgemeinen Beyfall. Die Inſulaner, die natürlicherweiſe die gültigſten Richter über die Vollkommenheit ſolcher Uebungen waren, konnten an einigen Stellen ihren Beyfall nicht zurückhalten, und ſogar die Fremden, die dergleichen noch nie zuvor geſehen hatten, fühlten in demſelben Augenblick ein ähnliches Vergnügen. Alles hatte nicht nur die vollkommenſte Uebereinſtimmung, ſondern bisweilen waren auch die Geberden ſo ausdrucksvoll, daß ſie den Sinn der dabey ausgeſprochenen Worte vollkommen darſtellten, inſofern Bewegung und Töne mit einander etwas gemein haben. Die Muſik des Chors ſtimmte mit dem Takt der Tänzer genau zuſammen, welches ein Beweis von beſtändigen Uebung iſt. Wenn einer zufälliger Weiſe

---

Muſikkenner wohl ſchwerlich eingefallen, die dortige Muſik der Kinder der Natur mit der Kunſt der Händels, Bachs, Bendas und Glucks zu vergleichen, oder die Ausführung über jene der Concilini und Marcheſini, der Mara und der Todi zu erheben. Doch, dies iſt Sache des Geſchmacks, und der Verfaſſer der obigen Nachricht von den Tänzen in Hapai ſcheint an allem was die Freundſchafts-Inſeln betrifft, mit mehr als gewöhnlicher Vorliebe zu hangen. G. F unterbrochen ward, koſtete es ihm keine Mühe, am rechten Orte in den Tanz oder Geſang einzufallen. Am bewundernswürdigſten war ihre auſſerordentliche Geſchicklichkeit in den plötzlichen Uebergängen von den gewaltſameren Anſtrengungen und rauheren Tönen, zu ſchmelzenden Liedern und den ſanfteſten Bewegungen *).

Der Ort wo getanzt wurde, war ein freyer Platz zwiſchen den Bäumen, ganz dicht am Seeſtrande, den man mit Lichtern, in geringer Entfernung von einander, inwendig rund um den Kreis erleuchtet hatte. Der Zulauf war ſehr groß, wiewohl nicht ſo zahlreich als Vormittags, da die Seeſoldaten exercirten. Damals ſchätzten einige von unſern Officieren die Menge der Anweſenden auf etwa fünftauſend, andere hielten ſie noch für größer, allein vermuthlich kömmt die kleinere Zahl der Wahrheit am nächſten.

---

*) Oben iſt bereits in den Anmerkungen erinnert worden, daß die Lieder und Tänze auf den Karolinen-Inſeln im nördlichen ſtillen Meere, mit denen auf der Inſel Watiu, eine große Aehnlichkeit haben; man muß aber dieſe Verwandſchaft auch auf die Ergötzlichkeiten der Einwohner in den Freundſchafts-Inſeln ausdehnen. Man leſe was der Pater Cantova in den *Lettres Edif.* Tom. XV. p. 314. u. ſ. davon erzählt, und wie ſehr alles mit dem Obigen übereinſtimmmt. Anmerkung der Urſchrift.

Vier-

Vierzehntes Hauptſtück.

Beſchreibung der Inſel Leſuga. Vom Anbau daſelbſt. Umfang dieſer Inſel. Verkehr mit den Einwohnern. Nachricht von einem weiblichen Augenarzt. Sonderbare Art die Haare abzuſcheeren. Die Schiffe verändern den Ankerplatz. Merkwürdiger künſtlicher Hügel und gehauener Stein. Beſchreibung der Inſel Huläwa (*Hoolaiwa*). Von Paulaho, dem Könige der Freundſchaftlichen Inſeln, und welche Ehrerbietung ihm von ſeinen Unterthanen erwieſen wird. Abreiſe von den Hapai-Inſeln. Etwas die Inſel Kotu betreffend. Rückkehr der Schiffe nach Anamoka. Zuſammenkunft des Paulaho und Finau. Ankunft zu Tongatabu.

Die vorhin beſchriebenen Luſtbarkeiten hatten nunmehr die Neugier auf beyden Seiten ſo ziemlich befriedigt, und ich gewann Zeit mich umzuſehen. Schon am folgenden Tage machte ich einen Spatziergang auf der Inſel Leſuga (*Lefooga*) von deren Beſchaffenheit ich einige Kenntniß einzuziehen wünſchte. In manchem Betracht verdient dieſe Inſel den Vorzug vor Anamoka, wo die Pflanzungen nicht ſo zahlreich und weitläuftig ſind. ~~An~~ vielen Stellen gegen den Strand hin, und zwar hauptſächlich an der Morgenſeite, ſieht man freylich noch unbebautes Land, vermuthlich weil dort der Boden ſandig auch die Inſel überhaupt viel niedriger als Anamoka und die dort herumliegenden Inſeln iſt; allein gegen die Mitte iſt das Erdreich beſſer, und alles zeugt von einer beträchtlichen Volksmenge, und von einem ſehr weit getriebenen Anbau. Die Pflanzungen ſind daſelbſt von großem Umfange, und mit parallellaufenden Befriedigungen umgeben, zwiſchen denen ſich die breite Landſtraße hinzieht, die man auch in Ländern, wo der Geſchmack an ländlichen Verzierungen aufs höchſte getrieben iſt, noch ſchön finden würde. Man ſieht große Strecken mit Papiermaulbeerbäumen bepflanzt, und alle Gärten ſind mit den gewöhnlichen Früchten und Wurzeln dieſer Inſeln reichlich verſehen. Ich vermehrte die Anzahl der hieſigen Naturprodukte dadurch, daß ich Mahis oder türkiſchen Weitzen ſäete, auch Melonen und Kürbiskerne u. d. gl. mehr ſteckte. Auf dieſem Spatziergange fand ich ein Haus, welches vier bis fünfmal größer als die gewöhnlichen Hütten der Inſulaner war, und vor dem Eingange einen geräumigen Grasplatz hatte; vielleicht dient es bey gewiſſen öffentlichen Veranlaſſungen den Einwohnern zum Sammelplatz. Nicht weit von unſerm Landungsorte bemerkte ich einen mit Kieſelſand bedeckten Hügel, der etwa drey Schuh hoch ſeyn mochte, und auf demſelben vier oder fünf kleine Hütten, worin, wie die Inſulaner uns verſicherten, die Leichname einiger ihrer Oberhäupter begraben lagen.

Die ganze Inſel iſt nicht über ſieben engliſche Meilen lang, und an einigen Orten nur zwey bis drey Meilen breit. Gegen Oſten, wo ſie dem Paſſatwinde offen liegt, erſtreckt ſich ein Rief ziemlich weit in See, woran ſich die Wellen mit vielem Ungeſtüm brechen. Eben dieſes Rief vereinigt die Inſel **Lefuga** mit der nur eine halbe Meile davon entlegenen Inſel **Foa**, und da es zur Ebbezeit gröſstentheils trocken iſt, ſo können die Inſulaner alsdann zu Fuß von einer Inſel zur andern kommen. Die Ufer beſtehen entweder aus einem ſechs bis ſieben Fuß hohen Korallfelſen, oder aus einem ſandigen Strande, und ſind überhaupt oſtwärts höher als weſtwärts, wo ſie kaum vier oder fünf Schuh über die Meeresfläche erhöht ſind, und in ihrer ganzen Länge einen ſandigen Strand haben. Von dieſer kleinen Streiferey kam ich zum Mittagseſſen an Bord zurück, und fand am Hintertheil meines Schiffes ein großes ſegelndes Canot feſtgemacht, in welchem ſich **Latulibula** (**Latu Nipuru**) befand, den ich während meiner vorigen Reiſe auf der Inſel **Tongatabu** geſehen, und damals für den König jener Inſel gehalten hatte. Er ſaß ſo ernſt im Canot, wie ich ihn damals ſchon beſchrieb, und ließ ſich durch kein Bitten bewegen, an Bord zu kommen. Es waren eine Menge Inſulaner zugegen, die ihn **Eriki** oder König nannten, ein Titel, welchen nie einer dem **Finau** beygelegt hatte, ſo groß auch ſein Anſehen war. Dieſer Umſtand führte mich auf den Verdacht, daß er nicht der König ſeyn könnte, obgleich ſein Freund **Tápa** ſich bemüht hatte ihn bey mir dafür auszugeben. Latulibula hielt ſich bis gegen Abend unter dem Hintertheile des Schiffs, in ſeinem Canot auf, und ſegelte dann nach einer von den Inſeln. **Finau** befand ſich zu gleicher Zeit an Bord meines Schiffes, allein dieſe beyden vornehmen Herren ſchienen einander nicht kennen zu wollen. *)

Am folgenden Tage fiel nichts merkwürdiges vor, ausgenommen daß etliche Inſulaner uns ein Stück getheerte Leinwand und einige andere Kleinigkeiten vom Verdecke ſtahlen. Wir vermißten die verlornen Sachen zwar bald, und ſetzten den Dieben nach; allein um ſie einzuhohlen war es bereits zu ſpät. Ich wendete mich daher an Finau, der, wenn er auch nicht König ſeyn mochte, doch unſtreitig die höchſte Gewalt in Händen hatte, um das Verlohrne durch ſein Anſehen wieder zu bekommen. Er verwies mich an den Befehlshaber von Hapai, Nahmens Earoupa, der mich aber von Zeit zu Zeit vertröſtete, bis endlich nichts aus der Sache ward.

---

*) Der Perſon, welche hier Latulibula (eigentlich Latu Nipuru) genannt wird, erwähnt meine Reiſebeſchreibung und das Cookiſche Tagebuch theils unter dieſer Benennung, theils unter dem Namen Ko-höghi-tu-falon-go. Schon le Maire und Schouten fanden, auf den etwas nördlicher gelegenen Cocos-Verräthers- und Horn-Eilanden, einen Vornehmen, den man Latu nannte; dieſes Wort muß alſo wohl ein Titel ſeyn. Ellis in ſeiner Nachricht von der letzten Cookiſchen Reiſe, erzählt: ſowohl dieſer Latu (den er Latu-labulu nennt) als auch eine Schweſter, die er haben ſoll, wären nicht recht bey Sinnen, hätten aber als Kinder der Königin aller Freundſchaftsinſeln wirklich vor allen übrigen Oberhäuptern den Vorrang. In wie fern dieſe Nachricht gegründet iſt, läßt ſich nicht wohl entſcheiden. G. F.

Am 23ſten des Morgens waren wir im Begriff die Inſel zu verlaſſen, als **Finau** mit ſeinem getreuen **Tápa** in einem ſegelnden Canot zu mir kam, und mir erzählte, daß ſie nach der Inſel **Wawau**, welche ungefähr zwey Tagereiſen nordwärts von **Hapai** liegt, ſchiffen wollten. Der Vorwand zu dieſer Reiſe lautete vortheilhaft für uns; man hatte die Abſicht mir noch Schweine, und dem **Omai** einige rothbefiederte Mützen zu verſchaffen, welche leztere in **Otaheiti** von hohem Werthe ſind. **Finau** verſprach in vier bis fünf Tagen zurück zu kommen, und bat ich möchte vor ſeiner Rückkehr nicht unter Segel gehen, indem er mich nach **Tongatabu** begleiten wolle. Ich hofte bey dieſer Gelegenheit nähere Nachricht von **Wawau** einzuziehen, und ſchlug vor, daß ich ihn mit den Schiffen dahin begleiten wollte. Allein dieſer Plan war nicht nach ſeinem Sinne, und um mich davon abzubringen, ſagte er, dort würde ich weder einen Hafen noch Ankergrund antreffen. Hierauf verſprach ich, ſeine Wiederkunft hier abzuwarten, und ſah ihn unverzüglich abfahren.

Am folgenden Tage verbreiteten einige Inſulaner ſehr gefliſſentlich die Nachricht, daß ſeit unſrer Abreiſe von **Anamoka** ein Schiff wie das unſrige daſelbſt angekommen ſey, und jezt vor Anker liege. Sie ſetzten hinzu, **Tubau** der Befehlshaber jener Inſel, ſey dahin abgegangen, um die neuen Ankömmlinge zu bewillkommen. Wir wußten, daß uns dieſer Befehlshaber in der That verlaſſen hatte, und waren alſo deſto geneigter, der ganzen Erzählung Glauben beyzumeſſen. Um indeß genauere Kundſchaft einzuziehen, ging ich mit **Omai** an Land, den Menſchen aufzuſuchen, der zuerſt die Neuigkeit von Anamoka überbracht haben ſollte. Wir fanden ihn in Caraupas Wohnung ſitzen, und Omai mußte ihm meine Fragen vorlegen. Alle ſeine Antworten waren ſo deutlich, ſo beſtimmt und gnugthuend, daß ich an der Wahrheit der Sache gar nicht mehr zweifelte; allein in demſelben Augenblick kam ein vornehmer Mann, den wir ſehr gut kannten, unmittelbar aus Anamoka an, und verſicherte, daß daſelbſt ſeit unſerer Abreiſe kein Schiff angekommen ſey. Der Urheber jener Neuigkeit merkte kaum, daß die Unwahrheit ſeiner Erzählung entdeckt wäre, ſo ſchlich er ſich davon, und kam uns nicht wieder vor Augen. Die Abſicht einer ſolchen Erdichtung ließ ſich nicht leicht errathen, wenn ſie nicht etwa ein Mittel ſeyn ſollte, uns von einer Inſel fort, und nach der andern hinzuſchaffen.

Am 25ſten kam ich bey einem Spatziergange in eine Hütte, wo ein Frauenzimmer eben beſchäftigt war, einem kleinen und dem Anſchein nach blinden Kinde die Augen zu verbinden, die ſehr entzündet, und mit einem dünnen Häutchen zugedeckt waren. Die Inſtrumente, deren ſie ſich bediente, waren zwey dünne hölzerne Sonden, womit ſie die Augen blutig gerieben hatten. Wie dieſe Oculiſtin dabey zu Werke gegangen ſeyn möchte, kann ich nicht ſagen, denn als ich kam, war ſie ſchon beym Verband; allein es verdient doch bemerkt zu werden, daß die hieſigen Inſulaner ſich überhaupt an eine ſolche Operation wagen, und mit ſo elenden Werkzeugen dabey zu recht kommen.

Eine andere Verrichtung, die ich in derſelben Wohnung mit anſah, kann ich genauer beſchreiben. Ein

Frauenzimmer beſchor nehmlich mit einem Hayfiſchzahn, der in ein Hölzchen eingelaſſen war, einem Kinde den Kopf. Zuvörderſt benetzte ſie das Haar mit einem in Waſſer getauchten Lappen, und ſetzte dann das Inſtrument an, welches die Haare, wie ein Scheermeſſer, dicht an der Haut wegnahm, und dem Kinde nicht den mindeſten Schmerz zu verurſachen ſchien. Dieſes Beyſpiel veranlaßte mich, mit einem ſolchen Inſtrumente den Verſuch an mir ſelbſt zu wagen, der ſo gut gerieth, daß ich die Methode für einen ſehr guten Erſatz der unſrigen ausgeben kann. Die hieſigen Mannsperſonen haben aber noch einen andern Handgriff ſich den Bart zu ſcheeren. Sie gebrauchen dazu zwey Muſchelſchalen, deren eine unter einen Theil des Barts gehalten wird, indem man mit der andern von oben her die Haare ſehr dicht an der Haut abſchabt. Dieſe Manier iſt langweilig, aber nicht ſchmerzhaft, und es giebt hier auch Leute, die ſich beſonders auf dieſe Kunſt zu legen ſcheinen. Während unſeres Aufenthaltes pflegten unſere Matroſen oft an Land zu gehen, um ſich den Bart nach der landesüblichen Manier abkratzen zu laſſen, indeß die vornehmen Inſulaner eben ſo fleißig an Bord kamen, um ſich von unſern Barbieren raſiren zu laſſen.

Man brachte nunmehr wenig oder gar nichts mehr von Landesprodukten an Bord; ich entſchloß mich daher, unſern Ankerplatz zu verändern, und Finaus Rückkehr von Wawau an einem bequemen Orte abzuwarten, wo wir noch einige Erfriſchungen bekommen konnten. Wir gingen demnach am 26ſten Vormittags unter Segel, und ſchifften längſt dem Rief nach Süden hin, wo wir in dreyzehn bis vierzehn Faden

Tiefe ſandigen Grund fanden. Hin und wieder lagen auch einzelne abgeſonderte Untiefen zerſtreut, die wir zum Theil durch die Brandungen, zum Theil durch das Senkbley entdeckten. Gegen zwey Uhr Nachmittags hatten wir verſchiedne Bänke dieſer Art paſſirt, und ſahen noch mehrere vor uns. Ich lies daher in eine Bay ſteuern, welche zwiſchen dem ſüdlichen Ende von Leſuga und dem nördlichen von Huláwa liegt, und ankerte daſelbſt in ſiebzehn Faden Tiefe auf Korallſand. Die Discovery, die eine Untiefe berührt hatte, aber ohne den mindeſten Schaden davon losgekommen war, ſties erſt gegen Sonnenuntergang zu uns.

Sobald wir geankert hatten, ließ ich die Bay durch Herrn Bligh unterſuchen, und ging ſelbſt in Begleitung des Herrn Gore auf der Südſpitze von Leſuga an Land, um die Gegend in Augenſchein zu nehmen, und mich nach friſchem Waſſer umzuſehen. Wir hatten zwar unſere Fäſſer bereits an dem vorigen Landungsorte gefüllt, und brauchten folglich keinen friſchen Vorrath; allein man hatte mich verſichert, daß es in dieſem Theile der Inſel beſſeres Waſſer gäbe als an unſern vorigen Waſſerplätzen. Bey dieſer Gelegenheit, wie bey manchen ähnlichen, erfuhr ich aber, daß man hier eigentlich keinen Begriff von gutem Waſſer hat. Man führte uns zu zwey Brunnen, und das Waſſer in beyden war ſehr ſchlecht; gleichwohl verſicherten unſere Wegweiſer, ſie hätten kein beſſeres.

An der Weſtſeite der Inſel gegen die Südſpitze hin, befindet ſich ein von Menſchenhänden aufgeführter Hügel, der, nach der Größe der darauf wachſenden Bäume, und nach einigen andern Merkmahlen, ſchon vor langen Zeiten exiſtirt haben muß. Seine ganze Höhe mochte etwa vierzig Fuß betragen, und der Gipfel hielt funfzig Fuß im Durchmeſſer. Am Fuß des Hügels ſtand ein aus Korallfelſen gehauener Stein, der vier Schuh breit, drittehalb Schuh dick, und vierzehn Schuh hoch war, und von dem die umſtehenden Eingebohrnen verſicherten, er ſtehe eben ſo tief in der Erde, als er über dieſelbe hervorrage. Sie nannten ihn Tangata-Eriki, *) und ſchrieben ſowohl die Errichtung deſſelben als die Aufſchüttung des Hügels einigen ihrer Vorfahren zu, die damit das Andenken eines Königs hätten erhalten wollen; den Zeitpunkt wußten ſie uns aber nicht anzugeben.

Mit einbrechender Nacht kehrte ich nebſt Herrn Gore an Bord zurück, und zu gleicher Zeit vollendete Herr Bligh ſeine Unterſuchung der Bay, woſelbſt er überall vierzehn bis zwanzig Faden Tiefe, und meiſtens ſandigen Boden, doch nicht ohne einige Korallfelſen, gefunden hatte. Unſer jetziger Ankerplatz war ungleich mehr gedeckt als der vorige, allein zwiſchen beyden liegt noch ein dritter, der weit vorzüglicher iſt. Lefuga und Hulàwa trennt nur ein Korallenrief, welches während der Ebbe ſo trocken iſt, daß man ohne einen Fuß naß zu machen von einer Inſel zur andern gehen kann. Einige Officiere landeten auf Hulàwa, wo keine Spur von Anbau oder von Wohnungen zu ſehen war, eine einzige Hütte ausgenommen, die einem Fiſcher zum Aufenthalt diente, der ſich mit dem Fiſch-

---

*) Tangata bedeutet Mann, und Eriki König.

und Schildkrötenfang beſchäftigte. Es iſt ſeltſam genug, daß dieſe Inſel, die ſo nahe an der äußerſt kultivirten Inſel Lefuga liegt, ſo vernachläſſigt wird. Der Böden iſt zwar ſandig, allein alle wilden Bäume und Pflanzen, die man auf den benachbarten Eilanden antrift, ſtanden darauf in vollem kräftigen Wachsthum. Gegen Oſten war, wie bey Lefuga, ein Rief vorhanden, und die Weſtſeite macht gegen Norden eine Bucht, in welcher ein guter Ankerplatz zu ſeyn ſcheint. So unbewohnt übrigens Huláwa iſt, ſo bemerkt man doch daſelbſt wie auf dem benachbarten Lefuga, einen künſtlich aufgeführten Hügel, der ſo hoch iſt, als die umſtehenden Bäume.

Bey Tagesanbruch gab ich das Signal die Anker zu lichten, weil ich Willens war, ſüdweſtwärts zwiſchen den Inſeln nach Anamoka, und von da weiter nach Tongatabu zu ſteuern. Der Loots ging in einem Boote voraus, um die Tiefe des Waſſers zu unterſuchen; aber ehe wir noch unter Segel gingen, ward der Wind unſtätt, und alſo war es nicht rathſam, auf dieſem Wege, den wir noch zu wenig kannten, die Reiſe fortzuſetzen. Ich blieb daher liegen, rief den Lootſen wieder zurück, und ſchickte hernach, ſowohl ihn als den von der Discovery, jeden in einem Boote aus, um die Kanäle und Durchfahrten ſo weit als möglich zu unterſuchen, und befahl ihnen, vor Nacht zurückzukehren.

Gegen Mittag kam unter das Hintertheil meines Schiffs ein großes ſegelndes Canot, worin ſich ein vornehmer Herr befand, der entweder Futtafáhi (Futtafaihe) oder Paulaho (Paulaho) hieß, vielleicht auch beyde Namen zugleich führte. Die Inſulaner, die eben bey mir an Bord waren, ſagten, es ſey der König von Tongatabu und von allen benachbarten Inſeln, ſo viel uns deren bekannt geworden waren. Ich erſtaunte, daß man dieſen Titel einem Unbekannten beylegte, da ich ſo viel Urſach zu haben glaubte, einen andern für den König zu halten; allein ſie beharrten auf ihrer erſten Aeußerung, und geſtanden jezt erſt, Finau ſey nicht der König, ſondern bloß ein untergeordneter Befehlshaber, jedoch vom größten Anſehen. Er würde oft von Tongatabu auf kriegeriſche Unternehmungen, oder um Händel zu ſchlichten, ausgeſchickt. Sowohl aus Intereſſe, als aus Neigung begegnete ich allen angeſehenen Perſonen immer mit Achtung, ohne mich um die Rechtmäßigkeit ihrer Anſprüche auf dieſen oder jenen Titel zu bekümmern; ich lud alſo auch den Paulaho ein, ſich auf mein Schiff zu begeben, zumal, da ich vernommen hatten, daß er nur auf einen Wink dazu wartete. Er war mir überdies ein willkommener Gaſt, denn er ſchenkte mir ſogleich ein Paar fette Schweine, die aber doch bey weitem nicht ſo fett waren, als er ſelbſt. Wenn der Rang und die höchſte Gewalt nach dem Verhältniß des körperlichen Gewichts ausgetheilt würden, ſo hatte Paulaho vor allen die ich je geſehen, den gültigſten Anſpruch darauf; denn ohne ſehr hoch von Statur zu ſeyn, war er ſo dick, daß man kaum noch die menſchliche Geſtalt in ihm erkannte. Er mochte ungefähr vierzig Jahr alt ſeyn, hatte ſchlichtes Haar, und ſeine Geſichtszüge waren von dem Nationalgeſichte ſeiner Unterthanen ziemlich verſchieden. Sein Betragen verrieth einen geſetzten, verſtändigen Mann. Er beſah das Schiff und die verſchiedenen neuen Gegenſtände mit ungewöhnlicher

Aufmerkſamkeit, und legte mir manche ſehr ſchickliche Fragen vor, unter andern auch die: auf welche Veranlaſſung wir dieſe Inſeln beſuchten? Nachdem er das Vieh und allerhand Seltenheiten auf dem Verdecke beſehen hatte, bat ich ihn in die Kajüte zu kommen; einige von ſeinem Gefolge machten aber Einwendungen, und ſagten, wenn er dieſe Einladung annähme, ſo könnte leicht jemand über ſeinem Kopfe gehen, welches nicht erlaubt ſey. Um ihre Bedenklichkeit zu heben, mußte ihnen mein Dollmetſcher **Omai** ſagen, ich würde den Befehl ertheilen, daß niemand ſich unterſtehen ſollte, den Theil des Verdecks, der über der Kajüte lag, zu betreten. Aber auch dieſer Vorſchlag ſchien ihnen noch kein Genüge zu thun; allein **Paulaho** ſelbſt ſetzte ſich ſogleich über alle Etiquette hinweg, und ſtieg ohne vorläufige Bedingung in die Kajüte hinunter. Hier ließ er es ſich nicht minder, als zuvor ſeine Unterthanen, angelegen ſeyn, uns zu überzeugen, daß er, und nicht **Finau**, der König wäre. Er hatte es uns nämlich abgemerkt, daß wir über dieſen Punkt noch einige Zweifel hegten, die **Omai** insbeſondere nicht hinweg räumen mochte, weil er **Finau**'s vertrauteſter Freund war, und den Namen mit ihm verwechſelt hatte, folglich herzlichen Verdruß darüber empfand, daß nunmehr ein andrer auf die Ehre Anſpruch machte, die bisher ſein Freund genoſſen hatte.

Paulaho ſetzte ſich mit uns zu Tiſche, aß aber ſehr wenig, und trank noch weniger. Als wir von Tafel aufſtanden, bat er mich, ihn an Land zu begleiten. **Omai** war ebenfalls eingeladen, allein er hing zu feſt an ſeinem Freunde **Finau**, um deſſen vermeyntem Nebenbuhler beſondere Achtung zu erweiſen, und blieb unter irgend einem Vorwande zurück. Ich begleitete den Befehlshaber in meinem eigenen Boot, nachdem ich ihm zuvor ein anſehnliches Geſchenk gemacht hatte, welches ſeine Erwartung zu überſteigen ſchien, und mir, wie ich es wünſchte, ſeine Freundſchaft erwarb. In dem Augenblick, als das Boot den Strand erreichte, und ehe er es noch verließ, wurden auf ſeinen Befehl zwey Schweine gebracht und meinen Leuten überliefert. Dann trug man ihn auf einem Brete, das wie eine Tragebahre ausſah, aus dem Boote, und hierauf ging er in eine kleine Hütte, die unweit dem Strande für ihn errichtet war, und ließ ſich daſelbſt nieder. Mir wies er einen Platz neben ſich an; ſein nicht ſehr zahlreiches Gefolge ſetzte ſich aber außen vor dem Hauſe, in einem halben Monde, uns gegenüber. Hinter dem Befehlshaber, oder vielmehr ihm zur Seite, ſaß eine alte Frau, die ihm mit einem Fächer die Fliegen abwehrte.

Nunmehr ward ihm alles vorgelegt, was ſeine Unterthanen im Tauſchhandel mit beyden Schiffen an ſich gebracht hatten; er beſah es Stück für Stück, mit vieler Aufmerkſamkeit, fragte, was ſie dafür gegeben hätten, und ſchien mit ihrem Kauf zufrieden zu ſeyn. Hierauf ließ er den Eigenthümern alles zurückgeben, ausgenommen eine gläſerne Schale, die ihm ſo ſehr gefiel, daß er ſie für ſich behielt. Diejenigen, welche ihm die Waaren vorlegten, warfen ſich erſt vor ihm nieder, legten ihre erhandelten Sachen hin, ſtanden unverzüglich auf, und gingen dann zurück. Eben dieſes ehrerbietige Betragen beobachteten ſie auch bey dem zurücknehmen, und kein einziger wagte es, ſtehend mit ihm zu ſprechen. Nach einiger Zeit gingen verſchiedene von ſeinem Gefolge fort, nachdem ſie zuvor ihre Verbeugung gemacht hatten, wobey ſie den Kopf bis zu ſeinen Fußſohlen neigten, und dieſelben mit der inwendigen und äußern Seite beyder Hände ſanft klopften oder berührten. Andere, die nicht im Kreiſe ſaſſen, ſchienen bloß in dieſer Abſicht herbeyzueilen, denn ſie gingen, wenn ſie ihm auf dieſe Art ihre Unterwürfigkeit bezeigt hatten, ohne ein Wort zu ſagen, zurück. Ich war von dem Anſtand womit alles zuging, wie bezaubert, denn nirgends, ſelbſt nicht unter geſitteten Völkern, war mir dergleichen vorgekommen.

Als ich an Bord zurück kam, traf ich den Lootſen wieder an. Soweit er gekommen war, hatte er ſowohl Ankergrund als Durchfahrt für die Schiffe gefunden, allein weiter gegen Süden und Süd-Oſten hatte er eine Menge kleiner Inſeln, Untiefen und Brandungen wahrgenommen. Ich konnte alſo jenen Weg nicht ohne Gefahr nehmen, und es war daher am rathſamſten, auf eben dem Wege, auf dem wir ſo gut hergekommen waren, wieder nach der Inſel Anamoka zurückzukehren. Ich würde auch bereits am folgenden Morgen unter Segel gegangen ſeyn, wenn der Wind nicht gar zu ſüdlich und unſtätt geweſen wäre. Paulaho, oder, wie ich ihn künftig immer nennen werde, der König, kam frühzeitig an Bord, und brachte mir zum Geſchenk einen Kopfputz, der mit rothen Federn bedeckt war. Wir gaben uns ſehr viel Mühe dergleichen zu bekommen, weil wir wußten, welchen hohen Werth man in Otaheiti darauf ſetzt; allein wir mochten bieten was wir wollten, ſo ward nie einer zum Verkauf gebracht, ein Beweis, daß die hieſigen Inſulaner ihn nicht weniger zu ſchätzen wußten. Außer mir, Herrn **Clerke** und **Omai** konnte auch in beyden Schiffen niemand eines ſo koſtbaren Schmuckes habhaft werden, Er beſteht aus Schwanzfedern des Tropikvogels, worauf oder womit rothe Papageyfedern verwebt ſind. Er hat keinen Boden wie ein Huth oder eine Mütze, ſondern beſteht eigentlich aus einem halbkreisförmigen Diadem oder Stirnband, welches von einem Ohre aufwärts über den Vorderkopf bis an das andre Ohr hinüber reicht, ſo daß der Halbmeſſer ohngefähr achtzehn bis zwanzig Zoll beträgt. Um dieſes Stirnband her ſtehen die Federn, in Geſtalt eines ausgebreiteten Fächers, ſenkrecht in die Höhe. Der König blieb nur bis gegen Abend an Bord, ſein Bruder aber, der ebenfalls **Futtafähi** hieß, und noch ein Paar von ſeinem Gefolge, übernachteten bey uns.

Mit Tagesanbruch ging ich unter Segel, und ſteuerte bey einem herrlichen Oſt-Nord Oſtwinde nach Weſten hin, um auf dem bereits erprobten Wege nach **Anamoka** zu kommen. Hinter uns her ſegelten einige Canots, und in einem von denſelben war der König befindlich. Sobald er mein Schiff erreicht hatte, erkundigte er ſich nach ſeinem Bruder und den übrigen welche die Nacht über bey uns geblieben waren. Wie es ſich jezt zeigte, hatten ſie keine Erlaubniß dazu gehabt, denn er verwies ihnen ihr Vergehen zwar nur mit wenigen Worten aber ſo ſcharf, daß ihnen Thränen in die Augen traten, ob es gleich Männer von dreyßig Jahren waren. Er ließ es gleichwohl zu, daß ſie noch länger blieben, und beym Weggehen behielten wir ſeinen Bruder nebſt noch fünf von ſeinen Leuten an Bord. Wir erhielten jezt auch einen Beſuch von einem Befehlshaber, Namens **Tubueitoa**, der eben von **Tongatabu** angekommen war. Dieſer Herr ſchickte, ſobald er mein Schiff beſtiegen hatte, ſein Canot weg, und kündigte mir an, daß er mit noch fünf andern, die er mitbrachte, an Bord ſchlafen würde. Meine Cajüte war alſo mit Gäſten angefüllt, die mir allerdings ein wenig zur Laſt waren, indeß ließ ich mir die Unbequemlichkeit gefallen, weil ſie mich reichlich mit Lebensmitteln beſchenkten, die ich aber mit Gegengeſchenken erwiederte.

Der ſchöne Oſtwind verwandelte ſich Nachmittags in einen friſchen Süd-Süd-Oſt, gegen den wir laviren mußten, ſo daß wir kaum, ehe es finſter ward, die Nordſeite von **Futuha** erreichten, wo wir die Nacht hindurch ab und zu kreuzten.

Früh Morgens lavirten wir, um uns der Inſel **Lofanga** (*Lofanga*) zu nähern, wo, nach der Verſicherung der Eingebohrnen, Ankergrund ſeyn ſollte. Um ein Uhr Nachmittags fanden wir an der Nordweſt- oder Leeſeite, eine Engliſche Meile vom Ufer, vierzig Faden Tiefe, allein die Bank war abſchüſſig, der Boden mit Felſenſtücken beſäet, und unter dem Winde lag eine Reihe Klippen. Dies ſcheuchte uns hier weg, und nach **Kotu** (*Kotoo*) hinüber, wo ich beſſern Grund zu finden hofte, es ward aber dunkel, ehe wir hinkamen, und da wir nirgends einen Ort fanden, wo wir hätten ankern können, blieben wir die ganze Nacht unter Segel.

Am 21ſten bey Tagesanbruch ſteuerte ich nach einer Oefnung zwiſchen Kotu und dem weſtlich davon gelegenen Rief; allein indem wir näher kamen, fand ich den Wind nicht vortheilhaft genug, um durchzukommen, und mußte nun ſüdweſtwärts außerhalb des Rieſes hinſteuern. Weil ich indeß gegen Mittag merkte, daß wir dem Winde nichts abgewönnen, und gar befürchten mußte, daß wir noch weiter von den Inſeln abgetrieben werden möchten, welches mir, der vielen Inſulaner wegen die ich damals an Bord hatte, nicht lieb geweſen wäre, ließ ich umlegen, und zurückgehen, um eine günſtigere Gelegenheit abzuwarten. Mit vieler Mühe erreichten wir Futuha und brachten die Nacht zwiſchen dieſer Inſel und Kotu mit Laviren zu, wobey wir unſere Marsſegel eingereft hatten, weil es ſtark, und ſtoßweiſe mit Regen wehete, und unſre Lage etwas gefährlich war. Ich blieb bis um Mitternacht auf dem Verdeck, und überließ es ſodann dem Loots, indem ich ihm zugleich Vorſchriften gab, nach welchen ich die Schiffe vor den umliegenden Klippen und Untiefen zu ſichern glaubte. Wir hatten eben nach Süden umgelegt, als unſer Schiff durch eine geringe Veränderung des Windes weiter oſtwärts kam, als wir vermuthet hatten; dadurch wären wir bald geraden Weges auf ein flaches ſandiges Eiland, Namens Pittu-Putua, gelaufen, welches mit Brandungen ganz umgeben iſt. Zum Glück war die Mannſchaft kurz zuvor heraufgerufen worden, um das Schiff umzulegen, und die meiſten ſtanden noch auf ihren Poſten; alſo wurden die gehörigen Manoeuvres nicht nur mit Gegenwart des Geiſtes, ſondern auch mit der größten Schnelligkeit gemacht, und nur dies rettete uns vom Untergange. Die Discovery war weiter zurück und folglich diesmal außer aller Gefahr; allein ein Seemann, der auf Entdeckungsreiſen ausgeht, iſt immer ſolchen zweifelhaften Ereigniſſen ausgeſetzt.

Unſere Paſſagiere hatten diesmal einen ſo lebhaften Schreck bekommen, daß ſie ernſtlich an Land zu gehen wünſchten. Ich ließ daher, ſobald es hell wurde, ein Boot ausſetzen, und gab dem Officier der es anführte den Auftrag, er ſollte, nachdem er die Inſulaner auf **Kotu** an Land geſetzt haben würde, unterſuchen, ob ſich an dem Riefe welches ſich von gedachter Inſel in See erſtreckt, nicht irgendwo ein Ankerplatz fände, denn in der That war ich des Hin- und Herkreuzens zwiſchen ſo vielen Eilanden und Bänken herzlich müde. Während der Abweſenheit des Boots verſuchten wir in den Kanal zu gelangen, der zwiſchen der ſandigen Inſel und dem Rief von **Kotu** liegt, weil wir hoften, jenſeits in einer mittelmäßigen Tiefe vor Anker zu kommen. Allein hier war uns die Fluth, oder die Strömung zuwider, und nöthigte uns, die Anker eine Engliſche Meile von der ſandigten Inſel in funfzig Faden fallen zu laſſen. Auf dieſer Stelle blieben wir bis zum 4ten **Junius**. In der Zwiſchenzeit beſuchten uns der König und **Tubueitoa** verſchiedentlich, und die Einwohner der nahgelegenen Inſeln befanden ſich bey dem Tauſchhandel mit uns ſo wohl, daß die Heftigkeit des jezt wehenden Windes nicht vermögend war ſie abzuhalten, in ihren Kähnen zu uns hinzuſchiffen. Ich ſchickte den Loots aus, um die Durchfahrten zwiſchen den öſtlichgelegenen Inſeln zu unterſuchen, und ging ſelbſt am 2ten Vormittags auf **Kotu** an Land, um dieſe Inſel in Augenſchein zu nehmen, an die man, wegen der Korallenriefe die ſie umgeben, kaum in Booten hinankommen kann. Ihre Länge betrug anderthalb, höchſtens zwey Meilen, und die Breite nicht einmal ſo viel. Gegen Nordweſten iſt ſie niedrig wie die **Hapai-Inſeln**; in der Mitte aber ſteigt man ziemlich jäh hinan, und gegen Süd-Oſten bildet ſie einen etwa dreyßig Fuß hohen Abſturz von röthlichem Thon. In dieſer Gegend iſt auch das Erdreich thonartig, an andern Stellen hingegen beſteht es aus lockerer ſchwarzer Dammerde. Die Früchte und Wurzeln welche hier wachſen, hat dies Eiland mit den übrigen Inſeln gemein, auch ſcheint der Anbau ziemlich ſtark betrieben zu werden, doch iſt die Volksmenge unbeträchtlich. Indeß meine Leute für das Vieh Gras mäheten, durchſtreifte ich die ganze Inſel, und pflanzte an einer Stelle Melonenkerne. Hierüber bezeigten die Einwohner großes Wohlgefallen, und umzäunten den Fleck mit Zweigen. Auf dem Rückwege nach dem Boote kamen wir bey zwey oder drey Brunnen mit unreinem Waſſer von ſalzigem Geſchmack vorbey, und ſahen einen Begräbnißplatz, der weit zierlicher war, als die Begräbnißplätze auf den **Hapai-Inſeln.**

Am 4ten lichteten wir früh um ſieben Uhr die Anker, und ſchiften mit friſchem Oſt-Süd Oſtwinde nach **Anamoka**, wo wir am folgenden Morgen, auf unſerer vorigen Rhede anlegten. Bald darauf begab ich mich an Land; die Einwohner waren in ihren Pflanzungen ſehr emſig Yamswurzeln auszugraben, um ſie uns zu Markte zu bringen. Den Tag über verſammelten ſich gegen zweyhundert Perſonen am Strande, und ließen ſich den Handel eben ſo eifrig angelegen ſeyn als bey unſerm vorigen Hierſeyn. Es ſchien als ob ſie ſeitdem neuen Vorrath bekommen hätten, nur mit dem Unterſchiede, daß wir vorhin nichts als Brodfrucht erhandeln konnte, jezt aber nur Yams und einige Piſangs zu ſehen bekamen. Dies iſt ein Beweis wie ſchnell die Jahrszeiten, oder vielmehr die Erndten verſchiedenen Pflanzenprodukte, die hier gezogen werden, auf einander folgen. Während unſerer Abweſenheit waren die Inſulaner im Feldbau überaus fleißig geweſen, denn, wo noch kürzlich der Boden brach gelegen hatte, fander wir jezt große Piſangpflanzungen. Die Yamswurzeln waren in der größten Vollkommenheit, und wir tauſchten eine Menge gegen Stückchen Eiſen ein.

In Abweſenheit des Befehlshabers **Tuban**, den wir, nebſt mehreren Vornehmen, bey dem Könige auf der Inſel **Kotu** zurückgelaſſen hatten, ſchienen die hieſigen Einwohner unter keiner rechten Subordination zu ſtehen, und niemand maßte ſich heute eine Autorität über den andern an. Ehe ich mich wieder an Bord begab, beſuchte ich zuvor die Pläze, wo ich Melonenkerne geſteckt hatte, allein zu meinem größten Verdruß fand ich ſie größtentheils von einer Art kleiner Ameiſen aufgezehrt, dagegen ſtanden einige Ananaspflanzen, die ich ebenfalls mitgebracht hatte, in vollem Wachsthum.

Am folgenden Tage gegen Mittag kam **Finau** von der Inſel **Watiu** zurück, und erzählte uns, daß ihn von dorther mehrere Canots mit Schweinen und andern Lebensmitteln begleitet hätten, allein in dem neulichen ſtürmiſchen Wetter wären ſie untergegangen und ihre ganze Mannſchaft ertrunken. Dieſe traurige Nachricht ſchien auf ſeine Landsleute die ihn anhörten, keinen Eindruck zu machen, und auch wir waren nun endlich zu gut mit ſeinem Charakter bekannt, um dergleichen Geſchichtchen Glauben beyzumeſſen. Vermuthlich hatte er in Wawau den gehoften Vorrath nicht bekommen können, oder was er dort bekommen, in Hapai zurückgelaſſen. Er mußte nehmlich hier erfahren haben, daß Paulaho uns beſucht hätte, und konnte folglich abnehmen, daß wir das Verdienſt, uns einen neuen Transport von Lebensmitteln verſchaft zu haben, nun nicht mehr ihm ſondern ſeinem Oberherrn anrechnen würden. Die Erfindung mit der verunglückten Zufuhr war indeß gut ausgeſonnen, weil es wirklich neuerlich ſo ſtark geſtürmt hatte, daß der König nebſt den andern Befehlshabern, die uns von Hapai nach Kotu gefolgt waren, dort lieber zurück bleiben, als ſich nochmals mit mir zugleich in See wagen wollten. Sie hatten mich aber gebeten ihrer in Anamoka zu warten, weßhalb ich auch daſelbſt zum zweytenmal geankert hatte, anſtatt geradezu nach Tongatabu zu ſchiffen.

Am 7ten des Morgens kam Paulaho nebſt den übrigen Vornehmen an. Ich war eben am Lande, und Finau war mein Begleiter. Er ſchien jezt das Unſchickliche ſeiner vorigen Anmaßung zu fühlen, geſtand, Paulaho ſey König von Tongatabu und von den übrigen Inſeln, und affektirte ſogar dieſes mit Nachdruck zu behaupten. Ich verließ ihn, um jenen vornehmern Mann zu beſuchen, den ich ſitzend und nur mit einer geringen Anzahl von Menſchen umgeben, antraf. Da indeß jedermann herzueilte, ihm den Hof zu machen, ſo ward in kurzer Zeit der Kreis anſehnlicher. Vor allen wünſchte ich Finau's Betragen bey dieſer Gelegenheit zu beobachten, und erhielt dadurch den überzeugendſten Beweis von Paulaho's Vorrang, denn jener ſetzte ſich in den Kreis, neben den andern Perſonen, die des Königs Gefolge ausmachten. Anfangs ſchien er niedergeſchlagen, weil einige von uns zugegen waren, die ihn eine ganz andere Rolle ſpielen geſehen: allein in kurzem faßte er ſich wieder. Die beyden Befehlshaber beſprachen ſich eine kleine Weile, wir konnten aber von ihrer Unterredung nichts verſtehen, und Omais Auslegung wollte uns kein Genüge leiſten. Finau und Paulaho begleiteten mich an Bord zum Mittagseſſen, allein nur der letztere ſetzte ſich an Tiſch mit uns, und Finau ging aus der Kajüte, nachdem er zuvor die gewöhnliche Verbeugung gemacht, und den Fuß ſeines Monarchen mit Kopf und Händen berührt hatte. Der König hatte uns vorausgeſagt, daß dies geſchehen würde, und jezt erfuhren wir, daß Finau in ſeiner Gegenwart weder eſſen noch trinken durfte *).

Am folgenden Morgen um acht Uhr, lichteten wir die Anker, und ſegelten mit gelindem Nord-Oſtwinde nach Tongatabu, wobey uns vierzehn oder funfzehn ſegelnde Fahrzeuge begleiteten, die den Inſula-

---

*) Die Einwohner der Karolinen-Inſeln bezeigen ebenfalls die tiefſte Ehrerbietung gegen ihre Oberhäupter oder Tamolen. S. Lettres Edifiantes, Tom. XV. p. 312. etc. Anmerk. der Urſchrift.

nern gehörten, und alle ſchneller als wir ſegelten. Finau wollte anfangs an Bord der Reſolution bleiben, bedachte ſich aber eines andern, und ging in ſein Canot, doch ließ er uns zwey Lootſen zurück, die uns auf den beſten Ankerplatz bringen ſollten. Wir ſteuerten nach dem Compaß ſüdweſt *).

Um fünf Uhr Nachmittags erblickten wir oſtwärts, in einer Entfernung von vier Seemeilen, zwey kleine Inſelchen. Unſere Lootſen nannten die eine Hunga Hapai und die andere Hunga Tonga, und ſagten uns, auf jener hielten ſich nur fünf Menſchen auf, und dieſe ſey gänzlich unbewohnt, auf beyden aber gäbe es eine Menge von allerhand Seevögeln. Sie liegen in 20° 36′ ſüdlicher Breite, zehn bis eilf Seemeilen weit von der Weſtſpitze von Anamoka.

Wir ſteuerten bis gegen zwey Uhr des folgenden Morgens in derſelben Richtung fort, als wir etliche Lichter vor uns erblickten; da wir nicht wußten ob ſie auf dem Lande oder auf den vor uns ſchiffenden Canots befindlich waren; ſo legten wir uns an den Wind, und kreuzten ab und zu bis der Tag anbrach. Nunmehr ſetzten wir unſern Lauf nach Süd zum Weſten fort, und ſahen bald darauf etliche kleine Inſelchen vor uns, und E-u-a (E-uwa) nebſt Tongatabu hinter denſelben liegen. Das Senkbley gab in dieſer Gegend eine Tiefe von fünf und zwanzig Faden auf zerbrochenem Korall- und Sandgrunde an. Jemehr wir uns den

---

*) Das iſt, ſo wie der Compaß die Richtungen angiebt, die Abweichung der Magnetnadel nicht gerechnet. G. F.

gedachten Inſelchen längs der Nord-Oſtſeite von Tongatabu näherten, deſto mehr verminderte ſich allmählig die Tiefe. Unſere Lootſen ließen uns gerade zu nach der Mitte von Tongatabu ſteuern, wo die weiteſte Oefnung zwiſchen zweyen Inſelchen war, zwiſchen denen wir durchſchiffen mußten. Wir ſchickten unſere Boote voraus, um die Tiefe zu erforſchen; allein unvermerkt geriethen wir auf eine große flache Bank, wo, in verſchiedener Tiefe, unzähliche Korallklippen unter dem Waſſer lagen. Alle unſere Behutſamkeit und Wachſamkeit konnte es nicht verhindern, daß das Schiff einen dieſer Felſen berührte, und der Discovery ging es nicht viel beſſer, ob ſie gleich hinter uns her ſegelte. Zum Glück blieben die Schiffe nicht feſtſitzen, und wurden auch nicht im mindeſten beſchädigt. Zurückgehen zu wollen, würde in unſerer Lage die Gefahr nur vergrößert haben, denn wir waren vor dem Winde in dieſen Kanal hineingegangen. Die Anker fallen zu laſſen war eben ſo unnütz, indem wir voraus ſahen, daß die Taue augenblicklich von den Korallenklippen zerſchnitten ſeyn würden. Es blieb alſo nichts übrig als vorwärts zu gehen, zumal da man uns verſicherte, und wir auch bereits ſehen konnten, daß zwiſchen uns und dem Ufer das Waſſer tiefer wäre. Damit wir indeſſen genauere Unterſuchungen anſtellen könnten, gingen wir, ſobald wir einen Platz fanden, der frey von Klippen war, vor Anker, und ſchickten unſere Lootſen aus, das Senkbley zu werfen.

Wir hatten ungefähr um Mittag geankert, und gleich darauf beſuchten uns die Einwohner von Tongatabu in ihren Kähnen. Auch dieſe verſicherten uns, wie vorher die beyden einheimiſchen Lootſen, daß wir weiter hin tieferes Waſſer und reinen Grund antreffen würden. Sie hatten Recht, denn gegen vier Uhr machten die Boote das Signal, daß ſie einen guten Ankerplatz gefunden hätten. Wir lichteten, ſegelten bis es finſter wurde, und ließen dann in einer Tiefe von neun Faden auf feinem reinen Sandboden die Anker fallen.

Die Nacht über hatten wir einige Regenſchauer, allein gegen Morgen ſetzte ſich der Wind nach Süden und Süd-Oſten um, und brachte uns heiteres Wetter. Bey Tagesanbruch gingen wir wieder unter Segel, und lavirten nun, um uns dem Ufer mehr zu nähern. Hier fanden wir keine andere Hinderniſſe, als ſolche die in die Augen fielen und leicht zu vermeiden waren. Wir lavirten nach dem Hafen zu, den uns die Eingebohrnen angewieſen hatten, indeß der König in ſeinem Canot um unſere Schiffe ſegelte, die zugleich von einer Menge kleiner Canots umringt waren. Ueber zwey von dieſen, die dem Königlichen Fahrzeuge nicht geſchwind genug aus dem Wege kommen konnten, fuhr der König ſo unbekümmert hinweg, als ob es Holzſpäne wären. Es kamen viele von den hieſigen Einwohnern an Bord, unter andern auch Attaha (*Otago*) der mir bey meinem vorigen Aufenthalt in Tongatabu ſo viele Dienſte geleiſtet, und ein gewiſſer Tubau, der ſich damals gegen Capitain Fourneaux ſehr freundſchaftlich bezeigt hatte. Jeder brachte mir ein Schwein und etliche Yams, um den alten Bund zu erneuern, den ich durch angemeſſene Gegengeſchenke zu beſtätigen ſuchte.

Um drey Uhr Nachmittags erreichten wir endlich unſern beſtimmten Ankerplatz, der in der That ſehr bequem und ſicher liegt, indem ihn gegen Süd-Oſt das Ufer von Tongatabu, und gegen Oſten und Nord-Oſten ein Paar kleine Inſelchen bilden. Hier warfen wir in zehn Faden Tiefe die Anker, auf einem Boden von ſchlammigem Sande, etwa nur ein Drittel einer Engliſchen Meile weit vom Lande.

Funf

Funfzehntes Hauptſtück.

Freundſchaftliche Aufnahme in **Tongatabu.** Austheilung eines gebratenen Schweins und des Kawa-Tranks an **Paulaho's** Gefolge. Errichtung der Sternwarte. Beſchreibung des Dorfs, wo die Vornehmen wohnen, und der umliegenden Gegend. Zuſammenkunft mit **Mariwagi**, und mit **Tubau**, des Königs Sohn. **Mariwagi** giebt ein großes Feſt, **Häwa** genannt, welches aus Liedern und Tänzen beſteht. Wir erwiedern es mit einem Feuerwerk. Beſchreibung der hieſigen Art zu ringen, und zu baxen. Austheilung unſeres Viehes. Diebſtähle der Inſulaner. **Paulaho** und andere Vornehme werden deshalb in Verhaft genommen. **Paulaho's** Geſchenke und ſein Tanzfeſt (**Häwa**).

Sobald wir geankert und zu Mittag geſpeiſt hatten, begab ich mich nebſt **Omai** und einigen Officieren an Land. Der König erwartete uns ſchon am Strande, und führte uns in ein kleines nettes Haus, welches etwas im Gebüſch, auf einem ſchönen offenen Platze lag. Dieſes Haus, ſagte er, ſteht Euch während Eures Aufenthalts zu Dienſten. Eine ſchönere Lage hätten wir nicht wählen können.

Wir waren noch nicht lange da, ſo formirte ſich ſchon ein ziemlich großer Kreis von Inſulanern, die ſich auf dem Platze niederſetzten, und nunmehr ward eine Wurzel der Kawa-Pflanze, (*Piper methyſticum*) hereingebracht und vor dem Könige niedergelegt. Er ließ ſie zerſtücken, und unter mehrere Perſonen beyderley Geſchlechts austheilen, die ſich ſogleich daran machten ſie zu käuen, und aus dem gekäueten Brey eine Schaale des hieſigen Lieblingstranks zu bereiten. Mittlerweile brachte man ein gebratenes Schwein und zwey Körbe voll gebratener Yamswurzeln, die in zehn Portionen getheilt, und ſodann an eben ſo viele Perſonen zur weitern Ausſpendung übergeben wurden. Wie viele Menſchen an einer Portion Antheil haben ſollten, konnte ich nicht beſtimmen. Eine davon empfing der Bruder des Königs, und eine wurde nicht weggegeben, ſondern vermuthlich, als das Auserleſenſte, für den König aufgehoben. Hierauf fredenzte man den Trank, ohne deshalb von Paulaho beſondern Befehl zu erhalten. Der erſte Becher wurde ihm gereicht, aber er ließ ihn jemand geben der neben ihm ſaß. Der zweyte ward ihm ebenfalls gebracht, und dieſen behielt er für ſich. Den dritten bekam ich, allein die Art der Zubereitung hatte mir den Durſt gelöſcht, ich überließ ihn alſo dem Omai. Der übrige Trank ward, nach Anweiſung eines Menſchen der dabey beſchäftigt war, an verſchiedne Perſonen ausgetheilt. Einen Becher bekam der Bruder des Königs, der ihn nebſt ſeiner Portion vom Schweine und von den Wurzeln mit ſich nahm, und davon ging. Einige andere machten es mit ihren Portionen eben ſo, weil ſie, wie man uns ſagte, in des Königs Gegenwart nicht eſſen und trinken durften. Gleichwohl thaten andere dieſes beydes, und zwar Perſonen von weit geringerem Range, ſowohl männlichen als weiblichen Geſchlechtes. Kurz darauf gingen ſie faſt alle davon, und nahmen das mit, was ſie von ihrer Portion noch nicht verzehrt hatten. Es war aber kaum der vierte Theil der Anweſenden geſpeißt worden, die alſo vermuthlich den Hofſtaat des Königs ausmachten, oder zu ſeinem Haushalt gehörten. Die Bedienten, die das Fleiſch und den Kawa austheilten, überreichten beydes, ſowohl dem Könige als jeder andern Perſon, ſitzend. Es verdient auch angemerkt zu werden, daß ungeachtet dies unſere erſte Landung war, und eine große Anzahl der Anweſenden uns nie zuvor geſehen hatte, dennoch keiner die geringſte Zudringlichkeit äußerte, ſondern daß in der ganzen Verſammlung die vollkommenſte Ordnung herrſchte.

Ehe ich wieder an Bord zurückkehrte, ſuchte ich einen Waſſerplatz auf, und fand etliche Teiche oder vielmehr Löcher, die ſogenanntes friſches Waſſer enthielten. In dem einen war es erträglich, nur in allzugeringer Quantität und von dem Strande zu weit entlegen. Die Inſulaner die mich hieher geführt hatten, ſagten mir, daß ich auf der kleinen Inſel Pangimodu, dicht bey den Schiffen, beſſeres Waſſer antreffen würde. Ich begab mich alſo am folgenden Morgen dahin, und fand hier glücklicher Weiſe einen kleinen Teich voll ſüßeren Waſſers, als ich bisher je auf den hieſigen Inſelgruppen gekoſtet hatte. Nachdem ich zuvörderſt den Teich von dem vielen Unrath der darin befindlich war, hatte reinigen laſſen, ward für beyde Schiffe Waſſer daraus gefüllt.

In der Abſicht, mich eine Zeitlang in Tongatabu aufzuhalten, ließ ich dieſen Vormittag, dicht an dem Hauſe welches uns Paulaho eingeräumt hatte, unſer Zelt aufſchlagen. Nachher ſchickte ich einen Officier nebſt einer Soldatenwache dahin, und ließ die Pferde, das Rindvieh und die Schaafe ans Land bringen. In einer kleinen Entfernung vom Zelte errichteten wir die Sternwarte, und Herr King blieb am Lande, theils um die Beobachtungen mit anſtellen zu helfen, theils unſere verſchiedenen Verrichtungen daſelbſt zu dirigiren. Es mußten nehmlich dort die Segel ausgebeſſert werden, eine Parthey Mannſchaft mußte Brennholz und Planken für die Schiffe ſchneiden, und die Conſtabler beyder Schiffe hatten den Auftrag mit den Einwohnern zu handeln, die ſich von allen Seiten und aus allen Gegenden der Inſel mit Schweinen, Yams, Kokosnüſſen, und andern Landesprodukten hinzudrängten. Unſer Poſten am Lande ſahe gar bald einem Jahrmarkt ähnlich, und auf den Schiffen hatten wir ſo zahlreichen Beſuch, daß man ſich dort vor ſo vielen Gäſten nicht zu laſſen wußte.

Finau wählte ſeinen Aufenthalt in unſerer Nachbarſchaft. War er gleich nicht mehr der Mann der alles anordnen konnte, ſo blieb er doch ein Befehlshaber vom größten Anſehen, der uns täglich Beweiſe ſeines Reichthums und ſeiner Freygebigkeit gab. Der König hatte für uns nicht weniger Aufmerkſamkeit, und ſelten ging ein Tag vorbey, woran wir nicht irgend ein anſehnliches Geſchenk von ihm erhielten. Wir erfuhren auch, daß ſich noch andre vornehme Perſonen auf der Inſel befänden, die wir noch nicht geſehen hatten.

Attaha und Tubau nannten insbeſondere den Mariwagi (*Mareewagee**) als einen Mann von der größten Wichtigkeit, der hoch in Ehren gehalten würde, ja ſogar, falls Omai nicht unrecht verſtand, noch über den Paulaho wäre, deſſen Verwandter er ſeyn ſollte. Es ſey ein alter Mann, der eingezogen lebe, mithin uns nicht beſuchen würde. Einige Inſulaner gaben uns ſogar zu verſtehen, er wäre ein allzu großer Mann um uns dieſe Ehre anzuthun. Durch dieſe Nachrichten ward meine Neugier gereizt; ich ſagte daher noch an dieſem Tage dem Könige, daß ich dem Mariwagi aufzuwarten wünſchte, und er verſprach ſogleich, mich am folgenden Morgen dahin zu begleiten.

Wir fuhren ziemlich früh in meinem Boote ab, und Capitain Clerke folgte uns in dem ſeinigen. Nachdem wir oſtwärts die kleinen Inſelchen welche den Hafen bilden umſchifft hatten, ſteuerten wir ſüdwärts in eine geräumige Bay, oder eine Art von Bucht, in die wir ungefähr eine Seemeile hinein ruderten ehe wir an Land ſtiegen. Am Landungsorte empfingen uns eine Menge Inſulaner mit einem lauten Geſchrey, das unſerm engliſchen Huzza! ähnlich war. Sie machten unverzüglich Platz für Paulaho, der mit uns in eine kleine Verzäunung trat, und ſtatt des Zeugs, worin er gekleidet war, ein neues, zierlich gefaltetes Stück anlegte, welches ein junger Menſch zu dieſem Ende mitgebracht hatte. Beym Ankleiden half ihm eine alte Frau, und legte ihm über den Zeug noch eine Matte an, vielleicht damit jener im Niederſetzen nicht beſchmutzt werden möchte. Wir fragten jezt, wo **Mariwagi** wäre? und erſtaunten nicht wenig, als wir zur Antwort erhielten, er ſey kurz vor unſerer Ankunft nach den Schiffen abgegangen. Der König lud uns ein, ihn nach einem Malai (Malaee) oder öffentlichen Verſammlungshauſe zu begleiten, welches ungefähr eine halbe Meile weiter landwärts ſtand. Als wir einen großen offenen Platz vor dieſem Gebäude erreicht hatten, ließ ſich **Paulaho** mitten im Fußpfade nieder, und ſagte uns, wir möchten uns nach jenem Hauſe begeben. Wir gingen alſo hin, und ſetzten uns vor demſelben nieder, indeß der Schwarm der Inſulaner den ganzen Platz anfüllte. Nachdem wir eine Weile ausgeruhet hatten, mußte **Omai** nochmals fragen, ob wir den **Mariwagi** ſehen würden? Allein es war nicht möglich darüber Auskunft zu bekommen; vielmehr ſchien es, als ob man uns den alten Befehlshaber gefliſſentlich verheelte. Wir gingen daher ſehr mißvergnügt nach unſern Booten zurück, und hörten bey unſerer Rückkehr, daß ſich **Mariwagi** in der Gegend wo die Schiffe lagen, nicht hatte ſehen laſſen. In der Folge ſahen wir ein, daß bey der ganzen Sache ein grober Irrthum zum Grunde liegen mußte, entweder weil **Omai** eine unrichtige Nachricht erhalten, oder weil er, noch wahrſcheinlicher, dasjenige misverſtanden hatte, was man ihm in Betreff des vornehmen Mannes, dem unſer Beſuch zugedacht war, erzählt hatte.

---

*) Daß das g hier wider die grammatikaliſche Regel, hart, wie unſer g und nicht wie dſch ausgeſprochen werden müſſe, urtheile ich daraus, daß Ellis denſelben Namen Malla-wagga ſchreibt, wo die weiche Ausſprache von ſelbſt wegfällt. G. F.

Der Ort, den wir jezt in Augenſchein genommen hatten, war ein reizend gelegenes Dorf am Ufer der gedachten Bucht. Hier wohnten faſt alle Oberhäupter der ganzen Inſel, und jeder hatte ſein Haus mitten in einem Gärtchen, mit kleineren Wohnungen und Hütten für ſeine Bediente. Die Pflanzungen ſind rundum ſehr zierlich umzäunt, und haben mehrentheils nur Eine Thüre, welche von innen zu durch einen hölzernen Riegel verſchloſſen wird, ſo daß man anklopfen muß, ehe man eingelaſſen wird. Jede Pflanzung iſt von der andern durch öffentliche Landſtraßen, oder auch durch enge Gaſſen getrennt; folglich kann ſich niemand des andern Eigenthum anmaßen. In einigen Pflanzungen fanden wir einen beträchtlichen Theil des umzäunten Landes mit grünem Raſen ausgelegt, und mit Pflanzen bedeckt, die mehr zum Zierrath als zum Nutzen da zu ſtehen ſchienen; in keiner fehlte aber die Pfefferſtaude oder der **Kawa**, deſſen ſie ſich zur Bereitung ihres beliebten Tranks bedienen. Es gab indeſſen auch andere Pflanzungen, wo die eßbaren Gewächſe vorzüglich angebaut wurden; allein dieſe waren, wie ich wohl merkte, nicht zum Aufenthalt der Vornehmen vom erſten Range beſtimmt. Neben den Landſtraßen ſieht man hin und wieder große Häuſer, mit einem ſchönen geräumigen Raſenplatz umgeben, und ohne Verzäunung. Dieſe gehörten, wie man mir erzählte, dem Könige, und ſind vermuthlich Orte, wo man öffentliche Volksverſammlungen hält.

Am folgenden Mittag kam Mariwagi, von dem wir ſo vieles gehört hatten, in der Nachbarſchaft unſeres Poſten am Ufer an, und mit ihm eine große

Menge Menſchen aus allen Klaſſen. Man benachrichtigte mich, daß er ſich dieſe Mühe genommen, damit ich Gelegenheit haben möchte, ihn zu beſuchen. Wahrſcheinlicherweiſe hatte er gehört, daß ich Tages zuvor wegen meiner vergeblichen Reiſe meine Unzufriedenheit deutlich zu erkennen gegeben hatte. Nachmittags ging ich nebſt **Finau** in Begleitung einiger Officiere an Land. Unweit dem Strande, etwas rechter Hand von unſerm Zelte, fanden wir unter einem groſſen Baume jemand ſitzen, vor dem ein Stück Zeug wenigſtens vierzig Ellen lang ausgebreitet lag, um welches eine große Anzahl Perſonen beyderley Geſchlechts ſich niedergelaſſen hatte. Natürlicherweiſe glaubten wir, dieß ſey der große Mann, den wir ſuchten; allein **Finau** benahm uns dieſen Irrthum, und führte uns etwas weiter rechts zu einem andern, der auf einer Matte ſaß. Dies war **Mariwagi**, bey dem er uns aufführte, der uns auch ſehr freundſchaftlich empfing und zum Sitzen nöthigte. Der andere Befehlshaber unter dem Baume, uns gegenüber, war **Tubau**, den ich künftig zum Unterſchied von dem Freunde des Capitain **Furneaux**, der denſelben Namen führte, den alten **Tubau** nennen werde. Sowohl dieſer Mann, als **Mariwagi**, hatten ein ehrwürdiges Anſehen. Der letztere iſt ein hagerer Mann, der nach ſeinem Aeuſſerlichen zu urtheilen, weit über ſechzig Jahr alt ſeyn muß; **Tubau** iſt nicht ſo alt, aber wohlbeleibt, und hat eine Augenkrankheit, an welcher er beynahe erblindet.

Da ich nur einen Befehlshaber vermuthet hatte, ſo war mein Geſchenk auch nur auf Einen eingerichtet;

zum Glücke war es aber anſehnlich genug, daß wir es theilen konnten, womit auch beyde ſehr zufrieden ſchienen. Hernach ließen wir, um ſie zu unterhalten, unſere Waldhörner eine Stunde lang blaſen, und die Trommel rühren. Am meiſten gefiel ihnen aber der Knall einer kleinen Piſtole, die Capitain Clerke in der Taſche mitgebracht hatte. Ehe ich wegging, rollte man das große Stück Zeug zuſammen und ſchenkte es mir nebſt etlichen Kokosnüſſen.

Am folgenden Morgen beſuchte der alte Tubau ſowohl mein Schiff, als die Discovery, und gab uns Gelegenheit, was an unſerm geſtrigen Geſchenke fehlen mochte, annoch nachzuhohlen. Während der Zeit beſuchte Mariwagi unſere Leute am Lande, und Herr King zeigte ihm alles, was wir dort hatten. Das Vieh ſchien er gar ſehr zu bewundern, und auch die große Holzſäge beſchäftigte eine Zeitlang ſeine Aufmerkſamkeit.

Gegen Mittag kam Paulaho von dem Orte zurück, wo wir ihn Tages zuvor gelaſſen hatten, und brachte ſeinen Sohn, einen Knaben von zwölf Jahren mit. Er ſpeiſte mit mir, allein ſein Sohn durfte ſich nicht mit an Tafel ſetzen. In dieſem Betracht war der König ein ſehr bequemer Gaſt, indem ſeine Gegenwart bey Tiſche alle übrigen Inſulaner ausſchloß, ja ſogar die wenigſten dieſe Zeit über in der Kajüte blieben. Traf es ſich hingegen, daß weder der König noch Finou an Bord ſpeiſten, ſo drängten ſich die geringeren Befehlshaber zu unſerm Tiſch, oder wenigſtens in die Kajüte, und waren uns ſo überläſtig, daß wir unſeres Eſſens nicht froh wurden. Der König gewöhnte ſich ſehr bald an unſere Kochkunſt; doch war vermuthlich das Getränk, welches wir ihm vorſetzten, der eigentliche Bewegungsgrund, weshalb er ſo oft bey uns ſpeiſte. Unſer Wein gefiel ihm ſo ſehr, daß er ſeine Flaſche trotz dem Beſten leeren, und fröhlich daben werden konnte. Er wählte jezt das Haus oder Malai neben unſerm Zelte zu ſeinem Aufenthalt, und gab unſern Leuten noch an dieſem Abend einen Tanz anzuſehen, worin er zu unſerm Erſtaunen, ſeiner ungeheuren Dicke ungeachtet, mit den übrigen Tänzern zu wetteifern ſchien.

Am 15ten erhielt ich früh die Botſchaft von dem alten Tubau, daß er mich am Lande zu ſehen wünſchte; ich ging alſo mit Omai zu ihm hin. Er ſaß wie ein alter Patriarch im Schatten eines Baumes, und vor ihm lag ein großes Stück Zeug, von inländiſcher Manufaktur, ganz ausgebreitet, um welches eine Anzahl ehrbarer Leute ſaß. Wir mußten uns neben ihn ſetzen, worauf er Omai beſchied, daß das Zeug, nebſt einem Schmuck von rothen Federn, und etwa ein Dutzend Kokosnüſſe mir zum Geſchenk beſtimmt wären. Ich dankte ihm dafür und lud ihn ein mit mir an Bord zu kommen, weil ich nichts für ihn mitgebracht hatte.

Omai ging jezt fort, indem Paulaho nach ihm geſchickt hatte; und bald hernach kam Finau und ſagte mir, daß der junge Futtafáhi, Paulaho's Sohn mich zu ſprechen wünſchte. Ich folgte dieſem Wink, und fand den Prinzen mit Omai unter einem großen Baldachin von ſeinem Zeuge ſitzen. Unter und zum Theil vor ihnen, lag ein Stück von der gröberen Gattung, welches ſechs und ſiebzig Yards*) lang, und achtehalb breit war, und an deſſen einer Seite ſich ein groſſer alter Eber, an der andern aber ein Haufen Kokosnüſſe befanden. Um das Tuch ſaß eine Menge Menſchen, unter andern auch **Mariwagi** und andere Perſonen vom erſten Range. Ich erhielt meine Stelle neben dem Prinzen, und **Omai** wiederhohlte mir folgenden Auftrag vom Könige: da ich ſein Freund wäre, ſo hoffe er, ich werde ſeinen Sohn in unſer Bündniß mit einſchließen, und zum Zeichen meiner Einwilligung ſein Geſchenk annehmen. Ich hatte natürlicherweiſe nichts dawider einzuwenden, und weil es eben Zeit zum Mittagseſſen war, lud ich die ganze Geſellſchaft zu mir an Bord. Es begleitete mich alſo der junge Prinz, **Mariwagi**, der alte **Tubau**, drey oder vier geringere Befehlshaber, und ein paar ehrwürdige alte Damen vom erſten Range. **Mariwagi** hatte ein neues Kleid an, welches rund um mit ſechs ziemlich groſſen Stücken von dem mit rothen Federn beſetzten Zeuge verziert war, und es ſchien, als ob dieſe Kleidung abſichtlich für dieſen Beſuch gemacht worden wäre, denn kaum befand ſich der alte Befehlshaber an Bord, ſo zog er ſie aus, und ſchenkte ſie mir, weil er wiſſen konnte, daß ſie mir wegen der Federn lieb ſeyn würde. Meine ſämmtlichen Gäſte erhielten nun auch Geſchenke von mir, womit ſie ſehr zufrieden waren. Wie aber zur Tafel gegangen wurde, wollte keiner von ihnen ſich niederlaſſen, oder nur einen

---

*) Eine Yard, oder engliſcher Stab hat drey Fuß engliſch.

Biſſen anrühren. Ich gab ihnen meine Verwunderung darüber zu erkennen; allein ſie ſagten alle, ſie wären Tabu, ein Ausdruck der von ziemlich unbeſtimmter Deutung iſt, aber überhaupt ſagen will, eine Sache ſey verboten. Die Urſache, weswegen ſie ſich gerade jezt unter dem Verbot befanden, konnte man mir nicht erklären. Nach dem Eſſen ſuchte ich ihre Neugier dadurch zu befriedigen, daß ich ihnen alle Theile des Schiffes zeigte, und als ich damit fertig war, führte ich ſie an Land zurück. Sobald das Boot den Strand berührte, ſtiegen Finau und einige andre heraus; der junge Futtafähi folgte ihnen, ward aber von Mariwagi zurückgerufen, der ihm jezt als dem Thronerben, dieſelbe Verehrung erzeigte, die ſeinem Vater erwieſen ward. Nachdem auch der alte Tubau, und eine von den alten Damen ihm auf dieſelbe Art ihren Reſpekt bezeigt hatten, ließ man ihn ans Land gehen; die alten Leute ſtiegen aber unmittelbar aus meinem Boote in ein Canot, welches in Bereitſchaft lag, um ſie nach Hauſe zu führen.

Es war mir lieb, daß ich bey dieſer Gelegenheit einen ſo augenſcheinlichen Beweis von Paulaho's und ſeines Sohnes Oberherrſchaft über die andern vornehmen Befehlshaber geſehen hatte. Ich hatte auch bereits über die Verhältniſſe dieſer hohen Herrſchaften gegeneinander einige nähere und zuverläſſigere Nachrichten geſammlet. Ich wußte z. B. daß der alte Tubau und Mariwagi Brüder wären. Beyde hatten anſehnliche Beſitzungen, und ſtanden bey dem Volke im größten Anſehen; insbeſondere pflegte man durchgehends dem lezteren den ehrenvollen Beynamen

Motua-Tonga d. i. Vater von Tonga, oder ſeines Vaterlandes, beyzulegen. Seine Verwandſchaft mit dem Könige war uns ebenfalls bekannt; er war nämlich ſein Schwiegervater, und mit ſeiner Tochter hatte Paulaho dieſen Prinzen erzeugt, der folglich Mariwagi's Enkel war. Wer Finau wäre, wußten wir lange nicht ins Reine zu bringen, nachdem wir durch Paulaho's Erſcheinung erfahren hatten, daß er nicht der König dieſer Inſeln ſeyn könnte; jezt zeigte ſich's, daß er und Tubueitoa, Mariwagi's Söhne waren.

Ich ging an Land, und fand den König in dem Hauſe neben unſerem Gezelt, bey unſern Leuten. Als ich bey ihm eintrat, ſchenkte er mir ſogleich ein großes Schwein und eine Menge Yamswurzeln. Wie es anfing dunkel zu werden, kamen eine Anzahl Mannsperſonen, ſetzten ſich in einen runden Haufen zuſammen und fingen an zu ſingen. Sie ſtießen dabey drey lange und zwey kurze Bamburöhre, die, mitten in dieſer Gruppe, aufrecht gehalten wurden, mit dem einen Ende gegen den Boden, welches ungefähr wie eine Trommel klang. Noch ein paar andere Bamburöhre lagen an der Erde, neben einander, und eines davon war geſpalten oder zerſplittert; auf dieſes ſchlug einer von ihnen beſtändig mit ein Paar kleinen Stäbchen. Sie ſangen drey Lieder eh ich wegging, und ſetzten auch nachher dieſen Zeitvertreib bis gegen zehn Uhr fort. Statt der Lichter brannten ſie die Blätter des Hwarrabaums oder Pandangs, als das einzige, was ich je bey ihnen zu dieſem Gebrauch geſehen habe.

Indeß mir der Tag im Umgang mit dieſen vornehmen Herrſchaften verfloß, that Herr Anderſon nebſt einigen andern eine kleine Reiſe ins Land, von welcher er mir folgende Bemerkungen mittheilte. „Weſtwärts von dem Orte, wo wir unſer Zelt aufgeſchlagen hatten, iſt das Land beynahe zwey engliſche Meilen weit gänzlich unbebaut, jedoch mit wildwachſenden Bäumen und Gebüſchen bedeckt, die im ſtärkſten Wachsthum ſtehen. Weiter hin findet man eine ziemlich groſſe Ebene, mit etlichen Kokosbäumen, und wenigen, dem Anſchein nach, erſt kürzlich eingerichteten kleinen Pflanzungen, vermuthlich den erſten, die je auf dieſem Boden angelegt worden ſind. Unweit der Bucht, die man weſtwärts von dem Gezelt antrift, iſt das Land ganz platt, und wird zum Theil bey jeder Fluth von der See überſchwemmt. Während der Ebbe ſieht man, daß die ganze Oberfläche aus Korallfelſen beſteht, deſſen zerſtreute Löcher mit einem gelblichen Schlamme angefüllt ſind. Am Rande derſelben, wo der Schlamm etwas feſter iſt, bemerkt man unzählige kleine Oefnungen, aus denen ganze Schaaren von kleinen Krabben, von zwey oder dreyerley Gattungen herauskommen, und dann überall, wie Fliegen auf einem verweſenden Körper, auf der ganzen Oberfläche umherſchwärmen. Sie ſind aber ſo äuſſerſt hurtig, daß ſie in dem Augenblick da man ſich ihnen nähert, verſchwinden, und ſelbſt der Behendigkeit der Inſulaner, wenn ſie ſolche haſchen wollen, entgehen.

In dieſer Gegend ſteht auch ein Werk der Kunſt, welches zur Genüge beweiſet, daß es den hieſigen Einwohnern weder an Erfindungskraft noch an Beharrlichkeit fehlt, um etwas Groſſes auszuführen. Es iſt gleichſam ein Steindamm, der an einem Ende ganz ſchmal anfängt, allmälig breiter wird, und unvermerkt zu einer

Höhe von zehn Fuß hinanſteigt. An dieſer Stelle iſt er zugleich fünf Schritte breit, und ſeine ganze Länge beträgt vier und ſiebzig Schritte. An ihn ſchließt ſich eine Art von Circus an, der im Durchſchnitt etwa dreyßig Schritte hat, und höchſtens ein paar Schuh höher als der daran ſtoßende Damm iſt. Mitten in demſelben ſtehen einige Bäume gepflanzt. An der entgegen geſetzten Seite geht ein ähnlicher Damm abwärts, der aber nur vierzig Schritte lang und zum Theil verfallen iſt. Dieſer ganze Bau iſt von großen Korallſtücken aufgeführt, deren Oberfläche mit Erde bedeckt iſt, worauf überall kleine Bäume und Geſträuche wachſen. Die verſchiedenen baufälligen Stellen ſcheinen kein geringes Alter zu beweiſen. Was auch ehedem der Nutzen dieſes Gebäudes geweſen ſeyn mag, ſo iſt es doch gegenwärtig ganz unbrauchbar, und von den Inſulanern erhielten wir weiter keine Nachricht, als daß es dem Könige gehöre, und **Etſchih** (Etchee) genannt werde.„

Am 16ten des Morgens beſuchte ich unſere verſchiedenen am Lande arbeitenden Partheyen, und ging dann mit Herrn Gore ſpatzieren. Diesmal bemerkten wir nichts beſonderes, ausgenommen das ganze Verfahren der Eingebohrnen bey der Verfertigung ihrer Zeuge. Wie man dabey in Otaheiti zu Werke geht, habe ich auf meiner erſten Reiſe umſtändlich beſchrieben; *) weil indeß die hieſige Methode in mehreren Stücken davon abweicht, ſo dürfte folgendes noch nachzuhohlen ſeyn.

Die Arbeiterinnen (denn nur das Frauenzimmer beſchäftigt ſich mit der Zeugmanufaktur) nehmen junge

---

*) S. Hawkesworths Sammlung.

Stängel oder Schoſſen des Papiermaulbeerbaums, den ſie zu dieſem Ende anbauen, und ſelten höher als ſechs oder ſieben Schuh, und nie dicker als vier Finger breit, ziehen. Sie ſtreiſen die Rinde von den jungen Stämmen ab, und kratzen die äuſſere Borke mit einer Miesmuſchel weg. Hierauf rollen ſie die Rinde ſo, daß ſie ihre vorige Rundung, womit ſie den Stamm einſchloß, verliert, und weichen ſie eine Nacht in Waſſer. Dann wird ſie auf einen vierkantig behauenen kleinen Balken gelegt, und mit einem hölzernen viereckten Inſtrumente geklopft, welches einen Schuh lang und entweder auf allen vier Seiten mit groben Furchen oder Hohlkehlen verſehen, oder auch ganz glatt iſt. Je nachdem die Rinde groß iſt, wird daraus in kurzer Zeit ein größeres oder kleineres Stück Zeug gemacht; allein dieſe Operation wird nochmals durch eine zweyte Arbeiterin wiederhohlt, oder man faltet auch das Stück Zeug etlimal zuſammen, und klopft es dann von neuem, um das Gewebe recht feſt zu machen. Sobald dies geſchehen iſt, breitet man die Stücke zum trocknen aus, die gemeiniglich vier, ſechs, auch mehrere Schuh lang, und halb ſo breit ſind. Nachher übergiebt man ſie einer andern Perſon, welche die Stücke aneinander leimt, indem ſie den klebrigen Saft einer Beere, Namens Tou (Tooo **) darauf ſtreichet. Das ſo verlängerte Stück wird über ein großes Stück Holz gelegt, nachdem man zuvor ein Gewebe von ziemlich dichten Faſern, als einen Druckſtock untergelegt hat. Nunmehr nimmt man einen Lappen von Zeug, taucht ihn in den ausgedruckten Saft des Baums, der hier zu Lande Kokka heißt, und reibt damit den neuen Zeug mit vieler Behendigkeit. Davon bekommt er zugleich eine ſchmutzig braune Farbe und einen Glanz auf der ganzen Oberfläche, indeß der Druckſtock einen gelinden Eindruck zurückläßt, der ſo viel ich weiß nur dazu dient, die verſchiedenen zuſammengeleimten Stücken etwas feſter zu verbinden. So fähret man fort die Stücke zu vereinigen und zu färben, bis man die verlangte Länge und Breite hat. An den Seiten bleibt mehrentheils ein Fuß breiter Rand, und an den Enden ein noch breiterer, ungefärbt. An Stellen wo der Zeug zu dünne iſt, oder Löcher hat, leimt man Abſchnitzel auf, um ihn überall gleich ſtark zu machen. Zu einer ſchwarzen Farbe braucht man den Ruß von einer verbrannten öligten Nuß, die Duidui *) genannt, und, nach Maasgabe der verſchiedenen Schattirungen die man hervorzubringen gedenkt, mit mehr oder weniger Kokkaſaft vermiſcht wird. Die Inſulaner behaupten, daß der ſchwarze Zeug, der gewöhnlich am ſtärkſten glaſſirt iſt, eine kühle, der andere hingegen eine warme Kleidung abgebe. Um ſie recht dauerhaft zu machen, werden alle die kleinen Stücke, aus denen das Gewand beſteht, der Länge nach verbunden, ſo daß ſie ſchlechterdings nur in Einer Richtung reißen können.

---

*) Tooo kann eben ſowohl Tou als Tuo heißen; ſo unbeſtimmt iſt die Ausſprache der engliſchen Buchſtaben, wie unſere Seefahrer ſich derſelben bedienen. G. F.

Indem wir gegen den Strand zurückkehrten, begegnete uns Finau nebſt einem andern jungen Befehlshaber, und wir nahmen ſie zum Mittageſſen beyde mit an Bord. Als indeß aufgetragen ward, weigerten ſie ſich

---

*) Aleurites triloba. G. F.

die Speiſen anzurühren, weil ſie **Tawu Awai** wären.*) Nachdem ſie ſich aber näher erkundigt, und erfahren hatten, daß bey der Zubereitung eines Ferkens und der Yamswurzeln kein **Awai** (d. i. kein Waſſer) gebraucht worden wäre, ſo ſetzten ſich beyde zu uns und ließens ſich herzlich gut ſchmecken. Als wir ihnen ferner betheuert hatten, daß kein Waſſer im Weine wäre, tranken ſie auch davon. Es ſchien alſo, als ob ihnen jezt, unter irgend einem Vorwande, der Gebrauch des Waſſers unterſagt ſeyn müßte; oder war es ihnen vielleicht anſtößig, daß wir uns des Waſſers aus einem ihrer Badeplätze bedienten? Wenigſtens war dieſes nicht das einzigemal, daß wir Perſonen antrafen, die **Tabu Awai** waren, ohne daß wir je mit Gewißheit erfahren konnten, welche Bewandniß es damit habe.

Den folgenden Tag hatte **Mariwagi** zu einem großen **Háwa** oder Luſtbarkeit beſtimmt, wozu wir ſämmtlich eingeladen wurden. Vor der Hütte, nahe bey unſerm Poſten, wo ſich dieſer Befehlshaber einſtweilen aufhielt, hatte man einen großen Platz aufgeräumt, um das Schauſpiel daſelbſt zu geben. Schon in der Frühe kamen die Inſulaner in großen Haufen herangezogen, und jeder hatte auf der Schulter eine ſechs Schuh lange Stange, an deren obern Ende eine Yamswurzel hing. Die Stangen nebſt den Wurzeln wurden zu beyden Seiten des Platzes in zwey großen Haufen ſehr zierlich aufgethürmt, und mit allerley kleinen Fiſchen ausgeſchmückt. **Mariwagi** beſtimmte mir und Herrn Clerke dieſe Geſchenke, die uns in der That nicht weniger wegen des Holzes als wegen der Wurzeln willkommen waren. Die Fiſche hingegen gereichten blos zum Aufputz, denn ſie waren zum Theil einige Tage lang für dieſe Gelegenheit aufbewahrt, folglich ſchon in Fäulniß übergegangen, und alſo nicht zu genießen.

---

*) Tabu Awai, das Waſſer iſt verboten.

Da nun alles in Bereitſchaft war, wurde gegen eilf Uhr mit allerley Tänzen, hier zu Lande Mäh genannt, der Anfang gemacht. *) Das Orcheſter beſtand zuerſt aus einem Chor von ſiebzig Perſonen, die ſich niederſetzten. Mitten unter ihnen ſtanden drey Inſtrumente, die wir Trommeln nannten, ſo wenig ſie auch Trommeln ähnlich ſahen. Es ſind hölzerne Cylinder, oder Stücke von Bäumen, die ungefähr drey bis vier Fuß lang, und im Durchmeſſer noch einmal ſo dick als ein Mann von gewöhnlicher Statur, zum Theil auch unter dieſem Maaße ſeyn mochten. Das Inwendige iſt gänzlich ausgehölt, doch ſo daß die beyden Enden (oder Boden) unverſehrt bleiben. An dieſen Trommeln geht nehmlich, beynahe der ganzen Länge nach, eine Spalte hinunter, die etwa drey Zoll breit und die einzige Oefnung iſt, durch welche ſie ausgehölt werden, obgleich dies eine höchſt mühſame und ſchwere Arbeit ſeyn muß. Dieſes Inſtrument wird Naffa genannt, und die Inſulaner ſetzen ſich, wenn ſie es ſpielen wollen, vor der Spalte nieder,

---

*) In der Urſchrift wird angemerkt, daß man auch dieſe Beſchreibung der hieſigen Schauſpiele, aus Herrn Anderſons ausführlicheren Aufſätzen, in ſeinem Tagebuch, entlehnt habe.

und ſchlagen nachdrücklich mit ein paar runden Stecken drauf, die ungefähr einen Fuß lang ſind und die Dicke der Handwurzel haben. Der Ton, den ſie heraus bringen, iſt hart, aber laut und ſtark. Die Geſchwindigkeit ſowohl als die Stärke der Schläge iſt bey verſchiedenen Theilen der Tänze verſchieden; auch verändert man die Töne nach Belieben, je nachdem man entweder nach der Mitte oder nach dem Rande zu ſchlägt.

Der erſte Tanz beſtand aus vier Reihen von vier und zwanzig Mann, die in der Hand ein dünnes, leichtes, kleines, hölzernes Inſtrument hielten, welches einem kleinen länglichen Ruder nicht unähnlich und etwas über zwey Schuh lang war. Dieſes Inſtrument, welches ſie Paggi nennen, ſchwenkten ſie auf vielerley Art; ſie richteten es ſeitwärts gegen die Erde, indem ſie zugleich den ganzen Körper nach eben der Seite überbogen; wechſelten dann mit eben der Stellung nach der andern Seite hin; warfen es hierauf aus einer Hand in die andere, und ſchnellten es mit großer Geſchicklichkeit umher, einer Menge anderer Handgriffe nicht zu gedenken, die jedesmal mit übereinſtimmenden Bewegungen des Körpers begleitet wurden. Anfangs war der Tanz langſam, nahm aber an Geſchwindigkeit zu, ſo wie die Trommeln ſchneller geſchlagen wurden. Zu gleicher Zeit recitirten die Tänzer in einem ſingenden Ton kurze Sentenzen, worauf das Chor oder Orcheſter antwortete, endlich ſtimmten Chor und Tänzer ein Tutti an, und ſchloſſen mit einem Schrey.

Nachdem ſie ein Paar Minuten lang inne gehalten hatten, ging der Tanz von neuem an, und dauerte, mit kurzen Zwiſchenräumen oder Pauſen, über eine Viertelſtunde. Hierauf trennte ſich die letzte Reihe, und die beyden Hälften derſelben kamen langſam um jedes Ende hervor, begegneten ſich vor der Fronte, und bildeten ſo die erſte Reihe, indeß der ganze Haufe fortfuhr, kurze Sätze zu ſingen. Die anderen Reihen machten dann dieſelbe Evolution, bis die erſte die letzte geworden war, und dann noch bis ſie wieder ihren erſten Platz eingenommen hatten. Nunmehr folgte ein weit ſchnellerer Tanz, wiewohl er auch langſam anfing; er dauerte mit beſtändigem Geſang etwa zehn Minuten, bis ſich die Tänzer gleichſam in einen Kreis zuſammendrängten und hiemit den Tanz vollendeten. Die Trommeln wurden nunmehr weggetragen, und zu gleicher Zeit ging das Orcheſter davon.

Der zweyte Tanz, der hierauf folgte, hatte nur zwey Trommeln, und ein Singechor von vierzig Mann. Die Tänzer, oder eigentlicher, die Akteurs, ſtanden in zwey Reihen, in der erſten ſiebzehn, und in der zweyten funfzehn Perſonen. Sie tanzten und wiederholten ihre Ausrufungen, unter kurzen Pauſen, ungefähr eine halbe Stunde lang, mit ſo großer Präciſion, als ob ſie alle von Einem Geiſte belebt würden. Finau war an ihrer Spitze, mitten in der vorderſten Reihe, welches in dieſem Falle die Ehrenſtelle iſt. Gegen den Beſchluß trennte ſich die hinterſte Reihe und machte die Fronte aus, wie im vorigen Tanze, und nachdem die erſte Reihe wieder an ihrem Platze war, endigte ſich die ganze Uebung, die Trommeln wurden davon getragen, und das Singe-Chor begab ſich weg.

Hierauf brachte man wieder drey Trommeln hervor, deren jede wenigſtens zwey, bisweilen auch drey, Träger erforderte, und ſiebzig Perſonen ſetzten ſich als Chor zum dritten Tanze hin. Die Tänzer ſtanden in zwey Reihen, jede von ſechzehn Mann, mit dem jungen Tubau an ihrer Spitze, der mit einem koſtbaren, mit rothen Federn beſetzten Kleide geſchmückt war. Sie tanzten, ſangen, und ſchnellten das Paggi wie die vorigen, doch im Ganzen ungleich geſchwinder, und machten ihre Sachen ſo gut, daß die Zuſchauer ihnen unaufhörlich Beyfall zuriefen. Vorzüglich gefiel die Bewegung, das Geſicht ſeitwärts abzuwenden, als ob ſie ſich ſchämten, und das Paggi vorzuhalten. Die hinterſte Reihe ſtellte ſich vor die Fronte, und die erſte Reihe nahm ihren Platz wieder ein, wie in den beyden vorigen Tänzen, dann aber theilten ſie ſich in drey Reihen, trennten ſich in zwey Partheyen, zogen ſich nach den Seiten des Schauplatzes zurück und ließen ihn größtentheils ganz frey. In dem nemlichen Augenblicke ſprangen plötzlich zwey Männer hinein, und fingen an ihre Streitkolben zu ſchwingen. Zuerſt ſchnellten ſie dieſelben in der Hand umher, dann hieben ſie mit der größten Behendigkeit und Stärke im Kreiſe damit vor ſich hin, aber ſo geſchickt, daß ſie nie zuſammenſtießen, ſo nah ſie auch einander ſtanden. Eben ſo behende warfen ſie den Kolben aus einer Hand in die andere, hielten damit eine Zeitlang an, knieten hierauf nieder, und machten noch allerley Uebungen, wie zum Beyſpiel, den Kolben in die Luft zu werfen und wieder aufzufangen u. dgl. m. Endlich entfernten ſie ſich eben ſo eilig vom Platze als ſie gekommen wären. Um den Kopf trugen ſie ein Stück von dem einheimiſchen Zeuge, das, faſt wie eine Nachtmütze, auf dem Scheitel gebunden, und auf der Stirn mit einem Kranz von Blättern geziert war; ſtatt aller übrigen Kleidung hatten ſie bloß ein kleines Stück weißen Zeuges um die Hüften geſchlagen, vermuthlich um leicht, bequem und kühl angezogen zu ſeyn. Nach ihnen kam ein Mann in eben dieſer Tracht, mit einem Spieß in der Hand, eben ſo eilig hervor und warf durchdringende Blicke umher, gleichſam als ob er jemanden ſuchte, den er durchbohren wollte. Plötzlich rannte er auf die Menge zu, die vorn den Kreis umſchloß, warf ſich in eine drohende Stellung, als ob er im Begriff ſtände den Spieß zu werfen, wobey er ſeine Knie etwas bog, und vor Wuth zitterte. Dies dauerte nur einige Sekunden, worauf er ſich auf die andere Seite begab, dort einige Augenblicke dieſelbe Stellung annahm, und dann eben ſo plötzlich als er zum Vorſchein gekommen war, den Platz verließ. Die beyden Gruppen der Tänzer hatten indeſſen immerfort etwas langſam geſungen, und kamen jezt nochmals hervor, vereinigten ſich wieder, und vollendeten ihren Tanz mit allgemeinem Beyfall. Dieſes Schauſpiel ſcheint hier zu Lande von großer Wichtigkeit zu ſeyn, denn die vornehmſten Perſonen hatten Theil daran. Futtafáhi, der Bruder des Königs Paulaho, ſchlug die Eine Trommel, und Finau die andere. Eine dritte, welche nicht zum Chor gehörte, ſchlug Mariwagi ſelbſt vor dem Eingang ſeiner Hütte. Zum letzten Tanze gehörten vierzig Mann als Chor, zwey Trommeln, und ſechzig Tänzer, die noch nicht getanzt hatten, in drey Reihen, wovon die Fronte aus vier und zwanzig Mann beſtand. Ehe ſie anfingen, hielt einer von ihnen eine ziemlich lange Rede, und der ganze Trupp antwortete ihm. Mit dem Chore abwechſelnd ſprachen ſie gewiſſe Redeſätze, vielleicht Verſe, und machten allerley ſchnelle Bewegungen mit dem Paggi dazu, welche ſämmtlich von den Zuſchauern mit dem Ausruf Mariai! und Faiſudſchi! (zwey verſchiedenen Graden des Lobes *) beehrt wurden. Dann theilten ſie ſich in zwey Theile, ſo daß ſie einander den Rücken zukehrten, formirten ſich wieder, wechſelten ihre Reihen, wie bey den vorigen Tänzen, und trennten ſich von neuem in zwey Gruppen, um zwey Klopffechtern mit Streitkolben Platz zu machen. Als dieſe ihre verſchiedenen Manoeuvres gemacht hatten, kam ein zweytes Paar zum Vorſchein. Die Tänzer ſetzten die ganze Zeit über ihren Wechſelgeſang mit dem Chor fort, traten dann nochmals auf, und beſchloſſen den Tanz.

Dieſe Tänze, wenn ſie anders eine ſolche Benennung verdienen, dauerten von eilf bis drey Uhr, und waren von den Einwohnern unſtreitig entweder uns zu Ehren, oder um uns eine Probe ihrer Geſchicklichkeit zu geben, angeſtellt worden. Die dabey anweſende Menge der einheimiſchen Zuſchauer war ſehr beträchtlich. Der unebene Boden geſtattete uns keine genaue Zählung, allein bloß nach der Anzahl derer, die den innerſten Kreis bildeten, ſo wie nach der ungefähren Berechnung derer, die hintereinander, an einigen Stellen zwanzig bis dreyßig Mann hoch, ſtanden, mußten, ihrer beynahe viertauſend zugegen ſeyn. Zu gleicher Zeit befand ſich eine faſt gleich groſe Menge theils auf dem Marktplatze bey unſerm Gezelt,

---

*) Mariai iſt vielleicht mit dem Otaheitiſchen maitai verwandt, welches gut bedeutet. G. F.

theils hin und her zerſtreut, ja einige meiner Officiere brachten nach ihren Berechnungen heraus, daß ſich in unſerer Nachbarſchaft, oder eine Engliſche Viertelmeile in der Runde wenigſtens zehn bis zwölftauſend Menſchen befänden, die mehrentheils aus bloßer Neugier zuſammengelaufen waren.

Um das Vergnügen, welches uns dieſe Spiele machten, noch zu erhöhen, hätten wir auch verſtehen müſſen, was dabey geſagt und geſungen wurde. Allein ſo weit reichte unſre Sprachkenntniß nicht, wir würden ſonſt unſtreitig manchen Aufſchluß mehr über den Genius und die Sitten dieſes Volks erlangt haben, denn auſſer den Bewegungen, welche den Beyfall der Zuſchauer erhielten, ſchien auch das was dabey geſprochen wurde, ihnen kein geringes Vergnügen zu verurſachen. Jedoch auch die bloße Pantomime, ohne die dabey wiederholten Sprüche, war ſchon der Beobachtung werth, theils wegen des wirklich Großen dieſes Schauſpiels, theils auch wegen der mannichfaltigen mit ſo genauer Zuſammenſtimmung ausgeführten Bewegungen. Herr **Weber** hat zwar die Tänze in Hapai abgebildet, und dieſe geben auch von den hieſigen einen hinlänglichen Begriff, allein jene zahlreichen Aktionen und Bewegungen, die nicht nur äuſſerſt neu und ſeltſam waren, ſondern auch mit der größten Leichtigkeit und mit vieler Grazie ausgeführt wurden, kann weder der Pinſel noch die Feder darſtellen.

In der Nacht wurden, auf einem freyen Platze vor der Hütte, welche ſich **Finau** einſtweilen hatte errichten laſſen, noch zwölf nächtliche Tänze oder Bomäh *) aufgeführet, die ungefähr drey Stunden lang

---

*) Po oder Bo heißt Nacht. G. F.

dauerten, und mit jenen die wir in Hapai geſehen hatten, faſt von gleicher Beſchaffenheit waren. Zween Tänze von Frauenzimmern zeichneten ſich vor jenen blos dadurch aus, daß zugleich eine Anzahl Mannsperſonen auftraten, und einen Kreis innerhalb des Kreiſes der Tänzerinnen formirten, auch kamen in einem andern Tanz von vier und zwanzig Mannsperſonen viele Bewegungen mit den Händen vor, welche wir vorher noch nie geſehen hatten, und denen die Zuſchauer großen Beyfall ertheilten. Während der ganzen Zeit wechſelte auch der Chor oder das Orcheſter einmal. In einem dieſer Tänze trat Finau an der Spitze von funfzig Mann auf, die bereits in Hapai getanzt hatten; er war in Leinwand und ein großes Stück Flor ſehr zierlich gekleidet, und hatte kleine Bilderchen am Halſe hängen *).

Nachdem die Luſtbarkeiten geendigt waren, ſahen wir deutlich, daß ſich das gute Volk eine große Unbequemlichkeit dadurch zugezogen hatte. Sie waren hier nehmlich in einem ziemlich unbewohnten Theile der Inſel zuſammengekommen, und hatten keine Hütten in der Nähe, wo ſie hätten übernachten können. Viele legten ſich daher bey dem Geſträuche, unter einem Baum, oder neben ein Kanot nieder, noch andere ſchlieſen ganz im Freyen, ſo ungern ſie dieſes ſonſt thun, oder ſpatzierten die ganze Nacht hindurch herum. Uebrigens ging bey dieſen Spielen alles mit weit mehr Ordnung zu, als man von einer ſo großen Verſammlung hätte erwarten ſollen.

Es gab inzwiſchen unter einer ſolchen Menge auch eine Anzahl übelgeſinnter, wie wir ſtündlich zu unſerm

---

*) Man nützte alſo zu dieſer Abſicht die von den Europäern erhaltenen Geſchenke. G. F.

Schaden erfuhren. Umſonſt wendeten wir alle Sorgfalt und Wachſamkeit an, um nicht beſtehlen zu werden, es geſchah demungeachtet von allen Seiten auf die kühnſte, unverſchämteſte Weiſe, und nichts war vor ihren Anſchlägen ſicher. Ich erlaubte aber den Schildwachen nicht, daß ſie Feuer gaben, weil der Zulauf ſo groß war, daß der Unſchuldige ſtatt des Schuldigen hätte leiden können. Einſt verſuchten ſie es bey hellem Mittage an Bord der Diſcovery ein Anker vom Bug zu ſtehlen, und es würde ihnen auch zuverläßig gelungen ſeyn, wenn nicht zum Glück, indem ſie ihn herab ließen, ein Haken in die Ketten der Vorderwand gefaßt hätte, wovon ſie ihn nicht wieder losmachen konnten, da ihnen der Gebrauch der Rollen nicht bekannt iſt. Gewaltthätigkeiten kann man ihnen gleichwohl nicht ſchuld geben, ausgenommen, daß ſie einer Ziege den Schulterknochen zerbrachen, wovon das Thier bald darauf ſterben mußte. Dieſer Verluſt traf indeß eigentlich die hieſigen Inſulaner ſelbſt, denn es war eine von denen, die ich hier zurückzulaſſen gedachte, wovon aber derjenige, der den Schaden that, nichts wiſſen konnte.

Am 18ten früh Morgens ereignete ſich ein Umſtand, der uns Gelegenheit gab, einen landesüblichen Gebrauch zu ſehen. Ein Inſulaner hatte ſich aus einem Kanot in die Gallerie der Reſolution gewagt, und daſelbſt ein zinnernes Waſchbecken geſtohlen. Er ward entdeckt, verfolgt, und zurück an Bord gebracht. Bey dieſer Veranlaſſung erheben drey alte Weiber in dem Kanot ein lautes Klaggeſchrey über den Gefangenen, und ſchlugen ſich mit geballter Fauſt heftig ins Geſicht und auf die Bruſt, jedoch ohne eine Thräne zu vergießen. Dieſe Art Betrübniß auszudrucken, verurſacht jene Zeichen, welche faſt alle hieſigen Einwohner im Geſicht über den Backenknochen haben. Die wiederholten Schläge auf dieſen Theil reiben die Haut ab, und verurſachen bisweilen einen beträchtlichen Blutverluſt. Die friſche Wunde hat völlig den Anſchein, als ob eine kreisförmige Vertiefung eingebrannt worden wäre *). Es giebt auch Gelegenheiten, wobey ſie ſich dieſen Theil des Geſichts wirklich mit einem Inſtrument verletzen, ſo wie die Taheiter ſich die Scheitel ritzen.

Die geſtrigen Geſchenke des **Mariwagi** erwiederte ich heute, und um auch die für uns angeſtellten Luſtbarkeiten gewiſſermaßen zu vergelten, ließ ich auf dem Platze wo getanzt worden war, die Seeſoldaten exerciren und alle Uebungen machen, am Abend aber ebendaſelbſt ein Feuerwerk abbrennen. **Paulaho** war nebſt allen Oberhäuptern und einer großen Menge Volks zugegen, und ſaß hinter allen übrigen, weil niemand hinter ihm ſitzen darf; damit er aber alles ſehen möchte, ſetzte ſich auch keiner gerade vor ihn hin, ſondern es blieb eine Gaſſe frey, welche von ſeinem Sitz durch das Volk, bis an den Schauplatz reichte. Das Pelotonfeuer, welches ziemlich gut ausgeführt wurde, ſchien ihnen Vergnügen zu machen; allein beym Anblick unſerer Waſſerſchwärmer ſtanden ſie vor Verwunderung wie verſteinert. Trommel und Pfeife ſowohl, als die Waldhörner, die in den Pauſen geſpielt wurden, machten nur wenigen Eindruck auf ſie.

---

*) Daher glaubte man auf der vorigen Reiſe, daß jene Merkmale über den Jochbeinen wirklich eine Art von japaniſcher Moxa wären. S. meine Reiſebeſchreibung, und meines Vaters Bemerkungen S. 430. G. F.

In der Erwartung am Abend Luſtbarkeiten nach unſerer Art hier zu ſehen, waren eine Menge von Inſulanern um unſere Gezelte, und unterhielten ſich beynahe den ganzen Nachmittag mit Ringen und Baxen; jenes nennen ſie Fuhu, dieſes Fangatua. Wenn jemand Luſt zu ringen hat, ſteht er auf, tritt in den Kreis, und geht mit einem gemeſſenen Schritt über den Platz, wobey er ſich auf den Ellenbogen des einen Arms klopft, welcher zu dem Ende gekrümmt iſt, und einen hohlen Klang giebt. Dies iſt die Herausforderung. Kommt ihm niemand entgegen, ſo kehrt er auf eben die Art zurück und ſetzt ſich wieder, bleibt auch wohl noch eine Zeitlang mitten auf dem Platze ſtehen, und klopft dabey auf den Arm, um zu ſehen, ob keiner es mit ihm aufnehmen will. Kommt ein Gegner, ſo pflegen beyde einander ſehr gutmüthig, und mehrentheils mit lächelnder Mine entgegen zu gehen, und nehmen ſich Zeit, das Tuch, welches ſie um die Hüften tragen, in Ordnung zu bringen. Hierauf faſſen ſie einander beym Gürtel mit einer Hand auf jeder Seite, und derjenige der ſeinen Gegner zu ſich ziehen kann, verſucht ſogleich ihn auf ſeine Bruſt zu heben, und auf den Rücken zu werfen. Kann er ſich dabey zwey oder dreymal umdrehen, ehe er ihn niederwirft, ſo erhält er den Beyfall der Zuſchauer gewiß. Sind hingegen beyde an Stärke einander gleicher, ſo faſſen ſie einander, und ſuchen durch Verſchränkung der Beine oder durch in die Höhe heben einer den andern zu werfen. Bey dieſem Kampf äuſſern ſie gewaltige Stärke, und jeder Muskel ſcheint durch die Heftigkeit der Anſtrengung gleichſam bis zum Zerberſten angeſchwellt. Sobald einer nieder geworfen iſt, verläßt er augenblicklich den Kampfplatz; der Sieger hingegen ſetzt ſich einige Seſtunden lang, begiebt ſich dann in die Gegend des Kreiſes zurück von wo er hergekommen war, und ſogleich erſchallt daſelbſt ein Siegsgeſchrey in langſamen, ſingenden Tönen. Nachdem er eine kleine Weile geſeſſen hat, ſteht er wieder auf, und fordert die Gegner von neuem heraus. Kommen alsdann mehrere zugleich hervor, ſo kann er ſich ſeinen Mann wählen, und im Fall er obſiegt, ſeine Herausforderung ſo oft er will wiederholen, wird er überwunden, ſo beſingen die Zuſchauer von der andern Seite den Sieg ihres Vorfechters. Oft ſtehen auch fünf bis ſechs von jeder Seite zugleich auf, und zeigen Luſt zum Kampfe, und in dieſem Fall iſt es nicht ungewöhnlich, daß drey oder vier Paare zu gleicher Zeit ringen. Wie gleichmüthig ſie dabey bleiben, iſt in der That zum Erſtaunen, denn wir ſahen nie, daß einer mit Zeichen von Unwillen im Geſichte den Kampfplatz verlaſſen hätte; auch haftet auf den Ueberwundenen weiter kein Schimpf, er ſetzt ſich vielmehr ſo unbefangen wieder an ſeinen Platz, als ob er nie in die Schranken getreten wäre. Wenn die beyden Ringer an Kräften gleich ſind, und keine Wahrſcheinlichkeit ſehen, einander zu bezwingen, ſo werden ſie einig, ihren Kampf für jetzt einzuſtellen. Iſt es hingegen bey einem Falle unentſchieden, wer eigentlich die Oberhand behalten habe, oder iſt es dabey nicht mit rechten Dingen zugegangen, ſo wird von beyden Seiten das Siegeslied geſungen, und der Streit fängt von vorn an. Wer aber überwunden wird, darf mit ſeinem Sieger nicht zum zweytenmal ringen.

Die Boxer *) kommen ſeitwärts hervor, und zwar ſo, daß ſie ſich bey jedem Schritt nach einer andern

---

*) Ich bediene mich dieſes jezt allgemein verſtandenen Engliſchen Wortes, um den Kampf mit geballten Fäuſt-

Seite wenden. Sie ſtrecken dabey den einen Arm gerade vorwärts, und den andern nach hinten zu aus. In einer Hand halten ſie eine Schnur, welche ſie, ſobald ſich ein Gegner zeigt, feſt um die Fauſt wickeln, zuweilen treten ſie aber auch ſchon völlig damit vorbereitet auf. Vermuthlich wollen ſie dadurch die Verrenkung der Hand oder der Finger verhüten *). Die Schläge zielen ſie mehrentheils nach dem Kopfe, zuweilen aber auch in die Rippen, und geben ſie mit großer Behendigkeit. Bisweilen verwechſeln ſie ihre Stellung, weil ſie mit beyden Händen gleich gut boxen. Einer ihrer geſchickteſten Kunſtgriffe, den ſie daher ſehr gern anbringen, iſt der, daß ſie ſich, ſobald ſie dem Gegner einen Schlag verſetzt haben, auf dem Abſatze umdrehen, und ihm ſogleich noch Einen derben Schlag mit der andern Hand rückwärts geben.

Der Streit währt gemeiniglich nicht lange, und die Kämpfer gehen entweder auseinander, oder einer erkennt des andern Ueberlegenheit. In dieſen Fällen wird indeß das Siegeslied nicht angeſtimmt, ſondern nur alsdenn, wenn einer den andern zu Boden ſchlägt. Das Ringen ſcheint alſo ihr Lieblingsſpiel zu ſeyn. Nicht nur die Knaben ahmen den Erwachſenen in dieſem Stücke nach, ſondern auch kleine Mädchen boxen ſich oft ſehr hartnäckig herum. Einige von unſeren Matroſen wollten es in beyderley Uebungen mit den Inſulanern aufnehmen; ſie zogen aber jederzeit den kürzern, wenige Fälle

---

ſchlägen auszudrücken, der in Deutſchland nicht üblich iſt, folglich auch bisher keinen Namen hatte. G. F.

*) Die Alten, in den Kampf-Spielen, kannten ſchon etwas ähnliches, nämlich den ledernen Streitriemen, (Caeſtus.) G. F.

ausgenommen, wo ſichtbarlich die Furcht uns zu beleidigen mehr zu dem Siege unſers Vorfechters beytrug, als ſeine Ueberlegenheit.

Bey der vorhin erwähnten Neigung vieler Eingebohrnen zum Stehlen, und bey ihrer großen Geſchicklichkeit ſich unvermerkt allerley Sachen, die ſie auf einem andern Wege nicht bekommen hätten, zuzueignen, ſah ich immer mehr ein, daß wir allerdings Gefahr liefen, das Vieh, welches ich an Land geſetzt hatte, auf ſolche Art einzubüßen, ſo ſorgfältig ich es auch bewachen ließ. Es ſchien mir daher am rathſamſten, meinen Vorſatz, einige dieſer Thiere hier zu laſſen, allgemein bekannt zu machen, und ſie noch vor meiner Abreiſe zu vertheilen. In dieſer Abſicht verſammelte ich am 19ten des Abends die Befehlshaber vor unſerer Wohnung und beſtimmte einem jeden ſeine Geſchenke. Dem Könige Paulaho gab ich einen jungen Engliſchen Stier und eine Kuh; Mariwagi erhielt einen Widder vom Cap nebſt zwey Mutterſchaafen, und Finau einen Hengſt und eine Stute. Da ich bereits Tages zuvor bekannt gemacht hatte, daß die Austheilung heute vor ſich gehen ſollte, ſo war alles Volk aus der Nachbarſchaft jetzt um uns her verſammelt. Omai mußte nunmehr, auf mein Verlangen, dem ganzen Haufen in einer Rede öffentlich erklären: daß man mehrere Monathe lang von ihrer Inſel ſchiffen müſſe, ehe man ein Land anträfe, wo dergleichen Thiere vorhanden wären. Wir hätten ſie mit großer Mühe und vielen Koſten zu ihrem Gebrauche ſo weit her gebracht, ſie möchten ſich alſo ja hüten, keines davon eher zu tödten, als bis jede Gattung ſich zahlreich fortgepflanzt hätte; endlich ſollten ſie und ihre Kinder eingedenk ſeyn, daß ſie dieſe Geſchöpfe von den Männern aus Brittane empfangen hätten *). Hierauf beſchrieb er ihnen auch den verſchiedenen Nutzen und die Brauchbarkeit dieſer Thierarten, ſo weit es nöthig war, oder vielmehr inſofern er es wußte, denn leider ging ſeine Kenntniß von dieſen Dingen nicht weit. Ich wünſchte, daß die verſchenkten Thiere bis zu unſerer Abreiſe bey den übrigen, die wir von hier weiter mitnahmen, bleiben möchten, und verlangte, daß jeder Befehlshaber einen oder ein Paar Männer als Hüter über ſein Antheil beſtellen ſollte, damit dieſe von meinen Leuten die Behandlungsart lernen könnten. Der König und Finau thaten es, allein Mariwagi bekümmerte ſich hernach nicht weiter um ſeine Schaafe, und ſchickte auch niemand der ſie hütete. Der alte Tubau, der ſich in der Nähe aufhielt, und den ich ebenfalls eingeladen hatte, war ausgeblieben. Da er alſo gegen dieſe Geſchenke gleichgültig ſchien, theilte ich dem Könige noch den Ziegenbock und zwey Ziegen zu, die ich anfangs dem alten Befehlshaber beſtimmt hatte.

Wie es ſich indeſſen bald zeigte, hatte unſere Vertheilung Misvergnügen verurſacht, denn bereits am folgenden Morgen fehlten uns zwey Truthühner und eine junge Ziege. Ich ſahe wohl, daß dieſer Verluſt nicht bloß dem Zufall zuzuſchreiben ſey, und war feſt entſchloſſen, mir die entwendeten Thiere wieder zu verſchaffen. Zuerſt ließ ich daher von denen am Schiffe vorhandenen Kanots drey in Beſchlag nehmen, eilte dann an Land, und ſtellte, als ich den König, nebſt ſeinem Bruder, imgleichen Finau und einige andere Befehlshaber in der für uns beſtimmten Wohnung gefunden hatte, eine Wa-

---

*) So nannten ſich die Engländer, weil die Inſulaner dieſes Wort leichter ausſprechen konnten, als den Namen England. G. F.

che über ſie, und gab ihnen zu verſtehen, daß ſie ſo lange meine Gefangene wären, bis nicht nur die Ziege und die Truthühner, ſondern überhaupt alles was uns zu verſchiedenen Zeiten entwendet worden, wieder ausgeliefert würde. Sie ſuchten den Eindruck, den dieſer unvermuthete Verhaft auf ſie machte, ſo gut ſie konnten zu verbergen, verſprachen mir, daß alles zurück gegeben werden ſollte, und ſetzten ſich dann mit ſo guter Art zu ihrem Kawatrank hin, als ob nichts vorgefallen wäre. Es währete nicht lange, ſo brachte man mir eine Axt und einen eiſernen Keil. Bald darauf verſammelten ſich einige bewafnete Inſulaner hinter dem Hauſe, ich ließ aber einen Theil unſerer Wache gegen ſie anrücken, worauf ſie ſich ſogleich zerſtreuten. Hierauf rieth ich den Befehlshabern, ſie möchten ins Künftige dergleichen Auflauf verbieten, ſie thaten es, und das Volk befolgte ihren Befehl. Sie waren auch willig, auf meine Einladung zum Mittagseſſen an Bord zu gehen, und da hernach jemand dagegen war, daß der König mitgehen ſollte, ſo ſprang er augenblicklich ſelbſt auf, und ſagte, er wolle der erſte ſeyn. Ich behielt ſie bis gegen vier Uhr bey mir an Bord, und begleitete dann alle wieder an Land. Bald hernach brachte man die Ziege und einen Truthahn zurück, mit der Verſicherung, daß der rückſtändige am folgenden Morgen ebenfalls ausgeliefert werden ſollte. In der Hoffnung, daß man mich nicht hintergehen würde, gab ich ſowohl meine Gefangenen als die angehaltenen Kanots wieder los.

Nachdem uns die Befehlshaber verlaſſen hatten, ging ich mit Omai ſpatzieren, um einmal zu ſehen, wie die Eingebohrenen ſpeiſen, da dies ihre Eſſenszeit war. Ich bemerkte durchgängig, daß ſie ſich mit wenigem behelfen mußten, weil ſie ihre von fernher mitgebrachten Yamswurzeln und andere Lebensmittel an uns verkauft hatten, und gleichwohl nicht daran dachten, nach ihrer Heimath zurückzuwandern, ſo lange ſie in der Nachbarſchaft noch etwas auftreiben konnten. Unſer Poſten lag auf einer unbebauten Landzunge, und bis auf eine halbe engliſche Meile weit von uns wohnte eigentlich niemand. Hier, wo nun die unbeweglichen Wohnungen anfingen, hätte man glauben ſollen, daß bey einem ſo ungeheuren Zulauf von Fremden aus allen Theilen der Inſel, jedes Haus gepfropft voll ſeyn müßte; allein wir fanden völlig das Gegentheil, und die dortigen Familien lebten gerade ſo für ſich, als ob keine überzähligen Gäſte in der Nähe wären. Die Fremden hingegen hatten überall kleine Schoppen errichtet, oder ſich unter Bäumen und Sträuchern hingelagert; die Vornehmen aber hatten aus den Zweigen der Kokospalmen ein Obdach für ſich bereiten laſſen.

Auf dieſem Spatziergange trafen wir an einem Orte etwa ſechs Frauenzimmer bey ihrem Abendeſſen an. Zwey von dieſer kleinen Geſellſchaft wurden von den andern gefüttert. Als ich mich nach der Urſach dieſer Ausnahme erkundigte, antwortete man mir: Tabu-Matte. Ich ließ es bey dieſer Nachfrage nicht bewenden, und erfuhr, daß die eine vor zwey Monaten den Leichnam eines Befehlshabers gewaſchen hätte, weshalb ſie fünf Monate lang keine Speiſe mit ihren Händen berühren dürfe. Die andere hatte eben dieſe Handlung an dem Leichnam einer Perſon von geringerem Range verrichtet, und mußte ſich daher auf eben die Art enthalten, jedoch auf kürzere Zeit. Nicht weit davon ſahen wir noch ein Frauenzimmer, welches man ebenfalls fütterte, und von der wir vernahmen, daß auch ſie bey der Abwaſchung des Leichnams des vorhinerwähnten Befehlshabers Hand angelegt habe.

Früh am folgenden Morgen begab ſich der König an Bord, um mich zu einer Luſtbarkeit einzuladen, welche an demſelben Tage angeſtellt werden ſollte. Seine Majeſtät hatten bereits ihre Toilette gemacht, und den ganzen Kopf mit rother Farbe beſchmiert, um die natürliche dunkelbraune Schattirung des Haares zu erhöhen. Nach dem Frühſtück begleitete ich ihn an Land, wo ſeine Leute ſehr geſchäftig waren, an zwey verſchiedenen Stellen vor unſerm Platze vier lange Pfähle aufzurichten, welche zwey Schuh weit von einander ein rechtwinklichtes Viereck ausmachten. Der zwiſchen den vier Pfählen eingeſchloſſene Raum ward mit Yamswurzeln angefüllt; und ſo wie der Haufen immer höher wurde, befeſtigte man, von vier zu vier Fuß, von einem Pfahl zum andern kleine Stäbe, damit der Druck der Yams die Pfähle nicht auseinander treiben, und damit man deſto leichter hinaufſteigen könnte. Sobald die Yams mit der Spitze der erſten vier Pfähle oder Stangen gleich lagen, banden die Arbeiter vier andere daran und fuhren fort Yamswurzeln zwiſchen ihnen anzuhäufen, bis jeder Stapel dreyſſig Schuh, wo nicht höher war. Zu oberſt auf dem einen legten ſie ein gebratenes Schwein, und auf dem andern ein lebendiges; noch ein anderes ward ungefähr in der halben Höhe an den Beinen aufgeknüpft. Wir ſahen mit Vergnügen zu, wie leicht und ſchnell dieſe beyden Haufen errichtet wurden. Wären unſere Matroſen dazu beordert geweſen, ſo würden ſie zuverläſſig behauptet haben, ſo etwas laſſe ſich nicht ohne Zimmerleute bewerkſtelligen; die Zimmerleute würden ein Dutzend Werkzeuge von allerley Art zur Hand zu nommen, und wenigſtens einen Centner Nägel verbraucht haben, und am Ende hätten ſie das Werk kaum in eben ſo viel Tagen zu Stande gebracht, als die hieſigen Inſulaner Stunden dazu brauchten. Allein Matroſen ſind freylich, wie alle andere Amphibien, am Lande am unbeholfenſten.

Nachdem dieſe beyden Yamsthürme vollendet waren, häufte man noch an mehreren Orten rings um den Platz Yamswurzeln und Brodfrucht auf, und fügte eine Schildkröte nebſt einer großen Menge vortreflicher Fiſche hinzu. Dies alles, imgleichen ein Stück Zeug, eine Matte, und etwas rothe Federn, ſchenkte mir der König, der es recht darauf angelegt hatte, die Freygebigkeit des Finau in den Hapai-Inſeln zu übertreffen. In der That war auch dieſes Geſchenk weit anſehnlicher.

Um ein Uhr fingen die Tänze (Máh) an, wovon der erſte beynah völlig dem gleich war, womit Mariwagi's Luſtbarkeiten angefangen hatten. Der Anführer des zweyten Tanzes war der Freund des Capitain Furneaux, Namens Tubau, der ſich ebenfalls in jenen Tänzen bereits gezeigt hatte. Zugleich traten vier oder fünf Frauenzimmer auf, die alle Bewegungen mit eben der Präciſion machten wie die Männer. Gegen das Ende dieſes Tanzes theilten ſich die Tänzer in zwey Haufen, um, wie damals, zween Klopffechtern mit ihren Streitkolben Platz zu machen. Im dritten und lezten Tanze traten noch ein Paar von dieſen geſchickten Verfechtern auf. Dann ging das Ringen und Baxen an. Auch trat einer mit einer Art von Keule auf, welche aus dem ſchweren, feſten Stengel des Kokosblattes beſtand; allein es fand ſich niemand, der ſich mit ihm auf ein ſo handfeſtes Spiel

einlaſſen wollte. In der Nacht wurden die dahi
gehörigen Tänze, oder Bomäh wiederhohlt, un
Paulaho tanzte ſelbſt, in einer Kleidung, die a
engliſchen Zeug-Arten, die er von uns zum Geſche
erhalten hatte, verfertigt worden war. Allein wed
dieſe noch die vorhergehenden Tänze bey Tage, glich
an Glanz und Ausführung denen, die uns Finau u
Mariwagi gegeben hatten.

Um die ganze Zeit über zugegen zu ſeyn, ſpei
ich am Lande, und der König ſetzte ſich zu uns, d
ohne zu eſſen oder zu trinken. Daran verhinderte
diesmal die Gegenwart eines Frauenzimmers, welc
ich auf ſein Verlangen an Tafel gezogen hatte.
der Folge erfuhr ich, daß dieſe Perſon den Rang
ihn hätte. Sobald ſie geſpeißt hatte, trat ſie zu
hin, er berührte ihre Füße mit ſeinen Händen,
ſie ging davon. Der König tauchte ſogleich ſeine
ger in ein Glas Wein, und empfing hierauf die n
liche Ehrenbezeugung von dem ganzen Gefolge der
me. Dies einzigemal ausgenommen, haben wi
geſehen, daß der König jemanden dieſe Ehrerbie
erwieſen hätte. Auf ſein Verlangen ließ ich A
ein Feuerwerk veranſtalten, allein zum Unglück h
die Sachen zu viel Schaden gelitten, und thaten
kein Genüge.

Des Capitain Jacob Cook
dritte

Entdeckungs-Reiſe
in die Südſee
und
nach dem Nordpool.

Auf Befehl
Sr. Grosbrittann. Majeſt. George des Dritten unternommen
und in den Schiffen Reſolution und Discovery während der Jahre
1776 bis 1780 ausgeführt.

Aus den Tagebüchern
der Schiffsbefehlshaber
Herren Cook, Clerke, Gore und King
imgleichen des Schiffswundarztes Herrn Anderſon
vollſtändig beſchrieben.

Aus dem Engliſchen überſetzt.
mit Zuſätzen für den deutſchen Leſer, imgleichen mit einer Einleitung
über Cooks Verdienſte und Charakter, imgleichen über
Entdeckungsreiſen überhaupt
von
Herrn Georg Forſter
Königl. Polniſchen geh. Rath churf. Maynziſchen Univerſitäts-Bibliothekar; der Arzneywiſſ.
und der Philoſ. Doctor, Mitglied der Akad. Kaiſerl. der Londner, Berliner, Madriter
Societäten der Wiſſenſchaften u. d. a. m. ꝛc.

durch Kupfer und Charten erläutert.

Zweiter Band.

Berlin
bey Haude und Spener 1789.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt des zweyten Bandes.

Sechzehntes Hauptſtück.

Einige Officiere werden von den Eingebohrnen ausgeplündert. Beſchreibung eines Fiſchfangs. Beſuch bey dem Paulaho. Beſchreibung eines Favatuka. Ländliche Bewirthung in Paulaho's Hauſe. Seine Trauergebräuche. Die Kawa-Pflanze, und die Art, wie aus derſelben ein Getränk bereitet wird. Nachrichten von der kleinen Inſel Onewai. Eine Schildwacht verwundet einen Inſulaner. Beſuch der Herren King und Anderſon bey des Königs Bruder, und ihre Bewirthung. Abermalige Trauerceremonien. Nächtliche Abentheuer. Beobachtungen über die Gegend. Anſtalten zur Abreiſe. Unvollſtändige Beobachtung einer Sonnenfinſterniß. Herrn Anderſons Bemerkungen über die Inſel und ihre Produkte. S. 1

Siebzehntes Hauptſtück.

Eine große Feyerlichkeit, Natſche genannt, dem Sohne des Königs zu Ehren. Beſchreibung der Proceßionen und anderer Ceremonien am erſten Tage, und deſſen, was während der darauf folgenden Nacht in des Königs Hauſe vorging. Fortſetzung der Feyer am andern Tage. Muthmaßungen über dieſen Brauch. Abreiſe von Tongatabu und Ankunft zu E-uwa. Etwas von dieſer Inſel und von unſerm dortigen Aufenthalt. S. 38

Achtzehntes Hauptſtück.

Vortheile des Aufenthalts in den Freundſchafts-Inſeln. Vorzüglichſte Handelswaaren. Erfriſchungen, welche man daſelbſt erhält. Anzahl der Inſeln nebſt ihrem Namenverzeichniß. Keppels und Boscawens Inſeln gehören mit dazu. Nachricht von den Inſeln Wawau, Hamoa und Fidſchi. Reiſen der Inſulaner in ihren Canots. Schwierigkeit ſich genaue Nachrichten

zu verſchaffen. Beſchreibung der Einwohner beyderley Geſchlechts, ihrer Farbe, ihrer Krankheiten, ihrer Gemüthsart, ihres Haarputzes, ihrer Punkturen, Kleidungsſtücke und Zierrathen, und endlich ihrer Reinlichkeit. S. 74

Neunzehntes Hauptſtück.

Beſchäftigungen des Frauenzimmers auf den freundſchaftlichen Inſeln. Beſchäftigungen der Mannsperſonen. Ackerbau; Bauart der Häuſer; Werkzeuge; Strick- und Fiſchergeräthſchaften; Muſikaliſche Inſtrumente und Waffen. Nahrungsmittel und Kochkunſt dieſer Inſulaner. Ihr Zeitvertreib. Heirathen. Trauerceremonien. Gottheiten. Begriffe von der Seele und einem künftigen Zuſtande. Gottesdienſtliche Oerter. Regierungsverfaſſung. Die Art dem Könige ſeine Ehrerbietung zu bezeigen. Nachrichten von der königlichen Familie. Bemerkungen über die Sprache, nebſt einer Probe. Nautiſche und andere Beobachtungen. S. 105

Zwanzigſtes Hauptſtück.

Beobachtung einer Mondfinſterniß. Entdeckung der Inſel Tubuai (Toobouai). Ihre Lage, Größe und Beſchaffenheit. Verkehr mit ihren Einwohnern. Beſchreibung ihrer Perſon, ihres Anzuges und ihrer Fahrzeuge. Ankunft in der Bay Oaitepiha in O-Taheiti. Omai's erſte Aufnahme und unvorſichtiges Betragen. Nachricht von Spaniſchen Schiffen, welche die Inſel zweymal beſucht haben. Zuſammenkunft mit dem Oberhaupt dieſes Bezirks. Vom Olla, oder dem Gott der Bolabolaner. Ein raſender Prophet. Ankunft in der Bay von Matavai. S. 143

Ein und zwanzigſtes Hauptſtück.

Zuſammenkunft mit O-Tu, dem Könige der Inſel. Omai's unvorſichtiges Betragen. Unſre Beſchäftigungen am Lande. Landung der Europäiſchen Thiere. Von einem hieſigen Inſulaner der in Lima geweſen. Etwas von Ohedidi. Ein Aufſtand in Eimeo. Die Befehlshaber beſchließen Krieg mit jener Inſel. Menſchenopfer wegen dieſes Unternehmens. Beſchreibung der Ceremonien am großen Morai, wo dieſes Opfer dargebracht wurde. Andere barbariſche Gebräuche dieſes Volks. S. 170

Zwey und zwanzigſtes Hauptſtück.

Conferenz mit Towhah. Beſchreibung der Hiwahs oder Tänze. Omai und Ohedidi geben Gaſtmale. Feuerwerke. Auſſer

ßerordentliches Geſchenk von Zeug. Methode den Leichnam eines verſtorbenen Vornehmen aufzubewahren. Noch ein Menſchenopfer. Ein Spazierritt. Otu's Sorgſamkeit uns mit Mundvorrath zu verſehen, und Diebſtähle zu verhüten. Geſchenke von Thieren für ihn. Etary und die Abgeordneten eines Oberhauptes haben Audienz. Spiegelgefecht zweyer Kriegs Kanots. Seemacht dieſer Inſeln. Ihre Art Krieg zu führen. S. 202

Drey und zwanzigſtes Hauptſtück.

Der Tag unſerer Abreiſe wird feſtgeſetzt. Friedensſchluß mit Eimeo. Streitigkeiten deshalb, wobey Otu getadelt wird. Eine Feyerlichkeit am Marai, nach Herrn Kings Beſchreibung, nebſt einigen Anmerkungen. Ein Beyſpiel von Otu's Schlauheit. Omai's Kriegscanot. Betrachtungen über ſein Betragen. Otu's Geſchenk und Bothſchaft an den König von Großbritannien. Ueber unſern Tauſchhandel mit den Einwohnern von Otaheiti, und ihr gutes Betragen gegen uns. Nachricht von der Spaniſchen Reiſe, und den Erfindungen der Spanier um die Engländer zu verkleinern. Wunſch, daß hier keine Niederlaſſung von Europäern gemacht werden möge. Omai's Eiferſucht wegen eines andern Reiſenden. S. 221

Vier und zwanzigſtes Hauptſtück.

Ankunft zu Eimeo. Beſchreibung zweyer daſelbſt befindlichen Häfen. Beſuch von Maheine, dem Oberhaupte dieſer Inſel; Schilderung ſeiner Perſon. Es wird eine Ziege geſtohlen aber wieder zurückgegeben, und auch der Dieb ausgeliefert. Man ſtiehlt eine zweyte, und verbirgt ſie. Maßregeln, welche bey dieſer Gelegenheit ergriffen werden. Expedition queer durch die Inſel. Häuſer und Kanots in Brand geſteckt. Auslieferung der Ziege und Friedensſchluß. Einige Nachrichten von der Inſel. S. 244

Fünf und zwanzigſtes Hauptſtück.

Ankunft zu Huaheine. Rathsverſammlung der Oberhäupter. Omai's Geſchenke und Rede an die verſammelten Oberhäupter. Er erhält Erlaubniß ſich anzuſiedeln. Wir bauen ihm ein Haus, und pflanzen ſeinen Garten. Seltſamkeit ſeiner Lage. Maßregeln ihm Sicherheit zu verſchaffen. Schaden den die Schaben (*blattae*) auf den Schiffen angerichtet hatten. Es wird ein Dieb ertappt und beſtraft. Feuerwerke. Verzeichniß der bey Omai zurückgelaſſenen Thiere. Sein Hausgeſinde. Seine Waffen. Aufſchrift an ſeinem Hauſe. Sein Betragen bey der Abfahrt der Schiffe. Ueberſicht ſeines Betragens und Charakters. Nachricht von den beyden jungen Neuſeeländern. S. 260

Sechs und zwanzigſtes Hauptſtück.

Ankunft zu Ulietea (o Raietea). Aſtronomiſche Beobachtungen. Deſertion eines Seeſoldaten, der wieder ausgeliefert wird. Botſchaft von Omai. Inſtruktion für Capitain Clerke. Ein Midſhipman und ein Matroſe deſertiren. Dieſes Vorfalls wegen werden drey vornehme Perſonen auf der Inſel gefangen genommen. Die Einwohner haben das Projekt, die beyden Capitains Cook und Clerke feſtzunehmen, es wird aber entdeckt. Man bringt die Entlaufenen zurück, und die Gefangenen kommen los. Die Schiffe ſegeln ab. Erfriſchungen die wir in Ulietea (o Raietea) erhielten. Gegenwärtiger und ehemaliger Zuſtand dieſer Inſel. Nachricht von dem abgeſetzten Könige derſelben, imgleichen von dem ehemaligen Regenten zu Huaheine. S. 286

Sieben und zwanzigſtes Hauptſtück.

Ankunft zu Bolabola. Urſachen die mich bewogen Herrn de Bougainvilles Anker zu kaufen. Unterredung mit Opuni. Abreiſe von den Societäts-Inſeln. Einige Nachrichten von Bolabola. Geſchichte der Eroberung von Otahah und Ulietea. Ruhm der Bolabolaner. Thiere, die daſelbſt und auf o-Raietea zurückblieben. Reichlicher Vorrath von Lebensmitteln. Methode das Schweinefleiſch einzuſalzen. Allerley Betrachtungen über Otaheiti und die Societäts-Inſeln. Aſtronomiſche und nautiſche Beobachtungen daſelbſt. S. 304

Acht und zwanzigſtes Hauptſtück.

Die Nachrichten von O-Taheiti ſind noch ſehr unvollkommen. Herrſchende Winde. Schönheit des Landes. Anbau. Natur-

Inhalt des zweyten Bandes.

Naturſeltenheiten. Leibesbeſchaffenheit der Einwohner. Krankheiten. Charakter überhaupt. Hang zum Vergnügen. Sprache. Wundarzney- und Heilkunde. Nahrung. Wirkungen des Awatranks. Zeit des Eſſens, und dabey vorkommende Gebräuche. Umgang mit dem Frauenzimmer. Beſchneidung. Religionsſyſtem. Begriffe von der Seele und dem zukünftigen Leben. Verſchiedene abergläubiſche Gebräuche. Tradition von der Schöpfung. Hiſtoriſche Legende. Ehrenbezeugung, die man dem Könige erweiſet. Rangordnung. Beſtrafung der Verbrecher. Merkwürdigkeiten der benachbarten Inſeln. Namen ihrer Götter. Namen der Inſeln welche von dortaus beſucht werden. Umfang und Gränzen ihrer Schiffahrt. S. 341.

Neun und zwanzigſtes Hauptſtück.

Fortſetzung der Reiſe von den Societäts-Inſeln nordwärts. Entdeckung der Chriſtmeß-Inſel, und dortige Station der Schiffe. Reichlicher Schildkrötenfang. Beobachtung einer Sonnenfinſterniß. Ungemach zweyer verirrten Matroſen. Wir laſſen in einer Flaſche eine Inſchrift zurück. Beſchreibung der Inſel, ihres Bodens, ihrer Bäume, Pflanzen und Vögel; ihrer Größe, Geſtalt und Lage. Ankergrund daſelbſt. S. 372.

Dreyßigſtes Hauptſtück.

Entdeckung einiger Inſeln. Beſchreibung der Einwohner von Atooi, die ſich zu den Schiffen begeben. Ihr Betragen indem ſie an Bord ſtiegen. Einer von den Inſulanern wird getödtet. Vorkehrungen um den vertrauten Umgang mit dem Frauenzimmer zu verhüten. Waſſerplatz. Empfang am Lande. Spaziergang im Innern daſelbſt. Beſchreibung eines Marais. Gräber der Oberhäupter und der geopferten Menſchen. Beſuch eines zweyten Eilandes, Onihau. Ceremonien der Einwohner die ſich an Bord begeben. Wir finden Urſach ſie für Menſchenfreſſer zu halten. Es wird eine Partey Mannſchaft ans Land geſetzt, und bleibt zwey Tage lang daſelbſt. Vorfälle bey ihrer Landung. Abreiſe der Schiffe von dieſen Inſeln. S. 383.

Ein und dreyßigſtes Hauptſtück.

Beſtimmung der Lage der neuentdeckten Inſeln, nebſt ihren Namen. Allgemeine Benennung: Sandwichs-Inſeln.

Inhalt des zweyten Bandes.

Beſchreibung von Atuai. Deſſen Boden, Klima, Pflanzen, Vögel, Fiſche, Hausthiere. Bildung der Einwohner. Ihre Gemüthsart. Ihre Kleidung, Putz, Wohnungen, Nahrung, Kochkunſt, Zeitvertreib, Handarbeit und Werkzeuge. Wie ſie zur Kenntniß des Eiſens gelangt ſeyn mögen. Ihre Kanots. Ihr Ackerbau. Etwas über einen ihrer Befehlshaber. Ihre Waffen. Ihre Gebräuche ſtimmen mit denen auf Tongatabu und Otaheiti überein. Einerley Sprache. Ausbreitung dieſes Volks über das ganze ſtille Meer. Anmerkungen über die brauchbare Lage der Sandwichs-Inſeln. S. 417.

Sechzehntes Hauptſtück.

Einige Officiere werden von den Eingebohrnen ausgeplündert. Beſchreibung eines Fiſchfangs. Beſuch bey dem **Paulaho.** Beſchreibung eines **Fayatuka.** Ländliche Bewirthung in **Paulaho's** Hauſe. Seine Trauergebräuche. Die Kawa-Pflanze, und die Art, wie aus derſelben ein Getränk bereitet wird. Nachrichten von der kleinen Inſel **Onewai.** Eine Schildwacht verwundet einen Inſulaner. Beſuch der Herren **King** und **Anderſon** bey des Königs Bruder, und ihre Bewirthung. Abermalige Trauerceremonien. Nächtliche Abentheuer. Beobachtungen über die Gegend. Anſtalten zur Abreiſe. Unvollſtändige Beobachtung einer Sonnenfinſterniß. Herrn **Anderſons** Bemerkungen über die Inſel und ihre Produkte.

Weder von Seiten der Einwohner noch von uns ließen ſich jezt neue Schauſpiele erwarten, auch ſchien die Neugier des Pöbels nunmehr ziemlich befriedigt, ſo, daß gleich am folgenden Morgen nachdem Paulaho's Háwa (Tanz) vorüber war, die meiſten ſich aus unſerer Nachbarſchaft verloren. Diebe hingegen blieben noch immer zurück, und bey der Nachläſſigkeit unſerer Leute fehlte es ihnen nie an Gelegenheit und Aufmunterung ihre Kunſt ſehen zu laſſen.

Einige Officiere von beyden Schiffen waren ohne meine Erlaubniß, und auch ohne daß ich drum wußte, ins Innere der Inſel gegangen, und kehrten dieſen Abend, nach einer zweytägigen Abweſenheit zurück. Sie hatten ihre Flinten und Munition, imgleichen allerhand ſolche Kleinigkeiten mitgenommen, die im Tauſchhandel hier zu Lande gangbare Münze waren. Allein ſtatt ihnen dafür etwas zu verkaufen, hatten die Eingebohrnen ihnen alles dieſes ſehr behende zu entwenden gewußt. Dieſer Vorfall hätte indeß bald unangenehme Folgen gehabt. Denn ohne ſich an mich zu wenden, hatten die geplünderten Wanderer den Omai angeſprochen, ihre Klage bey dem Könige anzubringen. In der Ungewißheit, wie ich mich dabey benehmen würde, und aus Furcht, daß ich wieder zu Zwangsmitteln greifen möchte, entfernte ſich der König am folgenden Morgen in aller Frühe, und Finau folgte ſeinem Beyſpiel, ſo daß kein Befehlshaber von Anſehen in der Nähe blieb. Ich ward über dieſen Vorgang unwillig, und machte dem Omai Vorwürfe, daß er ſich darein gemiſcht hätte. Dies brachte ihn bald dahin, daß er ſich bemühete, ſeinen Freund Finau zurückzubringen, und nicht ehe ruhte, bis es ihm gelang. Ich hatte mich gegen ihn erklärt, daß ich diesmal kein Mittel anwenden wollte um die geraubten Sachen wieder zu bekommen, und dieſe Verſicherung that die gehoffte Wirkung. Finau verließ ſich auf dieſe Zuſage, und kam noch gegen Abend zurück. Er ward ſo gut bey uns aufgenommen, daß der König am folgenden Tage ſeinem Beyſpiele nachfolgte, und ſich wieder einfand.

Beyde Befehlshaber äußerten bey dieſer Gelegenheit, mit Recht, gegen mich, daß man, im Fall einige von meinen Leuten ins Land ſpatzieren wollten, ihnen davon zuvor Nachricht geben müſſe, damit ſie jemand mitſchicken könnten; und unter dieſer Bedingung würden ſie uns für die Sicherheit der Unſrigen ſtehen. Aus Erfahrung bin ich auch vollkommen überzeugt, daß man vermittelſt dieſer billigen Vorſicht, mit allem was man bey ſich führt, unter den hieſigen Inſulanern ſo ſicher als in irgend einem Theile der geſitteten Welt, herumreiſen könnte. Ich gab mir nicht die geringſte Mühe die bey dieſer Gelegenheit entwendeten Sachen wieder zu bekommen; allein durch Finau's Vermittelung wurde das meiſte, bis auf eine Flinte und etliche Kleinigkeiten zurückgebracht. Auch hatten wir bereits unſern zweyten Truthahn, und was an Inſtrumenten und andern Sachen den Arbeitsleuten ſonſt weggekommen war, wieder erhalten.

Die Lootſen beyder Schiffe welche ich vor etlichen Tagen in zwey Booten ausgeſchickt hatte, um einen Weg ausfindig zu machen, auf welchem wir am ſicherſten und bequemſten wieder in See gehen könnten, kamen heut, am 25ſten Junius, mit der Nachricht zurück, daß der Weg gegen Norden, auf welchem wir hereingeſegelt wären, äußerſt gefährlich und von einer Seite zur andern mit Korallenklippen beſäet ſey. Nach Oſten hingegen läge ein ſehr guter Kanal, der aber an einer Stelle von den daran liegenden Inſeln ſehr verengt würde, und folglich ohne einen vollen Wind nicht zu paſſiren ſey. Dieſer Wind mußte aber ein Weſtwind ſeyn, dergleichen es hier nur ſelten giebt. Wir hatten um dieſe Zeit unſern Holz- und Waſſervorrath ergänzt, und unſere Segel völlig ausgebeſſert und in Stand geſetzt. Von den Eingebohrnen konnten wir jezt wenig mehr an Lebensmitteln erwarten; wir hätten alſo unverzüglich abreiſen können, wenn ich nicht gewünſcht hätte, hier die Sonnenfinſterniß zu beobachten, die ſich am 5ten des künftigen Monats ereignen ſollte.

Da wir ſolchergeſtalt noch etliche müßige Tage vor uns hatten, fuhr ich in Begleitung einiger Officiere, mit **Paulaho** früh am folgenden Morgen in einem Boot nach **Mua**, dem Dorfe, wo er nebſt andern Vornehmen ſich gewöhnlich aufhält. Indem wir in die Bucht hinein ruderten, begegnete uns des Königs Sohn mit vierzehn Canots, welche auf den Fiſchfang ausgingen. In jedem dieſer Fiſcherboote führten ſie ein dreyeckiges, zwiſchen zwey Stangen ausgeſpanntes Netz bey ſich, deſſen unterſtes Ende wie ein Sack geſtaltet war, der zum Empfang und zur Aufbewahrung der Fiſche diente. Sie hatten bereits eine Anzahl ſchöner Meeräſchen gefangen, und gaben etwa ein Dutzend davon in unſer Boot. Ich wünſchte zu ſehen, wie ſie bey ihrer Fiſcherey zu Werke gingen, und ſie unterrichteten mich ſogleich davon. Es ward vorausgeſetzt, daß ſich auf einer Bank eine Menge Fiſche aufhielte. Dieſe Bank ward ſogleich mit einem langen Netz, oder einer Art von Wathe umringt. Dann ſtieg aus jedem Kahne ein Fiſcher in das Waſſer, ſtellte ſich mit dem dreyeckigen Hamen in der Hand an das Netz, und ſchöpfte die Fiſche heraus, oder fing ſie, indem ſie überſpringen wollten. Um mir dieſes ganze Verfahren, welches ſehr ſicher und zweckmäßig zu ſeyn ſcheint, zu zeigen, warfen ſie von den ſchon gefangenen Fiſchen einige wieder ins Waſſer, weil gegenwärtig keine auf der eingeſchloſſenen Bank *) vorhanden waren.

Nachdem wir den Prinzen mit ſeinen Fiſcherleuten verlaſſen hatten, ruderten wir weiter in die Vertiefung der Bay, und ſtiegen an dem nähmlichen Orte aus, wo wir einige Tage zuvor den alten Mariwagi beſuchen wollten, ihn aber nicht angetroffen hatten. Sobald wir den Fuß ans Land geſetzt hatten, ließ mir der König durch Omai ſagen, daß ich wegen meines Boots und deſſen was darin wäre, ganz unbeſorgt ſeyn könne, denn es ſollte nicht das mindeſte angerührt werden. Der Erfolg bewies, daß es mit dieſem Verſprechen ſeine vollkommene Richtigkeit hatte. Man führte uns ſogleich nach einem nicht weit entlegenen Hauſe des Königs, in der Nähe des Malai oder öffentlichen Verſammlungshauſes, wo wir uns bey unſerer erſten Anweſenheit in Mua aufgehalten hatten. Dieſes ziemlich geräumige Haus ſchien die Privatwohnung des Königs zu ſeyn, und lag in einer umzäunten Pflanzung. Der König ließ ſich an einem Ende des Hauſes nieder, und die Einwohner, die aus der Nachbarſchaft zuſammen kamen, um ihm aufzuwarten, ſetzten ſich an dem entgegengeſetzten Ende in einen halben Kreis.

---

*) Bank bedeutet hier eine Untiefe, es mag nun eine Sandbank oder eine Korallenbank ſeyn.

Man machte ſogleich Anſtalt, eine Schale voll **Kawa** zu bereiten, und einige Yamswurzeln für uns röſten zu laſſen. Während der Zeit machten wir uns in Begleitung einiger Perſonen aus dem Gefolge des Königs, mit **Omai** zum Dollmetſcher, auf den Weg, um einen Begräbnisplatz oder **Fayatuka** zu beſuchen, den wir dicht am Hauſe bemerkt hatten, und der von weit größerm Umfange, und weit bedeutender ſchien, als irgend einer, den wir bisher auf den andern Freundſchafts-Inſeln angetroffen hatten. Man ſagte uns, er gehöre dem Könige. Es waren hier drey ziemlich große Gebäude auf einer Anhöhe oder vielmehr am abſchüſſigen Rande derſelben, und in einiger Entfernung ein viertes kleineres vorhanden, die alle der Länge nach in einer Reihe lagen. Das mittlere von den drey erſten Häuſern war bey weitem das größte, und lag in einem Viereck, welches ungefähr drey Schuh erhöhet war, und deſſen eine Seite vier und zwanzig, die andere acht und zwanzig Schritte hielt. Die übrigen Häuſer ſtanden ebenfalls auf kleinen Erhöhungen, die durch Menſchenhände eben ſo hoch wie jene erſte aufgeführt waren. Der Fußboden in den Häuſern, und überhaupt der ganze Hügel um ſie her, war mit lockern, feinen Kieſeln bedeckt, und das Ganze durch große ſchönbehauene Steinplatten von harten Korallfelſen eingeſchloſſen, welche ſo, daß ſie mit der längſten Seite den Boden berührten, aufgerichtet ſtanden. *) Ein ſolcher Stein war zwölf Schuh lang, zwey Schuh

---

*) Die Begräbnißorte der Befehlshaber auf den Carolinen-Inſeln haben eine ähnliche Einfaſſung. S. Lettres Edif. Tom. XV, p. 309. **Anm. der Urſchrift.**

breit, und etwas über einen Schuh dick. Eines von dieſen Häuſern war an der Seite offen, welches bey Gebäuden dieſer Art ungewöhnlich iſt. Inwendig ſtanden ein paar grobgeſchnitzte hölzerne Bruſtbilder, welche menſchliche Figuren vorſtellten; das eine nahe am Eingange, das andere etwas weiter hinein. Wir befragten die Eingebohrnen, die uns bis hieher gefolgt waren, ſich aber nicht unterſtanden in das Haus zu treten, was dieſe Bilder bedeuteten? und erhielten von ihnen ganz beſtimmt zur Antwort, daß es Denkmäler von einigen dort begrabenen Befehlshabern, keinesweges aber Vorſtellungen der Gottheit wären. Vermuthlich werden dergleichen Monumente ſehr ſelten errichtet; denn allem Anſchein nach mochten dieſe bereits mehrere Jahrhunderte geſtanden haben. Man erzählte uns, in einem jeden Hauſe wären Todte begraben worden, doch davon war keine Spur zu ſehen. In einem dieſer Gebäude fanden wir das geſchnitzte Vordertheil eines otaheitiſchen Canots, welches von den Wellen an die Küſte der Inſel ausgeworfen war und hier aufbewahrt wurde. Am Fuße der vorhinerwähnten Erhöhung lag ein freyer offener, mit grünem Raſen bedeckter Platz, der rund umher mit Bäumen von verſchiedener Art beſetzt war, worunter ſich hauptſächlich einige ſehr große Keulenbäume oder Etoa-Bäume (*Caſuarina*) auszeichneten, die wegen ihrer Aehnlichkeit mit Cypreſſen, hier eine vorzüglich gute Wirkung thaten. Ohnweit des einen Hauſes ſtand eine Reihe niedriger Palmen, und hinter derſelben ſahe man einen Graben, worin eine Menge alter Körbe lagen.

Nach dem Mittagseſſen, oder eigentlich, nachdem wir uns durch unſern vom Schiffe mitgebrachten Vorrath geſtärkt hatten, machten wir, in Begleitung eines vornehmen Königlichen Bedienten, einen ziemlich weiten Spatziergang ins Land. Unſer Nachtrab war nicht ſehr groß, denn unſer Begleiter verbot dem Pöbel uns nachzufolgen, und nöthigte alle diejenigen, die uns begegneten, ſich niederzuſetzen, bis wir vorübergegangen wären, eine Ehrenbezeugung, die ſonſt nur dem Souverain zukommt. Die Gegend war größtentheils mit allerley Pflanzen-Arten angebaut, und die Pflanzungen faſt durchgehends umzäunt. Es gab auch Stellen, wo ehedem Pflanzungen geſtanden hatten, die aber jezt braach lagen, imgleichen andere welche noch nie berührt worden, aber gleichwohl in ihrem natürlichen wilden Zuſtande ſehr nutzbar waren, weil ſie Bauholz trugen. Hin und wieder fanden wir große unbewohnte Häuſer, welche dem Könige gehörten. Nach allen Richtungen hin, war das Land von einer Menge Wege und Fußpfade durchkreuzt, die alle wohl unterhalten waren, ſo daß es ſich, auf dem hieſigen ohnehin ebenen Boden gut fortkommen ließ. Es verdient auch bemerkt zu werden, daß wir auf der höchſten Gegend, wenigſtens dreyhundert Fuß über der Meeresfläche, oftmals denſelben Korallfelſen, den man am Strande antrift, aus dem Boden hervorragen ſahen, und daß er hier von eben der Beſchaffenheit als dort, gerade ſo durchlöchert und ſo uneben geſtaltet iſt als an ſeinem erſten Entſtehungsorte, dem Strande, wo ihn die See noch beſpült. So ſteinigt aber auch hier der Boden, und mit ſo äußerſt wenigem Erdreich er auch in dieſer Gegend bedeckt iſt, ſo trägt er gleichwohl einen Reichthum von Pflanzen die ſämmtlich im ſchönſten, üppigſten Wachsthum ſtehen. Man führte uns auch zu verſchiedenen kleinen Teichen und zu einigen Quellen; doch war das darin befindliche Waſſer entweder ſalzig oder von übeln Geruch, wiewohl es die Inſulaner als vortreflich anprieſen. Die Teiche oder Pfützen lagen mehrentheils landeinwärts, die Quellen aber am Strande der Bay, und zwar unterhalb des Standpunkts der Fluth, ſo daß man daſelbſt nur zur Ebbezeit Waſſer ſchöpfen konnte.

In der Dämmerung kamen wir von unſerm Spaziergange zurück, und fanden zu unſerer Abendmahlzeit ein gebratenes Schwein, einige Fiſche, und Yamswurzeln, alles vortreflich nach Landesart zugerichtet. Nach dem Eſſen fehlte es an Unterhaltung, daher bequemten wir uns zu der hieſigen Sitte, und legten uns ſchlafen. Unſer Bett war eine auf den Fußboden ausgebreitete Matte, und unſere Decke beſtand aus einem Stücke hieſigen Zeuges. Der König, der von unſerm mitgebrachten Wein und Branntwein fröhlich geworden war, ſchlief, nebſt einigen andern Inſulanern, in demſelben Hauſe. Lange vor Tagesanbruch aber ſtanden ſie alle auf, und ſchwazten mit einander beym Mondenſchein. Wie leicht zu erachten iſt, waren wir der einzige Gegenſtand dieſer Unterredung und der König unterhielt ſeine Geſellſchaft mit einer Erzählung von allem dem was er bey uns geſehen und beobachtet hatte. Sobald der Tag anbrach, zerſtreuten ſie ſich nach verſchiedenen Gegenden hin, kamen aber bald wieder in Begleitung mehrerer von ihren Landsleuten zurück, und fingen an den **Kawa**-Trank zu bereiten.

Ich ließ ſie bey dieſer Beſchäftigung, und beſuchte Herrn Furneau'x Freund, den jungen Tubau, deſſen Wohnung in der Nähe lag, und an Größe und Zierlichkeit wenige ihres gleichen hatte. Auch in dieſem Hauſe beſchäftigte man ſich mit der Zubereitung des Morgentranks. Der Befehlshaber ſchenkte mir ein lebendiges und ein gebratenes Schwein, eine Menge Yams, und ein Stück Zeug. Als ich zum Könige zurück kehrte, fand ich ihn nebſt ſeinem Gefolge bereits bey dem zweyten Napf voll Kawa. Sobald derſelbe ausgeleert war, ſagte er dem Omai, er würde ſogleich eine Trauerhandlung, welche hier Tudſchi heißt, für einen ſeiner Söhne, der vor einiger Zeit verſtorben wäre, vornehmen, und lud uns ein ihn zu begleiten. Uns war nichts willkommener, indem wir bey dieſer Gelegenheit etwas neues und ſeltenes zu ſehen hoften.

Zuerſt alſo trat der König, in Begleitung zweyer alten Frauenzimmer aus dem Hauſe, legte ein neues Stück Zeug an, und über daſſelbe eine alte zerlumpte Matte, die gar füglich ſchon ſein Urgroßvater getragen haben konnte. Seine Diener, oder vielmehr alle die ihn begleiteten, waren eben ſo gekleidet, doch mit dem Unterſchiede, daß ſeine Matte die ihrigen alle an ehrwürdigem Alter übertraf. In dieſem Aufzuge giengen acht bis zehn Perſonen voran, deren jeder einen grünen Zweig um den Hals geſchlungen hatte, und alles folgte hinterdrein. Paulaho trug ſeinen Zweig in der Hand, bis wir den beſtimmten Ort erreichten, wo er ihn ebenfalls um den Hals bog. Wir kamen nunmehr durch eine kleine Verzäunung auf einen Platz mit einem zierlichen Hauſe, vor welchem wir einen einzelnen Mann ſitzend fanden. So wie der Zug hinein ging, riß jedermann den grünen Zweig vom Halſe und warf ihn weg. Der König ſetzte ſich zuerſt, und die übrigen ſetzten ſich, wie gewöhnlich, vor ihm hin. Allmählig kamen noch mehrere hinzu, ſo daß die Anzahl der im Kreiſe ſitzenden bis auf hundert und drüber ſtieg. Es waren aber mehrentheils Männer, und alle auf die vorhinbeſchriebene Art gekleidet. Sobald die Geſellſchaft beyſammen war, brachte einer von den Königlichen Bedienten eine große Kawawurzel, und eine Schaale, welche vier bis fünf Maaß halten mochte. Sogleich machten ſich einige über die Wurzel her, zerkauten ſie, und füllten die Schaale bis an den Rand mit dem ſaubern Gebräu. Andere machten in der Zwiſchenzeit Becher aus Piſangblättern. Der erſte ward dem Könige gebracht, der ihn aber einem andern zu reichen befahl. Den zweyten brachte man ihm ebenfalls, und dieſen behielt er für ſich, den dritten bot man mir. Dann aber fragte derjenige, der die Becher anfüllte, bey jedem, wer ihn haben ſolle? Ein anderer nannte einen Namen, und dem zufolge ward das Getränk herumgereicht. Als die Schaale leer zu werden anfing, ſchien der Mundſchenk immer verlegener zu werden, wem der nächſte Becher zugeſchickt werden ſollte, und fragte oft die nahe Sitzenden um Rath. Man fuhr indeſſen mit der Austheilung fort, ſo lange noch etwas da war, und obgleich kaum die Hälfte der Anweſenden eine Portion erhielt, ſo war doch, wie es ſchien, kein Menſch darüber mißvergnügt. Der Becher, welche kredenzt wurden, waren etwa ſechs in allem; ſo wie man einen geleert hatte, warf man ihn auf die Erde, wo ihn die Bedienten wieder aufnahmen, und hintrugen, um ihn von neuem füllen zu laſſen. Die ganze Zeit über ſaß der König nebſt allen Anweſenden, wie in ſolchen Fällen gewöhnlich, ganz ernſthaft, und kaum wurde ein Wort geſprochen.

Lange warteten wir ſchon, daß die Trauerhandlung jeden Augenblick angehen würde, als endlich, nachdem der Kawa getrunken war, zu unſerm großen Erſtaunen jedermann aufſtand und ſeines Weges ging. **Paulaho** ſagte uns, nunmehr ſey er bereit, uns nach den Schiffen zu begleiten. Wenn dies alſo eine Trauerceremonie vorſtellen ſollte, ſo war ſie ſonderbar genug. Vielleicht war es die zweyte, dritte oder vierte Trauer, oder **Omai** hatte einen ſeiner gewöhnlichen Fehler begangen, und mißverſtanden, was ihm **Paulaho** geſagt hatte. Die Umkleidung, und die Ceremonie mit den grünen Zweigen um den Hals abgerechnet, ſchien hier weiter nichts vorgegangen zu ſeyn, als was wir nur zu oft und täglich bey den hieſigen Inſulanern wahrgenommen hatten; denn ob wir gleich auf andern Inſeln den Kawa-Trank ebenfalls im Schwange gefunden, ſo war doch die Schwelgerey darin in **Tongatabu** ungleich gröſſer, indem das Kawatrinken gleichſam die einzige Vormittagsbeſchäftigung der Vornehmen unter den hieſigen Einwohnern ausmachte. „Die Kawa-Pflanze iſt eine Art Pfeffer *), welche bloß in dieſer Hinſicht gebaut, und zwar mit vieler Sorgfalt behandelt wird. Man ſucht vornehmlich die jungen Pflanzen gegen alle Beſchädigung zu verwahren, und legt die Pflanzung gemeiniglich nah am Hauſe an. Selten wird die Staude mehr als Mannes hoch, doch habe ich ſie auch zuweilen faſt noch einmal ſo hoch geſehen. Sie theilt ſich in ziemlich viele Zweige, hat große herzförmige Blätter, und mit Gelenk-Knoten verſehene Stängel. In den **Freundſchafts-Inſeln** bedient man ſich bloß der Wurzel, welche ausgegraben, und den Bedienten zum Abputzen übergeben wird. Dieſe brechen ſie in Stücken, und kratzen die anhangenden Erdtheilchen mit einer Muſchelſchaale oder mit einem Spahn ab. Hierauf fängt jeder an, eine Portion zu käuen, und ſpuckt das Gekäute in ein Stück von einem Piſangblatt. Derjenige, deſſen Amt es iſt, den Trank zu bereiten, ſammelt alle dieſe Portionen in eine große hölzerne Schaale oder Schüſſel, und thut ſo viel Waſſer hinzu, als erforderlich iſt, um den Trank gehörig zu verdünnen. Hierauf miſcht er alles wohl mit den Händen durch einander, und wirft dann etwas von den Materialien, aus denen hier zu Lande die Matten geflochten werden, zu oberſt in die Schaale, wodurch die Faſern abgeſondert werden. Zuletzt drückt man dieſes Seihetuch aus allen Kräften, um das Flüßige vollkommen herauszubekommen, und vertheilt den Trank nach der bereits weiter oben beſchriebenen Methode. In jeden Becher geht ungefähr der vierte Theil eines Nößels (*Pint*). Die unmittelbare Wirkung dieſes Getränks äußert ſich, an Leuten die es ſo oft genießen, nicht leicht, aber einige der unſrigen, die es verſuchten, fanden es eben ſo berauſchend als Branntwein, ob es gleich ohne Gährung bereitet wird. Eigentlich verurſacht es eine ſolche Art von Betäubung, als der Mohnſaft und ähnliche Subſtanzen nach ſich ziehen.

---

*) Dieſe Nachricht vom Kawa iſt aus Herrn Andersons Tagebuch entlehnt. Anm. der Urſchrift.

Uebrigens iſt dieſes Getränk, ungeachtet die hieſigen Inſulaner es allemal friſch gemacht genießen, und ob ich gleich geſehen habe, daß ſie es in einem Vormittag ſiebenmal zu ſich nahmen, dennoch ſo äußerſt widrig, daß die wenigſten es hinunterſchlucken können, ohne das Geſicht zu verzerren, und hinterher einen Schauder durch alle Glieder zu fühlen."

Nach Beendigung dieſer Trauerceremonie verließen wir Mua, um wieder nach den Schiffen zurückzukehren. Indem wir aus der Bucht oder Lagune ruderten, begegneten uns zwey Canots, die vom Fiſchfang zurückkamen. Paulaho befahl den Fiſchern heranzukommen, und nahm ihnen ihren ganzen Fang an Fiſchen und Muſcheln ab. Er hielt hernach noch ein Paar andere Kähne an, und durchſuchte ſie, allein dieſe hatten nichts gefangen. Warum er dieſes that, wiſſen wir nicht, denn wir hatten Lebensmittel genug in unſerm Boot. Ich erhielt einige von dieſen Fiſchen zum Geſchenk, die übrigen verkauften ſeine Leute an Bord. Weiterhin holten wir ein großes ſegelndes Canot ein. Jedermann der an Bord deſſelben ſtand, ſetzte ſich ſogleich nieder, bis wir vorbey waren, ſogar der Mann am Steuerruder, der es doch nicht anders als ſtehend regieren konnte.

Paulaho und einige andere Inſulaner hatten mir geſagt, daß man auf einer kleinen Inſel, Onewai (*Onevy*) welche ohngefähr eine Seemeile weit von der Mündung der mehr erwähnten Bucht, an der Nordſeite des öſtlichen Kanals, liegt, vortrefliches Waſſer fände. Wir ſtiegen demnach daſelbſt an Land, um es zu koſten, fanden es aber ſo ſalzig wie an den meiſten vorigen Orten. Dies Eiland iſt völlig im Zuſtande der Natur, und wird blos von Fiſchern beſucht. Die Naturprodukte daſelbſt kommen mehrentheils mit denen auf **Palmerſton-Eiland** überein, nur daß hier auch **Etoa**- oder Keulenbäume angetroffen werden. Wir hielten auf dieſer Inſel unſere Mittagsmahlzeit, und ſetzten dann unſere Fahrt nach den Schiffen fort. Unterwegens bemerkten wir einen ſeltſamen Korallfelſen, der vermuthlich auf den Rief, wo er liegt, ausgeworfen worden iſt. Er ragt gegen zwölf Fuß über die Oberfläche des Meeres hervor. Der Fuß oder untere Theil des Felſens auf dem er ruhet, hält kaum den dritten Theil des Umfangs ſeines hervorſtehenden Gipfels. Dieſer mag etwa hundert Fuß im Umkreiſe haben, und iſt mit Etoabäumen und **Pandangs** bedeckt *).

---

*) Es iſt ziemlich unwahrſcheinlich, daß dieſer Fels von den Wellen, oder irgend einer andern gewaltſamen Bewegung ausgeworfen ſeyn ſollte, da er auf einer ſo ſchlanken Unterlage ſteht; denn, wäre er ausgeworfen worden, ſo müßte der breite obere Theil, als der ſchwerſte, unten liegen. Bedenkt man hingegen, daß die Korallgewächſe ſich aus einem dünnen Stamm, je höher ſie werden, allmählig deſto mehr ausbreiten, und gleichſam ſchirmförmig wachſen, ſo hat man einen Grund mehr zu vermuthen, daß dieſe Klippe noch unverändert in ihrer natürlichen Lage ſteht, wie ſie gewachſen iſt. Jene, dreyhundert Fuß ſenkrecht über der Meeresfläche liegenden, Korallbänke, welche, wie **Cook** oben erwähnt, den Boden im Innern der Inſel ausmachen, ſind hinlängliche Beweiſe, daß einſt das Meer in dieſen Gegenden viel höher geſtanden haben müſſe. Der hier beſchriebe-

Bey unſerer Ankunft an Bord des Schiffs erfuhr ich, daß in meiner Abweſenheit alles ruhig geblieben, und kein einziger Diebſtahl vorgefallen wäre. Finau und Futtafähi, des Königs Bruder, waren nicht wenig ſtolz auf die gute Aufführung ihrer Landsleute, weil ſie es auf ſich genommen hatten, ſie in Ordnung zu halten. Die Befehlshaber haben alſo unſtreitig Macht genug, ſo oft es ihnen nicht an Willen zur Ausübung mangelt; allein den letztern durften wir nur ſelten von ihnen erwarten, da mehrentheils alles was geſtohlen wurde, zuletzt in ihre Hände kam.

Das gerühmte Betragen der Inſulaner währte auch nicht lange. Schon am folgenden Tage fielen ihrer ſechs oder acht über einige Matroſen her, welche Bretter ſchnitten. Die Schildwacht gab Feuer, und es ward einer verwundet, drey andere aber gefangen. Dieſe behielt ich bis am Abend, und entließ ſie erſt, nachdem ich ſie abgeſtraft hatte. Nach dieſem Vorfall wurden die Einwohner behutſamer, und machten uns nicht mehr ſo viel zu ſchaffen. Unſtreitig verdankten wir dieſe Veränderung dem Umſtande, daß einer von den Dieben verwundet worden war, denn nunmehr hatten ſie die Wirkung unſers Schießgewehrs, von der man ihnen bisher nur erzählt hatte, erfahren und empfunden. Ihre Verwegenheit hatte mir den Be-

---

ne Fels, die Palmerſtons-Inſeln, (*Savage-Island*) und eine Menge anderer Entdeckungen die man den verſchiedenen Cookiſchen Reiſen zu verdanken hat, beſtätigen jene Vermuthung. G. F.

Befehl abgenöthigt, den Schildwachen ihre Flinten mit Schroot laden, und in beſondern Nothfällen feuern zu laſſen; ich nahm es alſo für ausgemacht an, daß man auch im gegenwärtigen Falle nur mit Schroot geſchoſſen hätte. Allein die Herren **King** und **Anderſon** fanden auf einem ihrer Spatziergänge ins Land den Verwundeten, und ſahen offenbar, daß er mit einer Kugel, obgleich nur leicht, getroffen wäre. Wie es kam, daß dieſe Flinte mit einer Kugel geladen worden, konnte ich nie an den Tag bringen, es gab ſogar Leute genug, die mir zuſchwören wollten, daß nichts als Schroot darin geweſen ſey.

Herrn **Anderſons** Nachricht von dem eben erwähnten Spatziergange füllt hier am beſten eine Lücke von zwey Tagen aus, an denen ſonſt nichts merkwürdiges vorfiel:

„Ich ging am 30ſten mit Herrn **King** und **Futtafähi**, nach des letztern, in **Mua**, nicht weit von dem Hauſe ſeines Bruders **Paulaho**, belegenen Wohnung. Bald nach unſerer Ankunft, ſchlachtete man ein Schwein, und zwar auf die Art, daß man es zu wiederholtenmalen vor den Kopf ſchlug. Sodann ſchabte man, vermittelſt der ſcharfen Kante eines geſpaltenen Bamburohres, ſehr behende das Haar ab, ſchnitt mit eben dieſem einfachen Inſtrument ein großes ovales Loch in den Bauch, und nahm durch daſſelbe die Eingeweide heraus. Der Ofen war ſchon bereitet; es war eine tiefe in die Erde gemachte Grube, die mit fauſtgroßen Steinen ausgelegt ward, und worin man ein Feuer unterhielt, bis die Steine rothglüheten. Einige von dieſen Steinen wickelte man in Blätter vom

Brodbaum, und füllte damit die Bauchhölung des Schweins, indem man noch eine Menge Blätter hinein ſtopfte, damit nichts heraus fiele, und auch einen ähnlichen Pfropf in den After ſteckte. Hierauf legte man einige Stäbe auf die Steine in der Grube, ſtellte das Schwein darauf in eine ſtehende Poſitur, und bedeckte es mit einer Menge Piſangblätter. Zuletzt grub man rund umher die Erde auf, verſchüttete den Ofen ganz und gar, und ließ das Schwein ungeſtört darin ſchmoren.

Unterdeſſen gingen wir umher ſpatzieren, fanden aber nichts merkwürdiges außer einen Faiatuka, (Begräbnißort) mit einem einzigen Hauſe, welches auf einem wenigſtens dreyßig Fuß hohen, durch Menſchenhände aufgeſchütteten Hügel ſtand. Etwas ſeitwärts von demſelben öfnete ſich uns ein ziemlich geräumiger Platz, und nicht weit davon lag viel unbebautes Land. Auf die Frage, warum es braach läge? glaubten wir die Antwort unſerer Wegweiſer ſo zu verſtehen, das Land gehöre dem Faiatuka, und dieſer dem Könige, und dürfe folglich keinesweges berührt werden. Nicht weit davon ſahen wir eine Menge Etoa-Bäume, an deren Zweigen eine ungeheure Anzahl von großen ternataniſchen Fledermäuſen hingen, die ein unangenehmes Gekreiſche machten. Wir hatten unſere Flinten diesmal nicht mitgenommen, und konnten alſo keines von dieſen Thieren habhaft werden, allein in Anamoka hatten wir einige bekommen, die zwiſchen den ausgebreiteten Flügeln beynah drey Schuh hielten.

Sobald wir in die Wohnung unſeres Wirthes zurückgekommen waren, ließ er das Schwein, welches nunmehr zugerichtet war, nebſt etlichen Körben voll Yamswurzeln und einigen Kokosnüſſen hereinbringen, und nun zeigte ſichs, daß wir ihn, und nicht er uns, bewirthen ſollten. Die ſämmtlichen aufgetragenen Speiſen wurden nehmlich, ganz und gar, als unſer Eigenthum angeſehen, welches wir nach Gutdünken ausſpenden konnten. Derſelbe Inſulaner, der am Morgen das Schwein für den Ofen bereitet hatte, zerlegte es jezt, indeß nicht ehe als bis wir es ihm geheißen hatten. Sein Meſſer war ein geſpaltener Bambu, den er mit großer Geſchicklichkeit führte, und wir erſtaunten nicht wenig über die Behendigkeit und Kunſt, womit er die Gelenke zu treffen, und die Stücke abzuſondern wußte. Alles ward uns nun nochmals vorgeſezt, wir nahmen ein kleines Stück davon, und baten, daß man das übrige, welches gegen funfzig Pfund ſeyn mochte, an die um uns her Sitzenden vertheilen möchte. Ehe wir es dahin bringen konnten, mußten wir unſern Hausgenoſſen eine Menge Bedenklichkeiten heben, ja, als es endlich zur Austheilung kam, fragte man uns dennoch bey jedem Stücke, wer es bekommen ſollte? Es ſchien ihnen jedoch Vergnügen zu machen, daß eine ſolche Austheilung unſern Sitten nicht zuwider wäre. Einige trugen ihre Portion mit ſich fort, andere verzehrten ſie auf der Stelle. Wir hatten aber die größte Mühe, den guten **Futtafähi** zu überreden, daß er nur das geringſte koſtete.

Nach dem Eſſen gingen wir mit ihm und fünf oder ſechs Perſonen von ſeinem Gefolge nach dem Orte hin, wo **Paulaho**, bey unſerer vorigen Anweſenheit in **Mua**, ſeine Trauerhandlung begangen hatte, doch kamen wir nicht in die Verzäunung. Von unſern Begleitern hatte jeder eine Matte über ſeine Kleidung angezogen, und trug, wie bey der vorigen Ceremonie, einige Blätter um den Hals. Sobald wir bey einem großen offenen Schauerdach (unter welchem hier zu Lande die Canots aufs trockne gezogen werden) angekommen waren, warfen ſie die Blätter weg, ſetzten ſich draußen vor demſelben nieder, und gaben ſich einige leichte Schläge mit der Fauſt auf die Backenknochen. Hierauf blieben ſie noch zehn Minuten lang ſehr ernſthaft ſitzen, und gingen dann auseinander ohne ein Wort zu ſprechen. Dies erklärte uns, was Paulaho von ſeiner Trauerceremonie oder Tudſchi *) geſagt hatte; und vermuthlich hatte man ſich auch damals ins Geſicht geſchlagen, wir hatten es aber, weil die Ceremonie an ſich nur wenige Sekunden dauert, nicht wahrgenommen. Was jezt geſchah, war ebenfalls eine fortgeſetzte Trauer oder Klage um einen Befehlshaber, der vor einiger Zeit zu Wawau geſtorben war. Man erzählte uns, daß man ſeit deſſen Tode nicht unterlaſſen habe, ihn auf dieſe Art zu betrauren, und damit noch eine geraume Zeit fortfahren würde.

Zum Abendeſſen ward wieder ein Ferken nebſt Yamswurzeln und Kokosnüſſen aufgetragen, und Futtafähi, der nunmehr wohl einſahe, daß ſeine vorigen Bedenklichkeiten unnöthig wären, erſuchte uns ſogleich, es zerſtücken und austheilen zu laſſen. Sobald wir ab-

---

*) Tudſchi muß alſo wahrſcheinlich klopfen mit der Fauſt bedeuten, in welcher Bedeutung es auch etwas weiter gleich wieder vorkommt. G. F.

gegeſſen hatten, brachte man eine Menge des hieſigen Zeuges herein, um uns eine Schlafſtätte zu bereiten. Allein die Nacht über wurden wir nicht wenig durch eine ſeltſame Art von Luxus der hieſigen Vornehmen geſtört, der darin beſteht, daß ſie ſich während des Schlafs beſtändig klopfen laſſen. Zwey Frauenzimmer ſetzten ſich neben Futtafáhi, und verrichteten dieſes Geſchäft, welches Tudſchi-tudſchi genannt wird, indem ſie ihm mit beyden Fäuſten auf dem Leibe und den Beinen ziemlich lebhaft herumtrommelten, bis er einſchlief. Sie ſetzten dieſe ſeltſame Uebung ſogar die ganze Nacht hindurch, mit kleinen Pauſen fort. Sobald er eingeſchlafen war, klopften ſie etwas leiſer und langſamer; wenn aber einiger Anſchein war, daß er erwachen möchte, ſo ging es wieder ſo lebhaft wie zuvor über ihn her. Am Morgen bemerkten wir, daß ſeine Weiber ſich bey dieſem Geſchäfte ablöſeten, und jede wenn die Reihe bey ihr vorbey war, ſich ſchlafen legte. In jedem andern Lande, würde man von einer ſolchen Operation mit Recht glauben, daß ſie aller Ruhe ein Ende mache; hier hingegen iſt ſie ſo gut als ein Schlaftrunk, und giebt einen ſtarken Beweis von der Macht der Gewohnheit. Das Geräuſch dieſes beſtändigen Trommelns war indeß nicht das einzige, was uns wachend erhielt; die Inſulaner die mit uns die Nacht im Hauſe zubrachten, plauderten nicht nur oft mit einander, wie bey Tage, ſondern ſtanden auch lange vor Tagesanbruch alle auf, und hielten eine ſtarke Mahlzeit von Fiſchen und Yamswurzeln, die zu dem Ende von jemanden, der ſeine beſtimmte Zeit ſehr wohl zu wiſſen ſchien, hereingebracht wurden.

Am folgenden Morgen, den erſten Julius, machte Futtafáhi mit uns, längs der Oſtſeite der Bay, einen Spatziergang bis an die Spitze, welche ihren Eingang bildet. Die ganze Gegend iſt vollkommen bebaut, obgleich die Verzäunungen nicht ſo häufig wie in Mua waren. Unter vielen Piſanggfeldern zeichnete ſich eines aus, welches wenigſtens eine engliſche Meile lang war, und woſelbſt die Stämme im vortreflichſten Wachsthum ſtanden. Auf dieſer Excurſion bemerkten wir an mehreren Beyſpielen, daß Futtafáhi in der That ein Mann von großem Anſehen war; es ſey nun, daß ihm dieſes ſchon als Befehlshaber zukam, oder daß er als des Königs Bruder eine beſondere Gewalt ausüben konnte. Indeß ſchien er ſich derſelben nicht muthwillig zu bedienen. Er ſchickte zum Beyſpiel an einen Ort, und ließ Fiſche holen; an einem andern verlangte er Yamswurzeln, u. ſ. w. Alle ſeine Befehle wurden mit der größten Bereitwilligkeit erfüllt, als ob er unumſchränkt über das Eigenthum der Einwohner zu gebieten hätte. Als wir die vorhinerwähnte Landſpitze erreicht hatten, erzählte man uns von einem Inſulaner, auf den unſere Landsleute Feuer gegeben hätten, und da wir Verlangen bezeigten, ihn zu ſehn, führte man uns in eine Hütte, wo wir einen Menſchen antrafen, der durch die Schulter, jedoch nicht gefährlich, geſchoſſen war. Die Kugel war etwas oberhalb des innern Randes des Schluſſelbeins hinein und hinterwärts ſchief herausgegangen. Der Zuſtand der Wunde zeigte offenbar, daß dies derſelbe Menſch war, den eine unſerer Schildwachen vor drey Tagen verwundet hatte; obgleich ausdrücklich befehlen war, daß die Flinten nur mit Schroot geladen werden ſollten. Wir gaben den Freunden des Bleſſirten einigen Rath, wie ſie die Wunde behandeln ſollten, denn bis dahin hatte man nichts aufgelegt; und es ſchien ihnen Freude zu machen, als wir ihnen ſagten, daß er nach einiger Zeit geheilt ſeyn würde. Indem wir weggehn wollten, verlangten ſie, daß wir dem Verwundeten einige Yamswurzeln und andere Lebensmittel ſchicken möchten, und zwar in einem Tone, der uns ſtark vermuthen ließ, daß ſie ſeine Unterhaltung bis zur Geneſung, als unſere Schuldigkeit anſähen.

Gegen Abend fuhren wir in einem Canot, welches Futtafáhi aus eigner Macht herbeygerufen hatte, queer über die Bay, nach unſerm Poſten zurück. Er wollte uns zugleich ein großes Schwein, welches er auf der Stelle herbeyſchaffen ließ, und ein Bündel des hieſigen Zeuges, welches ein Bedienter von ſeinem Hauſe bis hieher getragen hatte, zum Geſchenk mitgeben; allein weil der Kahn ſehr klein war, ſo verbaten wir uns dieſe Gefälligkeit, und erhielten ſeine Geſchenke erſt am folgenden Tage.“

Ich hatte meinen hieſigen Aufenthalt wegen der bevorſtehenden Sonnenfinſterniß verlängert. Allein am 2ten Julius unterſuchte ich den Mikrometer, den mir die Längen-Commiſſion mitgegeben hatte, und fand einige Faden zerbrochen, wodurch das Inſtrument bis zur Ausbeſſerung unbrauchbar wurde. Die Zeit war auch zu kurz, um es jezt in Stand ſetzen zu können. Wir fingen mittlerweile an, Anſtalt zur Abreiſe zu machen, und brachten alles Vieh und Geflügel an Bord, welches nicht etwa ſchon zum Hierbleiben beſtimmt war. Ich hatte anfänglich auch ein paar Truthüner für dieſe

Inſel aufgehoben, allein es waren in allem nur zwey Paar an Bord, und eine Unvorſichtigkeit von meinen Leuten koſtete der einen Henne das Leben. Eine dritte Truthenne, die ich noch lebendig herbrachte, wurde von einem Hunde erwürgt, der einem meiner Officiere gehörte. Da ich das übrige Paar für die Inſel Otaheiti, wohin es urſprünglich beſtimmt war, aufheben mußte, ſo ward ich durch dieſe beyden unglücklichen Zufälle außer Stand geſetzt, den hieſigen Inſulanern eine ſo nützliche Art Federvieh zu ſchenken. In der Folge bereuete ich es doch, daß ich Tongatabu nicht den Vorzug gegeben hatte, da die hieſigen Einwohner wahrſcheinlich mehr für die Fortpflanzung dieſer Vögel geſorgt haben würden, als die Otaheitier.

Am folgenden Morgen lichteten wir die Anker, und brachten die Schiffe jenſeits Pangimodu, damit wir uns des erſten günſtigen Windes bedienen könnten, um durch den engen Kanal zu kommen. Der König ſpeißte heut an Bord, und betrachtete unſere Teller mit beſonderer Aufmerkſamkeit. Ich bot ihm ſogleich einen zum Geſchenk, und ließ ihm die Wahl, einen zinnernen oder einen irdenen zu nehmen. Er wählte den erſtern, und erzählte uns, auf wie vielerley Art er ihn zu brauchen gedächte. Zwey von dieſen Beſtimmungen waren ſo ſeltſam, daß ſie bemerkt zu werden verdienen. Erſtlich, ſo oft es ihm gefiele irgend eine andere Inſel zu beſuchen, ſolle der Teller in Tongatabu zurückbleiben, und gleichſam ſeine Stelle vertreten, dergeſtalt, daß das Volk dem Teller auf eben die Weiſe, wie ihm ſelbſt, Reſpekt erweiſen müſſe. Wir fragten, was er bis dahin zu dieſem Ende gebraucht habe, und erhielten zur Antwort, daß dieſe Ehre einer hölzernen Schale wiederfahren ſey, die ihm zum Waſchbecken diene. Zweytens ſollte der zinnerne Teller, ebenfalls anſtatt der hölzernen Schale, das Mittel ſeyn, einen Dieb ausfindig zu machen. So oft etwas entwendet würde, und man den Dieb nicht entdecken könne, pflege er das Volk zuſammen zu berufen, und ſich die Hände in ſeinem Waſchbecken zu waſchen; dann laſſe er es rein machen, und von dem ganzen Haufen, einem nach dem andern, auf eben die Art, wie ſonſt ſeinen Fuß, berühren. Sobald der Schuldige die Schale berühre, ſey er auf der Stelle des Todes, nicht weil ihm Gewalt geſchehe, ſondern weil die Vorſehung es ſo verhängt habe. Weigere ſich einer, ſie anzufaſſen, ſo ſey dies Beweiſes genug, daß er den Diebſtahl begangen habe.

Früh am fünften Julius, da die Sonnenfinſterniß vorfallen ſollte, war der Himmel trübe und bezogen, auch regnete es bisweilen; zu einer Beobachtung war demnach nur geringer Anſchein da. Gegen neun Uhr blickte jedoch die Sonne zuweilen eine halbe Stunde lang hervor; dann aber ward ſie, bis auf ein paar Minuten vor dem Anfang der Finſterniß, ganz und gar von Wolken bedeckt. Wir ſtanden ein jeder bey ſeinem Teleſkop, nämlich Herr Bayly, Herr King, Capitain Clerke, Herr Bligh und ich. Meine Beobachtung mißglückte, weil ich kein dunkles Glas bey der Hand hatte, wie es die unaufhörlich vorüberziehenden Wolken erforderten; und Herr Bligh hatte die Sonne noch nicht aufgefunden; folglich beobachteten eigentlich nur die drey andern Herren, und zwar mit einer Abweichung von mehreren Sekunden:

	St.	M.	S.	
Herr Bayly um	11	46	23½	ſcheinbare Zeit.
— King —	11	46	28	
— Clerke —	11	47	5	

Die Herren **Bayly** und **King** beobachteten mit den achromatiſchen Teleſkopen der Längen-Commiſſion, deren Vergrößerungskraft gleich war. Herr Clerke hatte ein Spiegel-Teleſkop. Die Sonne blickte noch zuweilen bis gegen die Mitte der Finſterniß hervor, und ließ ſich hernach den ganzen Tag über nicht wieder ſehen. Das Ende der Verfinſterung konnte folglich nicht beobachtet werden. Im Grunde lag nicht viel daran, daß dieſe Beobachtung mißglückte; denn unſere Mondsobſervationen hatten die Länge bereits hinlänglich beſtimmt.

Die Finſterniß war kaum geendigt, ſo packten wir unſere Inſtrumente ein, legten die Sternwarte zuſammen, und ſchickten alles was noch am Lande geblieben war, an Bord. Unter andern ließ ich auch die Schafe die ich für **Mariwagi** beſtimmt hatte, wieder einſchiffen, weil von Seiten der Einwohner niemand darauf geachtet oder darnach gefragt hatte, und weil ich beſorgte, daß ſie hier, ohne Aufſicht und Wartung, von Hunden zerriſſen werden möchten. Im Jahr 1773, als ich zum erſtenmal dieſe Inſel beſuchte, hatte man daſelbſt noch keine Hunde; jezt aber waren ſie ſchon in ziemlich großer Anzahl vorhanden, theils als Nachkommenſchaft von denen, die ich damals zurückgelaſſen hatte, theils von einigen andern, welche die hieſigen Eingebohrnen ſeitdem von einer nicht weit entlegenen

Inſel, Namens Fidſchi, bekommen hatten. Inzwiſchen fanden wir für jezt, außer Tongatabu, noch keine auf den übrigen Freundſchafts-Inſeln. Auch waren ſie noch ausſchließlich das Eigenthum der dortigen Befehlshaber.

Ehe wir von dieſer Inſel Abſchied nehmen, werde ich noch eines und das andere hier einſchalten, was Herr Anderſon mir von derſelben und von ihren Produkten mitgetheilt hat. Wir hatten diesmal gerade ſo viele Wochen, als im Jahre 1773 Tage hier zugebracht, und überdieß weit mehr Gelegenheit gehabt, genauere Nachrichten zu ſammeln, ſo daß dieſe den vorigen Beſchreibungen der Inſel gewiſſermaßen zur Ergänzung dienen.

„Amſterdam-Eiland, Tongatabu, oder wie es die Eingebohrnen oft kürzer nennen, Tonga, hat ungefähr zwanzig Seemeilen im Umkreiſe, und iſt von länglicher Geſtalt, jedoch gegen Oſten hin ungleich breiter als am andern Ende. Seine gröſte Länge iſt von Oſten nach Weſten. Die Südküſte, die ich im Jahr 1773 ſah, iſt gerade, und beſteht aus acht bis zehn Fuß hohen, abſchüßigen Korallfelſen, welche nur an wenigen Stellen durch kleine ſandige Strände unterbrochen werden, wo man zur Ebbezeit eine Reihe ſchwarzer Klippen ſieht. Die weſtliche Spitze iſt nicht über fünf oder ſechs engliſche Meilen breit, übrigens aber der Südſeite ähnlich; die ganze Nordſeite hingegen iſt von Untiefen und kleinen flachen Eilanden umringt; auch ſind ihre Ufer ebenfalls niedrig und mit Sand bedeckt. Die Oſtſeite iſt vermuthlich der ſüdlichen ähnlich; denn das Ufer fängt ſchon gegen die

Nord-Oſtſpitze an, ein felſigtes Anſehen zu gewinnen, wiewohl der Abſturz daſelbſt nicht über acht Fuß hoch iſt.

Die Inſel wird mit Recht unter die **niedrigen** gezählt; denn in einiger Entfernung ſieht man mehrentheils nur die Bäume über dem Waſſer hervorragen, und von einem Schiffe aus, kann man nirgends, ausgenommen an der Süd-Oſtſpitze, eine Anhöhe entdecken; kommt man aber an Land, ſo bemerkt man hin und wieder kleine Erhöhungen und Abhänge. Alle Schönheiten einer Landſchaft, wo Berg und Thal, Auen, Flüſſe und Waſſerfälle mit einander abwechſeln, fallen hier freylich weg; allein ſowohl die bebauten als die wilden Gegenden verrathen die größte Fruchtbarkeit und überall ſtrebt der reichſte Pflanzenſchmuck mit üppigem Wachsthum und in ewigem Grün empor. In einiger Entfernung ſcheint die Inſel gänzlich mit Bäumen von verſchiedener Größe überwachſen zu ſeyn. Einige der hieſigen Bäume ſind von ſehr anſehnlicher Höhe, doch erhebt die **Kokospalme** ihr Haupt über alle andere Gattungen, und macht eine der größten Zierden der Inſel aus. Der **Bugo**, eine Art Feigenbaum mit ſchmalen ſpitzigen Blättern, iſt unter allen vom größten Umfange. Die unbebauten Stellen, zumal gegen das Ufer hin, tragen hauptſächlich den Pandang, nebſt verſchiedenen Eibiſch-Arten, imgleichen den Fätanu, der bereits mehrmals erwähnt worden iſt, und einige andere Gattungen. Was den Mangel großer Landſchaften einigermaßen erſetzt, ſind die kleinen zierlichen Proſpekte, um die Wohnhäuſer her, mit ihren mannichfaltigen Pflanzungen; vor allem aber die Gegenden um die Begräbnißorte (Faiatuka's) wo Natur und Kunſt gemeinſchaftlich das Auge ergötzen.

Die Lage der Inſel Tongatabu, unweit des Wendekreiſes, ſcheint es mit ſich zu bringen, daß das Klima dort veränderlicher als etwas weiter gegen den Aequator iſt; doch daß es uns diesmal ſo vorkam, konnte auch bloße Wirkung der Jahrszeit ſeyn, indem wir uns nunmehr in der Winterſonnenwende befanden. Die Winde kommen hier gewöhnlich aus der Gegend, zwiſchen Oſten und Süden, und ſo lange ſie nicht heftig wehen, bleibt das Wetter gemeiniglich heiter. Bey ſtarkem Winde ziehen einzelne Wolken, und in dieſem Falle hat man nicht ſelten Strich-Regen zu gewarten. Zuweilen geht auch der Wind aus Nord-Oſt, Nord-Nord-Oſt, und ſogar Nord-Nord-Weſt; doch iſt er aus dieſer Himmelsgegend von keiner Dauer, und niemals ſtürmiſch, obwohl ſchwere Regengüſſe und ſchwüles drückendes Wetter ihn zu begleiten pflegen. Daß die verſchiedenen Pflanzenprodukte ſchnell auf einander folgen, iſt bereits erwähnt worden; allein ich zweifle ſehr, ob die Veränderungen in der Witterung, wodurch jene Folge bewirkt wird, auffallend genug ſind, um von den Einwohnern bemerkt zu werden, oder ihnen, in Rückſicht ihres Feldbaues beſtimmte Arbeiten an die Hand zu geben; mit andern Worten, es ſcheint mir ſehr ungewiß, daß ſie den Unterſchied der Jahrszeiten merklich ſpüren, da ihre Bäume das Laub nie auf einmal verlieren, ſondern vielmehr, ſo wie die alten Blätter abfallen, allmälig neue hervorkommen, ſo, daß hier ein ewiger und allgemeiner Frühling herrſcht. *)

---

*) Es giebt indeß unſtreitig auch hier Bäume, die jährlich

Die Grundfeſte der ganzen Inſel iſt, ſo viel wir wiſſen, nichts als Korallfelſen; denn längs den Ufern giebt es keine andere Felsart, und ſelbſt keine andere Steine, ausgenommen einige kleine bläuliche Kieſel, welche um die Begräbnißorte geſtreut werden, und einen glatten, feſten, ſchwarzen Stein, der dem Probierbaſalt ähnlich iſt, und von den Inwohnern zu Aexten verarbeitet wird. Vielleicht werden aber dieſe nicht im Lande gefunden, ſondern aus benachbarten Inſeln hergebracht. So erhandelten wir in einer von den Freundſchaftsinſeln auch ein Stück von einem ſchiefrigten, eiſenſchwarzen Stein, der hier ſonſt nie geſehen wird. An manchen Orten ragt der Korallfels aus der Oberfläche hervor; allein im Ganzen genommen, iſt das urbare Erdreich ziemlich tief. In den angepflanzten Gegenden bemerkt man eine lockere, ſchwarze Dammerde, die größtentheils aus vermoderten Pflanzentheilen entſtanden zu ſeyn ſcheint. Unter dieſer liegt vermuthlich eine Thonſchicht; denn man bemerkt oft etwas dem ähnliches, nicht nur in den Niederungen

---

ihre Blätter gänzlich verlieren, ehe noch die neuen Knoſpen ſich öfnen; dergleichen ſind die Ewih-Bäume oder Myrobalanen der Südſeeinſeln (Spondias dulcis F.) die Katappnußbäume, u. a. m. Auch war der Unterſchied zwiſchen dem herbſtlichen Anſehen der Waldungen von Otaheiti im Auguſt, und dem herrlichen Grün, worin dieſe Wälder im April und May gekleidet waren, auffallend genug. In der That iſt das Klima aller Südſeeinſeln ſo angenehm und ſo geſund, daß man nicht nöthig hat, die Reize deſſelben übertrieben zu ſchildern.

G. F.

ſondern auch auf den kleinen Anhöhen, hauptſächlich aber an den jähen Stellen am Ufer. Auf dem Bruch iſt dieſe Subſtanz zuweilen röthlich, öfter aber von braungelber Farbe, und von etwas zähem Zuſammenhang. *) An dem Ufer, zumal wo es niedrig iſt, findet man einen ſandigen Boden, der eigentlich aus zermalmtem Korall beſteht, und auf welchem gleichwohl allerley Gebüſch gut fortkommt. Bisweilen legen die Einwohner ſogar ihre Pflanzungen mit gutem Erfolg daſelbſt an.

Unter den Gartenfrüchten ſind die Piſangs die vorzüglichſten, deren es hier funfzehn Spielarten giebt. Dann folgt die Brodfrucht, ferner zwey Gattungen von Früchten welche in Otaheiti unter den Namen Jambu und E-iwi bekannt ſind, wovon letztere eine Art Pflaumen iſt; **) und endlich eine ungeheure

---

*) Ich erinnere mich nicht, während meines dreytägigen Aufenthalts in Tongatabu etwas thonartiges geſehen zu haben, und zweifle noch ſehr, ob dasjenige, was hier ſo genannt wird, wirklich Thon ſeyn könne. Wenigſtens iſt der Urſprung einer Thonlage auf einer Inſel, die lediglich einen Korallfelſen zum Grunde hat, äußerſt problematiſch. G. F.

**) In Otaheiti giebt es allerdings die Frucht die in einigen Gegenden Indiens Jambu genannt wird, nämlich die Eugenia malaccenſis *Linn.* allein ſie heißt dort Heiya, und jene im Text angeführte Benennung iſt daſelbſt ſicherlich unbekannt. S. meine Comm. de plantis eſc. p. 36. Die andere hier erwähnte Frucht, E-iwi (beſſer e-Wih) iſt unſere Spondias dulcis, ebendaſ. p. 33.

G. F.

Menge Pompelmußen, die theils in den Pflanzungen, theils wild wachſen. *)

Die Wurzeln ſind: zweyerley Yams, eine ſchwarze Sorte, welche zuweilen zwanzig bis dreyßig Pfund wiegt, und eine längliche weiße, die ſelten mehr als ein Pfund ſchwer iſt; ferner eine große Wurzel, Kappe genannt, eine andere, Namens Mahwaha, die unſern weißen Erdäpfeln ähnlich iſt, die Talo= (Tarro) wurzel, und noch eine andere, welche Ogidgi genannt wird **).

Nächſt der Kokospalme, die man in erſtaunlicher Menge antrift, giebt es hier auch ein Paar ſeltene Palmenarten. Die eine, die Bill genannt wird, wächſt beynahe ſo hoch als der Kokosbaum, ihre Blätter ſind ſehr groß und wie ein Fächer zuſammengefaltet, und zwiſchen den Zweigen hangen Trauben von kleinen kugel-

---

*) Pompelmoeſen iſt der holländiſchoſtindiſche Name einer Frucht aus dem Citronengeſchlecht, von vortreflichem Geſchmack und auszeichnender Größe. Die Engländer nennen ſie Shaddock. Es iſt die Citrus decumana Linn. S. Comm. de pl. eſculent. p. 35.
G. F.

**) Die Yams ſind Spielarten der Dioſcorea alata Linn. Das Kappe iſt das Arum macrorhizon; das Tarro Arum eſculentum Linn. Mahwaha iſt mir unbekannt; Ogidgi aber, welches mir, als ich meine Comm. de pl. eſc. ſchrieb, ebenfalls unbekannt vorkam, iſt wahrſcheinlich das in Otaheiti ſogenannte e Tihi, Dracaena terminalis Linn. G. F.

kugelförmigen Nüſſen, die nie größer als Piſtolenkugeln ſind, und einen ſehr harten Kern einſchließen, welcher zuweilen gegeſſen wird. Die andere Art gehört zu den Kohlpalmen, und unterſcheidet ſich vom Kokosbaum nur durch die größere Dicke des Stammes, und die ſtruppigeren Blätter. Der Kohl (oder die Knospe, welche die künftigen Blätter enthält) iſt drey bis vier Fuß lang, die Blätter gehen über denſelben hinaus, und unterhalb deſſelben kommt die Frucht hervor, die kaum zwey Zoll lang, und einer länglichen Kokosnuß ähnlich iſt; ihr geſchmackloſer, zäher Kern heißt in der Landesſprache Niugula (rothe Kokosnuß) weil er eine röthliche Farbe bekommt, wenn er reif wird. Außer dieſen hat man noch eine dritte Palme, die weit häufiger als die beyden vorhergehenden, und hauptſächlich um die Begräbnißorte angetroffen wird. Die Inſulaner nennen ſie Ongo-ongo. Sie wächſt nie mehr als acht und gewöhnlich nur fünf Schuh hoch, und trägt eine Menge eyförmiger zuſammengedrückter Nüſſe, die unmittelbar am Stamme, zwiſchen den Blättern wachſen, und von der Größe eines Borsdorfer-Apfels, aber nicht zu genießen ſind *).

Uebrigens findet man hier noch Zuckerrohr in groſſem Ueberfluß, das von den Einwohnern angebaut

---

*) Die Palme welche hier Biu genannt wird, iſt vermuthlich die Schirmpalme, Coripha umbraculifera Linn. Die zweyte Gattung, oder Niugula kann vielleicht die Areca ſapida ſeyn; und die dritte iſt, wie es ſcheint, die *Cicas circinalis* Linn. G. F.

wird, und vortreflich in ſeiner Art iſt. Auch giebt es Flaſchenkürbiſſe, Bambusrohr, Gilbwurz (*Anomum Curcuma*) und eine Art Feigen, von der Gröſſe kleiner Kirſchen, welche wild wachſen, und zuweilen gegeſſen werden. Die Inſulaner nennen ſie Matti. Das Verzeichniß der wildwachſenden Pflanzen iſt viel zu lang, um hier ganz eingerückt zu werden. Außer verſchiedenen, von den Herren Forſter beſchriebenen neuen Geſchlechtern *) findet man noch einige andere, welche ihnen, theils wegen der verſchiedenen Jahrszeit theils wegen ihres kurzen Aufenthalts, nicht vorgekommen ſind; und ohngeachtet wir ungleich länger hier blieben, ſo ſahen wir doch kaum den vierten Theil der hieſigen Bäume und Kräuter in der Blüthe, ohne welche ſich die verſchiedenen Gattungen ſchlechterdings nicht beſtimmen laſſen.

Von vierfüßigen Thieren giebt es hier, außer den Schweinen und einigen wenigen Ratten, noch Hunde, die aber nicht einheimiſch, ſondern von denen, welche wir im Jahr 1773 hier gelaſſen hatten, und von einigen andern aus der Inſel Fidſchi, entſprungen ſind. Zahme Hühner aber, von einer ſehr groſſen Art, ſind hier zu Hauſe.

Von wildem Geflügel giebt es Papageyen, die etwas kleiner ſind, als die gemeinen grauen. Auf dem Rücken und den Flügeln ſind ſie ſchmutziggrün, der Schwanz iſt bläulich und der Bauch rußig oder Chocolatfarben. Eine zweyte Art, nicht größer als ein

---

*) Man ſehe ihre Characteres Generum Plantarum. Lond. 1776.

Sperling, iſt ſchön gelbgrün, mit einem hellblauen Fleck auf der Scheitel, der Bauch und die Bruſt ſind roth. Die dritte Art iſt ſo groß wie eine Taube, die Scheitel und Schenkel ſind blau, die Kehle und Bruſt, nebſt einem Theil des Bauchs karmoſinroth, und alles übrige vom ſchönſten Grün. Die hieſigen Nacht Eulen ſind ungefähr ſo groß als unſere gemeinſte Sorte, haben aber ſchöneres Gefieder. Die Kukuke ſind von eben der Gattung, wie auf Palmerſton's-Inſel. Die Eisvögel ſind ſo groß wie Droſſeln, grünlich blau, mit einem weißen Kragen um den Hals. Es giebt auch einen Vogel der einer Droſſel ähnlich und ungefähr eben ſo groß iſt, von ſchmutziggrüner Farbe, mit zwey gelben Lappen am Schnabel. Er iſt der einzige hieſige Sangvogel, allein er ſingt auch vorzüglich ſchön und laut, beſonders des Morgens und Abends, oder bey der Annäherung des guten Wetters. Die übrigen Landvögel ſind Wachtelkönige von der Größe einer Taube, graugefleckt, mit rothfarbigem Halſe; ſchwarze Wachtelkönige, die nicht größer als Lerchen ſind, und rothe Augen haben; große veilchenblaue Waſſerhühner mit rothen nackten Stirnblättern; zweyerley Fliegenſtecher, eine ganz kleine Schwalbe, und dreyerley Tauben, wovon die erſte mit dem ramier cuivré des Herrn Sonnerat *) übereinkommt; die zweyte iſt halb ſo groß wie eine gemeine Taube, auf dem Rücken und den Flügeln hellgrün, und hat einen rothen Fleck auf der Stirn; die dritte iſt etwas kleiner, oben purpurfarbig braun, und unten weißlich.

---

*) S. deſſen Voyage à la nouvelle Guinée, Tab. CII.

Die hieſigen Waſſer- und Seevögel ſind jene Gattung von wilden Enten, die auch in Anamoka angetroffen werden, hier aber ſelten ſind; blaue und weiße Reiher; Tropikvögel, gemeine Pinſel (*Sterna ſtolida*) weiße Meerſchwalben, eine neue Gattung die bleyfärbiges Gefieder, und einen ſchwarzen Schopf hat; ein bläuliches Brachhuhn, und ein großer gelbgefleckter Regenpfeifer. Außer den großen Fledermäuſen, giebt es auch die gemeine Gattung *).

Die einzigen, theils ſchädlichen, theils widrigen Thiere aus der Claſſe der Amphibien und Inſekten, ſind Waſſerſchlangen, die bis drey Schuh lang werden, und abwechſelnd ſchwarz und weiß geringelt ſind. Man findet ſie öfters am Lande. Dort findet man auch Skorpionen und Skolopendern, imgleichen ſchöne grüne Iguanen-Eidechſen, die anderthalb Schuh lang ſind; braungefleckte, um ein Drittel kleinere Eidechſen, nebſt noch zwey kleinern Sorten. Von andern Inſekten bemerkten wir einige ſchöne Nachtfalter, Schmetterlinge, große Spinnen, u. ſ. w. zuſammengenommen etwa funfzig verſchiedene Arten.

Die See iſt reich an Fiſchen, doch giebt es eben keine große Mannichfaltigkeit von Gattungen. Die Meeräſchen ſind die häufigſten, hiernächſt etliche Arten Papagenfiſche, Silberfiſche, alte Weiber, ſchöngefleckte Zungen, Kofferfiſche, Boniten, Albicoren, die Aale, deren wir bey Palmerſton's-Inſel erwähnten, einige Hayfiſche, Rochen, Tobackspfeifenfiſche, eine Art Hechte, und eine beſondere Art des ſogenannten Seeteufels.

---

*) Dies iſt vermuthlich nicht ganz richtig. Daß übrigens die Fledermäuſe ſich hier an die Waſſervögel anſchließen, müſſen wir unſerm Naturforſcher ſo hoch nicht anrechnen. G. F.

Die vielen Riefe und Sandbänke längs der Nordſeite der Inſel ſind der Aufenthalt einer unzähligen Menge verſchiedener Arten Schaalgewürme, worunter ſich viele befinden, die man in Europa in hohem Preiſe hält; unter andern die wahre Hammer-Auſter, wovon wir jedoch kein unbeſchädigtes Exemplar habhaft werden konnten; eine große gezahnte Auſter, nebſt verſchiedenen andern ſeltenern Arten; Oliven, Tuten, große Oſtindiſche Gienmuſcheln, Perlauſtern, und viele andere wahrſcheinlich noch neue und unbeſchriebene Gattungen. Auch giebt es hier verſchiedene Arten von See-Igeln, und ſchönen Seeſternen, und eine Menge Korall-Arten, vorzüglich zweyerley rothe, wovon die eine ſich ſehr zierlich in Zweige theilt, und die andere röhrenförmig iſt. Die Krabben und Krebſe ſind hier nicht minder mannichfaltig und zahlreich. Endlich gehören in dies Verzeichniß auch noch verſchiedene Seeſchwämme her, als der Seehaſe, einige Seeblaſen (*holothuriae*) und dergleichen mehr.“

◆

Siebzehntes Hauptſtück.

Eine große Feyerlichkeit, **Natſche** genannt, dem Sohne des Königs zu Ehren. Beſchreibung der Proceſſionen und anderer Ceremonien am erſten Tage, und deſſen, was während der darauf folgenden Nacht in des Königs Hauſe vorging. Fortſetzung der Feyer am andern Tage. Muthmaßungen über dieſen Brauch. Abreiſe von **Tongatabu** und Ankunft zu **E-uwa**. Etwas von dieſer Inſel und von unſerm dortigen Aufenthalt.

Wir lagen nunmehr ſegelfertig, konnten aber gegen den Oſtwind nicht durch den engen Kanal laviren, weil die Fluthen, die uns dabey helfen ſollten, jezt entweder zu früh Morgens oder zu ſpät Abends eintraten, und es nicht rathſam war, im Finſtern durch einen ſo engen Weg zu ſegeln. Kam uns alſo kein günſtiger Wind zu Hülfe, ſo mußten wir noch einige Tage warten, bis die Fluthzeit ſich änderte.

Ich benutzte dieſe Verzögerung, um einer öffentlichen Feyerlichkeit beyzuwohnen, wozu der König uns, das leztemal als wir ihn beſuchten, eingeladen hatte, und die, wie er uns damals ſagte, den achten dieſes Monats vor ſich gehen ſollte. Bereits am ſiebenten verließ er daher, nebſt allen Vornehmen, ſeinen bisherigen Wohnſitz in der Nachbarſchaft unſeres Gezeltes, und begab ſich nach Mua, wo das Feſt gehalten werden ſollte. Am nächſten Morgen folgte ich ihm mit einer Geſellſchaft von Officieren. Paulaho hatte uns zu verſtehen gegeben, daß ſein Sohn und Erbe nunmehr durch eine Art von Initiation zu gewiſſen Vorrechten gelangen ſollte; unter andern ſollte er von nun an mit ſeinem Vater eſſen dürfen, eine Ehre, die ihm bisher noch nicht wiederfahren war.

Um acht Uhr kamen wir zu Mua an, und fanden den König nebſt einem großen Gefolge innerhalb einer kleinen und ſo unanſehnlichen, ſchmutzigen Verzäunung ſitzen, als ich in einer Gegend, die des Königs und aller Vornehmen Reſidenz war, gar nicht vermuthet hätte. Man beſchäftigte ſich hier, wie gewöhnlich, mit der Bereitung einer Schale Kawa; da uns aber dieſes Frühſtück nicht behagte, gingen wir weiter, um einige von unſeren Bekannten zu beſuchen, und zugleich Acht zu haben, was in der Nähe vorginge, und was für Zurüſtungen zu dem Feſte gemacht würden. Gegen zehn Uhr fing das Volk an, ſich auf dem großen Platze, vor dem Malai oder öffentlichen Hauſe, einzufinden, wohin wir bey unſerem erſten Beſuche zu Mua gerathen waren. Auf einem Wege, der zu dieſem Platze führt, ſtanden einige Männer mit Keulen und Spießen bewafnet, die beſtändig kurze Redeſätze in einem Trauerton ſangen oder recitirten. Ihr Geſang erregte die Vorſtellung von Noth, und als ob ſie etwas verlangten. Dies dauerte etwa eine Stunde; mittlerweile kamen jenen Weg hinab, eine Menge Leute auf den Platz, deren jeder eine Yamswurzel am Ende einer Stange trug, welche ſämmtlich vor den Singenden niedergelegt wurden. Nunmehr kamen der König und der Prinz auf den Platz, und ſetzten ſich; man bat uns neben ihnen zu ſitzen, doch mit dem Beding, daß wir unſer Haar fliegen laſſen, und unſere Hüte abnehmen möchten. Die Yamsträger, die nunmehr alle hereingekommen waren, nahmen, je zwey und zwey, eine Stange auf die Schultern, ſtellten ſich in kleine Haufen von zehn und zwölf Mann, und marſchirten mit ſchnellen Schritten über den Platz, indem vor jedem Haufen einer von den Männern mit einer Keule oder einem Spieß einherſchritt, und mehrere mit allerley Waffen, gleichſam zur Bedeckung an ihrer Seite gingen. Dieſen Zug, der aus etwa zweyhundert funfzig Perſonen beſtand, beſchloß ein Mann, der eine lebendige Taube auf einer Stange trug.

Omai mußte auf mein Verlangen den König fragen, wohin man jene Yamswurzeln ſo feyerlich trüge? Allein er ſchien keine Luſt zu haben, uns hierüber Auskunft zu geben; ich ging alſo mit ein Paar andern hinterdrein, wiewohl ganz gegen ſeinen Willen. Wir ſahen die Träger vor einem Begräbnißorte (**Marai** oder **Faiatuka** *) anhalten, wo ein einzelnes Haus auf einem Hügel ſtand, und der etwa eine Engliſche Viertelmeile von dem erſten Sammelplatze entfernt ſeyn

---

*) **Marai** iſt das otaheitiſche Wort, **Faiatuka** dasjenige deſſen man ſich in den Freundſchafts-Inſeln bedient, um den Platz zu bezeichnen, wo gottesdienſtliche Handlungen vorgenommen werden, und der zugleich ein Begräbnißort iſt. **Faiatuka** ſcheint buchſtäblich Gotteshaus zu bedeuten, von **Fae** oder **Farre**, ein Haus, und **Atuka**, Gott. G. F.

mochte. Hier legten ſie die Yamswurzeln nieder, und machten Bündel daraus, ohne daß wir erfahren konnten, in welcher Abſicht. Wir merkten, daß unſere Gegenwart ihnen dabey ungelegen wäre, und kehrten zum Könige zurück, der uns ſagte, wir möchten nur noch herumſpatzieren, weil noch nicht ſo bald etwas vorgenommen werden würde. Um indeß nichts von der Ceremonie zu verſäumen, blieben wir nicht lange aus. Paulaho verlangte nunmehr, daß ich meinen Bootsleuten anbefehlen möchte, ſich nicht aus ihrem Boot zu rühren, indem alles bald mit dem Tabu belegt werden würde, nach welcher Zeit man ſowohl unſere Leute als auch die Einheimiſchen, die es wagten herumzugehen, mit Keulen zu Boden, ja ſogar (Matti d. i.) todtſchlagen würde. Wir ſelbſt dürften bey der Feyerlichkeit nicht zugegen ſeyn; er wolle uns indeß an einen Ort führen laſſen, wo wir alles was vorginge, ſehen könnten. Die Haupteinwendung war gegen unſere Kleidung; um der Feyerlichkeit beywohnen zu können, hieß es, müßten wir uns bis unter die Bruſt entblöſſen, unſere Hüte abnehmen, und unſer Haar losbinden. Omai war ſogleich erbötig, ſich zu dieſer Etiquette zu bequemen, und fing an ſich auszukleiden; allein es wurden neue Schwierigkeiten gemacht, und am Ende ward er eben ſo wohl als wir andern ausgeſchloſſen.

Mir wollte dieſe Einſchränkung eben nicht ſehr gefallen; ich ſchlich mich daher auf den Platz hinaus, um zu ſehen, was jezt vorginge. Es regten ſich überall nur wenig Leute, diejenigen ausgenommen, die um der Feyerlichkeit beyzuwohnen, geputzt waren. Einige von ihnen trugen kleine, etwa vier Schuh lange Stangen in der Hand, an deren unterſtem Ende zwey oder drey, ſechs Zoll lange, fingersdicke Stäbchen befeſtigt waren. Sie gingen damit nach dem vorhinerwähnten Faiatuka (Marai) oder Begräbnißorte. Ich nahm denſelben Weg, ward aber zu wiederholtenmalen angehalten, indem alle Tabu! ſchrieen. Ohne mich ihr Geſchrey anfechten zu laſſen, ging ich weiter fort, bis ich den Faiatuka und die vor demſelben ſitzenden Leute zu Geſichte bekam. Hier fing man an ſehr ernſtlich in mich zu dringen, daß ich zurück gehen möchte; ich bequemte mich endlich auch dazu, da ich nicht wiſſen konnte, was eine längere Widerſetzlichkeit für Folgen haben würde. Ich hatte indeß ſchon ſo viel bemerkt, daß die Leute mit den Stangen bey dieſem Faiatuka, den man auch einen Tempel nennen könnte, vorüber gingen, und muthmaßte daraus, daß man, noch jenſeits deſſelben, etwas im Werk haben müßte. In der Ueberzeugung, daß es der Mühe verlohnte, darnach zu ſehen, nahm ich mir vor, einen Umweg zu machen, um dorthin zu kommen; allein drey Inſulaner gaben ſo genau Obacht auf alle meine Schritte, daß ich dies Vorhaben nicht ausführen konnte. Um meiner läſtigen Aufſeher los zu werden, kehrte ich zum Malai, oder öffentlichen Verſammlungsorte, wo ich den König verlaſſen hatte, zurück, und machte von da aus einen zweyten Verſuch fortzukommen, die drey Männer kamen aber augenblicklich wieder zum Vorſchein, und ſchienen folglich den beſtimmten Auftrag zu haben, mir überall nachzugehen. Ich ließ mich durch alles was ſie thaten und ſagten nicht irre machen, bis ich den vornehmſten Faiatuka des Königs, den ich bereits an einem andern Orte beſchrieben habe, zu Geſicht bekam. Vor demſelben ſaßen eine große Anzahl Leute, und zwar eben dieſelben, welche kurz zuvor bey dem andern Begräbnißorte vorübergegangen waren. Ich bemerkte jezt, daß ich dieſe Geſellſchaft aus der Pflanzung des Königs genau beobachten könne, und nahm alſo zu großer Freude meiner drey Aufſeher, den Weg dorthin.

Sobald ich mich innerhalb der Verzäunung befand, gab ich meinen vom Schiffe mitgebrachten Geſellſchaftern Nachricht von dem was ich geſehen, und nahm mit ihnen einen bequemen Poſten, um den Verfolg zu beobachten. Die Menge der Menſchen um den Faiatuka ſchien ſich noch eine Zeitlang zu vergrößern, bis ſie endlich aufſtanden und in einer Proceſſion paarweis davon gingen. Jedes Paar trug eine von den vorhin erwähnten kurzen Stangen auf den Schultern, und ſo marſchirte die ganze Verſammlung in einer Reihe hintereinander her. Die kleinen Stöckchen, die an den Stangen befeſtigt waren, nannte man Yams, vermuthlich weil ſie dieſe Wurzel emblematiſch vorſtellen ſollten. Der hinterſte Mann in jedem Paar, ſtemmte gemeiniglich die eine Hand gegen die Mitte der Stange, gerade als ob ſie ohne dieſe Stütze zu ſchwach wäre, das daran hangende Gewicht zu tragen, unter dem die Träger ſelbſt ſich im Gehen zu beugen ſchienen. Dieſe Proceſſion beſtand aus hundert und acht Paaren, von denen die meiſten, wo nicht alle, Perſonen von einem gewiſſen Range waren. Sie kamen dicht an der Verzäunung, wo wir uns hingeſtellt hatten, vorbey, und gaben uns alſo Gelegenheit, ſie recht genau in Augenſchein zu nehmen.

Nachdem ſie insgeſammt vorübergegangen waren, begaben wir uns zu Paulaho ins Haus, der im Begriffe ſtand auszugehen. Wir konnten nicht Erlaubniß erhalten ihm zu folgen, ſondern man führte uns ſogleich an einen bereits für uns beſtimmten Platz, hinter einer Verzäunung, dicht an dem Vorhofe des Fajatuka, wo man des Morgens die Yamswurzeln niedergelegt hatte. Wir waren bey weitem nicht die einzigen, denen man, weil ſie der Feyerlichkeit nicht beywohnen durften, die Erlaubniß hier zu lauſchen ertheilt hatte; denn nicht nur um uns her ſtand eine zahlreiche Geſellſchaft, ſondern auch rund um den Vorhof hatten ſich überall eine große Menge Zuſchauer hinter die Verzäunung geſtellt. Gleichwohl ſchien man im Voraus auf alle erſinnliche Mittel gedacht zu haben, um ſo wenig als nur immer möglich ſehen zu laſſen, weil man noch an dieſem Morgen die Zäune überall ergänzt und ausgebeſſert, ja ſogar an manchen Stellen mehr als gewöhnlich erhöhet hatte, damit auch der längſte Mann nicht darüber wegſehen könnte. Wir wußten aber an unſerm Poſten das Hinderniß aus dem Wege zu räumen, und nahmen uns die Freyheit mit unſern Meſſern Löcher in den Zaun zu ſchneiden, wodurch wir alles was jenſeits vorging, ziemlich deutlich beobachten konnten.

Bey unſerer Ankunft daſelbſt, ſahen wir, unweit dem Wege der in den Vorhof des Faiatuka führte, zwey bis dreyhundert Perſonen auf dem Raſen ſitzen. Ihre Anzahl vermehrte ſich beſtändig durch neu Ankommende. Endlich näherten ſich einige Männer, welche kleine Stangen, und Zweige oder Blätter von der Kokospalme trugen. Sobald ſich dieſe blicken ließen, ſetzte ſich ein alter Mann in den Weg, mit dem Geſichte gegen ſie gerichtet, und hielt eine lange ernſthafte Rede an ſie. Hierauf ging er zurück; die Männer aber kamen bis auf die Mitte des Platzes und errichteten aus den mitgebrachten Zweigen eine kleine Hütte, oder ein Schauerdach. Als es fertig war, kauerten ſie ſich alle einen Augenblick vor demſelben nieder, ſtanden dann wieder auf, und ſchloſſen ſich an die übrige Geſellſchaft an. Bald darauf kam Paulaho's Sohn, nebſt vier oder fünf Perſonen, die vor ihm her gingen, und ſetzte ſich mit ihnen etwas ſeitwärts oder eigentlich hinter dem neuerrichteten Schauerdach. Hierauf kamen zwölf oder vierzehn Frauenzimmer vom erſten Range langſam und paarweiſe heran. Jedes Paar trug ein ſchmales, drey bis vier Ellen langes Stück weißen Zeugs zwiſchen ſich ausgebreitet. Dieſe Frauenzimmer näherten ſich dem Prinzen, und kauerten ſich vor ihm nieder, wickelten ihm einige Stücken des mitgebrachten Zeuges um den Leib, ſtanden auf, zogen ſich in der vorigen Ordnung von ſeiner linken Seite bis in einige Entfernung zurück, und ſetzten ſich daſelbſt. Bald nachher kam unter Vortretung von vier Männern die paarweiſe vor ihm her gingen, Paulaho ſelber auf den Platz. Er ſetzte ſich etwa zwanzig Schritt von ſeinem Sohne und zwar auf der linken Seite. Der junge Prinz ſtand dann auf, und begab ſich unter das für ihn errichtete Obdach, wo er ſich mit einem Theil ſeiner Begleiter niederließ, und zwar ſo, daß er dem Gebäude des Faiatuka den Rücken und dem Volke das Geſichte zukehrte. Die übrigen von ſeinen Begleitern ſetzten ſich vor dem Königlichen Baldachin, auf dem Graſe nieder. Sobald dieſes geſchehen war, ſprangen drey Haufen von zehn oder zwölf Perſonen, einer nach dem andern, aus dem größten Gedränge hervor, liefen ſchnell nach der andern Seite des Vorhofs, ſetzten ſich daſelbſt einige Sekunden lang; und kehrten dann auf eben die Art an ihren vorigen Ort zurück. Hierauf näherten ſich zwey Männer, jeder mit einem grünen Zweige in der Hand, dem Prinzen, kauerten ſich zu drey verſchiedenen mälen auf einige Augenblicke nieder, wobey ſie ihre Zweige gegen einander hielten, und ſchritten dann jedesmal etwas weiter vor. Nach dem letzten Niederſitzen wendeten ſie ſich um, und zogen ſich auf eben die Art zurück. Kurz darauf wiederholten zwey andere dieſe Ceremonie.

Nunmehr kam die große Proceſſion auf den Platz, deren Abmarſch vom andern Faiatuka ich beobachtet hatte, und die, nach der Zeit ihres Ausbleibens zu rechnen, einen ziemlich großen Umweg gemacht haben mußte. So wie ſie eintraten, hielten ſie ſich zur Rechten des Schauerdachs, warfen ſich auf dem Graſe nieder, legten ihre ſcheinbare Bürde, die vorhinerwähnten Stangen, weg, und wandten ſich zum Prinzen um. Dann ſtanden ſie wieder auf, und zogen ſich, mit gefaltenen und vor ſich gehaltenen Händen, und einer höchſt ernſthaften Mine, in der vorigen Ordnung zurück, und nahmen ihren Platz längs der Vorderſeite des Vorhofs. Die ganze Zeit über, daß dieſe große Menge von Trägern herein kam und ihre Stangen niederlegte, wiederhohlten drey Männer, die mit dem Prinzen unter dem Schauerdach ſaßen, kurze Sentenzen oder Redeſätze, in einem dumpfen Tone. Jezt erfolgte ein tiefes Stillſchweigen, und bald darauf hielt ein Mann, der an der Vorderſeite des Vorhofs ſaß, eine Rede oder ein Gebet, und ging dabey zu wiederhohlten malen hin, um eine von den Stangen zu zerbrechen, welche die Proceſſion mitgebracht hatte. Als die Rede geendigt war, trennten ſich die Leute, die vor dem Schauerdache ſaßen, und machten eine Gaſſe, durch welche der Prinz nebſt ſeinem Gefolge ſich hinweg begab. Zu gleicher Zeit ging die ganze Verſammlung auseinander.

Einige von meinen Geſellſchaftern ließen ſich an dieſem Schauſpiel genügen, und kehrten nach den Schiffen zurück. Ich blieb aber mit noch etlichen Officieren in Mua, um am folgenden Tage dem Beſchluß der Feyerlichkeit beyzuwohnen, damit wir keine Gelegenheit aus den Händen lieſſen, uns in Betracht der gottesdienſtlichen oder politiſchen Einrichtungen dieſes Volks einigen Aufſchluß zu verſchaffen. Nachdem ſich die Menge des Volks verlaufen hatte, ging ich hin, um die kleinen Stangen zu betrachten, die man in Proceſſion auf den Raſenplatz oder Vorhof gebracht hatte, und die daſelbſt liegen geblieben waren. An eine jede Stange fand ich in der Mitte zwey oder drey kleine Stöckchen gebunden, wie bereits erwähnt worden iſt. Die Inſulaner die vorhin neben uns ſtanden, hatten uns einſtimmig geſagt, es wären junge Yamswurzeln; und einige von meinen Officieren glaubten ihnen aufs Wort. Ich aber, der ich gern alles ſelbſt unterſuchte, fand bey der Beſichtigung, daß es keine Yamswurzeln waren, ſondern daß ſie nur dergleichen bildlich vorſtellen ſollten.

Gegen ſieben Uhr ward unſer Abendeſſen angerichtet, welches aus Yamswurzeln und Fiſchen beſtand.

Wir hätten auch Schweinefleiſch dazu bekommen können; allein wir mochten nicht erſt ein großes Schwein, welches der König uns in dieſer Abſicht geſchenkt hatte, ſchlachten laſſen. Er ſelbſt ſpeiſte zu Abend mit uns; und trank reichlich von unſerm mit Waſſer vermiſchten Branntwein. Die Nacht brachten wir in demſelben Hauſe mit ihm und verſchiedenen Perſonen von ſeinem Gefolge zu. Früh Morgens zwiſchen ein und zwey Uhr erwachten ſie, plauderten ungefähr eine Stunde und legten ſich dann wieder ſchlafen. Bey Tages Anbruch ſtanden ſie, der König allein ausgenommen, alle auf, und gingen fort, ohne daß ich erfahren konnte, wohin? Bald darauf kam eins von denen Frauenzimmern, die den König gemeiniglich begleiteten, und fragte nach ihm. Ich zeigte ihr, wo er läge, und ſie ſetzte ſich nunmehr unverzüglich neben ihn, und nahm eben die Operation vor, die in Herrn Andersons Gegenwart an Futtafáhi vorgenommen worden war; das iſt, ſie ſchlug oder klopfte ihn mit geballter Fauſt ſanft auf die Lenden. Anſtatt ſeinen Schlaf zu verlängern, wie es ihre Abſicht war, hatte die Operation diesmal eine entgegengeſetzte Wirkung; indeß blieb **Paulaho**, auch nachdem er aufgewacht war, liegen.

Omai und ich gingen jezt weg, um den Prinzen zu beſuchen, der uns am Abend ziemlich frühzeitig verlaſſen hatte. Er wohnte nicht bey dem Könige, ſondern hatte ſeine eigene oder wenigſtens eine für ihn beſtimmte Wohnung, in einiger Entfernung von dem väterlichen Hauſe. Wir fanden ihn ſitzend, und ein Kreis von Knaben oder Jünglingen, von gleichem Alter mit ihm, ſaß um ihn her. Weiter zurück ſaßen eine alte Frau und ein alter Mann, die über ihn die Aufſicht zu führen ſchienen. Außerdem waren verſchiedene ſowohl männliche als weibliche Bediente ſeiner Hofhaltung im Hauſe, die ihren verſchiedenen Geſchäften nachgingen.

Vom Prinzen verfügten wir uns zum Könige zurück, der unterdeſſen aufgeſtanden war, und einen gedrängten Kreis von mehrentheils bejahrten Männern vor ſich ſitzen hatte. Während daß man eine groſze Schale Kawa bereitete, wurde ein geſchmortes Schwein nebſt Yamswurzeln heiß vom Ofen hereingebracht. Da die Eingebornen, und zumal die ächten Kawa-Zecher, nur wenig zu frühſtücken pflegen, ſo fiel der gröſzte Theil davon uns zu, und kam unſern Bootsruderern ſehr gelegen.

Ich machte hierauf einen zweyten Spatziergang, und beſuchte mehrere andere Befehlshaber, die ſämmtlich ihren Kawa entweder tranken, oder ſchon getrunken hatten. Als ich zurückkam, hatte ſich der König in einer kleinen einſamen Hütte, von neuem zum Schlaf niedergelegt, und zwey Frauenzimmer klopften ihn auf die Lenden. Gegen eilf Uhr ſtand er wieder auf, und man ſetzte ihm ein Gericht Fiſche und Yamswurzeln vor, welche ſo ſchmeckten, als wären ſie in Kokosmilch gedämpft. Hiervon ſpeiſte er eine ſtarke Portion, und legte ſich abermals ſchlafen. Ich verließ ihn alſo wieder, und verfügte mich zu dem Prinzen, um ihm ein Geſchenk von Tuch, Glaskorallen, und andern Sachen zu überreichen, die ich in der Abſicht vom Schiffe mitgebracht hatte. An Tuch gab ich ihm ſo viel, daß er ſich vollſtändig kleiden konnte. Er ließ ſich auch unverzüglich damit ausſchmücken, und ging, ſtolz auf ſeinen neuen Anzug, zu ſeinem Vater, um ſich ihm zuerſt darin zu zeigen; dann führte er mich zu ſeiner Mutter, bey der noch zehn oder zwölf Frauenzimmer von ehrwürdigem Anſehen ſaßen. Hier kleidete er ſich um, und ſchenkte mir zwey Stücke Zeug von hieſiger Manufaktur. Da es nunmehr Mittag war, kehrte ich, der Abrede gemäß, nach der Behauſung des Königs zum Eſſen zurück. Einige Officiere, die am Morgen von den Schiffen wieder an Land gekommen waren, wurden ſämmtlich mit zu der für uns beſtimmten Mahlzeit eingeladen, die in zwey Schweinen und etwas Yamswurzeln beſtand. Ich weckte den ſchlafſüchtigen Monarchen, damit er ſein eigenes für uns bereitetes Feſt mit ſeiner Gegenwart beehren möchte. Man brachte ihm zwey Meeräſchen und einige Schaalthiere, die man vermuthlich beſonders für ihn aufgehoben hatte; allein er fügte ſie zu unſerm Eſſen hinzu, ſetzte ſich neben uns, und ließ es ſich herrlich ſchmecken.

Sobald wir abgegeſſen hatten, hieß es, nun würden die Feyerlichkeiten bald angehen, und man verbot uns ernſtlich, ja nicht auszugehen. Ich für meinen Theil war aber ſchon entſchloſſen, nicht hinter der Verzäunung die man uns angewieſen hatte, ſtehen zu bleiben, ſondern mich wo möglich unter die handelnden Perſonen zu miſchen. Dieſem Entſchluß zufolge ſchlich ich mich aus der umzäunten Pflanzung, und ging nach dem Begräbnißorte zu, wo der Schauplatz der Feyerlichkeit war. Man verlangte zu wiederhohlten malen, daß ich zurückgehen ſollte; ich achtete aber nicht darauf, und ſo ließ man mir meinen Willen.

Als ich bey dem **Faiatuka** *) ankam, fand ich eine Anzahl Männer zu beyden Seiten des Platzes neben dem Wege, der dahin führt, ſitzen. Ungleich weniger ſaßen an der entgegengeſetzten Seite, und nur zwey Männer mitten auf dem Platze, mit dem Geſicht nach dem **Faiatuka** oder Gotteshauſe gekehrt. Als ich mich ungefähr in der Mitte des erſtern Haufens befand, verlangte man daß ich mich ſetzen ſollte, wozu ich mich auch ſogleich willig finden ließ. In der Gegend wo ich ſaß, lagen eine Menge Bündel oder Gepäcke umher, die aus Kokosblättern beſtanden, und an Stöcke geknüpft waren, welche zuſammen verbunden, die Form einer Tragebahre hatten. Ich konnte weiter nichts erfahren, als daß dieſe Dinge **Tabu** wären. Indeſſen kamen von der einen Seite viele Einwohner herbey, und unſer Haufe ward immer größer; von Zeit zu Zeit wandte ſich einer aus der Geſellſchaft um, gegen die Kommenden, und hielt eine kurze Rede, wor-

---

*) Ich ſchreibe lieber **Faiatuka** als **Marai** (Morai) obgleich letzteres Wort im Texte ſteht; denn jenes iſt allein in den Freundſchaftsinſeln gebräuchlich, dieſes in den Societätsinſeln. Es ſcheint ſogar, als ob man letzteres in den Freundſchafts-Inſeln zwar kennt, ihm aber eine verſchiedene Bedeutung beylegt; denn **Malai** (Malai) welches mit **Marai** ziemlich gleichlautend iſt, heißt hier, ein dem Könige zugehöriges großes öffentliches Verſammlungshaus auf einem geräumigen, nicht umzäunten Platze. Vielleicht iſt dies auch die urſprüngliche Bedeutung des Worts, welches bloß auf den Societätsinſeln, in einer engern Bedeutung, von gottesdienſtlichen Verſammlungsorten gebraucht wird. G. F.

in das Wort Eriki, welches König bedeutet, öfters vorkam. Einer von dieſen Rednern ſagte etwas, welches unter der ganzen Menge ein lautes Gelächter erregte, und einige andere erhielten öffentlichen Beyfall. Zu wiederholten malen verlangte man von mir, daß ich den Platz räumen ſollte; als man aber ſahe, daß ich mich durchaus nicht rühren wollte, ſchienen einige ſich eine kleine Weile zu berathſchlagen, und verlangten dann, daß ich meine Schultern entblößen möchte, wie ſie es auch gethan hätten. Als ich mich hiezu bequemt hatte, ſchienen ſie wegen meiner Gegenwart weiter keine Unruhe oder Beſorgniß zu haben.

Ich ſaß eine ganze Stunde, ohne daß ſich, außer dem bereits erwähnten, etwas neues ereignet hätte. Endlich kamen der Prinz, die Frauenzimmer und der König auf den Platz, gerade wie am vorigen Tage. Der Prinz ſetzte ſich nach ſeines Vaters Ankunft wieder unter das Schauerdach, und dann kamen zwey Männer, jeder mit einem Stück Matte in der Hand, ſprachen etwas in einem ernſthaften Tone, und bekleideten den Prinzen mit den Matten. Nunmehr ſetzten ſich die verſammelten Haufen in Bewegung. Zuerſt liefen drey Haufen, eben ſo wie am vorigen Tage, auf dem Platze hin und her. Bald darnach hielten die beyden Männer, welche mitten auf dem Platze ſaßen, eine kurze Rede oder ein Gebet; und dann ſprangen alle Anweſenden, und ich mitten unter ihnen, auf, liefen hin und ſetzten ſich vor dem Schauerdach, wo der Prinz nebſt drey oder vier Männern ſaß. Ich ſtand jezt unter der Leitung eines Inſulaners, der es ſich äußerſt angelegen ſeyn ließ, mir behülflich zu ſeyn. Durch ſeine Vermittlung erhielt ich einen Platz, wo mir nicht das Mindeſte hätte entgehen können, wenn es erlaubt geweſen wäre mich umzuſehen; allein es gehörte mit zu der Feyerlichkeit, daß man ganz züchtiglich gerade vor ſich nieder ſehen und nicht ein Auge aufſchlagen mußte.

Bald darauf kam die Proceſſion, wie Tages zuvor, auf den Platz; je zwey und zwey Perſonen trugen eine Stange auf der Schulter, um deren Mitte ein Kokosblatt geflochten war. Dieſe Stangen legte man mit eben den Ceremonien, wie am geſtrigen Tage, ab. Auf die erſte Proceſſion folgte eine zweyte, welche lauter Körbe, aus geflochtenen Palmblättern, trug, die denen ähnlich waren, worin die hieſigen Inſulaner gewöhnlich ihre Lebensmittel aufbewahren. Endlich folgte eine dritte Proceſſion, worin jeder an einem gabelförmigen Stecken einen Fiſch brachte. Die Körbe übergab man einem alten Manne, der dem Prinzen zur Rechten außerhalb des Daches ſaß, und den ich für eine Art von Hohenprieſter hielt. Er hielt jeden Korb in der Hand, bis er eine kurze Gebetsformel ausgeſprochen hatte, legte ihn dann bey Seite, und forderte einen andern, über welchen er dieſelben Worte ausſprach. Auf dieſe Art ging er die ganze Anzahl von Körben durch. Die Fiſche wurden, ſo wie die Träger herankamen, ebenfalls einer nach dem andern, an ihren gabelförmigen Stecken, zwey Männern auf der linken Seite der Hütte überreicht, die bisher grüne Zweige in der Hand gehalten hatten. Den erſten Fiſch legten ſie zu ihrer Rechten, den zweyten zur Linken. Beym dritten langte ein Mann, der hinter den beyden ſaß, und ſehr ſtark zu ſeyn ſchien, den Arm über beyde hinweg, und grif darnach; die beyden andern griffen aber zu gleicher Zeit zu. Auf dieſe Art ſchienen ſie um jeden Fiſch, den man darbot, zu ſtreiten. Weil aber hier zwey Hände gegen eine waren, und der Vortheil der Lage noch oben drein den beyden Vordermännern zu ſtatten kam, ſo erhielt der hinter ihnen nur Stücken, indem er nicht loslies, ſondern der Fiſch ihm jedesmal aus der Hand geriſſen werden muſte. Was er in der Hand behielt, warf er dann von ſich weg. Jene beyden legten, was ſie behielten, wechſelsweiſe rechts und links. Endlich, erſchnappte der Mann der hinten ſaß, entweder zufällig oder abſichtlich, einen ganzen Fiſch, ohne daß die beyden andern ihn auch nur berührt hätten. Bey dieſem glücklichen Griffe ſagte die ganze Menge mit leiſer Stimme: Mariáh! (ſehr gut oder wohlgethan!) Nunmehr ſchien der Mann das Seinige gethan zu haben, denn auf die wenigen noch übrigen Fiſche that er weiter keinen Angriff. Noch iſt anzumerken, daß die Träger ſowohl die Fiſche als die Körbe in ſitzender Stellung überlieferten, und daß auch die kleinen Stangen, welche die erſte Proceſſion mitgebracht hatte, von denen welche ſie trugen, im Sitzen niedergelegt wurden.

Nachdem die dritte Proceſſion zu Ende war, ſprachen oder beteten mehrere Perſonen. Dann ſprangen wir, auf ein gegebenes Signal, alle auf, liefen einige Schritte weit zur Linken, und ſetzten uns ſo, daß wir dem Prinzen und den wenigen die bey ihm blieben, den Rücken zukehrten. Man verbot mir, mich umzuſehen; allein das Verbot hatte keine Wirkung auf mich,

ich ward alſo gewahr, daß der Prinz ſich umgewandt, und mit dem Geſicht nach dem Gotteshauſe gekehrt hatte; was aber eigentlich vorging, konnte ich nicht ſehen, weil durch die letzte Schwenkung eine Menge Leute zwiſchen uns gekommen waren. Man erzählte mir aber in der Folge, daß der Prinz in dieſem Augenblick zu der hohen Ehre gelangt ſey, mit ſeinem Vater eſſen zu dürfen, welches ihm bisher noch nicht erlaubt geweſen, und daß beyden zu dem Ende ein Stück geröſteter Yamswurzel überreicht worden wäre. Dies iſt um ſo wahrſcheinlicher, da man mir vorausgeſagt hatte, daß es während der Feyerlichkeit geſchehen würde. Ein anderer Umſtand, der es beſtätigte, war der, daß alles Volk ihnen dabey den Rücken zukehrte, welches allemahl geſchieht, wenn der König ißt.

Nach einer kleinen Weile wendeten wir uns wieder um, und bildeten vor dem Prinzen einen großen halben Mond, mit einem weiten Raum in der Mitte. Alsbald kamen etliche Männer paarweis, mit Stangen auf den Schultern, auf uns zu, machten dabey Lärmen, oder ſangen und winkten mit den Händen, indem ſie ſich näherten. Als ſie dicht vor uns gekommen waren, thaten ſie, als ob ſie ſehr ſchnell gingen, ohne doch einen Schritt aus der Stelle zu rücken. Gleich darauf ſprangen drey oder vier Männer mit ſtarken Prügeln in der Hand aus dem Haufen hervor, und liefen auf die erſtern zu. Dieſe warfen ihre Stangen unverzüglich von den Schultern ab, und liefen davon; die andern fielen über die Stangen her, ſchlugen gewaltig drauf los, und kehrten dann an ihre Plätze zurück. Indem die Träger wegliefen, machten ſie das beym Ringen gewöhnliche Ausforderungszeichen, und nicht lange nachher kamen eine Menge ſtarker Kerle von derſelben Seite, gingen vorwärts und wiederhohlten dabey die Ausforderung. Ihnen ſtellte ſich eine Parthey entgegen, die faſt in demſelben Augenblick von der entgegengeſetzten Seite kam. Einige Minuten lang paradierten beyde Partheyen auf dem Platze herum, und kehrten dann wieder an ihren Ort zurück. Nunmehr erfolgten einige Zweykämpfe, ſowohl von Ringern als Baxern, die alle zuſammen etwa eine halbe Stunde lang währten. Hierauf ſetzten ſich zwey Männer vor den Prinzen, und hielten Reden, die, ſo viel ich davon urtheilen konnte, blos an ihn gerichtet waren. Hiemit wurde die ganze Feyerlichkeit beſchloſſen, und die Verſammlung ging auseinander.

Ich machte mich zuvörderſt an die Körbe, die man überreicht hatte. Vorhin, da alles Tabu hieß, war mir dies nicht erlaubt geweſen; aber nach der Feyerlichkeit wurden ſie wieder für das, was ſie wirklich waren, für leere Körbe angeſehen; folglich war alles, was angeblich darin enthalten ſeyn ſollte, nur figürlich dadurch angedeutet worden, wie alles übrige, was in Proceſſion getragen ward, die Fiſche ausgenommen. Umſonſt bemühten wir uns die Bedeutung der ganzen Feyer, welche hier Natſche heißt, und ihrer Theile, zu erfahren. Selten wolte man auf unſere Fragen etwas anderes antworten, als Tabu, ein Wort, deſſen man ſich auch bey vielen andern Gelegenheiten bediente. Weil indeß ganz offenbar der Prinz dabey die erſte Rolle ſpielte, und wir, bereits zehn Tage vor dem Natſche, vom Könige ſelbſt gehört hatken, daß ſeine Unterthanen Yams bringen würden, damit er und ſein Sohn zuſammen davon eſſen möchten, ſo ſcheint es keine ganz unwahrſcheinliche Folgerung, daß gegenwärtig dem Prinzen, als unmittelbarem Thronfolger, gewiſſermaßen ein feyerlicher Eid der Treue geleiſtet wurde, indem man ihm beyzuſtehen, und ihm alle hier figürlich vorgeſtellte Sachen zu liefern verſprach. Dies wird dadurch noch wahrſcheinlicher, daß alle Perſonen von einigem Anſehen, die wir jemals auf der Inſel geſehen hatten, in den Proceſſionen gingen. Doch, wie dem auch ſeyn mag, ſo viel iſt gewiß, daß es dabey mit ſehr vielen geheimnißvollen Ceremonien zuging, und daß die Religion im Spiele war; dies beweiſt theils der Ort, wo die Feyerlichkeit vor ſich ging, theils auch die Ausführung ſelbſt, und alles was dabey beobachtet werden mußte. Nie hatte man bisher bey irgend einer Gelegenheit gegen unſere Kleidung etwas einzuwenden gehabt; jetzt aber forderte man durchaus, daß wir uns bis an den Gürtel entblößen, unſer Haar um die Schultern fliegen laſſen, und nach Landesart mit untergeſchlagenen Beinen ſitzen ſollten. Zuweilen mußten wir eine ſehr demüthige Stellung annehmen, die Hände falten und die Augen niederſchlagen, welches die ganze Verſammlung ſehr ſtrenge beobachtete. Endlich war ein jeder, der nicht in die Klaſſe der Vornehmen gehörte oder bey der Feyerlichkeit ein Amt bekleidete, davon ausgeſchloſſen. Dies zuſammengenommen ſcheint mir hinlänglich zu beweiſen, daß ſie bey dieſer Gelegenheit unmittelbar in der Gegenwart der Gottheit zu ſtehen glaubten.

Die gegenwärtige Natſche iſt, nach der obigen Erzählung, für eine blos emblematiſche Ceremonie anzuſehen. Einmal konnte die geringe Anzahl Yamswurzeln, die wir am erſten Tage ſahen, unmöglich eine allgemeine Contribution vorſtellen; und zweytens gab man uns auch zu verſtehen, daß es eine der Gottheit, oder wie es hier heißt, dem Otua geweihte Portion geweſen wäre. Ferner erfuhren wir, daß nach drey Monathen in eben der Abſicht eine, weit glänzendere und wichtigere Feyerlichkeit angeſtellt werden ſollte. Alsdann würden nicht nur Tongatabu, nebſt Hapai, Wawau und allen übrigen Inſeln dem Oberhaupte ihren Tribut liefern, ſondern alles würde auf eine ſchaudervolle Art durch zehn Menſchenopfer, die man aus dem gemeinen Volke erläſe, beſiegelt werden. Fürwahr, ein ſchreckliches Feſt! und ein vollwichtiges Beyſpiel von dem verfinſternden Einfluß des Aberglaubens auf die Gemüther einer der gutmüthigſten und menſchlichſten Nationen! Wir ſuchten die Urſach eines ſo barbariſchen Gebrauchs zu erforſchen, konnten aber weiter nichts erfahren, als es wäre ein nothwendiges zur Natſche gehöriges Stück, und die Gottheit würde unfehlbar den König umbringen, woferu man es zu unterlaſſen wagte.

* * *

Es war ziemlich ſpät am Tage als die Menge auseinander ging; wir eilten alſo von Mua weg nach unſern Schiffen zurück, die ziemlich weit entfernt lagen, und wohin die Fahrt beſchwerlich und wegen der vielen Untiefen gefährlich war. Beym Abſchiede ſuchte Paulaha mich zu überreden, bis zum folgenden Tage da zu bleiben, um einer Begräbniß-Feyer beyzuwohnen. Mariwagi's Gemahlin, die Schwiegermutter des Königs, war nehmlich vor kurzem geſtorben, und man hatte ihren Leichnam, wegen der Natſche, in ein Kanot gebracht, welches in der Lagune *) lag. Gleich nach ihrer Beſtattung verſprach Paulaho mich nach E-u-a **) zu begleiten; könnte ich aber ſo lange nicht warten, ſo wolle er mir wenigſtens nachfolgen. Ich erfuhr zu gleicher Zeit, daß der Tod dieſer Dame die meiſten hieſigen

---

*) Lagune iſt aus dem Spaniſchen oder Portugieſiſchen ins Engliſche übergegangen. Man pflegt darunter einen umſchloßnen See zu verſtehen, der aber voll Meerwaſſer iſt, und dadurch, daß er dem Meere ſeinen Urſprung verdankt, ſich von einem Landſee unterſcheidet. In den Inſeln von denen hier die Rede iſt, bedeutet Lagune ein jedes Gewäſſer das von einem Korallrief, oder auch, theils von Korallenriefen theils von niedrigen Eilanden, umgeben iſt. In der obigen Stelle des Textes wird unter dieſer Benennung vermuthlich die Bucht oder Bay verſtanden, welche aus dem Hafen von Tongatabu ſüdwärts ins Land läuft, und an deſſen Ufern die Gegend des Dorfes Mua liegt. Der Grund dieſer Benennung muß auch hier der obenangeführte ſeyn, nehmlich daß dieſe Meeresbucht theils von den Ufern der Inſel, theils vom Korallenrief eingeſchloſſen iſt. G. F.

**) Die Schwierigkeit der Ausſprache bey den Dialekten des Südmeeres beſteht in der Anhäufung der Selbſtlauter. Hier mußte ich, damit ich die Ausſprache des Worts richtig ausdruckte, jeden Buchſtaben trennen; will man aber lieber Eua ohne jene Trennungszeichen ſchreiben, ſo bin ich es zufrieden, wenn es nur nicht die Ausſprache ungewiß macht. Cook ſchreibt im Engliſchen *Eooa*; als ich ihn auf ſeiner zweyten Reiſe begleitete, glaubten wir den Namen dieſer Inſel Ea-uwa oder Ea-uwe ſchreiben zu müſſen. G. F.

Befehlshaber, die auch auf jener Inſel Beſitzungen hatten, und die ſchon entſchloſſen geweſen waren, uns hinüber zu begleiten, hier zurückhalten würde. Ich wäre allerdings ſehr gern hier geblieben, um auch dieſe Feyerlichkeit mit anzuſehen, allein jezt begünſtigte uns endlich die Fluth, um durch den engen Kanal in See ſtechen zu können, und der Wind, der ſeit einigen Tagen ſehr ungeſtüm geweſen war, ging nunmehr weit gemäßigter und beſtändiger. Hätten wir alſo dieſe gute Gelegenheit verſäumt, ſo wären wir vielleicht noch vierzehn Tage länger aufgehalten worden. Doch der Hauptbewegungsgrund, weshalb ich nicht länger warten mochte, war die Nachricht, daß die Begräbnißfeyer fünf Tage lang währen würde, welches in unſerer Lage, da wir nicht zu allen Zeiten bequem auslaufen konnten, ein viel zu langer Aufſchub war. Ich verſprach indeß dem Könige, auf den Fall, daß wir noch nicht unter Segel gingen, ihn am folgenden Tage nochmals zu beſuchen. Hiermit nahmen wir Abſchied von ihm, und gingen nach den Schiffen ab, wo wir Abends um acht Uhr eintrafen. Ich habe noch nachzuholen, daß Omai, eben ſo wohl als ich, bey der Feyerlichkeit des zweyten Tages zugegen war, nur daß er ſich an einem andern Orte aufhielt, weshalb ich auch nicht eher etwas davon erfuhr, als bis faſt alles zu Ende ging. Er erzählte mir hernach, daß der König, ſobald er inne geworden, daß ich aus der umzäunten Pflanzung verſchwunden war, mehrere Boten, einen nach dem andern abgefertigt hätte, um mich zurückzurufen. Vermuthlich ließ man ſie nicht dahin, wo ich mich befand, denn ich bekam keinen zu Geſicht. Endlich brachte man ihm die Nachricht, daß ich mich nach Landesſitte ausgekleidet hätte, worauf er dem Omai ebenfalls Erlaubniß gab, der Ceremonie beyzuwohnen, wofern er ſich den dabey nothwendigen Gebräuchen unterziehen wolle. Omai hatte, wie natürlich, nichts dawider einzuwenden, da man nichts mehr von ihm forderte, als was er in ſeinem eigenen Vaterlande zu thun gewohnt war. Man gab ihm eine hieſige Kleidung, und nunmehr miſchte er ſich unter die Eingebohrnen, in ihrem eigenen Coſtume. Wahrſcheinlich hatte man uns alſo anfangs darum ausgeſchloſſen, weil man fürchtete, wir möchten uns zu dieſen nothwendigen Formalitäten nicht bequemen wollen.

Während daß ich der Natſche-Feyer in Mua beywohnte, ließ ich die Pferde, Rinder und Ziegen ebendahin ſchaffen, weil ſie hier vermuthlich ſicherer aufgehoben waren, als an ihrem erſten Standorte, der, gleich nach unſerer Abreiſe, öde und menſchenleer bleiben mußte. Außer den vorhinerwähnten Thieren, hinterließ ich unſern hieſigen Freunden noch einen jungen Eber, nebſt drey Sauen von Engliſcher Race, welche ihnen überaus willkommen waren, da ſie ohne allen Zweifel ihre hieſige kleine Race dadurch weſentlich zu verbeſſern hoften. Finau erhielt auch ein Paar Kaninchen von uns, die ſich noch vor unſerer Abreiſe vermehrten. Sollte das Rindvieh gut einſchlagen, wie ich nicht zweifle, ſo werden dieſe Inſeln ſehr dabey gewinnen. Auch die Pferde können auf einem ebenen Lande, wie Tongatabu, ſehr nützlich werden.

Am 10ten um acht Uhr Morgens lichteten wir die Anker, und lavirten mit einem ſtäten Südoſt durch den Kanal zwiſchen den kleinen Inſeln Makkahaa und Monuaſá (*Monuafai*) der ungleich geräumiger iſt als der zwiſchen leztgenannter Inſel und Pangimodu. Die Fluth begünſtigte uns ſtark, bis wir uns dem Kanal gegenüber befanden, der in die Lagune geht, wo ſich die Fluthen von Oſten und Weſten begegnen. Dieſer Umſtand und der Zug des Waſſers in die Lagune nebſt den vor derſelben liegenden Untiefen verurſacht in dieſer Gegend eine ſtarke Bewegung der Wellen und einige Wirbel. Die Tiefe des Kanals, die hier mehr als hundert Faden beträgt, vermehrt dieſe Gefahren noch. Der einzige Ort wo man ankern kann, iſt dicht an den Klippen in fünf und vierzig Faden auf ſchwärzlichem Sandgrund, allein hier würde das Schiff vor den Wirbeln nicht ſicher ſeyn. Dies vereitelte mein Vorhaben, gleich nachdem wir die enge Straße paſſirt ſeyn würden, zu ankern, und an Land zu gehen, um der Begräbnißfeyer beyzuwohnen, denn es war weit rathſamer, dieſelbe nicht zu ſehen, als die Schiffe in einer unſichern Lage zu laſſen.

Wir fuhren alſo fort zwiſchen den beyden kämpfenden Fluthen hin und her zu kreutzen, ohne einen Fuß breit zu gewinnen oder zu verlieren, bis es beynah hoch Waſſer war, da wir durch eine glückliche Wendung in den Wirkungskreis der öſtlichen Fluth gelangten. Nunmehr hoften wir eine ſtarke Ebbe zu unſerm Vortheil zu erhalten, allein ſie war ſo unbedeutend, daß man ſie unter andern Umſtänden nicht einmal gemerkt hätte. Hieraus folgt, daß das meiſte Waſſer, welches in die Lagune ſtrömt, von Nordweſten herkömmt, und denſelben Weg wieder hinausgeht.

Gegen fünf Uhr Nachmittags, ließ ich, weil wir nicht vor Nacht in See kommen konnten, an der Küſte von Tongatabu in fünf und vierzig Faden ankern. Wir lagen hier kaum zweyhundert Faden von dem Rief entfernt, welches dieſen Theil der Inſel umgiebt. Die Discovery ließ dicht hinter uns ihr Anker fallen; allein ehe es noch in den Grund einfaßte, trieb das Schiff von der Bank zurück, und kam erſt um Mitternacht wieder zu uns.

Wir blieben hier bis gegen eilf Uhr am folgenden Morgen liegen, lichteten dann und lavirten nach Oſten. Erſt um zehn Uhr Abends hatten wir die Oſtſpitze der Inſel im Rücken, und konnten nach Middelburg-Eiland, oder wie es die Einwohner nennen, E-u-á, hinüber ſtechen, woſelbſt wir um acht Uhr am folgenden Morgen, in vierzig Faden auf mit Korallen beſäetem Sandgrund, eine halbe Engliſche Meile vom Strande, genau in eben derſelben Lage, wie im Jahr 1773, und auf dem nehmlichen Platze vor Anker gingen, den ich damals die Engliſche Rheede genannt hatte.

Sobald wir geankert hatten, beſuchte uns Ta-ufa, der Befehlshaber, nebſt mehreren Inſulanern, die uns mit großen Freudenbezeugungen bewillkommten. Dieſer Ta-ufa war während meines hieſigen Aufenthalts im Jahr 1773 mein Tayo *) geweſen, alſo waren wir alte Bekannte. Ich ging bald darauf mit ihm an Land,

---

*) Tayo heißt auf Otaheitiſch Freund; im engern Verſtande bedeutet es auf den Inſeln des Südmeeres (hauptſächlich Otaheiti und der Societätsgruppe) jemanden, mit dem man das Bündniß der Gaſtfreundſchaft errichtet hat. Uebrigens nennt Capitain Cook in ſeinem Tagebuch der vorhergehenden Reiſe, den einzigen Befehlshaber, deſſen er hier erwähnt, Taiuni. G. F.

in der Abſicht friſches Waſſer zu ſuchen, welches eigentlich mein Hauptbewegungsgrund geweſen war, bey Eua anzulegen. In Tongatabu hatte man mir erzählt, daß ich hier einen Bach finden würde, der ſich von den Hügeln ins Meer ſtürze; allein der Erfolg entſprach meiner Erwartung keinesweges. Zuerſt führte man mich zu einem etwas ſalzigen Quell, zwiſchen den Standpunkten der höchſten Fluth und der Ebbe, der von Felſen umringt, und in der kleinen Bucht, wo wir anlandeten, ſo lag, daß man ihn wahrlich da nicht geſucht hätte. Ich glaube allerdings daß dieſes Quellwaſſer recht gut ſeyn mag, wenn es nur möglich wäre etwas davon zu ſchöpfen, ehe es ſich mit dem Seewaſſer vermiſcht. Da unſere Inſulaner merkten, daß uns dieſer Fund kein Genüge leiſtete, führten ſie uns etwas weiter herauswärts, wo wir vortrefliches Waſſer in einer tiefen Felſenſpalte fanden. Hätten wir Zeit und Mühe darauf verwenden können, aus Piſangblättern und Stämmen einige Rinnen und Röhren zu machen, ſo wäre es angegangen, das Waſſer bis an den Strand zu leiten; allein ehe wir uns einer ſo beſchwerlichen und langweiligen Arbeit unterziehen ſollten, begnügte ich mich lieber an dem Waſſervorrath, den wir in Tongatabu eingenommen hatten.

Ich kehrte indeß nicht eher an Bord zurück, bis ich den Tauſchhandel um Schweine und Yamswurzeln in Gang gebracht hatte. Von erſtern erhielt ich nur eine geringe Anzahl, deſtomehr aber von den leztern. Ich hinterließ übrigens auf dieſer Inſel den Widder und die beyden Mutterſchafe vom Vorgebirge der guten Hofnung, und beſtellte den Ta-uſa zu ihrem Aufſeher.

ſeher. Er ſchien auf dieſen Vorzug nicht wenig ſtolz zu ſeyn, und vielleicht war es ein Glück, daß Mariwagi dieſes Geſchenk verachtet hatte, denn in Tongatabu hätten die Hunde den Schafen gefährlich werden können, aber auf E-u-a gab es noch keine.

Von unſerm Ankerplatz aus, hatten wir eine reizende Ausſicht, die von allen, welche wir kürzlich geſehen hatten, ſehr abſtach. Seit Neuſeeland war uns keine Inſel von dieſer Höhe vorgekommen; denn Kao (Ghao) kann nicht hieher gerechnet werden, weil es, ohne merkliche Abwechslung von Berg und Thal, ein faſt überall zuſammenhängender ungeheurer Felſen iſt. Der Gipfel von E-u-a hingegen, iſt beynahe flach, und von da ſenkt ſich das Erdreich allmählig gegen das Meer bis zur Küſte herab. Auf den andern ebenen und niedrigen Inſeln eben dieſer Gruppe, ſo viel wir deren bisher beſucht hatten, erblickt man nichts als eine Maſſe von Bäumen womit das Erdreich faſt überall bewachſen iſt; hier hingegen breitet ſich die Landſchaft weit umher aus, und an der ſanften Lehne der Hügel ſieht man, in ungleicher Entfernung, einzelne Wäldchen in reizender Regelloſigkeit, von anmuthigen Grasplätzen durchſchnitten. Näher am Strande iſt alles von Bäumen überſchattet, unter welchen die Einwohner ihre Hütten angelegt haben, und rechter Hand von unſerem Poſten war ein überaus anſehnlicher Hayn von Kokospalmen vorhanden.

Am 13ten Nachmittags machte ich mich mit einer Geſellſchaft auf den Weg, um den höchſten Ort der Inſel, etwas rechter Hand von unſern Schiffen, zu beſteigen, und die ganze Gegend deſto beſſer überſehen zu können. Ungefähr auf halbem Wege kamen wir durch ein tiefes Thal, deſſen Boden und Seitenwände faſt gänzlich aus Korallfelſen beſtanden, aber demungeachtet mit Bäumen bewachſen waren. Hier ſtanden wir zwey bis dreyhundert Schuh hoch über der Meeresfläche, fanden aber gleichwohl in dem Korall alle die Löcher und Ungleichheiten, die es am See-Ufer hat, wo die Fluth beſtändig drüber hin ſpült. Dieſelbe Gattung von Korall fanden wir auch noch weiter auf dem ganzen Wege bis gegen den höchſten Gipfel der Hügel hin, der an ſich aus einem gelblichen, weichen Sandſtein beſteht. Das Erdreich war durchgehends ein röthlicher Thon, der an einigen Stellen ſehr tief zu ſeyn ſchien. Ganz oben auf dem Bergrücken fanden wir einen runden geebneten Erdhügel, den eine Mauer von Korallfelſen unterſtützte. Dieſe Baumaterialien ſo hoch hinaufzubringen muß ein Werk von großer Anſtrengung geweſen ſeyn. Unſere Führer ſagten uns, der Hügel ſey auf Befehl ihres Oberhaupts aufgeſchüttet worden, und man verſammle ſich dort bisweilen, um Kawa zu trinken. Sie nannten dies Gebäu Edſchi, unter welcher Benennung wir bereits ein ähnliches in Tongatabu geſehen hatten. Einige Schritte weit davon, bemerkten wir einen Quell des ſchönſten Waſſers, und, etwa eine Engliſche Meile hinabwärts, einen Bach, der bey häufigem Regen bis in das Meer hinunterſtrömen ſoll. Außerdem war in vielen kleinen Vertiefungen Waſſer anzutreffen, und wenn man nachgraben wollte, würde es ſich ohne Zweifel häufig entdecken laſſen.

Wir konnten von dieſer Höhe die ganze Inſel bis auf einen Theil der Südſpitze vollkommen überſehen. Die Südſeite, von welcher die höchſten Gipfel, auf denen wir jezt ſtanden, nicht weit entlegen ſind, ſteigt mit großen Unebenheiten ſogleich vom Ufer an. Die Ebenen und Auen, deren es einige von ſehr weitem Umfange giebt, liegen ſämmtlich an der Nord-Weſtſeite, und ſtellen vermöge ihrer Gruppen von Bäumen, nebſt den dazwiſchen liegenden Pflanzungen, überall, wo man das Auge nur hinwendet, herrliche Ausſichten dar. Indem ich mich daran weidete, nährte ich zugleich die ſüße Hofnung, daß dereinſt ein künftiger Seefahrer, von demſelben Standpunkte, dieſe Wieſen und Weiden mit Heerden bedeckt ſehen würde, deren erſten Stamm Engliſche Schiffe hiehergebracht haben. Würde nicht ſchon dieſe einzige Wohlthat, ohne Rückſicht auf andere Vortheile, in den Augen der Nachwelt ein hinlänglicher Beweis ſeyn, daß unſere Reiſen für das Intereſſe der Menſchheit nicht ganz zwecklos geweſen ſind? —

Auf den Höhen wuchſen die Pflanzen der benachbarten Inſeln und noch außerdem ein Acroſtichum, eine Melaſtoma und ein Farrnbaum, nebſt etlichen andern Farrnkräutern und Pflanzen, die man tiefer hinab ſelten antrift. Unſere Führer erzählten, daß die meiſten, wo nicht alle, hieſigen Ländereyen den großen Befehlshabern von Tongatabu eigenthümlich zugehörten, und daß die hieſigen Einwohner nur Vaſallen von denſelben wären. Eben dieſes ſchien mit allen übrigen benachbarten Inſeln, Anamoka ausgenommen, der Fall zu ſeyn. Nur auf dieſer ebengenannten Inſel fanden wir einige Befehlshaber, die aus eigner Willführ zu handeln ſchienen. Omai, der ſowohl bey Finau, als bey den hieſigen Inſulanern ſehr viel galt, wurde durch das Anerbieten, zum Befehlshaber von E-U-a gemacht zu werden, in große Verſuchung geführt hier zu bleiben, und würde es vielleicht gern gethan haben, wenn ich es hätte zugeben wollen. Allein, ohne mir vorzuſtellen, daß Omai in ſeinem eigenen Vaterlande es beſſer haben könnte, mißbilligte ich dennoch dieſe Art ſein Glück zu machen.

Als ich von dieſer Streiferey zurück gekommen war, erzählte man mir, einige Inſulaner hätten einen von ihren Landsleuten in dem Kreiſe derer die mit unſern Leuten handelten, durch einen gewaltſamen Schlag mit einem Streitkolben am Kopfe verwundet, oder, wie einige ſagten, ihm gar den Schädel zerſchmettert, und ihm überdies auch den Schenkelknochen zerſchlagen. Hier hätten ſich die Unſrigen ins Mittel gelegt, und er ſey, dem Anſchein nach leblos in eine nahe Hütte getragen worden. In der Folge ſoll er indeß etwas zu ſich gekommen ſeyn. Ich erkundigte mich nach der Veranlaſſung zu dieſer harten Behandlung, und erfuhr, daß man ihn in einer ſehr unanſtändigen Stellung mit einem Frauenzimmer angetroffen hätte, welches Tabu wäre; wiewohl wir zugleich verſtanden, daß dieſes Tabu weiter nichts bedeutete, als daß ſie einem andern Mann von etwas höherem Range zugehörte. Dieſer Vorgang belehrte uns demnach, wie man hier zu Lande dergleichen Untreue beſtraft. Die Verbrecherin hat in ſolchen Fällen bey weitem die gelindeſte Strafe zu befürchten, und kommt, wie uns die Inſulaner ſagten, mit einigen leichten Schlägen davon.

Am folgenden Morgen pflanzte ich eine Ananas, und ſteckte Melonenkerne nebſt anderm Geſäme in der Pflanzung des Befehlshabers. Ich hatte allerdings Urſach mir zu ſchmeicheln, daß meine Bemühungen diesmal nicht ohne Erfolg ſeyn würden, da ich heute Mittag ein Gericht Rüben aß, die von der Ausſaat auf meiner vorigen Reiſe auf der Inſel gewachſen waren. Den 15ten hatte ich mir vorgenommen unter Segel zu gehen, allein Ta-uſa drang ſehr in mich, daß ich noch ein Paar Tage zugeben möchte, um das Geſchenk in Empfang zu nehmen welches er für mich bereitet hatte. Ich ließ mich alſo bereden, in der Hofnung, daß vielleicht in der Zwiſchenzeit einige von unſern Freunden aus Tongatabu hier eintreffen möchten.

Der Befehlshaber erfüllte ſein Verſprechen am folgenden Tage, und beſchenkte mich mit zwey kleinen Haufen Yamswurzeln und einigen Baumfrüchten, welche vermuthlich, wie in den andern Inſeln, nach Art einer Contribution eingeſammelt worden waren. Die Einwohner der ganzen Inſel waren bey dieſer Gelegenheit faſt alle auf dem Platze verſammelt, und thaten es auch darin ihren Nachbaren gleich, daß ſie uns alles entwendeten, was ſie nur habhaft werden konnten. Man unterhielt uns übrigens mit allerley athletiſchen Uebungen: Kolbengefechten, Ringen und Baxen, und beſonders traten auch weibliche Baxerinnen auf den Kampfplatz. Das Feſt ſollte nun noch mit einem nächtlichen Tanz beſchloſſen werden, allein es kam ein Vorfall dazwiſchen, welcher entweder die Anſtalt ganz rückgängig machte, oder wenigſtens verhinderte, daß wir nicht an Land blieben, um zuzuſehen. Einer von meinen Leuten hatte ſich nehmlich nur ein wenig im Spatzieren entfernt, als ihn etwa zwanzig oder dreyßig Inſulaner überfielen, zu Boden ſchlugen, und rein auszogen. Sobald ich dieſe Gewaltthätigkeit erfuhr, ließ ich ſogleich zwey Kanots und ein großes Schwein in Beſchlag nehmen, und beſtand darauf, daß Ta-uſa mir die Kleider des Beraubten wiederſchaffen, und die Thäter ausliefern ſolle. Er ſchien über dieſen Vorfall äuſſerſt betreten, und ergriff ſogleich Maasregeln um mir ein Genüge zu leiſten. Anfänglich hatte der Auftritt dem verſammelten Volke ein ſolches Schrecken verurſacht, daß die meiſten davon geflohen waren; als ſie aber bemerkten, daß ich weiter keine Feindſeligkeiten ausübte, kamen ſie wieder zurück. Es währte auch nicht lange, ſo übergab man mir einen von den Thätern, und brachte ein Hemde nebſt ein Paar langen Hoſen zurück. Da die übrigen geſtohlnen Sachen vor einbrechender Nacht noch nicht angekommen waren, ſah ich mich genöthigt, ohne dieſelben an Bord zu gehen; denn ſelbſt bey Tageslicht war es, wegen der hochgehenden Wellen, mit der äuſſerſten Schwierigkeit verbunden, die Boote aus der kleinen Bucht herauszubringen.

Am folgenden Morgen landete ich nochmals, um Ta-uſa's geſtrige Freygebigkeit durch ein Gegengeſchenk zu erwiedern. Es war noch früh, und am Landungsplatze ſah man nur wenig Eingebohrne. Sie ſchienen nicht ganz unbeſorgt zu ſeyn, ich ließ ſie aber durch Omai verſichern, daß wir nichts übles im Sinn hätten, und zur Bekräftigung deſſen, gab ich ſowohl die Kanots als den Gefangenen los. Alsbald heiterte ſich ihr Geſicht auf, ſie wurden wieder ſo guten Muthes als zuvor, und in kurzem umringten ſie uns, wie am geſtrigen Tage, in einem großen Kreiſe, innerhalb welchem der Befehlshaber nebſt allen Vornehmen ihre Plätze einnahmen. Man brachte mir jezt die übrigen Kleidungsſtücke, die aber, da man ſie dem Manne ſtückweiſe vom Leibe geriſſen hatte, nicht werth waren an Bord geſchafft zu werden. Ta-uſa empfing nunmehr mein Geſchenk, theilte es auf der Stelle mit drey oder vier andern Befehlshabern, und behielt den kleinſten Antheil für ſich. Das Ganze aber übertraf alle Erwartungen ſo ſehr, daß einer von den Befehlshabern, ein ehrwürdiger Alter, mir ſagte, ſie hätten es nicht verdient, da ſie mir ſo wenig gegeben hätten, und einer von meinen Leuten ſo gemißhandelt worden wäre. Ich blieb bey ihnen, bis ſie ihre Schale Kawa ausgeleert hatten, bezahlte ihnen das Schwein, welches ich Tages zuvor mit an Bord genommen hatte, und kehrte dann mit Ta-uſa und einem Bedienten von Paulaho an Bord zurück. Dem leztern händigte ich ein Stück Stangen-Eiſen ein, mit dem Auftrag es ſeinem Herrn als ein Zeichen meiner Hochſchätzung und Freundſchaft zu überreichen, und in der That war es das koſtbarſte und nützlichſte Geſchenk, welches ich ihm machen konnte. Bald darauf lichteten wir die Anker, und ſtachen mit einem leichten Süd-Oſtwind in See. Ta-uſa und die wenigen Inſulaner die ſich noch bey uns an Bord befanden, verließen jezt das Schiff und kehrten an Land zurück. Indem wir den Anker hoben, fanden wir das Kabeltau ſehr durch die Klippen beſchädigt; alſo iſt die hieſige Rhede nicht ſicher. Auch hatten wir daſelbſt eine ſehr hohle See von Südweſten her gehabt.

Wir waren noch nicht lange unter Segel, als wir ein ſegelndes Kanot von Tongatabu kommen ſahen, das in die Bucht einlief, bey welcher wir vor Anker gelegen hatten. Einige Stunden darauf kam ein kleines Kanot mit vier Mann uns nachgerudert; denn wir hatten ſehr wenig Wind, und befanden uns noch unweit der Küſte. Dieſe Leute benachrichtigten uns, daß jenes ſegelnde Kanot den Befehl von Tongatabu herübergebracht habe, uns eine gewiſſe Anzahl Schweine zu liefern; nebſt der Verſicherung, daß der König und andere Befehlshaber innerhalb zwey Tagen bey uns ſeyn würden. Sie verlangten alſo, daß wir wieder nach der Rheede zurückkehren möchten. An der Zuverläßigkeit ihrer Ausſage hatte ich nicht die geringſte Urſach zu zweifeln; denn zwey von ihnen waren ſelbſt in dem ſegelnden Kanot aus Tongatabu angekommen, und auſſer jener Botſchaft hatten ſie ſchlechterdings keine Veranlaſſung ſich zu uns hinaus zu begeben; allein da wir das Land nun einmal im Rücken und einen ſo anſehnlichen Vorrath von friſchen Lebensmitteln an Bord hatten, daß wir aller Wahrſcheinlichkeit zufolge bis nach Otaheiti damit auskommen konnten, ſo war diesmal der Beweggrund nicht wichtig genug, um mich zurückzubringen. Wir hatten auch in der That ſchon in E-u-a, ohne das Geſchenk von Ta-uſa zu rechnen, einen anſehnlichen Vorrath von Yamswurzeln, für kleine Nägel, imgleichen eine ziemliche Anzahl von Schweinen eingetauſcht. Als die Abgeordneten ſahen, daß wir nicht zu bewegen waren wieder mit ihnen zurückzukehren, verließen ſie uns bey Annäherung der Nacht, und mit ihnen gingen zugleich einige andere wieder an Land, die in ihren Kähnen etliche Kokosnüſſe und Pompelmußer zum Tauſch mitgebracht hatten, um auch den letzten Augenblick, wo man noch etwas von unſern Waaren einhandeln konnte, nicht ungenutzt zu laſſen.

Achtzehntes Hauptſtück.

Vortheile des Aufenthalts in den Freundſchafts-Inſeln. Vorzüglichſte Handelswaaren. Erfriſchungen, welche man daſelbſt erhält. Anzahl der Inſeln nebſt ihrem Namenverzeichniß. Keppels und Boscawens Inſeln gehören mit dazu. Nachricht von den Inſeln **Wawau**, **Hamoa** und **Fidſchi**. Reiſen der Inſulaner in ihren Canots. Schwierigkeit ſich genaue Nachrichten zu verſchaffen. Beſchreibung der Einwohner beyderley Geſchlechts, ihrer Farbe, ihrer Krankheiten, ihrer Gemüthsart, ihres Haarputzes, ihrer Punkturen, Kleidungsſtücke und Zierrathen, und endlich ihrer Reinlichkeit.

Nachdem wir uns auf ſolche Art über drittehalb Monathe bey der Gruppe der Freundſchafts-Inſeln verweilt hatten, nahmen wir endlich Abſchied von ihnen und ihren Einwohnern, mit denen wir die ganze Zeit hindurch in herzlicher Eintracht und Freundſchaft gelebt hatten. Die kleinen zufälligen Uneinigkeiten, die ſich zuweilen zwiſchen uns ereigneten, rührten theils von dem Hange der Inſulaner zum Stehlen, theils von unſerer gar zu großen Nachläſſigkeit her. Die hieraus entſtehenden Zwiſtigkeiten hatten aber nie unangenehme Folgen, indem ich dieſen durch zweckmäßige Maasregeln möglichſt vorzubeugen ſuchte. Daher bin ich auch vollkommen überzeugt, daß wenige an Bord waren, die ſich nicht ungern von ihren hieſigen Freunden trennten. Wir hatten übrigens die Zeit unſeres Aufenthalts gar wohl genutzt, wenig von unſerm Schiffsvorrath verbraucht, und nicht nur größtentheils von den Landesprodukten gelebt, ſondern auch eine Menge Erfriſchungen auf den Weg mitgenommen, womit wir eine zweyte ähnliche Station zu erreichen hoffen konnten. Ueberdem hatte ich die Freude gehabt, dieſem guten Volke neue nützliche Thierarten zuzuführen, und zugleich den übrigen Viehſtand, den ich für Otaheiti beſtimmte, auf der Weide in Tongatabu erquickt und geſtärkt, und endlich, was das beſte war, ich hatte alle dieſe weſentlichen Vortheile ohne Zeitverluſt, und ohne die Betreibung unſeres Hauptendzwecks einen Augenblick unnöthig aufzuſchieben, erreicht. Denn, wie ich ſchon erwähnt habe, war die ſchickliche Jahrszeit um nach Norden zu gehen, bereits verfloſſen, noch ehe ich mich entſchloß, die Freundſchafts-Inſeln zu beſuchen.

Außer jenen unmittelbaren und wechſelſeitigen Vortheilen aber, welche meine diesmalige Anweſenheit allhier, ſowohl uns, als den Inſulanern verſchaffte, kann die nähere Kenntniß die ich dadurch von dieſer Weltgegend erlangt habe, künftigen europäiſchen Seefahrern, falls deren einige in unſere Fußtapfen treten ſollten, ſehr zu Statten kommen. Eben ſo wird vermuthlich der philoſophiſche Leſer, der die Menſchheit gern aus einem neuen Geſichtspunkte betrachtet, und über auffallende doch treue Darſtellung der körperlichen Eigenthümlichkeiten, der Gebräuche, der Kunſtwerke, der Religionsbegriffe, der Verfaſſung und Sprache des minder geſitteten Menſchen, in entfernten, neuentdeckten Weltgegenden nachzudenken gewohnt iſt, in den Bemerkungen, die ich über die Einwohner dieſes Archipels geſammelt habe, wenigſtens Unterhaltung, wo nicht auch Belehrung finden. Ich unterbreche jezt das Tagebuch unſerer weiteren Reiſe, um unſre allgemeinen Beobachtungen über jene verſchiedenen Gegenſtände hier zuſammenhängend mitzutheilen.

Die Erfahrung belehrte uns bald, daß Eiſengeräth, im Durchſchnitt, die beſte Handelswaare für den hieſigen Markt wäre. Aexte und Beile, Nägel von der größten bis zu einer mittleren Sorte, allerley Feilen und Meſſer werden ſehr geſucht. Rothes Tuch, weiße und gefärbte Leinwand, Spiegel und Glaskorallen haben ebenfalls ihren Werth; von lezteren zieht man aber die blauen allen andern vor, und achtet weiße am geringſten. Für eine Schnur ſolcher blauen Glaskorallen konnten wir allemal ein Schwein bekommen. Gleichwohl haben dieſe Sachen, die bloß zum Zierrath gereichen, keinen feſtbeſtimmten Werth, und können einmal ſehr geſucht, das anderemal gar nicht geachtet werden. Anfangs, bald nach unſerer Ankunft in Anamoka, wollten zum Beyſpiel die dortigen Einwohner ſie nicht einmal für Früchte eintauſchen; allein Finau's Gegenwart veränderte alles; er gab den Ton an, die Glaskorallen wurden Mode, und ſtiegen im Werth, bis man, wie ich eben geſagt habe, ſogar Schweine dafür gab. Gegen die weiter oben genannte Handelswaaren ſind hier alle Erfriſchungen und Lebensmittel, zu haben, welche die Inſeln hervorbringen, nemlich:

Schweine, Hüner, Fiſche, Yamswurzeln, Brodfrucht, Piſangs, Kokosnüſſe, Zuckerrohr, und überhaupt alles, was man nur in Otaheiti und den Societäts-Inſeln zu bekommen pflegt. Die Yams der Freundſchafts-Inſeln ſind vortreflich, und laſſen ſich, wenn ſie völlig ausgewachſen ſind, als Schifsvorrath ſehr lange aufbewahren. Das hieſige Schweinefleiſch aber, nebſt der Brodfrucht und den Piſangs, ſind, wenn ſchon nicht ſchlecht, doch den otaheitiſchen keinesweges zu vergleichen.

Gutes Waſſer, deſſen man auf langen Seereiſen ſo ſehr bedarf, iſt in dieſen Inſeln äuſſerſt ſelten. Man findet zwar auf einer jeden Waſſer, allein entweder in gar zu geringer Menge, oder in einer ſo unbequemen Lage, daß die Seefahrenden ſich deſſen nicht bedienen können. Will man es indeß mit der Eigenſchaft des Waſſers ſo genau nicht nehmen, ſo kann man ſich hier ziemlich wohl damit verſehen. Während daß wir bey Kotu, auf dem Rückwege von Hapai, vor Anker lagen, berichteten uns einige Einwohner von Kao (Ghao) daß ſich an der Südweſtſeite dieſer Inſel ein Bach von dem Berge herab ins Meer ſtürze. Dieſe Seite liegt dem ebenfalls hohen Eilande Tofoa gegenüber, deſſen ziemlich anſehnlicher Vulkan die ganze Zeit über, daß wir ihn ſehen konnten, Flammen auswarf. Vielleicht kann es künftigen Seefahrern nützlich ſeyn, ſich nach dem dortigen Bache umzuſehen, da es an jener Küſte, nach Ausſage der Einwohner, Ankergrund geben ſoll. Der ſchwarze Stein, aus welchem die Inſulaner in den Freundſchafts-Inſeln ihre Aexte und andere Werkzeuge verfertigen, ſoll ein Naturprodukt von Tofoa ſeyn.

Zu den Freundſchafts-Inſeln (*Friendly-Islands*) muß man nicht nur die von mir beſuchte Gruppe der Hapai-Inſeln rechnen, ſondern auch alle Nordwärts, beynahe unter demſelben Meridian entdeckte, imgleichen einige bißher noch von keinem Europäer geſehene Inſeln. Sie ſtehen insgeſammt unter Tongatabu, welche zwar nicht die größte, jedoch die vorzüglichſte, und der Sitz der Regierung iſt. Die Nachrichten, welche wir von den Inſulanern erhielten, beweiſen, daß dieſer Archipel von großem Umfange iſt. Sie zählten uns mehr als hundert und funfzig Inſeln auf, indem ſie ſich dazu für jede eines Stückchens Papier bedienten, und Herr Anderſon erlangte ſogar die Namen derſelben. Funfzehn darunter ſollen hoch und bergigt, wie Tofoa und E-u-a, und fünf und dreyßig von großem Umfange ſeyn. Hapai, welches die Inſulaner nur für Eine Inſel anſehen, Tongatabu und E-u-a ſind die drey groſſen Inſeln, welche auf dieſer Reiſe beſucht wurden. Wie groß nun die übrigen, noch unbeſuchten, zwey und dreyßig ſeyn mögen, läßt ſich nicht beſtimmen, doch müſſen ſie ſämmtlich größer als Anamoka ſeyn, welches die Eingebohrnen ausdrücklich unter die kleinen Inſeln zählten, unter denen letzteren es freylich auch kleine Pünktchen giebt, die nicht einmal bewohnt ſind. Ein und ſechzig Eilande ſtehen auf der Charte, die ich von den Freundſchafts-Inſeln und von dem Hafen von Tongatabu geliefert habe, an ihrem rechten Orte, mit Namen verzeichnet; die genaue Lage der übrigen in dieſer Nachbarſchaft vorhandenen, (deren Anzahl ſich ohngefähr auf hundert erſtrecken mag, und die wir nicht geſehen haben,) — dieſe mag ein künftiger Seefahrer beſtimmen, der nach mir, als Entdecker, das ſtille Weltmeer beſchiffen wird. Das folgende Verzeichniß dieſer Inſeln, iſt aus den Nachrichten der Inſulaner geſammelt, und kann bey künftigen Unterſuchungen zum Leitfaden dienen.

Namenverzeichniß der Freundſchafts- und einiger anderer Inſeln die dorten in der Nachbarſchaft belegen ſind, nach der Angabe der Einwohner von Anamoka, Hapai, und Tongatabu. *)

Komuiſiwa.
Kollalona.
Felongabunga.
Koweritoa.
Fonogu-eatta.
Modu a-nugu-nugu.
Tongu-a.
Ko-ua.
Fonua-ika.
Mugufaiau.
Korimau.
Fálimáa.
Kowika.
Ko-nuku-nama.

Golabbi.
Woga-itu.
Go-wakka.
Gufu.
Maſanna.
Kollo-u-a.
Tabanna.
Motuha.
Luakabba.
Waiwau.
Koloa.
Faſine.
Ta-unga.
Kobakimotu.

Kologobili.
Kollokolahi.
Matagiſáa.
Malladſchi.
Mallalahi.
Go-nugu-lái.
Tunabá.
Konnewai.
Konnewao.
Moggodu.
Luamoggo.
Veloa.
Tuſagga.
Lugubahanga.

---

*) In dieſem Verzeichniß ſind diejenigen Inſeln, welchen die Inſulaner einen großen Umfang beylegten, durch eine größere Schrift ausgezeichnet. Wegen der Rechtsſchreibung muß ich mich auf meine vorhergehenden Anmerkungen beziehen; ſo viel fällt in die Augen, daß Ko und Go, Nugu und Nuku, Wagga und Wakka, einerley Sylben ſind, wenn ſie gleich hier verſchiedentlich geſchrieben werden.

Ko-umugu.
Ginagina.
Kowaurogozhifo.
Kottedſchi-a.
Kofabba.
Movabahu.
Fonualái.
Tattahai.
Latte.
Nuafo.
Fidſchi.
Uwóa.
Kongáa-rahai.
Ko-tubou.
Komotti.
Komoarra.
Koiáwa.
Kofuna.
Kongahuncho.
Komalla.
Koneababu.
Konnetalli.
Komongoraſſa.
Kotulu-a.
Konagille-áwu.
Tufanaitello.
Tufanailaa.
Kogupulu.
Hawai-iki.
Tutu-ila.
Manuka.
Leſchánga.
Pappatáa.
Laubatta.
Olu.
Takaunowi.
Taula.
Maninita.
Fonua-uma.
Fonu-enne-onne.
Wegaſſa.
Fuamotu.
Kopau.
Kowu-ia.
Kongáriki.
Tafiduwáa.
Hamoa.
Niu-tabu-tabu.
Fotuna. *)
Waituku.
Lotuma.
Toggelao.
Talawa.

Ich

---

*) Merkwürdig iſt es, daß die Inſulaner in Tanna, einer der neuen Hebriden-Inſeln, eine benachbarte Inſel, welche in unſern Charten Irronan heißt, zuweilen auch Futuna nannten, und zugleich erzählten, dort werde eine Sprache geſprochen, welche auch einige von ihnen verſtänden, und die nach den von uns geſammleten Wörtern zu urtheilen, völlig mit der auf den Freundſchafts-Inſeln übereinſtimmt. Dieſer Fotuna im Verzeichniß, iſt alſo mit dem neuhebridiſchen vermuthlich einerley. Ja die Tanneſen wußten auch von einer Inſel Itonga (i-Tonga) zu erzählen, wo eben die Sprache wie in Futuna geſprochen würde; ſollte dies nicht Tonga ſeyn, wie die Inſulaner in den Freundſchafts-Inſeln ihre vornehmſte Inſel oft genug, ohne den Beyſatz:

Ich zweifle im geringſten nicht, daß die von **Tasman** entdeckten **Prinz-Wilhelms-Eilande** in dieſem Verzeichniſſe mitbegriffen ſind, weil man uns in **Hapai** erzählte, daß, drey bis vier Tagereiſen weit gen Nordweſten, eine Gruppe von mehr als vierzig Inſeln läge, welches ſehr wohl mit **Tasmans** Nachricht von den **Prinz Wilhelms-Eilanden**, in ſeiner Reiſebeſchreibung, übereinſtimmt. *)

Wir haben überdies allen Grund zu vermuthen, daß auch zwey vom Capitain **Wallis** im Jahr 1765 entdeckte Eylande, **) nemlich die **Keppels-** und **Boscawens-Inſeln**, in obigem Verzeichniß mit begriffen, und nicht allein den hieſigen Inſulanern bekannt ſind, ſondern auch mit ihnen unter eben demſelben Oberherrn ſtehen. Die folgende Nachricht ſcheint mir

---

ſatz: **Tabu**, nennen? So wäre alſo eine, wenigſtens mittelbare, Gemeinſchaft zwiſchen zwey ziemlich weit entlegenen Inſelgruppen ſehr wahrſcheinlich. Was in der Folge von den Sitten der Einwohner von **Fidſchi** vorkommt, ſcheint mir dieſe Muthmaßung noch wahrſcheinlicher zu machen. G. F.

*) **Tasman** ſahe achtzehn bis zwanzig von dieſen Inſeln, deren jede mit Sandbänken, Untiefen und Klippen umgeben war. Einige Charten haben in dieſer Gegend auch die **Heemskirks-Banken**. S. Dalrymples Collection of Voyages to the South Pacific Ocean Vol. II. p. 83. imgleichen Campbells Ausgabe von Harris's Voyages Vol. I. p. 325. Anmerk. der Urſchrift.

**) Man ſehe Hawkesworths Sammlung der engliſchen Seereiſen und Entdeckungen im Südmeer im erſten Theile.
G. F.

über dieſen Punkt völlig entſcheidend zu ſeyn. Ich fragte einſt den König Paulaho, auf welche Art die Einwohner von Tongatabu mit Eiſen bekannt geworden wären, und woher ſie ein kleines eiſernes Werkzeug, welches ich bey meiner erſten Anweſenheit hieſelbſt, (auf meiner vorigen Reiſe) bey ihnen vorgefunden, erhalten hätten? Er antwortete mir: das Eiſen ſey von einer Inſel, Namens Niu-tabu-tabu gekommen. Ich erkundigte mich weiter, ob er wüßte, woher die Einwohner von Niu-tabu-tabu es erhalten hätten? Auch hierüber gab er mir ganz umſtändliche Auskunft. Ein Inſulaner, ſagte er, hätte einen Streitkolben an ein fremdes Schiff für fünf Nägel verkauft, welche hernach nach Tongatabu geſandt worden wären. Dies, fügte er hinzu, ſey das erſte Eiſen, welches ihnen bekannt geworden; alſo mußte dasjenige, welches Tasmann hier zurückgelaſſen haben mochte, längſt abgenutzt und vergeſſen worden ſeyn. Ich erkundigte mich ſehr genau nach der Lage, Geſtalt und Größe der Inſel, und verlangte zu wiſſen, wenn das Schiff dort geweſen wäre, wie lange es ſich aufgehalten hätte; ob mehrere Schiffe zugleich erſchienen wären? u. ſ. w. Das Weſentlichſte über dieſe Punkte ſchien ihm ſehr friſch im Gedächtniſſe zu ſeyn. Er wußte mir zu ſagen, es ſey nur ein Schiff dort geweſen, welches nicht einmal den Anker geworfen, ſondern nur ein Boot an Land geſchickt, und hierauf die Inſel verlaſſen habe. Einige Nebenumſtände bewieſen auch deutlich, daß dies noch nicht vor langen Jahren geſchehen ſeyn konnte. Ferner belehrte er mich, daß neben Niu-tabu-tabu noch eine andere Inſel belegen ſey, und daß er ſelbſt ſie beyde beſucht habe. Die eine beſchrieb er als ein hohes Land, und zwar Pikförmig wie Kao (*Ghao*), und nannte ſie Kutahi; die andere, auf welche die Bootsleute von dem großen Schiffe gelandet wären, oder Niu-tabu-tabu, ſey viel niedriger. Die Eingebohrnen beyder Inſeln wären Eines Stammes mit denen von Tongatabu, bauten ihre Canots auf eben die Art, hätten Schweine und Hüner, und einerley Produkte des Pflanzenreichs. Es war augenſcheinlich, daß das hier angeführte Schiff kein anderes als der Dolphin (auf welchem Capitain Wallis im Jahr 1765 in der Südſee war) ſeyn konnte; denn außer dieſem war vor meinem erſten Beſuch auf den Freundſchaftsinſeln, neuerlich kein einzelnes europäiſches Schiff, in dieſer Gegend geweſen. *)

---

*) Herr Wallis rechnet zwar beyde, ſowohl Keppels- als Boſcawens-Inſel unter die hohen; allein, daß die eine höher als die andere ſeyn müſſe, ſcheint daraus zu erhellen, daß er ſagt, ſie habe die Geſtalt eines Zuckerhuts, welches die von den Inſulanern bemerkte Aehnlichkeit mit dem Felſen Kao (Ghao) noch auffallender macht. Boſcawens Eiland ſcheint demnach Kutahi, und Keppels Eiland Niu-tabu-tabu zu ſeyn, welches letztere in dem Verzeichniß unter den größeren vorkommt. Anmerk. der Urſchrift. Man muß nicht vergeſſen, daß lange vor Wallis, nämlich im Jahr 1616, die holländiſchen Seefahrer Schouten und le Maire, dieſe beyden Inſeln ſchon entdeckt, und mit dem Namen Kokos- und Verräther-eilande bezeichnet haben. Ohne Zweifel gehörten ihre Hoorn- und Hoop- (Hofnungs) Inſeln ebenfalls zum Archipel der Freundſchaftsinſeln, und

Die wichtigſten unter den benachbarten Inſeln, von denen wir jezt zum erſtenmal, und zwar ſehr ausführlich ſprechen hörten, nannte man Hamoa, Wawau und Fidſchi (*Feejee*) von denen jede größer als Tongatabu ſeyn ſoll. So viel ich weiß, hat ſie noch kein Europäer geſehen, obgleich die Tasmanniſche Charte in 19° S. Br., ungefähr in der Lage wo ich Wawau vermuthe, ein ſehr kleines Inſelchen andeutet. Allein Wawau iſt nach dem einſtimmigen Zeugniſſe aller unſerer Freunde von Tongatabu, größer als dieſe letztere Inſel, und hat hohe Berge. Ich würde mich gewiß, in Finau's Begleitung, von Hapai dorthin begeben haben, wenn er mich dazumal nicht durch das Vorgeben, es ſey ein kleines Eiland ohne Hafen, zurückgehalten hätte. Paulaho betheuerte mir in der Folge, es ſey eine große Inſel, und bringe nicht nur alles, wie Tongatabu hervor, ſondern habe obendrein mehrere Bäche friſchen Waſſers, und einen eben ſo guten Hafen, als der hieſige. Er war erbötig, mich dorthin zu begleiten, und ſetzte noch hinzu, wenn ich nicht alles ſo fände, wie er es beſchriebe, ſo möchte ich ihn ums Leben bringen. Ich konnte ſeine Nachrichten auf keinen Fall in Zweifel ziehen, ſondern war überzeugt, daß Finau, aus irgend einer eigennützigen Abſicht, mich hintergangen hätte.

Hamoa ſteht ebenfalls unter der Oberherrſchaft von Tongatabu, und liegt zwey Tagereiſen weit

---

ſtehen, wahrſcheinlicherweiſe unter anderen Namen, in dem obigen Verzeichniß. Eben das kann man von den Isles des Navigateurs ſagen, die der Herr von Bougainville etwas mehr Nordwärts entdeckt hat. G. F.

Nord-Weſtwärts von Wawau. Man beſchrieb mir dieſe Inſel als die größte von allen hiehergehörigen. Sie ſollte gute Hafen und gutes Waſſer haben, und alle Erfriſchungen welche wir hier fanden, in Ueberfluß hervorbringen, weshalb auch Paulaho ſelbſt ſie oft zu ſeinem Aufenthalte wählt. Die dortigen Einwohner ſtehen allem Anſchein nach bey denen von Tongatabu in großen Ehren, denn verſchiedene Lieder und Tänze, womit man uns unterhielt, ſollten Nachahmungen der dortigen ſeyn; auch ſahen wir Häuſer, welche nach der Bauart von Hamoa errichtet waren. Herr Anderſon erfuhr folgende drey Worte, aus der dortigen Mundart:

Tamolao, ein Mann von der höhern Klaſſe. *)
Tamaetai, ein Frauenzimmer von Stande.
Solle, ein gemeiner Mann.

Fidſchi ſoll drey Tagereiſen Nordweſt gen Weſten von Tongatabu liegen. Es wird als eine hohe, überaus fruchtbare Inſel beſchrieben, wo es Schweine, Hunde, Hüner und alle Arten hieſiger Früchte und Wurzeln im Ueberfluß giebt. An Größe ſoll es Tongatabu weit übertreffen. Es ſteht auch nicht unter

---

*) Die edlen Familien, welche in den Carolineninſeln herrſchen, heiſſen dort Tamoles, und in jedem Bezirk ſtehen alle unter einem oberſten Tamole. Lettres Edifiantes Tom. XV. p. 312. Offenbar iſt alſo hier in Hamoa noch daſſelbe Wort gebräuchlich, und vermuthlich würde man auch endlich auf die Spur kommen können, wie dieſe Inſel von jenen bevölkert worden iſt. G. F.

gleicher Bothmäßigkeit, wie die übrigen Inſeln dieſer Gruppe; im Gegentheil bekriegen Fidſchi und Tongatabu einander oft, und die Einwohner der leztern ſcheinen ſich vor ihren Feinden ſehr zu fürchten, und drückten ihr Unvermögen, den Männern von Fidſchi zu widerſtehen, dadurch aus, daß ſie den Leib vorwärts bogen, und das Geſicht mit den Händen bedeckten. Auch iſt es kein Wunder, daß jene ſich ſo furchtbar gemacht haben; ſie wiſſen nicht nur überaus geſchickt mit dem Bogen und der Schleuder umzugehen, ſondern haben auch den barbariſchen Gebrauch, die Feinde, die ſie in der Schlacht erlegen, wie die Neuſeeländer, zu verzehren. Daß dies keine ungerechte Beſchuldigung ſey, davon überzeugten wir uns durch Nachfragen bey einigen Leuten aus Fidſchi, die wir auf Tongatabu antrafen, und welche dieſe gehäſſige Anklage keinesweges von ſich abzulehnen ſuchten. Bey dieſer Veranlaſſung möchte ich diejenigen, welche den Hunger als die Urſach des Menſchenfreſſens angeben, fragen, was wohl die Einwohner von Fidſchi bewegen kann, mitten im Ueberfluß eine ſolche Gewohnheit beyzubehalten? Die Einwohner von Tongatabu verabſcheuen dieſen Gebrauch, ob ſie gleich aus Furcht die Freundſchaft ihrer wilden Nachbaren ſuchen. Zuweilen wagen ſie es indeß doch, mit ihnen auf ihrer eigenen Inſel handgemein zu werden, um rothe Federn mit ſich weg zu nehmen, die dort ſehr häufig ſeyn ſollen, und bey den Einwohnern der Freundſchaftsinſeln in hohem Werth ſtehen. Wenn die beyden Inſeln Frieden haben, ſo ſcheint das Verkehr zwiſchen ihnen ziemlich fleißig unterhalten zu werden. Ohne Zweifel ſind ſie aber einander erſt kürzlich bekannt geworden, weil ſonſt Tongatabu und die zunächſtliegenden Inſeln wohl eher eine Race von Hunden aus Fidſchi, wo ſie häufig ſind, herüber geholt hätten. Dieſe Thiere waren aber im Jahr 1773, als ich Tongatabu zum erſtenmal beſuchte, daſelbſt noch nicht vorhanden.

Die Einwohner von Fidſchi, welche wir in Tongatabu antrafen, waren um eine ganze Schattirung dunkler von Farbe, als die Einwohner der Freundſchafts-Inſeln zu ſeyn pflegen. Das linke Ohr des einen war aufgeſchlitzt, und das Läppchen ſo lang gezerrt, daß es beynahe bis auf die Schulter reichte; eine Sitte, die ich während meiner zweyten Reiſe auch auf andern Südſeeinſeln bemerkt hatte. Man ſchien dieſen Leuten hier mit vorzüglicher Achtung zu begegnen, woran ihre Geſchicklichkeit vielleicht eben ſo groſſen Antheil hatte, als die Macht und Grauſamkeit ihrer Nation im Kriege; denn nach einigen Proben von ihrer Arbeit zu urtheilen, übertrift ſie noch die von Tongatabu; ihre Keulen und Spieße ſind meiſterhaft geſchnitzt, ihre Zeuge ſchön geſtreift, und ihre Matten geſleckt; auch ihre irdenen Töpfe und andere Waaren hatten etwas Vorzügliches, nicht ſowohl was den Stoff, als was die Bearbeitung betrift.

Ich habe bereits erwähnt, daß man in drey Tagen von Tongatabu nach Fidſchi ſegeln kann; denn Tagereiſen ſind das einzige Maas, deſſen ſich die hieſigen Inſulaner bedienen, um die Entfernungen zwiſchen verſchiedenen Inſeln anzugeben. Um etwas genauer beſtimmen zu können, wie ſchnell die hieſigen Kanots bey gemäßigtem Winde ſegeln, begab ich mich an Bord eines derſelben, und ſtellte mit dem Log mehrere Verſuche an, welche mich überzeugten, daß es bey einem mäßigen Winde und zwar dicht an demſelben, in einer Stunde ſieben bis acht Engliſche Meilen zurücklegt. Dies nehme ich alſo für ein ungefähres Mittelmaaß an, nach welchem ſich die Länge der hieſigen Tagereiſen beſtimmen ließe. Doch muß man nicht einen Tag von vier und zwanzig Stunden rechnen; denn eine Tagereiſe bedeutet bey ihnen nur den Zeitraum von Morgen bis Abend, alſo zehn oder höchſtens zwölf Stunden. Zwey Tagereiſen begreifen in ſich den Zeitraum vom Morgen des erſten bis zum Abend des andern Tages u. ſ. f. Auf ihrer Fahrt richten ſie ſich bey Tage nach der Sonne, und bey Nacht nach den Sternen. Iſt aber der Himmel umwölkt, ſo bemerken ſie die Richtung, in welcher Wind und Wellen bisher auf ihr Fahrzeug zukamen. Aendern ſich, in der Dunkelheit der Nacht, Wind und Wogen zugleich, wie denn dies innerhalb der Grenzen des Paſſatwindes gewöhnlich immer zur Nachtzeit geſchieht; ſo gehen die Fahrzeuge irre, verfehlen ſehr oft ihren beſtimmten Hafen, und kommen nicht wieder zum Vorſchein. Die Geſchichte von Omai's Landsleuten, die nach Watiu verſchlagen wurden, ſcheint indeß zu beweiſen, daß die Verirrten nicht allemal verloren gehen.

Der Hafen von Tongatabu iſt bey weitem der beſte Ankerplatz, den ich noch in den Freundſchafts-Inſeln angetroffen habe. Er iſt überaus ſicher und geräumig und hat ganz reinen Grund. Die Gefahr, der wir uns beym Hineinſegeln ausſetzten, muß billig jeden künftigen Seemann abhalten, mit einem Schiffe von einiger Größe dieſen Weg zu verſuchen, da der andere auf welchem wir herausgingen, ſo viel bequemer und ſicherer iſt. Allein wenn gleich Tongatabu den beſten Hafen hat, ſo iſt doch das Waſſer in Anamoka beſſer, ohne deswegen eben ſehr gut zu ſeyn. Will man darnach graben, ſo bekömmt man nah am Rande des Teichs, ſchon ganz erträgliches Waſſer. Uebrigens liegt dieſe Inſel am bequemſten, um aus allen übrigen Erfriſchungen dorthin zu ziehen; denn ſie iſt beynahe der Mittelpunkt der ganzen Gruppe. Außer der Rheede, wo wir vor Anker lagen, und einem Hafen innerhalb der Südweſtſpitze, giebt es an der Nordſeite, gerade vor der öſtlichen ſandigen Bucht, noch eine Vertiefung in dem Rief wo zwey bis drey Schiffe ſehr ſicher liegen können, wenn ſie das Vor- und Hintertheil feſtmachen, und ihre Anker unmittelbar an die Felſen legen.

Die Hapai-Inſeln ſind bereits beſchrieben worden; hier füge ich nur hinzu, daß ſie ſich, von Südweſt gen Süden nach Nordoſt gen Norden, neunzehn Engliſche Meilen weit erſtrecken. Ihre Nordſpitze liegt in 19°39′ S. Br. und 33′ öſtlicher Länge von Anamoka. Zwiſchen ihnen und der letzteren Inſel liegen eine Menge kleine Inſelchen, Sandbänke und Klippen. Der ſicherſte Weg nach Hapai iſt alſo entweder der, den ich genommen, oder nordwärts herum. Lefuga, in deren Nähe wir vor Anker lagen, iſt die fruchtbarſte der Hapai-Inſeln, und am ſtärkſten bewohnt. Längs der Nordweſtſeite dieſer Inſel findet man Ankergrund; allein man muß ihn zuvor ſorgfältig unterſuchen, denn das Senkbley bringt öfters feinen Sand herauf, und doch liegen ſcharfe Korallklippen dabey, welche die Kabeltaue in kurzer Zeit zerſchneiden.

Da ich mich zwey bis drey Monathe bey dieſen Inſeln aufgehalten habe, ſo erwartet man vielleicht, daß ich eine ziemlich umſtändliche Nachricht von den Gebräuchen, Meynungen, und, politiſchen ſowohl als gottesdienſtlichen, Verfaſſungen ihrer Einwohner mittheilen, und jede etwanige Schwierigkeit löſen ſolle; zumal da wir jemanden an Bord hatten, der einen Dollmetſcher vorſtellen konnte, weil er die dortige Sprache und die unſrige verſtand. Allein dem guten Omai fehlte es nur gar zu ſehr an den zu einem Dollmetſcher erforderlichen Eigenſchaften. Sobald der Gegenſtand unſerer Nachforſchung nicht unmittelbar vor Augen geſtellt werden konnte, hatte es allemal große Schwierigkeit, nur einige Auskunft zu erhalten, ohne in unzählige Mißverſtändniſſe zu verfallen; Omai aber war dieſen Verwirrungen noch weit mehr ausgeſetzt, als wir, denn er hatte keine Neugier, und gab ſich folglich nicht die geringſte Mühe, ſelbſt zu beobachten oder zu forſchen. Hatte er auch zuweilen den guten Willen uns etwas zu erklären, ſo ſchienen ſeine Begriffe doch ſo eingeſchränkt und von den unſrigen ſo verſchieden zu ſeyn, daß er uns mit ſeinen Nachrichten nur noch mehr verwirrte. Auch fand ſich unter den hieſigen Einwohnern ſelten jemand, der zugleich Fähigkeit und Neigung gehabt hätte, uns die Belehrung, die wir wünſchten, zu ertheilen; die meiſten äuſſerten vielmehr eine offenbare Abneigung, ſich auf Fragen einzulaſſen, die ihnen vermuthlich ſehr unnütz dünkten. In Tongatabu, wo wir uns die längſte Zeit aufhielten, war uns überdem unſer Standort nicht günſtig, denn in der Nachbarſchaft deſſelben wohnten blos einige Fiſcherleute. Die Einwohner alſo, die aus andern Gegenden der Inſel zu uns kamen, hielten, als

Gäſte, immerwährende Feyertage; und wenn wir unſrer Seits ſie, in ihren Wohnungen, beſuchten, ſo veranlaßten wir ſie wieder zu Feyertagen, oder zu Feſten, die uns zu Ehren angeſtellt wurden. Auf ſolche Art fiel dann faſt alle Gelegenheit weg, uns mit der häuslichen Einrichtung und der gewöhnlichen alltäglichen Lebensart der Einwohner bekannt zu machen, und es blieben daher in unſerer Kenntniß noch manche Lücken, die auch die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit nicht ausfüllen konnte. Von dem Inhalt des gegenwärtigen und nächſtfolgenden Hauptſtücks verdanke ich einen groſſen Theil Herrn Anderſon. Wo er mit mir übereinſtimmte, habe ich mich mehrentheils ſeiner Worte bedient, in allem aber was Religion und Sprache betrift, ihn allein reden laſſen.

Die Einwohner der Freundſchafts-Inſeln ſind faſt durchgehends von mittler Gröſſe, (ob es gleich auch einige einzelne Perſonen unter ihnen gab, die, gemeſſen, ſechs Schuh, Engliſch, waren,) dabey aber ſtark und wohlgebaut, zumal was die Extremitäten betrift. In den Schultern ſind ſie gemeiniglich breit; am ganzen Körper ſtehen, von öfterer Anſtrengung und Uebung, die Muskeln ſtark hervor, ſo daß man eher ſagen kann ſie ſeyen ſtark- als ſchöngebildet, indeß ſieht man auch manche, die wahrhaft ſchön zu nennen ſind. Ihre Geſichtszüge ſind ſehr mannichfaltig, ſo daß es faſt unmöglich iſt, ihre Nationalphyſiognomie anzugeben. Ein ziemlich allgemeiner Zug iſt das Runde und Volle an der Naſenſpitze. Zu hunderten fanden wir aber unter ihnen wahre Europäiſche Geſichter und viele ächt Römiſche Naſen. Sie haben gute Augen und gute Zähne, doch ſind die letzteren weder ſo auſſerordentlich weiß noch ſo eben, wie man ſie oft bey Indianiſchen *) Völkern bemerkt. Dagegen haben die wenigſten unter ihnen jene ungewöhnlich dicken Lippen, welche ſonſt bey Völkern dieſer Art eben ſo häufig als ſchöne Zähne angetroffen werden.

Das Frauenzimmer unterſcheidet ſich von den Mannsperſonen nicht ſowohl in Anſehung der Geſichtsbildung, als der ganzen Figur, die mehrentheils nichts von jener muskulöſen Feſtigkeit und Stärke an ſich hat. Es giebt auch einige unter ihnen, deren ſanfte Züge den wahren Charakter ihres Geſchlechts haben, und zugleich auf Schönheit und Ausdruck gegründeten Anſpruch machen können; indeß ſind dieſe Beyſpiele hier nicht ſo allgemein, als in andern Ländern. Das Geſicht iſt oft das unregelmäßigſte an ihnen, denn durchgehends iſt ihr Körper, nebſt allen Gliedmaßen wohlproportionirt, ja zuweilen von muſterhaftem Ebenmaaß. Das auffallendſte, was ſie vorzüglich auszeichnet, ſind die ungemein kleinen, zarten Finger, welche den ſchönſten in Europa den Vorzug ſtreitig machen würden.

Im Durchſchnitt iſt die Farbe der hieſigen Einwohner um eine Schattirung dunkler als Kupferbraun, es giebt aber auch Männer und Weiber von einer wahren Olivenfarbe, ingleichen unter den Weibern einige, die noch weit heller (*fairer*) ſind, vermuthlich weil ſie

---

*) *Indian* ſoll hier gar nicht die Abſtammung aus dem Lande am Ganges, ſondern nur überhaupt einen minder geſitteten Eingebohrnen eines fremden Welttheils bezeichnen. G. F.

ſich der Sonne weniger ausgeſetzt haben *); ſo wie eine Anlage zur Corpulenz, bey einigen wenigen Vornehmen, die Folge ihrer unthätigeren Lebensart zu ſeyn ſcheint. Bey dieſen letzteren findet man auch häufig eine weiche und ſehr reine Haut, da man hingegen an dem Volke überhaupt mehrentheils eine etwas matte, und rauhe Haut bemerkt, und zwar hauptſächlich an unbekleideten Theilen, welches vielleicht von einer Hautkrankheit herrührt. In Hapai ſahen wir einen Mann und einen Knaben, imgleichen in Anamoka ein Kind von völlig weißer Farbe. Dergleichen Beyſpiele hat man bey allen ſchwarzen Völkern wahrgenommen; ich glaube aber, daß die weiße Farbe bey ihnen vielmehr die Folge einer

---

*) Ich weiß nicht, ob der Verfaſſer hier meynt, daß die Olivenfarbe heller als dunkles Kupferbraun iſt; meines Erachtens ſind es nicht einmal Nüancen Einer Hauptfarbe; denn beym Olivenfärbigen denkt man ſich doch gewöhnlich eine Miſchung von Schwarz und Gelb, und von keinem von beyden iſt im Kupferbraun eine Spur zu finden. Wahr iſt es indeß, daß man ſowohl braune Menſchen, als andere die eine Miſchung von Schwarz in ihrer Farbe haben, (mithin ebenfalls olivenfärbig heißen könnten) in den Freundſchaftlichen Inſeln antrift; vielleicht ſind dieſe letzteren Fremde, oder Abkömmlinge von Fremden, etwa wie oben von den Einwohnern von Fidſchi, welche in Tongatabu geſehen worden, bemerkt wird, daß ſie um eine Schattirung dunkler geweſen. Die noch helleren Einwohner aber, würde ich für weniger dunkelbraun halten, ohne alle Einmiſchung von Schwarzem. Es wäre wohl zu wünſchen, daß man in der Benennung der Farben nach etwas beſtimmteren Regeln zu Werke ginge. G. F.

Krankheit, als ein natürlicher Zuſtand iſt. *) Man bemerkt überhaupt wenig Leibesfehler und Mißgeſtalten an den hieſigen Inſulanern; wir ſahen ihrer etwa zwey oder drey mit einwärts gebogenen Füßen, und etliche die an einem Fehler der Hornhaut blind geworden waren. Auſſerdem ſind ſie noch anderen Krankheiten unterworfen. Die allergewöhnlichſte iſt das Zittermahl, oder eine Art von Flechte, womit wenigſtens die Hälfte der hieſigen Einwohner behaftet iſt, und die überall am Leibe ſchlangenförmige weiſſe Merkmale zurückläßt. Wichtiger iſt eine andere, ebenfalls ſehr häufige Krankheit, welche ſich an allen Theilen des Körpers zeigt, und große Geſchwüre mit dicken weiſſen Rändern verurſacht, aus denen eine dünne durchſichtige Art von Eiter fließt. Bisweilen ſchien dieſes Geſchwür ſehr bösartig zu ſeyn, zumal im Geſicht, wo der Anblick deſſelben ſehr ekelhaft war; doch ſahen wir einige Leute, die davon geneſen, und andere die in der Beſſerung waren, allein gemeinlich geht dabey die Naſe ganz oder doch größtentheils verloren. Da wir mit apodiktiſcher Zuverläßigkeit wiſſen, und die Inſulaner ſelbſt bekennen, daß dieſe ekelhafte Krankheit ſchon vor Ankunft der Engländer **) un-

---

*) Hierüber geben zwey Schriften des Herrn Prof. Blumenbachs den beſten Aufſchluß. S. deſſen Abhandlung de generis humani varietate nativa, Gotting. 1781. und deſſen in aller Abſicht vortrefliche Abhandlung de Oculis Leucaethiopum, et iridis motu, Gotting. 1786. 4.
G. F.

**) Wir fanden gleich bey unſerer erſten Ankunft in Middelburg-Eiland, oder E-u-a (Ea-uhwe) dergleichen Kranke. S. meine Reiſebeſchr. im 1ſten B. G. F.

ter ihnen herrſchte, ſo iſt es augenſcheinlich, daß ſie, ungeachtet der ähnlichen Symptome, keine Wirkung der Luſtſeuche ſeyn könne, oder man müßte annehmen, daß unſere Schiffe dieſes leztere Uebel im Jahr 1773 nicht zuerſt hergebracht hätten. Ich wünſchte, daß ſich dieſes erweiſen ließe. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß die Seuche jezt auf dieſen Inſeln verhanden iſt; denn wir waren noch nicht lange hier geweſen, als einige von unſerer Mannſchaft damit behaftet wurden, welches ich als einen niederſchlagenden Beweis anſahe, wie unzulänglich alle meine ehedem angewendete Vorſicht geweſen iſt, die Mittheilung dieſer fürchterlichen Krankheit an die hieſigen Einwohner zu verhindern *). Das ſeltſamſte war, daß ſie dieſe Krankheit nicht ſehr zu achten ſchienen; vielleicht thut hier das Klima und die Lebensart vieles, um die Bösartigkeit derſelben zu vermindern, ſo daß wir aus dieſer Urſach nur wenig Beyſpiele von ihrer zerſtörenden Wirkſamkeit gewahr wurden. Noch giebt es zwey andere ziemlich häufige Krankheiten; die eine iſt eine ſchmerzenloſe, harte Geſchwulſt der Aerme oder Beine, wodurch dieſe Gliedmaſſen ihrer ganzen Länge nach zu einer ungeheuren Dicke anſchwellen; die andere eine ähnliche Geſchwulſt des Hoden, der dadurch mehr als doppelt fauſtdicke wird. Uebrigens ſcheint das ganze Volk eine ungemein dauerhafte Geſundheit zu genießen,

---

*) Sollte es denn unmöglich ſeyn, daß etwa Tasmans oder Schoutens und Lemaires Reiſen den Saamen dieſer Krankheit hier ausgeſtreut hätten? Dann könnte dies vorerwähnte Geſchwür doch wohl veneriſch ſeyn, wie die Gleichgültigkeit der Einwohner gegen geringere Aeuſſerungen derſelben Krankheit vermuthen läßt. G. F.

und während unſeres ganzen Aufenthalts ſahen wir nie einen Menſchen, den irgend eine Krankheit gezwungen hätte, das Haus zu hüten. Die athletiſche Bildung, die hier ſo allgemein iſt, zeugt vielmehr von großer Kraft und Thätigkeit, welche ſich auch eben ſo wohl bey den häuslichen Arbeiten, als bey den Luſtbarkeiten dieſer Inſulaner äußert, und einen ſichern Beweis abgiebt, daß das zahlreiche Heer jener Krankheiten, welche Folgen der Trägheit und einer unnatürlichen Lebensart ſind, dieſe Nation noch wenig geſchwächt haben könne.

Unter ihre übrigen perſönlichen Vollkommenheiten gehört auch ihr Anſtand und ihr feſter, ſicherer Tritt. Einen feſten Gang halten ſie für etwas ſo natürliches, und ſo leichtes, daß ſie bey keiner Veranlaſſung eher zu lachen pflegten, als wenn ſie uns über Baumwurzeln oder Unebenheiten auf dem Wege ſtraucheln ſahen.

In ihrem Geſichte iſt der Reichthum von Güte und Sanftmuth, den ſie wirklich beſitzen, ſehr deutlich ausgedrückt, und von jener wilden durchdringenden Anſpannung welche den Barbaren auszeichnet, iſt keine Spur darin zu ſehen. Faſt möchte man denken, ſie wären unter der ſtrengſten Einſchränkung erzogen, daß ihr Blick ſo feſt, ihre Herrſchaft über die Leidenſchaften ſo vielvermögend, ihr ganzes Betragen ſo männlich iſt. Dabey ſind ſie zugleich offen, fröhlich und gutmüthig; nur in Gegenwart ihrer Oberhäupter nehmen ſie zuweilen ein ernſthaftes Weſen an, welches aber in linke Steifigkeit und Zurückhaltung ausartet.

Die freundſchaftliche Aufnahme deren ſich alle Fremde, die je dieſe Inſeln beſucht haben, rühmen können, iſt ein hinlänglicher Beweis von den friedfertigen Geſin-

Geſinnungen ihrer Einwohner. Anſtatt, wie die meiſten andern Inſulaner in dieſem Ocean, offenbar oder heimlich einen Angriff zu wagen, verübten ſie auch nicht die mindeſte Feindſeligkeit, vielmehr ſuchten ſie, nach Art geſitteter Völker, das Verkehr mit ihren Gäſten, durch den Tauſchhandel, der die Menſchen unter einander in Verbindung bringt, anzufangen und zu unterhalten. Sie verſtehen ſich ſo vortreflich auf dieſen Handel, den ſie Fukkatau (Faggatau) nennen, daß wir anfangs glaubten ſie müßten ſich darin mit den benachbarten Inſeln geübt haben; allein in der Folge verſicherten ſie uns ſelbſt, ihr Handel ſey ſehr unbedeutend, ausgenommen der mit Fidſchi, woher ſie rothe Federn und einige andere weiter oben erwähnte Waaren ziehen. Es giebt vielleicht keine Nation in der Welt, die mit ſo vieler Ehrlichkeit und ſo wenig Mißtrauen dabey zu Werke gehet. Wir konnten ihnen unſere Waaren mit völliger Sicherheit zur Beſichtigung anvertrauen; ſie ließen ſie unter ſich aus einer Hand in die andere gehen, und gegen uns zeigten ſie gleiches Zutrauen. Gereuete jemanden ſein Kauf, es ſey von unſerer oder ihrer Seite, ſo wurden die Waaren gutwillig zurückgegeben. Ueberhaupt beſitzen ſie mehrere Eigenſchaften, die der Menſchheit Ehre machen; dergleichen ſind Fleiß, Erfindungsgeiſt, Beharrlichkeit, Leutſeligkeit, und vielleicht noch andere Tugenden, die wir in dem kurzen Zeitraum unſeres Aufenthalts zu bemerken nicht Gelegenheit hatten *).

---

*) Es wäre wohl einer Unterſuchung werth, auf welchem Wege die guten Einwohner der Freundſchaftsinſeln ſich dieſe auszeichnenden Tugenden erworben haben, wovon

Der einzige Flecken, der ihren Charakter entſtellt, iſt der Hang zum Stehlen, dem Perſonen von jedem Alter und Geſchlecht in hohem Grade ergeben ſind. Doch muß ich geſtehen, daß ihre Neigung zum Diebſtahl nur relativ und lediglich gegen uns gerichtet zu ſeyn ſchien. Unter ihnen ſelbſt fallen allem Anſchein nach, Diebſtähle nicht öfter, vielleicht noch ſeltener vor, als in andern Ländern, wo man von den Vergehungen einzelner verworfener Menſchen keine Veranlaſſung nehmen darf, das ganze Volk ohne Unterſchied einer laſterhaften Neigung zu beſchuldigen. Die Schwachheiten der armen Inſulaner im Südmeer verdienen in dieſem Betracht gewiß um ſo viel mehr Nachſicht, je mächtiger der Zauber der neuen glänzenden Gegenſtände, die wir mitbrachten, auf ſie wirkte. Mit

---

man bey andern Inſelbewohnern im Südmeer, die ſo nahe mit ihnen verwandt ſind, und für welche die Natur eben ſo viel, wo nicht noch mehr gethan hat, kaum eine ſchwache Spur bemerkt. Vielleicht müßte man aber auch, um den Einwohnern jeder verſchiedenen Gruppe von Inſeln Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, jede aus einem andern Geſichtspunkte betrachten, und dasjenige ihre Tugend nennen, was mit der Eigenthümlichkeit ihres jedesmaligen Charakters beſteht. Die Tugend eines Neuſeeländers, zum Beyſpiel, muß von der hier beſchriebenen ſehr abſtechen. Oder will man lieber behaupten, daß nur geſittete Völker tugendhaft ſeyn können? So muß man vorher den Begriff beſtimmen, um nicht blos über Worte zu ſtreiten. Wenn man übrigens unter die Tugenden eines Volks auch die möglichen aufzählt, die man noch nicht kennt, ſo läßt man das Herz ſprechen, aber ſchwerlich den unbefangenen Verſtand. G. F.

Recht betrachtet man unter geſitteten und aufgeklärten Völkern den Diebſtahl als das Merkmal eines höchſt verderbten Menſchen, deſſen Habſucht die Geſetze des Eigenthumsrechts im Zaum zu halten nicht vermögend ſind, und der ſich durch Ausſchweifungen in die äußerſte Noth verſetzt, weil er die rechtmäßigen Mittel ihr abzuhelfen vernachläßigt. In den Freundſchaftlichen und anderen von uns beſuchten Inſeln hingegen, laſſen ſich die an uns begangenen Diebſtähle der Einwohner ganz ungezwungen aus einer minder ſtrafbaren Quelle herleiten. Unwiderſtehliche Neugier, oder das Verlangen etwas zu beſitzen, das ihnen bisher nicht vorgekommen war, oder einem von ihnen ſo ſehr verſchiedenen Volke zugehörte, ſchien ihr einziger Antrieb zu ſeyn, um ſich deſſen zu bemächtigen. Wenn es möglich wäre, daß zu uns eine Anzahl Menſchen käme, die in unſern Augen ſo hoch über uns erhaben wären, als wir es über ſie, in den ihrigen, ſind; wer weiß, ob dann unſer Gefühl von Recht und Billigkeit viele zurückhalten würde, in denſelben Fehler zu verfallen? Daß der von mir angegebene Bewegungsgrund zum Stehlen der wahre ſeyn müſſe, erhellet auch daraus, daß die Inſulaner alles ohne Unterſchied auf den erſten Anblick entwendeten, ehe ſie noch darauf gedacht haben konnten, wozu wohl die Beute zu gebrauchen wäre. Bey uns hingegen würde ſchwerlich jemand ſeinen guten Ruf auf das Spiel ſetzen, oder ſich ſelbſt in Gefahr begeben geſtraft zu werden, ohne wenigſtens zu wiſſen, wie er das Geſtohlene nutzen ſolle. So läſtig und unangenehm übrigens dieſer Hang den Fremden wirklich iſt, ſo gab er uns doch von der Gewandheit und Schlauigkeit dieſer Menſchen einen vollſtändigen Begriff. Kleine Diebſtähle führten ſie mit großer Geſchicklichkeit aus, und bey wichtigeren bemerkte man einen der Sache angemeſſenen und überdachten Plan. Von letzterer Art war der bereits erwähnte Anſchlag, bey hellem Tage einen Anker von der Discovery zu ſtehlen.

Der Haarwuchs dieſer Inſulaner iſt insgemein ſtark, dick und ſchlicht; ſelten bemerkt man einen krauſen oder ſträubigen Kopf. Gewöhnlicherweiſe iſt das Haar ſchwarz von Farbe; die meiſten Mannsperſonen aber und auch einige Frauenzimmer tünchen es braun, oder etwas ins purpurfarbige fallend, und einige wenige geben ihm eine Orangenfarbe. Zu der erſteren Schattirung gebrauchen ſie eine Art Mörtel, der aus verbranntem Korall beſteht und mit Waſſer eingerührt iſt. Zu der zweyten braucht man die Feilſpäne eines rothen Holzes, die mit Waſſer eingeweicht werden; und zu der dritten wird vermuthlich die Gilbwurz angewendet.

Als ich zum erſtenmal dieſe Inſeln beſuchte, glaubte ich bemerkt zu haben, daß die Einwohner beyderley Geſchlechtes durchgehends das Haar kurz abgeſchnitten trügen; allein unſer jetziger längerer Aufenthalt belehrte mich, daß es davon eine Menge Ausnahmen giebt, ja ſogar, daß es wegen der vielen ſeltſamen Moden ſchwer wird zu entſcheiden, welche von allen die beliebteſte ſey. Einige ſchneiden das Haar an einer Seite des Kopfes ganz kurz, und laſſen es auf der andern ſtehen; andere ſchneiden oder ſcheeren nur einen kleinen Theil ab; noch andere ſchneiden alles bis auf ein einziges Löckchen ab, welches gewöhnlich an einer Seite bleibt; endlich giebt es auch einige, die alles unberührt in die Länge wachſen laſſen. Das Frauenzimmer aber trägt überhaupt kurz abgeſchnittenes Haar. Die Mannsperſonen ſcheeren ſich den Bart, auf eine bereits beſchriebene Art; und beyder Geſchlechter reißen das Haar unter den Achſeln aus. Die Männer ſind von der Mitte des Bauchs an, bis auf die halbe Lende hinab, mit einer dunkelblauen Farbe unauslöſchlich gezeichnet, und zwar vermittelſt eines breiten knöchernen Inſtruments, worin eine Menge ganz feiner Zähne geſchnitten ſind. Dieſe taucht man in die Farbe, welche aus dem Saft des Duidui *) bereitet wird, und ſchlägt ſie dann vermittelſt eines Stöckchens durch die Haut. Auf eben die Art wiſſen ſie auch allerley Linien und Figuren, oft in zierlicher Mannigfaltigkeit und Anordnung, auf den Leib zu zeichnen. Das Frauenzimmer hat nur einige wenige kleine Linien oder Tüpfelchen dieſer Art in der flachen Hand. Der König iſt, zum Unterſchiede, nicht punktirt, auch ſieht man an ſeinem Körper keine Spur von jenen oft blutigen Trauermahlen, die, der allgemeinen Sitte zufolge, jeder andere ſich ſelbſt verurſachen muß.

Alle Mannsperſonen ſind beſchnitten, wiewohl die Operation bloß darin beſteht, daß man von oben her ein kleines Stück der Vorhaut ausſchneidet, ſo daß die Eichel nicht mehr bedeckt werden kann. Ihrer eignen Ausſage nach, geſchiehet dies bloß der Reinlichkeit wegen.

---

*) Aleurites tribola. *Forſt.*

Die Kleidung der Mannsperſonen und des Frauenzimmers iſt völlig einerley; ein Stück Maulbeerbaums-Zeug oder Matte, doch mehrentheils das erſtere, ſechs Schuh breit und wenigſtens achtehalb Schuh lang, damit es anderthalbmal um den Leib gehe, wird vermittelſt eines Gürtels oder Stricks befeſtigt, ſo daß es wie ein Weiber-Unterrock bis an die Waden reicht, und vorn doppelt iſt. Der obere Theil dieſes Kleides, über dem Gürtel, liegt in Falten, die, auseinander geſchlagen, hinreichend ſind die Schultern zu bedecken, welches gleichwohl ſehr ſelten geſchieht. Dem Schnitte nach, iſt in dieſer Kleidung für Vornehme und Geringere kein Unterſchied; hingegen kleiden ſich nur Vornehme in große Stücken Zeuges, oder in feine Matten. Der gemeine Mann begnügt ſich mit einem kleinen Stück, oft ſogar nur mit einer Bedeckung von Blättern, oder dem Maro, einem ſchmalen Streifen Zeug oder Matte in Geſtalt einer Binde, welches zwiſchen den Schenkeln aufgezogen und dann um den Leib gebunden wird. Doch bedienen ſich deſſen hauptſächlich nur Mannsperſonen. Zu den größern Häwas oder Luſtbarkeiten gehören eigene Kleidungsſtücke, wovon die koſtbarſten diejenigen ſind, die mit den meiſten rothen Federn prangen; ſonſt iſt bey den Tänzern die Tracht, der Form nach, von der gewöhnlichen nicht verſchieden. Die Befehlshaber beſitzen ausſchließlich einen großen Kopfputz von rothen Federn; allein ich konnte nicht erfahren, bey welcher Gelegenheit er getragen wird. Zuweilen tragen ſowohl Männer als Weiber eine Art von Sonnenhüten, die aus allerley Materialien verfertigt werden.

Auch die Zierrathen ſind, wie die Kleidung, Perſonen von beyderley Geſchlecht gemein. Der allergewöhnlichſte Schmuck ſind Halsbänder von Pandangs-Früchten und allerley wohlriechenden Blumen, die unter dem allgemeinen Namen Kahulla begriffen werden. Andere werden aus kleinen Schnecken, aus den Röhrknochen von Vögeln, aus Hayfiſch-Zähnen und andern Dingen verfertigt, und hängen bis auf die Bruſt hinab. Auch tragen ſie oft eine große glattgeſchliffene Perl-Auſterſchale; imgleichen am Oberarm einen geſchnitzten Ring von Perlmutter; ferner Fingerringe von Schildkrötenſchale, oder auch eine Menge ſolcher Ringe, miteinander verbunden, als Armbänder um die Handwurzel.

Sie durchbohren gemeiniglich nur ein Ohrläppchen, doch zuweilen auch beyde, aber jedes mit zwey Löchern, und ſtecken kleine cylindriſche, etwa drey Zoll lang, Stäbchen von Elfenbein *) zu einem Loch hinein, zum andern heraus. Zuweilen tragen ſie auch kleine Rohrſtäbchen darin, die mit einer rothen Farbe ausgefüllt ſind. Vermuthlich iſt es die feingepülverte Gilbwurz (*curcuma*) womit ſich auch das Frauenzimmer über und über beſtreicht, ungefähr, wie unſere Damen trockenes Roth auflegen.

Auf Reinlichkeit des Körpers halten ſie ganz beſonders, und pflegen ſich deshalb in ihren Teichen, die

---

*) Elfenbein iſt es nicht, ſondern etwas dem ähnliches, vermuthlich aus dem Knochen irgend eines Seethieres.
G. F.

vermuthlich zu keinem andern Endzweck beſtimmt ſind, oft zu baden. Das Waſſer in dieſen Behältern hat zwar einen unleidlichen Geruch, allein ſie ziehen es doch dem Seewaſſer vor, weil das Salz dieſes letzteren ihnen die Haut angreift. So oft ſie daher in der See baden müſſen, laſſen ſie ſich gemeiniglich etliche Kokosſchalen voll friſchen Waſſers über den Leib gießen, um jenes abzuſpülen. Aus eben dem Grunde bedienen ſie ſich ſo gern des Kokosöls, womit ſie in großer Menge Kopf und Schultern ſalben, und dann ſchnell etwas davon über den ganzen Leib reiben. Wer nicht Gelegenheit gehabt hat, ſich von der Wirkung dieſes Mittels durch eigne Beobachtung zu überzeugen, kann ſich nicht vorſtellen, welch ein ſchönes Anſehen es der Haut giebt. Das Oel kann ſich indeß nicht ein jeder verſchaffen, und ohne Zweifel iſt der Mangel deſſelben ſchuld daran, warum die gemeinen Leute lang nicht ſo glatt ausſehen als die Vornehmen.

◆

Neunzehntes Hauptſtück.

Beſchäftigungen des Frauenzimmers auf den freundſchaftlichen Inſeln. Beſchäftigungen der Mannsperſonen. Ackerbau; Bauart der Häuſer; Werkzeuge; Strick- und Fiſchergeräthſchaften; Muſikaliſche Inſtrumente und Waffen. Nahrungsmittel und Kochkunſt dieſer Inſulaner. Ihr Zeitvertreib. Heirathen. Trauerceremonien. Gottheiten. Begriffe von der Seele und einem künftigen Zuſtande. Gottesdienſtliche Oerter. Regierungsverfaſſung. Die Art dem Könige ſeine Ehrerbietung zu bezeigen. Nachrichten von der königlichen Familie. Bemerkungen über die Sprache, nebſt einer Probe. Nautiſche und andere Beobachtungen.

Die häusliche Lebensart hält hier das Mittel zwiſchen jener ſchweren Arbeitslaſt, die alle Kräfte erſchöpft, und der trägen, leeren Unthätigkeit, wobey der Körper erſchlaſſen muß. Die Natur hat, hier zu Lande, den Menſchen ſo viel vorgearbeitet, daß ſie das erſte Extrem nicht zu fürchten haben, und gegen das andere ſichert ſie ihre angebohrne Lebhaftigkeit. Bey dieſer glücklichen Verkettung von Umſtänden können ſie ihre Arbeit oft genug mit Erholungsſpielen abwechſeln laſſen, und dürfen dieſe letzteren nicht ſowohl durch den beunruhigenden Gedanken an unvollendete

Geſchäfte unterbrechen, als vielmehr freywillig, erſt bey völliger Sättigung nach dem Genuß, einſtellen.

Das Frauenzimmer hat leichte Verrichtungen, die meiſtens im Hauſe abgethan werden können. Nur ſie beſchäftigen ſich mit der Zubereitung des Zeuges aus Maulbeerrinde. Da ich dieſes bereits vorhin beſchrieben habe, ſo erinnere ich jezt nur, daß ſie Zeug von verſchiedener Feinheit machen. Die gröbere Sorte, wovon ſie überaus groſſe Stücke verfertigen, wird ſchlechtweg ohne irgend ein aufgedrucktes Muſter gemacht; die feinern hingegen ſind theils geſtreift, theils wie ein Dambret gefleckt, oder auch auf mancherley andre Art, und zwar mit verſchiedenen Farben, gezeichnet. Allein wie dieſe Farben aufgetragen werden, kann ich nicht ſagen, da ich dieſe Art von Zeugen nie in der Arbeit geſehen habe. Alle Arten des hieſigen Zeugs widerſtehen der Näſſe einige Zeit, am beſten aber diejenigen, welche den ſtärkſten Glanz haben, oder ſtark glaſſirt ſind.

Eine zweyte, ebenfalls weibliche, Arbeit iſt die Verfertigung der Matten, die alles, was ich je anderwärts in der Art geſehen habe, ſowohl an Stärke als an Schönheit weit übertreffen. Viele hieſige Sorten ſind z. B. ſo viel beſſer als die otaheitiſchen, daß man ſie zu einem vortheilhaften Tauſchhandel dorthin verführen kann. Es giebt deren ſieben oder acht Sorten, theils zur Kleidung, theils um darauf zu ſchlafen; einige ſind auch blos zur Zierde, und werden hauptſächlich von dem zähen häutigen Theil des Piſangſtammes gemacht. Zu den Kleidungsmatten bedient man ſich des Pandang (*Pandanus odoratiſſima*, Linn.) der zu dem Ende angepflanzt und gefliſſentlich verhindert wird, nicht in einen Stamm aufzuſchießen, ſondern ſich gleich von der Wurzel an in mehrere Schößlinge ausbreiten muß. Eine gröbere Sorte, auf der man ſich ſchlafen legt, wird aus einer Pflanze verfertigt, welche ſie Ewarra nennen. Die übrige Zeit bringt das Frauenzimmer mit allerley kleineren Arbeiten zu; ſo verfertigen ſie z. B. viele Kämme, kleine Körbe, aus eben dem Stoffe wie die Matten, andere Körbe aus dem faſrigen Gewebe, welches die Kokosnuß umgiebt. Dieſe letztern ſind entweder einfach, oder mit kleinen Muſchelkorallen durchwebt, dabey aber mit einer Zierlichkeit und einer ſo geſchmackvollen Anordnung der einzelnen Theile ausgearbeitet, daß ein Fremder nicht umhin kann, ihre Geſchicklichkeit und ihren geduldigen Fleiß zu bewundern. *)

Die Beſchäftigungen der Mannsperſonen ſind, wie leicht zu erachten, von größerem Umfang und mühſamer als jene; ſie betreiben den Acker- Häuſer- und Canotbau, den Fiſchfang und alles übrige was zur Schiffahrt gehört. **) Ihre Nahrung beſteht ver-

---

*) Beſchreibungen und Abbildungen der Kämme und Körbe der hieſigen Inſulaner liefert meine Reiſebeſchreibung im erſten Theil. G. F.

**) Faſt Wort für Wort lautet Cantova's Nachricht von den Carolinen-Inſeln eben ſo: „la principale occupation des hommes eſt de conſtruire des barques, de pecher et de cultiver la terre. L'affaire des femmes eſt de faire la cuiſine et de mettre en oeuvre une eſpèce de plante ſauvage et un arbre, pour en faire de la toizüglich in angebauten Wurzeln und Früchten, die beſondern Fleiß und unabläſſige Wartung erfordern, deren Anbau aber auch zu einer hohen Vollkommenheit gediehen iſt. Der Piſangsfelder von beträchtlichem Umfange habe ich ſchon erwähnt; von den Yamspflanzungen gilt daſſelbe, und beyde nehmen wenigſtens zehnmal mehr Platz ein, als alle übrige Anpflanzungen zuſammen. Die Einwohner pflegen zuerſt, um Piſangs oder Yams zu ſtecken, kleine Löcher zu graben, und demnächſt das Gras rund umher auszureißen, welches in heißen Ländern bald verdorrt und vermodert, folglich einen guten Dünger abgiebt. Das Werkzeug, womit ſie dieſe Arbeit verrichten, heißt Hou (*hooo* *), und iſt eigentlich ein bloßer Pfahl, deſſen Länge ſich nach der Tiefe richtet die man aufgraben muß. An einem Ende hat ein ſolcher Pfahl eine flache ſcharfe Ecke, und an denen von der größten Art befeſtigt man ein kurzes Queerſtück, um ſie mit dem Fuß in die Erde treiben zu können. Die Breite des ganzen Inſtruments beträgt nur zwiſchen zwey und vier Zoll, und dennoch graben ſie damit Aecker um, die mehrere Morgen Landes enthalten. Die Yams ſowohl als die Piſangs werden ſo regelmäßig geſteckt, daß in allen Richtungen gerade Reihen ſtehen.

Die Kokos- und Brodbäume ſind ohne Ordnung zerſtreut, und machen den Einwohnern, wie es ſcheint,

---

ꝛc.“ Lettres Edif. Tom. XV. p. 313. Anmerk. der Urſchrift.

*) Vielleicht auch Huo, weil man *hooo* auf beyde Art ausſprechen kann. G. F.

gar keine Mühe, ſobald ſie eine gewiſſe Höhe erreicht haben. Daſſelbe gilt von einem andern großen Baum, der eine Art großer runder, plattgedrückter Nüſſe in großer Menge trägt, und E-Jſi genannnt wird (*Inocarpus edulis F.*); imgleichen von einem kleineren, **Mabba** genannt, welcher eine runde eyförmige zwey Zoll lange Nuß, mit zwey bis drey zähen, geſchmackloſen dreyeckigen Kernen trägt, und gemeiniglich um die Häuſer gepflanzt wird. *)

Das **Kappe** oder die große Aronswurz (*Arum macrorhizon*) wird regelmäßig in ziemlich großen Feldern gepflanzt; die **Mahwaha** hingegen ſteht zerſtreut zwiſchen andern Pflanzen, ſo wie das Dſchidſchi (*Dracaena terminalis?*) und zum Theil auch die Yamswurzeln, die ich oft in den Zwiſchenräumen zwiſchen den Piſangſtämmen angetroffen habe. Das Zuckerrohr ſteht dicht beyſammen in kleinen Flecken, und der Papiermaulbeerbaum, aus deſſen Rinde der Zeug bereitet wrd, pflegt gar nicht in Reihen zu ſtehen, hat aber hinlänglichen Raum, und wird durch Jäten ſehr rein gehalten. Außer dieſem pflanzt man nur noch den Pandang zum Behuf der hieſigen Handarbeiten, in dichten Reihen, am Rande der Felder. In dieſem Zuſtande wird er für etwas von dem wilden Pandang ſo verſchiedenes gehalten, daß er ſogar einen andern Namen bekommt; ein Beweis, daß die Einwohner gar wohl bemerkt haben müſſen, welche große Veränderungen der Anbau in den Pflanzen hervorbringt.

---

*) Maba maior. *Forſt. plant. eſculent. p.* 34.

Es iſt ſonderbar, daß ein Volk, welches in ſo mancherley Betracht Geſchmack und Erfindung zeigt, im Bau ſeiner Wohnungen keines von beyden verräth. Indeß trift dieſer Vorwurf mehr die Geſtalt der Häuſer als die Ausführung des Baues ſelbſt. Die gemeinen Leute wohnen in niedrigen, ſehr kleinen Hütten, die kaum hinreichend ſind ſie vor übler Witterung zu ſchützen. Die Häuſer der Vornehmeren ſind zwar bequemer, und geräumiger, doch keinesweges der Erwartung entſprechend. Eine mittelmäßige Wohnung dieſer Art iſt ungefähr dreyßig Fuß lang, zwanzig breit, und zwölfe hoch. Eigentlich iſt es weiter nichts als ein mit Blättern bedecktes Dach, welches auf wohlverbundenen Pfoſten und Queerbalken ruhet. Der Fußboden wird durch aufgeſchüttete Erde etwas erhöhet, geebnet, mit ſtarken, dicken Matten belegt, und ſehr ſauber gehalten. Gegen die Seite hin, wo der meiſte Wind und Regen herkommt, und bisweilen um volle zwey Drittel des ganzen Umfangs, hängt man ſtarke Matten, oder verflochtene Kokoszweige auf, die von dem Dache bis zur Erde herabgehen, und die Stelle einer Wand vertreten. Eine dicke, dauerhafte Matte, die etwa drittehalb oder drey Schuh hoch iſt, wird in Geſtalt eines halben Kreiſes gebogen, und auf den Rand geſtellt, ſo daß die Enden derſelben jene Rückwand des Hauſes berühren. Der Raum, den ſie einſchließt, iſt die Schlafſtelle des Herrn und der Frau vom Hauſe, ja die letztere bringt auch den größten Theil des Tages innerhalb deſſelben zu. Die übrigen Hausgenoſſen ſchlafen auf dem Fußboden, wo es ihnen gefällt, doch ſo, daß die unverheiratheten Manns- und Frauensperſonen nicht neben einander liegen. Iſt die

Familie groß, ſo gehen die Bedienten des Nachts in kleine Hütten, welche in der Nähe errichtet ſind, und es wird folglich in dieſem Fall ſchon eine Art von Abſonderung und mehrerer Heimlichkeit beobachtet. Ihre Schlafſtätte iſt eine eigene dazu beſtimmte Matte, und ihre Decke die Kleidung, welche ſie den Tag über tragen. Ihr ganzer Hausrath beſteht in einigen Schalen zum Kawa-Trank, einigen Flaſchenkürbiſſen, und Kokosſchalen, imgleichen einigen kleinen hölzernen Bänkchen, die ſtatt des Kopfkiſſens untergelegt werden, auch allenfalls einem größern Schemel, worauf der Befehlshaber, oder Hausherr, ſich zu ſetzen pflegt.

Ich wüßte keine wahrſcheinlichere Urſach anzugeben, weßhalb die hieſigen Inſulaner alle Zierathen und Verſchönerungen der Baukunſt vernachläßigen, als dieſe, daß ſie Vergnügen daran finden, viel in freyer Luſt zu leben. Ihre Häuſer ſind in ihren Augen bloße Schlafſtellen, oder Zufluchtsörter gegen übles Wetter, und es geſchieht ſelten, daß ſie einmal innerhalb des Hauſes ſpeiſen. Der gemeine Mann, der die meiſte Zeit hindurch den Befehlshabern aufwartet, kann vollends keinen andern Gebrauch von ſeiner Hütte machen.

Was ihnen an der Architektur der Häuſer abgeht, erſetzen ſie reichlich durch die große Sorgfalt und Geſchicklichkeit, welche ſie auf die Schiffbaukunſt verwenden, wenn anders die Zuſammenſetzung und Einrichtung ihrer Fahrzeuge dieſen Namen verdient. Ueber dieſen Punkt geben die Nachrichten von meiner vorigen Reiſe ausführliche Auskunft. Zum Zimmern dieſer Kähne haben ſie keine andern Werkzeuge, als eine Art dicker Aexte von einem glatten ſchwarzen Stein, der auf der Inſel Tofoa häufig gefunden wird; Bohrer von Hayfiſchzähnen, die in kleine hölzerne Stiele oder Griffe eingelaſſen ſind, und ein Inſtrument zum Raſpeln, nämlich ein plattes Holz mit rauher Fiſchhaut überzogen, welches an einem Ende eine Handhabe hat, und an einer Kante dünner iſt. Mit ſolchen Werkzeugen ein Canot zu bauen, dazu gehört viele Mühe und Zeit; dann erreicht es aber auch unter allen hieſigen mechaniſchen Arbeiten die größte Vollkommenheit. Aus dieſem Grunde ſucht man ein ſolches Fahrzeug äuſſerſt ſorgfältig zu bewahren; es wird unter einem Schuppen, oder Schauerdach, erbaut, und daſelbſt auch in der Folge aufgeſtellt, oder wenigſtens bedeckt man, wenn man das Canot ans Land zieht, den Theil der ein Verdeck hat, ſogleich mit Kokesblättern, damit es von der Sonnenhitze nicht Schaden leiden möge. Die genannten Werkzeuge gebraucht man ferner zu allerley andern Arbeiten. Um das Verzeichniß des Handwerkszeuges vollſtändig zu machen, muß ich noch die Muſchelſchalen anführen, welche für Meſſer gelten, aber ſelten, ausgenommen zum Schnitzen der Waffen, gebraucht werden.

Die Faſern, welche die Kokesnuß umgeben, und ungefähr neun bis zehn Zoll lang ſind, werden zu Stricken verarbeitet, und von der Dicke eines Federkiels oder noch dünner, ſo lang man will, geflochten. Dieſe Schnüre werden in Knäuel aufgerollt, und zu größern Stricken gemacht, indem man deren mehrere zuſammendreht. Die Leinen, deren man ſich zum Fiſchfange bedient, ſind ſo ſtark und gleichförmig, wie unſere beſten Schnüre, und ihnen vollkommen ähnlich. Das übri-

übrige Fiſchergeräthe beſteht in großen und kleinen Angelhaken. Letztere ſind ganz von Perlmutter, die erſteren hingegen nur auf dem Rücken damit belegt. Der Haken an beyden Arten iſt von Schuldkrötenſchale, und bey den kleineren einfach, bey den größeren aber mit einem Widerhaken verſehen. Die großen womit man Albikoren und Bonniten (*Scomber Thymus et Pelamys*) fängt, werden an ein vierzehn Schuh langes Bamburohr, mit einer eben ſo langen Schnur, befeſtigt. Dieſes Rohr ruhet in einem zu dem Ende eingekerbten Holze, welches am Hintertheil des Canots feſtgemacht wird. Indem das Canot fortrudert, ſchleppt die Angel hinterdrein, die keinen andern Köder hat, als ein Büſchel flachsähnlicher Faſern, ohnweit der Spitze des Hakens. Die niedlichen kleinen Netze, deren man hier eine Menge ſieht, und die zum Theil ſehr zart geſtrickt ſind, werden zum Fiſchfang und zwar, bey der Ebbezeit, in den Vertiefungen des Riefs gebraucht.

Zu den übrigen Handarbeiten der hieſigen Inſulaner gehören hauptſächlich ihre Rohrpfeifen, Flöten, Waffen, Schemel und die Kopfbänke, auf welchen ſie ſchlafen. Die Rohrpfeife beſteht aus acht, neun oder zehn mit einander verbundenen Röhren, die aber nicht regelmäßig abfallen, ſondern unter denen bisweilen das mittelſte das längſte iſt, bisweilen ſind auch mehrere von gleicher Länge. Keines von dieſen Inſtrumenten, ſo viel ich ihrer geſehen habe, giebt mehr als ſechs verſchiedene Töne an, und was darauf geſpielt wird, klingt, wenigſtens unſern Ohren, nicht wie Muſik. Die Flöten ſind Bambusgelenke, (oder Schoſſen eines

Bamburohrs) die an beyden Enden geſchloſſen ſind; gegen jedes Ende hin haben ſie ein Blaſe-Loch, und außerdem noch vier andere. Wann man ſpielt, bedient man ſich bloß einer von den erſteren und zwey von den letztern Oefnungen. Man hält mit dem Daumen der linken Hand das linke Naſenloch zu, und bläſet mit dem rechten in das eine Ende der Flöte. Der Mittelfinger linker Hand liegt auf dem erſten Loche links, und der Zeigefinger der rechten auf dem niedrigſten Loche derſelben Seite. Auf dieſe Art wiſſen die Inſulaner, mit nicht mehr als drey Tönen, eine angenehme, einfache Muſik herauszubringen, die mehrerer Abwechslung fähig iſt, als man dem unvollkommenen Inſtrumente zutrauen ſollte *). Da ſie ſolchergeſtalt an eine Melodie von wenigen Tönen gewöhnt ſind, mag ihnen vielleicht eben deßhalb unſere zuſammengeſetzte Tonkunſt nicht gefallen. Hingegen konnten ſie eine Muſik, die noch unter der ihrigen iſt, gar wohl leiden, und hörten unſern beyden jungen Neuſeeländern gerne zu, deren Geſang zwar keine Melodie, aber viel Nachdruck hatte.

Ihre Waffen ſind allerley Streitkolben, an deren Verzierung ſie viel Zeit verwenden, ferner Spieße und Wurfſpieße. Sie haben auch Bogen und Pfeile, die aber nur zum Vogelſchießen und nicht im Kriege gebraucht werden. Die Schemel, auf denen man den Kopf im Schlafen ruhen läßt, ſind ungefähr zwey Schuh lang, aber nur etwa vier bis fünf Zoll hoch,

---

*) Die Abwechslung, deren drey Töne fähig ſind, kann unmöglich viel zu bedeuten haben. G. F.

und beynahe vier Zoll breit; in der Mitte ſind ſie am niedrigſten, und ſtehen auf vier ſtarken, am Ende runden Füßen. Das Holz dazu iſt ſchwarz oder braun, ſchön polirt, und zuweilen mit Stückchen Elfenbein *) eingelegt. Eben ſo pflegen ſie auch den zierlichgeſchnitzten Griff ihrer Fliegenwedel einzulegen, und aus Knochen kleine Figuren von Menſchen, Vögeln und andern Dingen zu ſchnitzen, welches, da es blos vermittelſt eines Hayfiſchzahns geſchieht, ſehr mühſam seyn muß.

Die Nahrungsmittel dieſes Volks beſtehen hauptſächlich aus Yams, Piſangs und Kokosnüſſen. Aus dem Thierreiche genießen ſie Schweine, Hühner, Fiſche, und allerley Schalengewürme, ja die gemeinen Leute eſſen auch Ratten. Die Yams und Piſangs aber, nebſt der Brodfrucht, imgleichen Fiſchen und Schalthieren, ſind zu gewiſſen Jahrszeiten die hauptſächlichſte Speiſe; denn Schweine, Hühner und Schildkröten, ſind nur gelegentliche Leckerbiſſen für die Befehlshaber. Die Zwiſchenzeiten, in welchen die eßbaren Gewächſe zur Reiſe gedeihen, und folglich nicht genoſſen werden können, müſſen zuweilen von ziemlich langer Dauer ſeyn, indem die Inſulaner für großen Vorrath ſorgen. Sie machen nehmlich eine Art von Brod aus Piſangs, welche ſie noch unreif unter der Erde aufhäufen, und liegen laſſen, bis ſie in ſaure Gährung übergehen. Alsdenn nimmt man die Maſſe heraus und formt ſie zu Kugeln oder Knollen, die aber ſo ſchlecht und ſauer ſchmecken, daß unſer ſchon etwas ſchimmlichter Schiffszwieback den Einwohnern ſelbſt vorzüglicher dünkte.

---

*) Elfenbein ähnlichen Knochen. G. F.

Sie laſſen, wie die Taheitier, ihre Speiſen im Ofen ſchmoren, wiſſen aber aus allerley Früchten auch verſchiedene Gerichte zu bereiten, die uns mehrentheils ſehr gut ſchmeckten. Ich habe nie bemerkt, daß ſie irgend eine Brühe oder Tunke zu ihren Speiſen gebraucht hätten; auch trinken ſie bey der Mahlzeit nichts als Waſſer, oder den Saft der Kokosnuß; denn Kawa iſt lediglich ein Morgentrank. Bey der Zubereitung ihrer Speiſen, und beym Eſſen kann ich ihre Reinlichkeit eben nicht rühmen. Das erſte beſte Blatt, wenn es auch ſchmutzig iſt, muß ihnen ſtatt eines Tellers oder einer Schüſſel dienen; nur für die Befehlshaber wird auf friſchen Piſangblättern aufgetragen. Dem Könige warteten bey ſeinen Mahlzeiten gemeiniglich drey bis vier Perſonen auf. Einer zerlegte das Fleiſch oder der Fiſch in große Stücke, ein andrer zerſchnitt es in Biſſen, und noch andere hielten Kokosnüſſe, oder was er ſonſt brauchte, in Bereitſchaft. Nie ſahe ich eine große Geſellſchaft, nach unſerer Art, ein freundſchaftliches Mahl miteinander einnehmen, und aus einer Schüſſel eſſen; ſondern die Speiſe, was es auch immer ſeyn mag, ward allemal in Portionen getheilt, und dieſe wurden nochmals in kleinere zerlegt, ſo daß am Ende ſelten mehr als zwey oder drey Perſonen miteinander aſſen. Das Frauenzimmer wird bey der Mahlzeit nicht von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen; allein es giebt in der Nation überhaupt gewiſſe Rangordnungen, die miteinander weder eſſen noch trinken dürfen. Dieſe Abſonderung fängt vom Könige an; wie weit ſie ſich aber auf die niederen Volksklaſſen erſtreckt, weiß ich nicht.

Wie es ſcheint, hält man hier keine feſtgeſetzte Eſſenszeit, es wäre denn, daß unſere Anweſenheit ihre häuslichen Einrichtungen unterbrochen hätte. Vormittags trinken die Vornehmen gewöhnlich nur ihren Kawa-Trank, und der gemeine Mann frühſtückt mit Yamswurzeln; des Nachmittags hingegen eſſen ſie gemeiniglich alle ein Veſperbrod. Die Mahlzeit in der Nacht, deren ich oben erwähnt habe, ſcheint ziemlich allgemein üblich zu ſeyn, weshalb ſie auch oftmals bey Tage ſchlafen, um das zu erſetzen, was durch dieſe Unterbrechung verlohren geht. Sobald es Abends dunkel wird, gehen ſie zu Bett, und mit Anbruch der Morgendämmerung ſtehen ſie wieder auf *). Bey Tage ſitzen ſie gern beyſammen, und finden großes Vergnügen daran, ſich miteinander zu unterreden, oder mit anderem Zeitvertreib zu unterhalten. Daher iſt nichts gewöhnlicher, als daß man die Häuſer ledig antrift, weil die Einwohner ſich irgendwo in einem andern Hauſe, oder, noch lieber, auf einem bequemen Platz im Freyen verſammlet haben. Ihre geſellſchaftliche Unterhaltung beſteht hauptſächlich in Tanzen,

---

*) Wohl können ſie alſo des Nachts ein Paar Stunden wachend zubringen, da ſie, faſt Jahr aus Jahr ein, eilf bis dreyzehn Stunden dauert, und acht bis neun Stunden Schlaf, ſelbſt in einem heißen Erdſtrich, zur Erholung mehr als hinreichend ſind. In den Gegenden von Europa, wo der Landmann nur mit der äußerſten Anſtrengung ſeiner Kräfte ſein kümmerliches Leben friſten, und ſeine ſchweren Abgaben an den praſſenden Herrn entrichten kann, genügt ihm ein fünf- bis ſechsſtündiger Schlaf. G. F.

Singen und Inſtrumentalmuſik, welche mehrentheils von Frauenzimmern gemacht wird. Wenn zwey oder drey Frauenzimmer zuſammen ſingen, und die Finger dazu ſchnippen, ſo heißt dieſes Concert Ubai; ſind ihrer mehrere, ſo theilen ſie ſich in verſchiedene Chöre, wovon jedes aus einem andern Tone ſingt, welches eine angenehme Muſik zuwege bringt; dieſe Art der Luſtbarkeit wird Häwa oder Hiwa genannt. Die Muſik ihrer Flöten wird dadurch einiger Abwechslung fähig, daß ſie auf Flöten von verſchiedener Größe ſpielen. Die Tänze hingegen ſind von den öffentlichen Tänzen nicht verſchieden. Der Tanz der Mannsperſonen, wenn er anders dieſen Namen verdient, unterſcheidet ſich von den unſrigen ſehr weſentlich dadurch, daß die Füße darin wenig zu thun haben, die hingegen tauſenderley Hände Bewegungen machen, die uns ſeltſam vorkommen, aber mit ſo viel Leichtigkeit und Anmuth ausgeführt werden, daß ſie über alle Beſchreibung ſind, und daß diejenigen, welche ſie nicht geſehen haben, ſich nicht einmal eine Vorſtellung davon machen können *).

---

*) Der Herausgeber der Urſchrift hat ſich viele Mühe gegeben, überall die Parallelſtellen, die in den Nachrichten von den Karolinen-Inſeln vorkommen, anzugeben, um die beynahe gänzliche Uebereinſtimmung der Sprache, Sitten, Regierungsform und Gebräuche recht anſchaulich zu machen. In Abſicht auf die Sprache iſt dieſes Beſtreben mit einer Aengſtlichkeit verbunden, die durch nichts anders als durch den unbeſtimmten Laut der Engliſchen Buchſtaben veranlaßt werden konnte, und bey ſeiner Nation, die ſelten außer ihrer eigenen eine andere Sprache kennt, vielleicht nothwendig, bey uns hingegen überflüſſig und bis zum Ekel ermüdend geweſen wäre. Eine

Ob die Ehe hier zu Lande durch ein feyerliches Verſprechen zu einem dauerhaften Bündniſſe wird, können wir nicht entſcheiden, ſo viel iſt aber gewiß, daß der große Hauſe des Volks ſich mit einem Weibe begnügt. Die Befehlshaber hingegen haben gemeiniglich mehrere Weiber, wiewohl es einigen unter uns däuchte, als ob eigentlich nur Eine als Frau vom Hauſe angeſehen würde *). Die Begriffe von weiblicher Keuſchheit ſcheinen zwar auf den erſten Blick bey dieſen Inſulanern nicht ſehr ſtrenge zu ſeyn; allein wider alle Erwartung erfuhren wir während unſers ganzen Aufenthalts auch nicht ein einziges Beyſpiel verletzter ehelicher Treue **). Unter den vornehmeren

---

Bemerkung die ſchon mein Vater (in ſeinen Bemerkungen, S. 347.) machte, daß nehmlich das obige Singen, welches in den Karolinen-Inſeln unter der Benennung: Tanger-Iſaiſil die Klage der Weiber, bekannt iſt, in der Sprache der Freundſchafts-Inſeln faſt eben ſo, Tangi-Weſeine lauten würde, wird hier Herrn Anderſon zugeſchrieben. Es läßt ſich aus mehreren Gründen der Analogie vermuthen, daß die Aehnlichkeit zwiſchen dieſen Worten noch größer ſeyn, und vielleicht in eine völlige Gleichheit des Tones übergehen würde, wenn die Spaniſchen Jeſuiten, die uns die Nachrichten von den Karolinen-Inſeln hinterlaſſen haben, den Laut nicht fehlerhaft aufgefangen, und eben ſo fehlerhaft geſchrieben hätten. G. F.

*) Mehrheit der Weiber iſt auch in den Karolinen-Inſeln üblich. Lettres Edif. Tom. XV, p. 310.

**) Dieſe Bemerkung ſcheint der Verfaſſer, es ſey Capitain Cook oder Herr Anderſon, in Tongatabu niederge-

Klaſſen iſt auch das unverheirathete Frauenzimmer mit ſeinen Gunſtbezeugungen ſehr zurückhaltend. Es gab freylich eine Menge Beyſpiele vom Gegentheil, und vielleicht iſt die Anzahl williger Mädchen hier verhältnißmäßig ſtärker, als in manchen andern Ländern; allein die meiſten, wo nicht gar alle, ſchienen mir zur niedrigſten Klaſſe zu gehören, und diejenigen, die ſich unſern Matroſen überließen, trieben mit ihren Reizen förmlich ein Gewerbe.

Sehr vortheilhaft zeigt ſich das Gefühl dieſes Völkchens in ihrem Leidweſen um die Verſtorbenen, welches ſie nicht mit Worten ſondern durch die That zu erkennen geben. Die Trauerceremonie, welche Tudſchi genannt wird, imgleichen die eingebrannten Kreiſe und Narben ſind bereits erwähnt worden. Außerdem ſchlagen ſie ſich mit Steinen an die Zähne, ritzen ſich den Kopf mit einem Hayfiſchzahn bis das Blut ſtromweiſe fließt, ſtechen ſich mit Spießen in das Dickbein, in die Seiten unter die Achſeln, und durch die Backen in den Mund. Man merkt es dieſem äußerſt ſtrengen Verfahren an, daß es nur aus ungewöhnlich heftiger Liebe, oder aus grobem Aberglauben vorgenommen werden kann. Der letztere hat wahrſcheinlich wohl auch einigen Antheil daran, in ſo fern die Trauerceremonien oft ſo allgemein vorgenommen werden, daß derjenige, welcher betrauert wird, unmöglich allen Leidtragenden

---

ſchrieben, nachher aber nicht weiter daran gedacht haben, ſonſt hätte ſie, nach dem zu E-u-wa in Erfahrung gebrachten Vorfall dieſer Art, (man ſehe weiter oben S. 68) anders lauten müſſen. G. F.

hat bekannt ſeyn können. So trauerten z. B. die Einwohner von Tongatabu um einen Befehlshaber der Inſel Wawau; anderer ähnlicher Fälle nicht zu gedenken. Indeß werden jene ſchmerzhaften Verletzungen gewöhnlich nur von den nächſten Verwandten des Verſtorbenen vorgenommen. Die Todten wickelt man in Matten und Zeug, und begräbt ſie beynah nach unſerer Art. Der Faiatuka ſcheint der eigentliche Begräbnißort der Befehlshaber zu ſeyn; für das gemeine Volk aber iſt kein beſonderer Platz beſtimmt. Von den Trauergebräuchen, welche bey dem Begräbniß, oder gleich nach demſelben, vorgenommen werden, wiſſen wir nichts beſtimmtes; indeß ſcheint noch außer der allgemeinen Trauer, die eine geraume Zeit lang fortgeſetzt wird, etwas vorzugehen, welches das eigentliche Leichengepränge genannt werden konnte, indem man uns erzählte, daß das Begräbniß der Gemahlin des Mariwagi mit einer fünftägigen Feyer begangen werden ſollte, wobey alle Vornehmen ihr Andenken beehren würden.

Daß ſie den Tod für ein ſehr großes Uebel halten, beweiſet die lange, allgemeine Trauer, noch mehr aber ein äußerſt ſeltſamer Gebrauch der dies verhüten ſoll. Schon während meines ehemaligen Aufenthalts in dieſen Inſeln hatten wir bemerkt, daß vielen Einwohnern der kleine Finger, zuweilen ſogar an beyden Händen, weggeſchnitten war; allein wir konnten damals keine befriedigende Nachricht über die Veranlaſſung zu dieſer Verſtümmelung erlangen. Jetzt erfuhren wir, daß man ſie vornimmt, wenn man an einer ſchweren Krankheit tödtlich danieder liegt, weil man glaubt, die Gottheit werde mit dem Opfer des kleinen Fingers zufrieden ſeyn, und die Geneſung bewirken. Die Operation geſchieht mit einer ſteinernen Axt. Kaum der zehnte Mann war von dieſer Verſtümmelung an einer oder beyden Händen frey geblieben. Sie giebt in der That einen widrigen Anblick, zumal da man den Finger zuweilen ſo dicht an der Hand abhaut, daß ein Stück vom Knochen der Mittelhand (*metacarpus*) verlohren geht *).

Die Strenge dieſer Trauer- und Religionsgebräuche könnte auf die Vermuthung führen, daß die Inſulaner ſich dadurch jenſeits des Grabes künftige Glückſeligkeit vorbereiten und zuſichern wollen; allein ihre Abſicht geht bloß auf das Zeitliche, und ſie ſcheinen von zukünftigen Strafen, für Fehler die ſie in dieſem Leben begehen, keinen Begrif zu haben. Dagegen glauben ſie, den Strafen ihrer Götter ſchon auf Erden ausgeſetzt zu ſeyn, und bedienen ſich daher aller erſinnlichen Mittel, um die Huld dieſer Götter zu gewinnen. Der höchſte Urheber der meiſten Dinge heißt bey ihnen **Kalloſutonga**, iſt weiblichen Geſchlechts, wohnt im Himmel, befiehlt dem Donner, dem Winde und dem Regen, und regiert überhaupt die Veränderungen des Wetters. Wenn dieſe Göttin auf ſie zürnt, ſo verdorren die Erzeugniſſe des Erdbodens, der Blitz zerſtört vieles davon, und ſie ſelbſt werden mit Krankheit geſchlagen, und mit Todesfällen heimgeſucht;

---

*) Herr Capitain **King** erinnert, daß die gemeinen Leute ſich zuweilen ein Glied des kleinen Fingers abhauen, wenn der Befehlshaber, dem ſie gehören, krank wird. **Anmerk. der Urſchrift.**

auch ihre Schweine und andre Thiere bleiben nicht verſchont. Nachdem der Zorn der Gottheit beſänftigt iſt, kehrt der natürliche Lauf der Dinge wieder zurück; und ſie verlaſſen ſich darauf, daß ihre Bemühungen, die beleidigte Gottheit wieder zu verſöhnen, ſehr wirkſam ſind. Uebrigens nehmen ſie mehrere Götter an, die aber insgeſammt der **Kallafutonga** untergeordnet ſind. Sie erwähnen unter andern des **Tufua-bulutu**, des Gottes der Wolken und Nebel; imgleichen des **Talletibu**, der nebſt andern im Himmel wohnt. Unter den Göttern des Meeres und ſeiner Erzeugniſſe iſt der vornehmſte **Futtafähi**, oder wie man es zuweilen ausſpricht **Futafua**, deſſen Frau **Faikawa-Kadſchiha** heißt. Untergeordnete Gottheiten ſind hier, wie dort im Himmel, **Wahah-Fonua**, **Tariawa**, **Mattaba**, **Ewaru**, und andere mehr. Dieſe Götterordnung gilt indeß nicht für **alle** Freundſchafts-Inſeln, denn z. B. der oberſte Gott von Hapai wird **Alo-Alo** genannt; und einige andere Inſeln haben zwey oder drey Götter mit verſchiedenen Benennungen. Ihre Begriffe von der Macht und den Eigenſchaften dieſer Weſen ſind äußerſt abgeſchmackt, und ſie glauben, daß ſie nach dem Tode weiter nichts mit ihnen zu thun haben werden.

Ueber die Immaterialität und Unſterblichkeit der Seele hegen ſie dennoch ſehr zweckmäßige Gedanken; ſie nennen dieſelbe das Leben, das Princip des Lebens, oder, was ihre Begriffe beſſer ausdruckt, einen **Otua**, das iſt, eine Gottheit, oder unſichtbares Weſen. *)

---

*) So weit ich dieſe Stelle verſtehe, ſind die Ausdrücke: Leben, Princip des Lebens, nur des Verfaſſers Verſu-

Die Seelen der Befehlshaber trennen ſich, ihrer Meynung zufolge, beym Abſterben von den Leibern, und gehen nach einem Orte, den ſie **Bulutu** nennen, und deſſen Befehlshaber oder Gott **Guleho** heißt. Dieſer **Guleho** ſcheint der perſonificirte Tod zu ſeyn, denn ſie pflegten uns zu ſagen: „Ihr, und die Männer von **Fidſchi**, ſeyd ebenfalls der Herrſchaft und Macht des **Guleho** unterthan.“ (Daß wir hier mit den Einwohnern von **Fidſchi** zuſammengeſtellt wurden, war ein Compliment, wodurch ſie unſere Ueberlegenheit über ſich ſelbſt eingeſtanden, indem ſie jene für ſtärker erkennen.) **Guleho's** Land, den allgemeinen Sammelplatz der Todten, hat nach ihrer Mythologie kein Menſch geſehen, und dennoch wollen ſie wiſſen, daß es weſtwärts von **Fidſchi** liege, und daß diejenigen, die es einmal erreicht haben, daſelbſt ewig leben, oder wörtlich, nach ihrem eigenen Ausdruck, nicht wieder ſterben, ſondern von den auserleſenſten Leckerbiſſen ihrer Inſeln ſchmauſen, welche dort im größten Ueberfluß zu haben ſind. Die Seelen des gemeinen Volks ſind einer Art von Metempſycoſe unterworfen; oder werden eigentlich von dem Vogel **Lota**, der zu dem Ende auf den Gräbern herumgeht, gefreſſen.

---

che, den Begriff der im Worte **Otua** ſteckt, darzuſtellen; man muß alſo nicht irrigerweiſe auf den Gedanken verfallen, ſolche abſtracte Begriffe lägen ſchon entwickelt im Kopfe eines dortigen Inſulaners, und könnten auch ſogleich von einem Fremden aufgefaßt und verſtanden werden, der oft Mühe genug hat die Bedeutung der Worte, welche ſich unmittelbar auf Gegenſtände der Sinne beziehen, zu erlernen. G. F.

Ich glaube behaupten zu dürfen, daß ſie nichts anbeten, was ſie ſelbſt mit Händen gemacht haben, auch nicht einmal irgend einen ſichtbaren Theil der Schöpfung. Sie opfern weder Schweine, noch Hunde und Früchte, wie in Otaheiti geſchieht, es müßte denn bloß auf eine figürliche Art geſchehen; denn von allem dieſem war bey ihren Gotteshäuſern keine Spur vorhanden. Hingegen bin ich feſt überzeugt, daß ſie zu gewiſſen Zeiten wirklich Menſchenopfer ſchlachten. Ihre Marais oder Faiatukas (denn ſie bedienen ſich beyder Benennungen, aber gemeiniglich der letztern *) ſind, wie in Otaheiti und in manchen andern Ländern, zu gleicher Zeit Begräbniß- und Anbetungsörter. Einige ſchienen zwar ausſchließend dem erſtern Gebrauch geweiht zu ſeyn; doch dieſe waren klein und den andern in keinem Betracht zu vergleichen.

Ihre Regierungsform konnten wir blos im allgemeinen kennen lernen, und wir fanden, daß ſie mit dem Feudal-Syſtem unſerer Vorfahren in Europa einige Aehnlichkeit hat. Von den Unterabtheilungen, den Beſtandtheilen, und ihrer Verbindung zu einem Staatskörper, wiſſen wir ſo gut als nichts. Einige erzählten uns: des Königs Macht über Leben und Eigenthum der Unterthanen ſey unumſchränkt; hingegen ſchienen einige Ereigniſſe, die wir wahrzunehmen Gelegenheit hatten, dem Begriff einer despotiſchen Regie-

---

*) Vielleicht hatten ſie das erſtere Wort von den Engländern, die es in Otaheiti gelernt hatten, angenommen, wie es auch mit mehrern Wörtern geſchehen iſt.

G. F.

rung nicht zu entſprechen. Mariwagi, der alte Tubau, und Finau, handelten ein jeder als kleine Souverains, und widerſetzten ſich oft den Maasregeln des Königs, der ſich auch eben ſo oft darüber beklagte. Der König hatte nicht einmal einen glänzendern Hof, als die zwey erſtgenannten Befehlshaber, welche die mächtigſten auf dieſen Inſeln ſind, und nach denen Finau, Mariwagi's Sohn, das meiſte Anſehen hat. Allein wenn gleich die Vornehmen von dem Könige groſſentheils unabhängig ſind, ſo ſahen wir doch deutlich genug, daß die niedrigeren Klaſſen weder Eigenthum noch perſönliche Sicherheit haben, ſondern ganz von dem Willen des jedesmaligen Befehlshabers, dem ſie unterthan ſind, abhangen.

Tongatabu iſt in viele Bezirke abgetheilt, von denen uns etwa dreyßig mit Namen bekannt wurden. Jeder Bezirk hat ſeinen Befehlshaber, der daſelbſt alle Händel ſchlichtet, und das Recht verwaltet; wie weit aber ihre Macht geht, oder in wie fern die Strafen den Verbrechen angemeſſen ſind, konnten wir nicht erfahren. Die meiſten Befehlshaber beſitzen Ländereyen in andern Inſeln, und ziehen allerley Produkte dort her. Wenigſtens empfängt gewiß der König, zu beſtimmten Zeiten, den Ertrag ſeiner entlegenen Domainen in Tongatabu, welches ſein vorzüglicher Reſidenzort, und zugleich der gewöhnliche Aufenthalt aller angeſehenen Perſonen in dieſer Inſelgruppe iſt. Daher nennen es auch die Einwohner im gemeinen Leben, das **Land der Befehlshaber**, ſo wie die untergeordneten Inſeln, in gleicher Art, das **Land der Dienenden** heißen. Das Volk titulirt ſeine Befehlshaber nicht nur Herren der Erde, ſondern auch der Sonne und des Himmels. Die königliche Familie hat den Namen Futtafáhi angenommen, nach dem Gotte dieſes Namens, der vermuthlich ihr Schutzpatron, und vielleicht ihr gemeinſchaftlicher Ahnherr iſt. Des Königs eigenthümlicher irdiſcher Titel lautet indeß ganz einfach: Tui-Tonga.

In Gegenwart des Königs und der vornehmſten Oberhäupter geht alles mit bewundernswürdiger Beſcheidenheit zu. Setzt er ſich, es ſey innerhalb oder außer dem Hauſe, ſo ſetzen ſich zu gleicher Zeit alle Anweſenden, die ſein Gefolge ausmachen, in einem halben Kreiſe, dergeſtalt, daß zwiſchen ihm und ihnen ein gewiſſer Zwiſchenraum offen bleibt, in welchen ſich niemand ohne ein beſonderes Geſchäft zu haben hinein wagt. Es darf auch niemand hinter ihm gehen oder ſitzen, und eben ſo wenig neben ihm, wenn er es nicht befohlen, oder erlaubt hat. Daß dieſes Vorrecht uns zugeſtanden ward, beweiſet, mit welcher groſſen Ehrerbietung man uns hier begegnete. Will jemand mit dem Könige ſprechen, ſo tritt er in den Kreis, ſetzt ſich vor ihm hin, ſagt mit wenigen Worten ſein Anliegen, und geht, ſobald er ſeine Antwort erhalten hat, unter den Haufen zurück. Wenn hingegen der König jemanden anredet, ſo antwortet dieſer von ſeinem Platz, ausgenommen, wenn ihm ein Befehl oder Auftrag ertheilt werden ſoll, in welchem Falle er aufſteht, und ſich mit untergeſchlagenen Beinen vor dem Könige hinſetzt. Dieſer Stellung ſind die hieſigen Eingebohrnen ſo gewohnt, daß es ihnen unbequem iſt, auf eine andere Art zu ſitzen. *) Mit dem Könige ſtehend zu ſprechen, würde man hier zu Lande für die ärgſte Grobheit halten, ungefähr ſo, als wenn jemand bey uns ſitzend und mit dem Hut auf dem Kopfe, ſeinen mit entblößtem Haupte vor ihm ſtehenden Vorgeſetzten anreden wollte.

Ueberhaupt wüßte ich kein geſittetes Volk zu nennen, das bey allen öffentlichen Angelegenheiten ſo viel Neigung zur Ordnung bewieſe, den Befehlen ſeiner Oberhäupter ſo willig gehorchte, oder durch alle Klaſſen ſo einmüthig, wie von einem Geiſte beſeelt, zuſammen vereinigt wäre, als dieſe Inſulaner es ſind. Dieſe auszeichnende Eigenſchaften äußerten ſich vorzüglich wenn die Befehlshaber die verſammelte Menge anredeten, welches oft geſchah. Während der Rede, beobachteten ſie das tiefſte Stillſchweigen, und hörten mit weit größerer Aufmerkſamkeit zu, als man bey uns den wichtigſten und ernſthafteſten Berathſchlagungen unſerer ehrwürdigſten Verſammlungen zu widmen pflegt. Der Inhalt der Rede mochte übrigens ſeyn welcher er wollte, ſo habe, wenigſtens ich, nie bemerkt, daß ein einziger von den Anweſenden Mißvergnügen darüber zu erkennen gegeben, oder Neigung gezeigt hätte, ſich dem Willen desjenigen, der das Recht zu befehlen hatte, zu widerſetzen. Dieſer Fall iſt ſo unerhört, und die

---

*) Dies gilt von den Mannsperſonen; das Frauenzimmer hingegen ſitzt ſo, daß beyde Beine etwas nach einer Seite zu liegen kommen. Anm. des Capit. King.

die Befehlshalber ſind von dem unbedingten Gehorſam des Volkes gegen ihre Verfügungen ſo überzeugt, daß einer dieſer Befehlshaber es kaum glauben wollte, als wir ihm ſagten, einer von den Inſulanern habe ſeiner Verordnung zuwider gehandelt; und wirklich zeigte es ſich in der Folge, daß der arme Mann, den man einer Uebertretung beſchuldigt hatte, das Verbot unmöglich zu rechter Zeit erfahren haben konnte.

Unter den mächtigen Befehlshabern giebt es vielleicht einige, deren Beſitzungen ſo beträchtlich ſind, daß ſie ſich dem Könige gleich ſtellen können; allein an Range und gewiſſen Ehrenbezeugungen, welche die Nation dem Monarchen zuerkennt, müſſen ſie ihm weit nachſtehen. Zwey beſondere Vorzüge der Königswürde ſind, daß er nicht punktirt und nicht beſchnitten iſt, wie es alle Unterthanen ſeyn müſſen. So oft der König ausgeht, müſſen alle die ihm begegnen, ſich niederkauern, bis er vorüber gegangen iſt. Niemand kann über ſeinem Haupte ſeyn, vielmehr muß alles ſich unter ſeine Füße ſchmiegen. Ein ſprechenderes Zeichen der äußern Unterwürfigkeit kann es wohl nicht geben, als die Art, wie dieſes Volk dem Monarchen und andern hohen Befehlshabern ſeine Ehrfurcht bezeigt. Die ganze Ceremonie iſt folgende: derjenige, der dem Oberhaupte ſeinen ſchuldigen Reſpekt erweiſen ſoll, kauert ſich vor ihm nieder, und neigt den Kopf bis gegen des Königs Fußſohle. Sobald er dieſe Stellung angenommen hat, hebt der Befehlshaber den Fuß auf, ſo, daß jener leicht dazu kommen kann. Er klopft oder berührt alsdann die Sohle ſanft, zuerſt mit der äußern hernach mit der inwendigen Seite der Finger beyder Hände, ſteht auf und tritt zurück. Es ſcheint ſogar, als könne der König es niemanden verweigern, ihm dieſe Unterwerfung zu bezeigen, welche Moi-Moia genannt wird. Oft fiel es den gemeinen Leuten ein, es zu thun, indem ſie ihn irgendwo gehen ſahen; und in dieſen Fällen mußte er allemal ſtille ſtehen, und einen Fuß hinter ſich in die Höhe halten, bis die Ceremonie vorüber war. Für einen ſo ſchwerfälligen unbeholfenen Mann, wie Paulaho, war dies keine geringe Beſchwerde; daher habe ich ihn auch öfters, ſo wenig er ſonſt dazu aufgelegt oder geſchickt ſeyn mochte, laufen geſehen, um nur aus dem Wege zu kommen, oder einen Ort zu erreichen, wo er ſich bequem ſetzen konnte. Wer den Fuß des Befehlshabers auf ſolche Art berührt hat, darf nichts eßbares anrühren, bevor er ſich nicht die Finger gewaſchen hat. Dieſes Verbot würde in einem Lande, wo das Waſſer ſo ſelten iſt als hier, große Ungelegenheit verurſachen, wenn nicht ein Stück von irgend einer ſaftigen Pflanze, die man irgendwo bekommen kann, und womit man ſich die Hände reibt, die Stelle des Waſſers vollkommen verträte. So lange die Hand in jenem Zuſtande iſt, daß man keine Speiſe damit anrühren darf, heißt ſie Tabu-Rima. (Tabu bedeutet überhaupt, verboten, und Rima die Hand.)

Der Tabu (oder Bann) den man durch die dem Oberhaupt bezeigte Ehrerbietung auf ſich ladet, iſt alſo leicht abzuwaſchen; in andern Fällen aber muß er durchaus eine beſtimmte Zeitlang währen. Wir haben mehrmalen Weiber geſehen, die von andern gefüttert wurden, weil ſie ihre eignen Hände, wegen des Tabu-Rima, nicht brauchen durften. Nach Verlauf der geſetzten Zeit wäſcht ſich die Perſon in einem Bade, oder eigentlich in einer Pfütze voll unreinen, ſalzigen (oder See-) Waſſers, geht dann zum Könige, macht ihm auf die gewöhnliche Art ihr Compliment, nimmt ſeinen Fuß und drückt ihn an ihre Bruſt, ihre Schultern und andere Theile des Leibes. Er umarmt ſie dann auf jeder Schulter, und ſie geht hierauf, von ihrer Unreinigkeit befreyt, zurück. Ich weiß nicht, ob ſie ſich in dieſem Falle jedesmal an den König wenden müſſen, wie mir **Omai** verſichern wollte. Wäre dies wirklich, ſo würden die öftern Reiſen des Königs von einer Inſel zur andern ſchon aus dieſem Grunde nothwendig ſeyn. Ich habe ihn zwey- oder dreymal dieſe Ceremonie verrichten geſehen; allein einſt war ich auch zugegen, als **Finau** mit einer ſeiner Frauen eben daſſelbe vornahm. **Omai** war diesmal gerade nicht bey der Hand, und ich konnte mich folglich nicht nach der Veranlaſſung dieſer Handlung erkundigen.

Tabu iſt, wie ich bereits erwähnt habe, ein Wort von weitumfaſſender Bedeutung. Menſchenopfer werden **Tanga-Tabu** genannt, und eben ſo heißt alles was man nicht eſſen darf, oder deſſen Gebrauch unterſagt iſt, gleichfalls **Tabu**. Man ſagte uns, wofern der König in das Haus eines Unterthanen ginge, ſo würde es **Tabu**; das iſt, der Eigenthümer könne nie wieder darin wohnen; daher findet der König, er mag reiſen wohin er will, ſchon beſondere für ihn beſtimmte Wohnungen. **Tubau** der ältere, hatte jezt die Aufſicht über den **Tabu**, das iſt, falls **Omai** die Sache recht begrif, er hatte nebſt ſeinen Untergeordneten die Aufſicht über alle Landeserzeugniſſe, ſorgte dafür, daß jedermann ſein beſcheiden Theil anpflanzte, und beſtimmte was gegeſſen oder nicht gegeſſen werden dürfe. Dieſe weiſe Einrichtung iſt das beſte Mittel eine Hungersnoth zu verhüten, indem darauf geſehen wird, daß die Pflanzungen den gehörigen Umfang haben, und daß die Landesprodukte nicht unnütz verſchwendet werden.

Eine andere nicht minder kluge Anſtalt iſt die, daß zu Handhabung einer Art von Polizey ausdrücklich ein Befehlshaber ernannt wird. Während unſeres Aufenthalts war **Finau** mit dieſer Würde bekleidet, kraft deren er alle öffentliche ſowohl als Privatvergehungen beſtrafen konnte. Er war zugleich der oberſte Feldherr, und kommandirte die Krieger, wenn ihre Dazwiſchenkunft nöthig war. Allein dieſer Fall ſoll ſich ſehr ſelten ereignen. Der König gab ſich oft die Mühe, uns **Finau's** Geſchäfte zu erklären; unter andern ſagte er uns: wofern er ſelbſt ein böſer Mann werden ſollte, würde **Finau** ihn umbringen. Ich legte den Ausdruck, ein böſer Mann werden, ſo aus: nicht nach den hergebrachten Geſetzen und Gewohnheiten regieren wollen, in welchem Falle die andern Großen, oder das ganze Volk, den **Finau** bevollmächtigen würde, ihn hinzurichten. Kann man noch länger zweifeln, daß ein Monarch, der ſolchergeſtalt zur Verantwortung gezogen, und ſogar wegen Misbrauch ſeiner Gewalt beſtraft werden kann, den Namen eines Despoten nicht verdiene?

Wenn man bedenkt, daß dieſer kleine Staat aus einer ſo beträchtlichen Anzahl von Inſeln beſteht, die zum Theil ſo weit vom Sitz der Regierung entfernt liegen, ſo ſollte man glauben, daß die entfernteren Vaſallen es oft verſuchen würden, das Joch abzuwerfen und ſich unabhängig zu machen; die Inſulaner hingegen verſichern, daß dies nie geſchehe. Eine Haupturſach, weshalb dergleichen innerliche Unruhen ſich nicht ereignen, ſcheint darinn zu liegen, daß, wie ich bereits erwähnt habe, alle mächtige Befehlshaber, ſich in **Tongatabu** aufhalten. Außerdem trägt aber auch ihre in ähnlichen Fällen prompte Juſtiz vieles dazu bey, die übrigen Inſeln im Gehorſam zu erhalten. Sollte ſich nämlich irgendwo ein unruhiger Kopf zum Demagogen aufwerfen wollen, ſo wird plötzlich Finau, oder derjenige der ſein Amt bekleidet, dahin abgeſchickt um ihn zu tödten, und den Aufruhr im Keim zu erſticken.

Die Rangordnungen oder Klaſſen unter den Befehlshabern, oder denen die ſich dafür ausgaben, ſind vermuthlich eben ſo zahlreich wie bey uns; allein nur wenige ſind Herren von großen Ländereyen, und die übrigen tragen ihr Land von dieſen Baronen zu Lehen. Man erzählte mir: wenn ein Landeigenthümer ſterbe, ſo fielen ſeine Beſitzthümer insgeſamt dem Könige zu, der ſie aber gemeiniglich dem älteſten Sohne mit der Bedingung, die jüngeren Geſchwiſter zu verſorgen, wiedergebe. Es iſt hier nicht, wie in Otaheiti, gewöhnlich, daß dem Sohne von dem Augenblick ſeiner Geburt an, des Vaters Titel und Vorrechte zufallen, ſondern er ſuccedirt erſt nach des Vaters Tode. Die Thronfolge iſt alſo völlig auf den Fuß einer erblichen Monarchie beſtimmt. Sie iſt auch ſeit geraumer Zeit nicht unterbrochen worden; denn wir haben durch einen beſondern Umſtand in Erfahrung gebracht, daß die Familie der Futtafáhi's in gerader Linie wenigſtens hundert und fünf und dreyßig Jahre regiert hat. Paulaho iſt bloß ein Zuname, der den jeztregierenden König von den übrigen Perſonen ſeiner Familie unterſcheidet. Ich erkundigte mich, ob man von Tasmans Anweſenheit in dieſen Inſeln einige Nachrichten aufbewahrt hätte, und erfuhr bald, daß ſie von dem Beſuch dieſes Seefahrers durch ihre Vorfahren ſehr umſtändliche Nachrichten erhalten hatten; welches beyläufig einen Beweis abgiebt, daß man ſich zuweilen auf mündliche Ueberlieferungen ſehr wohl verlaſſen könne. Sie beſchrieben uns die beyden Schiffe, als den unſrigen ähnlich, zeigten uns ihren Ankerplatz, erwähnten, daß ſie ſich nur wenige Tage aufgehalten, und ſich dann nach Anamoka begeben hätten, und nannten uns, um den Zeitpunkt genauer zu beſtimmen, denjenigen Futtafáhi, der damals regierte, imgleichen die Namen aller auf ihn folgenden Regenten bis auf den Paulaho, welcher ſeit jener Zeit der fünfte iſt, indem der erſte, bey der Ankunft der Schiffe ſchon ein alter Mann geweſen ſeyn ſoll.

Nach allem, was wir bisher von dem jeztregierenden Könige erzählt haben, iſt es zu verwundern, daß auf dieſen Inſeln Perſonen vorhanden ſind, die noch einen höhern Rang behaupten. Latu-libulu, den man mir bey meinem vormaligen Beſuch in Tongatabu, als König genannt hatte, und drey Frauenzimmer, ſtehen dem Range nach, gewiſſermaßen noch über den Paulaho. Wir erkundigten uns näher nach dieſen außerordentlich geehrten Perſonen, die man hier durch die Benennung, oder durch den Titel Tammaha *)

---

*) Tamolao heißt, wie oben erwähnt worden iſt, in der

unterſcheidet, und erfuhren, daß der verſtorbene König, Paulaho's Vater, eine ältere Schweſter, gleiches Ranges mit ihm ſelbſt, gehabt habe. Dieſe Schweſter habe von einem aus Fidſchi hergekommenen Manne einen Sohn und zwey Töchter gebohren, welche drey Geſchwiſter, nebſt der Mutter, höhern Rang als ſelbſt der regierende Futtafáhi hätten. Vergebens ſuchten wir dem Grunde dieſes ſeltſamen Vorrechts der Tammaha's nachzuſpüren; denn außer dieſer genealogiſchen Nachricht konnten wir nichts davon erfahren. Die Mutter hält ſich nebſt einer ihrer Töchter, Namens Tuila-kápa zu Wawau auf. Ihr Sohn Latu-libulu, und die andere Tochter Maungaula-kápa wohnen zu Tongatabu. Letztere iſt die Dame, die am 21ſten Junius bey mir ſpeiſte, bey welcher Gelegenheit wir ihren höhern Rang über den König ſelbſt bemerkten, indem er in ihrer Gegenwart nicht eſſen wollte, und ſogar ihr die gewöhnliche Ehrenbezeugung durch Berührung ihres Fußes erwies. Wir haben nicht geſehen, daß er dem Latu-libulu eben dieſe Ehre erwieſen hätte; wohl aber, daß er ſogleich zu eſſen aufhörte, und ſeine Speiſen wegräumen ließ, ſobald jener in daſſelbe Haus kam. Latu-libulu hatte übrigens das Vorrecht, jedermann, ſelbſt dem Könige, alles wegnehmen zu dürfen; hingegen hatte er bey der Feyerlichkeit, die man Natſche nannte, keine andre

---

Mundart von Hamoa, ein Befehlshaber, und Tamole bedeutet in den Carolineninſeln eben daſſelbe. Man ſieht hier die Uebereinſtimmung mit Tammaha. Anmerk. der Urſchrift.

Rolle, als die übrigen Vornehmen. Seine Landsleute hielten ihn für einen Wahnſinnigen, und ſeine Handlungen ſchienen oft dieſes Urtheil zu rechtfertigen. In der Inſel E-u-a zeigte man mir einen anſehnlichen Strich Landes, der ihm gehörte; ich ſahe dort auch ſeinen kleinen Sohn, dem man denſelben Titel, wie dem Vater beylegte. Den Sohn des größten europäiſchen Fürſten würde man nicht mehr verwöhnen und liebkoſen können, wie dieſen kleinen Tammaha. *)

Die Sprache der Freundſchafts-Inſeln hat die allergenaueſte Verwandſchaft mit denen von Neuſeeland, Watiu und Mandſchia, und folglich auch mit denen von Otaheiti und den Societäts-Inſeln. Viele Wörter kommen auch mit denen überein die Le Maire und Schouten von der Kokos-Inſel anführt. Die Ausſprache iſt zwar in manchen Fällen ſowohl von der neuſeeländiſchen als von der otaheitiſchen verſchieden, allein viele Wörter ſind entweder völlig eben dieſelben oder ſo wenig verändert, daß man ihren gemeinſchaftlichen Urſprung leicht bemerkte. Es fehlt dieſer Sprache nicht an Reichthum, um alle Begriffe der hieſigen

---

*) Aus dieſer Erzählung erhellet, daß in Beziehung auf die Verfaſſung dieſer Inſeln noch manches dunkel bleibt. Auffallend iſt es, daß ſchon Le Maire und Schouten das Wort Latu als einen Titel auf den von ihnen entdeckten Inſeln anführen. Auch ſieht man daraus, daß die Bekanntſchaft mit der Inſel Fidſchi ſchon älter ſeyn müſſe, als Capitain Cook ſie wegen der erſt ſpäter von dorther nach Tongatabu verſetzten Hunde, an einem andern Orte machen will. G. F.

Eingebohrnen auszudrücken; auch ſchickt ſie ſich gut zum Geſang, und iſt in der Unterredung ziemlich wohlklingend. Sie ſcheint, ſo weit wir mit unſerer geringen Kenntniß davon urtheilen konnten, nicht ſehr complicirt zu ſeyn. In der Comparation der Beywörter ſtimmte ſie mit dem Lateiniſchen überein; hingegen konnten wir die Beugungen der Nennwörter und Zeitwörter nicht ausfindig machen. Unter etlichen hundert Wörtern befinden ſich die Zahlen bis hunderttauſend. Weiter können ſie vermuthlich nicht zählen, denn über dieſe Zahl hinaus bedienten ſie ſich allemal eines Worts, welches eine unbeſtimmte Menge bedeutet. Aus dem kleinen zur Probe angehängten Verzeichniß etlicher hieſiger Wörter, erſiehet man wie geringe die Abweichung von dem danebenſtehenden Otaheitiſchen iſt. Es verdient indeß noch erinnert zu werden, daß wir bey dem Niederſchreiben unſerer Wörterbücher manchmal in grobe Irrthümer verfielen. Unſere Vorſtellungsart war von der hieſigen oft ſo verſchieden, daß man ſich über den Gegenſtand der Nachforſchung unmöglich verſtändigen konnte. Denn geſetzt auch, daß wir in der Aufmerkſamkeit auf den Gegenſtand und in der Vorſtellung übereinſtimmten, ſo hatten wir bey einem Lehrmeiſter, der kein Wort von unſerer Sprache verſtand, noch nicht viel damit gewonnen. Eine andere fruchtbare Quelle des Irrthums war die Schwierigkeit, den wahren Laut eines ganz fremden und nie gehörten Worts, von Leuten die gemeinhin undeutlich ſprachen, aufzufaſſen. Daher kam es, daß wenn z. E. zwey von meinen Reiſegefährten daſſelbe Wort nach der Ausſprache eines und eben deſſelben Inſulaners niederſchrieben, es dennoch mit ganz verſchiedenen Vokalen, ja nicht ſelten auch in Abſicht auf die Conſonanten, die doch weniger zweydeutig ſind, eines von dem andern verſchieden geſchrieben war *). Die Erfahrung belehrte uns endlich noch, daß wir einige der gewöhnlichſten Worte, auf eine ſeltſame Art verwechſelt hatten, theils aus Mißverſtand theils weil die Eingebohrnen ſelbſt, ſich unſers Ausdrucks wieder bedient hatten. So hatten wir uns zum Beyſpiel angewöhnt, einen Dieb Tſchito zu nennen, ohnerachtet in der Sprache von Tongatabu, das Wort welches die Bedeutung hat, von unſerm Tſchito gänzlich verſchieden war. Die Veranlaſſung zu dieſem Irrthum, war ein früheres Verſehen, deſſen wir uns bereits in Neuſeeland ſchuldig gemacht hatten. In Neuſeeland ſowohl als in den Freundſchafts-Inſeln heißt ein Dieb Kaihah; wir hatten aber aus Verſehen das Wort Tito **) dafür an beyden Orten gebraucht. Die Einwohner hatten es nachgeſprochen, und dadurch ein neues Wort, Tſchito, geſchmiedet, welches wir nun gar für ein urſprüngliches Wort ihrer Mundart hielten. Das folgende Verzeichniß hat man indeß ſorgfältigſt zu berichtigen geſucht.

	Freundſchafts-Inſeln.	Taheitiſch.
Die Sonne	Elaa	Eraa.

---

*) Die wahre Urſach dieſer Verſchiedenheiten habe ich oben mehrmals erwähnt. G. F.

**) Das Verſehen war indeß ſehr verzeihlich, denn in Otaheiti iſt dieſes Wort, in dieſer Bedeutung bekannt. G. F.

	Freundſchafts-Inſeln.	Taheitiſch.
Feuer	Eafai	Eahai.
Donner	Faturi	Patiri.
Regen	Uha	E-u-a.
Wind	Matangi	Matai.
Warm	Mafanna	Mahanna.
Wolken	Ao	Eao.
Land	Fonua	Fenua.
Waſſer	Awai	Ewai.
Schlaf	Mohe	Moe.
Ein Mann	Tangata	Taata.
Ein Weib	Wefaine	Waheine.
Ein junges Mädchen	Taheine	Tunea.
Ein Bedienter oder gemeiner Menſch	Tua	Tautau oder Teau.
Die Dämmerung oder Tagesanbruch	Aho	Aau.
Das Haar	Furu	Eroru.
Die Zunge	Elelo	Erero.
Das Ohr	Taringa	Taria.
Der Bart	Kumu	Uma.
Das Meer	Tahi	Tai.
Ein Canot	Wakka	Ewaha.
Schwarz	Ule	Ere.
Roth	Gula	Ura-ura.
Eine Lanze oder ein Spieß	Tao	Tao.
Einer von den Eltern	Motua	Madua.
Was iſt das?	Kohaia?	Yahaia?
Feſthalten	Amau	Mau.
Abwiſchen, reinigen	Horo	Horoi.

	Freundſchafts-Inſeln.	Taheitiſch.
Aufſtehen	Etu	Atu.
Weinen	Tangi	Tai.
Eſſen, kauen	Ekai	Ey.
Ja	å	å.
Nein	Kai	Ai.
Ihr	Koe	Oe.
Ich	Au	Wau.
Zehn	Ongofuru	Ahuru.

Zum Beſchluß dieſer Bemerkungen habe ich noch einige aſtronomiſche und nautiſche Beobachtungen nachzuholen. Zuerſt muß ich erinnern, daß der Unterſchied der Länge zwiſchen Tongatabu und Anamoka etwas geringer iſt, als ihn meine Charte und mein Tagebuch der vorigen Reiſe angegeben hatten; der Fehler war leicht möglich, indem die zu Erforſchung der Länge auf einer jeden Inſel angeſtellten Beobachtungen damals nicht unter einander verglichen werden konnten, ſondern in zwey verſchiedenen Jahren angeſtellt wurden. Gegenwärtig iſt die Entfernung zwiſchen beyden ſo genau beſtimmt, daß ein Irrthum kaum noch möglich iſt. Die Breite von Tongatabu, an dem Orte, wo unſere Sternwarte ſtand, war 21° 8′ 19″ ſüdlich; die Länge nach 131 Reihen Mondsbeobachtungen, die mehr als tauſend beobachtete Diſtanzen des Mondes von Sonne und Sternen enthalten, war 184° 55′ 18″ öſtlich (von Greenwich). Der Unterſchied der Länge zwiſchen der Sternwarte in Tongatabu und der in Anamoka betrug nach der Längenuhr 16′ mithin war die Länge von Anamoka 185° 11′ 18″ öſtlich. Die Breite dieſer Inſel war ebendaſelbſt 20° 15′ ſüdlich. Die Sternwarte hatten wir in Tongatabu beynah in der Mitte der Nordſeite der Inſel errichtet, ſo wie zu Anamoka an der Weſtſeite.

Nach einem Durchſchnitt von mehreren Beobachtungen beträgt die Inclination der Südſpitze der Magnetnadel zu Lefuga, einer von den Hapai-Inſeln 36° 55′ und zu Tongatabu 39° 1½′. Die Abweichung betrug

zu Anamoka an Berd	8°	30′	3½ öſtlich.
zu Kotu, zwiſchen Anamoka und Hapai vor Anker liegend	8	12	29½
zu Lefuga vor Anker	10	11	40
zu Tongatabu an Bord	9	44	5½
Ebendaſelbſt an Land	10	12	58

Warum die Abweichung bey Anamoka und in ihrer Nachbarſchaft ſo viel geringer als an den beyden andern Oertern iſt, davon weiß ich keinen Grund anzugeben; ich kann blos verſichern, daß ich richtig beobachtet habe. Nach der Regel ſollte ſie größer ſeyn, denn man hat ſie nordwärts, ſüdwärts, oſtwärts und weſtwärts von Anamoka größer gefunden; es iſt indeß nichts ungewöhnliches, dergleichen Unordnungen in der Abweichung, ja noch größere, bey völlig gleichen Inſtrumenten, wahrzunehmen, und ich würde ihrer nicht einmal erwähnen, wenn ich nicht vermuthete, daß die Urſach an dem Orte ſelbſt und nicht an den Nadeln zu ſuchen iſt. Herr Baily bemerkte denſelben oder einen faſt noch etwas größeren Unterſchied.

Die Fluth iſt bey dieſen Inſeln merklicher, als bey irgend einem andern in dieſem Ocean, innerhalb des Wendekreiſes, von mir entdeckten Lande. Zu Anamoka iſt es zu der Zeit des Voll- und Neumondes ungefähr um ſechs Uhr hoch Waſſer, und Ebbe und Fluth, oder das Steigen und Fallen beträgt in ſenkrechter Linie gegen ſechs Schuh. Im Hafen von Tongatabu iſt es an eben denſelben Tagen um 6 Uhr 50 Minuten hoch Waſſer, und das Steigen und Fallen beträgt alsdenn vier Fuß neun Zoll; in den Quadraturen hingegen, nur drey Fuß und ſechs Zoll.

Zwanzigſtes Hauptſtück.

Beobachtung einer Mondfinſterniß. Entdeckung der Inſel Tubuai. (*Toobouai*). Ihre Lage, Größe und Beſchaffenheit. Verkehr mit ihren Einwohnern. Beſchreibung ihrer Perſon, ihres Anzygs und ihrer Fahrzeuge. Ankunft in der Bay Oaitepiha in o-Taheiti. Omai's erſte Aufnahme und unvorſichtiges Betragen. Nachricht von Spaniſchen Schiffen, welche die Inſel zweymal beſucht haben. Zuſammenkunft mit dem Oberhaupt dieſes Bezirks. Vom Olla, oder dem Gott der Bolabolaner. Ein raſender Prophet. Ankunft in der Bay von Matavai.

Am 17ten Julius um acht Uhr Abends ließen wir die Inſel E-a-u (*Eaoo*) drey bis vier Meilen gen Nordoſt zu Oſten hinter uns zurück, und richteten unſern Lauf, mit Hülfe eines friſchen Oſtwindes, nach Süden. Am folgenden Morgen kam ein heftiger Windſtoß in eben dieſer Richtung, welcher unſer Schönfahrſegel nebſt den Braamſegeln zerriß, ehe wir ſie anders ſtellen konnten. Den 19ten und 20ſten blieb der Wind zwiſchen Südoſt und Südweſt; und wandte ſich dann nach Oſten, Nordoſt, und endlich ganz nach Norden.

In der Nacht zwiſchen dem 20ſten und 21ſten, da wir uns in 22° 57½' ſüdlicher Breite befanden, beobachteten wir eine Mondfinſterniß.

Scheinbare Zeit Vormittags.

	St.	M.	S.	
Eintritt nach Hrn. King;	0	32	50	186° 5 ½' mittlere Länge.
„ „ Bligh:	0	33	25	
„ eigner Beob.	0	33	35	
Ende nach Hrn. King:	1	44	56	186° 28½ mittlere Länge. 186° 58½' Ang. der Längenuhr.
„ „ Bligh:	1	44	6	
„ eigner Beob.	1	44	56	

In der hier angegebenen Länge und Breite befand ſich das Schiff um 8 Uhr 56' des Morgens, da man die Sonnenhöhe, zur Beſtimmung der Zeit beobachtete. Der Mond ſtand, zu Anfang der Finſterniß, im Scheitelpunkte; wir fanden daher die Sextanten zur Beobachtung am bequemſten, um vermittelſt des Spiegels das zurückgeworfene Bild in eine bequemere Höhe hinabzubringen. Eben ſo machten wir es auch beym Austritt, den nur Herr King mit einem Nachtſeherohr beobachtete. Zwar beträgt der gröſſte Unterſchied unſerer diesmaligen Beobachtungen nicht über funfzig Sekunden; allein meines Erachtens können zwey Beobachter, ſowohl beym Eintritt als beym Ende einer Finſterniß, leicht um mehr als noch einmal ſo viel von einander abweichen. Auch wollen wir auf eine Genauigkeit im Obſerviren, die bis zu Sekunden gehet, keinesweges Anſpruch machen, ſondern müſſen erinnern, daß jene oben angegebenen Sekunden erſt nach der Hand entſtanden ſind, da nehmlich die von der Längenuhr angegebene Zeit zur Ausrechnung der ſcheinbaren Tageszeit angewandt wurde.

Ich ſetzte nunmehr die Fahrt gen Oſt-Südoſten ohne irgend einen merkwürdigen Vorfall bis auf den 29ſten fort, da uns, um ſieben Uhr des Abends, plötzlich ein ſehr heftiger Windſtoß aus Norden traf. An unſeren Marsſegeln hatten wir bereits ein Reff eingelegt, und auſſer ihnen führten wir bloß Unter- und Stagſegel; demungeachtet büßten wir bey dieſer Gelegenheit ein Paar der letzteren ein, und hatten Mühe die übrigen zu retten. Bald darauf ſahen wir an Bord der Discovery Lichter hin und her tragen, woraus wir ſchloſſen, daß etwas zu Schaden gekommen ſey. Am folgenden Morgen beſtätigte ſich unſere Vermuthung, denn wir ſahen nunmehr deutlich, daß die große Stenge fehlte. Wind und Wetter blieben indeß bis um Mittag ſehr unbeſtändig; dann aber klärte ſich der Himmel auf, und wir erhielten einen ſtäten Nordweſtwind. Wir befanden uns jezt in 28° 6′ S. Breite, und 198° 23′ öſtlicher Länge, und erblickten zum erſtenmal, ſeitdem wir das Land verlaſſen hatten, wieder Vögel, nehmlich einige Pintaden (*procellaria capenſis Linn.*)

Herr Capitain Clerke machte am folgenden Mittage das Signal, daß er mit mir ſprechen wollte. Ich ſchickte ihm hierauf ein Boot zu, und erfuhr, er habe eben einen gefährlichen Riß am Haupte des großen Maſtes entdeckt; es werde hierdurch bedenklich, eine neue Stenge aufzurichten, und er ſehe ſich folglich genöthigt, etwas leichteres an ihre Stelle zu ſetzen. Er hatte überdies die Braamraa verlohren, und weder eine andre noch einen Baum an Bord, woraus er eine neue machen laſſen konnte. Wir ſchickten ihm unſere oberſte Blindraa, womit ihm für dieſesmal geholfen war; denn Tages darauf errichtete er eine Nothſtenge, und ſpannte ein Fockmarsſegel daran aus, mit deſſen Hülfe ſein Schiff dem unſrigen gleich kam.

Der Wind blieb nunmehr auf unſerm weſtlichen Bord, zwiſchen Norden, Weſten, und Süden, ſo daß ich Oſt-Nordoſt und Nordoſt ſteuern ließ, bis wir am achten Auguſt, um eilf Uhr Morgens, gegen Nord-Nordoſt, in einer Entfernung von neun oder zehn Meilen, Land erblickten. Anfänglich ſtieg es in verſchiedenen Hügeln, gleichſam wie abgeſonderte Inſeln hervor; indem wir aber näher heran kamen, fanden wir, daß es zuſammenhangend war, und nur Eine Inſel bildete. Ich richtete ſogleich den Lauf dorthin, und kam mit einem friſchen Südoſtwinde um halb ſieben Uhr Abends ſo weit, daß es nur noch drey bis vier Meilen von Nord zu Oſten bis Nord-Nordoſten vor uns lag. Die Nacht über mußten wir ab und zu kreutzen, um unſere Station zu behalten, bis wir mit Tagesanbruch näher ſegeln durften. Ich wollte auf die vor dem Winde geſchützte Nordweſtſeite der Inſel kommen, und ließ in dieſer Abſicht um die ſüdliche Landſpitze ſteuern, die überall mit einem Rief von Korallenklippen umgeben iſt, das an einigen Stellen bis auf eine kleine Meile (*mile*) vom Ufer abſteht, und woran ſich die Wogen mit großer Gewalt brechen. Südwärts glaubten jezt einige noch anderes Land zu erblicken; allein da dieſes gerade die Gegend war, woher der Wind kam, mußten wir es unentſchieden laſſen.

Indem wir uns näherten, liefen einige Menſchen am Strande hin und her, und bald nachdem wir der

Inſel unter dem Winde lagen, zogen ihrer zwölf oder mehr zwey Kähne ins Waſſer, ſprangen hinein und ruderten auf uns zu. Ich ließ hierauf einige Segel einziehen, theils um dieſe Kähne herankommen zu laſſen, theils auch, um wegen eines Ankerplatzes einen Bleywurf zu thun. Wir fanden, ungefähr eine halbe Meile von dem Rief, zwiſchen vierzig und fünf und vierzig Faden Tiefe und feinſandigten Boden; näher hinein war der Grund überall mit Korallfelſen beſetzt. Die Eingebohrnen hatten ſich indeſſen in ihren Kähnen bis auf einen Piſtolenſchuß genähert, und hielten nun mit Rudern ein. Omai mußte, wie gewöhnlich, ſeine ganze Beredſamkeit aufbieten, um ſie zu bewegen, vollends heranzukommen; allein diesmal ſprach er vergebens. Immer wieſen ſie mit bedeutenden Gebärden auf das Land, richteten ihre Ruder dorthin, und riefen uns zu, wir möchten nur hinkommen. Einige ihrer Landsleute am Strande hielten zu gleicher Zeit etwas Weiſſes empor, welches vermuthlich ebenfalls eine Einladung bedeuten ſollte. Wir hätten ſie auch immerhin annehmen können, da wir nicht nur auſſerhalb des Riefs guten Ankergrund hatten, ſondern auch im Riefe ſelbſt ſich eine Oefnung befand, durch welche die Kähne zu uns herausgekommen waren, und innerhalb keine Brandung, vielmehr hinlängliche Tiefe für unſre Boote, wo nicht gar für die Schiffe, vorhanden zu ſeyn ſchien. Allein gegen den Vortheil, dieſes kleine Eiland auszukundſchaften, ſchien mir doch die Gefahr, den jezt günſtigen Wind zu verlieren, viel zu wichtig, zumal wir um Erfriſchungen, auf welche man hier nicht einmal gewiß rechnen konnte, noch nicht verlegen, und übrigens, wiewohl ganz gegen unſern

Willen, ſchon allzulange von den Societäts-Inſeln ausgeblieben waren. Ich verſuchte es daher noch eine Zeitlang die Leute in den Kähnen zu überreden, daß ſie ans Schiff kommen möchten; da aber auch dieſe Unterhandlung fruchtlos ablief, ſegelte ich nordwärts, und ließ ſie zurück. Die Inſel heißt, wie ich von ihnen erfuhr, **Tubuai** (*Toobouai*) und liegt in 23° 25′ ſüdlicher Breite, und 210° 37′ öſtlicher Länge. Ihr längſter Durchmeſſer, das Rief abgerechnet, beträgt nirgends über fünf oder ſechs kleine Meilen (*miles*). An der Nordweſtſeite iſt das Rief verſchiedentlich unterbrochen, und die See, welche durch die Oefnungen rollt, brandet ſich am Strande. Die Berge ſind zum Theil, des geringen Umfangs der Inſel ungeachtet, von beträchtlicher Höhe, und an ihrem Fuße ganz mit einer ſchmalen Ebene umringt, die wieder einen Strand von weißem Sande zur Einfaſſung hat. Auf den Bergen wächſt, einige felſichte, abſchüſſige Stellen ausgenommen, bis an die Gipfel Gras, oder anderes Kraut, mit zerſtreuten Gruppen von Bäumen; in einigen Thälern hingegen ſieht man häufige Anpflanzungen, womit auch die ganze Ebene bedeckt iſt. Die Stämme ſind hoch und ſtark; aber von welcher Art ſie wären, konnten wir, einige Kokospalmen und Keulenbäume (*Caſuarina*) ausgenommen, nicht unterſcheiden. Die Leute in den Kähnen ſagten uns, daß ſie Hunde und Schweine hätten, imgleichen, daß alle Früchte und Wurzeln, welche man auf den andern Eilanden des ſtillen Meeres gewöhnlich antrift, hier ebenfalls einheimiſch wären. Ihre Sprache iſt mit der Otaheitiſchen vollkommen einerley, und folglich gehört Tubuai mit zu denen Inſeln, welche von jenem, im

Südmeere ſo weit ausgebreiteten, Volke bewohnt ſind. Die Männer in den Kähnen waren von ſtarker Leibesbeſchaffenheit, kupferfarbig *), und hatten ſchwarzes ſchlichtes Haar, welches ſie entweder auf der Scheitel in einen Schopf zuſammen gebunden, oder auch wohl auf die Schultern herabfallend trugen. In ihrem rundlichen vollen Geſichte waren die Züge wenig erhoben, ſondern vielmehr etwas flach, und hatten einen Ausdruck von angeſtammter Wildheit. Ihre einzige Bedeckung war ein ſchmaler Streiffen Zeug, der um die Mitte des Leibes geſchlagen, und zwiſchen den Lenden aufgezogen war. Am Strande hingegen, bemerkten wir, unter einer Menge, von etwa hundert Perſonen, auch einige, die ganz in weiſſen Zeug gekleidet waren. Von denen welche die Neugierde zu uns geführt hatte, trugen einige auf der Bruſt eine Perlmutterſchale an einer Halsſchnur. Einer blies unaufhörlich in eine Trompetenſchnecke oder in ein Tritonshorn, woran ein beynahe zwey Schuh langes Rohr befeſtigt war. Zuerſt hielt er in einem fort denſelben Ton aus; hernach aber brachte er zwey oder drey Töne mit gleicher Stärke darauf hervor. Ich laſſe es dahin geſtellt, was dieſer Lerm hier zur Abſicht haben möchte; allein ſo viel iſt gewiß, daß es, ſo oft ich in die-

---

*) Kupferfarbig, wobey man aber nicht an den Glanz des polirten Metalles denken muß, kann man mit Recht ſolche Leute nennen, deren Haut eine klare rothbraune Farbe, ohne die geringſte Einmiſchung von Schwärze hat. Keinesweges iſt dieſe Farbe auf die Amerikaner eingeſchränkt. G. F.

ſen Gegenden ins Horn ſtoßen gehört habe, nie ein Zeichen des Friedens geweſen iſt.

Die Kähne oder Kanots dieſer Inſulaner waren ungefähr 30 Schuh lang, und ragten zwey Fuß hoch über die Waſſerfläche hervor. Das Vordertheil ſtand etwas vor, und hatte einen Queer-Einſchnitt, der vielleicht den Rachen eines Thiers vorſtellen ſollte. Das Hintertheil bog ſich mit einer ſanften Krümmung hinaufwärts, und lief gegen die Spitze ſchmäler zu. Es war, ſo wie der oberſte Rand der Seitenplanken, über und über mit Schnitzwerk verziert. Uebrigens waren die Seiten, welche ſenkrecht in die Höhe ſtanden, mit flachen weißen Muſcheln artig ausgelegt, ſo daß man lauter konzentriſche Halbzirkel erblickte, deren Bogen aufwärts gekehrt waren. In dem einen Kahne ſaßen ſieben, in dem andern acht Mann, welche ihn mit rundgeſchaufelten Rudern regierten. Jeder Kahn hatte noch ſeinen Ausleger oder Balancier, von ziemlicher Länge. Bisweilen ruderten die beyden Kähne mit ihren freyen Seiten ſo nahe an einander, daß ſie nur Einen Kahn, mit einem Ausleger auf jeder Seite, zu bilden ſchienen. So oft die Ruderer es für gut fanden, kehrten ſie ſich mit dem Geſicht nach dem Hintertheil um, und ruderten ihren Kahn in dieſer Richtung fort, ohne ſich die Mühe zu geben, ihn zu wenden. Als ſie endlich gewahr wurden, daß wir ſie verlaſſen wollten, ſprangen ſie in ihren Kähnen auf, und ſchrieen wie mit Einer Stimme; ob zum Zeichen der Freundſchaft oder des Gegentheils? konnten wir nicht entſcheiden. Indeß führten ſie keine Waffen bey ſich, und auch bey denen am Strande, konnten wir mit unſeren Fernröhren nichts, das Waffen ähnlich geſehen hätte, gewahr werden.

So verließen wir alſo eine Inſel, deren Entdeckung vielleicht künftigen Seefahrern vortheilhaft werden kann. Unſer Lauf ging nunmehr mit einem friſchen öſtlichen Winde nordwärts, bis wir am zwölften, bey Tagesanbruch, die Inſel Maitea, und bald darauf Taheiti erblickten. Schon um Mittag lag die Spitze von Oaitepiha-Bay nur vier Meilen weit im Weſten vor uns. Ich hatte abſichtlich dieſen Theil der Inſel zuerſt aufgeſucht, um daſelbſt ſo viel Erfriſchungen als möglich eintauſchen zu können, ehe ich nach der Station von Motavai ginge, die allem Vermuthen nach die ergiebigſte für uns werden mußte. Bis zwey Uhr Nachmittags blieb unſer Oſtwind gleich ſtark; aber als wir noch eine Seemeile (*league*) vom Hafen entfernt waren, verſchwand er plötzlich, und wir bekamen leichte Lüftchen aus allen Himmelsgegenden, die mit Windſtillen wechſelten und einige Stunden lang aller unſerer Bemühungen das nahe Land zu erreichen, zu ſpotten ſchienen. Einige heftige Wind- und Regenſchauer aus Oſten kamen uns zwar noch zu Hülfe, und brachten uns wirklich vor den Eingang des Hafens; allein unſer Ziel war nicht errungen, denn eben hier ſtellte ſich der Landwind uns entgegen. Wir ſuchten zwar gegen ihn an, bis nach unſerm Ankerplatz hin zu laviren, allein unſre Mühe war vergebens, und wir mußten um neun Uhr Abends wieder in See ſtechen, und noch eine Nacht auſſer dem Hafen zubringen.

Bey unſerer erſten Annäherung kamen etliche Kähne, mit zwey oder drey Perſonen vom Lande an das Schiff. Omai bekümmerte ſich nicht viel um ſie, weil es gemeine Leute waren; ſie blieben ihm aber an Gleichgültigkeit nichts ſchuldig, denn ob er gleich mit ihnen ſprach, ſo ſchien es doch nicht, als ob ſie in ihm ihren Landsmann erkenneten. Endlich kam doch auch ein Befehlshaber, Namens Uti (*Ootee*) den ich ehedem gekannt hatte, an Bord, und mit ihm Omai's eigener Schwager, nebſt drey oder vier andern von Omai's Bekannten, die ſich zufälligerweiſe jezt an dieſem Ende der Inſel befanden. Gleichwohl zeichnete ſich auch dieſe unvermuthete Zuſammenkunft durch nichts zärtliches oder leidenſchaftliches aus, ſondern es herrſchte vielmehr gegenſeitig eine vollkommne Gleichgültigkeit, bis es dem Omai einfiel, ſeinen Schwager in die Kajüte hinab zu führen, und die Lade zu öfnen, worin er ſeinen Vorrath von rothen Federn aufgehoben hatte, um ihm etliche zu ſchenken. Kaum war dies auf dem Verdecke ruchtbar geworden, ſo war augenblicklich alles verändert. Uti, der vorhin mit Omai kaum ſprechen wollte, bat um ſeine Freundſchaft, und erbot ſich mit ihm den Namen zu wechſeln *). Omai nahm dieſe Ehre an, und beſtätigte den neuen Bund mit einem Geſchenk von ſeinen koſtbaren Federn, wogegen ſein Verbündeter ans Land ſchickte, um ein Schwein holen zu laſſen. Ganz augenſcheinlich war ihnen alſo an dem Manne nichts, hingegen alles an ſeiner Waare gelegen; ja, ich zweifle ſehr, ob ihm irgend jemand eine Kokosnuß geſchenkt haben würde, wenn er ſeinen Schatz von rothen Federn nicht aufgethan hätte.

---

*) Wir dürfen wohl kaum noch erinnern, daß dieſer Tauſch der Namen in Taheiti ſowohl, als überhaupt im Südmeer, das Symbol der innigſten Verbindung zweyer Freunde oder Tayos iſt. G. F.

Wer hätte ſich je vorgeſtellt, wird mancher denken, daß dies Omai's Bewillkommung unter ſeinen Landsleuten ſeyn würde! Ich muß aber nur geſtehen, daß ich ſie mir nie anders gedacht, wohl aber immer gehofft hatte, jene koſtbaren Geſchenke, womit ſeine ſo freygebigen Freunde in England ihn überhäuft hatten, würden ihm Anſehen und Gewicht geben, und ihm die Gunſt aller Vornehmen auf den Societäts-Inſeln zuſichern. Hätte er ſich nur mit der allergeringſten Vorſicht betragen, ſo würden ihm dieſe Vortheile nicht haben entgehen können; aber leider halfen keine Ermahnungen. Vergebens rieth man ihm unaufhörlich, auf ſeiner Hut und nicht zur Unzeit freygebig zu ſeyn; er gab uns kein Gehör, und ließ ſich von jedem Gauner, der es der Mühe werth hielt, einen Anſchlag auf ihn zu machen, um ſeine Koſtbarkeiten betrügen *).

---

*) Omai war alſo auch hier wieder nichts als ein erwachſenes, gutmüthiges Kind, dem man leicht ſeine Spielſachen abſchwatzen kann. Seine Erziehung war in England zu ſehr vernachläßigt worden, man hatte zu wenig darauf geſehen, einen denkenden Mann aus ihm zu bilden, als daß hernach ein Paar moraliſche Erinnerungen hätten Eindruck auf ihn machen, und auf ſein Betragen Einfluß haben können. Im Grunde lagen ihm die Herrlichkeiten, die er mitbrachte, doch weniger am Herzen, als die eitle Ehre, die man ihm dafür erwies. Wahrer Ehrgeiz hätte ihn gelehrt, ſich ſeinen Landsleuten durch neuerworbene und anwendbare Kenntniſſe unentbehrlich zu machen, um dadurch groß zu werden. Dieſen Weg zu einer politiſchen Höhe lernt man am be-

Die Eingebohrnen, welche den Tag über an Bord kamen, erzählten uns, daß ſeit meiner letzten Anweſenheit im Jahr 1774, zwey fremde Schiffe zu zwey verſchiedenen Malen in der Bay O-Aitepiha vor Anker gelegen, und verſchiedene Thiere von der Art die wir jezt an Bord führten, zurückgelaſſen hätten. Wir erkundigten uns genauer nach dieſen Thieren, und da fand es ſich, es wären Schweine, Hunde, Ziegen, ein Stier, und das Männchen eines andern Thieres, deſſen Gattung wir aus der unvollſtändigen Beſchreibung dieſer Leute nicht errathen konnten. Sie nannten den Ort, woher dieſe Schiffe gekommen waren, Rima. Wir konnten leicht errathen, daß dies Lima, die Hauptſtadt von Peru, ſeyn ſollte, und daß alſo die neulichen Fremden Spanier geweſen wären. Während ihrer erſten Anweſenheit, erzählte man ferner, hätten ſie ein Haus gebaut, und vier Perſonen darin zurückgelaſſen, nehmlich zwey Prieſter, einen Knaben oder einen Aufwärter, und einen vierten, Namens Matima, den wir jezt oft nennen hörten. Dafür hätten ſie aber auch vier hieſige Einwohner mit ſich genommen, wovon ſie bey ihrem zweyten Beſuch zehn Monate hernach, nur zwey zurückgebracht hätten, weil die beyden andern in Lima geſtorben wären. Nach einem nochmaligen kurzen Aufenthalt, hätten ſie ihre eigenen Leute wieder eingeſchifft; das Haus aber, welches ſie erbaut; ſey noch vorhanden.

ſten in England kennen und betreten; aber nicht bey den Führern, die dieſem armen Naturmenſchen zu Theil geworden waren. G. F.

Die wichtige Nachricht, daß es an Bord unſeres Schiffes rothe Federn gebe, war nunmehr durch Omai's gute Freunde am Lande verbreitet. Kaum zeigte ſich die Morgenröthe, ſo umringten uns ſchon eine Menge Kähne, in denen es von Menſchen wimmelte, die uns Schweine und Früchte zu Markte brachten. Für eine nicht größere Portion Federn, als man zur Noth von einer Meiſe rupfen könnte, erkauften wir anfänglich Schweine von 40 bis 50 Pfund; Allein zum Unglück hatte jedermann im Schiffe einen Vorrath von dieſen Koſtbarkeiten, und folglich verloren ſie, noch ehe es wieder Abend wurde, mehr als fünfhundert pro Cent von ihrem Werthe. Demungeachtet blieb die Bilanz noch immer äußerſt vortheilhaft für uns, und die rothen Federn behaupteten bis ans Ende ein entſchiedenes Uebergewicht über alle andere Waaren, die wir mitgebracht hatten. Dann und wann fand ſich wohl einer, der ſein Schwein nicht anders als um ein Beil vertauſchen wollte; Nägel aber, Glaskorallen, und andere Kleinigkeiten, die ehedem hier ſo großen Abſatz gefunden hatten, wurden gänzlich verachtet; ja, die meiſten würdigten dergleichen Sachen nicht einmal des Anſehens.

Wegen des ſchwachen Windes konnten wir vor neun Uhr Morgens nicht ankern, welches ſodann mit beyden Bugankern geſchah. Bald darauf kam Omai's Schweſter an Bord, um ihren Bruder zu bewillkommen. Es freute mich, bey dieſer Zuſammenkunft den Ausdruck wahrer Zärtlichkeit zu ſehen, der leichter empfunden, als beſchrieben wird.

Nach dieſem rührenden Auftritt, konnte ich, da indeſſen die Schiffe in Sicherheit gebracht waren, mit dem Omai ans Land gehen, um zuerſt einen Mann zu beſuchen, den er mir unter der ſeltſamſten Bezeichnung, als den Gott von Bolabola, ankündigte. Wir fanden ihn unter einem kleinen Sonnendache ſitzend, dergleichen hier gewöhnlich über den größern Kanots errichtet werden. Er war ein ziemlich bejahrter Mann, und an ſeinen Gliedern dergeſtalt gelähmt, daß man ihn auf einer Tragebahre von einem Ort zum andern fortbringen mußte. Einige betitelten ihn Olla oder Orra, wie der Gott von Bolabola ſonſt genannt wird; ſein eigentlicher Name war aber Etary. Nach allem was mir Omai von ihm erzählt hatte, erwartete ich nichts geringeres, als daß man ihm göttliche Verehrung erweiſen würde; allein ich ward nichts gewahr, woran ich ihn von andern Oberhäuptern hätte unterſcheiden können, außer daß vor ihm und unter ſeinem Sonnendach etliche junge Piſangſtämme lagen. Omai beſchenkte ihn mit einem Büſchel rother Federn, die er an einen dünnen Stecken gebunden hatte, ſprach eine kurze Zeit mit ihm von gleichgültigen Sachen, und wandte ſich hierauf zu einer alten Frau, in der er ſeiner Mutter Schweſter erkannte, die, noch ehe er ſie gewahr geworden, ſich zu ſeinen Füßen geworfen hatte, um ſie reichlich mit ihren Thränen zu benetzen *).

---

*) Vielleicht ſollte man von dem ſonderbaren Manne nur verſtehen, daß er ein Inſpirirter der Gottheit Olla war; mithin konnte durch eine ſehr gewöhnliche Metonymie der innwohnende Gott mit dem Menſchen der ihm zur

Mitten in einem Schwarm von Leuten, die von allen Seiten hinzu geeilt waren, verließ ich ſie beyde um das Haus in Augenſchein zu nehmen, welches die neulich hier geweſenen Fremden zurückgelaſſen hatten. Es ſtand nicht weit vom Strande, und war von Holz erbaut, welches jedoch ſchon fertig zum Aufſtellen hergebracht zu ſeyn ſchien, weil jedes Stück mit einer Nummer bezeichnet war. Inwendig hatte es einen Queerſchlag, und im innern Zimmer fand ich eine Bettſtelle, einen Tiſch, eine Bank, etliche alte Hüte und andere Kleinigkeiten, welche die hieſigen Eingebohrnen mit vieler Sorgfalt zu bewachen ſchienen. Mit gleicher Vorſorge hatten ſie auch zur Erhaltung des Hauſes ſelbſt einen Schoppen drüber gebaut, damit es von keiner üblen Witterung beſchädigt werden möchte. An allen Seiten befanden ſich kleine Oefnungen, die zu Luftlöchern dienten, oder auch, im Fall eines Angrifs, als Schießſcharten für Musketen gebraucht werden konnten. In einiger Entfernung vor dem Eingange ſtand ein hölzernes Kreutz. Auf deſſen Queerholz waren die Worte eingeſchnitten: Christus vincit; auf dem ſenkrecht ſtehenden Theil hingegen: Carolus III. imperat, 1774, welches außer allen Zweifel ſetzte, daß die erwähnten zwey Schiffe, ſpaniſche geweſen waren. Um das Andenken der ältern Beſuche der Engländer auf dieſer Inſel zu verewigen, ließ ich auf die andere Seite des Holzes ſetzen:

Wohnung diente, verwechſelt werden. Uebrigens bleibt dieſe Uebereinkunft der Religionsbegriffe bey den O-Taheitiern und andern Völkern immer merkwürdig. G. F.

Georgius tertius Rex
Annis 1767.
1769. 1773. 1774. et 1777.

Ohnweit des Kreuzes zeigten mir die Einwohner die Grabſtätte des Befehlshabers beyder Schiffe, der hier während des erſten Aufenthalts derſelben verſtorben war. Sie nannten ihn, nach ihrer weichen Ausſprache, **Oridi**, woraus wir den wahren ſpaniſchen Namen nicht errathen konnten. Sey die Abſicht der Spanier bey dieſen Beſuchen in Otaheiti geweſen welche ſie wolle, ſo iſt wenigſtens gewiß, daß ſie ſich alle Mühe gegeben haben müſſen, um die Gunſt der Einwohner zu gewinnen, die ihrer bey jeder Gelegenheit mit den ſtärkſten Ausdrücken von Verehrung und Hochſchätzung erwähnten.

Außer jenem ſeltſam betittelten Menſchen, fand ich auf meinem Spatziergange weiter niemand von einigem Belang. Der Souverain von **Tiarabu**, oder der kleinern Halbinſel von O-Taheiti, Namens **Waheiadua**, hielt ſich gegenwärtig in einer andern Gegend auf; auch zeigte es ſich in der Folge, daß es nicht derſelbe war, den ich bey meiner vormaligen Anweſenheit hier kennen gelernt hatte, ſondern deſſen jüngerer Bruder, ein zehnjähriger Knabe, welcher dem ältern, bey deſſen vor zwanzig Monathen erfolgtem Tode, gefolgt war. Wir erfuhren zu gleicher Zeit, daß die berühmte **Oberea** geſtorben ſey, **O-Tu** hingegen, und unſere andere Freunde noch lebten. Als ich endlich von dem ſpaniſchen Hauſe zurückkehrte, fand ich den **Omai** mitten in einer Rede, die er an die verſammelte Menge hielt, und es koſtete Mühe ihn mit mir weg an Bord zu führen, wo ich noch eine wichtige Sache ins Reine zu bringen hatte.

Otaheiti und die benachbarten Inſeln konnten uns im größten Ueberfluß mit Kokosnüſſen verſehen, deren Saft ein vortreflicher Erſatz für jedes künſtliche Getränk iſt. Es lag mir folglich ſehr am Herzen, meine Mannſchaft zu bereden, ſich damit während ihres hieſigen Aufenthalts zu behelfen, und die ihnen zukommende Portion Branntwein, die ſonſt mit Waſſer vermiſcht wurde, ſo lange zu entbehren. Indeß konnte die Vorenthaltung eines gewohnten und beliebten Getränks, ein allgemeines Murren verurſachen, wofern ich nicht die Urſachen angegeben hätte, die mich bewogen, ſie vorzuſchlagen. In dieſer Abſicht verſammelte ich die Mannſchaft auf dem Verdeck, um ihnen den Zweck der gegenwärtigen Entdeckungsreiſe, und den Umfang unſerer fernern Unternehmungen vorzulegen. Als einen wichtigen Beweggrund zur Bereitwilligkeit und Standhaftigkeit in unſerm Vorhaben, erwähnte ich die Belohnungen, welche von dem Parlamente denjenigen Unterthanen Sr. Majeſtät verſprochen worden, welche zuerſt eine Communication zwiſchen dem atlantiſchen und ſtillen Meere, es ſey in welcher Richtung es wolle, zur See, innerhalb der nördlichen Halbkugel entdecken, und denjenigen, welche zuerſt jenſeits des 89° nördlicher Breite vordringen würden. Ich zweifelte keinesweges, ſagte ich ferner, daß ich ſie bereitwillig finden würde, mir die Hand zu dem wichtigen Unternehmen zu bieten, wo möglich uns zu einer oder zu beyden Belohnungen das Recht zu erwerben. Was uns aber am ſicherſten zum Ziel unſerer

Hofnungen führen könne, ſey die äuſſerſte Sparſamkeit mit unſren Schifsmunitionen und insbeſondere der Mundproviſion, wovon wir, nach unſerer Abreiſe von dieſen Inſeln, wahrſcheinlich keinen friſchen Vorrath würden einlegen können. Man müſſe überdies noch bedenken, daß die Reiſe wenigſtens ein Jahr länger dauren würde, als anfänglich vermuthet worden wäre, da wir die Gelegenheit, im gegenwärtigen Sommer gegen Norden zu gelangen, bereits verſäumt hätten. Ich ſtellte ihnen vor, wie viele Hinderniſſe, und wie viele Mühſeligkeiten uns noch bevorſtehen könnten, und wie viel ſaurer es ihnen ankommen würde, in einem kalten Himmelsſtrich irgend eine Verkürzung an ihrer gewöhnlichen Portion leiden zu müſſen, falls die Noth uns dazu triebe. Ich gab es daher ihnen ſelbſt zu bedenken, ob es nicht rathſamer wäre, ſich der Gefahr lieber nicht auszuſetzen, dereinſt das geiſtige Getränk in einem Zeitpunkt, wo es zur Stärkung am nöthigſten ſeyn würde, entbehren zu müſſen, ſondern ſtatt deſſen im Voraus dieſen Vorrath aufzuſparen, und jezt, da man den vortreflichen Saft der Kokosnüſſe haben könne, den Grog (d. i. Branntwein und Waſſer) auf eine Zeitlang fahren zu laſſen. Gleichwohl wolle ich ſie keinesweges dazu zwingen, ſondern überlaſſe die Entſcheidung gänzlich ihrer freyen Wahl.

Mit Vergnügen fand ich, daß man ſich nicht einen Augenblick über dieſes Zumuthen bedachte; ſondern vielmehr meinen Vorſchlag einmüthiglich genehmigte. Nunmehr ließ ich Herrn Clerke auf ſeinem Schiffe einen ähnlichen Vortrag halten, der mit gleich gutem Willen angenommen ward. Ich ließ alſo meinen

nen Leuten keinen Grog mehr geben, außer Sonnabends Abends, wo ſie immer ihre ganze Portion bekamen, damit ſie die Geſundheit ihrer Freundinnen in England trinken, und ihrer, bey den hübſchen otaheitiſchen Mädchen, nicht ganz vergeſſen möchten. *)

Am folgenden Tage nahmen wir allerley nothwendige Arbeiten vor, beſichtigten den Mundvorrath, zogen die Tonnen mit Rind- und Schweinfleiſch, ſo wie die mit Kohlen, aus der unterſten Lage, und legten Ballaſt an ihre Stelle. Die Kalfaterer mußten mit ihrer Reparatur anfangen, deren das Schiff äuſſerſt bedürftig war; denn auf dem Wege von den freundſchaftlichen Eilanden hieher, war immer eine Menge Waſſers eingedrungen. Auch ließ ich die Stiere,

---

*) Am Sonnabend Abend wird durchgängig auf allen engliſchen Schiffen eine Geſundheit getrunken, die weiter keinen andern Namen hat, als eben Sonnabend-Abend; (Saturday-night!) dabey erinnert ſich der Ehemann ſeines hinterlaſſenen Weibes und der Ledige ſeiner Geliebten in England. Warum dieſes gerade mit dem Schluſſe jeder Woche geſchieht, kann wohl nicht mit völliger Gewißheit ausgemacht werden. Vielleicht rührt es daher, weil der Arbeiter, der die ganze Woche hindurch außer Hauſe ſein Brod verdienen mußte, auch in England nur am Sonnabend ſpät in die Arme ſeines Weibes zurückkehrt, um den Sonntag hindurch bey ihr zu bleiben. Sonſt ſoll auch eine jüdiſche Satzung von der ehelichen Schuldigkeit bey dieſer Gewohnheit zum Grunde liegen, welche wie mich dünkt, bey einem ſo rohen Haufen, der auf ſeinem ſtürmiſchen Elemente ſo leicht verwildern kann, überaus nützlich und wohlthätig iſt. G. F.

Kühe, Pferde und Schafe am Lande zu Graſe gehen, und zwey Mann dabey bleiben, weil ich nicht Willens war, einige davon an dieſem Ende der Inſel zurückzulaſſen.

Während der nächſtfolgenden zwey Tage regnete es faſt in einem fort; doch ließen ſich die Einwohner dadurch nicht abhalten, von allen Seiten zu uns zu ſtrömen. Die Nachricht von unſerer Ankunft hatte ſich ſchnell verbreitet; **Waheiadua** hatte ſie ſchon erfahren, ſo weit er auch entfernt war. Am 16ten Nachmittags, brachte mir ſein Vormund, ein Oberhaupt Namens **Etorea**, zwey Schweine zum Geſchenk von ſeinem Mündel, der, wie er mir verſprach, am folgenden Tage ſelbſt bey mir eintreffen würde. Er hielt auch Wort, und ließ mir bereits am nächſten Morgen ſagen, er ſey angekommen, und verlange mich am Lande zu ſprechen. Ich ſchickte mich alſo, mit dem **Omai**, zu einem feyerlichen Beſuch an; **Omai's** Anzug, der mit Hülfe ſeiner Freunde zu Stande kam, war weder engliſch, noch otaheitiſch, noch tongatabuiſch, ſondern das abentheuerlichſte Gemiſch von allem was er beſaß. Am Lande beſuchten wir zuerſt den **Etary**, der ſich auf einer Tragebahre fortbringen ließ, um uns in ein großes Haus zu führen, wo man ihn niederſetzte. Wir nahmen neben ihm Platz, und ließen ein Stück Zeug von der Inſel **Tongatabu** vor ihm ausbreiten, auf welches ich die Geſchenke legte, die ich auszutheilen gedachte. Nunmehr kam der junge **Erih** mit ſeiner Mutter und mehreren vornehmen Herren, die ſich alle gegen uns über auf der andern Seite des ausgebreiteten Zeuges ſetzten, Hierauf hielt einer der neben mir ſaß, eine Rede, die aus kurzen, abgeſonderten Sentenzen beſtand, welche die zunächſt bey ihm ſitzenden zum Theil diktirten. Von der andern Seite antwortete ihm einer, der nahe bey dem Oberhaupte ſaß. Hierauf ſprach Etary, dann Omai, und man antwortete beyden von der andern Seite. Der Inhalt dieſer Reden betraf lediglich meine Ankunft und Geſchäfte mit ihnen. Der letzte Redner ſagte mir unter andern: die Männer von Rima, das iſt, die Spanier, hätten verlangt, man ſolle mich nicht wieder in die Bay von O-Aitepiah laſſen, falls ich wiederkäme, weil ſie ihnen gehöre; man ſey aber ſo weit entfernt, dieſem Verlangen zu willfahren, daß er vielmehr bevollmächtigt ſey, die ganze Provinz Tiarrabu mit allem was darin wäre, mir zu übergeben. Wie man ſieht, wiſſen alſo dieſe Leute recht gut, ſich nach den jedesmaligen Umſtänden politiſch zu betragen. Zum Beſchluß dieſer Ceremonie, mußte der junge Befehlshaber, auf Anrathen ſeiner Leute, zu mir kommen und mich umarmen; zur fernern Beſtätigung des neuerrichteten Bundes, wechſelten wir auch noch unſere Namen, und gingen dann in Begleitung ſeines Gefolges zum Mittagseſſen an Bord. Omai hatte einen Maro, oder königlichen Schmuck, von rothen und gelben Federn verfertigt, womit er dem Könige der ganzen Inſel, Otu, ein Geſchenk machen wollte. Allerdings hatte dieſes Stück, nach hieſiger Schätzung, einen hohen Werth; daher that ich mein möglichſtes um ihn zu bewegen, es ſo lange aufzubewahren, bis er es ſelbſt mit eigner Hand dem Könige überreichen könnte. Allein er war von der Ehrlichkeit und Treue ſeiner Landsleute zu feſt überzeugt, um ſich rathen zu laſſen. Er hatte alſo den Schmuck an Land genommen, und ihn dem Waheiadua übergeben, damit dieſer ihn dem Otu als einen Zuſatz zum königlichen Maro, zuſchicken möchte. Solchergeſtalt glaubte er beyden Oberhäuptern zu gleicher Zeit die Cour zu machen, da er doch den einen, an deſſen Gunſt ihm das meiſte lag, äuſſerſt beleidigte, und vom andern nicht den mindeſten Lohn erhielt. Alles ging, wie ich es voraus geſehen hatte. Waheiadua behielt den Maro für ſich und ſchickte dem Otu ein kleines Federnſtück, das nicht den zwanzigſten Theil von jenem koſtbaren Geſchenk ausmachte. *)

Am 19ten erhielt ich von dem jungen Oberhaupte ein Geſchenk von einem Dutzend Schweinen, einer Menge Früchte, und etwas Zeug. Denſelben Abend brannten wir, zum großen Erſtaunen und Vergnügen der zahlreichen Zuſchauer, ein Feuerwerk ab. Einige unſerer Herren wollten heute auf ihrem Spatziergange eine römiſchkatholiſche Kapelle angetroffen haben; ſie beſchrieben den Altar und das dazu gehörige ſo umſtändlich, daß man kaum daran zweifeln konnte; indeſſen ſchloß ich doch aus einem Umſtande, daß ſie ſich geirrt haben könnten. Sie erzählten nämlich, daß zwey Männer die Aufſicht über dieſes Gebäude gehabt, und ihnen den Eingang in daſſelbe verwehrt

---

*) Mich dünkt, Cook hätte ſich hier mit allem Rechte der Thorheit des armen Omai ernſtlicher widerſetzen können, da ein Vorfall von dieſer Art hinreichend iſt, einen Krieg zwiſchen den beyden Oberhäuptern zu veranlaſſen. G. F.

hätten. Als ich endlich, um genauere Nachricht davon einzuziehen, ſelbſt hinging, fand ſichs, daß die angebliche Kapelle ein otaheitiſcher Tupapáu war, wo der Leichnam des verſtorbenen Waheiadua, gleichſam auf ſeinem Paradebette lag. *) Dieſer Tupapau ſtand in einem ziemlich geräumigen Hauſe, welches mit einer niedrigen Verzäunung umgeben war. Er ſchien mit ungewöhnlichem Fleiße ausgearbeitet, und den kleinen Sonnendächern, die zuweilen auf den größeren Kanots befindlich ſind, ähnlich zu ſeyn, mochte auch wohl ehedem zu dieſem Gebrauch gedient haben. Rund umher war er mit Zeug und Matten von allerley Farben behangen und verhüllt, welches einen maleriſchen Effekt hervorbrachte. Unter andern Zierrathen dieſes Tupapau zeichnete ſich ein vier bis fünf Ellen langes Stück ſcharlachen Tuch aus, wel-

---

*) Tupapau heißt im Otaheitiſchen ein Gerüſt auf 4 Pfählen, woſelbſt der Leichnam eines verſtorbenen Vornehmen in freyer Luft der Verweſung ausgeſetzt wird. Der Leichnam pflegt in Zeug gewickelt zu ſeyn, und über demſelben iſt gemeiniglich ein Dach von Pandangsblättern angebracht. Man wird ſich vielleicht erinnern, daß der verſtorbene Waheiadua in meiner Beſchreibung der zweyten Cookiſchen Reiſe Atheatua heißt; und dies iſt auch der eigentliche Name, ohne das praefixum, *o*, welches vor einem Selbſtlauter bald wie *w* lautet; das engliſche w aber wird wie ein kurzes u ausgeſprochen. Merkwürdig iſt es, daß auch der Vater des Verſtorbenen denſelben Namen führte, und alſo Atheatua dort, wie Ludwig in Frankreich, ſich von einem Regenten auf den andern forterbt. G. F.

ches ohne Zweifel ein Geſchenk von den Spaniern war. Auſſer dieſem Tuch und einigen Federquaſten, die man von fern für ſeidne Zierrathen halten konnte, ſah ich nichts, was unſere Beobachter verleitet haben konnte, hier eine Kapelle zu ahnden. Alles übrige hatte ihre Einbildungskraft hinzugefügt. *) Hätten ſie nicht gewußt, daß die Spanier hier geweſen, ſo wären ſie unfehlbar nicht in einen ſolchen Irrthum verfallen.

Man opferte, wie es ſchien, bey dieſem heiligen Orte täglich einige Früchte und Wurzeln; denn verſchiedenes war noch ganz friſch. Alle Opfer lagen auf einem **Whatta** oder Altar, auſſerhalb der Verzäunung, die wir nicht überſchreiten durften. Tag und Nacht bedienten zwey Männer dieſen Ort, theils um ihn zu bewachen, theils um den Tupapau von Zeit zu Zeit zu bekleiden. Dies ſchließe ich daraus, weil bey meiner Annäherung das Zeug und anderes Zubehör alles zuſammengerollt war, auf meine Bitte aber der ganze Aufputz wiederhergeſtellt wurde, nachdem die beyden Männer zuvor reine weiße Kleider angelegt hatten. Auch ſie beſtätigten es, daß ihr Oberhaupt ſeit zwanzig Monaten geſtorben ſey.

---

*) Dergleichen Fälle ſind uns auf der vorigen Reiſe nicht ſelten vorgekommen; denn zum Beobachten gehört noch etwas mehr als bloßes Sehen, und dieſes Mehrere fehlt gleichwohl den meiſten Menſchen. Aus ſolchen Zügen von umnebelter Phantaſie kann man ſich ungefähr den Werth abſtrahiren, den die Reiſejournale haben können, die von Wundern und Abentheuern ſtrotzen, und die ſo mancher unkritiſche Ueberſetzer dann doch wohl, mit einem wegwerfenden Seitenblick, zu gleichem Range mit den Beobachtungen kaltblütiger und ſachkundiger Männer erhebt. G. F.

Am 22ſten ließ ich das lebendige Vieh wieder einſchiffen, und machte mich ſegelfertig, denn unſere hieſigen Geſchäfte waren vollendet, und wir hatten einen Vorrath von friſchem Waſſer am Bord. Während daß die Schiffe am folgenden Morgen ihre Anker hoben, ging ich mit **Omai** nochmals an Land, um mich bey dem jungen Oberhaupte zu beurlauben. Während daß wir bey ihm waren, kam einer von den Schwärmern, die hier **Eatua**'s heißen, weil man ſie für Inſpirirte hält die den Geiſt Gottes haben, herbey, und trat vor uns hin. Er ſah völlig wie ein Wahnwitziger aus, und hatte keine andere Bekleidung als eine Menge Piſangblätter um die Lenden gewunden. Seine Stimme war ſchwach und quikend, ſo daß ich ihn faſt gar nicht verſtand. **Omai** hingegen verſtand ihn, und erklärte uns: er rathe dem **Waheiadua** ab, daß er mich nicht nach **Matavai** begleiten möchte; dies war ſonderbar, da ich nie gehört, daß er dieſe Abſicht gehabt, und meines Theils ihm keinen Vorſchlag deshalb gethan hatte. Ferner prophezeihte dieſer **Eatua**, daß wir heute nicht nach **Matavai** kommen würden. Es war auch damals wenig Anſchein dazu, denn es herrſchte eine völlige Windſtille; allein demungeachtet hatte ihn ſein prophetiſcher Geiſt diesmal betrogen. Er ſtand noch und prophezeite, als ein ſchwerer Regenguß fiel, der jeden zwang ſich irgendwo ein Obdach zu ſuchen, indeß er ſelbſt gar nicht darauf zu achten ſchien. Nachdem er noch ungefähr eine halbe Stunde lang bey uns gequikt hatte, ging er endlich fort, ohne daß ſich jemand um ſeine Götterſprüche bekümmert hätte. Manche von ſeinen Landsleuten verlachten ihn, und der Befehlshaber den ich fragte, ob er ein Eri, oder ein Tautau (vornehmer oder gemeiner Mann) wäre? gab zur Antwort, er ſey ein Tata-ino, ein Taugenichts. So wenig man ſich indeß um dieſen wahnwitzigen Propheten zu bekümmern ſchien, ſo gewiß iſt es demungeachtet, daß der Aberglaube auch hier mit der Vernunft davon läuft, und daß man Leute dieſer Art mit voller Ueberzeugung für Beſeſſene hält, die den Geiſt des Eatua (der Gottheit) haben. Omai ſchien von allem, was ſie betrift, ſehr wohl unterrichtet zu ſeyn. Seiner Erzählung zufolge, kennen ſie niemanden, nicht einmal ihre vertrauteſten Freunde, wenn ſie der Paroxysmus anfällt; ſie verſchenken dann, falls ſie begütert ſind, oft alle ihre Haabe und Gut, wofern ihre Freunde nicht die Vorſicht gebrauchen, daſſelbe zu verſtecken. Wenn ſie hernach wieder zu ſich ſelbſt kommen, fragen ſie, wo dies und jenes, was ſie doch kurz zuvor weggeſchenkt hatten, hingekommen ſey; denn es ſcheint daß ſie ſich deſſen, was während des Anfalls mit ihnen vorgeht, nachher nicht im geringſten erinnern können. *)

---

*) Dieſe Eigenſchaften ſind den Wirkungen welche ſich bey Raſenden äuſſern zu ähnlich, als daß ſie nicht bloß dieſer Krankheit zugeſchrieben werden müßten. Da es ſo durchgehends unter den aſiatiſchen Völkern angenommen iſt, die Narren für Inſpirirte zu halten, ſo könnte man auf die Vermuthung kommen, daß die Zauberer, Beſchwörer, Schamanen und Pfaffen aller Art, denen es daran liegt, ſich als Inſpirirte geltend zu machen, durch dieſes Vorurtheil den Knif erlernt hätten, ſich wie Raſende anzuſtellen, und durch Contorſionen und Convulſionen ihre göttliche Sendung zu beglaubigen. Uebrigens iſt es das gutmüthigſte Urtheil von der Welt, wel-

Sobald ich zurück an Bord gekommen war, erhob ſich ein leichtes Lüftchen, mit deſſen Hülfe wir unter Segel gingen, und nach Matavai *) ſteuerten, wo die Reſolution noch denſelben Abend, die Discovery hingegen erſt am folgenden Morgen vor Anker ging. Die Prophezeihung ward alſo noch zur Hälfte erfüllt.

---

ches die ungeübte und unerfahrne Vernunft des Menſchen auf der Kindheitsſtufe hier fällt, indem ſie ſchließt: ein Narr iſt inſpirirt. Die erfahrne, männlich gewordene Vernunft muß freylich, durch Schaden gewitzigt, den Satz umkehren lernen: ein Inſpirirter iſt ein Narr! G. F.

*) Den Plan dieſer Bay findet man in der Hawkesworthiſchen Sammlung der neueſten engliſchen Reiſen in die Südſee.

Ein und zwanzigſtes Hauptſtück.

Zuſammenkunft mit O-Tu, dem Könige der Inſel. Omai's unvorſichtiges Betragen. Unſre Beſchäftigungen am Lande. Landung der europäiſchen Thiere. Von einem hieſigen Inſulaner der in Lima geweſen. Etwas von Ohedidi. Ein Aufſtand in Eimeo. Die Befehlshaber beſchließen Krieg mit jener Inſel. Menſchenopfer wegen dieſes Unternehmens. Beſchreibung der Ceremonien am großen Morai, wo dieſes Opfer dargebracht wurde. Andere barbariſche Gebräuche dieſes Volks.

Um neun Uhr des Morgens kam O-Tu, der König der ganzen Inſel O-Taheiti, mit ſeinem Gefolge in vielen Kähnen, von O-Parre, ſeiner Reſidenz, in der Bay wo wir vor Anker lagen, an. Er landete auf der Spitze Matavai, und ſchickte an Bord, um mich zu ihm einzuladen. Ich ging, in Begleitung Omai's und verſchiedener Officiere, ſogleich ans Land, wo eine erſtaunliche Menge Volks verſammelt war. Der König ſtand nebſt ſeinem Vater, zwey Brüdern und drey Schweſtern, mitten im Haufen. Ich ging voran, und umarmte ihn; Omai kniete nieder und umfaßte ſeine Füße. Um dieſe Ceremonie mit deſto beſſerem Anſtande vornehmen zu können, hatte er ſich mit ſeinen beſten Kleidern geſchmückt, und ſein ganzes Betragen war zweckmäßig, ehrerbietig und ehrbar. Demungeachtet ſchien man ſehr wenig auf ihn zu achten, vielleicht weil doch etwas Neid gegen ihn ſich regen mochte. Er beſchenkte den König mit einem großen Stücke rother Federn, und zwey oder drey Ellen Goldſtoff, ich überreichte ihm einen Vorrath von ſeiner Wäſche, einen Hut mit goldener Treſſe, einige Werkzeuge, und was hier mehr als alles geſchätzt wurde, eine Menge rother Federn, und eine Mütze, wie man ſie auf den Freundſchafts-Inſeln trägt.

Sobald nur der erſte Lärm, den dieſer Beſuch verurſachte, vorüber war, begleitete mich O-Tu, mit der ganzen königlichen Familie an Bord. Ihnen folgten verſchiedene Kähne, die ſo reichlich mit allerley Lebensmitteln beladen waren, daß die Mannſchaft beyder Schiffe eine Woche lang daran zu zehren gehabt hätte. Eine jede Perſon von dieſer vornehmen Familie hatte entweder wirklich Theil an dieſem Geſchenk, oder war wenigſtens ſchlau genug es vorzugeben, ich erhielt folglich von jeder ein Geſchenk, und mußte es bey jeder mit einem Gegengeſchenk erwiedern, worauf es eigentlich angelegt war. Die Mutter des Königs, die bey der erſten Zuſammenkunft nicht zugegen war, kam bald hernach an Bord, und brachte eine Menge Zeug und Lebensmittel, welche ſie zwiſchen mir und Omai theilte. Man fing nämlich ſchon an, mit ihm ſchön zu thun, weil man von ſeinen Reichthümern Witterung bekommen hatte. Ich that was ich konnte, um dieſes gute Vernehmen zu begünſtigen, weil ich die Abſicht hatte, den Omai bey dem Könige O-Tu zurückzulaſſen. Hier wollte ich auch alle meine europäiſchen Thiere an Land ſetzen, und Omai ſollte ſich durch Belehrung über den

Nutzen und die Behandlung derſelben, bey den Einwohnern nothwendig und beliebt machen. Ueberdies war leicht einzuſehen, daß ſein Anſehen deſto größer ſeyn würde, je weiter er von der Inſel entfernt bliebe, wo er gebohren war. Unglücklicherweiſe verwarf aber der arme Omai auch dieſen Rath, und betrug ſich ſo unvorſichtig, daß er in kurzem bey dem Otu, und jedem angeſehenen Manne in Otaheiti alle Achtung verlohr. Seine Spießgeſellen waren Landläufer und Fremdlinge aus andern Inſeln, die nur damit umgingen, ihn auszuziehen; und hätte ich mich ſeiner nicht angenommen, ſo würden ſie ihm nichts übrig gelaſſen haben, was des Transports werth geweſen wäre. Natürlicherweiſe mußte es aber die vornehmſten Oberhäupter in der Inſel verdrießen, daß ſie von keinem Menſchen auf beyden Schiffen ſo koſtbare Geſchenke erhalten konnten, als Omai dem Pöbel, mit dem er umging, verſchwenderiſch austheilte.

Nach dem Eſſen begleiteten einige von uns den König nach Oparre zurück. Bey dieſer Gelegenheit nahm ich das Federvieh mit, welches man in England für dieſe Inſel beſtimmt hatte, nämlich ein Pfauenpaar, (welches mir Lord Besborough wenige Tage vor meiner Abreiſe geſchickt hatte,) ein paar Truthüner, einen Gänſerich und drey Gänſe, einen Enterich und vier Enten, und ließ ſie in Oparre, wo ich ſchon einen Gänſerich vorfand, den Capitain Wallis, vor zehn Jahren, der Oberea geſchenkt hatte. Die Gänſe und Enten fingen noch vor meiner Abreiſe von Otaheiti an, zu legen und zu brüten. Sonſt fand ich in Oparre noch einige Ziegen, und einen auſſerordentlich ſchönen Stier, den die Spanier hier zurückgelaſſen hatten. Er war ohnweit

Otu's Hauſe an einen Baum gebunden, gehörte jezt dem Etary zu, und war von O-Aitepiha nur in der Abſicht hieher gebracht, um ihn nach Bolabola einzuſchiffen, ob es mir gleich unbegreiflich iſt, wie die Inſulaner es anfangen, in ihren Kähnen ein Thier von dieſer Größe und Stärke zu transportiren. Ohne Kühe war er indeß ganz überflüßig, und es konnte gleichviel ſeyn, wer ſein Herr ward. Die Einwohner ſagten uns, es wären auch Kühe auf den Spaniſchen Schiffen geweſen, ſie wären aber wieder mit zurückgeführt worden; allein dies ſcheint mir nicht glaublich, und ich vermuthe eher, daß ſie unterweges, von Lima hieher, geſtorben ſeyn mögen. Am folgenden Tage ſchickte ich meine drey Kühe zu dieſem Stier; den Stier aber, den Ich mitgebracht hatte, nebſt dem Pferde und der Stute, und den Schafen ließ ich zu Matavai ans Land bringen. Ich hatte, da ich von dieſen Paſſagieren befreyet war, eine große Laſt weniger. Schwerlich wird man ſich die Mühe und den Verdruß ganz vorſtellen können, den mir die Aufſicht und Fürſorge für dieſe Thiere verurſachte. Dafür belohnte mich aber jezt der beruhigende Gedanke, daß ich das Glück gehabt hätte, die menſchenfreundlichen Abſichten Sr. Majeſtät zu erfüllen, und zwey edle Völker mit ſo ſchätzbaren Geſchenken zu verſehen. So erndtete ich nun Freude für die vielen ſorgſamen Stunden, die mir dieſer untergeordnete Zweck meiner Reiſe bisher verurſacht hatte.

Da wir uns hier einige Zeit aufhalten mußten, ließ ich auf der Spitze Matavai beyde Sternwarten errichten, und daneben zwey Gezelte aufſchlagen, wo ſich die Wache und einige Leute, denen ich am Lande Beſchäftigung gab, unter Herrn Kings Kommando aufhalten ſollten, der nebenher Beobachtungen zur Beſtimmung des Ganges der längen-Uhren anſtellte. Die Mannſchaft beyder Schiffe war inzwiſchen mit mancherley weſentlichen Arbeiten beſchäftigt; einige mußten den Hauptmaſt der Discovery an Land bringen und ihn durch eine Reparatur vollkommen wieder in guten Stand ſetzen; andere beſſerten die Segel aus; wieder andere die Waſſerfäſſer; noch andere beſichtigten und flickten unſer ganzes Tauwerk, und kalfaterten die Schiffe. Ich ließ auch unſer ſämmtliches in Fäſſer gepacktes Brod (Zwieback) unterſuchen, und wir fanden zu unſerer großen Freude nur ſehr wenig beſchädigt.

Am 26ſten ließ ich ein Stück Land zu einem Garten umarbeiten, und pflanzte allerley hinein, wovon wohl das wenigſte die Aufmerkſamkeit der Einwohner auf ſich ziehen, oder verpflegt werden möchte. Indeſſen ließen ſich, ehe ich unter Segel ging, eine Melone und Kartoffeln, nebſt ein Paar Ananaspflanzen ſehr gut an. Von den Freundſchafts-Inſeln hatte ich etliche Pompelmußbäume (*Shaddock trees*) mitgebracht, die ich hier ebenfalls verpflanzte. Es iſt faſt nicht anders möglich, als daß ſie fortkommen müſſen, wenn nicht irgend ein Unfall ihr Wachsthum verhindert, wie dort in O-Aitepiha, wo ein von den Spaniern gepflanzter Weinſtock durch vorwitzige Neugier beynahe vernichtet wurde. Die Einwohner hatten ſich nehmlich um den Weinſtock verſammelt, um ſeine erſte Frucht zu koſten; weil aber die Trauben noch ſauer ſchmeckten, hielten ſie die Pflanze für ſo gut als giftig, und beſchloſſen einmüthig ſie zu zertreten. So fand ſie Omai, den die Entdeckung entzückte, weil er ſich vorſtellte, wenn er nur Trauben hätte, könne er auch Wein machen. Er ſchnitt alſo verſchiedene Reben ab, um ſie mitzunehmen; und wir beſchnitten den Stamm ſo gut wir konnten, damit er ſich wieder erholen möchte. Vermuthlich werden Omai's Belehrungen doch ſo viel gefruchtet haben, daß man die Trauben künftig reif werden läßt, und nicht ſo übereilt das Todesurtheil über den unſchuldigen Weinſtock ſpricht.

Innerhalb acht und vierzig Stunden hatten wir bereits von allen unſern alten Freunden und Bekannten, die ich in meiner vorigen Reiſebeſchreibung genannt habe, Beſuche erhalten, und da keiner mit leeren Händen kam, ſo hatten wir größern Vorrath von Lebensmitteln, als wir zu laſſen oder zu verbrauchen wuſten. Dabey herrſchte auf der ganzen Inſel ein ſolcher Ueberfluß an jeder Gattung von Erfriſchungen, daß wir keinesweges beſorgen durften, ihn zu erſchöpfen.

Bald nach unſerer Ankunft beſuchte uns auch einer von den Eingebohrnen, welcher mit den Spaniern in Lima geweſen war. Im Aeußerlichen unterſchied er ſich nicht von ſeinen Landsleuten; er konnte aber noch einige Spaniſche Worte vorbringen, die er jedoch ſehr verſtümmelte. Unter andern wiederholte er alle Augenblicke ſein: ſi Sennor und wenn ein Fremder zu ihm geführt wurde, pflegte er aufzuſtehen, und ſo gut er es verſtand, ihn zu bekomplimentiren.

Hier fanden wir auch den jungen Menſchen, den ich im Jahr 1773 von Ulietea mitgenommen, und im Jahr 1774, nachdem er ſieben Monathe lang bey uns geweſen und mit uns die Freundſchafts-Inſeln, Neuſeeland, die Oſterinſel und die Marquiſen geſehen, wieder eben dahin zurückgebracht hatte. Wir pflegten ihn Oididi (Oedidee) zu nennen, ſein eigentlicher Name iſt aber Hiti-Hiti *) (Heetee-Heetee). Er machte wenigſtens eben ſo viel Anſpruch auf Artigkeit als jener, der aus Lima zurückgekommen war, und wiederhohlte ſein yes Sir, oder if you pleaſe, Sir, ſo fleißig als der andere ſein ſi Sennor. Hiti-Hiti, der aus Bolabola gebürtig iſt, war vor drey Monaten in Otaheiti angekommen, und zwar, ſo viel wir erfahren konnten, in keiner andern Abſicht, als etwa ſeine Neugier, oder, wie es ſonſt wohl bey vornehmen Reiſenden der Fall iſt, irgend eine andere Lieblingsneigung zu befriedigen. Augenſcheinlich zog er ſeine Landestracht der unſrigen vor; denn ob ihm gleich unſer Admiralitäts-Collegium durch mich einige Kleider überbringen ließ (zu welchem Geſchenk ich noch einen Kaſten mit Zimmerwerkzeugen, und

---

*) Engländer, die keine Sprache als ihre eigene verſtehen, wiſſen freylich nicht, was ſie mit ihren Buchſtaben, deren Werth ſo unbeſtimmt iſt, anfangen ſollen, wenn ſie einen ausländiſchen Namen damit zu ſchreiben haben, zumal einen Otaheitiſchen, worin die Selbſtlauter ſich ſo ſehr häufen: ſonſt iſt freylich der Unterſchied zwiſchen den beyden im Texte vorkommenden Varianten nicht groß. Ich hatte in meiner Reiſebeſchreibung O-Hidih geſchrieben, welches dem Hiti-Hiti, bis auf die eingeſchobene zweyte Aſpiration, ganz nahe kommt. D und T aber verwechſeln die Taheitier beſtändig. Sonſt hieß dieſer junge Mann auch Maheine, nach einem Oberhaupt in Eimeo, mit dem er ein Freundſchaftsbündniß errichtet hat, und unter dieſem Namen kommt er öft in meiner Reiſebeſchreibung vor. G. F.

und einige andre Sachen hinzufügte,) mochte er ſie doch nach Verlauf von wenigen Tagen nicht mehr tragen. Mich dünkt, man könne mit Recht ſowohl dieſen Menſchen, als den in Lima geweſenen, zu den Beyſpielen rechnen, welche beweiſen, daß dem Menſchen der Hang zu ſeinen Jugendgewohnheiten angebohren iſt. Vielleicht wird ſelbſt Omai, ſo vollkommen er auch alle Engliſchen Sitten angenommen hatte, bald nachdem wir ihn verlaſſen haben, wie jene andern, die Kleidungsart ſeiner Landsleute wieder annehmen. *)

Frühe am 27ſten brachte uns ein Bote aus O-Aitepiha die Nachricht, daß daſelbſt in voriger Nacht zwey ſpaniſche Schiffe vor Anker gegangen wären. Zur Beſtätigung deſſen was er ſagte, zog er ein Stück grobes blaues Tuch hervor, welches er auf einem dieſer Schiffe bekommen haben wollte, und welches in der That noch ganz neu zu ſeyn ſchien. Er fügte noch hinzu, auf einem dieſer Schiffe befinde ſich Matima, (von dem die Eingebohrnen hier ſo viel zu ſprechen pflegten), und in ein Paar Tagen würden ſie nach Matavai kommen. Einige Nebenumſtände, die noch hinzu kamen, gaben ſeiner Erzählung einen ſolchen Anſtrich von Glaubwürdigkeit, daß ich dem Lieutenant Williamſon den Auftrag ertheilte, die Bay von O-Aitepiha zu recognoſciren, und mittlerweile die Schiffe in Vertheidigungsſtand ſetzte. England und Spanien waren zwar bey meiner Abreiſe in Frieden, allein wer konnte

---

*) Dies wäre um ſo weniger zu verwundern, da ſie in einem heißen Klima ungleich bequemer iſt als die unſrige. G. F.

uns dafür bürgen, daß nicht die Umſtände alles verändert hätten, und dieſe Vorſicht nothwendig machten. Bey näherer Erkundigung kam uns indeß der Kerl mit ſeiner Nachricht verdächtig vor, und dieſes beſtätigte ſich völlig am andern Tage, als der Lieutenant zurück kam, und mir rapportirte, er habe in O-Aitepiha keine Schiffe angetroffen, auch wären ſeit unſerer Abfahrt keine daſelbſt geweſen. Die Einwohner des hieſigen Theils der Inſel, hatten uns gleich vom Anfang geſagt, die Nachricht ſey eine bloße Erfindung der Leute von Tiarrabu; nur konnte ich nicht begreifen, in welcher Abſicht dieſe uns täuſchen wollten. Vielleicht war Brodneid ihr Beweggrund; ſie mochten ſich nehmlich Hofnung machen, daß ich nunmehr die Inſel verlaſſen, und ſolchergeſtalt die Einwohner von Otaheiti-nui, ihre geſchwornen Feinde, die Vortheile einbüßen würden, die unſer längerer Aufenthalt ihnen gewähren mußte.

Seit unſerer Ankunft in Matavai, war das Wetter ſehr unbeſtändig geweſen,, und es regnete bis zum 29ſten täglich mehr oder weniger, ſo daß wir die gleichzeitigen Höhen, nach welchen der Gang der Uhren beſtimmt werden mußte, eher nicht obſerviren, und mit dem Kalfatern und andern Ausbeſſerungen des Schiffes nicht fertig werden konnten. Am Abend des genannten Tages zogen ſich die Einwohner plötzlich, ſowohl von beyden Schiffen als auch von unſerer Station am Lande, zurück, ohne daß ich anfänglich erfahren konnte, was zu dieſer Flucht Veranlaſſung gegeben habe. Natürlicherweiſe konnten wir aber aus ähnlichen Vorfällen ſchließen, daß irgend ein Diebſtahl, und die Furcht vor der Strafe, die Haupttriebfedern ſeyn müßten, und bald erfuhr ich auch den ganzen Handel. Einer von den Gehülfen des Wundarztes war mit vier Beilen ins Land gegangen, um allerley Seltenheiten einzutauſchen; er hatte aber unvorſichtigerweiſe einem Eingebohrnen die Beile zum Tragen anvertraut, der dann mit ſeiner reichen Beute durchgegangen war. Hierauf war alles geflohen, ſelbſt Otu mit ſeiner Familie, den ich mit vieler Mühe nach einer Reiſe von drey Meilen einhohlte, und ohne weitere Schwierigkeit zurückbrachte. Dies ward mir deſto leichter, da ich wegen der Zurückgabe der Beile keinen Schritt thun wollte, um meine Leute in Zukunft behutſamer zu machen. Es gelang mir daher, die Einwohner zu beruhigen und alles in ſeinen vorigen Gang zu bringen. —

Die ganze Aufmerkſamkeit des Königs ſowohl als des Volkes, war bisher auf uns allein gerichtet geweſen; allein am folgenden Morgen kamen Boten von der Inſel Eimeo oder, wie ſie von den Einwohnern weit öfter genannt wird, Morea *), mit der Nachricht, daß das Volk daſelbſt die Waffen ergriffen, O-Tu's Parthey geſchlagen, und ins Gebirge zu flüchten genöthigt habe. Dieſe Nachricht verurſachte eine neue Geſchäftigkeit. Die Uneinigkeiten, welche zwiſchen beyden Inſeln im Jahr 1774 entſtanden, hatten, wie es ſcheint, bisher faſt ununterbrochen fortgedauert. Die mächtige Flotte welche ich damals ſahe und beſchrieb,

---

*) Morea iſt, nach meines Vaters Bemerkungen ꝛc. S. 193, ein Diſtrict auf Eimeo. G. F.

war bald nach meiner Abreiſe in See gegangen; allein die Aufrührer in Eimeo hatten ſich ſo tapfer gewehrt, daß man unverrichteter Sache hatte zurückkehren müſſen.

Alle Oberhäupter, die damals zu Matavai gegenwärtig waren, verſammelten ſich in O-Tu's Hauſe, um ſich unverzüglich über die erhaltene Nachricht zu berathſchlagen. Da ich mich ſo eben daſelbſt befand, hatte ich die Ehre, als Beyſitzer zu ihrem Rathe gezogen zu werden. Einer von den Abgeordneten eröfnete den Gegenſtand der Berathſchlagung in einer ziemlich langen Rede, wovon ich, außer dem allgemeinen Innhalt, wenig verſtand. Er ſchilderte die Lage der Sachen in Eimeo, und foderte die verſammelten Oberhäupter auf, die Waffen zu ergreifen. Nun entſtand ein Streit, indem andere ſich dieſer Meynung widerſetzten, und keine Feindſeligkeiten anfangen wollten; doch ging eine Weile alles ſehr ordentlich zu, und es redete jederzeit nur Einer. Zuletzt aber nahm der Lärm überhand, ſo daß ich faſt befürchtete, unſere Zuſammenkunft möchte ſich endigen wie ein polniſcher Reichstag. Indeß wurden die ſtreitenden Oberhäupter eben ſo ſchnell wieder ruhig, als zuvor hitzig, und die gute Ordnung ließ ſich bald wieder herſtellen. Die Parthey, welche Krieg verlangte, behielt die Oberhand, und man beſchloß, wiewohl nicht einmüthiglich, den Freunden in Eimeo einen ſtarken Succurs zu ſchicken. Otu ſchwieg während dieſer ganzen Zeit, außer daß er dann und wann ein Paar Worte an die Sprecher richtete. Die Mitglieder des Raths, welche für den Krieg geſtimmt hatten, forderten nunmehr mich zum Beyſtand auf, und auch die übrigen wollten wenigſtens wiſſen, welche Parthey ich ergreifen würde. Man ſchickte nach **Omai**, damit er mein Dollmetſcher seyn möchte; weil er aber nicht gleich zu finden war, mußte ich mich ſchon, ſo gut es ging, ſelbſt erklären. Ich ſagte ihnen, ich ſey von dem Zwiſt nicht hinlänglich unterrichtet; die Einwohner von **Eimeo** hätten mir nichts zu Leide gethan; alſo glaubte ich, nicht befugt zu ſeyn, ſie anzugreifen. Hiermit waren ſie entweder wirklich zufrieden, oder ſchienen es wenigſtens zu ſeyn. Die Verſammlung ging nunmehr auseinander; doch lud mich **Otu** ein, ihn, in **Omai's** Begleitung, Nachmittags wieder zu beſuchen.

Wir warteten ihm zur beſtimmten Zeit auf. Der Vater des Königs führte uns zu ihm, und die vorige Unterhaltung ward nun in ſeiner Gegenwart fortgeſetzt. Ich meines Theils wünſchte vor allen Dingen, einen freundſchaftlichen Vergleich zu begünſtigen; allein der alte Mann, dem ich dies zu verſtehen gab, blieb gegen meine Vorſtellungen taub, und erneuerte, in der feſten Entſchließung den Krieg fortzuſetzen, die Bitte um meinen Beyſtand. Ich erkundigte mich nach der Veranlaſſung zum Kriege, und erfuhr, daß vor einigen Jahren, auf Verlangen des **Maheine**, eines beliebten Oberhauptes in **Eimeo**, ein Bruder des **Waheiadua** von **Tiarrabu**, dorthin geſchickt worden wäre, um als König die Inſel zu beherrſchen. Gleichwohl ſey noch nicht eine Woche verſtrichen geweſen, ſo habe **Maheine** ihn bereits ums Leben bringen laſſen, und ſelbſt nach der oberſten Herrſchaft geſtrebt, die entweder rechtmäßigerweiſe auf den **Tieratabunui**, (**t'Eri-Tabu-nui**), ſeiner Schweſter Sohn, hätte fallen ſollen, oder demſelben wenigſtens, nach dem Tode des vorigen Regenten, von den Otaheitiern beſtimmt worden wäre.

Tohah (*Towha*), ein Verwandter des Otu, und Oberhaupt des Diſtrikts Tittahah, ein Mann von großem Anſehen auf Otaheiti, der auch im Jahr 1774, die damalige Expedition gegen Eimeo kommandirt hatte, war diesmal nicht in Matavai, folglich auch nicht bey den Berathſchlagungen zugegen geweſen. Nichtsdeſtoweniger wuſte er um alle Vorgänge, und nahm ſich der Sache mit größerm Eifer an, als irgend einer der andern Erihs. Früh am erſten September ſchickte er einen Boten an Otu, mit der Nachricht, er habe einen Menſchen getödtet, um ihn dem Eatua (Gott) zu opfern, damit er ihnen gegen Eimeo Hülfe verleihe. Dieſe religiöſe Feyerlichkeit ſollte am groſſen Morai in Attahuru vorgenommen werden, und Otu's Gegenwart ſchien dabey unentbehrlich zu ſeyn *).

Herr von Bougainville hatte bereits unter den Religionsgebräuchen dieſer Inſulaner die Menſchenopfer angeführt, wovon ihm der Eingebohrne, den er mit nach Frankreich brachte, Nachricht ertheilt hatte. Au Ich vermuthete aus dem, was ich während meines vorigen Aufenthaltes in Otaheiti geſehen hatte, und was ich aus meinen Unterredungen mit dem Omai ſchöpfen konnte, mit vieler Wahrſcheinlichkeit dieſen Gebrauch, ſo wenig die menſchenfreundlichen Geſinnungen dieſes Volkes ſonſt damit übereinſtimmten; indeß war es immer eines von jenen außerordentlichen Faktis, welche vielen noch immer zweifelhaft vorkommen, wenn der Erzähler ſelbſt nicht als Augenzeuge für die Wirklichkeit Bürgſchaft leiſten kann. Daher wollte ich ſelbſt bey dieſer Feyerlichkeit gegenwärtig ſeyn, und bat den **Otu** um Erlaubniß ihn begleiten zu dürfen. Er genehmigte mein Geſuch unverzüglich, und wir gingen ſofort, in Begleitung meines alten Freundes **Potatau**, Herrn Anderſons und Herrn Webers in meinem eignen Bote nach **Attahuru** ab, wohin uns **Omai** in einem Canot folgte.

---

*) Morai, eigentlich Marai, heißt der Ort wo angebetet wird, wo der Gottheit feyerliche Opfer dargebracht, und die Leichname verſtorbener Oberhäupter beygeſetzt werden. Gemeiniglich ſieht man daſelbſt groſſe Steinhaufen in Geſtalt abgeſtumpfter Pyramiden. G. F.

Unterweges ſtiegen wir auf einem kleinen Eiland aus, welches Tittahah gegenüber liegt, und wo wir den Tohah und ſein Gefolge fanden. Die beyden Oberhäupter beſprachen ſich über die Kriegsangelegenheiten, und Tohah wandte ſich hierauf ebenfalls um Beyhülfe an mich. Als ich mich entſchuldigte, ſchien er böſe zu werden, und fand es ſeltſam, daß ich, ein vorgeblicher Freund ihrer Inſel, nicht gegen ihre Feinde ausziehen wolle. Ehe wir von einander ſchieden, gab er dem **Otu** zwey oder drey zuſammengebundene rothe Federn, und ließ einen magern halbverhungerten Hund in ein Canot ſetzen, welches uns begleiten ſollte. Wir ſchifften uns nun wieder ein, und nahmen einen Prieſter mit, der bey der Solennität zugegen ſeyn ſollte.

Ungefähr um zwey Uhr Nachmittags ſtiegen wir zu **Attahuru** ans Land. Otu verlangte, daß die

Matroſen in dem Boote bleiben, und die Herren Anderſon und Weber, ſowohl als ich ſelbſt, ſobald wir bey dem Marai anlangten, unſere Hüte abnehmen möchten. Wir giengen ſogleich darnach hin, und wurden von einer großen Menge Mannsperſonen und einigen Knaben, aber nicht von einer einzigen Perſon weiblichen Geſchlechts begleitet. Vier Prieſter, nebſt ihren Aufwärtern oder Gehülfen, warteten ſchon auf uns. Der Leichnam oder das Opfer lag in einem kleinen Kahn, welcher dem Marai gegenüber am Strande, wo ihn das Meer noch erreichen konnte, aufgezogen war. Zwey Prieſter nebſt einigen Bedienten ſaßen bey dem Kahne; die übrigen am Marai. Zwanzig oder dreyßig Schritte von den letztern blieb Otu, mit uns und einigen andern, ſtehen; der große Hauſe des Volks hingegen blieb weiter zurück. Nunmehr nahmen die Ceremonien ihren Anfang.

Einer von dem Prieſtergefolge, (Akoluthen), legte einen Piſangſtamm zu den Füßen des Königs nieder. Ein anderer näherte ſich mit einem kleinen Büſchel rother, auf Kokosfaſern gewickelter Federn, womit er einen Fuß des Königs berührte, und ging hierauf wieder zu ſeinen Collegen zurück. Jezt wandte ſich einer von den Prieſtern die am Marai ſaßen, gegen jene am Strande und begann ein langes Gebet, wobey er von Zeit zu Zeit junge Piſangſtämme hinabſandte, welche auf das Opfer gelegt wurden. Während dieſes Gebetes hielt ein Mann, der neben dem betenden Prieſter ſtand, zwey Bündel in der Hand, welche von Otaheitiſchem Zeug zu ſeyn ſchienen. In dem einen war, wie ſich hernach zeigte, der königliche Maro, (gleichſam die Inſignien der höchſten Gewalt) und im andern, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, die Lade des Eatua *). Sobald das Gebet geendigt war, gingen die Prieſter mit ihrem Gefolge vom Marai zu jenen am Strande hin, und ſetzten ſich daſelbſt nieder. Sie hatten auch die beyden Bündel mitgenommen, und fingen dort wieder an zu beten. Während der Zeit nahm man, zu verſchiedenen Malen, die Piſangſtämme, einen nach dem andern, wieder von dem Opfer, welches zum Theil mit Kokosblättern und Geſträuch bedeckt war. Hierauf hohlten ſie es aus dem Kahn, und legten es, mit den Füßen gegen das Waſſer gekehrt, auf den Seeſtrand, und die Prieſter ſchloſſen einen Kreis um daſſelbe, einige ſitzend, andere ſtehend, indeß einer oder mehrere ohngefähr zehn Minuten lang gewiſſe Sprüche wiederhohlten. Dann nahm man die Blätter und Zweige von dem Leichnam weg, und legte ihn in eine dem Strande parallele Lage. Hierauf trat ein Prieſter zu ſeinen Füßen hin, und ſprach ein langes Gebet, wobey die andern, deren jeder ein Büſchel rother Federn in der Hand hatte, von Zeit zu Zeit einfielen. Während dieſes Gebetes, rupfte man einige Haare vom Kopfe des Opfers, und ſchnitt ſein linkes Auge aus der Augenhöhle, wickelte beydes in grüne Blätter, und reichte es ſo dem Könige dar. Er berührte es aber nicht, ſondern gab demjenigen, der es brachte, das Bündel rother Federn, welches er zuvor von dem Tohah empfangen hatte. Dieſes ward,

---

*) Im Original ſteht ark, womit in der Engliſchen Bibelüberſetzung die Bundeslade bezeichnet wird. G. F.

ſammt dem Haar und dem Auge, den Prieſtern zurückgebracht. Bald darauf ſchickte ihnen **Otu** noch ein Federnſtück, welches ich, vom Morgen an, auf ſeine Bitte, in meiner Taſche aufgehoben hatte. Die letzteren Ceremonien waren noch nicht geendigt, als ein Eisvogel in den Bäumen ſein Geſchrey hören ließ. **Otu** ſchien dies für ein gutes Vorzeichen zu halten, und ſagte zu mir: **das iſt der Eatua** *).

Hierauf trug man den Leichnam etwas beyſeite, und legte ihn unter einen Baum, mit dem Kopfe nach dem **Marai**. Ohnweit des Baumes hatte man drey breite dünne Stücken Holz befeſtigt, welche verſchiedentlich, jedoch nur grob geſchnitzt waren. Die Bündel Zeugs wurden auf einen Theil des **Marais** niedergelegt, die rothen Federbüſchel hingegen zu den Füßen des Opfers geſtellt, um welches die Prieſter nochmals einen Kreis ſchloſſen. Wir durften jezt ſo nahe treten als uns beliebte. Derjenige, der uns der Oberprieſter zu ſeyn ſchien, ſaß in einer kleinen Entfernung, und ſprach eine Viertelſtunde lang, mit abwechſelnden Tönen und Geberden. Seine Rede war an den Todten gerichtet, mit dem er bald zu expoſtuliren ſchien, bald aber ihm Fragen vorlegte, die ſich auf die Rechtmäßigkeit ſeines Todes bezogen. Zuweilen machte er auch allerley Forderungen an ihn, als ob entweder der Abgeſchiedene ſelbſt jezt Macht hätte, oder bey der Gott-

---

*) Bekanntlich werden in Otaheiti und den Societätsinſeln überhaupt gewiſſe Vögel mit dem Namen **Eatua** beehrt, vorzüglich der Eisvogel, der Kukuk und der Reiher aus dortigen Gegenden. G. F.

heit etwas gelte, um das, was er verlange, ins Werk richten zu laſſen. Unter andern bat er ihn: Eimeo, deſſen Oberhaupt Maheine, nebſt den Schweinen, den Weibern, und anderer Habe jener Inſel, in ihre Hände zu liefern; denn dieſes war die eigentliche Abſicht des Opfers. Hierauf ſang er, nebſt zwey andern Prieſtern, mit weinerlicher trauriger Stimme, etwa eine halbe Stunde lang ein Gebet, worin auch Potatau und einige andere mit einſtimmten. Während dieſes Gebets rupfte ein Prieſter wiederum Haare aus dem Kopf des Opfers, und legte ſie auf eins von den Bündeln. Dann betete der Oberprieſter allein, und hielt dabey die Federn, welche Tohah geſchickt hatte, in den Händen, und gab ſie, als er damit fertig war, einem andern, der ebenfalls betete. Hierauf legte man alle Federbüſchel auf die Zeugbündel, und hiermit waren an dieſer Stelle die Ceremonien zu Ende.

Jetzt trug man den Leichnam auf den vorragendſten Theil des Marai, und mit demſelben zugleich die Federn und die Bündel, wobey die Trommeln langſam geſchlagen wurden. Die Federn und Bündel wurden gegen den Steinhauſen hingelegt; der Leichnam hingegen am Fuß deſſelben, und die Prieſter ſetzten ſich rund umher. Hier ging es von neuem ans Beten, und während deſſelben gruben einige von ihrem Gefolge ein ungefähr zwey Schuh tiefes Loch, warfen das unglückliche Opfer hinein, und bedeckten es mit Erde und Steinen. Indem man ihn in dieſes Grab legte, quikte ein Junge überlaut, und Omai ſagte mir, dies wäre der Eatua. *) Zu gleicher Zeit ward Feuer

---

*) Gemüther, die mit ſchrecklichen Bildern und wunder-

angemacht, und dem vorhin erwähnten Hunde der Hals umgedreht, ſo daß er erſticken mußte. Man ſengte ihm dann die Haare ab, nahm das Eingeweide aus, und ließ es von dem Feuer verzehren; Herz, Leber und Nieren hingegen wurden auf heißen Steinen gebraten. Das Blut war in einer Kokosſchale geſammelt und über dem Feuer verdickt worden; hiermit beſchmierte man den Rumpf des Hundes, und brachte denſelben nebſt der Leber, dem Herze und den Nieren vor die Prieſter, welche um das Grab ſaßen und beteten. Sie fuhren eine Zeitlang mit ihren Ausrufungen über dem Hunde fort, und unterdeſſen ſchlugen zwey Männer von Zeit zu Zeit ſehr laut die Trommel; auch ſchrie ein Junge,

---

baren Erwartungen erfüllt ſind, ſehen und hören denn freylich den Eatua in allem, was ihren Ceremonien und der dabey obwaltenden Stille fremd zu ſeyn ſcheint. Das Gezwitſcher eines Eisvogels, das Quiken eines kleinen Jungen, kurz, alles was ihre Aufmerkſamkeit unterbricht, iſt alsdann ein Zeichen der nahen Gottheit, da man doch ſonſt wohl weiß, daß Eisvögel zwitſchern, wenn es ihnen gut dünkt, und daß Jungen, bey der geringſten Veranlaſſung quiken, ohne daß ein Eatua in ihnen iſt. Doch dies iſt Gang der menſchlichen Seele überhaupt, nicht der taheitiſchen allein. Sobald man ſich einbildet, die Gottheit intereſſire ſich ſo für jemanden, daß ſie ihm Zeichen ihrer Gegenwart geben wolle, ſo iſt das Krachen einer Wand, oder das Knarren einer Thüre, kurz irgend ein Geräuſch, dem Horchenden ein ſolches Zeichen, eine Ankündigung des unſichtbaren Weſens oder ſeiner dienſtbaren Geiſter. Und überall iſt der leiſe Sinn des Gehörs derjenige, der ſich zu allererſt der Einbildungskraft bemächtigt, und ſeine dunkeln Eindrücke ihr als unerhörte Wunderdinge aufdringt. G. F.

wie zuvor, ſehr laut mit durchdringender Stimme, zu drey verſchiedenen malen, um, wie man uns ſagte, den Eatua einzuladen, daß er es ſich von dem für ihn bereiteten Schmauſe gutſchmecken ließe. Nach Endigung der Gebete, legte man den Rumpf des Hundes und deſſen Zubehör auf ein ganz in der Nähe ſtehendes Whatta, oder Gerüſt, welches ohngefähr ſechs Schuh hoch war. Auf demſelben lagen die Ueberbleibſel von zwey andern Hunden und zwey Ferken, welche man neulich geopfert hatte, und von denen ein unerträglicher Geſtank ausduftete, ſo daß wir uns freywillig etwas weiter entfernt hielten, als man von uns verlangte. Wir durften nehmlich, ſobald das Opfer von dem Strande nach dem Marai gebracht worden war, ſo nahe herantreten, wie wir immer wollten; denn hiemit hatte aller Ernſt und alle Aufmerkſamkeit unter den Zuſchauern aufgehört. Sobald der Hund auf dem Gerüſte lag, thaten die Prieſter mit ihrem Gefolge einen Schrey, und damit ward die Feyerlichkeit für diesmal beſchloſſen. Es war indeſſen Abend geworden, und man führte uns daher nach einem Hauſe des Potatau, wo wir Abendeſſen und Nachtquartier fanden. Da am folgenden Morgen die Religionsübungen fortgeſetzt werden ſollten, ſo wollte ich nicht eher weggehn, bis ich alles geſehen hätte.

Um nichts von den Ceremonien zu verfehlen, gingen einige von uns ſehr früh nach dem Opferplatz; allein noch regte ſich niemand daſelbſt. Bald darauf opferte man gleichwohl noch ein Ferken, und legte es auf eben daſſelbe Gerüſt (Whatta) wie das vorige. Gegen acht Uhr führte uns Otu wieder an den Marai, wo jezt wieder die Prieſter und ein großer Hauſe von Menſchen verſammelt waren. Die beyden Bündel lagen noch auf den Stellen, wohin man ſie Abends zuvor gelegt hatte; die beyden Trommeln ſtanden vor dem Marai, doch näher als zuvor, und innerhalb deſſelben befanden ſich die Prieſter. Otu ſtellte ſich zwiſchen die Trommeln und verlangte, daß ich mich neben ihn ſtellen ſollte. Hierauf nahm die Feyerlichkeit, wie gewöhnlich, den Anfang damit, daß ein junger Piſangſtamm vor den Füßen des Königs niedergelegt ward. Dann ſagten die Prieſter ein Gebet, wobey ſie etliche Büſchel rother Federn, einer von ihnen aber eine Straußenfeder in der Hand hielt, die ich gleich bey meiner Ankunft dem Otu geſchenkt hatte, und die ſogleich zu dieſem Gebrauch geheiligt worden war. Als das Gebet zu Ende war, ſtellten ſich die Prieſter zwiſchen uns und den Marai. Derjenige, der Tages zuvor die Hauptrolle geſpielt hatte, fing nunmehr ein andres Gebet an, welches ungefähr eine halbe Stunde währte, und unterdeſſen legte man die Federbüſchel, eins nach dem andern, auf die Lade des Eatua.

Bald darauf brachte man vier Ferken herbey, wovon eins auf der Stelle geſchlachtet, die übrigen aber in einen ganz in der Nähe befindlichen Stall geſperrt wurden, vermuthlich um in der Folge zur Hand zu ſeyn. Jezt öfnete man das eine Bündel, worin das Maro lag, mit welchem hier zu Lande die Könige bey ihrer Einſetzung, wie mit einer Art von Inſignien königlicher Macht, umgürtet werden. Man zog es behutſam aus dem Zeuge worin es eingewickelt war, und legte es, der ganzen Länge nach, vor den Prieſtern auf die Erde hin. Es iſt nämlich ein Streifen Zeug, der ungefähr funfzehn Schuh lang und funfzehn Zoll breit iſt, und, ſeiner Form nach zu urtheilen, vermuthlich als ein Gürtel gebraucht wird, wie auch ſchon der Name Maro, anzeigt; denn mit dieſem Ausdruck bezeichnet man überhaupt das Stück Zeug, welches ein jeder hieſiger Einwohner um die Hüften zu ſchlagen pflegt. Dieſer königliche Gürtel aber iſt mit rothen und gelben Federn geſchmückt, hauptſächlich mit den letzteren, die von einer hieſigen Art Tauben genommen werden. An dem einen Ende des Gürtels befinden ſich acht Stück Federzierrathen von der Größe und Geſtalt eines Hufeiſens, und rund umher mit ſchwarzen Federn beſetzt. Das andere Ende des Gürtels läuft in zwey ungleich lange Spitzen oder Zungen aus. Der ganzen Länge nach iſt dieſer Gürtel mit Federn verziert, die, in Form viereckiger Felder oder Abtheilungen, in zwey Reihen übereinander hinlaufen und dem Ganzen ein artiges Anſehen geben. Die Federn ſind auf taheitiſchen Zeug geklebt, welcher wieder an das obere Ende eines Wimpels genähet iſt, den Capitain Wallis hier aufgeſteckt, und nach ſeiner erſten Landung in Matavai, wehend zurückgelaſſen hatte. Dies erzählten uns die Einwohner ſelbſt, und die Sache verhielt ſich wirklich ſo, denn die Ueberbleibſel des Wimpels waren unverkennbar. Sechs oder acht Zoll ins Gevierte von dieſem Maro hatten noch keine Federn oder ſonſtigen Schmuck, ausgenommen die wenigen, welche Waheiadua geſchickt hatte. (Siehe oben pag. 164) Die Prieſter hielten bey dieſer Ceremonie, ein langes Gebet, welches, wo ich nicht irre, das Gebet des

Maro heißt. Nach deſſen Endigung rollte man dieſen Gürtel wieder ſorgfältig zuſammen, wickelte ihn in Zeug, und legte das Bündel wieder auf den Marai.

Nunmehr kam die Reihe an das zweyte Bündel, welches ich vorhin die Lade nannte. Man öfnete es an einem Ende, allein wir durften nicht nahe genug treten, um deſſen geheimnißreichen Inhalt genauer zu unterſuchen. Man ſagte uns nur ſo viel, daß der **Eatua**, Namens **Uro**, dem ſie jezt geopfert hätten, entweder in der Lade verborgen ſey, oder vielmehr, daß ſie ihn vorſtelle. Dieſes Heiligthum beſteht aus geflochtenen Faſern, welche die äußere Rinde der Kokosnuß ausmachen, und hat die Geſtalt eines Zuckerhuts, oder kleinen länglichen Kegels, deſſen eines Ende ungleich dicker iſt, als das andere. Kleinere Käſtchen dieſer Art, hatten wir öfters von den hieſigen Einwohnern erhalten, ohne ihren Gebrauch zu erfahren.

Um dieſe Zeit hatte man das geſchlachtete Ferken gereinigt und ausgeweidet. Die Gedärme hatten zufälligerweiſe ſehr ſtarke konvulſiviſche Bewegungen, dergleichen man oft an verſchiedenen Theilen getödteter Thiere wahrnimmt. Indeß hielt man dieſe Zuckungen für eine günſtige Vorbedeutung, welche einen glücklichen Erfolg der vorhabenden Expedition verſprechen ſollte. Man legte dieſe Eingeweide zur Schau, damit ein jeder, der Luſt hätte, die Erſcheinungen daran wahrnehmen möchte; nachdem ſie eine Zeit lang gelegen, trug man ſie zu den Prieſtern, und legte ſie vor ihnen nieder. Einer von dieſen betete, indeß ein anderer die Eingeweide mit einem Stäbchen ſanft umwandte und genau beobachtete. Als man ſie hinläng-

lich

lich beſehen hatte, warf man ſie endlich ins Feuer, wo ſie bald verzehrt wurden. Das geopferte Ferken, nebſt deſſen Leber u. ſ. w. legte man auf eben das Gerüſt, auf welches, Tags zuvor, der Hund gekommen war; dann wurden alle Federn, ausgenommen die Straußfeder, in die Lade des Eatua verſchloſſen, und nunmehr war die Feyerlichkeit ganz geendigt.

Den ganzen Morgen lagen vor dem Opferplatz am Strande vier Doppelcanots, auf deren Vordertheil eine Platteforme errichtet war, welche man mit Palmblättern bedeckt hatte, die in geheimnißvollen Knoten gebunden waren. Dieſe Platteformen nannte man auch Marai, und auf jedem dieſer vier ſchwimmenden Marais lagen einige Kokosnüſſe, Piſangs, Stücke von Brodfrüchten, Fiſche und andere Dinge. Man eignete ſie dem Eatua zu, und ſie ſollten die Flotte, welche gegen Eimeo beſtimmt war, begleiten.

Der Unglückliche, den man bey dieſer Gelegenheit zum Opfer gewählt hatte, ſchien ein Mann von mittlerem Alter zu ſeyn, und gehörte, wie uns verſichert wurde, zu den Tautaus, das iſt, zur niedrigſten Klaſſe des Volks. Ich erkundigte mich, ob er irgend ein des Todes würdiges Verbrechen begangen hätte, weswegen die Wahl etwa vorzugsweiſe ihn getroffen haben möchte, konnte aber keine Auskunft darüber erhalten. Indeß ſoll es zuverläſſig ſeyn, daß zum Opfer gemeiniglich entweder dergleichen Verbrecher genommen werden, oder jene gemeinen Kerle, die ſich von einer Inſel zur andern umtreiben, und das Land durchſtreichen, ohne einen feſten Wohnort, oder ein ehrliches Gewerbe zu haben, womit ſie ihr Brod verdienen könnten, und deren es auf dieſen Inſeln eine Menge giebt. Wir hatten Gelegenheit den Leichnam des armen Geopferten etwas genauer zu beſichtigen und fanden den rechten Schlaf zerſchmettert, das Geſicht und den Kopf blutig, ſo daß die Art ſeiner Hinrichtung deutlich zu erkennen war. Die Einwohner ſelbſt ſagten, er ſey unverſehens mit einem Stein auf den Kopf geſchlagen worden; denn man giebt denenjenigen, die zum Opfer verurtheilt ſind, nicht den geringſten Wink von ihrem bevorſtehenden Schickſal, ſondern ſie kommen, ohne ſelbſt etwas davon zu wiſſen, durch Einen Schlag aus der Welt. So oft einer von den großen Oberhäuptern, bey irgend einem Vorfall, ein Menſchenopfer für nothwendig erachtet, wählt er auch zu gleicher Zeit ſelbſt das Schlachtopfer. Einige ſeiner treuen Diener überfallen dieſen plötzlich, und tödten ihn mit Keulen, oder ſteinigen ihn. Hierauf wird es dem Könige gemeldet, deſſen Gegenwart bey dem feyerlichen Darbringen des Opfers durchaus nothwendig iſt; wie denn auch in der That im gegenwärtigen Falle **Otu** eine Hauptrolle ſpielte. Die ganze Feyerlichkeit heißt **Pure-Erih**, das Gebet des Fürſten (oder Königs), das Schlachtopfer aber **Taata-tabu**, der (Gott-) gelobte Mann. Dies iſt der einzige Fall, wo uns das Wort **Tabu**, hier in eben der geheimnißreichen Bedeutung vorgekommen iſt, die es in **Tonga** und in den andern Freundſchafts-Inſeln hat; wiewohl es auf der letztgenannten Inſel zugleich bey allem, was nicht berührt werden darf, angewendet wird. In dieſer letztern Bedeutung bedient man ſich in Otaheiti des Worts **Raa**, welches völlig in demſelben Umfange genommen wird.

Der hieſige Marai, welches unſtreitig allemal zugleich ein Bet- Opfer- und Begräbniß-Platz iſt, gehört der Familie des großen Oberhaupts, oder Königs, der ganzen Inſel, nebſt einigen der vornehmſten Perſonen, und alle Könige werden hier beerdiget. Den Umfang ausgenommen, zeichnet er ſich von andern Marais auf der Inſel wenig aus. Das vorzüglichſte oder weſentlichſte Unterſcheidungszeichen deſſelben beſteht in einem großen, länglichen, aus loſen Stücken zuſammengehäuften Steinhaufen, der 10 bis 14 Schuh hoch iſt, nach oben etwas ſchmaler zuläuft, und zu beyden Seiten einen viereckten, mit runden Steinen locker gepflaſterten Hof hat, unter welchem die Gebeine der Oberhäupter ruhen. In einer geringen Entfernung von demjenigen Ende dieſes Steinhaufens, welches der See am nächſten iſt, liegt der Opferplatz, welcher, in einem geraumen Umfange, ebenfalls gepflaſtert iſt. Daſelbſt ſieht man ein ſehr großes Gerüſt oder Whatta (Hwatta) auf welches die geopferten Früchte und Vegetabilien gelegt werden. Die Thiere hingegen legte man auf ein kleineres Geſtell, deſſen bereits erwähnt worden iſt, und die Menſchenopfer werden unter dem Pflaſter in die Erde verſcharrt. Unwiſſenheit und Aberglaube haben um dieſen Ort herum noch manches andre Heiligthum aufgerichtet; zum Beyſpiel Steine, welche hie und dort aus dem Pflaſter hervorragen, und wovon einige mit Stückchen Zeug umwunden ſind; ferner, auf der Seite des Steinhaufens, nach dem gepflaſterten Platze zu, eine Menge geſchnitzter Stücken Holz, welche dort, als muthmaßliche Wohnungen ihrer Gottheiten, hingeſtellt und heilig geachtet werden. Noch ein andrer bemerkenswerther Ort dieſes Marai iſt der Steinhaufen an dem einen Ende des großen Hwatta oder Gerüſtes, vor welchem das Opfer dargebracht wurde. Dieſer Haufen hat zur Seite eine Art von Platteforme, auf welche die Schädel der Geopferten, die man mehrere Monathe nachher ausgräbt, hingelegt werden, und die dort zur Schau beſtändig liegen bleiben. Ueber denſelben ſtehen eine große Menge Hölzer, und an eben dieſen Ort legte man während der Ceremonie die beyden Bündel, das mit dem Maro, und das andre, welches angeblich den Gott Uro, oder die von mir ſogenannnte Lade (*ark*) enthält. Dem Gebrauch nach zu urtheilen den man von dieſer Platteforme machte, muß dieſe Stätte hier, bey den otaheitiſchen Religionsübungen, den Altar vorſtellen. Die Feyerlichkeit und das ganze Aeußere des Marai iſt, nach Herrn Webers Zeichnung, zur Erläuterung dieſer Beſchreibung in Kupfer geſtochen beygefügt.

Wie beklagenswerth iſt nicht die Fortdauer eines an ſich ſo verabſcheuungswürdigen Gebrauchs, der zugleich das angeborne, unverletzliche Recht der Selbſterhaltung untergräbt! Wie ſehr iſt es zu bedauren, daß ein Volk, welches in ſo mancher andern Rückſicht ſich von den rohen Sitten des Wilden-Lebens losgeriſſen hat, noch an dieſem unmenſchlichen Gebrauche hängt; und daß der Aberglaube Gewalt genung hat, ſogar die erſten Gefühle der Menſchlichkeit zu erſticken! Endlich wie niederſchlagend iſt nicht die ſo wahrſcheinliche Vermuthung, daß dieſes blutige Religionsſyſtem durchaus auf allen Inſeln des unermeßlichen ſtillen Oceans herrſcht! Wir haben auf unſern verſchiednen Reiſen, die bey den Bewohnern der entfernteſten von dieſen Inſeln, die größte Aehnlichkeit in Sitten und Sprache wahrgenommen, und es läßt ſich alſo nicht zweifeln, daß eben dieſe Uebereinſtimmung auch bey ihren gottesdienſtlichen Anordnungen Statt finden müſſe. Und wirklich erfuhren wir, von den glaubwürdigſten und aufgeklärteſten unter unſern Bekannten auf den Freundſchafts-Inſeln, daß man dort, ſo wie in Otaheiti, Menſchen zu opfern gewohnt iſt. Ich habe bereits, bey der Beſchreibung des Natſche in Tongatabu, erwähnt, daß, bey dem bevorſtehenden Verfolg dieſes Feſtes, nach dem Bericht der Einwohner, zehn Menſchen geopfert werden ſollten. Schon aus dieſem Umſtande läßt ſich ermeſſen, wie weit die religiöſe Mordſucht auf jener Inſel getrieben wird; und wenn wir auch annehmen wollten, daß man in Otaheiti nie mehr als Einen Menſchen auf einmal opfert; ſo iſt es doch nur gar zu wahrſcheinlich, daß die Fälle häufig genug ſind, um der Bevölkerung weſentlich nachtheilig zu ſeyn; denn ich zählte bis neun und vierzig Schädel ehmaliger Schlachtopfer, die vor demſelben Marai lagen, wo man in unſerer Gegenwart ihre Anzahl um eins vermehrte. Keiner von dieſen Schädeln hatte noch vom Wetter ſonderlich gelitten, und ſie konnten alſo noch nicht ſo gar lange da gelegen haben. Welch eine Menge von unglücklichen, in kurzer Zeit, auf dieſem Blutaltar hingeopferten Menſchen!

Man mag dieſen Gebrauch betrachten von welcher Seite man will, ſo bleibt er immer abſcheulich und unmenſchlich. Vielleicht möchte man ſagen, er kann doch wenigſtens dazu dienen, der Menge Ehrfurcht für die Gottheit einzuprägen; allein auch dieſen Nutzen ſchaft er nicht einmal. Unter der großen Menge, die ſich um den Marai verſammelt hatte, zeigte ſich auch nicht eine Spur von Ehrerbietung gegen alles was vorging. Omai kam, zufälligerweiſe, nachdem die Ceremonien ſchon angegangen waren, und ſogleich ſtrömten eine Menge Zuſchauer auf ihn zu, und hatten die ganze Zeit über nichts angelegentlicheres, als ſich von ihm ſeine Abentheuer erzählen zu laſſen. Ihm horchten ſie mit unverwandter Aufmerkſamkeit zu; aber auf das, was die Prieſter thaten, gaben ſie ſo wenig Acht, als wenn es ſie gar nichts anginge. Ja die Prieſter ſelbſt, bis auf einen, der hauptſächlich die Gebete herſagte, waren entweder an Gegenſtände dieſer Art zu ſehr gewöhnt, oder hatten zu ſchwachen Glauben an die Wirkſamkeit ſolcher Mittel, um ihre gottesdienſtlichen Handlungen mit derjenigen Feyerlichkeit zu verrichten, welche ſo unentbehrlich iſt, wenn man Eindruck machen will. Ihre Kleidung war die gewöhnliche; ſie plauderten mit einander ohne Rückhalt, und das einzige was ſie noch thaten, um einigen Anſchein von Ehrbarkeit zu beobachten, beſtand darin, daß ſie das Volk mit Gewalt vom Opferplatze ſelbſt zurück hielten, und uns, als Fremden, etwas vorzutreten erlaubten. Uebrigens beantworteten ſie unſere Fragen über dieſen Gebrauch, mit vieler Freymüthigkeit. Wir erkundigten uns unter andern nach der Abſicht dieſes Opfers und erhielten zur Antwort: es ſey ein alter Gebrauch, und ihrem Gotte angenehm, der ein Wohlgefallen an den Opfern hätte, oder, mit andern Worten, käme und ſie verzehrte, dafür denn aber auch ihnen ihre Bitte gewährte. Wir wendeten dagegen ein: er könne ja nicht von dieſen Opfern eſſen, denn einmal ſehe ihn niemand dabey, und zweytens würden die Körper der Opferthiere nicht ſchnell verzehrt, die Menſchenopfer aber gar vergraben. Allein hierauf erhielten wir den Beſcheid, daß er des Nachts, und zwar unſichtbar käme, und nur die Seele, oder den unmateriellen Theil freſſe, der, nach ihrer Lehre, ſich ſo lange um den Opferplatz aufhält, bis der Körper des Schlachtopfers durch Fäulniß völlig aufgelöſet worden iſt. *)

Es wäre ſehr zu wünſchen, daß dieſes betrogene Volk an den Mord ihrer Mitbrüder zum unſichtbaren Götterſchmauſe, mit eben dem Abſcheu denken lernte, der ſie jezt davon abhält, ſelbſt Menſchenfleiſch zu eſſen, ob man gleich mit gutem Grunde glauben darf, daß ſie ſelbſt ehedem Cannibalen geweſen ſind. Man ſagte uns, es ſey ein nothwendiges Stück der Ceremonien geweſen, daß man, wie wir geſehen, dem Opfer das linke Auge ausgrub, ſolches dem Könige darbrachte, es an ſeinen Mund in die Höhe hielt, und ihm dabey ſagte, er möchte den Mund öfnen. Anſtatt es aber hineinzuſtecken, wird es ſogleich wieder zurückgenommen; und dieſe Ceremonie heißt hier: **Menſchen eſſen, oder Speiſe des Königs.** Mich dünkt, hier ſieht man Spuren von den Sitten der Vorzeit, wo man in der That von dem Leichnam der Menſchen aß.

---

*) Tantumne religio potuit ſuadere malorum! Iſt das der ganze Vortheil den dieſe armen Inſulaner von der hohen Lehre der Unkörperlichkeit ihrer Seele haben, daß ſie wiſſen, ſie ſey Futter für ihren gefräßigen Eatua!

G. F.

Doch das Menſchenopfer iſt unſtreitig nicht die einzige barbariſche Gewohnheit, die unter dieſem ſonſt ſo menſchenfreundlichen und gutmüthigen Volke noch Statt findet. Sie pflegen auch die Kinnbacken ihrer im Kriege erſchlagenen Feinde auszuſchneiden, als Trophäen mit ſich zu führen, und die Leichname zum Theil als Dankopfer dem Eatua darzubringen. Bald nach einer Schlacht, worin ſie die Oberhand behalten, bringen ſie alle Todten, deren ſie habhaft werden können, nach dem Marai hin, und begraben ſie unter vielen Ceremonien alle zuſammen in Ein Loch; doch mit dem Unterſchiede, daß ihre Schädel nicht wieder ausgegraben werden.

Mit ihren eignen großen Oberhäuptern, die in der Schlacht fallen, verfährt man indeß auf eine etwas andere Art. Man erzählte uns, daß der vorige König Tutahah, nebſt Tuborai-tamaide, und einem dritten Oberhaupt, die in der Schlacht gegen die Einwohner von Tiarrabu blieben, nach dem Marai in Attahuru gebracht worden ſind. Daſelbſt haben die Prieſter ihre Eingeweide vor dem großen Altar herausgeſchnitten, und die Leichname an drey verſchiedenen Stellen, die man uns wies, in dem großen Steinhaufen, als dem vorzüglichſten Theil des Marai, begraben. Ihre gemeinen Krieger, die in eben dieſer Schlacht fielen, ſind in einer einzigen Grube am Fuß des Steinhaufens eingeſcharrt worden. Omai, der dabey zugegen geweſen iſt, erzählte mir dieſen Umſtand, mit dem Zuſatz, daß es am Tage nach der Schlacht mit vielem Gepränge, und unter Begleitung einer großen Menge Menſchen, zum Dankopfer für den Eatua wegen des erhaltenen Sieges, geſchehen ſey. Die Ueberwundenen hatten ſich ins Gebirge geflüchtet, wo ſie eine Woche oder zehn Tage lang geblieben waren, bis ſich die Wuth der Sieger gelegt hatte. Hierauf ward ein Vertrag zu Stande gebracht, worin man einig ward, den Otu zum König der ganzen Inſel auszurufen. Dies geſchah und er erhielt, in Gegenwart aller Großen des Landes, an dem erwähnten Marai die ſolenne Inveſtitur mit dem **Maro**, oder königlichen Gürtel.

Zwey und zwanzigſtes Hauptſtück.

Conferenz mit Towhah. Beſchreibung der Hiwahs oder Tänze. Omai und Ohididi geben Gaſtmale. Feuerwerke. Auſſerordentliches Geſchenk von Zeug. Methode den Leichnam eines verſtorbenen Vornehmen aufzubewahren. Noch ein Menſchenopfer. Ein Spatzierritt. Otu's Sorgſamkeit uns mit Mundvorrath zu verſehen, und Diebſtähle zu verhüten. Geſchenke von Thieren für ihn. Etary und die Abgeordneten eines Oberhauptes haben Audienz. Spiegelgefecht zweyer Kriegs-Canots. Seemacht dieſer Inſeln. Ihre Art Krieg zu führen.

Nach dem Beſchluß des vorigen, ſo genau beſchriebenen, Auftritts, hatten wir in Attahuru nichts mehr zu thun; wir ſchiften uns alſo um Mittag wieder ein, um nach Matavai zurückzukehren Unterweges beſuchten wir den Tohah, der auf dem kleinen Eiland, wo wir ihn Tages zuvor gefunden hatten, zurückgeblieben war. Otu ſprach mit ihm von der Lage der öffentlichen Angelegenheiten; Er aber erneuerte ſein Anſuchen, daß ich an dem Kriege gegen Eimeo Theil nehmen möchte. Ich ſchlug es ihm dieſesmal rund ab, und verlor dadurch ſeine Gnade gänzlich.

Vor unſerer Trennung fragte er uns, ob die Feyerlichkeit, der wir beygewohnt, unſeren Erwartungen entſprochen hätte, was wir uns von ihrer Wirkſamkeit verſprächen, und ob auch wir dergleichen Gottesdienſt in unſerm Vaterlande hätten? Wir hatten während der ganzen Ceremonie das tiefſte Stillſchweigen beobachtet; nach der Hand aber hatte ich dem König und ſeinem Gefolge ganz unverhohlen geſagt, was ich davon hielte, und auch jezt äußerte ich meinen Abſcheu dagegen. Ich bemühete mich dem Tohah zu beweiſen, wie grauſam und wie unzweckmäßig dieſer blutige Gebrauch ſey, und verſicherte ihn, es ſey thöricht zu glauben, der Eatua werde mit Wohlgefallen auf ein ſolches Opfer blicken, und ihnen dafür günſtig werden; im Gegentheil ſey es das Mittel ſich ſeiner Rache auszuſetzen, und ſchon aus dieſem Umſtande müſſe ich ſchließen, daß das Unternehmen gegen Maheine unglücklich ablaufen würde. Ich baute hier allerdings ſehr viel auf bloße Vermuthung, allein ſie hatte gleichwohl viel Wahrſcheinliches; denn es waren bekanntlich drey Partheyen auf der Inſel; die eine heftig für den Krieg, die andere völlig gleichgültig dabey, und die dritte offenbare Freunde des Maheine und ſeiner Sache. Da nun ſolche Uneinigkeit in ihren Berathſchlagungen herrſchte, war es leicht zu vermuthen, daß der Operationsplan eben nicht der beſte ſeyn, und viel verſprechen würde. Omai war unſer Dollmetſcher bey dieſer Gelegenheit, und hatte unſere Argumente gegen das Menſchenopfer ſo gut aufgefaßt und ſo treffend vorgetragen, daß Tohah in hohen Zorn gerieth, zumal, da wir ihm ſagen ließen, wenn er in England einen Mann getödtet hätte, ſo würde ſein

Rang ihn nicht geſchützt haben, und er hätte dafür hängen müſſen. Hier ſchrie er maino, maino! (ſchändlich, ſchändlich!) und wollte weiter kein Wort hören. Es waren eine Menge Einwohner bey dieſer Verhandlung zugegen, hauptſächlich Tohah's eignes Gefolge und Bedienten, die mit großer Aufmerkſamkeit auf Omai's Worte horchten, wie er dem Chef bedeutete, was für eine Strafe den vornehmſten Mann in England treffen würde, wenn er den geringſten Dienſtboten umgebracht hätte. Vermuthlich waren ſie, was dieſen Punkt betraf, nicht einerley Meynung mit ihrem Herrn.

Wir ſchieden hiermit von Tohah, und ſchiften weiter nach Oparre, wo wir, auf Otu's Einladung, übernachten wollten. Es war ſchon Abend als wir anlandeten. Als wir den König nach ſeiner Wohnung begleiteten, hatten wir unterweges Gelegenheit zu ſehen, wie man ſich hier mit Privat-Hivas oder Schauſpielen unterhält *). Es ſaßen ungefähr einhundert Perſonen in einem Hauſe; in ihrer Mitte waren zwey Frauenzimmer, und hinter dieſen ein alter Mann, der ganz leiſe die Trommel ſchlug. Die Weiber ſangen mitunter, und weit angenehmer, als ſonſt bey ihren andern Luſtbarkeiten. Die Verſammlung hörte in der tiefſten Stille zu, und überließ ſich gänzlich dem Eindruck des Vergnügens, das ihnen die Muſik machte; die wenigſten ſchienen auf uns Acht zu geben, und die Aktrizen ließen ſich durch unſer Hinzukom-

---

*) Im Gegenſatz der großen öffentlichen Schauſpiele wo getanzt und Pantomime geſpielt wird. G. F.

men nicht unterbrechen. Es ward beynahe finſter, ehe wir Otu's Wohnung erreichten. Hier wurden wir mit einem öffentlichen Hiwah, oder Schauſpiel, unterhalten, worin Otu's drey Schweſtern die Hauptrollen ſpielten. Das Schauſpiel war von der Art, welche hier zu Lande Hiwa-raá heißt, und wobey niemand auf den Hof oder innerhalb des Hauſes treten darf, wo geſpielt wird; welches allemal der Fall iſt, ſo oft die Königlichen Schweſtern mitſpielen. Ihr Anzug bey dieſer Gelegenheit war wirklich maleriſch und elegant; ihr Spiel (Tanz) ſogar vorzüglich ſchön, wiewohl die komiſchen Intermezzi, welche von vier Männern geſpielt wurden, die zahlreichen Zuſchauer mehr zu beluſtigen ſchienen.

Am folgenden Morgen begaben wir uns endlich nach Matavai. Otu blieb noch in Oparre zurück; ſeine Mutter aber, nebſt ſeinen Schweſtern, und verſchiedenen andern Damen, begleiteten mich an Bord meines Schiffs, wohin uns Otu bald nachher folgte. Während daß ich mit dem Könige abweſend geblieben war, hatten die Schiffe nur wenigen Vorrath von Lebensmitteln erhalten, und wenig Beſuch gehabt. Kaum waren wir aber wieder da, ſo hatten wir beydes reichlich.

Am vierten ſpeiſten wir in Geſellſchaft des Königs und einiger andern, am Lande bey dem Omai, der uns mit Fiſchen, Hühnern, Schweinefleiſch und Puddings vortreflich bewirthete. Nach dem Eſſen begleitete ich den König nach ſeiner Behauſung, wo ſeine ſämmtlichen Diener ſehr geſchäftig waren, ein Geſchenk von Lebensmitteln für mich zu bereiten. Unter andern war ein großes Schwein dabey, welches ſie in meiner Gegenwart ſchlachteten. Die Eingeweide theilten ſie in eilf Portionen, und zwar ſo, daß in jeder Portion von allem Etwas befindlich war. Dieſe Portionen theilte man unter die Bedienten aus, wovon einige ihren Theil in demſelben Ofen mit dem Schweine ſchmorten, andere hingegen den ihrigen ſogleich wegtrugen. Ferner ſah ich einen großen Pudding unter dieſen Geſchenken, und war bey der ganzen Zubereitung deſſelben gegenwärtig. Er beſtand aus Brodfrucht, reifem Piſang, Tarro- (oder Aronswurzeln) und Palm- oder Pandangsnüſſen, wovon ein jedes für ſich geraſpelt, oder auch zerrieben, und beſonders gebacken wurde. Hierauf that man eine große Menge Saft aus dem Kern der Kokosnüſſe, in eine große hölzerne Mulde, und ſo wie die vorhinerwähnten Sachen heiß aus dem Ofen kamen, wurden ſie zu dieſem Safte gemiſcht, und einige erhitzte Steine hineingelegt, damit die ganze Maſſe etwas kochen möchte. Indeſſen rührten drey oder vier Kerle die Beſtandtheile mit Stäbchen unter einander, bis ſie mit einander vereinigt waren, und der Saft ſich zu Oel verändert hatte, wodurch das Ganze ungefähr wie ein Brey zuſammenhing. Dieſe Puddings ſind mehrentheils vortreflich, und wenige von denen die wir in England machen, kommen ihnen gleich; Ich ſpeiſte daher ſelten zu Mittag ohne einen ſolchen Pudding, wenn ich nehmlich einen habhaft werden konnte, welches nicht immer möglich war. Nachdem das Schwein gebraten (oder eigentlich geſchmohrt) und der eben beſchriebene Pudding gebacken war, wurde beydes, nebſt zwey lebendigen Schweinen, einer Menge Brodfrucht und Kokosnüſſen, auf ein Kanot geladen, und an Bord meines Schiffes geſchickt, wohin ich mit der ganzen Königlichen Familie nachfolgte.

Am folgenden Abend zerriß ein Hund einen jungen Schafbock vom Vorgebirge der guten Hofnung, der an Bord zur Welt gekommen, und mit der größten Sorgfalt gefüttert und groß gezogen war. Ich erwähne dieſes Umſtandes, weil er in unſerer Lage wichtig war; denn mein Wunſch, dieſe Inſeln mit ſo brauchbaren Thieren zu beſetzen, ward durch dieſen Zufall vereitelt, da ich hiemit meinen einzigen Widder von jener Race verlor, und jezt nur noch einen Engliſchen übrig hatte.

Am ſiebenten, Abends, ließ ich in Gegenwart einer großen Menge Zuſchauer, ein Feuerwerk abbrennen. Dieſes Schauſpiel ergötzte ſie zum Theil; allein bey weitem die größte Anzahl ward dadurch ſo ſehr in Furcht und Schrecken geſetzt, daß wir ſie kaum bereden konnten bis zum Ende dabey zu bleiben. Wir beſchloſſen es mit einem Schwärmer, der mitten unter den Haufen fuhr, und ihn in einem Augenblick auseinander ſprengte. Sogar die verwegenſten und entſchloſſenſten ergriffen aufs ſchleunigſte die Flucht.

Tages darauf ſpeiſte wieder eine Geſellſchaft der Unſrigen am Lande; und zwar bey unſerm ehemaligen Reiſegefährten Ohidivi, der uns mit Fiſchen und Schweinefleiſch bewirthete. Das Schwein wog etwa dreyßig Pfund, und war, zu unſerm Erſtaunen, innerhalb einer Stunde, lebendig, geſchlachtet, zubereitet und aufgetiſcht. Als wir eben abgegeſſen hatten, kam **Otu** und fragte mich, ob ich ſatt ſey *). Da ich dies bejahete, verlangte er, ich möchte mit ihm gehen. Er führte mich zu ſeinem Vater, wo ſich einige Leute damit beſchäftigten, zwey Mädchen ſeltſam aufzuputzen. Dieſe mußten ſich nehmlich mit einer ungeheuren Menge Taheitiſchen Zeuges behängen laſſen. Das eine Ende eines jeden Stückes, und deren gab es eine große Anzahl, hielt man dem Mädchen über den Kopf, indeß ihr die andern das übrige unter den Achſeln um den Leib wickelten. Dann ließ man den aufgehobenen Zipfel fallen, welcher über das Gewinde in Falten bis zur Erde hing, und dieſem das Anſehen eines Reifrocks gab. Zuletzt wickelte man noch, von auſſen, um alles herum mehrere Stücken Zeug von allerley Farbe, wodurch der Umfang beträchtlich vergrößert ward, ſo daß jedes Mädchen einen Kreis von fünf bis ſechs Ellen (*yards*) einnahm, und die Laſt wirklich kaum tragen konnte. Auſſerdem hing man jeder noch zwey **Taomi** (**Ta-Umi**) oder Bruſtſchilder an, um das Ganze reicher und ſchöner zu machen. In dieſem Aufzuge ſchiffte man ſie ein, und ſchickte ſie, nebſt etlichen Schweinen und einer Menge Früchte, an Bord, wo mir ſowohl die Lebensmittel als das Zeug, als ein Geſchenk von **Otu's** Vater, überreicht wurden. Man nennt hier Perſonen von beyden Geſchlechtern in dieſem Aufputz, Atih; indeß ſcheint es nicht gebräuchlich dergleichen abzuſchicken, wenn nicht ein ſehr

---

*) Im Original ſteht: „ob ich meinen Bauch gefüllt habe" welches vermuthlich wörtlich aus dem Otaheitiſchen überſetzt iſt. G. F.

ſehr anſehnliches Geſchenk von Zeug gemacht werden ſoll. Bieher hatte ich ſo etwas noch nie geſehen; allein in der Folge erhielt ſowohl Capitain Clerke als ich noch mehrere Geſchenke auf dieſe Art. Am folgenden Tage ſchickte mir Otu fünf Schweine und eine Portion Früchte; und jede ſeiner Schweſtern fügte zu dieſem Geſchenk ein Schwein und eine Anzahl Früchte hinzu. Auch ſonſt fehlte es nicht an Lebensmitteln. Unter andern hatten die Einwohner, die letztern drey Tage her, innerhalb des Riefs, mit Netzen eine große Menge Makrelen gefangen, wovon ſie einen Theil an den Schiffen und Gezelten verkauften.

Otu gab ſich alle Mühe, unſre Bedürfniſſe durch eine ununterbrochene Reihe von Geſchenken zu befriedigen; und ließ es ſich auch angelegen ſeyn, uns mit allerley Luſtbarkeiten zu unterhalten. Wir hatten am zehnten eine Geſellſchaft gemacht, um ihn in Oparre zu beſuchen, wo er eine Art von Comödie für uns aufführen ließ, worin ſeine drey Schweſtern ſpielten. Sie erſchienen in ganz neuen und geſchmackvollen Kleidungen, die alles, was wir von dieſer Art ſonſt hier geſehen hatten, übertrafen und abgebildet hier beygefügt ſind.

Meine Hauptabſicht bey dieſer Luſtfahrt war indeß, einen einbalſamirten Leichnam in Augenſchein zu nehmen, den einige unſerer Herren unweit Otu's Reſidenz gefunden hatten. Ich erkundigte mich darnach und fand, daß es der Leichnam des Ti, eines Befehlshabers war, den ich bey meiner vorigen Reiſe kennen gelernt hatte. Er lag auf einem Gerüſte (Tupapau) welches zierlicher als gewöhnlich, und jenem völlig ähnlich war, auf welchem wir kürzlich den verſtordenen Waheiadua zu O-Aitepiha geſehen hatten. Wir fanden den Körper unter einem Obdach, und innerhalb des Geſtelles oder Tupapau's in Zeug verhüllt; aber auf meine Bitte brachte ihn der Mann, der ſein wartete, hervor, und legte ihn auf eine Art von Bahre, ſo daß wir ihn vollkommen gut betrachten konnten; nur durften wir nicht innerhalb der Stäbe gehen, welche den Tupapau ringsum verzäunten. Nachdem er auf die Art den Leichnam zur Schau geſtellt hatte, behing er den Ort mit Matten und Zeug, welches eine artige Wirkung that. Die hier beygefügte Abbildung giebt einen anſchauenden Begriff davon. Der Einbalſamirte war nicht nur völlig unverſehrt, ſondern wir ſahen, zu unſerm Erſtaunen, daß die Fäulniß kaum noch angegangen war. Man verſpürte auch nicht das allergeringſte von einem widrigen Geruch, obwohl das hieſige Klima zu den heiſſeſten gehört, und Ti bereits vor vier Monaten verſtorben war. Es war ſonſt keine weſentliche Veränderung mit ihm vorgegangen, als daß die Augen und Muskeln eingetrocknet und eingeſchrumpft waren. Hingegen ſaßen die Haare und Nägel unverändert und feſt; die Glieder waren biegſam und gleichſam erſchlafft, wie bey Perſonen, welche plötzlich in Ohnmacht fallen. Dies bemerkte Herr Anderſon, der Schiffswundarzt, der mir auch berichtete, daß er etwas von dem Verfahren bey der hiezu gehörigen Zubereitung des Leichnams in Erfahrung gebracht habe. Bald nach dem Tode werden nehmlich die Eingeweide nebſt allem Innwendigen durch den After herausgezogen, und die ganze Höhlung durch eben dieſen Kanal mit Zeug ausgefüllt, oder ausgeſtopft. Sobald irgend etwas Feuchtes bemerkt wird, trocknet man es ſorgfältig ab, und reibt ſogleich den ganzen Leichnam mit wohlriechendem Kokosöl. Durch die öftere Wiederholung dieſes Einreibens erhält ſich der Körper viele Monate lang; allein zuletzt zerfällt er doch. Ich meines Theils konnte mehr nicht erlernen, als was mir **Omai** davon erzählte, nehmlich, daß ſie ſich des Safts einer Pflanze die im Gebirge wächſt, nebſt Kokosöl, dazu bedienen, und den Leichnam öfters mit Seewaſſer abwaſchen. Er ſagte mir auch: die Leichname aller Vornehmen, die eines natürlichen Todes ſterben, würden auf dieſe Art aufbewahrt, und hernach eine geraume Zeit hindurch öffentlich ausgeſtellt, anfänglich, wofern es nicht regnet, Tag für Tag, hernach ſeltner, und zuletzt faſt gar nicht mehr.

Abends kamen wir von **Oparre** zurück, wo **Otu** mit der ganzen Königlichen Familie blieb, von der ich auch bis zum zwölften niemanden zu Geſicht bekam. An dieſem Tage aber fanden ſich alle bey mir ein, den König ausgenommen, der nach **Attahuru** gereiſet war, um bey einem zweyten Menſchenopfer gegenwärtig zu ſeyn, welches der Befehlshaber von **Tiarrabu** an den großen Opferplatz geſchickt hatte. Zwey Beyſpiele dieſer Art in ſo wenigen Tagen, beweiſen nur gar zu deutlich, wie zahlreich dieſe Schlachtopfer des blutigſten Aberglaubens bey dieſem ſo ſanftmüthigen Volke ſeyn müſſen! Hätte ich bey Zeiten etwas von dieſem Opfer erfahren, ſo wäre ich auch dieſesmal hingereiſet, um es zu ſehen. Nichts anders, als ähnlicher Mangel an gehöriger Nachricht konnte mich abhalten, am geſtrigen Tage einer Feyerlichkeit beyzuwohnen, wobey

Otu, mit allen in ſolchen Fällen üblichen Ceremonien, den Freunden und Anhängern des verſtorbenen Königs Tutahah die Länder und Beſitzungen wiederſchenkte, die man ihnen ſeit ſeinem Tode noch immer vorenthalten hatte. Wahrſcheinlicherweiſe war auch das neue Opfer eine Ceremonie welche dieſen Pardon, oder dieſe Amneſtie beſiegelte. Am folgenden Abend kam Otu von jener Opferſtätte zurück, wo er die unangenehmſte von allen ſeinen Königspflichten erfüllt hatte.

Tages darauf ſtiegen wir, Capitain Clerke und ich, in ſeiner Geſellſchaft, zu Pferde, und machten einen Spatzierritt auf der Ebene von Matavai, zum größten Erſtaunen der begleitenden Menge, die uns angafte, als ob wir Centauren geweſen wären. Omai hatte zwar ſchon ein paarmal verſucht, eines von den Pferden zu beſteigen, allein ehe er ſich feſtſetzen konnte, hatte es ihn jedesmal abgeworfen. Dies war alſo das erſtemal, daß man in Otaheiti reiten ſahe. Was wir angefangen hatten, ſetzten hernach Tag für Tag einige von unſern Leuten fort, ohne daß die Neugier der Einwohner befriedigt worden wäre oder ſich verringert hätte. Sie hatten unausſprechliche Freude an dieſen Thieren, ſobald ſie wuſten, wozu man ſie gebrauchen könne; und ſoviel ich merkte, machten ſie ſich darnach einen richtigern Begriff von der Gröſſe und Macht anderer Völker, als ſonſt alle andere Seltenheiten zuſammengenommen, die man ihnen aus Europa zugeführt, bey ihnen hätten erwecken können. Sowohl der Hengſt als die Stute waren wohl bey Leibe, und machten Figur.

Am 15ten ging **Etary** oder **Olla**, eben derſelbe der den Namen eines Gottes von **Bolabola** trug, von **Matavai**, wo er ſich ſeit einigen Tagen aufhielt, in Begleitung verſchiedener Segelkanots, nach **Oparre**. Man hinterbrachte uns, daß **Otu** ihn nicht ſo nahe bey unſerer Station leiden wollte, weil er befürchtete, ſeine Leute möchten die unſrigen beſtehlen. In der That muß man dem **Otu** zum Ruhme nachſagen, daß er mit aller erſinnlichen Vorſicht und Klugheit zu Werke gegangen war, um Diebſtahl und Räubereyen zu verhindern, und wir hatten es weit mehr ſeinen Verfügungen, als unſerer Wachſamkeit zu verdanken, daß ſich ſo wenig Fälle dieſer Art ereigneten. Hinter unſerm Poſten, jenſeits des Fluſſes, hatte er ein Paar kleine Hütten errichten laſſen, und zwey andere ſtanden am Ufer, zwiſchen der See und dem Fluſſe dicht an unſern Gezelten. In dieſen Häuſern hielten ſeine Leute beſtändig Wacht, und ſein Vater reſidirte gemeiniglich auf der Spitze **Matavai**; ſie umgaben uns alſo auf allen Seiten, bewachten und beſchützten uns bey Nacht gegen Diebe, beobachteten bey Tage alles was vorging, und ſammelten mehrentheils jeden Morgen von den Mädchen, die mit unſern Leuten zu thun gehabt hatten, eine Contribution ein. Dieſelben Maasregeln, die uns zur Sicherheit gereichten, zweckten alſo zu gleicher Zeit ſehr weislich auf eine Vermehrung ſeiner Revenüen ab.

Otu gab mir Nachricht, daß er nach **Oparre** gehen müſſe, um dem vornehmen Bolabolaner Audienz zu geben, und verlangte, daß ich mitgehen ſollte. Ich ließ mich hiezu, in Erwartung daß etwas merkwürdiges vorkommen würde, bereitwillig finden, und nahm Herrn Anderſon am 16ten des Morgens, mit mir. Allein diesmal ſahen wir nichts Wichtiges, oder Ungewöhnliches. Etary und ſein Gefolge überreichten dem König etwas grobes Zeug und einige Schweine, und zwar jedes beſonders, mit einiger Feyerlichkeit, und einer gleichſam auswendig gelernten Rede. Hierauf berathſchlagten ſie ſich mit einigen andern Oberhäuptern wegen des Feldzuges gegen Eimeo, den Etary anfänglich zu misbilligen, hernach aber zuzugeben ſchien. Am folgenden Tage erfuhr man, daß es ſchon zu ſpät ſey, über dieſen Schritt zu berathſchlagen, indem Tohah und Potatau und noch ein Oberhaupt, mit der Flotte von Attahuru bereits in See geſtochen wären. Abend brachte ein Bote die Nachricht von ihrer Landung in Eimeo, und von einigen Scharmützeln zwiſchen beyden Partheyen, die aber weder Verluſt noch Vortheil entſchieden hatten.

Am 18ten frühe fuhr ich mit Herrn Anderſon und Omai nach Oparre, um dem Otu ein Paar Engliſche Schafe, (Bock und Mutterſchaf) und drey vom Vorgebirge der guten Hofnung zu ſchenken. Ich ließ auch die drey Kühe, die alle den Stier zugelaſſen hatten, vorführen, um ſie zu trennen, und einige nach (o-Raietea) Ulietea zu bringen. Dem Etary, als Eigenthümer des Spaniſchen Stieres, that ich den Vorſchlag, daß er dieſen dem Otu überlaſſen, dafür aber den meinigen und eine Kuh dazu bekommen ſollte, die ich ihm an Bord meines Schiffs nach Ulietea (o-Raietea) transportiren würde. Ich that dies aus Beſorgniß, daß das ſchöne kecke ſpaniſche Thier unterweges etwa zu Schaden kommen möchte. Etary ſchien anfänglich nicht Luſt zu haben, meinen Vorſchlag anzunehmen, ließ ſich aber doch durch Omai dazu bereden; allein, als man die Kühe ſchon ins Boot ſchiffte, trat einer von Etarys Gefolge hervor, und widerſetzte ſich hartnäckig dem Tauſch. Ich konnte nunmehr leicht vermuthen, daß Etary nur zum Schein in meinen Vorſchlag gewilligt habe, um mir nichts abzuſchlagen; daß er aber wahrſcheinlicherweiſe nach meiner Abfahrt ſeinen Stier doch wegnehmen, und alſo dem Könige gar keinen zurücklaſſen würde. Ich ließ daher mein Tauſchprojekt fahren, da beyde Partheyen nicht zugleich dreinwilligten, und entſchloß mich auf der Stelle, alles mein Vieh, ſowohl meine drey Kühe als meinen Stier, dem Könige zu überlaſſen. Zugleich ließ ich ihm aber ernſtlich anrathen, nimmermehr zuzugeben, daß man dieſe Thiere von Oparre wegführe, auch ſelbſt den Spaniſchen Stier oder eins von den Schafen nicht eher wegzulaſſen, bis er eine Zucht von beyderley Art habe; dieſe könne er alsdann unter ſeine Freunde austheilen, und auf die benachbarten Inſeln ſchicken.

Wir verließen hierauf den Etary und ſeine Leute, die nun ihre Thorheit bereuen mochten, und folgten dem Könige an einen andern Ort in der Nähe, wo die Bedienten eines Vornehmen, deſſen Namen ich zu erfragen vergaß, mit einem Schweine, einem Ferken und einem Hunde, als Geſchenken ihres Herrn, auf den König warteten. Sie überreichten dieſelben mit den gewöhnlichen Ceremonien, und mit einer ordentlichen Rede, worin ſich ihr Herr nach dem Wohlbefinden des **Otu** und der vornehmſten Herren ſeines Hofes erkundigte. Von Seiten **Otu's** muſte einer von ſeinen Miniſtern das Compliment erwiedern. Hierauf ward die Angelegenheit wegen **Eimeo** vorgebracht, und mit mancherley Gründen dafür und dawider geſprochen. Die Deputirten waren für den Krieg und verlangten, daß **Otu** ein Menſchenopfer bringen ſollte. Dagegen ſchien uns ein Vornehmer, der ſtets die Perſon des Königs begleitete, ſehr bündige Einwendungen zu machen, welches mich in der Meynung beſtätigte, daß **Otu** ſelbſt ſich niemals recht auf dieſe Sache eingelaſſen hätte. Indeſſen kam jezt ein Bote nach dem andern von **Tohah**, um den ſchleunigſten Succurs zu fordern. Man ſagte uns, ſeine Flotte ſey von der Flotte des **Maheine** gleichſam umringt, wiewohl keiner es wage, den andern anzugreifen. Wir ſpeiſten hierauf mit **Otu**, und kehrten nach **Matavai** zurück; er aber blieb in **Oparre**.

Sowohl dieſen Tag über, als am folgenden, kamen nur wenig Lebensmittel zu Markte. Als **Otu** hiervon Nachricht erhielt, kam er noch denſelben Abend, zwiſchen neun und zehn Uhr, mit ſeinem Bruder, der dem Capitain **Clerke** beſonders gewogen war, und brachte beyden Schiffen einen großen Vorrath mit; eine Aufmerkſamkeit, die warlich mehr als alles Bisherige ſeine freundſchaftlichen und gütigen Geſinnungen gegen uns zu erkennen gab. Tages darauf kam die ganze Königliche Familie mit Geſchenken an, ſo daß unſerer Noth nicht nur abgeholfen war, ſondern wir ſogar mehr Lebensmittel hatten, als wir verzehren konnten.

Unſer Vorrath von friſchem Waſſer war nunmehr an Bord, die Schiffe kalfatert, das Tauwerk genau durchgeſehen und ausgebeſſert, kurz, alles war in Ordnung. Ich machte folglich Anſtalt, **Otaheiti** zu verlaſſen, um noch zu einem kurzen Beſuch auf den nahgelegenen Inſeln Zeit zu behalten, ließ die Sternwarten und Inſtrumente vom Lande an Bord bringen, und die Segel an die Raaen befeſtigen.

Früh am folgenden Morgen kam **Otu**, um mich zu benachrichtigen, daß alle Kriegskanots von **Matavai** und drey andern Bezirken nach **Oparre** gehen, und zu det dortigen Flotte ſtoßen würden, wo auch Revüe gehalten werden ſollte. Bald drauf ſetzte ſich die Eskadre von **Matavai** in Bewegung, paradirte eine Zeitlang im Hafen umher, und verſammelte ſich dann, ungefähr in der Mitte der Bay, am Strande. Ich ſtieg in mein Boot, um ſie in Augenſchein zu nehmen. Es waren gegen ſechzig Kriegskanots mit Gerüſten für die Streiter, und ungefähr eben ſo viele kleinere Kähne. Ich hatte mir vorgenommen ſie nach **Oparre** zu begleiten; allein die Oberhäupter verabredeten ſich bald nachher, daß ſie erſt am künftigen Morgen weiter gehen wollten. Dieſen Aufſchub benutzte ich, um mit ihrer Art zu fechten bekannter zu werden, und bat den **Otu**, er möchte doch befehlen, daß einige von ſeinen Kriegsſchiffen manoeuvrirten. Sogleich ſtieſſen ihrer zwey vom Lande ab in die Bay; **Otu** beſtieg mit mir und Herrn **King** das eine, und **Omai** das andre. Sobald wir Raum genug hatten, wendeten wir uns, gingen auf einander los, und zogen uns zurück, ſo ſchnell die Ruderer es bewerkſtelligen konnten. Indeſſen ſchwenkten die Krieger ihre Waffen in der Luft, und machten unzähliche närriſche Poſituren, wodurch ſie vermuthlich ihr Blut in Wallung zu bringen ſuchten, um deſto wüthiger den Angriff thun zu können. Otu ſtand an der Seite unſerer Platteforme*) und ertheilte Befehl zum Avanciren und Retiriren, welches viel Beurtheilungskraft, und einen durchdringenden Blick zu erfordern ſchien, wenn jeder Vortheil ſchnell benutzt, und dem Feinde keine Blöße gegeben werden ſollte. Endlich, nachdem wir wenigſtens ein Dutzend Mal auf einander losgerudert waren, und uns immer wieder zurückgezogen hatten, kamen beyde Kanots mit den Vordertheilen an einander, ſo daß die beyden Platteformen wo die Krieger ſtanden, ſich berührten. Nach einem kurzen Handgemenge ward angenommen, daß alle Krieger unſerer Seits erſchlagen wären, und Omai ſtieg mit ſeinen Gehülfen in unſer Kanot. In demſelben Augenblick ſprang Otu mit allen Ruderern über Bord, um anzuzeigen, daß ſie in dieſem Falle ihr Leben durch Schwimmen retten müßten.

Omai behauptete, ihre Gefechte würden nicht immer auf dieſe Art eingerichtet, ſondern man fange auch wohl damit an, daß man beyde Kanots, Vordertheil an Vordertheil zuſammenbinde, und fechte dann ſo lange, bis auf einer Seite alle Krieger auf dem Platz geblieben wären. Dieſe Art zu fechten ſcheint aber nur in ſolchen Fällen Statt zu finden, wo ſie entſchloſſen ſind, zu ſiegen oder zu ſterben. Ein dritter Fall bleibt unter ſolchen Umſtänden auch nicht übrig; denn alle Nachrichten kommen darin überein, daß ſie nie Quartier geben, und ihre Gefangene allenfalls nur zu einer grauſamern Todesart auf den folgenden Tag aufbewahren.

---

*) Eine ausführliche Nachricht von der Bauart und dem Gebrauch dieſer Kriegskanots befindet ſich in meiner Reiſebeſchreibung. G. F.

Die ganze Macht dieſer Inſeln beſteht in ihren Flotten. Von einer großen Schlacht zu Lande habe ich nie etwas gehört, ſondern alle entſcheidende Treffen werden zur See geliefert. Zuweilen beſtimmen die ſtreitenden Partheyen Zeit und Ort voraus, und in dieſem Falle bringen ſie den vorhergehenden Tag und die Nacht mit Luſtbarkeiten und Schmauſen zu. Gegen Morgen machen ſie ihre Kähne flott, ſetzen alles in Ordnung, und fangen mit Tagesanbruch die Schlacht an, welche mit einemmal die ganze Fehde entſcheidet. Die Ueberwundenen retten ſich durch ſchnelle Flucht, und eilen, wenn ſie das Ufer erreichen, mit ihren Freunden ins Gebirge. Die Sieger verſchonen, ſo lange ihre Wuth anhält, weder den Greis, noch die Mutter, mit ihrem Säugling. Tages darauf verſammeln ſie ſich am Marai, um dem Eatua für den Sieg zu danken, und ſowohl die Erſchlagenen als die etwa noch am Leben erhaltenen Gefangenen zu opfern. Nach dieſer Feyerlichkeit laſſen ſie ſich zu einem Vergleich geneigt finden, der mehrentheils auf die Bedingungen eingegangen wird, die ſie ſelbſt angeben, ſo daß ganze Bezirke, und bisweilen ſogar ganze Inſeln, in andre Hände kommen. Omai erzählte uns, die Männer von Bolabola hätten ihn einſt gefangen genommen, und mit ſich in ihre Inſel geführt, wo er, nebſt einigen andern, am folgenden Tage würde erſchlagen worden ſeyn, wenn ſich nicht zum Glück eine Gelegenheit gefunden hätte, bey Nacht aus den Händen ihrer Feinde zu entkommen.

Gleich nach Endigung dieſes verſtellten Gefechts, legte **Omai** ſeine Europäiſche Rüſtung an, ſtieg auf die Platteforme des einen Kanots, und ließ ſich längs dem ganzen Strande des Hafens zur Schau rudern. Sein Panzerhemd zog aber die Bewunderung der Einwohner nicht ſo ſehr auf ſich, als wir vermuthet hatten. Ein Theil derſelben hatte es zuvor ſchon geſehen, und mancher andre hatte gegen den unvorſichtigen **Omai** ſo viel Unwillen im Herzen, daß er von allem, was dieſer vorzuzeigen hatte, wäre es auch noch ſo unerhört geweſen, kaum etwas anſehen mochte.

Drey und zwanzigſtes Hauptſtück.

Der Tag unſerer Abreiſe wird feſtgeſetzt. Friedensſchluß mit Eimeo. Streitigkeiten deshalb, wobey **Otu** getadelt wird. Eine Feyerlichkeit am **Marai**, nach Herrn **Kings** Beſchreibung, nebſt einigen Anmerkungen. Ein Beyſpiel von **Otu's** Schlauheit. **Omai's** Kriegscanot; Betrachtungen über ſein Betragen. **Otu's** Geſchenk und Bothſchaft an den **König von Großbritannien.** Ueber unſern Tauſchhandel mit den Einwohnern von **Otaheiti,** und ihr gutes Betragen gegen uns. Nachricht von der Spaniſchen Reiſe, und den Erfindungen der **Spanier** um die **Engländer** zu verkleinern. Wunſch, daß hier keine Niederlaſſung von Europäern gemacht werden möge. **Omai's** Eiferſucht wegen eines andern Reiſenden.

Nunmehr war ich ſegelfertig und wollte von hier nach Huaheine, unterweges aber bey der Inſel Eimeo vor Anker gehen, woſelbſt, wie ich hier gehört hatte, ein vorzüglich guter Hafen vorhanden ſeyn ſollte. Die hieſigen Einwohner die im Begriff ſtanden, dem auf Eimeo gelandeten General Tohah mit einer Flotte zu Hülfe zu kommen, hielten es für ſehr vortheilhaft wenn ſie in meiner Geſellſchaft dieſen Succurs dorthin führen könnten. O-Tu kam deßhalb am 21ſten früh mit ſeinem Vater zu mir an Bord, bat um Erlaubniß, daß die otaheitiſche Flotte mich nach Eimeo begleiten dürfe, und erkundigte ſich zugleich wenn ich unter Segel zu gehen gedächte. Ich überließ es ihnen, den Tag der Abreiſe zu beſtimmen, und ſie wählten den folgenden Mittwoch. Otu, ſein Vater, ſeine Mutter, und ſeine ganze Familie verſprachen, ſich an dieſem Tage mit mir einzuſchiffen. Sobald hierüber alles verabredet war, machte ich mich fertig, ſogleich nach Oparre abzugehen, wo ſich heute die ganze nach Eimeo beſtimmte Flotte verſammeln, und Revüe darüber gehalten werden ſollte. Indem ich aber in mein Boot ſtieg, kam Nachricht, daß Tohah mit Maheinen Frieden geſchloſſen, und ſeine Flotte nach Attahuru zurückgeführt habe. Dieſes unerwartete Ereigniß machte alle weitere kriegeriſche Vorkehrungen unnöthig, ſo daß die Kriegscanots anſtatt in Oparre zuſammenzufloßen, Befehl erhielten, nach ihren Diſtrikten zurückzukehren. Ich ließ mich indeß nicht abhalten, mit Herrn King, dem Otu nach Oparre zu folgen, wo, bald nach unſerer Ankunft, und während der Zubereitung des Mittagsmals, ein Bote aus Eimeo ankam, und von den Bedingungen des Friedens Nachricht brachte. Eigentlich war dieſer Friede nur ein Waffenſtillſtand; denn man hatte ihn auf eine beſtimmte Zeit eingeſchränkt. Die Bedingungen waren für Otaheiti nicht vortheilhaft, und man ſchob die Schuld auf Otu, weil er, durch Verzögerung ſeines Beyſtandes, den Tohah genöthigt habe, einen entehrenden Vergleich einzugehen. Es ging ſogar das allgemeine Gerücht, daß Tohah ſich geäuſſert habe, er werde ſich an Otu ſchon rächen, und nur meine Abreiſe abwarten, um ihn, mit Beyhülfe der Macht von Tiarrabu, entweder zu Matavai oder zu Oparre anzugreifen. Ich that hierauf öffentlich die Erklärung, daß ich mich mit allem Ernſt meines Freundes, gegen eine jede Verbindung dieſer Art, annehmen würde, und wer ſich unterſtände ihn anzugreifen, würde es bey meiner Rückkehr nach der Inſel ſchon entgelten müſſen, daß er meinen Zorn auf ſich geladen habe. Vermuthlich hatte dieſe Aeuſſerung die gewünſchte Wirkung, und wenn auch anfänglich Tohah dergleichen feindliche Abſichten gehabt haben mochte, ſo hörten wir doch weiter nichts mehr davon. Whappai (o-Happai) der Vater des O-Tu, misbilligte den Vergleich, und tadelte den Tohah, daß er ihn eingegangen, denn er urtheilte weislich, daß es ihrer Parthey überaus vortheilhaft geweſen ſeyn würde, in meiner Begleitung nach Eimeo zu ſegeln, wenn ich gleich an den Feindſeligkeiten keinen Antheil genommen hätte. Auf dieſen Umſtand berief er ſich auch in ſeiner ganzen Rede, und behauptete ſteif und feſt, daß Otu wohl daran gethan hätte auf mich zu warten, wenn er gleich deshalb dem Tohah nicht ſo bald, als dieſer es gehoft, zu Hülfe geeilt wäre.

Kaum hatte man endlich die Berathſchlagungen über dieſen Punkt beendigt, ſo kam ein Bote von Tohah an Otu, um ihn zu bitten, am folgenden Tage dem Dankfeſte am Marai in Attahuru beyzuwohnen, das er wegen des geſchloſſenen Friedens dem Eatua feyern wolle; wenigſtens legte mir Omai die Abſicht dieſer Feyerlichkeit ſo aus. Man bat mich mitzugehen, allein ich mußte es abſchlagen, weil ich mich nicht wohl befand; damit wir indeſſen erfahren möchten, was für Ceremonien bey einer ſo feyerlichen Gelegenheit üblich wären, ſchickte ich Herrn King mit Omai dorthin. Ich ſelbſt kehrte, mit Otu's Mutter, ſeinen drey Schweſtern und acht anderen Frauenzimmern an Bord meines Schiffes zurück. Anfänglich glaubte ich, daß dieſe zahlreiche Damengeſellſchaft bloß in der Abſicht, ſich nach Matavai hinüberſchiffen zu laſſen, in mein Boot gekommen wäre; allein ſobald wir an Bord angelangt waren, gaben ſie mir zu verſtehen, ſie würden im Schiffe übernachten, um mich von meiner Unpäßlichkeit zu heilen, welche von rheumatiſcher Art war, und mir von der Hüfte bis zum Fuß hinab Schmerzen verurſachte. Ich nahm ihr freundſchaftliches Anerbieten an, ließ ihnen ein Bett auf dem Fußboden meiner Kajüte bereiten, und gehorchte nun ihren Vorſchriften. Ich mußte mich mitten unter ihnen niederlegen, und nunmehr drängten ſich ſo viele als nur immer Raum hatten herzu, und fingen an mich mit beyden Händen von Haupt zu Fuß, beſonders aber am ſchmerzhaften Bein zu drücken, bis alle meine Gelenke knackten, und mein Fleiſch gleichſam zu Brey geknetet war. Ich hielt dieſe Disciplin eine Viertelſtunde lang aus, und war froh aus ihren Händen entlaſſen zu werden; weil aber unmittelbar Erleichterung darauf erfolgte, ſo ließ ich mir, ehe ich mich ſchlafen legte, eine zweyte gefallen, die denn auch die erwünſchte Wirkung that, mir eine ziemlich ruhige Nacht zu verſchaffen. Am Morgen wiederhohlten meine weiblichen Aerzte, ehe ſie an Land gingen, ihre Kur, und Abends kamen ſie wieder zurück, um ſich nochmals dieſe Mühe mit mir zu geben; am folgenden Morgen war ich von allen Schmerzen gänzlich befreyt, mit einem

Worte

Worte kurirt, und hierauf beurlaubten ſie ſich. Sie nennen dieſe Uebung Rommi, und nach meiner Meynung übertrift ſie bey weitem alles Bürſten, Frottiren oder andere äuſſerliche Mittel, die wir in ſolchen Fällen anzuwenden pflegen. Dieſe Operation iſt hier allgemein im Gebrauch, und ſie wird zuweilen auch von Männern, mehrentheils aber von Weibern, verrichtet. Wenn jemand nur matt und müde ausſieht und ſich bey ihnen niederläßt, fangen ſie ſogleich an, dieſes Rommi mit ſeinen Beinen vorzunehmen, welches allemal eine heilſame Wirkung hat. *)

Otu kehrte am 25ſten des Morgens mit Herrn King von Attahuru zurück, und mein Officier gab mir von dem was er geſehen hatte folgenden Bericht:

„Bald nachdem Sie mich verlaſſen hatten, kam ein zweyter Bote von Tohah, und brachte dem Otu einen Piſangſtamm. Die Sonne wollte untergehen, als wir uns in einen Kahn ſetzten und Oparre verließen. Gegen neun Uhr ſtiegen wir an der Gränze von Tittahah, da wo es an den Diſtrict Attahuru ſtößt, an Land, nachdem man uns zuvor vom Strande ab, zugerufen hatte, vermuthlich um zu erkennen zu geben, daß Tohah ſich dort befinde. Er ſchlief jezt, allein ſeine Leute weckten ihn, und hatten kaum Otu's Namen genannt, als auch ſchon ein Piſangſtamm nebſt einem

---

*) Man findet in Capitain Wallis Reiſebeſchreibung eine Nachricht von einer ähnlichen Operation, die man mit ihm und ſeinem erſten Lieutenant vornahm. S. die Hawkesworthſche Sammlung der Seereiſen, ingleichen meine Reiſebeſchreibung. G. F.

Hunde zu des Königs Füßen niedergelegt ward. Nunmehr kamen viele von Toha's Leuten, und ſprachen mit Otu, und zwar, ſo viel ich merkte, von dem Unternehmen gegen Eimeo. Ich blieb eine Zeitlang neben Otu ſitzen, indeß Tohah in ſeinem Canot ſich nicht rührte, und ſich auch in keine Unterredung mit uns einließ. Als ich hierauf ſelbſt zu ihm hin ging, fragte er mich ſogleich, ob Tuti (Cook) böſe auf ihn wäre? Ich erwiederte: Nein! und ich ſey beordert, nach Attahuru zu gehen, um ihm dieſes zu ſagen. Dann hielt Omai eine lange Unterredung mit ihm, wovon ich nichts erfahren konnte. Otu, zu dem ich hierauf zurückkehrte, wünſchte daß ich zu Abend eſſen und mich ſchlafen legen möchte; um ihm zu willfahren verließ ich ihn, und nahm den Omai mit mir. Ich fragte dieſen, warum Tohah ſich nicht aus ſeinem Kahne rühre? Er ſagte: er habe einen Schaden am Fuß und könne nicht gehen; Otu würde ſich aber ſogleich mit ihm allein unterreden. Dieſes ſchien auch zuzutreffen, denn bald hernach kamen die Leute zu uns, die wir bey Otu zurückgelaſſen hatten, und etwa zehn Minuten ſpäter traf Otu ſelbſt bey uns ein, und ging mit uns allen in ſeinem Canot ſchlafen.

Am folgenden Morgen ward der Awa-Trank reichlich genoſſen, ſo daß einer von der übermäßigen Quantität, die er zu ſich nahm, völlig von Sinnen kam, und ſich in Konvulſionen umher wälzte. Ihrer zwey hielten ihn, und rupften ihm die Haare mit den Wurzeln aus. Von dieſem Anblicke wandte ich mich zu einer rührendern Scene, der Zuſammenkunft des Tohah mit ſeiner Frau und einem jungen Mädchen, die, wie ich erfuhr, ſeine Tochter war. Sie ritzten ſich den Kopf (mit einem ſcharfen Stein, oder Hayſiſchzahn) vergoſſen eine ziemliche Menge Blut und Thränen, wuſchen ſich dann, umarmten den Erih, und ſchienen nunmehr ganz ruhig. Das Mädchen hatte gleichwohl noch eine zweyte Operation dieſer Art vorzunehmen; denn Terridiri (t. Erih. Tarea,) der Oberea Sohn, kam herzu, und ſie ging ihm ganz heroiſch entgegen, um dieſelbe Ceremonie zu wiederhohlen, womit ſie eben ihren Vater bewillkommt hatte. *) Tohah hatte von Eimeo ein großes Kriegskanot mitgebracht, das er nicht erobert, ſondern ledig gefunden und weggenommen hatte.

Zwiſchen zehn und eilf Uhr verließen wir Tittahah, und landeten bald nach Mittag am Marai in Attahuru. Gegen demſelben über lagen drey Canots auf dem Strande, und in jedem waren drey Schweine, unter den Sonnendächern der Canots aber noch etwas anderes zur Schau ausgelegt, was aber dieſes eigentlich war, konnte ich nicht erkennen. Wir glaubten, die Feyerlichkeit würde Nachmittags vor ſich gehen; allein weder Tohah noch Potatau hatten ſich eingefunden, mithin konnte nichts vorgenommen werden. Es kam auch ein Oberhaupt von der Inſel Eimeo, und legte dem Otu ein kleines Ferken und einen Piſangſtamm zu Füſſen. Beyde beſprachen ſich eine Zeitlang, wobey der von Eimeo verſchiedentlich Warry, Warry! (falſch, falſch) ausrief. Vermuthlich erzählte ihm Otu, was er von andern gehört, und dieſer läugnete es ab.

---

*) Man findet Nachrichten von der königlichen Familie von Otaheiti in Hawkesworths Sammlung und in meiner Reiſebeſchreibung. G. F.

Tages darauf (Mittwochs) kamen **Tohah** und Potatau in acht großen Canots, und landeten unweit des Marai. Verſchiedne Oberhäupter ſchickten dem **Otu** viele Piſangſtämme zu; aber **Tohah** rührte ſich nicht aus ſeinem Kahn. Hierauf ging die Feyerlichkeit an. Die Prieſter brachten zwey Bündel zum Vorſchein, eines, worin der Maro oder königliche Gürtel gewickelt war, das andere in Geſtalt eines großen Zuckerhutes. Man legte ſie zu den Füßen eines Grabes, (wenigſtens vermuthete ich aus den Aeuſſerungen der Inſulaner daß es ein Grab wäre) und drey Prieſter ſetzten ſich gegenüber, am andern Ende des Grabes, und hielten einige Piſangſtämme, einen Zweig von einem andern Baume, und die Blumenſcheide einer Kokospalme in den Händen, wobey jeder für ſich Sprüche wiederholte. Von Zeit zu Zeit ſangen zwey, bisweilen auch alle drey, ein trauriges Lied, worauf aber das Volk wenig Acht gab. Als das Beten und Singen eine Stunde gedauert hatte, hielt der oberſte Prieſter noch ein kurzes Gebet, und nahm den **Maro** heraus. **Otu** ſtand auf, legte ihn an, und hielt einen Hut oder eine Mütze in der Hand, die mit rothen Federn von dem Tropikvogel, und mit andern von dunklerer Farbe, beſetzt war. *) Die drey Prieſter ſtanden ihm gegenüber, und beteten noch etwa zehn Minuten, worauf ein Mann aus dem verſammelten Haufen hervorſprang und das Wort **Hiwa!** ausrief, welches die Menge mit dem dreymaligen Ausruf **Erih!** beantwortete. Dies war, wie man mir vorausgeſagt hatte, die Hauptſache bey dieſer Feyerlichkeit.

---

*) Alſo eine Art von Diadem, oder Krone. G. F.

Hierauf ging die ganze Verſammlung auf die andere Seite des großen Steinhaufens, wo des Königs Marai befindlich iſt, der einem Grabe nicht unähnlich ſieht. Hier ward die vorige Ceremonie wiederhohlt, und ebenfalls mit einem dreymaligen Ausruf beſchloſſen. Dann ward der Maro zuſammengewickelt, nachdem vorher ſeine Pracht durch ein kleines Federnſtück vergrößert worden war, welches ein Prieſter dem Otu, während daß er den Maro trug, überreicht, und Otu ſelbſt daran befeſtigt hatte.

Nunmehr ging alles Volk nach einer ſehr geräumigen Wohnung, dicht bey dem Marai, und ſetzte ſich da mit mehr Ordnung nieder, als wir in ähnlichen Fällen bemerkt hatten. Hier hielt ein Mann aus Tiarrabu eine Rede, welche zehn Minuten lang dauerte; auf ihn folgte ein Redner aus Attahuru, und dann Potatau, der mit mehr Geläufigkeit und Anſtand ſprach, als alle übrigen; denn mehrentheils können ſie nur kurze, abgeriſſene Sentenzen vorbringen, wobey ſie eine etwas ungeſchickte Bewegung mit der Hand machen. Nach ihm kam die Reihe an Tuteo, Otu's Redner, und dann an einen Mann aus Eimeo. Auf dieſen folgten noch zwey oder drey Reden, auf die man aber weniger achtete. Omai ſagte, der Inhalt aller Reden ſey: daß ſie nicht ſtreiten, ſondern Freunde ſeyn wollten. Verſchiedene unter den Rednern drückten ſich übrigens mit vieler Wärme aus, ſo daß es vielleicht nicht ohne einige Vorwürfe, und Proteſtationen von guter Abſicht abging. Als man im beſten Sprechen war, kam ein Mann aus Attahuru, der eine Schleuder um den Leib gebunden, und einen großen Stein auf der Schulter hatte. Er paradirte damit eine Viertelſtunde lang in dem offenen Raum, ſagte dabey etwas in einem ſingenden Tone her, und warf hernach den Stein zur Erde. Eben dieſen Stein, und einen Piſangſtamm, der zu Otu's Füßen lag, trug man, als die Reden geendigt waren, nach dem Marai, wobey einer von den Prieſtern, und Otu noch etwas herſagten.

Hierauf machten wir uns auf den Weg um nach Oparre zurückzukehren; allein der Seewind, welcher eben herrſchte, zwang uns anzulanden, und gab uns alſo Gelegenheit zu einem angenehmen Spatziergang durch ganz Tittahah bis nach Oparre. Ein Baum woran ein Büſchel trockner Blätter aufgehangen war, bezeichnete die Gränze beyder Bezirke. Der Mann der die Ceremonie mit dem Steine und der Schleuder vorgenommen hatte, begleitete uns, ſprach lange mit Otu's Vater, und ſchien ſehr aufgebracht über den Tohah und deſſen Verfahren zu ſeyn.“

Aus dieſer Nachricht ſollte man faſt vermuthen, daß die Feyerlichkeit nicht eine bloße Dankſagung, wie Omai uns geſagt hatte, ſondern auch eine Beſtätigung des Friedens ſeyn ſollte. Was Herr King ein Grab nennt, war vermuthlich die Stätte, wo, bey Gelegenheit des Menſchenopfers, die Ceremonien angingen, und wohin man den Leichnam legte, nachdem man ihn vom Strande geholt hatte. In dieſer Gegend des Marai bekleiden ſie auch ihre Könige zum erſtenmal mit dem Maro. Omai war bey der Einſetzung der Königs Otu zugegen geweſen, und beſchrieb mir das ganze Ceremoniel, als ich mich in Attahuru befand; und, ſo verſchieden die Veranlaſſung diesmal war, ſo kam gleichwohl, nach ſeiner Beſchreibung, jene Feyerlichkeit mit der diesmaligen, wie ſie Herr King beſchrieben hat, beynahe in allen Stücken überein. Der Piſangſtamm, deſſen wir ſo oft erwähnen, iſt nicht nur bey gottesdienſtlichen Ceremonien, ſondern auch bey allen öffentlichen und Privatſtreitigkeiten das erſte, was herbeygeſchaft wird. Er wird auch noch bey andern Gelegenheiten gebraucht; vielleicht bey vielen, wovon wir nichts wiſſen. So lange Tohah in Eimeo lag, ſchickte er täglich einen oder mehrere Boten an Otu, von denen jeder allemal einen jungen Piſangſtamm in den Händen hielt, und ihn, ehe er noch eine Sylbe ſprach, vor Otu's Füßen hinlegte. Erſt nach dieſer Feyerlichkeit ſetzte er ſich, und beſtellte ſeinen Auftrag. Ich ſah einmal zwey Männer ſo heftig in Worten an einander gerathen, daß ich erwarten mußte es würde zum Raufen kommen; allein als der eine einen Piſangſtamm vor den andern hinlegte, wurden beyde gelaſſener, und ſetzten ihre Unterredung ohne Hitze fort. Der Piſang iſt folglich, mit einem Worte, in jedem Fall der Oelzweig dieſes Volks.

Am 26ſten kamen alle unſere Freunde an Bord, und brachten uns, weil wir ſegelfertig waren, mehr Schweine als wir ihnen abnehmen konnten. Unſer Salzvorrath war nehmlich verbraucht, wir konnten folglich kein Fleiſch mehr einſalzen, und nahmen alſo nur ſo viele Schweine mit, als wir friſch verzehren konnten. Am folgenden Morgen begleitete ich den Otu nochmals nach Oparre, und nahm bey dieſer Gelegenheit ſowohl das Federvieh als die größern Thiere, die ich meinem Freunde übergeben hatte, zum letzſtenmale in Augenſchein. Alle waren in dem hofnungsvolleſten Zuſtande und wurden aufs ſorgfältigſte gewartet. Zwey Gänſe und zwey Enten brüteten ſchon; die Truthüner und die Pfauhenne aber hatten noch nicht gelegt. Otu gab mir vier Ziegen, und ich nahm mir vor, ein Paar nach Ulietea zu bringen, das andere aber für den Fall, daß ich gegen Norden einige Inſeln anträfe, aufzuheben.

Ich muß bey dieſer Gelegenheit einen Zug von Otu erzählen, welcher zum Beweiſe dienen kann, daß es dieſen Inſulanern nicht an Schlauigkeit und Witz fehlt, ſobald es darauf ankommt, eine Abſicht zu erreichen. Unter andern Geſchenken, hatte ich ihm auch ein Seherohr gegeben. Er behielt es zwey oder drey Tage, ward aber deſſen bald überdrüßig, weil er im Grunde auch wohl nicht viel Nutzen davon haben konnte. Um es mit guter Manier an Mann zu bringen, ging er heimlich zum Capitain Clerke, und ſagte ihm: weil er immer ſein ſehr guter Freund geweſen ſey, wolle er ihm jezt ein Geſchenk bringen, welches ihm gewiß willkommen ſeyn würde. Aber, ſetzte er hinzu; Du mußt dich gegen Tuti (Cook) nichts merken laſſen, denn er hätte es ſelber gern, und ich will es ihm nicht geben. Hierauf zieht er das Seherohr, und giebt es dem Capitain, wobey er ihm zugleich verſichert, er habe es auf eine rechtmäßige Art bekommen. Capitain Clerke wollte ſich weigern es anzunehmen, allein Otu beſtand darauf, daß er es behalten ſollte. Nach einigen Tagen erinnert er ihn wieder an das Seherohr; der Capitain brauchte es zwar nicht, wollte aber doch dem Otu einen Gefallen erzeigen, und bot ihm vier

Beile zum Gegengeſchenk, weil er überzeugt war, daß ſie auf der Inſel ihren Werth hätten. Otu hatte ſie kaum geſehen, ſo rief er: Tuti hatte mir ſchon fünf dafür geboten. Wohlan, erwiederte der Capitain, damit dich deine Freundſchaft für mich nicht in Verluſt ſetzt, will ich dir ſechs Beile geben. Die nahm Otu denn an, doch mit der erneuerten Bedingung, daß man mir von dem ganzen Handel nichts erzählen möchte.

Omai, der hier ſo viele Koſtbarkeiten weggeſchenkt hatte, erhielt doch wenigſtens Ein Gegengeſchenk, welches von einigem Belange war, nehmlich ein ſchönes doppeltes Segelcanoe, vollkommen ausgerüſtet, und fertig in See zu ſtechen. Ich hatte ihm ſchon vorher eine Sammlung von Engliſchen Flaggen geſchenkt; allein die waren ihm zu koſtbar, um ſie jezt aufzuſtecken. Statt deſſen pflanzte er an allen Ecken ſeines Schiffes andere Flaggen und Wimpel auf, deren er ſich zehen oder zwölf ſelbſt zuſammengeſtickt hatte. Seine Wimpel waren ein Gemiſch, von Engliſchen, Franzöſiſchen, Holländiſchen und Spaniſchen Flaggen, denn von dieſen vier Nationen hatte er Schiffe geſehen. In dieſem Staat zog ſein Canoe ſo viel Zuſchauer auf ſich, als bey uns etwa ein Kriegsſchiff, wenn es, an einem Feſttage, mit allen Fahnen und Flaggen bekleidet iſt. Während meines vorigen Aufenthalts in Otaheiti hatte ich dem Otu einen Engliſchen Jack *) und Wimpel, und dem Tohah eben-

---

*) Jack iſt die Flagge welche am Bugſpriet aufgeſteckt wird. G. F.

falls einen Wimpel geſchenkt, und beyde wurden noch anjezt mit der größten Sorgfalt aufgehoben.

Omai hatte ferner einen großen Vorrath von Kokosöl und Taheitiſchem Zeuge eingelegt, weil man hier beydes weit reichlicher und vorzüglicher antrift, ſo daß es ein Handelsartikel iſt. Ohne Zweifel würde er in mehreren Stücken vorſichtiger gehandelt haben, wenn nicht ſeine Schweſter und ſein Schwager, nebſt einigen ihrer Bekannten, ihn immer umringt hätten, um ihn gänzlich auszuplündern, welches ihnen auch gelungen wäre, wenn ich nicht bey Zeiten ihrer unerſättlichen Habſucht Einhalt gethan, und die brauchbarſten Sachen die ihm noch übrig geblieben waren, unter meine Verwahrung genommen hätte. Hiemit wäre indeß wenig ausgerichtet geweſen, wofern ich ihnen erlaubt hätte, mit uns nach Huaheine zu gehen, oder wenigſtens uns dorthin zu folgen, wie ihre Abſicht war. Statt deſſen verbot ich ihnen ſich in jener Inſel ſehen zu laſſen, ſo lange ich in der Nachbarſchaft bliebe; und ſie kannten mich zu gut, um nicht zu gehorchen.

Am 28ſten kam Otu an Bord, und ſagte mir, er hätte ein Canot, welches ich doch, als ein Geſchenk, an den König von Britannien (Erih-rahai-no-Pretane,) mit mir nach England nehmen möchte; es ſey dieſes das einzige, was er Sr. Majeſtät ſchicken könne. Dieſer Beweis von Otu's Dankbarkeit rührte mich ſehr, denn der Gedanke war völlig ſein eigen; niemand von uns hatte ihm den geringſten Wink dazu gegeben, und man ſah daraus, daß er ſehr gut wiſſe, wem er die wichtigſten Geſchenke zu verdanken habe. Ich glaubte anfänglich, dieſes Canot würde ein Modell eines großen Kriegscanots ſeyn, allein es war ein kleines gewöhnliches Eiwahah (e-Waá) oder doppeltes Canot, welches ungefähr ſechzehn Schuh in der Länge hatte, und für dieſe Gelegenheit gebaut zu ſeyn ſchien. Ueberall waren geſchnitzte Verzierungen angebracht, wie an allen ihren Fahrzeugen. Ich mußte ihm für ſeine gute Abſicht danken, ohne das Canot, weil es zu viel Raum erfordert hätte, an Bord nehmen zu können, womit ihm freylich mehr gedient geweſen wäre.

Einige ſchwache Weſtwinde, die mit Windſtillen abwechſelten, hielten uns einige Tage länger, als ich wollte, in der Bay zurück. Die ganze Zeit über drängten ſich unſere Freunde von allen Seiten herzu, ſo daß es auf unſern Verdecken von Menſchen wimmelte, und rund umher lag eine große Menge Canots; denn keiner wollte die Nachbarſchaft von Matavai verlaſſen, bis wir abgeſegelt wären. Endlich am 29ſten, um drey Uhr Nachmittags, fand ſich der Oſtwind ein, und wir lichteten ſogleich unſere Anker. Sobald die Schiffe unter Segel waren, ließ ich, auf Otu's Verlangen, und um die Neugier des Volks zu befriedigen, ſieben ſcharfgeladene Kanonen abfeuern. Hierauf verließen uns alle unſere Freunde, ausgenommen Otu und noch ein Paar andere, unter den lebhafteſten Ausdrücken von herzlicher Zuneigung und Betrübniß über unſere Trennung. Otu wollte ſehen, wie unſere Schiffe ſegelten; ihm zu gefallen ſtach ich alſo in See, und lief dann wieder in die Bay, worauf auch er von uns Abſchied nahm, und in ſeinem Canot an Land ging.

Nach ſo vielen wiederhohlten Beſuchen, die wir innerhalb wenigen Jahren hier abgelegt hatten, war es kein Wunder, daß die Einwohner feſt überzeugt ſchienen, wir würden den Umgang mit ihnen auch noch künftig fortſetzen. Otu ſchärfte mir beſonders ein: den Erih-rahai-no Pretane, (den König von England) in ſeinem Namen zu bitten, er möchte ihm, mit den nächſten Schiffen, rothe Federn und die Vögel welche dergleichen haben, ferner Beile, und ein halbes Dutzend Flinten, nebſt Pulver und Bley ſchicken; vor allen Dingen aber ja nicht Pferde vergeſſen.

Im Vorhergehenden habe ich gelegentlich verſchiedene anſehnliche Geſchenke erwähnt, die mir Otu machte, ohne zugleich meine Gegengeſchenke anzugeben; es iſt aber unter den hieſigen Einwohnern üblich, daß ſie, ſo oft ſie ein Geſchenk machen, dabey ſagen, was ſie dagegen erwarten, ſo, daß dieſer Handel uns oftmals theurer zu ſtehen kam, als der gewöhnliche Tauſchhandel. Wenn wir hingegen Mangel an friſchen Lebensmitteln hatten, und dergleichen auf keine andre Art erhalten konnten, ſo wandten wir uns nur an unſre Freunde, und erhielten einen friſchen Vorrath, unter der Benennung eines Geſchenks. Ich pflegte für jedes Geſchenk dieſer Art mehrentheils auf der Stelle zu bezahlen; doch muſte ich den Otu hiervon ausnehmen, deſſen Geſchenke gewöhnlich ſo ſchnell auf einander folgten, daß wir beyderſeits keine Rechnung hielten. Ich gab ihm alles was er verlangte, wenn ich es entbehren konnte; und ſeine Forderungen waren jederzeit billig.

Ich würde viel länger in Otaheiti geblieben ſeyn, wenn es mir gelungen wäre, den Omai daſelbſt zu etabliren; denn beſſer und wohlfeiler konnten wir nirgends Erfriſchungen erhalten, als wir ſie hier bis zu unſerer Abreiſe eintauſchten; und der Grad von Herzlichkeit und von wechſelſeitigem Vertrauen, der zwiſchen uns und den Einwohnern herrſchte, ließ ſich anderwärts auch nicht erwarten. Es verdient angemerkt zu werden, daß dieſesmal nicht ein einziger ungünſtiger Zufall irgend einer Art, den freundſchaftlichen Umgang mit den Einwohnern unterbrochen hatte, und nie ein Diebſtahl von einigem Belang vorgefallen war. Indeß will ich damit eben nicht behaupten, daß ſie in der Sittlichkeit weiter gekommen wären, als ehedem; vielmehr glaube ich, daß die Furcht den Handel unterbrochen zu ſehen, das meiſte zu ihrem guten Verhalten that. Der größte Vortheil dieſes Handels ward jederzeit den Vornehmen zu Theil; alſo war dieſen ſelbſt am meiſten daran gelegen, gute Ordnung aufrecht zu halten, und alles Stehlen und Plündern zu verhüten. Dazu kam noch, daß ich gleich bey meiner erſten Unterredung mit den Oberhäuptern dieſen Punkt in Erwähnung gebracht und abgethan hatte. Ich wußte ſchon, daß ein außerordentlicher Ueberfluß auf der Inſel herrſchte, und hatte auch bemerkt, wie äußerſt begierig die Einwohner auf allerley Sachen waren, die wir mitgebracht hatten; folglich machte ich mir beydes zu Nutze, und gab ſehr deutlich zu verſtehen, ich würde mich dieſesmal nicht, wie ehedem, beſtehlen laſſen. Omai kam bey dieſer Gelegenheit ſehr zu Statten, denn er mußte ihnen die guten Wirkungen ihrer Ehlichkeit, und den Nachtheil eines entgegengeſetzten Betragens, vorſtellen.

Die Oberhäupter können freylich nicht jedem Diebſtahl vorbeugen, denn oft werden ſie ſelbſt beſtohlen, worüber ſie öfters klagten. **Otu** ließ die koſtbarſten Sachen, die ich ihm gegeben hatte, bis zum Tage meiner Abreiſe in meiner Verwahrung, weil ſie, wie er ſagte, nirgends ſo ſicher wären. In der That muß die Neigung zum Stehlen, ſeit der Einfuhr ſo vieler Reichthümer, eher zu- als abgenommen haben; deswegen verlangten auch die Oberhäupter jezt fleißig nach Kiſten, und hielten einige, die ſie von den Spaniern erhalten hatten, in ſehr hohem Werthe. Ich ließ dem **Otu** eine machen, deren Maße er ſelbſt angab; ſie ſollte nehmlich acht Schuh lang, fünf breit, und drey tief ſeyn, weil Schlöſſer und Riegel zur Sicherheit nicht hinreichend ſind, ſondern überdies noch ein Paar Kerle des Nachts darauf ſchlafen müſſen, um ſie deſto beſſer zu hüten.

Unter die Merkwürdigkeiten, die Beziehung auf den Charakter dieſes Volks haben, gehört auch der Umſtand, daß wir, bey aller unſerer Kenntniß von der Taheitiſchen Sprache, und mit einem Dollmetſcher wie **Omai**, gleichwohl von der Ankunft und Abreiſe der Spanier und von der Dauer ihres Aufenthalts nichts Beſtimmtes erfahren konnten. Je mehr wir dieſer Sache nachforſchten, deſto gewiſſer wurden wir überzeugt, daß die Schwierigkeit in der Unfähigkeit des Volks ſelbſt liege, ſich den Zeitpunkt einer Begebenheit zu erinnern, die vor mehr als zwanzig Monaten vorgefallen iſt. So viel erhellte indeß aus der Aufſchrift an dem von den Spaniern errichteten Kreuze, daß, bald nach meiner Abreiſe von Matavai im May 1774, zwey von ihren Schiffen zu O-Aitepiha angekommen ſind. Mit dieſen kam ſowohl das vorhinerwähnte Haus, als auch das lebendige Vieh nach Otaheiti. Einige behaupteten, daß ſie beydes ans Land geſetzt, einige Leute dabey zurückgelaſſen, und dann zehn Tage lang Jagd auf mich gemacht hätten; allein dieſen Umſtand muß ich in Zweifel ziehen, da ſie weder nach Huaheine noch nach Ulietea (o-Raietea) gekommen ſind *). Das Spaniſche Vieh beſtand in einem Stier, etlichen Ziegen, Schweinen und Hunden, und dem Männchen einer andern Thierart, welches, wie wir hernach erſt erfuhren, ein Schafbock war, den man nach Bolabola geführt hatte, wohin auch der Stier beſtimmt war.

Die ſpaniſchen Schweine ſind von großer Art, und haben, wie man deutlich ſieht, die auf der Inſel einheimiſche Race ſchon ſehr merklich verbeſſert. Die

---

*) Gleichwohl hatte ſich ſchon damals, nehmlich während der Zeit daß wir im Hafen Hamaneno auf o-Raietea vor Anker lagen, das Gerücht verbreitet, es wären Schiffe in Huaheine angelangt. Wahrſcheinlich hatte dieſe Nachricht wenigſtens ſo viel Grund, daß man auf den Societäts-Inſeln bereits erfahren haben konnte, es wären Spaniſche Schiffe in O-Taheiti angekommen.

G. F.

Ziegen ſind in Otaheiti gegenwärtig ſchon ſo zahlreich, daß es beynahe keinen Befehlshaber von einiger Wichtigkeit giebt, der nicht einige unter ſeine Reichthümer zählte. Was die ſpaniſchen Hunde betrift, ſo hätten die guten Herren meines Erachtens der Inſel einen viel weſentlichern Dienſt geleiſtet, wenn ſie ſie lieber alle aufgeknüpft oder erſäuft, als hiergelaſſen hätten; denn einer von dieſen Hunden zerriß meinen jungen Capſchen Schafbock.

Dieſe Schiffe ließen bey ihrer Abreiſe vier Mann zurück, nämlich zwey Prieſter, einen Bedienten, und einen vierten, den die Taheitier Matima nannten, und der ſich bey ihnen ſehr beliebt zu machen gewußt hatte. Er mußte ihre Sprache vollkommen erlernt, oder wenigſtens verſtändlich geſprochen, zugleich aber ſich alle erſinnliche Mühe gegeben haben, den Einheimiſchen die erhabenſten Begriffe von der Größe der ſpaniſchen Nation beyzubringen, und diejenigen, die ſie von den Engländern hegten, herunter zu ſtimmen. Er hatte ihnen ſogar weiß gemacht, die Engländer exiſtirten nicht mehr als ein unabhängiges Volk; Britannien (Pretane) ſey nur ein kleines Eiland, welches die Spanier gänzlich vernichtet hätten; mich hatten ſie unterweges angetroffen, und mein Schiff mit aller Mannſchaft an Bord, durch etliche Kanonenſchüſſe in Grund gebohrt, ſo daß meine diesmalige Ankunft den Otaheitiern deſto unerwarteter war. Außerdem hatte er ihnen noch manches andre Mährchen von gleicher Glaubwürdigkeit aufgebunden. Allein, wenn Herabwürdigung der Engliſchen Nation die ganze Abſicht der Spa-

nier

nier bey dieſer Ausrüſtung geweſen iſt, ſo haben ſie ihren Endzweck ſehr verfehlt; denn meine Wiederkehr nach Otaheiti, ſahen die Einwohner für die vollſtändigſte Wiederlegung alles deſſen an, was Matima erzählt hatte.

In welcher Abſicht die Prieſter hier blieben, läßt ſich freylich nur errathen; allein wenn ſie wirklich jemanden haben bekehren wollen, ſo iſt ihnen dieſes gänzlich fehlgeſchlagen. Doch ſcheint dies nicht ihr Geſchäft geweſen zu ſeyn; denn die Einwohner verſicherten uns, ſie hätten ſich nie, weder über Religionsſachen, noch über ſonſt etwas, mit ihnen in Unterredung eingelaſſen, ſondern wären ſtets in dem Hauſe zu O-Aitepiha geblieben, indeß Matima überall auf der Inſel umhergeſchwärmt wäre. Nachdem ſie ſich zehn Monat auf der Inſel aufgehalten hatten, kamen zwey Schiffe wieder nach O-Aitepiha, nahmen die Leute an Bord, und gingen nach fünf Tagen nochmals unter Segel. Die Spanier haben alſo, was auch ihre Abſicht auf der Inſel geweſen ſeyn möge, für diesmal wenigſtens, alles aufgegeben. Gleichwohl erzählte mir Otu und viele andere, daß ſie den Einwohnern vor ihrer Abreiſe geſagt hätten: ſie würden wieder kommen, Häuſer bauen, Thiere aller Art, nebſt Männern und Weibern mitbringen, die ſich hier niederlaſſen, und Zeitlebens bey ihnen wohnen ſollten. Otu fügte noch hinzu, daß er auf dieſen Fall entſchloſſen wäre, ſie nicht nach Matavai-Fort kommen zu laſſen, weil dieſes uns gehöre; allein im Ganzen ſahe man leicht, daß ihm der Vorſchlag nur zu ſehr gefiel, indem er es ſich nicht träumen ließ, daß eben dies, wenn es einſt in Erfüllung ginge, ihn und ſeine Oberherrſchaft und ſein Volk um ihre Freyheit bringen würde. Schon aus dieſem Zuge läßt ſich abnehmen, wie leicht eine Niederlaſſung auf Otaheiti gemacht wäre, die indeſſen wie ich hoffe, niemals Statt finden wird. Unſere Beſuche können den Einwohnern in mancher Rückſicht nützlich geworden ſeyn; aber eine bleibende Niederlaſſung, auf den Fuß wie die meiſten Europäiſchen Niederlaſſungen unglücklicherweiſe eingerichtet werden, würde wahrſcheinlich genug die traurige Folge nach ſich ziehen, daß die Inſulaner bald den Tag verwünſchen müßten, da ein Europäiſches Schiff ſie zuerſt entdeckte. Zum Glück iſt es ſehr unwahrſcheinlich, daß je im Ernſt ein ſolcher Schritt gethan werden ſollte, da weder der Ehrgeiz einer Nation, noch die Habſucht eines Privatmannes dabey intereſſirt ſeyn kann.

Ich habe bereits oben erwähnt, daß mich einer von den beyden Taheitiern, die in Lima geweſen, beſucht hätte; zu meinem Erſtaunen ſah ich ihn ſeitdem nie wieder, ob ich ihn gleich mit ungewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen empfangen hatte. Vielleicht hat ihn indeß Omai, durch üble Begegnung, zurückgeſcheucht, damit nicht ein anderer Reiſender mit ihm in Vergleich kommen möchte. Es kam ihm nunmehr zu ſtatten, daß wir zu Teneriffa geweſen waren, und er wußte ſich nicht wenig damit, daß er eben ſo gut als jener, einen Spaniſchen Ort beſucht habe. Den zweyten Inſulaner, der in Lima geweſen iſt, habe ich nicht angetroffen; Herr Capitain Clerke aber hatte ihn geſehen, und beſchrieb ihn mir als einen gemeinen Kerl, der nicht recht bey Sinnen wäre, welches ſeine eigne Landsleute beſtätigten. Im Grunde hielt man auf beyde Abentheurer nicht viel; denn ſie waren nicht ſo reichlich mit Koſtbarkeiten ausgeſtattet, als Omai, nach Hauſe gekommen, deſſen eigene Schuld es ſeyn wird, wenn er, nach allen Vortheilen die ihm ſeine Reiſe nach England eingebracht hat, je wieder ſeine ganze Wichtigkeit verlieren ſollte.

Vier und zwanzigſtes Hauptſtück.

Ankunft zu Eimeo. Beſchreibung zweyer daſelbſt befindlichen Häfen. Beſuch von Maheine, dem Oberhaupt dieſer Inſel; Schilderung ſeiner Perſon. Es wird eine Ziege geſtohlen aber wieder zurückgegeben und auch der Dieb ausgeliefert. Man ſtiehlt eine Zweyte, und verbirgt ſie. Maßregeln, welche bey dieſer Gelegenheit ergriffen werden. Expedition queer durch die Inſel. Häuſer und Canots in Brand geſteckt. Auslieferung der Ziege und Friedensſchluß. Einige Nachrichten von der Inſel.

Ich blieb bey meinem Entſchluß nach Eimeo zu gehen, und ſteuerte am 30ſten Morgens, nach der Nordſpitze dieſer Inſel, wo der Hafen liegt, den ich unterſuchen wollte. Omai war in ſeinem Canot lange voraus angekommen, und hatte einige Veranſtaltungen getroffen, um uns den Eingang zu zeigen. Es fehlte uns überdies nicht an Lootſen, denn wir hatten einige Männer und eine ziemliche Anzahl Frauenzimmer von O-Taheiti mitgenommen. Allein ich fand es nicht rathſam, mich gänzlich auf ſolche Führer zu verlaſſen, und ſchickte daher zwey Boote voraus, die den Hafen unterſuchen mußten. Erſt nachdem ihr Signal mich benachrichtigt hatte, daß der Ankerplatz gut ſey, lief ich ein, und ankerte in zehn Faden Tiefe auf weichem Schlammgrunde, ganz am Ende des Hafens, ſo daß ich das Schiff mit einem kleinen Tau am Lande befeſtigen ließ.

Dieſer Hafen heißt **Talu**, liegt auf der Nordſeite der Inſel, im Bezirk **O-Bunohu**, oder **Punohu**, und erſtreckt ſich ſüdwärts, zwiſchen Bergen, ungefähr zwey Engliſche Meilen (*miles*) in die Länge. Ich kenne in allen Inſeln dieſes Oceans faſt keinen ſicherern und bequemeren Hafen; denn er hat einen Vorzug, welcher den meiſten andern fehlt, dieſen nemlich, daß man mit dem herrſchenden Paſſatwinde gleich bequem hinein und heraus ſegeln kann. Es fallen verſchiedne Bäche in denſelben, wovon einer im innerſten Theil des Hafens ſo beträchtlich iſt, daß die Boote eine Viertelmeile weit hinauf ruderten um daſelbſt friſches Waſſer einzufüllen. An den Ufern dieſes Baches wächſt überall der **Purubaum**, (*Hibiſcus tiliaceus*, der Linden-Eibiſch,) den die Einwohner nicht achten, ob er gleich gutes Brennholz liefert; folglich hat man hier Gelegenheit, ſich leicht mit Holz und Waſſer zu verſehen.

Etwa zwey Meilen oſtwärts, auf eben dieſer Seite der Inſel, liegt ein noch größerer Hafen, Namens **Parau-roa**, deſſen Einfahrt aber oder die Oeffnung im Rief, (welches letztere, beyläufig geſagt, die ganze Inſel umgiebt) weit enger iſt, und dem Hafen unter dem Winde liegt. Dieſe beyden Unbequemlichkeiten ſind ſo auffallend, daß Talu ſtets einen entſchiedenen Vorzug behaupten muß. Sonderbar iſt es, daß ich dreymal in **Otaheiti** gewesen war, und einmal ſogar ein Boot nach **Eimeo** geſchickt hatte, ohne bis jezt zu erfahren, daß es einen Hafen hätte; ja, ich hatte ſogar das Gegentheil geglaubt. Gleichwohl giebt es, außer jenen beyden, auf der Südſeite dieſer Inſel, noch ein paar andere, die aber weniger bedeuten.

Kaum hatten wir die Anker geworfen, ſo wimmelte es ſchon auf unſern Schiffen von Einwohnern. Allein diesmal hatte ſie bloß die Neugier zu uns geführt, denn keiner brachte das mindeſte zum Tauſchhandel mit. Am folgenden Morgen aber kamen, aus entlegenern Bezirken, mehrere Canots mit einer Menge Brodfrucht und Kokosnüſſen, und einigen Schweinen, welche ſie gegen Beile, Nägel und Glaskorallen vertauſchten, indem die rothen Federn hier weniger geſucht wurden als in Otaheiti. Ich hatte irgendwo gehört, daß man die Ratten aus dem Schiffe los werden könnte, wenn man es ſo dicht als möglich an den Strand brächte und ihnen, vermittelſt ans Ufer befeſtigter Stricke, einen Fußſteig bis ans Land machte. Ich verſuchte dieſes Mittel hier, weil die Ratten uns nur zu ſehr plagten; allein ich glaube ſchwerlich, daß wir auf dieſe Art einige los geworden ſind.

Tages darauf beſuchte mich Maheine, das Oberhaupt dieſer Inſel. Er näherte ſich dem Schiff mit großer Behutſamkeit, und wir mußten ihm erſt zureden, ehe er an Bord kommen wollte. Vielleicht hatte er einige Furcht vor uns, als offenbaren Freunden der Otaheitier; denn hier zu Lande begreift man nicht, wie man jemandes Freund ſeyn, und dennoch nicht gemeinſchaftliche Sache mit ihm gegen ſeine Feinde machen kann. Mit dem Maheine zugleich beſuchte uns auch ſeine Gemahlin, eine Schweſter des O-Amo in

Otaheiti, der daſelbſt ſeit meiner letzten Abweſenheit verſtorben war. Ich ſchenkte beyden, was ihnen das koſtbarſte zu ſeyn ſchien. Nach einer halben Stunde gingen ſie wieder an Land, brachten mir aber bald darauf ein großes Schwein zum Gegengeſchenke, wofür ich ihnen in einem neuen Geſchenk den vollen Werth gab. Dann beſuchten ſie auch Herrn Capitain Clerke.

Maheine, der ſich mit wenigen Anhängern gleichſam unabhängig von Otaheiti erhält, iſt zwiſchen vierzig und funfzig Jahr alt, und kahlköpfig, welches hier, in einem ſolchen Alter, etwas ungewöhnliches iſt. Er trug deshalb einen Turban, und ſchämte ſich den Kopf zu entblößen, wiewohl ich nicht entſcheiden kann, ob ſie ſelbſt die Glatze für unehrbar halten, oder nur befürchteten, daß ſie uns ſo vorkommen möchte. Zu der letzteren Meynung hatten wir vielleicht ſelbſt Anlaß gegeben; denn ich hatte einem ihrer Landsleute, der bey einem Diebſtahl ertappt wurde, den Kopf ſcheeren laſſen; ſie mochten folglich ſchließen, dies ſey bey uns die gewöhnliche Strafe des Diebſtahls, und ſchöpften aus eben dem Grunde großen Verdacht gegen die Ehrlichkeit von einigen unſerer Herren, die eben nicht allzu viele Haare auf dem Kopfe hatten.

Abends machte ich mit dem Omai einen Spatzierritt längs dem Strande nach Oſten hin. Unſer Gefolge war nicht ſehr zahlreich, weil Omai den Einwohnern befohlen hatte, ſie ſollten zurück bleiben, und die meiſten, aus Furcht mich zu beleidigen, ihm gehorchten und ihrer Neugier Gewalt anthaten. In eben dieſem Hafen hatte neulich Tohah mit ſeiner Flotte gelegen, als er mit Maheine Krieg führen wollte.

So wenige Tage auch die Feindſeligkeiten gedauert hatten, ſo merklich waren gleichwohl die Spuren davon; überall ſahe man die Bäume ihrer Früchte beraubt, und alle Häuſer in der Nachbarſchaft niedergeriſſen oder gar in Aſche gelegt.

Die folgenden drey Tage beſchäftigten uns unſre Branntweinfäſſer, deren Boden wir mit Theer beſchmieren mußten, um dem Schaden Einhalt zu thun, den ein kleines Inſekt an ihnen verurſachte. Sobald dieſe Arbeit geendigt war, ließ ich das Schiff vom Ufer abziehen, in der Abſicht am folgenden Tage unter Segel zu gehen; allein es kam ein Vorfall dazwiſchen, der mir viele Mühe machte. Wir hatten bisher unſere Ziegen den Tag über jederzeit unter der Aufſicht zweyer Matroſen am Land graſen laſſen; allein dieſer Vorſicht ungeachtet, hatten die Einwohner dieſen Abend eine davon geſtohlen. Der Verluſt einer Ziege war an ſich von keinem Belang, aber er hätte diesmal meine Abſicht vereitelt, die andern Inſeln mit dergleichen Thieren zu beſetzen, und ich mußte ſie folglich wieder zu bekommen ſuchen. Man brachte uns am folgenden Morgen Nachricht, die Ziege ſey an den Befehlshaber der Inſel, Maheine, der ſich jezt in Parau-roa aufhielt, abgeliefert worden. Ein paar alte Männer waren erbötig, meinen Leuten, die ich deshalb ausſchickte, als Wegweiſer zu dienen, und ſetzten ſich mit ihnen in das Boot. Ich ließ dem Maheine, unter Bedrohung, anſagen, er möchte die Ziege ſowohl als den Dieb ſogleich ausliefern.

Nur noch Tages zuvor hatte er mich um ein paar Ziegen gebeten; allein ich willigte um ſo weniger in dieſes Verlangen, weil ich ſie nicht anders als auf Koſten anderer mehr entlegener Inſeln hätte hier laſſen können, woſelbſt, wie ich wußte, bereits Ein Paar vorhanden waren. Um ihm indeß meinen guten Willen zu zeigen, gab ich in ſeiner Gegenwart dem Teidua, einem otaheitiſchen Vornehmen, den Auftrag, den König Otu in meinem Namen zu bitten, er möchte dem Maheine ein paar Ziegen ſchicken, und damit dieſe Bitte nicht fehlſchlüge, ſchickte ich dem Otu, durch denſelben Mann ein Federnſtück, welches ein paar Ziegen werth war. Auf die Art glaubte ich nunmehr den Maheine befriedigt zu haben; allein der Erfolg bewies das Gegentheil.

Indem ich meine Maaßregeln nahm, um mir das entwendete Thier wieder zu verſchaffen, ließ ich die übrigen Ziegen nochmals ans Land ſetzen, in der völligen Ueberzeugung, daß es ſich niemand unterſtehen würde, noch eine zu ſtehlen; allein als man ſie am Abend in das Boot ſetzte, um ſie wieder an Bord zu bringen, zeigte es ſich, daß die Einwohner dennoch Mittel gefunden hatten, eine davon unbemerkt wegzutreiben. Ob ſie gleich auf der Stelle vermißt wurde, und zehn oder zwölf der Eingebohrnen nach allen Gegenden ausgingen, um ſie aufzuſuchen, ſo war und blieb ſie doch verloren. Die Einwohner behaupteten zwar alle ſteif und feſt, daß niemand ſie geſtohlen hätte, und daß ſie ſich blos verlaufen haben müſſe; auch ich ſelbſt war dieſer Meinung, bis ich endlich merkte, daß von allen Einwohnern, die ich ausgeſchickt hatte, nicht ein einziger wieder kam, ſondern daß ſie mich durch dieſe Liſt blos hingehalten hätten, um ihre Beute deſto ſicheter entführen zu laſſen. Die Nacht verhinderte übrigens für jezt alles weitere Nachforſchen. Zu eben dieſer Zeit kam mein anderes Boot von Maheinen zurück, und brachte nicht nur die erſte Ziege mit, ſondern auch, was in dieſen Inſeln ohne Beyſpiel war, einen von den Dieben.

Am folgenden Morgen ſah ich, daß ſich alle Einwohner aus der Nachbarſchaft weggemacht, und ſogar einen Leichnam der den Schiffen gegenüber auf einem Gerüſt oder Tupapau lag, mit ſich fort geſchleppt hatten. Maheine hatte ſich in die entlegenſte Gegend der Inſel retirirt; kurz alles zeigte, daß man bey der Entführung der Ziege planmäßig verfahren, und feſt entſchloſſen ſey, ſich dieſelbe diesmal nicht wieder nehmen zu laſſen. Ich hatte aber meinen Kopf eben ſo hartnäckig darauf geſetzt, daß ſie dieſes Thier, welches noch dazu trächtig war, durchaus nicht behalten ſollten. Zu dem Ende wendete ich mich wieder an die beyden Alten, die zur Wiedererſtattung der vorigen behülflich geweſen waren. Sie ſagten mir, Hamoa, das Oberhaupt des Bezirks Watia auf der Südſeite der Inſel, habe ſie bis dorthin geführt; wenn ich aber jemanden zu ihm ſchickte, um ſie abfordern zu laſſen, würde man ſie mir ausliefern. Auch waren ſie erbötig meine Leute zu Lande dorthin zu führen; weil ich aber zu gleicher Zeit von ihnen erfuhr, daß ein Boot in einem Tage bequem hin und zurückreiſen könnte, zog ich dieſen Weg vor, und ſchickte Herrn Roberts und Herrn Schuttleworth, zwey Unterofficiere, dorthin ab, und befahl ihnen: falls das Boot nicht dicht anlanden könnte, ſollte einer darin bleiben, indeß der andere mit ein paar von unſern Leuten den Wegweiſern folgte.„

Spät am Abend kam das Boot unverrichteter Sachen wieder. Herr Schuttleworth berichtete mir: er ſey, nachdem das Boot ſo nahe gekommen als es die Felſen und Untiefen erlaubt hätten, nebſt zwey Seeſoldaten und einem Wegweiſer ausgeſtiegen, und nach der Wohnung des Hamoa, in Watia gegangen. Hier hätte man vorgegeben, es ſey ſchon nach der Ziege geſchickt worden, und man werde ſie bald bringen. Mit dergleichen Nachrichten hätte man ihn bis zum Abend hingehalten, und er habe ſich endlich genöthigt geſehen, nach dem Boot zurückzukehren.

Jezt war es mir freylich leid, daß ich mich ſo weit in die Sache eingelaſſen hatte; allein nunmehr durfte ich ſie nicht ſtecken laſſen, wenn ich nicht den Einwohnern anderer Inſeln dadurch gleichſam einen Freybrief ertheilen wollte, uns ohne Furcht vor Strafe zu plündern. Ich befragte den Omai und die beyden Alten, was nun zu thun wäre, und ſie riethen mir, ohne allen Anſtand, mit einer ſtarken Mannſchaft an Land zu gehen, und jeden der uns vorkäme, über den Haufen zu ſchießen. Das Unmenſchliche dieſes Vorſchlags verwarf ich, ohne jedoch die Expedition ins Land aufzugeben. Ich ging daher am neunten (October) bey Tages Anbruch, mit fünf und dreyßig von meinen Leuten, einem von den alten Männern, und Omai, nebſt drey oder vieren ſeiner Leute, ans Land; um die Inſel zu durchziehen, indeß Herr Lieutenant Williamſon mit drey bewafneten Booten, uns entgegen, um die weſtliche Gegend der Inſel lief.

Die wenigen Einwohner, die ſich noch hier in der Nachbarſchaft aufhielten, ergriffen bey unſerer Landung die Flucht. Der erſte der uns aufſtieß, lief Gefahr ſein Leben zu verlieren, indem **Omai**, in der völligen Ueberzeugung ich würde ſeinen Rath in allen Stücken befolgen, ihn kaum gewahr ward, als er mich ſchon fragte, ob er losdrücken dürfe? Aber ich befahl ihm und unſerm Wegweiſer, ſie ſollten bekannt machen, daß ich keinem Einwohner Leid zufügen, viel weniger einen ums Leben bringen wollte. Dieſe frohe Nachricht flog ſchnell wie ein Blitz vor uns her, und hatte die erwünſchte Wirkung, daß weiter keiner ſein Haus oder ſeine Arbeit verließ.

Indem wir über den Rücken des Berges ſtiegen, zogen wir Nachricht ein, daß man die Ziege vor uns her dorthin getrieben habe, wohin unſer Weg läge, und noch nicht über den Berg ſeyn könne. Allein bey den oberſten Pflanzungen erfuhren wir, ſie wäre freylich die erſte Nacht über dort gehütet worden, aber **Hamoa** habe ſie bereits am folgenden Morgen nach **Watia** geführt. Wir ſtiegen alſo ohne weitere Erkundigung hinab, kamen nach **Watia**, ließen uns **Hamoa's** Wohnung zeigen, und hatten in Gedanken die Beute ſchon wieder erjagt; allein bey unſerer Ankunft wollte kein Menſch die Ziege geſehen haben, und **Hamoa** ſelbſt kam hervor und betheuerte uns eben daſſelbe.

Indem wir hier anlangten, hatte ich in den Gebüſchen einige Kerle mit Keulen und Spießen in der Hand hin und her laufen ſehen. **Omai** war ihnen gefolgt, allein ſie hatten mit Steinen nach ihm geworfen; vielleicht waren ſie alſo anfänglich Willens, ſich mit Gewalt uns zu widerſetzen, und legten dieſes Vorhaben erſt dann bey Seite, als ſie die Stärke unſeres Haufens inne geworden waren. Was mich in dieſer Muthmaßung beſtätigte, war der Umſtand, daß ihre Häuſer alle leer ſtanden. Ich ließ einige Leute zuſammenſuchen, denen Omai das Unſchickliche ihres Betragens vorhalten mußte, da ich doch ſehr wohl wiſſe, das Thier ſey noch in ihren Händen. Er mußte es ihnen zugleich nochmals abfordern, und im Verweigerungsfall ſie verſichern, daß ich ihre Wohnungen und Canots verbrennen würde. Omai mochte aber ſagen was er wollte, ſo blieben ſie hartnäckig dabey, daß ſie nicht das mindeſte von unſerer Ziege wüßten. Hierauf ließ ich alſo gleich ſechs bis acht Häuſer und zwey oder drey dabey befindliche große Kriegscanots in Brand ſtecken. Sobald ſie verbrannt waren, marſchirten wir auf unſere Boote zu, welche ungefähr ſieben oder acht (kleine Engliſche) Meilen entfernt lagen, und verbrannten unterweges noch ſechs andere Kriegscanots. Bey dem allen regte ſich niemand wider uns; im Gegentheil leiſteten uns viele, wenn nicht gutwillig, doch aus Furcht noch hülfliche Hand. An einem Orte war Omai eine Strecke vorausgegangen, und brachte die Nachricht zurück, daß ſich ein Haufe zuſammenrotte, um uns anzugreifen. Wir machten uns augenblicklich gefaßt, ſie zu empfangen; allein anſtatt Feinde zu Geſicht zu bekommen, waren es Supplikanten, die mir ihre Piſangſtämme zu Füßen legten, und dabey baten, daß ich ein Canot in der Nähe verſchonen möchte, welches ich denn auch ohne Bedenken that.

Um vier Uhr Nachmittags erreichten wir endlich unſere Boote, im Bezirk Wharra-radi, der dem Tiarratabunui (t'Erih-tabu-nui) gehörte. Dieſer Erih, war mit den vornehmſten Perſonen aus dieſer Gegend ins Gebirge geflohen; allein ich berührte nicht das geringſte von ihrem Eigenthum, weil ſie Otu's Freunde waren. Nach einer Stunde Raſt, ſchifften wir uns ein, und kamen gegen acht Uhr Abends bey den Schiffen an, wo man eben ſo wenig erfreuliches, als wir, von der fehlenden Ziege erzählen konnte.

Am folgenden Morgen ſchickte ich in der Frühe einen von Omai's Leuten an den Maheine, und ließ ihm ſagen: wenn er dabey bliebe, die Auslieferung zu verweigern, ſo würde ich ihm auf der ganzen Inſel kein Canot übrig laſſen, und die Feindſeligkeiten ſo lange fortſetzen, bis er das geſtohlene Thier zurückgebe; und damit der Bote ſähe, wie ernſtlich ich es meynte, ſchickte ich den Schiffszimmermann ans Land, um drey bis vier Canots, die in der Bay am Strande lagen, in Stücken zu zerſchlagen. Die dazu gehörigen Planken ließ ich an Bord bringen, um dem Omai an dem Orte, wo er ſich künftig niederzulaſſen gedachte, ein Haus zu bauen. Nachher beſuchte ich, unter hinreichender Bedeckung, den andern nahgelegenen Hafen, und ließ daſelbſt noch drey bis vier Kähne zerſchlagen, und eben ſo viele verbrennen. Als ich um ſieben Uhr Abends an Bord zurückkehrte, fand ich, daß man die Ziege bereits vor einer halben Stunde wiedergebracht hatte. Ich erkundigte mich genau nach dem Orte woher ſie gekommen wäre, und fand, daß es eben derſelbe war, wo die Einwohner Tags zuvor nichts davon hatten wiſſen wollen *).

---

*) Den Beſitz einer Ziege hatte der wackere Cook mit der Vernichtung von ein Dutzend Häuſern und Canots nun freylich etwas theuer erkauft. Allein ſo viel ich urtheilen kann, fällt dasjenige, was in ſeinem Verfahren tadelhaft ſcheinen möchte, nicht ſowohl auf ihn, als auf die Europäer überhaupt zurück, die irgend eine Triebfeder, es ſey nun Habſucht, oder Politik, oder edle Wißbegierde, zu Entdeckungsreiſen antreibt. Vorfälle von dieſer Art ſind, wenn man die Sache kaltblütig beurtheilt, von ſolchen Reiſen unzertrennlich; und Cooks Abſichten im gegenwärtigen Falle waren gewiß ſo redlich gemeynt, daß man ihn ſelbſt bedauern muß, indem er Ernſt und Strenge nothwendig fand. Die übrigen Societäts-Inſeln, wohin die Reiſe ging, ſollten mit dieſem Vieh beſetzt werden; und überdem war es allerdings von der größten Wichtigkeit, daß unſere Reiſenden ſich nicht ungeſtraft beſtehlen ließen, damit nicht, durch allzugroße Nachſicht, einſt ein wichtigerer Vorfall dieſer Art veranlaßt würde, und hernach weit ſtrengere Maaßregeln nöthig machte. Ohnehin war man auf den Inſeln Huaheine und o-Rajetea (oder Ulietea, wie man irrig ſchreibt) von der Macht der Europäer nicht ſo deutlich überzeugt worden, als in Otaheiti, und es waren dem zufolge zu verſchiedenenmalen verdrüßliche Auftritte daſelbſt vorgefallen, wobey nur wenig an offenbaren Feindſeligkeiten fehlte. Folglich war ein Beyſpiel, welches bewies, daß ſich die Fremden Recht zu ſchaffen wüßten, in Eimeo nicht ſo ganz am unrechten Orte angebracht, weil die Einwohner, wegen der Nähe von Otaheiti, beſſer als die Bewohner anderer Inſeln wußten, wie mächtig die Europäer wären, und alſo keinen Widerſtand wagten. Wie kann man es einem Menſchen, oder

Dieſes mühvolle und gewiſſermaßen unglückliche Geſchäft konnte in der That den Einwohnern ſelbſt kein leb-

---

einer Geſellſchaft verdenken, daß ſie, unter was für Umſtänden es auch ſey, ihr Eigenthum behauptet, ſo lange ſie kann? Zumal, wenn ſie im Vernachläßigungsfall Gefahr läuft, alles einzubüßen? Eine andere Frage iſt es allerdings, ob der Vorwitz der Europäer, außer Landes zu reiſen, und unberufen fremde Völker zu beſuchen, ſich rechtfertigen laſſe oder nicht. Kann es dargethan werden, daß der Vortheil der Entdeckungsreiſen alle Bedenklichkeit in Anſehung ihrer Befugniß überwiegt; oder auch nur, daß man die Thätigkeit des Menſchen, die auch in dieſem Falle ſo bewundernswürdiger Entwickelung fähig iſt, nicht einſchränken dürfe: ſo muß man ſich zugleich über die kleinen Unannehmlichkeiten hinweg ſehen, welche von dergleichen Unternehmungen unzertrennlich ſind; und gewärtig ſeyn, daß das Schickſal hier keine Ausnahmen im Lauf der Dinge machen, ſondern, wie allenthalben, Gewinn und Verluſt; Nutzen und Schaden, Wachsthum und Zerſtöhrung an einander geknüpft haben werde. — — Uebrigens iſt die obige Erzählung des Vorfalls in Eimeo, eine von den Stellen, welche jene Dunkelheit aufhellen, worüber man bey der vorläufigen Nachricht eines Ungenannten von der letzten Cookiſchen Reiſe ſo oft zu klagen hat. Kann man den ehrlichen Capitain nicht von aller Uebereilung, und anderweitigen Fehlern in Beurtheilung ſeiner zu ergreifenden Maasregeln losſprechen, ſo ſieht man gleichwohl, daß was hiebey menſchliches mit unterlaufen mochte, ſeiner Rechtſchaffenheit, ſeiner Geiſtesgröße, ſeinem, in eine rauhe Außenſeite verkleideten, aber unverdorbenen, durch Selbſtdenken geleiteten, und von unzähligen Vorurtheilen freyen Gefühle, keinen Abbruch thut. G. F.

lebhafteres Leidweſen verurſachen, als mir ſelber. Vor allen Dingen ſchmerzte mich die Betrachtung, daß ich dort in Otaheiti die dringendſten Bitten meiner Freunde um Beyſtand gegen Eimeo zurückgewieſen hatte, und bald hernach ſelbſt genöthigt werden mußte, den Einwohnern dieſer Inſel mehr Schaden zuzufügen, als ſie vielleicht im Ganzen genommen, von Tohah's Angriff erlitten haben möchten. Demungeachtet erneuerten am folgenden Morgen die Einwohner das Verkehr mit uns, und brachten in mehreren Kähnen Brodfrucht und Kokosnüſſe zu Markte. Sie ſetzten alſo meine Strenge auf Rechnung ihrer eigenen Thorheit, und befürchteten nunmehr, da die Urſach meines Mißvergnügens gehoben war, weiter nichts böſes. Gegen neun Uhr lichteten wir die Anker; allein das Lüftchen ging ſo leiſe, daß wir erſt um Mittag die offene See erreichten, und dann in Begleitung Omai's, der ſein Canot führte, auf Huaheine zuſteuerten. Um ſich nicht gänzlich auf ſeine eigne Kunſt zu verlaſſen, hatte er noch einen erfahrnen Lootſen mit ſich genommen, und richtete nunmehr ſeinen Lauf, in eben ſo gerader Linie als ich nur immer thun konnte, nach gedachter Inſel.

Wir legten zu Eimeo auf beyden Schiffen eine reichliche Ladung von Brennholz ein, denn wir hatten unſern Vorrath in Otaheiti nicht ergänzen können, weil die Gegend von Matavai keine andere, als den Einwohnern brauchbare Bäume hervorbringt. Ueberdies wurden wir in Eimeo ebenfalls mit Schweinen und Vegetabilien, nehmlich Brodfrucht und Kokosnüſſen, verſorgt, denn andre Früchte waren in dieſer

Jahreszeit nicht vorhanden. Die Produkte der Inſel unterſcheiden ſich keineswegs von den Otaheitiſchen; allein an den dortigen Weibern bemerkten wir einen auffallenden, und mir unerklärbaren Unterſchied. Sie waren nehmlich von kleiner Statur und dunkler Farbe, auch hatten ſie größtentheils widrige Geſichtszüge. So oft wir in Eimeo ein hübſches Frauenzimmer antrafen, fand es ſich jederzeit, daß ſie auf einer andern Inſel zu Hauſe gehörte.

Im äußeren Anſehen iſt Eimeo ſehr von Taheiti verſchieden. Letzteres ſteigt ſchnell zu einer groſſen Gebirgsmaſſe empor, woran, außer einigen engen Thälern, und der längs dem Strande ſich erſtreckenden Ebene, wenig flaches Land anſtößt. In Eimeo hingegen laufen die felſichten und ſteilen Berge nach allen Richtungen, ſind aber durch geräumige Thäler getrennt, und mit ſanften Anhöhen begränzt. Ihres felſichten Bodens ungeachtet, ſind ſie, beynahe bis an den Gipfel, mit Waldung bewachſen, ob wohl am Fuße der Berge ganze Stellen nur Farrnkräuter hervorbringen. In der Vertiefung des Hafens wo wir vor Anker lagen, ſteigt die Anhöhe ſanft bis an den Fuß der Berge hinan, die ungefähr die Mitte der Inſel durchſtreichen; die flache Einfaſſung hingegen an beyden Seiten, gränzt, unweit der See, an eine ſteile Felſenwand, wodurch die Landſchaft ein romantiſches Anſehen gewinnt, und weit maleriſcher wird als in Otaheiti. In der Niederung iſt der Boden gelblicher, ziemlich ſteifer Letten; auf den Anhöhen aber iſt die Erde lockerer und ſchwärzlich. Das Geſtein woraus die Berge beſtehen iſt auf dem Bruch bläulich, aber nicht von ſehr feſtem Gewebe, und hat eingeſtreuete Glimmertheilchen *) Unweit des Ortes, wo unſere Schiffe lagen, ſah man zwey große Steine, oder eigentlicher, Felſen, von denen die Einwohner einige abergläubiſche Meynungen hegten. Sie hielten ſie für Eatuas oder Götter; nannten ſie Bruder und Schweſter, und behaupteten, ſie wären auf eine übernatürliche Art von Ulietea (o-Raietea) dorthin gekommen.

---

*) Aus dieſer Beſchreibung läßt ſich nichts gewiſſes errathen. G. F.

Fünf und zwanzigſtes Hauptſtück.

Ankunft zu **Huaheine**. Rathsverſammlung der Oberhäupter. **Omai's** Geſchenke und Rede an die verſammelten Oberhäupter. Er erhält Erlaubniß ſich anzuſiedeln. Wir bauen ihm ein Haus, und pflanzen ſeinen Garten. Seltſamkeit ſeiner Lage. Maaßregeln ihm Sicherheit zu verſchaffen. Schaden den die Schaben (*blattae*) auf den Schiffen angerichtet hatten. Es wird ein Dieb ertappt und beſtraft. Feuerwerke. Verzeichniß der bey **Omai** zurückgelaſſenen Thiere. Sein Hausgeſinde. Seine Waffen. Aufſchrift an ſeinem Hauſe. Sein Betragen bey der Abfahrt der Schiffe. Ueberſicht ſeines Betragens und Charakters. Nachricht von den beyden jungen Neuſeeländern.

Wir verließen Eimeo bey ſchönem Wetter, und erblickten am folgenden Morgen, bey Tagesanbruch, die Inſel Huaheine. Bereits um Mittag kamen wir in der nördlichen Einfahrt des Hafens O-Wharre, an der Weſtſeite dieſer Inſel, vor Anker; brachten aber den ganzen Nachmittag damit zu, das Schiff in ſeine bequemſte Lage zu bogſiren, und feſtzumachen. Omai war kurz vor uns in ſeinem Canot eingelaufen, jedoch ohne anzulanden, oder ſich viel um die Menge ſeiner gaffenden Landsleute zu bekümmern, die in ſolchen Haufen an Bord beyder Schiffe kamen, daß wir uns vor der Menge dieſer Gäſte kaum regen und drehen konnten. Unſere Paſſagiere aus Otaheiti erzählten ihnen unverzüglich den Auftritt in Eimeo, und verzehnfältigten dabey die Anzahl der zerſtörten Häuſer und Canoes. Dieſe Uebertreibung mißfiel mir indeß nicht, weil ſie jeden Zuſchauer in Erſtaunen ſetzte, und folglich einige Hofnung gab, daß man ſich diesmal beſſer gegen uns betragen würde, als wohl ehemals geſchehen war.

Ich hatte bereits in Otaheiti gehört, daß mein alter Freund Ori nicht länger Huaheine regiere, ſondern nach o-Raietea (Ulietea) gezogen ſey. Er war eigentlich nie mehr geweſen, als Regent, während der Minderjährigkeit des Erih-rahai, oder jetzigen Königs, t'-Erih-Taria, hatte aber ſeine Vormundſchaft nicht eher aufgegeben, als bis man ihn dazu gezwungen hatte. Seine beyden Söhne, Opuni und Tohah, beſuchten mich ſchon, ehe noch das Schiff recht im Hafen war, und brachten mir einige Geſchenke.

Am folgenden Morgen kamen alle Vornehmen von der ganzen Inſel zu mir an Bord, und ihr Beſuch war mir ſehr erwünſcht, weil es die höchſte Zeit war, zu Omai's Niederlaſſung Anſtalt zu machen. Er wünſchte jetzt lieber in Ulietea (o-Raietea) zu wohnen, wogegen ich auch nichts einzuwenden hatte; nur konnten wir über die Art und Weiſe nicht einig werden. Die Einwohner von Bolabola hatten nehmlich bey der Eroberung von Ulietea, dem Vater unſers Omai einige Ländereyen weggenommen. Nun war meine Abſicht, ſie dem Sohne durch freundſchaftliche Unterhandlung wieder zu verſchaffen, und es bedurfte zu dem Ende weiter nichts, als daß er mit den Eroberern auf einen guten Fuß lebte; allein von dieſem Vorſchlage wollte ſein Patriotismus nichts hören; er meynte in ſeiner Einfalt vielmehr, ich ſollte ihn mit Gewalt in ſeine ehemaligen Beſitzthümer einſetzen. Bey dieſer Verſchiedenheit der Geſinnungen konnte ich ihn folglich nicht nach O-Raietea führen, und **Huaheine** blieb alſo der einzige ſchickliche Aufenthalt für ihn. Um dieſerhalb mit den vornehmſten Perſonen auf der Inſel das erforderliche abzureden, ſchickten wir uns unverzüglich zu einem feyerlichen Beſuche bey dem Könige **T'-Erih-Taria** an; **Omai** kleidete ſich ſehr artig an, und nahm ein koſtbares Geſchenk für den König ſelbſt, nebſt einem zweyten für ſeinen **Eatua** mit. Ueberhaupt muß ich geſtehen, daß er nunmehr, nachdem er einmal ſeine Otaheitiſche Geſellſchaft losgeworden war, in allen Stücken vorſichtig zu Werke ging, und ſich Anſehen zu erwerben wußte. Der größte Theil von denen Inſulanern die uns an Bord beſucht hatten, verließen, als ſie ſahen, daß wir an Land gingen, die Schiffe, und verfügten ſich mit denen, die noch am Strande geblieben waren, in ein großes Haus. Die Menge des verſammelten Volks war ungewöhnlich groß, und verhältnißmäßig war eine weit größere Anzahl wohlgebildeter Perſonen beyderley Geſchlechts zugegen, als wir jemals bey ähnlichen Vorfällen auf irgend einer dieſer Inſeln geſehen hatten. Im Durchſchnitt ſchien hier das Volk von ſtärkerem Bau und weiſſerer Haut zu ſeyn, als in **Otaheiti**, und gegen den Umfang der Inſel gerechnet, zählten wir weit mehr Vornehme unter ihnen, die mehrentheils ſo wohlbeleibt waren, wie die Oberhäupter der Inſel **Watiu**. Wir mußten eine Weile auf t'-**Erih-Taria** warten, weil ich ohne ihn, als den **Erih-rahai**, oder das höchſte Oberhaupt der Inſel, nichts anfangen wollte. Als wir ihn endlich erblickten, fand es ſich, daß wir ſeiner Gegenwart ſehr wohl hätten entbehren können, denn es war ein Kind zwiſchen acht und zehn Jahren.

Omai hatte ſich in einiger Entfernung von dem Kreiſe der Vornehmen hingeſtellt, und fing jezt an den Göttern ſeine Geſchenke darzubringen, die in rothen Federn, Tuch und dergleichen beſtanden. Hierauf folgte noch ein Geſchenk, welches der König den Göttern überreichen ſollte, und nach dieſem wurden noch verſchiedene kleine Stücke von Zeug mit rothen Federn beſetzt, und einige Büſchel von eben dieſen Federn, dargebracht. Stück für Stück brachte man ſie einem von den Anweſenden, der ein Prieſter war, und bey jedem ſagte einer von **Omai's** Freunden eine Rede oder ein Gebet her, welches **Omai** dieſem größtentheils vorſagte. Er erwähnte in dieſen Gebeten ſeiner Freunde in England, und derer die ihn zurückgeführt hatten. In einem jeden vernahmen wir deutlich, daß er den **Erih-rahai-no Pretane** (höchſte Oberhaupt von England) den Lord **Sandwich**, nebſt **Tute** und **Tate** (Cook und Clerke) nannte. Als er ſein Opfer geendigt hatte, nahm ſie der Prieſter Stück für Stück, in derſelben Ordnung wie man ſie vor ihn hingelegt hatte, ſprach ein Gebet über jedes, und ſchickte es nach dem **Marai**, der, wie mir **Omai** ſagte, zu weit entlegen war, als daß er ſelbſt ſein Opfer dort hätte darbringen können.

Sobald dieſe gottesdienſtlichen Gebräuche vorüber waren, ſetzte ſich **Omai** neben mich hin, und wir fingen mit der Hauptſache an, das iſt, ich beſchenkte den jungen König und erhielt ſein Gegengeſchenk, welches, ſo wie das meinige, anſehnlich genug war. Hierauf ſtellte ich ihnen vor, was für üble Folgen daraus entſtehen würden, falls ihre Landsleute uns wie ehedem beſtehlen ſollten, und es wurden einige vorläufige Bedingungen wegen unſres Verkehrs mit den Eingebohrnen feſtgeſetzt. Dann kam die Reihe an den Vorſchlag wegen **Omai's** Niederlaſſung.

Er erzählte den verſammelten Oberhäuptern, wie wir ihn in unſer Vaterland geführt, wie ihn der große König daſelbſt und ſeine **Erihs** gut aufgenommen, und während ſeines Aufenthalts mit aller erſinnlichen Freundſchaft und Achtung behandelt hätten. Man habe ihn, zur Heimreiſe, mit einer Menge von allerhand brauchbaren Sachen beſchenkt. Außer ein Paar Pferden, die in ſeinem Beſitz bleiben würden, hätten wir verſchiedene neue überaus nützliche Thiere in **Otaheiti** zurückgelaſſen, welche ſich bald vermehren würden, ſo daß alle benachbarte Inſeln ihr Theil bekommen könnten. Er ſeines Theils bitte jezt angelegentlich, daß man, zur Dankbarkeit für ſo viele ihm von mir erwieſene Güte, ihm ein Stück Landes geben möchte, wo er ein Haus bauen, und Lebensmittel für ſich und ſeine Bediente ziehen könne; im Fall er aber in **Huaheine** kein Land geſchenkt oder zu Kauf bekommen könne, ſey ich entſchloſſen, ihn nach **Ulietea** (o-Raietea) zu bringen.

Vermuthlich habe ich hier für Freund **Omai** eine beſſere Rede aufgeſetzt, als er ſelbſt gehalten haben mag; allein dies waren wenigſtens die Hauptſachen, die ich ihm vorgeſagt hatte. Die Erwähnung des Projekts, ihn nach **Ulietea** zu führen, gefiel den Oberhäuptern durchgehends; aber ich merkte ſogleich, woher dieſer Beyfall kam. **Omai** nehmlich, der ſich thörichterweiſe ſchmeichelte, ich würde ihn mit gewafneter Hand in ſein Erbtheil einſetzen, redete wider meine Abſicht in dieſem Tone, und ſchon träumte die ganze Verſammlung nichts geringeres, als daß ich **Ulietea** mit ihnen angreifen, und die **Bolabolaner** gänzlich daraus vertreiben wolle. Es war mir äußerſt daran gelegen, ihnen aus dem Traume zu helfen, und deshalb erklärte ich mich ausdrücklich, daß ich zu einem ſolchen Unternehmen weder die Hände bieten, noch erlauben würde, daß es während meiner Anweſenheit Statt fände. Wenn es aber ja nöthig ſeyn ſollte, unſern **Omai** in **Ulietea** (o-**Raietea**) zu etabliren, ſo müſſe er als Freund dorthin kommen, und keineswegs den Männern von **Bolabola** als Eroberer aufgedrungen werden.

Sogleich nahm die Sache eine andere Wendung, und Einer von den Befehlshabern erklärte, die ganze Inſel **Huaheine** und alles was darin ſey, gehöre mir; alſo könne ich meinem Freunde welchen Antheil ich wolle, beſtimmen. **Omai**, der ſo wie ſeine Landsleute nicht über den gegenwärtigen Augenblick hinausſah, ſchwamm in Freuden, als er dieſes hörte; unſtreitig glaubte er, ich würde freygebig ſeyn, und ihm genug geben. Allein ein Anerbieten, welches ich nicht ſchicklich annehmen konnte, war ſo gut wie gar keines; daher wiederhohlte ich meine Bitte, daß man nicht nur den Ort, ſondern auch den Umfang des Landes für Omai's Niederlaſſung genau beſtimmen möchte. Man ſchickte ſogleich nach einigen Oberhäuptern, die bereits die Verſammlung verlaſſen hatten; und nach einer kurzen Berathſchlagung willigten alle einmüthig in meinen Vorſchlag, und wählten ſogleich ein Stück Land, nahe an dem Hauſe, wo die Rathsverſammlung gehalten ward. Die Länge dieſes Grundſtücks längs dem Strande, mochte zweyhundert Schritte, und die Breite bis an den Fuß der Berge etwas mehr betragen; doch gehörte auch noch ein verhältnißmäßiger Theil der Anhöhe dazu.

Sobald dieſes Geſchäft zu allerſeitiger Zufriedenheit abgethan war, ließ ich ein Zelt am Lande aufſchlagen, ſtellte daſelbſt einen Poſten von meinen Leuten an, und errichtete die Sternwarten. Zu gleicher Zeit mußten die Zimmerleute von beyden Schiffen für Omai ein kleines Haus erbauen, worin er ſeine Europäiſchen Habſeligkeiten ſicher aufbewahren konnte; einige andere Leute machten ihm indeſſen einen Garten, und pflanzten darin Pompelmuſen (*Citrus decumana*) Weinſtöcke, Ananas, Melonen und verſchiedenes anderes Europäiſches Geſäme, welches zu meinem größten Vergnügen noch vor meiner Abreiſe vortreflich anſchlug.

Omai fing nunmehr an ſich ſeiner eignen Angelegenheiten ernſtlich anzunehmen, und bereute ſeine unüberlegte Freygebigkeit in Otaheiti. Hier in Huaheine fand er einen Bruder, eine Schweſter und ihren Mann; allein dieſe plünderten ihn nicht, wie ſeine andern Verwandten, nur hatten ſie auch nicht Anſehen genug auf der Inſel, um ihm weſentlich nützen zu können. Ohne Autorität und ohne Einfluß ihn zu beſchützen, oder ihm ſein Eigenthum zu ſichern, konnten ſie ſeine hülfloſe Lage, ſo ehrlich ſie es auch ſonſt mit ihm meynten, um nichts erleichtern, und er lief noch immer Gefahr, rein ausgeplündert zu werden, ſobald wir nicht mehr da wären, und die Begierden ſeiner Landsleute im Zaum hielten.

Wer reicher als ſeine Nachbaren iſt, wird unfehlbar von vielen beneidet, die ihm gleich zu kommen, oder ihn zu ſich herab zu bringen wünſchen. Nur da wo Cultur, Geſetzgebung und Religion den Menſchen in Schranken halten, hat der Reiche hinlängliche Sicherheit. Ueberdies pflegt in einem ſolchen Lande das Eigenthum ſo vertheilt zu ſeyn, daß kein Einzelner befürchten darf, die Menge der Armen werde ihre Kräfte gegen ihn allein vereinigen, da es neben ihm ſo viele andere giebt, die eben ſo beneidenswerth ſind. Mit dem **Omai** war aber der Fall ganz anders. Er ſollte nunmehr unter Menſchen wohnen, die größtentheils keinen andern Antrieb zu handeln kennen, als ihre natürlichen Gefühle; und ſeine größte Gefahr beſtand darin, daß er in die ſeltſame Lage kam, unter dem Volke, dem er einverleibt wurde, der **einzige Reiche** zu ſeyn. Der Reichthum, den er von uns erhalten hatte, und der in Dingen beſtand, die keiner ſeiner Landsleute ſich durch irgend eine Anſtrengung von Kunſt oder Induſtrie erwerben konnte, mußte nicht nur die Begierden aller rege machen, ſondern auch die Gefahr, daß aller ſich zu einem Zweck vereinigen würden, um dieſen Einzigen zu plündern, anſehnlich vergrößern.

Damit indeß dieſes wo möglich verhütet würde, rieth ich ihm, einen Theil ſeiner Sachen zweyen oder dreyen der oberſten Befehlshaber zu ſchenken, damit ſich dieſe ſeiner annehmen, und ihn gegen andere beſchützen möchten. Er verſprach mir auch Folge zu leiſten, und ehe ich abreiſete, erfuhr ich, daß er wirklich dieſe kluge Maaßregel ergriffen hätte. Ich verließ mich aber nicht ganz auf die Wirkung der Dankbarkeit, ſondern machte die Gründe, welche die Einwohner bewegen ſollten, den Omai unangefochten zu laſſen, noch dadurch kräftiger, daß ich die Einwohner in Furcht ſetzte, und ihnen gelegentlich ſagte: ich würde nach Verlauf der gewöhnlichen Zeit wieder zurückkehren; und fände ich dann, daß Omai im mindeſten beunruhigt worden wäre, ſo ſollten ſeine Feinde es entgelten. Dieſe Drohung wird vermuthlich keine geringe Wirkung thun; denn aus unſern wiederholten Beſuchen ſchließen dieſe Inſulaner, daß unſere Schiffe zu beſtimmten Zeiten wieder kommen müſſen.

Während unſeres hieſigen Aufenthaltes brachten wir den Vorrath von Zwieback aus der Brodkammer an Land, um ihn vom Ungeziefer zu ſäubern. Die Menge von Schaben oder Kakerlaken, (*blattae*) von welchen es jezt im ganzen Schiffe überall wimmelte, war unglaublich, und der Schade, den ſie uns verurſachten, ſehr beträchtlich, ohne daß wir ein wirkſames Mittel ausfindig machen konnten, ſie zu vertilgen. Anfänglich waren ſie, wie alle Inſekten, nur überläſtige Gäſte geweſen, jezt wurden ſie aber eine wahre Plage, und verſchonten faſt nichts auf dem ganzen Schiffe. Lebensmittel, die einige Minuten lang an

Orten ſtanden, wo ſie Zugang hatten, waren im nächſten Augenblick mit dieſem Ungeziefer bedeckt, und wie ein Honigwaben durchlöchert. Ausgeſtopfte Vögel und ähnliche Selſenheiten waren Leckerbiſſen für ſie, und was vielleicht das ſchlimmſte war, ſie fanden ſeltſamerweiſe einen vorzüglichen Geſchmack an Dinte. Die Schrift auf den Zetteln, die man den verſchiedenen Seltenheiten angehängt hatte, fraßen ſie ganz weg, und wenn nicht die Feſtigkeit des Einbands ſie gehindert hätte, ſo würden ſie vermuthlich auch unſere Bücher nicht verſchont haben. Sie waren, wie Herr Anderſon bemerkte, von zweyerley Art, nämlich die orientaliſche und die deutſche Schabe (*blatta orientalis et germanica*). Die erſte Gattung hatten wir von der vorigen Reiſe um die Welt nach England mitgebracht, wo ſie den harten Winter 1776 ausdauerte, ungeachtet das Schiff die ganze Zeit über in der Docke lag. Die zweyte war erſt, ſeitdem wir Neuſeeland verlaſſen hatten, zum Vorſchein gekommen; allein ſie hatte ſich bereits ſo ſtark vermehrt, daß ſie nicht nur allen obbenannten Schaden anrichtete, ſondern auch ſchon in das Takelwerk gerieth. So oft man ein Segel loswickelte, fielen tauſende von dieſen gefräßigen Inſekten auf das Verdeck. Die orientaliſchen Schaben, ſo unermeßlich ihre Menge auch war, kamen mehrentheils nur des Nachts hervor; alsdenn ſchien aber alles in der Kajüte zu leben, weil ſie beym Umherkriechen ein eigenes Geräuſch machen. Ihr garſtiger Anblick war an ſich ſchon widerlich genug; allein ſie verwüſteten auch unſern Zwieback, und beſleckten ihn dergeſtalt mit ihrem Auswurf, daß ein etwas ekler Magen ſich ungern zu dieſer Koſt bequemt haben würde.

Unſer freundſchaftliches Verkehr und der Tauſchhandel mit den Eingebohrnen ging ununterbrochen bis zum 22ſten Abends fort, da ſich ein Kerl in Herrn Baylys Sternwarte ſchlich, und unvermerkt einen Sextanten entwendete. Sobald ich den Diebſtahl erfuhr, ging ich ans Land, und ließ die Oberhäupter durch den **Omai** um Wiedererſtattung bitten. Man ergrif aber deshalb nicht die geringſte Maaßregel; vielmehr ſah alles aufmerkſam dem **Hiwa** zu, der eben geſpielt wurde, bis ich den Schauſpielern aufzuhören befahl. Jezt ſahen ſie, daß ich es ernſtlich meynte, und hielten Nachfrage nach dem Diebe, der ganz unbefangen mitten unter ihnen ſaß, und den ich folglich ſelbſt anfänglich nicht für den rechten hielt, zumal da er es läugnete. Weil **Omai** indeß darauf beſtand, daß dieſer es ſey, ſchickte ich ihn an Bord, und ließ ihn feſtſetzen. Dies brachte die Menge der Anweſenden in Bewegung, und der ganze Haufe ergrif die Flucht; ungeachtet ich that was ich konnte, um ſie zu beruhigen. **Omai** mußte den Gefangenen examiniren, und hatte Mühe von ihm herauszubekommen, wo er den Sextanten verſteckt hätte. Am folgenden Morgen ſuchten wir an dem angezeigten Orte und fanden unſer Inſtrument unverſehrt. Die Eingebohrnen hatten ſich indeſſen von ihrem Schrecken erholt, und drängten ſich nunmehr wie gewöhnlich um uns herum. Den Dieb ließ ich viel härter, als je einen zuvor beſtrafen, weil er ein hartnäckiger Sünder zu ſeyn ſchien. Ich ließ ihm nemlich Kopf und Bart abſcheren, und beyde Ohren abſchneiden, und gab ihm dann ſeine Freyheit wieder. *)

---

*) Es kommt einem Engländer nicht hart oder unbillig vor, wenn ein Dieb, der etwas mehr als einen halben Gulden an Werth geſtohlen hat, gehenkt wird; und wir finden es billig, daß ein Schelm die Ohren einbüßt, gebrandmarkt wird, und Jahre lang oder Zeitlebens karrt. Allein ſobald ein anderer als ſein eigner Landsmann ihn verurtheilt, finden wir die Sache empörend, grauſam, unmenſchlich. Unſtreitig iſt die Mißbilligung eines ſolchen Verfahrens in dem Begriffe eines wohlgeordneten, polizirten Staates gegründet. Dort, wo es Geſetze giebt, und wo man ſie unpartheyiſch handhabt, wo das gemeine Weſen für die Sicherheit eines jeden ſorgt, die Rechte und das Eigenthum eines jeden ſorgfältig vertheidigt und beſchützt, dort iſt es ein beleidigender Eingrif in die Rechte der Geſellſchaft, wenn der Fremde, der Ausländer, nicht nur ſich ſelbſt das Seinige mit Gewalt wieder ertrotzt, ſondern auch den, der ſich an ihm, und an der bürgerlichen Geſellſchaft, vergangen hat, verhältnißmäßig beſtraft. Dies iſt indeß auf jenen Inſeln eben nicht ſo ganz der Fall; denn augenſcheinlich iſt man dort beynahe noch völlig auf der niedern Stufe der Kultur, wo jedes Mitglied der Geſellſchaft ſein Eigenthum nach eignem Gutdünken vertheidigen muß; wo weder poſitive Geſetze exiſtiren, noch irgend eine Obrigkeit ihnen Nachdruck giebt; wo man auch kein Bedenken trägt, hauptſächlich den Fremdling zu plündern, ſobald es ungeahndet geſchehen kann; wo endlich diejenigen, die noch Macht in Händen haben, und Gerechtigkeit pflegen könnten, mit dem Diebe unter einer Decke ſtecken, oder gar ſelbſt ſtehlen helfen. Hier iſt es natürlich, daß der Ausländer ſich Recht ver-

Er ließ ſich dadurch nicht abhalten, uns fernerhin Verdruß zu machen, denn in der Nacht vom 24ſten auf den 25ſten entſtand ein allgemeines Geſchrey, daß eben dieſer Kerl eine Ziege geſtohlen habe. Wir hielten Nachſuchung, fanden aber alles dort ſicher, vermuthlich, weil unſer Vieh ſo gut bewacht wurde, daß er

---

ſchaft, ſein Eigenthum behauptet, und ſich den Verbrechern furchtbar macht, um ſie von ähnlichen Unternehmungen abzuhalten. Cook, mit ſeinen zwey Schiffen, konnte überdies mit dieſen Inſulanern, de nation à nation, verfahren, denn ſeine Macht war der ihrigen gewachſen, oder gar überlegen; und dies iſt hierzu wohl das weſentliche Erforderniß. Wo das Gefühl von Billigkeit, wo feſtbeſtimmte Grundſätze fehlen, welche größere und kleinere Geſellſchaften oder einzelne Menſchen zur Gerechtigkeitspflege antreiben, da tritt das Recht des Stärkeren ein. Und iſt der Stärkere zugleich ein weiſer und gerechter Mann, ſo ſtiftet er unter einem Volke von Kindern vielleicht Gutes, wenn er ihre Vergehungen zweckmäßig beſtraft, und ihnen zeigt, was eigentlich zur Aufrechthaltung der guten Ordnung, und zur Einrichtung eines durch Sicherheit des Eigenthums blühenden Staates gehöre. Es kommt alſo ſehr vieles auf den Geſichtspunkt an, den wir uns wählen, wenn entſchieden werden ſoll, ob Cook's Betragen gegen den im Texte angeführten Dieb, erlaubt oder tadelhaft geweſen ſey; und in dieſem Falle möchte wohl, wie dort bey Eimeo, der ganze Streit wieder auf die Frage hinauslaufen: ob Europäer befugt ſind, Entdeckungsreiſen zu machen, oder nicht? Die Einwohner, und ſelbſt die Beherrſcher jener Inſeln, finden es im geringſten nicht ſeltſam, daß Cook da beſtraft, wo er beleidigt wor er demſelben nicht hatte beykommen können. Deſto beſſer war ihm ein anderer Anſchlag gelungen; er hatte nemlich in Omai's Grundſtück einige Weinſtöcke und Kohlpflanzen theils vernichtet, theils fortgeſchleppt, und drohte nunmehr öffentlich, er wolle ihn umbringen und ſeine Wohnung verbrennen, ſobald ich die Inſel verlaſſen haben würde. Damit er uns weiter kei-

---

worden iſt; ſie billigen vielmehr ein Verfahren, welches ganz im Geiſte ihrer Verfaſſung, den Schuldigen durch einen Streich des allgewaltigen Fauſtrechts niederwirft, und ihn für ſein Verbrechen büßen läßt. Dies, und nicht bloß ihr ſanfter Charakter, iſt der Grund, weshalb ſie ſich gleich nach einer ſolchen Execution wieder einfinden, und im vollen Vertrauen, daß nun alles abgethan ſey, das Verkehr mit den Fremden fortſetzen. Warum empfinden wir aber ſo herzliches Mitleid bey jener Stelle? warum geht unſer Gefühl im erſten Augenblick ſo leicht in Verabſcheuung der verübten Strafgerechtigkeit über? Mich dünkt, auch dieſes laſſe ſich leicht und bündig erklären. Unſer Intereſſe an der Sicherheit des Eigenthums liegt uns überhaupt nicht ſo nahe, als die Empörung gegen körperliches Leiden, welche wirkliche Naturſtimme, reiner Inſtinkt iſt. In allen Fällen alſo, wo unſer Eigenthum nicht geſchmälert wird, wo wir gleichgültig ſind, ſpricht der Inſtinkt zuerſt, und dann erſt die Vernunft. Sobald die Reihe an uns iſt, ſelbſt handeln zu müſſen, ſchweigt der Inſtinkt, in ſo fern er durch Sympathie erweckt wird, und gehorcht dem mächtigern Ruf des Selbſtgefühls ſo lange, bis dieſes befriedigt iſt. Nur große Menſchen hören, auch im erſten Aufwallen der Leidenſchaft, jene leiſere Mitleidsſtimme, und wägen mit unbeſtechlicher Vernunft ab, wie viel ſie jedesmal gelten darf. G. F.

nen Schaden thäte, ließ ich ihn ergreifen, und nochmals an Bord gefangen ſetzen, um ihn von dieſer Inſel wegzuführen, womit zugleich den hieſigen Oberhäuptern ſehr gedient war. Er gehörte zwar nach Bolabola zu Hauſe; allein auch hier gab es manchen Taugenichts, der ſich willig genug finden ließ, ihm bey ſeinen Spitzbübereyen Hülfe zu leiſten; denn ich hatte von jeher in Huaheine mehr überläſtige Leute als auf den benachbarten Inſeln angetroffen, und es fehlte ihnen gegenwärtig nur an Muth oder an Gelegenheit, um ſich ſo zügellos wie ehemals zu betragen. Die Urſach von dieſer Unordnung lag ziemlich klar am Tage. Der König nemlich war ein Kind, und regierte nur dem Namen nach; es war kein anderer, oder keine Geſellſchaft von Männern, da, die in ſeinem Namen adminiſtrirt hätte, ſondern überall herrſchte Anarchie; daher war es unmöglich, bey vorgefallenen Mißhelligkeiten ſich beſtimmt an jemanden zu wenden, der das Misverſtändniß ausgeglichen oder den Klägern Recht verſchafft hätte. Die Mutter des jungen Oberhaupts gab ſich zuweilen Mühe; allein es fehlte ihr, ſo wie den andern, an Autorität.

Am 26ſten war Omai's neues Haus beynahe fertig, und es konnten bereits verſchiedene von ſeinen Sachen an Land geſetzt werden. Unter allerley überflüßigen und unbrauchbaren Geſchenken, hatte er auch eine Schachtel voll Spielzeug erhalten. Dieſe zog die Augen des großen Haufens auf ſich; hingegen wollte kaum einer die Menge ſeines Hausraths von Töpfen, Keſſeln, Schüſſeln, Tellern, Pokalen, Gläſern u. d. gl. anſehen, und Omai ſelbſt fing an, ſie für überflüſſig zu halten. Er fand, daß ein geſchmortes Schwein delikater ſchmecke, als ein gekochtes; daß ein Piſangblatt ſo gut einen Teller abgebe, als Zinn; daß eine Kokosnußſchale ein eben ſo bequemes Trinkgeſchirr ſey als ein blecherner lackirter Becher. Weislich fing er daher an, ſo viele dieſer Engliſchen Küchengeräthſchaften als er konnte, an unſere Leute auf beyden Schiffen zu verkaufen, und ſich dafür Beile und andere eiſerne Werkzeuge geben zu laſſen, welche hier mehr galten, und ihm eine auszeichnendere Superiorität über ſeine Landsleute verſchafften.

Unter den vielen Geſchenken, womit ihn ſeine Freunde in England überhäuft hatten, waren auch Feuerwerke. Von dieſen brannten wir einen Theil ſpät am 28ſten ab, wobey eine große Menge Zuſchauer mit gemiſchter Freude und Furcht zugaſten. Was noch übrig blieb, behielt Omai, der urſprünglichen Abſicht des Gebers gemäß. Vielleicht dürfen wir es eben nicht im Ernſt als ein Unglück bedauren, daß wir den größten Theil dieſer Spielerey bereits auf andern Inſeln verbraucht, und etwas, das vom langen Aufbewahren unbrauchbar geworden war, weggeworfen hatten.

Am 30ſten zwiſchen Mitternacht und vier Uhr Morgens entkam der Bolabolaner aus den Feſſeln und aus dem Schiffe. Er hatte eine Schelle am Fuße mit ſich genommen, die ein Oberhaupt ihm, ſobald er anlandete, abnahm, um ſie dem Omai zuzuſtellen. Omai machte ſich folglich in aller Frühe auf, und berichtete mir, daß ſein geſchworner Feind wieder gegen ihn los ſey. Ich hielt Nachfrage und entdeckte, daß nicht nur die Schildwacht, die bey dem Gefangenen ſtand, ſondern auch die ganze Wache auf demſelben Verdecke geſchlafen hatte. Der Dieb nahm dieſer Gelegenheit wahr, um den Schlüſſel ſeiner Feſſeln, aus einer Lade zu nehmen, in die er vor ſeinen Augen hineingelegt worden war, und ſich ſelbſt in Freyheit zu ſetzen. Durch dieſen Vorfall erfuhr ich die Nachläſſigkeit meiner Leute; und zu Verhütung ähnlicher Vergehungen mußte ich ſowohl die Schuldigen beſtrafen, als neue Verhaltungsbefehle ertheilen. Es freute mich nicht wenig, als ich in der Folge erfuhr, daß der Entronnene nach Ulietea hinübergeſchift ſey, weil ich bey ſeiner Gefangenſetzung keine andere Abſicht gehabt hatte, als ihn von Huaheine wegzuſchaffen.

Da nunmehr Omai am Lande völlig eingerichtet war, machte ich Anſtalt die Inſel zu verlaſſen, und ſchafte am Abend alle unſere Sachen an Bord, bis auf den Hengſt und die Stute, und eine trächtige Ziege, welche unſeres Freundes Eigenthum blieben. Dieſen fügte ich noch ein paar Engliſche Schweine bey, wovon er bereits einige beſaß. Der Hengſt hatte während unſeres Aufenthalts in Otaheiti die Stute belegt, folglich iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß die hieſigen Inſeln künftighin Pferdezucht haben werden. *)

---

*) Unter den Thieren, die von Seiten Englands den Inſeln der Südſee geſchenkt worden ſind, hätten Pferde immerhin wegbleiben können. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß man ſie dort nie zu ſchweren Arbeiten brauchen wird, alſo nicht zur Erleichterung der arbeitenden Menſchenklaſſe, ſondern lediglich als einen Artikel des

Alles was den **Omai** betrifft, hat für die meiſten Leſer allgemeines Intereſſe, und verdient daher ſeinen Platz in einer Reiſebeſchreibung, die ſonſt nicht ſo allgemein unterhaltend ſeyn kann. Dahin gehört alſo noch ein Blick auf ſeine häusliche Einrichtung. In **Otaheiti** hatte er vier oder fünf **Tautaus**, (gemeine Leibeigene) erhalten; ferner blieben die beyden neuſeeländiſchen Jungen bey ihm, und in **Huaheine** hatte ſich ſein Bruder nebſt einigen andern zu ihm begeben; alſo beſtand ſeine Familie bereits aus zehn Perſonen, wenn man anders das eine Familie nennen kann, wozu noch kein einziges Frauenzimmer gehört. Es war auch wenig Anſchein dazu, daß fürs erſte ein weibliches Geſchöpf in dieſe Wirthſchaft kommen würde; denn unſer flüchtige **Omai** ſchien noch nicht die mindeſte Neigung zum Heyrathen zu haben.

Sein Haus war 24 Fuß lang, 18 Fuß breit und 10 Fuß hoch. Wir hatten es aus den in **Eimeo** erbeuteten Bretern erbaut, und dabey ſo wenige Nägel als möglich gebraucht, damit dieſe nicht Veranlaſſung geben möchten, es dereinſt niederzureiſſen. Ueberdies verabredeten wir mit ihm, daß er gleich nach unſerer

---

Luxus der Vornehmen. Was aber dieſen vermehrt, ohne verhältnißmäßig den niedrigen Ständen Vortheil zu bringen, macht den Abſtand zwiſchen ihnen und den Vornehmen immer größer, und hat keinen andern Zweck als den, dem Despotismus die Hände zu ſtärken. Die Vornehmen, deren Füße nicht mehr die Erde berühren werden, müſſen ſich mit der Zeit ganz andere Geſchöpfe dünken, als die Fußgänger. G. F.

Abreiſe, ein groſſes Haus nach der Landesbauart errichten ſollte, deſſen eines Ende über das von uns gezimmerte hinausgehen, und es, um mehrerer Sicherheit willen, ganz in ſich ſchlieſſen ſollte. Einige der vornehmſten Oberhäupter verſprachen ihm bey dieſer Arbeit zu helfen. Nach einem dazu gemachten Anſchlag, wird dieſes Haus eines der gröſten auf der ganzen Inſel werden.

Omai's europäiſche Waffen beſtanden in einer Muskete nebſt Bayonet und Patrontaſche, einer Vogelflinte, zwey paar Piſtolen, und zwey oder drey Seitengewehren. Im Beſitz derſelben ſchätzt er ſich über alle Maaſſe glücklich, und bloß um dieſes Glaubens willen ließ ich ſie ihm, denn ich war feſt überzeugt, daß es ihm viel beſſer geweſen wäre, alle Europäiſche Waffen zu entbehren. Anſtatt zu ſeiner Sicherheit das mindeſte beyzutragen, kann vielmehr ein übereilter Gebrauch derſelben ſeine Gefahr vergröſſern.

Nachdem Omai's ſämmtliche Habſeligkeiten ans Land gebracht wurden, lud er die Officiere beyder Schiffe zu wiederhohlten Malen zum Mittagseſſen ein, und ſeine Tafel war jedesmal mit den auserleſenſten Speiſen, die das Land vermochte, beſetzt. Vor meiner Abreiſe ließ ich auf die Fronte ſeines Hauſes noch folgende Innſchrift einhauen:

GEORGIVS TERTIVS REX, 2 NOVEMBRIS 1777.
NAVES { RESOLVTION, IAC. COOK, PR.
DISCOVERY, CAR. CLERKE, PR.

Mit einem Oſtwind, der am zweyten November um vier Uhr Nachmittags aufſtieg, verließen wir endlich den Hafen. Unſere Bekannten blieben faſt alle bey uns, bis die Schiffe unter Segel waren, worauf ich, um ihre Neugier zu befriedigen, fünf Kanonen abfeuern ließ. Omai blieb zuletzt allein bey uns, bis wir bereits die offene See erreicht hatten, und ward dann in meinem Boot ans Land geſetzt. Er nahm von allen Officieren zärtlichen Abſchied, ohne zu wanken. Als er aber an mich kam, konnte er ſich nicht länger halten; ſeine Thränen ſtürzten hervor, und auf der ganzen Fahrt bis zur Anlandung ſah ihn Herr King, der ihn begleitete, beſtändig weinen.

Es gereichte uns allerdings zur Beruhigung, daß dieſer Inſulaner nunmehr an denſelben Ort zurückgebracht war, wo er ſich vor einigen Jahren mit Capitain Furneaux eingeſchifft hatte. Und dennoch — ſo wunderlich iſt der Gang menſchlicher Angelegenheiten! — dennoch befand er ſich jezt wahrſcheinlich in einer ungleich mißlicheren Lage, als vor ſeiner Bekanntſchaft mit uns. Ich will damit nicht ſagen, daß es ihn unglücklich machen werde, die Annehmlichkeiten des geſitteten Lebens, die er unter uns zu ſchätzen gelernt hatte, auf ewig entbehren zu müſſen; ich ſchränke mich auf die Betrachtung ſeiner Lage ein, inſofern die Vortheile, die wir ihm verſchaften, ſeiner perſönlichen Sicherheit nachtheilig werden können. Omai war durch die gute Aufnahme in England, und durch die Achtung die man ihm bezeigte, verwöhnt worden; er erinnerte ſich ſeiner Herkunft nicht mehr, und überlegte nicht, in welchem Lichte ſeine Landsleute ſeinen Schatz von Kenntniſſen, und Beſitzthümern anſehen würden. Er ſchien ſogar ihre Denkungsart und

und Gewohnheiten, was dieſen Punkt betrift, vergeſſen zu haben, oder ganz zu verkennen; denn ſonſt mußte er ja wiſſen, welche Mühe es ihm koſten würde einen gewiſſen Rang zu behaupten, da es auf jenen Inſeln vermuthlich kein Beyſpiel giebt, daß ſelbſt die größten Verdienſte einen Mann in einen höhern Stand verſetzt hätten! Alle Vorrechte und alle damit verknüpfte Macht und Gewalt, gründen ſich hier zu Lande auf die beſtimmte Rangordnung, woran man ſo hartnäckig und ſo blindlings hängt, daß denjenigen Haß und Verachtung unausbleiblich treffen, der, ohne einen gewiſſen Rang zu haben, ſich ein Anſehen geben will. Letzteres war aber der Fall, worin Omai ſich befand, wiewohl ſeine Landsleute ſich hüteten, uns hiervon etwas merken zu laſſen. Hätte er indeß nur vorſichtigern, zweckmäßigern Gebrauch von ſeinen Geſchenken und Kenntniſſen gemacht, ſo würde er ſich die erforderliche Unterſtützung von angeſehenen und mächtigen Perſonen gewiß haben verſchaffen können; allein man ſieht aus mehreren Stellen dieſes Tagebuchs, wie kindiſch unbedachtſam und leichtſinnig er ſein eignes Intereſſe vergaß. Er hatte freylich weit ausſehende, obgleich höchſt lächerliche Plane im Kopf, die ihm weiter nicht viel Ehre machen, weil ſie blos Rache und Herrſchſucht zur Abſicht hatten, wenn ſie gleich, von einer andern Seite, als Nationalfehler, ſich einigermaßen entſchuldigen laſſen. Mit dieſen Projekten und dem Anlaß zu denſelben hatte es folgende Bewandniß. Sein Vater hatte in o-Raietea (Ulietea) anſehnliche Beſitzungen gehabt, dieſe aber, bey der Eroberung der Inſel, durch die Bolabolaner eingebüßt, und war hierauf nebſt vielen ſeiner Landsleute nach Huaheine geflüchtet, wo er als ein Privatmann ſtarb. Sein Sohn, Omai, nebſt einigen Geſchwiſtern, war durch dieſen Unglücksfall in eine äuſſerſt abhängige Lage gerathen, und in dieſer fand ihn Capitain Furneaux, und brachte ihn mit ſich nach England. Entweder verleitete ihn die gute Aufnahme, welche man ihm in London wiederfahren ließ, ſich zu ſchmeicheln, daß man ihm gegen die Feinde ſeines Vaters und ſeines Vaterlandes Beyſtand leiſten würde, oder er verließ ſich auf ſeinen perſönlichen Muth und auf die Kenntniſſe die er vor den Eroberern voraus hatte; genug er ſprach von Anbeginn der Reiſe beſtändig davon, daß er ſein väterliches Erbgut mit gewafneter Hand wieder erobern wollte, mochte unſere Einwendungen dagegen gar nicht hören, und brach in Wuth aus, wenn man ihm Mäßigung und Vernunft predigen wollte. Er bildete ſich mannichmal ein, ſeine Feinde würden das eroberte Eiland verlaſſen, ſobald ſie nur etwas von ſeiner Ankunft zu Otaheiti hörten. Auf unſre vielfältigen Gegenvorſtellungen fing er zwar, im Verfolg der Reiſe, an, ſeinen Irrthum einzuſehen; und als wir die Freundſchafts-Inſeln beſuchten, zweifelte er an einem günſtigen Empfang in ſeinem Vaterlande gar ſo ſehr, daß er große Luſt bezeigte, in Tongatabu, unter Finau's Schutz, zu bleiben. Er verſchwendete daſelbſt einen großen Theil ſeiner Europäiſchen Koſtbarkeiten, ſo wie in der Folge zu Tiarrabu, wo er nicht einmal die Abſicht haben konnte, ſich Freunde zu machen. Zu Matavai fuhr er eben ſo leichtſinnig fort, alles wegzuſchenken, bis Ich ihm Einhalt that. Seine Bekanntſchaften daſelbſt waren von ſolcher Art, daß Otu, der Anfangs ſehr geneigt ſchien ihn begünſtigen zu wollen, in der Folge ſein Mißfallen über ihn öffentlich zu erkennen gab. Gleichwohl wäre es nicht zu ſpät geweſen, bey ihm wieder in Gnaden zu kommen, und mit dem größten Vortheil in Otaheiti bleiben zu können. Denn, abgerechnet, daß er ſich ehemals bereits mehrere Jahre lang daſelbſt aufgehalten hatte, fand er dort auch einen großen Gönner an dem Tohah, der ihn mit einem großen Doppelkanot beſchenkte. In Otaheiti hätte er überdies weit leichter als in ſeinem Vaterlande einigen Rang erhalten; denn ein Fremder wird jederzeit mehr geſchätzt, und mit ihm nimmt man es nicht ſo genau. Allein der gute Omai blieb unentſchloſſen bis auf den letzten Augenblick; ja er würde kaum in Huaheine geblieben ſeyn, wenn ich es ihm nicht rund abgeſchlagen hätte, ihn nach o-Raiatea zu führen, und ihn dort, ſeinem Wunſch gemäß mit Gewalt in ſein Erbtheil einzuſetzen. Künftige Seefahrer müſſen uns benachrichtigen, in wiefern er ſeinen noch übrigen, aller Verſchwendung unerachtet, beträchtlichen Europäiſchen Reichthum beſſer aufzuſparen gelernt haben wird, und ob meine Vorkehrungen hinreichend geweſen ſind, ihm Schutz zu verſchaffen. Seine größte Gefahr ſcheint mir augenſcheinlich in ſeiner Antipathie gegen die Bolabolaner zu liegen, die er ſehr deutlich zu erkennen gab. Unfehlbar werden dieſe, aus Eiferſucht, ihn bey den Einwohnern von Huaheine, mit denen ſie in Frieden leben, ja auf deren Inſel ſie zum Theil wohnen, gehäſſig zu machen ſuchen. Dieſe Gefahr hätte er aber ſehr leicht vermeiden können. Die Bolabolaner waren ihm nicht abgeneigt, und der Mann, den wir, entweder als Prieſter, oder Bothſchafter oder Gott, zu Tiarrabu fanden, verſprach ihm ſogar, ihn in ſeines Vaters ehemalige Beſitzungen wieder einzuſetzen; allein er ſchlug dieſes gütige Anerbieten aus, und blieb bis auf den letzten Augenblick entſchloſſen, ſich bey der erſten günſtigen Gelegenheit mit den Waffen in der Hand zu rächen. An dieſem Entſchluſſe ſcheint ſein Panzerhemde keinen geringen Antheil zu haben, denn in dieſer Rüſtung und mit Schießgewehr bewafnet, hält er ſich für unüberwindlich.

Doch, die Fehler in Omai's Charakter verſchwinden wieder neben ſeinen guten Eigenſchaften, ſeiner Gutmüthigkeit und Gelehrigkeit. Ich hatte während der ganzen Reiſe ſelten Urſach im Ernſte ungehalten auf ihn zu werden. Sein Herz war des höchſten Gefühls von Dankbarkeit fähig; und wird nimmermehr diejenigen vergeſſen, die ihn in England mit ihrer Freundſchaft oder ihrem Schutze beglückten. Es fehlte ihm nicht ſowohl an Verſtande, als an Geduld und Beharrlichkeit ihn zu gebrauchen; daher blieb ſeine Kenntniß von Dingen beym Allgemeinen ſtehen, und mußte in mancher Rückſicht äuſſerſt unvollkommen ſeyn. Hierzu kam noch Mangel an Beobachtungsgeiſt. Es gab in den Freundſchafts-Inſeln ſo manchen artigen Zeitvertreib, ſo manche nützliche Künſte, die insgeſammt in ſeinem Vaterlande anwendbar, und den dortigen Sitten angemeſſen geweſen wären; allein er gab ſich nie die geringſte Mühe, auch nur eine davon zu erlernen. Seine Gleichgültigkeit in dieſem Stück iſt eine Schwachheit, die ſeine ganze Nation charakteriſirt. Innerhalb zehn Jahren haben die Europäer verſchiedene Beſuche bey ihnen abgelegt, und gleichwohl fand ich nirgends eine Spur, daß man bemüht geweſen wäre, durch das Verkehr mit uns ſich weſentliche Vortheile zu verſchaffen, oder daß man auch nur in einer einzigen Sache uns nachgeahmt hätte. Es ſteht auch nicht zu erwarten, daß Omai entweder unſere Künſte bey ihnen einführen, oder die ihrigen beſonders vervollkommnen werde. Mit weit mehr Zuverſicht erwarte ich von ihm, daß er die mancherley Früchte und Gewächſe, welche wir in ſeinem Garten gepflanzt haben, zur Reife und Vollkommenheit zu bringen ſuchen wird. Schon dieſes wird für ſeine Heimath kein kleiner Gewinn ſeyn; der größte aber bleibt immer die Fortpflanzung und Vermehrung der Thiere, die, allem Vermuthen nach, ohne Omai's Reiſe nach England, ſeinen Inſeln nie zugeführt worden wären. Wenn die Zucht derſelben geräth, wie ich faſt nicht mehr zweifele, ſo werden Otaheiti und die Societätsinſeln in der Folge den beſten Erfriſchungsörtern in der ganzen Welt gleichkommen, wo nicht gar ſie übertreffen.

Omai's Rückkehr, und die Menge von anſehnlichen Geſchenken die er aus England mitgebracht hatte, lockten manchen, daß er ſich freywillig anbot, uns nach Britannien zu begleiten; allein ich gab bey jeder Veranlaſſung zu erkennen, daß ich alle dergleichen Anerbietungen nicht annehmen würde. Meine wiederhohlten Erklärungen aber leiſteten dem Ehrgeiz unſeres Omai über dieſen Punkt noch kein Genüge; er wollte gar zu gern der einzige große Reiſende bleiben, ohne einen Nebenbuhler zu haben, und erinnerte mich daher oft, daß Lord Sandwich ihm geſagt habe, es ſollte keiner von ſeinen Landsleuten wieder nach England kommen.

Hätte ich die entfernteſte Wahrſcheinlichkeit geſehen, daß man wieder ein Schiff nach Neuſeeland ſchicken würde, ſo hätte ich die beyden Jünglinge, welche ſich dort mit uns einſchifften, nach England geführt, da ſie die größte Luſt bezeigten, bey uns zu bleiben. Taiarua, der ältere, war ein junger Menſch von den beſten Anlagen; er beſaß natürlichen Scharfſinn, und wäre eines jeden Unterrichts fähig geweſen; indeß fühlte er den Vorzug dieſer Inſeln vor ſeinem Vaterlande in vollem Maaße, und ließ es ſich gefallen hier ſeine Lebensjahre in Ruhe und Ueberfluß zu beſchließen, wiewohl ihn dieſer Entſchluß etwas gekoſtet haben möchte. Der andere Junge hingegen, dem ſein lebhaftes Temperament und ſein Witz ebenfalls viele Freunde am Bord erworben hatte, hing ſo an uns, daß man ihn mit Gewalt aus dem Schiffe nehmen und ans Land bringen mußte.

Sechs

Sechs und zwanzigſtes Hauptſtück.

Ankunft zu **Ulietea** (o-Raietea). Aſtronomiſche Beobachtungen. Deſertion eines Seeſoldaten, der wieder ausgeliefert wird. Botſchaft von **Omai**. Inſtruktion für Capitain **Clerke**. Ein Midſhipman und ein Matroſe deſertiren. Dieſes Vorfalls wegen werden drey vornehme Perſonen auf der Inſel gefangen genommen. Die Einwohner haben das Projekt, die beyden Capitains **Cook** und **Clerke** feſtzunehmen, es wird aber entdeckt. Man bringt die Entlaufenen zurück, und die Gefangenen kommen los. Die Schiffe ſegeln ab. Erfriſchungen die wir in **Ulietea** (o-Raietea) erhielten. Gegenwärtiger und ehemaliger Zuſtand dieſer Inſel. Nachricht von dem abgeſetzten Könige derſelben, ingleichen von dem ehemaligen Regenten zu **Huaheine**.

Nunmehr kam das Boot, welches den Omai zum letztenmal ans Land geſetzt hatte, zurück; wir nahmen es an Bord, und ſteuerten nach Ulietea (o-Raietea) hinüber. Abends um zehn Uhr legten wir bey, bis gegen vier Uhr am folgenden Morgen. Hierauf umſchifften wir die Südſpitze der Inſel, um uns dem Hafen o-Hamaneno zu nähern; aber Windſtillen und leichte Lüfte aus verſchiednen Gegenden wechſelten mit einander ab, ſo daß wir um Mittag noch eine Seemeile vom Eingange entfernt waren. Indeſſen beſuchte mich mein alter Freund Oreo, der oberſte Befehlshaber dieſer Inſel, nebſt ſeinem Sohne und ſeinem Schwiegerſohne Putoi. Die Boote mußten ſämmtlich ausgeſetzt werden, um uns unter Begleitung eines leiſen Südwindes in den Hafen zu bugſiren; allein kaum hatten wir den Eingang deſſelben erreicht, ſo blies der Wind gerade heraus, von Oſten her, ſo daß wir Anker werfen, und auf eine mühſame Art, von einem Anker zum andern uns hineinarbeiten mußten. Sobald wir uns innerhalb des Riefs befanden, umringte uns eine Menge Kähne, worin die Einwohner einen großen Vorrath von Schweinen und Früchten zum Tauſch brachten; wir fanden alſo Ueberfluß wohin wir uns nur wendeten.

Am folgenden Morgen machten wir das Schiff, ganz im Innern des Hafens, am nördlichen Ufer feſt, zogen alle Kabeltaue aufs Verdeck, und öfneten eines von den Löchern, durch welche der Ballaſt in das Schiff geworfen wird. An dieſe Oefnung legten wir ein leichtes zwanzig Schuh langes Gerüſt, welches bis ans Ufer reichte, damit wir die Ratten loswürden, die uns noch immer plagten. In eben dieſer Abſicht legte ſich die Discovery an das entgegengeſetzte ſüdliche Ufer. Während dieſer Arbeit ging ich ans Land, um meinen Gegenbeſuch bey dem Oreo abzuſtatten. Ich ſchenkte ihm ein langes Kleid von gedruckter Leinewand, ein Hemde, eine Mütze mit rothen Federn aus Tongatabu, und eine Menge anderer Sachen von geringerm Werthe, und nahm ihn dann, nebſt einigen ſeiner Freunde, zum Mittagseſſen mit mir an Bord.

Am ſechſten errichteten wir die Sternwarten am Strande, und brachten die nöthigen Inſtrumente dorthin. Die zwey folgenden Tage gingen damit hin, daß wir das Azimuth der Sonne, mit allen unſern Kompaſſen beobachteten, um die Abweichung der Magnetnadel zu beſtimmen. In der letztern Nacht beobachteten wir eine Occultation des Sterns ς im Steinbock, durch den finſtern Theil des Mondes. Herr Bayly und ich beſtimmten die Zeit dieſer Beobachtung auf 10° 6′ 54½″, Herr King aber eine halbe Minute früher. Herr Bayly obſervirte mit dem achromatiſchen Teleſcope der Längen-Commiſſion, Herr King mit dem Spiegelteleſcope, welches eben dieſe Commiſſion uns geliehen hatte, und ich mit meinem eigenen Spiegelteleſcop, welches achtzehn Zoll hielt. Etwas früher geſchah auch eine Immerſion des Sterns π im Steinbock, hinter den dunkeln Theil des Mondes, welche Herr Bayly allein beobachtete. Ich verſuchte zwar, ob ich ein kleines achromatiſches Sehrohr dazu brauchen könnte; allein die Vergröſſerungskraft deſſelben war zu gering.

Bis zum 13ten fiel nichts merkwürdiges vor; allein in der vorhergehenden Nacht war der Seeſoldat Harriſon, welcher an der Sternwarte Schildwacht geſtanden, entlaufen, und hatte ſeine Muskete nebſt Zubehör mitgenommen. Sobald wir am Morgen dieſen Vorfall erfuhren, mußte ihm eine Parthey von den Unſrigen nachſetzen; allein ſie kamen am Abend nach fruchtloſem Suchen zurück. Hierauf wandte ich mich

mich am 14ten an den Oreo, der mir auch verſprach, ihm nachzuſchicken, und ihn noch vor Abends zu liefern; doch auch dieſes geſchah nicht, und ich hatte ſogar einigen Grund zu vermuthen, daß Oreo keinen Schritt deshalb gethan habe. Am folgenden Morgen hatten wir wenig Zuſpruch von den Einwohnern, da ſie doch Tages zuvor in großer Menge bey uns geweſen waren. Sie hatten nehmlich mit unter einige kleine Diebſtähle begangen, und fürchteten ſich jezt vor der Strafe; ſogar der Befehlshaber ſelbſt entfloh mit ſeiner ganzen Familie. Dies ſchien mir eine gute Gelegenheit um meinen Soldaten wieder zu bekommen, der ſich jezt im Bezirk Hamoa, auf der andern Seite der Inſel, aufhalten ſollte. Ich bewafnete alſo zwey Boote, und fuhr in Begleitung eines Eingebohrnen dorthin; unterweges fanden wir den Befehlshaber, der ebenfalls mit uns fuhr. Anderthalb Meilen (*miles*) von dem Orte, ſtieg ich mit weniger Mannſchaft ans Land, und marſchirte ſchnell hinzu, damit der Anblick unſerer Boote keinen Aufſtand verurſachen, und dem Entlaufenen Zeit geben möchte, ins Gebirge zu entfliehen. Allein dieſe Vorſicht war überflüſſig, denn die Einwohner hatten doch bereits Nachricht, daß ich im Anmarſch wäre, und hielten es für das rathſamſte, den Deſerteur auszuliefern.

Harriſon ſaß zwiſchen zwey Weibern, und hatte ſeine Muskete vor ſich liegen. Sobald als ich ins Haus trat, ſtanden ſeine beyden Geſellſchafterinnen auf, um für ihn zu ſprechen; ich mußte aber dergleichen Vorfälle auch in Zukunft zu verhüten ſuchen, und befahl ihnen daher ſich fortzupacken. Sie brachen in

Thränen aus, und gingen ihres Weges. Hierauf kam Pahah, der Befehlshaber des Bezirks, mit einem Piſangſtamm und Spanferkel, die er mir als Friedensgeſchenk darbringen wollte; ich verwarf aber auch dieſes, ſagte ihm, er ſollte mir aus den Augen gehen, ſchiffte meinen Deſerteur an Bord des zuerſt ankommenden Bootes ein, und fuhr mit ihm ans Schiff zurück. Bald hernach ward das gute Vernehmen mit den Einwohnern wiederhergeſtellt. Der Kerl wußte nichts anders zu ſeiner Vertheidigung vorzubringen, als daß ihn die Einwohner dazu beredet hätten. Dies mochte auch zum Theil wahr ſeyn, denn Pahah und die Weiber waren den Tag vor ſeiner Entlaufung am Schiffe geweſen. Weil er auf ſeinem Poſten geblieben war, bis nur noch wenige Minuten zu ſeiner Ablöſung fehlten, ſo ließ ich ihn nur gelinde beſtrafen.

Omai war nunmehr zwar von uns getrennt, allein noch immer nahe genug, um uns, wie ich es verlangt hatte, Nachricht von ſich zu geben. Demzufolge ſchickte er mir, vierzehn Tage nach unſerer Ankunft in O-Raietea, zwey Männer in einem Kanot, welche mir die angenehme Nachricht brachten, daß er von den Eingebohrnen weiter gar nicht beunruhigt würde und alles gut ginge, ausgenommen, daß ſeine Ziege, als ſie habe Junge werfen wollen, geſtorben ſey. Zugleich ließ er mich bitten, ich möchte ihm eine andere Ziege, und zwey Beile ſchicken. Mit Freuden ergriff ich noch dieſe letzte Gelegenheit ihm einen ſo weſentlichen Dienſt zu leiſten, gab, am 18ten, dem Boten die verlangten Beile, nebſt einer jungen Ziege und einem Böckchen, aus der Diskovery, und ſchickte ſie nach Huaheine zurück.

Am folgenden Tage ertheilte ich Herrn Capitain Clerke, auf den Fall, daß er, nachdem wir dieſe Inſel verlaſſen hätten, von mir verſchlagen werden ſollte, folgende Inſtruktion:

„Durch den Capitain Jacob Cook, Befehlshaber von Sr. Majeſtät Kriegs-Schaluppe *) Reſolution.

„Da die Entfernung von den Societäts-Inſeln bis zur weſtlichen Küſte von Nord-Amerika ziemlich groß iſt, alſo die Reiſe dorthin lange dauern wird, und zum Theil mitten im Winter, wo ſich Stürme und böſes Wetter erwarten laſſen, geſchehen muß: ſo kann ſich leicht der Fall ereignen, daß ſich beyde Schiffe trennen, den Sie aber ſo viel als möglich zu verhüten ſuchen müſſen. Sollten Sie demungeachtet von mir verſchlagen werden, ſo müſſen Sie mich zuerſt an der Stelle aufſuchen, wo Sie mich zuletzt geſehen haben. Komme ich Ihnen innerhalb fünf Tagen nicht zu Geſicht, ſo ſetzen Sie, zufolge der Inſtruktion des Admiralitätskollegii, wovon Sie bereits eine Abſchrift erhalten haben, Ihre Reiſe nach Neu-Albion fort, und ſuchen wo möglich die Küſte in 45° der nördlichen Breite zu erreichen. In derſelben müſſen Sie, in mäßiger Entfernung vom Lande, zehn Tage lang kreuzen. Sehen Sie mich aber auch alsdann nicht, ſo gehen Sie in den erſten bequemen Hafen in eben dieſer Breite, oder weiter nord-

---

*) Sloop iſt ein Kriegsſchiff vom ſechſten Range, welches weniger als 24 Kanonen führt, alſo kleiner als eine Fregatte iſt. G. F.

wärts, um Brennholz und Waſſer zu laden, und ſich Erfriſchungen zu verſchaffen.

Während des Aufenthaltes im Hafen, müſſen Sie fleißig Acht geben laſſen, ob ich nicht in See zu ſehen bin; folglich muß ihre Station ſo nahe an der Seeküſte als möglich ſeyn, damit Sie mich deſto leichter erblicken können. Komme ich vor dem erſten April 1778 nicht zu Ihnen zurück, ſo gehen ſie wieder in See, und ſegeln nordwärts bis zum 56° der Breite, wo Sie wieder in gehöriger Entfernung vom Lande, welche nie über 15 Meilen (*leagues*) weit ſeyn darf, bis zum zehnten May kreuzen müſſen. Bin ich in der Zwiſchenzeit noch nicht bey Ihnen, ſo fahren Sie fort, nach Maaßgabe der vorhin erwähnten Inſtruktion, gegen Norden zu ſegeln, um eine Durchfahrt ins atlantiſche Meer, durch Hudſons oder Baffins-Bay, zu entdecken. Schlägt dieſer Verſuch fehl, ſo daß Sie weder durch einen dieſer Meerbuſen, noch auf einem andern Wege durchkommen, und die Jahreszeit den längern Aufenthalt in höheren Breiten unſicher macht, ſo ſollen Sie ſich nach dem Hafen St. **Peter** und St. **Paul**, in **Kamtſchatka** begeben, um daſelbſt zu überwintern und ihre Mannſchaft zu erfriſchen. Sollte es Ihnen indeſſen in dieſem Hafen an gehörigen Erfriſchungen fehlen, ſo ſteht es Ihnen frey, ſich nach Willkühr einen andern Aufenthalt zu ſuchen; nur müſſen Sie dem Gouverneur zuvor eine Nachricht von ihrer vorhabenden Reiſe einhändigen, und ihn bitten, ſie mir bey meiner Ankunft zuzuſtellen. Im Frühling des folgenden 1779ſten Jahres aber müſſen Sie, und zwar wo möglich um oder vor dem zehnten May, in beſagten Hafen zurückkehren. Erhalten Sie alsdann keine neuen Befehle, oder ſonſtige Nachricht von mir, welche eine Abweichung von der mehrerwähnten Inſtruktion rechtfertigen könnte, ſo müſſen Sie ſich ferner darnach richten, und dasjenige was davon noch nicht erfüllt iſt, in Erfüllung zu bringen ſuchen, in ſo fern es gegenwärtigen Verhaltungsbefehlen nicht zuwider läuft. Sollte Krankheit oder ſonſt ein Verfall Sie an Ausführung dieſer Inſtruction ſowohl als der des Admiralitätscollegii verhindern, ſo müſſen Sie dieſelben dem Officier, der im Commando zunächſt auf Sie folgt, übergeben, welcher hierdurch angehalten wird, ſie beſtmöglichſt zu erfüllen. Gegeben unter meiner Hand, an Bord der Reſolution in Ulietea am 18ten November 1777.

Jakob Cook.

An Herrn Capitain Carl Clerke, Commandeur
der Königlichen Schaluppe Discovery.

Während unſeres hieſigen Aufenthalts wurden die Schiffe auf die Seite gelegt, und von dem anhängenden Unrath überall rein gemacht. Auch nagelten wir einige Zinnplatten auf den Untertheil, die Herr Pelham, Sekretair bey dem Proviant-Commiſſariat der Königlichen Flotte, ſtatt der Kupferplatten, probiren laſſen wollte.

Am 24ſten des Morgens erfuhr ich, daß man am Bord der Discovery einen Midſchipman *) und einen

---

*) Midſchipman iſt eine Art von Seekadett, doch mit dem Unterſchiede, daß er ſchon auf Commando gebraucht,

Matroſen vermiſſe, und gleich darauf gaben uns die Eingebohrnen Nachricht, daß ſie bereits am vorhergehenden Abend in einem Canot davon gegangen wären, und ſich gegenwärtig an einem andern Ende der Inſel aufhielten. Von dem Midſchipmann war es bekannt, daß er den Wunſch hier zu bleiben geäuſſert hatte; alſo konnte man jezt deſto ſicherer ſchließen, daß er mit ſeinem Gehülfen in keiner andern Abſicht entlaufen ſey. Capitain Clerke bewafnete zwey Boote, nahm ein Detaſchement Seeſoldaten mit, und ſuchte ſie auf; allein am Abend kam er unverrichteter Sache zurück, ohne noch einmal beſtimmt zu wiſſen, wo die Entlaufenen hingerathen wären. Nur ſo viel konnte er aus dem Betragen der Inſulaner abnehmen, daß ſie die Deſerteurs diesmal vor ihm zu verbergen ſuchten, und ihn den ganzen Tag über mit erdichteten Nachrichten aufhielten; indem er ſie niemals da fand, wo man ihn hinzuweiſen bemüht geweſen war. Dieſe Abſicht der Einwohner beſtätigte ſich am folgenden Morgen durch die Nachricht, daß unſere Flüchtlinge ſich nach O-Tahah begeben hätten. Außer dieſen beyden war indeß noch mancher an Bord, der eben ſo gern ſein Leben auf dieſen beliebten Inſeln zugebracht hätte; folglich mußte ich darauf bedacht ſeyn, allen ähnlichen Vorfällen vorzubeugen, und jene wieder zurückzubekommen. Damit aber auch die Einwohner ſähen, daß ich Ernſt machte, entſchloß ich mich, ſelbſt nachzuſetzen, weil ich immer die Erfahrung gemacht hatte, daß ſie ſich nicht getrauten, mich mit falſchen Nachrichten zu hintergehen.

---

und folglich gewiſſermaßen zu den Unterofficieren gezählt wird. G. F.

Am 25ſten bewafnete ich daher zwey Boote, und ging in einem derſelben mit dem Befehlshaber nach Otahah, ohne anzuhalten bis wir ungefehr die Mitte dieſer Inſel, an der Oſtſeite, erreicht hatten. Hier landeten wir an, und Oreo ſchickte einen Mann voraus, um die Flüchtlinge feſtzunehmen und bis zu unſerer Ankunft zu bewachen. Als wir mit den Booten den Ort erreichten, wo ſie, unſeren Nachrichten zufolge, ſich aufhalten ſollten, erfuhren wir, daß ſie die Inſel verlaſſen hätten, und bereits am geſtrigen Tage nach Bolabola hinüber geſchifft wären. Dahin wollte ich ihnen zwar nicht folgen, allein ich beſann mich auf eine Maaßregel, welche vermuthlich die Eingebohrnen ſelbſt zwingen mußte, ſie zurück zu bringen, und kehrte ſo an Bord meines Schiffes zurück.

In der Nacht beobachtete ich mit Herrn Bayly und Herrn King eine Immerſion des dritten Jupiterstrabanten. Sie geſchahe

nach Herrn Bayly um 2° 37′ 54″
— — King — 2° 37′ 24″ frühe.
— meiner Beob. — 2° 37′ 44″

Die Herren Bayle und King beobachteten mit Dollonds viertehalbfüßigem achromatiſchem Teleſcop, und der ſtärkſten Vergrößerung; ich, mit einem zwey Schuh langen Gregorianiſchen Reflector, von Bird.

Bald nach Tagesanbruch kam der Befehlshaber Oreo, nebſt ſeinem Sohn, ſeiner Tochter und ſeinem Schwiegerſohn zu mir an Bord. Ich faßte ſogleich den Entſchluß die drey letztern anzuhalten, bis die Deſerteurs urückgebracht würden. Herr Capitain Clerke lud ſie n dieſer Abſicht ein, ſein Schiff zu beſuchen, und ſobald ſie dort angekommen waren, ſperrte er ſie in ſeine Kajüte. **Oreo** war noch bey mir, als er es erfuhr, und klagte es mir ſogleich, in der Vermuthung, daß es ohne mein Wiſſen, und folglich ohne meine Genehmigung geſchehen ſey. Hierüber half ich ihm aber ſogleich aus dem Traume, und nunmehr ſchien er auch ſeinetwegen beſorgt zu werden und in die ſichtbarſte Unruhe zu gerathen. Sobald ich dieſes merkte, verſicherte ich ihn, er könne das Schiff verlaſſen wenn er wolle, und Veranſtaltungen treffen, meine Leute zurückzuſchaffen; geſchähe dies aber nicht, ſo würde ich die Seinigen die an Bord des andern Schiffs in Verhaft wären, bey meiner Abreiſe mit mir nehmen, denn, ſeine eigne Aufführung, und das Betragen ſeiner Untergebenen, berechtige mich dieſes zu thun, da ſie nicht nur jenen zur Flucht behülflich geweſen wären, ſondern auch noch zur Stunde unabläſſig einige andere zu einem ähnlichen Schritte zu verführen ſuchten.

Dieſe Erklärung, die ich dem **Oreo** und ſeinem Gefolge völlig begreiflich machte, verwiſchte den erſten Eindruck von Beſtürzung, inſofern ſie für ihre eigne Sicherheit beſorgt ſeyn mochten; allein ſie fanden nunmehr an den Gefangenen einen nicht minder wichtigen Gegenſtand ihrer Betrübniß. Viele begaben ſich in ihren Canots, unter den Spiegel (Hintertheil) der **Discovery**, und beklagten die Gefangenſchaft ihrer Landsleute in langen, lauten Ausrufungen. Der Name **Poedua!** (Poyadua) ſo hieß die Tochter des **Oreo**, erſchallte von allen Seiten; und die Weiber wetteiferten mit einander in Klagen über ihr Schickſal, und es blieb nicht bloß bey Thränen und Geſchrey, ſondern ſie zerſetzten ſich auch das Geſicht.

Oreo überließ ſich keiner fruchtloſen Wehklage, ſondern ergriff ſogleich Maasregeln, um uns unſre Flüchtlinge zur Stelle zu ſchaffen. Er ſchickte ein Kanot an den König von Bolabola, Opuni, und ließ ihm Nachricht von dem Vorfall geben und ihn bitten, die Entlaufenen zurückzuſchicken. Der Botſchafter war kein geringer Mann, ſondern Putoi, der Vater von Oreo's Schwiegerſohn, der noch vor ſeiner Abreiſe an Bord kam, um meine Befehle einzuholen. Ich ſchärfte es ihm ein, ja nicht ohne die Deſerteurs zurückzukommen, und auf den Fall, daß ſie auch Bolabola verlaſſen hätten, dem Könige zu ſagen, daß er ihnen Canots nachſchicken möchte; denn ich konnte wohl vermuthen, daß ſie nicht lange an einem Orte bleiben würden.

Unſere Gefangene waren indeß von ſolcher Wichtigkeit, daß die Inſulaner es nicht für rathſam hielten, ſich auf den Ausſchlag, den Opuni der Sache geben würde, zu verlaſſen; oder vielmehr war ihre Ungeduld ſo groß, daß ſie auf ein Projekt verfielen, deſſen wirkliche Ausführung ſie in noch weit größere Noth verwickelt haben würde. Zwiſchen fünf und ſechs Uhr Abends, als ich mich eben am Lande befand, bemerkte ich, daß alle Kähne in und um den Hafen ſich plötzlich davon machten, als ob ein paniſches Schrecken ſie überfallen hätte. Ich erkundigte mich nach der Urſach dieſer Flucht, erfuhr ſie aber nicht, bis endlich unſere Leute an Bord der Discovery uns zuriefen: die Einwohner hätten Herrn Capitain Clerke und Herrn Gore auf ihrem Spaziergange gefangen genommen. Dieſer kühne Streich, der mir auf meinem eignen Wege entgegenarbeitete, lehrete mich, daß keine Zeit zu verlieren ſey. Ich ertheilte unverzüglich der ſämmtlichen Mannſchaft Befehl, ſich zu bewafnen; und binnen fünf Minuten marſchirte ein ſtarkes Commando unter Herrn **King** aus, um die beyden Herren zu befreyen. Zu gleicher Zeit verfolgte Herr **Williamſon** in zwey bewafneten Booten die flüchtigen Canots, um ihnen die Flucht ans Land abzuſchneiden. Doch kaum waren beyde Detaſchements fort, ſo erhielten wir die Nachricht, man habe uns falſch berichtet, und ich mußte ſie alſo wieder zurückrufen.

Gleichwohl hatten die Inſulaner, wie ſie am folgenden Tage ohne Scheu erklärten, wirklich die Abſicht gehabt, die Unſrigen feſtzunehmen. Nur gehörte es anfänglich in ihren Plan, ſich **meiner** Perſon zu bemächtigen. Ich hatte die Gewohnheit, alle Abend in friſchen Waſſer zu baden, und oft ganz allein, jedesmal aber unbewafnet hinzugehen. In der Erwartung, daß dieſes auch heute geſchehen würde, hatten die Einwohner alles darauf angelegt, mich, und nebenher auch Herrn **Clerke**, gefangen zu nehmen, im Fall daß er mich begleitete. Allein ſeitdem ich mich der Familie des Oberhauptes bemächtigt hatte, hielt ich es ſelbſt nicht für rathſam, mich der Gefahr auszuſetzen, in ihre Hände zu fallen, und rieth auch Herrn **Clerke** und den Officieren, ſich nicht zu weit von den Schiffen zu entfernen. **Oreo** fragte mich denſelben Nachmittag zu drey verſchiedenen malen, ob ich mich nicht baden würde; und als er endlich fand, daß ich mich nicht dazu bereden ließ, ging er mit allen ſeinen Leuten davon, troß allem was ich ihm ſagte, um ihn zurückzuhalten. Nichtsdeſtoweniger ſchöpfte ich noch keinen Verdacht, ſondern glaubte, ſie hätten irgend ein eingebildetes Schrecken gehabt, das, wie gewöhnlich, bald vorüber ſeyn würde. Da aber ihr Anſchlag auf mich mißlungen war, ſuchten ſie ihn an denen auszuführen, die mehr in ihrer Gewalt waren; zum Glück für uns und ſie, gelang aber auch dieſes nicht, und noch erwünſchter war es, daß kein Unglück bey dem ganzen Vorgang geſchah. Auſſer ein paar Flintenſchüſſen, welche die flüchtigen Canots anhalten ſollten, ward nicht ein Schuß gethan. Vielleicht verdankten die Herren **Clerke** und **Gore**, dieſem Feuer ihre Sicherheit, da eine Partey mit Keulen bewafneter Eingebohrnen auf ſie losmarſchirte, aber auch in eben dem Augenblick als der Schuß gehört wurde, wieder auseinander ging. *)

Die Verſchwörung, wenn man ſie ſo nennen darf, entdeckte ein Mädchen aus **Huaheine**, welches ein Officier von jener Inſel mitgenommen hatte. Sie behorchte zufälligerweiſe einige **Ulieteaner**, die einander erzählten, daß ſie den Capitain **Clerke** und Herrn **Gore** gefangen nehmen würden; und augenblicklich lief ſie hin, dem erſten der ihr von den unſrigen aufſtieß, dieſe Nachricht zu hinterbringen. Diejenigen Einwohner, welchen die Ausführung des Unternehmens anvertraut geweſen war, drohten ſie zu ermorden, ſobald wir die Inſel verlaſſen haben würden;

---

*) Vielleicht war es der Umſtand, daß Herr **Clerke** mit einer Piſtole in der Hand ſpazierte, und ſie einmal abfeuerte, der diesmal die Rettung dieſer Herren hauptſächlich verurſachte. In Capitain **Cooks** und Herrn **Andersons** Tagebuche fehlt zwar dieſer Umſtand; er hat aber Herrn Capitain **Kings** Autorität für ſich. Anmerk. der Urſchrift.

daher ließen wir ſie heimlich durch ihre Freunde wegholen und an einen ſichern Ort bringen, wo ſie ſo lange verſteckt bleiben ſollte, bis ſich eine Gelegenheit fände, ſie nach **Huaheine** zurückzuſchicken.

Am 27ſten nahmen wir die Sternwarten und alles was wir an Land gebracht hatten, wieder an Bord, machten die Schiffe vom Strande los, und gingen, etwas weiter draußen im Hafen, vor Anker. Nachmittags hatten die Einwohner ihre Furcht abgelegt, und fanden ſich wie gewöhnlich bey uns ein, und man ſchien von beyden Seiten den geſtrigen Vorfall vergeſſen zu haben. In der Nacht kamen ſo heftige Windſtöße zwiſchen Süden und Oſten mit ſtarken Regengüſſen, daß einer davon unſer Kabeltau zerſprengte. Wir hatten indeß einen andern Anker in Bereitſchaft, der das Schiff gleich wieder in Sicherheit brachte. Nachmittags hakten wir das Kabeltau auf, und brachten es wieder in Ordnung.

Oreo fing an unruhig zu werden, daß keine Nachricht von **Bolabola** kam, und reiſete gegen Abend dahin ab, mit der Bitte, wir möchten ihm mit den Schiffen am Morgen drauf folgen. Dies war auch meine Abſicht; allein der Wind ließ uns nicht aus dem Hafen. Dafür kam aber **Oreo** ſelbſt mit den beyden Deſerteurs von **Bolabola** zurück. Dieſe waren noch am nämlichen Abend, da ſie entlieſſen, nach **Otahah** gekommen, hatten aber wegen einer Windſtille die öſtlicher gelegenen Inſeln nicht erreichen können, ſondern ſich bequemen müſſen, nach **Bolabola**, und von da nach der kleinen Inſel **Tubai** zu gehen, wo ſie **Putoi**'s Vater, der Botſchafter an **Opuni**, feſtgenommen hatte. Sobald ſie an Bord waren, gab ich meine drey Gefangenen frey, und endigte ein Geſchäft, welches mir viele Mühe und Verdruß verurſacht hatte. Ich hätte vielleicht weniger Eifer darauf verwandt; allein ich mußte künftigen Vorfällen dieſer Art vorbeugen, und den Sohn eines Officiers ſeinem Vaterlande erhalten. *) Der Wind

---

*) Ueberdies war auch Cook nicht befugt, einen Unterthanen ſeines Herrn, der ihm anvertraut worden war, nach Willkühr laufen zu laſſen. Was den Hang der Engliſchen Seeleute, ſich auf jenen Inſeln des Südmeeres niederzulaſſen, betrift, ſo beweiſet er nicht ſo viel für die Otaheitiſche Lebensart, als gegen die Beurtheilungskraft derer, die einen ſo thörichten Entſchluß faſſen konnten. Das Schlaraffen-Leben würde unfehlbar weit eher zu Ende gegangen ſeyn, als ſie ſichs einbilden mochten, und fehlte es ihnen an Fähigkeit und Kenntniſſen, um ſich unter ihren neuen Freunden geltend zu machen, ſo würden ſie höchſt wahrſcheinlich in Verachtung geſunken, und dort um nichts glücklicher geweſen ſeyn, als zu Hauſe. Faulheit und Wolluſt trieben ſie ans Land; aber Erſchöpfung, Langeweile und Sklaverey würden bald den Wunſch zurückzukehren bey ihnen rege gemacht haben. Es war nicht genug, gegen die Vorzüge eines Dritten gleichgültig zu ſeyn, ſie mußten auch den Kinderſinn der Inſulaner haben; dann hätten ſie ſich vielleicht in ihre Lage gefunden. Allein in einem Volke, welches einmal die Stufe dieſes Sinnes überſtiegen hat, giebt es ſchwerlich eher eine Rückkehr dahin, als bis man die höchſte Stufe erſteigt. Der Weiſe kann unter Kindern wieder ein Kind werden; aber ſchwerlich der ſchwelgende Bube, dem Nichtsthun göttlich dünkt. Wie würde er ſich betrogen finden, ſobald er ſähe, daß auch in Otaheiti Thätigkeit und Arbeit zur Heiterkeit und zur Zufriedenheit gehören! G. F.

blieb beſtändig Nordweſtlich, und hielt uns bis zum 7ten December im Hafen zurück. An dieſem Tage, um acht Uhr Morgens, ſtieg ein ſchwacher Nordoſtwind auf, der beyde Schiffe, mit Hülfe aller unſerer Boote, in See führte.

Die verfloſſene Woche hindurch beſuchten uns Leute aus allen Gegenden der Inſel, und brachten uns einen großen Vorrath von Schweinen und unreifen Piſangfrüchten, welche ſich vierzehn Tage bis drey Wochen lang halten, und gekocht, ſehr gut anſtatt des Brodes genoſſen werden können. Ueberdies nahmen wir noch einen Vorrath von Brennholz und Waſſer an Bord, ſo daß unſer verlängerter Aufenthalt doch nicht ganz verloren war.

Auf **Ulietea** ſind die Einwohner mehrentheils kleiner und dunkler (*blacker*) als auf den benachbarten Inſeln. Sie ſcheinen mir auch weniger an Zucht und Ordnung gewöhnt, welches vielleicht daher rührt, daß ſie von den **Bolabolanern** bezwungen ſind, folglich ihr Oberhaupt **Oreo**, ohne eigene Autorität, bloß ein Statthalter des Beherrſchers von **Bolabola**, die Anzahl der untergeordneten Erihs aber, durch jene Eroberung, allem Anſehn nach, ſehr vermindert worden iſt. Solchergeſtalt fehlt es denn hier an Perſonen, die eignes Intereſſe haben über die genaue Erfüllung ihrer Befehle zu halten. O-Raietea (*Ulietea*) war gleichwohl, ehe ſie in ihren gegenwärtigen Zuſtand herabſank, die vorzüglichſte Inſel dieſer Gruppe, und vielleicht auch der Hauptſitz des Regenten; denn man ſagt, daß ſelbſt die königliche Familie zu O-Taheiti von der ehedem hier regierenden abſtammt.

Uru, der abgeſetzte Monarch von Ulietea, lebte noch und hielt ſich jezt in Huaheine auf. Er iſt ein Beyſpiel von der Unbeſtändigkeit menſchlicher Hoheit und Macht. Zugleich bewunderten wir aber an ihm die Ergebenheit des Volks gegen ihren königlichen Stamm, und ihre Anhänglichkeit an die Gebräuche, womit die königliche Würde ertheilt wird. Denn Uru hatte die Freyheit, ſich alle Inſignien dieſer Würde zuzueignen, ob er gleich ſein Land verloren hatte. Etwas ähnliches bemerkten wir während unſeres letzten Aufenthalts in Ulietea. Mein alter Freund Ori, der ehemalige Regent von Huaheine, beſuchte mich daſelbſt; und ob er gleich ſeiner Regentſchaft beraubt war, kam er doch jederzeit mit einem zahlreichen Gefolge, und mit Geſchenken, die uns ſehr annehmlich waren. Er ſahe jezt weit beſſer aus als ich ihn auf meinen vorigen beyden Reiſen geſehen hatte, *) ob er gleich nun um ſo viel älter war. Vermuthlich rührt dies daher, daß er jezt, als Privatmann, nicht mehr ſo fleißig den Avatrank zu ſich nehmen darf, wie wohl ehemals als Regent.

---

*) Capitain Cook ſahe den Ori zum erſtenmal 1769 in der Endeavour, und zweimal während der zweiten Reiſe, 1772. G. F.

Sieben und zwanzigſtes Hauptſtück.

Ankunft zu **Bolabola.** Urſachen die mich bewogen Herrn **de Bougainvilles** Anker zu kaufen. Unterredung mit **Opuni.** Abreiſe von den **Societäts-Jnſeln.** Einige Nachrichten von **Bolabola.** Geſchichte der Eroberung von **Otahah** und **Ulietea.** Ruhm der Bolabolaner. Thiere, die daſelbſt und auf **o-Raietea** zurückblieben. Reichlicher Vorrath von Lebensmitteln. Methode das Schweinefleiſch einzuſalzen. Allerley Betrachtungen über **Otaheiti** und die Societäts-Jnſeln. Aſtronomiſche und nautiſche Beobachtungen daſelbſt.

Nachdem wir den Hafen von **o-Raietea** verlaſſen hatten, richteten wir unſern Lauf nach **Bolabola.** Meine Hauptabſicht bey dem Beſuch dieſer Jnſel war die, daß ich von dem Beherrſcher derſelben, **Opuni,** einen Anker kaufen wollte, den Herr von **Bougainville** in **Otaheiti** verloren, die dortigen Einwohner aber aufgefiſcht, und dem Oberhaupte von **Bolabola** zum Geſchenke gebracht hatten. Mir fehlte es zwar keinesweges an Ankern; allein ich hatte nunmehr alle Beile und andre Eiſengeräthſchaften, welche uns in England mitgegeben worden, gegen Lebensmittel vertauſcht, und ſahe mich genöthigt, aus allerley altem Eiſen einen neuen Vorrath von ähnlichen Werkzeugen ſchmieden zu laſſen. Was wir an Bord gehabt

habt hatten, war gröſstentheils auch ſchon zu dieſem Behuf verbraucht worden; und Herrn von Bougainville's Anker konnte mir nunmehr aus der Noth helfen.

Oreo ſowohl, als ſechs oder acht andere Männer von Ulietea, gingen mit uns nach Bolabola, ja die meiſten, den Befehlshaber ausgenommen, wären gerne bis nach England mitgereiſet. Gegen Sonnenuntergang hatten wir die Südſpitze von Bolabola erreicht, und kreuzten nunmehr die ganze Nacht hindurch ab und zu; bis Tagesanbruch, da wir den Hafen an der Weſtſeite der Inſel aufſuchten, aber wegen des widrigen Windes darnach hinlaviren mußten. Erſt um neun Uhr kamen wir nahe genug, daß wir ein Boot in den Eingang des Hafens vorausſchicken konnten, um die Tiefe daſelbſt zu erforſchen, weil ich die Abſicht hatte, mit den Schiffen hineinzuſegeln und auf ein Paar Tage daſelbſt vor Anker zu gehen. Der Loots, den ich in dem Boot ausgeſchickt hatte, berichtete mir, der Grund ſey zwar im Eingange des Hafens ſelſicht, innwendig aber gut, und wir hätten auch hinlänglichen Raum, hinein zu laviren, indem die Einfahrt eine Drittelmeile betrage. Auf dem Ankerplatz fände man eine Tiefe von ſieben und zwanzig bis fünf und zwanzig Faden. Dieſem zufolge verſuchten wir es, uns hinein zu arbeiten; allein Wind und Fluth waren beyde wider uns, und wir mußten uns alſo begnügen, unſere Boote auszuſetzen, in deren einem ich, mit dem Oreo und ſeinen Begleitern, mich ans Land rudern ließ.

Wir landeten an einer Stelle, die uns die Einwohner anzeigten, und man führte uns zu dem Opuni, der ſich mitten unter einem großen Haufen Volks befand. Um keine Zeit zu verlieren, bat ich dieſen Befehlshaber, gleich nach den erſten Complimenten, um den Anker des Herrn von Bougainville, und brachte mein Geſchenk zum Vorſchein, welches aus einem leinwandnen Schlafrock, einem Hemde, einigen Schnupftüchern von Gaze, einem Spiegel, einigen Glaskorallen und andern Spielereyen, in der Hauptſache aber aus ſechs Beilen beſtand. Als dieſe letztern hervorgebracht wurden, ſchrie die ganze Verſammlung laut auf, und Opuni wollte durchaus nichts annehmen, bis ich den Anker erhalten hätte. Er befahl drey Männern, hinzugehen, und mir denſelben zu übergeben; was ich dann für gut fände ihm dafür zu ſchenken, ſollten ſie mitbringen. Mit dieſen Leuten ſchifften wir uns wieder in unſere Boote ein, und ruderten nach einem kleinen Eiland an der Nordſeite des Eingangs in den Hafen, wo der Anker lag. Ich fand ihn kleiner und mangelhafter, als ich vermuthet hatte. Urſprünglich hatte er, ſeinem Zeichen nach, ſiebenhundert Pfund gewogen; allein ſowohl der Ring, mit einem Theil des daran befeſtigten Ankers, als deſſen beyde Schaufeln waren davon weggebrochen. Jetzt errieth ich, weswegen Opuni Bedenken getragen hatte, mein Geſchenk anzunehmen; unſtreitig beſorgte er, daß ſein Anker nicht ſo viel werth wäre, und daß ich etwa, wenn ich ihn ſähe, über den Handel böſe werden möchte. Ich nahm indeß den Anker, ſo wie er war, und ſchickte ihm mein Geſchenk, ohne das mindeſte davon zurück zu behalten. Da auf dieſe Art meine Abſicht erreicht war, kehrte ich ſogleich an Bord zurück, ließ die Boote einnehmen, und ſegelte nordwärts.

Indeſſen kamen einige Eingebohrne, in etwa drey bis vier Kanots, um, wie ſie ſagten, die Schiffe anzuſehen. Sie brachten einige Kokosnüſſe und ein Ferken mit, das einzige welches wir erhielten. Vermuthlich würden wir Lebensmittel genug bekommen haben, falls wir bis am andern Morgen hier geblieben wären; und es muß meines Erachtens die Einwohner geſchmerzt haben, daß ſie uns am andern Morgen nicht mehr fanden. Allein wir hatten einen ziemlichen Vorrath von allerley Lebensmitteln, hingegen faſt keine Tauſchwaaren mehr an Bord, ſo daß wir auf keinerley Weiſe Urſach fanden uns zu verweilen.

Der Hafen **Oteawanua**, auf der Inſel **Bolabola**, liegt an der Weſtſeite dieſer Inſel, und iſt einer der geräumigſten, die ich je geſehen habe. Es war mir lieb, daß ich Gelegenheit hatte ihn durch meine Leute beſichtigen zu laſſen, ungeachtet wir unſere Schiffe nicht hineinbrachten.

Der hohe Berg mit doppeltem Pik, in der Mitte dieſer Inſel, ſcheint auf der Oſtſeite kahl und unfruchtbar zu ſeyn, an der Weſtſeite hingegen wachſen, ſelbſt an ſeinen ſteilſten Wänden, Bäume und Gebüſche. Die Niedrigung rund um die Inſel her, längs dem Strande, iſt, wie in den benachbarten Inſeln, mit Kokospalmen und Brodbäumen beſetzt. Auſſerdem liegen eine Menge kleiner Eilande im Umkreiſe innerhalb des Riefs, welche Ueberfluß an vegetabiliſchen Produkten hervorbringen, und ſtark bewohnt ſind. Allein in Betracht des geringen Umkreiſes der Inſel, der nicht über acht Seemeilen beträgt, iſt es immer ſehr merkwürdig, daß die daſigen Einwohner Ulietea und Otahah erobert haben, wovon die erſtere allein wenigſtens noch einmal ſo groß iſt. Ueber den Krieg, welcher dieſe große Revolution hervorgebracht hat, hörte ich auf meinen drey Reiſen vieles ſprechen, und es wird den Leſern vielleicht angenehm ſeyn, von jenen Begebenheiten, ſo weit wir ſie erfuhren, hier einige Nachrichten zu finden *).

Ulietea (o-Raietea) und das nahliegende Otahah waren lange Zeit mit einander im Frieden, oder, wie es die Einwohner ausdrücken: **man hielt ſie für ein Paar Brüder**, deren Intereſſe unzertrennlich war. **Huaheine** gehörte mit in ihren Freundſchaftsbund; doch war es nicht ſo innig mit ihnen verbrüdert. Allein **Otahah** ward an den anderen zum Verräther, und verband ſich mit **Bolabola** zu einem gemeinſchaftlichen Angriff auf **Ulietea**. Die Einwohner dieſer letztern Inſel riefen ihre Freunde von **Huaheine** zu Hülfe. Eine Prieſterin oder Prophetin munterte die **Bolabolaner** zu ihrer Unternehmung auf, und prophezeihte ihnen einen glücklichen Erfolg. Zum Beweiſe der Wahrheit ihrer Prophezeihung, verlangte ſie, daß jemand an einen beſtimmten Ort in See gehen ſollte, wo ein Stein aus der Tiefe emporſteigen würde. Er ging in ſeinem Canot an die ihm angedeutete Stelle, und wollte eben untertauchen, um zu ſehen, wo denn dieſer Stein läge, als derſelbe plötzlich von ſelbſt an die Oberfläche herauf, und in ſeine Hände ſprang. Das Volk erſtaunte über dieſes Wunder, und der Stein ward im Hauſe des Eatua (der Gottheit) in Bolabola niedergelegt, wo man ihn noch als einen Beweis aufbewahrt, wie viel das Weib bey Gott vermochte. Nunmehr gingen die Bolabolaner, von der Hofnung des Sieges begeiſtert, in ihren Kähnen, gegen die vereinigte Flotte von Ulietea und Huaheine aus. Dieſe letzteren hatten ihre Canots mit Stricken feſt an einander gebunden. Die Schlacht dauerte lange, und würde ſich vielleicht, trotz Prophezeihung und Wunderwerk, mit der Niederlage der Bolabolaner geendigt haben, wenn dieſe nicht im entſcheidenden Augenblick durch die Macht von Otähah unterſtützt worden wären. Dies gab den Sieg in ihre Hände, und verurſachte ein großes Blutbad unter den Feinden. Die Bolabolaner verfolgten ihren Vortheil, und gingen nach zwey Tagen auf Huaheine los, deſſen Krieger größtentheils abweſend waren, und das deshalb nur ſchlecht vertheidigt werden konnte. Sie bemeiſterten ſich alſo auch dieſer Inſel. Die Flüchtlinge eilten nach Otaheiti, und erzählten dort ihr trauriges Schickſal. Ihre Landsleute und die Männer von Ulietea, welche ſich dort befanden, wurden durch dieſe Erzählung ſo gerührt, daß ſie ihnen Beyſtand verſprachen. Man rüſtete nur zehn Kriegscanots aus, führte ſie aber mit ſo viel Klugheit, daß ſie in Huaheine im Dunkeln der Nacht anlandeten, die Bolabolaner überfielen, viele erwürgten, und die übrigen in die Flucht ſchlugen. Solchergeſtalt ſetzten ſie ſich wieder in Beſitz ihrer Inſel, welche noch jezt unabhängig iſt, und ihre eigne Oberhäupter hat.

---

*) Dieſe Nachrichten ſchreiben ſich von Herrn Anderſon her. G. F.

Gleich nach der erſten Niederlage der vereinigten Flotten von Ulietea und Huaheine, ſchlugen die Krieger von Otahah ihren Alliirten, den Bolabolanern, vor, die Eroberung in gleiche Theile zu theilen. Die Bolabolaner wollten von dieſem Vorſchlag nichts wiſſen; alſo war der Bund gebrochen, und es entſtand ein neuer Krieg, in welchem ſowohl Otahah als Ulietea erobert ward. Seitdem ſind beyde noch den Bolabolanern unterworfen, und die daſelbſt befehlenden Oberhäupter, ſind nur Statthalter des Königs Opuni. Fünf blutige Schlachten, welche an verſchiedenen Orten vorfielen, entſchieden das Schickſal dieſer Inſeln.

Ich habe bereits an mehreren Stellen erinnert, daß die hieſigen Inſulaner den Zeitpunkt ehemaliger Begebenheiten nicht recht anzugeben wiſſen. Eben dieſe Unvollkommenheit ihres Gedächtniſſes oder ihrer Chronologie und Rechenkunſt war auch Urſache, daß ſie uns nicht beſtimmt ſagen konnten, wann dieſer Krieg vorgefallen ſey. So viel ließ ſich aus Nebenumſtänden ſchließen, daß ſeitdem noch nicht gar viele Jahre verfloſſen ſeyn konnten. Die Eroberung von Ulietea, womit ſich der Krieg endigte, war ſchon vor meiner Ankunft daſelbſt im Jahr 1769, vorgefallen. Allein der Friede konnte damals noch nicht lange gedauert haben, denn wir ſahen noch die Spuren ganz neuerlich verübter Feindſeligkeiten *). Das Alter des gegenwärtigen Oberhaupts von Huaheine, Territaria,

---

*) Die Hawkesworthiſche Sammlung der neueſten Engliſchen Reiſen giebt davon einige Nachricht. G. F.

kann ebenſalls zu einiger Beſtimmung dieſer Epoche dienen. Er war, dem Anſehen nach, ſchwerlich über zehn bis zwölf Jahr alt, und ſein Vater ſollte in einer von jenen Schlachten umgekommen ſeyn. Was den Anfang des Kriegs betrift, ſo müſſen wir ihn wieder nur errathen. Junge Leute von zwanzig Jahren wußten ſich kaum der erſten Schlachten zu erinnern; und von einer andern Seite wußten Omai's Landsleute, die er in Watiu fand, gar nichts von dieſem ganzen Kriege, der folglich erſt nach ihrer Reiſe vorgefallen ſeyn muß.

Seit der Eroberungsepoche hält man die Bolabolaner für unüberwindlich; ſie haben ſich ſogar in O-Taheiti, ohnerachtet dieſes doch ziemlich weit entlegen iſt, den Ruhm der Tapferkeit erworben, und werden vielleicht gar gefürchtet. Man behauptet, daß ſie in der Schlacht nie den Rücken kehren, und eine gleiche Anzahl anderer Inſulaner allemal aus dem Felde ſchlagen. Allein noch neben dieſen Vorzügen haben die Bolabolaner, wie die Nachbarn glauben, das meiſte von ihrer Uebermacht ihrem Gotte zu danken, der vorzüglich mächtig ſeyn ſoll. Er war es, der, wie ſie behaupten, uns durch widrige Winde in Ulietea zurückhielt, damit wir die unter ſeinem beſondern Schutz ſtehende Inſel Bolabola nicht beſuchen möchten.

Ein Beweis, daß die Bolabolaner bey den Otaheitiern in großem Rufe ſtehen, iſt das Geſchenk, welches dieſe ihnen mit dem Anker des Herrn von Bougainville gemacht hatten. Vermuthlich ſollte auch der Spaniſche Stier aus keiner andern Urſache dorthin transportirt werden, ſo wie ſie auch bereits eine dritte Europäiſche Seltenheit, nehmlich das Männchen eines Thieres, welches die Spanier nach Otaheiti gebracht, in ihre Hände bekommen hatten. Wir konnten uns nach der Beſchreibung, die uns die Inſulaner davon gaben, keinen rechten Begriff davon machen. Endlich erfuhren wir durch die von Capitain Clerke's Schiffe Entlaufenen, die das Thier in Bolabola geſehen hatten, daß es ein Schafbock wäre. Dieſe Nachricht bewog mich, als ich ans Land ging, um mich mit dem Opuni zu beſprechen, ein Mutterſchaf vom Cap mitzunehmen, und durch dieſes Geſchenk den Grund zur Schafzucht in Bolabola zu legen. Dem Oreo in Ulietea ließ ich ein Paar Schweine von der Engliſchen Race, und ein Paar Ziegen. Innerhalb weniger Jahre wird ſich alſo auf Otaheiti und den benachbarten Inſeln nicht allein die Race von Schweinen merklich verbeſſern, ſondern wahrſcheinlich werden ſich auch alle die ſchätzbaren Thierarten, die wir aus Europa mitgebracht haben, dort vermehren, und alsdenn wird kein Erfriſchungsort in der ganzen Welt jenen Inſeln gleich kommen. Schon jezt kenne ich keinen, der ſie überträfe. Wiederholte Erfahrungen auf mehreren nach einander folgenden Reiſen haben mich überzeugt, daß wenn nicht innerliche Kriege ihren Wohlſtand ſtöhren, ſondern ſie unter einander, wie jezt ſeit mehreren Jahren, Friede haben, alle Produkte, und namentlich das vorzüglichſte, die Schweine, daſelbſt im größten Ueberfluß zu haben ſind. Hätten wir ein größeres Sortiment von Waaren, und einen hinlänglichen Vorrath von Salz gehabt, ſo wäre es leicht geweſen, dort Schweinefleiſch auf zwölf Monate für unſere ſämmtliche Mannſchaft einzuſalzen. Al lein unſer Beſuch in den Freundſchafts-Inſeln, und der lange Aufenthalt in Otaheiti und deſſen Nachbarſchaft, erſchöpfte alle unſere Waaren, beſonders die Beile, die doch faſt das einzige waren, wogegen Schweine vertauſcht wurden. Unſer Salz reichte kaum hin, funfzehn kleine Tonnen Fleiſch einzuſalzen, nehmlich fünf in den Freundſchafts-Inſeln, und zehn in Otaheiti. Eine verhältnißmäßige Quantität ließ auch Capitain Clerke für ſein Schiff einböckeln.

Das Verfahren dabey war das nehmliche, deſſen ich mich bereits auf meiner vorigen Reiſe mit gutem Erfolg bedient hatte. Man ſchlachtete nehmlich des Abends, reinigte und zerſchnitt ſogleich das Fleiſch, um es noch, ſo lange es warm blieb, einzuſalzen. Hierauf legte man es ſo hin, daß die Flüßigkeiten davon abträufeln konnten. Am Morgen ſalzte man es noch einmal, packte es in Fäſſer, und begoß es mit der Lache. In dieſem Zuſtande blieb es fünf bis ſieben Tage lang; dann mußte es herausgenommen und Stück für Stück beſichtigt werden. Was etwa im geringſten eine Spur von Fäulniß zeigte, ward zurückgelegt, das gute hingegen in ein friſches Faß gepackt, mit guter Lache nachgefüllt und verſchloſſen. In acht bis zehn Tagen beſichtigten wir es zum zweytenmal, doch ſchien dieſe Beſichtigung faſt überflüßig zu ſeyn, denn wir fanden es mehrentheils durchaus gut geböckelt. Ein Gemiſch von Boyſalz und weiſſem Salz taugt dazu am beſten, doch kann man auch jedes für ſich gebrauchen. Die größeren Blutgefäße müſſen ſorgfältig ausgeſchnitten werden, auch muß man ſich hüten, zu viel auf einmal in eine Tonne zu packen, damit die Stücken die in der Mitte liegen, ſich nicht erhitzen, und folglich vom Salze nicht durchdrungen werden, wie es uns einmal ging, als wir eine ungewöhnlich große Anzahl Schweine eingeſchlachtet hatten. Schwüles, regnichtes Wetter iſt in dem heißen Erdſtrich zwiſchen den Wendekreiſen dem Einſalzen gemeiniglich ſchädlich.

Vielleicht können die öfteren Beſuche von Europäiſchen Schiffen etwas dazu beygetragen haben, die Schweinezucht in Aufnahme zu bringen, indem die Einwohner nun aus Erfahrung wiſſen, daß ſie, ſo oft wir kommen, gegen dieſes Produkt die koſtbarſten Waaren von uns eintauſchen können. Sie erwarten täglich die Rückkehr der Spanier, in Otaheiti, und innerhalb dreyer Jahre wird man auch uns ſowohl dort als auf den benachbarten Inſeln entgegen ſehen. Es iſt umſonſt, daß wir ihnen ſagten, wir kämen nicht wieder; ſie meynen, es müſſe nun einmal ſo ſeyn, ungeachtet keiner die Urſach weiß, warum wir kommen, oder ſich die Mühe giebt, darüber nachzudenken.

Ich geſtehe es, meines Erachtens würde es dieſen armen Menſchen ungleich beſſer geweſen ſeyn, unſere Ueberlegenheit in Künſten und andern Bequemlichkeiten des Lebens nie kennen zu lernen, als nunmehr, da ſie einmal daran gewöhnt ſind, ihrer urſprünglichen Unfähigkeit, ſich ſelbſt zu vervollkommen, wiederum überlaſſen zu werden. Hört das Verkehr zwiſchen uns gänzlich auf, ſo iſt es unmöglich, ſie wieder in jene glückliche Mittelmäßigkeit zu verſetzen, worin ſie vor dem Zeitpunkt der Entdeckung lebten. Es iſt für die Europäer gewiſſermaßen Pflicht geworden, ſie in drey oder vier Jahren einmal zu beſuchen, um ihnen einen neuen Vorrath von denjenigen Waaren zuzuführen, womit wir ſie zuerſt bekannt gemacht, und für welche wir ihnen Geſchmack beygebracht haben. Der Mangel einer ſolchen gelegentlichen Unterſtützung wird ſonſt zu ſchwer gefühlt werden, da es für ſie ſchon zu ſpät iſt, zu ihrem ältern unvollſtändigeren Nothbehelf zurück zu kehren. Sie verachten jezt ihre ehemaligen Werkzeuge, und haben aufgehört dergleichen zu brauchen, ſeitdem ſie die unſrigen erhielten. Ehe ſie die eiſernen Geräthſchaften, welche gegenwärtig in ihren Händen ſind, ganz verbraucht haben, wird die Kenntniß der ihnen eigenthümlichen Werkzeuge verloren gegangen ſeyn. Eine ſteinerne Axt iſt gegenwärtig eine eben ſo große Seltenheit bey ihnen, als eine eiſerne vor acht Jahren. Knöcherne und ſteinerne Meißel bekommt man nicht mehr zu ſehen; die großen Nägel ſind an ihre Stelle getreten, und ſie glauben ſogar, daß ihr Vorrath von letztern unerſchöpflich ſey; denn während unſers letztern Aufenthalts war keine Nachfrage darnach. Kleinere Nägel tauſchten ſie zuweilen noch gegen Früchte ein. In Ulietea waren diesmal Meſſer die gangbarſte Waare, aber Aexte und Beile behaupteten durch alle Inſeln unabänderlich ihren ehemaligen Werth. Im Putze wechſelt hier die Mode ſo leicht, wie bey geſitteteren Nationen; daher verwerfen ſie heute, was ehedem, ſo lange es Mode war, gefiel. Eiſerne Werkzeuge werden aber unſtreitig, wegen ihres auffallenden Nutzens, zu allen Zeiten gangbar ſeyn, und der Mangel derſelben, falls man ſie nicht von neuem damit verſieht, muß ſie unfehlbar unglücklich machen, da ſie nicht im Stande ſind, dergleichen ſelbſt zu verfertigen, und gleichwohl ohne dieſelben nicht mehr zurecht kommen können *).

O-Taheiti iſt zwar nicht unter den Societäts-Inſeln mit einbegriffen **) allein es wird von derſelben Menſchenrace bewohnt, deren Charakter und Sitten in den Hauptzügen völlig übereinſtimmen. Gewiſſermaßen können wir es als ein Glück anſehen, daß die vorzüglichſte Inſel dieſer Gruppe zuerſt entdeckt worden iſt; denn die Gaſtfreyheit und Freundſchaft, die man uns daſelbſt erzeigte, mußte ſie in der Folge natürlicherweiſe zu unſerm Hauptquartier in dieſer Gegend machen. Dieſer längere und öftere Aufenthalt hat uns Gelegenheit verſchaft, hier genauer als in den benachbarten Inſeln mit den Sitten der Einwohner und der Landesart überhaupt bekannt zu werden, wiewohl ſich alles, was hier bemerkt worden iſt, mit geringer Ausnahme, auch auf jene anwenden läßt.

---

*) Wenn man bedenkt, daß die Ausrüſtung von ein Paar Schiffen zu dieſem, von Cook vorgeſchlagenen menſchenfreundlichen Behuf, ſchwerlich mehr als fünftauſend Pfund Sterling, und vielleicht, mit gehöriger Oekonomie, nicht halb ſo viel koſten würde: ſo ſieht man wohl, daß das Herz derer, die am Ruder ſitzen, bey dem Entwurf zu dieſen Entdeckungreiſen geſchwiegen hat. Der edle Mann, der hier ſo väterlich für ſeine Pflegekinder in den Südſee-Inſeln ſpricht, verdiente, daß man, Ihm zu Ehren, ſeine rührenden Vorſtellungen beherzigt, und ſeine Vorſchläge ausgeführt hätte. Ein ſolches Denkmal wäre dauerhafter, als Schaumünzen und Lobſchriften; allein es iſt ungleich leichter zu ſprechen, als zu handeln. G, F.

**) Da indeß die Natur ſelbſt hier Grenzen zieht, und Gruppen von Inſeln bildet, ſo iſt es ſchicklicher, der Gruppe, wovon die eigentlichen von Cook, dem erſten Entdecker, ſogenannten Societäts-Inſeln, nur einen Theil ausmachen, dieſen allgemeinen Namen zu geben, als die Benennungen ohne Noth zu vervielfältigen. Daher können billig O-Taheiti, Maatea, Tabuamannu, Maurua, zu den übrigen Societäts-Inſeln, Huaheine, Raietea, Tahah, und Bolabola gerechnet werden.

G. F.

Von der Lebensart in Otaheiti, welche ſo manchen, an Bord unſerer Schiffe, über alle Maaße gefiel, und dieſe Inſel zu ihrem Lieblingsaufenthalte machte, iſt, in unſerer vorigen Reiſebeſchreibung, in gewiſſen Punkten bereits zu viel geſagt worden; könnte ich daher gleich zu jenen Schilderungen noch manchen vollendenden Zug hinzufügen, ſo trage ich dennoch Bedenken, in meinem Tagebuche ausſchweifende Sitten darzuſtellen, die nur Ekel erwecken würden, wo ich blos zu belehren wünſche *).

Von ihrer häuslichen Einrichtung, von ihren politiſchen und gottesdienſtlichen Verfaſſungen, bleibt uns indeß, ſo vieler Reiſen ungeachtet, manches noch immer ſehr dunkel, doch haben wir bey unſerer diesmali-

---

*) Der jetzige Präſident des Admiralitätscollegii iſt alſo nicht der Graf Sandwich. Dies lehrt die obige vom Herausgeber in den Text eingeſchaltete Stelle. G. F.

gen Anweſenheit über mancherley Punkte neue Aufſchlüſſe erhalten, die ich zum Theil in der Erzählung der täglichen Vorfälle mit angeführt habe, zum Theil aus Herrn Andersons Tagebuche, im folgenden Hauptſtück mittheilen will.

Ueber ſo manche untergeordnete Beſchäftigungen vergaſſen wir die Hauptgegenſtände unſerer Reiſe nicht, und verſäumten keine Gelegenheit nautiſche und aſtronomiſche Beobachtungen anzuſtellen, deren Reſultat folgende Tabelle angiebt:

	Südl. Breite.	Oeſtl. Länge.	Abweichung des Kompaſſes.	Inklination der Magnetnadel.
Spitze Matavai in Otaheiti	17° 29¼′	210° 22′ 28″	5° 34′ öſtlich,	29° 12′
Hafen O-Wharre in Huaheine	16° 42¾′	208° 52′ 24″	5° 13½′ öſtlich,	28° 28′
Hafen O-Hamaneno in Ulietea	16° 45½′	208° 25′ 22″	6° 19′ öſtlich,	29° 5′

Auch über das Steigen der Fluth ſtellten wir zu Otaheiti und Ulietea Beobachtungen an. Während meiner zweyten Reiſe ſchien es Herrn Wales, als wenn die Fluth zu Otaheiti höher ſteige, als ich ſie im Jahr 1769 daſelbſt beobachtet hatte. Allein unſre diesmalige Beobachtungen, bewieſen im Gegentheil, daß ſie nie über zwölf oder höchſtens vierzehn Zoll ſteigt. Die höchſte Fluth iſt, ſowohl in den Vierteln als beym Voll- und Neumond, um die Mittagszeit.

Acht

Acht und zwanzigſtes Hauptſtück *).

Die Nachrichten von O-Taheiti ſind noch ſehr unvollkommen. Herrſchende Winde. Schönheit des Landes. Anbau. Naturſeltenheiten. Leibesbeſchaffenheit der Einwohner. Krankheiten. Charakter überhaupt. Hang zum Vergnügen. Sprache. Wundarzeney- und Heilkunde. Nahrung. Wirkungen des Awatranks. Zeit des Eſſens, und dabey vorkommende Gebräuche. Umgang mit dem Frauenzimmer. Beſchneidung. Religionsſyſtem. Begriffe von der Seele und dem zukünftigen Leben. Verſchiedene abergläubiſche Gebräuche. Tradition von der Schöpfung. Hiſtoriſche Legende. Ehrenbezeugung, die man dem Könige erweiſet. Rangordnung. Beſtrafung der Verbrecher. Merkwürdigkeiten der benachbarten Inſeln. Namen ihrer Götter. Namen der Inſeln welche von dort aus beſucht werden. Umfang und Gränzen ihrer Schiffahrt.

Auf den erſten Blick möchte es vielleicht manchem überflüßig ſcheinen, zu den Nachrichten von Otahei-

---

*) Welches Herrn Anderſon's Nachrichten enthält.

ti, die in Wallis, Bougainville's und Cooks verſchiedenen Reiſebeſchreibungen vorkommen, noch etwas hinzuzufügen, und man möchte ſich einbilden, es könnten hier nicht leicht mehr als bloße Wiederhohlungen des ſchon Bekannten vorkommen. Ich bin indeß ganz verſchiedener Meynung, getraue mir zu behaupten, daß, ungeachtet der genauen Beſchreibungen des Landes und der auffallendſten Gebräuche der Inſulaner, die wir vorzüglich dem Capitain Cook verdanken, dennoch vieles ganz unberührt geblieben iſt. Es hat ſich auch hie und dort ein Irrthum eingeſchlichen, der nur durch wiederholte Beobachtungen verbeſſert werden konnte; und noch jezt ſind wir von vielen der wichtigſten Einrichtungen jener Völkerſchaften nicht gehörig unterrichtet. Zum Theil rührt dies daher, daß wir uns verhältnißweiſe nie lange genug hier aufhielten. Andern Theils hatten viele unter uns keine Luſt zu beobachten und zu unterſuchen; noch mehreren fehlte es an Kenntniſſen, um ihre Nachforſchungen mit gehöriger Sorgfalt und Ordnung anzuſtellen; und alle kämpften gemeinſchaftlich, wiewohl in ungleichem Grade, mit den Schwierigkeiten, welche aus Mangel an Kenntniß der Landesſprache entſpringen. Dieſes leztere Hinderniß konnten die Spanier eher überwinden, da einige von ihnen ſich länger in O-Taheiti aufhielten, als andere Europäer, ſo daß ihr Aufenthalt ſie in Stand ſetzen mußte, über mancherley Gegenſtände die vollſtändigſten und befriedigendſten Nachrichten einzuziehen, deren Quellen hingegen uns, troz den eifrigſten Bemühungen, unzugänglich geblieben ſind. Allein es iſt nicht nur ungewiß, ſondern auch wohl unwahrſcheinlich, daß die Spanier je von dieſen Entdeckungen etwas bekannt machen werden; alſo halte ich es nicht für überflüßig, hier

, die Nachrichten vorzutragen, welche ich über allerley Gegenſtände, theils von **Omai** während ſeines Aufenthalts an Bord, theils von andern Inſulanern, zu den bereits Bekannten, habe hinzuſammeln können.

Den größten Theil des Jahres hindurch herrſcht der Wind zwiſchen Oſt-Süd-Oſt und Oſt-Nord-Oſt, oder der eigentliche Paſſatwind, den die Inſulaner **Maarai** nennen. Zuweilen wird dieſer Wind ſehr heftig; alsdenn iſt der Himmel meiſtentheils umwölkt, und es ſtürzen mitunter Regengüſſe herab. Iſt hingegen der Wind gemäßigt, ſo pflegt er helles, beſtändig heiteres Wetter mitzubringen. Geht er noch weiter ſüdwärts, ſo daß er ſüdöſtlich oder gar ſüdſüdöſtlich wird, ſo iſt er gelinde, und das Meer zugleich ſehr eben; unter dieſen Umſtänden nennt man ihn **Mauá** (*Maoai*). Während der Monate, wo die Sonne faſt ſenkrecht ſteht, nämlich im December und Januar, iſt Wind und Witterung veränderlich; der Wind kommt alsdann öfters aus Weſt-Nord-Weſt oder auch Nord-Weſten, und heißt **Toerau**. Zuweilen iſt dieſer Wind heftig, mehrentheils aber gemäßigt, und nie hält er länger nach einander an, als fünf oder ſechs Tage. Die Einwohner der weſtlicher gelegenen Inſeln können nur mit dieſem Winde in ihren Canots nach **Otaheiti** ſchiffen. Iſt er noch etwas mehr nördlich, ſo heißt er **Era-potáa**, und wehet gelinder; daher halten ſie ihn für die Gemahlin des **Toerau**, der, nach ihrer Fabellehre, männlichen Geſchlechts iſt.

Süd-Weſt- und Weſt-Süd-Weſtwinde ſind insgemein ſanft und noch häufiger als die vorhingenannten, und werden durch Windſtillen und leichte Lüftchen aus Oſten unterbrochen; doch ſtellen ſie ſich auch, zuweilen, in heftigen Stößen (*squalls*) ein. Die Witterung iſt dabey meiſtens finſter, bewölkt, regnicht, die Luft iſt drückend heiß, und oft kommen ſtarke Gewitter, die man in der Landesſprache Toa *) nennt. Sie folgen bisweilen auf den Teerau; welches auch der Fall mit dem noch ſüdlicheren Farua iſt, der zuweilen ſo heftig ſtürmt, daß er Häuſer umſtürzt und Bäume, zumal die hohen Kokospalmen, aus den Wurzeln reißt, aber nur kurze Zeit anhält. **)

Die Einwohner ſcheinen eben keine genauen Kenntniſſe von dieſen Veränderungen zu beſitzen, wiewohl ſie, vorgeblich, einige allgemeine Folgerungen aus ihrer Wirkung ziehen. Sie ſagen z. B. wenn die See hohl klingt, und ſich langſam am Ufer, oder eigentlich an dem äußern Riefe, bricht, ſo bedeutet es gutes Wetter; iſt im Gegentheil der Klang ſcharf, und folgen die Wellen ſchnell auseinander, ſo hat man ſchlechtes zu erwarten.

---

*) Toa heißt Krieg, und folglich wird das Wort, in Beziehung auf den Streit der Elemente beym Donnerwetter, hier bildlich gebraucht. G. F.

**) Man vergleiche hiemit Forſters Bemerkungen ꝛc. S. 436. Dort heißt die Mittagslinie Era-Hwattea, welches Wort oben im Text Era-potâa geſchrieben wird. Tu-errau (hier Teerau) heißt dort Norden; Toa, Süden. Entweder ſind die Inſulaner unter ſich über dieſe Begriffe nicht einig, oder die Verſchiedenheit liegt an der Sprachkenntniß, die jeder Beobachter ſich erworben hatte. Faſt ſollte man das Erſtere vermuthen, da Herr Anderſon gleich darauf ſagt: daß die Einwohner keine genauen Kenntniſſe über dieſen Punkt beſitzen.

G. F.

Vielleicht giebt es in der ganzen Welt keine Gegend, die einen reichern Proſpekt darböte, als der ſüdöſtliche Theil von Otaheiti. Die Berge ſind ſteil und hoch, und an vielen Orten ragen ſchroffe Felſenſpitzen hervor; alles iſt aber bis zum Gipfel mit Bäumen und Geſträuchen überwachſen. Der Fels ſogar ſcheint organiſche Kräfte hervorbringen und entwickeln zu können. Die Flächen, welche längs dem Strande das Gebirge begränzen, prangen mit einem Pflanzenreichthum, deſſen Kraft und Schönheit nirgends übertroffen wird. Mit eben ſo freygebiger Hand legte die Natur in jedes Thal einen Bach, der ſich oft, indem er ſich dem Meere nähert, in mehrere Aerme zertheilt, und auf ſolche Art einen größern Bezirk des flachen Gefildes wäſſert und befruchtet. Auf dieſen Ebnen liegen die Wohnungen der Inſulaner ohne Ordnung zerſtreut, und bilden für den Zuſchauer auf den Schiffen den reizendſten Anblick, indem ſie zwiſchen den Bäumen am Strande häufig hervorſchimmern. Was die Schönheit dieſer Landſchaft erhöht, iſt die innerhalb der Korallenriefe beſtändig ſtille, ruhige See, worauf die Einwohner zu allen Zeiten in völliger Sicherheit mit ihren Kähnen hin und her ſchiffen, oder auf den Fiſchfang ausgehen können. Oft, wenn ich mich in dieſen Anblick vertiefte, betrübte es mich, daß ich ihn in Worten nicht ſo anſchauend darſtellen konnte, damit auch diejenigen, die ihn nicht genoſſen haben, dennoch auf ähnliche Art gerührt werden möchten.

Die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens, und das milde heitre Klima iſt unſtreitig die Urſach, daß der Anbau ſo ſehr vernachläſſigt wird. In vielen Orten, wo die herrlichſten Naturprodukte im Ueberfluß hervorwuchſen, ſahe ich oft keine Spur von Pflege. Der Papiermaulbeerbaum, den man aus Saamen zieht, welche im Gebirge reifen, und der Awa, oder die berauſchende Pfefferſtaude, welche in der früheſten Periode des Wachsthums mit den Blättern des Brodbaums zugedeckt, und ſo vor der Sonnenhitze verwahrt werden muß, ſind faſt das einzige, worauf ſie einige Mühe verwenden, und deren Anpflanzungen ſie ſorgfältig von Unkraut ſäubern.

Ich habe mich öfters nach ihrem Verfahren beym Anbau des Brodbaums erkundigt, jedesmal aber zur Antwort erhalten, daß er nie gepflanzt würde. Dieſes muß auch in der That einem jeden einleuchten, der nur auf die Stellen Acht geben will, wo junge Bäume aufſproſſen. Sie entſpringen allezeit aus den Wurzeln der ältern Bäume, die nahe an der Oberfläche fortlaufen. Die Brodbäume gehören folglich zu den hier zu Lande einheimiſchen, wildwachſenden Baumarten, und würden hier vorhanden ſeyn, wenn auch die Inſel ganz unbewohnt wäre, in eben der Art wie in Van-Diemens-Land die Wälder aus den Bäumen mit weißer Rinde (*Melaleuca Leucadendron*) beſtehen. Der Einwohner von Otaheiti iſt alſo nicht ſowohl gezwungen dieſen Baum zu ſeinem Lebensunterhalt zu pflanzen, ſondern er muß im Gegentheil nur zu verhüten ſuchen, daß er nicht allzuſehr überhand nehme, und ſich gar zu weit verbreite. Auch vermuthe ich, daß man zuweilen Brodbäume ausrottet, um andern Fruchtbäumen Platz zu machen, damit doch einige Abwechſelung der Nahrungsmittel Statt finden möge. *)

Von dieſen Nahrungsmitteln ſind Kokosnüſſe und Piſangfrüchte die vorzüglichſten. Die Kokospalme macht, ſobald ſie ein paar Schuhe hoch über die Erde hervorragt, dem Pflanzer weiter keine Mühe. Der Piſangſtamm erfordert etwas mehr Sorgfalt; denn nachdem er gepflanzt worden iſt, ſchießt er in die Höhe, und fängt nach Verlauf von ungefähr drey Monaten an **) Früchte zu tragen. Zu gleicher Zeit ſproſ-

---

*) In dieſer Vorſtellung iſt augenſcheinlich viel übertriebenes. Erſtlich widerſpricht ſie geradezu den Nachrichten, die Cook ſelbſt, Solander (in Ellis Abh. von der Brodfrucht und dem Mangoſtan) und Crozet von der Pflanzung dieſes Baums mitgetheilt haben. Zweytens ſcheint es auch unnatürlich, daß der ſamenloſe Brodbaum anders als durch die Cultur entſprungen ſeyn könne. Drittens gilt der Schluß nicht, wo ich die Spur von Anbau nicht gewahr werde, da fand nie Anbau ſtatt. Um einen Brodbaum her, der vor funfzig Jahren gepflanzt wurde, mag es immerhin wild ausſehen, es mag ein junger Wald aus ſeinen Wurzeln ſchlagen; dies iſt natürlich genug. Allein eben jene jungen Stämmchen, die aus der Wurzel ſchlagen, müſſen ja verpflanzt werden, weil ſie nicht unter den Aeſten des alten Stammes aufwachſen können. Und hat Herr A. niemals gehört, daß man gerade in der Abſicht, junge Schößlinge zu ziehen, die Wurzeln einkerbt? G. F.

**) Die wenigſten Spielarten des Piſangs werden ſobald zeitig. Die meiſten erfordern ſechs bis acht Monathe, einige noch längere Zeit. G. F.

ſen junge Schößlinge hervor, welche nach und nach Früchte tragen, indem man die alten Stöcke abhaut, ſobald die Frucht gepflückt iſt. Die Produkte dieſer Inſel ſind indeß nicht ſo mannichfaltig, als ſie häufig ſind.

Unter die wenigen Naturmerkwürdigkeiten, die es hier giebt, gehört ein Teich oder See von friſchem Waſſer auf einem der höchſten Berge, wohin die Reiſe drey bis vier Tage erfordert, und der ſehr tief ſeyn ſoll. Die Einwohner befahren ihn mit kleinen Flößen aus Piſangſtämmen, um die erſtaunlich großen Aale zu fangen, die ſich darin aufhalten. Dieſer See hat ſelbſt auf den übrigen Societäts-Inſeln den Ruf der Seltenheit, und Reiſende, die von Otaheiti nach ihrer Heimat zurückkommen, werden von ihren Bekannten gemeiniglich zuerſt gefragt, ob ſie denſelben geſehen haben. In gleicher Entfernung von der Küſte findet man noch einen kleinen Teich, deſſen Waſſer dem Anſchein nach gut iſt, aber einen gelben Bodenſatz hat und übel ſchmeckt. Denen die es trinken, ſoll es ſchädlich ſeyn, und wer darin badet, ſoll Beulen und Geſchwüre bekommen. *)

Der Unterſchied zwiſchen den Einwohnern von Tongatabu und den Otaheitiern fiel uns beym erſten Anblicke ſehr merklich auf. Jene haben einen feſten

---

*) Es wäre der Mühe werth geweſen ſowohl dieſes Waſſer, als die mineraliſchen Produkte in der Nähe genauer zu unterſuchen; vielleicht würden wir hierdurch manchen Aufſchluß über die Bildung der Inſel erhalten haben.

G. F.

Körperbau und eine dunkle Farbe; dieſe aber zeichnen ſich durch eine gewiſſe Weichlichkeit und Weiße aus. Wir bedachten uns lange, ehe wir dieſe Eigenſchaften der letztern als einen Vorzug wollten gelten laſſen, und vielleicht thaten wir es endlich nur darum, weil wir uns des längern Aufenthalts wegen mehr an ſie gewöhnt, und jene mehr vergeſſen hatten. Das Otaheitiſche Frauenzimmer war indeß, wegen ſeines zarten Baues, dem dortigen, und ſogar dem Frauenzimmer vieler andern Länder, in jeder Rückſicht weit vorzuziehen. Die Männer unterſcheiden ſich von denen zu Tongatabu, durch einen langen Bart, und auch dadurch, daß ſie das Haupthaar nicht, wie in jener Inſel, kurz abgeſtutzt tragen. Die Einwohner der Freundſchafts-Inſeln verrichten ſchwere Arbeit, und haben daher einen muſkulöſen Körper; in Otaheiti iſt die heftige Anſtrengung nicht nöthig, weil der Boden fruchtbarer iſt; daher iſt der indolente Einwohner auch viel glatter und ausgeſtopfter. Dieſe Leibesbeſchaffenheit mag ſich wohl unſern Schönheitsbegriffen etwas nähern, allein im Grunde iſt ſie darum nicht vortheilhafter, denn ſie verurſacht eine Art von Schlaffheit, welche in allen Bewegungen der Otaheitier ſichtbar iſt. Am deutlichſten merkt man den Unterſchied, wenn ſie ſich ſchlagen oder mit einander ringen. Der Otaheitiſche Zweykampf von dieſer Art, iſt ein bloßes Kinderſpiel im Vergleich mit den männlichen und kräftigen Uebungen der Einwohner auf den Freundſchaftsinſeln.

Körperliche Vorzüge gelten in Otaheiti viel, und man hat Mittel erſonnen, dergleichen, nach einmal angenommenen Begriffen von Schönheit, zu erlangen.

Unter andern ſuchen die Errioys, oder unverheiratheten Vornehmen, ſich eine weißere Haut zu verſchaffen. In dieſer Abſicht gehen ſie ein paar Monate lang nicht aus, tragen eine große Menge Kleider, und eſſen nichts als Brodfrucht, welche hierbey das vorzüglichſte thun ſoll. Sie ſcheinen auch ſonſt der Meynung zu ſeyn, daß ihre Dicke und ihre Farbe von der Wahl der Nahrungsmittel abhängen. Vermuthlich hat der Wechſel der Jahrszeiten, welcher Veränderungen in ihrer Diät nothwendig macht, zu dieſer Beobachtung Gelegenheit gegeben.

Wenigſtens neun Zehntheile ihrer gewöhnlichen Nahrung beſtehen aus Pflanzenſpeiſen, und zwar hauptſächlich aus Mahei, oder gegohrner Brodfrucht, ohne welche ſie faſt keine Mahlzeit thun. Dieſer Mahei befördert die Leibesöffnung und erfriſcht das Blut; ein Vortheil, den wir bey unſern animaliſchen Nahrungsmitteln nicht genoſſen. Ihre Mäßigkeit iſt vermuthlich Urſach, daß ſie ſo wenigen Krankheiten unterworfen ſind. Sie kennen nur fünf bis ſechs chroniſche oder National-Krankheiten, worunter die Waſſerſucht und die ödematöſe Geſchwulſt, Feſá, gehören, welche letztere auch in Tongatabu häufig vorkommt. Seitdem die Europäer zu ihnen gekommen ſind, iſt das Verzeichniß ihrer Krankheiten mit einer vermehrt worden, die ärger als alle übrigen iſt, und jezt beynahe allgemein unter ihnen herrſcht. Sie kennen kein wirkſames Mittel gegen dieſes Uebel, und geſtehen, daß die Kräuter, welche die Prieſter dawider verordnen, nie eine Kur bewirken. Unter gewiſſen Umſtänden ſoll indeß die Natur ſelbſt, ohne Hülfe des Arztes, das

Gift dieſer ſchrecklichen Krankheit aus dem Körper ſchaffen, und eine völlige Wiederherſtellung bewirken. Sie behaupten, wenn ein Inficirter mit andern aus einerley Geſchirr eſſe oder dieſelben Sachen angreife, ſo theile er ihnen die Anſteckung mit, und in dieſem Falle ſterbe oft der zuletzt angeſteckte, indeß jener ſich erhole. Wie dieſes zugehen möge, iſt uns freylich unbegreiflich.

Das Betragen dieſer Inſulaner ſcheint bey jeder Gelegenheit etwas Offenes und eine edle Denkungsart zum Grunde zu haben. Indeß pflegte doch Omai, der als ihr Landsmann ihre Fehler wohl eher hätte verheelen ſollen, zu erzählen, daß ſie ihre Feinde oft mit Grauſamkeit behandeln, und ſogar mit kaltem Blute vorſetzlich peinigen. Zuweilen zwicken ſie ihnen von verſchiedenen Theilen des Leibes kleine Stückchen Fleiſch ab, zuweilen reiſſen ſie ihnen die Augen aus, ſchneiden ihnen die Naſe ab, und tödten ſie zuletzt durch Aufſchneiden des Bauches. Dieſe Grauſamkeiten werden indeß nur bey gewiſſen Gelegenheiten ausgeübt.

Wenn Frölichkeit ein Zeichen von Unſchuld und gutem Gewiſſen wäre, ſo müßte man von dieſen Leuten glauben, daß ſie ſich keiner Art von Laſter ſchuldig machten. Allein mich dünkt, ihre Heiterkeit rührt einzig und allein von ihren lebhaften, aber ſchnell vorübergehenden Gefühlen her. Nie ſah ich, daß ſie eine Spur von Betrübniß übrig behielten, ſobald der kritiſche Augenblick irgend einer Widerwärtigkeit vorbey war. Keine Sorge zieht Furchen auf ihre Stirne, und nicht einmal der herannahende Tod kann ihre gewöhnliche Lebhaftigkeit ſtöhren. Ich habe Perſonen geſehen, die Krankheit an den Rand des Grabes geführt hatte, und wieder andere, die ſich zur Schlacht rüſteten; aber in keinem von beyden Fällen, verfinſterte Melankolie oder ernſtes Nachdenken ihr Geſicht. Bey dieſen Anlagen iſt alles, was ihnen Ruhe und Freude gewährt, ihr Zweck. Alle ihre Ergötzlichkeiten zielen darauf ab, leidenſchaftliche Liebe zu erregen und zu unterhalten, wozu auch ihre Lieder beſtimmt ſind, an denen ſie unbeſchreibliches Wohlgefallen finden. Doch wechſeln ſie auch mit ihren Vergnügungen ab, um keinen Ueberdruß zu empfinden. Bald beſingen ſie ihre Heldenthaten im Kriege, bald ihre Künſte des Friedens, ihre Reiſen nach andern Inſeln, und ihre Abentheuer; die Vorzüge ihrer Inſel vor den andern, oder die auszeichnenden Schönheiten eines beliebten Bezirks. Dergleichen Lieder beweiſen zur Gnüge, daß Muſik ihnen groſes Vergnügen gewährt. Unſere künſtlicheren Compoſitionen machten zwar kein Glück; dagegen ergötzten ſie ſich an einfachen melodiſchen Tonſätzen, die wir auf einzelnen Inſtrumenten ſpielten, denn dieſe nähern ſich der Einfalt ihrer eignen Muſik. *)

Auch halten ſie viel auf gewiſſe körperliche Bewegungen, die unter manchen Umſtänden eine jede Ge-

---

*) Einfach genug iſt die Taheitiſche Muſik freylich; denn ſie beſteht in einer langweiligen Wiederholung von drey, höchſtens vier ſchläfrigen Tönen. Die Neuſeeländer, die Einwohner der Freundſchaftsinſeln, und die ſchwarzen Völker in den neuen Hebriden haben weit mehr Geſchmack an Muſik, und ihr eigner Geſang iſt ungleich melodiſcher. G. F.

müthsunruhe, mit eben dem glücklichen Erfolge, wie Muſik, ſtillen können. Als ich eines Tages um die Spitze Matavai, wo unſere Gezelte ſtanden, ſpazieren ging, ſah ich einen Mann in einem kleinen Canot ſo ſchnell rudern und mit ſpähendem Blick nach allen Seiten um ſich her ſehen, daß ich aufmerkſam ward und anfänglich glaubte, er müſſe an Bord der Schiffe etwas entwendet haben, und werde verfolgt. Allein bald merkte ich, daß er ſich eine eigne Art von Zeitvertreib machte. Er ruderte vom Strande ab, bis zu der Entfernung, wo die Woge ſich zu wölben anfängt, gab auf ihre Bewegung genau Obacht, und ruderte ſchnell vor ihr her, bis er merkte, daß ſie ihn eingeholt habe und ſtark genug ſey, ſein Canot fortzutreiben, ohne darunter weg zu ſtreichen. Dann ſaß er unbeweglich, und ließ ſein Canot mit der ſchnellen Woge forttreiben, bis es auf dem Strande ſitzen blieb. Hier ſprang er heraus, leerte es von Waſſer, und fuhr wieder ab, um eine neue Woge aufzuſuchen. Dieſer Menſch ſchien, indem er ſich ſo ſchnell und ſanft vom Meere tragen ließ, das höchſte Vergnügen zu empfinden. Er bekümmerte ſich weder um die nahen Schiffe und Gezelte, noch um den großen Schwarm ſeiner Landsleute, die daſelbſt unſere Seltenheiten anſtaunten. Nach einiger Zeit kamen verſchiedne Inſulaner, die an ſeinem Zeitvertreibe Antheil zu nehmen ſchienen. So oft ſich Anſchein zu einer günſtigen Welle zeigte, riefen ſie ihm zu, damit er ſie nicht verfehlen ſollte, wie es zuweilen wirklich geſchah, da er hinter ſich ſehen mußte, um ſie gewahr zu werden. Sie nannten dieſe Uebung Ehorui, und erzählten mir, ſie wäre unter ihnen gewöhnlich. Ich konnte das Vergnügen welches ſie gewährt, nur mit demjenigen vergleichen, welches wir beym Schlittſchuhlaufen empfinden. Vielleicht giebt es außerdem bey ihnen noch manche ähnliche Ergötzlichkeit.

Die Sprache der O-Taheitier iſt unſtreitig mit der Neuſeeländiſchen, und mit der Sprache in den Freundſchafts-Inſeln von einerley Stamme, nur daß ſie nicht durch die Kehle geſprochen wird, und daß ihr einige Mitlauter fehlen, welche in jenen Dialekten vorkommen. Die Hauptunterſchiede, wovon dem Publikum bereits Proben vorgelegt worden ſind, beweiſen, daß hier die Sprache, ſo wie die Sitten der Einwohner, einen ſanfteren und milderen Charakter angenommen hat. Während meiner vorigen Reiſen hatte ich ein beträchtliches Verzeichniß von Wörtern geſammelt, welches ich auf der gegenwärtigen Reiſe, theils durch öftere Unterredungen mit dem Omai, ehe wir in ſeinem Vaterlande ankamen, theils durch tägliches Verkehr mit den Eingebohrnen während unſeres dortigen Aufenthaltes, zu vervollkommnen ſuchte. Ich fand in dieſer Sprache eine Menge ſchöner bildlicher Ausdrücke, welche hinreichend wären, ſie mit vielen Sprachen, die man wegen ihrer kühnen Bilder bewundert, zu gleichem Range zu erheben. So ſagt z. B. der Otaheitier emphatiſch, um ſeine Vorſtellung vom Tode zu erkennen zu geben: „Die Seele gehet hin in Finſterniß (eigentlich in Nacht).“ Frägt man jemanden zweifelhaft, ob dieſe oder jene Perſon ſeine Mutter ſey, ſo antwortet er im Bejahungsfall: „Ja, die Mutter die mich getragen hat.“ Auch haben ſie einen Ausdruck, der mit unſerer bibliſchen Redensart yearning of the bowels (wörtlich: Das Bellen der Eingeweide; bildlich: Mitleid) übereinſtimmt. Sie bedienen ſich deſſelben in allen Fällen wo ſie Leidenſchaft und daraus entſtehende Unruhe andeuten wollen; denn jedem Schmerz, den ihnen Betrübniß, Verlangen, oder andere Gemüthsbewegungen verurſachen, weiſen ſie ſeine Stelle in den Eingeweiden an; wo, nach ihrer Meynung, ſogar auch alle Funktionen des Verſtandes ihren Sitz haben. Die Otaheitiſche Sprache geſtattet ferner alle Inverſionen, wodurch ſich die Lateiniſche und Griechiſche ſo ſehr von den meiſten neueren Europäiſchen Sprachen auszeichnen, die eine feſtgeſetzte Conſtruktion haben müſſen, um Doppelſinn zu vermeiden. Sie iſt überdieß ſo wortreich, daß die Brodfrucht allein, in ihren verſchiedenen Perioden, gegen zwanzig Namen hat; die Aronswurzel, Tarro, ungefähr eben ſoviele, und die Kokosnuß etwa zehn *).

---

*) Die Taheitier reden, wie alle Völker die noch auf der erſten Stufe der Cultur ſtehen, eine Bilderſprache, welche im Grunde die Armuth und Unbeſtimmtheit ihrer Begriffe verräth, und auf den Urſprung der Sprachen überhaupt hinweiſet, die ein Werk der Einbildungskraft ſind, welche Bilder an Bilder reihet. Daher die frühe Dichtkunſt; daher die ſinnliche figürliche Einkleidung abſtrakter Begriffe, oder vielmehr der gänzliche Mangel derſelben, und das bloße Feſthalten an der Wirkung, ſtatt aller Bezeichnung der Urſach. So lange man Leidenſchaft nicht anders als durch Bauchgrimmen ausdrucken kann, hat man höchſt wahrſcheinlich den abſtrakten Begriff noch gar nicht, ſondern es wird nur eine phyſiſche Veränderung eines ſpeciellen Gegenſtandes hiſtoriſch angegeben. Der Gang Otaheitiſcher Vorſtellun-

Hiezu kommt noch, daß ſie außer der gewöhnlichen Sprache oft in einer Art von Recitativ, oder gebundner Rede, mit einander ſtreiten, da einer dem andern antwortet.

Ihre Künſte ſind nicht zahlreich, und ſehr einfach; allein, falls wir ihrer eignen Ausſage Glauben beymeſſen wollen, gelingen ihnen in der Chirurgie Kuren, die wir, troz unſerer ausgebreitetern Kenntniß, nicht nach-

---

gen iſt etwa ſo: wenn man mir mein Liebſtes raubt, ſo habe ich eine Empfindung im Unterleibe (und gleich darauf ſtürzen mir Thränen aus den Augen); So oft der Taheitier nun jemand in Betrübniß ſieht, ſo denkt er an Bauchgrimmen und Verluſt. Unbeſtimmtheit der Conſtruktion iſt ferner nicht allemal die Folge des Reichthums einer Sprache; im Gegentheil hier bezeichnet ſie ihre Kindheit und Armuth, denn bekanntlich hat die Otaheitiſche Sprache noch keine Conjugation und Deklination. Will man die vielen Benennungen die z. B. einerley Frucht in einer Sprache hat, als Beweis des Reichthums anführen, ſo muß man zwiſchen verſchiedenen Arten des Reichthums unterſcheiden. Die Taheitiſche Sprache iſt dürftig, wenn es überhaupt auf Menge der Worte und Begriffe ankommt; denn die Vorſtellungen der Einwohner ſind äußerſt eingeſchränkt. Bey Dingen hingegen, welche ihre Erhaltung zunächſt betreffen, alſo bey Lebensmitteln aller Art, findet man jede kleine Veränderung des Zuſtandes derſelben mit einem eignen Worte bezeichnet; denn dieſe Dinge intereſſiren ſie am meiſten, und ſind die einzigen Gegenſtände, worauf ſie eine etwas angeſtrengte Aufmerkſamkeit verwenden, und die ſie genauer beobachten. So viel zur Berichtigung des Textes, weil Philologie eben nicht Herrn Andersons Sache iſt. G. F.

nachahmen können. Einfache Beinbrüche werden mit Schienen von Holz verbunden; iſt aber ein Theil des Knochens verloren gegangen, ſo ſetzen ſie an deſſen Stelle ein ausgehöhltes Stück Holz. In fünf oder ſechs Tagen beſichtigt der Wundarzt, oder wie ſie ihn nennen der Repau *) die Wunde, und findet das Holz ſchon zum Theil mit Fleiſch bedeckt. Zur gänzlichen Heilung werden ungefähr eben ſo viel Tage erfordert, worauf der Patient ſich erholt, und ſich badet. Wir wiſſen zwar, daß Wunden über bleyernen Kugeln, auch zuweilen, wiewohl ſehr ſelten, über andern fremden Körpern zuheilen; allein ich muß doch geſtehen, daß ich gegen die große Kunſt dieſer Inſulaner, wovon das eben angeführte Beyſpiel zeugt, noch manchen Zweifel hege, zumal da ich in Fällen, die ich ſelbſt beſichtigte, nichts weniger als Spuren von Geſchicklichkeit bemerkte. Unter andern ſah ich jemanden, dem, durch einen Fall vom Baume, der Arm zerſchmettert war. Hieran war die Operation keinesweges kunſtmäßig gerathen, wiewohl man auch etwas für den Mangel zweckmäßiger Inſtrumente abrechnen muß. Ein anderer hatte ſich ſchon vor einigen Monaten die Schulter verrenkt, und war noch nicht wieder hergeſtellt. Man weiß hier zu Lande nicht, wie man dabey zu verfahren hat, dahingegen in unſerer Chirurgie dieſe Operation eine von den leichteſten iſt. Von der Verrenkung und dem Bruch des Rückgrads wiſſen ſie, daß ſie tödlich ſind; nicht aber vom zerbrochnen Schädel. Die Erfahrung hat ihnen auch gezeigt, an welchen Stellen

---

*) So heißt auch jedes Arzneymittel; folglich iſt dies ein Bild deſſen, der es verordnet. G. F.

des Leibes Wunden tödlich ſind. Ich habe zuweilen Narben von Wunden geſehen, die ihnen mit Speeren bengebracht worden, welche wir, in der von ihnen angegebenen Richtung, zuverläßig für tödlich erkannt haben würden.

In der Medicin ſind ihre Kenntniſſe mehr eingeſchränkt; denn vermuthlich giebt es bey ihnen weniger Krankheiten, als zufällige Verletzungen. Die Prieſter geben indeß unter gewiſſen Umſtänden allerley Kräuterſäfte ein. Weiber, welche nach dem Kindbett Nachwehen oder andere Zufälle bekommen, unterziehen ſich einer Kurart, die man in einem heißen Lande für überflüſſig halten ſollte. Sie heitzen Steine, wie zur Bereitung ihres Eſſens; legen ein dünnes Tuch darüber, und breiten ein gewiſſes, dem Senf ähnliches Kraut in großer Menge darauf aus. Dies bedecken ſie mit einem andern Tuch, ſetzen ſich drauf, und gerathen in ſtarken Schweiß. Die Mannsperſonen haben dieſes Mittel gegen die Luſtſeuche verſucht, aber ohne Erfolg. Brechmittel kennen die Inſulaner gar nicht.

Der auſſerordentlichen Fruchtbarkeit von Otaheiti ungeachtet, iſt Hungersnoth nicht ſelten, und rafft viele Einwohner hinweg. Ob Mißwachs, oder zu ſtarke Bevölkerung, oder die Verheerungen des Kriegs Schuld daran ſind, können wir nicht entſcheiden. Daß die Sache ſelbſt ihre Richtigkeit habe, folgt ſchon aus der Sorgfalt, womit ſie auch alsdenn ihre Lebensmittel ſparen, wenn ſie im Ueberfluß zu haben ſind. Wenn in ſchlechten Zeiten die Brodfrucht und Yamswurzeln verzehrt worden ſind, nehmen ſie ihre

Zuflucht zu verſchiedenen Wurzeln, welche im Gebirge, ohne allen Anbau fortkommen. Zuerſt eſſen ſie die **Patarra**, die in überaus großer Menge angetroffen wird, und einer großen Yamswurzel oder Kartoffel nicht unähnlich ſieht. Sie iſt, ſo lange ſie friſch bleibt, eßbar; aber getrocknet und veraltet ſteckt ſie voll harter zäher Faſern. Hierauf folgen zwey andere Wurzelarten, von denen die eine der **Tarro**- oder **Aronswurz** nicht unähnlich iſt. Die andere heißt **Choi**, und iſt von zweyerley Gattung. Eine derſelben beſitzt ſo ſchädliche Eigenſchaften, daß ſie, ſo wie die weſtindiſche **Kaſſavawurzel**, nicht eher gebacken oder bereitet und gegeſſen werden kann, bis ſie zuvor in Scheiben geſchnitten worden iſt, und eine Nacht hindurch im Waſſer gelegen hat. Gebacken giebt ſie einen geſchmackloſen, feuchten Teig. Man iſt ſie hier zu Lande, wenn auch kein Mangel an Lebensmitteln iſt. Dieſe ſowohl als die **Patarrapflanze** ſind kriechende Gewächſe, und letztere hat dreyfach gefingerte Blätter (*folia ternata*).

Der gemeine Mann bekommt nur äuſſerſt ſelten thieriſche Speiſe; und dann ſind es Fiſche, Meerigel, oder andere Seeprodukte; Schweinefleiſch hingegen wird ihnen nie zu Theil. Der **Erih-rahai** [*]) allein

---

[*]) Herr Anderſon ſchreibt unabänderlich Eree-de-hoi, Capitain Cook, Eree rahie (nach unſerer Ausſprache Erih-rahai); ein Beweis, wie es unzählige andere giebt, daß unſere Leute ein und eben daſſelbe Wort verſchieden ſchreiben. Anmerk. der Urſchrift. Herr An-

kann täglich Schweinefleiſch auf ſeiner Tafel haben; die untergeordneten Oberhäupter, je nachdem ſie reich ſind, wöchentlich, oder auch nur monatlich einmal. Es giebt Zeiten, wo ihnen auch dies nicht geſtattet wird. Wenn z. B. ein Krieg die Inſel erſchöpft hat, verbietet der König ſeinen Unterthanen ohne Ausnahme, Schweine zu ſchlachten. Ein ſolches Verbot gilt zuweilen mehrere Monathe, ja in gewiſſen Fällen ein oder ein Paar Jahre lang. Die Schweine vermehren ſich während dieſer Zeit ſo ſehr, daß ſie ſich zuweilen verlaufen und wild werden. Wenn das Verbot aufgehoben werden ſoll, verſammeln ſich alle Oberhäupter in der Reſidenz des Königs, und jeder bringt ihm ein Geſchenk an Schweinen, wovon einige ſogleich auf ſeinen Befehl geſchlachtet und verzehrt werden. Hierauf reiſet jeder nach Hauſe mit Erlaubniß ſchlachten zu laſſen ſo viel er will. Bey unſerer letzten Ankunft exiſtirte in allen Diſtrikten, welche Otu unmittelbar beherrſcht, ein ſolches Verbot. Damit uns aber dies nicht veranlaßte, Matavai vorbeyzugehen, ſobald wir Oaitepiha verlaſſen hätten, ließ uns Otu durch einen Boten ſagen, er würde, ſobald wir ankämen, das Verbot aufheben. Es geſchah auch in der That; allein da wir hier eine erſtaunliche Menge Schweine verzehrten, ſo wird der König vermuthlich genöthigt geweſen ſeyn, nach unſerer Abreiſe das Ver-

---

derſon war ein Schottländer und ſprach ſogar das Engliſche unverſtändlich aus; vielleicht lag dabey eine fehlerhafte Organiſation der Gehörwerkzeuge zum Grunde, denn gewiß iſt es, daß kein Otaheitier Eri-de-hei ſagt, wenn er von ſeinem Könige ſpricht. G. F.

bot wieder zu erneuern. Zuweilen ſoll es ſich auch bis auf die Hüner erſtrecken.

Der Awatrank, den hauptſächlich Vornehmere genießen, wird hier etwas anders zubereitet, als in den **Freundſchafts-Inſeln**. Man gießt nur eine geringe Portion Waſſer auf die Wurzel, ohne ſie vorher zu käuen *), röſtet die Stengel der Pflanze, und zerklopft ſie alsdann. Selbſt die Blätter werden hier gebraucht; man quetſcht ſie, und gießt Waſſer drauf, wie auf die Wurzeln. Es kommen zwar hier keine großen Geſellſchaften, wie in **Tongatabu**, in der Abſicht zuſammen; ſich an dieſem Getränke zu laben; allein die ſchädlichen Wirkungen, die vielleicht auch an der Zubereitungsart liegen können, ſind hier noch weit ſichtbarer. Auf den Genuß deſſelben folgt nicht nur ein Rauſch oder vielmehr eine Betäubung der Verſtandskräfte, ſondern wir fanden auch auf dieſer Reiſe Manchen, der ſich ehedem durch ſeinen Wanſt auszeichnete, zu einem bloßen Gerippe verdorrt, weil er dieſen Nektar unmäßig getrunken hatte. Die Haut ſolcher Leute wird rauh, trocken und ſchuppig; dieſe Schuppen fallen aber von Zeit zu Zeit ab, indem ſich eine friſche Haut bildet. Sie entſchuldigen dieſe üble Gewohnheit mit dem Vorwande, daß ſie dadurch das unmäßige Fettwerden zu verhüten ſuchten. Doch au-

---

*) Dies iſt nicht allgemein; denn ich habe allerdings auch in den Societäts-Inſeln geſehen, daß man die Wurzel käuete, ehe man ſie zur Bereitung des Trank's brauchte.

G. F.

genſcheinlich halten ſie hierinn kein Maas, ſondern entkräften ſich, und vermuthlich verkürzen ſie ihre Tage dadurch. Während unſerer ehemaligen Beſuche waren die böſen Folgen des Awatranks nicht ſo ſichtbar, als jezt. Vermuthlich iſt er jezt erſt recht üblich geworden; und wofern die Mode lange anhält, möchte ſie manchen hinraffen.

Die Eſſenszeiten ſind in Otaheiti ſehr zahlreich. Die erſte Mahlzeit, oder wenn man will die letzte, denn ſie legen ſich gleich darauf ſchlafen, wird um zwey Uhr des Morgens gehalten; die nächſte um acht Uhr. Das Mittagsmahl gegen eilf Uhr; ein zweytes und drittes, wie es Omai nannte, um zwey, und um fünf Uhr; das Abendeſſen um acht Uhr. Dabey finden einige ſonderbare Gebräuche ſtatt; die Weiber, z. B. dürfen nicht nur zu keiner Zeit mit den Männern eſſen, und müſſen ſich zu dem Ende in einen beſondern Winkel des Hauſes verfügen: ſondern man verſagt ihnen auch mehrentheils die beſten Speiſen; ſie dürfen keine Schildkröte, keinen Albikor und ähnliche Fiſche welche hier ſehr beliebt ſind, ferner keine von den delikateren Piſangsarten anrühren, und nur ſelten geſtattet man es ſelbſt Damen vom erſten Range, Schweinefleiſch zu eſſen. Auch die Kinder von jedem Geſchlecht eſſen beſonders. Die Weiber müſſen überdies ſich ſelbſt auftiſchen; denn ehe ein Mann ihnen dieſen Dienſt erwieſe, möchten ſie Hungers ſterben. Von dem Urſprung dieſer und anderer Gewohnheiten beym Eſſen, können wir keine Rechenſchaft geben; denn, ſo oft wir darnach fragten, gab man uns ſtatt aller

Auskunft immer nur zur Antwort: es ſey ſo recht und billig.

Ueber andere Gewohnheiten, welche das ſchöne Geſchlecht betreffen, haben wir etwas mehr erfahren. Wenn ein junger Mann mit einem Mädchen einverſtanden iſt, und mit ihr den vertrauteſten Umgang pflegt, ſo giebt er ihrem Vater, als eine Art von Vergütung dafür, allerley Geſchenke an Schweinen, Zeug, Kanots und dergleichen, nach der längeren oder kürzeren Zeit, die ſie beyſammen zugebracht haben. Glaubt der Vater, er ſey nicht hinlänglich bezahlt worden, ſo zwingt er ohne Bedenken ſeine Tochter, ihren Liebhaber zu verlaſſen, und ſich zu einem andern zu begeben, dem er mehr Freygebigkeit zutraut. Der Mann ſeiner Seits, kann zu allen Zeiten eine neue Wahl treffen. Wird ſeine Geliebte ſchwanger, ſo kann er das Kind umbringen, und den Umgang mit der Mutter entweder fortſetzen, oder ſie verlaſſen. Wenn er hingegen das Kind leben läßt und aufnimmt, ſo hält man die Eltern von da an für verehelicht, und gemeiniglich bleiben ſie hernach Zeitlebens bey einander. Dem Manne verargt es indeß kein Menſch, wenn er ſich neben ſeiner erſten Frau noch eine jüngere zulegt, und mit beyden zugleich lebt. Aber weit gewöhnlicher iſt es, zu wechſeln und neue Verbindungen einzugehen; ja, ſie ſprechen davon, wie von der gleichgültigſten Sache. Die Errioys ſind weiter nichts, als Perſonen vornehmen Standes, die theils zu leichtſinnig und unbeſtändig ſind, um ein dauerhaftes Bündniß einzugehen, theils auch wegen ihres größern Wohlſtandes unaufhörlich herumſchwärmen, und der Abwechslung nachjagen können. Daher ſieht man oft die ſchönſten Einwohner von beyderley Geſchlecht in dieſem zügelloſen Umgange ihre Jugend verſchwelgen; ein Anblick, der nirgends ſo viel Abſcheu erweckt, als in Otaheiti, wo der Nationalcharakter von ſo mancher andern Seite ſichtbare Spuren von Zärtlichkeit und Menſchenliebe verräth *). Sobald ein Frauenzimmer, die zu der

---

*) Man hat bereits im Vorhergehenden bewieſen, daß die Einwohner der Carolinen-Inſeln mit Familien derſelben Nation bevölkert ſind, die Capitain Cook im Südmeere in ſo großen Entfernungen zerſtreut gefunden hat. Schon die Lage der Marianen- oder Diebs-Inſeln, die von den Carolinen nordwärts liegen, begünſtigt in Abſicht ihrer Einwohner eine ähnliche Vermuthung, die ſich auch völlig beſtätigt, wenn man des Pater Gobiens hiſtoire des Isles Mariannes oder den Auszug derſelben, in des Präſidenten des Broſſes Hiſtoire des Navigations aux Terres Auſtrales Tom. II. S. 492 — 512 nachlieſt. Die Errioysgeſellſchaft in Otaheiti iſt unſtreitig einer der auffallendſten Züge der dieſes Volk charakteriſirt, und eben dieſen Zug finden wir in den Diebs-Inſeln wieder. Gobien ſagt: les Urritoes ſont parmi eux les jeunes gens qui vivent avec des maitreſſes, ſans vouloir s'engager dans les liens du mariage. Freylich wäre es nicht hinreichend, die Verwandſchaft beyder Völkerſchaften darzuthun, wenn man weiter nichts als ähnliche Sitten unter den jungen Leuten zum Beweiſe anführen könnte; allein man ſieht an beyden Orten dieſe jungen Leute als eine eigne Geſellſchaft an, man giebt ihnen einen eignen Namen, und dieſer iſt noch dazu an beyden Orten derſelbe. Denn Errioy und Urritoe ſind eigentlich nur der Ausſprache nach unterſchieden, welche bey den Otaheitiern ſanfter iſt, und folglich den Mitlauter, t, fahr

Errioygeſellſchaft gehört, entbunden worden iſt, taucht man einen Lappen in Waſſer, legt ihn dem Kinde auf Mund und Naſe und erſtickt es. Seltſam iſt es, daß der Zuſtand der Weiber, die doch auf ſolche Art den größten Theil ihrer Glückſeligkeit ausmachen, ſo wenig beneidenswerthes hat. Denn zu geſchweigen, daß

---

ren läßt. Dieſem auffallenden Beyſpiel können wir noch einige andere hinzufügen. Gobien ſagt, die Einwohner der Ladronen (Diebs-Inſeln) beten ihre Todten an, und nennen ſie Aniti. Fällt hier der Mitlauter n weg, ſo hat das Wort eine große Aehnlichkeit mit Eatua, welches die Gottheit in den Societäts-Inſeln bezeichnet. **Cantova** (Lettres Edifiantes Tom. XV. p. 309. 310) ſagt von den Carolinen-Inſeln, daß die verſtorbenen Oberhäupter daſelbſt unter dem Namen **Tahutup** angebetet werden. Unterdrückt man die harten Mitlauter am Anfang und Ende dieſes Worts, ſo hat man **Ahutu**, welches mit **Aiti**, und **Eatua** zu viel Aehnlichkeit hat, als daß es nicht von einerley Urſprung ſeyn ſollte. (Hiezu kommt noch, daß das e im Worte **Eatua**, nach der Analogie vieler andern Wörter des Otaheitiſchen Dialekts, vermuthlich ein bloßes praefixum iſt, wodurch die Aehnlichkeit noch größer wird. **F.**) Gobien lehrt uns ferner, daß die Einwohner der Marianen ihre Oberhäupter **Chamoris** nennen, welches, wenn man die harte Ausſprache mildert, mit den **Tamoles** der Carolinen, und den **Tamolao** oder **Tammaha** der Freundſchafts-Inſeln große Aehnlichkeit hat. Ueberdies giebt es in den Ladronen, wie in den Freundſchaftlichen und Societäts-Inſeln, drey verſchiedene Volksklaſſen; ſo ſagt Gobien: Il y a trois états, parmi les inſulaires: la nobleſſe, le moyen et le menu peuple. Eben ſo man ihnen in Abſicht des Eſſens ſo manchen erniedrigenden Zwang auferlegt, werden ſie zuweilen mit Härte oder vielmehr mit einer Brutalität behandelt, die eben keine Zärtlichkeit oder Zuneigung vorausſetzt. Es iſt

---

übereinſtimmend ſind Gobien und Capitain Cook in ihren Nachrichten von der Gewalt, welche die Oberhäupter über das Volk ausüben: La nobleſſe eſt d'une fierté incroyable, et tient le peuple dans un abaiſſement qu'on ne pourroit imaginer en Europe. (Der gute Pater Gobien! Wie viele Länder in Europa mag er wohl geſehen haben? F.) Auch den Zeitvertreib der Inſulaner von Watiu, den Freundſchafts- und Societäts-Inſeln, den Capitain Cook ſo ausführlich beſchreibt, findet man, Gobien zufolge, in den Ladronen wieder: Ils ſe divertiſſent à danſer, courir, ſauter, lutter, pour s'exercer, et éprouver leurs forces. Ils prennent grand plaiſir à raconter les avantures de leurs ancêtres et à réciter des vers de leurs poëtes. So auch, was den großen Antheil betrifft, den das Frauenzimmer an ihren Luſtbarkeiten nimmt; dans leurs aſſemblées elles ſe mettent douze ou treize femmes en rond, debout, ſans ſe remuer. Dans cette attitude elles chantent les vers fabuleux de leurs poetes avec un agrément, et une juſteſſe qui plairoient en Europe. L'accord de leurs voix eſt admirable et ne céde en rien à la muſique concertée. Elles ont dans les mains de petites coquilles dont elles ſe ſervent avec beaucoup de préciſion. Elles ſoutiennent leurs voix, et animent leurs chants avec une action ſi vive et des geſtes ſi expreſſifs, qu'elles charment ceux qui les voient et qui les entendent. In Hawkesworths Nachricht von Capitain Cooks erſter Reiſe lieſet man, daß bey den Begräbnißceremonien der O-Taheitier Kränze von Palmnüſſen und Kokosblättern, nebſt allerley andern Sachen, nichts ungewöhnliches, daß ſie von ihren Männern unbarmherzig geprügelt werden, wiewohl dieſe Mißhandlung vermuthlich die Folge von Eiferſucht iſt, welche zuweilen Perſonen von beyderley Geſchlecht befällt.

---

gebraucht und unweit des Orts, wo ſie ihre Todten ausſtellen, hingelegt werden; ferner, daß man Lebensmittel und Waſſer in geringer Entfernung hinſtellt: Nun vergleiche man was Gobien von den Ladronen ſagt: is ſont quelques repas autour du tombeau; car on en éleve toujours un ſur lieu où le corps eſt enterré, ou dans le voiſinage; on le chàrge de fleurs, de branches de palmiers, de coquillages et de tout ce quils ont de plus précieux. In Otaheiti begräbt man nie den Schädel eines Oberhaupts mit den übrigen Knochen, ſondern er wird in eine beſondere Lade gethan; und von den Einwohnern der Ladronen heißt es bey Gobien: ils gardent les cranes en leurs maiſons, wobey er noch erzählt, daß ſie die Schädel in kleine Körbe legen, und daß die geſtorbenen Oberhäupter ihre Anitis ſind, welche die Prieſter anrufen. Die Otaheitier reiben die Leichname, wie bey Gelegenheit des einbalſamirten Ti erzählt wird, mit Kokosöl und andern Ingredienzien; ſo auch die Einwohner in den Diebs-Inſeln: d'autres frottent les morts d'huile odoriſérante. Die Otaheitier glauben die Unſterblichkeit der Seele, und einen zwiefachen Zuſtand nach dem Tode, welcher mit unſern Begriffen von Himmel und Hölle etwas ähnliches hat; allein ſie glauben nicht, daß ihre Handlungen auf Erden die mindeſte Beziehung auf jenen zukünftigen Zuſtand haben. Die Einwohner der Freundſchafts-Inſeln ſtimmen in ihren Meynungen hiemit völlig überein; eben den Glauben haben die Einwohner der Marianen: ils ſont perſuadés, ſagt Gobien, de l'immortalité de l'ame. Ils reconnoiſſent même un paradis et un enfer, Man wird mir dieſen muthmaßlichen Grund deſto eher zugeben, da ich oft den Fall erlebt habe, daß ein Otaheitiſches Mädchen perſönliche Schönheit dem Eigennutze vorzog. Indeß will ich damit eben nicht ſagen, daß in dieſen Fällen die feineren Gefühle der gegenſeitigen Liebe Statt finden; denn nirgends liebt man wohl ſo wenig platoniſch, als in Otaheiti.

---

dont ils ſe forment des idées aſſez bizarres. Ce n'eſt point, ſelon eux, ni la vertu, ni le crime, qui conduit dans ces lieux là; les bonnes ou les mauvaiſes actions n'y ſervent de rien. Dieſer langen Reihe von auffallenden Aehnlichkeiten fügen wir nur noch eine hinzu. Capitain Cook erzählt, daß, nach den Glaubenslehren der Neuſeeländer (ſiehe weiter oben S. 91) die Seele eines Erſchlagenen, deſſen Fleiſch gefreſſen worden iſt, zum ewigen Feuer verdammt werde; indeß derjenige, welcher eines natürlichen Todes ſtirbt, zu den Wohnungen der Götter hinaufſteige. Eben dieſe Vorſtellungsart herrſcht bey den Einwohnern der Ladronen: ſi on a le malheur de mourir de mort violente, on a l'enfer en partage. (Gobien Hiſt. des Isles Mariannes, liv. 2.) Alle dieſe charakteriſtiſchen Uebereinſtimmungen können nicht die Wirkung eines bloßen Zufalls ſeyn, und geben uns das Recht zu behaupten, daß die Einwohner der verſchiedenen von Capitain Cook im ſtillen Meere entdeckten Inſeln, und diejenigen welche die Spanier zuerſt auf den Marianen oder Diebs-Inſeln fanden, (und leider auch por al amor de Dios ausrotteten, F.) von einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte dieſelbe Sprache, Sitten und Meynungen mit ſich genommen haben, und folglich als zerſtreute Glieder Eines Volkes angeſehen werden müſſen. Anmerkung des Dr. Douglas Herausgebers der Urſchrift.

Das Einſchneiden der Vorhaut iſt bey dieſen Inſulanern der Reinlichkeit wegen in allgemeinem Gebrauch. Sie belegen ſogar denjenigen, an dem es nicht geſchehen iſt, mit einem eigenen Schimpfnamen. Wenn es in einer Nachbarſchaft fünf bis ſechs ziemlich große Knaben giebt, gehen die Väter zum **Tahaua**, oder dem **Manne des Wiſſens**, um ihn davon zu benachrichtigen. Dieſer geht mit den Knaben und einem Bedienten auf einen Berg, dort befiehlt er einem von den Knaben ſich niederzuſetzen, bringt ein Stückchen Holz unter die Vorhaut, und lenkt ſeine Aufmerkſamkeit auf irgend einen fernen Gegenſtand. Hierauf ſchneidet er vermittelſt eines Hanfiſchzahns ſchnell die Haut auf dem Holze durch. Die ſo zerſchnittenen Theile werden zurück gelegt und durch einen Verband von einander getrennt erhalten. Auf eben dieſe Art macht der Tahaua die Operation an den übrigen Knaben. Fünf Tage darauf müſſen ſie ſich baden, der Verband wird abgenommen, und der Eiter weggeſchaft. Nach fünf andern Tagen baden ſie wieder, und ſind geheilt, nur daß die Vorhaut an der Stelle wo ſie zerſchnitten worden iſt, noch etwas dick bleibt. Um dieſe Geſchwulſt zu zertheilen, gehen die Knaben mit dem Tahaua und dem Bedienten nochmals auf das Gebirge. Man macht ein Feuer an, und heizt einige Steine. Zwiſchen zweyen derſelben drückt der Tahaua die Vorhaut ein wenig, und dadurch vergeht die Geſchwulſt. Hierauf kehren ſie, am Haupte und Leibe mit wohlriechenden Blumen geſchmückt zurück, und der Tahaua erhält Geſchenke von den Eltern je nachdem es ihre Vermögensumſtände erlauben. Die reicheren geben ihm Schweine und Zeug, für die ganz

Armen pflegen ihre nächſten Anverwandten das erforderliche zu entrichten.

Ihr Religionsſyſtem iſt weitläuftig und in mancher Rückſicht ſonderbar; der gemeine Mann aber, iſt wenig davon unterrichtet. Nur die Prieſter, deren es eine ziemliche Menge giebt, beſitzen eine vollſtändige Kenntniß davon. Wie es ſcheint, verehren ſie nicht Einen Gott als den höchſten, ſondern glauben im Gegentheil viele Götter, die alle ſehr mächtig ſind. Verſchiedene Inſeln, ja oft nur verſchiedene Bezirke auf einer Inſel haben einen verſchiedenen Gott, und überall glaubt der Inſulaner ohne Zweifel, daß ſein Gott der vorzüglichſte, oder wenigſtens mächtig genug ſey, um ihn beſchützen und alle ſeine Bedürfniſſe befriedigen zu können. Daher hält man es hier zu Lande nicht für unrecht, den Gott, der nicht alle Erwartungen erfüllt hat, zu verabſchieden, und einen andern an ſeine Stelle zu wählen. Dies iſt kürzlich in der kleinern Halbinſel von Otaheiti und Tiarrabu, der Fall geweſen, wo man ſtatt der beyden daſelbſt ehedem verehrten Götter, nunmehr den Orra oder Olla, den Gott der Bolabolaner angenommen hat, vermuthlich, weil dieſe unter ſeinem Schutze ſo mächtig und ſiegreich geworden ſind. Seitdem die Einwohner von Tiarrabu dieſen Gott angenommen, haben ſie, im Kriege mit den Bewohnern der größern Halbinſel, oder Otaheiti-nui, manchen Vortheil erfochten, und ermangeln nicht ihr Glück dem Orra zuzuſchreiben, der, wie ſie ſich ausdrücken, für ſie ſtreitet.

Der Eifer, womit ſie den Göttern dienen, iſt auffallend genug. Es giebt nicht nur bey jedem heiligen Orte oder Marai, ein Whatta (Hwatta) oder Gerüſt, worauf Früchte und Opferthiere liegen, ſondern man ſieht auch wenige Häuſer, in deren Nachbarſchaft nicht ein kleiner Altar von eben dieſer Art errichtet wäre. Unter den Einwohnern ſind viele ſo gewiſſenhaft, daß ſie keine Mahlzeit anfangen wollen, ohne einen Biſſen für den Eatua bey Seite zu legen. Aber der verderblichſte Grad des Aberglaubens iſt unſtreitig das Menſchenopfer, wovon wir auf dieſer Reiſe ein Beyſpiel ſahen. Man hat alle Urſach zu befürchten, daß dieſe letzte Art von gottesdienſtlichen Gebräuchen nichts weniger als ſelten unter ihnen iſt; vielleicht nehmen ſie jedesmal ihre Zuflucht dazu, ſo oft ihnen eine Widerwärtigkeit zuſtößt. Es traf ſich, daß einer von unſeren Leuten zu einer Zeit, da wir widrigen Wind hatten, krumm geſchloſſen ward; ſogleich fragten ſie uns, ob er deswegen Tabu, das iſt, den Göttern verbannt wäre? Ihre Gebete werden ungefähr in eben dem Tone, wie die Lieder bey ihren Luſtbarkeiten, abgeſungen, und ſind ſehr häufig. Die Frauenzimmer müſſen, auch bey Gelegenheit des Gottesdienſtes, ihre Abhängigkeit fühlen; wenn ſie bey dem Marai vorüber gehen, müſſen ſie ſich zum Theil entblößen, oder einen weiten Umweg machen. Es ſcheint nicht, als wenn ſie unaufhörliche Wohlthaten von Gott verlangen; vielmehr ſcheinen ſie zuzugeben, daß er ſie zuweilen vergeſſen, und das Uebel zulaſſen könne, das ihnen widerfährt. Indeß fürchten ſie nicht ſowohl die Gleichgültigkeit ihres Gottes, als die thätigen Bemühungen eines feindſeligen Weſens, das ihnen zu ſchaden ſucht. E-Ti iſt, wie ſie ſagen, ein böſer Geiſt, der ihnen manchmal Schaden zufügt;

daher opfern ſie ihm ſo gut, wie ihrem Gotte. Alles was ſie indeß von irgend einem unſichtbaren höhern Weſen befürchten, betriſt bloß zeitliche Dinge. *) Sie glau-

---

*) Die Religionsbegriffe dieſer Inſulaner trägt mein Vater etwas anders vor. (S. Forſters Bemerkungen, S. 451. u. f.) Er ſagt, ſie nehmen einen über alle erhabenen höchſten Gott an, Etua-rahai, den großen Gott, und unter dieſen ſtehe der Schutzgott jeder Inſel. So ſehr ſich auf ſolche Art der Polytheiſmus einer vernünftigeren Lehrart nähern würde, ſo glaube ich gleichwohl, daß unſere Sprachkenntniß hier zu wenig, und unſer Eifer für die gute Sache zuviel gethan haben mag. Vermuthlich muß man beyde Nachrichten dahin vereinigen, daß jede Inſel ihren Schutzgott für den Eatua-rahai, den größten Gott hält; womit denn eigentlich nichts mehr geſagt wird, als daß er in ſeiner Inſel hauptſächlich geehrt, und für den beſſern und ſtärkern gehalten wird, ohne eine wahre Subordination und Abhängigkeit der andern von ihm einzuräumen, oder ihn einem noch höhern unterzuordnen. Die Inſulaner im Südmeere vertieſen ſich zu wenig in Meditation, um ſelbſt einen Begriff zu ergrübeln, der ſo viel metaphyſiſche Vorkenntniſſe erfordert, wie der von der Einheit des höchſten Weſens, und anzunehmen, daß ſie ihn aus Aſien ſchon mitgenommen, iſt eben ſo mißlich, da er in Aſien, bis auf ſpätere Zeiten hinab, nirgends exiſtirt hat, und in der Gegend, wo dieſe Völker herſtammen, noch jezt entweder gar nicht, oder bloß unter den wenigen daſelbſt befindlichen Muhamedanern exiſtirt. — Unter dem Worte e-Ti wird wahrſcheinlich die Seele eines Verſtorbenen verſtanden; denn die Taheitier haben kein anderes Wort, womit ſie die nach dem Tode fortdauernde Geſtalt bezeichnen. G. F.

glauben, die Seele ſey unkörperlich (*immaterial*) und unſterblich. Sie flattert, nach ihrer Behauptung um die Lippen des Sterbenden, und ſteigt dann auf, oder vermiſcht ſich mit der Gottheit, welches ſie mit dem Ausdruck andeuten: **ſie werde von Gott gegeſſen.** In dieſem Zuſtande bleibt ſie eine Zeitlang, und geht dann an den Ort, welcher zum Empfang menſchlicher Seelen bereitet iſt; dort bleibt ſie in **ewiger Nacht**, oder, wie ſie zuweilen ſagen, **in Dämmerung.** Sie wiſſen nichts von ewigen Strafen nach dem Tode, für Verbrechen, die auf der Erde begangen worden ſind; denn ihr Gott frißt die Seelen der Guten und Böſen ohne Unterſchied. Allein unſtreitig halten ſie dieſe Vereinigung mit der Gottheit für eine nothwendige Reinigung, die zu einem glückſeligen Leben vorbereitet, weil ſie auch ferner behaupten, daß ein Mann, der ſich einige Monate vor ſeinem Tode von allem Umgang mit dem Frauenzimmer enthält, ſogleich zu ſeinem ewigen Aufenthalt gelangt, und dem göttlichen Magen entgeht, indem ihn dieſe Enthaltſamkeit ſchon hinlänglich gereinigt hat, um ihn von dem allgemeinen Schickſal zu befreyen. *)

In **Otaheiti** ſind indeß alle jene erhabene Vorſtellungen von zukünftiger Glückſeligkeit, die wir aus unſerer Religion ſchöpfen, völlig unbekannt. Unſterblichkeit iſt das einzige große Vorrecht, welches dieſe Inſulaner durch den Tod zu erlangen glauben; ſonſt aber erhellet aus ihren Aeuſſerungen, daß ihre Geiſter diejenigen Leidenſchaften, die in der körperlichen Hülle ihre Triebfedern waren, auch dort nicht ablegen werden. Seelen, die ehedem Feinde waren, kämpfen auch dort miteinander ſo oft ſie ſich begegnen, wiewohl vergebens, weil ſie in dieſem unſichtbaren Zuſtande unverwundbar ſind. Auf den Fall, wenn Eheleute ſich nach dem Tode begegnen ſollten, iſt ebenfalls etwas ausgemacht. Stirbt der Mann zuerſt, ſo kennt er ſeine Frau, ſobald ſie in das Reich der Geiſter kommt,

---

*) Gefreſſen zu werden iſt auf alle Fälle kein Glück, und wenn es auch ein Gott iſt, dem man zur Mahlzeit aufgetiſcht werden ſoll. Um rein zu werden, muß ein Gott die Seele verdauen; der Unflath bleibt bey ihm, und die Glückſeligkeit der Seele beſteht nicht in der Ver-

---

einigung mit Gott, ſondern darin, daß ſie wieder gereinigt von ihm geht, und in ewiger Nacht oder Dämmerung wohnt. Dieſe Vorſtellungsart hat etwas verworrenes, welches, wenn die Einwohner wirklich ſo dächten, beweiſen würde, daß ihre Religionsbegriffe unſinniger ſind, als je ein unkultivirtes Volk ſie hatte. Allein, ohne den Taheitiern um ein Haar breit mehr Verſtand als ihren Brüdern zuzutrauen, giebt es einen Weg, das Fünkchen, wozu ſie etwa einiges Recht haben möchten, zu retten; und dies iſt wieder kein anderer, als die alte Klage über die Unvollkommenheit derjenigen Sprachkenntniß, die ſich auch der geſchickteſte Europäer bey einem Aufenthalt von wenigen Wochen erwerben kann; und die daraus flieſſende Unmöglichkeit, theils das Erzählte recht zu verſtehen, theils die Perſonen auszuwählen, deren Vorſtellungen die deutlichſten und richtigſten, deren Begriffe die beſtimmteſten, und deren Kenntniſſe die vollſtändigſten ſind. Einen Beweis daß und geht in dem großen Hauſe, Taurua, wieder mit ihr um, wo ſich die Seelen der Abgeſchiedenen verſammlen, und mit den Göttern ergötzen. Sie kehren hierauf beyde in ihre eigne Hütte zurück, um dort ewig zu wohnen, und eine geiſtige Nachkommenſchaft zu zeugen, wobey ſie demungeachtet nicht verheirathet ſind, und ſich auch nicht nach Art der körperlichen Geſchöpfe umarmen.

Ueberdies hegen ſie noch einige ausſchweifend unſinnige Meynungen über die Gottheit. Sie glauben, daß Gott der Macht der nämlichen Geiſter, die von ihm das Daſeyn erhielten, unterworfen ſey, ſo daß

---

wir bey ſolchen Gelegenheiten immer zu viel vom Unſrigen einmiſchen, giebt Herr Anderſon, indem er von ſeinen Inſulanern behauptet, daß ſie die Immaterialität der Seele glauben. Ich möchte wiſſen, wie es ihm möglich geweſen iſt, einem Begriffe, wobey ſich unſere Philoſophie in unüberſehbare metaphyſiſche Wüſteneyen verliert, und nirgends einen feſten Punkt findet, bey einem rohen Volke nachzuſpüren, das noch ganz in einfachen Bildern ſpricht, und die Kunſt noch nicht verſteht, aus lauter verneinenden Begriffen ſich einen poſitiven zu ſchaffen. Doch wird alles begreiflich, wenn man annimmt, daß man ihm nicht mehr geſagt hat, als uns andern, nämlich, daß der fortdaurende Theil des Menſchen unſichtbar ſey. Er verwechſelt offenbar die Begriffe Unſichtbarkeit und Immaterialität, die weiter nichts miteinander gemein haben, als daß ſie beyde in unſerer Seelenlehre vorkommen.
G. F.

die Reihe oft an ſie kommt, ihn aufzueſſen oder zu verſchlingen, ob er gleich das Vermögen beſitzt, ſich wieder zu erſchaffen. Ohne allen Zweifel iſt dies nur eine Redensart; denn wie es ſcheint, können ſie von immateriellen Dingen nicht ſprechen, ohne beſtändiges Hinweiſen auf das Materielle, um ſich verſtändlich zu machen. *) Ja ſie fuhren in dieſem Tone fort, und erzählten, daß Gott in der Verſammlung (Tauna) frägt, ob ſie ihn verzehren wollen oder nicht? und daß er ihren Entſchluß nicht ändern kann. Die Einwohner auf Erden wiſſen ſehr wohl, was unter den Geiſtern vorgeht; denn zu der Zeit, wenn der Mond abnimmt, verſchlingen ſie, wie es heißt, den Eatua; und wenn der Mond zunimmt, erneuert er ſich wieder. Dieſer Zufall betrift nicht etwa nur die untergeordneten, ſondern auch die höchſten Götter. Auch giebt es, nach ihrer Lehre, verſchiedene Sammelplätze der Seelen nach dem Tode. Sie glauben zum Beyſpiel, daß die Ertrunkenen, im Meere bleiben, wo ſie ein ſchönes Land, mit Häuſern und allem was ſie glücklich machen kann, antreffen. Was aber noch weit ſeltſamer iſt, ſie beſtehen darauf, daß nicht nur alle Thierarten, ſondern auch Bäume und Früchte, ja ſogar die Steine, Seelen haben. Wenn jene ſterben, oder genoſſen, dieſe aber zerſchlagen werden, ſteigen ihre Seelen zur Gottheit auf, vereinigen ſich mit ihr, und gehen dann erſt an die für ſie beſtimmten Oerter.

---

*) Der arge Spötter! G. F.

Die pünktliche Erfüllung aller gottesdienſtlichen Pflichten, verſchaft ihnen, wie ſie ſich einbilden, jeden zeitlichen Segen; und weil ſie ferner glauben, daß der belebende, mächtige Einfluß der Gottheit überall ausgegoſſen ſey, ſo iſt es kein Wunder, daß der Aberglaube ihm allerley Wirkungen zuſchreibt. Plötzliche Todesfälle, und ähnliche Ereigniſſe geſchehen durch unmittelbares Wirken irgend einer Gottheit. Stößt einer mit dem Fuß an einen Stein, und ihn ſchmerzt der Zehe, ſo hat es der Eatua gethan; mit einem Worte: ſie gehen hier wie auf bezaubertem Lande. Wenn ſie des Nachts einem Todtengerüſte oder Tupapau zu nahe kommen, erſchrecken ſie, wie unter uns Unwiſſende beym Anblick eines Kirchhofs abergläubiſch vor Geſpenſtern zittern. Auf ihre Träume halten ſie ſehr viel; es ſind entweder Eingebungen Gottes, oder abgeſchiedener Seelen ihrer Freunde, wodurch ſie im Stande ſind, zukünftige Dinge vorherzuſagen; doch beſitzt nicht ein jeder dieſe Gabe. Omai rühmte ſich derſelben, und ſagte uns am 26ſten Julius 1776, daß die Seele ſeines Vaters ihm im Traum angezeigt habe: er würde irgendwo binnen drey Tagen an Land gehen; allein dieſer erſte Verſuch, ſich bey uns das Anſehen eines Propheten zu erwerben, ſchlug ihm fehl, denn wir erreichten Teneriffa am 1ſten Auguſt. Die Träumer genieſſen indeſſen in ihrem Vaterlande beynahe gleiches Anſehen mit den inſpirirten Prieſtern und Prieſterinnen, *) deren

---

*) Herr A. meynt Prophetinnen, denn er hatte ſo oben

Vorherverkündigungen ſie blindlings glauben, und bey allen wichtigen Unternehmungen zur Richtſchnur brauchen. Opuni hat die gröſste Hochachtung für die Prieſterin, die ihn beredete, die Inſel Ulietea zu erobern; ſo oft er Krieg führen will, befragt er ſie zuerſt um Rath. Die alte Lehre vom Einfluß der Planeten, der man ehedem auch in Europa ergeben war, iſt ihnen, wenigſtens zum Theil, bekannt: ſie nehmen zum Beyſpiel in ihren öffentlichen Berathſchlagungen Rückſicht auf gewiſſe Erſcheinungen des Mondes; wenn er das erſtemal nach ſeiner Veränderung in einer horizontalen Lage erſcheint, ſo daß der convexe Theil nach unterwärts gekehrt iſt, ſo ziehen ſie, im vollen Vertrauen auf den glücklichſten Erfolg, in den Krieg.

Sie haben auch einige Traditionen von der Schöpfung, die aber, wie man leicht denken kann, ſehr verworren und in Dunkelheit gehüllet ſind. Eine Gottheit hielt einen Klumpen Erde in einer Schnur aufgehaben, ſchleuderte ihn von ſich, und zerſtreute ſolchergeſtalt mehrere Stücke Landes, nämlich Otaheiti und die benachbarten Inſeln, welche ſämmtlich von einem in Otaheiti wohnhaften Menſchenpaar bevölkert wurden. Doch dies betrift nur ihre eigene Entſtehung; ſie haben aber überdies noch eine Tradition von einer allgemeinen vorhergehenden Schöpfung, und von Ländern, die ihnen gegenwärtig unbekannt ſind. Die älteſte Nachricht geht bis

---

ſelbſt bemerkt, daß die Weiber mit dem Religionsweſen nichts zu thun haben. G. F.

auf Tatuma und Tapuppa *) zurück, welches männliche und weibliche Felſen ſind, die der Maſſe von Land und Waſſer, oder unſerer Erdkugel, zur Stütze dienen. Dieſe brachten den Totorro **) hervor, welcher getödtet und in Land zertheilet ward; nach ihm wurden Otea und Oru gebohren, welche ſich hernach miteinander verheiratheten, und erſtlich Länder, dann aber ein Geſchlecht von Göttern zeugten. Otea ward getödtet, und Oru heirathete einen ihrer Söhne, den Gott Teorraha, dem ſie Befehl gab, noch mehr Land, nebſt den Thieren und allerley Lebensmitteln zu ſchaffen, die man auf Erden findet; imgleichen den Himmel, welcher von Männern getragen wird, die man Tiferei †) nennt. Die Flecken, die man im Monde wahrnimmt, ſind Wälder von einer Art Bäume, welche ehedem in Otaheiti wuchſen, aber durch einen Zufall ausgerottet wurden, und deren Samenkörner durch einige Tauben in den Mond gebracht worden, und daſelbſt aufgegangen ſind.

Es giebt auch allerley hiſtoriſche und religiöſe Legenden in Otaheiti, wovon eine, die ich hier zur Probe mittheilen will, ſich auf das Menſchenfreſſen bezieht. Vor langer Zeit lebten zwey Männer in Otaheiti, die

---

*) Dieſe heißen in meines Vaters Bemerkungen Ta-roa t'eay-etumu und O-te-pappa. S. 466. 477. G. F.

**) O-te-Torro. Forſt. Bemerk. S. 477.

†) Erei heißt der Himmel. G. F.

den Namen Tahi-ai hatten, womit noch jezt ein Cannibale bezeichnet wird. Man wußte nicht, woher ſie gebürtig, und wie ſie hieher gekommen wären. Sie wohnten im Gebirge, und kamen nur hervor um eine Menge Einwohner todtzuſchlagen und aufzufreſſen. Zwey Brüder entſchloſſen ſich der dadurch verurſachten Entvölkerung zu ſteuern, und ihr Vaterland von dieſen furchtbaren Feinden zu erlöſen. Zu dem Ende erdachten ſie eine Liſt, die ihnen auch glücklich gelang. Sie hielten ſich noch höher im Gebirge auf als jene Tahi-ai, und zwar in einer ſolchen vortheilhaften Lage, daß ſie mit ihnen ſprechen konnten, ohne ſich in Gefahr zu begeben. Einmal baten ſie die Menſchenfreſſer zu Gaſte, und dieſe nahmen die Einladung an. Die Brüder machten Steine im Feuer heiß, wickelten ſie in Mahei oder den geſäuerten Brodfruchtteig, ſagten hierauf zu dem einen Tahi-ai, er möchte den Mund aufthun, warfen ihm einen ſolchen Klos in den Hals und ſchütteten dann Waſſer nach, welches ein Geziſche verurſachte, und den Kerl tödtete. Nunmehr nöthigten ſie den andern Menſchenfreſſer ebenfalls anzubeiſſen. Er weigerte ſich anfänglich, weil es ſeinem Gefährten ſo übel bekommen war; als ihm indeß die andern zuredeten, und ihn verſicherten: die Speiſe ſey ganz vortreflich und jener werde ſich von ihrer erſten Wirkung, welche nur kurze Zeit daure, bald wieder erholen, ließ er ſich auch bethören, verſchluckte den Biſſen, und hatte mit dem erſteren gleiches Schickſal. Die Einwohner zerſchnitten die Leichname beyder Menſchenfreſſer, begruben ſie, und belohnten die Befreyer des Vaterlandes mit der Oberherrſchaft über die Inſel. Ihre Reſidenz war im Bezirk Whappa-inu, wo man bis auf den heutigen Tag einen Brodbaum ſieht, der den Menſchenfreſſern gehört hat. Sie hatten auch ein Weib mit zwey ungeheuer großen Zähnen, die aber kein Menſchenfleiſch aß, und ſich nach der Vertilgung der Männer nach Otahah begab, wo ſie nach ihrem Tode unter die Gottheiten verſetzt ward. Weil ſie ſo große Zähne hatte, nennen die Otaheitier noch jezt jedes Thier mit großen Hauern, Tahi-ai.

Dieſe Fabel klingt ungefähr ſo natürlich, wie die vom Herkules und der Hydra, oder die neuere vom Iack the Giant-killer, mit denen ſie auch noch dies gemein hat, daß eben keine Moral darunter verborgen liegt, wenn ſie nicht etwa darin beſteht, Abſcheu und Ekel gegen das Menſchenfreſſen zu erwecken. So ſehr die Otaheitier dieſen Brauch jezt verabſcheuen, ſo ſchließe ich doch aus mancherley Gründen, daß ſie ehedem ſelbſt Cannibalen gewesen ſind. Omai läugnete es zwar immer; allein er erzählte eine Geſchichte, wovon er ſelbſt genau unterrichtet war, die ſehr zur Beſtätigung meiner Vermuthung gereicht. In einem Treffen, wo die Bolabolaner die Einwohner von Huaheine ſchlugen, blieben unter andern viele ſeiner Verwandten. Einer aber nahm der Gelegenheit wahr, wo hernach die Bolabolaner weichen mußten, um ſich zu rächen. Er ſchnitt nämlich einem ſeiner Feinde ein Stück Fleiſch aus der Lende, bratete und aß es. Auch dünkt mich, die Ceremonie bey dem Menſchenopfer, wo dem Könige das Auge des geopferten Menſchen dargeboten wird, ſey eine Spur der ehemaligen Sitte, deren Andenken dadurch gleichſam bildlich erhalten wird.

Die Inveſtitur mit dem Maro und der Verſitz bey Menſchenopfern ſcheinen ausſchließende Vorrechte des Souverains zu ſeyn. Hiezu gehört vielleicht noch das laute Blaſen in ein Tritonshorn, welches für alle ſeine Unterthanen ein Signal iſt, daß ſie nach Maasgabe ihrer Vermögensumſtände, alle Arten von Lebensmitteln nach dem Orte ſeines Aufenthalts liefern ſollen. Die Ehrerbietung für ſeinen Namen wird bis zum lächerlichen und ſchädlichen getrieben. Wenn irgend ein Wort in ihrer Sprache, eine Aehnlichkeit damit hat, ſo wird es bey ſeiner Thronbeſteigung verändert, und ſollte jemand vermeſſen genug ſeyn, demungeachtet jenes Wort zu gebrauchen, ſo wird er mit ſeiner ganzen Verwandſchaft ums Leben gebracht. Diejenigen welche den geheiligten Namen des Königs irgend einem Thiere beylegen, werden mit eben derſelben Strenge behandelt. *) Omai konnte daher nichts ſo ſehr aufbringen, als wenn die Engländer ihren Lieblingshunden oder Pferden die Namen, Prinz oder Prinzeſſin, beylegten. So disproportionirt die Strafe auf den Misbrauch des königlichen Namens iſt, ſo wird doch derjenige, der ſich erkühnte, die Regierung des Königes zu tadeln, bloß mit Confiſcation ſeiner Ländereyen und Häuſer beſtraft.

Der König begiebt ſich niemals in das Haus eines Unterthans, ſondern hat in jedem Bezirk ſeine eigene Wohnungen. Sollte durch irgend einen Zufall dieſe

---

*) O-Tu iſt gleichwohl der Name einer Gattung von Reihern, welche in den Societäts-Inſeln ziemlich gemein iſt, und ich habe nicht bemerkt, daß jemand ſich ge-

Regel übertreten werden, ſo wird das Haus mit allen darin befindlichen Mobilien hernach verbrannt. In ſeiner Gegenwart entblößen ſich die Unterthanen (beyderley Geſchlechts) bis zum Gürtel herab, und wo er ſich aufhält wird eine Stange, mit einem Lappen Zeugs daran, errichtet, welcher ſie gleiche Ehrenbezeugungen erweiſen. Jene Ehre gebührt auch ſeinen Brüdern; doch entblößen ſich die Frauenzimmer nur vor den Prinzeſſinnen, aber nicht vor den Prinzen vom Geblüt. Mit einem Worte die Ehrfurcht für den König hat faſt etwas abergläubiſches, und ſeine Perſon wird beynahe heilig gehalten. Dieſe Sitte trägt wahrſcheinlich nicht wenig dazu bey, ihm den ruhigen Beſitz ſeiner Staaten zuzuſichern; denn ungeachtet die Einwohner von Tiarrabu ihr Oberhaupt für mächtiger halten, als den König der größeren Taheitiſchen Halbinſel, ſo erzeigen ſie doch dieſem dieſelbe Ehre, als ein ihm zukommendes Recht. Indeß behaupten ſie, daß ihr Oberhaupt, Waheiadua (Aheatua), falls die jetzige Königliche Familie ausſterben ſollte, zur Oberherrſchaft über die ganze Inſel gelangen würde, welches auch gar nicht unwahrſcheinlich iſt, da nicht allein ganz Tiarrabu, oder die kleinere Halbinſel, ſondern auch verſchiedene Bezirke der größern Halbinſel, Opureonu, ihm gehören, folglich ſeine Staaten eben ſo groß, und überdem fruchtbarer und volkreicher ſind, als der Antheil, den Otu beſitzt. Wiederhohlte Siege haben ferner bewieſen, daß ſeine Unterthanen den Bewohnern der größern Halbinſel, Otaheiti-nui, über-

---

ſcheut hätte, dieſe Vögel ſo zu nennen, obgleich der König von O-Taheiti ſo heißt. G. F.

legen ſind. Daher ſprechen ſie von letztern auch verächtlich genung, und glauben, es würde ihnen leicht ſeyn, dieſelben zu ſchlagen, wenn ihr Oberhaupt es nur verſuchen wollte.

Die Volksklaſſen nächſt dem Erih=rahai oder Könige, und ſeiner Familie, ſind, erſtlich die Erihs oder Oberhäupter, zweytens die Manahaune oder Vaſallen, und drittens die Teau oder Tautau, Knechte oder Sklaven. Geſetzmäßigerweiſe ſollen ſowohl Männer als Weiber nur Perſonen ihres Standes heirathen. Wenn aber ein Mann von höherem Range mit einem Frauenzimmer von geringerem, Kinder zeugt, ſo werden ſie erhalten, und genießen ihres Vaters Rang, ausgenommen wenn er ein Erih iſt. In dieſem Fall müſſen die Kinder umgebracht werden, und eben dieſes geſchieht, wenn ein vornehmeres Frauenzimmer einen Mann von niedrigerem Stande in ihr Bett aufnimmt. Sollte ein Teau auf einer Intrigue mit einer Dame vom Königlichen Geblüt ertappt werden, ſo kommt er ums Leben. Der Sohn des Erih=rahai erhält ſchon bey der Geburt ſeines Vaters Titel und Ehrenbezeugungen; hat aber der Erih=rahai keine Kinder, ſo folgt ihm nach ſeinem Tode ſein Bruder. In andern Familien erbt der älteſte Sohn alle Beſitzungen mit der Bedingung, daß er ſeine Brüder und Schweſtern verſorgt, und ihnen Häuſer auf ſeinen Gütern anweiſet.

Die Grenzzeichen der verſchiedenen Diſtrikte in Otaheiti ſind entweder Bäche oder kleine Anhöhen, welche letzteren ſich an einigen Orten bis an den Strand des

Meeres erſtrecken. Die Unterabtheilungen des Privateigenthums ſind durch groſſe Steine bezeichnet, die von einer Generation zur andern liegen bleiben. Sollte jemand einen ſolchen Grenzſtein verrücken wollen, ſo entſtehen Zwiſtigkeiten, jeder zieht mit ſeinen Freunden zu Felde, und die Sache wird mit gewafneter Hand entſchieden. Appellirt man aber an den König, ſo wird der Streit ausgeglichen. Doch ſind Vergehen von dieſer Art ſehr ſelten: denn hier ſichert die verjährte Gewohnheit das Eigenthum ſo gut, als in manchen andern Ländern die ſtrengſten Geſetze. Das Herkommen erlaubt auch, daß der Beleidigte, der über ſpeciellen Frevel zu klagen hat, ſich ſelbſt Recht verſchaffen kann, ohne ſich an ſeinen Vorgeſetzten zu wenden. Vielleicht glauben ſie, daß er in ſolchen Fällen ein eben ſo billiges Urtheil fälle, als einer dem die Sache völlig gleichgültig iſt, da überdies auf gewiſſe Vergehungen beſtimmte und durch Länge der Zeit beſtätigte Strafen geſetzt ſind. Wer, zum Beyſpiel, des Nachts auf einem Diebſtahl ertappt wird, den darf der Eigenthümer auf der Stelle umbringen, ohne deshalb zur Verantwortung gezogen zu werden: allein ſelten wird ein Dieb getödtet, er müßte denn Sachen von großem Werth, wie Bruſtſchilder, geflochtenes Haar u. ſ. w. entwendet haben. Wer nur Schweine, oder auch Zeug geſtohlen hat, und damit entkommen iſt, wird bey nachherigen Entdeckungen nicht weiter beſtraft, wenn er anders eine gleiche Anzahl Schweine und Stücke Zeug wieder zurückgiebt. Bisweilen verzeihet man ihm, wenn er ſich etliche Tage lang verſteckt gehalten hat, oder giebt ihm, wenn es aufs höchſte kommt, eine Tracht Schläge. Zanken ſich ein Paar Leute, und einer ſchlägt den andern todt, ſo verſammlen ſich die Verwandten des Verſtorbenen, und gehen auf den Ueberbliebenen und ſeine Anhänger los. Welche von beyden Partheyen die Oberhand behält, die nimmt die Häuſer, länder und Güter in Beſitz. *). Wenn ein Manahaune den Tautau oder Sklaven eines Oberhaupts umbringt, ſo läßt dieſer durch ſeine Leute, die Ländereyen und Häuſer des Thäters in Beſitz nehmen, welcher ſich indeſſen nach einer entfernten Gegend der Inſel oder einer von den benachbarten Inſeln flüchtet. Nach einigen Monaten kommt er wieder, findet ſeine Heerde Schweine ſehr vermehrt, und bietet dem Eigenthümer des Tautau's eine beträchtliche Anzahl derſelben, nebſt einigen rothen Federn und andern Dingen von Werth, zur Vergütung an. Gemeiniglich wird dieſes Anerbieten angenommen, und der Manahaune gelangt wieder zum Beſitz ſeiner Länder und Häuſer. Unſtreitig kann man dieſer Sitte die höchſte Ungerechtigkeit vorwerfen; denn, wie es ſcheint, iſt dem Oberhaupte an der Beſtrafung des Manahaune nichts gelegen; ſondern der ganze Vergang iſt eine Colluſion zwiſchen beyden, wodurch zu gleicher Zeit die Rachgier des einen, und die Habſucht des andern befriedigt wird. Der Vaſall muß nur zum Schein entfliehen, damit das gemeine Volk, das hier in der Perſon des Ermordeten allein leidet, durch einen Schatten von Gerechtigkeit hintergangen werde. Doch es iſt kein Wunder, daß man ſich hier aus dem Leben eines Menſchen ſo wenig macht, da man es ſchlechterdings für kein Verbrechen hält, ſeine eignen Kinder zu tödten. So oft ich nachforſchte, ob die Oberhäupter und Vornehmen dieſe unnatürliche Grauſamkeit nicht beſtraften, erhielt ich zur Antwort: darin

---

*) Hier tritt alſo doch der Fall ein, wo man ſeines Eigenthums nicht ſo ſicher iſt, als in Ländern deren Geſetzgebung jeden in ſeinem Beſitze ſchützt. Einem Engländer würde es auch nicht eingefallen ſeyn, einen ſo paradoxen Satz zu behaupten. Aber Herr Anderſon war, wie ſchon oben angemerkt iſt, ein Schottländer. G. F.

dürfe ſich kein Oberhaupt miſchen, weil jeder mit ſeinem Kinde thun könne, was ihm beliebe.

Sowohl die Einwohner als die Produkte, Sitten und Gebräuche in Otaheiti ſind, im Ganzen genommen, völlig eben ſo, wie auf den benachbarten Inſeln. Es giebt indeß einige kleine Unterſchiede, welche ſchon aus dem Grunde angeführt zu werden verdienen, weil ſie künftig wichtigere Nachforſchungen veranlaßen können.

Die kleine Inſel Mäatea oder Osnabrück, welche zwanzig Seemeilen oſtwärts von Otaheiti liegt, gehört einem Oberhaupte auf der letztern Inſel, der dort einen Tribut erhebt. Man ſpricht daſelbſt eine vom Otaheitiſchen etwas verſchiedene Mundart. Die Männer laſſen ihr Haar ſehr lang wachſen, und bedecken im Gefecht ihre Aerme mit einer Rüſtung, die ganz mit Hayfiſchzähnen beſetzt iſt; ihr Anzug beſteht, bey eben der Gelegenheit, aus Fiſchhäuten oder einer Art von Chagrin. Sie ſchmücken ſich obendrein mit polirten Perlmutterſchalen, die in der Sonne einen blendenden Glanz zurückwerfen; beſonders tragen ſie ſtatt des Bruſtſchildes eine ſehr große Muſchel von dieſer Art.

Die Otaheitiſche Mundart enthält verſchiedene Worte und ganze Redensarten, welche man in den weſtlicher gelegenen Societäts-Inſeln nicht kennt, obgleich deren Dialekte unter ſich völlig übereinkommen. Auch bringt Otaheiti insbeſondere die vortrefliche Frucht, welche wir Aepfel nannten, in Menge hervor, dahingegen dieſes Obſt den andern Inſeln, Eimeo ausgenommen, fehlt *). Das wohlriechende Holz Eahai, welches dieſe Völker in hohem Werth halten, wächſt ebenfalls nur in Ota-

---

*) Es iſt eigentlich eine Art Myrobalanpflaume, welche von den Einwohnern e-Vi genant wird, *Spondias dulcis*, Forſt. prodr. flor. auſtr. 198. G. F.

heiti, und zwar einzig und allein in der größern nordweſtlichen Halbinſel. Huaheine und Eimeo zeichnen ſich durch einen vorzüglich ſtarken Anbau von Yamswurzeln aus. In Maurua findet man im Gebirge eine beſondere Gattung von Vögeln, deren weiſſe Federn ſehr geſucht werden. Es ſollen daſelbſt auch Aepfel fortkommen, obſchon dieſe Inſel unter allen Societäts-Inſeln von Otaheiti und Eimeo am weiteſten (gegen Weſten) entlegen iſt.

Die Religion dieſer Inſeln iſt zwar durchgehends dieſelbe, allein eine jede hat demungeachtet ihren eigenen Gott, oder gleichſam ihren Schutzgott, wie man aus folgendem Verzeichniß ſehen wird, welches ich nach den beſten Nachrichten entworfen habe:

Inſeln.	Schutzgötter.
Huaheine	Tane.
Ulietea, o: Raietea	Ure.
Otahah	Tane.
Bolabola	Oera.
Maurua	Otu-i-weiahu.
Tubai	Tamaui,
Tabualmann oder Saunders-Eiland, welches unter Huaheine ſteht	Tarea.
Eimeo.	Oruhadu.
Otaheiti-nui	Uru.
Tiarrabu	Opunna und Whatutirri, die aber kürzlich mit dem Gott der Bolabolaner Oera, vertauſcht worden ſind.

Mäatea oder Osnabrück-Inſel	Tubu, tubuai, raimaráwa.
Die niedrigen oſtwärts gelegenen Eilande	Tammari.

Weſtwärts von Maurua kennen die Otaheitier noch das unbewohnte flache Eiland Mopihah, welches Howe's Eiland zu ſein ſcheint. Die Einwohner der weſtlichſten unter den Societäts-Inſeln beſuchen daſſelbe von Zeit zu Zeit. Bisweilen, jedoch nicht zu beſtimmten Zeiten, ſchiffen ſie auch nach einigen nordöſtlich von Otaheiti gelegenen niedrigen Inſeln, wohin man bey gutem Winde in ein Paar Tagen kommen kann, nehmlich Mataiwa, Oannah, Tabuhei, Awehi, Kaura, Orutua, und Otawau, wo es große Perlen giebt; aber öfter kommen die Einwohner dieſer Eilande nach Otaheiti und den Societäts-Inſeln. Sie ſind dunkler von Farbe, ſehen wild aus, und ſind anders punktirt. Die Einwohner von Mataiwa und einigen andern Inſeln ſollen die Sitte haben, den Fremden, die bey ihnen ankommen, ihre Töchter zu geben; das Paar muß aber fünf Nächte in der größten Zucht und Ehrbarkeit nebeneinander ruhen. Am ſechſten Abend bewirthet der Vater ſeinen Gaſt, und kündigt ſeiner Tochter an, ſie ſolle ihn als ihren Mann empfangen. Der Fremde darf nun aber nicht die geringſte Unzufriedenheit blicken laſſen, ſollte ſeine zukünftige Hälfte auch noch ſo häßlich ſeyn; denn eine ſolche Geringſchätzung ſieht man als die höchſte Beleidigung an, und beſtraft ſie mit dem Tode. Dieſes Schickſal hatten einmal vierzig Bolabolaner, welche die Neugier in ihrem Kanot bis nach Mataiwa getrieben hatte. Einer von ihnen gab unverſichtigerweiſe ſeinen Widerwillen gegen das für ihn beſtimmte Frauenzimmer zu erkennen, und ward dabey von einem Knaben behorcht, der die Nachricht dem Vater des Mädchens hinterbrachte. Sogleich fielen die Männer von Mataiwa über die Fremdlinge her. Dieſe wehrten ſich zwar tapfer, und erlegten dreymal mehr Feinde, als ihre eigne Anzahl betrug; aber zuletzt blieben nur fünf von ihnen übrig. Dieſe verſteckten ſich im Walde, ſchlichen dann, indeſſen die Einwohner der Inſel ihre Todten begruben, in die Hütten, luden Lebensmittel und Waſſer auf einen Kahn, und kamen glücklich davon. Sie fuhren bey Mäatea, ohne zu landen, vorüber, und kamen endlich nach Eimeo. Die Einwohner von Bolabola waren indeß überzeugt, daß ihre Landsleute gefehlt hätten; denn als bald darauf einige Männer aus Mataiwa in einem Kanot bey ihnen ankamen, wurden ſie aufs freundlichſte behandelt, und man geſtand ihnen ein, daß jene Reiſenden ihr Schickſal verdient hätten.

Dieſe flachen Inſeln ſind ohne Zweifel die äuſſerſten Grenzpunkte, wohin ſich die Schiffahrt der Otaheitier und ihrer Nachbarn gegenwärtig erſtreckt. Herr von Bougainville ſcheint ohne hinreichenden Grund zu behaupten, daß dieſe Völker bisweilen Reiſen von mehr als dreyhundert Seemeilen machen: denn man erzählte es mir ſchon als eine Art von Wunder, daß einſt in einem Sturm ein Kahn von Otaheiti weggetrieben und bis nach Mopihah verſchlagen werden ſey, und doch liegt dieſes Eiland nahe genug, und zwar recht unter dem Winde. Was ſie von andern weiter entlegenen Inſeln wiſſen mögen, beruht unſtreitig nur auf Tradition, und kann ihnen von Einwohnern jener Inſeln, die etwa zufälligerweiſe bis an ihre Küſten verſchlagen wurden, mitgetheilt werden ſeyn. Auf ſolche Art konnten ſie die Namen, nebſt der Richtung mehrerer entfernter Inſeln erfahren, auch allenfalls, wie lange die Fremden in See geweſen. Die Einwohner von Watiu werden, zum

Beyſpiel, auf ähnliche Weiſe, ihr Verzeichniß von Inſeln, durch die Leute von den Societäts-Inſeln, die wir daſelbſt antrafen, beträchtlich vergrößert haben; denn ohne Zweifel haben dieſe Verirrten ihnen nicht nur die Namen von Otaheiti und den Societäts-Inſeln, ſondern auch aller ihnen ſonſt bekanntgewordenen Eilande mitgetheilt. Dieſer Umſtand giebt uns einigen Aufſchluß in Anſehung der ausgebreiteten Kenntniſſe, welche die Herren in der Endeavour dem Tupia oder Tupaya beymaßen; und ohne ſeiner Glaubwürdigkeit zu nahe zu treten, bin ich ganz der Meynung, daß er es, bloß im Vertrauen auf ähnliche Nachrichten, unternahm, jenes Schiff nach Ohiteroa zu führen, ohne, wie er vorgab, ſelbſt da geweſen zu ſeyn, welches aus gar zu vielen Urſachen unwahrſcheinlich iſt *).

---

*) Man ſehe die Hawkesworthiſche Sammlung im zweyten Theil. Imgleichen Forſters Bemerkungen S. 442 u. f. Das wenige Neue, was Herr A. in dieſem Hauptſtück geliefert hatte, war ſo ſehr mit bereits bekannten Sachen verwebt, daß man lieber manche Wiederholung ſtehen laſſen, als durch Hinweglaſſung derſelben die Ueberſetzung um ihren Zuſammenhang und um ihre Deutlichkeit bringen wollte. G. F.

Neun und zwanzigſtes Hauptſtück.

Fortſetzung der Reiſe von den Societäts-Inſeln nordwärts. Entdeckung der Chriſtmeß-Inſel, und dortige Station der Schiffe. Reichlicher Schildkrötenfang. Beobachtung einer Sonnenfinſterniß. Ungemach zweener verirrten Matroſen. Wir laſſen in einer Flaſche eine Innſchrift zurück. Beſchreibung der Inſel, ihres Bodens, ihrer Bäume, Pflanzen und Vögel; ihrer Größe, Geſtalt und Lage. Ankergrund daſelbſt.

Von Bolabola aus, welches wir am achten December 1777 verließen, richteten wir unſern Lauf nach Norden, ob wir gleich bis jenſeits des Aequators anhaltende Nordoſt- und Oſtwinde hatten, folglich faſt immer etwas weſtlicher, ja zuweilen gar Nordweſt, liefen.

Seit unſerer Abreiſe von England waren nunmehr bereits ſiebenzehn Monate verfloſſen. Hatten wir gleich dieſe Zeit nicht ohne Nutzen hingebracht, ſo fühlte ich doch, daß ich jetzt erſt recht anfing, mich dem eigentlichen Endzweck meiner Reiſe zu nähern. Jetzt mußte folglich auch von neuem alles angewandt werden, was zu unſerer Erhaltung und zur endlichen Erreichung unſerer Abſichten dienen konnte. Daher hatte ich während unſres Aufenthalts in den zuletzt berührten Inſeln, den Zuſtand unſers Vorraths von Lebensmitteln genau unterſucht; und nachdem wir dieſe Inſeln, nebſt allen meinen bisherigen Entdeckungen, im Rücken hatten, ließ ich auch die Magazine des Bootsmanns und Schiffszimmermanns beſichtigen, und mir von der Anzahl und der Beſchaffenheit eines jeden vorräthigen Artikels genauen Bericht abſtatten, damit ich den vortheilhafteſten Gebrauch davon machen könnte.

Auf den Societäts-Inſeln hatte ich mich ſorgfältig erkundigt, ob man dort von einigen nordwärts oder nordweſtwärts gelegenen Inſeln etwas wüßte; allein in dieſer Gegend kannte man keine. Wir bekamen auch nichts zu ſehen, was einigermaßen als Anzeige von nahem Lande hätte gelten können, bis wir in 8° ſüdlicher Breite allerley Vögel, nehmlich Tölpel, Tropikvögel, Meerſchwalben, Fregatten, und einige andere Arten erblickten. Unſere Länge war damals 205° öſtlich von Greenwich. Mendanna hatte auf ſeiner erſten Reiſe im Jahr 1568 *), eine Inſel in 6° 45′ ſüdlicher Breite 1450 Seemeilen von Callao, oder ungefähr 200° öſtlicher Länge von Greenwich entdeckt, die er *Isla Jeſus* nannte. Wir befanden uns hundert Seemeilen öſtlicher in derſelben Breite, und ſahen daſelbſt wieder eine große Menge von jenen Vögeln, die ſich doch ſelten weit vom Lande entfernen. In der Nacht zwiſchen dem 22ſten und 23ſten paſſirten wir den Aequator, in 203° 15′ öſtlicher Länge, wo die Abweichung der Magnetnadel ungefähr 6° 30′ betrug.

Am 24ſten, eine halbe Stunde nach Tagesanbruch, ſahen wir Land, welches ſich bey unſerer Annäherung bald als ein flaches Eiland zeigte, dergleichen in dieſem Ocean ſo viele vorhanden ſind; nehmlich ein ſchmaler Kreis Landes, der inwendig einen See einſchließt. An zwey oder drey Orten ſtanden etliche Kokospalmen, im Ganzen aber ſah das Land ſehr öde und unfruchtbar aus. Wir mußten bey Oſtſüdoſtwind laviren, um uns der Weſtſeite zu nähern, wo wir, in vierzig, zwanzig auch vierzehn Faden Tiefe, feinen Sandboden fanden. Die kleinſte Tiefe war eine halbe, die größte eine ganze Meile

---

*) S. Dalrymples Collection Vol. I. p. 45.

(*mile*) von den Brandungen entfernt. Da ich Ankergrund gefunden hatte, entſchloß ich mich vor Anker zu gehen, und den Schildkrötenfang zu verſuchen, wozu dieſe dem Anſchein nach ganz unbewohnte Inſel der rechte Ort zu ſeyn ſchien. Wir gingen alſo in dreißig Faden vor Anker, und gleich drauf mußte ein Boot unterſuchen, ob irgendwo eine Landung möglich wäre, welches mir noch ſehr ungewiß ſchien, da das Meer längs dem Strande überall in fürchterlichen Brandungen tobte. Das Boot kam mit der Nachricht zurück, daß man nirgend einen Landungsort geſehen habe, daß aber in den Untieſen außerhalb der Brandung eine Menge Fiſche befindlich wären.

Am folgenden Morgen ſchickte ich bey Tagesanbruch von jedem Schiffe ein Boot ab, um noch einen Verſuch zu machen, ob ſich ein Landungsort finden ließe. Zwey andere Boote mußten ſich dem Strande nähern, daſelbſt ein kleines Anker fallen laſſen, und fiſchen. Ihr Fang war auch ſo glücklich, daß ſie bereits um acht Uhr mit mehr als zwey Centnern an Fiſchen zurück kehrten, welches mich denn aufmunterte, ſie gleich nach dem Frühſtück nochmals auszuſchicken. Zugleicher Zeit fuhr ich ſelbſt in einem andern Boote nach der Küſte, um ſie näher zu unterſuchen, und wo möglich anzulanden; allein dies fand ich ganz und gar unthunlich. Gegen Mittag kamen meine Entdeckungsboote zurück. Der Loots meines Schiffes brachte mir die Nachricht, daß man ungefähr anderthalb Seemeilen weiter nordwärts eine Oefnung im Lande und einen Kanal in die innere Lagune (See) gefunden hätte, wo man bequem ausſteigen könne. Die Tiefe wäre außerhalb dieſer Bucht eben ſo, als an dem Orte, wo wir jetzt lägen. Dieſem Bericht zufolge lichteten die Schiffe ihre Anker, und gingen wieder in zwanzig Faden Tiefe, vor einem kleinen Inſelchen, welches im Eingang der Lagune lag, vor Anker. Hier iſt der Boden feiner, dunkler Sand, und an jeder Seite der kleinen Inſel geht ein Kanal in die Lagune, der aber nur für Boote tief genug iſt. In der Lagune ſelbſt iſt das Waſſer überall ſehr ſeicht.

Am 26ſten früh ertheilte ich Hrn. Capitain Clerke Befehl, ein Boot mit einem Officier in die ſüdöſtliche Gegend der Lagune abzuſchicken, indeß ich ſelbſt mit Herrn King die nördliche unterſuchen würde, um Schildkröten zu fangen. Ich wollte eigentlich die äußerſte öſtliche Spitze beſuchen; allein der Wind war uns zu heftig entgegen, und nöthigte uns, etwas weiter hin, auf einer ſandigen Fläche zu landen, wo wir eine Schildkröte gewahr wurden, die wir hernach mit an Bord nahmen. Wir wateten bis an ein kleines Eiland, wo wir weiter nichts als etliche Vögel antrafen. Herr King blieb daſelbſt um die Sonnenhöhe um Mittag zu beobachten; ich aber begab mich indeſſen nach dem Lande, welches gegen Nordweſten die See einſchließt. Dieſes war noch öder, als das kleine Inſelchen, welches ich eben verlaſſen hatte; ich fand aber, indem ich über die Landſpitze nach dem Meerſtrande ging, fünf ſchlafende Schildkröten, wovon wir eine fingen. Nach dieſem Fang ſahen wir keine mehr, und mußten es uns daher gefallen laſſen, an Bord zurückzukehren, wohin uns Herr King bald folgte. Herrn Clerks Leute waren ſüdwärts ans Land gegangen, und hatten mehrere Schildkröten gefangen, weshalb ich auch nicht zweifelte, daß uns der Fang noch gelingen würde.

Am 27ſten des Morgens, ſchickte ich zwey Boote unter Herrn Kings Anführung nach der ſüdöſtlichen Gegend innerhalb der Lagune; und ein kleineres nordwärts an den Ort, wo ich Tages zuvor gelandet hatte. Als letzteres Nachmittags mit ſechs Schildkröten zurückkam, ſchickte ich es gleich wieder hin, und wies ihnen dieſe Stelle während unſeres hieſigen Aufenthalts zu ihrer Station an, weil der Fang daſelbſt mehrentheils gut von ſtatten ging. Herr Capitain Clerke hatte eine

Parthey Mannſchaft am Lande übernachten laſſen, die auch ſo glücklich geweſen war, zwiſchen vierzig und funfzig Schildkröten im Sande auf den Rücken zu legen, welche den Tag über fleißig an Bord geſchaft wurden.

Am 28ſten landete ich, in Begleitung Herrn Bayly's, auf der kleinen Inſel, welche im Eingang, zwiſchen den beyden in die Lagune führenden Einfahrten, liegt, um zu der bevorſtehenden Sonnenfinſterniß die Teleſcope zu richten; denn die Beobachtung dieſes Phänomens war eine Haupturſach, weßhalb ich hier vor Anker gegangen war. Um Mittag kam Herr King mit einem Boot und acht Schildkröten wieder an Bord; ſieben andere blieben am Lande zurück, wo die Mannſchaft des andern Boots beſchäftigt war, noch mehr zu fangen. Abends ging Herr Williamſon dahin ab, um ihnen Lebensmittel und Waſſer zu bringen; Herr King aber blieb an Bord, um die Finſterniß zu beobachten.

Am folgenden Tage ſchickte Herr Williamſon beyde Boote mit Schildkröten beladen an Bord. Zugleich ließ er mich erſuchen, die Boote rund um die Inſel zu ſchicken, weil er an ihrer Südoſtſeite, wo ſich die meiſten Schildkröten aufhielten, einen Landungsort gefunden habe, und man alſo der Mühe überhoben werde, ſie wie bisher über Land bis an die Lagune zu transportiren. Ich gab ſogleich Befehl, daß die Boote an den von ihm angegebenen Ort abgehen ſollten.

Am 30ſten Morgens, ging ich nebſt den Herren King und Bayly auf der vorher erwähnten kleinen Inſel ans Land, um die Sonnenfinſterniß zu beobachten. Bis gegen neun Uhr war der Himmel bewölkt, dann aber machten wir uns einen Sonnenblick zu Nutze, um die Höhe zur Berichtigung der Zeit, nach der Uhr, zu beobachten. Hierauf überzog ſich der Himmel wieder bis halb zehn Uhr, da die Finſterniß bereits angegangen war. Dann befeſtigten wir die Mikrometer an unſere Sehröhre, und maßen den unbedeckten Theil der Sonnenſcheibe. Ich verfolgte dieſe Beobachtung bis eine halbe Stunde vor dem Ende der Finſterniß, da ich wegen der fürchterlichen Hitze, welche durch das Zurückprallen der Strahlen vom Sande noch mehr vermehrt wurde, aufhören mußte.

Von Zeit zu Zeit zogen Wolken an der Sonne vorüber, indeß war doch der Austritt völlig ſichtbar, deſſen Zeitpunkt wir folgendermaßen beſtimmten:

	St.	M.	S.	
Herr Bayly um	0 —	26 —	3	ſcheinbare Zeit Nachmittage.
— King —	0 —	26 —	1	
Ich —	0 —	25 —	37	

Herr Bayly und ich beobachteten mit großen achromatiſchen Teleſcopen, und Herr King mit einem Reflector. Herrn Baylys Inſtrument und das meinige hatten einerley Vergrößerung; wir hätten alſo nicht ſo ſehr von einander abweichen ſollen; vielleicht kam der ganze Unterſchied daher, daß ich eine Erhabenheit im Monde nicht gewahr ward, welche die beyden andern Beobachter ſahen.

Nachmittags kamen die Boote mit der ſämmtlichen Mannſchaft von der ſüdöſtlichen Gegend der Inſel zurück, einen Matroſen von der Discovery ausgenommen, der bereits zwey Tage lang vermißt wurde. Anfänglich waren ihrer zwey irre gegangen; weil ſie aber über den Rückweg nicht einig werden konnten, hatten ſie ſich getrennt, und einer war nach einer Abweſenheit von vier und zwanzig Stunden endlich zu ſeinen übrigen Kameraden am Strande zurückgekommen. Er hatte in dieſem Zeitraum viel ausgeſtanden, denn auf der ganzen Inſel giebt es keinen Tropfen friſchen Waſſers, und in der Gegend, wo er ſich befand, war auch nicht ein einziger Kokosbaum befindlich. Um ſeinen Durſt zu löſchen, bediente er ſich der ſonderbaren Erfindung, Schildkröten zu ſchlachten, und ihr Blut zu trinken. Eben ſo ſeltſam war ſein Erquickungsmittel, wenn er müde ward; er zog ſich alsdann aus, und legte ſich eine Zeitlang in dem ſeichten Waſſer am Strande nieder *).

Jedermann wunderte ſich, wie es möglich geweſen wäre, daß dieſe beyden Leute ſich hätten verirren können. Das Land, von der Seeküſte bis zur Lagune, war nirgends über drey Meilen (*miles* **) breit, und die Ausſicht war nach allen Seiten frey. In der ganzen, völlig ebenen Gegend ſtanden nur einige zerſtreute Gebüſche, und an vielen Stellen konnte man die Maſten der Schiffe erblicken; allein es war ihnen nicht einmal eingefallen ſich nach dieſem Merkmal zu orientiren, ja ſie hatten ſogar vergeſſen, in welcher Gegend der Inſel die Schiffe vor Anker lägen, und wußten ſich ſo wenig zu rathen, als ob ſie eben aus den Wolken gefallen wären. Wenn man aber bedenkt, was für ſeltſame Geſchöpfe die meiſten Matroſen ſind, ſobald ſie an Land kommen, ſo möchte man ſich wieder darüber wundern, daß nicht noch mehrere ſich verirrt hatten. Auch von denen, die mit mir anlandeten, hatte ſich wirklich einer verlaufen; er behielt indeß ſo viel Ueberlegung, daß er einſah, die Schiffe müßten unter dem Winde liegen, und kam zurück, als wir eben ſeine Abweſenheit inne geworden waren.

---

*) Dieſer Verirrte, war der Deutſche, Barthel Lohmann, den ich hernach in Caſſel geſprochen habe. Siehe Göttingiſches Magazin. G. F.

*) Etwas über eine halbe deutſche Meile. G. F.

Capitain Clerke erfuhr kaum, daß einer der Verirrten noch in dieſer hülfloſen Lage wäre, als er unverzüglich eine Parthey beorderte, ihn aufzuſuchen. Weil aber auch dieſe am folgenden Morgen nicht zurückkam, ſchickte ich zwey Boote in die Lagune, damit an mehreren Orten zugleich Nachſuchung gehalten würde. Bald darauf kam endlich jene Parthey mit ihrem Verlornen zurück, und hierauf rief ich meine Boote durch ein Signal wieder an Bord. Dieſer arme Teufel hatte noch weit mehr Ungemach erlitten, als der erſtre; denn er war nicht nur länger in der Irre geweſen, ſondern hatte ſich auch geeckelt Schildkrötenblut zu trinken.

Ich ließ hierauf einige Kokesnüſſe und Yamswurzeln auf dem kleinen Eiland, wo wir die Finſterniß beobachtet hatten, in die Erde pflanzen, und an einer andern Stelle etwas Melonenſaat ausſäen. Ferner ließ ich auf der Inſel eine Flaſche mit folgender Innſchrift zurück:

GEORGIVS TERTIVS REX, 31 DECEMBRIS 1777.
NAVES (RESOLVTION, JAC. COOK, PR.
DISCOVERY, CAR. CLERKE, PR.

Am erſten Januar 1778 ließ ich unſere Schildkrötenfänger mit allem, was ſie noch gefangen hatten, an Bord bringen. Dieſe Arbeit dauerte bis ſpät am Nachmittage, und ich hielt es daher nicht für rathſam, noch dieſen Tag unter Segel zu gehen. Wir hatten hier für beyde Schiffe gegen dreyhundert Schildkröten gefangen, deren jede im Durchſchnitt zwiſchen neunzig und hundert Pfund wog. Sie waren alle von der Gattung die man *green Turtle*, die grüne eßbare See-Schildkröte (*Teſtudo Mydas* Linn.) nennt, und ſo ſchmackhaft, wie ſie nur irgendwo in der Welt ſeyn können. Außerdem fingen wir an der Angel ſo viele Fiſche, als wir während unſers Aufenthalts verzehren konnten, hauptſächlich Cavalhas von allerley Größe, große und kleine Schnapper, und einige wenige Klippfiſche von zweyerley Art, die eine mit unzählichen blauen Flecken, die andere mit zerſtreuten weißen Streifen.

Das Erdreich auf der Inſel iſt an einigen Stellen leicht und ſchwarz, und beſteht daſelbſt augenſcheinlich aus vermoderten Kräutern und dem Auswurf der Vögel, womit Sand vermiſcht iſt. An andern Stellen hingegen ſieht man nichts als Seeprodukte, und zwar, zerbrochene Steinkorallen und Muſcheln, die in langen, ſchmalen Furchen mit der Seeküſte parallel liegen, welche dadurch beynahe das Anſehen eines umgepflügten Feldes bekommt. Sie müſſen alſo von den Wellen aufgeworfen worden ſeyn, ungeachtet ſie gegenwärtig zum Theil eine Engliſche Meile weit von dem Meere entfernt liegen. Es ſcheint alſo außer allem Zweifel, daß dieſe Inſel allmälig durch den Anwurf des Meeres gebildet worden, und noch auf eben dieſe Art zunimmt; denn nicht nur die Bruchſtücke von Korallfelſen, ſondern auch ſelbſt manche Muſcheln ſind viel zu groß, als daß ſie vom Seeſtrande an die Stellen, wo wir ſie fanden, gebracht ſeyn könnten. An mehreren Stellen gruben unſere Leute nach friſchem Waſſer, aber ſie fanden auf der ganzen Inſel nicht einen Tropfen. Dagegen ſahen wir im Innern verſchiedene Teiche mit ſalzigem Waſſer, welche höchſtwahrſcheinlich von dem Seewaſſer, das bey hoher Fluth durch den Sand dringt, angefullt werden. Einer von den Verirrten hatte in der ſudöſtlichen Gegend auch Salz gefunden; allein ſo ſehr wir auch dieſes Artickels benöthigt waren, durften wir uns doch auf einen Wegweiſer nicht verlaſſen, der ſich ſo einfältig verirren konnte, daß er nicht wußte, ob er nach Oſten oder Weſten, nach Norden oder Süden ginge.

Wir bemerkten auch nicht die geringſte Spur, daß je ein Menſch vor uns die Inſel betreten hätte. In der

That, wer das Unglück hätte, hieher verſchlagen, oder hier zurückgelaſſen zu werden, würde ſchwerlich ſein Daſeyn lange erhalten können. Fiſche und Vögel ſind zwar in Menge vorhanden; allein ich wußte nicht, womit er ſeinen Durſt ſtillen ſollte, zu geſchweigen, daß bey dem gänzlichen Mangel an Pflanzenſpeiſe, gar bald die nachtheiligen Folgen eines gänzlich aus dem Thierreich hergenommenen Unterhalts zum Vorſchein kommen würden. Auf der ganzen Inſel zählt man ungefähr dreißig Kokosbäume, auf denen wir aber nur wenige Nüſſe fanden, die noch dazu entweder nicht ausgewachſen, oder mit einem ſalzigen Safte angefüllt waren. Schiffe, die hier anlegen, können folglich nur Fiſche und Schildkröten erwarten, beydes aber in Ueberfluß.

An einigen Orten fanden wir einige niedrige Bäume. Herr Anderſon hatte außerdem ein paar Geſträuche, und zwey oder drey kleine Pflanzen angetroffen, die er indeß alle ſchon auf Palmerſtons Eiland und Otakutea geſehen hatte. Ueberdies fand er hier eine Art indiſche Pappeln, (*ſida*) eine Art Portulak, und eine dritte kleine Pflanze, deren Blätter einem Mesembryanthemum ähnlich waren, *) auch zweyerley Gräſer. Allein von einer jeden dieſer Pflanzengattungen gab es nur eine höchſt unbeträchtliche Anzahl, und ſie ſchienen ſo kümmerlich fortzukommen, daß es zu bewundern iſt, wie ſie ſich noch erhalten.

Unter den vorerwähnten niedrigen Bäumen ſaßen eine Menge Meerſchwalben, (*Sterna*) von einer noch nicht beſchriebenen Art. Sie ſind oben ſchwarz, unten weiß, mit einem weißen Bogen an der Stirne, und etwas größer als die gewöhnliche Meerſchwalbe oder der

---

*) Vielleicht ſeſuvium portulacaſtrum Linn. G. F.

Pinſel (*Noddy; Sterna ſtolida Linn.*) Die meiſten hatten ihre Jungen ſchon ausgebrütet, und dieſe lagen unter den alten auf der bloßen Erde; einige hatten aber noch Eyer, die etwas größer als Taubeneyer, bläulich, und ſchwarz gefleckt ſind, und von denen ſie nicht mehr als eines legen. Außerdem fanden wir auch eine Menge Tölpel von der gewöhnlichen Gattung (*Pelecanus piſcator Linn.*) welche dem Jan-van-Gent, oder der ſogenannten ſchottiſchen Gans (*Pelecanus Baſſanus*) ſehr ähnlich ſind; desgleichen eine andere Art, die rußfarben, oder Chocoladefarbe iſt, und einen weißen Bauch hat. Dieſem Verzeichniß müſſen wir noch Fregatten- und Tropikvögel, Brachhüner, Sandpfeiffer, einen kleinen, der Graſemücke ähnlichen Landvogel, Landkrabben, kleine Eidechſen und Ratten *) hinzufügen.

Weil wir hier das Weihnachtsfeſt feyerten, nannte ich die Inſel, Chriſtmeß-Eiland. Sie ſcheint mir ungefähr funfzehn bis zwanzig Seemeilen (*leagues*) im Umfange zu haben. Ihre Geſtalt gleicht einem halben Zirkel, oder dem Monde im letzten Viertel. Die Nord- und die Südſpitze, welche gleichſam die beyden Hörner vorſtellen, ſind zwiſchen vier und fünf Seemeilen von einander entfernt. Die Weſtſeite, wo ſich der Eingang in den inwendigen See, oder in die Lagune befindet, oder vielmehr die kleine Inſel, wo wir die Sonnenfinſterniß beobachteten, liegt, nach einer großen Menge Mondsbeobachtungen, die nur 7′ von der Längenuhr abwichen, in 1° 59′ nördlicher Breite, und 202° 30′ öſtlicher Länge. Die Abweichung der Magnetnadel war hier 6° 22½′ öſtlich, und die Inclination der nördlichen Spitze 11° 54′.

---

*) Wie mag wohl dieſes vierfüßige Thier dorthin gekommen ſeyn? Eine Frage zur Beherzigung für diejenigen, die überall die organiſchen Körper aus andern Gegenden, in die entlegenſten Länder kommen laſſen, auch wohl gar den, der nach den Beweiſen jener Wanderungen und Transportationen frägt, mit einem verächtlichen Blick und einer rechtgläubigen Amtsmine abfertigen. G. F.

Die Chriſtmeßinſel iſt in geringer Entfernung vom Strande mit einem Rief von Korallenfelſen umgeben. An der Weſtküſte iſt, jenſeits dieſes Riefs, eine Bank von feinem Sande, die ſich eine Seemeile weit vom Lande erſtreckt, und in achtzehn bis dreyßig Faden guten Ankergrund hat. Gienge man näher als zu dieſer Tiefe von achtzehn Faden, ſo würde man zu nahe an den Rief kommen. Während unſeres hieſigen Aufenthalts hatten wir, ein paar Tage ausgenommen, beſtändig friſchen Wind aus Oſt oder auch Oſt bey Süden. Die Wogen kamen von Norden, und brachen ſich am Rief in erſtaunlichen Brandungen. Wir hatten dieſe hohle See bereits vor Entdeckung der Inſel empfunden, und empfanden ſie auch noch etliche Tage nach unſerer Abreiſe.

Dreyßigſtes Hauptſtück.

Entdeckung einiger Inſeln. Beſchreibung der Einwohner von Atuai, die ſich zu den Schiffen begeben. Ihr Betragen, indem ſie an Bord ſtiegen. Einer von den Inſulanern wird getödtet. Vorkehrungen um den vertrauten Umgang mit dem Frauenzimmer zu verhüten. Waſſerplatz. Empfang am Lande. Spatziergang im Innern daſelbſt. Beſchreibung eines Marais. Gräber der Oberhäupter und der geopferten Menſchen. Beſuch eines zweyten Eilandes, Omhiau. Cere-

monien der Einwohner, die ſich an Bord begeben. Wir finden Urſach ſie für Menſchenfreſſer zu halten. Es wird eine Partey Mannſchaft ans Land geſetzt, und bleibt zwey Tage lang daſelbſt. Vorfälle bey ihrer Landung. Abreiſe der Schiffe von dieſen Inſeln.

Am zweyten Januar 1778 lichteten wir, mit Tagesanbruch, die Anker, und fuhren bey ſchönem Wetter und friſchen Oſt- auch Oſtſüdoſtwinde nordwärts, bis wir 7° 45′ nördlicher Breite in 205° öſtlicher Länge erreichten. Hier hatten wir nur einen Tag Windſtille, und bekamen gleich darauf Wind aus Nordoſt zu Oſt, und Oſtnordoſt, welcher auf unſerm Lauf gen Norden allmälig an Stärke zunahm. Täglich zeigten ſich Vögel von den oben angeführten Gattungen, und zwiſchen 10° und 11° Breite ſahen wir mehrere Schildkröten. Dies alles hält man für Zeichen eines nahen Landes; gleichwohl entdeckten wir keines, bis am Morgen des 18ten mit Tagesbruch eine Inſel zum Vorſchein kam, die in Nordoſt zu Oſten lag. Bald darauf ſahen wir noch mehr Land in Norden, das vom vorigen gänzlich abgeſondert war, und ſo wie jenes, hohes Land zu ſeyn ſchien. Um Mittag lag uns das erſtere in der vorigen Richtung nur einen halben Strich öſtlicher, und acht bis neun Seemeilen entfernt; zu gleicher Zeit lag ein hoher Berg am öſtlichen Ende des andern Landes im Norden einen halben Strich ſüdlich. Unſere nördliche Breite war damals 21° 12′; die öſtliche Länge 200° 41′. Nunmehr fingen ſchwache Lüſtchen an mit Windſtillen abzuwechſeln, ſo daß wir um Sonnenuntergang noch neun bis zehn Seemeilen vom nächſten Lande entfernt waren.

Am 19ten bey Sonnenaufgang ſahen wir die zuerſt entdeckte Inſel mehrere Meilen weit gen Oſten entfernt, und ſie war alſo für uns, denen dies gerade gegen den Wind lag, unerreichbar. Ich ſegelte daher auf die andere Inſel zu, und entdeckte bald eine dritte gen Weſtnordweſt in einer Entfernung, daß wir ſie nur eben noch ſehen konnten. Mit Hülfe eines friſchen Windes aus Oſt bey Nord, waren wir um Mittag von dem nächſten Theil des zweyten vor uns liegenden Landes noch ungefähr zwey Seemeilen weit entfernt. Bisher hatten wir noch gezweifelt, ob das Land bewohnt wäre; allein nunmehr ſahen wir einige Canots vom Ufer abſtoßen, und den Schiffen entgegen kommen. Ich ließ ſogleich die Schiffe beylegen, damit die Einwohner Zeit gewönnen ſich uns zu nähern. In jedem Kahn befanden ſich drey bis ſechs Mann, die uns eine überraſchende Freude verurſachten, als ſie uns bey ihrer Annäherung in Otaheitiſcher Sprache anredeten. Nach einigem Zureden kamen ſie an die Seite des Schifs; aber nichts konnte ſie bewegen, an Bord hinauf zu ſteigen. Ich band einige kupferne Medaillen an einen Strick, und lies ſie in eines der Canots hinab, wo man ſogleich einige Makrelen an ihrer Stelle an den Strick befeſtigte. Dieſen Verſuch wiederholten wir mit einigen kleinen Nägeln, oder Stückchen Eiſen, auf welche ſie einen weit höhern Werth ſetzten, als auf alles andre. Sie gaben dafür eine gröſſere Menge Fiſche, nebſt einer Patatenwurzel, und hatten alſo offenbar Begriffe vom Tauſchhandel oder von Geſchenk und Gegengeſchenk. Sonſt bemerkten wir in ihren Canots nichts, als eine Art Fiſchernetze, und einige Flaſchenkürbiſſe; doch bot uns einer noch den Zeug, den er um den Leib geſchlagen trug, zum Verkauf an. Dieſe Leute waren von brauner Farbe, mittlerer Statur und wohl proportionirt. In den Farbenſchattirungen wichen ſie nicht ſehr von einander ab, hingegen bemerkten wir einen Unterſchied in den Geſichtszügen, die bey einigen beynahe europäiſch waren. Die meiſten trugen ihr Haar kurz abgeſchnitten, andere ließen es fliegen, und noch andere hatten es auf der Scheitel in einen Schopf aufgebunden. Von Natur war es wohl bey allen ſchwarz geweſen; allein die meiſten hatten es, wie in den Freundſchaftsinſeln ebenfalls Mode iſt, mit irgend etwas gefärbt, ſo daß es braun oder verbraunt ausſahe. Die meiſten hatten Bärte. Von Zierrathen konnten wir nichts an ihnen gewahr werden, auch waren ihre Ohren nicht durchbohrt; aber auf ihren Händen und um die Hüſten bemerkten wir einige Punkturen. Die Stückchen Zeugs, die ſie um den Leib trugen, waren mit roth, ſchwarz und weiß bemahlt. Dem Anſchein nach waren dieſe Männer ſehr gutmüthig; ſie hatten nicht einmal Waffen bey ſich, ausgenommen einige kleine Steine, welche ſie wahrſcheinlich zu ihrer Vertheidigung mitgenommen hatten, die ſie aber in See warfen, ſobald ſie fanden, daß dieſelben überflüßig wären.

Da ſich an dieſer öſtlichen Spitze der Inſel kein Ankerplatz zeigte, ſegelte ich unter dem Winde längs der Südoſtküſte hinab, und hielt mich dabey eine halbe See-Meile (*league*) vom Strande entfernt. Sobald wir unſern Lauf fortſetzten, verließen uns die Canots; allein ſo wie wir längs der Küſte hinfuhren, kamen andre zu uns, die einige Spanferken, und recht ſchöne Patatten mitbrachten, und ſie, wie die vorigen, für das erſte, was man ihnen anbot, vertauſchten. Für einen Nagel von mittlerer Größe erhielten wir verſchiedentlich ein kleines Ferken. Damit war uns nun ſehr gedient; denn der Vorrath von Schildkröten, den wir auf Chriſtmeßeiland ſo glücklich erbeutet hatten, ging nunmehr zu Ende, und ein Land, wo Lebensmittel im Ueberfluß waren, dünkte uns eine höchſt willkommne Entdeckung. Wir fuhren bey verſchiedenen Dörfern vorbey, von denen einige nahe am Meere, andere höher im Lande lagen. Aus allen ſtürzten die Einwohner in großen Haufen hervor, und ſtellten ſich auf Anhöhen, um unſere Schiffe zu begucken. Das Land ſteigt hier mit einer ſanften Lehne vom Strande bis an den Fuß der Gebirge, die in der Mitte der Inſel liegen, an ihrem öſtlichen Ende aber bis an die See ſtoßen, wo wir wagerechte Schichten darin entdeckten. Waldungen ſahen wir nur in der höheren, inneren Gegend der Inſel, einige wenige Bäume, um die Dörfer abgerechnet, in deren Nähe wir Pflanzungen von Piſangs und Zuckerrohr, und Felder zum Anbau der Wurzeln, bemerkten.

Während der Zeit forſchten wir unabläßig nach Ankergrund, konnten aber mit funfzig Faden die Tiefe nicht erreichen, bis wir uns ungefähr um die Mitte der Inſel, oder eigentlich nahe am nordweſtlichen Ende derſelben, einer flachen Landſpitze gegenüber befanden. Hier war der Grund in zwölf und vierzehn Faden felſigt; jenſeits der Spitze aber, wo die Küſte in einer mehr nördlichen Richtung fortgeht, fanden wir Sandboden mit zwanzig, ſechzehn, zwölf, und endlich, eine kleine Engliſche Meile weit vom Ufer, mit fünf Faden Tiefe. Die Nacht that allen fernern Unterſuchungen Einhalt, und wir brachten ſie mit Kreuzen zu. Als wir uns bey Tagesanbruch dem Lande wieder nähern durften, eilten uns ſofort einige Kähne entgegen, die gepfropft voll Menſchen waren. Einige derſelben wagten es endlich auf unſer Verdeck zu ſteigen, und bezeigten dann über alles, was ſie im Schiffe ſahen, einen ſo hohen Grad von Erſtaunen, als ich auf allen meinen Reiſen noch nirgends bemerkt hatte. Ihre Augen flogen gleichſam von einem Gegenſtande zum andern wild umher, und dabey gaben uns ihre ſeltſamen Gebärden deutlich zu erkennen, wie neu ihnen dieſes alles ſey, und daß noch nie Europäer bisher gekommen wären. Alle unſere Waaren, bloß das Eiſen ausgenommen, ſchienen ihnen völlig unbekannt; doch auch hievon hatten ſie entweder nur gehört, oder in entfernten Zeiten einmal eine geringe Quantität erhalten. So viel wußten ſie, daß es eine Materie ſey, die beſſer, als irgend eines ihrer Landesprodukte, zum Schneiden und Bohren gebraucht werden könne. Sie fragten darnach unter dem Namen Hamáti,*) vermuthlich mit Beziehung auf ein Werkzeug, wozu ſie Eiſen am tauglichſten hielten; denn ſie gaben dieſen Namen den Meſſerklingen, obwohl Meſſer ihnen ſo völlig unbekannt waren, daß ſie im geringſten nicht damit umzugehen wußten. Aus eben der Urſache nannten ſie oft das Eiſen Toi, welches in ihrer Sprache ein Beil, oder vielmehr eine Art von Hacke bedeutet. Wir fragten ſie, ob ſie wüßten, was Eiſen wäre? Hierauf erwiederten ſie ſogleich: wir wiſſen es nicht, ihr wißt es aber, und wir kennen es nur als Toi oder Hamáti (Beil oder ein anderes Inſtrument). Wir zeigten ihnen Glaskorallen; aber auch dieſe waren ihnen ganz unbekannt. Zuerſt fragten ſie, was es vor Dinge wären? und bald darauf, ob ſie ſie verſchlucken ſollten? als wir ihnen hierauf zu verſtehen gaben, daß es Zierrathen wären, die man ins Ohr hinge, gaben ſie ſie ſogleich als unbrauchbar zurück. Eben ſo machten ſie es mit einem Spiegel, den man ihnen anbot, der ſie aber wenig reizte. Hamáti und Toi war dagegen ihre einzige Nachfrage, und hiervon wünſchten ſie ſo große Stücke als möglich. Irdene Teller und Porzellain, waren ihnen ſo neu, daß ſie fragten, ob ſie von Holz gemacht wären; doch wünſchten ſie etwas davon mitnehmen zu können, um es am Lande vorzuzeigen. Sie beſaßen viel natürliche Höflichkeit, oder fürchteten ſich wenigſtens, uns zu beleidigen; daher fragten ſie, ob ſie ſich ſetzen müßten, ob es erlaubt wäre auf dem Verdeck auszuſpucken, und dergleichen mehr. Einige ſprachen ein langes Gebet, ehe ſie an Bord kamen: andere ſangen hernach und machten Bewegungen mit den Händen, wie wir ſie bereits bey den Tänzen der vorhin beſuchten Inſulaner geſehen hatten. Dieſen glichen ſie überdies noch in einer andern Rückſicht. Sobald ſie nämlich zu uns heraufgeſtiegen waren, ſtahlen ſie alles, woran ſie Hand legen konnten, oder ſie nahmen es vielmehr vor aller Augen, in der Meynung, daß wir es entweder nicht übel nehmen oder doch nicht verbiethen würden. Allein wir halfen ihnen bald aus dieſem Irrthum, und als ſie ſahen, daß wir ein wachſames Auge über ſie hatten, ließen ſie in der Folge von dieſem Zugreifen ab.

---

*) E-Miti heißt in Neuſeeland ein Inſtrument, womit man den Feinden den Kopf ſpaltet, welches ſonſt auch von der Handlung ſelbſt, die damit verrichtet wird, den Namen Pattu Pattu hat, und unter dieſem bekannt iſt. G. F.

Um neun Uhr befanden wir uns ziemlich nah am Strande, und nunmehr mußte Herr Lieutenant Williamſon, mit drey bewafneten Booten, einen Landungsort und einen Waſſerplatz ſuchen. Ich befahl aber: im Fall er es nöthig fände, an Land zu gehen, um friſches Waſſer ausfündig zu machen, ſollte ja nicht mehr als ein Mann mit ihm gehen. Indem die Boote eben vom Schiffe abſtießen, entwendete einer von den Eingebohrnen unſerm Metzger ſein groſſes Hackmeſſer, ſprang damit über Bord, ſchwang ſich in ſein Canot, und eilte dem Lande zu, wohin ihn die Boote, jedoch umſonſt, verfolgten.

Den Befehl, daß niemand von der Mannſchaft das Boot verlaſſen ſollte, gab ich, um wo möglich, die Mittheilung einer unreinen Krankheit, womit einige meiner Leute angeſteckt waren, hier zu verhüten, da wir bereits die unglückliche Erfahrung gemacht hatten, daß einige andere Inſeln von uns mit dieſem furchtbaren Gifte befleckt worden waren. Aus eben dem Grunde, durfte auch kein Frauenzimmer an Bord kommen, obgleich viele in den Kähnen zugegen waren. An Statur, Farbe und Geſichtszügen zeichneten ſie ſich nicht ſehr von den Männern aus: allein weder in ihrem offenen und in der That angenehmen Geſichte, noch im Bau ihres Körpers überhaupt, bemerkte man den zarten weiblichen Ausdruck. In der Kleidung unterſchieden ſie ſich von den Männern. Dieſe trugen nichts als einen Maro oder Gürtel aus einem Streifen Zeug, welcher zwiſchen den Lenden durchgezogen war; die Weiber hingegen hatten ein Stück eben deſſelben Zeuges von der Mitte des Leibes an, bis auf die halbe Lende herab gewickelt. Es lag nicht an ihrem guten Willen, daß wir mit ihrem Beſuch an Bord verſchont blieben; ſondern an meinem Beſtreben, allen Umgang mit ihnen zu verhindern, und ſie ſelbſt ſowohl, als ihr ganzes Volk vor unerſetzlichem Schaden zu bewahren. Zu dieſem Ende ertheilte ich zugleich den ſchärfſten Befehl, daß niemand auf irgend einen Poſten außerhalb dem Schiffe geſchickt werden ſollte, von dem man wiſſe, oder vermuthen könne, daß er angeſteckt ſey.

Ob dieſe Vorkehrungen, welche mir die Menſchlichkeit zum Geſetz machte, den erwünſchten Erfolg gehabt haben, muß die Zukunft entſcheiden. Ich hatte zwar dieſelbe Vorſicht gebraucht, als ich zum erſtenmal die Freundſchaftsinſeln beſuchte; allein ich fand bey meiner diesmaligen Anweſenheit, zu meinem wahren Leidweſen, daß ſie nichts gefruchtet hatte. In der That befürchte ich gar ſehr, daß auf Reiſen wie die unſrigen, die Anſteckung nicht vermieden werden kann, ſobald die Umſtände es erfordern, eine Menge Leute ans Land zu ſetzen. Die Gelegenheiten und die Veranlaſſungen zum vertrauten Umgang zwiſchen beyden Geſchlechtern ſind alsdann zu häufig, als daß ſie auf jeden Fall verhütet werden könnten. Oft ſchmeicheln wir uns auch, mit der völligen Geſundheit unſerer Mannſchaft, und entdecken denn unſern Irrthum zu ſpät. Ja es iſt noch ſehr die

Frage, ob ſogar der geſchickteſte Arzt auf jeden Fall, mit einiger Sicherheit behaupten könne, es ſey unmöglich, daß jemand, der die Krankheit in einem gewiſſen Grade gehabt hat, wenn er gleich unter ſeinen Händen geneſen iſt, ſie andern mittheilen könne. Mich dünkt, ich könnte Fälle anführen, die mich in dieſer Meynung rechtfertigen. Ferner befinden ſich unter einer gewiſſen Anzahl von Menſchen allemal einige, die aus Schamhaftigkeit verheelen, daß ſie mit dieſer Krankheit behaftet ſind; ſo wie es bekanntlich auch ausgelaſſene und verderbte Menſchen giebt, denen es gleichviel gilt, wem ſie dieſe Krankheit mittheilen. Hievon kann der Conſtabel der Discovery ein Beyſpiel abgeben, der in Tongatabu von ſeinem Capitain den Auftrag erhielt, mit den Einwohnern am Lande zu handeln. Dieſer fuhr nämlich fort, nachdem er ſchon angeſteckt war, mit verſchiedenen, wahrſcheinlich nicht inficirten, Weibern Umgang zu haben, obgleich ſeine Cameraden ihn deshalb zur Rede ſetzten. Sobald indeß Herr Capitain Clerke von dieſer Unordnung Nachricht erhielt, mußte der Conſtabel an Bord.

Während der Zeit, daß unſere Boote die Küſte genauer unterſuchten, kreuzten wir ab und zu. Gegen Mittag kam Herr Williamſon zurück, und berichtete, daß er, unweit eines Dorfes hinter dem Strande, einen großen Teich geſehen hätte, worin nach dem Bericht der Eingebohrnen friſches Waſſer wäre. Dieſem Orte gegenüber ſey guter Ankergrund befindlich. Er hätte auch an einer andern Stelle anzulanden verſucht, allein die Einwohner wären in großer Menge an die Boote gekommen, und hätten verſucht, die Ruder und Flinten, kurz alles, woran ſie Hand legen konnten, den unſrigen aus den Händen zu reiſſen. Er habe in dieſem Gedränge Feuer gegeben, und es ſey einer auf dem Platz geblieben. Dieſen letzten Umſtand erfuhr ich indeß nicht eher, als bis wir dieſe Inſel verlaſſen hatten; folglich war mein ganzes Betragen ſo eingerichtet, als ob nichts dergleichen vorgefallen wäre. Der Erſchoſſene wurde von ſeinen Landsleuten aufgehoben, und weggetragen. Zu gleicher Zeit entfernten ſich alle Inſulaner von den Booten, fuhren aber dennoch fort, unſern Leuten Zeichen zu geben, daß ſie anlanden möchten. Herr Williamſon lehnte aber ihre Einladung ab. Uebrigens glaubte er nicht, daß ſie im Sinne gehabt, irgend einen ſeiner Leute umzubringen, oder ihm das geringſte Leid zuzufügen, ſondern daß nichts als Neugier ſie gereizt habe, ſo nach allem zuzugreifen, wogegen ſie doch auch das ihrige gern hergegeben hätten.

Hierauf ſchickte ich eines von den Booten von neuem ab, um ſich an dem Orte aufzuhalten, wo der beſte Ankergrund befindlich wäre. Sobald ich es auf ſeiner Station ſahe, folgte ich mit den Schiffen, und kam in 25 Faden auf ſeinem grauen Sandboden vor Anker. Die flache vorhin erwähnte Spitze machte die öſtliche Grenze unſerer Rhede aus; und das Dorf, hinter welchem der Teich mit friſchem Waſſer liegen ſollte, war eine Engliſche Meile in Nordoſt zu Oſten entfernt. Erſt nachdem die Reſolution ſchon ihre Stelle eingenommen hatte, entdeckte ich, in der geringen Entfernung von etwas mehr als einer Engliſchen Viertelmeile, Klippen, worauf die See brach. Die Discovery ankerte weiter vom Lande, etwas öſtlicher als wir. Zwiſchen drey und vier Uhr Nachmittags ging ich in drey bewafneten Booten ab, und nahm zwölf Seeſoldaten mit, um ſowohl das Waſſer des Teichs zu unterſuchen, der hinter dem Dorfe in einem engen Thale lag, als auch die Geſinnungen der Einwohner kennen zu lernen, die vor ihrem Dorfe auf dem Strande zu mehreren Hunderten verſammelt waren.

In dem Augenblicke, da ich ans Land ſprang, fiel die ganze Verſammlung der Einwohner auf ihr Angeſicht, und blieb in dieſer demüthigen Stellung liegen, bis ich ſie mit den nachdruckvolleſten Zeichen zum Aufſtehen brachte. Sogleich überreichten ſie mir eine Menge kleiner Ferken mit Piſangſtämmen, wobey ſie ungefähr dieſelben Ceremonien beobachteten, die in den Societäts- und andern Inſeln, bey dergleichen Gelegenheiten gebräuchlich ſind. Einer ſagte dabey ein langes Gebet her, worin der ganze Hauſe zuweilen einſtimmte. Ich gab ihnen zu verſtehen, daß ich ihre Geſchenke annähme, und überreichte ihnen dagegen, was ich in dieſer Abſicht mitgebracht hatte. Nach dieſem vorläufigen Geſchäfte, ſtellte ich eine Wacht am Strande aus, und ließ mich von einigen Einwohnern nach dem Teiche führen. Er war groß genug, um den Namen eines Sees zu verdienen, denn wir konnten das Ende davon nicht abſehen; er war zum Waſſerſchöpfen gut gelegen, und das Waſſer ſelbſt von gutem Geſchmacke. Nach dieſer Unterſuchung kehrte ich an Bord zurück, und ließ alles zum Waſſerfüllen in Bereitſchaft bringen. Am folgenden Morgen ging ich ſelbſt mit der zu dieſer Arbeit beſtellten Mannſchaft ans Land, und ließ am Strande wieder eine Wache aufziehen.

Sobald wir feſten Fuß gefaßt hatten, ging der Tauſchhandel an, und wir erhielten von den Einwohnern Schweine und Patatten, für Nägel und Stücke Eiſen, denen wir einigermaßen die Geſtalt von Meißeln gegeben hatten. Das Waſſerfüllen ging unterdeß von Seiten der Inſulaner nicht nur ungehindert fort, ſondern ſie waren ſogar unſern Matroſen behülflich, die Fäſſer zum Teiche und wieder zurückzurollen, und thaten alles, was wir verlangten. Da ſolchergeſtalt meine Gegenwart entbehrlich war, ließ ich Herrn Williamſon das Commando bey dem Waſſerfüllen, und ging in Begleitung der Herren Anderſon und Weber landeinwärts das Thal hinauf. Wir hatten einen großen Schwarm von Inſulanern hinter uns, und erwählten einen davon, der ſich dadurch hervor that, daß er die andern in guter

Ordnung hielt, zu unſerm Wegweiſer. Von Zeit zu Zeit rief er aus, daß wir uns näherten, und ſogleich warf ſich ein jeder, der uns begegnete, mit dem Geſichte zur Erde, und blieb in dieſer Stellung liegen, bis wir vorüber waren. Ich erfuhr in der Folge, daß ſie auf dieſe Art ihren eignen großen Oberhäuptern die ſchuldige Ehrfurcht bezeigen *).

Indem wir mit den Schiffen, von Oſten her, längs der Küſte hingeſegelt waren, hatten wir bey jedem Dorfe einen oder mehr weiße Gegenſtände wahrgenommen, die wie Pyramiden oder eigentlicher wie Obelisken (Spitzſäulen) ausſahen. Eine ſolche Pyramide fiel beſonders von unſerm jetzigen Ankerplatz in die Augen, und ſchien nicht weit entfernt, und etwa funfzig Schuh hoch zu ſeyn. Um dieſen Obelisk näher zu betrachten, hatte ich mich eben jetzt auf den Wege gemacht. Unſer Wegweiſer verſtand vollkommen wohl, wohin ich wollte; allein da die Pyramide jenſeit des Teichs lag und wir den weiten Umweg nicht machen wollten um auf jene Seite hinüber zu kommen, ſo begnügten wir uns damit, einen andern Obelisk zu beſuchen, der zwar nicht ſo anſehnlich als jener aber weit näher, nähmlich dieſſeits des Teichs ungefehr eine halbe Meile weit von uns vorhanden war. Als wir hinankamen, ward ich gewahr, daß er auf einem Begräbnißplatz oder Marai ſtand, der übrigens, in mancherley Rückſicht, mit den Plätzen dieſer Art in andern Inſeln des Südmeeres, hauptſächlich aber in Otaheiti, die auffallendſte Aehnlichkeit hatte. Wir erfuhren auch bald, daß die verſchiedenen dazu gehörigen Dinge eben die Benennungen hätten, wie in jenen Inſeln. Dieſer Platz

---

*) Etwas ähnliches fanden Le Maire und Schouten in Cocos- und Horn Eiland, welche von den Freundſchafts-Inſeln nicht weit entfernt ſind. G. F.

hatte eine längliche Figur, war anſehnlich groß, und mit einer vier Schu hohen ſteinernen Mauer umgeben. Innerhalb derſelben beſtand das lockere Pflaſter aus kleineren Steinen, und an einem Ende ſtand die Pyramide, welche in der Landesſprache Hinananu heißt. Sie war augenſcheinlich denen, welche wir von den Schiffen bemerkt hatten, vollkommen ähnlich nur nicht völlig ſo groß als andere; die Grundlage betrug nehmlich nur vier Schuh ins Gevierte, und die Höhe zwanzig Schuh. Die vier Seiten beſtanden aus dünnen Stangen, welche mit Reiſern und Zweigen durchflochten waren, und wie ein ſchlechtes Stück Korbmacherarbeit ausſahen. Oben war die ganze Maſchine offen, und inwendig von oben bis unten hohl. Sie ſchien einigermaßen in Verfall gerathen zu ſeyn, allein überall ſahe man hinlängliche Spuren, daß das Ganze ehedem mit einem dünnen grauen Zeuge überzogen geweſen war. Eben dieſe Art Zeuges ſcheint hier zu gottesdieſtlichen Gebräuchen beſonders beſtimmt zu ſeyn, denn es hing in ziemlicher Menge hin und wieder im Marai herum; auch befand ſich etwas davon unter den Geſchenken, die man mir bey meiner erſten Anlandung gleichſam aufgedrungen hatte. Zu beyden Seiten der Pyramide waren lange Stücke von geflochtener Arbeit, welche man Hiriani nannte, in eben ſo baufälligem Zuſtande. Daneben ſtanden in einer Ecke zwey dünne, mit den Spitzen gegeneinander geneigte Stangen, und zwiſchen denſelben befand ſich, in der Höhe von fünf bis ſechs Fuß, ein Brett, worauf einige Piſangs lagen. Dies nannten die Einwohner Hiräremy (*herairemy*), und ſetzten hinzu, die hier befindlichen Früchte wären den Göttern geweihet. Dieſe Bühne iſt alſo mit den Hwattas in Otaheiti völlig einerley. Vor dem Hinananu, oder Obelisk, ſtanden verſchiedene Stücken Holz, die einigermaßen wie Menſchenähnliche Figuren geſchnitzt waren, und ein zwey Schuh hoher, mit Stücken Zeug bedeckter Stein, Hoho, der dem Gotte dieſer Inſel, Tongarua geheiligt war. Dies alles erinnerte uns immer mehr an die Marais, die wir erſt vor kurzem in Otaheiti geſehen hatten. Nahe bey den geſchnitzten Figuren, aber außerhalb der Mauer des Marais, ſtand eine kleine Hütte, nicht größer als ein Hundeſtall, die ſie Haripahu nannten. Vor derſelben ſahe man ein Grab, worin, laut der Ausſage unſerer Begleiter, der Leichnam eines Weibes liegen ſollte.

An der entgegengeſetzten Seite des eingeſchloſſenen Raumes ſtand ein Haus oder ein Schuppen, der ungefähr vierzig Fuß lang, gegen zehn Fuß hoch, und in der Mitte eben ſo breit, an beyden Enden aber etwas ſchmäler war. Dieſes Gebäude, welches zwar länger, aber nicht ſo hoch als ihre Wohnhäuſer iſt, nennen ſie Himanah. Der Eingang dazu befand ſich in der Mitte derjenigen Seite, die dem Hofe zugekehrt war. Inwendig, dem Eingange gegenüber, ſtanden an der Wand zwey hölzerne Bilder, die mit ihren Unterſätzen aus Einem Stück verfertigt, in allem etwa drey Schuh hoch, nicht übel gearbeitet, und von keiner ſchlechten Zeichnung waren. Man ſagte uns es wären Eatuo no Weheine, oder Abbildungen von Göttinnen. Eine trug auf dem Kopfe einen geſchnitzten Helm, welcher dem Helm der alten Krieger ſehr ähnlich war; die andere hatte eine cylindriſche Mütze, faſt wie der Kopfputz der in Otaheiti Tamau genannt wird. Beyde Figuren waren mit Stücken Zeugs umgürtet, welche ziemlich tief hinabhingen. Zur Seite einer jeden war ein kleines geſchnitztes Holz befindlich, welches auf eine ähnliche Art mit Zeug behangen war. Zwiſchen, oder eigentlich vor, den Untergeſtellen lag ein Haufen Farrnkraut, welches offenbar in einzelnen Stauden hieher getragen ſeyn mußte; denn einiges war ganz verweſet, andres aber noch völlig grün und friſch.

In

In der Mitte des Hauſes, vor den beyden Bildern, ſahen wir einen länglichen Raum, der mit Steinen eingeſchloſſen, und mit Lappen von dem oftеrwähnten Zeuge bedeckt war. Wir erfuhren bald, daß ſieben Oberhäupter, deren Namen man uns auch nannte, hier begraben lägen. Der Ort ſelbſt hieß Hinini. So viele auffallende Aehnlichkeiten zwiſchen dieſem Begräbnißplatz, und denen die wir kürzlich auf den Inſeln im ſüdlichen Theile des ſtillen Meeres geſehen hatten, ließen uns kaum mehr zweifeln, daß dieſe Uebereinſtimmung ſich auch auf die gottesdienſtlichen Gebräuche, und beſonders auf die abſcheulichen Menſchenopfer, erſtrecke; bald ward auch unſre Vermuthung durch die augenſcheinlichſte Gewißheit beſtätigt. Indem wir aus dem Hauſe traten, ſahen wir, dicht am Eingange, einen kleinen viereckigen Raum und daneben einen etwas kleineren. Wir befragten unſern Führer, was dieſe Räume zu bedeuten hätten, und erhielten ſogleich zur Antwort: in dem einen liege ein geopferter Menſch, Taata-tabu, oder wie es hier eigentlich ausgeſprochen wird, Tanata (auch Tongata) tafu, begraben, in dem andern aber ein Opferſchwein. Unweit dieſer Gräber, beynahe in der Mitte des Marai, fanden wir drey andere viereckigte, geſchloſſene Räume; und bey jedem zwey geſchnitzte Hölzer, nebſt einem Haufen Farnkraut. Dieſes waren, wie man uns ſagte, die Gräber dreyer Oberhäupter, und vor denſelben lag noch ein länglicher geſchloſſener Raum, den unſer Führer ebenfalls Tongata-Tafu nannte. Zugleich erzählte er ganz deutlich, ſo daß wir ihn unmöglich mißverſtehen konnten, daß daſelbſt drey Opferleichname begraben lägen, nehmlich für jedes Oberhaupt Einer. Es ſchmerzte mich ſehr, daß überall in dieſem unermeßlichen Ocean, unter Völkern, die zwar offenbar zu einem Stamm gehören, aber gleichwohl ſo weit getrennt ſind, daß ſie nichts von einander wiſſen, dergleichen blutige

Opfergebräuche Statt finden; noch mehr aber betrübte mich die immer ſtärkere Ueberzeugung, daß dieſe barbariſche Gewohnheit hier mehr als irgendwo im Schwange ſeyn müſſe. Dieſe Inſel ſchien nehmlich mit dergleichen Begräbniß- und Opferplätzen, wie der eben beſchriebene, reichlich verſehen, und der hieſige war allem Anſchein nach einer der unbedeutendſten, denn eine Menge ſolcher Plätze, die wir auf unſerer Fahrt längs der Küſte bemerkt hatten, fielen ungleich mehr ins Auge, vor allen Dingen aber derjenige, der in dieſem Thale jenſeit des Waſſers lag, deſſen Hinanann oder Pyramide (Obelisk) ihre weiße Farbe von nichts anderm als den Stücken geweihten Zeuges, womit ſie behangen war, herhaben konnte. Noch muß ich bemerken, daß hier innerhalb der Mauer des Begräbnißplatzes verſchiedene Bäume, z. B. Gordia Sebeſtena Linn. Morinda citrifolia Linn. und der Eti oder Dſchidſchi von Tongatabu ſtanden *). Mit den Blättern des letztern war das Dach des Himanah gedeckt, und da man ſich derſelben nicht zu den Dächern der Wohnhäuſer bedient, ſo ſcheint die Pflanze lediglich zum gottesdienſtlichen Gebrauche beſtimmt zu ſeyn.

Unſer Weg, nach dem eben beſchriebenen Marai und von demſelben zurück, ging durch die Anpflanzungen der Einwohner. Der Boden war meiſtentheils eben, mit Waſſergraben durchſchnitten, die Wege oder Fußſteige ſchienen durch Kunſt erhöhet zu ſeyn. Die Zwiſchenräume waren größtentheils mit Tarro- oder Aronswurz bepflanzt, die hier vorzüglich kräftig aufſchießt, weil die Felder ungemein niedrig, folglich ſo, wie es die Wurzel erfordert, feucht liegen. Vermuthlich kommt das Waſſer, welches dieſe Felder tränkt, mit demjeni-

---

*) Vermuthlich Dracaena terminalis Linn. G. F.

gen, welches wir aus dem Teiche ſchöpften, aus Einer Quelle. Auf trocknerem Boden ſtanden hie und dort, in ordentliche Reihen gepflanzt, und von allem Unkraut ſorgfältig geſäubert, Papiermaulbeerbäume, die ebenfalls in vollen Wachsthum waren. Die Kokospalmen ſchienen nicht ſo gut fortzukommen, denn ſie waren insgemein niedrig; die Piſangs hingegen, die aber nicht die größten waren, hatten ein beſſeres Anſehen. Die meiſten Bäume ſowohl um das hieſige Dorf herum, als um verſchiedene andere Dörfer, bey denen wir vorüber geſegelt waren, gehörten zu der obenerwähnten Linnäiſchen Gattung Cordia Sebeſtena; doch waren ſie kleinlicher, als die Bäume eben der Art in den ſüdlichgelegenen Inſeln. Das Dorf liegt größtentheils nahe am Strande, und beſteht aus etwa ſechzig Häuſern. Tiefer im Lande, nach dem Begräbnißplatze hin, liegen noch ungefähr vierzig Wohnungen zerſtreut.

Nachdem wir ſorgfältig jede Merkwürdigkeit des Marais in Augenſchein genommen, und Herr Weber Zeichnungen davon gemacht hatte, die auch gegenwärtiger Beſchreibung beygefügt ſind, kehrten wir auf einem andern Wege zurück. Am Strande fand ich eine groſſe Menge Menſchen verſammelt, die mit Schweinen, Hühnern und Wurzeln einen ſtarken Handel trieben. Alles ging dabey in der beſten Ordnung zu, wiewohl ich keinen bemerkte, der irgend einen Vorzug oder Gewalt über ſeine Landsleute geäußert hätte. Um Mittag ging ich zum Eſſen an Bord, und ſchickte Herrn King ans Land, der bereits am Morgen die Aufſicht daſelbſt übernommen haben würde, wenn er nicht mit Monds-Beobachtungen beſchäftigt geweſen wäre. Nachmittags ging ich mit Herrn Capitain Clerke wieder ans Land, um noch einen Spaziergang landeinwärts zu verſuchen; allein ehe ich dazu kommen konnte, war es zu ſpät geworden. Ich mußte alſo mein Vorhaben aufgeben, und auch in der Folge fand ſich weiter keine Gelegenheit es auszuführen. Nachdem ich dieſen Tag über zwölf Tonnen Waſſer geladen, und, hauptſächlich für Nägel und Stückchen Eiſen, ſiebenzig bis achtzig Schweine, etliche Hüner, eine Menge Patatten, einige Piſangsfrüchte, und Tarrowurzeln eingetauſcht hatte, fuhrte ich mit Sonnenuntergang meine Mannſchaft an Bord. Den Einwohnern muß ich das Lob geben, daß ſie es weder am Lande noch bey den Schiffen verſucht hatten uns zu betrügen. Gleich anfangs hatten zwar, wie ich oben erzählt habe, verſchiedne einigen Hang zum Stehlen gezeigt, oder vielmehr ſchienen ſie zu glauben, daß Alles, was ſie in die Hände nähmen, ihnen mit Recht zukäme; allein ſeitdem ſie inne geworden waren, daß wir dergleichen Anmaßungen nicht ungeſtraft hingehen ließen, hatſie ſich derſelben gänzlich begeben.

Unter den mancherley Waaren, die ſie zum Tauſchhandel mitgebracht hatten, bewunderten wir eine Haube, oder Mütze, und einen Mantel, die man auch in denen Ländern, wo man auf den Anzug mehrere Aufmerkſamkeit verwendet, für zierlich halten würde. Der Mantel iſt an Größe und Schnitt ungefähr den kurzen Mänteln gleich, die das Frauenzimmer in England, oder die Männer in Spanien tragen; er geht bis auf die Mitte des Rückens herunter, und iſt vorn etwas loſe zuſammengebunden. Der Grund iſt ein netzförmiges Gewebe, auf welches die ſchönſten rothen und gelben Federn ſo dicht an einander befeſtigt ſind, daß man die Oberfläche mit dem ſtärkſten und reichſten Sammt vergleichen kann, dem ſie in dem glänzenden Anſehen und in der Weichheit gleich kommen. Das Muſter oder Deſſein dieſer Arbeit iſt ſehr verſchieden; einige beſtehen aus lauter abwechſelnden rothen und gelben Triangeln; andere haben eine Art von halben Mond; noch andere ſind über und über roth, und haben einen breiten gelben Rand, ſo daß ſie in einer gewiſſen Entfernung genau ſo ausſehen, wie ſcharlachne mit goldnen Treſſen beſetzte Mäntel. Die Schönheit dieſer Kleidungsſtücke, zumal derjenigen, die ganz neu waren, ward durch den blendenden Glanz der Federn ſehr erhöht. Die Eigenthümer ſetzten aber auch einen hohen Werth darauf. Anfangs mochte man ihnen dafür bieten, was man wollte, ſo nahmen ſie es nicht an; ja einige verlangten nichts geringeres dafür als eine Flinte: in der Folge gelang es uns indeß, einige gegen ſehr große Nägel einzutauſchen. Die beſte Sorte blieb aber immer ſehr rar. So viel ich muthmaßen kann, werden ſie nur bey gewiſſen Feyerlichkeiten oder Luſtbarkeiten angelegt; denn die Eigenthümer derſelben machten allerley Grimaſſen, ungefähr wie diejenigen, die uns vorgeſungen hatten.

Die Haube oder Mütze hat völlig die Geſtalt eines Helms, und in der Mitte einen Kamm, der oft eine Handbreit hoch iſt. Sie paßt genau auf den Kopf, hat Ausſchnitte für die Ohren, und iſt aus dünnen Reiſern geflochten, welche mit einem Netzgewebe überzogen ſind: Dieſes iſt wieder mit Federn durchwirkt, wie auf den Mänteln, doch mit dem Unterſchiede, daß ſie hier noch feſter verſchränkt, die Muſter aber weniger mannichfaltig ſind. Der größte Theil iſt allemal roth; es ſind aber ſchwarze, gelbe und grüne Streifen darin, deren Bogen mit dem Kamme parallel laufen. Vermuthlich gehören ſie zu den Mänteln, und machen mit denſelben einen vollſtändigen Anzug aus; denn zuweilen waren einige der Eingebohrnen mit beyden zugleich bekleidet.

Wir entdeckten bald, woher ſie die Menge der rothen Federn nähmen, denn ſie brachten in der Folge eine große Menge Häute von kleinen rothen Vögeln zum Verkauf, denen ſie dünne Hölzchen durch die Naſenlöcher gezogen hatten, und die ſie zu zwanzigen oder mehr, in ein Bündel gebunden, umhertrugen. Die erſten, die man uns verkaufte, waren nicht ganz, ſondern gingen nur bis hinter die Flügel; doch erhielten wir in der Folge auch einige vollſtändige, mit Schwänzen und Füßen. Jene erſteren erinnerten uns an den Urſprung der Fabel vom Paradiesvogel, den man lange für einen Vogel ohne Füße hielt, weil die oſtwärts von den Moluckiſchen Inſeln, wohnenden Völker, von denen wir die Paradiesvögel erhalten, die Füße von dem Balge wegſchneiden, vermuthlich aus eben dem Grunde, den auch die hieſigen Inſulaner zur Urſach angaben, nämlich, um ſie deſto bequemer aufbewahren zu können, ohne irgend etwas von dem brauchbaren Theile einzubüßen. Der hieſige rothe Vogel iſt nach Herrn Anderſon eine Art Bienenwolf (*Merops*) *) und ungefähr von der Größe eines Sperlings. Die Farbe iſt ein helles Scharlach; nur Schwanz und Flügel ſind ſchwarz. Der Schnabel iſt Bogenförmig gekrümmt, zweymal ſo lang wie der Kopf, und, ſo wie die Füße, von röthlicher Farbe. Der Schädel war herausgenommen, wie man es auch bey den Paradiesvögeln zu thun pflegt. Allem Anſehen nach iſt außer dem bloßen Trocknen, keine Art von künſtlichem Mittel zu längerem Aufbewahren dieſer Häute angewendet, denn ſie waren zwar feucht, verriethen aber weder im Geſchmack noch im Geruch das mindeſte von einem antiſeptiſchen Verwahrungsmittel. **). Die ganze

---

*) Er gehört in das Geſchlecht der Baumläufer (Certhia) und als ſolchen habe ich ihn im Göttingiſchen Magazin 1 Jahrgang 6 St. S. 346. beſchrieben. Auch hat ihn ſeitdem Herr *Latham* in ſeiner vortreflichen Synopſis of Birds Vol. I. p 704. unter dem Namen des rothen krummſchnäbligen Baumläufers (hookbilled red Creeper) aufgeführt. G. F.

**) Es iſt in der That merkwürdig, wie weit ſich der Geſchmack an rothen Federn durch alle Inſeln des Südmeeres erſtreckt. Ja was noch mehr iſt, dasjenige was hier von dem Aufbewahren der rothen Vögel erzählt wird, beſtätigt einem jeden, Nacht hindurch und am Morgen des 22ſten regnete es in einem fort, und der Wind kam dabey, mit kurzen gebrochenen Wellen, von Südoſt, Südſüdoſt und Sü-

---

der den wunderbaren Wanderungen Einer Familie nachſpüren will, die bereits auf andern Gründen ruhende Hypotheſe, daß eben daſſelbe Volk welches Cook, von Neuſeeland an, auf allen Inſelgruppen des ſtillen Meeres (die neue Gruppe wozu Atuai gehört, mit einbegriffen) wiederfand, urſprünglich auch Neu Guinea und die benachbarten oſtindiſchen Inſeln bevölkert hat. Was Herr Sonnerat vom Paradiesvogel ſchreibt, ſtimmt vollkommen mit der Nachricht unſerer Seefahrer von den aufbewahrten rothen Vögeln überein; er ſagt: (Voy. à la Nouv. Guinée p. 154); von den Papuanern: ils nous préſenterent pluſieurs eſpeces d'oiſeaux, auſſi élégans par leur forme, que brillans par l'éclat de leurs couleurs. La depouille des oiſeaux ſert à la parure des chefs, qui la portent attachées à leurs bonnets en forme d'aigrettes. *Mais en préparant les peaux, ils coupent les pattes.* Les Hollandois, qui trafiquent ſur ces côtes, y achettent de ces peaux ainſi preparées, les tranſportent en Perſe, à Surate, dans les Indes, où ils les vendent fort cher aux habitans riches, qui en font des aigrettes pour leurs turbans et pour le caſque des guerriers et qui en parent leurs chevaux. C'eſt de là qu'eſt venue l'opinion qu'une des ces eſpèces d'oiſeaux, (l'oiſeau de paradis) *n'a point de pattes.* Les Hollandois ont accredité ces fables, qui en jettant du merveilleux ſur l'objet dont ils trafiquoient, étoient propres à le rendre plus précieux et à en rehauſſer la valeur. Anmerk. des Herausgebers der Urſchrift. Es iſt bereits zur Genüge bekannt, daß die ſchwarzen Papuaner, ſowohl in Bildung, als Sitten und Sprache, von dem hellgefärbten Volke in den Südſeeinſeln, gänzlich verſchieden ſind, und nur Hypotheſenſucht konnte ſie vereinigen wollen, da die ganze Aehnlichkeit auf den Zahlwörtern beider Völker beruhet, die denn freilich einander ungefähr eben ſo ähnlich ſind, als beyde den deutſchen Zahlwörtern. Das Argument, was hier von der Liebe zum Putz, und von dem beſondern Wehrt der Federn bey jenen Völkern entlehnt wird, beweiſet höchſtens nur, daß beyde zum Menſchengeſchlechte gehören, dem die Neigung zum Schmucke eigenthümlich iſt. Auch bey uns trägt man Federn, auch in Perſien beſetzt man den Turban mit Paradiesvögeln; daraus folgt aber noch keineswegs, daß Engden; unſer Schif, welches in einer Entfernung von höchſtens ein paar hundert Faden, Klippen und Brandungen hinter ſich hatte, befand ſich alſo eben nicht in der ſicherſten Lage. Aber obgleich die See am Strande ſo ſtark brandete, daß wir in unſern Booten nicht anlanden konnten, ließen ſich die Einwohner demungeachtet nicht abhalten, uns in ihren Canots zu beſuchen, und uns Schweine und Wurzeln zum Tauſch zuzuführen. Der Tag war alſo doch nicht gänzlich verloren. Einer brachte auch Angelhaken zum Verkauf. An der Leine des einen von dieſen Angelhaken hatte der Kerl ein kleines Päckchen befeſtigt, welches er beym Verkauf des Hakens ſorgfältig losmachte und zurückbehielt. Als man ihn fragte, was darin ſey, wies er auf ſeinen Bauch, und ſagte etwas von todt ſeyn; wobey er, als ob er unſeren ferneren Nachfragen zu entgehen wünſchte, noch hinzufügte, es ſey nichts nutz. Je ängſtlicher er ſchien, das was in ſeinem Päckchen war, vor uns zu verbergen, deſto mehr beſtanden wir darauf, daß er es öfnen möchte. Endlich ließ er es ſich nach langem Weigern gefallen, und zog das, was darin enthalten war, mit Mühe hervor, denn es war vielemal in Zeug gewickelt. Wir fanden ein ungefehr zwey Zoll langes Stück Fleiſch, welches getrocknet geweſen, jetzt aber vom Seewaſſer wieder durchnäſ-

---

länder, Deutſche und Perſer mit den Otaheitiern und Papuanern einerley Volk ſind. Höchſtens dürfte man die Muthmaßung wagen, daß ſie urſprünglich einen gemeinſchaftlichen Stamm gehabt haben können. Die ſpecielle Verwandſchaft, welche eine ſpätere Trennung der Völker beweiſen, oder die wohl gar darthun ſoll, daß die Papuaner und Otaheitier nur in dem Grade wie die Gothiſchen Familien in unſerm Norden von einander verſchieden ſind, hat gar keinen Beweis für ſich. Doch dies ſind kleine Verſehen, die man ſich leicht zu Schulden kommen läßt, wenn man über Völkerſchaften ſpricht, die man nie geſehen hat. G. F.

ſet war. Sogleich ſtieg der Verdacht bey uns auf, daß es wohl Menſchenfleiſch ſeyn könnte, und daß dieſe Leute, wie einige andere Inſulaner im Südmeer, vielleicht ihre Feinde verzehrten. Man befragte alſo den Eigenthümer, der denn auch gleich geſtand, daß es Menſchenfleiſch wäre. Wir erkundigten uns bey einem von ſeinen Landsleuten, deren verſchiedne um ihn her ſtanden, ob es Sitte im Lande ſey die erſchlagenen Feinde zu freſſen? und er bejahete es ohne Bedenken.

Nachmittags hatten wir einige Sonnenblicke, wobey der Wind ſich in Oſten und Nordoſten zu ſetzen ſchien; allein gegen Abend kam der Südoſt zurück, und der Regen, den er mitbrachte, hielt die ganze Nacht an. Zum Glück war der Wind nicht heftig; wir hatten uns indeß auf das ärgſte gefaßt gemacht, und nicht nur noch einen Buganker ausgelegt, ſondern auch die Braamraaen geſtrichen. Um ſieben Uhr des folgenden Morgens hoben wir bey einem aufſteigenden Nordoſtwinde die Anker auf, um das Schiff etwas weiter hinauszulegen. In dem Augenblick aber, da der letzte Anker in der Höhe war, ſetzte ſich der Wind nach Oſten um, ſo daß wir alle Seegel aufſpannen mußten, um nur vom Ufer abzukommen. Ehe wir hinlänglichen Seeraum hatten, befanden wir uns ſchon ziemlich weit unter dem Winde; und mußten verſuchen, ob wir mit Laviren auf unſere Rheede zurück kommen könnten. Dies fand ich aber, weil der Wind zu ſchwach, und die ſtarke Strömung gegen uns war, bald unmöglich, und ſchickte deßhalb die Herren King und Williamſon mit drey Booten ans Land, um Waſſer füllen und Erfriſchungen einhandeln zu laſſen. Zu gleicher Zeit ſandte ich Herrn Capitain Clerke die Ordre, er ſollte mir folgen, falls er ſähe, daß ich nicht wieder auf die Rheede zurückkommen könnte. Ich ſchmeichelte mir indeſſen mit der Hofnung, an der Weſtſeite der Inſel eine andre Rheede, oder vielleicht gar einen

Haſen anzutreffen. Daher lag mir ſo viel nicht daran, auf den alten Ankerplatz zurückzukommen. Doch ſuchten wir, weil unſere Boote dahin abgegangen waren, uns nicht zu entfernen; allein ungeachtet aller Bemühungen, fanden wir uns um Mittag, ſchon bis auf drey Seemeilen unter dem Winde fortgetrieben. Als wir endlich das Weſt-Ende der Inſel erreichten, ſahen wir zugleich die Küſte von da an nordoſtwärts fortgehen, ohne irgend eine Bucht, wo das Schiff, vor der hohlen See von Norden her, hätte geſchützt werden können. Am Strande brach ſie ſich überall in fürchterlichen Brandungen; und ſo war alle Hofnung, hier einen Hafen zu finden, gänzlich verſchwunden.

Schon am Morgen waren uns mehrere Canots in See gefolgt, um uns Wurzelwerk zu verkaufen. So ſehr verdächtig es auch ſchien, daß der Einwohner, von dem ich eben Erwähnung gethan, uns ſein Stückchen Menſchenfleiſch nicht hatte zeigen wollen, und ſo leicht ſich aus allen Umſtänden ſchließen ließ, daß dieſe Inſulaner Cannibalen ſeyn müßten, ſo ungern wollten wir es doch glauben, und nahmen folglich jetzt der Gelegenheit wahr, deshalb weitere Erkundigung einzuziehen. Einer von uns hatte hier ein kleines hölzernes mit Hayfiſchzähnen beſetztes Inſtrument gekauft, das dem Meſſer, deſſen ſich die Neuſeeländer zum Zerlegen ihrer Feinde bedienen, ähnlich, und allem Vermuthen nach auch zu einem ähnlichen Gebrauche beſtimmt war. Wir befragten alſo einen hieſigen Inſulaner darüber, und er ſagte uns ſogleich den Namen dieſes Inſtruments, und ſetzte noch hinzu, man ſchneide den Bauch der Erſchlagenen damit auf. Dies erklärte gleichſam die Gebärden des vorigen, der auf ſeinen Bauch gedeutet hatte. Bey dem allen läugnete der zuletzt befragte, daß dieſes ausgeſchnittene Fleiſch von ſeinen Landsleuten verzehrt würde; aber da wir unſere Frage wiederhohlten, ſchien er furchtſam zu werden, und ſchwamm ſeinem Kahne zu. Den Augenblick zuvor, eh er denſelben erreichte, machte er uns durch Zeichen den Gebrauch des verkauften Werkzeugs verſtändlich, wie er bereits zuvor gethan hatte. Wir fragten hierauf einen alten Mann, der ganz vorn im Canot ſaß: ob hier Menſchenfleiſch gegeſſen würde? Er bejahete die Frage lachend, vermuthlich weil ſie ihn einfältig dünkte. Als wir die Frage wiederholten, beſtätigte er ſeine vorige Ausſage, und ſetzte noch hinzu: es ſey eine vortrefliche Speiſe.

Um ſieben Uhr des Abends kehrten unſere Boote mit zwey Tonnen Waſſers, einigen Schweinen, und einer Menge Piſangs und Wurzeln zurück. Herr King berichtete mir, er habe am Waſſerplatz einen großen Haufen Einwohner gefunden, die ſich vermuthlich aus allen Gegenden der Inſel daſelbſt verſammelt, und eine beträchtliche Menge wohl gemäſteter Schweine mitgebracht hätten. Es fehlte aber unſern Leuten an Waaren, um ſie einzutauſchen; indeß war dies kein großes Uebel, da wir bereits mehr Schweine an Bord hatten als wir friſch verzehren konnten, und an das Aufbewahren, wegen des immerfortwährenden Salzmangels, nicht zu denken war. Herr King erzählte noch außerdem, es habe am Lande ſehr ſtark geregnet, obgleich uns in See nur wenige Regenſchauer getroffen hatten; auch ſey die Brandung ſo hoch geweſen, daß unſere Leute mit der größten Mühe angelandet, und nachher zu ihren Booten zurück gekommen wären.

Die ganze Nacht hindurch wechſelten leichte Lüftchen mit Windſtillen und Regengüſſen ab, und als der Tag anbrach, fanden wir, daß uns die Strömungen nach Nordweſten und nach Norden geführt hatten, ſo, daß die weſtliche Spitze des Eilandes, welches wir beſucht hatten, und welches die Einwohner Atuai (*Attooi*) nennen, uns eine Seemeile gegen Oſten lag. Eine andere Inſel Namens Orihaua (*Oreehoua*) lag im

Weſt gen Süden, und das hohe Land einer dritten, Onihiau (*Oneeheow*) von Südweſt gen Weſten, bis Weſtſüdweſt. Da bald hernach ein Nordwind aufſtieg, hofte ich, daß die Discovery damit in See ſtechen würde, und ſegelte daher auf Onihiau zu, um es in nähern Augenſchein zu nehmen, und wofern ich einen bequemen Ankerplatz fände, daſelbſt anzulegen. Nach eilf Uhr aber, da wir nur noch zwey Seemeilen weit davon waren, ließ ſich die Discovery noch nicht erblicken; ich gab alſo aus Beſorgniß, daß unſere weitere Trennung von üblen Folgen ſeyn könnte, lieber mein Vorhaben auf, und kehrte nach Atuai zurück, um auf der dortigen Rheede wieder vor Anker zu gehen, und unſern Vorrath von friſchem Waſſer zu ergänzen. Um zwey Uhr Nachmittags verlor ſich aber der Nordwind, und es fanden ſich Windſtillen und leichte, veränderliche Winde ein, die uns ſo lange neckten, bis wir endlich um 11 Uhr Abends ſüdöſtlich ſteuern konnten. Dieſen Lauf ſetzten wir bis Tagesanbruch am 25ſten fort, und legten dann um, damit wir die Rheede von Atuai erreichen möchten, die uns im Norden lag. Gleich darauf kam die Discovery wieder zurück. Wir erreichten das Land zwey Seemeilen unterhalb der Rheede; allein ſo gering auch die Entfernung war, die wir nun noch gegen den Wind hinauf zu arbeiten hatten, gelang es uns doch nicht, ſie zurückzulegen. Am 29ſten des Morgens hatte uns die Strömung ſo weit gen Weſten geführt, daß Onihiau nur noch drey Seemeilen weit von uns lag; ich ließ daher alle Hofnung fahren, nach Atuai zurückzukommen, und ſuchte den Waſſervorrath, deſſen wir bedürftig waren, lieber in der vor uns liegenden Inſel einzunehmen. Der Loots mußte in einem Boote längs der Küſte ſondiren, und einen Platz zum Anlanden aufſuchen, auch zugleich Erkundigung einziehen, ob friſches Waſſer in der Nähe ſey. Um ihm Zeit zu laſſen, folgten wir mit den Schiffen ganz gemach. Der Südſpitze von **Onihiau** gerade gegenüber, oder etwas weſtwärts davon, fanden wir, eine Engliſche Meile weit vom Strande, dreyßig, fünf und zwanzig und zwanzig Faden Tiefe, auf einem Boden von Korallenſand.

Der Loots kam um zehn Uhr wieder, und hatte zwar einen Landungsort, aber kein friſches Waſſer gefunden. Hingegen berichtete er, daß man längs der ganzen Küſte ankern könne. Etwas weiter hin unter dem Winde, ſah ich ein Dorf, bey welchem, nach der Verſicherung der Inſulaner, die das Schiff bereits umgeben hatten, friſches Waſſer vorhanden ſeyn ſollte. Dies bewog mich hinabzuſegeln, und, demſelben gegenüber, in ſechs und zwanzig Faden Tiefe, etwa drey Viertel einer Engliſchen Meile weit vom Lande, vor Anker zu gehen. Von hier aus lag die Inſel **Tahura**, die wir Abends zuvor entdeckt hatten, Süd 61° weſtlich, ſieben Seemeilen entfernt.

Noch ehe wir geankert hatten, waren bereits ſechs oder ſieben Kähne zu uns gekommen, und hatten Ferken, Patatten, Yamswurzeln und Matten, zum Verkauf mitgebracht. Die Leute ſahen jenen von **Atuai** vollkommen gleich, und ſchienen den Gebrauch des Eiſens eben ſo gut zu kennen, forderten es auch, wie jene, unter dem Namen **Hámáti** und **Toi**, und gaben für einige Stückchen deſſelben alle ihre Waaren hin. Kaum lagen die Schiffe vor Anker, ſo kamen noch mehrere Kanots vom Lande; die Leute darin ſchienen aber eigentlich bloß zum Beſuch gekommen zu ſeyn. Viele Männer ſtiegen ohne Anſtand an Bord, und legten ſich in einer demüthigen Stellung auf dem Verdecke nieder, ſtanden auch nicht eher wieder auf, bis man ſie darum gebeten hatte. Die Weibsperſonen aber, von denen eine ziemliche Anzahl mit ihnen angekommen war, blieben in den Kanots ſitzen, und gebehrdeten ſich weit unehrbarer als ihre Landsmänninnen von **Atuai**. Zuweilen ſangen ſie alle miteinander ein Lied, daß eben nichts melodiſches hatte, wobey ſie aber genau den Takt hielten, den ſie dadurch bezeichneten, daß ſie mit der Hand an die Bruſt ſchlugen. Die Männer, die an Bord geſtiegen waren, verweilten nur kurze Zeit daſelbſt; und ehe ſie ſich wegbegaben, baten einige um Erlaubniß einige ihrer Haarlocken auf dem Verdeck niederlegen zu dürfen.

Bey dieſer Gelegenheit kamen wir wieder, zufälligerweiſe und ohne vorgehende Frage, auf die Unterſuchung, ob die hieſigen Inſulaner Menſchenfreſſer wären. Einer von den Eingebohrnen, wollte nehmlich in die Luke der Officiercajüte hineinſteigen. Als wir ihm dieſen Weg ins Schiff verboten, fragte er ſogleich, ob man ihm denn todſchlagen und freſſen würde, falls er doch hineinkäme? Dieſe Frage begleitete er mit den ausdruckvolleſten Gebährden, die weiter keinen Zweifel übrig ließen. Nunmehr war es uns erlaubt, dieſelbe Frage wieder an ihn zu thun, und ſogleich gab einer, der hinter ihm ſaß, zur Antwort: man würde uns zuverläßig freſſen, wofern wir am Lande erſchlagen würden. Dies ſagte er ohne alle Heftigkeit, ſo daß man leicht einſehen konnte, er meyne nicht, man wolle jemanden von uns abſichtlich zu Leibe, um einen Schmaus zu genießen, ſondern er wolle bloß ſagen, man werde uns eſſen, wenn Feindſeeligkeiten vorhergegangen wären. Ich bediene mich hier alles deſſen, was Herr Anderſon zur Erörterung dieſer Sache geſammelt hat, und füge mit Bedauern hinzu, daß ich nicht die mindeſte Urſache finde, mit der Entſcheidung, daß die hieſigen Inſulaner, ſo gut wie die Neuſeeländer, Menſchenfleiſch freſſen, auch nur einen Augenblick anzuſtehen *).

---

*) Die Folge hat es nur zu deutlich erwieſen, daß dieſe rohe Sitte unter den Einwohnern der Sandwichs-Inſeln noch im Schwange geht; denn der große Cook ſelbſt mußte ihr Opfer werden. G. F.

Nachmittags ſchickte ich Herrn Lieutenant Gore mit drey bewafneten Booten ab, um den bequemſten Landungsort aufzuſuchen, und ſich am Lande nach friſchem Waſſer umzuſehen. Abends kehrte er zurück, nachdem er unweit des Dorfs ans Land gegangen war, und eine halbe Meile landeinwärts zwar friſches Waſſer, aber nicht in hinlänglicher Menge für unſer Bedürfniß, gefunden hatte. Auch war der Weg dorthin ſehr ſchlecht geweſen.

Am 30ſten ſchickte ich Herrn Gore nochmals mit einer Matroſenwache ans Land, und gab ihm einige Leute mit, die um Erfriſchungen handeln ſollten. Ich folgte bald nach, allein die Wellen gingen am Strande ſo hoch, daß ich beſorgen mußte, es würde mir nicht möglich ſeyn wieder einzuſteigen, wofern ich anzulanden wagte. Dies wiederfuhr auch Herrn Gore und ſeinen Begleitern wirklich, und alle Communication zwiſchen ihnen und den Schiffen hörte bald auf. Am Abend machten ſie das Signal, daß ſie die Boote verlangten. Ich ſchickte ſie ihnen zu, und ſie kamen bald mit einigen Yams und etwas Salz wieder zurück. Man hatte zwar einen größern Vorrath davon eingetauſcht; aber beym Einſchiffen in die Boote war es wieder verlohren gegangen. Der Officier und zwanzig Mann, ließen ſich durch die Gefahr, womit das Einſchiffen verknüpft war, abſchrecken, und blieben die Nacht über am Lande. Auf die Art geſchah denn unglücklicher Weiſe dasjenige doch, was ich ſo ſehr zu verhüten geſucht hatte *).

Obgleich die See ſo heftig an das Ufer ſchlug, daß ſie unſern Booten allen Zugang zum Lande unmöglich machte, ſo ließen ſich die Einwohner doch nicht abhalten,

---

*) Nehmlich, daß angeſteckte Engliſche Matroſen den Inſulanerinnen die Luſtſeuche mittheilten. G. F.

in ihren Kanots die Schiffe zu beſuchen. Sie brachten allerhand Lebensmittel mit, wofür ſie Nägel und Stücke von eiſernen Faßbändern hinnahmen. Unter die Weiber in den Kähnen vertheilte ich viele Stücke Band, und einige Glaskorallen zu Armbändern. Einer von den Männern hatte auf der Bruſt die Figur einer Eidechſe, und andere hatten ſchlecht gezeichnete menſchliche Geſtalten eingepunktirt. Sie erzählten uns, dieſe Inſel habe kein eignes Oberhaupt oder keinen Härih (Erih), ſondern ſie ſey einem Oberhaupte in Atuai, dem Teniuniu (*Teneooneoo*) unterworfen. Atuai wird, ihrer Ausſage zufolge, nicht von einem einzelnen Oberhaupte beherrſcht, ſondern es befinden ſich viele daſelbſt, denen ſie die Ehrenbezeugung erweiſen, welche bey ihnen Moi heißt, das iſt, vor denen ſie ſich zur Erde niederwerfen. Unter andern nannten ſie uns Otaido und Terorotoa. Unter den Sachen, die ſie zum Verkauf gebracht hatten, war auch eine kleine Trommel, die faſt wie die Otaheitiſchen gemacht war.

Zwiſchen zehn und eilf Uhr Abends wandte ſich der Wind nach Süden, und es ſchien uns ein Sturm zu bedrohen. Da ich beſorgte, daß wir uns etwas zu nahe am Ufer befänden, ließ ich die Anker lichten, und ließ ſie, als ich etwas weiter geſteuert hatte, in zwey und vierzig Faden Tiefe wieder fallen. Die Vorſicht war für dießesmal unnöthig; denn bald darauf veränderte ſich der Wind nochmals, und ſetzte ſich im Nordnordoſt. Aus dieſer Richtung hatten wir ihn auch den ganzen folgenden Tag friſch, mit heftigen Stößen, und ſtarken Regengüſſen. Die See tobte zugleich ſo arg, daß wir keine Communication mit unſern am Strande zurückgebliebenen Leuten haben konnten, und daß ſogar die Einwohner es nicht wagten, ſich in ihren Kanots unſern Schiffen zu nähern. Am Abend mußte der Loots einen Verſuch machen, hinter der Südoſtſpitze der Inſel anzulanden. Er kam mit

guter

guter Nachricht zurück; allein es war jetzt ſchon zu ſpät, unſere Mannſchaft abholen zu laſſen, und ſie hatte alſo noch eine Nacht hindurch Gelegenheit, mit dem Frauenzimmer Umgang zu haben. Sobald der Tag anbrach, (am erſten Februar) mußte ein Boot Herrn Gore die Ordre bringen, ſich mit ſeiner Mannſchaft entweder an dem Orte, wo er ausgeſtiegen war, einzuſchiffen, oder, falls dieſes unmöglich wäre, nach der ſüdöſtlichen Spitze hin zu marſchiren. Das Boot konnte aber am erſteren Orte nicht einmal den Strand erreichen, und einer von den Leuten mußte ans Land ſchwimmen, um den Befehl zu überbringen. Sobald es zurück gekommen war, ging ich ſelbſt mit den zwey größten Booten hinter die Spitze, um unſere Leute abzuholen. Zugleich nahm ich einen Ziegenbock und zwey Ziegen, nebſt einem Paar Engliſchen Schweinen, und etwas Melonen- Kürbiß- und Zwiebelſaamen mit, um den guten Inſulanern durch dieſe Beyſteuer von verſchiedenen Lebensmitteln, einigermaßen einen Dienſt zu leiſten. Wir landeten bequem unter der Weſtſeite der Landſpitze, wo meine Leute in Begleitung einiger Einwohner bereits angekommen waren. Einem der letztern, der nach Herrn Gore's Bemerkung, etwas über die andern zu befehlen hatte, gab ich die Ziegen, Schweine und Sämereyen, die ich freylich lieber in Atuai gelaſſen hätte, wenn wir nicht ſo unverhoſt von dort weggetrieben worden wären.

Während der Zeit, daß unſere Leute vier Waſſerfäſſer aus einem Regenbache füllten, ging ich mit dem vorhinerwähnten Manne, und zwey andern, welche die Engliſchen Schweine trugen, ein wenig landeinwärts. Sobald wir eine kleine Anhöhe erreicht hatten, hielt ich an, um mich etwas umzuſehen. Hier bemerkte ich an dem entgegengeſetzten Ende des Thals, wo ich ausgeſtiegen war, ein Weib, das meinen Begleitern zurief. Der Befehlshaber murmelte hierauf etwas her, das ich für ein Gebet hielt, und zu gleicher Zeit gingen die beyden andern wenigſtens zwölfmal, um mich im Kreiſe herum. Sobald dieſe Feyerlichkeit ein Ende hatte, gingen wir weiter. Von allen Seiten eilten Leute herzu, die ſich, auf den Zuruf meiner Begleiter mit dem Geſicht zur Erde warfen, bis ich vorüber war, und ſie nicht mehr ſehen konnte. Der Boden auf dem ich ging, war unbebaut, ſteinigt, und wie es ſchien ſehr mager, obgleich einige Gebüſche und Kräuter drauf wuchſen, die zum Theil einen ſüßeren Wohlgeruch verbreiteten, als ich ſonſt nirgends auf den Inſeln dieſes Meeres verſpürt hatte. Eben dies hatten unſere ſo lange am Lande gebliebenen Leute in jener Gegend bemerkt, durch welche ſie marſchirt waren. Sie hatten auch verſchiedene Salzteiche angetroffen, von denen einige nur wenig Waſſer enthielten, und andere völlig trocken ſtanden; allein die darin vorhandene Salzlage war ſo dünne, daß man keine beträchtliche Menge davon einſammeln konnte. Fließendes Waſſer hatte man nirgends gefunden; in einigen kleinen Brunnen hingegen war zwar das Waſſer gut, aber in geringer Menge. Die Wohnungen lagen ſehr zerſtreut, und man rechnete, daß kaum fünfhundert Menſchen auf der Inſel wohnten, die ſich größtentheils auf unſerm Marktplatze eingefunden haben mußten; denn auf Spatziergängen landeinwärts bemerkte man nur wenige bey ihren Häuſerh. Die Lebensart der Einwohner fanden unſere Leute reinlich und anſtändig. Nirgends ſahen ſie Männer und Weiber miteinander eſſen; auch waren die letzteren mehrentheils unter ſich verſammelt. Man brannte hier, wie in Otaheiti, des Nachts, ſtatt der Lichter, die öligten Nüſſe des Duiduibaums, (*Aleurites triloba, F.*) und ſchmorte die Schweine in Oefen; allein darin wich man von der Gewohnheit in den Societäts- und Freundſchaftsinſeln ab, daß man zuvor die Schweine der Länge nach aufhieb. Unſere Leute bemerkten ferner, daß eine Art von Abſonderung oder Interdiction, welche hier Tafu, (in den Freundſchafsinſeln Tabu) heißt, bey ihnen gebräuchlich ſey; denn ſie ſahen, daß eine Frauensperſon, von der man ihnen ſagte, ſie läge unter dem (Verbot) Tafu, von einer andern gefuttert wurde. Auch waren ſie bey andern gottesdienſtlichen Handlungen zugegen. Ein Weib nahm z. B. ein Ferken, und warf es in die Brandung, daß es ertrinken mußte. Hierauf band ſie ein Gebund Holz zuſammen, und warf es ebenfalls in das Meer. Daſſelbe Weib ſchlug hernach mit einem Stecken einen Mann auf die Schultern, der ſich zu dem Ende niedergeſetzt hatte. Für die Nachteulen, deren hier verſchiedene gezähmte angetroffen wurden, ſchienen die Eingebohrnen eine beſondere Ehrfurcht zu hegen. Auch mußte es allgemeine Sitte ſeyn, ſich einen Zahn ausreißen zu laſſen *), denn er fehlte ihnen allen. Fragte man nach der Urſache dieſer Verſtümmelung, ſo erhielt man weiter nichts zur Antwort, als daß es Tiha ſey; und eben dieſes unverſtändliche Wort mußte uns auch ſtatt aller Erläuterung dienen, ſo oft wir fragten, weswegen ſie die Gewohnheit hätten, eine Locke ihres Haars herzugeben.

Nachdem wir unſere Waſſerfäſſer angefüllt und in die Boote geſchaft, auch von den Einwohnern einige Wurzeln, etwas Salz und geſalzene Fiſche erhandelt hatten, kehrte ich mit allen meinen Leuten an Bord zurück, doch mit dem Vorſatz, die Inſel Tages darauf nochmals zu beſuchen. Ungefähr um ſieben Uhr Abends

---

*) Es iſt wunderbar genug, daß ein ſo unnatürlicher Gebrauch bey zwey urſprünglich ſo wenig verbundenen Stämmen, wie dieſe Inſulaner, und die von Dampier geſehenen Einwohner der Weſtküſte von **Neuholland**, angetroffen wird, **Anmerk. der Urſchrift.**

riß ſich aber unſer Anker los, und wir wurden vom Ankergrunde abgetrieben. Da wir das ganze Kabeltau draußen hatten, währte es lange, ehe wir unſern Anker wieder an den Bug des Schiffes bringen konnten, und hierauf mußten wir noch das große Boot einnehmen, ehe wir unſere Segel aufſpannten. Daher befanden wir uns am folgenden Morgen bey Tagesanbruch unglücklicherweiſe drey Seemeilen weit unter dem Winde von unſerem geſtrigen Ankerplatze entfernt, und weil ich vorausſahe, daß es uns zu viel Zeit koſten würde, wieder dahin zu gelangen, ſo machte ich der Discovery das Signal uns zu folgen, welches auch gegen Mittag geſchah. Wir richteten hierauf, unſrer Beſtimmung gemäß, den Lauf ſogleich nach Norden. In der Zeit, die wir hier zubrachten, hätten wir alle unſere Bedürfniſſe befriedigen können; allein die Zufälle, die uns immer in See trieben, waren ſchuld, daß wir weder unſern ganzen Waſſervorrath einnehmen, noch die Menge von friſchen Lebensmitteln, die uns die Einwohner ſo bereitwillig überlaſſen hätten, einkaufen konnten. Indeß hatte unſer Schiff einen Vorrath von vegetabiliſchen Erfriſchungen auf drey Wochen, und das andre, auf zwey Monathe erhalten. Im nächſten Hauptſtück folgen noch einige Bemerkungen, die ich hier gemacht, und denen ich verſchiedenes, was Herr Anderſon wahrgenommen hat, beygefügt habe.

Ein und dreyßigſtes Hauptſtück.

Beſtimmung der Lage der neuentdeckten Inſeln, nebſt ihren Namen. Allgemeine Benennung: Sandwichs-Inſeln. Beſchreibung von Atuai. Deſſen Boden, Klima, Pflanzen, Vögel, Fiſche, Hausthiere. Bildung der Einwohner. Ihre Gemüthsart. Ihre Kleidung, Putz, Wohnungen, Nahrung, Kochkunſt, Zeitvertreib, Handarbeit und Werkzeuge. Wie ſie zur Kenntniß des Eiſens gelangt ſeyn mögen. Ihre Kanots. Ihr Ackerbau. Etwas über einen ihrer Befehlshaber. Ihre Waffen. Ihre Gebräuche ſtimmen mit denen auf **Tongatabu** und **Otaheiti** überein. Einerley Sprache. Ausbreitung dieſes Volks über das ganze ſtille Meer. Anmerkungen über die brauchbare Lage der Sandwichs-Inſeln.

Es verdient angemerkt zu werden, daß die Inſeln im Südmeere, oder im ſtillen Meere, womit unſere neueren Reiſen die allgemeine Geographie bereichert haben, mehrentheils in Gruppen beyſammen liegen, und daß, verhältnißweiſe, nicht ſo viel einzelne dazwiſchen gelegene Eilande vorhanden ſind, wiewohl manche, die gleichſam als Glieder der Verbindung zwiſchen den verſchiedenen Gruppen liegen können, vermuthlich noch unbekannt ſeyn mögen. Wie zahlreich der hieſige neuentdeckte Archipel ſey, muß durch weitere Entdeckungen noch beſtimmt werden. Jetzt ſahen wir fünf zu demſelben gehörige Inſeln, nehmlich Woahu (*Woahoo*), Atuai (*Atooi*), Onihiau (*Oneeheow*), Orihaua (*Oreehoua*) und Tahura (*Tahoora*) deren Namen wir von den Inſulanern erfuhren. Die letztere iſt ein kleines hohes Eiland, welches vier bis fünf Seemeilen weit von der Südoſtſpitze der Inſeln Onihiau, in der Richtung von Süd 69° Weſt entfernt iſt. Sie ſoll ſehr reich an Vögeln ſeyn, aber keine Bewohner haben. Auch gaben uns die Eingebohrenen Nachricht von einer flachen Inſel in der Nähe, welche ſie Tammata-pappa nannten. Außer dieſen ſechs Inſeln, welche die hieſigen Einwohner mit Namen zu unterſcheiden wußten, ſind ihnen, wie wir aus ihren Unterredungen ſchließen konnten, ſowohl oſtwärts als weſtwärts noch einige andere bekannt. Ich nannte die ganze Gruppe, dem Grafen von Sandwich zu Ehren, die Sandwichs-Inſeln. Diejenigen dazu gehörigen Inſeln welche ich bisher geſehen habe, liegen zwiſchen 21° 30′ und 22° 15′ nördlicher Breite, und zwiſchen 199° 20′ und 201° 30′ öſtlicher Länge.

Von der Inſel Woahu, der öſtlichſten die wir ſahen, und die in 21° 36′ N. Breite liegt, konnten wir weiter nichts erfahren, als daß ſie hoch und bewohnt ſey.

Was wir von Onihiau bemerkt haben, iſt bereits im vorhergehenden mitgetheilt worden. Dieſe Inſel liegt ſieben Seemeilen weſtwärts von unſerer Rheede zu Atuai, und hat nicht über funfzehn Seemeilen im Umkreiſe. Nach demjenigen zu urtheilen, was die Einwohner zu Markt brachten, müſſen Yamswurzeln ihr vornehmſtes Pflanzenproduckt ſeyn. Es giebt daſelbſt auch Salz, welches von den Einwohnern Patai genannt, und in Teichen erzeugt wird. Sie ſalzen Schweinefleiſch und Fiſche damit ein, welche ſich ſehr gut hielten, und vorzüglich wohlſchmeckend waren. Der größte Theil der Inſel iſt flaches Land, ausgenommen die Gegend, welche nach Atuai ſieht, die gleich von der See an beträchtlich in die Höhe ſteigt. Eben das gilt von ihrer ſüdöſtlichen Spitze, welche ſich in einen runden Hügel endigt, und an deren Weſtſeite unſre Schiffe lagen.

Von Orihaua wiſſen wir weiter nichts, als daß es eine kleine hohe Inſel iſt, und dicht an der Nordſeite von Onihiau liegt.

Bey Atuai, der gröſsten von dieſen Inſeln, haben wir uns am längſten aufgehalten. Alles, was ich in Rückſicht auf ihre Beſchaffenheit und andere Merkwürdigkeiten ſagen werde, iſt entweder am Lande ſelbſt bemerkt, oder aus Unterredungen mit den Einwohnern, die ſich beſtändig an Bord unſrer Schiffe einfanden, geſammlet worden; denn diejenigen unter uns, welche die Sprache der Südſee-Inſeln einigermaßen erlernt hatten, konnten die hieſigen Einwohner ziemlich gut verſtehen. Nur iſt es zu beklagen, daß wir ſobald genöthigt wurden, die Inſel zu verlaſſen, da ſie doch nach dem wenigen, was wir daſelbſt erlernten, zu urtheilen, wohl einer nähern Unterſuchung werth geweſen wäre.

Atuai iſt, nach dem was wir davon wahrgenommen haben, von Oſten nach Weſten wenigſtens zehn Seemeilen lang. Hieraus ergiebt ſich ihre muthmaßliche Breite, wiewohl man mit in Anſchlag bringen muß, daß ſie, wegen einer doppelten Reihe von Bergen, am öſtlichen Ende viel breiter iſt, als am weſtlichen. Die Rheede, oder der Ankerplatz, liegt etwa ſechs Engliſche Meilen von der Weſtlichen Spitze, vor einem Dorfe Namens Waimoa (*Wymoa*). So weit wir die Tiefe erforſcht haben, iſt auf der Bank überall ein feiner grauer Sand, ohne Felſen; nur gegen Morgen von dem Dorfe läuft eine Untiefe mit einigen Klippen in See, indeß nicht gar weit vom Ufer. Aenderte nicht die Höhe des Walles die Richtung des Paſſatwindes, ſo daß er der Küſte folgte, und auf einer Seite der Inſel Nordoſt, und auf der andern Südoſt und Oſtſüdoſt den Strand in einer ſchiefen Richtung berührte, ſo würde dieſe Rheede vor demſelben völlig geſichert ſeyn. So aber iſt ſie ihm, ungeachtet ihrer Lage an der Weſtſeite der Inſel, dennoch etwas ausgeſetzt; wiewohl ſie noch immer jenen Rheeden weit vorzuziehen iſt, die mehr veränderlichen und heftigeren Winden offen ſtehen, wie zu Teneriffa, Madera, und an den Azoriſchen Inſeln, wo dennoch täglich Schiffe zu ankern gezwungen ſind. Auch iſt hier leichter anzulanden, als an den meiſten der zuletzt genannten Orte, ausgenommen bey ſehr böſem Wetter. Das Waſſer, welches man hier erhält, iſt vortreflich, und kann mit leichter Mühe in die Boote geladen werden; allein Holz kann man nirgends bequem genug zum Transport fällen, man müßte denn die Inſulaner dahin bringen, daß ſie ihre wenige Etuabäume (*Cordia ſebeſtena, Linn.*) welche um die Dörfer her wachſen, oder eine Art von Duidui (*Aleurites, F.*) etwas tiefer im Lande, zu dieſem Endzweck hergäben.

Ich will hier, weil ich einmal vom Hafen rede, einige nautiſche Beobachtungen einſchalten, welche dieſe neuentdeckten Inſeln betreffen. Die Länge derſelben beſtimmten wir nach zwey und ſiebenzig Reihen von Mondsbeobachtungen, von denen wir einige auf der Rheede von Waimoa anſtellten; andere, ehe wir daſelbſt ankamen, und noch andere, nachdem wir ſie verlaſſen hatten, welche beyden letztern aber, vermittelſt der Längenuhr wieder auf die erſtern reducirt wurden.

Das mittlere Reſultat dieſer Beobachtungen beſtimmt die Länge der Rheede auf		200° 13′ öſtlich.
Die Längenuhr gab	nach ihrem in Greenwich beſtimmten Gange	202° 0′ —
	nach dem von Ulietea	200 21′ —
Die nördliche Breite der Rheede beträgt nach dem Durchſchnitt zweyer mittägigen Beobachtungen der Sonne,		21° 56′ 15″ —

Die Beobachtungen, nach welchen die Abweichung der Magnetnadel beſtimmt werden ſollte, wichen ſehr von einander ab; wiewohl man auch in Anſchlag bringen muß, daß ſie nicht alle an eben demſelben Orte angeſtellt wurden. Doch konnte der dadurch verurſachte Unterſchied nur ſehr geringe ſeyn. Die folgende Tabelle wird alles kurz und deutlich zeigen.

Zeit.	Breite.	Länge.	Compaß.	Oeſtl. Abweichung.	Mittl. Abw.
18 Jan. V. M.	21° 12′	200° 41′	Gregory's Knight's Martin's	10° 10′ 10″ 9° 20′ 5″ 10° 4′ 40″	9° 51′ 38″
19 — N. M.	21° 51′	200° 20′	Knight's Gregory's	10° 2′ 10″ 11° 12′ 30″	10° 37′ 20″
28 — V. M.	21° 22′	199° 56′	Gregory's Knight's Martin's	9° 1′ 20″ 9° 1′ 25″ 10° 18′ 5″	9° 26′ 57″
28 — N. M.	21° 36′	199° 50′	Gregory's Knight's Martin's	11° 21′ 15″ 10° 40′ 0″ 11° 37′ 50″	11° 12′ 50″
Mittel aller	21° 29′	200° 12′			10° 17′ 11″
18 Januar	21° 12′	200° 41′	Inclination des Nordpols der Nadel		42° 1′ 7″

Die Fluth war bey den Sandwichs-Inſeln von ſo wenigem Belang, und die Brandungen gingen dabey immer ſo hoch am Strande, daß wir kaum beſtimmen konnten, ob wir hohes oder niedriges Waſſer hätten, und ob es ſtiege oder fiele. Auf der Südſeite von Atuai fanden wir gewöhnlich eine nach Weſten oder Nordweſten gehende Strömung. Während der Zeit aber, da wir bey Onihiau vor Anker lagen, ging die Strömung ſechs Stunden lang nach Nordoſten, und dann eben ſo lange nach Südoſten, und war ſtark genug, die Schiffe in eine andere Richtung zu bringen, ungeachtet zu gleicher Zeit der Wind ziemlich ſtark wehte. Unſtreitig war dies alſo eine regelmäßige Fluth, die, ſo viel ich merken konnte, von Nordweſten her ſtieg, dahingegen der entgegengeſetzte Strom die Ebbe war.

Ich kehre nun zu den Bemerkungen zurück, die wir über die allgemeine Beſchaffenheit dieſer Inſeln am Lande anzuſtellen Gelegenheit fanden. In Atuai iſt, dem äußeren Anſehen nach, das Land keiner von denen Inſeln ähnlich, die wir im ſüdlichen Theile des ſtillen Meeres innerhalb des Wendekreiſes beſucht haben; die Berge im Innern ausgenommen, welche ziemlich hoch ſind, und ſich mit ſanftem Abhange gegen das Meer, oder gegen die flache Gegend neigen. Man ſieht hier weder jene reizende Ebene, welche die Otaheitiſchen Berge rundum begränzt, noch die reichen mit Fruchtbäumen bedeckten Flächen von Tongatabu, die zugleich ein kühles ſchattenreiches Obdach gegen die brennende Sonnenhitze ſind, das Auge mit dem Zauber einer ſchönen Ausſicht ergötzen, und den Einwohnern ihren Lebensunterhalt, ohne die Mühe des Anbaues, gleichſam freywillig darbieten. Dafür iſt aber in den ſanften Anhöhen von Atuai mehr Abwechslung, und mehr Anlage zu künftigen Verbeſſerungen der Kultur.

Die Höhe der innern Gebirge, die während unſerer ganzen Anweſenheit mit ſchweren Wolken belaſtet waren, läßt keinen Zweifel übrig, daß hier ein reichlicher Vorrath von friſchem Waſſer anzutreffen ſey. Es müſſen in den tiefen Thälern, an deren Eingang die Dörfer mehrentheils erbaut ſind, ſogar einige Ströme und Bäche vorhanden ſeyn, ungeachtet wir ſie nicht geſehen haben. Zwiſchen der waldichten Gegend und dem Meere iſt der Boden mit einer vortrefflichen Grasart bewachſen, deren zwey Schuh lange Halme bisweilen in Büſcheln hervorwachſen, und wie es ſchien, mit leichter Mühe eine reichliche Heuerndte geben würden. Sie ſtanden zwar an dem Orte, wo wir ſie ſahen, eben nicht ſehr dicht; allein, auf dieſem anſehnlichen Striche Landes wächſt überhaupt nicht einmal ein Strauch von ſich ſelbſt.

In dem engen Thale, durch welches wir zum Marai ſpatzierten, iſt der Boden ſchwarzbraun und etwas locker, allein je höher wir kamen, deſto mehr veränderte er ſich zu einem röthlichbraunen, zähen, lehmichten Erdreich, welches jetzt von der Dürre bröcklicht geworden war. Von eben dieſer Art war alle Erde, die an den Patatten hing, welche man uns aus ſehr verſchiedenen Gegenden verkaufte: alſo erſtreckt ſich derſelbe Boden vermuthlich über den ganzen bebauten Theil der Inſel. Von ſeinem Werthe läßt ſich indeß weit beſſer nach den Produkten, als nach dem äußern Anſehen urtheilen. Der feuchte Boden im Thal bringt die größten Aronswurzeln hervor, die wir jemals geſehen hatten; und in den höheren Gegenden werden Patatten *) gezogen, welche oft zehn, und zuweilen zwölf bis vierzehn Pfund, ſelten aber weniger als zwey oder drey Pfund wiegen.

---

*) Vermuthlich die in den Inſeln des ſtillen Meers gewöhnliche Art: Convolvulus chryſorhizus. G. F.

Auf das Klima der Inſel läßt ſich aus ihrer Lage ziemlich richtig ſchlieſſen. Nach unſerer Erfahrung zu urtheilen, müßte es freylich überaus veränderlich ſeyn; denn in dieſer Jahrszeit, da die Sonne am meiſten entfernt war, ſollte, nach der gewöhnlichen Regel, das Wetter am beſtändigſten ſeyn. Die Wärme war jetzt ſehr gemäßigt, und faſt ſollte es ſcheinen, als ob man hier von den Unbequemlichkeiten der Hitze und Näſſe, denen man ſonſt zwiſchen den Wendekreiſen ausgeſetzt iſt, wenig wüßte; denn die Wohnungen der Inſulaner ſind völlig geſchloſſen. Ueberdies ſalzen ſie Schweinefleiſch und Fiſche ein, die ſich vollkommen gut halten, welches ſonſt in heißen Ländern nicht zu geſchehen pflegt. Es ſchien hier auch kein ſtarker Thau zu fallen, doch dies läßt ſich daraus erklären, daß die niedere Gegend von Bäumen entblößt iſt.

Der Fels, welcher die Wände des Thals bildet, iſt vermuthlich von eben der Art, die wir an verſchiedenen Orten längſt der Küſte bemerkt hatten, nehmlich ein ſchwerer, ſchwarzgrauer, durchlöcherter Stein, mit eingeſtreuten ganz kleinen ſchimmernden Theilchen und einigen roſtfarbenen Flecken, von welchen letztern er in der Ferne röthlich ausſieht. Er ſetzt in eine große Tiefe und ſcheint in Lagen abgetheilt; doch liegen keine andere Steinarten dazwiſchen; denn die größeren Stücken brachen jedesmal in einer beſtimmten Dicke, ohne, allem Anſchein nach, auf den darunter liegenden feſtgeſeſſen zu haben. Neben dieſer Steinart giebt es hier vermuthlich eine größere Verſchiedenheit von andern Gattungen, als in den ſüdlicheren Inſeln. Während unſeres kurzen Aufenthalts ſammelten wir nicht nur den Probierſtein, der in allen Südſeeinſeln angetroffen wird, ſondern auch einen gelblichweißen Wetzſtein, der mannichmal, wie Marmor, mit ſchwarzen und weißen Adern gezeichnet iſt, oder in Stücken wie eine Breccia vorkommt; ferner gemeinen Tafelſchiefer, nebſt einer gröbern Art, die wir indeß nicht mehr in ihrem rohen Zuſtande ſahen. Die Einwohner brachten uns auch Stücke von einem groben weißen Bimsſtein. Endlich erhielten wir auch eine Art des braunen Blutſteins (*Haematites*) der vom Magneten ſtark angezogen wurde, und dadurch ſeinen Metallgehalt zu erkennen gab. Er gehörte vermuthlich zu Cronſtedts zweyter Gattung, ungeachtet Linne ihn unter ſeine intractabilia verſetzt. Die Varietät, zu welcher er gehörte, konnte nicht beſtimmt werden; denn die Stücken die wir von dieſem Erze, wie auch vom Schiefer und vom Wetzſteine zu ſehen bekamen, waren alle durch Kunſt geſchnitten.*) Unter den verſchiedenen Produkten des Pflanzenreichs, welche man uns als Lebensmittel verkaufte, befanden ſich wenigſtens fünf oder ſechs Spielarten des Piſangs. Die Brodfrucht iſt ebenfalls auf der Inſel einheimiſch; doch ſcheint ſie ſelten zu ſeyn, denn wir ſahen nur Einen großen Baum, der einige Früchte trug. Außerdem findet man auch einige Kokospalmen; das Kappe der Freundſchafts-Inſeln, oder die virginiſche Aronswurz**), den Etuabaum, (*Cordia Sebeſtena*) und die wohlriechende Gardenie. Es ſollen auch Yams daſelbſt angetroffen werden, allein wir ſahen keine. Wir fanden ferner einige Bäume, welche in Otaheiti Duidui heißen, und daſelbſt wegen ihrer öhligten

---

*) Mineralogen werden ſich mit dieſen Beſtimmungen die vermuthlich von Herrn Anderſon herrühren, wohl nicht begnügen können, und ihm auch ſchwerlich aufs Wort glauben, daß man den Metallgehalt eines Eiſenſteins aus der Kraft womit ihn der Magnet anzieht, beurtheilen könne G. F.

**) Dies ſcheint ein Irrthum zu ſeyn. Das Kappe der Freundſchafts-Inſeln iſt wahrſcheinlicherweiſe nichts anders, als das Ape der Societätsinſeln, nämlich das Arum macrorhizon Linn. G. F.

Nüſſe ſehr nützlich ſind, die man auf ein Hölzchen ſteckt und ſtatt eines Lichtes verbrennt. Auf eben dieſe Art werden ſie, wie mir unſere Mannſchaft berichtete, die am Lande übernachtet hatte, auch in Onihlau gebraucht. In Atuai, wo wir nur bey Tage ans Land gingen, trugen die Einwohner dergleichen Nüſſe, auf eine Schnur gereihet, um den Hals. Hier bemerkten wir auch eine Sida, welche nur durch das Klima von der auf Chriſtmeß-eiland verſchieden war; die Morinda citrifolia, welche hier Nono heißt; einer Art Winde oder Convolvulus; die Awa-Staude oder den Taumelpfeffer (*Piper methyſticum* und viele Flaſchenkürbiſſe, die ſehr groß werden, und wahrſcheinlich durch Hülfe der Kunſt allerley Geſtalten annehmen. Auf dem dürren Sande um das Dorf wuchs eine Pflanze, welche wir auf keiner andern Inſel dieſes Oceans angetroffen hatten; ſie war ſo groß und ſo ſtachlicht wie eine gemeine Diſtel, hatte aber eine ſchöne weiße Blume, die beynahe einem weißen Mohn ähnlich war. Dieſe Pflanze, nebſt noch einer kleineren, waren die einzigen botaniſchen Seltenheiten, welche uns auf unſerm kleinen Spatziergange aufſtießen.

Die bereits beſchriebenen ſcharlachfarbigen Vögel, welche zum Verkauf gebracht wurden, bekamen wir nie lebendig zu Geſicht, wohl aber einen kleineren von der Größe eines Kanarienvogels, welcher dunkelkarmoſinfarben war; desgleichen eine große Eule, zwey große braune Habichte oder Weihen, und eine wilde Ente. Die Einwohner nannten uns aber noch einige andere Vögel; unter dieſen erkannten wir den Otu, oder den bläulichen Reiher, und den Torata oder eine Art Brachſchnepfe, weil ſie in Otaheiti dieſelben Namen führen. Wahrſcheinlich giebt es aber noch viele andere Arten von Geflügel, wenn man anders nach dem Ueberfluß an ſchönen gelben, grünen und ganz kleinen ſammetähnlichen ſchwarzen Federn urtheilen darf, womit die hieſigen Inſulaner ihre Mäntel beſetzen, und woraus ſie noch andern Putz verfertigen.

Von Fiſchen und andern Seeprodukten ſchienen eben nicht viele verſchiedene Arten vorhanden zu ſeyn. Außer einer Art kleiner Makrelen, ſahen wir nur noch den gemeinen Rothbart, (*mullet*) ferner eine zweyte Gattung von einer matten, weißen oder kreideähnlichen Farbe, einen kleinen bräunlichen mit Blau geſleckten Klipfiſch, eine Seeſchildkröte, die man in einem Teich gefangen hielt, nebſt drey oder vier Arten geſalzener Fiſche. Die wenigen Muſcheln, welche wir hier zu ſehen bekamen, waren weder ſchön noch ſelten, und größtentheils ſchon zu Zierrathen verarbeitet.

Die Schweine, Hunde und Hüner, die einzigen zahmen Hausthiere dieſer Inſeln, waren völlig von eben derſelben Art, die wir überall auf den Südſee-Inſeln angetroffen hatten. Auch ſahen wir einige kleine Eidechſen, und einige Ratten von eben der Art die uns bisher noch an jedem Orte, wo wir anlegten, vorgekommen waren.

Die Einwohner ſind von mittlerer Statur, und von feſten Bau; doch giebt es einige Ausnahmen. Ihr Körper iſt eben nicht ausgezeichnet ſchön proportionirt, und ihre Geſichtszüge haben nichts auffallendes; ſie ſcheinen etwas offenes und gutherziges, aber nichts durchdringendes und einſichtsvolles zu verſprechen. Die Weiber haben mehrentheils ein rundes Geſicht; indeß iſt es bey einigen auch länglich. Ueberhaupt giebt es in ihren Zügen keinesweges irgend einen allgemeinen Nationalcharakter. Ihre Farbe iſt meiſtens ein Nußbraun (*nut brown*); ja man würde es ſchwer finden, ſie mit etwas andern zu vergleichen, ſobald man nur alle Nüancen dieſer Farbe zuſammennimmt. Einzelne dunkler gefärbte Menſchen giebt es freilich auch unter ihnen. Die Weiber ſind, wie ich bereits geſagt habe, nur ſehr wenig zarter gebildet als die Männer, und können, wenige Ausnahmen abgerechnet, auf die Eigenthümlichkeiten, die ihr Geſchlecht in andern Ländern auszeichnen, nicht viel Anſpruch machen. In Anſehung der Statur, Farbe und Bildung beider Geſchlechter herrſcht hier in der That eine weit größere Gleichheit, als an den meiſten von mir beſuchten Orten. Dennoch ſind ſie keinesweges häßlich, oder durch Naturfehler entſtellt. Ihre ziemlich harte Haut glänzt nicht ſehr, weil ſie ſich nicht ſo häufig mit Oehl ſalben, wie die Einwohner einiger ſüdlicher gelegenen Inſeln. Ihre Zähne und Ohren ſind im Durchſchnitt ziemlich gut. Das Haar iſt mehrentheils gerade, bey einigen aber etwas gekräuſelt, von Natur ſchwarz, übrigens aber durch Kunſt gefärbt, wie in den Freundſchafts-Inſeln. Nur wenige waren ſehr corpulent, und dieſe wenigen waren meiſtens Frauenzimmer. Bey einigen Männern bemerkten wir hingegen allerley Leibesgebrechen, ob ſich gleich unter den jungen Leuten einige auszeichneten, die gewiſſermaßen auf Schönheit Anſpruch machen konnten.

Im Ganzen genommen ſind die Einwohner dieſer Inſel ſtarke, thätige Leute, und zugleich die erfahrenſten Schwimmer; bey der geringſten Veranlaſſung ſpringen ſie aus ihren Canots, tauchen unter, und ſchwimmen große Strecken nach andern Canots hin. Wenn man, wegen der hohen Brandungen, mit dem Canot nicht anlanden konnte, warfen ſich oft die Weiber mit einem Säugling an der Bruſt in See, und ſchwammen, ohne ihr Kind der mindeſten Gefahr auszuſetzen, durch die furchtbaren Wellen ans Ufer. Ihre Gemüthsart iſt unbefangen und fröhlich. Wenn ich Vergleichungen anſtellen wollte, würde ich ſie ſowohl von dem flatterhaften Leichtſinn der Otaheitier, als von dem Ernſt der meiſten Einwohner von Tongatabu freyſprechen. Sie leben, wie es ſcheint, in ſehr freundſchaftlichem Verkehr miteinander, und betrugen ſich gegen uns äußerſt gutartig, bis auf den Hang zum Stehlen, der den meiſten Völkerſchaften in dieſem Ocean gleichſam angeboren iſt. Ein Beweis von Fähigkeit war unter andern, daß ſie ihre Verwunderung über allerley europäiſche Waaren, durch einen gemiſchten Ausdruck von Freude und Niedergeſchlagenheit zu erkennen gaben, und gleichſam mit einem demüthigenden Selbſtgefühl in ſich zu gehen ſchienen. Dieſes Bewußtſeyn ihrer eignen Inferiorität zeigte ſich bey allen Gelegenheiten, und ſie haben alſo keinen thörichten Stolz, wie die mehr geſitteten Japoneſer, oder die roheren Grönländer.*) Rührend war es übrigens, zu ſehen, mit welcher Zärtlichkeit und Sorgfalt, die hieſigen Weiber ihrer kleinen Kinder warteten, und welche Hülfleiſtung ihnen, bey dieſem mütterlichen Geſchäft, die Männer leiſteten. Hiedurch zeichnen ſie ſich hinlänglich von Wilden aus, die ein Weib und Kinder eher unter die nothwendigen als wünſchenswerthen

---

*) Das Gefühl von Vorzügen, welche der Japoneſe in ſeinem Lande genießt, iſt im Grunde nicht unrichtig oder unnatürlich; und ſo weit er urtheilen kann, hat er nicht unrecht, ſein Land und ſein Volk dem Haufen fremder Kaufleute vorzuziehen, die ſich aus niedriger Habſucht der ärgſten Mißhandlung und Demüthigung geduldig unterwerfen, und die er alſo ſchwerlich anders als mit Verachtung anſehen kann. Bey dem Grönländer iſt die Urſach verſchieden, aber die Würkung dieſelbe. Er iſt bloß für ſein Klima gebohren, und nur dieſes iſt ſeiner Natur angemeſſen. Jeder andere Zuſtand, jeder andere Aufenthalt, jede andere Lebensart iſt für ſeinen Körper nicht gemacht; daher hegt er gegen andre Länder und anders geſittete Völker einen natürlichen Wiederwillen. Sein Stolz iſt alſo mehr Naturtrieb, oder Inſtinkt, als vernünftiger auf Vergleichung beruhender Grundſatz. Bey der Dispoſition und Denkungsart, die man hier den Einwohnern von Atuai beylegt, ſcheint es möglich, daß ſie Fortſchritte in der Kultur machen können. Wer wird aber ihr Solon oder Lykurgus werden? G. F.

Dinge zu zählen, und ſie, dieſem Grundſatz gemäß, zu behandeln pflegen.

Die Volksmenge dieſer Inſel ſcheint ziemlich anſehnlich zu ſeyn, wenn man anders nach der Zahl der Menſchen ſchließen darf, die wir bey jedem Dorfe im Vorüberſegeln verſammelt ſahen. Alle Berechnungen aber können im gegenwärtigen Falle bloß muthmaßlich ſeyn, indeß ſcheint es mir am wahrſcheinlichſten, daß die Inſel, mit Inbegrif der einzelnen zerſtreuten Wohnungen, etwa ſechzig Dörfer enthält. Wenn man annimmt, daß dieſe Dörfer eben ſo groß ſind, als das, vor welchem wir geankert haben, und auf jedes Haus fünf Einwohner, folglich auf jedes Dorf fünfhundert Menſchen rechnet, ſo möchte ſich die ganze Bevölkerung auf dreßigtauſend belaufen. Dieſe Anzahl iſt wenigſtens nicht übertrieben, denn wir hatten mannichmal dreytauſend Menſchen am Strande, die doch, aller Wahrſcheinlichkeit nach, nicht mehr als den zehnten Theil aller Einwohner ausmachen konnten.

Die gewöhnliche Kleidung, ſowohl der Männer als des Frauenzimmers, habe ich bereits beſchrieben. Letztere wickeln ſich oft große Stücke Zeugs um den Leib, welche von den Brüſten bis an die Knie reichen. Viele trugen aber auch dergleichen Stücke Zeugs nur leicht über die Schultern geworfen, wodurch der größte Theil des Körpers bedeckt wurde. Junge Kinder liefen ganz nackend umher. Der Kopf bleibt jederzeit unbedeckt, aber das Haar trug jedes Geſchlecht nach einer andern Mode verſchnitten. Die gewöhnlichſte Art, hauptſächlich bey dem Frauenzimmer, war die, daß das Haar vorn lang und hinten kurz abgeſchnitten war. Die Männer ſchneiden, oder vielmehr ſcheeren, es auf beyden Seiten ganz ab, und laſſen in der Mitte einen Streifen, der gewiſſermaßen dem Kamm auf ihren Hauben oder Helmen ähnlich ſieht. Im Ganzen ſcheinen ſie auf das Haar und deſſen Putz eben nicht beſondere Sorgfalt zu wenden, denn ſie haben nicht einmal einen Kamm oder etwas dem ähnliches, um es in Ordnung zu halten. Einige, zumal unter den Männern, trugen es indeß auf eine ſeltſame Art aufgeputzt; ſie hatten nemlich eine Menge Zöpfe daraus geflochten, die ſo dick als ein Finger waren, und bis tief an den Rücken herunterhingen. Jedoch waren ſie größtentheils nur durch Kunſt über dem natürlichen Haarwuchs am Kopfe befeſtigt *).

Sonderbar iſt es, daß die Bewohner der Sandwichs-Inſeln ſich in Abſicht der Ohren von allen übrigen Inſulanern im Südmeere unterſcheiden. Ihre Ohren ſind nehmlich nicht durchbohrt, und ſie haben keinen Begriff von Zierrathen, die darin getragen werden könnten. Statt deſſen ſchmücken ſich Perſonen beyderley Geſchlechts mit Halsbändern, welche aus kleinen Büſcheln ſchwarzer Schnüre beſtehen, und unſern Hutſchnuren ähnlich ſind. Dieſe ſchlagen ſie oft mehr als hundertfältig um den Hals, gerade ſo wie die Leute von Watiu, doch mit dem Unterſchiede, daß man hier ſtatt der beyden kleinen Kügelchen die vorn in der Mitte herabhängen, ein kleines, ungefähr zwey Zoll langes und glatt geſchliffenes Stückchen Holz, Stein oder Muſchel, mit einem, unten, vorwärtsgebogenen breiten Haken, daran befeſtigt. Außerdem giebt es hier einen Halsſchmuck von kleinen Schnecken, welche an viele Schnüre aufgereihet ſind, oder auch von getrockneten Blüthen der Indiſchen Pappel (*ſida*). Einige haben auch ein

---

*) Die Abbildung von Horneiland, in Le Maire und Schoutens Reiſe, ſtellt einige dortige Einwohner vor, welchen ebenfalls dergleichen lange Zöpfe vom Kopf herunter hängen. Anmerk. der Urſchrift.

kleines drey Zoll langes Bildchen von Knochen, welches eine menſchliche Figur vorſtellt, vorn am Halſe hängen. Das Frauenzimmer trägt auch Armbänder von Muſcheln, aus einem oder mehreren Stückchen von ſchwarzem Holz mit kleinen Bruchſtückchen von Elfenbein dazwiſchen *), welche ſämmtlich wohl geſchliffen, und auf eine Schnur feſt an einander gereihet ſind. Eine andere Art von Armbändern beſteht aus den krummen Hauern oder Fangzähnen der Schweine, die man ſo an einander legt, daß der hohle Theil des Bogens oben kommt, und, nachdem zuvor die Spitzen abgeſtumpft worden ſind, ebenfalls auf eine Schnur ziehet. Dergleichen Zierrathen, die aus lauter großen auserleſenen Eberszähnen beſtehen, ſind in ihrer Art elegant. (Man ſehe die Abbildung davon auf der nächſtfolgenden Kupfertafel No. 1.) Die Männer ſtecken zuweilen die Federn des Tropikvogels in ihr Haar, oder an deren Stelle Hahnenfedern, die an langen glatten zwey Schuh langen Stäben befeſtigt, und unterwärts mehrentheils mit Ura (rothen Federn) verziert ſind. In eben dieſer Abſicht nähen ſie auch zuweilen einen Hundeſchwanz über einen Stock, ſo daß der Quaſt am Ende hervorragt. Endlich tragen einige zum Kopfputz auch eine Art von Fingersdicker Schnur, die ganz aus aufgereiheten und dicht anſchließenden gelben und rothen Federn beſteht, und hinten zuſammengebunden wird. Mancher trägt auch am Arm über dem Ellbogen eine

---

*) Daß man hier in der Eilfertigkeit einen kleinen Irrthum begangen, und etwas dem Elfenbein ähnliches, für Elfenbein ausgegeben hat, wird jeder ſachkundige Leſer leicht bemerken. Zur Berichtigung dieſer Stelle braucht man ſich nur zu erinnern, daß die Inſeln des ſtillen Meeres keine Elephanten beſitzen, und daß daſelbſt noch bis jetzt keine Petrefakten oder anderweitige Spuren von fremden organiſchen Körpern ausgegraben worden ſind. Wahrſcheinlich hat man weiße Muſchelſchaalen mit Elfenbein verwechſelt. G. F.

breite Spange von Muſchelwerk, welches auf einen Netzgrund aufgenäht iſt.

Die Mannsperſonen ſind oft punktirt, doch haben die Punkturen keinen beſtimmten Ort, wie in Otaheiti und Tongatabu. Mannichmal ſahen wir einige wenige Flecken an den Händen, Aermen oder Lenden; oft aber auch gar keine. Nur wenige von den Einwohnern hatten an den Aermen und an dem Vordertheil des Körpers eine größere Menge punktirter Zierrathen, als wir ſonſtwo geſehen hatten, und zwar nach einer artigen Zeichnung in allerley mannichfaltigen Linien und Figuren. Einige hatten eben daſelbſt die Figur eines Taumi, oder Otaheitiſchen Bruſtſchildes, einpunktirt, obgleich dieſes Schild ſelbſt uns hier nicht zu Geſicht kam. Die Vorhaut wird weder aufgeſchlitzt noch beſchnitten, wie in den Societäts- und Freundſchafts-Inſeln, ſondern über die Eichel gezogen, und mit einem Faden feſtgebunden, wie es auch bey den Einwohnern von Neuſeeland zum Theil gebräuchlich iſt.

Ungeachtet ſie ſich in Dorfſchaften zuſammen vereinigt haben, iſt dennoch kein Anſchein von einer Vertheidigungsanſtalt, oder Befeſtigung, bey dieſen Dörfern zu ſehen. Die Häuſer liegen zerſtreut, in verſchiedener Lage und Richtung. Auch in Anſehung der Größe wird keine Gleichheit beobachtet. Einige ſind zwiſchen vierzig und funfzig Fuß lang, und zwanzig bis dreißig Fuß breit; andere hingegen ſind bloße Hütten. Sie ſehen ungefähr ſo aus, wie ein länglicher Heu- oder Kornſchober; oder vielleicht kann man ſich eine beſſere Vorſtellung davon machen, wenn man ſich ein Scheuerndach denkt, deſſen ſchräge Seiten oben in einen ſehr ſcharfen Rücken zuſammenlaufen, und unmittelbar auf der Erde zu ruhen ſcheinen, weil die beyden ſehr niedrigen Wände, auf denen es befeſtigt iſt, in einiger Entfernung gar nicht zu ſehen ſind. An jedem Ende wird die ganze Wohnung von einem, Giebel geſchloſſen. Das Dach beſteht aus dünnen Stangen, welche, ziemlich regelmäßig, mit langen Graſe gedeckt ſind. Der Eingang wird bald auf dieſer, bald auf jener Seite angebracht, und iſt eigentlich ein längliches niedriges Loch, durch welches man vielmehr hineinkriecht als geht. Die Thüre iſt ein Brett aus mehreren an einander befeſtigten Planken, welches aber keine Angeln hat, ſondern nur, ſo wie es man jedesmal nöthig hat, vorgerückt oder bey Seite geſtellt wird. Durch dieſe einzige Oefnung fällt auch das Licht in das Haus. Faſt ſcheint es, als wenn dieſe dichten Wohnungen, ſo zweckmäßig ſie übrigens für ſchlechtes Wetter gmacht ſind, ſich für ein ſo heißes Klima dennoch nicht gut ſchickten. Man hält ſie übrigens ſehr rein, und beſtreut den Boden mit einer Menge trockenen Graſes, worüber dann Matten ausgebreitet werden, auf denen man ſchläft. An einem Ende des Hauſes ſteht eine ungefehr drey Schuh hohe Bank, worauf der wenige Hausrath der Einwohner befindlich iſt; nehmlich Flaſchenkürbiſſe, worin Waſſer, oder auch Lebensmittel und dergleichen aufbewahrt werden, in welchem letztern Falle Deckel von eben der Materie darauf liegen; ferner einige hölzerne Schaalen und Teller von verſchiedener Größe.

Soweit wir von den Lebensmitteln, die man uns verkaufte, urtheilen können, iſt es wohl außer Zweifel, daß ihre vegetabiliſche Nahrung größtentheils aus ſüßen Patatten, Aronswurzeln oder Tarro, und Piſangs beſteht. Brodfrucht und Yams gehören eigentlich unter die Seltenheiten. An Speiſen aus dem Thierreich kann es ihnen nicht fehlen, da ſie eine Menge Schweine beſitzen, die allenthalben frey umher laufen. Auch ſind ſie mit Hunden reichlich verſehen, die vermuthlich ebenfalls gegeſſen werden. Eine beträchtliche Menge Fiſchangeln, die wir bey ihnen gewahr wurden, iſt Beweiſes genug, daß die See ihnen keinen geringen Vorrath von Lebensmitteln liefert, wiewohl auf der andern Seite das Einſalzen der Fiſche zu erkennen giebt, daß der Fiſchfang an einer ſo wenig geſchützten Küſte oft unterbrochen werden muß; denn vermuthlich würde niemand auf eine künſtliche Methode, irgend eine Speiſe vorrathsweiſe aufzubewahren, verfallen ſeyn, wenn er ſicher gewuſt hätte, er könne dieſelbe täglich friſch bekommen. Dieſer Grund erklärt indeß noch nicht, warum die Einwohner auch Schweinefleiſch einſalzen. Sie bewahren es in Flaſchenkürbiſſen auf, und bedienen ſich dazu eines Salzes von röthlicher Farbe, das nicht ſehr grob, und vermuthlich mit dem, welches unſere Verirrten auf der Chriſtmeß-Inſel fanden, von einerley Beſchaffenheit iſt. Die Farbe kommt unſtreitig von einer Beymiſchung des Schlammes her, der am Boden der Teiche liegt, worinn ſich das Salz bildet, denn in größeren Klumpen war es ziemlich weiß und rein.

Die Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche werden, wie in den ſüdlicheren Inſeln, mit geheizten Steinen gebacken. Wir ſahen immer eine große Menge Speiſen auf Einmal zubereiten; vermuthlich backt alſo ein ganzes Dorf, oder wenigſtens eine beträchtliche Anzahl Menſchen, ihre Mahlzeit gemeinſchaftlich in Einem Ofen. In Atuai waren wir bei der Zubereitung der Fleiſchſpeiſen nicht zugegen; in Onihiau aber ſahe Herr Gore, daß man ſie ebenfalls in Ofen ſchmort. Ueberdies fanden wir auch keine Geräthſchaft zum Kochen auf dieſen Inſeln. Die einzige künſtlich zuſammengeſetzte Speiſe war eine Art Pudding aus Terrowurzeln, der uns wegen ſeiner Säure zuwieder war, von den Einwohnern hingegen begierig verſchluckt wurde. Beym Eſſen bedient man ſich einer Art hölzerner Teller und wenn gleich, (wie wir aus einem Beyſpiele vermuthen) das Frauenzimmer, ſo wie in Otaheiti, mit den Männern nicht aus einerley Schüſſel eſſen darf, ſo iſt es ihnen doch wenigſtens erlaubt, an ihrer Seite und an demſelben Orte zu eſſen.

Ihr Zeitvertreib iſt allem Anſchein nach ſehr mannichfaltig, denn während unſeres kurzen Aufenthaltes ſahen wir verſchiedene Arten deſſelben. Zwar hatten wir keine Gelegenheit, den Tänzen beizuwohnen, wozu die befiederten Mäntel und Helme gebraucht werden; allein aus allerley Bewegungen mit der Hand, die manche von den hieſigen Inſulanern bey andern Veranlaſſungen und bey ihren Geſängen machten, ſchloſſen wir, daß ſie mit den Tänzen der ſüdlicheren Inſulaner viele Aehnlichkeit haben müßten, wiewohl ſie ſchwerlich mit eben ſo vieler Kunſt ausgeführt werden. Flöten oder Rohrpfeiſen ſahen wir bey ihnen nicht, hingegen zwey andre, aber äußerſt rohe muſikaliſche Inſtrumente, von denen das eine keine beſſere Muſik machte, als eine Kinderklapper. Es beſteht aus einer umgekehrten kegelförmigen Mütze, die aus einer groben Art Riedgras geflochten, etwas über einen Schuh hoch, und nur wenig ausgehöhlt iſt. Oben und an den Rändern iſt es mit ſchönen rothen Federn geſchmückt, und an der Spitze iſt ein Flaſchenkürbiß, ungefähr ſo groß wie eine Fauſt, angebracht, worin etwas loſes zum Klappern hineingethan wird. (Man ſehe auf der hier beygefügten Kupfertafel die zweyte Figur). Dies Inſtrument hält der Tänzer beym dünneren Ende angefaßt, und ſchüttelt oder bewegt es vielmehr, gerade vor dem Geſicht, ſehr ſchnell von einer Seite zur andern und ſchlägt zugleich mit der andern Hand an die Bruſt.

Das zweyte muſikaliſche Inſtrument, wenn es anders dieſen Namen verdient, iſt ein hohles hölzernes Gefäß, wie eine flache Schüſſel geſtaltet, bey deſſen Gebrauch man zugleich mit zwey Stäben ſpielt, und zwar auf folgende Art. Der Virtuoſe, den wir ſahen, hielt den einen Stab, der etwa zwey Schuh lang ſeyn mochte, eben ſo wie man bey uns die Violine hält, und ſchlug mit dem andern, welcher kleiner und einem Trommelſtock ähnlich war, bald ſchneller, bald langſamer auf jenen;

zu gleicher Zeit trat er mit den Füßen auf dem holen umgekehrt liegenden Gefäße den Takt, welches zuſammen eine nicht unangenehme Muſik hervorbrachte, wozu einige Weiber ein angenehmes, zärtliches Lied ſangen.

Zu einer andern Art von Zeitvertreib dienen vermuthlich eine Anzahl kleiner polirter ungefähr vier oder fünf Schuh langer Ruthen, welche etwas dicker ſind, als der Ladeſtock einer Flinte, und am dünnen Ende einen kleinen Quaſt von langen weißen Hundshaaren haben. Wir ſahen einen Menſchen, der eine dieſer Ruthen in die Höhe hielt, und damit einen ſchnellen Schlag durch die Luft that, ſo daß ſie nunmehr eine wagerechte Richtung hatte. Zu gleicher Zeit ſtampfte er mit dem Fuß derſelben Seite, nach welcher der Schlag hin geſchah, auf die Erde, und ſchlug ſich mit der andern Hand auf die Bruſt. Man hat hier auch ein Kugelſpiel, wozu Stücken von dem vorhinerwähnten Wetzſtein gebraucht werden, die ungefähr ein Pfund wiegen, wie ein kleiner Käſe geſtaltet, an den Seiten und Rändern abgeründet, und ſehr glatt polirt ſind. Es giebt auch andere Kugeln zu dieſem Spiele, welche aus ſchwerem braunrothen Thon gemacht und mit einer künſtlichen Glaſur von derſelben Farbe überzogen ſind. Noch andere beſtehen aus einem groben dunkelgrauen Schiefer. Endlich bedienen ſie ſich auch kleiner flachen, runden Stücke Tafelſchiefers, von gleichem Durchmeſſer mit den Kugeln, aber kaum einen Zoll dick, die glatt geſchliffen ſind, und womit ſie ſo werfen, wie bey dem Engliſchen Spiele mit quoits oder Wurfſcheiben, geworfen wird. Ihre Spiele ſcheinen alſo vielmehr Uebungen der Geſchicklichkeit, als der Stärke zu ſeyn.

Alle Handarbeiten dieſer Inſulaner haben einen ungewöhnlichen Grad von Zierlichkeit, und verrathen einen ſinnreichen Kopf. Ihr Kleidungszeug wird aus der Rinde des Papiermaulbeerbaums und zwar unſtreitig auf eben die Art wie in Tongatabu und den Societäts-Inſeln, verfertigt; denn wir kauften hier einige Schlägel mit eingekerbten, ſenkrecht parallellaufenden Reiſſen, womit es bereitet oder geklopft wird. Das Gewebe dieſes Zeuges iſt zwar dicker, aber nicht ſo feſt als auf vorgenannten Inſeln. Hingegen zeigt ſich der beſſere Geſchmack der hieſigen Einwohner in der unendlichen Mannichfaltigkeit von Muſtern und Figuren, womit es bemahlt wird. Wenn man eine Sammlung von Stücken ihres Zeugs beyſammen ſieht, möchte man glauben, ſie hätten ihre Muſter aus dem Laden eines Seidenhändlers entlehnt, worin man die ſchönſte Auswahl von Chineſiſcher und Europäiſcher Arbeit zugleich antrift; und hätten dieſe noch mit einigen originellen Muſtern von eigner Erfindung vermehrt. Die Farben, roth ausgenommen, ſind zwar nicht ſehr brennend; allein die Regelmäßigkeit der Figuren und Streifen iſt in Wahrheit bewundernswürdig, da ſie, ſo viel wir wiſſen, keine Leiſten oder Stöcke haben, womit ſie Abdrücke machen könnten. Wie ſie ihre Farben zubereiten, konnten wir in ſo kurzer Zeit nicht erlernen. Es giebt aber nicht nur bunte Zeuge, ſondern auch einfärbige, zumal dunkelbraune und lichtblaue; desgleichen ganz weiße oder ungefärbte. Die Stücke ſind mehrentheils zwey Schuh (eine Elle) breit, und vier bis fünf Engliſche Yards (12 bis 15 Schuhe) lang, oder gerade ſo groß, wie man ſie zum gewöhnlichen Anzuge, dem Maro, braucht. Zuweilen werden aber auch kleinere Stücke aneinander genähet, um ein ſolches Kleid auszumachen. Die Arbeit an dieſen Näthen iſt zwar nicht zierlich, aber doch dauerhaft, und um deſto bemerkenswerther, da die Nähekunſt dieſen Inſeln eigen iſt; denn in den ſüdlichern Inſeln iſt ſie völlig unbekannt. Nächſt der vorbeſchriebenen giebt es hier noch eine beſondere Art von dünnen Zeugen, welche wie ein Oeltuch ausſehen, und auch wirklich entweder mit Oel oder einem Firniß getränkt ſind; wodurch das Waſſer ziemlich gut abgehalten wird.

Die hieſigen Einwohner verfertigen ferner eine große Menge ſchöner weißer und dauerhafter Matten, denen auf einer Seite rothe Streifen, oder auch geſchobene Würfel und andere Figuren eingewirkt ſind, und die oft eine anſehnliche Größe haben. Sie dienen vermuthlich in gewiſſen Fällen ſtatt der Kleidung, denn ſie wurden mehrentheils auf dem Leibe ſelbſt zum Verkauf gebracht. Andere, gröbere, ſchlichte, aber ebenfalls ſtarke Matten breitet man auf die Erde aus, um darauf zu ſchlafen.

Ihre Flaſchenkürbiſſe wiſſen ſie mit allerley ſchwarzgebeizten Figuren, hauptſächlich Wellenlinien und Triangeln, künſtlich zu verzieren, faſt wie die Neuſeeländer, bey denen wir ehemals Proben von ähnlichen Arbeiten geſehen hatten. Die Kunſt etwas mit Firniß zu überziehen, ſcheint ihnen ebenfalls bekannt zu ſeyn; denn einige dieſer Flaſchenkürbiſſe waren gewiſſermaßen lackirt. Endlich ſo wiſſen ſie auch allerhand Sachen, vermittelſt eines zähen klebrigen Stoffes, zuſammen zu leimen. Die hölzernen Schüſſeln und Schalen, aus denen ſie Awa trinken, ſind von dem Holze des Etuabaumes (*Cordia Sebeſtena*) und zwar ſo eben und gleichförmig gemacht, als wenn ſie auf der Scheibe gedrehet wären, ja ihre Politur iſt noch vorzüglicher als bey unſern gedrechſelten Waaren. Zu ihren Handarbeiten gehören ferner auch eine Art viereckiger, wie Matten geflochtener Fächer, mit einem ſpitz zulaufenden Handgriffe, der von eben ſolcher Arbeit, oder auch von Holz iſt. Dieſe Fächer ſind mit kleinen Haarſchnüren und Kokosnußfaſern durchwirkt. Ihre Angelhaken, von denen ſie viele verſchiedne Arten haben, ſind ſehr ſinnreich gemacht. Einige ſind ganz knöchern, andere von Holz mit knöchernen Spitzen, und viele von Perlmutterſchalen. Von letzteren giebt es eine Art, welche mit denen auf Tongatabu übereinkommt, und eine andre einfach gebogene, wie die gewöhnlichen Otaheitiſchen. Die knöchernen ſind mehrentheils klein, und aus zwey Stücken zuſammengeſetzt; alle verſchiedene Sorten haben aber einen Wiederhaken, entweder, wie die unſrigen, inwendig, oder gegenüber, auswendig, oder auch auf beyden Seiten, da denn der äußere Wiederhaken von der Spitze am weiteſten entfernt iſt. Von der letztern Art erhielten wir einen neun Zoll langen, aus einem einzigen Stück Knochen, welcher vermuthlich von einem großen Fiſche genommen war. Gewiß hätte ein europäiſcher Künſtler die zierliche Geſtalt und die feine Politur dieſes Inſtruments nicht übertreffen können, ſo ſehr ihm auch ſeine Kenntniß vom Zeichnen und die Anzahl und Zweckmäßigkeit ſeiner Werkzeuge dabey zu Statten kommt. Sie ſchleifen Steine, indem ſie ſolche, im Waſſer, mit Bimsſteinen beſtändig reiben, und ihre Werkzeuge ſind denen ähnlich, die wir auf den ſüdlichen Inſeln geſehen haben. Ihre Beile, oder eigentlicher ihre Hacken, ſind in Abſicht der Materie, die ein ſchwärzlicher oder gelblichgrauer Stein iſt, und auch der Form nach, jenen vollkommen gleich. Statt eines Meſſers, oder vielleicht auch zum Schnitzen, dient ihnen ein Hayfiſchzahn, der entweder in den vordern Theil einer Hundskinnlade, oder in einen eben ſo geſtalteten hölzernen Griff eingelaſſen iſt, an deſſen andern Ende ſich ein kleines Loch befindet, worin eine Schnur befeſtigt wird.

Die einzigen eiſernen Geräthſchaften, oder vielmehr, Stückchen von altem Eiſen, welche dieſe guten Leute vor unſerer Ankunft beſeſſen hatten, waren: erſtlich, ein zwey Zoll langes Stück von einem eiſernen Faßbande, welches in einen hölzernen Griff eingelaſſen war, *) und

---

*) Herr Capitain King, der dieſe Seltenheit dem Eigenthümer abkaufte, beſitzt ſie gegenwärtig noch. Anm. der Urſchrift.

noch ein Schneidewerkzeug, welches aus der Spitze einer breiten Degenklinge gemacht zu ſeyn ſchien. Weil nun die Einwohner dieſe Stückchen Eiſen ſchon vor unſerer Ankunft beſaßen, und weil ihnen zugleich der Gebrauch dieſes Metalls ſo allgemein bekannt war, glaubten verſchiedene von uns, wir könnten nicht die erſten Europäer ſeyn, die dieſe Inſeln beſuchten. Allein mit dieſer Vorausſetzung läßt ſich ſchwerlich der hohe Grad des Erſtaunens reimen, den die Einwohner beym Anblick unſerer Schiffe äußerten; und eben ſo wenig ſcheint mir alsdenn ihre Unbekanntſchaft mit unſerm Schießgewehr erklärbar. Giebt es aber nicht ſo manchen andern Weg, auf welchem dieſe Inſulaner Stückchen Eiſen erhalten, oder vom Daſeyn dieſes Metalls unterrichtet werden konnten, ohne je mit Völkern, bey denen es in alltäglichem Gebrauch iſt, unmittelbaren Umgang gehabt zu haben? Unſtreitig war Eiſen, vor **Magalhaens** Reiſe, allen Einwohnern der Südſeeinſeln völlig unbekannt; denn die auf ihn folgenden Seefahrer fanden noch keins bey ihnen. Dem ungeachtet hat es ſich auf unſern neulichen Reiſen gezeigt, daß der Nutzen des Eiſens auch in verſchiedenen Inſeln bekannt geworden war, die, ſo viel wir wiſſen, noch kein europäiſches Schiff beſucht hatte. **Mendanna** hätte unfehlbar auf allen Inſeln, die er während ſeiner beyden Reiſen berührte, Eiſen hinterlaſſen. Dadurch mußte natürlicherweiſe die Kenntniß von einer ſo brauchbaren Sache ſich auch auf allen andern Inſeln verbreiten, welche mit denen, die er beſucht hatte, in einigem Verkehr ſtehen. Ja ſie konnte ſogar noch weiter kommen; denn Beſchreibungen machen eine Sache auch da noch kenntlich, wo die Proben ſelbſt nicht hingelangen können. Die nächſte Reiſe von einiger Wichtigkeit, ſüdwärts von der Linie, wobey man zugleich mit den Eingebohrnen der Inſeln einiges Verkehr hatte, war die Fahrt des **Quiros**, der auf der Inſel **Sagittaria**, der Inſel des ſchönen Volks (*Isla de la gente hermoſa*) und dem heil. Geiſtlande (*Tierra del eſpiritu Santo*) ausgeſtiegen iſt, wodurch nicht nur in dieſen Inſeln ſelbſt, ſondern auch in allen, die mit ihnen in Verbindung ſtehen, das Eiſen hat bekannt werden müſſen. Auf dieſen Seefahrer folgten Le Maire und Schouten, die ſchon viel weiter gegen Oſten mit den Einwohnern Umgang hatten, und deren Verkehr in der Südſee ſich mit Horn- und Kokoseiland endigte. Es war uns eben nicht befremdend, daß man bey meinem erſten Beſuch in Tongatabu, 1773, ein Stückchen Eiſen daſelbſt vorfand, weil wir wußten, daß Tasman dieſe Inſel vor uns beſucht hatte Setzen wir aber den Fall, er hätte nie die Freundſchaftsinſeln entdeckt, ſo würde es uns viel Nachſinnens gekoſtet haben, um herauszubringen, woher ſie das Eiſen bekommen hätten; allein ich habe bereits an einem andern Orte (weiter oben, Seite 82 u. f.) den Umſtand erwähnt, durch welchen die Kenntniß dieſes Metalls ſich bey ihnen erneuern konnte, und der ſehr zur Beſtärkung meiner Hypotheſe gereicht. Denn Niutabutabu oder Boscawenseiland, woſelbſt Capitain Wallis das Eiſen zurück ließ, und von wo Paulaho, der König von Tongatabu, es erhielt, liegt einige Grade nordweſtwärts von letztgenannter Inſel. Es iſt endlich auch bekannt, daß eins von Roggewein's Schiffen auf den Schädlichen Inſeln (*pernicious Islands*) ſcheiterte, die, nach ihrer Lage zu urtheilen, den Einwohnern von Otaheiti und den Societäts-Inſeln nicht unbekannt ſeyn können, wenn ſie gleich nicht oft von ihnen beſucht werden mögen. Die Otaheitier wenigſtens hatten damals, als Capitain Wallis ihre Inſel entdeckte, bereits Kenntniß vom Eiſen, und tauſchten es begierig ein, wiewohl ſie dieſe Kenntniß nicht anders, als durch Mittheilung von jenen Inſeln erhalten haben konnten, wo das Metall urſprünglich zurück gelaſſen worden war. Sie ſagten auch ſelbſt, daß dies der Fall geweſen wäre, und erzählten uns ſeitdem, das Eiſen ſey vor Herrn Wallis Ankunft ſo hoch geſchätzt worden, daß ein Oberhaupt, der zum Beſitz von zweyen Nägeln gelangt war, ſich keinen geringen Vortheil damit erworben, indem er ſie ſeinen Nachbaren zum Löcherbohren vermiethet habe, wenn ſie dieſes mit ihren Werkzeugen nicht hätten zu Stande bringen können. *) Die Männer aus den Societätsinſeln, welche wir in Watiu antrafen, waren dahin verſchlagen worden, nachdem ſie ſchon längſt in ihrer Heimath das Eiſen kennen gelernt hatten; und wiewohl ſie wahrſcheinlicherweiſe nichts davon nach Watiu mitgebracht, muß es ihnen dennoch leicht geweſen ſeyn, dieſe ihnen ſo äußerſt wichtige metalliſche Subſtanz ihren gaſtfreyen Freunden zu beſchreiben, von denen die Beſchreibung ſich dann vermuthlich weiter, bis nach Herveyseiland fortgepflanzt haben mag, deſſen Einwohner, während unſeres kurzen Umgangs mit ihnen, ein ſo brennendes Verlangen darnach äußerten.

Erwägt man alle hier angeführte Fakta, ſo läßt ſich leicht erklären, wie die Kenntniß des Eiſens queer über dieſen Ocean bis nach Inſelgruppen gelangen konnte, deren Einwohner nie mit Europäern unmittelbaren Umgang gehabt haben, und welch ein Verlangen nach einem größern Vorrath von dieſem koſtbaren Metall, einige

---

*) Etwas ähnliches erzählt der P. Cantova von den Oberhäuptern der Carolinen Inſeln, die ſich ebenfalls dadurch, daß ſie Nägel verleihen, eine Art von Revenüe verſchaffen: Si par hazard un vaiſſeau étranger laiſſé dans leurs isles quelque vieux morceaux de ſer, ils appartiennent de droit aux Tamoles, qui en ſont faire des outils, le mieux qu'il eſt poſſible. Ces outils ſont un fonds, dont le Tamole tire un revenu conſidérable, car il les donne à louage, et le louage ſe paye aſſez cher. p. 314. Anm. der Urſchrift.

kleine Pröbchen die ihnen zu Theil geworden ſind, oder auch nur die bloße Beſchreibung deſſelben, bey ihnen erwecken müſſen! Die Anwendung dieſes Satzes auf den vor uns liegenden Fall iſt einleuchtend. Ohne je von Europäern beſucht worden zu ſeyn, konnten die Einwohner auf Atuai und Onihiau, von Inſeln, welche zwiſchen ihnen und den Diebsinſeln liegen, etwas Eiſen erhalten haben. Die Diebsinſeln (*Ladrones*) aber ſind von den Spaniern ſeit Magalhaens Reiſe oft beſucht worden *). Wollte man aber einwenden, daß die weſtliche Lage der Diebsinſeln dieſe Mittheilung unwahrſcheinlich mache, ſo liegt ja gegen den Wind noch das große feſte Land von Amerika, wo ſich die Spanier ſchon vor mehr als zwey Jahrhunderten niedergelaſſen haben. Während dieſes beträchtlichen Zeitraums muß ſo mancher Schiffbruch vorgefallen ſeyn, und es iſt gar nichts außerordentliches, daß etwa ein Bruchſtück, woran Eiſen befindlich iſt, vermittelſt des öſtlichen Paſſatwindes und der Wellen, an den Küſten der im Ocean zerſtreuten Inſeln angeſpült wird. Die Entfernung zwiſchen Amerika und Atuai kann gegen dieſe Vorausſetzung nichts beweiſen. Doch geſetzt auch, dieſe Erklärung könnte nicht gelten; ſo muß man ſich erinnern, daß ſpaniſche Schiffe alljährlich dieſes Meer durchſchiffen. Wie leicht können ſich aber auf einer ſo langen Fahrt allerley Zufälle ereignen, Maſten mit ihrem Zubehör verlohren gehn, Tonnen mit eiſernen Bändern über Bord fallen, und

---

*) Die Spanier haben ſie nicht allein beſucht, ſondern ſich darauf niedergelaſſen, und die armen Inſulaner innerhalb ein paar Jahrhunderten von mehr als ſechzigtauſend bis auf acht oder neunhundert aufgerieben. S. Nouveau Voyage à la Mer du Sud commencé ſous M. Marion, (d'après les journaux de M. Crozet) 8. Paris 1783. p. 180. G. F.

und auf ſolche Art ans Land getrieben werden? Dies iſt auch in der That nicht bloße Muthmaßung. Einer von unſern Leuten bemerkte in einer Wohnung des Dorfs Waimoa ein Stück Tannenholz. Es war wurmſtichig, und die Einwohner gaben ihm zu verſtehen, die Wellen hätten es ans Land getrieben. Auch bezeugten die Eigenthümer jener kleinen Eiſenſtückchen ganz ausdrücklich, daß dieſelben von öſtlicher gelegenen Gegenden hieher gekommen wären.

Ich komme nunmehr von dieſer Abſchweifung auf meine Bemerkungen in Atuai zurück, und wende mich zuerſt zu den dörtigen Kähnen. Mehrentheils ſind ſie vier und zwanzig Schuh lang, und beſtehen unten meiſtens aus einem Klotz, der bis zur Dicke von einem oder höchſtens von anderthab Zollen ausgehöhlt iſt, und an beiden Enden ſpitz zuläuft. Drey Zoll dicke Bretter, die genau auf das unterſte Stück paſſen, und daran gebunden ſind, bilden die Seiten des Kanots. Die beiden Enden ſtehen etwas in die Höhe, und laufen in eine keilförmige Schärfe zuſammen. Die Breite des Canots beträgt nicht mehr als funfzehn, oder achtzehn Zoll; daher müſſen die einfachen Canots einen Ausleger haben, der mit mehr Geſchick und Ueberlegung, als ich ſonſt geſehen habe, angebracht iſt. Es giebt aber auch Doppelcanots. Die Ruder ſind ſchaufelförmig und haben nichts ausgezeichnetes. Bisweilen ſpreizt man auch, zwiſchen Maſt und Baum, ein leichtes dreyeckigtes Segel aus, wie in den Freundſchaftsinſeln. Die Stricke ſind, ſo wie die Angelſchnüre, ſtark und gut gearbeitet.

Was wir vom hieſigen Ackerbau geſehen haben, beweiſet zur Gnüge, daß dieſe Inſulaner keine Neulinge in dieſer Kunſt ſeyn müſſen. Ich habe ſchon des Thals erwähnt, das gleichſam nur Eine große Tarropflanzung ausmacht. Mit eben der Ordnung ſind die Patattenäcker, die Piſanggärten und die Zuckerrohrfelder bebaut; jedes hat ſogar eine beſtimmte ziemlich regelmäßige Figur, ein längliches oder auch ein gleichſeitiges Viereck. Befriedigungen aber giebt es nirgends, man müßte denn die Gräben in den Niederungen dafür halten, die aber vermuthlich nur zur Wäſſerung der Tarrowurzeln beſtimmt ſind. Der Ueberfluß und die vorzügliche Güte der hieſigen Pflanzenprodukte muß indeß eben ſo wohl der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens, als der kunſtreichen Behandlung deſſelben zugeſchrieben werden. Er iſt zum Wurzelbau weit tauglicher als zum Wachsthum der Kokos- und Brodtbäume, daher man jenen auch den Vorzug giebt, ungeachtet ihre Anpflanzung weit mehr Mühe koſtet. Die wenigen Brodbäume und Palmen, die wir hier antrafen, ſchienen nicht ſonderlich zu gedeihen. So viel Arbeit man indeß auf den Anbau verwendet, ſo viel bliebe gleichwohl noch in Zukunft zu thun übrig, um ihn weiter auszubreiten; denn jetzt liegt der größte Theil der Inſel wüſt, obgleich der Boden daſelbſt eben ſo gut zu ſeyn ſcheint, als an den bebauten Stellen. Wäre alles gleichförmig benutzt, ſo könnte die Inſel wenigſtens dreymal ſo viel Einwohner ernähren, als ſie gegenwärtig hat. Vielleicht verhindert alſo eine Urſache, die uns wegen unſeres kurzen Aufenthalts unbekannt geblieben iſt, den ſchnellern Fortſchritt der Bevölkerung, welcher ſonſt die Einwohner bereits genöthigt haben würde, ihre Pflanzungen weiter auszubreiten.

Wir haben zwar keinen Befehlshaber von einigem Anſehn bemerkt, allein man ſagte uns, es befänden ſich deren mehrere in Atuai, vor denen man, zum Zeichen der Unterwürfigkeit, zur Erde niederfiele. Dieſe Gewohnheit, die in den Freundſchaftsinſeln Moi oder Moja heißt, wird auch hier Moi oder Hamoja genannt. Es läßt ſich nicht mit Gewißheit ſagen, ob die Oberhäupter ſich anfänglich aus Furcht nicht zeigen wollten, oder wirklich an dem Orte, wo wir anlandeten, nicht zugegen waren. Nachdem ich aber die Inſel verlaſſen hatte, legte einer von dieſen Vornehmen bey Herrn Capitain Clerke, an Bord der Discovery, einen Beſuch ab. Er kam in einem Doppelcanot, und machte es wie der König der Freundſchaftsinſeln, das iſt, er achtete nicht auf die kleineren Canots, die ihm im Wege waren, ſondern ließ gegen ſie anſtoßen, oder gar über ſie hinrudern, ohne ihnen nur im mindeſten auszuweichen. Die armen Leute, ihrer Seits, konnten nicht Hand anlegen, um mit ihren Kähnen aus dem Wege zu kommen, weil die Ehrerbietung es unumgänglich erforderte, daß ſie ſich niederwarfen, bis er vorüber war. Seine Bedienten hoben ihn in das Schiff, ſtellten ihn auf das Verdeck, ſchloſſen einen Kreis um ihn, indem ſie einander bey den Händen hielten, und ließen innerhalb deſſelben niemanden, außer Herrn Clerke ſelbſt, zu ihrem Herrn hinzunahen. Er war noch jung, von Haupt zu Fuß ganz bekleidet, und hatte ein junges Frauenzimmer bey ſich, welches vermuthlich ſeine Gemahlin war. Man nannte ihn Tamahano. Capitain Clerke machte ihm einige Geſchenke, und bekam dagegen eine große Schale, welche auf zwey männlichen geſchnitzten Figuren ruhte, woran ſowohl die Zeichnung als die Ausführung nicht ſchlecht waren. Dieſe Schale, ſagte man den unſeigen, pflege mit Kawa, oder, wie man es in Otaheiti nennt, mit Awa, dem berauſchenden Pfeffertranke, gefüllt zu werden, der auch hier, wie anderwärts im Südmeere, bereitet wird. Herr Capitain Clerke lud den vornehmen Fremdling vergebens ein, ſich in die Kajüte hinabzubegeben; er konnte ihn nicht einmal bewegen die Stelle zu verlaſſen, wo ihn ſeine Begleiter zuerſt abgeſetzt hatten. Nach einem kurzen Aufenthalt an Bord des Schiffs, trug man ihn in ſein Canot zurück, und er fuhr, unter den vorhin erwähnten Ehrenbezeugungen ans Land zurück. Am folgenden Tage erhielt Capitain Clerke verſchiedene Bothſchaften, die ihn einluden ans Land zu kommen, weil der Befehlshaber ein großes Geſchenk für ihn bereitet habe. Allein, anſtatt dieſe Einladung anzunehmen, hielt es der Capitain für rathſam in See zu ſtechen, um ſich wieder an unſer Schiff anzuſchließen.

Die Kürze unſeres Aufenthalts, die überhaupt ſchuld daran iſt, daß unſere Nachrichten von dieſen neuen Inſeln ſo unvollkommen geblieben ſind, erlaubte uns auch nicht, über ihre Regierungsform etwas genaues und beſtimmtes zu erfahren. Indeß läßt die Uebereinſtimmung in den Sitten und Gewohnheiten dieſer und anderer bisher beſuchter Inſeln, und insbeſondere die Ehrerbietung, die man den Oberhäuptern erweiſt, mit vieler Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß auch einerley politiſche Einrichtung bey ihnen Statt finden müſſe. Wir haben auch Urſach zu befürchten, daß innerliche Kriege hier ſo häufig ſind, wie auf andern Südſeeinſeln. Schon die große Menge Waffen aller Art, welche wir in den Händen der Einwohner, und zwar ſehr ſorgfältig aufbewahrt fanden, ſcheint dies zu verrathen; allein noch unwiderlegbarer beweiſt es ihr eigenes Geſtändniß. Die verſchiedenen Bezirke auf der Inſel Atuai ſind ſowohl unter einander als mit ihren Nachbaren von Onihian und Orrehaua in Kriege verwickelt. Dieſe Mißhelligkeiten ſind der Grund, weswegen hier die Bevölkerung im Verhältniß zu dem urbaren Lande, ſo gering iſt.

Ihre Speere oder Lanzen ſind von ſchönem kaſtanienbraunen Holze, vortreflich polirt, und zum Theil an einem Ende mit Wiederhaken am andern mit einer platten

Schärfe verſehen. Außer dieſen hatten ſie noch eine Art Waffen, die wir bey den Einwohnern der Südſeeinſeln nirgend zuvor geſehen, auch nicht einmal von andern Reiſebeſchreibern erwähnt gefunden haben; nämlich eine Art von Dolchen, die mehrentheils anderthalb Schuh lang, an einem oder auch wohl an beyden Enden zugeſpitzt, und vermittelſt einer Schnur an der Hand befeſtigt ſind *). Dieſer Dolche bedienen ſie ſich im Handgemenge, wozu ſie ſich auch gut ſchicken. Einige kann man mit allem Recht doppelte Dolche nennen, weil ſie einen Griff in der Mitte haben, ſo daß man damit leicht nach jeder Seite hinſtechen kann. Bogen und Pfeile ſcheinen nicht nur ſelten, ſondern auch von gar zu leichter Arbeit zu ſeyn, als daß ſie im Kriege gebraucht werden könnten. Unter die Waffen kann man füglich auch das Meſſer, oder die Säge rechnen, womit ſie die Leichname der Erſchlagenen aufſchneiden; denn dieſes Inſtrument dient ebenfalls zum ſchneiden und hauen im Handgemenge. Es iſt ein flaches, längliches, an den Ecken abgerundetes, ungefähr zwölf Zoll langes Holz, mit einem hölzernen Griff, faſt wie ein Neuſeeländiſches Pattu; allein die Schärfen ſind ganz und gar mit Hayfiſchzähnen beſetzt, welche ſehr feſt gemacht und mit den Spitzen auswärts gerichtet ſind. In der Handhabe, oder dem Griff, iſt ein Loch, durch welches eine lange Schnur geht, die einigemal um die Hand gewickelt wird. Vermuthlich bedienen ſie ſich bey gewiſſen Gelegenheiten auch der Schleudern, denn wir erhielten von ihnen kleine

---

*) Don Alvaro Mendanna fand allerdings bei den Einwohnern der Marquiſen-Inſeln eine Art Gewehre, welche er Macannas oder hölzerne Degen nennt. Man ſehe *Dalrymples* Collection of Voyages in the South pacifick Ocean. Vol. I. G. F.

Stücke Blutſtein, welche eyförmig geſchnitten, und der Länge nach, durch eine ſchmale Kerbe getheilt waren. Der Inſulaner, der dieſen Stein beſaß, überließ ihn uns ohne Weigerung; er war aber nicht zu bewegen, uns auch die Schnur zu verkaufen,. die in die Kerbe des Steines paßte. Ein ſolcher Schleuderſtein wiegt ein Pfund, und muß tödlich verwunden können, wenn er mit hinlänglicher Kraft geſchleudert wird. Wir trafen auch eyförmige wohlgeſchliffene Stücke von Wetzſtein, die an jedem Ende etwas zugeſpitzt, und der äußeren Geſtalt nach denen ſehr ähnlich waren, die wir im Jahr 1774 in Neukaledonien geſehen hatten, und deren man ſich dort zu eben dem Behuſe bedient.

Was wir von ihren gottesdienſtlichen Gebräuchen, und den ſonahe damit verwandten Begräbnißfeyerlichkeiten, in Erfahrung gebracht haben, iſt bereits erzählt worden, und der Leſer wird, ohne mein Erinnern, daraus geurtheilt haben, daß dieſes Volk mit jenen auf den Societäts- und auf den Freundſchafts-Inſeln nahe verwandt ſeyn müſſe. Eine Vergleichung, der in dieſem Punkt beobachteten Gebräuche wird dies noch auffallender darthun, und zugleich zeigen, wie auch die geringſte Modification eines und deſſelben Princips hinreichend ſey, um ein Volk vom andern zu unterſcheiden Die Einwohner von Tongatabu z. B. begraben ſowohl ihre Todten als ihre geopferten Menſchenkörper außer letztern aber opfern ſie ihren Göttern, ſo viel wi wiſſen, weder Thiere noch Pflanzenprodukte. Die Otaheitier hingegen begraben nur die Knochen ihrer To ten, nachdem zuvor das Fleiſch durch Fäulniß und läng der Zeit vermodert iſt; demungeachtet beerdigen ſie d ganzen Leichname geopferter Menſchen. Außerdem opfe ſie ihren Göttern andere Thiere und Früchte; allein a die Unterhaltung der geweihten Oerter, wo ſie dieſe ſeye lichen Handlungen begehen, ſcheinen ſie keine Sorgfalt zu verwenden; denn die meiſten Marais ſind verfallen, und zeigen offenbare Spuren von Vernachläßigung. In Atuai endlich begräbt man, wie in Tongatabu, die Todten und die Opferleichname; ſtimmt aber mit den Otaheitiern darin überein, daß man die Gottesäcker vernachläßigt, und den Göttern auch Thiere und Pflanzenprodukte darbringt. —

Das ſogenannte Tabu (der Bann) iſt in Atuai eben ſo gebräuchlich, und, wie es ſcheint, noch ſtrenger, als in Tongatabu. Denn hier fragten uns die Inſulaner ſehr ernſtlich, und aus großer Beſorgniß uns Anſtoß zu geben, ob dies oder jenes, was ſie gerne ſehen, oder wir nicht gerne zeigen wollten, Tabu, oder eigentlich nach ihrer Ausſprache Tafu, (verboten) wäre? Das Mäa und Raa, oder das Verbot verſchiedener Sachen, in den Societäts-Inſeln, hat unſtreitig dieſelbe Bedeutung, allein die dortigen Einwohner ſchienen ſich nicht ſo genau darnach zu richten, ausgenommen, wenn es ihre Todten betraf, wobey ſie, wie es uns wenigſtens dünkte, abergläubiger waren, als alle andere Inſulaner. Doch von Dingen dieſer Art ſind wir noch zu wenig unterrichtet, um entſcheidend darüber ſprechen zu können. Nur noch eins muß ich bemerken, um die Uebereinſtimmung in gottesdienſtlichen Sachen noch vollſtändiger zu zeigen: nämlich, daß die Tahaunas oder Prieſter hier eben ſo zahlreich ſind, als auf den andern Inſeln; denn wir ſahen während unſeres kurzen Aufenthalts verſchiedene die ihre Pure oder Gebete herſagten.

Alle bisher erwähnten Aehnlichkeiten zwiſchen den Einwohnern von Atuai und den Otaheitiern ſind indeß weniger auffallend, als die gänzliche Uebereinkunft der Sprache. Man kann beynahe behaupten, daß in beyden Inſeln Wort für Wort dieſelbe Sprache geſprochen werde. Bisweilen fiel uns zwar ein Wort auf, welches genau ſo wie in Neuſeeland oder in den Freundſchafts-Inſeln ausgeſprochen wurde; allein obgleich alle vier Mundarten unſtreitig zu Einer Sprache gehören, ſo hat man doch in Atuai, überhaupt genommen, keine ſtark durch die Kehle geſtoßene Ausſprache wie in Neuſeeland, noch auch die leiſere Gutturalausſprache der Freundſchafts-Inſeln; ſondern man hört hier wieder den ſanften Otaheitiſchen Dialekt mit allen ſeinen Idiotiſmen, und mit der Gewohnheit alle harte Töne zu vermeiden; dabey iſt ſogar das Sylbenmaß und die Melodie ihrer Lieder otaheitiſch, doch minder angenehm. Manchem dünkte zwar die hieſige Mundart etwas anders als die Otaheitiſche; allein man muß wohl bemerken, daß auch die Otaheitier ſelbſt, wegen ihres öftern Umgangs mit den Engländern, ſich, um des beſſern Verſtändniſſes willen, gewiſſermaßen bequemt hatten, nicht nur die alltäglichſten Ausdrücke zu gebrauchen, ſondern auch, ſo oft ſie mit uns ſprachen, ſich unſerer verdorbenen Ausſprache zu bedienen. In Unterredungen zwiſchen lauter Inſulanern aber kamen nur die eigentlichen oder reinen Redensarten vor, weshalb auch diejenigen unter uns, die noch das meiſte von ihrer Sprache erlernt hatten, in ſolchen Fällen dennoch faſt gar nichts verſtehen konnten. Uebrigens verdankt man Herrn Anderſon ein Wörterbuch der Mundart von Atuai, welches denen nützlich werden kann, die den Wanderungen der verſchiedenen Stämme oder Familien, welche den Erdboden bevölkert haben, nachſpüren, und ſich zu dem Ende des ſtärkſten aller Beweiſe, nämlich der Verwandtſchaft der Sprachen, bedienen wollen. Wie aber wird man die Ausbreitung eines und eben deſſelben Volks in ſo viele abgeſonderte Inſeln, die in allen Gegenden des ſtillen Meeres zerſtreut und ſo weit von einander entfernt liegen, erklären können? Wir finden es von Neuſeeland an, im Süden, bis zu den Sandwichs-Inſeln im Norden; von Morgen bis Abend hingegen, von der Oſter-Inſel an bis zu den neuen Hebriden ausgebreitet, folglich in einem Raume von ſechzig Graden der Breite, oder neunhundert deutſchen Meilen von Norden nach Süden, und von drey und achtzig Graden der Länge oder ein tauſend zwey hundert und fünf und vierzig deutſchen Meilen von Oſten nach Weſten. Wie viel weiter ſeine Kolonien ſich in einer oder der andern Richtung erſtrecken, iſt noch nicht ausgemacht; allein durch unſere gegenwärtige und die vorige Reiſe iſt wenigſtens ſo viel außer Zweifel, daß, wenn gleich dieſes Volk nicht das zahlreichſte auf Erden iſt, es dennoch bey weitem kein ſo ausgebreitetes giebt.

Wären die Sandwichs-Inſeln in einem früheren Zeitpunkt, und zwar von den Spaniern entdeckt worden, ſo würde ſich dieſe Nation ohne Zweifel ihrer herrlichen Lage bedient haben, um ihren Schiffen, welche jährlich von Acapulco nach Manila ſegeln, in Atuai oder einer von den andern Inſeln dieſer Gruppe, einen Erfriſchungsort zu verſchaffen. In der That liegen die Sandwichs-Inſeln beynahe in der Mitte zwiſchen Acapulco und Guam, einer von den Ladronen oder Diebsinſeln, wo gegenwärtig ihr einziger Hafen in dieſem ungeheuer großen Ocean befindlich iſt. Dies würde ſie keine Woche lang von ihrer gewöhnlichen Laufbahn entfernt, und ſie der Gefahr, den Paſſatwind zu verlieren, gar nicht ausgeſetzt haben, da dieſe Inſeln hinlänglich innerhalb deſſelben belegen ſind. Auch unſere Boucaniers *) würden ſich der Sandwichs-

---

*) Boucaniers heißen hier die in Weſtindien ausgerüſteten Engliſchen Caper, welche vornehmlich den Spaniſchen Regiſterſchiffen oder der ſogenannten Silberflotte aufzulauern pflegten.

inſeln ſehr erfreut haben, da ſie oft den Ocean von der Amerikaniſchen Küſte an, bis nach den Diebsinſeln, mit einem Vorrath von Lebensmitteln und Waſſer zu durchkreutzen wagten, der kaum hinreichend war, ihr Leben hinzuhalten. Hier würden ſie jederzeit einen Ueberfluß an allen Lebensbedürfniſſen gefunden haben, und ſicher geweſen ſeyn, die nämliche Gegend von Californien, welche das Manilaſchiff anſichtig werden muß, binnen einem Monath zu erreichen. Oder ſie hätten ihre Schiffe hier völlig ausbeſſern, und nach einer Abweſenheit von zwey Monathen wieder an der Küſte von Amerika ſeyn können. Wie glücklich wäre Lord Anſon geweſen, und wie viel Mühſeligkeit und Elend hätte er vermieden, wenn er gewußt hätte, daß es auf dem halben Wege zwiſchen Amerika und Tinian eine Inſelgruppe gäbe, wo er alles, was ihm mangelte, im Ueberfluß erhalten könnte! Und wie ungleich reizender als die Nachrichten in dieſem Hauptſtück, würde das Gemälde dieſer Inſeln ausgefallen ſeyn, wenn es aus der Feder des beredten Geſchichtſchreibers ſeiner Reiſe gefloſſen wäre!

5 . . M . 57.

Des Capitain Jacob Cook
dritte
Entdeckungs-Reiſe
# in die Südſee
und
# nach dem Nordpool.

Auf Befehl
Sr. Grosbrittan. Majeſt. George des Dritten unternommen
und in den Schiffen Reſolution und Diſcovery während der Jahre
1776 bis 1780 ausgeführt.

Aus den Tagebüchern
der Schiffsbefehlshaber
Herren Cook, Clerke, Gore und King
imgleichen des Schiffswundarztes Herrn Anderſon
vollſtändig beſchrieben.

Aus dem Engliſchen überſetzt.
mit Zuſätzen für den deutſchen Leſer, imgleichen mit einer Einleitung
über Cooks Verdienſte und Charakter, imgleichen über
Entdeckungsreiſen überhaupt
von
Herrn Georg Forſter
Königl. Polniſchen geh. Rath churf. Maynziſchen Univerſitäts-Bibliothekar; der Arzneywiſſ.
und der Philoſ. Doctor, Mitglied der Röm. Kaiſerl. der Londner, Berliner, Madrider
Societäten der Wiſſenſchaften u. v. a. m. ꝛc.

durch Kupfer und Charten erläutert.

Dritter Band.

Berlin
bey Haude und Spener 1789.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt
des dritten Bandes.

Zwey und dreyßigſtes Hauptſtück.

Reiſe von den Sandwichs-Inſeln nach der Nordweſtküſte von Amerika. Bemerkungen über das gelinde Wetter bis zum vier- und vierzigſten Grad der nördlichen Breite. Geringe Anzahl von Seevögeln in der nördlichen Halbkugel. Beſchreibung kleiner Seethiere. Ankunft an der Küſte von Amerika. Ausſicht des Landes. Widrige Winde und ſtürmiſches Wetter. Etwas über Martin de Aguilars Fluß, und des Juan de Fuca vorgebliche Meerenge. Entdeckung eines Buſens, wo die Schiffe vor Anker legen. Betragen der dortigen Einwohner. Seite 1

Drey und dreyßigſtes Hauptſtück.

Die Schiffe gehen den Sund hinauf, und ankern in einem Hafen. Verkehr mit den Einwohnern. Tauſchartikel. Diebſtähle. Errichtung der Sternwarten. Arbeit der Schiffszimmerleute. Eiferſucht der Einwohner des Sundes, um zu verhüten, daß andere Stämme kein Verkehr mit den Schiffen haben ſollen. Sturm und Regenwetter. Kleine Reiſe rings um den Sund. Betragen der Eingebohrnen in ihren Dörfern. Ihre Methode Fiſche u. ſ. w. zu trocknen. Merkwürdiger Beſuch von Fremdlingen, nebſt den Einführungsfeyerlichkeiten. Zweyter Beſuch bey einem Dorfe. Wir müſſen die Erlaubniß Gras zu mähen erkaufen. Abfahrt der Schiffe. Gegenſeitige Geſchenke beym Abſchiede. S. 15

Vier und dreyßigſtes Hauptſtück.

Benennung des Sundes, Anweiſung, wie man hineinſegeln muß. Beſchreibung des umliegenden Landes. Witterung und Klima. Bäume und andere Pflanzen. Vierfüßige Thiere,

deren

deren Felle zum Verkauf gebracht wurden. Seethiere. Beſchreibung der Meer-Ottern, Land- und Waſſervögel, Fiſche, Conchilien, kriechende Thiere, Inſekten, Steine. Perſon der Einwohner. Ihre Farbe. Ihr gewöhnlicher Anzug und Zierrathen. Ihre Kleidung bey gewiſſen Gelegenheiten, und ihre häßlichen hölzernen Masken. Gemüthsart dieſes Volks; Geſänge; muſikaliſche Inſtrumente; Begierde nach Eiſen und andern Metallen. S. 32

Fünf und dreyßigſtes Hauptſtück.

Bauart der Wohnungen im Nutka-Sunde. Beſchreibung ihres Innern. Hausgeräthe und Geſchirre. Hölzerne Bilder. Beſchäftigung der Männer und Weiber. Speiſen aus dem Thier- und Pflanzenreich, und ihre Zubereitungsart. Waffen, Manufakturen, und mechaniſche Künſte. Schnitzwerk und Malerey. Kanots. Fiſcherey- und Jagdgeräthſchaft. Eiſerne Werkzeuge. Woher ſie dergleichen erhalten. Etwas über Ihre Sprache, nebſt einer Probe davon. Aſtronomiſche und nautiſche Beobachtungen im Nutka-Sunde. S. 60

Sechs und dreyßigſtes Hauptſtück.

Unmittelbar nach unſerer Abreiſe vom Nutka-Sunde entſteht ein heftiger Sturm. Die Reſolution wird leck. Wir ſegeln bey der vorgeblichen Meerenge des Admirals de Fonte vorüber, ohne ſie zu unterſuchen. Verfolg der Reiſe längſt der Küſte von America. Behrings-Bay. Kaye's Eiland und deſſen Beſchreibung. Die Schiffe legen vor Anker und erhalten Beſuch von den Einwohnern. Betragen derſelben; ihre Begierde nach Glaskorallen und Eiſen. Sie machen einen Anſchlag, die Discovery zu plündern. Das Leck in der Reſolution wird verſtopft. Wir ſegeln den Sund hinauf. Die Herren Gore und Roberts werden ausgeſchickt, deſſen Umfang zu unterſuchen. Gründe wider eine Durchfahrt durch denſelben gegen Norden. Die Schiffe kehren wieder in die offene See zurück. S. 89

Sieben und dreyßigſtes Hauptſtück.

Der Einbuſen wird Prinz-Wilhelms-Sund genannt. Deſſen Umfang. Beſchreibung der Einwohner und ihrer Kleidung. Einſchnitt in der Unterlippe. Allerley Zierrathen. Fahrzeuge. Waffen,

Waffen, Fiſcher- und Jagdgeräthſchaft. Geſchirre und Werkzeuge. Benutzung des Eiſens. Lebensmittel. Sprache, nebſt einer Probe. Thiere, Vögel und Fiſche. Woher ſie Eiſen und Glaskorallen bekommen haben. S. 114

Acht und dreyßigſtes Hauptſtück.

Fortſetzung der Fahrt längſt der Küſte. Cap Eliſabeth. Cap St. Hermogenes. Unvollſtändigkeit der Nachrichten von Behrings Reiſe. Landſpitze Banks. Cap Douglas. Cap Beda. Berg St. Auguſtin. Hofnung in einem Einbuſen eine Durchfahrt zu finden. Die Schiffe fahren hinaufwärts. Unbezweifelte Zeichen, daß es ein Strom ſey, dem Cooks Name beygelegt wird. Rückkehr der Schiffe den Strom abwärts. Wiederhohlte Beſuche von den Einwohnern. Herr Lieutenant King landet, und nimmt das Land in Beſitz. Deſſen Bericht. Die Reſolution bleibt auf einer Sandbank ſitzen, kommt aber mit der Fluth wieder los. Bemerkungen über den Cooks-Fluß. Erläuterung über die daſelbſt bemerkten hohen Fluthen. S. 132

Neun und dreyßigſtes Hauptſtück.

Entdeckungen nachdem wir den Cooks-Strom verlaſſen hatten. Inſel St. Hermogenes. Cap Whitſunday; (Pfingſtcap); Cap Greville; Cap Barnabas. Zweyköpfige Spitze, (*Two headed point*). Dreyeinigkeitsinſel (*Trinity iſland*). Behrings Nebel-Inſel. Beſchreibung eines ſehr ſchönen Vogels. Kodjak und die Schumagins-Inſeln. Einer von den Eingebohrnen reicht uns einen Ruſſiſchen Brief an Bord. Muthmaßungen wegen deſſelben. Felſenſpitze (*Rock point*). Halibut Eiland (Meerbutten-Inſel). Feuerſpeyender Berg. Glücklich überſtandene Gefahr. Ankunft der Schiffe zu Unalaſchka. Umgang mit den daſelbſt befindlichen Eingebohrnen. Ein zweyter Ruſſiſcher Brief. Beſchreibung des Hafens Samganudha. S. 154.

Vierzigſtes Hauptſtück.

Fortſetzung der Fahrt von Unalaſchka nach Norden. Die Inſeln Unella und Akutan. Unimak. Seichte See längſt der Küſte. Briſtolbay. Rund-Eiland. Calm-Point. Cap Newenham. Landung des Lieutenants Williamſon und deſſen Bericht.

richt. Rückkehr der Schiffe wegen der Untiefen. Beſuch von den Einwohnern. Tod des Herren Anderſon. Deſſen Charakter. Eine Inſel die nach ihm benannt wird. Point Rodney. Schlitten-Eiland (*Sledge island*) und Bemerkungen bey einer Landung daſelbſt. Kings-Eiland. Vorgebirge des Prinzen von Wales, oder weſtliche Extremität von Amerika. Lauf nach Weſten. Die Schiffe gehn in einer Bay an der Küſte von Aſien vor Anker. S. 174

Ein und vierzigſtes Hauptſtück.

Betragen der Einwohner, (der Tſchuktſchen), beym Anblick der Schiffe. Unterredung mit einigen von ihnen. Ihre Waffen, ihre Bildung, ihre Kleidung, ihr Schmuck, und ihre Sommer- und Winterwohnungen. Die Schiffe fahren durch die Meerenge, jenſeits, nach der Küſte von Amerika hin, und ſchiffen nordwärts. Cap Mulgrave. Anſicht von Eisfeldern. Lage des Eiscaps (*icy cape*). Die ganze See iſt mit Eiſe verſperrt. Wir tödten und eſſen Wallroſſe. Beſchreibung dieſer Thiere, und Maaße derſelben. Cap Lisburne. Vergeblicher Verſuch fern von der Küſte durch das Eis zu dringen. Bemerkungen über die Entſtehung dieſes Eiſes. Rückkunſt an die aſiatiſche Küſte. Cap North. Die Fortſetzung der Reiſe bleibt auf das folgende Jahr ausgeſetzt. S. 181

Zwey und vierzigſtes Hauptſtück

Rückkehr vom Cap North, längſt der Küſte von Aſien. Ausſicht des Landes. Burneys Eiland. Cap Serdze-Kamen, die nördlichſte Gränze von Behrings Reiſe. Oſtcap von Aſien; deſſen Lage und Beſchaffenheit. Bemerkungen über Herrn Müllers Nachrichten. Die Tſchuktſchen. St. Lorenz Bay. Zwey andere Bayen. Wohnungen der Eingebohrnen des Landes. Behring's Vorgebirge Tſchukotskoi. Behrings genaue Darſtellung dieſer Küſte. Inſel St. Lorenz. Ueberfahrt an die Küſte von Amerika. Cap Darby. Kahles Vorgebirge (*bald head*). Cap Denbigh auf einer Halbinſel. Inſel Besborough. Ergänzung des Holz- und Waſſervorraths. Beſuch von den Einwohnern; Beſchreibung ihrer Perſon, und ihrer Wohnungen. Landesprodukte. Spuren, daß die Halbinſel ehedem ganz vom Meere umgeben geweſen ſey. Lieutenant Kings Bericht. Norton-Sund. Mondsbeobachtung daſelbſt. Beweis daß Herrn von Stählins Charte unrichtig ſey. Plan unſerer zukünftigen Operationen. S. 206

Inhalt.

Drey und vierzigſtes Hauptſtück.

Entdeckungen nach unſerer Abreiſe von Nortons-Sund. Stuarts-Inſel. Cap Stephens. Seichte Spitze (*point ſhallow-Water*), Untiefen an der Amerikaniſchen Küſte. Clerke's Inſel. Gore's Inſel. Zinneninſel (*Pinnacle island*), Ankunft zu Unalaſchka. Verkehr mit den Eingebohrnen und mit den Ruſſiſchen Handelsleuten. Charte der Ruſſiſchen Entdeckungen, die mir Herr Jsmailof mittheilt. Deren Unrichtigkeiten. Lage der von den Ruſſen beſuchten Inſeln. Nachricht von ihrer Niederlaſſung auf Unalaſchka. Von den Eingebohrnen der Inſel. Ihre Perſon; Kleidung; Schmuck; Nahrung; Wohnungen und Hausgeräth. Handarbeiten. Art das Feuer anzuzünden. Kanots. Geräthe zum Fiſchen und Jagen. Fiſche und Seethiere. See- und Waſſervögel; Landvögel. Begräbnißart. Aehnlichkeit der hieſigen Einwohner von Amerika mit den Grönländern und Eſquimaux. Fluthen. Beobachtungen zu Beſtimmung der Länge von Unalaſchka. S. 227

Vier und vierzigſtes Hauptſtück.

Abreiſe von Unalaſchka. Inſel Amoghta. Sonderbare Lage eines Felſen. Meerenge zwiſchen Unalaſchka und Unella. Lauf nach Süden. Unfall am Bord der Discovery. Entdeckung einer von den Sandwichs-Inſeln, Mani. Verkehr mit den Einwohnern. Beſuch von Terriobu. Entdeckung der Inſel Owaihi (*Owhyhee*). Mondfinſterniß. Die Mannſchaft will kein Bier von Zuckerrohr trinken. Schlechtes Tauwerk. Lob der Einwohner von Owaihi. Unſer Schiff (Reſolution) erreicht die Oſtſeite der Inſel, und ſchifft längſt der Südoſtſeite hinunter. Ausſicht des Landes und Beſuch der Eingebohrnen. Die Discovery vereinigt ſich wieder mit uns. Langſame Fahrt nach Weſten. Der Lootſe Herr Bligh unterſucht die Bay Karakalua. Großer Zuſammenfluß von Einwohnern. Die Schiffe gehen in der Bay vor Anker. S. 266

Capitain King's Fortſetzung dieſer Reiſebeſchreibung.

Erſtes Hauptſtück.

Beſchreibung der Bay Karakakua. Erſtaunlicher Zulauf der Einwohner. Macht der Vornehmen über das Volk. Koah, ein

ein Prieſter und Krieger, legt einen Beſuch bey uns ab. Beſchreibung des Marais zu Kakua. Feyerlichkeiten, welche bey Capitain Cook's Landung beobachtet wurden. Errichtung der Sternwarten. Große Kraft des Verbots, welches Tabu genannt wird. Anweiſung, wie man in heiſſen Ländern Schweinefleiſch einſalzen ſoll. Bekanntſchaft mit einer Prieſtergeſellſchaft. Ihre Gaſtfreyheit und Freygebigkeit. Empfang des Capitain Cook's. Koahs Verſchlagenheit. Ankunft des Terriobu, Königs dieſer Inſel. Merkwürdige Feyerlichkeit. Der König ſtattet Beſuch ab und Capitain Cook erwiedert denſelben. S. 287

Zweytes Hauptſtück.

Fernere Nachricht vom Verkehr mit den Eingebohrnen. Von ihrer Freygebigkeit, und ihrem Hange zur Dieberey. Beſchreibung einer Fauſtſchlägerey. Tod eines Matroſen, und Betragen der Prieſter bey ſeinem Begräbniß. Ankauf des Holzes und der Bilder auf dem Marai. Nachfrage der Einwohner wegen unſerer Abreiſe, nebſt ihrer Meynung von der Abſicht unſerer Ankunft. Terriobu's prächtige Geſchenke an den Capitain Cook. Abfahrt der Schiffe von Owaihi. Die Reſolution wird im Sturm beſchädigt, und muß wieder einlaufen. S. 308

Drittes Hauptſtück.

Verdächtiges Betragen der Einwohner bey unſerer Rückkehr nach der Bay von Karakakua. Ein Diebſtahl an Bord der Diſcovery, und deſſen Folgen. Die Einwohner wagen einen Angrif auf eines unſerer Boote, und nöthigen die Mannſchaft, daſſelbe im Stich zu laſſen. Capitain Cook's Aeuſſerungen über dieſen Vorfall. Ein anderer Anſchlag auf die Sternwarte. Der Diſcovery wird ein Boot geſtohlen. Capitain Cooks Maaßregeln, um ſolches wiederzubekommen. Er geht ans Land, um den König zu ſich an Bord einzuladen. Der König wird durch ſeine Gemahlinn zurückgehalten und es entſteht ein Streit. Man erhält die Nachricht, daß einer von unſern Leuten einen Befehlshaber getödtet habe. Hierauf geräth alles in Gährung. Ein Befehlshaber drohet Capitain Cook, der ihn darauf erſchießt. Die Einwohner wagen einen allgemeinen Angrif. Capitain Cooks Ende. Nachricht von ſeinen geleiſteten Dienſten, und Entwurf ſeines Charakters. S. 324

Inhalt.

Viertes Hauptſtück.

Begebenheiten welche der Tod des Capitain Cook in Owaihi veranlaßte. Tapferes Betragen eines Lieutenants der Seeſoldaten. Gefährliche Lage unſerer Leute auf dem Marai. Tapferkeit eines Einwohners. Berathſchlagung wegen künftiger Maaßregeln. Forderung an die Einwohner, den Körper des Capitains auszuliefern. Ausflüchte und hinterliſtige Aufführung des Koah, und der übrigen Oberhäupter. Freches Betragen der Einwohner. Beförderung der Officiere. Ankunft zweyer Prieſter mit einem Theil des Leichnams. Sonderbare Handlung zweyer Knaben. Das Dorf Kakua wird in Brand geſteckt. Unglückliche Vernichtung der Prieſter Wohnung. Auslieferung der Gebeine des Capitain Cook. Abreiſe von Karakakua-Bay. S. 343

Fünftes Hauptſtück.

Wir verlaſſen die Karakakua-Bay, um einen Hafen an der Südoſtküſte von Mauwi aufzuſuchen. Oeſtliche Winde und Strömungen treiben die Schiffe weſtwärts ab. Die Inſel Tahuraua. Beſchreibung der Südweſtküſte von Mauwi. Fahrt längs den Küſten von Ranai, Morotai und Woahu. Beſchreibung der Nordküſte von Woahu. Fruchtloſer Verſuch, friſches Waſſer zu füllen. Ueberfahrt nach Atuai, und Aufenthalt in Weymoa-Bay. Gefährliche Lage unſerer Leute am Waſſerplatz. Bürgerliche Unruhen in den Inſeln. Beſuch der uneinigen Oberhäupter. Aufenthalt auf der Rheede von Onihiau. Letzter Abſchied von den Sandwichs-Inſeln. S. 374

Sechſtes Hauptſtück.

Allgemeine Beſchreibung der Sandwichs-Inſeln; Anzahl, Namen und Lage derſelben. Umfang und Eintheilung der Bezirke auf der Inſel Owaihi (*Owhyhee*). Beſchreibung ihrer Küſten und der angränzenden Gegenden. Spuren von Vulkanen. Schneegebirge, und Beſtimmung der Höhe deſſelben. Nachricht von einer Reiſe ins Innere der Inſel. Mauwi (*Mowee*). Tahuraua (*Tahoorowa.*) Morotai (*Morotoi*). Ranai (*Ranai*). Woahu (*Woahoo*). Atuai (*Atooi*). Onihiau (*Oneeheow*), Oriahaua (*Oreehoua*). Tahura (*Tahoora*). Das Klima, die Winde, Strömungen, Fluthen, Thiere und Pflanzen dieſer Inſelgruppe. Aſtronomiſche Beobachtungen. S. 390

Inhalt.

Siebentes Hauptſtück.

Fortſetzung der allgemeinen Beſchreibung der Sandwichs-Inſeln. Die Einwohner, ihr Urſprung, ihre Geſtalt. Die ſchädlichen Wirkungen des Awatranks auf ihre Geſundheit. Ihre Anzahl, ihre Sitten und Gemüthsart. Gründe, zu der Behauptung, daß ſie keine Menſchenfreſſer ſind. Ihre Kleidung und Zierrathen; Dörfer und Hütten; Nahrung; Geſchäfte und Zeitvertreib; Neigung zum Spiel; beſondere Fertigkeit im Schwimmen; ~~Künſte und Manufacturen.~~ Bildhauerarbeit. Das Kippari, oder die Kunſt Zeug zu färben. Matten; Angelhaken; Seile; Salzkothen; Waffen. S. 414

Achtes Hauptſtück.

Fortgeſetzte Beſchreibung der Sandwichsinſeln. Regierungsform, und Eintheilung des Volks in drey Klaſſen. Macht des Erih-tabu. Geſchlechtsregiſter der Könige von Owaihi und Mauwi. Gewalt der Oberhäupter. Zuſtand der niedrigen Klaſſe. Strafen für Verbrechen. Von der Religion und dem Prieſter-Orden. Der Orono. Die Götzenbilder. Geſang der Vornehmen, ehe ſie Awa trinken. Menſchenopfer. Gewohnheit ſich die Vorderzähne auszubrechen. Meynungen der Inſulaner von einem Zuſtande nach dem Tode. Ihre Heyrathen. Ein merkwürdiges Beyſpiel von Eiferſucht. Begräbnißgebräuche. S. 445

Zwey und dreyßigſtes Hauptſtück.

Reiſe von den Sandwichsinſeln nach der Nordweſtküſte von Amerika. Bemerkungen über das gelinde Wetter bis zum vier und vierzigſten Grad der nördlichen Breite. Geringe Anzahl von Seevögeln in der nördlichen Halbkugel. Beſchreibung kleiner Seethiere. Ankunft an der Küſte von Amerika. Ausſicht des Landes. Widrige Winde und ſtürmiſches Wetter. Etwas über **Martin de Aguilars** Fluß, und des **Juan de Fuca** vorgebliche Meerenge. Entdeckung eines Buſens, wo die Schiffe vor Anker legen. Betragen der dortigen Einwohner.

Wir waren, wie ſich der Leſer aus dem Vorhergehenden erinnern wird *), am erſten Februar (1778) des Abends, zufälligerweiſe, von der Inſel Onihiau abgetrieben worden, und am folgenden Morgen hatte der Wind mich gehindert, meinen vorigen Ankerplatz zu erreichen. Da nun beyde Schiffe die nothwendigſten Erfriſchungen hier eingenommen und bereits wirklich an Bord hatten; ſo hielt ich es für bloßen Zeitverluſt gegen den Wind zu arbeiten, und machte alſo der Diſcovery, die noch am Lande vor Anker lag, das Signal, daß ſie in See gehen ſollte. Sobald ſie uns eingeholt hatte, ſetzten wir, Montags den zweyten Februar, mit einem ſanften Oſtwinde, unſern Lauf von dieſen neuentdeckten Inſeln, gemeinſchaftlich, nach Norden fort.

---

*) Man ſehe im vorhergehenden Theile Seite 415 u. f.

Am ſiebenten Februar befanden wir uns in 29° nördlicher Breite und 200° öſtlicher Länge. Hier wurde der Wind ſüdöſtlich, und erlaubte uns, den Lauf nach Nordoſten, und endlich nach Oſten zu richten. Dabey blieben wir, bis am 12ten der Wind allmählig nach Süden, von da nach Weſt, Nordoſt, und Oſtnordoſt herum ging, und mich nöthigte umzulegen und nordwärts zu ſegeln. Unſere nördliche Breite war damals 30° und die Länge 206° 15′ öſtlich. Allein ob wir gleich ſo hoch gekommen, und die Wintermonate noch nicht vorüber waren, ſo hatten wir doch erſt ſeit wenigen Tagen blos des Morgens und Abends einige Kälte verſpürt. Hieraus läßt ſich abnehmen, wie fortdauernd und gleichbleibend, bis zum 30ſten Grade auf beyden Seiten des Aequators, der Einfluß der Sonnenhitze zu allen Jahrszeiten iſt. Jenſeits dieſer Breite findet man bekanntlich einen größern Unterſchied, der beynahe gänzlich der Richtung der Sonnenſtrahlen zugeſchrieben werden muß, und nicht von der Entfernung abhängt.

Am 19ten in 37° nördlicher Breite und 207° öſtlicher Länge kam der Wind nach Südoſten, und ich ließ nunmehr nach Oſten, etwas nördlich, ſteuern. Am 25ſten trafen wir, in 42° 30′ nördlicher Breite und 219° Länge, zuerſt die Art Felſenkraut, deren der Geſchichtſchreiber von Lord Anſons-Reiſe unter dem Namen des See-Porry (*ſea-leek*) erwähnt, und die den Manilaſchiffen gewöhnlich aufſtößt. Auch kam von Zeit zu Zeit ein Stück Holz zum Vorſchein. Hätten wir aber nicht gewußt, daß das feſte Land von Amerika nicht weit von uns entfernt ſey, ſo würden wir, nach den wenigen Anzeigen, die wir bisher von der Nähe des Landes gehabt hatten, vermuthlich auf tauſend Meilen weit keines geahndet haben; denn ſeitdem wir die Sandwichsinſeln verlaſſen hatten, war uns kaum ein Vogel, oder ſonſt irgend ein Seethier zu Geſicht gekommen.

Am erſten März, in 44° 49′ nördlicher Breite und 228° öſtlicher Länge, hatten wir einen windſtillen Tag. Gleich darauf fand ſich ein Nordwind ein, und ich ſegelte daher dicht am Winde oſtwärts, um das Land zu erreichen, welches nach den Charten nicht mehr weit entfernt ſeyn konnte. Es iſt merkwürdig, daß wir in dieſer Jahreszeit ſo weit gegen Norden, und ſo nahe an einem großen feſten Lande, noch immer gemäßigtes und gelindes Wetter behielten. Entweder mußte die gegenwärtige Witterung ungewöhnlich mild ſeyn, oder es iſt unbegreiflich, wie der Ritter Franz Drake in eben dieſer Breite ſogar im Junius eine durchdringende Kälte empfinden konnte *). Dagegen ſpricht Viſcaino, der ſich mitten im Winter unweit deſſelben Orts befand, ſehr wenig von Kälte, und erwähnt eine Reihe von ſchneebedeckten Bergen irgendwo an der Küſte als etwas außerordentliches **). Eben ſo auffallend war es, daß in dieſen Gewäſſern, verhältnißweiſe nur wenig Seevögel vorhanden waren, dahingegen wir ſie auf der Südſeite des Aequators, in eben den Graden der Breite, ſehr häufig angetroffen hatten. Entweder müſſen die Gattungen ſelbſt hier ſehr ſelten ſeyn, oder es muß hier keine

---

*) Man leſe die Nachricht von des Ritters Reiſe in Campbell's Ausgabe von Harris's Collect. of Voyages Vol. I. p. 18. und andern Sammlungen.

**) S. Torquemada's Bericht von der Expedition des Viſcaino in den Jahren 1602 und 1603, in Venega's history of California. Engl. Ueberſetzung II. Theil, S. 229 bis 308.

Ruheplätze für ſie geben. Ich meines Theils glaube beydes behaupten und im Ganzen annehmen zu können, daß es jenſeits des 40ſten Grades der Breite in der ſüdlichen Halbkugel, nicht nur eine größere Menge von jeder Gattung Seevögel giebt, ſondern daß daſelbſt auch mehr Inſeln zu ihrem Aufenthalt im Ocean vorhanden ſind, als zwiſchen Californien und Japan, ungefähr in eben derſelben Breite *).

Am zweyten März des Morgens ſchien, während einer Windſtille, die See an einigen Orten mit Schleim überzogen, und man ſah allerley kleine Seethierchen darin umherſchwimmen. Die größten hatten eine beynahe kugelförmige Geſtalt, waren von gallertartiger Subſtanz und gehörten in das Meduſengeſchlecht. Eine andere, in noch weit größerer Menge vorhandne, Gattung war weiß, ſchimmernd, und kleiner als die vorige. Von dieſen fiſchten wir einige auf, und thaten ſie in ein Glas mit etwas Seewaſſer, worin ſie, ſo oft ſie in einer gewiſſen Lage ruhten, wie kleine ſilberne Schuppen ausſahen. Sobald ſie aber umherſchwammen, welches ſie auf dem Rücken, auf dem Bauch oder auf der Seite liegend, mit gleicher Leichtigkeit konnten, glänzten ſie, je nachdem ſie gegen das Licht gekehrt waren, mit den herrlichſten Farben der koſtbarſten Edelgeſteine. Bisweilen waren ſie vollkommen durchſichtig, und nahmen dann alle Schattirungen des Blauen, vom bläſſeſten Saphir bis zum Violetfärbigen an; oft waren dieſe Farben mit Rubinroth oder dem rothen Schimmer des Opals vermiſcht, und alle glühten ſo ſtark, daß ſowohl das Waſſer als das Gefäß davon illuminirt war. Am heller

---

*) Gleichwohl iſt zwiſchen Neuſeeland und Amerika in der S. Br. von 40 Graden noch nicht ein einziges Inſelchen entdeckt worden. G. F.

ſten oder brennendſten ſchienen die Farben, wenn man das Glas gegen das ſtärkſte Licht hielt; hingegen verſchwanden ſie, wenn die Thierchen ſich auf den Boden des Glaſes ſetzten, wo ſie braunlich ausſahen. Bey Kerzenlicht war die Farbe meiſtens ein ſchönes Blaßgrün, und im Finſtern bemerkte man ein etwas ſchimmerndes Licht. Dieſe Thierchen gehören zum Geſchlechte des Aſſels, (*Oniſcus*) und Herr Anderſon nannte ſie, wegen der eben erwähnten und hier von ihm ſelbſt beſchriebenen Eigenſchaften, leuchtende Aſſeln (*Oniſcus fulgens*). Vermuthlich haben dieſe Thierchen einigen Antheil an den leuchtenden Erſcheinungen, die man bisweilen des Nachts im Meere bemerkt. An eben dieſem Tage ſetzten ſich ein Paar große Vögel, unweit des Schiffes, auf die See. Einer war die procellaria maxima (P. oſſifraga F.) oder diejenige Art von Sturmvögeln, welche die Spanier quebranta hueſſos, den Knochenbrecher, nennen. Der andre war kaum halb ſo groß, und ſchien zu den Albatroſſen zu gehören. Der obere Theil der Flügel, und die Spitze des Schwanzes waren ſchwarz, das übrige weiß; der Schnabel gelblich, und der ganze Vogel der großen Mewe (*Larus marinus Linn*) ähnlich, doch etwas größer.

Am ſechſten um Mittag, in 44° 10′ nördlicher Breite und 234° 15′ öſtlicher Länge, ſahen wir zwey Seehunde und einige Wallfiſche. Am folgenden Morgen erblickten wir endlich die ſchon längſt erwartete Küſte von Neu-Albion *) ungefähr zehn bis zwölf Seemeilen weit in Nordoſt bis Südoſt vor uns. Um Mittag waren wir nur noch acht Seemeilen weit entfernt, in 44° 33′ nördlicher Breite und 235° 20′ öſtlicher Länge,

---

*) So benannte Sir Franz Drake dieſen Theil der Weſtküſte von Nordamerika. Anmerkung der Urſchrift.

und das Land erſtreckte ſich hier von Nordoſt ½ Nord bis Südoſt zu Süden. In dieſer Lage fanden wir drey und ſiebenzig Faden Tiefe auf ſchlammigem Boden; eine Seemeile weiter vom Lande hatten wir neunzig Faden Tiefe gehabt. Das Land hatte mittlere Höhe, wechſelte mit Bergen und Thälern ab, und war faſt überall mit Waldung bedeckt. Wir bemerkten aber keinen auszeichnenden Gegenſtand, an welchem dieſe Gegend der Küſte beſonders zu erkennen wäre, ausgenommen einen Berg mit einer hohen, flachen Spitze, der uns um Mittag gerade in Oſten lag. Gegen Norden hin bildete das Land eine Spitze, die ich Cape Foulweather (das Vorgebirge des böſen Wetters) nannte, weil wir in der Nachbarſchaft deſſelben bald hernach ſehr ſchlimmes Wetter bekamen. Dieſes Vorgebirge liegt in 44° 55′ nördlicher Breite und 235° 54′ öſtlicher Länge.

Schwache Lüftchen und Windſtillen wechſelten mit einander ab bis um acht Uhr Abends, da ein Südweſtwind aufſtieg, mit deſſen Hülfe wir gemach Nordweſtwärts ſegelten, um mit Anbruch des Tages die Küſte zu befahren. Allein bereits um vier Uhr Morgens ſetzte ſich der Wind nach Nordweſten um, und brachte ſtoßweiſe Regen mit. Bis gegen zehn Uhr lieſen wir Nordoſt; da ich aber fand, daß wir auf dieſem Wege nicht fortkamen, auch nichts einem Hafen ähnliches zu erblicken war, ſo legte ich das Schiff um, und lief ſüdweſtlich. Das Vorgebirge Foulweather lag uns um dieſe Zeit in Nordoſt zu Nord ungefähr acht Seemeilen weit entfernt. Gegen Mittag ging der Wind mehr nach Weſten herum, und das Wetter klärte ſich auf, ſo daß wir Mondesbeobachtungen anſtellen konnten. Wir berechneten, vermittelſt der Längenuhr, wieder zwey und ſiebenzig verſchiedene Reihen von Beobachtungen, die wir alle ſeit dem 19ten des vorigen Monats angeſtellt hatten, auf die gegenwärtige Zeit, und erhielten, als ihr mittleres Reſultat, die öſtliche Länge von 235° 15′ 26′ die aber nach der Uhr um 14′ 11″ größer war. Dieſer Länge zufolge. haben wir die Lage der hieſigen Küſte beſtimmt, und ich zweifle nicht, daß ſie bis auf wenige Engliſche Meilen richtig iſt.

Nunmehr wuchſen die Schwierigkeiten, womit wir zu kämpfen hatten. Der Nordweſtwind ſtellte ſich am Abend wieder mit Hagel und Schloſſen ein, und ob er gleich am folgenden Abend etwas weſtlicher wurde, ſo war doch das Wetter eher ſchlimmer als beſſer und dabey ſo trübe und neblicht geworden, daß ich die Nächte hindurch mich immer vom Lande entfernen mußte. Am elften, um 6 Uhr Morgens, kamen wir dem Lande bis auf drey Seemeilen nahe, doch war auch jetzt nirgends ein Hafen zu ſehen, und das Wetter blieb unſicher wie zuvor. Ich mußte mich alſo bequemen, von neuem die offene See zu ſuchen, nachdem ich hier mit fünf und funfzig Faden einen ſchlammigen Boden ergründet hatte.

Die Gegend, der wir ſo nahe gekommen waren, iſt von mittlerer Höhe, doch erhebt ſich das Land, weiter vom Strande ab, an einigen Orten mehr. Ueberall wechſelten Hügel und ſanfte Anhöhen mit einander ab. Die letztern waren meiſtens ganz und gar mit hohen geraden Bäumen bewachſen, einige der niedrigen hingegen nur gruppenweiſe damit bedeckt; die Zwiſchenräume aber und ſelbſt der ſanfte Abhang, waren frey von Waldung. Der ganze Proſpekt, der im Sommer angenehm genug ſeyn mag, hatte gegenwärtig ein trauriges Anſehen, denn längs der ganzen Küſte lag überall zwiſchen den Hügeln, wo keine Bäume wuchſen, ein allem Anſchein nach ſehr tiefer Schnee, den man an denen Stellen, die dem Strande nahe waren, leicht für weiße Klippen hätte anſehen können. Auf den Anhöhen lag er nicht ſo tief, und noch weiter landeinwärts konnten wir gar keinen gewahr werden. Folglich mußte der an der Küſte wohl erſt in der letzten Nacht gefallen ſeyn, die auch von allen bisherigen die kälteſte geweſen war.

Die Küſte ſchien in dieſer Gegend in gerader Richtung fortzugehen, ohne irgend eine Bucht oder Buſen zu haben. Ueberall ſchien ein weißer ſandiger Strand ſie zu begränzen, wiewohl verſchiedene Perſonen an Bord auch dieſen weißen Streif für Schnee hielten. Die beyden äußerſten Enden des jetzt vor uns liegenden Landes ſchienen jedes eine Spitze zu bilden; ich nannte das nördliche, welches wir zuerſt am 7ten geſehen hatten, und welches in 44° 6′ nördlicher Breite und 235° 52′ öſtlicher Länge liegt, Cap Perpetua. Das ſüdliche Ende in 43° 30′ nördlicher Breite und 235° 57′ öſtlicher Länge, erhielt den Namen Cap Gregory *). Es iſt dadurch kenntlich, daß es gleich vom Strande an ziemlich ſteil emporſteigt, und auf beyden Seiten von flachem Lande eingeſchloſſen wird.

Am Abend mußte ich mich, wegen des Weſt- und Südweſtwindes, nochmals vom Lande entfernen. Zu gleicher Zeit ſahen wir, in S. zu O. das entlegenſte Land gen Süden, jenſeits Cap Gregory. Es mochte zehn oder zwölf Seemeilen weit entfernt ſeyn, und, wenn dieſe Schätzung richtig iſt, in 43° 10′ nördlicher Breite und 235° 55′ öſtlicher Länge, oder ungefähr auf derſelben Stelle liegen, wo Martin d'Aguilar am 19ten Januar 1603 ſein Cap Blanco entdeckte. Hier muß ich noch anmerken, daß die Geographen, genau in der Breite, wo wir uns gegenwärtig befanden, eine große Oefnung oder eine Meerenge hinzeichnen, deren Entdeckung ſie dieſem Seefahrer zuſchreiben, ungeachtet in ſeiner Reiſebeſchreibung weiter nichts

---

*) Im Engliſchen Calender heißt der 7te März Perpetua M. und der 12te Gregory B. Anmerk. der Urſchrift.

ſteht, als daß er hier einen großen Fluß geſehen habe, den er wegen der Strömungen nicht habe hinauffahren können *).

Um Mitternacht ſtürmte es ſo heftig, daß wir an den großen Hauptſeegeln und den doppelt eingereften Marsſeegeln beynahe zu viel hatten, und es gleichwohl nicht wagen durften ſie einzuziehen, damit wir nur von dem Ufer wegkommen möchten. Der Sturm legte ſich am 13ten Morgens; allein es fehlte noch viel, daß wir nun überwunden gehabt hätten, vielmehr wechſelten Windſtillen, gelindes Wetter und neue Stürme bis zum 21ſten mit einander ab. An dieſem Tage erhielten wir einen Südweſtwind, und ſuchten uns mit Hülfe deſſelben dem Lande in einer nördlicheren Gegend als die vorige zu nähern. Am folgenden Morgen um 8 Uhr, da wir uns in 47° 5′ nördlicher Breite und 135° 10′ öſtlicher Länge befanden, ſahen wir es neun Meilen weit im Nordoſt zu Oſt vor uns liegen. Gegen ſieben Uhr Abends, da wir vier Seemeilen weit von der Küſte entfernt waren, und acht und vierzig Faden Tiefe hatten, ließ ich die Schiffe umlegen, um das Tageslicht abzuwarten. Ungefähr ſechs oder ſieben Seemeilen weit im Nord ¼ Oſt erblickten wir nunmehr einen kleinen runden Hügel, der wie eine Inſel ausſah. Zwiſchen demſelben und dem nördlichen Ende des Landes ſchien ſich eine kleine Oefnung zu zeigen, und wir ſchmeichelten uns ſchon mit der Hofnung, einen Hafen anzutreffen; allein je näher wir kamen, deſto mehr verſchwand die Hofnung, ſo daß wir endlich Urſach hatten anzunehmen, die vermeynte Oefnung ſey nur flacheres Land geweſen. Ich nannte daher die nördliche Spitze, die in 48° 15′ nördlicher

---

*) Geſchichte von Californien, Engl. Ueberſ. 2 B. S. 292.

Breite und 235° 3′ öſtlicher Länge liegt, Cap Flattery (Schmeicheley). Ueber demſelben liegt ein Berg von mittlerer Höhe, übrigens iſt das Land allenthalben beynahe gleich hoch, mit Holzung bewachſen, und dem Anſchein nach fruchtbar und angenehm. Gerade in dieſer Breite haben die Geographen die angebliche Meerenge des Juan de Fuca hingezeichnet; gleichwohl erblickten wir keine Spur davon, und höchſt wahrſcheinlich hat ſie auch nie exiſtirt *).

Um Mitternacht richtete ich den Lauf wieder nach dem Lande hin; allein, ehe der Tag anbrach, war der Sturm, mit Regen begleitet, ſchon wieder ſo heftig, und ſo geradezu auf die Küſte gerichtet, daß ich froh war, in offener See zu bleiben, um nicht näher getrieben zu werden. Auf ſolche Art hatten wir unaufhörlich mit Weſt- und Nordweſtwinden zu kämpfen. Wenn es auch bisweilen des Abends gelinder wurde, und ein ſüdlicher Wind aufſtieg, ſo war doch dies jedesmal nur der Vorbote eines Sturms, der am heftigſten aus Südſüdoſten kam, und Regen und Schloſſen mitbrachte. Kaum hatte dieſer aber ſechs Stunden lang gewüthet, ſo löſete ihn ein Sturm aus Nordweſt ab, wobey der Himmel gemeiniglich heiter war. Indeß wären wir ohne jene ſüdliche Stürme gar nicht weiter nordwärts gekommen.

Endlich, am 29ſten um 9 Uhr Morgens, ſahen wir wieder Land, welches um Mittag, da wir uns in 49° 29′ nördlicher Breite und 232° 29′ öſtlicher Länge befanden, nur noch ſechs Seemeilen weit entfernt war. Hier hatte die Küſte eine ganz andere Anſicht; ſie beſtand nehmlich aus lauter hohen mit Schnee bedeckten Gebir-

---

*) Man ſehe Michael Locke's apokryphiſche Erzählung von dem Juan de Fuca und ſeiner angeblichen Meerenge, im Purchas. III. B. S. 849 und in ſpäteren Sammlungen. Anmerk. der Urſchrift.

gen, zwiſchen denen ſowohl die Thäler, als die Gründe und Anhöhen längs dem Strande mit hohen, ſchlanken Bäumen bedeckt, einen ununterbrochenen Wald bildeten. Die Südöſtliche Spitze des Landes iſt flach, und in der Gegend derſelben branden ſich die Wellen an mehreren verborgenen Klippen, daher gab ich ihr den Namen point Breackers (die Spitze der Brandungen). Sie liegt in 49° 15′ nördlicher Breite und 233° 20′ öſtlicher Länge. Die entgegengeſetzte Spitze, die ich Wood point (Waldſpitze) benannte, iſt hoch, erſtreckt ſich ziemlich weit nach Südweſten, und liegt in 50° nördlicher Breite und 232° öſtlicher Länge. Zwiſchen beyden bildet das Ufer eine große Bucht, welche ich Hope bay (Hofnungsbay) nannte, in der Erwartung, daſelbſt einen guten Hafen zu finden. Diesmal ward ſie auch nicht getäuſcht; denn indem wir uns dem Lande weiter näherten, ſchien in der nordweſtlichen ſowohl als in der nordöſtlichen Ecke der Bay, eine Oefnung vorhanden zu ſeyn. Die erſtere konnten wir diesmal nicht gewinnen, alſo ſegelten wir nach der andern, mußten aber, um dorthin zu gelangen, an einigen verborgenen Klippen vorbey, welche mehr als eine Seemeile weit vom Strande liegen. Außerhalb derſelben hatten wir nur neunzehn bis zwanzig Faden Tiefe; allein kaum waren wir innerhalb derſelben, ſo vermehrte ſich die Tiefe auf dreyßig, vierzig, und funfzig Faden, mit ſandigem Boden. Noch weiter hinein konnte unſere längſte Leine ſie nicht mehr ergründen. Bis jetzt waren wir zwar der Oefnungen noch nicht gewiß; allein ich hatte mich auf jeden Fall entſchloſſen, in einer ſo tiefen Bay vor Anker zu gehen, und wo möglich einen Vorrath von Waſſer zu bekommen, deſſen wir jetzt ſchon äußerſt bedürftig waren. Endlich zeigte es ſich, indem wir näher kamen, daß wirklich eine Oefnung und Einbucht vorhanden ſey. Wir hatten um fünf Uhr eben die weſtliche Spitze derſelben erreicht, als es windſtill wurde, und ich ließ nunmehr alle Boote ausſetzen, um die Schiffe hineinzuboegſiren. Damit waren wir aber kaum fertig, als ein friſcher Nordoſtwind uns half, dieſen Arm der See, der von hieraus eine nordöſtliche Richtung hatte, weiter hinaufzufahren. Hier überfiel uns eine zweyte Windſtille, und wir mußten deshalb ungefähr eines Kabeltaues Länge vom Ufer in fünf und achtzig Faden Tiefe ankern. Die Discovery befand ſich noch außerhalb des Arms, und ließ daſelbſt in ſiebenzig Faden Tiefe die Anker fallen.

Gleich bey der Annäherung an dieſe Einbucht erfuhren wir ſchon, daß die Küſte bewohnt ſey. Während der erſten Windſtille kamen nämlich drey Kanots, das eine mit zwey, das andre mit ſechs, und das dritte mit zehn Männern, zu uns heran. So bald ſie ziemlich nahe gekommen waren, ſtand einer in den letzteren Kanots auf, und hielt eine lange Rede, um uns, wie wir aus ſeinen Gebärden vermutheten, einzuladen, daß wir ans Land kommen möchten. Zu gleicher Zeit ſtreute er mit vollen Händen Federn gegen uns hin *), und einige ſeiner Gefährten warfen uns auf eben die Art einige Hände voll rothen Staubes oder Pulvers zu. Der Redner hatte eine Kleidung an, die aus Thierfellen beſtand, und hielt etwas in der Hand, womit er klapperte. Als er ſich endlich müde geredet, ohne daß wir ein Wort verſtanden hatten, nahmen andere das Wort, und ſprachen einer nach dem andern, aber weder ſo lange noch ſo heftig als der erſte. Ihrer zwey oder drey hatten das Haar über und über mit kleinen weiſſen Federn beſtreuet, andere aber hatten an den Kopf hin und wieder große

---

*) Zwölf Grade ſüdlicher bewillkommten die Einwohner dieſer Küſte den Ritter Drake ebenfalls mit Geſchenken von Federn. Man ſehe ſeine Reiſe in Campbell's ed. of. Harris, Vol. 1. P. 18. Anmerk. der Urſchrift.

Federn geſteckt. Nachdem ſie ihre lärmende Bewillkommung geendigt hatten, blieben ſie in ihren Kanots nicht gar weit vom Schiffe halten, und ſprachen vertraulich mit einander, ohne im geringſten weder Mißtrauen noch Verwunderung blicken zu laſſen. Von Zeit zu Zeit ſtanden noch einige auf, die nach Art der vorigen Redner etwas herſagten, und einer ſang in einer hier ſehr unerwartet ſanften Melodie, ein ſehr angenehmes Lied, worin das Wort Haila oft als ein Schlußreim wiederholt ward. Bald nachher ſtieg ein Wind auf, der uns dem Ufer näher brachte, und nunmehr ſtießen die Kanots in größerer Menge von demſelben ab, ſo daß wir einmal zwey und dreißig nahe am Schiffe hatten. In jedem waren ſieben bis acht Perſonen, ſowohl Männer als Weiber, von denen viele aufſtanden, um, wie die vorigen Reden zu halten und zu geſtikuliren. Unter den Kanots zeichnete ſich eines durch ſein ſonderbares Vordertheil aus, in ſo fern auf demſelben das Auge und der Schnabel eines Vogels in erſtaunlichen Dimenſionen gemahlt war. Der Mann, der darin ſaß, und den wir für einen Befehlshaber hielten, ſchien uns nicht weniger merkwürdig; er war nemlich auf die ſeltſamſte Art bemahlt, und von ſeinem Kopfe hingen viele Federn herunter *). In der Hand hielt er einen hölzernen Vogel von der Größe einer Taube, womit er, wie der erſte Redner, klapperte, dem er übrigens an Geplärr und andern Rednerkünſten nichts nachgab. So friedlich indeß unſere Gäſte ſich betrugen, und ſo wenig Urſach ſie uns gaben, die geringſten feindſeligen Abſichten bey ihnen zu vermu-

---

*) **Viſcaino** fand im Hafen San Diego die Californier mit ſchwarz und weiß beſchmiert, und ihre Köpfe mit einer Menge Federn beſteckt. Hist. of California. Vol. II. p. 272. **Anmerk. der Urſchrift.**

then, konnten wir ſie dennoch nicht bereden an Bord zu kommen. Was ſie hatten, gaben ſie ſehr bereitwillig gegen das erſte hin, was wir ihnen dafür boten. Dem Eiſen, deſſen Gebrauch ſie vollkommen kannten, ertheilten ſie aber doch den Vorzug. Viele von den Kanots folgten uns bis auf unſern Ankerplatz, und ungefähr zehn oder zwölf blieben den größten Theil der Nacht hindurch unſerm Schiffe zur Seite. Aus allen dieſen Umſtänden hoften wir, daß unſere ſämmtlichen Bedürfniſſe hier befriedigt werden, und daß wir Urſach finden würden, hier alle die Beſchwerlichkeiten und verdrießlichen Zögerungen zu vergeſſen, welche uns die widrigen Winde und das ungeſtüme Wetter, ſeitdem wir an der Amerikaniſchen Küſte waren, verurſacht hatten.

Drey und dreyßigſtes Hauptſtück.

Die Schiffe gehen den Sund hinauf, und ankern in einem Hafen. Verkehr mit den Einwohnern. Tauſchartikel. Diebſtähle. Errichtung der Sternwarten. Arbeit der Schiffszimmerleute. Eiferſucht der Einwohner des Sundes, um zu verhüten, daß andere Stämme kein Verkehr mit den Schiffen haben ſollen. Sturm und Regenwetter. Kleine Reiſe rings um den Sund. Betragen der Eingebohrnen in ihren Dörfern. Ihre Methode, Fiſche u. ſ. w. zu trocknen. Merkwürdiger Beſuch von Fremdlingen, nebſt den Einführungsfeyerlichkeiten. Zweyter Beſuch bey einem Dorfe. Wir müſſen die Erlaubniß Gras zu mähen erkaufen. Abfahrt der Schiffe. Gegenſeitige Geſchenke beym Abſchiede.

Die Schiffe lagen nunmehr vollkommen ſicher in einem Seearm, deſſen Küſten von einem gutmüthigen, und allem Anſchein nach zu einem freundſchaftlichen Verkehr mit uns geneigtem Volke bewohnt waren. Am folgenden Morgen ließ ich es meine erſte Sorge ſeyn, einen bequemen Hafen zu ſuchen, wo wir, während unſeres Aufenthalts in dieſem Sunde *), unſer Hauptquartier nehmen könnten. Zu dieſem Ende ſchickte ich Herrn King mit drey bewafneten Booten ab, und ging bald hernach in gleicher Abſicht in einem kleinen Boote nach. Was ich bedurfte, war bald gefunden. Ich entdeckte nämlich, nordweſtwärts von dem Arm, worin wir uns gegenwärtig befanden, und in geringer Entfernung von unſerm jetzigen Ankerplatze, einen ſehr bequemen, vollkommen gedeckten, kleinen Hafen (*Cove*), der ſich gerade für uns ſchickte. Herr **King** war nicht minder glücklich; er kam gegen Mittag zurück, und hatte am nordweſtlichen Ufer einen noch beſſern Hafen gefunden. Allein da es uns mehr Zeit gekoſtet hätte, die Schiffe dorthin zu bringen, ſo erhielt der von mir unterſuchte Hafen, weil er ganz in der Nähe lag, den Vorzug. Der Tag war indeſſen ſchon ſo weit verſtrichen, daß ich nicht hoffen konnte, noch vor Abend die Schiffe an ihren Beſtimmungsort zu bringen, und ſie gehörig feſt zu machen; ich ließ daher dieſe Arbeit bis auf den folgenden Morgen anſtehen. Damit indeß der heutige Nachmittag nicht ungenutzt verflieſſen möchte, ließ ich die Segel von den Raaen losbinden, und den Fockmaſt meines Schiffes vorläufig von allem Tauwerk entblößen, um ihn hernach ausbeſſern zu können.

---

*) Sund, Sound, heißt jede Bay von ungewöhnlicher Größe, die ſich tief ins Land hineinzieht und zwiſchen Inſeln in mehrere Arme theilt. G. F.

Die Einwohner beſuchten die Schiffe in einer großen Menge Kanots, und blieben den ganzen Tag bey uns. Ich benutzte ihre Anweſenheit, um den Handel in Gang zu bringen, der auch von beyden Seiten mit der ſtrengſten Redlichkeit geführt ward. Sie brachten Felle von allerley Thieren zum Verkauf, z. B. von Bären, Wölfen, Füchſen, Rehen, Rackuhns (*Raccoon*) Waſchbären, (*Urſus Lotor Linn.*) Iltiſſen, Mardern, und vorzüglich von Seeottern, welche man auch in den oſtwärts von Kamtſchatka gelegenen Inſeln antrift. Dieſe Felle waren theils ganz, theils zu Kleidungsſtücken verarbeitet. Außerdem aber brachte man uns noch andere, aus Baumrinde, oder aus einer hanfartigen Pflanze verfertigte Kleidungen, ferner Waffen, nämlich Bogen und Pfeile nebſt Spießen; Angelhaken und allerley Werkzeuge; hölzerne Masken von der abentheuerlichſten

Figur; eine Art Wollenzeug; Säcke voll rother Ocher; Glaskorallen, und allerley kleine wie Hufeiſen geſtaltete Zierrathen von dünnem Meſſing und Eiſenblech, welche ſie in die Naſe hängen; endlich auch verſchiedene in hölzerne Griffe eingelaſſene eiſerne Meißel. Dieſe eiſerne Werkzeuge ſchienen zu beweiſen, daß entweder irgend eine geſittete Nation ſie vor uns beſucht habe, oder daß ſie auf dem feſten Lande mit einheimiſchen Familien oder Stämmen in Verkehr ſtänden, die eine ſolche Nation kennen müßten. Die außerordentlichſte von ihren Handelswaaren war indeß ein Vorrath von Menſchenſchädeln und Menſchenhänden, die noch nicht gänzlich von allem Fleiſch entblößt waren, und von denen ſie, wie ſie uns deutlich zu verſtehen gaben, das übrige gefreſſen hatten. In der That waren auch einige von dieſen Händen ganz augenſcheinlich auf dem Feuer geweſen. Die abſcheuliche Gewohnheit, die Feinde zu verzehren, muß alſo wohl auch hier, wie in Neuſeeland und einigen andern Südſeeinſeln, im Schwange gehen. Gegen ihre Waaren tauſchten ſie von uns ein: Meſſer, Meißel, Stückchen Eiſen und Zinn, Nägel, Spiegel, Knöpfe, kurz alles Metall. Glaskorallen nahmen ſie nicht gern, und Tuch aller Art verwarfen ſie ganz und gar.

Den folgenden Tag über zogen wir die Schiffe in den kleinen ſichern Hafen, und machten ſie daſelbſt hinten und vorn auf die Art feſt, daß wir unſere Taue um die Bäume am Strande legten. Als unſer Schiff (Reſolution) die Anker lichtete, fand es ſich, daß ungeachtet der großen Tiefe, dennoch Felſen am Boden lägen, welche das Kabeltau ſehr beſchädigt hatten. Auch die Taue, vermittelſt welcher wir die Schiffe fortzogen, geriethen auf felſigten Grund, ſo daß man annehmen kann, der ganze Boden des Meeres ſey hier mit Felſen beſetzt. So bald wir dieſe Arbeit vollendet hatten, mußten die Zimmerleute an das Kalfatern gehen, weil die Verdecke und obern Theile des Schiffes ſchon wieder leck geworden waren.

Das Gerücht von unſerer Ankunft mußte ſich ſchon weit ausgebreitet haben, denn es fanden ſich heute eine große Menge Einwohner bey unſern Schiffen ein. Wir zählten zu einer Zeit nicht weniger als hundert Kanots, die im Durchſchnitte zu fünf Mann gerechnet werden konnten; denn wenige hatten nur drey, viele hingegen ſieben, acht, oder neun, und eines ſogar ſiebenzehn. Viele von dieſen Gäſten kamen heute zum erſtenmale zu uns; denn ſie beobachteten ihre gewöhnlichen Feyerlichkeiten und hielten Reden dabey. Das Mißtrauen oder die Furcht, welche ſie anfangs gehabt haben mochten, legten ſie jetzt bey Seite, kamen an Bord, und miſchten ſich unter unſere Leute. Dieſe Vertraulichkeit belehrte uns bald, daß ſie eben ſo behende Finger hätten, als die geſchickteſten Diebe in den Südſeeinſeln, und dabey noch weit gefährlicher wären, indem ſie, mit ihren ſcharfen eiſernen Werkzeugen, in einem Augenblick einen Haken oder ſonſt ein Stück Eiſen von dem Tauwerk herunter ſchneiden konnten. Auf die Art verloren wir einen großen Haken, der zwiſchen zwanzig und dreyßig Pfund wog, nebſt einigen kleineren, und allerley Eiſengeräthe. Sie plünderten unſere Boote völlig aus, und wußten jedes Stückchen Eiſen, welches des Wegtragens werth war, herauszuziehen, ungeachtet wir die Boote jederzeit bewachen ließen. Gemeiniglich unterhielt einer von ihnen den Wächter an einem Ende des Boots, während daß ein anderer, am andern Ende, das Eiſen herauszog. Vermißten wir etwas, gleich nachdem es uns entwendet worden war, ſo koſtete es nicht viel Mühe, den Dieb ausfindig zu machen, da ſie bereitwillig genug waren, einander zu verrathen. Der Schuldige weigerte ſich aber gemeiniglich ſeine Beute wieder herzugeben, ſo daß wir uns bisweilen genöthigt ſahen, Gewalt zu brauchen.

Am folgenden Tage nahmen wir unſere Geſchäfte vor, errichteten auf einer Felſenſpitze, dicht bey unſerm Schiffe an einer Seite des Hafens, die Sternwarten, und ſchickten einen Officier mit der nöthigen Mannſchaft ab, um Holz zu fällen, und dadurch den Leuten, die Waſſer füllen ſollten, den Zugang zu demſelben zu erleichtern. Andre mußten von den Tannen, welche hier in großer Menge wuchſen, Sproſſenbier brauen. Auch errichteten wir die Schmiede, um das Eiſengeräth verfertigen zu laſſen, das zur Ausbeſſerung unſeres Fockmaſts erforderlich war.

Die Einwohner fuhren indeſſen fort uns in großer Anzahl zu beſuchen, und von Zeit zu Zeit kamen auch immer neue Geſichter zum Vorſchein. Der erſte Beſuch zeichnete ſich gewöhnlich durch ſonderbare Gebräuche aus. Sie ruderten nämlich, mit Anſtrengung aller Kräfte, rund um beyde Schiffe, indeß ein Befehlshaber, oder ſonſt ein Vornehmer, mit einem Spieß oder einem andern Gewehr in der Hand, im Kanot aufrecht ſtehend die ganze Zeit über ſprach, oder vielmehr laut und unaufhörlich ſchrie. Dieſe Redner hatten zuweilen eine Maske vor dem Geſicht, welche bald ein Menſchen- bald ein Thiergeſicht vorſtellte, und in dem Fall hielten ſie, anſtatt eines Gewehrs, eine Klapper in der Hand. Sobald der Kreis um die Schiffe vollendet war, legte ſich das Kanot dicht an die Seite des Schiffs, und alsdenn begann der Tauſchhandel ohne weitere Feyerlichkeit, ausgenommen, daß ſie zuweilen noch einen Geſang anſtimmten, der uns ſehr angenehm dünkte.

Während dieſes Verkehrs machten ſie uns weiter keinen Verdruß; nur mußten wir gegen ihre Diebereyen auf unſrer Hut ſeyn. Am vierten, früh Morgens, wurden wir indeß etwas ernſthafter in Unruhe geſetzt. Unſere Holzhauer und Waſſerſchöpfer bemerkten, daß die Eingebohrnen rund um ſie her auf einmal anfingen ſich beſtmöglich zu bewafnen, ſo daß diejenigen, die keine eigentlichen Gewehre hatten, ſich mit Knütteln verſahen, und Steine auflaſen. Sobald ich davon hörte, hielt ich es der Klugheit gemäß, von unſerer Seite nichts zu verſäumen, dabey aber bloß vertheidigungsweiſe zu verfahren. Wir rüſteten uns alſo, und die Arbeiter mußten ſich alle auf dem Felſen, um die Sternwarten zurückziehen, und den Eingebohrnen den Platz, wo ſie ſich verſammelt hatten, der ungefähr einen Steinwurf vom Hintertheil unſeres Schiffes entfernt war, ungehindert überlaſſen. Doch, unſere Beſorgniſſe waren ungegründet; die feindlichen Zurüſtungen galten keinesweges uns, ſondern einem Haufen ihrer eignen Landsleute, die herannaheten, um ſie anzugreifen. Unſere Freunde, die Einwohner des Landes, bemühten ſich auch aus allen Kräften, uns zu überzeugen, daß wir nichts von ihnen zu befürchten hätten. Wir bemerkten, daß ſie, auf beyden Landſpitzen des kleinen Hafens, Leute ausgeſtellt hatten, welche um ſich her ſehen, und oft Kanots nach dem großen Haufen abſchicken mußten, der unweit der Schiffe verſammelt war. Endlich zeigte ſich die feindliche Macht an der ſüdlichen Spitze des Hafens, in etwa zwölf großen Kanots, hielt daſelbſt ſtill, und formirte eine Schlachtordnung, während daß ſchon eine Unterhandlung angefangen war. Die Unterhändler von beyden Seiten begaben ſich in Kanots zwiſchen beyde Partheyen, und redeten mit einander. Der Zwiſt, was auch deſſen Gegenſtand ſeyn mochte, ward endlich geſchlichtet; allein die Fremden durften ſich weder den Schiffen nähern, noch ſonſt Verkehr und Handel mit uns treiben. Wir ſelbſt waren alſo vermuthlich der Gegenſtand der Uneinigkeit, indem die Fremden an den Vortheilen des Handels mit uns einigen Antheil zu nehmen gewünſcht, die Einwohner des Sundes hingegen ſich das Monopolium zugeeignet haben mochten. Hievon hatten wir bey andern Gelegenheiten mehrere Beweiſe, auch bemerkten wir ſogar, daß nicht einmal alle Einwohner unſeres Sundes untereinander einig waren, ſondern daß die ſchwächeren oft einem mächtigeren Hauſen nachgeben und ſich ohne Widerſtand rein ausplündern laſſen mußten.

Nachmittags gingen wir wieder an unſere Arbeit, und Tages darauf fingen wir an den Fockmaſt zu betakeln; allein einige Axthiebe, welche bey dieſer Gelegenheit geſchehen mußten, zeigten uns, daß oben am Maſte verſchiedene Stücke gänzlich verfault waren. Wir mußten folglich, da wir übrigens beynahe ſegelfertig waren, unſere Reparaturarbeit ganz von vorn anfangen, welche diesmal noch mehr Zeit koſtete als das erſteremal. Indeß war es ein großes Glück, daß wir dieſe Mängel an einem Orte entdeckten, wo wir die zur Ausbeſſerung nothwendigen Materialien haben konnten. In eben der kleinen Bucht, wo die Schiffe lagen, fanden wir unter dem Treibholz einige taugliche Bäume, von denen wir einen zu unſerm Behufe wählten, und ohne Zeitverluſt die erforderlichen neuen Stücke daraus verfertigen ließen. Am ſiebenten früh Morgens, hoben wir unſern Fockmaſt aus, und brachten ihn ans Land. Während daß die Zimmerleute ihn bearbeiteten, ließ ich den großen Maſt ganz neu betakeln, und das Takelwerk des Fockmaſts mit einer Auswahl der beſten Stücke von dem alten ausbeſſern.

Bisher hatten wir an dieſem Orte beſtändig gutes Wetter ohne Wind und Regen gehabt, allein gerade jetzt, da wir der Fortdauer deſſelben am meiſten bedurften, verlor es ſich, und früh am achten fiel mit dem friſchen Südoſt wieder trübes neblichtes Wetter und Regen ein. Nachmittags ward der Wind noch ſtärker, und gegen Abend ſtürmte es, mit gewaltigen Stößen, von den Gebirgen gegen uns über, ſehr heftig herab, und gerade in unſern Hafen, ſo daß die Schiffe, ſo gut ſie auch befeſtigt waren, ſich dennoch in einiger Gefahr befanden. Die Stöße folgten ſchnell aufeinander, allein ſie hielten nicht lange an, und in den Zwiſchenzeiten war es vollkommen windſtill. Bey dieſer Gelegenheit ging es uns nach dem alten Sprichwort: ein Unglück kommt ſelten allein. Am Bord der Reſolution war nur der Beſaanmaſt ganz betakelt, übrigens aber ſo ſchlecht beſchaffen, daß er der Gewalt dieſer Windſtöße nicht widerſtehen konnte, ſondern durch das Gewicht der daraufſtehenden Kreuzſtenge, unter dem Maſtkorbe abbrach. Abends um acht Uhr legte ſich zwar der Sturm, allein der Regen hielt noch einige Tage lang faſt ohne Unterlaß an; ich ließ daher über dem Fockmaſt am Lande ein Gezelt errichten, damit die Zimmerleute gemächlicher arbeiten könnten. Die Eingebohrnen ließen ſich indeß durch das böſe Wetter von ihren Beſuchen nicht abſchrecken, ſondern brachten uns einen ziemlichen Vorrath von Fiſchen, zum Glück für uns, da wir ſelbſt bey dieſer Witterung nicht im Stande waren Fiſche zu fangen. Es waren entweder Sardinen, oder eine ähnliche Art, nebſt einer kleinen Art Brachſen, und bisweilen kleiner Kabeliau.

Troß dem Regen, wurden wir am elften mit dem großen Maſt fertig, und konnten nunmehr am folgenden Tage den Beſaanmaſt ausheben, deſſen oberer Theil völlig verfault war. An demſelben Abend beſuchten uns viele Eingebohrne, die wir nie zuvor geſehen hatten, und die etwas beſſer ausſahen, als unſere älteren Freunde, von denen einige jene begleiteten. Es gelang mir jetzt zum erſtenmal, daß einige von dieſen Gäſten ſich bereden ließen, in die Kajüte zu kommen; ſie ſahen indeß faſt durchgehends alle dort befindliche Gegenſtände, ſo neu ſie ihnen auch ſeyn mußten, mit Gleichgültigkeit an, und ſchienen nicht das geringſte nur einen Augenblick ihrer Aufmerkſamkeit zu würdigen. Doch machten einige eine Ausnahme hiervon, und äußerten wirklich einen gewiſſen Grad von Neugier.

Montag Nachmittags ging ich mit einigen Leuten in den Wald, um einen Baum zu fällen, aus dem wir einen neuen Beſaanmaſt machen wollten. Tages drauf brachten wir ihn an den Ort, wo die Zimmerleute den Fockmaſt ausbeſſerten, der nun meiſtens fertig war, und am 15ten Nachmittags wieder eingeſetzt wurde. Indeſſen bearbeiteten die Zimmerleute den neuen Beſaanmaſt, und hatten bereits am 16ten ein beträchtliches Stück fertig, als ſie entdeckten, daß er, vermuthlich beym Fällen, verletzt worden wäre. Ihre Arbeit war alſo wieder gleichſam weggeworfen; und es koſtete uns allen einen halben Tag, um einen andern Baum aus den Wäldern zu bekommen. Die Eingebohrnen, die ſich um die Schiffe her aufhielten, betrachteten alle unſere Arbeiten mit einem ſtillen Erſtaunen, welches wir, bey ihrer anderweitigen Gleichgültigkeit und ihrem Mangel an Aufmerkſamkeit, nicht von ihnen erwartet hätten.

Am 18ten kam eine Anzahl Fremde in ſechs bis acht Kanots in unſere Bucht; ſie hielten eine Zeitlang ſtille, um uns anzugaffen, und zogen ſich dann zurück, ohne heranzukommen. Vermuthlich erlaubten unſere älteren Bekannten, die zu eben der Zeit in einem ſtärkeren Haufen um uns her verſammelt waren, den neuen Ankömmlingen nicht, mit uns Verkehr zu haben. Ganz offenbar hatten ſie dabey den Alleinhandel mit uns zur Abſicht; denn ſo oft ſie auch Fremden den Zutritt zu uns geſtatteten, waren ſie doch immer die Faktoren oder Mäkler derſelben, und wußten den Handel ſo geſchickt zu lenken, daß ihre Waaren ſtets hoch im Preiſe blieben, indeß der Werth der unſrigen mit jedem Tage ſich verminderte. Ohne Zweifel handelten auch viele von den zunächſt wohnenden Eingebohrnen, mit entlegenen Familien; denn oft waren ſie vier bis fünf Tage lang verſchwunden, und kamen dann mit einer friſchen Ladung von Fellen und Seltenheiten zurück. Unſere Leute waren nach dieſen Dingen ſo begierig, daß ſie allemal den beſten Abſatz fanden. Den größten Vortheil verſchaften uns jedoch im Grunde die täglichen Gäſte; denn nachdem dieſe einmal ihren Vorrath von Seltenheiten erſchöpft hatten, legten ſie ſich auf das Fiſchen, und wir tauſchten allemal etwas von ihrem Fange ein. Sie brachten uns auch eine ziemliche Menge Oel von Thieren (Thranöl), welches ſie in Blaſen aufbewahrten. Mit dieſer Waare ſuchten ſie uns bisweilen zu hintergehen, indem ſie das Oel mit Waſſer vermiſcht, oder auch ein paarmal den Betrug noch weiter getrieben, und die Blaſen, ohne einen Tropfen Oel, ganz mit Waſſer gefüllt hatten. Ich glaubte indeß, es ſey beſſer, dieſe kleine Betrügereyen ungeahndet zu laſſen, als eine Veranlaſſung zum Zwiſte daraus zu machen. Denn von unſerer Seite hatten wir doch nur lauter Kleinigkeiten gegen dieſe Waaren zu ſetzen, und es koſtete uns Kopfbrechens genug, auch nur dergleichen weiter hervorzuſuchen. Glaskorallen und anderes Spielwerk, wovon ich noch etwas vorräthig hatte, ſchätzten ſie nicht ſehr; um Metall war es ihnen hauptſächlich zu thun, und zwar am meiſten um Meſſing, welches bereits mehr galt, als das Eiſen. Daher war, ehe wir noch dieſen Aufenthalt verließen, kein Stückchen Meſſing mehr in beyden Schiffen, ausgenommen was zu unſern unentbehrlichen Inſtrumenten gehörte. Von den Kleidern waren alle Knöpfe abgetrennt, von Kommoden und Büreaux der Beſchlag abgeriſſen; kupferne Keſſel, blecherne Büchſen, Leuchter und dergleichen hervor gelangt: mit Einem Wort, unſere Amerikaner konnten ſich rühmen, ein größeres Quodlibet von ausländiſchen Waaren zu beſitzen, als irgend eine der bisher von uns beſuchten Völkerſchaften.

Nachdem das Wetter vierzehn Tage, lang ſchlecht geweſen war, heiterte es ſich endlich am 19ten auf, ſo daß wir unſere Stengen und Raaen wieder aufrichteten, und das Takelwerk völlig in Stand ſetzten. Die ſchwerſte Arbeit war nunmehr überſtanden, deshalb benutzte ich den folgenden Tag, um den Sund genauer zu unterſuchen. Ich begab mich zuerſt nach der weſtlichen Spitze, wo ich ein großes Dorf an einem ſichern Hafen fand, der in neun bis vier Faden Tiefe einen feinſandigen Boden hat. Die zahlreichen Einwohner dieſes Dorfes, die mich mehrentheils recht gut kannten, empfingen mich aufs freundlichſte. Jeder bat mich in ſein Haus, oder vielmehr in ſein Zimmer zu gehen; denn hier wohnen unter Einem Dache mehrere Familien. Ich ſchlug die Einladung nicht aus, und wo ich hinkam, breiteten meine gaſtfreyen Freunde eine Matte aus, daß ich mich ſetzen möchte. Faſt in jedem Hauſe waren die Weiber beſchäftigt, Kleidungsſtücke aus der vorhinerwähnten Pflanze oder Rinde zu verfertigen. Sie verfuhren dabey genau wie die Neuſeeländer, wenn ſie aus den Faſern der Flachspflanze (*Phormium*) Zeuge wirken. Andere nahmen Sardinen aus, deren ich eine große Menge in Kanots ans Land bringen, und unter mehrere Leute, nach einem Maaße, austheilen geſehen hatte. Jeder trug ſeinen Antheil nach Hauſe, um die Fiſche dort im Rauche dörren zu laſſen. Sie werden nämlich an dünnen Reiſern zuerſt einen Schuh hoch über dem Feuer gehangen, kommen nach und nach immer höher und weiter ab vom Feuer, und machen für andere Platz, bis endlich die Reiſer oder Ruthen, an welchen die Fiſche hangen, ihre Stelle dicht unter dem Dache bekommen. Sind die Fiſche vollkommen getrocknet, ſo nimmt man ſie ab, und packt ſie in Ballen, welche mit Matten bedeckt werden. Auf ſolche Art hebt man ſie zum Gebrauch auf, und ſie ſchmecken gar nicht übel. Kabeliau und andere große Fiſche werden auf eine ähnliche Art aufbewahret; doch geſchieht dieſes zuweilen ohne Feuer und in freyer Luft.

Von dieſem Dorfe ſetzte ich meine Unterſuchungen längs der Weſtſeite des Sundes fort. In einer Strecke von etwa drey Engliſchen Meilen liegen, dem Strande gegenüber, eine Menge kleiner Inſeln, zwiſchen welchen man auf guten ſicheren Grunde und in verſchiedener Tiefe von dreyßig bis zu ſieben Faden, vor Anker gehen kann. Zwei Seemeilen weit den Sund hinauf, an dieſer weſtlichen Seite, erſtreckt ſich ein neuer Arm Nordnordweſt, und noch zwey kleine Engliſche Meilen weiter findet man einen andern, beynahe in eben derſelben Richtung, vor deſſen Eingang ein ziemlich großes Eiland liegt. Ich hatte keine Zeit dieſe Arme zu unterſuchen, ſie können ſich aber nicht weit ins Land erſtrecken, denn ſogar in ihrer Mündung war das Waſſer nur ganz wenig ſalzig. Eine Engliſche Meile überhalb des zweyten Arms, fand ich die Ueberreſte eines Dorfs. Das Gerippe der Häuſer war noch vorhanden, hingegen fehlten die Bretter woraus das Dach und die Wände beſtehen. Vor dem Dorfe bemerkte ich große Fiſchhalter oder Wehre, aber niemanden, der darauf acht gegeben hätte. Die Wehre waren aus Reiſern, und zwar einige mit engern, andere mit weitläuftigeren Maſchen geflochten, je nachdem ſich große oder kleine Fiſche darin fangen ſollten. Dieſe geflochtenen Stücke hatten wenigſtens zwanzig Schuh in der Länge, zwölf Schuhe in der Breite, und waren in ſeichtem Waſſer, vermittelſt eingerammter Pfähle, in ſchiefer Richtung befeſtigt. Hinter dieſem verödeten Dorf iſt eine Ebene von wenigen Morgen Landes, auf welcher die größten Fichten wachſen, die ich geſehen habe. Dieſes Plätzchen fiel um ſo mehr auf, da die Anhöhen an dieſer Weſtſeite des Sundes im Durchſchnitt ziemlich von Bäumen entblößt ſind. Von hier aus fuhr ich hinüber zur Oſtſeite des Sundes, bey einem Arm vorbey, der ſich allem Anſchein nach nicht ſehr weit nach Nordnordoſten erſtreckt. Nunmehr zeigte es ſich aber, daß ich mich in der Vermuthung, das Land, unter welchem unſere Schiffe ſich befanden, ſey eine Inſel, nicht geirrt hatte. Es war in der That eine Inſel, an deren weſtlichen Seite eine Menge kleinerer im Sunde zerſtreut lagen. Auf dem feſten Lande, der Nordſpitze unſerer großen Inſel gegenüber, fand ich ein Dorf, und ſtieg daſelbſt aus. Die Bewohner empfingen mich aber nicht ſo artig, wie die vorigen, welches ich großentheils einem etwas mürriſchen Befehlshaber zuſchrieb, der mir nicht erlauben wollte, in die Wohnungen hineinzugehen, und mir überall nachfolgte, auch zu wiederholtenmalen durch ſehr nachdrückliche Zeichen zu verſtehen gab, daß mein längerer Aufenthalt ihm zuwieder ſey, und das ich nur gehen möchte. Vergebens ſuchte ich ihn durch Geſchenke zu gewinnen; er ſchlug ſie zwar nicht aus, allein ſie hatten weiter keinen Einfluß auf ſein Betragen. Die jungen Frauenzimmer ſchienen zum Theil mit unſerer Ankunft weit beſſer zufrieden zu ſeyn, als ihr unfreundlicher Befehlshaber; denn ſie putzten ſich in aller Eile, mit ihrem beſten Schmuck, verſammelten ſich in einen Haufen, und bewillkommten uns mit einem nichts weniger als unangenehmen Geſange.

Der Tag war unterdeſſen größtentheils verſtrichen; alſo nahm ich meinen Rückweg nach den Schiffen und zwar rund um die Nordſpitze der großen Inſel; unterweges begegneten mir verſchiedene Kanots mit Sardinen, welche man irgendwo an der öſtlichen Ecke des Sundes ſo eben gefangen hatte. Bey meiner Zurückkunft erfuhr ich, daß die Schiffe während meiner Abweſenheit Beſuch von einigen Fremden gehabt hätten. Sie waren, wie ſie zu verſtehen gegeben, von Südoſten her, jenſeits der Bay, in zwey oder drey Kähnen angekommen, und hatten allerley Pelzwerk, nebſt Kleidungsſtücken, und andern Artikeln zum Tauſch mitgebracht. Das merkwürdigſte war, daß man ihnen unter andern auch zwey ſilberne Eßlöffel abgekauft hatte, die, nach der Faſſon zu urtheilen, von Spaniſcher Arbeit waren, und die ihr Eigenthümer als einen Zierrath am Halſe hängen gehabt hatte. Dieſe Fremdlinge waren übrigens, wie unſeren Leuten vorgekommen war, auch mit Eiſen beſſer verſehen geweſen, als die Einwohner des Sundes.

Am 22ſten, um acht Uhr Morgens, beſuchten uns eine Menge Fremde in zwölf oder vierzehn Kähnen. Sie kamen von Süden herein, und ſobald ſie um die Ecke unſerer Bucht gerudert waren, machten ſie Halt, und blieben eine halbe Stunde und länger, etwa dreyhundert Schritte von unſerm Schiffe, in einem Haufen beyſammen. Wir glaubten anfangs, ſie kämen aus Furcht nicht näher; allein eigentlich bereiteten ſie ſich nur auf die feyerliche Begrüßung vor. Als ſie hierauf ihren Zug nach den Schiffen antraten, ſtanden ſie ſämmtlich in ihren Kanots auf, und fingen an zu ſingen, und der ganze Haufe ſtimmte mit ein. Der Takt war bald ſchneller, bald langſamer, und während des Singens bewegten ſie ihre Hände regelmäßig, oder ſchlugen auf Ein Tempo mit ihren Rudern an die Seiten des Kanots, oder machten ſonſt nachdrucksvolle Gebährden. Am Schluſſe eines jeden Liedes ſchwiegen ſie einige Sekunden lang, fingen dann wieder an, und riefen zuweilen das Wort Hu-i! im Chorus laut aus. Nach dieſer Probe von ihren muſikaliſchen Talenten, der wir mit Bewundrung eine halbe Stunde lang zuhörten, kamen ſie an die Seiten unſerer Schiffe, und fingen an, das was ſie mitgebracht hatten, zu vertauſchen. Jetzt erkannten wir unter ihnen einige unſerer Freunde aus dem hieſigen Sunde, die den ganzen Tauſchhandel, zum offenbaren Vortheil ihrer Landsleute, über ſich genommen hatten.

Sobald die Gäſte abgefertigt waren, fuhr ich mit Capitain Clerke in zwey Booten nach dem Dorfe an der

Weſtſpitze des Sundes, wo ich bey meinem erſten Beſuch eine Menge Gras bemerkt hatte. So bald wir ausgeſtiegen waren, ließ ich meine Leute dieſes Gras abmähen, um für die wenigen Schafe und Ziegen, die wir noch an Bord hatten, einen Vorrath davon einzulegen. Ich hatte mir nicht träumen laſſen, daß die Einwohner irgend eine Einwendung dawider machen würden, da wir uns in dieſem Falle mit etwas verſorgten, was für ſie weiter von keinem Nutzen zu ſeyn ſchien, uns hingegen ſo nöthig war; allein nachdem ſie uns, wie das vorigemal, mit allen Freundſchaftsbezeugungen bewillkommet hatten, hielten ſie unſere Leute bey der Arbeit an, und ſagten ihnen: ſie müßten zuvor Makuk, das iſt, dafür bezahlen. Ich war bereits in einem ihrer Häuſer, ging aber, ſo bald ich von dieſer Weigerung hörte, hinaus auf das Feld, und fand ein Dutzend Eingebohrne, von denen jeder vorgab, er habe Antheil an dem Eigenthum des Graſes. Endlich wurde ich mit ihnen Handels einig, und glaubte, nunmehr ſey uns erlaubt, zu ſchneiden wo wir wollten; ich irrte mich aber zum zweytenmal; denn eben weil ich jene Eigenthümer ſo reichlich beſchenkt hatte, fanden ſich ihrer immer mehrere ein, ſo daß gleichſam jedes Hälmchen einem andern gehörte. Ich leerte in kurzer Zeit alle meine Taſchen aus, um ſie nur zu befriedigen, und als ſie endlich ſahen, daß ich wirklich nichts mehr zu geben hatte, hörten ſie auf mich zu plagen, und ließen uns Gras mähen wo, und ſoviel wir wollten. In der That verdient es wohl bemerkt zu werden, daß ich auf meinen verſchiedenen Reiſen nirgends ein uncivilisirtes Volk angetroffen habe, welches ſo ſtrenge Begriffe von ſeinem ausſchlieſſenden Eigenthumsrecht auf alle Producte ſeines Landes gehabt hätte, als die hieſigen Eingebohrnen. Sie hatten anfänglich von unſern Leuten ſogar für das Holz und Waſſer, welches ſie an Brod ſchaften, Bezahlung gefordert, und ich würde ſie ihnen auch nicht verweigert haben, wenn ich damals zugegen geweſen wäre. In meiner Abweſenheit hatten aber meine Arbeiter die Sache ganz anders angeſehen, und ſich an die Proteſtationen der Einwohner nicht gekehrt; und dieſe hatten denn auch bald mit ihren Foderungen aufgehört, ſobald ſie gefunden hatten, daß man unſerer Seits nichts geben wollte. Allein ſie hatten nur aus der Noth eine Tugend gemacht, und nahmen wenigſtens in der Folge verſchiedentlich der Gelegenheit wahr, uns zu erinnern, daß ſie uns aus Freundſchaft Holz und Waſſer gegeben hätten *).

Herr Weber, der mich nach dieſem Dorfe begleitet hatte, zeichnete den hier beygefügten Proſpekt des Landes mit den Wohnungen. Ich unterſuchte während der Zeit ihre Bauart, ihren Hausrath und Geſchirre, und beobachtete das Auszeichnende der hieſigen Sitten und Gebräuche, wovon ich, mit Zuziehung von Herrn Andersons Bemerkungen, an einem andern Orte das Nöthige ſagen werde. Nachdem wir beyde mit unſerm Geſchäfte fertig waren, nahmen wir von den Einwohnern freundlichen Abſchied, und kamen Nachmittags wieder bey unſern Schiffen an.

Die drey folgenden Tage über, machten wir uns vollends ſegelfertig; am 26ſten des Morgens wollte ich in See gehen, ward aber durch Wind und Fluth, die beyde uns entgegen waren, daran verhindert. Um Mittag folgte auf den Südweſtwind eine Windſtille, und

---

*) Die Eingebohrnen eines etwas mehr nördlich, in 57° 18′ Nördlicher Breite gelegenen Ortes an dieſer Küſte, machten es mit den Spaniern ungefähr auf ebendieſelbe Art als dieſe, drey Jahre vor Capitain Cook, auf einer Entdeckungsreiſe bey ihnen vor Anker gingen. Man ſehe das Tagebuch dieſer Reiſe vom zweyten Loots der Flotte geſchrieben, welches Herr Daines Barrington in ſeinen Miſcellanies, p. 505. 506. herausgegeben hat. Anmerkung der Urſchrift.

weil uns die Fluth nunmehr günſtig war, machten wir die Schiffe los, und ließen ſie durch die Boote aus dem kleinen Hafen bogſiren. Bis vier Uhr Nachmittags blieb der Wind ſehr veränderlich und ſchwach, und wechſelte mit Windſtillen ab; dann aber ſtieg ein Nord-wind mit dicken Nebel auf. Das Queckſilber in unſeren Barometern fiel zu gleicher Zeit ungewöhnlich tief, und alles kündigte einen nahe bevorſtehenden Sturm an, der aller Vermuthung nach aus Süden kommen mußte. Die Nacht war ſchon nahe, und ich ſtand eine Weile an, ob ich es wagen ſollte unter Segel zu gehen, oder ob ich beſſer thäte, den andern Morgen zu erwarten. Allein meine Beſorgniß und Ungeduld die Reiſe fortzuſetzen, nebſt der allzugroßen Ueberwindung, die es mich gekoſtet hätte, eine ſo gute Gelegenheit aus dem Sunde zu kommen, ungenutzt entſchlüpfen zu laſſen, machten weit ſtärkern Eindruck auf mich, als die Furcht vor irgend einer unmittelbaren Gefahr; alle Bedenklichkeiten verſchwanden vor dieſen wichtigeren Beweggründen, und ich entſchloß mich, auf allen Fall in See zu gehen.

Die freundſchaftlichen Einwohner begleiteten uns, theils an Bord der Schiffe, theils in ihren Kähnen, bis beynahe zum Sunde hinaus. Einer von ihren Befehlshabern, der ſich ſeit einiger Zeit an mich gewöhnt hatte, blieb mit einigen am längſten bey uns. Ehe er weggehen wollte, machte ich ihm noch ein kleines Geſchenk, welches er ſogleich mit einem Biberfell von weit größerem Werthe erwiederte. Ich konnte alſo nicht umhin noch eine Zugabe zu meinem vorigen Geſchenke hinzuzufügen; allein meine Freygebigkeit rührte ihn ſo ſehr, daß er mir den Bibermantel, den er anhatte, und auf den er ſelbſt einen hohen Werth ſetzte, zum Gegengeſchenk aufdrang. Ich erſtaunte über dieſes Beyſpiel von Großmuth, und ſchenkte ihm, damit er nichts dabey einbüßen möchte, einen neuen Degen (*broad ſword*) mit meſſingenem Geſäß, in deſſen Beſitz er ſich vollkommen glücklich dünkte. Er ſowohl, als mehrere ſeiner Landsleute, baten mich ſehr dringend ſie wieder zu beſuchen, und verſprachen, gegen meine Ankunft einen großen Vorrath von Pelzwaaren in Bereitſchaft zu haben. Ich zweifle auch nicht, daß im Fall jemand dieſe Gegenden nach mir befahren ſollte, die Einwohner Wort gehalten, und ſich mit dieſem Handelsartikel, welchen wir ihnen ſo begierig um einen ſo vortheilhaften Preis abgetauſcht hatten, reichlich verſehen haben werden.

Vier und dreyßigſtes Hauptſtück.

Benennung des Sundes, Anweiſung, wie man hineinſegeln muß. Beſchreibung des umliegenden Landes. Witterung und Klima. Bäume und andere Pflanzen. Vierfüßige Thiere, deren Felle zum Verkauf gebracht wurden. Seethiere. Beſchreibung der Meer-Ottern. Land- und Waſſervögel, Fiſche, Conchylien, kriechende Thiere, Inſekten, Steine. Perſon der Einwohner. Ihre Farbe. Ihr gewöhnlicher Anzug und Zierrathen. Ihre Kleidung bey gewiſſen Gelegenheiten, und ihre häßlichen hölzernen Masken. Gemüthsart dieſes Volks; Geſänge, muſikaliſche Inſtrumente; Begierde nach Eiſen und andern Metallen.

Bey meiner Ankunft in dieſer Einbucht hatte ich ſie mit dem Namen König Georgs-Sund beehrt; allein in der Folge fand ich, daß die Einwohner ſie Nutka nennen. Der Eingang des Nutka-Sundes alſo liegt in der öſtlichen Ecke der **Hofnungsbay** (*hopebay*) in 49° 33′ nördlicher Breite und 233° 12′ öſtlicher Länge. Die ganze öſtliche Küſte der genannten Bay, von **Breakers** (**Brandungs:**) Spitze bis zum Eingange des Sundes, iſt mit einer Reihe verborgener Klippen beſäet, welche ſich etwas vom Ufer ab erſtrecken, und näher am Sunde ſieht man einige Inſelchen, und Felſen über dem Waſſer hervorragen. Man ſegelt zwiſchen zwey felſigten Spitzen hinein, welche Oſtſüdoſt und Weſtnordweſt drey bis vier Meilen von einander entfernt liegen. Innerhalb dieſer Landſpitzen wird der Sund um ein anſehnliches breiter, und erſtreckt ſich wenigſtens vier Seemeilen weit nach Norden, die verſchiedenen Arme abgerechnet, worinn er ſich oben zertheilt und deren Lage wir nicht genau beſtimmen konnten. Da wir indeß, bereits an ihrem Eingange, das Waſſer um vieles ſüßer als das Seewaſſer befanden, ſo ſind wir wahrſcheinlich von den äußerſten Grenzen derſelben nicht mehr weit entfernt geweſen. Dies beſtätigt ſich auch ferner dadurch, daß die Berge, welche gegen das Innere zu an den Sund gränzten, mit tiefern Schnee bedeckt waren, da hingegen auf den weit höheren, aber näher am Meere belegenen, wo ſich unſere Schiffe befanden, keine Spur von Schnee zu ſehen war. In der Mitte des Sundes liegen eine Menge Inſeln von verſchiedener Größe, von denen die Charte, ſo wenig ſie übrigens auf Vollkommenheit Anſpruch machen kann, einen beſſern Begrif giebt als jede Beſchreibung. Mitten im Sunde, bis dicht ans Ufer, findet man von ſieben und vierzig bis neunzig und mehr Faden Tiefe. Es giebt daſelbſt eine Menge Häfen und Ankerplätze, die wir aber, weil es uns an Zeit fehlte, nicht aufnehmen konnten. Die kleine Bucht, wo unſere Schiffe lagen, befindet ſich an der Oſtſeite des Sundes, und zwar an dem öſtlichen Ufer der größten Inſel. Sie iſt zwar gegen die See gedeckt, ſonſt aber nicht ſehr zu empfehlen, da ſie den Südoſtwinden, welche hier ſehr heftig ſtürmen, offen liegt.

Gegen die Seeküſte hin iſt das Land von mittler Höhe und ziemlich eben. Innerhalb des Sundes ſteigt es aber faſt überall in hohen ſteilen Bergen empor, die einander gewiſſermaßen ähnlich ſehen, in ſo fern ſie ſich faſt alle in runde, ſtumpfe Spitzen endigen, und einige ſcharfe, wiewohl nicht ſehr hervorſtehende Kämme auf ihren Seiten haben. Unter dieſen Bergen giebt es einige, die man hoch nennen könnte; andere hingegen ſind nur von ſehr mittelmäßiger Höhe; aber ſelbſt die höchſten ſind, ſo gut wie die flächeren Gegenden an der See, bis an den Gipfel mit Waldung bedeckt, hin und wieder ſieht man zwar, an dem Abhang einiger Hügel, kahle Stellen; allein deren ſind in Vergleichung mit dem Ganzen ſehr wenige, und ſie dienen nur dazu, die felſichte Beſchaffenheit der ganzen Gegend anzuzeigen. An dieſen Orten liegt eigentlich gar kein Erdreich, ſondern eine Art von Moder, welcher aus verfaulten Bäumen und Mooſen beſteht, und oft mehr als zwey Schuh tief iſt. Die ganze ungeheure Felſenmaſſe, woraus die Berge beſtehen, hat, wo ſie der Luft ausgeſetzt iſt, eine weißliche oder graue Farbe; im Bruch hingegen iſt ſie bläulichgrau, wie jene allgemeine Felsart, welche wir auf Kerguelens Land gefunden hatten. Die felſichten Küſten ſind bloße Fortſetzungen dieſer Maſſe, und auch der Strand in den kleinen Buchten im Sunde beſteht aus Bruchſtücken derſelben, die mit andern Steinen vermiſcht ſind. In dieſen Buchten findet man überall eine Menge Treibholz, welches die Fluth hineinführt. Die Nebel, welche die Gipfel der Berge umhüllen, und die häufigen Regen ſcheinen völlig hinreichend zu ſeyn, um die Bäche friſchen Waſſers anzufüllen, die man durchgehends in den Buchten antrift; denn in einem ſo felſichten Lande können wohl wenige Quellen erwartet werden.

Auch rührt das friſche Waſſer, welches wir tiefer im Sunde bemerkten, vermuthlich von geſchmolzenem Schnee her; denn, wie es den Anſchein hat, fallen keine große Flüſſe in den Sund, da ſich ſonſt fremde Familien dieſes Weges bedient haben würden, um zu uns in den Sund herunter zu kommen *). Das Waſſer in jenen Bächen iſt jederzeit klar, und löſet die Seife leicht auf.

Die Witterung war während unſeres Aufenthalts eben ſo als wir ſie an der Küſte gehabt hatten; das heißt: ſo lange der Wind zwiſchen Norden und Weſten blieb, hatten wir ſchönes heiteres Wetter; ſobald er aber nur etwas ſüdlich war, Nebel und Regen. Das Klima iſt übrigens, ſo viel wir davon erfuhren, ungleich gelinder, als an der öſtlichen Küſte von Amerika unter demſelben Grade der Breite. Das Queckſilber im Thermometer fiel, ſelbſt des Nachts, nicht unter 42° (Fahrenheitiſcher Scale) und ſtieg bey Tage oft auf 60°. In den niedrigen Gründen fanden wir keine Spur von Froſt; vielmehr fing es bereits überall an zu grünen, und an manchen Stellen war das Gras ſchon mehr als einen Schuh hoch gewachſen.

Die Bäume in den Wäldern ſind hauptſächlich: die Canadiſche Fichte, die weiße Cypreſſe, (cupreſſus Thyoides) die wilde Fichte, nebſt zwey oder drey anderen weniger gewöhnlichen Fichtenarten. Die beyden erſten, welche man in der Ferne für einerley Art anſieht, machen

---

*) Wie es ſcheint, geht man im obigen von einem verworrenen Begriffe aus, wenn man bezweifelt, daß Quellen in felſichten Gegenden entſpringen, und doch die Bäche vom Niederſchlag herleitet. Die Quellen der größten Flüſſe haben ihren Sitz in felſichten Gebirgsgegenden, und keinen andern merklicheren Zufluß, als vom Niederſchlag und von der Ausdünſtung. S. Bergmanns phyſ. Beſchreib. der Erdkugel 1 Th. S. 276 u. f. G. F.

gegen zwey Drittheile der ganzen Waldung aus. Beyde Gattungen treiben hohe Stämme, deren Gipfel die Form einer langen Kirchthurmähnlichen Spitze haben, in der Nähe aber unterſcheidet man ſie durch die Farbe, welche bey der Cypreſſe ein ungleich bläſſeres Grün iſt, als bey der Fichte. Der Wuchs dieſer Bäume iſt durchgehends ſehr kräftig, und ihre Größe beträchtlich.

Sonſt hat das Pflanzenreich hier eben nicht viel Mannichfaltigkeit aufzuzeigen, wiewohl in dieſer frühen Jahreszeit auch noch vieles nicht hervorgekommen war, und uns vielleicht das meiſte, wegen des engen Bezirks in dem wir nachſuchen konnten, entgehen mochte. An den Felſen umher und am Rande der Waldungen fanden wir das Kraut der Erdbeeren, nebſt einigen Himbeer- Johannisbeer- und Stachelbeerſträuchen, die ſämmtlich grünten; desgleichen einige ſchwarze Erlen; ferner, eine Art Saudiſtel, Waldſtroh, Ranunkeln mit ſcharlachfarbener Blüthe, zweyerley Anthericum, eines mit groſſen pommeranzfarbenen das andere mit blauen Blumen, einige eben ausſchlagende Roſenſträuche, eine Menge Lauch mit dreyeckigen Blättern, ein zartes Gras, eine Menge Andromeda, und an den Ufern der Bäche etwas Waſſerkreſſe. Im Innern der Wälder bemerkten wir zweyerley Geſträuche, die wir nicht kannten; und daneben Mooſe und Farrnkräuter. Von erſtern gab es ſieben oder acht, von letztern drey oder vier Gattungen, welche größtentheils in Amerika und Europa zugleich einheimiſch ſind.

So wie die Jahrszeit unſere botaniſchen Entdeckungen nicht begünſtigte, ſo hielt uns auch unſere beſondere Lage ab, die hieſigen Thiere näher kennen zu lernen. Mangel an Waſſer hatte uns zuerſt gezwungen, hier anzulegen; unvermuthete Zufälle hatten zwar unſern Aufenthalt verlängert, allein zu gleicher Zeit jedermann ſo vollauf mit den Hauptbedürfniſſen der Schiffe beſchäftigt, daß an keine Excurſionen weder zu Lande noch zu Waſſer gedacht werden konnte, zumal da jedermann einſah, wie ſehr der glückliche Erfolg der Reiſe von der Betriebſamkeit und dem Fleiße, womit er das ihm angewieſene Geſchäft beſorgte, abhängen würde. Unſere Bucht lag überdieß an einer Inſel; daher bekamen wir in den benachbarten Wäldern keine andere lebendige Thiere zu ſehen, als etwa zwey oder drey Rackuhns, Marder und Eichhörner. Nur einmal hatten einige von unſern Leuten, die unweit der Südoſtſeite des Eingangs in den Sund am feſten Lande geweſen waren, die Fußtapfen eines Bären bemerkt. Unſere Nachricht von den hieſigen vierfüßigen Thieren iſt alſo bloß von den Fellen, welche uns die Eingebohrnen zum Verkauf brachten, hergenommen; dieſe waren aber freylich oft ſehr verſtümmelt, und die unterſcheidendſten Merkzeichen, die Tatzen, Schwänze und Köpfe davon abgeſchnitten, ſo daß wir nicht einmal zu errathen wagten, welcher Thierart ſie zugehört haben könnten. Indeß gab es auch andere vollſtändigere, welche ſogleich kenntlich waren.

Die gewöhnlichſten waren Bären, Hirſche, Füchſe und Wölfe. Bärenfelle brachte man uns in großer Menge, zwar ſelten große, aber mehrentheils von glänzender ſchwarzer Farbe. Die Hirſchhäute waren ſeltener, und ſchienen zu derjenigen Gattung zu gehören, welche die Beſchreiber von Carolina*) Dammhirſche nennen, die Herr Pennant aber unter der Benennung, Virginiſcher Hirſch, als eine eigne Gattung anführt**).

---

*) Lawſon und Brickell. G. F.

**) S. deſſen Hiſt. Quadr. I. No. 46. und Arctic Zoology No. 6.

Füchſe giebt es hier in großer Menge, und von mehreren Varietäten; einige Felle ſind vollkommen gelb, und haben bloß am äußerſten Ende des Schwanzes einen ſchwarzen Fleck; andere ſind dunkel, oder röthlich gelb, mit ſchwarz vermiſcht, und noch andere grau oder aſchfarben, ebenfalls mit ſchwarz eingeſprengt. Eine vollſtändige Wolfshaut, mit dem Kopfe daran, war grau. Außerdem findet man hier ſowohl den gewöhnlichen Hausmarder, als auch den Baummarder, nebſt noch einer lichtbraunen Gattung von gröberem Haar; die letztere iſt aber ſeltner, und kann vielleicht für eine durch Alter oder Zufall veränderte Spielart gelten. Auch findet man das Hermelin hier, wiewohl ſelten und klein, auch nicht von ſehr feinem Haar, indeß ganz weiß, ausgenommen, daß der Schwanz am Ende ſchwarz iſt. Die hieſigen Rackuhns ſind von der gewöhnlichen Gattung, ſo wie die Eichhörner, die aber etwas kleiner ſind, als die unſrigen, und längs dem Rücken eine dunklere Roſtfarbe haben.

So weit waren wir von der Richtigkeit unſerer Benennungen überzeugt; aber zwey andre Arten von Fellen konnten wir nicht mit gleicher Gewißheit beſtimmen. Von der erſteren ſahen wir kein Fell mit den Haaren, ſondern nur gegerbte Häute, welche die Einwohner bey gewiſſen Gelegenheiten trugen, und die, nach ihrer Größe und Dicke zu urtheilen, vermuthlich vom Elennsoder Musthier (*mouſe deer*) genommen waren, obgleich andere glaubten, es müßten Büffelhäute ſeyn. Die zweyte Gattung, welche es häufig giebt, ſcheint von einer Art wilder Katzen, oder Luchſe zu ſeyn, und iſt ohne den Kopf, den wir nie zu ſehen bekamen, zwey Schuh und zwey Zoll lang, mit zarter Wolle, oder vielmehr einem Pelz von hellbrauner oder weißlichgelber Farbe, aus welchem lange Haare hervorſtehen, die auf dem Rücken am kürzeſten und ſchwärzlich, an den Seiten länger und ſilberweiß, unter dem Bauch aber am längſten und mit der Wolle von einerley Farbe ſind. Oft waren aber die weißen, oder Silberhaare ſo häufig, daß das ganze Fell über und über davon glänzte. Der Schwanz iſt nur drey Zoll lang, und am Ende ſchwarz. Die Eingebohrnen nannten dieſe Felle Wanſchi, womit ſie vermuthlich auch das Thier ſelbſt bezeichnen. Schweine, Hunde und Ziegen ſind noch nicht bis hieher gekommen; ja die Einwohner ſchienen unſere braunen Ratten noch nicht zu kennen, denn ſo oft ſie dergleichen an Bord unſerer Schiffe ſahen, nannten ſie ſie Eichhörner. Unſere Ziegen hießen bey ihnen Einichtla, welches in ihrer Sprache vermuthlich ein Hirſchkalb bedeutet.

Die Seethiere, die wir an den Küſten bemerkten, waren Wallfiſche, Meerſchweine und Robben. Die letztern waren, wie wir aus den Fellen, die man uns verkaufte urtheilen, von der gewöhnlichen Gattung, und entweder von ſilbergrauer, oder von gelblicher Farbe, und zwar ſowohl einfärbig als ſchwarzgefleckt. Das Meerſchwein iſt Linne's Delphinus Phocaena. Noch rechne ich in dieſe Klaſſe die Meer-Otter, weil ſie ſich größtentheils im Waſſer aufhält. Da dieſes Thier in verſchiedenen Werken, beſonders in den Nachrichten der Ruſſiſchen Abentheurer und ihrer Reiſen oſtwärts von Kamtſchatka, weitläuftig beſchrieben wird, ſo hätte ich bloß anmerken dürfen, daß man es hier in großer Menge antrift, wenn wir nicht an einem Thiere dieſer Art, einige Abweichung von jenen Beſchreibungen wahrgenommen hätten. Wir hatten lange gezweifelt, ob die vielen Felle, die uns die Einwohner brachten, wirklich dieſer Thiergattung zugehörten, da wir uns weiter nach keinen Kennzeichen als nach der Größe, Farbe und Schönheit des Pelzwerks richten konnten. Allein kurz vor unſerer Abreiſe tauſchten wir von einigen Fremden eine eben getödete, noch vollſtändige Meer-Otter ein, wovon Herr Weber eine Zeichnung, geliefert hat, nach welcher die hier beygefügte Abbildung in Kupfer geſtochen worden iſt. Es war ein junges Thier, das nur fünf und zwanzig Pfund wog; die Farbe der Haare war ein glänzendes Schwarz, doch hatten viele Haare weiße Spitzen, welches auf den erſten Anblick dem Ganzen ein graues Anſehen gab. Die Schnauze, Kehle und Bruſt waren gelblichweiß oder ſehr lichtbraun, und dieſe Farbe erſtreckte ſich an den meiſten Fellen bis auf den ganzen Bauch. In jeder Kinnlade zählten wir ſechs Schneidezähne, wovon im Unterkiefer zwey ſehr klein, und äuſſerlich, an der Wurzel der mittelſten geſtellt waren. In dieſer Rückſicht, und darin, daß die äußeren Zehen der Hinterfüße nicht mit einer Haut verbunden ſind, unterſcheidet ſich unſer Thier von denen, welche die Ruſſen gefunden haben; auch ſcheint hier eine größere Varietät in den Farben ſtatt zu finden, als die Ruſſen erwähnen. Unſtreitig hängt ſie vom Alter ab. Die jüngſten haben grobes braunes Haar, und ſehr wenig Pelz oder Wolle darunter; ſo bald ſie aber ſo groß geworden ſind, wie das eben beſchriebene ganze Thier, ſind ſie reichlich mit Wollhaar verſehen, und bleiben vermuthlich in dieſem Zuſtande, bis ſie ihr völliges Wachsthum erreicht haben. Dann geht die ſchwarze Farbe verloren, und an ihre Stelle kommt ein dunkles Braun oder eine Rußfarbe, wobey das Wollhaar ſehr reichlich iſt, das lange Haar aber ſich faſt ganz verliert. Andere, die wir für noch älter hielten, waren kaſtanien braun, und einige wenige Felle waren ſogar vollkommen gelb. Mit Recht behaupten die Ruſſiſchen Nachrichten, dieſes Pelzwerk ſey das weichſte und ſchönſte in der Welt; und aus eben dieſem Grunde kann die Entdeckung eines Theils von Amerika, wo man eine ſo koſtbare Waare antrift, nichts weniger als gleichgültig ſeyn [*].

Geflügel giebt es hier weder viel noch vielerley. Die wenigen Vögel, die wir zu Geſicht bekamen, waren ſo ſchen, daß wir leicht abnehmen konnten, wie emſig ihnen die Einwohner nachſtellen müſſen, vielleicht um ſie zu eſſen, oder doch ohne Zweifel, um ſich mit den Federn zu ſchmücken. In den Waldungen ſind Krähen und Raben am häufigſten, aber von den unſrigen nicht unterſchieden; ferner eine Art blauer Heher oder Aelſtern [**], gemeine Zaunkönige, welche, beyläufig geſagt, die einzigen hieſigen Sangvögel ſind; die Canadiſchen oder wandernden Droſſeln, und eine ziemliche Anzahl brauner Adler mit weißem Kopf und Schwanz; dieſe letzteren halten ſich eigentlich längs der Seeküſte auf, allein bey ſchlechtem Wetter kommen ſie auch bis in den Sund, und laſſen ſich zuweilen auf Bäumen nieder. Nächſt den vorgenannten brachten uns die Einwohner auch theils ganze Häute von Vögeln, theils nur Stücke davon zum Verkauf, und von dieſen erkannten wir eine kleine Art Habichte, einen Reiher, und den Alcyon, oder großen amerikaniſchen gehäubten Eisvogel. Ferner giebt es einige Arten, welche meines Wiſſens von den Naturforſchern noch nicht erwähnt worden ſind, oder die ſich wenigſtens als Spielarten auszeichnen. Dahin gehören ein paar Spechte, ein Finke, und ein Sandläufer. Der erſtere

---

[*] Herr Coxe berichtet, auf das Zeugniß des Herrn Collegienrathes Pallas, daß die Ruſſen Felle von Seeottern mittleren Alters, und von ganz erwachſenen, zu Kiachta, für achtzig bis hundert Rubel das Stück, an die Chineſer verkaufen. S. Coxe's Ruſſian Diſcoveries p. 13. Anmerk. der Urſchrift.

[**] Vielleicht Corvus criſtatus. Linn. G. F.

Specht iſt kleiner als eine Droſſel, ſein Rücken ſchwarz, die Flügel weißgefleckt, Kopf, Hals und Bruſt ſcharlachfarben und der Bauch olivenfarbig gelblich; man könnte ihn daher nicht unſchicklich den gelbbäuchigen Specht nennen. Der zweyte iſt größer und zierlicher, von dunkelbrauner Farbe, welche, oben am Kopf ausgenommen, mit ſchwarzen Wellenlinien durchzogen iſt; der Bauch iſt röthlich mit runden ſchwarzen Flecken, auf der Bruſt iſt ebenfalls ein ſchwarzer Fleck, und ſowohl die Flügel als der Schwanz ſind oben ſchwärzlich, unten ſcharlachfarben, und von dem Mundwinkel läuft zu beyden Seiten ein ſcharlachner Strich am Halſe herunter. Der Finke hat die Größe eines Hänflings, und iſt dunkelbräunlich, unten aber weißlich, Kopf und Hals ſind ſchwarz, und der Schnabel weiß. Der Sandläufer iſt ungefähr ſo groß wie eine kleine Taube, dunkelbraun, unten, den Hals und die Bruſt ausgenommen, weiß, und über die Flügel geht ein breiter Streif von eben dieſer Farbe. Auch giebt es Colibris, welche entweder eine neue Gattung dieſes zahlreichen Geſchlechts, oder eine Spielart des Trochilus Colubris, *Linn.* ausmachen. Vielleicht ſind ſie in ſüdlicheren Gegenden zu Hauſe, und ziehen nordwärts, je nachdem es die Jahrszeit erlaubt; denn zu Anfang ſahen wir keine, als aber die Zeit unſerer Abreiſe ſich näherte, brachten die Einwohner eine große Menge derſelben an Bord*).

Die Vögel, welche ſich auf dem Waſſer und an den Ufern aufhalten, ſind nicht zahlreicher als die Landvögel. Den großen Sturmvogel (auf Spaniſch *Quebranta hueſſos*, der Knochenbrecher) hatten wir geſehen, als wir noch längs der Küſte ſegelten; eben ſo Mewen und Waſſerraben, die auch den Sund beſuchten, und von gemein bekannten Gattungen ſind. Wir ſahen ferner zweyerley wilde Enten, eine ſchwarze, mit weißem Kopfe, in ziemlich großen Haufen, und eine größere, weiße mit rothem Schnabel. Desgleichen bemerkten wir die große Lumme, oder den nordiſchen Taucher unſerer Gegenden. Ein paarmal ſahen unſere Leute Schwäne über den Sund nordwärts ziehen, allein ihr Aufenthalt war uns unbekannt. An den Ufern ſieht man, außer dem bereits beſchriebenen Sandläufer, einen kleineren von der Größe einer Lerche, der den Steinbeiſſer (*Tringa Cinclus*) ähnlich iſt, und einen Regenpfeifer, der wenig von unſerer gewöhnlichen Seelerche (*Charadrius Hiaticula*) abweicht.

---

*) Sie können ſich auch wohl nur verkrochen haben, und erſt bey gelinder Witterung aus ihren Schlupfwinkeln hervorgekommen ſeyn. G. F.

Fiſche trift man hier zwar in größerem Ueberfluß an, als Vögel; doch iſt die Verſchiedenheit der Gattungen keinesweges beträchtlich, wiewohl es ſich damit zu andern Jahrszeiten anders verhalten muß. Die Sorten, welche wir vorzüglich häufig fanden, ſind: der gemeine Hering, der aber nicht über ſieben Zoll lang iſt; eine kleinere Art, die Sardine oder Anchovis, doch etwas größer *) als die bey uns bekannte; ein weißer ſilberfärbiger, und ein goldfärbiger, der Länge nach blaugeſtreifter Brachſe. Die Heringe und Sardinen kommen hier, wie überall, nach der ihnen eignen Weiſe, zu beſtimmten Jahrszeiten in ungeheuren Zügen an. Nächſt ihnen ſind die Brachſen die häufigſten Arten; die größten Fiſche dieſer Gattung wogen wenigſtens ein Pfund. Die übrigen Sorten ſind insgeſammt ſelten, nämlich eine kleine braune Art des Drachenkopfs, (*Scorpaena*) die man auch an der

---

*) Sardine und Anchovis ſind vielleicht zweyerley Arten. G. F.

Küſte von Norwegen antrift, und eine röthlich braune Art aus eben dieſem Geſchlecht; der Froſtfiſch, und ein großer Fiſch, der keine Schuppen, ſondern ſtatt derſelben eine zähe Haut hat. Die Eingebohrnen brachten uns gegen die Zeit unſerer Abreiſe bisweilen auch eine kleine Art Weichfiſche (*Gadus*) von bräunlicher Farbe, mit weißen Flecken, desgleichen einen rothen Fiſch von gleicher Größe, den einige von unſern Leuten ehedem in der Magellaniſchen Meerenge geſehen haben wollten, und einen dritten, der vom ſo genannten Stockfiſch (*Gadus Merlucius*) wenig verſchieden iſt. Eine Art von Seedrachen (*Chimaera*) iſt ebenfalls ziemlich häufig; ſie ſind genau mit dem *Pejegallo* oder Elephantenfiſche (*Ch. Callorynchus?*) verwandt, und ungefähr von gleicher Größe. Einige nannten ſie Seewölfe. Bisweilen beſuchen auch Hayfiſche den Sund, denn die Einwohner beſaßen Zähne von dieſer Fiſchgattung. Endlich ſahen wir noch Stücken von ſehr großen Rochen.

Von andern Seethieren verdienen hier folgende erwähnt zu werden: eine kleine kreuzförmige Meduſe; ein Seeſtern, welcher etwas von den gewöhnlichen abweicht; zwey kleine Krabben-Arten, und noch zwey Thiere, die uns von den Einwohnern gebracht wurden, und wovon das eine dick, zähe und gallertartig, das andere gleichſam eine häutige Röhre war, die vermuthlich an den Felſen feſtgeſeſſen hatte. Einmal verkauften ſie uns auch einen ſehr großen Dintenwurm (*Sepia*) oder eine Seekatze. An den Klippen fehlt es nicht an großen Miesmuſcheln und Meerohren; auch fanden wir ziemlich große Giemauſcheln. Von kleineren Conchylien giebt es zweyerley Kräuſelſchnecken, eine ſonderbare Stachelſchnecke, krauſe Kinkhörner, und eine Art Landſchnecken. Sie ſind ſämmtlich dieſer Gegend eigen; wenigſtens erinnere ich mich nicht, ſie in irgend einem Lande der einen oder der andern Halbkugel unter gleichen Graden der Breite geſehen zu haben. Außerdem ſindet man noch kleine glatte Herzmuſcheln, Napfſchnecken, und kleine bläuliche Walzenſchnecken, von welcher letztern Art einige Eingebohrne, die als Fremde in den Sund kamen, Halsbänder trugen. Die Mießmuſcheln waren oft eine Spanne lang, und hatten zum Theil ziemlich große, aber misgeſtaltete Perlen von ſchlechten Waſſer. Rothe Korallen müſſen entweder im Sunde, oder irgendwo an der Küſte vorhanden ſeyn, den wir ſahen ein Stück davon in einem hieſigen Canot liegen.

Die einzigen kriechenden Thierarten oder Amphibien, welche wir hier bemerkten, ſind braune, ungefähr zwey Schuh lange Schlangen, die längs dem Rücken und den Seiten mit weißen Streifen gezeichnet ſind. Sie halten ſich in den Wäldern auf, und ſind unſchädlich, denn die Einwohner trugen ſie oft lebendig in der Hand. Außerdem giebt es auch braune Waſſereidechſen, mit einem Schwanz wie ein Aal, welche ſich in Pfützen von ſtehendem Waſſer zwiſchen den Felſen aufhalten.

Die Inſekten ſind ungleich zahlreicher; denn ungeachtet die Jahreszeit, welche ihnen günſtig iſt, nur eben anging, ſahen wir doch ſchon vier oder fünf Arten von Sommervögeln, von denen aber Eine unbekannt war, eine Menge Hummeln, einige gewöhnliche Stachelbeeren-Phalänen, (*Phalaena groſſulariata*); zwey bis dreyerley Fliegen; einige Käfer, und einige Schnoken, (engl. Musquitoes) die in einem ſo waldichten Lande während des Sommers wahrſcheinlich ſehr zahlreich und überläſtig ſeyn mögen, ſo wenig ſie uns auch jetzt beunruhigten.

Ich komme endlich zu den Mineralien. Das Eiſen und Kupfer, welches wir bey den Einwohnern antrafen, halte ich keinesweges für ein einheimiſches Naturprodukt; wir fanden hier nicht einmal irgend eine Art von Erzen, ausgenommen eine grobe rothe Erde oder Ocher, womit ſich die Einwohner bemahlen, und worin vermuthlich etwas Eiſen ſteckt. Zu eben dieſem Behuf bedienen ſie ſich auch einer weißen, und einer ſchwarzen Farbe, deren Eigenſchaften wir nicht genauer beſtimmen können, weil wir keine Probe davon mitgenommen haben. Außer dem Geſtein oder der Felsart, aus welcher das Gebirge beſteht, und worin oft Stücke von ſehr grobem Quarz ſtecken, fanden wir bey den Einwohnern Geräthe aus hartem ſchwarzen, aber nicht ſehr feſtem und feinkörnigen Granit; ferner einen grauen Wetzſtein; den gemeinen Oelſtein der Zimmerleute, von gröberem und feinerem Korn, nebſt einigen ſchwarzen Bruchſtücken, die an Dichtigkeit und Feinheit dem Streichſtein wenig nachgeben *). Wir fanden bey den Eingebohrnen auch durchſichtigen Glimmer, oder das ſogenannte Ruſſiſche Glas, imgleichen einen braunen eiſenſchüßigen Glimmer, und einen ziemlich durchſichtigen Bergkryſtall, wovon ſie uns bisweilen Stücke brachten. Die beyden Glimmerarten werden vermuthlich in der Nähe gefunden, denn wir ſahen ſie häufig; der Bergkryſtall hingegen muß aus entfernteren Gegenden hergebracht werden und ſehr ſelten ſeyn, denn unſere Gäſte verkauften ihn nie anders als ungern. Einige Stücke waren achteckig, und ſchienen durch Kunſt dieſe Geſtalt erhalten zu haben.

Die Einwohner dieſes Theils der weſtlichen Küſte von Amerika ſind etwas unter der mittleren Größe, allein nicht verhältnißmäßig ſchmal, ſondern ziemlich rund und wohlbeleibt, doch ohne eben ſehr muskulös zu ſeyn. Auf der andern Seite artet hingegen ihr weicher fleiſchiger Körper nicht in Corpulenz aus, ſondern es giebt

---

*) Wetzſtein, Oelſtein, Streichſtein (whet - ſtone, oil - ſtone, hone - ſtone) ſind bekanntlich unbeſtimmte Benennungen, die ſich bloß auf den mechaniſchen Gebrauch beziehen; ich habe ſie aber, aus Mangel einer genauen Beſchreibung, nicht gegen mineralogiſche vertauſchen können. G. F.

vielmehr auch unter den alten Leuten manchen hagern. Das Geſicht iſt mehrentheils rund und voll, oft auch breit mit hohen hervorragenden Backen, (Jochbeinen?) über welche hinaus es gleichſam zuſammengedrückt oder zwiſchen den Schläfen eingefallen iſt. Die Naſe iſt an der Wurzel platt, am Ende abgerundet, und die Naſenlöcher ziemlich weit. Die Stirn iſt niedrig; die Augen ſind klein, ſchwarz, eher ſchmachtend als funkelnd; der Mund iſt rund mit dicken runden (wulſtähnlichen?) Lippen; die Zähne ſind ziemlich gut gebildet und eben, allein nicht ſehr weiß. Die Mannsperſonen haben faſt durchgehends entweder gar keinen Bart, oder nur einen ſehr dünnen an der Spitze des Kinns. Allein dies iſt keinesweges einem natürlichen Mangel zuzuſchreiben, ſondern der Gewohnheit, ſich die Haare aus dem Kinn mehr oder minder auszureißen. Daher ſahen wir auch verſchiedene, zumal alte Männer, mit ſo ſtarken Bärten, daß ſie das ganze Kinn bedeckten, und mit Knebelbärten auf der Oberlippe, welche ſich ſchief nach der Unterlippe herunterzogen *). Auch ihre Augenbraunen ſind dünn behaart und ſchmal; das Haupthaar hingegen ſteht überaus dicht, iſt dabey grob, ſtark, ohne Ausnahme ſchwarz, und

---

*) Der Herausgeber macht bey dieſer Stelle eine lange Anmerkung, um die Herren, welche den Amerikanern allen natürlichen Bartwuchs abſprechen, zu einer neuen Erwägung zu bereden. Da man aber in Deutſchland, auf das Zeugniß Carvers, Lerys, Neuhoffs, Desmarchais, Gumillos, Haveſtadts, und vieler andern Reiſenden, wozu noch dieſes Cookiſche gerechnet werden muß, längſt eines beſſern belehrt iſt, und den Amerikanern die Bärte nicht mehr abſtreitet, ſo haben wir unſern Leſern dieſe ermüdende Wiederholungen erſparen wollen. Nur dies verdient noch angemerkt zu werden, daß das Viſier oder die Maske an Montezumas Rüſtung, welche in Brüſſel aufbewahrt wird, ein Paar beſonders große Knebelbärte hat, die man in Mexico ſchwerlich anders als nach der Natur copirt haben kann. G. F.

hängt ſchlicht und gerade über die Schultern herunter. Der Hals iſt kurz; die Arme und Beine zeichnen ſich durch keine beſondere Schönheit oder Zierlichkeit der Verhältniſſe aus, ſondern ſind vielmehr etwas ungeſchickt. Ueberhaupt ſind die Gliedmaßen (*limbs*) durchgehends klein, krumm, oder ſchlecht geſtaltet; die Füße hingegen breit, und unförmlich mit ſehr hervorragenden Knöcheln, ein Fehler, der vermuthlich daher kömmt, daß ſie ſowohl in den Kanots als zu Hauſe faſt immer auf ihren Schenkeln und Knieen ſitzen *).

---

*) In dieſer Beſchreibung iſt manches, das ſich zu widerſprechen ſcheint, und ſich vielleicht doch nicht widerſpricht; nur muß man alsdenn annehmen, daß die Einſchränkungen und Ausnahmen nicht mit gehöriger Deutlichkeit und Beſtimmtheit angegeben worden ſind. Z. B. Es heiſt von dieſen Leuten, daß ſie kleiner Statur, aber doch nicht ſchmal ſeyn ſollen; und dann gegen das Ende, die Gliedmaßen wären klein, krumm und ſchlecht geſtaltet, die Füße groß, breit und unförmlich. Mancher möchte fragen: ob, wenn die einzelnen Theile unanſehnlich ſind, das Zuſammengeſetzte es nicht auch ſeyn müſſe? Oder ob die Füße nicht auch unter die Gliedmaßen überhaupt gehören? Vielleicht verſteht man aber durch Gliedmaßen nur Extremitäten (Arme und Beine,) und das bindende „überhaupt" ſteht müßig. Es iſt indeß die Frage, ob der Ueberſetzer es keck wagen dürfe, in ſo wichtigen Fällen ſeinen Autor ſagen zu laſſen, was er nach ſeiner Einſicht hätte ſagen ſollen, oder ob es nicht beſſer ſey, dem Leſer lieber eine Stelle, welche von Seiten des Styls und der Dialektik fehlerhaft iſt, in ihrer urſprünglichen Form zu übergeben, als ſich von einem Kritiker, nach Anleitung des Ludwigiſchen Wörterbuchs, ſagen zu laſſen, er habe nicht richtig überſetzt? Hier, wie in vielen andern Stellen, ſcheint die Verwirrung und der Mangel an Zuſammenhang von Zuſätzen herzurühren, die der vortrefliche Cook mit allzugroßer Beſcheidenheit aus fremden Tagebüchern entlehnte, auch wenn ſie ſeinen einfachen, ſcharfſichtigen und unpartheyiſchen Beobachtungen zu widerſprechen ſchienen. Beſſer wäre es auf allen Fall geweſen, Herrn Anderſons Papiere nicht in den Text zu verweben, ſondern ſie entweder unter denſelben, in Anmerkungen, oder anhangsweiſe beſonders drucken zu laſſen. G. F.

Ihre Farbe ließ ſich nicht mit völliger Gewißheit beſtimmen, weil ſie ſtets bemalt oder mit Schmuz überzogen waren. Wenn dieſe Rinde in einzelnen Fällen vorher wohl abgerieben war, ſchien die Haut beynahe ſo weiß zu ſeyn, wie bey den Europäern, oder vielmehr den bleichen kraftloſen Anſtrich unſerer ſüdlichen Völker zu haben *). Kinder, deren Haut man nie mit Farbe beſchmiert hatte, waren völlig ſo weiß, als die unſrigen. Unter dem großen Haufen bemerkten wir zuweilen junge Leute von einer nicht unangenehmen Geſichtsbildung; allein eigentlich war das, was dieſen Eindruck auf uns machte, weiter nichts, als das dieſem Alter eigenthümliche Leben; denn über ein gewiſſes Alter hinaus findet in allen hieſigen Geſichtern faſt gar kein Unterſchied ſtatt, es herrſcht eine auffallende Einförmigkeit darin, und ihr allgemeines Kennzeichen iſt eine ausdrucksloſe phlegmatiſche Trägheit.

Die Weiber ſind an Statur, Farbe und Bildung den Männern ziemlich gleich, ſo daß es ſchwer wird, ſie von dieſen zu unterſcheiden, zumal da hier alle Reize ihres Geſchlechts wegfallen, und ſelbſt in der Blüthe der Jugend nicht eine einzige Perſon auf Schönheit Anſpruch machen kann. Die gewöhnliche Tracht beyder Geſchlechter beſteht aus einem leinenen Kittel oder Mantel, deſſen oberer Rand mit einem ſchmalen Pelzſtreifen beſetzt, der untere hingegen mit Franſen oder Quaſten verziert iſt. Dieſer Mantel geht unter den linken Arm, und über die rechte Schulter, wo er mit zwey Schnüren zuſammengebunden wird. Beyde Arme bleiben folglich frey, und das Kleid hängt gerade hinab, ſo daß die

---

*) Alſo nichts weniger als Kupferfarbe? Es wäre denn, daß man unſere ſüdlichen Völker, die Spanier und Portugieſen, kupferfärbig zu nennen beliebte. G. F.

linke Seite bedeckt iſt, die rechte aber offen bleibt oder höchſtens von den Rändern berührt wird, außer wenn ein Gürtel, der gemeiniglich von grober geflochtener Arbeit oder von Wollenzeuge iſt, den Mantel feſt an den Leib zieht, welches oft der Fall iſt. Dieſes Kleidungsſtück geht bis an die Kniee, und über daſſelbe trägt man einen kleineren Mantel von derſelben Art Zeug, welcher unten ebenfalls rund um mit Franſen beſetzt iſt, und die Arme bis zu dem Ellbogen, ſo wie den Leib bis zur Mitte bedeckt. Man könnte die Form dieſes Mäntelchens mit einer runden Stürze, womit man Schüſſeln zudeckt, vergleichen; denn es iſt rundum geſchloſſen, und hat nur in der Mitte eine Oefnung, welche gerade groß genug iſt, daß der Kopf hindurch geſteckt werden kann. Auf dem Kopf tragen ſie eine Mütze in Geſtalt eines abgeſtumpften Kegels oder eines umgekehrten Blumentopfs; ſie beſteht aus feinen Matten, und iſt oben mannichmal mit einem runden oder auch ſpitzen Knopfe, oder einem Gebünde von ledernen Quaſten verziert, und unter dem Kinne mit einer Schnur feſtgebunden, damit ſie der Wind nicht abwehen kann. Die Männer werfen über dieſe Kleidung oft noch eine Bären- Wolfs- oder Meerotter-Haut, deren rauhe Seite auswärts gekehrt iſt, und binden ſie oben wie einen Mantel, und zwar ſo, daß ſie bald vorn, bald hinten getragen wird. Wenn es regnet, ſchlagen ſie eine grobe Matte über die Schultern. Auch haben ſie wollene Kleider, welche aber nicht viel gebraucht werden. Das Haar hängt gemeiniglich frey herunter; doch binden es einige, zumal wenn ſie keine Mütze tragen, auf der Scheitel in einen Schopf zuſammen. Im Ganzen iſt alſo ihre Kleidung bequem genug, und ſie würde auch nicht ganz übel ſtehen, wenn ſie nur reinlich gehalten würde. Allein da der ganze Körper beſtändig mit einer rothen Farbe von grober leimigter Ocher und Oel eingerieben wird, ſo bekommt auch der Anzug ſeinen reichlichen Antheil von fettem Schmuz und ranzigem Geruche. Die hieſigen Einwohner waren aber nicht nur in ihrem Anzuge unreinlich, ſondern es wimmelte auch in ihrer Kleidung und auf ihren Köpfen von Ungeziefer, welches ſie, nach ganz andern Regeln des Geſchmacks und der Reinlichkeit als die unſrigen, ſehr ruhig ablaſen und ſich wohl ſchmecken ließen.

Zwar iſt ſchon ihr ganzer Leib mit Roth bemalt, allein zur Erhöhung ihrer Reize färben ſie oft noch außerdem das Geſicht mit ſchwarzer, brennend rother, oder weißer Farbe, welche leztere ihnen ein ſcheusliches, ekelhaftes Anſehen giebt. Um der Farbe einen Glanz zu verſchaffen, ſtreuen ſie Blättchen von braunem eiſenſchüſſigen Glimmer darauf. Sie machen nicht nur in dem Ohrläppchen eine ziemlich große Oefnung, ſondern auch, etwas höher hinauf am äußern Rande des Ohrs, noch zwey andere, und hängen Stückchen Knochen hinein, oder auch auf einen ledernen Riemen genähete Federſpulen, kleine Schnecken, wollene Quaſte, oder dünne Kupferbleche, an deren ſtatt ſie niemals Glaskorallen annehmen wollten. Bey vielen iſt auch der Naſenknorpel durchbohrt, und entweder eine weiche Schnur durchgezogen, oder dünnes Eiſen Kupfer oder Meſſingblech in Geſtalt eines Hufeiſens hineingehängt, ſo daß die enge Oefnung deſſelben den Knorpel kneipt, und das übrige ſich vor der Oberlippe befindet. Sie kauften uns die Ringe von unſern Meſſingknöpfen ſehr begierig ab, um ſie zu dieſem Gebrauch einzurichten. An den Händen tragen ſie Armbänder von weißen Korallen, die aus einer kegelförmigen muſchelartigen Subſtanz geſchnitten werden; imgleichen Büſchel von Riemen mit Quaſten, oder ein breites ſchwarzes glänzendes hornartiges Armband aus einem Stück. Auch die Knöchel an den Füßen werden mit gekräuſelten ledernen Riemen, oder dicken, gedrehten Sehnen von Thieren verziert.

Bisher habe ich ihre gewöhnliche Kleidung und Zierrathen beſchrieben; allein es giebt auch noch andre, welche, wie es ſcheint, nur für beſondere Gelegenheiten aufgehoben werden, nämlich wenn ſie ſich Fremden zeigen und einen feyerlichen Beſuch abſtatten, oder wenn ſie in den Krieg ziehen wollen. Zuerſt gehören hieher die Wolfs- oder Bärenfelle, welche zwar auf die gewöhnliche Art angegürtet werden, aber am Rande mit breiten Streifen von (anderm) Pelzwerk verbrämt, oder mit geblümtem wollenen Zeuge beſetzt werden, den die Eingebohrnen ſelbſt verfertigen (S. p. 72.). Sie tragen dergleichen Kleider entweder allein, oder ziehen ſie auch nur über die anderen Kleider an. Der Kopfputz beſteht alsdenn in einer Menge Baſt oder halbgeſchlagener Baumrinde, welche ſie um den Kopf wickeln, und worin ſie eine Menge großer Federn, beſonders Adlersfedern, ſtecken, oder die ſie auch über und über mit kleinen weißen Federchen beſtreuen, oder gleichſam bepudern. Zugleich bemahlen ſie die obere und untere Hälfte des Geſichtes jede mit einer verſchiedenen Farbe, und zwar ſo, daß die Pinſelſtriche oft wie friſche Wunden ausſehen, oder ſie überziehen es auch mit einer Art von Talg, worin Farbe gemiſcht iſt, und bilden dann auf dieſem Grunde eine Menge regelmäßiger Figuren, welche gleichſam wie Schnitzwerk ausſehen. Bisweilen theilen einige das Haar in kleine Zöpfe, deren jeder von zwey zu zwey Zollen mit Zwirn unterbunden wird; andere binden das Haar nach unſerer (Engliſchen) Art im Nacken, und ſtecken Zweige von der Cypreſſe, (*cupreſſus thyoides*) hinein. Schon in dieſem Aufputze ſehen ſie in der That wild und wüſt genug aus; aber noch weit ärger, wenn ſie ihre ungeheure Verzierungen anlegen. Dieſe beſtehen in einer zahlloſen Menge von verſchiedenen geſchnitzten Masken, welche vor dem Geſicht oder nur vor den obern Theil des Kopfs und der Stirn befeſtigt werden. Einige ſehen aus wie Menſchengeſichter, haben Haare, Bärte und Augenbraunen, andere wie Köpfe von Vögeln, hauptſächlich von Adlern und Sturmvögeln; viele ſtellen Köpfe von allerley Land- und Seethieren vor, wie von Wölfen, Hirſchen, Meerſchweinen u. d. gl. Mehrentheils gehen dieſe Abbildungen weit über die natürliche Größe der Originale hinaus; ſie ſind auch bemalt, und mit Glimmerblättchen beſtreuet, durch deren Glanz das Gräsliche dieſer Mißgeſtalten noch erhöhet wird. Oft geht es mit dem Hange zu dieſen Verzierungen ſo weit, daß ſie ungeheuer große Stücke Schnitzwerk, z. E. die Vordertheile eines Kanots auf dem Kopfe tragen, die eben ſo bemalt ſind und weit hervorſtehen. Einer, dem es an einer Maske fehlte, ſetzte ſich einen blechernen Keſſel, den er von uns erhandelt hatte, auf den Kopf, um dieſen Lieblingsſchmuck nicht gänzlich entbehren zu müſſen. Ob ſie aber bey demſelben irgend etwas Gottesdienſtliches, oder bloß Zeitvertreib zur Abſicht haben; oder ob ſie etwa ihren Feinden dadurch Furcht einjagen wollen, wenn ſie in den Krieg ziehen; oder ob ſie dadurch auf der Jagd den Thieren leichter beyzukommen ſuchen, können wir nicht entſcheiden. So viel iſt gewiß, daß Reiſende, in einem abergläubigen und unwiſſenden Zeitalter, da man noch an das Daſeyn unnatürlicher Weſen, oder an Wunderdinge glaubte, wenn ſie einen Haufen ſo ſeltſam aufgeputzter Menſchen geſehen hätten, ohne nahe genug zu kommen, um genauere Unterſuchungen anzuſtellen, ihren Zeitgenoſſen unſtreitig vorgeſchwatzt haben würden: es gebe Geſchöpfe, die zu gleicher Zeit Menſchen und Thieren ähnlich ſähen; zumal, da ſie hier nicht nur Thierköpfe auf Menſchenſchultern, ſondern ſogar den ganzen Körper dieſer menſchlichen Ungeheuer mit Fellen vierfüßiger Thiere bekleidet geſehen hätten *).

Das einzige Kleidungsſtück, welches wir bey den Einwohnern von Nutka als ein Stück des kriegeriſchen Anzuges bemerkten, iſt ein Mantel von dickem Leder mit ledernem Unterfutter, welcher ſo groß iſt, daß er aus einer gegerbten Büffels- oder Elenshaut gemacht zu ſeyn ſcheint. Sie hängen ihn auf die gewöhnliche Art um, und bedecken ſich damit die Bruſt vorn bis an die Kehle, wobey er zugleich hinten bis beynahe zur Erde herunter hängt. Bisweilen iſt dieſer Mantel in verſchiedenen Abtheilungen zierlich bemalt. Wegen ſeiner Dicke und Feſtigkeit widerſteht er nicht nur den Pfeilen, ſondern, wie uns die Eigenthümer durch Zeichen zu verſtehen gaben, auch den Speeren, und er iſt ihnen folglich ſo viel werth wie ein Panzerhemde. Im Kriege tragen ſie ferner einen andern ledernen Mantel, der in wagerechten Reihen mit getrockneten Hirſchklauen beſetzt iſt, ſo daß jede Klaue an einem ledernen, mit Federſpulen beſetzten Riemen hängt. Wenn ſie ſich in dieſem Anzuge bewegen, klingt es beynahe ſo, als wenn er mit Schellen behangen wäre. Es ſcheint indeß zweifelhaft, ob dieſer Zierrath dazu dienen ſoll, in der Schlacht den Feinden Schrecken einzujagen, oder ob man ſich deſſen nur überhaupt bey Feyerlichkeiten bedient; denn einſt ſahen wir bey einem ihrer muſikaliſchen Feſte, daß der Anführer deſſelben einen ſolchen Mantel trug, eine Maske vorhatte, und ſeine Klapper ſchwang.

In dieſem wunderlichen Aufzuge macht der Anblick dieſer Menſchen in der That einen ſchaudervollen Ein-

---

*) Auf dieſe Bemerkung mögen ſich diejenigen etwas zu gute thun, die den Herodot verehren, und ſeine Wundernachrichten entſchuldigen oder erklären wollen. Anmerkung der Urſchrift.

druck, ob man gleich, wenn ſie in ihrer gewöhnlichen Tracht und bey ihren Alltagsgeſchäften ſind, keine Spur von Wildheit in ihren Zügen bemerkt. Vielmehr iſt alsdenn, wie ich bereits erwähnt habe, ihr ganzes Weſen ſtill, phlegmatiſch, unthätig und ſo unbelebt, daß man ſie wohl nicht unter die angenehmen Geſellſchafter rechnen kann. Sie ſind zwar nicht zurückhaltend, aber auch nichts weniger als geſprächig; dabey iſt ihr Ernſt eher eine Folge der eben erwähnten Gemüthsart, als einer Ueberzeugung von Schicklichkeit, oder einer dahin abzweckenden Erziehung. Sie ſchienen ſo gar unfähig zu ſeyn, im heftigſten Anfall von Wuth, dieſelbe in Worten oder Gebärden hinlänglich auszudrücken *). Wenn ſie mit einander in Streit gerathen, oder bey andern öffentlichen Veranlaſſungen, beſtehen ihre Reden aus kurzen Sätzen, oder vielmehr aus einzelnen abgeſonderten Worten, die mit Nachdruck mehrmals wiederholt werden, und wobey ſie eine einzige Gebärde machen. Dieſe beſteht darin, daß ſie den ganzen Körper etwas vorwärts werfen, die Kniee beugen, und zu gleicher Zeit die Arme gerade herunter hangen laſſen.

Da ſie uns Schädel und andre menſchliche Knochen zum Verkauf gebracht haben, iſt es leider nur allzu

---

*) Hätten dieſe Wilden wirklich einen heftigen Anfall von Wuth, ohne ihn durch Worte und Gebärden ausdrücken zu können, ſo müßte man doch an irgend einem andern charakteriſtiſchen Zuge nicht nur das Daſeyn der Wuth, ſondern auch ihre Heftigkeit bemerken können; Worte und Gebärden wären alsdann hier nur Nebenſache. Das dritte woran die Wuth, und zwar die heftigſte, erkannt werden könnte, ſind Handlungen; und freylich, wenn es ſchon dazu gekommen iſt, würden, wie ich glaube, Worte und Gebärden den Ausdruck eher ſchwächen als erhöhen. Allein man wollte nun einmal ſo gar in der Wuth Phlegma finden, und fand, wie es öfters geht, über dem beſtimmten Suchen leicht auch da etwas, wo nichts zu finden war. G. F.

wahrſcheinlich, daß ſie ihre Feinde mit Grauſamkeit behandeln. Allein kann man ihnen wohl eine Gewohnheit, welche faſt alle ungeſittete Völker in jedem Zeitalter und in jedem Welttheil mit einander gemein hatten, zu einem beſondern Vorwurf machen? Wir fanden wenigſtens keine Urſach, ſie der Unmenſchlichkeit zu beſchuldigen. Sie ſchienen uns gelehrig, gefällig und gutartig, übrigens aber, ungeachtet des herrſchenden Phlegma in ihrem Temperamente, bereit, Beleidigungen zu ahnden, indeß, wie alle heftige Leute, eben ſo geneigt, ſie bald wieder zu vergeſſen. An den Ausbrüchen der Leidenſchaft bey den ſtreitenden Partheyen, nehmen, ſo weit ich ſehen konnte, die Uebrigen keinen Antheil; der Streit mochte zwiſchen uns und einigen von ihrer Nation, oder unter ihnen ſelbſt entſtanden ſeyn, ſo blieben die Zuſchauer ſo gleichgültig dabey, als ob ſie nichts davon gewußt hätten. Ich habe mannichmal einen von ihnen toben und ſchelten hören, ohne daß nur einer von ſeinen Landsleuten dieſen Lärm, deſſen Urſach oder Gegenſtand wir nicht errathen konnten, einiger Aufmerkſamkeit gewürdigt hätte. Halten ſie ſich für beleidigt, ſo äußern ſie nie das mindeſte Zeichen von Furcht, ſondern ſcheinen im Gegentheil entſchloſſen, die Beleidigung zu ahnden, es entſtehe daraus, was immer wolle. Sie ſchienen ſogar von unſerer Ueberlegenheit nichts zu beſorgen, ſondern bey jedem Streite mit uns, um nichts weniger als gegen ihre Landsleute entſchloſſen, das vermeynte Unrecht zu rächen.

Alle andere Leidenſchaften, und vorzüglich die Neugier, ſcheinen in ihnen gewiſſermaßen zu ſchlafen. Wenige äußerten irgend einen Wunſch, Dinge, die ihnen unbekannt waren und die dem wahrhaft Neugierigen aufgefallen ſeyn würden, zu ſehen und zu unterſuchen. Es genügte ihnen, ſich diejenigen Waaren, die ſie ſchon kannten und deren Werth ſie ſchätzten, zu verſchaffen;

alles übrige aber betrachteten ſie mit der äußerſten Gleichgültigkeit. Unſer perſönlicher Unterſchied, unſere Kleidung und Sitten, die von den ihrigen ſo weit abwichen, die ungewohnte Größe und Zuſammenfügung unſerer Schiffe, nichts erregte ihre Bewunderung, ja nicht einmal ihre Aufmerkſamkeit, woran wohl ihre große Indolenz ſchuld ſeyn mochte. Dagegen äußern ſie von einer andern Seite viel Empfänglichkeit für zärtliche Gefühle, wie unter andern ihr Hang zur Muſik beweiſt. Dieſe iſt größtentheils ernſthaft, und zwar wirklich rührend und pathetiſch. Wenn ſie ſingen, halten ſie alle genau den Takt, obgleich oft ein großer Haufen zugleich mit einſtimmte, zum Beyſpiel, wenn ſie uns in ihren Kähnen mit Geſang begrüßten. Der Gang dieſer Geſänge iſt gewöhnlich langſam und feyerlich; allein die Muſik ſelbſt ſcheint nicht ſo ſehr eingeſchränkt und einfach, wie bey ſo manchem andern rohen Volke; vielmehr bemerkten wir zahlreiche ausdrucksvolle Mannichfaltigkeit darin, und die Melodie hatte etwas überaus gefälliges und beſänftigendes. Außer jenen Chören ſangen oft auch einzelne Perſonen ein ernſthaftes Lied, wobey ſie, mit der Hand auf den Schenkel, den Takt ſchlugen. Es gab indeß auch Fälle, wo die Muſik ihren gewöhnlichen feyerlichen Charakter abzulegen ſchien, und mannichmal ward ein lebhafteres, munteres Lied geſungen, worin ſich ſogar ein wenig Poßierlichkeit miſchte.

Die einzigen muſikaliſchen Inſtrumente, die ich hier zu ſehen bekam, wenn ſie anders dieſen Namen verdienen, ſind eine Klapper und eine einen Zoll lange Pfeife mit einem einzigen Loch, folglich ohne alle Modulation. Die Klapper wird beym Singen gebraucht; bey welcher Gelegenheit aber die Pfeife dienen mag, weiß ich nicht. Vielleicht ahmen ſie das Geheul oder Geſchrey der verſchiedenen Thiere damit nach, wenn ſie ihren ungeheuren Maskeraden-Anzug anlegen, und darin bald dieſem bald jenem Thiere ähnlich ſehen; denn ich ſah einſt einen Mann in einer Wolfshaut, deren Kopf er über ſeinen eignen gezogen hatte, vermittelſt dieſer Pfeife das Geſchrey, dieſes Thieres nachahmen. Die Klappern haben gemeiniglich die Geſtalt von Vögeln, in deren Bauch einige kleine Kieſelſteine ſind, und deren Schwanz zur Handhabe dient. Man ſehe auf der folgenden Kupfertafel die Figur 1. Außer dieſen giebt es auch noch eine andere Art, welche unſern Kinderklappern ähnlich iſt. *)

Im Tauſchhandel mit uns ſuchte zwar bisweilen ein hieſiger Einwohner uns zu betrügen und mit unſern Waaren, ohne dafür bezahlt zu haben, durchzugehen; allein dieſe Fälle waren ſelten, und im Ganzen hatten wir Urſach, ihrer Redlichkeit das größte Lob zu geben. Nur nach Eiſen, Meſſing und nach Metall überhaupt waren ſie ſo begierig, daß ſie der Verſuchung es zu ſtehlen, nicht gut widerſtehen konnten. Die Einwohner der Inſeln im Südmeere pflegten in unzähligen Fällen alles zu entwenden, was ihnen in die Hände fiel, ohne lange zu überlegen, ob ſie es auch brauchen könnten. Die Neuheit des Gegenſtandes war bey ihnen Bewegungsgrund

---

*) Die geſchnitzten Masken, welche ſie, wie im Vorhergehenden (Seite 52) angemerkt worden iſt, bey gewiſſen Gelegenheiten, theils vor das Geſicht, theils nur vor den obern Theil des Kopfs und vor die Stirne befeſtigen, ſtellen entweder Köpfe von Land- oder von Seethieren, oder von Vögeln vor. Damit der Leſer, ſowohl von dem äußern Anſehen dieſer Masken als auch von der Zeichnung und Ausführung des hieſigen Schnitzwerkes ſich einen anſchauenden Begriff machen könne; ſind auf der nebenſtehenden Kupfertafel drey ſolcher Masken abgebildet, davon Fig. 2. den Kopf eines Seehundes, Fig. 3 und 4 den Kopf eines Vogels vorſtellen. Fig. 4 iſt, wie man ſieht, nach hieſiger Art mit einem Menſchengeſicht verbrämt, und in dieſem Betracht eine Art von Arabeske. Alle dieſe Masken ſind von Holz, Fig. 3 und 4 mit Federn, und Fig. 4 noch überdem mit grünem Talcſtein verziert.

genung, daß ſie ihn auch durch unrechtmäßige Mittel beſitzen wollten; die Triebfeder, welche ſie zum Diebſtahl bewog, war alſo mehr eine kindiſche Neugier, als ein unredlicher Hang ſich eines brauchbaren Dinges, auf was für eine Art es ſeyn mochte, zu bemächtigen. Die Einwohner von Nutka hingegen, die uns beſtahlen, konnte man nicht hiermit beſchuldigen; ſie waren Diebe im ſtrengſten Verſtande des Wortes; denn ſie entwendeten gerade nur dasjenige, was bey ihnen einen wahren Werth hatte, und deſſen ſie ſich mit Nutzen zu bedienen wußten. Zu unſerm Glücke ſchätzten ſie außer Metallen, ſonſt keine von unſern Sachen. Wäſche und dergleichen war vor ihnen völlig ſicher, ſo daß man dergleichen, ohne eine Wache dabey zu ſtellen, die ganze Nacht ruhig am Lande laſſen konnte. Höchſt wahrſcheinlich beſtehlen aber die Einwohner auch einander ſelber, aus eben dem Grunde, das iſt, ſobald ſie Gelegenheit ſehen ſich etwas brauchbares zuzueignen. Daher entſtehen vermuthlich ihre meiſten Streitigkeiten, wovon wir mehr als Ein Beyſpiel ſahen.

Fünf und dreyßigſtes Hauptſtück.

Bauart der Wohnungen im Nutka-Sunde. Beſchreibung ihres Inneren. Hausgeräthe und Geſchirre. Hölzerne Bilder. Beſchäftigung der Männer und Weiber. Speiſen aus dem Thier- und Pflanzenreich, und ihre Zubereitungsart. Waffen, Manufacturen, und mechaniſche Künſte, Schnitzwerk und Malerey. Kanots. Fiſcherey- und Jagdgeräthſchaft. Eiſerne Werkzeuge. Woher ſie dergleichen erhalten. Etwas über ihre Sprache, nebſt einer Probe davon. Aſtronomiſche und nautiſche Beobachtungen im Nutka-Sunde.

Die beyden im Vorhergehenden angeführten Dörfer, ſcheinen die einzigen bewohnten Plätze im ganzen Sunde zu ſeyn. Die Zahl ihrer Einwohner läßt ſich ziemlich genau nach der Menge der Kanots berechnen, welche uns, am zweyten Tage nach unſerer Ankunft, beſuchten. Es waren ihrer ungefähr hundert, und in jedem, nach einem ſehr geringe angenommenen Durchſchnitt, fünf Perſonen. Da nun aber bey dieſem Beſuch faſt gar keine Weiber, alte Männer, Kinder und angehende Jünglinge zugegen waren, ſo würde ich die Zahl der ſämmtlichen Einwohner beyder Dorfſchaften wahrſcheinlich zu gering annehmen, wenn ich ihrer weniger als viermal die Summe unſerer Gäſte rechnen wollte; folglich müſſen überhaupt wenigſtens zweytauſend Einwohner vorhanden ſeyn.

Das im Eingange des Sundes belegene Dorf ſteht auf einer Anhöhe, welche von dem Strande bis an den Rand des Waldes ziemlich ſteil hinaufläuft. In dieſem Zwiſchenraum ſtehen die Häuſer drey Reihen tief hinter und über einander, das größte vorn, und die kleineren hinter demſelben. Außerdem ſieht man an beyden Enden des Dorfs noch einige zerſtreute Wohnungen. Zwiſchen den Häuſern einer Reihe, laufen enge Fußpfade oder Gäßchen, in ungleichen Entfernungen von einander, den Hügel hinan; die Gaſſen zwiſchen den Reihen von Häuſern ſind aber ungleich breiter. Dieſe Einrichtung hat zwar einigen Anſchein von Regelmäßigkeit, allein die Häuſer ſelbſt ſind unregelmäßig gebauet, ſo daß die Maſſe von Gebäuden, welche durch zwey Fußſteige abgeſchnitten wird, bald aus einem, bald aus mehreren Häuſern beſtehen kann, wie man es nehmen will; denn, weder von außen noch von innen, ſieht man Abtheilungen, nach denen man ſie unterſcheiden könnte. Sie ſind aus ſehr langen breiten Planken erbauet, die auf ihren Kanten über einander liegen, und hin und wieder mit Bändern von Fichtenrinde gebunden ſind. Außerhalb ſtehen, in ziemlichen Entfernungen von einander, Pfähle, oder dünne Pfoſten, an welchen die Planken ebenfalls befeſtigt ſind. Inwendig ſieht man andere größere Pfähle oder Streben in ſchiefer Richtung. Die vordere Wand des Hauſes iſt ſieben bis acht Schuh hoch, die hintere Wand aber etwas höher. Folglich bekommen die Planken, welche das Dach ausmachen, nach vorn zu einigen Abſchuß. Befeſtigt ſind dieſe Dachplanken übrigens nicht, damit man ſie beym Regenwetter dicht an einander, bey ſchönem Wetter hingegen aus einander rücken kann, um das Tageslicht hinein, und den Rauch hinaus zu laſſen. Dieſer Vortheile ungeachtet ſind die Wohnungen im Ganzen doch ſehr elend, und verrathen weder Geſchicklichkeit noch Sorgfalt. An einigen Stellen z. B. ſtehen die Seitenplanken weit aus einander, ob ſie gleich an andern ziemlich dicht auf einander paſſen. Auch giebt es keine ordentliche Thüre, ſondern man geht entweder durch ein Loch aus und ein, das zufälligerweiſe, weil eine Planke zu kurz war, entſtanden iſt, oder die Planken ſtehen an einer Stelle etwa zwey Schuh breit von einander vorgerückt, und verdecken einander, ſo daß ein Eingang dazwiſchen bleibt. In den Wänden ſind auch Löcher oder Fenſter ausgeſchnitten, durch die man hinausſehen kann, und vor welchen Stückchen von Matten hangen, um das Hineinregnen zu verhüten; ſie ſind aber ſowohl ihrer Form als ihrer Lage nach unregelmäßig.

Innerhalb des Gebäudes ſieht man ungehindert von einem Ende zum andern. Zwar bemerkt man, auf beyden Seiten, an den Wänden die Spur einer Abtheilung für jede beſondere Familie, die im Hauſe wohnt; allein dieſe Abtheilungen verſperren keinesweges die Aufſicht, denn ſie beſtehen oftmals nur aus Stückchen von Planken, welche von der Wand gegen die Mitte des Hauſes zu laufen. Wären die Verſchläge etwas vollſtändiger, ſo könnte man ein ſolches Haus am füglichſten mit einem langen Stalle vergleichen, wo an beyden Seiten Abtheilungen, und in der Mitte ein breiter Gang angebracht iſt. In jeder Abtheilung ſteht dicht an der Wand eine fünf oder ſechs Zoll über den Fußboden erhöhete und mit Matten bedeckte Bank von Brettern, worauf die Familie ſitzt oder ſchläft. Gemeiniglich ſind dieſe Bänke ſieben bis acht Schuh lang, und vier bis fünf Schuh breit. Mitten im Hauſe, auf der Erde, iſt die Feuerſtätte, die aber weder Heerd noch Schornſtein hat. In einem dieſer Häuſer, welches am Ende der mittelſten Reihe ſtand, von den übrigen durch eine hohe, dichte Verzäunung beynahe gänzlich abgeſondert und zugleich in Anſehung der ganzen Anlage regelmäßiger war, als alle übrigen, fand ich vier dergleichen Bänke, deren jede einer beſondern Familie zugehörte. In jeder Ecke des Hauſes ſtand nämlich eine, doch ohne alle Abſonderung oder betternen Verſchlag, ſo daß die Mitte des Hauſes ihnen allen gemeinſchaftlich zuzugehören ſchien.

Ihr Hausrath beſteht hauptſächlich in einer Menge Kiſten und Kaſten von allerley Größe, welche an den Wänden der Wohnung übereinander aufgethürmt werden, und worin ſie ihren Vorrath von Kleidern, Pelzwerk, Masken und allem was in ihren Augen einigen Werth hat, aufbewahren. Von dieſen Kaſten ſind einige gleichſam doppelt, ſo daß einer dem andern zum Einſatz dient; andere haben einen bretternen Deckel, welcher mit Riemen angeſchlagen wird; in den größten iſt oben nur ein großes viereckiges Loch ausgeſchnitten, durch welches man die Sachen hineinlegt und wieder herausnimmt. Oft ſind dieſe Kaſten ſchwarz bemahlt, mit den Zähnen von allerley Thieren beſetzt, oder mit einem geſchnitzten Fries verſehen, und mit Vorſtellungen von Thieren und Vögeln verziert. Hiernächſt findet man in ihren Häuſern viereckige oder auch längliche Waſſereimer; runde hölzerne Schalen und Schüſſeln; kleine flache hölzerne, zwey Schuh lange, Tröge, aus welchen ſie eſſen, ferner aus Reiſern geflochtne Körbe, und Beutel von Mattenarbeit. Ihre Fiſchereygeräthſchaft liegt ebenfalls, doch ohne alle Ordnung, im Hauſe umher, ſo daß das Ganze allemal ſehr unordentlich iſt. Nur die Schlafbänke ſind hievon ausgenommen; denn auf denen ſieht man nichts als Matten, und zwar von feinerer Art als die in den Booten; auch werden ſie reinlicher gehalten.

So groß ſolchergeſtalt in dieſen Häuſern die Unordnung iſt, eben ſo groß iſt auch der Unflath und der Geſtank in denſelben; denn die Einwohner pflegen die Fiſche innerhalb des Hauſes nicht nur zu trocknen, ſondern ſie nehmen ſie auch daſelbſt aus, und laſſen die Eingeweide auf dem Boden liegen. Hier häufen ſie ſich mit den Gräten und Brocken ihrer Mahlzeiten an, und werden vermuthlich nicht eher weggeſchaft, als bis der Berg zu groß geworden iſt, um darüber weggehen zu können. Mit Einem Worte, die Wohnungen dieſer Leute ſind völlig ſo ſchmutzig wie Schweineſtälle: alles darin riecht nach Fiſchen, Thranöhl und Rauch.

Gleichwohl hat man bey aller dieſer Unreinlichkeit doch auf Verzierungen gedacht. In vielen Häuſern ſieht man nämlich am obern Ende, ein oder ein paar etwa fünf Schuh hohe Bilder, oder eigentlich Stämme von ſehr dicken Bäumen, deren Vorderſeite ſo geſchnitzt iſt, daß ſie einige Aehnlichkeit mit einem Menſchengeſichte hat. Auch ſind an den Seiten Arme und Hände ausgeſchnitten, und das Ganze iſt über und über bemahlt, damit es ja ungeheuer genug ausſehen möge. Der allgemeine Name ſolcher Bilder iſt Klumma; die beſonderen Namen zweyer, welche in einem Hauſe einander gegenüber etwa drey bis vier Schuh von einander ſtanden, waren Natſchkoa und Matzita. Herrn Webers hier beygefügte Abbildung vom Innern eines Hauſes im Nutka Sunde, worin dieſe Bildſäulen abgezeichnet ſind, giebt einen beſſern Begrif davon, als jede Beſchreibung. Mehrentheils hing vor dieſen Bildern eine Matte, als Verhang, den die Einwohner nicht immer wegnehmen wollten; ſo oft ſie es aber thaten, ſprachen ſie gleichſam heimlich mit ihnen. Vielleicht haben ſie die Gewohnheit, dieſen Bildern zu opfern; denn ſo oft ſie die Matten wegzogen, gaben ſie uns durch Zeichen zu verſtehen, daß wir den Bildern etwas ſchenken möchten *). Natürlicherweiſe ſchloſſen wir aus dieſem Umſtande,

---

*) Herr Weber mußte ſeine Geſchenke ziemlich fleißig wiederholen, ehe er mit ſeiner Zeichnung fertig ward. Hier folgen ſeine eigenen Worte. „Nachdem ich den Proſpekt der Wohnungen gezeichnet hatte, ſuchte ich ein Inneres auf, welches mir Gelegenheit gäbe, die Lebensweiſe dieſer Leute recht anſchaulich zu machen, und fand auch bald eines dergleichen. Indem ich ſaß und zeichnete, kam ein Kerl mit einem großen Meſſer auf mich zu, und ſchien ſehr unzufrie-

den

ſtande, daß dergleichen Bilder Vorſtellungen ihrer Gottheiten, oder Symbole irgend eines gottesdienſtlichen oder abergläubigen Gegenſtandes, ſeyn müßten. Wir ſahen aber mehr als einen Beweis, daß man nur einen ſehr geringen Werth darauf ſetzte; denn für einen unbeträchtlichen Vorrath von Eiſen oder Meſſing hätte ich alle Götter im ganzen Dorfe kaufen können, wenn anders dieſe Bilder wirklich Götter waren; wenigſtens ward mir jedes, das ich ſah, angeboten, und ich tauſchte auch wirklich zwey oder drey, von der kleinſten Sorte, ein.

Die Hauptbeſchäftigung der Mannsperſonen iſt theils die Fiſcherey, theils die Jagd auf Land- und Seethiere, zur Ernährung ihrer Familien. Innerhalb des Hauſes ſaßen ſie mehrentheils müßig, dahingegen die Weiber leinene oder wollene Zeuge wirkten, und Sardinen zum Trocknen vorbereiteten, oder in Körben aus geflochtenen Gerten vom Strande abholten, wohin die Männer ſie in ihren Kähnen gebracht hatten. Die Weiber haben ſer-

---

den, daß ich mein Augenmerk auf ein paar in Holz geſchnitzte und nach Landesart bemahlte Vorſtellungen von menſchlichen Figuren in Rieſengröße, an dem einen Ende der Wohnung, gerichtet hatte. Ich that, als ob ich ihn nicht bemerkte, und fuhr fort; allein er ſuchte jetzt eine Matte hervor, und hielt ſie ſo vor mich hin, daß ich die Bilder nicht mehr ſehen konnte. Was war zu thun? Wahrſcheinlicherweiſe war dies die letzte Gelegenheit meine Zeichnung zu vollenden, und der Gegenſtand zu intereſſant, um übergangen zu werden. Ich verfiel alſo darauf, den Kerl zu beſtechen, und bot ihm einen metallenen Knopf von meinem Rocke. Sogleich nahm er die Matte weg, und ich konnte ungehindert ſehen und zeichnen. Indeſſen hatte ich mich kaum zurecht geſetzt, und einen Anfang entworfen; ſo kam mein Plagegeiſt mit ſeiner Matte ſchon wieder, und dieſen Schwank wiederholte er ſo oft, bis ich keinen Knopf mehr am Rocke hatte. Als er endlich merkte, daß ich rein ausgeplündert wäre, ließ er mich ohne weitere Unterbrechung meine Zeichnung vollenden." Anmerkung der Urſchrift.

ner das Geſchäft, in kleinen Kanots Miesmuſcheln und andere Conchylien zu ſammlen. Vielleicht gehen ſie auch noch ſonſt bey andern Veranlaſſungen zu Waſſer; denn ſie wiſſen die Kanots ſo geſchickt wie die Männer fortzurudern. Haben ſie zugleich Männer in einem Kanot bey ſich, ſo wird nicht die mindeſte Rückſicht auf ihr Geſchlecht genommen, ſondern ſie müſſen eben ſo wohl rudern, als jene. Ueberhaupt werden ſie bey keiner Gelegenheit mit Achtung oder Zärtlichkeit behandelt. Die jungen Mannsperſonen ſchienen in der ganzen Völkerſchaft die größten Müßiggänger zu ſeyn. Sie ſaßen entweder in kleinen Geſellſchaften beyſammen, um ſich in der Sonne zu wärmen, oder wälzten ſich in eben dieſer Abſicht ohne alle Bedeckung, wie ſo viel Schweine, im Sande auf dem Seeſtrande umher. Die Unehrbarkeit iſt indeß den Männern allein eigen. Die Weiber waren jederzeit ordentlich bekleidet, und betrugen ſich mit der ihrem Geſchlechte ſo wohl anſtehenden Schamhaftigkeit, welche, bey ſo wenig ſchamhaften Männern, ein deſto größeres Verdienſt iſt.

In einem einzigen Beſuch von wenigen Stunden war es, wie leicht zu erachten iſt, unmöglich, die Lebensart und die Ordnung der Beſchäftigungen bey dieſem Volke genau zu beobachten. Vielmehr ließen bey einem ſo ungewöhnlichen Anlaß natürlicherweiſe alle im ganzen Dorfe von der Arbeit, und ſelbſt in den Häuſern konnten wir ſie nicht ſo ſehen, wie ſie unter ſich ihre der Geſelligkeit und dem müßigeren Daſeyn gewidmeten Stunden zuzubringen pflegen. Faſt ließe ſich ihre Lebensart, ſo wie ihre Gemüthsbeſchaffenheit, beſſer nach ihrem Betragen in den Kanots beurtheilen, womit ſie uns ſo oft an unſeren Schiffen beſuchten. In dieſen Kähnen bringen ſie vermuthlich einen großen Theil des Sommers zu; ſie eſſen und ſchlafen darin, ziehen ſich darin aus, und legen ſich dann nieder, um ſich zu ſonnen, wie ſie bey ihrem Dorfe zu thun pflegen. Hierzu ſind die gröſſeren Kanots bequem und geräumig genug, zu gleicher Zeit auch völlig trocken; man kann ſie alſo, zumal wenn man mit Pelzen verſehen iſt, und es nicht regnet, für einen weit angenehmern Aufenthalt halten, als die Häuſer.

Ihre Nahrung beſteht eigentlich aus allem Eßbaren des Thier- und Pflanzenreichs, deſſen ſie habhaft werden können; allein die Pflanzenſpeiſe hat ein ſehr geringes Verhältniß gegen ihre animaliſche Lebensmittel. Am meiſten verlaſſen ſie ſich auf die See, welche ihnen Fiſche, Miesmuſcheln, nebſt anderen Conchylien und Seethieren verſchaft. Zu den Fiſchen gehören vorzüglich Heringe und Sardinen, die beyden vorhinerwähnten Brachſenarten, und kleine Weichfiſche. Die Heringe und Sardinen werden nicht nur friſch gegeſſen, wenn es die Jahrszeit mit ſich bringt, ſondern ſie dienen auch getrocknet oder geräuchert, und in Ballen gepackt, als Vorrath. Dieſe Ballen werden in Matten eingenäht, und haben ungefähr vier Schuh im kubiſchen Umfange. Auſſerdem liefern ihnen die Heringe noch einen Nahrungsartikel, nämlich eine ungeheure Menge Rogen, den ſie auf eine eigne Art zubereiten; ſie ſtreuen ihn nämlich um kleine Zweige der Kanadiſchen Fichte, oder kleben ihn darauf. Statt dieſer Zweige nehmen ſie zuweilen auch ein langes ſchmales Meergras, welches auf den Felſen unter dem Waſſer in Menge wächſt. Dieſer Kaviar, wenn ich ihn ſo nennen darf, wird in Körben oder Beuteln von Matten aufbewahrt, und zuvor, ehe er gebraucht wird, in Waſſer getaucht. Es iſt gleichſam das Winterbrod der hieſigen Menſchen, und hat keinen üblen Geſchmack. Sie eſſen auch den Rogen eines andern Fiſches, der, nach der Größe der einzelnen Körner zu urtheilen, ſehr groß ſeyn muß. Allein dieſer Rogen ſchmeckt und riecht nach Thran. Ich habe nicht bemerkt, daß ſie andere Arten von Fiſchen auf eine lange Zeit aufbewahren. Sie ſpalten allenfalls auch Brachſen, und Meerdrachen (*Chimaerae*) die hier ziemlich häufig ſind; allein ſie räuchern ſie nicht, wie die Heringe und Sardinen.

Nächſt den Fiſchen iſt die große Miesmuſchel eines der vorzüglichſten Lebensmittel. Man findet ſie überaus häufig in dem Sunde, brät ſie in der Schale, und ſteckt ſie dann bis zum Gebrauch auf hölzerne Spießchen. Sie wird entweder ohne weitere Zubereitung genoſſen, oder in Oel getunkt. Die übrigen Seeprodukte, wohin kleinere Schaalthiere gehören, vermehren allerdings die Anzahl ihrer Gerichte, können aber im Vergleich mit den vorhergehenden, nicht für allgemeine weſentliche Nahrungsmittel gelten.

Die größeren Seethiere, welche wir öfters ſpeiſen ſahen, ſind die Meerſchweine (*Delphinus Phocaena*), deren Fett und Fleiſch ſie in große Stücke zerſchneiden, wie die Heringe trocknen, und ohne weitere Zubereitung eſſen. Von dem friſchen Fleiſche dieſes Thieres wird eine Art Suppe gekocht, indem man Stücke davon in einen viereckigen Eimer voll Waſſers legt, und dann erhitzte Steine hineinwirft, und hiemit ſo lange fortfährt, bis das Fleiſch hinlänglich gekocht iſt. Die geglühten Steine werden, vermittelſt einer Gabel, oder eines geſpaltenen Holzes, das ihnen ſtatt einer Zange dient, hineingelegt, und die abgelöſchten auf eben die Art herausgenommen: hiernächſt ſtehet das Gefäß nahe am Feuer, wie Herr Weber in ſeiner Zeichnung vom Innern eines Hauſes im Nutka-Sunde es vorgeſtellt hat. Dieſes Gericht iſt bey ihnen ziemlich gewöhnlich, und allem Anſchein nach ſehr nahrhaft. Das Thranöl, welches ſie von dieſen und andern Seethieren erhalten, genießen ſie in großer Menge, und ſchlürfen es theils ohne allen Zuſatz, mit einem großen Löffel von Horn, theils bedienen ſie ſich deſſelben als Sauce zu andern Gerichten.

Vermuthlich gehören noch mehrere Seethiere, nämlich Robben, Meer-Ottern und Wallfiſche, zu ihren Lebensmitteln, da ſie nicht nur die Felle der beyden erſtern Gattungen in ſo großer Menge haben, ſondern auch die Inſtrumente, deren ſie ſich zum Erlegen dieſer Thiere bedienen, ſo häufig bey ihnen angetroffen werden. Doch fällt der Fang wohl ſchwerlich zu allen Jahrszeiten gleich aus. Während unſeres Aufenthalts im Sunde ſahen wir z. B. nur wenige friſche Häute oder Stücken Fleiſch von dieſen Thieren.

Eben daſſelbe ſcheint auch von den Landthieren zu gelten, die doch unſtreitig von den Einwohnern zuweilen erlegt werden, von denen wir aber auch nicht ein einziges friſchgetödtet bey ihnen ſahen. Von den vielen Häuten ſolcher Thiere, die wir bey ihnen antrafen, waren vermuthlich die meiſten von andern Familien eingehandelt worden. Im Ganzen ergiebt es ſich alſo aus mancherley Umſtänden, daß die hieſigen Einwohner den größten Theil ihrer thieriſchen Lebensmittel aus der See bekommen. Unter den Vögeln ſind Seemewen, und andere Seevögel, die ſie mit Pfeilen erlegen, die vorzüglichſten.

Die Zweige oder Sproſſen der Canadiſchen Fichte, und das Meergras, worauf ſie den Heringsrogen ſtreuen, ſind ihre vorzüglichſte Pflanzenſpeiſe im Winter. Im Frühling bedienen ſie ſich verſchiedener andern Arten, je nachdem die Jahrszeit es mit ſich bringt. Von dieſen ſind die gewöhnlichſten zweyerley Arten von Lilien-Wurzeln, wovon die eine häutige Zwiebeln hat, und die andere auf der Oberfläche körnig iſt; ſie heißen Makatte, und Kuquoppa, ſind ſchleimicht, werden roh gegeſſen, und ſchmecken ſüßlich. Auf dieſe folgt eine Wurzel, Namens Aheita, die wie Süßholz ſchmeckt, und in großer Menge aufbewahrt wird; nebſt der Wurzel einer Art von Farrnkraut, deſſen Blätter ſich noch nicht entwickelt hatten. Sie eſſen auch noch eine andere Art kleiner unſchmackhafter, ſüßlicher Wurzeln, die ungefähr die Dicke der Sarſaparille haben, wovon wir aber die dazu gehörige Pflanze nicht ausfindig machen konnten; ferner, eine andre ſehr große, handähnliche Wurzel, welche ſie unweit ihres Dorfs in unſerer Gegenwart ausgruben und aßen. Vielleicht giebt ihnen die Jahreszeit weiter hin noch eine Menge Pflanzenprodukte, ob wir ſie gleich nicht zu ſehen bekamen. Denn man findet hier, ohne den mindeſten Anſchein von Anbau, einen Ueberfluß von Hollunder- Stachelbeer- und Johannisbeerſträuchen, deren Früchte ſie vermuthlich eſſen, da ſie die Blätter der leztern, und der Lilienarten, roh wie ſie abgepflückt wurden, nicht verſchmäheten. Doch bemerkten wir, daß ſie durchaus nur dasjenige eßbar finden, was keine Schärſe, ſondern einen milden Geſchmack hat; ſo eſſen ſie, zum Beyſpiel, keinen Lauch oder Knoblauch, wovon ſie uns doch eine Menge zum Verkauf anboten, ſobald ſie erfahren hatten, daß wir es gern äßen. Wenn man ihnen Branntwein oder andere hitzige Getränke anbot, verwarfen ſie dieſelben als etwas unnatürliches und widrigſchmeckendes.

Kleine Seethiere werden zwar bisweilen roh gegeſſen, allein die gewöhnliche Zubereitung aller ihrer Speiſen iſt das Braten; vom Kochen wiſſen ſie nichts, die einzige Zubereitung der Meerſchweinſuppe ausgenommen. Im Grunde fehlt es ihnen auch an Gefäßen, denn die hölzernen taugen nicht dazu, und weiter haben ſie keine.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß es beym Eſſen ziemlich eckelhaft zugeht, da ſie in ihrer Wohnung und ihrem Aeußern ſo unfläthig ſind. Die Tröge und Schüſſeln, worin ſie ihre Speiſen auftragen, ſcheinen ſeitdem ſie gemacht ſind, nie wieder gereinigt worden zu ſeyn, ſo daß die Ueberbleibſel der vorigen Mahlzeit jedesmal erſt von den nächſtfolgenden verdrängt werden. Alle feſte Speiſe, oder zähes Fleiſch, wird mit den Händen und Zähnen zerriſſen; denn ſo gut ſie ſich auch der Meſſer zu bedienen verſtehen, um größere Portionen abzuſondern, ſo iſt es ihnen doch noch nicht beygefallen, dieſe auf eben die Art in kleinere Stücken oder Biſſen zu zertheilen, welches offenbar bequemer und reinlicher ſeyn würde. Allein der Begrif von Reinlichkeit ſcheint ihnen ganz und gar zu fehlen; denn ſie eſſen die Wurzeln, ſo wie ſie ſie ausgraben, ohne nur die Erde, die daran hängt, davon abzuſchütteln.

Ob ſie feſtgeſetzte Eſſenszeiten beobachten, wiſſen wir nicht, da wir ſie vielmehr zu allen Zeiten des Tages in ihren Kanots eſſen ſahen. Indeß muß ich doch anmerken, daß wir bey unſerem Beſuch im Dorfe mehrere Portionen von Meerſchweinſuppe um die Mittagsſtunde zubereiten ſahen, woraus ich ſchließe, daß um dieſe Zeit ihre Hauptmahlzeit gehalten wird.

Ihre Waffen ſind Bogen und Pfeile, Schleudern, Spieße, kurze knöcherne Keulen, faſt wie das Pattupattu der Neuſeeländer, und eine kleine Art, welche dem gewöhnlichen amerikaniſchen Tomahak nicht unähnlich ſieht. Die Spieße ſind gemeiniglich mit einer langen knöchernen Spitze verſehen. Die Pfeile haben Spitzen von Knochen mit Widerhaken, doch fanden ſich auch einige mit eiſernen Spitzen. Das Tomahak oder die Art, iſt ein ſechs bis acht Zoll langer Stein, der an einem Ende zugeſpitzt, und am andern in einen hölzernen Griff eingelaſſen iſt, welcher den Kopf und Hals eines Menſchen vorſtellen ſoll, ſo daß der Stein in dem Munde befeſtigt iſt, und gleichſam eine ungeheuer groſſe Zunge abbildet. Um die Aehnlichkeit noch auffallender zu machen, iſt das Inſtrument mit Menſchenhaaren verziert. Es heißt Taawiſch oder Tſuſkiah. Sie haben auch noch ein anderes Gewehr von Stein, welches Siaik heißt, neun Zoll bis einen Schuh lang, und mit einer viereckigen Spitze verſehen iſt. Die beträchtliche Anzahl ihrer ſteinernen Waffen ſcheint zu beweiſen, daß ſie im Gefechte gewöhnlich handgemein werden. Ihre Kriege müſſen blutig und zwar nichts weniger als ſelten ſeyn, denn ſie brachten uns eine große Menge Menſchenſchädel zum Verkauf.

Ihre Handarbeiten und Kunſt-Produkte ſind weit zahlreicher und verrathen in der Zeichnung und Ausführung ungleich mehr Scharfſinn, als wir von der natürlichen Anlage dieſes Volks, und den anderweitigen geringen Fortſchritten der Cultur unter ihnen, erwartet hätten. Der vorzüglichſte Gegenſtand ihrer Manufakturen ſind ihre leinenen und wollenen Kleidungsſtücke. Die erſteren werden nicht aus Flachs oder Lein, ſondern aus der Rinde einer Art von Fichte bereitet, welche vorher zu einer hanfähnlichen Subſtanz geſchlagen worden iſt. Dieſe wird aber keineswegs geſponnen, ſondern man breitet ſie, wenn ſie vorher zugerichtet worden iſt, auf einem Stocke aus, der auf zwey andern aufrecht in der Erde ſtehenden befeſtigt iſt. Die Arbeiterin ſitzt dabey mit untergeſchlagenen Beinen, und macht vermittelſt geflochtener Zwirnsfäden Knoten durch den Hanf. Dieſe Fäden laufen ungefähr einen halben Zoll weit von einander, und bilden alſo einen zwar nicht völlig ſo feſten Zeug, als wenn er gewirkt wäre; allein die Gebinde zwiſchen den Knoten laſſen doch die Luft nicht durch, füllen alle Zwiſchenräume, und haben dabey noch den Vortheil, daß der Zeug ſehr weich und biegſam iſt. Die wollenen Zeuge, welche vermuthlich auf eben dieſe Art verfertigt werden, ſind gewebten Wollentüchern überaus ähnlich. Man bemerkt in denſelben allerley künſtlich angebrachte Figuren, welche zur Gnüge beweiſen, daß dieſe Art Zeuge nicht in einem Weberſtuhl gemacht werden könne, der in ſolchem Falle viel zu künſtlich für dieſes Volk zu ſammengeſetzt ſeyn müßte. Die Zeuge ſelbſt ſind von verſchiedener Feinheit; einige ſind unſerm gröbſten Fries ähnlich; andere kommen den feineren Sorten unſerer Flanelle näher, ja ſie ſind ſogar weicher, und unſtreitig wärmer. Die Wolle, wovon ſie gemacht werden, ſcheint zweyerley verſchiedenen Thieren zu gehören, dem Fuchs und dem braunen Luchs. Die letztere iſt bey weitem die feinſte, und ſieht roh unſerer gröberen Wolle an Farbe ſehr ähnlich; da man aber bey der Verarbeitung die langen Haare des Thiers darunter miſcht, ſo erhält ſie alsdenn ein anderes Anſehen *). Die Figuren, womit dieſe Zeuge verziert zu ſeyn pflegen, ſind mit Geſchmack angebracht, und gemeiniglich von einer andern Farbe, entweder dunkelbraun, oder gelbgefärbt. Im letztern Falle kommen die Zeuge, wenn ſie neu ſind, unſern beſten Fußteppichen an Schönheit gleich.

So wie ſie Geſchmack daran finden, allerley Figuren in ihre Zeuge zu wirken, ſo haben ſie auch bey allem, was ſie von Holz verfertigen, ein eigenes Wohlgefallen an geſchnitzten Verzierungen. Ueberall muß eine Art Fries geſchnitzt, oder die Figur eines Thiers abgebildet werden; am häufigſten aber ſieht man Vorſtellungen des menſchlichen Geſichts, die ſie ſogar auf geſchnitzten Vögeln, und auf den vorhin erwähnten ungeheuren Geſtalten, imgleichen auf ihren Waffen von Stein oder Knochen anbringen. Die Zeichnung dieſer Abbildungen, iſt zwar ſo beſchaffen, daß man das Urbild leicht daran erkennt, übrigens nimmt man aber keine Geſchicklichkeit des Künſtlers daran wahr. Hievon ſind indeß die Masken und viele Vorſtellungen von Menſchenköpfen ausge-

---

*) Vermuthlich ſo, wie die in einigen Ländern von Haſenwolle verfertigten Strümpfe, ꝛc. G. F.

nommen, worin der Charakter ihrer Nationalbildung genau beobachtet wird, und deren kleinſte Theile ſo gar das richtigſte Ebenmaaß, und einige Zierlichkeit in der Ausführung haben. Die Mannichfaltigkeit der geſchnitzten Arbeiten; welche wir bey dieſen Leuten angetroffen haben, beweiſt hinlänglich, daß ein ungewöhnlicher Hang ſie zu dieſer Art von Beſchäftigung hinreißt. Wir fanden bey ihnen eine große Menge ganzer Menſchen-Figuren im Kleinen; Abbildungen von Vögeln, Fiſchen und Seethieren; nebſt Modellen ihrer Hausgeräthſchaften und ihrer Kanots.

Die Verwandſchaft der nachahmenden Künſte untereinander macht es begreiflich, wie dieſes Volk, das allerley Figuren wirkt und ſchnitzt, auch darauf verfallen ſeyn könne, ſie nach der Natur auszumahlen. Auf den Mützen, welche ſie tragen, ſahen wir bisweilen ihren ganzen Wallfiſchfang abgebildet. So unvollkommen und roh auch dieſe Vorſtellungen ſeyn mochten, dienten ſie doch zum Beweiſe, daß man hier, ohne das mindeſte von Schriftzügen zu wiſſen, dennoch das Andenken gewiſſer Handlungen auf eine dauerhafte Art aufbewahren könne, das vielleicht noch überdies in Sagen und Geſängen erhalten wird. Auf ihren Habſeligkeiten ſieht man oft noch allerley gemalte Figuren, von denen es zweifelhaft iſt, ob es Zeichen von beſtimmter Bedeutung oder bloße Spiele der Einbildungskraft ſind.

Die Kähne ſind überaus einfach aber zweckmäßig gebauet. Die größten, worin zwanzig und mehr Menſchen Raum haben, ſind aus einem einzigen Baume ausgehölt. Es giebt dergleichen Kanots, die vierzig Schuh lang, ſieben Schuh breit und drey Schuh tief ſind. Sie laufen von der Mitte nach beyden Enden ſchmäler zu. Das Hintertheil iſt ſenkrecht abgeſtumpft, und hat oben einen kleinen Kopf; das Vordertheil hingegen wird verlängert, und ſteigt etwas in die Höhe, bis es ſich in eine eingeſchnittene Spiƶe endigt, welche beträchtlich über die geradlinichten Seiten des Kahns hervorragt. Die meiſten Kanets ſind ohne Zierrath, doch iſt an einigen etwas Schniƶwerk angebracht, und in der Oberfläche ſtecken Seehundszähne, wie in ihren Maſken und Waffen. Auch bemerkten wir zuweilen am Vordertheil einen Zuſaƶ wie einen großen Schnabel, der mit der Figur eines Thieres bemahlt war. Inwendig ſind keine andere Siƶe angebracht, als einige runde Stöcke von der Dicke eines Spaƶierſtocks, welche in halber Tiefe queerüber liegen. Der ganze Kahn iſt leicht, und ſchwimmt ſehr ſicher ohne allen Ausleger, weil er breit und flach gebauet iſt. Dieſer Mangel des Auslegers oder Balanciers zeichnet alle Amerikaniſche Fahrzeuge hinlänglich von den Fahrzeugen der Südſeeinſeln und der ſüdlichen Gegenden Oſtindiens aus. Die Ruder ſind klein und leicht, und ſehen wie ein großes Blatt aus, welches am Ende zugeſpiƶt, in der Mitte am breiteſten iſt, und ſich allmählig in den Stiel verliert. Die ganze Länge beträgt fünf Schuh. Segel ſind den hieſigen Einwohnern ganz unbekannt; aber durch beſtändige Uebung haben ſie eine große Fertigkeit erlangt, ſich vermittelſt ihrer Ruder fortzuhelfen.

Die Geräthſchaften, womit ſie auf den Fiſchfang und die Jagd ausgehen, ſind artig erſonnene und gutgearbeitete Neƶe, Angeln, Harpune, Wurfſpieße, und ein Inſtrument, welches faſt wie ein Ruder aus unſern Booten ausſieht. Es iſt ungefähr zwanzig Schuh lang, vier bis fünf Zoll breit, und einen halben Zoll dick. Zwey Drittheile von den Schärfen an beyden Seiten ſind mit ſcharf gezähnten Knochen beſeƶt, welche zwey Zoll breit hervorragen; das übrige iſt unbeſeƶt und dient als Stiel oder Handhabe. Mit dieſem Inſtrumente werden Heringe, Sardinen und andre kleine Fiſche angegriffen, welche Zugweiſe ankommen; man ſchlägt es mitten in den Zug, und die Fiſche bleiben entweder auf oder zwiſchen den Zähnen ſtecken. Die Angelhaken ſind etwas plump, von Knochen und Holz gemacht; das Harpun hingegen, womit ſie, wie, mit einem Wurfſpieß Wallfiſche und kleinere Seethiere erlegen, zeugt von ſinnreicher Erfindung. Es beſteht aus einem Stück Knochen, mit doppelten Widerhaken, in welche man den ovalen ſcharfen Rand einer Miesmuſchelſchale befeſtigt, und innerhalb deren man die Spitze des Inſtruments angebracht hat. An dieſem Knochen iſt ein Strick befeſtigt, welcher etwa zwey oder drey Klafter lang ſeyn mag, und den man vermittelſt einer zwölf bis funfzehn Schuh langen Stange wirft, woran das andere Ende des Striks feſt gemacht wird. Das Harpun oder der Knochen iſt zwar auch an der Stange befeſtigt, allein ſo, daß es ſich ſogleich nach dem Wurfe von der Stange trennt, welche dann auf dem Waſſer ſchwimmt, und als ein Boy oder Floß dient, indeß der Wallfiſch mit dem in ihm feſtſitzenden Harpun fortſchießt.

Auf welche Art die Landthiere erlegt werden, iſt uns unbekannt; vielleicht ſchießt man die kleineren mit Bogen und Pfeilen, und erlegt Bären, Wölfe und Füchſe mit dem Spieße. Die Einwohner hatten aber auch Netze, welche vermuthlich zu dieſem Behuf dienen; denn wenn ſie dergleichen zum Verkauf brachten, warfen ſie ſich dieſelben oft über den Kopf, um uns den Gebrauch derſelben zu lehren*). Zuweilen locken ſie auch dadurch Thiere heran, daß ſie ſich mit einem Felle bedecken und auf allen vieren umherlaufen. Sie beſitzen darin eine große Fertigkeit, und ließen ſich oft damit vor uns ſehen, wobey ſie zu gleicher Zeit wie die Thiere ſchrien, und Masken, oder geſchnitzte ſowohl als wirkliche, getrocknete Thierköpfe aufſetzten.

---

*) In Kamtſchatka fängt man unter andern auch die Meerotter mit Netzen. C. Coxe's Ruſſian Diſcoveries. P. 13.

Alle ihre Stricke ſind entweder aus ledernen Riemen oder aus Sehnen von Thieren oder von derſelben Hanfähnlichen Subſtanz gedrehet, woraus ſie ihre Mäntel verfertigen. Die Sehnen waren oft ſo lang, daß ſie ſchwerlich von einem andern Thiere als dem Wallfiſch genommen ſeyn konnten. Die Knochen, deren ſie ſich zu allerley Waffen und Inſtrumenten, zum Klopfen der Rinde, zu Spießen und Harpunen bedienen, gehören vermuthlich derſelben Thierart.

Wahrſcheinlich ſind ſie dadurch, daß ſie eiſerne Werkzeuge beſitzen, in der Bearbeitung ihrer hölzernen Geräthſchaften ſo weit gekommen. So viel wir wiſſen, bedienen ſie ſich keiner andern, und wir ſahen auch nur einen einzigen knöchernen Meißel. Urſprünglich müſſen allerdings ihre Inſtrumente von einer andern Subſtanz geweſen ſeyn; und deſto wahrſcheinlicher iſt es, daß ſie manche Vervollkommung ihrer Künſte erſt der Kenntniß des Eiſens verdanken, womit nunmehr alle ihre hölzernen Geräthe ausgearbeitet werden. Doch ſieht man es bey ihnen nur in der Geſtalt von Meißeln und Meſſern. Der Meißel iſt ein langes plattes Stück Eiſen, das in einen hölzernen Grif gefaßt iſt, und welches ſie, ſtatt mit einem Hammer, mit einem Steine ſchlagen, und ein Stück Fiſchhaut dient ihnen zum poliren des Geſchnitzten. Ich habe Meißel geſehen, die acht bis zehn Zoll lang und drey bis vier Zoll breit waren; die meiſten waren aber kleiner. Die Meſſer ſind von verſchiedener Größe, und einige ſehr groß; die Klingen ſind krumm, faſt wie bey unſern Gartenmeſſern; allein die Schneide iſt auf dem äußern Bogen. Die meiſten hatten ungefähr die Breite und Dicke eines eiſernen Faßbandes, und ihre ungewöhnliche Geſtalt beweiſet hinlänglich, daß ſie nicht von Europäiſcher Arbeit ſind. Viele leicht ſind es Nachbildungen ihrer eignen urſprünglichen Werkzeuge, welche ſie ehedem in dieſer Abſicht gebrauchten. Sie ſchärfen dieſe eiſerne Werkzeuge auf Wetzſteinen von grobem Schiefer, und ſuchen ſie ſehr ſorgfältig blank und glänzend zu erhalten.

Da wir fanden, daß dieſem Volke das Eiſen, welches ſie, ſowohl wie das Zinn und alle weiße Metalle, Sikimâli (*ſeekemaile*) nennen, genau bekannt war, ſo verfielen wir natürlicherweiſe darauf, ausgrübeln zu wollen, woher ſie es erhalten haben könnten. Kenntniß vom Tauſchhandel, und Neigung dazu bemerkten wir an ihnen gleich bey unſerer Ankunft im Sunde; und in kurzer Zeit ſahen wir auch wohl ein, daß ſie dieſe Kenntniß nicht bloß einem vorübergehenden, zufälligen Umgange mit Fremden, verdankten, ſondern dabey ſo methodiſch zu Werke gingen, daß ſie ſchon längſt daran gewöhnt ſeyn, und ſich gern damit abgeben mußten; auch hatten ſie ſich in der That keine geringe Geſchicklichkeit darin erworben. Mit wem ſie aber Handlung treiben, iſt eine Frage, bey deren Beantwortung man auf manche Schwierigkeit ſtößt. Einige bey ihnen vorgefundene Sachen waren zwar unſtreitig von europäiſcher Manufactur, oder wenigſtens von geſitteten Völkern entlehnt, wie z. B. alles verarbeitete Eiſen und Meſſing; allein daraus folgt noch nicht, daß ſie es unmittelbar von dieſen Völkern erhalten haben. Nie konnten wir irgend eine Spur entdecken, daß ſie ſchon ehemals von Schiffen, wie die unſrigen, beſucht worden wären, und nichts zeigte an, daß ſie je zuvor dergleichen geſehen, oder mit ſolchen Menſchen wie wir Umgang gehabt hätten; vielmehr bewieſen mancherley Umſtände das Gegentheil. Bey unſerer Ankunft erkundigten ſie ſich ernſtlich durch Zeichen, ob wir uns bey ihnen niederzulaſſen gedächten? und ob wir als Freunde zu ihnen kämen? Zu gleicher Zeit gaben ſie uns zu verſtehen, daß ſie uns als Freunde ſchaft Waſſer und Holz umſonſt zukommen ließen. Dies beweiſet ſchon, daß ſie die Gegend als ihr Eigenthum anſahen, und ſich vor keiner Ueberlegenheit fürchteten. Allein die Fragen ſcheinen auch ferner vorauszuſetzen, daß hier noch keine Schiffe geweſen ſeyn müßten. Wäre dies der Fall geweſen, hätte man mit ihnen gehandelt, Holz und Waſſer eingenommen. und dann die Reiſe fortgeſetzt;- ſo würden die Einwohner von uns eben das erwartet, und die Anfrage für überflüßig gehalten haben. Wahr iſt es, unſere Schiffe erregten keine Zeichen der Verwunderung bey ihnen; allein ihre natürliche Indolenz und Mangel an Neugier erklärt dies hinlänglich. Der Knall einer Flinte erſtreckte ſie nicht; aber endlich, da ſie uns zeigen wollten, daß Pfeile und Spieße durch ihre ledernen Kleider nicht durchgingen, ſchoß einer von unſern Herren eine Kugel durch ein ſechsmal übereinander gelegtes Leder; Darüber geriethen ſie ſo in Erſtaunen, daß wir deutlich genug ſahen, die Wirkung unſeres Schießgewehrs müſſe ihnen gänzlich unbekannt ſeyn. In der Folge beſtätigte ſich dieſer Schluß, da ſie jedesmal, ſo oft wir bey ihren Dörfern oder ſonſtwo, einen Vogel ſchoſſen, zu erkennen gaben, wie unbegreiflich ihnen dieſe Wirkung ſey, und zugleich, wenn wir ihnen Erläuterung darüber ertheilen, mit bedeutenden Zeichen verſicherten, daß ſie zuvor keinen Begriff davon gehabt hätten.

Noch ehe ich England verließ, hatte man daſelbſt bereits von einer Spaniſchen Entdeckungsreiſe an dieſen Küſten in den Jahren 1774 oder 1775, einige Nachricht erhalten; allein die hier angeführten Umſtände beweiſen zur Genüge, daß ihre Schiffe nicht im Nutka Sunde geweſen ſind *). Ueberdies war das Eiſen hier

---

*) Es iſt nunmehr bekannt, daß Capitain Cooks Muthmaßung völlig gegründet war. Das Tagebuch der Spani-

viel zu allgemein, in zu vielen Händen und der Gebrauch deſſelben zu genau bekannt, als daß es die hieſigen Einwohner erſt ſo ſpät, oder, wenn gleich früher, doch nur durch die zufällige Bekanntſchaft mit einem Schiffe ſollten kennen gelernt haben. Vielmehr können ſie, da ſie ihre eiſernen Werkzeuge ſo geſchickt als immer möglich zu gebrauchen wiſſen, und der Gebrauch derſelben ſo allgemein bey ihnen eingeführt iſt, dieſes Metall nicht anders als durch einen immerfortwährenden regelmäßigen Handel, und zwar ſchon ſeit geraumer Zeit her, erhalten. Wahrſcheinlich tauſchen ſie es von irgend einem einheimiſchen Volksſtamm ein, der es, entweder ſelbſt unmittelbar oder durch verſchiedene jenſeits wohnende Völkerſchaften, von den Europäiſchen Beſitzungen zieht. Eben das gilt auch von dem Meßing und Kupfer, welches wir bey den Einwohnern des Nutka-Sundes fanden.

Es läßt ſich ſchwerlich beſtimmen, ob Hudſonsbay und Canada die Quellen ſind, woher die hieſigen Eingebohrnen, vermittelſt der zwiſchen ihnen wohnenden Stämme dieſe Metälle erhalten, oder ob ſie ihnen auf eine ähnliche Art, von den nordweſtlichen Gegenden des Königreichs Mexico zugeführt werden? So viel ſcheint mir aber ausgemacht, daß nicht nur die rohen Materialien, ſondern auch zum Theil die bereits verarbeiteten Sachen hergebracht werden müſſen; insbeſondere ſind die meſſingenen Naſenzierrathen ſo zierlich gemacht, daß ich faſt

---

ſchen Reiſe, deſſen wir bereits erwähnt haben, zeigt offenbar, daß man nur an drey Orten auf dieſer Küſte mit den Einwohnern Verkehr gehabt hat, nemlich in 41° 7′ in 47° 31′ und in 57° 18′ Nördlicher Breite. Alſo waren die Spanier mehr als zwey Grade vom Nutkaſunde entfernt geblieben, und vermuthlich hatten die dortigen Einwohner nie etwas von ihnen gehört. Anmerkung der Urſchrift.

faſt zweifeln möchte, ob die Indianer fähig ſind, dergleichen zu verfertigen*. Schon das Metall iſt ſicherlich Europäiſchen Urſprungs; denn welcher Amerikaniſche Stamm hat je etwas vom Meſſingmachen gewußt? Kupfer findet man in ſeinem metalliſchen Zuſtande in Amerika, und weil es weich iſt, könnte es leicht auf allerley Art geformt und polirt werden; aber jene Zierrathen müſſen, wenn ſie nicht von unſern Kaufleuten in Hudſonsbay und Canada herrühren, von Mexiko und Nutka gekommen ſeyn, von wo unſtreitig auch die beyden ſilbernen Eßlöffel, die hier eingetauſcht wurden, ſich hieher verirrt hatten. Von einer andern Seite ſcheint es indeß unwahrſcheinlich, daß die Spanier den Handel ſo eifrig treiben und ein ſo ſtarkes Verkehr mit den nordwärts von Mexico gelegenen Völkern errichtet haben ſollten, daß nicht nur dieſe, ſondern auch die hieſigen Einwohner ſo reichlich mit Eiſen verſorgt werden**).

Man wird nicht von uns fodern, daß wir in ſo kurzer Zeit von ihren politiſchen und gottesdienſtlichen Einrichtungen viel erfahren haben ſollten. Indeß bemerkten wir doch, daß es unter ihnen eine Art von Oberhäuptern oder Befehlshabern giebt, welche in ihrer Sprache Akuihk (*Acweek*) heißen, und denen die übrigen gewiſſermaßen untergeordnet ſind. Vielleicht erſtreckt ſich die Autorität eines jeden nur über ſeine Familie, welche ihn für ihren Vornehmſten erkennt. Dieſe Akuihks, (*Acweeks*) ſind nicht allemal alte Leute; vielleicht iſt alſo der Titel erblich *).

---

*) Indianer heißen hier die urſprünglichen Einwohner von Amerika; nicht Indier oder Hindus, welche Oſtindien in Aſien bewohnen. G. F.

**) Wenn gleich die ſilbernen Eßlöffel, welche man im Nutkaſunde fand, von den Spaniern aus dem Süden herausgekommen ſeyn mögen, ſo iſt es doch wahrſcheinlich genug, daß die ordentliche Eiſen-Zufuhr aus einer andern Gegend kommt. Die Spanier ſelbſt fanden im Jahre 1775, im Hafen der Dreyfaltigkeit (Puerto de la Trinidad) in 41° 7' Nördlicher Breite, Pfeile mit kupfernen oder eiſernen Spitzen, die, ſo viel ſie verſtanden, von Norden geholt wurden. Herr Daines Barrington ſagt in der Anmerkung zu dieſer Stelle des Spaniſchen Tagebuchs, S. 20. ſeiner Meynung zufolge, ſey das hier erwähnte Kupfer und Eiſen bey unſern Veſtungen an der Hudſonsbay eingetauſcht worden. Anmerkung der Urſchrift.

Außer den vorhinerwähnten geſchnitzten Figuren, welche die Einwohner Klumma nennen, bemerkten wir nicht das allermindeſte, was uns mit den Religionsbegriffen dieſer Leute bekannt gemacht hätte. Vermuthlich waren es Götzenbilder; und da ſich die Einwohner auch oft des Worts Akuihk bedienten, wenn ſie von denſelben ſprachen, ſo ſind es vielleicht Vorſtellungen ihrer Vorfahren, die ſie als Gottheiten verehren. Dies bleibt indeß bloß eine Muthmaßung; denn wir ſahen nie, daß dieſen Bildern eine gottesdienſtliche Verehrung erzeigt wurde, und konnten auch nichts darüber erfragen. Ueberhaupt wußten wir von der Sprache nur ſo viel, daß wir dieſe oder jene Sache bey ihrem Namen fordern konnten; aber eine Unterredung zu halten, oder nach Einrichtungen und Sagen zu forſchen, war uns ſchlechterdings unmöglich **).

Die Sprache der Einwohner von Nutka iſt weder hart noch unangenehm, ausgenommen, daß ſie das k und h ſtärker und härter ausſprechen, als wir. Im Ganzen genommen ſind die Buchſtaben, welche mit der Zunge und den Zähnen ausgeſprochen werden, häufiger als die Gutturale. Diejenigen einfachen Buchſtaben oder Laute, deren ſie ſich, ſo viel wir wiſſen, gar nicht bedienen, und die entweder in ihrer Sprache ſehr ſelten ſeyn, oder gänzlich fehlen müſſen, ſind die Buchſtaben b, d, f, g, r, v. Dafür haben ſie einen der ihnen eigenthümlich iſt, und den ſie überaus häufig brauchen, wir hingegen gar nicht kennen. Sie bilden ihn auf eine eigene Art, indem ſie ziemlich ſtark mit der Zunge gegen den Gaumen ſchnalzen, ſo daß man ihn mit einem groben Geliſpel vergleichen kann. Schwerlich ließe er ſich durch Zuſammenſetzung unſerer Buchſtaben darſtellen; etwa durch lſzthl. Dies iſt eine ihrer gewöhnlichſten Endungen; zuweilen fängt es aber auch ein Wort an. Nächſt dem iſt tl die häufigſte Endung, auch endigen ſich viele Wörter auf z und ß; z. B.

---

*) Er kann auch durch die Wahl ertheilt werden. G. F.

**) Soweit habe ich Herrn Andersons Beobachtungen über die Einwohner dieſes Landes gelegentlich mit den meinigen vermiſcht; was hier noch über ihre Sprache folgt ſind ſeine eignen Worte. (Cook.)

Opulſzthl, die Sonne.
Onulſzthl, der Mond.
Kahſchihtl (*Kahſheetl*), Todt.
Tihſchtſchihtl (*Teaſcheetl* einen Stein werfen.
Kouhmitz *Kooomitz*, ein Menſchenſchädel.
Quahmiß, Fiſchrogen.

Im Sprechen bedienen ſie ſich oft der Freyheit, ein Wort mit vier oder fünf verſchiedenen Endungen zu gebrauchen, welches einen Fremden anfangs verwirrt, und zugleich die Unvollkommenheit der Sprache anzeigt.

Von der Wortfügung läßt ſich wenig ſagen, da wir kaum die verſchiedenen Redetheile unterſcheiden konnten. Sie ſprechen ſehr langſam und vernehmlich, woraus ich ſchließe, daß die Sprache nur wenige Präpoſitionen und Bindewörter haben mag; auch fehlt es ihr ſo gar, ſo viel ich merkte, gänzlich an einem Ausrufungsworte, um Bewunderung oder Erſtaunen auszudrucken. Da der Conjunctionen wenig ſind, und ſie folglich für überflüßig gehalten, oder ſchon mit verſtanden werden, ſo wird es auch begreiflich, daß jedes einzelne Wort viele Bedeutungen haben müſſe, welches wirklich der Fall zu ſeyn ſcheint. Aus demſelben Grunde muß aber die Sprache von einer andern Seite mangelhaft ſeyn, weil es ihr an Wortreichthum fehlt, um wirklich verſchiedene Begriffe zu unterſcheiden. Hievon hatten wir viele Beyſpiele, zumal bey den Benennungen der Thiere. Der Verwandtſchaft dieſer Sprache mit andern Amerikaniſchen oder Aſiatiſchen habe ich aus Mangel an erforderlichen Wortverzeichniſſen nicht nachgehen können. Die einzigen, womit ich ſie verglichen habe, ſind die Sprachen der Esquimaux und der Indianer, welche um Hudſonsbay wohnen; aber mit keiner von beyden hat ſie die geringſte Aehnlichkeit. Hingegen zeigt ſich eine offenbare Uebereinſtimmung zwiſchen dieſer Sprache und den wenigen Mexicaniſchen Worten, die ich habe auftreiben können, in ſo fern auch dort die Endungen auf l, tl, oder z ſehr häufig vorkommen" *).

Aus dem zahlreichen Wörterbuch der Sprache von Nutka, welches Herr Anderſon geſammelt hat, will ich, um unſere Erzählung nicht gar zu lange zu unterbrechen, hier nur die Zahlwörter zur Vergleichung aufſtellen:

Tſawack — Eins.
Akkla — Zwey.
Katſitſa — Drey.
Mo oder Mu — Vier.
Sotſchah — Fünf.
Noſpo — Sechs.

---

*) Dürfen wir nicht zur Beſtätigung dieſer Anderſonſchen Bemerkung erinnern, daß der Name Opußlthl der im Nutkaſunde die Sonne bedeutet, nicht viel anders klingt, als Vitzilliputzli der Name der mexikaniſchen Gottheit? Anmerkung der Urſchrift!!!

Atſlepuh — Sieben.
Atlaquolthl — Acht.
Tſawaquolthl Neun.
Ha-i-u — Zehn.

Wenn ich den Einwohnern des **Nutkaſundes**, als einem abgeſonderten Volke, einen beſondern Namen ertheilen ſollte, ſo würde ich ſie **Wakaſchen** nennen, weil ſie das Wort **Wakaſch** ſo viel im Munde führten. Sie ſchienen damit Beyfall, Zufriedenheit und Freundſchaft auszudrucken. Wenn ſie etwas mit Wohlgefallen ſahen, oder ſich über einen Vorgang freuten, ſo ſchrien ſie mit **einer** Stimme: **Wakaſch**: **Wakaſch** [*]):

---

[*]) Die vorhin erwähnte Vieldeutigkeit der ſo arm ſeyn ſollenden Nutkaſprache, und die Beobachtung deſſen, was in ähnlichen Fällen der Sprachgebrauch anderer Völker mit ſich bringt, könnte leicht die Vermuthung begünſtigen, daß die Einwohner des Sundes auch **Wakaſch** gerufen haben mögen, wenn ihnen etwas ſeltſam oder erſtaunlich vorkam, indem von Bewunderung zum Beyfall oder Wohlgefallen nur ein kleiner Uebergang iſt. Hätten ſie aber auf die Art ein Ausrufungswort der Bewunderung, (welches ihnen oben abgeſprochen ward) ſo werden ſie auch wohl eines und das andere haben bewundern können; wie zum Beyſpiel, wenn man einen neuen Maſt für das Schiff zimmerte, oder durch ſechsfaches Elendsleder eine Kugel ſchoß; oder bey einer jeden Gelegenheit, wo ſie nur durch eine eigenmächtige Vorſtellung angereizt wurden, zwiſchen dem, was ſie die Europäer thun ſahen, und dem, was ſie ſelbſt im Stande waren, einen Vergleich anzuſtellen. Es zeichneten ſich ſogar in der Kajüte (Seite 16.) noch einige durch einen gewiſſen Grad von Neugier aus, wenn gleich das der Ort zu jenen Vergleichungen nicht war. Doch wenn es nun einmal a priori demonſtrirt worden iſt, daß der Wilde ſchlechterdings indolent ſeyn und keine Neugier beſitzen müſſe, wer wird lange auf dergleichen einzelne Wahrnehmungen Rückſicht nehmen wollen! Ich lobe mir eine Definition, die, weil ſie ſich auf Fakta gründet, nunmehr auch allen andern Faktis Troz bieten darf! G. F.

zum Beſchluß will ich nur noch anmerken, daß man, da dieſe Menſchen in Anſehung ihrer Perſon, ihrer Sitten und Sprache von den Einwohnern der Inſeln im ſtillen Meere ſo weſentlich verſchieden ſind, auch nicht annehmen könne, daß ihre Vorfahren je in einem und demſelben Stamme vereint geweſen ſeyn, oder irgend eine genaue Verbindung mit einander gehabt haben können, ehe ſie von ihren urſprünglichen Wohnſitzen ausgewandert ſind, und ſich nach den Gegenden hinbegeben haben, wo wir nunmehr ihre Nachkommenſchaft antreffen.

Meine Nachrichten von unſern Verhandlungen im Nutkaſunde würden mangelhaft bleiben, wenn ich die aſtronomiſchen und nautiſchen Beobachtungen vergäße, die wir während unſers dortigen Aufenthaltes angeſtellt haben.

Breite.

Breite der Sternwarte nach	der Sonne		49° 36′ 1″ 15‴
	Sternen	ſüdw.	49° 36′ 8″ 36
		nordw.	49° 36′ 10″ 30
	Das Mittel aller		49° 36′ 6″ 47‴ nördlicher Breite.

Länge.

Nach Mondsbeobachtungen.	23 Reihen am 21. und 29. März	233° 26′ 18″ 7‴
	93 Reihen auf der Sternwarte	233° 18′ 6″ 6‴
	24 Reihen am 1. 2. und 3. May	233° 7′ 16″ 7‴
	Das Mittel aller	233° 17′ 14″ 0‴ öſtlicher Länge.

Wenn aber jede Reihe der, ſowohl vor unſerer Ankunft im Sunde als nach unſerer Abreiſe, angeſtellten Beobachtungen nach der Längenuhr reducirt und mit den an Ort und Stelle gemachten zuſammengerechnet wird, ſo iſt das Mittel aller 137 Reihen	233° 17′ 30″ 5‴

Länge nach der Längenuhr	nach ihrem Gang in Greenwich	235° 46′ 51″ 0‴
	nach ihrem Gang in Ulietea	233° 59′ 24″ 0‴

Abweichung der Magnetnadel.

4. Apr.	V. M. an der Sternwarte das Mittel von 4 Nadeln:	15° 57′ 48½″	15° 49′ 25″ öſtl.
	N. M.	15° 41′ 2″	
5. Apr.	V. M. an Bord des Schiffs, das Mittel von 4 Nadeln:	19° 50′ 49″	19° 44′ 37½″ öſtl.
17. Apr.	N. M.	19° 38′ 46″	

Die am Schiffe beobachtete Abweichung iſt die wahre, denn ſie ſtimmte mit den Beobachtungen die wir zur See gemacht hatten überein, und es mußte am Lande etwas ſeyn, welches auf den Compaß ſehr merklich wirkte, und zwar an einer Stelle mehr als an andern. An einem Orte auf der Weſtſpitze des Sundes ward die

Nadel um 11¾ Striche *) von ihrer eigentlichen Richtung abgezogen. Das Mittel aller Beobachtungen der Inklination des Compaſſes war am Lande 72° 32′ 3¾″
an Bord 72° 25′ 41⅞″.

Dieſe Reſultate ſind einander ſo nahe als man ſie nur erwarten kann, und beweiſen, daß die Inklinationsnadel durch jene Urſach, die auf die Compaſſe wirkte, nicht geſtört ward.

Fluth.

Am Neu- und Vollmondstage iſt um 12 Uhr 20 Min. Hochwaſſer. Zwey oder drey Tage nach dem Neu- oder Vollmonde beträgt das ſenkrechte Steigen und Fallen, bey Tage, acht Fuß neun Zoll; die Nachtsfluthen aber ſteigen um dieſe Zeit etwa zwey Schuh höher. Dies war hauptſächlich bey der Springfluth des Vollmonds merklich, welche bald nach unſerer Ankunft eintrat. In der Bucht, wo wir Holz und Waſſer einnahmen, lag eine Menge Treibholz, welches wir vorher aus dem Wege ſchaffen mußten, ehe wir an das Waſſer kommen konnten. Oft fanden wir aber, daß große Bäume, die wir bey Tage über den höchſten Stand der Fluth hinaufgeſchleppt hatten, am andern Morgen dennoch wieder hinabgeſpült waren und im Wege lagen; desgleichen hatte die Fluth unſere Rinnen, durch welche wir das friſche Waſſer leiteten, ſo ruhig ſie auch bey Tage liegen blieben, des Nachts umhergeworfen, und das Brennholz, welches wir geſpalten und aufgeſtapelt hatten, weggeflößt. Dies geſchahe drey oder vier Tage lang während der Springfluthen. Ich kann nicht beſtimmen

---

*) Ein Strich (point) des Compaſſes hat 11° 15′, da deren 32 die Windroſe ausmachen. G. F.

ob die Fluth von Nordweſten oder Südweſten in den Sund ſtrömt; doch vermuthe ich ſie in der letztern Richtung nicht, denn die Südoſtwinde verringerten das Steigen, welches wohl nicht geſchehen ſeyn könnte, wenn Wind und Fluth einerley Richtung gehabt hätten.

Sechs und dreyſſigſtes Hauptſtück.

Unmittelbar nach unſerer Abreiſe vom Nutka-Sunde entſteht ein heftiger Sturm. Die Reſolution wird leck. Wir ſegeln bey der vorgeblichen Meerenge des Admirals de Fonte vorüber, ohne ſie zu unterſuchen. Verfolg der Reiſe längs der Küſte von Amerika. Behrings-Bay. Kane's Eiland und deſſen Beſchreibung. Die Schiffe legen vor Anker, und erhalten Beſuch von den Einwohnern. Betragen derſelben, ihre Begierde nach Glaskorallen und Eiſen. Sie machen einen Anſchlag, die Discovery zu plündern. Das Leck in der Reſolution wird verſtopft. Wir ſegeln den Sund hinauf. Die Herren Gore und Roberts werden ausgeſchickt, deſſen Umfang zu unterſuchen. Gründe wider eine Durchfahrt durch denſelben gegen Norden. Die Schiffe kehren wieder in die offene See zurück.

Am 26ſten Abends waren wir bey den drohendſten Vorzeichen eines herannahenden Sturmes in See gegangen, und ſie betrogen uns dieſesmal nicht. Kaum waren wir zum Sunde hinaus, ſo ſetzte der Wind in einem Augenblick von Nordoſt nach Südoſt zum Oſten um, und wuchs zu einem fürchterlichen Sturm an. Er kam in Stößen, mit Regen und ſo ſchwarzem Gewölk, daß wir die Länge des Schiffs nicht abſehen konnten. Ich beſorgte, aus der Erfahrung, die ich bereits auf der hieſigen Küſte erlangt hatte, der Wind möchte noch weiter ſüdwärts gehen, und wir alſo auf der Küſte in Gefahr kommen. Dem zufolge hielten wir uns nahe an den Wind, und liefen, mit allen Segeln, die unſere Schiffe tragen konnten, Südweſt. Zum Glücke ging der Wind nicht weiter als Südoſt, ſo, daß wir am 27ſten bey Tagesanbruch gänzlich von der Küſte abgekommen waren. Weil die Discovery etwas weit zurück war, legte ich ſo lange bey, bis ſie zu uns kam, und wir ſegelten alsdenn nach Nordweſten, in welcher Gegend das Land liegen mußte. Der Wind ſtand indeß noch immer in Südoſt, blies ſtoßweiſe ſehr heftig, und das Wetter war finſter und neblig. Um halb zwey Uhr Nachmittags tobte wieder ein völliger Orkan, ſo daß ich es für gefährlich hielt, länger vor dem Winde zu ſegeln, und deshalb, mit dem Vordertheil des Schiffs nach Süden beylegen ließ. Um dieſe Zeit bemerkte man in der Reſolution ein Leck, welches uns anfangs nicht wenig beunruhigte. Es war unter dem Hintertheil, an der rechten Seite, ſo daß wir von der Brodkammer aus das Waſſer hineinſtrömen hörten und ſahen. Damals ſchien es uns zwey Schuh unter dem Waſſer zu ſeyn, allein zum Glück war dies ein Irrthum, denn es ſtand vielmehr mit der Waſſerlinie gleich, wo nicht gar höher. In dem Augenblick, da wir es entdeckten, war unſere Fiſchkammer bereits voll Waſſer, und die darinn enthaltenen Fäſſer ſchwammen umher. Doch dieſer Umſtand rührte größtentheils daher, daß das Waſſer wegen der im untern Raume dicht zuſammengepackten Kohlen nicht bis an die Pumpen hatte dringen können; denn ſo bald wir die Kammer trocken geſchöpft hatten, (eine Arbeit die bis Mitternacht dauerte,) und das Waſſer gerades Weges vom Leck zu den Pumpen hinab lief, konnten wir uns deſſen durch Eine Pumpe bequem erwehren. Dies gereichte uns, wie man leicht denken kann, zu nicht geringer Beruhigung. Da am Abend der Wind ſüdlich ward, und etwas nachließ, ſteuerten wir wieder nach Weſten. Indeſſen tobte der Sturm um elf Uhr abermals ſo heftig, daß wir unſere Marsſegel einziehen mußten, und ſie nicht eher, als am folgenden Morgen um fünf Uhr von neuem ausſpannen durften. Um dieſe Zeit klärte ſich der Himmel auf, und wir konnten wieder einige Meilen weit um uns ſehen. Mittags befanden wir uns in 50° 1′ Nördlicher Breite und 229° 26′ öſtlicher Länge. Das Wetter war ſchön, ward aber um neun Uhr Abends wieder ſtürmiſch und regnicht, und blieb auch ſo bis zum 30ſten, da ich um vier Uhr Morgens unſern Lauf nach Norden gen Weſten änderte, um das Land aufzuſuchen. Es that mir leid, daß ich es nicht eher hatte thun können, weil wir nunmehr die Gegend vorbey fuhren, wohin die Geographen die vergebliche Meerenge des Admirals de Fonte ſetzen *). Ich meines Theils halte zwar nichts auf dergleichen unbeſtimmte und unwahrſcheinliche Mährchen, die ſich von ſelbſt widerlegen; demungeachtet hätte ich gern die Amerikaniſche Küſte ſtets vor Augen behalten mögen, um auch allem Streit ein Ende zu machen. Bey ſo überaus ſtürmiſchem Wetter würde es aber im höchſten Grade unvorſichtig geweſen ſeyn, mich dem Lande zu nähern, oder auch, in Erwartung beſſern Wetters, den guten Wind zu verſcherzen. Heute hatten wir um Mittag 53° 22′ nördliche Breite und 225° 14′ öſtliche Länge.

---

*) Man ſehe De l'Isle Carte générale des Découvertes de l'Amiral de Fonte. etc. Paris. 1752 und viele andere Charten.

Da ich am 1ſten May das Land noch nicht gewahr wurde, ſuchte ich es in Nordoſten auf, indeß die friſchen Südſüdoſt- und Südwinde uns, ſtoßweiſe, oft Regen und Hagel brachten. Um ſieben Uhr des Abends, da wir uns in 55° 20′ nördlicher Breite befanden, erblickten wir das Land in einer Entfernung von zwölf bis vierzehn Seemeilen, und um vier Uhr des folgenden Morgens, war die nächſte Küſte deſſelben noch gegen ſechs Seemeilen entfernt *).

Wir erblickten nunmehr, in Oſt gen Süden, die Nordſpitze einer Einbucht, in 56° nördlicher Breite, und weiter hin gegen Norden war die Küſte ſehr zertheilt, ſo daß von zwey zu drey Seemeilen ſich Bayen und Häfen zu öfnen ſchienen. Der Südoſtwind brachte uns, indem wir längs der Küſte Nordweſt gen Norden ſegelten, um ſechs Uhr Hagel, Schnee und Schloſſen. Zwiſchen elf und zwölf Uhr lieſen wir bey einer Gruppe von kleinen Eilanden vorbey, die unter dem feſten Lande, in 56° 48′ nördlicher Breite unweit der ſüdlichſten Spitze einer groſſen Bay liegen. Ein Theil oder Arm dieſer Bay, ſchien ſich, in ihrer nördlichſten Gegend, hinter einen groſſen runden Berg herum zu ziehen, den ich

---

*) Dies muß ganz in der Nähe desjenigen Orts an der Amerikaniſchen Küſte geweſen ſeyn, wo Tſchirikow im Jahre 1741 ankerte, welches nach Herren Staatsrath Müller in 56° nördlicher Breite war. Wäre der Ruſſiſche Seemann ſo glücklich geweſen, ein klein wenig weiter nordwärts längs der Küſte zu ſegeln, ſo würde er, wie Capitain Cook uns belehrt, Häfen, Buchten, Inſeln und Schutz für ſeine Schiffe und Leute gefunden haben. Statt deſſen hatte er das Unglück, daß zwey Mannſchaften, die er hier in Booten ans Land ſchickte, nicht wieder zurückkehrten, wahrſcheinlich, weil ſie von den Eingebohrnen abgeſchnitten wurden. Die Spanier fanden in dieſer Gegend der Küſte zwey gute Häfen; Gualupe in 57° 11′ und de los Remedios in 57° 18′ nördlicher Breite. Anmerkung der Urſchrift.

Mount Edgecumbe, nannte, ſo wie die von demſelben in See laufende Landſpitze Cap Edgecumbe, welches in 57° 3′ nördlicher Breite und 224° 7′ öſtlicher Länge liegt.

Das Land iſt hier überall ziemlich hoch und bergicht, ausgenommen an einigen Stellen dicht am Strande; der Berg Edgecumbe ragt aber über alle ſeine Nachbaren hoch hervor, und war jetzt, wie alle übrigen hohen Berge dieſer Gegend, mit Schnee bedeckt. Auf den niedrigeren Hügeln hingegen, und auf den Flächen am Strande, ſahe man keinen Schnee, ſondern ununterbrochene Waldungen. Vom Cap Edgecumbe läuft die Küſte, etwa ſechs bis ſieben Seemeilen weit, nördlich und ſogar nordöſtlich, und bildet eine große Bay, in deren Eingang einige Inſeln vorhanden ſind, weshalb ich ſie die Inſel-Bay, oder Bay der Eilande (*Bay of islands*) nannte. Sie liegt in 57° 20′ nördlicher Breite *), und ſcheint ſich in mehrere Arme zu theilen, von denen einer ſüdwärts geht, und vielleicht mit der Bay an der Oſtſeite des Cap Edgecumbe zuſammenhängt, in welchem Fall dieſes Cap auf einer Inſel läge. Um acht Uhr Abends zeigte ſich gegen Nordoſt ½ Oſt, in einer Entfernung von fünf Seemeilen, eine neue Einbucht, vor welcher ebenfalls Inſeln lagen. Die Küſte läuft hier Nord Nordweſt ½ Weſt und Nordweſt ½ zu Weſt, und wir ſegelten mit friſchem Nordoſtwinde und bey heiterem Wetter längs derſelben fort. Am folgenden

---

*) Es ſcheint alſo in eben dieſer Bay geweſen zu ſeyn, wo die Spanier im Jahre 1775 ihren Hafen de los Remedios gefunden haben, da die Breite genau übereinſtimmt, und ihr Tagebuch ſagt, daß der Hafen durch eine lange Reihe hoher Inſeln geſchützt werde. S. Miſcellanies, by the Honourable Daines Barrington. p. 503. 504. Anmerkung der Urſchrift.

Morgen um halb fünf Uhr zeigte ſich, ſechs Seemeilen vor uns, wieder eine große Bucht, welche wir den Kreuz-Sund Croſs Sound nannten, weil der heutige Tag im Kalender dieſen Namen führt. Nach Nordweſten hin lag die äußerſte Spitze des Landes unter einem hohen Pikähnlichen Berge, den ich Mount Fair Weather (Schön Wetter Berg) nannte. Der Kreuz-Sund theilt ſich dem Anſchein nach in mehrere Arme, wovon der anſehnlichſte nordwärts geht. Die Südoſtſpitze des Sundes bildet ein hohes Vorgebirge, welches ich Kreuz-Cap (*Croſs Cape*) nannte. Mittags befanden wir uns in 58° 17′ nördlicher Breite und 222° 14′ öſtlicher Länge drey bis vier Seemeilen weit von der Küſte. Die Abweichung der Magnetnadel iſt hier zwiſchen 24° 11′ und 26° 11′ öſtlich.

Hier verließ uns der Nordoſtwind, und wir bekamen leichte Lüftchen aus Nordweſten, die einige Tage lang anhielten. Der Schönwetterberg (*Mount fair weather*) liegt ungefähr fünf Seemeilen weit von der Küſte landeinwärts in 58° 22′ nördlicher Breite und 222° öſtlicher Länge, und iſt der höchſte Berg einer Gebirgskette, oder vielmehr eines hohen Gebirgrückens, der ſich von dem Nordweſtlichen Eingange des Kreuzſundes (*Croſs-Sound*), der Küſte parallel, Nordweſtwärts erſtreckt. Dieſes Gebirge iſt vom Gipfel bis an die Seeküſte hin gänzlich mit Schnee bedeckt, an wenigen Stellen ausgenommen, wo wir gleichſam aus dem Meere Bäume hervorſteigen ſahen, die alſo vermuthlich auf ſehr flachem Lande oder Eilanden längs dem feſten Lande wuchſen *).

---

*) Behring berührte die Küſte von Amerika in 58° 28′ nördlicher Breite, und ſagt: der Anblick des Landes ſey wegen ſeiner hohen mit Schnee bedeckten Gebirge grauſenvoll. Die hier vom Capitain Cook erwähnte Kette von Schneegebirgen, kommt genau mit der von Behring

Am 4ten ſahen wir um fünf Uhr Nachmittags, in der Richtung von Norden 26° Weſten, über dem Horizont den Gipfel eines hohen Berges, von dem wir, wie es ſich in der Folge zeigte, jetzt, da wir in 58° 53′ nördlicher Breite und 220° 52′ öſtlicher Länge waren, noch vierzig Seemeilen weit entfernt geweſen ſeyn müſſen. Da ich es als ausgemacht annahm, daß dieſer Berg derjenige wäre, den Behring den St. Elias-Berg nennt, ſo hat er auch auf unſern Charten dieſen Namen behalten. Wir ſahen heute verſchiedene Wallfiſche, Robben, und Meerſchweine, nebſt vielen Seemewen und einigen Schaaren von Vögeln, die einen ſchwarzen Ring um den Kopf, einen ſchwarzen Streif queer über das Ende des Schwanzes und einen andern über die Deckfedern der Flügel hatten, übrigens von oben bläulich und unten weiß waren. Auch ſahen wir eine bräunliche Ente, mit ſchwarzem oder dunkelblauem Kopf und Halſe, auf dem Waſſer ſitzen.

Schwache Winde und öftere Windſtillen verurſachten, daß wir nur langſam vorwärts kamen, und uns am ſechſten, Mittags, nur in 59° 8′ nördlicher Breite und 220° 19′ öſtlicher Länge befanden. In dieſer Lage glaubten wir gegen Nordoſten eine Bay, und an ihrer Südſpitze eine mit Waldung bedeckte Inſel wahrzunehmen. Vermuthlich iſt dies der Ort, wo Behring ankerte, da deſſen nördliche Breite von 59° 18′ ziemlich gut mit der in ſeiner Charte*) angegebenen übereinſtimmt. Dem Entdecker zu Ehren, nannte ich alſo dieſe

---

angegebenen Breite überein. S. Müller, Voyages & Découvertes des Ruſſes p. 248. 254. Anmerkung der Urſchrift.

*) Capitain Cook meynt diejenige, welche Herr Staatsrath Müller ſeiner Geſchichte der Ruſſiſchen Entdeckungen vorgeſetzt hat. Anmerkung der Urſchrift.

Bay die Behrings-Bay. Jenſeits oder ſüdwärts von derſelben wird die vorhinerwähnte Gebirgskette von einer Ebene unterbrochen, die einige Seemeilen lang iſt. Weiter hin war die Ausſicht völlig frey, folglich mußte daſelbſt entweder flaches Land, oder gar keines, liegen. Nachmittags war es einige Stunden lang windſtill. Bey dieſer Gelegenheit ließ ich das Senkbley werfen, und fand ſiebzig Faden Tiefe auf einem ſchlammigen Boden. Am ſiebenten befanden wir uns um Mittag in 59° 27′ nördlicher Breite und 219° 7′ öſtlicher Länge, und entdeckten unter dem hohen Lande eine kreisförmige Bay mit niedrigem waldigen Lande zu beyden Seiten.

Die Küſte ſtreckte ſich nunmehr beynahe völlig nach Weſten, und ſtieg nicht höher nach Norden hinauf. Die ſchwachen Weſtwinde hielten uns folglich ſehr zurück. Der Elias-Berg, der am neunten noch neunzehn Seemeilen weit von uns lag, iſt wenigſtens zwölf Seemeilen vom Strande landeinwärts entfernt, und liegt in 60° 27′ nördlicher Breite, und in 219° öſtlicher Länge. Er gehört zu einem überaus hohen Gebirgsrücken, der gleichſam eine Fortſetzung des vorigen iſt, da zwiſchen beyden nur die vorhinerwähnte Ebene liegt. Dieſes Gebirge erſtreckt ſich bis 217° öſtlicher Länge, wo es ſich zwar nicht endigt, aber an Höhe beträchtlich abnimmt, und unterbrochen wird.

Am zehnten um Mittag hatten wir 59° 51′ nördlicher Breite und 215° 56′ öſtlicher Länge erreicht, und befanden uns nur drey Seemeilen weit von der Küſte, die hier eine Landſpitze und gegen derſelben über eine Inſel bildet. Die Spitze nannte ich Cap Suckling *); ſie iſt an ſich flach, allein etwas weiter im Lande liegt ein ziemlich

---

*) Nach einem verdienten Schiffscapitain in der Engliſchen Flotte. G. F.

ziemlich hoher Berg, der wieder durch flaches Land von dem übrigen Gebirge abgeſchnitten wird, und folglich dem Vorgebirge das Anſehen einer Inſel giebt. Nordwärts vom Cap Suckling liegt eine Bay, die von ziemlichem Umfange, und vor den meiſten Winden ſicher zu ſeyn ſcheint. Ich hatte die Abſicht, mich dahin zu begeben, um das Leck der Reſolution zu verſtopfen, welches, ſo lange wir die See hielten, uns nicht gelingen wollte. Wir ſteuerten alſo, wiewohl nur mit langſamen Fortſchritten, da es an Wind fehlte, auf das Vorgebirge zu, und ſahen, noch ehe es Nacht wurde, daß ſich das flache Land deſſelben Nordweſtwärts verlängerte, folglich die öſtliche Gegend der Bay vor dem Südwinde deckte. In der Bay bemerkten wir einige kleine Inſelchen, imgleichen zwiſchen dem Cap und der Nordſpitze der vorhinerwähnten Inſel einige hohe Felſen, die aber doch eine Durchfahrt zu beyden Seiten offen ließen. Die ganze Nacht ſegelten wir immerfort darauf zu, und fanden während der Zeit mit dem Senkbley einen ſchlammigen Boden und eine Tiefe von drey und vierzig bis ſieben und zwanzig Faden. Am folgenden Morgen um vier Uhr ſetzte ſich aber der Wind, der bisher Nordoſt geweſen war, völlig in Norden, und zwang mich mein Vorhaben aufzugeben. Ich richtete nunmehr den ſchwachem Winde meinen Lauf nach dem weſtlichen Ende der Inſel. Um zehn Uhr verlor ſich endlich der Wind ganz; wir waren aber jetzt der Inſel ſo nahe, daß ich ein Boot ausſetzen ließ, und auf derſelben landete, um zu erforſchen, was jenſeits der Inſel läge. Der Weg zum Gipfel der Berge war aber länger als ich erwartet hatte, und die Anhöhe ſelbſt ſteil und dick bewaldet; ich muſte alſo auch dieſes Vorhaben unausgeführt laſſen. Am Fuß eines Baumes, der nicht weit vom Strande auf einer Anhöhe ſtand, hinterließ ich eine Flaſche, in die ich ein Papier mit dem Namen der Schiffe und dem Tage der Entdeckung, imgleichen zwey ſilberne Zweypence-Stücke vom Jahre 1772 gelegt hatte. Eine Menge von dieſen Münzen hatte mir Herr Dr. **Kaye** *) mit auf die Reiſe gegeben; daher nannte ich, ihm zu Ehren, dieſe Inſel: **Kaye's Eiland**. Sie iſt elf oder zwölf Seemeilen lang, und erſtreckt ſich von Nordoſt nach Südweſt; hat aber nirgends mehr als Eine, höchſtens anderthalb, Seemeilen in der Breite. Die Südweſtſpitze derſelben, welche in 59° 49′ nördlicher Breite und 216° 58′ öſtlicher Länge liegt, zeichnet ſich als ein nackter Felſen aus, der weit über das angränzende Land hervorragt. Auch im Meere, der Spitze gegenüber, liegt ein ſolcher hoher Felſen, der unter gewiſſen Geſichtspunkten wie die Ruinen eines alten Schloſſes ausſieht. Nach dem Strande zu hat die Inſel überall einen ſchrägen Abſturz, an deſſen Fuße der ſchmale Strand mit abgerundeten Steinen bedeckt iſt. An einigen Stellen findet man daſelbſt auch thonartigen braunen Sand eingemiſcht, der vermuthlich durch die Gewalt der Regenbäche von den Höhen fortgeriſſen, und nachher von den anſpülenden Wellen abgeſetzt worden iſt. Der Abſturz oder die Klippen beſtehen aus bläulichem, an den meiſten Stellen bröcklichten oder verwitterten Geſtein. Hin und wieder iſt das Ufer durch enge Thäler und Schluchten zerſchnitten, in deren jede ein Bach mit Ungeſtüm herabſtürzt. Vermuthlich waren ſie jetzt von dem geſchmolzenen Schnee angelaufen, und in dem Fall kann es leicht ſeyn, daß ſie in der Folge ganz austrocknen. Die Thäler ſind, von unten an bis ungefähr zur halben Höhe der Inſel hinauf, mit Fichten bewachſen. Ueberall fängt auch die Waldgegend ſogleich oberhalb des Abſturzes an, und erſtreckt ſich auf die Höhe ſo weit hinauf, wie in den Thälern. Die ganze Inſel iſt alſo gleichſam mit einem breiten Waldgürtel umgeben, der unten an den Abſturz, und oben an das gebirgichte Innere der Inſel gränzt. Die Bäume zeichnen ſich eben nicht ſehr durch kräftiges Wachsthum aus; die meiſten kann man umklaftern, und keiner iſt über funfzig Schuh hoch, man könnte alſo höchſtens Bramſtengen und dergleichen Kleinigkeiten daraus machen. Wie groß die Bäume des benachbarten feſten Landes ſeyn mögen, läßt ſich ſchwerlich errathen; ſo viel iſt indeß gewiß, daß alles Treibholz, welches hier am Strande lag, nicht größer war, als die wachſenden Stämme. Die Fichten waren ſämmtlich von einer Art, und es fand ſich hier weder die Canadiſche Fichte noch die Cypreſſe. Hin und wieder bemerkten wir kleine, noch nicht ausgeſchlagene Bäumchen, die wir für Erlen hielten. Am Rande des Abhangs, und an einigen Anhöhen war die Erde einen halben Schuh tief mit einer Art Waſen bedeckt, der aus gemeinem Mooſe beſtand. Die Farbe der höheren Gegenden ſchien eine ähnliche, aber etwas dickere, Bekleidung zu verrathen. Zwiſchen den Bäumen fand ich Johannisbeer- und wilde Roſenſtauden; ein kleines Veilchen mit gelber Blume, die Blätter verſchiedener andern noch nicht blühenden Kräuter, unter denen Herr Anderſon auch das Heraclium zu erkennen glaubte, von welchem Steller, Behrings Reiſegefährte, meynt, daß es die hieſigen Amerikaner, eben ſo, wie die Kamtſchadalen, zur Speiſe zubereiten.

---

*) Damals Unteralmoſenpfleger und Hofprediger Sr. Majeſtät, jetzt Dechant zu Lincoln.

In dem Walde ſahen wir eine Krähe, zwey bis drey weißköpfige Adler, dergleichen wir im Nutkaſunde geſehen hatten, nebſt einem andern von derſelben Größe und Farbe, doch etwas ſchwärzlicher und mit einer weiſſen Bruſt. Auf dem Wege vom Schiffe zum Lande fanden wir eine Menge Vögel auf der See ſitzen, und theils ſchaaren-theils paarweiſe herumfliegen; es waren einige Knochenbrecher-Sturmvögel (*Quebranta huessos*); Taucher; Enten, oder große Sturmvögel; Mewen und Waſſerraben. Die Taucher waren von zweyerley Art; ein ſehr großer, ſchwarzer mit weißer Bruſt und Bauch; und ein kleinerer, mit längerem ſpitzeren Schnabel, oder vermuthlich der gemeine Grasvogel (*Guillemot*). Die Enten waren ebenfalls zweyerley; eine braune, mit ſchwarzem oder dunkelblauem Kopf und Hals, welches vielleicht Stellers Stein-Ente seyn kann, und eine zweyte, die in großen Schwärmen fliegt, kleiner und von unreiner ſchwarzer Farbe iſt. Die Mewen waren von der gewöhnlichen Art, und flogen in Schaaren. Die Waſſerraben ſind groß und ſchwarz, und haben hinter den Flügeln einen weißen Fleck, der ſich im Fluge zeigte; wahrſcheinlich war es der gemeine größere Waſſerrabe oder Cormoran. Auch bemerkten wir noch einen einzeln fliegenden ſchneeweißen Vogel von der Mewenart, der auf den Deckfedern ſchwarz gezeichnet war *). An unſerm Landungsorte kam ein Fuchs zum Walde heraus, ſah uns ohne Schüchternheit an, und ging langſam, ohne Furcht zu bezeigen, verüber. Er war röthlich gelb, wie einige im Nutkaſunde eingetauſchte Felle, aber nicht ſehr groß. Unweit des Ufers ſahen wir auch zwey oder drey kleine Robben, ſonſt aber weder andere Thiere noch Vögel, und nicht die mindeſte Spur, daß dieſe Inſel je bewohnt geweſen wäre.

Um halb zwey Uhr Nachmittags kehrte ich an Bord meines Schiffes zurück und ſetzte, mit Hülfe eines ſchwachen Oſtwindes, den Lauf nach der Südweſtſpitze der Inſel fort. Um acht Uhr hatten wir endlich dieſe Spitze umſchifft, und fuhren nunmehr nach dem Lande, welches uns von allem, das wir ſehen konnten, am weſtlichſten lag. Am Nordoſt-Ende von Kayes-Inſel, nach Nordweſten hin, liegt eine zweyte Inſel, die ſich Südoſt und Nordweſt drey Seemeilen lang erſtreckt, und ungefähr eben ſo weit von der nordweſtlichen Gränze der vorhinerwähnten Bay entfernt iſt, welche wir Controlleurs-(*Comptrollers*) Bay nannten.

---

*) Dieſe Bemerkungen habe ich Herrn Anderſon zu verdanken. Cook.

Am zwölften um Mittag befanden wir uns in 61° 11′ nördlicher Breite und 213° 28′ öſtlicher Länge, und ſahen Weſt-Nordweſtwärts einen großen Einbuſen vor uns, deſſen öſtliche Spitze noch drey Seemeilen entfernt war, und Cap Hinchingbrooke genannt wurde. Zu gleicher Zeit erblickten wir im Weſten und ſo gar im Südweſten immer mehr Land. Von der Controlleurs-Bay bis zum Cap Hinchingbrooke iſt die Richtung der Küſte beynahe genau Oſt und Weſt; jenſeits dieſer Spitze ſchien ſie ſich aber wieder nach Süden zu neigen. Dieſe Richtung wich von allem, was die neuern Chärten, nach Maaßgabe der Ruſſiſchen Entdeckungen, hier andeuten, ſo merklich ab, daß wir Urſach hatten, hier, durch den vor uns liegenden Einbuſen, eine nördliche Durchfahrt zu vermuthen, und jenes Land gen Weſten und Südweſten für eine bloße Gruppe von Inſeln zu halten. Da überdies der Wind nunmehr ſüdöſtlich war, und mit Nebel und Sturm drohete, und ich lieber an einen ſichern Ort zu kommen und das Leck zu verſtopfen, als mich einem neuen Orkan auszuſetzen wünſchte: ſo ſteuerte ich auf den Einbuſen zu; allein kaum hatten wir den Eingang deſſelben erreicht, ſo nahm der Nebel ſo ſtark überhand, daß wir keine Engliſche Meile weit um uns ſehen konnten. Ich mußte mich folglich entſchließen; die Schiffe irgendwo in Sicherheit zu bringen, wo wir günſtigere Witterung abwarten könnten. Zu dem Ende gingen wir in einer kleinen Bucht, dicht unter und innerhalb Cap Hinchingbrooke, eine Engliſche Viertelmeile weit vom Lande, in acht Faden Waſſer, auf einem Thongrunde vor Anker.

Hier ſetzten wir die Boote aus, einige um an verſchiedenen Orten das Senkbley zu werfen, andere um einen Fiſchfang zu verſuchen, der aber nicht glückte, weil unſer Netz zerriſſen war. Von Zeit zu Zeit verzog ſich der Nebel auf einige Augenblicke, ſo daß wir die Lage des Landes um uns her ſehen konnten. Wir befanden uns hier in einer Bay, welche ungefähr drey Seemeilen nach Oſten hineingeht, und an der Südoſtſeite noch zwey bis drey ſolcher Buchten bildet, wie diejenige iſt, worin wir lagen. In der Mitte der Bay gab es einige felſichte Eilande. Der Eingang des vor uns liegenden Einbuſens war fünf Seemeilen weit; nach Nordweſten hin konnten wir in demſelben kein Land erblicken.

Ich ſchickte Herrn Gore nach den kleinen Eilanden in der Bay ab, in der Hofnung, er würde daſelbſt einige eßbare Vögel ſchießen können. Kaum war er aber dort angelangt, ſo kamen etwa zwanzig Eingebohrne in zwey großen Kanots zum Vorſchein, und er hielt es daher für rathſam, nach den Schiffen zurückzukehren. Die Kanots folgten ihm; allein die darin befindlichen Eingebohrnen ließen ſich nicht bereden, dicht an die Schiffe heranzukommen, ſondern blieben vielmehr in einiger Entfernung, ſchrieen laut, und falteten und breiteten wechſelsweiſe ihre Arme aus, ſtimmten auch bald hernach einen Geſang an, völlig ſo, wie die Einwohner von Nutka, denen ſie auch darin ähnlich waren, daß ſie ihre Köpfe mit Federn beſtreuet hatten. Einer von ihnen hielt ein weißes Kleid ausgebreitet, welches wir für ein Friedenszeichen nahmen; ein anderer breitete ſeine Arme zu beyden Seiten des Köpers gerade aus, und blieb eine Viertelſtunde lang unbeweglich in dieſer Stellung. Ihre Kanots waren nicht von Holz gemacht, wie die im

Nutka-Sunde; nur das Gerippe beſtand aus dünnen hölzernen Latten, der Ueberzug hingegen war aus Robbenfell oder ähnlichen Thierhäuten verfertigt. Wir erwiederten ihre Friedenszeichen mit allen erſinnlichen Ausdrücken; allein vergebens bemühten wir uns ſie näher heran zu locken. Einige von unſern Leuten wiederholten verſchiedentlich einige Wörter aus der in Nutka üblichen Sprache, z. B. Sikimâli und Mahuk, (Eiſen und handeln); allein ſie ſchienen dieſe Ausdrücke nicht zu verſtehen. Verſchiedene Geſchenke, die wir ihnen zuwarfen, nahmen ſie an, und zogen ſich hierauf nach der Gegend zurück, woher ſie gekommen waren, doch machten ſie uns zuvor durch Zeichen verſtändlich, daß ſie am folgenden Morgen wiederkommen würden. Ihrer zwey, jeder in einem kleinen Kanot, beſuchten uns indeß ſchon früher, nämlich mitten in der Nacht, vermuhtlich in der Hofnung uns ſchlafend anzutreffen und etwas ſtehlen zu können; denn ſobald ſie ſahen, daß ſie entdeckt wären, zogen ſie ihres Weges.

Die Nacht hindurch, hatten wir heftigen Süd-Südoſtwind, der in Stößen kam und von Regen und trübem Wetter begleitet wurde. Am folgenden Morgen um zehn Uhr legte ſich der Sturm etwas, und der Himmel klärte ſich einigermaßen auf. Wir gingen daher unter Segel, um einen ruhigeren und ſicheren Ankerplatz aufzuſuchen, wo wir das Leck verſtopfen könnten. Anfangs war ich geſonnen, tiefer in die Bay zu gehen, vor welcher wir geankert hatten; allein das heitere Wetter bewog mich, höher nordwärts in den Einbuſen hinauf zu ſegeln. Jenſeits der Nordweſtſpitze von der eben erwähnten Bay, wendet ſich die Küſte wieder geraden Weges Oſtwärts; ich folgte ihr aber nicht, ſondern ließ immer Nordwärts auf eine Landſpitze zuſteuern, welche wir in dieſer Richtung erblickten.

Die Einwohner, die uns am vorigen Abend beſucht hatten, kamen zwar am Morgen in fünf oder ſechs Kähnen wieder, fanden uns aber ſchon unter Segel, und verſuchten es nunmehr, wiewohl umſonſt, uns einzuholen. Gegen zwey Uhr Nachmittags ſtellte ſich das ungünſtige Wetter wieder ein, und zwar mit einem ſo undurchdringlichen Nebel, daß wir außer der zuletzt erwähnten Landſpitze nichts ſehen konnten. Um halb fünf Uhr hatten wir dieſe erreicht, und fanden jetzt, daß es eine kleine Inſel war, die etwa zwey Engliſche Meilen von der Küſte lag, welche hier ebenfalls eine Spitze bildete. Jenſeit derſelben lag oſtwärts hin eine ſchöne Bay, oder eigentlicher ein Hafen, den wir mit eingereften Marsſegeln zu gewinnen ſuchten. Der Wind kam mit Ungeſtüm aus Südoſten, und die Stöße, die uns Regen brachten, waren überaus heftig. Von Zeit zu Zeit ſahen wir in allen Richtungen Land; mehrentheils war aber der Nebel ſo groß, daß wir mehr nicht als die Ufer der Bay ſehen konnten, in welche wir hinein lavirten. Der kleinen Inſel gegenüber war die Tiefe ſechs und zwanzig Faden, und der Boden ſchlammig; bald hernach fanden wir ſechzig auch ſiebenzig Faden, auf Felſengrund, im Eingange der Bay aber dreyßig bis ſechs Faden, und zwar letzteres ſehr nahe am Lande. Endlich nöthigte uns, um acht Uhr Abends, die Heftigkeit der Windſtöße, in dreyzehn Faden Tiefe vor Anker zu gehen, ehe wir uns noch ſo weit in die Bay hinaufgearbeitet hatten, als ich es wünſchte. Doch hatten wir Urſach uns glücklich zu ſchätzen, daß wir bereits ſo früh in hinlänglicher Sicherheit waren, denn in der Nacht ward es ungemein ſtürmiſch.

Dadurch ließen ſich indeß drey von den Einwohnern nicht abhalten uns zu beſuchen. Zwey ſaßen in einem Kanot, und der dritte allein in einem andern. Die Kanots konnten ihrer nicht mehr einnehmen, denn ſie waren völlig von der Bauart wie die Kähne der Eſquimaux! In dem einen waren nämlich zwey Löcher und im andern nur eines angebracht, worin eine Perſon Platz hatte. Ein jeder von dieſen Männern hielt einen Stab in der Hand, der etwa drey Schuh lang, und an deſſen einem Ende einige große Federn oder ganze Flügel von Vögeln angebunden waren. Dieſe Stäbe streckten ſie uns oftmals entgegen, um, wie es uns ſchien, ihre friedliche Geſinnung anzuzeigen *)

Unſer Betragen gegen dieſe Leute bewog eine Menge anderer, zwiſchen ein und zwey Uhr des Morgens in großen und kleinen Kähnen Beſuch bey uns abzuſtatten. Einige von jenen wagten es, an Bord des Schiffes zu ſteigen, doch thaten ſie es nicht eher, als bis einige der unſrigen ſich in ihre Kähne begaben. Unter denen die auf das Verdeck kamen, war ein anſehnlicher Mann von mittlerem Alter, der, wie wir in der Folge ſahen, ihr Oberhaupt war. Er hatte eine Kleidung von Meer-Otterfellen an, und trug wie die Einwohner des Nutkaſundes, eine Mütze auf dem Kopfe, die aber mit himmelblauen Glaskorallen von der Größe einer Erbſe ausgeſchmückt war. Dieſe ſchätzte er weit höher, als unſere weißen Glaskorallen; indeß ſtanden doch Glaskorallen aller Art bey ſeinen Landsleuten in hohem Werth, und ſie vertauſchten dagegen alles was ſie hatten, ſo gar die ſchönſten Meer-Otterfelle, welche ſie eben nicht höher

---

*) Völlig eben ſo war das Betragen der Einwohner auf den Schumagins Eilanden, welche Behrings Leute daſelbſt empfingen. „Man weiß, ſagt Herr Müller, was das Calumet iſt, welches die Nordamerikaner als ein Friedenszeichen darreichen. Die hier befindlichen Einwohner hielten dergleichen in Händen; es waren Stäbe an deren Ende man Habichtsflügel befeſtigt hatte." Découvertes, etc. p. 264. Anmerkung der Urſchrift.

ſchätzten, als andre Thierhäute, ſondern gleich den Einwohnern im Nutka-Sunde lieber verkauften, als wilde Katzen- und Marderfelle.

Sie verlangten ebenfalls Eiſen von uns einzutauſchen, es ſollten aber Stücke ſeyn, die wenigſtens neun bis zehn Zoll lang, und drey oder vier Finger breit wären; alle kleine Stückchen verwarfen ſie ganz und gar. Auf ſolche Art erhielten ſie nur wenig von uns; denn Eiſen war nunmehr an Bord eine ſeltene Waare. Die Spitzen an einigen Lanzen oder Speeren, welche ſie mitgebracht hatten, waren von dieſem Metall; andere waren von Kupfer, und einige wenige von Knochen. Wurfſpieße, Pfeile u. d. gl. hatten durchgehends knöcherne Spitzen. Ich konnte den Befehlshaber nicht bereden, mit mir unter das obere Verdeck zu gehen; und er ſowohl als ſeine Gefährten blieben überhaupt nicht lange an Bord. Während ihres kurzen Aufenthalts aber mußten wir ſehr genau auf ſie Acht geben, weil ſie bald von ihrem Hange zum Stehlen einige Proben ſehen ließen. Nachdem ſie ſich drey bis vier Stunden neben unſerm Schiffe aufgehalten hatten, verließen ſie uns alle auf einmal und begaben ſich zur Discovery, wo bisher nur einer von ihnen geweſen war. Dieſer war jetzt zu ſeinen Landsleuten herüber gekommen, und kehrte ſogleich mit dem ganzen Haufen wieder dorthin zurück. Als ich dies bemerkte, glaubte ich, der Mann habe vielleicht bey jenem Schiffe etwas gefunden, was ſeinen Landsleuten angenehmer wäre, als die Dinge, die wir ihnen angeboten hatten; allein ich irrte mich, wie der Erfolg auswies.

Sobald ſie uns verlaſſen hatten, ſchickte ich ein Boot aus, um die Tiefe im oberſten Ende der Bay zu erforſchen, weil ich das gute Wetter zu benutzen und das Schiff ans Land zu legen gedachte, um unſer Leck zu verſtopfen. Es währte nicht lange, ſo verließen die Amerikaner mit einemmal die Discovery, und anſtatt wieder zu uns zu kommen, ruderten ſie alle auf das Boot los, welches ich ausgeſchickt hatte. Hierauf kehrte der Officier wieder an Bord zurück, und alle Kanots folgten hinter ihm drein. Unſre Mannſchaft ſtieg aus dem Boote, und ließ nur zwey Mann zur Wache in demſelben zurück. Kaum war ſie aber an Bord des Schiffes, ſo traten einige Amerikaner ins Boot, und hielten den beyden Wächtern ihre Speere vor, indeß andere den Strick womit das Boot am Schiffe befeſtigt war, losmachten, und die übrigen nun das Boot mit ſich fortzuſchleppen anfingen. Allein ſobald ſie gewahr wurden, daß wir Anſtalt machten, ihnen Widerſtand zu thun, ließen ſie ihre Beute fahren, zogen ſich in ihre Kähne zurück, und winkten uns ſo unbefangen, als ob ſie nichts unrechtes gethan hätten, wir möchten unſere Waffen nur wieder bey Seite legen. So verwegen übrigens dieſer Anſchlag von ihrer Seite war, ſo kommt er dennoch in keinen Vergleich mit dem, den ſie an Bord der Discovery ausführen wollten. Der eine Mann, der ſie alle von unſerm Schiffe abgeholt hatte, war dort zuvor aufs Verdeck geſtiegen, und hatte überall in die Luken hineingeſehen. Weil er nun auf dem Verdecke niemanden wahrgenommen hatte, als den wachthabenden Officier und etwa noch ein Paar andere, ſo hatte er den Anſchlag gemacht, das Schiff zu plündern. Dies mochte ihm vermuthlich um ſo leichter geſchienen haben, da die Discovery ziemlich weit von uns entfernt lag. In dieſer Abſicht war alſo der ganze Haufe von uns dorthin gezogen. Einige von ihnen ſtiegen ohne Anſtand an Bord, zogen ihre Meſſer, und gaben dem Officier und den Leuten auf dem Verdeck durch Zeichen zu verſtehen, ſie möchten ihnen vom Leibe bleiben. Hierauf fingen ſie an ſich nach Beute umzuſehen. Das erſte, was ihnen in die Hände fiel, war ein Bootsruder; dies warfen ſie ihren in den Kanots zurückgebliebenen Landsleuten zu. Ehe ſie indeß auf einen andern Gegenſtand verfallen konnten, war bereits die Schiffsmannſchaft in Bewegung, und einer nach dem andern kam mit ſeinem Hirſchfänger bewaffnet aufs Verdeck. So bald die Plünderer dieſes gewahr wurden, ſchlichen ſie ſich ganz wohlbedächtig und gleichgültig in ihre Kähne zurück, und beſchrieben denen die darin geblieben waren, wie viel länger die Meſſer unſerer Leute wären, als die ihrigen. Da ſie nunmehr das Boot erblickt haben mußten, welches ich zum Sondiren ausgeſchickt hatte, ſo waren ſie gleich nach ihrem mißlungenen Anſchlag auf die Discovery, gegen daſſelbe ausgezogen. Unſtreitig hatten ſie auch bey ihrem frühen Beſuche keine andere Abſicht gehabt, als uns auszuplündern, weil ſie erwartet haben mochten, daß ſie uns ſchlafend antreffen würden.

Aus dieſem Betragen ſcheint indeß mit vieler Wahrſcheinlichkeit zu folgen, daß die hieſigen Einwohner von Schießgewehren noch keinen Begriff haben müßen; ſonſt hätten ſie es ſicherlich nicht gewagt, unter den Kanonen eines Schiffs uns im Angeſicht von mehr als hundert Mann, (denn wirklich ſahen faſt alle meine Leute ihnen zu, als ſie dieſen Verſuch machten), ein Boot entführen zu wollen. Glücklicher weiſe gelang es uns, ſie, nach allen ihren Schelmſtücken, in den Gebrauch der Schießgewehre eben ſo unwiſſend zu laſſen, als wir ſie gefunden hatten. In ihrer Gegenwart iſt keine Flinte abgefeuert worden, und ſie haben ſchwerlich einen Schuß gehört, es müßte denn nach Vögeln geſchehen ſeyn.

Wir ſchickten uns eben an, die Anker zu lichten, und tiefer in die Bay zu ſegeln, als es ſo heftig wie zuvor zu ſtürmen und zu regnen anfing; wir mußten alſo das Kabeltau wieder auslaufen laſſen und liegen bleiben. Gegen Abend entſchloß ich mich, da der Wind noch nicht nachlaſſen wollte, nicht länger auf eine günſtigere Gelegenheit zu warten, ſondern auf meinem jeßigen Ankerplaße das Schiff auf die Seite zu legen, und ließ in dieſer Abſicht noch einen Strom-Anker ausbringen. Als dieſer aus dem Boote gehoben ward, riß er, vermittelſt eines daran befindlichen Taues, einen Matroſen mit ſich bis auf den Grund hinunter. Ob Ungeſchick oder Unachtſamkeit, oder beydes, an dieſem Unfalle ſchuld war, weiß ich nicht; aber gewiß merkwürdig war es, daß dieſer Menſch in dem kritiſchen Augenblick noch Gegenwart des Geiſtes genug behielt, um ſich loß zu machen, und auf die Oberfläche des Waſſers zu kommen, wo man ihm zu Hülfe eilte, und ihn rettete, ob er gleich ein Bein gebrochen hatte. Früh am andern Morgen zogen wir das Schiff auf eine Seite, um dem Leck beyzukommen; wir fanden es und ließen die Zimmerleute ſogleich daran arbeiten, um es zu verſtopfen. Während der Zeit füllten wir aus einem unweit des Schiffs befindlichen Bach alle unſere leere Fäſſer. Der Wind hatte ſich zwar etwas gelegt, allein das Wetter blieb noch finſter, neblicht und regnicht. Die Einwohner, die uns den Tag vorher bey Annäherung des ſchlimmen Wetters verlaſſen hatten, beſuchten uns dieſen Morgen noch einmal. Die, welche zuerſt ankamen, hatten kleine Kanots; auf dieſe folgten andere in großen Kähnen, in deren einem wir zwanzig Weiber und eine Mannsperſon, nebſt einigen Kindern zählten.

Am 16ten Abends heiterte ſich das Wetter auf, und wir ſahen nunmehr, daß wir von allen Seiten mit Land umgeben wären. Unſer Ankerplaß an der Oſtſeite des Sundes heißt auf der Charte Snug Corner Bay, (die Bay des verſteckten Winkels) und iſt in der That ein ſehr wohl verdeckter Ort. Ich unterſuchte, in Begleitung einiger Officiere, das Ende derſelben, welches gegen alle Winde geſichert iſt und von ſieben bis drey Faden Tiefe auf ſchlammigem Grunde hat. Das Land nahe am

Strande iſt niedrig, und theils mit Waldung bedeckt, theils offen. Auf den freyen Plätzen lag der Schnee zwey bis drey Schuh tief; in den Wäldern hingegen fanden wir ihn nur ſehr ſparſam. Die benachbarten Berge waren bis an die Gipfel mit Waldung bewachſen; weiter landeinwärts ſchienen ſie aber aus nackten Felſen zu beſtehen, und waren in Schnee vergraben. (Dieſen Anblick findet man auf der nächſtfolgenden Charte abgebildet.)

Jetzt war das Leck völlig verſtopft und die Stelle ausgebeſſert. Wir hoben alſo am 17ten früh um vier Uhr unſere Anker ein, und lieſen mit einem leichten Oſt Nord Oſtwinde nach Nordweſten, in der Ueberzeugung, daß wenn es in dieſem Einbuſen eine Durchfahrt nach Norden gäbe, ſie in dieſer Richtung liegen müſſe. Bald nachdem wir die Segel ausgeſpannt hatten, beſuchten uns die Einwohner nochmals in großen und kleinen Kähnen, und gaben uns von neuem Gelegenheit, ihre Bildung, Kleidung und andere Merkwürdigkeiten, welche ihres Ortes beſchrieben werden ſollen, genauer zu ſehen. Der einzige Anlaß zu ihrer Annäherung ſchien Neugier geweſen zu ſeyn; denn auf Handel mit uns ließen ſie ſich nicht ein.

Als wir die Nordweſtſpitze des Arms, wo wir vor Anker gelegen, erreicht hatten, bemerkten wir, daß die Fluth hier auf demſelben Wege, den wir bisher genommen, den Einbuſen herauf käme; ein Umſtand, der, wenn er auch die Durchfahrt nicht geradezu unwarſcheinlich machte, doch auch keinesweges für ihr Daſeyn günſtig war. Jenſeits dieſer Spitze fanden wir ſehr unſichern Grund, und ſogar mitten im Kanal, der hier fünf bis ſechs Seemeilen breit iſt, viele verborgene Klippen. Zu gleicher Zeit legte ſich der Wind, und wir bekamen aus allen Gegenden ſchwache Luftzüge, die mit Windſtillen abwechſelten, wobey es uns ſchwer genug wurde, den drohenden Klippen zu entgehen. Mit Hülfe unſerer Boote kamen wir um ein Uhr doch ſo weit, daß wir unter dem öſtlichen Ufer, ungefähr vier Seemeilen weit von unſerm vorigen Ankerplatze, in dreizehn Faden Tiefe wieder vor Anker gehen konnten. Da ſich der Nebel nunmehr zertheilte, hatten wir die freye Ausſicht des Landes um uns her, insbeſondere gegen Norden. Hier ſchien es zuſammenzuhängen, ſo daß die Hoffnung, in jener Richtung und überhaupt in jeder andern, eine Durchfahrt zu finden, ohne wieder in See zurückzukehren, ſo ziemlich verſchwunden war.

Um indeß ein entſcheidendes Urtheil fällen zu können, ſchickte ich Herrn Gore in zwey bewafneten Booten den nördlichen Arm hinauf, indeſſen der Loots, ebenfalls mit zwey Booten, den andern, welcher eine öſtliche Richtung zu nehmen ſchien, genauer unterſuchen mußte. Es war ſpät am Abend, als beyde wiederkamen. Der Loots berichtete mir: dieſer öſtliche Arm hange mit jenem, den wir zuletzt verlaſſen, zuſammen und werde von einer Seite durch eine Inſelgruppe gebildet. Herr Gore wollte hingegen den Eingang eines Arms geſehen haben, der ſich ſehr weit nach Nordoſten erſtreckte, und Hofnung zu einer Durchfahrt gäbe. Herr Roberts aber, ein Unterloots, der ihn begleitet hatte, um die Gegend aufzunehmen, war vielmehr der Meynung, daß ſie das Ende jenes Arms ſchon abgeſehen hätten. Dieſe Verſchiedenheit ihrer Meynungen, und der ſchon erwähnte Umſtand, daß die Fluth von Süden in den Sund kam, machten das Daſeyn einer Durchfahrt wenigſtens ſehr zweifelhaft. Da nun der Wind dieſen Morgen zur Rückkehr aus dem Sunde günſtig war, beſchloß ich, an einem ſo wenig verſprechenden Orte weiter keine Zeit mit Nachſuchen zu verlieren. Dazu kam noch die Betrachtung, daß wofern das Weſtlich gelegene Land, den Ruſſiſchen Entdeckungen gemäß *), aus lauter Inſeln beſtehen ſollte, wir unſtreitig weit, und früh genug nach Norden kommen müßten, wenn wir nur die gute Jahreszeit nicht mit Aufſuchung einer Durchfahrt an ſolchen Orten verſcherzten, wo ihr Daſeyn nicht nur zweifelhaft, ſondern auch unwahrſcheinlich wäre. Wir befanden uns gegenwärtig über fünf hundert und zwanzig Seemeilen weſtwärts von der Hudſons- und Baffinsbay, und gleichwohl mußte auf jeden Fall entweder die ganze Durchfahrt, oder ein Theil derſelben, nördlicher als 72° nördlicher Breite liegen **). Wer konnte nun eine Meerenge von ſolcher Länge erwarten?

Aus dieſen Urſachen ließ ich am folgenden Morgen um drey Uhr die Anker lichten, und ſegelte, mit Hülfe eines leichten Nordwindes, den Einbuſen nach Süden hinunter. Hier geriethen wir nun wieder an die nämliche mit Felſen und Klippen beſäete Stelle, wo wir den Tag vorher geweſen waren; doch kamen wir dieſesmal bald durch, und konnten hernach mit vierzig Faden keinen Grund mehr finden. Jetzt zeigte ſichs auch, daß der Sund noch einen Zugang von Südweſten her habe, ſo daß wir auf einem kürzeren Wege hinauskommen konnten. Die Inſel, welche beyde Einfahrten von einander trennt, erſtreckt ſich von Südweſten nach Nordoſten, und iſt achtzehn

See-

---

*) Capitain Cook beurtheilt hier die Ruſſiſchen Entdeckungen nach des Herrn von Stählins Charte, welche Dr. Maty in England mit der Nachricht von dem Nordiſchen Archipel heraus gegeben hatte. Eine andere kannte er damals nicht. Anmerkung der Urſchrift.

**) Worauf ſich dieſes bezieht, lehrt die Einleitung. Anmerkung der Urſchrift. Capitain Cook wußte nämlich, noch ehe er England verließ, daß Hr. Hearne zu Lande von der Hudſonsbay bis zum 72ſten Grad der Breite gekommen ſey, und dort erſt die offene See gefunden habe. G. F.

Seemeilen lang. Ich nannte ſie Montagu-Eiland. In dem ſüdweſtlichen Kanal liegen noch einige kleine Inſeln, wovon die im Eingange, zunächſt an dem offenen Meere, hoch und felſicht, die inneren aber niedrig, vom Schnee bereits entblößt, und dagegen mit Holzung und Grün überwachſen waren, weshalb ich ſie die grünen Inſeln, (*green iſlands*) nannte.

Um zwey Uhr Nachmittags ging der Wind nach Südweſten und nach Südweſt zum Süden herum, ſo daß wir uns genöthigt ſahen zu laviren. Bey dieſer Gelegenheit entdeckten wir eine Reihe theils verborgener, theils hervorragender Klippen, welche drey Engliſche Meilen nordwärts von der nördlichſten Spitze der grünen Inſeln lagen. In der Folge bemerkten wir außerhalb dieſer Gruppe, mitten im Kanal noch andre. Die Nacht war eben nicht ſehr dunkel; allein es ſchien demungeachtet nicht rathſam, weiter zu ſteuern, und da wir hier, der großen Tiefe wegen, nicht vor Anker gehen konnten, kreuzten wir, unter Montagu-Eiland, ab und zu bis der Tag anbrach. Nunmehr konnten wir uns mit mehr Sicherheit in den zwiſchen dieſer Inſel und den grünen Eilanden vorhandenen Kanal begeben, der zwiſchen zwey und drey Seemeilen breit, und von vier und dreyßig bis ſiebzehn Faden tief iſt. Den ganzen Tag über ging der Wind ſehr ſchwach, um acht Uhr Abends aber ward es völlig windſtill, ſo daß wir zwey Engliſche Meilen weit von Montagu-Eiland, in 21 Faden, auf ſchlammigem Boden wiederum vor Anker gehen mußten. Am folgenden Morgen um zehn Uhr folgte auf die Windſtille ein leiſer Nordwind; mit deßen Hülfe wir um ſechs Uhr Abends die offene See glücklich wieder erreicht hatten. Hier ſahen wir daß die Küſte, ſoweit das Auge nur immer reichen konnte, ſich nach Weſt zum Süden ſtreckte.

Sieben und dreyßigſtes Hauptſtück.

Der Einbuſen wird Prinz Wilhelms Sund genannt. Deſſen Umfang. Beſchreibung der Einwohner und ihrer Kleidung. Einſchnitt in der Unterlippe. Allerley Zierrathen. Fahrzeuge. Waffen, Fiſcher- und Jagdgeräthſchaft. Geſchirre und Werkzeuge. Benutzung des Eiſens. Lebensmittel. Sprache, nebſt einer Probe. Thiere, Vögel und Fiſche. Woher ſie Eiſen und Glaskorallen bekommen haben.

Den Einbuſen, welchen wir jetzt eben verlaſſen hatten, nannte ich des Prinzen Wilhelms Sund (*Prince William's Sound*). Nach dem Theile den wir davon ſahen, zu urtheilen, erſtreckt er ſich wenigſtens auf anderthalb Grade der Breite und auf zwey Grade der Länge, ohne die Arme oder Zweige zu rechnen, deren Ende nicht bekannt iſt. Ihre ſcheinbare Richtung ſowohl, als die Lage und Größe der verſchiedenen in- und außerhalb des Sundes befindlichen Inſeln, ſieht man am beſten aus der Charte.

Die Einwohner, welche uns während unſeres Aufenthaltes im Sunde verſchiedentlich beſuchten, ſind von gewöhnlicher Statur, viele aber noch unter derſelben. Von ihrer Geſichtsbildung urtheile der Leſer aus der beygefügten Abbildung. Sie ſind durchgehends breit von Schultern, und von weiter Bruſt, der Kopf iſt auffallend disproportionirt, nämlich überaus groß, das Geſicht ſehr breit, im Ganzen zugleich platt; und der Hals kurz und dick. Ihre Augen ſind zwar an ſich nicht klein, aber gegen das ungeheuer große Geſicht in keinem Verhältniß. Die Naſe iſt am Ende dick und rund, und hakenförmig oder aufgeworfen *). Die Zähne ſind breit, weiß, von gleicher Größe und ſtehen ſehr eben. Das Haar iſt ſchwarz, ſchlicht und grob, und von ſehr ſtarkem Wuchs, der Bart hingegen fehlt entweder gänzlich oder iſt ſehr dünn. Einige haben um die Lippen Haare (einen Knebelbart,) welche ſteif oder borſtig und oftmals von brauner Farbe ſind. Unter den älteren Männern ſieht man auch einige mit dicken großen, aber ſchlichten Bärten.

Die Größe der Köpfe, und der ganze Umriß des Körpers ſcheint das Charakteriſtiſche der Nation zu ſeyn; ſonſt aber iſt ziemlich viel Verſchiedenheit in ihren Geſichtsbildungen. Wenigen würde man irgend einen Anſpruch auf Schönheit zugeſtehen; indeß iſt der gewöhnlichſte Ausdruck ihrer Phyſiognomie lebhaft, gutherzig und offen, wenn gleich mitunter auch einige finſtere, mürriſche Geſichter zum Vorſchein kamen. Unter den Weibern hatten manche etwas angenehmes in ihrer Geſichtsbildung, (wie die folgende Abbildung einer Frauensperſon beweiſen wird) und viele zeichneten ſich von den Männern durch ſanftere Züge aus: doch betrift dieſes eigentlich nur die jüngſten oder die von mittlerem Alter. Einige Weiber waren, ſo wie auch die Kinder, an Farbe weiß, aber ohne alle Beymiſchung von Röthe. Von den Männern bekamen wir einige nackend zu ſehen, die eine bräunliche oder beynahe ſchwärzliche Farbe hatten, welche ſchwerlich von einer Beitze oder künſtlichen Behandlung herrührte, da man ſich hier zwar das Geſicht aber nicht den übrigen Leib bemahlt.

Die gewöhnliche Kleidung, welche ſowohl von Männern als Weibern und Kindern getragen wird,

---

*) Hooked, or turned up at the tip. Urſchrift.

ſteht in einem Rock oder Fuhrmannshemde, welches gemeiniglich bis an die Knöchel, zuweilen auch nur bis an die Kniee, hinabreicht. Oben hatte es eine Oefnung, welche gerade groß genug iſt um den Kopf durchzuſtecken; und die Aermel gehen bis an die Hände. Dieſe Röcke werden aus Thierfellen gemacht, deren behaarte Seite auswärts getragen wird; am häufigſten von Meerottern, grauen Füchſen, Rackuhns und Baummardern, indeß doch auch von Robben. Ich habe auch einige Röcke geſehen, die aus Vogelhäuten beſtanden, welchen man bloß die weichen Daunfedern gelaſſen, und ſie damit auf etwas anderes aufgeklebt hatte. Desgleichen hatten zwey von ihnen wollene Kleider an, welche denen im Nutkasunde ähnlich waren. Die Nähte der Röcke, wo die verſchiedenen Felle an einander ſtoßen, ſind mit Quaſten und Franſen von ſchmalen Riemen geziert, welche ebenfalls aus Fellen geſchnitten werden. An einigen bemerkten wir einen Kragen, an andern eine Kapuze, doch fehlte gewöhnlich beydes. Ueber dieſen Rock, worin bey gutem Wetter ihr ganzer Anzug beſteht, ziehen ſie, wenn es regnet, einen Ueberrock an, der ſehr geſchickt aus Wallfiſchdärmen gemacht und ſo künſtlich zubereitet iſt, daß er unſern Goldſchlägerhäutchen an Feinheit nahe kommt. Er wird um den Hals dicht zuſammengezogen, die Ermel gehen, wie beym vorigen, bis an die Hand, und werden daſelbſt mit einer Schnur feſtgebunden; endlich, wenn ſie in ihrem Kanot ſitzen, werden die Schöße des Kleides über den Rand des Lochs gezogen, in welchem ſie ſitzen, ſo daß kein Waſſer hineindringen kann und der Menſch zu gleicher Zeit von oben her trocken bleibt, weil der zubereitete Wallfiſchdarm, eben ſo wenig als eine Blaſe, auch nur einen Tropfen Waſſer durchläßt. Nur muß man die Vorſicht gebrauchen, ein ſolches Ueberkleid beſtändig feucht oder näß zu erhalten, weil es ſonſt leicht zerſpringt oder bricht. Beyderley

Trachten kommen ſehr genau mit den Grönländiſchen überein, die Crantz *) beſchreibt.

Die meiſten gehen barfuß, doch hatten einige lederne Strümpfe, die bis zum halben Schenkel hinaufgingen. Faſt durchgehends trugen ſie aber Handſchuh, welche aus dem Felle der Bärentatzen gemacht waren. Diejenigen unter ihnen, welche den Kopf bedecken, pflegen zu dem Ende, wie die Einwohner von Nutka, eine hohe kegelförmige Mütze, entweder von Stroh oder von Holz, aufzuſetzen, die mannichmal wie ein gemahlter Seehundskopf ausſieht.

Die Männer ſchneiden das Haar auf der Stirne und im Nacken kurz ab; die Weiber hingegen laſſen es lang wachſen, und die meiſten binden eine kleine Locke auf der Scheitel; einige aber machen davon im Nacken einen Engliſchen Zopf. Die Ohren ſind bey beyden Geſchlechtern am untern, äußern Rande mit mehreren Löchern durchbohrt, worein ſie kleine Büſchel von Korallen hängen, welche, wie der Ohrenſchmuck im Nutkaſunde, aus durchbohrten Muſchelſchalen beſtehen. Auch der Naſenknorpel iſt durchbohrt, und ſie ſtecken gemeiniglich kleine Federſpulen hindurch, oder auch einen Zierrath von der eben erwähnten Muſchelſubſtanz, der auf eine ſteife, drey bis vier Zoll lange, gebogene Schnur gereihet iſt,

---

*) S Crantz, Beſchreibung von Grönland, im erſten Theile. In dieſem Werke wird man überhaupt noch viele andere Aehnlichkeiten, zwiſchen den Grönländern und den Amerikanern in Prinz Wilhelms Sunde, bemerken. Auch ſtimmt die Beſchreibung, die Capitain Cook von der hieſigen Tracht giebt, mit demjenigen überein, was Behring von den Einwohnern der Schumagins Inſeln erzählt., Muller, Découv. des Ruſſes. p. 174. Anmerk. der Urſchrift.

welches in der That grotesk ausſieht. *) Die ſeltſamſte und ſcheußlichſte unter allen ihren Verzierungen beſteht aber darin, daß einige Perſonen, ſowohl männlichen als weiblichen Geſchlechtes, einen Queereinſchnitt in der Unterlippe haben, welcher ganz durch geht, und in derſelben Richtung wie der Mund, etwas unter dem hervorſtehenden Theil der Lippe ſelbſt, befindlich iſt. Dieſen Einſchnitt findet man ſogar ſchon bey den Kindern an der Bruſt. Er iſt oft zwey Zoll lang, und es ſey nun Folge des natürlichen Zurückziehens der verwundeten Theile oder einer künſtlichen Behandlung der Wunde, ſo hat er völlig eine Lippen-ähnliche Geſtalt, und iſt weit genug, daß die Zunge durchſteckt werden kann. Der erſte, der ſich mit dieſem Queereinſchnitt ſehen ließ, ſtreckte eben die Zunge durch denſelben heraus, und ein Matroſe, der ihn beobachtete, rief voll Erſtaunen aus: „der Kerl hat zwey Mäuler!“ und in der That ſieht es ſo aus. In den künſtlichen Mund ſtecken ſie einen ſchmalen platten aus Knochen oder Muſchelſchale geſchnitzten Zierrath, der wie kleine Zähne ausſieht. An jedem Ende ſteht ein Stück hervor, welches hinter dem Einſchnitt eingeſchoben wird, und nicht zu ſehen iſt, übrigens dazu dient, den ganzen Zierrath feſtzuhalten. Andere haben bloß verſchiedene abgeſonderte Löcher durch die Unterlippe gebohrt, und in dieſem Falle beſteht der Zierrath in ſo vielen Knöpfen von Muſchelſchalen als Löcher ſind; jeder Knopf iſt mit einer Spitze oder einem Stachel auf die Art in einem Loche befeſtigt, daß die Spitze auswendig hervorragt, der Kopf hingegen inwendig, innerhalb der Lippe, zu ſtehen kommt, und alle Köpfe zuſammen gleichſam eine zweyte Reihe von den Zähnen unter den natürlichen bilden.

---

*) Dieſe Verzierung iſt auf der hierneben befindlichen Abbildung einer Frau aus Prinz Wilhelms Sunde zu ſehen.

Neben dieſem einheimiſchen Schmuck fanden wir bey ihnen auch eine Menge Glaskorallen von Europäiſcher Arbeit, hauptſächlich blaßblaue, die ſie in die Ohren hängen, die Mütze damit verbrämen und an den Lippenzierrathen reihenweis befeſtigen, ſo daß dieſe Verlängerung bisweilen über das Kinn herabhängt, (wie an der beygefügten Abbildung einer Frau). Im letztern Falle können ſie dieſelbe nicht leicht abnehmen, welches ſie hingegen mit denen von einheimiſchen Materialien nach Willkühr thun können, denn dieſe heben ſie mit der Zunge aus, oder ziehen ſie durch Saugen hinein. Sie tragen ferner Armbänder von Glaskorallen, oder cylindriſche von einer bernſtein ähnlichen Subſtanz. Es ſcheint überhaupt eine ihrer Hauptangelegenheiten zu ſeyn, ſich zu ſchmücken; denn was nur einigermaßen hineinpaßt, das ſtecken ſie in den Lippen-Einſchnitt; ſo hatte einer ein Paar von unſern eiſernen Nägel herausſtecken; ein anderer zerarbeitete ſich um einen großen meſſingenen Knopf hinein zu zwängen, u. ſ. w.

Die Mannsperſonen bemahlen ſich im Geſicht oft mit hellrother, ſchwarzer, und blauer oder bleyähnlicher Farbe, indeß nach keiner ordentlichen Zeichnung. Die Weiber ſcheinen es ihnen einigermaßen nachmachen zu wollen; ſie punktiren oder beitzen nämlich das Kinn ſchwarz, ſo daß der ſchwarze Fleck auf jeder Wange in eine Spitze ausläuft, welches mit dem Brauch der Grönländiſchen Weiber, deſſen Cranz erwähnt *), ſehr übereinkommt. Den Leib hingegen bemahlen ſie nicht, vielleicht weil es ihnen dazu an Farbematerialien fehlt. In der That bemerkten wir, daß die Farben, welche ſie in Blaſen zum Verkauf brachten, in ſehr geringer

---

*) Am angezogenen Orte.

Menge waren. So viel iſt gewiß, daß ich nirgends Wilde geſehen habe, die ſich ſo viele Mühe geben, ſich zu putzen, oder vielmehr ſich zu verunſtalten.

Ihre Fahrzeuge oder Kanots ſind von zweyerley Art; entweder große offne, oder kleine bedeckte Kähne. In einem der großen zählten wir, wie ich bereits geſagt habe, zwanzig Weiber, einen Mann, und einige Kinder. Nach einer ſorgfältigen Vergleichung dieſes Fahrzeugs mit Crantzens Beſchreibung von dem ſogenannten großen oder Weiber-Kahn der Grönländer, fand ich, daß beyde, im Ganzen, wie in allen einzelnen Theilen, völlig auf einerley Art gebaut wären, ausgenommen in Anſehung der Form des Vorder- und Hintertheils, von denen jenes beſonders einige Aehnlichkeit mit einem Wallfiſchkopfe hat. Das Gerippe des Kahns beſteht aus dünnen Stückchen Holz, worüber Felle von Robben oder andern größern Seethieren ausgeſpannt werden. Eben ſo ſchienen die kleinen Kanots faſt ganz aus eben den Materialien und auf eben die Art verfertigt zu ſeyn, wie die Kähne der Grönländer und Esquimaux; wenigſtens iſt der Unterſchied nicht weſentlich *). Einige dieſer kleinen Kähne ſind auf zwey Mann eingerichtet. Sie ſind verhältnißmäßig gegen die Länge etwas breiter, als bey den Esquimaux, und ihr Vordertheil iſt, ungefähr ſo wie der Knopf am Halſe einer Violine, niederwärts gebogen.

Die Waffen der hieſigen Einwohner, ihre Inſtrumente zum Fiſchen und Jagen ſind völlig eben ſo, wie bey den Esquimaux und Grönländern, daher eine Beſchreibung derſelben überflüßig wäre, die man

---

*) Aus dieſem Grunde iſt die bey dem Engliſchen Original befindliche Abbildung eines ſolchen Kahns, als uns Deutſchen nicht ganz unbekannt, bey dieſer Ueberſetzung weggelaſſen worden.

genau und mit einer Abbildung begleitet in Cranzens Buche antrift. Ich ſahe hier kein einziges Stück, deſſen er nicht erwähnt hätte; ſo wie auf der andern Seite alle, die er beſchreibt, auch hier zu finden ſind. Zur Schutzwehr bedienen ſie ſich einer Jacke, oder eines Panzers von dünnen Latten, welche mit Sehnen zuſammen verbunden werden, alſo völlig biegſam und doch ſo dicht ſind, daß weder Pfeil noch Wurfſpieß durchgehen kann. Dieſe Jacke bedeckt aber nur den Rumpf, und iſt gewiſſermaßen mit der Schnürbruſt unſeres Frauenzimmers zu vergleichen.

Von der Einrichtung ihrer Wohnungen wiſſen wir nichts zu ſagen, denn es gab deren weder, da wo wir vor Anker lagen, noch an andern Stellen der Bay, wo wir anlandeten; und es fehlte uns an Zeit, weiter darnach herum zu ſuchen. Indeß ſahen wir doch in ihren Kähnen etwas von ihrem Hausrath, unter andern flache ovale Schüſſeln von Holz, nebſt einigen tieferen cylindriſchen Gefäßen, deren Seite aus einem Stück, wie bey einer Schachtel, obgleich dicker, zuſammen gebogen, und vermittelſt lederner Riemen an den Rändern zuſammen geheftet waren. Die Boden waren mit kleinen hölzernen Zwecken eingeſetzt. Außer dieſen gab es noch kleinere, und weit zierlichere, wie eine ovale Sauciere, geſtaltet, nur etwas flacher und ohne Handhabe, aus Holz oder Horn verfertigt, und bisweilen artig mit Schnitzwerk verziert. Auch hatten ſie viele kleine Beutel von eben den dünnen Darmhäuten, wovon ihre Ueberröcke gemacht werden; dieſe ſchmücken ſie mit ganz kleinen rothen Federn, und bedienen ſich derſelben, um ganz feine Sehnen und Knäuel von feinen, ebenfalls aus Sehnen ſehr artig geflochtenen Schnüren darin aufzubewahren. Sie brachten ferner eine Menge bunte Körbe, die ſo dicht geflochten waren, daß ſie Waſſer hielten; hölzerne Modelle von ihren Kähnen; und eine ziemlich große Anzahl kleiner, vier bis fünf Zoll langer, entweder von Holz verfertigter, oder ausgeſtopfter Bilder, die mit einem Stückchen Pelz bekleidet, mit Stücken von kleinen Federſpulen, zur Nachahmung ihrer Muſchelkorallen, geputzt, und mit Haaren auf dem Kopfe verſehen waren. Ob dieſe Puppen etwa nur bloßes Spielzeug für ihre Kinder ſind, oder ob ſie gar in Ehren gehalten werden, verſtorbene Freunde vorſtellen, und zu abergläubiſchen Abſichten dienen müſſen, konnten wir nicht beſtimmen. Es giebt hier auch eine Menge Inſtrumente, welche aus zwey oder drey concentriſchen Kreiſen, oder Reifen von Holz, einer innerhalb des andern beſtehen, wobey ein Stück, welches queer durchgeht, zur Handhabe dient. An die Reiſe ſind, durch Zwirnsfäden, eine Menge Meereicheln befeſtigt, womit man klappert und ein ſtarkes Geräuſch zuwege bringt. Dieſe Erfindung vertritt alſo hier die Stelle des Klappervogels, deſſen ſich die Einwohner vom Nutkaſunde bedienen, und vermuthlich werden beyde Inſtrumente auf gleiche Veranlaſſung gebraucht *).

Mit was für Werkzeugen dieſe Leute ihre Kähne, hölzerne Geräthe, u. d. gl. zimmern, können wir nicht entſcheiden. Das einzige Inſtrument, welches wir bey ihnen ſahen, war eine ſteinerne Axt, welche beynahe ſo geſtaltet war, wie die auf Otaheiti oder auf andern Inſeln des Südmeeres gewöhnlichen Aexte. Aber außer dieſen beſitzen ſie auch eiſerne Meſſer in Menge, und dieſe ſind theils gerade, theils krumm, theils ſehr klein, in langen Griffen, mit auswärts gebogenen Klingen, faſt wie diejenigen, deren ſich unſere Schuſter bedienen.

---

*) Die Klapperkugel, welche Steller, nicht weit von hier, mit Behring fand, ſcheint zu gleichem Zwecke verfertigt geweſen zu ſeyn. Anmerk. der Urſchrift.

Endlich haben ſie noch eine andere Art von Meſſern, welche zuweilen faſt zwey Schuh lang ſind, und die Form eines Dolches, mit einem in der Mitte erhabenen Rücken haben. Dieſe tragen ſie in ledernen Scheiden an einem Riemen um den Hals, und unter ihrem Kleide. Vermuthlich gebrauchen ſie dieſelben nur als Waffen, dahingegen die andre Art Meſſer zu andern Bedürfniſſen des gemeinen Lebens angewendet werden. Alle ihre Geräthſchaften ſind übrigens durchgehends ſo gut gemacht, als ob es ihnen an keiner Art der beſten und ſchicklichſten Werkzeuge fehlte; vorzüglich können ihre geflochtenen Sehnen, ihre Nähterey, und die Arbeit an ihren kleinen Beuteln mit den ſauberſten Handarbeiten in der bekannten Welt eine Vergleichung aushalten. Bedenkt man den in anderer Rückſicht rohen und ungeſitteten Zuſtand dieſes Volks, ſeine nördliche Lage in einem faſt beſtändig mit Schnee bedeckten Lande, ferner die elenden Materialien und Hülfsmittel deſſelben: ſo muß man in der That geſtehen, daß es an Geſchicklichkeit und Erfindung in ſeinen Handarbeiten allen andern Nationen wenigſtens gleich geſtellt werden könne.

Die Speiſe, welche ſie in unſerer Gegenwart genoſſen, waren getrocknete Fiſche, und gebratenes oder geröſtetes Fleiſch von irgend einem Thiere. Wir kauften etwas von dem letzteren, und hielten es für Bärenfleiſch, es hatte aber einen fiſchähnlichen Nachgeſchmack. Sie eſſen ferner die größere Farrnkrautwurzel, die ich in meiner Nachricht vom Nutkaſunde angeführt habe, und zwar entweder gebacken oder auf andere Art zubereitet. Einige von unſeren Leuten hatten auch bemerkt, daß ſie reichlich von Etwas ſpeiſeten, welches der innern Fichtenrinde nicht unähnlich war. Ihr Getränk iſt vermuthlich Waſſer; denn ſie führten in ihren Kähnen Schnee in hölzernen Gefäßen mit ſich, und verſchluckten zuweilen einen Mundvoll davon. Vielleicht war es ihnen leichter, in ihren offenen Geſchirren Schnee als fließendes Waſſer zu transportiren. Sie eſſen auf eine ſchickliche und reinliche Art, ſo daß wenn zufälligerweiſe etwas Schmutz an irgend eine ihrer Eßwaare gerieth, ſie ihn ſorgfältig davon wegſchaften. Das rohe Fett einiger Seethiere laſſen ſie ſich zwar wohlſchmecken, doch ſchneiden ſie es vorher mit ihren kleinen Meſſern in Biſſen. Dieſe Reinlichkeit gilt auch von ihrer Perſon, von den hölzernen Gefäßen, worin ſie ihre Speiſen aufbewahren, und von ihren Kähnen.

Ihre Sprache iſt anfangs ſchwer zu verſtehen, und zwar nicht wegen der Unbeſtimmtheit der Laute, ſondern wegen ihrer Vieldeutigkeit. Es dünkte uns nämlich, daß ſie ein und eben daſſelbe Wort bey verſchiedenen Gelegenheiten in ganz verſchiedenem Sinne brauchten; doch würde ein längerer Umgang mit ihnen uns vermuthlich belehrt haben, daß der Fehler an uns liege. Die wenigen Worte, die ich geſammelt habe, verdanke ich Herrn **Anderſon**, deſſen anderweitige Bemerkungen über dieſe Völkerſchaft ich bereits den meinigen einverleibt habe. Ich theile das Verzeichniß hier mit, und bemerke nur noch, daß das erſte Wort auch in **Nutka** in derſelben Bedeutung gebraucht wurde, obgleich übrigens nicht die mindeſte Verwandtſchaft zwiſchen beyden Sprachen zu bemerken war.

Akaſchau (*Akaſhou*)	Wie heiſt das?
Namuk	Ein Ohrenzierrath.
Lukluk	Ein braunes zottiges Fell, vielleicht von einem Bären.
Aa	Ja.
Natuniſchuk (*Natooneſhuk*)	Ein Meerotterfell.
Kita (*Keeta*)	Gieb mir etwas.
Naima (*Naema*)	Gieb mir etwas zum Tauſch dafür.

Unaka (*Oonaka*) Manaka	Mein, mir gehörig. — z. B. Wollt ihr dies mir gehörige eintauſchen?
Ahleu (*Ahleu*)	Ein Speer.
Wina (*Veena*)	Fremder! — (wenn ſie uns riefen).
Kilaſchuk (*Keelaſhuk*)	Darmhaut, woraus ſie ihre Ueberröcke verfertigen.
Täwuk	Behalt' es.
Amilhtu (*Amilhtoo*)	Ein Stück Fell, eines weißen Bären, oder Haar von demſelben.
Hwaihä (*Whaehai*)	Soll ich's behalten? Giebſt du mir's?
Jaht (*Yaut*)	Ich gehe, (oder), ſoll ich gehen?
Tſchilke (*Chilke*)	Eins.
Täha (*Taiha*)	Zwey.
Tokki (*Tokke*) (Tinke)	Drey.
Tſchukelo*) (*Chukelo*)	Vier?
Koihini (*Koeheene*)	Fünf?
Takuläh (*Takulai*)	Sechs?
Keitſchilho (*Keichilho*)	Sieben?
Klu oder Kliu (*Kiiew*)	Acht?

Was die Thiere in dieſer Gegend von Amerika betrift, iſt es uns damit wie im Nutkaſunde ergangen, nämlich, daß wir ſie weiter nicht, als aus den zum Verkauf gebrachten Fellen haben kennen gelernt. Dies waren vorzüglich Robben; ferner einige Füchſe; die weißliche Katzenart, oder der Luchs; Stein- und Baummarder; kleine Hermeline; Bären; Rackuhns und Meer-Ottern waren unter allen die gewöhnlichſten, weil ſie hauptſächlich zur Kleidung der Einwohner gebraucht werden. Sowohl Marder als Meer-Ottern ſind hier in weit größerem Ueberfluß, als im Nutkaſunde; die erſteren haben hier zu Lande ein weit feineres, obgleich mehr ins lichtbraune fallendes Pelzwerk; die letzteren hingegen ſchienen weder ſo fein noch ſo dicht beſetzt wie dort, dafür waren ſie aber ungleich größer, und faſt durchgehends von der glänzend ſchwarzen Farbe, welche an dieſen Fellen am meiſten geſchätzt wird. Bären- und Robbenfelle waren ziemlich gemein; die letztern mehrentheils weiß, mit ſchönen ſchwarzen Flecken, oder auch ganz weiß. Von den Bären hatten die meiſten eine braune Rußfarbe.

---

*) Herr Anderſon merkt an, daß die angegebenen Zahlwörter von der Zahl vier an ungewiß ſind, weshalb auch das Fragzeichen dazu geſetzt worden iſt. Anmerk. der Urſchrift

Außer dieſen Thieren, die Prinz Wilhelms Sund mit Nutka gemein hat, giebt es auch einige, die dort dem Anſchein nach nicht vorhanden waren, z. B. weiße Bären. Die Einwohner brachten aber von den Fellen derſelben nur Stücke, oder wenn ſie ja ein ganzes Fell brachten war es nur von Jungen, ſo, daß wir die Größe des Thieres nicht darnach beſtimmen konnten. Wir fanden auch die Wolverenne, oder den Quickhatch*), mit ſehr brennenden Farben; ein größeres Hermelin als das gemeine, mit braunen Flecken, und am Ende des Schwanzes faſt ohne alles Schwarz. Die Einwohner brachten auch noch die Haut von dem Kopf eines ſehr groſsen Thieres, deſſen Gattung wir nicht erkennen konnten; nach Anleitung der Farbe und des zottigen Pelzes riethen wir aber auf den männlichen Seebären oder Bärenrobben (*Phoca urſina*). Aber eins der ſchönſten Pelzwerke, das dieſer Gegend eigen iſt, und welches wir nie zuvor geſehen hatten, war von einem kleinen ungefähr zehn Zoll langen Thierchen, das auf dem Rücken von brauner Roſtfarbe, an den Seiten aber bläulich aſchgrau war, und ſo wohl hier, als auf dem Rücken eine Menge ſchmutzig weiſser Flecken hatte. Unſtreitig iſt es eben das Thier, welches Herr von **Stähelin**[*]), in ſeinem kurzen Bericht vom neuen nordiſchen Archipel, eine gefleckte Feldmaus nennt. Ob es in der That unter die Mäuſe oder unter die Eichhörner gehört, muſsten wir unentſchieden laſſen, weil wir nicht ein einziges ganz vollſtändiges Fell davon zu ſehen bekamen; Herr **Anderſon** hielt dafür, daſs es wohl die von Herrn **Pennant** beſchriebene kaſaniſche Marmotte ſeyn könnte[**]). Alle dieſe Thiere müſſen hier ſehr häufig ſeyn, denn ihre Felle waren in Menge zu haben. Hingegen ſahen wir kleine Elents-(*Mooſe deer*) und eben ſo wenig gewöhnliche (Amerikaniſche) Hirſch-Felle.

---

*) So heißt in Canada an der Hudſonsbay der Vielfraß. G. F.

Von den bey **Nutka** angeführten Vögeln fanden wir hier nur den weiſsköpfigen Adler, den Waſſerraben, den Alcyon oder groſsen Amerikaniſchen Eisvogel, mit vorzüglich hellen Farben, und den Colibri, der öfters um die Schiffe her flog, wo ſie vor Anker lagen, ob er gleich den hieſigen ſtrengen Winter ſchwerlich aushalten kann. Die hieſigen Waſſervögel ſind Gänſe; kleine Enten, einigermaſsen denen ähnlich, die wir auf **Kerguelens**-

---

[*]) In der Nachricht von **Kodjak**.

[**]) Die Zieſelmauſs, Suslik und Jevraſchka in Ruſsland, Mus Citillus, (Pallas). G. F.

Land gefunden hätten, nebſt einer zweyten Art, die uns allen unbekannt war; endlich auch einige ſchwarze Meerälſtern oder Auſternleſer, mit rothen Schnäbeln, dergleichen wir in Neuſeeland und Van Diemensland angetroffen hatten. Einige von unſern Leuten ſchoſſen am Lande auch ein Waldhuhn (*Grous*), eine Schnepfe und einige Regenpfeiffer. Ueberhaupt waren die Waſſervögel ziemlich zahlreich, zumahl die Gänſe und Enten, die ſich an den Ufern aufhalten, allein zugleich ſo ſcheu, daß man ihnen faſt gar nicht beykommen konnte. Wir erhielten folglich einen ſehr geringen Vorrath von friſchen Lebensmitteln dieſer Art. Die vorhin erwähnte Ente iſt ſo groß, wie unſere gewöhnliche wilde Ente; von ganz dunkel ſchwarzer Farbe, mit einem kurzen ſpitzen Schwanz und rothen Füßen. Der Schnabel iſt weiß, gegen die Spitze hin etwas roth gefärbt, und an jeder Seite unweit der etwas breiteren Wurzel mit einem großen viereckigen ſchwarzen Fleck verſehen. Auf der Stirn ſiehet man einen großen dreyeckigen weißen Fleck, und noch einen größeren hinten im Nacken. Das Weibchen iſt von minder lebhafter Farbe, und hat am Schnabel bloß die Spur jener ſchwarzen Flecken. Es giebt hier auch eine Art des Tauchers, welche der Gegend vermuthlich eigen iſt. Er hat die Größe eines Rebhuhns, und einen kurzen, ſchwarzen, zuſammengedrückten Schnabel. Der Kopf und der obere Theil des Halſes iſt bräunlichſchwarz; das übrige dunkelbraun, mit ſchwärzlichen wellenförmigen Linien; unten iſt alles ſchwärzlich, und ganz fein mit weiß beſprengt. Ein anderer, vermuthlich das Weibchen des vorigen, iſt von obenher ſchwärzer, und unten weißer. Wir fanden endlich auch einen kleinen Landvogel von dem Finkengeſchlechte, ungefähr von der Größe einer Goldammer, vermutheten aber daß er zu den Vögeln gehöre, die mit der Jahreszeit, und mit ihren Wanderungsperioden zugleich die Farben verändern. Jetzt war er braun, mit röthlichem Schwanze, und das Männchen, wofür wir es wenigſtens hielten, hatte einen großen gelben Fleck auf der Scheitel, nebſt einigen ſchwarzbunten Flecken oben am Halſe, das Weibchen hingegen hatte dieſe Flecken auf der Bruſt.

Die einzigen Fiſche, die wir hier von den Einwohnern erhielten, waren Dorſche und Meerbutten (*halibut*). Um das Schiff herum fingen wir einige Drachenköpfe (*ſculpins*) und einige purpurfärbige Aſterien mit ſiebzehn bis achtzehn Fingern oder Strahlen. An den Felſen ſaßen faſt gar keine Schalenthiere; das einzige Merkwürdige, was wir daſelbſt fanden, war eine rothe, mit ſehr großen Stacheln bedeckte Krabbe.

Die Metalle, die wir bey den Einwohnern ſahen, waren Kupfer und Eiſen; beyde, und zwar vorzüglich das Eiſen, in ſolchem Ueberfluß, daß faſt alle ihre Lanzen und Pfeile damit verſehen waren. Die Färbematerialien womit ſie ſich bemahlen, waren eine rothe, bröcklichte, ſchmierige Ocher, oder Eiſenocher, die an Farbe dem Zinnober ähnlich iſt; eine hellblaue Farbe, wovon wir aber keine Probe erhalten konnten, und endlich Reißbley. Alle dieſe Subſtanzen ſind wahrſcheinlich ſelten; denn man brachte uns von der erſten und letzten Art nur einen kleinen Vorrath, und ſchien ſehr ſorgfältig darauf zu halten.

Aus dem Pflanzenreiche kam uns ſehr wenig zu Geſicht. Die hieſigen Bäume ſind hauptſächlich die Canadiſche und die Sproſſentanne, wovon einige ziemlich groß werden.

Sowohl die Glaskorallen als das Eiſen, welches die hieſigen Einwohner beſitzen, müſſen ſie unſtreitig von irgend einer geſitteten Nation erhalten haben. Das wir aber die erſten Europäer waren, die je mit ihnen Verkehr gehabt, ſchien, nach ihrem vorhin erwähnten

Betragen zu urtheilen, ſo ziemlich ausgemacht; folglich bleibt nur noch zu beſtimmen übrig, woher ſie, mittelbar, jene Europäiſche Arbeiten erhalten haben konnten. Es leidet aber wohl keinen Zweifel, daß dergleichen Waaren, durch die Dazwiſchenkunft der tiefer im Lande wohnenden Stämme, von der Hudſonsbay oder den Niederlaſſungen an den Canadiſchen Seen, hieher gebracht worden ſind; man müßte denn die unwahrſcheinlichere Meynung erweiſen können, daß die Ruſſiſchen Kaufleute von Kamtſchatka aus, ihren Handel bereits bis hieher ausgedehnt, oder daß wenigſtens die Einwohenr der öſtlichen Fuchs-Inſeln mit den hieſigen, längs der Küſte, ein Verkehr getrieben hätten *).

Das Kupfer hingegen ſuchen ſie entweder ſelbſt auf, oder es kommt doch durch wenigere Hände zu ihnen. Daher wußten ſie uns auch begreiflich zu machen, daß ſie es in hinreichender Menge beſaßen, indem ſie es zum Tauſch anboten, und auf ihre Waffen wieſen, als ob ſie ſagen wollten, ſie hätten deſſen ſo viel, als ſie brauchten. Auffallend iſt es indeß, daß ſie für jene Europäiſche Waaren, welche der inländiſche Handel ihnen zugeführt haben muß, den mit ihnen handelnden Völkern keine

---

*) Eine Stelle in Behrings Reiſe ſcheint die Sache vollends zu entſcheiden. Herr Etatsr. Müller erzählt daſelbſt, daß dieſes Seefahrers Leute auf den Schumagins-Inſeln breits Eiſen vorgefunden hätten, und unter andern, daß einer von den dortigen Einwohnern ein Meſſer von beſonderer Geſtalt am Gürtel hangen gehabt habe. Es war acht Zoll lang, ſehr dick, und an der Spitze abgerundet. Wozu man es brauchte, erfuhren ſie nicht. War alſo ſchon vor der Zeit der Ruſſiſchen Entdeckungen und des von Kamtſchatka aus getriebenen Handels, den Einwohnern dieſer Weſtamerikaniſchen Küſte Eiſen bekannt, ſo mußten ſie es ohne allen Zweifel von den Europäiſchen Niederlaſſungen an der nordöſtlichen Küſte her bekommen haben. Anm. der Urſchrift.

Meer-Otternfelle gegeben haben ſollten; denn dieſe ſind um Hudſonsbay herum nie geſehen worden. Allein man muß vieles auf die erſtaunliche Entfernung rechnen. Europäiſche Waaren konnten, als große Seltenheiten, eher durch alle zwiſchenliegende Stämme bis hieher dringen, als einheimiſche Felle. Vermuthlich bedienten ſich alſo die Völkerſchaften, die etwa hier Meer-Otternfelle eintauſchten, dieſes Pelzwerks zu ihren eignen Bedürfniſſen, und ſchickten dafür die Produkte ihrer eignen Gegend, die ihnen nicht ſo viel werth dünkten, nach Oſten, wo ſie zuletzt an Europäiſche Handelsleute gelangten.

Acht und dreyßigſtes Hauptſtück.

Fortſetzung der Fahrt längs der Küſte. Cap Eliſabeth. Cap St. Hermogenes. Unvollſtändigkeit der Nachrichten von Behrings Reiſe. Landſpitze Banks. Cap Douglas. Cap Beda. Berg St. Auguſtin. Hoffnung in einem Einbuſen eine Durchfahrt zu finden. Die Schiffe fahren hinaufwärts. Unbezweifelte Zeichen, daß es ein Strom ſey, dem Cooks Name beygelegt wird. Rückkehr der Schiffe den Strom abwärts. Wiederholte Beſuche von den Einwohnern. Herr Lieutenant King landet, und nimmt das Land in Beſitz. Deſſen Bericht. Die Reſolution bleibt auf einer Sandbank ſitzen, kommt aber mit der Fluth wieder los. Bemerkungen über den Cooks-Fluß. Erläuterung über die daſelbſt bemerkten hohen Fluthen.

Nachdem wir Prinz Wilhelms Sund verlaſſen hatten, ließ ich Südweſtwärts ſteuern, und in dieſer Richtung ſegelten wir am 21ſten bey einem hohen Vorgebirge vorbey, das in 59° 10′ nördlicher Breite und 207° 45′ öſtlicher Länge liegt. Ich nannte es Cap Eliſabeth, weil an dem heutigen Tage das Geburtsfeſt der Prinzeſſin dieſes Namens iſt. Jenſeits des Vorgebirges ſahen wir noch kein Land, und ſchmeichelten uns ſchon, in demſelben die weſtliche Gränze des feſten Landes von Amerika erreicht zu haben; allein bald wurden wir unſern Irrthum gewahr, indem in Weſt-Südweſten neues Land zum Vorſchein kam. Während der Zeit wuchs der Wind zu einem ziemlichen Sturm an, und trieb uns weit von der Küſte ab; doch ſuchten wir uns am folgenden Tage, da der Wind nachließ, dem Cap Eliſabeth wieder zu nähern. Am 23ſten um Mittag lag es noch zehn Seemeilen von uns, im Weſten, und zu gleicher Zeit ſahen wir anderes Land im Südſüdweſten, welches ſich, mit dem weſtlich gelegenen, damals an das Cap Eliſabeth anzuſchließen ſchien. Am Sonntage, den 24ſten wären wir nur noch drey Seemeilen weit von dem zuletzt entdeckten Lande entfernt; gegen Süden bis nach Süd-Südweſten hin, zeigte ſich jetzt noch mehr Land in einer Entfernung von funfzehn Seemeilen. Auf dieſem lag ein mit Schnee bedeckter Bergrücken, der ſich nach Nordweſten hin erſtreckte; das erſtere Land hingegen, welches vor dieſem lag, ſchien jetzt eine Inſel zu ſeyn, weil nur wenig Schnee darauf zu ſehen war. Dieſe Landſpitze liegt in 58° 15′ nördlicher Breite und 207° 42′ öſtlicher Länge, und iſt vielleicht, ſo viel ich nämlich nach der Engliſchen Ausgabe von Behrings Reiſe und der dazu gehörigen Charte urtheilen kann, das von ihm benannte Cap St. Hermogenes. Allein dieſe Reiſebeſchreibung iſt ſo abgekürzt und die Charte ſo unzuverläſſig, daß es beynahe unmöglich fällt, aus der Vergleichung beyder, oder auch wenn man die Charte und die Beſchreibung, jede für ſich, zu Rathe zieht, nur einen Ort, wo Behring dieſe Küſten berührt haben ſoll, mit einiger Gewißheit anzugeben. Wenn ich von Behrings Entdeckungen an der Amerikaniſchen Küſte urtheilen ſollte, ſo würde ich vorausſetzen, daß er ſie zuerſt in der Gegend des von mir ſo genannten Schönwetterbergs (*Mount Fair Weather*) geſehen haben müſſe. Ich bin aber keinesweges feſt überzeugt, daß die Bay, welche ich nach ſeinem Namen genennet habe, ſein Ankerplatz geweſen ſey. Eben ſo wenig weiß ich, ob mein Eliasberg derſelbe iſt, den Behring ſo genannt hat. Wenigſtens kann ich gar nicht ſagen, wo ſein Cap St. Elias liegt. Auf der

Nordoſtſeite des Cap St. Hermogenes wendete ſich die Küſte nach Nordweſten, und zwar, wie es uns jetzt vorkam, ohne Zuſammenhang mit dem Lande zu haben, das wir am vorigen Tage entdeckt hatten. In der vorhin erwähnten Charte befindet ſich in dieſer Gegend ein Raum, wo Behring kein Land geſehen haben ſoll. In ſo fern paßte hier auch die Beſchreibung, die in des Herrn Stählin ſpätern Nachrichten vorkommt, denen zufolge das Cap St. Hermogenes, und alles ſüdweſtwärts davon gelegene Land, für eine Inſelgruppe ausgegeben, das Cap ſelbſt aber auf eine Inſel ohne Waldung verlegt wird. Was wir vor uns ſahen, ſchien dieſe Nachricht zu beſtätigen, und in der That erfüllte uns alles mit der Hofnung, hier eine Durchfahrt Nordwärts zu finden, ohne weiter nach Südweſten zurückkehren zu müſſen.

Bis um zwey Uhr am folgenden Morgen wurden wir durch Windſtillen und veränderliche Winde in der Nachbarſchaft des Caps St. Hermogenes aufgehalten, alsdenn aber ſtellte ſich Nordoſtwind ein, mit deſſen Hülfe wir Nord-Nordweſtwärts längs der Küſte ſegelten. Wir entdeckten bald, daß das Cap St. Hermogenes wirklich auf einer Inſel von etwa ſechs Meilen im Umkreiſe läge, welche von der nächſten Küſte durch einen Kanal getrennt wird, der eine Seemeile breit iſt. Anderthalb Seemeilen weit nordwärts von der Inſel, ragen einige Klippen über dem Waſſer hervor, an deren Nordoſtſeite wir von dreyßig bis zwanzig Faden Tiefe fanden. Um Mittag hatten wir die Inſel St. Hermogenes bereits acht Seemeilen weit im Süden ¼ Oſten zurückgelaſſen. Das nordweſtlich von derſelben gelegene Land endigte ſich gegen Weſten in eine flache, jetzt fünf Seemeilen entfernte Spitze, die ich Point Banks benannte. Von hier aus ſahen wir auch wieder dasjenige Land, von welchem wir anfänglich geglaubt hatten, es verbinde das Vorgebirge Eliſabeth mit der ſüdweſtlichen Küſte. Ich lies auf dies Land, das uns jetzt im Nordweſt halb Norden lag, zuſteuern, und fand bey unſerer Annäherung, daß es eine ganz abgeſonderte Gruppe von hohen Eilanden und Felſen war. Sie hatten ein nacktes Anſehen, und ich nannte ſie daher die unfruchtbaren Inſeln (*Barren Islands*). Sie liegen in 59° nördlicher Breite, in einer Linie mit Cap Eliſabeth und Point Banks, drey Seemeilen weit von erſterem, und fünf von letzterem entfernt.

Ich hatte mir vorgenommen, zwiſchen dieſen Inſeln durch zu ſegeln; allein die Strömung kam uns ſo ſtark entgegen, daß ich lieber weſtwärts die ganze Gruppe umſchiffte. Gegen Abend heiterte ſich der Himmel auf, der den ganzen Tag über in Nebel gehüllt geweſen war, und ließ uns ein ſehr hohes Vorgebirge erblicken, deſſen erhabener Gipfel in gewaltigen Bergen über den Wolken hervorragte. Dieſes Vorgebirge nannte ich Cap Douglas, meinem würdigen Freunde, dem Kanonikus zu Windſor, Herrn Dr. Douglas, zu Ehren*). Es liegt in 58° 56′ nördlicher Breite und 206° 10′ öſtlicher Länge, zehn Seemeilen weit weſtwärts von den unfruchtbaren Inſeln (*Barren Islands*) und zwölf Nordweſt zu Weſten halb Weſten von der Spitze (*point*) Banks. Zwiſchen dieſer Spitze und Cap Douglas ſchien die Küſte eine große tiefe Bay zu bilden, welche, weil wir auf Banks Spitze Rauch geſehen hatten, die räucherigte Bay (*Smokey bay*) genannt wurde.

Am folgenden Morgen bey Tages Anbruch befanden wir uns nordwärts von den unfruchtbaren Inſeln

---

*) Dieſer Dr. Douglas iſt der Herausgeber dieſer Reiſebeſchreibung. G. F.

(*barren islands*) und entdeckten, nordwärts vom Cap Douglas, mehr Land, nämlich eine überaus hohe Gebirgskette, in welcher ein Berg über alle anderen hervorragte; dieſen nannte ich St. Auguſtinsberg. Die Entdeckung jener hohen Gebirgskette benahm uns indeß den Gedanken, hier eine Durchfahrt zu finden, noch immer nicht; denn wir hielten ſie für völlig vom Cap Eliſabeth getrennt. In der That war unſere Ausſicht nach Nord Nordoſten hin noch unbegränzt, und ſogar zwiſchen Cap Douglas und dem St. Auguſtinsberge glaubten wir eine Durchfahrt nach Nordweſten offen zu ſehen. Mit einem Worte, das Land zur Linken, nordwärts vom Cap Douglas, hielten wir für lauter getrennte Inſelgruppen, zwiſchen denen wir, je nachdem es uns der Wind geſtatten würde, eine Durchfahrt wählen könnten *).

Mit ſo ſchmeichelhaften Erwartungen liefen wir bey einem friſchen Nordoſtwinde nach Nordweſten, bis wir um acht Uhr ganz deutlich ſahen, daß jene eingebildeten Inſeln weiter nichts waren, als Gipfel von Gebirgen, welche, wie ſich nunmehr zeigte, überall durch flacheres Land zuſammenhingen. Das ganze Land war, von den Gipfeln der Berge bis an den Seeſtrand herab mit Schnee bedeckt, und hatte übrigens alle Kennzeichen eines Theils von dem feſten Lande an ſich. Nunmehr war ich bereits vollkommen überzeugt, daß wir in dieſem Buſen keine Durchfahrt finden würden, und ſetzte daher meine Unterſuchung deſſelben nicht ſo wohl in der Abſicht fort, um mich in meiner Meynung zu beſtärken, als um Andern, die ſie bezweifeln möchten, ein Genüge zu leiſten.

---

*) Dieſes und alles folgende Detail von dem vergeblichen Nachſuchen nach der gewünſchten Durchfahrt in dem, nachher Cook zu Ehren, Cooks Strohm benannten großen Fluſſe, wird man mit mehrerem Intereſſe leſen, wenn man die hier beygefügte Charte von demſelben zum Buche herausſchlägt und auf derſelben den Schiffen von einem Ankerplatz zum andern folgt.

Der St. Auguſtinsberg war jetzt nur noch drey bis vier Seemeilen weit entfernt. Er iſt kegelförmig und ſehr hoch; allein es bleibt noch unentſchieden, ob er ein Theil des feſten Landes, oder eine Inſel iſt.

Da gegen Weſten nichts weiter zu thun war, legten wir um, und richteten unſern Lauf nach dem Vorgebirge Eliſabeth, welches wir um halb ſechs Uhr Nachmittags erreichten. Nordwärts von demſelben liegt ein hohes Vorgebirge, welches ich Cap Beda*) nannte, und zwiſchen beyden eine Bay, in deren Innerem zwey ſichere Hafen zu ſeyn ſchienen. Wir gingen ziemlich tief in dieſe Bay hinein, und hätten daſelbſt in drey und zwanzig Faden Tiefe bequem ankern können, wenn das meine Abſicht geweſen wäre. Statt deſſen liefen wir mit einem ſtarken Nordwinde, der uns Regen und finſteres Wetter brachte, wieder nach Weſten. Das Ungeſtüm des Windes legte ſich am folgenden Morgen, allein das Wetter klärte ſich erſt um drey Uhr Nachmittags auf. Vom Cap Beda ſahen wir nunmehr die Küſte Nordoſtwärts liegen, und in derſelben Richtung, ihr parallel, erſtreckte ſich weiter im Lande eine Kette von hohen Gebirgen. Das Land längs der Küſte war mit Holzung verſehen, und ſchien verſchiedene Hafen zu haben. Aber es war eben nicht viel Aufmunterung für uns, als wir mitten in dem Einbuſen flaches Land entdeckten; indeß hielten wir dieſes noch für eine Inſel und

---

*) Die Namen Beda und St. Auguſtin hat Capitain Cook nach Anleitung des Engliſchen Calenders gewählt. Anmerkung der Urſchrift.

ließen den Muth nicht ſinken. Ein leichter Südwind erlaubte uns jetzt nordwärts zu ſegeln, und ich ließ von dem flachen Lande weſtwärts ſteuern, weil in dieſer Gegend ein unbegränzter Horizont vor uns lag. Während der Nacht hatten wir von dreißig zu fünf und zwanzig Faden Tiefe.

Am 28ſten des Morgens war der Wind ſehr unbedeutend, und das Schiff trieb nach Süden hinab. Ich ließ deshalb ein Stromanker mit einem achtzolligen Taue auswerfen; allein dieſes riß nahe am inneren Ende, und wir verloren es ſammt dem Anker. Wir legten auf der Stelle mit einem größern Anker an, und ſuchten beynahe den ganzen Tag, es wieder aufzufiſchen; allein unſre Bemühung war vergeblich. Hier befanden wir uns in 59° 51′ nördlicher Breite und zugleich ungefähr ſieben Seemeilen von der weſtlichen Küſte, welche den Einbuſen ſo ſehr verengte, daß er nach dem Compaß nur noch viertehalb Striche (von Nord halb Oſt bis Nord Oſt) offen war. In dieſem Zwiſchenraum war indeß kein Land zu ſehen. Aus dem Buſen heraus ſtrömte eine ſtarke Fluth, und zwar die Ebbe, die um zehn Uhr den niedrigſten Stand erreichte, und in einer Stunde zwiſchen drey und vier Engliſche Meilen lief. Mit derſelben kam vieles Tang oder Meergras, und etwas Treibholz zum Buſen heraus; das Waſſer war zugleich trübe, wie es in Flüſſen zu ſeyn pflegt, und nur noch der einzige Umſtand, daß es völlig ſo ſalzig wie der Ocean ſchmeckte, gereichte zu unſerer Beruhigung. Die ſteigende Fluth, die ſich jetzt einſtellte ſtrömte nicht weniger ſtark als die Ebbe; denn ſie lief drey Engliſche Meilen in der Stunde, und dauerte bis vier Uhr Nachmittags. Der Windſtille wegen, die den ganzen Tag über anhielt, gingen wir erſt um acht Uhr Abends, da ein leiſer Oſtwind aufſtieg, von unſerm Ankerplatze wieder unter Segel, und ſchifften in dem Buſen nach Norden hinauf. Wir erhielten aber bald gerade aus dieſer Gegend her einen ziemlich ſtarken Wind in heftigen mit Regen begleiteten Stößen. Dies hinderte uns indeß nicht, ſo lange die Fluth dauerte, nämlich bis gegen fünf Uhr am folgenden Morgen, hinaufwärts zu laviren, wobey wir mit dem Senkbley zwiſchen fünf und dreyßig und vier und zwanzig Faden Tiefe fanden. In der letztern Tiefe ließen wir, zwey Seemeilen weit vom öſtlichen Ufer, in 60° 8′ nördlicher Breite die Anker fallen. Vor der weſtlichen Küſte her lag flaches Land, welches eine Inſel zu ſeyn ſchien, die ungefähr drey oder vier Seemeilen entfernt ſeyn mochte.

Das Wetter war unterdeß wieder ſchön und ziemlich klar geworden, und wir konnten das Land, ſo weit es unſer Horizont erlaubte, deutlich ſehen. Nach Nordnordoſten hin war gleichwohl die Ausſicht noch völlig frey, und ohne Land, zu beyden Seiten hingegen erhoben ſich ununterbrochene Gebirgsrücken hintereinander. Nach dem Ufer zu urtheilen, mußte die Ebbe um zehn Uhr am niedrigſten ſeyn; allein ſie fuhr bis um Mittag fort hinabwärts zu ſtrömen, und zwar fünftehalb Meilen (*miles*) in der Stunde. Die ſenkrechte Abnahme des Waſſers betrug, während wir vor Anker lagen, zehn Schuh und drey Zoll; dieſe Angabe iſt alſo wahrſcheinlicherweiſe noch unter der wahren Höhe des Falles. Am öſtlichen Ufer ſahen wir zwey Rauchſäulen empor ſteigen, ein ſicherer Beweis, daß dieſe Gegend bewohnt ſey.

Nachmittags um ein Uhr lichteten wir die Anker und lavirten hinaufwärts, gegen den gerade aus dem Buſen herabkommenden Nord-Nordoſtwind, der ſo heftig war, daß wir nur die großen Unterſegel und doppelt eingereſte Marsſegel führen konnten. Wir erreichten ſolchergeſtalt die Weſtliche Küſte, zwey Seemeilen weit von der Südſpitze des vorhinerwähnten flachen Eilands oder Landes, unter welchem ich mich ſo lange, bis der Wind nachließe, zu decken ſuchte. Allein plötzlich verminderte ſich unſere Tiefe von vierzig Faden bis auf zwölf, und es ſchien ſich vor uns eine Sandbank Oſtwärts zu erſtrecken; ich ließ daher die Anker in neunzehn Faden auf kleinem Kieſelgrunde fallen.

Am 30ſten des Morgens, zwiſchen ein und zwey Uhr, lichteten wir mit angehender Fluth die Anker wieder; der Wind blieb uns aber noch entgegen, wiewohl er ſich ſehr gelegt hatte. Um ſieben Uhr mußten wir wieder ankern, da die Fluth geendigt war.

Um Mittag kamen, ungefähr aus der Gegend, wo wir Tages zuvor den Rauch geſehen hatten, zwey Männer, jeder in einem Kanot zu uns. Sie ließen es ſich ſauer werden, durch die Fluth herüber zu rudern, ſtanden hernach eine Weile an, ob ſie uns ganz nahe kommen ſollten, entſchloſſen ſich aber endlich dazu, nachdem wir ihnen allerley Zeichen gemacht hatten. Einer von ihnen redete eine Zeitlang ganz vergeblich, denn wir verſtanden auch kein einziges Wort. Er wies beſtändig auf das Land, vielleicht um uns dorthin einzuladen. Einige Kleinigkeiten, die ich ihnen, von den Seitenfenſtern der Kajüte aus, hinabreichte, nahmen ſie an. Sie waren in ihrer Figur, ihrer Kleidung und dem Bau ihrer Kähne den Einwohnern in Prinz Wilhelms Sunde völlig ähnlich. Einer von ihnen hatte das Geſicht ſchwarz bemahlt, aber allem Anſchein nach keinen Bart; der andere, ein Mann bey Jahren, war nicht angemahlt, hatte einen ziemlich ſtarken Bart und glich im Geſicht den gemeinen Leuten in Prinz Wilhelms-Sunde. Wir bemerkten heute auch an dem flachen Ufer der Weſtſeite einen Rauch. Vielleicht ſind dergleichen Niederungen und Inſeln, die einzigen bewohnten Gegenden.

Mit der Fluth gingen wir wieder unter Segel, und die Kanots verließen uns. Ich erreichte diesmal das weſtliche Ufer, da wo es in eine breite, ſtumpfe Spitze ausläuft. Dieſer gegenüber liegt auf dem öſtlichen Ufer eine Spitze von gleicher Höhe; und zwiſchen beyden verengt ſich der Kanal bis auf vier Seemeilen. Die Fluth, die hier durchſtrömte, war ungewöhnlich ſtark, und ſahe fürchterlich aus; doch konnten wir nicht entſcheiden, ob die Bewegung des Waſſers von einer Untiefe herrührte, oder bloß die Wirkung des heftigen Strömens wäre. Wir vermutheten das letztere, weil wir keine Untiefen gewahr wurden, allein in der Folge erkannten wir unſern Irrthum. Ich hielt mich nunmehr an das weſtliche Ufer, weil es mir das ſicherſte zu ſeyn ſchien, und fand nahe an demſelben das Waſſer dreyzehn, und zwey bis drey Engliſche Meilen davon, über vierzig Faden tief. Um acht Uhr Abends gingen wir unter einer Nordöſtlich vor uns liegenden Landſpitze vor Anker, wo wir eine Tiefe von funfzehn Faden fanden, und die eben erwähnte Spitze drey Seemeilen weit von uns entfernt hatten. Hier lagen wir während der Ebbe, welche in jeder Stunde fünf Meilen hinabfloß.

Ehe wir dieſen Ort erreichten, hatte das Waſſer während der Ebbe jederzeit einen eben ſo ſalzigen Geſchmack gehabt, als bey hoher Fluth oder im offenen Meere. Hier aber fanden wir es zur Zeit der niedrigſten Ebbe ungleich ſüßer oder friſcher, und wurden folglich überzeugt, daß wir uns in einem großen Fluſſe, keinesweges aber in einer nach Norden gehenden Meerenge befänden. Weil wir indeß ſchon ſo weit gekommen waren, wollte ich noch ſtärkere Beweiſe haben, und ließ in der Abſicht am 31ſten früh Morgens mit der ankommenden Fluth die Anker lichten. Der Wind war unbedeutend, und wir trieben alſo eigentlich nur mit dem Strom der Fluth hinaufwärts. Gegen acht Uhr beſuchten uns die Eingebohrnen in Einem großen, und mehreren kleinen Kähnen, von welchen die letzteren nur Eine Perſon führten, und zuweilen, ſo wie die Kähne der Eskimaux, ein Ruder mit einer Schaufel an jedem Ende, hatten. In dem großen Kanot ſaßen Männer Weiber und Kinder. Ehe ſie dicht an das Schiff kamen, ſteckten ſie einen ledernen Rock auf eine Stange, hielten ihn als ein Friedenszeichen in die Höhe, und reichten ihn zuletzt ins Schiff hinauf, als ein Gegengeſchenk für einige Kleinigkeiten, die ich ihnen gegeben hatte. In Anſeßung der Perſon, der Kleidungen, Zierrathen und Fahrzeuge konnte ich keinen Unterſchied zwiſchen dieſen Leuten und denen in Prinz Wilhelms Sund bemerken; nur ſchienen ihre Kähne etwas kleiner zu ſeyn, und nicht mehr als Einen Mann führen zu können. Wir erhielten von ihnen einige aus Meerotter- Marder- Haſen- und andern Fellen zuſammengenähete Pelzkleider, einige Spieße, und einen kleinen Vorrath von Lachſen und Meerbutten. Dagegen nahmen ſie von uns alte Kleider, nebſt Glaskorallen und Stücken Eiſen. Sie trugen große eiſerne Meſſer, und hatten ebenfalls himmelblaue Glaskorallen dergleichen wir ſchon bey den Einwohnern in Prinz Wilhelms Sunde geſehen hatten. Dieſe Korallen ſtanden, eben ſo wie die unſrigen, ob dieſe gleich von anderer Farbe waren, bey ihnen im hohen Werthe. Vom Eiſen hingegen verlangten ſie große Stücke, wo ich nicht irre unter dem Namen Guni, wiewohl ſie, wie ihre Nachbaren in Prinz Wilhelms Sund, Ein Wort in verſchiednen Bedeutungen brauchten. Offenbar hatten ſie mit jenen einerley Sprache; denn die Wörter Kita, Naima, Unaka, und einige andere, welche wir im Sunde am häufigſten gehört hatten, wurden auch hier fleißig wiederholt. Nachdem ſie ſich ein Paar Stunden zwiſchen beyden Schiffen aufgehalten hatten, kehrten ſie ſämmtlich nach dem weſtlichen Ufer zurück. Um neun Uhr warfen wir unſere Anker in ſechzehn Faden, zwey Seemeilen weit von dem weſtlichen Ufer. Die Ebbe war bereits angegangen, lief aber zur Zeit ihrer größten Geſchwindigkeit nur noch drey Engliſche Seemeilen in der Stunde, und fiel, nachdem wir die Anker geworfen hatten, ein und zwanzig Fuß in ſenkrechter Linie. Das Wetter war abwechſelnd neblicht mit feinem Regen, und wieder klar. In den klaren Zwiſchenräumen ſahen wir nach Oſten hin eine Oefnung im Gebirge, und plattes Land, welches wir für Inſeln zwiſchen uns und dem feſten Lande hielten. Auch nordwärts zeigte ſich niedriges Land, welches ſich vom Fuß der Gebirge an einer Seite bis zur andern zu erſtrecken ſchien. Bey der niedrigſten Ebbe entdeckten wir große Untiefen, die ſich von jener niedrigen Gegend aus ſüdwärts erſtreckten, und zum Theil nicht weit von uns entfernt waren. Nach dieſer Lage der Gegenſtände war es nunmehr ungewiß, ob ſich der Buſen durch die gedachte Oefnung des Gebirges nach Oſten wende, oder ob dieſe Oefnung bloß ein Zweig wäre, indeß der Hauptarm zwiſchen jenem flachen Lande durch, nach Norden hin, fortginge. Die zu beyden Seiten in dieſer Richtung fortſtreichenden Gebirgsketten begünſtigten indeß die letztere Vermuthung.

Um die Sache auszumachen, und die Untiefen unterſuchen zu laſſen, ſchickte ich den Lootſen mit zwey Booten voraus, und folgte ihm, ſobald die Fluth uns helfen konnte, mit den Schiffen. Es herrſchte eine vollkommene Windſtille, ſo daß ich, nachdem wir etwa zehn Engliſche Meilen nach Oſten getrieben waren, wieder vor Anker legte. Bey dem niedrigſten Stande der vorhergehenden Ebbe war das Waſſer auf der Oberfläche, und etwa einen Schuh tief unter derſelben, vollkommen friſch, in einer größeren Tiefe hingegen behielt es noch einen ziemlichen ſalzigen Geſchmack. Dieſen Umſtand abgerechnet, ergab ſich die Gewißheit, daß wir uns in einem großen Fluſſe befänden, noch aus manchen andern nur gar zu deutlichen Kennzeichen: Die Ufer waren nämlich flach; das Waſſer trübe und ſchlammig, und mit der Fluth ſchwammen große Bäume, nebſt allerley Unrath, auf und ab. Nachmittags beſuchten uns die Einwohner wieder in verſchiedenen Booten, und handelten einige Zeit mit unſern Leuten, ohne uns je Urſach zu geben, ſie der geringſten Unredlichkeit beſchuldigen zu können.

Um zwey Uhr am andern Morgen, kam der Loots zurück, und berichtete mir, er habe den Buſen, oder eigentlicher, den Fluß, durch das platte Land zu beyden Seiten bis auf eine Seemeile breit verengt gefunden. In dieſem engen Theil, der ſich nordwärts erſtrecke, ſey er drey Seemeilen weit hinaufgerudert, und habe denſelben für die größten Schiffe ſchiffbar, und die Tiefe von zwanzig bis ſiebzehn Faden befunden. Ehe er ſich in den engeren Theil begeben habe, ſey, in gehöriger Entfernung vom Strande oder von Sandbänken, die geringſte Tiefe von zehn Faden geweſen. Während der Ebbezeit habe er das Waſſer vollkommen friſch gefunden, die heraufſteigende Fluth habe es aber etwas ſalzig gemacht, und es ſey, ſo weit er hinaufwärts gekommen, auch bey hohem Waſſer noch ſtark geſalzen geweſen. Er habe auf einer Inſel gelandet, welche zwiſchen dieſem und dem öſtlichen Arm liege, und daſelbſt Johannisbeerſtauden gefunden, die bereits die Frucht angeſetzt hätten, desgleichen einige andere ihm unbekannte Obſtbäume und Stauden. Der Boden ſey Thon mit Sand gemiſcht. Etwa drey Seemeilen weiter als er gekommen ſey, habe er in der öſtlichen Gebirgskette eine zweyte Oefnung bemerkt, durch welche der Fluß wahrſcheinlich nordoſtwärts gehe; doch ſey es vermuthlich nur ein Arm deſſelben, und der Hauptſtrom ziehe ſich nordwärts zwiſchen den beyden bisher erwähnten Gebirgsketten, die ſich gegen Norden zwar immer mehr näherten, allein doch nicht

nicht zuſammengingen. Zwiſchen ihnen ſey kein hohes Land geſehen worden, ſondern eine Niederung, die theils bewaldet, theils frey geweſen.

Hiemit hatte denn die Hofnung, hier eine Durchfahrt zu finden, ein Ende. Weil indeß die Ebbe diesmal beynahe vorüber war, und wir gegen die Fluth nicht hinabwärts gehen konnten, bediente ich mich derſelben, um den öſtlichen Arm des Buſens noch etwas näher zu unterſuchen, und heraus zu bringen, ob das platte Land am öſtlichen Ufer des Fluſſes eine Inſel wäre, wie wir es vermuthet hatten. Wir lichteten daher mit dem erſten Steigen der Fluth die Anker, und folgten den Booten, die vor uns her das Senkbley warfen, nach Oſten. Die Tiefe fanden wir von zwölf bis fünf Faden, auf hartem Kieſelgrunde, wobey gleichwohl das Waſſer trübe war.

Um acht Uhr kam der Wind friſch aus Oſten, unſerm Lauf gerade entgegen. Es blieb uns folglich keine Hofnung übrig, noch mit der diesmaligen Fluth die Mündung des öſtlichen Fluſſes zu erreichen. Was aber die Schiffe nicht vermochten, konnte durch Boote ausgerichtet werden; ich ſchickte alſo deren zwey unter Herrn Lieutenant **King**s Commando ab, die Fluth und andere Gegenſtände zu unterſuchen, welche uns genauer von der Beſchaffenheit des Fluſſes unterrichten könnten. Um zehn Uhr ließ ich, mit eintretender Ebbe, die Anker in neun Faden Kieſelgrund werfen, und weil ich bemerkte, daß meine Boote ſich nicht gegen den Strom hinauf arbeiten konnten, rief ich ſie, ehe ſie noch auf halbem Wege zur Mündung des Fluſſes waren, durch ein Signal an Bord zurück. Wir hatten indeß ſo viel erforſcht, daß alles niedrige Land, welches wir für Inſeln gehalten, zuſammenhieng, ſich von den Ufern des großen Fluſſes bis an den Fuß der Gebirge erſtreckte, und ſich erſt an der Südſeite dieſer öſtlichen Mündung endigte, welcher letztern ich, um ſie von dem Hauptſtrom zu unterſcheiden, den Namen des Fluſſes Turnagain (Kehrum) beylegte. An der Nordſeite dieſes Fluſſes fängt die Niederung wieder an, und erſtreckt ſich vom Fuß des Gebirges, bis an die Ufer des großen Fluſſes hinab, und bildet folglich von dem Fluſſe Turnagain eine große Bay, an deren Südſeite wir jetzt vor Anker lagen, und wo wir zwiſchen halber Fluth und hohem Waſſer von zwölf zu fünf Faden Tiefe hatten.

Nachdem wir in die Bay gekommen waren, ſtieg die Fluth ſehr ſtark in den Fluß *Turnagain;* die Ebbe kam aber mit noch größerer Gewalt zurück, und das Waſſer fiel, während daß wir vor Anker lagen, um zwanzig Fuß. Dies gereichte uns zum vollſtändigſten Beweiſe, daß dieſer Seitenfluß eben ſo wenig als der Hauptarm (gegen Norden) eine Durchfahrt darböte. Weil indeß das Waſſer, wiewohl es ungleich ſüßer als Seewaſſer ward, während der Ebbe immer noch etwas Salz beybehielt, ſo läßt ſich mit vieler Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß beyde Arme noch viel weiter hinauf, als wir ſie unterſucht haben, ſchifbar ſeyn müſſen, ſo daß dieſer Fluß und ſeine verſchiedene Arme, das Verkehr mit dem Innern des Landes weit und breit erleichtern. Wir ſind demſelben bis auf 61° 30′ nördlicher Breite und 210° öſtlicher Länge, das iſt gegen ſiebenzig Seemeilen von dem Meere, gefolgt, und alles daſelbſt ſchien anzuzeigen, daß wir noch weit von ſeiner Quelle entfernt ſeyn müßten.

Sollte die Entdeckung dieſes großen Fluſſes *), der, was inländiſche Schiffahrt betrift, allem Anſchein nach

---

*) Capitain Cook hat dieſem Fluſſe keinen Namen gegeben; daher hat der Graf Sandwich denſelben, wie billig, **Cook's Fluß** genannt. **Anmerkung der Urſchrift.**

mit den meiſten ſchon bekannten ſchifbaren Flüſſen um den Vorrang ſtreiten dürfte, entweder unſerm Zeitalter, oder künftigen Jahrhunderten, einigen Nutzen verſchaffen; ſo iſt es deſto weniger zu beklagen, daß ſie uns ſo viel Zeit gekoſtet hat. Uns aber, die wir ein ſo viel wichtigeres Ziel erreichen wollten, war allerdings dieſer Zeitverluſt ſehr weſentlich. Die Jahreszeit eilte ſchnell herbey, und wir wußten nicht, wie weit wir noch nach Süden zurück zu kehren hätten, da es nunmehr ausgemacht war, daß das feſte Land von Nordamerika ſich viel weiter nach Weſten erſtreckte, als wir es, nach Anleitung derjenigen Charten die den meiſten Ruf hatten, erwartet hätten *). Das Daſeyn einer Durchfahrt nach Hudſons- oder Baffins-Bay war indeß jetzt unwahrſcheinlicher als je, ſie müßte denn von ungleich gröſſerer Länge ſeyn, als man vermuthet hatte. In ſo fern gereichte es mir auch zur Beruhigung, dieſen Fluß gehörig unterſucht zu haben; denn wie leicht würden nicht im entgegengeſetzten Falle die ſpekulativen Köpfe, die ſich eine Geographie nach ihrem Sinne zu ſchaffen wiſſen, es als Thatſache angenommen haben, daß er nordwärts mit der See, oder Oſtwärts mit Baffin's oder Hudſonsbay zuſammenhinge? da hätte dann die vorgebliche Durchfahrt künftig auf neuen Planiglobien ihren beſtimmten Platz behauptet, und allerdings mehr Wahrſchein-

---

*) Ein Beyſpiel, wie ſchädlich oft die Träume eines Gelehrten, der die Lage der Länder nach ſeinen Hypotheſen entwirft, dem praktiſchen Seemanne werden können. Schade, daß dem vortreflichen Cook die neueſten Charten der Ruſſiſch kaiſerlichen Akademie noch nicht bekannt ſeyn konnten, und daß gleichwohl jene Werke der Einbildungskraft, wo man die große Ausdehnung des Aſiatiſchen Ruſſiſchen Reichs nach Oſten in Zweifel zu ziehen geſucht hat, ihm nicht gänzlich unbekannt geblieben ſeyn müſſen. G. F.

lichkeit für ihre Exiſtenz gehabt, als jene unſichtbare und bloß eingebildete Meerengen des de Fuca und des de Fonte.

Nachmittags ſchickte ich Herrn King nochmals mit zwey bewafneten Booten ab, und ertheilte ihm Befehl, auf der Nordſpitze des flachen Landes, an der Südoſtſeite des (Cook-) Fluſſes auszuſteigen, die Flagge daſelbſt wehen zu laſſen, im Namen Sr. Majeſtät von dem Lande und dem Fluſſe Beſitz zu nehmen, und eine Flaſche, worin einige Engliſche Münzen vom Jahr 1772, nebſt einem Papier, auf welchem die Namen unſerer Schiffe und der Tag unſerer Entdeckung angezeigt waren, zu vergraben. Indeſſen giengen die Schiffe unter Segel, um den Fluß hinabwärts zu ſchiffen. Der Wind kam noch friſch aus Oſten, legte ſich aber bald und es ward windſtill. Die ſteigende Fluth begegnete uns der Spitze gegenüber, wo Herr King angelandet war, die von ſeinem Geſchäfte auch Point Poſſeſſion, die Poſſeſſionsſpitze genannt wurde. Hier mußten wir zwey Meilen weit nordwärts von der Spitze in ſechs Faden die Anker werfen.

Herr King kehrte an Bord zurück, und berichtete: Indem er ſich dem Strande genähert habe, wären etwa zwanzig von den Einwohnern ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen gegangen, vermuthlich um ihre friedliche Geſinnungen an den Tag zu legen, und zu zeigen, daß ſie unbewafnet wären. Als Herr King mit ſeinen Begleitern, die Flinte in der Hand, ans Ufer ſtieg, ſchienen ſie unruhig zu werden, denn ſie machten Zeichen, daß die unſrigen die Waffen niederlegen möchten. Man erfüllte ihr Verlangen, und nunmehr erlaubten ſie den Herren, zu ihnen zu kommen, und betrugen ſich munter und artig. Sie hatten etwas friſchen Lachs und einige Hunde mitgebracht. Herr Law, Wundarzt der Diſcovery, der mit von dieſer Partie war, kaufte ihnen einen Hund ab, führte ihn zum Boot hin, und ſchoß ihn daſelbſt vor ihren Augen todt. Hierüber geriethen ſie in Erſtaunen, und fingen an, davon zu gehen, als ob ſie ſich in ſolcher Geſellſchaft nicht ſicher glaubten. Bald hernach entdeckte man aber, daß ſie ihre Lanzen und andere Waffen in dem Gebüſch dicht hinter ihnen verborgen hatten. Herr **King** erzählte mir übrigens noch, daß der Boden daſelbſt ſumpfig, und das Erdreich mager, leicht und ſchwarz geweſen ſey. Es wuchſen dort einige Bäume und Stauden, z. B. Fichten, Erlen, Birken und Weiden, nebſt Roſen und Johannisbeerbüſchen und ein wenig Gras; allein es fand ſich auch nicht eine einzige blühende Pflanze. Sobald es hoch Waſſer war, lichteten wir das Anker, und ſchiften mit einem gelinden Südwinde an das Weſtliche Ufer hinüber, wo die wieder aufwärts ſteigende Fluth uns früh am Morgen vor Anker zu gehen zwang. Bald darauf kamen die Eingebohrnen in einigen großen und kleinen Kähnen zu uns, um einen Tauſchhandel mit ihrem Pelzwerk zu treiben. Zuletzt verkauften ſie ſogar ihre Kleider vom Leibe, bis viele ſich ganz und gar nackt ausgezogen hatten. Unter andern brachten ſie uns eine Menge weiße Haaſen- oder Kaninchenfelle, nebſt ſehr ſchönen röthlichen Füchſen, aber nur zwey oder drey Meer-Otternfelle. Wir erhandelten auch einige Lachſe und Meerbutten von ihnen. Eiſen zogen ſie allem übrigen vor. Die Lippenzierrathen waren dem Anſchein nach nicht ſo häufig unter ihnen, als in **Prinz Wilhelms Sunde**; dafür hatten ſie aber deſto mehr Naſenzierrathen, die ſich durch ihre Länge vorzüglich auszeichneten. Auch bemerkten wir an ihren Kleidungsſtücken und Geräthſchaften, z. B. an ihren Köchern und Meſſerſcheiden, viele rothe und weiße Stickerey.

Um halb zehn Uhr gingen wir mit dem erſten Anfang der Ebbe unter Segel, und lavirten gegen den leichten Südwind hinabwärts, bis die Reſolution, durch eine Nachläßigkeit des Menſchen, der das Senkbley führte, auf einer Sandbank, mitten im Fluſſe, etwa zehn Engliſche Meilen oberhalb der beyden ſtumpfen einander gegenüberliegenden Landſpitzen, feſt ſitzen blieb. Dieſe Sandbank war ohne Zweifel die Urſache jener heftigen Bewegung im Strome geweſen, die wir im Hinausſegeln bemerkt hatten. Um das Schiff her hatten wir, während der niedrigſten Ebbe, nicht weniger als zwey Fuß Tiefe, allein an andern Stellen war die Sandbank trocken. So bald wir aufgeſtoßen waren, machte ich der Discovery das Signal vor Anker zu gehen, und erfuhr in der Folge, daß dieſes Schiff an der Weſtſeite der Sandbank ebenfalls beynahe geſtrandet wäre. Als die Fluth herauf kam, hob ſie um fünf Uhr Nachmittags das Schiff wieder in die Höhe; wir hatten alſo nicht die geringſte Mühe bey dieſem Unfall, ſo wie das Schiff auch ohne alle Beſchädigung davon kam. Nachdem wir an das Weſtliche Ufer hinüber geſteuert hatten, gingen wir vor Anker, um die Ebbe abzuwarten, weil der Wind uns noch immer entgegen kam.

Um zehn Uhr Abends gingen wir nochmals unter Segel, und als die Ebbe vorbey war, ankerten wir zwiſchen vier und fünf Uhr Morgens von neuem, zwey Engliſche Meilen unterhalb der ſtumpfen Landſpitze am weſtlichen Ufer, in einer Tiefe von neunzehn Faden. Hier beſuchten uns eine ziemliche Anzahl Eingebohrne, die den ganzen Morgen bey uns blieben. Ihre Ankunft war uns ſehr erwünſcht, denn ſie brachten eine große Menge vortreflichen Lachs mit, den ſie für die Kleinigkeiten die wir ihnen geben konnten, willig vertauſchten. Er war mehrentheils ſchon zum Troknen aufgeriſſen, und wir kauften davon für beyde Schiffe mehrere Centner.

Dieſen Nachmittag ſahen wir ſeit unſerer Ankunft im Fluſſe die Gebirge zum erſtenmal von Wolken entblößt, und entdeckten in der weſtlichen Reihe einen Vulkan, der in 60° 23′ nördlicher Breite liegt. Es iſt nordwärts vom St. Auguſtinsberge, der erſte hohe Berg. Der Feuerſchlund liegt an der Seite, welche nach dem Fluſſe ſieht, und zwar nicht weit unter dem Gipfel. Für jetzt fiel er uns eben nicht ſehr auf, denn wir ſahen bloß einen weiſſen Rauch, ohne Feuer.

Da der Wind im Süden blieb, fuhren wir fort uns von der Ebbe hinabführen zu laſſen, bis wir früh am fünften wieder an den Ort kamen, wo wir unſer kleines Anker verloren hatten. Hier machten wir noch einen Verſuch es wieder aufzufiſchen, der aber ſo wie der vorige fehlſchlug. Ehe wir weiter gingen, kamen sechs Kanots vom öſtlichen Ufer ab, deren jedes mit einem oder zwey Mann beſetzt war. Sie hielten in einiger Entfernung von den Schiffen inne, und ſchienen wenigſtens eine halbe Stunde lang in ſtilles Staunen verſunken zu ſeyn; denn ſie ſprachen kein Wort weder mit uns, noch untereinander. Endlich ermannten ſie ſich, kamen an unſere Schiffsſeite, fingen an mit uns zu handeln, und verließen uns nicht eher, als bis ſie ihren ganzen Vorrath von Pelzwerk und Lachs abgeſetzt hatten. Ich erinnere hier nochmals, daß alle Bewohner der Ufer dieſes Fluſſes, ſo viel wir ihrer ſahen, in jedem charakteriſtiſchen Zuge mit denen in Prinz Wilhelms Sunde völlig übereinkamen, hingegen von denen im Nutka- oder König Georgs Sunde, ſo wohl in Anſehung der Perſon als der Sprache, weſentlich verſchieden waren. Die hieſigen Leute ſprechen zwar ein wenig durch die Gurgel, aber deutlich und laut, und, wie es ſchien, in ganzen Redeſätzen. Ich habe bereits erwähnt, daß ſie Eiſen beſitzen, ihre Meſſerklingen, und die Spitzen ihrer Speere ſind nämlich von dieſem Metall, einige der letztern aber auch von Kupfer. Ihre Speere ſehen wie unſere Spontons aus, und ihre langen

Meſſer tragen ſie in Scheiden. Außer dieſen ſahen wir bey ihnen von fremden Waaren nur noch einige Glaskorallen, alles übrige, was ſie um und an ſich hatten war von ihrer eigenen Arbeit. Wie ich es mir erkläre, daß ſie zu dieſen Sachen gekommen ſeyn mögen, habe ich bereits an ſeinem Orte erwähnt. Hier will ich nur noch erinnern, daß, im Fall auch erwieſen werden könnte, ſie hätten dergleichen Waaren durch ihre Nachbaren mittelbar von den Ruſſen erhalten, dieſe doch wenigſtens nicht ſelbſt hier geweſen ſeyn können, weil wir die Eingebohrnen ſonſt ſchwerlich in ſo koſtbare Meer-Otterfelle gekleidet angetroffen haben würden. Ohne allen Zweifel könnte ein ſehr einträglicher Pelzhandel mit den Einwohnern dieſer weit ausgebreiteten Küſten getrieben werden; allein, wofern die Durchfahrt nach Norden nicht ſchifbar befunden würde, ſcheint Grosbrittanien doch zu weit entlegen zu ſeyn, um dieſen Vortheil benutzen zu können. Die koſtbarſten, oder beſſer, die einzigen koſtbaren Felle an dieſer weſtlichen Seite von Amerika, ſind indeß die Meer Otterfelle. Alles übrige Pelzwerk, zumal Fuchs und Marder, iſt von einer geringeren Güte. Dazu kommt noch, daß die meiſten Felle zu Kleidern verarbeitet ſind. Hiervon giebt es zwar einige unbeſchädigte, andere hingegen ſind alt und lumpig genug, und alle wimmeln von Ungeziefer. Vermuthlich geben ſich die armen Leute keine Mühe, mehr Felle zu bekommen, als ſie zu ihrer nothdürftigen Bekleidung bedürfen, weil ſie bisher noch keinen andern Gebrauch davon zu machen wußten. Sich Bedeckung zu verſchaffen, ſcheint wohl der einzige Grund zu ſeyn, weshalb ſie Landthiere erlegen, denn übrigens geben ihnen hauptſächlich die Flüſſe und das Meer ihren Lebensunterhalt. Durch einen immerfortwährenden Handel mit Fremden, würde ſich, in dieſer Abſicht, vieles ändern; ihre Bedürfniſſe würden ſich vermehren, es würden neue Artikel des Luxus unter ihnen gangbar werden, und um dieſe kaufen zu können, würden ſie einen größern Vorrath von Fellen herbeyzuſchaffen bemüht ſeyn, da dieſe Waare unter allen am meiſten geſucht werden, und auch ohne Zweifel in Ueberfluß zu haben ſeyn würde.

Was ich gelegentlich von der Fluth in dieſem Fluſſe erwähnt habe, beweiſt zur Genüge, daß ſie beträchtlich iſt, und die Schiffahrt in demſelben um ein großes erleichtert. Am Voll- und Neumonde iſt zwiſchen zwey und drey Uhr hohes Waſſer im Strom, und die Fluth ſteigt ſenkrecht, zwiſchen drey und vier Faden hoch. Die Urſach, weßhalb die Fluthen hier beträchtlicher als anderwärts an der Küſte ſind, läßt ſich leicht erklären. Die Mündung des Stromes liegt in einer Ecke der Küſte, ſo daß die Fluth, die aus dem Ocean kommt, von beyden Ufern hineingedrängt wird, und nothwendig in die Höhe ſteigen muß. Ein Blick auf die Charte wird dieſen Umſtand anſchaulich erläutern. Die Abweichung der Magnetnadel betrug hier 25° 40′ öſtlich.

Neun und dreyßigſtes Hauptſtück.

Entdeckungen nachdem wir den Cooks-Strom verlaſſen hatten. Inſel St. Hermogenes. Cap Whitſunday (Pfingſtcap); Cap Greville; Cap Barnabas. Zweyköpfige Spitze, (*Two headed point*). Dreyeinigkeitsinſel (*Trinity iſland*). Behrings Nebel-Inſel. Beſchreibung eines ſehr ſchönen Vogels. Kodjak und die Schumagins-Inſeln. Einer von den Eingebohrnen reicht uns einen Ruſſiſchen Brief an Bord. Muthmaßungen wegen deſſelben. Felſenſpitze (*Rock point*). Halibut Eiland (Meerbutten-Inſel). Feuerſpeyender Berg. Glücklich überſtandene Gefahr. Ankunft der Schiffe zu Unalaſchka. Umgang mit den daſelbſt befindlichen Eingebohrnen. Ein zweyter Ruſſiſcher Brief. Beſchreibung des Hafens Samganudha.

Nachdem wir uns bisher mit der Ebbe geholfen hatten, um den Fluß hinab zu ſchiffen, erhielten wir am ſechſten des Morgens um ein Uhr einen friſchen Weſtwind, mit deſſen Hülfe wir um acht bey den unfruchtbaren Inſeln vorbeyſegelten, und unſern Lauf nach dem Cap St. Hermogenes richteten. Dieſes Cap lag um Mittag acht Seemeilen weit gegen Süd Südoſt entfernt, und die Durchfahrt zwiſchen der Inſel eben deſſelben Namens und dem größern Lande lag uns im Süden. Ich ließ auf dieſe Oefnung zuſteuern, in der Abſicht dazwiſchen durchzugehen; allein bald darauf verließ uns der Weſtwind, und ſtatt deſſelben zog die Luft ſo ſchwach aus

Oſten, daß wir vergeblich arbeiteten, und unſer Vorhaben aufgeben mußten.

Um dieſe Zeit ſtiegen am feſten Lande, nordwärts von der Durchfahrt, einige Rauchſäulen in die Höhe, die vermuthlich Signale ſeyn ſollten, uns dorthin zu ziehen. Die Küſte bildet daſelbſt eine Bay oder vielleicht gar einen Hafen, der an ſeiner Nordſpitze ein niedriges felſichtes Eiland hat. Längs der Küſte bis Point Banks hinauf liegen auch noch einige ähnlich geſtaltete Eilande. Abends um acht Uhr befanden wir uns noch drey Meilen Nordweſtwärts von den Klippen, welche gegen Norden von der Hermogenes Inſel liegen, und hatten in einer Tiefe von vierzig Faden, Sand und Muſchelgrund. Hier warfen wir unſere Fiſchangeln aus, und fingen einige Meerbutten.

Um Mitternacht hatten wir die Klippen, und am folgenden Mittag die Inſel St. Hermogenes im Norden zurückgelaſſen. Die Südſpitze des Landes, welches dieſer Inſel gegen Weſten liegt, nannte ich, nach dem heutigen Tage, das Pfingſtcap (*Cape Whitſunday*), ſo wie eine große Bay, welche Weſtwärts unter demſelben hineingehet, die Pfingſtbay (*Whitſuntide Bay*). Das Vorgebirge liegt in 58° 15′ nördlicher Breite und 207° 24′ öſtlicher Länge. Oſtwärts von dieſer Bay iſt alles Land der Inſel St. Hermogenes ähnlich, allem Anſchein nach von Waldung gänzlich, und zum Theil auch ſchon von Schnee entblößt. Es ſchien uns mit einer Moosartigen Subſtanz bedeckt zu ſeyn, und davon eine bräunliche Farbe zu erhalten. Auch hatten wir einige Urſach zu vermuthen, daß es eine Inſel wäre; in dieſem Fall wäre dann die Pfingſtbay nur eine Meerenge oder Durchfahrt, welche die Inſel vom feſten Lande trennte, und wovon das Pfingſtcap die Südſpitze, ſo wie Point Banks die Nordſpitze, bildete. Indeß fanden wir am folgenden Morgen, indem wir vor der Mündung der Pfingſtbay des widrigen Windes halber vorüber ſegelten, daß ſich das Land völlig rund um dieſelbe zieht, alſo hängt es entweder zuſammen, oder die Landſpitzen bedecken einander; ich glaube aber das erſtere, und das Land oſtwärts von der Bay, dünkt mich keine Inſel, ſondern ein Theil des feſten Landes. Weſtwärts von der Bay liegen einige kleine Eilande. Südwärts hinab iſt die Seeküſte etwas niedrig, und hat hervorſpringende felſichte Spitzen, zwiſchen denen ſich kleine Bayen oder Buchten bilden. Man bemerkte weder Waldung noch vielen Schnee, der indeß die tiefer im Lande liegenden Berge gänzlich bedeckte. Etwas weiter ſüdwärts in 57° 33′ nördlicher Breite und 207° 15′ öſtlicher Länge bildet die Küſte eine Spitze, die ich Cap Greville nannte.

Drey Tage lang hielt das Nebelwetter mit unter miſchtem Staubregen an, und gewährte uns nur ſelten den Anblick der Küſte. Der Wind blieb noch immer Südoſt zum Süden, oder SüdSüdoſt, und die Luft ging rauh und kalt. Wir konnten während der Zeit nichts anders thun, als nach Süden hin laviren. Die Tiefe des Waſſers blieb zwiſchen dreyßig und fünf und funfzig Faden, über grobem ſchwarzen Sande. Mit einem Südweſtwind, der ſich am 12ten Abends einſtellte, zog ſich der Nebel weg, und zeigte uns das Land zwölf Seemeilen weit im Weſten. Eine hohe Spitze in 57° 13′ nördlicher Breite, der wir uns am folgenden Mittag bis auf drey Engliſche Meilen genähert hatten, nannte ich Cap Barnabas. Gegen Südweſten endigte ſich die Küſte, die wir jetzt vor Augen hatten, in eine hohe Spitze mit zwey runden Bergen, die deshalb den Namen zweiköpfige Spitze (*Two headed Point*) erhielt. Das Land bildet hier verſchiedene kleine Bayen, und beſteht aus hohen Bergen und tiefen Thälern. Hin und wieder ragten noch andere Gebirge über jenen an der Küſte hervor. Auf letzteren lag jetzt eben nicht viel Schnee, ſie ſahen aber auch deſto öder und unfruchtbarer aus. Weit und breit war kein Baum und kein Gebüſch zu ſehen; und alles hatte eine bräunliche Farbe, die vermuthlich von dem Mooſe herrührt womit die Berge bewachſen ſeyn mögen.

Wir lavirten noch immer längs der Küſte, nach Südweſt zum Weſten hinab, und fanden, daß die zweiköpfige Spitze in mehreren Geſichtspunkten das Anſehen einer Inſel hatte, oder wenigſtens eine Halbinſel ſeyn müßte, die an jeder Seite eine Bay hätte. Am 14ten frühe hatten wir gegen Süden eine Inſel erreicht, die wir die Dreyeinigkeitsinſel *) (*Trinity Island*) nannten. Sie iſt von Oſt nach Weſten sechs Seemeilen lang, und hat an jedem Ende hohes nacktes Land, zwiſchen welchem eine Niederung liegt, ſo daß ſie von fern, in einigen Geſichtspunkten, wie zwey Inſeln erſcheint. Sie liegt in 56° 36′ nördlicher Breite und 205° öſtlicher Länge etwa zwey bis drey Seemeilen vom feſten Lande; dieſer Zwiſchenraum iſt aber mit kleinen Eilanden und Klippen beſäet, zwiſchen denen indeß eine ziemlich gute Durchfahrt und ſichre Ankerplätze zu ſeyn ſchienen. Anfangs wollten wir dieſe Inſel für Behrings Tumannoi Oſtrow oder die Nebel-Inſel halten; allein dazu iſt ſie dem feſten Lande zu nahe.

Indem wir zwiſchen dem Lande und der Inſel lavirten, begegneten uns zwey Männer in einem kleinen Kanot, die von der Inſel nach dem feſten Lande ruderten. Aber anſtatt ſich uns zu nähern, ſchienen ſie uns vielmehr vermeiden zu wollen. Indeſſen ward der Wind ſüdlich, und wir vermutheten aus allerley Anzeigen, daß er bald ſüdöſtlich werden würde. Da mich aber die Erfahrung belehrt hatte, daß dieſer Wind hier meiſtentheils wo nicht immer, dicken Nebel mit ſich führte, ſo durfte ich es nunmehr nicht wagen, zwiſchen die Inſel und das Land hinein zu ſteuern, weil ich befürchten mußte, ich würde die Durchfahrt vor einbrechender Nacht noch nicht paßirt haben und zu ankern gezwungen werden. Ich ging daher geradenwegs wieder in die See hinaus, um den guten Wind nicht ungenußt zu laſſen. Wie wir es erwartet hatten, ſetzte ſich auch der Wind noch vor Mitternacht im Südoſten, und brachte Nebelwetter und Staubregen mit. Ich machte mir Hofnung, am folgenden Morgen das feſte Land zu Geſicht zu bekommen; allein der Nebel verhinderte es. Da nun auch um Mittag noch kein Land zu erblicken war und Wind, Nebel und Regen ſtärker wurden, ſo richtete ich den Lauf nach Weſt-Nordweſten, ließ aber nicht mehr Segel ausſpannen, als wir auch nahe am Winde liegend, führen konnten. Dieſe Vorſicht war allerdings nothwendig, da es bey finſtrem Nebel, in der Nähe einer unbekannten Küſte, nicht rathſam geweſen wäre, vor einem ungeſtümen Winde zu ſegeln. Auf der andern Seite erforderte es gleichwohl die höchſte Nothwendigkeit, bey günſtigem Winde etwas zu wagen; denn heiteres Wetter kam hier mehrentheils nur mit dem Weſtwinde. Zwiſchen zwey und drey Uhr Nachmittags ſahen wir durch den Nebel hindurch, nordweſtwärts, Land, in einer Entfernung von drey oder höchſtens vier Engliſchen Meilen. Sogleich legten wir um nach Süden, dicht am Winde, der uns gleich drauf die beyden großen Segel zerriß und die übrigen ſehr beſchädigte. Um neun Uhr ließ er endlich nach, das Wetter heiterte ſich auf, und wir ſahen die Küſte vier bis fünf Seemeilen weit im Weſten liegen. Der Bleywurf erreichte den ſchlammigen Grund in hundert Faden Tiefe. Bald hernach kehrte der Nebel wieder zurück, und wir ſahen das Land die ganze Nacht hindurch nicht mehr. Gegen vier Uhr Morgens klärte ſich der Himmel ganz auf, und wir ſahen nunmehr, daß wir gleichſam auf allen Seiten vom Lande umgeben wären. Das äußerſte gegen Nordoſten liegende Ende, war eben daſſelbe, welches wir bereits im Nebel geſehen hatten. Wir nannten es das neblichte Cap (*Foggy Cape*). Es liegt in 56° 31′ nördlicher Breite. Mit Hülfe eines leichten Nordweſtwindes ſchiften wir ſüdwärts, um das daſelbſt geſehene Land deutlicher in Augenſchein zu nehmen; und um neun Uhr ſahen wir, daß es eine Inſel von etwa neun Seemeilen im Umkreiſe war. Sie liegt in 56° 10′ nördlicher Breite und 202° 45′ öſtlicher Länge und heißt auf unſern Charten die Nebel-Inſel (*Foggy island*), weil wir ſie, der Lage nach, für eben dieſelbe hielten, der Behring dieſen Namen gegeben hat. Zu gleicher Zeit lagen vor dem Eingang einer Bay am feſten Lande, Nordweſtwärts von uns, drey oder vier Eilande, und eine Spitze die ſich durch drey oder vier hohe Felſenſpitzen, wie Kirchthurm-Zinnen, auszeichnete, und die ich deshalb die Zinnenſpitze (*Pinnacle-point*) nannte. Im Süd-Südoſten, neun Seemeilen weit von der Küſte, lag eine Gruppe von kleinen Inſelchen oder Klippen.

---

*) Nach dem Sonntage Trinitatis.

Am 17ten Junius blieb der Wind zwiſchen Weſt und Nordweſt, war aber ſo ſchwach, daß es oft ganz windſtill wurde. Das Wetter war heiter, und die Luft trocken und ſchneidend. Den 18ten war es bey angenehmen klaren Wetter, größtentheils windſtill, wobey wir Beobachtungen anſtellten, um ſowohl die Länge als die Abweichung der Magnetnadel zu beſtimmen. Letztere beträgt 21° 27′ gegen Oſten. Die Küſte zwiſchen der Dreyeinigkeitsinſel (*Trinity Island*) und dem neblichten Cap (*Foggy cape*) hängt unſtreitig zuſammen, ungeachtet das trübe Wetter uns die Ausſicht benahm. Südwärts von dem letztgenannten Cap wird das Land rauher und ungleicher, als wir es noch geſehen hatten, theils in Anſehung der Gebirge ſelbſt, theils auch in Anſehung der Küſte, die hier voller Buchten oder kleiner Krümmungen und Buſen iſt, welche aber nicht ſehr tief landeinwärts gehen. Die hervorragenden Spitzen zwiſchen einigen von dieſen Buſen, könnten leicht Inſeln ſeyn, welches ſich bey einer genauen Unterſuchung zeigen wird. Ueberall iſt die Ausſicht wüſt und öde, und das Land, von den Gipfeln der höchſten Gebirge bis unweit der Küſte hin, mit Schnee bedeckt.

Aus einem Boot, welches ich an Bord der Discovery ſchickte, ſchoß einer von unſern Leuten einen ſehr ſchönen Vogel vom Geſchlecht der Papageytaucher. Er iſt etwas kleiner als eine Ente, und von ſchwarzer Farbe, den Vordertheil des Kopfs ausgenommen, welcher weiß iſt. Ueber und hinter jedem Auge ſteigt ein ſehr zierlicher weiß gelblicher Federbuſch hervor, der wie ein Widdershorn gewunden iſt. Der Schnabel und die Füße ſind roth. Vielleicht iſt es Stellers Alca monochroa*), die in Kraſchenninikofs Beſchreibung von Kamtſchatka vorkommt. Soviel ich bemerkt habe ſahen wir Vögel von dieſer Art, zuerſt etwas ſüdwärts vom Cap St. Hermogenes; und von der Zeit an, kamen ſie uns, bisweilen in großen Schaaren, täglich vor. Nächſt dieſen waren die in andern Nordiſchen Meeren gewöhnlichen Vögel, Mewen, Waſſerraben, Puffins nebſt anderen Sturmvögeln und Schwänen unſre täglichen Gefährten; auch ging ſelten ein Tag vorbey, wo nicht Robben, Wallfiſche und andere große Fiſche zum Vorſchein gekommen wären.

Bereits am 17ten hatten wir eine große Inſelgruppe gegen Südweſten entdeckt, die etwa ſieben Seemeilen von

---

*) Alca cirrhata, Pallas. G. F.

von dem feſten Lande entfernt ſeyn mochte. Jetzt richtete ich den Lauf in den dazwiſchen liegenden Kanal, dem wir auch bey Tagesanbruch am 19ten nahe gekommen waren. Nunmehr zeigten ſich innerhalb der Inſeln, die wir ſchon geſehen hatten, noch mehrere andere von verſchiedener Größe. Doch ließen ſie einen ziemlich weiten Raum zwiſchen ſich, durch welchen ich meinen Weg nahm, weil dies mir rathſamer ſchien, als ganz dicht an der Küſte des feſten Landes hin zu ſchiffen, wo wir leicht eine Landſpitze für eine Inſel anſehen, dadurch aber in einen Meerbuſen gerathen, und den günſtigen Wind, der jetzt wehete, verlieren konnten. Um Mittag befanden wir uns in 55° 18′ nördlicher Breite in der engſten Gegend des Kanals, welcher von der ſüdlichſten Inſelgruppe an einer, und den, zwiſchen ihr und der andern Küſte des feſten Landes, näher gelegenen Inſeln, auf der entgegengeſetzten Seite gebildet wird, und an dieſer Stelle etwa anderthalb oder zwey Seemeilen breit iſt. Die größte Inſel dieſer Gruppe lag zur Linken, und ſteht, nach einer in der Folge erhaltenen Nachricht, in der Charte unter dem Namen Kodjack *). Den übrigen Inſeln habe ich keine Namen gegeben; ich halte ſie aber für ebendieſelben, welche Behring die Schumaginsinſeln **) nennt; oder die Schumaginsinſeln machen wenigſtens einen Theil dieſer großen Inſelgruppe aus. So weit nach Süden hin als man eine Inſel nur immer ſehen kann, erblickten wir jetzt dergleichen. Sie fangen in 200° 15′ öſtlicher Länge an, und erſtrecken ſich anderthalb bis zwey Grade nach Weſten; ich kann aber mit meiner Beſtimmung nicht weiter ins Detail gehen, da wir nicht alle Inſeln von der Küſte des feſten Landes unterſcheiden konnten. Die meiſten ſind ziemlich hoch, äußerſt unfruchtbar und rauh. Die Klippen umher, die oft ſteil emporſtehen, geben ihnen hin und wieder ein wildes romantiſches Anſehen. An mehreren Orten gab es an ihren Ufern verſchiedene ſichere Bayen und kleine Häfen; von der Höhe rannen Bäche von friſchem Waſſer herunter, und um ſie her flößte das Meer etwas Treibholz; allein auf dem Lande ſelbſt wuchs weder Baum noch Staude. Auf vielen dieſer Eilande lag noch Schnee in Menge und auch die Abſchnitte des feſten Landes, die zwiſchen durch geſehen werden konnten, waren gänzlich damit bedeckt. Um vier Uhr Nachmittags hatten wir alle uns gegen Süden gelegene Inſeln vorbeygeſchift, und erblickten nunmehr an der Küſte eine im Weſten 8° Südlich gelegene hervorſpringende Land-Spitze, auf welche wir unſeren Lauf richteten. Bald nachher, als wir die Fahrt zwiſchen den Eilanden glücklich zurückgelegt hatten, löſete die Diſcovery, welche zwey Engliſche Meilen hinter uns geblieben war, drey Kanonen, legte bey und machte das Signal, mit uns zu ſprechen. Dies erſchreckte uns nicht wenig; weil indeß im Kanal ſelbſt, den wir eben durchſchift hatten, keine ſichtbare Gefahr vorhanden geweſen war, vermutheten wir, das Schiff müße etwa leck geworden ſeyn oder irgend einen andern ähnlichen Unfall gehabt haben. Ich fertigte ſogleich ein Boot ab welches bald mit Capitain Clerke am Bord, zurückkehrte. Er brachte mir die Nachricht, daß etliche Eingebohrne in drey oder vier Kähnen ſeinem Schiffe eine Zeitlang gefolgt wären, und es endlich erreicht hätten. Hierauf habe einer von ihnen allerley Zeichen gemacht, ſeine Mütze abgenommen, und nach Europäiſcher Art Verbeugungen gemacht. Als man ihm einen Strick hinabgelaſſen, habe er eine kleine dünne hölzerne Schachtel oder Futteral daran befeſtigt, alsdenn noch einige Worte geſprochen, einige Zeichen gemacht, und mit ſeinen Gefährten das Schiff wieder verlaſſen. Kein Menſch an Bord des Schiffs hatte ſichs träumen laſſen, daß die Schachtel etwas enthalten könnte, bis man ſie zufälligerweiſe erſt nach der Abfahrt der Kanots geöfnet, und darin ein ſorgfältig zuſammengelegtes Pappier gefunden hatte, worauf etwas, wie wir vermutheten, in Ruſſiſcher Sprache, geſchrieben war. Oben darüber, ſtand die Jahreszahl 1778, und in der Schrift ſelbſt kam auch die Zahl 1776 vor. Dies bewies uns, ob wir gleich die Schrift nicht leſen konnten, hinlänglich, daß dieſe öde Gegenden ſchon vor uns von Menſchen beſucht worden wären, mit denen uns noch andere als die gemeinſchaftlichen Bande der Natur verbrüderten. Die Hoffnung nunmehr wohl gar einige Ruſſiſche Handelsleute antreffen zu können, verbreitete in dieſem Augenblick ein lebhaftes freudiges Gefühl unter uns, welches nach einem ſo langen Aufenthalte unter den Wilden (*ſavages*)! des Südmeeres und der Nordamerikaniſchen Küſte natürlich genug war.

---

*) S. Nachrichten von Kodjak in Herrn v. Stählins neuem Nordiſchen Archipel.

**) Müllers Entdeckungen der Ruſſen.

Capitain **Clerke** war anfangs der Meynung, es müßten hier einige Ruſſen verunglückt ſeyn, die beym Anblick unſerer Schiffe, uns von ihrer Lage hätten benachrichtigen wollen. Sein Herz, voll Mitgefühl für dieſe Unglücklichen, hatte ihm daher den Gedanken eingegeben, hier ſo lange anzuhalten, bis ſie Zeit hätten uns zu erreichen. Ich war indeß weit entfernt auf dieſe Vermuthung zu gerathen. Wäre es wirklich der Fall geweſen, ſo würden doch unfehlbar die Verunglückten, in der Abſicht ihre Rettung zu bewerkſtelligen, in jenen Kanots einen aus ihren Mitte abgeſandt haben. Ich hielt alſo das Papier für eine bloße Nachricht, welche irgend ein Ruſſiſcher Handelsmann, der kürzlich hier geweſen ſey, hinterlaſſen hätte, um ſie dem nächſten ſeiner Landsleute, der hieher kommen würde, abgeben zu laſſen. Die Einwohner, die uns vorüber ſchiffen ſahen, und uns für Ruſſen halten mochten, hatten demzufolge das Papier abgeliefert, vermuthlich in der Hofnung, daß wir uns nunmehr bey ihnen verweilen würden. In der völligen Ueberzeugung, daß dies der rechte Geſichtspunkt ſey, aus welchem der Vorfall betrachtet werden müßte, ließ ich mich auf keine nähere Unterſuchung ein, ſondern verfolgte unſern Lauf nach Weſten längs der Küſte, oder vielleicht längs den Inſeln, da ich nicht mit Gewißheit beſtimmen konnte, ob das nächſte Land wirklich zum feſten Lande gehörte oder nicht. Wenn es keine Inſeln ſind, ſo müſſen hier an der Küſte mehrere ziemliche große Bayen vorhanden ſeyn. Wir ſetzten unſere Fahrt, mit Hülfe eines ſanften Nordoſtwindes, bis zwey Uhr am folgenden Morgen fort, da wir zwiſchen uns und dem Lande, etwa in einer Entfernung von zwey Engliſchen Meilen, Brandungen gewahr wurden. Zwey Stunden ſpäter ſahen wir dergleichen gerade vor uns, und linker Hand, zwiſchen uns und der Küſte, war ihrer eine zahlloſe Menge. Wir hielten uns nach Süden, und kamen glücklich bey dieſen Brandungen vorbey, die durch Klippen verurſacht werden, welche zum Theil aus dem Waſſer hervorragen, und ſich ſieben Seemeilen weit vom Lande ins Meer erſtrecken. Ihre Lage iſt folglich bey dem finſtern Wetter, welches hier ſo gewöhnlich iſt, äußerſt gefährlich. Um Mittag befanden wir uns eben außerhalb derſelben, in 54° 44′ nördlicher Breite und 198° öſtlicher Länge. Das nächſte Land, iſt eine hohe ſtumpfe Spitze, welche wir Rockpoint (Felſenſpitze) nannten. Sie lag uns gegen Norden in einer Entfernung von ſieben bis acht Seemeilen. Die weſtlichſte Extremität des jetzt ſichtbaren, wenigſtens nach unſerer Meynung, feſten Landes, lag in Nord 80° Weſt, und dreyzehn Seemeilen von uns entfernt war außerhalb deſſelben ein runder Berg, den wir

Halibut-head (Meerbutten-Cap) nannten, und in der Folge für eine Inſel erkannten.

Am 21ſten, Mittags, waren wir der **Meerbutten-Inſel** (Halibut-Eiland) auf welcher das **Halibut-head** liegt, bis auf zwey Seemeilen weit nahe gekommen, und konnten nunmehr, wegen Mangel an Wind, nicht aus der Stelle. Die Inſel hat ungefähr ſieben bis acht Seemeilen im Umkreiſe, und iſt ſehr unfruchtbar. Den Berg ausgenommen, den wir **Halibut-head** nennen, iſt das übrige niedriges Land. Hinter dieſer Inſel erblickt man verſchiedene andere ähnliche, die aber zwiſchen ſich und dem feſten Lande noch eine Durchfahrt offen laſſen, welche zwey bis drey Seemeilen breit iſt.

Die vorhin erwähnten Klippen und Brandungen hatten uns genöthigt, einen weiten Umweg zu machen, und uns von der Küſte ſo weit zu entfernen, daß wir ſie zwiſchen **Rock-point** und **Halibut-Eiland** nur ganz von fern ſehen konnten. Ueber dieſer Inſel und den nahe gelegenen Eilanden erblickten wir das feſte Land mit Schnee bedeckt, und zwar vorzüglich einige hohe Berge, deren Gipfel über den Wolken hervorragten, und von erſtaunlicher Höhe zu ſeyn ſchienen. Der Südweſtlichſte von dieſen Bergen hatte gerade in ſeinem Gipfel einen Vulkaniſchen Feuerſchlund, welcher unaufhörlich gewaltige Säulen von dickem weißen Rauch ausſtieß. Er ſteht nicht weit von der Küſte, in 54° 48′ nördlicher Breite und 195° 45′ öſtlicher Länge, und zeichnet ſich auch durch ſeine Geſtalt aus, die ein vollkommener Kegel iſt. Selten war dieſer oder irgend einer von den übrigen Bergen ganz von allem Gewölk entblößt. Zuweilen war ſowohl der Fuß als der Gipfel ganz klar, und nur die Mitte war mit einem ſchmalen Wolkenſtreif, oder bisweilen mit zwey oder drey dergleichen über einander, umgürtet, welches die Ausſicht ſehr mahleriſch machte, da noch die hohe Rauchſäule hinzu kam, die der Wind erſt oben in einen langen Schweif verwehete. Es verdient angemerkt zu werden, daß der Wind in jener Höhe, wohin der Rauch des Vulkans reichte, einen Lauf nahm, welcher der Richtung des Windes zur See völlig entgegengeſetzt war.

Nachmittags herrſchte drey Stunden lang eine Windſtille, welche ſich unſere Leute zu Nutz machten, und uber hundert Meerbutten fingen, wovon einige einen Centner, und keine weniger als zwanzig Pfund wog. Eine Erfriſchung dieſer Art war uns äußerſt willkommen. Als wir im beſten Fiſchen waren, und uns etwa drey oder vier Engliſche Meilen vom Lande, in einer Tiefe von fünf und dreyßig Faden, befanden, kam von einer großen Inſel ein Mann in einem kleinen Kanot zu uns, näherte ſich dem Schiffe, nahm ſeine Mütze ab, und verbeugte ſich, eben ſo wie jener, der die Discovery beſucht hatte. Schon dieſe erlernten Höflichkeits-Bezeugungen und das beſchriebene Papier, wovon oben die Rede war, bewieſen zur Gnüge, daß die Ruſſen mit den hieſigen Einwohnern Verkehr und Handel getrieben hatten; allein jetzt erhielten wir neue Beſtätigung dieſes Faktums, denn unſer Gaſt hatte ein Paar Hoſen von grünem Tuch und eine Jacke von ſchwarzem Tuch oder Stoff an, über welche er ſein Kleid von Wallfiſchdarm trug. Er hatte außer einem grauen Fuchsfell und einigen Fiſchergeräthſchaften nichts zu vertauſchen. Die Spitzen ſeiner Harpunen waren mehr als einen Schuh lang, von Knochen gemacht, ſo dick wie ein Stockknopf, und zierlich geſchnitzt. Er führte eine Blaſe bey ſich, die vermuthlich mit Oel gefüllt war; denn er öfnete ſie, trank einen Mund voll daraus, und machte ſie dann wieder zu.

Sein Kanot war von einerley Bauart mit denen die wir bisher geſehen hatten, nur etwas kleiner, und er führte ein Ruder, welches an jedem Ende eine Schaufel hatte, wie jene, die bey der Discovery zum Beſuch geweſen waren. An Statur und Geſichtszügen glich er völlig den Einwohnern des Prinz Wilhelms Sundes und des großen Stroms (Cooks-Stroms). Er war indeß nicht bemahlt, und der Einſchnitt in der Unterlippe hatte eine ſchiefe Richtung, auch war kein Zierrath darin. Die Wörter, welche unſere Gäſte in jenem Sunde am häufigſten brauchten, ſchien er nicht zu verſtehen, wenn wir ſie wiederholten; allein dies beweiſt vermuthlich weiter nichts, als daß wir ſie ſchlecht ausſprachen.

Das Wetter war bewölkt und trübe, mit abwechſelnden Sonnenblicken, bis der Wind am 22ſten Nachmittags ſich in Südoſten ſetzte, und, wie gewöhnlich, Regen und Nebelwetter mitbrachte. Schon vor dem Nebel, hatten wir, außer dem Vulkan und einem dicht daran liegenden Berge, keinen andern Theil des feſten Landes geſehen. Ich ſchifte bis ſieben Uhr Abends weſtwärts fort, und richtete nunmehr, um nicht im Dunkeln auf das Land zu ſtoßen, den Lauf nach Süden, ließ aber gegen zwey Uhr Morgens wieder weſtwärts hin ſteuern. Der Wind, der hier ſehr ſchwach und veränderlich war, ſetzte ſich endlich im Weſten, und um fünf Uhr Nachmittags ſahen wir, bey einem Sonnenblick, zwiſchen Norden und Weſten Land, welches in einzelnen Hügeln, wie Inſeln, erſchien. Am 24ſten früh um ſechs Uhr erblickten wir wieder das feſte Land, und nach Südweſten hin einige Inſeln. Ungefähr vier Seemeilen weit von der Küſte, und in zwey und vierzig Faden Tiefe, wollten wir Abends, da uns Wind mangelte, wieder unſer Glück im Fiſchen verſuchen, fingen aber diesmal nur zwey oder drey kleine Weichfiſche. Am folgenden Morgen erhielten wir einen Oſtwind, und ganz heiteres Wetter, welches bey dieſem Winde ſo ungewöhnlich war. Wir ſahen jetzt den Vulkan, nebſt andern ſowohl oſt- als weſtwärts von demſelben gelegenen Bergen, und die ganze Küſte unterhalb dieſer Gebirge, deutlicher, als je zuvor. In der Richtung Nordweſt halb Weſten ſchien ſich die Küſte ganz zu endigen, und zwiſchen derſelben, und den weiterhin nach Südweſten gelegenen Inſeln, zeigte ſich eine groſſe Oefnung, wohin ich den Lauf ſo lange richtete, bis wir auch da das Land hervorragen ſahen. Dieſes neue Land ſchien zwar noch nicht mit dem feſten Lande zuſammenzuhängen, allein es machte gleichwohl die Durchfahrt etwas ungewiß; ja es ließ uns ſogar in Zweifel, ob nicht das ſüdweſtliche Land ein Theil des Continents ſeyn möchte, in welchem Falle die vor uns liegende Oefnung weiter nichts als eine tiefe Bay ſeyn konnte, aus der wir, wenn wir uns mit einem Oſtwind hineinbegeben hätten, nur mit Mühe zurückgekommen ſeyn würden. Um mich alſo nicht auf ſo zweifelhafte Erſcheinungen zu verlaſſen, ſteuerte ich nach Süden, bis ich außerhalb alles jetzt vor Augen liegenden Landes war. Dann ſetzte ich aber die Fahrt nach Weſten fort, in welcher Richtung nunmehr das Land lag, welches wir jetzt ganz deutlich für Inſeln erkannten. Um acht Uhr Abends, waren wir bey drey derſelben, die alle ziemlich hoch waren, vorbeygeſegelt, und ſahen noch mehrere im Weſten. Das Wetter war aber ſchon Nachmittags finſter geworden, und hatte ſich endlich in völliges Nebelwetter verändert, wobey der Oſtwind friſch anhielt. Um zehn Uhr Abends entſchloß ich mich alſo, ſüdwärts zu ſegeln, bis wir mit Tagesanbruch wieder nach Weſten gehen könnten. Allein die Rückkehr des Tageslichts konnte uns diesmal wenig helfen, denn wir ſahen doch keine hundert Schritte vor uns hin. Weil indeß der Wind ſehr gemäßigt war, wagte ich es, den Lauf in dieſer Richtung fortzuſetzen. Um halb fünf Uhr erſchreckte uns das Geräuſch naher

Brandungen, links vor uns hin. Das Senkbley zeigte uns erſt acht und zwanzig, und dann gleich fünf und zwanzig Faden. Ich legte augenblicklich bey, ließ den Anker in grobem Sandgrund fallen, und befahl der Discovery, die ſich dicht bey uns befand, eben das zu thun. Nach einigen Stunden hob ſich der Nebel etwas, und zeigte uns, daß wir der augenſcheinlichſten Gefahr ſehr glücklich entgangen wären. Wir befanden uns drey Viertel Engliſche Meilen von einer Inſel, deren äußerſte Enden ungefähr eine Seemeile entfernt waren. Eine halbe Seemeile weit von uns, und eben ſo weit von einander, lagen zwey hohe Felſen, (der eine Süd gen Oſt, der andre Oſt gen Süden) mit einer Menge Brandungen und Klippen umringt; hier hatte die Vorſehung, im Finſtern, die Schiffe mitten hindurch auf einen Ankergrund geführt, den ich nicht beſſer hätte wählen können, wohin ich mich aber auch bey hellem Wetter nicht gewagt haben würde.

Weil wir dem Lande ſo nahe gekommen waren, ſchickte ich ein Boot aus, um es unterſuchen zu laſſen. Es kam Nachmittags zurück, und der mitgeſchickte Officier berichtete mir, es wachſe daſelbſt Gras von ziemlich guter Art, nebſt allerley kleinen Kräutern. Eines davon war dem Portulak ähnlich, und ſchmeckte ſowohl zur Suppe als zum Sallat gut. Bäume und Stauden hatte man durchaus nicht geſehen, wohl aber etwas Treibholz am Strande. Zwiſchen elf und zwölf Uhr war die niedrigſte Ebbe geweſen, und die Fluth war von Oſten oder Südoſten herauf gekommen.

In der Nacht ging der Südwind ſehr ſtark; doch legte er ſich gegen Morgen etwas, und der Nebel zertheilte ſich, ſo daß wir um ſieben Uhr unter Segel gehen, und zwiſchen der Inſel, wo wir vor Anker gelegen hatten, und einer andern, in einem Kanal, der nicht über eine Engliſche Meile breit war, nach Nor den hin ſteuern konnten. Der Wind legte ſich ehe wir noch hindurch waren, und wir mußten folglich in 34 Faden wieder vor Anker gehen. Hier waren wir von allen Seiten mit Land umgeben. Das ſüdliche Land erſtreckte ſich nach Südweſten hin, in Einer Reihe von Gebirgen, wovon wir dazumal nicht ausmachen konnten, ob ſie zu einer oder mehreren Inſeln gehörten; in der Folge entdeckten wir aber, daß ſie nur Eine Inſel bildeten, welche unter dem Namen Unalaſchka (*Oonalaſhka*) bekannt iſt. Zwiſchen derſelben und dem nach Norden hin gelegenen Lande, welches ſich wie eine Inſelgruppe anließ, ſchien eine Durchfahrt nach Nordweſt zum Norden vorhanden zu ſeyn. Auf einer, weſtwärts, drey Viertel einer Engliſchen Meile weit entlegenen Landſpitze, erblickten wir etliche Einwohner, nebſt ihren Wohnungen. Andere zogen zwey Wallfiſche dorthin, die ſie vermuthlich eben getödtet hatten. Von Zeit zu Zeit kamen einige wenige von ihnen an die Schiffe, und vertauſchten einige Kleinigkeiten, aber keiner blieb länger als eine Viertelſtunde. Sie ſchienen ſogar etwas ſchüchtern zu ſeyn, ob ihnen gleich, wie wir merkten, Schiffe, die den unſrigen einigermaßen ähnlich waren, nicht unbekannt ſeyn konnten. Sie äußerten übrigens auch in ihrem Betragen einen Grad von Höflichkeit, der bey den Wilden ſonſt nicht üblich iſt.

Um ein Uhr Nachmittags lichteten wir bey einem leichten Nordoſtwinde und günſtiger Fluth die Anker, und ſegelten auf die vorhinerwähnte Durchfahrt zu, in der Erwartung, daß jenſeits derſelben das Land entweder Nordwärts fortgehen, oder daß ſich doch wenigſtens nach Weſten eine ungehinderte Fahrt in die See öfnen würde; denn wir glaubten nunmehr, wie es ſich auch wirklich befand, nicht in einem Buſen des feſten Landes, ſondern zwiſchen Inſeln zu ſchiffen. Bald nöthigte uns der Wind, der ſich im Norden ſetzte, zu laviren, und am

Abend mußten wir ankern, um nicht durch die Ebbe wieder rückwärts getrieben zu werden. Bey Tagesanbruch gingen wir mit einem leichten Südwinde und vermittelſt einer ſchnellen Fluth glücklich durch den Kanal; die Discovery aber war nicht ſo glücklich, denn ſie ward von der Ebbe zurückgetrieben, und hatte Mühe, ſich hindurch zu arbeiten. Jenſeits der Durchfahrt ſahen wir nun das Land ſich von einer Seite nach Weſten und Südweſten, von der andern aber nach Norden hin ziehen, ſo daß es endlich eine für uns vortheilhafte Richtung zu haben ſchien. Die Heftigkeit der hier ſtrömenden Fluth und der Mangel an Wind, machten es aber für jetzt gefährlich, hier länger ein Spiel der Wellen zu bleiben. Da es uns nun ohnedies an friſchem Waſſer zu gebrechen anfing, ſo wollte ich in einem Hafen anlegen, den ich an der Südſeite dieſer Durchfahrt entdeckte; allein es währte nicht lange, ſo hatte uns der Strom vorbey geführt, und ich mußte nur geſchwind vor Anker gehen, um nicht wieder durch die ganze Straße zurück getrieben zu werden. Hier, dicht unter dem ſüdlichen Ufer, war die Geſchwindigkeit der Ebbe in einer Stunde ſechſtehalb Engliſche Meilen.

Auf dieſem Ankerplatze beſuchten uns verſchiedene Einwohner, jeder in einem beſondern Kanot, und vertauſchten einige Fiſchergeräthe gegen Tobak. Einer von ihnen, ein junger Menſch, ſchlug mit ſeinem Kahn um. Zum Glück war unſer Boot gleich daneben, und ein Matroſe ergrif ihn: der Kahn ward vom Strom fortgeriſſen, aber von einem andern Eingebohrnen eingeholt, und ans Land geführt. Dieſer Zufall verſetzte den jungen Menſchen in die Nothwendigkeit ſich an Bord des Schiffs zu begeben. Er ging auch ſogleich auf meine erſte Einladung, ohne die mindeſte Beſorgniß oder Abneigung zu bezeugen, mit mir in meine Kajüte hinab. Seine Kleidung beſtand in dem Hemde-ähnlichen Ueberrocke, der aus den Eingeweiden eines großen Thiers, vermuthlich des Wallfiſches, verfertigt wird. Das Unterkleid war von gleichem Schnitte, aus zubereiteten und ſauber zuſammengenäheten Vogelhäuten, woran die Federn feſt ſaßen, und einwärts zunächſt am Leibe getragen wurden. Dieſes Kleid war aber mit Stücken von Seidenzeug geflickt, und an ſeiner Mütze ſaßen zwey oder drey Sorten von Glaskorallen. Da ſeine eigne Kleider naß geworden waren, gab ich ihm andere, die er ſich mit eben ſo viel Fertigkeit anzog, als ich es nur immer hätte thun können. Das Betragen dieſes Menſchen und ſeiner Landsleute überzeugte uns, daß ſie mit Europäern und Europäiſchen Sitten bekannt ſeyn mußten. Indeß mußten doch unſere Schiffe ihre Neugier ganz vorzüglich reizen; denn auch diejenigen, die uns nicht in Kähnen beſuchen konnten, hatten ſich auf den nahegelegenen Hügeln verſammelt, um ſie anzuſtaunen. Sobald die Ebbe abgefloſſen war, lichteten wir die Anker, ließen uns in den Hafen bugſiren, und ankerten daſelbſt in neun Faden auf Sand und ſchlammigem Grund. Bald hernach kam auch die Discovery hinein, und nunmehr ſchickten wir das große Boot nach Waſſer, und ein kleineres auf einen Fiſchzug mit dem Netze, der uns aber nur vier Forellen, und einige kleine Fiſche einbrachte.

Wir lagen noch nicht lange vor Anker, ſo kam ein Einwohner dieſer Inſel an Bord und überreichte mir eine Schrift, die jener, welche Capitain Clerke erhalten hatte, ſehr ähnlich war. Weil ſie aber in Ruſſiſcher Sprache geſchrieben war, die kein Menſch an Bord verſtand, und folglich für mich weiter keinen Nutzen hatte, ob dies gleich bey andern der Fall ſeyn konnte, ſo gab ich ſie dem Ueberbringer zurück, und entließ ihn mit einigen Geſchenken. Er bedankte ſich dafür, und machte beym Weggehen mehrere tiefe Verbeugungen.

Als ich am folgenden Tage längs dem Strande ſpatzieren ging, ſtieß ich auf eine Geſellſchaft von Einwohnern beyderley Geſchlechts, die im Graſe ſaßen, und ſich ein Gericht rohe Fiſche ſo gut ſchmecken ließen, als ſie uns bey der beſten Zubereitung kaum geſchmeckt haben würden. Am Abend hatten wir unſeren Vorrath von friſchem Waſſer ergänzt, und, ſo weit es Zeit und Witterung erlaubte, einige Beobachtungen angeſtellt. So heftig die Fluth außerhalb des Hafens ſtrömte, ſo gering war ihre Bewegung in demſelben. Um Mittag war es niedriges Waſſer. Während der Fluth ſteigt es drey Fuß drey Zoll in ſenkrechter Linie, doch muß es nach den Spuren die wir am Ufer bemerkten, zuweilen einen Schuh höher anlaufen.

Ein undurchdringlicher Nebel und widrige Winde hielten uns hier bis zum zweyten Julius auf; wir hatten alſo Gelegenheit das Land und ſeine Einwohner einigermaßen kennen zu lernen. Was wir davon bemerkten, wird im Verfolg dieſer Erzählung mitgetheilt werden. Hier will ich nur noch den Hafen kürzlich beſchreiben, den die Einwohner Samganudha (*Samganoodha*) nennen. Er liegt an der Nordſeite von Unalaſchka in 53° 55′ nördlicher Breite und 193° 30′ öſtlicher Länge in der Straße oder Durchfahrt, welche dieſes Eiland von den nördlicher gelegenen trennt, durch welche letztere er zu gleicher Zeit vor den Winden aus dieſer Gegend gedeckt iſt. Er erſtreckt ſich landeinwärts etwa vier Engliſche Meilen nach Süd zum Weſten, und iſt im Eingange etwa eine Meile breit, wird aber tiefer hinein etwas ſchmäler, ſo daß er ganz oben nicht über eine Viertelmeile breit iſt. Hier können die Schiffe, gänzlich vom Lande eingeſchloſſen, in ſieben, ſechs, auch wohl nur vier Faden Tiefe liegen. Gutes Waſſer iſt im Ueberfluß zu haben, hingegen kein Stück Holz von einiger Bedeutung.

Vierzigſtes Hauptſtück.

Fortſetzung der Fahrt von Unalaſchka nach Norden. Die Inſeln Unella und Akutan. Unimak. Seichte See längs der Küſte. Briſtolbay. Rund-Eiland. Calm-Point. Cap Newenham. Anlandung des Lieutenants Williamſon und deſſen Bericht. Rückkehr der Schiffe wegen der Untiefen. Beſuch von den Einwohnern. Tod des Herrn Anderſon. Deſſen Charakter. Eine Inſel, die nach ihm benannt wird. Point Rodney. Schlitten-Eiland (*Sledge island*) und Bemerkungen bey einer Landung daſelbſt. Kings-Eiland. Vorgebirge des Prinzen von Wales, oder weſtlichſte Extremität von Amerika. Lauf nach Weſten. Die Schiffe gehn in einer Bay an der Küſte von Aſien vor Anker.

Nachdem wir mit einem leichten Süd-Südoſtwind in See gegangen waren, ſteuerten wir nach Norden hin, ohne in unſerm Laufe aufgehalten zu werden; denn, wie geſagt, erſtreckte ſich die Inſel Unalaſchka an einer Seite nach Südweſten, und auf der andern ſahen wir kein Land nördlicher als Nordoſt, und dies war eine Fortſetzung der Inſelgruppe, welche wir am 25ſten Junius zuerſt erreicht hatten. Die Inſel, welche vor dem Hafen Samganuda liegt und die Nordoſtſeite der Straße bildet, durch welche wir hingeſchift waren, heißt Unella (*Oonella*) und hat ungefähr ſieben Seemeilen im Umkreiſe. Eine andere, nordoſtwärts von dieſer, heißt Akutan, (*Acootan*) iſt um ein Beträchtliches größer, und hat einige ſehr hohe mit Schnee bedeckte Berge. Wir hätten mit aller Sicherheit zwiſchen dieſen beyden Inſeln und dem feſten Lande durchſchiffen können, deſſen Südweſtſpitze eben diejenige iſt, die wir am 25ſten Junius verlaſſen hatten, als wir es für rathſamer erachteten, auswärts um die Inſeln herumzuſchiffen. Dieſe Spitze heißt bey den Einwohnern **Unimak** (*Oonemak*) und liegt in 54° 30′ nördlicher Breite, und 192° 30′ öſtlicher Länge. Ueber dem Vorgebirge, welches an ſich ſchon ein hohes Land iſt, erhebt ſich ein hoher runder Berg, der jetzt ganz und gar mit Schnee bedeckt war. Noch um ſechs Uhr Abends ſahen wir dieſen Berg im Oſten, allein um acht Uhr lag kein Land mehr in unſerm Geſichtskreiſe. Weil alſo die Küſte eine nordöſtliche Richtung genommen haben mußte, wagte ich es, parallel mit derſelben zu ſegeln, bis um Ein Uhr Morgens, da die Wache auf dem Verdeck gerade vor uns Land zu ſehen glaubte. Wir legten daher um, fuhren zwey Stunden lang nach Südweſten, und ſetzten dann von neuem den Lauf nach Oſt-Nordoſten fort. Um ſechs Uhr ſahen wir im Südoſten Land, ungefähr fünf Seemeilen weit entfernt, und nach und nach ſtieg immer mehr von einer zuſammenhängenden Küſte hervor, die, ziemlich genau, unſerm Lauf parallel zu liegen ſchien. Dieſe Küſte liegt an der Nordweſtſeite des vorhin erwähnten Vulkans, den wir folglich geſehen haben müßten, wenn das Wetter hell genug geweſen wäre. Nachdem wir von Mittag an Oſt zum Norden gelaufen waren, fanden wir um ſechs Uhr Abends, vier Seemeilen weit vom Lande, mit dem Senkbley acht und vierzig Faden auf ſchwarzem Sand.

Früh am Morgen ward es windſtill, und unſere Leute fingen in einer Tiefe von dreyßig Faden mit Leinen und Angeln eine Menge ſchönen Kabbeliau. Um Mittag befanden wir uns in 55° 50′ nördlicher Breite und 197° 3′ öſtlicher Länge. Von Weſt-Südweſten her ging eine hohle See, welches deutlich zeigte, daß in dieſer Richtung kein feſtes Land nahe ſeyn konnte. Die Küſte, die wir im Geſicht hatten, behielt noch immer ihre Richtung nach Oſt-Nordoſten.

Am ſechſten und ſiebenten machten wir wegen des Nord-Windes nur geringe Fortſchritte. Am achten war die ganze Küſte, ſo weit wir ſehen konnten, plattes Land, mit einer von Schnee bedeckten Gebirgsreihe im Hintergrunde. Vermuthlich erſtreckt ſich die flache Küſte noch weiter Südweſtwärts hinab, ſo daß wir vielleicht da Buſen und Buchten zu ſehen geglaubt haben, wo im Grunde nur flache Thäler zwiſchen den Bergen ſeyn mochten. Am neunten um Mittag befanden wir uns in 57° 49′ nördlicher Breite und 201° 33′ öſtlicher Länge, nur zwey Seemeilen von der Küſte. Sie iſt hier überall niedrig, und läuft hie und dort in Spitzen aus, die vom Verdeck wie Inſeln ausſahen, vom Maſtkorbe hingegen zuſammenhängend befunden wurden.

Die Tiefe des Waſſers betrug hier funfzehn Faden auf feinem ſchwarzen Sande. Sie hatte allmälig abgenommen, ſo wie wir weiter nach Nordoſten gekommen waren; zugleich aber hatte auch die Küſte angefangen, ſich mehr nordwärts zu wenden. Nur die Gebirgsreihe ſetzte noch in jener Richtung fort, die ſie weiter weſtwärts gehabt hatte; folglich war nur die Breite des flachen Landes an der Küſte anſehnlich vermehrt. Die Höhen und Niederungen waren beyde von Bäumen entblößt, und dem Anſchein nach mit grünen Waſen bedeckt, jene Gebirge ausgenommen, auf denen Schnee lag. Indem wir längs der Küſte weiter ſegelten, nahm die Tiefe von funfzehn bis auf zehn Faden ab, ungeachtet wir noch acht bis zehn Engliſche Meilen von der Küſte blieben. Um acht Uhr Abends erblickten wir etwas nördlicher als Nordoſt, eine flache Landſpitze, jenſeits welcher wir uns ſchmeichelten, die Küſte mehr oſt-

wärts

wärts gerichtet zu finden. Allein wir fanden bald jenſeits dieſer Spitze flaches Land, welches bis nach Nordweſten vor uns lag, und ſich daſelbſt im Horizonte verlor. Hinter demſelben ſahe man hohes Land, welches ſich in abgeſonderten Hügeln zeigte. Unſere ſchöne Hofnung nach Norden zu kommen, war folglich im Augenblick verſchwunden. Bis neun Uhr, das iſt, ſo lange es heller Tag war, ſetzte ich indeß meinen Lauf fort, und näherte mich jener Landſpitze bis auf drey Engliſche Meilen. Hinter derſelben befindet ſich ein Fluß, deſſen Mündung eine Meile weit zu ſeyn ſcheint, doch kann ich nicht beſtimmen, wie tief er ſeyn mag. Das Waſſer hatte eine hellere Farbe, ſo, wie über Untiefen; allein auch Windſtillen pflegen oft eine ähnliche Farbe zu verurſachen. Der Fluß ſchien ſich in mehreren Wendungen, durch die große Fläche zwiſchen der ſüdöſtlichen Gebirgskette und den nordweſtlichen Bergen, zu ergießen. Er muß viele Lachſe haben; denn wir ſahen nicht nur viele in der Mündung aus dem Waſſer in die Höhe ſpringen, ſondern fanden auch einige in den Magen der Kabbeliaufiſche, die wir gefangen hatten. Ich nannte dieſen Fluß den **Briſtol-Fluß** (*Briſtol River*) und fand, daß deſſen Mündung im 58° 27′ nördlicher Breite und 201° 55′ öſtlicher Länge belegen war. Tages darauf gab uns die Discovery, die ich voran geſchickt hatte, ein Signal, daß das Waſſer ſeichter würde. Wir fanden ſieben Faden, und ehe wir das Schiff umlegen konnten, hatten wir nur fünf, das andere Schiff aber hatte noch weniger als vier gehabt. Bald darauf mußten wir, wegen der Ebbe, die aus dem Fluſſe nach jener Untieſe hinſtrömte, vor Anker gehen. Das Waſſer war nicht halb ſo ſalzig, als gewöhnliches Seewaſſer. Nachmittags ſchickten wir unſere Boote voraus, um einen ſichern Weg ſuchen zu laſſen, und gingen dann über die Südſpitze der Sandbank in ſechs Faden Tiefe hinweg. Nunmehr befanden wir uns wieder in dreyzehn bis funfzehn Faden Waſſers, und gingen daſelbſt vor Anker. Den folgenden Tag über ſuchten wir mit Hülfe der Fluth gegen den Wind nach Südweſten zu kommen; am Abend, da die Luftzüge veränderlich wurden, hörten wir, zum erſtenmal auf dieſer Küſte, in ſehr großer Entfernung donnern. Am zwölften frühe ſetzten wir den Lauf wieder nach Nordweſten fort, und ſahen um zehn Uhr das feſte Land, und einen hohen runden Berg, auf einer Inſel, welche deshalb die Runde Inſel (*Round Island*) genannt wurde, und in 58° 37′ nördlicher Breite und 200° 6′ öſtlicher Länge liegt. Weiter weſtwärts liegt eine hohe Landſpitze, welche wir Calm Point (Windſtille Spitze) nannten, weil wir in dieſer Gegend Windſtille hatten. Wir kamen daher am 14ten und 15ten faſt gar nicht aus der Stelle, und hatten zugleich ſo dichten Nebel, daß wir kaum eine Schiffslänge vor uns hin ſehen konnten. Die Tiefe war indeſſen von vierzehn bis ſechs und zwanzig Faden, und es glückte uns eine ziemliche Menge Kabeliau und einige Platteiße zu fangen. Als ſich endlich am 18ten früh um fünf Uhr der Nebel verlor, fanden wir uns näher an der Küſte, als wir erwartet hatten, nämlich nur drey Engliſche Meilen von einer Landſpitze entfernt, welche acht Seemeilen weſtwärts von Calm-Point liegt. Zwiſchen dieſen beyden Spitzen bildet die Küſte eine Bucht oder Bay, in deren Mitte wir kaum vom Maſtkorbe das Land abſehen konnten. Nordweſtwärts von der zuletzt entdeckten Spitze liegt eine zweyte Bay, welche gegen Weſten von einem hohen Vorgebirge eingeſchloſſen wird. Hier mußte der Lieutenant Williamſon anlanden, um zu ſehen, in welcher Richtung das Land jenſeits des Vorgebirges fortginge, und was es hervorbrächte, indem es, von den Schiffen aus, unfruchtbar genug ausſah. Herr Williamſon kam Nachmittags zurück, und ſtattete ſeinen Bericht ab. Er war an dem Vorgebirge angelandet, hatte den höchſten Berg erſtiegen, und daſelbſt geſehen, daß die Küſte, ſo weit das Auge reichte, ſich von hier gerade nach Norden erſtreckte. Er hatte hierauf im Namen Sr. Majeſtät von dem Lande Beſitz genommen, und eine Flaſche auf dem Berge hinterlaſſen, worin ein Papier mit den Namen der Schiffe und dem Datum der Entdeckung, eingeſchloſſen war. Das Vorgebirge, welches eine felſichte Spitze von beträchtlicher Höhe iſt, und in 58° 42′ nördlicher Breite und 197° 36′ öſtlicher Länge liegt, nannte ich Cap Newenham. Ueber oder innerhalb deſſelben ſteigen zwey hohe Berge hintereinander empor, von denen der innerſte oder öſtliche, der höchſte iſt. Das Land bringt weder Baum noch Staude hervor, und die Berge ſind ganz nackend. Blos auf der Niederung wächſt Gras, nebſt einigen Kräutern, wovon nur wenige blühten. Von Thieren ſah Herr Williamſon nur ein Reh und deſſen Junges, und am Seeſtrande ein todtes Wallroß, eine Thierart, die uns ſeit kurzem ziemlich häufig zu Geſicht gekommen war.

Da nunmehr die Küſte von hier aus nach Norden ging, ſo hatten wir uns bisher in einer großen Bay befunden, deren Nordſpitze das Cap Newenham, die Südſpitze aber das Cap Unimak iſt, welches vom erſteren Südſüdweſt, zwey und achtzig Seemeilen entfernt liegt. Dem Admiral, Grafen von Briſtol zu Ehren, nannte ich dieſe Bay Briſtol-bay. Wir lieſen nunmehr um das Vorgebirge Newenham, und fanden weiterhin Hügel und Flächen, welche verſchiedene Bayen zu bilden ſchienen. Am 18ten Nachmittags um ein Uhr, machten unſere vor uns geſchickte Boote das Signal, daß ſie neue Untiefen fänden. Gegen ſechs Uhr mußten wir in ſechs Faden vor Anker gehen. Bey dieſer Gelegenheit zerriß unſer Kabeltau, und wir mußten noch ein zweytes Anker auslegen. Wir brachten hier lange Zeit mit vergeblichen Bemühungen zu, das Anker aufzufiſchen; endlich am 20ſten des Abends glückte es uns aber doch. Während der Zeit hatten die Lootſen beyder Schiffe zwiſchen den Untiefen und der Küſte, mit dem Senkbley in der Hand, unterſuchen müſſen, ob ſich daſelbſt ein Weg für die Schiffe befände. Sie hatten auch einen gefunden, der überall ſechs und ſieben Faden tief war; allein er hatte viele Krümmungen, und eine ſehr geringe Breite. Auch nach Südweſten hin mußte Herrn Capitain Clerkes Lootſe einen Ausweg ſuchen; allein hier war alles mit Untiefen verſperrt. Es blieb uns alſo nichts übrig, als geradenweges wieder zurückzugehen, wo wir hergekommen waren, weil es zu mißlich war, auf dem nördlichen Kanal fortzuſchiffen, und uns einem größern Zeitverluſt auszuſetzen. Die nördlichſte Gegend der hier ſichtbaren Küſte lag ungefähr in 60° nördlicher Breite und bildete dem Anſchein nach eine flache Spitze, welche ich Shoal Neſs (die Landſpitze der Untiefen) nannte. Wir hatten auf unſerm Ankerplatz viele Mondsbeobachtungen angeſtellt, denen zufolge die öſtliche Länge 197° 45′ 48″ betrug. Nach der Längen-Uhr war ſie 19′ geringer. Die Abweichung der Magnetnadel war 22° 56′ 51″ öſtlich. Die ſteigende Fluth geht nach Norden, und die Ebbe nach Süden. Die ganze Höhe der Fluth beträgt fünf bis ſechs Schuh, und an den Tagen des Voll- und Neumonds, muß es ungefähr um acht Uhr hoch Waſſer ſeyn.

Am 21ſten um drey Uhr Morgens ſegelten wir mit einem gelinden Nord-Nordweſtwinde nach Süden zurück, indeß drey Boote voraus gingen, uns den Weg zu zeigen. Aller Vorſicht ungeachtet, fanden wir die Rückkehr ſchwerer als den Hinweg, und mußten zuletzt, um nicht auf eine Untiefe zu gerathen, wo das Waſſer nur ſechs Schuh tief war, vor Anker gehen. Hier beſuchten uns ſieben und zwanzig Mann von den Einwohnern, jeder in ſeinem beſondern Kahn. Anfangs nahten ſie ſich den Schiffen mit großer Behutſamkeit, ſchrieen laut, und breiteten ihre Arme aus, um uns ihre friedliche Geſinnungen zu erkennen zu geben. Endlich kamen einige nahe genug, um verſchiedne Kleinigkeiten, die man ihnen zuwarf, in Empfang zu nehmen. Dadurch bekamen die übrigen Muth ebenfalls dicht heran zu kommen, und fingen ſogleich einen Tauſchhandel mit uns an. Sie gaben uns Kleidungen von Fellen, Bogen, Pfeile, Spieße, hölzerne Geſchirre, u. d. gl. und nahmen dafür alles an, was wir ihnen nur anboten. Sie gehörten zu eben demſelben Volke, welches wir bisher an dieſer ganzen Küſte geſehen hatten; ſie trugen auch eben ſolchen Schmuck in den Lippen und Naſen, wie jenes, waren aber dabey ungleich ſchmutziger und ſchlechter gekleidet. Wie es ſchien, hatten ſie nie einen Menſchen von unſerer Art geſehen; ſie kannten auch den Gebrauch des Tobacks nicht, und hatten außer einem Meſſer, keine Europäiſche Waaren. Dieſes Meſſer, wenn es anders den Namen verdient, war nur ein bloßes Stück Eiſen in einem hölzernen Griffe; allein der Werth und Nutzen deſſelben war ihnen ſo gut bekannt, daß ſie ſonſt nach keiner andern Waare verlangten. Die meiſten hatten den Kopf beſchoren, oder trugen kurz abgeſchnittenes Haar, wovon entweder nur hinten oder nur an einer Seite einige Locken ſtehen geblieben waren. Den Kopf bedeckten ſie mit einer Kapuze von Fellen, oder mit einer Mütze, die von Holz zu ſeyn ſchien. Unter andern Kleidungsſtücken erhandelten wir von ihnen auch eine Art von Gürtel, der aus Fellen ſehr zierlich verfertigt war, und von dem vorn ein Zierrath herunterhing, ein Theil aber zwiſchen den Schenkeln hinaufgezogen wurde, um die angränzenden Theile zu bedecken. Dieſer Gürtel läßt mich vermuthen, daß ſie, ſo weit auch ihr

Land nach Norden liegt, bisweilen nackend gehen; denn ſchwerlich kann er dazu gemacht ſeyn, unter ihrer gewöhnlichen Kleidung angelegt zu werden.

Die Kanots waren von Fellen, wie die, welche wir bisher geſehen hatten; doch unterſchieden ſie ſich dadurch, daß ſie breiter, und die Löcher für den darin ſitzenden Menſchen geräumiger waren, als bey jenen. Als unſere Boote von ihrer Beſchäftigung zurückkehrten, erſchraken unſere Gäſte darüber, und verließen uns ſämmtlich, welches ohne dieſe Veranlaſſung ſchwerlich ſobald geſchehen ſeyn würde.

Es währte bis zum 22ſten Abends, ehe wir uns von den hieſigen Untieſen ganz zurück gezogen hatten. Am folgenden Morgen machten wir einen Verſuch, nach Nordweſten zu ſegeln, mußten ihn aber auch noch aufgeben, weil wir uns bald wieder in ſeichtem Waſſer befanden. Wir richteten daher unſern Lauf nach Süden; da es ſich in dieſer Gegend gut anließ, bald darauf nach Weſten, und am 24ſten nach Weſt-Nordweſten.

Dieſen weſtlichen Lauf, wobey wir allmählig in eine Tiefe von ſechs und zwanzig, dreyßig, und ſechs und dreyßig Faden kamen, ſetzten wir bis zum 29ſten fort, da wir um vier Uhr Morgens gegen Nordweſt zu Weſten, ſechs Seemeilen weit vor uns, wieder Land erblickten. Wir ſegelten auf daſſelbe zu, und befanden uns um halb elf Uhr nur noch eine Seemeile weit von der Südoſtſpitze deſſelben, die einen ſenkrecht emporſtehenden ſehr hohen Felſen bildet. Ich nannte ſie deshalb Cape Upright (das Aufrechte Cap) und fand, daß es in 60° 17′ nördlicher Breite und 187° 30′ öſtlicher Länge gelegen wäre. Weſtwärts von dieſer Spitze entdeckten wir noch mehr Land, wovon einiges im Weſt zum Süden ganz abgeſondert zu ſeyn ſchien. Wir fanden hier eine unglaubliche Menge der oben erwähnten Papagaytaucher (*Alca cirrhata*). Das Wetter war nicht hell genug, um uns den ganzen Umfang des vor uns liegenden Landes erkennen zu laſſen; indeß hielten wir es für eine von den vielen Inſeln, die Herr von Stählin in ſeiner Charte des neuen nordiſchen Archipels aufgezeichnet hat, und erwarteten ſtündlich, deren mehrere zu ſehen. *)

Nachdem wir in dieſer Gegend, bald nach Weſten, bald nach Nordoſt zum Oſten, umher gekreuzt hatten, befanden wir uns am erſten Auguſt in 60° 58′ nördlicher Breite und 191° öſtlicher Länge. Ich ſegelte nunmehr noch zehn Seemeilen nach Nordweſten, und da ſich in dieſer Richtung kein Land zeigte, ſchifte ich wieder funfzehn Seemeilen oſtwärts, ohne etwas andres als Treibholz anzutreffen. Am dritten Auguſt ſetzten wir endlich mit einem Südoſtwind unſern Lauf nach Norden fort. Dieſen Nachmittag zwiſchen drey und vier Uhr ſtarb mein Wundarzt, Herr Anderſon, der ſeit mehr als einem Jahr an einer Auszehrung gelitten hatte. Er war ein verſtändiger junger Mann und ein angenehmer Geſellſchafter, beſaß in ſeiner Wiſſenſchaft große Geſchicklichkeit, und hatte ſich überdieß beträchtliche Kenntniſſe in andern Fächern erworben. Die Leſer meines Tagebuchs werden bemerkt haben, welch einen brauchbaren Gehülfen ich an ihm hatte. Wäre er am Leben geblieben, ſo hätte das Publikum ohne Zweifel allerley Nachrichten über die Naturgeſchichte der von uns beſuchten Länder erhalten, welche hinlänglich bewieſen haben würden, wie ſehr er dieſes Lob verdient **).

---

*) In dieſer Charte ſind nämlich dieſe Inſeln beynahe zehn Grade der Breite nördlicher gezeichnet, als ſie wirklich liegen. G. F.

**) Herrn Anderſons Tagebuch ſcheint ungefähr zwey Monathe vor ſeinem Tode aufgehört zu haben. Das letzte Da-

Kurz nach ſeinem Tode ſahen wir zwölf Seemeilen weit nach Weſten, Land; welches ich ihm zum Andenken und zu Ehren Andersons Eiland nannte. Tages darauf nahm ich Herrn Law, den Wundarzt der Discovery, an Bord meines Schiffs, und ernannte den erſten Wundarzt der Reſolution, Herrn Samuel, zum Wundarzt der Discovery. Nachmittags ſahen wir Land vor uns in einer weit ausgebreiteten Küſte, die ſich von Oſten bis Nordweſten erſtreckte, und ein Theil des Amerikaniſchen feſten Landes zu ſeyn ſchien. An der See war es niedrig, aber tiefer im Lande erhoben ſich anſehnlich hohe Berge hintereinander. Im Weſt zum Norden, drey Seemeilen weit von uns, lag eine ziemlich hohe Inſel. Die niedrige Gegend hatte eine grünliche Farbe, doch war ſie dem Anſchein nach weder mit Waldung, noch mit Schnee bedeckt. Die Fluth kam hier von Oſten, und die Ebbe von Weſten; jene lief mit größerer Stärke als dieſe, und dauerte länger; vermuthlich giebt es alſo noch außerdem eine weſtliche Strömung. Während der Ebbe fiel das Waſſer drey Schuh. Dieſe Bemerkungen machten wir etwa zwey Seemeilen weit vom Lande, wo wir bald nach vier Uhr vor Anker gegangen waren.

Am fünften um zehn Uhr Morgens ſchifften wir nach Weſten, bis wir zwiſchen der Inſel und dem feſten Lande in ſieben Faden Tiefe die Anker fallen laſſen konnten. Bald darauf ging ich mit Herrn King und einigen andern Officieren auf der Inſel ans Land, weil ich erwartete, daß wir daſelbſt die Küſte und See nach Weſten hin würden in Augenſchein nehmen können; allein der Nebel verwehrte uns alle Ausſicht nach jener Gegend.

---

tum in ſeiner Handſchrift iſt der 2te Junius. Anmerkung der Urſchrift.

Die Küſte des feſten Landes ſchien von einer flachen Spitze an, die ich Point Rodney nannte, nordwärts zu gehen, und das hohe Land im Norden zeigte ſich in einer großen Entfernung.

Die Inſel, die in 64° 30′ nördlicher Breite und 193° 57′ öſtlicher Länge liegt, und deren Umkreis etwa vier Seemeilen beträgt, bekam den Namen Schlitten-Inſel (*Sledge island*). Die Oberfläche derſelben iſt mehrentheils mit großen loſen Steinen bedeckt, und dieſe ſind mit Moos und andern Kräutern bewachſen, deren zwiſchen zwanzig und dreyßig Sorten blühten; aber ein Baum oder eine Staude war weder auf der Inſel noch am feſten Lande zu ſehen. Unweit der Stelle am Strande, wo wir ausgeſtiegen waren, fanden wir in einer niedrigen Gegend eine Menge wilden Portulac, Erbſen u. d. gl., wovon wir etwas zum Kochen an Bord mitnahmen. Wir ſahen auch einen Fuchs, einige Regenpfeifer und andere kleine Vögel. Auch befanden ſich hier einige verfallene Hütten, die zum Theil unter der Erde gebauet waren. Noch vor kurzem mußten Menſchen hier geweſen ſeyn, und vermuthlich kommen ſie öfters hieher; denn wir bemerkten von einem Ende der Inſel zum andern einen wohlgebahnten Fußſteig. Nicht weit von unſerm Landungsplatze fanden wir einen Schlitten, der die Benennung der Inſel veranlaßte. Er war von der Art, deren ſich die Ruſſen in Kamtſchatka zum Transport der Waaren bedienen, und hatte zehn Schuh in der Länge, und zwanzig Zoll in der Breite. An den Seiten hatte er eine Art von Geländer, und die Kufen waren mit Knochen beſchlagen. Die ganze Zuſammenfügung war bewundernswürdig und zierlich gemacht, theils vermittelſt hölzerner Nägel, theils aber mit Riemen und Gurten von Fiſchbein, woraus ich ſchloß, der ganze Schlitten ſey eine Arbeit der Eingebohrnen dieſes Theils (von Amerika).

Am folgenden Morgen um 5 Uhr gingen wir unter Segel, und ſteuerten nach Nordweſten, kamen aber wegen des ſchwachen Windes nicht weit, und ankerten um acht Uhr Abends wieder zwey Seemeilen weit von der Küſte. Bald nachher verzog ſich der Nebel, und wir erblickten nicht nur im Norden ein hohes Land, das dem Anſchein nach von der Küſte, an der wir uns befanden, getrennt war, ſondern auch gegen Weſten, etwa acht Meilen weit von uns entfernt, eine kleine Inſel, die ich **Kings Eiland** benannte. Am ſiebenten um acht Uhr Morgens ſetzten wir unſern Lauf nach Nordweſten fort, und näherten uns gegen Abend in dieſer Richtung dem Lande bis auf drey Seemeilen. Ueber dem weſtlichen Ende deſſelben ſteht ein hoher Pikähnlicher Berg in 65° 36′ nördlicher Breite und 192° 18′ öſtlicher Länge. Am achten verſuchten wir, ob zwiſchen dieſem nordweſtlichen Lande, und jenem, an deſſen Küſte wir am ſechſten geankert hatten, durchzukommen wäre, fanden aber bald, daß beyde Länder durch eine Niederung zuſammenhingen, und nur Eine Küſte ausmachten. Ich ließ daher auf das zuletzt erwähnte Nordweſtliche Ende des Landes zuſteuern, und legte unter demſelben vor Anker. Am folgenden Morgen verzog ſich das bisherige trübe regnichte Wetter, und wir ſahen in Weſten einen hohen ſteilen Felſen oder eine Inſel; nordwärts von derſelben eine andere weit größere Inſel; nach Süden hin den vorhinerwähnten Pikähnlichen Berg, und die Landſpitze unterhalb demſelben, nebſt dem flachen Lande, welches nordweſtlich in eine Spitze ausläuft. Ich nannte ſie das **Vorgebirge des Prinzen von Wales**, weil es, als die äußerſte nunmehr bekannte Weſtſpitze von ganz Amerika, merkwürdig iſt. Es liegt, wenn nicht etwa das trübe Wetter einen kleinen Irrthum in den Beobachtungen veranlaßt hat, in 65° 46′ nördlicher Breite und 191° 45′ öſtlicher Länge. Wir glaubten an der Küſte Menſchen wahrzunehmen, und vermuthlich irrten wir uns auch nicht; wenigſtens ſtanden dort zuverläßig einige Erhöhungen wie Hütten, und etwas, das einem Gerüſte glich, dergleichen Dinge wir auch an der Küſte, der Schlitten-Inſel gegenüber, und in andern Gegenden des Landes bemerkt hatten. Um acht Uhr des Morgens lichteten wir bey einem ſanften Nordlüftchen die Anker; aber kaum hatten wir die Segel ausgeſpannt, ſo fing es an zu ſtürmen und zu regnen, und da Wind und Strömung einander entgegengeſetzt waren, trieben ſie die Wellen ſo in die Höhe, daß ſie verſchiedentlich über das Schiff herrollten. Ich verſuchte es, unter der Inſel, die wir in Weſten geſehen hatten, Schutz gegen den Sturm zu ſuchen; allein bey unſerer Annäherung fanden wir nur zwey kleine Inſelchen, von denen jede kaum drey bis vier Seemeilen im Umkreiſe hielt, folglich uns nicht decken konnte. Alſo fuhren wir weiter nach Weſten, bis wir in jener Richtung Land erblickten, welches, wie ſich in der Folge auswies, zu einem andern Welttheil, nehmlich zu Aſien, gehörte. Am folgenden Morgen fanden wir an dieſer Küſte eine geräumige Bay, und gingen um zehn Uhr darin vor Anker. Wir lagen zwey Engliſche Meilen weit von dem nördlichen Strande, und hier war die Tiefe zehn Faden auf Kieſelgrund; das Innerſte der Bay lag noch zwey oder drey Seemeilen weit im Nordweſten vor uns.

Ein und vierzigſtes Hauptſtück.

Betragen der Einwohner, (der Tſchuktſchen,) beym Anblick der Schiffe. Unterredung mit einigen von ihnen. Ihre Waffen, ihre Bildung, ihre Kleidung, ihr Schmuck, und ihre Sommer- und Winterwohnungen. Die Schiffe fahren durch die Meerenge, jenſeits nach der Küſte von Amerika hin, und ſchiffen nordwärts. Cap Mulgrave. Anſicht von Eisfeldern. Lage des Eiscaps (*icy cape*). Die ganze See iſt mit Eiſe verſperrt. Wir tödten und eſſen Wallroſſe. Beſchreibung dieſer Thiere, und Maaße derſelben. Cap Lisburne. Vergeblicher Verſuch fern von der Küſte durch das Eis zu dringen. Bemerkungen über die Entſtehung dieſes Eiſes. Rückkunſt an die Aſiatiſche Küſte. Cap North. Die Fortſetzung der Reiſe bleibt auf das folgende Jahr ausgeſetzt.

Indem wir in die Bay ſegelten, erblickten wir am nördlichen Ufer ein Dorf, und einige Einwohner. Sie ſchienen durch den unvermutheten Anblick der Schiffe in Furcht und Schrecken zu gerathen, und einige von ihnen ſahen wir ganz deutlich, mit einer Laſt auf dem Rücken, landeinwärts laufen. Ich nahm mir ſogleich vor, bey jenen Wohnungen ans Land zu ſteigen, und begab mich in Begleitung einiger Officiere in drey bewafneten Booten dahin. Auf einer Anhöhe dicht am Dorfe, ſtanden etwa dreyßig bis vierzig Mann, jeder mit einem Sponton, Bogen und Pfeilen bewafnet. Indem wir uns näherten, kamen drey von ihnen zum Strande herab, und waren ſo höflich ihre Mützen abzunehmen, und uns tiefe Verbeugungen zu machen. Wir erwiederten dieſen Gruß; doch mußte ihnen dies noch kein hinlängliches Zutrauen einflößen, denn in dem Augenblick, da unſere Boote das Ufer erreichten, zogen ſie ſich alle drey zurück. Ich ging ihnen, ohne irgend etwas in Händen zu haben, ganz allein nach, ſuchte ſie durch Zeichen und Gebärden aufzuhalten, und bewog ſie endlich, einige Kleinigkeiten zum Geſchenke von mir anzunehmen. Für dieſe erhielt ich zwey Fuchsfelle und ein Paar Wallroßzähne; doch weiß ich nicht mehr mit Gewißheit zu beſtimmen, ob ſie oder ich das erſte Geſchenk machten; denn mir kam es ſo vor, als hätten ſie dieſe Sachen ſchon mitgebracht, um ſie mir zu überreichen, auch wenn ich ihnen nichts dafür hätte geben können.

Sie waren dem Anſchein nach von ſehr furchtſamer Gemüthsart; denn ſie gaben durch Zeichen zu verſtehen, daß doch von unſern Leuten ſonſt niemand zu ihnen herauſkommen möchte. Als ich einem die Hand auf die Schulter legte, taumelte er vor Schrecken einige Schritte rückwärts. So wie ich vorwärts ging, zogen ſie ſich immer zurück, und zwar in völliger Bereitſchaft, ſich ihrer Speere zu bedienen, indeſſen die andern auf der Anhöhe ebenfalls bereit ſtanden, ſie mit ihren Pfeilen zu unterſtützen. Unvermerkt hatte ich mich nebſt zwey oder drey von meinen Begleitern unter ſie genuſcht, und wir gewannen, durch Austheilung einiger Glaskorallen, ihr Zutrauen, ſo daß es ſie nicht befremdete, als ſie noch einige von uns heraufkommen ſahen. Endlich fing auch ein Tauſchhandel an in Gang zu kommen. Für unſere Meſſer, Glaskorallen und Taback, gaben ſie uns ihre Kleidungsſtücke, nebſt einigen Pfeilen; aber einen Speer oder einen Bogen herzugeben, ließen ſie ſich durch nichts, was wir ihnen anbieten konnten, bewegen. Vielmehr hielten ſie dieſelben beſtändig in Bereitſchaft, und nur ein einziges mal legten vier oder fünf von ihnen die Wafſen ab, um uns mit einem Liede und einem Tanze zu unterhalten; doch auch bey dieſer Gelegenheit hatten ſie dieſelben ſo geſtellt, daß ſie im Augenblick dazu greifen konnten, und um mehrerer Sicherheit willen, hatten ſie verlangt, daß wir uns niederſetzen möchten.

Die Pfeile waren entweder mit Stein oder Knochen geſpitzt, doch mehrentheils ohne Widerhaken, und bisweilen war die Spitze ſogar rund und ſtumpf. Wozu dieſe dienen können, begreife ich nicht, man müßte denn kleine Thiere damit tödten, ohne die Haut verletzen zu wollen. Die Bogen waren denen ähnlich, die wir an der Amerikaniſchen Küſte geſehen hatten, oder deren ſich die Esquimaux bedienen. Die Speere oder Spontons waren von Eiſen oder Stahl, und von Europäiſcher oder Aſiatiſcher Arbeit, ſehr mühſam mit Schnitzwerk, und mit eingelegten Platten von Meſſing, oder einem weiſſen Metall verziert. Diejenigen, die mit Pfeilen und Bogen zur Hand ſtanden, hatten den Speer an einem ledernen Riemen über die rechte Schulter hangen. Ueber die linke hing ein lederner Köcher mit Pfeilen. Einige von dieſen Köchern waren von rothem Leder, ſehr ſchön, und mit einer netten Stickerey und andern Zierrathen verſehen. Ueberhaupt bemerkten wir in mancher andern Rückſicht, und zumal an ihrer Kleidung, mehr Sinnreiches und Erfinderiſches, als wir bey einem ſo nördlichen Volke vermuthet hätten.

Die Amerikaner, die wir bisher längs der gegenüberliegenden Küſte geſehen hatten, waren ſämmtlich von kleiner Statur, ihre Geſichter rund und dick, und die Jochbeine darin hoch geweſen. Die Leute, die wir hier, in Aſien, erblickten, hatten mit ihnen keine Aehnlichkeit, ſondern im Gegentheil ein längliches Geſicht, einen ſtarken wohl proportionirten Körper, und gehörten folglich zu einer ganz andern Nation. In dem hierbeygefügten Kupfer wird man den Unterſchied dieſer Nation von den Amerikanern in Geſichtsbildung, Kleidung, Wohnung und Waffen auf den erſten Blick wahrnehmen. Wir ſahen hier weder Weiber noch Kinder; auch nicht einmal alte Leute, einen kahlköpfigen Mann ausgenommen, der zugleich der einzige unter ihnen war, der keine Waffen, und im Geſicht ein ſchwarzes Zeichen hatte, welches ich an keinem andern bemerkte. Die übrigen waren lauter auserleſene Leute in ihren beſten Jahren. Alle hatten die Ohren durchbohrt, und einige Glaskorallen hinein gehangen, welche ihre einzigen unbeweglichen Zierrathen ſind; denn auch dadurch unterſcheiden ſie ſich von den Amerikanern, die wir zuletzt geſehen hatten, daß ſie keinen Lippenſchmuck tragen.

Ihre Kleidung beſteht in einer Mütze, einem Rock, (Hemde) Hoſen, Stiefeln und Handſchuhen, die ſämmtlich von Leder oder von ſehr gut zubereiteten Hirſch- (Rennthier?) Hund- Robben- und andern Fellen verfertigt ſind, wovon einige noch das Haar behalten haben. Die Mützen oder Kappen, dergleichen die meiſten trugen, paſſen genau auf den Kopf. Außer dieſen Kleidungsſtücken tauſchten wir noch eine Art Kapuzen von Hundsfell ein, welche weit genug ſind, um Kopf und Schultern zugleich zu bedecken; wir gaben beſonders Meſſer und Tabak dafür, weil ihnen dieſe Waaren am meiſten gefielen. Ihr Haar ſchien ſchwarz zu ſeyn. Sie ſcheeren es entweder ab, oder tragen es doch kurz abgeſchnitten; einen Bart trug keiner von ihnen.

Sie haben zweyerley Arten von Wohnungen, wovon die eine für den Sommer, die andre für den Winter eingerichtet iſt, und beyde ſtehen in dem Dorfe neben einander. Die Winter-Wohnungen ſind einem Gewölbe ähnlich, deſſen Fußboden etwas tiefer liegt, als die Oberfläche der Erde. Ich unterſuchte eine ſolche Wohnung etwas genauer, und fand ſie von ovaler Figur, zwanzig Fuß lang, und zwölf Fuß und darüber, hoch. Das Gerippe war von Holz und Wallfiſchrippen gebauet. Die Stellung dieſer Balken war gut gewählt, und man hatte ſie durch kleinere Stücken von gleicher Materie zuſammen verbunden. Ueber dieſem Skelet lag eine Lage von grobem Graſe, und dieſe war wieder mit Erde beworfen, ſo daß das ganze Haus von außen wie ein kleiner Hügel ausſah, den auf drey Seiten eine zwey bis drey Schuh hohe Mauer von Steinen umſchließt und unterſtützt. An dem einen ſchmalen Ende, wo ſich keine Mauer befindet, iſt die Erde abſchüſſig, ſo daß man bis zum Eingang des Hauſes hinaufgehen kann, der denn weiter nichts iſt als ein Loch auf dem Dache. Der Fußboden iſt mit Brettern belegt, unter denen noch ein Keller vorhanden iſt, worin ich aber nichts als Waſſer fand. Am Ende eines jeden Hauſes ſteht noch eine gewölbte Kammer, die vermuthlich zur Vorrahtskammer dient, und mit dem Hauſe durch einen dunkeln Gang zuſammenhängt. Von oben her hat ſie ein Luftloch, welches mit dem Erdboden gleich iſt; doch iſt ſie nicht völlig unter der Erde, ſondern das eine Ende derſelben kommt an der Seite des Hügels zum Vorſchein, und iſt daſelbſt mit Steinen bedeckt. Ueber derſelben ſteht ein Ding wie ein Schilderhäuschen oder Thürmchen, das aus großen Fiſchknochen gebauet iſt.

Die Sommerhütten ſind ziemlich geräumig; ihr Umfang iſt kreisförmig und oben laufen ſie in eine Spitze zuſammen. Sie beſtehen aus dünnen Stangen und Knochen, die mit Häuten von Seethieren bedeckt ſind. Inwendig, gleich an der Thüre, fand ich die Feuerſtätte, nebſt einigen umherliegenden hölzernen Geſchirren, die alle ſehr ſchmutzig waren. Ihre Schlafſtellen ſind dicht an der Seite des Hauſes angebracht, und gehen beynahe halb herum, es ſchien auch, als ob ſie dabey einige Ehrbarkeit beobachteten, denn ich bemerkte, daß man von Häuten einige Abtheilungen gemacht hatte.

Das

Das Bett und die Decken beſtanden aus Rennthierhäuten, und waren mehrentheils trocken und rein. Um die Wohnungen her ſtanden einige, zehn bis zwölf Schuh hohe, Gerüſte, dergleichen wir auch längs der Amerikaniſchen Küſte an einigen Stellen geſehen hatten. Dieſe waren ganz und gar von Knochen, und, wie es ſchien, von den Einwohnern in der Abſicht errichtet, Fiſche und Häute darauf zu trocknen, und dieſelben für ihren Hunden, deren ſie eine Menge hielten, in Sicherheit zu ſetzen. Dieſe Hunde ſind von der Art der Spitze, aber ziemlich groß, von mancherley Farben, und haben langes, weiches, Wollähnliches Haar. Vermuthlich ſpannen ſie dieſelben vor ihre Schlitten, deren ich eine ziemliche Anzahl in einer Winterhütte vorräthig fand. Vielleicht eſſen ſie aber auch Hundefleiſch, denn ich ſahe einige Hunde da liegen, die erſt an eben demſelben Morgen getödtet worden waren.

Die Kanots dieſer Leute ſind denen ähnlich, deren ſich die nördlichen Amerikaner bedienen. Verſchiedene, ſowohl von der großen als der kleinen Art, lagen in einer kleinen Bucht, unterhalb des Dorfes. Die großen Fiſchknochen und andere Ueberbleibſel von Seethieren, geben deutlich zu erkennen, daß dieſen Leuten größtentheils die See ihren Lebensunterhalt liefert. Das Land war im höchſten Grad öde und unfruchtbar, und brachte, ſo viel wir bemerken konnten, weder Baum noch Gebüſch hervor, und in einiger Entfernung nach Weſten hin, ſahen wir einen Gebirgsrücken mit friſchgefallenem Schnee bedeckt.

Wir hatten zwar, nach Anleitung der vom Herrn von Stählin herausgegebenen Charte, im erſten Augenblick, dieſes Land für ſein Alaſchka gehalten; allein die Geſtalt der Küſte, die Lage des Amerikaniſchen Ufers, und die öſtliche Länge brachten uns bald auf die Vermuthung, daß es wahrſcheinlich das Land der Tſchuktſchen oder die öſtliche Spitze von Aſien wäre, die Bering im Jahr 1728 entdeckte. Gleichwohl hätte ich in dem Falle die Nachricht vom neuen nordiſchen Archipel und die erwähnte Charte, ſogar was die Breite betrift, entweder für äußerſt fehlerhaft, oder für eine ungegründete Erfindung erklären müſſen, und ein ſolches Urtheil durfte ich, ohne die augenſcheinlichſten Beweiſe darzulegen, über eine ſo beglaubigte Schrift noch nicht fällen.

Nach einem Aufenthalt von zwey bis drey Stunden, kehrte ich von dieſen Leuten wieder an Bord der Schiffe zurück, ließ bald darauf die Anker lichten, und ſchiffte nordoſtwärts zwiſchen der Küſte und den beyden Inſeln hin. Am folgenden Tage befanden wir uns mitten zwiſchen beyden Küſten, und hatten ſowohl die Aſiatiſche als die Amerikaniſche im Geſicht, jede ungefähr in einer Entfernung von ſieben Seemeilen. Um Mittag waren wir in 66° 5¾' nördlicher Breite und 191° 19' öſtlicher Länge, und hatten acht und zwanzig Faden Tiefe. Wir ſegelten nunmehr Oſtwärts, um uns der Amerikaniſchen Küſte zu nähern, wobey die Tiefe immer abnahm; des ſchwachen Windes halber, mußten wir endlich in ſechs Faden vor Anker gehen. Ich ſchickte ein Boot aus, welches mir die Nachricht zurückbrachte, die Tiefe des Waſſers vermindre ſich gegen die Küſte zu noch immer mehr. Von ſechs bis neun Uhr Abends, das heißt, ſo lange wir hier vor Anker lagen, bemerkten wir keine Strömung, und konnten auch nicht unterſcheiden, ob das Waſſer ſtieg oder fiel.

Am 14ten befanden wir uns einer Landſpitze gegenüber, welche in 67° 45' nördlicher Breite und 194° 51' öſtlicher Länge liegt, und die ich Point Mulgrave nannte. Längs der See iſt die Küſte ſehr niedrig, ſteigt aber in geringer Entfernung von derſelben zu mittelmäßig hohen Hügeln empor, die gegenwärtig von Schnee entbloͤßt waren, und allem Anſchein nach keine Holzung hatten.

Am folgenden Morgen fruͤh um zwey Uhr, kam ein heftiger Sturm aus Suͤdweſt zum Suͤden, der ſich aber um Mittag legte. Um dieſe Zeit nuͤtzten wir einen Sonnenblick, um die Sonnenhoͤhe zu meſſen, und befanden uns, dieſer Beobachtung zufolge, in 68° 18′ noͤrdlicher Breite. Hierauf ſegelten wir nordoſtwaͤrts und hielten am folgenden Tage einen noch oͤſtlicheren Lauf. Unterweges begegneten uns einige Wallroſſe, und mehrere Zuͤge von Voͤgeln, deren einige Strandlerchen zu ſeyn ſchienen, andere kaum groͤßer als Graſemuͤcken waren. Auch ſahen wir Waſſerraben, und dieſen Anzeigen zufolge konnten wir nicht weit vom Lande ſeyn, welches wir aber vor Nebel nicht erblickten. Am 17ten ſahen wir, gegen Mittag, Sonne und Mond einige Augenblicke lang am hellen Himmel, und machten, gleichſam im Fluge, einige Beobachtungen, denen zufolge wir uns in 70° 33′ noͤrdlicher Breite und 197° 41′ oͤſtlicher Laͤnge befanden. Die Abweichung der Magnetnadel betrug zu gleicher Zeit 35° 1′ 22″ nach Oſten. Kurz vor Mittag bemerkten wir am noͤrdlichen Horizont ein helles Licht, wie der Widerſchein vom Eiſe, welchen man gemeiniglich den Eis-Blink nennt. Man gab aber wenig acht darauf, weil niemand es fuͤr wahrſcheinlich hielt, daß wir ſobald Eis antreffen wuͤrden, ob uns gleich die ſchneidende Luft, und das dunkle Wetter bereits ſeit zwey oder drey Tagen eine ſchleunige Veraͤnderung prophezeihet hatten. Eine Stunde ſpaͤter loͤſte ſich das Raͤthſel. Wir erblickten ein großes Eisfeld, und bereits um halb drey Uhr mußten wir dicht am Rande deſſelben umkehren und zuruͤckſegeln. Wir befanden uns hier in 70° 41′ noͤrdlicher Breite, und die Tiefe des Waſſers betrug zwey und zwanzig Faden. Das Eis war undurchdringlich und erſtreckte ſich vor uns hin, ſo weit das Auge reichen konnte. Hier befanden ſich eine Menge Wallroſſe, einige im Waſſer, aber noch mehrere auf dem Eiſe. Ich war auch ſchon willens, ein Boot auszuſetzen, um einige erlegen zu laſſen; allein da der Wind ſtärker wurde, unterblieb es. Am 18ten um Mittag befanden wir uns beynahe in eben derſelben Breite, und etwa fünf Seemeilen öſtlicher, dicht am Rande des Eiſes. Es ſtand wie eine Mauer, war wenigſtens zehn bis zwölf Schuh hoch, und ſchien weiter gegen Norden hin noch höher zu seyn. Die Oberfläche deſſelben war ſehr rauh und ungleich, und hin und wieder ſtanden kleine Tümpfel voll Waſſers darauf. In dieſer Gegend ſahen wir bald hernach, etwa drey bis vier Engliſche Meilen weit von uns, Land, deſſen öſtliche Spitze ſehr mit Eis belegt war, weshalb ich ſie das Eis-Cap (*Icy cape*) nannte. Es liegt in 70° 29′ nördlicher Breite und 198° 20′ öſtlicher Länge, und verlor ſich nach Süden hin im Horizonte, ſo daß es wohl ohne Zweifel eine Fortſetzung des Amerikaniſchen feſten Landes iſt.

Unſere Lage ward jetzt von Tage zu Tage kritiſcher; wir befanden uns in ſeichtem Waſſer, der Wind trieb uns an die Küſte, und flößte zugleich die ganze ungeheure Eismaſſe auf uns zu. Ganz augenſcheinlich mußten wir von der Eismaſſe ans Land getrieben werden, wofern wir länger zwiſchen ihr und dem Lande verweilten, und ſie nicht etwa früher als wir auf den Grund gerieth. Ja unter dem Winde ſchien ſie ſogar das Land beynahe ſchon erreicht zu haben, und es blieb uns keine Richtung offen, als nach Südweſten hin.

Am 19ten um acht Uhr Morgens kam der Wind wieder nach Weſten, ſo daß ich den Lauf nochmals nordwärts richten konnte, und mich um Mittag in 70° 6′ nördlicher Breite und 196° 42′ öſtlicher Länge befand. Hier hatten wir Treib-Eis in ziemlicher Menge um uns her, und das große Eisfeld lag noch zwey Seemeilen gegen Norden. Um halb zwey Uhr erreichten wir den Rand deſſelben, der zwar nicht ſo dicht war wie jenes, das wir zuerſt geſehen hatten, allein dennoch in zu ungeheuren und zu nahe an einander gedrängten Stükken vor uns lag, als daß wir einen Verſuch die Schiffe durchzubringen hätten wagen können.

Auf dem Eiſe lag eine erſtaunliche Menge Wallroſſe, und weil wir bis dahin dieſe Thiere für Seekühe gehalten hatten, die gut zu eſſen ſind, ſo ſchickte ich, da es uns an friſchen Lebensmitteln ſehr fehlte, die Boote beyder Schiffe aus, um einige davon zu erlegen. Als nun Abends unſere Boote, mit neun Stück vermeinter Seekühe, an Bord unſeres Schiffs zurückkehrten, und ſo mancher Matroſe, der ſchon ein Paar Tage lang vorher jedes Thier dieſer Art, das er ſahe, gleichſam mit den Augen verzehrt hatte, endlich einen leckern Schmaus zu genießen hofte, traten ein Paar von unſern Leuten, die ehedem dieſe Thiere in Grönland geſehen hatten, mit der Nachricht hervor, daß es nicht Seekühe, ſondern Seepferde (Wallroſſe) wären, die man dort niemals äße. Wie ſehr fand ſich nicht ein jeder bey dieſer Nachricht in ſeinen Erwartungen betrogen! Doch ließen wir uns durch nichts abhalten, ſo lange von unſeren Meerungeheuren zu zehren, als ein Stück davon übrig blieb; und es gab wenige an Bord, die nicht dieſe friſche Speiſe unſerm Böckelfleiſche vorgezogen hätten. Das Fett iſt anfangs ſüß wie Mark, wird aber in wenig Tagen ranzig, wenn es anders nicht eingeſalzen wird, wodurch es ſich weit länger hält. Das magere Fleiſch iſt grob, ſchwarz und von etwas wildem Geſchmack; das Herz hingegen ſchmeckt beynahe ſo gut als Ochſenherz. Das ausgeſchmolzene Fett giebt ein reichliches Oel, welches in Lampen ſehr gut brennt. Die Felle ſind überaus dick, und kamen uns bey unſerm Tau- und Takelwerk gut zu ſtatten. Die Zähne oder Hauer waren jetzt bey allen ſehr klein, und ſogar bey den älteſten und größten nicht über ſechs Zoll lang. Wir ſchloſſen daraus, daß ſie ihre alten Zähne kürzlich verloren haben müßten. Dieſe Thiere liegen in Heerden von vielen hunderten auf dem Eiſe, und drängen ſich übereinander wie Schweine. Ihr Brüllen iſt ſehr laut, und kündigte uns bey neblichtem Wetter, oder des Nachts, die Nähe des Eiſes an ehe wir es noch ſehen konnten. Nie fanden wir die ganze Heerde ſchlafend, ſondern jederzeit hielten einige davon Wache. Dieſe weckten, wenn ſich ihnen ein Boot nahte, die zunächſt bey ihnen ſchlafenden auf, und durch dieſe pflanzte ſich der lärm weiter fort, bis in wenigen Augenblicken die ganze Heerde aufgewacht war. Sie hatten aber deswegen noch keine Eile wegzukommen, ſondern warteten bis man Feuer auf ſie gegeben hatte; alsdenn ſtürzten ſie ſich in der äuſſerſten Unordnung übereinander ins Meer. Diejenigen, die nicht auf den erſten Schuß todt niederfielen, gingen mehrentheils für uns verloren, wenn wir ſie auch tödtlich verwundet hatten. Dieſe Thiere kamen uns übrigens lange nicht ſo gefährlich vor, wie ſie von einigen beſchrieben werden; ſie waren es nicht einmal, wenn man ſie angrif, und die Gefahr war bey ihnen mehr ſcheinbar, als wirklich. Oft folgten ſie unſeren Booten in großen Schaaren und kamen dicht daran hervor; allein man brauchte nur etwas Pulver von der Pfanne abbrennen zu laſſen, oder auch nur die Flinte gegen ſie zu richten, ſo tauchten ſie augenblicklich unter. Das Weibchen vertheidigt, im Waſſer und auf dem Eiſe, ihr Junges bis aufs äußerſte, und ſetzt ſogar ihr eignes Leben dabey hinten an. Das Junge verläßt auch ſeine Mutter nicht, und bleibt ſelbſt dann noch bey ihr, wenn ſie getödtet iſt; man hat alſo, ſobald man dieſe erlegt hat, das erſtre ſicher. Im Waſſer hält die Mutter ihr Junges zwiſchen den Vorderfloſſen.

Herr **Pennant** giebt in ſeiner Synopſis of Quadrupeds S. 335. *) eine ſehr gute Beſchreibung dieſes Thiers unter der Benennung des nordiſchen Wallroſſes (*arctic Walrus*) allein eine gute Abbildung davon habe ich nirgends geſehen, daher die hier beygefügte, aus welcher zugleich die Jagd auf dieſe Thiere zu erſehen iſt, den Leſern angenehm ſeyn wird. Ich weiß nicht, warum man darauf verfallen iſt, es ein Seepferd (*Sea horſe*) zu nennen, denn mit Pferden hat es nicht die geringſte Aehnlichkeit: doch iſt ſeahorſe vielleicht nur eine Verſtümmelung des Ruſſiſchen Namens Morſe (*Morſch*). Unſtreitig iſt es aber ebendaſſelbe Thier, das im Meerbuſen St. Lorenz eine **Seekuh** genannt wird, und allerdings hat es auch mehr Aehnlichkeit mit Kühen als mit Pferden, wiewohl ſie ſich auch nicht weiter als auf die Schnauze erſtreckt. Mit Einem Worte, das Thier iſt einem Robben ähnlich, aber ungleich größer. Hier folgen die Verhältniſſe des Maaßes von einem, welches aber bey weitem noch nicht das größte war.

		Fuß.	Zoll.
Länge von der Schnauze bis zum Schwanze		9	4
Länge des Halſes von der Schnauze bis zum Schulterknochen		2	6
Höhe der Schulter		5	—
Länge der Floſſen	der vorderen	2	4
	der hinteren	2	6
Breite der Floſſen	der vorderen	1	2½
	der hinteren	2	—
Breite der Schnauze		—	5½

---

*) Seitdem hat Herr **Pennant** dieſes Thier nochmals in ſeinem neuen (vortreflichen) Werke, Arctic Zoology, unter No 71 beſchrieben, wohin wir den Leſer verweiſen. **Anmerkung der Urſchrift.**

	Fuß.	Zoll.
Dicke der Schnauze	1	3
Umfang des Halſes dicht an den Ohren	2	7
Umfang des Leibes bey den Schultern	7	10
Umfang bey den Hinterfloſſen	5	6
Von der Schnauze bis an die Augen		7
Gewicht des Körpers ohne Kopf, Haut und Eingeweide	854	Pfund
Kopf	41½	—
Haut	205	—

Wovon dieſe Thiere ſich nähren mögen, iſt mir nicht bekannt geworden, denn in ihren Magen fanden wir nichts.

Bey dieſer Gelegenheit, da wir eben einen Gegenſtand der Naturgeſchichte vor uns haben, verdient noch angemerkt zu werden, daß wir ſchon ſeit einigen Tagen öfters Enten, ſchaarenweis, nach Süden fliegen geſehen hatten. Sie waren von zweyerley Art, und die eine weit gröſſer als die andere. Die größeren waren braun; von der kleinen Art hingegen war entweder die Ente oder der Entrich weiß und ſchwarz, die andern braun. Einige wollten auch Gänſe geſehen haben. Dies ſcheint denn doch anzuzeigen, daß es gegen Norden hin Land giebt, wo dieſe Vögel zu beſtimmter Jahrszeit Schutz finden, brüten, und von wo ſie jetzt nach einem wärmeren Himmelsſtriche zurückkehrten.

Während daß wir unſere Wallroſſe aufluden, hatte uns das Eis gleichſam von allen Seiten umringt, und es blieb uns kein Ausweg, als nach Süden, wohin wir auch den Lauf richteten.

Hier kreuzten wir ab und zu, bis ſich am 21ſten um zehn Uhr Morgens der Nebel zertheilte, und wir das feſte Land von Amerika ſahen. Wir befanden uns in 69° 32′ nördlicher Breite und in 195° 48′ öſtlicher Länge nicht weit von dem großen Eiſe; alſo war die ganze Maſſe, die wir geſehen hatten, keinesweges feſt oder unbeweglich, ſondern offenbar nach Süden vergerückt, und ſtand jetzt ſchon da, wo wir noch vor einigen Tagen die See offen gefunden hatten. Nachmittags ſchickte ich, weil wir eben wenig Wind hatten, den Lootſen mit einem Boote aus, um die Strömung zu unterſuchen; er fand aber gar keine. Ich ſteuerte alſo weiter nach jenem Theil der Amerikaniſchen Küſte hin, der uns vor Augen lag, und deſſen ſüdliche Spitze ich Cap Lisburne nannte. Sie liegt in 69° 5′ nördlicher Breite und 194° 42′ öſtlicher Länge, und ſcheint bis dicht an die See ziemlich hohes Land zu ſeyn. Doch kann auch flaches Land unter demſelben liegen, welches wir in der Entfernung von zehn Seemeilen noch nicht ſehen konnten. Sonſt hatten wir gegen Norden überall eine niedrige Küſte gefunden, von welcher ſich das Land allmälig zu einer mittelmäßigen Höhe erhebt. Die jetzt vor uns liegende Küſte hatte, ein Paar Stellen ausgenommen, keinen Schnee, und war von grünlicher Farbe; Waldung konnten wir aber nicht darauf entdecken.

Da ich nunmehr fand, daß ich, wegen des Eiſes, längs der Küſte nicht weiter würde nordwärts kommen können, wollte ich noch verſuchen, was weiter ab vom Lande zu thun wäre, und ſchiffte alſo mit einem Nordwind nach Weſten. Die Luft ging ſchneidend rauh und kalt, und Nebel, Sonnenſchein, Hagel und Schloſſen wechſelten mit einander ab. Am 26ſten, da wir uns in 69° 36′ nördlicher Breite und 184° öſtlicher Länge befanden, erblickten wir wieder Eis, und es ſchien folglich nicht, als ob wir hier mehr Hofnung hätten, nach Norden zu kommen, wie dort an der Küſte. Um fünf Uhr Nachmittags hatte das Eis, welches hoch und dicht war, uns wieder wie in eine Bucht eingeſchloſſen, ſo daß wir den einzigen Ausweg ſuchen mußten, der nach Oſten hin noch offen war. Tages darauf näherten wir uns nochmals dem Rande deſſelben, und da gegen

Abend der Wind ſich faſt ganz gelegt hatte, ging ich mit den Booten hin, um es näher zu unterſuchen. Es beſtand aus einzelnen Stücken von verſchiedener Größe, die ſo dicht an einander lagen, daß ich kaum mit einem Boote zwiſchen die äußerſten Ränder hinein bringen konnte. Die größten Stücken, welche den äußern Rand des ganzen Feldes ausmachten, hielten vierzig bis funfzig Schritt (*yards*) in der Länge und die kleinſten zwiſchen vier und fünf. Jene mußten meines Bedünkens mehr als dreißig Fuß tief unter die Oberfläche des Waſſers gehen. Mit einem Schiffe hindurch gehen zu wollen, wäre eben ſo viel geweſen, als gegen Felſenſtücke an zu ſegeln. Ich fand das Eis ganz durchſichtig, die Oberfläche (von oben her) ausgenommen, welche etwas ſchwammig war. Es ſchien ſich ganz allein aus gefrornem Schnee gebildet zu haben; und zwar mußte es im Meere ſelbſt entſtanden ſeyn. Denn, abgerechnet, daß es höchſt unwahrſcheinlich, oder vielmehr unmöglich iſt, daß ſolche ungeheure Maſſen auf Flüſſen herabgeſchwommen ſeyn ſollten, die kaum für ein Boot Tiefe genug haben; ſo fand ich auch ſchlechterdings kein Landprodukt in dieſem Eiſe ſtecken, welches doch unfehlbar der Fall geweſen ſeyn würde, wenn es in einem Fluſſe, er ſey nun groß oder klein, entſtanden wäre. Eben ſo unwahrſcheinlich kam es mir auch vor, daß dieſes Eis ein Produkt eines einzigen Winters ſeyn ſollte; vielmehr würde ich der Meynung ſeyn, daß zu der allmäligen Bildung deſſelben eine große Anzahl Winter erfordert werde. Denn ſo viel ich urtheilen konnte, wäre es ungereimt geweſen, zu erwarten, daß die wenigen noch übrigen Sommertage dieſes Jahres auch nur den zehnten Theil der jetzt vorhandenen Eismaſſe zum Schmelzen bringen ſollten, da ſie die ſtärkſte Wirkung der Sonnenſtrahlen bereits überſtanden hatte. Ueberhaupt trägt wohl die Sonne ſehr wenig zur Verminderung derſelben bey;

denn ſo beträchtlich der Zeitraum iſt, in welchem ſie über dem Horizonte bleibt, ſo ſcheint ſie doch ſelten länger als einige Stunden hintereinander zwiſchen den Wolken hervor, und läßt ſich oft viele Tage lang nach einander gar nicht ſehen. Faſt nur der Wind, oder eigentlich die durch den Sturm erregten Wegen, machen ſolche ungeheure Eismaſſen kleiner, indem ſie mit Gewalt ein Stück an das andre reiben, hier Theile aushöhlen, und dort andre von oben herabſpülen, ſo weit ſie nämlich reichen können. Dies bemerkten wir deutlich an vielen Stücken, deren obere Fläche zum Theil herabgewaſchen war, indeß die Grundlage noch ganz feſt ſtand, und wie eine Untiefe den über dem Waſſer hervorragenden Theil des Eiſes, in einem Umfange von mehreren Klaftern, umgab. Wir unterſuchten die Tiefe des Waſſers, welches über einem ſolchen abgeſpülten Theile ſtand, und fanden ſie bis funfzehn Schuh, ſo daß die Schiffe drüber hätten wegſegeln können. Hätte ich dieſe Tiefe nicht ſelbſt gemeſſen, ſo würde ich nie geglaubt haben, daß das Gewicht des Eiſes über der Waſſerfläche groß genug wäre, um das übrige ſo tief hinunter zu drücken *). Eine ſtürmiſche Jahrszeit kann daher gar leicht eine gröſſere Menge Eiſes vernichten, als in mehreren Wintern wieder entſtehen kann, und vermuthlich wird auf dieſe Art eine immer zunehmende Anhäufung des Eiſes verhindert. Daß aber demungeachtet noch immer ein Vorrath vom

---

*) Das Gewicht und die Maſſe des Eiſes über dem Waſſer iſt allemal mit dem Gewicht und der Maſſe des Eiſes welches unter die Waſſerfläche ſinkt, im Verhältniß, vermuthlich im Durchſchnitt wie eins zu zehn; oder mit andern Worten: Eis iſt nur um ein geringes leichter als Waſſer, daher muß es beynahe ganz unterſinken. Wenn man ſagt, das Gewicht des Eiſes über dem Waſſer ſey die Urſach, weshalb das übrige Eis unter tauche, ſo drückt man ſich freylich etwas uneigentlich aus. G. F.

Eiſe übrig bleibt, wird jeder eingeſtehen müſſen, der zur Stelle geweſen iſt; und nur etwa ein Weiſer, der die Natur in ſeinem Cabinette ſtudiert, dürfte es beſtreiten.

Als ich mich mit den Booten eine Weile am Eiſe aufgehalten hatte, nöthigte mich ein ſtarker Nebel, früher als ich wünſchte an Bord zurückzukehren; denn jetzt konnten wir von einigen Wallroſſen, die wir erlegt hatten, nur eins für jedes Schiff mitnehmen. Ueberall auf dem Eiſe bemerkten wir eine in der That unglaublich große Anzahl dieſer Thiere; daher ſchickten wir auch am folgenden Morgen, als ſich der Nebel zertheilte, unſere Boote nochmals auf die Jagd, und ließen ſoviel von dieſem Meer-Wildpret holen, als wir brauchten, um die Mannſchaft, die nun anfieng Geſchmack daran zu finden, hinlänglich damit zu verſorgen.

Am 29ſten Auguſt näherten wir uns der Küſte von Aſien, die der gegenüberliegenden Amerikaniſchen in jedem Betracht ähnlich iſt, und aus niedrigem Lande beſteht, welches, tiefer hinein, höher wird, und überall nicht nur von Waldung, ſondern auch von Schnee entblößt, und mit einer bräunlichen Moosart bewachſen iſt. In der Niederung, zwiſchen der Anhöhe und dem Meere, lag ein Landſee, der ſich, ſoweit das Auge reichte, ſüdoſtwärts erſtreckte. Eine an dieſer Küſte gelegene ſteile, felſigte Spitze in 68° 56′ nördlicher Breite und 180° 51′ öſtlicher Länge erhielt den Namen Cap North*). In der Nähe deſſelben ſieht man zwey Berge, zwiſchen denen vielleicht eine Bay liegt. Weiter hin muß die Küſte ſich nach Weſten wenden, weil wir kein andres Land nördlicher liegen ſahen, obgleich der Horizont in dieſer Gegend ziemlich heiter war.

---

*) Vermuthlich dem Lord North zu Ehren; ſonſt kann es auch Nordcap bedeuten. G. F.

Meine Abſicht weiter nach Weſten zu gehen vereitelte der Wind, der uns nicht geſtattete das Cap North zu umſchiffen, und Nebel und Schnee in Menge mitbrachte. Ich eilte daher, aus Furcht, daß uns das Eis in die Enge treiben möchte, vom Lande hinweg zu kommen.

Die Jahreszeit war nunmehr ſo weit verſtrichen, und die Zeit, wo wir Froſt erwarten mußten, ſo nahe vor der Thür, daß es nicht rathſam war, noch in dieſem Jahre die Fahrt in das Atlantiſche Meer ferner zu verſuchen, da ohne dies ſo wenig Anſchein zu einem glücklichen Erfolg vorhanden war. Ich nahm mir daher vor, einen bequemen Platz aufzuſuchen, wo wir unſern Vorrath von Holz und Waſſer ergänzen könnten. Auch fing ich an darüber nachzudenken, wie ich den Winter zum Beſten der Geographie und Seekunde zubringen, und zugleich die Schiffe in Stand ſetzen könnte, im nächſten Sommer nach Norden zurückzukehren, um die Durchfahrt aufzuſuchen.

Zwey und vierzigſtes Hauptſtück.

Rückkehr vom Cap North, längs der Küſte von Aſien. Ausſicht des Landes. Burneys Eiland. Cap Serdze-Kamen, die nördlichſte Gränze von Berings Reiſe. Oſtcap von Aſien; deſſen Lage und Beſchaffenheit. Bemerkungen über Herrn Müllers Nachrichten. Die Tſchuktſchen. St. Lorenz-Bay. Zwey andere Bayen. Wohnungen der Eingebohrnen des Landes. Berings Vorgebirge Tſchukotskoi. Berings genaue Darſtellung dieſer Küſte. Inſel St. Lorenz. Ueberfahrt an die Küſte von Amerika. Cap Darby. Kahles Vorgebirge (*bald head*). Cap Denbigh auf einer Halbinſel. Inſel Besborough. Ergänzung des Holz- und Waſſervorraths. Beſuch von den Einwohnern; Beſchreibung ihrer Perſon, und ihrer Wohnungen. Landesprodukte. Spuren, daß die Halbinſel ehedem ganz vom Meere umgeben geweſen ſey. Lieutenant Kings Bericht. Norton-Sund. Mondsbeobachtungen daſelbſt. Beweis, daß Herrn von Stählins Charte unrichtig ſey. Plan unſerer zukünftigen Operationen.

Wir ſegelten nunmehr mit einem friſchen Winde oſtwärts, längs der Aſiatiſchen Küſte hin, und hatten häufige Schneeſchauer, wobey es ſo trübe ward, daß wir nur mit der äußerſten Behutſamkeit fortrücken durften, und, um mehrerer Sicherheit willen, des Nachts einige Stunden lang beylegen mußten. Um zehn Uhr erblickten wir endlich wieder Land, und zwar eine flache Spitze, an der ren Oſtſeite wir einen Kanal oder eine Oefnung ſahen, welche, hinter der Spitze, das daſelbſt befindliche Waſſer mit dem Meere vereinigt. Vermuthlich hängt der vorhinerwähnte See, hier, mit dem Meere zuſammen. Die Küſte war im Ganzen genommen flach, nur im Innern war einiges bergichtes Land zu ſehen, alles aber mit neulich gefallenen Schnee bedeckt. Tages darauf entdeckten wir eine Inſel, welche in 67° 45′ nördlicher Breite etwa drey Seemeilen weit vom feſten Lande liegt, vier bis fünf Engliſche Meilen im Umkreiſe hält, von mittlerer Höhe iſt, eine ſteile felſichte Küſte hat, und in unſrer Charte den Namen Burneys-Eiland führt. Ihr gegenüber iſt das feſte Land ſehr bergigt, und einige Berge haben eine beträchtliche Höhe. Einige Stellen dicht am niedrigen Seeſtrande ausgenommen, war alles mit Schnee bedeckt. Dieſe letztern zwey Tage her, hatte das Queckſilber im Thermometer ſelten über dem Gefrierpunkte, oftmals aber unter demſelben geſtanden, und auf dem Verdecke gefror das Waſſer in unſern Gefäßen.

Am 1ſten September befanden wir uns wieder an der Küſte, wo ſie verſchiedene felſichte Spitzen bildet, welche vermittelſt eines niedigen Strandes verbunden ſind, und nicht die entfernteſte Hofnung einen Hafen zu finden übrig laſſen. Etwas von der See ab, hob ſich das Land in mehreren Hügeln, und in einiger Entfernung von der Küſte lag wieder ein kleines Inſelchen. Ich war nunmehr ſehr deutlich überzeugt, hier ſey das Land der Tſchuktſchen oder die Nord-Oſtküſte von Aſien, (bis wohin Bering im Jahr 1728 gekommen iſt,) und das Vorgebirge, welches Herr Müller Serdze Kamen nennt, weil ein Felſen auf demſelben wie ein Herz ausſehen ſoll. Indeß ſcheint Herr Müller nur noch einen ſehr unvollſtändigen Begrif von der Lage dieſer Gegend gehabt zu haben; denn man ſieht auf dieſem Vorgebirge viele hohe Felſen, worunter es denn freylich wohl einen oder den andern geben mag, der Aehnlichkeit mit einem Herzen hat. Cap **Serdze Kamen** iſt ein hohes Vorgebirge, das in 57° 3′ nördlicher Breite und 188° 11′ öſtlicher Länge liegt, und gegen die See einen ſteilen felſichten Abſturz hat. Oſtwärts von demſelben iſt die Küſte hoch und ſteil, nach Weſten hingegen niedrig; und von dieſer Seite geht ſie bis nach dem **Cap North** ununterbrochen Nord-Nordweſt oder Nordweſt zum Weſten fort. In gleichen Entfernungen vom Ufer iſt die Tiefe, wie es auch an der entgegengeſetzten Amerikaniſchen Küſte der Fall iſt, allenthalben dieſelbe; die gröſte, die wir bemerkten, beträgt drey und zwanzig Faden. Des Nachts oder bey Nebelwetter iſt daher an dieſem Lande das Senkbley kein übler Wegweiſer.

Am zweyten folgten die Schneeſchauer ziemlich ſchnell aufeinander; doch brach einmal in einem hellen Augenblick die Sonne hervor, die wir ſeit fünf Tagen nicht geſehen hatten. Der Wind blieb immer noch nördlich, die Luft überaus kalt, und das (Fahrenheitiſche) Thermometer ſtieg nie über 50° und fiel oft bis auf 30°. Um Mittag befanden wir uns, einer Beobachtung zufolge, in 66° 37′ nördlicher Breite. Wir behielten jetzt heiteres Wetter und Sonnenſchein, und ſchiften längs der Küſte in einer Entfernung von vier Engliſchen Meilen hin. Am Lande erblickten wir verſchiedne Einwohner und einige von ihren Wohnungen, welche wie kleine Erdhügel ausſahen. Abends ſegelten wir das **öſtliche Cap**, deſſen am elften Auguſt Erwähnung geſchehen iſt, vorbey, jenſeit deſſen die Aſiatiſche Küſte ſüdweſtwärts fortgeht. Diejenigen unter uns, die der **Stählinſchen Charte** völligen Glauben beymaßen, hatten es für die Oſtſpitze ſeiner Inſel **Alaſchka** gehalten; allein nunmehr waren wir völlig überzeugt, daß es das öſtlichſte Vorgebirge von Aſien, und vermuthlich auch das eigentliche Tſchukotskoi-Noß ſey, obgleich dasjenige, welches Bering mit dieſem Namen belegte, weiter ſüdweſtwärts liegt. Denn wenngleich Herr Müller, in ſeiner Charte von den Ruſſiſchen Entdekkungen, das Tſchukotskoi-Noß beynahe in 75° nördlicher Breite verlegt, und es ſich noch weiter nach Oſten, als dieſes Cap erſtrecken läßt, ſo ſcheint er meines Bedünkens, doch nicht hinlänglichen Grund dazu gehabt zu haben. In der That kann man in ſeiner eigenen Nachricht, oder vielmehr in der Deſchneffiſchen, die angegebene Entfernung des Noß vom Anadirfluſſe keinesweges mit einer ſo nördlichen Lage reimen.*) Ich hoffe indeß dieſe Gegenden wieder zu beſuchen, und verſchiebe die nähere Auseinanderſetzung dieſes Punkts bis dahin. Indeſſen nehme ich aber an, wie Bering ſchon vor mir gethan hat, daß dies die öſtlichſte Spitze von Aſien ſey. Es iſt eine ziemlich hohe Halbinſel, die vermittelſt einer niedrigen und allem Anſchein nach ſehr ſchmalen Landenge mit dem feſten Lande zuſammenhängt. Gegen die See hat es einen jähen felſichten Abſturz, und vor der Spitze ſelbſt liegen einige, Kirchthürmern ähnliche, Felſen. Es liegt in 66° 6′ nördlicher Breite und 190° 22′ öſtlicher Länge, und iſt von dem Vorgebirge des Prinzen von Wales, oder der Weſtſpitze der gegenüber liegenden Amerikaniſchen Küſte, nur dreyzehn Seemeilen weit entfernt.

Jenſeit des Vorgebirges ſchifften wir auf die Nordſpitze der St. Lorenzbay zu, in welcher wir am zehnten Auguſt geankert hatten *). Um acht Uhr des folgenden Morgens erreichten wir jene Spitze, und erblickten verſchiedene Einwohner an eben demſelben Orte, wo ich ſie beſucht hatte, und einige andre auf dem entgegengeſetzten Ufer der Bay; allein keiner von ihnen verſuchte es, zu uns zu kommen, wiewohl das Wetter günſtig genug dazu war. Dies befremdete uns in ſo fern, da wir denen, die wir neulich beſucht, keine Urſach gegeben hatten, mit unſerer Geſellſchaft unzufrieden zu ſeyn. Dieſe Leute müſſen die Tſchuktſchi ſeyn, welche zu der Zeit, da Herr Müller ſchrieb, noch nicht unter Ruſſiſcher Botmäßigkeit ſtanden. Ihr ganzes Betragen gegen uns, ſcheint auch zu beweiſen, daß ſie noch nicht überwunden ſind, obgleich die Ruſſen, entweder unmittelbar oder vermittelſt der benachbarten Nationen, mit ihnen handeln müſſen, weil die Tſchuktſchen ſonſt nicht im Beſitz der Speere ſeyn könnten, die wir bey ihnen geſehen hatten.

---

*) Avec le vent le plus favorable on peut aller par mer de cette pointe (des Tſchukſchis) jusqu'a l'Anadir en trois fois 24 heures; et par terre, le chemin ne peut guéres être plus long. Muller p. 13.

Die St. Lorenzbay iſt im Eingange wenigſtens fünf Seemeilen breit, und vier Seemeilen tief; gegen das Innerſte läuft ſie ſchmäler zu, und iſt daſelbſt vor den Seewinden ziemlich geſichert, vorausgeſetzt, daß ſie für Schiffe auch Waſſer genug hat. Ich mochte dies jetzt nicht unterſuchen, ſo lieb es mir ſonſt geweſen wäre, hier einen Hafen anzutreffen, wohin ich mich im folgenden Jahre hätte begeben können. Allein mir lag hauptſächlich daran einen Hafen zu finden, wo ich Holz bekommen könnte, und einen ſolchen durfte ich freylich in der hieſigen Gegend nicht erwarten. Die Küſte ſüd-

---

*) Von dieſem Tage hat ſie auch ihren Namen erhalten. Sonderbar iſt es, daß Bering auch gerade am 10ten Auguſt 1728 hier vorbeyſegelte, und deshalb die benachbarte Inſel nach demſelben Heiligen benannte. Anmerk. der Urſchrift.

wärts von dieſer Bay bildet eine neun Seemeilen weit landeinwärts gehende Bucht oder einen Fluß; oder das Land müßte hier ſo niedrig ſeyn, daß wir es nicht hätten ſehen können.

Um ein Uhr Nachmittags ſahen wir etwas vor uns, das wir anfänglich für einen Felſen hielten, es war aber ein todter Wallfiſch, den etliche Einwohner der Aſiatiſchen Küſte getödtet hatten, und jetzt ans Land zogen. Sie ſchienen ſich hinter dieſem Thiere verbergen zu wollen, um nicht von uns geſehen zu werden; dieſe Vorſicht war aber unnöthig, denn wir ſetzten unſern Lauf fort, ohne uns um ſie zu bekümmern.

Am vierten, bey Tages Anbruch, ſteuerte ich nordweſtwärts, um den Einbuſen, den wir am vorigen Tage geſehen hatten, näher in Augenſchein zu nehmen; allein bald darauf kam der Wind aus dieſer Gegend, folglich ſchiffte ich ſüdwärts längs der Küſte, bey zwey andern Bayen vorüber, deren jede ungefähr zwey Seemeilen tief ins Land hineingeht. Die nördlichſte hat einen auffallend runden Berg im Rücken, und vor der zweyten liegt eine Inſel. Ob in beyden hinreichende Tiefe für Schiffe ſey, iſt noch ſehr zweifelhaft, da wir allemal ſeichtes Waſſer fanden, ſo oft wir uns dem Ufer näherten. Das Land iſt hier ſehr bergicht und nackt. An mehreren Stellen, längs dem Seeſtrande, ſahen wir Wohnungen der Einwohner, und daneben allemal ſolche Gerüſte von Knochen, wie ich vorhin beſchrieben habe, die, ihrer Weiſſe wegen, ſehr weit in die Ferne ſichtbar ſind.

Da ich bemerkte, daß ſich das Land weſtwärts nach dem Anadirskiſchen Meerbuſen zöge, wohin zu gehen ich keinen Beruf hatte, ſo richtete ich den Lauf nach Süden, um die von Bering entdeckte St.

Lorenz-Inſel zu Geſicht zu bekommen, welche ſich auch um acht Uhr Abends in einer Entfernung von elf Seemeilen zeigte. Zu gleicher Zeit ſahen wir in einer Entfernung von zwölf Seemeilen die ſüdliche Spitze des feſten Landes, welche ich für diejenige halte, der Bering, mit allem Rechte, den Namen Suchotskiſche Oſtſpitze oder Cap Tſchukotskoi beygelegt hat, weil von dieſem Theil des Landes verſchiedne Eingebohrne ihn beſuchten, die, ihrer eignen Ausſage zufolge, zum Volke der Tſchuktſchen gehörten. Es liegt nach meiner Berechnung in 64° 13′ nördlicher Breite und in 186° 36′ öſtlicher Länge. Ueberhaupt bin ich dem Andenken Berings das Zeugniß ſchuldig, daß er die Küſte ſehr gut gezeichnet, und die Breiten und Längen der verſchiedenen Spitzen richtiger beſtimmt hat, als von ihm, bey den Hülfsmitteln wovon er Gebrauch machen konnte, zu erwarten ſtand. Ich gründe dieſes Urtheil nicht auf die Müllerſche Nachricht von ſeiner Reiſe, noch auf die dabey befindliche Charte, ſondern auf Dr. Campbells Nachricht in ſeiner Ausgabe der Harriſchen Sammlung von Reiſebeſchreibungen *), und auf die hinzugefügte Charte, welche umſtändlicher und richtiger ſind, als die Mülleriſchen. Je feſter ich aber überzeugt war, daß ich mich nunmehr an der Aſiatiſchen Küſte befände, deſto mehr ſahe ich die Unmöglichkeit ein, die Stähliniſche Charte von dem neuen nordiſchen Archipel mit meinen Wahrnehmungen zu reimen. Ich wußte mir dieſen Unterſchied nicht anders zu erklären, als wenn ich annahm, ich hätte einen Theil von ſeiner Inſel Alaſchka für das Amerikaniſche feſte Land gehalten, und den Kanal, der ſie davon trennt, verfehlt. Doch blieb auch in dieſem Falle der Unterſchied noch immer

---

*) Vol. II. p. 1016. u. f.

ſehr groß. Es lag mir viel daran, dieſe Sache noch in gegenwärtiger Jahrszeit ins Reine zu bringen, damit ich künftiges Jahr nur Einen Zweck vor Augen haben möchte. Weil nun ferner dieſe nordiſchen Inſeln ſo beſchrieben werden, als ob ſie Ueberfluß an Holz hätten, ſo ſchmeichelte ich mir, daß ich einen Vorrath davon, deſſen wir jetzt ſehr benöthigt waren, daſelbſt einnehmen könnte, im Falle ich ſo glücklich wäre ſie anzutreffen. In dieſer Abſicht richtete ich den Lauf nach der Amerikaniſchen Küſte, und ſahe bereits am folgenden Tage Land ſüdoſtwärts liegen, welches wir für Andersons Eiland, oder eine nahe dabey gelegene Inſel hielten, und folglich nicht unterſuchten. Am ſechſten, um vier Uhr Morgens, erblickten wir die Amerikaniſche Küſte unweit Schlitten Eiland (*Sledge island*). Sollte es nun möglich ſeyn, daß ein Theil der von mir geſehenen Küſte, nicht feſtes Land, ſondern die Inſel Alaſchka geweſen wäre, ſo mußte es der jetzt hier vor uns liegende ſeyn. In dieſem Falle mußte ich die Durchfahrt zwiſchen der Inſel und dem feſten Lande verfehlt haben, indem ich mich nach der erſten Entdeckung deſſelben nicht beſtändig oſtwärts gehalten, ſondern nach Weſten begeben hatte. Ich wußte alſo recht gut, wohin ich gehen müßte, um aus dieſer Ungewißheit zu kommen. Um acht Uhr Abends am ſiebenden, befanden wir uns bereits nahe am Lande, erblickten daſelbſt ein Licht, und ſahen zwey Kanots mit einem Haufen Leute beſetzt, auf uns zukommen. Wir legten bey, um ſie herannahen zu laſſen; allein alles war umſonſt; trotz unſerer Freundſchaftszeichen, blieben ſie eine Viertelmeile von uns, und wir mußten ſie endlich verlaſſen, um unſern Lauf längs der Küſte fortzuſetzen. Am Abend des folgenden Tages erreichten wir eine Landſpitze, die ich Cap Darby nannte, welche in 64° 21′ nördlicher Breite und 197° öſtlicher Länge liegt, und jenſeits welcher das Land ſich mehr nach Norden wendet.

Bald am folgenden Morgen hatten wir die angenehme Ausſicht einer waldreichen Küſte vor uns, dergleichen wir ſeit langer Zeit nicht gehabt hatten; und ſo wie wir nordwärts ſchifften, zeigte ſich nordoſtwärts mehr Land, als eine Fortſetzung desjenigen, an dem wir uns befanden. Nach Süden, und auch nach Oſten hin, erblickten wir zwey Inſeln, (wenigſtens hielten wir ſie dafür), und jenſeits derſelben lag in großer Entfernung ein hohes Land. Letzteres ſollte nun einſtweilen das feſte Land und das andere Land die Inſel Alaſchka ſeyn. Allein ſchon jetzt ward es zweifelhaft, ob wir zwiſchen beyden durchkommen würden, denn je weiter wir nordwärts gingen, deſto ſeichter fanden wir das Waſſer. Die Boote mußten deshalb vorausgehen, um das Senkbley zu werfen; ich ſchickte auch die Discovery voran, und blieb, ungefähr in der Mitte, zwiſchen der Küſte zur linken und der nördlichſten Inſel zur Rechten. Um drey Uhr Nachmittags waren wir bey der Inſel vorbey gekommen, und befanden uns nur in viertehalb Faden Waſſers; ja einmal hatte unſer Schiff (die Reſolution) ſogar den Schlamm vom Boden aufgerührt. Ungeachtet wir den ganzen Kanal von einer Seite zur andern mit den Schiffen und Booten unterſuchten, fanden wir doch die Tiefe nirgends größer. Es war alſo die höchſte Zeit zurückzukehren, zumal da der Wind uns entgegen kam, und wir zurück laviren mußten. Die Gefahr wäre noch größer geweſen, wenn der Wind an Stärke zugenommen und hohe Wellen erregt hätte, wodurch unſere Schiffe leicht hätten auf den Grund kommen können. Wir befanden uns jetzt nur eine Seemeile weit von einer gegen Norden am weſtlichen Ufer belegenen Spitze die ich den Kahlkopf, oder die kahle Spitze (*Baldhead*) nannte. Weiterhin ſahe es aus als ob ſich die Küſte, Nordoſtwärts, in eine andre Spitze endigte, und hinter dieſer ſchien ſich das hohe Land zu erſtrecken, das ſich über den Inſeln gezeigt hatte, oder, wie einige unter uns meinten, ſich an daſſelbe anzuſchließen. Weſtwärts vom Kahlkopf bildet das Ufer eine Bay mit einem niedrigen Strande, auf welchem wir eine Anzahl Hütten gewahr wurden.

Die ganze Nacht hindurch fuhren wir fort zurückzulaviren, und bei Tages Anbruch hatten wir wieder eine Tiefe von ſechs Faden erreicht. Um 9 Uhr befanden wir uns ungefähr eine Seemeile weit vom öſtlichen Ufer. Hier ging ich mit Herrn Lieutenant King in zwei Booten aus Land, um Holz und Waſſer zu ſuchen. Wir ſtiegen bey einer ſtumpfen Ecke aus, die aus ſenkrechten Schichten einer dunkelblauen, mit Quarz und Glimmer vermiſchten Felsart beſtand. An den Strand gränzt ein ſchmaler Streifen Landes, worauf jetzt hohes Gras und etwas Angelika wuchs. Jenſeit deſſelben ſteigt das Ufer jählings hinan, und auf der Höhe fanden wir eine Heide mit allerhand Arten von Beeren; weiter hineinwärts war die Gegend eben, und mit Sproſſen-Tannen dünn beſetzt, desgleichen mit Birken und Weiden, aus denen man aber höchſtens nur Beſen binden konnte. Am Strande fanden wir Fährten von Thieren aus dem Hirſchgeſchlecht und von Füchſen; auch lag daſelbſt eine Menge Treibholz und an friſchem Waſſer war kein Mangel. Ich ging an Bord zurück, in der Abſicht die Schiffe hier vor Anker legen zu laſſen; allein der Wi[illegible] ward nordöſtlich, und da ihm die Küſte offen lag, begab ich mich hinüber nach dem öſtlichen Lande, in Hofn[illegible] dort ebenfalls Holz anzutreffen. Um acht Uhr Abends ließen wir am ſüdlichſten Ende der nördlichſten von den vorhin erwähnten Inſeln die Anker fallen, entdeckten aber gleich am folgenden Morgen, daß dieſes bis dahin für eine Inſel gehaltene Land, nur eine Halbinſel ſey, welche vermittelſt einer flachen Landenge mit dem feſten Lande zuſammenhängt, und an jeder Seite eine Bay hat. Wir lavirten in die Bay an der Südſeite, und kamen daſelbſt um Mittag in fünf Faden Tiefe, auf einem ſchlammigen Grunde vor Anker. Die Spitze der Halbinſel, die etwa drey Engliſche Meilen von uns entfernt war, nannte ich Cap Denbigh.

Auf der Halbinſel erblickten wir einige Leute, von denen einer ſich in einem Kanot zu uns begab. Ich ſchenkte ihm ein Meſſer und einige Glaskorällen, worüber er ſehr zufrieden ſchien. Als wir ihm durch Zeichen zu verſtehen gaben, daß er uns etwas zu eſſen bringen möchte, verließ er uns ſogleich, und ruderte ans Land. Unterwegs begegnete ihm ein anderer, der ein Paar gedörrte Lachſe in ſeinem Kahn hatte; dieſe nahm er ihm ab, kam damit an Bord zurück, und wollte ſie niemanden als mir übergeben. Einige von unſern Leuten glaubten, er hätte unter der Benennung Capitane nach mir gefragt; allein ſie müſſen ſich wohl geirrt haben; denn er kannte zwar denjenigen, der ihm das Meſſer und die Glaskorallen gegeben hatte; wie aber ſollte er wiſſen, daß ich der Capitain wäre? Bald nachher kamen noch einige Einheimiſche, die uns gegen Kleinigkeiten verſchiedne getrocknete Fiſche überließen. Am meiſten verlangten ſie nach Meſſern; auch mochten ſie Taback gern.

Nach dem Mittagseſſen ſchickte ich Herrn Lieutenant Gore nach der Halbinſel, um zu ſehen, ob daſelbſt Holz und Waſſer zu finden wäre, oder vielmehr nur Waſſer, denn von Treibholz lagen die Ufer der Bay rund umher bedeckt. Zu gleicher Zeit ſchickte jedes Schiff ein Boot aus, um in der Bay allenthalben das Senkbley zu werfen. Um drey Uhr Nachmittags wollten wir uns des friſchen Nordoſtwindes bedienen, um tiefer in die Bay zu gehen, und lichteten in dieſer Abſicht die Anker; allein die Untiefen, die man überall zwey bis drey Engliſche Meilen weit vom Ufer entdeckte, lehrten uns bald, daß es unmöglich ſei. Wir kreuzten daher ab und zu, bis Herr Gore um acht Uhr mit einer

Ladung Holz an Bord zurückkehrte. Auf ſeinen Bericht, daß friſches Waſſer nur ſparſam anzutreffen wäre, und daß es ſehr mühſam ſey, Holz zu laden, weil die Boote ſchon in einiger Entfernung vom Ufer auf den Grund geriethen, ſteuerte ich nach dem gegenüberliegenden Ufer zurück, und ſchickte bereits um acht Uhr des folgenden Morgens ſämmtliche Boote mit gehöriger Mannſchaft unter Anführung eines Officiers ab, um an dem Orte, wo ich vorhin ausgeſtiegen war, Holz zu laden. Eine Zeitlang kreuzten wir noch ab und zu, und ließen hierauf in fünf Faden, weniger ein Viertel, unſere Anker fallen. Die Inſel unter dem öſtlichen Ufer, ſüdwärts von Cap Denbigh, lag von dieſem Ankerplatz funfzehn Seemeilen entfernt, gegen Südoſten. Ich nannte ſie Besborough-Eiland.

Wir lagen hier ſehr unſicher auf einer offenen Rhede; daher entſchloß ich mich unſern Waſſervorrath jetzt nicht zu ergänzen, weil dieſes Zeit koſten würde, ſondern lediglich Holz zu laden, und dann einen bequemern Ankerplatz aufzuſuchen. Wir laſen alſo Treibholz vom Strande auf, und da der Wind längs der Küſte ging, konnten die Boote hin und zurück ſegeln, und ihr Geſchäft deſto ſchneller vollenden.

Nachmittags ging ich ans Land, und ſpatzierte etwas weiter hinein. Wo keine Waldung ſtand, war alles mit Heide und andern Pflänzchen bedeckt, die zum Theil Beeren in großer Menge trugen. Alle Beeren waren jetzt reif, und die Heidelbeeren ſchon überreif; in Blüthe fand ich faſt keine einzige Pflanze. Das Strauchwerk, wie Erlen, Birken und Weiden, machte es beſchwerlich, zwiſchen den Bäumen fortzukommen. Letztere waren durchgängig von der Art der Sproſſentanne, und keiner hatte mehr als ſechs oder acht Zoll im Durchmeſſer. An dem Seeſtrande lagen indeß einige doppelt ſo dicke Stämme. Uebrigens iſt alles Treibholz in dieſen nordiſchen Gegenden Tannenholz; wenigſtens ſah ich nie ein Stück von anderer Art.

Am folgenden Tage fand ſich eine einheimiſche Familie bey unſern Holzſammlern ein. Aus wie viel Perſonen ſie anfänglich beſtand, kann ich nicht ſagen; ich ſah nur einen Mann und ſeine Frau nebſt ihrem Kinde und einem vierten Geſchöpf, das außer der menſchlichen Geſtalt, nichts menſchliches an ſich hatte, und in aller Abſicht der ungeſtalteſte Krüppel war, den ich je geſehen, oder von dergleichen ich je gehört habe. Auch der andre Mann war beynahe blind, und ſowohl er als ſeine Frau ſahen bey weitem nicht ſo wohl aus, als wir ſo manchen Menſchen an dieſer Küſte gefunden hatten. Bey beyden war die Unterlippe durchbohrt. Sie beſaßen auch einige ſolche Glaskorallen, als wir ſchon bey ihren Landsleuten bemerkt hatten. Eiſen war indeß ihre Lieblingswaare. Gegen vier Meſſer, die wir aus einem alten eiſernen Faßbande fabricirt hatten, erhielt ich von ihnen beynahe vier Centner Fiſche, die ſie heute oder den Tag zuvor gefangen hatten. Es waren Forellen darunter, und die übrigen ſchienen ſowohl dem Geſchmack als der Größe nach zwiſchen Hering und Meeräſche zu gehören. Dem Kinde, welches ein Mädchen war, ſchenkte ich einige Glaskorallen, worauf zuerſt die Mutter dann der Vater und der Krüppel, und zuletzt das Mädchen ſelbſt zu weinen anfingen, welches indeß nicht lange dauerte *). Ehe es noch dunkel

---

*) Herr Capitain King hat noch folgendes von ſeiner Zuſammenkunft mit derſelben Familie mitgetheilt „da ich am 12ten die Holzſammler begleitete, kam ein Canot mit Eingebornen auf uns zu.“ Ich winkte ihnen anzulanden, worauf ein Mann bey Jahren und eine Frau ausſtiegen. Dieſer ſchenkte ich ein kleines Meſſer, und gab ihr zu verſtehen, ſie ſollte ein weit größeres bekommen, wenn ſie mir Fiſche verkaufen wollte. Sie winkte mir, ihr zu folgen. Ich begleitete ſie ungefähr eine Engliſche Meile weit, und hielt

wurde, waren beyde Schiffe hinlänglich mit Holz verſorgt, und jedes hatte noch oben drein ungefähr zwölf Tonnen Waſſer an Bord genommen. Am 14ten ſchickte ich Leute ans Land, um Beſen zu ſchneiden, die uns mangelten, und Zweige von der Sproſſentanne mitzubringen, aus welchen wir Bier brauen wollten. Gegen Mittag aber holten wir die ſämmtliche Mannſchaft wieder ab, weil

---

dann inne, weil der Mann, indem wir über einen ſteinichten Strand gingen, niedergefallen war und ſich den Fuß ſtarck verwundet hatte. Das Weib wies auf ſeine Augen, die mit einem dicken, weiſſen Felle bedeckt waren. Nach dieſem Vorfall hielt er ſich dicht an die Frau, die ihn von allen Hinderniſſen im voraus benachrichtigte. Sie trug in der Kapuze ihrer Jacke ein kleines Kind, welches ich anfänglich für ein Bündel hielt, bis ich es ſchreyen hörte. Ungefähr zwey Engliſche Meilen weit von unſerm Landungsorte erreichten wir das offene mit Fellen bedeckte Boot dieſer Leute, welches jetzt auf der Seite lag, ſo daß es inwendig gegen den Wind geſchützt war, und anſtatt einer Hütte diente. Ich mußte nunmehr mit den Augen des Mannes eine ſonderbare Operation vornehmen. Erſtlich belehrte mich das Weib meinen Athem anzuhalten, dann auf die kranken Augen zu hauchen, und zuletzt, darauf zu ſpucken. Hierauf nahm ſie meine beyden Hände, legte ſie dem Manne auf den Magen, hielt ſie eine Zeitlang in dieſer Stellung, und erzählte indeſſen vermuthlich die Geſchichte des Unfalls, der ihre Familie betroffen hätte, indem ſie zuweilen auf ihren Mann, zuweilen auf einen erbärmlichen Krüppel, der zur Familie gehörte, zuweilen auch auf ihr Kind zeigte. Ich kaufte ihnen alle Fiſche ab, die ſie hatten, worunter ſchöne Lachſe, Lachsforellen und Meeräſchen waren, und ſie lieferten dieſelben in der Folge ſehr getreulich dem Matroſen ab, den ich darnach abſchickte. Der Mann war ungefähr fünf Fuß und zwey Zoll hoch, wohl proportionirt, und von heller Kupferfarbe; ſein Haar war ſchwarz und kurz, und der Bart nur ſchwach. Das Weib war kurz und dick, und ihr Geſicht voll und rund. Sie trug eine Jacke von Hirſchhäuten mit einer Kapuze. Beyde hatten ſchwarze Zähne, welche gleichſam abgeſchliffen ſchienen, und dem Gaumen gleich ſtanden. Das Weib war von der Lippe bis zum Kinne punktirt.“

der Wind ſtärker geworden war, und auf dem Seeſtrande die Wogen ſo erregt hatte, daß die Boote nicht ohne die größte Beſchwerlichkeit anlanden konnten.

Da man noch immer zweifelte, ob die Küſte, an welcher wir uns jetzt befanden, ein Theil einer Inſel oder des feſten Landes von Amerika wäre, und die Schiffe wegen des ſeichten Waſſers dieſen ſtreitigen Punkt nicht entſcheiden konnten, ſo ſchickte ich Herrn Lieutenant King mit zwey Booten ab, um Unterſuchungen anzuſtellen, welche endlich allem Streit und aller Verſchiedenheit der Meynungen über dieſe Sache ein Ende machen könnten *). Am folgenden Tage gingen die Schiffe hinüber

---

*) Herr Capitain King hat die Güte gehabt, uns ſeine Inſtruktion mitzutheilen, und die Beſchwerlichkeiten, womit die Ausführung derſelben verknüpft war, zu erzählen. Die Inſtruktion wer folgende:

„Sie müſſen bis zu der äußerſten Spitze, die wir am
„vergangenen Mittwoch geſehen haben, oder, falls Sie es
„für gut finden, noch etwas weiter nach Norden gehen,
„daſelbſt ausſteigen und von den Höhen aus wo möglich
„entdecken, ob das Land, worauf ſie ſich alsdann befinden
„werden, (welches man für die Inſel Alaſchka hält) wirklich
„eine Inſel ſey, oder mit dem oſtwärts gelegenen Lande,
„welches der Vermuthung nach das Amerikaniſche Continent
„iſt, zuſammenhänge. Im erſtern Falle müſſen Sie die
„Tiefe des Waſſers in dem Canal zwiſchen beyden erforſchen,
„imgleichen Acht geben, von welcher Seite die Fluth herein-
„kommt. Hängt im Gegentheil das Land von beyden
„Küſten zuſammen, ſo verlieren Sie keine Zeit mit Erfor-
„ſchung der Tiefe, ſondern kehren ſo geſchwind als möglich
„zu den Schiffen zurück, welche Sie unter der Spitze, wo
„wir am verwichenen Freytag lagen, vor Anker antreffen
„werden. Sollte ſich das Wetter verſchlimmern wollen, ſo
„kehren ſie zu den Schiffen zurück, auch ohne jenen Auftrag
„in Erfüllung gebracht zu haben. Auf keinen Fall aber
„dürfen Sie länger als fünf Tage ausbleiben; und je eher
„das Geſchäft geendigt werden kann, deſto beſſer. Sollte
„irgend ein unvorhergeſehener Zufall die Schiffe von dieſer
„Küſte wegtreiben, ſo daß Sie innerhalb einer billigen Zeit

in die Bay an der Südoſtſeite des Cap Denbigh, und warfen daſelbſt Nachmittags die Anker. Gleich

---

„nicht zurückkommen könnten, ſo iſt der Sammelplatz der
„Hafen Samganudba, das iſt der Ort wo wir zuletzt
„unſern Waſſervorrath ergänzt haben.“

„James Cook.“

„An Herrn Lieutenant King.“

„Am 14ten um acht Uhr Abends machten wir uns in
„unſerm Boot (cutter) auf den Weg, nachdem vorher das
„Signal gegeben worden, daß die Discovery das ihrige
„mitſchicken ſollte. Unglücklicherweiſe mußte es ſich ſo
„fügen, daß ſich die Mannſchaft in den Booten bereits den
„ganzen Tag über müde gearbeitet hatte. Indeß ruderten
„ſie ohne Unterlaß, bis ein Uhr Morgens am 15ten gegen
„das Land hin. Ich wünſchte hauptſächlich dicht unter das
„Land zu kommen, um mich des Vortheils des Windes zu
„bedienen, der bisher ganz richtig alle Abende von der Küſte
„her gewehet, bey Tage aber den Suhd hinabwärts aus
„Nordnordoſt geſtrichen hatte; allein da die Leute nunmehr
„erſchöpft waren, ſpannten wir unſere Segel aus, und
„ſchiften queer über die Bucht, welche die weſtwärts vom
„Kahlkopf (*Bald head*) gelegene Küſte bildet. Gegen drey
„Uhr kam uns, wie ich erwartet hatte, der Wind entgegen;
„alſo mußte wieder zu den Rudern gegriffen werden. Das
„Boot der Discovery, (ein ſchwerer, in den königlichen
„Werften gebauter Cutter, dahingegen das unſrige aus
„Deal war) hatte uns ſchon in der Nacht aufgehalten, und
„nunmehr ruderten wir bald ſo weit, daß wir es aus dem
„Geſichte verloren; auch wollte ich nicht warten, bis es
„uns erreichte, denn ich hatte Hofnung die äußerſte vor
„uns gelegene Spitze noch zeitig genug zu erreichen, um
„die Höhe, bevor es dunkel würde, zu erſteigen. Dies
„wünſchte ich um ſo mehr da der heutige Tag vorzüglich
„heiter war, und wir weit und breit umher ſehen konnten.
„Um zwey Uhr Nachmittags befanden wir uns noch zwey
„Engliſche Meilen weit vom Kahlkopfe (*Bald head*) unter
„dem Schutze des hohen Ufers und in ruhigem Waſſer.
„Allein in dem Augenblicke wo wir unſern Endzweck beynah
„erreicht hatten, wurden die ermüdeten Ruderer, zwey
„ausgenommen, vom Schlafe überwältigt, und all mein
„Zureden vereitelt. Sie ließen die Ruder ſinken und fielen
„ſchlafend von der Bank. Wenn man bedenkt, daß ſie

darauf beſuchten uns verſchiedne Einwohner in ihren Kähnen, und vertauſchten etwas getrockneten Lachs gegen die Kleinigkeiten, die unſere Leute ihnen geben konnten. Am 16ten bey Tages Anbruch erhielten wir wieder einen Beſuch von neun Männern, deren jeder ſein eignes Kanot führte. Sie näherten ſich dem Schiffe mit Behutſamkeit, und offenbar in keiner andern Abſicht, als um ihre Neugier zu befriedigen. Am Hintertheil des Schiffs ſtellten ſie ihre Kähne in eine Reihe und unterhielten uns mit einem Geſang, wozu einer von ihnen eine Art von Trommel ſchlug, und ein andrer mit den Händen und dem ganzen Körper tauſend poßierliche Bewegungen machte. Indeß hatte weder der Geſang, noch die begleitenden Gebärden, etwas wildes. In Statur und Geſichtszügen konnte keiner von uns dieſe Leute von denen unterſcheiden, die wir überall an den Amerikaniſchen Küſten, **Königs Georgs Sund** ausgenommen, geſehen hatten. Ihre Kleidung, die hier hauptſächlich von den Fellen eines Thieres aus dem Hirſchgeſchlechte verfertigt war, hatte völlig denſelben Schnitt, auch waren ihre Unterlippen durchbohrt, und mit Schmuck behangen.

Ihre Wohnungen ſtehen dicht am Seeſtrande: es ſind aus Klötzen von Holz zuſammengeſetzte, ſchräg herablaufende Dächer, die mit Gras und Erde bedeckt ſind,

---

„bereits müde waren, ehe wir abreiſeten und daß ſie nun-
„mehr ſechzehn Stunden lang in einer unruhigen See mit
„kurzen Wellen gerudert hatten, ſo wird man ſich in der
„That nicht wundern, daß ihre Kräfte erlagen da ſie weder
„geſchlafen noch eine Erquikung zu ſich genommen hatten.
„Die beyden Herrn (Unterofficiere) die ich bey mir hatte
„und ich wir ſahen uns nunmehr gezwungen, ſelbſt die
„Ruder anzugreifen, und bald nach drey Uhr landeten wir
„zwiſchen dem Kahlkopfe und einer andern weiter oſtwärts
„hervorſtehenden Spitze.“

und keine Seitenwände haben. Der Fußboden iſt ebenfalls mit Klötzen belegt; der Eingang befindet ſich an einem Ende des Hauſes, und die Feuerſtätte gleich innerhalb deſſelben; auch iſt unweit der Thüre ein kleines Loch angebracht, wodurch der Rauch hinauszieht.

Nach dem Frühſtück ſchickte ich einige Leute auf die Halbinſel, um Beſen und Tannenſproſſen zu holen. Zu gleicher Zeit gab ich der Hälfte der noch am Bord zurückgebliebenen Mannſchaft Erlaubniß, ans Land zu gehen, und Beeren zu leſen. Als dieſe zu Mittag zurückkamen, ſchickte ich die andre Hälfte in gleicher Abſicht ans Land. Die hier befindlichen Beeren ſind wilde Johannisbeeren, Heidelbeeren, Moosbeeren, u. a. m. Ich ging ſelbſt ans Land, und durchſuchte einen Theil der Halbinſel. An mehreren Orten fand ich gutes Gras, und faſt überall wuchſen Kräuter. Das niedrige Land, welches die Halbinſel mit dem feſten Lande verbindet, iſt durch viele enge Buchten eingeſchnitten, und auf demſelben ſtehen viele Teiche voll Waſſer, von denen einige ſchon mit Eiſe belegt waren. Wir ſahen daſelbſt eine Menge Gänſe und Trappen; allein ſie waren ſo ſcheu, daß man ihnen auf einen Flintenſchuß nicht beykommen konnte. Auch bemerkten wir einige Schnepfen, und auf der Höhe zweyerley Waldhüner. Im Walde wimmelte es von Mücken. Einige von den Officieren waren weiter gekommen, als ich, und hatten verſchiedne Eingebohrne beyderley Geſchlechts angetroffen, die ſich ganz höflich gegen ſie betrugen. Die Halbinſel ſelbſt ſcheint mir ehedem eine Inſel geweſen zu ſeyn; denn auf der Landenge bemerkte ich Spuren, daß die See vor Zeiten darüber geſtanden haben müſſe. Ja noch jetzt iſt es allem Anſchein nach nur eine Art von Damm, aus Sand, Steinen und Holz, welche die See ausgeworfen hat, durch den die Landenge vor ferneren Ueberſchwemmungen geſichert wird. Dieſer Damm zeigte augenſcheinlich, daß die See hier Land anſetze, und man fand von der allmähligen Anhäufung deſſelben ganz deutliche Spuren.

Um ſieben Uhr Abends kam Herr King zurück, und berichtete mir, er ſey mit den Booten drey bis vier Seemeilen weiter gegangen, als wir in den Schiffen hätten kommen können. Hierauf ſey er an der Weſtſeite ausgeſtiegen, und habe von der Höhe beyde Küſten vereinigt geſehen. Am Ende des Einbuſens ſey ein kleiner Fluß befindlich, vor deſſen Mündung ſich Sand und Schlamm in Bänken aufgehäuft hätte, und überall habe er das Waſſer ſeicht befunden. Das Land ſelbſt ſey, eine ziemliche Strecke gegen Norden hin, niedrig und ſumpfig; weiterhin ſteige es in Hügeln empor, deren völliger Zuſammenhang zu beyden Seiten des Buſens ſich leicht entdecken laſſe. Von der Höhe, wo Herr King dieſe Beobachtungen angeſtellt hatte, konnte er viele weitläuftige Thäler überſehen, worinn Flüſſe herabſtrömten, an deren Ufer reichliche Waldung ſtand. Dieſe Thäler wurden von mittelmäßig hohen und ſanft abhängigen Hügeln eingeſchloſſen. Einer von den Flüſſen, nach Nordweſten hin, ſchien anſehnlich zu ſeyn, und nach ſeiner Richtung konnte man muthmaßen, daß er ſich oben in der Bay ins Meer ergießen mußte. Einige von Herrn Kings Begleitern waren noch tiefer landeinwärts gedrungen, und hatten die Bäume ſtärker gefunden, je weiter ſie gekommen waren.

Dem Ritter Fletcher Norton *), Sprecher des Unterhauſes, und Herrn Kings nahem Anverwandten zu Ehren, nannte ich den Buſen, der ſich nordwärts bis auf 64° 55′ nördlicher Breite erſtreckt, Nortons-Sund. Die Bay, wo wir jetzt vor Anker lagen, liegt an

---

*) Nunmehrigen Lord Grantley.

an der Südoſtſeite deſſelben, und wird von den Eingebohrnen des Landes Tſchaktuhl (*Chacktole*) genannt. Sie iſt aber, da ſie den Süd- und Südweſtwinden offen liegt, eine unſichere Rheede. Ueberhaupt iſt in dem ganzen Sunde kein einziger Hafen befindlich; allein wir hatten zum Glück, während der ganzen Zeit unſeres hieſigen Aufenthalts, den Wind von Norden und Nordoſten her, und vorzüglich ſchönes Wetter. Dies gab uns Gelegenheit, zwiſchen dem 16ten und 17ten incluſive ſieben und ſiebenzig Reihen von Mondsbeobachtungen anzuſtellen. Das mittlere Reſultat beſtimmte die öſtliche Länge unſeres Ankerplatzes an der Weſtſeite des Sundes auf 197° 13′.

Die nördliche Breite beträgt	64° 31′.
Die Abweichung der Magnetnadel	25° 45′. öſtlich.
Die Inclination	76° 25′

In Anſehung der Fluth machten wir nur die Bemerkung, daß ſie bey Nacht zwiſchen zwey und drey Fuß ſteigt, bey Tage hingegen kaum merklich iſt.

Da ich nun endlich vollkommen überzeugt war, daß des Herrn von Stählins Charte unrichtig wäre; und da ich die Gegend, die ſeine eingebildete Inſel Alaſchka einnahm, dem Amerikaniſchen feſten Lande wiedergegeben hatte: ſo war es hohe Zeit, dieſe nordiſchen Gegenden zu verlaſſen, und mich auf den Winter an einen Ort zu begeben, wo ich Erfriſchungen für meine Mannſchaft, nebſt einem kleinen Vorrath von Lebensmitteln einnehmen könnte. Es ſchien mir unwahrſcheinlich, daß Petropawlowsk, oder der Hafen St. Peter und St. Paul in Kamtſchatka, beydes in hinreichender Menge für das Bedürfniß einer ſo zahlreichen Mannſchaft würde liefern und nächſtdem bewogen mich noch andere Urſachen, für jetzt, meine Zuflucht nicht dorthin zu nehmen. Die erſte, wovon alles übrige abhing, war die Abneigung, die ich gegen eine Unthätigkeit von ſechs bis ſieben Monathen hegte, welche doch unfehlbar die Folge des Ueberwinterns in dieſen nordiſchen Gegenden geweſen ſeyn würde. Weil nun kein anderes Land ſo bequem für uns gelegen war, und für unſere Bedürfniſſe ſo viel verſprach, als die Sandwichs-Inſeln, ſo entſchloß ich mich dahin zu gehen, zuvor aber die Schiffe mit einem Vorrath von friſchem Waſſer zu verſorgen. In dieſer Abſicht nahm ich mir vor, an der Amerikaniſchen Küſte einen Hafen zu ſuchen, folglich ſüdwärts längs derſelben hinabzuſchiffen, und die hieſigen Entdeckungen mit jenen nordwärts vom Cap Newenham zu verbinden. Fände ich keinen Hafen, ſo war es meine Abſicht nach Samganudha zu gehen, welches auch im Fall einer Trennung zum Sammelplatze beſtimmt war.

Drey und vierzigſtes Hauptſtück.

Entdeckungen nach unſerer Abreiſe von Nortons-Sund. Stuarts-Inſel. Cap Stephens. Seichte Spitze (*point Shallow-Water*). Untiefen an der Amerikaniſchen Küſte. Clerke's Inſel. Gore's Inſel. Zinneninſel (*Pinnacle island*). Ankunft zu Unalaſchka. Verkehr mit den Eingebohrnen und mit den Ruſſiſchen Handelsleuten. Charte der Ruſſiſchen Entdeckungen, die mir Herr Ismailof mittheilt. Deren Unrichtigkeiten. Lage der von den Ruſſen beſuchten Inſeln. Nachricht von ihrer Niederlaſſung auf Unalaſchka. Von den Eingebohrnen der Inſel. Ihre Perſon; Kleidung; Schmuck; Nahrung; Wohnungen und Hausgeräth. Handarbeiten. Art das Feuer anzuzünden. Kanots. Geräthe zum Fiſchen und Jagen. Fiſche und Seethiere. See- und Waſſervögel; Landvögel. Begräbnißart. Aehnlichkeit der hieſigen Einwohner von Amerika mit den Grönländern und Eſquimaux. Fluthen. Beobachtungen zu Beſtimmung der Länge von Unalaſchka.

Am 17ten frühe gingen wir unter Segel und verſuchten es, zwiſchen dem feſten Lande und der Inſel Besborough, ſüdwärts zu ſchiffen; allein, obgleich dieſe Inſel ſechs bis ſieben Engliſche Meilen vom Lande liegt, vereitelte dennoch die geringe Tiefe des Waſſers unſer Vorhaben, und wir mußten alſo außerhalb der Inſel bleiben. Am folgenden Tage ging es uns mit einer andern Inſel, welche wir Stuarts Eiland nannten, nicht beſſer. Sie liegt in 63° 35′ nördlicher Breite und ſiebzehn Seemeilen Südweſtwärts vom Cap Denbigh, iſt an einigen Orten ziemlich hoch, gröſtentheils aber niedrig, und hat etwa ſieben Seemeilen im Umkreiſe. An ihrer Weſtſeite liegen einige Felſen im Meere. Die Küſte des feſten Landes iſt hier ſehr niedrig, wiewohl wir tiefer hineinwärts hohes Land erblickten. Der Inſel gegenüber befindet ſich in 63° 33′ nördlicher Breite und 197° 41′ öſtlicher Länge, eine Landſpitze, welche ich Cap Stephens nannte. Am Ufer der Inſel ſowohl als des feſten Landes ſahen wir einiges Treibholz, aber auf keinem von beyden war ein einziger Baum in Wachsthum zu ſehen. Im Nothfall kann man, zwiſchen der Nordoſtſeite dieſer Inſel und dem feſten Lande, in fünf Faden Tiefe ankern, und iſt alsdenn zwar gegen weſtliche, ſüdliche und öſtliche Winde geſichert, liegt aber den nördlichen gänzlich offen. Ehe wir Stuarts Eiland erreicht hatten, ſegelten wir bey ein Paar ganz kleinen Inſelchen vorbey, welche zwiſchen uns und dem feſten Lande lagen. Auf der Küſte kamen einige Menſchen ans Ufer, die uns durch Zeichen einzuladen ſchienen, näher zu kommen.

Jenſeits Stuarts Eiland fanden wir immer weniger Waſſer, ja zuletzt, um acht Uhr Abends, weniger als vier Faden; ich ging deshalb nordwärts, und ließ die Nacht hindurch laviren. Die Südſpitze des Landes, die wir, zu der Zeit, da wir umlegten, ſehen konnten, nannte ich Point Shallow-Water, (die Spitze des ſeichten Waſſers.) Bey Tagesanbruch verſuchten wir es, den Lauf ſüdwärts fortzuſetzen; allein wir waren ſo weit zwiſchen Untiefen hinein gerathen, daß wir bald weſtwärts, und zuletzt gar Nordnordweſt ſchiffen mußten, um nur wieder in tieferes Waſſer zu kommen. Da zugleich der Wind aus Oſt-Nordoſten kam, ſo war es ſchlechterdings nicht länger rathſam, an dieſer Küſte zu bleiben. Südwärts von Point Shallow-water, ſahen wir kein Land. Dieſe Spitze liegt nach meiner Rechnung in 63° nördlicher Breite; und von da an, bis zum Shoal Neſs, (dem Vorgebirge der Untieſen) in 60° nördlicher Breite, bleibt alſo die Küſte unentdeckt. Wahrſcheinlich können ſich ihr nur Boote oder kleine Fahrzeuge nähern; wenigſtens würde es, falls es Kanäle für größere Schiffe giebt, Zeit erfordern, ſie ausfindig zu machen, und, meines Erachtens, müßte man einen ſolchen Kanal nahe an der Küſte ſuchen. Vom Maſtkorbe aus zeigte ſich die See, von der Menge Sandbänke umher, ganz fleckigt. Das Waſſer war ſchlammig, trübe und ungleich weniger ſalzig als auf unſern neulichen Ankerplätzen. Ich vermuthe daher, daß in dieſer noch unbekannten Gegend ſich ein beträchtlicher Strom in das Meer ergießt.

Sobald wir uns wieder in einer Tieſe von acht Faden befanden, ließ ich nach Weſten, und in der Folge noch ſüdlicher ſteuern, um das am fünften entdeckte Land aufzuſuchen. Wir hatten jetzt einen ziemlich ſtarken Nordwind mit Hagel und Schneeſchauern, und eine ziemlich hohle See; folglich waren wir den Sandbänken noch zu rechter Zeit entkommen. Das vor uns liegende Land war zu weit im Weſten, als daß es Andersons Inſel hätte ſeyn können; ich nannte es daher Clerkes Eiland. Es liegt in 63° 15′ nördlicher Breite und 190° 30′ öſtlicher Länge und ſchien eine ziemlich große Inſel mit vier oder mehr Hügeln zu bilden, welche durch niedriges Land mit einander verbunden ſind, ſo daß es in der Ferne wie eine Inſelgruppe ausſieht. Unweit der Oſtſeite dieſes Eilands liegt ein kleines Inſelchen, welches ſich durch drey hohe Felſen auszeichnet. Sowohl die große als die kleine Inſel waren bewohnt.

Da wir längs den Ufern von Clerkes-Eiland vergebens bemühet geweſen waren einen Hafen zu finden, verließ ich es, und lief ſüdweſtwärts nach dem Lande, welches ich am 29ſten Julius entdeckt hatte. Der Nordwind war noch immer friſch, und brachte Schloſſen und Schnee mit. Es iſt merkwürdig, daß, ſobald wir uns in der Mitte zwiſchen beyden Welttheilen befanden, und von keinem Lande gegen Norden weiter geſchützt waren, ſogleich das Wetter trübe wurde und Schneeſchauer mitbrachte, da wir doch vorher, die ganze Zeit über im Norton-Sunde, bey ebendemſelben Winde, heiteres Wetter gehabt hatten. Sollte dieſer Unterſchied nicht daher gekommen ſeyn, daß die Berge im Norden jenes Sundes die Dünſte an ſich zogen und nicht weiter ließen?

Bey Tages Anbruch, am 23ſten, erblickten wir das vorhinerwähnte Land, in einer Entfernung von ſieben oder acht Seemeilen. Es ſahe wie eine Gruppe von Inſeln aus, wiewohl es doch nur aus einer einzigen Inſel beſtand, welche ſich von Nordweſt nach Südoſten dreyßig Engliſche Meilen weit erſtreckt; ihre ſüdöſtliche Spitze iſt das bereits genannte Cape Upright (das aufrechte oder ſteile Cap). Die Inſel iſt nur ſchmal, beſonders da, wo die Hügel durch niedrige Landengen mit einander verbunden ſind. Ich erfuhr in der Folge, daß ſie den Ruſſen völlig unbekannt geblieben iſt, und gab ihr daher, als einer uns eigenthümlichen Entdeckung, den Namen Gore's Eiland. Sie ſchien unfruchtbar und unbewohnt zu ſeyn; wenigſtens ſahen wir keine Einwohner. Auch ließen ſich um dieſelbe her nicht ſo viele Vögel, als bey der vorher entdeckten Inſel, ſehen. Dafür aber erblickten wir einige Meer-Ottern, welche wir nordwärts von dieſer Breite nirgends angetroffen hatten. Vier Seemeilen weit vom Cape Upright liegt ein kleines Inſelchen, deſſen hohe Spitze ſich in verſchiedene Zinnenähnliche Felſen endigt, woher es den Namen der Zinneninſel, (*Pinnacle island*) erhielt. Nachdem wir das Cap

Upright vorbey geſegelt waren, richtete ich den Lauf nach Samganudha, weil ich nicht länger einen andern Hafen ſuchen wollte. Denn entweder exiſtirten die Inſeln, wo ich einen zu finden gehoft hatte, gar nicht, oder ſie lagen wenigſtens in einer ganz andern Länge und Breite, als diejenige, wohin die neueren Chartenmacher ſie verlegt haben.

Am 24ſten des Abends ging der Wind nach Südweſten und Süden herum, und fing an ſtärker zu werden. Wir beharrten indeß in unſerm öſtlichen Lauf bis um acht Uhr am folgenden Morgen, da wir uns in 58° 32′ nördlicher Breite und 191°,10′ öſtlicher Länge befanden, und nach Weſten umlegten. Bald hernach ward der Sturm heftiger, ſo daß wir nichts als unſre große Segel und ganz eingereſte Marsſegel beybehielten. Unſer Schiff (die Reſolution), bekam jetzt ein Leck, ſo daß die Branntweinkammer voll Waſſer war, ehe wir es noch gewahr wurden. Um nicht auf die Nordweſtwärts vom Cap Newenham gelegenen Sandbänke zu gerathen, durften wir es nicht wagen, das Schiff umzulegen, ſondern ſchifften bis am Abend des 26ſten weſtwärts fort, gingen dann nach Oſten, und hatten von dem Leck weiter keine Ungelegenheit, woraus wir, zu unſerer groſſen Beruhigung ſahen, daß es über der Waſſerlinie läge. Der Sturm war nunmehr vorbey, allein der Wind blieb noch einige Tage lang Südlich und Südweſtlich.

Endlich erblickten wir am zweyten Oktober, mit anbrechendem Tage, die Inſel Unalaſchka ſüdwärts vor uns. Weil wir ſie aber hier unter einem neuen Geſichtspunkte ſahen, und das Land überdies in Nebel gehüllt war, konnten wir unſere Lage erſt um Mittag, durch Beobachtung der Polhöhe, beſtimmen. Zehn Meilen weſtwärts von Samganudha liegt eine Bay, welche (bey den Eingebohrnen) Egutſchſchak (*Egoochshac*) heißt. Mir war ein jeder Hafen gleich, ſobald er ſicher und bequem für unſere Abſicht war; wir ſteuerten alſo in die Bay hinein, fanden aber ſehr tiefes Waſſer, und waren im Grunde froh, wieder hinaus zu kommen. In dieſer Gegend wohnten viele Eingebohrne und beſuchten uns verſchiedentlich, um getrockneten Lachs und andere Fiſche gegen Tabak zu vertauſchen. Aller Taback, den wir an Bord hatten, war nur wenige Tage zuvor unter unſere Mannſchaft ausgetheilt worden; er reichte aber nicht zur Hälfte, um alle zu befriedigen. Allein Sorgloſigkeit iſt dem Engliſchen Matroſen eigen; daher ging es auch bey dieſem Tauſchhandel ſo wenig ſparſam zu, als ob wir im Begrif wären, in Virginien anzulanden. Die natürliche Folge dieſer Unvorſichtigkeit war die, daß binnen zweymal vier und zwanzig Stunden, der Tabak im Tauſchhandel mit den Einwohnern, gegen tauſend pro Cent an Werth verlor.

Am dritten, um ein Uhr Nachmittags, ankerten wir im Hafen Samganudha. Am folgenden Morgen mußten die Zimmerleute die beſchädigte Stelle im Schiff ausbeſſern, und zu gleicher Zeit richteten wir alles Gepäck in den Vorrathskammern ſo ein, daß bey künftigem Leckwerden das Waſſer ſogleich zu den Pumpen hinunterlaufen könnte. Neben dieſer Arbeit ergänzten wir unſern Vorrath von friſchem Waſſer, und luden eine Menge Ballaſt ein.

Die Pflanzen, die wir bey unſerm vorigen Aufenthalts hier bemerkt hatten, waren jetzt größtentheils ſchon abgeſtorben; wir hielten uns alſo an die Beeren, welche überall in großer Menge vorhanden waren. Um uns dieſe heilſame Erfriſchung ſo viel als möglich zu nutze zu machen, hatte ein Drittheil unſerer Mannſchaft Erlaubniß ans Land zu gehen, um Beeren zu ſammlen, und bey ihrer Zurückkunft wurden ſie von einem andern Drittheil abgelöſet. Auch von den Eingebohrnen erhielten wir dieſe

Beeren in beträchtlicher Menge. Wenn auch ſchon in dem einen oder dem andern Schiffe ein Keim vom Scharbock vorhanden geweſen wäre, ſo mußte der Genuß dieſer Beeren, und das Spreſſenbier, welches die Leute einen Tag um den andern zu trinken bekamen, hinreichend ſeyn, ihn gänzlich auszurotten.

Die Einwohner brachten uns auch einen reichlichen Vorrath von Fiſchen, theils friſch theils getrocknet, und zwar anfangs meiſtens lauter Lachſe. Der friſche Lachs war zum Theil vollkommen wohlſchmeckend; doch eine Art, welche wir, wegen der Geſtalt des Kopfs, den Krummnaſigten nannten, war es weniger. Wir zogen in der Bay einigemal das Netz, und fingen eine Menge Lachsforellen, und einmal eine Meerbutte, welche zwey hundert vier und funfzig Pfund wog. Da uns dieſe Methode aber nicht mehr glücken wollte, verſuchten wir, was mit Angeln zu thun wäre, und ſchickten alle Morgen ein Boot aus; welches ſelten ohne acht oder zehn Meerbutten zurückkehrte. Dieſe waren wegen ihrer Größe hinreichend, das ganze Schiffsvolk mit einer Mahlzeit zu bewirthen, und von ſo vortreflichem Geſchmack, daß die meiſten ſie den Lachſen vorzogen. Auf die Art erhielten wir nicht nur Fiſche genug für unſer gegenwärtiges Bedürfniß, ſondern nahmen auch noch Vorrath mit in See, und genoſſen alſo den wichtigen Vortheil, unſere Schiffsproviſionen zu erſparen.

Am achten erhielt ich von einem Einwohner von Unalaſchka, Namens Derramuſchk ein für hieſige Gegend ſeltenes Geſchenk. Es war ein Roggenbrod, oder vielmehr eine Paſtete in Form eines Brods, denn wir fanden einen ſtark gepfefferten Lachs darin. Der Mann hatte ein ähnliches Geſchenk für Herrn Capitain Clerke, und ein Billet an jeden von uns, welches wir aber nicht leſen konnten, weil es in einer uns unbekannten Sprache geſchrieben war. Wir mußten na türlicherweiſe auf die Vermuthung gerathen, daß dieſe Geſchenke von Ruſſen kämen, die ſich etwa in der Nachbarſchaft befänden. Dieſen unſern unbekannten Freunden ſchickten wir daher durch denſelben Boten einige Flaſchen Rum, Wein, und Porterbier, weil wir glaubten, daß dieſe ihnen willkommen ſeyn würden, worin wir uns auch, wie wir bald nachher erfuhren, nicht geirrt hatten. Ich ſchickte ferner den Corporal der Seeſoldaten, Lediard, einen verſtändigen Mann, mit dem Derramuſchk ab, um nähere Erkundigung einzuziehen, und befahl ihm, im Fall er Ruſſen anträfe, ihnen begreiflich zu machen, daß wir Engländer, die Freunde und Alliirten ihrer Nation, wären.

Am zehnten kam Lediard mit drey Ruſſiſchen Seeleuten oder Pelzhändlern zurück. Sie wohnten nebſt einigen andern zu Egutſchſchak, wo ſie ein Wohnhaus, einige Vorrathshäuſer und eine Schaluppe von etwa dreyßig Tonnen hatten. Einer von dieſen dreyen war entweder der Capitain oder der Steuermann des Fahrzeugs; ein anderer konnte eine gute Hand ſchreiben, und verſtand die Arithmetik; alle drey aber waren verſtändige, artige Leute, und bezeigten ſich ſehr bereitwillig, mir über alles, was ich von ihnen wiſſen wollte, Auskunft zu geben. Es ward uns indeß ſehr ſchwer, einander zu verſtehen, da wir keinen Dollmetſcher hatten. Die Verſuche ihrer Landsleute, das Eismeer zu beſchiffen, und die Entdeckungen, welche Bering, Tſchirikof und Spangenberg, von Kamtſchatka aus, gemacht hatten, waren ihnen wohl bekannt; den Lieutenant Syndo oder Synd hingegen kannten ſie nur dem Namen nach. Als ich ihnen des Herrn von Stählins Charte vorlegte, konnten ſie nicht errathen, welche Weltgegend darin vorgeſtellt wäre. Ich zeigte ihnen endlich Kamtſchatka, und einige andere bekannte Oerter auf dieſer Charte; hierauf fragten ſie mich, ob ich die darauf gezeichneten Inſeln geſehen hätte? da ich dies verneinte, legte einer den Finger auf die Stelle der Charte, wo eine Menge Inſeln liegen, und ſagte dabey: er ſey in der Gegend lange umher gekreuzt, ohne je Land zu finden. Nunmehr legte ich ihnen meine eigne Charte vor, und fand, daß ſie von der Amerikaniſchen Küſte durchaus weiter nichts wußten, als den Theil, der dieſer Inſel (Unalaſchka) gegenüber liegt. Einer von ihnen ſagte, er habe Beringen auf ſeiner Amerikaniſchen Reiſe begleitet; er mußte aber damals ſehr jung geweſen ſeyn, denn er ſah noch jetzt, ſieben und dreyßig Jahr nach jener Reiſe, nicht alt aus. Nie iſt wohl das Andenken eines großen Mannes mehr geehrt worden, als Berings von dieſen Leuten. Da der Handel, den ſie treiben, überaus vortheilhaft, und die unmitelbare Folge der zweyten Seereiſe dieſes geſchickten Befehlshabers iſt, deſſen Unglücksfälle vielen Privatperſonen eine Quelle des Reichthums wurden, und dem Ruſſiſchen Reiche zum gemeinen Beſten gereichten; ſo iſt dieſe Verehrung ſeines Andenkens in der That ſehr natürlich und billig. Dennoch würden es die Ruſſen vielleicht nie gewagt haben, fernere Reiſen zu unternehmen und gegen Amerika hin Entdeckungen zu machen, wenn Berings Schickſal es nicht gewollt hätte, daß er auf jene Inſel die ſeinen Namen führt, geworfen werden und daſelbſt ſterben mußte; denn der elende Ueberreſt ſeiner Mannſchaft brachte von hier aus eine hinlängliche Menge koſtbaren Pelzwerks zur Probe mit. Nach ſeiner Zeit ſcheint die Fortſetzung der Entdeckungen weniger eine Staatsangelegenheit, als ein Unternehmen von bloßen Privatkaufleuten geweſen zu ſeyn, die vom Hofe nur Aufmunterung dazu erhielten.

Die drey Ruſſen blieben über Nacht bey mir, beſuchten am folgenden Morgen Herrn Capit. Clerke, und verließen uns ſehr vergnügt über ihre Aufnahme bey uns, mit dem Verſprechen, in wenigen Tagen wieder zu kommen, und eine Charte von den Inſeln zwiſchen Unalaſchka und Kamtſchatka mitzubringen.

Während, daß ich am 14ten Abends in Begleitung Herrn Webers, ein kleines Dorf nicht weit von Samganudha beſucht hatte, war ein Ruſſe daſelbſt ans Land geſtiegen, der unter ſeinen Landsleuten auf dieſer und den benachbarten Inſeln der vornehmſte war, und Eraſim Gregoriow-Syn Ismailof hieß. Er kam in einem Kanot, worin drey Mann ſaßen, und mit ihm kamen zwiſchen zwanzig und dreyßig Mann, jeder in einem beſondern Fahrzeuge. Sobald ſie am Lande waren, errichteten ſie, aus Materialien die ſie mitgebracht hatten, für den Ismailof ein kleines Gezelt. Ihnen ſelbſt dienten ihre eignen Kanots und Ruder, welche ſie aufſtellten und mit Gras bedeckten, ſtatt eines Obdachs, und die Einwohner des Dorfes hatten alſo nicht nöthig, ſie in ihren Wohnungen zu beherbergen. Ismailof nöthigte uns in ſein Gezelt, und ſetzte uns getrockneten Lachs und Beeren vor, das heißt, er bewirthete uns mit dem Beſten, was er hatte. Er ſchien ein verſtändiger, geſchickter Mann zu ſeyn; und es that mir wehe, nicht anders als durch Zeichen und Zahlen oder Figuren mit ihm ſprechen zu können. Indeß waren dieſe Hülfsmittel doch von großem Nutzen. Ich bat ihn Tages darauf, zu mir an Bord zu kommen; dies that er auch mit allen ſeinen Gefährten, und zwar in keiner andern Abſicht, als einen Beſuch bey uns abzulegen.

Nunmehr erwartete ich, daß er mir die Charte mittheilen würde, welche mir ſeine Landsleute verſprochen hatten; allein er vertröſtete mich von neuem darauf, und hielt auch in der Folge Wort. Die Geographie der hieſigen Gegenden und alle Ruſſiſche Entdeckungen kannte er ſehr genau, und zeigte mir alle Unrichtigkeiten der neueren Charten an. Er hatte den Lieutenant Synd nach Norden begleitet, auf welcher Fahrt ſie ſeiner Ausſage zufolge nicht weiter, als bis Tſchukotskoi Noß, oder beſſer, als bis zur St. Lorenzbay gekommen waren, denn er zeigte mir auf meiner Charte genau eben dieſelbe Stelle, wo ich gelandet hatte. Von da begaben ſie ſich nach einer Inſel in 63° nördlicher Breite, wo ſie aber nicht landeten, und für die er mir auch keinen Namen angeben konnte; ich vermuthe indeß, daß es eben dieſelbe geweſen iſt, die ich Clerke's Inſel genannt habe. Wohin Synd weiter gegangen, oder wie er die zwey Jahre zugebracht, welche nach Ismailofs Bericht ſeine Reiſe dauerte, konnte oder wollte er mir nicht ſagen. Vielleicht verſtand er unſere Fragen darüber nicht, wiewohl wir uns übrigens ihm faſt in allem verſtändlich machten. Man konnte daher auf den Verdacht kommen, er habe trotz ſeiner Verſicherung jene Reiſe nicht mitgemacht.

Ismailof ſowohl als die übrigen verſicherten, daß ſie nichts vom feſten Lande von Amerika gegen Norden wüßten; auch hätte weder Synd noch ſonſt jemand daſſelbe neuerlich geſehen. Sie nennen es Alaſchka, wie Herr von Stählin ſeine große Inſel nennt. Stachtan Nitada hingegen, wie es auf den neuen Charten heißt, iſt den hieſigen Leuten, ſowohl Ruſſen als Eingebohrnen, ein völlig unbekannter Name; beyde kennen es aber noch unter der Benennung Amerika. So viel wir von Ismailof und ſeinen Landsleuten vernahmen, haben die Ruſſen mehrmals verſucht, auf dem Theile des feſten Landes, welcher Unalaſchka gegenüber liegt, feſten Fuß zu faſſen; allein die Einwohner, welche ihrer Beſchreibung zufolge, ein verrätheriſches Volk ſeyn ſollen, haben ſie allemal zurückgetrieben. Sie nannten mir zwey oder drey Capitains oder Befehlshaber, welche von jenen Eingebohrnen ermordet worden waren; und einige Ruſſen zeigten uns Wunden, welche ſie dort empfangen hatten.

Einige andre Nachrichten, welche Ismailof uns mittheilte, verdienen hier eingerückt zu werden, ſie mögen nun wahr befunden werden oder nicht. Im Jahr 1773, ſagte er, ſey eine Reiſe in Schlitten über das Eismeer nach drey großen Inſeln, welche der Mündung des Kowymafluſſes gegenüber liegen, angeſtellt worden. Wir wußten anfangs nicht, ob er nicht etwa jene Reiſe meyne, welche ſchon Müller anführt; allein er ſchrieb uns die Jahrzahl auf, und gab die Inſeln auf der Charte an *). Mehr als alles andere erregte aber eine Reiſe, die er ſelbſt gethan hatte, unſere Aufmerkſamkeit. Am 12ten May 1771 wäre er nämlich von Bolſcherezk in einem Ruſſiſchen Fahrzeuge, nach einer von den Kuriliſchen Inſeln, Namens Marikan abgegangen, welche in 47° nördlicher Breite liegt, einen Hafen hat, und worauf eine Ruſſiſche Niederlaſſung befindlich iſt. Von dieſer Inſel war er nach Japan gekommen, wo er ſich nur kurze Zeit aufgehalten haben muß; denn ſobald die Japaneſen erfuhren, daß er und ſeine Gefährten Chriſten wären, gaben ſie durch Zeichen zu verſtehen, ſie möchten ſich wegbegeben; thaten ihnen aber, ſo weit wir ihn verſtehen konnten, keine Beleidigung oder Gewalt an. Von Japan kam er nach Canton, und von da in einem Franzöſiſchen Schiffe nach

---

*) Die neueſte Reiſe dieſer Art, deren Müller erwähnt, geſchah im Jahr 1724. Doch muß man um Ismailof Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, noch anführen, daß eine Herrn Pennant mitgetheilte und von Herrn Coxe benutzte Handſchrift meldet: im Jahr 1768 habe der Gouverneur von Sibirien drey junge Officiere in Schlitten über das Eis nach den Inſeln vor der Mündung des Kowymafluſſes geſchickt. Folglich kann auch leicht eine ähnliche Schlittenreiſe im Jahr 1773 unternommen worden ſeyn. Herr Coxe ſetzt jene Expedition in das Jahr 1764 allein die Handſchrift des Herrn Pennant iſt zuverläſſig. Anmerkung der Urſchrift.

Frankreich. Von Frankreich reiſete er nach St. Petersburg und ward dann wieder nach Kamtſchatka geſchickt. Was aus dem Fahrzeuge geworden war, worin er zuerſt ſich eingeſchifft hatte, konnten wir nicht erfahren; und eben ſo dunkel blieb uns die Hauptabſicht dieſer Reiſe. Seine Erzählung war uns, da er nicht ein Wort Franzöſiſch verſtand, überhaupt etwas verdächtig. Er wußte nicht einmal irgend eines der gemeinſten Dinge, die er, ſowohl an Bord des Franzöſiſchen Schiffes als in Frankreich, in täglichem Gebrauch geſehen haben mußte, franzöſiſch zu nennen. Dagegen konnte er aber ſehr genau beſtimmen, wann er an einem Orte angekommen, und von demſelben wieder abgegangen wäre, und ſchrieb uns auch dieſe verſchiedenen Zeitpunkte auf *).

Am folgenden Morgen wollte mir Ismailof mit einem Meer-Otterfelle ein Geſchenk machen, welches in Kamtſchatka, wie er mich verſicherte, achtzig Rubel werth wäre. Ich fand indeß für gut, es abzulehnen, nahm aber einen Vorrath von getrockneten Fiſchen und einige Körbe voll Lilien- oder Sarann-Zwiebeln an, welche in der Beſchreibung von Kamtſchatka vorkommen. Herr Ismailof aß hierauf bey Herrn Capitain Clerke zu Mittage, verſprach uns, in einigen Tagen wiederzukommen, und verließ uns dann mit ſeinem ganzen Gefolge. Seinem Verſprechen gemäß legte er am 19ten einen zweyten Beſuch bey uns ab, und brachte die vorhinerwähnten Charten mit, wovon er mir eine Copie zu nehmen erlaubte. Ich muß über dieſelben folgende Anmerkungen machen:

---

*) Entweder iſt Ismailof ſelbſt ein Begleiter des berühmten Beniowski geweſen, oder er hat bloß deſſen ſonderbare Reiſe von Kamtſchatka nach Frankreich erzählt; doch ſcheint das erſtere wahrſcheinlicher. G. F.

Es waren zwey Charten, welche alle Kennzeichen der Aechtheit an ſich trugen. Die erſte enthielt den Penſchinskiſchen Meerbuſen; die Küſte der Tartarey bis zum 41° nördlicher Breite hinab; die Kuriliſchen Inſeln, und die Halbinſel Kamtſchatka. Seit der Verfertigung dieſer Charte hatte der Capitain von der Flotte, Waſili Jrkiſchof*), im Jahr 1758, die Küſte der Tartarey von Ochotsk und dem Amurſtrom bis nach Japan oder 41° nördlicher Breite befahren. Herr Jsmailof erinnerte auch, daß er ſelbſt einen großen Theil der Seeküſte der Halbinſel Kamtſchatka berichtigt habe, und beſchrieb das Inſtrument, welches er dazu gebraucht hatte, welches vermuthlich ein Theodolit (Aſtrolabium) geweſen iſt. Nach ſeinem Berichte, hat die Oſtküſte von Kamtſchatka nur zwey Häfen, welche für Schiffe taugen, nämlich die Bay von Awatſcha**) und den Fluß Olutora in dem Buſen gleiches Namens. An der Weſtküſte findet man gar keinen Hafen, und auf der ganzen Weſtſeite des Penſchinskiſchen Meerbuſens iſt, außer Ochotsk, Yamsk der einzige, bis man an den Amurſtrom kommt. Die Kuriliſchen Inſeln haben ebenfalls nur Einen Hafen, und zwar an der Nordoſtſeite von Marikan in 47½° nördlicher Breite, wo die Ruſſen, wie bereits erwähnt worden iſt, ſich niedergelaſſen haben.

Die zweyte Charte war für mich die intereſſanteſte, weil ſie alle Ruſſiſche Entdeckungen oſtwärts von Kamtſchatka, gegen Amerika zu, enthielt. Dieſe Entdeckungen ſind aber, wenn man Berings und Tſchirikofs Reiſe abrechnet, von geringem oder gar keinem Belang. Die Gegend, wo Tſchirikof die Amerikaniſche Küſte ſah,

---

*) Im Engliſchen Orginal, Wawſeelee Ikeechoff.
**) In der Urſchrift ſteht überall Awatſka.

ſah, wird in dieſer Charte zwiſchen 58° und 58½° nördlicher Breite und in 75° öſtlicher Länge von Ochotsk oder 218½° von Greenwich angegeben; und der Ort, wo Bering vor Anker ging, in 59½° nördlicher Breite und 63½° öſtlicher Länge von Ochotsk, oder 207° von Greenwich. Die Länge nicht zu gedenken, die aus vielen Urſachen unrichtig ſeyn kann, weichen auch die hier angegebenen Breiten der Küſte, welche von beyden Seefahrern geſehen worden, und zwar hauptſächlich des von Tſchirikof entdeckten Theils, ſehr von denen in Herrn Müllers Nachrichten und Charte ab. Ob aber die Mülleriſche oder dieſe, von Herrn Jsmailof jetzt vorgezeigte, Charte die unrichtigſte ſey, möchte ſchwer zu beſtimmen ſeyn, und jetzt auch nicht einmal die Mühe einer Entſcheidung lohnen. Hingegen verdienen die zerſtreuten Juſeln zwiſchen Amerika und Kamtſchatka, von 52 bis 59° nördlicher Breite mehr Aufmerkſamkeit. Jsmailofs Bericht zufolge, iſt weder die Anzahl noch die Lage dieſer Juſeln hinlänglich beſtimmt. Er ſtrich ungefähr den dritten Theil derſelben weg, und verſicherte, daß ſie gar nicht exiſtirten. Von manchen andern veränderte er die Lage um ein beträchtliches, und ſetzte hinzu, daß ſeine Beobachtungen dieſe Verbeſſerung erforderten. Auch hatten wir keine Urſach daran zu zweifeln; denn da dieſe Juſeln beynahe unter gleicher Polhöhe liegen, ſo war es leicht, daß verſchiedene Seefahrer, nach Anleitung ihrer Schiffsrechnung, eine Juſel oder eine Juſelgruppe für die andre halten, und ſich mit einer neuen Entdeckung ſchmeicheln konnten, da ſie doch nur die ſchon vorher entdeckten, in einer andern Lage als ihre Vorgänger ihnen zuſchreiben, geſehen hatten.

Die Juſeln St. Macarius, St. Stephan, St. Theodor, St. Abraham Verführungs-Eiland (*Seductions island*) und einige andere, welche man auf Herrn Müllers Charte ſieht, ſtanden in der gegenwärtigen nicht, und ſowohl Herr Ismailof, als die andern, verſicherten mich, daß man zu wiederholtenmalen vergebens darnach geſucht habe. Gleichwohl iſt es unbegreiflich, wie Herr Müller, von dem die nachfolgenden Chattenmacher dieſe Inſeln entlehnt haben, ſie in ſeiner Charte ohne einige Autorität eingerückt haben ſollte. Ich meines Theils, habe auf das Zeugniß dieſer Leute, welches ich für gültig hielt, dieſe Inſeln aus meiner Charte weggelaſſen, und bey den übrigen, ebenfalls nach Anleitung jener Gewährsmänner, die erforderlichen Verbeſſerungen angebracht. Außerdem bedurfte es noch einer andern Berichtigung, indem der Unterſchied der Länge zwiſchen der Bay von Awatſcha und dem Hafen Samganudha, nach aſtronomiſchen Beobachtungen an beyden Orten, um ſechſtehalb Grade größer iſt, als ihn die Charte angiebt. Ich nehme an, daß dieſer Irrthum durchaus herrſcht, wiewohl es ſich vielleicht auch anders verhalten kann. An einigen Orten waren auch Unrichtigkeiten in der Breite, die aber kaum einen Viertel Grad betrugen.

Ich will nun von den einzelnen Inſeln ſelbſt noch einige Nachricht geben und zwar mit denen zunächſt an Kamtſchatka gelegenen anfangen, wobey die Länge vom Hafen Petropawlowsk in der Bay von Awatſcha an gerechnet wird. Die erſte iſt die Berings-Inſel in 55° nördlicher Breite und 6° öſtlicher Länge. Zehn Seemeilen nach Oſt zum Süden oder Oſt-Südoſten von dem ſüdlichen Ende derſelben liegt Mednoi Oſtrow (*Maidenoi Oſtroff*) oder die Kupferinſel. Hierauf folgt Atakau in 52° 45′ nördlicher Breite und 15° oder 16° (öſtlicher) Länge. Dieſe Inſel erſtreckt ſich von Weſten nach Oſten ungefähr achtzehn Seemeilen, und ſcheint daſſelbe Land zu ſeyn, welches Beting antraf, und den Berg St. Johannes nannte. In der Nähe deſſelben liegen aber keine Inſeln, ausgenommen ein Paar unbedeutende, Oſtnordoſtwärts, drei oder vier Seemeilen weit von dem öſtlichen Ende der Inſel.

Nunmehr kommen wir an eine Gruppe von ſechs oder mehr Inſeln, wovon zwey, Atghka und Amluk, ziemlich groß und mit einem guten Hafen verſehen ſind. Die Mitte dieſer Gruppe liegt in 52° 30′ nördlicher Breite und 28° (öſtlicher) Länge von Awatſcha; ſie nimmt von Oſten nach Weſten vier Grade ein. Dies ſind die Inſeln, von denen Herr Ismailof ſagte, ſie müßten um vier Grade öſtlicher liegen, welche Angabe ich auch hier befolgt habe. Da, wo ſie in meiner Charte verzeichnet ſind, lag (in Ismailofs Charte,) eine andere Gruppe von zehn kleinen Inſeln, welche, wie man mir ſagte, gänzlich weggeſtrichen werden müßten. Ein gleiches Schickſal betraf zwey Inſeln, zwiſchen dieſer Gruppe und derjenigen zu welcher Unalaſchka gehört. An die Stelle dieſer zwey kam eine einzelne Inſel, Namens Amogtha, welche aber auf der Charte in 51°45′ nördlicher Breite und 4° Länge nach Weſten lag.

„Es wäre überflüßig, noch mehr hinzuzufügen, um darzuthun, wie unrichtig die Lage von verſchiedenen dieſer Inſeln angegeben ſeyn könne, und um mich von aller Schuld dabey loszuſagen. Hingegen findet dieſe Unrichtigkeit weiter nicht bey derjenigen Gruppe von Inſeln ſtatt, wovon Unalaſchka eine der vornehmſten und zwar die einzige iſt, die einen Hafen hat. Die meiſten zu dieſer Gruppe gehörigen Inſeln haben wir geſehen, und ihre Länge und Breite ziemlich genau beſtimmt, zumal in dem Hafen Samganudha auf der Inſel Unalaſchka, der als unſer feſter Punkt angeſehen werden muß. Dieſe Gruppe erſtreckt ſich eigentlich bis zu den Hälibut-(Meerbutten)-Eilanden, vierzig Seemeilen Oſtnordoſtwärts von Unalaſchka. Innerhalb derſelben war auf Ismailofs Charte eine Durchfahrt in die Briſtol-Bay angemerkt, wodurch eine Strecke von etwa funfzehn Seemeilen, die ich noch zum feſten Lande gerechnet hatte, in eine Inſel Namens Unimak verwandelt wird. Dieſe Durchfahrt konnte uns um ſo leichter entgehen, weil ſie ſehr enge und ſo ſeicht ſeyn ſoll, daß ſie nur von Booten und ganz kleinen Fahrzeugen befahren werden kann.

Sowohl aus der Charte, als aus Ismailofs und der andern Ruſſen Zeugniß, erhellte, daß ſie ſeit Behrings Zeiten ihre Entdeckungen nicht weiter über dieſe Gränze hinaus fortgeſetzt haben. Alle ſtimmten darin überein, daß kein Ruſſe ſich ſo weit nach Oſten niedergelaſſen habe, als der Ort liegt, wo Capitain Clerke das Papier von den Eingebohrnen erhielt. Herr Ismailof, dem ich dieſes Papier mittheilte, las es durch, und ſagte, es wäre in Umanak geſchrieben. Von ihm erhielten wir übrigens den Namen Kodiak (Kadjak), womit die größte der Schumagins-Inſeln bezeichnet wird *), wiewohl ſie auf ſeiner Charte noch keinen Namen hatte. Die Namen aller übrigen Inſeln ſind aber aus dieſer Charte entlehnt; denn wir ſchrieben jeden auf, wie er ihn ausſprach. Es ſollten, ſeiner Ausſage zufolge, lauter Namen ſeyn, welche die Eingebohrnen ſelbſt ihren Inſeln beylegen; doch müſſen in dieſem Falle einige ſehr verunſtaltet worden ſeyn. Merkwürdig iſt es, daß bey denjenigen Inſeln, welche Ismailof weggeſtrichen haben wollte, gar keine Namen ſtanden; gewiſſermaßen

---

*) Eine Handſchrift, die uns Herr Pennant mitgetheilt hat, ſagt, daß im Jahr 1776 ein Ruſſiſches Fahrzeug in Kadjak geweſen ſey. Anmerkung der Urſchrift. Vermuthlich wird hier Dmitri Bragins Reiſe gemeynt ſeyn, wovon Herr Collegienrath Pallas im 2ten Theil der neuen nordiſchen Beyträge einen Auszug mitgetheilt hat. G. F.

ſchien mir dieſer Umſtand doch eine Beſtätigung der Behauptung, daß ſie gar nicht vorhanden wären.

Ich habe bereits erwähnt, daß ſowohl die Ruſſen als die hieſigen Inſulaner das feſte Land von Amerika Alaſchka nennen. Dieſe Benennung gehört zwar eigentlich dem Theile, welcher zunächſt an Unimak gränzt; allein ſie bedienen ſich derſelben demungeachtet um das Amerikaniſche feſte Land überhaupt anzudeuten, wovon ſie ſehr wohl wiſſen, daß es von großem Umfange ſey. Soweit gehen die Nachrichten, die hieſige Geographie betreffend, welche ich von den Ruſſen erhielt. Ich glaube auch, daß ſie weiter nicht im Stande waren, mir über dieſen Gegenſtand mehr Licht zu geben. Zu wiederholtenmalen verſicherten ſie mich, daß ſie von keinem andern, als den auf der Charte angegebenen Inſeln etwas wüßten, und daß kein Ruſſe je einen Theil des nordwärts belegenen Amerikaniſchen feſten Landes geſehen hätte, außer demjenigen, welcher dem Lande der Tſchuktſchen gegenüber liegt.

Wenn Herr von Stählin nicht gröblich hintergangen worden iſt, ſo frage ich, was ihn verleiten konnte, eine ſo auffallend unrichtige Charte herauszugeben, wo ſo viele von dieſen Inſeln in völliger Verwirrung durcheinander geworfen ſind, und nirgends eine Spur von Wahrheit hervorleuchtet? gleichwohl beliebt es ihm, ſie eine ſehr richtige kleine Charte zu nennen. In Wahrheit aber iſt es eine Charte, für welche der unwiſſendſte unter ſeinen ungelehrten ſeefahrenden Landsleuten ſich geſchämt haben würde, ſeinen Namen herzugeben *).

---

*) Man wird bemerkt haben, daß ſchon mehrere Stellen in unſeres großen Seemannes Tagebuch etwas Unwillen gegen des Herrn Staatsraths von Stählin Beſchreibung des

Herr Ismailof blieb bis zum 21ſten bey uns, und nahm an dieſem Tage zum letztenmal von uns Abſchied. Ich hatte ihm zuvor einen Brief an die Lords von der Admiralitätscommiſſion anvertraut, worin ich zugleich eine Charte von allen nördlichen von mir beſuchten Küſten beygeſchloſſen hatte. Er ſagte mir, er würde Gelegenheit haben, den Brief künftiges Frühjahr nach Kamtſchatka, oder nach Ochotsk zu beſtellen, von wo er im Winter nach St. Petersburg gelangen würde. Auch gab er mir einen Brief an Herrn Major Behm, den Gouverneur von Kamtſchatka, der in Bolſcheretzk reſidirt, und einen andern an den Commendanten von Petropawlowsk. Herr Ismailof ſchien, nach ſeinen Talenten zu urtheilen, für einen höheren Wir-

---

neuen nordiſchen Archipelagus verriethen, und den Ausbruch droheten, der hier mit ſoviel Heftigkeit und faſt mit Bitterkeit geſchieht. Niemand, der in dieſem Fache bewandert iſt, wird wohl einen Augenblick zweifeln, daß der verdienſtvolle Gelehrte mit dem es Cook zu thun hat, vieles zu ſeiner Entſchuldigung und Rechtfertigung würde haben vorbringen können, wenn er noch gelebt hätte, um dieſen Angrif zu beantworten. Auch wird niemand billigerweiſe die anderweitigen Verdienſte eines ſolchen Mannes um ſein zweytes Vaterland verkennen, wenn gleich nicht geläugnet werden kann, daß die Klagen über ſeine Charte gegründet ſind. Von einer andern Seite aber iſt der gerechte Eifer des Seemannes und Entdeckers auch in mehr als Einer Rückſicht verzeihlich, da ihn dieſe Charte nicht nur irre führen, ſondern auch der größten Gefahr ausſetzen, und ihm unerſetzlichen Zeitverluſt verurſachen konnte; Cook aber, als das bekannte Muſter von einem unermüdeten und, bis zum Erſtaunen, genauen Beobachter und Geographen, jede Unrichtigkeit und vermeynte Nachläſſigkeit bey andern um ſo viel unverzeyhlicher fand, je weniger er ſich ſelbſt dergleichen Fehler zu Schulden kommen ließ. Uebrigens verdienen hier die Nachrichten, welche Herr Collegienrath Pallas in ſeinen leſenswürdigen neuen nordiſchen Beyträgen geſammelt hat, nachgeſchlagen und mit den Ismailofiſchen Berichten verglichen zu werden. G. F.

kungskreis gemacht, als derjenige war, in welchem wir ihn antrafen. Er beſaß ziemliche Geſchicklichkeit in der Sternkunde, und Kenntniſſe in den nützlichſten Zweigen der angewandten Mathematik. Ich ſchenkte ihm einen Hadleyſchen Oktanten, dergleichen er vermuthlich noch nie geſehen hatte, mit deſſen Gebrauch und Nutzen er aber binnen kurzer Zeit bekannt wurde.

Am 22ſten des Morgens, verſuchten wir mit einem Südoſtwinde in See zu gehen; es wollte uns aber nicht gelingen. Den folgenden Nachmittag beſuchte uns ein Ruſſe, Namens Jakob Iwanowitſch Soposnikof, der ein Boot, oder kleines Fahrzeug, in Umanak kommandirte. Dieſer Mann zeichnete ſich durch ſeine große Beſcheidenheit aus, und wollte kein ſtarkes Getränk koſten, welches doch ſeinen übrigen Landsleuten, die wir hier angetroffen hatten, außerordentlich wohl behagte. Er wußte mir beſtimmter als Herr Ismailof zu ſagen, was für Vorrath wir zu Petropawlowsk antreffen würden, und zu welchem Preiſe manches zu haben wäre. Alle Nachrichten zuſammen genommen, liefen indeß darauf hinaus, daß alles, deſſen wir bedürftig waren, dort ſehr ſelten wäre und in ſehr hohem Preiſe ſtände. Von Mehl, zum Beyſpiel, koſtete das Pud (36 Engliſche oder 40 Ruſſiſche Pfunde) drey bis fünf Rubel, ein Rennthier (*deer*) eben ſo viel. Dieſer Mann ſagte uns, er würde künftigen May in Petropawlowsk ſeyn, und, wenn ich ihn anders recht verſtanden habe, meinen Brief dorthin überbringen. Er trug ein ſo großes Verlangen etwas von mir an Herrn Major Behm mitzunehmen, daß ich, ihm zu gefallen, ihm ein kleines Fernglas mitgab.

Nachdem wir mit den Ruſſen bekannt geworden waren, hatten einige von unſern Officieren verſchiedentlich ihre Niederlaſſung auf der Inſel beſucht, wo man ſie jederzeit mit treuherziger Gaſtfreundſchaft empfangen hatte. Dieſe Ruſſiſche Niederlaſſung beſtand in einem Wohnhauſe, und zwey Waarenlagern *). Auſſer den Ruſſen ſahe man eine Anzahl Kamtſchadalen und Eingebohrne, die jenen als Bediente oder Leibeigne aufwarteten. Indeß hielten ſich an demſelben Orte auch Eingebohrne auf, die von den Ruſſen unabhängig zu ſeyn ſchienen. Diejenigen aus ihrem Volke, welche den Ruſſen gehörten, waren lauter Mannsperſonen. Vermuthlich hatte man ſie noch als Knaben von ihren Eltern genommen, oder gekauft; denn es waren ihrer noch jetzt gegen zwanzig Kinder. Alle wohnen in einem Hauſe beyſammen, die Ruſſen am obern (innern) Ende, die Kamtſchadalen in der Mitte, und die Eingebohrnen unten (beym Eingange), wo ein großer Keſſel feſtſteht, in welchem ihr Eſſen zubereitet wird. Dieſes beſteht hauptſächlich aus Seethieren und Fiſchen, nebſt einigen wild wachſenden Wurzeln und Beeren. Zwiſchen dem vornehmſten und geringſten Tiſch iſt faſt gar kein Unterſchied, ausgenommen, daß die Ruſſen die Kochkunſt etwas beſſer verſtehen, und auch ſchlechte Speiſen dem Gaumen angenehm zu machen wiſſen. Ich habe von einem Wallfiſch gegeſſen, der, wie ſie ihn zubereiten, mir ſehr gut ſchmeckte; auch backen ſie in der Pfanne eine Art Pudding aus fein zerriebenen Lachsrogen, der gar füglich die Stelle des Brods vertreten kann. Dann und wann mögen ſie wohl eigentliches Brod koſten, oder ein Gericht eſſen, worin Mehl eingemiſcht wird; doch ſind dieſes blos zufällige Leckerbiſſen. Außer dem Saft der Beeren, den ſie während der Mahlzeit genießen, iſt

---

*) Das Wort Niederlaſſung wird hier etwas uneigentlich gebraucht, denn, wie man ſieht, muß man ſich hier keine Kolonie, ſondern eher einen Handelsposten dabey denken. Das Engliſche Wort settlement will aber weiter nichts ſagen. G. F.

Waſſer ihr einziges Getränk; daß ſie kein ſtärkeres haben, mag indeß wohl zu ihrem größten Glücke gereichen.

Die Inſel liefert ihnen nicht nur Lebensmittel, ſondern größtentheils auch Kleidung, welche hauptſächlich aus Fellen beſteht, und nicht leicht ſchicklicher gewählt werden könnte. Den Kopf bedecken ſie mit einer Pelzmütze. Ihr Oberkleid ſieht aus, wie bey uns ein Fuhrmanns-Hemde, und geht bis an die Kniee. Unter dieſen tragen ſie ein, auch wohl zwey Camiſöler und ein Paar Beinkleider, imgleichen Stiefeln; die Solen und das Oberleder dieſer letztern ſind von Ruſſiſchem Leder, die Schäffte hingegen von einer Art ſtarker Darmhaut gemacht. Die beyden Befehlshaber, Ismailof und Iwanowitſch (Soposnikof) trugen jeder einen cattunenen Rock, und hatten auch, nebſt einigen andern, Hemden von Seidenzeug, welche wahrſcheinlich ihre einzigen Kleidungsſtücke von fremder Arbeit waren.

Auf allen beträchtlichen Inſeln zwiſchen Unalaſchka und Kamtſchatka wohnen Ruſſen, in der Abſicht Pelzwerk einzuſammeln, worunter hauptſächlich die Meer-Ottern oder wie die Ruſſen ſie nennen, See-Biber, ihr eigentliches Augenmerk ſind. Sie fragten nie nach irgend einem andern Thiere, ob ſie gleich Felle von geringerem Werth ebenfalls mitnehmen. Es iſt mir nicht beygefallen, ſie zu befragen, wie lange die Poſten auf Unalaſchka und den benachbarten Inſeln exiſtiren; allein ſchon nach der Unterwürfigkeit der Eingebohrnen zu urtheilen, kann die Niederlaſſung nicht ganz kürzlich geſchehen ſeyn *). Von Zeit zu Zeit werden die Pelzhändler durch andere abgelöſet. Diejenigen,

---

*) Die Ruſſen fingen im Jahr 1762 an Unalaſchka zu beſuchen. S. Coxes Ruſſian Diſcoveries chap. VIII. p. 80. Anmerkung der Urſchrift.

die wir hier antrafen, waren im Jahr 1776 von Ochotsk hier angekommen und kehren im Jahr 1781 zurück; folglich wird ihr Aufenthalt in den Inſeln wenigſtens vier Jahre dauern.

Es iſt nunmehr Zeit, daß ich von den Eingebohrnen dieſer Inſel einige Nachricht gebe. Allem Anſchein nach, ſind es die friedlichſten, harmloſeſten Leute, die ich je geſehen habe, und in Abſicht der Ehrlichkeit könnten ſie der geſitteſten Nation auf Erden zum Muſter dienen. Was ich indeß bey ihren Nachbaren, die kein Verkehr mit den Ruſſen haben, bemerkte, läßt mich vermuthen, daß dieſe Tugend eben keine ihrer urſprünglichen Anlagen, ſondern die Folge ihrer gegenwärtigen Abhängigkeit ſey. In der That haben ſich auch die Ruſſen, (wofern anders einige der unſrigen ſie recht verſtanden), genöthigt geſehen, einige Beyſpiele von Strenge zu geben, ehe ſie die Inſulaner zur Ordnung bringen konnten *). Das Beſte, was zur Beſchönigung der etwanigen Härte, womit man anfangs dieſe Inſulaner behandelt haben mag, geſagt werden kann, beſteht darin, daß ſie von den beſten Folgen geweſen iſt und ein vollkommenes Einverſtändniß zwiſchen beyden Nationen zuwege gebracht hat. Die Eingebohrnen haben ihre eignen Oberhäupter, und ſcheinen ihre Freyheit und ihr Eigenthum ungehindert zu genießen. Ob ſie den Ruſſen einen Tribut erlegen oder nicht, konnten wir nicht entdecken; doch ſchien das erſtere einige Wahrſcheinlichkeit für ſich zu haben.

Die Eingebohrnen ſind von kleiner Statur, aber wohlbeleibt und gut gebildet; ſie haben einen kurzen Hals,

---

*) Auch Coxe, am angeführten Orte, erwähnt der Feindſeligkeiten zwiſchen den Ruſſen und Eingebohrnen. Anmerkung der Urſchrift.

verbrannte (*ſwarthy* *)) dicke Geſichter, ſchwarze Augen, kleine Bärte, und langes ſchwarzes ſchlichtes Haar. Die Männer laſſen es im Nacken fliegen, und ſchneiden es vorn ab, die Weiber hingegen binden es in einen Schopf zuſammen.

Ihrer Kleidung habe ich bereits weiter oben erwähnt. Beyde Geſchlechter trugen ſie von einerley Schnitte, und der ganze Unterſchied beſteht in dem Stoffe woraus ſie verfertigt werden. Der Weiberrock wird aus Robbenfellen, und der Männerrock aus Vogelhäuten gemacht, beyde gehen bis über die Kniee. Die Weiber tragen keine andere Kleidung; die Männer haben aber noch einen Ueberrock von Darmhäuten, welcher der Näſſe widerſteht, und woran eine Kapuze iſt, die man über den Kopf ziehen kann. Einige tragen auch Stiefeln, und alle durchgehends haben eine ovale, vorſtehende, hölzerne Mütze, mit einem Rande, der um den Kopf ſchließt. Dieſe Mützen ſind grün oder anders gefärbt, und um den obern Theil des Randes herum ſtecken lange Borſten von einem Seethiere, an denen Glaskorallen aufgereihet werden. Vorn iſt ein kleines Bildchen von Knochen, oder auch ein Paar derſelben, angebracht. Die hier beygefügte Abbildung eines Eingebohrnen aus der Inſel Unalaſchka, giebt von ihrer Geſichtsbildung, von dem eben beſchriebenen Kopfputz und zum Theil auch von der Kleidung einen anſchaulichen Begriff.

Schminke iſt unter ihnen nicht im Gebrauch; die Weiber punktiren ſich aber ein wenig im Geſicht, und

---

*) Die Geſichtsfarbe, die hier durch ſwarthy oder verbrannt ausgedruckt wird, ſcheint nach dieſem Worte zu urtheilen, der Farbe der ſüdlichen Europäer ähnlich zu ſeyn; denn das Wort ſwarthy wird auch gebraucht wenn von Portugieſen und Spaniern die Rede iſt. Es durch ſchwärzlich zu überſetzen, möchte nicht ſo ſchicklich ſeyn. G. F.

Perſonen beyderley Geſchlechts durchbohren die Unterlippe, in welcher ſie ein Stück Knochen befeſtigen. Die Mannsperſonen in Unalaſchka tragen indeß dieſen Schmuck nur ſelten; hingegen ſieht man faſt kein einziges Weib ohne denſelben. Einige befeſtigen Glaskorallen unter den Naſelöchern an die Oberlippe, und alle hängen Zierrathen in die Ohren.

Ihre Nahrung beſteht in Fiſchen, Seethieren, Vögeln, Wurzeln, Beeren, und ſogar Tang oder Seekraut. Im Sommer trocknen ſie eine große Menge Fiſche, und bewahren ſie in kleinen Hütten für den Winter auf; vermuthlich legen ſie für dieſe Jahrszeit auch Beeren und Wurzeln ein. Sie eſſen faſt alles roh; ihre ganze Kochkunſt beſteht in Kochen und Backen, wovon ſie jenes vermuthlich erſt von den Ruſſen gelernt haben. Einige von ihnen beſitzen kleine meſſingene Keſſel; wer dergleichen nicht hat, bedient ſich eines flachen Steins, auf welchen von Thon ein hoher Rand aufgeſetzt wird. Ich war einſt zugegen, als der Befehlshaber von Unalaſchka den rohen Kopf einer eben gefangenen Steinbutte zum Mittag verzehrte. Ehe er aber etwas davon erhielt, aßen zwey von ſeinen Bedienten die Kiefern davon, ohne weitere Vorbereitung, außer daß ſie den Schleim ausdrückten. Hierauf ſchnitt einer dem Fiſche den Kopf ab, ging damit ans Meer, wuſch ihn ab, brachte ihn zurück, und ſetzte ſich neben den Befehlshaber, legte den Kopf auf ein wenig Gras, das er vorher gepflückt hatte, und ſtreuete das übrige vor dem Befehlshaber. Dann ſchnitt er große Stücken von den Backen des Fiſches ab, und legte ſie ſo hin, daß der vornehme Mann ſie erreichen konnte, und dieſer verſchluckte ſie dann auch mit eben ſo gutem Appetit und eben ſo viel Vergnügen, als man bey uns rohe Auſtern verſchluckt. Nachdem er ſich ſatt gegeſſen hatte, ward der Reſt des Kopfs in Stücken geſchnitten, und unter ſeine Leute ausgetheilt, die das

Fleiſch mit den Zähnen herunterriſſen, und wie Hunde, an den Knochen nagten.

Dieſes Volk iſt zwar an ſich nicht ſo ſchmutzig als andere Wilde, welche ſich mit Schminke beſchmieren; allein in ihren Wohnungen iſt alles voll Unrath und Ungeziefer. Ihre Häuſer bauen ſie auf folgende Art: zuerſt wird eine länglicht viereckige Grube gegraben, welche ſelten über funfzig Fuß lang, und über zwanzig breit, mehrentheils aber kleiner, iſt. Ueber dieſer Vertiefung wird von Treibholz, welches die Wellen ans Land geworfen haben, ein Dach errichtet. Dieſes Dach wird zuerſt mit Gras, und dann mit Erde gedeckt, und ſieht folglich von außen wie ein Miſthaufen aus. Mitten in demſelben, iſt gegen jedes Ende hin eine viereckige Oeffnung gelaſſen, durch welche das Licht in das Haus hineinfällt. Eins von dieſen Löchern dient ganz allein als Fenſter, das andere aber iſt zugleich die Thüre, wo jedermann mit Hülfe einer Leiter, oder eigentlich eines Balkens, in welchen Stufen eingehauen ſind, ein- und ausgeht. In einigen Häuſern iſt außerdem noch eine Thür auf ebener Erde angebracht; doch iſt dieſe Einrichtung nicht gewöhnlich *). An den Seiten und Enden der Hütte umher, hat jede Familie, deren mehrere beyſammen wohnen, ihr abgeſondertes Zimmer, wo ſie ſchläft, und bey ihrer Arbeit ſitzt. Dieſer Sitz iſt keine Bank, ſondern vielmehr eine ausgehölte Rinne, die inwendig rund um das Haus gegraben, und mit Matten bedeckt iſt, ſo daß ſie ziemlich reinlich ausſieht. Die

---

*) Herr Coxe beſchreibt die Wohnungen der Einwohner von Unalaſchka und den übrigen Fuchsinſeln mehrentheils eben ſo, wie Capitain Cook. S. Ruſſian Diſcoveries p. 149. Auch Hiſtoire des différents peuples ſoumis à la Domination des Ruſſes, par M. Leveſque. Tom. I. p. 40 41. Anmerkung der Urſchrift.

Mitte des Hauſes hingegen gehört allen Familien gemeinſchaftlich, und eben deswegen darf man daſelbſt keine Spur von Reinlichkeit erwarten. Denn obgleich trocknes Gras darüber geſtreut wird, ſo iſt es dennoch der Sammelplatz aller Unreinigkeit, wo auch das Harnbehältniß ſteht, deſſen Geſtank dadurch eben nicht gemildert wird, daß beynahe zu allen Zeiten entweder Leder oder rohe Thierhäute darin eingeweicht werden. Hinter und über der Rinne ſind die wenigen Sachen aufgeſtellt, die den ganzen Reichthum dieſer Inſulaner ausmachen, z. B. ihre Kleidungsſtücke, Matten und Häute.

Ihr Hausgeräthe ſind Schaalen, Löffel, Eimer, Kannen, wie Matten geflochtene Körbe, und zuweilen ein Ruſſiſcher Keſſel oder Topf. Alle dieſe Geſchirre ſind ſehr zierlich gearbeitet, und nicht übel geſtaltet, ungeachtet wir bey den Einwohnern kein andres eiſernes Werkzeug fanden, als Meſſer und Aexte. In der That war es auffallend, daß ſie, obgleich die Ruſſen mitten unter ihnen wohnten, weit weniger Eiſen beſaßen, als die benachbarten Völkerſchaften auf dem feſten Lande von Amerika, die vielleicht nie einen Ruſſen geſehen oder Verkehr mit ihm gehabt hatten. Wahrſcheinlich ſind einige Glaskorallen, ein wenig Rauch- und Schnupftabak hinreichend, ihnen alles, was ſie entbehren können, abzukaufen. Es giebt aber auch wenige unter ihnen, die nicht zugleich Tabak rauchen, käuen, und ſchnupfen; ein Luxus, wobey ſie, allem Anſehen nach, ſtets arm bleiben müſſen.

Auch zeigten ſie kein Verlangen nach mehrerem Eiſen, oder andern Werkzeugen, Nähnadeln etwa ausgenommen, dergleichen ſie ſich ſonſt von Knochen machen. Mit denſelben nähen ſie nicht nur die Häute ihrer Kanots und ihre eigne Kleidung, ſondern verfertigen auch eine Art von Stickerey, wozu ſie, ſtatt des Zwirns, Sehnenfaſern nehmen, die ſie ſo dünn ſpalten, als jede

Arbeit es erfordert. Die Nätherey iſt aber bloß ein Geſchäft der Weiber, die hier Schneider, Schuſter und Bootmacher, oder eigentlicher, Boot-Ueberzieher ſind; denn das Gerippe von Holz, über welches die Häute genähet werden, wird vermuthlich von den Männern gezimmert. Sie flechten ferner Matten und Körbe von Gras, die ſchön und ſtark ſind. Ueberhaupt bemerkt man an ihren Arbeiten einen Grad von Zierlichkeit und Vollkommenheit, woraus deutlich erhellet, daß es ihnen weder an Geſchick, noch an Geduld fehlen muß. In ihren Wohnungen ſahe ich nirgends Feuer; ſondern ſie werden durch eine Art Lampe, von einfacher Erfindung, zu gleicher Zeit erleuchtet und geheizt. Sie beſteht in einer Steinplatte, welche an einer Seite eine tellerförmige Vertiefung hat. In dieſe gießen ſie Oel, und legen etwas dürres Gras hinein, welches die Stelle des Tochtes vertritt. Sowohl Männer als Weiber erwärmen ſich auf die Art, daß ſie eine ſolche Lampe zwiſchen die Beine ſtellen, und einige Minuten lang darüber kauern.

Feuer können ſie ſowohl anſchlagen, als durch Reiben hervorbringen. Das erſtere thun ſie dadurch, daß ſie zwey Steine an einander ſchlagen, wovon einer vorher ſtark mit Schwefel angeſchmiert worden iſt. Das letztere wird vermittelſt zweyer Stücke Holz verrichtet, wovon eines ein achtzehn Zoll langes Stöckchen, das andere aber platt iſt. Auf dieſes letztere drucken ſie die Spitze des Stöckchens, und quirlen es ſchnell umher, wodurch denn in wenigen Minuten Feuer entſteht. Dieſe Art Feuer anzuzünden iſt in ſehr vielen Welt-Gegenden üblich, und wird auch von den Kamtſchadalen, den Grönländern, den Braſilianern, den Otaheitiern, den Neuholländern und wahrſcheinlich von vielen andern Nationen gebraucht. Einige gelehrte und ſinnreiche Männer haben ſich auf dieſe Gewohnheit berufen, um zu beweiſen, daß dieſe oder jene Nation mit einer andern von einerley Abkunft ſey; allein zufällige Uebereinſtimmung in wenigen beſonderen Fällen, kann niemanden zu dieſem Schluſſe berechtigen, und eben ſo wenig kann eine Verſchiedenheit der Sitten und Gebräuche zweyer Nationen beweiſen, daß ſie von verſchiedener Herkunft ſind. Ich könnte dieſe Meynung noch außer dem angeführten Beyſpiel mit vielen andern Gründen unterſtützen.

Bey den Inſulanern von Unalaſchka ſahen wir nichts, das Waffen, es ſey zur Vertheidigung oder zum Angrif, ähnlich geweſen wäre. Schwerlich läßt ſich glauben, daß die Ruſſen ſie in dieſem wehrloſen Zuſtande gefunden haben ſollten; vielmehr iſt es ſo gut als gewiß, daß ſie dieſelben, um ihrer eignen Sicherheit willen, völlig entwafnet haben. Eine ähnliche politiſche Bewandniß ſcheint es mit dem Umſtande zu haben, daß die Eingebohrnen keine große Kanots, wie alle ihre Nachbaren, beſitzen; hier fanden wir nur ein Paar; die aber den Ruſſen zugehörten. Die Kähne der Eingebohrnen ſind von der kleinſten Art, die wir auf allen hieſigen Amerikaniſchen Küſten geſehen hatten, ſonſt aber, einen geringen Unterſchied abgerechnet, mit jenen von einerley Bauart. Das Hintertheil der hieſigen endigt ſich wie abgeſchnitten, das Vordertheil hingegen iſt gabelförmig, und zwar ſo, daß die obere Spitze hervorſteht, die untere aber mit dem Waſſer gleich iſt. Es iſt ſchwer zu begreifen, warum ſie auf dieſe Geſtalt verfallen ſind, da die Gabel ſich gar leicht an alles anklammert was ihr in Weg kommt, und folglich, um dieſes zu verhindern, von einer Spitze zur andern ein Stöckchen befeſtigt werden muß. Uebrigens iſt die Bauart dieſer Kanots dieſelbe wie in Grönland, und bey den Eskimaux; das Gerippe beſteht aus dünnen Latten, und der Ueberzug aus Robbenfellen. Sie ſind ungefähr zwölf Schuh lang, in der Mitte anderthalb

Schuh

Schuh breit, und zwölf bis vierzehn Zoll tief. Im Nothfall können ſie zwey Mann führen; alsdenn muß aber einer der Länge nach ausgeſtreckt liegen, indeß der andere in dem runden Loche ſitzt, welches beynah in der Mitte des Kanots angebracht iſt. Rund um dieſes Loch gehet ein Kreis oder Reif von Holz, um welchen ein Stück Darmhaut genähet iſt, die durch einige lederne Riemen an ihrem auswendigen Rande wie ein Beutel zuſammengeſchnürt werden kann. Der Mann ſetzt ſich in den Reif, ſchnürt die Haut feſt um ſeinen Leib, über ſeinen Ueberrock, der von eben ſolcher Darmhaut verfertigt iſt, und zieht die Riemen über ſeine Schultern, damit ſich nichts verſchieben kann. Die Ermel ſeines Kleides ſind um die Knöchel feſtgebunden, an ſeinen Hals ſchließt es feſt an, die Kapuße wird über den Kopf gezogen, und bleibt wegen der Mütze feſtſitzen; alſo iſt es beynah unmöglich, daß ihm ein Tropfen Waſſer bis auf die Haut oder in das Kanot dringen kann. Sollte es dennoch geſchehen, ſo hat er einen Schwamm bey ſich, womit er es wegnimmt. Sein Ruder hat an jedem Ende eine Schaufel und wird in der Mitte mit beyden Händen gehalten. Er ſchlägt es regelmäßig abwechſelnd und ſchnell, auf einer und der andern Seite ins Waſſer. Auf dieſe Art bewegt ſich das Kanot ſehr geſchwind, und in ſchnurgerader Linie. Als wir von Egutſchſchak nach Samganudha ſegelten, begleiteten zwey oder drey Kanots unſer Schiff, ob es gleich in einer Stunde ſieben Engliſche Meilen zurücklegte.

Ihre Fiſchgeräthſchaft und Jagdſpieße liegen, an Riemen befeſtigt, auf dem Kanot in Bereitſchaft. Sie ſind alle vortreflich aus Holz und Knochen gearbeitet und von den Grönländiſchen, die Cranz beſchreibt, wenig verſchieden. Der merklichſte Unterſchied findet am Wurfſpieße ſtatt, deſſen Spitze hier zuweilen nur einen Zoll lang iſt, dahingegen die Grönländer, wie

Cranz erzählt, ſie bis auf anderthalb Schuh lang machen ſollen. Die Eingebohrnen beſitzen einen hohen Grad von Geſchicklichkeit, zur See und in Flüſſen, Fiſche mit dem Wurfſpieße zu treffen; doch bedienen ſie ſich auch der Angelhaken, der Netze und Wehre. Ihre Haken ſind von Knochen, und die Leinen von Sehnen gemacht. Man findet in den hieſigen Gewäſſern eben die Fiſche, welche in den nordiſchen Meeren überhaupt angetroffen werden, als: Wallfiſche, Nordcaper, Meerſchweine, Schwerdtfiſche, Steinbutten, Kabeliau, Lachſe, Forellen, Zungen und andere Platteiſſen, und vielleicht noch viele andere Arten, die uns aber nicht vorgekommen ſind. Steinbutten und Lachſe ſind am häufigſten und machen die vorzüglichſte Speiſe der Inſulaner aus; wenigſtens waren es die einzigen Sorten, welche ſie zum Wintervorrath verwahrten. Allenfalls dörren ſie auch etwas Kabeliau zu dieſem Behuf. Nordwärts vom 60° nördlicher Breite iſt die See gleichſam voñ allen Fiſchen leer; die Wallſiſche ſind aber deſto häufiger.

Das ganze Geſchlecht der Robben iſt hier nicht ſo zahlreich als in manchen andern Meeren. Dies iſt aber um ſo weniger zu verwundern, da es ſowohl auf beyden feſten Ländern als auf den dazwiſchen liegenden Inſeln, kaum ein unbewohntes Plätzchen giebt, wo die Einwohner nicht auf dieſe Thiere Jagd machen ſollten, um ſie zur Nahrung und Decke zu gebrauchen. Auf dem Eiſe ſieht man Wallroſſe in erſtaunlicher Menge, und die Meer-Otter iſt, wie ich glaube, bloß dem hieſigen Meere eigen *). Zuweilen ſahen wir auch ein Thier, welches einen Kopf wie der Robbe hatte, aber wie ein Wallfiſch Waſſer ſpritzte. Es war größer als ein Robbe,

---

*) Man findet ſie auch in Braſilien, wenn anders die dortige Carigueibeju nicht eine beſondere Gattung iſt. G. F.

und ſeine Farbe war weiß mit dunkeln Flecken. Wahrſcheinlich war es die Seekuh oder der Manati.

Von den Seevögeln und Waſſervögeln überhaupt glaube ich behaupten zu dürfen, daß ſie hier weder ſo zahlreich noch in ſo verſchiedenen Gattungen angetroffen werden, als man ſie im nördlichen Theile des Atlantiſchen Oceans zu ſehen gewohnt iſt. Doch giebt es auch einige, von denen ich mich nicht erinnere, ſie jemals anderwärts geſehen zu haben, vorzüglich den vorhinerwähnten Papagentaucher, Stellers Alca monochroa (*A. cirrhata, Pallas*) und eine ſchwarz und weiße Ente, welche mir von Kraſchenninikofs Stein-Ente *) noch verſchieden zu ſeyn ſcheint. Alle andere Vögel, die wir hier bemerkt haben, ſind in dem Werke dieſes Schriftſtellers angezeigt, einige Gattungen ausgenommen, die wir nah am Eiſe fanden, wovon aber wieder die meiſten, vielleicht gar alle, von Martens in ſeiner Reiſe nach Spitzbergen und Grönland beſchrieben worden ſind. Etwas außerordentliches iſt es dennoch, daß Penguine, die man in ſo manchen Gegenden des Meeres ſieht, hier nicht angetroffen werden. Auch die Albatroſſe ſind hier ungewöhnlich ſelten; folglich ſcheint dies nicht ihr urſprüngliches Klima zu ſeyn.

Die wenigen Landvögel auf dieſen Inſeln ſcheinen nicht von den Europäiſchen abzuweichen; doch können ſich einige Gattungen hier aufhalten, die uns nicht vorgekommen ſind. In den Wäldern um Nortons Sund ward ein ſehr ſchöner Vogel geſchoſſen, der, wie man mir verſichert, zuweilen in England angetroffen wird, und daſelbſt the Chatterer (franzöſiſch *le jaſeur*; deutſch der Seidenſchwanz) genannt wird. In jener Gegend

---

*) S. Beſchreibung von Kamtſchatka.

bemerkten unſere Leute noch verſchiedene andere kleine Vögel, doch nicht in Menge, und nur von wenig Arten, z. B. Spechte, Dompfaffen, Grünfinken, und eine kleine Meiſe.

Da ſich unſere Spatziergänge an der Küſte nicht weit landeinwärts erſtreckten, ſo darf man nicht erwarten, daß wir von den einheimiſchen Thieren und Pflanzen viel wiſſen ſollten. Außer Mücken ſahe ich wenig andere Inſekten, und von kriechenden Amphibien bemerkte ich nur Eidechſen. Auf Unalaſchka und den andern Inſeln giebt es keine Thiere aus dem Hirſchgeſchlechte; auch findet man daſelbſt keine andere Hausthiere, als Hunde. Die einzigen vierfüßigen Thiere, die wir außerdem dort zu ſehen bekamen, waren Füchſe und Wieſel; doch ſagten uns die Einwohner, daß es auch Haſen und die von Kraſchenninikof erwähnten Marmotten (Zieſel) gebe. Offenbar nehmen alſo die Einwohner ihren Unterhalt größtentheils aus der See und den Flüſſen. Auch müſſen ſie zur See ihre Zuflucht nehmen, um ſo viel Holz aufzuleſen, als zum Bauen und andern Bedürfniſſen erfordert wird, da weder auf den Inſeln noch auf den nächſten Küſten des feſten Landes ein einziger Baum wächſt.

Die Gelehrten behaupten, daß die Saamen der Pflanzen auf allerley Art, von einer Weltgegend zur andern, ja ſogar auf Inſeln mitten in großen Oceanen, fern von allen andern Ländern verführt werden. Woher mag es doch nun wohl kommen, daß auf dem benachbarten Theile des Amerikaniſchen feſten Landes und auf den anliegenden Inſeln keine Bäume wachſen? beyde haben unſtreitig eine ſo bequeme Lage, um durch alle jene Mittel, wovon ich je gehört habe, Saamen zu empfangen, als irgend eine waldreiche Küſte. Sollte nicht die Natur gewiſſen Arten von Erdreich die Kraft, Bäume von ſelbſt ohne Beyhülfe der Kunſt hervorzubringen, verſagt haben? was das Treibholz an den Ufern dieſer Inſeln betrift, ſo kommt es ohne Zweifel von Amerika her. Denn obgleich die nächſte Küſte keine Waldungen hat, ſo mag doch im Innern des Landes Holz genug wachſen, welches die Gießbäche im Frühling losreißen und in die See ſchwemmen können. Auch kann von den bewaldeten Küſten, ungeachtet ihrer größeren Entfernung, eine beträchtliche Menge Treibholz herbey geflößt werden.

Es giebt eine ziemlich große Anzahl von verſchiedenen Kräutern in Unalaſchka, wovon die meiſten gegen das Ende des Junius blühten. Einige davon findet man auch in Europa, andere in Amerika, und zwar hauptſächlich in Neufundland, noch andere in Kamtſchatka, wo die Eingebohrnen ſich ihrer, wie die hieſigen Inſulaner, zur Nahrung bedienen. Die vorzüglichſte Gattung iſt die Saranne, oder Lilienzwiebel, welche ungefähr die Größe einer Knoblauchzwiebel und eine runde Form hat, und in eine Menge kleinerer Zwiebeln theilbar iſt, die endlich Körner wie Grütze bilden. Gekocht ſchmeckt ſie beynahe wie Salep, und keinesweges unangehm. Sie ſcheint indeß hier ſelten zu ſeyn; denn außer jenem Vorrath davon, den uns Herr Ismailof zum Geſchenk machte, und der uns einige wohlſchmeckende Gerichte gab, konnten wir weiter keine auftreiben.

Zu den Lebensmitteln der Inſulaner gehören noch einige andere wild wachſende Wurzeln; die Stängel einer Pflanze, welche wie Angelika ausſieht; und verſchiedene Arten von Beeren, nämlich Brombeeren, Moosbeeren oder Sauerbeeren, Heidelbeeren, kleine rothe Beeren, die in Neufundland Rebhunsbeeren heißen, und eine andere Gattung von braunen Beeren, die wir nicht kannten, und die faſt wie Schlehen ſchmecken, übrigens aber keine Aehnlichkeit damit haben. In Menge gegeſſen, ziehen ſie ſtark zuſammen; und man könnte Brantwein davon deſtilliren. Herr Capitain Clerke machte einen Verſuch, ſie aufzubewahren; allein ſie gingen in Gährung über, und wurden ſo geiſtig, als ob ſie in Branntwein gelegt geweſen wären.

Außer dieſen Pflanzen giebt es noch einige andere, die weder von den Ruſſen noch von den Eingebohrnen gebraucht werden, uns aber Dienſte leiſteten. Wir ließen uns z. B. wilden Portulak, Erbſenſproſſen, eine Art Löffelkraut und Kreſſe, u. a. m. in Suppen oder als Salat wohlſchmecken. Auf den Niederungen und in den Thälern findet man reichlich Gras, welches ſehr dicht und hoch aufſchießt. Meines Erachtens konnte auf Unalaſchka Rindvieh das ganze Jahr hindurch ohne Stallung aushalten. An vielen Stellen ſchien der Erdboden auch zum Anbau von Korn, Wurzeln und Gemüſearten ſehr geſchickt; allein für jetzt begnügen ſich ſowohl die Ruſſiſchen Handelsleute, als die Eingebohrnen, mit dem, was die Natur von ſelbſt hervorbringt.

Unter den Einwohnern ſahen wir gediegenen Schwefel im Gebrauch; aber woher ſie ihn bekommen hatten, konnte ich nicht erfahren. Wir fanden auch Ocherarten; ferner einen Stein, der Purpurfarbe, und einen andern, der eine gute grüne Farbe giebt. Ich zweifle, ob der letztere bekannt iſt; im natürlichen Zuſtande iſt er von grau-grüner Farbe, grob und ſchwer. In Oel iſt er leicht auflöslich, aber im Waſſer verliert er ſeine Eigenſchaften. In Unalaſchka iſt er ſelten, auf der Inſel Unimak aber ſoll er häufig angetroffen werden. An den Steinen am Strande und auf den Bergen bemerkte ich nichts ungewöhnliches.

Die Eingebornen von Unalaſchka begraben ihre Todten auf den Gipfeln der Berge, und ſchütten über dem Grabe einen kleinen Erdhügel auf. Als ich einmal ſpazieren ging, zeigte mir einer von den Inſulanern, der mich begleitete, mehrere dergleichen Grabhügel. Einer lag am Wege von dem Hafen zum Dorfe, und auf dem ſelben waren Steine aufgehäuft. Wir bemerkten, daß jeder Vorübergehende einen Stein hinzufügte. Dergleichen Steinhaufen, welche durch Kunſt entſtanden zu ſeyn ſchienen, giebt es verſchiedene, und einige mußten, allem Anſchein nach, ſehr alt ſeyn.

Was für Begriffe ſie ſich von der Gottheit und ſeinem zukünftigen Leben machen, weiß ich nicht. Eben ſo wenig ſind uns ihre Luſtbarkeiten oder Zeitvertreibe bekannt geworden. Nie ſahen wir etwas, das den geringſten Bezug auf dieſe Gegenſtände gehabt hätte.

Unter einander ſind ſie überaus fröhlich und freundſchaftlich, und gegen uns betrugen ſie ſich mit der größten Höflichkeit. Die Ruſſen ſagten uns, daß ſie mit den einheimiſchen Weibern keinen Umgang hätten, weil ſie keine Chriſten wären. Unſere Brittiſchen Matroſen waren freylich weniger gewiſſenhaft, aber dafür hatten ſie auch Urſach es zu bereuen, daß die Einwohnerinnen von Unalaſchka ſich ihnen mit ſo wenig Zurückhaltung ergaben. Sie mußten dafür durch eine gewiſſe Krankheit büßen, die hier nichts weniger als unbekannt iſt. Die hieſigen Inſulaner leiden oft an Krebsgeſchwüren oder ähnlichen Schäden, welche diejenigen, die damit behaftet ſind, ſorgfältigſt zu verhehlen ſuchen. Es ſcheint nicht, daß ſie ein hohes Alter erreichen. Nirgends ſahe ich einen Mann oder eine Frau, deren Alter man auf ſechzig Jahre hätte ſchätzen können, und wenige ſchienen über funfzig Jahre alt zu ſeyn. Vermuthlich wird ihr Leben durch ihre harte Lebensart verkürzt.

Seit unſerer Ankunft in Prinz Wilhelms Sunde, habe ich mehreremale die auffallende Aehnlichkeit erwähnt, die das Volk, welches die Nordweſtküſte von Amerika bewohnt, in ſeiner Bildung, Kleidung, Waffen und Fahrzeugen mit den Grönländern und Eskimaux hat. Doch erſtaunte ich weit weniger über dies alles, als über die Verwandtſchaft der Grönländiſchen und

Eskimauſiſchen Mundart, mit denen von Norton's Sund und Unalaſchka, wovon man ſich aus der von mir entworfenen Tabelle der übereinſtimmenden Wörter überzeugen kann *). Doch muß dabey vorläufig erinnert werden, daß man auf die ganz genaue Darſtellung oder Nachbildung der Wörter, die wir an dieſer Seite von Amerika geſammlet haben, nicht allzuſehr rechnen dürfe; denn nach Herrn Andersons Tode hatten wir wenige, die ſich um Dinge dieſer Art Mühe geben mochten, und ich habe öfters bemerkt, daß eben daſſelbe Wort, aus dem Munde eben deſſelben Einheimiſchen, von zwey oder drey Leuten aufgeſchrieben, bey genauer Vergleichung nicht wenig verſchieden ausfiel **). Dennoch ſind die Worte, von deren Ausſprache wir gewiß ſind, hinlänglich, um wahrſcheinlich darzuthun, daß dieſe Völkerſchaften einen gemeinſchaftlichen Urſprung haben. Iſt dieſes der Fall, ſo läßt ſich kaum an einer Art von Gemeinſchaft zweifeln, die im Norden, zwiſchen dieſer Weſtſeite von Amerika und der öſtlichen Küſte deſſelben Welttheils, zur See, durch die Baffinsbay, Statt finden muß; doch einem Schiffe können Eis und andere Hinderniſſe dieſe Fahrt auf immer verbieten. Dies war wenigſtens jetzt meine Meynung.

Die Fluth iſt in dieſen nordiſchen Gegenden nirgends beträchtlich, außer in dem großen (Cooks) Fluſſe. Sie ſteigt überall von Süden oder Südoſt herauf, und folgt der Richtung der Küſte nach Norden. Zwiſchen Nortons Sund und dem Vorgebirge des Prinzen von Wales fanden wir eine Strömung nach Nordweſten, zumal in der Gegend des Vorgebirges, und innerhalb Schlitten Eiland, (*Sledge-iſland*); doch erſtreckte ſie ſich gar nicht weit von der Küſte, und war auch nicht regelmäßig oder beſtändig. Nordwärts von dieſem Vorgebirge fanden wir ſowohl an der Americaniſchen als an der Aſiatiſchen Küſte, weder Fluth noch Strömung, ſo oft wir auch darnach forſchten. Daraus entſtand bey einigen Leuten an Bord des Schiffs die Meinung, daß beyde Küſten entweder durch Land oder durch Eis zuſammenhingen. Da wir von Norden her nie eine hohle See hatten, und, faſt queer über von einem feſten Lande zum anderen, das Eis vor uns liegen ſahen, ſo gewann dieſe Meynung noch mehr Gewicht. Die nördliche Breite im Hafen Samganudha, am Strande, beträgt 53° 5' und die Länge, nach mehreren Beobachtungen, 193° 30' öſtlich. Am 12ten Oktober war die Abweichung der Magnetnadel, wenn man das mittlere Reſultat mehrerer Beobachtungen mit drey Compaſſen nimmt, 19° 59' 15" öſtlich, und die mittlere Inclination des Nordpols der Magnetnadel 69° 23' 30".

---

*) Man wird dieſelbe, nebſt andern Wortverzeichniſſen, am Schluße des folgenden Bandes finden.

**) Die Schuld hievon liegt einzig und allein an dem ſo ganz unbeſtimmten Werthe der Buchſtaben in der Engliſchen Sprache. G. F.

Vier und vierzigſtes Hauptſtück.

Abreiſe von Unalaſchka. Inſel Amoghta. Sonderbare Lage eines Felſen. Meerenge zwiſchen Unalaſchka und Unella. Lauf nach Süden. Unfall an Bord der Discovery. Entdeckung einer von den Sandwichs-Inſeln, Mauwi. Verkehr mit den Einwohnern. Beſuch von Terriobu. Entdeckung der Inſel Owaihi (*Owhyhee*). Mondſinſterniß. Die Mannſchaft will kein Bier von Zuckerrohr trinken. Schlechtes Tauwerk. Lob der Einwohner von Owaihi. Unſer Schiff (Reſolution) erreicht die Oſtſeite der Inſel, und ſchifft längs der Südoſtſeite hinunter. Ausſicht des Landes und Beſuch der Eingebohrnen. Die Discovery vereinigt ſich wieder mit uns. Langſame Fahrt nach Weſten. Der Lootſe Herr Bligh unterſucht die Bay Karakakua. Großer Zuſammenfluß von Einwohnern. Die Schiffe gehen in der Bay vor Anker.

Am 26ſten des Morgens gingen wir vom Hafen Samganudha unter Segel, und liefen mit einem ſüdlichen Winde nach Weſten. Ich hatte mich nunmehr entſchloſſen, nach den Sandwichs-Inſeln zurückzukehren; im Fall wir hinlängliche Erfriſchungen fänden, die Wintermonathe daſelbſt zuzubringen, und alsdann den Lauf nach Kamtſchatka zu nehmen, um dort, gegen die Mitte des Maymonats, im künftigen Sommer anzukommen. Dieſem Entſchluß zufolge, gab ich auf den Fall, daß die Schiffe von einander getrennt würden, Herrn Capitain Clerke Verhaltungsbefehle und beſtimmte die Sandwichs-Inſeln zum erſten, und den

Hafen Petropawlowsk in Kamtſchatka zum zweyten Sammelplatz.

Wir fuhren fort nach Weſten zu ſchiffen, bis wir am 27ſten einen heftigen Sturm mit Regen, Schnee und Hagel bekamen. Sobald er vorüber war, ſetzten wir, bey Nord und Nordweſt-Wind, unſern Lauf nach Süden fort. Am 29ſten um halb ſieben Uhr des Morgens erblickten wir Land, welches wir für die Inſel Amogtha hielten. Da wir aber bald einſahen, daß es unmöglich ſeyn würde, nach Weſten hin dieſe Inſel zu umſchiffen, indem der Wind nunmehr aus dieſer Gegend kam; ſo richtete ich den Lauf nach Unalaſchka zurück; in der Abſicht nordwärts und oſtwärts von dieſer Inſel zu gehen, denn mich ſüdoſtwärts durchzuarbeiten, durfte ich bey einem ſo heftigen Winde nicht wagen. Nach der Längenuhr befanden wir uns damals in 191° 17' öſtlicher Länge und in 53° 58' nördlicher Breite und das Land lag uns, gegen Süden vier Seemeilen weit entfernt. Folglich bekömmt dieſe Inſel hier eine ganz andere Lage, als ſie in der Ruſſiſchen Charte hat; doch gehörte ſie auch zu denjenigen, von denen Herr Ismailof ſagte, ſie wären unrichtig angegeben. Im Grunde iſt es auch nicht einmal ganz ausgemacht, ob die vor uns liegende Inſel, Amogtha war; denn ſo wie Ismailof ſeine Charte verbeſſert hatte, lag in dieſer Breite kein Land. Allein von dieſer Charte muß man, wie ich ſchon geſagt habe, keine Genauigkeit fordern *).

Um elf Uhr, da wir nordoſtwärts ſchifften, entdeckten wir, vier Seemeilen weit von uns, in 53° 57' nörd-

---

*) Auf der Charte von Krenitzins und Lewaſchews Reiſe in 1768 und 1769, die wir in Coxens Werke p. 251. finden, liegt eine Inſel Amuckta nicht weit von dem Orte, den Capitain Cook der Inſel Amoghta einräumt. **Anmerkung der Urſchrift.**

licher Breite und 191° 2′ öſtlicher Länge einen hohen, thurmähnlichen Felſen; der in der Ruſſiſchen Charte fehlt *), und an dem wir in der vorigen Nacht ganz nahe vorbey geſegelt ſeyn mußten. Daß er ſehr ſteil ſey, konnten wir daraus ſchlieſſen, weil ſich die Wellen, die jetzt ſehr hoch gingen, nirgends als am Felſen ſelber brandeten. Um drey Uhr Nachmittags erblickten wir Unalaſchka, und hielten uns näher am Winde weil wir nicht mehr vor Einbruch der Nacht durch die Meerenge kommen konnten. Um Mittag des folgenden Tages befanden wir uns mitten in der Meerenge, zwiſchen Unalaſchka und Unella, und um drey Uhr Nachmittags waren wir glücklich hindurch gekommen und hatten alle Inſeln im Rücken. Nunmehr ſchiften wir, mit einem heftigen Nordnordweſtwinde und bey heiterem Wetter, nach Süden.

Am Montag, den zweyten November, kam der Wind aus Süden, und wuchs noch vor Nacht zu einem ſo gewaltigen Sturm an, daß wir beylegen mußten. Die Diſcovery löſete einige Kanonen, und wir beantworteten dieſelben, ohne zu wiſſen, was ſie bedeuten ſollten. Um acht Uhr konnten wir ſie nicht mehr ſehen; ſie kam aber ſchon am folgenden Morgen wieder zum Vorſchein, und um zehn Uhr erreichte ſie uns. Da der Wind etwas nachgelaſſen hatte, und wieder nach Weſt-

---

*) Ob er gleich in Ismalloſs Charte nicht vorhanden war, ſo iſt er doch auf der vorhin erwähnten Charte von Krenitzins und Lewaſchews Reiſe angemerkt. Ueberhaupt kommt dieſe Charte ſehr mit Capitain Cooks Angabe der hieſigen Inſelgruppe überein; auch die ſeltſam zerſchnittenen Ufer von Unalaſchka werden auf beyden Charten einander ſehr ähnlich dargeſtellt. Dieſer Umſtand verdient wohl angemerkt zu werden, da die neueren Ruſſiſchen Charten dieſes Archipels ſo ſehr unrichtig ſind. Anmerkung der Urſchrift.

nordweſt herumgegangen war, ſpannten wir unſere Segel aus, und ſetzten den Lauf nach Süden fort. Am ſechſten Abends in 42° 12′ nördlicher Breite und 201° 26′ öſtlicher Länge beobachteten wir die Abweichung der Magnetnadel, und fanden ſie 17° 15′ nach Oſten. Am folgenden Morgen in 41° 20′ nördlicher Breite und 202° öſtlicher Länge flog ein Waſſerrabe einigemal um das Schiff herum. Dieſe Vögel gehen ſelten weit vom Lande, und behalten es mehrentheils im Geſicht; daher vermuthete ich, daß hier Land nahe ſeyn müßte, allein wir konnten keines erblicken. Nachmittags hatten wir beinahe Windſtille, und Capitain Clerke machte ſich dieſe Gelegenheit zu Nutze, um mich zu beſuchen. Er benachrichtigte mich, daß in der zweyten Nacht nach unſrer Abreiſe von Samganudha ſich an Bord ſeines Schiffes ein trauriger Vorfall ereignet habe. Ein großes Tau hatte ſich losgeriſſen, einen Matroſen erſchlagen, und den Bootsmann nebſt zwey oder drey andern verwundet. Abends am dritten hatte der Sturm ſeinem Segel- und Takelwerk beträchtlichen Schaden zugefügt und er hatte die Kanonen löſen laſſen, damit wir beylegen möchten.

Am achten hatten wir einen gelinden Nordwind, mit ganz heitrem Wetter, und den folgenden Tag in 39½° nördlicher Breite eine acht Stunden lange Windſtille, auf die ein Südwind und ſchönes Wetter folgte. Wir ließen es nicht ungenutzt verſtreichen; alle unſere Leute, die mit der Nadel umzugehen wußten, machten ſich daran, die Segel auszubeſſern; und die Zimmerleute ſetzten die Boote wieder in Stand. Am 12ten um Mittag, in 38° 14′ nördlicher Breite und 206° 17′ öſtlicher Länge erhielten wir wieder einen Nord- und am 15ten in 33° 30′ nördlicher Breite einen Oſt-Wind. Nunmehr erblickten wir auch zum erſtenmal wieder einen Tropikvogel und eine Dorade. Am 17ten ging der Wind nach Süden herum, und blieb ſo, bis zum 19ten Nachmittags, da er, während eines heftigen mit Regen begleiteten Stoßes, plötzlich über Weſten nach Norden zurückging. Wir befanden uns damals in 32° 26′ nördlicher Breite und 207° 30′ öſtlicher Länge. Bald wurde der Wind ſo heftig, daß wir die Marsſegel doppelt einreffen mußten, wobey uns eines ganz zerriß. Dieſer Wind war indeß der Vorläufer des Paſſatwindes, der am 18ten in 25° nördlicher Breite aus Oſten und Oſtſüdoſten kam.

Ich fuhr indeſſen fort ſüdwärts zu ſegeln, bis wir uns am 25ſten bey Tagesanbruch in 20° 55′ nördlicher Breite befanden. Nunmehr ließ ich die Schiffe in einiger Entfernung neben einander ſegeln, und gen Weſten ſteuern. Abends näherten wir uns einander wieder, und um Mitternacht legten wir bey. Am folgenden Morgen, bey Tagesanbruch, erblickten wir auch ſchon Land, und ſahen bald, daß wir das vorigemal die Gruppe der Sandwichs-Inſeln nur zum Theil entdeckt hätten; denn die vorhin von uns beſuchten Inſeln lagen noch weit unter dem Winde. Im Innern des vor uns liegenden Landes zeigte ſich ein ſattelförmiger Berg, deſſen Gipfel über den Wolken hervorragte. Von demſelben hatte das feſte Land einen ſanften Abhang, und endigte ſich in ein jähes felſichtes Ufer, an welches die Wellen fürchterlich anſchlugen. Da wir die Inſel nicht oſtwärts umſchiffen konnten, richtete ich den Lauf weſtwärts längs der Küſte. Bald erblickten wir Menſchen hin und wieder am Strande, und fingen an Häuſer und Pflanzungen zu unterſcheiden. Das Land ſchien ſowohl Holzung als Waſſer im Ueberfluß zu haben; und an mehreren Stellen ſtürzten ſich Bäche in das Meer.

Es war nunmehr von der äußerſten Wichtigkeit für uns, daß wir auf dieſen Inſeln Lebensmittel zu erhalten ſuchten. Ich wußte aber ſchon aus der Erfahrung, daß es mir ſchlechterdings nicht damit gelingen würde, ſobald ein freyer Handel mit den Einwohnern erlaubt wäre, das iſt, wofern es einem jeden frey ſtände, zu erhandeln was er wollte, und auf welche Art es ihm gut dünkte. Ich ertheilte daher den Befehl, daß der Handel allen und jeden verboten ſeyn ſollte, die nicht ausdrücklich von mir und Capitain Clerke zu dieſem Geſchäfte bevollmächtigt wären; und dieſe dazu ernannten Perſonen erhielten den Auftrag, ſchlechterdings nur Lebensmittel und Erfriſchungen einzuhandeln. Ich verbot ferner, daß Weiber, ausgenommen unter gewiſſen Einſchränkungen, an Bord gelaſſen werden ſollten. Allein das Uebel, welches ich durch dieſe letztere Verordnung verhindern wollte, hatte ſich, wie ich bald entdeckte, bereits unter den Einwohnern eingeſchlichen.

Um Mittag in 20° 59′ nördlicher Breite und 203° 50′ öſtlicher Länge ſahen wir eine niedrige Fläche, wie eine Landenge vor uns. Da ich bemerkte, daß ſich einige Kanots näherten, ließ ich beylegen. Sobald ſie an das Schiff gekommen waren, ſtiegen die Leute ohne den mindeſten Verzug an Bord. Sie gehörten mit den Einwohnern der von uns beſuchten weiter unter dem Winde gelegenen Inſeln, zu einer und eben derſelben Nation, und waren, wenn wir ſie nicht unrecht verſtanden, ſchon von unſerm vorigen Beſuch unterrichtet. Was die Sache aber völlig außer allen Zweifel ſetzte, war die Luſtſeuche, wovon verſchiedene von ihnen die Kennzeichen an ſich hatten, und die ſoviel mir bewußt war auf keine andere Art als durch Verkehr mit ihren von uns beſuchten Nachbaren an ſie hätte gelangen können.

Unſere Gäſte verkauften uns eine Menge ſogenannte Seekatzen oder Dintenwürmer (*Sepia*) für Nägel und Stückchen Eiſen. An Früchten und Wurzeln brachten ſie uns nur wenig, erzählten uns aber, daß ihre Inſel dergleichen in Menge hervorbringe, und auch mit Schweinen und Hünern reichlich verſehen ſei. In der gewiſſen Erwartung, daß wir am folgenden Morgen wieder Beſuch erhalten würden, kreuzten wir die ganze Nacht ab und zu, und liefen am Morgen ganz nahe an dem Ufer hin. Anfangs kamen nur wenige; allein gegen Mittag hatte ſich die Geſellſchaft ziemlich verſtärkt. Sie brachten Brodfrucht, Batatten, Tarro oder Aronswurzeln, einige Piſangfrüchte und kleine Schweine, und vertauſchten ſie gegen Nägel und Eiſengeräthe, welches im Grunde alles war, was wir ihnen anbieten konnten. Gegen vier Uhr hatten wir ihnen die ganze Ladung abgekauſt, und da ſie nicht aufgelegt zu ſeyn ſchienen, eine zweite zu holen, ſpannten wir die Segel aus, und entfernten uns vom Lande.

Ich hatte bemerkt, daß die Schiffe während der Zeit, da wir beygelegt hatten, des friſchen Windes ungeachtet, nach Oſten getrieben würden; folglich mußte die Strömung dieſe Richtung nehmen. Dieſer Umſtand flößte mir die Hofnung ein, gegen den Wind herum, auf die Oſtſeite der Inſel kommen zu können, ſo daß wir alsdenn die ganze Leeſeite vor uns hätten. Ich fing alſo an zu laviren, und erreichte am 30ſten Nachmittags das Nord-Oſt-Ende der Inſel. Hier beſuchten uns die Einwohner in verſchiedenen Kanots, die großentheils einem Oberhaupt, Namens Terriobu gehörten, der ſelbſt in einem derſelben zu mir kam, und mich mit zwey oder drey Ferken beſchenkte. Von den übrigen Leuten tauſchten wir einige Früchte ein. Nach Verlauf zweyer Stunden verließen ſie uns alle bis auf ſechs oder acht Perſonen, die Luſt bezeugten bey uns zu bleiben. Bald nachher kam ein großes doppeltes Segelkanot, um auf ſie zu warten, und wir zogen es an einem Stricke die ganze Nacht über hinter uns her. Abends entdeckten wir eine andere Inſel, gegen den Wind, welcher die Inſulaner den Namen Owaihi (*Owhyhee*) beylegten. Diejenige, an deren Küſte wir

uns

uns ſeit einigen Tagen aufgehalten hatten, nannten ſie Mauwi (Mowee).

Da ich merkte, daß wir Owaihi noch erreichen könnten, richtete ich am erſten December den Lauf dahin. Unſere Gäſte aus Mauwi wollten uns aber nicht begleiten, ſondern ſtiegen in ihr Kanot und gingen ans Land. Um ſieben Uhr Abends hatten wir die Nordſeite von Owaihi völlig erreicht, und lavirten die Nacht hindurch ab und zu. Früh am zweyten ſahen wir mit Verwunderung die Gipfel der Berge in Owaihi mit Schnee bedeckt. Ihre Höhe kam uns nicht außerordentlich vor; und dennoch ſchien der Schnee an einigen Orten ziemlich tief zu ſeyn, und lange gelegen zu haben. Indem wir uns näherten, kamen verſchiedene Einwohner zu uns. Anfänglich bezeigten ſie etwas Schüchternheit, ließen ſich aber bald an Bord locken, und zuletzt auch überreden, wieder ans Land zu gehen und uns zu bringen, was wir bedurften. Bald nachdem dieſe wieder am Lande ausgeſtiegen waren, kamen ſehr viele Einwohner in ihren Kähnen, und brachten uns einen ziemlichen Vorrath von Ferken, Früchten und Wurzeln. Bis ſechs Uhr Abends ſetzten wir den Tauſchhandel ununterbrochen fort, und entfernten uns dann, in der Abſicht, gegen den Wind rund um die Inſel zu laviren.

Am vierten des Abends beobachteten wir eine Mondsfinſterniß; Herr King mit einem Nacht-Sehrohr, und ich mit einem Teleſkop von einem Ramsdenſchen Sextanten, welches ſich, meines Erachtens, zu dieſem Endzweck ſehr gut ſchickt.

	St.	Min.	Sec.		
Anf. der Finſterniß	6	3	25	— Länge	204° 40′ 45″.
Ende „ „	8	27	25	— „	204° 25′ 15″.
Mittlere Länge öſtl.		„	„		204° 35′

Der Halbſchatten war wenigſtens zehn Minuten vor und nach der Finſterniß ſichtbar. Gleich nach dem Ende der Finſterniß beobachteten wir die Entfernung des Mondes von Pollux und α des Widders, wovon der eine öſtlich, der andere weſtlich ſtand. Man hat ſelten Gelegenheit, unter einer ſolchen Verbindung von Umſtänden zu beobachten; wenn man ſie aber hat ſollte man ſie nie vorbeylaßen, weil die lokalen Unrichtigkeiten, denen alle Beobachtungen ausgeſetzt ſind, einander in dieſem Falle aufheben, da ſie in allen andern Fällen die Beobachtung eines ganzen Mondes erfordern würden. Das Reſultat dieſer Beobachtung giebt : 204° 19′ 47″ öſtl. Länge.
Die Längenuhr gab für dieſelbe Zeit nämlich 4 Uhr 30 Min. 204° 4′ 45″

Die Strömung, von der ich vorhin erwähnte, daß ſie nach Oſten ginge, hatte nunmehr aufgehört, wenigſtens gewannen wir nicht viel mehr im Laviren. Am ſechſten gegen Abend, handelten wir, etwa fünf Seemeilen weiter an der Küſte hinauf, und nahe am Lande, wieder mit den Einwohnern, allein unſer Handel war diesmal von keinem Belang. Ich näherte mich daher am folgenden Morgen nochmals dem Lande, und ſogleich kamen eine Menge Leute zu uns. Wir legten die Schiffe bey, trieben bis zwey Uhr Nachmittags einen ſtarken Handel mit den Einwohnern, und kauften auf vier oder fünf Tage lang Schweine, Früchte und Wurzeln in hinreichender Menge von ihnen ein. Mit dieſem Vorrath gingen wir weiter, und fuhren fort gegen den Wind zu laviren.

Unter andern Erfriſchungen hatten wir hier auch eine Menge Zuckerrohr eingehandelt. Bereits einige Tage vorher hatte ich entdeckt, daß ein ſtarker Abſud dieſes Rohrs ein ſehr ſchmackhaftes Bier gäbe; ich ließ alſo noch mehr davon brauen, damit die ganze Mannſchaft es trinken möchte. Allein, als man das Faß anzapfte, wollte kein einziger es auch nur koſten. Da ich bey der ganzen Zubereitung dieſes Getränks weiter keine Abſicht hatte, als unſern Branntweinvorrath für einen kälteren Himmelsſtrich aufzubewahren; ſo gab ich mir keine Mühe, ſie entweder mit Gewalt oder durch Ueberredung zum trinken zu nöthigen; denn ich wußte übrigens wohl, daß wir vom Scharbock nichts zu befürchten hätten, ſolange wir mit andern friſchen Lebensmitteln aus dem Pflanzenreiche ſo reichlich wie bisher verſorgt würden. Damit ich aber meinen Hauptendzweck nicht verfehlte, ſo befahl ich, daß auf beiden Schiffen kein Grog (mit Waſſer verdünnter Branntwein) ausgetheilt werden ſollte. Ich ſelbſt und meine Officiere fuhren fort, ſo oft wir Zuckerrohr bekommen konnten, Bier davon zu trinken, welches wir durch etwas Hopfen, den wir an Bord hatten, noch um vieles verbeſſerten. Es ſchmeckt wie friſches von Malz gebrautes Bier, und mich dünkt, an deſſen Zuträglichkeit für die Geſundheit wird niemand zweifeln, wiewohl mein unbedachtſames Schiffsvolk vorgab, das es ihnen übel bekäme. Eben dieſes Vorwands wollten ſie ſich ſchon im Nutka Sunde bedienen, um nicht das Sproſſenbier zu trinken, welches ich dort machen ließ; allein, es mußte ihnen entweder noch zu rechter Zeit einfallen, daß man ihnen dieſes Getränk jetzt nicht zum erſtenmal anböte, oder was ſonſt die Urſach ſeyn mochte, kurz, ſie verſuchten es damals nicht, ihre vorgehabte Widerſetzlichkeit zu äußern, und ich erfuhr erſt bei dieſer Gelegenheit, daß ſie ſchon damals ſo etwas im Schilde geführt hätten. Ueberhaupt darf man ſicher darauf gefaßt ſeyn, daß eine jede Neuerung an Bord eines Schiffes, wenn ſie den Seeleuten auch noch ſo vortheilhaft und zuträglich ſeyn ſollte, unfehlbar ihren ſtärkſten Widerſpruch erfahren muß. Sowohl die Suppentäfelchen, als das Sauerkraut, wurden anfangs als abſcheuliches Zeug verſchmäht, welches kein Menſch genießen könnte. In der That giebt es wenige Befehlshaber, die auf ihren Schiffen ſo viel neue und zuvor nicht übliche

Speiſen und Getränke eingeführt haben, als ich, dem vor andern ſich ſo oft Gelegenheit darbot, dergleichen zu verſuchen, ja den oft die Noth zwang, zu ſolchen Hülfsmitteln ſeine Zuflucht zu nehmen. Indem ich aber hie und dort von dem alten Herkommen abwich, habe ich meine Leute in vorzüglichem Maaße von der ſchrecklichſten Krankheit, dem Scharbocke, bewahrt, der vielleicht auf friedlichen Reiſen mehr Matroſen hinweggerafft hat, als der Feind in Kriegszeiten hat erlegen können.

Bis zum 13ten hielten wir uns in einiger Entfernung vom Lande, und näherten uns dann demſelben, gegen den Wind, sechs Seemeilen weiter hinauswärts, als das vorigemal. Wir trieben mit den Einwohnern, die uns beſuchten, einigen Handel, und gingen dann wieder in See. Am 15ten war ich willens wiederum gegen die Küſte hin zu ſteuern, um Wurzeln und Früchte zu bekommen; allein weil eben der Wind Südſüdoſt geworden war, durfte ich eine ſo günſtige Gelegenheit nicht vorbeylaſſen, um Oſtwärts zu kommen, und wo möglich die ſüdöſtliche Seite der Inſel in Augenſchein zu nehmen.

Den 16ten blieb der Wind mehrentheils Südoſt zu Süden, am 17ten ſchwankte er zwiſchen Süden und Oſten, und am 18ten ging er unaufhörlich aus einer Gegend in die andere, wobey harte Stöße und Windſtillen, mit Gewittern und Regengüſſen abwechſelten. Nachmittags hatten wir einige Stunden lang den Wind aus Weſten; Abends ward er aber Oſt zum Süden, ſo daß wir dicht am Winde nach Süden gingen. Die Südoſtſpitze der Inſel lag fünf Seemeilen weit von uns im Südweſt zum Süden, und ich machte mir gewiſſe Rechnung darauf, ſie umſchiffen zu können. Um ein Uhr am folgenden Morgen ward es aber windſtill, und wir wurden dem Schwung des Meeres aus Nordoſten überlaſſen, der uns ſchnell gegen das Land trieb. Schon lange vorher, ehe der Tag anbrach, ſahen wir Lichter am Lande, welches nicht mehr als eine Seemeile weit entfernt war. Die Nacht war finſter, mit Gewittern und Regen. Um drey Uhr folgte auf dieſe Stille ein Wind aus Südoſt zum Oſten; er kam aber in heftigen mit Regen begleiteten Stößen. Wir richteten den Lauf nach Nordoſten, weil wir auf dieſer Seite am bequemſten das Land zu vermeiden glaubten; wäre es aber Tag geweſen, ſo würden wir die andere Seite gewählt haben. Als das Tageslicht anbrach, ſahen wir die Küſte von Nord zu Weſt bis Südweſt zu Weſt vor uns liegen, und eine fürchterliche Brandung längs den Ufern, die jetzt nicht über eine halbe Seemeile weit entfernt waren. Wir hatten uns alſo augenſcheinlich in der allergrößten Gefahr befunden, und waren auch noch nicht in Sicherheit; denn wir konnten nur mit Noth in gehöriger Entfernung von der Küſte bleiben. Unſere Lage war um ſo viel mißlicher, da ein Strick am großen Marsſegel zerriß; denn hierdurch ward das Segel von oben bis unten geſchlitzt und faſt zu gleicher Zeit gingen beyde Bramſegel verloren, ob ſie gleich noch nicht die halbe Zeit gedient hatten. Wir machten uns indeß einen günſtigen Augenblick zu Nutze, ſpannten friſche Segel aus, und ließen das Land hinter uns zurück. Die Discovery war demſelben nicht nahe gekommen, ſondern hatte ſich weiter nordwärts gehalten, ſo daß wir ſie erſt um acht Uhr erblickten.

Ich muß bey dieſer Gelegenheit anmerken, daß wir die Stricke, an welchen die Segel feſtgenähet werden, jederzeit zu ſchwach befunden haben. Dies war nicht nur eine unaufhörliche Quelle von Verdruß und Mühe, ſondern wir büßten auch dadurch manches Segel ein. Ich wünſchte auch der Bemerkung überhoben zu ſeyn, daß ſowohl das Tauwerk und Segeltuch, als aller übrige Schiffsvorrath, den die königliche Flotte bekömmt, gemeiniglich ſchlechter iſt als der welcher in Kauffarthey-

Schiffen gebraucht wird. Ich weiß zwar wohl, daß die Officiere von der Flotte faſt durchgehends glauben, die königlichen Munitionen wären beſſer, als alle andere, und keine Schiffe würden ſo gut ausgerüſtet, als die zur Flotte gehörigen. Was die Menge betriſt, haben ſie völlig Recht; allein mit der Güte verhält es ſich anders. Auch kommt es ſelten ſo weit daß man die Qualität der Vorräthe auf die äußerſte Probe bringt. Denn gemeiniglich werden Sachen ſchon für nicht mehr tauglich erklärt, oder doch zu einem anderweitigen Gebrauch verwendet, ehe ſie noch zur Hälfte abgenutzet ſind. Nur auf ſolchen Reiſen, wie die unſrigen, hat man Gelegenheit, die Munitionen gehörig zu prüfen, denn unſere Lage brachte es mit ſich, daß wir alles bis aufs äußerſte, und ſo lange nur ein Fetzen oder Stich hielt, nutzen mußten *).

Bey Tagesanbruch ließen die Einwohner am Lande eine weiße Fahne wehen, welches wir für ein Friedens-

---

*) Capitain **Cook** hat vielleicht zum Theil Recht, wenn er einiges Tauwerk, deſſen man ſich in der Flotte bedient, mit demjenigen, welches die Kauffahrer gebrauchen, vergleicht. Dies iſt zumal in Kriegszeiten der Fall, wo man einen Theil des nothwendigen Tauwerks auf Contract muß machen laſſen, weil die königlichen Werfte die ganze Quantität nicht in der erforderlichen Zeit liefern können. Sonſt iſt es aber gewiß eine ausgemachte Sache, daß es keine beſſere Stricke giebt, als die, welche in den königlichen Werften gemacht werden. Dieſe Erläuterung haben wir auf das Zeugniß eines Seeofficiers von hohen Range und großer Geſchicklichkeit, eingerückt. Er empfiehlt indeß bey der Ausrüſtung ſolcher Schiffe, die auf Entdekungen ausgehen, die nöthige Vorſicht, daß man ihnen ja kein anders als ächtes, in den königlichen Werften verfertigtes Tauwerk mitgeben, und überhaupt dahin ſehen müſſe, daß bey dergleichen Schiffen jede Art Munition von den beſten Eigenſchaften und ſo gut ſey, als ſie nur gemacht werden können. **Anmerkung der Urſchrift.**

und Freundſchaftszeichen hielten. Einige von ihnen wagten ſich auch in See: allein da der Wind ſtärker wurde, und es nicht rathſam war zu warten, ſo ließen wir ſie bald hinter uns zurück.

Nachmittags machte ich nochmals einen Verſuch, die Oſtſpitze der Inſel zu umſchiffen, und da dieſer abermals fehlſchlug, ſteuerte ich zur Discovery hin, doch ohne die Hofnung zu meinem Zweck zu gelangen, ganz aufzugeben, da die geringſte Aenderung des Windes dies ſo leicht bewerkſtelligen konnte.

Am 20ſten um Mittag lag die Südoſtſpitze uns im Süden, drey Seemeilen weit entfernt; die Schneeberge lagen im Weſtnordweſten, und bis ans nächſte Ufer hatten wir etwa vier Engliſche Meilen. Nachmittags kam eine Anzahl Einwohner in mehreren Kanots mit Piſangfrüchten und einigen Schweinen zu uns. Erſtere waren uns äußerſt willkommen, da wir ſchon ſeit einigen Tagen keine vegetabiliſche Erfriſchungen mehr gehabt hatten; allein ſie reichten kaum auf einen Tag hin. Ich näherte mich daher am Morgen dem Lande wieder, und kaufte von den Einwohnern, die in ihren mit Lebensmitteln beladenen Kanots, in großer Anzahl zu uns kamen, einen beträchtlichen Vorrath. Noch nie hatte ich im Verkehr mit allerley wilden Nationen ſo viel offenherziges und zutrauliches bemerkt, als im Charakter dieſer Inſulaner lag. Nichts war gewöhnlicher, als daß ſie ihre ſämmtlichen Waaren, die ſie zum Tauſch mitgebracht hatten, in das Schiff hinauf reichten, und dann erſt ſelbſt hineinſtiegen und auf dem Verdeck den Handel ſchloſſen. Die Einwohner von **Otaheiti** trauten uns, nach ſo vielen wiederhohlten Beſuchen, dennoch nie ſo vollkommen, und ich ſchließe daraus, daß die Leute von **Owaihi** in ihren Verhandlungen unter einander ehrlicher zu Werke gehen müſſen, als die Otaheitier; denn wer von ſeinen Landsleuten keine Redlichkeit gewohnt iſt, wird nicht bereitwillig ſeyn, Fremdlingen zu trauen. Die hieſigen Inſulaner verſuchten es auch nicht ein einziges mal, uns im Tauſchhandel zu hintergehen, oder etwas zu entwenden. Sie wußten aber gar gut, warum wir ſo lange an ihren Küſten umherkreuzten, und waren im Handel ſehr geübt; denn ob ſie gleich Lebensmittel, und vorzüglich Schweine, in großem Ueberfluſſe herbeyführten, beſtanden ſie doch auf ihren Preis, und ehe ſie etwas um einen geringeren Preis hingegeben hätten, nahmen ſie es lieber mit ſich aus Land zurück.

An eben dieſem Tage ſahen wir den mit Schnee bedeckten Pik ſehr deutlich. Die Menge des Schnees ſchien ſich noch vermehrt zu haben, und ſich weiter hinab zu erſtrecken. Am 23ſten hatten wir Hofnung, um das öſtliche Ende der Inſel zu ſchiffen, weil der Wind aus Nordoſt zu Oſten kam; allein er legte ſich bald ganz und gar, und brachte uns von neuem in Gefahr, durch die Wogen ans Land geworfen zu werden. Während der Windſtille beſuchten uns wieder Inſulaner, und brachten uns Schweine, Hüner, Früchte und Wurzeln. Von einem kauften wir auch eine Gans, die ungefähr die Größe einer Türkiſchen Ente, dunkelgraues Geſieder, ſchwarzen Schnabel und Füße hatte.

In der Nacht legten wir um. Da wir uns darauf verließen, daß man es auf der Discovery bemerken und unſerm Beyſpiel folgen würde, machten wir das Signal nicht; aber dadurch wurden wir von dem andern Schiffe getrennt. Nunmehr fand ſich ein Nordoſtwind ein, und am folgenden Abend gelang es uns endlich, die Südoſtſpitze der Inſel zu umſchiffen, wonach wir mit ſo vieler Beharrlichkeit getrachtet hatten. Am Mittag hatten wir uns zwey Seemeilen weit vom nächſten Ufer in 19° 55′ nördlicher Breite und 205° 3′ öſtlicher Länge befunden.

Die Discovery ließ ſich noch nicht ſehen; ich hofte indeß daß ſie mit demſelben Winde, der uns ſo günſtig geweſen war, bald zu uns ſtoßen würde. Nachdem ich an dieſer Südoſtſpitze der Inſel, (welche, beyläufig geſagt, in 19° 34′ nördlicher Breite und 205° 6′ öſtlicher Länge liegt) ſo lange gekreuzt hatte, bis ich ſahe, daß es vergeblich ſeyn würde, länger zu warten, mußte ich vermuthen, daß Herr Capitain Clerke die Nordoſtſpitze nicht habe umſchiffen können, und mir folglich unter dem Winde entgegen kommen würde.

Ich hielt mich zwiſchen fünf und zehn Seemeilen vom Lande; dieſer Entfernung wegen beſuchte uns auch bis zum 28ſten nur Ein Kanot. An dieſem Tage kamen aber zwölf oder vierzehn, mit Lebensmitteln beladen, ſo weit zu uns in See. Es war mir leid, daß die guten Inſulaner ſich dieſe Mühe gegeben hatten, weil ich nicht mit ihnen handeln konnte. Mein Vorrath war noch nicht erſchöpft, und ich wußte aus Erfahrung, daß die Schweine nicht am Leben blieben, und die Würzeln binnen wenigen Tagen in Fäulniß übergingen. Am 30ſten ſpürten wir, daß unſer Vorrath zu Ende ginge, und am folgenden Tage kamen die Einwohner, indem wir uns dem Lande wieder genähert hatten, und brachten Früchte und Wurzeln, aber in allem nur drey Schweine zum Verkauf; vermuthlich, weil ſie jene nicht los geworden waren, die ſie vorher zu Markte gebracht hatten. Unſer diesmaliger Handel ward durch einen gewaltigen Regenguß unterbrochen. Ohnedies befanden wir uns noch zu weit von der Küſte, und doch hielt ich es wegen des veränderlichen Windes, und der ſchief herein rollenden und am Ufer fürchterlich brandenden Meereswogen, nicht für rathſam, näher zu gehen. Am Abend ward es heiter, und wir brachten die Nacht mit Laviren zu.

Bey Tagesanbruch aber hingen wieder ſchwere Wolken im Dunſtkreiſe, und das neue Jahr (der erſte Januar 1779) nahm unter ſtarken Regengüſſen ſeinen Anfang, die mit einigen Zwiſchenräumen bis nach 10 Uhr dauerten. Hierauf ward das Wetter heiter und der Südwind fing an friſcher zu wehen. Nunmehr, da wir uns fünf Engliſche Meilen weit vom Lande befanden, kamen die Einwohner mit Früchten und Wurzeln, und zuletzt auch mit einigen Schweinen. Wir handelten bis drey Uhr Nachmittags, und ſegelten dann nach der Leeſeite (unter dem Winde) der Inſel, um die Discovery aufzuſuchen. Wir brachten drey Tage damit hin, die ganze Südoſtſeite der Inſel zu beſchiffen, weil wir des Nachts immer unſere Station durch laviren zu behalten ſuchten, und einen Theil des Tages beylegten, um mit den Einwohnern handeln zu können. Oft kamen ſie fünf Seemeilen weit zu uns hinaus; allein ihre Ladung war allemal ſehr unbeträchtlich; entweder weil ſie befürchteten, ihre Waaren in der See zu verlieren, oder keinen Abſatz zu finden. Das vorzüglichſte was wir von ihnen erhielten, war ſehr gutes Salz. Am fünften ſegelten wir bey der Südſpitze der Inſel vorüber, welche in 18° 54′ nördlicher Breite liegt. Auf derſelben ſteht ein ziemlich großes Dorf, deſſen Einwohner haufenweis mit ihren Schweinen und Weibern zu den Schiffen herbeyeilten. Es war unmöglich, die Weiber abzuwehren; ſie kamen an Bord, und betrugen ſich mit weit weniger Zurückhaltung, als ich jemals anderwärts geſehen hatte, ſo, daß es ſchien, ſie wären in keiner andern Abſicht gekommen, als ſich unſern Leuten preis zu geben.

Da ich eine Menge Salz eingekauft hatte, wies ich alle Schweine zurück, die nicht zum Einſalzen taugten; indeß konnte ich ſie ſelten über funfzig bis ſechzig Pfund ſchwer erhalten. Daß wir noch mit Vegetabilien verſehen waren, war kein geringes Glück; denn wir bekamen hier faſt gar keine zu ſehen, und die Gegend ſchien auch zum Anbau nicht zu taugen. Ueberall zeigten ſich Spuren einer vulkaniſchen Verwüſtung, ob wir gleich den feuerſpeyenden Berg nicht gewahr werden konnten.

Dieſer Theil der Küſte welcher nach Norden 60° weſtlich, fortgeht, iſt gegen die herrſchenden Winde geſchützt; allein wir fanden daſelbſt keinen Ankergrund. Sogar eine halbe Engliſche Meile weit vom Strande konnten wir mit einer Leine von hundert und ſechzig Faden den Grund nicht erreichen.

Am folgenden Morgen beſuchten uns die Einwohner von neuem, und brachten uns ebendieſelben Handelsartikel wie zuvor. Ich ſchickte Herrn Bligh, den Lootſen, in einem Boot aus, um an der Küſte das Senkbley zu werfen, auszuſteigen, und ſich nach friſchem Waſſer umzuſehen. Als er zurückkam, gab er mir die Nachricht: er habe, zwey hundert Faden weit vom Lande, mit hundert und ſechzig Faden keinen Grund gefunden; einen Bach oder eine Quelle habe er am Strande nicht entdecken können; in den Vertiefungen des Felſen ſey nur Regenwaſſer anzutreffen, und dies ſey obendrein etwas ſalzig, da das Seewaſſer hineinſprütze. Die ganze Oberfläche des Landes ſey mit Schlacken und Aſche bedeckt; und nur hie und dort wachſe eine kleine Anzahl Pflanzen hervor.

Zwiſchen zehn und elf Uhr ſahen wir mit Vergnügen die Discovery um die Südſpitze der Inſel herumkommen; und um ein Uhr Nachmittags ſtieß ſie wieder zu uns. Herr Capitain Clerke kam an Bord, und berichtete mir: er habe vier bis fünf Tage an der Stelle, wo wir getrennt worden, umhergekreuzt und dann durch Laviren die Oſtſpitze der Inſel umſchift; widrige Winde hätten ihn aber ziemlich weit von der Küſte entfernt. Die ganze Zeit über hätte er einen Inſulaner an Bord behalten, der aus freyer Wahl bey ihm geblieben wäre, und nicht habe weggehen wollen, ob er gleich Gelegenheit dazu gehabt habe.

Am achten bemerkten wir, daß uns während der Nacht die Strömung eine ziemliche Strecke gegen den

Wind zurückgeführt hatte, ſo daß wir uns der Südweſtſpitze der Inſel gegenüber befanden. Hier legten wir bey, um mit den Einwohnern zu handeln. Vier Männer und zehn Weiber blieben die Nacht über an Bord. Da die Geſellſchaft der letzteren mir nicht gelegen war, ſo näherte ich mich gegen Mittag der Küſte, und ſchickte ſie mit einigen Kanots, die zu uns kamen, wieder ans Land.

Am 10ten hielten uns Windſtillen, Nordoſtwinde, und die Strömungen, die noch immer ſtark nach Südoſten gingen, ſehr in unſerm Laufe zurück. Am folgenden Morgen näherten wir uns der Küſte, und erhielten Beſuch von den Einwohnern, erhandelten aber nur ſehr wenig von ihnen. Viele hatten ſogar nicht das geringſte zum Tauſch mitgebracht, und dies ſchien uns ein überzeugender Beweis, daß die hieſige Gegend der Inſel ſehr arm an Produkten ſey, und daß wir bereits alles, was die Einwohner entbehren konnten, eingetauſcht haben müßten. Am 12ten fanden wir, eine Engliſche Meile weit vom Ufer, mit dem Senkbley, Grund in fünf und funfzig Faden Tiefe, auf feinem Sande. Tages darauf gingen wir mit einem gelinden Süd-Süd-Oſt-Winde weiter Nord-Nordweſtwärts. Es kamen zwar einige Kanots zu uns, allein ſie brachten nur Schweine, aber keine Früchte und Wurzeln, die uns doch am willkommenſten geweſen wären, weil wir uns ſchon wieder an unſere Schiffskoſt halten mußten. Endlich kamen doch am 14ten verſchiedne Einwohner von der nördlicheren Gegend der Inſel, die uns außer Schweinen auch Wurzelwerck zum Verkauf anboten. Den ganzen folgenden Tag über wurden wir reichlich verſorgt, weil das ſchöne Wetter eine große Menge Leute zu uns lockte. Viele von unſern Gäſten übernachteten an Bord, und ließen ihre Kanots, an Stricken, hinter unſerm Schiffe nachfolgen.

Früh am 16ten zeigte ſich dem Anſchein nach eine Bay, und ich ſchickte ſogleich Herrn **Bligh** mit einem Boot von jedem Schiffe, um ſie zu unterſuchen. Wir waren zur Zeit noch drey Seemeilen weit davon entfernt. Nunmehr eilten von allen Seiten her die Einwohner in ihren Kähnen herbey, und gegen zehn Uhr hatten ſich ihrer nicht weniger als tauſend um die beyden Schiffe verſammelt. Ein jeder Kahn war gepfropft voll Menſchen, und mit Schweinen und andern Lebensmitteln ſchwer beladen. Die friedlichen Geſinnungen dieſer guten Inſulaner waren nicht zu verkennen; denn es war auch nicht ein einziger unter ihnen, der irgend ein Gewehr bey ſich geführt hätte. Blos Neugier und der Handel trieben ſie an, uns zu beſuchen. Es war wohl kein Wunder, daß unter der ungeheuren Menge, die ſich zuweilen an Bord des Schiffs befand, mancher auch einen Hang zum Stehlen blicken ließ. Einer nahm das Ruder eines Boots mit ſich; man entdeckte ihn zwar, allein es war zu ſpät, um das Geſtohlne wieder zu bekommen. Indeß hielt ich dieſes für eine gute Gelegenheit den hieſigen Einwohnern den Gebrauch des Feuergewehrs bekannt zu machen, und ließ zwey oder drey Flintenſchüſſe und eben ſo viel Kanonenkugeln über das Kanot hinfeuern, worin das Ruder weggebracht wurde. Da ich nicht die Abſicht hatte jemanden Schaden zu thun, und folglich keine Wirkung erfolgte, ſo ſchien die Menge mehr in Erſtaunen, als in Furcht und Schrecken zu gerathen.

Am Abend kehrte Herr **Bligh** mit der Nachricht zurück, daß er eine Bay mit gutem Ankergrunde gefunden habe, wo auch friſches Waſſer leicht zu bekommen ſey. Ich entſchloß mich ſogleich, die Schiffe darin auszubeſſern und mir alle Erfriſchungen, welche die Inſel darbot, zu Nuhe zu machen. Gegen die Nacht verließen uns faſt alle unſere Gäſte; doch blieben auch viele zurück, die um Erlaubniß gebeten hatten, an Bord ſchlafen zu dürfen.

Neugier war nicht die einzige Triebfeder, die ſie dazu angereizt hatte, wenigſtens mußten einige von ihnen noch Nebenabſichten gehabt haben, denn am Morgen vermißten wir verſchiedene Sachen. Ich fand daher für gut, inskünftige nicht ſo viele über Nacht zu beherbergen.

Um elf Uhr Vormittags ließen wir in der Bay, welche die Einwohner Karakakua nennen, in dreyzehn Faden, auf Sandgrund, eine Engliſche Meile weit vom nordöſtlichen Ufer, die Anker fallen. Die Schiffe waren von einer Menge Kanots umringt, und auf den Verdecken wimmelte es von Eingebohrnen. Nirgends hatte ich auf allen meinen Reiſen eine ſo große Menge Menſchen an Einem Orte verſammelt geſehen. Außer denen, die in den Kähnen zu uns gekommen waren, bedeckte die Menge der Zuſchauer das ganze Ufer der Bay, und viele hunderte ſchwammen wie Fiſche um uns her. Die ganze Scene war uns auffallend und neu; auch mochten es jetzt wenige bedauren, daß wir am vorigen Sommer nicht ſo glücklich geweſen wären, durch die nördliche Durchfahrt nach Hauſe zu kommen. Jene vereitelte Hofnung verſchafte uns wenigſtens den Vortheil, die Sandwichs-Inſeln zum zweyten mal zu beſuchen, und unſere Reiſe mit einer Entdeckung zu bereichern, die zwar die letzte, aber in mancher Rückſicht die wichtigſte von allen zu ſeyn ſcheint, die von Europäern im ganzen ſtillen Ocean noch gemacht worden ſind.

Hier endigt ſich Capitain Cooks Tagebuch. Die übrigen Begebenheiten dieſer Reiſe, erzählt, in den folgenden Hauptſtücken, Herr Capitain King.

Capitain Kings Tagebuch der Reiſebegebenheiten, ſeit der Rückkehr nach den Sandwichs-Inſeln.

Erſtes Hauptſtück.

Beſchreibung der Bay Karakakua. Erſtaunlicher Zulauf der Einwohner. Macht der Vornehmen über das Volk. Koah, ein Prieſter und Krieger, legt einen Beſuch bey uns ab. Beſchreibung des Maraïs zu Kakua. Feyerlichkeiten, welche bey Capitain Cook's Landung beobachtet wurden. Errichtung der Sternwarten. Große Kraft des Verbots, welches Tabu genannt wird. Anweiſung, wie man in heiſſen Ländern Schweinefleiſch einſalzen ſoll. Bekanntſchaft mit einer Prieſtergeſellſchaft. Ihre Gaſtfreyheit und Freygebigkeit. Empfang des Capitain Cook's. Koahs Verſchlagenheit. Ankunft des Terreobu, Königs dieſer Inſel. Merkwürdige Feyerlichkeit. Der König ſtattet Beſuch ab und Capitain Cook erwiedert denſelben.

An der Weſtſeite der Inſel Owaihi, in dem Bezirk Akona, liegt eine Bay, die bey den Einwohnern Karakakua (*Karakakooa*) heißt. Sie geht ungefähr eine Engliſche Meile landeinwärts, und ihre Grenzpunkte ſind zwey flache, eine halbe Seemeile weit in der Richtung von Südſüdoſt und Nordnordweſt von einander entlegene, Landſpitzen. Auf der nördlichen, welche niedrig und unfruchtbar iſt, liegt ein Dorf, welches die Einwohner Kauraua (*kowrowa*) nennen. Ein zweytes, größeres, Namens Kakua, liegt in der Vertiefung der Bay, an einem Hayn von hohen Kokos-Palmen; zwiſchen ihnen ragt ein ſteiles ſchroffes Felſenufer hervor, welches von der Seeſeite unzugänglich iſt. Südwärts hat das Land, etwa eine Engliſche Meile weit hineinwärts, ein rauhes Anſehen; allein jenſeits dieſer Strecke hebt es ſich mit einer ſanften Lehne, und zeigt überall umzäunte Pflanzungen mit Kokoswäldchen, zwiſchen denen alles mit Wohnungen gleichſam beſäet iſt. Das Seeufer rund um die Bay iſt gänzlich mit ſchwarzem Korallfelſen bedeckt; bey ſtürmiſchem Wetter iſt daher das Anlanden ſehr gefährlich. Doch befindet ſich neben dem Dorfe Kakua ein ſchöner mit Sand bedeckter Strand, an deſſen einem Ende man einen Begräbnißort oder ein Marai, und am entgegengeſetzten einen Brunnen mit ſüßem Waſſer antrift. Capitain Cook fand dieſe Bay zu ſeiner Abſicht, die Schiffe auszubeſſern und zugleich Waſſer und Lebensmittel einzunehmen, bequem genug, und lies deshalb, in einer Entfernung von einer Engliſchen Viertelmeile vom nördlichen Ufer, die Schiffe mit mehreren Ankern feſtmachen.

Die Einwohner hatten kaum bemerkt, daß wir Willens wären, in der Bay vor Anker zu gehen, als ſie ſchon in großen Haufen vom Lande herbeyeilten, und ihre Freude durch Singen, Jubelgeſchrey und allerley wilde ausſchweifende Gebärden zu erkennen gaben. In kurzer Zeit ſtiegen ſie nicht nur ſchaarenweiſe auf das Verdeck, ſondern es ſaßen auch überall an den Seiten und im Takelwerk beyder Schiffe unzählige Menſchen. Eine große Anzahl Weiber und kleiner Jungen, welche keine Kanots hatten bekommen können, ſchwammen haufenweiſe um uns her, und blieben auch, da ſie an Bord keinen Platz mehr fanden, den ganzen Tag über im Waſſer.

Unter

Unter andern Vornehmen, die ſich an Bord der Reſolution begaben, zeichnete ſich bald ein junger Mann, Namens Paria (*Pareea*), durch ſeine vorzügliche Autorität vor andern aus. Er ſtellte ſich ſelbſt dem Capitain Cook vor, und eröfnete ihm zugleich, er ſey ein Dſchakanih (*Jakanee*)* des Königs. Letzterer war gegenwärtig in einer kriegeriſchen Unternehmung gegen die Inſel Mauwi (*Mowee*) begriffen, von wo man ihn in drey bis vier Tagen zurück erwartete. Capitain Cook machte dem Paria einige Geſchenke, und gewann ihn dadurch ganz und gar für uns. Dies war kein geringer Vortheil, denn ohne ihn wären wir ſchwerlich mit ſeinen Landsleuten fertig geworden. Es ereignete ſich bald ein Vorfall, wo wir ſeiner Hülfe bedurften. Wir hatten noch nicht lange vor Anker gelegen, als wir gewahr wurden, daß ſich die Discovery ſtark auf eine Seite neigte, weil ſich auf eben derſelben eine ungeheure Menge Menſchen daran anklammerten. Zugleich bemerkten wir auch, daß die Mannſchaft nicht vermögend war, die hellen Haufen abzuhalten, die ſich noch immer in das Schiff drängten. Aus Beſorgniß, daß es Schaden leiden möchte, zeigte Capitain Cook unſerm Paria die Gefahr, und dieſer eilte augenblicklich der Discovery zu Hülfe, trieb die Leute hinaus und nöthigte ſogar die Kähne, die ſich in unzähliger Menge darum hergelagert hatten, ſich zu entfernen.

Dieſer Vorfall ſchien zu beweiſen, daß die Gewalt der Vornehmen über die niederen Volksklaſſen im äußerſten Grade despotiſch ſeyn müſſe. Noch an eben dem

---

*) In der Folge fanden wir, daß dieſer Titel verſchiedenen andern Perſonen gegeben wurde; ob er aber ein Amt oder einen Verwandſchaftsgrad bedeute, konnten wir nie mit Gewißheit erfahren. Anmerkung der Urſchrift.

Tage hatten wir an Bord der Reſolution einen neuen Beweis hiervon. Der Schwarm der Eingebohrnen hatte ſich ſo vermehrt, daß wir unſere Geſchäfte durchaus nicht verrichten konnten. Capitain Cook wandte ſich daher an den Kanina (*Kaneena*) einen andern Vornehmen, der ihm zugethan war. Dieſer befahl ſogleich allen ſeinen Landsleuten das Schiff zu verlaſſen; und zu unſerm nicht geringen Erſtaunen ſprangen ſie, ohne ſich einen Augenblick zu bedenken, alle über Bord. Ein einziger blieb etwas zurück, und ſchien nicht recht Luſt zu haben dem Befehle zu gehorchen; ſogleich hob ihn Kanina mit beyden Armen auf, und ſchleuderte ihn ins Meer.

Die beyden hier genannten Befehlshaber waren ſtarke, wohlproportionirte Männer, von ganz beſonders angenehmer Geſichtsbildung. Kanina, deſſen Porträt Herr Weber gezeichnet hat, war einer der ſchönſten Menſchen, die ich je geſehen habe, gegen ſechs Schuh hoch, mit regelmäßigen, ausdrucksvollen Zügen, und funkelnden dunkelfarbigen Augen. Sein Gang war ungezwungen, feſt und voll Anſtand. Mit Vergnügen wird man das trefliche Bild dieſes faſt idealiſch ſchönen Mannes hier beygefügt finden.

Während des langen Zeitraums, den wir mit Kreuzen um dieſe Inſel her zugebracht hatten, war das Betragen der Einwohner, die von Zeit zu Zeit in See zu uns kamen, untadelhaft, ehrlich und aufrichtig geweſen, und hatte nie eine Spur von Neigung zum Diebſtahl verrathen. Wir bemerkten dieſen Umſtand als etwas ganz ungewöhnliches, zumal da wir es nur mit Perſonen vom niedrigſten Stande, entweder Leibeignen oder Fiſcherleuten, zu thun gehabt hatten. Nunmehr aber wandte ſich das Blatt, und die unzähligen Schaaren der Eingebohrnen des Landes, die in jedem Winkel des Schiffes ihr Weſen trieben, benutzten fleißig die Gelegenheit, unbemerkt ſtehlen, und vielleicht auch wohl gar, im Fall einer Entdeckung, ungeſtraft entkommen zu können, da unſrer nur wenige waren. Zum Theil glaubten wir, dieſe Veränderung in ihrem Betragen auch der aufmunternden Gegenwart ihrer Befehlshaber zuſchreiben zu müſſen; denn wenn wir einer entwendeten Sache nachſpürten, fanden wir ſie zuletzt gemeiniglich im Beſitz irgend eines Mannes von Anſehen, auf deſſen Veranſtaltung der Diebſtahl alſo vermuthlich begangen worden war.

Bald nachdem unſer Schiff durch Anker völlig geſichert war, führten unſere beyden Freunde Paria und Kanina, einen dritten Befehlshaber, Namens Koah, an Bord. Man gab uns zu verſtehen, er ſey ein Prieſter, und habe ſich in ſeiner Jugend als Krieger ausgezeichnet. Es war ein hagerer, ſchwacher alter Mann von unanſehnlicher Statur, mit triefenden rothen Augen, und am ganzen Leibe mit einem weißen Ausſatz oder Schorf bedeckt, welches Folgen des unmäßigen Awa-Trinkens waren. Man führte ihn in die Kajüte, wo er ſich dem Capitain Cook mit großer Ehrfurcht nahte, und ihm ein Stück rothes Zeug, welches er zu dem Ende mitgebracht hatte, über die Schultern warf. Dann trat er einige Schritte zurück, bot ein kleines Ferken dar, und hielt es ſo lange, bis er eine ziemlich lange Rede geendigt hatte. Dieſe Feyerlichkeit, die wir während unſeres Aufenthalts in Owaihi ſehr oft wiederholen ſahen, ſollte, ſo viel wir aus allerley Nebenumſtänden urtheilen konnten, eine Art von gottesdienſtlicher Anbetung vorſtellen; denn die Götzenbilder der Einwohner waren ſämmtlich mit rothem Zeuge bekleidet, und ihren Eatuas (Göttern) brachten ſie gemeiniglich kleine Ferken zum Opfer.

Nach der Ceremonie, aß Koah mit dem Capitain Cook, und genoß reichlich von allem, was ihm vorgeſetzt ward, ausgenommen, daß er, wie überhaupt alle Einwohner dieſer Inſelgruppe, unſern Wein oder andere geiſtige Getränke ungern zum zweyten mal koſten wollte. Abends begleiteten Capitain Cook, Herr Bayly und ich ihn ans Land. Wir ſtiegen auf dem ſandigen Strande aus, wo uns vier Männer mit Stäben, an deren Ende ein Büſchel Hundshaar befeſtigt war, empfingen. Dieſe gingen vor uns her, und riefen dabey mit lauter Stimme eine kurze Formel aus, wovon wir indeß nur das Wort Orono *) unterſcheiden konnten. Die am Ufer verſammelte Menge entfernte ſich, als wir uns näherten, und es ließ ſich niemand ſehen, einige wenige ausgenommen, die ſich unweit den Hütten des benachbarten Dorfes zur Erde niedergeworfen hatten.

Ehe ich die Anbetung, die dem Capitain Cook hier bezeigt wurde, und die übrigen Feyerlichkeiten bey ſeinem Empfang in dieſer Inſel beſchreibe, muß ich noch etwas von dem Marai ſagen, welches an der Südſeite des Strandes von Kakua befindlich war. Dieſes dem Gottesdienſte gewidmete Gebäude beſtand aus einem viereckigen dichten Steinhaufen, der etwa vierzig Schritt (*yards*) lang, zwanzig breit und vierzehn hoch ſeyn mochte. Oben war derſelbe platt oder eben, gut gepflaſtert, und mit einem hölzernen Zaun umgeben, auf welchem die Schädel der beym Tode ihrer Vornehmen geopferten Gefangenen ſteckten. Mitten in dem ſo eingeſchloſſenen Platze ſtand ein verfallenes altes hölzernes Gebäude, welches mit dem Zaun zu beyden Seiten durch eine ſteinerne Mauer zuſammenhing, ſo daß der ganze Raum in zwey Theile abgetheilt wurde. Auf der landwärts gelegenen Seite ſtanden fünf, etwa zwanzig Schuh lange, Pfähle, welche einem etwas unregelmäßigen Gerüſte zur Stütze dienten. Gegenüber, nach dem Meere hin, waren zwey kleine Häuſer angebracht, welche durch einen bedeckten Gang zuſammenhingen.

---

*) Dies war der Name, den die Einwohner von Owaihi dem Capitain Cook gewöhnlich beylegten. Die beſtimmte Bedeutung deſſelben konnten wir nie erfahren. Zuweilen nannten ſie auch ein unſichtbares im Himmel wohnendes Weſen bey dieſem Namen. Auch erfuhren wir, daß derſelbe Titel einem Manne von hohem Range und großer Gewalt auf der Inſel gebühre, der mit dem Dalai Lama der Tataren, oder dem geiſtlichen Kaiſer (Dairi) von Japan viele Aehnlichkeit hat. Anmerkung der Urſchrift.

Koah führte uns, durch einen bequemen Steig, der von dem Strande nach der Nordweſtlichen Ecke des gepflaſterten Hofes hinaufging, auf die Zinne dieſes Gebäudes. Am Eingang in den Hof erblickten wir zwey hölzerne Bilder, mit verzerrten Zügen, von denen jedes ein langes, geſchnitztes Stück Holz, in Form eines umgekehrten Kegels auf dem Kopfe hatte. Der übrige Körper war nicht ausgebildet, und in rothes Zeug gehüllt. Hier trat uns ein junger Mann von hoher Statur mit einem langen Barte entgegen und ſtellte den Capitain Cook den Bildſäulen vor; dann ſang er eine Art von Hymnus, worin Koah mit einſtimmte, und führte uns nachher an das jenſeitige Ende des Marai, wo die fünf Pfähle ſtanden. Am Fuß derſelben machten zwölf Bilder einen halben Cirkel und gerade vor der mittelſten Figur, ſtand ein hoher Tiſch, oder ein Geſtell, welches genau dem Hwatta (whatta) oder Altar in Otaheiti ähnlich war. Auf demſelben lag ein bereits in Fäulniß übergegangenes Schwein, und unter demſelben Zuckerrohr, Kokosnüſſe, Brodfrucht, Piſang und ſüße Batatten. Koah ſtellte den Capitain unter dieſen Altar, nahm das Schwein herunter, und hielt es ihm vor, wobey er zum zweytenmal mit vieler Heftigkeit und geläufiger Zunge, eine lange Rede hielt. Hierauf ließ er das Schwein zur Erde fallen, und führte unſern Capitain an das Gerüſt; beyde kletterten hinan, und zwar nicht ohne

Gefahr hinunterzuſtürzen. Nunmehr ſahen wir oben auf dem Marai eine feyerliche Proceſſion hereinkommen. Sie beſtand aus zehn Männern, welche ein großes lebendiges Schwein und ein großes Stück rothes Zeug trugen. Nachdem ſie noch ein Paar Schritte vorwärts gethan hatten, hielten ſie ſtill, und warfen ſich zur Erde nieder Kårikia (*Kaireekeea*) der vorhinerwähnte junge Mann, ging zu ihnen, nahm ihnen das Zeug ab, und brachte es dem Koah, welcher den Capitain damit bekleidete. Hierauf brachte er ihm das Schwein dar, welches Kårikia während der Zeit auf eben die Art als den Zeug abgehohlt hatte.

Indeß nun Capitain Cook ſo in rothes Zeug gewikkelt, in einer etwas unbequemen Stellung, in der Höhe ſtand, und ſich mit Mühe an den Stücken des morſchen Gerüſtes feſthalten konnte, fingen Kårikia und Koah ihren Gottesdienſt an, und ſangen zuweilen mit einander, zuweilen auch abwechſelnd. Dies dauerte eine geraume Zeitlang; endlich ließ Koah das Schwein fallen, und ſtieg mit dem Capitain Cook herunter. Nunmehr führte er ihn vor den zuletzt erwähnten Bildern vorbey, ſagte im Vorübergehen jedem Bilde etwas in einem höhnenden Ton, und ſchnippte mit den Fingern gegen ſie. Endlich brachte er ihn vor das mittelſte Bild, welches, da es mit rothem Zeug bekleidet war, in höherem Anſehen ſtehen mochte. Daher fiel er auch vor demſelben nieder, küßte es, und verlangte ein gleiches von dem Capitain Cook, der ſich bey dieſer ganzen Feyerlichkeit durchaus nach Koahs Vorſchrift verhielt.

Hierauf führte man uns zurück in die andere Abtheilung des Marai, wo eine Vertiefung im Pflaſter befindlich war, welche zehn bis zwölf Schuh ins Gevierte, und etwa drey Schuh Tiefe haben mochte. Wir ſtiegen in dieſelbe hinab, und Capitain Cook mußte ſich zwiſchen zwey hölzerne Bilder ſetzen, indeß Koah den einen

Arm des Capitains unterſtützte, und mich den andern ſtützen ließ. Hierauf kam eine zweyte Proceſſion von Einwohnern, die ein gebratenes Schwein, einen Pudding, nebſt Kokosnüſſen, Brodfrucht und andern Pflanzenſpeiſen trugen. Als ſie ſich näherte, trat Kårikia an ihre Spitze, und hielt das Schwein wie gewöhnlich dem Capitain vor. Zugleich fing er wie vorher einen Geſang an, worin ihm ſeine Gehülfen zu geſetzter Zeit antworteten. Nach jeder Gegenſtrophe ſchienen die Abſätze überhaupt immer kürzer zu werden, bis zuletzt Kårikia nur zwey oder drey Worte ſang, worauf denn die übrigen, zum Beſchluß, das Wort: Orono! ausriefen.

Dieſe Opferceremonie dauerte ungefähr eine Viertelſtunde. Als ſie vorbey war ſetzte ſich das Volk gegenüber, und fing an das gebratene Schwein zu zerlegen, die Pflanzenſpeiſen zu ſchälen, und die Kokosnüſſe aufzubrechen. Andere waren mit Zubereitung des Awatranks beſchäftigt, wozu, wie in den Freundſchafts-Inſeln, die Pfefferwurzel gekäuet wird. Kårikia nahm ein Stück vom Kern einer Kokosnuß, kaute es, wickelte es in ein Stück Zeug, und rieb damit dem Capitain das Geſicht, den Kopf, die Hände, Arme und Schultern. Hierauf ging der Awatrank herum, und nachdem wir davon gekoſtet hatten, machten ſich Paria und Koah daran, das Fleiſch des Schweines in kleinere Biſſen zu zerreiſſen, und uns in den Mund zu ſtopfen. Ich konnte es leicht geſchehen laſſen, daß mich Paria fütterte, da er ſich in allen Stücken ſehr reinlich hielt; allein Capitain Cook, den Koah bediente, erinnerte ſich an das erſte halb verweſete Schwein, und konnte keinen Biſſen hinunterſchlucken. Dazu kam noch, daß der gute Alte, um ihm eine beſondere Ehre anzuthun, den Biſſen erſt ſelbſt durchkäute, wodurch natürlicherweiſe des Capitains Ekel eben nicht vermindert wurde.

Als dieſe letzte Ceremonie, die Capitain Cook, ſo viel es ſich thun ließ, zu beſchleunigen ſuchte, vorbey war, vertheilten wir einige Stückchen Eiſen, nebſt anderen Kleinigkeiten, unter das Volk, welches damit äuſſerſt zufrieden ſchien, und verließen dann das Marai. Die Männer mit ihren Stäben begleiteten uns wieder an unſere Boote, und wiederholten dieſelben Worte, die ſie ſchon im Hingehen geſagt hatten. Die Einwohner zogen ſich wieder zurück, und die wenigen, welche in der Nähe blieben, fielen, indem wir längs dem Ufer vorübergingen, zur Erde nieder. Wir eilten ſogleich an Bord, hatten den Kopf voll von allem, was wir geſehen hatten, und waren überaus vergnügt, daß unſere neuen Freunde es ſo gut mit uns zu meynen ſchienen. Schwerlich läßt ſich die Bedeutung der verſchiedenen Feyerlichkeiten, womit man uns hier empfing, beſtimmt angeben, ſelbſt die Muthmaßungen darüber können nur einſeitig und unſicher ſeyn: indeß verdienten ſie, wegen ihrer Neuheit und Sonderbarkeit, der Länge nach beſchrieben zu werden. Ohne allen Zweifel lag darin ein Ausdruck von tiefer Ehrfurcht der Einwohner, der ſogar, was den Capitain Cook perſönlich betrift, nahe an wirkliche Anbetung zu grenzen ſchien.

Am folgenden Morgen ging ich mit einer Wache von acht Seeſoldaten, den Lieutenant und Corporal mit eingeſchloſſen, ans Land, um die Sternwarte in einer ſolchen Lage errichten zu laſſen, daß ich zugleich auf die mit dem Waſſerfüllen und andern Arbeiten beſchäftigten Leute Acht haben und im erforderlichen Falle ſie beſchützen könnte. Indem wir in dieſer Abſicht einen Platz mitten im Dorfe in Augenſchein nahmen, der uns ſehr bequem dünkte, erbot ſich Paria, mit immer gleicher Bereitwilligkeit, ſowohl um ſein Anſehen geltend zu machen, als um uns zu begünſtigen: er wolle einige Häuſer niederreiſſen laſſen, welche uns am Beobachten gehindert haben würden. Allein wir hielten es für das Beſte, dieſes Anerbieten abzulehnen, und wählten ein Batatenfeld dicht am Marai, welches man uns auch ohne Widerrede einräumte. Um aller Zudringlichkeit von Seiten der Einwohner zuvorzukommen, heiligten die Prieſter ſogleich dieſen Bezirk, und zwar dadurch, daß ſie ihre Stäbe rund umher an der Mauer, welche ihn einſchloß, befeſtigten.

Dieſe Art von religiöſer Interdiction, heißt bey ihnen Tabu (*taboo*), ein Wort, welches wir während unſeres Aufenthalts bey den hieſigen Inſulanern, oft ausſprechen hörten, und deſſen Wirkung ſich ſehr weit erſtreckte. In der allgemeinen Beſchreibung dieſer Inſeln wird, unter dem Abſchnitt von der Religion, etwas ausführlicheres darüber vorkommen; für jetzt iſt die Bemerkung hinlänglich, daß es uns in eine vollkommnere Abſonderung verſetzte als wir ſelbſt mannichmal wünſchten. Nie wagte es ein Kanot, in unſerer Nähe anzulanden. Die Einwohner ſetzten ſich wohl auf die Mauer; allein in den unterſagten oder tabuirten Bezirk hinein zu treten wagte keiner, bevor wir ihm nicht Erlaubniß dazu gaben. Auch waren es nur Männer, die auf unſer Verlangen mit Lebensmitteln über das Feld kamen; die Weiber hingegen konnte keine Art von Ueberredung dahin bringen, daß ſie ſich uns näherten; ſelbſt Geſchenke wurden vergeblich angeboten. Man verſuchte es, den Koah und Paria zu beſtechen, daß ſie uns Weiber zuführen möchten; allein die unausbleibliche Antwort war immer, daß der Eatua und ihr König Terreobu ſie umbringen würde. Unſere am Bord der Schiffe zurückgebliebenen Leute hatten großentheils dieſem Umſtande eine angenehme Unterhaltung zu verdanken: denn dorthin ſtrömte nun unaufhaltſam der große Haufe, und hauptſächlich die Weiber, ſo daß es unumgänglich nothwendig war, von einer Stunde zur andern das Schiff von allen

Gäſten zu befreyen um Raum zur Arbeit zu haben. Oft gab man ſich daher zur Veränderung das Schauſpiel, zwey bis drey hundert Frauenzimmer auf einmal ins Waſſer ſpringen, und ſie ſo lange darin herumplätſchern zu laſſen, bis es ihnen wieder erlaubt werden konnte, an Bord zurück zu kommen.

Vom 19ten bis zum 24ſten fiel nichts bemerkenswürdiges vor. Die beyden Befehlshaber Paria und Koah verließen uns in dieſer Zwiſchenzeit, um dem Könige, Terreobu entgegen zu gehen, der in einer andern Gegend der Inſel angekommen war. Während der Zeit mußte das Schiff auf der Seite kalfatert, und das Tau- und Takelwerk ſorgfältig beſichtigt und ausgebeſſert werden. Capitain Cook unterließ auch nicht, eine Menge Schweinefleiſch, als künftige Schiffskoſt zur See, einſalzen zu laſſen. Der Erfolg, den wir bey dieſem letzten Geſchäfte hatten, überſtieg alles, was je zuvor in dieſer Art geleiſtet worden war, und verdient daher, daß ich die Art und Weiſe, wie dabey zu Werke gegangen wurde, etwas näher beſchreibe.

Bisher hatte man es für ausgemacht angenommen, daß es nicht möglich ſey, in heißen Ländern Fleiſch einzuſalzen, weil daſelbſt die Auflöſung ſo ſchnell vor ſich gehe, daß das Fleiſch bereits den Keim zur Fäulniß bekomme, ehe es das Salz gehörig annehmen könne. Vor Capitain Cook hat niemand es verſucht, dieſe Meynung zu prüfen und zu berichtigen. Seine erſten Verſuche, die er im Jahr 1774 auf der zweyten Reiſe in das Südmeer anſtellte, waren zwar noch unvollkommen, und der Erwartung nicht völlig entſprechend; allein ihr Erfolg bewies ſchon damals zur Gnüge, daß man ſich bisher geduldig von einem Vorurtheil habe regieren laſſen. Seine gegenwärtige Reiſe konnte allem Anſchein nach ein Jahr länger dauern, als der Zeitraum, für welchen wir mit Lebensmitteln verſehen worden waren; folglich ſahe er ſich gezwungen, entweder auf irgend eine Art für den Unterhalt ſeiner Mannſchaft neue Anſtalten zu treffen, oder die Fortſetzung ſeiner Entdeckungen aufzugeben. Er hatte alſo einen Antrieb mehr, um jene Verſuche zu wiederholen, und ſie übertrafen diesmal, im Erfolg, ſeine hochgeſpannteſten Erwartungen.

Die zum Einſalzen gewählten Schweine waren von allerley Größe, und wogen von vier bis zwölf Stein, den Stein zu vierzehn Pfund gerechnet. Die Schlachtzeit war allemal des Nachmittags und unſre Methode folgende: Sobald die Haare abgebrühet, und die Eingeweide fortgeſchaft waren, ward jedes Schwein in Stücke von vier bis acht Pfunden zerſchnitten, und die Schenkelknochen, der Rückgrad, desgleichen bey den größern Schweinen auch die Rippen herausgenommen. Hierauf wiſchte man Stück für Stück ſorgfältig ab, beſichtigte es, riß das geronnene Blut aus den Adern, und gab dann das Fleiſch noch ganz warm, den Einſalzern. Nunmehr wurden die Stücke zuerſt mit Salz wohl eingerieben, dann auf ein Gerüſt in freyer Luft, in Haufen übereinander gelegt, mit Planken (oder Brettern) bedeckt, und mit den ſchwerſten Gewichten, die wir darauf legen konnten, gepreßt. So mußte alles bis am Abend liegen bleiben, und dann wurden die Stücken nochmals ſauber abgewiſcht und unterſucht, imgleichen von allem verdächtigen geſäubert. Hierauf kamen ſie in das Faß, worin eine ſtarke Salzlache befindlich war; und hier unterſuchte man ſie täglich ein, auch wohl zweymal von neuem, um zu ſehen, ob ſie das Salz angenommen hätten. War dies nicht der Fall, welches man ſogleich am Geruch der Salzlache merken konnte; ſo nahm man jedes Stück heraus, durchſuchte es genau, und legte die geſund befundenen in friſchgemachte Lache. Wenn indeß alle vorhinerwähnte Vorſicht bey der Zubereitung beobachtet worden war, hatte man ſelten einen ſolchen Fall.

zu befürchten. Nach Verlauf von ſechs Tagen nahm man die Stücke zum letzten mal heraus, beſichtigte ſie nochmals, preßte ſie wieder ein wenig (*ſlightly*) und packte ſie, mit abwechſelnden dünnen Salzſchichten dazwiſchen, in Tonnen. Ich habe einige dergleichen Tonnen mit Schweinfleiſch, welches wir im Januar 1779 zu Owaihi eingeſalzen hatten, mit mir nach Hauſe gebracht, und es um Weihnachten 1780, mehreren Perſonen in England zu koſten gegeben, die es vollkommen geſund und untadelhaft fanden. *).

Um den Faden der Begebenheiten wieder anzuknüpfen, muß ich nunmehr erzählen, daß wir noch nicht lange in unſerer Sternwarte eingerichtet waren, als wir in unſerer Nachbarſchaft die Wohnungen einer Geſellſchaft von Prieſtern entdeckten, die unſere Aufmerkſamkeit dadurch auf ſich zogen, daß ſie ſich zu geſetzten Zeiten am Marai einfanden, um ihre Amtsgeſchäfte zu verrichten. Ihre Hütten ſtanden rings um einen Teich mit Waſſer, in einem Hayn von Kokos-Palmen, der ſie von dem Strande, und von dem übrigen Dorfe abſonderte, und völlig ein Kloſtermäßiges, halb einſiedleriſches Anſehen hatte. Ich gab dem Capitain Cook von dieſer Entdeckung Nachricht, und er nahm ſich deshalb vor einen Beſuch daſelbſt abzulegen. Da es ſehr zu vermuthen war, daß man ihn wieder, wie zuvor, mit allerley Feyerlichkeiten empfangen würde, ſo mußte Herr **Weber** ihn begleiten, um das merkwürdigſte dabey zu zeichnen.

---

*) Herr Vancouver ein Midſchipman an Bord der Diſcovery, der hernach zum Lieutenant der Kriegsſchaluppe Martin ernannt wurde, hat im Jahr 1782 während einer Expedition an der Küſte von Tierrafirma in Amerika, die hier empfohlene Methode mit Engliſchem ſowohl als Spaniſchem Schweinefleiſch und zwar mit dem beſten Erfolg verſucht. Er wiederholte den Verſuch in Jamaika mit Rindfleiſch, welches die Proviant-Commiſſion den Schiffen lieferte; doch gelang es ihm nicht, weil man beym Schlachten und bey der übrigen Behandlung vermuthlich nicht vorſichtig genug verfahren war. Man hatte nämlich die Rinder aufgehenkt, und geöfnet, ehe ſie noch völlig ausgeblutet hatten; dadurch waren die Blutgefäße der Luft ausgeſetzt worden, und das darin enthaltene Blut, anſtatt wegzufließen, geronnen. Da er aber einſt bey dem Schlachten eines Ochſen ſelbſt zugegen war, der mit gehöriger Vorſicht an Bord der Schaluppe Martin gebracht wurde, ließ er etwas davon ſalzen, welches auch innerhalb einer Woche das Salz vollkommen angenommen hatte, und ohne Zweifel ſich ſo lange man wollte, gehalten haben würde; indeß ward der Verſuch nicht weiter fortgeſetzt. Anmerkung der Urſchrift.

Gleich nach ſeiner Ankunft am Strande, führte man ihn zu einem geheiligten Gebäude, welches hier **Harre-no-Orono**, das Haus des **Orono** genannt wurde. Vor dem Eingange deſſelben ließ man ihn, am Fuß eines hölzernen Götzenbildes, niederſitzen, welches von eben der Art, wie jene auf dem **Marai**, zu ſeyn ſchien. Hier mußte ich wieder einen ſeiner Arme unterſtützen, indeß **Kárikia** ihn mit rothem Zeuge bekleidete, und in Begleitung von zwölf Prieſtern, ihm mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten ein Ferken zum Opfer brachte. Man ſchnürte hierauf dem Ferken den Hals zu, und warf es in ein dazu bereitetes Kohlenfeuer. Sobald die Haare abgeſengt waren, brachte man es wieder dar, und wiederhohlte dabey den vorhinbeſchriebenen Geſang. Dann hielt man das todte Ferken dem Capitain eine Zeitlang unter die Naſe, und legte es hernach nebſt einer Kokosnuß zu ſeinen Füßen. Hierauf ſetzten ſich die Prieſter, bereiteten Ava, und ließen ihn herumgehen. Zuletzt ward ein fettes, ganz zubereitetes Schwein ſervirt, womit man uns, wie das vorige mal, fütterte.

So oft hernach Capitain **Cook**, während unſeres Aufenthalts in der Bay, ans Land kam, ging einer von den Prieſtern vor ihm her, rief aus, daß der **Orono** gelandet ſey, und befahl dem Volke, ſich niederzuwerfen.

Eben derſelbe Prieſter war auch ſein immerwährender Begleiter, ſo oft er ſich ins Boot begab. Hier ſtand er, mit einem Stabe in der Hand, gemeiniglich im Vordertheil, und verkündigte den Einwohnern in ihren Kähnen ſeine Annäherung, worauf ſie unverzüglich mit Rudern inne hielten, ſich auf das Geſicht niederwarfen, und ſo lange in dieſer Stellung blieben, bis er vorüber war. So oft er ſich bei der Sternwarte aufhielt, kam Kárikia ſogleich mit ſeinen Amtsbrüdern herbeygeeilt, und überreichte, mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten, Schweine, Kokosnüſſe, Brodfrucht, u. ſ. w. Bey dieſer Gelegenheit baten oftmals einige Befehlshaber von geringerer Bedeutung um Erlaubniß, dem Orōno ein Geſchenk bringen zu dürfen, und wenn ihnen dieſe Bitte gewährt wurde, boten ſie, in eigner Perſon, gemeiniglich mit deutlichem Ausdruck von Furcht in ihren Zügen, das Schwein dar, indeß Kárikia und die Prieſter den gewöhnlichen Hymnus ſangen.

Soweit war das meiſte nur Höflichkeitsbezeugung, nur äußere Feyer und Parade; allein dabei ließ es die Prieſtergeſellſchaft nicht bewenden. Unſere am Lande ſich aufhaltende Parthei, erhielt täglich einen Vorrath von Schweinen und Pflanzenſpeiſe, der mehr als hinreichend für unſern Unterhalt war; und mit gleicher Sorgfalt und Genauigkeit, ſchickten ſie täglich mehrere Kähne mit Lebensmitteln beladen an Bord; ohne je das geringſte dafür zu verlangen, oder auch nur einen entfernten Wink deßhalb fallen zu laſſen. Ihre Geſchenke ſchienen, da ſie mit ſo vieler Regelmäßigkeit dargebracht wurden, in der That vielmehr Ausübungen einer Religionspflicht, als bloße Wirkungen der Freygebigkeit zu ſeyn. Wir erkundigten uns zuweilen, auf weſſen Rechnung man uns ſo herrlich bewirthete, und erhielten zur Antwort, es geſchehe auf Koſten eines vornehmen Mannes, Namens Kau (Ka-u, *Kaoo*), des Oberprieſters. Dieſer

Mann, von dem man uns zugleich ſagte, daß er Kårikias Großvater wåre, begleitete den König, und war folglich abweſend.

Alles was den Charakter und das Betragen dieſes Volks betrift, muß dem Leſer, wegen des nachher erfolgten traurigen Auftrittes, doppelt wichtig ſeyn. Es gehört alſo auch die Bemerkung hieher, daß wir nicht immer eben ſo viel Urſach hatten, mit der Aufführung der kriegeriſchen Befehlshaber, oder Erihs, ſo zufrieden zu ſeyn, wie mit den Prieſtern. Im ganzen Verkehr mit jenen, fanden wir ſie ſehr aufmerkſam auf ihren eignen Vortheil; und wollte man auch ihre Diebereyen entſchuldigen, weil dieſer Hang unter den Inſulanern im Südmeere ſo allgemein iſt, ſo ließen ſie ſich doch noch außerdem allerley Anſchläge zu Schulden kommen, die eben nicht ſehr rühmlich waren. Hievon nur Ein Beyſpiel, worin, zu meinem Leidweſen, hauptſächlich unſer Freund Koah mit verflochten war *). Wenn uns irgend ein Mann von Anſehen Schweine zum Geſchenke brachte, pflegten wir jederzeit beträchtliche Gegengeſchenke zu machen. Die Folge war unausbleiblich, es fehlte uns nicht nur nie an dieſem Vorrath, ſondern wir hatten gemeiniglich weit mehr als wir brauchen konnten. Bey ſolchen Gelegenheiten pflegte Koah, der unſer unzertrennlicher Begleiter war, ſich die Schweine auszubitten, die uns zur Laſt waren, und er konnte ſich allemal Rechnung darauf machen, ſie ſicher zu erhalten. Einſt brachte ein Befehlshaber, den Koah ſelbſt uns vorgeſtellt hatte, ein Schwein zum Geſchenk, welches wir für eines von denen erkannten, die nur eben zuvor an Koah verabfolgt worden waren. Wir hegten gleich den Ver-

---

*) Koah war aber, laut Seite 207 doch auch ein Prieſter. G. F.

dacht, daß man uns zu hintergehen ſuchte, und entdeckten auf weitere Nachfrage bald, daß der angebliche Befehlshaber nur ein gemeiner Kerl war. Jetzt erinnerten wir uns mancher andern einzelnen Umſtände, die uns ſehr gegründete Urſach zu der Vermuthung gaben, daß wir ſchon mehrmals auf ähnliche Art in Contribution geſetzt worden wären.

Alles blieb in ſeinem gewöhnlichen Gange bis zum 24ſten, da zu unſerer großen Verwunderung kein einziger Kahn vom Lande abſtieß, und keiner von den Einwohnern aus ſeinem Hauſe hervorkam. Nach Verlauf einiger Stunden erfuhren wir endlich, daß die Bay den Einwohnern unterſagt, tabu, und das Verkehr mit uns aufgehoben worden wäre, weil Terriobu nunmehr ankommen würde. Wir hatten auf einen ſolchen Vorfall nicht gerechnet und für den heutigen Tag noch kein Gemüſe eingetauſcht, mußten alſo auch diesmal ohne daſſelbe vorlieb nehmen. Unſere Leute waren indeß zu ſehr an dieſe Erfriſchungen gewöhnt, um ſie ſo gleichgültig entbehren zu können; daher ſuchten ſie am folgenden Morgen die Einwohner durch Drohungen und Verſprechungen herbey zu locken. Schon war es ihnen endlich ſoweit gelungen, daß einige ſich fertig machten, mit ihren Kähnen vom Lande abzuſtoßen, als ein Befehlshaber hinzukam, und die Einwohner auseinander zu jagen ſuchte. Man ſchoß ihm eine Flintenkugel über den Kopf weg, und dies hatte ſogleich den erwünſchten Erfolg, daß er ſein Vorhaben fahren ließ, und die Zufuhr von nun an wieder offen blieb. Nachmittags kam Terriobu, doch gleichſam nur incognito, um ſeinen Beſuch an Bord der Schiffe abzuſtatten. Ihn begleitete nur Ein Kanot, worin ſeine Gemahlin und Kinder befindlich waren. Er blieb bis gegen zehn Uhr Abends am Bord, und kehrte dann nach dem Dorfe Kauraua (*Kowrowa*) zurück.

Am folgenden Tage, gegen Mittag, ging der König in einem groſsen Kanot, von zwey andern begleitet von dem Dorfe ab, und ließ ſich langſam und in groſser Pracht nach den Schiffen hin rudern. In dem erſten Kanot ſaß er ſelbſt, nebſt ſeinen Vornehmen, in koſtbare mit Federn beſetzte Mäntel und Helme gekleidet *), und mit langen Spießen und Dolchen bewafnet. Im zweyten kam der ehrwürdige Kau (*Kaoo*), der Oberprieſter, und ſeine Amtsbrüder, die ihre Götzenbilder auf rothen Zeug zur Schau gelegt hatten. Dieſe Bilder waren rieſenmäßige Büſten von Korbmacherarbeit, welche mit allerley Schattirungen von kleinen Federn, auf die Weiſe wie die Mäntel der Vornehmen, überzogen waren. Die Augen beſtanden aus groſsen Perlauſterſchalen, in deren Mittelpunkt eine ſchwarze Nuß befeſtigt war. Im Rachen fuhrten ſie eine doppelte Reihe von groſsen Hundszähnen, und dieſer ſo wie die übrigen Geſichtszüge, waren äußerſt verzerrt. Indem der Zug vorwärts ging, ſangen die Prieſter ihre Hymnen mit vieler Feyerlichkeit und nachdem ſie rund um die Schiffe gerudert hatten, gingen ſie nicht an Bord, ſondern begaben ſich nach dem Strande, wo wir unſern Poſten hatten.

Sobald ich ſie herankommen ſahe, ließ ich unſere kleine Wache aufziehen, um den König zu empfangen; und Capitain Cook, der vom Schiffe aus ebenfalls bemerkt hatte, wohin er ſeinen Weg nähme, folgte ihm, und kam faſt zu gleicher Zeit mit ihm an. Wir führten die Inſulaner in unſer Gezelt. Sie hatten ſich daſelbſt kaum niedergelaſſen, als der König ſich ſchon wieder erhob, und mit ſehr vielem Anſtande den Mantel, den er ſelbſt getragen, über des Capitains Schultern warf, ihm einen koſtbaren befiederten Helm aufſetzte, und einen zierlich gearbeiteten Fächer in die Hand gab. Hierauf breitete er noch fünf oder ſechs andere Mäntel von ausnehmender Schönheit und hohem Werthe vor des Capitains Füßen aus. Dann brachten ſeine Leute vier große Schweine, nebſt Zuckerrohr, Kokosnüſſen und Brodfrucht, und zuletzt ſchloß ſich die Ceremonie damit, daß Capitain Cook und der König ihre Namen wechſelten, welches in allen Südſeeinſeln ſo gebräuchlich iſt und als das ſtärkſte Freundſchaftsband betrachtet wird.

---

*) Die Form dieſer Mantel und Helme, deren ſchon im vorigen Bande Seite 200 u. f. gedacht worden, iſt hier in dieſem Bande, auf dem Bildniß des Anführers Kanina, S. 290, zu erſehen.

Nunmehr kam eine Proceſſion von Prieſtern zum Vorſchein, die einen ehrwürdigen alten Mann an ihrer Spitze hatte. Ihnen folgte eine lange Reihe Männer, welche theils große Schweine herbeyführten, theils Batatten, Piſangs u. d. gl. trugen. Ich merkte es unſerm Freund Kärikia an den Augen ab, daß dieſer Alte der Oberprieſter wäre, von deſſen Freygebigkeit wir ſchon ſo lange gelebt hatten. Er hielt ein Stück rothes Zeug in Händen, wickelte es um Capitain Cooks Schultern, und brachte ihm dann mit den gewöhnlichen Ceremonien ein kleines Ferken dar. Man bereitete ihm einen Sitz dicht neben dem Könige; hierauf fing Kärikia mit ſeinen Begleitern die Feyerlichkeiten an, und Kau nebſt den Befehlshabern ſtimmten in den Antworten oder Chören mit ein.

Mit Verwunderung erkannte ich in der Perſon des Königs denſelben ſchwachen, ausgemergelten alten Mann, der uns an Bord der Reſolution beſucht hatte, als wir uns noch am Nordoſtende von der Inſel Mauwi (*Mowee*) befanden. Es währte auch nicht lange ſo hatten wir unter ſeinem Gefolge mehrentheils alle diejenigen Perſonen wieder erkannt, welche damals die Nacht an Bord zubrachten. Unter dieſer Anzahl befanden ſich des

Königs beyde jüngere Söhne, von denen der ältere ungefähr ſechzehn Jahr alt ſeyn mochte; imgleichen ſein Enkel Maiha-Maiha, den wir aber kaum wieder erkennen konnten, weil er ſein Haar mit einem ſchmutzig braunen Teig und Puder eingeſchmiert, und dadurch das wildeſte Geſicht, das ich jemals geſehen, noch ſcheuslicher gemacht hatte.

Nach den erſten Empfangsceremonien führte Capitain Cook den König und ſo viele Vornehme als ſein Boot tragen konnte, an Bord der Reſolution, wo man ſie mit allen erſinnlichen Ehrenbezeugungen aufzunehmen ſuchte. Capitain Cook zog dem Könige ein Hemde an, und umgürtete ihn mit ſeinem eigenen Hirſchfänger. Der uralte Kau war nebſt etwa ſechs andern alten Befehlshabern am Lande geblieben, und hatte ſeinen Aufenthalt in den Prieſterwohnungen genommen. Die ganze Zeit über ließ ſich kein einziges Kanot in der Bay erblicken, und die Einwohner blieben entweder in ihren Hütten, oder lagen niedergeworfen zur Erde. Ehe der König das Schiff verließ, erhielt Capitain Cook noch Erlaubniß, daß der Handel wieder ſeinen gewöhnlichen Gang nehmen könnte; allein demungeachtet blieb, aus Urſachen die, wir nicht ergründen konnten, das Interdict (Tabu) gegen die Frauenzimmer in voller Kraft, und keine durfte aus ihrer Hütte hervorkommen, oder mit unſern Leuten umgehen.

Zweytes Hauptſtück.

Fernere Nachricht von dem Verkehr mit den Eingebohrnen. Von ihrer Freygebigkeit, und ihrem Hange zur Dieberey. Beſchreibung einer Fauſtſchlägerey. Tod eines Matroſen, und Betragen der Prieſter bey ſeinem Begräbniß. Ankauf des Holzes und der Bilder auf dem Marai. Nachfrage der Einwohner wegen unſerer Abreiſe, nebſt ihrer Meynung von der Abſicht unſerer Ankunft. Terriobu's prächtige Geſchenke an den Capitain Cook. Abfahrt der Schiffe von Owaihi. Die Reſolution wird im Sturm beſchädigt, und muß wieder einlaufen.

Durch die ſtille harmloſe Aufführung der hieſigen Einwohner war jede Beſorgniß von Gefahr bey uns gänzlich verſchwunden, ſo daß wir nicht einen Augenblick anſtanden, unter allen Umſtänden uns ihnen anzuvertrauen und mitten unter ſie zu gehen. Täglich ſpazierten Officiere von beyden Schiffen, theils in kleinen Geſellſchaften, theils auch ganz allein auf der Inſel umher und blieben oft über Nacht aus. Ich würde kein Ende finden, wenn ich jeden Zug von Güte und Höflichkeit aufzeichnen wollte, womit ſie bey ſolchen Gelegenheiten aufgenommen wurden. Auf den Wegen verſammelten ſich überall die Einwohner um ſie her, bemüheten ſich eifrig, ihnen auf allerley Art behülflich zu ſeyn, und waren nie zufriedner, als wenn man ihre Dienſte nicht ausſchlug. Sie erſannen ſogar allerley Kunſtgriffe, um unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, oder um uns länger in ihrer Geſellſchaft zurückzuhalten. Die Jungen und Mädchen liefen, wenn wir durch ihre Dörfer gingen, vor uns her, und hielten uns auf jedem freyen Plaße auf, wo nur für eine Gruppe zum Tanzen Raum war. Oft luden ſie uns ein, unter dem Schatten ihrer Hütten Erfriſchungen zu genießen; oft ſaßen wir in einem Kreiſe von jungen Weibern und Mädchen, die ihre ganze Kunſt und Geſchicklichkeit aufboten, um uns mit Liedern und Tänzen zu unterhalten.

Der Genuß, den uns ihr ſanftes Betragen und ihre Gaſtfreyheit verſchaften, ward gleichwohl durch den Hang zum Stehlen, den ſie mit den übrigen Bewohnern der Südländer gemein haben, oft unterbrochen. Es ſchmerzte uns, daß wir mannichmal in die Verlegenheit kamen, ernſtlich ſtrafen zu müſſen, da wir ſo gern alle Härte vermieden haben würden, wenn uns nicht die Noth dazu gezwungen hätte. Einſt entdeckte man einige der geſchickteſten Schwimmer und Taucher, die ſich unter den Schiffen damit beſchäftigten, die Nägel auszuziehen, womit der Boden beſchlagen war. Sie wußten dies, vermittelſt eines kurzen Stöckchens, an deſſen einem Ende ein Kieſelſtein befeſtigt war, ſehr geſchickt zu bewerkſtelligen. Durch dieſen Zeitvertreib kam die Sicherheit der Schiffe zu ſehr in Gefahr, als daß wir geduldig hätten zuſehen können. Man mußte endlich mit Schroot auf die Nageldiebe ſchießen: allein dies war noch nicht hinreichend ſie zu vertreiben; ſie tauchten nur unter, und waren dann vom Schiffe ſelbſt gedeckt. Alſo blieb kein anderes Mittel übrig, als ein Exempel zu ſtatuiren, und einen von ihnen an Bord der Discovery durchpeitſchen zu laſſen.

Ungefähr um eben die Zeit machte ſich eine große Geſellſchaft von Officieren beyder Schiffe auf den Weg, um in das Innere der Inſel zu dringen, und die Naturproducte derſelben genauer kennen zu lernen. Von ihrer Reiſe wird in der Folge eine ausführliche Nachricht vorkommen. Hier will ich vorläufig nur bemerken, daß ſie dem alten Kau eine neue Veranlaſſung gab ſeine Freygebigkeit auszuüben, und ſich aufmerkſam gegen uns zu bezeugen. So bald er ihre Abreiſe erfuhr, ſchickte er ihnen einen anſehnlichen Vorrath von Lebensmitteln nach, und ließ Befehl ergehen, daß die Einwohner ihnen auf ihrem ganzen Wege in allen Stücken hülfreiche Hand leiſten ſollten. Noch mehr leuchtete die feine und uneigennützige Denkungsart dieſes Mannes daraus hervor, daß man ſogar die Leute, die er abgeſchickt hatte, auf keinerley Weiſe bewegen konnte das geringſte Geſchenk anzunehmen. Nach einer ſechstägigen Reiſe kamen die Herren wieder zurück, ohne weiter als etwa zwanzig Engliſche Meilen ins Land vorgedrungen zu ſeyn, woran theils ihre Wegweiſer, theils aber auch die unwegſame Gegend Schuld hatte.

Das Ruder der Reſolution bedurfte einer vollſtändigen Reparatur, und ward zu dem Ende am 27ſten früh ans Land geſchickt. Zu gleicher Zeit mußten die Zimmerleute, in Begleitung einiger Inſulaner, die Kau mitſchickte, ſich im Lande nach Planken umſehen, um einige andere nothwendige und vor Alter morſch gewordene Stücke zu erſetzen.

Am 28ſten beſuchte Capitain Clerke, der bisher wegen ſeiner Unpäßlichkeit faſt beſtändig an Bord geblieben war, zum erſtenmal den König Terriobu in deſſen Hütte. Man empfing ihn mit eben den Formalitäten wie den Capitain Cook; und beym Weggehen erhielt er, obgleich ſein Beſuch ganz unerwartet gekommen war, ein Geſchenk von dreißig großen Schweinen, und auf eine Woche lang Vorrath an Früchten und Wurzeln für ſeine ſämmtliche Mannſchaft.

Noch hatten wir von ihren Luſtbarkeiten und ihren athletiſchen Uebungen nichts geſehen. Dieſen Abend aber warden wir, auf Verlangen einiger unſerer Officiere, mit einem Baxen unterhalten. Zwar vermißten wir ſowohl das feyerliche und prächtige, was dieſe Spiele in den Freundſchafts-Inſeln ſo ſehenswürdig macht, als auch die Geſchicklichkeit und Kraft der dortigen Kämpfer; indeß waren doch einige Umſtände dabey verſchieden, und eben deshalb bemerkenswerth.

Wir fanden auf einem ebenen Platze unweit unſerer Gezelte eine ungeheure Menge Menſchen verſammelt. Mitten inne blieb ein langer Raum für die Kämpfer offen, an deſſen hinterem Ende die Richter unter drey Standarten ſaßen, woran oben einige Schnitzel Zeug von allerley Farben, nebſt den Häuten von ein Paar wilden Gänſen, und einigen kleinen Vögeln, imgleichen Büſchel von Federn hingen. So bald alles in Bereitſchaft war, gaben die Richter das Zeichen zum Angrif, und ſogleich erſchienen die beyden Kämpfer. Sie kamen langſam hervor, hoben die Füße hinten ſtark in die Höhe, und ſtrichen die Solen mit der Hand. Indem ſie ſich einander näherten, warf jeder einen verächtlichen Blick auf ſeinen Gegner, maß ihn gleichſam mit den Augen von Kopf bis zu den Füßen, blickte dann bedeutend auf die Zuſchauer, ſtrengte die Muskeln an, und, mit Einem Wort, machte allerley affektirte Grimaſſen. So bald ſie einander erreichen konnten, ſtreckten ſie beyde Arme gerade vor ihr Geſicht hin, auf welches alle Schläge gerichtet waren. Dieſe theilten ſie, nach unſerer Meynung, auf eine ſehr ungeſchickte Art aus; denn ſie ſchleuderten den ganzen Arm dabey. Sie verſuchten es nie den Streich des Gegners abzuwehren, ſondern entgingen ihm durch eine Beugung des Körpers, oder dadurch, daß ſie zurücktraten. Der Kampf ward übrigens ſehr ſchnell entſchieden, denn ſobald einer zu Boden geſchlagen wurde, oder auch nur unverſehens fiel, ſo ward er für beſiegt angeſehen und der Ueberwinder triumphirte dann in allerley verzerrten Gebärden, die, ihrer Abſicht gemäß, unter den Zuſchauern gemeiniglich ein lautes Gelächter erregten. Der Sieger wartete nunmehr auf einen zweyten Gegner, und falls er dieſen auch überwand, auf einen dritten, bis die

Reihe an ihn kam, einem ſtärkern unterliegen zu müſſen. Bey dieſen Kämpfen wird eine ſonderbare Regel beobachtet; wenn nämlich ihrer zwey zum Angrif in Bereitſchaft ſtehen, kann ein dritter zwiſchen ihnen auftreten, und ſich, welchen er will, zum Gegner wählen, und dann muß ſich der andere zurückziehen. Mannichmal folgten einander drey oder vier auf dieſe Art, ehe es zum Angrif kam. Wenn der Kampf ungewöhnlich lange dauerte, oder gar zu ungleich ſchien, kam ein Befehlshaber, und endigte ihn dadurch, daß er einen Stock zwiſchen die Streitenden hielt. Die gutmüthige Art, womit alles zugieng, erfreute uns hier, ſo wie auf den Freundſchafts-Inſeln. Da wir uns aber dieſe Spiele ausgebeten hatten, erwarteten die Zuſchauer durchgehends, daß wir auch ſelbſt daran Theil nehmen würden, und forderten unſere Leute beſtändig dazu auf; dieſe aber erinnerten ſich weislich der Stöße, welche ſie auf den Freundſchafts-Inſeln davon getragen hatten, und blieben gegen alle Ausforderungen taub.

An eben dieſem Tage ſtarb ein Matroſe, einer von des Conſtabels Gehülfen, Namens Wilhelm Watman. Ich führe dieſe Begebenheit deſto umſtändlicher an, je ſeltener ſich bisher Todesfälle unter uns zugetragen hatten. Er war ein alter Mann, der wegen ſeiner treuen Anhänglichkeit an den Capitain Cook ſehr viel Achtung verdiente. Ein und zwanzig Jahre lang hatte er als Seeſoldat gedient, und war dann im Jahr 1772 als Matroſe an Bord der Reſolution eingetragen worden. Nachdem er mit Capitain Cook die Reiſe nach dem Südpol gethan hatte, bekam er durch deſſen Vermittelung, zugleich mit demſelben, eine Stelle im Hospital zu Greenwich. Weil er aber einmal beſchloſſen hatte, ſeinem Wohlthäter überall zu folgen, verließ er auch wieder mit ihm zugleich ſeinen Poſten im Hospital, und trat die neue Reiſe mit ihm an. Während derſelben hatte er öfters an leichten

Fieberanfällen gelitten; und bey unſerer Ankunft in der hieſigen Bay, erholte er ſich eben von einer ſolchen Krankheit. Man hatte ihn auf einige Tage ans Land geſchickt; weil er aber bald völlig wieder hergeſtellt zu ſeyn glaubte, bat er ſelbſt, daß man ihn wieder an Bord nehmen möchte. Hier hatte er kaum eine Nacht zugebracht, als ihn ein Schlagfluß traf, der innerhalb ein Paar Tagen ſeinem Leben ein Ende machte.

Auf Verlangen des Königs dieſer Inſel begruben wir ihn auf dem Marai, und zwar mit aller der Feyerlichkeit, welche wir in unſerer Lage einem Leichenbegängniß geben konnten. Der alte Kau und ſeine Amtsbrüder waren ſtumme aber aufmerkſame Zuſchauer, während daß wir das Begräbniß-Formular aus dem Gebetbuche laſen. So bald wir anfingen das Grab zu verſchütten, näherten ſie ſich demſelben mit Ehrfurcht, und warfen ein todtes Schwein, nebſt einigen Kokosnüſſen und Piſangs hinein. Auch gingen ſie in drey folgenden Nächten hin, um Schweine bey demſelben zu opfern, und ihre gottesdienſtliche Ceremonien, Gebete und Hymnen währeten bis Tagesanbruch. Zu Haupten des Grabes errichteten wir einen Pfahl, und an denſelben ward ein viereckiges Brett genagelt, worauf der Name des Verſtorbenen, ſein Alter und ſein Todestag geſchrieben war. Die Einwohner verſprachen uns, dieſes Denkmal nicht hinwegzunehmen, und ohne Zweifel wird es auch ſo lange ungeſtöhrt bleiben, als die verweslichen Materialien deſſelben, der Witterung widerſtehen werden.

Ein Hauptbedürfniß unſerer Schiffe war das Brennholz, woran es uns jetzt ſehr gebrach. Capitain Cook trug mir deswegen auf, mit den Prieſtern in Unterhandlung zu treten, und ihnen den Zaun oder die Einfaſſung oben auf dem Marai abzukaufen. Ich geſtehe es, anfänglich zweifelte ich ſehr, ob dieſer Verſchlag ſchicklich wäre; denn es ſtand zu befürchten, daß man die bloße

Erwähnung deſſelben, für Gottloſigkeit halten möchte. Allein ich hatte mich ſehr geirrt. Mein Anſuchen verurſachte nicht die aller mindeſte Verwunderung, vielmehr erhielt ich das verlangte Holz, ohne allen Anſtand, und man bedung ſich nicht die geringſte Bezahlung dafür aus. Indem die Matroſen es wegtrugen, ſah ich, daß einer auch eines von den geſchnitzten Bildern aufgeladen hatte, und bey näherer Erkundigung fand ich ſchon die ganze Anzahl, ſo viel ihrer am Marai in einen halben Kreis aufgeſtellt geweſen waren, in unſerm Boote. Die Matroſen hatten ſie, in Beyſeyn der Einwohner, von ihrer Stelle weg nach dem Boote hingeſchaft, und dieſe hatten ſich darüber nicht im mindeſten entrüſtet, ſondern vielmehr hülfreiche Hand dabey geleiſtet. Ich hielt es indeß für rathſam, mit Kau deshalb zu ſprechen. Er hörte alles ſehr gleichgültig an, nur bat er ſich das mittelſte Bild wieder aus, auf das man, wie ich vorhin erwähnt habe, etwas mehr zu halten ſchien, und trug daſſelbe in eine von den Prieſterwohnungen.

Schon ſeit einigen Tagen hatte ſich Terriobu mit ſeinen Unterbefehlshabern ſehr fleißig nach der Zeit unſerer Abreiſe erkundigt. Ich ward durch dieſe wiederhohlte Nachfrage ſehr neugierig, wieder von ihnen zu erfahren, was die hieſigen Einwohner von uns dächten, und was für Vorſtellungen ſie ſich von dem Bewegungsgrunde und den Abſichten unſerer Reiſe machten. Um über dieſen Punkt einige Auskunft zu erlangen, ſparte ich keine Mühe, konnte aber auch weiter nichts herausbringen, als daß ſie ſich einbildeten; wir kämen von einem Lande her, wo Miswachs geweſen wäre, und bey unſerm Beſuch bey ihnen hätten wir weiter keine Abſicht, als uns recht ſatt zu eſſen. Freylich konnte ihnen die hagere Geſtalt einiger von unſern Leuten, der gute Appetit, womit wir insgeſammt von ihren friſchen Lebensmitteln zehrten, und unſere große Begierde, ſo viel Mundvorrath, als wir nur immer habhaft werden konnten, einzutauſchen und mit uns zu nehmen, ſie zu einem ſolchen Gedanken füglich berechtigen. Dazu kam noch der für ihre Begriffe unerklärbare Umſtand, daß wir keine Weiber mitgebracht hatten; ferner, unſer friedliches Betragen und unwehrhaftes Anſehen. Man mußte lachen, wenn man ſah, wie ſie unſern Matroſen mit der Hand auf den Bauch klopften und an den Seiten hinunter fuhren, und ihnen, theils mit Zeichen theils mit Worten, zu verſtehen gaben, es ſey jetzt Zeit, daß ſie ſich wieder auf den Weg machten; wenn ſie aber in der nächſten Brodfruchtzeit wiederkommen wollten, würde man beſſer im Stande ſeyn, ihrem Bedürfniß abzuhelfen. Man konnte nicht umhin, ihnen vollkommen Recht zu geben; denn einmal hatte ſich das Ausſehen unſerer Leute, ſelbſt während unſeres kurzen Aufenthalts, ſehr merklich gebeſſert, ſo daß ihre wohl ausgeſtopften Wänſte den Landesprodukten Ehre machten; und andern Theils hatten wir nunmehr in Zeit von ſechzehn Tagen eine ſo unerhörte Menge Schweine und Pflanzenſpeiſen aufgezehrt, daß die Einwohner wohl wünſchen konnten, uns abſchiffen zu ſehen. Demungeachtet iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß Terriobu bey ſeiner Nachfrage weiter keine Abſicht hatte, als ſich auf den Fall gehörig vorzubereiten, um uns mit Geſchenken, die ſeiner gewohnten Ehrerbietung und Freygebigkeit gegen uns angemeſſen wären, zu entlaſſen. So bald wir ihm daher die Nachricht ertheilten, daß wir übermorgen abſegeln würden, bemerkten wir, daß unverzüglich eine Art von Ausruf durch die Dörfer geſchah, vermittelſt deſſen man das Volk aufbot, ihrem Könige Schweine und Pflanzenſpeiſe zu liefern, damit er ſie dem Orono bey ſeiner Abreiſe darbringen könnte.

An dieſem Tage gab uns einer von den Einwohnern am Strande ein ganz eignes unterhaltendes Schauſpiel. Er hielt eine Klapper, dergleichen bereits an einem andern Orte beſchrieben worden ſind *), in der Hand; um den Hals trug er eine Schnur, woran einige Blättchen Meergras befeſtigt waren, und an den Beinen ging ein ſtark geflochtenes Netzwerk etwa neun Zoll breit herum, an welches eine große Menge Hundszähne in Reihen befeſtigt waren. Nunmehr ließ er ſich im Tanze ſehen, der aber durchaus chargirt, und mit den ſeltſamſten Verzerrungen begleitet war. Dieſe Pantomime hatte zuweilen etwas unwiderſtehlich lächerliches, ob ich gleich ihr im Ganzen keinen Sinn oder Ausdruck abgewinnen konnte. Die hier beygefügte Abbildung dieſes Tänzers, iſt nicht nur was die körperliche Bildung der hieſigen Einwohner im Ganzen betrifft, ziemlich characteriſtiſch ſondern man ſieht auf derſelben zugleich die Art, wie das Maro oder der Gürtel befeſtigt wird, nebſt der Klapper, und dem Schmuck an den Waden welchen letztern Zierrath wir bey mehreren Tänzern bemerkten.

Gegen Abend ging das Schauſpiel der Fauſtſchläger und Ringer von neuem an, und nach dem Beſchluß deſſelben brannten wir den unbedeutenden Reſt unſers Vorrathes von Feuerwerken ab, die wir noch übrig hatten. Nichts in der Welt konnte mehr dazu gemacht ſeyn, die Bewunderung der Inſulaner zu erregen, und ihnen einen Begrif von unſerer großen Ueberlegenheit zu geben, als eben dieſe Kleinigkeit. Capitain Cook hat bereits die Wirkung beſchrieben, welche das Feuerwerk in Hapai hervorbrachte: das gegenwärtige, ſo weit es auch, in jedem Betracht, jenem nachſtehen mußte, erregte doch unter den hieſigen Einwohnern kein geringeres Erſtaunen.

Die Schiffszimmerleute waren nunmehr ſchon drey Tage abweſend, und hatten nichts von ſich hören laſſen; wir fingen daher an, ihrer Sicherheit wegen beſorgt zu

---

*) Man ſehe im vorhergehenden Bande Seite 436. u. f.

ſeyn. Der alte Kau, dem wir unſere Bedenklichkeiten äußerten, ward darüber nicht weniger unruhig; und ſchon nahmen wir, mit ihm gemeinſchaftlich, Maaßregeln um ihnen nachzuſchicken, als ſie alle wohlbehalten zurückkamen. Sie hatten nämlich weiter, als wir anfänglich geglaubt, ins Land gehen müſſen, ehe ſie zu ihrer Abſicht taugliche Bäume hatten finden können. Theils dieſer Umſtand, theils die ſchlimmen Wege und die Beſchwerlichkeiten des Transports, hatten ſie ſo lange aufgehalten. Von ihren Wegweiſern konnten ſie nicht Rühmens genug machen; dieſe guten Leute hatten immer dafür geſorgt, ihnen Lebensmittel zu verſchaffen, und zugleich ſehr ſorgfältig ihre Geräthſchaft bewacht.

Der folgende Tag war endlich zu unſerer Abreiſe beſtimmt. Terriobu ließ nunmehr den Capitain Cook und mich, in die Gegend von Kau's Aufenthalte, zu ſich laden. Bey unſerer Ankunft fanden wir den Boden umher mit Bündeln von Zeuge bedeckt, ferner lagen eine erſtaunliche Menge rother und gelber Federn, da, die an Kokosfaſern gebunden waren, und eine beträchtliche Anzahl Beile und anderes Eiſengeräth, welches die Einwohner durch den Tauſchhandel mit uns an ſich gebracht hatten. Nicht weit davon bemerkten wir einen ungeheuren Haufen Früchte, Wurzeln und Pflanzenſpeiſe aller Art, nebſt einer ſehr beträchtlichen Heerde Schweine. Wir wußten anfänglich nicht, ob wir dies alles zum Geſchenk bekommen ſollten, bis uns Kårikia belehrte, daß es eine Gabe oder ein Tribut von den Einwohnern dieſes Bezirks an den König wäre. Sobald wir uns niedergelaſſen hatten, kamen auch die Einwohner, und legten ein Gebund nach dem andern dem Könige zu Füßen, breiteten die Zeuge vor ihm aus, und legten die Federn und das Eiſengeräth zur Schau. Der König ſchien an dieſem Beweiſe ihrer Ergebenheit Wohlgefallen zu haben, ſuchte ungefähr ein Drittel von dem

Eiſengeräthe, eben ſo viel von den Federn, und einige wenige Stücke Zeug aus, ließ ſie bey Seite legen, und ſchenkte dann dem Capitain Cook und mir alles übrige Zeug, nebſt allen Schweinen, Früchten, u. d. gl. Wir erſtaunten über den Werth und die Größe dieſes Geſchenks, welches alles was wir je in den Freundſchafts- und Societäts-Inſeln bekommen hatten, bey weitem übertraf. Unſere Boote mußten es ſogleich an Bord führen, wo die größern Schweine zum Einſalzen ausgeſucht, die Pflanzenſpeiſe hingegen, nebſt etwa dreyßig kleineren Schweinen unter die Mannſchaft beyder Schiffe vertheilt wurde.

An eben dieſem Tage verließen wir das Marai, und brachten unſere Gezelte nebſt der Sternwarte an Bord. Der Talisman der in dem Worte Tabu ſteckte, war kaum hinweggenommen, ſo ſtürzten die Einwohner in den Bezirk, den wir eben verlaſſen hatten, und ſuchten emſig umher, in Hofnung irgend etwas von Werth zu finden, das wir etwa zurückgelaſſen haben könnten. Ich war zuletzt am Lande geblieben und wartete auf die Rückkehr des Boots, welches mich abholen ſollte. Bald verſammelte ſich eine Menge Leute um mich her, und ich mußte mich bey ihnen niederſetzen. Sie ſtimmten dann über unſere Trennung eine Wehklage an, und mir ſelbſt koſtete es etwas, mich von ihnen loszureißen. Bey dieſer Gelegenheit wird man es mir weniger verdenken, daß ich einen geringfügigen Umſtand erzähle, der hauptſächlich mich ſelbſt betrift. Während unſeres ganzen Aufenthalts in der Bay, hatte ich über unſere Leute das Commando gehabt, und war eben dadurch genauer mit den Einwohnern bekannt geworden, als manche andere, die ihrer Berufsgeſchäfte wegen hatten an Bord bleiben müſſen. Die Einwohner ihrer Seits kannten mich alſo ebenfalls genauer, und gaben mir durch ihr Betragen überhaupt ihre Zuneigung zu erkennen. Vor allen aber zichneten ſich ihre Prieſter aus, deren gränzenloſe Güte und unerſchütterliche Freundſchaft ich nie genugſam anerkennen, und nie zu oft rühmen kann. Da ich keine Gelegenheit aus den Händen ließ, mir ihre Liebe zuzuſichern, war ich auch ſo glücklich geweſen, mir dieſelbe in dem Maaße zu erwerben, daß mir, als die Nachricht von unſerer nahen Abreiſe allgemein verbreitet wurde, die allerſchmeichelhafteſten Anerbietungen geſchahen, wofern ich ihren dringenden Bitten Gehör geben, und bey ihnen bleiben wollte. Ich entſchuldigte mich damit, daß Capitain **Cook** ſeine Einwilligung nicht dazu geben würde; allein dieſer Einwendung ſuchten ſie durch den Vorſchlag zu begegnen, ich ſollte mich in das Gebirge flüchten, wo ſie mich bis nach der Abreiſe unſerer Schiffe verbergen könnten. Hiergegen verſicherte ich aber, daß der Capitain auf keinen Fall die Bay ohne mich verlaſſen würde. Demzufolge begaben ſich **Terriobu** und **Kau** zu dem Capitain **Cook**, für deſſen Sohn ſie mich hielten, und brachten ihr Geſuch, daß ich bey ihnen zurückbleiben möchte, förmlich bey ihm an. Um ein Anerbieten, welches ſo viel theilnehmendes Gefühl verrieth, nicht gerade zu von ſich zu weiſen, erwiederte er, daß er mich zwar diesmal nicht entbehren könne; allein künftiges Jahr, wo er die Inſel nochmals zu beſuchen gedächte, würde er ſich bemühen, alles nach ihrem Wunſch einzurichten.

Früh Morgens am vierten, lichteten wir die Anker, und ſegelten, in Begleitung der Discovery und im Gefolge einer großen Anzahl Kanots, aus der Bay. Capitain **Cook** hatte ſich vorgenommen, die noch übrige ihm unbekannte Küſte von **Owaihi** vollends zu unterſuchen, indem er ſich noch einige Hofnung machte, daſelbſt eine etwas mehr geſchützte Rheede, als die, wo wir bisher gelegen, anzutreffen. Schlug dieſe Erwartung fehl, ſo wollte er die Südoſtſeite von **Mauwi** in

Augenſchein nehmen, wo, laut den Nachrichten einiger Inſulaner, ein vortreflicher Hafen vorhanden ſeyn ſollte.

Das Wetter war ſo wohl an dieſem als am folgenden Tage ſehr ſtill, und wir konnten alſo nur ſehr langſame Fortſchritte nordwärts machen. Noch immer begleiteten uns Einwohner in einer Menge von Kähnen, und Terriobu gab dem Capitain dadurch einen neuen Beweis ſeiner Freundſchaft, daß er ihm ein anſehnliches Geſchenk von Schweinen und Pflanzenſpeiſe nachſchickte.

In der folgenden Nacht ſuchten wir, mit Hülfe eines leichten Lüftchens, das vom Lande her wehte, nordwärts weiter zu kommen, und befanden uns am ſechſten (Februar) früh, nachdem wir die weſtliche Spitze der Inſel umſchifft hatten, einer tiefen Bay gegenüber, welche bey den Einwohnern Toe-yah-yah Toe-yah-yah heißt. Es hatte großen Anſchein, daß wir hier einen ſichern und bequemen Hafen antreffen würden, da im Ganzen die Lage gut gedeckt war, und ſich nordoſtwärts einige ſchöne Waſſerbäche zeigten. Hiemit ſtimmte auch Koahs Ausſage völlig überein, der bis jetzt den Capitain Cook noch immer begleitete, und, uns zu gefallen, den Namen Britanni angenommen hatte. Wir ſetzten daher ein Boot aus, und ſchickten den Lootſen, mit unſerm Britanni zum Geleitsmann, ab, um die Bay zu unterſuchen, während daß die Schiffe ſich ebenfalls durch Laviren hinein arbeiteten.

Nachmittags überzog ſich der Himmel, und die Windſtöße, vom Lande her, wurden ſo heftig, daß wir alle Segel einziehen, und unter dem einzigen Kreuzſtagſegel beylegen mußten. Zu Anfang des Sturms verließen uns alle Kanots; auch rettete Herr Bligh, der Loots, bey ſeiner Rückkehr eine alte Frau und zwey Männer, deren Kanot der Wind umgeſchlagen hatte. Außer dieſen Verunglückten befanden ſich eine große Anzahl

zahl

zahl Frauenzimmer an Bord, welche die Männer, in der Eilfertigkeit ſich ſelbſt zu retten, zurückgelaſſen hatten.

Der Loots ſtattete nunmehr dem Capitain Cook ſeinen Bericht ab. Er war bey einem Dorfe, dem einzigen, welches er an der Nordſeite der Bay geſehen hatte, ans Land geſtiegen. Man hatte ihn zu einigen Brunnen geführt, die er aber für unſere Abſicht unbrauchbar befand. Hierauf hatte er ſich weiter in die Bay begeben, welche tief ins Land geht, und ſich bis an den Fuß eines ſehr in die Augen fallenden hohen Berges am Nordweſtende der Inſel erſtreckt. Doch anſtatt eines Hafens, den er hier auf Brittannis Verſicherung zu finden gehoft, hatte er weiter nichts angetroffen, als eine niedrige mit Klippen beſäete Küſte, und an derſelben ein flaches Korallenlager, welches ſich über eine Meile vom Ufer erſtreckte. Außerhalb deſſelben war, in einer Tiefe von zwanzig Faden, der Boden ſandig. Während dieſen Unterſuchungen hatte ſich Britanni davon geſchlichen, welches wir ſo auslegten, als ob er ſich fürchtete zurückzukommen, weil er uns unrecht berichtet hatte.

Gegen Abend ließ der Sturm etwas nach, und geſtattete uns unſere Segel aufzuſpannen. Allein um Mitternacht kehrte er mit ſolchem Ungeſtüm zurück, daß wir unſere beyden Marsſegel dabey einbüßten. Gegen Morgen am ſiebenten heiterte ſich der Himmel auf; wir banden friſche Segel an die Stengen, und ſchifften mit gelindem Winde weiter. Indeß hatte ſich das Wetter gegen Mittag noch nicht entſchieden, und da wir bis auf fünf Seemeilen von der Küſte abgekommen waren, getrauete ſich keiner von den Einwohnern, in ſeinem Kahne zu uns zu kommen. Unſere Gäſte mußten alſo, größtentheils wider ihren Willen, noch länger bey uns verlieb nehmen, ob ſie gleich alle von der Seereiſe krank waren, und viele von ihnen ihre Säuglinge am Ufer zurückgelaſſen hatten.

Nachmittags näherten wir uns dem Lande, obſchon der Wind noch öfters in heftigen Stößen kam. Ungefähr in einer Entfernung von drey Seemeilen erblickten wir ein Kanot mit zwey Männern, die vermuthlich im letzten Sturm verſchlagen worden waren. Sie ruderten auf uns zu, und wir legten bey, um ſie an Bord zu nehmen. Allein die Unglücklichen waren von ihrer Anſtrengung ſo erſchöpft, daß ſie, wofern nicht einer von den Inſulanern, die ſich im Schiffe befanden, ihnen zu Hülfe in ihr Kanot geſprungen wäre, daſſelbe ſchwerlich allein an dem Strick, den wir ihnen zuwarfen, befeſtigt haben würden. Wir hatten Mühe ihnen an den Seiten des Schiffs hinauf zu helfen, und ſie an Bord zu bringen; auch fanden wir jetzt in demſelben Kanot ein Kind von etwa vier Jahren, welches ſie unter einen Queerſitz gebunden hatten, wo es nur mit dem Kopf über dem Waſſer hervorragte. Nunmehr erfuhren wir, daß ſie bereits am vorletzten Morgen das Ufer verlaſſen, und ſeit der Zeit weder Speiſe noch Trank zu ſich genommen hätten. Wir reichten ihnen beydes mit der in ſolchen Fällen gewöhnlichen Vorſicht, und übergaben das Kind der Pflege eines Weibes. Am folgenden Morgen hatten ſie ſich ſämmtlich erholt.

Um Mitternacht hatte es indeſſen noch einen Sturm abgeſetzt; in welchem unſer Fockmaſt ſo ſtark beſchädigt worden war, daß wir, ſtatt der im Nutkaſunde angebrachten Ausbeſſerung, eine von Grund aus neue nöthig fanden, und zu dem Ende kein andres Mittel übrig behielten, als den Maſt auszuheben. Jetzt war nur noch die Frage, ob wir nach der Bay von Karakakua zurück gehen, oder es darauf ankommen laſſen ſollten, ob in den Inſeln unter dem Winde ein Hafen anzutreffen ſeyn würde. Jene Bay war freylich nicht ſo bequem, daß ſich nicht mit vieler Wahrſcheinlichkeit noch eine zu unſerm Vorhaben vortheilhafter gelegene hätte erwarten laſſen; zudem hatten wir die dortige Gegend an Lebensmitteln ſchon ſo ziemlich erſchöpft. Allein, von einer andern Seite war die Gefahr zu groß, einen Ort der wenigſtens ziemlich gedeckt war, zurückzulaſſen, ohne wieder dahin zurückkehren zu können, und ſtatt deſſen gänzlich auf eine Hofnung zu bauen, welche doch fehlſchlagen konnte, und uns alsdenn ohne Hülfe laſſen mußte.

Indeſſen näherten wir uns dem Lande wieder, um den Einwohnern Gelegenheit zu geben, ihre Landsleute von unſern Schiffen abzuholen; allein, ob wir gleich um Mittag nur eine Engliſche Meile vom Ufer entfernt waren, ſo kamen doch nur wenige Kanots zu uns ab, die noch dazu gepropft voll Leute waren. Es blieb alſo kein anderer Rath, als ein Boot auszuſetzen, und unſere Gäſte darin ans Land zu ſchicken. Der Loots begleitete ſie, und bediente ſich dieſer Gelegenheit, um die Südküſte der Bay (Toe-yah-yah) zu unterſuchen; er fand aber daſelbſt gar kein friſches Waſſer.

Bey veränderlichem Winde und einer ſtarken nach Norden fluthenden Strömung, kamen wir nur langſam fort. Am neunten, des Abends um acht Uhr, überfiel uns abermals ein heftiger Sturm aus Südoſt, und um zwey Uhr des Morgens entdeckten wir, mitten in einem der ungeſtümſten Windſtöße, Brandungen dicht bey uns, und zwar diejenigen, welche wir bereits ehemals, etwas nordwärts von der Weſtſpitze der Inſel Owaihi, wahrgenommen hatten. Es blieb uns gerade noch Raum genug übrig, um ſie vermeiden zu können, und hierauf löſeten wir einige Kanonen, um der Discovery die Gefahr anzuzeigen.

Vormittags ward es ruhig, und wir erhielten Beſuch von verſchiedenen Einwohnern. Sie erzählten uns, daß die neulichen Stürme großen Schaden angerichtet hätten, und daß mehrere große Kanots zu Grunde gegangen wären. Den ganzen Tag hindurch lavirten wir gegen den Wind, und waren noch vor Abend nur eine Engliſche Meile weit von der Bay (Karakakua); weil es indeß nicht rathſam war, im Dunkeln weiter zu gehen, kreuzten wir die Nacht hindurch ab und zu, und ließen endlich, am folgenden Morgen bey Tagesanbruch, die Anker an unſerm vorigen Ankerplatze fallen.

Drittes Hauptſtück.

Verdächtiges Betragen der Einwohner bey unſerer Rückkehr nach der Bay von Karakakua. Ein Diebſtahl an Bord der Discovery, und deſſen Folgen. Die Einwohner wagen einen Angrif auf eines unſerer Boote, und nöthigen die Mannſchaft, daſſelbe im Stich zu laſſen. Capitain Cooks Aeußerungen über dieſen Vorfall. Ein anderer Anſchlag auf die Sternwarte. Der Discovery wird ein Boot geſtohlen. Capitain Cooks Maaßregeln, um ſolches wiederzubekommen. Er geht ans Land, um den König zu ſich an Bord einzuladen. Der König wird durch ſeine Gemahlin zurückgehalten, und es entſteht ein Streit. Man erhält die Nachricht, daß einer von unſern Leuten einen Befehlshaber getödtet habe. Hierauf geräth alles in Gährung. Ein Befehlshaber bedrohet Capitain Cook, der ihn darauf erſchießt. Die Einwohner wagen einen allgemeinen Angrif. Capitain Cooks Ende. Nachricht von ſeinen geleiſteten Dienſten, und Entwurf ſeines Charakters.

Der elfte und zum Theil der zwölfte gingen damit hin, den Fockmaſt auszuheben, und ihn mit den Zimmerleuten ans Land zu ſchicken. Außer dem Schaden, den wir ſchon vorhin bemerkt hatten, ſahen wir jetzt noch, daß er ziemlich angefault war, und in der Mitte ein ſo großes Loch hatte, daß vier bis fünf kleine Kohlköpfe darin Raum gehabt hätten. Zum Glück hatten wir noch die großen Blöcke von rothem Toa- oder Keulenholze (*Caſuarina*) an Bord, welche wir anfänglich zu Ankerſtöcken beſtimmt hatten; dieſe konnten ſo bequem zur Ausbeſſerung des Maſtes gebraucht werden, daß wir ihn nicht abzukürzen brauchten. Um die Zeit nicht ungenutzt vorbey ſtreichen zu laſſen, brachten wir die aſtronomiſchen Inſtrumente ans Land, und errichteten unſere Zelte auf dem Marai, wohin mich der Aſtronom, Herr Bayly begleitete. Unſere Wache beſtand aus einem Corporal und ſechs Seeſoldaten. Die Prieſter, mit denen wir wieder im beſten Vernehmen lebten, belegten die Stelle, wo wir den Maſt hingebracht hatten, mit dem Tabu, das iſt, ſie pflanzten rund um dieſen Ort ihre Stäbe auf, und unterſagten dadurch den Einwohnern den Zutritt zu demſelben. Die Zimmerleute und andere Arbeiter konnten alſo ihre Geſchäfte ungeſtört und in völliger Sicherheit betreiben. Unter dieſe Arbeiter gehörten auch die Segelmacher, welche den Schaden, den der Sturm an unſern Segeln verurſacht hatte, in einem Hauſe neben dem Marai, welches uns die Prieſter zu dem Ende geliehen hatten, ausbeſſern mußten.

Ich komme nunmehr auf unſere Begebenheiten mit den Einwohnern zurück, wodurch die traurige Cataſtrophe des 14ten Februars ſtufenweiſe vorbereitet wurde. Wir erſtaunten ſchon, da wir vor Anker gekommen waren, nicht wenig über den großen Unterſchied zwiſchen unſerer jetzigen und ehemaligen Aufnahme. Diesmal vernahmen wir kein frohlockendes Geſchrey, kein Gewirr und Getümmel unter den Inſulanern; die ganze Bay war leer und einſam; kaum ſchlichen ſich hie und dort einzelne Kähne längs dem Ufer hin. Die Neugier, die einen ſo großen Antheil an der ehemaligen Bewegung unter den Einwohnern gehabt hatte, konnte jetzt allerdings befriedigt ſeyn; allein von Leuten, die uns bisher mit ſo vieler Gaſtfreyheit bewirthet und uns unter ſo vielen Freundſchaftsbezeugungen entlaſſen hatten, erwarteten wir billig, daß ſie uns, wenn gleich nicht aus Neugier doch aus freudiger Theilnehmung an unſerm Wohlbefinden, mit Frohlocken über unſere Wiederkehr hätten entgegen eilen ſollen.

Wir überließen uns allerley Muthmaßungen über dieſe ungewöhnliche Stille, bis unſer Boot, welches auf Kundſchaft ans Land gegangen war, wieder zurückkehrte. Der größte Theil unſerer Beſorgniſſe verſchwand, als wir erfuhren, daß Terriobu abweſend ſey, und die Bay unter dem Tabu, oder Bann, zurückgelaſſen habe. Die meiſten von uns beruhigten ſich bey dieſer Nachricht; andre waren indeß der Meynung: — oder waren es vielleicht die nachfolgenden Ereigniſſe, die ihnen erſt hinterher die Vermuthung einflößten? — in dem Betragen der Einwohner ſey etwas Verdächtiges; das abgeſchnittene Verkehr mit uns, in Abweſenheit des Königs, ſey nur ein Mittel ſich zur Berathſchlagung mit ſeinen Vornehmen Zeit zu verſchaffen; es werde wahrſcheinlich die Frage entſchieden, wie man ſich gegen uns zu benehmen habe? Ob dieſer Verdacht gegründet war, oder ob jene einfachere Nachricht der Einwohner, der Wahrheit näher kam, konnten wir nie mit Zuverläßigkeit entſcheiden. Es war freylich möglich, daß unſere ſchleunige Wiederkehr, ohne ſichtbare Urſach, den Einwohnern auffallen und ſie beunruhigen konnte. Es fiel uns auch ſehr ſchwer, ihnen die Nothwendigkeit, die uns zurückgetrieben hatte, begreiflich zu machen. Allein Terriobu erſchien am folgenden Morgen und beſuchte den Capitain Cook. In ſeinem Betragen war nichts Zweydeutiges, und mit ihm kam die Menge der Einwohner zurück, und ſetzten ihr friedliches Verkehr mit uns, im beſten Vernehmen, fort, wie zuvor. Dies ſind wenigſtens ſtarke Beweiſe, daß ſie eben ſo wenig ein verändertes Betragen im Schilde führten, als ſie dergleichen von unſerer Seite befürchten mochten.

Zur Beſtätigung der letzteren Meynung dient ein Umſtand, der ſich ſchon bey unſerm vorigen Hierſeyn ereignete, und zwar den Tag vorher, ehe uns der König beſuchte. Ein Inſulaner hatte an Bord der Reſolution ein Schwein verkauft und den Kaufpreis bereits empfangen, als Paria hinzukam, und ihm rieth, das Schwein nicht ſo wohlfeil zu laſſen. Dieſe Unart ward ihm ſehr ſcharf verwieſen, und man ſtieß ihn hinweg. Bald darauf ward das Tabbu über die Bay geſprochen, und ſchon glaubte jedermann, den Einwohnern ſey das Verkehr mit uns aus keiner andern Urſach unterſagt worden, als wegen der einem Befehlshaber angethanen Schmach. Man ſieht, wie mißlich es iſt, aus den Handlungen eines Volks, deſſen Sprache und Sitten man nicht kennt, Folgerungen ziehen zu wollen; und nicht weniger, wie viele Schwierigkeiten es hat, bey ſo vieler Ungewißheit, wo der kleinſte Irrthum die nachtheiligſten Folgen haben kann, im Verkehr mit dieſen Leuten allen Anſtoß zu vermeiden.

Bis Nachmittags am 13ten, ging alles ruhig ſeinen Gang. Gegen Abend gab mir ein Officier von der Discovery, der die Aufſicht über das Waſſerfüllen am Lande hatte, Nachricht, daß ſich einige Befehlshaber am Brunnen unweit des Strandes eingefunden, und die Inſulaner, welche er zum Fortrollen der Tonnen als Gehülfen ſeiner Matroſen gemiethet gehabt, fortgejagt hätten; ihr ganzes Betragen ſchien dabey ſo verdächtig, als ob ſie es bey dieſem Unfug nicht bewenden laſſen wollten. Auf ſein Verlangen gab ich ihm einen Seeſoldaten zu, der aber nur das Seitengewehr mitnehmen durfte. Nicht lange nachher kam der Officier zum zweyten mal, und brachte die Nachricht, daß ſich die Einwohner mit Steinen bewafnet hätten, und ſich ſehr unbändig gebärdeten. Ich ging alſo ſelbſt hin, und ließ mich von einem Seeſoldaten mit ſeinem Schießgewehr begleiten. Als wir uns näherten, ließen die Inſulaner ihre Steine fallen. Ich ſprach hierauf mit einigen der Vornehmern, die nunmehr das zuſammengelaufene Volk auseinander trieben, und denen, die ſich willig finden ließen, ferner erlaubten, unſern Leuten beym Waſſerfüllen behülflich zu ſeyn. Nachdem ich hier alles beruhigt hatte, ging ich dem Capitain Cook entgegen, den ich eben in ſeinem Boot ans Land kommen ſah, und erſtattete ihm Bericht von dieſem Vorfalle. Er gab mir Befehl, auf den Fall, daß man uns mit Steinen würfe oder ſonſt übel begegnete, ſogleich mit ſcharfgeladenem Gewehr auf die Angreifenden Feuer zu geben. Dem zufolge beorderte ich den Corporal, die Flinten der Schildwachen ſtatt mit Schroot mit Kugeln laden zu laſſen.

Als wir eben zuſammen nach den Gezelten zurückkehrten, zog ein fortdauerndes Muſketenfeuer von der Discovery unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Die Schüſſe waren gegen ein Kanot gerichtet, das nach dem Lande hineilte und von einem unſerer kleinen Boote verfolgt ward. Wir vermutheten ſogleich, daß ein Diebſtahl vorgegangen wäre; und der Capitain befahl mir und einem Seeſoldaten ihm zu folgen, und die Leute die aus dem Kanot ausſteigen würden, in Verhaft zu nehmen. Wir liefen nach dem Ort hin, wo das Kanot anlanden mußte; aber als wir ankamen, hatten es die Leute ſchon verlaſſen, und waren entkommen.

Wir glaubten, die geſtohlnen Sachen müßten von Wichtigkeit ſeyn, weil man deshalb ſo ernſtliche Maaßregeln ergriffen hatte; auch wußten wir damals noch nicht, daß ſie zurück gegeben wären. Daher wollten wir die Hofnung ſie wiederzubekommen nicht fahren laſſen, und entſchloſſen uns, den Flüchtlingen nachzuziehen. Wir erkundigten uns nach dem Wege den ſie genommen hätten und folgten ihnen, bis es anfing dunkel zu werden, etwa drey Engliſche Meilen weit von unſern Gezelten. Hier kam es uns ſo vor, als wenn die Einwohner uns mit erdichteten Nachrichten nur immer weiter zu locken ſuchten; wir machten daher dem Nachſuchen ein Ende, und kehrten an den Strand zurück.

Während unſerer Abweſenheit hatte ſich ein Auftritt von der ernſthafteſten und unangenehmſten Art zugetragen. Der Officier, den man in dem kleinen Boot abgeſchickt hatte, kehrte ſchon mit den geſtohlnen und wieder erhaltenen Sachen an Bord des Schiffs zurück, als er gewahr wurde, daß Capitain **Cook** mit mir den Dieben nachſetzte. Nun bildete er ſich ein, er müſſe das am Strande aufgezogene Kanot in Beſchlag nehmen. Unglücklicherweiſe gehörte es dem **Paria**, der in demſelben Augenblick von der Diſcovery hinzukam, und es mit vielen Betheurungen ſeiner Unſchuld wieder verlangte. Der Officier weigerte ſich es herauszugeben; die Mannſchaft des andern Boots, welches auf den Capitain wartete, ſchlug ſich zu ihm, und nun entſtand eine Schlägerey, wobey **Paria** mit einem Ruder einen ſo heftigen Schlag auf den Kopf bekam, daß er zu Boden ſtürzte. Nunmehr fielen die Inſulaner, welche in der Nähe zuſammen gelaufen und bisher ruhige Zuſchauer geblieben waren, unſere Leute mit einem ſolchen Steinregen an, daß dieſe in der äußerſten Unordnung die Flucht ergriffen, und nach einer vom Ufer etwas entlegenen Klippe ſchwammen. Augenblicklich ſtürzten die Inſulaner über das Boot her, plünderten es rein aus, und würden es völlig in Stücken zerſchlagen haben, wenn nicht **Paria** ſelbſt, der ſich von ſeinem Schlag erholte, und ihn auch ſchon zu vergeſſen ſchien, ſein Anſehen gebraucht hätte. Er trieb den ergrimmten Haufen fort, winkte unſern Leuten, ſie ſollten wiederkommen und ihr Boot in Beſitz nehmen, und gab zu verſtehen, er würde ſich Mühe geben, die herausgenommenen Sachen wieder herbey zu ſchaffen. In der That folgte er ihnen auch, nachdem ſie vom Lande abgegangen waren, in ſeinem Kanot mit eines Midſchipmans Mühe, und einigen andern erbeuteten Kleinigkeiten nach. Er ſchien äußerſt betroffen, und fragte, ob ihn Orono nun tödten, oder ob er ihm morgen erlauben würde an Bord zu kommen? Als man ihm verſicherte, er würde freundſchaftlich aufgenommen werden, grüßte er den Officier nach Landesbrauch durch gegenſeitige Berührung der Naſen, und ruderte dann nach dem Dorfe Kaurana hinüber.

Capitain Cook war über die Nachricht von dieſem Vorfall ſehr beunruhigt, und ſagte: indem wir uns zurück an Bord begaben: „ich fürchte, dieſe Leute werden mich zu gewaltſamen Maaßregeln zwingen; denn wir können es nicht zugeben, daß ſie ſich einbilden, ſie hätten einen Vortheil über uns errungen.“ Da es indeſſen Abend geworden war, konnte weiter nichts geſchehen, und Capitain Cook begnügte ſich alſo damit, daß er die Inſulaner, die ſich an Bord ſeines Schiffs befanden, Männer und Weiber ohne Unterſchied, auf der Stelle fortjagen ließ. Sobald dies geſchehen war, kehrte ich ans Land zurück.

Weil ſich unſer ehemaliges Zutrauen gegen die Einwohner durch ihr heutiges Betragen ſehr vermindert hatte, verdoppelte ich die Wachen auf dem Marai, und befahl, man ſollte mich rufen, ſo bald man jemanden am Strande lauren ſähe. Um elf Uhr bemerkte man fünf Inſulaner, welche am Fuß des Marai umherkrochen, und ſich mit vieler Behutſamkeit uns zu nähern ſchienen, aber ſobald ſie ſahen, daß ſie entdeckt wären, ſich aus dem Staube machten. Um Mitternacht wagte ſich wieder einer dicht an die Sternwarte. Allein als die Schildwache eine Kugel über ſeinen Kopf weg ſchoß, ergrif er ſammt den übrigen die Flucht, und wir hatten nun die Nacht über Ruhe.

Am folgenden Morgen begab ich mich bey Tagesanbruch an Bord der Reſolution, um die Längen-Uhr abzuholen. Schon unterwegs riefen mich einige von der Diſcovery an, um mir zu erzählen, daß ihr Boot in der Nacht von dem Ankerboy, woran es feſtgelegen, losgemacht und weg geſtohlen worden ſey.

Als ich an Bord kam, fand ich die Seeſoldaten unter den Waffen, und Capitain Cook war im Begrif ſeine Flinte mit doppeltem Laufe zu laden. Ich fing an ihm zu erzählen, was in der Nacht vorgefallen ſey. er unterbrach mich aber voll Eifer, und ſagte mir: „das Boot der Diſcovery ſey verloren, und er mache Anſtalt es wieder zu bekommen. In dieſer Abſicht werde er ſich eines Mittels bedienen, welches ihm in Fällen, wo etwas von Wichtigkeit entwendet worden, noch niemals fehlgeſchlagen ſey; er würde nämlich den König oder einige der Vornehmſten Erihs an Bord zu bekommen ſuchen, und ſie daſelbſt ſo lange als Geiſel gefangen halten, bis er das Boot zurück bekommen hätte. Auch habe er Befehl ertheilt, alle Kanots anzuhalten, die ſich unterſtehen würden, die Bay zu verlaſſen; denn er ſey willens, ſich ihrer zu bemächtigen und ſie in Stücken zerſchlagen zu laſſen, wofern er nicht in Gutem zu ſeinem Zweck kommen könne.“ Dem zufolge wurden die Boote von beyden Schiffen voll bewafneter Mannſchaft in der Bay umher poſtirt; und noch ehe ich das Schiff verließ, hatte man bereits auf einige Kanots, welche zu entkommen ſuchten, Kanonen abgefeuert.

Zwiſchen ſieben und acht Uhr verließen Capitain Cook und ich das Schiff zu gleicher Zeit. Er nahm in ſeinem Boote Herrn Lieutenant Phillipps und neun Seeſoldaten mit, und ich ging in einem kleinen Boote zu unſern Arbeitern am Strande zurück. Capitain **Cook** gab mir, ehe wir uns trennten, noch den letzten Auftrag, ich ſollte die Einwohner auf unſerer Seite der Bay beſänftigen, und ſie verſichern, es würde ihnen kein Leides geſchehen; ferner, ich ſollte meine Leute zuſammenhalten und auf meiner Hut ſeyn. Hierauf fuhr er nach **Kauraua**, dem Aufenthalt des Königs, und ich an den Strand. Den Seeſoldaten ertheilte ich ſogleich die gemeſſenſten Befehle, das Zelt nicht zu verlaſſen, ihre Gewehre ſcharf zu laden, und ſie nie aus der Hand zu legen. Dann ging ich in die Hütten des alten **Kau** und der Prieſter, und erklärte ihnen, ſo gut ich mich verſtändlich machen konnte, was jene feindliche Anſtalten, worüber ſie ſchon in große Beſtürzung gerathen waren, zu bedeuten hätten. Daß uns ein Boot geſtohlen worden ſey, wußten ſie bereits. Ich verſicherte ſie, daß ihnen, und den Bewohnern des dieſſeitigen Dorfs nicht die mindeſte Gefahr bevorſtände, obgleich der Capitain entſchloſſen ſey, ſich das Boot wiederzuverſchaffen und die Urheber des Diebſtahls zu beſtrafen. Dieſe Erklärung mußten die Prieſter auf mein Verlangen, dem Volke mittheilen, und es zugleich ermahnen, ſich ohne Furcht, aber ruhig und friedlich zu verhalten. **Kau** fragte mich ſehr dringend, ob **Terriobu** in Gefahr ſey? Ich betheuerte ihm das Gegentheil, und beruhigte dadurch ſowohl ihn ſelbſt als ſeine Amtsbrüder.

Während der Zeit hatte Capitain **Cook** noch unterweges das große Boot, welches an der Nordſpitze der Bay lag, von dieſem Poſten abgerufen, und mit ſich nach **Kauraua** genommen. Er ſtieg mit dem Lieutenant und den neun Soldaten ans Land, und marſchirte dann in das Dorf. Hier ward er mit den gewöhnlichen Ehrenbezeugungen empfangen, das Volk warf ſich nämlich zur Erde nieder, und man brachte ihm, ſo wie es ſonſt geſchehen war, Opfer von kleinen Ferken. Da noch keinem Inſulaner von ſeinem Vorhaben das Geringſte ahndete, erkundigte er ſich nach Terriobu, und ſeinen beyden Söhnen, ein Paar Knaben, die an Bord des Schiffes ſeine beſtändigen Gäſte geweſen waren. Die Knaben kamen mit den Inſulanern, die man nach ihnen ausgeſchickt hatte, bald zum Capitain, und führten ihn ſogleich in die Hütte, wo Terriobu die Nacht zugebracht hatte, und ſo eben erwacht war. Capitain Cook lenkte das Geſpräch auf das geſtohlene Boot, und merkte bald, daß der König nichts von dem Anſchlage gewußt habe. Die Einladung des Capitains, ſich mit ihm einzuſchiffen und den Tag an Bord des Schiffes zuzubringen, nahm Terriobu an und ſtand ſchon auf, um ihn zu begleiten.

Alles ging nach Wunſch. Die beyden Knaben ſaſſen bereits in dem Boote, und die übrige Geſellſchaft näherte ſich dem Seeufer, als eine Frau bey Jahren, Namens Kani-kabaria, die Mutter der beyden Knaben, und eine von des Königs geliebteſten Frauen, ihm nachfolgte, und ihn mit vielen Thränen bat, er möchte ſich ja nicht an Bord begeben. Zu gleicher Zeit traten zwey Befehlshaber, welche mit ihr gekommen waren, hinzu, hielten den König zurück, beſtanden drauf, daß er nicht weiter gehen ſollte, und nöthigten ihn mit Gewalt ſich niederzuſetzen. Von allen Seiten her, verſammelten ſich die Einwohner, denen das Kanonenfeuer und die Anſtalten in der Bay vermuthlich ſchon große Unruhen verurſacht hatten, und drängten ſich an den Capitain Cook und ihren König heran. Als der Lieutenant ſeine Leute mitten im Gedränge ſah, wo ſie im Nothfall ihre Gewehre nicht brauchen konnten, that er dem Capitain den Vorſchlag, ſie auf den Klippen längs dem Ufer in eine Linie zu ſtellen. Der Haufe machte ihnen ſogleich Platz, und ſie poſtirten ſich ungefähr dreyßig Schritte weit von dem Orte, wo der König ſich niedergelaſſen hatte, und wo er noch voll Schrecken und Beſtürzung ſaß. Capitain Cook, der ſein Vorhaben nicht gern aufgeben wollte, drang ferner mit allem Nachdruck in ihn, er möchte ſich entſchließen weiter zu gehen. So oft aber der König ſich geneigt bezeigte, dem Capitain zu folgen, traten die Befehlshaber hervor, und hielten ihn zuerſt mit Bitte und Vorſtellungen und hernach mit offenbarer Gewalt zurück. Alle waren in der größten Unruhe, und es blieb gar keine Hofnung übrig, ohne Blutvergießen den König entführen zu können. Als Capitain Cook dies bemerkte, ließ er ſein Vorhaben endlich fahren, und ſagte zu Herrn Phillips: man kann ihn nicht mit Gewalt an Bord bringen, ohne das Leben vieler Einwohner in Gefahr zu ſetzen.

Der Anſchlag, welchen Capitain Cook am Lande ausführen wollte, war alſo mislungen: doch war für ſeine Perſon nicht einmal ein Schatten von Gefahr vorhanden, bis ein Nebenumſtand der ganzen Sache einen andern Ausſchlag gab. Einige Kanots hatten ſich vom Lande zu entfernen geſucht; die in der Bay poſtirten Boote hatten Feuer auf ſie gegeben, und unglücklicherweiſe war durch den Schuß ein Oberhaupt vom erſten Range gefallen. Capitain Cook ging, als er vom Könige zurück kam, ganz gemächlich nach dem Strande hin, als die Nachricht von dieſem Todesfall ſich eben im Dorfe verbreitete. Alles gerieth ſogleich in die augenſcheinlichſte Gährung. Die Männer ſchickten ihre Weiber und Kinder fort, legten ihre Kriegs-Matten an, und bewafneten ſich mit Spießen und Steinen. Einer trat, mit einem Stein und einem langen eiſernen Dolch *) in der Hand, zum Capitain heran, ſchwenkte ihm

---

*) Die Einwohner haben eine Art Waffen, welche ſie Pahua nennen. Denſelben Namen gaben ſie den langen eiſernen

zum Hohn, ſein Gewehr, und drohte ihm mit dem Steine. Umſonſt rief ihm Capitain Cook zu, er ſollte ſich ruhig verhalten; endlich wurd er durch den Uebermuth des Menſchen ſo gereizt, daß er eine Ladung Schroot auf ihn abſchoß. Das Schroot prellte aber ab, und der Schuß that weiter keine Wirkung, als daß er die Einwohner nur noch mehr erbitterte und noch verwegener machte, ſo daß ſie anfingen, die Soldaten mit Steinen zu werfen. Ein Ehri wollte Herrn Philips mit dem Dolch erſtechen, verfehlte ihn aber, und bekam dafür einen Schlag mit dem Flintenkolben. Jetzt that Capitain Cook den zweyten Schuß mit einer Kugel, und ſtreckte dadurch einen der vorderſten Inſulaner nieder. Dies war gleichſam das Signal zu einem allgemeinen Steinregen, der mit einem Musketenfeuer von den Soldaten und aus den Booten erwiedert ward. Wider alle Erwartung hielten die Inſulaner das Feuer mit unerſchrockenem Muthe aus, und ehe man von neuem laden konnte, fielen ſie mit ſchrecklichem Geheul auf unſere Mannſchaft los. Und nun erfolgte ein gräßlicher Auftritt voll der äußerſten Verwirrung.

Vier Seeſoldaten wurden im Rückzuge zwiſchen den Klippen abgeſchnitten und der Wuth der Feinde geopfert, und drey andere gefährlich verwundet. Der Lieutenant bekam einen Dolchſtich zwiſchen den Schultern; doch hatte er zum Glück ſeinen Schuß noch aufgehoben, und erſchoß den Kerl, als er eben im Begriffe war, ihm den zweyten Stoß zu verſetzen. Unſer unglücklicher Befehlshaber ſtand, als man ihn zum letztenmal deutlich ſah, am Rande des Waſſers, und rief den Bootsleuten zu, ſie

---

Nägeln, die vermuthlich, um gangbarer gemacht zu werden, am Bord der Schiffe umgeſchmiedet wurden, damit ſie einige Aehnlichkeit mit den inländiſchen Pahuas erhielten. G. F.

ſollten mit feuern einhalten und ans Land rudern. Einige von unſern Leuten, welche bey dieſem Auftritte zugegen waren, behaupteten: man habe, ohne ſeinen Wink zu erwarten, angefangen Feuer zu geben, und er ſey äuſſerſt bemühet geweſen, allem weitern Blutvergieſſen Einhalt zu thun. War dies der Fall, ſo läßt ſich mit vieler Wahrſcheinlichkeit behaupten, daß ſeine Menſchlichkeit ihm das Leben gekoſtet hat; denn ſo lange er den Inſulanern die Spitze bot, wagte es keiner, die Hand gegen ihn aufzuheben, indem er ſich aber umwandte, um den Booten ſeine Befehle zu ertheilen, ſtieß man ihm den Dolch in den Rücken, und er ſtürzte ins Waſſer vor ſich hin. Da ihn die Inſulaner fallen ſahen, erhoben ſie ein großes Jubelgeſchrey, ſchleppten den Leichnam ans Land, und riſſen einander den Dolch aus den Händen, um ihn mit wilder Wuth zu zerfleiſchen.

So fiel unſer großer, vortreflicher Befehlshaber. Nicht zu frühzeitig für ihn ſelbſt, für ihn, deſſen Leben eine Reihe großer glänzender und glücklicher Unternehmungen war, und der die Vollendung des großen Geſchäftes, wozu die Vorſicht ihn nur geboren werden ließ, noch erlebte. Nur den Genuß des Ruhms, den er bereits errungen hatte, entriß ihm der Tod. Diejenigen aber, die ſich auf ſeine weiſe Führung voll Zuverſicht verließen, denen ſeine theilnehmende Vorſorge ihre Beſchwerden erleichterte, und Troſt in ihren Mühſeligkeiten gab, fühlten ſeinen Verluſt tief, und bejammerten ihn unausſprechlich. Wer könnte auch unſer Schrecken und die allgemeine Beſtürzung mahlen, die auf einen ſo furchtbaren als unerwarteten Schlag erfolgte! Ich wende lieber den Blick von dieſer Trauerſcene hinweg, und betrachte die Hauptzüge in dem Charakter des großen Mannes. Folgender kurzer Entwurf von ſeinem Leben und ſeinen Thaten iſt zugleich das letzte Opfer, das ich ſeinem Andenken darbringen kann!

Capitain **James** (Jacob) **Cook** ward im Jahr 1727 unweit **Whitby** in **Yorkſhire** geboren. In ſeiner Jugend gab man ihn zu einem Krämer auf einem benachbarten Dorf in die Lehre. Allein ſeine Neigung ſtimmte mit dieſer Beſchäftigung ſo wenig überein, daß er bald aus Ueberdruß den Laden verließ, und auf eigenen Antrieb zu einem Kohlen-Schiffer ging, bey dem er neun Lehr-Jahre aushalten mußte. Beym Ausbruch des Krieges im Jahr 1755 trat er in königliche Dienſte, und kam an Bord des Schiffes Eagle (**Adler**) welches damals Capitain **Hamer** und in der Folge Sir **Hugo Palliſer** commandirte. Letzterer entdeckte bald ſeine Verdienſte, und brachte ihn auf das Quarterdeck *).

Im Jahr 1758 war er Loots im **Northumberland**, dem Admiralſchiff derjenigen Flotte, welche Lord **Colville** an der Küſte von **Amerika** commandirte. Hier las er, wie er mir oft ſelbſt erzählt hat, während eines harten Winters zum erſtenmal den Euklides, und ſtudirte ohne weitere Anleitung, durch eigenen Fleiß aus einigen wenigen Büchern Mathematik und Sternkunde. Zu eben dieſer Zeit, wo er das Mangelhafte ſeiner früheren Erziehung zu erſetzen, und ſich neue Kenntniſſe zu erwerben ſuchte, hatte er großen Antheil an den geſchäftigſten Auftritten des Krieges in Amerika. Der Admiral Sir **Carl Saunders**, wählte ihn bey der Belagerung von **Quebec** zu den wichtigſten nautiſchen Dienſtgeſchäften. Bey dem Angrif zu **Montmorency** führte er die Boote an, begleitete ſie bis zu den Anhöhen von **Abraham**, unterſuchte die ganze

---

*) Quarterdeck iſt dasjenige Verdeck über dem Hintertheil des Schiffs, wo die Officiere auf- und abgehen dürfen. Der Ausdruck, jemanden **auf das Quarterdeck bringen**, heißt alſo ihn zum Officier machen, worunter aber auch Midſchipmen, Lootſengehülfe und Lootſen gehören. G. F.

Fahrt, und legte Boyen, damit die groſſen Schiffe deſto ſicherer den Fluß hinabſegeln konnten. Der Muth und die Geſchicklichkeit, womit er dieſes Geſchäft ausführte, erwarben ihm die Freundſchaft des Admirals, und des Lord Colville, die auch Zeitlebens ſeine eifrige Fürſprecher blieben. Als der Krieg zu Ende war, erhielt er auf Lord Colville's und Sir Hugo Palliſer's Empfehlung den Auftrag, den Meerbuſen St. Lorenz und die Küſten von Neufundland aufzunehmen. Dieſes Geſchäft ſetzte er bis ins Jahr 1767 fort, da ihn Sir Eduard Hawke zum Anführer einer Reiſe nach der Südſee auserſah, welche zur Beobachtung des Durchgangs der Venus angeſtellt, und wobey zugleich Entdeckungen in jenem Meere gemacht werden ſollten.

Seine Dienſte von der Zeit an, ſind zu bekannt, um hier angeführt zu werden, und ſein Ruhm iſt verhältnißmäßig zu hoch geſtiegen, als daß er meines Lobes bedürfte. Offenbar war Capitain Cook recht eigentlich für Unternehmungen dieſer Art geboren, und beſaß die dazu erforderlichen Eigenſchaften im höchſten Grade. Frühe Gewohnheit und Uebung, der ganze Gang ſeines Dienſtes, und die immer rege Betriebſamkeit ſeines Geiſtes erhoben ihn gemeinſchaftlich auf eine Stufe der Vollkommenheit in ſeiner Kunſt, die nur ſehr Wenige erreichen.

Sein Körper war von dauerhafter Natur, zur Arbeit abgehärtet, und konnte das härteſte Ungemach erdulden. Sein Magen verdaute die gröbſten und unangenehmſten Speiſen. Mäßigkeit war bey ihm im Grunde kaum noch eine Tugend, da es ihm nichts koſtete, ſich jeder Art von Enthaltung zu unterwerfen. Eben ſo feſt und ſtark als ſein Körper, waren auch die Eigenſchaften ſeines Geiſtes. Sein Verſtand war hell und weitumfaſſend; ſeine Beurtheilungskraft, in allem, was auf ſeine Dienſtgeſchäfte Beziehung hatte, ſchnell und ſicher; ſeine Entwürfe hatten männliche Kühnheit, und trugen ſowohl in der Anordnung als in der Ausführung, das originelle Gepräge des Genies. Sein Muth war kalt und entſchloſſen, und im Augenblick der Gefahr von bewundernswürdiger Gegenwart des Geiſtes begleitet. Seine Sitten waren einfach und kunſtlos. Vielleicht könnte man ſeinem Temperamente Hitze und Leidenſchaft vorwerfen, wenn nicht ſein äußerſt wohlwollendes und menſchenfreundliches Gefühl auch dieſe entwafnet hätte.

Dies ſind nur ſchwache Umriſſe von Capitains Cooks Charakter. Aber der hervorſtechendſte Zug darin iſt die immerwährende Beharrlichkeit in der Ausführung ſeines Endzwecks; eine Eigenſchaft, wodurch er nicht nur alle Gefahren und alles Ungemach überwand, ſondern auch den Mangel der gewöhnlichen Erholung nicht fühlte. Während der langen mühſamen Reiſen, die er unternahm, ließ ſeine Thätigkeit und ſein Eifer nicht einen Augenblick nur im geringſten nach. Keine zufällige Verſuchung konnte ihn nur eine Minute zurückhalten. Selbſt jene Zwiſchenräume der Erholung, welche zuweilen unvermeidlich waren, und von uns allen mit Verlangen erwartet wurden, litt er, ſo leicht auch ein jeder, der die Anſtrengung des Dienſtes kennt, ein Verlangen nach Erholung entſchuldigen wird, nur mit einer Art von Ungeduld, wenn er nicht zu gleicher Zeit den Vortheil daraus ziehen konnte, zur ferneren Ausführung ſeines Entdeckungsplans Anſtalten zu treffen.

Es wäre überflüßig, hier die Begebenheiten anzumerken, wo dieſe Eigenſchaften, während ſeiner großen und wichtigen Unternehmungen, am meiſten hervorleuchteten. Ich begnüge mich damit, daß ich das Reſultat ſeiner Bemühungen, unter den beyden Rubriken: Geographie und Schiffahrt angebe, und jede in ein eignes Licht ſtelle.

Keine Wiſſenſchaft hat wohl jemals durch Einen Mann ſo großen Vortheil gewonnen, als die Geographie durch den Capitain Cook. Während ſeiner erſten Reiſe entdeckte er die Societäts-Inſeln, beſtimmte den Umfang von Neu Seeland, entdeckte die Meerenge, welche beyde Inſeln trennt und ſeinen Namen führt, und nahm die ganze Küſte derſelben auf. Hierauf entdeckte und unterſuchte er die bis dahin gänzlich unbekannt gebliebene Oſtküſte von Neuholland, in einer Strecke von mehr als ſieben und zwanzig Graden der Breite, oder über zwey tauſend Engliſchen Meilen.

Auf der zweyten Reiſe löſte er das große Problem von einem ſüdlichen feſten Lande und durchſchiffte jene Halbkugel zwiſchen dem 40 und 70ſten Grade der Breite dergeſtalt, daß er den Wahn von dem Daſeyn jenes angeblichen Landes vernichtete, wenn nicht etwa noch ganz nahe am Pol, wohin die Schiffahrt nicht dringen kann, Land vorhanden ſeyn ſollte. Während dieſer Unternehmung entdeckte er Neu-Caledonien, welches nach Neuſeeland die größte Inſel im ſüdlichen ſtillen Meere iſt; ferner die Inſel Georgien, und eine unbekannte Küſte, die er Sandwich-land benannte, und die das Thule der ſüdlichen Halbkugel iſt. Auch beſtimmte er die Lage verſchiedener früheren Entdeckungen, und fügte, während eines zweymaligen Beſuchs innerhalb der Wendekreiſe, mehrere neue hinzu.

Vor allen aber zeichnet ſich die Fahrt, deren Geſchichte wir jetzt erzählen, durch den Umfang und die Wichtigkeit der Entdeckungen aus, die darauf gemacht worden ſind. Außer einigen kleineren Eilanden im ſüdlichen Theile des ſtillen Meeres, entdeckte er, nordwärts vom Aequator, die Gruppe der Sandwichs-Inſeln, die vermittelſt ihrer Lage und ihrer Produkte vor allen andern Entdeckungen im Südmeere eine wichtige Beziehung auf den ganzen Zuſammenhang der Europäiſchen Schiffahrt haben können. Hierauf erforſchte er was noch von der Weſtamerikaniſchen Küſte zu entdecken übrig war, zwiſchen dem 43ſten und 70ſten Grad der Breite, in einer Strecke von drey tauſend fünf hundert Engliſchen Meilen; er ſetzte die Nähe der beyden Continente Aſien und Amerika außer Zweifel; ging durch die Meerenge, welche dieſe Welttheile trennt, und unterſuchte die Küſten zu beyden Seiten ſo weit gen Norden, daß er bündig darthun konnte: eine weſtliche oder öſtliche Durchfahrt aus dem ſtillen Meer in das Atlantiſche ſey unmöglich. Mit einem Worte: die See von Amur und den Japaneſiſchen Archipelagus ausgenommen, welche den Europäern noch wenig bekannt ſind, hat er die Hydrographie der bewohnbaren Erde vollendet.

Als Seemann waren ſeine Dienſte vielleicht nicht minder glänzend und ſicherlich nicht minder verdienſtlich oder wichtig. Die Methode die Geſundheit der Seeleute zu erhalten, welche er entdeckt und mit ſo glücklichem Erfolg angewendet hat, macht Epoche in der Schiffahrt, und bringt ſeinen Namen unter den Freunden und Wohlthätern des Menſchengeſchlechts, auf künftige Jahrhunderte.

Wer die Geſchichte der Schiffahrt kennt, braucht nicht erſt zu lernen, wie theuer man ehemals die Vortheile erkaufte, welche nur durch lange Seereiſen erreicht werden können. Die furchtbare Krankheit, welche von dergleichen Unternehmungen unzertrennlich iſt, pflegte auf den Entdeckungsfahrten ehedem ſo ſchrecklich zu wüthen, daß die bloße Erzählung davon beynahe zu grauſend iſt. Ohne eine unverantwortliche Tyranney über das Leben unſerer Seeleute ausüben zu wollen, hätte man endlich dieſes Hinderniß als unüberſteiglich anſehen, und auf Unternehmungen von dieſer Art gänzlich Verzicht thun müſſen. Aber Capitain Cook war dazu beſtimmt, der Welt durch wiederholte Verſuche zu zeigen, wie man Entdeckungsreiſen in unbekannten Gegenden, und mit beſtändigem Wechſel des Clima's, zu der ungewöhnlichen Länge von drey oder vier Jahren ausdehnen könne, ohne der Geſundheit der Seeleute zu ſchaden, oder auch nur die Wahrſcheinlichkeit der Erhaltung im mindeſten zu verringen. Die von ihm befolgte Methode beſchreibt und erläutert er ſelbſt in einem Aufſatze, welcher im Jahr 1776 in der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften vorgeleſen ward; und dem die Geſellſchaft die goldne Schaumünze des Ritters Gottfried Copley zuerkannte. Die etwa noch dazu gehörigen neuen Bemerkungen, welche er auf der gegenwärtigen letzten Reiſe aus Erfahrungen zog, kommen an ihrem Orte vor.

Seine Geſchicklichkeit als Seemann mögen diejenigen beurtheilen, die von dieſer Art des Dienſtes einen Begrif haben. Wer drey Entdeckungsfahrten von ſo ungewöhnlicher Dauer, womit ſoviel Gefahr und Schwierigkeit verbunden war, in ſo vielen verſchiedenen Lagen, mit einem ſo gleichförmigen und unabänderlich glücklichen Erfolg, ausführen konnte, dem wird man leicht nicht nur eine gründliche und genaue Kenntniß ſeines Geſchäftes, ſondern auch ein viel umfaſſendes, großes Genie, einen Reichthum an Hülfemitteln, und eine gleiche Fertigkeit ſowohl in den größten als in den geringſten Gegenſtänden des Dienſtes zugeſtehen.

Nach dieſer getreuen Nachricht von dem Tode meines ſtets verehrten Freundes, die theils aus eigner Beobachtung theils aus der Erzählung andrer geſchöpft iſt, und nach einer kurzen Ueberſicht ſeines Charakters und ſeiner Verdienſte, überlaſſe ich nun ſein Andenken der Dankbarkeit und Bewundrung der Nachwelt, und genieße mit Wehmuth der ehrenvollen Auszeichnung, die mir durch ſeinen Verluſt zu Theil geworden iſt: daß ich auf dem Titel dieſes Werks meinen Namen zu dem ſeinigen hinzugefügt ſehe, und ſeinem Andenken die Zuneigung und Ehrerbietung bezeigen kann, die ich ihm ſelbſt, ſo lange er lebte, aus innerm Antrieb zu erweiſen bemühet war.

Viertes Hauptſtück.

Begebenheiten, welche der Tod des Capitain **Cook** in **Owaihi** veranlaßte. Tapferes Betragen eines Lieutenants der Seeſoldaten. Gefährliche Lage unſerer Leute auf dem Marai. Tapferkeit eines Einwohners. Berathſchlagung wegen künftiger Maaßregeln. Forderung an die Einwohner, den Körper des Capitains auszuliefern. Ausflüchte und hinterliſtige Aufführung des **Koah**, und der übrigen Oberhäupter. Freches Betragen der Einwohner. Beförderung der Officiere. Ankunft zweyer Prieſter mit einem Theil des Leichnams. Sonderbare Handlung zweyer Knaben. Das Dorf **Kakua** wird in Brand geſteckt. Unglückliche Vernichtung der Prieſter Wohnung. Ausliefrung der Gebeine des Capitain **Cook**. Abreiſe von **Karakakua**-**Bay**.

Wie ſchon erzählt worden iſt, wurden viere von den Seeſoldaten, die den Capitan **Cook** begleitet hatten, durch die Einwohner auf dem Platze getödtet; die übrigen nebſt ihrem Lieutenant, Herrn **Phillips**, warfen ſich in das Waſſer, und retteten ſich unter dem Schutze eines ſcharfen Feuers von dem Boote. Bey dieſer Gelegenheit gab Herr **Phillips** einen auffallenden Beweis von Tapferkeit und Liebe für ſeine Leute. Er hatte kaum das Boot erreicht, als er einen von den Seeſoldaten, der nicht ſonderlich ſchwimmen konnte, mit den Wellen kämpfend und in Gefahr ſchweben ſah, von dem Feinde ergriffen zu werden; ſogleich ſprang er, ungeachtet er ſelbſt ſtark verwundet war, zu ſeinem Beyſtand ins Waſſer, und ob er gleich einen ſo heftigen Steinwurf an den Kopf bekam, daß er ſelbſt beynahe untergeſunken wäre; ſo ergriff er dennoch den Soldaten, und brachte ihn in Sicherheit.

Unſere Leute in den Booten, die während des ganzen Vorganges nur etwa zwanzig Schritte vom Lande geſtanden hatten, unterhielten noch einige Zeitlang ein heftiges Feuer, um ihren unglücklichen Kameraden, im Fall noch einer oder der andere von ihnen lebte, Gelegenheit zu geben, daß ſie entkommen könnten, und in eben der Abſicht wurden einige Kanonenſchüſſe von der Reſolution gethan. Als die Einwohner dadurch endlich zum Weichen gebracht wurden, eilten fünf von unſern jungen Cadetten in einem kleinen Boote nach dem Ufer hin, wo ſie die Körper ihrer Landsleute ohne Lebenszeichen auf der Erde liegen ſahen. Da ſie ihre Ammunition meiſtens ſchon verbraucht hatten, und ihrer eine ſo geringe Anzahl war, hielten ſie es für gefährlich die Leichname hinweg ſchaffen zu wollen, ließen ſie daher nebſt zehn Gewehren in dem Beſitz der Einwohner, und kehrten zu den Schiffen zurück.

Sobald man ſich von der allgemeinen Beſtürzung, welche dieſer unglückliche Vorfall unter der Mannſchaft beyder Schiffe verbreitete, etwas erholt hatte, erinnerte man ſich an unſere Leute bey dem Marai, wo der Maſt und die Segel nur unter einer Bedeckung von ſechs Mann am Lande lagen. Unmöglich kann ich meine Unruhe während dieſes ganzen Vorganges ſchildern. Da wir uns nur eine kleine Engliſche Meile weit von dem Dorfe **Kauraua** befanden, konnten wir deutlich ſehen, daß ſich ein ungeheurer Haufen auf dem Platze verſammelte, wo Capitain Cook eben gelandet war; auch hörten wir das Muſketen-Feuer, und bemerkten ein außerordentliches Gewirre und Bewegung unter dem Haufen. Nachher ſahen wir die Einwohner fliehen, die Boote aber vom Lande abſtoßen und in großer Stille zwiſchen den Schiffen hin und her fahren. Mein Herz ahndete nichts Gutes, auch war es, da es auf ein ſo theures ſchätzbares Leben ankam, unmöglich, bey ſo befremdenden, drohenden Anzeigen ruhig zu bleiben. Ich wußte außerdem, daß der Capitain, durch einen langen ununterbrochen glücklichen Fortgang ſeiner Unterhandlungen mit den Bewohnern dieſer Inſeln, ſo viel Zutrauen zu ihnen hatte, daß ich immer fürchtete, es möchte ihn einmal in einem unglücklichen Augenblick zu unachtſam machen; und jetzt überdachte ich die ganze Gefahr der ihn dieſes Zutrauen ausſetzte, ohne eben vielen Troſt aus der Erfahrung ſchöpfen zu können, durch die es veranlaßt worden war.

Das Volk, welches in großer Anzahl um die Mauern unſres geheiligten Feldes verſammlet war, ſchien eben ſo verlegen als wir ſelbſt, wie alles, was ſie ſahen und hörten, zu erklären wäre; ich verſicherte alſo, ſobald ich das erſte Muſketen-Feuer hörte, ſie ſollten nicht beunruhigt werden, und ich wünſchte auf alle Fälle, Frieden mit ihnen zu halten. In dieſer Lage blieben wir, bis die Boote an Bord zurück gekehrt waren. Als aber Capitain Clerk durch ſein Seherohr bemerkte, daß wir von den Einwohnern umringt waren, befürchtete er, ſie möchten uns angreifen, und ließ mit zwey vierpfündigen Kanonen auf ſie feuern. Glücklicherweiſe thaten die Kugeln, ſo gut man auch gezielt hatte, keinen Schaden; indeß gaben ſie den Einwohnern einen augenſcheinlichen Beweis von ihrer großen Wirkung; denn eine derſelben brach einen Kokosnußbaum, unter welchem eine Anzahl von ihnen ſaß, in der Mitte ab, und die andere zerſplitterte einen Felſen, der in einer geraden Linie mit ihnen ſtand. Da ich ihnen eben auf das eifrigſte betheuert hatte, daß ſie ſich in völliger Sicherheit befänden, war ich über dieſen feindlichen Angrif äußerſt betreten, und ſchickte, damit er nicht wiederholt würde, ſogleich ein Boot an den Capitain Clerke, und ließ ihm ſagen: ich ſtände noch bis jetzt mit den Einwohnern im freundſchaftlichſten Vernehmen; wenn mich aber in der Folge die Umſtände nöthigen ſollten, mein Betragen gegen ſie zu ändern, ſo würde ich eine Fahne ausſtecken, um ihm anzuzeigen, daß er uns Beyſtand leiſten möchte.

Wir erwarteten nunmehr die Rückkehr des Bootes mit der äußerſten Ungeduld. Nach einer Viertelſtunde, die wir unter der quälendſten Angſt und Ungewißheit zubrachten, kam Herr Bligh, und beſtätigte unſre Furcht nur zu ſehr. Zugleich brachte er uns Befehl, die Zelter ſo ſchnell als möglich abzubrechen, und die Segel, die zum ausbeſſern am Lande waren, an Bord zu ſchicken. Während der Zeit hatte auch unſer Freund Kårikia von einem Einwohner, der von der andern Seite der Bay gekommen war, Capitain Cook's Tod erfahren, und kam bekümmert und niedergeſchlagen zu mir, um zu fragen, ob dieſe Nachricht gegründet ſey?

Unſere Lage war jetzt ſehr kritiſch und gefährlich; unſer Leben ſtand auf dem Spiel, und überdem kam es auch auf den Ausgang der ganzen Unternehmung und auf die Rückkehr eines unſrer Schiffe an. Der Maſt der Reſolution und unſere meiſten Segel, deren Verluſt unerſetzlich geweſen wäre, lagen unter der geringen Bedeckung von ſechs Seeſoldaten, am Ufer, und obſchon die Einwohner bis jetzt noch nicht die geringſte Neigung geäußert hatten, uns zu beleidigen, ſo war es doch ſehr ungewiß welche Wirkung die Nachricht von dem Vorgang in Kauraua auf ſie thun würde. Damit nicht etwa die Furcht vor unſrer Rache, oder das glückliche Beyſpiel, welches die Einwohner vor ſich ſahen, ſie antreiben möchte, die gegenwärtige vortheilhafte Gelegenheit zu nutzen und uns einen zweyten Streich zu verſetzen, gab ich vor, ich glaube die Nachricht von Capitain Cooks Tode nicht, und bat zugleich den Kärikia, er möchte ihr wiederſprechen. Zugleich gab ich ihm den Rath, den alten Kau und die übrigen Prieſter in ein großes Haus nahe an dem Marai zu bringen, theils um ſie, im Fall es aufs äußerſte käme, zu ſichern, theils um ihn in der Nähe zu haben, und mich, wo möglich, ſeines Anſehens bey dem Volke zur Erhaltung des Friedens bedienen zu können. Nunmehr ſtellte ich die Seeſoldaten auf die Höhe des Marai, einem ſtarken vortheilhaften Poſten, befahl Herrn Bligh auf das ſtrengſte, nur vertheidigungsweiſe zu verfahren, und ging dann an Bord der Reſolution, um dem Capitain Clerke unſre gefährliche Lage vorzuſtellen. Sobald ich das Ufer verließ, griffen die Einwohner unſere Leute mit Steinen an, und kaum hatte ich das Schiff erreicht, als ich die Seeſoldaten ſchon feuern hörte. Ich kehrte daher unverzüglich an das Ufer zurück, und fand daſelbſt, daß die Umſtände mit jedem Augenblick drohender wurden. Die Einwohner bewafneten ſich, legten ihre Matten an, und ihre Anzahl vergrößerte ſich zuſehends. Ich bemerkte auch verſchiedene große Haufen, die längs den jähen Felſen auf uns zukamen, welche das Dorf Kakua von der Nordſeite der Bay trennen, an welcher das Dorf Kauraua liegt. Anfangs warfen ſie hinter der Mauer hervor, womit ihre Pflanzungen umgeben ſind, Steine nach uns; da ſie aber keinen Widerſtand fanden, wurden ſie bald kühner, und einige entſchloſſene Kerle, die unter den Felſen längs dem Ufer hergekrochen waren, zeigten ſich auf einmal am Fuß des Marai, um ihn, wie es ſchien, von der Seeſeite, als dem einzigen zugänglichen

Orte, zu beſtürmen. Sie ließen ſich auch nicht eher vertreiben, bis wir vielfältig auf ſie Feuer gegeben, und einen von ihnen getödtet hatten. Einer von dieſen Kriegern gab ein Beyſpiel von Tapferkeit, das beſonders erwähnt zu werden verdient. Als er, ungeachtet des Feuers von unſerm ganzen Commando zurückkehrte, um den Leichnam eines Getödteten fortzutragen, ward er verwundet, und mußte daher den Leichnam fallen laſſen, und ſich zurückziehen. Nach einigen Minuten kam er wieder, ward zum zweyten mal von einer Kugel getroffen und an ſeinem Vorhaben gehindert. In dieſem Augenblick kam ich bey dem Marai an, und ſah ihn zum dritten mal, blutend und entkräftet zurückkehren. Als ich erfuhr, was ſich zugetragen hatte, verboth ich den Soldaten zu feuern, und man ließ ihn ſeinen Freund forttragen. Kaum war ihm dies gelungen, als er ſelbſt niederſtürzte und ſtarb.

Da nunmehr eine anſehnliche Verſtärkung von beyden Schiffen gelandet hatte, zogen ſich die Einwohner hinter ihre Mauern zurück. Hierdurch erhielt ich Zugang zu den freundſchaftlichen Prieſtern, und ſchickte ſogleich einen von ihnen an das Volk ab, um zu verſuchen, ob ſie zu Bedingungen zu bewegen wären, und um ihnen vorzuſchlagen, daß meine Leute nicht mehr feuern ſollten, wenn ſie nicht mehr mit Steinen würfen. Dieſer Waffenſtillſtand ward angenommen, und man ließ uns ungeſtört den Maſt in See ſtoßen, und die Seegel, nebſt den aſtronomiſchen Inſtrumenten, fortſchaffen. Sobald wir den Marai verlaſſen hatten, nahmen ſie ihn in Beſitz, und ſchleuderten einige Steine nach uns hin, die uns aber keinen Schaden thaten.

Es war halb zwölf Uhr, als ich an Bord der Diſcovery anlangte wo man über unſer künftiges Verhalten noch keine beſtimmte Maaßregeln entworfen hatte. Wir beſchloſſen auf alle Fälle, darauf zu beſtehen, daß unſer

Boot zurückgegeben, und der Leichnam unſers Befehlshabers ausgeliefert werden ſollte, und ich ſelbſt ſtimmte noch dafür, daß wir, im Fall unſere Forderung nicht ſogleich erfüllt würde, einige entſchloſſene Schritte thun müßten. Ob man gleich glauben wird, daß mein Schmerz über den Tod meines geliebten, geehrten Freundes, vielen Antheil an dieſer Meynung gehabt hat, ſo waren doch gewiß auch viele andere, wichtige Urſachen vorhanden, welche mich dazu bewogen. Die Verwegenheit, die der Tod unſeres Anführers den Einwohnern eingeflößt, und der kleine Vortheil, welchen ſie den vorhergehenden Tag über uns erhalten hatten, mußte ſie aufmuntern, noch ferner einen oder den andern gefährlichen Verſuch zu wagen, beſonders da ihnen die bisherigen Vorfälle noch keine rechte Furcht vor unſerm Schießgewehr eingeflößt haben konnten, und da es überdies, wider alle unſre Erwartung, nicht das mindeſte Schrecken unter ihnen verurſacht hatte. Auf der andern Seite waren die Schiffe in einer ſo kritiſchen Lage und in ſo ſchlechtem Vertheidigungszuſtande, überdem auch die Mannszucht unter uns ſo übel beſchaffen, daß wir unmöglich für die Folgen hätten ſtehen können, wenn man zur Nachtzeit einen heftigen Angrif auf uns gewagt hätte. In dieſer Beſorgniß waren die meiſten Officiere eben der Meynung, wie ich; und in der That konnte nichts den Einwohnern mehr Muth zu einem Angrif geben, als unſere anſcheinende Neigung zu einem Vergleich, welche ſie nur unſrer Schwäche oder Furcht beymeſſen konnten.

Zur Empfehlung friedlicherer Maaßregeln ward hingegen mit Recht angeführt: das Unglück ſey nun einmal unwiderruflich geſchehen, und die vorige Freundſchaft und Güte der Einwohner gebe ihnen ein Recht auf unſere Achtung, beſonders da der letzte traurige Vorfall kein abgeredetes Unternehmen ſchiene, und da Terriobu's Bereitwilligkeit, dem Capitain Cook an

Bord zu folgen, als ſeine Knaben ſich wirklich ſchon im Boote befanden, ihn ganz von dem Verdachte befreyen müſſe, als habe er um den Diebſtahl gewußt. Das Betragen ſeines Weibes und der Erihs laſſe ſich leicht der Furcht zuſchreiben, welche der Anblick der bewaffneten Leute, die Capitain Cook an das Ufer begleitet hätten, und die kriegeriſchen Zurüſtungen in der Bay, bey ihnen verurſacht haben müſſe. Dieſe letztern wären dem freundſchaftlichen zutraulichen Umgange, der bisher zwiſchen beyden Theilen Statt gehabt hätte, ſo wenig angemeſſen geweſen, daß die Einwohner die Waffen ergriffen zu haben ſchienen, um ſich der gewaltſamen Entführung ihres Königs zu wiederſetzen, wie man von einem Volke, welches ſeinen Oberhäuptern ſo eifrig ergeben ſey, leicht habe erwarten können.“ Außer dieſen menſchenfreundlichen Gründen, führte man noch andere an, welche die Klugheit an die Hand gab. „Wir litten Mangel an Waſſer und andern Erfriſchungen, und an dem Vordermaſt mußte man erſt noch ſechs bis ſieben Tage arbeiten, ehe er aufgerichtet werden konnte; der Frühling nähere ſich nun allmählig und wir dürften die Fortſetzung unſrer nördlichen Unternehmungen nicht aus den Augen verlieren; ein rachſüchtiger Streit mit den Einwohnern könne uns alſo nicht allein den Vorwurf der Grauſamkeit zuziehen, ſondern auch eine unvermeidliche Verzögerung in der Ausrüſtung der Schiffe veranlaſſen.“

Capitain Clerke war für dieſe letztere Meynung, und ob ich gleich überzeugt war, daß wir der Menſchlichkeit und Vorſichtigkeit durch einen unmittelbaren nachdrücklichen Beweis von unſerm Unwillen, mehr Genüge geleiſtet hätten, war ich doch nicht unzufrieden, daß mein Rath verworfen ward. Das verachtende Betragen der Einwohner gegen uns, und ihre daraus fließende Bemühung ſich unſern Beſchäftigungen am Lande zu widerſetzen, waren zwar ohne Zweifel Folgen von ihrer falſchen Erklärung unſerer Langmuth, und nöthigten uns doch zuletzt, vertheidigungsweiſe gewaltthätig zu verfahren; allein ich zweifle dennoch ſehr, ob die Umſtände uns in den Augen der Welt gerechtfertigt hätten, wenn wir der angreifende Theil geweſen wären. Wenn man die Strenge bloß als Verwahrungsmittel gebraucht, kann ſie allemal übel ausgelegt werden; und zwar um deſto eher, weil gerade der glücklichſte Erfolg einen neuen Scheingrund giebt, ſie für übereilt und unnöthig zu halten.

Indeß wir uns beſchäftigten, einen Plan zu unſerm künftigen Verhalten zu entwerfen, blieb immer eine außerordentliche Menge Einwohner am Strande verſammelt, und einige von ihnen waren ſo kühn, daß ſie ſich den Schiffen bis auf einen Piſtolenſchuß näherten, und uns durch verſchiedene verächtliche, herausfordernde Gebehrden beſchimpften. Die Matroſen konnten nur mit der größten Mühe abgehalten werden, bey dieſer Gelegenheit ihre Waffen zu brauchen; da wir uns aber einmal zu friedlichen Maaßregeln entſchloſſen hatten, lieſſen wir die Kanots unangefochten zurückkehren.

Unſerm Entſchluſſe gemäß, erhielt ich in Gegenwart der Mannſchaft und in den beſtimmteſten Ausdrücken, den Befehl mit allen Booten beyder Schiffe, die gut bemannt und bewaffnet ſeyn ſollten, ans Land zu rudern, um die Einwohner zu einer Unterredung zu bewegen, und wo möglich eine Zuſammenkunft mit den Oberhäuptern zu bewirken. Gelänge dieſer Verſuch, ſo ſollte ich ſie auffordern, uns die Leichname unſrer Landsleute, vorzüglich aber den Leichnam des Capitain Cook's auszuliefern; im Fall einer Weigerung ſollte ich ihnen mit unſerer Rache drohen, aber nicht eher feuern, als bis wir angegriffen würden, und unter keinen Umſtänden landen.

Ich verließ die Schiffe um vier Uhr Nachmittags. Indem wir uns dem Strande näherten, bemerkte ich ſchon aus allen Anzeigen, daß wir feindlich empfangen werden würden. Alle Einwohner waren in Bewegung, die Weiber und Kinder zogen ſich zurück, die Männer legten ihre Kriegs-Matten an und bewaffneten ſich mit langen Speeren und Dolchen. Wir wurden auch gewahr, daß ſie ſeit dieſem Morgen an dem Platze, wo Capitain Cook gelandet war, Bruſtwehren von Steinen aufgeworfen hatten, vermuthlich weil ſie fürchteten, wir möchten ſie von dieſer Seite angreifen. Sobald ſie uns erreichen konnten, fingen ſie an Steine auf uns zu ſchleudern, die uns indeß keinen Schaden thaten. Da ich nunmehr einſah, daß alle Verſuche ſie zu einer Unterredung zu bewegen, fruchtlos ſeyn würden, wenn ich ihnen nicht zuerſt eine Veranlaſſung zu gegenſeitigem Vertrauen gäbe; ſo ließ ich die bewaffneten Boote inne halten, und näherte mich allein in dem kleinen Boote mit einer weißen Fahne in der Hand. Dieſe ward, wie mir zu meiner großen Zufriedenheit ein allgemeines Freuden-Geſchrey der Einwohner zu erkennen gab, augenblicklich als ein Friedenszeichen angeſehen. Die Weiber kehrten ſogleich von der Berglehne zurück, wohin ſie ſich auf den Weg begeben hatten; die Männer warfen ihre Matten ab, und alle ſetzten ſich am Waſſer nieder, und luden mich mit ausgebreiteten Armen ein, ans Ufer zu kommen.

Obſchon dieſes Betragen ſehr freundſchaftliche Geſinnungen auszudrücken ſchien, konnte ich doch nicht umhin, noch einigen Verdacht zu hegen. Als ich indeß ſah, daß Koah unbegreiflich kühn und zuverſichtlich, mit einer weißen Fahne in der Hand, gegen das Boot hin ſchwamm, hielt ich es für nöthig, dieſes Zeichen des Zutrauens zu erwiedern, und nahm ihn in mein Boot auf, ob er gleich bewaffnet war; ein Umſtand, der freylich mein Mißtrauen keinesweges verringerte. Ich muß geſtehen, daß ich ſchon lange nicht die vortheilhafteſte

Mey-

Meynung von dieſem Manne gehabt hatte. Die Prieſter ſagten uns immer, er ſey boshaft, und uns nicht gewogen; und wiederhohlte Entdeckungen ſeiner hinterliſtigen und betrügeriſchen Anſchläge hatten ihre Ausſage beſtätigt. Dieſes alles, nebſt dem empörenden Auftritt an dieſem Morgen, bey dem er eine vorzügliche Rolle geſpielt hatte, erregten bey mir, als ich ihn ſo nahe ſah, den äußerſten Abſcheu gegen ihn; und als er mit erheuchelten Thränen zu mir kam um mich zu umarmen, hatte ich einen ſo ſtarken Verdacht gegen ſeine Abſicht, daß ich mich nicht erwehren konnte, die Spitze ſeines Pahua oder Dolches, den er in der Hand hielt, zu ergreifen und von mir abzuwenden. Ich ſagte ihm, ich ſey gekommen, Capitain Cooks Leichnam zu fordern und Krieg zu erklären, wenn er nicht ſogleich ausgeliefert würde. Er verſicherte mich, dieſes würde ſobald als möglich geſchehen, und er wolle ſich ſelbſt darum bemühen. Hierauf bat er mich ſo zuverſichtlich, als ob gar nichts beſonders vorgefallen wäre, um ein Stück Eiſen, ſprang in die See, und rief, indem er ans Ufer ſchwamm, ſeinen Landsleuten zu, wir wären wieder vollkommen gute Freunde.

Wir warteten mit der größten Unruhe beinahe eine Stunde auf Koah's Zurückkunft. Während dieſer Zeit waren die übrigen Boote dem Ufer ſo nahe gekommen, daß ſie ſich in einiger Entfernung von uns mit einem Theil der Einwohner in ein Geſpräch hatten einlaſſen können, wobey ihnen denn deutlich zu verſtehen gegeben ward, der Leichnam ſey in Stücken geſchnitten, und tiefer ins Land geſchleppt worden. (Ich für mein Theil erfuhr dieſen Umſtand erſt nach meiner Rückkunft an Bord).

Als ich nunmehr anfing, einige Ungeduld über Koah's Verzögerung blicken zu laſſen, drangen die Oberhäupter ſehr ſtark in mich, ich möchte ans Ufer kommen, und verſicherten mir zugleich, der Körper ſollte uns augenblicklich ausgeliefert werden, wenn ich ſelbſt zu Terriobu gehen wollte. Als ſie ſahen, daß ich mich durchaus nicht bereden ließ, ans Land zu kommen, ſuchten ſie unter dem Vorwande, wir würden uns ſo bequemer unterreden können, das Boot zwiſchen einige Felſen zu ziehen, wo ſie es in ihrer Macht gehabt hätten, uns von den übrigen abzuſchneiden. Dieſer liſtige Plan ließ ſich leicht durchſehen, und ich war ſchon im Begrif alle Unterhandlung mit ihnen abzubrechen, als ein Vornehmer zu uns kam, der ein beſondrer Freund von dem Capitain Clerke und den Officieren der Discovery war, und auf dieſem Schiffe, als wir das letztemal die Bay verlieſſen, nach Mauwi hatte gehen wollen. Dieſer ſagte mir: Terriobu habe ihn geſchickt, um uns zu benachrichtigen, man habe den Leichnam weiter in das Land getragen, werde ihn uns aber am folgenden Morgen zuſtellen. Sein Betragen verſprach viel Aufrichtigkeit, und als wir ihn befragten, ob er die Wahrheit rede, verſchränkte er die beyden Zeigefinger in einander, welches bey den Bewohnern dieſer Inſel ein Zeichen von Wahrhaftigkeit iſt, das ſie ſehr gewiſſenhaft gebrauchen.

Da ich nun nicht wußte, was hier weiter zu thun wäre, ſchickte ich Herrn Vancouver an den Capitain Clerke, um ihm Nachricht von allem zu geben, was vorgefallen war, und ihm zugleich ſagen zu laſſen, ich zweifelte ſehr ob die Einwohner ihr Wort halten würden, da ſie anſtatt über das Vergangene betrübt zu ſeyn, vielmehr voll Muth und Zuverſicht über ihren letzten Vortheil wären, und nur Zeit zu gewinnen ſuchten, uns durch eine Hinterliſt in ihr Netz zu ziehen. Herr Vancouver brachte uns den Befehl, wir ſollten an Bord zurückkehren, wenn ich vorher den Einwohnern bekannt gemacht hätte, daß die Stadt zerſtört werden ſollte, wofern am folgenden Morgen der Leichnam nicht gebracht würde.

Als ſie merkten, daß wir umkehren wollten, ſuchten ſie uns durch die beſchimpfendſten, verächtlichſten Geberden zu reizen. Einige von unſern Leuten ſagten auch, ſie könnten verſchiedene Einwohner in den Kleidungen unſrer unglücklichen Gefährten umhergehen ſehen. Unter andern bemerkte man auch, daß einer von ihren Vornehmen den Hirſchfänger unſers ermordeten Befehlshaber ſchwenkte, und daß ein Weib die Scheide deſſelben empor hielt. Allerdings mußte unſer Betragen ihnen wohl eine ſchlechte Meynung von unſerer Tapferkeit geben; denn ſie konnten wohl wenig Sinn für die Bewegungsgründe der Menſchlichkeit haben, die unſer Betragen beſtimmten.

Zufolge des Berichts, den ich dem Capitain Clerke von den gegenwärtigen Geſinnungen der Einwohner abſtattete, wurden die wirkſamſten Maßregeln genommen, um das Schiff vor einem nächtlichen Ueberfall zu ſichern. Die Boote wurden an Ketten feſtgemacht, die Wachen der Schiffe verdoppelt, und Wachtboote ausgeſetzt, die rund umher rudern, und die Einwohner abhalten ſollten, wenn ſie etwa die Ankertaue abzuſchneiden verſuchten. In der Nacht ſahen wir eine Menge Lichter auf den Bergen, und wurden dadurch zu der Vermuthung veranlaßt, daß die Einwohner aus Furcht vor unſern Drohungen, ihre Güter tiefer ins Land ſchaften. Ich bin aber geneigt zu glauben, das ſie wegen des, ihrer Erwartung nach, bevorſtehenden Krieges, Opfer gebracht haben; und noch wahrſcheinlicher iſt es, daß man damals die Leichname unſerer Landsleute verbrannt hat. Als wir in der Folge vor der Inſel Morotai vorbey ſegelten, ſahen wir eben ſolche Feuer, und einige von den Einwohnern ſagten uns, man habe ſie wegen des Krieges angezündet, der einer benachbarten Inſel erklärt worden ſey. Dieſes ſtimmt auch mit unſern Erfahrungen in den Societäts- und Freundſchafts-Inſeln überein, wo die Oberhäupter bey einem bevorſtehenden Angriff des Feindes den

Muth des Volkes immer durch nächtliche Feſte anzufeuern und zu beleben ſuchten.

Wir blieben die ganze Nacht ungeſtört, und hörten nur Geheul und Klagen vom Ufer her ſchallen. Früh am Morgen kam Koah und bat um Erlaubniß, mit etwas von Zeug und ein kleines Ferken zum Geſchenk anbieten zu dürfen. Daß er gerade nach mir fragte, läßt ſich leicht erklären. Wie ich ſchon geſagt habe, hielten mich die Einwohner für Capitain Cooks Sohn; und da er ſie bey ſeinen Lebzeiten immer in dieſem Irrthum gelaſſen hatte, dachten ſie wahrſcheinlich, nun da er todt ſey, habe ich die Befehlshaberſtelle bekommen. Sobald ich auf das Verdeck trat, fragte ich den Koah nach dem Körper unſers Capitains. Da er mir nur mit nichtigen Ausflüchten antwortete, wies ich ſeine Geſchenke zurück, und würde ihn mit einigen Aeußerungen von Zorn und Unwillen fortgeſchickt haben, wenn nicht Capitain Clerke es auf alle Fälle für beſſer gehalten hätte, die anſcheinende Freundſchaft zu erhalten und ihm mit der gewöhnlichen Achtung zu begegnen.

Der verrätheriſche Koah kam während des Vormittags oft mit ein oder dem andern nichts bedeutenden Geſchenke zu uns. Da er jederzeit alle Theile des Schiffs mit großer Aufmerkſamkeit betrachtete, machte ich ihn aufmerkſam darauf, daß wir zur Vertheidigung bereit wären. Er war äußerſt zudringlich mit ſeinen Bitten, daß Capitain Clerke und ich an das Ufer kommen möchten, und ſchob die Verzögerung mit dem Ausliefern der Leichname ganz auf die andern Oberhäupter; doch verſicherte er uns, alles würde nach unſern Wünſchen gehen, wenn wir uns nur zu einer mündlichen Unterredung mit dem Terriobu verſtänden. Allein ſeine Aufführung war zu verdächtig, als daß wir mit Klugheit in ſeine Bitte hätten willigen können. Auch erfuhren wir nachher wirklich einen Umſtand, woraus wir ſahen, ſein Vorgeben ſey falſch geweſen.

Man ſagte uns nämlich, der alte König habe ſich unmittelbar nach dem Handgemenge, worin Capitain **Cook** ſein Leben verlohr, nach den ſteilen Gebirgen hinter der Bay, in eine Höhle hinbegeben, in die man nur durch Seile kommen könne. (Hier iſt er, nach der Ausſage der Einwohner verſchiedene Tage geblieben, während welcher man ihm ſeine Nahrung an Stricken heruntergelaſſen hat).

Als **Koah** vom Schiffe zurückkehrte, drängten ſich ſeine Landsleute, die ſich vor Tages Anbruch in großen Haufen am Ufer verſammelt hatten, mit Lebhaftigkeit um ihn her, als ob ſie hören wollten, was er für Nachricht bringe, und was weiter zu thun ſey. Wahrſcheinlich erwarteten ſie die Erfüllung unſerer Drohungen, und ſchienen dabey völlig entſchloſſen, uns die Spitze zu bieten. Den ganzen Morgen über hörten wir in verſchiednen Gegenden der Küſte in die Trompetenſchnecke ſtoßen, und ſahen große Haufen von Einwohnern über die Hügel kommen. Kurz, aller Anſchein war ſo beunruhigend, daß wir einen Stromanker auswarfen, um, im Fall wir angegriffen würden, die Seite des Schiffs gegen das Dorf richten zu können. Auch ſtellten wir der Nordſpitze der Bay gegenüber Boote aus, um einen Ueberfall von dieſer Seite zu verhüten.

Da die Einwohner ihr Verſprechen, die Leichname der Erſchlagenen auszuliefern, nicht gehalten hatten, und lauter kriegeriſche Anſtalten machten, hielten wir neue Berathſchlagungen, was für Maasregeln wir künftig ergreifen ſollten. Endlich ward beſchloſſen, die Ausbeſſerung des Maſtes, nebſt den übrigen Anſtalten zu unſerer Abreiſe ſollte durch nichts geſtört, deſſen ungeachtet aber die Unterhandlung wegen der Zurückgabe der Leichname fortgeſetzt werden.

Den größten Theil des Tages brachten wir damit zu, den Vordermaſt auf dem Verdeck in eine ſolche Lage zu bringen, daß die Zimmerleute daran arbeiten konnten. Hiernächſt muſten auch die nöthigen Veränderungen in den Beſtallungen der Officiere vorgenommen werden. Das Oberkommando der Unternehmung fiel nunmehr dem Capitain Clerke zu, der ſich an Bord der Reſolution begab, und Herrn Lieutenant Göre zum Capitain der Discovery ernannte; Herr Harvey ein Steuermannsgehilfe, der den Capitain Cook auf ſeinen beyden letztern Reiſen begleitet hatte, erhielt die vacante Lieutenantsſtelle.

Die Einwohner ließen uns den ganzen Tag hindurch ungeſtört; und als die Nacht einbrach, wurde die Barkaſſe wieder angekettet, und, wie in der vorhergehenden, Wachtboote ausgeſtellt.

Gegen acht Uhr, als es ſchon ſehr dunkel war, hörten wir ein Kanot an das Schiff heran rudern. So bald die Wachen auf dem Verdeck es unterſcheiden konnten, feuerten ſie beyde darauf. Es waren zwey Männer in dem Kahn, die ſogleich Tinni! riefen; denn ſo ſprach man hier zu Lande meinen Namen aus. Sie wären Freunde, ſagten ſie, und brächten mir etwas, das dem Capitain Cook zugehöre. Als ſie an Bord kamen, warfen ſie ſich uns zu Füßen und ſchienen äußerſt erſchrocken; glücklicher Weiſe war keiner verwundet, obſchon die Kugeln beyder Flinten durch das Kanot gegangen waren. Der eine von ihnen war ebenderſelbe, deſſen ich zuvor unter dem Namen des Tabu-Mannes erwähnt habe, welcher den Capitain Cook mit den bereits umſtändlich beſchriebenen Feyerlichkeiten beſtändig begleitete, und ſich, ob er gleich auf ſeiner Inſel ein Mann von Stande war, dennoch kaum aufhalten ließ, ihm die niedrigſten Dienſte eines ganz gemeinen Bedienten zu leiſten. Er beklagte erſt mit vielen Thränen den Verluſt des Orono, und ſagte dann: er bringe einen Theil ſeines Körpers. Zugleich reichte er uns ein kleines in Zeug gewickeltes

Bündel dar, das er unter ſeinen Arm hielt. Unmöglich kann ich das Grauſen ausdrücken, das uns ergriff, als wir darin ein Stück Menſchenfleiſch von neun bis zehn Pfund an Gewicht erblickten. Dieſes, ſagte er, ſey alles was von dem Körper noch übrig ſey; das übrige habe man in Stücken geſchnitten und verbrannt; Terriobu und die andern Oberhäupter beſäßen aber den Kopf und alle Knochen, ausgenommen die, welche zum Rumpf gehörten. Was wie jeßt ſähen, ſey dem Oberprieſter Kau zugetheilt worden, um ſich deſſen bey einigen Religions-Feyerlichkeiten zu bedienen; allein er ſchicke es uns als einen Beweis ſeiner Unſchuld und Treue.

Dieſer Vorfall gab uns eine Gelegenheit nachzuforſchen, ob ſie Menſchenfleiſch verzehrten, und wir vernachläſſigten ſie keinesweges. Zuerſt ſuchten wir durch verſchiedene unbeſtimmte Fragen, die einem jeden von ihnen beſonders vorgelegt wurden, zu erfahren was man mit den übrigen Körpern gemacht habe. Sie blieben aber immer bey derſelben Ausſage: man habe das Fleiſch von den Knochen gelöſt und es verbrannt. Als wir endlich geradezu fragten, ob ſie nichts davon gegeſſen hätten? bezeigten ſie ſogleich einen eben ſo lebhaften Abſcheu bei dieſem Gedanken, wie ihn nur ein Europäer hätte fühlen können, und erkundigten ſich ſehr treuherzig, ob das unter uns Sitte ſey? nachher verlangten ſie mit vielem Ernſt und anſcheinender Furcht zu wiſſen, wann Orono wiederkommen, und wie er ſie bey ſeiner Rückkehr behandeln würde? Auch andre thaten nachmals oft dieſe Frage, und der Glaube, daß der Capitain wiederkommen werde, ſtimmt vollkommen mit ihrem Betragen gegen ihn überein, welches immer bewies, daß ſie ihn für ein höheres Weſen hielten.

Wir drangen umſonſt in unſere freundſchaftlichen Gäſte, bis am Morgen an Bord zu bleiben. Sie ſagten, wenn dieſer Beſuch dem Könige oder den Oberhäuptern zu Ohren käme, könnte er die traurigſten Folgen für ihren ganzen Orden haben: um dieſes zu verhindern, wären ſie genöthigt geweſen, in der Finſterniß zu uns zu kommen, und müſten aus eben der Urſach auch ſo ans Ufer zurückkehren. Sie entdeckten uns auch, daß die Oberhäupter damit umgingen, den Tod ihrer Landsleute zu rächen, und warnten uns beſonders vor dem Koah, der unſer unverſöhnlicher Feind ſey, und nebſt den übrigen eifrig eine Gelegenheit wünſche, gegen uns zu fechten, wozu das Blaſen der Trompetenſchnecke, welches wir dieſen Morgen vernommen, das Volk aufgefordert habe. Ferner erfuhren wir von ihnen, daß bey dem erſten Gefecht in Kauraua ſiebzehn von ihren Landsleuten, und unter dieſer Anzahl fünf Befehlshaber, gefallen wären. Zu unſerm großen Leidweſen waren auch Kanina und ſein Bruder, unſere ganz beſonderen Freunde, mit darunter. Achte hatten wir bey der Sternwarte getödtet, von denen drey ebenfalls Männer vom erſten Range waren.

Gegen eilf Uhr verließen uns unſre beiden Freunde, und waren ſo vorſichtig, daß ſie baten, unſer Wachtboot möchte ſie bis jenſeits der Discovery begleiten, damit man nicht wieder auf ſie feuere, und ihre Landsleute am Ufer aufſchrecke, weil ſie dadurch in Gefahr gerathen würden, entdeckt zu werden. Wir gewährten ihnen dieſe Bitte, und erfuhren zu unſerm Vergnügen, daß ſie ſicher und unentdeckt ans Land gekommen wären.

Den Reſt dieſer Nacht hörten wir, ſo wie in der vorigen, lautes Geheul und Klaggeſchrey am Lande, und früh am Morgen beſuchte uns Koah abermals. Da die unwiederſprechlichſten Beweiſe und die Aeußerungen unſrer Freunde, der Prieſter, ſeine Treuloſigkeit bezeugten, ärgerte es mich in der That, daß es ihm erlaubt ſeyn ſollte dieſes Poſſenſpiel weiter fortzuſetzen, weil er zuletzt glauben konnte, wir ließen uns wirklich von ſeiner Scheinheiligkeit betrügen.

Unſere Lage war in der That ſehr ungünſtig und unbequem geworden. Von den Abſichten, um derentwillen wir bis jetzt ein ſo friedliches Betragen fortgeſetzt hatten, war nicht eine einzige erreicht, und auf unſere Forderungen hatte man uns in keiner Rückſicht eine befriedigende Antwort gegeben. Zu einem Vergleich mit den Einwohnern war noch gar kein Anſchein vorhanden, denn ſie hielten ſich immer in ſo großer Menge am Strande auf, als wollten ſie jeden Verſuch einer Landung von unſrer Seite zurückſchlagen; und dennoch war dieſe Landung unausbleiblich nothwendig geworden, da wir es nicht länger verſchieben durften, unſern Waſſervorrath zu ergänzen.

Gleichwohl muß ich zu Capitain Clerke's Rechtfertigung bemerken, daß ein Angrif wahrſcheinlich nicht ohne Gefahr geweſen wäre; dies ließ die große Anzahl der Einwohner und die Entſchloſſenheit vermuthen, womit ſie uns nur zu erwarten ſchienen; und doch würde es uns in Abſicht der Fortſetzung unſrer Reiſe äußerſt empfindlich geweſen ſeyn, wenn wir auch nur einige Leute verloren hätten. Wenn wir hingegen unſere Drohungen erſt ſpät erfüllten, hatten wir bey aller Geringſchätzung unſeres Muths, die ein ſolches Zögern den Inſulanern einflößte, den Vortheil, daß ſie ſich zerſtreuten. Schon heute gingen, als ſie uns in unſerer Unthätigkeit bleiben ſahen, große Haufen von ihnen über die Berge zurück, nachdem ſie vorher auf ihren Schnecken geblaſen, und uns auf alle Art heraus gefordert hatten. Diejenigen, welche zurück blieben, waren aber deswegen nicht weniger verwegen und unverſchämt. Einer von ihnen hatte ſogar die Frechheit, daß er ſich dem Schiffe bis auf einen Büchſenſchuß näherte, einige Steine nach uns ſchleuderte, und Capitain Cook's Hut über ſeinen Kopf ſchwenckte, indeß ſeine Landsleute am Ufer über ſeine Kühnheit jauchzten, und ihn dazu aufmunterten. Unſer Schiffsvolck glühte bey dieſer Beſchimpfung vor Wuth; und die ganze Mannſchaft kam vereinigt auf das Quarterdeck, um zu bitten, daß man ſie nicht länger zwingen möchte, dieſe wiederholten Beleidigungen zu dulden. Sie wendeten ſich insbeſondere an mich, damit ich ihnen von Capitain Clerke die Erlaubniß auswirken möchte, bey der erſten vortheilhaften Gelegenheit den Tod ihres Befehlshabers rächen zu dürfen. Als ich dem Capitain dieſen Vorgang meldete, befahl er mir, einige Kanonen auf die Einwohner am Ufer feuern zu laſſen, und verſprach der Mannſchaft: wenn ſie am folgenden Morgen in ihrer Beſchäftigung am Waſſerplatze geſtört würde, ſollte ſie völlige Freyheit haben, die Feinde zu züchtigen.

Es iſt ſonderbar, daß die Einwohner, noch ehe wir unſere Kanonen richten konnten, vermuthlich aus der Geſchäftigkeit die ſie auf dem Schiffe wahrnahmen, unſere Abſicht errathen und ſich hinter ihre Häuſer und Mauern zurückgezogen hatten. Wir mußten alſo einigermaſſen aufs blinde Ungefähr ſchieſſen; indeß that das Feuer dennoch alle gehofte Wirkung; denn kurz nachher ruderte **Koah** ſehr eilig zu uns, und ſagte bey ſeiner Ankunft, daß einige Perſonen, und unter andern **Maiha-maiha** ein vornehmes Oberhaupt und ein naher Blutsfreund des Königs, getödtet worden wären*).

Bald nach **Koah's** Ankunft, ſchwammen zween Knaben mit langen Spieſſen in der Hand, von dem Marai her, an unſer Schiff. Als ſie ziemlich nahe waren,

---

*) Das Wort **Matti** hat in der Sprache dieſer Inſelbewohner zweyerley Bedeutungen: **getödtet** und **verwundet**. Wir erfuhren nachher, daß dieſes Oberhaupt nur einen leichten Stoß ins Geſicht von einem Stein bekommen hatte, der durch eine Kugel abgeſchlagen worden war.

ſingen ſie einen feyerlichen Geſang an, deſſen Inhalt ſich auf die letzte traurige Begebenheit zu beziehen ſchien, wie wir aus dem oft wiederholten Worte Orono, und ihrem Hindeuten auf den Platz, wo Capitain Cook erſchlagen ward, ſchließen mußten. Sie ſetzten ihren klagenden Geſang zwölf oder funfzehn Minuten lang fort, und blieben während der Zeit immer im Waſſer. Nachher gingen ſie an Bord der Discovery, gaben ihre Speere ab, und ſchwammen dann nach einen kurzen Aufenthalt ans Ufer zurück. Wer ſie geſchickt hatte, und was der Gegenſtand dieſer Feyerlichkeiten geweſen ſey, konnten wir nie erfahren.

In der Nacht wurde die gewöhnliche Vorſicht zur Sicherheit der Schiffe gebraucht. Als es finſter ward, kamen unſere beyden Freunde, die uns die vorige Nacht beſucht hatten, wieder. Sie verſicherten uns, die Oberhäupter hätten ihre feindliche Abſichten keinesweges aufgegeben, ob ſie gleich dieſen Nachmittag durch die Wirkung unſeres Geſchützes außerordentlich erſchreckt worden wären, und gaben uns den Rath, auf unſrer Hut zu ſeyn.

Am folgenden Morgen gingen die Boote beyder Schiffe ans Land, um Waſſer zu füllen: und die Discovery legte ſich nahe an den Strand, um ſie bey der Arbeit zu decken. Wir bemerkten bald, daß die Nachricht, welche uns die Prieſter gegeben hatten, nicht ungegründet ſey; denn die Einwohner ſchienen entſchloſſen, uns auf alle Weiſe zuzuſetzen, ohne ſich ſelbſt in große Gefahr zu begeben.

Auf dieſer ganzen Inſelgruppe liegen die Dörfer meiſtentheils nahe an der See, und der umliegende Boden iſt mit drey Fuß hohen Mauern eingeſchloſſen. Wir glaubten anfangs, dieſe ſonderten nur die verſchiedenen Beſitzungen von einander ab; nunmehr entdeckten wir aber, daß ſie ihnen als Vertheidigungs-Werke gegen feindliche Einfälle dienen, und wahrſcheinlich gar keine andere

Beſtimmung haben. Sie beſtehen aus lockern Steinen, und die Einwohner ſind ſehr gewandt, dieſe auf das ſchnellſte aus einer Lage in die andere zu bringen, um die Bruſtwehr ſo zu verändern, wie es die Richtung des Angriffs erfordert. Am Abhang des Berges, der über der Bay hervorragt, giebt es kleine Löcher oder Höhlen von anſehnlicher Tiefe, deren Eingang ebenfalls durch eine ähnliche Mauer geſchützt iſt. Hinter dieſen Bruſtwehren hielten ſich die Einwohner beſtändig verſteckt, und beunruhigten unſere Leute am Waſſerplatze mit Steinwerfen, und die wenigen Soldaten, die wir am Lande hatten, waren nicht im Stande, ſie durch ihr Musketenfeuer zurückzutreiben.

Unter dieſen Umſtänden hatten unſere Leute genug zu thun, um für ihre eigene Sicherheit zu ſorgen, ſo daß ſie den ganzen Vormittag nur Eine Tonne Waſſer füllen konnten. Man ſah nunmehr wohl ein, es ſey unmöglich, dieſe Arbeit zu verrichten, ehe die Einwohner in eine größere Entfernung zurückgetrieben wären, und es ward alſo Befehl gegeben, daß die Kanonen der Discovery ſie verjagen ſollten. Dies ward auch mit wenigen Schüſſen bewerkſtelligt, und nun landeten unſere Leute ungehindert. Demungeachtet kamen die Einwohner bald wieder zum Vorſchein, und fingen ihre gewöhnlichen Angriffe von neuem an, ſo daß man es für nothwendig hielt, einige zerſtreute Häuſer, unweit der Mauer, wo ſich die Einwohner verborgen hielten, in Brand zu ſtecken. Es thut mir weh, es geſtehn zu müſſen, daß unſere Leute bey der Ausführung dieſes Befehls ſich zu unnöthiger Grauſamkeit und Verwüſtung hinreiſſen lieſſen. Freylich muß man ſowol ihrem Unwillen über die wiederholten Beleidigungen und das verhöhnende Betragen der Inſulaner, als der natürlichen Begierde, den Tod ihres Befehlshabers zu rächen, etwas zu gute halten; indeß überzeugte mich doch ihr Betragen vollkommen, daß man, bey ſolchen Gelegenheiten, nie anders als mit der äußerſten Vorſichtigkeit dem gemeinen Matroſen und Soldaten, auch nur auf einen Augenblick, den unbedingten Gebrauch ſeiner Waffen überlaſſen dürfe. Die Strenge der Mannszucht, und die Gewohnheit zu gehorchen, wodurch ihre Kräfte zweckmäßig genutzt werden, verleiten ſie natürlich zu dem Gedanken, daß ſie das Recht haben alles zu thun, wozu man ihnen Macht ertheilt. Thätiger Ungehorſam iſt beynahe daß einzige Verbrechen, für welches ſie Strafe zu erwarten haben: ſie gewöhnen ſich alſo, dies als den einzigen Maaßſtab von Recht und Unrecht zu betrachten; und ziehen die ungereimte Folgerung daraus, daß ſich alles, was ſie ungeſtraft thun dürfen, mit Gerechtigkeit und Ehre vertrage. Auf dieſe Art können jene Gefühle der Menſchlichkeit, die von uns allen unzertrennlich ſind, und jene Großmuth gegen wehrloſe Feinde, die zu einer andern Zeit das Unterſcheidungszeichen des tapfern Mannes iſt, ihrer Gewaltthätigkeit wenig Einhalt thun, wenn der natürliche Trieb, ihre Stärke und Unabhängigkeit zu äußern, derſelben entgegen wirkt.

Man hatte, wie geſagt, Befehl gegeben, nur einige zerſtreute Hütten zu verbrennen, in welcher ſich die Einwohner verſteckten; wir erſtaunten alſo ſehr, als wir das ganze Dorf in Feuer ſahen, und ehe noch ein Boot das Ufer erreichen konnte, um der Verheerung Einhalt zu thun, ſtanden auch die Wohnungen unſerer Freunde der Prieſter, ſchon in Flammen. Zu meinem innigſten Verdruß hielt mich dieſen Tag eine Unpäßlichkeit an Bord zurück. Die Prieſter waren immer unter meinem Schutze geweſen; aber unglücklicherweiſe hatten die Officiere, die heute Dienſt thaten, wenig Gelegenheit gehabt, den Marai zu beſuchen und kannten die Lage des Orts zu wenig. Wäre ich gegenwärtig geweſen, ſo hätte ich vielleicht Mittel gefunden, die kleine Brüderſchaft der Prieſter vor dem Verderben zu bewahren.

Als ſich die Einwohner aus den Flammen retten wollten, wurden einige von ihnen erſchoſſen, und zweyen derſelben ſchnitten unſere Leute die Köpfe ab und brachten ſie mit ſich an Bord. Einen von dieſen Unglücklichen beklagten wir alle. Er war an den Brunnen gekommen, um Waſſer zu ſchöpfen. Einer von den Seeſoldaten ſchoß auf ihn, traf aber nur ſeinen Flaſchenkürbis. Dieſen warf der Inſulaner ſogleich von ſich, und ſuchte zu entfliehen. Man verfolgte ihn in eine von den oben beſchriebenen Höhlen, deren Beſtimmung wir eben durch dieſen Vorfall kennen lernten. Keine Löwin hätte ihre Jungen muthiger vertheidigen können, als er ſein Leben; zuletzt fiel er aber, nachdem er zween von unſern Leuten lange Zeit wiederſtanden hatte, mit Wunden bedeckt, nieder.

Um dieſe Zeit ward ein ältlicher Mann gefangen genommen, und gebunden, in eben demſelben Boot, worauf ſich die Köpfe ſeiner beyden Landsleute befanden, an Bord geſchickt. Nie habe ich einen ſo heftigen Ausdruck des grauſenvolleſten Schreckens geſehen, als in dem Geſichte dieſes Mannes, aber auch nie einen ſo plötzlichen Uebergang zur gränzenloſeſten Freude, als man ihn losband und ihm ſagte, er könne ungehindert gehen. Sein nachheriges Betragen bewies uns ſeine Dankbarkeit, denn er brachte uns oft Geſchenke an Lebensmitteln, und leiſtete uns verſchiedne andere Dienſte.

Bald nachher, als das Dorf zerſtört worden war, ſahen wir einen Mann, den funfzehn oder zwanzig Knaben mit weiſſen Tüchern und grünen Zweigen in der Hand begleiteten, über den Berg kommen. Ich weiß nicht, wie es zuging, daß dieſe friedliche Geſandſchaft, ſobald ſie nahe genug war, von einer Parthey unſrer Leute mit Flintenſchüſſen empfangen wurde. Dies hielt ſie indeß ſen nicht auf; vielmehr ſetzte ſie ihren Weg fort, und der dienſthabende Officier eilte zeitig genung herbey, um eine zweyte Salve zu verhüten. Als ſie näher kamen, ſahen wir, daß es unſer vortreflicher Freund Kärikia war, der, als wir das Dorf in Brand geſteckt, die Flucht ergriffen hatte, jetzt aber zurückkehrte, und an Bord der Reſolution geführt ſeyn wollte.

Als er ankam, war er ſehr ernſt und gedankenvoll. Wir verſuchten es, ihm begreiflich zu machen, daß wir nothwendig das Dorf hätten in Brand ſtecken müſſen, wobey denn ſeine, und ſeiner Brüder Wohnungen, ohne unſere Abſicht mit verzehrt worden wären. Er verwies uns unſern Mangel an Freundſchaft und Dankbarkeit. Wir erfuhren erſt jetzt, welch einen großen Verluſt die Prieſter durch uns erlitten hatten; Er ſagte uns nämlich: im vollen Vertrauen auf mein Verſprechen und auf die Verſicherungen der Männer, die uns die Ueberreſte des Capitain Cooks abgeliefert, hätten die Prieſter ihr Vermögen nicht, wie die übrigen Einwohner, tiefer ins Land geſchaft, ſondern ihre ſchätzbarſten Güter, nebſt allem, was ſie von uns geſammelt gehabt, in ein Haus nahe bey dem Marai zuſammengebracht, wo es zu ihrem großen Jammer vor ihren Augen ein Raub der Flamme habe werden müſſen.

Als er an Bord gekommen war, hatte er die Köpfe ſeiner Landesleute auf dem Verdeck liegen ſehen. Dieſer Anblick war für ihn ſo empörend, daß er ernſtlich bat, man möchte ſie über Bord werfen, welches denn auf Capitain Clerke's Befehl augenblicklich geſchah.

Des Abends kehrte die Parthey, welche Waſſer ſchöpfte, zurück, ohne weiter beunruhigt worden zu ſeyn. Die folgende Nacht war äußerſt traurig, denn am Lande ertönten das Geſchrey und die Klagen lauter als jemals. Unſer einziger Troſt dabey war die Hoffnung, daß wir künftig nie wieder Gelegenheit zu ſolcher Strenge haben würden.

Es verdient als etwas außerordentliches angemerkt zu werden, daß, während aller dieſer Unruhen, die Weiber von der Inſel, welche ſich an Bord befanden, nie Verlangen bezeigten uns zu verlaſſen, ja nicht einmal die geringſte Beſorgniß für ſich ſelbſt oder für ihre Freunde am Lande blicken ließen. Sie ſchienen vielmehr bey dem ganzen Vorgange ſo gleichgültig, daß einige von ihnen, die auf dem Verdeck waren, als das Dorf in Flammen ſtand, den Anblick ſehr zu bewundern ſchienen, und oft wiederholten: das ſey Maitai, oder recht ſchön anzuſehen.

Den nächſten Morgen kam Koah, wie gewöhnlich, an die Schiffe; da wir aber nicht mehr nöthig hatten uns zurück zu halten, hatte ich völlige Freyheit ihm zu begegnen, wie es mir gefiel. Als er ſich daher, während ſeines gewöhnlichen Geſanges, dem Schiffe näherte, und mir ein Schwein und einige Piſangs anbot, ſo befahl ich ihm nicht näher zu kommen, und drohete ihm, wenn er ſich je wieder ſehen lieſſe, ohne die Gebeine des Capitain Cooks mitzubringen, ſo ſolle er ſein ſo oft gebrochenes Verſprechen mit ſeinem Leben büßen. Er ſchien von dieſem Empfange eben nicht gedemüthigt zu ſeyn, ſondern kehrte ans Ufer zurück, wo er ſich zu einem Haufen ſeiner Landsleute geſellte, die unſre Arbeiter beym Waſſerſchöpfen mit Steinen warfen.

Dieſen Morgen fand man auch den Körper des jungen Menſchen, der ſich geſtern ſo tapfer vertheidigt hatte, am Eingange der Höhle. Einige von unſern Leuten deckten eine Matte über ihn, und ſahen kurz nachher, daß ihn einige Männer auf den Schultern forttrugen, und auf dem Wege einen Trauer-Geſang dazu anſtimmten.

Als die Einwohner ſahen, daß wir ihre Beleidigungen nicht aus Mangel an Mitteln uns zu rächen ſo lange geduldet hatten, hörten ſie endlich auf uns länger zu beunruhigen, und am Abend kam ein Oberhaupt mit Namen Eappo, ein Mann vom höchſten Anſehen, der uns bisher ſelten beſucht hatte. Er brachte uns Geſchenke von Terriobu, und bat in deſſen Namen um Frieden. Wir nahmen die Geſchenke an und ſchickten ihn mit eben derſelben Antwort zurück, die wir ſchon vorher gegeben hatten, nämlich, daß man keinen Frieden hoffen könne, bis wir die Gebeine des Capitains zurückerhielten. Wir erfuhren von dieſem Manne, daß das Fleiſch von allen Leichnamen unſrer Landsleute, nebſt den Knochen des Rumpfes, verbrannt worden ſey; die Glieder-Knochen der Seeſoldaten wären unter die geringere Klaſſe der Vornehmen vertheilt worden, die von dem Capitain Cook hingegen den erſten Oberhäuptern zugefallen, ſo daß Kahu-opeon (*Kahuopeon*), ein großer Erih, den Kopf; Maiha-maiha das Haar; Terriobu aber die Lenden, die Hüften, und die Arme erhalten hätte. Als es dunkel ward, näherten ſich verſchiedene Einwohner mit Wurzeln und andern Pflanzenſpeiſen, und Kärikia ſchickte uns zwey an ehnliche Geſchenke von Lebensmitteln.

Der 19te verging größtentheils mit Bothſchaften, zwiſchen dem Capitain Clerke, und dem Terriobu. Eappo gab ſich viele Mühe es dahin zu bringen, daß einer von unſern Officieren ans Land gehen möchte, und erbot ſich indeß als Geiſel an Bord zu bleiben; man hielt es aber nicht für rathſam, ihm dieſe Forderung zu gewähren. Hierauf verließ er uns mit dem Verſprechen, er wolle am folgenden Tage die Gebeine bringen. Uebrigens erfuhren die Leute, die am Waſſerplatz beſchäftigt waren, nicht den geringſten Wiederſtand von den Einwohnern, die, ungeachtet unſeres vorſichtigen Betragens, ſich wieder ohne das geringſte Mißtrauen unter uns miſchten.

Den 20ſten hatten wir das Vergnügen, bey guter Zeit den Vordermaſt aufzurichten. Dieſes Geſchäft war indeß ſehr beſchwerlich und mit einiger Gefahr verknüpft, da unſere Stricke ſo verfault waren, daß ſie mehr als einmal dabey zerriſſen.

Zwiſchen zehn und elf Uhr ſahen wir eine Menge Volks, in einer Art von feyerlichen Ordnung, den Berg herunter kommen, welcher ſich hinter der Bay erhebt; ein jeder von ihnen trug ein oder zwei Zuckerröhre auf der Schulter, und Brodfrucht, Aronswurzeln und Piſangs in der Hand. Zwey Trommelſchläger, die vor ihnen her gingen, ſteckten bey ihrer Ankunft am Strande eine weiße Fahne auf, und fingen hierauf an ihre Trommeln zu ſchlagen, während daß die übrigen, welche ihnen folgten, einer nach dem andern heran kamen, ihre Geſchenke niederlegten, und dann in eben derſelben Ordnung zurück gingen. Bald nachher zeigte ſich Eappo in ſeinem langen befiederten Mantel, und trug mit großer Feyerlichkeit etwas mit beyden Händen. Er ſetzte ſich auf einen Felſen nieder, und machte ein Zeichen, daß man ihm ein Boot zuſenden möchte.

Da Capitain Clerke vermuthete, daß er die Ueberreſte des Capitain Cook brächte, wie es ſich hernach auch wirklich beſtätigte; ſo fuhr er ſelbſt zu ihm hin, um ſie in ſeiner Schaluppe in Empfang zu nehmen, und befahl mir, ihm in einem andern Boote zu folgen. Als wir bey dem Ufer anlegten, kam Eappo in die Schaluppe, und überreichte dem Capitain die Gebeine, die in eine Menge ſchönen neuen Zeuges gewickelt und mit einem buntgefleckten Gewande aus ſchwarzen und weiſſen Federn bedeckt waren. Nachher begleitete er uns zur Reſolution, ließ ſich aber nicht bewegen, an Bord zu kommen, wahrſcheinlich weil er aus einem Gefühl von Schicklichkeit nicht bey der Oefnung des Bündels gegenwärtig ſeyn wollte. Wir fanden darin beide Hände des Capitain

Cook, die wir ſehr leicht an einem auffallenden Schnitt erkannten, der an einer Hand den Daumen vom Vorderfinger trennte; ferner den Hirnſchädel, aber von der Haut des Kopfes getrennt, (die Knochen des Geſichts fehlten gänzlich); die Haut des Hirnſchädels mit kurz abgeſchnittenen Haaren, und daran hängenden Ohren; die Knochen beyder Arme, an denen noch die Haut der Unterarme hing; die Lenden und Bein-Knochen zuſammen verbunden, allein ohne die Füße. Die Gelenkbänder waren unverſehrt, und alle Theile ſchienen vom Feuer gelitten zu haben, die Hände ausgenommen, woran ſich noch alles Fleiſch befand; die aber an verſchiedenen Stellen tief eingeſchnitten, und mit Salz eingerieben waren, vermuthlich weil man ſie hatte aufbewahren wollen. Von der Schädelhaut fehlte hinten ein Stück, aber der Schädel ſelbſt war ganz unverlezt. Eappo ſagte uns, der untern Kinnlade und der Füße hätten ſich verſchiedene Oberhäupter bemächtigt, Terriobu wolle ſich aber alle Mühe geben, ſie wieder herbey zu ſchaffen.

Den folgenden Morgen kam Eappo mit des Königs Sohn, und brachte die übrigen Gebeine des Capitain Cook: die Läufe ſeiner Flinte, ſeine Schuhe, und einige andere Kleinigkeiten, die ihm gehört hatten. Eappo gab ſich viel Mühe, uns zu überzeugen, daß Terriobu, Maiha-maiha und er ſelbſt den Frieden ſehr wünſchten, und den beſten Beweis, der in ihrer Macht ſtände, davon gegeben hätten. Er ſezte hinzu, ſie würden ſich gewiß weit früher zu dieſem Schritte verſtanden haben, wenn nicht die andern Oberhäupter, die noch unſere Feinde wären, ſie daran verhindert hätten. Er beklagte mit inniger Wehmuth den Tod der ſechs Vornehmen, die wir erſchoſſen hatten, von denen einige unſre wärmſten Freunde geweſen wären. Das Boot hätten uns Paria's Leute entwendet; (vermuthlich hatte er ſich dadurch für den Schlag rächen wollen, den er von den unſrigen empfangen hatte); und Tages darauf habe er es in Stücken ſchlagen laſſen. Die Gewehre der Seeſoldaten, die wir auch zurückgefordert hatten, wären unwiederbringlich verlohren, weil ſich das gemeine Volk ihrer bemächtigt hätte: bloß die Knochen des Befehlshabers wären, als ein Eigenthum des Königs und der Erihs, aufbewahrt worden.

Wir konnten nun nichts weiter thun, als unſerm großen, unglücklichen Befehlshaber den letzten Dienſt erweiſen, und ſchickten deshalb den Eappo mit dem Auftrag ab, er ſollte dafür ſorgen, daß die ganze Bay mit dem Tabbu belegt würde. Nachmittags verſenkten wir die Gebeine, nachdem wir ſie in einen Sarg gelegt und das Begräbniß-Formular abgeleſen hatten, unter den gewöhnlichen kriegeriſchen Ehrenbezeugungen, ins Meer. Die Welt mag beurtheilen, welche Gefühle wir in dieſem Augenblick hatten; diejenigen, die dabey zugegen geweſen ſind, können mir das Zeugniß geben, daß ich nicht im Stande bin, ſie zu ſchildern.

Am 22ſten ſahe man den ganzen Vormittag kein Kanot in der Bay rudern, da das Tabbu, womit Eappo ſie Tags zuvor auf unſer Verlangen hatte belegen laſſen, noch nicht aufgehoben war. Endlich kam Eappo zu uns. Wir verſicherten ihm, daß wir nun vollkommen befriedigt wären. und daß die Erinnerung an alles Vergangene mit dem Orono begraben ſey. Nachher baten wir ihn, er möchte das Tabbu aufheben, und den Einwohnern bekannt machen, daß ſie uns, wie gewöhnlich, Lebensmittel bringen ſollten. Die Schiffe waren bald mit Kanots umringt; viele Vornehme kamen an Bord, und bezeigten ihr Leidweſen über das Vorgefallene, und ihre Freude über die Wiederherſtellung des Friedens. Mehrere von unſern Freunden, die uns nicht beſuchten, ſchickten uns große Schweine und andere Lebensmittel zum Geſchenk. Unter andern kam auch der alte verrätheriſche Koah; allein wir weigerten uns, ihn aufzunehmen.

Da nun alle Anſtalten in See zu gehen gemacht waren, ertheilte Capitain Clerke ſogleich den Befehl, die Anker zu lichten, weil er beſorgte, es möchte einen übten Eindruck machen, wenn die Nachricht von unſerm Betragen früher nach den Inſeln unter dem Winde käme, als wir ſelbſt. Gegen acht Uhr Abends ſchickten wir die Einwohner alle ans Land zurück, und Eappo nebſt dem freundſchaftlichen Kärikia nahmen ſehr rührend Abſchied von uns. Wir lichteten ſogleich die Anker und ſteurten aus der Bay, und als wir längs der Küſte hinfuhren, empfingen die Einwohner, welche ſich dort in großen Haufen verſammelt hatten, unſer letztes Lebewohl mit allen Aeußerungen ihrer Zuneigung und Freundſchaft.

Fünftes Hauptſtück.

Wir verlaſſen die Karakakua-Bay, um einen Hafen an der Südoſtküſte von Mauwi aufzuſuchen. Oeſtliche Winde und Strömungen treiben die Schiffe weſtwärts ab. Die Inſel Tahuraua. Beſchreibung der Südweſtküſte von Mauwi. Fahrt längs den Küſten von Ranai, Morotai und Woahu. Beſchreibung der Nordoſtküſte von Woahu. Fruchtloſer Verſuch, friſches Waſſer zu füllen. Ueberfahrt nach Atuai, und Aufenthalt in Weymoa-Bay. Gefährliche Lage unſerer Leute am Waſſerplatz. Bürgerliche Unruhen in den Inſeln. Beſuch der uneinigen Oberhäupter. Aufenthalt auf der Rheede von Onihiau. Letzter Abſchied von den Sandwichs-Inſeln.

Gegen zehn Uhr verlieſſen wir das Land, und ſteuerten, nachdem wir unſere Boote eingehoben hatten, nordwärts, um einen Hafen aufzuſuchen, der, nach der Verſicherung der Einwohner, an der Südoſtſeite von Mauwi liegen ſollte. Am folgenden Morgen wurden wir gewahr, daß uns eine hohle See von Nordoſten her unter den Wind (nach Weſten) getrieben hatte; und da ſich zu gleicher Zeit ein friſcher Wind aus eben der Gegend erhob, kamen wir immer weiter zurück. Um Mitternacht legten wir um, und ſteuerten vier Stunden lang ſüdwärts, um uns von dem Lande entfernt zu halten, und erblickten bey Tagesanbruch die kleine wüſte Inſel Tahuraua, welche ſieben bis acht Engliſche Meilen Südweſtwärts von Mauwi entfernt iſt, uns gegenüber.

Nunmehr aber hatten wir alle Hofnung verlohren, uns der Südoſtſeite von Mauwi nähern zu können, und ſegelten alſo längs der Südoſtküſte von Tahuraua hin. Indem wir die weſtliche Spitze dieſer Inſel umſchifften, damit wir uns der Weſtſeite von Mauwi nähern möchten, geriethen wir plötzlich in ſeichtes Waſſer, und ſahen, daß ſich die See, beynahe gerade vor uns, an einigen einzelnen Felſen brach. Wir mußten uns daher anderthalb Seemeilen abwärts wenden, dann wieder nordwärts ſteuern, und eine Durchfahrt zwiſchen Mauwi und der Inſel Ranai aufſuchen. Mittags war die nördliche Breite, unſern Beobachtungen zufolge, 20° 42′, in 203° 22′, öſtlicher Länge. Dieſe letztere ward nach der Längenuhr beſtimmt, deren Reſultate wir mit einer großen Anzahl an eben dem Tage beobachteter Entfernungen des Mondes von der Sonne und Sternen verglichen.

Nachmittags hatten wir ruhiges Wetter, und zuweilen ſanfte Lüfte aus Weſten, wobey wir Nordnordweſt ſteuerten. Bey Sonnenuntergang erblickten wir eine Untieſe, die ſich dem Anſchein nach in einer beträchtlichen Entfernung von der Weſtküſte von Mauwi bis gegen die Mitte der Durchfahrt erſtreckte. Da nun dem Wetter nicht zu trauen war, legten wir um, und ſteuerten nach Süden. Die Südweſtſeite dieſer Inſel, welche wir nunmehr umſchifft hatten, ohne uns dem Lande nähern zu können, gleicht in der Ferne vollkommen der Nordoſtküſte, die wir im Jahr 1778, bey unſerer Rückkehr von Norden in Augenſchein nahmen. Die bergigten Gegenden ſind vermittelſt einer niedrigen Landenge verbunden, und daher ſcheinen es zwey getrennte Inſeln zu ſeyn. Eben dieſe Täuſchung dauert auch an der Südweſtſeite fort, wenn man ſich der Küſte nicht bis auf acht Seemeilen nähert. Die Küſte öfnet ſich hier ſehr tief, und bildet eine ſchöne geräumige Bay, deren weſtliche Spitze, bey welcher ſich die eben erwähnte Untieſe anfängt, durch einen kleinen Hügel kenntlich iſt. Südwärts davon findet man eine ſchöne ſandige Bay, und an ihrem Strande ſtehen einige Hütten, die von vielen Kokospalmen beſchattet werden.

Während unſrer heutigen Fahrt kamen verſchiedene Einwohner zu uns, um uns Lebensmittel zu verkaufen. Wir erfuhren bald, daß das Gerücht von den letzten unglücklichen Begebenheiten in Owaihi, ſchon bis zu ihnen gelangt wäre. Sie ſchienen äußerſt begierig, die näheren Umſtände davon zu erfahren, und wandten ſich deshalb an eine Frauensperſon, die ſich an Bord der Reſolution verſteckt hatte, um nach Atuai mitgehen zu können. Sie fragten ängſtlich nach dem Paria und einigen andern Vornehmen, und ſchienen ſehr betroffen über den Tod des Kanina und ſeines Bruders. Es gereichte uns indeſſen zur Beruhigung, daß die Erzählung dieſer Perſon, in welchem Lichte ſie auch den Vorgang darſtellen mochte, auf das Betragen der Inſulaner, die ſich vorzüglich höflich und folgſam bezeigten, keinen nachtheiligen Einfluß hatte.

Das Wetter blieb die Nacht hindurch veränderlich. Den 25ſten früh, ſegelten wir mit einem Oſtwinde längs der Südſeite von Ranai hin. Gegen Mittag erfolgten Windſtillen und widrige Winde, und endlich ſchifften wir mit leichten öſtlichen Lüften nach der Weſtküſte von Morotai. Die Strömung, welche, ſeitdem wir die Bay von Karakakua verlaſſen hatten, von Nordoſten her gekommen war, änderte nunmehr ihren Lauf, und ward Südöſtlich. Die Nacht hindurch war der Wind abermals veränderlich, allein am Morgen ſetzte er ſich in Oſten, und ward ſo heftig, daß wir unſere Marsſegel doppelt einreffen mußten. Um ſieben Uhr umſchifften wir die Weſtſpitze von Morotai, und erblickten etwa zwey Seemeilen jenſeits derſelben eine kleine Bay, mit einem ſchönen ſandigen Strande; doch war gar kein Anſchein da, daß wir friſches Waſſer finden würden. Wir gingen alſo weiter nordwärts, um auf die Oſtſeite von Woahu zu kommen, welche Inſel wir bereits im Januar 1778, bey unſerm erſten Beſuch, geſehen hatten. Um zwey Uhr Nachmittags erblickten wir das Land, am 27ſten um zehn Uhr Morgens befanden wir uns nur eine Seemeile vom Ufer, und zwar in der Gegend von der Mitte der nordöſtlichen Küſte.

Nordwärts hin beſteht das Land aus einzelnen Bergen, welche mit ihren zerriſſenen ſchroffen Spitzen ſich ſenkrecht aus dem Meer erheben. Die Abhänge ſind mit Waldung bekleidet, und die Thäler ſcheinen fruchtbar und wohl bebauet. Gegen Süden bemerkten wir eine geräumige Bay, welche Südoſtwärts durch eine niedrige mit Kokospalmen bewachſene Landſpitze eingeſchloſſen ward, und ihr gegenüber lag, etwa eine Engliſche Meile vom Strande, ein hoher Felſen mitten im Meere. Südwärts von jener Spitze konnten wir des neblichten Wetters wegen das Land nicht deutlich ſehen; doch bemerkten wir, daß es hoch und uneben war. Der Wind blieb noch immer ziemlich ſtark, ſo daß wir es für gefährlich hielten, uns an eine Küſte die ihm ausgeſetzt war, hinan zu wagen. Wir wendeten uns alſo, ohne die Bay zu unterſuchen, nach Norden, und ſchifften längs der Küſte hin. Um Mittag befanden wir uns der Nordſpitze der Inſel gegenüber, in einer Entfernung von zwey Seemeilen. Das Land iſt hier niedrig und eben, und etwa anderthalb Engliſche Meilen von demſelben erſtreckt ſich ein Rief in die See. Die nördliche Breite war 21° 50′ und die öſtliche Länge 202° 15′. Zwiſchen der Nordſpitze und einem entfernten Vorgebirge, welches wir in Südweſten ſahen, macht das Land eine ziemlich tiefe Einbucht, und ſcheint eine gute Rheede zu haben. Wir richteten alſo unſern Lauf längs der Küſte hin, und fanden in einer Entfernung von einer Engliſchen Meile, in zwanzig bis dreyzehn Faden, Grund, und die Tiefe verminderte ſich regelmäßig, ſo wie wir dem Ufer näher kamen. Der Anblick eines ſchönen Fluſſes, der ſich durch ein tiefes Thal ergoß, bewog uns, um ein Viertel auf drey Uhr, in dreyzehn Faden Sandgrund vor Anker zu gehen. Nachmittags begleitete ich beyde Capitaine an das Land. Wir fanden daſelbſt nur wenige Einwohner, und zwar größtentheils Weiber, die uns erzählten, die Männer wären nach Morotai gezogen um gegen Taheiterri zu ſtreiten; indeſſen ſey ihr Oberhaupt Periorani zurückgeblieben, und werde uns gewiß beſuchen, ſobald er unſere Ankunft erfahre. In unſerer Erwartung von dem Fluſſe wurden wir übrigens ſehr getäuſcht; denn wir fanden, daß das Waſſer deſſelben noch zweyhundert Schritte oberhalb der Mündung einen Salzgeſchmack hatte, der wahrſcheinlich dem ſumpfigen Boden, über welchen es zur See fließt, zugeſchrieben werden muß; weiter hinauf fanden wir es indeß vollkommen friſch. Es bildet daſelbſt einen artigen Fluß, an deſſen Ufern ich hinauf ging, bis ich an den Zuſammenfluß zweyer kleinen Bäche kam, die rechts und links aus einem ſteilen, romantiſchen Berge ſtrömten. Die Ufer dieſes Fluſſes, und überhaupt alle nordweſtliche Gegenden von Woahu, ſo weit wir ſie ſahen, ſind gut bebauet, mit vielen Dörfern bedeckt, und gewähren überall einen vorzüglich reizenden, maleriſchen Anblick. An dieſem Orte Waſſer zu ſchöpfen, wäre äuſſerſt mühſam geweſen; ich mußte alſo noch die Küſte unter dem Winde unterſuchen, konnte aber wegen eines Korallenriefs, welches ſich eine halbe Engliſche Meile in See erſtreckte, nirgends anlanden. Capitain Clerke beſchloß daher, ohne weitern Zeitverluſt nach Atuai zu ſchiffen. Früh um acht Uhr lichteten wir unſere Anker, und ſegelten bey Tagesanbruch am 28ſten nordwärts. Um Mittag erblickten wir Atuai und richteten unſern Lauf dahin, erreichten auch noch vor Sonnenuntergang das öſtliche

Ende dieſer Inſel, das ſich in eine ſchöne grüne Ebene zuſpitzt. Es war jetzt zu ſpät, die Rheede an der Südweſtſeite dieſer Inſel, wo wir im vorigen Jahre vor Anker gelegen hatten, aufzuſuchen; wir kreuzten alſo die ganze Nacht hindurch umher, und ankerten erſt am folgenden Morgen (den erſten März) in fünf und zwanzig Faden Tiefe, und legten dann noch den großen Buganker in acht und dreißig Faden aus. Indem wir von der Südoſtſpitze der Inſel nach der Rheede hinabſteuerten, erblickten wir in einer beträchtlichen Entfernung vom Lande an mehreren Stellen etwas, das wie Untiefen ausſah; und zwey Engliſche Meilen öſtlich von unſerm Ankerplatz, zwey bis drey Meilen weit von der Küſte, geriethen wir in fünftehalb Faden Tiefe, da wir gewöhnlich ſieben bis acht Faden gehabt hatten.

Kaum hatten wir an unſerm ehemaligen Platze den Anker geworfen, ſo kamen ſchon einige Kanots zu uns; allein die Einwohner bewillkommten uns nicht mehr ſo herzlich, wie das vorigemal, und wir vermißten den Ausdruck der Zufriedenheit auf ihren Geſichtern. Sobald ſie an Bord gekommen waren, beklagte ſich einer von ihnen, daß wir ihren Weibern eine Krankheit hinterlaſſen hätten, woran mehrere Perſonen, beyderley Geſchlechts geſtorben wären. Er ſelbſt war mit der veneriſchen Seuche behaftet, und beſchrieb uns ganz ausführlich alle verſchiedene dabey vorkommende Symptome. Da bey unſerer erſten Ankunft auf dieſer Inſel bey den Einwohnern auch nicht die mindeſte Spur von dieſer Krankheit vorhanden war, ſo fürchte ich allerdings, daß wir den Vorwurf, die Urheber dieſes unerſetzlichen Schadens geweſen zu ſeyn, nicht von uns ablehnen können.

Unſre Hauptabſicht war nunmehr, die Schiffe ſo ſchnell als möglich mit einem Vorrath von friſchem Waſſer zu verſehen; ich ward daher Nachmittags bey guter Zeit mit zwey Booten voll leerer Tonnen ans Land geſchickt. Mit mir zugleich fuhren der Conſtabel der Reſolution, welcher Lebensmittel eintauſchen ſollte, und eine Wache von fünf Seeſoldaten dahin ab. Wir fanden eine große Menge Volks am Geſtade, und wurden anfangs mit vieler Freundlichkeit empfangen. Sobald aber die Tonnen gelandet waren, entſtanden Unruhen. Ich wußte aus Erfahrung, wie ſchwer es ſey, bey dieſen Inſulanern eine ſolche Laune zu unterdrücken, ohne das Anſehen ihrer Oberhäupter zu Hülfe zu nehmen, und gerieth alſo in Verlegenheit, als ich erfuhr, daß dieſe ſich ſämmtlich in einer andern Gegend der Inſel befänden. Wir empfanden ſehr bald den Mangel ihres Beyſtandes. Nur mit der größten Mühe brachte ich es endlich dahin, daß zur Sicherheit und Bequemlichkeit des Handels ein Kreis geſchloſſen wurde. Kaum hatte ich dies bewirkt und Wachen ausgeſtellt, um den Haufen abzuhalten, als ich gewahr ward, daß ein Kerl das Bayonet von eines Soldaten Flinte ergriff, und es ihm mit aller Gewalt aus den Händen zu reiſſen ſuchte. Als ich dazu kam, ließ er es zwar los, und zog ſich zurück; aber einen Augenblick nachher kam er mit einem Spieß in einer und einen Dolch in der andern Hand wieder, und ſeine Landsleute hatten Mühe, ſeiner Begierde, ſich mit dem Soldaten zu meſſen, Einhalt zu thun. Die Veranlaſſung zu dieſem Zwiſte war ein kleiner Stoß mit dem Bayonet, den der Soldat dem Inſulaner gegeben hatte, um ihn von dem Kreiſe abzuhalten.

Unſere Lage erforderte jetzt offenbar die größte Vorſicht und Behutſamkeit. Ich ertheilte den gemeſſenſten Befehl, daß niemand Feuer geben, oder irgend eine Gewaltthätigkeit verüben ſollte, ohne dazu ausdrücklich aufgefordert worden zu ſeyn. Kaum hatte ich dieſe Vorſchrift ertheilt, als man mich nach unſerem Waſſerplatze hinrief, wo die Einwohner nicht minder geneigt waren, Händel anzufangen. Sie hatten unſern Leuten für jede

Tonne Waſſers ein großes Beil abgefordert, und da man ihnen dieſes nicht zugeſtehen wollte, ſuchten ſie die Matroſen zu hindern, die Fäſſer an die Boote zu rollen. Als ich kam, trat ſogleich einer von den Einwohnern ſehr unverſchämt zu mir heran, und wiederholte die Forderung. Ich erwiederte, aus Freundſchaft wolle ich ihm ein Beil ſchenken, aber das Waſſer würde ich zuverläſſig unentgeldlich wegführen laſſen. Zugleich befahl ich den Bootsleuten, in der Arbeit fortzufahren, und rief drey Seeſoldaten zu ihrer Bedeckung vom Handelsplatze herbey. Dieſe Entſchloſſenheit wirkte ſoviel, daß die Eingebohrnen es nicht wagten, uns offenbar zu ſtören; allein ſie hörten darum nicht auf, uns zu necken und zu beleidigen. Unter dem Vorwande, uns bey dem Rollen der Fäſſer behülflich zu ſeyn, gaben ſie ihnen eine falſche Richtung, und brachten ſie vom Wege ab. Andere ſtahlen den Matroſen ihre Hüte weg, zupften ſie an ihren Kleidern, oder ſchlugen ihn ein Bein unter, indeß der ganze Haufe mit einem Gemiſch von Kinderey und Bosheit lachte und ſchrie. Hernach ſtahlen ſie dem Böttcher ſeinen Eimer, und riſſen ihm den Sack mit ſeinem Werkzeuge weg. Am begierigſten waren ſie aber nach den Flinten unſerer Soldaten. Alle Augenblicke klagte einer, daß man ihm das Gewehr aus der Hand reiſſen wolle. Mir begegneten ſie zwar größtentheils mit Achtung und Ehrerbietung; allein am Ende mußte ich doch auch mein Theil zu ihrem Raube beytragen. Einer kam ganz vertraulich zu mir; indem er meine Aufmerkſamkeit ſehr geſchickt zu beſchäftigen wußte, entriß mir ein anderer meinen Hirſchfänger, den ich ſorglos in der Hand hielt, und lief ſchnell davon.

Es würde nichts geholfen haben, wenn wir dieſe Frechheit mit Gewalt hätten ahnden wollen; alles was wir thun konnten, beſtand darinn, daß wir uns vor den Folgen derſelben ſo gut als möglich hüteten, und ſie übrigens geduldig ertrugen. Bald darauf beunruhigte mich indeſſen der Sergeant durch die Nachricht: er habe ſich unvermuthet umgekehrt, und hinter mir einen Mann mit einem Dolch in der Hand geſehen, der eben habe zuſtoßen wollen. Vielleicht hatte er ſich geirrt; allein unſere Lage war gewiß ohnedies kritiſch und beunruhigend genug, da uns die kleinſte Unvorſichtigkeit hätte ſchaden können. Unſere Leute waren in drey kleine Haufen getheilt; der erſte ſchöpfte am Teiche Waſſer, der andere rollte die Fäſſer nach dem Strande, und der dritte beſchäftigte ſich in einiger Entfernung mit dem Einkauf von Lebensmitteln. Es fiel mir einmal ein, ſie alle zuſammenzuziehen, und von ihnen gemeinſchaftlich ein Geſchäft nach dem andern betreiben zu laſſen: doch, nach reiflicherer Ueberlegung, fand ich es rathſamer, keine Veränderung vorzunehmen; denn bey einem wirklichen Angriffe, hätten wir mit vereinten Kräften, auch in der vortheilhafteſten Stellung, nur geringen Widerſtand thun können. Hingegen ſchien es mir nicht unwichtig, den Einwohnern zu zeigen, daß wir nichts fürchteten, und noch oben drein den weſentlichen Vortheil zu erreichen, daß die Einwohner getheilt und viele von ihnen mit dem Tauſchhandel lebhaft beſchäftigt blieben. Wahrſcheinlich war indeß die Furcht vor unſern Waffen das einzige, was ſie von einem Angriffe zurückhielt; und vermuthlich hatte unſer eigenes Zutrauen in dieſen Vorzug, da wir ihrer ganzen Menge nur fünf Soldaten entgegenſetzten, ihnen einen hohen Begrif von unſerer Ueberlegenheit beygebracht. Es war unſre Pflicht, ſie bey dieſem Glauben zu erhalten, und ich muß zum Ruhm unſerer Leute ſagen, daß ſie ſich nicht zweckmäßiger hätten betragen können, um die Inſulaner in ihrer Furcht zu beſtärken. Was ſich für Scherz aufnehmen ließ, ertrugen ſie mit aller Faſſung und Geduld; ſobald man aber im Ernſt verſuchte, ſie bey der Arbeit zu unterbrechen, wieſen ſie die Angreifenden mit ſtrafenden Blicken und Drohungen zurück. Auf die Art gelang es uns, ohne irgend einen weſentlichen Unfall, alle Fäſſer bis an den Strand zurückzubringen. Während der Zeit daß wir ſie ins Boot ſchaften, und die Einwohner nun bemerkten, daß die Gelegenheit zum Plündern bald vorüber ſeyn würde, wuchs ihre Kühnheit und Unverſchämtheit mit jedem Augenblick. Bey dieſer Gelegenheit gab mir der Sergeant der Seeſoldaten einen Vortheil an die Hand, welcher darin beſtand, daß ich ihn und ſeine Mannſchaft zuerſt ins Boot ſchickte. Dadurch wurden die Flinten, als der Hauptgegenſtand auf welchen die Aufmerkſamkeit und die Begierde der Einwohner gerichtet waren, in Sicherheit gebracht, und die Soldaten konnten uns auch, im Fall eines Angrifs, von dorther wirkſamer, als am Strande, vertheidigen.

Alles war bereits in die Boote geſchaft, und nur Herr Anderſon, (der Konſtabel), ein Matroſe und ich waren noch am Lande. Da das Boot jenſeits der Brandung lag, durch welche wir hin ſchwimmen mußten, ſagte ich jenen beyden, ſie möchten ſich nur auf den Weg machen, ich würde ihnen dann folgen. Zu meinem Erſtaunen, weigerten ſich beyde zu gehorchen, und es erhob ſich ein Streit unter uns, wer zuletzt am Strande bleiben ſollte. Einige übereilte Worte, die ich mir vorher gegen den Matroſen hatte entfahren laſſen, waren ihm, wie es ſcheint, ſo vorgekommen, als ob ich ſeinen Muth bezweifelte, und hatten jenen albernen Einfall bey ihm veranlaßt. Der alte Conſtabel hingegen hörte kaum, daß von Ehre die Rede ſey, als er es ſchon für ausgemacht annahm, daß auch er dabey nicht gleichgiltig ſeyn dürfe. Vielleicht hätte dieſer lächerliche Streit noch einige Zeit gedauert, wenn die Steine, die ſchon um unſere Köpfe flogen, ihn nicht geendigt hätten. Unſere Bootsleute ſchrieen uns zu, wir möchten eilen, denn die Eingebohrnen ſetzten uns ſchon mit Keulen und Spießen ins Waſſer nach. Ich erreichte zuerſt das Boot, und weil ſich Herr Anderſon noch in einiger Entfernung und nicht außer Gefahr befand, befahl ich den Seeſoldaten eine Flinte loszuſchießen. In der Eilfertigkeit dieſen Befehl zu vollziehen, thaten ſie zwey Schüſſe; und als ich in das Boot ſtieg, ſah ich die Einwohner davonlaufen, und nur einen Mann, der neben einem Weibe auf der Erde ſaß, zurückbleiben. Er verſuchte einigemal vergebens aufzuſtehen, denn er war, zu meinem Leidweſen, in der Hüfte verwundet. Bald nachher kehrten die Inſulaner zurück, umringten den Verwundeten, und ſchwenkten mit drohenden, herausfordernden Gebärden ihre Dolche und Spieſſe gegen uns; allein noch ehe wir das Schiff erreicht hatten, erblickten wir einige Perſonen, die wir für ihre eben angekommene Oberhäupter hielten, und dieſe trieben den Haufen bald vom Strande weg.

Während unſerer Abweſenheit war Capitain Clerke deſto mehr ängſtlich um unſere Sicherheit beſorgt geweſen, weil er ſich mit einigen Eingebohrnen an Bord unterhalten, aber den Sinn ihrer Reden gänzlich misverſtanden hatte. Sie nannten öfters den Namen unſeres verewigten Befehlshabers, und machten dazu lebhafte und umſtändliche Beſchreibungen von Tod und Vernichtung; daraus ſchloß er, daß ſie bereits die unglückliche Begebenheit in Owaihi erfahren hätten und jetzt davon ſprechen wollten. Sie hingegen wollten ihm nur von einem Krieg erzählen, welcher wegen der Ziegen, die Capitain Cook in Onihiau gelaſſen hatte. entſtanden war, und beſchrieben, wie dieſe ſchuldloſe Thiere, während des Kampfes um ihren Beſitz, niedergemetzelt worden wären.

Capitain Clerke bezog dieſe ſchrecklichen Beſchreibungen und den Ernſt womit die Leute redeten, auf unſern Unfall in **Owaihi**, und glaubte ſogar eine Spur von Rachbegierde an ihnen wahrzunehmen. Er beobachtete uns daher unabläßig mit ſeinem Seherohr, und ließ in dem Augenblick, wie er den Rauch von unſern abgefeuerten Gewehren aufſteigen ſah, die Boote bemannen und bewafnen, um ſie uns zu Hülfe zu ſchicken.

Am folgenden Morgen erhielt ich abermals den Befehl, mit den Leuten zum Waſſerfüllen ans Land zu gehen. Wegen unſrer geſtrigen Gefahr, entſchloß ſich Capitain **Clerke**, uns eine ſtarke Parthey von beyden Schiffen, die ſich zuſammen auf vierzig bewafnete Soldaten belief, zu unſerer Bedeckung mitzugeben. Dieſe Vorſicht war gleichwohl überflüſſig, denn wir fanden nicht nur den Strand ganz leer, ſondern auch die Gegend vom Landungsorte bis zum Teiche, mit weiſſen Fähnchen beſteckt, zum Zeichen, daß dieſer Platz **Tabbu** ſey, das iſt, daß ihn die Einwohner nicht betreten dürften. Wir hielten dies für einen ſichern Beweis, daß einige Oberhäupter hier geweſen ſeyn, und, weil ſie ſich nicht hätten aufhalten können, ſehr wohlbedächtig und freundſchaftlich dieſe Maaßregel zu unſerer größeren Bequemlichkeit und Sicherheit ergriffen haben müſten. Zwar ſtanden einige Männer, mit Dolchen und Speeren bewafnet, zu unſerer Rechten jenſeits des Fluſſes, doch beunruhigten ſie uns nicht im mindeſten. Ihre Weiber kamen herüber und ſetzten ſich nahe bey uns am dieſſeitigen Ufer nieder, und gegen Mittag bewogen wir auch einige von den Mannsperſonen, Schweine und Wurzeln für unſere Leute herbeyzubringen und zu bereiten. Sobald wir den Strand verlaſſen hatten, kamen ſie an das Seeufer, und einer von ihnen warf einen Stein nach uns; da aber alle übrigen ſein Betragen ſehr zu mißbilligen ſchienen, ließen wir es ungeahndet hingehen.

Am folgenden Tage ergänzten wir unſern Waſſervorrath ebenfalls ohne allen Widerſtand. Bey unſerer Rückkehr an Bord erfuhren wir, daß einige Oberhäupter da geweſen wären, die das Betragen ihrer Landsleute entſchuldigt, und ihre Zügelloſigkeit den Streitigkeiten zugeſchrieben hätten, welche gegenwärtig zwiſchen den Vornehmen der Inſel herrſchten, und derentwegen jetzt alle Ordnung und aller Gehorſam gänzlich aufgehoben wäre. Toneoneo der bey unſerem erſten Beſuch die Oberherrſchaft beſaß, ſtritt jetzt mit einem Knaben Namens Teawi um die Regierung von Atuai. Beyde waren Enkel des Periorani, Königs von Woahu, von verſchiedenen Vätern, und der Grosvater hatte jenem Atuai, und dieſem Onihiau zu beherſchen gegeben. Nun waren die Ziegen, welche wir im vorigen Jahr auf Onihiau zurückgelaſſen hätten, die Veranlaſſung zum Kriege geworden; denn Toneoneo machte Anſprüche auf dieſelben, unter dem Vorwand, die Inſel Onihiau ſey von ihm abhängig. Teawis Freunde hingegen behaupteten das Recht des wirklichen Beſitzers, und ſo ſchickten ſich beyde Theile an, ihre Forderungen mit Gewalt geltend zu machen. Nur wenige Tage vor unſerer Ankunft war ein Gefecht vorgefallen, worin Toneoneo den kürzern gezogen hatte. Es war ſehr wahrſcheinlich, daß er durch dieſe Niederlage noch weit mehr, als bloß ſeine Anſprüche auf die unglücklichen Ziegen einbüßen würde; denn Teawis Mutter hatte ſich wieder mit einem Vornehmen von Atuai verheirathet, und dieſer glaubte, er müſſe die gegenwärtige Gelegenheit nicht vernachläſſigen, um den Toneoneo gänzlich aus der Inſel zu vertreiben, und ſeinem Stiefſohne die Oberherrſchaft zu verſchaffen, zumal, da er ſich an der Spitze einer mächtigen Parthey befand. Die Ziegen hatten ſich ſchon bis auf ſechs vermehrt, und würden ſich wahrſcheinlich innerhalb weniger Jahre auf allen dieſen Inſeln ausgebreitet haben, wenn man ſie nicht, wie ſchon geſagt, während dieſer Streitigkeiten umgebracht hätte.

Am vierten kamen die Mutter und die Schweſter des jungen Prinzen, nebſt ſeinem Stiefvater und vielen Vornehmen von dieſer Parthey, an Bord der Reſolution, und machten dem Capitain Clerke verſchiedene ſchätzbare und ſeltene Geſchenke. Unter den letztern befanden ſich einige Angelhaken, welche, wie ſie uns verſicherten, aus den Knochen des Vaters unſeres alten Freundes Terriobu, der in einem unglücklichen Angrif auf die Inſel Woahu geblieben ſey, verfertigt waren. Die Schweſter des Prinzen beſchenkte den Capitain mit einem Fliegenwedel, deſſen Grif ebenfalls aus einem Menſchenknochen beſtand, welchen ihr Stiefvater ihr als ein Siegeszeichen verehrt hatte. Der junge Teawi war nicht mitgekommen, weil er, dem Vernehmen nach, einige gottesdienſtliche Gebräuche verrichten mußte, welche auf ſeinen Sieg Beziehung hatten und zwanzig Tage dauern ſollten. An den beyden folgenden Tagen nahmen wir den gehörigen Waſſervorrath für die Discovery ein, und die Zimmerleute waren an Bord beſchäftigt, die Schiffe zu kalfatern und auf unſere bevorſtehende Fahrt vollends in Stand zu ſetzen. Von den Einwohnern hatten wir weiter nichts zu beſorgen, vielmehr erhielten wir einen reichlichen Vorrath an Schweinen und Vegetabilien von ihnen.

Um dieſe Zeit brachte einer von den Inſulanern ein Stück Eiſen an Bord der Discovery, woraus er ſich einen Dolch oder Pahua wollte machen laſſen. Die Officiere und Matroſen unterſuchten genau, und hielten es für einen Bolzen aus einem großen Schiffsbalken; allein welcher Nation es zugehört haben mochte, konnten ſie nicht entſcheiden, ob ſie gleich aus der blaſſen Farbe des Metalls und der Geſtalt, welche unſern Bolzen nicht ähnlich war, urtheilten, daß es kein Engliſches ſeyn könnte *). Sie erkundigten ſich daher ſehr genau, wann und woher der Inſulaner es bekommen hätte? wenn ſie ihn recht verſtanden haben, war es aus einem großen Stück Zimmerholz genommen worden, welches erſt ſeit unſerm vorigen Beſuch im Januar 1778 an ihrer Inſel getrieben worden war.

Den ſiebenten überraſchte uns Toneoneo mit einem Beſuche. Als er aber hörte, daß die Prinzeſſin Mutter ſich an Bord befände, hielt es ſchwer ihn zu bewegen, hinaufzuſteigen, nicht ſowohl weil er irgend eine Beſorgniß wegen ſeiner Sicherheit gehabt hätte, ſondern vielmehr aus Abneigung gegen ſie. Beyde warfen, bey ihrer Zuſammenkunft, einander, ſtiere, unfreundliche Blicke zu. Er hielt ſich überhaupt nur kurze Zeit auf, und ſchien ſehr niedergeſchlagen; doch nahm es uns Wunder, daß die Frauenzimmer, ſowohl bey ſeiner Ankunft als bey ſeinem Weggehen, vor ihm niederfielen, und daß alle Einwohner an Bord ihm mit der äußerſten Ehrfurcht begegneten. In der That iſt es ſonderbar, daß ein Mann, der eben jetzt gegen Teawis Parthey in thätiger Feindſchaft begriffen war, und ſich zu einem neuen Gefecht rüſtete, ſich demungeachtet, beynahe ohne alle Begleitung, mitten unter ſeine Feinde und gleichſam in ihre Gewalt begeben konnte. Man kann daraus abnehmen, daß die bürgerlichen Unruhen, welche ſich in allen Südſeeinſeln ſo häufig ereignen, ohne große Erbitterung und Blutvergieſſen abgehen, und daß der abgeſetzte Regent immer die Würde eines Erih, ja ſogar Freyheit behält, ſich eine künftige Gelegenheit zu Nutze zu machen, um ſein verlohrnes Anſehen wieder zu erlan-

---

*) Auch das Eiſen welches wir bey den Einwohnern im Nutka-Sunde fanden, und welches mehrentheils zu Meſſern verarbeitet war, hatte augenſcheinlich eine viel bläſſere Farbe als das unſrige.

gen. Im folgenden Hauptſtück werde ich Gelegenheit nehmen, mich über dieſen Punkt mehr auszubreiten, und alle Nachrichten, die wir von dem politiſchen Zuſtande dieſer Inſeln ſammeln konnten, vorzutragen.

Am achten, um neun Uhr Morgens, lichteten wir die Anker, und ſegelten nach **Onihiau**. Hier gingen wir um drey Uhr Nachmittags beynahe an eben der Stelle, wie im verwichenen Jahr (1778) in zwanzig Faden Tiefe vor Anker, und ließen den zweyten Anker in ſechs und zwanzig Faden Tiefe fallen. In der Nacht erhob ſich ein ſo heftiger Oſtwind, daß wir am folgenden Morgen eine ganze Kabeltaus-Länge (d. i. hundert Klaftern) von unſrem Ankerplatze weggetrieben waren. Wir zogen das Kabeltau vom großen Buganker etwas an, blieben aber, wegen des anhaltenden heftigen Windes, zwey Tage lang liegen.

Da das Wetter am 12ten ruhiger ward, ſchickte der Capitain den Lootſen auf die Nordweſtſeite der Inſel, um einen bequemeren Ankerplatz aufzuſuchen. Er kam gegen Abend zurück, und hatte dicht unter der Weſtſpitze der Rheede wo wir jetzt lagen, eine ſchöne Bay mit gutem Ankergrund, in achtzehn Faden reinen Sand, gefunden. Man konnte daſelbſt näher als eine Engliſche Meile am Strande vor Anker liegen. Die See braudete ſich zwar auf demſelben, doch nicht ſo ſtark, daß ſie das Anlanden verhindern konnte. Die Spitzen, welche dieſe Bay bildeten, lagen Nord gen Oſten, und Süd gen Weſten von einander, und in dieſer Richtung hatten wir ſieben, acht und neun Faden Tiefe. An der Nordſeite der Bay lag ein kleines Dorf, und eine Engliſche Viertelmeile oſtwärts, befanden ſich vier kleine Brunnen mit gutem Waſſer, zu denen ein ebener, zum Fortrollen der Fäſſer ſehr bequemer Weg hinführte. Herr **Bligh** war übrigens noch weit genug Nordwärts gegangen, um ſich zu überzeugen, daß **Orihaua** ein von **Onihiau** getrenntes Eiland, und daß zwiſchen beyden eine Durchfahrt befindlich ſey, welche wir bis dahin nur vermuthet hatten. Des Nachmittags hoben wir alle Boote ein, und machten uns fertig, am folgenden Morgen unter Segel zu gehen.

Sechſtes Hauptſtück.

Allgemeine Beſchreibung der Sandwichs-Inſeln; Anzahl, Namen und Lage derſelben. Umfang und Eintheilung der Bezirke auf der Inſel Owaihi (*Owhyhee*). Beſchreibung ihrer Küſten und der angränzenden Gegenden. Spuren von Vulkanen. Schneegebirge, und Beſtimmung der Höhe deſſelben. Nachricht von einer Reiſe ins Innere der Inſel. Mauwi (*Mowee*). Tahurana (*Tahoorowa*). Morotai (*Morotoi*). Ranai (*Ranai*). Woahu (*Woahoo*). Atuai (*Atooi*). Onihiau (*Oneeheow*). Orihaua (*Oreehoua*). Tahuro (*Tahoora*). Das Klima, die Winde, Strömungen, Fluthen, Thiere und Pflanzen dieſer Inſelgruppe. Aſtronomiſche Beobachtungen.

Da wir nunmehr im Begrif ſind, von den Sandwichs Inſeln Abſchied zu nehmen, wird es vielleicht nicht überflüßig ſeyn, hier einige Nachricht von ihrer Lage und Naturgeſchichte, ſo wie von den Sitten und Gebräuchen ihrer Bewohner hinzuzufügen. Zwar haben ſich ſchon Männer, die auf weit mehr Fähigkeiten Anſpruch machen dürfen, mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt; und es iſt wohl außer allem Zweifel, daß wenn

Capitain Cook und Herr Anderſon noch gelebt hätten, das Publikum von der bekannten Geſchicklichkeit und dem Fleiſſe dieſer beyden genauen Beobachter weit vollſtändigere Nachrichten erhalten haben würde. Allein dem Leſer bleibt gegenwärtig weiter nichts übrig, als mit mir unſern gemeinſchaftlichen Verluſt zu betrauern, welcher ihm die Arbeiten ſolcher ausgezeichneten Männer raubt, und mir die Pflicht auferlegt, an ihrer Stelle zu erzählen, was ich, nach Maaßgabe meiner Amtsgeſchäfte, habe ſammlen und beobachten können.

Dieſe Gruppe beſteht aus elf Inſeln, welche ſich von 18° 54′ bis 22° 15′ nördlicher Breite, und von 199° 36′ bis 205^b 6′ öſtlicher Länge erſtrecken. In der Sprache ihrer Bewohner heißen ſie: 1. Owaihi. 2. Mauwi. 3. Ranai oder Oranai. 4. Morotinni oder Morokinni. 5. Kahaurani oder Tahuraua. 6. Morotai oder Morokai. 7. Woahu oder Oahu. 8. Atuai Atauai; Tauai oder bisweilen Kauai *). 9. Nihihau oder Onihiau. 10. Orihaua oder Rihaus und 11. Tahura, Alle dieſe Inſeln, ausgenommen Morotinni und Tahura, ſind bewohnt. Außer den hiergenannten liegt, wie man uns ſagte, weſtſüdweſtwärts von Tahura noch ein niedriges ſandiges Eiland, Namens Modupapapa (*Modopapapa*) **), wohin man nur zuweilen überſchifft, um Schildkröten und Seevögel zu fangen. So viel ich erfahren konnte, ſcheinen ihnen außer den genannten keine andere Inſeln bekannt zu ſeyn, und wahr-

---

*) In denen Inſeln, welche gegen Oſten liegen, ſetzt man oft das k an die Stelle des t, als Morokai ſtatt Morotai, u. ſ. f.

**) Modu bedeutet eine Inſel, und papapa flach. Capitain Cook nennt dieſe Inſel Tammatapappa.

ſcheinlich liegen alſo keine in der Nähe. Capitain Cook gab ihnen die gemeinſchaftliche Benennung der Sandwichs-Inſeln, zu Ehren des Grafen Sandwich, unter deſſen Adminiſtration er die Erdbeſchreibung mit ſo vielen glänzenden und wichtigen Entdeckungen bereichert hat.

Owaihi, die öſtlichſte und bey weitem die größte dieſer Inſeln, hat beynahe die Geſtalt eines gleichſeitigen Dreyecks. Die Winkelſpitzen ſtehen gegen Norden, Oſten und Süden; die nördliche liegt in 20° 17′ nördlicher Breite und 204° 2′ öſtlicher Länge, die öſtliche in 19° 34′ nördlicher Breite und 205° 6′ öſtlicher Länge und die ſüdlichſte in 18° 54′ nördlicher Breite und 204° 15′ öſtlicher Länge. Ihre größte Länge, die ſich beynahe in gerader Richtung von Norden nach Süden erſtreckt, beträgt 28½ Seemeilen, die Breite 24, und ihr Umfang 255 Engliſche geographiſche oder 293 gewöhnliche Engliſche Meilen *). Die ganze Inſel iſt in ſechs große Bezirke abgetheilt: Amakua und Ahidu liegen an der Nordoſtſeite; Apuna und Kau gegen Südoſten; Akona und Koarra gegen Weſten. Die Bezirke Amakua und Ahidu ſcheidet ein Berg, Namens Mauna Koah, (oder der Berg Koah), welcher ſich in drey Gipfeln oder Piks erhebt, die ſtets mit Schnee bedeckt ſind, und auf vierzig Seemeilen weit deutlich geſehen werden können. Nordwärts von dieſem Berge beſteht die Küſte aus ſteilen, abgeriſſenen Felſen, von welchen viele herrliche Kaskaden herabſtürzen. Wir hatten uns zwar geſchmeichelt, hier hinter einer abgeſtumpften

---

*) Was Herr King hier geographiſche Engliſche Meile nennt, iſt vermuthlich die nautiſche Engliſche Meile, woron drey auf eine Seemeile folglich 60 auf einen Grad des Aequators gehen. Der gemeinen Engliſchen Meilen gehen 69. auf einen ſolchen Grad. G. F.

Land-Ecke, im 20° 10′ nördlicher Breite und 204° 26′ öſtlicher Länge, einen Hafen zu finden; allein nachdem wir die Spitze umſchifft, und uns dem Lande völlig genähert hatten, entdeckten wir, daß ſie, vermittelſt eines tiefen Thals, mit einem andern hohen Vorgebirge im Nordweſten, zuſammen hängt. Weiter hineinwärts ſteigt das Land allmählig, und wird von engen dunklen Thälern oder Schluchten durchſchnitten, welche wohl bebauet und überall mit Dörfern beſäet zu ſeyn ſchienen. Das Schneegebirge iſt ſehr ſteil, und der Fuß deſſelben mit Waldung bedeckt.

Die Küſte von Ahidu liegt ſüdwärts vom Mauna-Koah. Sie iſt von mäßiger Höhe und ſcheint landeinwärts ebener als das Land im Nordweſten, und weniger von Schluchten zerriſſen zu ſeyn. Wir kreuzten beynahe einen ganzen Monat im Angeſicht dieſer beyden Diſtrikte umher, und wurden, ſo oft wir nicht zu weit vom Ufer entfernt waren, allemal von Kanots mit allerley Erfriſchungen umgeben. Oftmals ging aber an dieſer Seite der Inſel eine ſehr hohle See, und der Wogenſchwung war daſelbſt ſehr beträchtlich. Da wir hier keinen Grund finden konnten, und längs der Küſte lauter unſichere Stellen erblickten, ſo näherten wir uns, das einzige vorhinerwähnte Mal ausgenommen, nie mehr als bis auf zwey oder drey Seemeilen.

Nordoſtwärts von Apuna, welches die öſtliche Spitze der Inſel bildet, iſt die Küſte niedrig und eben; landeinwärts aber faſt unmerklich ſteigend, und gänzlich mit Kokospalmen und Brodbäumen bedeckt. Dieſe Gegend iſt, nach unſerm Urtheil, die ſchönſte und reichſte auf der ganzen Inſel; auch erfuhren wir in der Folge, daß der König hier einen Reſidenzort hat. Am Südweſt-Ende haben die Berge gegen das Meer hin einen jähen Abſturz, an deren Fuß ſich längs dem Strande nur ein ſchmaler Streifen von niedrigem Lande hinzieht.

Hier kamen wir dem Geſtade ziemlich nahe, und fanden die Berge auf ihren Abhängen mit lebhaftem Grün bekleidet, das Land überhaupt aber, allem Anſchein nach, nur ſparſam bewohnt. Indem wir die Oſtſpitze der Inſel umſchifften, erblickten wir einen zweyten mit Schnee bedeckten Berg, welcher Mauna Roa oder der große Berg heißt, und, ſo lange wir längs der ſüdöſtlichen Seite hinſegelten, uns immer ſichtbar blieb. Sein Gipfel beſteht in einer ebenen Fläche, welche der Seemann ein Tafelland *) zu nennen pflegt, und iſt beſtändig mit Schnee bedeckt. Einmal erblickten wir ſogar die Seiten des Berges, bis ziemlich weit hinab, beſchneyt; eine Erſcheinung, die ſich indeß binnen wenigen Tagen wieder verlor. Zufolge der Beobachtungen des Herrn de la Condamine auf den Cordilleren, durch welche er die Höhe der Schneelinie zwiſchen den Wendekreiſen zu beſtimmen geſucht hat, muß dieſer Berg wenigſtens 16020 Fuß hoch, folglich um 724 Fuß höher ſeyn, als der Pik de Teyde in Teneriffa, nach Dr. Heberdens, oder 3680 Fuß höher, nach des Ritters de Borda Berechnung. Die Piks oder Gipfel des Mauna Koah ſchienen eine halbe Engliſche Meile hoch zu ſeyn, und da ſie gänzlich mit Schnee bedeckt ſind, kann ihre ganze Höhe nicht weniger als 18400 Fuß betragen. Wahrſcheinlicherweiſe aber ſind dieſe Gebirge noch um ein beträchtliches höher; denn auf Inſeln, wo die warme Seeluft wirkt, muß die Schneelinie nothwendig in eine größere Höhe hinaufrücken, als in eine Atmoſphäre, welche zwar in eben der Breite befindlich iſt, aber von allen Seiten durch unermeßliche Lagen eines immerwährenden Schnees abgekühlt wird.

---

*) Eine ſolche Geſtalt hat der Tafelberg am Vorgebirge der guten Hoffnung, wie ſchon ſein Name andeutet. G. F.

Im Bezirke Kau bildet die Küſte ein wildes, ödes und ſchreckliches Gemälde. Ueberall ſcheint dieſe Gegend durch gewaltſame Naturbegebenheiten eine gänzliche Verwandlung und Umkehrung erlitten zu haben. Der Boden iſt allenthalben mit ausgebrannten Steinen bedeckt und hin und wieder mit ſchwarzen Streifen durchſchnitten, welche vermuthlich den ehemaligen Weg der Lava andeuten, die ſich noch vor wenigen Jahrhunderten vom Mauna Roa ab nach dem Geſtade des Meeres hin gewälzt haben mag. Die ſüdliche Landſpitze hat gänzlich das Anſehen, als ob ſie aus dem Schutt und den Trümmern eines Vulkans entſtanden wäre. Die dort hervorragende Land-Ecke beſteht aus ſchroffen, zertrümmerten Felſen, welche übereinander geſtürzt ſind, und ſich in ſcharfe Spitzen endigen. Dieſes Anſcheins der Verwüſtung ungeachtet, iſt die hieſige Gegend mit Dörfern beſäet, und ohne Zweifel volkreicher als die grünenden Hügel von Apuna. Dieſer Umſtand läßt ſich auch leicht erklären; denn die hieſigen Inſulaner beſitzen keine Heerden, und wiſſen folglich von ihren Weiden keinen Gebrauch zu machen. Eine Gegend, welche entweder zur Fiſcherey bequem gelegen iſt, oder die den Anbau der Yamswurzel und des Piſangs begünſtigt, hat für ſie einen ungleich größern Werth. Mitten unter dieſen Ruinen findet man aber viele Stücken des beſten Landes, welche ſehr ſorgfältig bepflanzt werden, und die benachbarte See liefert einen Ueberfluß an vortreflichen Fiſchen; denn mit dieſen ſowohl, als mit andern Lebensmitteln wurden wir ſtets reichlich verſorgt. Allein an dieſem Theil der Küſte fanden wir immer nur erſt eine Kabeltaus-Länge (hundert Klaftern) vom Ufer, in hundert und ſechzig Faden, Grund, ausgenommen in einer kleinen Bucht oſtwärts von der Südſpitze, wo wir mit funfzig bis acht und funfzig Faden einen feinen Sandgrund antrafen. Ehe wir zu den weſtlichen Bezirken übergehen, muß ich noch anmerken, daß die ganze Oſtſeite der Inſel, vom nördlichen bis zum ſüdlichen Ende, auch nicht den kleinſten Hafen oder Schutzort für Schiffe darbietet.

Die Südweſt-Gegend des Bezirks Akona iſt in ebendemſelben Zuſtande, wie der angränzende Bezirk Kau; weiter nordwärts aber iſt der Boden mit der äuſſerſten Sorgfalt bebaut, und die Gegend ausnehmend volkreich. In dieſem Theil der Inſel liegt die Bay Karakakua, welche ich bereits beſchrieben habe. Längs der Küſte erblickt man nichts als ungeheure Schlackenmaſſen und Bruchſtücken ſchwarzer verſengter Felſen. Hinter dieſen hebt ſich das Land allmählig auf eine Strecke von drittehalb Engliſchen Meilen, und ſcheint vor Zeiten mit lockern ausgebrannten Steinen bedeckt geweſen zu ſeyn, welche die Einwohner mit vieler Mühe, oft in einer Tiefe von drey Fuß und drüber, weggeräumt haben. Die Fruchtbarkeit des darunter liegenden Erdreichs vergütet ihnen aber dieſe Mühe reichlich. Eine fette, mit vulkaniſcher Aſche gedüngte Dammerde, dient ihnen hier zum Anbau ſüßer Batatten und des Papiermaulbeerbaumes, aus deſſen Rinde ſie ihre Kleidung verfertigen. Ihre Felder ſind mit Steinmauern umgeben, und dazwiſchen liegen Kokoswäldchen zerſtreut. Auf den Anhöhen jenſeits dieſer Gegend pflanzt man Brodbäume, die mit üppigem Wuchſe prangen.

Der Bezirk Koarra erſtreckt ſich von der Weſt- zur Nordſpitze der Inſel, und die ganze Küſte zwiſchen dieſen beiden Spitzen bildet eine weite Bay, Toe-jah-jah genannt, welche gegen Norden von zwey ausgezeichneten Hügeln begränzt wird. In der Vertiefung der Bay findet man unſichern Korallengrund, der ſich bis auf eine Engliſche Meile vom Ufer erſtreckt; außerhalb deſſelben aber hat man überall guten Ankergrund, in zwanzig Faden Tiefe. So weit das Auge reicht, iſt die Gegend hier fruchtbar und volkreich, und das Erdreich von eben der Art, wie im Bezirke **Kau**; allein friſches Waſſer iſt hier nirgends zu finden.

Dieſe Beſchreibung der Küſten und der zunächſt angränzenden Gegenden von **Owaihi** gründet ſich auf meine eigne Beobachtung. Vom Innern des Landes kann ich weiter nichts erzählen, als was ich von einer Geſellſchaft erfuhr, die ſich Nachmittags den 26ſten Januar aufmachte, um ſoweit als möglich vorzudringen, und wenn es anginge, das Schneegebirge zu erreichen. Es mochte vier Uhr ſeyn, als ſie, in Begleitung zweyer Inſulaner, die ihnen zu Wegweiſern dienten, das Dorf verließen und ihren Weg nach Oſten, ein wenig ſüdwärts nahmen. Bis auf drey oder vier Engliſche Meilen von der Bay fanden ſie das Land ſo, wie ich es ſchon beſchrieben habe. Aber weiterhin wurden die Berge ſteiler, und über dieſe gelangten ſie zu den weitläuftigen Pflanzungen, welche, von den Schiffen her, die Ausſicht auf das Land begränzen. Dieſe Pflanzungen beſtehen aus der Aronswurzel oder Tarro, der ſüßen Batatte [*], und dem Papiermaulbeerbaum, welche zierlich und regelmäſig in Reihen ſtehen. Die Mauern, welche jede Pflanzung abtheilen, ſind von verbrannten Steinen locker zuſammengehäuft, die, wenn man den Acker bereitet und aufräumt, zu dieſem Endzweck geſammelt werden. Auf beyden Seiten der Mauer ſteht eine Reihe dicht gepflanzten Zuckerrohrs, welches ſie gänzlich verbirgt, und die ſchönſte grüne Hecke bildet, die man ſich nur denken kann.

---

[*] Beydes, die ſüßen Batatten (Convolvulus, chryſorrhizus) und die Aronswurzeln Arum eſculentum) pflanzt man hier vier Schuh weit auseinander, und häuft um die erſteren die Erde beynahe bis ans Ende des Stengels hinauf. Die Aronspflanzen läßt man bis an die Wurzel unbedeckt, und formt die Erde um ſie her zu einem Becken, damit ſich das Regenwaſſer darin aufhalten könne; denn dieſe Wurzel verlangt einen gewiſſen Grad von Näſſe. In den **Societäts**- und **Freundſchaftsinſeln** pflanzt man die Aronswurzel allemal an niedrigen, feuchten Stellen, welche durch einen nahen Bach überſchwemmt werden können, und wir folgerten daraus, daß dieſe Behandlungsart unumgänglich nothwendig ſey. Hier lernten wir aber, daß dieſe Pflanzen auch auf trockenem Boden vollkommen gedeihen, wenn man nur die ebenerwähnte Vorſicht beobachtet. Darüber waren wir übrigens einverſtanden, daß die Aronswurzeln in den Sandwichs-Inſeln die beſten wären, die wir je gekoſtet

Die Reiſenden übernachteten in der zweyten Hütte, die ſie in dieſen Pflanzungen fanden, und die nach ihrer Rechnung ungefähr ſechs bis ſieben Engliſche Meilen von den Schiffen entlegen war. Sie hatten hier eine reizende Ausſicht; vor ihnen lagen die Schiffe in der Bay; linker Hand erſtreckte ſich eine ununterbrochene Reihe von Dörfern und Kokoswäldchen längs dem SeeGeſtade; hinter ihnen ſtand ein unabſehlicher Wald, und rechts, ſoweit ihr Auge reichte, war die ganze Gegend von wohlgeordneten und ſorgfältig angebaueten Pflanzungen bedeckt. In der Nähe dieſes Orts, von allen andern Wohnungen abgeſondert, zeigten ihnen die Inſulaner den Aufenthalt eines Einſiedlers, von dem ſie erzählten, er ſey ehemals ein großes Oberhaupt und ein Krieger geweſen, habe ſich aber ſchon ſeit langer Zeit vom Seeufer wegbegeben, und verlaſſe ſeine Hütte nicht mehr. Sie warfen ſich auch vor ihm nieder, indem ſie an ihn herangingen und ihm einen Theil der mitgebrachten Lebensmittel überreichten. Sein Benehmen war heiter und ungezwungen. Beym Anblick unſerer Leute ſchien er kaum einige Verwunderung zu bezeugen, und ſo

---

hätten. Die Piſangs gehören nicht in dieſe Pflanzungen, ſondern wachſen unter den Brodbäumen. Anm. d. Urſchrift.

ſehr man auch in ihn drang, einige von unſeren Seltenheiten anzunehmen, ſchlug er ſie dennoch aus und zog ſich bald in ſeine Hütte zurück. Unſere Reiſende beſchrieben ihn als den älteſten Mann, den ſie in ihrem ganzen Leben geſehen hätten, und ſchätzten ſein Alter wenigſtens auf mehr als hundert Jahre.

In der Meynung, der große Berg ſey nicht über zehn oder höchſtens zwölf Engliſche Meilen von der See entfernt, hatten unſere Leute gehoft, ihn am nächſten Morgen bequem erreichen zu können. Aber wie erſtaunten ſie, als ſie jetzt inne wurden, daß die Höhe deſſelben ſie getäuſcht, und ſeine Entfernung kaum merklich abgenommen hatte! da ſie ſich nunmehr anſchicken mußten, durch eine unbewohnte Gegend zu reiſen, ſandten ſie einen von ihren Wegweiſern in das Dorf zurück, um ſich mit Lebensmitteln auf den langen Weg zu verſorgen. Während der Zeit, da ſie noch auf die Rückkehr deſſelben warteten, kamen einige von Kao's Bedienten zu ihnen hinauf, welche dieſer gute alte Mann, ſobald er etwas von dem Vorhaben unſrer Landsleute gehört, ihnen mit einer Tracht von Erfriſchungen nachgeſchickt hatte. Zu gleicher Zeit hatte er, da der Weg durch ſeine Beſitzungen ging, ſeinen Leuten Vollmacht ertheilt, dort alles zu fordern und zu nehmen, was die Unſrigen nur verlangen möchten.

Unſere Reiſenden erſtaunten nicht wenig, als ſie die Kälte hier ſo durchdringend fanden. Freylich konnten ſie, weil ſie kein Thermometer bey ſich führten, den Grad derſelben bloß nach ihrem Gefühl beurtheilen, und dieſer Maaßſtab iſt, wenn man eben aus einer warmen Atmoſphäre kommt, ziemlich unſicher. Sie froren indeß ſo ſehr, daß ſie nur wenig, und die Inſulaner, ihre Begleiter, gar nicht ſchlafen konnten, und einander die ganze Nacht über durch unaufhörliches Huſten ſtörten. Die Höhe, wo ſie ſich jetzt befanden, war gleichwohl noch nicht ſehr beträchtlich, indem die See nur ſechs bis ſieben Engliſche Meilen weit von ihnen lag, und ein Theil des Weges nur ſehr gemach Berg an ging. Vielleicht muß man alſo die ungewöhnliche Kälte dem Oſtwinde zuſchreiben, der friſch über die Schneegebirge ſtrich.

Früh am 27ſten, machten ſie ſich wieder auf den Weg, und füllten ihre Kürbisflaſchen aus einem vortreflichen Brunnen, den ſie eine halbe Meile weit von der Hütte fanden. Nachdem ſie alle Pflanzungen hinter ſich zurückgelaſſen hatten, kamen ſie in einen dichten Wald, durch welchen die Inſulaner Fußſteige getreten hatten, um ſich wilde Piſangs zu holen, und auf den Vogelſang auszugehen. Hier konnten ſie aber nur langſam und nicht ohne Anſtrengung fortkommen; denn der Boden war theils ſumpfig, theils mit großen Steinen bedeckt, und der Pfad enge, und durch queer über gefallene Bäume verſperrt, über welche ſie hinweg ſteigen mußten, da ſie ihnen wegen des undurchdringlichen Dickichts zu beyden Seiten nicht ausweichen konnten. In dieſen Waldungen bemerkten ſie, in geringen Entfernungen von einander, Stangen mit Stückchen weißen Zeuges, welche vermuthlich die Gränzen der verſchiedenen Beſitzungen bezeichneten, weil man ſie ſonſt nirgends, als in denen Gegenden antraf, wo wilde Piſangs wuchſen. Die hieſigen Bäume gehörten zu eben der Gattung, welche wir in Neuholland Gewürzbäume (*Spicetrees*) nannten, waren hoch und geradſtämmig, und hatten zwey bis vier Schuhe im Umfange *).

Unſere Leute waren gegen zehn Engliſche Meilen im Walde fortgegangen, als ſie unvermuthet, zu ihrem größten Verdruß, in einer geringen Entfernung die See vor ſich liegen ſahen. Ihr Pfad hatte ſich nehmlich unvermerkt nach Süden gewendet, und ſie rechts von dem Berge, der ihr Ziel war, abgeführt. Der Irrthum war ihnen deſto empfindlicher, da ſie den Berg vom Gipfel der höchſten Bäume nicht erblicken, folglich nicht einmal wiſſen konnten, in welcher Richtung er lag. Es blieb ihnen alſo nichts übrig, als ſechs oder ſieben Engliſche Meilen weit nach einer leeren Hütte, zurückzugehen, wo ſie drey Inſulaner und zwey von ihren eignen Landsleuten mit dem kleinen noch übrigen Vorrath von Lebensmittel hinterlaſſen hatten. Hier brachten ſie die zweyte Nacht zu; allein die Luft war ſo ſchneidend, und behagte ihren Führern ſo wenig, daß ſie ſich am andern Morgen, bis auf einen, davon geſchlichen hatten. Aus Mangel an Lebensmitteln mußten ſie nunmehr nothwendig in die bebaute Gegend zurückkehren, und auf eben dem Pfade, auf welchem ſie in den Wald hineingegangen waren, auch wieder herausgehen. Sobald ſie bey den Pflanzungen anlangten, lief eine Menge Inſulaner um ſie her zuſammen. Von dieſen kauften ſie neuen Vorrath und bewogen zwey von denſelben, die Stelle ihrer entwichenen Wegweiſer zu vertreten, ſo daß die Geſellſchaft nunmehr aus neun Perſonen beſtand. Man erkundigte ſich ſo genau als möglich nach dem rechten Wege, wanderte ſechs bis ſieben Engliſche Meilen am Rande des Waldes hin, und ſtieg dann wieder durch denſelben auf einem Pfade, welcher nach Oſten ging. Die drey erſten Meilen kamen ſie durch lauter hohe Gewürzbäume, die in ſchwerem Letten wuchſen. Hinter denſelben folgte eine eben ſo lange Strecke von niedrigen ſtaudigen Bäumen, die mit vielen Gebüſchen zu einem Dickicht verwachſen waren, auf einem mit lockern, verbrannten Steinen bedeckten Boden. Hierauf kamen ſie in einen zweyten Wald von Gewürzbäumen, in einem ebenfalls fetten, braunen Erdreich, auf welches noch mals ein unfruchtbarer Rücken folgte, der eben ſo beſchaffen war, wie der vorige. Dieſer Wechſel kann dem Naturforſcher vielleicht einigen Stof zu intereſſanten Betrachtungen geben. Ich konnte über dieſen Gegenſtand nur noch ſoviel erfahren, daß die Rücken, ſoweit man ſie überſehen konnte, mit den Seeufer parallel liefen, und daß der Mauna Roa ihren Mittelpunct ausmachte.

---

*) Vermuthlich gehören ſie zum Linnäiſchen Geſchlechte Melaleuca, welches Rumph Metroſideros nennt. G. F.

Unſere Abentheurer fanden auf ihrem Wege durch die Wälder viele halb vollendete Kanots, und hie oder dort eine Hütte, aber keine Einwohner. Nachdem ſie im zweyten Walde etwa drey Engliſche Meilen zurückgelegt hatten, trafen ſie noch zwey Hütten an, wo ſie ſehr ermüdet Halt machten; denn nach ihrer Rechnung waren ſie an dieſem Tage zwanzig Engliſche Meilen gegangen. Sie konnten, ſeitdem ſie die Pflanzungen verlaſſen hatten, nirgends eine Quelle finden, und litten ſchon großen Durſt. Vor dem Eintritt der Nacht mußten ſie ſich alſo in kleinere Partheyen trennen, um Waſſer aufzuſuchen, und fanden zuletzt im Boden eines halb fertiggezimmerten Kahns einen kleinen aus Regen zuſammengelaufenen Vorrath. Ungeachtet dieſes Waſſer wie rother Wein ausſah, war es ihnen doch eine willkommene Entdeckung. Die Kälte war dieſe Nacht noch durchdringender als in der vorigen. Ob ſie ſich gleich in Matten und Stücken von dem einländiſchen Zeuge gewickelt, auch zwiſchen den Hütten ein großes Feuer angezündet hatten, konnten ſie doch nur wenig ſchlafen, und mußten den größten Theil der Nacht umhergehen. Allerdings mochten ſie ſich jetzt ſchon in einer anſehnlichen Höhe befinden, da ſie faſt beſtändig Berg an gegangen waren.

Den 29ſten, bey Tagesanbruch, machten ſie zum letztenmal einen Verſuch das Schneegebirge zu erreichen; doch ſank ihnen der Muth, als ſie fanden, daß der geſtrige kleine Waſſervorrath ſchon ganz erſchöpft war. Der Fußpfand ging nur ſo weit, als man Kanots gezimmert hatte, und ſie waren alſo genöthigt, ſich ſelbſt, ſo gut ſie konnten, einen zu bahnen, wobey ſie von Zeit zu Zeit auf die höchſten Bäume ſtiegen, um das Land umher zu durchſpähen. Um eilf Uhr erſtiegen ſie einen Rücken mit verbrannten Steinen, von deſſen Gipfel der Schneeberg, allem Anſchein nach, wenigſtens noch zwölf bis vierzehn Engliſche Meilen weit entfernt war. Sie überlegten alſo, ob ſie noch weiter gehen, oder ſich mit dieſer näheren Anſicht des Mauna Roa begnügen ſollten. Seitdem der Pfad aufgehört hatte, waren ſie nur äußerſt mühſam fortgekommen, und die Schwierigkeiten vermehrten ſich mit jedem Augenblick. Faſt bey jedem Schritte ſtolperten ſie in den Klüften, die den Boden überall durchſchnitten, aber mit Moos verdeckt waren. Dazwiſchen war alles mit lockern ausgebrannten Steinen beſäet, die unter ihren Tritten wie Scherben zerbrachen. Wenn ſie ſolche Steine in die Klüfte hinabwarfen, verrieth das ſpäte Aufſchlagen eine anſehnliche Tiefe, und die Erde gab unter ihren Füßen einen hohlen Schall von ſich. Dieſe Umſtände waren ſchon hinreichend, ſie abzuſchrecken, aber außerdem fanden ſie ihre Führer ſo abgeneigt den Weg fortzuſetzen, daß ſie nicht mehr hoffen konnten, ſie noch eine Nacht hindurch bey ſich zu behalten, wenn ſie für ihr eigen Theil auch wirklich hätten weiter gehen wollen. Sie entſchloſſen ſich alſo, den Rückweg nach den Schiffen anzutreten, nachdem ſie zuvor, vom Gipfel der höchſten Bäume in der dortigen Gegend, das Land noch einmal überſehen haben würden. Aus dieſer Höhe fanden ſie, daß ſie gegen das Meer hin allenthalben mit Waldung umgeben waren, und konnten am Horizont den Himmel nicht vom Waſſer unterſcheiden. Zwiſchen ihnen und der Schneekuppe lag noch ein ſieben bis acht Engliſche Meilen breites Thal, über welches ſie ſich nur in Geſtalt eines mittelmäßigen Hügels zu erheben ſchien. Ihr Nachtlager hielten ſie in einer Hütte, im zweyten Walde. Noch Vermittags am 30ſten, hatten ſie den erſten bereits im Rücken, und befanden ſich etwa neun Engliſche Meilen nordoſtwärts von den Schiffen. Sie richteten ſogleich ihren Weg nach denſelben hin. In den Pflanzungen, durch welche ſie kamen, ſahen ſie keinen einzigen Platz unbebaut, der nur einiger Benutzung fähig war. Beſonders wunderten ſie ſich als ſie einige Heufelder antrafen, und erhielten auf ihre Nachfrage zur Antwort, man gebrauche das Heu, um die jungen Aronspflanzen vor den ſengenden Sonnenſtrahlen zu ſchützen. Zwiſchen den Pflanzungen ſtehen hin und wieder einzelne Hütten, die den Arbeitern gelegentlich zum Obdach dienen; allein die Dörfer erſtrecken ſich nicht weiter, als vier, oder fünf Engliſche Meilen von der See. Unweit eines ſolchen Dorfes, welches etwa vier Meilen von der See entlegen war, fanden ſie eine Höle, welche vierzig Klaftern in der Länge, drey in der Breite und eben ſo viel in der Höhe hatte. Sie war an beyden Enden offen, und an den Seiten gefurcht, als wenn ſie mit einem Meiſſel gearbeitet wäre, und auf ihrer ganzen Oberfläche befand ſich, vermuthlich von der Wirkung des Feuers, eine Glaſur. Dies ſind die weſentlichſten Bemerkungen, die ich, aus der Erzählung unſerer Reiſenden, über das Innere von Owaihi habe ſammlen können. Ich fahre nun fort, die übrigen Inſeln zu beſchreiben.

An Gröſſe und Lage iſt Mauwi die nächſte; ſie iſt nämlich nur acht Seemeilen von Owaihi nach Nordnordweſten entlegen, und hat im Umkreiſe ein hundert und vierzig Engliſche geographiſche Meilen*). Sie beſteht aus zwey runden Halbinſeln, die durch eine ſchmale Landenge mit einander verbunden ſind. Die öſtliche heißt Wamadua, und die weſtliche, welche um die Hälfte kleiner iſt, Owairuku. In beyden ſind die Berge ausnehmend hoch; denn wir konnten ſie ſchon in einer Entfernung von mehr als dreyßig Seemeilen ſehen. An der Nordküſte, wo die Gegend ſehr fruchtbar und blühend ausſieht, findet man, wie in Owaihi, keinen Grund. Nach Südoſten zu, hatten wir zwiſchen Mauwi und den benachbarten Inſeln eine gleichförmige Tiefe von hundert und funfzig Faden auf Sandgrund. Von der flachen Weſtſpitze erſtreckt ſich eine Untiefe ziemlich weit gegen Ranai, an deren Südſeite eine geräumige Bay, mit einem ſandigen von Kokosbäumen beſchatteten Strande, liegt. Wahrſcheinlich lieſſe ſich hier am Geſtade guter Ankergrund und Schutz gegen die herrſchenden Winde, nebſt einem bequemen Landungsorte finden. Die Gegend iſt bezaubernd ſchön. Die Berge erheben ſich faſt ſenkrecht und ſind von mannigfaltiger zackichter Geſtalt. Ihre jähen Abſtürze und die tiefen Klüfte der Thalſchluchten zwiſchen ihnen ſind ganz mit Bäumen bekleidet, unter denen die Brodbäume die zahlreichſten ſind. Die Gipfel der Berge ſind ganz nackt, und von röthlich brauner Farbe. Laut der Ausſage der Inſulaner liegt ſüdwärts von der Oſtſpitze ein Hafen, welcher dem von Karakakua vorzuziehen ſeyn ſoll; auch an der Nordweſtſeite befindet ſich ein Hafen, den man Kipu-Kipu nannte.

---

*) Vermuthlich nautiſche wie ſchon erinnert. G. F.

Tahuraua, ein kleines Eiland, iſt, vom Südweſt-Ende von Mauwi, etwa drey Seemeilen weit entlegen, hat gar keine Waldung, und der Boden deſſelben iſt, wie es ſcheint, völlig unfruchtbar. Zwiſchen Tahuraua und Mauwi liegt noch das kleine unbewohnte Eiland Morotinni.

Moroai liegt nur drittehalb Seemeilen weit Weſtnordweſt von Mauwi. Wir näherten uns nur der Südweſtſeite dieſer Inſel, und fanden ſie ſehr niedrig; allein im Hintergrunde hebt ſich das Land um ein anſehnliches, und ſchien uns in der Entfernung aus der wir es betrachteten, gar keine Waldung zu haben. Das vorzüglichſte Produkt dieſer Inſel ſollen Yamswurzeln ſeyn. Wahrſcheinlich giebt es daſelbſt friſches Waſſer; auch bildet die ſüdliche und weſtliche Küſte mehrere Bayen, welche gegen den Paſſatwind Schutz verſprechen.

Drey Seemeilen weit von Mauwi und Morotai liegt Ranai, ſüdweſtlich von der Durchfahrt zwiſchen dieſen beyden Inſeln. Gegen Süden iſt das Land hoch und abgeſtürzt; die übrigen Gegenden verſprechen aber mehr, und ſcheinen viele Einwohner zu haben. Piſangs und Brodfrüchte ſollen dort ſelten ſeyn, Yams, ſüße Bataten und Akonswurzeln hingegen in Menge gezogen werden.

Woahu liegt Nordweſtwärts von Morotai, in einer Entfernung von ſieben Seemeilen. Soweit wir es nach der Nordoſt- und Nordweſt-Seite beurtheilen können denn die Südſeite haben wir nicht geſehen), iſt es bey weitem die ſchönſte Inſel dieſer ganzen Gruppe. Das Grün der Berge, und die Abwechſelung von Waldungen, mit offenen Gegenden und reich bebauten Thälern, die das ganze Land bedecken, ſind ganz unvergleichlich ſchön. Die Bay, wo wir ankerten, zwiſchen der Nord- und Weſtſpitze der Inſel, habe ich bereits beſchrieben; es verdient nur noch bemerkt zu werden, daß wir in der Vertiefung der Bay, ſüdwärts von unſerm Ankerplatze, zwey Engliſche Meilen weit vom Lande, einen unſichern Felſengrund fanden. Wenn die Ankertaue ſchlecht beſchaffen ſind, und der Nordwind, dem die Rheede ausgeſetzt iſt, ſtark geht, könnte dieſer Umſtand gefährlich werden; mit guten Ankertauen aber hat man wenig zu befürchten; denn von dem Ankerplatze an, welcher dem Thal mit dem Fluſſe gegenüber liegt, bis zur Nordſpitze, iſt der Grund ein feiner Sand.

Fünf und zwanzig Seemeilen nordweſtwärts von Woahu liegt die Inſel Atuai, welche gegen Nordoſt und Nordweſt hüglich und ungleich, gegen Süden aber ebener iſt. Auf der letztern Seite erheben ſich die Anhöhen vom Strande an, gemach, und ſind, höher hinauf, mit Waldung bekleidet. Sie bringt eben die Erzeugniſſe, wie die übrigen Inſeln; aber ihre Einwohner übertreffen alle ihre Nachbaren in der Behandlung ihrer Pflanzungen. Dieſe waren nämlich, auf der Niederung neben unſerer Rheede, mit tieſen Graben ordentlich eingefaßt; ihre Befriedigungen waren nett, faſt möchte ich ſagen, elegant, und der Weg, welcher hindurch führte, hätte in Rückſicht der Anlage und Ausführung einem Europäiſchen Ingenieur Ehre gemacht.

Onihiau liegt fünf Seemeilen weſtwärts von Atuai. Gegen Oſten iſt die Küſte hoch und ſteigt von der See ſteil empor; alles übrige iſt niedrig, ausgenommen ein runder abgeſtutzter Hügel an der Südoſtſpitze. Yams, nebſt der ſüßen Wurzel Ti, wachſen daſelbſt in Menge; allein andere Lebensmittel erhielten wir niemals.

Oribaua und Tahura ſind ein Paar kleine Eilande unweit Onihiau. Erſteres beſteht aus einem einzigen hohen Hügel, der durch einen Korallenrief mit der Nordſpitze von Ohiniau zuſammenhängt; letzteres liegt ſüdoſtwärts und iſt unbewohnt.

Das Klima der Sandwichs-Inſeln iſt faſt eben ſo, wie in denen Weſtindiſchen Inſeln, die unter eben der Breite liegen; doch mag es im Ganzen wohl etwas gemäßigter ſeyn. Während unſeres Aufenthalts in der Bay Karakakua ſtand das Thermometer am Lande nie höher als 88° und auch dies nur einen Tag; im Durchſchnitt war die Höhe deſſelben um Mittag 83°. In Weymea-Bay war der mittlere Stand 76° und in offener See 75°. In Jamaica hingegen iſt die mittlere Thermometerhöhe um Mittag 86°; und zur See 80°*).

---

*) Hier wird Fahrenheits Eintheilung verſtanden. G. F.

Ob hier, wie in Weſtindien, zuweilen Stürme und Orkane wüthen, konnten wir nicht erfahren, weil unſer Aufenthalt nicht in die ſtürmiſchen Monate fiel. Da wir indeß von den Einwohnern hierüber nichts entſcheidendes erfuhren, und nirgends eine Spur von Verwüſtungen dieſer Art zu ſehen war, ſo läßt ſich mit Wahrſcheinlichkeit folgern, daß dieſe Inſeln, wie die Societäts- und Freundſchaftsinſeln, von jenen furchtbaren Erſcheinungen ſo ziemlich verſchont bleiben. Hingegen regnete es, während der vier Wintermonate, die wir hier zubrachten, zumal in den innern Gebirgsgegenden, ſtärker, als es in Weſtindien während der trocknen Jahrszeit gewöhnlich zu geſchehen pflegt. Gemeiniglich ſammelten ſich die Wolken um die Gipfel der Berge, und fielen unter dem Winde in Regen herab. Sobald der Wind ſie aber vom Lande abgeſtoßen hatte, zertheilten ſie ſich, verſchwanden, und es entſtanden andere an ihrer Stelle. Dies geſchah in Owaihi täglich. Die Berge auf dieſer Inſel waren mehrentheils in Wolken gehüllt, aus denen, im Innern des Landes, ein Regenguß nach dem andern herunter fiel, indeß am Seeufer das ſchöne Wetter mit heiterem Himmel ſtets fortwährte.

Der Wind herrſchte mehrentheils aus Oſtſüdoſt bis Nordoſt. Zuweilen wich er wohl noch ein Paar Striche Nordwärts oder Südwärts davon ab; doch waren dergleichen Abweichungen ſehr ſchwach und von keiner Dauer. Im Hafen Karakakua wechſelten die See- und Landwinde jeden Tag und jede Nacht regelmäßig. Die Strömungen ſcheinen ungewiß, und wir bemerkten ſie bald gegen den Wind, bald unter demſelben, ohne alle Beſtimmtheit. Die Winde haben, allem Anſchein nach, eigentlich keinen Einfluß darauf; denn oft lief die Strömung auch dann gegen den Wind, wenn er ſehr ſtark wehete. Ich weiß ſie aber auch von keiner andern Urſach herzuleiten. Die Ebbe und Fluth hingegen wechſelt alle ſechs Stunden gleichförmig. Die Fluth kommt von Oſten her: beym Voll- und Neumond ſteht ſie um drey Uhr und fünf und vierzig Minuten am höchſten. Sie ſteigt aber nur zwey Schuh und ſieben Zoll, und ihre Höhe war allemal um vier Zoll größer, wenn der Mond über, als wenn er unter dem Horizonte war.

Von vierfüßigen Thieren giebt es in dieſen, wie in allen übrigen Inſeln des Südmeeres, nur drey Geſchlechter, nämlich Hunde, Schweine und Ratten. Die Hunde ſind von einerley Art mit den Otaheitiſchen, und haben, ſo wie dieſe, kurze krumme Beine, einen langgeſtreckten Rücken und ſpitze Ohren. Ich bemerkte gar keine Verſchiedenheit unter ihnen, ausgenommen, daß bey einigen das Haar lang und rauh, bey andern hingegen ſchlicht und glatt war. Gewöhnlich ſind ſie ſo groß wie ein Dachshund. Die außerordentliche Schläfrigkeit in ihrem ganzen Weſen kann vielleicht mehr der Art wie man ſie behandelt, als einer natürlichen Anlage, zugeſchrieben werden. Man füttert ſie insgemein zugleich mit den Schweinen, mit denen ſie in einer Heerde gehen, und ich habe nie geſehen, daß der Hund, wie bey uns in Europa, ſeinen Herrn begleitet hätte. Im Grunde iſt die Gewohnheit, dieſe Thiere zu eſſen, das unüberſteigliche Hinderniß, welches ſie von der menſchlichen Geſellſchaft ausſchließt, und da es auf dieſen Inſeln weder reißende noch jagdbare Thiere giebt, ſo möchten die geſelligen Tugenden des Hundes, ſeine Treue und Anhänglichkeit an ſeinen Herrn, ſo wie ſeine Gelehrigkeit und Unterſcheidungsfähigkeit, den hieſigen Einwohnern wohl immer unbekannt bleiben. Auf den Sandwichs-Inſeln giebt es verhältnißmäßig lange nicht ſo viel Hunde als in Otaheiti, allein ungleich mehrere Schweine, die zugleich von einer größeren und ſchwereren Race ſind. Wir erhielten daſelbſt in der That eine erſtaunlich große Menge von dieſen Thieren. Vier Monate lang kreuzten wir in der Nähe von Owaihi, oder lagen bey dieſer Inſel vor Anker, und während dieſer ganzen Zeit bekam die Mannſchaft beyder Schiffe täglich eine reichliche Portion, ſo daß unſer Verbrauch auf drey hundert Centner Fleiſch berechnet ward. Außer dieſer Quantität, und bey aller im Ueberfluß ſo unvermeidlichen Verſchwendung und Verderbung eines unglaublichen Vorraths, ſalzten wir noch ſechzig Fäſſer, jedes zu fünf Centner, zum Seevorrath, ein. Gleichwohl bekamen wir dieſen reichlichen Vorrath faſt ganz allein von der Inſel Owaihi, ohne daß wir ſie erſchöpft oder vielmehr nur die mindeſte Abnahme des dort vorhandenen Ueberfluſſes wahrgenommen hätten.

Die Vögel dieſer Inſeln ſind ſo ſchön, wie wir ſie nur irgendwo auf unſerer ganzen Reiſe angetroffen haben; auch ſind ſie zahlreich, aber nicht mannigfaltig verſchieden. Viererley Arten ſcheinen zu den Honigſaugern (*Trochili Linn.*) zugehören. Der erſte heißt Huhu, und iſt gröſſer als ein Dompfaffe, von glänzend ſchwarzer Farbe, mit gelbem Hinterleib und Schenkeln. Ein zweyter, den die Einwohner Iiwi nennen, iſt überaus ſchön ſcharlachroth, mit ſchwarzen, weiß geränderten Flügeln und einem ſchwarzen Schwanze. Der dritte, ſchien entweder ein junger Vogel oder eine Spielart des vorigen zu ſeyn, und hatte ein Gemiſch von rothen, braunen und gelben Federn. Der vierte, der Akaiearua genannt wird, iſt ganz grün, mit einer gelben Schattirung*. Ferner giebt es hier eine Droſſelart, mit grauer Bruſt; einen kleinen Fliegenſchnäpper, und einen Rallen mit kurzen Flügeln und ohne Schwanz (*rallus ecaudatus*). Raben, die aber ſehr ſelten vorkommen, ſind hier von dunkelbrauner, faſt ſchwärzlicher Farbe, und haben ein anderes Geſchrey als die Europäiſchen. Außer dieſen findet man hier noch zwey kleine Vögel die zu einerley Geſchlecht gehören, in großer Menge; der eine davon iſt roth, und hält ſich gewöhnlich um die Kokospalmen auf, zumal in der Blüthezeit, indem er ſich hauptſächlich von Blumen zu nähren ſcheint; der andere iſt grün, und beyde haben lange Zungen, die gegen das Ende mit Franſen beſetzt ſind. Auch findet man einen Vogel ziemlich häufig, der ſich durch ſeinen gelben Kopf auszeichnet, und den wir, wegen ſeines Schnabels, einen Parakito oder ein kleines Papageychen nannten, ob er gleich in ein ganz anderes Geſchlecht gehört, und mit dem gelben Dickſchnabel (*Loxia flavicans Linn.*) viel Aehnlichkeit hat*). Ferner findet man hier Eulen, zweyerley Regenpfeifer, wovon einer dem Europäiſchen ſehr ähnlich iſt; eine große weiße Taube; einen Vogel mit längerem, ſchwarzem Schwanz, der am Hinterleibe und in den Weichen, unter den Flügeln, ebenfals ſchwarz iſt, und am leztern Orte weit längere Federn hat, als man ſie ſonſt, ausgenommen am Paradiesvogel, antrift; endlich das gemeine Waſſerhuhn.

---

*) Die erſte hier angeführte Art rechnet Latham unter die Bienenfreſſer Merops Linn. und nennt ſie den Gelbfleck yellowtufted Bee eater Synopſ. of birds. I. p. 683. 18. Die übrigen zählt er zu dem Geſchlechte der Baumläufer Certhia Linn. und zwar ſind es ſeine 3te und 4te Art, der rothe und der grüne Hakenſchnäbler red. and green hookbilled Creeper. Syn. I. p. 704. 703. G. F.

Von Pflanzen findet man hier ungefähr eben die Gattungen wie auf allen andern Südſeeinſeln. Der hieſigen Aronswurzel geben wir, wie ich bereits erwähnt habe, den Vorzug vor allen die wir zuvor gekoſtet hatten; vermuthlich rührt ihr Wohlſchmack davon her, daß man ſie im Trocknen anzubauen pflegt. Die Brodbäume ſind hier zwar nicht ſo häufig, aber noch einmal ſo fruchtbar, als auf den reichen taheitiſchen Ebenen. Die Bäume ſind ungefähr eben ſo hoch, wie dort, allein die Zweige ſchlagen ſchon tiefer am Stamme aus, und ſind von üppigerem Wuchs. Das Zuckerrohr wächſt hier ausnehmend hoch; man brachte uns eins aus Atuai welches elf und einen Viertel Zoll im Umfang hatte, und von dem vierzehn Fuß eßbar waren. In Onihiau verkaufte man uns mehrere große, braune, den Yams ähnliche Wurzeln, welche ſechs bis zehn Pfund wogen. Der Saft, den ſie in großer Menge enthalten, ſchmeckt ſehr ſüß und angenehm, und kann füglich ſtatt des Zuckers gebraucht werden. Die Einwohner genieſſen ihn faſt täglich mit beſonderem Vergnügen und auch unſer Schiffsvolk fand ihn ſchmackhaft und geſund. Zu welcher Pflanzengattung dieſe Wurzel eigentlich gehören mag, konnten wir nicht beſtimmen, da wir die Blätter nie zu ſehen bekamen; doch vermutheten unſere Kräuterkenner, daß es die Wurzel eines Farrn ſeyn möchte.

---

*) Latham führt alle dieſe Vögel an. Die Droſſel Sandwich-thrush, II. 39. n. 40. Der Ralle Sandwich-Rail III. p. 236. n. 14 Der Rabe, Tropic Crow, I. p. 384. n. 18. Die beyden kleinen Vögel als Baumläufer, Crimson and olive-green Creeper. I. p. 739 n. 43. 44. und den Dickſchnabel Parrot-billed Groſbeak. II. p. 108. n. 3. G. F.

Nach Caiptain Cooks Gewohnheit gehört hieher noch das Reſultat der aſtronomiſchen Beobachtungen, durch welche wir während unſeres Aufenthalts in der Bay Karakakua die Länge und Breite zu beſtimmen ſuchten. Die Sternwarte ſtand in der nördlichen

Breite von	19° 28′ —″
in der öſtlichen Länge von	204° —′ —″
Die Länge betrug nach der Uhr, wenn wir annahmen daß ſie ihren Gang ſeit Greenwich nicht geändert habe;	214° 7′ 15″
Hingegen nach den verſchiedenen berechneten Veränderungen, insbeſondere nach der letzten, im Hafen Samganudha auf der Inſel Unalaſchka,	203° 37′ 22″

Die Abweichung der Magnetnadel, nach Beobachtung des Azimuths am Lande, mit vier Compaſſen öſtlich	8° 6′ —″
Die Abweichung mit vier Compaſſen an Bord der Reſolution beobachtet öſtlich	7° 32′ —″
Inclination des Nordpols der Magnetnadel, am Lande, mit balancirter Nadel	40° 22′ 30″
— am Lande, mit unbalancirter Nadel	40° 41′ 15″
— an Bord, balancirt	41° 50′ —″
— — unbalancirt	40° 30′ 45″

Tabelle der Längen und Breiten in den Sandwichs Inſeln.

	N. Breite.	Oeſtl. Länge.
Owaihi; Nordſpitze	20° 17′	204° 2′
— Südſpitze	18° 54′	204° 15′
— Oſtſpitze	19° 34′	205° 6′
— Karakakua Bay	19° 28′	204° —′
Mauwi; Oſtſpitze	20° 50′	204° 4′
— Südſpitze	20° 34′	203° 48′
— Weſtſpitze	20° 54′	203° 24′
Morokinni	20° 39′	203° 33′
Tahuraua	20° 38′	203° 27′
Ranai; Südſpitze	20° 46′	203° 8′
Morotai; Weſtſpitze	21° 10′	202° 46′
Woahu; der Ankerplatz	21° 43′	202° 9′
Atuai; Weymoabay	21° 57′	200° 20′
Onihiau; Ankerplatz	21° 50′	199° 45′
Tahura	21° 43′	199° 36′
Orihaua	22° 2′	199° 52′

Siebentes Hauptſtück.

Fortſetzung der allgemeinen Beſchreibung der Sandwichs-Inſeln. Die Einwohner, ihr Urſprung, ihre Geſtalt. Die ſchädlichen Wirkungen des Awatranks auf ihre Geſundheit. Ihre Anzahl, ihre Sitten und Gemüthsart. Gründe, zu der Behauptung, daß ſie keine Menſchenfreſſer ſind. Ihre Kleidung und Zierrathen; Dörfer und Hütten; Nahrung; Geſchäfte und Zeitvertreib; Neigung zum Spiel; beſondere Fertigkeit im Schwimmen; Künſte und Manufakturen. Bildhauerarbeit, Das Kippari, oder die Kunſt Zeug zu färben. Matten; Angelhaken; Seile; Salzkothen; Waffen.

Die Einwohner der Sandwichs-Inſeln ſind ohne Zweifel von eben derſelben Race *), wie die Neuſeeländer, und die Einwohner der Societäts-Freundſchafts- und Marquiſen Inſeln; einer Race, die, ohne mit andern vermiſcht zu ſeyn, alle bekannte Länder zwiſchen 47° ſüdlicher und 20° nördlicher Breite und zwiſchen 184° und 260° öſtlicher Länge beſitzt. So außerordentlich dieſe Thatſache ſcheint, iſt ſie dennoch durch die auffallende Aehnlichkeit der Sitten und Gebräuche, ſo wie der körperlichen Bildung hinlänglich, ja, durch die gänzliche Gleichförmigkeit ihrer Sprache, ganz unwiderleglich erwieſen. Von welchem feſten Lande ſie zuerſt ausge-

---

*) An einem andern Orte, habe ich bereits erinnert, daß das Wort Race, welches man neulich angefochten hat, im Munde unſerer neueren Weltumſegler eigentlich weiter nichts ſagen will, als: ein Volk, von eigenthümlichem Charakter und unbekannter Abſtammung. So hat es Herr King hier wieder gebraucht. G. F.

wandert ſind und ſich über einen ſo ungeheuren Strich verbreitet haben, möchte wohl den Liebhabern ſolcher Streitfragen eben nicht ſchwer zu beſtimmen ſcheinen. Man hat ſchon angemerkt, daß dieſe Völkerſchaft mit einigen indiſchen Stämmen in den **Diebs-** und **Carolinen-Inſeln** genau verwandt iſt, und ähnliche Spuren von Verwandtſchaft laſſen ſich bis zu den **Battes** und den **Malayen** verfolgen. Der Zeitpunkt, wann ſie ausgewandert ſind, läßt ſich ſchwerlich angeben. Daß er nicht in eine nahe an unſre Zeiten gränzende Periode fällt, beweiſt die ungemein große Volksmenge auf dieſen Inſeln, und die durchaus fabelhafte Volksſage von dem Urſprung ihrer Einwohner. Von einer andern Seite aber, ſcheint die Reinheit der Sprache, nebſt der Einfalt, die in Sitten und Gebräuchen herſcht, ihn wieder in nicht ſehr entfernte Jahrhunderte zurückzuweiſen.

Die Einwohner dieſer Inſeln ſind, im Durchſchnitt, **über** die mitlere Statur, und wohlgebauet. Sie gehen mit Anſtand, laufen mit Leichtigkeit, und können große Ermüdung aushalten. Die Mannsperſonen ſind indeß, im ganzen genommen, hier minder ſtark und thätig wie in den Freundſchaftsinſeln, und das Frauenzimmer ſcheint nicht von ſo zartem Bau zu ſeyn, wie das Otaheitiſche. Ihre Farbe iſt ein wenig dunkler als in Otaheiti, und überhaupt ſind ſie nicht völlig ein ſo ſchönes Volk; indeß findet man unter beyden Geſchlechtern eine Menge herrlicher, offner Geſichter. Das Frauenzimmer insbeſondere hat ſchöne Zähne und Augen, und einen Ausdruck von Milde und Gefühl, der ſie äußerſt liebenswürdig macht. Ihr ſchwarzbraunes Haar iſt weder ſo allgemein ſchlicht wie bei den Amerikaniſchen Wilden, noch durchgehends kraus, wie bey den Negern in Afrika, ſondern man findet es von beyderley Arten, wie in Europa. Eine auffallende Eigenthümlichkeit in den Geſichtszügen, die ich durchaus bey dieſem weit ausgebreiteten Volke bemerkt, aber ſo viel ich weiß, von niemanden aufgezeichnet gefunden habe, beſteht darin, daß ſelbſt die ſchönſten Geſichter vorzüglich weite Naſenlöcher hatten, ohne daß dabey die Naſe platt oder breit geweſen wäre. Dieſer Zug unterſcheidet ſie hinreichend von den Europäern, und iſt vielleicht durch ihre Sitte, bey dem Begrüßen die Naſenſpitzen gegen einander zu drücken, entſtanden *).

Die Erihs ſind hier, wie in den andern Inſeln des Südmeeres, von vorzüglich ſchöner körperlichen Bildung. Alle, die wir ſahen, waren ohne Ausnahme gut gebauet, dahingegen die niedrigere Klaſſe, bey einer kleineren Statur und weniger Ebenmaaß, eben den mancherley Abweichungen in den Geſichtszügen und dem Baue unterworfen iſt, welche man auch bey dem Pöbel anderer Nationen gewahr wird. Man findet hier mehr verwachſene Menſchen, als in den andern Inſelgruppen des Südmeeres. Während daß wir an der Küſte von Owaihi umherkreuzten, kamen ein Paar Zwerge an Bord, nämlich ein alter Mann, der vollkommen wohl proportionirt, aber nur vier Fuß und zwey Zoll hoch war, und ein Weib, beynahe von der nämlichen Größe. In der Folge ſahen wir auf dieſer Inſel auch drey Bucklichte, und einen jungen Menſchen, der ohne Hände und Füße zur Welt gekommen war. Auch das Schielen iſt hier ſehr gemein; ja man brachte uns auch einen angeblich Blindgebohrnen damit wir ihn heilen möchten. Außerdem ſind viele von ihnen mit Geſchwüren und Geſchwülſten geplagt, welche wir dem unmäßigen Gebrauch des Salzes bey ihren Fleiſch- und Fiſchſpeiſen zuſchrieben. Die Erihs bleiben zwar

---

*) Schwerlich reicht dieſe Urſache zur Erklärung des obigen Umſtandes zu, da die Einwohner der Societäts- und Freundſchaftsinſeln, dieſe Sitte nicht kennen, und doch ebenfalls weite Naſenlöcher haben. G. F.

zwar von dieſen Uebeln meiſtentheils verſchont; hingegen leiden viele von ihnen noch ſchrecklicher an den Folgen des Awa-Trinkens. Die heftigſten Symptome, welche der Mißbrauch dieſes Getränks nach ſich zieht, beſtehen in einem weiſſen Grind über den ganzen Leib, in rothen, entzündeten Augen, einem paralytiſchen Zittern des ganzen Körpers, ausgemergelten Gliedmaßen, und dem Unvermögen das Haupt aufzurichten. Dem Anſchein nach verkürzt zwar dieſes giftige Gewächs nicht allemal das Leben; denn, wie vorhin gedacht, waren Terriobu, Kau und einige andere Oberhäupter ſehr alte Leute: allein es beſchleunigt wenigſtens die Annäherung eines elenden und kraftloſen Alters. Zum Glück für die Nation iſt der Genuß deſſelben ein ausſchließendes Vorrecht der Vornehmen. Terriobu's Sohn, ein Knabe von zwölf Jahren, pflegte ſich zu rühmen, er dürfte auch Awa mittrinken, und zeigte uns mit großem Frohlocken einen kleinen Fleck in ſeiner Seite, wo die Haut anfing ſich abzuſchuppen.

Capitain Cook hat mir folgenden ſonderbaren Umſtand von der Geſchichte dieſes ſchädlichen Getränks mitgetheilt. Als er die Societäts-Inſeln zum erſtenmal beſuchte, war es daſelbſt nur wenig bekannt. Bey ſeinem zweyten Beſuch fand er es in Ulietea (o-Raietea) ſchon ſehr ſtark im Gebrauch, aber in Otaheiti war es eben noch nicht ſehr gewöhnlich. Allein bey unſerer letzten Anweſenheit hatte es ſchon unglaubliche Verwüſtungen angerichtet, ſo, daß Capitain Cook viele von ſeinen alten Bekannten deshalb kaum wieder erkannte. Auf den Freundſchafts-Inſeln trinkt man zwar ebenfalls Awa, und es iſt bey den dortigen Vornehmen ein ganz gewöhnliches Getränk geworden; man miſcht aber ſo viel Waſſer darunter, daß es keinen Schaden thut. Die Vornehmen in Atui, die ſich dieſes Tranks ebenfalls nur ſehr mäßig bedienen, ſind, gerade aus dieſer Urſache, ungleich wohlgebildeter, als die Vornehmen auf den benachbarten Inſeln. Wenn man ſich übrigens nur entſchließen kann, dem Genuß dieſer Pflanze zu entſagen, ſo verſchwindet die Wirkung ihres Giftes in kurzer Zeit. Wir hatten ſelbſt Gelegenheit dieſe Veränderung zu bemerken, indem unſere Freunde, die Prieſter, **Kárikia** und der alte **Kau**, ſich auf unſer Zureden, des Awa's enthielten, und ſich während der kurzen Zeit unſeres nachmaligen Aufenthalts zum Erſtaunen erholten.

Vielleicht könnte mir jemand den Vorwurf machen, es ſey gewagt, die Volksmenge dieſer Inſeln, deren Inneres wir ſo wenig kennen, auch nur muthmaßlich beſtimmen zu wollen; allein er fällt größtentheils weg, wenn man bedenkt, daß dieſes Innere ganz unbewohnt iſt, und daß man alſo nach einer Zählung der Einwohner an den Küſten die geſammte Anzahl beſtimmen kann; ferner daß es hier keine große Städte giebt, ſondern daß rund um die Küſte herum kleine Dörfer, meiſtens in gleicher Entfernung von einander, zerſtreut liegen. Dieſe Angaben können mich zu einem ungefähren Reſultate leiten. Die Bay von **Karakakua**, in **Owaihi**, deren Umfang drey Engliſche Meilen beträgt, hat vier Dörfer, jedes von etwa achtzig Häuſer, alſo zuſammengenommen und eins ins andere gerechnet, dreyhundert und zwanzig Häuſer. Außer dieſen findet man noch eine gewiſſe Anzahl einzeln ſtehender Hütten, die ich auf dreyßig rechnen will. Nach einer äußerſt mäßigen Angabe, von deren Richtigkeit ich mich oftmals überzeugt habe, gehen ſechs Perſonen auf eine jede Wohnung; folglich enthält die Bay, nach dieſer Berechnung, zweytauſend einhundert Einwohner. Hiezu kommen noch etwa funfzig Familien oder dreyhundert Perſonen, die in den Pflanzungen tiefer im Lande beſchäftigt ſind; überhaupt alſo zweytauſend vierhundert Menſchen. Dieſe Anzahl wende man auf den Umfang der ganzen Inſel an, und ziehe ein Viertel für die unbewohnten Gegenden ab, ſo erhält man für die ganze Bevölkerung einhundert und funfzigtauſend. Nach eben dieſer Berechnung enthalten die ſämmtlichen Inſeln folgende Volksmengen:

Owaihi:	150,000	Menſchen
Mauwi:	65,400	
Woahu:	60,200	
Atuai:	54,000	
Morotai:	36,000	
Onihiau:	10,000	
Ranai:	20,400	
Orihaua:	4,000	
Zuſammen	400,000	

Ich bin überzeugt, daß ich bey dieſer Berechnung die Summen nicht zu hoch angegeben habe. Die hier gefundene Volksmenge von Owaihi, ſcheint, wenn man ſie mit der von Herrn Doktor Forſter beſtimmten Bevölkerung von Otaheiti vergleicht, in der That ſehr geringe zu ſeyn *); denn dieſe Inſel verhält ſich in Abſicht des Umfanges ihrer Küſten gegen Owaihi, wie eins zu drey: und dennoch ſoll die Zahl der Einwohner ſich daſelbſt auf 121,500 belaufen, ja ſie müßte, nach ſeinen eigenen Grundſätzen, doppelt ſo ſtark ſeyn. Halten wir aber die hieſige Volksmenge nach unſerer Angabe gegen die im Durchſchnitt genommene Bevölkerung von Europa ſo verhält ſich die letztere, zu der erſtern wie zwey zu eins.

Ungeachtet wir durch die plötzliche Heftigkeit dieſes Volkes einen unerſetzlichen Verluſt erlitten haben, muß

---

*) Man ſehe J. R. Forſters Bemerkungen. S. 193 u. f. G. F.

man ſeinem Betragen doch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß es überhaupt genommen von einem äußerſt ſanften, theilnehmenden Charakter zeugt, und von der Unbeſtändigkeit und dem großen Leichtſinn der Otaheitier, ſo wie von der Zurückhaltung und dem Ernſt der Einwohner auf den Freundſchaftsinſeln, gleichweit entfernt iſt. Unter ſich ſcheinen ſie in der vollkommenſten Einigkeit und Freundſchaft zu leben. Die Mütter warteten ihre Kinder mit beſondrer Sorgfalt und Zärtlichkeit, und die Männer gingen ihnen oft mit einer Bereitwilligkeit, die ihrem Gefühl zur Ehre gereicht, bey dieſen häuslichen Geſchäften zur Hand. Dennoch muß ich geſtehen, daß das ſicherſte Kennzeichen von den Fortſchritten in der Kultur eines Volks, nehmlich die Achtung für das andere Geſchlecht, hier weit geringer und unmerklicher iſt, als in den andern Inſelgruppen. Nicht genug, daß ihre Weiber das Vorrecht mit den Männern zu eſſen, entbehren müſſen; auch die beſten Nahrungsmittel ſind ihnen Tabbu, das iſt verboten. Sie dürfen niemals Schweinefleiſch, Schildkröten, verſchiedene Fiſche, und gewiſſe Piſangsarten genieſſen; ja man erzählte uns, daß ein armes Mädchen unbarmherzig geſchlagen worden ſey, weil ſie an Bord unſeres Schiffs eine von dieſen verbotenen Speiſen gekoſtet hatte. Im häuslichen Leben ſcheinen ſie daher von den Männern ganz abgeſondert zu ſeyn: und ob wir gleich nicht bemerkten, daß man ſie geradezu mißhandelte, ſo ſahen wir doch augenſcheinlich, daß man ihnen wenig Achtung oder Aufmerkſamkeit erwies.

Der außerordentlichen Gaſtfreundſchaft und Güte, womit man uns empfing, habe ich bereits an mehreren Orten erwähnt; in der That gab der größte Theil unſeres Verkehrs mit ihnen, und faſt jedes dabey vorfallende Ereigniß uns neue Beweiſe von derſelben. So oft wir ans Land kamen, entſtand ein wirklicher Wetteifer, wer der erſte ſeyn ſollte, uns ein kleines Geſchenk zu machen, einige Erfriſchungen zu reichen, oder irgend einen andern Beweis von Ehrerbietung zu geben. Die Alten empfingen uns nie anders als mit Freudenthränen; alle ihre Wünſche ſchienen befriedigt, wenn wir ihnen erlaubten, daß ſie uns berühren durften, und ſie ſtellten immer mit der größten Demuth Vergleiche zwiſchen ſich ſelbſt und uns an. Die jungen Mädchen waren nicht weniger gütig und liebreich; ſie legten ſogar alle Zurückhaltung ab, und überließen ſich ihrer Neigung, bis ſie Urſach fanden unſere Bekanntſchaft zu bereuen, ſo eifrig wir auch bemüht geweſen waren, allen üblen Folgen derſelben vorzubeugen. Um indeß dieſes Geſchlecht nicht zu verläumden, muß ich noch anmerken, daß dieſe Frauenzimmer vermuthlich alle in die niedrigen Volksklaſſen gehörten; ja ich glaube, ſolange wir hier geweſen ſind, haben wir keine einzige Frau von Stande geſehen, die wenigen ausgenommen, deren in unſerer Erzählung erwähnt worden iſt.

An natürlichen Fähigkeiten geben die hieſigen Inſulaner dem übrigen Menſchengeſchlechte nichts nach. Ihre Fortſchritte im Ackerbau, und die Vollkommenheit die ſie ihren Manufakturwaaren geben, ſind dem Zuſtande worin ſie leben, und den Hülfsmitteln, die ihnen die Natur darbietet, vollkommen angemeſſen. Die eifrige Neugier, womit ſie unſerm Schmid zuſahen, und die mancherley Nothmittel, die ſie noch vor unſerer Abreiſe erfunden hatten, dem Eiſen, welches ſie von uns erhandelten, eine ihren Abſichten gemäße Geſtalt zu geben, ſind redende Beweiſe von ihrer Gelehrigkeit und ihrem Erfindungsgeiſte. Unſer unglücklicher Freund **Kanina** verband mit ſeiner Neugierde einen Grad von Beurtheilungskraft, den man unter ſeinem Volke ſonſt ſelten antrift, und beſaß zugleich die nicht minder ſeltene Gabe, leicht und ſchnell zu begreifen. Er erkundigte ſich ſehr angelegentlich nach unſern Sitten und Gebräuchen; fragte nach unſerm Könige, unſerer Regierungsform und Volksmenge; wollte wiſſen, wie wir den Schiffbau trieben, wie wir Häuſer baueten; worin die Erzeugniſſe unſres Landes beſtänden; ob wir Krieg führten, mit wem, bey welcher Veranlaſſung, und auf welche Art es geſchehe? wer unſer Gott ſey? und überhaupt that er noch manche andere Fragen dieſer Art, welche mehr Faſſungsvermögen zeigten, als man bey einem ſolchen Manne hätte erwarten ſollen. Wir fanden aber auch zwey Wahnſinnige; einen Mann in Owaihi und eine Frau in Onihiau. Aus der beſondern Achtung und Ehrfurcht, die man ihnen erwies, erhellte, daß auch hier die im Orient ſo allgemeine Meynung herrſcht, der zufolge man dieſe Unglücklichen als von der Gottheit begeiſterte Perſonen anzuſehen pflegt.

Unter allen Ländern des Südmeeres iſt zwar Neuſeeland das einzige, von dem wir mit Gewisheit, die ſich auf Augenzeugen gründet, behaupten können, daß daſelbſt die Gewohnheit, die Leichname der erſchlagenen Feinde zu eſſen, im Schwange ſey; allein es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ſie ehedem auf allen Inſeln dieſes Meeres geherrſcht hat. Auf allen ohne Ausnahme werden noch jetzt Menſchenopfer gebracht, welche ganz augenſcheinlich ein Ueberbleibſel von dieſem abſcheulichen Gebrauche ſind; und es iſt leicht begreiflich, weswegen die Neuſeeländer das unmenſchliche Mahl, welches vermuthlich der letzte Akt jener ſchaudervollen Feyerlichkeiten *, war, länger beybehalten haben, als die übrigen

---

*) Sollte es wohl ſo ausgemacht ſeyn, wie Herr King hier anzunehmen ſcheint, daß die Gewohnheit, Menſchen zu eſſen, urſprünglich nur der letzte Akt des Menſchenopfers war? ſollte wirklich dieſes abſcheuliche Mahl, welches faſt bey allen Völkern der Erde in dem Zeitraum ihrer erſten

verwandten Stämme, die einen milderen und fruchtbareren Erdſtrich bewohnen. Herr Anderſon gründete ſeinen Verdacht, daß auch die Bewohner der Sandwichsinſeln Menſchenfleiſch äßen, darauf, daß ſie in Perſon und Gemüthsart nähere Aehnlichkeit mit den Neuſeeländern haben, und ſich dadurch von den übrigen Inſulanern unterſcheiden. Der Beweis, worauf er ſeine Vermuthungen gründet, ſteht ausführlich im dreißigſten Hauptſtück des vorhergehenden Bandes (S. 410.) Ich habe aber von jeher an der Richtigkeit ſeiner Schlüſſe gezweifelt, und vielleicht ſtehen hier die Gründe warum ich nicht ſeiner Meynung ſeyn kann, am rechten Ort. Was die Nachrichten betriſt, welche wir über dieſen merkwürdigen Gegenſtand von den Einwohnern ſelbſt einziehen konnten, ſo gab ſich unſtreitig jeder Officier die größte Mühe, durch Nachforſchungen aller Art die Sache ins Reine zu bringen, und gleichwohl läugneten ſie uns, wenn ich die beyden von Herrn Anderſon erwähnten Fälle abrechne, alle ohne Ausnahme, daß ein ſolcher Gebrauch unter ihnen Statt finde. Herr Anderſon hat allerdings das für ſich, daß er von der Landesſprache mehr als ſonſt jemand unter uns verſtand; allein ich war zugegen, als er den Menſchen befragte, der ein kleines Stück geſalzenes Fleiſch in ein Stück Zeug gewickelt bey ſich trug, und ſchon damals fiel es mir auf, daß die Zeichen, die der Inſulaner machte, weiter gar nichts bedeuteten, als daß es zur Speiſe beſtimmt, und

---

Rohheit gebräuchlich war, allemal von Religionsbegriffen veranlaßt worden und von ihnen unzertrennlich ſeyn? Dieſe Frage iſt vielleicht eine der wichtigſten, die den Gang des menſchlichen Geiſtes und die Geſchichte des Menſchengeſchlechts betreffen, da ihre Entſcheidung eine ſo unmittelbare Beziehung auf den Urſprung aller Religion hat. G. F.

wohlſchmeckend, oder dem Magen beſonders zuträglich ſey. Nach Herrn Anderſons Tode entdeckten wir einen Umſtand, der mich in dieſer Meynung ſehr beſtärkte, nämlich, daß beynahe ein jeder Einwohner dieſer Inſeln beſtändig ein kleines Stück rohes, ſtark geſalzenes Schweinefleiſch, welches ſie für einen beſondern Leckerbiſſen halten, und wovon ſie dann und wann koſten, entweder in ſeinem Falſchenkürbis oder in ein Stück Zeug gewickelt und um den Leib gebunden, bey ſich trägt. Ueber die Verwirrung worin der arme Junge, der kaum ſechszehn oder achtzehn Jahr alt ſeyn mochte gerieth, hätte ſich niemand gewundert, der den großen Eifer und Ernſt bemerkt hätte, womit Herr Anderſon bey ſeinen Fragen in ihn drang *).

---

*) Daß Herr King und Herr Anderſon aus einerley Thatſache eine ſo verſchiedene Folgerung ziehen, darf niemanden befremden, weil Herr A. nach den neueſten Regeln der Unterſuchung zu Werke gegangen iſt, denen zufolge man in der Erfahrung nur alsdann findet, was man bedarf, wenn man vorher weiß, wornach man ſuchen ſoll. Herrn King's Fehler beſteht darin, daß er nichts bedurfte, und nicht vorher beſtimmt hatte, was er ſuchen wollte, und darum fand er auch nichts. Herr Anderſon im Gegentheil hatte ſich einen Bewohner der Sandwichs-Inſeln ſchon vorher ſo gedacht: „Er iſt dem Neuſeeländer am nächſten verwandt, „folglich auch ein Menſchenfreſſer.“ Von dieſem Begriffe, den er vorher ſo genau beſtimmt hatte, ging er aus, und hatte nun weiter keine Mühe, ihn durch die Erfahrung zu beſtätigen. Bis auf den kleinen Irrthum, daß er geſalzenes Schweinefleiſch für Menſchenfleiſch angeſehen hat, läßt ſich ſein Verfahren alſo nach den ſtrengſten Grundſätzen der neueſten Philoſophie rechtfertigen, und ſogar der Ernſt und der Eifer, welcher den armen Inſulaner ganz in Verwirrung brachte, (vermuthlich glaubte er, daß ihn Herr A. eines Diebſtahls beſchuldigte) verdient eigentlich keinen Vorwurf von Herrn King, denn er war ja die natürliche Folge des vorherbeſtimmten Begriffs, wobey man den Vortheil hat, eine kaltblütige Unterſuchung entbehren zu können. G. F.

Das zweyte Argument, wodurch Herr Anderſon darzuthun ſucht, daß die Bewohner der Sandwichs-Inſeln Menſchenfreſſer ſind, läßt ſich etwas ſchwerer widerlegen. Es beruht auf einem mit Hayfiſchzähnen beſetzten Werkzeuge, welches beynahe dieſelbe Geſtalt hat, wie ein ähnliches, womit die Neuſeeländer den Körper ihrer Feinde zerſtücken. Ich geſtehe ſelbſt, daß die Einwohner wohl außer allem Zweifel mit dieſem Meſſer, wenn man es ſo nennen will, nie das Fleiſch eines Thieres zerlegen. Allein man erinnere ſich, daß in den Sandwichs-Inſeln noch Menſchenopfer Statt finden, und daß man daſelbſt die Leichname der Erſchlagenen verbrennt; wahrſcheinlich bedient man ſich alſo des erwähnten Inſtrumentes bey dieſen Feyerlichkeiten. Ich bin überhaupt, und zwar hauptſächlich wegen dieſes letzten Umſtandes, ſehr geneigt zu glauben, daß jener empörende Gebrauch in dieſen und allen übrigen Südſeeinſeln erſt ganz neuerlich abgekommen iſt. Als man mit Fragen über dieſen Punkt ſehr in Omai drang, geſtand er, daß ſeine Landsleute in der Wuth der Rachgier, wohl zuweilen das Fleiſch ihrer Feinde mit den Zähnen zerriſſen, nur läugnete er ſtandhaft, daß ſie es jemals äßen. Näher konnte man indeß der Sache ſelbſt wohl nicht kommen, obgleich anderer Seits das läugnen ein ſtarker Beweis iſt, daß jetzt kein Menſchenfleiſch mehr gegeſſen wird; denn die Neuſeeländer, die noch jetzt ihre Feinde verzehren, tragen zu keiner Zeit das allergeringſte Bedenken es gerade heraus zu geſtehen *).

---

*) Da bekanntermaßen auch geſittete Völker, wenn ſie in die äußerſte Wuth gerathen ſind, ihre Feinde mit den Zähnen zerfleiſcht haben, ſo kann man dergleichen leidenſchaftliche Auftritte um ſo viel weniger zum Beweiſe gegen die Inſulaner brauchen. Omai hätte die Alte Geſchichte wiſſen ſollen! G. F.

Die Bewohner dieſer Eilande unterſcheiden ſich von denen auf den Freundſchafts-Inſeln dadurch, daß ſie faſt durchgehends den Bart wachſen laſſen. Einige wenige, und unter dieſen der alte König, hatten ihn ganz abgeſchnitten; andere hatten ihn blos auf der Oberlippe ſtehen laſſen. Das Haupthaar wird hier, wie in andern Südſeeinſeln, auf mancherley Art aufgeputzt. Außerdem bemerkten wir aber auch eine Mode, welche dieſer Inſelgruppe eigenthümlich zu ſeyn ſcheint. Man ſchneidet nämlich das Haar zu beyden Seiten dicht am Kopfe weg, bis zu den Ohren, und läßt von der Stirne bis zum Nacken nur einen handbreiten Streifen ſtehen, der bey dickem krauſem Haar ſo ausſah, wie der Kamm eines alten Helms. Andere trugen eine Menge falſches Haar welches in Locken über ihren Rücken herunterhing, und wodurch ſie den Einwohnern von Horn-Eiland (von denen man in Le Maire und Schoutens Reiſebeſchreibung Abbildungen antrift) ähnlich ſehen. Noch andere banden es auf dem Scheitel in einen ungeheuren Schopf, der beynahe ſo groß war wie der ganze Kopf, oder auch in fünf bis ſechs kleinere Büſchel. Sie beſchmieren ſich auch das Haar mit einem grauen Lehm, den ſie mit gepülverten Muſchelſchalen vermiſchen und in Klumpen oder Kugeln aufbewahren, die, wenn ſie gebraucht werden ſollen, zuvor durch Käuen zu einem geſchmeidigen Teige gemacht werden. Die Haare werden davon glatt, und bekommen zuletzt eine blaßgelbe Farbe.

Perſonen beyderley Geſchlechts tragen Halsbänder aus kleinen auf Fäden gereiheten Muſcheln. Ein anderer Zierrath, welcher wie das Henkelchen einer Taſſe geſtaltet, gegen zwey Zoll lang, einen halben Zoll dick, und ſehr ſauber aus Holz, Stein oder Knochen gearbeitet iſt, wird an einer von Haaren geflochtenen Schnur getragen, welche bisweilen hundertfach um den Hals geht. Andere bedienen ſich ſtatt dieſes Schmucks einer kleinen Menſchenfigur von Knochen, welche auf eben die Art auf der Bruſt hängt. Der Fächer oder Fliegenwedel wird ebenfalls ſowohl von Männern als Weibern getragen. Die ſchlechteſten ſind Büſchel von den Faſern der Kokosnuß, welche an einem glatt gearbeiteten hölzernen Grif befeſtigt ſind. Sonſt bedient man ſich dazu der Schwanzfedern der Hähne, oder auch der Tropikvögel. Die koſtbarſten aber ſind ſolche, deren Griffe oder Stiele von dem Arm- oder Schenkelknochen eines erſchlagenen Feindes gemacht ſind; dieſe werden ſorgfältig aufbewahrt, und erben vom Vater auf den Sohn als Trophäen von unſchätzbarem Werthe.

Die Gewohnheit ſich zu tattauiren oder punktiren, haben die hieſigen Einwohner mit allen Inſelbewohnern des Südmeeres*) gemein; allein nur in Neuſeeland und auf den Sandwichs-Inſeln tattauirt man das Geſicht. Der Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Völkern beſteht aber darin, daß die Neuſeeländer ſich mit zierlichen Schneckenlinien oder Schnörkeln bezeichnen, die hieſigen Inſulaner hingegen gerade Linien ziehen, die ſich rechtwinklicht durchſchneiden. Die Weiber ſind an Händen und Armen niedlich punktirt, ja ſie laſſen ſich auch die Zungenſpitzen tattauiren. Die Veranlaſſung oder Bedeutung hiervon konnten wir nicht erfahren; indeß iſt es, zufolge ſichern Nachrichten, die wir über dieſen Gebrauch einzogen, wahrſcheinlich, daß dadurch oftmals eine Trauer über den Tod eines Oberhaupts oder über andere unglückliche Ereigniſſe angedeutet wird; denn man ſagte uns mehrmals von dieſem oder jenem Punkt oder Zeichen, es ſey zum Andenken eines oder des andern

---

*) Verſteht ſich, von der hellen Race; von der ſchwarzen tattauirt ſich keiner. G. F.

Oberhauptes gemacht worden. Die untere Volksklaſſe dieſer Inſel trägt aber auch ſehr oft ein tattauirtes Zeichen, woran man ſie als das Eigenthum oder die Leibeigenen der verſchiedenen Vornehmen unterſcheidet.

Die Kleidung der Mannsperſonen beſteht gewöhnlich in dem Maro, einem Stück dicken Zeuges, welches zehn bis zwölf Zoll breit iſt, zwiſchen den Schenkeln durchgezogen und um die Hüften gegürtet wird. Dies iſt die gewöhnliche Kleidung jedes Standes. Ihre Matten ſind oft von der zierlichſten Arbeit, und von allerley Größe, doch mehrentheils etwa fünf Fuß lang, und vier Fuß breit. Man wirft ſie über die Schultern und ſchlägt ſie vorn zuſammen; doch bedient man ſich ihrer ſelten, ausgenommen im Kriege, wo ſie recht eigentlich von Nutzen ſind, indem ihr dichtes und ſchweres Gewebe die Gewalt eines Steinwurfs oder eines andern ſtumpfen Gewehrs ſehr vermindert. Gewöhnlich geht jedermann barfuß, außer wenn er über die ausgebrannten Steine zu gehen hat; alsdenn zieht man eine Art von Pantoffeln an, die aus Stricken von zuſammengedreheten Kokosfaſern geflochten ſind. Außer dieſem alltäglichen Anzug der hieſigen Einwohner, ſieht man auch gewiſſe Feyerkleider, welche den Oberhäuptern ausſchließungsweiſe gehören; nämlich mit Federn beſetzte Mäntel, und eben dergleichen Helme, die, an Schönheit und Pracht, vielleicht den koſtbarſten Kleidungsſtücken anderer Völker an die Seite geſtellt werden können. Dieſe Seltenheiten ſind bereits*) ſehr ausführlich und genau beſchrieben worden; ich brauche folglich nur noch anzumerken, daß die Länge des Mantels ſich nach dem Range desjenigen, der ihn trägt, richtet. Einigen reichte er nur bis an die Hüften, andere ſchleppten ihn nach ſich an der Erde. Die geringeren Oberhäupter tragen auch einen kurzen Mantel, der aus den langen Schwanzfedern des Hahns, des Tropikvogels und des Fregatvogels beſteht, und einen breiten Rand und Kragen von kleinen rothen und gelben Federn hat. Noch andere Mäntel ſind gänzlich aus ſchneeweißen Federn gemacht, und haben eine bunte Einfaſſung. Der Helm hat einen ſtarken Boden von Korbmacherarbeit, und hält den Stoß aller einländiſchen Waffen ab, wozu er auch eigentlich beſtimmt zu ſeyn ſcheint. Dieſe Federkleidungen ſind äußerſt ſelten, kommen bloß Perſonen vom oberſten Range zu, und werden nur von Mannsperſonen getragen. Während unſeres Aufenthalts in Karakakua-Bay wurden ſie nur bey drey Gelegenheiten gebraucht; zuerſt bey dem ſeltſam feyerlichen erſten Beſuch, den Terriobu bey den Schiffen ablegte; dann als Capitain Cook erſchlagen ward, wo einige Oberhäupter dieſe Kleidung anhatten: endlich als Eappo uns die Gebeine unſeres Befehlshabers auslieferte. Die große Aehnlichkeit zwiſchen dieſer Kleidung, und jenen Mänteln und Helmen, welche die Spanier ehemals trugen, war zu auffallend, um uns nicht zu der Unterſuchung zu veranlaßen: ob irgend eine Wahrſcheinlichkeit vorhanden ſey, daß dieſe Inſulaner ſich in dieſem Stücke noch den Spaniern gerichtet haben könnten? nachdem wir uns alle erſinnliche Mühe gegeben hatten, hierüber Licht zu erhalten, fanden wir, daß ſie ſchlechterdings keine unmittelbare Bekanntſchaft mit irgend einer andern Nation, ja nicht einmal eine Sage von irgend einem ehemaligen Beſuch ſolcher Schiffe, wie die unſrigen, hätten. Demungeachtet ſcheint mir die bemerkte Uebereinſtimmung in den erwähnten Kleidungsſtücken hinlänglich zu beweiſen, daß ſie Europäiſchen Urſprungs ſind, und zwar um ſo mehr, da ſie von allen andern gewöhnlichen Kleidungsarten der ſämmtlichen Südſeebewohner abgehen. Wir mußten daher auf die Vermuthung gerathen, daß vielleicht irgend ein

---

*) Nämlich im vorhergehenden Bande Seite 400. u. f.

Freybeuteriſches, oder auch ein Spaniſches Schiff in der Nähe dieſer Inſeln zu Grunde gegangen ſey. Wenn man bedenkt, daß die gewöhnliche Fahrt der Spaniſchen Handelsgalionen von Akapulko nach den Philippiniſchen-Inſeln auf dem Hinwege nur wenige Grade ſüdwärts, ſo wie bey der Rückkehr nur wenige Nordwärts von den Sandwichs-Inſeln vorbey geht, ſo kann man dieſer Vermuthung wenigſtens nicht alle Wahrſcheinlichkeit abſprechen.

Das Frauenzimmer iſt gemeiniglich beynahe eben ſo gekleidet, wie die Mannsperſonen. Sie ſchlagen ein Stück Zeug um die Hüften, welches die Schenkel halb bedeckt; zuweilen aber gingen ſie in der Abendkühle in Stücken ſeinen Zeugs gehüllt, welche ſie, wie die Taheitierinnen, nur um die Schultern geworfen hatten. Der Pau, eine andere Tracht, deren ſich insbeſondere die Mädchen bedienten, beſteht in einem Stück des feinſten dünſten Zeuges, welches mehrmal um die Hüften gewickelt wird und bis auf die Waden hinabgeht, ſo daß es einem kurzen Unterrock ſehr ähnlich iſt. Das Haar tragen ſie im Nacken kurz abgeſchnitten und vorn zurückgeſchlagen, wie es in Neuſeeland und Otaheiti Mode iſt, dahingegen in den Freundſchafts-Inſeln die Frauenzimmer ihr Haar lang wachſen laſſen *). Doch ſahen wir in Karakakua-Bay auch ein Frauenzimmer mit einem andern, ſonderbaren Kopfputz. Das Haar war nämlich hinten in die Höhe geſchlagen und über der Stirn nochmals zurückgebunden, ſo, daß es, gleichſam wie ein kleiner Schirm, das Geſicht beſchattete.

---

*) Doch auch, ſo viel ich mich erinnere, nicht alle, ſondern nur die Vornehmeren. S. meine Reiſebeſchreibung Oktav Ausg. 2ter Th. S. 452. G. F.

Der Halsſchmuck beſteht hier in Muſcheln oder einer Art harten, glänzend rothen Beeren *). Auch trägt das Frauenzimmer Kränze von den getrockneten Blumen des Eibiſches, nebſt einem andern ſchönen Putz, den ſie Eraie nennen, gewöhnlich um den Hals, zuweilen aber auch im Haar, wie man es auf der Abbildung des Frauenzimmers von den Sandwichs-Inſeln ſehen kann. Dieſer Schmuck iſt eine fingersdicke Schnur, (die unſern Chenillen ähnlich iſt) und mit ineinander verſchränkten, ganz kleinen Federchen ſo dicht beſetzt, daß ihre Oberfläche dem feinſten Sammt gleicht. Ingemein iſt der Grund, oder die Hauptfarbe roth, mit abwechſelnden gelben, grünen und ſchwarzen Ringen. Ihre mancherley, zum Theil ſonderbaren, Armbänder ſind bereits an einem andern Orte beſchrieben worden.

In Atuai trugen die Weiber kleine aus Holz oder Knochen ſehr ſauber gearbeitete Figuren, welche eine Seeſchildkröte vorſtellten, wie Ringe, am Finger befeſtigt. Warum gerade dieſes Thier einer ſolchen Auszeichnung gewürdigt wird, muß ich unentſchieden laſſen. Noch giebt es hier einen Schmuck aus Muſchelſchaalen, welche auf einem ſtarken Netzwerk in Reihen befeſtigt ſind, und, wenn man ſich bewegt, klappern. Männer und Weiber binden dieſen Schmuck beym Tanze um den Arm oder um den Knöchel, oder auch unter das Knie. Statt der Muſcheln nimmt man zuweilen Hundszähne, und harte, rothe Beeren, welche denen an der gemeinen Stechpalme ähnlich ſind **).

---

*) Vielleicht meint der Verfaſſer hier die Bohnen des Abrus precatorius Linn. welche jetzt von unſern Damen in den Ohren getragen werden. G. F.

**) Etwa wieder die vorige kleine Bohne des Abrus? G. F.

Endlich muß ich noch eines Zierraths erwähnen, deſſen Geſtalt die beygefügte Abbildung am beſten erläutern kann. Es iſt eine Larve, aus einem großen Kürbis, in welche, ſtatt der Augen und Naſe, Löcher hineingeſchnitten werden. Oben ſteckt man dieſe Larve voll grüner belaubter Zweige, welche in einiger Entfernung wie ein zierlicher, wehender Federbuſch ausſehen. Vorn hängen, am untern Ende, einige ſchmale Streifen Zeug wie ein Bart herunter. Wir ſahen dieſe Masken nur zweymal, und zwar beydemal an einer Geſellſchaft Leute, die in einem Kanot ſich lachend unſern Schiffen näherten und Poſſen trieben. Ob ſie nicht etwa auch gebraucht werden, um den Kopf gegen einen Steinwurf zu ſichern, wozu ſie ſich gut ſchicken würden, oder ob ſie bey öffentlichen Spielen dienen, oder endlich, ob ſie bloß zu ſolchen Gaukeleyen beſtimmt ſind, konnten wir nicht erfahren. (Dieſe maskirten Ruderer ſind, auf der Charte von den Sandwichs-Inſeln, als eine nützliche und zweckmäßige Verzierung derſelben, abgebildet.)

Ich habe ſchon bemerkt, daß dieſe Inſulaner, in einiger Rückſicht, mit den Neuſeeländern durch Sitten und Gebräuche genauer verwandt zu ſeyn ſcheinen, als ſelbſt mit ihren näheren Nachbaren in den Societäts- und Freundſchafts Inſeln. Dieſe Verwandſchaft fällt darin am meiſten auf, daß beyde Stämme in kleinen Ortſchaften oder Dörfern beyſammen wohnen. Es ſtehen etwa hundert bis zweyhundert Häuſer ziemlich nahe, doch ohne Ordnung, neben einander, und zwiſchen ihnen hin krümmt und windet ſich ein ſchmaler Pfad. Gegen die See werden dieſe Häuſer insgemein durch eine Mauer von lockern Steinen geſchützt, die ihnen gleichſam zur Bruſtwehr dient. Die Form dieſer Wohnungen iſt bereits beſchrieben worden. Die Größe derſelben iſt verſchieden, und beträgt achtzehn bis fünf und vierzig Fuß in die Länge, und zwölf bis vier und zwanzig Fuß in die Breite. Es

giebt

giebt auch noch größere, welche funfzig Fuß lang, dreyßig Fuß breit, und an einem Ende ganz offen ſind. Dieſe letzte Art iſt, wie man uns ſagte, für Fremde oder Reiſende beſtimmt, die ſich nur kurze Zeit aufhielten.

Den Hausrath hat Capitain **Cook** bereits genau beſchrieben. Ich füge nur noch hinzu, daß ſich an einem Ende des Hauſes die Matten, worauf die Einwohner ſchlafen, befinden, und daß dieſe ſich, wie die Chineſer, eines hölzernen Kopfkiſſens, oder einer Art von Schlafbänkchen bedienen. Vor den anſehnlicheren Häuſern ſieht man zuweilen artig umzäunte Höfe, um welche mehrere kleine Häuschen, für die Bedienten, ſtehen. Auf dieſem freyen Platze halten ſie gemeiniglich ihre Mahlzeiten und bringen den Tag daſelbſt zu. An den Abhängen der Berge und zwiſchen jähen Felſen bemerkten wir auch verſchiedene Hölen oder Löcher, welche bewohnt zu ſeyn ſchienen. Der Eingang dazu war mit Korbmacherarbeit verſchloſſen, und in der einzigen Höle, deren Inneres wir unterſuchten, fanden wir eine Steinmauer queer durchgezogen; ſie ſcheinen alſo wohl hauptſächlich zum Zufluchtsort, auf den Fall eines feindlichen Angrifs, zu dienen.

Die Nahrung der geringeren Volksklaſſen beſteht hauptſächlich aus Fiſchen und Pflanzen, z. B. Yams, ſüßen Batatten, Aronswurzeln, Piſangs, Zuckerrohr und Brodfrucht. Die Vornehmen haben außerdem noch Schweine- und Hundefleiſch, welches ſie auf eben die Art, wie auf den Societätsinſeln, zubereiten. Ihre zahmen Hüner ſind mit den unſrigen von einerley Gattung, allein weder zahlreich, noch ſehr geſchätzt. Von der Brodfrucht und den Yamswurzeln bemerkt Capitain **Cook**, daß ſie auf dieſen Inſeln nicht häufig angetroffen und ſelbſt unter den Einwohnern für große Seltenheiten gehalten würden. Allein unſer zweiter Beſuch belehrte uns eines andern. Vermuthlich hatten die Einwohner bey unſerm erſten kurzen Aufenthalt in Weymoa-Bay nicht Zeit, dieſe Lebensmittel, welche im Innern des Landes gebaut werden, an die Küſte zu bringen. Ihre Fiſche pflegen ſie einzuſalzen und in Flaſchenkürbiſſen aufzubewahren, und zwar, nicht wie wir anfangs glaubten, um ſich gegen den Mangel zu ſichern, ſondern bloß, weil geſalzene Speiſen ihnen die liebſten ſind. Die Erihs ſalzen das Schweinefleiſch auf eben die Art, und halten es für Leckerbiſſen.

Ihre Kochkunſt iſt genau eben dieſelbe, welche man ſchon aus den Beſchreibungen anderer Südſeeinſeln kennt. Capitain Cook klagt zwar, daß die hieſigen Puddings von Tarro, oder Aronswurzeln zu ſauer wären; allein während unſeres Aufenthalts in der Bay von Karakakua haben wir oft mit dem größten Appetit davon gegeſſen, und ich kann verſichern, daß ich ſelbſt in den Freundſchaftsinſeln keine beſſere gekoſtet habe. Sonderbar genug war es bey dem allen, daß die Kunſt die Brodfrucht aufzubewahren, und einen ſauren Teig oder Mahei daraus zu bereiten, ihnen unbekannt geblieben war. Mit Vergnügen ſuchten wir ihnen ihre ausgezeichnete Gaſtfreyheit und Freundſchaft durch die Mittheilung dieſer nützlichen Zubereitungsart einigermaßen zu vergelten. Bey ihren Mahlzeiten ſind ſie ſehr reinlich, und wir müßten insgeſammt geſtehen, daß ihre Zubereitung ſowohl der Pflanzen- als der Fleiſchſpeiſen der unſrigen weit vorzuziehen ſey*). Die Vornehmen fangen ihre Mahlzeit immer mit einem Trunk von dem Pfefferſafte an, der hier aus der Wurzel des berauſchenden Pfeffers (*Piper methyſticum*) auf die gewöhnliche Art bereitet wird. Die

---

*) Um dieſes Lob gehörig zu beſtimmen, muß man ſich erinnern, daß der Schiffskoch eben nicht der geſchickteſte, und noch ſeltener der reinlichſte zu ſeyn pflegt. Auch ließe es ſich in Anſchlag bringen, daß die Engländer überhaupt keine Pflanzenſpeiſe zu bereiten wiſſen. G. F.

Frauenzimmer eſſen allein, und verſchiedene Speiſen, nämlich Schweinefleiſch, Schildkrötenfleiſch, und gewiſſe Sorten der Piſangfrucht ſind ihnen, wie ſchon erwähnt worden iſt, **Tabbu** oder verboten. Schweinefleiſch aßen ſie wohl heimlich mit uns; aber nie konnten wir ſie überreden, von den andern beyden letztgenannten Speiſen etwas anzurühren.

Ihre Beſchäftigung iſt einfach und geſtattet wenig Abwechſelung. Sie ſtehen mit der Sonne auf, und legen ſich wenige Stunden nach ihrem Untergang, ſobald ſie der Abendkühle genoſſen haben, zur Ruhe. Kanots zu zimmern und Matten zu flechten iſt die Arbeit der **Erihs**; das Frauenzimmer verfertigt Zeuge (aus der Rinde des Papiermaulbeerbaums; und den **Tautaus** oder gemeinen Leuten überläßt man den Landbau und die Fiſcherey. Die müßigen Stunden widmen ſie verſchiedenen Zeitvertreiben. Die Jugend beyder Geſchlechter liebt den Tanz. Bey gewiſſen feyerlichen Gelegenheiten giebt es auch Ringer- und Baxerkämpfe, wie in den Freundſchaftsinſeln; nur ſcheinen die hieſigen Einwohner in dieſen Künſten nicht ſo weit gekommen zu ſeyn. In ihren Tänzen hingegen haben ſie mehr Aehnlichkeit mit den Neuſeeländern, als mit den Taheitiern oder den Bewohnern der Freundſchgftsinſeln. Ehe der Tanz angeht, ſingen die ſämmtlichen Tänzer allemal einen langſam feyerlichen Geſang, wobey ſie die Beine bewegen, und ſich, mit Anſtand und Leichtigkeit in Stellungen und Gebärden, ſanft auf die Bruſt klopfen, gerade ſo, wie in den Societätsinſeln. Wenn dieſes Vorſpiel etwa zehn Minuten gedauert hat, wird der Geſang und die Bewegung allmählig ſchneller, bis die Tänzer es nicht länger aushalten können. In dieſem Betracht hat der Tanz vollkommene Aehnlichkeit mit dem neuſeeländiſchen, wo man, ſo wie hier demjenigen, als dem beſten Tänzer, den lauteſten Beyfall zuzurufen pflegt, der die wildeſſen Bewegungen macht, und es am längſten aushält. Doch muß noch bemerkt werden, daß nur die Frauenzimmer an dieſem Tanze Theil haben; denn die Männer tanzen beynahe auf eben die Art, wie die kleineren Tanzpartheyen in den Freundſchaftlichen Inſeln, deren Tanz man vielleicht mit größerem Rechte einen Geſang nennen kann, der von übereinſtimmenden zierlichen Bewegungen des ganzen Körpers begleitet wird. Da die Bax-Geſechte, wobey wir zuſahen, völlig eben ſo waren, wie auf den Freundſchaftsinſeln, ſo läßt ſich mit einiger Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß die hieſigen Einwohner ebenfalls ihre große Feyertänze haben, an welchen eine beträchtliche Anzahl Perſonen beyderley Geſchlechts Antheil nehmen.

Ihre Muſik iſt nur roh; denn es fehlt ihnen ſowohl an Flöten, als Rohrpfeifen, und überhaupt, Trommeln ausgenommen, an allen muſikaliſchen Inſtrumenten. Ihre Geſänge hingegen, welche ſie vielſtimmig*)

---

*) Große Muſikverſtändige haben dieſen merkwürdigen Umſtand, daß jene Inſulaner vielſtimmig ſingen, in Zweifel gezogen, und es iſt in der That ſehr zu bedauern, daß er nicht mit Gewißheit erwieſen werden kann. Herr Capitain Burney, und Herr Capitain Philips von den Seeſoldaten, hatten beyde hinlänglich Muſikkenntniß, und behaupteten allerdings, daß ſie vielſtimmig ſängen, das heißt, daß mehrere zugleich in verſchiedenen Tönen ſängen, wodurch ein angenehmer Wohlklang entſtände. Dieſe beyden Herren haben auch zur Gnüge dargethan, daß die Einwohner der Freundſchaftsinſeln zuverläſſig ihre Muſik zuvor durchlernten, ehe ſie ſich öffentlich hören ließen; daß ſie auch Begriffe von dem zur Harmonie erforderlichen Accord verſchiedener Töne hätten, und daher unter ſich von ihren Compoſitionen erſt eine Probe anſtellten, um die fehlerhaften Stimmen zu entfernen, ehe ſie es wagten, ſich vor Leuten hören zu laſſen, die ſie für Kunſtreicher anerkannten. In ihren ordentlichen Concerten hatte jeder ein Bambusrohr, das nach ſeiner größern oder kleineren Länge einen verſchiedenen Ton angab;

(*in parts*) ſingen, und mit ſanften Bewegungen der Arme, wie in den Freundſchaftsinſeln, begleiten, machen einen ſehr angenehmen Eindruck.

---

dieſes ließen ſie auf den Boden, und jeder Sänger ſtimmte zugleich den Ton an, den ſein Inſtrument ihm angegeben hatte. Die Worte womit er es begleitete, machten den Ton bald länger, bald kürzer. Auf dieſe Art ſangen ſie in Chören, und brachten, nach der Verſchiedenheit ihrer Stimmen, nicht nur Oktaven heraus, ſondern oft auch Conſonanzen (*concords*) die dem Ohr nicht zuwider waren. Dieſer Thatſache durch Vernünfteleyen von Perſonen, welche bey jenen Vorſtellungen nicht zugegen waren, zu widerſprechen, möchte wohl ziemlich gewagt ſeyn; demungeachtet bleibt es von der andern Seite an ſich ſehr unwahrſcheinlich, daß ein rohes Volk ſo weit in der Tonkunſt gekommen ſeyn ſollte, als wir nur durch lange Bemühung, und eine genaue Kenntniß der Theorie, worauf ſich alle muſikaliſche Compoſition gründet, haben gelangen können. Das elende Gekreiſch, welches unſere Pſalmenſänger auf dem Lande hervorbringen, iſt eigentlich die niedrigſte Art des vielſtimmigen Geſanges, und dennoch läßt es ſich nicht ohne lange Uebung in dem Grade erlernen, wie man es in einer Dorfkirche hört. Faſt ſcheint daher unglaublich, daß ein halbwildes Volk von ſelbſt (*naturally*) eine Vollkommenheit in der Tonkunſt erlangt haben ſollte, wovon es ſehr zweifelhaft iſt, ob die Griechen und Römer bey allen ihren Verfeinerungen in der Muſik, ſie beſeſſen, und welche die Chineſen, das älteſte geſittete Volk der Erde, noch nicht erfunden haben. Hätte Capitain Burney die Conſonanzen des Geſangs, wie er ſie in jenen Inſel hörte, mit Europäiſchen Noten aufgeſchrieben, welches er nach dem Zeugniß ſeines Vaters (des größten Muſikaliſchen Theoretikers) gar wohl hätte thun können, und wären dieſe Conſonanzen alsdenn ſo beſchaffen geweſen, daß ein Europäiſches Ohr ſie hätte ertragen können, ſo ſähen wir jetzt die Sache als völlig ausgemacht an. Unter den gegenwärtigen Umſtänden ſcheint mir die Entſcheidung ſehr gewagt, man mag nun annehmen, daß die hieſigen Inſulaner den Contrapunkt verſtehen, oder nicht, ſub judice lis eſt. Anmerkung des Verfaſſers. Der ganze Streit wird ſehr unbedeutend, ſobald man in Erwägung zieht, daß die Muſik der Inſulaner im Südmeer ſich auf ein Paar ganz einfache Sätze einſchränkt. Vielleicht

Zu dem Bemerkenswerthen in dem Charakter dieſer Inſulaner gehört auch ihre große Neigung zum Spiel. Eines ihrer Spiele hat viel Aehnlichkeit mit unſerm Bretſpiel; allein, nach der Zahl der Felder zu urtheilen, muß es verwickelter ſeyn. Das Dambret iſt gegen zwey Fuß lang und in zweyhundert acht und dreißig Felder getheilt, deren vierzehn in einer Reihe ſind. Sie bedienen ſich dabey ſchwarzer und weiſſer Steinchen, die ſie von einem Felde in das andere rücken. Ein anderes Spiel beſteht darin, daß ſie einen Stein unter ein Stück Zeug verſtecken, welches einer von der Geſellſchaft ausbreitet, aber zugleich ſo unordentlich faltet, daß die Stelle, wo der Stein liegt, ſchwer zu unterſcheiden iſt. Der Gegner ſchlägt mit einem Stäbchen auf den Theil des Tuchs, wo er den Stein vermuthet; allein weil die Wahrſcheinlichkeit des Treffens ſo gering iſt, ſo wetten die Zuſchauer in ungleichem Verhältniß, nämlich mehrere gegen Eins, daß er nicht treffen werde; doch ſo, daß die Verhältniſſe nach Maasgabe der guten Meynung verſchieden ſind, die man von der Geſchicklichkeit der Spieler hat. Außer dieſen Spielen vertreiben ſie ſich oft die Zeit mit Wettrennen zwiſchen Knaben und Mädchen, wobey wieder

---

kennt man dort zehn verſchiedene Lieder. Umfang und Abwechſelung würde man darin umſonſt ſuchen; geſchweige unſere Coloraturen, Paſſagen, Cadenzen, und melismatiſche Tändeleyen. Ob die griechiſche Muſik einſtimmig oder vielſtimmig geweſen ſey, mag unentſchieden bleiben; reicher war ſie gewiß durch ihre zwölf Tonarten. Thöricht wäre es freylich, wenn man behaupten wollte, die guten Inſulaner hätten einen Begrif von der Theorie der Accorde. Allein um praktiſch (oder naturaliſtiſch) ein Paar Geſänge vielſtimmig auszuführen zu können, dazu bedürfen ſie wohl nur ein muſikaliſches Ohr. Der Einwurf, daß die Engliſchen Bemerkungen ſo unrichtig ſind, beweiſet nichts: denn ein unmuſikaliſcheres Volk als das Engliſche giebt es nicht; bekanntlich hat es auch keine Nationalmuſik. G. F.

ſehr eifrig gewettet wird. Ich ſahe einſt einen Menſchen in der äußerſten Wuth, ſich das Haar zerrauſen und an die Bruſt ſchlagen; weil er bey einem ſolchen Wettrennen drey Aexte verloren, die er kurz vorher um die Hälfte ſeines Vermögens von uns erkauft hatte.

Das Schwimmen iſt ihnen nicht allein nothwendig, weshalb auch ſowohl Männer als Weiber mehr darin geübt ſind denn alle übrige Völker, die wir je geſehen haben, ſondern es iſt auch einer ihrer Lieblings Zeitvertreibe. Bey dieſer Leibesübung fiel uns in Karakakua Bay unter andern ein gefährliches und ſonderbares Manöuvre auf, welches näher beſchrieben zu werden verdient. Die Brandung an den Küſten dieſer Bay erſteckt ſich gegen hundert und funfzig Schritte weit vom Ufer, und in dieſem Zwiſchenraum brechen ſich die Wegen, die ſich wegen der Untiefe aufthürmen, mit ausnehmender Heftigkeit. Gerade bey ſtürmiſchem Wetter, oder bey hohler See, wenn die Brandung am ſtärkſten iſt, können die Inſulaner die Uebung von welcher hier die Rede iſt, vornehmen. Ihrer zwanzig oder dreyßig nehmen jeder ein langes ſchmales Brett, das an beyden Enden abgerundet iſt, und ſtoßen zu gleicher Zeit vom Lande ab. Bey der erſten Welle, die ihnen begegnet, tauchen ſie unter, laſſen ſie über ſich hin ſtürzen, kommen hinter ihr wieder hervor, ſetzen ihren Weg, ſo gut ſie können, weiter fort, und machen es dann bey der zweyten Woge eben ſo, wie bey der erſten. Die Schwierigkeit beſteht darin, daß man den rechten Augenblick abwarte, wo man untertauchen muß; denn ſonſt wird man von der Woge ergriffen und mit der größten Heftigkeit zurück geſchleudert, wobey denn viele Geſchicklichkeit nöthig iſt, wenn man nicht an den Felſen zerſchellen will. Sobald die Inſulaner, durch wiederhohlte Anſtrengung, die ruhigere See jenſeits der Brandungen erreicht haben, legen ſie ſich der Länge nach auf ihr Brett, und treten nun die Rückkehr an. Man muß bemerken, daß die Brandung aus mehreren auf einanderfolgenden Wellen beſteht, wovon die dritte allemal weit größer als beyde vorhergehende iſt, und höher an das Ufer hinanläuft, dahingegen die andern ſich ſchon unterweges brechen. Es kommt alſo darauf an, daß ſich die Schwimmer auf die größte Woge legen, von der ſie dann mit unglaublicher Geſchwindigkeit gegen das Ufer getrieben werden. Wenn ſich jemand aus Verſehen einer kleineren Welle anvertraut, welche ſich bricht eh' er anlanden kann, oder wenn er nicht Geſchick genug beſitzt, ſein Brett auf dem ſchwellenden Rücken der Woge in gehöriger Richtung zu erhalten, ſo bleibt er der Wuth der nächſtfolgenden ausgeſetzt, und kann ihr nicht anders entgehen, als wenn er wieder untertaucht und ſich an die Stelle, von der er ausging, zurückarbeitet. Denen, welchen es gelingt, das Geſtade zu erreichen, ſteht noch die größte Gefahr bevor; denn die Küſte iſt mit einer Kette von Felſen beſetzt, die nur hin und wieder kleine Oefnungen zwiſchen ſich haben. Sie müſſen alſo ihr Brett entweder in eine ſolche Bucht ſteuern, oder, wenn ſie dieſelbe verfehlen, das Brett fahren laſſen, ehe ſie die Felſen erreichen, dann nochmals untertauchen und zurückſchwimmen. Dieſes hält man aber für ſehr ſchimpflich, und überdem geht das Brett dabey verloren, welches ich oft in dem Augenblick, wo der Schwimmer es aus den Händen ließ, mit Schrecken habe gegen die Felſen zertrümmern ſehen. Die Kühnheit und Geſchicklichkeit womit die Einwohner dieſe beſchwerliche und gefährliche Uebung in unſerer Gegenwart vornahmen, iſt bewundernswerth und kaum glaublich*).

---

*) Etwas ähnliches wird im vorhergehenden Theil S. 418. als ein Otaheitiſcher Zeitvertreib beſchrieben.

Die Kinder haben, auſſer den ſchon erwähnten Spielen, noch ein andres, welches gewöhnlich iſt, und ebenfalls keinen geringen Grad von Geſchicklichkeit erfordert. Sie nehmen ein kurzes Holz oder einen Stock, durch deſſen eines Ende ein Pflock geſchlagen iſt, der zu beyden Seiten als ein ſpitziger Zapfen etwa einen Zoll breit hervorragt. Mit der Spitze dieſes Pflocks fangen ſie einen in die Luft geworfenen Ball auf, welcher aus zuſammengedrückten und durch Bindfaden zuſammengebundenen grünen Blättern beſteht. So wie ſie ihn aufgefangen haben, werfen ſie ihn vom Zapfen ſogleich wieder in die Höhe, drehen das Holz um, und fangen ihn mit der andern Spitze wieder. Auf dieſe Art fahren ſie lange fort, ohne jemals den Ball fallen zu laſſen. Mit eben ſo vieler Geſchicklichkeit können ſie auch mehrere ſolche Bälle, nach einander, in die Luft werfen und wieder fangen. Oft ſahen wir kleine Kinder, die auf dieſe Art beſtändig fünf Bälle im Gange erhielten. Die Jugend in den Freundſchaftsinſeln pflegte ſich auch mit dieſem Spiele zu beluſtigen.

Der Ackerbau wird von allen Bewohnern der Südſeeinſeln ſo gleichförmig betrieben, daß mir davon nichts nachzuholen übrig bleibt. Eben das gilt auch von ihrem Schiffbau und ihrer Schiffahrtskunde. Capitain Cook hat bereits die Kanots in Atuai beſchrieben, und die auf den benachbarten Inſeln ſind ihnen völlig ähnlich. Das gröſte welches uns hier vorkam, war ein Doppelkanot des Königs Terriobu, das ſiebenzig Fuß in der Länge, viertehalb in der Tiefe und zwölf in der Breite hatte, und an welchem jeder Kahn aus einem einzigen Baume gehöhlt war.

Ich übergehe ferner die bereits umſtändlich beſchriebenen Fortſchritte dieſer Inſulaner in der Bildhauerey, ſo wie ihre Geſchicklichkeit Zeuge zu mahlen und Matten zu flechten. Die merkwürdigſten Stücke unter ihrem Schnitzwerk ſind die Schalen, aus denen die Vernehmen ihren Awa trinken. Sie ſind vollkommen rund, haben acht bis zehn Zoll im Durchmeſſer, und ſind vortreflich geglättet. Insgemein befinden ſich, anſtatt eines Fußgeſtells, drey, zuweilen auch vier geſchnitzte menſchliche Figuren in verſchiedenen Stellungen darunter. Einige von dieſen Schalen ruhen auf den Armen der Figuren welche dieſe über den Kopf geſchlagen haben; andere zugleich auf dem Kopf und den Händen, und noch andere auf den Schultern. Die Figuren ſollen, wie man mich verſichert, nach dem vollkommenſten Ebenmaaß ſehr ſauber und ſorgfältig gearbeitet, und ſogar die Anſtrengung der Muskeln, bey der Unterſtützung der Laſt, gut ausgedrückt ſeyn.

Das hieſige Zeug wird aus eben dem Stoff und auf eben die Art verfertigt, wie in den Societäts- und Freundſchaftsinſeln. Diejenige Sorte, welche bemalt wird, iſt von einem dichteren Gewebe, das heißt, man hat mehrere Blätter oder Lagen von Maulbeerrinde mit einander verbunden. Man ſchneidet dieſes Zeug in zwey bis drey Fuß breite Streifen, und mahlt es dann nach verſchiedenen Muſtern, und mit einer Nettigkeit, welche viel Empfindungsgeiſt und Geſchmack verräth. Die Genauigkeit, womit ſie die ſchwerſten Muſter ausführen, iſt um ſoviel bewundernswürdiger, da ſie keine Formen haben ſondern alles mit einem in die Farbe getauchten Stücke Bambusrohr, aus freyer Hand mahlen, wobey ſie, nach Art unſerer Mahler, den Arm auf ein anderes Stück Rohr ſtützen. Zu ihren Farben brauchen ſie eben dieſelben Beeren und Pflanzen, welche in Otaheiti dazu genommen werden und von denen die vorigen Reiſenden bereits Nachricht ertheilt haben. Das Bemahlen wird ganz und gar den Frauenzimmern überlaſſen. Sie nennen es Kippari, und es iſt merkwürdig genug, daß ſie unſere Schreibekunſt jederzeit eben ſo nannten. Oft nahmen uns die Mädchen unſere Feder aus der Hand, um uns zu zeigen, daß ſie den Gebrauch derſelben ſo gut verſtünden wie wir, vergaßen aber auch nicht zu erinnern, daß ihre Federn beſſer wären. Ein Blatt beſchriebenes Papier war ihrer Meynung nach weiter nichts, als ein nach unſerer Landesart geſtreiftes Stück Zeug und wir konnten ihnen nur mit der äußerſten Mühe begreiflich machen, daß unſere Figuren eine Bedeutung hätten, die den ihrigen fehlte. Ihre Matten werden von den Blättern des Pandangs geflochten, und, ſo wie ihre Zeuge, nach verſchiedenen Muſtern mit allerley Farben geziert. In einigen iſt der Grund blaßgrün und mit rothen Vierecken oder Rauten gefleckt; andre ſind ſtrohfarben mit grünen Flecken, noch andere in ſchönen geraden oder auch in Wellenförmigen rothen und braunen Linien geſtreift. Dieſe Arbeit übertrift, ſowohl in Rückſicht der Dauer als der Feinheit und Eleganz, alles Mattenwerk in der ganzen Welt.

Ihre Angelhaken ſind von Perlmutterſchale, Knochen oder Holz, und haben Spitzen und Widerhaken von Schildkrötenſchale oder von kleinen Knochen. Sie ſind von mancherley Geſtalt und Größe, am gewöhnlichſten aber aber zwey bis drey Zoll lang, in Form eines kleinen Fiſchchens, an deſſen Kopf und Schwanz man ein kleines Büſchel Federn bindet, und der auf dieſe Art zum Köder dient. Die Haken zum Hayfiſchfang ſind ungemein groß, gemeiniglich ſechs bis acht Zoll lang, und, in Betracht der Materialien aus denen ſie verfertigt werden, in der That bewundernswürdig ſtark und zierlich. Auch fanden wir ſie, bey einigen Verſuchen die wir damit anſtellten, weit zweckmäßiger als die unſrigen. Die Schnüre, deren ſie ſich beym Fiſchen bedienen, aus denen ſie auch Netze ſtricken, und die ſie zu andern häuslichen Bedürfniſſen anwenden, werden ſehr ſauber und gleichförmig aus der Rinde des T'Aute (Ahaute) oder Papiermaulbeerbaumes verfertigt, woraus ſie ihren Zeug machen. Sie werden eben ſo gedrehet, wie bey uns der Bindfaden, und man kann die Schnur ſo lang machen, als man will. Eine noch dünnere Sorte wird aus der Rinde des Strauchs Arimah verfertigt; allein die feinſte von allen wird aus Menſchenhaar geflochten, und iſt beynahe ausſchließungsweiſe zu Zierrathen beſtimmt. Außerdem giebt es auch ſtärkeres Tauwerk zur Ausrüſtung ihrer Kanots, welches aus dem faſerigen Gewebe der Kokosnuß verfertigt wird. Wir kauften davon etwas zu unſerm Gebrauch, und fanden, daß es die Stelle unſerer kleineren Stricke ſehr gut erſetzen konnte. Noch verfertigen ſie eine andere Art Stricke, welche platt geflochten und ausnehmend ſtark ſind. Dieſer Sorte bedienen ſie ſich hauptſächlich, um die Dachſparren, und andre Sachen feſt zuſammen zu verbinden, und ſie wird daher nicht gedreht, ſondern mit den Fingern aus Kokosfaſern geflochten.

Die Kürbiſſe werden hier ſo ungeheuer groß, daß einige zehn bis zwölf Engliſche Gallons (40 bis 48 Quartier) enthalten. Um ſie zu allerley Abſichten im Haushalt geſchickter zu machen, giebt man ihnen dadurch verſchiedene Formen, daß man ihnen während ihres Wachsthums Binden umlegt. So ſind die langen, walzenförmigen am beſten zur Bewahrung des Fiſchergeräths geſchickt. Andere ſind wie Schüſſeln geformt, und man bewahret dann entweder Salz, oder Pökelfleiſch darin auf, oder richtet Puddings und andere Pflanzenſpeiſen darauf an. Dieſe beyden Arten ſind zugleich mit einem netten, dicht aufpaſſenden, ebenfalls aus einem Kürbis verfertigten, Deckel verſehen. Noch andre ſind genau wie Flaſchen mit einem langen Halſe gebildet, und dienen zu Waſſerkrügen. Man zeichnet mit einem heißgemachten Inſtrumente allerley ſaubere, zierliche Figuren darauf, ſo daß ſie wie bemahlt ausſehen.

Unter den Kenntniſſen der hieſigen Inſulaner müſſen wir das Salzmachen nicht vergeſſen. Das Salz, womit wir hier während unſeres Aufenthalts reichlich verſorgt wurden, war ſehr gut. Die Salzpfannen, die von Erde gemacht, und mit Thon ausgeſetzt werden, haben gewöhnlich ſechs bis acht Fuß im Gevierte und ſind acht Zoll tief. Man errichtet ſie auf einer Steinlage nahe an den Standpunkt der hohen Fluth, leitet das Seewaſſer in kleinen Gräben bis an die Pfanne, ſchöpft es hinein, und überläßt dann der Sonne den ſchnellen Verdünſtungsproceß. Bey unſerer erſten Anweſenheit erhielten wir auf Atuai und Onihiau ein braunes ſchmutziges Salz; aber hernach fanden wir es in Karakakua-Bay überaus weiß und von vortreflicher Qualität in großer Menge. Wir verbrauchten nicht nur beym Einſalzen des Schweinefleiſches viel davon, ſondern füllten auch unſere ledigen Fäſſer damit, deren ſich an Bord der Reſolution allein ſechzehn (24 Oxhoft) befanden.

Die Waffen der Inſulaner beſtehen in Spießen, Dolchen, die ſie Pahua nennen, Keulen und Schleudern. Die Spieße ſind zweyerley, aber beyde aus hartem, feſten, dem Mahogany ähnlichen Holze gemacht. Die erſte Art iſt ſechs bis acht Schuh lang, ſehr ſchön geglättet, und läuft von unten an bis ſechs Zoll von der Spitze allmählich dicker zu. Von da an iſt das Speer ſcharf zugeſpitzt, und mit vier oder ſechs Reihen Widerhaken verſehen. Vielleicht bedient man ſich dieſer Waffen vorzüglich als Wurfſpieße. Die andere Art, die wir gewöhnlich bey den Kriegern von Atuai und Owaihi bemerkten, iſt zwölf bis funfzehn Fuß lang, und endigt ſich, ohne Widerhaken, in eine ihren Dolchen ähnliche

Spitze. Dieſer Dolch, oder Pahua, iſt von ſchwerem. ſchwarzen, dem Ebenholze ähnlichen Holze gemacht, und einen bis zwey Schuh lang; durch den Griff iſt eine Schnur gezogen, damit man ihn an den Arm hängen kann. Die Keulen ſind von mancherley Holze grob gearbeitet, und von allerley Größe und Geſtalt. Die Schleudern unterſcheiden ſich nicht von den unſrigen, ausgenommen, daß der Stein nicht in Leder, ſondern in ein Stückchen Matte gelegt wird. Auf der hiebeygefügten Kupfertafel, auf welcher die Form und die Arbeit an den Waffen der hieſigen Inſulaner zu ſehen iſt, ſtellen Fig. 1. und Fig. 2. zweyerley Arten des Sägenförmigen Inſtrumentes vor, womit die Einwohner, wie im vorhergehenden, Seite 431. geäußert worden iſt, vermuthlich bey Menſchenopfern, die Leichname der Erſchlagenen zerſtücken; Fig. 3. iſt der unmittelbar zuvor erwähnte Dolch oder Pahua; Fig 4. aber iſt ein von geflochtener Arbeit verfertigtes Götzenbild dieſer Inſulaner.

Achtes Hauptſtück.

Fortgeſetzte Beſchreibung der Sandwichsinſeln. Regierungsform, und Eintheilung des Volks in drey Klaſſen. Macht des Erih-tabu. Geſchlechtsregiſter der Könige von Owaihi und Mauwi. Gewalt der Oberhäupter. Zuſtand der niedrigen Klaſſe. Strafen für Verbrechen. Von der Religion und dem Prieſter-Orden. Die Götzenbilder. Geſang der Vornehmen, ehe ſie Awa trinken. Menſchenopfer. Gewohnheit ſich die Vorderzähne auszubrechen. Meynungen der Inſulaner von einem Zuſtande nach dem Tode. Ihre Heyrathen. Ein merkwürdigts Beyſpiel von Eiferſucht. Begräbnißgebräuche.

Die Einwohner dieſer Inſeln ſind offenbar in drey Klaſſen getheilt. Die erſte beſteht aus den Erihs oder Oberhäuptern jeden Bezirks, unter denen einer der vornehmſte iſt, und in Owaihi den Titel: Erih-tabu oder Erih-moi führt. Das erſtere Beywort geht auf ſeine unumſchränkte Macht, und das letztere bedeutet, daß ſich jedermann in ſeiner Gegenwart niederwerfen (wörtlich: ſich ſchlafen legen) muß. Die zweyte Klaſſe ſcheint ein gewiſſes Eigenthumsrecht zu beſitzen, doch ohne daß damit Gewalt verbunden wäre. Die dritte beſteht aus den Tautaus oder Knechten, welche weder Rang noch Eigenthum haben.

In welchen Graden dieſe Klaſſen einander untergeordnet ſind, davon ließe ſich keine ſyſtematiſche Nachricht entwerfen, ohne der Wahrheitsliebe etwas zu vergeben, die gleichwohl in dieſem Falle ſchätzbarer ſeyn muß, als die ſinnreichſten Muthmaßungen. Ich be gnüge mich alſo diejenigen Thatſachen aufzuzählen, wovon wir Augenzeugen waren, und theile hier nur ſolche Nachrichten mit, auf deren Glaubwürdigkeit ich mich verlaſſen kann. Der Leſer ſelbſt wird hernach den Begriff von der hieſigen Regierungsform am beſten entwickeln.

Die vorzügliche Macht und den Oberrang des Erihtabu von Owaihi, Terriobu, lernten wir zur Gnüge an der Art kennen, wie man ihn bey ſeiner erſten Ankunft in der Bay Karakakua empfing; die Einwohner fielen nämlich am Eingang ihrer Häuſer vor ihm zur Erde nieder, und allen Kanots war es zwey Tage zuvor unterſagt worden, (tabu), die Bay zu verlaſſen, bis er ſelbſt dieſe Einſchränkung aufhob. Er kehrte damals eben von der Inſel Mauwi zurück, um deren Beſitz er für ſeinen Sohn Tiwarro Krieg führte. Dieſer hatte die Tochter und einzige Erbin des letzten Königs von Mauwi geheirathet, deſſen hinterlaſſener Bruder, Tahiterri, ihm nun den Beſitz der Inſel ſtreitig machte. Terriobu ward auf dieſem Zuge von vielen ſeiner Krieger begleitet; doch konnten wir nicht erfahren, ob ſie als Freywillige dienten, oder ob dies die Bedingung war, unter welcher ſie ihren Rang und ihr Eigenthum beſitzen. Der Vorfall mit Kau, der bereits weiter oben, Seite 315. u. f. erwähnt iſt, beweiſet übrigens offenbar, daß Terriobu von den geringeren Oberhäuptern Abgaben zieht.

Die beyden mächtigſten Oberhäupter dieſer Inſeln ſind: Terriobu und Periorani, jener von Owaihi und dieſer von Woahu. Die übrigen kleineren Inſeln ſind einem von beyden unterworfen. Auf Mauwi und die davon abhängigen Eilande machte gegenwärtig Terriobu für ſeinen Sohn und beſtimmten Nachfolger (Tiwarro) Anſpruch. Atuai und Onihiau wurden von den Enkeln des Königs Periorani beherrſcht. Folgendes Geſchlechtsregiſter der Könige von Owaihi und Mauwi, welches ich während unſeres Aufenthaltes in der Bay Karakakua von den dortigen Prieſtern erhielt, iſt zugleich der Inbegriff aller Nachrichten, die ich in Beziehung auf die politiſche Geſchichte dieſer Inſel habe ſammeln können. Es gehet bis auf vier Oberhäupter zurück, die insgeſammt Vorfahren der jetztregierenden geweſen ſind, und ein hohes Alter erreicht haben ſollen. Sie folgen in nachſtehender Ordnung aufeinander:

1) Purahu Awaikea, war König in Owaihi und hatte einen einzigen Sohn, Namens Niruagua. Zu derſelbigen Zeit regierte Mokoakea in Mauwi und hatte ebenfalls einen einzigen Sohn, Papikaniu.

2) Niruagua hatte drey Söhne, von denen der älteſte Kahawi hieß: Papikaniu hingegen, von dem Geſchlecht der Könige von Mauwi, hatte nur einen Sohn Kaaurika.

3) Kahawi hatte einen einzigen Sohn Kayeniwi-a-Mumou: Kaaurika der König in Mauuwi aber zwey Söhne, Maiha-maiha (oder Mäha-Mäha) und Tahiterri, welcher letztere gegenwärtig von einer Parthey als König von Mauwi anerkannt wird.

4) Kayeniwi-a-Mummou hatte auch zwey Söhne, nämlich Terriobu und Kähua; der König von Mauwi, Maiha-maiha, hatte aber keinen Sohn, ſondern hinterließ eine Tochter, Roaho.

5) Terriobu, der jetzige König von Owaihi, erzeugte mit Rora-rora, der Wittwe des verſtorbenen Königs von Mauwi, Maiha-maiha, einen Sohn, Namens Tiwarro, und dieſer Sohn heirathete ſeine Halbſchweſter Roaho, in deren Recht er nun auf Mauwi und die dahin gehörigen Eilande Anſpruch macht. Tahiterri, der Bruder des verſtorbenen Königs, ergriff die Waffen, und ward von einer

großen Parthey unterſtützt, die nicht damit zufrieden war, daß die Beſitzungen einer andern Familie zufallen ſollten.

Als wir uns zuerſt an der Küſte von Mauwi befanden, war Terriobu mit ſeinen Kriegern daſelbſt zugegen, um die Anſprüche ſeiner Gemahlin, ſeines Sohns und ſeiner Schwiegertochter zu unterſtützen, und hatte eben ein glückliches Treffen gegen den Tahiterri geliefert. In der Folge erfuhren wir, daß der Streit verglichen worden ſey. Tahiterri behielt nämlich auf Lebzeiten die drey benachbarten Inſeln (Moratai, Ranai und Tahura); Tiwarro hingegen ward als Oberhaupt von Mauwi anerkannt, und folgt nach ſeines Vaters Tode auch in der Oberherrſchaft von Owahi, ſo wie ihm, nach Tahiterris Abſterben, auch der Beſitz der drey Inſeln unweit Mauwi wieder zufällt. Tiwarro iſt erſt ſeit kurzem mit ſeiner Halbſchweſter vermählt. Sollte er ohne Kinder ſterben, ſo fällt die Oberherrſchaft an einen andern Maiha-maiha, deſſen wir im vorhergehenden oft erwähnt haben, einen Sohn des Kähua, eines verſtorbenen Bruders von Terriobu. Auf den Fall, daß auch dieſer keine Erben hinterlaſſen ſollte, wußte man nicht wer nachfolgen würde; denn die beyden jüngern Söhne des Königs Terriobu, wovon er einen ausnehmend zu lieben ſcheint, haben eine Mutter von geringer Herkunft, und ſind dadurch von der Thronfolge ausgeſchloſſen. Die regierende Königin Rorarora ſahen wir nicht, weil Terriobu ſie in Mauwi zurückgelaſſen hatte. Gewöhnlich begleitete ihn Kani-Kaberea, die Mutter der beyden jüngern Söhne, die er vorzüglich liebt.

Aus obigem Geſchlechtsregiſter erhellet, daß die Regierung erblich iſt; wahrſcheinlich findet auch in Anſehung der geringeren Würden und Beſitzungen die Erbfolge ſtatt. Von dem Periorani konnten wir weiter nichts erfahren, außer daß auch er ein Erih-tabu iſt. Er hatte eben jetzt die Beſitzungen des Tahiterri, unter welchem Vorwande erfuhren wir nicht, angegriffen, und ſeine Enkel regierten in den weiter unter dem Winde gelegenen Inſeln.

Die Gewalt der Erihs über die untere Volksclaſſe iſt, wie uns täglich viele Beyſpiele bewieſen, ſehr unbeſchränkt. Das Volk erweiſet ihnen blinden Gehorſam, und die Folgen dieſer Knechtſchaft ſind an ihren geſchwächten Leibes- und Geiſteskräften unverkennbar. Dennoch erfuhr ich wenigſtens niemals, daß ein Oberhaupt ſich einer Grauſamkeit, Ungerechtigkeit, oder auch nur eines muthwilligen Betragens gegen die gemeinen Leute ſchuldig gemacht hätte, ungeachtet ſie gerade zu eben der Zeit gegen einander ihre Macht auf die hochmüthigſte und drückendſte Art ausübten. Hievon will ich nur ein Paar Beyſpiele anführen. Ein Vornehmer vom zweyten Range hatte dem Lootſen ſehr viele Höflichkeit erwieſen, als dieſer die Bay von Karakakua, am Tage ehe wir darin vor Anker giengen, unterſucht hatte. Aus Erkenntlichkeit brachte ich ihn nachmals an Bord, und ſtellte ihn dem Capitain Cook vor, der ihn zum Mittagseſſen einlud. Als wir bey Tiſche ſaßen, trat Paria herein, und verrieth, ſobald er unſern Gaſt auf einem ſo ehrenvollen Platz erblickte, in ſeinem Geſichte den äußerſten Unwillen. Er ergriff ihn ſogleich bey den Haaren und wollte ihn aus der Kajüte ziehen, bis Capitain Cook ins Mittel trat, und nach einem langen Wortwechſel es endlich dahin brachte, daß unſer Gaſt aus großer Gunſt auf die Erde ſitzen durfte, indeß Paria ſeinen Platz an der Tafel einnahm. Ein andermal, (als Terriobu den erſten Beſuch an Bord der Reſolution ablegte) fand Maihamaiha, der ihn begleitete, den Paria auf dem Verdeck, und jagte ihn auf die ſchimpflichſte Art aus dem Schiff, wiewohl Paria, wie wir zuverläſſig wiſſen, ein vorzüglich wichtiger Mann war.

In wie fern das Eigenthum der niedrigen Klaſſen gegen die Habſucht und Unterdrückung der Vornehmen geſchützt iſt, habe ich nicht erfahren können; allein gegen Diebſtahl und gegenſeitige Beeinträchtigung ſcheint es hinlänglich geſichert zu ſeyn, indem nicht nur ihre Pflanzungen, die in dem ganzen Lande zerſtreut liegen, ſondern auch ihre Häuſer, ihre Schweine, und ihr ganzer Hausrath ohne die geringſte Bedenklichkeit unbewacht und unverſchloſſen bleiben. Der Umſtand, daß das Eigenthum in den Ebenen durch Mauern abgeſondert wird, wie auch, daß man in den Wäldern, wo die wilden Piſangs wachſen, die Gränzen der verſchiedenen Beſitzungen mit weiſſen Fähnchen, wie in Otaheiti durch kleine Büſchel von Blättern, bezeichnet, ſcheint, wo nicht zu beweiſen, doch ſehr wahrſcheinlich zu machen, daß die Vornehmen, wo es auf das Eigenthumsrecht ankömmt, nicht eigenmächtig verfahren können, ſondern daß es, im Gegentheil, hinreichend feſtgeſetzt und geſichert iſt, um dem gemeinen Mann von dem Anbau des Landes Vortheil zu verſchaffen.

Was wir von der unter ihnen gebräuchlichen Gerechtigkeitspflege ſammlen konnten, ſind unvollkommene, äußerſt eingeſchränkte Nachrichten. So oft unter dem gemeinen Volk ein Zwiſt entſteht, kommt die Entſcheidung an irgend ein Oberhaupt, entweder an den Herrn des Bezirks, oder an den Herrn der uneinigen Leute. Wenn ein geringerer Vornehmer einen von höherem Range beleidigt, ſo ſcheint der Beleidigte nur ſeinen ſtärkern oder geringeren Zorn zum Maaßſtabe der Strafe zu machen. Iſt der Beleidiger ſo glücklich, der erſten Wuth ſeines Obern zu entgehen, ſo findet er gewöhnlich Mittel durch Fürſprache eines dritten, mit der Aufopferung ſeines ganzen Vermögens, oder eines Theils davon, Verzeihung für ſein Verbrechen zu erkaufen.

Die Religion dieſes Volks gleicht, in den meiſten Hauptzügen, derjenigen, die wir in den Societäts- und

Freundſchaftsinſeln kennen gelernt haben. Ihre Marais, ihre Whattas, (d. i. ihre Begräbnißorte und Altäre) ihre Götzenbilder, Opfer und gottesdienſtliche Geſänge, die ſie mit einander gemein haben, beweiſen unwiederſprechlich, daß ihre Religionsbegriffe aus einer gemeinſchaftlichen Quelle gefloſſen ſind. Nur hat dieſes Volk längere und häufigere Feyerlichkeiten, als die andern; und obgleich in allen Inſelgruppen des Südmeers die Uebung der Religionsvorſchriften einer gewiſſen Anzahl von Menſchen beſonders anvertraut iſt, ſo fanden wir doch nirgends eine geſchloſſene Prieſtergeſellſchaft, bis wir die Klöſter (*cloisters*, oder abgeſonderten Wohnungen) in Kakua an der Bay Karakakua entdeckten. Das Oberhaupt oder der Vorſteher dieſes Ordens wird Orono genannt, ein Titel, der vermuthlich den Begriff von etwas ſehr heiligem bedeutet, da Omiha beynahe bis zur Anbetung verehrt wurde. Wahrſcheinlich iſt auch das Vorrecht, in den Prieſterorden eintreten, oder, wenigſtens, die vornehmſten Würden deſſelben erhalten zu können, nur auf gewiſſe Familien eingeſchränkt. Omiha der jetzige Orono, war der Sohn des alten Kau, und der Oheim des Kärikia, welcher letztere, in Abweſenheit ſeines Grosvaters, bey allen Religionsgebräuchen die vornehmſte Rolle ſpielte. Wir bemerkten auch, daß Omihas einziges Kind, ein Knabe von fünf Jahren, nie ohne Begleitung einer großen Anzahl von Bedienten, und andern Zeichen von Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, wovon wir außerdem kein Beyſpiel ſahen, ausgehen durfte. Hieraus läßt ſich vermuthen, daß die Erhaltung ſeines Lebens in ihren Augen äußerſt wichtig ſeyn müſſe, und daß er vielleicht beſtimmt war, die hohe Würde ſeines Vater zu erben *).

---

*) Der vertraute Umgang, den Capitain King mit dieſen Prieſtern pflog, und die Gaſtfreyheit, womit ſie ſich unter-

Der Ehrennahme Orono mit allen ihm zuſtehenden Ehrenbezeugungen, wurde bekanntlich auch dem Capitain Cook ertheilt, und es iſt ausgemacht, daß ſie *) uns alle für eine über ſie erhabene Menſchenrace hiel-

---

brochen, als die Freunde der fremden Reiſenden bewährten zieht um ihre Köpfe einen gewiſſen Heiligen-Schimmer, der in mehr als einem Falle das gute Herz des Beobachters geblendet zu haben ſcheint. Ein Orden, der ſich durch die Ausübung einer grauſamen und blutigen Religion in Anſehen erhält; ein Vorſteher deſſelben, der wie ein Gott angebetet wird; eine Verbindung, die ein von dem Könige und den vornehmſten Häuptern des Volks verſchiedenes und unabhängiges Intereſſe hat, ſo, daß ſie es für gut findet in heimlichem Verſtändniſſe mit den Fremdlingen zu bleiben, während daß ihr Volk in einem offenbaren Krieg mit demſelben verwikelt iſt; dies ſind, dünkt mich, wichtige Züge, die Herr King nicht hätte ſollen aus den Augen laſſen, ſo vortheilhaft ſie glücklicherweiſe für das Wohl ſeiner Reiſegefährten wirkten. Armes, unſchuldiges Völkchen! wie kamſt du, mitten in dem unermeßlichen Südmeer, in die Hände deiner conſequenten, abſichtsvollen, weitvorausſehenden Hierophanten! Es wäre wohl zu wünſchen, daß einſichtsvolle, uneingenommene Beobachter ihre Aufmerkſamkeit auf dieſen Gegenſtand lenkten, um uns überzeugend den Gang der menſchlichen Natur, die auch auf ihren Abwegen ſich immer ſo ähnlich bleibt und ſo wenig willkührliches zeigt, vollſtändiger als noch geſchehen iſt, zu entwickeln, und die Frage zu entſcheiden, ob nicht überall die Periode des ſyſtematiſchen Aberglaubens erſt auf die frühere bürgerliche Vereinigung folgte und dieſe beeinträchtigte? Der Kubo, oder weltliche Kayſer von Japan, hat ſich eigenmächtig der Gewalt des Dairi; oder geiſtlichen Oberhaupts, der einſt unumſchränkt allein regierte, entzogen, und iſt jetzt wieder gewiſſermaßen ſein Herr geworden; allein es läßt ſich fragen, ob der Dairi nicht ſelbſt ein unrechtmäßiger Regent war, deſſen Vorfahren unter dem Vorwande der Heiligkeit, den früheren Häuptern des Volks die höchſte Gewalt entriſſen. Wer ſteht dafür, daß nicht ein Orono, den man anbetet, wie einen Gott, dereinſt Terriobu's Nachkommenſchaft vom Thron der Sandwichs-Inſeln verdrängt? Durch ſolche Revolutionen muß ſich das Menſchengeſchlecht hindurch (vielleicht empor) arbeiten. G. F.

*) Wer? die Prieſter und das von ihnen geleitete Volk? oder auch die großen, gegen die Fremden nicht gar zu friedlich geſinnten Oberhäupter? G. F.

ten, und oft zu ſagen pflegten, der große **Eatua** (Gott) wohne in unſerm Vaterlande. Von dem kleinen Bilde, deſſen ich vorhin, als des Lieblingsgötzen auf dem Marai in Karakakua-Bay, erwähnt habe, und das **Kunuraikayi** heißt, ſagten ſie uns, es ſey der Gott **Terriobu's**, der aber auch unter uns wohne. Sowohl auf den **Marais**, als in und außerhalb ihrer Wohnungen, ſieht man eine unzählige Menge ſolcher kleinen Bilder, denen ſie verſchiedene Namen geben. Wir bemerkten aber bald, daß ſie nicht ſehr in Ehren gehalten werden; denn man ſprach oft mit Verachtung von ihnen, und bot ſie uns um Kleinigkeiten feil. Dabey aber hatten die Inſulaner faſt allemal irgend eine Lieblingsfigur, an welche ſie, ſo lange die Gunſt währte, ihre Gebete richteten. Die Anbetung beſteht darin, daß man das Bild mit rothen Gewändern bekleidet, vor ihm die Trommel rührt und Hymnen ſingt, wobey auch Büſchel von rothen Federn zu ſeinen Füßen gelegt werden, und ein geſchlachtetes Ferkel oder ein Hund, auf den in der Nähe errichteten **Whatta** (Altar), der Fäulniß überlaſſen wird.

Eine Geſellſchaft von unſeren Officieren ward einſt in einer Bay, ſüdwärts von Karakakua, in ein großes Haus geführt, wo ſie die Figur eines ſchwarzen Menſchen fanden, der mit zurückgebogenem Haupte auf ſeinen Fingern und Zehen ruhete. Die Glieder dieſer Figur waren nach einem richtigen Ebenmaaße gebildet, und alles auf das ſchönſte geglättet." Rund um dieſes Bild, welches die Eingebohrnen **Mai** nannten, ſtunden dreyzehn grobe, unförmliche Figuren, von denen ſie ſagten, es wären die **Eatuas** verſchiedener verſtorbenen Oberhäupter, deren Namen ſie zugleich herzählten. Auch ſtanden auf dem Platz eine Menge **Whattas** (Altäre) mit den Ueberbleibſeln der Opfer. Uebrigens ſieht man auch in den Wohnungen häufig allerley lächerliche und einige unanſtändige Götzenbilder, welche dem Priap der Alten ähnlich ſind.

Man hat bereits auf den vorhergehenden Reiſen in die Südſee angemerkt, daß gewiſſe Vögel von den Einwohnern der Freundſchafts- und Societäts-Inſeln als heilig verehrt werden, und ich habe Urſach zu glauben, daß hier dieſelbe Sitte herrſcht. Wahrſcheinlicherweiſe iſt hier der Rabe ein Gegenſtand der Verehrung; denn ich ſah einſt ein Paar zahme Vögel dieſer Art im Dorfe Kakua, von denen man mir ſagte, es wären Eatuas. Man wollte ſie mir auch um keinen Preis verkaufen, und warnte mich, ſie weder zu verletzen noch zu beleidigen.

Unter die Religionsgebräuche gehören auch die Gebete und Opfer, welche die Prieſter vor der Mahlzeit verrichten. Indeß der Awa gekauet wird, den man allemal vor Anfang der Mahlzeit trinkt, fängt die vornehmſte Perſon in der Geſellſchaft einen Geſang an, worin ſogleich einer, zwey oder mehrere von den Anweſenden einſtimmen, und wobey die übrigen ſich bewegen, und nach dem Takt ſanft mit den Händen zuſammenklopfen. Wenn der Awatrank fertig iſt, wird er denen, die nicht mit ſingen, in Bechern gereicht, die ſie dann in der Hand halten, bis die Hymne geendigt iſt. Alsdann vereinigen ſie ihre Stimme zuſammen in einen lauten Gegenruf, und leeren ihre Becher aus. Die Sänger werden dann ebenfalls mit Awa bedient, und trinken ihn unter eben denſelben Gebräuchen, und falls jemand von vorzüglich hohem Range zugegen iſt, ſo wird ihm zuletzt ein Becher voll gereicht. Er ſingt hierauf eine Zeitlang allein, worauf die andern antworten, gießt etwas von dem Getränk auf die Erde, und leert dann den Becher aus. Hiernächſt ſchneidet man von dem zubereiteten Fleiſch ein Stück ab, gleichviel von welchem Theil des Thiers, legt es dem Bild des Eatua zu Füßen, ſingt einen Geſang, und ſetzt ſich zur Mahlzeit nieder. Eine ähnliche Feyerlichkeit iſt bey den Oberhäuptern auch dann gebräuchlich, wenn ſie außer der Mahlzeit Awa trinken.

Zufolge der eignen Ausſage der hieſigen Inſulaner ſind Menſchenopfer bey ihnen häufiger als in allen übrigen von uns beſuchten Inſeln. Man nimmt nicht nur bey dem Anfang eines Krieges, vor einer Schlacht und bey andern wichtigen Unternehmungen zu dieſem ſchrecklichen Gebrauche ſeine Zuflucht; ſondern auch ſchon der Tod eines angeſehenen Oberhaupts erfordert ein Opfer von einem oder mehreren Tautaus, je nachdem ſein Rang es mit ſich bringt, und man ſagte uns, daß bey dem Tode des Königs Terriobu zehn Menſchen zu Opfern beſtimmt wären. Wenn irgend etwas die Abſcheulichkeit dieſer Sitte mildern kann, ſo iſt es die völlige Unwiſſenheit, in welcher die unglücklichen Opfer über ihr Schickſal gelaſſen werden, wovon ſie auch nicht die entfernteſte Ahndung haben. Diejenigen, welche dazu auserſehen ſind, fällt man, wo man ſie findet, mit Keulen an, und bringt ſie erſchlagen auf den Platz, wo die Feyerlichkeit vollzogen werden ſoll*). Man wird ſich hierbey an die Schädel der Gefangenen erinnern, die auf dem Gitter um den Marai zu Kakua hingen, und die noch Ueberreſte von den Opfern bey dem Tode eines großen Ober-

---

*) Das erſtemal mögen ſich die Unglücklichen freylich wohl nichts übles verſehen; allein in einem Lande, wo bey dem Tode eines jeden Vornehmen einige Menſchen von der geringeren Klaſſe geſchlachtet werden, muß, dünkt mich, jeder Tautau (Leibeigene) ſich von Zeit zu Zeit ſagen: heute oder morgen iſt die Reihe an Dir! wie elend muß ein Menſch nicht ſeyn, deſſen Leben nicht einen Augenblick ſicher iſt, ſobald ſein Herr den letzten Athenzug thut! der kindiſche Leichtſinn dieſer Inſulaner, die von einem Tage zum andern leben, ohne ſich um das morgende Bedürfniß zu kümmern, iſt dabey wohl ihr einziges Glück; ein Glück, welches der geringſten Klaſſe des Volks im römiſchen Reich, zu einer Zeit, wo ihr Elend aufs höchſte geſtiegen war, von einem menſchenfreundlichen Lehrer dringend empfohlen ward. G. F.

hauptes waren. Wir ſammelten im Dorfe Kauraua noch mehrere Nachrichten über dieſen Gegenſtand. Auf unſere Frage, zu welchem Gebrauch ein kleines mit einer Steinmauer umgebenes Grundſtück beſtimmt ſey? gab man uns zur Antwort: es ſey der Here-iri oder Begräbnißplatz eines Vornehmen; und hier, fuhr der Einwohner fort, von dem wir dieſe Nachricht erhielten, hier, (indem er auf einen Winkel zeigte) liegen der Tangeta- und die Waheine-tabu, oder der Mann und das Weib, die bey ſeiner Beerdigung geopfert worden ſind.

Hieher gehört auch die Gewohnheit, ſich die Vorderzähne auszubrechen. Unter dem gemeinen Volke fanden wir kaum Einen, und unter den Vornehmen nur ſehr wenige, die nicht einen oder mehrere Vorderzähne verlohren hatten. Sie gaben uns übrigens zu verſtehen, daß dieſe freywillige Verſtümmelung, wie in den Freundſchaftsinſeln das Abhauen des kleinen Fingers, kein Zeichen der Betrübniß über den Tod verſtorbener Freunde ſeyn ſolle, ſondern ein dem Eatua dargebrachtes Sühnopfer, um eine Gefahr oder ein Unglück abzuwenden.

Ihre Vorſtellungen von einem künftigen Zuſtande blieben uns ſehr dunkel. So oft wir ſie fragten, wohin die Todten gingen, erhielten wir zur Antwort, daß der Athem, den ſie für die Seele oder den unſterblichen Theil halten, zum Eatua gegangen ſey. Setzten wir unſere Nachfrage weiter fort, ſo ſchienen ſie einen beſondern Ort zu beſchreiben, wohin ſie den Aufenthalt der Verſtorbenen verſetzten; wir konnten aber keinen Begriff von Strafen oder Belohnungen, die ihrer dort warteten, bey ihnen bemerken.

Wir ſind noch eine Erklärung des Worts Tabbu ſchuldig, welche den Leſern bereits im erſten Hauptſtück verſprochen worden iſt. Es wird zu dem Ende am zweckmäßigſten ſeyn, die Fälle, wo wir es brauchen hörten, nacheinander herzurechnen, und die jedesmalige Wirkung deſſelben zu bemerken. Als wir uns um die Urſach erkundigten, warum den Tag vor Terriobu's Ankunft alle Gemeinſchaft zwiſchen uns und den Einwohnern aufgehoben ſey? antwortete man uns: die Bay ſey Tabbu. Eben das fand daſelbſt auf unſer Verlangen an dem Tage ſtatt, an welchem wir die Gebeine unſeres unglücklichen Befehlshabers in das Meer verſenkten. Beydemal bezeigten die Eingebohrnen den gewiſſenhafteſten, blindeſten Gehorſam; ob er aber aus religiöſen Grundſätzen oder aus Unterwürfigkeit gegen die bürgerliche Herrſchaft ihrer Vorgeſetzten entſprang, konnten wir nicht beſtimmen. Auch der Platz um unſere Sternwarten, und der wo unſere Maſten lagen, war, vermittelſt kleiner um ihn her geſteckter Stäbe, den Einwohnern Tabbu, d. i. verboten; und dieſes Verbot ward nicht weniger pünktlich befolgt als das übrige. Allein, obgleich dieſe Art von Heiligung nur von den Prieſtern vorgenommen wurde, ſchienen doch die Männer, wenn ſie ſich auch nicht an das Verbot kehrten, keine geiſtliche Strafe zu befürchten; denn auf unſere Einladung wagten ſie es in den verbotenen Platz zu treten, und ihr Gehorſam ſchien alſo blos von unſerer Verweigerung abzuhängen. Die Frauenzimmer hingegen ließen ſich auf keine Weiſe bereden, uns nahe zu kommen, woran aber vermuthlich die Nachbarſchaft des Marai ſchuld war, der ihnen zu aller Zeit und auf allen Inſeln des Südmeeres verboten iſt. Bereits oben iſt angemerkt worden, daß dem weiblichen Geſchlechte auch gewiſſe Speiſen jederzeit Tabbu d. i. verboten ſind. Ueberdies ſahen wir verſchiedentlich Perſonen dieſes Geſchlechts die ſich bey der Mahlzeit die Speiſen von einer andern Frau in den Mund ſtecken ließen, und auch von ihnen ſagte man uns: ſie wären Tabbu, oder es ſey ihnen nicht erlaubt die Speiſen ſelbſt zu berühren. Dieſes Verbot wird ihnen, ſo viel wir verſtehen konnten jedesmal wenn ſie bey einem Begräbniß geweſen ſind, oder einen Todten berührt haben, imgleichen bey einigen andern

Gelegenheiten, auferlegt. Ich bemerke noch, daß das Wort Tabbu ohne Unterſchied von Perſonen und Sachen gebraucht wird; ſo heißt es: die Einwohner ſind Tabbu, die Bay iſt Tabbu, u. ſ. w. Außerdem bedeutet das Wort noch geheiligt, erhaben oder geweihet. Der König von Owaihi wird daher Erihtabu genannt; ein zum Opfer beſtimmter Menſch, Tangata-tabu; und in eben dieſer Rückſicht hieß die Inſel Tonga, eine der Freundſchaftsinſeln, Tonga-tabu, weil der König ſich daſelbſt aufhält.

Ueber die Heurathen kann ich wenig mehr ſagen, als daß ein ſolcher Vertrag unter ihnen üblich iſt. Ungeachtet des Umſtandes, daß Terriobu, wie ſchon geſagt, ſeine Königin Rora-rora in Mauwi zurückgelaſſen, und in Geſellſchaft eines andern Frauenzimmers zu uns kam, die ihm mehrere Kinder gebohren hatte, und die er vorzüglich liebte, läßt ſich dennoch nicht beſtimmen, ob die Geſetze die Vielweiberey geſtatten, oder ob in ſolchen Fällen nur ein Concubinat Statt findet. Der uns bekannt gewordenen Beyſpiele ſind zu wenig, um auch nur eine Vermuthung darauf gründen zu können. Außer Kainikabaria, und der Gemahlin des Orono, nebſt drey andern Frauen, deren ich noch erwähnen werde, haben wir kein Frauenzimmer von Range kennen gelernt. Soweit ich die häusliche Einrichtung bey der niederen Klaſſe beobachten konnte, ſteht jede Wirthſchaft unter der Führung eines Mannes und einer Frau, und ihre Kinder ſtehen ungefähr in demſelben Verhältniß der Unterwürfigkeit wie in geſitteten Ländern. Bey dieſer Veranlaßung muß ich noch eine Thatſache erzählen, wovon wir Augenzeugen waren und die um ſoviel merkwürdiger iſt, da wir nur dies einzigemal eine Aeußerung von Eiferſucht gewahr wurden, welche gleichwohl beweiſet, daß von verheuratheten, vornehmeren Frauenzimmern nicht allein eheliche Treue, ſondern ſogar ein gewiſſer Grad von Zurückhaltung gefordert wird. Wir bemerkten nämlich bey einem Boxerſpiele, daß Omiha*) einiͤgemal aufſtand und mit dem Ausdruck des äußerſten Mißvergnügens im Geſichte, ſeiner Frau, wie es ſchien, den Befehl ertheilte, ſich hinweg zu begeben. Entweder glaubte er, daß ihre Schönheit unſere Aufmerkſamkeit zu ſehr auf ſich zöge, oder er hatte eine andere Urſache hierzu; allein es war wenigſtens ausgemacht, daß er keinen Grund zur Eiferſucht hatte. Sie blieb indes auf ihrem Platz, und miſchte ſich, als das Schauſpiel zu Ende war, unter unſere Geſellſchaft, um uns einige kleine Geſchenke abzulocken. Wir gaben ihr zu verſtehen: wir hätten nichts dergleichen bey uns, wollten ihr aber die Wahl deſſen, was ihr am beſten gefiele, überlaſſen, falls ſie uns nach unſeren Zelten begleitete. Sie willigte ein, und machte ſich mit uns auf den Weg; allein kaum hatte Omiha dieſes gemerkt, ſo folgte er ihr voller Wuth, ergriff ſie bey den Haaren, und ſchlug mit den Fäuſten grauſam auf ſie loß. Es ſchmerzte uns doppelt, dieſen Anblick ertragen zu müſſen, da wir unſchuldigerweiſe Veranlaſſung dazu gegeben hatten. Man vergaß aber nicht uns zu verſtehen zu geben, es ſey nicht ſchicklich, zwiſchen ein ſo hohes Ehepaar ins Mittel zu treten. Demungeachtet ſahen wir zu unſerm Vergnügen, daß einige von den Einwohnern zuletzt den Frieden wiederherſtellten; und bereits am folgenden Tage waren die beyden Eheleute wieder im beſten Einverſtändniß miteinander. Das merkwürdigſte dabey war übrigens, daß die Dame es ſich durchaus verbat, ihrem Manne über ſein Betragen Vorwürfe zu machen, wozu wir nicht wenig Luſt hatten, und daß ſie uns ſehr trocken ſagte, er habe nur gethan, was er habe thun müſſen.

Während der Zeit, daß ich mich in Karakakua-Bay, am Lande, bey der Sternwarte aufhielt, hatte ich zweymal Gelegenheit, von einem großen Theil der hier zu Lande üblichen Begräbnißgebräuche ein Augenzeuge zu ſeyn. Eines Tages erhielt ich Nachricht, daß in einem Hauſe unweit der Sternwarte ſo eben ein alter Mann aus der Klaſſe der Oberhäupter geſtorben ſey. Ich eilte hin, und fand eine Menge Leute verſammelt, die alle rund um den Plätz oder das Gehöfte vor dem Hauſe ſaſſen, wo der Verſtorbene lag. Ein Mann, der eine mit rothen Federn beſetzte Mütze auf dem Kopfe trug, kam aus dem Hauſe an die Thüre, ſteckte faſt alle Augenblicke den Kopf heraus, und machte ein jämmerliches Geheul, wobey er zugleich ſein Geſicht auf alle nur erſinnliche Art verzerrte. Nachdem dieſe Ceremonie eine kleine Weile gewährt hatte, breitete man eine Matte auf dem Hofe aus. Hierauf kamen zwey Männer nebſt dreyzehn Frauen aus dem Hauſe hervor, und ließen ſich in drey Reihen darauf nieder, und zwar ſo, daß die beyden Mannsperſonen nebſt drey Weibern in der erſten Reihe ſaßen. Die Weiber trugen am Halſe und an den Händen einen Federſchmuck, und über ihre Schultern waren grüne ausgeſchnittene Blätter ausgebreitet. In einer Ecke des Hofes, neben einer kleinen Hütte, ſtanden ſechs Knaben, welche kleine weiße Fähnchen und die mehr erwähnten Stäbe mit Quaſten, oder die Tabbuſtäbe ſchwenkten, und uns nicht erlaubten ihnen nahe zu kommen. Ich vermuthete daher, daß der Leichnam in dieſer kleinen Hütte läge, erfuhr aber in der Folge, daß er wirklich noch in dem Hauſe war, vor deſſen Thür der Mann mit der rothen Mütze ſeine Gaukeleyen getrieben hatte. Die Geſellſchaft, welche auf der Matte ſaß, ſtimmte einen Trauergeſang an, der mit langſamen, ſanften Bewegungen des Körpers und der Arme begleitet ward. Nachdem auch dieſes einige Zeit gedauert hatte, richteten ſich alle auf die Knie, und fingen in einer halbſitzenden, halbknieenden Stellung an, den Körper und die Arme äußerſt ſchnell zu bewegen, wozu ihr Geſang immer Takt hielt. Da dieſe Anſtrengung zu heftig war, um lange dauern zu können, machten ſie von Zeit zu Zeit wieder ihre langſamen Bewegungen; und nachdem ſie dies ungefähr eine Stunde lang fortgeſetzt hatten, brachte man mehrere Matten, und breitete ſie über den Platz aus. Hierauf kamen vier oder fünf bejahrte Frauen, von denen eine angeblich die Wittwe des verſtorbenen Oberhaupts war, langſam aus dem Hauſe, nahmen Platz vor der erſten Geſellſchaft, und fingen bitterlich an zu weinen und zu klagen. Die Frauenzimmer, in den drey Reihen hinter ihnen, ſtimmten mit ein, indeß die beyden Männer in einer tiefſinnigen, betrübten Stellung ihr Haupt über ſie beugten. In dieſem Augenblick ſah ich mich genöthigt, den Schauplatz zu verlaſſen, um nach der Sternwarte zu gehen; ich fand aber nach einer halben Stunde alle noch in derſelben Stellung, und ſie blieben mit geringer Veränderung auch bis ſpät am Abend darin. Bald nachher verließ ich ſie zum zweytenmal, mit dem Vorſatz, früh am Morgen zurückzukehren, um das Ende der Feyerlichkeit mit anzuſehen. Als ich aber bey Tages Anbruch hinkam, fand ich, zu meinem größten Verdruß, das Volk zerſtreut, und alles ruhig. Den Leichnam hatte man, wie man mir ſagte, bey Seite geſchaft; doch was noch ſonſt damit vorgenommen war, konnte ich nicht erfahren. Ich ward in meinen Nachfragen durch die Ankunft dreyer Frauen unterbrochen, die ſich bey uns niederſetzten, und ihre Bedienten mit Fliegenwedeln hinter ſich treten lieſſen. Sie fingen ein Geſpräch mit uns an, und gaben uns bald zu verſtehen, daß unſere Gegenwart ſie von der Ausübung einiger nothwendigen Gebräuche abhielte. Ich hatte ſie kaum aus dem Geſichte verloren, ſo hörte ich ſchon ihre Klagen und ihr Jammergeſchrey, und als ich ihnen nach einigen Stunden begegnete, bemerkte ich, daß ſie ſich den untern Theil des Geſichts ganz ſchwarz bemahlt hatten.

---

*) Der Oronoo; ſ. eben.

Ein andermal ſah ich Begräbnißceremonien wegen einer Perſon von der gemeinen Klaſſe. Ich hörte aus einer elenden Hütte eine klägliche weibliche Stimme erſchallen, und als ich hinein zu ſehen wagte, erblickt' ich eine alte Frau mit ihrer Tochter, die über dem entſeelten Leichnam eines alten Mannes weinten. Gleich zuerſt bedeckten ſie den Leichnam mit einem Gewande, legten ſich hierauf neben ihn, zogen das Tuch auch über ſich, und fingen mit kläglicher Stimme einen Trauer-Geſang an, worin die Worte Awehmeduàh! Aweh Tane! (Ach mein Vater! Ach mein Gatte!) oft vorkamen. Eine jüngere Tochter, die zu gleicher Zeit mit ſchwarzem Zeuge bedeckt, in einem Winkel des Hauſes auf der Erde lag, wiederholte dieſelben Worte. Ich wandte mich von dieſer Trauerſcene weg, und ſah eine Menge Nachbaren vor der Hausthüre verſammelt, die den Klagen in tiefer Stille zuhörten. Um dieſe Gelegenheit ja nicht zu verfehlen, und ſicher zu erfahren, was man mit dem Leichnam vornehmen würde, überzeugte ich mich, ehe ich zu Bette ging, daß er noch nicht fortgeſchaft ſey, und befahl der Schildwache, vor dem Hauſe auf und abzugehen, und ſobald ſie merkte, daß man Anſtalt mache, ihn fortzubringen, mich ſogleich davon zu benachrichtigen. Meine Leute hatten aber nicht ſcharf genug Acht gegeben, denn am Morgen war der Leichnam nicht mehr da. Ich fragte, wo er hingekommen ſey, und man zeigte auf die See. Entweder wollte man dadurch zu verſtehen geben, er ſey ins Waſſer verſenkt, oder über die Bay nach einem Begräbnißplaß in einer andern Gegend gebracht worden. Die Vornehmen werden in den Marais oder Heri-eris, und die Menſchen, die zu gleicher Zeit geopfert werden, daneben beerdigt. Der Marai, wo man den Erih begrub, der ſich in der Höle gegen unſere Leute ſo tapfer vertheidigt hatte, ward um und um mit rothem Zeuge behangen.

Des Capitain Jacob Cook
dritte
Entdeckungs-Reiſe
# in die Südſee
und
# nach dem Nordpol.
Auf Befehl
Sr. Grosbrittann. Majeſt. George des Dritten unternommen
und in den Schiffen Reſolution und Discovery während der Jahre
1776 bis 1780 ausgeführt.

Aus den Tagebüchern
der Schiffsbefehlshaber
Herren Cook, Clerke, Gore und King
imgleichen des Schiffswundarztes Herrn Anderſon
vollſtändig beſchrieben.

Aus dem Engliſchen überſetzt
mit Zuſätzen für den deutſchen Leſer, imgleichen mit einer Einleitung
über Cooks Verdienſte und Charakter, imgleichen über
Entdeckungsreiſen überhaupt
von
Herrn Georg Forſter
Königl. Polniſchen geh. Rath churf. Maynziſchen Univerſitäts-Bibliothekar; der Arzneywiſſ.
und der Philoſ. Doctor, Mitglied der Röm. Kaiſerl. der Londner, Berliner, Madriter
Societäten der Wiſſenſchaften u. d. a. m. ꝛc.

durch Kupfern und Charten erläutert.

Vierter Band.

Berlin
bey Haude und Spener 1789.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt
des vierten Bandes.

Neuntes Hauptſtück.

Abreiſe von Onihiau. Vergeblicher Verſuch Modu-Papapa zu finden. Lauf nach der Bay Awatſcha, und Ereigniſſe unterweges. Schneller Uebergang von der Hitze zur Kälte. Die Reſolution wird lek, und wir gerathen in große Verlegenheit. Anſicht der Küſte von Kamtſchatka. Aeußerſte Rauhigkeit des dortigen Klima's. Trennung von der Diſcovery. Die Reſolution läuft in Awatſcha-Bay ein. Ausſicht der Stadt St. Peter und St. Paul. Es werden Leute ans Land geſchickt. Ihr Empfang bey dem im Hafen commandirenden Officier. Botſchaft an den Befehlshaber von Bolſcheretsk. Ankunft der Diſcovery. Rückkehr der Bothen aus Bolſcheretsk. Sonderbare Art zu reiſen. Beſuch von einem Kaufmann und einem deutſchen Bedienten des Befehlshabers. S. 1.

Zehntes Hauptſtück.

Mangel an Lebensmitteln und Schiffsbedürfniſſen im Hafen St. Peter und Paul. Reiſe einiger Officiers nach Bolſcheretsk, um dem Befehlshaber aufzuwarten. Sie gehn zum Theil zu Waſſer den Awatſchafluß hinauf, werden von dem Tojon zu Karatſchin bewirthet, und ſetzen die Reiſe auf Schlitten fort. Ihre Ankunft zu Natſchikin. Nachricht von einigen heiſſen Quellen. Einſchiffung auf dem Fluß Bolſchaia (reka). Empfang in der Hauptſtadt. Freygebigkeit und Gaſtfreyheit des dortigen Befehlshabers und der Beſatzung. Beſchreibung von Bolſcheretsk. Ruſſiſche und Kamtſchadaliſche Tänze. Rührender Abſchied von Bolſcheretsk. Rückkehr nach St. Peter und Paul in Geſellſchaft des Herrn Majors Behm; dieſer beſucht die Schiffe. Grosmuth unſerer Matroſen. Herrn Behm werden Depeſchen nach Petersburg mitgegeben. Deſſen Abreiſe und Charakter. S. 26.

Inhalt.

Elftes Hauptſtück.

Verfolg der Begebenheiten in St. Peter und Pauls Hafen. Ueberfluß an Fiſchen daſelbſt. Tod eines Matroſen am Bord der Reſolution. Das Ruſſiſche Hoſpital wird der Aufſicht unſerer Schiffswundärzte übergeben. Zufuhr von Mehl und Rindfleiſch. Feyer des Königlichen Geburtsfeſtes. Beſchwerliche Fahrt aus der Bay. Ausbruch eines Vulkans. Lauf nordwärts, bey Tſchipenskoi, Kamtſchatskoi, Olutorskoi und Tſchukotskoi-Nos (Vorgebirge) vorbey. Unrichtigkeiten der Ruſſiſchen Charte. Inſel St Lorenz. Ausſicht auf die Küſten von Aſien und Amerika und die St. Diomedes Inſeln, von demſelben Punkt. Wir machen verſchiedne Verſuche nordwärts, zwiſchen den Küſten von Aſien und Amerika durchzukommen, werden aber durch undurchdringliches Eis daran verhindert. Wallroß- und weiße Bärenjagd. Capitain Clerke's Entſchließung und fernere Abſichten. S. 59.

Zwölftes Hauptſtück.

Fruchtloſe Bemühungen, nordwärts durch das Eis zu dringen. Gefährliche Lage der Discovery. Wallroßjagd. Neue Hinderniſſe, welche das Eis verurſacht. Bericht von dem Schaden, den die Discovery erlitt. Capitain Clerk's Entſchluß nach Süden zu ſteuern, und Freude der Mannſchaft bey dieſer Gelegenheit. Rückkehr bey Serdze-Kamen vorbey, durch die Behringsſtraße. Allgemeine Bemerkungen über die Unmöglichkeit auf einem nordöſtlichen oder nordweſtlichen Wege vom Atlantiſchen in das ſtille Meer zu ſchiffen. Vergleichung unſerer Bemühungen in den Jahren 1778 und 1779. Ueber die See und die Küſten, Nordwärts von der Behringsſtraße. Fortſetzung der Reiſegeſchichte. Die Inſel St. Lorenz. Die Kupferinſel (Mednoi-Oſtrow.) Capitain Clerke's Tod. Kurze Nachricht von ſeiner nautiſchen Laufbahn. S. 86.

Dreyzehntes Hauptſtück.

Rückkehr in den Hafen St. Peter und Paul. Beförderung der Officiere. Beerdigung des Capitain Clerke. Ausbeſſerung der Discovery, und andere Beſchäftigungen der Mannſchaft. Briefe vom Befehlshaber von Kamtſchatka. Vorrath von Mehl und Schiffsmunitionen aus einer Ruſſiſchen Galliote. Nachrichten von einem Verwieſenen. Bärenjagd und Fiſchfang. Feyer des Krönungstages. Beſuch vom Befehlshaber.

Ein

Ein Ruſſiſcher Soldat wird auf unſere Bitte befördert. Bemerkungen über die Mannszucht der Ruſſiſchen Armee. Kirche zu Paratunka Noch etwas von der Bärenjagd, und Kamtſchadaliſche Nachrichten von den Bären. Inſchrift zu Capitain Clerke's Andenken. Verſorgung mit Rindvieh. Feſt am Namenstage der Kaiſerin. Geſchenke des Befehlshabers. Verſuch eines Matroſen zu deſertiren. Abreiſe aus der Bay. Aſtronomiſche Beobachtungen. S. 103.

Vierzehntes Hauptſtück.

Allgemeine Nachrichten von Kamtſchatka. Von den Flüſſen, dem Erdreich, dem Klima, den feuerſpeyenden Bergen und heiſſen Quellen daſelbſt. Produkte des Thier- und Pflanzenreichs. Verzeichniß der dortigen vierfüßigen Thiere und Vögel. S. 136.

Funfzehntes Hauptſtück.

Fortſetzung der allgemeinen Nachrichten von Kamtſchatka und deſſen Einwohnern. Urſprüngliche Herkunft der Kamtſchadalen. Ihre erſte Entdeckung durch die Ruſſen. Kurzer Begriff ihrer Geſchichte. Volksmenge und gegenwärtiger Zuſtand. Ruſſiſcher Handel in Kamtſchatka. Wohnungen und Kleidertracht der Kamtſchadalen. Etwas über die Kuriliſchen Inſeln. Imgleichen über die Koriäken und Tſchuktſchen. S. 167.

Sechzehntes Hauptſtück.

Künftiger Reiſeplan. Fahrt nach Süden an der Küſte von Kamtſchatka, bis zum Vorgebirge Lopatka, und den Inſeln Schumtſchu und Paramuſir. Wir werden oſtwärts von den Kurilen abgetrieben, und befinden uns in Abſicht auf die angeblichen Entdeckungen früherer Seefahrer in einer ſeltſamen Lage. Vergebliche Bemühung die Inſeln nordwärts von Japan zu erreichen. Geographiſche Folgerungen. Anſicht der japaniſchen Küſte, und Fahrt an der Oſtſeite derſelben. Wir ſchiffen vor zwey Japaniſchen Fahrzeugen vorbey, und werden durch widrige Winde von der Küſte abgetrieben. Auſſerordentliche Wirkung der Strömungen im Meere. Die Schiffe richten ihren Lauf nach den Baſchi-Inſeln. Wir kommen vor einer großer Menge ſchwimmenden Bimsſtein vorbey. Entdeckung der Schwefel-Inſel (*Sulphur island*). Fahrt neben den Pratas-Bänken. Lema und die Ladrone. Die Reſolution nimmt einen Chineſiſchen Lootſen an Bord. Die Tägebücher der Offiziere und Gemeinen werden in Verwahrung genommen. S. 192.

Inhalt.

Siebzehntes Hauptſtück.

Fahrt nach Macao. Ankunft eines Chineſiſchen Compradors. Beſuch des Capitain King bey dem Portugieſiſchen Gouverneur. Wirkung der aus Europa erhaltenen Nachrichten. Ankunft im Hafen Tayya (*Typa*) Reiſe nach Canton, durch Bocca Tigris, und nach Wampu. Beſchreibung einer Sampane. Empfang in der Engliſchen Faktorey. Mistrauiſches Betragen der Chineſer. Ihre Art Handelsgeſchäfte zu betreiben. Ueber die Stadt, Canton, ihre Größe, Volksmenge; Anzahl der dortigen Sampanen, Kriegsmacht, Straßen und Häuſer. Beſuch bey einem Chineſer. Rückreiſe nach Macao. Vortheilhafter Umſatz der Meerotterfelle. Plan den Pelzhandel nach der Weſtamerikaniſchen Küſte zu eröfnen, und in der Nähe von Japan Entdeckungen zu machen. Abreiſe von Macao. Preis der Lebensmittel in China. S. 217

Achtzehntes Hauptſtück.

Abfahrt aus dem Tayya. Befehl des Franzöſiſchen Hofes in Anſehung Capitain Cooks, und unſere deshalb gefaßte Entſchließung. Bleywurf auf der Macclesfield-Bank. Fahrt bey Pulo Sapata vorüber nach Pulo Condor. Ankunft daſelbſt. Begebenheiten während unſeres Aufenthalts. Reiſe nach der Hauptſtadt. Beſuch von einem Mandarin. Unterſuchung ſeiner Brieſſchaften. Erfriſchungen, welche daſelbſt zu haben ſind. Beſchreibung des gegenwärtigen Zuſtandes der Inſel und ihrer Produkte. Widerlegung einer Behauptung des Herrn Sonnerat. Aſtronomiſche und Nautiſche Beobachtungen. S. 245

Neunzehntes Hauptſtück.

Abreiſe von Pulo Condor, durch die Straße von Banka. Ausſicht auf der Inſel Sumatra. Begebenheiten in der Straße von Sunda. Beſchreibung der Inſel Crakatoa, und des Prinzen-Eilands. Wirkung des Javaniſchen Klima's. Fahrt nach dem Vorgebirge der guten Hofnung und unſere Begebenheiten daſelbſt. Beſchreibung der falſchen Bay (*Valsche Baay*). Rückreiſe, bis zu den Orkadiſchen Inſeln. Einige allgemeine Bemerkungen, zum Beſchluß. S. 262

Vergleichungstafel der Zahlwörter nach S. 280. zum Schluß.

Neuntes Hauptſtück.

Abreiſe von Onihiau. Vergeblicher Verſuch Modu-Papappa zu finden. Lauf nach der Bay Awatſcha, und Ereigniſſe unterwegens. Schneller Uebergang von der Hitze zur Kälte. Die Reſolution wird leck, und wir gerathen in große Verlegenheit. Anſicht der Küſte von Kamtſchatka. Aeußerſte Rauhigkeit des dortigen Klimas. Trennung von der Discovery. Die Reſolution läuft in Awatſcha Bay ein. Ausſicht der Stadt St. Peter und St. Paul. Es werden Leute ans Land geſchickt. Ihr Empfang bey dem im Hafen commandirenden Officier. Botſchaft an den Befehlshaber von Bolſcheretsk. Ankunft der Discovery. Rückkehr der Boten aus Bolſcheretsk. Sonderbare Art zu reiſen. Beſuch von einem Kaufmann und einem deutſchen Bedienten des Befehlshabers.

Am 15ten März, um ſieben Uhr Morgens, lichteten wir die Anker, und ſegelten, indem wir an der Nordküſte von Tahura vorbeygingen, ſüdwärts, in der Hofnung, das Eiland Modu-papappa zu finden, welches nach der Beſchreibung der Inſulaner in dieſer Richtung ungefähr fünf Stunden weit von Tahura liegen ſollte. Um vier Uhr Nachmittags erreichte uns ein großes Kanot mit zehn

Mann, die von Onihlau nach Tahura ruderten, um daſelbſt Tropik- und Fregattenvögel zu tödten, die dort ſehr häufig ſeyn ſollen, und deren Federn bey den Inſulanern in hohem Werthe ſtehen, indem ſie ihre Mäntel und andern Schmuck damit beſetzen. Da wir um acht Uhr Abends noch nichts von dem kleinen Eiland gewahr wurden, ſo legten wir bis Mitternacht nach Norden um, lieſen bis Tages Anbruch wieder Südoſt, und hatten dann Tahura fünf bis ſechs Seemeilen oſtnordöſtlich von uns liegen. Hierauf ſteuerten wir Weſtſüdweſt, und machten ein Signal, daß die Discovery vier Engliſche Meilen zu unſerer Rechten ſegeln ſollte, weil wir vermutheten, das Eiland möchte ſüdlicher von Tahura liegen, als wir bisher geſteuert hatten. Es iſt aber auch wohl möglich, daß wir in der Nacht daran vorbeygegangen ſind da dieſe Inſel, nach der Beſchreibung der Inſulaner, ſehr klein und kaum über die Meeresfläche erhöhet iſt. Am folgenden Tage richteten wir unſern Lauf nach Weſten; denn Capitain Clerke wollte auf demſelben Grad der Breite fortſchiffen, bis wir die Länge von Awatſcha-Bay erreicht haben würden, alsdenn aber gerade nordwärts ſteuern, und den Hafen St. Peter und Paul aufſuchen, der im Fall einer Trennung auch zu unſerm Sammelplaß beſtimmt war.

Seitdem wir die Inſel Tahura aus dem Geſicht verloren hatten, ließ ſich kaum ein Vogel ſehen; allein am 18ten Nachmittags in 21° 12′ nördlicher Breite und 194° 45′ öſtlicher Länge erblickten wir eine große Menge Tölpel, und einige Fregattenvögel, und ſahen uns daher fleißig um, ob nicht etwa Land zu entdecken wäre. Gegen Abend ward der Wind ſchwächer, und die hohe See von Nordoſten her, die unſern Schiffen am 16ten und 17ten beſonders läſtig gefallen war, verlor ſich ebenfalls; wir ſahen aber dennoch am Morgen kein Land. Nunmehr ſteuerten wir einen Strich ſüdlicher, in der Erwartung, daß der Paſſatwind, tiefer innerhalb der Wendekreiſe friſcher wehen würde. Vormittags zeigten ſich keine Vögel; aber gegen Abend ſahen wir wieder eine Menge Tölpel und Fregattenvögel, woraus ſich denn vermuthen ließ, daß wir das Land, von welchem der vorige Zug gekommen war, bereits im Rücken hätten, und uns nunmehr einer andern flachen Inſel näherten. Wir behielten indeß bis zum 23ſten eben denſelben gemäßigten Wind und herrliches Wetter; alsdann ward er aber aus Nordoſt gen Oſten heftiger, und wuchs zu einem ziemlichen Sturm an, wobey wir einige alte Segel einbüßten, und auch an dem Tauwerk beträchtlichen Schaden litten. Nach zwölf Stunden ward der Wind wieder mäßig, und blieb ſo bis zum 25ſten, wo er um Mittag faſt ganz verſchwand, ſo daß nur noch ein leichter Luftzug übrig blieb. Am 26ſten glaubten wir im Weſtſüdweſten Land zu ſehen; allein nachdem wir dieſem vermeintlichen Lande ſechszehn Seemeilen weit nachgegangen waren, ſahen wir wohl, daß wir uns geirrt hatten und liefen, als die Nacht herannahete, wieder gerade nach Weſten. Wir befanden uns jetzt in 19° 45′ nördlicher Breite, folglich ſo weit ſüdlich, als wir ſeit der Abfahrt von den Sandwichsinſeln noch nicht gekommen waren, und in 183° öſtlicher Länge wo die Magnetnadel 12° 45′ öſtliche Abweichung zeigte. Wir hielten unſern Lauf nach Weſten immer fort, und hatten keine weſentliche Veränderung des Windes; allein am 29ſten ſetzte er ſich plötzlich nach Südoſt und Südſüdoſt um, und kam des Nachts ſogar einige Stunden lang aus Weſten, wobey zugleich der Himmel dunkel, umwölkt und ſehr regnicht war. Schon ſeit einigen Tagen hatten wir Seeſchildkröten geſehen, wovon eine (die kleinſte, die ich jemals geſehen habe) kaum drey Zoll lang war. Auch begleiteten uns Fregattvögel und eine nicht gemeine Art von Tölpeln (wahrſcheinlich *Pelecanus Piſcator L.*) welche ganz weiß waren, ausgenommen an den äußerſten En den der Flügel, wo ſich ein wenig ſchwarzes zeigte, weshalb man ſie leicht mit den Baß- oder Solandgänſen verwechſeln konnte. Da wir ſeit einiger Zeit häufig ſchwachen Wind und unbeſtändiges Wetter gehabt hatten, und noch kein Anſchein zu etwas beſſerm vorhanden war, ſo entſagte Capitain Clerke ſeinem Vorhaben, länger zwiſchen den Wendekreiſen zu bleiben, und ließ um ſechs Uhr Abends, als wir uns in 20° 23′ nördlicher Breite und 180° 40′ öſtlicher Länge befanden, Nordweſt gen Norden ſteuern. Das Wetter war bey jenen ſchwachen Winden die wir ſeit der Abreiſe von den Sandwichsinſeln faſt immer behalten hatten, und bey ſchwüler heißer Luft ſehr drückend geweſen, und die Thermometer hatten gemeiniglich auf 80° zuweilen auch auf 83° geſtanden. Von Nordoſten her war die ganze Zeit hindurch eine hohle See gegangen, ſo daß das Schiff während der ganzen Reiſe niemals ſo heftig hin und her gerollt hatte.

Früh Morgens am erſten April wendete ſich der Wind von Südoſten nach Nordoſt gen Oſten, und hielt friſch an. Am vierten ſetzte er ſich noch um zwey Striche öſtlicher, und wehete vom Mittag bis am fünften Nachmittags heftig, wobey das Wetter neblicht war. Sobald der Wind wieder mäßiger wurde, ging er wieder nach Südoſten zurück und brachte uns ſtarke Regengüſſe. Wir ſteuerten indeß immer fort Nordweſtwärts gegen eine geringe, aber beſtändig anhaltende Strömung, welche täglich eine Abweichung von funfzehn Engliſchen Meilen in der Schiffsrechnung verurſachte. Am vierten in 26° 17′ nördlicher Breite und 173° 30′ öſtlicher Länge ſahen wir eine ungeheure Menge Weichgewürme von der Art, die bey den Engliſchen Seefahrern Portugieſiſche Kriegs-Schiffe, auf Holländiſch aber Beſaantjes (*Holothuria phyſalis Linn.*) heiſſen. Zu gleicher Zeit fanden ſich eine Menge Seevögel ein, unter denen wir jetzt wieder zum erſtenmal Albatroſſe und Sturmvögel bemerkten. Am ſechſten um Mittag, als wir uns in 29° 50′ nördlicher Breite und 170° 1′ öſtlicher Länge befanden, hörte der Paſſatwind auf, und an deſſen Stelle kam plötzlich ein Nordnordweſt-Wind. Bey den letzten Windſtößen zerriſſen unſere alten Taue ſo oft, daß wir jetzt alles, was wir von neuen noch übrig hatten, an ihre Stelle ſetzen mußten. Ueberhaupt trafen wir ſolche Vorkehrungen, als für das ſo ſehr verſchiedene Klima, wohin wir nun bald übergehen ſollten, nöthig waren. Das ſchöne Wetter innerhalb der Wendekreiſe hatten wir übrigens nicht ungenutzt gelaſſen. Die Zimmerleute z. B. hatten ſich mit Ausbeſſerung der Boote beſchäftigt. Das Ankertau unſers großen Bugankers war durch den felſigten Grund, in der Bay von Karakakua und auf der Rheede vor Onihiau, ſo beſchädigt worden, daß wir gegen vierzig Klaftern davon abſchneiden mußten. Unſere Mannſchaft hatte folglich, unter Anführung des Bootsmanns, vollauf zu thun, aus dieſem Stücke Tau und aus andern alten Stricken geſponnenes Garn zu allerley Gebrauch zu verarbeiten. Auch hatten wir häufig das mühſame Geſchäft, die Segel und anderen Vorrath, der wegen der leckgewordenen Seiten und Verdecke des Schiffs öfters naß wurde, wieder durchzulüften und zu trocknen. Neben dieſen Bemühungen zur Erhaltung der Schiffe ſelbſt, ſetzten wir auch die Vorkehrungen für die Geſundheit unſerer Leute fort, womit jederzeit eine ziemliche Anzahl derſelben beſchäftigt waren. Capitain Cooks feſtgeſetzte Anordnungen, die Betten zu lüften, zwiſchen den Verdecken Feuer anzuzünden, ſie mit Eſſig zu waſchen, und mit Schießpulver zu räuchern, befolgten wir ohne alle Abänderung. Seit einiger Zeit hatte ſich auch noch eine wichtige Arbeit vorgefunden; die alten Jacken unſerer Matroſen bedurften nämlich einer Ausbeſſerung, und dies war in unſerer jetzigen Lage eben keine Kleinigkeit. Leſern, die mit den Sitten und dem Charakter des Seemannes nicht genau bekannt ſind, muß ich hier ſagen, daß die Matroſen auf Kriegsſchiffen ſo ſehr daran gewöhnt ſind, in allen Stücken, die ſelbſt ihre eigene Perſon und ihre nächſten Bedürfniſſe betreffen, erſt den Befehl eines Officiers zu erwarten, daß ſie durchaus alle Ausſichten auf das Zukünftige aus ihrem Kopfe verbannen, und ſo gedankenlos ſind, wie die Kinder. Hätte man unſere Leute ihrer eignen Einſicht überlaſſen, ſo würden ſie, wie ich feſt überzeugt bin, noch ehe die Reiſe halb geendigt geweſen wäre, ſchon nackend auf dem Verdeck herumgegangen ſeyn. Man hätte vermuthen ſollen, die Erfahrung aus dem vorigen Jahre, bey der damaligen Reiſe nach Norden, würde ſie überzeugt haben, wie nothwendig es ſey, auf dieſen Gegenſtand bedacht zu ſeyn; allein wenn ihnen auch ja einmal ſo etwas in den Sinn kam, ſo haftete doch dieſe Ueberlegung ſo wenig, daß ſie bei unſerer Rückkehr in den heißen Erdſtrich, ihre Pelzjacken und ihre ganze Winterkleidung als völlig unbrauchbare Sachen auf dem Verdeck umherwarfen und mit Füßen traten, ungeachtet es in beyden Schiffen bekannt war, daß wir noch eine Fahrt gegen den Nordpol thun würden. Die Officiere hatten indeß dieſe Mondirungsſtücke nach und nach zuſammen geleſen, ſie in Fäſſer packen laſſen, und gaben ſie in dieſen Tagen ihren Eigenthümern zurück.

Nachmittags ſahen wir einige Planken von der äußern Bekleidung des Schiffs im Waſſer ſchwimmen, und fanden bald, gerade unter dem linken Bug, daß ein zwölf bis vierzehn Fuß langer Streifen davon abgeſpült worden war, und zwar an eben der Stelle, wo wir das Leck vermuthet hatten, welches ſeit unſerer Abfahrt von den Sandwichsinſeln die Pumpen beſtändig im Gange erhielt, indem das Schiff in einer Stunde zwölf Zoll Waſſer einließ. In der Nacht fiel das Termometer um elf Grade, und ob es gleich noch auf 59° blieb, ſo litten wir doch ſehr von der Kälte, weil unſer Körper ſich noch gar nicht an dieſe Luſttemperatur gewöhnen konnte.

Am neunten, Mittags, befanden wir uns in 32° 16′ nördlicher Breite und 166° 40′ öſtlicher Länge mit 8° 30′ öſtlicher Variation; und am zehnten, da wir die Laufbahn der Spaniſchen Gallionen, welche von Manila nach Akapulko zurückkehren, durchſchnitten hatten, erwarteten wir die Juſel Rica de Plata anzutreffen, welche der De-Lisleſchen Charte zufolge in unſerm Geſichtskreiſe hätte liegen müſſen. Statt derſelben erblickten wir aber nur einen Tropikvogel, der, ſo weit gegen Norden, eine Seltenheit iſt, nebſt einigen andern Vögeln, nämlich Puffins, Papagentauchern, Sturmvögeln und Albatroſſen, dergleichen wir, nebſt einigen Büſcheln Meergras, auch am elften wieder zu ſehen bekamen. An Bord der Diskovery bemerkte man auch einen vorüberſchwimmenden Holzſtamm; außerdem aber wurden keine andere Anzeigen von nahem Lande wahrgenommen. Tages darauf ging der Wind allmählig nach Oſten herum, und ward ſo heftig, daß wir unſere Bramraaen herunternehmen, und die Marsſegel ganz einreffen mußten. Unglücklicher weiſe lag unſer Schiff auf der für den Leck am wenigſten vortheilhaſten Seite, doch waren wir deswegen nicht ſehr beſorgt, da wir bisher das eindringende Waſſer noch immer durch die Hand-Pumpen hatten bezwingen können. Allein am 13ten um ſechs Uhr Nachmittags, geriethen wir in groſſes Schrecken, als auf einmal alles zwiſchen den Verdecken überſchwemmt ward. Das Waſſer hatte nämlich im Kohlenraum nicht mehr einen gehörigen Abzug nach dem ſogenannten Schiffsbrunnen (dem unterſten Raum des Schiffs) gefunden, folglich die Planken aufgehoben und in einem Augenblick alles angefüllt. Wir befanden uns dadurch in einer äuſſerſt bedrängten Lage, und wußten nicht ſogleich, wie uns zu helfen wäre. Eine Pumpe durch die obern Verdecke hinunter in den Kohlenraum zu bringen, wäre unnütz geweſen, denn ſie würde von den kleinen Kohlen bald verſtopft werden ſeyn. Das Waſſer mit Eimern auszuſchöpfen war aus der Urſache unmöglich, weil eine Menge große Geräthſchaften aus des Conſtabels Vorraths-Kammer losgeſpült waren, und, ſo wie ſich das Schiff bewegte, von einer Seite zur andern geſchleudert wurden. Es blieb alſo kein andres Mittel übrig, als ein Loch in die Scheidewand zu ſchneiden, durch welche die Kohlenkammer vom Vorderraum abgeſondert wird, damit das Waſſer einen Abzug in den Brunnen hätte. Ehe dies aber geſchehen konnte, mußten alle Fäſſer mit trocknem Vorrath aus dem Vorderraum herausgeſchaft werden. Hiermit ging der größte Theil der Nacht hin, ſo daß die Zimmerleute erſt am andern Morgen die Scheidewand durchſägen konnten. Als dies geſchehen war, ergoß ſich das Waſſer größtentheils in den Brunnen, und der Ueberreſt konnte mit Eimern ausgeſchöpft werden. Während der Zeit war aber das Leck um ſo viel größer geworden, daß die Hälfte der Mannſchaft bis Mittags am 15ten unaufhörlich pumpen und ſchöpfen mußte. Unſere Leute ertrugen dieſe übermäßige Anſtrengung mit der größten Bereitwilligkeit, obgleich noch die Unannehmlichkeit hinzu kam, daß ſie keine trockne Schlafſtelle hatten. Um ihnen den Abgang an Kräften einigermaßen zu erſetzen, fingen wir jetzt an, ihnen die volle Portion ihres Branntweins zu reichen *). Sobald wir etwas ruhiges Wetter und eine weniger hohle See hatten, konnten wir die übrigen Fäſſer aus dem Vorderraum wegräumen, und dem Waſſer vollends einen Abfluß nach den Pumpen eröfnen.

---

*) Der Engliſche Matroſe bekommt den Branntwein immer mit Waſſer vermiſcht.

An dieſem Tage ging ein grünliches Stück Treibholz bey uns vorbey, und einmal ſchien uns das Seewaſſer die Farbe zu verändern; wir warfen daher das Senkbley aus, fanden aber mit hundert und ſechzig Faden keinen Grund. Mittags befanden wir uns in 41° 52′ nördlicher Breite und 161° 15′ öſtl. Länge bey 6° 30′ öſtl. Abweichung der Magnetnadel. Bald darauf ging der Wind mehr nach Norden, und wir änderten nunmehr unſern Lauf drey Striche weſtlicher. Am 16ten Mittags, in 42° 12′ nördlicher Breite und 160° 5′ öſtlicher Länge näherten wir uns der Meeresgegend, wo de Gama ein großes Land geſehen haben ſoll, und freuten uns, daß unſer jetziger Lauf uns in Stand ſetzte, die Zweifel völlig zu heben, die man über dieſe angebliche Entdeckung noch hegte. Denn es verdient bemerkt zu werden, daß bis jetzt noch niemand ausfindig gemacht hat, wer dieſer Johann de Gama geweſen ſey, wenn er gelebt, oder in welchem Jahre er dieſe Entdeckung gemacht habe. Herr (Etatsrath) Müller behauptet, dieſes Land komme zuerſt auf einer Charte des Portugieſiſchen Geographen Texeira vom Jahre 1649 vor; hier werde es zehn bis zwölf Grad nordoſtwärts von Japan, zwiſchen dem 44ſten und 45ſten Grad nördlicher Breite, verlegt, und dabey geſagt, es ſey Land, welches Johann de Gama, der Indier, geſehen habe, als er von China nach Neuſpanien geſchifft ſey*). Warum die Franzöſiſchen Geo-

---

*) Der Beynahme der Indier iſt wohl ein bloßer Ueberſetzungsfehler. Die Schrift in Texeiras Charte hat verſchiedene Abkürzungen und lautet: Terra q. vio Dõ Joaõ da Gama Indo da China pera Nova Espanha. alſo wörtlich: Land, welches ſahe Don Johann da Gama, gehend von China nach Neuſpanien. Dieſes Land könnte denn auch wohl eine der Kuriliſchen Inſeln ſeyn; denn die Länge konnte man damals nicht ſo genau berechnen. Daß man

graphen es ſeitdem volle fünf Grade weiter oſtwärts gerückt haben, iſt nicht bekannt, es müßte denn ſeyn, daß ſie einer andern ähnlichen Holländiſchen Entdeckung, dem ſo genannten Lande der Compagnie, wovon in der Folge mehr vorkommen wird, hätten Platz machen wollen. Den ganzen Tag hindurch hatten wir indeſſen allerley Anzeigen, woraus man wohl ehedem geſchloſſen hätte, es müſſe Land in der Nähe ſeyn; denn der Wind war unzuverläſſig, und kaum auf zwey oder drey Striche ſich ſelbſt gleich; bald kam er in heftigen Stößen, bald verlor er ſich in eine gänzliche Windſtille. Bey dem allen erblickten wir kein Land, und ſteuerten alſo weiter Nordwärts, ohne noch mehr Zeit damit zu verlieren, ein Land aufzuſuchen, deſſen Daſeyn ohnedies faſt allgemein nicht mehr geglaubt wird. Am 16ten mußten unſere Leute ihre Sachen trocknen, und die Schiffsräume auslüften.

Nunmehr empfanden wir die Unfreundlichkeit des nordiſchen Himmelsſtrichs immer ſtärker. Am 18ten des Morgens, als wir uns in 45° 40′ nördlicher Breite und 160° 25′ öſtlicher Länge befanden, hatten wir Schnee und Schloſſen mit einem heftigen Südweſtwinde, welches in der That, ſowohl in Anſehung der Jahrszeit als der Richtung des Windes, ein merkwürdiger Umſtand iſt. Am 19ten ſtand das Thermometer den Tag über am Gefrierpunkte, und fiel des Morgens um vier Uhr noch drey Grade tiefer. Vergleicht man die Hitze

---

nicht ausmachen kann, wer Don Johann geweſen ſey, beweiſt übrigens noch nicht, daß niemals ein Mann dieſes Namens exiſtirt habe. Er brauchte ja nicht gerade ein Schiff zu kommandiren, um eine Entdeckung zu machen. Vielleicht konnte er Paſſagier auf einem Spaniſchen Schiffe ſeyn, und dem Texeira, der ſonſt ziemlich genau in ſeinen Arbeiten iſt, die Nachricht von dem neuen Lande mitgetheilt haben. G. F.

die wir zu Anfange dieſes Monats ausſtanden, mit der großen Kälte, welche wir jetzt erlitten, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, was für Wirkungen dieſe ſchnelle Veränderung auf uns haben mußte. Der Windſtoß am 18ten hatte faſt alle unſere Segel zerrißen, ob ſie gleich von mittlerer Güte geweſen waren. Wir ſahen uns daher genöthigt, unſere letzten und beſten Segel aufzuziehen. Die Segelmacher konnten übrigens, wegen der ſtürmiſchen See und des ſo leckgewordenen Schiffs, nirgends als in Capitain Clerke's Zimmern arbeiten, welches denn, bey ſeinen traurigen Geſundheitsumſtänden, ein ſehr weſentliches Ungemach für ihn war.

Am 20ſten fingen wir an, dem Anblick der Küſte von Aſien mit Sehnſucht entgegenzuſehen, denn wir waren nun ſchon in 49° 45′ nördlicher Breite und 161° 15′ öſtlicher Länge. Plötzlich aber ſetzte ſich der Wind nach Norden um, und hielt den ganzen folgenden Tag ſo an. Hierdurch ward unſre Fahrt zwar aufgehalten, allein dafür war uns das gute Wetter keine geringe Erquickung. Am 21ſten Vormittags ſahen wir einen Wallfiſch und einen Landvogel. Nachmittags warfen wir, weil das Waſſer trübe ausſah, das Senkbley fanden aber mit hundert und vierzig Klaftern keinen Grund. Die drey vorigen Tage hindurch hatten wir verſchiedentlich große Züge von Vögeln wie wilde Enten geſehen, welche gemeinhin für Anzeigen von nahem Lande gelten; inzwiſchen war dies ſeit dem 16ten auch das einzige Merkmal, ob wir gleich ſeitdem mehr als hundert und funfzig Seemeilen zurückgelegt hatten. Am 22ſten hatten wir Wind aus Nordoſten, mit Nebel, und einer ſolchen Kälte, daß die Stricke froren, und ſich kaum mehr durch die Blöcke wollten ziehen laſſen. Unſerer Schiffsrechnung zufolge, befanden wir uns Mittags in 51° 38′ nördlicher Breite und 160° 7′ öſtlicher Länge. Da wir dieſe Lage mit der ſüdlichen Gegend von Kamtſchatka, auf den Ruſſiſchen Charten, verglichen, hielt es Capitain Clerke nicht für rathſam, die ganze Nacht hindurch gegen das Land hin zu ſegeln. Um zehn Uhr legten wir alſo um, und zugleich ward unſere Vermuthung, daß wir dem Lande nahe wären, dadurch beſtätigt, daß wir mit ſiebzig Faden Grund erreichten. Am 23ſten des Morgens verlor ſich der Nebel auf einen Augenblick, und wir ſahen das gebirgichte mit Schnee bedeckte Land in einer Entfernung von drey bis vier Seemeilen vor uns liegen. Kaum aber hatten wir es erblickt, ſo verhüllte es ſich wieder in dicken Nebel. Als ſich der Himmel wieder aufklärte, ſchifften wir näher an das Land hinan, um es genauer in Augenſchein zu nehmen, zumal da wir nach unſeren Charten nur noch acht Seemeilen von der Bay Awatſcha entfernt ſeyn konnten. Eine ſo traurige, öde und trübſelige Ausſicht, habe ich noch nie geſehen. Die Küſte geht einförmig, in gerader Linie, ohne Buchten oder Bayen fort, und erhebt ſich vom Strande an allmählig in mittelmäßig hohen Bergen, hinter denen die Gebirgsreihen ihre Gipfel in den Wolken verbergen. Das ganze Land war mit Schnee bedeckt, und nur die Abſtürze einiger Felſen, auf denen er nicht liegen bleiben konnte, weil ſie ſich zu ſteil aus der See hoben, ſtanden nackt hervor. Der Nordoſtwind hielt vom 24ſten bis zum 28ſten in gleicher Stärke an, und brachte uns Nebel und Schloſſen. Das Thermometer ſtieg nicht über 30½°, und das Schiff war gleichſam Eine Eismaſſe; die Wände z. B. waren mit einer dicken Eisrinde überzogen, ſo daß jedes Tau im Durchmeſſer noch einmal ſo dick war als ſonſt. Die älteſten Seeleute an Bord wußten ſich keines ſo anhaltenden Schloſſenwetters und ſolcher äußerſt groſſen Kälte zu erinnern. Dieſe ſtrenge Witterung, die Beſchwerlichkeit das Schiff zu regieren, und die Nothwendigkeit die Pumpen beſtändig im Gange zu erhalten, übermannten endlich verſchiedene von unſern Matroſen, ſo, daß ſie theils an heftigen Erkältungen daniederlagen, theils erfrorne Glieder hatten. Die ganze Zeit über kreuzten wir ab und zu, und legten alle vier Stunden um. Das Senkbley erreichte, wenn wir drey Seemeilen weit vom Lande waren, mehrentheils mit ſechzig Faden den Grund; aber in einer noch einmal ſo großen Entfernung war das Meer unergründlich. Am 25ſten hatten wir einige Augenblicke lang den Eingang der Bay Awatſcha vor Augen, wagten uns aber bey ſo ungewiſſem Wetter nicht hinein. Indem wir uns wieder entfernten, verloren wir die Discovery aus dem Geſicht; doch beunruhigte uns dieſe Trennung nicht ſehr, da wir dem Sammelplatz ſo nahe waren.

Am 28ſten Morgens, klärte ſich das Wetter endlich auf, und der Wind ging nur noch als ein leichter Luftzug, aus der vorigen Gegend. Der Tag war warm, und ließ Thauwetter hoffen. Unſere Matroſen mußten daher das Eis von dem Tauwerk, den Maſten und Segeln losbrechen, damit es uns nicht auf den Kopf fiele. Mittags in 52° 44, nördlicher Breite und 159° öſtlicher Länge lag uns der Eingang von Awatſcha-Bay Nordweſt in einer Entfernung von drey oder vier Seemeilen. Um drey Uhr Nachmittags richteten wir endlich, mit Hülfe eines aufſteigenden Südwindes, unſern Lauf dahin, wobey die Tiefe ſich regelmäßig von zwey und zwanzig bis auf ſieben Faden verminderte. Die Mündung der Bay iſt gegen Nordnordweſten offen; an der Südſeite iſt das Land von mittlerer Höhe, an der Nordſeite hingegen bildet es eine ſtumpfe Landecke, welche die höchſte an der ganzen Küſte iſt. Auf der Nordoſtſeite des Kanals zwiſchen beyden Ufern, liegen drey ſehr ausgezeichnete Felſen, und tiefer hinein, an der entgegengeſetzten Küſte, befindet ſich eine einzelne große Klippe. An der Nordſpitze ſteht eine Warte, welche als Leuchtthurm gebraucht wird, wenn die Ruſſen eines ihrer

Schiffe erwarten. Für jetzt ſtand zwar ein Flaggenſtock darauf, aber von Menſchen bemerkten wir nicht die geringſte Anzeige. Nachdem wir durch die Mündung der Bay, welche ungefähr vier Engliſche Meilen lang iſt, hindurch waren, kamen wir in ein weites rundes Becken, welches fünf und zwanzig Engliſche Meilen im Umfange hält. Um halb fünf Uhr legten wir uns in ſechs Faden vor Anker, weil wir uns vor den felſichten Untieſen fürchteten, die, Herrn Müller zufolge, im Kanal des Hafens von St. Peter und St. Paul vorhanden ſind *).

In der Mitte der Bay ſahen wir eine Menge Eisſchollen, die mit der Fluth forttrieben, und zugleich Vögel von allerley Art in großen Zügen, desgleichen Raben, Adler, und anſehnliche Flüge von grönländiſchen Tauben (*Alca Alle*). Wir durchſpähten nunmehr mit unſern Ferngläſern alle Winkel der Bay, um die Stadt St. Peter und St. Paul zu entdecken, die wir, den in Unalaſchka erhaltenen Nachrichten zufolge, für einen anſehnlichen, feſten Platz hielten. Endlich erblickten wir gegen Nordnordoſten auf einer kleinen Landſpitze einige wenige elende hölzerne Häuſer, nebſt einigen kegelförmigen auf Pfählen ruhenden Hütten, die zuſammen etwa dreyßig Wohnungen ausmachten. Ihre Lage überzeugte uns bald, daß wir ſie, trotz aller Ehrfurcht, die wir für ein Ruſſiſches Oſtrog **) zu hegen wünſchten, für Petro-

---

*) Dieſe und andere Nachrichten aus den Schriften des Herrn Etatsrath Müller ſind ſämmtlich aus dem Werke T. Iefferys, Voyages made by the Ruſsians from Aſia to America, &c. translated from the German, genommen. Anmerkung der Urſchrift.

**) In Sibirien pflegt Oſtrog einen mit Paliſaden, oder auch mit querübereinandergelegten Balken, befeſtigten Ort zu bedeuten. St. Peter und St. Paul ſcheint alſo dieſen Namen kaum zu verdienen. Petropawlowsk iſt der Ruſſiſche Name dieſes Orts. G. F.

Pawlowsk anerkennen müßten. Um aber gegen die großmüthige und gaſtfreye Begegnung, die uns hier widerfuhr, gerecht zu ſeyn, muß ich der Neugierde des Leſers zuvorkommen und ihm verſichern, daß unſere fehlgeſchlagene Erwartung keine ernſthafte Folgen hatte, ſondern ſich bald in Scherz und Lachen verwandelte. Denn in dieſem elenden Erdzipfel, von dem wir vermutheten, er müſſe über allen Begrif unwirthbar und roh ſeyn, und ganz außer dem Kreiſe der Verfeinerung liegen, zwiſchen Eisſchollen und Sommerſchnee, in einem elenden Hafen, der keinen Vergleich mit dem geringſten unſerer Fiſcherſtädtchen aushält, fanden wir Empfindungen der Menſchlichkeit, mit Seelengröße und Erhabenheit der Geſinnungen verbunden, die in jedem Himmelsſtrich und unter jedem Volke unſere Ehrerbietung verdient haben würde.

Während der Nacht trieb mit der Fluth eine Menge Eis am Schiff vorbey. Mit Tages Anbruch ward ich mit den Booten ausgeſchickt, um die Bay zu unterſuchen, und die Briefe, die wir aus Unalaſchka mitgebracht hatten, dem Ruſſiſchen Befehlshaber zu überreichen. Wir nahmen unſern Weg nach dem oben erwähnten Dorfe. Nachdem wir an das Eis gekommen waren, welches ſich eine halbe Engliſche Meile weit vom Seeufer erſtreckte, ſtieg ich mit Herrn Weber und zwey Matroſen aus. Der Schiffsmeiſter (Lootſe) ſetzte indeſſen mit zwey Booten die Unterſuchung der Bay fort, und die Jölle wartete auf uns, um uns zurückzuführen. Die Einwohner des Orts hatten bis jetzt vermuthlich weder die Schiffe noch die Boote geſehen, denn als wir ſchon auf dem Eiſe ſtanden, bemerkten wir noch nicht das geringſte Lebendige. Als wir indeſſen etwas vorgerückt waren, ſahen wir einige Leute ſchnell hin und her gehen, und gleich darauf kam ein Mann in einem Schlitten, der von Hunden gezogen ward, uns gegenüber an den Strand. Wir ſtaunten noch dieſe ungewöhnliche Erſcheinung an, und bewunderten ſchon die Höflichkeit des fremden Mannes im Schlitten, der uns zu Hülfe zu kommen ſchien, als er plötzlich, nachdem er uns recht ins Auge gefaßt hatte, kurz umwendete und in vollem Lauf wieder nach dem Oſtrog zueilte. Durch dieſen Streich wurden wir nicht nur getäuſcht, ſondern wirklich in Verlegenheit geſetzt; denn unſer Weg über das Eis war mühſam und gefährlich. Bey jedem Schritte verſanken wir bis an die Knie in Schnee, und ob wir gleich auf feſtem Eiſe zu ſtehen kamen, ſo ließen ſich doch die ſchwachen Stellen nicht unterſcheiden, und wir liefen alle Augenblick Gefahr einzubrechen. Mir ging es endlich ſo. Ich ging nämlich ſchnell und leicht über eine verdächtige Stelle, und gerieth daſelbſt auf eine zweyte, woſelbſt, ehe ich noch ſtill ſtehen konnte, das Eis unter mir brach. Ich ſank hinein, kam aber zum Glück an einer offenen vom Eiſe freyen Stelle wieder hervor; und ergrif einen Bootshaken, den mir der Matroſe hinter mir zuwarf. Dieſe Stange legte ich queer über einige loſe Eisſchollen neben mir, und kam auf dieſe Art wieder auf feſtes Eis. Je näher wir dem Strande kamen, deſto mehr fanden wir, gegen unſere Erwartung, das Eis zerbröckelt. Indeß tröſtete uns der Anblick eines zweyten Schlittens, der auf uns zu kam; allein anſtatt uns zu Hülfe zu eilen, hielt der Führer ſtill und rief uns zu. Ich zeigte ihm ſogleich Ismaislof's Brief; und nunmehr wendete er plötzlich ſein Fuhrwerk um, und jagte zurück. Man kann leicht denken, daß ihm unſre Geſellſchaft eben keine Gebete und gute Wünſche nachſchickte. Ohne uns ſein räthſelhaftes Betragen erklären zu können, ſetzten wir unſern Weg gegen das Oſtrog behutſam fort, bis wir, da es noch eine Engliſche Viertelmeile von uns entfernt war, einen Trupp bewaffneter Leute auf uns zu kommen ſahen. Um ihnen ſo wenig Beſorgniß wie möglich zu erwecken und recht friedfertig auszuſehen, traten

Herr Weber und ich vor, und lieſſen die beyden Matroſen mit ihren Bootshaken hinter uns gehen. Die Ruſſiſchen Soldaten, deren etwa dreyßig ſeyn mochten, hatten an ihrer Spitze einen Mann von anſtändigem Anſehen, der ein Spaniſches Rohr in der Hand führte. Wenige Schritte vor uns machte er Halt, und ſtellte ſeine Leute in gehörige kriegeriſche Ordnung. Ich überreichte ihm Ismailofs Briefe, und ſuchte ihm begreiflich zu machen, daß wir Engländer wären, und jene Schriften von Unalaſchka mitbrächten; aber, wie ich in der Folge erfuhr, hatte ich meinen Endzweck gänzlich bey ihm verfehlt. Nachdem er uns aufmerkſam betrachtet hatte, führte er uns in tiefer Stille und mit großer Heimlichkeit nach dem Dorfe: während des Marſches ließ er ſeine Leute oft halten und verſchiedene Bewegungen machen, vermuthlich in der Abſicht, uns zu zeigen, daß wir es mit Leuten zu thun hätten, die uns ihre Geſchicklichkeit jeden Augenblick beweiſen könnten, wofern wir etwa verwegen genug wären, zu Gewaltthätigkeiten zu ſchreiten. Ich war indeß zu unbedingter Folge bereit, und ſo ſehr ich auch in meinen durchnäßten Kleidern vor Kälte zitterte, und ſo viele Zeit mit dieſem kriegeriſchen Prunk ganz ungelegenerweiſe verloren ging, ſo konnte ich mich doch des Lachens nicht enthalten. Endlich erreichten wir die Wohnung des Anführers unſerer Wache und wurden hineincomplimentirt. Unſer Wirth war erſt noch ſehr geſchäftig, Befehl zu ertheilen, und die Soldaten auszuſtellen. Endlich erſchien er aber in Begleitung eines andern Mannes, welcher angeblich der Schreiber des Hafens war. Nunmehr ward einer von Ismailofs Briefen eröfnet, und der andere durch einen außerordentlichen Boten nach Bolſcheretsk an der Weſtſeite der Halbinſel Kamtſchatka geſandt, wo ſich der Ruſſiſche Befehlshaber dieſer Provinz gewöhnlich aufhält. Die hieſigen Einwohner hatten geſtern, als wir vor Anker gegangen waren, das Schiff nicht wahrgenommen; ja ſogar heute hatten ſie es nicht eher entdeckt, als bis die Boote dicht am Eiſe geweſen waren. Wie ſich aus allen Umſtänden ergab, mußte dieſer Anblick ihnen einen paniſchen Schrecken eingejagt haben. Die ganze Beſatzung war ſogleich in die Waffen getreten; ein Paar kleine Feldſtücke waren vor des Befehlshabers Wohnung aufgepflanzt, und gegen unſere Boote gerichtet worden, Kugeln, Pulver und brennende Lunten lagen in völliger Bereitſchaft.

Der Officier, in deſſen Behauſung wir bewirthet wurden, war Sergeant und Befehlshaber des Oſtrog. Er begegnete uns, ſobald er ſich von ſeinem Schrecken über unſere erſte Erſcheinung erholt hatte, mit ungemeiner Freundlichkeit und Gaſtfreyheit. In ſeinem Hauſe war es unerträglich heiß, allein alles ſah reinlich und ſauber darin aus. Er lieh mir einen vollſtändigen Anzug, damit ich meine durchnäßten Kleider ablegen konnte, und bat uns dann zu Tiſche. Die Speiſen, die wir bekamen, waren ſicherlich die beſten die er uns verſchaffen konnte, und in Rückſicht der kurzen Zeit, die darauf hatte verwendet werden können, in der That ſehr wohl ausgeſucht. Suppe und Rindfleiſch konnte zwar ſo ſchnell nicht gekocht werden; dafür ſetzte er uns aber einige Schnitte kaltes Rindfleiſch vor, worüber kochendes Waſſer gegoſſen war. Hierauf folgte ein größer gebratener Vogel, von einer mir unbekannten Gattung, der vortreflich ſchmeckte. Als wir dieſen zum Theil verzehrt hatten, nahm man ihn weg, und trug auf zweyerley Art zugerichtete Fiſche auf. Bald darauf kam der Vogel zum zweytenmal auf den Tiſch, aber in Form von ſchmackhaften, ſüßen Paſtetchen. Unſer Trank war der Ruſſiſche Quaß, und bey weitem das ſchlechteſte bey unſerer ganzen Bewirthung. Die Frau des Sergeanten trug einige Gerichte ſelbſt auf, und durfte ſich nicht zu uns ſetzen. Nach der Mahlzeit, wobey, wie man leicht denken kann, die ganze Unterredung in einigen Verbeugungen und andern gegenſeitigen Höflichkeitsbezeugungen beſtand, machten wir noch einen Verſuch, die Urſach und Abſicht unſerer Ankunft in dieſem Hafen zu erklären. Da Ismallof in dem vorhinerwähnten Briefe vermuthlich denſelben Gegenſtand berührt hatte, ſchien man uns bald zu verſtehen. Deſto ſchlimmer ging es uns aber mit dem Sinn der Antwort; denn unglücklicherweiſe verſtand im ganzen Oſtrog kein Menſch eine andere Sprache, als Ruſſiſch oder Kamtſchadaliſch. Soviel begriffen wir endlich, daß zwar hier weder Mundvorrath noch Schiffsbedürfniſſe zu bekommen wären, daß aber zu Bolſcheretsk beydes im Ueberfluß vorhanden ſey. Der dortige Befehlshaber würde vermuthlich bereitwillig ſeyn, uns alles was wir verlangten zu überlaſſen; der hieſige Sergeant dürfte aber, bis er Befehl erhielte, ſich weder ſelbſt an Bord unſeres Schiffs begeben, noch auch ſeinen Leuten oder den Eingebohrnen dieſen Beſuch geſtatten.

Es war jetzt Zeit Abſchied zu nehmen. Meine Kleider waren aber noch nicht trocken, und ich mußte den guten Sergeanten um Erlaubniß anſprechen, die ſeinigen anbehalten und mitnehmen zu dürfen. Er willigte ſehr zuvorkommend in meine Bitte, und beſorgte ſogleich für jeden von uns einen mit fünf Hunden beſpannten, und mit einem eignen Führer verſehenen Schlitten. Die Matroſen hatten ihre herzliche Freude über dieſes Fuhrwerk; was ſie aber noch mehr ergötzte, war die Ehre, die ihren beyden Bootshaken wiederfuhr; denn auch für dieſe war ein eigner Schlitten beſtimmt. Dieſe Schlitten ſind ſo leicht und ihrer Abſicht ſo wohl angemeſſen, daß wir ſehr ſchnell und ſicher über das Eis hinweg eilten, ob wir gleich mit aller Vorſicht unmöglich hätten zu Fuß darüber gehen können.

Als wir an Bord kamen, zogen die Boote das Schiff näher nach dem Dorfe zu, und um ſieben Uhr lieſſen wir den kleinen Buganker nach Nordoſten und den großen nach Südweſten dicht am Eiſe fallen. Die Mündung der Bay lag uns ſüdöſtlich, und das Oſtrog war anderthalb Engliſche Meilen weit gegen Norden von uns entfernt. Am folgenden Morgen ſchaften wir die Fäſſer und Kabeltaue auf das Quarterdeck, um das Schiff nach vorne zu leichter zu machen, damit die Schiffszimmerleute an Verſtopfung des Lecks arbeiten könnten, welches uns während unſerer letzten Fahrt ſo große Unruhe verurſacht hatte. Es war, wie man nunmehr entdeckte, dadurch entſtanden, daß ſich von der äußern Bekleidung am linken Buge einige Bretter abgelöſet, wodurch die Wellen zu den Planken Zugang gehabt, und das Werg aus den Ritzen los geſpült hatten.

Die heutige Mittagswärme löſete das Eis ſehr wirkſam auf, es brach von allen Seiten los, trieb mit der Fluth und füllte den Eingang der Bay faſt gänzlich aus. Von unſern Officieren gingen einige ans Land und beſuchten den Sergeanten, der ſie ſehr verbindlich aufnahm. Capitain **Clerke** ſchickte ihm bey dieſer Gelegenheit zwey Flaſchen Rum, die, wie er wußte, ein willkommnes Geſchenk ſeyn würden, und erhielt zum Gegengeſchenk einige ſchöne Vögel aus dem Waldhungeſchlechte nebſt zwanzig Forellen. Unſern Jägern wollte es übrigens nicht glücken, obſchon ganze Züge Grönländiſcher Tauben und wilder Enten von verſchiedenen Gattungen, in der Bay umherſchwärmten; denn dieſe Vögel waren insgeſammt ſo ſchüchtern, daß man ſich ihnen nie bis auf eine gehörige Schußweite nähern konnte.

Früh Morgens am erſten May erblickten wir die **Discovery**, welche eben in die Bay ſteuern wollte. Wir ſchickten ihr unverzüglich ein Boot zu Hülfe, und Nachmittags legte ſie ſich dicht neben uns vor Anker. Wir erfuhren jetzt, daß unſere Freunde auf jenem Schiffe am 28ſten, dem Tage unſerer Trennung, nachdem ſich das

Wetter aufgeklärt, ſich unterhalb dem Winde von der Bay befunden hätten. Tages darauf hätten ſie den Eingang erreicht, ihn aber mit Eis verſtopft geſehen, und ſich wieder entfernt, weil ſie einige Kanonen ohne Antwort zu erhalten abgefeuert, folglich geſchloſſen hätten, daß wir nicht da ſeyn könnten. Als ſie aber in der Folge gewahr geworden, daß jenes Eis nur Treibeis wäre, hätten ſie ſich hineingewagt.

Am folgenden Tage hatten wir ſo unruhiges Wetter, daß die Zimmerleute ihre Arbeit nicht fortſetzen konnten. Abends fiel das Thermometer bis 28° und die Nacht über hatten wir ſcharfen Froſt. Den andern Morgen ſahen wir zwey Schlitten im Dorfe ankommen, und hierauf ſchickte Capitain Clerke mich ans Land, um Erkundigung einzuziehen, ob von dem Befehlshaber von Kamtſchatka Antwort auf unſre Botſchaft eingelaufen ſey, welche wir jetzt ſchon erwarten konnten. Bolſcheretsk iſt auf dem gewöhnlichen Wege hundert fünf und dreyßig Engliſche Meilen von St. Peter und St. Paul entfernt. Unſere Briefe waren am 29ſten um Mittag, in einem mit Hunden beſpannten Schlitten abgegangen, und die Antwort war bereits dieſen Morgen früh angekommen; folglich brauchte ſo ein Fuhrwerk wenig mehr als viertehalb Tage, um eine Reiſe von zwey hundert ſiebzig Engliſchen Meilen zu machen. Daß die Antwort des Befehlshabers ſchon angekommen ſey, erfuhren wir übrigens erſt in der Folge; für jetzt ward es geheim gehalten, und man ſagte mir bey dem Sergeanten, wir würden erſt am folgenden Tage Nachricht erhalten. Während der Zeit daß ich am Lande war, ward das Boot, welches mich übergeführet hatte, nebſt noch einem von der Discovery, von dem Eiſe, welches mit einem Südwinde von der entgegengeſetzten Seite der Bay herantrieb, gänzlich eingeſchloſſen. Das große Boot der Discovery, welches man ihnen zu Hülfe ſchickte, hatte bald ein gleiches Schickſal, und in kurzer Zeit war alles eine Engliſche Viertelmeile weit um ſie her mit Eis belegt. Wir mußten alſo bis gegen Abend am Lande bleiben, und da noch keine Möglichkeit vorhanden war, die Boote loszumachen, gingen einige von uns auf Schlitten an den Rand des Eiſes, wo man uns andere Boote von den Schiffen zuſchickte; die übrigen aber brachten die Nacht am Lande zu. Der Froſt hielt dieſe Nacht hindurch mit gleicher Heftigkeit an; am Morgen aber trieb ein andrer Wind alles Eis weg, und machte unſere Boote frey, ohne daß ſie den mindeſten Schaden gelitten hatten.

Gegen zehn Uhr ſahen wir einige Schlitten an den Rand des Eiſes fahren, und ſchickten ein Boot ab, um die darin befindlichen Perſonen an Bord zu bringen. Einer in der Geſellſchaft, war ein Ruſſiſcher Kaufmann aus Bolſcheretek, Namens Fedoſitſch, und der andere, Port, ein Deutſcher, der uns einen Brief an Capitain Clerke von Herrn Major Behm, dem Befehlshaber von Kamtſchatka, überbrachte. Als ſie am Rande des Eiſes, wo ſie nur noch ein Paar hundert Schritte von unſern Schiffen entfernt waren, die Größe derſelben genauer beurtheilen konnten, ſchienen ſie in die äußerſte Verlegenheit zu gerathen, und wagten es nicht eher, die Boote zu beſteigen, bis zwey von der Mannſchaft als Geißel zurückgelaſſen wurden. In der Folge erfuhren wir, daß Ismailof, in ſeinem Briefe an den Befehlshaber die beyden Schiffe höchſt ſonderbar als kleine Handelsfahrzeuge (Boote) beſchrieben hatte. Der Sergeant hatte dieſe unrichtige Angabe nicht verbeſſern können, da er die Schiffe nur aus der Ferne geſehen hatte.

Als ſie endlich an Bord geſtiegen waren, bemerkten wir an ihrem äußerſt vorſichtigen, mistrauiſchen Betragen, daß ſie ſich in einer unerklärlichen Beſorgniß befänden; doch mahlte ſich die lebhafteſte Freude auf ihren Geſichtern, als der Deutſche jemanden unter uns antraf, mit dem er ſich unterhalten konnte. Dieſes war Herr **Weber**, der vollkommen gut deutſch verſtand, und es, wiewohl nicht ohne Mühe, dahin brachte, daß ſie ſich endlich überzeugten, wir wären Engländer und Freunde. Herr **Port** ward zu unſerm Capitain geführt, und überreichte ihm einen deutſchen Brief des Befehlshabers, der nur Höflichkeitsbezeugungen nebſt einer Einladung an ihn und ſeine Officiere nach **Bolſcheretsk** enthielt, wohin uns die Leute, die er ſchickte, führen ſollten. **Port** erzählte uns, daß ſich der Major eine ganz falſche Vorſtellung von unſern Schiffen ſo wie von unſerm Verhaben machte; denn **Ismailof** hätte uns als zwey kleine Engliſche Paketboote beſchrieben, den Major zugleich vor uns gewarnt, und ihm nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, daß er uns für nichts beſſeres als für Seeräuber hielte. Auf dieſen Brief waren denn zu **Bolſcheretsk** allerley Muthmaßungen über uns entſtanden; der Major welcher es ſehr wahrſcheinlich fand, daß wir Handelsabſichten hätten, hatte uns deshalb den Kaufmann zugeſchickt, der zweyte Officier nach dem Major hingegen meynte, wir wären Franzoſen und in feindlicher Abſicht gekommen; man müſſe alſo ſeine Maaßregeln gegen uns nehmen. Der Befehlshaber hatte ſein ganzes Anſehen anwenden müſſen, um die Einwohner von **Bolſcheretsk** zu beruhigen; denn ihre Furcht vor den vermeintlichen Franzoſen war ſo groß, daß ſie ſchon tiefer ins Land hatten flüchten wollen. Dieſe Beſorgniſſe in Abſicht der Franzöſiſchen Nation entſprangen vorzüglich aus einem Aufruhr, der vor wenigen Jahren zu **Bolſcheretsk** entſtanden war, und wobey der damalige Befehlshaber das Leben verloren hatte. Man ſagte uns, ein verwieſener polniſcher Officier, Namens **Beniowsky**, habe ſich damals die Verwirrung in der Stadt zu Nutze gemacht, und ſich einer Galliote bemächtigt, welche an der Mündung des Fluſſes **Bolſchaia** gelegen habe. Er ſey mit einer Anzahl Rußiſcher Matroſen, die er gezwungen, an Bord zu gehen und das Schiff zu regieren, in See gegangen, habe aber einen Theil der Mannſchaft, und unter andern auch den Iſmailof, auf den Kuriliſchen Inſeln ans Land geſetzt, ſey dann bey Japan vorübergeſegelt, habe in Luzon (der großen Philippinen-Inſel angelandet, und dort erfahren, wie er ſeinen Lauf nach Canton richten müſſe. Bey ſeiner Ankunft daſelbſt habe er ſich an die dortigen Franzoſen gewendet und auf einem ihrer Handelsſchiffe die Rückreiſe nach Europa angetreten. Die meiſten Ruſſen, die er mitgenommen hatte, wären ebenfalls auf Franzöſiſchen Schiffen zurückgekehrt, und hätten dann ihren Weg nach St. Petersburg genommen. Wir fanden im Hafen St. Peter und St. Paul drey von Beniowskys Matroſen, und erfuhren von ihnen die näheren Umſtände ſeiner Reiſe *). Bey unſerer Ankunft in Canton ward uns dieſe Geſchichte durch die Herren von der Engliſchen Faktorey beſtätigt; ſie erzählten uns nämlich, vor einiger Zeit ſey ein Mann in einer Ruſſiſchen Galliotte daſelbſt angelangt, welcher vorgegeben, er komme aus Kamtſchatka, und dem die Franzöſiſche Faktorey nach Europa geholfen habe.

Wir mußten in der That über die Furcht und Beſorgniß dieſer guten Leute, noch mehr aber über Herrn Ports Beſchreibung von den ſchlauen Anſtalten lachen, die der Sergeant am geſtrigen Tage gemacht hatte. Als er mich mit einigen andern Herren ans Land kommen ſah, hatte er ihn (Hrn. Port) und den Kaufmann, der zugleich

---

*) Man erinnere ſich der Nachricht, die uns Iſmailof in Unalaſchka von dieſer Reiſe mittheilte, und die uns ſo unbegreiflich vorkam, weil wir ihn nicht recht verſtehen konnten. Anmerkung der Urſchrift. Beniowsky iſt hernach von Frankreich nach Madagaskar geſchickt worden, um daſelbſt eine Niederlaſſung zu bewerkſtelligen, und ſoll ſich, den neueſten Nachrichten zufolge, noch daſelbſt aufhalten. C. F.

mit ihm aus Bolſcheretsk gekommen war, in ſeine Küche verſteckt, damit ſie unſere Unterredung miteinander behorchen möchten, weil er auf dieſe Art zu entdecken hofte ob wir wirklich Engländer wären. Der Auftrag ſowohl als die Kleidung des Herrn Port ließen uns vermuthen, daß er des Befehlshabers Sekretair ſeyn müſſe. Herr Capitain Clerke lud ihn daher, nebſt dem Kaufmann zu Tiſche; und ungeachtet wir aus dieſes leztern Betragen gegen Port bald argwohnen mußten, daß er nur ein gemeiner Bedienter wäre, ſo verboten wir doch, um einer Erklärung vorzubauen, alle Nachfrage über ſeinen Stand, indem dieſes kein Zeitpunkt war, wo wir unſerm Stolz irgend eine Erleichterung unſerer Lage aufopfern konnten, und aus Erkenntlichkeit gegen die Dienſte, die er uns als Dollmetſcher leiſtete, fuhren wie fort, ihm auf den vorigen Fuß zu behandeln.

Zehntes Hauptſtück.

Mangel an Lebensmitteln und Schiffsbedürfniſſen im Hafen St. Peter und Paul. Reiſe einiger Officiere nach Bolſcheretsk, um dem Befehlshaber aufzuwarten. Sie gehn zum Theil zu Waſſer den Awatſcha-Fluß hinauf, werden von dem Tojon zu Karatſchin bewirthet, und ſetzen die Reiſe auf Schlitten fort. Ihre Ankunft zu Natſchikin. Nachricht von einigen heiſſen Quellen. Einſchiffung auf dem Fluß Bolſchaia (reka). Empfang in der Hauptſtadt. Freygebigkeit und Gaſtfreyheit des dortigen Befehlshabers und der Beſatzung. Beſchreibung von Bolſcheretsk. Ruſſiſche und Kamtſchadaliſche Tänze. Rührender Abſchied von Bolſcheretsk. Rückkehr nach St. Peter und Paul in Geſellſchaft des Herrn Majors Behm; dieſer beſucht die Schiffe. Grosmuth unſerer Matroſen. Herrn Behm werden Depeſchen nach Petersburg mitgegeben. Deſſen Abreiſe und Charakter.

Wir konnten nunmehr mit Hülfe unſeres Dolmetſchers die Ruſſen ziemlich verſtehen, und uns mit ihnen unterhalten. Eine von unſern erſten Fragen betraf natürlicherweiſe die Ausſicht, hier Lebensmittel und Schiffsbedürfniſſe zu erhalten, da uns beſonders der Mangel der letztern bereits ſeit einiger Zeit viel Ungelegenheit verurſacht hatte. Der ganze Viehſtand in der Gegend an der Bay beſtand aber nur in zwey jungen Kühen, und dieſe verſprach uns denn der Sergeant ſehr bereitwillig. Hierauf wendeten wir uns an den Kaufmann; allein die Bedingungen, unter denen er unſere Verſorgung unternehmen wollte, waren ſo übertrieben, daß Capitain Clerke es für nöthig hielt, einen Officier nach Bolſcheretsk zu ſenden, um den dortigen Befehlshaber zu beſuchen, und ſich daſelbſt nach dem Preiſe der Waaren zu erkundigen. Sobald wir Herrn Port dieſen Entſchluß ſagten, ſchickte er einen Boten an den Befehlshaber, um ihn von unſerm Vorhaben zu benachrichtigen, und uns zugleich, in Anſehung unſerer Abſichten und Reiſeplane, von allem Verdachte zu befreyen. Capitain Clerke wählte mich zu dieſem Geſchäft, und ertheilte mir Befehl, mit Herrn Weber, der mir zum Dolmetſcher dienen ſollte, am folgenden Morgen reiſefertig zu ſeyn. Das Wetter blieb aber bis zum ſiebenten ſo ſtürmiſch, daß wir es nicht für rathſam hielten, ehe es ſich geändert hätte, eine lange Reiſe durch ein ſo wüſtes Land anzutreten. Am ſiebenten ſchien es günſtiger zu werden; wir ruderten alſo früh Morgens von den Schiffen weg, um die Mündung des Awatſchafluſſes noch bey hoher Fluth zu erreichen, damit wir dort mit den zahlreichen Untiefen nicht zu viel Mühe haben möchten. An der Mündung des Fluſſes ſollten uns dann die Kähne der Einwohner entgegen kommen, und Strom aufwärts führen. Außer mir und Herrn Weber, fuhr auch Herr Capitain Gore mit, und die Herren Port und Fedoſitſch nebſt zwey Koſaken begleiteten uns als unſere Wegweiſer und Führer. Sie gaben uns warme Pelzkleider, die uns bald um ſo weniger entbehrlich ſchienen, da es kurz nach unſerer Abreiſe recht ſcharf zu ſchneyen anfing. Um acht Uhr mußten wir an den Untiefen, etwa eine Engliſche Meile weit vor der Mündung des Fluſſes, halten. Hier nahmen uns einige kleine Kamtſchadaliſche Kanots ſammt unſerm Gepäcke auf, und führten uns über eine Sandbank, welche der reiſſende Strom hier verurſacht, und deren Lage er unaufhörlich verändert. Jenſeits derſelben, wo das Waſſer wieder tiefer war, lag ein bequemes wie eine Norwegiſche

Jölle gebautes Boot, welches uns und unſere Sachen den Strom hinan führen ſollte.

Die Mündung des Awatſchafluſſes iſt ungefähr eine Engliſche Viertelmeile breit, und wird hinaufwärts allmälig ſchmäler. Nachdem wir einige Meilen weit gekommen waren, ſahen wir, daß der Fluß ſich in mehrere Arme theilt. Dieſe ergießen ſich in andere Gegenden der Bay; auch ſollen einige Arme zur linken in den Paratunkafluß fallen. Die erſten zehn Engliſchen Meilen hinauf, ging die Fahrt gerade Nordwärts von der Bay an; dann aber wendete ſich der Fluß nach Weſten, und dieſe Biegung abgerechnet, iſt der Lauf deſſelben mehrentheils gerade. Die Gegend, die er durchſchneidet, iſt, bis auf dreyßig Engliſche Meilen von der See, niedrig und platt, und öfteren Ueberſchwemmungen unterworfen. Wir wurden von ſechs Männern, nämlich zwey Kamtſchadalen und vier Koſaken, von denen drey an jedem Ende des Boots ſtanden, vermittelſt langer Stangen fortgeſchoben, und kamen in einer Stunde ungefähr drey Engliſche Meilen weit gegen einen ſtarken Strom. Zehn Stunden lang ertrugen unſere rüſtigen Kamtſchadalen dieſe ſchwere Arbeit, ohne mehr als Einmal, und zwar nur auf kurze Zeit, inne zu halten, um einige Erfriſchung zu ſich zu nehmen. Man hätte uns heute früh geſagt, wir würden noch dieſen Abend das Oſtrog Karatſchin erreichen; allein zu unſerm großen Mißvergnügen erfuhren wir bey Sonnenuntergang, daß wir noch funfzehn Engliſche Meilen davon entfernt wären. Die Untiefen an der Mündung des Fluſſes, und weiter hinaufwärts, hatten uns zu lange aufgehalten; die Führer, die mit unſerm Boot vorangingen, waren nemlich mit der veränderten Lage der Sandbänke noch nicht bekannt; auch war unglücklicher weiſe der Schnee noch nicht geſchmolzen, und folglich das Waſſer im Fluſſe äuſſerſt niedrig. Wir mußten indeß, wegen der Abmattung unſerer Leute, und wegen der Schwierigkeit, im Finſtern den Fluß hinan zu fahren, alle Hofnung aufgeben, dieſen Abend weiter zu kommen, und ließen daher, ſobald wir einen etwas geſchützten Ort gefunden hatten, den Schnee wegräumen, und unſer Gezelt, welches wir mitgenommen hatten, daſelbſt aufrichten. Bey einem hellen Feuer und einer guten Schale Punſch verging die Nacht noch ganz erträglich. Die einzige Unbequemlichkeit beſtand darin, daß wir das Feuer in einiger Entfernung von uns anlegen mußten, denn obgleich der Boden vorher ziemlich trocken geſchienen hatte, ſo thaute er doch, ſobald das Feuer angezündet war, ſo ſchnell auf, daß alles rund umher zu ſchwimmen anfing. Wir bewunderten vor allen Dingen die Hurtigkeit und Gewandtheit, womit die Kamtſchadalen unſer Zelt aufſchlugen und unſer Abendbrod kochten; auch wurden wir nicht wenig durch den Anblick ihrer Theekeſſel überraſcht, die ſie mitgenommen hatten, weil ihnen kein Ungemach größer und unerträglicher dünkt, als einen Tag hinbringen zu müſſen, ohne zwey- oder dreymal Thee zu trinken.

Mit Tages Anbruch ſetzten wir unſere Reiſe fort; und waren noch nicht weit gekommen, als uns der Tojon, oder das Oberhaupt, von Karatſchin, der von unſerer Annäherung wuſte, entgegen kam, um uns in leichtere Kanots aufzunehmen, welche zur Schiffahrt in den obern Gegenden des Fluſſes bequemer ſind. Für uns insbeſondere war ein ſehr gemächliches, aus zwey aneinandergebundenen Kanots beſtehendes Fahrzeug beſtimmt, welches mit Bärenfellen ausgeſchlagen, und mit Pelzmänteln verſehen war. Die friſchen rüſtigen Leute des Tojons verrichteten ihre Arbeit mit vorzüglicher Geſchicklichkeit und wir kamen ſehr ſchnell vorwärts. Um zehn Uhr erreichten wir ſein Oſtrog, und wurden am Ufer von einigen Kamtſchadalen, ſowohl männlichen als weiblichen Geſchlechts, und von einigen Bedienten des Kaufmanns Fedoſitſch, die dort Kanots zimmerten, empfangen. Die ganze Geſellſchaft hatte ſich feſtlich angekleidet; insbeſondere war die Kleidung der Weiber ganz artig und glänzend genug. Sie beſtand aus einem langen, weiten Gewande von weißem Nanking, welches um den Nacken anſchließt und mit einem Halstuch von bunter Seide gebunden wird. Ueber dieſes Gewand trugen ſie kurze Leibchen ohne Ermel von farbigem Nanking, und Röcke von leichtem chineſiſchen Seidenzeuge. Ihre Hemden waren ebenfalls von Seide, und hatten Ermel, welche bis an die Knöchel der Hand herabhingen. Um den Kopf hatten ſie ſeidene Tücher von verſchiedenen Farben gebunden, und zwar mit dem Unterſchied, daß die verheiratheten Frauen ihr Haar vollkommen bedeckt, die Mädchen hingegen die Tücher unter das Haar gebracht hatten, und dieſes im Nacken fliegen lieſſen. (Man ſehe die hier beygefügte Abbildung).

Das Oſtrog Karatſchin hat eine angenehme Lage an den Ufern des Fluſſes, und beſteht aus drey hölzernen Häuſern, ebenſoviel Jurten oder unterirdiſchen Winter und neunzehn Balagans oder Sommer-Wohnungen. Man führte uns in das Haus des Tojons, eines ganz einfachen ordentlichen Mannes, deſſen Eltern eine Ruſſin und ein gebohrner Kamtſchadale geweſen waren. Dieſes Haus, war, wie alle übrigen hier zu Lande, in zwey Zimmer getheilt. Im Vorzimmer beſtand der ganze Hausrath in einem langen ſchmalen Tiſch, um welchen Bänke gingen, und in dem innern, oder der Küche, waren die Geräthſchaften nicht weniger einfach und ſparſam; allein die gutmüthige Dienſtbefliſſenheit unſeres Wirths, der uns mit vieler Herzlichkeit empfing, erſetzten jeden Mangel ſeiner ärmlichen Wohnung. Seine Frau war eine vortrefliche Köchin, und ſetzte uns allerley Wildpret und Fiſche, nebſt verſchiedenen Arten von Heidelbeeren vor, die ſie vom vorigen Jahre her aufbewahrt hatte. Bey dieſem Mittagsmal, in einer elenden Hütte, unter einem

Volke von deſſen Daſeyn wir zuvor kaum etwas gehört hatten, und welches die äußerſte Spitze des Erdbodens bewohnt, fiel mir ein abgenutzter, einzelner zinnerner Löffel in die Augen, der durch ſeine wohlbekannte Form unſere Aufmerkſamkeit reizte. Als ich ihn genauer betrachtete, fand ich ihn auf der Rückſeite mit London gezeichnet. Die vielen frohen Vorſtellungen, ängſtlichen Hofnungen und zärtlichen Erinnerungen, welche dieſer Anblick in uns erweckte, verdienen wohl, daß ich aus Dankbarkeit die Veranlaſſung dazu nicht mit Stillſchweigen übergehe. Wer ſchon aus Erfahrung weiß, wie ſehr lange Abweſenheit und weite Entfernung von dem Vaterlande auf Seele wirken, wird ſich das Vergnügen leicht denken können, welches eine ſolche Kleinigkeit gewähren kann; und dem Philoſophen ſowohl als dem Staatskundigen, wird der erwähnte Umſtand zu andern Betrachtungen Gelegenheit geben.

Wir ſollten hier den Fluß verlaſſen und unſern Weg auf Schlitten fortſetzen; aber das Thauwetter hatte den Tag über ſo viel aufgelöſet, daß der Nachtfroſt die Oberfläche des Schnees wieder härten mußte, ehe wir abreiſen konnten. Dieſe Verzögerung gab uns Gelegenheit im Dorf herumzugehen, und ſeit unſerer Ankunft in dieſem Lande zum erſtenmal eine von Schnee befreyte Stelle in Augenſchein zu nehmen. Das Dorf ſteht auf einer waldigen Fläche, die ungefähr anderthalb Engliſche Meilen im Umkreiſe hält. Die Knospen der Bäume öfneten ſich eben, und das Grün des Thals ſtach gegen die mit Schnee bedeckten Abhänge der benachbarten Berge merklich ab. Der Boden ſchien zum Anbau allerley gewöhnlicher Gartengemüſe ſehr geſchickt, obſchon zu meinem Erſtaunen nirgends auch nur das kleinſte bebaute Fleckchen zu finden war. Wie elend muß nicht die Lage dieſer armen Einwohner im Winter ſeyn, da es ihnen durchgehends auch an zahmem Viehe gänzlich fehlt! Jetzt war eben der Zeitpunkt, wo ſie ihre Jurten oder Winterwohnungen mit den Balagans vertauſchten; wir hatten alſo Gelegenheit beyde zu unterſuchen und zu beſchreiben. Das Volk lud uns auf das freundlichſte in ſeine Hütten ein, und es herrſchte eine allgemeine Heiterkeit und Zufriedenheit, woran wahrſcheinlich die Annäherung der milden Jahreszeit ſtarken Antheil hatte.

Als wir zu dem Tojon zurückkamen, fanden wir das Abendeſſen zugerichtet, welches in keinem Stücke von der Mittagsmahlzeit verſchieden war. Zum Beſchluß deſſelben machten wir aus dem gebrannten Waſſer, welches wir mitgebracht hatten, Punſch und bewirtheten den Tojon und ſeine Frau damit. Herr Capitain Göre, der ſich bey jeder Gelegenheit mit einer edlen Freygebigkeit betrug, machte ihnen einige Geſchenke von Werth. Hierauf begaben ſie ſich in die Küche, und überlieſſen uns das Vorzimmer. Wir waren froh, daß wir nunmehr auf unſern Bärenfellen der Ruhe ſo lange pflegen ſollten, bis nach unſerer Verabredung die Wegweiſer uns wecken würden, nämlich ſobald der Schnee hart genug wäre. Allein ſchon um neun Uhr Abends weckten uns die Hunde mit ihrem traurigen Geheul, welches ſie auch die ganze Zeit über, ſo lange man mit dem Packen beſchäftigt war, fortſetzten. Als ſie hingegen angeſpannt wurden und wir alle zur Abreiſe in Bereitſchaft waren, bellten ſie fröhlich, und wurden endlich in dem Augenblick, da ſie zu laufen anfingen, gänzlich ruhig. Ehe ich aber den Verfolg der Reiſe erzäle, muß ich den Leſer mit dieſem ungewöhnlichen Fuhrwerk näher bekannt machen. Der Schlitten, dergleichen ich einen nach England gebracht habe, welchen gegenwärtig Sir Aſhton Lever in ſeiner großen Sammlung beſitzt, hat einen halbmondförmigen fünftehalb Schuh langen Kaſten, von leichtem, zähen, mit ſtarker Korbarbeit verbundenen Holze, den Vornehmere zierlich, roth und blau malen laſſen, und auf deſſen Sitz ſie

Bären-

Bärenfelle nebſt anderm Pelzwerk legen. Der Kaſten ruht auf vier Füßen, und dieſe ſtehen auf zwey Kufen, oder langem, platten, etwa fünf bis ſechs Zoll breiten Brettchen, welche hinten und vorn einen Schuh über den Kaſten hinausgehen, nach vorn aber, wie Schlittſchuhe, aufwärts gebogen und mit dem Knochen eines Thiers beſchlagen ſind. Vorn an dem Fuhrwerk ſind Zierrathen angebracht, welche aus ledernen Gurten und Frangen von buntem Tuch beſtehen; und von der Querſtange, an welche das Geſchirr befeſtigt wird, hängen kleine eiſerne Kettchen oder kleine Schellen herunter, deren Geklirre, wie man hier glaubt, den Hunden Muth giebt. Selten führen ſie mehr als Eine Perſon. Man ſetzt ſich ſeitwärts, und ſtellt die Füße auf die Kufen. Hinten wird der Mundvorrath nebſt andern Bedürfniſſen in einem Bündel aufgepackt. Gewöhnlich wird ſo ein Schlitten von fünf Hunden gezogen, von denen immer zwey und zwey beyſammen geſpannt ſind, der fünfte aber vorn allein zieht. Die Zügel werden nicht am Kopf ſondern am Halsbande befeſtigt, folglich hat der Führer die Hunde wenig in ſeiner Gewalt, und muß ſich auf die Folgſamkeit derſelben verlaſſen. In dieſer Abſicht wendet man vorzügliche Sorgfalt auf die Bildung und Abrichtung des vorderſten Hundes, der gleichſam der Anführer der andern iſt, und, wegen ſeiner Folgſamkeit und Zuverläſſigkeit ſo außerordentlich geſchätzt wird, daß nicht ſelten vierzig Rubel für einen ſolchen ausgelernten Hund bezahlt werden. Der Fuhrmann hat einen hakigten Stock in der Hand, deſſen er ſich anſtatt einer Peitſche und der Zügel bedient. Wenn er ihn in den Schnee ſtößt, kann er den Lauf der Hunde mäßigen, oder ihn ganz aufhalten; und wenn ſie träge oder ungehorſam ſind, beſtraft er ſie damit, indem er nach ihnen wirft. In dieſem Fall haben die Führer eine bewundernswürdige Geſchicklichkeit den Stock wieder aufzuheben, worin auch die größte

Schwierigkeit ihrer Kunſt beſteht. Da indeſſen hauptſächlich hiervon ihre Sicherheit abhängt, ſo müſſen ſie ſich wohl Mühe geben, dieſe Vollkommenheit zu erreichen. Sie verſichern nämlich, daß die Hunde es unverzüglich merken, wenn der Führer den Stock verloren hat; und wofern alsdenn der vorderſte Hund nicht ganz vorzüglich ruhig und entſchloſſen iſt, gehen ſie durch, und ſtehen nicht eher ſtill, als bis ſie ganz erſchöpft ſind. Dies geſchieht aber nicht ſo geſchwind, und in der Zwiſchenzeit wird der Schlitten umgeworfen, und gegen die Bäume zerſchmettert, oder ſie ſtürzen mit demſelben in Abgründe hinunter, wo ſie von dem Schnee begraben werden. Was man uns von der Schnelligkeit dieſer Hunde und von ihrer Geduld bey Hunger und Ermüdung erzählte, wäre kaum glaublich, wenn es nicht auf den zuverläßigſten Zeugen beruhte. Wir ſelbſt waren Augenzeugen von der Geſchwindigkeit, womit der nach Bolſcherezk geſandte Bote nach dem Hafen St. Peter und Paul zurückkehrte, ungeachtet der Schnee damals ſchon ſehr weich geworden war. Der Befehlshaber von Kamtſchatka verſicherte mich, daß man dieſe Reiſe gewöhnlich in drittehalb Tagen zurücklege, und daß er einmal ſogar innerhalb drey und zwanzig Stunden einen Eilboten von dem letztgenannten Ort erhalten habe. Im Winter füttert man die Hunde mit dem Abfall von getrockneten und ſtinkenden Fiſchen. Wenn ſie aber laufen ſollen, ſo wird ihnen auch dieſe elende Koſt einen Tag vorher entzogen, und ſie bekommen nicht eher wieder die mindeſte Nahrung, als bis ſie an Ort und Stelle ſind. Es ſoll gar nicht ungewöhnlich ſeyn, daß ſie auf dieſe Art zwey ganze Tage lang faſten, und dabey einen Weg von hundert und zwanzig Meilen zurücklegen*. Uebrigens kommen ſie der Bildung nach dem Pommer oder Spitz am nächſten, außer, daß ſie viel gröſſer ſind. Die ganze Form dieſes Fuhrwerks und die Art es zu gebrauchen erſiehet der Leſer aus der beygefügten getreuen Abbildung.

---

*) So befremdend dies klingen mag, ſo erzählt doch Kraſchenninikof in ſeiner glaubwürdigen Geſchichte von

Da wir unſerer eigenen Geſchicklichkeit im Fahren nichts zutrauen durften, ſo hatte jeder von uns einen Mann der den Schlitten führte, welches denn bey dem jetzigen ſchlechten Wege eine ſehr mühſame Arbeit war. In den Thälern war der Schnee ſchon ſtark aufgethaut; wir mußten folglich an den Abhängen der Berge fahren, wo unſere Führer, die zu dem Ende Schneeſchuhe anhatten, mannigmal Meilenweit den Schlitten an der niedrigen Seite mit den Schultern unterſtützen mußten. Mein Begleiter war ein luſtiger, aufgeräumter Koſake, der aber in ſeinem Geſchäfte ſo ungeſchickt war, daß wir, zur groſſen Unterhaltung unſerer Mitreiſenden, faſt alle Minuten im Schnee lagen. Die ganze Reiſegeſellſchaft beſtand aus zehn Schlitten. Herr Capitain Gore fuhr in einem Schlitten der aus zweyen zuſammengefügt und reichlich mit Pelzen und Bärenfellen verſehen war, und von zehn Hunden, deren viere nebeneinander gingen, gezogen wurde. Vor die mit Gepäcke ſchwer beladenen Schlitten waren eben ſo viele Hunde geſpannt.

Wir waren ungefähr vier Engliſche Meilen weit gekommen, als es zu regnen anfing. Dieſe unerwartete

---

Kamtſchatka einige Beyſpiele, die noch erſtaunlicher ſind. „Oft, ſagt er, überfällt die Reiſenden ein ſchrecklicher Schneeſturm, bey deſſen Annäherung ſie mit der äußerſten Geſchwindigkeit in den nächſten Wald jagen, und daſelbſt das Ende des Sturms, der manchmal ſechs oder ſieben Tage lang anhält, abwarten müſſen. Die Hunde bleiben die ganze Zeit über ruhig und thun keinen Schaden, außer daß ſie zuweilen, wenn ſie der Hunger plagt, die Zügel und anderes Lederwerk an ihrem Geſchirr aufreſſen."
„**Anmerkung der Urſchrift**

Veränderung des Wetters und die Dunkelheit der Nacht ſetzte uns in große Verlegenheit, ſo daß wir zuletzt beſchloſſen, bis Tages Anbruch zu halten. Wir ankerten alſo im Schnee: (beſſer kann ich die Art, wie die Schlitten feſt gemacht wurden, nicht ausdrücken) hüllten uns in unſere Pelze und erwarteten geduldig den Morgen. Um drey Uhr aber wurden wir aufgerufen, unſern Weg fortzuſetzen weil unſere Führer beſorgten, das Thauwetter möchte uns verhindern, ſowohl zurück als vorwärts zu gehen. Nach vielem Ungemach, welches hauptſächlich von dem böſen Wege herrührte, kamen wir um zwey Uhr Nachmittags wohlbehalten in dem Oſtrog Natſchikin an, welches an einem kleinen Fluſſe gelegen iſt, der in einer geringen Entfernung unterhalb des Orts in den Belſchaia Fluß (reka) fällt. Der Weg von Karatſchin nach Natſchikin beträgt acht und dreyßig Werſte, oder fünf und zwanzig Engliſche Meilen. Dieſe würden wir, wenn der Froſt angehalten hätte, in vier Stunden zurückgelegt haben; der Schnee war aber jetzt ſo weich geworden, daß die Hunde bey jedem Schritt bis an den Bauch hineinſanken. Gleichwohl erlagen ſie, zu meinem Erſtaunen, den Beſchwerlichkeiten einer ſo mühſeligen Reiſe nicht.

Natſchikin iſt ein ſehr unbedeutendes Oſtrog, welches nur aus einem hölzernen Hauſe, der Wohnung des Tojons, aus fünf Balagans und einer Jurte beſteht. Man empfing uns hier mit eben der Feyerlichkeit und Gaſtfreyheit, wie in Karatſchin. Nachmittags gingen wir aus, um eine merkwürdige heiße Quelle zu beſuchen, die unweit des Dorfes quillt. Schon in einiger Entfernung ſahen wir Dämpfe, wie aus einem kochenden Keſſel, davon aufſteigen, und in der Nähe bemerkten wir einen ſtarken Schwefelgeruch. Die Hauptquelle hält drey Fuß im Durchmeſſer, und daneben giebt es rings herum eine Menge kleinere, welche eben ſo heiß ſind;

ja der ganze Plaß, der im Umfang einen Morgen Landes hielt, war ſo heiß, daß wir keine zwey Minuten auf Einem Flecke bleiben konnten. Das Waſſer dieſer Quellen ſammelt ſich in einen kleinen Bade-Teich, und bildet dann einen kleinen Bach, der hundert und funfzig Schritte weiter hin in den Fluß fällt. Das Bad ſoll in Reumatiſmen, geſchwollenen und contrakten Gliedern, und ſcorbutiſchen Geſchwüren große Heilkraft äußern. Im Badeplaß ſtieg das Thermometer auf 100° (nach Fahrenheits Abtheilung) oder zur Blutwärme. Im Sprudel ſelbſt hingegen, ſtand es, zwey Minuten nachdem wir es hineingetaucht hatten, einen Grad höher als kochender Weingeiſt. Das Thermometer in der freyen Luft ſtand zu gleicher Zeit auf 34°, im Fluß auf 40° und im Hauſe des Tojons auf 64°. Die Gegend, wo die Quellen herorkommen, iſt eine ſanfte Anhöhe, hinter welcher ſich ein grüner Berg von mittlerer Höhe erhebt. Es thut mir leid, daß ich nicht Botaniker genug war, um die Pflanzen die hier üppig aufſproßten, unterſuchen zu können; doch mußten wir wohl den häufigen und im vollen Wachsthum ſtehenden wilden Knoblauch bemerken.

Am folgenden Morgen ſchifften wir uns auf der Bolſchaia in Kanots ein, und hoften mit dem Strome Tages darauf das Ziel unſerer Reiſe zu erreichen, da Bolſcheretsk ungefähr achtzig Meilen von Natſchikin liegt. Im Sommer, wenn der Fluß von dem geſchmolzenen Gebirgsſchnee angeſchwollen iſt und reißend geht, ſoll ein Kanot bisweilen in einem Tage hinunterkommen können. Jeßt aber, da erſt vor drey Tagen das Eis losgegangen, und unſere Boote die erſten waren, welche die Fahrt hinabwärts wagten, gab man uns zu verſtehen, wir würden vermuthlich länger unterwegens bleiben; und dieſe Nachricht beſtätigte ſich nur all zu gut. Die Untieſen hielten uns verſchiedentlich auf, und obgleich der Strom an manchen Orten ſehr reiſſend war, fanden wir doch alle halbe Meile ſeichte Stellen, über welche wir die Kähne ziehen mußten. Das Land zu beyden Seiten war ſehr romantiſch aber ohne Abwechſelung*); der Fluß nahm ſeinen Lauf zwiſchen rauhen, öden Bergen, die dem Auge keine Veränderung der Ausſicht darboten, wenn man nicht etwa das rechnen will, daß ſich bisweilen ein Bär ſehen ließ, oder ein Zug wilder Vögel vorübereilte. Ich kann alſo von dieſem unintereſſanten Wege weiter nichts ſagen, als daß wir die zwey folgenden Nächte am Ufer unter unſerm Gezelte ſchliefen, und hier von der ſtrengen Witterung und dem noch übrigen Schnee viel Ungemach erlitten. Am 12ten befanden wir uns, bey anbrechendem Tage, da wir die Berge im Rücken gelaſſen hatten, in einer niedrigen mit Geſträuch bewachſenen Ebene. Um neun Uhr Vormittags erreichten wir Opatſchin, ein Oſtrog von der Größe wie Karatſchin, welches von Natſchikin funfzig Engliſche Meilen weit entlegen war. Hier fanden wir einen Ruſſiſchen Sergeanten und vier Soldaten, die bereits zwey Tage auf uns warteten, und nunmehr unverzüglich ein leichtes Boot mit der Nachricht, daß wir nahe wären, nach Bolſcheretsk abfertigten. Von nun an waren wir in den Feſſeln des Ceremoniels. Wir fanden einen mit Pelzen und Fellen prächtig verſehenen Kahn für uns in Bereitſchaft liegen, worin alles ſehr bequem war; nur mußten wir die Geſellſchaft unſerer bisherigen Reiſegefährten entbehren. Wir trennten uns ungern von unſerm Freunde Port, der aber mit jedem Tage je näher wir dem Ziel unſerer Reiſe kamen, ſchüchterner und zurückhaltender geworden war. Er hatte uns ſogar vor unſerer Abreiſe ſelbſt geſagt, daß er keinen Anſpruch auf die Achtung machen dürfe, womit wir ihm begegneten; allein wir hatten darauf beſtanden, daß ein ſo beſcheidener, artiger Mann während der ganzen Reiſe mit uns leben ſollte. Der Weg, den wir nun noch zurück zu legen hatten, koſtete uns nur wenige Zeit und Mühe, denn der Fluß ward hier reißender, und die Untiefen verminderten ſich, je weiter wir hinunter kamen.

---

*) Manchem möchte dies widerſprechend ſcheinen. G. F.

Zu unſerm groſſen Mißvergnügen bemerkten wir, indem wir uns der Hauptſtadt näherten, an dem Gewirre und der Unruhe der dort befindlichen Leute, daß wir feyerlich empfangen werden ſollten. Seit geraumer Zeit waren anſtändige Kleider eine Seltenheit unter uns geweſen, und unſere Reiſekleider waren ein ſehr drolliges Gemiſch von Europäiſcher, Kamtſchadaliſcher und Indianiſcher Tracht. In dieſem Aufzuge durch die Hauptſtadt von Kamtſchatka gleichſam zur Schau geführt zu werden, ſchien uns gar zu lächerlich. Da wir nun am Ufer des Fluſſes eine Menge Menſchen verſammelt ſahen, und hörten, daß auch der Befehlshaber ſich daſelbſt einfinden würde um uns zu empfangen, hielten wir in einem Soldatenhauſe, etwa eine Engliſche Viertelmeile vor der Stadt an, und ſchickten Port an Seine Excellenz, um uns empfehlen und ihm ſagen zu laſſen, wir würden, ſobald wir unſre Reiſekleider abgelegt hätten, ihm in ſeinem Hauſe aufwarten, und lieſſen recht ſehr bitten, daß er ſich nicht an den Fluß herunter bemühen möchte. Er beſtand aber darauf, uns dieſe Ehre zu erweiſen; folglich blieb uns nichts übrig, als weiter keine Zeit mit dem Umkleiden zu verlieren, und ihm entgegen zu eilen. Meine Begleiter benahmen ſich bey den erſten Complimenten ſehr links, und ich, wie mir mein Gefühl ſagte, um nichts beſſer; denn Verbeugungen und Scharrfüße waren Artigkeiten, die wir ſeit drittehalb Jahren gar nicht geübt hatten. Der Befehlshaber empfing uns auf die einnehmendſte Art; deſto mehr beklagte ich, daß er das Franzöſiſche faſt ganz vergeſſen hatte, ſo daß nur

Herr Weber das Vergnügen genoß, mit ihm ſprechen zu können.

Die Geſellſchaft des Befehlshaber von Kamtſchatka, Herrn Majors Behm, beſtand aus Herrn Hauptmann Schmalef, der nach ihm der nächſte im Commando war, und allen Kaufleuten des Orts. Sie führten uns nach dem Hauſe des Befehlshabers, wo uns ſeine Gemahlin mit der größten Artigkeit empfing, und uns Thee und andere Erfriſchungen vorſetzte. Gleich nach den erſten Höflichkeitsbezeugungen mußte Herr Weber dem Major die Abſicht unſerer Reiſe, unſern Mangel an Schiffsmunitionen, Mehl und friſchen Lebensmitteln eröfnen, und ihn zugleich verſichern, wir kennten die Gegend um Awatſcha-Bay ſchon hinlänglich, um von dort her keinen großen Beyſtand zu erwarten. Auch ſey es augenſcheinlich, zumal nach dem was wir ſelbſt auf der Herreiſe ausgeſtanden hätten, daß bey gegenwärtiger Jahrszeit unmöglich ſchwere Transporte queer über die Halbinſel zu bringen wären, und ehe die Wege beſſer werden könnten, würden wir uns genöthigt ſehen, unſere Schiffahrt weiter fortzuſetzen. Hier unterbrach uns der Befehlshaber, mit der Bemerkung, daß wir ja noch nicht wüßten, was ſie leiſten könnten; wenigſtens ſey es nicht ſeine Sache, an die Hinderniſſe zu denken, die er würde überwinden müſſen, um unſern Bedürfniſſen abzuhelfen, ſondern lediglich ſich zu erkundigen, was wir brauchten, und wie viel Zeit wir ihm längſtens zugeſtehen könnten, um es uns zu verſchaffen. Wir dankten ihm auf das verbindlichſte für ſeine Bereitwilligkeit, und überreichten ihm ein Verzeichniß von Schiffsbedürfniſſen, von der Anzahl Ochſen, und der Quantität Mehl, die wir einzukaufen bevollmächtigt wären, und ſagten ihm, daß die Schiffe ungefähr den fünften Junius abreiſen würden.

Hierauf lenkte ſich die Unterredung auf andere Gegenſtände. Man wird wohl leicht vermuthen, daß wir uns hauptſächlich nach unſerm Vaterlande erkundigten, von dem wir jetzt drey Jahre lang abweſend waren. Wir hatten auch ſicher darauf gerechnet, daß wir von Herrn Major **Behm** intereſſante Nachrichten erhalten würden, und wurden daher unbeſchreiblich traurig, als wir uns getäuſcht fanden, indem er uns nichts von dem allen ſagen konnte, was ſeit unſrer Abreiſe vorgefallen war.

In der Vorausſetzung, daß wir von der Reiſe ermüdet wären und uns nach Ruhe ſehnten, bat der Befehlshaber gegen ſieben Uhr um Erlaubniß, uns nach unſerer Wohnung führen zu dürfen. Umſonſt verbaten wir uns dieſe Höflichkeit, worauf wir nur als Fremde einigen Anſpruch hatten; allein gerade dieſer Name war es, der nach den Grundſätzen des edlen Livländers alles andere überwog. Unterweges kamen wir an zwey Wachthäuſern vorbey, wo die Soldaten, dem Capitain **Gore** zu Ehren, unter dem Gewehr ſtanden. Hierauf traten wir in ein ſauberes, anſtändiges Haus, welches uns Herr Major **Behm** als unſere Wohnung während unſeres Aufenthalts anwies. Vor der Thüre ſtanden zwey Schildwachen, und in einem angränzenden Hauſe war eine Sergeantenwache poſtirt. Nachdem uns der Major in unſere Zimmer begleitet hatte, nahm er Abſchied und verſprach, uns den andern Morgen zu beſuchen. Erſt jetzt konnten wir mit Muße alle die Bequemlichkeiten wahrnehmen, die er uns verſchaft hatte. Zu unſrer Bedienung war ein Soldat, den man einen **Putproſperſchack** *) nennt, und deſſen Rang zwiſchen Sergeant und Korporal ſteht, nebſt unſerm Reiſegefährten **Port**

---

*) So ſchreibt der Engländer das Wort. Vielleicht ſoll es **Podprapporſchtſchik** heißen; in dem Falle ſchiene der Rang nicht ganz richtig angegeben. G. F.

beſtimmt; und außer ihnen waren noch eine Ausgeberin und eine Köchin im Hauſe, welche Befehl hatten, nach Ports Anweiſung uns ein Abendeſſen auf unſere Art zu bereiten. Noch denſelben Abend ſchickten verſchiedene von den vornehmſten Einwohnern der Stadt ſehr höflich zu uns, und ließen uns ſagen, ſie wollten uns jetzt mit ihrem Beſuch nicht von der Ruhe abhalten, ſondern uns den nächſten Morgen aufwarten. Dieſe Höflichkeiten und die immerwährende Aufmerkſamkeit, die man uns bezeigte, machten einen ſehr merklichen und für die Einwohner vortheilhaften Kontraſt mit dem öden unbebauten Lande. Um das Maas voll zu machen, kam auch der Sergeant, und brachte dem Herrn Capitain Gore den Rapport von ſeiner Wache.

Früh am folgenden Morgen erhielten wir Beſuch von dem Befehlshaber, von Capitain Schmalef, und bald nachher von den angeſehenſten Einwohnern der Stadt. Die beyden erſtern hatten, nachdem wir zu Bette gegangen waren, Port zu ſich rufen laſſen, um von ihm zu erfahren, was für Bedürfniſſe uns auf den Schiffen am meiſten mangelten. Jetzt beſtanden ſie darauf, den kleinen noch übrigen Mundvorrath zwiſchen uns und der unter ihren Befehlen ſtehenden Beſatzung zu theilen, und beklagten nur, daß wir zu einer Jahrszeit angekommen wären, wo alle ihre Vorräthe gewöhnlich erſchöpft zu ſeyn pflegten, indem die Schaluppen von Ochotsk ihnen noch nicht die jährlichen Bedürfniſſe zugeführt hätten.

Wir beſchloſſen, die Freygebigkeit dieſer gaſtfreyen, edlen Männer mit der beſtmöglichen Art, doch unter der Bedingung anzunehmen, daß man uns den Preis der Sachen, welche wir erhalten würden, angeben möchte, und dann ſollte Capitain Clerke hinlängliche Wechſel auf das Seecommiſſariat in London ausſtellen. Dies ſchlug aber der Major ſchlechterdings ab, und ſo oft wir in der

Folge wieder darauf antrugen, unterbrach er uns mit der Verſicherung, er könne ſeiner Monarchin ſicherlich nicht beſſer dienen, als wenn er ihren guten Freunden und Bundesgenoſſen, den Engländern, allen möglichen Beiſtand leiſte; die große Kayſerin werde ſich freuen, wenn ſie erfahre, daß ihre Staaten in einer entfernten Weltgegend Schiffen von unſerer Nation, zumal bey einer ſo wichtigen und gemeinnützigen Unternehmung, wie die unſrige, Erleichterung verſchaft, und Beiſtand geleiſtet hätten; er könne daher dem Charakter ſeiner Kayſerin nicht ſo ſehr zuwiderhandeln und Wechſel von uns annehmen. Um uns indeß zufrieden zu ſtellen, wolle er einen bloßen Empfangſchein über ſeine Lieferung von uns nehmen, und denſelben als einen Beweis, daß er ſeine Pflicht gethan habe, ſeinem Hofe einſenden. Die beyden Höfe möchten dann die Sache unter ſich ausmachen.

Sobald er dieſes Geſchäft in Richtigkeit gebracht hatte, befragte er uns um unſere Privatbedürfniſſe, und ſetzte hinzu, er würde es als eine Beleidigung anſehen, wofern wir mit Kaufleuten handelten, oder uns an irgend jemanden als an ihn ſelbſt wendeten. Wir konnten ihm dieſen ſo außerordentlichen Edelmuth mit wenig mehr als mit Dank und Bewunderung erwiedern. Capitain Clerke hatte mir zum Glück einen Band Kupferſtiche und Karten zu Capitain Cooks voriger Reiſe in der Abſicht mitgegeben, daß ich ihn dem Befehlshaber in ſeinem Namen überreichen möchte. Der Eifer, womit dieſer für alle neue Entdeckungen eingenommen war, machte ihm dieſes geringe Geſchenk ſo willkommen, daß wir deutlich ſahen, man hätte nichts ausſuchen können, was ihm angenehmer geweſen wäre. Capitain Clerke hatte es mir ferner überlaſſen, nach eigenem Gutbefinden, dem Befehlshaber eine Karte von den Entdeckungen unſerer neuen Reiſe zu zeigen. Augenſcheinlich mußte einem Mann von ſeinem Charakter und in ſeiner Lage dieſe Mittheilung einen hohen Grad von Vergnügen gewähren, ungeachtet er ſich aus ſeinem Gefühl keine andere als die allgemeinſten Fragen über dieſen Gegenſtand erlaubt hatte; ich trug alſo nicht länger Bedenken, ihm dieſes Zutrauen zu beweiſen, welches durch ſein ganzes Betragen gerechtfertigt ward. Zu meinem innigen Vergnügen fühlte der würdige Mann dieſe Behandlungsart, wie ich es erwartet hatte. Und wie erſtaunte er nicht, als er auf Einen Blick jene Küſten von Aſien und Amerika in ihrem ganzen Zuſammenhange ſah, von denen ſeine Landsleute in ſo vielen Jahren ſich nur eine eingeſchränkte und unvollkommene Kenntniß erworben hatten *)!

Außer dieſem Beweiſe von Zutrauen und den vorhinerwähnten Kupferſtichen, konnten wir ihm ſchlechterdings nichts anbieten, was des Annehmens werth geweſen wäre; denn es verdient kaum erwähnt zu werden, daß ich ſeinem kleinen Sohn meine ſilberne Uhr aufdrang, und ſeiner kleinen Tochter mit zwey Paar Ohrringen von Franzöſiſcher Paſte eine Freude machte. Außer dieſen Kleinigkeiten hinterließ ich Herrn Capitain **Schmalef** mein Reiſethermometer, womit er ein Jahr lang über

---

*) Bey dieſer Veranlaſſung legte uns Herr Major **Behm** alle ſeine Karten zur Durchſicht vor. Die von der Halbinſel der Tſchukriſchen waren nach Pleniſchners Angaben zwiſchen 1760 und 1770 entworfen worden. Herr Coxe ſagt, man habe die Pleniſchneriſchen Charten bey der Verfertigung der allgemeinen Karte des Ruſſiſchen Reichs, welche die Akademie im Jahr 1776 herausgab, benutzt; um ſoviel nöthiger iſt hier die Erinnerung, daß wir jene Angaben äußerſt irrig befunden haben, und daß folglich auch die Verfaſſer der Ruſſiſchen Generalcharte auf Pleniſchners Autorität verſchiedene Fehler aufgenommen haben. Die Karten des Befehlshabers, auf denen die Inſeln an der Amerikaniſchen Küſte verzeichnet waren, enthielten für uns nichts neues, und waren bey weitem nicht ſo richtig als die, welche wir in Unalaſchka geſehen hatten. **Anmerkung der Urſchrift.**

die Luſttemperatur genaue Beobachtungen anzuſtellen, und ſie ſeinem Bekannten, dem Hern (Etatsrath) Müller zuzuſtellen verſprach.

Wir ſpeiſten bey dem Befehlshaber zu Mittag, und man ſetzte uns nächſt mehreren nach unſerer Art zubereiteten Schüſſeln auch eine Menge Ruſſiſcher und Kamtſchadaliſcher Gerichte vor, um unſere Neugierde in jeder Rückſicht zu befriedigen. Nachmittags gingen wir aus, um die Stadt und die umliegende Gegend zu beſehen. Bolſcheretsk liegt in einer niedrigen ſumpfigen Ebene, welche ſich bis an den Meerbuſen von Ochotsk erſtreckt, ungefähr vierzig Engliſche Meilen lang, und von beträchtlicher Breite iſt, und zwar am nördlichen Ufer des Bolſchaia-reka (oder des großen Fluſſes) zwiſchen den Mündungen der Flüſſe Gottſofka und Biſtraia, welche hier in den eben erwähnten Strom fallen, und eine Halbinſel bilden, die der gegenwärtige Befehlshaber durch einen Kanal gänzlich vom feſten Lande abgeſchnitten hat. Auf dieſe Art iſt der Ort nicht nur feſter, ſondern auch mehr als jemals gegen Ueberſchwemmungen geſichert worden. Unterhalb der Stadt iſt der Fluß ſechs bis acht Schuh tief, und ungefähr eine Engliſche Viertelmeile breit; zwey und zwanzig Meilen weiter fällt er in den Ochotskiſchen Meerbuſen, wo, Kraſchenninikofs Bericht zufolge, Schiffe von anſehnlicher Größe hineinſegeln können. In Kamtſchatka baut man gar keine Art von Getraide; und des Majors Garten, war, wie er mich ſelbſt verſicherte, der einzige, den man bisher angelegt hatte. Noch lag der Schnee faſt überall; wo er weggeſchmolzen war, ſah ich das Erdreich überall mit kleinen Hügeln von ſchwarzem Torfmoor bedeckt. Ferner ſahe ich hier gegen dreyßig Kühe, und der Major hatte ſechs ſtarke Pferde. Dieſe nebſt den Hunden ſind hier zu Lande die einzigen Hausthiere; denn da man, wegen der gegenwärtigen Landesbeſchaffenheit, nothwendig viele

Hunde halten muß, ſo verbietet es ſich von ſelbſt, daß man Vieh zuziehen ſollte, welches dieſen keinen Widerſtand leiſten kann. Die Hunde werden nämlich den Sommer hindurch frey gelaſſen, und müſſen ſich ſelbſt ihren Unterhalt ſuchen; dadurch werden ſie aber bisweilen ſo hungrig, daß ſie ſogar die Stiere anfallen.

Die Häuſer in Belſcheretsk ſind durchgängig von einerley Bauart, aus Balken gezimmert, und mit Stroh gedeckt. Des Befehlshabers Wohnung iſt die geräumigſte und enthält drey große mit Papiertapeten ſauber ausgeſchlagene Zimmer, die übrigens ganz artig ſind, ausgenommen, daß die Fenſterſcheiben von Marienglas ihnen ein ärmliches und etwas unangenehmes Anſehen geben. Die Stadt enthält mehrere Reihen niedriger Gebäude, deren jedes aus fünf oder ſechs Wohnungen beſteht, welche vermittelſt eines langen Durchgangs zuſammen verbunden ſind, ſo daß Küche und Vorrathskammer auf einer, und die Wohnzimmer auf der andern Seite deſſelben liegen. Außerdem ſieht man Barracken für die Ruſſiſchen Soldaten und Koſaken; eine wohlgebaute Kirche, eine Gerichtsſtube, und zuletzt, am Ende der Stadt, eine Menge Balagans, welche den Kamtſchadalen gehören. Die ganze Volksmenge beläuft ſich auf fünf bis ſechs hundert Perſonen, von denen wir die Vornehmſten, beyderley Geſchlechts, bey einem Feſte ſahen, welches der Major dieſen Abend gab.

Den andern Morgen wendeten wir uns heimlich an den Kaufmann Fedoſitſch, um etwas Toback für die Matroſen zu kaufen, die nunmehr beynahe ein Jahr lang ohne dieſen Lieblingsgenuß hatten zubringen müſſen. Aber dieſe, wie alle andere Unterhandlungen von der Art, gelangten ſogleich vor den Major, und bald nachher wunderten wir uns nicht wenig, als wir in unſerm Hauſe vier Ballen Toback, jeden zu mehr als hundert Pfund, antrafen, die er uns bat, in ſeinem und der ganzen Beſatzung Namen, unſerer Mannſchaft zum Geſchenk zu bringen. Zu gleicher Zeit ſchickte man uns zwanzig Hüte feinen Zucker, und eben ſo viele Pfund Thee, woran wir, wie man bereits wußte, gleichfalls Mangel litten, als ein Geſchenk für die Officiere. Madame Behm fügte noch ein Geſchenk für den Capitain Clerke insbeſondere hinzu, welches in einem Vorrath von friſcher Butter, Honig, Feigen, Reis und anderen Bedürfniſſen dieſer Art beſtand, den ſie mit vielen gütigen Wünſchen begleitete, daß er bey dem mißlichen Zuſtande ſeiner Geſundheit einige Erquickung dadurch bekommen möchte. Umſonſt widerſetzten wir uns dieſer verſchwenderiſchen Güte, die ich im ganzen Ernſt zu mäßigen wünſchte, weil ich überzeugt war, daß man nicht bloß einen Theil, ſondern beynahe den ganzen Vorrath der Beſatzung aufopferte. Der Major blieb aber bey ſolchen Gelegenheiten feſt bey ſeiner Antwort, daß wir viel gelitten hätten, und folglich auch viel bedürften. Die Zeit die wir auf dieſer Reiſe zugebracht hatten, ohne einen bekannten Hafen zu berühren, kam in der That jedermann hier ſo unglaublich vor, daß man ſich nur durch das übereinſtimmende Zeugniß unſerer Karten, und anderer Umſtände davon überzeugen ließ. Dahin gehörte auch ein ſeltſames Faktum, welches uns Herr Major Behm dieſen Morgen erzählte, und worüber er ohne unſere Ankunft keinen Aufſchluß bekommen hätte.

Bekanntlich ſind die Tſchuktſchen das einzige Volk im Norden von Aſien, welches ſeine Unabhängigkeit behauptet, und alle Verſuche der Ruſſen, es zu bezwingen, vereitelt hat. Im Jahr 1750 wurden ſie zum letztenmal angegriffen, allein nach abwechſelndem Glück endigte ſich der Feldzug damit, daß die Ruſſen, als ſie ihren Anführer verloren hatten, ſich zurückziehen mußten. Hierauf verlegten die Ruſſen ihre Gränzfeſtung vom Anadir an den Ingiga-Fluß, der ſich in den nördlichſten Theil des Ochotskiſchen Meerbuſen ergießt, und einem Buſen, der vom Penſchinskiſchen weſtwärts liegt, ſeinen Namen giebt. Von dieſer Feſtung her, hatte Herr Major Behm am Tage unſerer Ankunft zu Bolſcheretsk die Nachricht erhalten, daß ein Stamm oder ein Haufe der Tſchuktſchen dort angekommen ſey, der Friedensvorſchläge gethan, und ſich freywillig zu ſeinem Tribut erboten habe. Man habe ſich erkundigt, woher dieſe unerwartete Veränderung ihrer Geſinnungen entſtanden ſeyn könnte. Die Tſchuktſchen hätten hierauf erzählt, gegen das Ende des vorigen Sommers wären zwey ſehr große Ruſſiſche Boote bey ihnen geweſen, deren Mannſchaft ihnen liebreich begegnet ſey, und ein Friedens- und Freundſchaftsbündniß mit ihnen errichtet habe. Auf dieſe freundſchaftlichen Aeußerungen, kämen ſie jetzt in das Ruſſiſche Fort, um zur Zufriedenheit beyder Nationen den Frieden gänzlich zu ſchließen. Dieſe ſeltſame Begebenheit erregte, ſowohl zu Ingiginsk als zu Bolſcheretsk, vieles Nachdenken, und wäre allen ein Räthſel geblieben, wenn wir ihnen nicht den Schlüſſel dazu verſchaft hätten. Für uns war es ſchmeichelhaft, daß wir den Ruſſen, wenn gleich zufälligerweiſe, den rechten Weg, Tribut zu erheben und Bündniſſe zu ſchließen, gezeigt hatten, und daß wir hoffen konnten, das gute Verſtändniß, welches dieſer Vorfall veranlaßt hat, werde künftig ein tapferes Volk vor den Einfällen ſeiner mächtigen Nachbaren beſchützen.

Wir ſpeißten dieſen Mittag bey Capitain Schmalef. Um unſern Zeitvertreib abzuwechſeln, unterhielt er uns mit Ruſſiſchen und Kamtſchadaliſchen Tänzen. Von dieſem rohen und ungebildeten Tanze kann keine Beſchreibung einen richtigen Begrif geben. Die Figuren des Ruſſiſchen Tanzes ſind denen in unſrer Engliſchen hornpipe ſehr ähnlich, und werden von einer, oder auch vier Perſonen zugleich getanzt. Die Schritte ſind kurz

und

und ſchnell; man hebt dabey die Füße kaum vom Boden auf, und ſetzt die Arme unbeweglich in die Seite. Der Körper bleibt immer in einer geraden Stellung unbeweglich, außer wenn die Tänzer einander vorbey tanzen, wo ſie die Hand mit einer ſchnellen ungeſchickten Bewegung aufheben. Der Ruſſiſche Tanz war alſo ohne Ausdruck und lächerlich; bey dem Kamtſchadaliſchen hingegen lag noch obendrein die abgeſchmackteſte Idee zum Grunde, die je in eines Menſchen Kopf gekommen iſt. Er ſoll nämlich eine Darſtellung der tölpiſchen, ſchwerfälligen Bewegungen des Bären ſeyn, den das hieſige Volk ſo oft Gelegenheit hat in mancherley Lagen zu beobachten. Man erwartet wohl ſchwerlich, daß ich nun wirklich die poſſierlichen Stellungen alle genau beſchreiben ſoll; ich will alſo nur anmerken, daß der Körper dabey immer gebückt und die Knie gebogen ſind, indeß die Arme alle Künſte und Stellungen des Thieres nachahmen.

Unſere Reiſe nach Bolſcheretsk hatte nicht nur mehr Zeit gekoſtet, als wir anfänglich erwartet hatten, ſondern man ſagte uns auch, daß die Rückreiſe noch beſchwerlicher und langſamer von Statten gehen würde. Dieſer Nachricht gemäß, mußten wir dem Befehlshaber noch dieſen Abend unſern Entſchluß, am folgenden Tage zurückzureiſen, eröfnen. Es war uns äußerſt ſchmerzlich, an die Trennung von unſern neuen Freunden zu denken; deſto angenehmer überraſchte uns aber der Major mit dem Verſprechen: falls wir noch einen Tag verweilten, wolle er uns begleiten; ſeine Berichte habe er bereits geſchloſſen, und den Befehl über Kamtſchatka ſeinem Nachfolger, dem Hrn. Hauptmann Schmalef, übergeben. Alles ſey zu ſeiner Abreiſe nach Ochotsk, wohin er in einigen Tagen abgehen würde, vorbereitet; allein dieſe Reiſe könne er noch ein wenig verzögern, um das Vergnügen zu haben, mit uns nach St. Peter und Paul zurückzukehren, und ſelbſt Zeuge zu ſeyn, daß man alles was man nur könne, für uns thue.

Am 15ten früh erhielt ich ein Gegengeſchenk für die Kleinigkeiten, welche die Kinder des Herrn Majors **Behm** von mir angenommen hatten. Der kleine Knabe gab mir eine prächtige kamtſchadaliſche Kleidung, die ich an ihrem Orte beſchreiben werde. Es war ein Anzug, wie ihn die vornehmſten **Tojons** hier zu Lande bey großen Feyerlichkeiten tragen, und **Fedoſitſch** ſagte mir nachmals, daß er nicht unter hundert und zwanzig Rubeln gekauft ſeyn könnte. Die Tochter des Befehlshabers beſchenkte mich zu gleicher Zeit mit einem ſchönen Zobelmuff.

Wir ſpeiſten nochmals bey dem Befehlshaber zu Mittag, und um uns die Sitten der Einwohner und die Landesgebräuche, ſo viel es die Zeit geſtattete, bekannt zu machen, hatte er alle Einwohner von einigem Anſehen auf den Abend zu ſich geladen. Die Frauenzimmer kamen in prächtiger Kamtſchadaliſcher Kleidung. Capitain **Schmalefs** Gemalin und die Frauen der andern Officiere trugen eine niedliche halbſibiriſche, halbeuropäiſche Kleidung, und Madame **Behm** hatte, um den Contraſt noch vollſtändiger zu machen, einen Theil ihres Gepäckes eröfnet, und ein reiches Europaiſches Kleid angezogen. Ich erſtaunte ſowohl über die Koſtbarkeit und Mannigfaltigkeit der Seidenzeuge aus welchen die Kleider der Damen beſtanden, als über ihre ungewöhnliche Form. Die ganze Scene, mitten in dem unfreundlichſten, wildeſten Erdwinkel ſchien einem Zauberwerke gleich. Auch bey dieſem Gaſtmale wechſelten wieder Geſang und Tanz mit einander ab.

Da die Reiſe auf den folgenden Morgen feſtgeſetzt war, gingen wir frühzeitig nach Hauſe. Das erſte, was uns hier in die Augen fiel, waren drey Reiſekleider nach Landesart, welche der Major für uns beſorgt hatte. Bald nachher fand er ſich ſelbſt bey uns ein, um darauf zu ſehen, daß unſere Sachen gehörig gepackt und in Acht genommen würden. Seine anſehnliche Geſchenke, nebſt demjenigen, was Herr Hauptmann Schmalef und verſchiedene andere Perſonen aus Freundſchaft hinzugefügt hatten, machten mit dem reichlichen Mundvorrath für unſere Reiſe ein anſehnliches Gepäck aus.

Wie am Morgen alles frühzeitig zur Abreiſe in Bereitſchaft war, lud man uns ein, auf dem Wege nach den Booten, nochmals einen Beſuch bey Madame Behm abzulegen und von ihr Abſchied zu nehmen. Unſere Herzen waren, für die hier genoſſene gütige, liebreiche und edelmüthige Aufnahme, ſchon mit dem wärmſten Dankgefühl erfüllt; allein wie ſehr wurden dieſe Empfindungen durch den rührenden Anblick erhöht, der unſer vor der Thüre wartete. Auf einer Seite ſtanden alle Soldaten und Koſaken der Beſatzung aufgezogen, und ihnen gegenüber alle männliche Einwohner der Stadt in ihren beſten Kleidungen. Indem wir aus dem Hauſe traten, hoben alle einen melancholiſchen Geſang an, der, wie uns der Major erzählte, hier zu Lande beym Abſchied von Freunden gewöhnlich geſungen wird. Unter Vortreten der Tambours und der Muſik der Beſatzung, gingen wir nun durch die Reihen nach des Befehlshabers Hauſe, wo ſeine Gemahlin und die andern Damen, in langen ſeidenen mit koſtbarem und verſchiedenem Pelzwerk gefütterten Mänteln uns in einem prächtigen Aufzug empfingen. Nachdem wir einige Erfriſchungen, die ſchon bereit ſtanden, genoſſen hatten, gingen wir in Begleitung der Damen, die nunmehr mit den übrigen Einwohnern in den Geſang einſtimmten, an das Ufer. Hier nahmen wir von Madame Behm Abſchied, verſicherten ſie, daß uns die Gaſtfreundſchaft von Bolſcheretsk ſtets in heiligem Andenken bleiben werde, und waren ſo innig gerührt, daß wir mit möglichſter Eile das Boot zu erreichen ſuchten. Als wir vom Ufer abſtießen, erhielten wir zum Abſchied von der ganzen Geſellſchaft, einen dreymaligen Zuruf, den wir aus dem Boot erwiederten, und indem wir um eine Ecke gingen, welche uns den Anblick unſerer freundſchaftlichen Wirthinnen raubte, riefen ſie uns ihr letztes Lebewohl zu.

Der Strom war bey unſerer Rückfahrt ſo außerordentlich reiſſend, daß wir, ungeachtet der äußerſten Anſtrengung unſerer Kamtſchadalen und Koſaken, das erſte Dorf, Opatſchin, erſt am 17ten Abends erreichten, und folglich ungefähr zwanzig Engliſche Meilen den Tag zurückgelegt hatten. Am 19ten trafen wir zu Natſchikin ein, und am 20ſten fuhren wir über die Ebene nach Karatſchin, wo wir den Weg um vieles beſſer als das vorige mal fanden, weil es in der Nacht vom 19ten ſcharf gefroren hatte. Den 21ſten ſchifften wir die Awatſcha hinunter, und kamen, noch eh es finſter ward, über die Untiefen an ihrer Mündung in die Bay. Während unſerer ganzen Reiſe freuten wir uns herzlich über die Gutwilligkeit der Tojons und ihrer Kamtſchadalen, die uns in den Oſtrogs Beyſtand leiſteten. Wir bemerkten auf ihren Geſichtern funkelnde Freude über den Anblick ihres Befehlshabers, und den lebhafteſten Ausdruck von Betrübniß, ſobald ſie hörten, daß er ſie ſobald verlaſſen würde.

Wir hatten bereits von Bolſcheretsk einen Boten an Herrn Capitain Clerke abgefertigt, um ihm von unſerer Aufnahme Bericht abzuſtatten, und zugleich ſowohl des Majors Vorhaben uns zu begleiten, als auch den Tag unſerer vermuthlichen Ankunft anzuzeigen. Es freute uns daher, daß uns, indem wir dem Hafen näher kamen, alle Boote beyder Schiffe entgegen ruderten. Unſere Leute waren reinlich, und die Officire ſo gut gekleidet, als die Dürftigkeit unſerer Garderobe es erlaubte. Der Major erſtaunte, daß unſer Schiffvolk ſo ſtark und geſund war, und noch mehr darüber, daß die meiſten, ob es gleich eben damals ſchneyete, weiter nichts anhatten, als ihr Hemde und ihre Schifferhoſen. Er hatte die Abſicht geäußert, noch ehe er ans Land ginge, die Schiffe zu beſuchen; ich bat mir alſo, ſobald wir vor der Stadt angekommen waren, ſeine Befehle aus. Allein er erinnerte ſich deſſen, was wir ihm von den ſehr gefährlichen Geſundheitsumſtänden des Herrn Capitain Clerke erzählt hatten, und beſorgte, das es etwas unvorſichtig ſeyn würde, ihn ſo ſpät (um neun Uhr Abends) zu ſtören. Ich begleitete ihn alſo nach der Wohnung des Sergeanten, beurlaubte mich hierauf bey ihm, und ging an Bord um dem Capitain Clerke von der Beſorgung ſeines Auftrags Bericht abzuſtatten. Mit der äußerſten Betrübniß ward ich gewahr, daß dieſer vortrefliche Officier, in den acht Tagen unſerer Abweſenheit, merklich ſchwächer geworden war, da wir im Gegentheil uns mit der Hofnung geſchmeichelt hatten, daß die Ruhe im Hafen, und ſeine Nahrung, welche nunmehr aus Milch und friſchen Pflanzenſpeiſen beſtand, ihm zuträglich ſeyn würden.

Sobald dieſes Geſchäft abgethan war, kehrte ich zu dem Major zurück, und führte ihn am folgenden Morgen am Bord des Schiffs. Bey ſeiner Ankunft begrüßten wir ihn mit einer Salve von dreyzehn Kanonen, und empfingen ihn mit allen übrigen Ehrenbezeugungen, die wir ihm nur erweiſen konnten. Sein Gefolge beſtand aus dem Befehlshaber einer Ruſſiſchen Galliote, dem Schiffer eines im Hafen liegenden Fahrzeugs, zwey Kaufleuten aus Bolſcheretsk, und dem Geiſtlichen des benachbarten Dorfs Paratunka, für den er die vorzüglichſte Achtung zu hegen ſchien, und deſſen ungemein verbindliches Betragen gegen den Capitain Clerke ich in der Folge erwähnen werde.

Nachdem der Major beyde Schiffe beſucht und beſehen hatte, ſpeiſte er am Bord der Reſolution. Nachmittags zeigten wir ihm die Seltenheiten welche wir auf unſerer Reiſe geſammelt hatten, und Capitain Clerke beſchenkte ihn mit einer vollſtändigen Sammlung aus allen von uns beſuchten Ländern. Indem ich aber dieſer Aeußerungen unſerer Dankbarkeit erwähne, darf ich um ſo weniger ein Beyſpiel von der Großmuth und Erkenntlichkeit unſerer Matroſen übergehen. Als ſie erfuhren, welch ein anſehnliches Geſchenk an Taback ſie von dem Major erhalten hätten, verlangten ſie aus eignem Antriebe, daß man ihnen ihren Grog vorenthalten, und ihre Portion Branntwein der Beſatzung von Bolſcheretsk in ihrem Namen geben möchte, weil ſie wüßten, daß dieſes Getränk hier zu Lande eine willkommene Seltenheit wäre, da ihnen die Soldaten am Lande ſchon viel Rubel für eine Flaſche geboten hätten. Da wir am beſten wiſſen konnten, wie ſehr es die Matroſen empfanden, wenn ſie ihre gewöhnliche Portion Grog*) nicht bekamen, mußten wir dieſe Aufopferung deſſelben und ihre Selbſtverleugnung um ſo viel mehr bewundern, da ihr Anerbieten ſie deſſen auf der uns bevorſtehenden Fahrt nach dem rauheſten Norden beraubte. Damit ſie indeß unter ihrer Erkenntlichkeit nicht leiden möchten, fügten Capitain Clerke und die übrigen Officiere, zu dem Wenigen was der Major ſich bereden ließ anzunehmen, eine gleiche Quantität Rum hinzu, welche nebſt ein Paar Dutzend Fläſchchen Capwein, und einigen andern eben ſo geringfügigen Geſchenken auf die verbindlichſte Art angenommen ward. Den folgenden Morgen ließ man den Taback unter die Mannſchaft beyder Schiffe austheilen. Ein jeder, welcher Taback kaute oder rauchte erhielt drey, und die übrigen jeder ein Pfund.

---

*) Ich habe ſchon mehrmahls erinnert, daß Grog Branntwein, mit Waſſer vermiſcht iſt. G. F.

Herr Major Behm, der den Oberbefehl über Kamtſchatka bereits abgegeben hatte, und im Begriffe ſtand, in kurzem nach St. Petersburg abzugehen, erbot ſich jetzt, alle Schriften mitzunehmen, die wir ſeiner Sorgfalt anvertrauen wollten. Dieſe Gelegenheit durften wir nicht vernachläßigen, und Capitain Clerke bat ihn ſogleich um Erlaubniß, ihm einige unſere Reiſe betreffende Aufſätze, an unſern Geſandten am Ruſſiſchen Hofe mitgeben zu dürfen. Zuerſt wollten wir nur ein ins kurze gezogenes Tagebuch von unſerer Reiſe einſchicken; als aber Capitain Clerke bedachte, daß einem Manne, der ſo unzweifelhafte Beweiſe ſeiner bürgerlichen und Privat-Tugendeil gegeben hatte, die ganze ausführliche Nachricht von unſren Entdeckungen ſicher anvertraut werden könne, und daß uns noch eine gefährliche Reiſe bevorſtehe, ſo entſchloß er ſich, ihm das ganze Tagebuch unſeres verſtorbenen Befehlshabers, nebſt ſeinem eignen, von Capitain Cooks Tode bis zu unſerer Ankunft in Kamtſchatka, desgleichen eine Charte von allen bisher gemachten Entdeckungen zuzuſtellen. Herr Bayly und ich fanden ebenfalls für gut, einen allgemeinen Bericht von unſeren Verrichtungen an die Längen-Commiſſion einzuſchicken. Durch dieſe Vorſicht konnte doch das Admiralitätscollegium eine ausführliche Nachricht von den vorzüglichſten Begebenheiten unſerer Reiſe bekommen, im Fall uns etwa noch ein Unfall begegnen ſollte. Außerdem ward ein kleineres Packet ausgefertigt, welches der Major durch einen Expreſſen von Ochotsk abzuſchicken gedachte, der im December zu St. Petersburg eintreffen ſollte, falls der Major jenen Hafen zeitig erreichte. Er ſelbſt vermuthete, daß er erſt im Februar oder März in der Hauptſtadt ankommen würde.

Während der drey folgenden Tage bewirtheten wir den Major abwechſelnd auf beyden Schiffen, ſo gut es unſere Umſtände erlaubten. Am 25ſten nahm er Abſchied von uns, und ward mit dreyzehn Kanonen begrüßt, welche die Mannſchaft auf ihr eignes Verlangen mit einem dreymaligen Zuruf begleitete. Am folgenden Morgen begleiteten wir, Herr **Weber** und ich, ihn einige Meilen den Awatſchafluß hinauf, wo wir den Ruſſiſchen Geiſtlichen, mit ſeiner Frau und Kindern fanden, die ihren Befehlshaber erwarteten, um ihm das letzte Lebewohl zu ſagen. Ob der gute Geiſtliche und die Seinigen, oder wir ſelbſt bey dieſem Abſchiede am tiefſten gerührt waren, iſt ſchwer zu entſcheiden. Unſere Bekanntſchaft mit dem vortreflichen Manne war nur ſehr kurz geweſen; allein ſein edles, uneigennütziges Betragen flößte uns die höchſte Achtung und Ehrerbietung gegen ihn ein. Wir waren ohne Hofnung ihn jemals wieder zu ſehen, und da überfiel uns dann mit dem Gefühl aller Verbindlichkeiten, die er uns auferlegt hatte, bey dieſer Trennung der wehmüthigſte Schmerz. Der innere Werth der Privatgeſchenke, die wir von ihm erhalten hatten, alle Vorräthe abgerechnet, welche das Ganze betrafen, belief ſich, nach dem gewöhnlichen Preiſe der Waaren in **Kamtſchatka**, auf mehr, als zwey hundert Pfund Sterling (über 1200 Rthl.). Aber dieſe Freygebigkeit, ſo auſſerordentlich ſie an ſich ſelbſt iſt, erhielt einen neuen, und weit höhern Werth durch die Feinheit, womit er ſeine Geſchenke anbrachte, und durch die äußerſte Behutſamkeit, unſerm Gefühl die Laſt der Verbindlichkeiten zu verhehlen, von denen er wußte, daß wir ſie nicht zu erſetzen fähig waren. Gehen wir einen Schritt weiter, ſehen wir in ihm den Mann, der eine öffentliche Würde bekleidete, und die Ehre einer großen Monarchin zu behaupten hatte, ſo haben wir noch wichtigere Veranlaſſungen, die richtigen großen Beweggründe zu bewundern, die ſeine Handlungen leiteten, „Das Unternehmen, worin Sie begriffen ſind, ſagte er uns oft, gereicht zum allgemeinen Vortheil des Menſchengeſchlechts, und giebt Ihnen die ge-

„rechteſten Anſprüche nicht allein auf alle Hülfsleiſtungen „der Menſchenliebe, ſondern auch auf die Vorrechte der „Bürger in jedem Lande, wohin Sie der Zufall führt. „Ich bin überzeugt, daß ich die Abſichten meiner Kayſerin erfülle, wenn ich Ihnen allen möglichen Beyſtand „leiſte, und kann weder den Charakter der erhabenen Monarchin, noch meine eigene Ehre ſoweit vergeſſen, daß „ich mit der Erfüllung meiner Pflicht Handel treiben ſollte“. Ein andermal ſagte er uns, „er wünſchte beſonders ſeinen Kamtſchadalen ein gutes Beyſpiel zu geben, da ſie ſich nur ſo eben der Barbarey und Wildheit entwöhnten, und in allen Dingen die Ruſſen zum Muſter nähmen. Er hofte, ſie würden es künftig als ihre Schuldigkeit anſehen, Fremden aus allen Kräften beyzuſtehen, und dieſe Gaſtfreyheit für den allgemeinen Brauch geſitteter Völker zu halten“. Es war ihm aber nicht genug, unſerm gegenwärtigen Mangel abzuhelfen; er dachte mit gleicher Sorgſamkeit auch auf unſere künftigen Bedürfniſſe. Es ſchien ihm mehr als wahrſcheinlich, daß wir die geſuchte Durchfahrt nicht entdecken, und folglich Kamtſchatka gegen den Herbſt wieder beſuchen würden. Demzufolge ließ er ſich vom Capitain Clerke ſchriftlich aufſetzen, was wir an Tauwerk, Mehl, u. ſ. w. alsdenn vermuthlich brauchen würden, und verſprach, den Vorrath von Ochotsk herüber zu ſchicken, damit wir ihn bey unſerer Rückkunft in St. Peter und St. Paul vorfänden. In gleicher Abſicht übergab er Herrn Capitain Clerke eine Schrift, worin er alle Unterthanen ſeiner Kayſerin, denen wir etwa begegnen möchten, aufforderten, uns nach ihren Kräften beyzuſtehen[*]).

---

[*] Ein Beyſpiel von Tugenden, die in unſern Weltgegenden ziemlich ſelten geworden ſind, hat die heilſame Wirkung, daß es uns mit unſern Zeitgenoſſen ausſöhnt; denn es lehrt

uns, daß es nicht an der Entartung des Menſchengeſchlechts liegt, wenn Eigenſchaften, um derentwillen wir das Alterthum bewundern und beneiden, heut zu Tage weniger entwickelt werden. Wir ſehen, daß edle Menſchen, unter ähnlichen Umſtänden, auf eine ähnliche Art handeln. Man verpflanze einen großen Mann in die Wüſteneyen von Kamtſchatka, in die ſchauervolle Nähe eines Volks, das die Bären für ſeine Muſter und Lehrer erkennt, — und bey der Ankunft hülfsbedürftiger Fremdlinge lehrt ihn ſein unverdorbenes Gefühl, ſich ſelbſt ein Genüge leiſten, indem er nicht bloß die Pflichten der Menſchlichkeit und der Gaſtfreyheit ausübt, ſondern zugleich in der Ausführung ſeiner wohlthätigen Entſchlüſſe diejenige Größe des Geiſtes zeigt, die nur der beſſere Menſch faſſen kann. Andere Verhältniſſe erfordern und erzeugen in geſitteten, volkreichen, und mit allem Ueberfluß geſegneten Ländern andre Tugenden. Aber das Verdienſt, auch da noch Menſch zu bleiben, auch da noch den göttlichen Adel der Seele in ſeiner unverminderten Kraft zu äußern, wo die Natur ſelbſt ungewöhnliche Härte und Verſchloſſenheit zeigt, wo ihre ſtiefmütterliche Sparſamkeit ihren Geſchöpfen eher Eigennutz und Vereinzelung, als Geſelligkeit und mittheilende Liebe einzuflößen ſcheint: dieſes Verdienſt, welches den Menſchen gleichſam ihrer Oberherrſchaft entzieht, und ihn über ſie erhebt, hat etwas ſo hinreißendes, daß auch die verderbteſten Menſchen, die von keiner Tugend gerührt werden, dieſe Ueberlegenheit fühlen und ihr huldigen müſſen. Dem würdigen Manne, der dieſe Betrachtungen veranlaßt, hat das Brittiſche Admiralitätscollegium ein koſtbares Silbergeſchirr geſchenkt, worauf folgende, nach Herrn D. Douglas Urtheil geſchmackvolle und zierliche, lateiniſche Inſchrift ſtand:

"Viro egregio, Magno de Behm, qui Imperatricis Auguſtiſ-
"ſimae Catherinae auſpiciis, ſummaque animi benignitate,
"ſaeva, quibus praeerat, Kamtſchatkae littora navibus
"nautiſque Britannicis hoſpitia praebuit; eoſque in terminis,
"ſi qui eſſent Imperio Ruſſico, fruſtra explorandis, mala
"multa perpeſſos, iterata vice excepit, refecit, recreavit et
"commeatu omni cumulate auctos dimiſit; Rei navalis Bri-
"tannicae Septemviri in aliquam benevolentiae tam inſignis
"memoriam, amiciſſimo gratiſſimoque animo, ſuo patriaeque
"nomine D. D. D MDCCLXXXI".

So ehrenvoll das Zeugniß iſt, welches dieſe Inſchrift dem verdienſtvollen Befehlshaber von Kamtſchatka ertheilt, ſo berechtigt uns gleichwohl alles, was Herr Capitain King von der Denkungsart des edlen Mannes ſo eindringend und überzeugend erzählt, zu der Vermuthung, daß ein Andenken von einer andern Art, in den gerührten Herzen aller Leſer dieſer Reiſegeſchichte, eigentlich das Opfer iſt, welches ſeinem Gefühl Genüge leiſten, und ihm für ſeine Grosmuth den ſüßeſten Lohn ertheilen kann. G. F.

Elftes Hauptſtück.

Verfolg der Begebenheiten in St. Peter und Pauls Hafen. Ueberfluß an Fiſchen daſelbſt. Tod eines Matroſen am Bord der Reſolution. Das Ruſſiſche Hoſpital wird der Aufſicht unſerer Schiffswundärzte übergeben. Zufuhr von Mehl und Rindfleiſch. Feyer des Königlichen Geburtsfeſtes. Beſchwerliche Fahrt aus der Bay. Ausbruch eines Vulkans. Lauf nordwärts, bey Tſchiponskoi, Kamtſchatskoi, Olutorskoi und Tſchukotskoi Nos (Vorgebirge) vorbey. Unrichtigkeiten der Ruſſiſchen Charte. Inſel St. Lorenz. Ausſicht auf die Küſten von Aſien und Amerika und die St. Diomedes-Inſeln, von demſelben Punkt. Wir machen verſchiedene Verſuche nordwärts zwiſchen den Küſten von Aſien und Amerika durchzukommen, werden aber durch undurchdringliches Eis daran verhindert. Wallroß- und weiße Bärenjagd. Capitain Clerke's Entſchließung und fernere Abſichten.

Am ſiebenten May, bald nachdem Herr Weber und ich uns auf die Reiſe nach Bolſcheretsk begeben hatten, war eine große Eisſcholle dem Untertheil des Schiffsſchnabels der Reſolution vorbeygetrieben, und hatte zugleich den kleinen Buganker aus dem Grunde gehoben.

Man ſah ſich daher genöthigt, den andern Anker ebenfalls zu lichten, und ihn aufs neue fallen zu laſſen. Die Zimmerleute, die das Leck verſtopften, mußten bey dieſer Arbeit die äußere Bedeckung vom Buge größtentheils abnehmen. Vieles davon war ſo abgelößt und verfault, daß es ſich mit den Fingern hervorziehen ließ. Am elften hatte es ſo heftig aus Nordoſten geſtürmt, daß beyde Schiffe ihre große Raaen und Marsſtangen hatten einziehen müſſen. Nachmittags war indeſſen gelinderes Wetter eingetreten, und das Eis bis an den Eingang des Hafens St. Peter und Paul fortgetrieben worden. Man hatte deshalb die Schiffe dem Ufer näher gezogen, um Waſſer und Holz bequemer an Bord nehmen zu können. Am 12ten waren Leute ans Land geſchickt worden, um Holz zu hauen, welches aber des vielen Schnees wegen nicht gut von Statten gehen wollte. Den Schiffen gegenüber reinigte man einen bequemen Platz, wo ein klarer Bach floß, errichtete ein Zelt für den Böttcher, und ſchickte ſowohl die Segelmacher, als auch die leeren Fäſſer ans Land. Am 15ten war endlich der Strand von allem Eiſe frey; unſre Leute mußten alſo das Netz ziehen, und fingen eine Menge Schollen für beyde Schiffe. Von dieſer Zeit an wurden wir überflüßig mit Fiſchen verſehen, die uns von allen Seiten zukamen. Sowohl die Tojons von Petropawlowsk (St. Peter und Paul) als die von dem benachbarten Dorfe Paratunka hatten vom Major Behm Befehl erhalten, alle Kamtſchadalen unter ihrem Befehl für uns fiſchen zu laſſen, ſo daß wir am Bord oft nicht Raum genug hatten, alle Geſchenke zu beherbergen. Man fing hier hauptſächlich Schollen, Kabbeliau, Forellen und Heringe, von denen die letztern in größter Vollkommenheit, von vortreflichem Geſchmack, und erſtaunlich häufig in der Bay vorhanden waren. Die Mannſchaft der Diſcovery fing einmal eine ſo große Menge auf einen Zug, daß ſie einen Theil davon wieder ins Waſſer werfen mußten, weil ſonſt das Netz zerriſſen wäre; und die Ladung, welche ſie ans Land brachten, war dennoch ſo anſehnlich, daß ſie, außer dem was friſch verſpeiſet wurde, alle ihre entbehrlichen Tonnen damit füllten und einſalzten, auch überdies der Reſolution einen hinlänglichen Antheil in eben dieſer Abſicht ſchickten, und gleichwohl mehrere Scheffel davon am Strande liegen lieſſen.

Endlich fieng auch der Schnee an ſchnell weg zu ſchmelzen, und man ſammelte eine Menge wilden Knoblauch, Sellery, und junge Neſſeln für die Mannſchaft. Dieſe Pflanzen wurden mit Weizengraupen und Suppengallerte gekocht, wovon wir alle Morgen unſern Leuten ein geſundes und willkommenes Frühſtück reichen ließen. Auch zapften wir die Birken an, und vermiſchten den ſüßen Saft den ſie in Menge gaben, mit dem täglichen Antheil von Branntwein, welchen die Mannſchaft bekam. Am 16ten ſchlachtete man eine junges Rind, welches der Sergeant verſchaft hatte. Es wog zwey hundert und ſiebzig Pfund, und ward unter die Beſatzung beyder Schiffe zu ihrer Mittagsmahlzeit am Sonntage vertheilt. Seit drittehalb Jahren war es ihnen ſo gut nicht geworden; denn ſo lange war es her, daß ſie das letzte friſche Rindfleiſch am Vorgebirge der guten Hofnung genoſſen hatten. An demſelben Abend ſtarb John Mackintoſh, des Zimmermanns Gehülfe, der ſeit unſerer Abreiſe von den Sandwichsinſeln beſtändig an einer Dyſſenterie krank geweſen war; ein fleißiger, ſtiller Mann, deſſen Verluſt ſeine Mitgeſellen bedauerten. Er wär der vierte, den wir verloren, allein der erſte, deſſen Alter und Leibesbeſchaffenheit ihm bey ſeiner Abreiſe ein anderes Schickſal verſprechen konnte. Watmann war ungefähr ſechzig Jahr alt, und Roberts, nebſt Herrn Anderſon, deren Geſundheit ſchon offenbar, ehe ſie England verlieſſen, in Abnahme gerathen war, konnten unter keinen Umſtänden ein längeres Leben erwarten. Daß aber auch Capitain Clerke ungeachtet der friſchen Lebensmittel, die ihm Kamtſchatka darbot, von Tage zu Tage immer ſchwächer wurde, habe ich bereits erwähnt. Der Geiſtliche von Paratunka verſorgte ihn, ſobald er ſeine ſchlechten Geſundheitsumſtände erfahren hatte, täglich mit Bord, Milch, friſcher Butter und Geflügel, obgleich ſeine Wohnung von dem Hafen, wo wir vor Anker lagen, ſechzehn Engliſche Meilen weit entfernt war.

Das Ruſſiſche Hoſpital unweit St. Peter und Paul fanden wir gleich bey unſerer Ankunft in den elendeſten Umſtänden. Alle Soldaten litten mehr oder weniger am Scharbock, und bey vielen war dieſe fürchterliche Krankheit ſchon bis auf den höchſten Grad geſtiegen. Die übrigen Ruſſiſchen Einwohner des Orts waren nicht beſſer daran, und unſer Freund, der Sergeant, hatte ſich beſonders durch den Gebrauch des ſtarken Getränks, welches wir ihm gaben, in wenigen Tagen ſo übel zugerichtet, daß es gefährlich um ihn ausſah. In dieſem beklagenswürdigen Zuſtande übergab ſie Capitain Clerke insgeſamt der Sorgfalt unſerer Wundärzte, und ließ Sauerkohl und Malz zur Bierwürze in hinlänglicher Menge für ſie herausgeben. Wir erſtaunten daher, als wir von Bolſcheretsk zurückkamen, über die auffallende Veränderung und Beſſerung, welche faſt bey einem jeden ſichtbar war; und unſere Wundärzte verſicherten mich, daß ſie dieſe ſchleunige Wiederherſtellung hauptſächlich der Wirkung der ſüßen Bierwürze zuſchreiben müßten.

Am erſten Junius nahmen wir zwey hundert und funfzig Pud oder neun tauſend Pfund Rockenmehl an Bord, womit wir aus den Magazinen zu St. Peter und Paul verſorgt wurden; und einen verhältnißmäßigen Vorrath erhielt auch die Discovery. Von nun an bekam die Mannſchaft ihre volle Portion Brod, welche ſie ſeit ihrer Abreiſe vom Vorgebirge der guten Hofnung nicht genoſſen hatte.

An eben dieſem Tage wurden wir mit dem Waſſerfüllen fertig, ſo daß unſer ganzer Vorrath in fünf und ſechzig Tonnen beſtand.[1]

Am vierten hatten wir friſchen Wind mit ſtarkem Regen, und konnten daher unſere Schiffe nicht mit Flaggen und Wimpeln ausſchmücken, ſondern mußten uns begnügen, den Geburtstag des Königs mit ein und zwanzig Kanonenſchüſſen zu beehren, und ihn übrigens ſo gut wir im Stande waren, feyerlich zu begehen. Port, den man uns der Sprache wegen zurückgelaſſen hatte, betrug ſich mit ſo gutem Anſtand und ſo vieler Beſcheidenheit, daß er, ſobald ſein Herr uns verlaſſen hatte, nicht mehr Johann Port ſondern Herr Port der Dolmetſcher hieß: auch nahm er, nebſt dem Sergeanten, als Commendant des Orts, Theil an unſerm heutigen Feſte. Unſer würdiger Freund, der Prieſter zu Paratunka, gab an eben dieſem Tage einen großen Schmaus, indem er gehört hatte, daß der Geburtstag unſeres Königs wäre. Einige von unſern Officieren waren dabey zugegen und hatten Urſach mit ihrer Bewirthung höchſt vergnügt zu ſeyn. An gutem Eſſen und Trinken hatte es nicht gefehlt, und es ward auch dabey getanzt.

Am ſechſten ſchickte man uns, auf Befehl des Majors, zwanzig Stück Rindvieh aus Werchnoi Oſtrog, am Kamtſchatkafluß, welches in gerader Linie beynahe hundert Meilen von dieſem Orte entfernt iſt. Die Ochſen waren von mittlerer Größe, und wohlbeleibt, ungeachtet die Kamtſchadalen ſiebzehn Tage mit ihnen unterwegs geweſen waren. Die vier folgenden Tage hindurch machten wir uns zur Abreiſe fertig und am elften, Morgens, fingen wir an, die Anker zu lichten; ehe wir aber den erſten aufgewunden hatten, kam der Wind ſo heftig aus Nordoſten, daß wir genöthigt waren inne zu halten. und das Schiff von neuem feſtzumachen, da eben dieſer Wind gerade in den Eingang der Bay hinein ſtürmen mußte. Wir ſchickten ein Boot ab, um dieſen Eingang zu beſichtigen, und dies beſtätigte unſre Vermuthung völlig. Der Wind ging nämlich daſelbſt heftig aus Südoſt, und dabey trat eine gewaltig hohe See in die Bay; jeder Verſuch hinaus zu ſegeln wäre alſo mit Gefahr verbunden geweſen. Unſer Freund Port nahm nunmehr von uns Abſchied, und wir vertrauten ihm das Käſtchen mit unſern Tagebüchern an, welches der Major mitnehmen wollte, desgleichen das kleine Packet, welches er von Ochotzk durch einen Expreſſen abzufertigen gedachte. Am 12ten war das Wetter ruhiger; wir fingen alſo zum zweytenmal an die Anker aufzuwinden, fanden aber ſo viele Schwierigkeiten dabey, daß wir zuletzt auf die Fluth hoffen mußten, um den Anker vollends aus dem Grunde zu heben. Endlich gelang es uns, doch wurden die Ankertaue da, wo ſie in das Schiff treten, beſchädigt. Um drey Uhr lichteten wir den großen Buganker und gingen unter Segel; um acht aber, da der Wind aufgehört hatte und die Fluth gegen uns war, ankerten wir wieder in zehn Faden Tiefe, der Mündung des Hafens Rakowina gegenüber.

Um vier Uhr des andern Morgens lichteten wir zur Ebbezeit, und ſchickten, da völlige Windſtille war, die Boote voraus, um die Schiffe zu ziehen. Als aber um zehn Uhr der Wind aus Süd-Oſt gen Süden aufſtieg, und die Fluth ſich gegen uns wendete, mußten wir die Anker nochmals in ſieben Faden Tiefe fallen laſſen. Nachmittags begleitete ich Herrn Capitain Gore an das öſtliche Ufer der Einfahrt. Hier fanden wir an zwey verſchiedenen Stellen die Ueberreſte großer Dörfer, und auf der Anhöhe eine alte verfallene Bruſtwehr, mit vier oder fünf Schießſcharten, welche den Eingang in die Bay beſtrich und zu Behrings Zeiten, wie er ſelbſt erwähnt, mit Kanonen beſetzt war. Nahe dabey erblick-

ten

ten wir verfallene Spuren von unterirdiſchen Höhlen, welche man vermuthlich zu Magazinen gebraucht hat.

Um ſechs Uhr Nachmittags lichteten wir mit der Ebbe die Anker, und lavirten gegen den Wind. Da aber um acht Uhr ein Nebel aufſtieg, mußten wir abermals ankern, weil wir es nicht wagen durften, blos nach Anleitung des Senkbleyes zwiſchen den verborgenen Klippen zu beyden Seiten des Kanals hindurch zu ſteuern. Am 14ten frühe, als ſich der Nebel verzog, gingen wir mit eintretender Ebbe unter Segel, wobey die Boote, wegen des ſchwachen Windes, ziehen halfen. Gegen zehn Uhr kamen Wind und Fluth ſo ſtark von der See her, daß wir wieder in dreyzehn Faden ankern mußten. Der Wind, der den ganzen Tag heftig in die Bay ſtieß, nöthigte uns ſtill zu liegen. Gegen Abend ward das Wetter ungewöhnlich finſter und umwölkt, und der Wind veränderlich und unbeſtändig.

Am 15ten wurden wir, noch vor Tages Anbruch, durch ein Donner ähnliches dumpfes Geräuſch von einem Vulkan aufgeſchreckt. Als es helle ward, ſahen wir die Verdecke und Seiten des Schiffs einen Zoll hoch mit feinem ſchmirgelähnlichen Staube bedeckt. Die Luft blieb immer noch trübe, und war mit eben dieſem Staube angefüllt. Nordwärts von dem Hafen, in der Gegend des Vulkans, war alles ſo dick und finſter umwölkt, daß wir die Hauptmaſſe des Berges nicht unterſcheiden konnten. Um zwölf Uhr und den Nachmittag hindurch wurden die Ausbrüche lauter, und es kam ein Regen von Kohlenaſche, deren einzelne Körner meiſtens von der Größe einer Erbſe, zum Theil aber auch wie Haſelnüſſe und noch größer waren. Mit dem Aſchenregen fielen auch allerley Steinchen herunter, welche aber vom Feuer keine Veränderung erlitten hatten. Gegen Abend donnerte und blitzte es fürchterlich, und die Dunkelheit der mit Schwefel erfüllten Atmoſphäre, nebſt den übrigen furchtbaren Umſtänden machten dies Gewitter zu einem vorzüglich ſchauerlichen und Ehrfurcht erregenden Schauſpiel. Vom Fuße des Vulkan mochten wir jetzt etwa acht Seemeilen entfernt ſeyn.

Am 16ten, gegen Morgen, lichteten wir die Anker und ſteuerten aus der Bay hinaus; allein wir kamen, indem die Ebbe queer über die Einfahrt nach dem öſtlichen Ufer ſtrömte, den dortigen Nadelfelſen ſehr nahe, und mußten die Boote ausſetzen, um uns hinweg ziehen zu laſſen. Um Mittag hatten wir das Land bereits zwey Seemeilen weit im Rücken. Auch hier fanden wir mit dem Senkbley, in drey und vierzig Faden Tiefe, den Meeresgrund mit dergleichen kleinen Steinchen bedeckt, wie nach den Ausbrüchen des Vulkans auf unſer Verdeck gefallen waren; ob ſie aber von dieſem letztern, oder von früheren Ausbrüchen herrührten, müſſen wir dahingeſtellt ſeyn laſſen. Der Anblick des Landes hatte ſich ſeit unſerer erſten Ankunft von dieſer Küſte ſehr merklich verändert. Nur die Spitzen der Berge waren noch mit Schnee bedeckt: dahingegen prangten ihre bewaldeten Abhänge überall mit dem ſchönſten Grün. Um die Lage von Kamtſchatka zu beſtimmen, ſuchte Capitain **Clerke**, wenigſtens ſo lange es das Wetter erlaubte, die Küſte ſtets vor Augen zu behalten. Bis zum 18ten ſteuerten wir daher mit ſchwachem unbeſtändigen Winde Nordnordoſtwärts. Aus dem Vulkan ſtiegen noch immer unermeßliche Rauchwolken auf, und vier Seemeilen weit vom Lande war die Tiefe mit hundert und funfzig Faden nicht zu ergründen. Der friſche Südwind, den wir am 18ten erhielten, brachte ſo dunkles neblichtes Wetter mit, daß es unvorſichtig geweſen wäre, uns länger in der Nähe des Landes aufzuhalten. Um indeß die Unterſuchung ſogleich fortſetzen zu können, wenn ſich der Nebel zerſtreuet haben würde, ſteuerten wir der Richtung des Landes, nach Maaßgabe der Ruſſiſchen Charte, parallel, und löſeten von Zeit zu Zeit Kanonen, um der Diſcovery anzuzeigen, wohin ſie uns zu folgen hätte. Um elf Uhr, kurz vorher, ehe wir das Land aus dem Geſichte verloren, lag Tſchepunskoi-Nos (Vorgebirge) ſieben oder acht Seemeilen weit von uns nach Nordnordoſten.

Am 20ſten, früh um drey Uhr, heiterte ſich das Wetter auf, und wir näherten uns wieder der Küſte, und ſahen ſie nach Verlauf einer Stunde fünf Seemeilen weit vor uns liegen. Den nördlichen Theil derſelben hielten wir für das Kronotskoi-Nos. Mit der in den Ruſſiſchen Charten angegebenen nördlichen Breite von 54° 42′ kam es nämlich ſo ziemlich überein; hingegen war es der Länge nach davon verſchieden, indem ſie es in 1° 48′ öſtlich von Awatſcha ſetzen, dahingegen unſere Rechnung, nach der Längenuhr und den Mondsbeobachtungen 3° 34′ öſtlicher Länge von Awatſcha, oder 162° 17′ öſtlicher Länge von Greenwich ausweiſet. Die Gegend um dieſes Vorgebirge, iſt hoch, und die Gebirge die tiefer im Lande liegen, waren noch mit Schnee bedeckt. Das Ufer bildete einen jähen Abſturz, ohne allen Anſchein von Buchten oder Bayen. Wir hatten dieſen Anblick noch nicht lange gehabt, als ihn uns ein dicker Nebel, mit Südweſtwind begleitet, wieder entzog, wobey wir Nord-Oſt gen Oſten ſteuern mußten. Gegen Mittag zertheilte er ſich wieder, und wir durften uns nun abermals der Küſte nähern, wo wir bey Tagesanbruch am 21ſten, unſerer Erwartung gemäß, Kamtſchatskoi-Nos erblickten.

Bald darauf wehete, anſtatt des ſüdlichen Windes, eine ſanfte Landluft, die uns nicht nahe genug kommen ließ, um die Beſchaffenheit des Landes zu erkennen, oder deſſen Lage genau zu beſtimmen. Um Mittag fanden wir, nach vielen Mondsbeobachtungen die Breite in 55° 52′ N. und 163° 50′ öſtliche Länge. Abends um neun Uhr befanden wir uns nur zwey Seemeilen weit vom Lande, welches hier eine, zwölf Seemeilen lange, von Norden nach Süden gerichtete Halbinſel bildet. Sie iſt eben und von mittlerer Höhe; gegen Süden läuft ſie in eine abhängige flache Spitze zu; gegen Norden hingegen erblickt man eine ſteile ſtumpfe Höhe (*head*), und zwiſchen dieſen Punkten liegt, vier Meilen nordwärts von der Südſpitze, eine beträchtliche Oefnung, wo das Land zu beyden Seiten ſehr niedrig iſt. Ueber der Oefnung, oder im Hintergrunde derſelben, erhebt ſich ein merklicher ſattelförmiger Berg, und über den Rücken der ganzen Halbinſel zieht ſich eine Kette von hohen mit Schnee bedeckten Gebirgen hin. Wo wir Kamtſchatskoi-Nos (Vorgebirge) an einer grade fortſtreichenden Küſte ſuchen ſollten, ließ ſich nicht wohl ausmachen. Nach Herrn Müller, bildet es gegen die Mitte der Halbinſel eine hervortretende Spitze; aber dergleichen iſt gewiß nicht vorhanden. Seitdem habe ich bemerkt, daß jene Benennung, in der Generalcharte, welche die Akademie zu St. Petersburg im Jahr 1776 herausgegeben hat, der Südſpitze beygelegt worden iſt. Nach genau beſtimmten Beobachtungen liegt dieſes Vorgebirge in 56° 3′ nördlicher Breite und 163° 20′ öſtlicher Länge. Uebrigens muß noch angemerkt werden, daß in den Ruſſiſchen Charten die Länge deſſelben verhältnißmäßig, wie die Länge von Kronotskoi-Nos, von unſerer Angabe abweicht. Die Magnetnadel hat hier 10° Abweichung nach Oſten. Südwärts von dieſer Halbinſel fällt der große Kamtſchatkafluß ins Meer.

Da dieſe Jahrszeit zu unſern nördlicheren Entdeckungen benutzt werden mußte, ſo konnten wir die Küſten von Kamtſchatka, nicht genau unterſuchen, ſondern nur, Capitain Clerkes Abſichten gemäß, unſer Augenmerk auf die Beſtimmung der (wichtigſten) Landſpitzen diſſeits der Behringſtraße richten. Demzufolge ſteuerten wir jetzt bey dem Eingange des großen Buſens, welcher durch das Kamtſchatskoi- und Olutorskoi-Nos gebildet wird, queer vorüber, um das letztere Vorgebirge, wo die große Halbinſel Kamtſchatka an das Land der Koriäken gränzt, anſichtig zu werden.

Am 22ſten ſegelten wir an einem todten Wallfiſch vorbey, welcher auf eine ganze Seemeile umhin einen entſetzlichen Geſtank verbreitete, und von einer Menge Seevögel gleichſam bedeckt war, die alle von ihm zehrten. Nachdem der Wind in dreyen Tagen den ganzen Kompaß durchlaufen hatte, ſetzte er ſich am 24ſten in Südweſten und brachte uns heiteres Wetter, wobey wir Nord-Oſt gen Norden vor dem Buſen fortſchifften, ohne irgendwo Land zu erblicken. Heute ließen ſich eine große Menge Seemewen ſehen; auch beobachteten wir die ekelhafte Art, wie die nordiſchen Seemewen ihre Nahrung ſuchen, wovon ſie den Namen Paraſiten erhalten haben*.

Am 25ſten, um ein Uhr Nachmittags, als wir uns in 59° 12′ nördlicher Breite und 168° 35′ befanden, ſtieg bey eben demſelben, indeß ſtärker gewordenen Winde, ein dicker Nebel auf. Dadurch wurden wir verhindert, das Vorgebirge Olutorskoi in Augenſchein zu nehmen, deſſen Anblick wir bereits erwarteten. Nach Müllers Angabe liegt es in 59° 30′ nördlicher Breite und 167° 36′ öſtlicher Länge und konnte folglich nur noch zwölf Meilen von uns entfernt ſeyn. Ein Land von mittlerer Höhe wäre leicht in dieſer Entfernung zu ſehen geweſen. Findet aber hier in Abſicht der Länge eben der Irrthum ſtatt, den wir bisher überall bemerkt hatten, ſo mußte uns das Vorgebirge, ſchon ehe der Nebel

---

*) Dieſer Vogel (*Larus Paraſiticus Linn.*) der etwas größer als die gemeine Seemewe iſt, verfolgt nämlich letztere, wo er ſie nur ſieht. Dieſe fliegt mit lautem Geſchrey in großer Angſt umher, und läßt zuletzt ihren Unrath fallen, den der Verfolger, ehe er noch ins Meer fällt, begierig aufſchnappt. **Anmerkung der Urſchrift.**

herankam, ungleich näher liegen, und folglich entweder das Land daſelbſt äußerſt niedrig, oder Herrn **Müllers** Angabe irrig ſeyn; denn ſonſt würden wir es geſehen haben. Wir warfen das Senkbley, doch ohne mit hundert und ſechzig Faden Grund zu finden. Noch immer ward es dunkler und trüber, ſo daß wir uns dem Lande nicht nähern durften; wir richteten daher um fünf Uhr unſern Lauf Oſt gen Norden, folglich etwas öſtlicher als die Küſte jenſeits **Olutorskoi-Nos** ſich den Ruſſiſchen Charten zufolge erſtrecken ſoll. Am 26ſten bekamen wir einen friſchen Südweſtwind, der bis zum folgenden Mittag anhielt. Dann zerſtreute ſich der Nebel, und wir konnten Nordwärts ſteuern, um das Land aufzuſuchen. Unſere Beobachtungen gaben 59° 49′ nördlicher Breite und 175° 43′ öſtlicher Länge; Nachmittags zeigten ſich einige Waſſerraben, welche nie weit in die See fliegen ſollen; demungeachtet ſahen wir erſt am 28ſten um ſechs Uhr Morgens im Nordweſten Land. An der Küſte ſelbſt waren die Berge von mäßiger Höhe; aber tiefer hinein ſchienen ſie anſehnlicher zu ſeyn. Waldungen ſahen wir nirgends; und da der Schnee hie und dort große Strecken bedeckte, ſo hatte das Ganze eine höchſt unfruchtbare Ausſicht. Um neun Uhr befanden wir uns nur neun Engliſche Meilen weit von der Küſte, und ſahen eine Spitze in 61° 48′ nördlicher Breite und 174° 48′ öſtlicher Länge liegen, jenſeits welcher nach Süden hin die Küſte ſich weſtwärts zu wenden ſchien. Nach den Ruſſiſchen Charten müßte ſie unweit der Mündung des **Opuka** Fluſſes gelegen ſeyn. Gegen Norden hin glaubten wir zu bemerken, daß die Küſte ebenfalls weſtwärts eine tiefe Bay bilde.

Ungefähr acht Engliſche Meilen weit vom Lande befanden wir uns in einem heftigen Strudel. Wir beſorgten daher Untiefen, und ſteuerten längs der Küſte gegen Nordoſten. Das Senkbley fand aber überall vier und zwanzig Faden Tiefe auf ſandigem Boden, und wir ſchloſſen daraus, daß jene ſtarke Bewegung durch eine Fluth verurſacht würde, welche dazumal ſüdwärts floß. Mittags waren wir von dem nächſten Ufer vier Seemeilen entfernt. Uns gegenüber lag ein niedriges Land, welches die beyden Spitzen, zwiſchen denen wir vorher eine Bay vermuthet hatten, mit einander verband. Die Küſte lenkt ſich nur wenig nach Weſten, und hat daſelbſt eine geringe Einbucht, welche vielleicht die Mündung eines unbeträchtlichen Flüßchens iſt. Wir beobachteten hier 61° 56′ nördlicher Breite, 175° 43′ öſtlicher Länge und 17° 30′ öſtlicher Abweichung der Magnetnadel. Nachmittags ſetzten wir mit Hülfe eines ſchwachen weſtlichen Lüftchens unſern Weg längs der Küſte fort, und fanden regelmäßig zwiſchen acht und zwanzig und ſechs und dreyßig Faden Tiefe. Der Anblick des Landes iſt hier eben ſo öde, als gegen Süden. Im Innern ſind anſehnliche Gebirge, doch konnten wir ſie nicht beſtimmt genug ſehen, da ihre Gipfel immer in Wolken verhüllt blieben. Gegen acht Uhr Abends glaubte man im Oſt gen Norden Land zu ſehen. Wir ſteuerten ſogleich darauf zu, fanden aber bald, daß es bloßer Nebel war. Um Mitternacht ſahen wir Nordoſtwärts die äußerſte Spitze der Küſte, und hielten ſie für das Vorgebirge (Nos) Thaddäus. Südwärts von demſelben wendet ſich die Küſte nach Weſten, und bildet eine tiefe Bucht, worin, den Ruſſiſchen Charten zufolge, die Katirka fließt.

Am 29ſten hatten wir Nordoſtwind mit unveränderlichem, unbeſtändigen Wetter. Am 30ſten Mittags beobachteten wir die Breite in 61° 48′ N. und hatten 180° öſtlicher Länge; damals lag das Vorgebirge St. Thaddäus Nord in Nord Weſten drey und zwanzig Seemeilen weit von uns entfernt, und jenſeits deſſelben ſahen wir die Küſte beynahe gerade Nordwärts fortgehen. Die öſtliche Spitze jenes Vorgebirges (Nos) liegt in 62°

50′ nördlicher Breite und 179° öſtlicher Länge, folglich viertehalb Grade öſtlicher als die Ruſſiſchen Charten es angeben. Da wir das Land in einer ſo großen Entfernung ſahen, muß es ſehr hoch ſeyn. Während der letzten beyden Tage kamen eine Menge Wallfiſche, großer Robben, und Wallroſſe, imgleichen Mewen, Seepapageyen und Albatroſſe zum Vorſchein. Wir machten uns eine kleine Windſtille zu Nutze, um zu fiſchen, und fingen, in einer Tiefe von fünf und ſechzig bis fünf und ſiebzig Faden, eine große Menge vortreflichen Kabbeliau.

Am erſten Julius ließ Herr Bligh das große Senkbley in eine Tiefe von fünf und ſiebzig Faden herunter, und befeſtigte ein kleines Fäßchen daran, wodurch er abmeſſen konnte, daß das Schiff in einer Stunde eine halbe Engliſche Meile Nord gen Oſten trieb. Er vermuthete indeſſen keine Strömung, ſondern ſchrieb dieſe Bewegung einer hohen See aus Süden zu. Gegen Abend erhielten wir einen friſchen Südoſtwind, und richteten mit deſſen Hülfe unſern Lauf nach der Landſpitze, welche in Behrings Charte Tſchukotskoi-Nos heißt. Wir hatten dieſes Vorgebirge bereits am vierten September des vorigen Jahrs zu gleicher Zeit mit der Inſel St. Lorenz erblickt. Es bildet mit dem Vorgebirge St. Thaddäus die äußerſten Gränzen des tiefen Meerbuſens von Anadir, in welchen der Fluß dieſes Namens fällt, der in ſeinem Lauf die Gränze zwiſchen dem Lande der Koriäken und der Tſchuktſchen ausmacht. Mittags, den dritten, eine halbe Stunde vorher ehe wir Tſchukotskoi-Nos zu Geſicht bekamen, befanden wir uns in 63° 33′ nördlicher Breite und 186° 45′ öſtlicher Länge. Das Vorgebirge lag Nord gen Weſten, dreyzehn oder vierzehn Seemeilen entfernt. Um fünf Uhr Nachmittags erblickten wir auch die Inſel St. Lorenz und zwiſchen dieſer und Andersons Inſel noch ein kleineres Eiland, welches uns nicht genau bekannt war. Capitain **Clerke** ließ, um es näher in Augenſchein zu nehmen, das Schiff ſogleich ſo nah als möglich am Winde ſegeln; allein wir konnten unglücklicherweiſe nicht windwärts an der **Lorenzinſel** vorbeykommen, und mußten alſo an den ſämmtlichen Inſeln unterdem Winde vorbey ſchiffen.

Wir hatten das vorigemal beſſere Gelegenheit, die Länge der Inſel **St. Lorenz** zu beſtimmen, als jetzt. Ihre Breite hingegen hatten wir damals nur nach der muthmaßlichen Entfernung angeben können; nunmehr aber ſetzten wir ſie, nach genauen Beobachtungen der Polhöhe um Mittag, auf 63° 47′ nördlich, feſt; die Länge nahmen wir, ſo wie zuvor auf 188° 15′ öſtlich an. Die ganze Inſel hat, wenn wir anders dieſesmal ihre wahren Gränzen geſehen haben, ungefähr drey Seemeilen im Umfange. Den nördlichen Theil erblickt man ſchon in einer Ferne von zehn bis zwölf Seemeilen; der ſüdöſtliche hingegen iſt niedriger, und es ließ ſich nicht gewiß beſtimmen, wie weit ſich das Land dorthin erſtrecke. Einige von uns vermutheten daher, es könnte mit dem weiter oſtwärts gelegenen Lande zuſammenhängen; dies mußten wir aber wegen der Dunkelheit des Wetters unentſchieden laſſen. Dieſe Inſeln und das Land um **Tſchukotskoi-Nos** herum waren mit Schnee bedeckt, und ſtellten uns eine öde traurige Landſchaft dar. Um Mitternacht lag **St. Lorenz** Süd Süd Oſt fünf bis ſechs Engliſche Meilen von uns entfernt. Hier fanden wir achtzehn Faden Tiefe, und wurden von allerley Seevögeln begleitet; auch ließen ſich einige kleine gehäubte Habichte ſehen.

Das Wetter blieb noch immer trübe und wir verloren das Land gänzlich aus dem Geſichte, bis wir es am fünften im Nordoſten und Nordweſten wieder erblickten. Nach unſerer Rechnung mußten wir Mittags in 65° 24′ nördlicher Breite und 189° 14′ öſtlicher Länge ſeyn.

Da wir nun bereits im vorigen Jahr die Breite der Inſeln St. Diomedes, welche in der Behringsſtraße zwiſchen den Küſten beyder feſten Länder liegen, auf 65° 48′ nördlich beſtimmt hatten, konnten wir die Lage des nordöſtlichen Landes mit jenen Inſeln nicht reimen. Wir ſegelten deshalb darauf zu, und waren um drey Uhr Nachmittags nur noch vier engliſche Meilen weit davon entfernt. Nunmehr ſahen wir, daß es zwey Inſeln waren, und wir erkannten ſie für die ebenerwähnten wieder. Da die Finſterniß noch immer fortdauerte, ſegelten wir, um unſerer Lage gewiß zu ſeyn, bis ſieben Uhr Abends nach Aſien hinüber, und befanden uns dann zwey bis drey Seemeilen weit vom Oſtkap jenes Welttheils entfernt. Dieſes Vorgebirge beſteht in einem hohen, abgerundeten Lande, welches ſich vier oder fünf Engliſche Meilen weit von Norden nach Süden erſtreckt, und eine Halbinſel bildet, die vermittelſt einer ſchmalen niedrigen Landenge, mit dem feſten Lande zuſammenhängt. Die Ufer ſind ſteil und an der Nordſeite ſieht man drey hohe, einzelne, kirchthurmähnliche Felſen. Die Gegend war jetzt mit Schnee bedeckt, und der Strand mit Eis eingeſchloſſen. Hier wurden wir überzeugt, daß eine ſtarke Strömung aus Norden her, die wir auch im vorigen Jahre in dieſer Meerenge bemerkt, auf unſere Schiffe gewirkt und heute, um Mittag, einen Irrthum von zwanzig Meilen in der Breite verurſacht hatte.

Da wir nunmehr unſre Lage zuverläßig wußten, fuhren wir fort Nord gen Oſten zu ſegeln. Um zehn Uhr Abends klärte ſich der Himmel auf, und wir konnten nunmehr zu gleicher Zeit ſowohl das Vorgebirge des Prinzen von Wales an der Küſte von Amerika, als das Oſtkap von Aſien, und die zwiſchen beyden liegenden St. Diomedes Inſeln ſehen.

Am ſechſten, Mittags, waren wir nach unſerer Rechnung in 67° nördlicher Breite und 191° 6′ öſtlicher

Länge. Da wir bisher ſchon bey vielen anſehnlichen Eismaſſen vorbeygeſegelt waren, und das Eis an verſchiedenen Stellen auf den Aſiatiſchen Küſten noch feſtſitzen geſehen hatten, verwunderten wir uns eben nicht ſehr, als wir Nachmittags um drey Uhr ein großes Eisfeld erblickten, welches ſich weſtwärts hin erſtreckte; allein die Hoffnung in dieſem Jahre weiter als im vorigen nordwärts vorzudringen, erlitt dadurch einen ziemlichen Stoß. Nachmittags hoben wir, bey ſehr gelindem Winde, die Boote aus, um Wallroſſe zu erlegen, die in großer Anzahl auf den einzelnen Eisſchollen lagen. Unſre Mannſchaft kehrte aber bald unverrichteter Sachen zurück; denn dieſe Thiere waren im höchſten Grade ſcheu, und ſtürzten ſich ins Waſſer, ehe man ſich ihnen auf einen Büchſenſchuß nähern konnte. Um ſieben Uhr Abends nahmen wir die Boote wieder ein, und ſteuerten mit ſtärkerem Winde nordöſtlich, um die Küſte von Amerika zwiſchen 68° und 69° der Breite zu unterſuchen, da wir es im vorigen Jahre wegen des Nebelwetters nicht hatten thun können. Wir wurden aber auch jetzt wieder einigermaßen an dieſem Vorhaben gehindert; denn am folgenden Morgen um ſechs Uhr ward unſer Lauf durch ein großes Eisfeld gehemmt, welches ſich von Nordoſt nach Südoſt erſtreckte. Bald nachher, als ſich das Wetter aufheiterte, ſahen wir die Küſte von Amerika zwiſchen 68° und 68° 20′ nördlicher Breite zehn Meilen weit von uns liegen. Bey dieſem heitern Wetter und der geringen Höhe des Eiſes konnten wir eine große Strecke deſſelben überſehen, und fanden, daß die Oberfläche durchaus feſt, dicht, und nicht im mindeſten aufgethaut war, und daß es, dem Anſchein nach, noch mit dem Lande zuſammen hing. Kurz nachher ward der Horizont wieder ſo trübe, daß wir das Land nicht mehr ſahen. Da auch keine Möglichkeit vorhanden war, näher hinan zu kommen, ſo ſegelten wir Nordnordweſt nahe am Eiſe hin, und umſchifften zu Mittage, da wir, unſerer Rechnung zufolge, in der nördlichen Breite von 68° 22′ und 192° 34′ öſtlicher Länge waren, die weſtliche Spitze deſſelben. Nunmehr ging unſer Lauf wieder Nordnordoſt ebenfalls längs dem Eiſe, und zwiſchen verſchiedenen von der feſten Maſſe abgebröckelten Stücken hin, die, ob wir gleich alle Vorſicht anwandten, dennoch mit vieler Gewalt gegen die Schiffe ſtießen. Um acht Uhr Abends ſahen wir einige Stücken Treibholz, und um Mitternacht änderte ſich der Wind, und ward nordweſtlich. Das Thermometer fiel von 38° auf 31° und dabey ſchneyte und ſchloßte es unaufhörlich.

Am achten, um fünf Uhr Morgens, ging der Wind noch nördlicher, ſo daß wir, wegen des Eiſes, nicht mehr denſelben Lauf halten konnten, ſondern nach Weſten umlegen mußten. Die Tiefe hatte ſich bis auf neunzehn Faden vermindert, woraus wir nach Anleitung unſerer im vorigen Jahre angeſtellten Beobachtungen ſchloſſen, daß die Amerikaniſche Küſte nur ſechs bis ſieben Seemeilen weit entfernt ſeyn könne, ob wir gleich wegen eines heftigen Schneeſchauers lange nicht ſo weit ſehen konnten. Um zwey Uhr Nachmittags ward das Wetter heller, und wir befanden uns, wie es vom Verdecke ſchien, nah an einer Strecke von dichtem Eiſe; vom Maſtkorbe aus zeigte es ſich aber als ein Haufen großer feſter Klumpen, welche im Umkreiſe dicht aneinander verſchränkt waren, in der Mitte aber leere Räume im Waſſer ließen, worin nur einzelne loſe Stücken umher ſchwammen. Wir ſegelten längs demſelben ſüdwärts, um an eine offene Stelle zu kommen; denn der nördliche Wind hatte ſo viele große Maſſen herunter geſtößt, daß wir eine Zeitlang ganz davon umringt waren, und bisweilen nothwendig daran ſtoßen mußten, ob wir gleich, um gemach fortzuſchiffen, die Marsſegel eingereſt hatten.

Am neunten kam der Wind friſch aus Nordnordweſt, und brachte heftigen Schnee und Schloſſenregen. In der Nacht ſtand das Thermometer auf 28° und bey Tage auf 30°. Wir ſteuerten Weſtſüdweſt, ſo nahe als möglich neben der groſſen Eismaſſe fort. Dabey hatten wir das Unglück, etwas von der Bekleidung des Schiffs am Buge zu verlieren und den Untertheil des Schiffsſchnabels zu beſchädigen, indem wir manchem heftigen und wirklich mit Gefahr verbundenen Stoße nicht ausweichen konnten. Nunmehr hatten wir gegen vierzig Seemeilen längs dem Rande des Eiſes zurückgelegt, ohne nordwärts, jenſeits deſſelben, eine Oefnung oder eine freye See zu entdecken. Die Ausſicht, weiter gegen den Pol zu kommen, war alſo für jetzt ſo gut als verloren, und Capitain Clerke faßte den Entſchluß, nach Süden, (der einzigen Gegend die uns noch offen blieb) zu ſegeln, und eine ſpätere Jahrszeit abzuwarten, ehe er einen neuen Verſuch wagte. In der Zwiſchenzeit nahm er ſich vor, die Bay St. Lorenz und die ſüdlich von derſelben gelegene Küſte zu unterſuchen, da ein Hafen in dieſer Nähe uns ſehr willkommen ſeyn mußte, falls wir etwa in der Folge vom Eiſe Schaden leiden ſollten. Auch wünſchten wir, unſern Freunden, den Tſchuktſchen, noch einen Beſuch abzuſtatten, zumal da wir durch den Befehlshaber von Kamtſchatka ſo gute Nachrichten von ihnen erhalten hatten.

Wir ſegelten ſüdwärts und kamen bey einer großen Menge Treibeis vorbey. Am folgenden Mittag, wo wir, nach unſeren Beobachtungen, in 68° 1′ nördlicher Breite und 188° 30′ öſtlicher Länge waren, ward es völlig Windſtill. Vormittags ſahen wir einige Wallfiſche, und nach dem Eſſen hoben wir die Boote aus, um einige von den Wallroſſen tödten zu laſſen, welche in Menge auf den Eisſchollen herum lagen. Diesmal waren unſere Leute glücklicher als neulich; ſie brachten nämlich drey groſse und ein junges an Bord, und hatten auſserdem noch einige andere getödtet und verſchiedene verwundet. Die Officiere, welche mit auf die Jagd gegangen waren, hatten einige merkwürdige Beyſpiele von der mütterlichen Sorgſalt dieſer Thiere für ihre Jungen geſehen. Bey der Annäherung unſerer Boote, nahmen ſie ihre Jungen unter ihre Floſſen, und ſuchten, ſich mit ihnen vom Eiſe in die See zu retten. Mehrere, deren Junge getödtet oder verwundet auf der Oberfläche des Waſſers ſchwammen, kamen wieder aus der Tiefe herauf, und zogen ſie in dem Augenblick, wo unſere Leute ſie ins Boot heben wollten, mit ſich hinunter; und man konnte bemerken, daſs ſie dieſelben eine groſse Strecke durch das Waſſer forttrugen, weil dies mit ihrem Blut gefärbt ward. Von Zeit zu Zeit brachten ſie ſie wieder über die Oberfläche des Waſſers hervor, vermuthlich um ihnen friſche Luft zu verſchaffen, und tauchten dann wieder mit entſetzlichem Gebrüll unter. Das Weibchen, deſſen Junges erſchoſſen und in das Boot genommen ward, gerieth in ſolche Wuth, daſs es unſer Boot anfiel, und mit ſeinen beyden Hauzähnen den Boden deſſelben durchbohrte. Um acht Uhr Abends erhob ſich ein Oſtwind, mit dem wir ſüdwärts fortſchifften. Um Mitternacht begegneten wir einer Menge groſser Eismaſſen, durch welche wir uns, aus Furcht das Schiff zu beſchädigen, mit wenigen Segeln einen Weg zu bahnen ſuchten. Als wir aber noch etwas weiter ſüdlich gekommen waren, entdeckten wir ein feſtes Eisfeld, welches ſich, ſoweit das Auge reichte, ſüdweſt, ſüdoſt und nordoſtwärts erſtreckte. Dieſe unverhofte und furchtbare Erſcheinung vereitelte Capitain **Clerke**'s Vorhaben, die **Tſchuktſchen** zu beſuchen; denn nunmehr blieb uns nichts anders übrig, als Nordwärts zurückzugehen, welches wir am elften, um drey Uhr Morgens, auch wirklich thaten. Mittags befanden wir uns in 67° 49′ nördlicher Breite und 188° 47′ öſtlicher Länge. Am 12ten hatten wir ſchwache Winde und trübes neblichtes Wetter. Die Strömung floß hier nordweſtwärts, und zwar eine halbe Engliſche Meile in der Stunde. Bis zum 13ten, gegen Mittag, ſetzten wir, mit Hülfe eines mäßigen Südwindes den Lauf nach Norden fort; dann befanden wir uns aber wieder dicht am Rande eines feſten Eisfeldes, deſſen Gränzen wir vom Maſtkorbe nicht abſehen konnten. Unſere Hoffnung weiter vordringen zu können, war bisher ziemlich geſtiegen, da wir eben jetzt zehn Seemeilen weit auf einer Stelle zurückgelegt hatten, welche noch am neunten mit undurchdringlichem Eiſe belegt geweſen war; aber nunmehr verſchwand ſie auf einmal. Wir befanden uns gegenwärtig in 69° 37′ nördlicher Breite ungefähr in der Mitte zwiſchen beyden Welttheilen, und die Eisfelder erſtreckten ſich von Oſtnordoſt bis Weſtſüdweſt. In dieſer Gegend des Meeres blieb auch nicht die entfernteſte Ausſicht übrig, daß wir nördlicher würden gelangen können. Capitain Clerke entſchloß ſich alſo, noch einen letzten Verſuch an der Amerikaniſchen Seite anzuſtellen, um ſich der Baffinsbay zu nähern, zumal, da wir im vorigen Jahr auf dieſer Seite am weiteſten vorgedrungen waren. Wir lavirten nun den Ueberreſt des Tages gegen einen friſchen Oſtwind an. Während der Zeit ließen ſich einige Sturmvögel (Mallemuken) und nordiſche Mewen ſehen; auch trieben zwey Bäume bey uns vorbey, welche vermuthlich ſchon lange im Waſſer gelegen hatten. Der größere hatte ungefähr zehn Schuh in der Länge und drey im Umfange; die Rinde und Zweige hatte er ſchon verlohren, aber die Wurzel hatte er noch. Am 14ten ſetzten wir unſern Lauf, beynahe in einer Parallellinie mit dem Wege, den wir am achten und neunten zurückgelegt hatten, nur ſechs Seemeilen nördlicher, nach Oſten fort. Das Wetter war trübe und neblicht, bis am 15ten ein ſtärkerer Weſtwind den Nebel zerſtreute. Hierauf ſegelten wir ſogleich nach Norden, um das Eis näher in Augenſchein zu nehmen, und kamen in einer Stunde ſchon ganz nahe heran. Wir fanden es dicht und feſt, am Rande zerriſſen und von ungleicher Höhe: inwendig aber war die Oberfläche eben, und ragte acht bis zehn Schuh über dem Meere hervor. Da das Wetter gelinde war, konnten wir längs dem Eiſe hinſegeln, und bemerkten, daß es an mehreren Stellen tiefe Einbuchten hatte.

Früh am 16ten ward der Wind heftiger, und brachte häufige Schneeſchauer mit. Um acht Uhr Vormittags ſtürmte es ſo ſehr aus Weſtſüdweſt, daß wir die Marsſegel doppelt einreffen mußten. Als hierauf das Wetter ſich ein wenig aufklärte, ſahen wir, daß unſre Schiffe auf allen Seiten von dem Eiſe, welches ſich plötzlich ſüdoſtwärts gewendet hatte, umringt waren. Nur gegen Süden war noch ein Ausweg offen, und dahin hielten wir uns nun dicht am Winde. Wir waren jetzt bis auf 70° 8′ nördlicher Breite gekommen, und mochten etwa fünf und zwanzig Seemeilen weit von Amerika entfernt ſeyn. Der Wind nahm noch immer an Heftigkeit zu; wir mußten daher um vier Uhr Nachmittags die Marsſegel völlig einreffen, das Kreuzſegel ganz einnehmen und die Bramraaen auf das Verdeck herablaſſen. Um acht Uhr fanden wir nur zwey und zwanzig Faden Tiefe; wir glaubten alſo der Amerikaniſchen Küſte näher gekommen zu ſeyn, und legten das Schiff nach Norden um. Es ſtürmte und ſchneyte die ganze Nacht; am folgenden Morgen aber klärte ſich der Himmel auf, und um acht Uhr war der Wind ſo gemäßigt, daß wir die Bramraaen wieder aufziehen, und mit einem Weſtſüdweſtwinde weiter ſchiffen konnten. Mittags waren wir, nach unſern Beachtungen, in 69°55′ nördlicher Breite und 194°30′ öſtlicher Länge. Gegen Abend ließ der Wind nach, und um Mitternacht hatten wir eine Windſtille. Auf dieſe folgte um fünf Uhr Morgens

gens ein leichtes Lüftchen aus Oſtnordoſt, womit wir nordwärts ſegelten, um ſo bald als möglich wieder an das Eis zu kommen. Indeß ſchwammen einige kleine Stücke Treibholz bey uns vorbey; auch ſahen wir eine Menge Papageytaucher, kleine Eis-Sturmvögel und Wallfiſche. Am Mittag befanden wir uns, unſeren Beobachtungen zufolge, in 70° 26′ nördlicher Breite und 194° 54′ öſtlicher Länge. Die Tiefe des Meeres betrug hier dreyundzwanzig Faden, und das Eis erſtreckte ſich von Nord nach Oſtnordoſt, drey Engliſche Meilen weit. Um ein Uhr Nachmittags hatten wir den Rand eines feſten Eisfeldes erreicht, welches von Weſtnordweſt bis nach Oſten vor uns lag; wir legten daher um, und ſchifften mit weſtlichem Winde oſtwärts längs demſelben hin. Als hierauf um elf Uhr in der Nacht ein dicker Nebel aufſtieg, und die Tiefe um dieſe Zeit nur neunzehn Faden betrug, hielten wir uns am Winde, und lieſen nach Süden. Die Magnetnadel wich, nach den heutigen Beobachtungen, 31° 20′ öſtlich ab. Es war merkwürdig, daß, ob wir gleich auf dem feſten Eiſe keine Wallroſſe ſahen, ſie gleichwohl in größern Heerden als wir noch geſehen hatten, auf den abgelöſten Eisſchollen lagen. Abends um neun Uhr ſchwamm ein weiſſer Bär dicht an der Discovery vorbey, und begab ſich auf das Eis, wo ſich noch zwey andere aufhielten. Am 19ten, früh um ein Uhr, klärte ſich das Wetter auf, und nun ſteuerten wir ſogleich nochmals Nordoſtwärts; aber um zwey Uhr waren wir wieder ſo vollkommen eingeſchloſſen, daß Süden die einzige Richtung blieb, in welcher wir uns heraus ziehen konnten. Wir gingen alſo, bey vorzüglich ſtiller See und günſtigem Wetter auf eben dem Wege, auf dem wir hineingekommen waren, zurück. Weiter nordwärts, als wir dieſesmal gekommen waren, nämlich bis zu 70° 33′ nördlicher Breite haben wir nie gegen den Pol vordringen können, ob wir gleich im vorigen Jahre fünf Seemeilen weiter gekommen waren. Wir hielten uns noch immer nach Südſüdweſten, und ſegelten mit Hülfe eines ſchwachen Nordweſtwindes, am Rande des großen Eisfeldes hin, welches uns zur Linken, oder zwiſchen uns und den Amerikaniſchen Küſten lag. Mittags beobachteten wir die Polhöhe unter 70° 11′ nördlicher Breite und 196° 15′ öſtlicher Länge. Hier war das Waſſer ſechzehn Faden tief; aus dieſem Umſtande vermutheten wir, das Eiskap (*Icy Cape*) könne nur noch ſieben bis acht Seemeilen von uns entfernt ſeyn, ob wir es gleich nicht ſehen konnten, da der Horizont, ungeachtet wir übrigens heitres Wetter hatten, mit Dünſten bedeckt war.

Nachmittags ſahen wir ein Paar weiße Bären im Waſſer; wir ſetzten ihnen ſogleich in der Jölle nach, und erlegten ſie glücklich. Das größere Thier war vermuthlich die Mutter des jüngeren; denn dies wollte, da jene zuerſt erſchoſſen ward, ſie nicht verlaſſen, ſo leicht es auch während der Zeit, da wieder geladen wurde, hätte entkommen können. Die Maaſſen des größern waren folgende:

		Fuß	Zoll
Von der Schnauze bis ans Ende des Schwanzes		7′	2
= = den Schulterknochen		2′	3
Höhe der Schulter		4′	3
Umfang unweit der Vorderbeine		4′	10
Breite der Vorderpfote		=′	10
Gewicht der vier Viertel	436 Pf.		
dito des Kleineren	256 Pf.		

Dieſe Maaße ſtimmen faſt ganz genau mit denen, die Lord Mulgrave (damals Capitein Phipps in ſeiner Reiſe nach dem Nordpol) angegeben hat, überein, die Dicke oder den Umfang des Thiers ausgenommen, welche bey unſerm Bäre weit geringer iſt. Dieſe Jagd verſchafte uns einige vortrefliche Mahlzeiten von friſchem Fleiſche, welches zwar einen ſtarken Thrangeſchmack hatte, aber gleichwohl dem Wallroßfleiſche weit vorzuziehen war. Es koſtete indeß wenig Ueberredung, unſere Leute dahin zu bringen, daß ſie auch dieſes letztere lieber genoſſen als ihre eingeſalzene Schiffskoſt.

Am 20ſten um ſechs Uhr Morgens entſtand ein groſſer Nebel, der uns zwey Stunden lang das Eis verbarg. Sobald er ſich wieder verzog, ſahen wir die Hauptſtrecke wieder in Südſüdoſten, legten uns an den Wind, welcher aus Oſten kam, und erwarteten daß ſich die Amerikaniſche Küſte zeigen würde. Dies geſchah auch um halb elf Uhr wirklich. Mittags befanden wir uns, der Schiffsrechnung zufolge, in 69° 33′ nördlicher Breite und 194° 53′ öſtlicher Länge, wo die Tiefe neunzehn Faden beträgt. Das Land war von Süd gen Oſt nach Südſüdweſt ½ Weſten acht bis zehn Seemeilen weit vor uns, und zwar dieſelbe Gegend, welche wir bereits im vorigen Jahre geſehen hatten, nur mit dem Unterſchiede, daß jetzt ungleich mehr Schnee darauf lag, und das Eis vermuthlich am Lande feſt ſaß. Nachmittags ſegelten wir durch gebröckeltes Eis, und näherten uns dem Lande ſo weit, als es der Oſtſüdoſtwind erlaubte. Um acht Uhr ward das Wetter ſtiller, und zugleich entſtand ein Nebel. Man ſah im Waſſer einen Strudel, und dieſer veranlaßte nun eine Unterſuchung der Strömung. Wir fanden, daß wir in der Stunde eine Meile Oſtnordoſtwärts getrieben würden, und ſegelten deshalb die Nacht hindurch vor dem Winde, um der Strömung und den großen Eisklumpen, die uns gegen das Land trieben, entgegen zu arbeiten. Um Mitternacht fanden wir zwanzig Faden Tiefe. Am 21ſten um acht Uhr Vormittags ward der Wind etwas ſtärker und vertrieb den Nebel. Hierauf ſahen wir die Amerikaniſchen Geſtade acht oder zehn Meilen weit ſüdoſtwärts, und richteten unſern Lauf nach denſelben hin. Das Eis hielt uns aber bald wieder auf und zwang uns, weſtwärts am Rande deſſelben hin zu ſteuern. Mittags berechneten wir unſere Breite auf 69°34′ und die Länge auf 195° öſtlich, wobey wir vier und zwanzig Faden Tiefe fanden. Da auf dieſe Art ein ununterbrochenes feſtes Eisfeld, welches allem Anſchein nach mit dem Lande zuſammenſtieß, jeden Verſuch dieſem näher zu kommen vereitelte, ſo gaben wir nunmehr die Hofnung, eine nordöſtliche Durchfahrt nach England zu finden, gänzlich auf[*]). Ich werde mit Capitain Clerke's eigenen Worten die Beweggründe ſeines endlichen Entſchluſſes ſowohl, als ſeiner weiteren Plane, herſetzen, und zwar um ſo viel mehr da dies das lezte iſt, welches ſeine Kräfte ihm aufzuſchreiben erlaubten.

---

*) Da der ganze Hauptendzweck der Reiſe die Entdeckung einer nördlichen Durchfahrt war, ſo habe ich nicht umhin können, der Urſchrift in dieſem für den mittelländiſchen Leſer äußerſt trocknen und ermüdenden ſeemänniſchen Detail für diesesmal pünktlich zu folgen. Uebrigens zeigt dieſe Erzählung, theils, daß alles mögliche verſucht worden iſt, um die undurchdringlichen Eisbarrieren zu überwältigen, und irgendwo, bald am Aſiatiſchen, bald am Amerikaniſchen Ufer durchzuſchlüpfen, oder in der Mitte zwiſchen zweyen Eisfeldern hinzuſchiffen; daß alſo, wenn demungeachtet die geſchickteſten Seeleute mit einer Unverdroſſenheit und einem wachſamen Beharren, welches ſeines Gleichen ſucht, hier nichts haben ausrichten können, auch in Zukunft, bis auf eine etwanige Aenderung der phyſiſchen Umſtände, für eine Durchfahrt nichts zu hoffen ſey; theils aber auch, was eigentlich bey ſo langwierigem Hin- und Herkreuzen, unter jenem unfreundlichen Himmel, und zwiſchen ſo vielen Gefahren, die Officiere ſowohl als die Gemeinen auf einer Entdeckungsreiſe leiden müſſen, und mit welcher großen Aufopferung eine jede Entdeckung hier dem Schickſal abgekauft worden iſt. Endlich glaube ich auch, daß dieſe Paar Bogen voll Längen und Breiten, Abweichungen der Magnetnadel und Tiefen des Meeres, Lagen des Landes und der Eisfelder, Richtungen des Schiffs und der Segel, ein für allemal zur Probe desjenigen dienen können, was ich meinem Publikum erſpart habe, ohne etwas weſentliches auszulaſſen. G. F.

„Nunmehr iſt es unmöglich, an dieſer Küſte (von Amerika) im geringſten weiter nordwärts zu kommen, und zugleich höchſt unwahrſcheinlich, daß dieſe ungeheure Eismaſſen innerhalb der wenigen Wochen, welche noch zur Vollendung des gegenwärtigen Sommers übrig ſind, wegſchmelzen ſollten: Vielmehr iſt es glaublich, daß dieſelben immerfort. einem jeden die unüberſteiglichſten Schwierigkeiten in den Weg legen werden. In dieſer Vorausſetzung ſcheint es mir am rathſamſten und zweckmäßigſten, hinüber nach der Aſiatiſchen Seite zu ſtechen, und eine Oefnung zu ſuchen, die uns weiter nach Norden laſſe; gelingt aber dies nicht, ſo bliebe ferner zu unterſuchen übrig, was ſich an jener Küſte ſelbſt noch thun ließe. Ich wünſchte daß es mir daſelbſt beſſer gelingen möchte, ſchmeichle es mir aber nicht, da die See nunmehr ſo gepfropft voll Eis iſt, daß man ſchwerlich weiter an eine Durchfahrt denken darf.“

Zwölftes Hauptſtück.

Fruchtloſe Bemühungen, nordweſtwärts durch das Eis zu dringen. Gefährliche Lage der Discovery. Wallroßjagd. Neue Hinderniſſe, welche das Eis verurſacht. Bericht von dem Schaden, den die Discovery erlitt. Capitain Clerke's Entſchluß nach Süden zu ſteuern, und Freude der Mannſchaft bey dieſer Gelegenheit. Rückkehr bey Serdze Kamen vorbey, durch die Behringsſtraße. Allgemeine Bemerkungen über die Unmöglichkeit auf einem nordöſtlichen oder nordweſtlichen Wege vom atlantiſchen in das ſtille Meer zu ſchiffen. Vergleichung unſerer Bemühungen in den Jahren 1778 und 1779. Ueber die See und die Küſten, Nordwärts von der Behringsſtraße. Fortſetzung der Reiſegeſchichte. Die Inſel St. Lorenz. Die Kupferinſel (Mednoi-Oſtrow). Capitain Clerke's Tod. Kurze Nachricht von ſeiner nautiſchen Laufbahn.

Den Entſchließungen unſeres Befehlshabers gemäß, ſetzten wir am 21ſten Nachmittags unſern Lauf nach Weſtnordweſten durch viele Eisſtücken fort. In der Nacht ſahen wir uns abermals vom Eiſe umringt, und wider unſern Willen genöthigt, ihm ſüdwärts auszuweichen. Bey dieſer Gelegenheit muß ich bemerken, daß wir ſeit dem achten dieſes Monats dieſe Meeresgegend zweymal, in beynahe parallellaufenden Linien; durchſchnitten, das zweytemal aber zehn Seemeilen mehr nordwärts ſegeln konnten, und überhaupt die Eisfelder durchgehends gegen fünf Seemeilen ſüdlicher als vorhin bemerkten. Dies beweiſet hinlänglich, daß die großen, dichten Eismaſſen, die uns vor Augen lagen, bewegt oder vermindert worden; zugleich giebt es aber ſehr wenig gegründete Hoffnung, ſelbſt in der vortheilhafteſten Jahreszeit weiter kommen zu können.

Wir ſchifften, um dem Eiſe zu entgehen, noch immer ſüdlich, bis zum 22ſten Abends um ſieben Uhr, wo wir keines mehr ſahen und nach Weſten ſteuerten; allein anderthalb Stunden ſpäter zertheilte ſich der Nebel, und wir entdeckten daß wir mitten im loſen Eiſe und dicht am feſten wären, ſo daß wir Gefahr liefen, von den abgeſonderten Klumpen, die der Wind uns ſchnell entgegen trieb, ganz eingeſchloſſen zu werden. Am 23ſten des Morgens blieb nur noch ein offener Raum von anderthalb Engliſchen Meilen übrig, in welchem wir hin und her kreuzten, und der ebenfalls von einem Augenblick zum andern kleiner wurde. Nachdem wir alles angewandt hatten, um das gebröckelte Eis zu umſegeln, blieb uns endlich kein anderer Rath übrig, als uns nach Süden hin mit Gewalt durchzudrängen. Um ſieben Uhr gelang uns dies auch, doch bekamen wir dabey einige heftige Stöße. Die Discovery hatte diesmal ſchlechteres Glück. Sie hatte ſich um elf Uhr beynahe hindurch gearbeitet, als auf einmal einige große Eisſchollen ſie dergeſtalt umringten, daß die Gewalt ihres Laufs dadurch ganz gebrochen ward. Das Schiff trieb ſogleich unter den Wind, und fiel mit der ganzen Seite gegen den Rand einer anſehnlichen Eismaſſe. Hier ſtieß es nun, wegen der Brandung, welche der Wind über eine kleine offene Strecke erregen konnte, ſehr heftig auf. Endlich zerbrach oder bewegte ſich der Klumpen hinlänglich, um einen zweyten Verſuch zu geſtatten; allein unglücklicherweiſe trieb das Schiff, ehe es ſoviel Moment bekam, daß man es regieren konnte, nochmals auf ein Eisſtück. Unter dieſen Umſtänden blieb nun nichts übrig, als es in eine kleine Oefnung zu ſchieben, es mit dem Eishaken feſtzumachen, und die Segel einzuziehen.

In dieſer mißlichen Lage ſahen wir es um Mittag etwa drey Engliſche Meilen nordweſtwärts von uns. Ein friſcher Südoſtwind, der viel Eis vor ſich hin trieb, vergrößerte den Haufen noch, der uns voneinander trennte. Unſere traurigen Ahndungen wurden Nachmittags noch durch einen dichten Nebel vermehrt, der uns die Discovery gänzlich verbarg. Um indeß nahe genug zu bleiben und ihr Hülfe leiſten zu können, hielten wir uns dicht am Rande des Eiſes. Zum Glück wandte ſich der Wind bald nach Norden, und wir konnten alſo hoffen, daß er das Treibeis zertheilen, und das Schiff losmachen würde. Da wir aber nicht wiſſen konnten, in welchem Zuſtand es alsdenn ſeyn würde, löſeten wir alle halbe Stunde Kanonen, um eine Trennung zu verhüten. Um neun Uhr verſchwanden endlich unſere Beſorgniſſe; indem wir Antwort auf unſere Signale hörten. Bald darauf rieſen uns unſere Freunde an, und benachrichtigten uns, das Eis ſey gleich nach der Veränderung des Windes auseinander gegangen; hierauf hätten ſie alle Segel aufgeſpannt und ſich einen Weg durch daſſelbe gebahnt. Während der Zeit, daß ſie feſt lagen, hatten ſie bemerkt, daß ſich das Eisfeld in der Stunde eine halbe Engliſche Meile nach Nordoſten fortbewegte. Vom Buge war indeß die Bekleidung größtentheils abgerieben worden, auch hatten die gewaltſamen Erſchütterungen das Schiff, als es auf den Rand des Eiſes ſtieß, leck gemacht.

Am 24ſten, um vier Uhr Nachmittags, entſtand eine Windſtille, die wir uns zu Nutze machten, um auf die Wallroſſe, die uns in großen Heerden umgaben, Jagd zu machen. Wir erlegten zehn davon, deren Fleiſch uns friſche Speiſe verſchafte, und aus deren Fett wir Lampenöl ſchmelzten. Die folgenden Tage ſchifften wir ſüdoſtwärts, zwiſchen dem Eiſe hin, bis wir am 27ſten, Nachmittags um zwey Uhr das feſte Land von Aſien erblickten. Um Mittag hatten wir die Polhöhe in 67° 47′ nördlicher Breite beobachtet, die öſtliche Länge war 188°.

Nunmehr mußte entſchieden werden, wohin wir weiter ſteuern ſollten. Capitain Clerke ſchickte daher die Zimmerleute an Bord der Discovery, um von dem Schaden, den dieſes Schiff erlitten hatte, Bericht abzuſtatten. Sowohl Capitain Gore, als die Zimmerleute beyder Schiffe, waren der Meinung, daß es drey Wochen erfordern würde, die nothwendigen Ausbeſſerungen zu vollenden, und daß man zu dem Ende einen Hafen ſuchen müſſe. Da wir nun wegen des Eiſes weder weiter nach Norden dringen, noch dem einen oder dem andern Welttheile näher kommen konnten, ſo fanden wir es zwecklos und der Sicherheit der Schiffe nachtheilig, uns ferner mit unnützen Verſuchen aufzuhalten. Capitain Gore's Vorſtellung gab dieſen Gründen ein neues Gewicht, und brachte endlich Capitain Clerke's Entſcheidung zuwege, auf einen unerreichbaren Gegenſtand länger keine Zeit zu verwenden, ſondern nach Awatſcha-Bay zu ſegeln, um unſern Schaden auszubeſſern, und ehe der Winter allen Entdeckungsverſuchen ein Ende machen würde, die Küſten von Japan zu unterſuchen. Ich will es nicht verheelen, daß auf allen Geſichtern Freude glänzte, als dieſe Entſchlieſſung bekannt wurde. Wir alle waren dieſer Gefahrvollen Schiffahrt, wobey das hartnäckigſte Beharren nicht mit dem geringſten Fortgang belohnt worden war, herzlich überdrüßig, und wendeten jetzt heiter und zufrieden den Blick nach unſerer Heimat hin, von der wir bereits drey ganze Jahre abweſend waren. Troß der mühſamen Reiſe die uns noch bevorſtand, und der ungeheuern Entfernung, waren unſere Empfindungen ſo lebhaft, und wir genoſſen ſie vielleicht ſchon eben ſo uneingeſchränkt, als ob Landes End*) bereits vor unſern Augen geweſen wäre.

Am 28ſten um vier Uhr Morgens lag uns die Gegend, welche wir nach Mülles Angabe für das Vorgebirge Serdze Kamen (ſteinernes Herz) hielten, ſechs oder ſieben Seemeilen weit im Südſüdweſten. An mehreren Stellen auf den Bergen, welche ſich im Innern zu beyden Seiten des Vorgebirges erheben, ſahen wir Ungleichheiten von beträchtlicher Höhe, welche ungeheuern Felſen, oder ſteinernen Säulen glichen. Am 30ſten Abends erblickten wir das Vorgebirge des Prinzen von Wales (an der Amerikaniſchen Küſte) und ſchifften Tages darauf durch die Behringsſtraße, konnten aber wegen des widrigen Windes die Tſchuktſchen nicht zum zweyten malbeſuchen, ſogern wir es auch gethan hätten**).

---

*) Die ſüdweſtlichſte Spitze von England. G. F.

**) Herr King ſtellt hier eine Beurtheilung der Charten des Herrn Etatsraths Müller an, welche unſerm Publikum äußerſt unwichtig ſeyn würde. Schon a priori ſieht man ein, daß die Beſtimmungen der Engliſchen Entdecker da Gewißheit verbreiten, wo die Angaben eines Deſchnef, Popof, Schalaurof, u. a. m. nur zu unſichern Muthmaßungen berechtigen können. Daher bedarf es auch jetzt keiner weitläuftigen Auseinanderſetzung, um unwiderſprechlich darzuthun, 1) daß das Tſchukotskoi-Nos der älteren Ruſſiſchen Entdecker, vor Behrings Zeiten, die öſtliche Spitze Aſiens, oder Cooks Oſtcap iſt. (Man muß es wohl von Behrings und der ſpätern Ruſſiſchen Geographen Tſchukotskoi-Nos unterſcheiden, welches an der Südoſtſpitze der Tſchuktſchiſchen Halbinſel liegt und ehedem Anadirskoi-Nos genannt wurde.) 2) Daß der Kowomaſluß, von welchem Deſchnef nach dem Anadir um das Oſtcap herum gefahren iſt, aller Wahrſcheinlichkeit zufolge, weder ſo hoch im Norden, wie man bisher gealgubet hat, ins Eismeer fällt, noch ſo weit nach Weſten von der Oſtſpitze Aſiens entlegen iſt, als ihn die Charten angeben. Uberhaupt hatten die früheren Ruſſiſchen Seefahrer den Fehler, daß ſie ihre Entdeckungen zu hoch

Hätte Capitain **Cook** dieſen Zeitpunkt unſerer Reiſe erlebt, und ſelbſt zum zweytenmal erfahren, wie unmöglich eine nordöſtliche und nordweſtliche Fahrt aus dem ſtillen ins atlantiſche Meer iſt, ſo würde er ohne Zweifel eine vollſtändige Ueberſicht aller der Hinderniſſe entworfen haben, welche dieſen Hauptzweck unſerer Ausrüſtung vereitelten. Seine Beobachtungen über einen ſo wichtigen Gegenſtand, worüber Gelehrte und Seefahrer ſeit mehr als zweyhundert Jahren geſtritten haben, kann ich dem Publikum freylich nicht erſetzen; um aber gleichwohl die Erwartung der Leſer nicht gänzlich zu täuſchen, empfehle ich folgende Bemerkungen ihrer Nachſicht.

Das Reſultat der Entdeckungen, welche vor unſerer Reiſe hergingen, (mit Inbegrif der Reiſe des Herrn **Hearne***) macht es höchſt wahrſcheinlich, daß keine nord-

---

gegen den Pol hinauf rückten. Alles ſcheint Capitain **Cook**'s Meynung zu beſtätigen, daß die **Kowyma** ſich ſchon unter dem 68°Grad der Breite ins Eismeer ergießt, wie es auch ſeine Charte angiebt. Folglich iſt in der Mülleriſchen Charte, die Halbinſel, die ſich nach Nordoſten hinauf erſtreckt, allerdings auf einen Mißverſtand der **Deſchnef**ſchen Nachrichten gegründet, der aber ſo lange wohl unvermeidlich war, als in jener Weltgegend keine genaue aſtronomiſche Beobachtungen angeſtellt werden konnten. Da endlich nach **Schalauroſs** Angabe, die Küſte von **Schalatskoi-Nos** in ſüdöſtlicher Richtung ununterbrochen bis an das **Oſtkap** fortzugehen ſcheint, ſo folgt daraus, daß die Engliſchen Seefahrer ſich diesmal dem vorhinerwähnten **Schalatskoi-Nos** bis auf einen Grad, oder ſechzig Engliſche Meilen genähert haben, und daß alſo auf der ganzen Küſte bloß dieſe geringe Entfernung noch unberichtigt bleibt. Denn, daß **Schalatskoi-Nos** das nördlichſte unter allen hier gelegenen Vorgebirgen ſey, iſt ſchon daraus erweislich, weil die Ruſſiſchen Seefahrer zwiſchen dem **Kowyma** und **Anadir**, außer dem **Oſtcap**, keines merkwürdigen Vorgebirges erwähnen. G. F.

*) Man ſehe meinen Verſuch über **Cook** im vorhergehenden Bande. G. F.

weſtliche Durchfahrt aus dem atlantiſchen ins ſtille Meer ſüdwärts vom 65ſten Grad der Breite exiſtiren kann. Wenn alſo eine ſolche Durchfahrt vorhanden iſt, ſo muß ſie entweder weſtwärts, durch Baffinsbay, oder auch um den Norden von Grönland herum, oder oſtwärts durch das Eismeer über Sibirien geſucht werden; in beiden Fällen aber müſſen die Schiffe, welche auf dieſe Entdekkung ausgehen, durch die Behringsſtraße ſteuern. Nun muß ich entwickeln, in wie fern es auf beyden Seiten unmöglich ſey, durch dieſe Meerenge in das atlantiſche Meer zu kommen.

Aus unſerer eigenen Erfahrung ergiebt ſich, daß das Meer, nordwärts von der Behringsſtraße, im Auguſt weniger mit Eiſe belegt iſt als im Julius; und vielleicht iſt es im September noch zugänglicher. Allein nach dem Aequinoctium nehmen die Tage ſo ſchnell ab, daß man auf kein ferneres Aufthauen und Schmelzen rechnen darf, und vernünftigerweiſe können wir von der Wärme in der erſten Hälfte des Septembers keine ſo ſchleunige Wirkung erwarten, daß ſie uns zu der Hofnung berechtigen könnte, das Eis werde dadurch von den nördlichſten Gegenden der Amerikaniſchen Küſte verſchwinden. Doch vorausgeſetzt, es ſey möglich, ſo wird man gleichwohl eingeſtehen müſſen, daß es ein raſender Verſuch ſeyn würde, wenn man in ſo kurzer Zeit, als die Fahrt dann noch offen bleiben kann, vom Eiscap bis in die bekannten Gegenden der Baffinsbay einen Weg von vierhundert und zwanzig Seemeilen zurücklegen wollte.

An der Aſiatiſchen Seite bleibt noch weniger Hofnung übrig, wenn man ſich an das erinnert, was von der Beſchaffenheit des Meeres ſüdwärts vom Nordcap bekannt geworden iſt, und was ſowohl Behrings Lieutenants als auch Schalaurof gegen Norden von Sibirien erfahren haben. Deſchnefs Reiſe, wenn ſie anders zuverläßig iſt, beweiſet zwar unſtreitig, daß es möglich iſt die Nordoſtſpitze zu umſegeln. Allein man bedenke, daß ſeit ihm anderthalb Jahrhunderte verfloſſen ſind, ohne daß jemand in unſeren unternehmenden Zeiten im Stande geweſen wäre, ihm auf dieſem Wege zu folgen; dann wird man von dem allgemeinen Vortheil der aus jener Fahrt entſpringen könnte, eben nicht die lebhafteſten Erwartungen haben können. Denn geſetzt auch, es fände ein Schiff in einer vorzüglich günſtigen Jahrszeit einen offenen Weg um die Küſte von Sibirien, und gelangte ſicher bis zur Mündung der Lena, ſo bleibt noch das Vorgebirge Taimura übrig, welches ſich bis zum 78ſten Grad der Breite erſtreckt, und welches noch kein einziger Reiſender umſchiffen zu können glücklich genug geweſen iſt. Man behauptet wohl, das Meer ſey deſto freyer von Eiſe, je näher man dem Pol komme; man pflegt auch vorzugeben, alles von uns geſehene Eis ſey auf den Flüſſen in Sibirien und Amerika entſtanden, und ins Meer hinabgeſchwemmt worden. Allein wenn nun auch dieſes zugegeben wird, ſo folgt doch unfehlbar daraus, daß jenes offene Meer ſo lange unzugänglich bleibt, bis die großen Eismaſſen im Sommer ſoweit geſchmolzen ſind, daß ein Schiff ſich durcharbeiten kann. In dem Falle hätten wir alſo wohl gar die unrechte Jahreszeit gewählt, und beſſer gethan im April oder May die Durchfahrt zu ſuchen, ehe noch der Eisgang aus den Flüſſen Statt haben konnte. Allein wie viele Gründe laſſen ſich nicht dieſer Hypotheſe entgegenſetzen! Aus dem was wir im Hafen zu St. Peter und Paul erfuhren, konnten wir ſchließen, was wir weiter nordwärts zu erwarten hätten. Vielleicht ſind im Winter beyde Welttheile, vermittelſt des Eiſes, ſogar feſt mit einander verbunden; denn in Kamtſchatka erzählte man uns, daß man im Winter von den Sibiriſchen Küſten aus weiter über das Eis hingehen kann, als die Breite der See von einem feſten Lande zum andern an einigen Stellen beträgt.

Die Ausſagen der Rußen enthalten unter andern auch folgenden merkwürdigen Umſtand über das Land, welches von Tſchukotskoi-Nos (Oſtcap) geſehen werden kann. „Im Sommer, heißt es, ſchifft man nach dieſem Lande in einem Tage hinüber, und zwar in Kähnen aus Wallfiſchknochen, die mit Seehundsfell überzogen ſind, und Baidaren genannt werden. Im Winter legt man denſelben Weg mit Rennthieren in eben ſo vieler Zeit zurück". Hier haben wir einen hinlänglichen Beweis, daß die beyden Welttheile gewöhnlich durch das Eis mit einander verbunden ſind.

Noch merkwürdiger iſt die Nachricht, die Herr Müller von einer Reiſe mittheilt, welche die Entdeckung einer vorgeblichen Inſel im Eismeer zur Abſicht hatte. „Man rüſtete im Jahr 1714 zu Jekutzk von neuem eine Entdeckungsparthey unter Anführung des Alexei Markof aus. Er erhielt den Auftrag, von der Mündung des Jana abzuſegeln, und falls ſeine Kähne (Schytki) in See nicht brauchbar wären, an einem bequemen Orte beſſere und ſicherere Fahrzeuge zimmern zu laſſen. Nach ſeiner Ankunft zu Uſt-Janskoje Simowie, dem Orte, von wo er auslaufen ſollte, ſchickte er unter dem zweyten Februar 1715 einen Bericht an die Kanzley in Irkutzk, worin er erwähnt, daß es unmöglich ſey, die dortige See zu befahren, weil ſie Sommers und Winters gefroren bleibe; man könne das Unternehmen folglich nicht anders als in Schlitten, die von Hunden gezogen würden, ausführen. Mit dieſem Fuhrwerk reiſete er dann auch am zehnten März deſſelben Jahres, in Begleitung neun anderer Perſonen ab, und kehrte am dritten April nach Uſt-Janskoi Simowie zurück. Nach ſeiner Ausſage fuhren ſie ſieben Tage lang, ſo ſchnell die Hunde laufen konnten (welches bey gutem Weg und Wetter täglich achtzig bis hundert Werſte beträgt) gerade nach Norden auf dem Eiſe fort, ohne irgend eine Inſel

„zu entdecken. Hier habe er, berichtete er ferner, endlich nicht weiter kommen können, weil ſich das Eis im „Meere wie Berge gethürmt hätte. Von dieſen Eisbergen habe er einige beſtiegen, und ſehr weit umher ſehen „können, ohne irgendwo Land zu erblicken. Endlich ſey „ihm das Futter für die Hunde ausgegangen, viele von „ihnen wären geſtorben, und er habe zurückreiſen müſſen".

Nächſt dieſen Gründen, wobey man die Vorausſetzung, das Eis in jenen Meeren komme alles aus Flüſſen, noch gelten ließ, giebt es Urſachen genug, um an der Wahrheit dieſer Hypotheſe ſelbſt zu zweifeln. So ſehr ihr auch Capitain Cook ehedem zugethan war, ſo hatte er doch während dieſer letzten Reiſe hinlängliche Veranlaſſung, ſeine Meynung gänzlich zu ändern. Die Küſten beyder Welttheile ſind hier niedrig, einander überaus ähnlich, und die Tiefe des Meeres nimmt gegen beyde hin allmählig ab. Es läßt ſich alſo nach Anleitung von Hrn. Hearne's Beſchreibung des Kupfer-Erz-Fluſſes Coppermine river mit vieler Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß die Flüſſe, welche ſich aus Amerika ins Eismeer ergießen mögen, mit den Aſiatiſchen einerley Beſchaffenheit haben; nun ſollen aber die letztern an ihrer Mündung ſo ſeicht ſeyn, daß ſie nur kleine Fahrzeuge tragen können. Das Eis, welches wir geſehen haben, ragt aber um ſo viel über die Oberfläche des Meeres hervor, als die Tiefe jener Flüſſe beträgt; folglich muß deſſen ganze Höhe zum wenigſten zehnmal gröſſer ſeyn.

Hieher gehört noch eine Bemerkung, die ſich ganz und gar nicht mit der Meynung derer verträgt, welche Land zur Bildung des Eiſes für unentberlich halten. Ich meyne den Unterſchied zwiſchen der See um Spitzbergen, und dem Meere nordwärts von der Behringsſtraße. Woher mag es kommen, daß in jener Gegend, wo ſo viel bekanntes Land liegt, der Seemann jährlich bis zum 80ſten Grad der Breite kommt, da er hingegen auf der andern

Seite mit der äußerſten Anſtrengung nicht über den 71ſten gelangen konnte, ungeachtet die beyden Welttheile ſich daſelbſt beynahe öſtlich und weſtlich von einander entfernen, und dort noch kein Land unweit des Pols entdeckt worden iſt. Zu fernerer Befriedigung über dieſen Punkt verweiſe ich auf Herrn Doktor Forſters Bemerkungen*), wo die Frage von der Entſtehung des Eiſes ausführlich und vollkommen genugthuend abgehandelt, und die Wahrſcheinlichkeit einer freyen See in der Gegend des Pols mit vielen triftigen Gründen beſtritten wird. Hier kann ich in wenigen Worten nur noch eine Vergleichung zwiſchen den Fortſchritten, die wir in zwey verſchiedenen Jahren gegen Norden machten, nebſt einigen Bemerkungen über die See und die beyderſeitigen Küſten nordwärts von der Behringsſtraße mittheilen.

Im Jahr 1778 fanden wir zuerſt in 70° nördlicher Breite am 17ten Auguſt Eis, und zwar in dichten unabſehlichen Maſſen, die zum Theil oder auch gänzlich beweglich ſeyn mußten, da ſie auf uns zutrieben, und wir nur mit Noth der Gefahr entgingen, zwiſchen denſelben und dem Lande eingeklemmt zu werden. Nachdem wir geſehen hatten, wie gefährlich und zwecklos der Verſuch wäre, hier weiter nordwärts vordringen zu wollen, begaben wir uns zwiſchen 69° und 70° der Breite nach der Aſiatiſchen Seite, und fanden unterwegens große, weitläufige Eisfelder. Wir konnten zwar den ununterbrochenen Zuſammenhang derſelben queer über das ganze Meer, wegen des trüben Nebelwetters nicht überall vollſtändig aufnehmen; doch trafen wir, ſo oft wir unſern Lauf nordwärts richteten, allemal das Eis wieder an, ehe wir noch 70° nördlicher Breite erreicht hatten. Am 26ſten Auguſt in 69° 15′ nörd-

---

*) die zu Berlin, in groß Octav, im Jahr 1783 herausgekommen ſind. ſ. Seite 59. u. f.

nördlicher Breite und 184° öſtlicher Länge umringte es uns in ſolcher Menge, daß wir nicht länger nordwärts oder weſtwärts ſchiffen konnten, ſondern am Rande deſſelben nach Südſüdweſten laufen mußten, bis wir die Küſte von Aſien erblickten. Die Jahrszeit war nunmehr ſchon weit verſtrichen; Schnee und Schloſſen kündigten den nahen Winter an, und ermahnten uns für diesesmal unſer Vorhaben aufzugeben.

Bey dem gegenwärtigen zweyten Verſuch konnten wir wenig mehr thun, als die Reſultate des vorigen beſtätigen. Der Aſiatiſchen Küſte nahten wir uns nirgends über dem 67ſten Grad der Breite und von der Amerikaniſchen ſahen wir nichts, was wir nicht ſchon vorigesmal unterſucht hatten, ausgenommen eine Strecke von wenigen Meilen zwiſchen 68° und 68°20′ nördlicher Breite. Diesmal hatten wir ſchon drey Grade ſüdlicher mit dem Eiſe zu kämpfen, und kamen in der Mitte zwiſchen beyden Welttheilen noch am weitſten nach Norden. An der Amerikaniſchen Seite drangen wir drey Grade weiter als an der Aſiatiſchen, und fanden alſo in beyden Jahren das Eis an der letzteren Küſte früher und in größerer Menge. Je weiter wir nach Norden kamen, deſto dichter und feſter war das Eis, und dennoch war, allem Anſchein nach, das meiſte beweglich; denn wir ſegelten, bey dem Hin- und Herkreuzen von einer Küſte zur andern, über Räume hinweg, wo alles vorher belegt geweſen war. Im Durchſchnitt war alles Eis acht bis zehn, das höchſte aber ſechzehn bis achtzehn Fuß hoch. Zweymal unterſuchten wir die Richtung der Strömungen, und fanden ſie jedesmal verſchieden, aber nie gingen ſie ſchneller, als eine Engliſche Meile in der Stunde. Wenn wir unſere Schiffsberechnung mit den Aſtronomiſchen Beobachtungen verglichen, ergab ſich ebenfalls eine doppelte Strömung, doch mehrentheils kam ſie von Südweſten her. In jeder Richtung aber war ihre Wirkung ſo gering, daß man, in Beziehung auf die Fahrt nach Norden hin, keine Folgerungen daraus ziehen kann. Der Julius war ungleich kälter als der Auguſt; in jenem Monat fiel das Thermometer einmal bis auf 28° und oft auf 30°, hingegen im Auguſt des vorigen Jahrs ſelten bis zum Gefrierpunkte*). In beyden Jahren hatten wir einige heftige Winde, und zwar jedesmal von Südweſten her. Bey gelindem Winde, er mochte aus einer Gegend kommen, aus welcher er wollte, pflegten ſich Nebel einzuſtellen, doch am ſtärkſten bey Südwinde.

Die Meerenge zwiſchen beyden Welttheilen iſt an der engſten Stelle, in 66° nördlicher Breite, dreyzehn Seemeilen breit. Jenſeits dieſes Punkts entfernen ſich die Küſten Nord-Oſt zu Oſten, und Weſt-Nord-Weſten, ſo daß ſie in 69° nördlicher Breite ſchon mehr als hundert Seemeilen (14 Grade der Länge) voneinander liegen. Nordwärts von der Meerenge ſind die entgegengeſetzten Küſten einander ſehr ähnlich; beyde ſind gänzlich von Waldung entblößt; ihre Ufer ſind niedrig, aber tief im Innern erheben ſich hohe Gebirge. In der Mitte, zwiſchen beyden feſten Ländern beträgt die Tiefe neun und zwanzig bis dreyßig Faden, und nimmt nach jeder Küſte zu allmählig ab, doch mit dem Unterſchiede, daß ſie an der Amerikaniſchen Seite in gleichen Entfernungen etwas ſeichter iſt, als an der Aſiatiſchen. Der Meeresgrund iſt in der Mitte ein weicher zäher Schlamm, und gegen das beyderſeitige Ufer hin ein brauner Sand mit kleinen

---

*) Ganz allgemein darf, aus den Beobachtungen in zwey Jahren, doch nicht geſchloſſen werden, der Julius ſey dort allemal kälter als der Auguſt; und zwar um ſo viel weniger, wenn man im erſten Jahre die Witterung des Julius, und im andern des Auguſts nicht hat erfahren können. Es folgt eigentlich nur: der Julius 1779 war kälter als der Auguſt 1778. G. F.

Bruchſtücken von Knochen und wenigen Muſchelſchalen. In der Meerenge ſelbſt bemerkten wir keine ſtarke Fluthen oder Strömungen, die geringe, die wir noch gewahr wurden, kam von Weſten her.

Nunmehr iſt es Zeit, die Erzählung unſerer Reiſebegebenheiten, welche am 31ſten Julius unterbrochen ward, wieder fortzuſetzen. An dieſem Tage waren wir Mittags bereits achtzehn Seemeilen weit ſüdwärts vom Oſtcap gekommen. Am erſten Auguſt hatten wir bis zum Mittag ſchwache Lüftchen, und befanden uns um dieſe Tageszeit, unſern Beobachtungen zufolge, in 64° 23′ nördlicher Breite und 189° 15′ öſtlicher Länge. Die Aſiatiſche Küſte lag zwölf Seemeilen weit von uns, und zu gleicher Zeit ſahen wir nordwärts von St. Lorenz Land. Am zweyten klärte ſich das Wetter auf, und nunmehr hob ſich das letzterwähnte Land in mehreren hohen Hügeln. In der Ferne ſahen ſie wie einzelne Inſeln aus; wir konnten aber nicht nahe genug kommen, um hierüber Gewißheit zu erlangen. Schon am dritten Julius waren wir an dem weſtlichſten Ende deſſelben, welches wir damals für die Lorenz-Inſel hielten, vorbeygeſegelt, und im September des vorigen Jahres hatten wir die öſtliche Gegend deſſelben, die aus hohen abſchüſſigen durch flaches Land verbundenen Felſen beſteht, Clerke's Eiland genannt. Jene Abſtürze waren uns im vorigen Jahre, ehe wir ſie in der Nähe geſehen hatten, ebenfalls wie abgeſonderte Inſeln vorgekommen. Dennoch vermuthe ich, daß die Inſel St. Lorenz nicht mit Clerke's Inſeln zuſammenhängt, indem der Zwiſchenraum zwiſchen beyden, wo wir nicht das geringſte erblickten, beträchtlich genug iſt. Nordoſtwärts von dieſen Inſeln entdeckten wir Nachmittags etwas, das einer kleinen Inſel ähnlich war; wir bekamen es aber wegen des neblichten Horizonts nicht wieder zu Geſicht. Es mochte etwa neunzehn Seemeilen von der Inſel St. Lorenz Nordoſtwärts liegen. Erſt am vierten Nachmittags verloren wir die letztgenannte Inſel aus unſerm Geſichtskreiſe, und ſteuerten nach Südſüdweſten. Am 7ten um Mittag befanden wir uns in 59° 38′ nördlicher Breite und 183° öſtlicher Länge. Nachmittags fingen wir, während einer Windſtille, in einer Tiefe von acht und ſiebzig Faden, eine Menge Kabbeliau. Von dieſem Tage an bis zum 17ten ſetzten wir unſern Lauf, ohne irgend ein merkwürdiges Ereigniß, nach Süden fort. Von Zeit zu Zeit bekamen wir Wind aus Weſten, der uns weiter Oſtwärts trieb als wir es wünſchten, indem wir die Behrings-Inſel aufſuchen wollten. Am 17ten, früh um halb fünf Uhr, ſahen wir im Nordweſten Land, dem wir uns aber, weil der Wind aus eben dieſer Gegend kam, nicht nähern konnten. Wir hielten es für die Inſel Mednoi (Kupferinſel) der Ruſſen, welche in den Charten Südoſtwärts von der Behrings-Inſel, und nach unſerer Beſtimmung in 54° 28′ nördlicher Breite und 167° 52′ öſtlicher Länge liegt. Das Senkbley erreichte heute mit hundert und funfzig Faden keinen Grund.

Herr Capitain Clerke konnte jetzt das Bett nicht mehr verlaſſen; er verlangte daher, daß die Officiere von nun an meinen Befehlen Folge leiſten ſollten, und befahl uns, ohne Zeitverluſt nach der Bay von Awatſcha zu ſegeln. Am 21ſten um halb ſechs Uhr Morgens, erblickten wir in einer Entfernung von fünf und zwanzig bis dreyßig Seemeilen, einen hohen Pik in Kamtſchatka, welcher der Berg Tſchipunskoi heißt, weil er hinter dem Vorgebirge Nos) dieſes Namens liegt. Die Küſte ſelbſt, auf der ein dicker Nebel lag war um Mittag noch zwölf Seemeilen weit von uns entfernt. Nachmittags und am folgenden Tage wehten nur leichte Lüfte. Mit dem Bleywurf erreichten wir in hundert und vierzig Faden keinen Grund.

Am 22ſten Auguſt ſtarb Capitain Carl Clerke im acht und dreyßigſten Jahre ſeines Alters, an einer Auszehrung, welche ihn augenſcheinlich ſchon in England angegriffen, und woran er während der ganzen Reiſe gelitten hatte. Ein langſames Hinſchwinden machte ihn für ſeine Freunde ſchon lange vor ſeinem Tode zu einem Gegenſtande der Traurigkeit. Was ſie einigermaßen tröſten konnte, war ſeine Gleichmüthigkeit und die beſtändige gute Laune, die ihn bis zu dem letzten Augenblick nicht verließ, und ihn heitere Ergebung in ſein Schickſal lehrte. Man mußte mehr als gewöhnliches Mitleid für einen Mann empfinden, deſſen Leben eine ununterbrochene Kette von jenen Mühſeligkeiten und Widerwärtigkeiten war, denen der Seefahrer unterworfen iſt, und unter deren Laſt er endlich erlag. Von ſeiner früheſten Jugend an hatte er auf der königlichen Flotte gedient, und mehreren Schlachten im Kriege von 1756 beygewohnt, namentlich dem Gefechte zwiſchen der Bellona und dem *Courageux*, worin er mit dem Beſaanmaſt, in deſſen Maſtkorb er ſtand, über Bord fiel, aber unbeſchädigt wieder herausgezogen wurde. Er war am Bord des Delphin, unter dem Commodore Biron, Midſchipman, oder See-Cadet geweſen, hatte deſſen Reiſe um die Welt mitgemacht, und hernach an der Küſte von Amerika gedient. Im Jahr 1768 that er in der Endeavour als Steuermannsgehülfe ſeine zweyte Reiſe um die Welt, und kam als Lieutenant zurück. Die dritte Reiſe um die Welt machte er an Bord der Reſolution als zweyter Lieutnant. Bald nach ſeiner Zurückkunſt im Jahre 1775 erhielt er den Rang eines Maſter and Commander oder Capitains der königlichen Schiffe vom letzten Range. Als man die Schiffe zu unſerer gegenwärtigen Reiſe ausrüſtete, erhielt er das Commando der Discovery, ward zu Capitain Cooks Begleiter ernannt, und erhielt, nach deſſen Tode, den Oberbefehl.

Es wäre die äußerſte Ungerechtigkeit gegen ſein Andenken, wenn ich nicht ſagte, daß er während der kurzen Zeit, da unſer Entdeckungsgeſchäft unter ſeinem Befehle ſtand, für den glücklichen Erfolg deſſelben mit Eifer und mit der äußerſten Theilnehmung geſorgt hat. Gerade um die Zeit, als er das Commando antrat, gerieth ſeine Geſundheit ſchnell in Abnahme, und er war gänzlich außer Stande, die Strenge des nördlichen Himmels zu ertragen. Allein die Kraft und Thätigkeit ſeines Geiſtes hatten in keinem Betracht durch die Zerrüttung ſeines Körpers gelitten; und ob er gleich wußte, daß er alle Hofnung zu ſeiner Geneſung verlor, indem er die Rückkehr in einen wärmeren Himmelsſtrich aufſchob, ſo brannte er dennoch vor edler Begierde nach dem Ruhm, das Beſte des Dienſtes ſeinem eigenen Vortheil vorgezogen zu haben, und hütete ſich, daß kein Seitenblick auf ſeine Lage Einfluß auf ſeine Urtheile und Entſchlüſſe haben möchte. Er beharrte ſo lange in dem ſchweren Geſchäft eine Durchfahrt zu ſuchen, bis die Officiere von beyden Schiffen ſie einſtimmig für unmöglich, und jeden ferneren Verſuch, ſie zu finden, für unnütz und gefährlich erklärten.

Dreyzehntes Hauptſtück.

Rückkehr in den Hafen St. Peter und Paul. Beförderung der Officiere. Beerdigung des Capitains Clerke. Ausbeſſerung der Discovery, und andere Beſchäftigungen der Mannſchaft. Briefe vom Befehlshaber von **Kamtſchatka.** Vorrath von Mehl und Schiffsmunitionen aus einer Rußiſchen Galliote. Nachrichten von einem Verwieſenen. Bärenjagd und Fiſchfang. Feyer des Krönungstages. Beſuch vom Befehlshaber. Ein Rußiſcher Soldat wird auf unſere Bitte befördert. Bemerkungen über die Mannszucht der Rußiſchen Armee. Kirche zu Paratunka. Noch etwas von der Bärenjagd, und Kamtſchadaliſche Nachrichten von den Bären. Inſchrift zu Capitain Clerke's Andenken. Verſorgung mit Rindvieh. Feſt am Namenstage der Kayſerin. Geſchenke des Befehlshabers. Verſuch eines Matroſen zu deſertiren. Abreiſe aus der Bay. Aſtronomiſche Beobachtungen.

Ich ſchickte Herrn Williamſon mit der Nachricht von Capitain Clerke's Tode an Capitain Gore, und erhielt einen Brief von ihm, worin er mir auftrug, wo möglich mit der Discovery in Geſellſchaft zu bleiben, im Fall einer Trennung aber in den Hafen St. Peter und Paul einzulaufen. Am 23ſten um Mittag ſegelten wir mit einem friſchen Oſtwinde nach dem Eingang der Awatſcha-Bay, und ſahen ihn um ſechs Uhr Abends fünf Seemeilen weit vor uns. Um acht Uhr waren wir von dem Leuchtthurm, worin ein helles Licht brannte, nur noch drey Engliſche Meilen entfernt. Um eben dieſe Zeit legte ſich der Wind; wir ſchickten aber, weil uns die Fluth günſtig war, unſere Boote voran, und ließen uns durch die engere Gegend des Eingangs ziehen. Um ein Uhr Morgens kam uns die Ebbe entgegen, und wir ließen die Anker fallen. Um neun Uhr lichteten wir, lavirten bis ein Uhr, mit Hülſe des Bogſirens, bey ſchwachem Winde in die Bay, und gingen dann, mit Hülſe eines friſchen Windes vor drey Uhr im Haſen St. Peter und St. Paul, wohin uns die Discovery bald nachfolgte, vor Anker. Unſere Flagge hatten wir nur an den halben Stock hinaufgezogen, weil wir den Leichnam unſers verſtorbenen Capitains noch an Bord führten.

Sobald unſer Anker im Grunde lag, kam unſer Freund der Sergeant, der hier noch immer commandirte, mit einem Vorrath von Beeren an Bord, die er unſerm Capitain zum Geſchenke beſtimmt hatte. Als wir ihm deſſen Tod bekannt machten, und ihm den Sarg mit ſeinem Leichnam zeigten, ward er ſehr gerühret. Capitain Clerke hatte uns ausdrücklich gebeten, ihn am Lande und wo möglich in der Kirche von Paratunka begraben zu laſſen; wir ergriffen daher dieſe Gelegenheit, um dem Sergeanten unſer Anliegen vorzubringen, und mit ihm zu berathſchlagen, was in der Sache zu thun wäre. So unvollkommen wir uns ohne allen Dollmetſcher unterredeten, ſo erfuhren wir doch, daß Herr Profeſſor de l'Isle und verſchiedene hier verſtorbene Rußiſche Herren in der Gegend der Baracken, nah am Oſtrog St. Peter und Paul begraben lägen, und daß dieſe Stelle beſſer als Paratunka wäre, weil die Kirche im folgenden Jahre dorthin verſetzt werden ſollte. Wir beſchloſſen daher die Ankunft des Geiſtlichen von Paratunka zu erwarten, weil er, wie der Sergeant ſehr richtig bemerkte, der einzige Mann war, der uns hierüber die beſte Auskunft geben konnte. Der Sergeant verſprach zugleich einen Boten mit der Nachricht von unſerer Ankunft an den Befehlshaber in Bolſcheretsk abzufertigen, und Capitain Gore ſchrieb durch dieſe Gelegenheit an ihn, um ihn zu bitten, daß wir ſo bald als möglich mit ſechzehn Stuck Rindvieh verſehen werden möchten. Weil aber der Befehlshaber (Hauptmann Schmalef) keine andere als ſeine Landesſprache verſtand, ſo eröfneten wir auch dieſes Anliegen dem Sergeanten, der ſich denn augenblicklich erbot, mit dem Brief zugleich eine Erläuterung über den weſentlichen Inhalt deſſelben abzuſchicken.

So ſehr ſich auch ſeit unſerer letzten Anweſenheit der Anblick des Landes verſchönert hatte, ſo bemerkten wir doch, daß die Ruſſen wo möglich noch elender als zuvor ausſahen. Freylich machten ſie aber, in Anſehung unſerer, eben dieſelbe Bemerkung. Da nun niemand immer hören wollte, wie übel er ausſähe, ſo tröſteten wir uns alle, und maßen die Schuld dem Lande bey, deſſen lebhaft grüne Farbe einen Schein von Bläſſe auf unſere Geſichter würfe. Der Ausbruch des Vulkans, der, als wir die Bay verließen, ſo heftig wüthete, hatte keinen Schaden gethan, ob gleich Steine von der Größe eines Gänſe-Eyes in das Oſtrog gefallen waren.

Am 25ſten fertigte Capitain Gore die neuen Beſtallungen aus, welche durch den Tod des Capitain Clerke nöthig geworden waren. Er übernahm das Commando der Reſolution, und ernannte mich zum Befehlshaber der Diſcovery. Herr Lanyan, Steuermann an Bord der Reſolution, der bereits an Bord der Adventure auf der vorhergehenden Reiſe in eben dieſer Qualität gedient hatte, ward zur erledigten Lieutenantsſtelle befördert. Daraus entſtanden folgende Verſetzungen: die Lieutenants Burney und Rickman wurden aus der Diſcovery als erſter und zweyter Lieutenant in die Reſolution verſetzt. Herr Williamſon hingegen ward erſter Lieutenant der Diſcovery. Herr Capitain Gore erlaubte mir, vier See-Cadetten, die mir bey Aſtronomiſchen

Berechnungen behülflich, und jetzt, da wir auf dieſes Jahr keinen Aſtronomiſchen Almanach und keine Tabellen hatten, noch unentbehrlicher waren, mit mir in die Discovery hinüber zu nehmen. Dagegen nahm Herr Bayly meinen Platz an Bord der Reſolution, damit ins künftige, wie bisher, in beyden Schiffen die Aſtronomiſchen Beobachtungen fortgeſetzt werden könnten.

An eben dieſem Tage beſuchte uns Herr Romanof Wereſchagin, der würdige Geiſtliche von Paratunka. Er beklagte den Tod unſeres Capitains herzlich, beſtätigte alles, was uns der Sergeant von Verſetzung der Kirche erzählt hatte, und fügte noch hinzu, man behaue ſchon das dazu nöthige Zimmerholz. Indeß überließ er Herrn Gore die Wahl des Platzes zum Begräbniß.

Die Discovery war, wie ich an ſeinem Orte erwähnt habe, vom Eiſe ſehr beſchädigt, und beſonders ſeit dem 23ſten Julius ſo leck geworden, daß man beſorgte, es möchten wohl gar einige Balken losgegangen ſeyn. Capitain Gore ſchickte mir deshalb ſeine Zimmerleute, damit ſie den unſrigen bei der Ausbeſſerung Hülfe leiſten ſollten. Wir räumten den Vorderraum aus, um das Schiff vorn leichter zu machen, und ließen dort am linken Buge die beſchädigte Bedeckung (Haut) abreißen. Durch dieſe Operation beſtätigten ſich unſere Beſorgniſſe; denn wir fanden eine drey Fuß lange Stelle, wo die Planken eingeſtoßen, und die Balken hinter denſelben losgegangen waren. Wir ſchlugen nun ſogleich für die Leute, die am Lande beſchäftigt waren, ein Zelt auf, und ſchickten einige von ihnen eine Engliſche Meile weit ins Land, um Bauholz zu fällen. Am weſtlichen Ende des Orts errichteten wir die Sternwarten, und zwar unweit eines Gezelts, worin wir, der Capitain Gore und ich, wohnten.

Jemehr von der Bedeckung des Schiffs abgeriſſen ward, deſto gefährlicher befand man den Zuſtand deſſelben. Am folgenden Morgen entdeckte man ein acht Schuh langes Stück Planke das gänzlich verfault war, ſo daß es nothwendig durch ein anderes erſetzt werden mußte. Hierüber waren wir eine Zeitlang ſehr verlegen, weil in beyden Schiffen kein Holz dazu vorhanden war, wenn man nicht eine Marsſtange dazu zerſchneiden wollte, welches indeß nur im äußerſten Nothfall geſchehen konnte. Zum Glücke fanden unſere Zimmerleute Nachmittags am Lande die einzige Birke, die in dem ganzen Umfang der Bay dazu tauglich ſeyn mochte, und die wir ſchon das vorigemal abgeſägt hatten. Dieſer Baum war uns alſo wenigſtens darum vortheilhaft, weil er ſchon eine Zeitlang gelegen hatte. Wir ließen ihn auf der Stelle behauen, und am folgenden Morgen an Bord bringen.

Die Jahrszeit war nun ſchon ſoweit verfloſſen, daß ich beſorgte die Ausführung von Capitain Gore's etwanigen Entdeckungsplanen möchte verzögert oder wohl gar verhindert werden, falls die Ausbeſſerung des Schiffs nicht bald geendigt würde. Damit man alſo nicht noch mehr beſchädigte Planken entdecken möchte, befahl ich, man ſollte ja nicht mehr von der Bekleidung abreißen, als zur Ausbeſſerung des ſchon entdeckten Schadens unumgänglich nöthig wäre; denn meines Erachtens war es weit beſſer, die alten Planken unberührt zu laſſen, als naſſes Birkenholz an ihre Stelle zu ſetzen, wenn auch dies wirklich zu haben geweſen wäre. Die ganze Mannſchaft arbeitete indeß fleißig, um uns, ſo bald die Zimmerleute mit der Ausbeſſerung fertig ſeyn würden, in ſegelfertigen Stand zu ſetzen. Vier Mann hatten den Auftrag mit dem Netze Lachſe zu fangen, deren jetzt eine große Menge vorhanden waren, und die vortreflich ſchmeckten. Außer dem was beyde Schiffe friſch verbrauchten, ſalzten wir täglich beynahe ein Oxhoft voll ein. Die Kranken, deren wir vier hatten, mußten grüne Kräuter ſammlen, und für die Leute am Lande die Küche beſorgen. Unſer Schießpulver ließen wir ans Land bringen und trocknen, und das Wallroß-Fett, wovon beyde Schiffe im Norden einen anſehnlichen Vorrath eingelegt hatten, ward zu Oel geſchmolzen, welches, da wir ſchon längſt keine Lichter mehr hatten, zu unſern nothwendigſten Bedürfniſſen gehörte. Auch der Bötticher hatte alle Hände voll zu thun. So ging die Arbeit ununterbrochen bis zum Sonnabend Nachmittag fort; dieſen aber ſchenkten wir unſern Leuten, damit ſie ihr Leinenzeug waſchen und ihre Kleider einigermaßen zurecht machen könnten, um auf den Sonntag anſtändig zu erſcheinen.

Sonntags Nachmittags leiſteten wir dem Capitain Clerke die letzte Pflicht. Die Officiere und Mannſchaft beyder Schiffe, gingen in Proceſſion zum Grabe; von den Schiffen wurden, wie gewöhnlich, von einer Minute zur andern Kanonen gelöſet, und als das Rituale abgeleſen war, gaben die Seeſoldaten drey Salven. Wir begruben den Leichnam unter einem Baume, auf einer Erhöhung im Thal an der Nordſeite des Hafens, wo das Hospital und die Vorrathshäuſer ſtehen. Capitain Gore glaubte, daß dieſe Stelle dem Wunſche des Verſtorbenen am beſten entſpräche, weil der Geiſtliche ihm ſagte, daß ſie, ſo genau als es ſich jetzt beſtimmen ließe, die Mitte der neuen Kirche ausmachen würde. Der ehrwürdige Mann ging in der Proceſſion neben dem Officier, der das Rituale vorlas, und die ganze Beſatzung des Oſtrogs war bey dieſer Gelegenheit verſammelt, und begleitete uns mit der größten Ehrerbietung und Feyerlichkeit.

Am 30ſten gingen unſere Leute wieder an ihre Arbeit, und am zweyten September unterſuchten nunmehr die Zimmerleute, nachdem ſie die Ausbeſſerung am Bag-Bord (an der linken Seite) vollendet hatten, die Steuerbord- (rechte) Seite des Bugs. Auch hier fanden ſie ein vier Fuß langes Stück Planke ſo verfault, daß ſie ein anderes einſetzen mußten. Sie kamen am dritten völlig damit zu Stande, und noch an demſelben Nachmittag nahmen wir etwas Ballaſt ein, hoben das Ruder aus und ſchickten es ans Land, weil das Bley an den Klammern und Hacken nebſt der Bekleidung ganz abgerieben war. Da man die Zimmerleute der Reſolution noch nicht brauchte, wurden wir mit dieſer Arbeit am folgenden Tage fertig; allein das Ruder war jetzt über alle Maaße ſchwer, ja ſchwerer als das auf der Reſolution geworden, und blieb alſo noch am Lande, um durch Trocknen leichter zu werden.

An eben dieſem Tage kam ein Fähnrich, mit einem Briefe von dem Befehlshaber zu Bolſcheretsk an den Capitain Gore bey uns an. Wir gaben den Brief dem Sergeanten, und brachten durch ſeine Hülfe heraus, daß wegen des Viehes ſchon Befehl ergangen ſey, und daß wir es in einigen Tagen erwarten könnten. Capitain Schmalef, der jetzige Befehlshaber, verſprach außerdem, uns zu beſuchen, ſo bald eine Schaluppe angekommen ſeyn würde, die er täglich aus Ochotsk erwartete. Der junge Officier, der uns dieſen Brief überbrachte, war ein Sohn des Capitain Lieutenants Synd, welcher vor elf Jahren die Entdeckungsreiſe zwiſchen Aſien und Amerika commandirte, und ſich gegenwärtig zu Ochotsk aufhält *). Er hatte den Auftrag, von dem was wir

---

*) Alles was von dieſer Reiſe bekannt iſt, nebſt einer Charte der dabey gemachten Entdeckungen, ſteht in Herrn Coxe's Nachricht von den Ruſſiſchen Entdeckungen zwiſchen Aſien und Amerika. Mehr konnten wir von den Ruſſen in Kamtſchatka nicht erfahren, ob ſie uns gleich alles was ſie wußten, bereitwillig mittheilten. Wie uns Herr Major Behm erzählte, verfehlte die Reiſe ihren Endzweck, und der Anführer iſt deshalb ſehr getadelt worden. Er war indeß zu verläſſig zwiſchen 64° und 65° nördlicher Breite ſüdwärts vom Vorgebirge des Prinzen von Wales an der Amerikaniſchen Küſte. Seeottern ſind der Hauptgegenſtand, auf den die Ruſſiſchen Entdeckungen gerichtet ſind; da nun Synd zu weit nach Norden gekom-

bedürften Nachricht einzuziehen, und dahin zu ſehen, daß wir mit allem Erforderlichen verſehen würden. Auch ſollte er ſo lange bey uns bleiben, bis der Befehlshaber ſelbſt von Bolſcheretsk abgehen könnte, alsdenn aber zurückreiſen, damit jene Beſatzung nicht ohne Officier bliebe.

Am fünften nahmen wir unſere bisher am Lande beſchäftigten Leute wieder an Bord, lieſſen dann den Schiffsboden reinigen, und ungefähr acht Tonnen Ballaſt laden. Nunmehr brachten wir auch zwey Kanonen auf das Verdeck, welche bisher im Vorderraum gelegen hatten; denn jetzt ſtanden wir im Begriff Nationen zu beſuchen, bey denen unſer Empfang wahrſcheinlich von unſerm guten kriegeriſchen Anſehen abhing. Am achten ward die Reſolution ans Land gezogen, damit ihr Schaden unter dem Schiffsſchnabel ausgebeſſert werden könnte; und nunmehr gingen unſere Zimmerleute den ihrigen zur Hand.

Wir fingen um dieſe Zeit an, aus den Sproſſen einer hier ſehr häufigen Art von Zwergfichte einen ſtarken Ab-

---

men war, als daß er dergleichen Thiere hätte antreffen können, und da ſeine Entdeckungen dem Handel auch ſonſt keine Vortheile verſprachen, ſo liegt wahrſcheinlich hierin die Urſache ſeiner Disgrace, und der Verachtung, womit die Ruſſen ſeiner Reiſe jederzeit erwähnten. Die Inſelgruppe in Synds Karte, zwiſchen 61° und 65° nördlicher Breite enthält unſtreitig Behrings, St. Lorenz, und unſere Clerke's Anderſon's und King's Inſeln, nur daß ihre Größe und relative Lage ſehr unrichtig iſt. Anmerkung der Urſchrift. Die große Ruſſiſche Monarchin kann den etwas verächtlichen Seitenblick, den der Engländer hier auf die Ruſſen wirft, nämlich daß nur Seeottern ein Gegenſtand ihrer Entdeckungen wären, durch Ausrüſtung eines oder mehrerer Entdeckungsſchiffe widerlegen. An der Küſte von Amerika bleibt noch manches zur Nachleſe; und warum ſollte nicht auch Rußland, den Wiſſenſchaften zum Beſten, Schiffe ausſchicken? G. F.

ſud zu bereiten, weil wir hofften, daß wir künftig Bier daraus bereiten könnten, wenn wir in Kanton entweder Zucker oder Syrup zur Gährung erhielten. Auf allen Fall wußte ich, daß es gegen den Scharbock eine gute Arzney ſeyn würde, und wünſchte daher um ſo mehr, einen hinlänglichen Vorrath davon einzulegen, da unſere übrigen Mittel gegen dieſe Krankheit, uns theils ausgegangen, theils verdorben waren. Wir hatten aber erſt ein Oxhoſt voll bereitet, ſo entdeckte man, daß der große Schiffskeſſel ſehr dünn geworden ſey und an mehreren Stellen Riſſe bekommen habe. Ich ließ alſo einhalten, und befahl, daß der Keſſel ſo ſelten als möglich gebraucht werden ſollte. Künftig möchte es bey langen Seereiſen dieſer Art, Vorſichts halber, nöthig ſeyn, einen überzähligen Keſſel mitzunehmen oder wenigſtens für einen recht ſtarken zu ſorgen. Man braucht ihn in vielen außerordentlichen Fällen, und vorzüglich zum Abſud antiſcorbutiſcher Kräuter, ſo nothwendig, daß dieſe Sorge in der That nicht überflüſſig iſt; indeß würde ich eher jenen erſten Vorſchlag empfehlen, weil ein dicker Keſſel zu viel Feuerung koſtet.

Am zehnten des Morgens ſchickten wir die Boote von beyden Schiffen einer Ruſſiſchen Galliote aus Ochotsk zu Hülfe, um ſie in den Hafen zu bugſiren. Sie war fünf und dreyßig Tage unterweges geweſen, und man hatte ſie vom Leuchtthurm ſchon ſeit ein Paar Wochen gegen den Wind kämpfen geſehen. Die Mannſchaft dieſes Fahrzeugs hatte damals ihr einziges Boot ans Land geſchickt, um friſches Waſſer zu holen, woran ſie großen Mangel litt; allein als das Boot ſchon zurückfuhr, ward der Wind ſtärker, und es ging verloren. Die Galliote ward von neuem in See getrieben, und die Leute an Bord mußten viel ausſtehen. Außer dem Schiffsvolk, welches in fünf und zwanzig Mann beſtand, waren funfzig Soldaten mit ihren Weibern und Kindern, und verſchiedne andere Paſſagiere, zuſammen mehr als hundert Perſonen, auf dieſem Fahrzeuge befindlich. Für eine Galliote von achtzig Tonnen war dieſe Anzahl ſehr beträchtlich, zumahl da ſie noch eine ſchwere Ladung von Mundvorrath und allerley Munitionen an Bord hatte. Im Bau ähnelte ſowohl dieſe Galliote, als die Schaluppe, die wir im May hier ſahen, einem Holländiſchen Dogger. Sobald ſie vor Anker lag, beſuchte uns ein Unter-Lieutenant *), der ſich als Paſſagier an Bord der Galliote befand, und das Commando in dem Oſtrog übernehmen ſollte. Die Soldaten waren zum Theil zur Verſtärkung der hieſigen Beſatzung beſtimmt, und man brachte auch ein Paar kleine Kanonen ans Land, um das Oſtrog in beſſern Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Faſt ſollte man aus dieſen Umſtänden ſchließen, daß die Ruſſiſchen Befehlshaber in Sibirien durch unſern Beſuch auf den wehrloſen Zuſtand des Orts aufmerkſam geworden wären. Unſer ehrlicher Sergeant äußerte auch mit manchem bedeutenden Achſelzucken: da wir einmal den Weg in die Bay gefunden hätten, ſo könnten uns nunmehr auch andre Nationen folgen, die vielleicht nicht ſo willkommen ſeyn möchten.

Der Schaden den die Reſolution vom Eiſe erlitten hatte, war nun ſoweit ausgebeſſert, daß ſie am folgenden Morgen wieder vom Ufer abgezogen und flott gemacht werden konnte. An demſelben Tage erhielten wir von der Galliote einen kleinen Vorrath von Pech, Theer, Thauwerk und Segelgarn. Wir hatten auch um Segeltuch angehalten, aber davon konnten die Ruſſen ſelbſt nichts entbehren. An Mehl überließen ſie uns hundert und vierzig Schläuche (ſkins) welche, 5 ℔ für das Gewicht

---

*) Put-parouchick ſchreibt Herr King; vermuthlich ſoll es heißen: Podporutſchnick. G. F.

wicht eines jeden Sackes abgerechnet, 13,782 ℔. Engliſch Gewicht betrugen.

Das Wetter, welches bisher beſtändig trocken geweſen war, veränderte ſich heute, und wir bekamen ſtarke Regengüſſe mit heftigen Windſtößen, die uns nöthigten die Marsraaen und Stengen einzuziehen. Auch der Sonntag, den wir, als einen Ruhetag, zum Einſammeln der hier herum ſo häufig wachſenden Beeren von mancherley Art und zu anderm Zeitvertreib beſtimmt hatten, ward uns durch das ſchlechte Wetter verdorben. Der Fähnrich Synd reiſete an dieſem Tage mit den übrigen Soldaten von der Galliote, nach Bolſcheretsk. Während ſeines hieſigen Aufenthalts war er beſtändig unſer Gaſt geweſen, und im Grunde betrachteten wir ihn, ſeines Vaters wegen, als wenn er zu uns, zu der Familie der Entdecker, gehörte, und alſo auf unſere Zuneigung gerechten Anſpruch machen könnte. Bisher hatten wir auch den Sergeanten, in Rückſicht ſeiner Commendantenſtelle, an unſere Tafel gezogen, und dies um ſo viel lieber, da er ein lebhafter, verſtändiger Mann war, und die wenigen Ruſſiſchen Worte, die wir erlernt hatten, am beſten verſtand. Herr Synd hatte die Höflichkeit, ihm während ſeiner Anweſenheit dieſes Vorrecht zu laſſen; als aber der neue Commandant aus Ochotsk ankam, fiel der arme Sergeant, wegen einer uns unbekannten Urſache, in Ungnade, und durfte ſich in Gegenwart ſeiner eigenen Officiere nicht mehr ſetzen. Es wäre vergebliche Mühe geweſen, für ihn bitten zu wollen, ſo viel Vergnügen uns auch Nachſicht in dieſem Falle gewährt hätte, die ſich vermuthlich nicht mit der Ruſſiſchen Mannszucht verträgt.

Am 15ten wurden wir mit dem Anfüllen des Schiffsraums fertig, brachten unſern Vorrath von friſchem Waſſer und Brennholz an Bord, und waren auf den erſten Wink bereit, in See zu ſtechen. Indeß war das

Rindvieh von Werchnoi-Oſtrog noch nicht angekommen, und ohne den wichtigſten Artikel unſerer Bedürfniſſe, friſches Fleiſch, deſſen unſere Mannſchaft zu ihrer Stärkung ſo ſehr bedurfte, konnten wir nicht an die Abreiſe denken. In dieſer Lage, und bey einem neuen Anſchein zu gutem Wetter, glaubten wir der Gelegenheit wahrnehmen zu müſſen, um uns einen Zeitvertreib am Lande zu ſuchen und zugleich die Gegend näher kennen zu lernen. Capitain Gore ſchlug eine Bärenjagd vor, und wir alle willigten ſogleich in ſeinen Vorſchlag.

Wir machten uns indeß erſt am 17ten auf den Weg, damit der Hospodir (Herr) Iwaſkin, ein neuer Bekannter, der an unſerer Jagdluſtbarkeit Theil nehmen ſollte, zuvor einen Raſttag halten könnte. Dieſer Herr ſoll ſich gewöhnlich zu Werchnoi aufhalten; Herr Major Behm hatte ihn aber erſucht, er möchte ſich bey unſerer Rückkehr in den Hafen hieher begeben, und unſer Dollmetſcher ſeyn. Alles was man uns im Voraus von ihm erzählt hatte, machte uns ſehr neugierig ihn zu ſehen. Er iſt von einer anſehnlichen Rußiſchen Familie. Sein Vater ſtand als General in Dienſten der Kayſerin; er ſelbſt aber, war in Frankreich und Deutſchland erzogen worden, und dann Page bey der Kayſerin Eliſabeth und Fähnrich von der Garde geweſen. Im ſechzehnten Jahre bekam er die Knute, man ſchlizte ihm die Naſe auf und verwies ihn erſt nach Sibirien, und dann nach Kamtſchatka, wo er nunmehr ein und dreyßig Jahre gelebt hatte. Er war ein langer hagerer Mann, mit einem Geſicht voll Runzeln, und überhaupt allen Kennzeichen des hohen Alters, ob er gleich nur eben ins vier und funfzigſte Jahr getreten war. Wir freuten uns außerordentlich auf ſeine Bekanntſchaft, indem wir durch ihn recht viel von dieſem Lande zu erfahren hoften. Allein wie ſehr fanden wir uns in unſern

Erwartungen betrogen, als wir entdeckten, daß der arme Mann das Deutſche und Franzöſiſche ſo völlig vergeſſen hatte, daß er ſich ſchlechterdings nicht darin ausdrücken und nur mit Mühe verſtehen konnte, was wir ihm in dieſen Sprachen ſagten. Auf das Vergnügen die Lebensgeſchichte dieſes außerordentlichen Menſchen zu hören, welche er uns, als Fremden, die ihm eher einige kleine Dienſte leiſten als ſchaden konnten, vielleicht am erſten erzählt hätte, mußten wir folglich auch Verzicht thun. Die Urſach ſeiner Verbannung war hier niemanden bekannt. Man nahm aber insgemein an, daß ſein Verbrechen ſehr groß geweſen ſeyn müſſe; denn es hatten ſich ſchon zwey oder drey Befehlshaber von Kamtſchatka während der jetzigen Regierung für ſeine Zurückberufung verwendet, ohne es nur einmal dahin bringen zu können, daß der Ort ſeiner Verbannung verändert worden wäre. Zwanzig Jahre lang, ſagte er uns ſelbſt, hätte er kein Brod gekoſtet, und ſchlechterdings gar nichts zu ſeinem Unterhalt bekommen. Während dieſer Zeit habe er unter den Kamtſchadalen wohnen, und von dem was ihm die Jagd und eigne Arbeit verſchaft, leben müſſen. In der Folge habe man ihm ein kleines Jahrgehalt ausgeworfen; allein ſeitdem Herr Major Behm den Oberbefehl in Kamtſchatka erhalten habe, ſtehe es merklich beſſer um ihn. Dieſer würdige Officier hatte ihm viel Achtung erwieſen, und ihn oft zu ſich geladen; hierauf waren auch andre ſeinem Beyſpiel gefolgt. Durch ſeine Vermittelung war Iwaskins Jahrgehalt bis auf hundert Rubel erhöhet worden, welches der gewöhnliche Sold eines Fähnrichs in der Rußiſchen Armee iſt, ausgenommen in dieſer Provinz, wo alle Officiere doppelten Sold bekommen. Herr Major Behm hatte uns auch ſchon erzählt, daß er die Erlaubniß ausgewirkt habe, ihn mit nach Ochotsk nehmen zu dürfen, wo er ſich ins künftige aufhalten ſollte, indeß wollte er ihn für jetzt noch zurücklaſſen, weil er uns bey unſerer Rückkehr vielleicht nützlich ſeyn könnte*).

Die erſten Lieutenants beyder Schiffe erhielten den Auftrag, das Tauwerk ſoweit ausbeſſern zu laſſen, als unſer neuer Vorrath reichte; und hierauf ruderten wir unter Anführung eines Kamtſchadalen-Korporals, auf unſere Jagdpartey aus. Ehe wir uns indeß nach dem Wild umſahen, wollten wir zuerſt Behms Hafen beſuchen. Dies iſt ein Einbuſen an der Weſtſeite der Bay, der von den hieſigen Einwohnern Tarainska genannt wird. Wir legten ihm den Namen des Majors bey, weil es ſein Lieblings Platz war und er ihn ſelbſt aufgenommen hatte. Auf dem Wege dahin begegnete uns der Tojon von St. Peter und Paul mit ſeinem Weibe, zwey Kindern und noch einem Kamtſchadalen in einem Kahn. Sie hatten auf einem runden Eiland, welches im Eingang des Hafens liegt, zwey Seehunde erlegt, und eine Menge Beeren geleſen, womit ſie jetzt nach Hauſe fuhren. Auf Anrathen des Tojons veränderten wir unſern Lauf, weil der Wind ſich geändert hatte und ſüdweſtlich geworden war. Anſtatt Behms Hafen hinauf zu ſegeln, richteten wir uns nordwärts nach einem Teich, unweit der Mündung des Paratunkafluſſes, wo die Bären ſich, wie man ſagte, aufhalten ſollten. Kaum waren wir aber ausgeſtiegen, ſo wandte ſich der Wind unglücklicherweiſe nach Oſten, und vereitelte unſere Hoffnung zum zweytenmal; denn unſere Kamtſchadalen behaupteten feſt, daß wir uns keine Rechnung machen dürften einen Bären zu erlegen, ſo lange wir den Wind im

---

*) Im Grunde mochte dem armen Iwaskin mit der Verſetzung nach Ochotsk auch wohl wenig geholfen ſeyn, wenn er dort nicht etwa die Ausſicht hat, bey immer abnehmenden Leibeskräften, einer beſſern Pflege zu genießen. G. F.

Rücken hätten, weil ihr ungewöhnlich feiner Geruch in dieſem Falle den Verfolger ſchon in einer großen Entfernung witterte, und ſie zu rechter Zeit fliehen lehrte. Wir kehrten alſo zu unſerm Boot zurück, und brachten die Nacht unter einem zu dieſer Abſicht mitgenommenen Zelt am Strande hin. Am folgenden Tage ſchifften wir, nach der Anweiſung unſerer Führer, queer über die Bay nach dem Hafen Rakowina. Hier machten wir die Boote feſt, und gingen mit unſerer ganzen Reiſegeräthſchaft zu Fuße weiter. Nachdem wir fünf bis ſechs Engliſche Meilen zurückgelegt hatten, befanden wir uns am Meerſtrande, ungefähr eine Seemeile nordwärts von der Spitze, wo der Leuchtthurm ſteht. Von hier aus, erſtreckt ſich, ſo weit das Auge reicht, längs der Küſte ein ſchmaler Streifen oder Rand von niedrigem flachen Lande gegen Tſchipunskoi-Nos hin. Dieſer Strich iſt mit Heidekraut bewachſen, und bringt eine Menge Beeren, beſonders die Arten, die wir Rebhuns- und Krähenbeeren (*partridge and crow berries*) nennen, hervor. Hier ſollten wir, wie man uns ſagte, Bären genug antreffen, da ſie von dieſen Beeren fräßen; indeß ſetzte man hinzu, das Regenwetter, welches ſich jetzt eingeſtellt hatte, ſey uns nicht günſtig. Wir gingen alſo längs der Ebene hin, und ſahen in der Ferne wirklich verſchiedene Bären; allein mit aller Behutſamkeit konnten wir ihnen nie bis auf einen Schuß nahe genug kommen.

Unſere Luſtbarkeit verwandelte ſich alſo aus einer Bärenjagd in einen Lachsfang. Wir ſahen viele Lachſe durch die Brandung in einen kleinen Fluß dringen. Unſere Kamtſchadalen waren aber bey dieſem Fang weit ungeſchickter als die Einwohner von Unalaſchka. Ihre Geräthſchaft war zwar mit Eiſen beſchlagen, ſchien aber weder ſo zweckmäßig noch ſo zierlich gearbeitet zu ſeyn, wie die Amerikaniſche, die nur knöcherne Spitzen hatte. Als ich mich nach der Urſach eines ſo merklichen Unterſchiedes zwiſchen dieſen benachbarten Völkern erkundigte, erfuhr ich vom Korporal, der viele Jahre unter den Amerikanern gewohnt hatte, daß die Kamtſchadalen ſich ehedem eben ſolcher Wurfſprieße und Speere, wie jene, und ebenfalls mit knöchernen Spitzen, bedient hätten; auch hätten ſie es den Amerikanern damals an Geſchicklichkeit vollkommen gleich gethan. Woran die Veränderung läge konnte ich nicht recht verſtehen; vermuthlich war es aber eine der gewöhnlichen Folgen von erzwungener und unvollkommener Verbeſſerung. Die Beute, die uns das Waſſer darbot, war uns indeſſen äußerſt willkommen; denn abgerechnet, daß unſere Bärenjagd ſo ſchlecht abgelaufen war, hatten wir auch nicht einmal einen Vogel geſchoſſen, worauf wir uns doch in Beziehung auf unſere Mahlzeiten gewiſſermaßen verlaſſen hatten. Es war alſo kein Wunder, daß uns die Zeit, welche wir von unſerm Hauptquartier entfernt waren ſchon lang dünkte. Unſere Kamtſchadalen wußten aber jetzt herauszubringen, daß wir bloß darum nichts angetroffen hätten, weil unſre Geſellſchaft zu zahlreich und folglich zu lärmend wäre. Wir ließen es uns gefallen, daß ſie in zwey Partheyen getheilt ward. Iwaſkin, der Korporal und ich machten den einen Haufen aus; Capitain Gore und die übrigen den andern.

Nachdem wir die Nacht unter unſerm Zelt zugebracht hatten, gingen wir den 19ten früh auf verſchiedenen Wegen aus, indem wir die Gegend von beyden Seiten in der Runde durchſtreichen, und in St. Peter und Paul wieder zuſammentreffen wollten. Die Geſellſchaft zu welcher ich gehörte, nahm ihren Weg an dem Fluſſe hin, an deſſen Mündung wir Lachſe gefiſcht hatten. Es regnete den ganzen Morgen in einem fort; wir wurden alſo völlig durchnäßt, ehe wir um drey Uhr Nachmittags, einige alte Balagans, die Ueberbleibſel eines Kamtſchadaliſchen Dorfs, erreichten, ohne auf dem langen, ermüdenden Wege auch nur Einen Bären geſehen zu haben. Anfänglich wollten wir hier übernachten, und früh am Morgen die Jagd fortſetzen; allein weil ſich ein friſcher Wind erhob, der unſerm Vorhaben nicht günſtig war, drang der Hoſpodir Iwaskin ſehr ernſtlich in uns daß wir den Rückweg antreten möchten. Sein vergangenes Leiden hatte ihn außer Stand geſetzt, jetzt eine große Anſtrengung auszuhalten, und er befand ſich in deſto größerer Noth, da er ſeine Schnupftobacksdoſe ausgeleert hatte. Der alte Korporal wollte lange nicht in ſeinen Vorſchlag willigen, und wendete dagegen ein, wir hätten noch ſehr weit bis an den Haſen, und wegen des ſchlimmen Weges könne uns die Nacht übereilen, ehe wir noch an das Ziel unſerer Reiſe gekommen wären. Endlich ließ er ſich aber doch erbitten, und führte uns an den Ufern einiger kleinen Seen hin, deren man in der niedrigen Gegend eine anſehnliche Menge antrift. Sie ſind gewöhnlich eine halbe bis auf zwey Engliſche Meilen lang, und eine halbe Meile breit, haben helles, friſches Waſſer, und eine Menge rother Fiſche, die an Größe und Geſtalt den Lachſen ähnlich ſind, und weiter unten genauer beſchrieben werden ſollen. An den Ufern lagen viele Ueberreſte von Fiſchen, wovon die Bären gefreſſen hatten, und die jetzt einen unerträglichen Geſtank verbreiteten. Oft kamen wir an Stellen, wo noch vor kurzem Bären geweſen ſeyn mußten; indeß konnten wir keinen zu Geſicht bekommen. Wir waren volle zwölf Stunden zu Fuße gegangen, und die Nacht war ſchon eingebrochen, als wir endlich die Schiffe erreichten. Der arme Iwaskin war ganz erſchöpft und abgemattet. Vorzüglich mußte ihm der Mangel an Schnupftoback empfindlich ſeyn; denn er griff bey jedem Schritte mechaniſch in die Taſche, und langte ſeine ungeheure leere Doſe hervor. Kaum waren wir in unſerm Zelte angelangt, ſo ward das Wetter äußerſt ungeſtüm und regnicht. Wir wünſchten uns daher Glück, daß wir nicht noch einen Tag ausgeblieben wären, und vergaßen, ſobald des Hospodirs Doſe wieder gefüllt war, bey einem guten Abendeſſen die Mühſeeligkeiten unſerer mißlungenen Jagdparthey.

Am folgenden Morgen erfuhr ich zu meinem großen Leidweſen, daß unſer Freund der Sergeant auf Befehl des alten Unter-Lieutenants (Podporutſchnik) eine körperliche Strafe erlitten hatte. Keiner von unſern Leuten hatte die Urſache ſeines Unwillens erfahren können; man glaubte aber, es ſey vermuthlich aus Eiferſucht über die Achtung, die wir dem Sergeanten erwieſen, entſtanden. So viel ſchien wenigſtens ausgemacht, daß das Vergehen, worin es auch beſtanden haben mochte, keine ſo ſchimpfliche Züchtigung verdiente. Wir waren darüber nicht nur betroffen, ſondern hielten auch eigentlich uns für beleidigt; denn der ihm angethane Schimpf fiel gewiſſermaßen auf uns zurück, da wir auf einen gleichen Fuß mit ihm umgegangen waren, und uns für ihn intereſſirten. Wir hatten uns nämlich ſchon bey unſerer vorigen Anweſenheit bey dem würdigen Major Behm Raths erholt, wie man dem Sergeanten für ſeine im Oſtrog gehaltene gute Ordnung und Dienſtbefliſſenheit gegen uns, am beſten eine Gefälligkeit erweiſen könnte. Er hatte uns gerathen ein Empfehlungsſchreiben an den Generalgouverneur abzufaſſen, welches er ſelbſt übergeben und unterſtützen wolle; dies werde dann vermuthlich die Wirkung haben, daß der Sergeant eine Stuffe höher komme. Capitain Clerke hatte auch ſogleich ein ſolches Schreiben ausgefertigt. Wir fanden indeß nicht für gut, vor Capitain Schmaleſs Ankunft irgend eine Vorſtellung über den jetzigen Vorfall zu machen, da wir ohnehin zu wenig von der Sprache verſtanden, als daß wir uns hätten auf Erklärungen einlaſſen können. Dem alten Podporutſchnik ließen wir aber unſer Misvergnügen fühlen, und empfingen ihn bey ſeinem nächſten Beſuche ſehr kalt.

Am 22ſten, als dem Krönungstage Sr. Großbritanniſchen Majeſtät, löſeten wir ein und zwanzig Kanonen, und bereiteten ein Feſt, ſo gut es unſere Lage geſtattete. Wir ſetzten uns eben zu Tiſche, als uns Capitain Schmaleſs Ankunft gemeldet ward. Dies war uns in mehr als Einer Rückſicht die angenehmſte Ueberraſchung, einmal, weil er ſo zu rechter Zeit eintraf, um an unſerm Schmauſe Theil zu nehmen, und dann, weil die letzten Nachrichten von ihm ſo gelautet hatten, als würde er wegen der Folgen einer ſchweren Krankheit die Reiſe nicht antreten können. Zu unſerer Beruhigung erfuhren wir jetzt, daß dies ein bloßer Vorwand geweſen ſey. Eigentlich war er darüber in Verlegenheit, daß er mit leeren Händen zu uns kommen ſollte. Er wußte nämlich, wie ſehr es uns an Thee, Zucker, u. d. gl. fehlte, und hatte ſeine Reiſe aufgeſchoben, weil er jeden Tag die Schaluppe von Ochotsk erwartete. Endlich befürchtete er aber, wir möchten unter Segel gehen, und mußte folglich von Bolſcheretsk abreiſen, um die Armuth des Orts zu entſchuldigen, da von der Schaluppe nichts zu hören und zu ſehen war. Er ſagte uns auch das Regenwetter, welches in der Gegend von Werchnoi ſehr heftig geweſen, ſey Schuld daran, daß das verſprochene Vieh ausbleibe. Wir ſuchten ihm unſere Dankbarkeit für dieſe neuen Beweiſe ſeiner freundſchaftlichen und gaſtfreyen Geſinnungen zu erkennen zu geben; begrüßten ihn, als er Tages darauf wieder an Bord der Reſolution einen Beſuch ablegte, mit elf Kanonenſchüſſen, und ſchenkten ihm Proben von allen Seltenheiten, die wir auf unſerer Reiſe geſammelt hatten. Capitain Gore fügte noch eine goldene Uhr und eine Vogelflinte hinzu.

Tages darauf bewirtheten wir ihn an Bord der Discovery, und am 25ſten nahm er von uns Abſchied, um nach Bolſcheretsk zurückzugehen. Wir konnten ihn nicht bewegen, länger bey uns zu bleiben; denn er erwartete, wie er uns ſagte, den Vicegeneralgouverneur, der gegenwärtig auf einer Reiſe durch alle dem Generalgouverneur von Irkutzk untergebene Provinzen begriffen wäre, und vielleicht in der Schaluppe von Ochotsk kommen könnte. Vor ſeiner Abreiſe, indeß gänzlich ohne unſer Zuthun oder unſre Fürſprache, ſetzte er den Sergeanten wieder zum Commandanten ein, und nahm den Podporutſchnik (Unterlieutenant) mit ſich nach Bolſcheretsk zurück. Darüber daß der Sergeant ohne die geringſte Veranlaſſung hatte Strafe leiden müſſen, war er äußerſt unzufrieden geweſen. Die Bereitwilligkeit dieſes würdigen Befehlshabers, uns Gefälligkeiten zu erweiſen, bewog uns vor ſeiner Abreiſe ihn um eine Gunſt für einen andern von unſren Kamtſchatkiſchen Freunden zu bitten, nämlich für einen alten Soldaten, deſſen Haus unſern Unterofficieren beſtändig offen geſtanden, und der überhaupt der ganzen Mannſchaft alle mögliche gute Dienſte geleiſtet hatte. Herr Capitain Schmalef hatte die Güte, in unſere Bitte zu willigen und ihn auf der Stelle zum Korporal zu befördern, wodurch der arme Tropf das Ziel ſeiner Wünſche erreichte. Zugleich befahl er ihm, den Engliſchen Officieren für ſeine große Standeserhöhung zu danken. Bey dieſer Gelegenheit muß ich erinnern, daß die Unterofficiere in der Rußiſchen Armee, einen Vorzug vor den Gemeinen haben, wovon wir bey unſerm Dienſte nichts wiſſen. Mit Erſtaunen ſahen wir einen Sergeanten allen Staat führen, und von ſeinen Untergebenen alle die Ehrerbietung fordern, die nur immer einem Staabsofficier zukommen kann. Noch muß ich auch anmerken, daß es es hier im Dienſte weit mehrere Zwiſchenſtufen giebt als bey uns, oder in andern Ländern. So giebt es z. B. zwiſchen den Sergeanten und Gemeinen wenigſtens vier Stufen. Dieſe Einrichtung hat ohne

Zweifel ihren wichtigen Vortheil; wenigſtens läßt ſich die gute Wirkung der vervielfältigten Stufen in der Rangordnung bey dem Brittiſchen Seedienſte nicht verkennen. Sie flößen lebhafteren Wetteifer ein, und ſetzen die höheren Officiere in Stand, jeden Grad des Verdienſtes angemeſſen zu belohnen. Beyläufig will ich nur noch der ſtrengen Mannszucht bey der Rußiſchen Armee erwähnen, die ſich auch in der äußerſten Entfernung vom Sitze der Regierung ungeſchwächt erhält, und von der auch Oberofficiere nicht ausgenommen ſind. Sie werden nämlich für die geringſten Vergehungen bey Brod und Waſſer eingeſperrt. Einer unſerer Freunde, ein Fähnrich, erzählte uns, er habe, weil er in betrunkenem Muthe Lärm angefangen, drey Monate bey Brod und Waſſer im dunkeln Loche (*black hole*) ſitzen müſſen; dieſer Verhaft habe auf ſein ganzes Nervenſyſtem ſo heftig gewirkt, daß er ſeitdem nicht den Muth habe, einer gewöhnlichen Geſellſchaft beyzuwohnen.

Ich begleitete Herrn Capitain Schmalef bis an die Mündung des Awatſchafluſſes, nahm Abſchied von ihm, und beſuchte hierauf den Geiſtlichen von Paratunka. Am Sonntage folgte ich ihm in die Kirche, wo die ganze Gemeine aus ſeiner eigenen Familie, drey Kamtſchadaliſchen Männern, und eben ſo viel Jungen beſtand, die bey dem feyerlichen und erbaulichen Gottesdienſte ſangen. Die Kirche iſt von Holz, und bey weitem das beſte Gebäude im Orte; ſo wie auch in St. Peter und Paul der Kirche kein andres Gebäude gleich kommt. Inwendig iſt ſie mit vielen Gemälden verziert, worunter vorzüglich die beyden Heiligen Peter und Paul, als Geſchenke von Behring, bemerkt zu werden verdienen. Der wirkliche innerliche Werth ihrer Draperie dürfte den vorzüglichſten Europäiſchen Kunſtwerken die Wage halten, denn ſie beſtehen hauptſächlich aus dicken Platten von geſchlagenem Silber, die auf der Leinwand befeſtigt und nach den Falten des Gewandes ausgeſchweift ſind.

Am folgenden Tage brachte ich eine neue Jagdgeſellſchaft zuſammen, welche von dem Küſter der hieſigen Gemeinde, einem berühmten Bärenjäger angeführt ward. Wir kamen bey Sonnenuntergang an die Ufer eines der größeren Seen. Hier mußten wir uns ſo gut wir konnten verbergen, welches ſich in dem langen Graſe und Geſträuche dicht am Waſſer auch ſehr leicht thun ließ. Wir hatten noch nicht lange im Hinterhalt gelegen, ſo brummten ſchon die Bären von verſchiedenen Seiten um uns her, und bald drauf ſahen wir einen im Waſſer, der gerade auf uns zuſchwamm. Der Mond ſchien ſehr hell, ſo daß wir die Gegenſtände deutlich ſehen konnten, und drey von uns ſchoſſen, als das Thier etwa funfzehn Schritte entfernt war, beynah zu gleicher Zeit. Der Bär wandte ſich in demſelben Augenblicke ſeitwärts und machte ein Geſchrey, welches eigentlich weder Brummen, noch Brüllen, noch Heulen, ſondern ein Gemiſch von allen dreyen war, und unbeſchreiblich fürchterlich klang. Wir ſahen ganz deutlich, daß er ſchwer verwundet war; denn er erreichte nur mit Mühe das Ufer, und zog ſich in einiger Entfernung davon in dichtes Gebüſch zurück. Hier ſchrie noch er immer wie zuvor, und unſere Kamtſchadalen wagten es nicht ihn jetzt zu reizen, ob ſie gleich überzeugt waren, daß wir ihn tödlich verwundet hätten. Jetzt, nach neun Uhr, fing der Himmel an ſich zu überziehen, und wir fanden es aus Furcht vor anderm Wetter rathſam, nach Hauſe zu gehen. Als wir, zur Befriedigung unſerer Neugier am Morgen wieder zurückkehrten, fanden wir den Bären auf demſelben Platze todt, welchen wir uns gemerkt hatten. Es war ein Weibchen, aber von ungewöhnlicher Größe. Unſere geſtrige Jagd war nach folgenden Regeln vorgenommen worden. Sobald die

Kamtſchadalen an einen Ort kommen, (und gewöhnlich geſchiehet dieſes um Sonnenuntergang) wo ſich die Bären aufzuhalten pflegen, ſuchen ſie zuerſt auf die friſcheſte Spur zu kommen, und diejenige zu wählen, in deren Nachbarſchaft ſie ſich am bequemſten verſtecken können. Dergleichen Spuren finden ſich vom Walde nach den Seen hinab, und zwiſchen dem langen Riedgraſe und Dickigt am Ufer derſelben ziemlich häufig. Sobald man einen Platz zum Hinterhalt gewählt hat, ſteckt jeder Jäger die Gabel, worauf ſeine Flinte ruhen ſoll, in die Erde, und zwar in der Richtung, in welcher er ſchieſſen will. Wenn dies geſchehen iſt, knieet er hin oder legt ſich auch nieder, je nachdem er ſich am beſten verbergen kann und wartet dann, mit ſeinem Bärenſpeer neben ſich, auf ſein Wild. Es liegt ihm ſehr viel daran ſein Ziel nicht zu verfehlen, erſtlich, weil Pulver und Bley in Kamtſchatka ſo theuer iſt, daß der Preis eines Bären kaum ſo viel beträgt, als vier oder fünf Flintenladungen koſten; dann aber auch, weil es die gefährlichſten Folgen haben kann, wenn der Bär nicht auf den erſten Schuß außer Stand geſetzt wird ſeine Feinde zu verfolgen. In dieſem Falle geht er nämlich ſogleich auf den Ort zu, wo der Rauch aufſteigt, und der Schuß herkam, und fällt die Jäger mit der äußerſten Wuth an. Wieder zu laden iſt nicht möglich, denn man pflegt nicht eher zu ſchießen, als bis das Thier nur etwa zwölf, bis funfzehn Schritte weit entfernt iſt; wenn es alſo nicht ſogleich fällt, ſo muß man ſich in Bereitſchaft ſetzen, es mit dem Bärenſpeer zu empfangen, und ihm gleich anfangs einen tödlichen Stoß beyzubringen. Kann aber der Bär den Stoß pariren, wozu er in ſeinen Tatzen außerordentliche Stärke und Gelenkigkeit hat, ſo wird er mit ſeinen Gegnern handgemein, und der Streit iſt dann gewöhnlich ſo ungleich, daß ſie von Glück ſagen können, wenn es nur Einem von ihnen das Leben koſtet.

Dieſe Luſtbarkeit, oder eigentlicher dieſes Geſchäft, iſt beſonders in zwey Jahrszeiten gefährlich; nämlich, im Frühling, wenn die Bären zuerſt hervor kommen, nachdem ſie, wie man hier insgemein verſichert, den ganzen Winter hindurch, ſtatt Nahrung zu genießen, an ihren Tatzen geſogen haben. Fällt alsdenn noch ein ſtarker Froſt ein, ſo daß noch Eis in den Seen iſt, und die Bären ihrer gewöhnlichen Nahrung nicht nachgehen können, ſo werden ſie vor Hunger wüthend, verlaſſen ihre gewöhnlichen Gänge, ſpühren den Einwohnern nach, und überfallen ſie oft, wenn ſie es am wenigſten beſorgen. In dieſem Falle kommt der Jäger gewöhnlich ums Leben, denn ein Kamtſchadale iſt ſchlechterdings nicht im Stande im Fluge zu ſchieſſen, oder auch nur ein Thier im Laufe zu tödten, ſondern muß allemal ſein Gewehr erſt aufſtützen. Die andere gefährliche Jahrszeit iſt während der Brunſt, die eben bey unſrer Anweſenheit Statt fand.

Von der natürlichen Liebe dieſer Thiere habe ich bereits oben ein merkwürdiges Beyſpiel erzählt, und auf der Jagd erfährt man dergleichen häufig. Der Kamtſchadale weiß ſich dieſen Trieb zu Nutze zu machen; er giebt nie auf einen jungen Bären Feuer, ſo lange die Mutter in der Nähe iſt; denn fällt das Junge, ſo ſteigt die Wuth der Bärin bis zur Raſerey, und wenn ſie ihren Feind anſichtig wird, kann nur ihr Tod ihre Rachbegierde endigen. Wird hingegen die Mutter erlegt, ſo bleiben die Jungen, ſelbſt wenn ſie ſchon lange todt iſt, bey ihr, und geben durch allerley rührende Bewegungen und Handlungen ihre Betrübniß zu erkennen, wodurch ſie denn leicht eine Beute des Jägers werden. Wenn man den Kamtſchadalen Glauben beymeſſen darf, ſo beſitzen die Bären auch einen beſondern Grad von Klugheit. Sie erzählen tauſend Geſchichtchen davon; unter andern ſagen ſie, es ſey allgemein bekannt, daß die Bären ſehr liſtig verführen, um wilde Schafe *) zu fangen, die ihnen viel zu ſchnellfüßig wären, und in großen Heerden mehrentheils in niedrigen Gegenden, am Fuß der Felſen, und an jähen Abgründen weideten. Der Bär geht, wie man uns weiter ſagte, ihrer Spur nach, bis er ſie zu Geſicht bekommt; dann ſchleicht er langſam und vorſichtig höher hinauf, bis er ſich unmittelbar über der Heerde befindet, und nahe genug iſt, um ſein Vorhaben auszuführen. Hier wirft er mit ſeinen Tatzen Felſenſtücke auf die untenſtehenden Thiere, und verſucht es nicht eher ſie zu verfolgen, als bis er eines verwundet hat. Auf dieſes geht er dann gleich los, und wenn das Schaf ſchwer verwundet iſt, ſo glückt es ihm, es einzuholen.

Die Kamtſchadalen pflegen aber auch freymüthig zu geſtehen, daß ſie ihre geringen Fortſchritte in den Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten, lediglich den Bären zu verdanken haben. Was ſie von der Heilkunſt und Wundarzneykunſt wiſſen, iſt von der Beobachtung dieſer Thiere entlehnt; denn ſie haben wahrgenommen, mit welchen Kräutern der Bär ſeine Wunden gerieben, und was er gefreſſen hat, wenn er krank oder matt geweſen iſt. Noch ſonderbarer muß es einem Europäer vorkommen, daß ſie die Bären auch für ihre Tanzmeiſter erkennen; allein uns überzeugten unſere Sinne, daß ſie die lautere Wahrheit ſagten; denn der Bärentanz der Kamtſchadalen, der in einer genauen Nachahmung der mancherley Stellungen und Sprünge dieſer Thiere beſteht, iſt das Muſter und die Grundlage aller ihrer übrigen Tänze, worauf ſie nicht wenig ſtolz ſind.

---

*) Herr King hatte hier das Wort *bareins*, ohne weitere Erläuterung gebraucht. Ohne Zweifel iſt es das geradbrechte Ruſſiſche Wort *(dikoje) baranie*, wilde Schafe, die nach des Herrn Collegienrath Pallas Zeugniß, in Kamtſchatka häufig angetroffen werden. G. F.

Am 28ſten kehrte ich, mit meiner kleinen Reiſe ſehr zufrieden, nach den Schiffen zurück. Ich hatte wenigſtens Gelegenheit gehabt, etwas mehr von der hieſigen Gegend zu ſehen, und die Sitten der Kamtſchadalen an einem Orte wo ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſind, beſſer kennen zu lernen; denn in Gegenwart der Ruſſen ſind ſie augenſcheinlich unter einem gewiſſen Zwange.

Bis zum 30ſten fiel nichts bemerkenswerthes vor. An dieſem Tage ging Herr Capitain Gore nach Paratunka, um daſelbſt in der Kirche ein von Herrn Weber gemaltes Wappenſchild aufzuhängen, worauf Capitain Clerke's Alter und Rang, und der Gegenſtand der Unternehmung, in welcher er bis an ſeinen Tod begriffen geweſen, erzählt ward. Ein Brett mit einer gleichen Inſchrift befeſtigten wir an den Baum, unter welchem Capitain Clerke begraben lag. Ehe uns Capitain Gore verließ, hatte er mir Befehl ertheilt, die Schiffe aus dem Hafen in die Bay zu ſchaffen, und ſie ſegelfertig zu machen. Den ganzen erſten October hindurch ſtürmte es ſo heftig, daß wir dieſen Befehl nicht vollziehen konnten; aber am zweyten gelang es uns, beyde Schiffe durch den engen Eingang aus dem Hafen zu ziehen; und hierauf legten wir uns eine Engliſche Viertelmeile weit von dem Oſtrog, in ſieben Faden Tiefe (in der Bay) vor Anker. Am erſten October war indeſſen das langerwartete Rindvieh aus Werchnoi angekommen. Dieſer Umſtand bewog Capitain Gore, fünf bis ſechs Tage länger hier zubleiben, damit unſere Leute das Fleiſch ganz friſch genießen, und den Vortheil von dieſer vorzüglichen Erquickung vollkommen benutzen könnten. In der Zeit waren wir indeß nicht müßig, ſondern wendeten ſie zu fernerer Ausbeſſerung der Boote, Segel, Tauwerke und Pumpen beyder Schiffe an. Capitain Gore überließ mir etwas Sirup, und erlaubte mir den Keſſel der Reſolution zu brauchen, ſo daß ich für meine Leute auf vierzehn Tage

Bier brauen, und noch zehn Fäſſer voll ſtarker Tannenſproſſen-Eſſenz bereiten laſſen konnte. Dieſe war uns um ſo nöthiger, da wir ſchon unſer letztes Branntweinsfaß, (bis auf eine geringe Quantität, die für den Nothfall aufgehoben ward,) angezapft hatten.

Am dritten fiel das Namensfeſt der Kayſerin ein, welches wir zu feyern ſo viele Urſach hatten. Capitain Gore lud den Geiſtlichen von Paratunka, nebſt dem Iwaskin und dem Sergeanten zum Mittagseſſen ein; und wir bewirtheten auch die Unterofficiere der Garniſon, die beyden Tojons von Paratunka, Petropawlowsk, und einige andere vornehmere Kamtſchadalen. Die übrigen Einwohner, von allerley Art, wurden eingeladen, mit dem Schiffsvolk zu ſpeiſen. Der Mann bekam ein Pfund gutes fettes Rindfleiſch, und was noch von Branntwein übrig war, ward mit Wäſſer zu Grog gemacht, und ebenfalls unter die Mannſchaft vertheilt. Zur gewöhnlichen Stunde gaben wir eine Salve von ein und zwanzig Kanonen, und das ganze Feſt war, in Rückſicht der Gegend wo es gefeyert ward, einer ſo großen und mächtigen Kayſerin nicht unwerth.

Am fünften erhielten wir aus Bolſcheretsk einen friſchen Vorrath von Thee, Zucker und Toback. Ein Brief von Herrn Capitain Schmaleſ benachrichtigte uns, daß die Schaluppe aus Ochotsk noch vor ſeiner Rückkehr nach Bolſcheretsk daſelbſt angekommen ſey, und daß ſeine Frau, aus Freundſchaft für uns, keine Zeit verloren hätte, mit dieſen Geſchenken einen Boten abzufertigen, der ihm auf dem Wege begegnet ſey.

Am ſechſten und ſiebenten ließ ſich das Wetter ſo übel an, daß wir die Anker nicht lichten mochten; allein am achten früh ſegelten wir nach dem Eingange der Bay und hoben alle unſere Boote ein. Wegen des Südwindes mußten wir indeß unſre Fahrt wieder einſtellen, und in zehn Faden Tiefe vor Anker gehen. Weil wir anhaltend den Wind aus eben derſelben Gegend und ſtarken Nebel hatten, konnten wir auch am neunten Vormittags nicht weiter. Um vier Uhr Nachmittags lichteten wir die Anker von neuem; allein indeß wir mit vieler Mühe den letzten aufwanden, erfuhr ich, daß der Trommelſchläger der Seeſoldaten das Boot, welches ſo eben aus dem Dorfe (Oſtrog) zurückkam, verlaſſen, und daß man ihn zuletzt in Geſellſchaft einer Kamtſchadalin geſehen hätte, der er ſehr zugethan geweſen, und die ihn oft beredet hatte, am Lande zurückzubleiben. Der Mann war uns, wegen einer Geſchwulſt am Knie, die ihn lähmte, ſchon ſeit langer Zeit unbrauchbar; ich mochte ihn aber doch nicht zurücklaſſen, damit er ſich ſelbſt und den Ruſſen nicht elendiglich zur Laſt ſeyn möchte. Daher bewog ich den Sergeanten auf verſchiedenen Wegen Soldaten auszuſchicken, und ihn aufſuchen zu laſſen, indeß einige von unſern Matroſen nach einem Ort in der Nachbarſchaft gingen, den er oft zu beſuchen pflegte, und wo ſie ihn auch wirklich bey ſeiner Schönen fanden. So bald meine Leute mit dem Ausreiſſer zurückkehrten, lichteten wir die Anker, und folgten der Reſolution zur Bay von Awatſcha hinaus, die vielleicht unter allen bisher entdeckten Hafen der größte und ſicherſte, und in dieſer Weltgegend für Schiffe von einer gewiſſen Größe der einzige iſt. Der Name Bay ſcheint eigentlich zu einem ſo wohl geſchützten Orte nicht recht zu paſſen; allein wir haben noch keine beſtimmten Begriffe für die Wörter Bay, Rheede, Sund, Hafen u. ſ. w. womit ſo manche Seefahrer die verſchiedenen Lagen der Küſten auf eine ſehr willkührliche Art benannt haben, und welche man nun eben deswegen nicht verändern darf, weil ſie allgemein angenommen ſind.*)

---

*) Ich übergehe hier die weitläuftigen bloß ſeemänniſchen Bemerkungen über dieſe Bay und über das Verhalten beym

St. Peter und Paul, in der Bay, iſt einer der bequemſten kleinen Hafen, die ich je geſehen habe, und wird füglich ein Dutzend Schiffe nebeneinander faſſen können, die ſich dort auf alle Art und Weiſe ausbeſſern laſſen. Die Südſeite dieſes Hafens iſt eine ſehr ſchmale, niedrige, ſandige Landzunge, auf welcher das Oſtrog erbaut iſt. An der Spitze findet man drey Faden Tiefe, ſo daß man dicht vorbeyſegeln kann; mitten im Eingang aber, der nur zweyhundert und acht und ſiebzig Fuß breit iſt, beträgt ſie ſechs und einen halben und im Hafen ſelbſt ſieben Faden auf ſehr zähem Schlammgrunde, der uns beym Aufwinden des Ankers viel zu ſchaffen machte. Der Waſſerplatz liegt in der Vertiefung des Hafens.

Ehe ich von unſeren aſtronomiſchen Beobachtungen an dieſem Orte Rechenſchaft gebe, muß ich bemerken, daß die von Herrn Kendal, genau nach dem Muſter der Harriſoniſchen, verfertigte Längenuhr, die an Bord der Reſolution befindlich war, am 27ſten April, wenige Tage vor unſerer erſten Ankunft in der Bay von Awatſcha, ſtille ſtand. Während der ganzen Reiſe hatten wir ſie mit der größten Sorgfalt bewahrt, und nie hatte ſie jemand einen Augenblick in Händen gehabt, als Capitain Cook oder ich. Sie konnte alſo keinen Schaden gelitten haben; eben ſo wenig konnte ſie wegen der äußern Kälte ſtille ſtehen, da das Thermometer nur wenig unterhalb dem Gefrierpunkte ſtand. So bald wir die unangenehme Entdeckung gemacht hatten, überlegte ich mit Herrn Capitain Clerke, was zu thun ſey? ob wir die Uhr in ihrem jetzigen für uns ganz unbrauchbaren Zuſtande laſſen

---

Ein- und Ausſegeln, ſo wie gleich darauf die höchſt entbehrlichen mathematiſchen Details über den Gang der Längenuhr, welche man, ohne Sternkundiger zu ſeyn, nicht leicht verſtehen wird. G. F.

ſollten, um ſie bey unſerer Rückkunſt nach England Sachverſtändigen zur Unterſuchung zu geben; oder ob es beſſer wäre, ſie einem unſerer Matroſen, der ſeine Lehrjahre bey einem Uhrmacher in London ausgeſtanden, und ſeine Geſchicklichkeit durch Ausbeſſerung verſchiedener Taſchenuhren am Bord bewieſen hatte, zur Unterſuchung anzuvertrauen. Der richtige Gang dieſer Uhr hatte für uns ſo manchen Vortheil gehabt, daß wir ſie für den Ueberreſt der Reiſe ungern entbehrten, und im Grunde war wohl zwiſchen dem wirklichen Nutzen von dem Gebrauch, und zwiſchen der geringen Wahrſcheinlichkeit, durch Verzögerung ihrer Zerlegung, künftig von ihrem innern Mechanismus näher unterrichtet zu werden, kein Vergleich. Die Uhr hatte überdies bereits auf einer vorigen Reiſe eine hinlängliche Probe ausgehalten, und ihr Nutzen war ſeitdem ſchon die drey Jahre hindurch, welche bisher über unſerer Reiſe verfloſſen waren, bewährt gefunden worden. Dies alles zuſammengenommen hatte uns bewogen, an dem erſten hellen Tag, der während unſeres Aufenthalts in Awatſcha-Bay einfiel, in des Capitains Kajüte und in unſerer Gegenwart die Uhr öffnen zu laſſen. Unſer Uhrmacher fand nicht das geringſte zerbrochen, konnte aber das Werk dennoch nicht wieder in Gang bringen. Er nahm daher die Unruhe ab und reinigte die beyden ſehr ſchmutzig gewordenen Löcher, in denen ſich der Stift bewegt; ferner nahm er die Zeigerſcheibe ab, und fand zwiſchen den Zähnen des Randes, welches den Secundenzeiger bewegt, ein Klümpchen Schmutz, das er für die Haupturſache des Stillſtehens hielt. Nachdem er alles wieder zuſammengeſetzt, und ſo ſparſam als möglich mit Oel beſtrichen hatte, ſchien die Uhr wieder richtig und ohne Anſtoß zu gehen.

Tages drauf war ich nach Bolſcheretsk abgegangen und hatte Herrn Bayly die Uhr übergeben, damit er ſie mit der ſeinigen und mit der Pendeluhr vergleichen, und ihren Gang beſtimmen möchte. Einige Tage lang ging ſie ziemlich gut, und verlor täglich nur funfzehn bis ſiebzehn Sekunden; allein bald darauf ſtand ſie wieder ſtill. Bey der nachmaligen Eröffnung ſchien der Fehler bloß daran zu liegen, daß unſer Uhrmacher etwas von dem Werke ſchlecht zuſammengeſetzt hatte. Nachdem ſie zum zweytenmal geſtellt worden war, ging ſie täglich eine Minute zu früh. Als unſer Künſtler dieſem Fehler abzuhelfen verſuchte, zerbrach er die Feder an der Unruhe. Hierauf machte er eine neue Feder; allein die Uhr ging nunmehr ſo unrichtig und unordentlich, daß wir ſie nicht länger brauchen konnten. Der arme Menſch war, über das Mißlingen dieſes Verſuches, ſo verdrießlich als wir ſelber, wiewohl ich überzeugt bin, daß nicht ſowohl Mangel an Geſchicklichkeit, als vielmehr die elenden Werkzeuge womit er arbeiten mußte, und ſeine ſteifen, harten Matroſenhände daran ſchuld waren.

Die Uhr war, während zweyer Jahre, ihrem Gange, wie er in Greenwich beſtimmt worden war, ſo getreu geblieben, daß wir, (vorausgeſetzt, wir hätten nirgends Gelegenheit gehabt, ihre Veränderungen wahrzunehmen und zu berechnen), dennoch nie mehr als um 2¼ Grad der Länge geirrt haben würden. Hingegen entdeckten wir im Nutkaſunde eine ſehr beträchtliche Abweichung von ihrem regelmäßigen Gange, ſo daß der Irrthum in der Längen-Angabe, nach ihrem Gange zu Greenwich zu rechnen, ſehr beträchtlich geweſen wäre. Indeß muß bemerkt werden, daß das Thermometer damals zwiſchen 65° und 41° ſtieg und fiel. Die größte Veränderung, die wir jemals an der Uhr bemerkten, fiel in die drey Wochen, da wir im Norden umherkreuzten; denn nach den verſchiedenen Abweichungen der Uhr während dieſer Zeit, fanden wir die Länge des Oſtcaps einmal acht und zwanzig Engliſche Meilen von einer vorigen Angabe verſchieden. Der Nutzen eines ſo genauen Zeitmeſſers iſt einleuchtend genug, da er uns in den Stand ſetzte, die Länge zur See mit ſo vieler Richtigkeit zu beſtimmen, und auſſerdem den Mondsbeobachtungen einen Grad von Zuverläſſigkeit ertheilt, den ſie ſonſt nicht haben würden. Vermittelſt der Uhr kann man zugleich mehrere Beobachtungen auf einerley Zeit zurückbringen, wodurch die Reſultate der Wahrheit noch näher gebracht werden. Bey der Aufnahme der Küſten, und bey Beſtimmung der wahren Lage der Vorgebirge, leiſtet ſie alles, was man von praktiſcher Genauigkeit fordern kann. Von der andern Seite ſind Mondsbeobachtungen unentbehrlich, wenn man von der Längenuhr alle Vortheile haben will, die man davon haben kann; denn nur aus der gegebenen wahren Länge eines Orts ergiebt ſich die Abweichung der Uhr von ihrem vorigen Gange. Die Beobachtungen, welche während dieſer Reiſe angeſtellt worden ſind, hat die Längen-Commiſſion drucken laſſen; ich kann alſo ſachkundige Leſer darauf verweiſen.

Unſere Sternwarten waren zu St. Peter und Paul an der Weſtſeite des Dorfs errichtet. Die Breite war daſelbſt

nach Beobachtungen der Sonne und Sterne ; ; ;	53° —′ 38″ N.
Die Länge, nach 146 Reihen von Beobachtungen ; ;	158° 43′ 16″ O.
Die Länge, nach der Uhr, wie ſie in Greenwich ging ; ;	173° 36′ —
Die Länge, nach der Uhr, wie ihr Gang in Owaihi zuletzt beſtimmt worden war *) ; ;	159° 20′ —

---

*) Ich gebe hier dieſe Länge an, obgleich die Uhr ſtand, ehe wir St. Peter und Paul erreichten; allein ich verglich zu dem Ende die Länge, welche die Uhr den Tag zuvor angege-

Abweichung der Magnetnadel	6° 18′ 40″ O.
Inclination des Nordpols der Magnetnadel, nach Beobachtungen im Junius und September ,	63° 5′ —

Bey Voll- und Neumonden iſt um 36′ nach vier Uhr hohe Fluth, und die Fluth ſteigt wenn ſie am höchſten iſt, fünf Schuh acht Zoll. Der Wechſel geſchah ſehr regelmäßig alle zwölf Stunden. An der Küſte unweit der Awatſcha-Bay kommt die Fluth von Süden, und es iſt zwey Stunden eher hoch Waſſer, als im Hafen zu St. Peter und Paul.

---

ben hatte, mit der Angabe der Längenuhr, welche Herrn Bayly anvertraut war. Anmerkung der Urſchrift.

Vierzehntes Hauptſtück.

Allgemeine Nachrichten von Kamtſchatka. Von den Flüſſen, dem Erdreich, dem Klima, den feuerſpeyenden Bergen und heißen Quellen daſelbſt. Produkte des Thier- und Pflanzenreichs. Verzeichniß der dortigen vierfüßigen Thiere und Vögel.

Die Halbinſel Kamtſchatka an der öſtlichen Küſte von Aſien erſtreckt ſich von Norden nach Süden, zwiſchen 61° und 52° nördlicher Breite und ihre Südſpitze liegt 156° 45′ öſtlich von Greenwich. Die Landenge wodurch ſie mit dem feſten Lande im Norden zuſammenhängt, liegt zwiſchen dem Oljutoriſchen und Penſchinskiſchen Meerbuſen. Die Südſpitze, welche das Vorgebirge Lopatka genannt wird, hat dieſe Benennung von ihrer angeblichen Aehnlichkeit mit einem menſchlichen Schulterblatt erhalten. Die ganze Halbinſel könnte man ebenfalls mit einem Schuh vergleichen, der allmählig von der Zehſpitze (Lopotka) gegen die Mitte breiter, dann aber wieder in der Gegend des Abſatzes, oder der vorhinerwähnten Landzunge, ſchmaler wird. Am breitſten iſt ſie zwiſchen den Mündungen der Flüſſe Tigil und Kamtſchatka, wo die Entfernung von einem Meere bis zum andern ungefähr zwey hundert ſechs und dreyßig Meilen beträgt. Nordwärts gränzt dieſe Halbinſel an das Land der Koriäken; ſüdwärts und oſtwärts an das nördliche ſtille Meer, und weſtwärts an das Meer von Ochotsk. Eine Kette von hohen Gebirgen ſtreicht von Norden nach Süden durch die ganze Halbinſel, und theilt ſie der Länge nach in zwey faſt gleiche Theile. Aus dieſem Gebirge entſpringen viele Flüſſe, die ſich zu beyden Seiten in das ſtille Meer und in den Buſen von Ochotsk ergießen, Unter dieſen Flüſſen zeichnen ſich drey durch ihre vorzügliche Größe aus, nämlich die Bolſchaia Reka oder, Wort für Wort, der große Fluß, die Kamtſchatka und die Awatſcha. Die erſte fällt in die Ochotskiſche See, und iſt für Rußiſche Galliaten, mehr als fünf Seemeilen weit oberhalb der Mündung, ſchiffbar, nämlich bis auf neun Engliſche Meilen von Bolſcheretsk, einer Stadt, welche am Zuſammenfluß der in die Bolſchaia fallenden Flüſſe Goltſoffka und Biſtraia liegt. Letztere iſt ebenfalls kein unanſehnliches Waſſer, und entſpringt mit der Kamtſchatka auf Einem Berge, fließt aber in einer gerade entgegengeſetzten Richtung, und erleichtert dadurch den Kamtſchadalen den Transport ihrer Waaren, die vermittelſt dieſer Flüſſe in kleinen Kanots beynahe queer über die ganze Halbinſel fortgebracht werden können. Die Kamtſchatka läuft etwa drey hundert Meilen weit Nordwärts, wendet ſich dann nach Oſten, und fällt etwas ſüdlich von Kamtſchatskoi-Nos (Vorgebirge) in den Ocean. Nicht weit von ihrer Mündung, nordweſtwärts, liegt der große Landſee Nerpitſch, von dem Worte Nerpi, welches auf Kamtſchadaliſch einen Robben (oder Seehund) bedeutet, weil dieſe Thiere daſelbſt ſehr häufig ſeyn ſollen. Etwa zwanzig Engliſche Meilen am Fluſſe hinauf, von der Mündung des Sees an gerechnet, liegt eine Feſtung, Niſchnoi Kamtſchatskoi Oſtrog, wo die Ruſſen ein Hoſpital, nebſt Barracken angelegt haben, und wo in hieſigen Gegenden das ſtärkſte Verkehr mit Umſatz der Waaren getrieben wird. Die Awatſcha entſpringt im Gebirge zwiſchen der Bolſchaia und Biſtraia, und läuft hundert Engliſche Meilen nach Südoſten, ehe ſie ſich in die Bay von Awatſcha ergießt. Auch der Tigil iſt ein Fluß von beträchtlicher Größe, deſſen Quelle in den hohen Bergen, unter derſelben Polhöhe mit Kamtſchatskoi-Nos, entſpringt, und gerade fort Nordweſtwärts in das Meer von

Ochotsk fließt. Die übrigen, beynahe unzähligen Flüſſe dieſer Halbinſel ſind zu klein, als daß ſie beſonders erwähnt zu werden verdienten.

Wenn ich das hieſige Erdreich nach den Pflanzen, die ich darauf angetroffen habe, beurtheilen dürfte, ſo würde ich kein Bedenken tragen, es im äußerſten Grade unfruchtbar zu nennen. Weder in der Nachbarſchaft der Bay, noch in dem Bezirk den ich auf der Reiſe nach Bolſcheretsk zu ſehen bekam; noch auf unſern Jagdpartien, fand ich je das kleinſte Fleckchen, welches einem Engliſchen grünen Raſen ähnlich geſehen hätte und als Weide oder ſonſt brauchbar geweſen wäre. Das Land iſt mehrentheils mit krüpplichen Bäumen dünn bewachſen und der ganze Boden mit Moos und niedrigem, ſchwachen Heidekraut bedeckt. Unter allen Ländern, die ich jemals geſehen habe, hat es mit Neufundland die meiſte Aehnlichkeit. Ich muß indeß nicht unbemerkt laſſen, daß ich zu Paratunka etwa drey oder vier Schober friſches, allem Anſchein nach ſehr gutes Heu geſehen habe. Auch ſagte mir Herr Major Behm, daß das Gras in verſchiedenen Gegenden der Halbinſel, und insbeſondere an den Ufern des Kamtſchatkafluſſes und der Biſtraia, ſehr hoch und ſtark wachſe, des Sommers zweymal gemähet werde, und ſehr ſaftiges und zur Maſt vortreſliches Heu gebe. Allerdings bewieſen auch die ſechs und dreyßig fetten Ochſen, die wir aus Werchnoi Oſtrog erhielten, und von denen man uns verſicherte, daß ſie dort gezogen und gemäſtet worden wären, daß die dortigen Triften und Wieſen vorzüglich gut ſeyn müſſen. Die erſten zwanzig Ochſen hatten wir noch dazu gerade am Ende des Winters, ehe noch der Schnee völlig geſchmolzen war, erhalten; vermuthlich hatten ſie alſo ſieben Monate lang nichts als Heu gefreſſen. Hiermit ſtimmt Kräſcheninikofs Nachricht vollkommen überein; er ſagt nämlich die Gegend um den Kamtſchatkafluß ſey bey weitem die fruchtbarſte, und ſowohl Süd- als Nordwärts von derſelben ſey das Erdreich und das Klima lange nicht ſo gut. Laut ſeinem Bericht hat man dort zu wiederholtenmalen, und gemeiniglich mit gutem Erfolge, Hafer, Gerſte und Roggen geſäet; insbeſondere haben ſich, wie er erzählt, einige Leute aus dem Jakutskiſchen Bezirk daſelbſt niedergelaſſen, und eine reiche Gerſtenerndte erhalten. Ihm ſcheint es ſogar außer Zweifel, daß an manchen Stellen, namentlich beym Urſprung der Biſtraia und Kamtſchatka, auch Weizen wohl ſo gut fortkommen würde, wie in den meiſten unter gleicher Polhöhe gelegenen Ländern. Vielleicht läßt ſich dieſe gerühmte Fruchtbarkeit des Erdbodens daraus erklären, daß die Halbinſel in jener Gegend am breitſten iſt, und daß alſo die fruchtbaren Stellen am weiteſten von der See, folglich auch von dem Staubregen und den feuchten Nebeln entfernt ſind, die an der See unaufhörlich aufſteigen, und dem Ackerbau ſo nachtheilig ſind.

Mit der ſonſt allgemeinen Unfruchtbarkeit des Bodens ſteht natürlicher Weiſe die Strenge der Witterung in einem genauen Verhältniß, denn ſie iſt vermuthlich die Haupturſache davon. Als wir dieſe Küſte im May 1779 zum erſtenmal ſahen, fanden wir ſie überall mit ſechs bis acht Schuh tiefem Schnee bedeckt. Am ſechſten May ſchneyte es bey einem Nordoſtwinde; am achten ſtand das Thermometer Mittags am Gefrierpunkte, und unſere Leute, die an eben dieſem Tage Holz fällen wollten, mußten, weil der Schnee noch ſo tief lag, unverrichteter Sachen wieder zurückkommen. Erſt am zwölften konnte, da nun allmählig Thauwetter eintrat, eine beträchtliche Anzahl von unſern Leuten dieſes ſo nothwendige Geſchäft mit einigem Erfolge verrichten. Nunmehr wurden die Abhänge der Berge von Schnee entblößt, und zu Anfang des Junius war er größtentheils von den niedrigen Gegenden verſchwunden. Am 15ten Junius, dem Tage unſerer Abreiſe, hatte das Thermometer noch nicht über 58° (nach Fahrenheit) und das Barometer nicht über 30° 4′ (Engliſche Zolle) geſtanden. Der Wind war immerfort öſtlich und zwar hauptſächlich Südoſt. Bey unſerer Wiederkehr am 24ſten Auguſt ſtanden die Bäume in vollem Laube, und alle übrige Pflanzen grünten in ihrer größten Vollkommenheit. Das Wetter war von dieſer Zeit an, und den ganzen September hindurch, zwar veränderlich aber keinesweges ſtrenge. Anfangs hatten wir Oſt- hernach Weſt-Winde. An dem Thermometer war die größte Höhe 68° und die kleinſte 40°. Das Barometer ſtand immer zwiſchen 30° und 29° 3′, alſo blieb die Temperatur ſich den ganzen Monath hindurch ziemlich gleich und gemäßigt. Zu Anfang Octobers hingegen, wo der Wind aus Weſten zu kommen fortfuhr, waren die Gipfel der Berge ſchon wieder mit friſchem Schnee bedeckt. Den Frühling kennt man hier gar nicht; der Sommer währt von der Mitte des Junius bis zur Mitte des Septembers; hierauf folgt der October als ein herbſtlicher Monath, und nach dieſem iſt es bis zur Mitte des Junius wieder vollkommener Winter. Am Ende des Maymonaths reiſeten wir zwiſchen **Bolſcheretsk** und **Awatſcha** noch auf Schlitten über Schnee.

In den Gegenden am **Kamtſchatkafluſſe** ſoll das Wetter denſelben Grad der Temperatur haben, und ſo heiter ſeyn, wie in Sibirien unter gleicher Polhöhe, vermuthlich aus eben dem Grunde, aus welchem daſelbſt auch der Erdboden ergiebiger iſt. Die Unfruchtbarkeit des Bodens iſt übrigens nicht das einzige Uebel, wogegen die Kamtſchadalen kämpfen müſſen. Oft iſt der Sommer ſo unbeſtändig, daß ſie keinen hinreichenden Vorrath von Fiſchen für den Winter trocknen können, und die Feuchtigkeit verurſacht dann, daß ſich Würmer darin erzeugen, die oft den größten Theil davon verzehren.

Ich erinnere mich nicht, daß es während unſeres Aufenthalts gedonnert und geblitzt hätte, die eine Nacht ausgenommen, da der Ausbruch des Vulkans geſchah. Auch erzählen die Einwohner ſelber, daß Gewitter bey ihnen ſelten, und nie ſehr beträchtlich ſind. Im Winter muß die Witterung ohne Zweifel ſehr ſtrenge ſeyn und oft fürchterliche Wind- und Schnee-Orkane mit ſich bringen, da die Einwohner, um der Wärme und Sicherheit willen, ihre Zuflucht zu unterirdiſchen Wohnungen nehmen müſſen. Herr Major Behm erzählte uns, im Winter dieſes Jahrs 1779 ſey die Kälte ſo ſtrenge geweſen, daß einige Wochen lang alles Verkehr zwiſchen den Einwohnern gänzlich aufgehört hätte, weil ſich ein jeder auf dem kurzen Wege von einem Hauſe zum andern vor dem Erfrieren habe fürchten müſſen. Dieſe außerordentliche Strenge der Witterung in einer ſo geringen Breite läßt ſich daraus erklären, daß Kamtſchatka oſtwärts von einem ungeheuren Strich wüſten, unbebauten Landes liegt, über welchen größtentheils die weſtlichen Winde hinſtreichen. Die ungemeine Heftigkeit der hieſigen Winde muß man vielleicht den unterirdiſchen Bränden, den ſchwefelichten Ausdünſtungen und der allgemeinen Vulkaniſchen Beſchaffenheit des Erdreichs zuſchreiben.

Vulkane ſind in dieſer Halbinſel überhaupt ſehr häufig, doch haben ſeit einiger Zeit nur drey derſelben Exploſionen gehabt. Den in der Nähe von Awatſcha habe ich ſelbſt ſchon erwähnt; andere, nicht minder merkwürdige, beſchreibt Kraſchenninikof. Der Vulkan von Tolbatſchik liegt auf einer Erdzunge zwiſchen dem Kamtſchatka- und Tolbatſchikfluſſe. Der Berg ſelbſt, aus deſſen Gipfel die Ausbrüche kommen, iſt von anſehnlicher Höhe, und endigt ſich in ſchroffe Felſenſpitzen. Im Jahr 1739 ſtieg ein Wirbel von Flammen daraus empor, der die Waldungen der angränzenden Berge einäſcherte. Hierauf folgte eine Rauchwolke, welche die ganze Gegend verfinſterte und endlich in einem Aſchenregen herabfiel, der den Boden dreyßig Engliſche Meilen im Umkreiſe bedeckte. Kraſchenninikof, der eben damals auf der Reiſe von Bolſcheretsk nach Kamtſchatskoi Oſtrog begriffen, und nicht weit von dem Berge war, erzählt, es ſey ein fürchterliches Geräuſch in den Wäldern, welches er für den Verboten eines heftigen Sturms gehalten habe, vor dem Ausbruche vorhergegangen. Drey Stöße eines Erdbebens, die jedesmal nach einer Zwiſchenzeit von einer Minute auf einander folgten, belehrten ihn von der wahren Urſache dieſes Getöſes; allein wegen der ausgebrannten Kohlen, welche herabfielen, konnte er weder den Berg näher unterſuchen, noch ſeine Reiſe weiter fortſetzen.

Der dritte Vulkan liegt auf dem Gipfel des Kamtſchatkaberges, welcher bey weitem der höchſte auf der ganzen Halbinſel ſeyn ſoll. Unaufhörlich ſteigt aus dieſem Gipfel ein dicker Rauch hervor, und öfters erfolgen Ausbrüche, deren Wuth und Furchtbarkeit den Kamtſchadalen in lebhaftem Andenken bleiben und von denen ſie oft mit uns ſprachen.

Ferner giebt es, wie man uns ſagte, im Lande viele heiße Quellen. Ich habe nur die Eine bey Natſchikin Oſtrog geſehen, die ſchon beſchrieben worden iſt. Kraſchenninikof ſpricht noch von verſchiedenen andern, und außerdem auch von zwey Brunnen oder Gruben, auf deren Boden das Waſſer mit erſtaunlicher Gewalt und mit Ungeſtüm wie in einem Keſſel kocht. Zu gleicher Zeit hört man ein entſetzliches Getöſe, und es ſteigt ein ſo dicker Dampf aus dieſem Brunnen empor, daß man dafür keinen Gegenſtand erkennen kann.

Die Bäume, die wir hier ſahen, waren hauptſächlich Birken, Pappeln und Erlen (mit deren Rinde die Kamtſchadalen ihr Leder beizen), verſchiedene kleine

Weidenarten und zweyerley Zwergfichten, oder Cedern*), von denen die eine an der Küſte wächſt, und auf der Erde hinkriecht, ohne mehr als zwey Fuß hoch zu werden. Von dieſer Gattung machten wir unſere Bier-Eſſenz, welche überaus gut gerieth. Die andere Art wächſt auf den Bergen, wird etwas größer, und trägt eine Art kleiner Nüſſe oder Zapfen. Der alte Tojon zu St Peter und Paul erzählte uns, daß Behring, während ſeines Aufenthalts in dieſem Hafen, ihnen zuerſt gezeigt habe, wie man von dieſen Fichten einen Abſud bereiten müſſe, der ein vortrefliches Mittel gegen den Scharbock ſey. Gleichwohl hatten ſie den Gebrauch davon bereits unterlaſſen, vielleicht weil es ihnen an Zucker oder an ſonſt etwas gefehlt haben mag.

Der gemeinſte Baum iſt die Birke, deren es drey Sorten giebt. Zwey können zu Zimmerholz dienen, und unterſcheiden ſich von einander bloß in der Farbe und im Gewebe der Rinde; die dritte iſt eine Zwergart. Die Einwohner bedienen ſich dieſes Baumes auf mancherley Art. Wenn man ihn anzapft, giebt er in groſſer Menge einen Saft, den ſie, wie wir auf der Reiſe nach Bolſcheretsk oftmals bemerkt haben, ohne weitre Zubereitung trinken. Er ſchmeckte auch uns angenehm und erquickend, wirkte aber als ein gelinde abführendes Mittel. Die Rinde wird zu allerley Geſchirr für die Küche und das Haus verarbeitet, und aus dem Holz werden Schlitten und Kanots gemacht. Auch wiſſen die Einwohner, wie Kraſchenninikof verſichert, die Rinde ſelbſt in eine geſunde und wohlſchmeckende Speiſe zu verwandeln; ſie ſchneiden ſie nämlich, wenn ſie noch jung und grün iſt, in lange ſchmale Streifen, wie Nudeln, und ſchmoren dieſe mit Kaviar. In der Nachbarſchaft von Awatſchabay waren nicht nur die Birken, ſondern auch alle übrige Bäume klein und krüppelhaft, ſo, daß die Kamtſchadalen mehrere Meilen weit ins Land hinein gehen müſſen, um einen Baum zu finden, aus dem ſich noch ein Kanot oder ein Balken für ihre **Balagans** (Sommerwohnungen) machen ließe.

---

*) Kraſchenninikof nennt den hier erwähnten Baum eine kleine Zwergartige Ceder, und fügt hinzu, es gebe in der ganzen Halbinſel keine Fichte. Anmerkung der Urſchrift.

Nach **Kraſchenninikofs** weiterm Bericht, wächſt außer den oben angeführten Bäumen, auch der Lerchenbaum an den Ufern der Kamtſchatka und der Flüſſe, welche in dieſelbe fallen, ſonſt aber nirgends. In der Nachbarſchaft des Fluſſes **Bereſowa** erwähnt er Tannen, Alpkirſchen und zweyerley Weisdorn, mit rothen und mit ſchwarzen Beeren. Auch Strauchwerk, als, Wachholder, Ebreſchen, wilde Roſen und Himbeeren findet man in groſſer Menge; desgleichen mancherley Beeren, nämlich zweyerley Heidelbeeren, runde und eyförmige; Rebhuns-, Kranich-, Krähen-, und Brombeeren. Die Einwohner ſammeln dieſe Beeren zu rechter Zeit, kochen ſie ohne Zucker zu einem dicken Mus ein, und bewahren es auf. Hierin beſteht ein groſſer Theil ihres Wintervorrathes, und ſie bedienen ſich dieſes Muſes als Brühe zu ihren trocknen und geſalzenen Fiſchen, deren ſeptiſche Eigenſchaft dadurch unſtreitig ſehr gemildert wird. Die Beeren werden auch, für ſich allein, in Puddings und auf andere Art zubereitet, gegeſſen, imgleichen wird der Aufguß davon wie ein gewöhnliches Getränk gebraucht.

Unter den wildwachſenden Kräutern fanden wir mehrere Arten, welche der Geſundheit zuträglich ſind, in Menge, z. B. Selery, Angelika, Körbel, Knoblauch und Zwiebeln. In einigen kleinen Thalgründen wuchſen gute Rüben, und runde Radieſe. Weiter erſtreckt ſich hieſige Gärtnerey nicht, allein ſchon dieſe Beyſpiele beweiſen, daß viele von den dauerhafteren Küchengewächſen, zumal von denen, die ihre Wurzeln gerade hinunter wachſen laſſen, wie Möhren, Paſtinak, rothe Rüben und vielleicht auch Kartoffeln ziemlich gut fortkommen würden. Herr Major Behm erzählte mir, es wären verſchiedene Gemüsarten verſucht worden, mit denen es aber mislungen ſey: Kohl und Lattich hätten nie in Köpfe ſchießen wollen; Erbſen und Bohnen wären zu ſtarken Stengeln aufgeſchoſſen, hätten auch Blüthe und Schoten angeſetzt, allein die Schoten wären leer geblieben. Er ſelbſt habe in Bolſcheretsk verſchiedene Arten von Getraide geſäet, welches gemeiniglich zu ſtarken hohen Halmen aufgewachſen ſey, auch Aehren angeſetzt habe, die aber allemal taub geblieben wären. Dieſe kurze Nachricht von den Pflanzenprodukten betrift nur den Theil des Landes, den wir ſelbſt geſehen haben. In der Nähe des Kamtſchatkafluſſes, wo das Erdreich und das Klima vortheilhafter ſind, als ſonſt auf der ganzen Halbinſel, treibt man den Gartenbau, und wie es ſcheint, mit gutem Erfolg. Denn mit der zweyten Heerde Vieh erhielten wir von Werchnoi zugleich Gurken, ſchöne große Rüben, Sellery und andere Arten von Küchengewächſe, die mir entfallen ſind, zum Geſchenke.

Noch giebt es zwey Pflanzengattungen, die beſonders erwähnt zu werden verdienen, weil man ſtarken Gebrauch davon macht. Die erſte heißt bey den Einwohnern Sarana, und bey den Botanikern Lilium Kamtſchatkenſe, flore atro-rubente*). Ihr Stengel iſt von der Dicke eines Tulpenſtengels, wird fünf Zoll hoch, und iſt unten purpurfarbig, höher hinauf aber grün. Aus demſelben wachſen zwey Quirle von eyrunden Blättern; der unterſte Quirl beſteht aus drey, der obere aus vier Blättern. Zu oberſt wächſt an jedem Stamme nur Eine, ſehr dunkelrothe, Blume, welche der Narciſſe ähnlich, aber weit kleiner iſt. Aus der Mitte ſteigt ein dreyeckiger oben ſtumpfer Griffel hervor, um welchen ſechs weiſſe Staubfäden mit gelben Staubbeuteln ſtehen. Die Wurzel hat eine Zwiebel, die wie Knoblauch geſtaltet, und eben ſo in etliche abgeſonderte Theile geſpalten, aber rundlicher iſt. Dieſe Lilie wächſt hier in Menge wild. Im Anfang des Auguſtmonaths ſammeln die Weiber die Zwiebeln davon, trocknen ſie an der Sonne, und verwahren ſie. Bey unſerer zweyten Ankunft in Kamtſchatka hatte man dieſe Erndte, die aber diesmal ſchlecht ausgefallen war, ſo eben geendigt. Indeß tröſteten ſich die Kamtſchadalen diesmahl wie immer, mit der bey ihnen ſehr gewöhnlichen Bemerkung, daß die Vorſehung ſie nicht verläßt, weil die Jahrszeiten, wo ſie die Saranawurzel nur ſparſam bekommen, allemal die ergiebigſten an Fiſchen ſind, und umgekehrt. Man bereitet dieſe Zwiebel auf mancherley Art. In Aſche gebraten, vertritt ſie die Stelle des Brods, und zwar beſſer als irgend ein andres von den hieſigen Landesprodukten. Im Ofen gebacken, und hernach geſtampft, dient ſie den Kamtſchadalen anſtatt des Mehls, und wird täglich in Suppen und andern Gerichten gebraucht. Sie iſt überaus nahrhaft, und hat einen angenehmen obgleich etwas bitterlichen Geſchmack, und kann täglich gegeſſen werden, ohne daß man ihrer überdrüßig wird. Wir pflegten ſie zu kochen und als Kartoffeln, entweder allein, oder mit Fleiſch zu eſſen. Auf beyderley Art ſchmeckte ſie uns recht gut, und bekam uns ſehr wohl. Eben dieſe brauchbare Pflanze wächſt auch in Unalaſchka, wo man ihre Wurzeln auf eben die Art, wie in Kamtſchatka, einſammelt und aufzehrt.

---

*) Gemelin. P. 41. Steller erwähnt fünf verſchiedene Sorten davon. Anmerkung der Urſchrift.

Die zweyte merkwürdige Pflanze wird hier das ſüße **Gras** (ſüße Kraut?) genannt, und iſt das Heracleum ſibricium, foliis Pinnatis, foliolis guinis, intermediis ſeſſilibus, corollulis uniformibus. Hort. Upſ. 65. Ich bemerkte ſie hauptſächlich im May, da ſie ungefähr anderthalb Schuh hoch ſtand, und mit weißem Wollhaar oder Staub bedeckt war, der wie Reif ausſah und ſich abreiben ließ. Dies Gras ſchmeckt ſo ſüß wie Zucker, iſt aber dabey etwas brennend und ſtechend. Der Stengel iſt hohl und hat drey oder vier Gelenke, aus denen große Blätter hervorgehen. Wenn die Pflanze ihr völliges Wachsthum erreicht hat, iſt ſie ſechs Schuh hoch. Ehedem wurde dieſes Kraut in der Kamtſchadaliſchen Kochkunſt ſtark gebraucht, und kam faſt an alle ihre Speiſen. Seitdem aber die Ruſſen das Land in Beſitz genommen haben, pflegt man es zu deſtilliren. Man ſchneidet zu dem Ende die Stengel mit Blättern im gehörigen Alter ab; denn der Hauptſtamm iſt, ſobald er ſein völliges Wachsthum erreicht hat, bereits zu trocken. Das Haar welches auf der Oberfläche ſitzt, wird mit Muſchelſchalen abgekratzt, und die Stengel dann in kleine Haufen gelegt, bis ſie anfangen auszudünſten und zu riechen. Wenn ſie wieder trocken werden, ſteckt man ſie in Säcke von Mattenarbeit, worin ſie ſich nach einigen Tagen mit einem ſüßen, zuckerartigen Staube überziehen, welcher aus dem hohlen Stengel dringt. Sechs und dreyßig Pfund von der Pflanze in dieſem Zuſtande, geben nur ein Viertel Pfund von ſolchem Pulver. Die Weiber, welche die Pflanze einzuſammeln und zu bereiten haben, müſſen, ſo lange ſie die Stengel abkratzen, Handſchuhe anziehen; denn die Haut, welche ſie wegnehmen, iſt ſo ſcharf, daß ſie Blaſen zieht und ſogar Geſchwüre verurſacht. Den Brandwein erhält man auf folgende Art. Zuerſt werden die Bündel des Krauts in heißes Waſſer geſteckt, und hierauf ſucht man in einem kleinen Gefäße, vermittelſt der Beeren des **Schimoloſt**, (der gemeinen Heckenkirſche*)? oder der **Golubitza** (Sumpfbeere)**) die Gährung zu befördern. Die Mündung des Gefäßes wird dabey wohl verſtopft und dann ſtellt man es an einen warmen Ort hin. Gemeiniglich iſt die Gährung ſo heftig, daß man ein ziemlich großes Geräuſch vernimmt, und das Gefäß davon zittern ſieht. Wenn man den erſten Aufguß abgezapft hat, gießt man mehr heißes Waſſer nach, und verfährt wie zuvor. Hierauf gießt man ſowohl das Fluidum als das Kraut in den kupfernen Deſtillirkolben, und zieht den Geiſt nach der gewöhnlichen Art davon ab. Das Getränk, welches man auf dieſe Art bekömmt, iſt ſo ſtark wie Branntwein, und heißt bey den Einwohnern **Raka**. Zwey Pud (72 ℔ von der Pflanze geben gemeiniglich einen Eimer, oder **Wedro** (25 Nöſſel), Raka. Steller ſagt, der Spiritus den man von dieſer Pflanze abziehe, wenn man ſie nicht vorher abgekratzt habe, ſey der Geſundheit überaus nachtheilig, und bewirke fürchterliche, plötzliche Nervenzufälle.

Außer dieſen beyden erwähnt **Kraſchenninikof** eine Menge anderer Pflanzen, von denen die Einwohner den Abſud brauchen, oder womit ſie ihre Fiſchſpeiſen auf eine wohlſchmeckende und geſunde Art zurichten. Dahin gehört das **Kipri** (Epilobium) aus welchem man ein

---

*) Lonicera pedunculis bifloris, floribus infundibuliformibus, baccis ſolitariis oblongis, angulosis. Gmel. Flor. Sib. **Anmerkung der Urſchrift.** In der Flor. Sib. finde ich dieſe Benennung nirgends. Vielleicht iſt hier die **pirenäiſche Heckenkirſche** gemeint, welche Herr Collegienrath Pallas in Sibirien angetroffen hat. S. deſſen Reiſe. 2. Theil S. 562. Den Namen **Schimoloſt** eignet **Gmelin** der gemeinen Heckenkirſche (Lonicera Xylosteum) zu. G. F.

) Myrtillus grandis caeruleus. **Anmerkung der Urſchrift. Vaccinium uliginosum Linn. G. F.

geſundes Hausgetränk braut. Wird dieſe Pflanze in dem Verhältniß wie 1 zu 5 mit dem **Süßkraut**, (Heracleum,) zuſammengekocht, und läßt man die Flüßigkeit auf die gewöhnliche Art gähren, ſo erhält man einen ſtarken und vortreflichen Eſſig. Die Blätter des **Kipri** braucht man ferner als Thee, und das Mark dieſer Pflanze wird getrocknet, und an vielen Gerichten gebraucht. Der **Morkowai** (Chaerophyllum ſeminibus laevibus) iſt der Angelika ſehr ähnlich. Die **Kotkorica** (Tradeſcantia fructu molli eduli) hat eine eßbare Wurzel, welche theils roh, theils getrocknet genoſſen wird. Der **Ikoum** (Biſtorta foliis ovatis oblongis acuminatis,) Das **Utſchitſchlei** (Iacobaea foliis cannabis, Steller.) wird häufig zu Fiſchen gegeſſen, u. ſ. w.

Wie man verſichert, haben die Kamtſchadalen, ehe ſie das Feuergewehr kennen lernten, ihre Speere und Pfeile mit dem Saft der **Zgatewurzel** (Anemonoides) vergiftet welcher für Land- und Seethiere, die man damit verwundet, gleich tödtlich ſeyn ſoll. Noch jetzt bedienen ſich, wie man ſagt, die **Tſchuktſchen** deſſelben Giftes.

Nach **Kraſchenninikofs** Bericht, nehmen die Kamtſchadalen den Stoff zu allen ihren Handarbeiten von dreyerley Pflanzen. Die erſte iſt das Triticum radice perenni, ſpiculis binis lanuginoſis, Gmel. Flor. Sib. I. 119. tab. XXV. welches an der Küſte in Menge wächſt. Von dieſer Grasart verfertigten ſie ihre ſtarken Matten zu Fußdecken, zu Säcken, Bettzeug, Vorhängen und eine Menge von andren Hausrath. Auch flechten ſie davon ſehr zierliche kleine Beutel und mannichfaltig geſtaltete Körbchen zu verſchiedenem Gebrauch. Eine andere Grasart, **Belotnaia**, welche in ſumpfigen Gegenden wächſt und dem Cyperoides ähnlich iſt, wird im Herbſt geſammelt, und, wie Wolle, mit einem Kamm von den Knochen der Meerſchwalbe gekämmt. Die Flocken werden ſtatt Leinen oder Wollenzeug gebraucht, um neugebohrne Kinder darin zu wickeln. Sie verfertigen auch eine Art Watte daraus, womit ſie ihre Kleider füttern *). Die dritte Pflanze endlich, welche mehr als alle übrige zum Unterhalt der Kamtſchadalen beyträgt, verdient ebenfalls angemerkt zu werden, ſo gemein und bekannt ſie auch übrigens iſt. Ich meyne die Neſſel, von welcher ſie, da das Land weder Flachs noch Hanf hervorbringt, das Garn zu ihren Fiſchnetzen machen, ohne welche ſie unmöglich leben könnten. Zu dieſem Ende hauen ſie die Neſſeln im Auguſt ab, hängen ſie bundeweiſe in den Schatten ihrer Sommerwohnungen (Balagans) zum Trocknen auf, und behandeln ſie dann als Hanf. Sie ſpinnen den Faden mit den Fingern, wickeln ihn um eine Spindel, und drehen dann, je nachdem es der Gebrauch erfordert, mehrere Fäden zuſammen.

Ueberhaupt läßt ſich wohl nicht bezweifeln, daß die ganze Halbinſel Kamtſchatka in ſoweit zum Anbau tauglich ſey, daß ſich die Einwohner noch manche Bequemlichkeiten verſchaffen können. Indeß beſteht doch ihr wirklicher Reichthum vorzüglich in der Menge von wilden Thieren, welche ſich daſelbſt aufhalten, und der Pelzhandel bleibt daher die einträglichſte Beſchäftigung des Kamtſchadalen. Die Thiere, welche hier vorzüglich in Betracht kommen, ſind: der gemeine Fuchs, das Hermelin, der Zobel, der Blaufuchs, der veränderliche Haſe, der Zieſel, das Wieſel, der Vielfraß, das wilde Schaf oder Argali, das Rennthier, der Bär, der Wolf und der Hund.

Der Fuchs wird am häufigſten gejagt. Man findet ihn in großer Anzahl und von verſchiedenen Farben. Die

---

*) Vermuthlich iſt die hier gemeynte Pflanze eine Art Wollgras, Eriophorum Linn. die auch bey uns genutzt werden könnte. G. F.

gewöhnlichſte Abart kommt mit unſerm Europäiſchen Fuchs überein; nur ſind die Farben brennender und glänzender. Einige ſind dunkel kaſtanienbraun, andre aber mit dunkeln Streifen gezeichnet; wieder andere haben ſchwarze Bäuche, und ſind ſonſt am ganzen Leibe hell kaſtanienfarben. Noch andere ſind dunkelbraun, andere ſchwarz, andere ſteinfarben, und einige wenige ganz weiß; allein dieſe letzteren ſind ſehr ſelten. Ihr Pelz iſt überaus reich und ſchön behaart, und ſowohl den Sibiriſchen als Amerikaniſchen Fuchspelzen weit vorzuziehen. Die Jäger bedienen ſich vieler Kunſtgriffe, um dieſe verſchlagenen Thiere, die in jedem Klima ihren Charakter beybehalten, zu überliſten und zu fangen. Zu dem Ende ſtellen ſie ihnen mancherley Fallen, von denen einige über das ganze Thier zuſammenſchlagen, andere aber den Kopf oder die Füße einklemmen. Seltner bedient man ſich der verſchiedenen ſinreichen Methoden ſie in Netzen zu fangen. Auch pflegt man ihnen vergiftete Aetzung hinzulegen, und insbeſondere bedient man ſich dazu der Krähenaugen (Strychnos nux vomica). Ehe die Ruſſen Feuergewehre einführten, gingen die Kamtſchadalen mit Bogen und Pfeil auf die Jagd; ſeitdem aber jeder ſein gezogenes Rohr hat, zieht er dies den vorigen Waffen weit vor, ſo ungeſchickt er auch übrigens damit umgeht.

Die Zobel in Kamtſchatka ſollen um vieles gröſſer ſeyn, als die Sibiriſchen, und einen dicker behaarten, helleren Pelz haben. Doch in Anſehung der ſchönen ſchwarzen Farbe müſſen ſie denen aus der Gegend an den Flüſſen Olekmá und Witima (welche in die Lena, nah an ihrer Quelle, fallen), nachſtehen und werden daher, ungeachtet ihrer übrigen Vorzüge, in weit geringerem Preiſe gehalten. Die beſten Kamtſchadaliſchen Zobel fängt man am Tigil und an der Uka; das Paar davon wird davon zuweilen für dreyßig Rubel (Thaler) verkauft. Die von der ſüdlichen Spitze ſind die ſchlechteſten. Der Zobeljäger führt ein gezogenes Rohr von ſehr engem Caliber bey ſich, imgleichen ein Netz und etliche Ziegelſteine. Mit der Flinte ſchießt man den Zobel, wenn man ihn auf einem Baum erblickt; mit dem Netz umgiebt man hohle Bäume, wohin er ſich flüchtet, wenn er verfolgt wird; und die Ziegel werden heiß gemacht und in die Höhlung geſteckt, um ihn vermittelſt des Rauchs herauszutreiben.

Den Blaufuchs oder Weisfuchs (Canis Lagopus Linn. oder Isatis) habe ich nie geſehen; auch wird er hier zu Lande gar nicht geſchätzt, ſo wenig wie der veränderliche Haſe (*Lepus variabilis*, *Pallas*.) der hier ſehr häufig iſt, und im Winter ganz weiß wird. Dergleichen weiſſe Haſen kamen im Maymonat unſern Jagdgeſellſchaften häufig vor, ſie waren aber ſo ſcheu, daß man ihnen nicht bis auf eine Schußweite nahe kommen konnte.

Der Zieſel, (Mus citillus) ein ſchönes Thierchen, iſt um vieles kleiner als ein Eichhörnchen, und nährt ſich faſt eben ſo von Wurzeln, Beeren, Cederzapfen, u. ſ. f. wobey es auf den Hinterbeinen ſitzt und ſein Futter mit den Vorderpfötchen zu Maule bringt. Die Kamtſchadalen ſchätzen das Fell deſſelben, weil es zugleich warm und leicht, und von einer hellglänzenden Farbe iſt, die, wenn man ſie in verſchiedenem Lichte ſieht, ſo wie die Federn mancher Vögel, aus einer in die andre ſpielt, oder ſchillert.

Das groſſe Wieſel, oder Hermelin, wird hier gar nicht geachtet, weil man ſein Rauchwerk für ſchlecht hält. Ich ſah viele dieſer kleinen Thiere herumlaufen, und wir kauften einige Felle, die aber ſchmutzig weiß, und am Bauch unrein gelblich waren. Das gemeine Wieſel wird, um eben derſelben Urſachen willen, nicht geſucht.

Hingegen ſchätzt man das Fell des Vielfraßes oder der Wolverene (*Urſus gulo*) außerordentlich hoch, und ein Kamtſchadale, der nur einige Streifen davon auf ſeinem Kleide ſitzen hat, glaubt damit aufs prächtigſte geſchmückt zu ſeyn. Die Weiber zieren ihr Haar mit den weiſſen Tatzen dieſes Thieres, und halten ſie für einen groſſen Putz; weshalb ſie ſich auch die Engel in Vielfraßfelle gekleidet denken. Das Thier iſt leicht zu fangen, und kann zu allerley Künſten abgerichtet werden. Kraſchenninikof ſagt, es tödte oft Hirſche und wilde Schafe, indem es die Lieblingsnahrung dieſer Thiere, Rinde und Moos, am Fuß eines Baumes zuſammentrage, und, wenn ſie davon freſſen, auf ſie niederſtürze, ſich ihnen auf den Nacken ſetze und die Augen ausſauge.

Da ich von den Bären und der Bärenjagd bereits eine ausführliche Nachricht gegeben habe, ſo will ich nur noch hinzuſetzen, daß diejenigen, die ich hier zu ſehen bekam, alle von einer graubraunen Farbe waren. Man trift ſie oft in Geſellſchaft von vier oder fünfen an. In der Jahreszeit, wann die Fiſche, ihre vorzüglichſte Nahrung, aus dem Meere in die Flüſſe kommen, ſtreichen ſie am meiſten umher; im Winter hingegen ſieht man ſie nur ſelten. Die Koriäken fangen ſie auf eine ſehr einfache Art. Sie hängen nämlich zwiſchen der Gabel eines Baumaſtes eine Schlinge mit einer Lockſpeiſe auf. Indem der Bär die Aetzung wegſchnappen will, wird er dann beym Nacken oder bey der Tatze gefangen. Die Bärenfelle ſind ſehr brauchbar, denn ſie dienen zu vortreflichen Unterbetten und Bettdecken; ferner werden Mützen und Handſchuhe, und für die Hunde Halsbänder an dem Zuggeſchirr daraus gemacht. Das Fleiſch, und insbeſondere das Fett, hält man für groſſe Leckerbiſſen.

Wölfe laſſen ſich nur im Winter ſehen, und ſtreifen dann in groſſen Heerden im Lande herum, ihren Raub aufzuſuchen.

An verſchiedenen Orten dieſer Halbinſel giebt es ſowohl wilde als zahme Rennthiere; allein in der Gegend um Awatſcha ſieht man keine von beyden. Merkwürdig iſt es, daß die Kamtſchadalen nicht darauf verfallen ſind, die Rennthiere zum Ziehen zu gebrauchen, wie ihre Nördlichen und Oeſtlichen Nachbaren; indeß leiſten ihnen freylich die Hunde alles was ſie für jetzt nöthig haben, und für künftige Bedürfniſſe wird hoffentlich die Ruſſiſche Pferdezucht ſich hinlänglich vermehren. Bey dem allen würden aber doch Rennthiere weit vorzuziehen ſeyn, da ſie nicht allein ſtärker ſondern auch gutartiger ſind, als Hunde, neben denen man faſt gar keine andere zahme Thiere halten kann *).

Das Argali, (Bergſchaf) oder wilde Schaf, ein Thier, welches in Europa, außer Sardinien und Korſika, nicht bekannt iſt, findet man hier in großer Anzahl. Seinem Felle nach gleicht es den Thieren aus dem Hirſchgeſchlecht; im Gange und der Geſtalt aber den Ziegen. Die großen gewundenen Hörner wiegen bey einem ausgewachſenen Thiere wohl fünf und zwanzig bis dreyßig Pfund, und ruhen, wenn das Argali läuft, auf ſeinen Rücken. Dieſe wilden Schafe ſind überaus ſchnellfüßig, halten ſich auf den unzugänglichen Felſen auf, und wiſſen auf den ſteilſten Klippen mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit fortzukommen. Die Einwohner verfertigen aus ihren Hörnern Löffel, imgleichen kleine Schüſſeln und Becher. Gewöhnlich haben ſie auf der Jagd ein ſolches Geſchirr zum Trinken an ihrem Gürtel hangen. Die Thiere leben übrigens in Heerden beyſammen, und ihr Fleiſch, welches ich oft gegeſſen habe, ſchmeckte mir ſehr gut. Lebendig habe ich indeß keines geſehen, und verweiſe deshalb auf die Beſchreibung des Argali in den

---

*) Herr King hat nämlich ſchon bemerkt, daß man im Sommer die Hunde laufen läßt, und daß ſie alsdenn ſehr gefährliche, reißende Thiere werden. G. F.

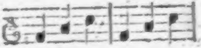
Abhandlungen der Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg, im IV. B. XIII. Taf.*).

Die Hunde haben, wie bereits erinnert worden iſt, mit dem Pommer oder Spitz viel Aehnlichkeit; dabey ſind ſie aber viel größer, und haben gröberes Haar. Ihre Farbe iſt ſehr mannichfaltig; doch iſt die gewöhnlichſte ein helles Gelbgrau, oder ein ſchmutziges Weiß (*cream-colour.*) Zu Ende des Maymonats läßt man ſie laufen, und den ganzen Sommer hindurch ſelbſt für ihre Nahrung ſorgen. Sobald der erſte Schnee fällt, finden ſie ſich unfehlbar wieder zu Hauſe ein. Im Winter bekommen ſie weiter nichts zu freſſen als Köpfe, Eingeweide und Rückgrade von Lachſen, welche man für ſie aufhebt und trocknet; allein auch dieſes ſchlechte Futter giebt man ihnen nur ſpärlich. Dergleichen Hunde muß es hier in Menge geben; dann man ſpannt immer fünf vor einen Schlitten, worin nur eine Perſon fährt. Auf der Reiſe nach **Bolſcheretsk** brauchten wir, für die beyden Stationen von **Karatſchin** und **Natſchikin**, hundert und neun und dreyßig. Alle Hunde, die zum ziehen gebraucht werden, ſind verſchnitten; Hündinnen werden nie vorgeſpannt. Die jungen Hunde gewöhnt man auf folgende Art an die Arbeit. Man bindet ſie mit einem ledernen Riemen an einen Pfahl, und ſtellt ihr Futter nicht weit von ihnen, aber doch ſo hin, daß ſie es nicht erreichen können. Der Hund zieht beſtändig an dem dehnbaren Riemen, und bemühet ſich vorwärts zu kommen; dadurch gewöhnt er ſich ſich denn an das Ziehen und bekommt die gehörige Stärke in den Gliedern.

---

*) Neben dieſer Gmeliniſchen Beſchreibung und Abbildung verdient hauptſächlich die Geſchichte dieſes Thiers von der Meiſterhand eines Pallas nachgeleſen zu werden. Ovis fera ſibirica, Pallas ſpicileg. Zoolog. faſc. XI. p. 3. t. 1. et. 2 G. F.

Die Seeküſten und Bayen dieſes Landes werden beynahe von allen Gattungen der nordiſchen Seevögel beſucht. Unter andern findet man, wie zu Unalaſchka, auch den Seeadler, aber eben nicht häufig. Die Flüſſe tiefer im Lande ſind, ſo weit ich nach meinen Beobachtungen auf der Reiſe nach Bolſcheretsk urtheilen kann, ſchaarenweis mit wilden Enten beſetzt. Unter den verſchiedenen Gattungen derſelben zeichnet ſich beſonders eine mit ſehr ſchönen Gefieder aus, welche die Einwohner A:angitſche nennen, um zugleich das befremdende aber nicht unangenehme Geſchrey dieſes Vogels auszudrücken, welches in drey ſtufenweis ſteigenden Tönen beſteht, die Steller auf folgende Art angiebt*):



Eine zweyte Art, die hier ſogenannte Berg-Ente, (Anas picta, capite faſciato. Stelleri) iſt, nach Stellers Bericht, dieſer Halbinſel eigenthümlich. Der Enterich davon iſt mit ſehr ſchönen Federn geſchmückt. Auſſer dieſen Gattungen ſahen wir noch eine Menge andere Waſſervögel, die, der Größe nach zu urtheilen, wilde Gänſe ſeyn mußten.

In den Wäldern, durch welche wir kamen, erblickten wir einige Adler von ungeheurer Größe, deren Gattung ich aber nicht beſtimmen konnte. Man giebt davon drey verſchiedene Arten an; den ſchwarzen Adler mit weiſſen Kopf, Schwanz und Füßen (Falco leucocephalus,) deſſen Junge ſchneeweiß ſind; der ſogenannte weiſſe Adler, der aber hellgrau iſt, und der Bley- oder Steinfarbige Adler (Vultur Albiulla.) Letzterer iſt der gewöhnlichſte, und vermuthlich gehörten diejenigen, welche ich ſah, zu dieſer Gattung. Es giebt hier übrigens Habichte, Falken und Trappen in Menge, imgleichen Waldſchnepfen, Schnepfen und zweyerley Waldhüner. Auch ſollen ſich hier Schwäne häufig aufhalten, und bey Gaſtereyen pflegt man ſie gemeiniglich aufzutragen, indeß habe ich, ſo viel ich weiß, keinen geſehen. Am beſten konnte man den Ueberfluß des wilden Geflügels hier zu Lande aus den Geſchenken abnehmen, welche wir von den Tojen zu St. Peter und St. Paul erhielten, und welche bisweilen in zwanzig Paaren beſtanden.

---

*) Kraſchenninikof beſchreibt dieſen Vogel im 2. B. 4 Abth. Anmerkung der Urſchrift.

Amphibien fanden wir an dieſen Küſten nicht, ausgenommen Robben oder Seehunde, von denen es in der Bay von Awatſcha wimmelte; weil ſie jetzt den Lachſen nachgingen, welche ſich ſchaarenweis verſammelt hatten, um die Flüſſe hinaufzuſteigen. Sie ſollen bisweilen die Fiſche bis ins ſüße Waſſer verfolgen, und halten ſich meiſtens in allen Seen auf, die mit dem Meere Zuſammenhang haben.

Die hieſige Meer-Otter (Muſtela Lutius Linn.) iſt genau dieſelbe, die wir im Nutkaſunde ſo häufig angetroffen und weitläuftig beſchrieben haben. Vor Zeiten waren ſie auch hier eben ſo zahlreich; allein ſeitdem die Ruſſen mit dem Pelzwerk dieſer Thiere nach China handeln, wo es ihnen ungleich theurer als jede andre Art bezahlt wird, hat man ſie faſt gänzlich verſcheucht. Noch fängt man ſie in den Kuriliſchen Inſeln, wo ſie zwar nicht in groſer Anzahl, aber ſchöner ſind als in Kamtſchatka und auf der Amerikaniſchen Küſte. Auf der Kupfer-Inſel (*Mednoi Oſtrog*) und der Behrings-Inſel ſoll gegenwärtig kaum Eine Meer-Otter zu ſehen ſeyn, ob ſie gleich zu Behrings Zeiten, wie aus den Mülleriſchen

Nachrichten erhellet, daſelbſt ſehr häufig geweſen ſind. Die Rußiſchen Seefahrer erwähnen eine Menge verſchiedener Amphibien, welche die hieſigen Küſten beſuchen ſollen, und die wir vielleicht eben darum nicht zu ſehen bekämen, weil gerade die Zeit ihrer Wanderung ſeyn mochte.

Da ich ſelbſt dieſen Abſchnitt nicht weitläuftiger ausarbeiten kann, iſt es mir lieb den Leſer auf Herrn Pennants nordiſche Thiergeſchichte (arctic Zoology) verweiſen zu können, wo man von allen Thieren dieſer Halbinſel hinlängliche Auskunft finden wird. Das Verzeichniß der nordiſchen Thiere, welches er mir mitgetheilt hat, wird man zu Ende dieſes Hauptſtücks finden, und dadurch zugleich in Stand geſetzt werden, die Kamtſchadaliſche Thiergeſchichte auf einem Blick zu überſehen.

Fiſche muß man als die Hauptnahrung der Einwohner von Kamtſchatka anſehen, da ſie überhaupt wohl nie auf Getraide oder Viehzucht in dieſer Rückſicht rechnen dürfen. Das Land bringt zwar einige nahrhafte, geſunde Wurzeln hervor, auch giebt es überall mancherley Gattungen von Beeren in großer Menge, allein zum Unterhalt ſind dieſe Hülfsmittel nicht hinreichend, ſondern dienen nur als nothwendige Gegenmittel gegen die zur Fäulniß disponirenden trocknen Fiſche. Faſt mit mehrerem Rechte, als in andern Ländern das Brod für das erſte unentbehrliche Lebensmittel gehalten wird, gelten hier die Fiſche dafür, da weder die Einwohner, noch ihr einziges zahmes Vieh, die Hunde, ohne ſie leben könnten.

Wallfiſche werden öfters, ſowohl im Ochotskiſchen Meer, als an der Oſtſeite der Halbinſel, im Ocean geſehen, und dienen, wenn ſie getödtet werden, zu mancherley Gebrauch. Aus der Haut macht man Schuhſohlen, nebſt Gurten und Riemen zu veſchiedenen Abſichten. Das Fleiſch wird gegeſſen, und der Thran ſowohl für die Küche als für die Lampe aufgehoben. Mit den Borſten um den Mund nähet man die Näthe der Kanots zuſammen, und verfertigt Netze für größere Fiſchſorten daraus. Mit dem Knochen des Unterkiefers beſchlägt man die Kufen der Schlitten. Auch macht man aus den Knochen Meſſer, und vor Zeiten, ehe man eiſerne Ketten hatte, wurden die Hunde mit Ketten von Wallfiſchknochen feſtgemacht. Das Eingeweide wird gereinigt, aufgeblaſen und getrocknet, um Oel und Fett darin aufzubewahren. Die Adern und Sehnen geben, weil ſie zugleich ſtark und ſchlüpfrig ſind, vortrefliche Schlingen ab. Mit Einem Worte, es giebt faſt keinen Theil am Wallfiſche, der nicht benutzt würde.

Von der Mitte des Mays bis zum 24ſten Junius fiengen wir eine Menge Schollfiſche (flat fish) Forellen und Heringe. Am 15ten May wurden auf Einen Zug mehr als drey hundert Stück von der erſten Art, nebſt einer Menge Seeforellen herausgezogen. Die Schollen haben ein feſtes, wohlſchmeckendes Fleiſch, und ſind wie die Steinbutten, (turbots) auf dem Rücken mit runden ſtachlichten Knoten beſetzt, und vom Kopf bis zum Schwanz mit dunkelbraunen Linien geſtreift. Der erſte Heringsfang geht gegen das Ende des Mays an. Die Heringe kommen dann in großen Haufen, bleiben aber nicht lange an der Küſte. Ehe wir zum erſtenmal aus der Bay ſegelten, hatten ſie dieſelbe ſchon gänzlich verlaſſen; zu Anfang des Octobers fingen ſie aber wieder an, ſich daſelbſt einzufinden. Sie ſind von vorzüglicher Größe und beſondern Wohlgeſchmack, und wir füllten viele ledige Fäſſer damit an. Im Anfang des Junius fingen wir eine Menge Kabliau, von dem wir ebenfalls einen Theil einſalzten; auch fanden ſich bisweilen kleinere Fiſche in großer Menge ein, die den Spieringen ähnlich waren, imgleichen fingen wir einmal einen Wolfſiſch

Dieſes Reichthums an Schollen, Kabliau und Heringen ungeachtet, rechnen die Kamtſchadalen zum Wintervorrath dennoch hauptſächlich auf den Lachs. Die Naturforſcher behaupten, daß alle bekannte Gattungen des Lachsgeſchlechts an dieſer Küſte angetroffen werden. Die Einwohner pflegten ſie ehedem nach den verſchiedenen Monathen, da ſie in die Flüſſe hinaufſchwimmen, zu unterſcheiden. Auch ſagt man, daß wen gleich Haufen von verſchiedenen Gattungen zu gleicher Zeit in demſelben Fluſſe aufwärts gehen, ſie ſich dennoch nicht untereinander miſchen ſollen; ferner, daß ſie allemal wieder in denſelben Fluß zurückkehren, wo ſie ausgebrütet worden ſind, jedoch nur bis zum dritten Sommer; daß aber alsdenn) weder das Männchen noch das Weibchen den Rückzug zur See erlebt; und daß man gewiſſe Gattungen in einem andere aber in anderen Flüſſen findet, wenn gleich der Ausfluß beyder ſehr nahe beyſammen liegt.

Der erſte Zug Lachſe tritt ungefähr um die Mitte des Maymonats in den Awatſchafluß. Dieſe Art, welche bey den Kamtſchadalen Tſchawitzi heißt, iſt die größte und wird am meiſten geſchätzt. Insgemein ſind ſie viertehalb Fuß lang, verhältnißmäßig ſehr breit, und wiegen im Durchſchnitt dreyßig bis vierzig Pfund. Die Schwanzfloſſe iſt nicht gabelförmig, ſondern ungetheilt; der Rücken dunkelblau, mit ſchwarzen Flecken; übrigens gleichen ſie unſeren gemeinen Lachſen. Die Geſchwindigkeit, womit ſie den Fluß hinaufſteigen, iſt ſo groß, daß das Waſſer ſehr merklich davon bewegt wird. Um die Zeit ihrer Ankunft ſtehen die Kamtſchadalen ſchon auf der Wacht, und erkennen an dieſer Bewegung den rechten Zeitpunkt, wann ſie ihre Netze vor den Fiſchen niederlaſſen ſollen. Man beſchenkte uns mit einem der erſten, die gefangen wurden, und gab uns zu verſtehen, dieſes ſey die größte Höflichkeit, die man uns erzeigen könne. Kraſchninikof erzählt, daß die Kamtſchadalen ehedem den zuerſt gefangenen Lachs jedesmal mit großen Freudensbezeugungen und vielen abergläubiſchen Feyer-

lichkeiten

lichkeiten verzehrt haben, und daß, nachdem die Ruſſen ihre Herren geworden waren, noch lange Zeit geſtritten worden iſt, wem der erſte Lachs gehören ſolle. Der Lachsfang dauert von der Mitte des Mays bis zum Ende des Junius.

Die andere Gattung iſt kleiner und wiegt nur acht bis ſechzehn Pfund. Man nennt ſie insgemein Rothfiſche, und ſie verſammeln ſich in den Bayen und Mündungen der Flüſſe zu Anfang des Junius. Von dieſer Zeit an, bis zum Ausgang des Septembers fängt man ſie ſehr häufig, ſowohl an der Oſt als Weſtküſte, wo nur friſches Waſſer ins Meer fließt, und überall in den Flüſſen bis an ihre Quellen hinauf. In der Bay von Awatſcha wird dieſer Fiſchfang folgendermaßen betrieben. Ein Ende des Netzes wird an einen großen Stein geknüpft, der dicht am Ufer liegt. Hierauf rudern die Fiſcher in gerader Linie etwa zwanzig Schritte weit ab, und ſenken das Netz allmählig ins Waſſer; endlich wenden ſie ſich und ſtellen das übrige Netz in einer mit dem Ufer gleichlaufenden Richtung aus. Nunmehr verbergen ſie ſich ſehr ſorgfältig in ihrem Kahn, und haben ein wachſames Auge auf die Fiſche, die allemal dicht am Ufer hin ſchwimmen, und deren Annäherung man an der Bewegung im Waſſer gewahr wird. Sobald der Zug bey dem Kahn vorbey gekommen iſt, fahren ſie ſchnell in gerader Linie ans Ufer, und ſchließen folglich ihre Beute unfehlbar mit dem Netze ein. Selten werden mehr als zwey Leute zu einem ſolchen Netze gebraucht, ob es gleich größer iſt als unſere Netze, wobey wir ein Dutzend Leute anſtellen. Anfangs wollte es uns auch bey unſerer Art zu fiſchen gar nicht gelingen, bis uns die Kamtſchadalen klüger gemacht hatten. In den Flüſſen ſtellen ſie ein Netz queer über, und ziehen das andere den Strom abwärts zu demſelben hin.

Die Landſeen, welche mit dem Meere einige Verbindung haben (und dies war bey allen, die mir vorgekommen ſind, der Fall) wimmeln von Fiſchen, welche jungen Lachſen ſehr ähnlich ſehen und nur vier bis ſechs Pfund wiegen. So viel ich weiß, halten es die Einwohner nicht der Mühe werth, ſie zu fangen, und da die Seen nicht tief ſind, ſo werden ſie des Sommers leicht eine Beute der Bären und Hunde, die, nach den Gräten und Ueberreſten am Ufer zu urtheilen, eine ungeheure Menge davon verzehren müſſen.

Der Lachs wird größtentheils getrocknet aufbewahrt, und nur wenig davon wird geſalzen. Jeden Fiſch ſchneidet man in drey Theile; nämlich zuerſt wird der Bauch, und hernach ein Streifen auf jeder Seite des Rückgrads abgeſchnitten. Die Bäuche hält man für das Beſte am Fiſch; ſie werden getrocknet und geräuchert, und zu St. Peter und St. Paul das Hundert um einen Rubel verkauft. Die beyden übrigen Stücke werden an der Luft getrocknet, und entweder ſo, ſtatt Brod gegeſſen, oder zu Pulver gerieben, und zu wohlſchmeckendem Teig und Kuchen verbraucht. Den Kopf, den Schwanz und die Gräten trocknet man ebenfalls, zum Wintervorrath für die Hunde.

Herrn Pennants

Verzeichniß der Thiere in Kamtſchatka.

* Argali, oder das wilde Schaf, Capra Ammon, *Linn.*†)
* Wilde Ziege, Capra ibex, Linn.
* Rennthier, Cervus Tarandus, Linn.
* Wolf, Canis lupus.
* Hund, Canis familiaris.

---

*) Ein Stern * vor dem Namen eines Thiers bedeutet, daß es in dieſer Reiſebeſchreibung erwähnt wird. Anmerkung der Urſchrift.

* Weisfuchs, Canis lagopus.
* Europäiſcher Fuchs, Canis vulpes.
    * ſchwarzer
    * Kreuzfuchs.
* Polar-Bär, nur im Eismeer.
* Bär, Urſus arctos, Linn.
* Vielfraß, Urſus luſcus.
* Wieſel, Muſtela rivalis.
* Hermelin, Muſtela erminea.
* Zobel, Muſtela zibellina.

Gemeine Otter, Muſtela lutra

* Meerotter, Muſtela lutris.
* Veränderlicher Haaſe, Lepus variabilis, Pall.

Alpenhaaſe.

* Zieſel, Mus citillus.

Bobac Murmelthier.
Waſſerratte, Mus amphibius.
Gemeine Maus, Mus muſculus.
Wurzelmaus, Mus oeconomus, Pall.
Sibiriſche rothe Maus, Mus rutilus, Pall.
Tſchelag Maus. (Beſchr. von Kamtſchatka.)
Spitzmaus, Sorex araneus,

* Wallroß (im Eismeer), Trichechus Roſmarus
* Gemeiner Seehund oder Robbe, Phoca vitulina.

Großer Robbe.
Haaſen-Robbe, Phoca leporina, Lepechin.
Harfen-Robbe, Phoca oceanica, Lepechin.
Band-Robbe, in den Kuriliſchen Inſeln.
Bären-Robbe, Phoca urſina, Linn.
Löwen-Robbe.
Wallfiſchähnlicher Manati.

Ehe die Ruſſen nach Kamtſchatka kamen, waren daſelbſt keine Hausthiere. Die Hunde ſtammen wahrſcheinlich vom Wolf, und ſind dem Lande eigen.

Vögel.

Landvögel.

* See-Adler, Falco oſſifragus.
* Grauer Adler, Vultus Albiulla.
* Weisköpfigter Adler, Falco leucocephalus.
Schreyadler.
* Fiſchaar, Falco haliaëtus.
Peregrinfalk.
Taubenfalk, Falco palumbarius.
Steineule, Strix Bubo.
weiße Eule, Strix Nyctea.
Rabe, Corvus corax.
Aelſter, Corvus pica.
Nußheher, Corvus caryocatactes.
Kukuk, Cuculus canorus.
Wendehals, Iynx torquilla.
Spechtmeiſe, Sitta europaea.
Schneehuhn, Tetrao Lagopus.
Auerhahn, Tetrao Urogallus.
Waſſeramſel, Sturnus Cindus.
Kramsvogel, Turdus pilaris.
Ziepdroſſel, Turdus iliacus.
Kamtſchatkiſche Droſſel.
Grünfink, Loxia Chloris.
Gold-Ammer.
Kleiner Hänfling.
Grauer Fliegenſtecher.
Feldlerche, Alauda arvenſis.
Waldlerche, Alauda arborea.
Bachſtelze, Motacilla alba
Gelbe Bachſtelze, Motacilla flava.
Tſchuktſchiſche Bachſtelze.
Gelber Zaunkönig, Motacilla Trochilus.
Rothſchwanz, Motacilla Phönicurus.

Langſchnäblichter Quickſterz.
Schwarzkelchen, Motacilla ſtapazina.
Awatſchiſcher Quickſterz.
Sumpfmeiſe, Parus paluſtris.
Rauchſchwalbe, Hirundo ruſtica
Mauerſchwalbe, Hirundo urbica.
Uferſchwalbe, Hirundo riparia.
Ziegenſauger, Caprimulgus europaeus.

Waſſervögel.

Mit ganz getrennten Zehen

Größere Meerſchwalbe, Sterna Hirundo.
Kamtſchatkiſche Meerſchwalbe,
Schwarzköpfige Mewe, Larus ridibundus.
Riſſe, Larus riſſa.
Elfenbeinerne Mewe, (Larus eburneus.)
Nordiſche Mewe.
WinterMewe, Larus tridactylus.
Seepferd, Procellaria glacialis.
Kuriliſcher Sturmvogel.
Blauer Sturmvogel.
Tauchergans, Mergus Merganſer.
Kleinſte Waſſerſäge, Mergus Albellus.
Pfeifender Schwan.
Große Gans.
Türkiſche Gans, Anas cygnoides.
Schneegans.
Brantgans, Anas Bernicla.
Eidergans, Anas molliſſima.
Norwegiſche Ente, Anas ſpectabilis.
Sammt-Ente, Anas fuſca.
Löffel-Ente, Anas clypeata.
Baum-Ente, Anas Colangula.
Buntköpfige Ente, Anas hiſtrionica.

März-Ente, Anas Boſchas.
* Weſtliche Ente.
Spitz-Ente, Anas acuta.
* Eis-Ente, Anas glacialis.
Ring-Ente, Anas Glaucion.
Brand-Ente, Anas tadorna.
Straus-Ente, Anas ſuligula.
Sichel-Ente, (Anas falcata).
Kleine Krik-Ente, Anas Querquedela
Krik-Ente, Anas crecia.
Seerabe, Pelecanus carbo.
Violetter Seerabe.
Rothbäckiger Seerabe.
Kranich, Ardea grus.
Brachvogel, Scolopax arquata.
Gewittervogel, Scolopax phaeopus.
Strandpfeifer, Tringa hypoleucos.
Gambette, Tringa gambetta.
Regenpfeifer, Charadrius pluvialis.
Bunter Auſternleſer, Haematopus oſtralegus.

Mit gelappter Schwimmhaut.

Waſſerhuhn (*plain phalarope.*)

Mit ganzen Schwimmhäuten.

Wandernder Albatroß, Diomedea exulans
Scheerſchnabel, Alca Torda.
Puffin, Alca arctica.
Alter Papagentaucher.
Zwergpapagentaucher.
Gehäubter Papagentaucher.
Paraquittaucher.
Straustaucher.
Brauner Papagentaucher.
Dummer Taucher, Colymbus Troille.
Schwarzer Taucher, Colymbus Grille.
Marmorirter Taucher.

Hymber, Colymbus Immer.
Gefleckter Taucher.
Nordiſcher Taucher, Colymbus ſeptentrionalis.

Funfzehntes Hauptſtück.

Fortſetzung der allgemeinen Nachrichten von Kamtſchtka und deſſen Einwohnern. Urſprüngliche Herkunft der Kamtſchadalen. Ihre erſte Entdeckung durch die Ruſſen. Kurzer Begriff ihrer Geſchichte. Volksmenge und gegenwärtiger Zuſtand. Rußiſcher Handel in Kamtſchatka. Wohnungen und Kleidertracht der Kamtſchadalen. Etwas über die Kuriliſchen Inſeln, imgleichen über die Koriäken und Tſchuktſchen.

Es giebt gegenwärtig dreyerley Einwohner in Kamtſchatka, die Eingebohrnen oder Kamtſchadalen, die Ruſſen und Koſaken, und eine Miſchung von beyden durch Heyrathen. Herr Steller, der ſich einige Zeit hier aufgehalten und ſorgfältig Nachrichten zu ſammeln geſucht hat, hält die urſprünglichen Kamtſchadalen für ein ſehr altes Volk, welches dieſe Halbinſel ſeit vielen Jahrhunderten bewohne. Seiner Meynung zufolge, muß man ihre Abſtammung von den Mungalen (Mongolen) herleiten, und nicht, wie wohl andere geglaubt haben, von den Tunguſiſchen Tataren oder gar von den Japanern. Er gründet ſich dabey hauptſächlich auf folgendes: Erſtlich findet man bey ihnen keine Spur von einer Sage, welche ſich auf die Auswanderung aus einem andern Lande bezöge, ſondern ſie glauben vielmehr, von ihrem Gotte Kutku an dieſer Stätte erſchaffen und hingeſtellt worden zu ſeyn. Sie ſind ferner unter ſeinen Geſchöpfen diejenigen, die er am meiſten begünſtigt, und die glücklichſten Weſen; ihr Land iſt allen übrigen vorzuziehn, und reicher an Befriedigungsmittel für ihre Bedürfniſſe, als jedes andre. Sie kennen genau alle einheimiſche Pflanzen, ihre Kräfte und ihren Gebrauch, welches alles ein Volk erſt in einer geraumen Zeit aus Erfahrung kennen lernen kann. Ihre Werkzeuge und ihr Hausgeräth iſt ſehr von dem verſchieden, das bey andern Völkern üblich iſt, und mit einer beſondern Zierlichkeit verfertigt, woraus man zugleich ſieht, daß ſie von ihnen ſelbſt erfunden, und ſeit langer Zeit vervollkommnet worden ſind. Ehe die Ruſſen und Koſaken nach ihrer Halbinſel hingekommen waren, kannten ſie ſchlechterdings kein anderes Volk, als die Koriäken. Nur erſt ſeit Kurzem haben ſie einige Bekanntſchaft mit den Kurilen, und ganz neuerlich lernten ſie die Japaner kennen, als ein Japaniſches Schiff an ihren Küſten verunglückte. Endlich fanden auch die Ruſſen, als ſie zuerſt hier feſten Fuß faßten, das Land ſehr ſtark bevölkert.

Ihre Mongoliſche Abſtammung glaubt Herr Steller durch die Aehnlichkeit der Wort-Endungen im Kamtſchadaliſchen, mit der Sprache der ſineſiſchen Mongolen, einigermaßen wahrſcheinlich machen zu können; das ong, ing, oing, tſching, tſcha, tſchoing, Kſi, Kſung, u. ſ. f. ſind beyden Sprachen als Endungen gemein, und ſowohl die Beugungen als die Ableitungen werden in beyden auf gleiche Art gebildet. Im Durchſchnitt ſind die Kamtſchadalen meiſtens von kurzer Statur, und von verbrannter Geſichtsfarbe wie die Mongolen; ſie haben einen dünnen Bart, ſchwarzes Haar, ein breites Geſicht, kurze platte Naſen, kleine tiefliegende Augen, dünnbehaarte Augenbraunen, einen hängenden Bauch und dünne Füße, wie man dies alles bey den Mongolen ebenfalls antrift. Aus allen dieſen Uebereinſtimmungen zieht er den Schluß, daß ſie ſich, um den ſchnellen Fortſchritten der öſtlichen Eroberer zu entkommen, in dieſe Halbinſel geflüchtet haben müſſen, ſo wie die Lappländer, Samojeden, u. a. m. durch die Europäer nach Norden getrieben worden ſind.

Nachdem die Ruſſen ihre Eroberungen weiter ausgedehnt, und längs der ungeheuren Küſte des Eismeeres vom Jeniſei bis zum Anadir feſte Poſten und Kolonien angelegt hatten, ernannten ſie Commiſſarien zur Auskundſchaftung und Eroberung der noch öſtlicher gelegenen Länder. Dieſe wurden bald mit den wandernden Koriäken bekannt, welche nordwärts und nordoſtwärts am ochotskiſchen Meere wohnen, und legten ihnen ohne Schwierigkeiten einen Tribut auf. Da nun dieſe Nation die nächſte Nachbarin der Kamtſchadalen iſt, und zugleich einen Tauſchhandel mit ihnen treibt, ſo ward in kurzem auch Kamtſchatka den Ruſſen bekannt.

Die Ehre der erſten Entdeckung ſchreibt man dem Alexeief, einem Kaufmanne zu, der um das Jahr 1648 mit ſieben andern Fahrzeugen vom Kowyma-Fluſſe rund um die Tſchuktſchiſche Halbinſel geſchift ſeyn ſoll. Der Sage nach ward er unweit Schukotskoi Nos durch einen Sturm von ſeinen Begleitern verſchlagen, und nach der Küſte von Kamtſchatka getrieben. Hier überwinterte er, und ſegelte dann im folgenden Sommer an den Küſten hin, und um das Vorgebirge Lopatka, in das Meer von Ochotsk und in die Mündung des Tigilfluſſes. Indem er aber von da zu Lande nach Anadirsk reiſete, ſoll er mit ſeinen Gefährten von den Koriäken abgeſchnitten worden ſeyn. Die Berichte Simon Deſchneſs, der eines von den ſieben andern Fahrzeugen führte und an der Mündung des Anadir ans Land geworfen ward, beſtätigen zum Theil dieſe Nachricht. Wie dem auch ſey, genug, da von dieſen vermeyntlichen Entdeckern keiner am Leben blieb, um ihre Thaten zu erzählen, ſo bleibt Wolodimer Atlaßof, ein Koſake, der erſte anerkannte Entdecker von Kamtſchatka.*)

Im Jahr 1697 ſchickte man ihn als Commiſſar, von der Feſtung Jakutsk nach Anadirsk, und gab ihm den Auftrag, die Koriäken zu Hülfe zu rufen, um jenſeits ihrem Lande Entdeckungen zu machen und Tribut zu erheben. Im Jahr 1699 drang er mit ungefähr ſechzig Rußiſchen Soldaten und eben ſo vielen Koſaken bis ins Innerſte der Halbinſel vor, erreichte den Tigil, erhob einen Tribut von Pelzwerk, ging über den Kamtſchatkafluß und legte daſelbſt einen feſten Ort unter dem Namen Werchnoi Kamtſchatskoi Oſtrog an, worin er ſechzehn Koſacken zur Beſatzung ließ. Im Jahr 1700 kehrte er mit einer ungeheuren Menge ſeltener und koſtbarer Pelzwerke nach Jakustk zurück, und brachte dieſen Tribut wohlbedächtig in eigener Perſon nach Moskau. Hier ward ihm zur Belohnung der Veſtung Jakutsk anvertraut und zugleich der Auftrag ertheilt, nochmals nach Kamtſchatka zu gehen, nachdem er zuvor eine Verſtärkung von hundert Koſaken von der Beſatzung zu Tobolsk erhalten und ſich mit Kriegsmunition, und was ſonſt zur Vollendung und Beſitznehmung ſeiner neuen Entdeckungen beytragen könnte, verſorgt haben würde. Mit dieſen Truppen machte er ſich auf den Weg nach Anadirsk, fand aber auf der Tungußka, welche in den Jeniſei fällt, eine Barke mit chineſiſchen Waaren, und plünderte ſie aus. Die Eigenthümer brachten ihre Klage am Rußiſchen Hofe an, und Atlaßof ward zu Jakußk gefangen geſetzt.

---

*) Atlaßof ſchickte einen Vortrupp unter dem Lucas Moloskof aus, der in Kamtſchatka eindrang, und noch vor Atlaßofs Abreiſe zurückkam, folglich auf den Namen eines Entdeckers von Kamtſchatka mit Recht Anſpruch machen kann. Anmerk. der Urſchrift.

Während der Zeit blieb Potop Serinkof, welchem Atlaßof die in Werchnei Oſtrog befindliche Beſatzung anvertraut hatte, im ruhigen Beſitz. Zwar fehlte es ihm an Truppen, um die Erlegung des Tributs von den Eingebohrnen zu erzwingen, allein er wußte durch ſein friedliches Betragen es dahin zu bringen, daß er einen vortheilhaften Handel mit ihnen trieb, und ſich ihr Zutrauen und ihr Wohlwollen erwarb. Auf dem Rückwege nach Anadirsk, griffen ihn die Koriäken an, und er hatte das Unglück mit ſeiner ganzen Begleitung niedergemacht zu werden. Dies geſchahe um das Jahr 1703. Während daß Atlaßof in Ungnade blieb, wurden einige Commiſſarien nach einander nach Kamtſchatka geſandt, wo ſie abwechſelndes Glück hatten.

Im Jahr 1706 ſetzte man den Atlaßof wieder in ſeine Befehlshaberwürde ein, ſchickte ihn zum zweytenmal nach Kamtſchatka, und befahl ihm, die Einwohner mit guter Art und durch friedliche Mittel zu gewinnen, aber auf keinen Fall Gewaltthätigkeiten zu verüben. Anſtatt dieſem Befehl zu folgen, machte er durch wiederholte Grauſamkeiten und Ungerechtigkeiten nicht nur die Kamtſchadalen gegen ihre neue Herren abgeneigt, ſondern er verlohr auch das Zutrauen ſeiner eigenen Leute ſo ſehr, daß die Koſaken einen Aufruhr erregten, und einen neuen Befehlshaber forderten. Es gelang ihnen; Atlaſſof ward ſeiner Stelle entſetzt, und ſie bemächtigten ſich ſeiner Sachen. Da ſie einmal das Vergnügen zu rauben und ohne Zwang oder Zucht zu leben genoſſen hatten, verſuchte ſein Nachfolger vergebens die militäriſche ſtrenge Ordnung wieder einzuführen. Drey Befehlshaber wurden nach einander ermordet, und die Koſaken, welche ſolchergeſtallt in offenbarer Empörung gegen die Rußiſche Regierung die Waffen ergriffen hatten, wütheten unter den Eingebohrnen von Kamtſchatka. Die Geſchichte dieſer Halbinſel von jenem Zeitpunkt an, bis in das Jahr 1731 iſt eine Reihe von Mordthaten, Empörungen und wilden blutigen Gefechten kleiner ſtreifenden Partheyen im ganzen Lande.

Die allgemeine große Empörung, welche damals ausbrach, ward ſchon im Jahr 1715 durch Cosmus Sokolefs Entdeckung der Ueberfahrt von Ochotsk nach Bolſchaia reka veranlaßt. Bis dahin wußten die Ruſſen keinen andern Zugang nach Kamtſchatka als über Anadirsk. Oft überfielen daher die Einwohner diejenigen, die den Tribut auf dem langen Wege durch die ganze Halbinſel begleiteten, und hielten die Truppem auf, die auf dem Hinwege befindlich waren. Nachdem aber dieſer Weg von Ochotsk aus entdeckt war, konnte man ſchnell und ſicher den Tribut aus dem Lande holen, und Truppen mit Kriegsmunition bis in das Innere deſſelben führen. Die Eingebohrnen mußten bald einſehen, wie viele Vortheile die Ruſſen dadurch bekämen, und wie bald ſie ſich in ihrer neuen Herrſchaft feſtſetzen würden; ſie beſchloſſen daher, für ihre Freyheit ſogleich einen großen Verſuch zu wagen. Mit der Ausführung ihres Plans warteten ſie ſo lange, bis Behring, der ſich eben mit ſeinem kleinen Geſchwader an der Küſte befand, und alle ihm entbehrliche Truppen unter Pawlutskis Anführung gegen die Tſchuktſchen geſchickt hatte, abgeſegelt ſeyn würde. Unſtreitig war dieſer Zeitpunkt gut gewählt; und ſo allgemein auch die Verſchwörung war, da alle Eingebohrnen in der ganzen Halbinſel Theil daran gehabt haben ſollen: ſo blieb ſie dennoch zum Erſtaunen, ſo geheim, daß die Ruſſen nicht einmall den geringſten Verdacht von einem feindlichen Anſchlag gegen ſie bekamen. Auch in ihren übrigen Maasregeln bewieſen die Kamtſchadalen gleiche Klugheit. Sie hieltem ein ſtarkes Corps in Bereitſchaft, um den Ruſſen alle Gemeinſchaft mit dem feſten Poſten Anadirsk abzuſchneiden, und beſetzten die ganze Oſtküſte mit kleinen Detaſchirten Haufen, um alle Ruſſen, die etwa von Ochotsk kommen möchten, aufzufangen. Unter dieſen Umſtänden marſchirte der Commiſſar Tſchikardin (*Cheekhaerdin*) mit ſeinem Tribut unter Bedekung der Beſatzung von Werchnoi aus, nach der Mündung des Kamtſchatkafluſſes hin, wo ein Fahrzeug fertig lag, das ihn und ſeine Gefährten nach dem Anadir führen ſollte. Die Empörung ward alſo noch länger aufgeſchoben, bis auch dieſes Fahrzeug ausgelaufen ſeyn würde, und die verſchiedenen Oberhäupter wurden hiervon ſogleich benachrichtigt. Kaum war das Schiff ſo weit in See, daß man es aus dem Geſichte verlohren hatte, ſo fielen die Eingebohrnen über ihre Feinde her, und machten alle Ruſſen und Koſaken, die ſie antrafen, auf der Stelle nieder, und verbrannten ihre Wohnungen. Ein ſtarkes Corps ging den Kamtſchatkafluß hinauf, nahm die Feſtung und das Oſtrog ein, welches der Commiſſar eben verlaſſen hatte, brachte alle darin Zurückgebliebenen um, und verwandelte es, bis auf die Kirche und Feſtung, in einen Aſchenhaufen. Hier erfuhren die Kamtſchadalen zuerſt, daß das Ruſſiſche Schiff, welches den Commiſſar an Bord hatte, ſich noch an den Küſten befände. Sie beſchloſſen alſo, ſich in der Feſtung zu vertheidigen. Zum Glück für die Ruſſen, ward ihr Schiff von wiedrigen Winden bald wieder nach dem Hafen zurückgetrieben; denn hätte es die Reiſe fortſetzen müſſen, ſo würde vermuthlich nichts weiter ihre gänzliche Ausrottung haben verhüten können. Die Koſaken wurden, als ſie ihre Häuſer abgebrannt, ihre Weiber und Kinder entweder ermordet, oder als Gefangene weggeführt ſahen, wüthend, gingen geradesweges auf die Feſtung zu, und griffen ſie mit der äußerſten Heftigkeit an. Die Eingebohrnen leiſteten ihnen aber eben ſo muthig und entſchloſſen Wiederſtand, bis endlich das Pulvermagazin Feuer fing und die Feſtung beynahe mit Allen, die darin waren, in die Luft ſprengte. Außer dieſem Gefecht fielen noch einige andere vor, wobey auf beyden Seiten viel Blut vergoſſen ward; nachdem aber zwey der Vornehmſten Anführer geblieben waren, und der dritte zuerſt ſein Weib und ſeine Kinder, damit ſie nicht in Feindes Hand fallen möchten, und dann auch ſich ſelbſt getödtet hatte, ward endlich Friede gemacht. Von der Zeit an blieb alles ruhig bis zum Jahr 1740, wo einige Ruſſen in einem Aufruhr ums Leben kamen; und ſeit dieſem Aufruhr, der übrigens weiter keine Folgen hatte, iſt nur noch der ſchon erwähnte Auflauf zu Bolſcheretsk im Jahr 1770 vorgefallen.

Während der Empörung im Jahr 1731 verloren viele Einwohner das Leben; doch erholte ſich die Halbinſel wieder ſo ſehr, daß ſie ſeitdem volkreicher als jemals vorher geworden ſeyn ſoll, bis im Jahr 1767 ein Soldat die Kinderblattern von Ochotsk herüber brachte. Dieſe Krankheit, die damals zum erſtenmal in Kamtſchatka ausbrach, verurſachte nicht geringere Verwüſtungen als die Peſt, und drohte, die Einwohner gänzlich auſzureiben. Wie man ſagt, ſind, in Kamtſchatka, unter den Koriäken und in den Kuriliſchen Inſeln, gegen zwanzig tauſend Menſchen daran geſtorben. Ganze Dörfer verloren alle ihre Einwohner und wir ſelbſt haben hiervon noch Spuren geſehen. Um die Bay von Awatſcha liegen acht Oſtrogs zerſtreuet, welche insgeſamt bewohnt geweſen ſeyn ſollen, nunmehr aber wüſte liegen, das einzige St. Peter und St. Paul ausgenommen, worin ſich aber nur ſieben zinsbare Kamtſchadalen befinden. Paratunka Oſtrog, welches vor der Blatterperiode dreyhundert und ſechzig Menſchen enthielt, hat gegenwärtig, Männer, Weiber und Kinder zuſammengerechnet, nur ſechs und dreyßig Kamtſchadalen. Auch auf dem Wege nach Bolſcheretsk kamen wir durch vier große Oſtrogs, worin niemand wohnte.

Da die Anzahl der Eingebohrnen ſo ſehr vermindert iſt, und immer mehr Koſaken und Ruſſen in das Land kommen, die ſich durch Heirathen mit ihnen verbinden, ſo werden binnen einem halben Jahrhundert wahrſcheinlich nur wenige Kamtſchadalen mehr übrig ſeyn. Nach Herrn Major Behms Nachrichten ſollen ſie ſich jetzt, mit Inbegrif der Einwohner von den Kuriliſchen Inſeln, nur auf dreytauſend zinsbare Köpfe belaufen.

In den fünf Feſtungen Nischnoi, Werchnoi, Tigil, Bolſcheretsk und Petropawlowsk (St. Peter und St. Paul,) ſollen gegenwärtig ungefehr vierhundert Ruſſen und Koſaken als Beſatzung liegen. Ebenſoviele befinden ſich zu Ingigal, welches zwar ſchon nordwärts von der Halbinſel liegt, aber dennoch unter dem Befehlshaber von Kamtſchatka ſteht. Hierzu kommen noch die Ruſſiſchen Kaufleute und Koloniſten, deren Anzahl indeß nicht ſehr beträchtlich iſt. Die hier eingeführte Ruſſiſche Regierung iſt, als eine militäriſche betrachtet, ſehr mild und billig. Die Einwohner wählen ihre Magiſtratsperſonen aus ihrer eigenen Mitte, und zwar auf eben die Art und mit eben den Vorrechten, welche ehemals üblich waren. Einer, der den Titel Tojon hat, ſteht dem ganzen Oſtrog vor. An dieſen wendet man ſich in allen Streitigkeiten; er kann für Verbrechen und Uebelthaten an Geld oder auf andre Art ſtrafen, und braucht nur dann, wenn ihm die Sache gar zu verwirrt, oder das Verbrechen zu abſcheulich ſcheint, ſich an den Befehlshaber von Kamtſchatka zu wenden. Der Tojon hat noch einen Civilbeamten, der aber der Korporal heißt, zur Seite. Dieſer iſt ihm bey der Ausführung ſeiner Amtspflichten behülflich, und vertritt in ſeiner Abweſenheit ſeine Stelle. Durch eine Verordnung der regierenden Kaiſerin ſind alle Todesſtrafen, wie groß auch das Verbrechen ſeyn mag, gänzlich verboten; doch ſagte man uns, daß bey Mordthaten, die indeß hier ſehr ſelten vorfallen, die Knute mit ſolcher Strenge gegeben wird, daß der Verbrecher gewöhnlich davon ſtirbt.

Der einzige Zins, den man von den Eingebohrnen, (eigentlich wohl nur zum Zeichen, daß die Ruſſiſche Oberherrſchaft anerkannt wird,) erhebt, beſteht an einigen Orten in einem Fuchsbalg, an andern in einem Zobelfell, und auf den Kuriliſchen Inſeln in einem Meerotterfell, welches aber, als das koſtbarſte Pelzwerk, für mehrere Perſonen zugleich gilt. Dieſen Tribut ſammeln die Tojons in ihrer jedesmaligen Gerichtsbarkeit. Die Ruſſen haben ſich alle Mühe gegeben, die Kamtſchadalen zum Chriſtenthum zu bekehren; und dies iſt ihnen auch ſo weit gelungen, daß man nur noch ſehr wenige Heiden antrift. Wenn man die hieſigen Geiſtlichen nach dem gaſtfreyen und gutmüthigen Prieſter von Paratunka beurtheilen darf, ſo konnte dieſes Geſchäft in keine beſſere Hände fallen. Er ſelbſt war von Seiten ſeiner Mutter ein Landeskind. Kaum brauche ich noch hinzu zu fügen, daß die Religion, wozu die Kamtſchadalen bekehrt werden, die Griechiſche iſt. In vielen Oſtrogs ſind Schulen angelegt, wo die Kinder der Eingebohrnen und der Koſaken unentgeldlich in der Ruſſiſchen Sprache Unterricht bekommen.

Die Handelsausfuhr dieſes Landes ſchränkt ſich lediglich auf das Pelzwerk ein, und iſt größtentheils in den Händen einer von der jeztregierenden Kaiſerin errichteten Handlungsgeſellſchaft, welche urſprünglich aus zwölf Kaufleuten beſtand, ſeit kurzem aber mit dreyen vermehrt worden iſt. Sie genießen gewiſſe Vorrechte, und dürfen, zum Zeichen der Aufmunterung und des Schutzes, welche die Kaiſerin dem Rauchhandel angedeihen läßt, eine goldne Schaumünze tragen. Außerdem giebt es im Lande hin und wieder noch viele geringere Kaufleute insbeſondere von der Koſakiſchen Nation. Die vornehmſten halten

ten ſich, ſo lange ſie im Lande bleiben, gewöhnlich zu Bolſcheretsk oder Niſchnoi Oſtrog auf: denn dieſe beyden Orte können als die Mittelpunkte des hieſigen Handels angeſehen werden. Ehemals ward dieſer Handel gänzlich durch Tauſch betrieben; ſeit einigen Jahren aber werden alle Waaren für klingende Münze umgeſetzt, ſo daß wir über die Menge des im Umlauf befindlichen Geldes in einem übrigens ſo elenden Lande erſtaunen mußten. Das Pelzwerk wird ſehr theuer verkauft; dagegen brauchen die Einwohner bey ihrer Lage und Lebensart nur wenig fremde Bequemlichkeiten. Unſere Matroſen hatten von der Amerikaniſchen Küſte eine Menge Pelzwerk mitgebracht, welches ſie hier, zu ihrer großen Freude und Verwunderung, gegen vieles Silbergeld abſetzten. Allein es gab hier keine Schenke, wo ſie es hintragen, und keinen Tabak oder ſonſt etwas, das ſie dafür kaufen konnten. Ihr Geld ward ihnen daher bald zur Laſt, und ich ſah oft, wie ſie die Rubeln auf dem Verdeck mit den Füßen fortſtießen. Anfänglich bezahlte der Kaufmann, den ich in dieſer Reiſebeſchreibung ſchon erwähnt habe, dreyßig Rubel für ein Meerotternfell, und für andere Felle verhältnißmäßig; als er aber in der Folge merkte, daß ſie viel zu verkaufen hatten, und ſich auf die Preiſe nicht verſtänden, wußte er ſie ungleich wohlfeiler einzukaufen.

Die Einfuhr ſchränkt ſich hauptſächlich auf Europäiſche Waaren ein, die indeß nicht alle von Ruſſiſcher Arbeit ſind, ſondern unter denen es auch viele Engliſche und Holländiſche, imgleichen einige Sibiriſche, Buchariſche, Kalmükiſche und Chineſiſche giebt: Sie beſtehen aus groben Wollen- und Leinen-Tüchern, Strümpfen, Nachtmützen und Handſchuhen von Garn, leichten Perſiſchen Seidenzeugen, Baumwollenſtoffen und Nankin, ſeidenen und baumwollenen Schnupftüchern, kupfernen Keſſeln und Pfannen, eiſernen Ofen, Feilen und Flinten, Pulver und Bley, Aexten, Hacken, Scheeren, Nadeln, Spiegeln, Mehl, Zucker, gegerbten Häuten, Stiefeln, u. ſ. w. Viele von dieſen Waaren-Artikeln ſahen wir bey einem Kaufmanne, der in der kaiſerlichen Galliote von Ochotsk kam; ſie koſteten hier aber ungefähr dreymal ſoviel, als in England. So groß der Vortheil der Kaufleute bey dieſem Handel auch iſt, ſo haben ſie doch bey dem Rauchhandel in Kiachta an der chineſiſchen Gränze noch weit größeren. In Kamtſchatka kauft man gewöhnlich die beſten Meerotterfelle das Stück für dreyßig Rubel. Der chineſiſche Kaufmann in Kiachta giebt ſchon mehr als doppelt ſoviel, und ſetzt ſie wieder mit Vortheil in Peking ab, wo noch ein einträglicher Handel nach Japan damit getrieben wird. Wenn alſo ein ſolches Fell, das in Kamtſchatka dreyßig Rubel werth iſt, erſt nach Ochotsk, dann zu Lande eintauſend dreyhundert vier und ſechzig Engliſche Meilen weit, nach Kiachta, dann ferner noch ſieben hundert und ſechzig Engliſche Meilen nach Peking und von da erſt nach Japan verführt, und dieſes ungeheuren Transports ungeachtet, mit Vortheil abgeſetzt wird, welch einen ungeheuren Gewinſt würde nicht ein unmittelbarer Handel aus Kamtſchatka nach Japan, eintragen, da ein Schif den Weg zwiſchen beyden Ländern in vierzehn Tagen, höchſtens in drey Wochen zurück legen kann? Alles Pelzwerk welches von hier aus über den ochotskiſchen Meerbuſen geführt wird, bezahlt eine Abgabe von zehn, Zobel aber, von zwölf pro Cent. Alle Waaren die von Ochotsk eingeführt werden, bezahlen, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, einen halben Rubel vom Pud, welches ſechs und dreyßig Engliſche oder vierzig Ruſſiſche Pfunde wiegt. Wie hoch ſich die Summe dieſes Ein- und Ausfuhrzolls beläuft, konnte ich nicht erfahren, denn er wird zu Ochotsk entrichtet. Der Tribut hingegen wird zu Bolſcheretsk eingeſammelt, und ſoll ſich, nach Herrn Behms Angabe, jährlich auf zehntauſend Rubel an Werth belaufen.

Die Kaiſerin unterhält ſechs Fahrzeuge, jedes von vierzig bis funzig Tonnen, die zwiſchen Ochetsk und Bolſcheretsk hin und her ſegeln. Funf davon bringen von dem erſtgenannten Orte Munitionen und Mundvorrath herüber; auch gehen einige davon alle zwey oder drey Jahre nach Awatſcha oder in den Kamtſchatkafluß. Das ſechste wird nur als Packetboot gebraucht, und liegt zu dem Ende beſtändig in Bereitſchaft. Außer dieſen brauchen die Kaufleute ungefähr vierzehn Fahrzeuge zum Pelzhandel unter den öſtlich gelegenen Inſeln. Eines davon, das, ſobald es die Jahreszeit erlauben würde, nach Unalaſchka gehen ſollte, fanden wir im Hafen St. Peter und St. Paul eingefroren. Der vortheilhafteſte Pelzhandel wird unſtreitig mit den zwiſchen Kamtſchatka und Amerika liegenden Inſeln getrieben, die im Jahr 1741 zuerſt von Behring entdeckt wurden. Da es hier Meerottern in Menge gab, ſo ließen ſich die Ruſſiſchen Kaufleute dadurch anreizen, auch die übrigen von ihm entdeckten Inſeln ſüdoſtwärts von Kamtſchatka, welche auf Müllers Charte die Verführungs-Inſeln (*isles of Seduction*), St. Abraham u. ſ. f. heißen, von neuem aufzuſuchen. Bey dieſer Unternehmung ſtießen ſie auf drey verſchiedene Inſelgruppen. Die erſte davon liegt etwa funfzehn Grade oſtwärts von Kamtſchatka in 53° der Nördlichen Breite; die zweite noch zwölf Grade öſtlicher; und die dritte iſt Unalaſchka mit den umliegenden Inſeln. Einige Abentheurer führte der Kaufmannsgeiſt bis an die Schumagins-Inſeln, wie ſie Behring nannte, wovon die gröſte Kadjak heißt. Hier aber, wurden ſie, ſo wie auf dem feſten Lande von Alaska, ſo nachdrücklich empfangen, daß ihnen die Luſt verging, ſoweit hinaus Tribut einzuſammeln. Dagegen unterjochten ſie jene erſteren drey Inſelgruppen, und machten die Einwohner zinsbar.

In den Ruſſiſchen Charten iſt das ganze Meer zwiſchen Kamtſchatka und Amerika mit Inſeln beſäet. Weil dieſe Abentheurer auf ihren Fahrten oft Land antrafen, welches nach ihrer Meynung nicht mit der von ihren Vorgängern angegebenen Lage übereinſtimmte, hielten ſie es ſogleich für eine neue Entdeckung und gaben es bey ihrer Rückkehr dafür aus. Die Fahrzeuge, welche auf dergleichen Unternehmungen ausliefen, pflegten überdieß wohl drey bis vier Jahre auszubleiben; folglich konnten ihre Irrthümer nicht ſo leicht wieder berichtigt werden. Indeß iſt es gegenwärtig ziemlich gewiß, daß die bereits von uns erwähnten Inſeln die einzigen ſind, welche die Ruſſen bisher, ſüdwärts vom 60ſten Grad der Breite, entdeckt haben.

Dieſe Inſeln die nunmehr gänzlich unter Ruſſiſcher Botmäßigkeit ſtehen, liefern die meiſten Seeotterfelle, dieſen koſtbarſten Artikel des Pelzhandels. Die Kaufleute haben daſelbſt ihre Niederlage, und halten Factoren, welche den Tauſchhandel mit den Einwohnern treiben. Um dieſen Handel noch weiter auszubreiten, rüſtete die Admiralität zu Ochotsk eine Expedition aus, um Nord- und Nordweſtwärts von jenen Inſeln Entdeckungen zu machen, und ernannte Herrn Lieutenant Synd zum Führer derſelben. Da er aber zu weit nach Norden kam, mußte er den Endzweck ſeiner Reiſe verfehlen; denn nordwärts von Briſtolbay haben wir keine Meerottern geſehen, und wahrſcheinlich vermeiden dieſe Thiere die Gegenden, wo ſich die größern Amphibien aufhalten. Seit ihm haben die Ruſſen keine Unternehmung wieder gegen Oſten gewagt; allein von den neuen Entdeckungen unſerer Reiſe, und namentlich von Cooks-River, werden ſie ohne Zweifel Gebrauch zu machen ſuchen.

Ungeachtet die Kamtſchadalen, Ruſſen und Koſaken, ſeit vierzig Jahren beſtändig Umgang mit einander gehabt haben, findet dennoch der weſentlichſte Unterſchied in ihren Geſichtszügen und ihrer ganzen Bildung, wie auch in ihren Sitten und Gemühtsarten Statt. Das Aeußere der Eingebohrnen habe ich ſchon beſchrieben; nur muß ich noch hinzu ſetzen, daß ihre Statur weit unter der mittleren Größe iſt. Herr Major Behm ſchreibt dies ihren gar zu frühen Heiraten zu, indem Perſonen von beyderley Geſchlecht ſchon im dreyzehnten oder vierzehnten Jahre in den Eheſtand treten. Sie würden ſich auch dann noch durch Fleiß und Arbeitſamkeit auszeichnen, wenn man ſie auch nicht mit ihren trägen Nachbaren den Koſaken und Ruſſen vergleichen könnte, die ſich vermutlich um keiner andern Urſache willen durch Heiraten mit ihnen verbinden, als damit ſie in ihrer Unthätigkeit deſto bequemer bleiben können. Wahrſcheinlich ſind die ſchrecklichen ſcorbutiſchen Zufälle, von denen keiner frey iſt, Folgen ihrer Trägheit; denn die Eingebohrnen ſelbſt werden nie davon angegriffen, weil ſie beſtändig in Bewegung ſind, und an der freyen Luft arbeiten.

Wie die Sitten, Gebräuche und der Aberglaube der Kamtſchadalen zu der Zeit, als ſie von den Ruſſen entdeckt wurden, beſchaffen waren, müſſen die Leſer bey Kraſchenninikof nachſehen. Ich will hier nur noch ihre Wohnungen und ihre Tracht beſchreiben. Ihre Häuſer, falls ich ſie ſo nennen darf, ſind von dreyerley Art, nämlich: Jurten, Balagans und Isbas oder Häuſer von übereinander gelegten Klötzen. Die erſten ſind ihre Winter-, und die zweyten ihre Sommerwohnungen; die dritte Art haben die Ruſſen eingeführt und ſie iſt nur für vornehmere und begüterte Einwohner beſtimmt. Die Jurten werden auf folgende Art angelegt. Man gräbt ungefähr ſechs Schuh tief in die Erde ein längliches Viereck aus deſſen Umfang der Anzahl von Perſonen die darin wohnen ſollen, angemeſſen iſt; denn es pflegen ſich mehrere Familie beyſammen in Einer Jurte aufzuhalten. In dieſem Raum rammt man, in gehöriger Entfernung von einander, ſtarke Pfähle oder hölzerne Pfoſten ein, auf denen die Balken zur Unterſtützung des Daches ruhen. Das Dach beſteht aus Sparren, von denen das eine Ende auf der Erde, das andere auf den Balken liegt. Zwiſchen den Sparren wird alles mit ſtarker Korbarbeit ausgefüllt, und mit Raſen belegt, ſo daß eine Jurte von außen wie ein platter runder Hügel ausſieht. In der Mitte derſelben bleibt ein Loch offen, welches zugleich zum Rauchfang, zum Fenſter und zur Thüre dient. Ein dicker Pfeiler, der nur ſo tief eingekerbt iſt, daß der Zehe mit Mühe darauf ruhen kann, dient den Ein- und Ausgehenden ſtatt einer Leiter. Zur Seite iſt auf ebner Erde ein anderer Eingang für die Weiber angebracht; ſollte ſich aber eine Mannsperſon deſſen bedienen, ſo würde er zum allgemeinen Geſpötte werden. Inwendig hat die Jurte keine Abtheilung, ſondern beſteht bloß aus einem länglicht viereckten Zimmer. Rund herum an den Seitenwänden ſind breite, ſechs Zoll hohe, Bänke von Brettern angebracht, die den Einwohnern bey Tage zu Sitzen, und des Nachts, mit Matten und Pelzen bedeckt, zur Schlafſtelle dienen. An einer Seite iſt der Heerd angebracht, und an der andern gegenüber, iſt der ganze Raum zur Vorrathskammer und zum Küchengeſchirr beſtimmt. Bey ihren Feſten und feyerlichen Gaſtmalen beſteht die gröſte Ehrenbezeugung, die ſie den Gäſten anthun, darin, daß ſie für eine äußerſt große Wärme in ihren Jurten ſorgen. Uns war die Hitze darin zu allen Zeiten ſo unerträglich, daß wir immer bald wieder weggehen mußten. In der Mitte des Octobers zieht der Kamtſchadale in ſeine Jurte, und verläßt ſie mehrentheils nicht eher, als in der Mitte des Maymonats.

Die Balagans ruhen auf neun Pfoſten, welche etwa dreyzehn Fuß hoch ſind, und in drey Reihen gleich weit von einander entfernt ſtehen. In einer Höhe von neun oder zehn Fuß werden, vermittelſt ſtarker Stricke, Latten von einem Pfoſten zum andern befeſtigt. Auf dieſe Latten legt man die Sparren, und bedeckt dann die Fläche mit Raſen, welcher den Fußboden des Balagans ausmacht. Das Dach darüber iſt kegelförmig und beſteht aus langen Stangen, die oben in eine Spitze zuſammenlaufen, unten aber an den Querbalken befeſtigt ſind, und mit einer groben Grasart gedeckt werden. Jedes Balagan hat zwey einander gegenüberſtehende Thüren, und man ſteigt eben ſo, wie in den Jurten hinan. Den untern Raum läßt man ganz offen, damit Fiſche, Wurzeln und Kräuter darin getrocknet werden können. Das Verhältniß der Jurten zu den Balagans iſt wie eins zu ſechs, ſo, daß in einer Jurte gemeiniglich ſechs Familien wohnen.

Die aus Klötzen erbauten Häuſer (Isbas) beſtehen aus wagerechte übereinander gelegten langen Balken, deren Enden in einander gelaſſen, und deren Fugen mit Moos verſtopft ſind. Das Dach iſt abſchüſſig wie in unſern gewöhnlichen Bauerhütten, und mit grobem Graſe oder mit Binſen gedeckt. Inwendig ſieht man drey Zimmer. Das erſte an einem Ende iſt gleichſam das Vorhaus, und nimmt die ganze Breite und Höhe des Hauſes ein. Hier werden Schlitten, Geſchirre, nebſt anderen Geräthſchaften, welche vielen Platz einnehmen, aufbewahrt. Aus dieſem Zimmer kommt man in das mittlere und beſte, welches mit breiten Bänken verſehen iſt, die, wie ich ſchon geſagt habe, zugleich zum Sitz und Ruhelager dienen. Aus dieſem Zimmer öfnet ſich eine Thüre in die Küche, worin der Ofen die Hälfte des Raums einnimmt, und zugleich, weil er in die Scheidewand tritt, das Mittel-Zimmer heizt. Ueber der

Küche und dem mittleren Zimmer ſind zwey Dachſtuben oder Boden befindlich, auf die man vermittelſt einer im Vorhauſe angebrachten Leiter hinaufſteigt. Jedes Zimmer iſt mit zwey kleinen Fenſtern von Ruſſiſchem Glaſe (Glimmer) oder, in armſeligeren Wohnungen, von Fiſchhaut verſehen. Die Balken und Dielen des Bodens ſind, da man den Hobel hier nicht kennt, mit der Axt glatt behauen, und vom Rauche glänzend ſchwarz angelaufen.

Eine Stadt in Kamtſchatka wird ein Oſtrog genannt, und enthält mehrere Häuſer von den drey erwähnten Arten; doch ſind die Balagans allemal die zahlreichſten. St. Peter und St. Paul beſteht aus drey Klotzhäuſern oder Isbas, neunzehn Balagans und drey Jurten. Paratunka iſt ungefähr eben ſo groß. Karatſchin und Natſchikin enthalten weniger Isbas, aber wenigſtens eben ſo viel Jurten und Balagans; jene Anzahl ſcheint alſo wohl die gewöhnliche Größe eines Oſtrogs zu beſtimmen. Nirgends ſah ich ein einzelnes, von einem Oſtrog abgelegenes Haus, und eben ſo wenig einzeln liegende Jurten und Balagans.

Die Kleidung des kamtſchadaliſchen Frauenzimmers habe ich bereits bey einer andern Gelegenheit beſchrieben, und kann mich alſo hier auf die Tracht der Männer einſchränken. Das Oberkleid hat ungefähr eben den Schnitt, wie ein Fuhrmanns-Kittel. (Man ſehe die hier beygefügte Abbildung). Im Sommer iſt es von Nankin, im Winter von Fellen, gemeiniglich Rennthier- oder Hundsfellen, die an einer Seite gegerbt ſind, ſo daß an der andern Seite, welche inwendig getragen wird, das Haar bleibt. Unter dieſem Kittel haben ſie eine knapp anliegende Jacke von Nankin oder einem andern baumwollenen, und unter dieſem ein blaues, rothes oder gelbes Hemde von Perſiſchem leichten ſeidnen Zeuge. Ihr übriger Anzug beſtehet in ein Paar engen, langen ledernen Hoſen, die bis über die Waden gehen; einem Paar Stiefeln von

Hunds- oder Rennthierfellen, mit der Haarſeite nach innen, und einer Pelzmütze mit zwey Klappen, welche gewöhnlich aufgebunden, bey ſchlechtem Wetter aber auf die Schultern herabgelaſſen werden. Die Pelzkleidung welche ich von Herrn Major Behms kleinem Sohne zum Geſchenk erhielt, (S. oben S. 50.) wird von den Tojens nur bey feyerlichen Gelegenheiten getragen. Sie gleicht im Schnitte vollkommen dem eben beſchriebenen Oberkleide, beſteht aber aus kleinen dreyeckigen Stückchen Pelz, die abwechſelnd braun und weiß, und ſo zierlich zuſammengefügt ſind, daß man ſie für ein einziges Fell halten ſollte. Unten geht ein ſechs Zoll breiter Rand herum, der mit ledernen Fäden von mancherley Farbe geſtickt iſt, und ſehr gut ausſieht. Von dieſem Rande endlich hängt ein Aufſchlag von Meerotterfell herunter. Die Ermel haben eben ſolche Aufſchläge, und auch um den Hals, und um den Einſchnitt vorn auf der Bruſt geht ein gleicher Rand. Das Futter iſt ein glattes, weiſſes Leder. Die übrigen Stücke des Anzugs; Mütze, Handſchuhe und Stiefeln ſind von eben dieſem Pelzwerk und mit der äußerſten Zierlichkeit verfertigt. Die Ruſſen in Kamtſchatka tragen ſich nach Europäiſcher Art, und die Montur der Truppen, die dort in Beſatzung liegen, iſt dunkelgrün mit rothen Aufſchlägen.

Die Völkerſchaften, welche Nord- und Südwärts von Kamtſchatka wohnen, nämlich die Koriäken und Tſchuktſchen, und die Einwohner der Kurilen, ſind uns noch wenig bekannt; um ſo eher darf ich daher dasjenige, was ich von ihnen gehört habe, hier anführen. Die Inſelkette welche ſich von der Südſpitze der Kamtſchatkiſchen Halbinſel in ſüdweſtlicher Richtung nach Japan erſtreckt, heißt zwiſchen dem 51ſten und 45ſten Grad der Breite, die Kuriliſchen Inſeln. Dieſe Benennung ſchreibt ſich von den Einwohnern in der Gegend des Vorgebirges Lopatka her, welche ſelbſt Kurilen heißen, und dieſen Inſeln ihren Namen ertheilen. Nach Spanbergs*) Bericht ſind ihrer, die ganz kleinen nicht mitgerechnet. zwey und zwanzig. Die nördlichſte heißt Schumtſchu und iſt nur drey Seemeilen vom Vorgebirge Lopatka entfernt. Die dortigen Einwohner ſind theils Eingebohrne, theils Kamtſchadalen. Zunächſt an dieſer Inſel nach Süden, liegt Paramuſir, eine viel größere, welche von den urſprünglichen Eingebohrnen bewohnt wird, deren Vorfahren von der etwas ſüdlicher gelegenen Onekutan gekommen ſeyn ſollen. Jene beyden Eilande beſuchten die Ruſſen zuerſt im Jahr 1713 und brachten ſie auch gleich unter ihre Bothmäßigkeit. Die folgenden bis zur Inſel Uſchiſchir hinunter, und zwar dieſe mit eingeſchloſſen, ſind, wie mir der würdige Geiſtliche von Paratunka erzählte, gegenwärtig alle zinsbar. Dieſer Geiſtliche, der zugleich ihr Miſſionar iſt, und ſie alle drey Jahre einmal beſuchen muß, lobte die Inſulaner als ein friedliches, gaſtfreyes, großmüthiges und menſchliches Volk, welches ſeinen Nachbaren, den Kamtſchadalen, ſowohl an körperlicher als moraliſcher Bildung weit überlegen ſey. Hinter Uſchiſchir haben zwar die Ruſſen keine Inſel mehr unterjocht, allein ſie handeln auch bis nach Urup, der achtzehnten in dieſer Inſelkette, welche, ihren Nachrichten zufolge, die einzige iſt, die einen guten Hafen für große Schiffe hat. Jenſeits derſelben liegt ſüdwärts Nadigsda. Die Ruſſen erzählten uns, daß die Einwohner derſelben ſehr ſtark mit Haaren bewachſen wären, und, wie die in Urup, ganz unabhängig lebten**)

---

*) Capitain Spanberg wurde im Jahr 1738 ausgeſchickt. G. F.

**) Spanberg ſetzt dieſe Inſeln in 43' 50° nördlicher Breite und erzählt, er habe daſelbſt ſeinen Waſſervorrath ergänzt. Seine Leute brachten ihm acht Eingebohrne, von denen er folgende Beſchreibung giebt. Ihr Leib iſt über und über behaart. Sie tragen weite Röcke von geſtreiften Seiden-

In derſelben Richtung, nur noch etwas weſtlicher, liegt eine Inſelgruppe, welche bey den Japanern Jeſo heißt, wiewohl ſie dieſen Namen auch den ſämmtlichen zwiſchen Kamtſchatka und Japan befindlichen Inſeln beylegen. Die ſüdlichſte, Namens Matmai ſteht ſeit langer Zeit unter der Herrſchaft der Japaner, und iſt an der Seite nach dem feſten Lande zu befeſtigt und mit einer Beſatzung verſehen. Die beyden Inſeln Kunaſchir und Zellany, nordoſtwärts von Matmai, nebſt den noch weiter nordöſtlich gelegenen drey Schweſtern, ſind völlig unabhängig. Matmai, desgleichen die nördlicher gelegenen Kurilen, treiben mit dieſen Inſeln einen Tauſchhandel, und man ſetzt Pelze, getrocknete Fiſche und Oel gegen Seidenzeuge, Baumwollenzeuge, Eiſen und Japaniſche Meublen um*).

---

zeugen, die ihnen bis an die Knöchel gehen, und einige haben in den Ohren ſilberne Ringe. Als ſie einen lebendigen Hahn auf dem Verdeck erblickten, fielen ſie vor ihm auf die Knie; eben das thaten ſie aber auch vor den Geſchenken, die man ihnen gab, wobey ſie zugleich ihre Hände falteten und ausſtreckten, und den Kopf bis zur Erde neigten. Außer ihrer haarigen Haut waren ſie übrigens in den Geſichtszügen und der Bildung den andern Kurilen ähnlich, und ſprachen auch dieſelbe Sprache. — Auch das Tagebuch der Seefahrer in dem Schiffe Caſtricom erwähnt, daß die Einwohner des von ihnen entdeckten Landes Jeſo über den ganzen Leib behaart wären. Anmerkung der Urſchrift. Eine neue Beſchreibung der Kuriliſchen Inſeln, lieſt man in des Herrn Kollegienraths Pallas lehrreichen Neuen Nordiſchen Beyträgen 4 B. S. 112 u. f. wo alles hier erwähnte ausführlicher vorgetragen wird. G. F.

*) Dies beſtätigt Kraſcheninnikof, der in ſeinem Buche erzählt, er habe aus Paramuſir einen japaniſchen lackirten Tiſch, und eine Vaſe, nebſt einem Säbel und einem ſilbernen Ringe erhalten, und ſie in das kaiſerliche Kabinet nach Petersburg geſchickt. Auch Herr Steller führet das Zeugniß eines Kurilen an, den Capitain Spanberg zum Dolmetſcher mitgenommen hatte, welcher verſicherte, daß in Para-

Die Einwohner aller unter Rußiſcher Botmäßigkeit ſtehenden Inſeln, ſind bereits zum Chriſtenthum bekehrt worden; auch iſt vermuthlich der Zeitpunkt nicht mehr weit entfernt, wo ein freundſchaftliches und vortheilhaftes Verkehr zwiſchen Kamtſchatka und allen Inſeln dieſer Kette zu Stande kommen wird, welches ſich dann in kurzem auch bis nach Japan ausdehnen kann. Ein Zufall, den uns Herr Major **Behm** erzählte, kann vielleicht etwas beytragen, das letztere zu erleichtern. Vor geraumer Zeit hat nämlich ein japaniſches Fahrzeug an der Küſte von Kamtſchatka Schiffbruch gelitten, und zwey gerettete Japaner ſind dazu gebraucht worden, einigen Ruſſen ihre Sprache beyzubringen. Dieſe ſo unterrichteten Ruſſen hat man nunmehr nach den Kuriliſchen Inſeln geſchickt*). Die Vortheile, welche die Ruſſen von

---

muſir und **Kunaſchir** beynahe völlig dieſelbe Sprache geredet würde; folglich läßt ſich wohl nicht daran zweifeln, daß ſchon ſeit langer Zeit zwiſchen den Einwohnern dieſer ganzen weitläuftigen Inſelkette einiges Verkehr Statt gefunden hat.

*) Das hier erwähnte Fahrzeug war von Satſma, einem Hafen in Japan, nach einem andern japaniſchen Hafen, **Azaka**, beſtimmt, und hatte Reis, Baumwolle und Seidenzeuge geladen. Der Wind war anfangs vortheilhaft, verwandelte ſich aber bald in einen Sturm, der das Schiff weit in See verſchlug, und Maſt und Steuerruder fortführte. Als der Sturm endlich nachließ, wußte von der ganzen Mannſchaft die aus ſiebzehn Perſonen beſtand keiner, wo ſie wären, und wohin ſie ſich zu wenden hätten: wahrſcheinlich, weil keiner von ihnen andere als Küſtenfahrten gethan hatte. Sie ſchwebten ſechs Monathe lang in dieſer ungewiſſen Lage umher, bis ſie zuletzt im Jahre 1730 beym Vorgebirge **Lopatka** ans Land getrieben wurden. Hier giengen ſie vor Anker und fingen an, das was ſie zu ihrem Lebensunterhalt bedurften, ans Land zu bringen. Sie errichteten auch ein Zelt und blieben drey und zwanzig Tage daſelbſt, ohne einen Menſchen gewahr zu werden. Der Zufall führte einen Koſakenofficier, Andreas **Tſchinnikof**,

einem unmittelbaren Handel mit Japan ziehen könnten, habe ich bereits an einem andern Orte berührt; ſie ſind in der That zu mannichfaltig und zu augenſcheinlich, um einer weiteren Erläuterung zu bedürfen.

---

nebſt einigen Kamtſchadalen zu ihnen hin. Bey dieſem Anblick waren die armen Japaner voller Freuden, machten die bedeutungsvolleſten Zeichen, beſchenkten ihre Gäſte mit Seidenzeugen und Säbeln und theilten alles mit ihnen, was ſie vom Schiffe mitgebracht hatten. Der verrätheriſche Tſchinnikof erwiederte ihre Freundſchaftsbezeugungen und Geſchenke; aber nachdem er ſich lange genug aufgehalten hatte, um die zu ſeiner Abſicht nöthigen Bemerkungen anzuſtellen, verließ er ſie in der Nacht. Als die Japaner am Morgen ihre neuen Bekannten nicht mehr fanden, wußten ſie nicht, wohin ſie ſich wenden ſollten. Aus Verzweiflung ſetzten ſie ſich in ihr Boot und ruderten längs der Küſte hin, um einen bewohnten Ort aufzuſuchen. Unterwegs fanden ſie ihr Schiff an den Strand getrieben, und ſahen daß Tſchinnikof und ſeine Gefährten dabey waren, es auszuplündern und um des darin befindlichen Eiſens willen in Stücken zu zerſchlagen. Bey dieſem Anblick entſchloſſen ſie ſich weiter zu gehen; allein Tſchinnikof ließ ihnen nachſetzen, und gab ſeinen Leuten Befehl, ſie umzubringen. Als die unglücklichen Japaner ſahen, daß ſie von einem Kahn verfolgt wurden, merkten ſie bald was ihnen bevorſtände. Einige ſprangen ins Waſſer, andere nahmen umſonſt ihre Zuflucht zu Bitten und Vorſtellungen. Sie wurden alle, bis auf zwey, mit denſelben Säbeln ermordet, die ſie ihren vermeynten Freunden zuvor geſchenkt hatten. Einer von den beyden übriggelaſſenen war ein eilfjähriger Knabe, Namens Gonga, der ſeinen Vater, den Lootſen, begleitet hatte, um die Schiffahrt zu erlernen. Der andere war der Supercargo, ein Mann von mittlerem Alter, Namens Soſa.

Tſchinnikof erhielt in kurzem den verdienten Lohn ſeiner Verbrechen. Die beyden Japaner brachte man nach St. Petersburg, wo ſie in die Akademie aufgenommen, und mit Lehrern und Aufwartung verſehen wurden. Auch gab man ihnen einige junge Leute zu, welche Japaniſch von ihnen lernen mußten. Der jüngere überlebte die Trennung von ſeinem Vaterlande fünf, der ältere ſechs Jahre. Ihre Porträte ſieht man in der kaiſerlichen Kunſtſammlung zu St. Petersburg. S. Kraſcheninnikof. 1. Th. 4 Abſchn. Anmerkung der Urſchrift.

Die Koriäken theilen ſich in zwey verſchiedene Völkerſtämme, in die herumwandernden oder nomadiſchen und in die angeſeſſenen. Leztere wohnen im nördlichen Theil der Landenge von Kamtſchatka, und von da an längs der ganzen Küſte des öſtlichen Meeres bis an den Anadir. Die wandernden hingegen halten ſich in der nord-öſtlichen Gegend des ochotskiſchen Meeres, bis an den Penſchinafluß, und weſtwärts bis an den Kowymafluß auf. Die angeſeſſenen Koriäken ſind den Kamtſchadalen ſehr ähnlich, leben, wie dieſe, faſt gänzlich vom Fiſchfang, und haben auch eine vollkommen ähnliche Kleidung- und Bauart. Sie ſind den Ruſſen zinsbar und ſtehen unter dem Bezirk von Ingiga. Die nomadiſchen Koriäken beſchäftigen ſich gänzlich mit der Zucht der Rennthiere, von deren ſie unermeßliche Heerden haben ſollen. Man behauptet, es ſey nichts ungewöhnliches, daß ein Oberhaupt vier bis fünf tauſend Rennthiere beſitze. Sie verachten die Fiſche und nähren ſich ganz und gar von Rennthierfleiſch. Sommer und Winter wohnen ſie in Jurten, die den Kamtſchadaliſchen gleich ſind, und haben keine Balagans. Im Winter decken ſie ihre Wohnungen mit rohen und im Sommer mit gegerbten Thierhäuten. Ihre Schlitten laſſen ſie nicht von Hunden, ſondern von Rennthieren ziehen, die aber, wenn ſie zu dieſem Gebrauche dienen ſollen, ſo wie die Kamtſchadaliſchen Hunde, verſchnitten werden. Die Zugthiere gehen mit den übrigen auf die Weide. Sobald man ſie braucht, macht der Hirt ein gewiſſes Geſchrey; auf dieſes hören ſie dann unverzüglich, und verlaſſen die Heerde.

Wie mir der Geiſtliche von Paratunka ſagte, reden die beyden Koriäken-Stämme und die Tſchuktſchen verſchiedene Mundarten von einer und eben derſelben Sprache, die aber mit dem Kamtſchadaliſchen nicht die mindeſte Verwandtſchaft hat. Das Land der Tſchuktſchen gränzt gegen Süden an den Anadir, und erſtreckt ſich längs der Küſte bis nach Tſchukotskoi Nos. Auch bey ihnen, wie bey den wandernden Koriäken, werden hauptſächlich Rennthiere gezogen, deren es in ihrem Lande eine große Menge, ſowohl zahme als wilde, giebt. Die Tſchuktſchen ſind ein kühnes, kriegeriſches Volk, von ſtarkem Bau und gutem Ebenmaaße, das beyden Koriäkenſtämmen furchtbar iſt, weil ſie ihre Streifereyen mehrentheils gegen dieſe ihre Nachbaren richten. Die Ruſſen haben ſich ſeit vielen Jahren bemühet, ſie zu unterjochen; allein ſie haben auf ihren verſchiedenen Expeditionen manchen beträchtlichen Verluſt an Mannſchaft gehabt, und ſind nicht im Stande geweſen, etwas gegen ſie auszurichten.

Sech-

Sechzehntes Hauptſtück.

Künftiger Reiſeplan. Fahrt nach Süden an der Küſte von Kamtſchatka, bis zum Vorgebirge Lopatka, und den Inſeln Schumtſchu und Paramuſir. Wir werden oſtwärts von den Kurilen abgetrieben, und befinden uns in Abſicht auf die angeblichen Entdeckungen früherer Seefahrer in einer ſeltſamen Lage. Vergebliche Bemühung die Inſeln nordwärts von Japan zu erreichen. Geographiſche Folgerungen. Anſicht der japaniſchen Küſte, und Fahrt an der Oſtſeite derſelben. Wir ſchiffen vor zwey Japaniſchen Fahrzeugen vorbey und werden durch widrige Winde von der Küſte abgetrieben. Auſſerordentliche Wirkung der Strömungen im Meere. Die Schiffe richten ihren Lauf nach den Baſchi-Inſeln. Wir kommen vor einer großen Menge ſchwimmenden Bimsſtein vorbey. Entdeckung der Schwefel-Inſel (*Sulphur iſland*) Fahrt neben den Pratas-Bänken. Lema und die Ladrone. Die Reſolution nimmt einen Chineſiſchen Lootſen an Bord. Die Tagebücher der Officiere und Gemeinen werden in Verwahrung genommen.

Der Inſtruction des Admiralitätscollegiums zufolge, war es, im Fall es uns nicht gelänge, eine Durchfahrt aus dem ſtillen ins Atlantiſche Meer zu finden, der Willkühr des Befehlshabenden Officiers überlaſſen, den Rückweg nach England zu wählen, der ihm für die Bereicherung der Geographie am vortheilhafteſten ſchiene. Capitain Gore forderte nunmehr von jedem Officier ſchriftlich ſeine Meynung, wie dieſer Befehl am zweckmäßigſten befolgt werden könnte. Er hatte das Vergnügen uns alle darin mit ihm übereinſtimmend zu finden, daß der Zuſtand der Schiffe, der Segel und des Tauwerks, einen Verſuch zwiſchen Japan und Aſien zu ſegeln, beſonders in dieſer ſpäten Jahrszeit, unſicher machte, wiewohl uns dieſer Weg ſonſt die reichſte Erndte von Entdeckungen verſprach. Es war folglich am rathſamſten, uns oſtwärts von Japan zu halten, und unterweges längs den Kurilen hinzuſchiffen, hauptſächlich um diejenigen Inſeln, die zunächſt gegen Norden an Japan gränzen, von beträchtlicher Größe und von Japan ſowohl als von Rußland noch unabhängig ſeyn ſollen, näher zu unterſuchen. Fanden wir dort glücklicherweiſe bequeme und ſichere Häfen, ſo ließ ſich hoffen, unſre Unterſuchung würde vielleicht künftigen Seefahrern zu Statten kommen, die hier entweder auf Entdeckungen ausgehen, oder zwiſchen beyden benachbarten Reichen ein Handlungsverkehr einleiten möchten. Hiernächſt gedachten wir die Küſten der Japaniſchen Inſeln aufzunehmen, die Chineſiſchen Geſtade ſo weit gegen Norden als möglich zu berühren und längs denſelben bis nach Macao zu gehen.

Sobald dieſer Plan feſtgeſetzt war, erhielt ich von Capitain Gore Befehl, im Fall einer Trennung, geradesweges nach Macao zu ſegeln. Um ſechs Uhr Abends am 9ten October, hatten wir Awatſchabay völlig im Rücken und richteten den Lauf nach Südoſten. Um Mitternacht fiel eine völlige Windſtille ein, die bis Mittag am folgenden Tage fortwährte. Weil wir indeß mit ſechs und ſiebzig Faden Grund fanden, ging die Zeit nicht ganz verloren, ſondern wir fingen eine Menge vortrefliche Kabliaufiſche. Um drey Uhr Nachmittags ſtieg ein Weſtwind auf, womit wir unſere Fahrt ſüdwärts fortſetzten. Zwiſchen dem Vorgebirge Gawaria, welches in 52° 29′ nördlicher Breite und 158° 38′ öſtlicher Länge liegt, wird man, dem Anſchein nach, mehrere Einbuchten gewahr, die den Seemann wohl zu der Hoffnung verleiten können, er werde dort ſichre Ankerplätze finden. Indeß verſicherten uns die Rußiſchen Lootſen, daß ſich in dieſer Gegend nicht einmal für die kleinſten Fahrzeuge Ankerplätze beſänden, ſondern, daß der anſcheinende leere Raum zwiſchen den Vorgebirgen und Landſpitzen mit niedrigem Lande ausgefüllt ſey. Sieben Seemeilen jenſeit Cap Gawaria erblickten wir ein zweytes Vorgebirge, und zwiſchen beyden zwey enge aber tiefe Einbuſen, die ſich vermuthlich hinter einer Höhe, (welche wahrſcheinlich eine Inſel iſt) vereinigen. Die Küſte dieſer Eingänge iſt ſteil und abſchüßig. Die Berge bilden jähe Abſtürze, Abgründe und tiefe Thäler, welche gut mit Waldung bewachſen ſind. Gegen Abend ward es nochmals windſtill, allein um Mitternacht entſtand ein gelinder Nordwind, der allmählig zu einer beträchtlichen Stärke anwuchs. Am folgenden Mittag, da wir uns in 52° 4′ nördlicher Breite und 158° 31′ öſtlicher Länge, drey Seemeilen weit vom nächſten Lande, befanden, ſahen wir das Innere deſſelben überall mit Schnee bedeckt. Eine Landſpitze gegen Süden, die nach unſerer Angabe in 51° 54′ nördlicher Breite liegt, bildet die Nordſeite der tiefen Bay Aſchaſchinskoi, in deren Innerſten ſich vermuthlich ein großer Fluß ergießt, weil das Land dort ungewöhnlich niedrig erſcheint. Südwärts von dieſer Bay iſt das Land überhaupt nicht ſo uneben und unfruchtbar, als die Gegend, die wir bisher vorbeygeſegelt waren.

In der Nacht war der Wind veränderlich und mit Regen begleitet, allein am Morgen mußten wir wegen des heftigen Windes, Sicherheits halber, die Segel einreffen und uns vom Lande entfernen. Bald darauf konnten wir, da das Wetter gelinder ward, wieder näher hinan ſegeln. Um ſechs Uhr Nachmittags erblickten wir vom Maſtkorbe aus das Vorgebirge Lopatka, die ſüdlichſte Spitze von Kamtſchatka, welche aus ſehr niedrigem flachen Lande beſteht, und allmählig von der höheren Ebene der nördlicheren Gegend abfällt. Eine gute Mondsbeobachtung und mehrere genau beſtimmte Winkel ſetzten uns in Stand, die Lage dieſes für die Geographie des öſtlichen Aſiens wichtigen Vorgebirges auf 51° —′ nördlicher Breite und 156° 45′ öſtlicher Länge zu beſtimmen. Nordweſtwärts von demſelben ſahen wir einen hohen Berg, deſſen Gipfel ſich in die Wolken verliert. Zu gleicher Zeit ſahen wir auch die erſte Kurilen-Inſel, Schumtſchu, welche nur durch eine drey Engliſche Meilen breite Durchfahrt vom Cap Lopatka getrennt ſeyn ſoll. Die Ruſſen ſagen, ſie ſey wegen der reißenden Fluthen und verborgenen Klippen ſehr gefährlich. Vom Vorgebirge Gawaria an, geht die Küſte ſüdoſtwärts. Südlich von Aſchaſchinskoi iſt das Land ebener und niedriger, als zwiſchen dieſer Bay und Awatſcha; an der Seeſeite iſt es von mäßiger Höhe und weiter landeinwärts ſteigen die Berge allmählig. Die Küſte iſt ſteil, und voll weißer kreidenähnlicher Flecken. Mittags fingen wir, bey ſtillem Wetter, in einer Tiefe von vierzig Faden, etwa fünf bis ſechs Seemeilen weit vom Cap Lopatka, ſchönen Kabliau. Die Abweichung der Magnetnadel iſt hier, nach Beobachtungen, die wir Vor- und Nachmittags anſtellten, 5°20′ öſtlich.

Bey Tagesanbruch am 13ten erblickten wir die zweyte Kuriliſche Inſel, welche die Ruſſen Paramuſir nennen. Sie iſt ſehr hoch, und war jetzt faſt ganz mit Schnee bedeckt. Aus einem darauf gelegenen hohen pikähnlichen Berge, glaubten einige von uns Mittags Rauch aufſteigen zu ſehen, ob wir gleich zwölf bis vierzehn Seemeilen weit davon entfernt waren. Wir befanden uns jetzt in 49°49′ nördlicher Breite und 157° öſtlicher Länge und das Land lag uns Nordweſtwärts. Den Tag über ſahen wir viele Mewen und Albatroſſe und einige Wallfiſche. Paramuſir iſt unter den Rußiſchen Kurilen die größte, und verdiente genauer aufgenommen zu werden als wir es gegenwärtig thun konnten, weil Nachmittags der Wind aus Weſten heftiger ward, und uns nicht näher kommen ließ. Die Südſpitze liegt nach unſeren Beobachtungen in 49° 58′ nördlicher Breite und die Nordſpitze in 50° 46′ nördlicher Breite, zehn Grade weſtlich von Cap Lopatka; dieſe Beſtimmung kömmt vermuthlich der Wahrheit nahe, und iſt von der Rußiſchen Angabe nicht weſentlich verſchieden. In der Gegend dieſer Inſel waren wir einer hohen wogenden See aus Nordoſten ausgeſetzt, ungeachtet der Wind ſeit einiger Zeit weſtlich geweſen war; indeß befremdete uns dies nicht, da wir ſchon öfter ähnliche Ereigniſſe gehabt hatten. Da der Weſtwind den 14ten und 15ten in gleicher Stärke anhielt, ſo bekamen wir von den Kurilen nichts weiter zu ſehen.

Am 16ten befanden wir uns Mittags in 45° 27′ nördlicher Breite und nach den Mondsbeobachtungen dreyer Tage in 155° 30′ öſtlicher Länge, wo die Abweichung 4° 30′ öſtlich iſt. In dieſer Lage waren wir alſo gleichſam mit den vermeyntlichen Entdeckungen anderer Seefahrer umringt, und ungewiß wohin wir uns zuerſt wenden ſollten. In den Franzöſiſchen Charten hatten wir Südwärts und Südweſtwärts von unſerm Punkt eine Gruppe von fünf Inſeln, nämlich den drey Schweſtern, Zellany und Kunaſchir. Ungefähr zehn Seemeilen oſtwärts von uns, hätte nach eben dieſen Charten das Land des de Gama liegen ſollen, welches wir im April auf der andern Seite, in eben ſo geringer Entfernung hatten liegen laſſen, ohne das mindeſte davon gewahr zu werden, ſo, daß wenn ein ſolches Land wirklich exiſtirte, es doch nur ein ganz unbedeutendes Eiland ſeyn könnte. Hingegen nach der urſprünglich angegebenen Lage, in Tereira's Charte, ſollte uns daſſelbe Land jetzt Weſt zu Süden liegen, und in derſelben Richtung das

Land der Compagnie, das Staaten-Eiland und das berüchtigte Land Jeſo. Die vorhingenannte Inſelgruppe lag, den Rußiſchen Charten zufolge, ebenfalls in dieſer Himmelsgegend. Dieſe Uebereinſtimmung brachte uns zu dem Entſchluſſe, der letzteren Route den Vorzug zu geben, und nach Weſten zu ſteuern*).

---

*) Spanberg hätte ebenfalls Gama's Land ſehen müſſen, wenn es ſo groß wäre, wie die d'Anvilliſche Charte es angiebt. Auch Walton, der ein Schiff in eben dieſer Expedition führte, ſcheint, auf dem Rückwege von Japan, de Gama's Land geſucht zu haben, und drey Jahre ſpäter kreuzte Behring bis zum 46° der Breite um es aufzuſuchen. Uebrigens ſehe man im vorhergehenden S. 337. was von dieſer Entdeckung überhaupt zu halten ſey. — Das Compagnieland ſahen die Holländer in den Schiffen Caſtricom und Breskes, und hielten es für ein Stück von Amerika; ob es gleich, wie nunmehr ziemlich ausgemacht iſt, die Inſeln Urup und Nadigsda waren. Staateneiland, welches ebenfalls von den Holländern im Caſtricom geſehen ward, iſt vermuthlich die drey Schweſtern. Das Land Jeſo, der Stein des Anſtoßes der neueren Geographen, ward auch zuerſt durch jene Schiffe bekannt. Laut den früheſten Nachrichten iſt die Benennung Jeſo ſowohl den Kamtſchadalen als Japanern geläufig, und bedeutet alle Kuriliſchen Inſeln ohne Unterſchied. Jene Schiffe ſollten die Oſtküſte der Tartarey unterſuchen; allein ſie wurden an der Südoſtſpitze von Japan, durch einen Sturm getrennt, ſo daß ſie auf zwey verſchiedenen Wegen an der Oſtſeite dieſes Landes hinſchifften, und dann von der Nordſpitze aus, jedes der Abſicht ihrer Ausrüſtung gemäß ihre Reiſe fortſetzten. Das Schiff Caſtrikom ſegelte nordwärts und entdeckte am dritten Tage in 42° nördlicher Breite, Land, ſegelte an deſſen Südoſtſeite gegen ſechzig Seemeilen in beſtändigem Nebel hin ging auch an einigen Orten vor Anker, und hatte mit den Einwohnern ein freundſchaftliches Verkehr. Genau in dieſer Lage finden ſich nach Spanbergs Entdeckung die Inſeln Matsmai, Kunaſchir und Zellany; es leidet alſo keinen Zweifel, daß Capitain de Vries, der den Caſtricom führte, im Nebel die verſchiedenen Inſeln für eine zuſammenhangende Küſte gehalten hat, und es iſt gar nicht nöthig mit Herrn

Den Tag über ſahen wir große Züge von Mewen, nebſt verſchiedenen Albatroſſen, Eiſpferden (procellaria glacialis) und einigen Fiſchen, welche unſere Matroſen zwar Nordkaper (Grampuſes) nannten, die aber wohl eher von der Art, welche Kraſcheninnikof **Koſatka** nennt, zu ſeyn ſchienen, und nach ſeinem Bericht die Wallfiſche angreifen ſollen. Abends kam ein kleiner Landvogel, von der Größe eines Stieglitzen, und von ähnlichem Gefieder und Bau an Bord, weshalb wir uns fleißig nach Land umſahen; indeß konnten wir noch um Mitternacht mit fünf und vierzig Klaftern keinen Grund finden. Am 17ten befanden wir uns um Mittag in 45° 7′ nördlicher Breite und 154° öſtlicher Länge, erhielten aber wieder einen Weſtwind, welcher uns nach Süden zu gehen nöthigte. Um Mitternacht ward der Wind ſehr heftig, und zugleich hatten wir ſtarke Regengüſſe. Am nächſten Morgen bemerkten wir noch einen Landvogel, nebſt vielen Zügen von Mewen und Sturmvögeln, welche nach Südweſten gingen. Hier hörte endlich die Wegenbewegung

---

Etatsrath Müller ein Erdbeben anzunehmen, welches ſeitdem das Land zerriſſen haben ſoll. Das große eingebildete Land Jeſo muß ſolchergeſtalt wieder in ſein Nichts zurückkehren. Das Tagebuch des Caſtricom erwähnt hierauf der oben angezogenen Entdeckungen der Staateninſel drey Schweſtern) und des Compagnielandes (Urup und Nadigsda) und ſetzt hinzu nachdem ſie durch die de Vriesſtraße gegangen, wären ſie in ein großes, wildes, ſtürmiſches Meer gekommen, durch welches ſie im Nebel und Dunkel bis zum 48° nördlicher Breite geſchifft hätten. Hierauf wären ſie von widrigen Winden nach Süden verſchlagen worden, und hätten dann wieder im Weſten Land geſehen. Warum ſie dieſes nun noch immer für einen Theil von Jeſo gehalten haben, iſt unbegreiflich, da ſie doch ohne Zweifel jetzt an der Tartariſchen Küſte ſeyn mußten, wie Janſons Charte hinlänglich zu erkennen giebt. Vier Grade lieſen ſie an dieſer Küſte nordwärts, und giengen dann wieder ſüdlich die Straße die ſie gekommen waren. Anmerkung der Urſchrift.

aus Nordoſten auf, welche wir ſeit Cap Lopatka gefühlt hatten; und an ihre Stelle kam eine andere aus Südoſten. Am 18ten Vormittags ſchifften wir bey einer groſſen Menge Felſenkraut vorbey, und ſchloſſen hieraus, ſo wie aus den Vögeln die ſich ſehen lieſſen, daß wir nicht weit von den ſüdlichſten Kurilen entfernt ſeyn könnten. Da wir jetzt Südwind erhielten, faßten wir den Entſchluß, ſie noch einmal aufzuſuchen; allein am 19ten um zwey Uhr des Morgens nöthigte uns ein ſehr heftiger Sturm, alle Segel, bis auf die groſſen unteren Segel, einzuziehen, und wir verloren dabey die Hofnung, die Inſeln in dieſer Gegend zu Geſicht zu bekommen, zumal, da wir uns am Mittag in 44° 12′ nördlicher Breite und 150° 40′ öſtlicher Länge, folglich nach den Rußiſchen Charten, auf dem Meridian der Inſel Nadigeda, oder ihrer ſüdlichſten Kurile, aber um zwanzig Seemeilen ſüdlicher befanden. Unſer Lauf hat indeſſen doch einigen Nutzen für die Geographie; denn er beweißt, daß die Inſelgruppe der drey Schweſtern, nebſt Kunaſchir und Zellany weſtlicher liegen, als die d'Anvilliſche Charte ſie angiebt, wohin ſie auch ſchon Spanbergs Entdeckungen verlegen, nämlich zwiſchen 142° und 147° öſtlicher Länge, wo die Franzöſiſchen Charten das Land Jeſo zeichnen, welches nach Herrn Müllers höchſtwahrſcheinlicher Vermuthung mit jenen Inſeln völlig eins und eben daſſelbe iſt. Da man übrigens keinen Grund hat Spanbergs Genauigkeit in Zweifel zu ziehen, ſo ſind die Inſeln der drey Schweſtern, nebſt Kunaſchir und Zellany wieder auf unſere Charte geſetzt, und die übrigen Länder ausgelaſſen worden. Wenn man ſich erinnert, wie die Ruſſen die Anzahl der Inſeln im neuen nordiſchen Archipelagus vervielfältigt haben, weil ſie ihre Lage nicht genau zu beſtimmen wußten, ſo wird man ſich nicht wundern, daß der Wunſch etwas Neues vorzubringen, in dieſer Meeresgegend ähnliche Wirkung gethan hat.

Nachdem wir im Sturm eines unſerer Marsſegel eingebüßt, und dabey die Bemerkung gemacht hatten, daß das Verhältniß zwiſchen dieſem Segel und den dazu gehörigen Tauen auf unſeren Engliſchen Schiffen nicht richtig berechnet iſt, fing das Wetter an etwas erträglicher zu werden, ſo daß wir am 22ſten mehrere Segel ausſpannen konnten, und uns um Mittag in 40° 58′ nördlicher Breite und 145° 17′ öſtlicher Länge befanden, wo die Abweichung der Magnetnadel 3° öſtlich war. Tages zuvor hatten wir einen Landvogel gefangen, der ſich auf unſer Tauwerk geſetzt hatte, und der einem Sperling ähnlich, nur etwas größer war. Heute Nachmittag fand ſich noch ein kleiner verirrter Vogel bey uns ein, aber ſo abgemattet, daß er ſich ohne Mühe ſogleich fangen ließ, und in wenigen Stunden ſtarb. Er war nicht größer als ein Zaunkönig, hatte auf dem Kopfe einen gelben Federſchopf, und ähnelte übrigens einem Hänfling. Der Sperling war ungleich ſtärker und lebte lange Zeit. Dieſe Vögel machten uns noch einmal Hoffnung, das Land, welches unmöglich fern ſeyn konnte, anſichtig zu werden, und wir richteten nunmehr unſern Lauf nach der ſüdlichſten von jenen Inſeln, die laut Spanbergs Bericht von haarigen Menſchen bewohnt ſeyn ſollen, und die etwa funfzig Seemeilen im Weſtnordweſten liegen mochten. Allein der Wind war diesmal zu ſchwach, als daß wir unſren Wunſch hätten erreichen können. Um Mittag am 23ſten befanden wir uns in 40° 35′ nördlicher Breite und 136° 45′ öſtlicher Länge wo wir die Abweichung der Magnetnadel nach mehreren Beobachtungen auf 17′ öſtlich beſtimmten. Den Tag über ſahen wir Fleckweiſe grünes Gras auf dem Meere ſchwimmen; auch erblickten wir einen Seeraben, einige Landvögel, und Züge von Meven. Wir durften daher, der Unſicherheit wegen in der Nacht nicht weiter gehen, ſondern erſt am Morgen des 24ſten unſere Fahrt fortſetzen. Abends um ſieben Uhr ſetzte ſich plötzlich der Wind von Südweſten nach Norden um, und vereitelte unſere Erwartungen nochmals.

Capitain Gore entſchloß ſich alſo, wegen der wenig verſprechenden Jahrszeit den Inſeln in dieſer Gegend nicht weiter nachzuſpühren, ſondern die Nordküſte von Japan aufzuſuchen. Am Montag um Mittag, da wir uns in 40° 18′ nördlicher Breite und 144° öſtlicher Länge befanden, ſahen wir viele Züge von wilden Enten; auch ſetzte ſich eine Taube auf unſer Tauwerk, und mehrere Vögel, wie Hänflinge, flogen ſo lebhaft um das Schiff, daß ſie noch nicht lange unterwegs geweſen ſeyn konnten. Ferner ſahen wir, als wir weiter fortſegelten, verſchiedene große Flecken, die mit langem Graſe bedeckt waren, auch trieb ein Stück Zucker- oder Bambusrohr bey uns vorbey. Alles dies zeigte an, es müſſe Land in der Nähe ſeyn; allein demungeachtet fanden wir mit neunzig Faden keinen Grund. Erſt am 26ſten bey Tages Anbruch erblickten wir die Küſte von Japan im Weſten. Mittags beobachteten wir die Polhöhe in 40° 5′ nördlicher Breite und 142° 28′ öſtlicher Länge. Das nördlichſte Land welches wir von hier aus ſahen, und welches niedriger iſt als das übrige, hielten wir für die Nordſpitze von Japan*). Ueber demſelben erhob ſich eine hohe Gebirgskette, die man vom Maſtkorbe aus ſehen konnte, und die augenſcheinlich zeigte, daß ſich die Küſte nach Weſten wendet. An einem tiefen Einbuſen ſahen wir die Nordſpitze für das Cap Nambu an, und die Stadt (gleiches Namens, die Janſen Nabo nennt) vermutheten wir in einer Oefnung des hohen Landes, wohin der

---

*) Ich folge hier der einzigen authentiſchen Charte von Japan, in Janſens Atlas, der die Charte und Tagebücher der Schiffe Caſtricom und Breskes zum Grunde legt. Anmerkung der Urſchrift.

Einbuſen gerichtet ſchien. Ueberall war das Land von mäßiger Höhe, mit zwey Gebirgsreihen hintereinander, reich an Holzung, und voll reizender Ausſichten, wo Berge und Thäler abwechſeln. Wir ſahen von einigen Dörfern und Städten Rauch aufſteigen, und am Strande bemerkten wir viele Häuſer in wohlbebauten Gegenden.

Um nicht müßig zu ſeyn, warfen wir während einer Windſtille in zehn Faden Tiefe unſere Angeln aus; allein diesmal war unſere Mühe umſonſt. Dieſe fehlgeſchlagene Erwartung mußte uns um ſo viel ſchmerzhafter ſeyn, da wir ſonſt keinen andern Zeitvertreib hatten. Wir ſahen mit Sehnſucht nach den Stockfiſchbänken des unwirthbaren Himmelsſtrichs zurück, den wir verlaſſen hatten, und erinnerten uns ſo mancher geſunden Mahlzeit die wir dort genoſſen, und der Abwechſelung, welche uns die Windſtillen und Stürme verkürzt hatte. Um zwey Uhr Nachmittags kam ein friſcher Südwind, der innerhalb ein Paar Stunden ſo ſtark ward, daß wir die Marsſegel ganz einreffen, und nach Südoſten gehen mußten, worauf ſich auch das Land gar bald im Nebel verlor. Erſt am folgenden Nachmittag ſahen wir es wieder, und wie uns dünkte in der Gegend des hohen Tafelbergs, der auf Janſens Charte angemerkt iſt. Am 28ſten war der Horizont etwas neblicht, ſo daß wir die Beſchaffenheit der Küſte nicht gut unterſcheiden konnten. Um Mittag befanden wir uns in 38° 16′ nördlicher Breite und 142° 9′ öſtlicher Länge. Die Abweichung der Magnetnadel, betrug nach einem Durchſchnitt der Vor- und Nachmittagsbeobachtungen 1° 20′ öſtlich. Nachmittags um halb drey Uhr hatten wir das Land aus dem Geſichte verloren, und vermutheten daher, wir müßten bisher Eine oder mehrere Inſeln geſehen haben; doch konnten wir über dieſe Muthmaßung nicht entſcheiden, indem d'Anvilles Inſel Matſima, und Janſens Schildpads, welche ungefähr dieſe Lage haben, ungleich kleiner ſind, als das Land, welches wir heute zu ſehen bekamen. In der Nacht fanden wir einen Grund von feinem braunen Sande, in ſiebzig Faden Tiefe; die ſich je näher wir der Küſte kamen, allmählig auf fünf und ſechzig, und ſo weiter bis auf zwanzig verminderte. Die letztere Tiefe hatten wir um acht Uhr Morgens, auf groben Sand und Kieſel, als wir etwa noch acht Engliſche Meilen vom Lande entfernt waren, auf welchem wir aber, wegen des Nebels, einzelne kleine Gegenſtände nicht erkennen konnten. Die Küſte ſelbſt iſt am Meere niedrig, und läuft in ununterbrochener Richtung von Norden nach Süden. Landeinwärts erheben ſich allmählig mittelmäßige Berge, mit ziemlich ebenen und waldigten Gipfeln.

Bald nach neun Uhr, ſahen wir, indem wir uns vom Lande entfernten, dicht am Ufer ein Fahrzeug, das ſeinen Lauf nach Norden richtete, und etwas weiter hinaus ein andres, welches vor dem Winde auf uns zu ſegelte. An dieſem berühmten und ſo wenig bekannten Lande mußte ein jeder Gegenſtand allgemeine Aufmerkſamkeit bey uns erregen; daher war in einem Augenblick jedermann auf dem Verdeck, um dieſe Fahrzeuge anzugaffen. Das Schiff, welches uns gegen dem Winde war, entfernte ſich mehr vom Lande indem es ſich uns näherte. Damit es nicht ausſehen möchte, als ob wir ihm nachſetzten, welches die Japaner vermuthlich ſehr erſchreckt haben würde, legten unſere beyden Schiffe bey, und ließen das Japaniſche Fahrzeug etwa eine halbe Engliſche Meile vor ſich vorüber ſegeln. Wir würden die Leute darauf leicht haben anreden können; da wir aber an ihren Bewegungen deutlich merkten, daß ſie ſich ſchon ſehr ängſtigten, wollte Capitain Gore ihr Schrecken nicht noch vermehren, und ließ ſie ungehindert weiter fahren, weil er glaubte, wir würden noch viele beſſere Gelegenheiten haben, mit dieſem Volke umzugehen. Uebrigens konnten wir, wegen der Entfernung, an den Leuten, deren ſechs zu ſeyn ſchienen, nichts unterſcheiden, und wegen des Nebels auch keine Ferngläſer brauchen. Nach dem wahrſcheinlichſten Ueberſchlag mochte das Fahrzeug etwa von vierzig Tonnen ſeyn. Es hatte nur Einen Maſt, mit einem viereckigten Segel daran, welches oben an einer Raa ausgeſpannt war, deren Leit-Taue vorwärts gezogen wurden. Ungefähr um die Hälfte des Segels waren drey Stücke ſchwarzes Tuch in gleichen Entfernungen von einander angebracht. Beyde Enden waren höher als die Mitte des Fahrzeugs, und der ganze Bau und das äußere Anſehen deſſelben ſchien uns hinlänglich zu beweiſen, daß es nicht wohl dicht am Winde gehen könne.

Gegen Mittag ward der Wind ſtärker und brachte einen heftigen Regen; und um drey Uhr ſtürmte es ſo ſtark, daß wir nur noch unſere großen Unterſegel führen konnten. Zu gleicher Zeit gingen die Wellen ſo hoch, als ſie einer von uns jemals geſehen hatte. Wären die Japaniſchen Fahrzeuge, wie Kämpfer ſie beſchreibt, am Hintertheil offen, ſo hätten die beyden, die wir ſahen, unmöglich der Wuth dieſes Sturms wiederſtehen können. Allein man hatte ſchon aus dem geſtrigen Wetter den heutigen Sturm vermuthen können, und demungeachtet hatte ſich eines von den Japaniſchen Fahrzeugen weit in See gewagt; folglich können wir ſicher ſchließen, daß ſie dergleichen Windſtöße gut vertragen können. Auch beſchreibt Spanberg in der That zweyerley Japaniſche Fahrzeuge, eine Art nämlich, auf welche Kämpfers Beſchreibung paßt, und eine zweyte, die er Buyſen nennt, gerade wie diejenigen, die wir hier ſahen, und von denen er hinzuſetzt, daß ſie nach den benachbarten Inſeln ſegeln.

Um acht Uhr Abends ſetzte ſich der Wind im Weſten; doch ließ er nicht im geringſten nach, ſondern unſre Schiffe litten vielmehr weit ſtärker, als vorher, indem nun eine hohe See ging, welche eine der bisherigen ganz entgegengeſetzte Richtung nahm. Während des Sturms büßte die Reſolution verſchiedene Segel ein. Dieſer Vorfall war uns übrigens auf beyden Schiffen ſeit einiger Zeit faſt täglich wiederfahren; denn unſere Segel waren abgenutzt, und konnten der Gewalt des Windes alsdenn am wenigſten wiederſtehen, wenn ſie vom Regen durchnäßt und ſteif waren. Endlich ward das Wetter wieder gelinder, und wir ſegelten weiter ſüdwärts, bis wir am 30ſten um neun Uhr Morgens in einer Entfernung von funfzehn Seemeilen wieder Land erblickten. Um Mittag waren wir, einer Beobachtung zufolge, in 36° 41′ nördlicher Breite, und in 142° 6′ öſtlicher Länge. Die nördlichſte Spitze, die wir Tages zuvor geſehen hatten, hielten wir für das Cap de Kennis, und eine ſüdlich von demſelben befindliche Oefnung für die Mündung des Fluſſes, an welchem die Stadt Giſſima liegen ſoll. Die nächſtfolgende Spitze war vermuthlich eben die, welche in den holländiſchen Charten Boomtjes Hoek (Baumſpitze) heißt, und die ſüdlichſte, der wir uns heute Mittag gegenüber befanden, ihre laage Hoek (niedrige Spitze), ob wir gleich zu weit entfernt waren, um das niedrige Land womit ſie ſich gegen Oſten endigt, gewahr zu werden. Nachmittags gingen wir mit einem Nordoſtwinde weiter ſüdlich, und fanden achtzehn Seemeilen vom Lande mit hundert und funfzehn Faden keinen Grund. Schon um zwey Uhr am folgenden Morgen kehrte der Weſtwind mit Regen und Gewittern, in heftigen Stößen zurück. Den Tag über flogen einige dunkelbraune Vögel, wie Hänflinge, um das Schiff. Gegen Abend, als der Wind Nordweſt ward, gingen wir mit ihnen nach Weſtſüdweſt, um die Küſte wieder aufzuſuchen. Am erſten November ſetzte ſich der Wind im Südoſten und brachte heitres Wetter, wobey wir zwey und vierzig Reihen von Beobachtungen der Entfernung des Mondes von der Sonne und einigen Sternen anſtellen, und folglich um Mittag unſere Lage in 35° 17′ nördlicher Breite, und 141° 32′

öſtlicher Länge genau beſtimmen konnten. Nach unſerer Schiffsrechnung hatten wir heute einen Irrthum von ſiebzehn Meilen in der Breite, und in der geſtrigen von acht; dies, mit dem Reſultat unſerer Mondsbeobachtungen, welches öſtlicher ausfiel, als wir erwartet hatten, zuſammengenommen, ließ uns vermuthen, daß die Strömung im Meere ſtark von Südweſten her gekommen ſeyn müſſe.

Nachmittags um zwey Uhr ſahen wir das Land nochmals im Weſten, zwölf Meilen weit entfernt; die ſüdlichſte Spitze, die wir jetzt ſehen konnten, hielten wir nach Janſens Charte für witte Hoek (weiße Spitze) die er in 35° 24′ nördlicher Breite legt; und nordwärts ſchien uns das niedrige Land, welches wir vom Maſtkorbe aus ſahen, Sanddunnige Hoek (Sand-Dünen Spitze) zu ſeyn. Um halb fünf Uhr waren wir dem Lande ſo nahe gekommen, daß wir viele Japaniſche Fahrzeuge gewahr wurden, wovon einige ſich mit dem Fiſchfang zu beſchäftigen ſchienen, andere aber längs der Küſte hinſchifften. Weſtwärts ſahen wir tief im Innern des Landes, und von allem hohen Lande abgeſondert, einen ſehr ins Auge fallenden hohen Berg, mit einem runden Gipfel. Da wir ihn hernach nicht wieder ſahen, können wir ſeine Lage nur muthmaßlich auf 35° 20′ nördlicher Breite und 140° 26′ öſtlicher Länge angeben.

Am folgenden Tage befanden wir uns, zu unſerer groſſen Verwunderung acht Seemeilen weit Nordöſtlicher als wir geglaubt hatten, ſo daß unſere Tagesrechnung überhaupt um ſiebzehn Seemeilen von der Beobachtung differirte, welcher zufolge wir wirklich nur in 35° 43′ nördlicher Breite und in 141° 16′ öſtlicher Länge waren. Alſo hatte uns die Strömung in jeder Stunde wenigſtens fünf Engliſche Meilen fortgetrieben. Da uns der Himmel, wie am 29ſten October, einen neuen Sturm drohete, ſo fanden wir es für rathſam, oſtwärts vom Lande abzuſehen. Unſere Erwartung ward auch nicht getäuſcht, und es fand ſich bald ein ſchwerer Sturm ein, der uns am dritten, des Morgens ſchon mehr als funfzig Seemeilen weit vom Lande verſchlagen hatte. Dieſer Umſtand, nebſt jenen ungewöhnlich heftigen Strömungen und der unbeſtändigen Witterung, bewog Herrn Capitain Gore die Japaniſche Küſte gänzlich zu verlaſſen, die Reiſe nach China fortzuſetzen, und einen neuen noch unverſuchten Weg dorthin einzuſchlagen, weil er hofte, daß vielleicht eine neue Entdeckung uns und die Welt, für unſere hier fehlgeſchlagene Erwartung ſchadlos halten könnte. Hierzu bewog ihn auch noch der Umſtand, daß die Küſten von Japan, nach Kämpfers Ausſage, die gefährlichſten in der ganzen Welt ſind, und daß wir viel gewagt hätten wenn wir im Nothfall in einen Hafen eingelaufen wären, indem bekanntlich die Einwohner aus Abneigung gegen Fremde der ſchrecklichſten Grauſamkeiten fähig ſind. Ueberdem waren auch unſere Schiffe leck, unſere Segel ſo abgenutzt, daß ſie keinen Windſtoß aushalten konnten, und unſer Tauwerk ſo morſch, daß wir beſtändig daran zu flicken hatten.

Den vierten und fünften ſetzten wir unſern Lauf bey unbeſtändigem Winde, Regen und Gewittern, nach Südoſten fort, und ſchifften bey vielen Bimsſteinen vorüber, wovon wir Stücke von zwey Loth bis drey Pfund auffiſchten. Wahrſcheinlich waren ſie durch verſchiedene Ausbrüche eines Vulkans entſtanden, indem einige ganz mit Enten-Muſcheln bedeckt, andere aber völlig rein waren. Zu gleicher Zeit ſahen wir zwey wilde Enten, nebſt einigen kleinen Landvögeln; und es ſpielten eine Menge Meerſchweine um uns her. Am ſiebenten um Mittag ſahen wir, in 53° 52′ nördlicher Breite und 148° 42′ öſtlicher Länge, abermals einen kleinen Landvogel, am neunten wieder einen, desgleichen einen Tropikvogel nebſt Meerſchweinen, und Fliegfiſchen. Die See ging hier, in 31° 46′ nördlicher Breite und 146° 2′ öſtlicher Länge, von Oſtſüdoſten her, ſehr hohl. Wir ſetzten, ohne weitere bemerkenswerthe Ereigniſſe unſeren Lauf bis zum 12ten fort, da wir wegen eines heftigen Sturms beylegen mußten, ob es gleich ſo neblicht war, daß wir keine hundert Klaftern weit vor uns hinſehen konnten, und uns gleichwohl in einer Meeresgegend befanden, wo unſere Charten viele Untiefen und kleine Inſeln angeben. Mittags waren wir nach der Schiffsrechnung in 27° 36′ nördlicher Breite und 144° 25′ öſtlicher Länge. Am 13ten des Morgens bekamen wir Nordweſtwind mit heiterem Wetter; wir konnten aber kein Land erblicken, obgleich die Inſel St. Juan ungefähr in dieſer Gegend liegen ſoll. Nachmittags ſahen wir Fliegfiſche, Doraden, Tropikvögel und Albatroſſe, und kamen noch an vielem Bimsſtein vorbey. Die erſtaunliche Menge dieſes vulkaniſchen Produkts, welches in der Meeresgegend zwiſchen Japan und den Baſchi-Inſeln ſchwimmt, ſcheint in der That irgend einen großen vulkaniſchen Ausbruch in dieſem Theil des ſtillen Meeres anzudeuten. Vielleicht erhält Herrn Müllers Meynung, über die Zerſtückelung von Jeſo, und das Verſchwinden der Compagnielande und der Staaten-Inſel, dadurch einige Wahrſcheinlichkeit. Am 14ten des Morgens erhielten wir den Paſſatwind und zugleich ſehr ſchönes Wetter, und um zehn Uhr ſahen wir in Südweſten Land, welches wie ein Pik vor uns lag. Um zwey Uhr Nachmittags zeigte ſich ein zweytes größeres Eiland weiter nördlich, das von fern ſo ausſah, als ob es aus zwey verſchiedenen Inſeln beſtände; die Südſpitze wird nämlich durch einen hohen kegelförmigen Berg gebildet, der vermittelſt einer ſchmalen Landzunge mit dem nördlichen mäßig hohen Lande zuſammenhängt. Am 15ten erblickten wir früh um ſechs Uhr noch ein drittes hohes Eiland, gegen Norden. Um neun Uhr waren wir nicht weit von der Mitte der größeren Inſel

ſel entfernt; allein da Capitain Gore bemerkte, daß wegen der Brandungen nirgends ein Boot landen konnte, ſo ſetzte er ſeinen Lauf weiter nach Weſten fort. Dieſe Inſel iſt ungefähr fünf Engliſche Meilen lang, und erſtreckt ſich von Nord-Nordoſt nach Südſüdweſt. Die Südſpitze iſt ein hoher, unfruchtbarer Berg, der oben etwas platt iſt, und von der Weſtſüdweſtſeite völlig wie ein Volkaniſcher Becher ausſieht. Die Erde, der Sand, oder die Felsart, (denn welches von dieſen dreyen es war, ließ ſich nicht unterſcheiden), hatte mancherley Farben, und wir vermutheten, der Berg müſſe größtentheils aus Schwefel beſtehen, weil nicht allein das äußere Anſehen, ſondern auch der ſtarke Geruch, den wir in der Nähe der Spitze verſpürten, ſchwefelartig war. An Bord der Reſolution, welche dem Lande etwas näher kam, wollten einige Officiere auch Dämpfe vom Gipfel des Berges aufſteigen geſehen haben. Dieſen Berg verbindet ein langer enger Strich Landes mit dem nördlichen*) Theil der Inſel, welcher drey bis vier Seemeilen im Umkreiſe hat und von mitteler Höhe iſt. In der Gegend der Landenge bemerkten wir etwas Gebüſch und Grün; gegen Nordoſten aber zeigte ſich alles unfruchtbar und voll abgeſonderter Felſenſtücke, deren viele ſehr weiß ausſehen. Oſtwärts, drittehalb Engliſche Meilen weit vom Lande, erſtrecken ſich gefährliche Klippen, und auch von der Mitte der Inſel gehen dergleichen zwey Meilen weit nach Weſten hin, woſelbſt die Wellen ſich ſehr heftig brandeten. Die kleinen Inſeln, welche dieſer gegen Norden und Süden liegen, erſchienen uns als einzelne Berge von ziemlicher Höhe, und zwar jene pik ähnlich oder kegelförmig, dieſe aber mehr viereckig und oben flacher. Wir nannten die mittlere Inſel die Schwefelinſel (*Sulphur island*) und beſtimmten ihre Lage in 24° 48′ nördlicher Breite und 141° 12′ öſtlicher Länge. Das Nordeiland liegt in 25° 14′ nördlicher Breite und 141° 10′ öſtlicher Länge, und das Südeiland in 24° 22′ nördlicher Breite und 141° 20′ öſtlicher Länge. Die Abweichung der Magnetnadel betrug 3° 30′ öſtlich.

---

*) In der Urſchrift ſteht South, welches aber augenſcheinlich ein Druckfehler iſt. G. F.

Herr Capitain Gore ſetzte nunmehr ſeine Fahrt nach Weſtſüdweſten fort, um die Baſchi-Inſeln aufzuſuchen, wo er Erfriſchungen anzutreffen hoffte, um deſto kürzere Zeit in Macao zubringen zu können. Dampier, der dieſe Inſel beſucht hat, beſchreibt ſie ſehr vortheilhaft und rühmt ſowohl das freundſchaftliche Betragen der Einwohner, als die Menge der daſelbſt vorhandenen Schweine und eßbaren Pflanzenprodukte. Auch Byron und Wallis ſahen ſie, indeß ohne ſich aufzuhalten. Damit uns das Land nicht ſo leicht entgehen möchte, ſegelten die Schiffe bey Tage etwa zwey oder drey Seemeilen weit auseinander, und rückten des Nachts nur wenig vorwärts.

Am 22ſten ward der Nordoſtwind ſo ſtürmiſch, daß wir unſere Marsſegel ganz einreffen mußten. Noch am 24ſten dauerte derſelbe Sturm bey unaufhörlichem Regen fort. Von Norden her rollten die Wogen gewaltig auf uns zu, und Nachmittags blitzte es ſtark aus eben der Gegend. In der Nacht ereignete ſich eine Mondsfinſterniß, die wir aber des Regens halber nicht beobachten konnten. In der größten Finſterniß fiel ein Matroſe, der mit dem Einziehen eines Segels beſchäftigt war, über Bord; allein zum Glück ergrif er einen ins Waſſer herunterhangenden Strick, und kam, da wir das Schiff ſchnell in den Wind legten, wieder an Bord, ohne eine andere Beſchädigung als eine leichte Quetſchung an der Schulter erlitten zu haben. Am 25ſten um acht Uhr heiterte ſich der Himmel auf, obgleich der Wind noch eben ſo ſtark wie bisher anhielt. Anſtatt alſo uns länger am Winde zu halten, konnten wir unſeren Lauf fortſetzen. Um dieſe Zeit ſahen wir einen Landvogel wie eine Droſſel, und ein Stück Zuckerrohr, und um Mittag befanden wir uns in 21° 35′ nördlicher Breite und 121° 35′ öſtlicher Länge.

Nach Herrn Dalrymples Charten hatten wir jetzt die Baſchi-Inſeln ſchon hinter uns, und waren weiter nach Weſten gekommen. Capitain Gore richtete ſich alſo, wie ich nunmehr wohl einſah, nach der Meynung des Commodore Byron und Capitain Wallis, mit denen er ehedem gereiſet war, und von denen der erſtere dieſe Inſeln in 118° 14′ öſtlicher Länge, noch vier Grade weſtlicher, legt. Er ließ daher um zwey Uhr Nachmittags ſüdwärts ſegeln, damit wir genau in die Breite der Inſeln kommen, und dann erſt weiter nach Weſten gehen könnten. Um ſechs Uhr befanden wir uns ſchon in dieſer Breite und hätten alſo nach Herrn Wallis die Inſeln ſehen müſſen, indem er ſie um drey Grade öſtlicher als Byron angiebt. Noch immer hielt der Sturm in gleicher Stärke an, weshalb Capitain Gore, in der Ueberzeugung, daß die Inſeln weſtlich vor uns lägen, die Nacht über beylegen ließ. Am folgenden Tage verminderte ſich der Wind beträchtlich, und wir befanden uns Mittags in 21° 12′ nördlicher Breite und 120° 25′ öſtlicher Länge. Wir ſahen auch heute wieder einen Zug wilde Enten, viele Tropikvögel, desgleichen einige Doraden und Meerſchweine, und kamen noch an einigen Bimsſteinen vorbey. Die folgende Nacht brachten wir auf eben die Art wie die vorige zu, und ſetzten hierauf am Morgen den Lauf nach Weſten fort, um die Inſeln dort aufzuſuchen.

Ich beſorgte jetzt, wir würden dadurch zu weit nach Weſten kommen und folglich hernach die Pratasbänke über dem Winde liegen laßen müſſen. In dieſem Falle hätte es ſo ſchlecht ſegelnden Schiffen, wie die unſrigen, leicht mißglücken können Macao zu erreichen, zumal, wenn ſich der Wind ſo nördlich als bisher gehalten hätte. Auch zweifelte ich, ob man Dalrymples Charten am Bord der Reſolution hätte, und eilte deshalb dieſem Schiffe nach, um Herrn Capitain Gore die Lage jener Bänke, und meine Beſorgniſſe, daß wir unterhalb derſelben ſüdwärts würden wegſchiffen müſſen, vorzuſtellen. Er erwiederte mir, daß er heute noch ſeinen Lauf fortſetzen würde, weil er hoffe, die von Byron angegebene Länge der Baſchi-Inſeln werde noch die richtigſte ſeyn; ich möchte alſo mit meinem Schiffe einige Meilen ſüdlicher fortſegeln. Am Mittage ward es neblicht; nach unſrer Rechnung befanden wir uns in 21° 2′ nördlicher Breite und 48° 30′ öſtlicher Länge und um ſechs Uhr hätten wir nun auch nach Byrons Angabe die Baſchis im Rücken. Demzufolge legte der Capitain die Schiffe an den Wind, der heftig genug war, und uns eine unangenehme Nacht verſprach. Um vier Uhr Morgens ſahen wir die Reſolution, die eine Engliſche Meile vor uns war, umlegen, und bemerkten ſogleich auch Klippen und Brandungen unter dem Winde. Sobald der Tag anbrach, ſahen wir die Inſel Prata. Nachden wir uns vergeblich bemüht hatten, die Untieſe unter dem Winde liegen zu laſſen, mußten wir zuletzt unterhalb derſelben hinſchiffen. An der Südſeite, eine Engliſche Meile weit vom Rief, ſahen wir am Rande der Brandungen zwey Stellen, welche wie Wracke von verunglückten Schiffen ausſahen. Um Mittag befanden wir uns in 20° 39′ nördlicher Breite und 116° 45′ öſtlicher Länge. An der Südweſtſeite des Riefs unweit der Südſpitze des Eilands kam es uns ſo vor, als ſähen wir vom Maſtkorbe Oefnungen im Rief, welche ſichere Ankerplätze verſprachen. Dieſe Untieſen ſind von beträchtlicher Größe, nämlich von Norden nach Süden ſechs Seemeilen lang, und vom Eilande oſtwärts drey bis vier Seemeilen breit; ihre weſtliche Ausdehnung konnten wir nicht beſtimmen. Ihre Nordſpitze ſetzen wir in 20° 58′ nördlicher Breite und 117° öſtlicher Länge und die Südſpitze in 20° 45′ nördlicher Breite und 116° 44′ öſtlicher Länge.

Den Ueberreſt des Tages hindurch ſpannten wir alle Segel aus, und hielten uns, um unſere Ueberkunſt nach Macao nicht zu verfehlen, am Winde, der aus Nordoſt gen Norden kam. Abends ward der Wind zum größten Glücke noch zwey Striche günſtiger, ſonſt hätten wir vermuthlich nicht nach unſerm erwünſchten Hafen kommen können, ſondern nach Batavia gehen müſſen, ſo ſehr wir auch insgeſammt dieſen ungeſunden Ort fürchteten, der für die Mannſchaft derjenigen Schiffe, die ehedem dort angelegt hatten, ſo verderblich geweſen war.

Am 29ſten Vormittags kamen wir vor einigen Chineſern in ihren Fiſcherkähnen vorbey, die uns mit der vollkommenſten Gleichgültigkeit betrachteten. Sie fiſchten mit einem Netz, welches wie ein hohler Kegel ausſieht und an der Mündung einen platten eiſernen Reif hat. Man befeſtigt es mit Stricken an den Vorder- und Hintertheil des Boots, welches dann mit dem Winde treibt, und das Netz nach ſich zieht, ſo daß der Reif längs dem Grunde fortgeſchleift wird. Die See war hier überall mit Trümmern verunglückter Boote bedeckt, die vermuthlich während des neulichen ſtürmiſchen Wetters verloren gegangen. Um Mittag hatten wir ſeit geſtern einhundert und zehn Engliſche Meilen zurückgelegt, und befanden uns in 22° 1′ nördlicher Breite, welches ungefähr die Breite der Lema Inſeln iſt, deren eine wir Nachmittags in einer Entfernung von zehn Seemeilen erblickten. Die Nacht hindurch kreuzten wir ab und zu, und am Morgen lieſen wir längs der Küſte dieſer Inſel hin, die, wie alle übrigen in dieſer Nachbarſchaft, ohne Holzung, und dem Anſchein nach auch gänzlich unbebauet ſind. Die Anſicht dieſer Inſeln war um ſieben Uhr genau eben dieſelbe, welche in Anſons Reiſebeſchreibung abgebildet iſt. Um neun Uhr kam ein Chineſiſches Boot, welches zuvor ſchon bey der Reſolution geweſen war, zu uns. Ein Lootſe, der ſich darin befand, wollte zu uns herauf kommen; weil wir aber unſerer Geſellſchafterin folgen mußten, ſo lehnten wir dieſes Anerbieten ab. Wir gingen hierauf unter der großen Ladronen-Inſel weg, anſtatt, wie Anſon, nordwärts über derſelben zu gehen, welches das ſicherſte geweſen wäre, da ein etwas ſtärkerer Wind und eine widrige Strömung uns noch jetzt von Macao hätte abhalten können. Nach Anleitung der vortreflichen Charte des Herrn Dalrymple hätten wir ſogar in vollkommner Sicherheit, entweder nordwärts von den Lema-Inſeln, oder mitten zwiſchen ihnen durch, nach Macao ſegeln können*).

Wir beſorgten ſo ſehr, anſtatt dieſen Hafen zu erreichen, nach Batavia getrieben zu werden, und waren ſo begierig etwas von Europa zu erfahren, daß es uns keine geringe Freude verurſachte, als die Reſolution bald hernach eine Kanone losbrannte, und ihre Flagge aufſteckte, damit ein Lootſe an Bord kommen möchte. Bey der Wiederholung dieſes Signals hatten wir das Vergnügen, einem herrlichen Wettlauf zwiſchen vier Chineſiſchen Booten zuzuſehen. Herr Capitain Gore nahm den Lootſen, der zuerſt ſein Schiff erreichte, und verdang mit ihm, daß er uns für dreißig Spaniſche Thaler auf die Rheede Tayppa (*Typa*) bringen ſollte. Zu gleicher Zeit ließ er mir ſagen, wir könnten uns dieſe Ausgabe füglich erſparen und ſeinem Schiffe nur folgen. Bald darauf kam auch der zweyte Lootſe an, ſtieg ebenfalls in das Schiff (Reſolution), und wollte es führen, ja er ergrif ohne weitere Umſtände das Steuerruder, und befahl, wie man die Segel richten ſolle. Beyde ſtritten ſich hierauf ſehr heftig, und verglichen ſich endlich ſo, daß ſie das Geld unter ſich theilten.

---

*) Herr King ſcheint hier ein wenig unzufrieden mit den Maasregeln des Capitain Gore zu ſeyn, und wie mich dünkt, nicht ohne Urſache. Daß Byron und ſelbſt Wallis die Länge der Baſchi-Inſeln unrichtig angegeben haben, hätte er aus vielen übereinſtimmenden Umſtänden wiſſen können, auch ohne Dalrymples Charten zu Rathe zu ziehen, wiewohl es unſtreitig ſchon ein Hauptverſehen war, daß er die beſte und mit unbeſchreiblicher Genauigkeit verfertigte Charte von dieſer Meeresgegend nicht in Händen hatte; eine Folge des bey vielen Engliſchen Seeofficieren obwaltenden Vorurtheils gegen alles, was nicht von einem Königlichen Officier herrührt. Einen andern Fehler beging Herr Gore dadurch, daß er über dem hartnäckigen Beharren auf den Byroniſchen Angaben jener Inſeln, wirklich in Gefahr gerieth, den Hafen Macao zu verfehlen; und noch einen größeren, daß er auch noch unter dem Winde der Lema- und Ladron-Inſeln hinſchifte, da er ſich oberhalb derſelben halten, und ſeiner Sache gewiſſer ſeyn konnte. Wie mag dies den Geiſt des verewigten Cook gekümmert haben, falls er noch ſeine ehemaligen Gefährten umſchwebte? G. F.

Zufolge des Befehls, den der Capitain Cook vom Admiralitätscollegio bekommen hatte, mußten wir nunmehr den Officieren und der Mannſchaft ihre Tagebücher und andre Papiere, welche Beziehung auf die Reiſe hatten, abfordern. Zur Vollziehung dieſes Auftrags war es nothwendig, daß wir mit einiger Schonung und zugleich mit gehöriger Entſchloſſenheit verfuhren. Ich wußte, daß die meiſten Officiere, und verſchiedene Matroſen zur Unterhaltung ihrer Freunde einige Nachrichten von unſerer Reiſe aufgeſetzt hatten, und daß ſie dieſe in ihrer gegenwärtigen Beſchaffenheit nicht gern einem fremden Auge anvertrauen würden; von der andern Seite aber litten es meine Inſtruktionen nicht, Papiere, in ihren Händen zu laſſen, die aus Sorgloſigkeit oder mit Abſicht einem Buchdrucker zu Theil werden, und eine unzuverläßige, unvollſtändige Beſchreibung unſerer Reiſe veranlaſſen, unſere Bemühungen verkleinern, und auf unſere Officiere ganz unſchuldigerweiſe den Verdacht bringen konnten, als hätten ſie ſelbſt dergleichen Nachrichten dem Publikum in die Hände geſpielt. Ich ließ daher jedermann auf das Verdeck rufen, machte meine erhaltenen Befehle bekannt, und erwähnte zugleich die Gründe, weshalb ſie willig befolgt zu werden verdienten. Dabey ſetzte ich aber auch hinzu, daß im Fall jemand Papiere hätte, welche er der Admiralität nicht zur Durchſicht einzuſchicken wünſchte; er ſolche in ſeiner Gegenwart verſiegeln laſſen und mir ſo lange zur Aufbewahrung übergeben könnte, bis der Wille des Admiralitätscollegiums durch die Herausgabe der Reiſegeſchichte erfüllt ſeyn würde, da dann jeder das ſeinige getreulich wieder erhalten ſollte. Zu meiner größten Zufriedenheit fand dieſer Vorſchlag Beyfall, und ward von Officieren und Gemeinen mit vollkommener Bereitwilligkeit angenommen, ſo, daß mir zuverläßig jedes Schnitzchen Papier, welches Beziehung auf die Reiſe hatte, ausgeliefert ward. Ueberhaupt laſſe ich der Mannſchaft dieſes Schiffs (Discovery) nur Gerechtigkeit wiederfahren, wenn ich ihren unverbrüchlichſten Gehorſam und ihre ungemeine Gutwilligkeit lobe, obſchon die meiſten ganz junge Leute waren, die noch nie zuvor auf einem Kriegsſchiffe gedient hatten*).

---

*) Dieſe umſtändliche Erwähnung der feyerlichen Abforderung aller Tagebücher und die Verſicherung, daß an Bord der Discovery nicht das mindeſte verheimlicht worden ſey, ſollte faſt die Vermuthung veranlaſſen, Herr King wolle ſtillſchweigend zu erkennen geben, jene anonymiſche Nachricht von dieſer Reiſe, welche in England ſo lange vor der Herausgabe des gegenwärtigen Werks erſchien, imgleichen Herrn Ellis, des Wundarztes, Reiſebeſchreibung, ſtamme aus dem andern Schiffe (Reſolution) her, auf welchem es mit der Ablieferung vermuthlich nicht ſo genau genommen worden ſeyn mag. G. F.

Siebenzehntes Hauptſtück.

Fahrt nach Macao. Ankunft eines Chineſiſchen Compradors. Beſuch des Capitain King bey dem Portugieſiſchen Gouverneur. Wirkung der aus Europa erhaltenen Nachrichten. Ankunft im Hafen Taypa (*Typa*). Reiſe nach Canton, durch Bocca Tigris, und nach Wampu. Beſchreibung einer Sampane. Empfang in der Engliſchen Faktorey. Mistrauiſches Betragen der Chineſer. Ihre Art Handelsgeſchäfte zu betreiben. Ueber die Stadt Canton, ihre Größe, Volksmenge; Anzahl der dortigen Sampanen. Kriegsmacht. Straßen und Häuſer. Beſuch bey einem Chineſer. Rückreiſe nach Macao. Vortheilhafter Umſatz der Meerotterfelle. Plan den Pelzhandel nach der Weſtamerikaniſchen Küſte zu eröfnen, und in der Nähe von Japan Entdeckungen zu machen. Abreiſe von Macao. Preis der Lebensmittel in China.

Bis ſechs Uhr Abends lavirten wir gegen den Wind, und gingen dann auf Verlangen des chineſiſchen Lootſen vor Anker. Er bildete ſich nämlich ein, die Fluth ſey uns ſchon zuwieder. Allein dies war ein grober Irrthum, denn als wir die Sache unterſuchten, fand es ſich, daß die Fluth bis zehn Uhr nach Norden ging. Am folgenden Morgen machte er es nicht klüger; denn er wollte daß wir ſchon um fünf Uhr die Anker lichten ſollten; allein da wir nunmehr ſeine Unwiſſenheit bereits kannten, ſo verließen wir uns auf eigne Beobachtung, und blieben weil die Ebbe zwölf Stunden abwärts lief, bis elf Uhr liegen. Nachmittags lavirten wir zwiſchen der Inſel Poton und der großen Ladrone, und als um neun Uhr die Ebbe wieder einzutreten anfing, ließen wir drey Seemeilen weit von der Stadt Macao die Anker in ſechs Faden Tiefe fallen.

Am zweyten, Vormittags, kam ein chineſiſcher Lieferant, den man hier einen Comprador nennt, an Bord der Reſolution, und verkaufte dem Capitain Gore zwey Centner Rindfleiſch nebſt einer Menge Gemüſe, Orangen, und Eyer, wovon auch wir unſer Theil erhielten. Zugleich machte man mit ihm einen Vergleich, täglich beyde Schiffe mit allem Nothwendigen zu verſehen, wofür er aber ſchlechterdings vorausbezahlt ſeyn wollte. Unſer Lootſe gab nun vor, er könne die Schiffe nicht weiter führen, und Capitain Gore mußte ihn endlich gehen laſſen. Da wir nun unſerem eignen Gutbefinden überlaſſen waren, hoben wir um zwey Uhr Nachmittags, ſobald die Fluth eintrat, die Anker wieder auf, und ankerten um ſieben, drey Engliſche Meilen weit oſtwärts von Macao in viertehalb Faden Waſſer. Dieſe Lage war nicht ſicher, weil wir gegen Nordoſten gar nicht geſchützt waren, und unter dem Winde eine untiefe Stelle mit drittehalb Faden Waſſers hatten; allein demungeachtet mußten wir die Nacht über hier verweilen.

Am Abend ſchickte mich Capitain Gore an den Portugieſiſchen Gouverneur um ihn zu bitten, daß er uns zur Verſorgung mit Lebensmitteln behülflich ſeyn möchte, weil er auf dieſer Art wohlfeiler dazu zu kommen hofte, als durch den Comprador. Zugleich nahm ich ein Verzeichniß der Schiffsvorräthe, deren beyde Schiffe höchſt bedürftig waren, mit, um ſogleich damit nach Canton zu reiſen, und mich an die dortigen Beamten der Oſtindiſchen Compagnie zu wenden. Der Platzmajor ſagte mir bey meiner Ankunft in der Citadelle, der Gouverneur ſey krank und könne keinen Beſuch annehmen, man würde uns aber alle Hülfsleiſtungen erweiſen, die man nur immer könne. Ich merkte indeß, daß dieſes Verſprechen ſehr wenig zu bedeuten hätte, indem die Portugieſen ſelbſt in Anſehung ihres täglichen Unterhalts ganz und gar von den Chineſern abhingen. Sogar die Antwort auf mein erſtes Geſuch bewies, wie tief die Macht der Portugieſen hier geſunken ſey. Ich hatte nämlich dem Major geſagt, daß ich ſogleich nach Canton abzugehen wünſchte; allein er geſtand mir, daß er es nicht wagen dürfe, mir ein Boot mitzugeben, bis der Hoppo oder Zollaufſeher ſeine Einwilligung dazu gegeben hätte; und deshalb müſſe man bey der chineſiſchen Regierung in Canton anhalten.

Dem Verdruß über dieſe unerwartete Verzögerung, kam nur die unbeſchreibliche Ungeduld gleich, womit wir ſchon ſo lange her auf eine Gelegenheit warteten, von Europa Nachrichten zu erhalten. Oft überſieht man, wenn man einen Gegenſtand zu eifrig verfolgt, gerade die leichteſten und nächſten Mittel ihn zu erreichen; und dies war gegenwärtig mein Fall. Ich wollte bereits ſehr niedergeſchlagen nach den Schiffen zurückkehren, als mich die Portugieſiſchen Officiere fragten, ob ich die Engliſchen Herren, die ſich zu Macao aufhielten, nicht beſuchen wolle. Das Entzücken worin ich durch die in dieſer Frage enthaltenen Nachricht verſetzt wurde, brauche ich nicht erſt zu ſchildern; und eben ſo wenig den lebhaften Streit zwiſchen Furcht und Hofnung, Neugier und bangen Beſorgniſſen, der meine Seele erfüllte, indem wir nach der Behauſung eines unſerer Landsleute gingen. Kein Wunder, das uns in dieſem unruhigen Zuſtande unſer Empfang, ob es gleich dabey nicht an Höflichkeits- und Freundſchaftsbezeugungen fehlte, dennoch etwas kalt und ſteif ſchien. Wie ſichs erwarten ließ, erhielten wir auf Fragen, die eines jeden Privat Angelegenheiten betrafen, wenig oder gar keine befriedigende Antworten. Die öffentlichen Angelegenheiten hingegen die ſich ſeit unſerer Abweſenheit ereignet hatten, und deren Erzählung uns jetzt zum erſtenmal beſtürmte, verſchlangen bald jedes andere Gefühl, und verſetzten uns in ſolches Erſtaunen, daß wir uns eine Zeitlang kaum zu finden wußten. Noch mehrere folgende Tage hindurch fuhren wir fort einander zu befragen, ob alles was wir gehört hätten, wahr ſeyn könne, als ob Zweifel und Ungewißheit uns den Troſt und die Erleichterung verſchaffen könnte, welche unſere betrübten Umſtände doch ſchlechterdings nicht geſtatteten. Dieſen Empfindungen folgte ein lebhafter Schmerz über unſere Entfernung von einem Schauplatz, wo jeder Augenblick für das Schickſal der Flotten und Armeen entſcheidend ſeyn konnte.

Dieſe Neuigkeiten in Betref des politiſchen Zuſtandes von Europa verdoppelten nur unſere Sehnſucht, den Augenblick unſerer Abreiſe ſo viel als möglich zu beſchleunigen. Ich verſuchte daher aufs neue, mir eine Gelegenheit zur Ueberfahrt nach Canton zu verſchaffen; allein dies gelang mir eben ſo wenig als vorher. Die Schwierigkeiten, welche nach den einmal eingeführten Polizeyanſtalten ſich dagegen ſetzten, konnten, wie man mir erzählte, durch einen Vorfall, der ſich wenige Wochen vor unſerer Ankunft ereignet hatte, jetzt noch um vieles größer werden. Capitain Panton war nämlich im Seepferd, (*Seahorſe*) einem Kriegsſchiffe von fünf und zwanzig Kanonen, von Madras hieher geſchickt worden, um auf die Bezahlung einer Schuld zu dringen, welche Brittiſche Unterthanen in Oſtindien und Europa von Chineſiſchen Kaufleuten in Canton zu fodern hatten, und welche mit Inbegrieff des Capitals und der gehäuften Intereſſen beynahe eine Million Pfund Sterling (sechs Millionen Thaler) betragen ſollte. Er hatte zu dem Ende Befehl, auf eine Audienz bey dem Vicekönig von Canton zu dringen, welche nach einiger Zögerung, und nachdem man es bis zu Drohungen hatte kommen laſſen, endlich wirklich bewilligt worden war. Die Antwort, die man ihm auf den Inhalt ſeiner Botſchaft ertheilt hatte, war ohne alle Winkelzüge und völlig genugthuend geweſen; allein gleich nach ſeiner Abreiſe hatte man in den Behauſungen der Europäer und an den öffentlichen Plätzen in der Stadt ein Edickt angeſchlagen, worin allen Fremden oder Ausländern verboten ward, unter welchem Vorwand es auch ſeyn möchte, den Unterthanen des Kaiſers Geld zu leihen.

Ueber dieſe Maaßregel war in Canton eine allgemeine Beſtürzung entſtanden. Die Chineſiſchen Kaufleute, welche den Handelsgeſetzen ihres Vaterlandes zuwider Schulden gemacht hatten, und zum Theil die Rechtmäßigkeit der Forderung läugneten, fürchteten ſich, man möchte es in Peking erfahren, und der Kaiſer, der den Ruf eines ſtrengen und gerechten Regenten hat, könnte ſie dann mit dem Verluſt ihres Vermögens, oder gar am Leben ſtrafen. Von der andern Seite beſorgte der engere Ausſchuß (Select Committee) dem die Preſidentſchaft zu Madras die Sache der Gläubiger eifrigſt empfohlen hatte, daß ſie ſich mit der chineſiſchen Regierung in Canton überwerfen, und der Oſtindiſchen Compagnie in China unerſetzlichen Schaden zufügen möchte. Ferner erfuhr ich auch, daß die Mandarine gern die geringſte Gelegenheit und den elendeſten Vorwand aufſuchen, um ihren Handel zu unterbrechen, und daß man oft viele Weitläuftigkeiten und ſtets anſehnliche Ausgaben davon hat, wenn man die Aufhebung eines ſolchen Verbots bewirken will. Täglich vermehrten ſich die Abgaben, und ſchon waren alle Europäiſchen Faktoreyen der Meynung, daß man ſich bald genöthigt ſehen würde, entweder den chineſiſchen Handel ganz aufzugeben, oder ſich eben die Mishandlungen gefallen zu laſſen, denen ſich die Holländer in Japan unterwerfen.

Unter dieſen Umſtänden mußte allerdings die Ankunft der Reſolution und Discovery neue Unruhe verbreiten; und da ich keine Wahrſcheinlichkeit ſahe, meine Reiſe nach Canton vor der Hand fortſetzen zu können, ſo fertigte ich einen Brief an die Engliſchen Supercarguen dahin ab, um ihnen die Urſache unſerer Ankunft am Tigris zu melden, und ſie zu bitten, daß ſie mir einen Paß für mich ſchaffen, und den Ankauf der Vorräthe, deren wir nach einem beygeſchloſſenen Verzeichniſſe benöthigt wären, ſo ſchleunig als möglich beſorgen möchten. Am folgenden Morgen begleitete mich mein Landsmann an Bord, und zeigte uns die Lage des Hafens Taypa. Wir lichteten hierauf um halb ſieben Uhr die Anker, ließen ſie aber, da es uns an Wind gebrach, um acht Uhr in viertehalb Faden Tiefe wieder fallen. Hier begrüßte die Reſolution das Portugieſiſche Kaſtell mit elf Kanonen, die mit eben ſo viel erwiedert wurden. Frühe am vierten hoben wir unſere Anker nochmals auf, und warfen ſie bald darauf im Taypa wieder aus.

Der Comprador, mit dem wir zuerſt verabredet hatten, daß er uns mit Lebensmitteln verſehen ſollte, war mit einer kleinen Summe Geldes, die wir ihm zu dem Ende anvertraut hatten, durchgegangen; wir nahmen alſo einen andern an, der auch während unſeres ganzen Aufenthalts beyde Schiffe verſorgte, wobey er aber ſo heimlich zu Werke ging, daß er uns alles in der Nacht brachte. Er gab vor, es ſey gegen die Verordnungen des Hafens, daß er uns etwas bringe; allein wir argwohnten, er wolle entweder den Preis der Sachen die er uns lieferte, erhöhen, oder den Gewinn ſeines Gewerbes ganz genießen, ohne ihn mit den Mandarinen theilen zu müſſen.

Am neunten erhielt Capitain Gore von dem Ausſchuß der Engliſchen Supercarguen zu Canton die Antwort: ſie würden ſich alle Mühe geben, uns die verlangten Vorräthe ſo ſchleunig als möglich zu verſchaffen, und einen Paß für einen unſerer Officiere auszuwirken; ſie ſchmeichelten ſich aber, wir würden die Chineſiſche Regierungsform ſchon hinlänglich kennen, um die unvermeidlichen Verzögerungen ihrer wahren Urſach zuzuſchreiben.

Tages darauf bat ein Engliſcher Kaufmann aus einer von unſern Oſtindiſchen Niederlaſſungen den Capitain Gore, er möchte ihm einige Leute von ſeinen Schiffen leihen, die ein Schiff, welches er in Macao gekauft hatte, nach Canton hinaufführen ſollten. Herr Gore glaubte dies ſey eine gute Gelegenheit für mich dorthin zu kommen, und gab mir alſo den Befehl, meinen zweyten Lieutenant, den Lieutenant der Seeſoldaten und zehn Matroſen mitzunehmen. Ungeachtet nun dieſes eben nicht die Art war, wie ich Canton zu beſuchen wünſchte, ſo nahm ich doch keinen Anſtand mich an Bord zu begeben, da es ſehr ungewiß war, wenn der Paß ankommen würde, und da meine Gegenwart in Canton die Beſorgung unſerer Vorräthe ſehr befördern konnte. Vor meiner Abreiſe gab ich Herrn Williamſon Befehl, die Discovery ſobald als möglich in ſegelfertigen Stand zu ſetzen, und auf den Verdecken diejenigen Veränderungen vorzunehmen, wodurch ſie in beſſeren Vertheidigungsſtand geſetzt werden könnte. In Abſicht auf die Fortſetzung der Aſtronomiſchen Beobachtungen konnte ich mich gänzlich auf Herrn Trevenen verlaſſen.

Am elften December verließen wir den Hafen von Macao, und ſegelten nordwärts, bey Lantoa, Linting, und verſchiedenen kleinen Inſeln vorbey, die wir ſämmtlich rechts liegen ließen. Dieſe Eilande, und ſelbſt die Inſel Macao, welche links liegen bleibt, ſind gänzlich von Waldung entblößt; ihre Küſten ſind hoch, unfruchtbar, und unbewohnt, wenn nicht etwa gelegentlich Fiſcherleute ihren Aufenthalt daſelbſt nehmen. Indem wir uns der Bocca Tigris (Mündung des Tigris) näherten, welche dreyzehn Seemeilen von Macao entfernt iſt, beſtand die Küſte von China, oſtwärts, aus ſteilen weiſſen Felſen. Die beyden Feſtungen, welche die Mündung des Fluſſes beſtreichen, ſind noch in eben dem Zuſtande, worin ſie zu Lord Anſons Zeit waren; die zur linken iſt ein ſchönes, mit Wald umgebenes altes Schloß, das eine romantiſche Lage hat.

Von hier aus beſuchte uns ein Zollbeamter. Da der Eigenthümer des Schiffs beſorgte, daß es Unruhe verurſachen und unangenehme Folgen haben möchte, wenn man uns an Bord entdeckte, ſo bat er, daß wir ſo lange in die Kajüte hinunter gehen möchten. Ueberhalb der Feſtungen iſt die Breite des Fluſſes ungleich; die Ufer ſind niedrig und eben, und werden folglich von der Fluth weit umher überſchwemmt. Das Land zu beyden Seiten iſt platt, und wird zu Reisackern benutzt; aber höher am Fluſſe hinauf ſteigt es allmählig in ziemlich abſchüſſigen Bergen, deren Abhänge in Terraſſen getheilt, und mit ſüßen Bataten, Zuckerrohr, Yams, Piſangs und Baumwollenſträuchern bepflanzt ſind. Wir bemerkten hin und wieder viele hohe Pagoden zerſtreut, und in der Ferne verſchiedene Städte, von denen einige ziemlich groß zu ſeyn ſchienen.

Ob Wampu gleich nur neun Seemeilen von Bocca Tigris entfernt iſt, erreichten wir es doch erſt am 18ten, denn wir wurden von widrigen Winden aufgehalten, denen unſer leichtes Schiff keinen Widerſtand leiſten konnte. Wampu iſt eine kleine chineſiſche Stadt, vor welcher die Schiffe verſchiedener Europäiſcher Nationen liegen, um ihre Ladungen an Bord zu nehmen. Herr Sonnerat ſagt, der Fluß ſey höher hinaufwärts für ſchwerbeladene Schiffe nicht tief genug, wenn ihnen auch die Politik der Chineſer eine freye Fahrt bis nach Canton geſtatten ſollte; allein wie weit ſein Vorgeben gegründet ſey, kann ich um ſo weniger entſcheiden, da man ſchwerlich je einem Ausländer Erlaubniß gegeben hat, die

Sache

Sache ſelbſt zu unterſuchen. Die kleinen Inſeln, welche der Stadt Wampu gegenüber liegen, hat man den verſchiedenen Faktoreyen eingeräumt, die daſelbſt ihre Magazine und Waarenlager errichtet haben.

Ich eilte von Wampu ſogleich in einer Sampane, oder einem chineſiſchen Kahn, nach Canton, welches noch etwa drittehalb Seemeilen höher hinauf am Fluſſe liegt. Die Sampanen ſind unter allen Booten die ich je geſehen habe, die zierlichſten und für Reiſende die bequemſten. Ihre Größe iſt ſehr mannigfaltig; durchgehends haben ſie aber einen beynahe platten Boden, ſind in der Mitte ſehr breit, und laufen an dem hoch emporſtehenden und verzierten Schnabel und Hintertheil ſehr ſchmal zu. Ueber der Mitte wo wir ſaßen, wölbte ſich ein Dach von Bamburohr, welches man nach Gefallen aufziehen oder herunterlaſſen konnte; zur Seite waren kleine Fenſter mit Laden angebracht, und das ganze Zimmer war von innen ſehr artig mit Matten, Stühlen und Tiſchen meublirt. Im Hintertheil ſtand ein wächſernes Götzenbild in einem Gehäuſe von vergoldeten Leder, vor welchem in einem Topfe einige Kerzen von Harz und trockenen Spänen oder Lunte brannten. Die Miethe für dieſen Kahn koſtete einen Spaniſchen Thaler.

Es war ſchon finſter, als ich in Canton bey der Engliſchen Faktorey ausſtieg. Man empfing mich mit der äußerſten Gefälligkeit und Höflichkeit, ſo unerwartet auch dem engeren Ausſchuß, welcher damals aus den Herren Fitzhugh dermaligen Präſidenten Bevan und Rapier, beſtand, meine Ankunft war. Sie gaben mir ſogleich Auskunft wegen der Schiffsmunitionen, die ſie mir von den Compagnieſchiffen uberlaſſen könnten. Zwar bin ich vollkommen überzeugt, daß die Befehlshaber jener Schiffe uns mit allem beyzuſtehen wünſchten, was ſie nur ohne ihre eigne Sicherheit und das Intereſſe ihrer Principalen in Gefahr zu ſetzen, entbehren konnten: allein, genug ich fand mich in meinen Erwartungen ſehr getäuſcht, als ich in ihrem Verzeichniſſe kaum Einen Artikel von dem Tau- und Segelwerk fand, deſſen wir ſo nothwendig bedurften. Einigermaßen beruhigte mich indeß die angenehme Nachricht, daß die Schiffsvorräthe zum Einſchiffen bereit lägen, und daß man die Lebensmittel, die wir verlangten, in Einem Tage zuſammenkaufen könne. Um alſo meinen Aufenthalt ſo viel als möglich abzukürzen, erſuchte ich die Herren, mir morgen am Tage Junken, oder kleine Fahrzeuge, zu verſchaffen, damit ich übermorgen wieder abgehen könnte. Ich mußte aber zur Antwort hören; Geſchäfte dieſer Art lieſſen ſich hier zu Lande nicht ſo ſchnell abthun; zuerſt müſſe man Erlaubniß vom Vicekönig erhalten, und dann den Hoppo, oder erſten Zollaufſeher, um Tſchops (*chops*) oder Paſſierzettel erſuchen; dieſe Begünſtigungen würden aber erſt nach reiflicher Erwägung zugeſtanden; mit Einem Worte, Geduld ſey in China eine Haupttugend, und ſie, ihrer Seits, ſchmeichelten ſich mit der Hofnung, ſie würden mir den Aufenthalt in ihrer Faktorey, wenn ich auch einige Tage länger bliebe, als ich ihnen zu ſchenken Luſt bezeugte, ſo angenehm als möglich machen können.

Ich muß geſtehen, daß mir die artige Wendung dieſes Compliments damals wenig Genüge leiſtete; indeß konnte ich nicht umhin, mich über einen Vorfall zu beluſtigen, der ſich ſehr zu rechter Zeit ereignete, um mich zu überzeugen, wie richtig Alles, was man mir ſo eben geſagt hatte, und zugleich wie mißtrauiſch der Charakter der Chineſer ſey. Es war ſchon vierzehn Tage her, ſeitdem Capitain Gore wegen eines Paſſes an die Faktorey geſchrieben hatte. Die Herren des Ausſchuſſes hatten ſich auch ſogleich an einen der vornehmſten chineſiſchen Kaufleute gewendet, damit er ſich dieſem Geſchäft unterziehen, und die Sache bey dem Vicekönig betreiben möchte. Eben war ich mit dem Präſidenten im Geſpräch begriffen, als der Kaufmann hereintrat, und ihm mit einem ſehr zufriedenen, ſelbſtgefälligen Geſicht, die Nachricht brachte, daß ſein Geſuch endlich bewilliget worden ſey, und daß der Paßport für einen Officier des Ladrone Schiffs (oder Seeräubers) in einigen Tagen ausgefertigt werden ſollte. Der Präſident erwiederte ihm ſogleich, er möchte ſich in der Sache ja nicht weiter bemühen, denn der Officier — hier deutete er auf mich — ſey ſchon angelangt. Das Schrecken, welches den alten Mann bey dieſer Nachricht auf einmal ergrif, überſteigt alle Begriffe. Der Kopf ſank ihm auf die Bruſt, und ſeine Erſchütterung war ſo groß, daß der Sopha, worauf er ſaß, unter ihm bebte. Ob die Ladrone Schiffe, oder ſeine Landesregierung ihm dieſes Entſetzen verurſachten, konnte ich nicht entdecken. Als er einige Minuten lang in dieſem mitleidenswerthen Zuſtande da geſeſſen hatte, bat ihn Herr Bevan, er möchte nicht verzweifeln, und zugleich erzählte er ihm, mit welcher Gelegenheit ich nach Canton gekommen wäre, was mich herbrächte, und wie ſehr ich wünſchte, mich wieder auf den Rückweg machen zu können. Das Letztere ſchien ihm vorzüglich willkommen zu ſeyn, und ich faßte nun ſchon einige Hofnung, daß er ſelbſt mir zur Beſchleunigung meiner Abreiſe behülflich ſeyn würde. Aber als er allmählig wieder ſo viel Muth zuſammen nahm, um ſprechen zu können, zählte er mir vor, wie viele unvermeidliche Verzögerungen meinem Geſchäft im Wege ſtänden, wie ſchwer es ſey, Zutritt zum Vicekönig zu erlangen, wie groß die Eiferſucht und der Verdacht der Mandarinen gegen unſere wahren Abſichten wären, der, wie er ſich ausdrückte, durch die befremdenden Nachrichten, welche wir von uns ſelbſt gegeben hätten, unglaublich hoch geſtiegen ſey.

Ich wartete einige Tage mit großer Ungeduld auf gute Wirkung von unſrem Anſuchen; doch bemerkte ich nicht im geringſten, daß ſich die Sache zum Schluſſe neigte. Um alſo auf eine andere Art zum Zweck zu gelangen, hielt ich mich an den Befehlshaber eines Engliſchen Schiffes, aus Indien*), welcher am 25ſten unter Segel zu gehen gedachte. Dieſer verſprach mir, meine Leute nebſt den Vorräthen an Bord zu nehmen; auch in der Nähe von Maccao, falls das Wetter es erlaubte, ſo lange beyzulegen, bis wir ſie mit unſern Booten abgeholt hätten; aber dabey warnte er mich zugleich im voraus, daß er auch Gefahr laufe mit der Ladung in See getrieben zu werden. Bey der Ungewißheit, wozu ich mich entſchließen ſollte, brachte mir der Befehlshaber eines andern ſolchen Schiffes einen Brief vom Capitain Gore, worin er mir die Nachricht ertheilte, daß dieſer Mann mit ihm einig geworden ſey, uns von Canton herunter zu bringen, und auf ſeine Gefahr die Vorräthe, die wir erhielten, in dem Taipa abzuliefern. So waren denn alle Schwierigkeiten gehoben, und ich konnte unverzüglich den Einkauf unſerer Bedürfniſſe beſorgen. Mit dieſem Geſchäft kam ich am 26ſten zu Stande, und den folgenden Tag ſchifte ich die ganze Ladung ein.

Wir glaubten mit vieler Wahrſcheinlichkeit, daß wir in Canton den Pelzhandel auf das vortheilhafteſte würden betreiben können, und in dieſer Ueberzeugung hatte mich Capitain Gore erſucht, ungefähr zwanzig Meerotterfelle, welche größtentheils unſeren verſtorbenen Befehlshabern gehörten, mit dorthin zu nehmen, und ſie ſo gut als möglich anzubringen. Dieſer Auftrag verſchafte mir Gelegenheit einigermaßen mit dem Handelsgeiſt der Chineſer bekannt zu werden. Ich ſprach erſt mit einigen

---

*) In der Urſchrift: Country ſhips, nennen die Engländer die Schiffe, die von einem Aſiatiſchen Hafen in dem andern handeln, ohne je nach Europa zu kommen. G. F.

Engliſchen Supercarguen darüber, und bat, ſie möchten mich an irgend einen chineſiſchen Kaufmann weiſen, der Credit und Ruf hätte, und mir gleich anfangs einen billigen Preis böte. Man führte mich alſo zu einem Mitgliede des Hong, einer Geſellſchaft der vornehmſten Kaufleute in der Stadt, und ſagte ihm, was ich für einen Auftrag hätte. Er ſchien auch wirklich zu begreifen, was meine Pflicht dabey von mir forderte, und verſicherte, ich könnte mich auf ſeine Ehrlichkeit vollkommen verlaſſen; in einem Falle wie der gegenwärtige halte er ſich nur für einen Commiſſair oder Geſchäftsträger, und nehme auf ſeinen eigenen Vortheil nicht die geringſte Rückſicht. Als ich ihm endlich die Waare vorgelegt hatte, unterſuchte er alles Stück für Stück zu wiederhohltenmalen ſehr ſorgfältig, und ſagte endlich, er dürfe es nicht wagen, mehr als dreyhundert Thaler dafür zu geben. Allein ich wußte nach dem Preiſe, den unſre Meerotternfelle in Kamtſchatka gegolten hatten, daß er mir noch nicht die Hälfte ihres Werths anböte, und mußte daher gegen meinen Willen den Kaufmann machen. Ich beſtand nunmehr meiner Seits auf tauſend Thaler, und hierauf ſtieg mein Chineſer mit ſeinem Gebot auf fünfhundert. Dann bot er mir noch ein Privatgeſchenk an Thee und Porzellan, für meine Perſon, welches ſich auch auf hundert Thaler belief; dann eben ſo viel in baarem Gelde. Endlich wollte er ſiebenhundert Thaler geben. und nun ließ ich bis auf neunhundert ab. Da wir hier beyde nicht weiter nachgeben wollten, gingen wir auseinander. Aber bald kam der Chineſer mit einem Verzeichniß von Indiſchen Waaren zurück, die er mir nunmehr zum Tauſch anbot, und die ſich, wie ich hernach erfuhr, wenn er ſie ehrlich ausgeliefert hätte, auf mehr als den doppelten Werth ſeines vorigen Gebotes belaufen haben würden. Als er ſah, daß ich mich zu dieſem Handel nicht verſtehen wollte, ſagte er endlich: er wolle mit Einem Wort noch hundert Thaler zulegen. Darein willigte ich denn, weil ich des Streits ſchon herzlich müde war, und bekam alſo achthundert Thaler.

Da ich mich während meines hieſigen Aufenthalts nicht wohl befand, ſo hatte ich wenig Urſach mich über die engen Gränzen zu beklagen, welche die chineſiſche Staatsklugheit der Neugier eines jeden Europäers ſetzt. Sonſt wäre es allerdings höchſt unangenehm für mich geweſen, unter den Mauern einer ſo großen, an neuen Gegenſtänden reichen Stadt zu wohnen, ohne mich in ihre Thore wagen zu dürfen. Die Beſchreibungen welche le Comte und Dû Halde von dieſem Orte gemacht haben, ſind in jedermanns Händen; allein Herr Sonnerat hat neuerlich dieſe ehrwürdigen Patres vieler Uebereilung beſchuldigt, und daher ſind folgende Bemerkungen, welche mir die Engliſchen Herren, die ſich ſchon lange Zeit in Canton aufgehalten hatten, mitgetheilt haben, dem Publikum vielleicht nicht unwillkommen.

Canton hat, mit Inbegrif der alten und neuen Stadt und der Vorſtädte, ungefähr zehn Engliſche (zwey deutſche) Meilen im Umkreiſe. Die Volksmenge, würde ich, nach den Vorſtädten zu urtheilen, weit geringer ſchätzen, als ſie in einer Europäiſchen Stadt von gleicher Größe zu ſeyn pflegt. Le Comte giebt die Zahl der Einwohner auf anderthalb Millionen, und Dû Halde auf eine Million an; Herr Sonnerat hingegen beſtimmt ſie nur auf fünf und ſiebzig tauſend*), doch ohne uns die Gründe mitzutheilen, auf denen ſeine Berechnung beruht. Einiges Mistrauen erwecken übrigens ſeine Behauptungen ſchon um deswillen, weil er wenigſtens eben ſo eifrig bemüht iſt, alles was die Chineſer betrift herabzuwürdigen, als die Jeſuiten es vielleicht waren, alles in einem vergrößernden Lichte darzuſtellen. Nach folgenden Angaben ließe ſich vielleicht ein ungefährer Ueberſchlag herausbringen, der ſo ziemlich richtig ausfallen möchte. Ein chineſiſches Haus nimmt unſtreitig weit mehr Raum ein, als ein gewöhnliches Europäiſches; allein das Verhältniß von vier oder fünf zu eins, welches Herr Sonnerat annimmt, iſt zuverläßig zu groß. Hiezu kommt noch der Umſtand, daß ſehr viele Häuſer in den Vorſtädten chineſiſchen Kaufleuten gehören, die ihre Familien in der Stadt haben, und ſich jener Wohnungen blos zu ihren Geſchäften bedienen. Im Durchſchnitt beſteht aber ein chineſiſcher Haushalt aus mehreren Perſonen als ein Europäiſcher. Ein Mandarin hat nach Maaßgabe ſeines Ranges und Vermögens fünf bis zwanzig Frauen; ein Kaufmann drey bis fünf. Sogar unter der letztern Claſſe war in Canton ein Mann, der fünf und zwanzig Weiber und ſechs und dreyßig Kinder hatte; allein man nannte ihn mir auch als eine ungewöhnliche Ausnahme. Ein wohlhabender Handwerksmann hat gewöhnlich zwey Frauen; der gemeine Mann aber ſelten mehr als Eine. Die Bedienten ſind in jedem Hauſe wenigſtens noch einmal ſo zahlreich, als in Europäiſchen Familien von gleichem Range. Alſo, angenommen, daß ein chineſiſcher Haushalt um ein Drittel zahlreicher iſt, als ein Europäiſcher: ſo wird eine chineſiſche Stadt (wegen des größeren Raums den die Häuſer einnehmen) dennoch nur halb ſo viel Einwohner enthalten, als eine Europäiſche von gleicher Größe. Demzufolge möchten in Canton mit ſeinen Vorſtädten etwa hundert und funfzig tauſend Menſchen wohnen. Ueber die Anzahl der bewohnten Sampanen waren die Meynungen getheilt; aber keiner ſchätzte ſie geringer als vierzigtauſend. Sie liegen faſt reihenweiſe, dicht neben einander, und von einem Zwiſchenraum zum andern, bleibt nur eine enge Durchfahrt frey, worin die Kähne auf und abwärts fahren. Der Tigris iſt bey Canton etwas breiter als die Themſe bey London, und der ganze Fluß iſt wenigſtens eine Engliſche Meile weit auf dieſe Art mit Booten bedeckt; die Angabe von vierzigtauſend ſcheint mir alſo gar nicht übertrieben. Da nun in jeder Sampane eine Familie wohnt, ſo würde in der Vorausſetzung, daß jene Zahl richtig iſt, dieſe ſchwimmende Stadt allein ſchon beynahe dreymal ſoviel Einwohner enthalten als Herr Sonnerat für ganz Canton rechnet.

---

*) J'ai vérifié moi-même avec pluſieurs Chinois, la population de Canton, de la ville des Tartares, et de celle des bateaux, etc. Voyage aux Indes par M. Sonnerat. Tome II p. 14.

Die Kriegsmacht in der Provinz, wovon Canton die Hauptſtadt iſt, beläuft ſich auf funfzigtauſend Mann. Zwanzigtauſend ſollen allein in und um die Stadt liegen. Zum Beweiſe hiervon erzählte man mir, es wären bey Gelegenheit einiger Unruhen, die ſich in der Stadt ereignet hätten, innerhalb wenigen Stunden dreyßig tauſend Mann Truppen zuſammengezogen worden.

Die Straßen ſind lang, meiſtens enge und unregelmäßig, aber mit großen Steinen gut gepflaſtert, und werden ſehr reinlich gehalten. Die Häuſer ſind von Backſteinen erbaut, nur ein Stockwerk hoch, und haben zwey oder drey Hinterhöfe, wo ſich die Waarenlager, und, wenn die Häuſer in der Stadt liegen, die Wohnungen der Weiber befinden. Eine geringe Anzahl der ſchlechteſten Häuſer ſind von Holz erbauet. Die Häuſer der Europäiſchen Faktoren ſtehen an einem ſchönen Kay(*Quai*) und bilden längs dem Fluſſe eine regelmäßige, zwey Stockwerk hohe Faſſade. Ihre innere Einrichtung iſt halb in Europäiſchem, und halb in Chineſiſchem Geſchmack. Gleich daneben ſind mehrere Häuſer befindlich, welche Chineſiſchen Eigenthümern gehören, aber an Schiffscapitaine und Kaufleute, ſo lange ſie ſich in Canton aufhalten, vermiethet werden. Kein Europäer darf ſeine Frau mit nach Canton bringen. Daher wohnen die Engliſchen Supercarguen alle beyſammen, und ſpeiſen auch an Einem Tiſch, den ihnen die Compagnie giebt obgleich übrigens jeder ſeine abgeſonderte Wohnung hat, die aus drey bis vier Zimmern beſteht. Sie bleiben hier ſelten länger als acht Monathe im Jahr, und ſind während dieſer Zeit ſo emſig mit dem Dienſt der Compagnie beſchäftigt, daß ſie ſich deſto leichter dem Zwang welchen die Chineſer ihnen auferlegen, unterwerfen können. Sehr ſelten, ausgenommen in öffentlichen Angelegenheiten, geben ſie Beſuche in der Stadt, und nichts ſtößte mir einen verächtlicheren Begrif von den Chineſern ein, als daß ſie unter ſo vielen liebenswürdigen und verdienſtvollen Männern, deren einige ſchon gegen funfzehn Jahre hier wohnen, noch mit keinem jemals weder eine freundſchaftliche noch eine geſellſchaftliche Verbindung geſchloſſen haben. Sobald das letzte Schiff von Wampu abgeht, müſſen die Europäer alle nach Maccao gehen. Zum Beweiſe, daß eine vortrefliche Polizey in dieſem Lande herrſcht, kann man anführen, daß ſie ihr baares Geld, welches zuweilen gegen hundert tauſend Pfund Sterling beträgt, im Hauſe zurücklaſſen, ob ſie gleich keine andre Sicherheit haben, als das Siegel des Vicekönigs, der Mandarinen und der Kaufleute, die den Hong ausmachen.

Während meiner Anweſenheit in Canton führte mich einer der Engliſchen Herren zu einem dortigen Manne vom erſten Range. Man empfing uns in einem langen Zimmer oder einer Gallerie. An dem oberſten Ende deſſelben ſtand ein Tiſch, mit einem großen Stuhl dahinter, und auch zu beyden Seiten des Zimmers waren längs den Wänden Reihen von Stühlen hingeſtellt. Man hatte mich im voraus belehrt, daß die feinſte Höflichkeit darin beſtünde, das Niederſitzen ſo lange als möglich zu verbitten; es koſtete mich alſo keine Mühe, der Etiquette in dieſem Stück völlig Genüge zu leiſten. Hierauf bewirthete man uns mit Thee, nebſt einigen eingemachten und friſchen Früchten. Unſer Wirth war ſehr wohlbeleibt, hatte ein ſchwerfälliges, nichtsbedeutendes Geſicht, und betrug ſich mit vieler Gravität. Er ſprach etwas gebrochen Engliſch und Portugieſiſch, und führte uns, nachdem wir die Erfriſchungen genoſſen hatten, in ſeinem Hauſe und Garten umher, um uns alle die Verbeſſerungen zu zeigen, die er darin vorzunehmen gedachte, und hierauf nahmen wir von ihm Abſchied.

Um alle Weitläuſtigkeiten und Zögerungen, welche das Anſuchen um einen Paß verurſacht haben würde, zu vermeiden, und die unnöthige Ausgabe von zwölf Pfund Sterling (zwey und ſiebzig Thaler) welche die Miethe einer Sampane betragen hätte, zu erſparen, hatt'ich mich ſchon entſchloſſen zugleich mit den Schiffsvorräthen auf dem vorerwähnten Fahrzeuge nach Macao zurückzukehren. Allein zwey Engliſche Herren, die einen Paß auf vier Perſonen ausgewirkt hatten, luden mich ein, daß ich mit ihnen in einem Chineſiſchen Boote Platz nehmen ſollte. Ich empfahl daher Herrn Lannon die Sorge für unſere Sachen und Leute, die den nächſtfolgenden Tag abgehen ſollten, und begab mich nebſt Herrn Philips zu meinen neuen Geſellſchaftern. Von den Supercarguen nahmen wir am 26ſten Abends Abſchied, nachdem wir ihnen vorher für die vielen Verbindlichkeiten die wir ihnen ſchuldig waren gedankt hatten, unter denen ich billig eines anſehnlichen Geſchenks an Thee zum Gebrauch beyder Schiffe, und einer großen Sammlung von Engliſchen periodiſchen Schriften erwähnen muß, womit wir uns auf der langweiligen Rückreiſe die Zeit verkürzten, und wodurch wir in Stand geſetzt wurden, in Abſicht der Angelegenheiten unſeres Vaterlandes nicht als völlige Fremdlinge zurückzukehren. Um ein Uhr am folgenden Morgen verließen wir Canton, und kamen am folgenden Tage, den 28ſten ungefähr um eben die Stunde zu

Maccao an. Wir folgten übrigens bey unſerer Fahrt einem Arm des Fluſſes, welcher dem, den wir hinangeſchifft waren, gegen Weſten liegt.

Während meiner Abweſenheit hatten unſere Leute und die Chineſer einen ſtarken Handel mit Meerotterfellen getrieben, die täglich im Werthe ſtiegen. Ein Matroſe allein, verkaufte ſeinen Vorrath um achthundert Thaler, und einige vorzüglich gute Felle, welche rein und unbeſchädigt waren, galten das Stück hundert und zwanzig Thaler. Auch bin ich überzeugt, daß der ganze Gewinn an Gelde und Waaren, den beyde Schiffe für das Pelzwerk löſeten, nicht weniger als zweytauſend Pfund Sterling (12000 Thaler) betrug, obgleich allgemein zugegeben ward, daß wenigſtens zwey Drittel des Pelzwerks, welches wir urſprünglich von den Amerikanern erhandelt hatten, theils verderben und abgetragen, theils in Kamtſchatka umgeſetzt, verſchenkt oder ſonſt veräußert worden war. Hiezu kommt noch, daß wir anfänglich bey dem Eintauſch dieſes Pelzwerks den hohen Werth deſſelben noch nicht kannten; daß die meiſten Felle ſchon von den Amerikanern ſelbſt getragen worden waren; daß unſere Leute ſie mit geringer Sorgfalt aufbewahrt und oft als Bettdecken und Kleidungsſtücke gebraucht hatten, und endlich, daß die Chineſer uns ſchwerlich je den ganzen Werth dafür bezahlten. Mich dünkt dies alles zuſammengenommen, ſtellt eine Reiſe, die man in Handelsabſichten nach den Weſtküſten von Nordamerika unternähme, ſo auffallend vortheilhaft dar, daß ich das Publikum noch einige Augenblicke länger damit unterhalten darf.

Unſere Matroſen geriethen durch den vortheilhaften Abſatz dieſer Waare in eine Art von raſender Begierde, wieder nach dem Cooksfluß zurückzukehren, um dort eine neue Ladung von Pelzwerk zu holen, und auf einmal reich werden zu können, ſo daß ſchon einmal nicht viel an einem Aufſtand fehlte. Ich ſelbſt machte mir das

Vergnügen, ein Project zu entwerfen, welches mir unſere ſehlgeſchlagene Erwartung in Anſehung der Japaniſchen Inſeln und der Nordküſte von China zuerſt eingegeben hatte. Die Oſtindiſche Compagnie würde es, wie ich noch jetzt überzeugt bin, nicht nur ohne Koſten, ſondern mit der Ausſicht auf einen anſehnlichen Gewinn unternehmen können, ungeachtet vielleicht wegen der Lage unſerer politiſchen Angelegenheiten, oder wegen größerer Schwierigkeiten als ich mir anfangs vorgeſtellt hatte, bis jetzt noch kein dergleichen Verſuch gemacht worden iſt. Der Plan, den ich in meinem Tagebuch vorfinde und noch immer mit Partheylichkeit anſehe, iſt folgender:

Ich würde erſtlich vorſchlagen, daß jedes von der Compagnie nach China beſtimmte Schiff, einige überzählige Mannſchaft mitnehmen ſollte, die ſich zuſammen auf hundert Matroſen beliefen. Zwey Fahrzeuge, eines von zwey hundert, das andere von hundert und funfzig Tonnen, können, wie man mich verſicherte, zu Canton beſtellt und gekauft werden; und da die Lebensmittel dort nicht theurer ſind als in Europa, ſo rechne ich, daß die ganze Ausrüſtung, einen Jahres-Sold und die Vorräthe ſo wie den Kaufpreis der Schiffe mit eingeſchloſſen, mit ſechs tauſend Pf. Sterling (36000 Rthlr.) beſtritten werden könnte. Die Ausgabe für die nöthigen Tauſchwaaren iſt ſo geringe, daß ſie kaum Erwähnung verdient. Ich würde zu dem Ende empfehlen, daß jedes Schiff fünf Tonnen rohes Eiſen, eine Schmiede und einen geſchickten Schmid an Bord haben müßte, welcher die Werkzeuge, die bey den Amerikanern den meiſten Abgang finden, zu verfertigen hätte. Es iſt zwar ganz richtig, daß wir mit einem Dutzend großer grüner Glasperlen ſechs der ſchönſten Felle eingetauſcht haben; allein bekanntlich hängt bey jenen Völkern der Geſchmack an ſolchen Zierrathen ſehr von Laune ab, und Eiſen bleibt die einzige zuverläſſige Waare für den dortigen Handel. Man könnte noch einen Vorrath*) von zugeſpitzten Meſſern, einige Ballen grobes Wollentuch, (denn Leinwand wollten ſie nicht nehmen) und ein Paar Fäſſer voll kupfernes und gläſernes Spielwerk hinzufügen. Zwey Schiffe müßten übrigens nothwendig ausgerüſtet werden, theils um die Expedition beſſer zu ſichern, theils weil ich der Meynung bin, daß niemals einzelne Schiffe auf Entdeckungen ausgeſchickt werden dürfen.

Wenn die Schiffe zum Auslaufen fertig ſind, müſſen ſie zu Anfang des Südweſt-Monſuns, der gewöhnlich im Anfang des Aprils eintritt, unter Segel gehen, und längs der Küſte von China nordwärts ſchiffen, ſo, daß ſie bey der Mündung des Fluſſes Kyana oder des Fluſſes der bey Nanking vorbeyfließt, anfangen die Küſte genauer aufzunehmen, da man bis jetzt, in Europäiſchen Schiffen, nicht weiter als zum 30ſten Grad der Breite gekommen iſt. Der Umfang des tiefen Meerbuſens Hoang-Hay, oder des gelben Meeres, iſt ebenfalls noch unbekannt, und es muß der Klugheit des Befehlshabers überlaſſen werden, wie weit er ſich hineinwagen dürfe, doch darf er ſich nicht gar zu tief hineinbegeben, damit es ihm nicht an Zeit zur Fortſetzung ſeiner übrigen Reiſe fehlen möge. Mit gleicher Klugheit muß er zu Werke gehen, wenn er in der Meerenge Tiſſoi ankommt, und bey günſtigem Winde und Wetter die erwünſchte Gelegenheit hat, die Inſeln von Jeſo zu entdecken.

Wenn man bis zu 51° 40′ nördlicher Breite gekommen iſt, wo die Südſpitze der Inſel Sogalien liegt, kömmt man an die See oder den Buſen von Ochotsk, der ſchon hinlänglich bekannt iſt, und kann alſo von da ſüdwärts ſteuern, um die ſüdlichſten Kurilen Inſeln aufzuſuchen. Dies kann ungefähr im Anfang des Junius geſchehen. Auf Urup oder Nadisda muß, laut den Rußiſchen Berichten, ein bequemer Hafen ſeyn, wo die Schiffe Holz und Waſſer an Bord nehmen, und ſich mit den etwa dort vorgefundenen Erfriſchungen verſorgen können. Gegen das Ende des Junius müſſen ſie den Lauf nach den Schumaginsinſeln, und ſo weiter nach dem Cooks-Strom richten, und ſo wie ſie längs der Küſte ſegeln, ſo viele Felle, als ſie ohne großen Zeitverluſt bekommen können, eintauſchen, indem ſie noch eine Fahrt nach Süden vor ſich haben, um die ganze Küſte vom 56ſten bis zum 50ſten Grad nördlicher Breite wo uns widrige Winde davon abtrieben, mit der größten Genauigkeit aufzunehmen. Den Einkauf des Pelzwerks betrachte ich allerdings als eine Nebenſache, bloß um die Koſten der Unternehmung wieder herauszubringen; allein, nach demjenigen, was wir auf unſerer Reiſe erfahren haben, zu urtheilen, bin ich überzeugt, daß man ohne allen Zeitverluſt zwey hundert und funfzig Felle, das Stück hundert Thaler werth einſammeln kann, weil man ſie auch noch ſüdwärts von Cooks Fluſſe antreffen wird. Nach einem dreymonatlichen Aufenthalt an der Küſte von Amerika müßte ziemlich früh im October die Rückreiſe nach China angetreten werden, doch ſo, daß man ſoviel als möglich eine noch unverſuchte Laufbahn nähme. Sollte der Pelzhandel auf dieſe Art ein beſtimmter Gegenſtand der oſtindiſchen Compagnie werden, ſo würden ſich alsdenn auch öftere Gelegenheiten ereignen, die etwa das erſte mal noch übrig gebliebenen Entdeckungen nachzuholen*).

---

*) A few groſs; — 1 Groſs hält zwölf Dutzend. G. F.

---

*) Die Zeitungen haben im vorigen Jahre einer Reiſe von Canton nach Amerika erwähnt, die ſehr gut ausgefallen ſeyn ſoll; allein darin ſcheint Herr King die oſtindiſche Compagnie und ihre Beamten verkannt zu haben, daß er Entdekungsreiſen von ihnen erwartet. Was in jener

Der Handel mit unſern Meerotterfellen hatte nunmehr eine ſeltſame und zum Theil poßierliche Veränderung im Anzuge unſerer Matroſen verurſacht. Als wir im Taypa ankamen, war die Kleidung unſerer jüngeren Officire und Matroſen ſo zerlumpt, als man es ſich nur denken kann; denn unſere Reiſe dauerte ſchon beynahe ein Jahr länger, als man anfänglich gerechnet hatte, und folglich war der ganze Vorrath von Europäiſchen Kleidungsſtüken längſt zerriſſen, oder mit Pelzfleckchen und den mancherley Zeugen, die wir hin und wieder eingetauſcht hatten, ausgeflickt worden. Hier nun kamen um den Contraſt noch ſchneidender zu machen, noch die bunteſten Chineſiſchen Seiden- und Baumwollenzeuge hinzu.

Am 30ſten kam Herr Lanyon mit den Munitionen und Lebensmitteln, welche ſogleich in gehörigem Verhältniß auf beyden Schiffen vertheilt wurden. Tages darauf ſchickte ich dem Schiffe, welches unſere Sachen von Canton gebracht hatte, einem mit dem Capitain Gore geſchloſſenen Vergleich zufolge, unſern Pflicht-Anker, und erhielt dagegen ſeine Kanonen, die man bisher zum Feſtmachen des Schiffes gebraucht hatte.

Während unſeres Aufenthalts im Hafen Taypa zeigte man uns den Garten eines Engländers in Macao, und in demſelben den Felſen, unter welchem der Dichter Camoens geſeſſen, und ſeine Luſiade gedichtet haben ſoll. Es iſt ein hoher Berg von feſtem Stein, der den Eingang einer dahinter in den Berg gegrabenen Höhle ausmacht. Ueber dieſen Felſen breiten große ſchattigte Bäume ihre Zweige aus, und man hat von dem-

---

Gegend noch zu entdecken oder genauer zu beſtimmen, und zu berichtigen iſt, kann wohl der Geographie und den Wiſſenſchaften überhaupt von niemand eher geſchenkt werden, als von Rußlands großer Beherrſcherin, deren Reich ſich bis an jenen Ocean erſtreckt. G. F.

ſelben eine weit ausgedehnte prächtige Ausſicht auf das Meer und die darin umher geſäeten Inſeln.

Am elften Januar 1780 gingen zwey Matroſen von der Reſolution mit dem ſechs rudrigen Boote (*Cutter*) durch. Alles Nachſuchens ungeachtet haben wir nie wieder etwas von ihnen gehört, man vermuthete aber, dieſe Leute hätten ſich durch die blendende Hofnung, auf einer zweyten Reiſe nach den Pelzinſeln ihr Glück zu machen, zu dieſem Schritt verführen laſſen.

Während unſeres hieſigen Aufenthalts im Taypa hörten wir kein Wort von einer Ausmeſſung der Schiffe; Lord Anſons Entſchloſſenheit ſcheint es alſo dahin gebracht zu haben, daß die Chineſer ſeitdem auf dieſen, damals ſo heftig beſtrittenen, Punkt nicht mehr beſtehen.

Ich muß auch noch folgende nautiſche Beobachtungen anführen, welche wir an dieſem Orte anſtellten.

Die Breite worin der Hafen Macao belegen iſt, beträgt	22° 12′ —″ N.
Die Länge	113° 49′ —″ O.
Die Breite des Ankerplatzes im Taypa	22° 9′ 20″ N.
Die Länge	113° 48′ 34″ O.
Mittlere Inclination des Nordpols der Magnetnadel	21° 1′ —″
Abweichung der Magnetnadel	—° 19′ —″ W.

Bey Voll- und Neumond tritt die höchſte Fluth im Taypa um 5 Uhr 15 Minuten, und im Hafen von Macao um 5 Uhr 50 Minuten ein. Die größte Höhe beträgt ſechs Fuß und einen Zoll. Die Fluth ſcheint von Südoſten her zu kommen, doch ließ ſich dieſes wegen der vielen Inſeln die vor der Mündung des Fluſſes von Canton liegen, nicht ganz genau beſtimmen.

Bey dem folgenden Preisverzeichniß der Lebensmittel, wie es für das Jahr 1780 beſtimmt worden iſt, muß ich zuvor bemerken, daß von jeder Sache das Beſte in ſeiner Art verſtanden wird, und daß die Preiſe nur den Ausländer

länder angehen, indem die Landesunterthanen alles um ein Drittel wohlfeiler erhalten †).

Preiſe der Lebensmittel in Canton im Jahre 1780.

	L.	Sh.	d.	
Ananas	—	4	—	für 20 Stück.
Arrack	—	—	8	die Flaſche.
Butter	—	2	4$\frac{4}{5}$	das Catty*)
Rindfleiſch, in Canton	—	—	2$\frac{1}{2}$	—
— in Maccao	—	—	5$\frac{1}{5}$	—
Vogelneſter	3	6	8	—
Biscuit	—	—	4	—
Becha de mar **)	—	2	—$\frac{4}{5}$	—
Kalbfleiſch	1	6	9$\frac{3}{5}$	das Stück.
Kalwanſen, getrocknete	—	—	2$\frac{2}{5}$	das Catty.
Kohl aus Nanking	—	—	4$\frac{2}{5}$	—
Ingredienzen des Curry, einer aſiatiſchen Brühe	—	1	4	—
Kaffee	—	1	4	—
Kokosnüße	—		4	das Stück.
Holzkohlen	—	3	4	das Pekul.
Coxice	—	1	4	das Catty.
Cantoniſche Nüße	—	—	4	—
Kaſtanien	—	—	2$\frac{3}{5}$	—
Herzmuſcheln	—	—	4$\frac{1}{5}$	—
Enten	—	—	5$\frac{1}{5}$	—

---

†) Um die hier angegebenen Engliſchen Preiſe nach unſerm Fuß zu brechnen, muß man nicht vergeſſen, daß ein Pfund Sterling (L.) etwa ſechs Thaler gilt, und daß zwanzig Schillinge (Sh.) ein Pfund, ſo wie zwölf Pfennige (d) einen Schilling ausmachen. G. F.

*) Catty, ein chineſiſches Pfund hält 18 Unzen, und ein Pekul ſind 100 Catty.

**) Vermuthlich der Portugieſiſche Name des Calmars, Sepia octopodia. Es kommen in der Folge mehrere unbekannte Artikel vor, die ich ſo laſſe, wie ſie ſind. G. F.

Wilde Enten	—	1	$\frac{3}{5}$	das Stück.
Hirſchſehnen	—	2	$1\frac{3}{5}$	das Catty.
Aal	—	—	$6\frac{2}{5}$	—
Eyer	—	2	—	das Hundert.
Fiſche, gemeine Sorten	—	—	$3\frac{1}{5}$	das Catty.
— beſte Sorte	—	—	$6\frac{2}{5}$	—
— geſalzene von Nanking	—	—	$9\frac{3}{5}$	—
Früchte	—	—	$1\frac{3}{5}$	—
— von Nanking	—	2	—	—
Fröſche	—	—	$6\frac{2}{5}$	—
Mehl	—	—	$1\frac{76}{100}$	—
Hüner, Kapaunen u. ſ. w.	—	—	$7\frac{1}{5}$	—
Fiſchmagen	—	2	$1\frac{3}{5}$	—
Gänſe	—	—	$6\frac{2}{5}$	—
Gemüsarten	—	—	$1\frac{3}{4}$	—
Graß	—	—	$2\frac{2}{5}$	das Bund.
Weintrauben	—	1	— $\frac{4}{5}$	das Catty.
Schinken	—	1	$2\frac{2}{5}$	—
Hirſchhorn	—	1	4	—
Schweineſpeck	—	—	$7\frac{1}{5}$	—
Schweine, lebendig	—	—	$4\frac{3}{4}$	—
Böckchen, lebendig	—	—	$4\frac{3}{4}$	—
Limonen	—	—	— $\frac{4}{5}$	—
Litchis, getrocknet	—	—	$2\frac{2}{5}$	—
Locksoy	—	—	$6\frac{2}{5}$	—
Lobchocks	—	—	$5\frac{1}{5}$	—
Lampenöl	—	—	$5\frac{3}{5}$	—
Lampen-Tochte	—	—	8	—
Melonen	—	—	$4\frac{3}{5}$	das Stück.
Milch	—	—	$1\frac{1}{4}$	das Catty.
— Moccao	—	—	$3\frac{1}{5}$	—
Senfſamen	—	—	$6\frac{2}{5}$	—
Eingemachte Schwämme	—	2	8	—
Friſche Schwämme	—	1	4	—
Auſtern	—	3	4	das Pekul.

Zwiebeln, getrocknete	—	—	$2\frac{3}{5}$	das Catty.
Schweinefleiſch	—	—	$7\frac{1}{5}$	—
Ferken	—	—	$5\frac{3}{5}$	—
Paddy (d. i. Reis in der Hülſe)	—	—	$\frac{4}{5}$	—
Pfeffer	—	1	$\frac{4}{5}$	—
Faſanen	—	5	4	das Stück.
Rebhüner	—	—	$9\frac{3}{5}$	—
Tauben	—	—	$5\frac{1}{5}$	—
Granatäpfel	—	—	$2\frac{2}{5}$	—
Wachteln	—	—	$1\frac{3}{5}$	—
Kaninchen	—	1	4	—
Reis	—	—	2	das Catty.
— rother	—	—	$2\frac{2}{5}$	—
— grober	—	—	$1\frac{1}{5}$	—
— Japaniſcher	—	—	8	—
Roſinen	—	2	—	—
Schafe	3	6	8	das Stück.
Schnepfen	—	—	$1\frac{1}{2}$	das Catty.
Stör	—	4	$9\frac{3}{5}$	—
— kleiner	—	2	$4\frac{4}{5}$	—
Zucker	—	—	$3\frac{1}{5}$	—
Salz	—	—	$1\frac{3}{5}$	—
Salpeter	—	2	$1\frac{3}{5}$	—
Soja	—	—	$1\frac{3}{5}$	—
Gewürze	—	16	8	—
Zuckerwerk (Confituren)	—	—	$6\frac{3}{5}$	—
Sago	—	—	$3\frac{1}{5}$	—
Sallat	—	—	$2\frac{2}{5}$	—
Hayfiſchfloßen	—	2	$1\frac{3}{5}$	—
Samſui-ſoya (Soga mit Branntwein)	—	—	$2\frac{3}{5}$	—
Kriek-Enten	—	—	$6\frac{2}{5}$	das Stück.
Schildkröten	—	—	$9\frac{3}{5}$	das Catty.
Thee	—	2	—	—
Curcuma oder Gilbwurz	—	—	$2\frac{3}{5}$	—

Tamarinden	—	—	8	das Catty.
Weineſſig	—	—	1⅕	—
Nudeln (Vermicelli)	—	—	3⅕	—
Wachslichter	—	3	—	—
Welſchenüße	—	—	4⅘	—
Holz	—	1	4	das Pekul.
Waſſer	—	6	8	für 100 Eimer
Miethe der Faktorey Pobo	400	—	—	— jährlich.
— — Lunſuhn	316	13	4	—
Reis für die Bedienten	—	8	—	monatlich.
Lohn der Bedienten	—	19	2⅖	—
Lohn der Bedienten während der Handelsmonate.	20 Spaniſche Thaler.			
Lohn eines Haushofmeiſters	80 Span. Thal. jährlich.			
— Kellermeiſters	80	—		—*)

Preiſe des Arbeitslohns.

Ein Kuli oder Laſtträger	—	—	8 (5 gr.) täglich
Ein Schneider	—	—	5 (3 gr. nebſt Reis)
Ein Handwerker	—	—	8 —
Ein gemeiner Tagelöhner	—	—	3 bis 5 d. (2 gr. bis 3 gr. 8 pf.)

Das Arbeitslohn für Frauensperſonen iſt um vieles wohlfeiler.

---

*) Das obige Preisverzeichniß kann zugleich zum Maaßſtabe der Chineſiſchen Leckerhaftigkeit dienen, denn es iſt zum Erſtaunen, wie außer allem Verhältniß theuer die verſchiedenen Arten von Leckerbiſſen bezahlt werden. G. F.

Achtzehntes Hauptſtück.

Abfahrt aus dem Taypa. Befehle des Franzöſiſchen Hofes in Anſehung Capitain Cooks, und unſere deshalb gefaßte Entſchließung. Bleywurf auf der Macclesfield-Bank. Fahrt bey bey Pulo Sapata vorüber nach Pulo Condor. Ankunft daſelbſt. Begebenheiten während unſeres Aufenthalts. Reiſe nach der Hauptſtadt. Beſuch von einem Mandarin. Unterſuchung ſeiner Briefſchaften. Erfriſchungen, welche daſelbſt zu haben ſind. Beſchreibung des gegenwärtigen Zuſtandes der Inſel und ihrer Produkte. Widerlegung einer Behauptung des Herrn Sonnerat. Aſtronomiſche und Nautiſche Beobachtungen.

Mittags am 12ten Januar, 1780, lichteten wir die Anker und reinigten unſere Kanonen, deren ich auf meinem Schiffe nunmehr zehn aufgepflanzt hatte, ſo daß wir aus vier neuen Oefnungen im Nothfall ſieben Stücke auf einer Seite brauchen konnten. Auf gleiche Art waren an Bord der Reſolution die Kanonen von zwölf bis auf ſechszehn vermehrt worden, und in beyden Schiffen ging ein ſtarkes Vertheidigungswerk (*barricade*) um die Verdecke, wobey noch alle andere Einrichtungen getroffen waren, um unſerer kleinen Macht ſo viel als möglich einiges Anſehen zu geben. Wir hielten es für unſere Pflicht dieſe Vorkehrungen zu treffen, ob wir gleich mit einigem Grunde glauben konnten, daß die Großmuth unſerer Feinde ſie überflüßig gemacht hätte. In Canton erfuhren wir nämlich, daß man in den zuletzt aus England angekommenen Zeitungsblättern die Nachricht geleſen habe, es ſey an Bord aller in Europa eroberten Franzöſiſchen Kriegsſchiffe ein Befehl gefunden worden, die Schiffe welche unter Capitain Cook ausgelaufen wären, falls man ihnen begegnete, unangefochten auf ihrem Wege fortgehen zu laſſen. Auch der Amerikaniſche Congreß, hieß es, habe gleiche Befehle ertheilt, und die Privatbriefe an verſchiedene Supercarguen beſtätigten dieſe Neuigkeit. Dieſe großmüthige Ausnahme, die man zu unſerm Vortheil machte, bewog Herrn Capitain Gore, ſich aller Gelegenheiten, wo er etwa hätte Priſen machen können, zu enthalten, und auf der ganzen Reiſe die ſtrengſte Neutralität zu beobachten.

Um zwey Uhr Nachmittags gingen wir unter Segel, und begrüßten das Fort von Macao mit elf Kanonen, worauf mit einer gleichen Anzahl geantwortet wurde. Um fünf Uhr legte ſich der Wind, und das Schiff gerieth in eine ſeichte Stelle, von der wir es indeß ohne den mindeſten Schaden wieder abzogen. Wegen der fortdauernden Windſtille konnten wir erſt um acht Uhr aus dem Hafen bogſiret werden. Bis um neun Uhr Morgens blieben wir vor dem Eingang liegen, und gingen dann erſt mit einem friſchen Oſtwinde weiter. Um Mittag begrüßte uns ein Schwediſches Schiff, welches auf der Rückreiſe nach Europa vor uns vorbeyſegelte. Am 16ten, um acht Uhr Abends, fanden wir auf der Macclesfieldbank in funfzig Faden Tiefe einen Grund von weißen Sand und Muſcheln. Dieſer Theil der Bank liegt nach unſern Beobachtungen in 15° 51′ nördlicher Breite und 114° 20′ öſtlicher Länge genau wie Herrn Dalrymple's Karte ihn angiebt. Ueberhaupt bedarf dieſe vortrefliche Arbeit keiner Beſtätigung; allein insbeſondere in dieſem Falle konnten wir ihrer Richtigkeit durch viele Mondsbeobachtungen, dergleichen wir ſeit der Abfahrt aus dem Taypa täglich anſtellten, das beſte Zeugniß geben. Am 19ten um vier Uhr Nachmittags ſahen wir Pulo Sapata, ein kleines, hohes, kahles Eiland, welches wie ein Schuh

(Portugieſiſch, Sapata) geſtaltet iſt, und nach unſeren Beobachtungen in 10° 4′ nördlicher Breite und 109° 10′ öſtlicher Länge liegt. Der Wind war indeſſen ſo ſtark geworden, daß wir unſere Marsſegel ganz einreffen mußten. Vermuthlich giebt es hier eine Strömung im Meere; denn wir fanden uns zwiſchen dem 19ten und 20ſten, in vier und zwanzig Stunden, zwey und vierzig Meilen vorwärts nach Südſüdweſten getrieben. Von Pulo Sapata lieſen wir nach Weſten, und fanden um Mitternacht einen ſchönen Sandgrund in funfzig Faden Tiefe. Mittags am 20ſten befanden wir uns in 8° 46′ nördlicher Breite und 106° 45′ öſtlicher Länge und eine halbe Stunde darauf erblickten wir Pulo Condor im Weſten. Nachmittags um ſechs Uhr gingen wir in dem Hafen an dem Südweſtende dieſer Inſel, welcher nach Nordweſten offen, und folglich gegen den nordöſtlichen Monſun geſichert iſt, in ſechs Faden Tiefe vor Anker.

So bald wir die Schiffe in Sicherheit gebracht hatten, ließ Capitain Gore eine Kanone löſen, um die Einwohner von unſerer Ankunft zu benachrichtigen, und ſie an den Strand zu ziehen; allein dieſer Schuß that keine Wirkung. Früh am folgenden Morgen ſchickten wir Leute aus, die Holz fällen ſollten, um deſſentwillen Capitain Gore hier hauptſächlich angelegt hatte. Nachmittags riß ein unverhofter Windſtoß das Kabeltau unſeres Stromankers entzwey, ſo daß wir das Schiff nunmehr mit beyden Bugankern feſtmachen mußten. Ungeachtet wir eine zweyte Kanone abgefeuert hatten, ließen ſich doch noch keine Einwohner blicken. Capitain Gore entſchloß ſich alſo ans Land zu gehen, und ſie ſelbſt aufzuſuchen, damit ohne weitern Zeitverluſt der Handel um Lebensmittel eröfnet werden könnte. Am 22ſten des Morgens ging er mit mir in einem Boote rund um die Nordſpitze des Hafens, weil es wegen des ſtarken Oſtwindes nicht rathſam war, in unſeren Booten der Küſte bis an die Stadt, welche an der Oſtſeite der Inſel liegt, zu folgen. Wir waren ungefähr zwey Engliſche Meilen weit gerudert, als ich einen Weg erblickte, der in den Wald hineinging. Unweit dieſer Stelle landeten wir, und ich nebſt einem Midſchipman und vier bewafneten Matroſen, trennte mich von Capitain Gore, um den Pfad einzuſchlagen, der uns queer über die Inſel zu gehen ſchien. Wir ſtiegen durch einen dichten Wald ungefähr eine Engliſche Meile weit einen ſteilen Berg hinan, und dann wieder durch einen ähnlichen Wald in eine offene, ſandige Fläche hinunter, auf welche wir hie und dort angebaute Aecker mit Reis und Taback, imgleichen kleine Hayne von Kohl- und Kokospalmen ſahen. Hier ſpäheten wir endlich am Rande des Waldes zwey Hütten aus, und gingen darauf zu: allein noch ehe wir ankamen, entdeckten uns zwey Männer. Kaum hatten ſie uns bemerkt, ſo liefen ſie unverzüglich davon, und achteten nicht im geringſten auf alle nur erſinnliche bittende und friedliche Gebährden, die wir machten.

Als wir bey den Hütten angekommen waren, ließ ich meine Begleiter halten, damit der Anblick ſo vieler bewafneten Leute die Einwohner nicht erſchrecken möchte. Hierauf trat ich ganz allein hinein, um Nachſuchung zu halten. In der einen fand ich einen Mann bey Jahren, der ſehr beſtürzt und im Begrif war, ſeine ſchätzbarſten Habſeligkeiten zuſammenzuraffen, um ſie davon zu tragen. In kurzem gelang es mir ihn von ſeiner Furcht ſo vollkommen zu befreyen, daß er hinausging, und die beyden Flüchtlinge zurückrief. Auch währte es gar nicht lange, ſo fingen wir an uns recht gut mit einander zu verſtehen. Einige wenige Zeichen, insbeſondere das vielbedeutende, daß ich ihm eine Hand voll Thaler vorhielt, und dann auf eine Heerde Büffel und auf die vielen Hüner die um die Hütten herliefen, hindeutete, machten ihm begreiflich, warum es eigentlich zu thun ſey. Er zeigte nunmehr ſeiner Seits nach der Gegend hin, wo die Stadt liegt und gab uns zu verſtehen: wenn wir dahin gingen, ſo würden alle unſere Bedürfniſſe befriedigt werden. Die jungen Leute, welche vorher davon gelaufen waren, kamen jetzt wieder zurück, und der Alte trug einem von ihnen auf, uns nach der Stadt zu führen. Erſt mußte aber eine Schwierigkeit aus dem Wege geräumt ſeyn, von der wir uns gar nichts hatten träumen laſſen. Sobald wir nämlich aus dem Walde gekommen waren, hatten ſich die Büffel, deren wenigſtens zwanzig hier umher liefen, gegen uns aufgemacht, und kamen in vollem Lauf angezogen, wobey ſie die Köpfe in die Höhe warfen, die Luft einſchnaubten und auf eine ſchreckliche Art brüllten. Sie waren uns bis an die Hütten gefolgt, und hatten ſich in geringen Entfernungen neben einander geſtellt. Der Alte bedeutete uns, daß wir uns nicht ohne die äußerſte Gefahr auf den Weg machen dürften, ehe nicht die Büffel in den Wald getrieben wären. Dieſe waren aber über dem Anblick fremder Menſchen nunmehr ſo wüthend, daß man nicht ohne große Mühe damit zu Stande kam. Die Männer konnten nicht mit ihnen fertig werden, ſondern mußten einige kleine Knaben zu Hülfe rufen, die zu unſerm Erſtaunen die Thiere bald verjagten. In der Folge hatten wir mehr Gelegenheit zu bemerken, daß man die Büffel allezeit von kleinen Jungen treiben oder feſtmachen läßt, welches letztere vermittelſt eines Strickes geſchieht, der durch ein Loch in ihrem Naſenknorpel gezogen wird. Dieſe Knaben konnten die Thiere auch dann angreifen und ſtreicheln, wenn Erwachſene ihnen nicht nahe kommen durften. Sobald unſere Gegner vertrieben waren, führte man uns nach der eine Engliſche Meile weit entlegenen Stadt, wohin der Weg in tiefem weiſſen Sande ging. Sie liegt am Seeufer in einer tiefen Bay, die während des Südweſt Monſuns eine ſichere Rheede abgeben kann, und beſteht aus zwanzig bis dreyßig dicht an einander gebaueten Häuſern, nebſt ſechs oder ſieben anderen, die längs dem Strande zerſtreut liegen. An dieſen Häuſern ſind die beyden Seitenwände, das Dach und die Wand, welche nach dem Lande hinſieht, zierlich aus Rohr geflochten, hingegen iſt die gegenüberſtehende Seite, nach der See hin, ganz offen, und man bedient ſich gewiſſer Schirme von Bamburohr, um ſich gegen Luft und Sonne zu ſchützen, wenn man ſich beyden entweder gar nicht, oder nicht viel ausſetzen will. Noch andere ähnliche Schirme oder Abtheilungen werden gelegentlich gebraucht, um das einzige Zimmer, aus welchem das ganze Haus beſteht, in mehrere zu theilen.

Man führte uns nach dem größten Hauſe in der Stadt, dem Aufenthalte des Oberhaupts, oder wie man ihn hier nannte, des Capitains. Hier bemerkten wir an jedem Ende ein Zimmer, welches durch Rohrwände von dem mittleren Raume getrennt war, der übrigens, wie die andern Häuſer, ſeine Schirmabtheilungen hatte. Außerdem hatte dieſes Haus noch ein Vordach, welches vier oder fünf Fuß weiter als das eigentliche Dach hervorragte, und ſich zu beyden Seiten in der ganzen Länge des Hauſes erſtreckte. In dem Mittelzimmer hingen an beyden Enden Chineſiſche Gemälde, welche Manns- und Frauensperſonen in poßierlichen Attitüden vorſtellten. Man nöthigte uns ſehr höflich, uns hier auf Matten niederzulaſſen, und präſentirte uns Betel zum kauen.

Vermittelſt meines Geldes und durch Hinzeigen auf verſchiedene Gegenſtände, machte ich einem Manne, der der angeſehenſte in der Verſammlung ſchien, den Hauptgegenſtand unſerer Bothſchaft ohne viele Mühe begreiflich. Ich meines Theils verſtand auch, daß er mir ſagen wollte, der Befehlshaber oder Capitain, ohne deſſen Bewilligung nichts verkauft werden dürfe, ſey abweſend, er werde aber bald wiederkommen. Wir machten uns alſo die Zwiſchenzeit zu nutze, und ſpatzierten in der Stadt umher, konnten aber alles Suchens ungeachtet, nirgends eine Spur von dem Fort gewahr werden, welches unſere Lands-leute unweit dieſes Orts im Jahre 1702 erbauet hatten*).

Als wir nach der Behauſung des Capitains zurückkamen, hörten wir zu unſerm Mißvergnügen, daß er noch nicht da ſey, und es war uns um deſto unangenehmer, da die Zeit, die Capitain Gore uns zur Rückkehr nach den Booten beſtimmt hatte, meiſt verſtrichen war. Die Eingebohrnen wünſchten indeß, daß wir länger bleiben, ja ſogar, daß wir die Nacht bey ihnen zubringen möchten, und verſprachen uns nach Vermögen zu bewirthen. Uebrigens bemerkte ich auch jetzt, was ich ſchon bey unſerer erſten Anweſenheit im Hauſe bemerkt hatte, daß der Mann, deſſen ich beſonders erwähnt habe, öfters in eines der beyden Zimmer an den Enden des Hauſes abtrat, und dort eine Zeitlang verweilte, ehe er unſere Fragen beantwortete. Hieraus argwohnte ich denn, daß der Capitain doch wohl da ſeyn, aber aus Urſachen die nur Er am beſten wiſſen mochte, ſich nicht zeigen wollte. In dieſem Verdacht ward ich noch dadurch beſtärkt, daß man mich zurückhielt, als ich in das Zimmer zu gehen willens war. Endlich zeigte es ſich auch ganz deutlich, daß ich recht gemuthmaßt hatte; denn als wir zum Aufbruch Anſtalt machten, kam der Menſch, welcher ſo oft ein- und ausging, aus dem Zimmer, und gab mir einen Zettel zu leſen. Ich erſtaunte nicht wenig, als ich ſah, daß dies Papier eine Art von Beglaubigungsſchreiben in Franzöſiſcher Sprache in folgenden Worten war:

---

*) Die Engländer ließen ſich, als die Faktorey Chuſan an der Küſte von China aufgehoben ward, im Jahr 1702 hier nieder. Sie brachten einige Macaſſariſche Soldaten mit, die ſie gedungen hatten, um bey der Errichtung des Forts Hand anzulegen. Da aber der Präſident die Verſprechungen nicht hielt, die er ihnen gegeben hatte, nahmen ſie einſt ihre Gelegenheit wahr, und ermordeten in einer Nacht alle Engländer, die ſich in dem Fort befanden. Diejenigen die außerhalb deſſelben waren, hörten den Lärmen, und retteten ſich auf ihre Boote. Sie entkamen zwar mit dem Leben; doch mußten ſie große Beſchwerde, Hunger und Durſt erdulden, ehe ſie nach dem Königreich Jodor gelangten, wo man ſie ſehr menſchenfreundlich aufnahm. Einige von ihnen gingen hernach nach Benjar-Maſſeau in der Inſel Borneo, um daſelbſt eine Niederlaſſung anzulegen. East-India Directory, p. 86. Anmerkung der Urſchrift.

PIERRE IOSEPH GEORGE,
Evêque d'Adran, Vicaire Apoſt. de Cochin-Chine, etc. etc.

Le petit *Mandarin*, porteur de cet écrit, eſt véritablement Envoyé de la Cour à Pulo Condore, pour y attendre et recevoir tout vaiſſeau, européen qui auroit ſa deſtination d'approcher ici. Le Capitaine, en conſequence, pourroit ſe fier ou pour conduire le vaiſſeau au port, ou pour faire paſſer les nouvelles qu'il pourroit croire néceſſaires.

A Sai Gon,
10 d'Août, 1779

PIERRE IOSEPH GEORGE.
Evêque d'Adran.

Wir gaben das Papier zurück, verſicherten vielfältig, daß wir des Herrn Mandarins gute Freunde wären, und baten auch, man möchte ihm ſagen; wir hoften er würde uns mit einem Beſuch an Bord unſerer Schiffe beehren, damit wir ihn deſto beſſer davon überzeugen könnten. Hiermit nahmen wir Abſchied, und waren im Ganzen mit dem was vorgegangen war, zufrieden, ob wir gleich wegen des ſonderbaren Franzöſiſchen Zettels allerley Vermuthungen hegten. Drey von den Einwohnern erboten ſich, uns zu begleiten. Dieſes Anerbieten nahmen wir gern an, und gingen auf demſelben Wege, den wir hergekommen waren, zurück. Capitain Gore freute ſich über unſere Rückkehr ſehr; denn wir hatten ſchon eine Stunde über unſere Zeit gezögert, und er hatte aus Beſorgniß, daß uns etwas zugeſtoßen ſeyn könnte, bereits den Entſchluß gefaßt uns zu folgen. Während unſerer Abweſenheit hatte er mit ſeinen Begleitern die Boote mit Kohlpalmen beladen, deren es hier herum eine große Menge giebt. Unſern Wegweiſern gaben wir für ihre Mühe jedem einen Thaler, worüber ſie ſehr zufrieden ſchienen. Einer davon begleitete uns, auf ſein eignes Verlangen, an Bord, und den andern beyden gaben wir eine Flaſche Rum für den Mandarin mit. Um zwey Uhr Nachmittags kamen wir wieder bey den Schiffen an, und zu gleicher Zeit kehrten auch unſere Jäger zurück. Sie waren eben nicht ſehr glücklich geweſen, ob ſie gleich eine Menge Vögel und Thiere geſehen hatten, wovon in der Folge noch einiges vorkommen wird.

Um ſechs Uhr ruderte eine Proa mit ſechs Mann vom Innern des Hafens nach dem Schiffe. Ein feiner Mann, kam mit Anſtand und wie es ſchien, mit ſehr guter Lebensart zu Capitain Gore, händigte ihm das vorhinerwähnte Franzöſiſche Papier ein, und bedeutete ihm zugleich, er ſey der Mandarin, deſſen darin Erwähnung geſchehe. Soviel erhellte auch aus ſeinem ganzen Betragen, daß er beſſerer Geſellſchaft gewohnt ſeyn müſſe, als dieſe Inſel geben kann. Er ſprach einige Worte Portugieſiſch; allein dieſe Sprache verſtand keiner von uns, und wir mußten alſo einen Schwarzen kommen laſſen, der ſich an Bord befand und Malayiſch ſprechen konnte. Dies, als die allgemeine Sprache der hieſigen Inſeln, verſtand auch der Mandarin. Nach einer kurzen vorläufigen Unterredung, ſagte er uns, er ſey ein Chriſt, und habe in der Taufe den Namen Luco (Lucas?) empfangen. Im vergangenen Auguſt ſey er von Sai-Gon, der Hauptſtadt in Cochinchina, hieher geſchickt worden, um einige Franzöſiſche Schiffe zu erwarten, die er als Lootſen ſicher nach einem Hafen in Cochinchina, der nur eine Tagereiſe von hier entlegen ſey, hinüber führen ſollte. Wir ſagten ihm, daß wir Engländer, und nicht Franzoſen wären, und erkundigten uns zugleich, ob er wüßte, daß beyde Nationen gegenwärtig miteinander Krieg führten? Er bejahete dieſes, gab uns aber zu verſtehen, daß es ihm gleichgültig ſey, zu welcher Nation die Schiffe die er erwarten ſollte, gehörten, wenn ſie nur die Abſicht hätten mit den Einwohnern von Cochinchina zu handeln. Hierauf brachte er eine andere Schrift zum Vorſchein, und erſuchte uns, ſie durchzuleſen. Es war ein verſiegelter Brief, mit der Aufſchrift: „An die Capitains aller Europäiſchen Schiffe, welche in Condore anlegen.„ Wir vermutheten zwar, daß hiemit insbeſondere nur Franzöſiſche Schiffe gemeynt wären, indeß, da die Aufſchrift an alle Europäiſche Capitaine gerichtet war, und Luco ſehr wünſchte, daß wir den Brief leſen möchten, ſo erbrachen wir ihn, und fanden, daß er von demſelben Biſchof geſchrieben war, von dem das vorige Certificat herrührte. Der Inhalt war ungefähr folgender: Man habe laut neuerlich aus Europa erhaltenen Nachrichten, Urſache zu erwarten, daß bald ein Schiff nach Cochinchina kommen würde, und dem zufolge habe ſich der Hof entſchloſſen, den Ueberbringer, einen Mandarin, nach Pulo Condor zu ſchicken, damit er die Ankunft des Fahrzeugs abwarten möchte. Im Fall es nun hier anlege, könne der Befehlshaber deſſelben entweder durch den Ueberbringer von ſeiner Ankunft Nachricht ſenden, oder ſich dem Mandarin anvertrauen, der ihn in einen ſichern Hafen von Cochinchina, welcher nur eine Tagereiſe weit von der Inſel entfernt ſey, führen werde. Wolle er hingegen in Pulo Condor bleiben, bis der Boote wieder zurückkomme, ſo werde man ihm gehörige Dollmetſcher und alle Beyhülfe, deren er ſonſt bedürfe, und durch ſeinen Brief verlangt habe, zuſchicken, übrigens ſey es, wie der Capitain ſelbſt begreifen würde, unnöthig ſich mehr ins Detail einzulaſſen. Wir gaben den Brief, welcher mit dem Certificat einerley Datum hatte, Herrn Luco wieder zurück, ohne eine Abſchrift davon zu nehmen; denn ſowohl der Brief ſelbſt, als Luco's Ausſage gab es deutlich zu erkennen, daß man ein Franzöſiſches Schiff erwarte; und wir konnten des Mandarins Anerbieten nicht annehmen, ſo gern er auch unſer Steuermann geworden wäre, um hier nicht umſonſt gewartet zu haben. Was es eigentlich für Geſchäfte wären, die das Franzöſiſche Schiff in Cochinchina betreiben ſollte, blieb uns unbekannt. Die Wahrheit zu ſagen, unſer Dollmetſcher, der Schwarze, war ein ſehr einfältiger, ſtumpfſinniger Kerl; wir konnten folglich nur ſehr unvollkommene Antworten von ihm herausbringen, die ich durch Muthmaßungen nicht noch mehr entſtellen mag. Doch ſagte er uns; die Franzöſiſchen Schiffe hätten vielleicht zu Timnen angelegt, und wären von da nach Cochinchina geſegelt, dies dünke ihm auch am wahrſcheinlichſten, weil er gar nichts von ihnen vernommen habe.

Capitain Gore ſuchte nunmehr zu erfragen, was für Lebensmittel er von der Inſel erhalten könnte? Luco ſagte uns, er beſitze zwey Büffel, die uns zu Dienſte ſtänden, und es wären ihrer eine Menge, das Stück zu vier oder fünf Thaler, zu haben. Als er indeß merkte, daß Capitain Gore dieſen Preis ſehr mäßig fand, und gern weit mehr gegeben hätte, erhöhete er ihn hernach bis auf ſieben und acht Thaler. Früh am 23ſten wurden alſo die großen Boote beyder Schiffe nach der Stadt geſchickt, um die Büffel abzuholen, die man auf unſern Befehl gekauft hatte; ſie mußten aber warten, bis es hoch Waſſer war, weil ſie ſonſt nicht durch die Oefnung oben im Hafen auslaufen konnten. Bey ihrer Ankunft vor dem Dorfe (oder der Stadt) brandeten ſich die Wellen am Strande ſo ſtark, daß jedes Boot Abends nur mit vieler Mühe Einen Büffel an Bord brachte, und daß die Offitiere, die den Dienſt dabey gehabt hatten, der Meynung waren, es würde unvorſichtig ſeyn, wenn man auf dieſe Art mehrere Büffel abholen wollte, da theils dieſe Thiere ſo unbändig, theils die Brandungen ſo fürchterlich wären. Wir hatten indeß acht gekauft, und wußten nicht, wie wir es anzufangen hätten, um die übrigen an Bord zu bekommen. Auch konnten wir deren nicht mehr auf einmal ſchlachten, als wir zum Verbrauch auf einen Tag bedurften; denn in dieſem Clima hält ſich das Fleiſch nicht bis zum folgenden Morgen friſch. Wir berathſchlagten uns mit Luco, und beſchloſſen dann, die übrigen durch den Wald und über den Berg an die Bay zu treiben, bey welcher Capitain Gore mit mir Tags zuvor angelegt hatte, und die gegen den Wind geſchützt, folglich auch der Brandung weniger ausgeſetzt war. Bey der Ausführung dieſes Vorſchlags machten uns die unbändigen und ungeheuer ſtarken Büffel die größte Noth. Man führte ſie an Stricken, die durch ihre Naſenlöcher und um die Hörner gingen; allein ſobald ſie über den Anblick unſerer Leute in Wuth gerieten, zerbrachen ſie oft die Bäume, an welche wir ſie feſtgebunden hatten, oder riſſen ſich den Naſenknorpel entzwey, und kamen dadurch völlig los. Unſre Leute würden ſich ganz vergeblich bemühet haben, ſie wieder zu bekommen, wenn ihnen nicht einige junge Knaben behülflich geweſen wären, denn dieſe läßt der Büffel an ſich kommen, und ſeine Wuth wird durch ihre kleine Schmeicheleyen bald beſänftigt. Auch am Strande bedurften wir ihrer noch, um, nach unſerer Angabe den Thieren Stricke um die Beine zu winden, damit wir ſie hinwerfen, und auf dieſe Art in die Boote bringen konnten Es iſt übrigens äußerſt merkwürdig, daß dieſe Thiere nicht nur gegen Kinder ſo gutmüthig waren, oder vielmehr eine ordentliche Zuneigung für ſie zu haben ſchienen, ſondern daß ſie auch, nach einem vier und zwanzig ſtündigen Aufenthalt am

Bord

Bord, die zahmſten aller Creaturen wurden. Ich behielt lange Zeit eine Kuh und einen Stier lebendig, die ſich mit den Matroſen ſehr gut vertrugen, und hatte die Abſicht, ſie mit nach England zu nehmen, weil ein Thier von der Größe und Stärke, welches ohne das Fell und die Eingeweide, bisweilen gegen ſieben Centner wiegt, dort willkommen ſeyn müßte; allein ich mußte dieſen Vorſatz aufgeben, da eines von den Thieren auf eine völlig unheilbare Art verletzt ward.

Es währte bis zum 28ſten, ehe wir alle Büffel an Bord bringen konnten. Wir hatten aber nicht Urſach, uns über dieſen Zeitverluſt zu beklagen; denn wir fanden während der Zeit ein Paar ſehr gute Brunnen, und beyde Schiffe nahmen einen anſehnlichen Vorrath von Waſſer, wie auch von Holz ein, der uns in Stand ſetzte, unſern Aufenthalt in der Straße von Sunda, ſehr abzukürzen. Ein Theil unſerer Leute war oben im Hafen mit dem Netz beſchäftigt und fing eine Menge guter Fiſche; ein andrer Haufe mußte Kohlpalmen fällen, welche wir kochen und der Mannſchaft mit dem Fleiſche zugleich austheilen ließen. Die übrigen hatten mit der Ausbeſſerung unſeres Tauwerks vollauf zu thun, da wir zu Macao ſo ſchlecht damit verſorgt worden waren.

Pulo-Condor iſt hoch und bergicht, und mit mehreren kleineren Eilanden umgeben, von denen einige weniger als eine Engliſche Meile, andere zwey Meilen weit davon entfernt ſind. Ihr Name beſteht aus zwey Malayiſchen Worten, nämlich Pulo, eine Inſel, und Condor, ein Flaſchenkürbis, welches Gewächs ſie in Menge hervorbringt. Ihre Geſtalt gleicht dem halben Monde, und erſtreckt ſich von der Südſpitze nach Nordoſten beynahe acht Engliſche Meilen weit; die Breite hingegen beträgt nirgends mehr als zwey Engliſche Meilen. Von der Weſtſpitze läuft die Küſte etwa vier Engliſche Meilen ſüdoſtwärts, und dieſer Gegend gegenüber liegt ein kleines Eiland, welches Herr D'Apres (im *Neptune Oriental*) klein Condor nennt, und welches ſich etwa zwey Meilen weit in derſelben Richtung erſtreckt: die Entfernung der einander entgegengeſetzten Küſten beträgt nur Drey-Viertel-Meile, und bildet folglich zwiſchen beyden Inſeln einen ſichern und bequemen Hafen, deſſen Eingang gegen Nordweſten liegt. Außerdem erſtreckt ſich, längs beyden Seiten, ungefähr hundert Schritte von dem Strande, ein Rand von Korallfelſen. Der Ankergrund iſt ſehr gut; die Tiefe beträgt elf bis fünf Faden auf weichem Thongrunde, der uns das Lichten der Anker beſchwerlich machte. Oben im Hafen iſt das Waſſer eine halbe Engliſche Meile weit ſeicht, und jenſeits dieſer Stelle nähern ſich die beyden Inſeln ſo ſehr, daß auch zur Fluthzeit nur noch für Boote eine Durchfahrt übrig bleibt. Der bequemſte Waſſerplatz liegt an der Oſtſeite, wo uns ein kleiner Bach täglich vierzehn bis funfzehn Tonnen Waſſer gab.

Seit Dampiers Zeiten hat ſich die Inſel ſowohl an Thier- als an Pflanzenprodukten ſehr verbeſſert. Weder dieſer Schriftſteller noch der Sammler des East-India Directory erwähnen eines andern vierfüßigen Thiers, als der Schweine, (die noch dazu ſelten ſeyn ſollen), der Eidechſen und der Iguanen. Der letztere fügt, auf das Zeugniß eines Franzöſiſchen Ingenieurs, Herrn Dedier, der die Inſel im Jahr 1720 aufgenommen hat, noch hinzu: man finde hier keine Gattung von Früchten und eßbaren Pflanzen, die ſonſt in Indien ſo gemein ſind, ausgenommen, Waſſermelonen, wenige Bataten, kleine Flaſchenkürbiſſe, chibbols (eine Art kleiner Zwiebeln) und kleine ſchwarze Bohnen. Wir kauften hier außer den Büffeln, deren es auf der Inſel verſchiedene beträchtliche Heerden geben ſoll, einige ſehr ſchöne fette Schweine von der Chineſiſchen Zucht. Auch brachte man uns drey oder vier wilde Schweine, und unſere Jäger erzählten, ſie hätten im Walde häufig Spuren von dieſen Thieren geſehen, und es gebe daſelbſt auch Affen und Eichhörner in Menge, die aber ſo ſchüchtern wären, daß man ſie nicht leicht ſchießen könne. Eine Art Eichhörner war von glänzend ſchwarzer Farbe, eine andere braun und weiß geſtreift, und an jeder Seite des Unterleibs, vom Halſe bis an die Schenkel, mit einer dünnen faſt den Fledermausflügeln ähnlichen Flughaut verſehen, welche ſich, wenn das Thier die Beine ausſtreckt, ausdehnt, und vermittelſt deren es eine ziemliche Strecke von einem Baum zum andern fliegen kann*). Eidechſen ſind ſehr zahlreich; allein die Iguana und noch ein ihr ähnliches größeres Thier, welches Dampier beſchreibt**), hat meines Wiſſens keiner von uns zu Geſicht bekommen. Was das Pflanzenreich betrift, ſo fanden wir, wie ſchon erwähnt worden iſt, einige Reisäcker; imgleichen Piſangs, allerley Kürbiſſe; Kokosnüſſe, Orangen, Pompelmoſen, und Granatäpfel; doch waren nur die Piſangs und die Pompelmoſen (*Citrus decumanus*) häufig. Vielleicht haben die Franzoſen dieſe Inſel mit dergleichen Produkten bereichert, um ſie für ihre Schiffe auf dem Wege nach Cambodia und Cochinchina zu einem bequemen Erfriſchungsort zu machen. Die Inſel hat übrigens zu einer Niederlaſſung in eben der Abſicht eine ſehr gute Lage; auch kann man in Kriegszeiten von hier aus dem Handel ſeiner Feinde ſehr großen Abbruch thun.

Mit dem Federwildpret wollte es unſern Jägern nicht glücken, ſo reichlich auch die Wälder damit beſetzt

---

*) Dieſer Beſchreibung nach ſollte es faſt ſcheinen, als wenn hier eine den Naturforſchern zeither noch völlig unbekannte Art fliegender Eichhörner gemeynt würde. G. F.

**) Dampiers Voyages Vol. I. p. 392.

waren; doch ſchoß einer von ihnen eine wilde Henne, und alle verſicherten, ſie hätten das Hahnengeſchrey, welches dem Geſchrey unſeres zahmen Geflügels ähnlich, aber durchdringender geweſen wäre, von allen Seiten gehört; auch hätten ſie Hähne fliegen geſehen, die aber äußerſt ſchüchtern geweſen wären. Die hier erlegte Henne war gefleckt, übrigens mit unſern Hühnern völlig von gleicher Geſtalt, nur nicht ganz ſo groß. Herr Sonnerat verwickelt ſich in eine weitläuftige Abhandlung, um zu erweiſen, daß er zuerſt das urſprüngliche Vaterland dieſes nützlichen Vogels beſtimmt, und läugnet, daß Dampier denſelben hier angetroffen habe*).

Rund um den Hafen her zieht ſich ein hoher Berg, der vom Gipfel bis an den Strand reich mit ſchönen hohen Bäumen beſetzt iſt. Unter andern bemerkten wir die Gattung, welche Dampier den Theebaum nennt, wiewohl wir keinen ſahen, welcher nach der von ihm beſchriebenen Art angezapſt geweſen wäre.

Die hieſigen Einwohner ſind Flüchtlinge aus Cambodia und Cochinchina, deren Anzahl ſehr unbeträchtlich iſt. Sie ſind klein, fallen ſehr ins Schwarze, und ſehen ſchwach und kränklich aus, ſcheinen aber ſehr ſanft geartet zu ſeyn. Wir hielten uns bis zum 28ſten bey ihnen auf, und beym Abſchied gab Capitain Gore dem Mandarin, auf deſſen eigenes Anſuchen, ein Empfehlungsſchreiben an die Befehlshaber anderer Schiffe die hier anlegen möchten, nebſt einem artigen Geſchenke. Zugleich händigte er ihm einen Brief an den Biſchof von Adran ein, und ließ ihm, zur Dankbarkeit für die durch ſeine Vermittelung hier genoſſenen Vortheile, ein Teleskop zuſtellen.

---

*) Herr Sonnerat hat nicht gerade zu geläugnet, daß der Vogel, den Dampier, auf Pulo Condor, Timor und San Jago ſah und für den wilden Hahn ausgab, wirklich zu dieſer Gattung gehöre; ſondern er ſagt blos: Dampiers Beſchreibung ſey zu unvollſtändig, um darüber etwas entſcheiden zu können; und darin hat er Recht, ſo leicht es ihm auch ſonſt wird, in einem entſcheidenden Tone zu ſprechen. Auch darin hat er wohl Recht, wenn er behauptet, er habe zuerſt das wahre Vaterland des Hahns entdeckt: denn unſer Federvieh erhielten wir doch wahrlich nicht erſt von Pulo Condor, wenn ich, um recht billig zu ſeyn, auch zugeben wollte, daß dieſe Inſel von jeher ihre wilden Hähne gehabt habe. G. F.

Der Hafen von Pulo Condor	
liegt in	8° 40′ —″ N. B.
und in	106° 18′ 46″ O. L.
Die Inclination des Nordpols der Magnetnadel beträgt	2° 1′ —
Die Abweichung	—° 14′ — W.

Die Fluth war zur Zeit des Voll- und Neumonds um 4 Uhr 16 Minuten am höchſten, und blieb zwölf Stunden ohne merkliche Veränderung (bis 16 St. 15 M.) Hierauf trat die Ebbe ein, und um 22 St. 15 M. war ſie am niedrigſten. Das Waſſer ſteigt und fällt in ſenkrechter Höhe ſieben Fuß und vier Zoll, welches wir während unſeres Aufenthalts täglich ohne einige Veränderung ſo befanden.

Neunzehntes Hauptſtück.

Abreiſe von **Pulo Condor**, durch die Straße von **Banka**. Ausſicht auf die Inſel **Sumatra**. Begebenheiten in der Straße von **Sunda**. Beſchreibung der Inſel **Cracatoa**, und des **Prinzen-Eilands**. Wirkungen des Javaniſchen Klima's. Fahrt nach dem **Vorgebirge der guten Hofnung** und unſere Begebenheiten daſelbſt. Beſchreibung der **Falſchen Bay** (*Valsche Baay*). Rückreiſe, bis zu den **Orkadiſchen Inſeln**. Einige allgemeine Bemerkungen, zum Beſchluß.

Am 28ſten Januar gingen wir von **Pulo Condor** unter Segel, und ſteuerten, ſobald wir aus dem Haſen heraus waren, ſüdſüdweſtwärts nach **Pulo Timoan**. Dieſe Inſel, die hoch und waldicht, auch weſtwärts mit einigen kleineren Eilanden umgeben iſt, erblickten wir am 31ſten um ein Uhr Nachmittags zehn Engliſche Meilen weit vor uns. Um fünf Uhr ſahen wir **Pulo-Piſang**, und um neun Uhr befanden wir uns bey trübem neblichtem Wetter, dicht an **Pulo Aor** in 2° 46′ nördlicher Breite und 104° 37′ öſtlicher Länge ehe wir es vermutheten, indem uns wahrſcheinlich eine Strömung ſchneller fortgeführt hatte.

Am erſten Februar waren wir Mittags in 1° 20′ nördlicher Breite und nach vielen Mondsbeobachtungen in 105° öſtlicher Länge. Bey Sonnenuntergang ſahen wir **Pulo Panjang** und die kleinen Eilande ſüdoſtwärts von demſelben, ſieben Seemeilen weit von uns entfernt. Am zweyten warfen wir um acht Uhr das Senkbley, und fanden Grund in drey und zwanzig Faden Tiefe. Von dieſer Zeit an fuhren wir fort alle

Stunde das Senkbley, zu werfen, bis wir die Straße Sunda verlaſſen hatten. Mittags ſahen wir die kleine Inſeln Dominis, am öſtlichen Ende der Inſel Lingen, und vieles Holz, das an unſern Schiffen vorbey ſchwamm. Um ein Uhr zeigte ſich gegen Norden Pulo Taya, ein kleines hohes Eiland mit zwey runden Piks und zwey abgeſonderten Felſen. Heute und geſtern ſahen wir auf dem Waſſer ſehr vielen röthlichen Schaum, vielleicht Laich, nach Süden hinſchwimmen.

Am dritten erblickten wir bey Tages Anbruch die drey Inſeln, und bald darauf den Berg Monopin auf der Inſel Banka, welcher den Eingang der Meerenge dieſes Namens bildet. Um halb drey Uhr befanden wir uns Weſtwärts von der Friedrich Henrichs Bank, und ſegelten in die Straße oder Meerenge, wo wir die Lage des Bergs Monopin auf 2° 3′ ſüdlicher Breite und 105° 18′ öſtlicher Länge beſtimmten, wie ſie auch Herrn D'Apre's Charte angiebt. Um neun Uhr ſtieß ein Boot von Banka ab, ruderte um die Schiffe und kehrte dann wieder ans Land zurück. Wir riefen auf Malayiſch daß es an Bord kommen möchte, erhielten aber keine Antwort. Weil uns die Fluth zuwieder war, ankerten wir um Mitternacht in zwölf Faden Tiefe. Am vierten des Morgens koſtete es Mühe unſere Anker aus dem zähen Grunde zu winden, und wir mußten, indem der Wind ſich allmählich verlor, mit der Ebbe die Meerenge hinabgleiten. Um Mittag mußten wir drey Meilen von der ſogenannten dritten Spitze auf Sumatra, in dreyzehn Faden Tiefe, die Anker fallen laſſen, weil der Wind gänzlich aufgehört hatte, und die Fluth gegen uns hinaufzuſteigen anfing; doch ſchiften wir um drey Uhr Nachmittags mit einem leichten Lüftchen weiter. Um Mitternacht mußten wir der Fluth halber nochmals vor Anker gehen. Früh am fünften ſetzten wir unſern Lauf weiter ſüdoſtwärts fort, und lieſen um zehn Uhr eine kleine

Untiefe vorbey, welche mit der Inſel Lucipara und der Erſten Spitze in Einer Linie liegt. Wenn man durch die Straße von Banka ſegelt, kann man ſich mehrentheils etwas näher an Sumatra als an Banka halten. Zwey bis drey Engliſche Meilen weit vom Strande hat man elf, zwölf, bis dreyzehn Faden Tiefe, auf reinem, von Klippen und Untiefen ganz freyen Grunde; indeß iſt auch hier das Senkbley der ſicherſte Führer. Das Land iſt bis an den Rand des Waſſers bewaldet, und die Ufer ſind ſo niedrig, daß die Stämme der Bäume vom Meere benetzt werden. Dieſer niedrigen feuchten Lage muß man die dicken Nebel-Dünſte zuſchreiben, die wir hier alle Morgen mit Abſcheu und Entſetzen über der Inſel hangen ſahen, bis ſie von den mächtigeren Sonnenſtrahlen zertheilt wurden. Das Ufer von Banka iſt ungleich ſteiler, und das Land ziemlich hoch, auch durchgängig bewaldet. Auf dieſer Inſel ſahen wir des Nachts öfters Feuer, aber am entgegengeſetzten Ufer nie. Die Fluth läuft durch die Meerenge in einer Stunde zwiſchen zwey und drey Meilen.

Früh am ſechſten ließen wir Lucipara vier oder fünf Engliſche Meilen weit weſtwärts liegen, und fanden mehrentheils fünf bis ſechs, nie aber weniger als vier Faden Tiefe. Das Wetter war ſchwül und heiß, und dabey herrſchte ein ſehr gelinder Nordweſtwind, der bisweilen nordöſtlich wurde. Des Nachts ſahen wir über Sumatra ſtarke Blitze. Am ſiebenten gegen Mittag erblickten wir in Süden die Inſel Java und zwar die Nordweſtſpitze derſelben, oder Cap St. Nicholas.

Um vier Uhr Nachmittags ſahen wir zwey Schiffe in der Straße von Sunda, eines vor Anker bey der Inſel Queer im Wege (Midchannel Island), das andere etwas näher an Java. Da wir nicht wiſſen konnten, zu welcher Nation ſie gehörten, ſo machten wir uns zum Gefecht fertig. Abends um ſechs Uhr gingen wir in fünf und zwanzig Faden Tiefe vor Anker, und blieben daſelbſt die ganze Nacht liegen, indeß ein heftiges Gewitter von Nordweſten her uns ſtarke Regengüſſe brachte, wobey ein ſehr leiſer Wind aus eben der Gegend wehete.

Um acht Uhr am folgenden Morgen lichteten wir die Anker und ſetzten unſern Weg durch die Straße fort. Die Fluth ging noch immer, wie die ganze Nacht hindurch, nach Süden. Um zehn Uhr legte ſich der Wind, und wir ließen die Anker in fünf und dreyßig Faden wieder fallen. Hier waren wir nur noch zwey Engliſche Meilen weit von den Schiffen entfernt, die nunmehr Holländiſche Flagge aufſteckten. Capitain Gore ſchickte ihnen ein Boot zu, um Erkundigung einzuziehen. Noch immer regnete es, und das Gewitter dauerte noch fort. Unſer Boot kam Nachmittags bey guter Zeit mit dem Bericht zurück, das größere Schiff ſey ein Holländiſcher Oſtindienfahrer, der nach Europa zurückkehre, und das kleinere, ein Packetboot aus Batavia, welches den verſchiedenen Schiffen in der Straße ihre Befehle herausbringe. Die Holländiſchen Schiffe pflegen nämlich, ſobald ſie ihre Ladung beynahe vollſtändig an Bord haben, Batavia, als einen äußerſt ungeſunden Ort zu verlaſſen, und bey den Inſeln in der Straße von Sunda auf den Ueberreſt, ſo wie auf ihre letzte Abfertigung, zu warten. Dieſer Vorſicht ungeachtet, hatte dieſes Schiff ſeit der Abreiſe von Batavia, das iſt ſeit vierzehn Tagen, bereits vier Mann verlohren, und vier andere lagen ohne Hofnung krank. Jetzt war es im Begrif nach der Inſel Cracatoa zu gehen, und Waſſer einzunehmen, indem die letzten Befehle mit dem Packetboot ſchon angelangt waren.

Am neunten früh um ſieben Uhr lichteten wir die Anker und fuhren ſüdweſtwärts, nahe am Ufer von Sumatra, die Straße hinauf, um eine Klippe unweit der

Inſel Queer im-Wege (Mid-channel-Island) linker Hand, zu vermeiden. Um halb elf Uhr ertheilte mir Capitain Gore Befehl, auf ein Holländiſches Schiff, welches wir jetzt erblickten, zuzuſegeln, weil er glaubte, daß es von Europa käme. Nach Maaßgabe der Nachricht, die ich dort erhalten würde, ſollte ich dann entweder nach Cracatoa, wo er die Schiffe mit Arrack zu verſorgen gedachte, oder nach dem Südoſt-Ende der Prinzen-Inſel gehen, daſelbſt Waſſer füllen und ſeine Ankunft abwarten. Ich ſteuerte alſo nach dem Holländiſchen Schiffe hin, welches bald darauf oſtwärts vor Anker ging. Der Wind ließ nach, und der Strom ging durch die Straße ſo ſtark nach Südweſten, daß wir es nicht einholen konnten, ſondern ebenfalls unſer Anker fallen laſſen mußten. Ich ſchickte hierauf Herrn Williamſon in einem Boot ab, und befahl ihm, er ſollte ſich, wo möglich, an Bord des Holländiſchen Schiffes begeben; allein da wir noch eine Engliſche Meile weit davon waren, und die Fluth ſehr ſchnell ging, ſahen wir bald, daß unſer Boot mit fortgeriſſen wurde. Wir machten ſogleich das Signal, daß es zurückkommen möchte, gaben mehr Kabeltau heraus, und warfen hinten vom Schiff einen Boy aus, um die Rückkehr zu erleichtern, wobey ſich aber unſere Armuth an Tauwerk gar ſehr verrieth, da wir nicht einen Strick vorräthig hatten, ſondern von unſern Seegeln und Takelwerk Taue entlehnen mußten, um den Boy daran fortſchwimmen zu laſſen. Es koſtete uns viele Arbeit, ehe wir das Boot zurückerhielten.

Am folgenden Morgen, da die Fluth nachgelaſſen hatte, konnte Herr Williamſen das Holländiſche Schiff erreichen. Es war ſeit ſieben Monathen von Europa und ſeit dreyen vom Vorgebirge der guten Hofnung unterweges. Vor ſeiner Abreiſe hatten Frankreich und Spanien gegen England Krieg declarirt, und am Vorgebirge hatte es den Ritter Eduard Hughes mit einem Kriegsgeſchwader und einer Flotte von Oſtindiſchen Schiffen zurückgelaſſen. Hier erfuhr Herr Williamſon zugleich, daß das Waſſer zu Cracatoa ſehr gut ſey, und von den Holländern dem auf Prinzen Eiland allemal vorgezogen würde. Dieſer Nachricht gemäß, beſchloß ich, die Reſolution dort aufzuſuchen, lichtete den Anker und ging mit günſtigen Winde auf die Inſel zu, wo wir unſere Geſellſchafterin bald vor Anker liegen ſahen. Der Wind legte ſich aber zu früh, und da auch die Fluth uns ganz entgegen war, ſo mußten wir etwa fünf Engliſche Meilen weit von der Reſolution vor Anker gehen. Um keine Zeit zu verlieren, ſchickte ich ein Boot ab, und ließ Capitain Gore hinterbringen, was wir ſo eben vernommen hatten. Kaum hatte man an Bord der Reſolution bemerkt, daß wir ankern wollten, ſo machte man das Signal, wir ſollten weiter vorwärts gehen, damit wir, wie wir hernach erfuhren, nicht auf unſicherm Grunde ankern möchten, den hier einige Charten angeben. Wir fanden aber ſtatt deſſen einen guten Schlammgrund und in ſechzig Faden Tiefe, und blieben alſo liegen, bis unſer Boot wiederkam und uns Befehl mitbrachte, daß wir am folgenden Morgen nach Prinzen-Eiland gehen ſollten.

Cracatoa iſt die ſüdlichſte Inſel in einer Gruppe, welche am Eingang der Sundaſtraße liegt. Die Inſel Tamarin oder Samburicu, die etwa vier Seemeilen nördlicher liegt, kann leicht damit verwechſelt werden, weil ſie einen Hügel an der Südſpitze hat, dergleichen auch auf Cracatoa in einer hohen Piksgeſtalt befindlich iſt. Der Umfang von Cracatoa beträgt nur drey Seemeilen; und ihre Lage iſt in 6° 9′ ſüdlicher Breite und 105° 15′ öſtlicher Länge. Ein kleines Eiland an der Nordſpitze dieſer Inſel bildet die Rheede, wo die Reſolution vor Anker lag; und innerhalb eines Korallenriefs, welches ſich von der Südſpitze dieſes Eilands in See erſtreckt, iſt man gegen alle Nordwinde ſicher, und kann dicht am Rief in achtzehn, und in der Mitte der Rheede in ſieben und zwanzig Faden ankern. Nordweſtwärts bleibt zwiſchen beyden Inſeln nur eine enge Durchfahrt für Boote offen.

Das Ufer, welches die Weſtſeite der Rheede bildet, läuft in Nordweſtlicher Richtung, und von denſelben erſtreckt ſich etwa dreyßig bis vierzig Faden weit in See eine Korallenbank, die den Booten das Anlanden ſehr erſchwert, ausgenommen wenn die Fluth am höchſten iſt. Der Ankergrund hingegen iſt gut, und ohne Klippen. Der Waſſerplatz deſſen ſich die Reſolution bediente, liegt der Südſpitze des kleinen Eilands gegenüber, nicht weit vom Strande. Etwas ſüdlicher findet man eine überaus heiße Quelle, worin ſich die Eing-bohrnen des Landes baden. Wir ſchickten ein Boot mit dem Schiffsmeiſter (oder Lootſen) auf der Südſpitze der Inſel ans Land, um Waſſer zu ſuchen; er landete mit einiger Mühe, und fand keines. Gegen die benachbarten Länder hält man Cracatoa für ſehr geſund. Es beſteht aus hohem Lande, welches allmälig von allen Seiten her aus dem Meer emporſteigt, und iſt gänzlich mit Waldung bedeckt, einige Stellen ausgenommen, wo die wenigen Einwohner ihre Reisfelder angelegt haben. Ihr Oberhaupt ſteht, wie alle Vorgeſetzte der Inſeln in dieſer Meerenge, unter dem Könige von Bantam. Auf dem Korallenrief giebt es eine Menge kleiner Schildkröten; aber alle andere Erfriſchungen ſind ſelten und unerhört theuer.

Breite der Reehde, wo die Reſolution lag : : :	8° 6′ S. B.
Länge, nach Herrn Baylys Längenuhr,	104° 48′ O. L.
— nach Mondsbeobachtungen	105° 36′ —
Inclination des Südpols der Magnetnadel : : :	26° 3′ —
Abweichung der Magnetnadel	1° — W.

Beym Voll und Neumond iſt es um ſieben Uhr Morgens hoch Waſſer, und das Waſſer ſteigt drey Fuß zwey Zoll in ſenkrechter Linie.

Abends um acht Uhr kam ein ziemlich heftiger Weſtwind mit ſtarkem Gewitter und Regen. Um drey Uhr früh Morgens ſegelten wir nach Prinzen-Eiland, erreichten es aber wegen der Winde, Windſtillen und Fluth nicht eher als Mittags am zwölften, und gingen dann am Südoſtende der Inſel in ſechs und zwanzig Faden Sandgrund vor Anker. Herr Lieutenant Lannyon, der ſchon im Jahr 1770 mit Capitain Cook hier geweſen war, mußte ſogleich mit dem Schiffsmeiſter ans Land gehen, um den Waſſerplatz aufzuſuchen. Der Bach, wo damals die Endeavour Waſſer gefüllt hatte, war jetzt ganz ſalzig. Weiter landeinwärts fand man ein verlaſſenes Bette, wo ſich vermuthlich das Waſſer während der Regenmonathe ſammlen mochte; und etwa hundert Klafter unterhalb demſelben, ſtrömte noch ein Bach aus einem großen Tümpfel, deſſen Boden und Oberfläche mit abgefallenen Blättern bedeckt war. Dieſes Waſſer ſchmeckte zwar auch etwas ſalzig; allein es war doch viel beſſer als das vorige. Wir fingen alſo am folgenden Morgen an Waſſer zu ſchöpfen, und vollendeten unſere Arbeit noch an eben dem Tage.

Bald nachdem wir Anker geworfen hatten, kamen die Eingebohrnen und brachten eine Menge große Hüner, nebſt einigen, jedoch mehrentheils ſehr kleinen, Schildkröten zum Verkauf. Die Nacht hindurch regnete es ſehr ſtark, und Tages darauf kam die Reſolution neben uns vor Anker. Wir brachten den Tag damit zu, daß wir das Schiff etwas auf eine Seite zogen, den Boden, der ſehr unrein war, abbürſteten, und uns überhaupt ſegelfertig machten. Capitain Gore hingegen, der noch nicht ſeinen Waſſervorrath zu Cracatoa völlig ergänzt hatte, ſchickte am 15ten ſeine Leute ans Land, wo ſie den zuerſt erwähnten Bach nunmehr vom Regen angeſchwellt und ganz friſch fanden. Einen ſo guten Fund durften wir nicht vernachläßigen; ich ließ alſo die Fäſſer, die wir vorhin mit ſalzigem Waſſer gefüllt hatten, wieder ausleeren, und dafür friſches einnehmen. Mit dieſem Geſchäft kamen wir am 16ten gegen Mittag zu Stande. Am 19ten hoben wir um acht Uhr Morgens zu unſerer unausſprechlichen Freude zum letztenmal in der Straße von Sunda die Anker auf, und hatten Tages darauf Prinzen-Eiland gänzlich aus dem Geſichte verlohren.

Dieſe Inſeln hat Capitain Cook bereits auf ſeiner erſten Reiſe beſucht und beſchrieben, ich füge nur noch hinzu, daß wir ſowohl in Betracht der Geſtalt als der Farbe, der Sitten, und ſelbſt der Sprache, eine auffallende Aehnlichkeit zwiſchen den hieſigen Einwohnern und zwiſchen denen Völkerſchaften bemerkten, mit denen wir in Südmeere ſo häufig Umgang gehabt hatten. Die Wirkung des Javaniſchen Klima's, wovon ich meinen vollen Antheil erhielt, brachte mich übrigens außer Stand, die Vergleichung im Detail auseinander zu ſetzen.

Das Land iſt hier ſo dicht mit Waldung bewachſen, daß, obgleich die Schiffe die hier jährlich anlegen, eine Menge Holz fällen, dennoch keine Abnahme zu merken iſt. Wir erhielten hier eine Menge kleine Schildkröten und Hüner von mittlerer Größe, und zwar von den letzteren zehn für einen Spaniſchen Thaler. Die Einwohner brachten uns auch viele Schweinhirſche (Hogdeer) und eine ungeheure Menge Affen, die uns ſehr läſtig wurden, da jeder Matroſe ein oder Ein Paar davon mitnahm.

Wäre Herr Lannyon nicht bey uns geweſen, ſo hätten wir Mühe gehabt den Waſſerplatz ausfindig zu machen. Der Pikähnliche Berg auf der Inſel liegt Nordweſt gen Norden von demſelben; etwas nördlich davon ſteht ein Baum, der ſehr in die Augen fällt, weil er einzeln und von allem andern Gebüſch abgeſondert auf dem Korallenrief wächſt; und dicht dabey findet ſich ein kleiner mit Schilfgras bewachſener Fleck, dergleichen in dieſer Nachbarſchaft weiter keiner iſt. An dieſen Kennzeichen erkennt man den Ort, wo ſich der Tümpfel ins Meer ergießt; allein, ſowohl hier, als in dem Tümpfel ſelbſt iſt das Waſſer mehrentheils ſalzig. Die Fäſſer müſſen alſo etwa funfzig Schritte weiter hinauf gefüllt werden, wo das Waſſer während der trocknen Jahrszeit von den Bergen herunterkommt, ſich zwiſchen den Blättern verliert, und nicht anders ſichtbar wird, als wenn man dieſe wegräumt.

Der Ankerplatz in Prinzen Eiland liegt in	6° 36′ 15″ S. B.
und in	105° 17′ 30″ O. L.
Der Südpol der Magnetnadel inclinirt	28° 15′ —
Die Abweichung der Magnetnadel beträgt	— 54′ — W.
Der mittlere Thermometer-Stand (nach Fahrenheits Leiter)	83 — —

Von dem Augenblick an, da wir in die Straße von Sunda hinein ſegelten empfanden wir die Wirkung des dortigen vergifteten Himmelsſtrichs. Zwey von unſern Leuten wurden an einem bösartigen Faulfieber gefährlich krank; indeß verhüteten wir doch die fernere Verbreitung dadurch, daß wir die Kranken von der übrigen Mannſchaft abſonderten, und in die luftigſte Lagerſtätte brachten. Viele litten an einem beſchwerlichen Huſten; andere klagten über heftige Kopfſchmerzen, und ſelbſt die geſundeſten unter uns fühlten eine erſtickende Hitze, eine unerträgliche Mattigkeit und Mangel an Esluſt. Ungeachtet dieſer beunruhigenden Lage, worin wir eine Zeitlang ausdauren mußten, waren wir doch endlich ſo glücklich, dieſe gefährliche Meeresgegend ohne Verluſt eines einzigen Menſchen zu verlaſſen. Vermuthlich hatten wir dies ſowohl der feſten Geſundheit, womit unſere Mannſchaft hier ankam, als der ſtrengen Aufmerkſamkeit zu verdanken, mit welcher wir Capitain Cook's heilſame, uns nunmehr zur Gewohnheit gewordene, Vorſchriften befolgten.

Bey unſerer Abreiſe von Prinzen-Eiland, und während der ganzen Fahrt nach dem Vorgebirge der guten Hofnung, war die Mannſchaft der Reſolution in einem ungleich kränklicheren Zuſtande, als die unſrige in der Discovery. Noch fühlten zwar viele von uns die Folgen des Einfluſſes, den jenes bösartige Klima auf unſern Körper geäußert hatte, aber wir wurden doch alle wiederhergeſtellt. Von den beyden Fieberkranken fiel einer am zwölften in ſo heftige Zuckungen, daß wir an ſeinem Aufkommen verzweifelten allein Blaſenpflaſter retteten ihn, und er war bald außer aller Gefahr. Der andere erhohlte ſich ebenfalls, aber langſamer. An Bord der Reſolution herrſchten, außer einem hartnäckigen Huſten und den Fiebern woran die meiſten litten, bey manchen auch Dyſenterien, und wieder alle Erwartung vermehrte ſich die Anzahl dieſer Kranken bis zu unſerer Ankunft am Vorgebirge der guten Hofnung. Capitain Gore ſchrieb dieſen Unterſchied dem Umſtande zu, daß in der Discovery die Küche unter dem Verdecke befindlich war, und meynte, die Hitze und der Rauch derſelben könnte die Wirkungen der feuchten Nachtluft mildern. Er mochte zum Theil Recht haben; ich glaube indeß, daß wir dem Durchlauf deshalb entgingen, weil wir alle Anſteckung ſorgfältig vermieden. Wenn es nämlich, wie man wohl nicht bezweifeln kann, anſteckende Diarrhöen giebt, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe Krankheit von den Holländiſchen Schiffen zu Cracatoa an Bord der Reſolution verbreitet wurde. Um dieſe Gefahr zu verhüten, mußte Herr Williamſon, als ich ihn an Bord des Oſtindienfahrers ſchickte, auf meinen gemeſſenen Befehl keinen von unſern Leuten unter irgend einem Vorwande erlauben, mit ihm in das fremde Schiff zu ſteigen; und in der Folge gebrauchten wir die nämliche Vorſicht, ſo oft wir Gelegenheit hatten an Bord der Reſolution zu ſchicken.

Am 22ſten um Mittag ſahen wir in 10° 28′ ſüdlicher Breite und 104° 14′ öſtlicher Länge eine große Menge Tölpel, nebſt andern Vögeln, die ſich nicht weit vom Lande entfernen, und vermutheten daher, daß irgend ein kleines, unbekanntes Eiland in der Nähe ſeyn müſſe. Am 25ſten Abends kam der Wind plötzlich und mit großer Heftigkeit aus Süden, und brachte ſchwere Regengüſſe mit. In der Nacht zerriſſen uns faſt alle Segel, und einige gingen ganz in Stücken. Auch unſer Tauwerk litt dabey ſehr weſentlich, und wir mußten es am folgenden Morgen, da wir unſere letzten Segel aufzogen, ſo gut es gehen wollte, zuſammen knüpfen und flicken, weil wir keinen Strick mehr vorräthig hatten. Dieſer unerwartete Sturm ſchien der Uebergang des Monſuns in den beſtimmten Paſſatwind zu ſeyn, indem wir uns nunmehr in 13° 10′ ſüdlicher Breite befanden. Am 28ſten März, in 31° 42′ ſüdlicher Breite und 35° 26′ öſtlicher Länge verließ uns der Paſſatwind in einem heftigen Gewitterſturm. Hierauf wehten bis zum dritten April gelinde Südwinde, dann folgte ein friſcher Oſtwind, und am vierten trat Nachmittags eine Windſtille ein, die zwey Tage lang anhielt. Bisher hatte Capitain Gore nach St. Helena gehen wollen, ohne ſich am Cap aufzuhalten; allein da das Ruder eines Schiffs, welches bereits ſeit einiger Zeit ſchadhaft zu ſeyn ſchien, unterſucht ward, fand man es in ſo mißlichen Umſtänden, daß er ſich geradesweges nach dem Cap (der guten Hofnung) zu ſegeln entſchloß, wo er für ſeine Kranken am beſten ſorgen, und zugleich das Ruder ausbeſſern laſſen konnte. Vom 21ſten März (in 27° 22′ ſüdlicher Breite und 52° 25′ öſtlicher Länge) bis zum fünften April (in 36° 12′ ſüdlicher Breite und 22° 7′ öſtlicher Länge) halfen uns heftige Strömungen im Meere fort, welche bisweilen des Tages achtzig Engliſche Meilen nach Südſüdweſt, oder Südweſt gen Weſten liefen. Am ſechſten April ſpürten wir, da wir nunmehr von der Afrikaniſchen Küſte gedeckt waren, weiter nichts von ihnen. An eben dem Morgen erblickten wir ſüdweſtwärts ein Schiff, das auf uns zu ſteuerte, und da bald darauf der Wind dorther kam, machten wir die Schiffe zum Gefecht bereit. Vom Maſtkorbe aus entdeckten wir noch fünf Schiffe, die nach Oſten gingen; allein bald drauf entſtand ein Nebel, in welchem wir ſie binnen einer Stunde insgeſammt aus dem Geſichte verloren. Mittags befanden wir uns in 35° 49′ ſüdlicher Breite und in 21° 32′ öſtlicher Länge, und am folgenden Morgen erblickten wir das Land fern im Norden von uns. Am neunten kamen wir ziemlich nahe an dem Schiffe vorbey, welches wir am ſechſten geſehen hatten, doch ohne es anzuſprechen. Es war ein plumpes Fahrzeug, und wurde allem Anſchein nach ſehr ungeſchickt regiert, allein deſſen ungeachtet ſegelte es viel ſchneller als wir. Die Flagge deſſelben unterſchied ſich von allen bekannten; einige hielten ſie für Portugieſiſch, andere für Kaiſerlich. Am zehnten des Morgens erblickten wir nochmals das Land, und Nachmittags eine Schnau, welche, wie die Folge zeigte, ein Engliſches nach Oſtindien beſtimmtes Packetboot, war, das erſt vor drey Tagen die Tafelbay verlaſſen hatte. Sie kreuzte in dieſer Gegend, um der Flotte von Chinafahrern und andern Oſtindiſchen Schiffen Befehle zu überbringen. Wir erfuhren von den Leuten an Bord, daß Herrn Tronjoll'ys Geſchwader, welches aus ſechs Schiffen beſtehe, das Cap vor drey Wochen verlaſſen habe, um in der Höhe von St. Helena auf unſere Oſtindiſche Flotte zu kreuzen. Aus dieſer Nachricht ſchloſſen wir, daß jene fünf Schiffe, welche wir nach Oſten ſteuern geſehen hatten, dieſes Franzöſiſche Geſchwader geweſen wären, und daß ſie vermuthlich das

Kreuzen aufgegeben, und ſich nach Isle de France gezogen hätten. Dieſe Vermuthungen theilten wir unſeren Landsleuten im Packetboote mit, ſagten ihnen auch, um welche Zeit, ſoviel wir gehört hatten, die Chinafahrer Canton verlaſſen würden, und ſetzten hierauf unſern Weg nach dem Vorgebirge der guten Hofnung fort.

Abends am zwölften April ankerten wir in der Falſchen Bay, und gingen am folgenden Morgen in die Simmons-Bay, wo wir um acht Uhr das Schiff an zwey Ankern feſtlegten. Hier fanden wir den Naſſau und den Southhampton, zwey von unſern Oſtindiſchen Schiffen, die auf eine Convoy aus Europa warteten. Die Reſolution begrüßte das Fort mit elf Kanonen, und es antwortete mit einer gleichen Anzahl.

Sobald wir geankert hatten, beſuchte uns Herr Brandt, der Gouverneur dieſes Poſtens. Er hegte ſehr viel Zuneigung für Capitain Cook, der ſo oft als er das Cap beſucht hatte, ſein Gaſt geweſen war, und ob er gleich das traurige Schickſal unſeres Befehlshabers bereits wußte, ſo ward er dennoch ſehr gerührt, als er die Schiffe ohne ſeinen alten Freund zurückkommen ſah. Er erſtaunte, daß unſere Mannſchaft ſo ſtark und geſund war; denn aus dem Holländiſchen Schiffe, welches bey unſerer Ankunft zu Macao den dortigen Hafen verlaſſen, und hernach am Cap angelegt hatte, war das Gerücht verbreitet worden, daß wir in den elendeſten Umſtänden wären, und an Bord der Reſolution nur vierzehn, ſo wie auf der Diſcovery nur ſieben Matroſen übrig behalten hätten. Es läßt ſich nicht leicht begreifen, in welcher Abſicht dieſe Leute eine ſo muthwillige, boshafte Unwahrheit ausgeſprengt haben mochten.

Am 15ten begleitete ich Herrn Gore nach der Capſtadt, und am folgenden Morgen beſuchten wir den Gouverneur, Herrn Baron von Plettenberg, der uns mit aller erdencklichen Aufmerkſamkeit und Höflichkeit empfing. Auch er hatte für Capitain Cook viel Freundſchaft, und für ſeinen Charakter die größte Achtung, und hörte die Erzählung von ſeinem Schickſal mit lebhafter Theilnahme und ungeheuchelter Betrübniß an. In einem der Hauptzimmer ſeines Wohnhauſes zeigte er uns Van Tromps und de Ruyters Bildniſſe, und zwiſchen beyden einen leeren Platz, welchen Capitain Cook's Porträt einnehmen ſollte. Zu dem Ende bat er uns, bey unſerer Ankunft in England ihm eines zu kaufen, es möchte auch koſten was es wollte.

Er erzählte uns gelegentlich, daß nunmehr alle mit England in Krieg verwickelte Mächte ihren Kriegsſchiffen und Kapern Befehl ertheilt hätten, uns nicht anzugreifen. In Abſicht des Franzöſiſchen Hofes hatten wir hinlänglichen Grund davon überzeugt zu ſeyn, indem bereits Herr Brandt Herrn Gore einen Brief von Herrn Stephens (Secretair des Admiralitätscollegiums) eingehändigt hatte, worin eine Abſchrift von dem an Bord der Licorne gefundenen Befehl des Franzöſiſchen Seeminiſters Herrn von Sartine eingeſchloſſen war. In Anſehung der Amerikaner beruhete die Sache bloß auf einem Gerücht; allein ein Spaniſcher Schiffscapitain, der am Cap geweſen war, hatte Herrn von Plettenberg ausdrücklich verſichert, daß er ſowohl als alle Officiere ſeiner Nation ähnliche Befehle erhalten hätten. Dieſe Verſicherungen beſtärkten Herrn Gore in ſeinem Vorſatz ſich neutral zu verhalten. Als man ihm bey der Ankunft der Sybille, welche die Oſtindiſchen Schiffe nach England convoyiren ſollte, vorſchlug, er möchte in ihrer Geſellſchaft ſegeln, hielt er es demzufolge für rathſam, dieſes Anerbieten auszuſchlagen, um die unangenehme Lage zu vermeiden, worin er ſich befunden haben würde, falls wir feindlichen Schiffen begegnet wären.

Während unſeres Aufenthalts am Cap gaben uns der Gouverneur und die vornehmſten Perſonen am Cap, ſowohl Europäer als Afrikaner, die überzeugendſten Beweiſe von ihren freundſchaftlichen Geſinnungen. Bey unſerer Ankunft war der Oberſte Gordon, der Befehlshaber der Holländiſchen Truppen, auf einer Reiſe ins Innere von Afrika begriffen; allein er kehrte noch vor unſerer Abreiſe zurück. Dieſer Officier, mit dem ich bey unſerer erſten Anweſenheit am Cap das Glück hatte in einer genauen freundſchaftlichen Verbindung zu ſtehen, war bey dieſer Gelegenheit tiefer, als alle andere Reiſende vor ihm, in das Land gedrungen, und hatte das Muſeum des Prinzen Erbſtatthalters mit einer koſtbaren Sammlung von natürlichen Seltenheiten vermehrt. Sein langer Aufenthalt am Cap, ſein thätiger nach Kenntniſſen durſtender Geiſt, und die Unterſtützung, die ſein Rang und ſeine Lage ihm vor andern gewährten, mußten ihn in den Stand ſetzen, Afrika genauer und vollſtändiger als jeder andere kennen zu lernen. Mit Vergnügen theile ich daher dem Publicum die angenehme Nachricht mit, daß er ſelbſt willens iſt, der Welt eine Geſchichte ſeiner Reiſen mitzutheilen.

Die **Falſche** Bay (*Valſche Baay* holl.) liegt an der Oſtſeite des Vorgebirges der guten Hofnung, und wird von Schiffen während der Zeit beſucht, da die Nordweſtwinde herrſchen, und wo es gefährlich iſt in der Tafelbay zu liegen, nämlich vom Anfang des May an. Oſtwärts wird ſie von dem Falſchen Cap begränzt. Der Eingang zwiſchen beyden Vorgebirgen iſt ſechs Seemeilen weit. **Simons** Bay liegt elf Engliſche Meilen vom Vorgebirge der guten Hofnung, und iſt der einzige bequeme Hafen; denn die Rheede hat zwar guten Ankergrund, iſt aber zu offen, und zur Einſchiffung der Lebensmittel unbequem, da ohnehin der hieſige Poſten ſehr unbeträchtlich iſt, und alles Nothwendige von der Capſtadt erhält, die vier und zwanzig Engliſche Meilen weit davon liegt.

Der Ankerplatz in **Simons** Bay	
liegt in	34° 20′ S. B.
und in	18° 29′ O. L.
Die Magnetnadel (Südpol) inclinirt	46° 47′
Die Abweichung derſelben beträgt	22° 16′ W.

Bey Voll- und Neumond iſt es um 5 Uhr 55 Minuten hoch Waſſer; die Fluth ſteigt und fällt fünf Fuß fünf Zoll; und bey Fluthen, die geringer als gewöhnlich ſind, (neap tides) vier Fuß und einen Zoll. Das Vorgebirge der guten Hofnung liegt, nach Herrn Bayly's und meinen Beobachtungen vom 11ten April, in 34° 23′ ſüdlicher Breite alſo 4′ nördlicher als der Abbé de la Caille es beſtimmt.

Nachdem wir uns mit Lebensmitteln und einem hinlänglichen Vorrath von Schiffsbedürfniſſen verſehen hatten, gingen wir am neunten May aus der Bay unter Segel, und erhielten am 14ten den Südoſtpaſſatwind, mit dem wir weſtwärts von den Inſeln St. Helena und Aſcenſion hinſteuerten. Am 31ſten, da wir uns in 12° 48′ ſüdlicher Breite und 15° 40′ weſtlicher Länge befanden, hatte die Magnetnadel keine Inclination. Am zwölften Junius gingen wir, zum viertenmal während dieſer Reiſe, über den Aequatur. Hier fingen wir an eine Strömung zu bemerken, die uns in jeder Stunde eine halbe Engliſche Meile Nord gen Oſten trieb. Wir behielten ſie bis in die Mitte des Julius, und verſpührten hierauf eine andere, die etwas weſtlich von Süden lief.

Am zwölften Auguſt erblickten wir die weſtliche Küſte von Irrland. Wir ſuchten vergeblich in den Hafen Galway einzulaufen, von wo Capitain Gore die Tagebücher und Charten unſerer Reiſe nach London zu ſchicken gedachte; und mußten daher, weil wir den ſtarken Südwinden nicht wiederſtehen konnten, nach Norden ſteuern. Auch in Lough Swilly konnten wir aus eben der Urſache nicht vor Anker gehen; wir liefen alſo Nordwärts um die Lewis Inſel, und warfen dann beyde, am 22ſten Auguſt um elf Uhr Vormittags, zu Stromneß die Anker. Von hier aus ſchickte mich Capitain Gore an das Admiralitätscollegium, um die Nachricht von unſerer glücklichen Ankunft zu überbringen; und am vierten Oktober langten beyde Schiffe, nach einer Abweſenheit von vier Jahren zwey Monathen und zwey und zwanzig Tagen, am Nore (in der Mündung der Themſe) an.

Als ich zu Stromneß von der Diſcovery Abſchied nahm, hatte ich das Vergnügen die ſämmtliche Mannſchaft in vollkommener Geſundheit zurückzulaſſen; auch befanden ſich zu gleicher Zeit an Bord der Reſolution nicht mehr als zwey oder drey Reconvaleſcenten, von denen indeß nur Einer ſeinen Dienſt nicht verſehen konnte. Die Reſolution hatte während der ganzen Reiſe nur fünf Mann an Krankheit verlohren, von denen ſich drey, bereits bey ihrer Abreiſe aus England, in mißlichen Geſundheitsumſtänden befanden. Die Diſcovery verlor nicht einen einzigen. Als die vorzüglichſte Urſach eines ſo ſeltnen Glücks, muß man nächſt dem Segen der göttlichen Vorſehung, hauptſächlich unſre ununterbrochene Befolgung der von Capitain Cook feſtgeſetzten und bereits bekannten Anordnungen betrachten. Doch hätten wir, trotz aller Vorſorge, vielleicht endlich die ſchädliche Wirkung geſalzener Speiſen geſpürt, wenn wir nicht jede Gelegenheit wahrgenommen hätten anſtatt derſelben die friſchen Nahrungsmittel zu genießen, die unſere jedesmalige Lage uns darbot. Oft waren es Dinge, die unſere Leute ſonſt nie als eine für Menſchen ſchickliche Nahrung angeſehen hatten; oft waren ſie überdem auch äußerſt ekelhaft; und es gehörte alſo Ueberredung, Beyſpiel und bisweilen ſogar das Anſehen des Befehlshabers dazu, um dieſes Vorurtheil und dieſen Abſcheu zu beſiegen.

Die Vorkehrungsmittel, worauf wir uns am meiſten verlaſſen konnten, waren Sauerkraut und Suppentäfelchen. Was die antiſcorbutiſchen Arzneyen betrift, womit wir verſehen waren, ſo hatten wir keine Gelegenheit ihre Wirkſamkeit auf die Probe zu ſtellen, indem ſich während der ganzen Reiſe auf keinem von beyden Schiffen das geringſte Merkmal vom Scharbock blicken ließ. Malz und Hopfen hatten wir im Nothfall, wenn ein wirklicher Ausbruch der Krankheit erfolgen ſollte, aufgehoben; allein bey unſerer Rückkehr nach dem Vorgebirge der guten Hofnung fanden wir ſie gänzlich verderben. Zu gleicher Zeit öfneten wir einige Fäſſer mit Zwieback, Mehl, Malz, Erbſen, Haber, Grütze, und Graupen, welche man zum Verſuch in kleine, inwendig mit Zinnblech beſchlagene Fäßchen gepackt hatte, und fanden, außer den Erbſen, alles ungleich beſſer erhalten, als es ſich von der gewöhnlichen Art einzupacken erwarten ließ.

Ich kann dieſe Gelegenheit nicht vorbey gehen laſſen, ohne der Regierung vorzuſtellen, wie nothwendig es ſey, den königlichen Schiffen, die dem Einfluß eines ungeſunden Himmelsſtrichs ausgeſetzt werden können, einen hinlänglichen Vorrath von Chinarinde mitzugeben. In der Discovery brauchte zum Glück nur ein einziger Mann, der nebſt andern in der Straße von Sunda das Fieber bekam, dieſe Arzney; aber dieſer verzehrte auch ganz allein die ganze Quantität Fieberrinde, welche man insgemein den Wundärzten eines Schiffes wie das unſrige, mitzugeben pflegt. Hätten wir alſo mehrere Patienten an eben derſelben Krankheit gehabt, ſo würden ſie wahrſcheinlich aus Mangel des einzigen Mittels, welches ihnen hätte helfen können, umgekommen ſeyn.

Noch ein anderer Umſtand bey dieſer Reiſe muß in Rückſicht ihrer Dauer, und der Art von Unternehmen, worin wir begriffen waren, jedem eben ſo merkwürdig ſeyn, als die außerordentliche Geſundheit der Mannſchaft; nämlich, daß die Schiffe nur zweymal einander, länger als einen Tag, aus dem Geſichte verlohren. Das erſtemal war die Trennung einem Unfall zuzuſchreiben, welcher der Discovery an der Küſte von Owaihi widerfuhr, und das zweytemal ward ſie von den Nebeln veranlaßt, die wir beym Eingang der Awatſchabay antrafen. Einen ſtärkeren Beweis von der Geſchicklichkeit und Wachſamkeit unſerer Subaltern-Officiere, denen dieſes Verdienſt beynah ausſchließender Weiſe zukommt, kann man wohl ſchwerlich geben.

Vergleichende

Tafel der Zahlwörter

zur Darſtellung des Umfangs und der Uebereinkunft der Sprache, welche in allen Inſeln des öſtlichen Meeres ſtatt findet, und ihres Abſtammes vom feſten Lande Aſiens, aus dem Lande der Malayen.

Malayiſch.

Eins, Satu	Satoo	Sa.
Zwey, Dua	Duo	Dua.
Drey, Tiga	Teego	Teega.
Vier, Ampat	Ampat	Ampat.
Fünf, Lyma	Leemo	Leema.
Sechs, Nam	Anam	Nam und Anam.
Sieben, Toufou	Toojoo	Toojoo.
Acht, De-lappan	Slappan	Delapan.
Neun, Sambalan	Sambilan	Sambelan.
Zehn, Sapola	Sapooloo	Sapooloo.
Herbert pag. 348	Marsden p. 168. wie es in Sumatra geſprochen wird.	Forſters Bemerkungen. S. 219. und Re- [illegible]

Madagaskar. — Sumatra. — Prinzen Eiland. — Java. — Tagaliſch in Manila. — Pampango oder Philippiniſch. — Mindanao.

Zahlen	Madagaskar	Madagaskar 3.	Madagaskar 1.	Madagaskar 4.	Sumatra 5. (Achin.)	Sumatra 6. Lampoon.	Sumatra 7. (Batta.)	Sumatra 8. (Rejang.)	Prinzen Eiland 9.	Java 10.	Tagaliſch in Manila 11.	Pampango oder Philippiniſch 12.	Mindanao 13.
Eins	Iſſe oder Eſſa	Eier	Iſſo	Iſſa	Sah	Sye	Sadah	Do	Hegie	Sigi	Yſa	Iſa, Metong	Iſa.
Zwey	Roue	Rooa	Tona	Rion	Dua	Rowah	Duo	Dooy	Dua	Lorou	Dalawa oder Dalwa	Adua	Dowa.
Drey	Tulloo oder Turloo	Toto	Tello	Tellou	Tloo	Tulloo	Toloo	Telloo	Tollu	Tullu	Tatlo oder Ytlo	Atlo	Tulo.
Vier	Efaw oder Efar	Effatchi	Effad	Effatt	Paet	Ampah	Opat	Mpat	Opat	Pappat	Apat	Apat	Apat.
Fünf	Lime oder Lomon	Deeme	Feuro	Lime	Leemung	Leemah	Leemah	Lema	Limah	Limo	Lima	Lima	Lima.
Sechs	One oder Aine	Fonning	Wouhle	Eno	Nam	Annam	Onam	Noom	Gunnap	Nunnam	Anim	Anam	Anom.
Sieben	Hiniou oder Pitoo	Feeto	Sidde	Tiouu	Too-joo	Peetoo	Peetoo	Toojooa	Tojuu	Pitu	Pito	Pitu	Pitoo.
Acht	Ballou	Vaclo	Fouzo	Walou	D'Lappan	Oualloo	Oualloo	De-lapoon	Delapan	Wolo	Valo	Valo	Walo.
Neun	Sivou	Seeo	Malo	Sivi	Sakoorang	Seewah	Seeah	Sembilan	Salapan	Songo	Siyam	Siam	Seeow.
Zehn	Fooloo und Fooloo	Folo	Nel	Tourou	Saploo	Pooloo	Sapooloo	De Pooloo	Sapoulo	Sapoulo	Polo und Pulo	Apulo	Sanpoolo.
	Parkinſon S. 207.	Drury S. 457.	Herbert p. 31.	Hawkesworth III 777.	Marsden, p. 168.	Ebendaſelbſt.	Ebendaſelbſt.	Ebendaſelbſt.	Cooks in Hawkesw. III 777.	Ebendaſelbſt.	Forſters Bemerkungen S. 225.	Ebendaſelbſt.	Forreſt's Voyage, p. 391

Inſel Savu. — Ceram. — Inſel Moſes, 1616. — Neu-Guinea. — Tierra del Espiritu Santo. — Neu-Caledonien. — Mallikollo. — Tanna. — Neu-Seeland.

Zahlen	Inſel Savu 14.	Inſel Savu 15.	Ceram 16.	Inſel Moſes, 1616. 17.	Neu-Guinea 18. (1616.)	Neu-Guinea 19. (Papua.)	Tierra del Espiritu Santo 20.	Neu-Caledonien 21.	Neu-Caledonien 22.	Mallikollo 23.	Tanna * 24.	Tanna 25.	Neu-Seeland 26.
Eins	Iſſe oder Uſſe	Uſſe	O Eſſa	Kaou	Tika	Oſer		1. *Wag Eaing	*Par Ai	*Tier Kai	*Ret Tee	*Ree Dee	Tahai.
Zwey	Rooe	Lhoo	O Lua	Roa	Roa	Serou.		2. Wa Roo	Par Roo	E Ry	Car Roo	Ka Roo	Rua.
Drey	Tullu	Tullu	O Tellu	Tolou	Tola	Kior.		3. Wat Ein	Par Ghen	E Rei	Ka Har	Ka Har	Toroo.
Vier	Uppa	Uppa	O Paroo	Wati	Fatta	Tiak.		4. Wat Paeeb	Par Bai	E Bats	Ka Fa	Ka Phar	Ha.
Fünf	Lumme	Lumme	O Leema	Rima	Lima oder Liman	Rim.		5. Wat Nim	Pa Nim	E Reem	Ka Rirrom	K. Reerum	Rema.
Sechs	Unna	Unna	O Loma	Won	Wamma	Onem.							6 Ono.
Sieben	Pedoo	Pedu	O Peeto	Lyvitou	Fita	Tik.							7 Eto.
Acht	Arroo	Arru	O Aloo	Ealou	Wala	War.							8 Waru.
Neun	Saio	Saoo	O Teeo	Siwa	Siwa	Siou.							9 Iva.
Zehn	Singooroo	Singooroo	O Pooloo	Sanga Poulo	Sanga Foula	Samfoor.	bis 5 oder 6 wie in Anamoka.						10. Ange-Hauru.
	Parkinſon, p. 170.	Cook. in Hawkesw. III. 701.	Parkinſon, p. 200.	Herrera, nach le Maire, p. 81.	Ebendaſ. p. 81.	Forreſt, p. 400.	Cooks zwote Reiſe II. 91.	Ebend. II. 364.	Forſters Bemerk. S. 226.	Cooks zte Reiſe a. a. O.	Forſter, a. a. O.	Cook. a. a. O.	Cook, 1770, in Hawkesw. III. 475.

Neu-Seeland. — Hoornland, (1616.) — Kokosinſel. — Freundſchaftsinſeln. — Sandwichsinſeln. — O-Taheiti. — Marqueſen. — Oſterland.

Zahlen	Neu-Seeland 17.	Neu-Seeland 18.	Hoornland, (1616.) 19.	Kokosinſel 20.	Freundſchaftsinſeln 21.	Freundſchaftsinſeln 22. (Amſterdam.)	Sandwichsinſeln 33.	O-Taheiti 34.	O-Taheiti 35.	Marqueſen 36.	Marqueſen 37.	Oſterland 38.	Oſterland 39.
Eins	Ka Tahe	Tahai	Taſi oder Taſi	Taſi	A-Taha	Taha		1 Tahe	*A Tahay	*A Tahaee	Bo Dohai	Ka Tahaee	Ko Tahai.
Zwey	Ka Rooa	Rooa	Loua oder Lua	Loua	Looa	Looa		2 Roua	E Roua	A Oua	Bo Hooa	Rooa	Rooa.
Drey	Ka Toroo	Toroo	Tolou	Tolou	Tolou	Tooroo.		3 Toroo	Toroo	A Torou	Bo Dooo	Toroo	Toroo.
Vier	Ka Wha	T'Fa	Fa und D'Fa	Fa	T'Fa	A Fa		4 Ha	A Hea	A Faa	Bo Ha	Haa und Faa	Haa.
Fünf	Ka Reema	Reema	Lima	Lima	Neema	Neema.		5 Rema	E Reema	A Areema	Bo Heema	Reema	Reema.
Sechs	Ka Onoo	Hononoo	Houw	Houno	Vaoo			6 Whene	A Ono	A Ono	Bo No	Hono	Hono.
Sieben	Ka Wheetoo	Widdoo		Fitou	Fiddu			7 Hetoo	A Hettoo	A Whetoo	Bo Hiddoo	Heedoo	Hiddoo.
Acht	Ka Warroo	Waroo		Walou	Varoo			8 Wahoo	A Waroo	A Waow	Bo Wahoo	Varoo	Varoo.
Neun	Ka Eeva	Heeva		Hiwou	Heeva			9 Iva	A Eeva	A Eeva	Bo Heeva	Heeva	Heeva.
Zehn	Kaou Haowroo	Ange-Hoere	Onge Foula	Onge Foula	Ongofooroo		bis zehn wie in Otaheiti.	10 Hoehoe	A Hooroo	(Whannahoo und Whannahoo)	Bo Nahoo	(Ana Hooroo Anna Hooroo)	Ana Hooroo.
	Parkinſon, a. a. O.	Forſter, a. a. O.	Herrera, a. a. O.	Ebendaſ.	Forſter, a. a. O.		Anderſons Wörterbuch.	Parkinſon, a. a. O.	Cook, zte Reiſe.	Cook, zte Reiſe.	Forſter, a. a. O.	Cook, a. a. O.	Forſter, a. a. O.

Anmerkung. Das Malayiſche, als Stamm oder Wurzel betrachtet, ſteht oben an, in drey verſchiedenen Proben. Die abgeleiteten Zweige ſind nach der geographiſchen Länge, von Madagaskar an, immer weiter oſtwärts bis zur Oſter-Inſel hintereinander aufgezählt. Wo ein Sternchen vorzeichnet iſt, hat man ſich die Freyheit genommen den Artikel vom Zahlworte zu trennen. Anmerk. des Ueberſetz. Die Tafel hat Herr Jacob Bryant, ein gelehrter Alterthumsforſcher und Sprachenkenner entworfen. Ich habe die Worte ungeändert nach der Engliſchen Ausſprache ſtehen laſſen, und ſo bleibt die Tafel zugleich ein Denkmal des unbeſtimmten Werths der Buchſtaben bey den Engländern; denn die ſcheinbare Verſchiedenheit würde unendlich gemindert geworden ſeyn, wenn ich alles nach der Ausſprache hätte umändern wollen. Uebrigens beweiſt auch dieſe Tabelle, daß eine zweyte Sprache mit der Malayiſchen, in den Sprecharten von Neu-Guinea und allen von ſchwarzen Völkern bewohnten Inſeln, zuſammengefloſſen iſt. Gegen die Auswahl der verſchiedenen Schriftſteller, ließe ſich hie und dort manches einwenden; wer in jenen Weltgegenden ſelbſt geweſen iſt, Ohr und Fertigkeit Sprachen zu lernen, und Laute zu faſſen beſitzt, wird wiſſen, daß Parkinſons Wörterſammlungen ſchlechterdings nichts werth ſind. Wenn jemand unſere Zahlen etwa ſo ausſpräche: Eins, Zwey, Drey, Füde, ſo würde man ſich auf ſein Wörterbuch nicht ſehr verlaſſen können, und die Parkinſonſchen Angaben weichen noch ungleich mehr von der Wahrheit ab. G. F.

Fünf und vierzig

Kupfer und Charten

zur

deutſchen Quart-Ausgabe

von

Cooks dritter Entdeckungsreiſe

(welche von

der Geſchichte der neueſten Seereiſen und Entdeckungen im Südmeer den ſechsten
und ſiebenten Band ausmacht)

für

die Käufer der Oktav-Ausgabe

eben dieſes Werks.

Berlin,
bey Haude und Spener.
1789.

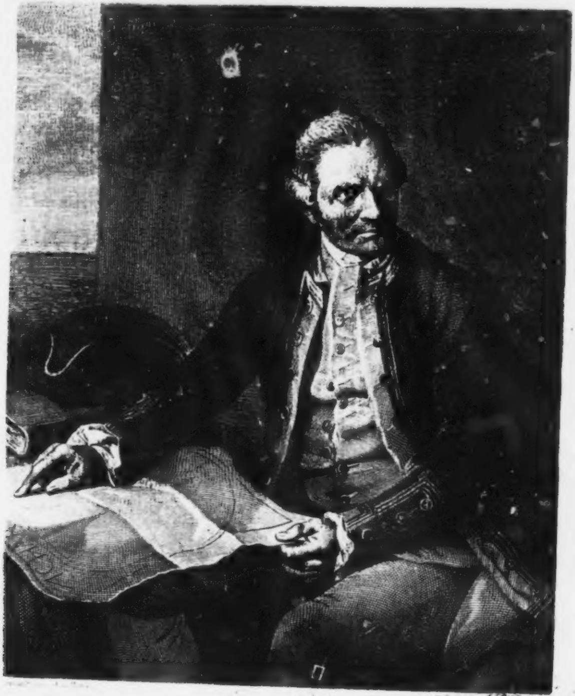
Verzeichniß der 45 Kupfer und Charten.

1. General-Charte.
2. Bildniß des Capitain Cook.
3. Charte von Kerguelens Land.
4. Chriſtmeß oder Weynachtshafen.
5. Mann aus van Diemens Land.
6. Frau aus van Diemens Land.
7. Ein Opoſſum aus van Diemens Land.
8. Ein Mann aus Mangea.
9. Charte von den freundſchaftlichen Inſeln.
10. Nächtliche Tänze und Muſik zu denſelben.
11. Paulaho u. ſ. w.
12. Ein Fanatuka, u. ſ. w.
13. Eine Frauensperſon aus E—u—a.
14. Ein Menſchenopfer.
15. Eine Otaheitiſche Tänzerin.
16. Ein Otaheitiſches Mädchen.
17. Die Art, wie nach eines vornehmen Otaheitiers Abſterben u. ſ. w.
18. Ein Marai in Atuai.
19. Götzenbilder der Einwohner von Atuai.
20. Handarbeiten der Einwohner von Atuai.
21. Charte von der Nordweſtküſte von America, u. ſ. w.

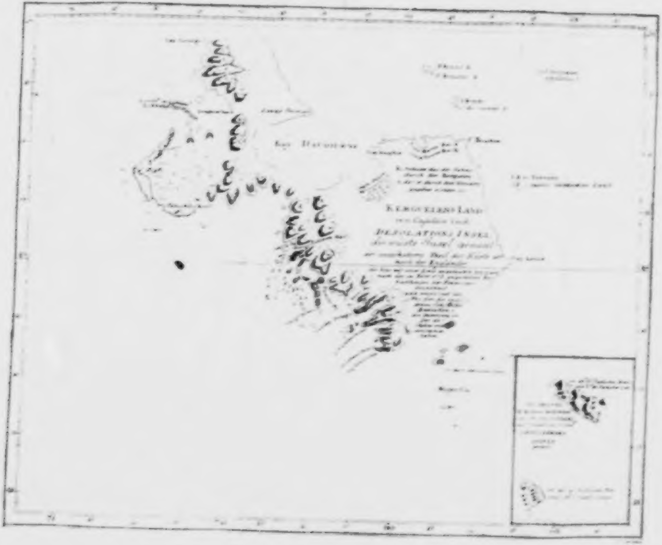
22. Die Meerotter.
23. Ein Mann aus Nutka-Sund.
24. Eine Frau aus Nutka-Sund.
25. Proben von Schnitzwerk aus Nutka-Sund.
26. Gegend in Nutka-Sund.
27. Abbildung vom Innern eines Hauſes in Nutka-Sund.
28. Charte vom Cooks-Strohm.
29. Ein Mann aus Prinz Wilhelms Sund.
30. Eine Frau aus Prinz Wilhelms Sund.
31. Tracht und Wohnungen der Tſchuktſchen.
32. Das Wallroß.
33. Charte von der Behringsſtraße.
34. Ein Mann aus der Inſel Unalaſchka.
35. Eine Frauensperſon aus der Inſel Unalaſchka.
36. Mützen oder vielmehr Hüte aus Unalaſchka.
37. Die Bay Karakakua.
38. Ein Mann aus den Sandwichs-Inſeln.
39. Ein Tänzer aus den Sandwichs-Inſeln.
40. Charte von den Sandwichs-Inſeln.
41. Ein Mädchen aus den Sandwichs-Inſeln.
42. Waffen und Götzenbild u. ſ. w.
43. Eine Kamtſchadalin.
44. Winterreiſe eines Kamtſchadalen.
45. Ein Kamtſchadale.

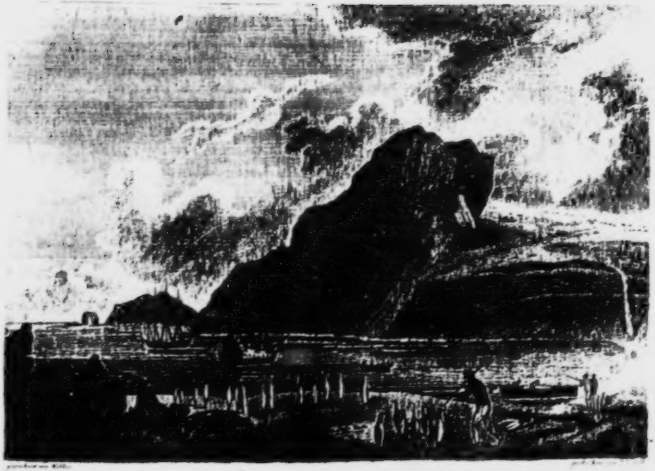
Die Kupfer können, ohne verdorben zu werden, durchaus nicht in Oktav gebrochen, ſondern müſſen für ſich allein in einen Quartband gebunden werden.

Die Charten hingegen kann, auf des Beſitzers Verlangen, der Buchbinder mit dem Text zuſammen binden; die Stellen dazu ſind ihm in einer gedruckten Anweiſung angezeigt.



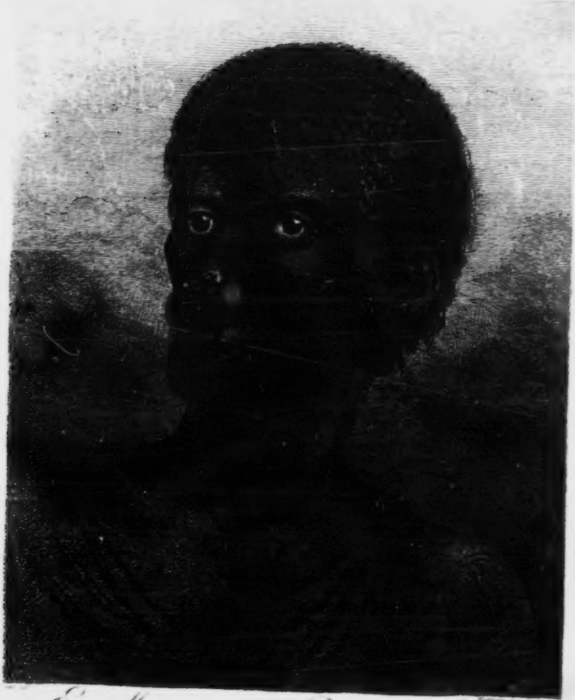
James Cook


Kerguelens Land
Desolations Insel

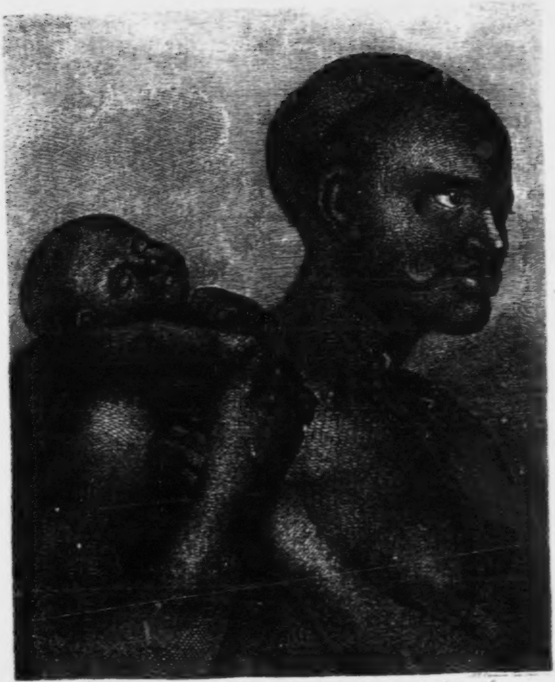


gezeichnet von Webber [illegible]

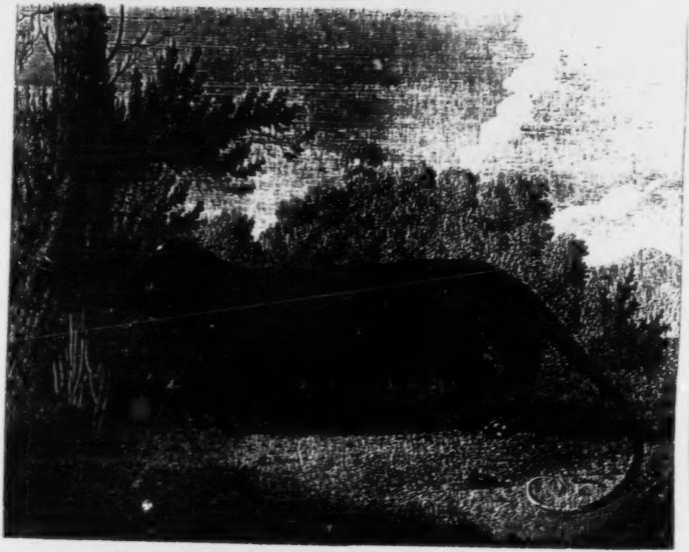
Christmaß- oder Weynachts Haven auf Kerguelens Land
und die Art wie die Matrosen die Pinguins mit Stöcken todtschlugen



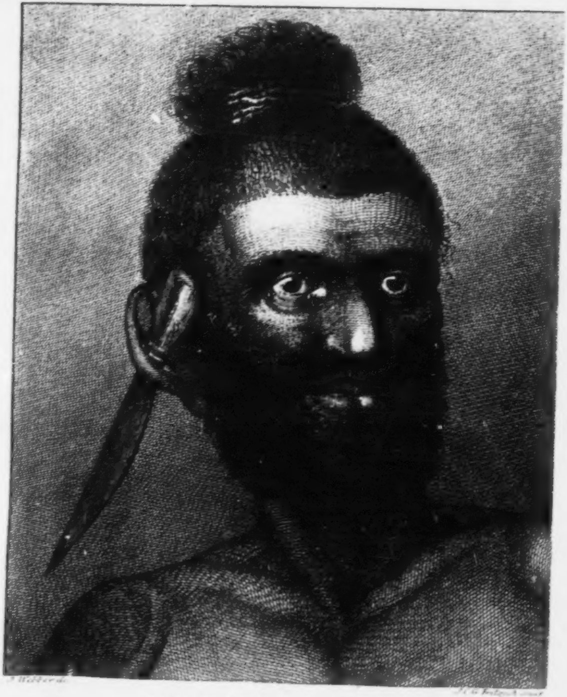
Ein Mann aus van Diemen's Land



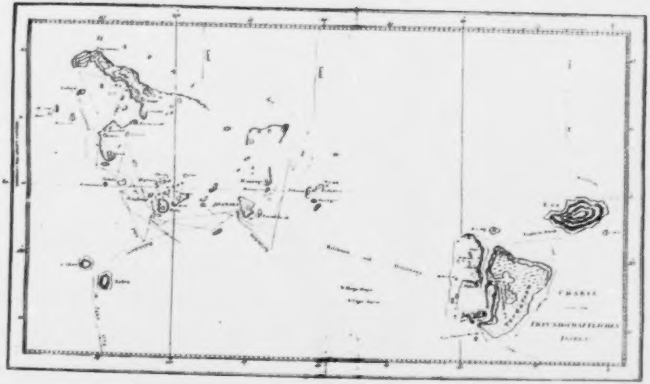
Eine Frau aus van Diemen's Land.

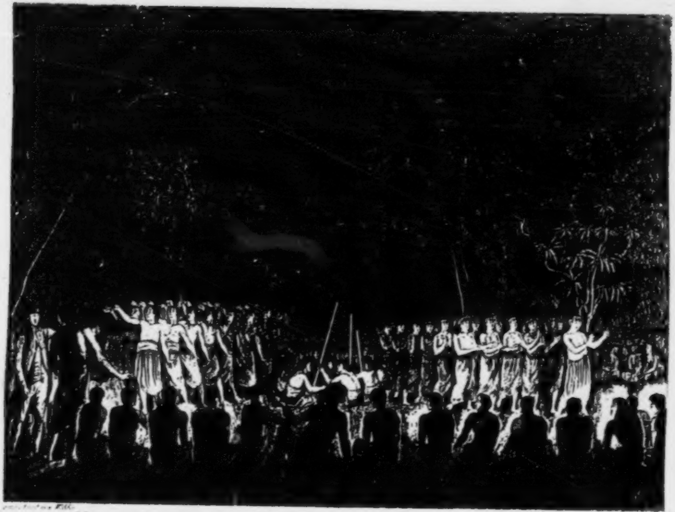


Ein Opossum aus van Diemens Land

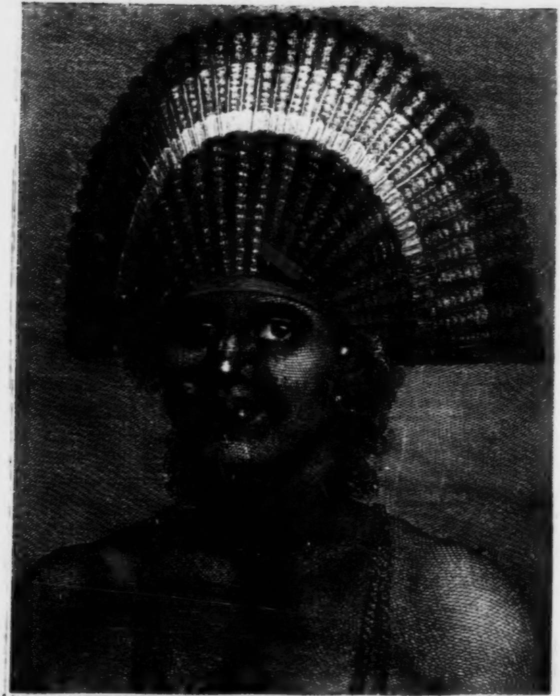

J. Webber del.
J. G. [illegible] sculp.

EIN. MANN AUS. MANGEA.

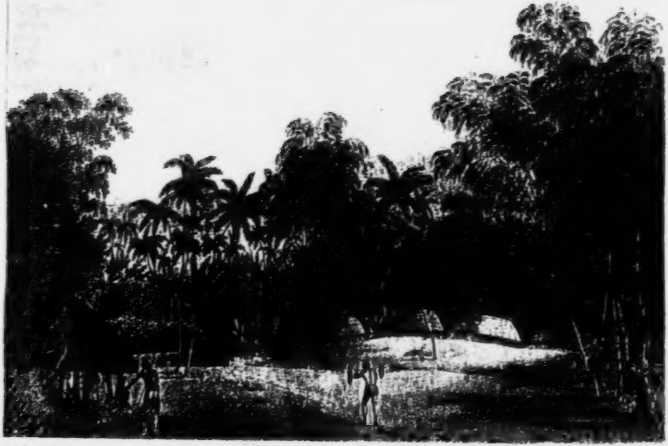

CHARTE
der
FREUNDSCHAFTLICHEN
INSELN



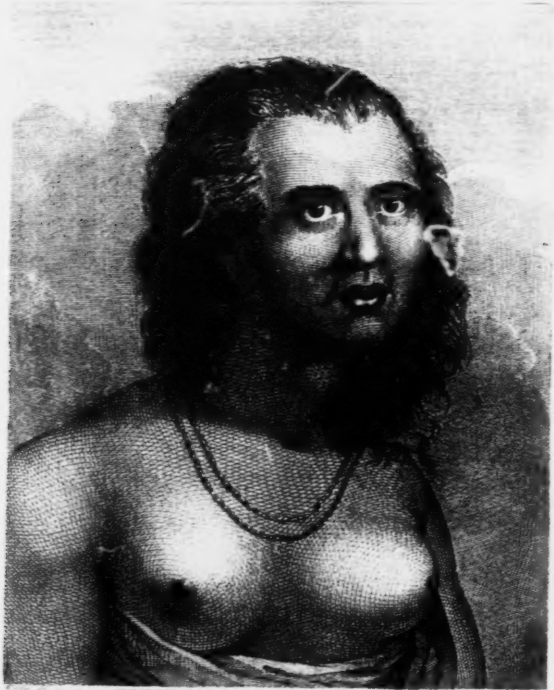
Nächtliche Tänze und Musik zu Hapaee in den freundschaftlichen Inseln



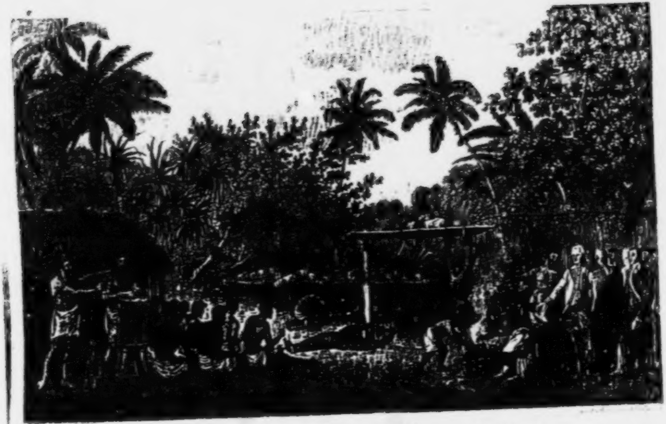
Paulaho, König der freundſchaftlichen Inſeln



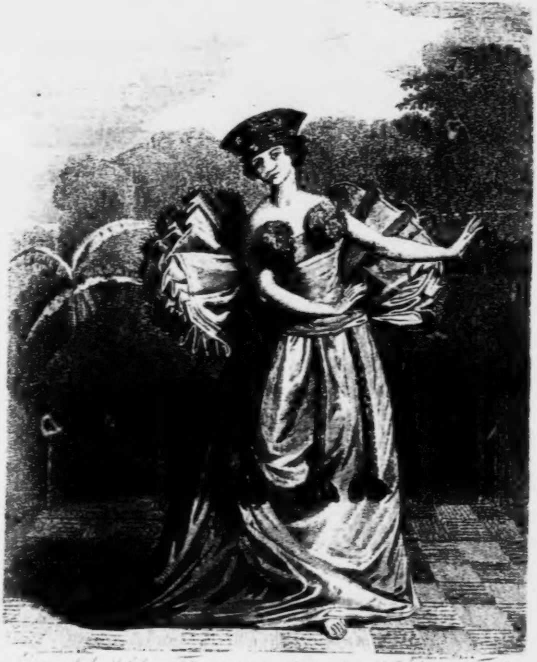
Ein Fiatuka oder Begräbnißplatz auf den Freundschaftlichen Inseln



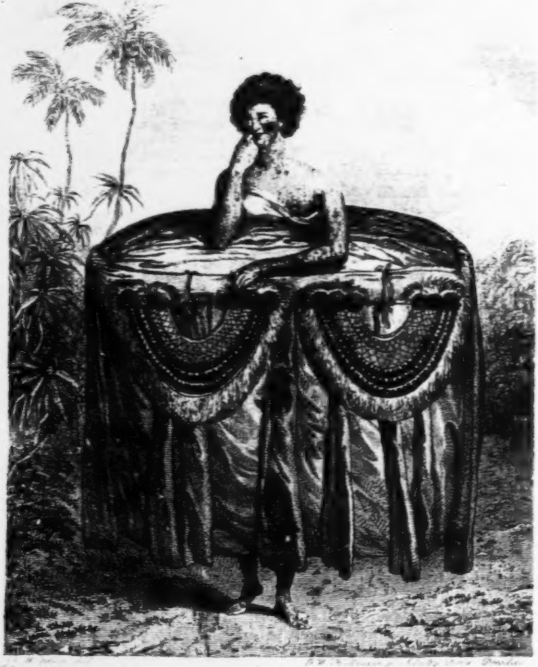
Eine Frauensperſon aus der Inſel E.u.a.



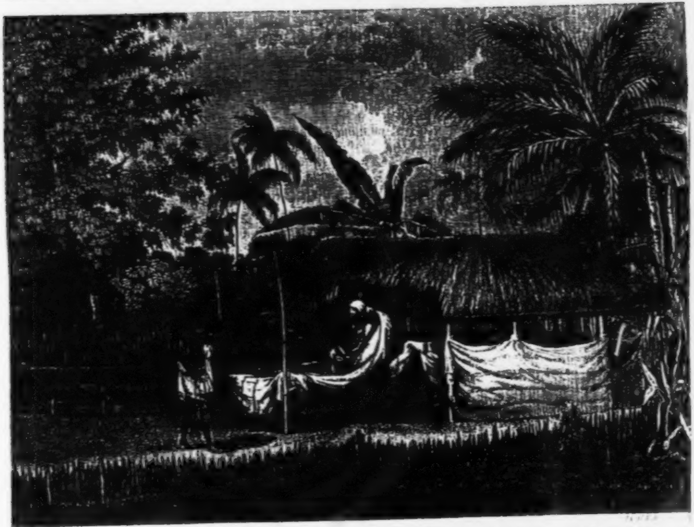
ein Menſchen opfer auf dem Marai in Otaheite



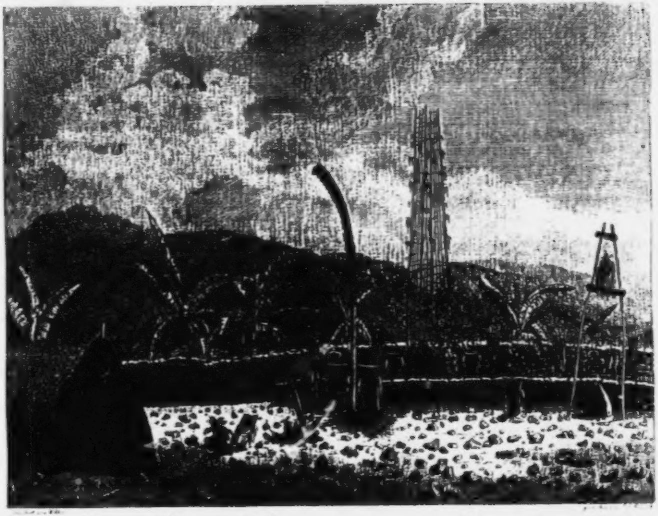
Eine otaheitiſche Tänzerin in ihrer eigenthümlichen Tracht



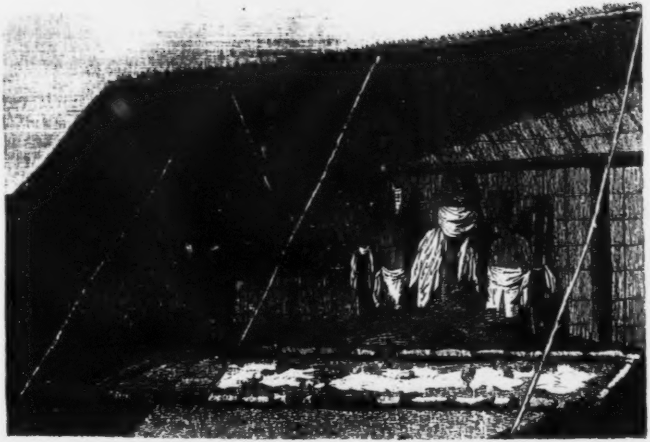
Ein · Junges · Mädchen aus Otaheite das Geschenke von Zeug bringt



Die Art wie nach eines vornehmen Otaheitiers Abſterben der Leichnam aufbewahrt wird

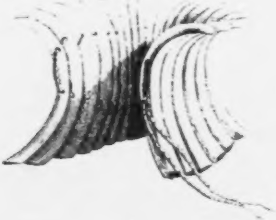


Ein Marai, in Atui, einer von den Sandwichs Inſeln

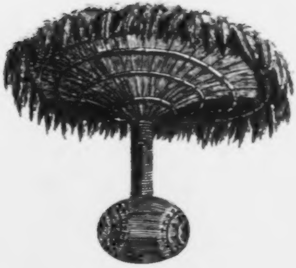


Götzenbilder der Einwohner von Atuai

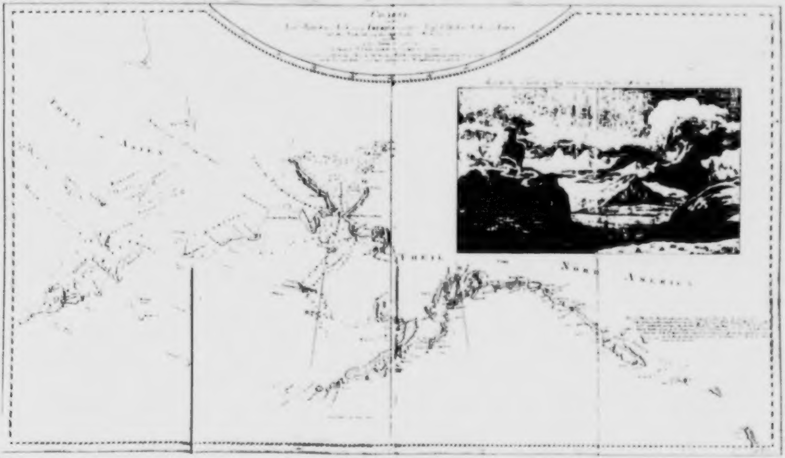
1.

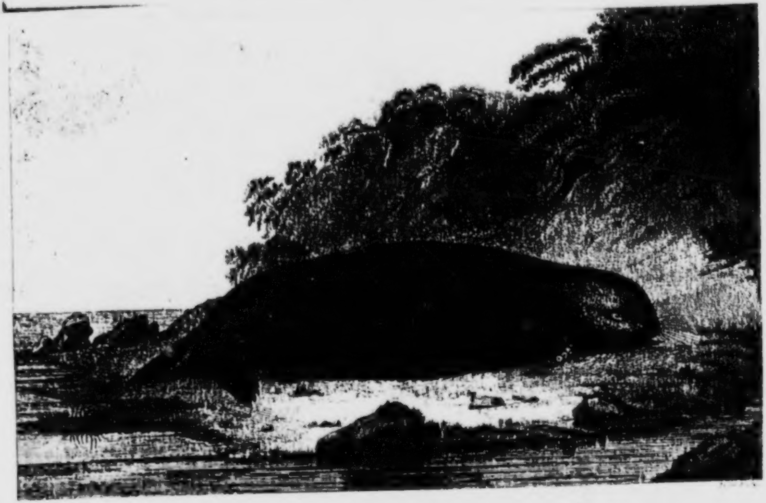


2.

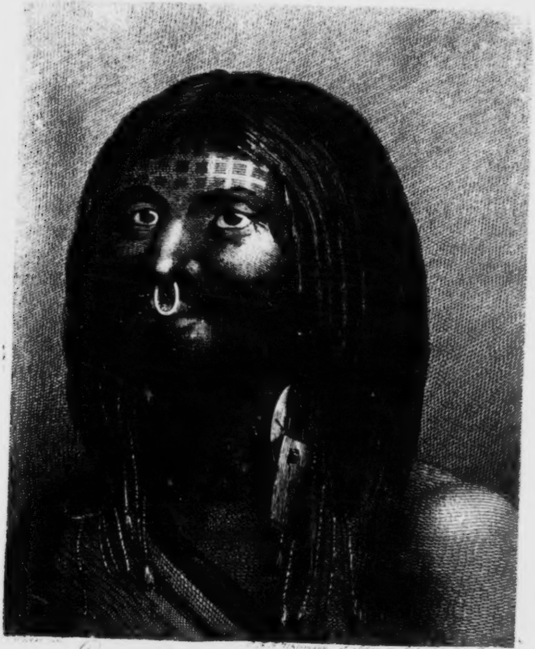


Handarbeiten der Einwohner von Atuai


Theil von Asien
Theil von Nord America

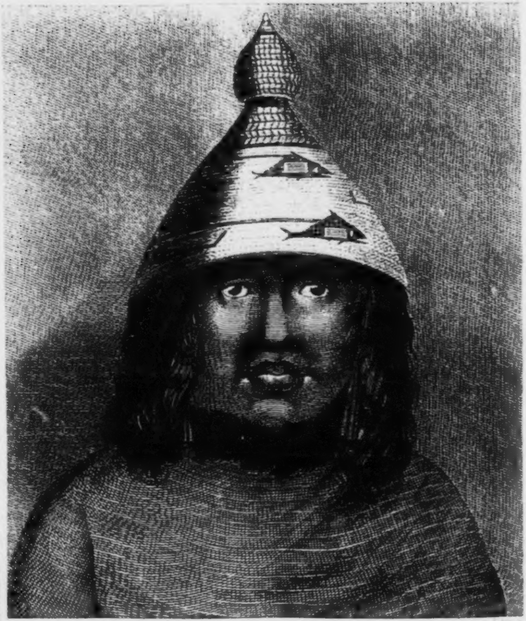


Die Meer_Otter, in Nutka Sund.

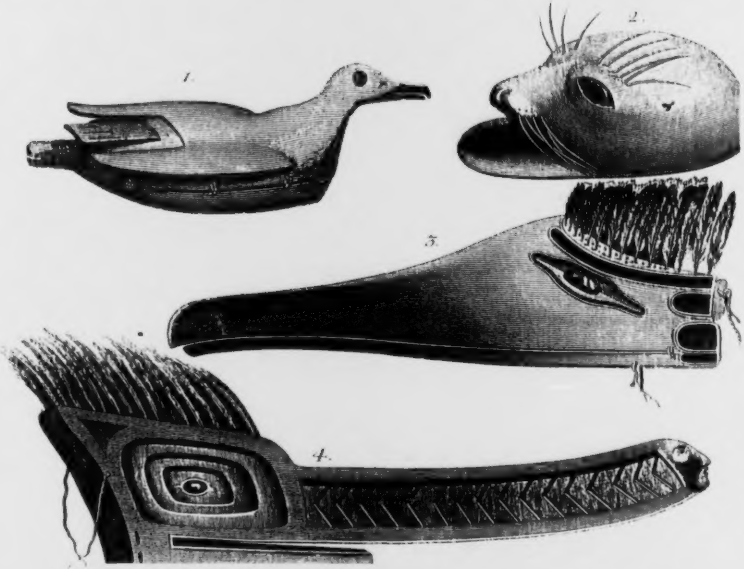


[illegible] [illegible] Uhlemann [illegible]

Ein Mann aus Nutka Sund



Eine Frau aus Nutka Sund



Proben von dem Schnitzwerck der Einwohner von Nutka Sund.

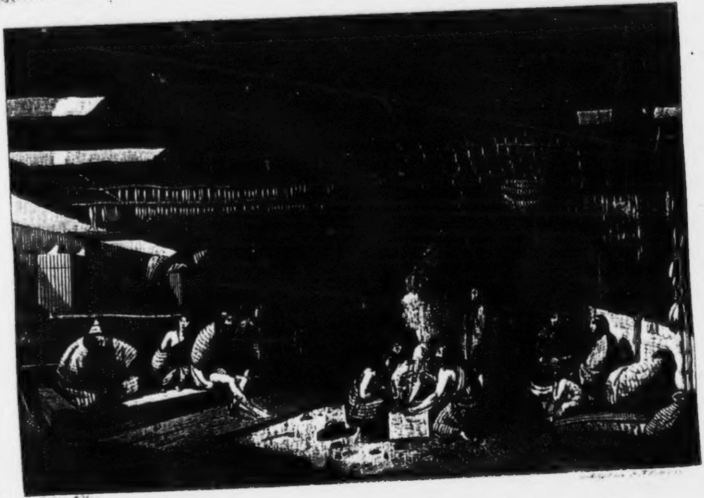
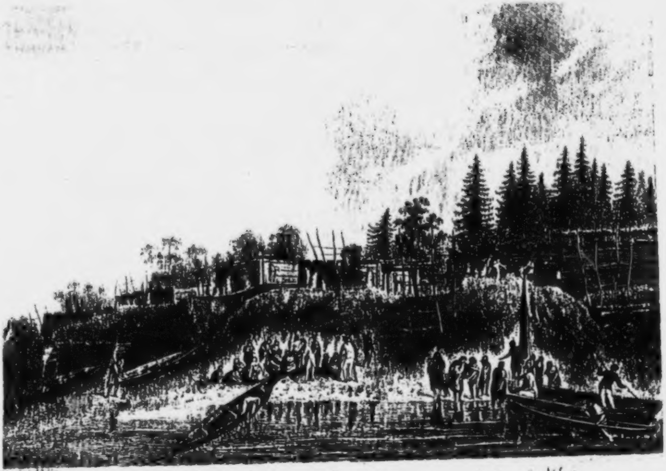
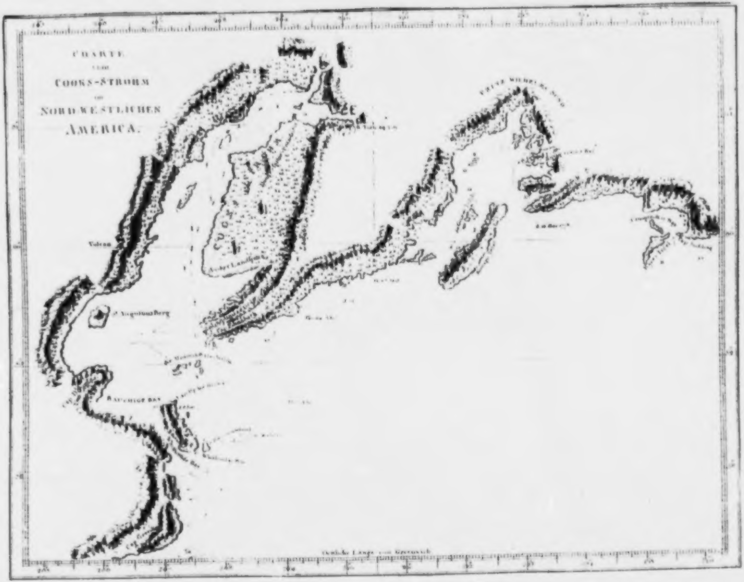
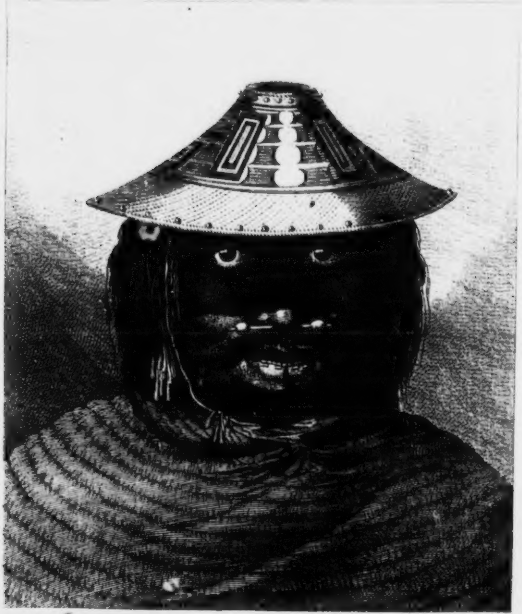


Abbildung vom Innern eines Hauses in [illegible] 6 [illegible]

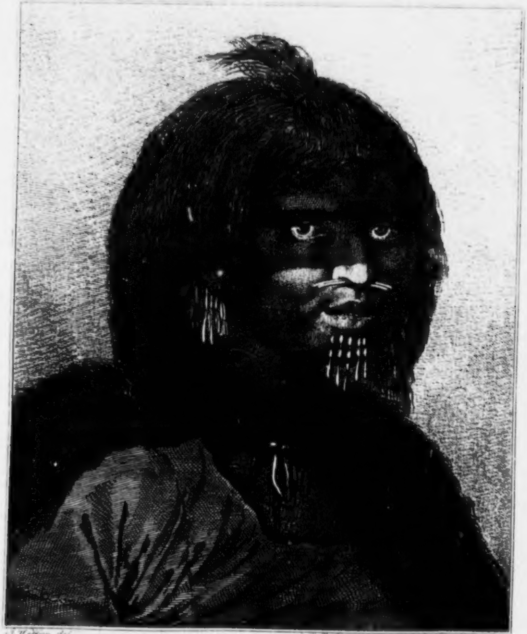


Gegend im Nutka Sund mit Eingebornen und ihren Wohnungen


CHARTE
vom
COOKS-STROHM
im
NORDWESTLICHEN
AMERICA.
Volcan
St Augustinsberg
Bauchige Bay
Prinz Wilhelms Sund
Oestliche Länge von Greenwich

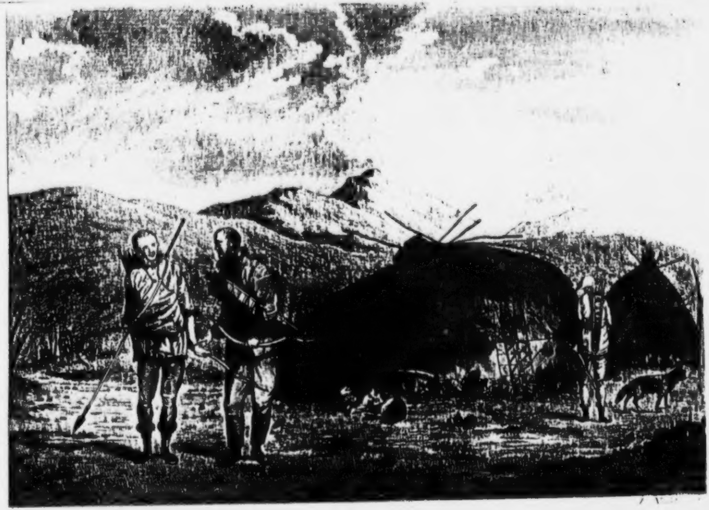


Ein Mann aus Printz Wilhelms Sund

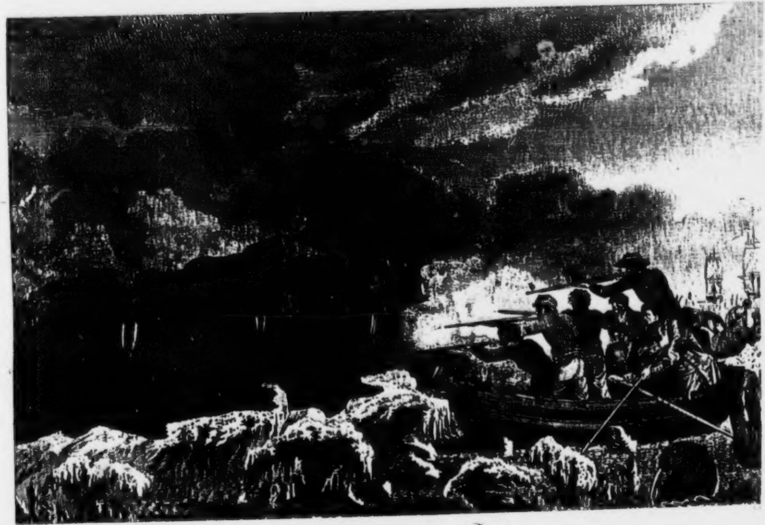


J. Webber del. C. F. Stölemann Joh. Schultze direx

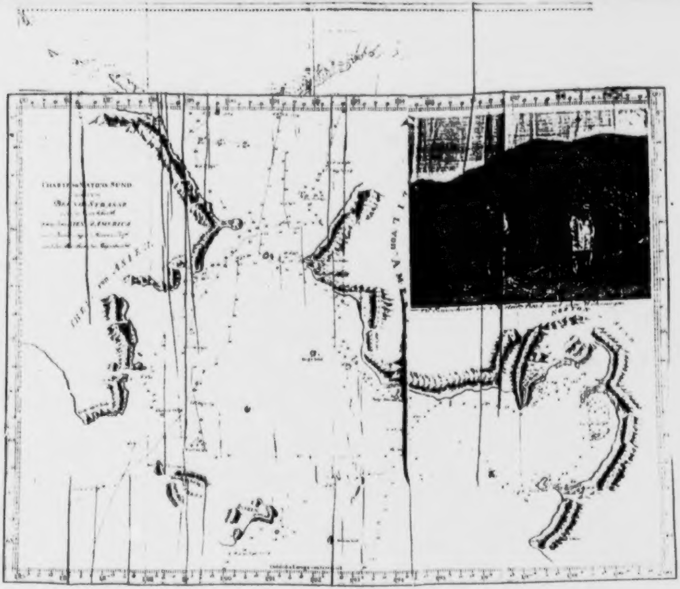
Eine Frau aus Printz Wilhelms Sund.

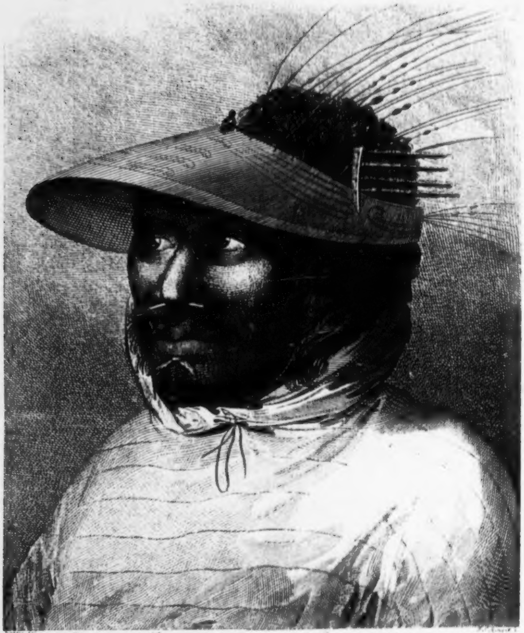


Tracht und Wohnungen der Tschucktschen

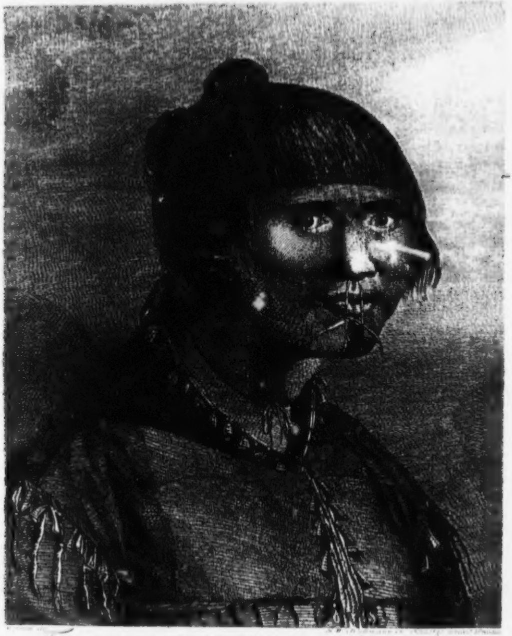


Das Wallroſs

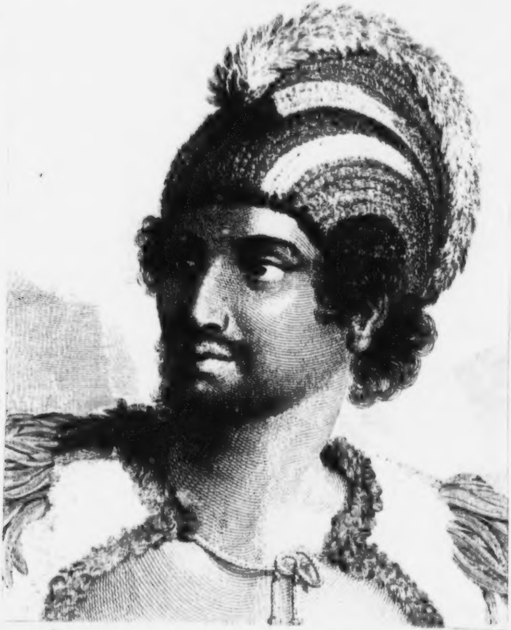




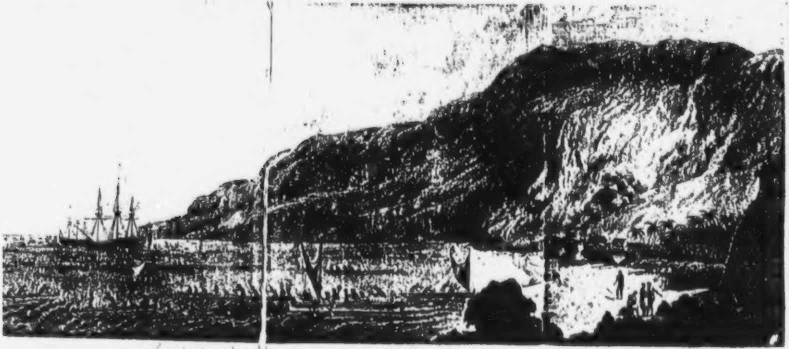
Ein Mann aus der Inſel Unalaſchka



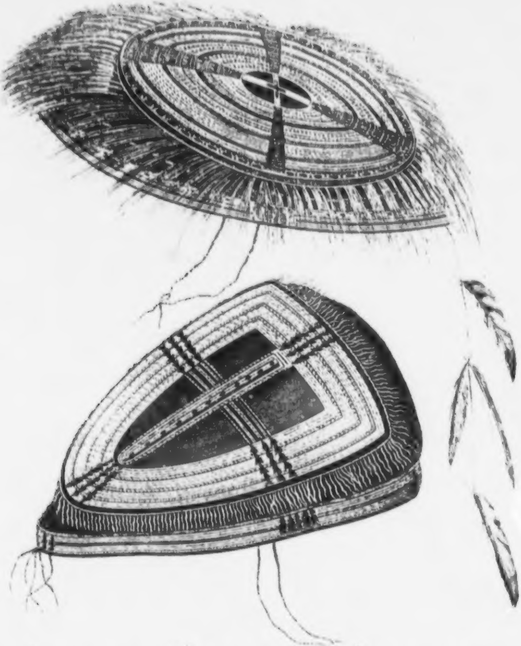
Frauenſperson aus der Inſel Unalaſchka



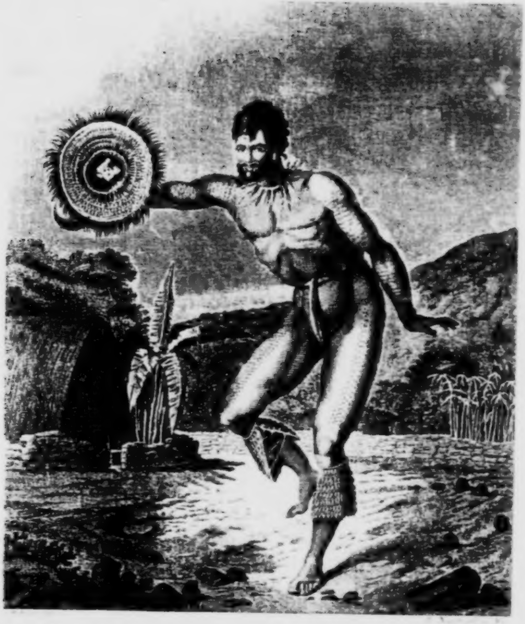
Ein Mann aus den Sandwich Inseln



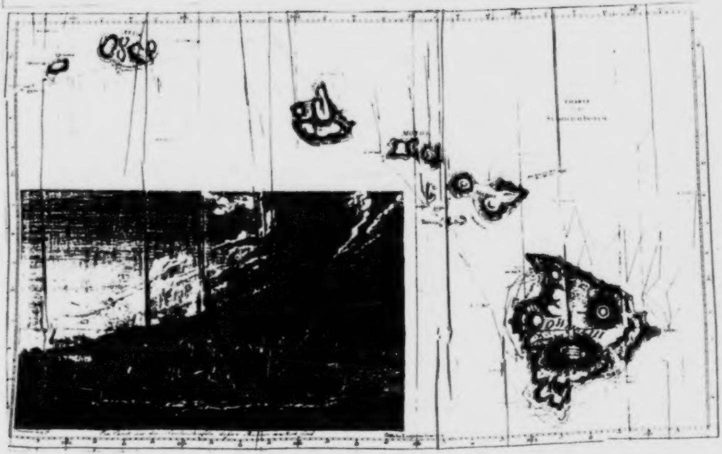
Ansicht der Bay Karakakua auf der Insel Owaihi wo Capitain Cook [illegible]

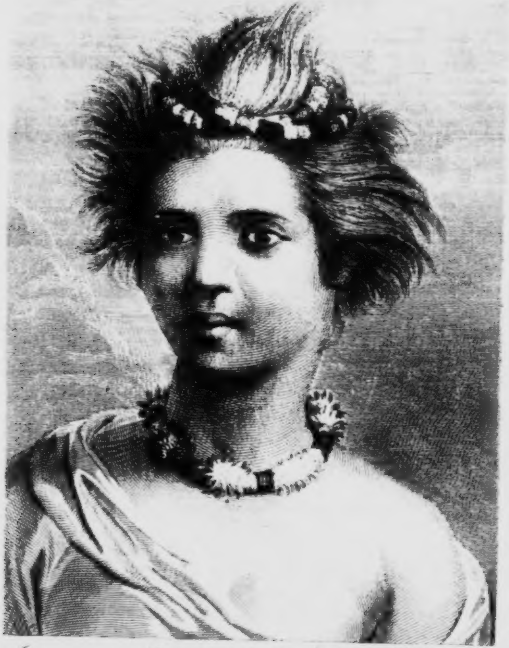


[illegible]

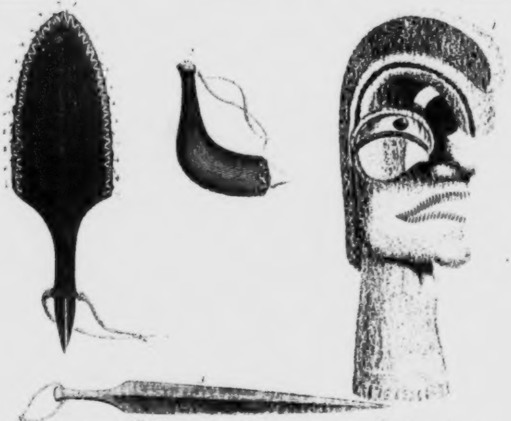


Ein Tänzer aus den Sandwich-Inseln

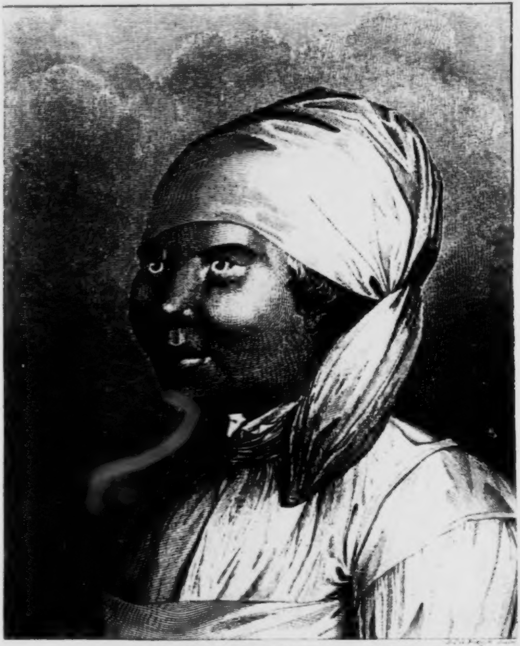




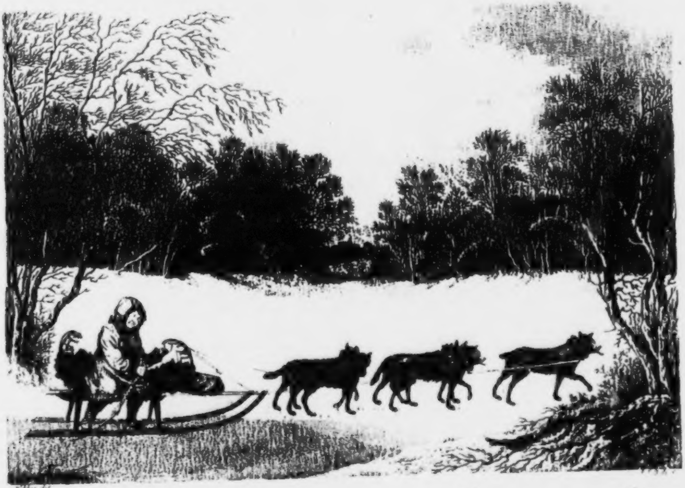
Ein junges Maedchen aus den Sandwich Inſeln



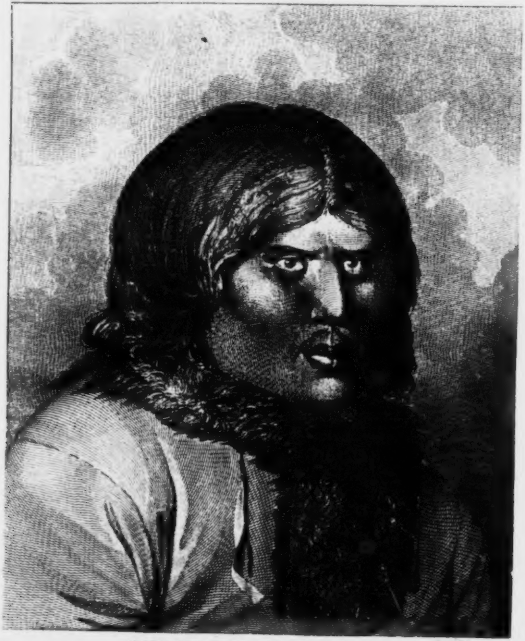
Waffen und Götzenbild der Einwohner in den Sandwich Inseln



EINE KAMTSCHADALIN.



Winter-Reiſe eines Kamtſchadalen auf ſeinem mit Hunden beſpannten Schlitten



EIN KAMTSCHADALE.

Georg Forſter's

Kleine Schriften.

Kleine Schriften.

Ein Beytrag

zur

Völker- und Länderkunde, Naturgeſchichte

und

Philoſophie des Lebens,

geſammlet

von

Georg Forſter.

BIBL.
VNIVERS
LIPS.

Erſter Theil.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer, 1789.

Vorrede.

Zerſtreute kleine Aufſätze ſammlen, iſt in der gelehrten Welt üblich genug, um keiner beſondern Entſchuldigung zu bedürfen. Ich wünſche indeßen von der ſchicklichen Gelegenheit, die ſich einem Vorredner darbietet, Gebrauch zu machen, um die Veranlaſſung zur gegenwärtigen Sammlung zu erzählen.

Die Naturwiſſenſchaft im weiteſten Verſtande, und insbeſondere die Anthropologie war bisher meine Beſchäftigung. Was ich ſeit meiner Weltumſchiffung geſchrieben habe, ſteht damit großentheils in enger Beziehung. Mit den lebendigen Eindrücken, welche nur die unmittelbare Anſchauung des Objekts, und ſonſt nichts, geben kann, gieng ich an die Quellen der Länder- und Völkerkunde, ſchöpfte dort und prüfte zugleich. — Berufsgeſchäfte einer andern

andern Art verſetzen mich in die Nothwendigkeit dieſen Nachforſchungen vor der Hand zu entſagen; und hiemit entſteht der Wunſch, meine bisherigen Collektaneen wenigſtens als Beyträge zu einer künftigen vollſtändigeren Kenntniß unſeres Erdbodens und alles deſſen was er trägt, in die Hände des Publikums niederzulegen.

In dieſen kleinen Schriften gedenke ich alſo nach und nach ſowohl die einzelnen Aufſätze, welche von mir bereits erſchienen und in Journalen oder andern ephemeriſchen Schriften gedruckt worden ſind, wieder zu ſammlen, als auch eine Reihe kleiner Ausarbeiarbeitungen, wozu der Stoff fertig in meinem Pulte liegt, oder von der ausländiſchen Litteratur dargeboten wird, zu liefern.

Die fünf Aufſäze dieſes erſten Bandes ſind ſchon anderswo gedruckt. In der Zeitfolge wäre der über **Otaheiti** der erſte. Er erſchien im Jahr 1780 in erſten Jahrgang des göttingiſchen Magazins. Dieſem folgte im Jahr 1784 die Naturgeſchichte des **Bredbaums**, bey Gelegenheit des damals von mir bekleideten Prorektorats am Collegium Carolinum in Caſſel. Für den hiſtoriſchen Calender vom

vom Jahr 1786 entwarf ich die kurze Nachricht von **Neuholland**. Mein Verſuch über den Werth der Entdeckungen, und das Verdienſt des Entdeckers, hauptſächlich in Beziehung auf **Cook**, war das Reſultat einer Unterredung, deren mich ein erhabener deutſcher Monarch gewürdigt hatte. Ich ließ ihn vor meiner Ueberſetzung von Cooks letzter Reiſe abdrucken; allein dieſes Buch iſt weniger bekannt geworden, als es der Eifer des würdigen Verlegers verdient hätte, der ſich gleichſam für den guten Geſchmack des Publikums aufopfert. Der letzte Aufſatz, über die **Leckereyen**, ſteht in dem diesjährigen göttingiſchen Taſchenkalender und verdankt ſeine Exiſtenz einer ſcherzhaften Aufforderung des vortreflichen Herausgebers, die ich nur mit einem leichten Verſuch beantworten konnte. Ich habe die Zeitfolge in der Stellung der Aufſätze nicht beybehalten, indem es mir zweckmäßiger ſchien, den Verſuch über Cook zur Einleitung dienen zu laſſen. Wer ſich übrigens die Mühe nimmt, dieſe Aufſätze mit den frühern Ausgaben zu vergleichen, wird bemerken, daß ich ſie mit Sorgſalt und Strenge verbeſſert habe.

Dieſer erſte Band, den ich verſuchsweiſe herausgebe, wird mich von dem

Willen

Willen des Publikums in Abſicht eines zweyten unterrichten, welcher mit eheſtem folgen ſoll, und unter andern auch ungedruckte Stücke enthalten wird. Mainz den 31. März, 1789.

Georg Forſter,
Churfürſtl. Mainz. Hofrath und
erſter Univerſitätsbibliothekar.

Inhalt.

Inhalt.

I. Cook, der Entdecker S. 1

II. Neuholland und die brittiſche Colonie in Botany-Bay 233

III. O-Taheiti 275

IV. Ueber Leckereyen 355

V. Der Brodbaum 393

I.

Cook,

der Entdecker.

Nullius in Verba.

Cook,

der Entdecker.

Der Name des Weltumſeglers Cook iſt zu allgemein bekannt, und ſeine Seereiſen haben ihm die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen in einem viel zu hohen Grad erworben, als daß noch jemand fragen könnte; wer war Cook, und was that er? Vielmehr wirkt ſchon dasjenige, was ein jeder ſich auf dieſe Fragen ſelbſt zu antworten weiß, wie eine Zauberformel, um ein ſtets wachſendes Theilnehmen an jeder neuen Nachricht von ſeinen Entdeckungen zu erregen. Hätten dieſe Blätter, die ich ſeinem Andenken weihe, den Reiz der Neuheit, ſo würde ich alſo um ihr Schickſal unbekümmert ſeyn können. Wenn ich mir aber ein Verhältniß zwiſchen dem Leſer und dem Schriftſteller denke, welches beyden rühmlicher iſt, miſcht ſich eine ſchüchterne Beſorgniß in meinen Wunſch, der Wißbegierde und den übrigen Forderungen eines aufgeklärten Publikums Genüge zu leiſten. Dazu kommt noch, daß es nicht die Lebensgeſchichte dieſes außerordentlichen Mannes iſt, welche mich hier beſchäftigen ſoll; denn dies wäre wenigſtens ein überflüſſiges und mißliches Unternehmen, da bereits eine deutſche Meiſterhand *) die Hauptzüge eines ſolchen Gemäldes entworfen hat. Indeß giebt es allerdings noch einen Geſichtspunkt, der Cooks Thaten und ſeinen Geiſt in einem neuen Lichte zeigen kann. Ihre blendende Größe hat man lange genug blos angeſtaunt, wie etwa ein glänzendes Meteor. Entfaltete man aber ihre Beziehungen auf die Summe unſeres Wiſſens, und berechnete man ihren gegenwärtigen und dereinſt zu hoffenden Nutzen, dann erſt würde

---

*) Im Götting. Magazin 1 Jahrg. 2 Stück, S. 234. ſtehen „einige Lebensumſtände vom „Capitain Jacob Cook, größtentheils aus ſchrift„lichen Nachrichten einiger ſeiner Bekannten „gezogen von G. C. Lichtenberg.“ Neue, noch ungenutzte Materialien zu dieſer Biographie giebt es nicht.

de ſich Cooks ganzer Werth für die Menſchheit unparteyiſch abwägen laſſen; dann würde jene gaffende Bewunderung, die auch die Dummheit unſerm Helden zollt, bey Denkenden in dankbare Verehrung übergehen. Wer nun im Stande iſt, die Verhältniſſe unſerer Gattung mit feſtem, allumfaſſenden Blick zu durchſchauen, Plan und Abſicht, nach einem beſtimmten Ziele ſtrebende Entwicklung, und ſichern Fortgang zur Vollendung aus dem verworren ſcheinenden Chaos ihrer Schickſale herauszufinden: der entwerfe jene vollſtändige beziehende Darſtellung von Cooks Verdienſten, und lehre uns, wie weit er ſein Jahrhundert in Erkenntniß und Aufklärung fortgeführt, welchen Zuwachs die menſchliche Glückſeligkeit durch ſein Beſtreben gewonnen, und welche neue Ausſichten in die goldene Zukunft einer allgemein vollendeten Bildung ſein Genius uns eröfnet habe. Der Dank der Edlen unſerer Zeit und jener beſſern Nachkommenſchaft verſpricht dem Menſchenfreunde, der ſich auf dieſe Art an Cooks Verdienſten Antheil erwerben würde, unſterblichen Lohn. Aber es wäre Vermeſſenheit, ſich mit blöden Augen in jene ſteile Höhe hinaufzuwagen, wo ſolch ein Ueberblick erſt möglich wird. Ohne daher bey der gegenwärtigen Veranlaſſung ſo tief in die Beſtimmung des Menſchengeſchlechts dringen zu wollen, laſſen ſich gleichwohl die näher am Tage liegenden Verkettungen ſo angeben, wie ſie auf unſerm niedrigeren Standpunkte erſcheinen; wenigſtens laſſen ſich kleine Gebiete, Theile des Ganzen, wenn auch nur in ſchwachen Umriſſen, nachbilden, um künftigen Weltweiſen vorzuarbeiten. Mit andern Worten: Cooks Entdeckungen zuſammenzufaſſen, ihre Gränzen abzuſtecken, ihrer geſchickten Anordnung und Verbindung, ſo wie manchen ihrer wichtigen Folgen nachzuſpüren, und auf die Art nicht blos dem Seemann und Entdecker, ſondern auch dem Menſchen, ein geringes Denkmal zu ſtiften; dies wäre ein Verſuch, den Cooks Reiſegefährte vielleicht ohne Anmaßung und ohne Furcht vor Wiederholungen, dem Urtheil deutſcher Leſer unterwerfen dürfte.

Ehe wir weiter gehen, verdient es eine vorläufige Unterſuchung, aus welchem Geſichtspunkte der ſittliche Werth der Entdeckungen beurtheilt werden müſſe. Läßt ſich im Allgemeinen über dieſen Punkt etwas als wahr feſtſetzen, ſo wird es uns hernach, in der weiteren Anwendung auf Cook, zum bequemen Maaßſtabe dienen.

Wie

Wie aber, wenn der beredte Mann Recht hätte, welcher von einer blos phyſiſchen Beſtimmung des Menſchen, als der einzig wahren, ſprach, und Wiſſenſchaft die Quelle alles menſchlichen Elends nannte? Wäre es alsdenn nicht um den vermeynten Ruhm aller Entdecker geſchehen? Wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß dieſes Paradoxon über manche ſchwache Einwendung ſiegte, und daß man Blößen gab, wenn man ſich gegen die Evidenz der darin behaupteten Thatſachen ſträubte. Wer könnte auch im Ernſte die Zerrüttungen läugnen, die von der Entwicklung verſchiedner Fähigkeiten im Menſchen unzertrennlich ſind? Allein, wenn man dieſe Unzertrennlichkeit zugiebt, ſo bleibt noch unerwieſen, daß die Ausbildung des Menſchengeſchlechts einen andern Gang hätte nehmen können, als ſie wirklich genommen hat; und ehe man dies beweiſet, ruft man uns vergebens in die Wälder zurück. Der untergeſchobene Begriff, die Perfectibilität als ein der Natur entgegengeſetztes Extrem zu betrachten, mußte freylich den Geſichtspunkt verwirren und eine Täuſchung zuwege bringen, welche nur eine conſequentere Philoſophie wieder aufheben kann. Dieſe wird in allem, was geſchieht, eine Kette von Verhältniſſen gewahr, welche

welche nothwendig, wie Urſach und Wirkung in einander greifen, und die Möglichkeit vernichten, daß ein Stäubchen ſich anders bewegt haben könnte, als es ſich bewegt hat. Wie das Unendliche ans Endliche, ſo iſt, über alle Gränzen menſchlicher Begriffe hinaus, Freyheit an Nothwendigkeit geknüpft, und hiemit zwiſchen dem innigen Bewußtſeyn des kühnſten Denkers, daß ſeinen Handlungen Gedanken vorhergehen, und der ehernen Wahrheit, daß keine Idee aus nichts entſtehen kann, ein ewiger Kampf erregt.

Wenn alſo die Verhältniſſe des Menſchen, wodurch dieſe oder jene Fähigkeit in ihm ſich entwickelt, nicht von ihm ſelbſt abhängig ſind, ſo iſt es auch dieſe Entwicklung nicht; folglich gehört die wiſſenſchaftliche Ausbildung, nebſt allen ihren Folgen, ohne Widerrede zu den beſtimmten Einrichtungen der Natur; und der vermeynte Contraſt zwiſchen der phyſiſchen und ſittlichen Beſtimmung des Menſchen beruhet auf einer Abſtraktion, die nicht im Reiche der Wirklichkeit, ſondern in unſerer Vorſtellungsart liegt. Fähigkeiten, welche nur den Stoß eines äußern Verhältniſſes erwarten, um ſich nothwendig und unaufhaltſam zu entwickeln, ſind berechnete Anlagen

gen der Natur; und das Weſen, in welchem ſich dieſe Entwicklung vollendet, iſt nicht minder ihr Eigenthum, erfüllt nicht minder ihre Abſicht, als das, in welchem ſie anfängt. Es giebt folglich keine blos phyſiſche, oder, mit einem andern Wort, blos thieriſche Beſtimmung des Menſchen, ſondern ſein Charakter iſt, wie der Philoſoph der Menſchheit unwiderſtehlich dargethan hat, Sittlichkeit, die zwar unzählige Schattirungen und Stufen hat, aber das einzige iſt, wodurch er ſich vom Thier unterſcheidet. Mit Anlagen, die einander zu widerſprechen ſcheinen, macht übrigens der Menſch keine Ausnahme in der Oekonomie der Natur; denn nach unſerer Art zu reden, giebt es überall ſtreitende Verhältniſſe und Widerſprüche, weil wir überall Abſichten annehmen, wo wir Beziehungen bemerken. Soll, zum Beyſpiel, das Hanfkorn zur Pflanze keimen, ſo darf es der Hänfling nicht verzehren, dem es gleichwohl zur Nahrung angewieſen iſt. Uns ſcheinen dieſe Verhältniſſe allerdings widerſprechend; wüßten wir uns aber an die Stelle der Natur zu ſetzen, ſo würden wir bald einſehen, daß jedes Einzelne gerade die Beſtimmung hat, die es wirklich erreicht. So wie jedes Wachsthum Zerſtörung vorausſetzt und ſich wieder in Zerſtörung endigt, ſo iſt auch die Entwicklung einer Anlage Unterdrückung einer andern. In einer Welt, wo die größte Mannichfaltigkeit der Geſtalten nur durch das Vermögen einander zu verdrängen, bewirkt wird, hieße es in der That die einzige Bedingung ihres Daſeyns aufheben, wenn man dieſen immerwährenden Krieg und dieſe anſcheinende Unordnung abgeſtellt wiſſen wollte. Hat nicht dem ungeachtet alles in der Natur ſeine Geſetze? Sind nicht die größeren Bewegungen mit bewundernswürdiger Genauigkeit abgemeſſen? Sollte ſich alſo nicht vermuthen laſſen, daß auch die äußerſten Punkte, zwiſchen welchen jede partielle Kraft ſchwanken und ihren Nachbarinnen Abbruch thun oder ſie verſchlingen darf, ihre unabänderlichen Gränzen haben? Man nenne dieſes Schwanken zwiſchen Extremen, wenn man will, einen Puls der Natur, der bald ſchneller, bald langſamer ſchlägt, und ſchlagen wird, bis etwa Büffons Epoche der Erſtarrung eintritt, oder das Machtwort einer Gottheit drein redet; — ſo lange das jezige Schema der Erſcheinungen beſteht, müſſen auch dieſe Oſcillationen fortdauern. Das Mittel zwiſchen den Extremen, welches manche Philoſophen ſo eifrig ſuchten, und oft zu finden wähnten,

wähnten, das vollkommene Gleichgewicht der Kräfte, iſt Ruhe, aber Ruhe des Todes.

Der Trieb der Selbſterhaltung und der Geſellſchaftstrieb äußern ihre Wirkungen im Thiere ohne ein beſonnenes Bewußtſeyn. Erinnerungen und Erfahrungen können dieſe Triebe leiten, und das Vermögen, Vorſtellungen mit einander zu verbinden, kann ſelbſt thieriſchen Handlungen den Schein der Ueberlegung verleihen. Zur Vernunft, zur Wahrnehmung der Verhältniſſe und Abſonderung der Begriffe, gehört das Bewußtſeyn eines abſtrakten Ich; und dieſes war das ausſchließende Geſchenk unſerer menſchlichen Organiſation. In dieſer einzigen Fähigkeit, in einer ſo geringen, faſt unmerklichen Abſchattung, liegt der incommenſurable Unterſchied zwiſchen der Natur des Menſchen, und der vernunftloſen Thiere. Aus ihr allein entwickeln ſich alle Erſcheinungen der ſogenannten Perfectibilität, welche man die angewandte Beſonnenheit nennen könnte. Hier aber, wie allerwärts in der Natur, iſt es Wirkung und Gegenwirkung, was die ſchlafenden Kräfte offenbart. Wenn das Bedürfniß eine Sprache ſchuf und eben dadurch das Bewußtſeyn weckte, ſo übte hingegen jeder neue Grad der Erkenntniß das Begehrungsvermögen. Waren bey einem überwundenen Widerſtande Begriffe von können und wollen entſtanden, ſo folgte bald ein Wollen aus Vorſatz und mit Bewußtſeyn. Brachten endlich erſchütternde Erfahrungen den Menſchen auf eine höhere Stufe der Beſonnenheit, und lehrten ſie ihn, daß er nicht alles dürfe, was er kann und will; ſo führte eben dieſer Druck der äußern Verhältniſſe zu Begriffen vom Glücke des Lebens, die zwar nach Klima und Lokalumſtänden verſchieden, im Ganzen aber Werkzeuge der ferneren Bildung und Entwicklung ſind. Wo die Natur ihre Schätze reichlich ausgeſpendet hatte, neigten ſich die Affekten bald zum gütlichen Vergleich. Ruhiger Genuß der ſanfteren ſinnlichen Eindrücke begründete die Rechte des Hausvaters, und Gewohnheit erzeugte dann den Deſpoten. In rauhen Zonen hingegen, erlangte der ungezähmte Wille eine Stärke und Unbiegſamkeit, wodurch er noch lange das Uebergewicht behielt, und allen Zwang verſchmähte. Zuweilen beugte wohl Gewalt auf einen Augenblick den wilden Nacken; allein der bloße Zwang lehrt keine Verbindlichkeit zu gehorchen. Folglich dauerte der Kampf der Ungebundenheit ſo lange, bis all-

gemeine

gemeine Rechte des Menſchen anerkannt wurden, und mit dieſen die Begriffe der Sicherheit, der Freyheit des Eigenthums, der gegenſeitigen Pflicht, und einer durch heilſame Einſchränkung bewirkten Glückſeligkeit entſtanden. Der Wille ſchien nunmehr auf einmal wieder ſo viel Feld zu gewinnen, als er auf einer Seite verlor. Nicht handeln dürfen, wie man will, ja vollends nach der Vorſchrift eines Andern handeln müſſen, war allerdings gleichſam eine Vernichtung des eigenen Willens. Allein bey dieſem unvermeidlichen, ſowohl negativen als poſitiven Zwange, hatte die Vernunft einen Schritt vorwärts gethan, und der Menſch fühlte ſeine Würde nun nicht mehr in körperlicher Stärke, ſondern im Erkennen und Auswählen deſſen, was recht und gut iſt. Hier entſtanden Geſetzgebung und bürgerliche Verfaſſung: künſtliche, zerbrechliche Maſchinen, die aber der höheren Kultur den Weg bahnten, und deſto mehr Kräfte zur Entwicklung brachten, je gewaltſamer und ſchneller ſich ihre Räder durch einander wälzten. Unzählige Nüancen der Organiſation und der äußern Verhältniſſe erzeugten verſchiedene Miſchungen des Charakters. Durch Erziehung, Beyſpiel und Gewohnheit hervorgerufne und beſtimmte Leidenſchaften, Einſichten und Fertigkeiten,

ten, ſetzten ihr Spiel mit einander fort, und wirkten unaufhörlich auf einander, ſo wie aufs Ganze zurück. Wie dieſer Wirbel jeden anders modificirten Menſchen faßte und mit ſich riß, ſo vollendete er dann ſeinen wohlthätigen oder zerſtörenden Lauf. Der Wechſel der Verhältniſſe, der Zuſammenſtoß ſtreitender Kräfte, der Contraſt entgegengeſetzter Ereigniſſe — dieſe hin und her ſtrömende Fluth im Ocean der Menſchheit läutert und beſtimmt überall die Begriffe, und giebt ihnen auch Einfluß auf Handlungen. Tugend und Laſter ſind daher überall gleichzeitige Erſcheinungen; denn auch die Tugend wird nur durch Widerſtreben möglich; wo weder Feind noch Gefahr vorhanden iſt, da giebt es weder Kampf noch Sieg.

Der Gang ſo vieler Revolutionen, die ſich immer ähnlich ſind, ſo manches auch die Verhältniſſe des Orts und der Zeit darin ändern, zertrümmert alſo offenbar jene idealiſchen Syſteme, die auf eine grundloſe Hypotheſe erbauet ſind. Was in Aſien vor etlichen Jahrtauſenden, in Peru und Mexico vor wenigen Jahrhunderten geſchah, was in den Inſeln des Südmeeres noch vor unſern Augen geſchieht, würde unter ähnlichen Umſtänden, ſo oft auch das Menſchengeſchlecht in den angeblichen Stand der Natur zurück träte, immer wieder geſchehen. Die erſten Kriege, ſelbſt der Wilden, enthalten einen Keim der Kultur; denn indem der Eroberer ſeines Sieges genießt, vermehren ſich ſeine Bedürfniſſe. Luxus, Kunſt und Wiſſenſchaft, die Kinder Einer Geburt, vermählen ſich miteinander und bringen eine neue Brut — Ungeheuer und Genien — zur Welt. Wer über dieſen Kreislauf der Begebenheiten unmuthig werden kann, der klage über Winterſchnee und Sommerhitze, oder über den Wechſel der Nacht mit dem Tage; er klage über alles in der ganzen Natur, was dem Wechſel unterworfen iſt, und — vergeſſe, daß nur durch dieſen unaufhörlichen Wechſel alles beſteht. Die relative Moralität gewinnt freylich nicht immer durch die Entwicklung der Fähigkeiten; dieſelbe Sonne, die das Wachs erweicht und ſchmelzt, härtet hingegen den Thon. Wenn aber jemand darum lieber die Sonne ganz entbehren möchte, ſo dürften wir aus mehr als einem Grunde vermuthen, daß er vielleicht für jede andre Welt, nur nicht für dieſe wirkliche, geſchaffen ſey. Daher eilt das Zeitalter auf ſeiner Bahn weiter, ohne auf die Wehklage eines Hypochondriſten zu hören, der von ſolchen Hirngeſpinſten ausgeht, und das Menſchengeſchlecht nach Idealen mißt.

Wer

Wer den ſtrengen Optimismus nicht billigen mag, ſollte wenigſtens, um unpartheyiſch zu ſeyn, die Dinge ſo nehmen wie ſie ſind. Die Abwechſlung der Jahreszeiten kann, in moraliſcher Beziehung, in der That nicht gleichgültiger ſeyn, als jene Revolutionen, (ſo wichtig ſie übrigens für ſubjektive Bildung ſeyn mögen) wodurch ruhende Kräfte wirkſam werden müſſen, und die Gränzen der Erkenntniß durch den Drang der innern und äußern Verhältniſſe ſich nothwendig erweitern. Der Zeitpunkt kam, wo ein heller Kopf den Gedanken hatte, die runde Erde müſſe ſich umſchiffen laſſen; er fand einen König, der in der Hoffnung zu einem Gewinſte einen Verſuch wohl der Mühe werth hielt, — und Amerika ward entdeckt. Unſere Sophiſten wiſſen jezt mit einem ekelhaften Gepränge von arithmetiſcher Genauigkeit zu beſtimmen, wie viele Tropfen Negerſchweiß auf ein Loth Zucker gehen; ſie können die Anzahl der Patienten, die durch Fieberrinde genaſen, gegen die Schlachtopfer des Venusgifts verrechnen, und zwiſchen Vortheil und Nachtheil der Entdeckung die kaufmänniſche Bilanz ziehen, wie ihr Maulwurfsauge ſie überſieht. Ob ſie aber die Quelle des Böſen verſtopfen können, ohne daß zugleich die Quelle des Guten verſiegt? Man müßte nicht wiſſen, daß beydes im Menſchen einen gemeinſchaftlichen Urſprung hat, wenn man dies für möglich halten wollte. Auf jeder Stufe der Kultur, [illegible] das Menſchengeſchlecht erreicht hat oder noch erſteigen kann, ſind Bedürfniſſe und Leidenſchaften die Triebfedern aller erhaltenden aber auch aller zerſtörenden Thätigkeit. Verſchiedene Grade der Erkenntniß ändern nur die Intenſion und äußere Form derſelben; aber das Gute und Große wird überall nur durch ſein Gegentheil offenbar.

Mißbrauch kann den Werth der Dinge nicht ſchmälern; und doch ſollte er es, ſobald von Vernunft die Rede iſt? Es ſollte nun doch des Lichtes Schuld ſeyn, daß ein Hohlſpiegel ſeine Strahlen gebrochen zurückwirft? Nur das Heer der Mühſeligkeiten ſollte aus Pandorens Büchſe hervorgeſtiegen ſeyn, damit die Allbegabte ihre Neugier ewig beweinte? Die griechiſche Fabel iſt wenigſtens conſequent; denn ſie heiſcht den Glauben an heimtückiſche, ſchadenfrohe Götter, die das prometheiſche Geſchöpf verderben, aber nicht beglücken konnten. Fürwahr, eine troſtloſe Lehre! Wer bebt nicht vor ihr zurück, und ſieht umher nach einer beſſern Ueberzeugung, die ſeiner Seele den Frieden wieder geben kann? Wer ſieht nicht lieber in allem, was die Nerven zur Thätigkeit ſpannt, weiſe Vorſorge der Natur, die allmählig jede Kraft zur Entwicklung reif macht, während [illegible] ihr großes Werk der Zeugungen unaufhaltſam fortſchreitet? Wer ſchließt nicht vielmehr ſo: da jene Entwicklung eine weſentliche Bedingung unſeres Daſeyns iſt, ſo iſt es ein Verdienſt um die Menſchheit, ihrer Betriebſamkeit einen neuen Schauplatz zu öfnen.

So rufe ich dann: Seegen über Euch, ihr Beförderer der ſittlichen Bildung, denen das Schickſal eine empfängliche Organiſation verlieh, denen es Gaben ſchenkte, die in tauſend Jahren nur einmal die Welt beglücken! Gern gehorche ich dem allgemeinen Gefühl, dieſer heiligen Stimme der Menſchheit, die Euch, als wohlthätige Genien oder Halbgötter, dankbar verehrt. Du unbekannter erſter Hirte auf den Höhen des Kaukaſus oder Altai, warſt vielleicht unter tauſenden deiner Brüder allein ſo organiſirt, daß du am fröhlichen Hüpfen deiner gezähmten Lämmer um dich her mehr Vergnügen fandeſt, als am Röcheln des erwürgten Wildes! Welcher ganz andere, gewiß nicht minder ſeltene, Zuſammenklang innerer Empfänglichkeit

keit mit äußern Eindrücken bildete dich, kühner Bändiger des muthigen Roſſes und des wilden Stiers? War es nicht eine Göttin, weiſer Triptolem, die dich lehrte, das Zelt an eine feſte Stätte zu binden, und goldne Saaten zu ärndten, ſo war es der göttliche Funke des Genius in dir; dieſer Funke, der die Lippen des erſten Geſetzgebers mit Ueberredung begeiſterte, als er Menſchen durch Bande des wechſelſeitigen Vortheils in den engen Bezirk einer Stadt zuſammen zog; eben derſelbe, der den Keim des Handels pflegte, bis er als ein mächtiger Baum, den Nationen unter ſeinem Schatten ſüße Früchte trug; eben derſelbe, der bey jeder glücklichen Anſtrengung der Geiſteskräfte ſo ſichtbar hervorleuchtet; der auf Gama, Columbus, Magellan und Cook geruhet hat!

Wahrheit war die Botſchaft, die alle große Männer an die Menſchheit zu verkündigen hatten; Wahrheit, Verhältniß der Dinge unter einander und zu uns. Sie entledigten ſich getreu ihres Auftrags, und brachten uns Wahrheit, das Kleinod dem Weiſen, das Schwerdt in eines Narren Hand. Doch, Nutzen und Mißbrauch haben ihre Gränzen: die Aufklärung aber ſchreitet von Erfahrung zu Erfahrung ins Unbegränzte fort. „Vielleicht erſchöpft ſie einſt alle Verhältniſſe des „Menſchen, und bringt dann den Frieden des „goldnen Zeitalters zurück?“ Dieſe harmloſe Hoffnung, ein Stein der Weiſen unſeres Jahrhunderts, verdient wenigſtens keinen Spott, ſo lange ſie das aufgeſteckte Ziel bleibt, welches ſo viele Kräfte für das Bedürfniß des gegenwärtigen Augenblicks in Bewegung erhält, und einen jeden anfeuert, in ſeiner Laufbahn nach der Vollkommenheit zu ſtreben, die ihm erreichbar iſt. Wenn die Verwegenheit, in eine Zukunft zu ſchauen, die unſern Augen gefliſſentlich entzogen ward, und Beſtimmungen voraus zu ſagen, welche ſich aus den Prämiſſen der Erfahrung nicht folgern laſſen, mit Irrthum beſtraft werden muß: ſo konnte wenigſtens keine Strafe unſchädlicher, und keine zugleich wohlthätiger ſeyn, als diejenige, welche die Bilder der Phantaſie benutzt, um den Menſchen an ein reelles Ziel zu geleiten. Ein ſolches Ziel iſt die ſubjective Vervollkommnung, welche nur durch eine vollkommnere Erkenntniß der Wahrheit bewirkt werden kann; und ſo wäre denn das Verdienſt des Entdeckers für Gegenwart und Zukunft entſchieden; und es iſt um deſto wichtiger, je gröſſer der Zuwachs iſt, den die Maſſe menſchlicher

Kenntniſſe

Kenntniſſe durch ihn erhält. In welchem Grade nun insbeſondere Cook auf dieſes Verdienſt Anſpruch machen kann, muß die bloße Aufzählung ſeiner Entdeckungen darthun.

I. Geographiſche Ueberſicht.

Wenn wir den Werth ſolcher Erfindungen und Entdeckungen anerkennen, die keine nähere Beziehung auf das menſchliche Leben zu haben ſcheinen, blos weil ſie die Sphäre unſeres Wiſſens erweitern, und dem Menſchen einen größeren Reichthum von Vorſtellungen geben: ſo können wir um ſo viel weniger jenen Entdeckungen unſern Beyfall verſagen, die den letztern Endzweck eben ſo gut erreichen, deren Anwendung aber uns zugleich ſo viel näher liegt. Wie ſchmeichelhaft iſt, für jeden der es faſſen kann, das Gefühl von der Würde des menſchlichen Geiſtes, bey jeder großen und glücklichen Anſtrengung ſeiner Kräfte! Wer fühlt ſich nicht groß, wenn er mit den Sternkundigen die ungemeſſenen Räume des Weltalls auf Flügeln der Gedanken durchirrt! In der That, wie bewundernswürdig iſt nicht der menſchliche Verſtand, wenn

wenn er Mittel erſinnt, die Entfernung und Größe der Sonne genau zu beſtimmen, wenn er neue Planeten und Kometen entdeckt, die dem bloßen Auge unerreichbar ſind, und dennoch ihre Bahnen berechnet, als wären ſie ſichtbar: In welchem erhabenen Lichte erſcheint nicht jene ſtolze Wiſſenſchaft, welche aus dem wenigen, was ſie von der Erfahrung entlehnt, die wichtigſten Folgerungen zieht, wenn eine bemerkte Verſchiedenheit in dem Abſtande gewiſſer Fixſterne von einander, die gleichwohl kaum in Jahrtauſenden dem bloßen Auge auffallend werden könnte, dem Scharfſinn des Meßkünſtlers hinreichend iſt, um eine progreſſive Bewegung des ganzen Sonnenſyſtems daraus nicht blos zu muthmaßen, ſondern darzuthun, und dann tauſend neue Welten in jenen entfernten Nebelpünktchen des allumfaſſenden Aethers zu erblicken! Doch wir mögen nun mit Newton die Geſchwindigkeit des Lichts meſſen, und das Geſetz des allgemeinen Zuſammenhangs unterſuchen, oder mit Herſchel die Heere des Himmels zählen, von denen wir nicht mehr als ihr bloßes Daſeyn erfahren können: ſo lange wir den Planeten, den wir bewohnen, nicht in allen ſeinen Theilen und Verhältniſſen erforſcht haben, ſo lange rühmen wir uns umſonſt des gränzenloſen

Umfangs

Umfangs unſerer Erkenntniß. Dieſer Punkt im Unermeßlichen iſt immer noch eine Welt für uns; ſeine Theile, ſeine Verhältniſſe, ſeine Veränderungen, können, weil ſie allen unſern Sinnen offen liegen, für jene fernen Gegenſtände, welche nur das Auge wahrnimmt, zum ſicherſten Maaßſtabe der Beurtheilung dienen, und haben, welches ungleich wichtiger iſt, eine unmittelbare Beziehung auf uns, und auf die Art unſerer Exiſtenz. Denn vorausgeſetzt, das Ziel der Aufklärung, welches die Natur geſteckt hat, läge jenſeits der Gränzen unſerer Erfahrung, und die ſubjektive Bildung beſtände hier zunächſt in einer verſtärkten Intenſion der Kräfte, deren Wirkſamkeit dann die Verhältniſſe eines andern Schauplatzes beſtimmten: ſo geht doch dieſe nothwendige Vervollkommnung in der Stille und unvermerkt ihren Gang, indeſſen das gegenwärtige Verhältniß unſere ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Auf derjenigen Stufe der Kultur, die der Europäer insbeſondere nun einmal erſtiegen hat, iſt die Kenntniß der eigenthümlichen Beſchaffenheit aller Gegenden der Erde ſo in ſein Bedürfniß verwebt, daß eine nähere Unterſuchung nothwendig wird, um ſeiner Betriebſamkeit Luft zu machen. Je dringender unſere wahren und erkünſtelten Bedürfniſſe das Verkehr mit

mit entfernten Welttheilen fordern, je emſiger der kaufmänniſche Geiſt von der Unerſättlichkeit des Zeitalters ſeinen Vortheil zieht, indem er ihr Nahrung verſchafft; deſto ſtärker wächſt das politiſche Intereſſe der Staaten, an der Erweiterung geographiſcher und anderer Erfahrungskenntniſſe, und deſto mehr ſucht es alle jene Triebfedern im Gange zu erhalten. Großbrittannien, deſſen Handel von ſo ungeheurem Umfange iſt, hat folglich auch in dieſer Rückſicht den Nationen das Schauſpiel von Entdeckungsreiſen gegeben, wodurch die vorher unbekannte Hälfte der Erdkugel ausgekundſchaftet worden iſt. Ich ſage, die Hälfte der Erdkugel, und man wird finden, daß dieſer Ausdruck nicht zu viel ſagt, wenn man einen Blick auf die Geographie vor **Cooks** Entdeckungen wirft.

Unter den Vorgängern unſeres Seemannes unterſcheiden ſich **Columbus** und **Magellan**, deren unſterbliche Verdienſte einer Auszeichnung werth ſind. Man ſage immerhin, daß Gewinnſucht und Emporſtreben nach dem was Glück zu heißen pflegt, die Triebfedern waren, die auch dieſe beyden großen Männer in Bewegung ſetzten. Wo und wann geſchah etwas großes, wozu nicht irgend eine mächtige Leidenſchaft den erſten Stoß gab?

ſ? Auch Menſchen, deren innere Kraft kein ge-
iner Geiſt faſſen kann, bedurften des Antriebs
r Leidenſchaften, um jene ſchlafende Kraft zu
cken und in Thaten zu äußern. Wenn es tief
der Seele des Edlen lag, daß ein neuer Welt-
eil ſeiner wartete; wenn Er allein den großen Ge-
anken denken konnte: dort weſtwärts, über die
Gränze hinaus, die der furchtſame Küſtenbefah-
er nie zu überſchreiten wagt, dort liegt für mich
er Weg zu Ehre, Glück und Ruhm; — wie
dürft ihr ihn verdammen, ihr Splitterrichter, bey
denen eben dieſer Antrieb nur kleine Plane zu
unbedeutenden Handlungen erzeugen konnte! Ihr
wähnt vielleicht, es bringe dieſe Männer bis zu
euch herab, wenn ihr ſpöttelnd fragt, ob ihre
Größe in dem Ehrgeiz ein Grande zu werden,
oder in der Rache gegen einen blödſinnigen König
zu ſuchen ſey? Wer nicht, wie **Columbus** und
Magellan, auf unbetretenen Pfaden der Ehre
ſolche Endzwecke erreichen kann, läuft Gefahr, ein
Böſewicht zu werden, ſobald er ſich über den
Staub erhebt, für den er gebohren iſt. — Jener
entdeckte einen Welttheil, und dieſer ſteuerte ſein
Geſchwader durch den ungeheuerſten der unbekannten
Oceane. Jener hatte die Vorurtheile ſeiner
Zeit, und die gefährliche Ungelehrigkeit ſeiner

zaghaften Reiſegefährten zu bekämpfen; dieſer vollbrachte, was ſeitdem nur Cooks eiſerner Beharrlichkeit möglich geworden iſt: er blieb von der Meerenge, die ſeinen Namen trägt, bis an die Philippiniſchen Inſeln beynah vier Monate lang unterwegs, ohne irgend ein wichtiges Land zu ſehen, ohne Erfriſchungen für ſein Volk zu erhalten, ohne ſich durch die Länge des noch nie zuvor beſchifften Weges abſchrecken zu laſſen. Am Ende ward aber ſein großer Plan, die Gewürzinſeln für Spanien zu entdecken, glücklich erfüllt, ob er gleich ſelbſt, als ein Opfer ſeines unzeitigen Bekehrungseifers, auf der Inſel Matan das Leben verlor.

Von dem Jahr 1521 an, bis 1768, in einem Zeitraum von drittehalbhundert Jahren, wurden viele Reiſen durch eben dieſen Ocean gethan, den Magellan zuerſt beſchiffte. Bald trieb Begierde nach Reichthümern, welche in Peru und Mexico ihren höchſten Grad erſtiegen hatte, und nicht befriedigt worden war, Cortez und Pizarros Gefährten zu Schiffe; bald ſuchten Engländer und Holländer ſich entweder durch den Schleichhandel zu bereichern, oder den Eroberern der neuen Welt ihre Schätze mit Gewalt zu entreißen; endlich führte

führte auch die Hoffnung, im unbekannten Schooße des Südmeeres ein reiches Land zu entdecken, Seefahrer aus allen Nationen in Magellans Fußtapfen *). Allein die Menge der Reiſerouten, auf welchen man das Südmeer in dieſer Abſicht durchkreuzte, dient zum augenſcheinlichſten Beweiſe, wie wenig die Triebfeder allein zur Sache thut, wenn nicht Fähigkeit des Entdeckers hinzukömmt. Ohne hier von den Plünderern der Spanier zu reden, eilten auch Leute, deren Endzweck Entdeckung war, mit Aengſtlichkeit nach dem Bezirk innerhalb der Wendekreiſe, um einer gemächlichen und ſichern Fahrt in jenem ſtillen Meere zu genießen, welches ſeinen Namen mit ſo großem Rechte führt. Unter den Spaniern entdeckten **Mendanna** und **Quiros** in drey verſchiedenen Reiſen einige Inſeln, um deren Lage man ſich bis auf Cooks Zeiten geſtritten hat. So unbeträchtlich dieſe Entdeckungen waren, ſo ſuchten gleichwohl beyde Anführer durch überſpannte Nachrichten von den daſelbſt vorhandenen Schätzen den Spaniſchen Hof zu reizen, daß er ſie in Beſitz

nehmen

---

*) Ein Verzeichniß der Reiſen um die Welt findet man in meiner Einleitung zu der von mir beſchriebenen zweyten Cookiſchen Reiſe.

nehmen und Pflanzſtädte daſelbſt anlegen ſollte. Ihre **Salomonsinſeln** und ihre **Tierra Auſtral del Eſpiritu Santo** blieben lange Zeit das Eldorado der Südſee, wo die Natur Perlen und edle Metalle, nebſt andern Koſtbarkeiten, verſchwendet haben ſollte. Die Holländer ließen ſich durch dieſe Vorſpiegelungen zu einer Entdeckungsreiſe unter **Le Maire** und Schouten verleiten, welche, wie die ſpätere unter **Roggewein**, ihre Abſicht gänzlich verfehlte. Dieſe Weltumſegler konnten es freylich nicht wiſſen, daß die Inſeln, welche ſie ohnweit **Neuguinea** entdeckten, in der That die **Salomonsinſeln** der Spanier waren; ſo wenig wie **Bougainville** es ahndete, daß ſeine Cycladen das Land des **Quiros** ſeyn könnten. Spanien ſelbſt fand nicht für gut von dieſen Entdeckungen Gebrauch zu machen, oder andere Abentheurer aufzumuntern ſie weiter fortzuſetzen und genauer zu beſtimmen. Seine Americaniſchen Beſitzungen waren zu ungeheuer und zu reich an Gold und Silber, um den Wunſch nach mehreren rege zu machen. Außer den Küſtenfahrern und dem einzigen Gallionſchiffe, welches jährlich zwiſchen **Akapulko** und **Manila** die Waaren Aſiens gegen Amerikaniſches Metall vertauſchte, ließ ſich kein Spaniſches Schiff auf dieſem Ocean erblicken.

Mich dünkt, die äußerſte Gleichgültigkeit gegen alles, was Entdeckung heißt, kann ſich nicht ſtärker zeigen, als durch eben dieſes Schiff, welches in einem Zeitraum von zwey hundert Jahren jährlich genau denſelben Strich hält, und vierhundertmal an der ſchönen Gruppe der Sandwichsinſeln vorübergeſegelt iſt, ohne je ſoweit von ſeiner gewöhnlichen Bahn abzukommen, daß es ſie wirklich entdeckt hätte.

Die Entdeckungsverſuche der Spanier aus den früheſten Zeiten dieſer Periode hatten die nachtheilige Folge, daß die Geographen an das Daſeyn eines großen feſten Landes glaubten, welches den ganzen Südpol umgäbe, und ſich bis innerhalb des Wendekreiſes erſtreckte. **Quiros** war in der Uebertreibung wirklich ſo weit gegangen, daß er die von ihm entdeckte Inſel **Mallikollo** für einen Theil dieſes feſten Landes ausgegeben hatte; und faſt ein jeder, der nach ihm es wagte, ſich weiter als die Küſtenbefahrer, von Amerika zu entfernen, verſicherte, wenn er auch kein Land geſehen haben wollte, dennoch Anzeigen eines nahen Continents bemerkt zu haben. Der einzige Seefahrer des vorigen Jahrhunderts, der den Namen eines Entdeckers verdient, der Holländer,

der, Abel Taſman, beſtärkte durch die Entdeckung von **Neuſeeland** jedermann in dieſer Meynung. Er fuhr im Jahr 1642 von der Inſel Mauritius (jetzt Isle de France) ſüdoſtwärts, bis er die Südſpitze von **Neuholland** entdeckte, welche er nach ſeinem Gönner, dem Generalgouverneur vom Holländiſchen Indien, **Van Diemen**, benannte. Von hier ſetzte er ſeinen Lauf oſtwärts fort, entdeckte das von ihm zuerſt ſo benannte **Neuſeeland**, befuhr deſſen weſtliche Küſte bis zur nördlichſten Spitze, und kehrte dann nordwärts, wo er die **Freundſchaftsinſeln** fand, über Neuguinea, nach Batavia zurück. Ob nun gleich **Neuſeeland** von 1643 bis 1768 ohne Widerrede für einen Theil des feſten Südlandes galt, ſo blieb dennoch in dieſem ganzen Zeitraume **Taſmans** Entdeckung ohne Folgen; denn auch die drey Engliſchen Weltumſchiffungen unter **Byrons**, **Wallis** und **Carterets** Anführung, nebſt der Franzöſiſchen unter **Bougainville**, zeichnen ſich durch wenig mehr als dieſen leeren Namen, und ihre wiſſenſchaftliche Abſicht, von den gemeinen Südſeefahrten ihrer Vorgänger aus. Wie dieſe, hielten ſie ſich, ſobald ſie **Magellans** Meerenge verlaſſen hatten, an die Küſte von Amerika, bis in die Gegend der unbewohnten Inſeln von Juan Fernan-

Fernandez; eilten dann, innerhalb des Wendekreiſes das friedliche Meer, das keine Stürme kennt, zu durchſchiffen, und durch die Inſelgruppen Indiens nach Hauſe zu kommen. **Wallis** und **Bougainville** trafen wenige Monate nach einander auf die Inſel **Otaheiti**; der erſtere fand die Kokosinſel des **Le Maire** und **Schouten** wieder, und letzterer berührte die neuen **Cykladen**, die ehedem **Quiros** für das feſte Südland ausgegeben hatte. Von der durch **Quiros** Reiſegefährten, **Torres**, entdeckten Durchfahrt zwiſchen **Neuguinea** und **Neuholland**, wußte er aber ſo wenig, daß er lieber Gefahr lief, mit ſeiner ganzen Mannſchaft Hungers zu ſterben, als daß er ſich durch dieſen kurzen Weg in die Gewäſſer Indiens begeben hätte. So wenig war alles, was jene Abentheurer unternahmen, bekannt, beſtimmt und in der Anwendung brauchbar geworden. **Carteret**, der einen etwas andern Strich hielt, als die übrigen Engliſchen Weltumſegler, berichtigte die Lage der Inſel **Santa Cruz**, einer Entdeckung des **Mendanna**, der er den neuen Namen der **Königin Charlotte** gab. Was dieſe neueren Reiſen vor den früheren voraus hatten, lag in den Fortſchritten, welche die Schiffahrtskunde ſeit der Zeit gethan hatte. Dadurch, daß man mit beſſern

ſern aſtronomiſchen Werkzeugen verſehen war, gewann die Geographie wenigſtens ſo viel, daß die Lagen der Oerter genauer beſtimmt wurden; und Frankreich gab durch **Bougainvilles** Ausrüſtung das erſte Beyſpiel von einer zu wiſſenſchaftlichen Endzwecken gehörig eingerichteten Entdeckungsreiſe, indem es dieſem tapfern Officier einen Naturforſcher, **Commerſon**, und einen Aſtronomen, **Verron**, zugeſellte. Mit Talenten, welche in einer Schlachtordnung glänzen konnten, verbanden aber weder die Engliſchen Officiere, noch der Franzöſiſche, den Geiſt der Entdeckung, der vielleicht wirklich auf dem erſten Engliſchen Weltumſegler **Drake**, und auf dem wackern Freybeuter **Dampier** in reichlicherem Maaße geruhet hatte. Jener entdeckte auf ſeiner im Jahr 1577 unternommenen Reiſe die Küſte **Neualbion**, nordweſtwärts über **Californien** bis zum 40ſten Grade der Breite; dieſer beſchloß ſeine Laufbahn 1698 mit einer Entdeckungsreiſe, auf welcher er, mit wahrem Eifer für die Wiſſenſchaft, einen Theil von **Neuholland** und **Neuguinea**, nebſt **Neubrittannien**, den berühmten **Salomonsinſeln** des **Mendanna**, für die damalige Zeit ziemlich genau unterſuchte.

Die

Die Summe aller Entdeckungen, die man ſeit Magellans Zeiten im Südmeere gemacht hatte, war indeß nichts weniger als beträchtlich. Mehr als dreißig Reiſerouten hatten dieſen Ocean, den größten unter allen, durchſchnitten, ohne mehr als die Lage einiger verlohrnen Inſelpünktchen zwiſchen den Wendekreiſen dürftig zu beſtimmen; ja die früheren hatten größtentheils, wie die dunkeln Tagebücher der Anführer, dieſe Denkmäler ihrer Unkunde und geringen Fähigkeit beweiſen, mehr Ungewißheit als Licht über jene Weltgegend verbreitet. Noch war die halbe Oberfläche der Erdkugel von tiefer Nacht bedeckt; und welche Traumgeſtalten ſchwebten nicht in ihr umher, die den leichtgläubigen Geographen täuſchten, und ſelbſt den vernünftigen Forſcher verwirrten; ſcheinbare Muthmaßungen ſpekulativer Köpfe, müßige auf mißverſtandene Ueberlieferung gegründete Mährchen, und dreiſte Erdichtungen vorſetzlicher Betrüger! Rund um den Südpol, bis zum funfzigſten Grad der Breite, war alles, die einzige Spitze von Südamerika ausgenommen, unbekannt. La Roche und Duclos Guyot, zwey Franzöſiſche Seefahrer, hatten zwar in den Jahren 1675 und 1756 im ſüdatlantiſchen Meere auf vier und funfzig Graden der Breite eine Inſel entdeckt, und Bouvet, ihr Landsmann, wollte 1738 in eben der Breite, weiter oſtwärts, Land geſehen haben; allein auch dieſe wirklichen oder angeblichen Entdeckungen beſtärkten nur den Glauben an ein feſtes Südland, welches nunmehr auf allen Charten erſchien. Seine Küſten zeichnete man keck in einer mit Chili faſt parallel zum Wendekreiſe hinablaufenden Linie, ließ ſie an einigen Orten bis zum zwanzigſten Grad der Breite in den heißen Erdgürtel ſich verlängern, und dann wieder ſüdweſtwärts nach **Neuſeeland** ſteigen. **Neuholland**, welches das Südmeer gegen Abend vom Indiſchen Ocean trennt, und an Flächeninhalt Europa beynahe gleichkommt, blieb gegen Oſten hin noch gänzlich unerforſcht, und in der Nähe des Aequators verlor es ſich auf mancher Charte in das von ſeinen ſchwarzen Einwohnern benannte **Neuguinea.**

Unſere nördliche Halbkugel lag von der Seite des großen Weltmeeres in ein ähnliches Dunkel gehüllt. Rußland kannte die natürlichen Gränzen ſeiner aſiatiſchen Beſitzungen noch nicht, und die Amerikaniſchen Geſtade jenſeits des vier und vierzigſten Grades waren noch unberührt. Hatte man ſich gegen Süden von neuen Welttheilen und feſten Ländern

Ländern träumen laſſen, ſo erſtattete wenigſtens die Einbildungskraft der Erdbeſchreiber dem Ocean am entgegengeſetzten Ende der Welt den Raum, den ſie ihm abgenommen hatte, und trug ſich mit umſtändlichen Erzählungen von durchſchifften Meeren, Meerengen und nordöſtlichen ſowohl als nordweſtlichen Durchfahrten. Ein Admiral de Fonte, der niemals exiſtirt hat, ein griechiſcher Lootſe Juan de Fuca, der mit einer aus der Luft gegriffenen Erzählung ſein Glück machen wollte, eine Straße Anian, von der ſich niemand einfallen ließ, daß es die Hudſonsenge ſeyn könnte *), und andere ähnliche Verwirrungen veranlaßten gelehrte Kriege und erdichtete Landcharten; und ſo wie im Süden jede Entdeckung zur Beſtätigung des ſo hartnäckig behaupteten Südlandes gemißbraucht wurde, ſo mußten auch der verdienſtvollen Männer, Bering und Tſchirikofs Berichtigungen verſchiedener Punkte des Amerikaniſchen Continents, unter den Händen der Geographen die

---

*) Man leſe die Geſchichte der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden, von Joh. Reinhold Forſter, Frankf. 1784. 8. S. 525 u. f. Ein Werk welches über dieſen Gegenſtand alles wiſſenswerthe enthält.

die in ihrem Studierzimmer reiſeten, das Daſeyn der offenen See im Nordweſten beweiſen. Selbſt der berühmte Pauw, deſſen Prüfungsgeiſt ſo manchen Wahn in Abſicht auf Amerika vernichtete, war nicht vermögend, aus dieſem Chaos von grundloſen Meynungen die Wahrheit hervorzuziehen; vielmehr glaubte er annehmen zu müſſen, daß ein Meer von achthundert Meilen den alten Welttheil von Amerika trenne.

Dies war die Lage der Geographie, als Cook erſchien, dem es vorbehalten war, in kurzer Zeit die Kenntniß der Erde in das hellſte Licht zu ſetzen. Der Geiſt der Entdeckung beſeelte ihn ganz, und ſeine Eigenſchaften waren dem Geſchäfte, wozu ihn das Schickſal auserkohr, ſo angemeſſen, daß er allein mehr als alle ſeine Vorgänger zuſammen genommen leiſtete, und als Seemann und Entdecker, unerreichbar und einzig, der Stolz ſeines Jahrhunderts bleibt.

Um uns einen Begrif von ſeiner Thätigkeit zu machen, bleiben wir zuerſt bei der Länge des Weges ſtehen, den er in etwas mehr als zehn Jahren zurückgelegt hat. Die verſchiedenen Bahnen ſeiner großen Reiſen, ſind zuſammen mehr als ſiebenmal dem Umkreis unſerer Erdkugel gleich.

Welcher

Welcher Seefahrer kann ſich rühmen, in ſo kurzer Zeit den ungeheuern Raum von beynah vierzigtauſend Meilen durchſchift zu haben? Man denke ſich eine gerade Linie von eben der Ausdehnung, ſo fehlt ihr nur ein Viertel ihrer Länge, um die Entfernung von der Erde bis an ihren Trabanten, den Mond, auszufüllen. Doch das rieſenmäßige in Cooks Unternehmungen verdient erſt alsdenn unſere höchſte Bewunderung, wenn wir es in Verbindung mit ſeinen übrigen Thaten betrachten. Der Mann, der zweymal die ganze Erde umſchift hatte, und im Begriffe ſtand, es zum drittenmal zu thun, der Mann, der kreuz und quer durch alle Oceane des Norden und Süden den langen Weg zurückgelegt hatte, war nun auch mit dem ganzen Erdball ſo genau bekannt geworden, als trüge er ihn, wie den Reichsapfel, in der Hand. Er hatte, zumal im Südmeer, nicht nur alle wichtigen Entdeckungen früherer Reiſen beſucht und berichtigt, ſondern auch mehr neue Küſten und Inſeln befahren, als je ein Seemann der älteren und neueren Zeit vor ihm. Unzählige aſtronomiſche Beobachtungen, die er größtentheils ſelbſt anſtellen half, beſtimmten die Lage aller dieſer Länder. Mit einer faſt noch bewundernswürdigeren Beharrlichkeit führte er überall das Senkbley, nahm die Küſten, die Buchten, die Häfen, die Sandbänke, die Riefe, die verborgenen und ſichtbaren Klippen auf, und entwarf die vortreflichſten Charten und Portulane. Kaum können wir uns rühmen, ſo zuverläſſige, und bis auf die kleinſten Gegenſtände genau detaillirte Charten von unſeren Europäiſchen Meeren zu beſitzen, als Cook von den Meeren der entgegengeſetzten Halbkugel zurückgebracht hat. Aeltere Südſeefahrer ſcheuten gleichſam den Anblick des Landes; wo ſie Küſten fanden, eilten ſie ſchnell vorüber, oftmals ohne nur den Fuß darauf zu ſetzen, ohne den Umfang, die Geſtalt und den Zuſammenhang ihrer Entdeckungen zu unterſuchen. Landeten ſie auch irgendwo, ſo nahmen ſie ſich ſelten Zeit, den Endzweck einer Landung zu erreichen, und von den vorgefundenen Produkten einigen Vortheil zu ziehen. Ihr Betragen gegen die Eingebohrnen machte gewöhnlich einen ſchleunigen Abzug nöthig, ehe ſie noch die Beſchaffenheit der Gegend und ihrer Erzeugniſſe erforſchen, und mit den Eigenthümlichkeiten der dortigen Menſchengattung bekannt werden konnten. Daher fehlte es ihren Berichten ſo oft an allem Intereſſe; und weit entfernt, den Forderungen des Phyſikers und des Weltweiſen ein Genüge zu leiſten, oder zur Sicherheit künftiger Seefahrer,

fahrer, und zum glücklichen Erfolg ihrer Unternehmungen beyzutragen, wußten ſie nicht einmal die müßige Neugier des großen Haufens zu befriedigen.

Cook war auch hier das Gegentheil ſeiner Vorgänger. Sein Geiſt, der keinen Müſſiggang kannte, ſann ſtets auf Mittel, ſeinem Volke die Mühſeligkeiten ihrer harten Lebensart zu erleichtern, dadurch zugleich die Dauer ſeiner Reiſe zu verlängern, ſeinen Entdeckungen einen weitern Umkreis zu geben, und unſere Kenntniſſe vom Reich der Wahrheit durch neue Bemerkungen der Natur, im Menſchen ſo wohl, als in Thieren, Pflanzen und lebloſen Körpern, zu bereichern. So weit es alſo mit dem ihm vorgeſchriebenen Reiſeplan beſtand, oder zu deſſen vollſtändiger Ausführung dienen konnte, hielt er ſich bey ſeinen neu entdeckten Ländern auf, und ſtellte theils in eigner Perſon, theils mit Hülfe ſeiner Reiſegefährten, jene ſorgfältigen Unterſuchungen an, welche man, ſo lange die Buchdruckerkunſt Gedanken verewigt, als Quellen des brauchbarſten, zuverläßigſten und angenehmſten Unterrichts, mit Theilnehmen und Bewunderung leſen wird. Die reichhaltigen Tagebücher ſeiner Reiſen füllen allein ſechs ſtarke Quartbände; zwey andere enthalten die aſtronomiſchen Beobachtungen, und noch ein Paar andre liefern Nachrichten von merkwürdigen Gegenſtänden der allgemeinen Phyſik, und Beſchreibungen einiger Naturkörper, obgleich bis jezt noch das allerwenigſte von den Entdeckungen der beſondern Naturgeſchichte im Druck erſchienen iſt, und **Solanders** Nachlaß allein mehr als zweytauſend Beſchreibungen enthält. Sehen wir aber auf den wichtigſten Gegenſtand unſeres Forſchens, auf unſere Gattung ſelbſt; wie viele Völker, die wir zuvor auch nicht dem Namen nach kannten, ſind nicht durch die unvergeßlichen Bemühungen dieſes großen Mannes bis auf die kleinſten Züge geſchildert worden! Ihre körperliche Verſchiedenheit, ihre Gemüthsart, ihre Sitten, ihre Lebensart und Kleidung, ihre Regierungsform, ihre Religion, ihre wiſſenſchaftlichen Begriffe, und Kunſtarbeiten, kurz alles, ſammlete Cook für die Zeitgenoſſen und die Nachwelt, mit Treue und unermüdetem Fleiß.

Niemand kannte alſo den Werth des vorübereilenden Augenblicks beſſer, und niemand benutzte ihn ſo gewiſſenhaft, als er. In einem gleichen Zeitraum hat niemand je die Gränzen unſeres Wiſſens in gleichem Maaße erweitert. Seine unmittelbaren

telbaren Vorgänger glaubten allen Forderungen der Nachwelt ein Genüge gethan zu haben, wenn ſie innerhalb zwey und zwanzig Monaten die Erde umſchiften; denn dieſe Umſchiffung allein ſchien ihnen verdienſtlich genug. Carteret blieb zwar etwas länger aus, weil er einen Monſun verſäumte*); doch brachte er dieſe Zeit in Häfen zu, die Europäern gehörten. Cook hingegen irrte auf ſeiner erſten Reiſe beynah drey Jahre umher. Die zweyte umfaßte einen noch längern Zeitraum; und die dritte, deren Ende er nicht erlebte, die er aber, ſelbſt nach ſeinem Tode, noch zu lenken ſchien, dauerte mehr als vier Jahre! Doch es iſt Zeit, ſeine Laufbahn und die Entdeckungen, welche dieſe drey unnachahm-

---

*) Monſun iſt ein Wind, der in den Indiſchen Gewäſſern ein halbes Jahr hindurch beſtändig herrſcht. Im folgenden halben Jahre wehet er aus dem entgegengeſetzten Punkt. Ich kann nicht umhin, bey dieſer Gelegenheit zu erinnern, daß Carteret, ob er gleich wenig entdeckte, doch unſägliches Elend in einem zu einer ſolchen Reiſe ganz untauglichen Schiffe ausgeſtanden und von Magellans Meerenge bis nach Macaſſar gegen ſechs Monate unterwegs geweſen iſt.

nachahmlichen Fahrten bezeichnen, dem Auge näher zu rücken.

Der wichtige Zeitpunkt, wo die Venus zum zweytenmal im gegenwärtigen Jahrhundert vor der Sonnenſcheibe vorübergehen ſollte, gab die Veranlaſſung zu **Cooks** erſter Reiſe in die Südſee. Von der Beobachtung dieſes Phänomens, an entgegengeſetzten Enden der Erde, hing die Beſtimmung der Sonnenparallaxe, folglich der Entfernung und Größe dieſes ungeheuren Weltkörpers ſelbſt, vorzüglich ab. Die gelehrten Geſellſchaften wetteiferten bey dieſer Gelegenheit miteinander in Anſtalten, um den merkwürdigen Augenblick in ſeinem ganzen Umfange zu benutzen. Die Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris ſandte daher den Abbe' **Chappe** nach **Californien**, und die Königliche Societät in London beſchloß Herrn **Green** ins ſtille Meer zu ſchicken. Ihr damaliger Präſident, Lord **Morton**, wußte die Bittſchrift der Geſellſchaft, und die gute Sache der Sternkunde mit ſo großem Nachdruck zu unterſtützen, daß König Georg der Dritte die Ausrüſtung eines kleinen Schiffs zu dieſem Vorhaben bewilligte. **Cook** beſtieg dieſes Fahrzeug, **Endeavour** oder das Beſtreben, als commandirender Lieutenant. Herr

Banks,

Banks, ein bemittelter Privatmann, und D. Solander, ein gelehrter Schüler des verewigten Linné, begleiteten ihn, als Liebhaber der Botanik und Freunde der Naturkunde überhaupt. Im Jahr 1768, den 26ſten Auguſt verließen ſie die Rheede von Plymouth.

Anſtatt, wie **Byron**, **Wallis** und **Bougainville** durch die magellaniſche Meerenge zu gehen, umſchiffte Cook das **Cap Horn**, welches ſeit Anſons Reiſe das Schrecken der Seefahrer geblieben war. Es iſt bekannt, mit welcher unumſchränkten Macht die Vorurtheile den gemeinen Seemann, er ſey von welchem Range er wolle, beherrſchen. Ein Sturm, der zur Unzeit einen Schiffer auf einer wenig beſuchten Fahrt etwas unſanft bewillkommt, kann andern Seefahrern zuweilen auf ein halbes Jahrhundert die Luſt zu neuen Verſuchen benehmen. So glaubten einſt die Portugieſen, man könne oder dürfe das Cap Non in Afrika nicht umſchiffen, bis **Don Heinrichs** Genius dieſen Wahn beſiegte, und den Weg zur Entdeckung Indiens bahnte. Cook fuhr nicht nur ſicher und ohne irgend einen widrigen Zufall, um jene ſüdlichſte Spitze von Südamerika; ſondern voll des kühnen Forſchungsgeiſtes, der ihn auf der zweyten Reiſe

Reiſe ſo oft jenſeits der Gränzen des antarktiſchen Polkreiſes trieb, näherte er ſich zugleich dem furchtbaren Südpol, von deſſen völliger Unterſuchung ihn aber für dieſesmal der Endzweck ſeiner Reiſe abhielt. Es kam jetzt alles darauf an, die Inſel, welche zur Beobachtung des Durchgangs auserſehen war, zu rechter Zeit zu erreichen. Zufrieden alſo, gezeigt zu haben, wie leer die Furcht vor jenen antarktiſchen Wegen und jenen mehr als kimmeriſchen Finſterniſſen ſey, die Anſons Hiſtoriograph ſo ſehr ins Schwarze mahlt, hielt er von dem Punkt, wo er den ſechzigſten Grad der ſüdlichen Breite durchſchnitt, einen Lauf, der geradesweges auf ſein Ziel gerichtet war. Dieſe Richtung iſt in doppelter Rückſicht merkwürdig. Sie zeichnet ſich vor allen früheren Fahrten dadurch aus, daß ſie weit von der Amerikaniſchen Küſte ins unerforſchte Südmeer geht, und jenen wohlbekannten Weg verläßt, den ſo viele Seefahrer, die doch auch zu den Entdeckern gezählt ſeyn wollen, einander blindlings nachgegangen ſind. Zugleich aber gebührt ihr das Verdienſt, den Ocean auf einem großen Strich, den ihm die Geographen eigenmächtig abgeſprochen, und dem Kinde ihrer Phantaſie, dem feſten Südlande, zuerkannt hatten, wieder in ſein altes Recht eingeſetzt, und auf ewige

Zeiten

Zeiten darin beſtätigt zu haben. In der That ſegelte Cook weſtwärts hinter der Stelle weg, wo Juan Fernandez und Jacob l' Hermite das feſte Land geſehen, und hinter einer andern, wo es Quiros nur gewittert haben wollte.

Zwiſchen vielen flachen Inſeln hin, welche innerhalb des Steinbockskreiſes liegen und aus Korallenbänken beſtehen, gelangte er nach O-Taheiti, der berühmt gewordenen Inſel, die Wallis kurz zuvor entdeckt hatte. Der Hauptgegenſtand der ganzen Reiſe, die Beobachtung des merkwürdigen Durchganges der Venus, und die dazu erforderlichen Vorbereitungen, verzögerten ſeinen Aufenthalt daſelbſt. Für die Naturgeſchichte und Aſtronomie war dieſe Zeit nicht verloren; doch auch ſelbſt die Geographie hatte den Vortheil davon, daß Cook die ganze Inſel, die etwa dreyßig Meilen im Umkreiſe hat, in ſeinem Boot umſchiffte, und ſich von ihren Diſtrikten, ihren Ebenen und Flüſſen, ihren umgebenden Riffen und bequemen Ankerplätzen die genaueſte Kenntniß verſchafte. Auch die Entdeckung der ganzen nah gelegenen Gruppe der Societätsinſeln war eine Frucht von dem freundſchaftlichen Verkehr mit den Einwohnern von Taheiti, und insbeſondere von dem Ent-

Entſchluſſe des **Tupaia**, eines angeſehenen Mannes aus jener Weltgegend, mit **Cook** zu Schiffe zu gehen. Außer den bereits entdeckten Inſeln **Taheiti, Máatea,** und **Tabuamanu** lernte man nun auch **Huaheine, O-Raietea, O-Tahah, Bolabola** und **Maurua** kennen.

Der Entdecker eilte nunmehr, ſeinen Verhaltungsbefehlen gemäß, gegen Süden, um das hochgeprieſene Südland aufzuſuchen, welches in dieſer Gegend, der Mitte des großen Weltmeeres, nicht weit vom Wendekreiſe liegen ſollte. Allein er ſetzte ſeinen Lauf bis zum vierzigſten Grad der Breite in gerader Linie ungehindert fort, ohne nur eine Spur von nahem Lande wahrzunehmen. Weiter in den Ocean vorzudringen, verwehrte ihm diesmal die Schwäche ſeines Schiffes. Er wandte ſich alſo weſtwärts, und ſuchte die Küſten von **Neuſeeland** auf, die ſeit ihres erſten Entdeckers, **Taſmans**, Zeiten nicht wieder beſucht worden waren. Man wußte von dieſem Lande überhaupt wenig mehr, als daß es vorhanden ſey, und ſtreitbare Einwohner habe; denn **Taſmans** kurzer Aufenthalt hatte ihm nicht erlaubt, genauere Nachrichten einzuziehen, und richtige Charten, die künftigen Seefahrern zu Wegweiſern hätten dienen kön-

können, zu entwerfen. Cook entdeckte das Land, am 6ten Oktober 1769, von der Oſtſeite her, umſchiffte es ganz, und verließ es endlich am 31ſten März des folgenden Jahres. Man hatte es bisher für einen Theil des feſten Südlandes gehalten; Cook fand aber, daß es zwey Inſeln von anſehnlicher Größe wären, im ein und vierzigſten Grad der Breite durch eine Meerenge getrennt, die zum Gedächtniß des Entdeckers Cooksſtraße heißt. Von dieſem Punkt aus, erſtreckt ſich die ſüdliche Inſel ſüdweſtwärts bis gegen den acht und vierzigſten, und die nördliche nordweſtwärts bis zum vier und dreyßigſten Grad der Breite. Ihre Seeküſten, welche Cook in Zeit von ſechs Monaten mit unermüdetem Eifer unterſuchte, können leicht achthundert Seemeilen betragen, und ihr Flächeninhalt dürfte dem von England nicht viel nachſtehen. Die Anzahl der bequemen und ſichern Häfen, der Inſelchen und Klippen, welche um die beyden groſſen Inſeln hergeſtreuet liegen, muß jeden Sachkundigen, der ihre Entdeckung und genaue Beſtimmung, als das Werk eines einzigen Mannes in einem ſo kurzen Zeitraum, betrachtet, mit Erſtaunen und Ehrfurcht erfüllen. Wenn man aber die beſcheidene Erzählung dieſer Thaten in Cooks einfacher Sprache lieſt, wenn man erfährt, mit welchen

chen unvermeidlichen Gefahren; der kühne Argonaute, der ſein Werk nicht unvollendet laſſen will, in jenen ſtürmiſchen und unbekannten Meeren zu kämpfen hat; wie ihm dort eine verborgene Klippe, auf die ſein Schiff ganz unverſehens ſtößt, den Untergang droht; wie mitten im Sommer im fünf und dreyßigſten Grad der Breite, der ſtärkſte Sturm, den er bis dahin noch erlebt, drey Wochen lang wüthet; wie eine wirbelnde Fluth, ihn unaufhaltſam gegen einen ſteilen Felſen ſchleudert; und nur ein Ankerwurf in die ungeheure Tiefe von fünf und ſiebenzig Faden ihn noch rettet; wie endlich am ſüdlichſten Ende des Landes, ſechs volle Meilen weit von der Küſte, eine Felſenbank *), gleichſam zur Falle aufgeſtellt iſt, und dem unbeſorgten Seemann in der Nacht auflauert: — wenn man dieſe ſchnell aufeinander folgenden Begebenheiten aufmerkſam erwägt, ſo wird man auch empfinden müſſen, um welchen Preis ſich Cook einen Namen im Tempel des Ruhms erkauft hat. Mehr als einmal befand er ſich nebſt ſeinen Reiſegefährten in augenſcheinlicher Lebensgefahr, indem er auch am Lande ſelbſt ſeine Unterſuchungen fort-

ſetzte;

---

*) The Trap.

ſetzte; ein unerklärliches Etwas, welches man dem Ungefähr oder einem Deus ex machina zuſchreibt, wenn man die Verkettung der Urſachen und Wirkungen vergißt, rettete ihn oft aus den Händen der barbariſchen Einwohner. Demungeachtet gelang es ihm, die Produkte dieſer merkwürdigen Inſeln, und ſelbſt das wilde Volk, das hier vom Fiſchfang lebt, genau zu erforſchen. Seine Nachrichten beweiſen zur Genüge, daß zumal die nördliche Inſel, wegen ihrer vortreflichen Häfen, ihrer Anhöhen, Thäler und wohlbewäſſerten Ebenen, ihres gemäßigten Himmelsſtrichs, ihrer herrlichen Wälder vom beſten Bau- und Nutzholz, ihrer dauerhaften Flachspflanze und ihrer fiſchreichen Geſtade, dereinſt für unternehmende Europäer eine höchſt wichtige Entdeckung werden kann. In dem leichten, fruchtbaren Boden jenes Landes würden alle Arten von Europäiſchem Getraide, von Pflanzen und Früchten gedeihen, und den Anſiedler mit den Nothwendigkeiten des Lebens, bald aber auch mit allem was zum Ueberfluß gehört, verſehen. Ein Sommer, wie in England, deſſen Hitze nie beſchwerlich fällt, und ein Winter, wie in Spaniens gemäßigten Provinzen, der eigentlich kein Winter iſt, machen das dortige Klima zum angenehmſten Aufenthalt. Für den weit um ſich greiſenden Handel, der getrennte Welttheile verbindet, kann keine Lage vortheilhafter ſeyn als dieſe, welche zwiſchen Afrika, Indien und Amerika die Mitte hält. Man denke ſich in Neuſeeland einen Staat mit Englands glücklicher Verfaſſung, und es wird die Königinn der ſüdlichen Welt.

Der März war ſchon verfloſſen, der Winter des antarktiſchen Himmels nahte mit ſeinen Stürmen heran, und noch berathſchlagte man, ob der Rückweg nach England über Oſtindien, oder durch das große Südmeer, und um Cap Horn gehen ſollte? **Cooks** Wünſche neigten ſich auf dieſe letzte Seite; allein ſein gebrechliches Fahrzeug gab zum zweytenmale den Ausſchlag wider ihn, und ſein Verlangen, jezt ein für allemal die Frage vom Daſeyn eines Südlandes zu entſcheiden, mußte der Vorſorge für die Sicherheit und Erhaltung der ihm anvertrauten Mannſchaft weichen. Vielleicht — ſo kurzſichtig ſind der Menſchen Entwürfe! — vielleicht wäre indeſſen die Fahrt durch das Südmeer mit Hülfe günſtiger Weſtwinde kürzer und ſicherer geweſen, als die andre, die man an ihrer Stelle wählte; vielleicht hätte Cook alsdann alle ſeine Reiſegefährten geſund nach Europa zurückgebracht, anſtatt daß auf dem Wege, der

ihnen

ihnen weniger gefährlich ſchien, die verpeſtete Luft von Batavia den vierten Theil der ganzen Reiſegeſellſchaft hinwegrafte! Allein der unermüdete Seemann ſollte noch die ganze Oſtküſte von Neuholland entdecken. Dieſes Land, welches man entweder die größte Inſel, oder ein drittes Continent nennen kann, ward an der Weſtſeite zuerſt im Jahr 1616 entdeckt. Von dieſer Zeit an beſuhr man nach und nach immer mehr davon, bis Taſman, wie ich ſchon vorhin erwähnte, die ſüdliche Spitze im Jahr 1642 zu ſehen bekam. Indeß verurſachte die niedrige Lage jener Küſte, daß man ſich ihr nicht dreiſt zu nahen wagte, und daß alſo blos ihr ungefährer Umriß bekannt werden konnte. Die Seite gegen das ſtille Meer oder gegen Morgen hin, hatte noch kein Seefahrer berührt, als Cook ſie auf einer Strecke von ſechshundert Seemeilen beſuhr. Sie iſt höher als die andere, aber eben ſo von Untiefen und Klippen, dem bewundernswürdigen Bau gewiſſer polypenartigen Thierchen, umringt. Ihre kalkigten Wurmgehäuſe wachſen am unergründlichen Boden des Meeres feſt, und werden, ſo wie das Thier in den unterſten Stämmen abſtirbt, zu wahren Felſenmauren von Korall, welche oberwärts immer neue Aeſte treiben, und ſich zuletzt, je näher ſie der Oberfläche des Meeres kommen, nach allen Richtungen ausbreiten. Solche Korallenmauern ſind es, an denen die hohe Woge des vom beſtändigen Oſt-Paſſatwind erregten Meeres ſich ſchäumend brandet, und die der Seemann Rieſe nennt. Oft erſtrecken ſie ſich rund um Inſeln her; oft ziehen ſie ſich mehrere hundert Meilen, wie hier bey **Neuholland**, in paralleler Richtung mit den Küſten; oft ſtehen auch mehrere dergleichen Rieſe hintereinander. Zwiſchen ihnen und dem Lande iſt ein ruhiges Meer; denn die hereinrollende See bricht ſich an der Schutzmauer, die ein Wurm ihrem Ungeſtüm entgegen zu ſetzen vermochte, und fließt entkräftet über ſie hin, oder kömmt durch enge Brüche und Oefnungen hinein, welche zugleich den Schiffen zur Ein- und Ausfahrt dienen. Allein in dieſem gleichſam abgedämmten Zwiſchenraume häuft ſich der Sand, den die Fluth zwar hinein, doch nicht die Ebbe wieder hinweg ſpülen kann, zu großen Sandbänken und Untiefen, welche der Schiffarth neue Hinderniſſe und Gefahren bereiten. Kommt nun noch der Umſtand dazu, daß anſtatt eines zuſammenhängenden Riefs nur eine Menge kleiner zerſtreuter Wurmrepubliken ihren Zellenbau führen, wovon der eine mehr, der andere weniger gediehen iſt; ſo geht das

Schreck-

Schreckliche einer ſolchen Meeresgegend über alle Beſchreibung. Die Wachſamkeit des Seemannes vermag faſt nichts gegen jene plötzlichen Abwechſelungen der Tiefe, die er zitternd durch das Senkbley erfährt. Bald ergründet er ſie nicht mit mehr als hundert Klaftern; bald ſchwebt er über Korallenzinken hin, die wie Thürme und Ruinen ihre ſchroffen Spitzen in die Höhe ſtrecken, und beynahe den Boden ſeines Schifs berühren. Mit Angſt und Entſetzen ſucht er einen Ausweg, durch den er wieder in die offene See gelangen, und ſich von furchtbaren Syrten entfernen könne, wo ihn der Tod in tauſend Geſtalten umringt. Nicht alſo Cook, der Entdecker! Fünf Monate lang blieb er an dieſer Küſte, folgte allen ihren Krümmungen, nahm ihre Häfen und Bayen auf, beſtimmte die Lage vieler hundert Untiefen und Klippen, und verließ ſie nicht eher, als bis er ſie vom acht und dreyßigſten bis zum zehnten Grade ſüdlicher Breite durchaus entdeckt, und endlich zwiſchen ihrer Nordſpitze und den Inſeln von Neuguinea die Durchfahrt gefunden hatte, welche von ſeinem Schiffe, den Namen Endeavourſtraße erhielt. Faſt ſollte man auf den Gedanken gerathen, daß auch der verwegenſte Schwung einer romanhaften Einbildungskraft noch nicht an die wirklichen Thaten reicht, die hier dem hartnäckigen Ausharren, der unerreichbaren Kunſt, und vor allem, dem innern edlen Antrieb einer brennenden Ruhmbegierde möglich waren. Man muß die Geſchichte dieſer Fahrt ſelbſt leſen, wenn man ſich von den Schwierigkeiten, die Cook hier überwand, den Gefahren die ihm drohten, und dem ſtandhaften Muth, womit er ſich, das Senkbley in der Hand, zwiſchen den Felſenwänden und Ketten und Klippen durchtaſtete, einen vollſtändigen Begriff machen will. Alle ſeine Behutſamkeit konnte es jedoch nicht verhindern, daß ſein Schiff auf einen verborgenen Felſen ſtieß, wo es vier und zwanzig Stunden lang hangen blieb, indeſſen jedermann dem ſchrecklichen Augenblick ſeines Untergangs entgegen ſah. Nur die glücklichen Umſtände, daß der gewöhnliche Seewind ſtill war und keine hohen Wellen erregte, daß ein Stück des Felſens in dem Schiffe ſtecken blieb, und die Wunde die er ihm geriſſen hatte, beynahe ganz ausfüllte, daß einem Officier ein ſonderbares Mittel den Leck zu verſtopfen gelang, und endlich, daß ſich ein zur Ausbeſſerung bequemer Hafen in der Nähe fand, bewirkten diesmal eine unerwartete Rettung.

Cook und ſeine gelehrten Mitreiſenden benutzten den Aufenthalt in Neuholland, um deſſen

ſen Naturprodukte und andere Merkwürdigkeiten, von denen man bis dahin wenig wußte, genau zu erforſchen. An einem Orte, den man zum Andenken Botany-Bay genennet hat, erhielt die Kräuterkunde einen Zuwachs von beynahe vierhundert neuen Arten. Das Innere dieſes Landes verſpricht noch eine reichere Erndte von unbekannten Gegenſtänden, da theils die Lage und das Klima, theils die anſehnliche Größe deſſelben dieſe Erwartung begünſtigen *). Doch wir kehren zu den für die Geographie errungenen Vortheilen zurück, welche hier eigentlich in Betracht kommen müſſen. Dieſe Oſtſeite von Neuholland, mit den vorhin beſchifften neuſeelandiſchen Geſtaden zuſammengerechnet, würde in der That, wenn man ſie ſich in einem fortlaufend gedächte, eine weit längere Küſte bilden, als die, welche Amerigo Veſpucci zwar befahren, aber bey weitem nicht unterſucht, vielweniger in Charten genau entworfen hat. Gleichwohl war dies der einzige Grund, der die Benennung der neuen Welt nach dieſem flüchtigen Entdecker noch einigermaßen rechtfertigen konnte. Aber Columbus und Cook ſind

---

*) S. Neuholland und die Brittiſche Colonie in Botany-Bay.

Namen, die auch ohne einen ſolchen Tribut, (welcher doch nur ihnen gebührte,) der Vergänglichkeit trotzen. Mit dem Bewußtſeyn, mehr geleiſtet zu haben, als je die Pflicht auferlegen kann, mit dieſem unverwelklichen Lohne, der die Flamme des Genius nährt, verließ nunmehr unſer großer Seemann den Schauplatz ſeiner Entdeckungen, und ging, über Batavia und das Vorgebirge der guten Hofnung, nach England zurück.

Cook wurde bald nach ſeiner Rückkunft zur Führung einer zweyten Entdeckungsreiſe ernannt. Hatte ein Phänomen des Himmels ſeine erſte Ausrüſtung veranlaßt, ſo war es nunmehr der glückliche Erfolg, womit er ſich ſeines vorigen Auftrags entledigt hatte, der ſelbſt bey ſeinen Obern einen Grad von Enthuſiasmus für die Erweiterung der Erfahrungswiſſenſchaften erweckte. So umſtrahlt der Glanz des wahren Verdienſtes auch den, der es zu ehren weiß; ſo darf ein ganzes Volk auf ſeine groſſen Männer ſtolz ſeyn, daß es ſie ihrer würdig beſchäftigt.

Nach einem Zwiſchenraum von wenig mehr als einem Jahre ging Cook am 13ten Julius 1772 mit zwey Schiffen wieder in See, und ward von Sternkundigen, Naturforſchern und Zeichnern begleitet,

gleitet, die man auf öffentliche Koſten unterhielt. Dadurch ward auch meinem Vater und mir das Glück zu Theil, die Welt von Weſten nach Oſten zu umſchiffen. An dem Plan zu dieſer Reiſe hatte Cook ſelbſt, der dabey zu Rathe gezogen ward, unſtreitig den wichtigſten Antheil. Alle ſeine bisherigen Entdeckungen hatten den Glauben an ein feſtes Südland bey ſpekulativen Geographen noch nicht wankend gemacht. Der feſte Punkt von dem ſie ausgiengen, war jenes nothwendige Gleichgewicht zwiſchen der nördlichen und ſüdlichen Hälfte der Erdkugel, welches ſie als eine ewige Wahrheit vorauszuſetzen beliebten. Dies erforderte nun durchaus ein großes Land im Süden, um, ich weiß nicht welch ein Ueberſchlagen unſeres Planeten zu verhüten, wovon ſie ſelbſt wohl keine deutlichen Begriffe hatten. Was half es alſo Cook, daß er **Neuſeeland** umſchifft, und des Lootſen **Juan Fernandez** vergebliche Entdeckung abgeſchnitten hatte, daß er auf vierzig Grade ſüdlicher Breite mitten ins Südmeer vorgedrungen war; wenn jenſeits ſeiner Bahnen noch ein beträchtlicher Strich des Oceans unbefahren blieb, wohin der Glaube flüchten konnte? Er hatte zwar einen groſſen Sieg für die Wahrheit errungen; allein um die Unwiſſenheit und die Unvernunft ganz aus dem Felde zu ſchlagen, mußte er noch einmal das Ruder ergreifen. Er that es; und wählte ſich einen kühnen Weg um den Südpol, der auch die letzte Spur jener erdichteten Länder vertilgte. Drey Sommer nach einander brachte er mit dieſer Umſchiffung größtentheils jenſeits des ſechzigſten Grades der Breite, und mehrmals innerhalb des ſüdlichen Polkreiſes zu. Die dazwiſchen fallenden Winterzeiten, wo eine ſechsmonatliche Nacht nebſt der Kälte und den Stürmen jenes unfreundlichen Meeres die fernere Entdeckungsfahrt unterbrachen, wußte er auf eine doppelte Art, zur Erholung ſeiner Mannſchaft, und zur ferneren Berichtigung aller innerhalb des Steinbockskreiſes liegenden Inſelgruppen zu benutzen. Auf einer viermonatlichen Fahrt vom Vorgebirge der guten Hofnung nach **Neuſeeland**, ging er zuerſt über den Polkreis, dann hinab in den ſüdlichen Theil des indiſchen Meeres bis zum acht und vierzigſten Grade ſüdlicher Breite, und blieb endlich wieder auf einer Strecke von ſechshundert Seemeilen in der Nähe des ſechzigſten Grades. In **Neuſeeland** vereinigte ſich mit der Reſolution, dem Schiffe welches Cook ſelbſt führte, die Adventure, die ſich in einem dreytägigen Nebel von ihm verloren hatte. Ihr Befehlshaber, **Furneaux**, hatte die Zeit der

Trennung benutzt, um **Van Diemens** Land zu beſuchen und deſſen Zuſammenhang mit der Oſtküſte **Neuhollands** außer Zweifel zu ſetzen. Nach dieſer Vereinigung begab ſich Cook zu ſeinen Freunden, den gutmüthigen Bewohnern der Societätsinſeln, und eilte dann fünfhundert Seemeilen weiter nach Weſten, um die Lage der Inſeln **Amſterdam** und **Middelburg**, die Taſman als er von Neuſeeland kam, entdeckt hatte, genau zu beſtimmen. Schon auf dem Hinwege nach O-Taheiti hielt er ſeinen Lauf zwiſchen vierzig und funfzig Graden der Breite bis in die Mitte des Südmeers, ohne es ſich anfechten zu laſſen, daß damals der Winter in jener Halbkugel herrſchte. Er gewann dadurch einen anſehnlichen Theil des für den künftigen Sommer aufgehobenen Schauplatzes ſeiner Unterſuchungen, und konnte nun, nachdem er von **Amſterdameiland** nach **Neuſeeland** zurückgegangen war, ſeinen Weg ſogleich viel ſüdlicher nehmen. Demungeachtet blieb die Ausdehnung des noch unberührten ſüdlichen Eismeeres fürwahr ungeheuer, und würde jeden andern als Cook zurückgeſchreckt haben. Ein Sturm hatte die Adventure zum zweytenmal von ihm verſchlagen, und er ſah ſich genöthigt, mit ſeinem einzelnen Schiffe den Gefahren zweyer kommenden Jah-

re

re entgegenzugehen. Mit welchem Ungemach der Seefahrer in jenen hohen ſüdlichen Breiten zu kämpfen habe, wie ungeſtüm die See, wie trübe und kalt die Luft, wie zahlreich und gefährlich die ſchwimmenden Eisberge und feſten Eisfelder dort wären, dies alles hatte ſeine erſte Fahrt vom Cap ihn ſchon gelehrt. Doch eben die Erfahrung von überſtandenen Mühſeeligkeiten, war für ihn ein Antrieb mehr, die Vollendung eines Reiſeplans zu wagen, der beynahe zur Hälfte ſchon gelungen war. Ueber Londons Antipoden hinaus, ging alſo die zweyte Sommerfahrt dem Südpol entgegen; allein um keine beträchtliche Meeres-Gegend unerforſcht zu laſſen, machte Cook, nachdem er mehr als fünfzehnhundert Seemeilen in der Nähe des antarktiſchen Kreiſes fortgeſegelt war, eine bogenförmige Excurſion gegen Norden, bis zum funfzigſten Grade ſüdlicher Breite, und kehrte erſt alsdann zur Unterſuchung des Süden mit dem [illegible] Entſchluſſe zurück, nun noch zum letzten[illegible] ſo weit als möglich vorzudringen. Das Eis, welches bisher ſeinem unbezwingbaren Forſchungsgeiſte, bald im fünf und funfzigſten, bald im vier und ſechzigſten, bald erſt im ſieben und ſechzigſten Grade der Breite eine Mauer entgegengeſtellt hatte, ſchien dieſesmal den Verſatz des Entdeckers weit mehr zu begünſtigen. Er erreichte den zwey und ſechzigſten Grad ohne eine Eisſcholle anzutreffen, und überſchritt den ſiebzigſten, ohne ein Hinderniß vor ſich zu ſehen. Schon ſchmeichelte man ſich mit der Hofnung eben ſo weit gegen Süden zu kommen, wie andre Seefahrer gegen Norden, als endlich am 30 Januar 1774, ein Eisfeld von unabſehlicher Gröſſe dieſer ſüdlichen Fahrt in der Breite von 71 Graden 10 Minuten das Ziel ſteckte.

Ich werfe hier einen Blick auf die Länge des zurückgelegten Weges und erſtaune ſelbſt über eine Reiſe, die ich mit gemacht habe, die mir aber nach dreyzehn Jahren, wie eine Traumbegebenheit, wunderbar vorkommt. Ohne die vielen Abweichungen von der geraden Route, oder auch den Weg von Neuſeeland nach O-Taheiti und wieder zurück, der allein mehr als drittehalbtauſend Seemeilen beträgt, in Anſchlag zu bringen, hatten wir bisher in achtzehn Monaten mehr als zwey Drittel von der ganzen Erde umſchifft, und faſt überall bis zum ſechzigſten Grade, ja oft weit jenſeits deſſelben, vergebens das Südland geſucht. Es iſt wahr, der Mangel des Landes trug zur Beſchleunigung unſerer Fahrt nicht wenig bey; allein es gehörte wahrlich Cooks ganze Feſtigkeit des Charakters dazu, um ſie unter den Umſtänden, worin wir uns befanden, ſo ſehr in die Länge zu ziehen. Denn zu geſchweigen, daß die Schiffahrt in hohen Breiten, ſelbſt der nördlichen Halbkugel, wegen der veränderlichen und ungeſtümen Winde an ſich ſchon höchſt beſchwerlich iſt, ſo ward hier die Gefahr noch durch eine Menge zuſammentreffender Schwierigkeiten vermehrt. Insgemein wechſelten Nebel und Stürme mit einander ab; oft ſtürmte es auch ſogar bey finſterm Nebelwetter; oft ſahen wir die Sonne zu vierzehn Tagen und drey Wochen nicht. Umringt von unzähligen Eismaſſen, die wie ſchwimmende Inſeln aus dem Meer hervorragten, und nur deſto gefährlicher waren, weil ſie ihre Stelle verändern konnten, ſahen wir ſie oft nicht eher, als bis es faſt zu ſpät war, das Schiff umzulenken; und wie viel Mal mögen wir nicht, ohne es zu wiſſen, in der Dunkelheit dem Untergange nur eben entronnen ſeyn! Wie oft haben wir nicht neben uns das Brauſen der Woge, die ſich an Eisfelſen brach, mit Schrecken gehört, ohne mit dem Auge den nahen Gegenſtand unſerer Beſorgniſſe erreichen zu können! Es war der Sommer, den wir in dieſer breiſten Weltgegend verlebten; aber ein Sommer,

mer, wo es als eine Seltenheit angezeichnet ward; wenn das Thermometer einen Grad über dem Gefrierpunkte ſtand! Bey weitem die längſte Zeit blieb es unter dieſem Punkte; das Tau- und Takelwerk des Schiffs war mit Eiszapfen behangen, mit Rinden von Eis überzogen; Schnee und Schloſſen und Hagelwetter wechſelten mit kalten Regenſchauern ab. Dieſe Witterung, die das Schiff in ſeinen Segeln und Stricken ſo heftig angriff, daß ſie vor der Zeit morſch wurden und zerriſſen, äußerte auch bey der unabläßigen Anſtrengung, und einer viermonatlichen Schiffskoſt von veraltetem Pöckelfleiſch und ſchimmlichten Zwieback, ſeine nachtheilige Wirkung auf die ſonſt eiſerne Geſundheit der Mannſchaft. Cook hatte zwar das Glück, durch ſorgfältige Anwendung der bewährteſten Vorkehrungsmittel den Ausbruch des Scharbecks unter ſeinen Leuten zu verhüten; allein Entkräftung war bey einem ſo langwierigen Mangel an allen Erfriſchungen unvermeidlich. Er ſelbſt, von Jugend auf zu dieſer harten Lebensart gewöhnt, und in dem Vorſatz unerſchütterlich, als Anführer einer Entdeckungsreiſe durch ſein Beyſpiel auch im Genuß ihrer Speiſen den Muth und Eifer ſeines Volks aufrecht zu halten, erlag endlich unter dem ſo vielfältig auf ihn losſtürmenden

Unge-

Ungemach. Als auf unſerer Rückkehr von jenem ſüdlichſten Punkte unſerer Laufbahn die Kälte den völligen Ausbruch des Gallenfiebers nicht länger zurückhielt, ſahen wir ſchon den Augenblick, wo alle Hofnung, ein ſo theures Leben zu retten, verſchwand. Allein bis der Entdecker alle Lücken der Erdkunde ausgefüllt haben würde, gab ihn ſein Genius nicht zum Opfer hin.

Von dem Orte, wo **Cook** das Eis zum letztenmal verließ, bis zu den **Marquiſeninſeln des Mendanna**, beträgt die Entfernung ein und ſechzig Grade der Breite. Des Umwegs ungeachtet, den er über **Roggeweins** dürre Oſterinſel nahm, legte er dieſen Weg von mehr als anderthalbtauſend Seemeilen in zwey Monaten zurück, und befand ſich dadurch plötzlich aus einem Extrem ins andere, von antarktiſcher Kälte in die ſtärkſte Hitze verſetzt. Der Einfluß der erquickenden Landluft, die Früchte und Wurzeln des heiſſen Erdſtriches, und das friſche Fleiſch welches er hier und auf einem zweyten Beſuch in O-Taheiti von den Einwohnern erhandelte, waren mehr als hinreichend, ihm und uns allen neue Kräfte und unternehmenden Eifer zu ſchenken. Da **Neuſeeland** im vorigen Jahre ſein erſter Erfriſchungsplatz geweſen war,

ſo

ſo hatte er zum Aufenthalt im heiſſen Erdgürtel nur einen kurzen Zeitraum erübrigt. Jezt, da er ſeinen Unterſuchungen ſechs volle Monate widmen konnte, beſchloß er die ganze Breite des ſtillen Meeres nach Weſten hin noch einmal zu durchſchiffen. Von den Inſeln, die Taſman geſehen hatte, ward nunmehr zuerſt Rotterdam beſucht, und ihr zweyter Entdecker gab der ganzen Gruppe den Namen der Freundſchaftlichen Inſeln, den ihre Bewohner an uns ſo wohl verdienten. Ich übergehe die einzelnen Inſeln, die er auf der Fahrt von den Societätsinſeln dorthin, und weiter jenſeits entdeckte. Noch lag unerforſcht in Weſten ein Land welches Quiros dem heiligen Geiſte zugeeignet hatte. Auch Bougainville war unverhoft darauf zugekommen, doch nicht um es genauer zu erforſchen, ſondern um ihm einen neuen Namen zu geben. Cook ſteuerte von den Freundſchaftlichen Inſeln hin, und entdeckte daſelbſt einen Archipelagus von mehr als zwanzig großen und kleinen fruchtbaren Inſeln, die zwiſchen dem vierzehnten und zwanzigſten Grade der Breite liegen. Er umſchiffte ſie alle, nahm ihre Häfen und ihre ganze Lage mit der ihm eigenen Genauigkeit auf, und erwarb ſich dadurch das Recht, ſie unter der Benennung der neuen Hebriden bekannt zu machen. Kaum hatte er ſie verlaſſen, ſo gerieth er am 4ten September an eine ganz neue, und nie zuvor geſehene Inſel von beträchtlichem Umfang, die den Namen **Neucaledonien** erhielt. Sie erſtreckt ſich zwiſchen dem zwanzigſten und drey und zwanzigſten Grade der Breite ungefähr ſiebzig bis achtzig Seemeilen von Nordweſten nach Südoſten, als ein langer ſchmaler Streifen Landes, das in ſeiner Gebirgsart und Produkten mit **Neuholland** viel ähnliches haben ſoll. Von dieſer Entdeckung eilte Cook, nachdem er noch ein kleines Eiland auf ſeinem Wege gefunden hatte, zum drittenmale nach Neuſeeland, dem Entſtehungspunkte ſeiner ſüdlichen Expeditionen, zurück. Drey Wochen waren ihm eine hinreichende Erholungszeit, in welcher das Schiff zum harten Kampfe mit den Elementen von neuem in Stand geſetzt, und die Mannſchaft mit Fiſchen und blutreinigenden Kräutern reichlich erquickt werden konnte. In Zeit von fünf Wochen trugen uns die weſtlichen Stürme mit unglaublicher Schnelligkeit funfzehnhundert Seemeilen weit über die ganze Breite des Südmeeres, an die Küſten des **Feuerlandes** in Amerika; und ſo vollendete Cook die Unterſuchung jenes großen vor ihm noch unbekannten Oceans, durch eine neue Fahrt, die zwiſchen ſeinen vorigen gleichſam

gleichſam die Mitte hielt. Zum zweytenmal in ſeinem Leben umſchiffte er dann das **Vorgebirge Horn**, diesmal von Weſten nach Oſten, und in ſo geringer Entfernung, daß ſeine Lage nun endlich genau beſtimmt werden konnte. Die von **La Roche** und **Dúclos Güyot** berührte Inſel, entdeckte auch Cook zum drittenmal, und nannte ſie **Georgien**. Auf ihren Gebirgen, und bis in ihre Thäler hinab liegt das ganze Jahr hindurch ewiges Eis. Als er von hier aus den letzten Verſuch machen wollte, ſich dem Südpol zu nähern, hemmten Eisfelder bereits im ſechzigſten Grade ſeinen Lauf; doch fand er auf dem Rückwege noch eine breiſte hohe Gebirgsmaſſe, das **Sandwichsland**, womit er die lange Reihe ſeiner Entdeckungen für dieſesmal beſchloß, und über die Meeresgegend, wo **Bouvet** eine Wolke oder einen Eisberg für Land angeſehen hatte, nach dem Vorgebürge der guten Hofnung zurückkehrte. Zwey Jahre und vier Monate waren verfloſſen, ſeit er den dortigen Hafen verließ; und in dieſem ganzen Zwiſchenraume hatte er keine einzige Beſitzung der Europäiſchen Nationen berührt. Rechnet man aber die einzelnen Tage zuſammen, die er vor Anker zugebracht, ſo füllen ſie kaum den vierten Theil dieſer Periode aus; mehr als zwanzig Monate hatten wir alſo in unbekannten Meeren, ohne Land zu ſehen, umhergekreuzt. Doch das gröſste Wunder dieſer Reiſe bleibt noch zu erwähnen übrig. Am dreyßigſten Julius 1775 brachte Cook ſein Schiff nach England zurück, und von einhundert neunzehn Perſonen, die ſeiner Führung und väterlichen Vorſorge genoſſen, hatte er trotz aller überſtandenen Gefahren und Mühſeligkeiten, nur drey durch Zufall, und nur Einen durch Krankheit verloren.

Wenn es noch nöthig seyn ſollte, ein Wort zum Zeugniß für unſern großen Seemann herzuſetzen, ſo ſey es dies, daß ſeit dieſer Reiſe ganz Europa den Namen Cook mit Ehrfurcht und Bewunderung nennt. Der Rang eines wirklichen Capitains in der Königlichen Flotte, und eine ehrenvolle Stelle beym Hoſpital zu Greenwich, waren Belohnungen, womit ſein Vaterland ihm gleichſam ſchon entgegen kam. Nach zweymaliger Umſchiffung der Erde, nach der Entdeckung und Beſtimmung der Lage ſo vieler neuen Länder, nach einer beyſpielloſen Fahrt durch die beeiſten Meere des Südpols, deren Kühnheit und Größe ein allgemeines Erſtaunen erregt, nach dem ſiegreichen Beweiſe vom Nichtſeyn eines feſten Südlandes, nach ſo vielen anderen wichtigen Zügen, wovon ein jeder einzeln das Siegel des wahren Verdienſtes trägt, konnte Cook nunmehr mit vollem Rechte ſeines theuer erkauften Ruhmes genießen, und auf ſeinen Lorbeern ruhen.

Allein ſeine Thaten hatten das Feuer des Entdeckungsgeiſtes im Buſen der Engländer wieder angezündet, und es brannte bey ſeiner zweyten Zurückkunft nur noch heller auf. Noch war ein großer Theil des Norden unbekannt; derſelbe Theil, wo von jeher der Brittiſche Kaufmann ſich einen kürzeren Weg nach Japan, China und **Oſtindien** gedacht, wo **Cabot**, **Frobiſcher**, **Davis**, **Hudſon**, **Baffin**, **James**, **Fox** und viele andere ihn wirklich ſuchten und zu finden hoften. Zwar hatten **Chriſtopher** und **Norton**, die in den Jahren 1761 und 1762 zur See die **Cheſterfields-Bucht** unterſuchten, und **Hearne**, der zu Fuß, 1770 bis 1772, vom **Churchill-Fluß** in nordweſtlicher Richtung bis zum zwey und ſiebenzigſten Grad nördlicher Breite, und an die Küſte des großen nordiſchen Eismeeres gekommen war *), ſchon vollkommen bewieſen, daß durch die

---

*) Schon **Middeltons** Reiſe im Jahr 1741 hatte es ſehr unwahrſcheinlich gemacht, daß **Hudſonsbay** eine Durchfahrt enthalte, und **Moor** und

die Hudſons- und die Baffinsbay die nordweſtliche Durchfahrt ſchlechterdings unmöglich ſey.

Zwar

, und Smith, die 1746 ihm folgten, beſtätigten gleichſam ſeine Meynung. Indeß ſchickte doch die Hudſonsbay-Compagnie ſelbſt, im Jahr 1761 den Capitain Chriſtopher in der Schaluppe Churchill. aus, und geſellte ihm im folgenden Jahre noch Herrn Norton in einem Cutter, oder kleinen Fahrzeuge bey. Sie beſuchten blos die Buchten, von denen man noch allenfalls etwas vermuthen konnte, weil ſie nicht ganz erforſcht worden waren. Zuerſt die Cheſterfieldsbucht (inlet), welche ſich in einen See von friſchem Waſſer endigt, der ungefähr ein und zwanzig Seemeilen lang, und zwiſchen fünf und zehn Seemeilen breit iſt, und gegen Weſten hin ein Flüßchen aufnimmt, das etwas weiter landeinwärts, in drey Fällen übereinander, herabſtürzt, jenſeits welchen es auch für einen Kahn nicht tief genug iſt. Dann auch Piſtolbay, wo neuere Schriftſteller noch eine Durchfahrt vermutheten, die aber nur drey oder vier Engliſche Meilen landeinwärts geht.

Die Reiſe des Herrn Hearne zu Fuß, iſt ungleich merkwürdiger. Schon Dobbs ſprach viel von einem Copper-mine River, (Kupferbergwerksfluß) welcher ſich, laut der Ausſage

der

Zwar hatte Phipps (jeziger Lord Mulgrave) im Jahr 1773 umſonſt verſucht, bey Spizbergen

der eingebohrnen Amerikaner, ins Meer ergieſſen ſollte. Er hielt es für ausgemacht, daß dieſes Meer nichts anders als die nordweſtliche Durchfahrt ſeyn könne, und baute viel darauf. Im Jahr 1770 ließ endlich die Hudſonsbay-Compagnie unterſuchen, was an der Sache wäre, und trug die Ausführung ihrem Gouverneur im Fort Prince of Wales auf, welches in 58° 50′ N. Br. am Churchill-Fluſſe liegt. Die Wahl fiel auf einen jungen Mann, Namens Hearne, der damals in Dienſten der Compagnie ſtand, ehedem aber Officier auf der Flotte geweſen war, und ſowohl Breite als Länge beobachten, und Charten aufnehmen konnte. Am 7 December 1770 reiſete er von dem obbenannten Poſten ab, und hielt ſich meiſtens immer nordweſtwärts, bis er im Junius 1771 einen Ort erreichte, der Conge-catha-wha-Chaga (etwa Condſchi-catha-wha-Tſchaga auszuſprechen?) heißt. Hier ſagt er, hatte er zwey gute Beobachtungen, beydes vermittelſt der Mittagshöhe und correſpondirender Sonnenhöhen, wodurch er die Breite auf 68° 46′ beſtimmen konnte. Nach ſeiner Rechnung war er bereits 24° 2′ in Länge nach Weſten vom Churchillweiter als zum ein und achtzigſten Grade der Breite gegen den Nordpol zu dringen. Aber von

Cook

Fluſſe gereiſet. Am 2ten Junius verließ er dieſen Ort, und reiſete noch immer nordwärts, etwas weſtlich, bis er am 13. den Copper-mine River fand, der aber nicht, wie man vermuthet hatte, ſchiffbar iſt, ſondern kaum ein Kanot tragen kann, und überall mit Waſſerfällen, Sandbänken und Steinhaufen gleichſam abgedämmt iſt. Ohnweit der Mündung dieſes Fluſſes machten ſeine Begleiter, die Nordiſchen Indianer, ein- und zwanzig Esquimaux nieder, die ſie in ihren Hütten überfallen hatten, um ſie auszuplündern, und insbeſondere, das Kupfer was ſie bey ſich hatten, mitzunehmen. Acht Engliſche Meilen weit vor ſich erblickte er am 17ten um 5 Uhr Morgens die See gegen Norden; und der Fluß ſo ſeicht wie oben, floß über eine dürre Fläche, welche die Küſte bildete. Es war Ebbe, die, nach dem Eiſe zu urtheilen, an deſſen Rändern er Merkmale wahrnahm, etwa zwölf bis vierzehn Fuß fallen mochte. Die Fluth konnte nur eben die Mündung des Fluſſes erreichen, folglich war das Waſſer in demſelben nicht im mindeſten geſalzen. Uebrigens bewies die Menge von Wallfiſchknochen und Seehundsfellen bey den Gezelten der Esquimaux, ſo wie

die

Cook war man gewohnt, daß er auch da, wo andere Schiffer von Unmöglichkeiten ſprachen, nicht

die Robben ſelbſt, die in großer Anzahl auf dem Eiſe lagen, daß man hier wirklich am Meere ſey. Das Meer hatte, ſo weit man mit Ferngläſern ſehen konnte, viele Inſeln und Untieſen, und das Eis war nur drey Viertel Engliſche Meilen vom Ufer und rund um die Inſeln und Sandbänke aufgethaut. Es war 1 Uhr Morgens am 18ten Junius, als Herr Hearne mit dieſen Beobachtungen fertig wurde, (man weiß, daß die Sonne in hohen Breit[illegible] um dieſe Jahrszeit, immer ziemlich lange über dem Horizonte ſteht.) Jezt kam ein Nebelwetter mit feinem Regen, und Herr Hearne trat die Rückreiſe an, ohne auf gutes Wetter zur Beobachtung der Breite zu warten, indem er ſich auf die Beobachtungen in Conge catha-wha-Chaga, und die ſeitdem zurückgelegte Länge und Richtung des Weges verlaſſen konnte, und gewiß war, daß die Breite von 72° die ſeine Charte angiebt, nicht mehr als höchſtens ein Drittel eines Grads unrichtig ſeyn könne. Nach dieſer Charte, welche auch bey der zu Cooks lezter Reiſe entworfenen Generalcharte benuzt worden iſt, wo man Hearnes Reiſeroute nachſehen kann, liegt die Mündung des Copperlange ſpekulirte, ſondern mit erfahrnem Muth, mit Geſchicklichkeit und Beurtheilungskraft die

Hand

---

mine-Fluſſes 25° der Länge weſtlich von dem Poſten der Compagnie, von dem er zuerſt abgereiſet war, und wohin er erſt am 30ſten Junius 1772 zurückkam. Die Hudſonsbay-Compagnie hat ihn ſeitdem zum Gouverneur des Fort Prince of Wales ernannt, um ihm für die unſägliche Mühe und das Elend, welches er auf dieſer neunzehn Monat langen Reiſe ausgeſtanden hat, eine Belohnung zu geben. Sein Tagebuch wünſchte man gedruckt zu ſehen, denn es enthält eine ungeſchmückte Darſtellung der Lebensart der dortigen Wilden, ihrer kümmerlichen Nahrung, ihres außerordentlichen Elends, indem ſie, ohne eine ſtete Wohnung zu haben, die öden Wüſteneyen durchirren, und auf den gefrorenen Seen jenes weitausgebreiteten Landes umherziehen, wo Herr Hearne gegen 1300 Engliſche Meilen, bis ans Meer, gegangen iſt, und wo die Compagnie fünf hundert Engliſche Meilen landeinwärts, in 53° 0′ 32″ N. Br. und 106° 27′ 30″ W. L. einen Handelspoſten, Namens Hudſons-Haus, unterhält. Der Herausgeber von Cooks letzter Reiſe, Dr. Douglas, der dieſe Nachricht mittheilt, hat uns aus Hearnes Tagebuch einen Zug aufbewahrt, der zwar

dieſe

Hand ans Werk legte, verſuchte und ausführte, was ſchwächeren Vorgängern unerreichbar ſchien. Es

dieſe lange Anmerkung noch etwas verlängern wird, aber ſeiner Stelle wohl werth iſt. „Auf dem Rückwege, am 11ten Januar 1772, giengen die Indianer auf die Jagd. Einige fanden die Spur eines Schneeſchues, giengen ihr nach und kamen endlich in eine kleine Hütte, wo ein junges Weib einſam ſaß. Sie ſchleppten ſie nach ihren Gezelten, und erfuhren von ihr, daß ſie zu den weſtlichen Hunds-Rippen- (Dog-Ribb'd) Indianern gehörte, und im Sommer 1770 von den Arathapeſcau-Indianern gefangen genommen wäre. Im Sommer 1771, hätten ſich die letztern dieſer Gegend genähert, da ſie denn von ihnen entlaufen wäre, in der Abſicht nach ihrem Lande zurückzugehen. Weil dies, aber ſo weit entlegen, und ſie als Gefangene die ganze Strecke in Kähnen, über Flüſſe und Seen, die ſich verſchiedentlich krümmten, gekommen wäre, ſo hätte ſie den Weg vergeſſen, und vom Herbſte an in dieſer kleinen Hütte gewohnt. Nach der Zahl der Monden zu urtheilen, mußte ſie im Julius von den Arathapeſcaus entkommen ſeyn, und hatte ſeit der Zeit keinen Menſchen geſehen. Dem ungeachtet wußte ſie ſich ſehr gut zu verköſtigen, indem ſie

Es fehlte überdies auch nicht an Zeugniſſen, daß mancher Wallfiſchjäger ehedem ungleich weiter als

Phipps

ſie Kaninchen, Rebhühner und Eichhörner in Schlingen fieng, und war ſehr geſund und wohl beleibt. Von ächten Nordamerikaniſchen Indianerinnen habe ich nicht leicht eine ſchönere geſehen. Ihre Schlingen machte ſie von zuſammengedrehten Sehnen der Kaninchenbeine, und das Fell dieſer Thiere diente ihr zu einem netten, warmen Winteranzug. Als ſie entlief, hatte ſie weiter nichts mitgenommen, als ein fünf Zoll langes Stück von einem eiſernen Tonnenbande, zum Meſſer, einen Stein, der ihr den Feuerſtahl erſetzte, nebſt andern harten Kieſeln, Zunder, und was zum Feueranmachen gehört; imgleichen ein anderthalb Zoll langes Stück vom Widerhaken eines Pfeils, woraus ſie ſich einen Pfriem gemacht hatte. Sie war noch nicht lange bey den Gezelten angekommen, ſo ſtellten etwa zehn Kerle ein Ringen an, um zu entſcheiden, weſſen Frau ſie werden ſollte. Sie erzählte auch, die Arathapeſcaus hätten ſich in der Nacht ihrer Gefangennehmung, an ihre Gezelte geſchlichen, und die ſämmtlichen Einwohner bis auf ſie und drey andere junge Weiber umgebracht. In demſelben Zelte mit ihr befand ſich ihr Vater, ihre Mutter und

ihr

Phipps im Norden fortgekommen und ſelbſt dem Pol ſehr nah geweſen ſey. Wie natürlich alſo, daß

ihr Mann, die alle ums Leben kamen. Unentdeckt nahm ſie in der Nacht, als Gefangene, ihr Kind von fünf Monden, in ein Bündel ihrer Kleidung gewickelt, mit ſich. Allein bey Tagesanbruch kamen ihre Räuber mit ihr an den Ort, wo ſie ihre Weiber zurückgelaſſen hatten, die ſogleich über das Bündel herfielen, das Kind fanden, und es auf der Stelle erwürgten. So ſchauderhaft dieſe Scene ſelbſt in der Erzählung war, ſo lachten doch meine Indianiſchen Begleiter nur darüber. Ihr Land, fuhr ſie fort, ſey ſo fern, daß ſie vor ihrer Gefangennehmung kein Eiſen geſehen hätte. Ihre Landsleute machen ſich Beile und Meiſſel aus Hirſch- (Elends-) Geweihen, und Meſſer aus Stein oder Knochen. Ihre Pfeile haben Spitzen von Schiefer, Knochen oder Horn, und zum Schnitzen in Holz brauchen ſie Biberzähne. Oft hätten ſie zwar gehört, daß die öſtlichen Völker beſſere Werkzeuge (von den Engländern) erhielten; ſie durften ſich aber nicht zu dieſem Handel zudrängen, ſondern mußten ſich vielmehr, aus Furcht vor den Arathapeſcau-Indianern, die Winter und Sommer, Jahr aus Jahr ein, ſchreckliche Niederlagen unter ihnen anrichten; immer weiter zurückdaß mit ſo hochgeſpannten Erwartungen, die längſt entſchlafenen Handelsideen, und alle Hoffnungen, die Schätze Aſiens auf einem kürzeren Wege zu gewinnen, bey der geſetzgebenden Macht eines großen Handelsſtaats von neuem erwachten! Das Brittiſche Parlament erneuerte eine Akte vom Jahr 1745, welche den Entdeckern einer Durchfahrt durch Hudſonsbay eine Belohnung verhieß, und dehnte ſie auf die Königliche Flotte aus, die man damals ausgeſchloſſen hatte. Zwanzigtauſend Pfund Sterling (120,000 Rthlr.) ſollten den Entdeckern einer nördlichen Durchfahrt aus dem Atlantiſchen ins ſtille Meer ausgezahlt werden, und fünf tauſend (30,000 Rthlr.) denen, die ſich zuerſt dem Nordpol bis auf Einen Grad nähern würden. Auch ward die Durchfahrt nicht, wie

dazumal,

zurückziehen." (Aus Herrn Hearnes Handſchrift.) Es verdient hier kaum noch angemerkt zu werden, daß das Engliſche Admiralitätscollegium im Sommer 1776 den Lieutenant **Pickersgill**, und im folgenden Sommer den Lieutenant **Young**, mit dem kleinen Fahrzeuge, **Lion**, (der Löwe) in die Baffinsbay ſchickte, um gewiſſermaßen Cooks Entdeckungen zu unterſtützen, oder ihm entgegen zu kommen. Allein keiner von beyden kam in die Baffinsbay, geſchweige weiter.

dazumal, auf die Hudſonsbay eingeſchränkt; ſondern man überließ jezt den Abentheurern die Wahl, auf welchem Wege ſie nach dem Preiſe ſtreben wollten. Auf den erſten Ruf ſeiner Obern verließ Cook den friedlichen Aufenthalt, wo ſein noch immer reger Geiſt nicht länger feyern mochte. Nichts konnte aber auch für einen Mann von edlem Selbſtgefühl wie Cook, belohnender ſeyn, als dieſer Auftrag, der gleichſam ſeine Ueberlegenheit eingeſtand, und dies Bekenntniß einer Klaſſe von Menſchen abnöthigte, die ſelten mit guter Art ein Lob ertheilen. Man hatte tief gefühlt, daß Cooks Erfahrung und Geſchicklichkeit zur Ausführung eines ſo wichtigen als ſchweren Unternehmens unentbehrlich ſey.

Mit der Aufſuchung einer nördlichen Durchfahrt, verband man noch die Zurückſendung Omai's, eines Mannes aus den Societätsinſeln, der mit dem Capitain Furneaux ein Jahr vor uns nach England gekommen war. Verſchwenderiſch, aber planlos, hatte man ihn mit Koſtbarkeiten, Spielwerken und den üppigen Thorheiten eines Volks, das auf der höchſten Stufe der Verfeinerung ſteht, zur Rückkehr in ſein Vaterland, deſſen Sitten noch ſo einfach ſind, ausgerüſtet. Ein glücklicher glückliche Gedanke, mit ihm zugleich die brauchbaren Hausthiere und einige Gewächſe des alten Welttheils ins Südmeer zu verpflanzen, befriedigte indeß die mäßigen Wünſche des Menſchenfreundes, dem das Glück ſeiner Brüder in jedem Erdenwinkel Freude machte. Dieſer Gegenſtand, und die Wichtigkeit der Durchfahrt hatten die Gemüther ſo ſehr beſchäftigt, daß man bey einer Entdeckungsreiſe, wo Naturforſcher vielleicht brauchbarer als je geweſen wären, nicht daran dachte, einen Gelehrten in dieſer Abſicht mitgehen zu laſſen, obgleich ein Aſtronom und ein Maler mitgeſchickt wurden. In der That war es ſo ſehr auf die bloße Entdeckung der Durchfahrt in kaufmänniſcher Hinſicht abgeſehen, daß man in dem geheimen Verhaltungsbefehl, der Würde des Entdeckers uneingedenk, ihm ſogar ausdrücklich gebot, ſich, im Fall er neue Inſeln fände, mit ihrer Unterſuchung nicht aufzuhalten, und an der Küſte von Amerika ſüdwärts vom fünf und ſechzigſten Grade der Breite keine Zeit zu verlieren. Ja, ſo brennend war die Begierde, dieſes Lieblingsprojekt nun endlich ausgeführt zu ſehen, daß man den Wunſch zu äußern wagte, Cook möchte binnen Jahresfriſt ſich in der Durchfahrt befinden*). Doch

---

*) Man ſehe die geheimen Verhaltungsbefehle.

Doch der Geiſt dieſes groſzen Mannes blieb ſich auf ſeiner letzten Reiſe gleich, und ſeine Neigung das Reich der menſchlichen Kenntniſſe zu erweitern; band ſich nicht an eine unedle Vorſchrift. Es war noch kein volles Jahr ſeit ſeiner Rückkehr von der zweyten Reiſe verfloſſen, als er am 12ten Julius 1776 mit der Reſolution, ſeinem vorigen Schiffe, unter Segel gieng. Am Vorgebirge der guten Hoffnung ſtieſz **Clerke** mit der Discovery zu ihm, und nunmehr ging der Lauf oſtwärts durch das Südindiſche Meer, wo **Kerguelen** und **Marion**; zwey franzöſiſche Seefahrer, in den Jahren 1771 und 1772 zwiſchen 46 und 48 Graden ſüdlicher Breite einige wüſte, felſigte Inſeln entdeckt hatten, die Cook jezt wieder fand. Ueber **Van Diemens Land** und **Neuſeeland** ſchifte er dem ſtillen Meere zu, entdeckte einige neue Inſeln; und kam zuerſt, da er Taheiti nicht erreichen konnte, ohne das Leben der dahin beſtimmten Thiere aufs Spiel zu ſetzen, nach der Gruppe der Freundſchaftlichen Inſeln, die er jezt noch weit genauer als zuvor kennen lernte, und von deren Einwohnern er die wichtigſten Bemerkungen für den Menſchenkenner ſammelte. Mit der Reiſe von dieſem Erfriſchungspunkte nach O Taheiti, und mit dem Aufenthalt daſelbſt und in den übrigen Societäts inſeln, wo er ſeinen Mündel **Omai**, im Beſitz aller ſeiner Engliſchen Reichthümer zurückließ, ging das Jahr 1777 zu Ende. Noch im December ſegelte **Cook** über den Aequator, und bereits am 18ten Januar des folgenden Jahres fand er die weſtlichen Inſeln einer neuen Gruppe, die unter dem nördlichen Wendekreiſe liegt und in der Folge den Namen der **Sandwichsinſeln** erhielt. Nachdem er dieſe Entdeckung berichtigt und ſeinen Waſſervorrath hier ergänzt hatte, eilte er an die Küſte von **Neualbion**, (wie jener Theil von Nordamerika ſeit Drakens Schiffahrt heißt,) die er im 45ſten Grad der Breite zuerſt erblickte. Nach vielen Stürmen fand er im funfzigſten Grad einen Hafen, von den Eingebohrnen Nutka genannt, wohin er ſeine Zuflucht nahm. Sobald er wieder in See ging, hatte er mit neuen Stürmen zu kämpfen, die ſeine Schiffe bis zum ſechzigſten Grad der Breite vom Lande entfernt hielten. Hier ändert es endlich ſeine Richtung, bildet einen Buſen, und geht ſtatt Nordwärts, wie bisher, auf einmal weſtſüdweſtwärts fort. **Cook** folgte nun, mit ſeiner bekannten Unerſchrockenheit und ſeinem feſten Beharren, jeder Krümmung der Küſte. Unter vielen Bayen und Häfen, die er entdeckte, zeichnen ſich an Umfang des **Prinzen Wilhelms** Sund,

Sund, und noch ein großer Buſen aus, der ſeines Entdeckers Namen bekam. Endlich umſchiffte er, nach einigen Augenblicken der kritiſchen Gefahr, wo ihm Nebel und Klippen zugleich den Untergang drehten, die lange Halbinſel Alaska, und gieng an der Inſel **Unalaſchka**, dem Handelspoſten der ruſſiſchen Pelzhändler, vor Anker. Die Küſte von Amerika, welche in dieſer Gegend wieder nordwärts geht, und einen großen Meerbuſen im 64° der Breite umgiebt, verfolgte er mit der ihm eigenen Kunſt, indem er oft Gefahr ließ, auf den unzähligen Untieſen des dort ſehr ſeichten Meeres zu ſtranden. Am neunten Auguſt erreichte er die weſtliche Spitze des ganzen Amerika, und nannte ſie das **Vorgebirge des Prinzen von Wales**. Sie liegt in 65° 46′ der nördlichen Breite, und bildet zugleich die öſtliche Gränze einer Meerenge, welche die alte und neue Welt ſcheidet. **Bering** ein würdiger Seeofficier in ruſſiſchen Dienſten, hatte dieſe Meerenge zuerſt erreicht, und Cook zeichnete jezt, um das Andenken dieſes braven Vorgängers zu verewigen, hier die **Beringsſtraße** in ſeine Charten. Die Durchfahrt war nunmehr zur Hälfte ſchon errungen, und die Hoffnung alle Schwierigkeiten vollends zu beſiegen aufs höchſte geſpannt, als am 17ten im ein und ſiebzigſten Grad der Breite, das Eis, in Geſtalt eines undurchdringlichen Feldes allen weitern Fortgang nach Norden, ſowohl längs der Amerikaniſchen als der Aſiatiſchen Küſte vereitelte, und überdies, da es beſtändig ſüdwärts fortrückte, die Schiffe mehr als einmal in die augenſcheinlichſte Gefahr brachte, an den ſeichten Ufern zu ſcheitern. **Cook** mußte alſo, wenigſtens für dieſes Jahr, dem Vorhaben hier durchzukommen, entſagen, und ſich begnügen, die Küſten und Inſeln dieſer Gegend, genauer aufzunehmen, und den letzten Reſt geographiſcher Irrthümer, welche aus den verworrenen Nachrichten ruſſiſcher Matroſen und unkundiger Kaufleute entſtanden waren, vollends aus dem Wege zu räumen. Nachdem er dieſem Geſchäfte noch den Ueberreſt der herbſtlichen Jahreszeit gewidmet, und insbeſondere die ſo ſehr vervielfältigten **Aleyutiſchen** Inſeln auf ihre wahre Anzahl zurückgebracht hatte, fiel ſein raſtloſer Entdeckungstrieb darauf, mit der Unterſuchung der neu entdeckten **Sandwichsinſeln** den langen Zwiſchenraum von ſieben Wintermonaten auszufüllen, die nunmehr vorübergehen mußten, ehe er ſich dem Nordpol wieder nähern durfte. Wer an ſeiner Stelle hätte nicht lieber in **Kamtſchatka** von den Mühſeligkeiten der bisherigen

Fahrt ausgeruhet? Aber wer, dürfen wir fragen, hätte nach allem, was wir bisher von **Cook** erzählt haben, auch nur vermuthen können, daß **Er** einer ſolchen Unthätigkeit fähig ſey? Selbſt gewöhnliche Menſchen verläugnen ihren Charakter nicht, wenn kein überwiegendes Intereſſe die andere Schale ſenkt: vielweniger der wirklich große Mann, deſſen Stolz und Beruhigung es iſt, in allen Fällen nach dem Antrieb ſeines Herzens zu handeln. **Cook** folgte dieſem inneren Führer; aber zum letztenmal; denn die intereſſanteſte Entdeckung im Südmeer koſtete ſein unerſetzliches Leben.

Nach dem unglücklichen 14ten Februar führte **Clerke**, wiewohl ſchon ſichtbarlich dem Tode nahe, die Entdeckungsreiſe, von den **Sandwichsinſeln** zurück, noch einmal gegen Norden an. Vom Hafen **St. Peter und Paul** in **Kamtſchatka**, wo er anlegte, gieng er durch die **Beringsſtraße** und verſuchte die nördliche Durchfahrt. Allein das Eis ſtellte ſich auch ihm als eine unüberwindliche Mauer entgegen, und zwang ihn nach vielen vergeblichen Bemühungen zum Rückzug. Ehe er noch in **Kamtſchatka** wieder eintreffen konnte, ſtarb er mit dem heitern Bewußtſeyn einer getreuen Nachfolge in den Grundſätzen des großen Befehlshabers, deſſen Zögling er geweſen war. Gore und King führten von Kamtſchatka die Schiffe über China und das Vorgebirge der guten Hoffnung am 22ſten Auguſt 1780, nach einer Abweſenheit von mehr als vier Jahren zurück.

Außer den Berichtigungen im Südindiſchen und ſtillen Meere, welche keinesweges unbeträchtlich ſind, außer der Entdeckung mancher neuen Eilande zwiſchen den Societäts- und Freundſchaftsinſeln, wird dieſe Reiſe durch die wichtige Auffindung der Sandwichsinſeln, und die Beſchiffung der Nordweſtküſten von Amerika in einer Strecke von mehr als zwölfhundert Seemeilen jederzeit ihren Werth behaupten. Cook hatte während derſelben, wie auf ſeiner erſten Reiſe, wieder mehr Land entdeckt und aufgenommen, als je ein anderer vor ihm. Ich läugne nicht, daß ſeine aſtronomiſchen Kenntniſſe, und die Vervollkommnung dieſer Wiſſenſchaft überhaupt, in ſo fern man ſie in unſern Zeiten auf die Schiffahrt anzuwenden gelernt hat, ihm das große Geſchäft erleichtern halfen; allein wie zahlreich, ja wie allgemein ſind die Beyſpiele nicht, wo der Seefahrer auch die Mittel, die er wirklich in Händen hatte,

hatte, ungenutzt liegen ließ, weil es ihm an Fleiß, an Muth, an Geduld, an Vorſicht, an Gegenwart des Geiſtes, und vor allen, an der Haupteigenſchaft des Entdeckers, am innern Forſchungstriebe gebrach? Die Küſte, die nicht Gold und Silber zeigte, oder einen Reichthum ſeltner Naturprodukte darbot, blieb unerforſcht, wenn ſie auch oft befahren ward.

Cooks letzte Reiſe vollendete gleichſam die Kenntniß von Amerika, die bis dahin ſo unvollkommen geweſen war, und zu ſo vielen Träumen von ſchiffbaren Durchfahrten Anlaß gegeben hatte. Was jezt im äußerſten Norden unbeſchifft iſt, möchte dem Europäiſchen Durſt nach Kenntniſſen wohl noch lange verhelen bleiben, weil es des Eiſes wegen nicht befahren werden kann. Allein wenn gleich die Hofnung jenes kürzeren Weges nach Indien, den man durchs Eismeer finden wollte, nunmehr gänzlich verſchwunden iſt, ſo behält doch die Entdeckung der ganzen nordweſtlichen Gegend von Amerika, vom Nutka-Sunde bis zur Halbinſel Alaska, ſelbſt für den Handel die größte Wichtigkeit; weit mehr vielleicht, als wenn es unſerm Seemann gelungen wäre, ſich zwiſchen Eisfeldern und Sandbänken hindurch einen Rückweg aus dem Kamtſchatkiſchen Meere ins Eismeer zu bahnen, auf welchem doch hernach kein anderer es hätte wagen dürfen, nach Indien zu ſchiffen. Uebrigens iſt es für die Geographie ſo wichtig, als für Berings Andenken rühmlich, daß Cook die Meerenge zwiſchen Aſien und Amerika gerade an der Stelle fand, wo jener ſie zuerſt angegeben hatte. Wie viele Schriftſteller, die ihren Lieblingsideen nachhingen, hatten nicht ſchon Berings Entdeckungen verdächtig zu machen geſucht, und dem ruſſiſchen Reiche etwa zwanzig Grade der Länge von ſeinen öſtlichen Wüſteneyen ſtreitig gemacht, um nur Raum genug zwiſchen beyden Welttheilen zu laſſen oder mit dem neuen nach Gutdünken ſchalten zu können! Einige der hitzigſten ließen ſich ſogar verlauten, daß man in Rußland durch erdichtete Nachrichten die Welt gefliſſentlich zu hintergehen ſuche, um deſto ungeſtörter gewiſſe politiſche Endzwecke erreichen zu können. Es herrſchte zwar in dieſer Aeußerung der Freyheitsgeiſt, der wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen geziemt; allein das edelſte Geſchenk einer republikaniſchen Erziehung, die Freymüthigkeit, wird entehrt, wenn Mangel an Beurtheilung oder kurzſichtiges Vorurtheil ſie begleitet. Jener Vorwurf konnte am wenigſten diejenigen treffen, die lediglich aus gar zu großer Bereitwilligkeit, die erſten Nachrichten vom neuen nordiſchen Archipelagus mitzutheilen, in der Lage dieſer Inſeln beynah um zehn Grade der Breite irrten. Spanien hätte ihn eher verdient, welches ſeine Reiſen ins ſtille Meer nach Taheiti, und längs der Küſte von Amerika über Californien hinaus, ſorgfältig verheimlicht. Indeß iſt ein Tagebuch von der letztern, unter **Don Bruno de Heceta** im Jahr 1775 veranſtalteten Reiſe in England ans Licht gekommen *), deſſen Verfaſſer, **Don Franciſco Antonio Maurelle**, ſich viel darauf zu gute thut, daß er bis zum acht und funfzigſten Grad der Breite gekommen iſt. Auf dieſer und einer noch frühern Spaniſchen Fahrt wurden an der Küſte, die Cook der Stürme wegen vermied, einige Häfen entdeckt; und ſo ſcheint das kleine Fünkchen des Entdeckungsgeiſtes, welches die unſterblichen Bemühungen dieſes Mannes auch in jener in Lethargie verſunkenen Nation angezündet hatten, nicht ganz verloren gegangen zu ſeyn.

---

*) S. Barrington's Miſcellanies, p. 508. Geſchichte der Entd. und Schiffahrten im Norden. S. 521. Von den Spaniſchen Reiſen nach O-Taheiti folgt in dieſer Sammlung eine authentiſche Nachricht.

Wenn man ſeine drey großen Reiſen in Verbindung mit einander betrachtet, ſo machen ſie ein Ganzes aus, welches alle unbekannten Regionen der Geographie, ſo weit ſie Schiffen zugänglich waren, in ſich begreift, und zuverläßige Entdeckungen, die ſich im Norden und im Süden über den ſiebzigſten Grad erſtrecken, an ihre Stelle ſetzt. Künftig können einzelne Inſelchen im ſtillen Meere entdeckt, die Lagen einiger früher geſehenen beſtimmt, und in **Neuſeeland, Neuholland,** und **Neualbion** Plane von Häfen aufgenommen werden, die **Cook** entweder nicht beſucht, oder deren Eingang er nur angegeben hat; allein Entdeckungen von großem Umfang können nicht mehr Statt finden, und der Erdball iſt nunmehr von einem Ende zum andern bekannt. Wer einen Blick auf die Charte wirft, und die Veränderung in der Erdkunde bemerkt, die Eines Mannes Forſchbegier bewirkte, wird der noch einen Augenblick zweifeln können, daß unſer Jahrhundert ſich in ſeiner Größe mit jedem Zeitalter meſſen darf?

2. Anordnung.

Es iſt an ſich ſchon ein großes Schauſpiel, wenn ein Mann von Cooks thätigem durchdringenden Geiſte auftritt, und in dem kurzen Zeitraum von zehn Jahren die Kinder und die Erwachſenen des geſitteten und des rohen Welttheils ſeinen Namen mit Bewunderung nennen lehrt. Je mehr man ſich aber mit in das Ganze menſchlicher Angelegenheiten verwebt, und dieſe mit ſich verbunden fühlt, je inniger man an den größeren Ereigniſſen Antheil nimmt, von denen man Einfluß auf die jezt lebenden und künftigen Geſchlechter der Erde erwartet; deſto wichtiger und intereſſanter wird es, den Gang eines großen Geiſtes näher zu betrachten, inſofern die Urſache der Begebenheiten, die ſich nur durch ihn ereigneten, auch großentheils in ihm zu ſuchen iſt. Unternehmungen von ſo großem Umfange, wie Cooks Entdeckungsreiſen, deren genauer Zuſammenhang am Tage liegt, und deren Begebenheiten ſich unmittelbar auf einander beziehen; Unternehmungen, wo ein Schritt den andern vorbereitete, und jede Entdeckung ſogleich angewendet werden konnte, um neue darauf zu gründen, können ihren glücklichen Erfolg nur einem wohldurchdachten Plane verdan-

verdanken. Ich rede nicht von einem Reiſeplan, wie ihn der Miniſter auf der Charte entwirft. Was iſt leichter, als dort die unerhörteſten Laufbahnen vorzuzeichnen, wo die goldne Reißfeder an keiner Klippe ſcheitern kann, und der papierne Ocean keine Wellen ſchlägt! Wer einigermaßen merkt, was zur zweckmäßigen Ausführung einer wahren Entdeckungsreiſe gehört, wird ſich bald von dieſem Zeichner wegwenden, um den Mann aufzuſuchen, der die Seele des ganzen Unternehmens iſt, der alles ſelbſt thut und mit eigenen Augen ſieht, der die Zukunft durchdringt und Begebenheiten berechnet, der aber auch, mitten unter den zahlloſen Geſchäften, denen er ſeine Zeit und ſeine Denkkraft widmen muß, im prüfenden Augenblick der Entſcheidung, ſein ſelbſt ganz mächtig, mit feſter Hand das Ruder führt.

Man müßte ſelbſt ein zweyter Cook ſeyn, um die Anordnung einer Entdeckungsfahrt ſo nachzubilden, wie er ſie ſich dachte. Hier können alſo nur einige Elementarſtriche den richtigen Geſichtspunkt bezeichnen, aus welchem man den auſſerordentlichen Seefahrer beurtheilen muß, um den Werth desjenigen, was er geleiſtet hat, in ſeiner ganzen Größe zu erkennen, und nicht, wie wohl

zuweilen

zuweilen aus Uebereilung geſchah, mehr als die Billigkeit erlaubt, von ihm zu fordern. Schon **Bougainville** beklagte ſich, daß ihn ſeine Landsleute nicht blos mit müßigen Fragen unaufhörlich gequält, und keine Antwort abgewartet, ſondern daß ſich auch Spötter gefunden hätten, denen es unbegreiflich vorgekommen wäre, wie man die Welt umſchifft haben könne, ohne in China geweſen zu ſeyn. Doch dieſen mißlungenen Spott verzeiht man einem Volke gern, das ſeine Fehler durch Witz wieder gut macht. Wir kennen ähnliche Beyſpiele von vorſchneller, doch unſchädlicher Fragſeligkeit, und haben ernſthaft geantwortet, wenn man uns ernſthaft fragte: „ob die Inſel **Otaheiti** zum feſten Lande gehöre?“ und „auf welcher von ſeinen Reiſen **Cook** geſtorben ſey?“ Wir kennen aber auch eine Klaſſe von beiſſenden Fragen, welche ſich von den Franzöſiſchen eben ſo unterſcheiden, wie unſere Ariſtarchen jenen an Vielwiſſerey überlegen ſind, und ſich dünken laſſen, **Horazens *nil admirari*** ſey für ſie eine Vollmacht, alles Große verkleinern zu dürfen. Sie, die Weiſen unſers Jahrzehends, wiſſen alles beſſer, denn ſie wiſſen alles voraus, und ſpotten des Entdeckers, dem dieſe hehre Divinationsgabe fehlt. Sie hätten überall mehr Klarheit und Gewißheit verbreitet;

von

von allem hätte man durch ſie erfahren, was ſie — zuvor gewußt, und ſo wie ſie es verlangt, geſehen haben würden. Sie wären von ihren Entdeckungen nicht ſo frühzeitig hinweggeeilt, ſie hätten nicht ſo manche ſchöne Gelegenheit verſäumt, nicht ſo vieles unergründet gelaſſen; ſie hätten mehr und größere Dinge geleiſtet, mit einem Wort, es klüger gemacht, als der gute Cook. Bey dieſen und ähnlichen Verweiſen, welche die Philoſophie im Lehnſtuhl dem Entdecker ertheilt, muß er freylich betroffen ſchweigen, oder höchſtens dem Dichter ganz leiſe nachſprechen:

> — ad haec ego naribus uti
> formido.

Statt aller Antwort, wollen wir unſere Leſer an Bord führen, um ſie dort mit einigen nautiſchen Verhältniſſen bekannt zu machen.

Die Wahl der Schiffe, die zu langen und gefährlichen Reiſen die tauglichſten ſind, iſt das erſte in der Reihe der Anſtalten, wodurch ein Mann wie Cook für den guten Ausgang ſeines Vorhabens ſorgt. Byron und Wallis, als wirkliche Capitains in der Flotte, hätten es erniedrigend oder wenigſtens höchſt ungemächlich gefunden, ein gerin-

geringeres Kriegsſchiff als von vierzig Kanonen zu führen. Für den Entdecker ſind indeß die Schiffe von dieſem Range in mehr als einem Betracht ſehr unbequem. Ihre Beſatzung, die an vierhundert Mann ſtark ſeyn muß, richtet kaum ſo viel aus, als in einem kleineren Schiffe der vierte Theil, und läßt ſich weder ſo ſchnell überſehen, noch ſo leicht regieren. Von den Erfriſchungsorten, die Cook zu ſeinen Abſichten vortreflich, und ſeinem Schiffsvolke angemeſſen fand, wären die meiſten unzureichend für die Bedürfniſſe einer zahlreicheren Mannſchaft geweſen, und ſchon um dieſer einzigen Urſach willen, hätte er in einem größeren Schiffe ſeinen Endzweck verfehlt. Selbſt der Mundvorrath, der von England mitgenommen wird, kann wegen der Bauart jener größeren Fahrzeuge, die zu ſchnellen Evolutionen, zum Angriff und andern Abſichten des Seekriegs eingerichtet ſind, nicht in gehöriger Menge geladen werden, um eine langwierige Fahrt zu geſtatten. Daher eilten Cooks Vorgänger, ihren Kreislauf um die Erde innerhalb zweyer Jahre zu vollenden, anſtatt, wie Er, den Namen Entdecker verdienen zu wollen. Ihn aber hatte die Erfahrung zu dieſen Vorbegriffen geleitet, die einem gewöhnlichen See-Capitain auf ſeiner Station, es ſey im Kriege oder

Frieden,

Frieden, um ſo weniger einfallen können, da ſeine Flotte jederzeit durch eigene Proviantſchiffe verſorgt werden muß. Die Fahrzeuge, welche in England zum Küſtenhandel, und hauptſächlich zum Transport der Kohlen aus **Northumberland** nach **London** beſtimmt ſind; müſſen nicht nur ſehr geräumig ſeyn, um ihren Eigenthümern größern Vortheil zu bringen, ſondern auch wegen der ſtürmiſchen, mit Sandbänken ganz beſäeten Nordſee einen vorzüglich runden, oder vielmehr nach unterwärts platten Bau, und, in der Zuſammenfügung, große Stärke haben, um bey dem oft unvermeidlichen Stranden, leicht und unbeſchädigt wieder flott werden zu können. Dieſe Art Schiffe; deren Vorzüge **Cook** am beſten kannte, weil er ſelbſt darin lange Zeit mit der mühſamen und gefährlichen Küſtenſchiffahrt, und mit dem Anblick von Schreckniſſen, die ſonſt der beherzteſte Seemann flieht, vertraut geworden war, ſuchte er ſich zu ſeinen großen Unternehmungen aus, weil er gewiß überzeugt war, daß man ſich in unbekannten Meeren ihnen ſicherer anvertrauen könne, als allen Kriegsſchiffen und Fregatten. Bey einer ſolchen Wahl genoß er überdies den weſentlichen Vortheil, ſo manche ſeichte Meeresgegend befahren, und in manchem Hafen Schutz finden zu können, welche ein Schiff, das tiefer im Waſſer gegangen wäre, durchaus hätte vermeiden müſſen.

Cook ließ den Boden ſeiner Schiffe nicht mit Kupferplatten beſchlagen, womit man den Wurmfraß zu verhüten, und den Gang des Schiffes zu beſchleunigen glaubt; denn man will bemerkt haben, daß die Fiſche ſich von ſolchen mit Kupfer beſchlagenen Schiffen entfernen; und Cook war es weit mehr darum zu thun, ſeinen Leuten keine Gelegenheit zu Erfriſchungen zu rauben, als ein Paar tauſend Schritte mehr in einer Stunde zu laufen. Doch auch außer dieſer Bedenklichkeit, von der es noch nicht ausgemacht iſt, ob ſie wirklich gegründet ſey, bewog ihn eine wichtigere Urſache, den Gebrauch des Kupfers zu vermeiden. Es iſt wahr, daß ſich auf einem kupfernen Boden kein Meergras, keine Eichelmuſcheln oder Seetulpen anſetzen, und alſo die glatte Oberfläche die Wellen leichter durchſchneidet, und ein ſchnelleres Segeln bewirkt; allein allmählig frißt das Kupfer die eiſernen Ruderangeln an, und bringt dadurch das Schiff in weſentliche Gefahr; denn ohne Ruder kann es nicht geſteuert werden, und doch läßt ſich, in offener See, der Schaden nicht ausbeſſern. Anſtatt des Kupfers, bediente ſich Cook einer Art kleiner eiſerner Nägel, mit breiten Köpfen, welche er dicht neben einander in die Haut oder äußere Bedeckung, des Schiffbodens einſchlagen ließ. In kurzer Zeit überzog der Roſt die kleinen Zwiſchenräume zwiſchen den Nägeln, und ſicherte das Schiff vor Würmern ſo vollkommen, als es Kupferplatten nur immer hätten thun können.

Die Ausrüſtung der Schiffe, und die Menge ſowohl, als die Beſchaffenheit des Vorraths aller Art, beſchäftigten zunächſt die Aufmerkſamkeit des Capitains, ſo wenig auch dieſe Gegenſtände den gewöhnlichen Befehlshaber angehen, der ſein Schiff aus den Händen der Werft-Officianten völlig ausgerüſtet erhält, und es, wenigſtens in dieſem Falle, für überflüßig hält, mehr als ſeine Pflicht zu thun. Als Anſons Geſchwader im Jahr 1740 den Spaniern in Peru einen tödtlichen Streich verſetzen ſollte, mißlang der große Anſchlag durch die Schuld der zweckloſen Ausrüſtung; und dieſe gerechte Klage rechtfertigte den Admiral. Wären Cooks Unternehmungen aus einem ähnlichen Grunde geſcheitert, ohne Zweifel hätte man ihn ebenfalls von aller Schuld völlig freygeſprochen; allein ſein Name wäre dann ſchwerlich auf die Nachwelt gekommen. Ich brauche wohl nicht erſt zu fragen, welches von beyden größer iſt: einen Vorwurf von ſich abwälzen, oder ſeine Maaßregeln ſo ſicher nehmen, daß alles gelingt, und überhaupt kein Tadel Statt finden kann? In der That, wäre Cook nicht Kenner in dieſem Fache geweſen, hätte er nicht ſelbſt gewählt, und von jeder Art des Vorraths ſo viel als ihm nöthig dünkte, unter ſeinen Augen einſchiffen laſſen; wie hätte er auf drey- und mehrjährigen Reiſen, bey der Unmöglichkeit ſich wieder mit anderm zu verſehen, ſo vielen Stürmen und Wettern Trotz bieten können? Es iſt bekannt, daß die verſchiedenen Vorräthe eines Schiffs, welches zur Brittiſchen Flotte gehört, gewiſſen Officieren untergeben ſind. So hat der Equipagenmeiſter oder Lootſe (*Maſter*) die Oberaufſicht über die ganze Ladung. Der Oberbootsmann hat alles Tau- und Takelwerk, die Anker, die Segel und die Bote in Verwahrung; der Schiffszimmermann, den Holzvorrath und das Eiſengeräth, nebſt allem Zubehör; der Conſtapel die Kriegsmunition, der Wundarzt die Medikamente, endlich der Seckelmeiſter, (*purſer*) und deſſen Schreiber die Lebensmittel und die Kleidungsſtücke. Die Befehlshaber, welche auf Entdeckungsreiſen gingen, verwalteten gemeiniglich das einträgliche Seckelamt ſelbſt.

Auch dieſes war eine der nothwendigſten Einrichtungen, wodurch der glückliche Erfolg der Reiſen geſichert ward, der ſonſt von den guten oder ſchlechten Anſtalten dieſes Beamten abgehangen hätte. Ein umſtändliches Verzeichniß von allen einzeln mitgenommenen Artikeln würde uns zu weit führen, und ohne weitläuftigere Erläuterung zwecklos ſeyn. Hieher gehört nur noch die Bemerkung, daß in jedem Fache Cooks Erfahrung nicht nur über die Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit der gewöhnlichen Vorräthe entſchied, ſondern auch mehrere Veränderungen veranlaßte, und einige ganz neue, noch von keinem Schifscapitain geführte Artikel in Gang brachte, welche ſeitdem zum Theil in der Flotte allgemein eingeführt worden ſind, zum Theil noch angenommen zu werden verdienten. Unter den beſondern Vorkehrungen aber, welche ganz ausſchließend für Entdeckungsreiſen gehören, verdient die folgende nicht ganz übergangen zu werden. Cook hatte auf ſeiner erſten Weltumſchiffung bemerkt, wie nützlich ihm ein kleineres Fahrzeug als ſein Schiff, bey der Unterſuchung einer beträchtlichen mit Untiefen umringten Seeküſte geweſen wäre; ja, er war überzeugt, daß im Fall die großen Schiffe ſo beſchädigt würden, daß die Rückkehr nach Europa in denſelben den zu mißlich ſeyn möchte, dergleichen kleine Fahrzeuge ſogar zur Rettung der geſammten Mannſchaft dienen könnten. Demzufolge hatte man ihm, auf der zweyten und dritten Reiſe, in jedem Schiffe einen kleinen Schooner *) mitgegeben, deſſen Holzwerk ganz fertig gezimmert war, und erforderlichen Falls nur zuſammengefügt zu werden brauchte. Die Maſten, das Tauwerk und die Segel dieſer Fahrzeuge, waren ebenfalls in England mit eingeſchifft worden; kurz, es fehlte nur an Gelegenheit, ſich ihrer wirklich zu bedienen.

Wenn man berechnet, welch einen großen Platz dieſe Fahrzeuge im Schiffe einnehmen müſſen, wenn man bedenkt, daß alle Vorrathskammern mit Sachen vollgepfropft ſind; daß auf dem Verdeck, zwiſchen dem großen und dem Fockmaſt, fünf große und kleine Boote ſtehen; daß die Seiten des Vordercaſteels mit ungeheuren Noth- und Bugankern und anſehnlichen Strom- und Flußankern gleichſam bedeckt ſind; daß der innere Raum voll vieler hundert Fäſſer iſt, wovon allein zuweilen

---

*) Ein Fahrzeug mit zwey Maſten, im gegenwärtigen Falle von zwanzig bis dreyßig Tonnen.

len ſechzig bis ſiebzig mit Waſſer, eben ſo viel mit Sauerkraut, und ungleich mehr noch mit gepöckeltem Rind- und Schweinfleiſch, mit Mehl, Erbſen und Zwieback, auch viele mit Wein und Branntwein angefüllt ſind; daß eine Menge Steinkohlen theils als Ballaſt, um das Schiff gehörig ins Waſſer zu ſenken, theils zum täglichen Gebrauch in der Küche, im Tiefſten liegt; daß viele Kabeltaue, jedes hundert und mehr Klafter lang, und manches von der Dicke eines Schenkels, oben im Matroſenraume befindlich ſind: ſo erſtaunt man wahrlich, wie in einem Behältniß von vierhundert und achtzig Tonnen, deren jede vier und vierzig Quadratfuß hält, noch hundert und zwanzig Menſchen Platz finden, oder, wenn dies begreiflich iſt, wie ſie drey Jahre lang, bey unverdaulicher Koſt, bey ſteter Anſtrengung und allem Druck der härteſten Lebensart, geſund und gutes Muthes bleiben können? Vielleicht läßt ſich hier mit wenigen Worten zeigen, wie dieſe Beſatzung in dem ſchwimmenden Schloſſe vertheilt iſt.

Drey Maſten ruhen unmittelbar auf dem Kiele *), und ſtreben hinter einander gerade in die

---

*) Bey dieſer Beſchreibung nehme ich Rückſicht auf das Schiff, in welchem ich Cook auf ſeiner zwey-

die Höhe. Der mittelſte und vordere (Haupt- und Fockemaſt), jeder mit ſeinen zwey Verlängerungen (Mars- und Bramſtengen), ſind ſiebzig bis achtzig Fuß hoch und unten etwa Mannes dick. Der hinterſte oder Beſaanmaſt iſt kleiner und hat nur eine Verlängerung (die Kreutzſtenge). In ſchräger Richtung ſteigt vorn über dem Schiffsſchnabel das Bugſpriet, gleichſam als ein vierter Maſt hervor, der ebenfalls mit einer Verlängerung, (dem Clüverbaum) verſehen iſt. Die Maſten werden durch ſtarke Taue unterſtützt, welche theils nach vorn, theils nach den Seiten hin, vom Maſtkorbe herunter gehen, und im erſten Falle Stage, im letztern aber, wo mehrere beyſammen ſind, die Wände heißen, an denen man, auf queerübergebundenen Schnüren, welche die Sproſſen einer Leiter vorſtellen, hinaufſteigen kann. Jede Verlängerung des Maſtes trägt ein viereckiges, und jeder Stag ein dreyeckiges Segel. Die Seiten des Schiffes ſteigen nach hinten zu ein we-

zweyten Reiſe begleitet habe, die Reſolution. Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß ich gefliſſentlich ſo viel Kunſtwörter als möglich vermieden habe, da dieſe Beſchreibung nur für den Land- und Städtebewohner beſtimmt iſt.

nig in die Höhe. Ueber dem ganzen Hintertheil liegt auf ſtarken Balken ein Boden von Planken, der bis zum Hauptmaſt geht. Dieſer Boden, oder in der Schifferſprache, dieſes **halbe Verdeck**, heißt auf Kriegsſchiffen das **Quarterdeck** (oder Verdeck der Officiere). Ein ähnliches halbes Verdeck liegt auf dem Vordertheile des Schiffs, zwiſchen dem Bugſpriet und Fockmaſt, und wird das **Vorder-Caſteel** genannt. Ungefähr ſechs Schuh tiefer als diese halben Verdecke geht das eigentliche Verdeck, als ein vollkommener Boden, durch das ganze Schiff von einem Ende zum andern. Auf dem Theil deſſelben, der unter das Quarterdeck geht, wohnt der Capitain, deſſen Hauptzimmer (*ſtate-room*) oder die große Kajüte, das Hintertheil des Schiffs in ſeiner ganzen Breite von etwa ſieben Schritten einnimmt, und zu beyden Seiten mit einem kleinen bedeckten Altan (*quarter-gallery*) verſehen iſt. Vor dieſer Kajüte hat der Capitain ſein Schlafgemach, ein Vorzimmer und eine finſtre Vorrathskammer. Die große Kajüte iſt das einzige helle Zimmer im Schiffe, indem ſechs kleine Fenſter, jedes ungefehr drey Schuh hoch und zwey Schuh breit, nach hintenhinaus, dicht nebeneinander ſtehen. Vor dem Eingange zur Wohnung des Capitains bleibt der

Platz

Platz in der Mitte frey, wo man aufs Quarterdeck hinauf und tiefer ins Schiff hinabſteigt; und nur zu beyden Seiten ſind bretterne Verſchläge für den erſten Lieutenant, den Aſtronomen, den Equipagenmeiſter, und die Naturforſcher angebracht, die auch in dieſer Ordnung an Bequemlichkeit abnehmen, ſo, daß die letzten einen Würfel von ſechs Fuß vorſtellen, wo ein Bett, ein Kaſten und ein Schreibtiſch nur eben noch Platz für einen Feldſtuhl übrig laſſen. Das Fenſter dieſer Kajüte iſt eine Glasſcheibe von ſechs Zoll ins Gevierte, in einem ſtarken Rahmen, den man aber, aus Furcht vor Ueberſchwemmungen, nicht eher ausheben darf, als bis man ſich den Wendekreiſen nähert. Unter dem Halbverdeck des Vorder-Caſteels hat, rechts und links, der Bootsmann und der Zimmermann ſeine Kajüte, und zwiſchen ihnen iſt die Küche. Parallel mit dem Verdeck, nur etwa fünf Schuh tiefer, geht ein zweyter Boden durch das ganze Schiff, auf deſſen Hintertheil, zu beyden Seiten, die Kajüten des zweyten und dritten Lieutenants, des Lieutenants der Seeſoldaten, des Wundarztes und des Malers ſtehen. Zwiſchen denſelben bleibt ein großer Spielraum für die Barre oder das Heft des Schiffsruders, welches in Seilen geht, die auf dem Quarterdeck vermittelſt eines großen Rades regiert werden. Vor dem Beſaanmaſt ſteht, hier unten, die große Tafel, an welcher die vorgedachten Officiere ſpeiſen, feſt aufs Verdeck genagelt, welches zur See mit allen Tiſchen geſchieht. Uebrigens ſteht man in dieſem Theil des Schiffs nie ganz aufrecht, und ſieht nie anders, als bey brennenden Lichtern, außer, wenn das Wetter es erlaubt, zwey große Schießſcharten im Hintertheil zu öffnen. Die Officiers-Kajüten haben zwar ganz kleine Fenſterchen; doch dürfen ſie, ſo lange das Schiff in See iſt, nie geöfnet werden, weil die Wellen faſt unaufhörlich drüber gehen. Der Conſtapel, der Schreiber, die Unterwundärzte, die Steuermannsgehülfen und die Seecadetten wohnen zu vier oder fünf beyſammen, auf eben dieſem zweyten Verdeck, in Verſchlägen von Segeltuch, in den vier Ecken des übrigen Raumes, der außerdem für die Ankertaue und für die gemeinen Leute beſtimmt iſt, und ſein Licht nur von oben, durch die Luken erhält, durch welche man ein- und ausſteigt. Ganz im Vordertheil des Schiffs, unter der Küche, ſind des Bootsmanns Vorrathskammern befindlich. Allein der große Vorrath aller Art liegt unter dieſem zweyten Boden, durchs ganze Schiff vertheilt; doch finden ſich auch hier noch allerley Abtheilungen und Verſchläge,

ſchläge, welche theils die Unordnung verhüten, die bey der Menge der Fäſſer zuweilen doch unvermeidlich iſt, theils auch gewiſſe Vorrathsartikel vor Gefahr und vor Veruntreuung ſicher ſtellen. So giebt es eine eigene Brodkammer, eine Segelkammer, eine Kleiderkammer, eine Branntweinkammer und eine Pulverkammer.

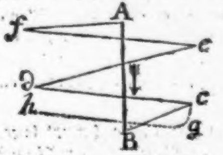
Ohne viel darauf zu ſehen, daß das Schiff ſchnell wie eine Courierfregatte ſegeln möchte, hielt es Cook gleichwohl für nöthig, daß es wenigſtens ſo gut fortkäme, als es der Bau deſſelben erlaubte, und, was weit wichtiger war, daß es gut am Winde läge, ſich ſchnell und ohne abzutreiben umlegen lieſſe*), und nicht heftiger von einer Seite zur

---

*) Wenn man ſich den Horizont in 32 gleichen Theilen denkt, ſo kann ein Schiff, welches gut am Winde liegt, vermöge einer ſchrägen Stellung der Segel, in einer Richtung fortgehen, die nur um ſechs ſolcher Theile von der Gegend, woher der Wind kommt, entfernt iſt; doch verliert es unvermerkt einen, ja mannichmal wohl zwey ſolcher Theile, und geht alſo im Grunde nur $\frac{7}{32}$ oder $\frac{8}{32}$ vom Winde fort. Wenn man nun eine Strecke ſo fortgeſegelt iſt, ſo kann man ebenfalls von der andern Seite des Punkts, woher

zur andern rollte, als die unvermeidliche Gewalt der Wellen es mit ſich brächte. Seinem Auge entgien-

woher der Wind kommt, demſelben bis auf $\frac{6}{11}$ nahe kommen, und indem man wechſelsweiſe auf dieſen Annäherungslinien fortgeht, ſich auch einem Orte, der gerade gegen den Wind hinliegt, nähern. Dieſe Art der Annäherung heißt das Laviren. Z. B. Wenn A der Punkt iſt, wohin man will, B der Ort des Schiffs, und AB



die Richtung des Windes, ſo kann dennoch das Schiff von B nach A kommen, indem es nach c, d, e und f lavirt. In dieſen Punkten muß es umlegen, das heißt, man läßt den Schiffsſchnabel gegen den Wind gehen, und wieder auf der andern Seite, ſo viel als nöthig iſt, vom Winde abfallen, während daß die Segel anders geſtellt werden, um den Wind von der andern Seite aufzufangen. Ein Schiff, welches ſich nicht entgingen aber auch die Urſachen der etwa hier vorkommenden Fehler nicht, und ſeine Erfahrung wußte ihnen abzuhelfen. Da die Vertheilung des Gewichtes im Schiffe großen Einfluß auf den Gang deſſelben hat, ſo mußten auf ſeinen Befehl verſchiedentlich Veränderungen vorgenommen werden, wodurch bald am Vordertheil, bald nach hinten zu, auf dieſer oder auf jener Seite, die Schwere vermehrt oder vermindert ward; ein Geſchäft, welches deſto mehr Geſchicklichkeit erfordert, je weniger dabey der allgemeine Plan der Ladung geſtört werden darf, damit man jederzeit bequem zu demjenigen Vorrath gelangen könne, welcher zum täglichen Verbrauch unentbehrlich iſt.

Ich habe das Auge des Seemannes erwähnt; und wer begreift nicht leicht, in wie vielen entſcheidenden Fällen auf ſeinen Blick im Ocean, ebenſoviel ankommt, als auf den Blick des Befehlshabers

nicht gut umlegen läßt, verliert wieder während des Umlegens, weil es von c bis g zurücktreibt, und kann alſo natürlich, anſtatt nach d zu kommen, nur h erreichen. Stürme, Windſtöße, Strömungen, Ebbe und Fluth, hohe Wogen, u. d. gl. machen Ausnahmen von der allgemeinen Regel.

habers im Felde, wo ſich feindliche Heere begegnen? Die glückliche Bildung des Organs, welches die Lichtſtrahlen auffaßt, iſt zwar die Bedingung dieſer göttlichen Sehekunſt, aber nicht ſie ſelbſt; denn wie viel ſehende Augen giebt es nicht, die ihren Beſitzern zu weiter nichts dienen, als ſie auf ihren Tritten ſicher zu geleiten? Die Uebung von vielen Jahren kann ſie vervollkommnen, aber nicht hervorbringen; denn das Weſentliche dieſer Gabe beſteht in einem regen Beobachtungstrieb, der nach Vervielfältigung der ſinnlichen Eindrücke ſtrebt, um dadurch ſchnell und ſicher zu richtigen Urtheilen und zum vollkommenſten Gebrauch der Sinne zu gelangen. Woher konnte es anders kommen, daß Cook, wie ich unzäligemal geſehen habe, wenn er aufs Verdeck geſtiegen war, gleich auf den erſten Blick in dem Walde von Seilen und Stricken, die einander in der Höhe durchkreuzen, eine oder die andere Leine gewahr wurde die entweder zu ſtark oder nicht genugſam angezogen, den ſchärferen Gang des Schiffs verhinderte; da doch der wachthabende Officier, ein Seemann von Erfahrung, ſchon mehrere Stunden lang umhergeſehen, und dieſen Fehler nicht entdeckt hatte? Woran lag es ſonſt, daß ſo oft man Entfernungen vom Lande, Höhen der Berge und Felſen, und ähnliche Gegenſtände

genſtände nach dem Auge beurtheilen wollte, Cook allemal der Wahrheit am nächſten rieth, und daß ihn ſein Augenmaaß nicht täuſchte, wenn es darauf ankam, den engen Eingang eines Hafens zu treffen, oder gar, wie in Huaheine, gegen den Wind hinein zu laviren? — Ich fürchte nicht, daß man dieſe einzelnen Züge, die ſo ganz das Gepräge des großen Seemannes tragen, hier am unrechten Orte finden wird. Einſt, wenn die Zeit wieder zerſtreuet haben wird, was wir jezt mit ſo vieler Emſigkeit ſammlen, wird der gelehrte Antiquar Cooks wahre Größe an den Bruchſtücken erkennen, die er einzeln aus dem Schutt hervorzieht. Wiſſen doch einſichtsvolle Zergliederer aus einem Zahn oder einem Knochen, den man im innern Nordamerika an den Ufern des Ohiofluſſes fand, die Größe jenes unbekannten Thieres zu berechnen, deſſen Geſchlecht ſchon längſt erloſchen iſt; und erkennt man nicht an einem Fuß von Rieſenſtärke, den Sohn Jupiters und der Alkmene? Wie ſollte man nicht auch den Genius des Entdeckers an ſeinem durchdringenden Scharfblick erkennen? Doch wir müſſen ihn noch ferner in jenen Anordnungen betrachten, wodurch er ſich einen glücklichen Ausgang ſeiner Entdeckungsfahrten verſicherte.

Unter den Gegenſtänden ſeiner Vorſorge ſtehen ſeine Gefährten oben an. Menſchen ſind die ſtärkſten Triebfedern, die der größere Menſch in Bewegung ſetzt, und die Werkzeuge, wodurch er alles vollbringt. Von ihrer Auswahl und ihrer Erhaltung hängt alſo der Erfolg ſeiner Unternehmungen ab. Cook wählte zu ſeinen langwierigen Entdeckungsreiſen vor allen den Matroſen, der ſich ihm durch Geſchicklichkeit in allen Geſchäften ſeines Dienſtes, durch ſeinen abgehärteten, geſunden Körper und ſein blühendes Alter empfahl. Der Mann mit Erfahrung und grauem Haare konnte bey ihm auf ein gewiſſes Zutrauen Anſpruch machen, und die Stellen eines Quartiermeiſters und Bootsmannsgehülfen erlangen, die zwar wenig oder nichts vor dem Dienſte des gemeinen Matroſen voraushaben, aber gleichwohl mehr Einſicht und Ernſt erfordern. Ein im Dienſte grau gewordener Seemann iſt in der That nicht minder ehrwürdig, als der alte Krieger, und hat noch einen Kampf mehr, nehmlich mit den Schreckniſſen und Todesgefahren des furchtbarſten Elementes, beſtanden. Mit fünf und vierzig ſolchen auserleſenen Matroſen, achtzehn Seeſoldaten, und noch etwa zwölf ſubalternen Seeleuten, alſo mit fünf und ſiebzig Mann, vollbrachte Cook ſeine größ-

te

BIBL. UNIVERS. LIPS.

te und beſchwerlichſte Entdeckungsfahrt gegen den Südpol. Allein ſeine vorzügliche Stärke beſtand in der großen Anzahl brauchbarer Officiere, die er ſich von ſeinen Vorgeſetzten ausgewirkt hatte. Ungeachtet ſein Schiff nur achtzehn Kanonen führte, und folglich nach der gewöhnlichen Regel des Seedienſtes nur Einen Lieutenant haben ſollte, erhielt er deren drey, nebſt drey Lootſengehülfen oder Steuermännern (*maſters mates*); und anſtatt zweyer Seecadetten (*midſhipmen*) durfte er ſechs beſolden, und noch mehrere unbeſoldete mit ſich nehmen. Dieſe Einrichtung hatte bey der Ausführung ſeines großen Reiſeplans den weſentlichſten Nutzen. Es konnten nämlich, ohne das Schiff von Officieren zu entblößen, wenn es im Hafen lag, mehrere Partheyen zu gleicher Zeit, jede unter Aufſicht eines Officiers, in verſchiedenen Geſchäften ausgeſchickt werden, und es blieben jederzeit noch einige unbeſchäftigt, die ihre Erholungsſtunden zu Luſtpartien und Spatziergängen anwenden konnten. Allein der wichtigſte Vortheil dieſes neuen Verhältniſſes der Officiere zu der übrigen Beſatzung zeigte ſich zur See, in einer wohlthätigen Eintheilung der Wachen, die zugleich der Einſicht und der Menſchlichkeit ihres Urhebers Ehre macht. Auf allen Kauffahrern ſowohl, als auf Kriegsſchiffen, iſt das ganze Schiffsvolk nur in zwey Hälften vertheilt, wovon ſtets eine auf dem Verdeck den Dienſt verſieht, indeſſen die andere ruht. Auf Engliſchen Schiffen löſen ſie einander ſiebenmal des Tages ab, ſo daß täglich eine Hälfte der Mannſchaft zehn, die andere aber vierzehn Stunden wacht. Noch beſchwerlicher ſcheint die holländiſche Einrichtung, nach welcher in vier und zwanzig Stunden nur fünf mal abgelöſet wird, und wobey denn ein Theil der Mannſchaft acht, der andere gar ſechzehn Stunden im Tage arbeiten muß. Cook hingegen theilte ſein Schiffvolk in drey gleiche Theile, deren jede unter einem Lieutenant, einem Steuermann und einigen Seecadetten ſtand. Dadurch gewann er erſtlich, daß jedes Drittel nur um den dritten Tag zwölf Stunden lang Dienſte zu leiſten hatte; die beyden anderen Tage aber nur ſechs Stunden lang wachte: zweytens, daß die härteſte Wache, von Mitternacht bis vier Uhr Morgens auch nur in drey Tagen wieder an denſelben Mann kam, und endlich, daß die Zwiſchenräume der Ruhe mehrentheils doppelt ſo lange, als nach der gewöhnlichen Vertheilung ausfallen mußten, da man zwey Wachen hindurch

hindurch verſchont blieb *). Ja dieſe Einrichtung war ſo reich an Vortheilen, daß jene ſchwere Mitternachtswache allemal den Theil des Schiffsvolks treffen mußte, der an demſelben Tage nur überhaupt ſechs Stunden lang diente. Wer von der Härte des Seedienſtes einen Begriff hat, wird ohne weiteren Commentar einſehen können, wie

---

*) Der Tag des Seefahrers fängt um Mittag an. Von den ſieben Wachen, deren jede ihren eigenen Namen führt, ſind fünf vierſtündige, und die beyden andern zweyſtündig. Wenn ich die drey Abtheilungen der Mannſchaft mit A, B, C, bezeichne, wird man aus folgender Tabelle ſehen können, wie oft die Wache an eine jede kommt:

A.	0 bis 4 Uhr N. M.	4 St.	Nachmittagswache.	
B.	4 — 6 — —	2 —	erſte	Hundewache.
C.	6 — 8 — —	2 —	2te	
A.	8 — 12 — —	4 —	Erſte Nachtwache.	
B.	0 — 4 — Morgens.	4 —	Mittelwache.	
C.	4 — 8 — —	4 —	Morgenwache.	
A.	8 — 12 — —	4 —	Vormittagswache.	

Augenſcheinlich fängt alſo B den nächſten Tag, und C den dritten an; A hat alſo an beyden Tagen nur eine zweyſtündige und eine vierſtündige Wache.

nothwendig dieſe Schonung auf langen Reiſen ſey. Allein dem Mittelländer fehlt dieſer Begriff, den nur das Anſchauen recht lebhaft erwecken kann. Wer malt ihm die täglichen Beſchäftigungen des Schifsvolks, ſo treu verſinnlicht, daß er ſelbſt ein Urtheil fällen, und mit mir den ganzen Werth einer Einrichtung beherzigen könne, wodurch Cook einer ſo nützlichen Menſchenklaſſe die Mühſeligkeiten ihrer harten Lebensart erleichterte? Kaum hat die Schiffsglocke geläutet, oder viermal angeſchlagen, ſo ertönt des Bootmanns Pfeife durch den Matroſenraum, und ſeine heiſere Stimme ruft die Wache hinauf, um ihre Cameraden abzulöſen. Beym zweyten Ruf muß alles auf den Beinen ſeyn, und auf dem Verdeck, auf dem Vorder-Caſteel, und am Steuerruder ein jeder ſeinen angewieſenen Poſten einnehmen. Der Ungeſtüm zweyer Elemente, die faſt in unaufhörlicher Bewegung ſind, dringt mit vereinten Kräften auf ſie ein. Um ſich warm zu erhalten, laufen ſie beſtändig auf und ab, bis irgend ein Vorfall ſie zur Arbeit ruft. Aendert der Wind ſeine Richtung, ſo werden die Segel nur anders geſtellt; ſteigt aber ſeine Heſtigkeit, ſo müſſen ſie theils eingereft *), theils

---

*) Ein Segel einreffen, heißt einen Theil deſſelben

theils völlig eingezogen werden. Der Anblick dieſer gefährlichen Verrichtung iſt ſchauderhaft, wenigſtens für jeden der es nicht gewohnt iſt, Menſchen ihr Leben auf das Spiel ſetzen zu ſehen. Sobald die unterſten Zipfel des Segels vom Verdeck aus gelöſet und aufgezogen werden, brauſen die Winde darin, und ſchlagen es an Stange und Maſt, daß das ganze Schiff davon erbebt. Mit bewundernswürdiger Behendigkeit und nicht geringerem Muthe klettern die Matroſen ſogleich bis zur zweyten oder dritten Verlängerung der Maſten hinan. Dort hängen in ſtarken Tauen die Segelſtangen oder Raaen quer über das Schiff; an ihren beyden Enden und in der Mitte befeſtigt, hängt ein ſchlotterndes Seil, welches den Füßen des verwegenen Seemannes zum Ruhepunkt dient. Auf dieſem Seil gehen ſechs bis acht Matroſen hurtig und mit ſichrem Tritt zu beyden Seiten bis

---

den über die Raa oder Segelſtange wickeln und feſtbinden, damit es kleiner werde. Während dieſer Arbeit wird die Raa herabgelaſſen, und ſobald eingerefft iſt, zieht man ſie wieder auf, und ſie hängt alsdenn nicht ſo hoch als zuvor am Maſte. Man kann ein Marsſegel zwey auch dreymal reffen.

an die äußerſten Enden der Raa hinaus, troz dem Winde, der das flatternde Segel gewaltſam hin und her ſchleudert, und das Seil unter ihren Füßen erſchüttert; troz der ſchwankenden Bewegung des Schiffs, welche in jener Höhe ohne Vergleich ſtärker gefühlt wird, als auf dem Verdecke. Man hat berechnet, und mit dem Sextanten gemeſſen, daß der Maſt zuweilen, bey ſehr hohler See, in einem Winkel von acht und dreyßig Graden von der Perpendikularlinie abweicht. Ich habe zu gleicher Zeit das Ende der großen Raa ſich in eine thürmende Welle tauchen ſehen. Der Matroſe am Ende einer Segelſtange, die gegen funfzig Fuß hoch am Maſte hängt, wird folglich mit jeder Welle alsdann durch einen Bogen von funfzig bis ſechzig Fuß geſchaukelt! Jezt ſcheint er ins Meer hinabgeſchleudert zu werden; jezt wieder die Sterne zu berühren. Doch ohne ſich dieſe gewaltſamen Bewegungen anfechten zu laſſen, biegt er ſich über die Segelſtange, entreißt dem Winde das Segel, rollt es zuſammen, bindet es feſt, und vollendet dieſe gefahrvolle Arbeit mit ſeinen Gehülfen in wenig Minuten. Seine einzige Sorge bey dieſem, wie bey jedem andern Geſchäfte, iſt dahin gerichtet, daß es ihm keiner an Geſchicklichkeit und Muth zuvorthun möge; denn dieſer rühmliche Wetteifer liegt tief in ſeiner Seele, und iſt die Folge eines gewiſſen gemeinſchaftlichen Gefühls, welches dieſem Stande eigen iſt. Ihm muß es übrigens gleichgelten, ob die Sonne ihm dazu leuchtet, oder ob er ſich, in der tiefſten Finſterniß der Nacht, blos auf das Taſten ſeiner harten Hände verlaſſen darf. Selbſt wenn der Sturm ein Segel zerriſſen hat, und mit den Stücken alles zerpeitſcht, ſcheut kein Matroſe die Gefahr von einem ſolchen Schlag getroffen zu werden, und rettet was zu retten iſt. Wenn in der Nähe Land vermuthet wird, ſitzt er mehrere Stunden lang unbeweglich am höchſten Gipfel der Marsſtenge, und blickt aus dieſer einſamen, ſchwindlichtmachenden Höhe wachſam umher. Er lächelt, wenn unerfahrne Landleute, oder junge Anfänger jeden heftigen Wind einen Sturm nennen, und iſt ungern freygebig mit dieſem Namen, ſo lange das Schiff noch mehr, als die unteren großen Segel führt. In offner See hat ſelbſt ein Sturm nichts ſchreckliches für ihn; was kann ihm ſchaden, ſobald alle Segel eingezogen ſind, und das Schiff mit dem Schnabel gegen den Wind beygelegt, mit feſt gebundenem Ruder, dem Drange der Wellen folgt? oder wenn man es, ſicher daß kein Land in der Nähe ſey, mit wenigen Segeln ſchnell vor dem Sturm hinfliehen läßt *)? Nur alsdenn wird der Sturm in der That furchtbar, wenn er das Schiff auf eine Küſte führt, wo kein Hafen dem Seefahrer Sicherheit verſpricht, und die einzige Hofnung dem Schiffbruch zu entgehen, auf der Stärke der Segel beruht. Dieſe Gefahr trift ihn indeß nur ſelten; Anſtrengung und Unannehmlichkeiten hingegen, ſind ſein tägliches Loos. Der Poſten am Steuerruder iſt einer der beſchwerlichſten; keiner hält es länger als eine Stunde dabey aus; und wenn die See in hohen Wogen geht, oder der Wind heftig ſtürmt, müſſen zwey Perſonen zugleich das Rad regieren, welches ſonſt für die Kräfte des einzelnen Mannes leicht zu mächtig wird, und ihn zuweilen ſo mit ſich fortreißt, daß er in Lebensgefahr iſt. Wenn das Schiff nahe am Win-

---

*) Dies wird nur in der Vorausſetzung geſagt, daß das Schiff dauerhaft gebaut ſey, und gut auf dem Waſſer ſchwimme. Wo dieſes nicht der Fall iſt, kann es, indem es die Welle auf der Seite empfängt, ganz umgeworfen, oder wenn ſie von hinten hineinſchlägt, zerſchmettert werden, und in beyden Fällen bleibt keine Rettung übrig.

de geht, und die See etwas ungeſtüm iſt, ſo ſchlagen die Wellen oft hinein, und zwar hauptſächlich da, wo die Wache ſich aufhält, die zuletzt, bis auf die Haut durchnäßt, ſich lachend über ihr Unglück tröſtet. Dieſe Gleichmüthigkeit, die den Sinn für Freude nicht ausſchließt, iſt ein Hauptzug in dem Charakter des Seemannes; und hat ſie gleich oft den Anſtrich eines kindiſchen Leichtſinnes, ſo gränzt ſie doch zuweilen an die wahre Philoſophie des Lebens, und iſt auch, wie dieſe, das Reſultat der Erfahrung und der Geſundheit. Die ſchnellen Veränderungen der Witterung und des Windes, die man zur See ſo oft erfährt tragen vieles dazu bey, den Matroſen gegen alles Ungemach zu härten. In Sturm und Regen lebt er der frohen Hofnung, daß bald wieder milder Sonnenſchein und guter Wind kommen werde. Allein, auch wenn die Zeit der Prüfung kommt, wo dieſe Hofnung fehl ſchlägt, iſt das Beyſpiel des Befehlshabers und der Officiere hinreichend, um den Muth des getäuſchten Seemannes aufrecht zu erhalten. Auf jenen viermonatlichen Fahrten gegen den Südpol, wo das Schiffsvolk faſt täglich von Kälte und Näſſe litt, wo das Eis an den Segeln und Tauen die Hände verwundete, die es angreifen mußten, wo einmal über das andere die ganze Mannſchaft aufgerufen ward, um das Schiff aus einer dringenden Gefahr zu retten, wo das hin- und herſegeln zwiſchen Eismaſſen, denen man öfters ausweichen mußte, nebſt vielem ſtürmiſchen Wetter, vollends alle Kräfte erſchöpfte, wo endlich der Nebel die Sonne faſt immer vor unſern Augen verbarg, und wie ein drückendes Gewicht auf unſerm Geiſte lag: — wenn da der Trübſinn des Engländers endlich überhand genommen hätte, fürwahr! man hätte Unrecht gehabt, ſich darüber zu wundern. Doch dazu kam es nie. Ich habe unſere Leute ſchweigen ſehen, wenn Monate lang das Verdeck, ihr Spielplatz und Erholungsort, ein unangenehmer Aufenthalt für ſie war; aber unverdroſſen und thätig blieben ſie immer, denn ihre Vorgeſetzten erduldeten bey Tag und bey Nacht mit ihnen die vielfältigen Beſchwerden ihres harten Dienſtes. Der Officier blieb, durchnäßt und ſtarrend vor Kälte, auf dem Verdeck, und verließ es nicht eher als ſeine Wache, und Cook ſelbſt genoß keine andre Speiſe als der gemeine Seemann. Eine Laſt wird leicht, und die Gefahr verſchwindet, wenn man ſie mit andern theilt. Noch wirkſamer war aber das feſte Vertrauen des Volks auf die weiſe Führung ſeines Befehlshabers, und die Ehrfurcht, die man allgemein an Bord für ſeine

Talente und ſeinen Charakter hegte. Theils jene freywillige Enthaltſamkeit von allem ausſchließenden Genuß, theils unzählige Beyſpiele von ſeiner unermüdeten, väterlichen Sorge für das Wohl ſeiner Untergebenen, ſtärkten ihr Vertrauen auf ihn bis zu einem Grade von Enthuſiasmus. Ein Feſt, welches er ihnen zu rechter Zeit erlaubte, ein ſtärkender Trank, den er austheilen ließ, wenn die Witterung zu ſchneidend war, oder wenn harte Arbeit die Leute ermattet hatte; ein Zug von Menſchlichkeit, wenn er ſeine Zimmer aufopferte, um den Segelmacher dort bequemer arbeiten zu laſſen, und viele kleine Nebenſachen dieſer Art, gewannen ihm das Herz der rauhen, harten Kerle, die ſelten ſo behandelt worden waren. Man darf daher mit Recht behaupten, daß ſeine Diſciplin muſterhaft war, und dies vielleicht um ſo viel mehr, da diejenigen Officiere, die aus andern Kriegsſchiffen unter Cooks Commando verſetzt wurden, ſie gemeiniglich nicht ſtrenge genug fanden. Wie rühmlich iſt nicht dieſer Tadel für Cook? Wie ſchön iſt nicht dieſer Contraſt eines großen Mannes, der auch im Matroſen die Menſchheit ehrt, gegen jene Seedeſpoten, in deren Schule die Tadler gelernt hatten, ihre Willkühr für ihr höchſtes Geſetz zu halten? Allein auch nur der

konnte

konnte am beſten für den Matroſen fühlen, der ſelbſt auf den unterſten Stufen des Seedienſtes das eiſerne Scepter ſolcher kleinen Tyrannen kennen und verabſcheuen gelernt hatte. Cook ſtrafte ſelten und ungern, nie ohne dringende Urſach und allemal mit Mäßigung. Er ſtörte nie die unſchuldige Freude ſeiner Mannſchaft; vielmehr munterte er ſie dazu auf, und gab ihnen Freyheit zum Spiele. So wie ſie die traurige Gegend des Südpols verließen, und in der Annäherung zum heißen Erdſtrich den belebenden Einfluß einer wärmeren Luft und einer hellleuchtenden Sonne empfanden, kehrte ihre ganze Munterkeit wieder zurück. Der Ueberfluß, der ihrer in O-Taheiti und den benachbarten Inſeln wartete, und die Ausſicht, dort mehr als einen Sinn, der jezt ſo lange gefeyert hatte, zu vergnügen, verbreiteten oft einen Grad von Fröhlichkeit, der in abentheuerliche Tänze und ausgelaſſene Poſſenſpiele ausbrach. Die Nächte, die jezt mild und warm zu werden anfingen, wurden im Mondenſchein oder auch im Finſtern angenehm verplaudert, und das noch übrige Ungemach der Reiſe, welches gegen den Beſchluß unſeres Sommerzugs an ſich immer unerträglicher ward, ſchien, eben weil es zu Ende gieng, weit weniger als ſonſt gefühlt zu werden. Man muß mit Cook gereiſet ſeyn, um recht lebhaft zu empfinden, daß ein ſchönes Klima wirklich mehr als die Hälfte alles Genuſſes, deſſen der Menſch fähig iſt, aufwiegt. Wenn man mit eignen Augen geſehen hat, wie es gleichſam magiſch wirkt, daß Herzen, die vorher in ſich gekehrt und gegen jedermann verſchloſſen waren, ſich für einander öfnen; wie es Heiterkeit und frohen Scherz erweckt; wie es einen ganzen rohen Haufen mit einem gemeinſchaftlichen Geiſte belebt: ſo kann man ſich des Gedankens kaum erwehren, daß es dem Menſchengeſchlecht in warmen Ländern zuerſt gelingen mußte, den ſchönen Bund der Geſelligkeit zu errichten, und zu jenem höchſten Genuß ihres Daſeyns hinanzuſteigen, der nur in der Freude anderer zu finden iſt.

Die Rückkehr in mildere Zonen, und die Annäherung gegen einen bequemen Erfriſchungsort wirken aber nicht allein auf den Matroſen; auch die Officiere fühlen alsdenn den Einfluß des wohlthätigen Geſtirns, und den innern Trieb ſich mitzutheilen, den die freudige Hofnung ihnen einhaucht. Man würde ſich in der That ſehr irren, wenn man glaubte, daß eine Seereiſe, welche eine Anzahl Menſchen in den engen Bezirk eines Schiffs zuſammendrängt, ſie dadurch auch näher verbinde. Die Eigenthümlichkeit des Seelebens erzeugt vielmehr einen gewiſſen Grad von Ungeſelligkeit. Die wirkſamſte Urſache dieſer Vereinzelung und Zurückhaltung iſt ohne Zweifel die ſtrenge Subordination. Mehr als fünf oder ſechs Perſonen können, vermöge ihrer Verhältniſſe, nicht auf gleichen Fuß miteinander umgehen. Wie darf man, unter ſo wenigen, auf den glücklichen Fall einer zur Vertraulichkeit und Freundſchaft einladenden Uebereinſtimmung rechnen, die überall, in den volkreichſten Städten, wie in den entlegenſten Dörfern, das ſeltenſte Geſchenk des Himmels iſt? Selbſt die geſellſchaftliche Unterhaltung, — um auf jenen höheren Genuß des Herzens Verzicht zu thun, — wird durch den engen Kreis, in welchem man ſie ſuchen muß, geſtört und eingeſchränkt. Zwar ſieht man oft im Anfang einer Reiſe, zumal unter jungen Leuten, jene ungeſchliffene Familiarität entſtehen, die entweder Unerfahrenheit und Leichtſinn, oder Mangel eines edlen Selbſtgefühls verräth; doch eben dieſe betrügliche Grundlage macht, daß ſie ſehr vergänglich iſt. Wie leichte elektriſche Körper, ziehen ſie ſich, bis zum Augenblick der Berührung, heftig an, und ſtoßen einander dann nicht minder heftig zurück. Zu Schiffe fällt aber auch alles weg, was in Städten den Umgang in vermiſchter Geſellſchaft erträglich oder wünſchenswerth macht. Es iſt nicht genug, daß hier ſchlechterdings keine Auswahl und keine Abwechslung Statt finden kann; denn dieſe Unbequemlichkeit empfindet man bisweilen auch zu Lande. Allein der ſtete Wechſel häuslicher und öffentlicher Begebenheiten, dieſe unerſchöpfliche Quelle der gleichgültigen Geſpräche, womit gewöhnliche Menſchen die Leere ihrer Erholungsſtunden ausfüllen, iſt für den Seemann verloren, ſobald er der Küſte den Rücken kehrt. Wenige Wochen erſchöpfen den kleinen Vorrath von eigenen Abentheuern, Anekdoten und luſtigen oder witzigen Einfällen, die jeder vorzubringen weiß, und deren zweyte, dritte Wiederholung man nur noch eben ohne Gähnen hört. Sobald ein jeder alle dieſe Erzählungen auswendig weiß, verſtummt die Tiſchgeſellſchaft, oder man hört wenigſtens nichts, als einige Alltagsbetrachtungen über Wind und Wetter. Was die geſellſchaftlichen Verhältniſſe der Seefahrer noch unanmuthiger macht, iſt die unvermeidliche Nothwendigkeit eines gemeinſchaftlichen Aufenthalts. Es giebt einen beſtimmten Geſichtspunkt ſelbſt für wahre Größe. So wie man dem Meiſterſtück eines Phidias nicht zu nahe treten kann, ohne den Eindruck des Ganzen zu ſchwä-

ſchwächen, und ſich mit einem anſcheinenden Mißverhältniß zu täuſchen; ſo muß man oft den Helden aus einer gewiſſen Entfernung betrachten, um nicht die Schwächen der Menſchheit an ihm gewahr zu werden. Je tiefer man nun vom Helden zum gewöhnlichen Menſchen hinabſteigt, deſto ekelhafter iſt der Anblick ſeiner dem Auge zu nahe gerückten Geſtalt. Bey dem lebhafteſten Sinn für geſellige Freuden, würden dennoch die meiſten in unzähligen Fällen ihnen weit lieber entſagen, als die Bedingung eingehen, mit denſelben Perſonen, deren Umgang ihnen von Zeit zu Zeit die angenehmſte Unterhaltung gewährt, immer fort in Einem Hauſe zu wohnen, und in demſelben Zimmer zu ſchlafen. Man denke ſich, um dieſes Bild zu vollenden, die engen Behältniſſe, die ich vorhin beſchrieb; die tauſend kleinen Bequemlichkeiten, die dem Städtebewohner zu Bedürfniſſen geworden ſind, und die man zur See entbehren muß; endlich die Sitten mancher Seeleute, und die Unmöglichkeit einander zu vermeiden, ohne ſich einzuſchließen, oder in die Hangmatte *) zu werfen; ſo

---

*) Ein Stück Segeltuch, ſechs bis ſieben Fuß lang, vier bis fünf Fuß breit, an den kurzen Seiten mit weiten Schnürlöchern, durch die auf jeder Seite

ſo hat man den Schlüſſel zu jener ſo oft an Seefahrern bemerkten Ungeläufigkeit der Zunge, und zu ihrer mürriſchen Verſchloſſenheit. Man begreift aber auch, wie ſelbſt ein edler junger Mann, vom lebhafteſten Charakter, Zeit gewinnen konnte, während Cooks erſter Reiſe die Tafeln zum aſtronomiſchen Kalender auf zwey Jahre zu berechnen *).

Wenn

Seite ein Tau gezogen wird, in welches ein Haken eingebunden iſt, um ſie damit an zwey Seiten in kleine, an den Verdecksbalken befindliche Löcher einzuhängen. Dieſer Beutel iſt das Bett des Seemannes, und ſchnürt ſich um Kopf und Leib ſehr enge zuſammen, weshalb man ihn vermittelſt eines kurzen Stocks, oder eines halbmondförmigen Holzes, oben und unten auseinander ſpannt. Die Officiere ſchlafen gemeiniglich in viereckigen leinenen Kaſten, worin ein Rahm mit Gurten liegt, der aber wie jener Beutel aufgehängt wird. Jenes iſt die gewöhnliche Hangmatte; dies heißt bey Engländern und Holländern Cot. S. Capt. Müllers vortrefliche Zuſätze zu der Abhandlung von Schiffen im Hannöv. Magazin

*) Dies that Capitain Clerke, der damals Steuermann oder Lotſensgehülfe war. S. J. R. Forſters

Wenn jene Stille unterbrochen wird, ſo geſchieht es mehrentheils durch das entgegengeſetzte Extrem einer lärmenden und tobenden Fröhlichkeit, wozu die feyerliche Begehung gewiſſer Feſttage den nächſten Anlaß giebt, weil ſie die verſchiedenen Klaſſen von Officieren in größere Geſellſchaften vereinigt. Das Weihnachtsfeſt und zuweilen auch des Königs Geburtsfeſt waren ſolche Tage. Cook bewirthete dann zwölf bis vierzehn Officiere, und ein Lieutenant machte die Honneurs einer zweyten Tafel, zu welcher alle Unterofficiere des Schiffs gezogen wurden. Auch der gemeine Matroſe ward bey dieſer Gelegenheit nicht verſäumt; und wenn doppelte Portionen ſeines Branntweins ihm nicht Genüge thaten, ſo wußte er mit einem Vorrath, den er ſeinem Munde ganze Monate lang vorher entzogen hatte, das Feſt nach altem Brauche zu begehen und die Gefahren der Reiſe, ja die ganze Welt und ſich ſelbſt, zu vergeſſen. Conſequenter, wenn gleich nicht weiſer, als ſeine Vorgeſetzten, die ſich zum Theil ihrer rauſchenden Ausſchweifung ſchämten, hatte er ſich im Voraus darauf gefreut, und

ſters Geſchichte der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden. S. 467.

und noch lange nachher blieb ihm die Erinnerung daran eine Loſung zur Freude. Offen für alle Eindrücke des gegenwärtigen Augenblicks, kennt er die Quaal des Nachdenkens nicht; und mitten unter ſiebzig bis achtzig Menſchen ſeines Gleichen fühlt er weder die Einſchränkung, noch den Mangel der Geſellſchaft, der ſeinem Officier ſo läſtig fällt. Der gröbſte ſinnliche Genuß iſt der Sold, um welchen er mit unüberwindlicher Anſtrengung und deſto hartnäckigerem Beharren dient, je gewiſſer er überzeugt iſt, daß ihm dieſer Lohn nach wenigen Wochen, höchſtens Monaten, nicht entgehen kann. Sein ganzes Leben, ein unaufhörlicher Wechſel von mühſeligen Schiffahrten zum üppigen Aufenthalt des Hafens, bürgt ihm für die Wahrheit des Satzes, daß er jede Freude, wofür er Sinn hat, mit Arbeit erkaufen kann; und dieſer Schluß, der kühnſte Flug ſeiner Vernunft, haftet feſt in ſeiner Seele. Wir können das Loos der Menſchheit beklagen, die es zufrieden ſeyn muß, um dieſen unwürdigen Preis ihre Kräfte zu verſchwenden; allein wir müſſen den wackern Kämpfer ehren, der ihn erarbeitet, und nur den Müßiggänger verachten, der Lüſternheit ohne Thatkraft beſitzt, und ſchamlos genießt, was er nie erwerben kann. Wie erhaben und geiſtig aber auch der Genuß immer ſey, den wir an die Stelle dieſes thieriſchen ſetzen, und unſeres Erringens werth achten mögen; ſo beſteht dennoch die vollkommenſte Art unſeres Daſeyns, nach den ewigen Geſetzen der Natur, wechſelsweiſe im Sammeln und Zerſtreuen unſerer Kräfte. Nur die Zwiſchenräume der Ruhe und Labung erquicken und ſtärken den erſchöpften Arbeiter zum Kampfe mit neuen Beſchwerden; und von dem richtigen Verhältniß zwiſchen Handlung und Erholung hängt ſogar die Dauer unſeres Lebens ab. Je härter die Anſtrengung war, deſto ſüßer iſt der darauf folgende Genuß, und wir können hinzuſetzen, daß er deſto unentbehrlicher ſey, je ſicherer man darauf gerechnet hat. Die Erfahrung lehrt unwiderſprechlich, daß die Menſchheit unter einer unerträglichen Bürde entweder völlig erliegt, oder ſie mit gerechtem Unwillen abſchüttelt. Im erſtern Falle wird die menſchliche Natur bis in ihre Grundfeſten erſchüttert, die wenigen Tage des Lebens werden noch verkürzt, die organiſche Kraft wird unwiederbringlich geſchwächt; ihr Gebilde verliert ſein göttliches Ebenmaaß, und erlangt nie ſeine volle Größe und Stärke. Man ſehe fünf elende Negerſklaven, oder eben ſo viel noch unglücklichere nordiſche Leibeigene, eingeſchrumpft, erſchlafft und kraftlos, mit Mühe eine

Laſt

Laſt bewegen, die Ein Deutſcher oder Engländer im vollen Genuß ſeiner Kräfte rüſtig davon trägt! Wo hingegen der Unterdrückte noch nicht gänzlich entkräftet iſt, da kann ein Funke des Selbſtgefühls noch Zunder in ihm finden, und eine Flamme erwecken, die ſeinen Tyrannen verzehrt. Selbſt ein vortreflicher Probus ward das Opfer ſeiner ergrimmten Legionen, als er die Austrocknung der Sirmiſchen Sümpfe, an einem brennenden Sommertage, mit unmenſchlicher Härte betrieb *).

Wenn man die Lebensart der Seefahrer in obiger Rückſicht betrachtet; ſo ſcheint ſie mit einer dauerhaften Geſundheit und einem ziemlich hohen Alter wohl beſtehen zu können. Noch mehr; wenn die Zeitpunkte der Erfriſchung nur nicht zu weit von einander entfernt ſind; wenn man den Krankheiten vorbeugen kann, welche von der harten Schiffskoſt und dem ungeſunden Aufenthalt im Schiffsraume bey der geringſten Vernachläſſigung ſo leicht entſtehen: ſo würden vielleicht Entdekkungsreiſen vor allen andern zur Erhaltung der Mannſchaft die zweckmäſſigſten ſeyn, weil man von den minder geſitteten Völkern des Südmeeres je-

---

*) Hiſt. Auguſt. Script. p. 241.

ne ſtarken Getränke nicht erhält, deren Mißbrauch in Europäiſchen Beſitzungen für den Seemann ſo nachtheilige Folgen hat. Selbſt die Ausſchweifungen, denen er ſich in den Armen einer Venus Pandemos ſo gern überläßt, laſſen dort nicht den tödtlichen Stachel zurück, den das Verderbniß großer Städte ſo furchtbar macht. Das Gift der Seuche iſt dort, wegen der ſtärkeren Ausdünſtung, und der geſunden Pflanzenſpeiſe weniger als anderwärts gefährlich.

Cook wußte aber nicht nur zwiſchen der Dauer ſeiner Entdeckungszüge und den Kräften ſeiner Untergebenen ein richtiges Verhältniß zu beobachten; ſondern er ſorgte auch, wie ich ſchon gezeigt habe, durch eine beſſere Eintheilung der Wachen dafür, daß die täglichen Zwiſchenräume der Ruhe länger als die Arbeitsſtunden währten. Ungeachtet jedesmal nur fünf und zwanzig Mann aufzogen, waren ſie gleichwohl hinreichend, alle gewöhnlichen Verrichtungen des Tages zu beſtreiten. Früh Morgens bey Sonnenaufgang wuſchen ſie das Verdeck, theils der Reinlichkeit wegen, theils um die gar zu heftige Austrocknung im heiſſen Erdſtrich, und das daraus erfolgende Leckwerden zu verhüten. Um acht Uhr ging, wenn nichts außerordentliches vorfiel, die ganze Wache, bis auf einen Quartiermeiſter und einen Mann am Steuerruder, zum Frühſtück, welches aus Weizengrütze beſtand. Der Vormittag ging insgemein damit hin, daß Fäſſer mit Lebensmitteln zum Verbrauch aus dem Schiffsraum hervorgezogen, und ledige an ihre Stelle hinuntergeſchickt wurden. Zwiſchen eilf und zwölf Uhr kam der Schiffsſchreiber auf das Verdeck, um jeder Cameradſchaft ihre tägliche Portion Brantwein, und zwar, damit ſie keine verkehrte Wirkung in den Köpfen hervorbringen möchte, bereits mit Waſſer gehörig verdünnt, zuzutheilen. Außerdem aber war es jedermann erlaubt, aus einer offenen Tonne auf dem Verdeck ſo viel Waſſer als er wollte, zu trinken, doch ohne einen Tropfen zu einem andern Gebrauch mit ſich forttragen zu dürfen. Durch dieſe vortreffliche Einrichtung ſorgte Cook zu gleicher Zeit für die Geſundheit ſeiner Leute, und verhinderte die Verſchwendung eines ſo nothwendigen Vorraths. So bald die Polhöhe oder die Uhr die Mittagsſtunde beſtimmt hatte, war das Geläute der Schiffsglocke ein Signal, das Mittagseſſen aus der Küche zu holen. Die ganze Mannſchaft iſt gewöhnlich in kleine Tiſchgeſellſchaften oder Cameradſchaften (*meſſes*) von drey oder vier Perſonen abgetheilt,

theilt, wovon einer wöchentlich das Amt übernimmt, die Portionen Eſſen und Trinken für ſeine Tiſchgenoſſen in Empfang zu nehmen. Daher ſind auch die Stücken Fleiſch ſchon ſo zugeſchnitten, daß die Größe derſelben der Anzahl der Perſonen in jeder Cameradſchaft angemeſſen iſt. An den vier Fleiſchtagen wird, außer der gewöhnlichen Erbsſuppe, worin Täfelchen von eingekochter Fleiſchbrühe zerlaſſen werden, um ſie nahrhafter zu machen, gepökeltes Rind- oder Schweinefleiſch mit Sauerkraut gegeben. Mit dieſen wechſeln die Banianentage, denen der Matroſe, mit Anſpielung auf die Enthaltſamkeit der Indier von allem Fleiſche, dieſen Namen giebt, weil auch er alsdenn, anſtatt des Fleiſches, nur einen harten Klos von Mehl bekommt. Der jedesmalige Wirth (*caterer*) einer jeden Cameradſchaft, hat, ſo lange ſeine Woche dauert, ein mühſames Amt, denn er muß dafür ſorgen, daß ſeine Tiſchgenoſſen ein gutes Stück Fleiſch bekommen, und daß ihnen überhaupt an ihren Portionen nichts abgehe. Ein altes Herkommen giebt jeder Tiſchgeſellſchaft das Recht, die Nachläßigkeit ihres Wirths zuerſt mit Schmälerung ſeines eigenen Antheils, dann aber auch mit dem Tagel, als dem Werkzeuge der ſummariſchen Juſtiz des Schiffraums,

zu

zu ahnden. Da es nun faſt unvermeidlich iſt, daß nicht von Zeit zu Zeit ein gar zu kleines Stück in der Tonne ſeyn ſollte, welches irgend einem zu Theil werden muß, ſo ergötzt ſich das Volk ziemlich oft an dem Schauſpiel einer ſolchen ſcherzhaften Execution. Während des Mittagsmahls bleiben wieder nur die Officiere, nebſt ein paar Leuten am Steuerruder, auf dem Verdeck. Der Nachmittag iſt gemeiniglich frey von Nebenarbeiten; am Abend wird das Waſchen des Verdecks wiederholt, und gegen acht Uhr verzehrt der Matroſe ſein frugales Abendbrod, welches mehrentheils aus bloßem Schiffszwieback, und dem Ueberreſte der Mittagsmahlzeit beſteht. Die nächtlichen Wachen bringen ihre Zeit mit Gehen zu, um ſich munter zu erhalten. Zu Schiffe wird aber überhaupt viel gegangen. Außer den geſetzten Zeiten, die jedermann, wenn die Reihe ihn trift, auf dem Verdecke zubringen muß, kommt ſowohl der Capitain als die meiſten Officiere täglich ein paar mal herauf, um ſich ein paar Stunden lang eine Bewegung zu machen. Unzähligemal habe ich mich auf dem Quarterdeck, welches höchſtens vier und zwanzig Schritt lang iſt, mit zwölf bis vierzehn Perſonen befunden, die paarweiſe hintereinander auf und ab ſpazierten, ſo, daß wir jedesmal beym zwölften oder funfzehnten Schritt umkehren mußten. Die Bewegung des Schiffs, welches theils von einer Seite zur andern rollt, theils mit dem Vordertheil bald ſinkt, bald ſteigt, macht einen eignen Gang nothwendig; man muß nämlich, um ſicher zu treten, mit gebogenem Knie und ziemlich weit auseinander geſetzten Füßen, ſich wechſelsweiſe auf einem und dem andern Beine wiegen, und gleichſam wie die Enten einherwatſcheln. Aechten Seefahrern wird dieſer Gang ſo ſehr zur Gewohnheit, daß ſie ihn auch zu Lande nicht ablegen können, wo er ihnen ein linkes Anſehen giebt, weil die Erde nicht unter ihren Tritten ausweicht, wie das Schiff. Die heftigen Bewegungen, welche die See dem Schiffe mittheilt, machen in der That eine Menge kleiner Vorkehrungen nöthig, wovon man zu Lande keinen Begriff haben kann. Alles Bewegliche muß befeſtigt werden; alle Gläſer und Flaſchen nebſt Theetöpfen und Taſſen werden in Bretter mit Einſchnitten gehängt. Selbſt die Tiſchgeſellſchaft in der Kajüte bindet man auf ihren Stühlen feſt an den Tiſch, und wenn die Suppe gegeſſen wird, hält jeder den Teller frey in der Luft, und balancirt unaufhörlich damit, um das Ueberfließen zu verhüten. Alle dieſe Fertigkeiten erwirbt man

ſich

ſich indeß in kurzer Zeit, ja man lernt ſogar bey dem gewaltſamſten Schwanken des Schiffs, ſchreiben, zeichnen, und ſich raſiren. Nur das Toben eines Sturms, wobey die Wogen ſich wie Berge thürmen, kann dieſe Beſchäftigungen unterbrechen, und die Spaziergänger vom Verdecke verſcheuchen.

Außer dieſer Unannehmlichkeit legt das ungeſtüme Wetter dem Matroſen auch eine neue Laſt auf, weil es öfters die vereinigten Kräfte der geſammten Mannſchaft erfordert. Wenn Segel eingereft oder ganz eingezogen werden; wenn man das Schiff im Sturm umlegen, oder ſonſt ein Manoeuvre vornehmen will, welches eine ſchnelle und geſchickte Ausführung erfordert: ſo muß jedermann (*all hands*), es ſey bey Tage oder bey Nacht, herauſkommen und Hand anlegen. Iſt die Lage des Schiffs im mindeſten gefährlich, ſo ruft man auch alle Officiere herbey, und der Befehlshaber iſt gemeiniglich der erſte, der in ſolchen Fällen auf das Verdeck kommt, da ohne ſeinen ausdrücklichen Befehl, es ſey denn im Fall einer plötzlichen und dringenden Gefahr, niemand das Schiff umlegen laſſen, oder die Richtung, in welcher es fortgeht, ändern darf. In offner See weiß man indeß

wenig

wenig von ſolchen überraſchenden Ereigniſſen. Nur am Lande, nur an dieſem Ziele, dem der müde Seemann zuletzt ſo ſehnſuchtsvoll entgegenſieht, lauert die Gefahr im Hinterhalt; hier muß er oft mit vielen durchwachten Nächten, und mit Erduldung des härteſten Ungemachs, die Erfriſchungen des Hafens erringen.

In einer Gegend, wo Cook Land vermuthete, ließ er die Schiffe, wenn deren zwey zugleich unter ſeinem Befehl ſtanden, drey bis vier Seemeilen weit auseinander ſegeln, um ein deſto größeres Feld überſehen zu können, und wo möglich, keine Entdeckung zu verfehlen. Gränzten ſeine Vermuthungen an Gewißheit, oder befand er ſich wirklich in der Nähe von bekannten Inſeln, ſo ließ er des Nachts ab und zu laviren, um nicht aus der Stelle zu kommen, die er am Abend unterſucht hatte. In Fällen aber, wo ihm viel daran gelegen war, keine Zeit zu verlieren, und ſo früh als möglich einen beſtimmten Ort zu erreichen, mußte ein Officier die ganze Nacht hindurch in einem Boote einige Meilen weit vorausſegeln, und falls er Land erblickte, durch Raketen oder andere Feuerwerke Nachricht davon geben. Ich wage es nicht, die Regungen zu beſchreiben, die der wirkliche Anblick des Landes nach einer langwierigen Schiffahrt, ohne Ausnahme bey jedem Seefahrer erweckt. Sobald der Wächter im Maſtkorbe Land! ruft, ſteigen die neugierigſten zu ihm hinauf; ſobald es aber vom Verdeck geſehen werden kann, bleibt Niemand mehr unten im Raume; ſelbſt Kranke kriechen alsdenn hervor, und ich müßte mich ſehr irren, oder es iſt nicht die Neugier allein, die ſie ſo unaufhaltſam antreibt, das Land mit eigenen Augen zu ſehen. Es liegt in der That ſchon etwas erfriſchendes in dieſem bloßen Anblick, etwas, das den erſten Heißhunger des Verlangens ſtillt. Das Auge ruhet und genießt; und dieſer Genuß iſt Labulig für den ganzen Menſchen, im weiteſten Umfang des Einfluſſes, den ſelbſt die ſtrengſten Aerzte den Geiſteskräften auf den Körper zugeſtehen. Je näher man kommt, deſto lebhafter wird das Intereſſe, durch die Menge der Gegenſtände, die man allmählig deutlicher unterſcheidet. Allein gerade dieſe Annäherung bringt den Seemann oft in große Verlegenheit. An einer unbekannten Küſte muß er verborgener Klippen und Untiefen gewärtig ſeyn, wegegen ihn nur die äußerſte Sorgfalt und Wachſamkeit ſchützen kann; und ſelbſt in völlig bekannten Gegenden, iſt nur eine Windſtille nöthig,

nöthig, um ſein Schiff dem Schwanken des Oceans preis zu geben, und in die augenſcheinlichſte Gefahr zu bringen, an die Küſte getrieben zu werden. Dieſe Schwierigkeiten, die mit jeder Entdeckung des Landes verbunden ſind, ſchrecken insgemein den Befehlshaber einer Entdeckungsreiſe von der genauen Unterſuchung der neuen Länder zurück. Sie fordern gerade die Miſchung von Erfahrung und Kühnheit, die **Cook** beſaß, wenn man ſich über ſie wegſetzen ſoll. Die Tagebücher ſeiner Reiſen ſind aber auch mit vielen Beyſpielen angefüllt, wo ihn der Eifer für die Erdkunde in die allergefährlichſten Lagen gebracht, und ſeine Schiffe mehr als einmal auf Riefe oder Klippen getrieben hat. Ich erinnere mich, auf der Reiſe, wo ich ihn begleitete, daß wir uns wenigſtens ſechsmal wegen einer Windſtille in der größten Gefahr befanden, an der Küſte zu ſcheitern; nämlich bey **Otaheiti**, an den Riefen der **Freundſchaftlichen Eilande**, zweymal unter den neuen **Hebriden**, und zweymal an der Küſte von **Neucaledonien**. Bey **Otaheiti** kamen wir wirklich auf den Felſen zu ſitzen, und es war ein Glück für uns, daß wir auf einem Korallenriefe, welches ſonſt gegen die Seeſeite hin ſteil wie eine Mauer in den Abgrund geht, einen Abſatz fanden, wo ein Anker in in der Tiefe von etlichen ſiebzig Klaftern liegen konnte. In dieſem Augenblick der allgemeinen Noth griff jeder, ohne Unterſchied des Ranges oder der Beſchäftigung, die ihm ſonſt zukam, zur Arbeit, um das Schiff vom Felſen hinab in tiefſtes Waſſer zu winden. Wundärzte, Sternkundige, Naturforſcher, Zeichner, lauter Leute, die ſonſt mit der Schiffsarbeit nichts zu thun haben, keichten an der Ankerwinde bey einer Hitze von mehr als dreyßig Graden.

Die Ankunft im Hafen macht den Arbeiten des Schiffvolks nicht allemal ein Ende; im Gegentheil finden ſich alsdenn eine Menge Verrichtungen, welche die anhaltendſte Anſtrengung erfordern, und wobey zuweilen viel zu wagen iſt. Die unvermeidliche Nothwendigkeit, gewiſſe Vorräthe, wie z. B. Holz und Waſſer, zu ergänzen, und das bey mißlichen Geſundheitsumſtänden oft nicht minder dringende Bedürfniß friſcher Lebensmittel, ſind zwar an ſich hinlängliche Bewegungsgründe, einen Hafen zu ſuchen; allein ſo wichtig ſie immer ſeyn mochten, und ſo ernſtlich Cook zu allen Zeiten darauf ſann, ſeine Mannſchaft geſund und muthig zu erhalten, ſo vergaß er doch nie den Zweck ſeiner Reiſe über die Mittel zur Er-

langung

langung deſſelben, und hütete ſich, dieſe Mittel je als Zwecke anzuſehen. Das Entdeckungsgeſchäft blieb alſo auch alsdenn noch ſein Hauptaugenmerk, wenn er am Lande Erfriſchungen ſuchen mußte. Wo ſeine Vorgänger, oder er ſelbſt, bey einem früheren Beſuch, im Fache der Geographie nichts nachzuholen übrig gelaſſen hatten, wie z. B. in den Societätsinſeln und in verſchiedenen Gegenden von **Neuſeeland**, da verweilte er nicht länger, als es die Erholung des Schiffvolkes unumgänglich erforderte. Wie eifrig er es ſich aber angelegen ſeyn ließ, während dieſes Aufenthalts, von der innern Beſchaffenheit des Landes nähere Nachricht einzuſammeln, und mit dem Nationalcharakter der Einwohner vertrauter zu werden, davon giebt insbeſondere das Tagebuch ſeiner letzten Reiſe den redendſten Beweis. Nachdem **Wallis** und **Bougainville**, jeder ungefähr drey Wochen, Cook aber in der **Endeavour**, wegen des Durchgangs der Venus, volle drey Monate, und auf ſeiner zweyten Reiſe zu zwey verſchiedenen Jahreszeiten über vierzehn Tage in O-Taheiti zugebracht hatte, hielt er noch auf der dritten Reiſe die wichtige Nachleſe von den dortigen Sitten, Gebräuchen und Religionsbegriffen, die ſeine letzten Aufſätze ſo lehrreich und unterhaltend macht. In der That

ist

iſt es offenbar, daß ſo vieler wiederholten Beſuche ungeachtet, unſere Kenntniß von jener Inſel noch jezt ſehr unvollkommen ſeyn müſſe, und daß es auch ſchlechterdings unmöglich ſey, auf Entdeckungsreiſen, die einen beſtimmten Zweck haben, den ganzen Umfang aller Verhältniſſe eines jeden neuentdeckten Landes zu erſchöpfen. Ohne hier auf ein Beyſpiel zu verweiſen, welches uns nahe liegt; ohne zu erinnern, daß es die Beobachtung vieler Jahre und unzählige Hülfsmittel erfordert, um, ich will nicht ſagen, einen vollſtändigen Begriff von unſern Ländern zu erlangen, ſondern nur von einzelnen Gegenſtänden, wie Verfaſſung, Rechtspflege, Religion, Wiſſenſchaft und Kunſt eines Europäiſchen Staates, genaue Nachrichten zu ſammeln; muß es jedem auffallen, daß Unbekanntſchaft mit der Sprache jener Völkerſchaften in den meiſten Fällen dem Forſcher ein unüberſteigliches Hinderniß in den Weg legt. Dem Reiſenden bleibt unter dieſen Umſtänden weiter nichts übrig, als aufmerkſam zu beobachten, und das geſehene treu zu erzählen. Alles was außer ſeinem Geſichtspunkte liegt, iſt ſo gut, als ob es noch nicht exiſtirte; wenigſtens ſind alle Nachrichten, die man aus dem Munde der Eingebohrnen erfährt, bey der Unvollkommenheit unſerer Sprachkenntniß, mehr oder weniger ſchwankend und unzuverläſſig, je mehr Beziehung ſie auf abſtrakte Begriffe oder auf Gegenſtände der Einbildungskraft und Logik haben. Die Taheitiſche Götterlehre und Kosmogenie bleiben daher noch immer doppelt verſchleyert, einmal durch ihre eigenthümliche Ungereimtheit, und dann durch unſere fehlerhafte Auslegung. Doch dieſe Schwierigkeit beyſeite, wie viele Handlungen und Begebenheiten, welche die Hauptzüge zum Nationalgemälde liefern, können nicht Statt finden, ohne daß ſie ſich gerade während des kurzen Aufenthalts des Entdeckers ereignen? Cook war viermal in Otaheiti geweſen, und dennoch ſah er erſt das letztemal ein Menſchenopfer, dieſen ſo äußerſt merkwürdigen Zug von der Grauſamkeit des Aberglaubens bey einem übrigens ſanftmüthigen Volke. Eben ſo verhält es ſich mit allen andern Gegenſtänden des Nachforſchens. Wenn man eine weit ausgebreitete Küſte, oder eine Inſel von beträchtlichem Umfange beſchifft, ſo ſchränken ſich alle Unterſuchungen auf die wenigen Anlandungspunkte ein; außer ihnen bleibt alles, und hauptſächlich das Innere des Landes unerforſcht. Wie läßt es ſich auch denken, daß man in einigen Tagen, oder wenn es hoch kommt in einigen Wochen, alle Produkte,

dukte, ſelbſt nur jener kleinen Bezirke einſammeln könne, da jede Jahreszeit und faſt jeder Monat, ſeine beſondern Blüthen und Früchte trägt, da Thiere, Vögel und Fiſche zu gewiſſen Zeiten ihre Wohnplätze verändern, und Inſekten während ihrer verſchiedenen Verwandlungsepochen oftmals von der Oberfläche der Erde verſchwinden? Allein der Entdecker ſoll ja nicht Topograph ſeyn; er hängt von ſeinem Reiſeplan ab, und ſucht ſein Verdienſt in einer weiſen Eintheilung und Benutzung ſeiner Zeit, ſo, daß er zugleich ſeinen Hauptendzweck, die Entdeckung neuer Länder, und die wichtige Nebenabſicht ihrer genaueren Unterſuchung, nach Möglichkeit erreicht.

Inſofern das Entdeckungsgeſchäft von Umſtänden abhängt, die ſich nicht vorherſehen laſſen, iſt es faſt unmöglich, den Erfolg bey jeder neuen Veranlaſſung vorauszubeſtimmen. Stürme, widrige Winde, Windſtillen, die Annäherung einer Jahreszeit, die den Entdecker nach andern Meeresgegenden hinruft, der Waſſermangel des neuen Landes oder deſſen Unfruchtbarkeit, welche ihm die nöthigſten Erfriſchungen und Schiffsbedürfniſſe verſagt, die Unſicherheit einer offenen Rheede, die Schwierigkeit und Gefahr des Anlandens, die

Wildheit

Wildheit und Feindſeligkeit der Eingebohrnen, — alles dies ſind Einſchränkungen, welche die weiſeſten Maaßregeln vereiteln, und der feurigſten Forſchbegierde Einhalt thun können. Man gehe indeß Cooks drey große Reiſen durch, und erwäge, wie viel er, unter ſolchen Umſtänden, in Vergleich mit andern Seefahrern geleiſtet hat, ſo wird man, auch ohne nautiſche Kenntniſſe zu beſitzen, leicht entdecken, was Erfahrung, Unerſchrockenheit, Geduld, Scharfſinn und Eifer des Entdeckers dagegen vermögen, und wie manches Hinderniß ſie glücklich bezwingen. Der Unbeſtändigkeit des Wetters und ſelbſt einem langwierigen Widerſtande der Winde ſetzte Cook ſein, nur großen Männern eigenthümliches, Beharren entgegen, und da er jeden Vortheil unverzüglich benutzte, war er ſeines Sieges jederzeit gewiß. Aufmerkſam auf den Wink des Botanikers, der ihm blutreinigende und nahrhafte Kräuter zeigte, ſchuf er ſich aus unbewohnten Wüſteneyen, wo kein anderer Seefahrer verweilt hätte, die herrlichſten Erfriſchungsplätze. In der Behandlung der minder geſitteten Völker, welche die jenſeitige Halbkugel bewohnen, ging er den Mittelweg, der dem Entdecker geziemt. Sein richtiges Gefühl, ſein von den Feſſeln des Vorurtheils freyer Verſtand, ſeine Achtung für die Rechte der Menſchheit bewegen ihn zur Schonung und Nachſicht. Er mäßigte den überkochenden und zu geringſchätzigen Eifer derer, die ſich bey der geringſten Widerſetzlichkeit lieber furchtbar als beliebt machen wollten. Es iſt allerdings empörend, wenn man, bey dem Bewußtſeyn der beſten Abſichten, nur Mißtrauen erblickt, und für angebotene Freundſchaft nur höhnende Ausforderungen zurück empfängt. Allein das Ehrenrührige und zur Wiedervergeltung Anſpornende fällt weg, ſobald man ſich mit Cook an die Stelle jener rohen Menſchen ſetzt, bey denen Fremdling und Feind beynahe gleichgeltende Begriffe ſind. Der Europäer, dem ſeine Waffen eine entſchiedene Ueberlegenheit geben, kann überdies nicht eigentlich von dem Schwächern beleidigt werden, deſſen Unwiſſenheit er ſchonen, und deſſen Tapferkeit er ehren muß. Cook vermied daher ſorgfältig jede Gelegenheit zum Streite, und ſuchte das Vertrauen der Eingebohrnen zu rechter Zeit durch Geſchenke und Freundſchaftsbezeigungen zu gewinnen. Von einer andern Seite hingegen litt er es nie, daß man an ihm und ſeinen Leuten ungeſtraft die allgemein erkannten, und ſelbſt dem Wilden heiligen, Rechte des Eigenthums gewaltthätig kränkte. Nichts gleicht dem Uebermuth des Räubers, dem ſein erſter Verſuch gelingt;

gelingt; mit ſtolzer Verachtung ſieht er auf ſeinen Gegner als ſeine Beute herab, und indem der Beſitz des geraubten Gutes ſeine Habſucht ſchärfer reizt, kann ihn nichts mehr abhalten, einen neuen Anſchlag auf des Fremden Eigenthum und Leben zu wagen. Immerhin mögen Romandichter, die ſich ihrer Ideale nicht entſchlagen können, und gewohnt ſind, von Naturmenſchen, vom goldnen Zeitalter, von urſprünglicher Vortreflichkeit und Einfalt, und einem angebohrnen Gefühl, daß allen alles gehöre, überirrdiſch zu träumen, immerhin mögen ſie, ſage ich, dieſe Bilder ihrer ſüßelnden Phantaſie auch in ihre Darſtellung der wirklichen Welt übertragen: der Reiſende durchirrt alle vier Welttheile, und findet nirgends das liebenswürdige Völkchen, welches man ihm in jedem Walde und in jeder Wildniß verſprach. Getäuſcht durch eine faſelnde Erdichtung, die den Namen der Geſchichte und der Philoſophie entheiligt, ſchämt er ſich endlich ſeiner kindiſchen Leichtgläubigkeit, und erweiſet dem läppiſchen Naturmenſchen noch unverdiente Ehre, wenn er ihn zu den Centauren und Cyklopen, oder zu den redenden Thieren der alten Fabel zählt *). Man zeige uns den

---

*) Die Fabeln und Mythen hatten eine Moral, und

den Wilden, der, ohne blödſinnig zu ſeyn, vom Mein und Dein gar keine Begriffe hat. Sein iſt die Hütte, die er errichtet, der Pelz, den er genähet, der Kahn den er ausgehöhlt, der Bogen den er geſchnitzt, die Schleuder, die er geflochten, das Netz das er geſtrickt, der Putz den er ſich mühſam zuſammengeſucht und mit unendlicher Geduld bereitet hat. Sein iſt der Baum über ſeinem Haupte, der ihm Früchte trägt, das Wild das er tödtet, der Fiſch den er fängt. Sein iſt endlich der Wald wo er jagt, das Ufer wo er fiſcht, das Weib, das er umarmt. Niemand verſucht es ungeahndet, ihn im Beſitz dieſes Eigenthums zu beeinträchtigen. Doch auch das Thier, könnte man einwenden, fühlt einen zueignenden Trieb; wer kennt nicht den ſultaniſchen Inſtinkt des See-

und die beſten ließen die Thiere ihrem Charakter völlig gemäß auftreten. Die Ungeheuer der alten Dichter waren ſchöne allegoriſche Bilder. Der Naturmenſch der neuern aber iſt ein widerſinniges Unding, welches in keine mögliche Welt paßt, außer etwa in die, wo Löwen Gras freſſen, Tiger Lämmer ſäugen, und Adler die jungen Täubchen füttern, das iſt, in eine Welt des Widerſpruchs, wo alles aufhört zu ſeyn, was es iſt.

löwen und des Affen-Anumants *)? Allein für den Menſchen giebt es beydes, ein Eigenthum der Begierde, und eines der Vernunft. Der Inſtinkt geht vor dem Begriff her, er dauert auch neben ihm fort, und iſt das Uebergewicht, wodurch die Vorſtellung des Mein immer ungleich lebhafter zu bleiben pflegt, als die Vorſtellung des entgegengeſetzten Dein. Aber der Begriff, der nur durch eben dieſen deutlichen, klaren Gegenſatz offenbar werden konnte, entſtand faſt zugleich mit der Sprache und mit der Geſellſchaft. Die Nordamerikaner im Nutka-Sunde wollten für die Erlaubniß Holz zu hauen, Waſſer zu füllen, und Gras zu mähen bezahlt ſeyn, und rechneten es ſich hernach zum Verdienſt an, daß ſie den Engländern Holz und Waſſer unentgeldlich überlaſſen hätten. Cook fand ihre Forderungen billig, und würde, wenn er zugegen geweſen wäre, die Erlaubniß erkauft haben, wie er in der Folge wirklich für das Heumachen bezahlte. Können auch, darf ich jezt fragen,

---

*) Anumant heißt in Indien der Affe, dem ein ganzer Trupp gehorcht, und deſſen Herrſchaft ſehr deſpotiſch iſt. Der Seelöwe hat ein Serail von Weibchen, denen kein anderer zu nahe kommen darf.

fragen, geſittete Europäer den Begriff des Eigenthumsrechtes weiter ausdehnen? Und iſt er nicht jederzeit wechſelſeitig? iſt das Recht des Seefahrers auf ſein Eigenthum nicht ſo gültig, als das, womit der Wilde das ſeinige beſitzt? Wie gelangte der Wilde ſonſt zu dieſer Erkenntniß, wenn nicht bey einer Gelegenheit, wo er zugleich einem andern ein ähnliches Recht zugeſtehen mußte! Wiſſentlich alſo wagt er einen Eingriff in dieſes von ihm ſelbſt anerkannte Recht, wenn er, aus Uebermuth und im Vertrauen auf ſeine Stärke, einen gewaltthätigen Raub begeht. Daher ſtimmen alle zuverläßige Reiſende und insbeſondere Cook mit ſeinen Gefährten, darin überein, daß die Rechtmäßigkeit der an den Plünderern vollzogenen Strafe in allen Fällen, ohne Ausnahme, von den Wilden ſelbſt freywillig eingeſtanden worden ſey. Der Menſch der nur ſein Recht behaupten, und jedem andern das ſeinige abſprechen wollte, wäre fürwahr! nur ein etwas klügerer, und folglich ein deſto furchtbarerer Tiger. Man hat zwar hier und dort Wüthriche dieſer Art, ſelbſt auf dem Throne geſehen; allein ſie und ihr göttliches Recht ſind der Abſchen und zugleich die Schande der Menſchheit.

Es iſt das Schickſal des Entdeckers, ſo friedfertig er übrigens geſinnt ſeyn mag, in Lagen zu kommen, wo er ſein Leben auf das Spiel ſetzen, und bisweilen mit dem Blute derer, die ihn angreifen, erkaufen muß. Seine Wachſamkeit und Vorſicht vereiteln zwar insgemein den regelloſen Angriff der Wilden; der Blitz und Donner des Geſchützes, das aus der Ferne tödtet, entſcheiden ſchnell für ihn, nicht ſo wohl durch die Anzahl der Erſchlagenen, als durch das Schrecken, das ſie verbreiten; doch hat man auch Beyſpiele von dem ſeltneren Falle, daß er unverſehens überfallen, oder von der tollkühnen Menge überwältigt worden iſt. **Cook** war lange der Gegenſtand einer anbetenden Verehrung bey dem Volke von **Owaihi**, bis es über eine raſche That eines Officiers plötzlich in Gährung gerieth. Noch wollte er das Leben der Inſulaner ſchonen, und verſäumte dadurch den Augenblick ſeiner eigenen Rettung; es war zu ſpät zu den Waffen zu greifen, da ſchon blinde Wuth die Gemüther erfüllte. Eine Maaßregel, welche zu rechter Zeit ein größeres Blutbad verhütet, kann vielleicht den Anſchein von Strenge haben; allein ſie iſt menſchlich und weiſe, ſo bald man ihre Folgen betrachtet. Könnte oder möchte man ſich doch zuvor ganz an die Stelle des Entdeckers denken,

ehe

ehe man ſein Betragen gegen die Einwohner jener fernen Weltgegenden verdammte! Es iſt guter Ton, daß Herren und Damen von feinem Gefühl ſich über den Mißbrauch der Uebermacht gegen ein unſchuldiges, und wenn es ihnen beliebt, ein harm- und wehrloſes Völkchen ereifern; daß ſie mit Abſcheu und Entſetzen die Mordthaten der Europäer erwähnen. Woher kommt es denn aber, daß man ſich Beſchuldigungen von der gehäſſigſten Art erlaubt, ſo bald von Entdeckern und Indianern die Rede iſt, da es in jedem andern Falle ungezogen ſeyn würde, ohne die unläugbarſte Evidenz damit hervorzutreten? Selbſt würdige und gelehrte Männer gieſſen viel unverdienten Spott über den Entdecker aus; weil er, ihres Bedünkens, ein unrechtes Compendium des Naturrechts nachgeſchlagen haben müſſe, um darin die Richtſchnur ſeines Verkehrs mit den Inſulanern des Südmeers zu finden. Cook hatte aber weder den Barbeyrac noch den Puffendorf geleſen, und überhaupt den Wilden nicht theoretiſch ſtudirt. Sollte es auch nicht einem kleinen Zweifel unterworfen ſeyn, ob man wirklich Compendien nachſchlägt, wenn man ſich in Lebensgefahr befindet? Doch vielleicht ermannet ſich irgend ein empfindſamer Sittenrichter, ſeinen Flaum und ſeinen niedlich beſetzten Tiſch zu verlaſſen,

verlaſſen, um den Seemann auf einer mühſamen Fahrt zu begleiten. Wenn alsdenn ein Sturm die Maſten zerſchmettert, oder eine Klippe den Boden beſchädigt, wenn der unentbehrlichſte Vorrath von Holz und Waſſer zu Ende geht, wenn der Scharbock unter der Mannſchaft wüthet, mit Einem Worte, wenn das harte Geſetz der Nothwendigkeit den Entdecker in den Hafen treibt, ſo wird hoffentlich der nunmehrige Theilnehmer an dieſen Leiden genau beſtimmen können, was die Selbſterhaltung fordert, und wo die Menſchlichkeit anfängt. Der Neuſeeländer der heute ganz friedlich Fiſche zum Verkauf bringt, kommt morgen als Feind. Wohlan! heute giebt man ihm Nägel, und morgen wehrt man ſich mit Kugeln. Weit entfernt alſo, jene Menſchen nach unſern ſchulgerechten Begriffen zu behandeln, ſieht man ſich vielmehr gezwungen, ſich zu den ihrigen herab zu laſſen. Die Frage, womit der ſtrenge Moraliſt ſich zuletzt durchhelfen will, nämlich: mit welchem Rechte man den Wilden in ſeinem Lande beunruhige? gehört eigentlich nicht hieher; denn ſie betrift nicht mehr das Betragen des Entdeckers, ſondern will die Moralität der Entdeckungsreiſen überhaupt verdächtig machen. Wer dasjenige erwägt, was hierüber im Eingange dieſes Aufſatzes geſagt worden iſt, wird es ſchwerlich den Europäern zur Sünde anrechnen, daß ſie nicht die erſten ſind, die auf einer entfernten Inſel anlanden, ſondern Menſchen dort antreffen, welche ſich bereits in früheren Zeiten dahin gewagt haben. Wie viel indeß auf die Mäßigung des Befehlshabers ankomme, erhellt aus einer Vergleichung zwiſchen Cooks Reiſen und andern Südſeefahrten. **Mendanna**, **Quiros**, **Roggewein**, **Wallis** und **Carteret** richteten große Niederlagen unter den Eingebohrnen der wenigen Südſeeinſeln an, die ſie berührten; da hingegen Cook, bey dem erſtaunlichen Umfang ſeiner Entdeckungen, mit den verſchiedenſten Völkerſchaften, in O-Taheiti, den Societäts- Freundſchafts- und Sandwichsinſeln, den **Marquiſen** und neuen **Hebriden**, in **Neucaledonien**, **Neuholland** und **Neuſeeland**, und an der ganzen Nordweſtküſte von **Nordamerika**, mehrentheils in gutem Vernehmen ſtand, und nur äußerſt ſelten in die betrübte Nothwendigkeit verſetzt wurde, zu gewaltſamen Vertheidigungsmitteln zu ſchreiten. Die Anzahl der Erſchlagenen bleibt auch alsdenn noch unbeträchtlich, wenn man die unglücklichen Schlachtopfer der unverantwortlichen Uebereilung oder Fühlloſigkeit einzelner Officiere hinzu rechnet.

Das

Das Mittel, wodurch der große Seemann dieſen Theil ſeines Plans durchſetzte, war jene außerordentliche und nie ermüdende Thätigkeit, die ihn auch bewog, die geſchäftigſten Rollen ſelbſt zu übernehmen, und der Willkühr ſeiner ungeſtümeren, oft harten Untergebenen ſo wenig als möglich zu überlaſſen. So bald man ſich dem Lande nahete, fing eine Reihe von neuen Beſchäftigungen an. Von einem Augenblicke zum andern, ſo wie die verſchiedenen Vorgebirge und Spitzen zum Vorſchein kamen oder ſich wieder hintereinander verbergen, mußte ihre Lage und Richtung vermittelſt des Compaſſes beſtimmt werden. In der Nähe des Ufers, insbeſondere wo ein Hafen zu ſeyn ſchien, oder wo ein flacher mit Sand bedeckter Strand an das Meer gränzte, ward das Senkbley fleißig ausgeworfen, um zu erforſchen, ob Ankergrund vorhanden ſey. Die Schiffe änderten ihre Richtung nach den Beugungen und vorſpringenden Spitzen der Küſte, welche man oft gänzlich aufzunehmen ſuchte, ehe man vor Anker ging. Beym Anſchein eines Hafens, wo es nicht rathſam geweſen wäre, ſogleich einzulaufen, ward ein Boot ausgeſetzt und zur Unterſuchung abgeſchickt. Die Tiefe des Waſſers, die Beſchaffenheit des Grundes, die Lage des Eingangs; mit welchem

Winde

Winde man hinein, und mit welchem man bequem herausſegeln könne? ward auf die Art vorher beſtimmt. Wo die rechte Einfahrt leicht verfehlt werden konnte, mußten ſich Boote auf die Untieſen zu beyden Seiten legen, und dieſer Vorſicht ungeachtet blieb dennoch bisweilen manche Klippe unter dem Waſſer verborgen und unerforſcht, die man erſt mit der Gefahr das Schiff zu verlieren kennen lernte. So eifrig man bemühet geweſen war, ſich mit den Eingebohrnen, die etwa in ihren Kähnen ſich einige Meilen weit in See an das Schiff gewagt hatten, freundſchaftlich zu unterhalten, ſo hörte doch gleichſam aller Handel und alles Geſpräch mit ihnen auf, ſo lange die ungewiſſe Lage des Schiffs an einer unbekannten Küſte die ganze Aufmerkſamkeit des Seemannes erfoderte. Hätten diejenigen Inſulaner, die geneigt waren uns als Feinde anzugreifen, einen Begriff davon gehabt, wie ſchwer es ſey, unſere großen Schiffe zu regieren, ſo würden ſie unfehlbar keinen gefährlicheren Augenblick zum Angriff haben wählen können, als eben den, wo die ganze Mannſchaft in voller Beſchäftigung ſtand, und niemand ſeinen Poſten bey den Segeln, bey dem Senkbley, bey dem Anker und den Kabeltauen verlaſſen durfte. Allein ſolche kritiſche Zeitpunkte giengen immer glücklich vorbey. Cook wählte ſich den Ankerplatz, das Anker ward am beſtimmten Orte geworfen, die Segel wurden eingezogen, und dann die Boote von neuem bemannet, um zu verſuchen, was das Land hervorbrächte. Der erſte Gegenſtand des eigenen Nachforſchens oder der Nachfrage bey den Einwohnern, war ein bequemer Platz, wo man die ledigen Waſſerfäſſer mit friſchem Trinkwaſſer füllen könnte. Die Pantomime leiſtete bey ſolchen Gelegenheiten weſentliche Dienſte, bis man die nothwendigſten Wörter der Landesſprache erlernt hatte. Das Bedürfniß des Eſſens und Trinkens durch Zeichen zu verſtehen zu geben, iſt ſo leicht und dem Mißverſtande ſo wenig unterworfen, daß alle Converſation am Lande gemeiniglich davon anfängt. Beynahe immer nennt der Inſulaner, ſobald er begreift was man von ihm fordert, das Verlangte, z. B. Waſſer, oder die Frucht am Baume, auf die man hindeutet, oder das Schwein welches unweit ſeiner Hütte umher läuft, mit Namen; und für Leute, denen alles daran liegt, ſich verſtändlich zu machen, gehen ſeine Ausrufungen nicht verloren. Sobald er ſeiner Seits durch einige Beyſpiele dieſer Art inne wird, daß die Fremden ſeine Töne nachſprechen und zu verſtehen ſuchen, deutet er auf die Menge der Gegenſtände um ſich her, und nennt einen jeden mit dem in ſeiner Sprache üblichen Worte. Der Sprachforſcher findet alſo, wenn die Eingebohrnen nicht etwa, wie die Feuerländer, in Trägheit und dumme Fühlloſigkeit ganz verſunken ſind, frühzeitig Gelegenheit, ſein Wörterbuch zu bereichern. Seine Unterſuchungen werden indeß durch ihre verſchiedene Gemüthsart bald erleichtert, bald eingeſchränkt. Wenn gleich die Fälle ſelten ſind, wo ſie in wirkliche Feindſeligkeiten gegen die Entdecker ausbrechen, ſo giebt es doch auf der andern Seite auch wenige Beyſpiele von einem ſo unbegränzten Zutrauen und einer ſo patriarchaliſchen Gaſtfreyheit, wie ſie in **Taheiti** und den **Freundſchaftsinſeln** angetroffen wird. Je mehr Zurückhaltung und Mißtrauen der Inſulaner blicken läßt, deſto vorſichtiger und behutſamer muß ſich der Reiſende gegen ihn betragen. In **Mallikollo** wagten wir es kaum, zehn Schritte weit in den Wald zu gehen, der ſich längs dem Strande hinzog; und dennoch winkten uns die Einwohner, ſobald ſie uns gewahr wurden, wir ſollten ſogleich an den Strand zurückkehren. Zu **Tanna** durften wir anfänglich auch nur ganz kurze Spaziergänge wagen, bis wir nach mehreren Tagen die Wohnungen des für uns am freundlichſten geſinnten Alten entdeckten, und allmählig die Zuneigung der dortigen Familien gewannen. Gleichwohl blieben die Einwohner, welche ſich gegen den Vulkan hin aufhielten, jederzeit auf ihrer Hut, und ungeneigt mit uns vertrauten Umgang zu pflegen, ſo, daß ſie uns zu wiederholtenmalen den Durchgang durch ihre Pflanzungen, nach jenem feuerſpeyenden Berge verſagten. Allein die gewöhnliche Kürze, oder auch die unbeſtimmte Dauer des Aufenthalts, und vorzüglich die Menge und Mannichfaltigkeit der in der Nähe zu beobachtenden Gegenſtände geſtatteten ſelten weitere Excurſionen in das Innere, wenn auch die Inſulaner nichts dawider hatten. Schon am Strande, wo die Neugier den größten Haufen der Einwohner zu verſammeln pflegte, beſchäftigte man ſich oft Tage lang mit Erlernung der Sprache, mit der Beobachtung dieſer von uns ſo verſchiedenen Menſchen, mit dem Tauſchhandel um ihre Kleidungsſtücke, ihre Waffen, ihre Zierrathen und andre Kunſtarbeiten. In ihren Hütten erforſchte man ihre Lebensart erſt durch wiederholte Beſuche; man unterſuchte allmählig, ſo wie man ſich durch Geſchenke und kleine Liebkoſungen gleichſam die Rechte der Freundſchaft in einem immer höheren Grade erwarb, das Innere des Haushalts, die Geräthſchaften, die Speiſen, und ihre Zubereitung; zuweilen

weilen lernte man nur wenig, aber täglich wenigſtens etwas neues. Bald beobachtete man die Austheilung der Arbeiten, die Verfertigung der Kleidungsſtücke, die Beſtellung des Ackers, den Bau einer Hütte oder eines Kahns; bald ereignete ſich Gelegenheit, irgend eine merkwürdige Sitte, oder einen auffallenden Gebrauch zu ſehen; bald fand man unverhofft einen Ehrenmann, der von der Erzeugung ſeiner Götter und von der Schöpfung zu erzählen wußte. Die Produkte des Steinreichs, die ein jedes Land darbot, die dortigen Vögel, Inſekten und Gewürme, mußten theils geſammelt, theils mit Geduld verfolgt werden; und die Blüthen der Bäume und Kräuter nöthigten den Botaniker, wegen ihrer Vergänglichkeit, an Bord zu eilen, um dort ihre Beſchreibungen und Abbildungen vollenden, und dann nach einer neuen Ernte ans Land zurückkehren zu können. In den meiſten Fällen mußte er ſich ohnehin in ſeinen botaniſchen Spatziergängen nach den Beſchäftigungen und Erholungsſtunden des Schiffvolks richten, weil es, außer an den beſtimmten Tageszeiten, wo Boote abgeſchickt wurden und andere ankamen, ſelten Gelegenheit gab, vom Schiffe ans Land, oder zurück an Bord zu kommen. Alles war während dieſer geſchäftigen Zeit in Bewegung.

Eine

Eine Parthey mußte Waſſer füllen, eine andere fällte Brennholz; einige Officiere waren mit dem Tauſchhandel um Lebensmittel beſchäftigt. In fiſchreichen Gegenden ſchickte man Boote aus, um auch dieſe Erfriſchung nicht zu verſäumen; in unbewohnten oder unbebauten Ländern ſuchte man ſich durch wildwachſende Suppenkräuter für den Mangel der Gartengewächſe ſchadlos zu halten. Zu gleicher Zeit wurde das Schiff ausgebeſſert, und, wie es nach einer langen Fahrt nothwendig war, mit neuem Tau- und Takelwerk verſehen. **Cook** ließ das Meergras und die Muſcheln die ſich angeſetzt hatten, vom Boden abkratzen, und die Ritzen zwiſchen den Planken, welche durch das Eintrocknen und das beſtändige Arbeiten des Schiffs gegen Wind und Wellen immer weiter aus einander gegangen waren, mit Werg verſtopfen. Auf eben die Art kalfaterte man das Verdeck, welches zuweilen das Waſſer ſtromweiſe durchließ, und wenn alles fertig war, füllte man die Fugen mit Pech an, und beſtrich das ganze Schiff mit Theer. Endlich ließ **Cook** auch Ballaſt laden, um das verminderte Gewicht zu erſetzen, und den Gang des Schiffes zu erleichtern, kurz, er ſetzte es in ſegelfertigen Stand. Wenn es die Umſtände erforderten, mußte am Lande eine Schmiede errichtet

werden,

werden, um neue Bolzen, Klammern, und dergleichen zu ſchmieden; und wo es anging, legte Cook auch eine Brauerey von Tannen- oder andern ähnlichen Sproſſen an, um ſeine Leute durch eine geſunde Art von Bier zu erquicken. Ferner wurde am Lande ein Zelt aufgeſchlagen, welches zur Sternwarte eingerichtet war. Während der Zeit wurden, zumal in weitläuftigen Bayen, deren Umfang und Lage man nicht mit einem Blick überſehen konnte, von Zeit zu Zeit Entdeckungs-Partheyen ausgeſchickt, welche die verſchiedenen Gegenden genau aufnehmen, und in Charten bringen mußten. Cook ſelbſt belebte und betrieb faſt alle dieſe Geſchäfte durch ſeine Gegenwart. Er landete in einem neuen Lande faſt immer ſelbſt zuerſt, oder folgte bald dem erſten Boot; er wies den Partheyen ihre verſchiedenen Plätze an, und beſuchte ſie täglich mehrmals, um die Arbeit zu fördern, und allen Unordnungen und etwanigen Mißhelligkeiten mit den Einwohnern vorzubeugen. Wo dieſe ſich ſehen ließen, ſuchte er ſie dadurch zu gewinnen, daß er Bänder, Schaumünzen*) und andere

---

*) Die Schaumünze, welche er auf der zweyten Reiſe austheilte, hatte auf einer Seite das Bruſtbild des Königs Georg des dritten von England, und

andere Geſchenke, insbeſondere aber Eiſengeräth unter ſie austheilte, ſie zu ſich bat, die Vornehmſten an ſeiner Tafel bewirthete, und vor allen Dingen es dahin zu bringen ſuchte, daß ein Handel um Lebensmittel zu Stande kam. In unbewohnten Gegenden, wo dieſe Hülfe wegfallen mußte, und der Fiſchfang faſt die einzige Erfriſchungsquelle blieb, pflegte er mit einer Geſellſchaft von Officieren auf die Jagd zu gehen, und das erlegte Wildpret, es mochte nun in Seelöwen und Robben, oder in Pinguinen, Waſſerraben, Enten, Gänſen und anderem Geflügel beſtehen, unter die Mannſchaft zu vertheilen.

Die Aufmerkſamkeit des berühmten Entdeckers auf dieſen Gegenſtand, verdient wohl, daß ich noch ein Paar Bemerkungen darüber hinzufüge. Es hätte warlich wenig gefruchtet, daß man die Schiffe unter ſeiner Führung von England aus ſo reichlich mit allen Erforderniſſen verſah, wenn nicht Er ſelbſt den großen Haushalt geführt, zu rathe gehalten,

und auf der andern die Abbildung der beyden Schiffe Reſolution und Adventure, mit der Jahrzahl ihrer Abreiſe von England. Sie war von Bronze und vergoldet.

gehalten, und wo es möglich war, zu ergänzen geſucht hätte. Eine von den Urſachen, welche den Capitain Furneaux bewegen, nach ſeiner zweyten Trennung von Cook, geradesweges nach England zurückzugehen, und ein ganzes Jahr früher als er ſollte, das Südmeer zu verlaſſen, war der Mangel an Lebensmitteln, welche nicht mehr auf eine dritte Campagne hinreichend befunden wurden. Gleichwohl hatte man ſein Schiff eben ſo reichlich, wie die Reſolution, auf drey volle Jahre verſehen, und es hatte bloß an jener ſtrengen Sparſamkeit gefehlt, welche Cook ſo weit trieb, als es mit der Erhaltung ſeiner Mannſchaft nur immer beſtehen konnte. Er wußte den Zeitpunkt abzumeſſen, wo er ſeinen Leuten etwas von ihrer vollen Portion abkürzen durfte; er unterließ auch nie, ſobald nur friſche Lebensmittel gereicht werden konnten, den ganzen Vorrath von Schiffskoſt, der täglich verbraucht zu werden pflegte, für eine künftige Gelegenheit aufzuſparen. Von Zeit zu Zeit ließ er die Vorräthe aller Art genau beſichtigen, was verdächtig befunden ward, zuerſt verzehren, und allerley Handgriffe vornehmen, um den Ueberreſt vor künftiger Beſchädigung zu ſichern. Dieſer Sorgfalt verdankte er die Dauer ſeiner zweyten Reiſe, indem er dadurch noch zu rechter Zeit entdeckte, daß aller Schiffszwieback, den man in neue Fäſſer gepackt hatte, ſchimmlicht geworden war. Sogleich mußte in Neuſeeland ein Backofen errichtet werden, worin er den Zwieback, nachdem vorher aller verdorbene ausgeworfen war, nochmals trocknen ließ. Wäre Cooks Wachſamkeit nicht ſo ſehr ins Einzelne gegangen, und hätte ſie nicht die dem Anſchein nach geringfügigſten Kleinigkeiten, ſo wie die große Einheit des ganzen Plans umfaßt, ſo würde es ihm ſchwerlich gelungen ſeyn, ſeine Mannſchaft, zum Erſtaunen von Europa, drey Jahre lang ſo geſund zu erhalten, daß von hundert und zwanzig Menſchen nur Einer durch Krankheit verloren ging. Er wußte aus Erfahrung, daß Unreinlichkeit und Mangel an friſcher Luft im Matroſenraume oftmals ohne weitere Urſachen hinreichend ſind, die heftigſten Ausbrüche des Scharbocks zu veranlaſſen. Man ſtelle ſich jenes niedrige enge Behältniß vor, wo die Hangmatten dicht neben einander gereihet ſind. Es erhält zu allen Zeiten nur wenig friſche Luft; bey ſtürmiſchem Wetter aber faſt gar keine, weil alsdenn der Hauptzugang mit einem Gatter und darüber mit Perſening, oder getheerter Leinwand, bedeckt iſt. Die Ausdünſtungen von mehr als achtzig Perſonen verpeſten nicht nur dieſen Raum, und verur-

verurſachen daſelbſt eine ungeſunde Hitze, ſondern ſie durchdringen auch die Betten und Hangmatten, und ſelbſt die Balken und Verdecke des Schiffs. Um die nachtheiligen Folgen dieſer mephitiſchen Luft ſo viel als möglich zu vermindern, ließ Cook die Hangematten bey ſchönem Wetter alle Morgen auf das Verdeck bringen, und in die daſelbſt befindlichen Boote werfen, damit ſie den ganzen Tag über vom friſchen Winde durchlüftet würden. Von Zeit zu Zeit, mehrentheils einmal in vierzehn Tagen, mußte jedermann heraufkommen, indeß zwiſchen den Verdecken mit Schießpulver und Eſſig geräuchert ward; und damit der Rauch alles Holzwerk recht durchziehen möchte, ließ Cook die Räume auf ein Paar Stunden lang zuſchließen. Bisweilen wurden auch die Verdecke mit Eſſig gewaſchen, und bey heißer Witterung ſpannte man auf dem Verdeck einen weiten Cylinder von Segeltuch gegen den Wind aus, deſſen unterſtes Ende den Zug der friſchen Luft bis in den Matroſenraum hinableitete. Um den gemeinen Matroſen, der, ſich ſelbſt gelaſſen, ziemlich cyniſch einhergeht, zur Reinlichkeit anzuhalten, pflegte Cook gewöhnlich des Sonntags die ganze Mannſchaft zu muſtern, und wer alsdenn nicht wenigſtens rein gewaſchen erſchien, oder von der vorzüglichen Unſauberkeit ſeines Anzugs keine befriedigende Rechenſchaft zu geben wußte, ward das erſtemal durch Verenthaltung ſeiner Branntweinsportion, und nach wiederholten Vergehungen auch wohl mit der Peitſche beſtraft. Auf den beyden Reiſen, welche die Erforſchung der Pole zur Abſicht hatten, führte Cook einen beträchtlichen Verrath von warmen Kleidungsſtücken mit ſich, welche das Admiralitätscollegium auf ſeine Vorſtellung unter die Mannſchaft austheilen ließ, um ſie in jener kalten Weltgegend vor der ungeſtümen Witterung zu ſchützen. Dieſe Kleidungsſtücke beſtanden in einer Jacke und Schifferhoſen vom allerdickſten und der Näſſe faſt undurchdringlichen Boy, die er hernach noch mit einer Kappe für den Kopf vermehrte, wovon der Halskragen den Nacken und die Schultern bedeckte.

Noch muß ich das Hauptverwahrungsmittel und das beynahe ſpecifiſche Heilmittel gegen den furchtbaren Scharbock erwähnen, für deren Einführung auf langen Seereiſen Cooks Name, ſo lange Großbritannien Flotten hat, mit Dankempfindungen und mit Ehrfurcht genannt werden wird. Hier zeigte er die ganze Stärke einer geſunden natürlichen Beurtheilungskraft, welche durch ſeine ausgebreitete Erfahrung und den Umgang mit einſichts-

einſichtsvollen Männern geſchärft worden war. Wenn es einen Wahrheitsſinn, das iſt, um deutlicher zu ſprechen, wenn es eine ſo glückliche Organiſation giebt, welche zum richtigen Auffaſſen der Verhältniſſe vorzüglich geſchickt iſt, — und wie wollte man daran zweifeln? — ſo beſaß ſie Cook gewiß in einem vorzüglichen Grade. Der Sieg den er über Vorurtheile davon trug, die den Verſtand des gemeinen Seemannes ſeit Jahrhunderten gefangen hielten, iſt davon ein ſo auffallender Beweis, daß ihm die Königliche Societät der Wiſſenſchaften in London, blos dafür die goldene Schaumünze des Ritters Copley zuerkannte. In dem ſeltſamen Charakter des Matroſen bemerkt man neben dem fröhlichen Leichtſinn und dem Hange zum gröbſten ſinnlichen Genuß, wovon ich bereits geſprochen habe, einen Zug von Halsſtarrigkeit gegen alle Neuerungen und von blinder Anhänglichkeit an das alte Herkommen, der wirklich auf eine ſonderbare Art damit contraſtirt. Faſt ſollte man denken, daß er ſeine Eigenſchaften nicht blos von den beweglichen Elementen, zwiſchen denen er unaufhörlich ſchwebt, ſondern zum Theil auch von dem eichenen Kaſten, in dem er herumſchwimmt, entlehnt haben müſſe. Umſonſt verſucht man es, die wohlthätigſten Anſtalten zu ſeiner

ner unmittelbaren Erhaltung in Gang zu bringen; er würde eher das äußerſte leiden, als ſich eine ungewohnte Speiſe aufdringen laſſen. Cook, der dieſe eiſerne Unbiegſamkeit des Schiffvolks kannte, verſuchte es nicht, ſeinen Endzweck durch gewaltſame Mittel zu erreichen. In der Ueberzeugung, daß das Sauerkraut durch ſeine Säure der Fäulniß kräftig widerſtehen müſſe, aß er es täglich ſelbſt, und bewog ſeine Officiere es ebenfalls zu eſſen. Dem gemeinen Manne, der gleich Anfangs ſeinen Abſcheu dagegen zu erkennen gegeben hatte, ſtellte er es frey, ſich eine Portion zu holen, oder ſie noch fernerhin zu verſchmähen. Allmählig ließ ſich nunmehr einer oder der andere einfallen, was der Capitain und die Officiere täglich mit ſo vielem Wohlgefallen genöſſen, könne doch ſo ſchlimm nicht ſeyn. Es wurden einige Portionen geholt; bald darauf noch mehrere, und endlich ward die Tonne leer. Bey der Eröfnung der zweyten fand ſich ein jeder ein und verlangte ſeinen Antheil, ſo daß von der Zeit an die Austheilung regelmäßig von Statten gieng. Auf dieſe Art ſetzte Cook ſein Vorhaben durch, und erlangte mit Gelindigkeit, was er durch Gewalt gewiß nicht erreicht haben würde. Auf ſeiner zweyten Weltumſchiffung wurden ſechzig große Fäſſer voll dieſes treflichen antiſcorbuſcorbutiſchen Gemüſes ausgeleert. Wenn ſich demungeachtet bey Perſonen, die beſonders zum Scharbock geneigt waren, oder wegen eines Zuſammenfluſſes von andern Urſachen, Symptome dieſer Krankheit zeigten, ſo wurden ſie durch den Gebrauch der aus friſchem Malz bereiteten und noch lauwarm getrunkenen Bierwürze, und durch Auflegung der Träbern auf die ſcorbutiſchen Flecken, theils völlig vertrieben, theils ſo ſehr gemildert, daß ſie nicht gefährlich werden konnten, und bey der Ankunft am Lande binnen wenigen Tagen verſchwanden. Durch die Anwendung eben dieſer prophylaktiſchen Methode rettete Capitain **Clerke** in Kamtſchatka den größten Theil der dortigen ruſſiſchen Beſatzung, unter welcher der Scharbock in ſeiner ſchrecklichſten Geſtalt wüthete. So bald übrigens durch die Einführung des Sauerkrauts der erſte Schritt gewonnen war, beſiegte **Cook** mit leichterer Mühe die Vorurtheile ſeiner Mannſchaft in Rückſicht mancher andern Nahrungsmittel, welche unter einem weniger ſorgfältigen Befehlshaber Gegenſtände ihres Ekels geblieben wären. Welcher Matroſe würde Wallroſſe, Seelöwen und Seebären, Pinguinen, Sturmvögel und Albatroſſe gegeſſen haben, wenn ihm ſein Befehlshaber nicht mit gutem Beyſpiel vorgegangen

wäre!

wäre? Die wilden Kräuter in Neuſeeland, als Celery, Löffelkraut, Tetragonien, u. a. m. würden ihm eben ſo wenig, als das Bier aus harzigen Baumſproſſen genießbar geſchienen haben, wenn man nicht anfänglich den Gebrauch ſeiner freyen Willkühr überlaſſen hätte. Dieſe Nachſicht gegen die Schwäche ſeiner ungeübten Vernunft war vielleicht das beſte Mittel, ihr einen neuen Grad von Energie zu geben; wenigſtens gab es auf Cooks Schiffen nunmehr Matroſen, die aus eignem Antrieb die Vorurtheile der Erziehung oder der Gewohnheit überwanden, und ſo gar auf die Ratten, die von ihrem Vorrath zehrten, als auf Leckerbiſſen, Jagd machen lernten.

Wenn man Cooks Reiſegeſchichten lieſt, wird man mit Erſtaunen gewahr, daß eigenes Nachdenken mit Scharfſinn begleitet, im Nothfall zuweilen beſſere Dienſte leiſtet, als Beleſenheit und genaue Bekanntſchaft mit den Entdeckungen der vorigen und gegenwärtigen Zeit. Oft iſt es gerade das ſyſtematiſche Wiſſen, was einem ſonſt guten Kopfe den Zugang zu neuen Ideen verſchließt. Wäre **Prieſtley** ein Scheidekünſtler geweſen, ſo hätte er in der Phyſik und Chemie keine ſo merkwürdige Revolution zuwege gebracht, die

Beſchaf-

Beſchaffenheit der Luftarten wäre unerkannt geblieben, und die **Montgolfiers**, die **Roſiers** und die **Blanchards** wären nie in die Luft geſtiegen. Es galt ſeit langer Zeit durchgehends für eine ausgemachte Wahrheit, daß es ganz unmöglich ſey, in heiſſen Ländern friſch geſchlachtetes Fleiſch einzuſalzen, und wie in unſerm gemäßigten Erdſtrich aufzubewahren. Die Einwohner jener wärmeren Gegenden kannten dieſe Methode nicht, und den Europäern, die ſie dort verſuchen wollten, war ſie jederzeit mißlungen. Der Ueberfluß an Lebensmitteln, den **Cook** auf den Societätsinſeln und insbeſondere in O-Taheiti einzutauſchen pflegte, konnte ihn natürlich genug auf den Gedanken leiten, ob es nicht etwa möglich wäre, den Kunſtgriff zu entdecken, der, dem Klima zum Trotz, den glücklichen Erfolg des Einſalzens ſichern konnte. Der Umſtand, daß die größten und fetteſten Schweine die Seereiſe ſehr ſchlecht ertrugen, nicht freſſen wollten, und in den erſten Tagen häufig ſtarben, machte eine ſolche Entdeckung noch wichtiger, und veranlaßte einen Verſuch zur Probe, der alle Erwartung übertraf. Durch eine genaue Aufmerkſamkeit auf die kleinſten Nebenumſtände, und vorzüglich durch eine muſterhafte Reinlichkeit brachte es **Cook** endlich in dieſer Kunſt ſo weit,

daß

daß ihm kein Verſuch mehr mißlang; und einer ſeiner Zöglinge hat ſeitdem dieſelbe Methode, mit gleichem Erfolg in den Weſtindiſchen Inſeln probirt *). Dieſer Sieg über ein Vorurtheil, welches in unzähligen Fällen die Mittel der Erhaltung einſchränken mußte, ſcheint mir, wegen ſeines großen Nutzens und ſeines ausgebreiteten Einfluſſes auf die Verſorgung der Matroſen und Truppen in heiſſen Ländern, hier mit Recht einen Platz zu verdienen. Eben die Fruchtbarkeit an Erfindungen, den Bedürfniſſen ſeines Schiffs abzuhelfen, die hier den großen Seemann eine neue Salzſpeiſe bereiten lehrte, gab ihm auch in den ſtarrenden Polargegenden ein Mittel an die Hand, ſeinen Waſſervorrath zu ergänzen, und ſein Tauwerk auf mancherley Art vor zu ſchneller Verderbniß zu ſichern. Es iſt wahr, unter den frühen Abentheurern, welche im Norden eine Durchfahrt ſuchten, hatten bereits **Frobiſher** und **Davis** in den Jahren 1578 und 1585 das Eis, welches im Meere ſchwimmt, ungeſalzen befunden, und zum Trinkwaſſer gebraucht; allein Herr **Cranz**, der die

---

*) Ich erzähle ſie hier nicht, da ſie in der letzten Reiſe des berühmten Seemannes ausführlich vorkommt.

die Grönländiſchen Küſten ſpäter beſchrieben hat, behauptet das Gegentheil, und dieſe Meynung hat auch in neueren Zeiten die Oberhand behalten, ſo, daß bis auf Cooks zweyte Reiſe das Vorurtheil von ſalzigem Eiſe weit und breit herrſchte. Cook hatte das Verdienſt, es nicht etwa durch einzelne Verſuche, ſondern dadurch, daß er ſeinen Waſſervorrath zu wiederholten malen von ſchwimmendem antarktiſchen Eiſe ergänzte, von neuem zu widerlegen. Zum Beweiſe, wie tiefe Wurzeln jene irrige Meynung geſchlagen hatte, brauche ich nur zu erwähnen, daß es nach Cooks Rückkunft noch Chemiker gab, die durch Verſuche im Kleinen darthun wollten, das Eis im Meere müſſe ſalzig ſeyn, und Cook habe nur ſolches eingeſammelt, welches ſich am Lande in großen Flüſſen gebildet habe. Zuverläßigere Scheidekünſtler bewieſen indeß die Nachläßigkeit im Verfahren jener Hypotheſenfreunde, und erhielten allerdings vom Meerwaſſer ein reines, ſalzleeres Eis; und jeder Phyſiker ſahe deutlich ein, daß, wenn auch um den Südpol jenſeits des ſiebzigſten Grades der Breite Land liegen ſollte, die Kälte daſelbſt ſo groß ſeyn müßte, daß keine Quellen, geſchweige denn Flüſſe daſelbſt entſtehen könnten. Cook, dem auf die Art die beeiſten unfreundlichen Meere, die den

Pol umgeben, den nothwendigſten Lebensvorrath liefern mußten, fand auch Mittel, die dortigen Seethiere zu ſeinen Zwecken zu benutzen. Außerdem, daß er ſeine Mannſchaft das Fleiſch derſelben eſſen lehrte, ließ er aus dem Speck, womit die Natur ſie gegen die Kälte gerüſtet hat, Thranöl brennen, und ihre Häute zur Ausbeſſerung des unbeweglichen Tauwerks, wo Leder nöthig war, verwenden. Der Thran wird auf dem Schiffe theils in Lampen, theils zum Einſchmieren verſchiedener Werkzeuge und zu andern Abſichten ſehr häufig verbraucht; folglich gehörte die Ergänzung dieſes Vorraths zu den Gegenſtänden, welche der Sorgfalt des Entdeckers würdig waren.

Den Umfang und die Schwierigkeiten des Entdeckungsgeſchäftes, die Wichtigkeit und Mannichfaltigkeit der Pflichten, Sorgen und Arbeiten, die auf Cooks Schultern lagen, endlich die völlige Abhängigkeit des glücklichen Ausgangs aller Unternehmungen von den Talenten dieſes einzigen Mannes, von der unermüdeten Thätigkeit und ſteten Gegenwart ſeines an Hülfsmitteln unerſchöpflichen Geiſtes, wird man auch in meinen unvollkommenen Entwürfen deutlich erkannt haben. Aus der Vergleichung desjenigen, was Cook geleiſtet hat, und

und der Art wie er dabey zu Werke gieng, mit den geringfügigen und kraftloſen Bemühungen anderer Seefahrer, beſtätigt ſich alſo die große Wahrheit, daß im Gewühl der Welt bisweilen Männer von außerordentlichen Gaben erſcheinen, die zu gewiſſen Endzwecken gleichſam ganz eigentlich gebildet ſind, und den großen Haufen des Menſchengeſchlechts weit hinter ſich zurücklaſſen. Wenn man nicht bezweifeln kann, daß die natürliche Anlage, die Erziehung im weiteſten Verſtande, und die Verhältniſſe der Zeit und des Wirkungskreiſes die Verſchiedenheiten hervorbringen, die man zwiſchen Menſchen und Menſchen bemerkt, ſo ſcheint auch jene Behauptung nichts zu enthalten, was der Erfahrung und der Vernunft widerſpräche. Das Seltene und Große verdient aber, wenn es gleich aus natürlichen Gründen erklärt und hergeleitet werden kann, jederzeit den Grad von aufmerkſamer Achtung, den man Bewunderung nennen muß, weil er auf die höhere Ordnung in der Verkettung der Urſachen zurückgeht, auf eine Ordnung, die unſere Begriffe überſteigt. Doch indem wir die thörichte Bewunderung der Unwiſſenheit vermeiden wollen, fallen wir oft in das entgegengeſetzte Extrem, alles wirklich Erhabene kalt und gleichgültig vorbeyzugehen. Jenes *plus vltra*, jenes weiter Eilen und Emporſtreben zu neuen Kenntniſſen und Entwicklungen unſerer Kräfte, welches der menſchlichen Natur ſo eigenthümlich iſt, liegt allerdings bey dieſer Geringſchätzung des Bekannten zum Grunde; nur fehlt man insgemein darin, daß man das erſchöpft zu haben glaubt, deſſen Oberfläche man doch kaum berührte. Bey der Betrachtung eines ungewöhnlichen Charakters iſt es ſchwerlich hinreichend, daß man ſich im Allgemeinen vorſtellen könne, wie ſeine Züge ſich bildeten, und daß man ihn für keinen vom Olymp herabgeſtiegenen Halbgott halte. Wem dieſes genügt, der kann unmöglich ein Gefühl von dem, was Größe iſt, erlangen, und wird ſehr ſchwer, ich will nicht einmal ſagen ſelbſt zur Unternehmung großer Handlungen angefeuert werden, ſondern auch nur ſich die Fertigkeit erwerben, gewöhnliche gut zu verrichten. Indem wir das Große mit den Triebfedern zuſammenhalten, die es hervorbrachten, können wir freylich keine andere als dieſe Reſultate herausbringen: die Urſach iſt der Wirkung gleich, und keine Wirkung iſt ohne Urſach; hielten wir aber dasjenige, was vor unſern Augen geſchieht, mit dem zuſammen, was wir leiſten können, oder wirklich thun, ſo ſtießen wir in vielen Fällen auf ein Verhältniß,

welches

welches uns entweder ſchamroth machen, oder uns wenigſtens eine unwillkührliche Bewunderung abnöthigen würde. Die letztere Art Vergleichungen anzuſtellen muß heut zu Tage ſeltner werden, da man oft mit achtzehn oder zwanzig Jahren alles zu wiſſen glaubt, und dieſe geiſtige Ueberladung gewöhnlich das kalte Fieber der Afterphiloſophie nach ſich zieht. Denn nicht genug, daß ein jeder bey Dingen die ihm leicht gethan dünken, ungerührt bleibt, ſo pflegt auch, wenn Thaten erzählt werden, welche bey dem Zuhörer oder Leſer das Gefühl der Unerreichbarkeit erwecken, ein wegwerfender Scepticiſmus der gedemüthigten Eigenliebe zu Hülfe zu kommen, und die Gränzen des Möglichen willkührlich zu verengen, um alles Große für erdichtet halten zu können. Die Erfahrung des praktiſchen Lebens lehrt hingegen jeden, der auf ſich Acht haben will, von einer Seite die Schwierigkeiten in der Ausführung deſſen, was ihn ſo kinderleicht dünkte, gehörig erkennen; von einer andern aber auch den Punkt des Erreichbaren, wohin man durch gleichförmige Anſtrengung aller Kräfte die in unſerer Gewalt ſind, gelangen kann, richtiger zu beſtimmen und weiter hinauszurücken. So entſteht endlich eine beſcheidene Anerkennung und Schätzung des fremden Verdienſtes, ein Sinn für diejenige Vollkommenheit und wahre Größe, deren der Menſch fähig iſt, und eine theilnehmende, herzliche Bewunderung der edleren Sterblichen, in denen die ganze Würde unſerer Natur hervorleuchtet. Dieſe Wärme des Gefühls, die einen rühmlichen Wetteifer nährt, und ſich mit den niedrigen Regungen des Neides nicht verträgt, iſt zugleich das beſte Verwahrungsmittel gegen jene eingeſchränkte, partheyiſche, und leider noch ſo allgemeine Vorliebe für unſere eigene Beſchäftigung, welche mit der Herabwürdigung anderer Lebensweiſen und anderer Klaſſen des menſchlichen Wiſſens verbunden iſt. Thätigkeit ohne vorzügliche Geiſteskräfte kann im Subalternen, Scharfſinn ohne regen Trieb zu handeln im ſpekulativen Philoſophen brauchbar ſeyn; aber durch die Verbindung beyder Eigenſchaften ward Cook zum Entdecker. Wenn lebhafte Erinnerungen von jener Fahrt, auf der ich ihn in einem frühen Alter begleitete, in einer ungeſchmückten Erzählung, dazu beygetragen haben, dieſen Charakter im Allgemeinen kenntlicher und namentlich in Cooks Beyſpiel hochachtungswürdiger zu machen; ſo dürfte ich hoffen, diejenige Klaſſe von Schriften, welche von Entdeckungsreiſen handelt, von dem ſchweren Verwurfe befreyt zu haben, daß nichts ſie den

Leſern reizend mache, als die dadurch genährte leere Sehnſucht nach einem in Faulheit verträumten, oder mit kindiſchem Spiel vertändelten Leben.

1. Reſultate.

Man kann nicht läugnen, daß **Cooks** Reiſen von den verſchiedenſten Klaſſen des Publikums mit einer allgemeinen Aufmerkſamkeit geleſen worden ſind. Hieraus ſcheint unmittelbar zu folgen, daß ihr Intereſſe aus den allgemeinſten Beziehungen entſtanden ſeyn müſſe, welche die Wißbegierde der Menſchen am ſicherſten reizen, indem ſie ihre Denkkraft beſchäftigen und Empfindungen in ihnen erregen. Dem Menſchen liegt unſtreitig kein Gegenſtand näher als der Menſch ſelbſt in allen ſeinen mannichfaltigen Verhältniſſen der Geſtalt, der Entwicklung, der Verfaſſung, der Zeit und des Orts. Die Vergleichung unzähliger Abweichungen von unſerer Lebensweiſe, die Betrachtung deſſen, was in dieſen verſchiedenen Gemälden auf unſern eignen Zuſtand anwendbar iſt, die Erweckung einer Menge von Ideen, Vorſtellungen, Begriffen und Neigungen, die bereits in uns vorhanden

waren,

waren, aber durch ähnliche oder auch entgegengeſetzte Züge im Charakter verſchiedener Nationen erſt angeſtoßen wurden, ſind eben ſo viele kräftige Mittel die Aufmerkſamkeit des Verſtandes zu feſſeln. Die Begebenheiten der Reiſe, die Gefahren der Reiſenden, ihr erlittenes Ungemach, das Betragen der Einwohner ferner Gegenden, mit einem Worte, Handlung iſt es, was auch die Leidenſchaften des Leſers in das Spiel zieht, und das Intereſſe der Reiſebeſchreibung aufs höchſte ſpannt. Ein jeder fühlt ſich an der Stelle des Beobachters, oder des Handelnden, und beſtätigt dadurch jene ſo allgemein bekannte, als feine und richtige Bemerkung des dramatiſchen Dichters:

Homo ſum: humani nihil a me alienum puto.

Auch die Natur, inſofern ihre Beziehungen auf unſer Leben leicht in die Augen fallen, gehört zu den Gegenſtänden, die ein allgemeineres Intereſſe erwecken. Es iſt uns nicht gleichgültig, auf welche Art in jedem Lande die erſten Bedürfniſſe befriedigt werden, und welche Annehmlichkeiten oder welche Mängel das Klima, die Unebenheiten des Bodens, die Bekleidung der Erde mit Bäumen und Kräutern und ihre Bevölkerung mit allerley Thierarten dem Beobachter darſtellen. So hat

hat auch die Schilderung großer Naturerſcheinungen, insbeſondere ſolcher, welche unmittelbare Beziehung auf die Sicherheit des Menſchen haben, oder ſich durch ihren majeſtätiſchen Anblick der Einbildungskraft bemeiſtern, für alle Klaſſen von Leſern einen ſtarken Reiz. Auf dieſe allgemeinere Beziehungen folgen dann eine Menge nähere und ſpeciellere, welche ihr Intereſſe nur von der verſchiedenen Rückſicht, in welcher man lieſt, entlehnen. Der Umfang einer großen Entdeckungsreiſe und die Mannichfaltigkeit der darin vorkommenden Gegenſtände machen aber, daß man ſie faſt in eben ſo vielfältiger Abſicht mit Nutzen leſen kann, als es Modificationen oder Zweige des menſchlichen Wiſſens giebt. Doch ſind auch unter dieſen wiſſenſchaftlichen Beziehungen einige von allgemeinerem Intereſſe, und andere, die faſt ganz allein den eigentlichen Gelehrten an ſich ziehen, dem es um die Berichtigung oder Vermehrung gewiſſer Reihen von Begriffen zu thun iſt. Dieſe letzteren enthalten nämlich das Detail einzelner Wahrnehmungen, deren Anwendung man ohne Sachkenntniß nicht gleich abſehen kann; da hingegen jene hauptſächlich nur die wichtigen Reſultate zuſammenfaſſen, welche für dieſe oder jene Wiſſenſchaft aus den vorerwähnten einzelnen Faktis floſſen. Zu dieſen allgemeinen Folgerungen, welche auf das Aggregat vieler einzelnen Beobachtungen gegründet ſind, und dennoch ſelbſt für den gleichgültigſten Leſer etwas anziehendes haben, wäre es auch nur, weil ſie Stoff zur geſellſchaftlichen Unterhaltung darbieten, ſcheinen mir folgende mit Recht gezählt werden zu können: 1. daß eben ſo wenig das Daſeyn des eingebildeten Südlandes jemals wieder behauptet werden kann, als die dunkle Lehre vom nothwendigen Gleichgewicht der beyden Halbkugeln; 2. daß das Meer um beyde Pole gefriert, und jene Eismaſſen bildet, von denen man ehedem wähnte, ſie kämen aus großen Flüſſen herabgeſchwommen; 3. daß eben dieſes Eis von Salztheilchen leer iſt und zum Trinken gebraucht werden kann; 4. daß man heut zu Tage zur See aſtronomiſche Beobachtungen anſtellt, wodurch ſich die Länge faſt allezeit bis auf einen halben Grad zuverläßig beſtimmen läßt; 5. daß im Fach der nautiſchen Geographie nunmehr alle großen Entdeckungen erſchöpft ſind, und die Nachleſe nicht anders als ärmlich ausfallen kann; 6. daß die ſüdliche Halbkugel mehrentheils mit Waſſer bedeckt, und verhältnißmäßig kälter als die nördliche iſt; 7. daß viele Juſeln und Felſenbänke vom anſehnlichſten Umfange im heiſſen Erdſtriche blos das

Werk einer Art polypenähnlicher Gewürme ſind; 8. daß im Weltmeer ein zwiefaches Leuchten, ein elektriſches und phosphoriſches, Statt findet, wovon letzteres wieder auf doppelte Art, nämlich unorganiſch und in lebendigen Thieren, erſcheint; 9. daß die häufige Erſcheinung der Seevögel und des ſchwimmenden Seetangs (*fucus*) nicht mehr für ein ſicheres Zeichen von nahem Lande gilt; 10. daß entlegene Inſeln niemals reich an vielerley vierfüßigen Thieren ſind; 11. daß die Botanik aus jenen neuentdeckten Ländern mit mehr als zweytauſend Gewächſen bereichert worden iſt, von denen manche in Zukunft einen beträchtlichen Nutzen verſprechen; 12. daß man, bey gehörigen Vorkehrungen, auf dreyjährigen Seereiſen vom Scharbock nichts zu befürchten hat; 13. daß ſich dem Handel von mehr als Einer Seite neue Ausſichten eröfnen; 14. daß verſchiedene große und wichtige Länder dem Unternehmungsgeiſte der Europäer die vortheilhafteſten Lagen zu neuen Pflanzſtädten darbieten, wodurch dereinſt das gemeinſchaftliche Band der Nationen geſtärkt, und die Kultur des Menſchengeſchlechts in allen Welttheilen befördert werden kann; 15. daß durch das ganze Südmeer, von der Nachbarſchaft Indiens bis gegen Peru und Mexiko hinüber, auf weit entfernten

fernten und vereinzelten Inſeln, ein Volk angetroffen wird, das in Geſtalt, Sprache und Ueberlieferungsbegriffen durchgehends übereinſtimmt, ob es gleich in Kultur, Verfaſſung und Sitten verſchieden iſt. 16. Daß ein andrer, in Anſehung der Sprache, Farbe und körperlichen Bildung von jenem verſchiedner Stamm ſich nicht ſo weit von Indien durch einige andere Inſelgruppen ausgebreitet hat; 17. daß man in Abſicht der Bevölkerungsgeſchichte der Erde ſchwerlich auf zuverläſſigere und mehr entſcheidende Data rechnen kann, als man bereits beſitzt; 18. daß die Natur des Menſchen zwar überall klimatiſch verſchieden, aber im Ganzen, ſowohl der Organiſation nach, als in Beziehung auf die Triebe und den Gang ihrer Entwickelung, ſpecifiſch dieſelbe iſt; 19. daß, ſo wie es kein Volk ohne Sprache, und keine Sprache ohne Vernunft giebt, ſo auch keinen blos thieriſchen Stand der Natur; endlich 20. daß eine völlige und abſolute Gleichheit unter den Menſchen, ſo wie ſie phyſiſch nirgends exiſtirt, auch ſittlich unmöglich iſt. Die Ausmittelung dieſer und anderer Sätze von gleichem Gehalt ſcheint den Reiſen unſeres großen Seemanns einen entſchiedenen Werth beyzulegen; und es würde dem kalten Leſer zum Vorwurf gereichen, wenn er ſie aus langer Weile überſchlagen,

gen, und dem theilnehmendern, wenn er vorſetzlich ihre Wichtigkeit verkennen wollte*). Ich wenigſtens bin zu feſt überzeugt, daß es mehr als Eine Quelle des Intereſſirenden giebt, und hege zuviel Achtung für den vorzüglichen Grad der unter uns herrſchenden allgemeinen Aufklärung, um es wahrſcheinlich zu finden, „die Geſchichte jener Reiſen gewähre dem Leſer weiter nichts, als Befriedigung der Sehnſucht nach einem goldnen Zeitalter,“ da ſie meines Erachtens im Gegentheil, dieſe Vorſtellungsart auf immer aus dem Reich der Wirklichkeit in die Phantaſiewelt der Dichter verweiſet. Ueberall, wohin Cook und ſeine Gefährten fahrten kamen, es ſey in der Nähe des Pols oder des Aequators, fanden ſie den Genuß der Menſchen im Verhältniß mit der Thätigkeit ihres Körpers und ihres Geiſtes. Der gemäſtete Müßiggänger iſt in O-Taheiti, wie in Europa, nur eine Mißgeburt der Regierungsform, die auf Unkoſten einer arbeitenden und dienſtbaren Klaſſe von Menſchen exiſtirt. Sollte ſein Loos uns nicht vielmehr ein Gegenſtand der Verabſcheuung, als der Sehnſucht ſeyn? Doch es iſt Zeit, eines ſo übereilten als unverdienten Spottes zu ſchonen. So lange es unbeſtritten bleibt, daß eine vollkommnere Erkenntniß unſerer Verhältniſſe, oder deſſen was wir Wahrheit nennen und durch vervielfältigte Erfahrung erlangen, dasjenige Ziel iſt, für welches die Natur Geſchöpfe mit entwicklungsfähigen Anlagen beſtimmte; ſo lange wird das Verdienſt des Entdeckers, der die Summe des menſchlichen Wiſſens mit jener Menge von neuen oder berichtigten Begriffen vermehrte, weit über alle Anfälle der Tadelſucht erhaben, auf einem unerſchütterlichen Grunde ſtehen. Will man aber noch weiter gehen, und ſeine Bemühungen, weil ſie unſerer geſitteten Verfaſſung, unſerer wiſſenſchaftlichen Aufklärung, unſerer durch vermehrte Bedürfniſſe aufs höchſte geſpannten Thätigkeit angemeſſen und nothwendig

---

*) Viele der obenangeführten Reſultate, nebſt den Gründen auf denen ſie beruhen, lieſet man in meines Vaters, während ſeiner Reiſe um die Welt geſammelten, Bemerkungen (welche ich aus dem Engliſchen überſetzt habe, Berlin bey Haude und Spener, 8. 1783) Hieher gehören auch meine Aufſätze de plantis eſculentis inſularum oceani auſtralis. Berol. 8. 1786. und der in dieſer Sammlung, über Neuholland nebſt einem Aufſatz über die Menſchenracen im T. Merkur, Oct. und Nov. 1786. Außerdem bleibt die Sammlung der neuen Seereiſen die gemeinſchaftliche Quelle jener Beobachtungen.

ſind,

ſind, eben darum auch für heilſam und nützlich erkennen; will man dasjenige, was heut zu Tage politiſche und ſittliche Glückſeligkeit zu heißen pflegt, nicht für Täuſchung und leeres Wortgepränge halten: ſo wird ſich ein dankbares Gefühl in unſere Bewunderung miſchen, und dem wohlthätigen Genius der Entdeckungen huldigen, der uns jene für die Mitwelt und Nachwelt ſo reichhaltigen Reſultate verſchafte.

Den Menſchen zu erhalten, und ihn glücklich zu machen, ſind die beyden großen Probleme der Staatskunſt. Daher ſchmückte bey Völkern, die das Verdienſt zu ehren pflegten, ein Bürgerkranz den Mann, der alle Kräfte aufgeboten hatte, um zu dieſen edlen Zwecken mitzuwirken. In England trat eine gelehrte Geſellſchaft gewiſſermaßen in die Vorrechte des Souverains, indem ſie ſich freywillig die ehrenvolle Pflicht auferlegte, Verdienſte um den Staat zu krönen. Cook hatte den Scharbock, dieſe Peſt der Seefahrenden, welche ſonſt auf den Brittiſchen Flotten mehr Schlachtopfer hinweg zu raffen pflegte, als der blutigſte Krieg, durch weiſe Maaßregeln beſiegt. Ihm alſo, dem Retter und Befreyer von dieſem grauſenvollen und langſamverzehrenden Tode, dem Erhalter

halter des Lebens vieler Tauſende, die künftig geſund und getroſt den Ocean beſchiffen werden, ihm reichte die Philoſophie den Kranz der Ehre dar, den er im alten Rom vom Volk und vom Senat erhalten hätte *). Cook hatte aber durch ſeine Entdeckungen für die Erhaltung jener nützlichen Menſchenklaſſe, die ſich nicht anders ernähren kann, als wenn ſie unaufhörlich ihr Leben wagt, auf mehr als Eine Art geſorgt. Des Vortheils nicht zu gedenken, daß nach ſeinen letzten gefahrvollen und fruchtloſen Verſuchen eine nördliche Durchfahrt zu finden, die Entdeckung derſelben, welche bereits ſo viele unglückliche Unternehmungen veranlaßte, nunmehr bis auf eine künftige Verrückung der Erdachſe wohl nicht verſucht werden möchte, belehrt uns ein Blick auf die Charte, wie viel er dazu beygetragen hat, die Gefahren der

---

*) Sir Gotfrey Copley, ehemaliger Präſident der Königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu London, hat derſelben einen Fond hinterlaſſen, aus welchem jährlich eine 50 Pfund Sterling ſchwere goldene Schaumünze geſchlagen werden kann, welche demjenigen Mitgliede zu Theil wird, dem man die wichtigſte Erfindung verdankt. Die Schaumünze bekam Cook.

der Schiffahrt durch die genauere Auskundſchaftung der Seeküſten des ganzen Erdbodens zu vermindern. Ich rede nicht blos von ſeinen geographiſchen Entdeckungen in einem bisher noch wenig beſuchten Welttheil. Wie viele Ankerplätze, Häfen und Rheeden, wo Schiffe in Sicherheit liegen und für ihre Mannſchaft Erfriſchungen laden können, müßten wir nicht herzählen, wenn wir die herkuliſche Arbeit ſeiner drey Entdeckungsreiſen durchgehen wollten! Allein auch Länder, die uns näher und ſchon im Bezirk des Europäiſchen Seehandels liegen, ſind durch ſeine Bemühungen genauer bekannt, ſo wie ihre Lagen richtiger beſtimmt und ihre Häfen mit allen kleinen zur praktiſchen Schiffahrt unentbehrlichen Merkmalen beſchrieben und gezeichnet worden. Ein eben ſo wichtiges und glänzendes Verdienſt des unſterblichen Entdeckers, kann ich nicht übergehen, wenn ich nicht den Vorwurf einer großen Vergeßlichkeit verdienen will. Ihm, und zwar faſt ganz allein ihm, iſt man die vollkommnere Vereinigung der Sternkunde mit den Geſchäften des Seemannes ſchuldig, eine Verbindung, wodurch die größte Gefahr und Schwierigkeit der Schiffahrt gehoben wird. Er begnügte ſich nicht, das praktiſch-anwendbare dieſer erhabenen Wiſſenſchaft ſelbſt unabläßig zu benutzen, ſondern bildete während ſeiner Reiſen in eben dieſen Grundſätzen auch eine Menge junger Officiere, die gegenwärtig durch Beyſpiel und Unterricht den Geiſt der Beobachtung in der ganzen Brittiſchen Marine verbreiten. Die ſchrecklichen Folgen der Unwiſſenheit, oder wohl gar einer thörichten Verachtung aſtronomiſcher Kenntniſſe, die Verwirrung, die Angſt, das Elend, die Gefahren, denen der Seemann ausgeſetzt iſt, wenn ihn ein Sturm von ſeiner Laufbahn verſchlägt, und es ihm an Mitteln fehlt, ſich wieder zu orientiren, ſind durch unzählige Beyſpiele zu bekannt, als daß ich ſie hier zu ſchildern brauchte. Um ſo vielmehr iſt es zu verwundern, daß, bis auf Cooks Entdeckungsreiſen, die nautiſche Sternkunde in ihrer Kindheit blieb. Die Länge zur See zu beobachten und zu berechnen, war bis dahin bey allen Seeleuten unerhört, und ſowohl aſtronomiſche Inſtrumente, als Beobachter, die dieſen Namen verdient hätten, waren noch äußerſt ſelten. Ja, es ward ſogar im Jahr 1770 noch nothwendig befunden, in dem Anhang zu den Mayeriſchen Tafeln den berühmten Sternkundigen de la Caille zu widerlegen, welcher behauptet hatte, daß die leichteſte und einfachſte aller Beobachtungen, die der Sonnenhöhe am Mittage, nicht genauer als bis auf

fünf

fünf oder gar nur auf acht Minuten, der Wahrheit nahe kommen könne. Auf Cooks Schiffen hingegen war kein Officier, und kaum ein Seecadett, der nicht mit aller erforderlichen Genauigkeit die Entfernung des Mondes von der Sonne oder von einem Stern zu meſſen, folglich von allen Beobachtungen die ſubtilſte anzuſtellen gewußt hätte. Es war mit dem Wetteifer und dem Ehrgeiz, den ihr Befehlshaber ihnen eingeflößt hatte, ganz unverträglich, daß ſie ſich über dieſen Punkt eines Vorwurfs ſchuldig gemacht hätten. Eben dieſe Fertigkeit bewieſen ſie in dem Gebrauch des Azimuth-Compaſſes zur Beſtimmung der Abweichungen der Magnetnadel, und in der dazu nothwendigen Berechnung. Cook führte ſie zur Unterſuchung der Strömungen im Meere, der Höhe und Richtung der Fluthen, und der Zeit ihres Wechſels an, worauf die Sicherheit der Schiffahrt an Küſten ganz vorzüglich beruhet. Allein auch jene wiſſenſchaftlichen Beobachtungen, welche bis jezt noch keine unmittelbare praktiſche Beziehung haben, ſind dem jungen Officiere wenigſtens in ſo fern vortheilhaft, als ſie ſeinen Beobachtungsgeiſt ſchärfen und einſt zu wichtigen Entdeckungen Anleitung geben können. Iſt es nicht, zum Beyſpiel, merkwürdig, daß die Fluth, mitten im

Ocean kaum zwey Drittel der Höhe erreicht, welche man nach Anleitung der Theorie erwarten ſollte? Iſt nicht das Südlicht in dem kalten Strich der andern Halbkugel ein Faktum, welches für die Phyſik noch viel verſpricht? Unter Cooks Anführung lernte alſo der Seecadett ſeine Aufmerkſamkeit auch auf die Tiefe des Meeres in verſchiedenen Gegenden, auf deſſen verhältnißmäßige Wärme, und die Menge des im Waſſer enthaltenen Salzes, auf die Urſachen der Polarität, auf die Inclination der Magnetnadel, und auf die Wirkungen der Schwere richten. So genoß er auch den Unterricht dieſes großen Lehrers im Aufnehmen und in der Verfertigung der Seecharten. Im Boot und am Ufer, mit dem Compaß, dem Sextanten, dem Senkbley, einer Meßkette und andern Hülfsmitteln bey der Hand, maß er Winkel, Tiefen und Entfernungen; in der Kajüte bey mehrerer Muße entwarf er nach dieſen Angaben den Plan der neuen Küſte. Bedenkt man einen Augenblick, daß die Führung eines Schiffs blos von dem Willen, und folglich von der Einſicht des Officiers abhängt, ſo wird der Nutzen des aſtronomiſchen und phyſikaliſchen Unterrichtes für die Erhaltung des Schiffvolks, und Cooks Verdienſt um die Menſchheit, auch in dieſer Rückſicht offenbar.

Die

Die einſichtsvolleſten Schiffscapitains in der Flotte fühlten die Vorzüge dieſer Officierſchule in ihrem ganzen Umfange, und bewarben ſich um die Erlaubniß unſeres großen Seemannes, ihre Söhne oder nächſten Verwandten zu ihm ins Révielat ſchicken zu dürfen. Auf ſeiner erſten Reiſe begleiteten ihn einige junge Leute, die bereits unter Byron oder Wallis das Südmeer beſucht hatten. Aus dieſen und einer großen Anzahl Cadetten, die ihm von ihren Aeltern anvertrauet wurden, bildete er nach und nach mehrere vortrefliche Officiere, die theils auf den folgenden Reiſen ihn wieder begleiteten, theils auf andern Stationen ſeiner Erziehung Ehre machten. Eben daſſelbe Verdienſt, welches ihn ohne fremde Hülfsmittel emporgehoben hatte, war auch hinreichend, ſeine Zöglinge zu befördern; verſchiedene, die als Subalternen unter ihm dienten, ſchwangen ſich bald zu Lieutenants, und ſelbſt zu Befehlshabern von Schiffen empor. Die mannichfaltigen Ereigniſſe einer Entdeckungsreiſe waren für ſie eine reichhaltige Quelle von Erfahrungen geweſen, die ſie ſonſt nirgends in ſo kurzer Zeit hätten ſammeln können, und unter keinem andern Führer ſo gut hätten benutzen lernen. Sie hatten ſich daher, durch lange Gewohnheit,. in allen Fächern des Seedienſtes Cooks

Methode zu eigen gemacht, und ſeine ſtrenge Aufſicht hatte ſie beſtändig darin geübt. Wo der edle Antrieb, ſich hervorzuthun, mit dem Vortheil, ſich nach einem ſo großen Muſter bilden zu können, zuſammentraf, war es da ein Wunder, daß ein gewiſſer Grad von Vollkommenheit errungen ward? Hätte das moraliſche Beyſpiel mit dem mechaniſchen gleiche Kraft; oder wären die Triebfedern der Nachahmung gleich wirkſam in dieſer zwiefachen Beziehung, und intereſſirte es die jugendliche Vernunft, die noch keine Widerwärtigkeiten kennt, das Herz des Menſchen ſo zu prüfen wie ſeinen Verſtand: ſo müßten aus Cooks Schiffen lauter Officiere hervorgegangen ſeyn, die auch im Betragen gegen ihre Mannſchaft ſeine milde, väterliche Zucht, und im Umgang mit ungebildeten Völkern ſeine menſchenfreundliche Achtung für ihr Leben bewieſen hätten. Allein die moraliſche Bildung fordert eine längere Erfahrung und eine ſeltene Thätigkeit des Selbſtgefühls.

Von jenen beyden vorhinerwähnten Aufgaben iſt daher auch die Kunſt, Menſchen glücklich zu machen, die ſchwerſte. Schon der ſchwankende Begriff der Glückſeligkeit, den jeder mit ſich herumträgt, mußte wohl, ehe er praktiſch werden könnte, konnte, in den meiſten Fällen eine große Einſchränkung oder eine gänzliche Umſchmelzung leiden. Mit den Neigungen und Bedürfniſſen, mit den Anlagen und Fähigkeiten des Menſchen, müſſen auch die von ihm unabhängigen äußern Umſtände in Rechnung gebracht werden; ja es iſt augenſcheinlich, daß die Dinge, auf welche wir einen Werth ſetzen, und in deren Genuß wir glücklich ſind, jenen Werth nur durch die praktiſche Erkenntniß ihres Gegenſatzes erhalten, und uns nicht anders befriedigen können, als indem wir den Zuſtand, worin wir ſie entbehrten, mit dem, worin wir ſie erlangten, vergleichen. Zwiſchen den Augenblicken des Begehrens und der Befriedigung liegt der Augenblick des Beſtrebens, um den es vielleicht der Natur am meiſten zu thun iſt. Ihr Inſtinkt, der mit unwiderſtehlicher Kraft nach phyſiſchem Wohlbehagen, nach geſundem, ſchmerzloſem Daſeyn, oder auch nach der lebhafteren Empfindung angenehmer ſinnlicher Eindrücke ſtrebt, iſt eben ſo wohl als dieſer Genuß ſelbſt, nicht Zweck, ſondern Mittel; die Abſicht der Natur ging auf Entwicklung der Kräfte, auf Handlung, Bewegung, Thätigkeit; was ſie von Genuß uns zur Lockſpeiſe vorhielt, ſollte, wie die kleine Portion Honig, welche der Hottentotte ſeinem freundlichen Bienenkukuk überläßt, nur den Gaumen reitzen, uns nur lernen, deſto eifriger ihren Zweck zu befördern*). Das Bewußtſeyn, welches ſich zum Inſtinkt geſellt, erzeugt eine Menge oft widerſprechender Neigungen, die auch alsdenn, wenn ſie natürliche Triebe erſticken, noch immer jenen Satz beſtätigen. Die Vorſtellung, welche im Menſchen die herrſchende wurde, mochte noch ſo abentheuerlich ſeyn, ſo fand er einen Genuß darin, der ihn antrieb, ſeine ganze innere Kraft aufzubieten, und alles mit einer Empfindung, die ſtärker als jede andre ſein Selbſtgefühl erweckte, in Verbindung zu ſetzen. Glücklich ſeyn, ſcheint dem zufolge, wenigſtens in der einzigen Welt die wir kennen, einen Zuſtand zu bezeichnen, wo Arbeit und Ruhe,

Anſtren-

---

*) Der Bienenmelder, oder Honigkukuk (cuculus indicator) in Afrika, zeigt ſowohl den Menſchen als einer Art von Stinkthieren, die Stöcke der wilden Bienen an. Die Hottentotten folgen ſeinem Wink, graben den Honig aus, und überlaſſen ihm gerade ſo viel, als ihn lüſtern macht, ihnen einen andern Stock anzuzeigen, welches er dadurch thut, daß er vor ihnen herfliegt, und dann, über dem Neſte in der Luft ſchwebend, ſchreyt. Man ſehe Sparrman in den Phil. Transact. T. LXVII.

Anſtrengung und Ermattung, Begierde und Befriedigung, Wolluſt und Schmerz, Freude und Leid mit einander wechſeln, wo aber die frohen Augenblicke des Genuſſes kräftig genug zu neuer Thätigkeit reizen, und lebenslang die möglichſte Entwicklung aller phyſiſchen und ſittlichen Kräfte befördern. Die Extreme einer zu heftigen Erſchöpfung und einer gänzlichen Befreyung von aller Mühe, erſticken beyde die Thatigkeit, und machen nicht glücklich. Ohne Reiz, nämlich im erſten Fall ohne Hofnung, im andern ohne Begierde, ſinkt die Hand, die nach dem Genuß greifen ſollte, kraftlos zurück; wo hingegen das wichtige Verhältniß zwiſchen Arbeit und Genuß alle Fähigkeiten und Anlagen hervorruft, entwickelt und in volle Wirkſamkeit ſetzt, da ſcheint der weiſen Staatskunſt [illegible] nichts übrig zu bleiben, als über die Entwicklung verſchiedener Kräfte ſo zu wachen, daß ſie einander nicht zerſtören können. Zur Prüfung dieſer Gedanken müßte man unterſuchen, ob die Länder, welche verhältnißmäßig die größte Anzahl glücklicher Menſchen beſitzen, nicht zugleich diejenigen ſind, wo Freyheit der Perſon, des Eigenthums, des Gewiſſens und des Denkens jede Art von Betriebſamkeit im höchſten Grade befördert, und wo man, ohne ſich zu erſchöpfen, für alle

Bedürfniſſe des Staats mit einer Art von Verſchwendung ſorgt? Dieſe wenigen Züge ſind gewiß hinreichend, jedermann einen Staat ins Gedächtniß zu rufen, der ſie alle in ſich vereinigt.

Die Fortſchritte der Aufklärung geben derjenigen Thätigkeit, welche die Hauptbedingung zum Glück der Menſchen iſt, einen ſtärkern Schwung; denn ſie bringen neue Verhältniſſe in Umlauf, wodurch die Induſtrie mit der immer ſteigenden Vermehrung der Bedürfniſſe wieder ins Gleichgewicht kommt. In eben dem Sinn, wie man thieriſche Körper Maſchinen nennt, hat man auch den zuſammengeſetzten Staatskörper mit dem vielrädrigen, lebloſen Gebilde der menſchlichen Kunſt verglichen. Allein alles an dieſer Maſchine lebt, jeder Theil hat eigene Lebenskraft; [illegible] Vereinigung lebendiger Glieder bildet nicht [illegible] todtes, ſondern ein beſeeltes organiſches Ganze; faſt auf eben die Art, wie nach van **Helmont**, **Bonnet** und **Otto Friedrich Müller**, jede Organiſation der Natur auf unſerer Erde ein Aggregat lebendiger Einheiten iſt *). Eine beſtändige und gewaltſame

---

*) S. Bonnet conſidérations ſur les corps organiſés, I, §. 152.

waltſame Bewegung, wobey unabläſſig Theile verloren gehen und wieder erſetzt werden, erhält und ernährt dieſes ungeheure Ganze; ein heftiger äuſſerer Stoß, ein Mißverhältniß der Organe, Erſchlaffung aus Mangel, Stockung aus Uebermaß der Säfte, verurſachen in ihm, wie im einzelnen Thiere, Gährungen, Erſchütterungen, Krankheiten und Zufälle aller Art, ja bisweilen gänzliche Auflöſung oder Uebergang in andere ähnliche Körper. Ohne dieſes Gleichniß weiter zu führen, erläutert es die Unentbehrlichkeit derjenigen Erhaltungsmittel, an welche ſich ein Staat, vermöge ſeiner Verfaſſung oder ſeiner ganzen Art zu exiſtiren, gewöhnt haben kann, und ſchildert deutlich die Gefahr, welche ihm bey jeder Hemmung des einmal zu ſeinem Leben beſtimmten Kreislaufes droht. Es mag alſo immerhin wahr ſeyn, daß ein mächtiger, reicher, üppiger Staat, im vollen Genuß ſeiner Kräfte, den Keim der Verweſung ſchon in ſich enthält; im Grunde ein leerer Schall, da keine Geſellſchaft unauflöslich iſt: — ſo verliert das Verdienſt eines Mannes, welcher dem gegenwärtigen Bedürfniß zweckmäßig abhilft und die Geſundheit des Staatskörpers auf lange Zeit ſichert, ſo wenig, als der Ruhm eines geſchickten Arztes;

der

der einen Kranken wieder herſtellt, ohne ihn unſterblich machen zu können.

Wenn alſo **Cooks** Entdeckungsreiſen neue Ausſichten für den Flor ſeines Vaterlandes eröffnen, wenn ſie ſeine Mitbürger zu neuer Thätigkeit aufmuntern, und die allgemeine Aufklärung aller geſitteten Völker befördern; wer raubt ihm dann den unſterblichen Ruhm, für das Glück vieler Tauſende gearbeitet, ja ſelbſt ſich hingeopfert zu haben? Dieſes Verdienſt des großen Seemannes iſt nicht etwa bloß hypothetiſch, nicht der Traum einer hochgeſpannten Einbildungskraft, welche ſich erkühnt, in eine dunkle, ungewiſſe Zukunft zu blicken, ſchon jezt ſproſſen die Früchte der erſten und letzten Reiſe des Entdeckers hervor. Zwiſchen China und der neuentdeckten Weſtküſte von Nordamerika haben engliſche Kaufleute das Band des Handels ſchon mit dem beſten Erfolg geknüpft, und ihr erſter wohlgerathener Verſuch beweiſt die Einträglichkeit dieſer neuen Fahrt. Die Pelzwerke jenes neuen Welttheils, und insbeſondere die See-Otterfelle, welche der üppige Mandarin beynahe mit Geld aufwiegt, werden ſich lange in ihrem Preiſe erhalten; denn dieſe Thiere müſſen ſeltener werden, je eifriger der Amerikaner, durch den

Tauſchhandel angereizt, ihnen nachſtellt. Es läßt ſich alſo ohne beſondern Scharfblick vorausſehen, daß die Bequemlichkeit des Handels an jener weſtamerikaniſchen Küſte bald die Errichtung feſter Poſten und Faktoreyen nothwendig machen wird, aus denen mit der Zeit ordentliche Pflanzſtädte entſtehen müſſen. Erinnert man ſich dabey an das ſchnelle Wachsthum der Staaten, welche neulich auf der öſtlichen Küſte deſſelben Welttheils in einen großen republikaniſchen Bund zuſammengetreten ſind, ſo erwartet man, innerhalb ein Paar Jahrhunderten, auch weſtwärts eine wichtige Erſcheinung am politiſchen Himmel. Die Natur aller Kolonien bringt es mit ſich, daß ſie, ſobald ſie für ſich ſelbſt beſtehen können, ſich emancipiren und vom alten Stamme losreißen. Dieſes Schickſal ſteht unfehlbar, früher oder ſpäter, den ſpaniſchen Beſitzungen durch ganz Amerika bevor, und kann vielleicht durch die Entſtehung eines neuen Handelsſtaats in Neualbion beſchleunigt werden. England könnte alſo einmal an den Bourboniſchen Höfen, die jezt die Unabhängigkeit der Amerikaniſchen Staaten unterſtützten und ſogar ihren Handel an ſich zu bringen ſuchten, das Wiedervergeltungsrecht ausüben, und den Verhältniſſen der alten mit der neuen Welt durch neue

neue Revolutionen ein ganz verändertes Anſehen geben.

Aus der Verweſung organiſcher Körper, oder ihrem Auswurf, entſtehen wieder neue Organiſationen. Zuerſt ſind es zwar nur Schimmel und Pilze; doch dieſe bereiten das Erdreich für den Keim eines edleren Pflanzengebildes. Aus den überflüßigen oder ſchädlichen Gliedern eines Staats, die er von ſich wirft, keimen bald neue Geſellſchaften hervor, die allmählig zu einer anſehnlichen Größe und Stärke gedeihen. Einige Menſchen von größerer Seele, welche ſich unter günſtigen Umſtänden in dieſen neuen politiſchen Organiſationen hervorthun, geben der noch biegſamen Maſſe Geſtalt und Conſiſtenz, und hauchen ihr einen bildenden Trieb ein, der ſie in allen ihren Theilen entwickelt und weiter organiſirt. Die Freyſtaaten in Amerika hatten keinen andern Urſprung, und ihre Geſetzgeber giengen aus ihrer eignen Mitte hervor. Eben dieſen geringen Anfang hat die neue Brittiſche Kolonie, welche, noch in dieſem Jahre, an der Oſtküſte von Neuholland angelegt werden ſoll. Jenes von Cook auf ſeiner erſten Reiſe entdeckte Neuſüdwallis, und jene Botanybay, wo die Naturforſcher in Zeit von drey Wochen beynahe vierhundert neue Pflanzengattungen fanden, ſind zum künftigen Wohnort der Verbrecher angeſehen, welche ſich ſeit einigen Jahren in den Engliſchen Gefängniſſen angehäuft haben. Dort liegt ein ungeheures Land, welches man füglich einen neuen Welttheil nennen könnte, unbebaut und unbewohnt vor ihnen offen, und bietet ihnen einen milden Himmelsſtrich, eine fiſchreiche Küſte, und ein zum Anbau bequemes Erdreich dar. Das noch unerforſchte Innere dieſes Landes enthält vermuthlich eine Menge merkwürdiger, vielleicht koſtbarer Produkte. Die geringe Anzahl der Elenden, die nackend, zerſtreuet und ohne bleibende Stätte an den dortigen Seeufern irren, iſt weder den Anſiedlern gefährlich, noch hat ſie von dieſen etwas zu befürchten. Der Anfang dieſer neuen Pflanzſtadt kann alſo unblutig ſeyn; ſie kann die Jahre ihrer Kindheit ruhig und ungeſtört verleben, und muß, fern von dem Mutterlande, ihren Unterhalt mit deſto größerem Eifer im Ackerbau ſuchen, der die einzige Quelle des wahren Reichthums iſt. Allein ſobald die Bevölkerung in **Neuholland** nur geringe Fortſchritte macht, verwebt ſich die Anpflanzung der nahegelegenen Inſeln von **Neuſeeland**, welche an Bau- und Nutzholz, an Pflanzenprodukten aller Art und an Fiſchen ſo ergiebig ſind, mit in das Intereſſe der neuen Kolonie. Das dortige Erdreich und Clima ſind dem Anbau unſerer Getraidearten und des Weinſtocks vorzüglich angemeſſen. Die Hyacinthenähnliche Pflanze (*Phormium*) welche dort einheimiſch iſt, und den Einwohnern einen unzerſtörbaren, ſeidenweichen und glänzendweißen Flachs liefert, eine Pflanze die zugleich den Vortheil hat, daß ſie auf einem felſichten, oder ſelbſt einem ſumpfigen Boden, welcher ſonſt nicht genutzt werden könnte, vortreflich gedeihet, bieten den Stoff zu Segeltuch, zu Stricken und ſelbſt zu allerley Arten von Leinwand dar. Die harzigten, gewürzhaften Bäume, aus deren Sproſſen Cook Bier und Thee bereiten ließ, und mehrere Kräuter, welche allem Anſchein nach reich an Heilkräften ſind, verſprechen dem Handel neue Ausſichten; es ſey nun, daß die angeerbte Wildheit der einheimiſchen Barbaren mit der Zeit gemildert werden kann, oder daß die Pflanzvölker europäiſchen Urſprungs, ſich mit gewafneter Hand unter ihnen niederlaſſen. Für die nördliche Gegend von Neuholland, welche dem Aequator näher liegt, ſind die Produkte der zwiſchen den Wendekreiſen im ſtillen Meere zerſtreuten Inſelgruppen von größerer Wichtigkeit. Der Brodbaum, deſſen Früchte eine ſo reichliche, geſunde und ſchmackhafte Nahrung geben, die Kokospalme mit ihren Nüſſen, ihrem Oel und ihrem weinähnlichen Saft, der Piſang, der taheitiſche Myrobalanapfel, die Yams und Aronswurzeln, die ſüßen Batatten, das Zuckerrohr, mit Einem Worte die Früchte und eßbaren Pflanzen jener Archipele, können dereinſt mit Nutzen in dem neuen Lande angezogen werden. Schon an den Küſten giebt es Stellen, die zum Anbau derſelben tauglich ſind, und in den Thälern, welche tiefer im Lande liegen, laſſen ſich dergleichen mit noch größerer Wahrſcheinlichkeit vermuthen. Der Kajoputibaum, der das berühmte Oel dieſes Namens giebt, und eine Menge Bäume, aus denen ein koſtbares, dem Drachenblut ſehr ähnliches Harz hervorquillt, wachſen in jenem Lande wild. Vielleicht könnte man von den Freundſchaftlichen Inſeln nach Neuholland auch eine neue Gattung des Fieberrindenbaums bringen, deſſen bitterer, würzhafter Geſchmack deutlich genug zu beweiſen ſcheint, daß er ſo wenig, wie ſeine Amerikaniſchen Verwandten, an Heilkräften leer ausgegangen iſt. Wer weiß nicht heut zu Tage von der Wichtigkeit dieſes Amerikaniſchen Produktes zu ſprechen, und wer erkennt nicht, daß allein die Entdeckung deſſelben das Band zwiſchen Peru und Europa unauflöslich macht? Eine zweyte Art von Fieberrinde aus den Caribäiſchen Inſeln fängt an, durch ähnliche, doch verſchiedene, aber in gewiſſen Fällen noch wirkſamere Kräfte in Ruf zu kommen. Die dritte ziert mit ihren ſchönen wohlriechenden Blumen die Gärten der Inſulaner im Südmeer, und wird vielleicht auch wegen ihrer Heilkräfte um die Hütten gepflanzt. Die Anpflanzung dieſes Strauchs, und der Handel mit ſeiner Rinde, kann in Zukunft Völker mit einander verbinden, die ohne ein ſolches Mittel noch lange getrennt geblieben wären.

Mit Erſtaunen bemerkt man, daß die Völker Aſiens, ſie mögen wie die Chineſer von Europa unabhängig geblieben, oder wie die in Bengalen, Java, den Molucken und Philippinen von unſern Kaufleuten unterjocht worden ſeyn, dennoch auf ihrer Stufe der Kultur ſtille ſtehen, ſich mit den Europäern nicht vermiſchen, und ihre eignen Sitten, Sprachen und Gebräuche beybehalten. Das Alterthum ihrer Verfaſſungen, die ſtarke Bevölkerung aller jener Aſiatiſchen Länder, und die Gewinnſucht des fremden Kaufmannes, der alles, nur nicht ſeinen unmittelbaren Vortheil, vergißt, ſcheinen ſich zu vereinigen, um jene Eigenthümlichkeit

lichkeit des Charakters zu erhalten; ja, das Klima wirkt ſogar mit Macht auf den Eroberer zurück, der ſich aus Trägheit und Behagen den Sitten der Beſiegten genähert hat. In einem Lande hingegen, wo die Zahl der urſprünglichen Eingebohrnen unbedeutend iſt; wo niemand dem neuen Ankömmlinge die Mühe erſpart, den Acker zu beſtellen; wo keine einheimiſche Manufaktur vorhanden iſt, um ihn in Baumwolle oder Seide zu kleiden; wo folglich das Wachsthum und Gedeihen der neuen Pflanzſtadt blos von ihren eigenen Kräften abhängen muß: da darf man wohl mit einiger Zuverſicht auf die Fortdauer des Europäiſchen Geiſtes der Betriebſamkeit rechnen.“ Mit dem Anbau müſſen alſo nach und nach Handwerke und Künſte entſtehen, welche ſich durch den Handel ausbreiten und vervollkommen können; Induſtrie und Luxus müſſen Hand in Hand miteinander gehen, und ſelbſt die Wiſſenſchaft kann nicht in gänzliche Vergeſſenheit gerathen. Wie müßte nicht ein Staat in der ſüdlichen Halbkugel, deſſen Einwohner ſo unternehmend, ſo thätig, ſo heftig angeſpornt durch die Menge ihrer Bedürfniſſe und ſo ſinnreich in Erfindung der Befriedigungsmittel wären, wie die Völker unſeres Welttheils und der nordamerikaniſchen Freyſtaaten, die Verhältniſſe aller nahen und fernen Nationen verändern? Neuholland, als Mittelpunkt des Handels betrachtet, ſcheint vortheilhaft gelegen zu ſeyn, um Indien mit Amerika zu verbinden, und gewiſſermaſſen die Oberherrſchaft über die öſtlichen Inſelmeere Aſiens zu behaupten.

Wenn die allgemeine Aufklärung, wenn das gemeinſchaftliche Fortrücken unſerer ganzen Gattung nach einem beſtimmten Ziele der Vollkommenheit, wenn die Ausſicht, einer höheren geſellſchaftlichen Glückſeligkeit, als die Welt noch kannte, theilhaftig zu werden, nicht etwa leere Träume einer kranken Einbildungskraft, oder ohnmächtige Schwärmereyen der Ungenugſamkeit am Gegenwärtigen, oder gar den Umarmungen manches verwegenen **Ixions** abſichtlich entgegengeſchickte Wolkengöttinnen ſind; wie wichtig wäre nicht alsdann **Cooks** Entdeckungsepoche, auch als der Zeitpunkt, wo eine neue zweckmäßige Entwicklung des Menſchengeſchlechts und ſeiner Kräfte den Anfang nehmen, und ein feſter Punkt mehr gewonnen werden ſollte, aus welchem die weiſeren Europäer den alten aſiatiſchen Eigenſinn, und jene unbezwingbare Widerſetzlichkeit des vollkommenſten, üppigſten und an natürlichen Schätzen unerſchöpflichſten Welttheils gegen alle Fortſchritte der Aufklärung endlich beſtürmen müßten?

Kühn iſt der Gedanke immer, daß fünf bis ſechshundert Millionen Menſchen, die es ſich nicht träumen laſſen, wie ernſtlich und liebreich die Philoſophie ihrer Brüder ſchon die Mittel ſie aufzuklären berechnet, von einem Zeitpunkte nicht mehr fern ſeyn ſollen, wo in ihrem Denken, Thun und Laſſen eine merkwürdige Revolution vorgehen wird, wo Lehren der Weisheit aus Europa, vielleicht auch aus Amerika und den Südländern, mit unwiderſtehlicher Macht der Ueberredung ſie auffordern werden, ihrer lange gewohnten Sklaverey, ihrer natürlichen Weichlichkeit und Indolenz, dem deſultoriſchen Gange ihrer in Bildern ſpielenden Vernunft, kurz den angeerbten, klimatiſchen Irrthümern und Mängeln ihres Verſtandes und Herzens zu entſagen, und dafür die Wahrheit zu erkennen und anzunehmen, welche den Europäiſchen oder aus Europa entſprungenen Selbſtdenker glücklich macht! Nun iſt es zwar unläugbar, daß die gänzliche Bevölkerung der Erde und insbeſondere die Entſtehung großer wirkſamer Staaten in einer bis jezt ſo gut als unbewohnten Weltgegend, merkwürdige Folgen und wichtige Veränderungen im

Syſtem des allgemeinen Zuſammenhanges nach ſich ziehen müſſe; und wer mag der prophetiſchen Begeiſterung, oder jener ihr nacheifernden Kunſt, im magiſchen Kreiſe der Dialektik die Zukunft zu enträthſeln, das Vorrecht ſtreitig machen, ſogar die Art des Einfluſſes, den dieſe Revolution endlich auf die Menſchengattung äußern wird, voraus zu verkündigen? allein für den kaltblütigen Forſcher, der die Erfahrung befragt, iſt es allerdings noch etwas befremdend, daß ihn die Begebenheiten der Vergangenheit zu dieſen Vorherbeſtimmungen nicht zu berechtigen ſcheinen.

Man nehme das Alter der Erde und des Menſchengeſchlechts ſo hoch an, als man immer will, ſo iſt doch die Geſchichte nur gleichſam von geſtern, und ſteigt nicht über dreytauſend Jahre zurück. In dieſem Zeitraum aber ſind die Sitten, die Lebensart, die Regierungsform, der Charakter und die Religionsbegriffe der Chineſer und Indier im weſentlichen unverändert geblieben, ſo oft auch die benachbarten Mongoliſchen Horden dieſe unkriegeriſchen Völker bezwungen haben. In wiefern ſind alſo die Begriffe, die wir von unſerem raſtloſen Geiſte, von unſerer auf Freyheitsſinn und Griechenlands Philoſophie gepfropften Aufklä-

Aufklärung abgezogen haben, anwendbar auf jene uralten deſpotiſch-patriarchaliſchen Verfaſſungen Aſiens, wo man ſich an ererbten Künſten und Wiſſenſchaften genügen läßt, nichts neues erfindet, und nichts fremdes lernen will? — In unſerm unbeſtändigen Klima giebt es kluge Männer und Frauen, die nach meteorologiſchen Wahrnehmungen jedem Tage des zukünftigen Jahres ſeinen Antheil Regen, oder Sonnenſchein, Froſt, Hitze, Sturm, Gewitter und Windſtille zumeſſen. In jenen Gegenden, wo das Barometer weder ſteigt noch fällt, wo die Winde und Jahreszeiten einer unabänderlichen Regel unterworfen ſind, kann man die Wetterpropheten entbehren. Doch zugeſtanden, daß ſich ein meteorologiſcher Cyklus für unſern Norden ausrechnen ließe, würde man daraus folgern können, daß dereinſt die Zeit eines immerwährenden Sonnenſcheins kommen müſſe? So bündig iſt gleichwohl der Schluß von den politiſchen Erſcheinungen eines Augenblicks und eines Winkels der Erde, die vielleicht auch ihren Cyklus haben, auf eine zukünftige allgemeine Uebereinkunft des Menſchengeſchlechts, welches dann in einem Meere von ununterbrochener Glückſeligkeit nichts weiter zu thun haben würde, als — unaufhörlich zu genießen, und endlich, über Wahrheit einverſtanden, die Denkkraft feyern zu laſſen; Mich dünkt, wir müßten in dieſer Sache nur analogiſch ſchließen. Alle Weſen der Natur ſind vergänglich, wenn gleich von verſchiedener Dauer. Eine Stunde beſchließt das ganze Daſeyn eines Schimmels; Zoroaſters Cypreſſe in Kaſchmer war vierzehnhundert Jahre alt, als der Kalife Motawakel ſie abhauen ließ. Am vergänglichſten iſt die Krone der Schönheit, die Blume und ihr Duft. Wir genießen dieſe, und freuen uns ihrer, ſo lange ſie währt, und pflegen ſie, um ihrer froh zu werden. Können wir nicht auch die Blume der Aufklärung pflegen, ſie genießen und uns freuen?

Was Cook zur Maſſe unſerer Erkenntniſſe hinzugefügt hat, iſt jedoch von der Beſchaffenheit, daß es tiefe Wurzeln ſchlagen und lange den entſcheidendſten Einfluß auf die Thätigkeit der Menſchen haben wird. Künſtliche, vervielfältigte, complicirte Bedürfniſſe, wie die unſrigen, und Leidenſchaften die ſich darauf beziehen, ſind vielleicht unmäßig in ihren Forderungen; allein ſie geben den menſchlichen Kräften zugleich einen Schwung, wodurch ſie oft unglaubliche Dinge verrichten. Nur das gegenwärtige Jahrhundert konnte Cooks brennende Ehrbegierde mit allen Hülfsmitteln ausrüſten,

ſten; wodurch er zum Entdecker ward; und nur Cook konnte dieſem Zeitalter Genüge leiſten. Verſchiedene Europäiſche Staaten haben ſo raſche Fortſchritte zur Vervollkommung gethan, daß ſie auch dem blödeſten Auge nicht mehr entgehen können. Selbſt ihre trägeren oder mehr bedrückten Nachbaren fangen an einzuſehen, wie weit ſie zurückgeblieben ſind, und welche Vortheile ſie entbehren müſſen. Auch in Deſpotien fühlt man endlich die große Wahrheit, daß die Sklaverey die Menſchen entadelt und entnervt; man nimmt ihnen daher die ſchwerſten Feſſeln ab, und lockt auf dieſe Art die Induſtrie hervor. Vor der Morgenröthe der Wiſſenſchaften verſchwindet die menſchliche Unfehlbarkeit. Duldung und Gewiſſensfreyheit verkündigen den Sieg der Vernunft, und bahnten den Weg zur Preßfreyheit und zur freyen Unterſuchung aller Verhältniſſe, die dem Menſchen unter dem Namen Wahrheit wichtig ſind. Endlich geben Luxus und Fleiß dem Leben einen neuen Werth; die Künſte erreichen den Gipfel der Vollkommenheit und Einfalt; Beobachtung und Erfahrung erweitern und verbinden alle Wiſſenſchaften miteinander; alle politiſchen Kräfte neigen ſich ins Gleichgewicht; kurz, es iſt oder es wird ſchon Blüthezeit. Die allgemeine Betriebſamkeit bemächtigt ſich ſchnell jeder kleinen Entdeckung, jeder einzelnen Erfahrung, um ſie auf das praktiſche Leben anzuwenden; wie wird nicht erſt die Maſſe der Erkenntniß, die Cook errungen hat, ihre Hände füllen und alle ihre Triebwerke bewegen? Die vollendete Erdkunde; die mit der Aſtronomie verbundene Nautik; die Ausdehnung des Brittiſchen Handels bis an die neuentdeckte Weſtküſte von Nordamerika; die Gründung einer Kolonie in Neuholland; die Bereicherung der Naturgeſchichte; die genauere Kenntniß ſo mancher Menſchenſtämme in ihrer eigenthümlichen Verſchiedenheit, und die daraus erfolgende nähere Entwickelung des allgemeinen Begriffs von unſerer Gattung, ihrer gemeinſchaftlichen Triebe, ihrer ähnlichen, auf Einer Vorſtellungsart gegründeten Vorurtheile und Irrthümer, ihrer Wildheit, Barbarey oder Kultur, ihrer klimatiſchen Lebensart und Organiſation; endlich auch die Wichtigkeit der Entdeckungsepoche für manche jener Völkerſchaften ſelbſt, deren Wiſſen und Genuß dadurch einigen Zuwachs erhalten mußte; — wie innig und vielfältig verwebt nicht dies alles den Namen und das Verdienſt des großen Entdeckers in die künftigen Beſchäftigungen vieler Völker und Generationen! Der Gränzpunkt der fortſchreitenden Aufklärung liegt außer unſerm

Geſichtskreiſe; ſelbſt wenn ihre Blüthe längſt verwelkt, ihre Frucht abgefallen und zerſtreuet ſeyn wird, ſproſſen ihre Saamen in einem andern Boden wieder hervor. Wie ließe es ſich alſo beſtimmen, wo der Einfluß, den Cook auf ſein Zeitalter und auf die Nachwelt haben muß, ſich in den Strom der Jahrhunderte gänzlich verlieren wird?

Bisher betrachteten wir nur die auffallenderen Folgen ſeiner Entdeckungen; allein ſie wirken auch unvermerkt im Stillen, und vielleicht mit deſto größerem Nachdruck, auf den Verſtand und das Herz. Es iſt ein wichtiges Geſchäft, in Stunden der Erholung, durch eine Reihe neuer Bilder die angeſtrengten Geiſteskräfte zu erquicken, den Eindruck überſtandener Mühſeligkeiten zu verwiſchen, Kraft und Muth zu neuer Anſtrengung zu geben, und das Gedächtniß mit nützlichen Lehren und Kenntniſſen zu bereichern. Unter allen Merkmalen eines aufgeklärten Jahrhunderts iſt vielleicht keines untrüglicher, als eben dieſes lebhafte Bedürfniß der Lektüre, welches ſich bis auf die untern Volksklaſſen erſtreckt. Nur iſt es zu bedauern, daß ein ſo reger Trieb von denen, die ſich zu Schriftſtellern berufen glauben, ſelten gewiſſenhaft befriedigt wird, indem die reifliche Erwägung der großen Pflicht, welcher ſie ſich unterziehen, gerade dasjenige iſt, was ſie am wenigſten zu kümmern ſcheint. Wenn indeß unter den jährlichen Hekatomben, welche nur durch ihre Anzahl einen Werth erhalten, der Wohlgeruch eines reineren, der Weisheit würdigen Opfers auf dem Altar der Göttin duftet, ſo wird ſie mit den Sterblichen verſöhnt, und läßt ſich vom hohen Sternenſitz in ihre niederen Hütten herab. Wenn ein Buch, das durch merkwürdige wiſſenſchaftliche Reſultate, lebhafte Schilderungen von Gegenſtänden, die den Menſchen nahe angehen, und Darſtellung großer gefahrvoller Thaten oder ungewöhnlicher wirklichen Begebenheiten die Wißbegierde, das Nachdenken, die Einbildungskraft, die Empfindungen und Leidenſchaften der Leſer nach einander anregt — zugleich dem Verſtande eine Menge neuer Begriffe, Erkenntniſſe, Urtheile und Grundſätze einprägt, welche, da ſie unmittelbar aus Erfahrung fließen, durch ihre praktiſche Beziehung auf das Leben, einen tiefen und bleibenden Eindruck machen: ſo kann es zur Bildung jedes einzelnen Leſers im erhabenſten Sinne, nämlich zur zweckmäßigen Entwicklung ſeiner edelſten Anlagen, ſehr weſentlich, und oft mit glücklicherem Erfolge beytragen, als

manche

manche Lehren, die auf das Wort des Meiſters für apodittiſch gelten, und denen ſein Beyſpiel widerſpricht. Das Gepräge des gemeinnützigen Fleißes, des beobachtenden Scharfblicks, der männlichen Vernunft, der Unbefangenheit und Einfalt, zeichnet Cooks Schriften, ſo wie ſeine Thaten, aus. Der Mann, dem überall Mittel zur Ausführung ſeiner Endzwecke zu Gebote ſtanden, wußte auch Worte zu finden, wenn er tief empfundene Verhältniſſe, ſorgfältig durchſpähete Naturgeſtalten und mit unnachahmlicher Kunſt und großer Kühnheit vollbrachte Arbeiten, ohne Anmaßung, aber voll Ernſt und Nachdruck erzählen wollte. Weder fremde Anleitung, noch vertraute Bekanntſchaft mit großen Muſtern, ſondern der innere Drang, wodurch er auch Entdecker ward, bildete ſeinen ungeſchmückten, aber reinen, deutlichen Styl. Ohne Anhänglichkeit an Syſteme die er nicht kannte, an Vorurtheile die er belächelte oder verabſcheute, blieb ſein feſter Punkt getreue Darſtellung deſſen, was er geſehen und erfahren hatte. Faſſen wir den Inhalt ſeiner Reiſegeſchichte zuſammen, ſo zeigt ſie, was der Menſch auf verſchiedenen Stufen der Bildung iſt; was über die ganze Oberfläche des Erdbodens die weſentlichen Bedingungen eines glücklichen, nach ſeinen verſchiedenen

Bedürf-

Bedürfniſſen modificirten Zuſtandes ſind; was die Natur ihm dazu darbietet, und was er aus dem verborgenen Tiefen ſeines eigenen Weſens ſchöpfen muß; endlich, was der geſittete, vernünftige Menſch Großes vermag, wenn er den ganzen Reichthum ſeiner Organiſations- und Verſtandeskräfte aufbietet, und ſeinen Genuß in ihre unbegränzte Thätigkeit ſetzt. Aus dieſer reichen Quelle ſchöpften bereits weiſe, gelehrte, erfahrene Männer Belehrung und Nahrung für ihren gebildeten Geiſt; und noch ergiebiger ſtrömt ſie für die aufblühende Jugend mit ihrer Wärme des Gefühls und ihrer beflügelten Phantaſie. Deutſcher Jüngling! auch Du laſeſt Cooks unvergeßliche, thatenvolle Entdeckungs-geſchichte. Sprich! wurdeſt Du nicht belehrt, aufgeklärt, zum Nachdenken erweckt; jetzt unwillkührlich durch Züge von erhabener Größe erſchüttert; dann zu ſanftem Mitleid, zur Tugend- und Menſchenliebe hingeriſſen, oder zum edlen Selbſtgefühl und zum Streben nach nützlicher Betriebſamkeit entflammt; und von Dank und Bewundrung für den Entdecker durchdrungen?

Gerecht iſt dieſes Opfer der Bewundrung, welches jedes gefühlvolle Herz dem verewigten Seemanne darbringt; gerecht, und ſeinem Andenken deſto heiliger, da es der Lohn iſt, um welchen er gerungen hat. Zwar ſeiner kalten Aſche frommt unſer Lob nicht mehr; und der Geiſt des Helden, wie der Engel des Dichters,

wird nicht herrlicher
Durch eur Entzücken; wird nicht mächtiger
Durch eur Vertrauen!

Die Welt könnte ſeine Wohlthaten genießen, und, wie ſie ſo oft gethan, des Gebers vergeſſen. Allein der Nachruhm iſt das eigentliche Erbe der wenigen Edlen. Oft zündete die Ehre, die man dem Andenken eines großen Mannes weihte, den Funken des Genius in einem andern Buſen an. Mit einem Eifer, der alle Hinderniſſe beſiegt, kämpft er dann um dieſen Preis, der ihn ſo groß, ſo rein und göttlich dünkt; und wenn er am Ende ſeiner Laufbahn einen Blick in das Vergangene wirft, verläßt er dieſen geſchäftigen Schauplatz zufrieden, froh und mit dem feſten Vertrauen, daß ſein Beyſpiel und der Ruhm ſeines Namens die wohlthätige Flamme fortpflanzen werde, ſo wie er ſie zuerſt empfing. So wird der Nachruhm gleichſam eine Schuld, welche die Nachwelt tilgen muß; und ein Zeitalter, welches bey den Verdienſten eines großen Mannes ſchweigt, verdient die Strafe, daß es keinen ihm ähnlichen Mann aus ſeiner Mitte hervorbringen kann.

Was der Menſch mit auf die Welt bringt, iſt die innere Energie ſeines Weſens, und ihre verſchiedenen Grade der Empfänglichkeit. Wie der Bildungstrieb des Körpers in verſchiedenen Menſchen nicht von gleicher Stärke iſt, und bald Patagonen, bald Lappen und Samojeden, auch in einerley Klima Rieſen und Zwerge hervorbringt; bald früh, bald ſpät, gleichförmig oder anfallsweiſe ſich entwickelt; eben ſo iſt die eigenthümliche Thätigkeit des Willens und der Denkkraft, und die Beweglichkeit der Phantaſie und des Gefühls an innerer Stärke verſchieden. Es herrſcht aber auch eine unbegreifliche Harmonie zwiſchen den Gegenſtänden der Vorſtellung, und der Fähigkeit ihre Eindrücke anzunehmen. Gewiſſe Menſchen werden durch beſondere Klaſſen von Vorſtellungen kräftig erſchüttert, die auf andere keinen Eindruck zu machen ſcheinen. So tönen geſpannte Saiten von ſelbſt harmoniſch, doch nicht eher, als bis der gleichgeſtimmte Klang ſie durchzittert. Ein Weiſer

ſagt

ſagt irgendwo ſehr ſchön und richtig: „es hängt „nur von uns ab, das Verhältniß unſerer Geiſteskräfte unter einander zu prüfen und ſie ins „Gleichgewicht zu bringen; ihr intenſiver Reichthum aber iſt die unbedingte Gabe der Götter.“ Dieſe Ungleichheit des innern Kraftmaaßes wird offenbar, ſo bald man das Menſchengeſchlecht nur etwas genauer betrachtet; allein die auffallenden Beyſpiele von auszeichnender Größe ſind in allen Ständen ſelten, obgleich an keinen ausſchließungsweiſe gebunden. „Selbſt die meiſten Fürſten,“ ſagt ein großer freymüthiger Geſchichtſchreiber, „zöge man ihnen den Purpur aus, und würfe ſie „nackt in die Welt, würden unverzüglich in die „unterſte Klaſſe der Geſellſchaft zu Boden ſinken, „ohne Hofnung ſich wieder empor zu ſchwingen.“ Dagegen hatte die Natur unſern Entdecker in der geringen Hütte des Bauers mit einem vollen Maaße von Kräften gerüſtet. Die Grundkraft ſeines Weſens lag in einem ſiegreichen Beſtreben, zur Wirkſamkeit und That auszuſtrömen; ſie ſchlummerte nie, ſie bedurfte nicht erſt der Anregung der Sinne, und ſinnlicher Genuß leiſtete ihr kein Genüge. **Cooks** Enthaltſamkeit war auf dieſe Art eine angebohrne Tugend, nicht die Folge eines hartnäckigen Kampfes. Seine Begierde konnte nur durch Erkenntniſſe geſättigt werden, und ſie mögen ihm nun Zweck oder Mittel, oder wechſelsweiſe beydes geweſen ſeyn: ſo erzeugte dieſes Bedürfniß, oder dieſer Genuß, jenen nie ermüdenden Fleiß, jenes ſo bewunderte Ausdauren und Beharren, wodurch er ſo große Thaten vollbrachte, und gegen Arbeit, Schwierigkeit, Gefahren und Widerwärtigkeiten unüberwindlich blieb. Eine Einbildungskraft, welche die Verhältniſſe der Dinge ſchnell und deutlich auffaßte und bemerkte; ein Beurtheilungsvermögen, welches richtig erkannte und unbeſtechlich entſchied; eine Reizbarkeit des Gefühls, deren Uebermaaß zuweilen leidenſchaftliche Ausbrüche veranlaßte, aber noch öfter unter der Herrſchaft der Vernunft ſich zur Gerechtigkeit, Güte und Menſchlichkeit neigte; Anlagen, welche den Adel der Seele beweiſen, ſollten ſich einſt in Cook, dem Sohn eines Pächters, zu großen Zwecken entwickeln. Seine Geburt und die Dürftigkeit ſeiner Umſtände begünſtigten indeß keinesweges ſeine Ausbildung. Eine frühzeitige Neigung für das Seeleben entſchied ſein Schickſal. Sein thätiger Geiſt, ſtark in Entſchlüſſen, kühn und ſchnell in der Ausführung, zerriß die Feſſeln, die man ihm angelegt hatte, und begab ſich freywillig unter die Zucht eines Kohlenſchiffers.

ſers. Hier erlitt er funfzehn Jahre lang, als gemeiner Matroſe und als Steuermann eines Kauffahrers, alles Ungemach und alle Mühſeligkeiten des harten Dienſtes, den er in der Folge ſeinen Untergebenen zu erleichtern ſuchte; hier ward er mit den Schwierigkeiten und Gefahren der Schiffahrt vertraut; hier ſtählte ſich ſein Herz gegen den grauſenvollen Anblick des nahen, kaum noch vermeidlichen Todes; hier legte er auch den Grund zu jener vollkommenen Geſchicklichkeit im praktiſchen Theile ſeiner Kunſt, zu der genauen und vollſtändigen Kenntniß des Schiffs und der Ausrüſtung deſſelben, der Pflichten des Matroſen und der in ihm erforderlichen Fertigkeiten und Talente, wodurch er ſich hernach vor unzähligen Befehlshabern ſo vortheilhaft auszeichnete. Nichts giebt uns einen anſchaulichern Begriff von der Feſtigkeit ſeines Charakters, als dieſe lange Prüfungszeit, wo er im eigentlichſten Verſtande mit ſeinem Schickſal kämpfte, und dennoch den Sieg davon trug. Hätten wir die Geſchichte jener funfzehn ſchrecklichen Jahre ſeiner Jugend, wie lehrreich für den Menſchenkenner würde ſie ſeyn, welchen Aufſchluß würde ſie über den ruhigen Muth und den Reichthum der Seele dieſes großen Mannes geben, der mitten im rohen Schwarm gemeiner Seeleute, — deren Sitten oft Abſcheu und Ekel erregen, deren Hang zur gröbſten Sinnlichkeit in Laſter ausartet, deren Leichtſinn zuweilen Verbrechen gebiert; ſelten eines großen Gedankens, nie eines feſten Entſchluſſes fähig iſt, — unerkannt und ohne andere Aufmunterung oder Belohnung als ſeinen eignen Beyfall, ſeinen Grundſätzen getreu bleiben konnte und ſeinem Ziel, ſo fern es auch ſeyn mochte, unermüdet entgegen arbeitete, ohne vom Beyſpiel angeſteckt zu werden, oder bey drückenden Umſtänden und fehlgeſchlagenen Hofnungen die Hände und das Haupt ſinken zu laſſen! Faſt ſcheint es auch, als wenn Cook ſein großes Maaß von Kräften damals hauptſächlich vertheidigungsweiſe gebraucht haben müſſe; denn die eingeſchränkte, niedrige Sphäre, wohin ihn ſein Schickſal verbannt hatte, bot ihm nicht Stoff genug, ſich zu beſchäftigen, und in dem Grade, wie ſeine Fähigkeiten und Anlagen es geſtatteten, ſich Kenntniſſe und Fertigkeiten zu erwerben. Die praktiſchen Erfahrungen, welche beynahe das einzige waren, womit er ſeinen Verſtand hier bereichern konnte, gewannen indeſſen bey ihm, durch den Scharfſinn und die geſunde Beurtheilungskraft, womit er ſie verdauete, eine neue Geſtalt, und leiteten ihn bald zu dem wichtigen Reſultate

ſultate, welches Tauſende in ſeiner Lage überſehen, daß mathematiſche und vorzüglich aſtronomiſche Kenntniſſe zur Bildung des geſchickten Seemannes unentbehrlich ſind. Ehe noch Cook das erſte Ziel ſeines Ehrgeizes erreichen und ein Fahrzeug als Schiffer beſteigen konnte, warf ihn ſein Schickſal plötzlich auf die königliche Flotte. Hier bahnte ihm ſein Verdienſt zum erſtenmal den Weg zur Ehre. Die Ausſicht zu einer höheren Beſtimmung zu gelangen, fachte ſeine Geiſteskräfte zu neuer Anſtrengung und neuen Arbeiten an. Wie vorhin zum Matroſen, ſo bildete er ſich jezt zum Officier. Die Tiefen der Mathematik waren ſeinem Ernſt ein leichtes und unterhaltendes Spiel; und er widmete ſich ganz der Mechanik und Sternkunde, auf denen die Theorie der Schiffahrt beruhet. Wer es weiß, welche Ordnung und Klarheit der Begriffe das Studium der Mathematik über alle Klaſſen von Kenntniſſen verbreitet, der wird ſich vorſtellen können, welch eine wichtige Veränderung mit unſerm Seemanne jezt vorgehen mußte. Doch bey allem Reichthum ſeiner Geiſteskräfte, bey der Vollſtändigkeit und Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe, hätte Cook, ohne eine günſtige Verkettung von Umſtänden, vielleicht nie den Gipfel erſtiegen, wo die Welt den großen Mann in ihm erkannte. Das Glück, welches blindlings bald die Tugend, bald den Wahnwitz krönt, geht nur zu oft vor dem beſcheidenen Verdienſt vorüber, und kränkt dadurch nicht ſowohl dieſes, als vielmehr das ganze Menſchengeſchlecht. Oder trift dieſer Vorwurf nicht die Begebenheiten einer Welt, wo ein ununterbrochener Zuſammenhang von Urſach und Wirkung alles beſtimmt? Wie dem Wortſtreit auch ſey; genug, Cook gehörte unter die wenigen begünſtigten Ausnahmen, oder er war zum Entdecker der halben Erdkugel auserſehen. Das mühſame Geſchäft, die Küſten von Neufundland aufzunehmen, war vier Jahre lang gleichſam die Vorübung zu ſeiner größeren Laufbahn. Er erlangte dabey eine von wenigen erreichte Fertigkeit und Genauigkeit ſowohl im Ausmeſſen, als im aſtronomiſchen Beobachten. Schon dort übte er ſeine Wachſamkeit und Vorſicht, ſeine Unerſchrockenheit und Gegenwart des Geiſtes im Augenblick der Gefahr, ſein mildes, ſchonendes Betragen gegen ungeſittete Völker; — Eigenſchaften, welche hernach auf ſeinen Weltumſchiffungen im Charakter des Entdeckers glänzten, und zur Vollkommenheit gediehen. Die unerwartete und ehrenvolle Aufforderung zu dieſen Entdeckungsreiſen gab endlich ſeinen Geiſteskräften die höchſte Spannung,

Spannung, und goß ein neues Feuer in alle ſeine Handlungen. Seine Entwürfe waren groß, durchdacht, wohlgeordnet und von männlicher Kühnheit; ſein Genie beſeelte ihre Ausführung, und bürgte für den Erfolg. Die Ehre, das Anſehen, der Wohlſtand ſeiner neuen Lage verengten ſein Herz nicht, und änderten nichts in ſeinem Betragen; er blieb nach wie vor der Mann von einfachen Sitten, der zwiſchen ſeiner Pflicht und ſeinem Vergnügen keinen Unterſchied kannte. Seine Empfänglichkeit für Begriffe und Gefühle war noch in voller Kraft, und ſchien vielmehr mit jeder Reiſe zu gewinnen; ja es finden ſich, vorzüglich in der letzten, Spuren einer ungleich zarteren Empfindung, als man in dem abgehärteten Seemanne geſucht hätte. Dieſer Zug, wenn ſonſt keiner, gäbe ſchon ein vollgültiges Zeugniß für ſeine große Seele, deren ſtets währendes Beſtreben es war, ſich immer vollkommner zu bilden: Kaum wird es jezt noch befremdend ſeyn, daß jener dunkle Trieb ſich hervorzuthun, der allmählig in Ehrgeiz und Begierde nach Wohlſtand übergieng, ſich bey einer ſo reich organiſirten Seele zuletzt in ein weit feineres und edleres Gefühl für den Nachruhm verwandelte. Dank ſey es der Natur, daß es Weſen von ſo empfänglicher Organiſation giebt, welche dieſer zarte Antrieb, der zugleich die Menſchen in Liebe vereinigt, zu großen Thaten wecken kann! Läßt ſich auch die Eigenliebe geſelliger und liebenswürdiger denken, als indem ſie dahin ſtrebt, ſich ſelbſt in andern lieben zu können?

Vollſtändiger, als er ſelbſt es vorausſehen konnte, hat Cook auch dieſen letzten Endzweck erreicht. Ich denke mir ihn, in der Schwärmerey eines Augenblicks, als einen der wohlthätigen Helden des Alterthums, die auf Adlersſchwingen zur Verſammlung der ſeligen Götter emporgeſtiegen ſind. Würfe er dann einen Blick vom Olymp auf dieſe Erde, ſo ſähe er eben dieſelbe philoſophiſche Geſellſchaft, die ſchon einmal ſeine Verdienſte krönte, ſein Andenken auf Münzen verewigen; er ſähe die Zähre der Wehmuth fließen, ſo oft ein edler Menſch ſeinen zu frühen, von ganz Europa beklagten Verluſt erfährt; er ſähe ſein eignes Werk, die Geſchichte ſeiner Reiſen, ein beſſeres Denkmal als Erz oder Marmor werden; — er ſähe auch die Freundſchaft Blumen auf ſein Grab ſtreuen!

II.

Neuholland

und

die brittiſche Colonie in Botany-Bay.

Quidam magnus videlicet vir et ſapiens cognovit, quae materia eſſet, et quanta ad maximas res opportunitas in animis eſſet hominum, ſiquis eam poſſet elicere et praecipiendo meliorem reddere.

II

[illegible]

Wer die Vorzüge des geſitteten Lebens ohne Vorurtheil erwägt, wird nicht in Abrede ſeyn, daß der Menſch in dieſem Zuſtande erſt eigentlich der Natur, die ihn mit Fähigkeiten ausrüſtete, ein Genüge zu leiſten anfängt, und wahrer Menſch, das iſt, ein denkendes Weſen wird, welches mehr im Genuſſe ſeines Bewußtſeyns und ſeiner Vorſtellungen, als in der Befriedigung blos ſinnlicher Begierden und blinder Triebe glücklich iſt. Zwar hat die Natur in ihrer Erdeſchöpfung, ſoweit wir ſie noch kennen, kein unglückliches Thier gebildet. Alle genießen froh die Lebenskraft, die ſich in ihnen auf unzählig mannigfaltige Weiſe äußert, die ſo unabläſſig, ſo geſchickt ohne Lehrmeiſter, ihre Individualität zu behaupten, und in ihrer Art des Seyns zu beharren ſtrebt. Empfänglichkeit und Behagen ſtehen in ewiger Harmonie; und Lebensgenuß wohnt eben ſowohl im Wurm, der zehnfach zerſchnitten in jedem Stücke ſich ergänzt und in zehn Einheiten abgeſondertes Daſeyn empfindet, wie im Menſchen, der ſtatt jener plaſtiſchen Reproductionskraft die zarteren Sinne zu Hütern ſeines Weſens erhielt. Allein die Rangordnung der Geſchöpfe wird darum nicht minder durch das Maaß der Empfänglichkeit beſtimmt. Wer möchte wohl nur Eines Sinnes entrathen, nur Eine Anlage preisgeben, um auf jene vegetirende Fortdauer Anſpruch machen zu dürfen? Jeder, eh' er Wurm werden ſollte, würde lieber als Inſect umherſchwirren, und ſo weiter ſich dem Zuſtande nähern wollen, wo er mehreren und mannigfaltigeren Eindrücken offen bliebe. Sich entrüſten über den Mängeln der bürgerlichen Geſellſchaft, und ihr den Stand der Wildheit vorziehen, heißt demnach vergeſſen, daß der verfeinerte Menſch, ſo gut wie der Wilde, im Genuſſe ſeines Daſeyns lebt, und daß der Unterſchied nur in der Art des Genuſſes beſteht, der bey jenem auf Fertigkeiten beruht, wozu in dieſem die Anlage ſchläft. Doch der Grübeley wird kein Irrthum leichter, als das unterſcheiden, wo nichts abzuſondern iſt; und ſo erdichtet ſie ſich einen Widerſpruch zwiſchen Natur und Cultur, der höchſtens in einem willkührlichen Gebrauch der Worte liegt. Die Fähigkeit zum Denken, mit allen ihren Folgen, iſt unſerer Natur ſo weſentlich inwohnend, als der Trieb zur Nahrung und Fortpflanzung, wenn ſie gleich nicht in jedem Einzelnen nach Möglichkeit entwickelt wird. Was der Gattung zukömmt, entwickelt ſich nicht nothwendig in jedem Einzelnen. Die Blattläuſe legen Eyer im Herbſt; dieſe überwintern, und aus ihnen geht eine Reihe lebendiggebärender Generationen, ſo lange der Sommer währt, hervor. Wer übrigens die Thiergeſchichte kennt, wird wiſſen, daß, wo eine Mehrheit der Anlagen ſtattfindet, eine oft die andere unterdrückt oder in engere Schranken zurückweiſet. Die Vernunft ſtreitet nicht mehr wider die übrigen Anlagen im Menſchen, als in den Thieren der Inſtinct.

Wo demnach Fähigkeiten vorhanden ſind, da wird Vollkommenheit durch ihre Entwickelung erreicht. Fortſchritt der Cultur iſt alſo Intereſſe der Menſchheit, und Bevölkerung der ganzen Erde mit geſitteten Bewohnern das große Ziel, welches wir zunächſt, als unſeres Erringens werth, vor uns ſehen. Und wie merkwürdig iſt nicht die Schnelligkeit, womit alles dieſem Ziel entgegeneilt! Zu fern zurück ins graue Alterthum verliert ſich der Anfang der Cultur in unſerm Welttheil, als daß wir mehr als muthmaßen oder glauben könnten,

was

was ihr den erſten Stoß verlieh. Wie von Epoche zu Epoche ihr Fortſchritt durch Verkettung der Begebenheiten vorbereitet ward, nur dies lehrt uns die Geſchichte. Allein in ſpäteren Jahrhunderten wird ſichtbarlich ſchneller ihr Gang. Auch in jeder Hälfte von America entſponnen ſich die erſten Fäden der Sittlichkeit zu einem zarten Gewebe der Cultur; nur wirkte dieſer Bildungstrieb zu ſchwach, zu langſam für das Bedürfnis der Zeiten; und groß, vielleicht unüberſchreitbar, blieb die Kluft zwiſchen Quippos und Buchſtabenſchrift. Columbus kam; und die Cultur that Rieſenſchritte in beyden Welten. Schöner grünte ſie nirgends, als in dem neuen mit Europa wetteifernden Freyſtaat.

Die Erſcheinung eines neuen Entdeckers, des unſterblichen **Cook**, bezeichnet in unſern Tagen eine zweyte ähnliche Epoche. Seine drey kühnen Reiſen haben das Feld geographiſcher Kenntniſſe von Pol zu Pol erweitert, und keine bedeutende Inſel liegt noch unerkannt im Ocean. Die Folgen des mächtigen Schwunges, den Ein großer Mann ſeinem Jahrhundert zu geben wußte, fangen bereits an ſich zu offenbaren. Schon knüpft der Handel eine Gemeinſchaft zwiſchen China und der neuentdeckten Nordweſtküſte von America; und

ſchon

ſchon macht Grosbritannien Anſtalt, einen großen neuen Welttheil durch Colonien anzubauen.

Neuholland, eine Inſel von ungeheurem Umfange, oder wenn man will, ein drittes feſtes Land, iſt der künftige Wohnort einer neuen bürgerlichen Geſellſchaft, die, ſo unbedeutend ihr Anfang zu ſeyn ſcheint, gleichwohl in kurzer Zeit ſehr wichtig zu werden verſpricht. Wir wollen nicht die Tauſende von Beyſpielen aufzählen, wodurch dieſe Vermuthung, auf den Gang der Natur und das Zeugniß der Geſchichte gegründet, den höchſten Grad der Wahrſcheinlichkeit erhält. Es iſt hinreichend für unſern Zweck, daß aus ähnlichen geringen und faſt unmerkbaren Entſtehungspunkten in weniger als hundert und funfzig Jahren ein großer Staat vor unſern Augen entſtanden, der trotz Englands äußerſter Anſtrengung die Unabhängigkeit errungen hat. Zwar ſind die erſten Anſiedler von Neuholland ein verworſener Haufe, den in ſeinem Vaterlande weder das Recht, noch ſelbſt die Furcht vor Strafen im Zügel hielt. Allein zu geſchweigen, daß der Dieb gemeiniglich das mitleidenswerthe Opfer einer zweckloſen Erziehung, eines todten Buchſtabengeſetzes und einer mangelhaften Staatspflege iſt; ſo beweiſet ja die alte und die neuere Geſchichte,

ſchichte, daß er aufhört ein Feind der Geſellſchaft zu ſeyn, ſobald er wieder in die vollen Rechte der Menſchheit tritt, ein Landeigenthümer und Landbauer wird. Jene vermeynte Nothwendigkeit, auf Koſten des reicheren Bürgers leben zu müſſen, die Triebfeder zum Stehlen, die als Grundſatz dem Staate gefährlich werden kann, iſt oftmals nur die Schule, wo die Kräfte des Menſchen ſich ſchnell und außerordentlich entwickeln. Gewaltſamer Druck, wie im andern Extrem die gänzliche Ungebundenheit des Wilden, erſtickt die Thätigkeit des Körpers und des Geiſtes; ein gewiſſer Grad des Zwangs, ein gelinderer Druck ruft ſie hervor und reift ſie für den künftigen Geſetzgeber. Die Räuberbande auf den ſieben Hügeln ward durch Numas Vorſchriften das erhabenſte und bewundernswürdigſte Volk der Erde. Ein roher Hirtenſtamm, der Jahrhunderte lang das ägyptiſche Joch getragen, und, wie jeder Sklave, den Adel der Menſchheit, Sinn für Tugend und Scheu des Laſters, darüber eingebüßt hatte, ward durch ſeinen großen Heerführer, trotz jener Halsſtarrigkeit, worüber er oft in Wuth gerieth, von einem Auswurf der Erde zum erwählten Volke gebildet. Die Nachkommenſchaft der erſten Delinquenten, die Jacob der Erſte nach Virginien ſchickte, hat Rang und

Stimme unter den Nationen, und wird durch Franklin und Waſhington die freye Bundsgenoſſin der mächtigſten europäiſchen Staaten. — Täuſcht die Zukunft dennoch unſere Erwartung, und wird die Colonie auf Neuholland zum Meteor, das nur einen Augenblick glänzt und verſchwindet, ſo hatte uns wenigſtens alles Vorhergegangene das Gegentheil zu ahnden berechtigt. Der Leſer, der ſich in die Ereigniſſe der Menſchengattung überhaupt und namentlich ſeines Zeitalters verflochten fühlt, wird der möglichen und wahrſcheinlichen Wichtigkeit dieſer neuen Anſtalt leicht ein Intereſſe abgewinnen; er wird es uns vielleicht Dank wiſſen, daß wir ihn vorläufig auf den Schauplatz führen, und ihm mit wenigen Umriſſen die ungeſtörte Natur jenes Landes ſchildern, welches nur noch ſeines Anbauers rege Kräfte erwartet, um dereinſt in der Geſchichte zu glänzen. **Dampier** und **Cook** ſollen bey allem, was wir davon erzählen, unſere Gewährsmänner ſeyn.

Neuholland, ſoweit ſich ſein Umfang für jetzt auf der Charte beſtimmen läßt, enthält einen Raum von mehr als 162,000 geographiſchen Quadratmeilen, der dem Flächeninhalt des feſten Landes von Europa beynah völlig gleich kommt. Das feſte Land von Europa enthält nach den neueſten Schätzungen und Berechnungen etwa 163,000 Quadratmeilen, mit den dazu gehörigen Inſeln aber 11,000 Quadratmeilen mehr. Neuholland bildet eine große beynah viereckte Maſſe, die ſich zwiſchen dem 20ſten und 35ſten Grade ſüdlicher Breite durch zweyundvierzig Grade der Länge hindurch erſtreckt, und in der ſüdöſtlichen Gegend einen ſchmalen Zipfel nach Süden bis zum 43ſten Grad der Breite von ſich ausſchickt. Auch nordwärts hat es zween beträchtliche Vorſprünge, bis auf 11 Grade gegen den Aequator hinab, welche den tiefen Meerbuſen von Carpentaria begränzen. Das indiſche Meer beſpült die weſtlichen, das ſtille Meer die öſtlichen Geſtade. Gegen Norden trennt eine Meerenge Neuholland von den Neuguineiſchen Inſeln; und nordweſtwärts liegt in nicht gar großer Entfernung die Reihe der Inſeln, welche die ſüdliche Gränze des großen indiſchen Archipels bezeichnet, von Timor an bis auf das reiche Java, den Mittelpunkt des holländiſchen Indiens. Faſt in gleicher Nähe von der ſüdlichen Spitze oſtwärts, ragen die gebirgigten Inſeln von Neuſeeland aus dem großen Südmeer hervor. Die weſtlichen Gegenden von Neuholland wurden zuerſt im Jahr 1616 durch holländiſche Oſtindienfahrer entdeckt. In den folgenden

genden Jahren ſchickten die Generalgouverneurs von Batavia Carpentier und van Diemen verſchiedene Fahrzeuge aus, welche nach und nach die nördliche und weſtliche Küſte, und zuletzt im Jahr 1642 die Südſpitze, die van Diemens Namen erhielt, auskundſchafteten. Die Entdeckung und genaue Unterſuchung der ganzen öſtlichen Seite war dem berühmten Cook aufbehalten, der ſie im Jahr 1779 auf ſeiner erſten Entdeckungsreiſe beſchiffte, und ihr den Namen des neuen Süd-Wallis ertheilte. Hier kennen wir durch ſeinen eiſernen Fleiß verſchiedene brauchbare Seehäven, und mehrere große Buchten und Oeffnungen, wo ſich noch manche ſichere Rheede vermuthen läßt. Jene früheren holländiſchen Entdeckungen haben außer dem bloßen Umriß des Landes für die Schiffahrt und die Geographie nichts beſtimmtes geliefert. Man weiß nur im Allgemeinen, daß das ganze Neuholland gegen Abend hin, eine äußerſt niedrige durch Corallfelſen und Untiefen gefährliche Küſte bildet, der ſich ſo leicht kein Schiff ohne beſondern Beruf zu nähern wagt. Dampier, ein großer Seemann des vorigen Jahrhunderts, entdeckte hier einen Haſen, vermuthlich weil er Entſchloſſenheit mit Erfahrung in ſeiner Kunſt verband, und dem Lande näher kommen durfte, als ein furchtſamer und weniger geübter Schiffer. Ein Stück von Neuholland, welches den Buſen nach Südweſten hin umzieht, iſt annoch unentdeckt geblieben, wiewol es auch ſchwerlich die wichtigſte Gegend enthält.

Aus den angegebenen Polhöhen ſieht man bereits, daß dieſes große Land unter einem ſchönen Himmelsſtriche liegt. Die nördlichen Gegenden deſſelben, welche zwölf Grade innerhalb des Wendekreiſes dem ſcheitelrechten Strahl der Sonne ausgeſetzt ſind, leiden zuweilen von übermäßiger Hitze; aber jenſeits des Steinbockskreiſes, bis zum 43ſten Grade ſüdlicher Breite, iſt das Clima gemäßigt, und etwa mit dem Vorgebirge der guten Hofnung zu vergleichen. Sogar die äußerſte Spitze von van Diemens Land, welche neun volle Grade ſüdlicher als das afrikaniſche Vorgebirge liegt, ſcheint in gleichem Maaße begünſtigt zu ſeyn, vermuthlich weil hier kein Schneegebirge, wie nordwärts vom Cap, die Atmoſphäre kühlt, und den Winden eine durchdringende Schärfe giebt. Das Innere dieſes großen Landes kann demungeachtet von anſehnlichen Gebirgsrücken durchſchnitten ſeyn. Denn höchſtens erſtreckt ſich der Geſichtskreis vom Meerufer bis auf dreyßig Meilen landeinwärts, und wie ungeheuer iſt nicht der Strich, der jenſeits

noch

noch unentdeckt und unerkannt übrig bleibt? Die Oſtküſte, welche Cook beynahe fünfhundert Meilen lang befand, iſt im Ganzen höher als die weſtliche, und zeigt überall kleine Anhöhen, Hügel und Berge von mittler Höhe. Hie und dort, wo der große Weltumſegler mit ſeinen Reiſegefährten landete, iſt man ein paar, höchſtens drey bis vier Meilen weit von der Küſte in das Innere des Landes gewandert; alles übrige bleibt unerforſcht, bis die Bedürfniſſe der neuen Coloniſten eine ſorgfältigere Unterſuchung nothwendig machen werden. Allein auch ſchon die bloße Kenntniß der Küſte begünſtigt die Vermuthung, daß die Naturgeſchichte dereinſt aus jenem neuen Welttheil einen großen Zuwachs zu gewärtigen hat.

Noch hat kein Europäer Neuholland als Mineraloge betreten. Cooks Begleiter ſchweigen von den Producten des Steinreichs, und ſcheinen über den Reitzen der dortigen Flora vergeſſen zu haben, daß auch der Boden, über den ſie hineilten, die Blicke des Kenners verdiente. Der Wundarzt Anderſon, der van Diemens Land mit Cook im Jahr 1777 beſuchte, fand dort einen feinkörnigen weißen Sandſtein, ein ſandiges Erdreich, mit leichter gelblicher Pflanzenerde, und röthlichem Thon in

Strecken abwechſelnd. Eine Spur von wichtigeren unterirdiſchen Reichthümern ſcheint indeſſen die Magnetnadel anzudeuten, die an mehreren Stellen der Küſte zwiſchen dem 22ſten und 19ten Grad der Breite, plötzlich große Abweichungen zeigte, oder gar nicht recht traverſiren wollte, mithin den metalliſchen Gehalt der dortigen Höhen deutlich zu erkennen gab. Ein anderer Umſtand, der zu wahrſcheinlichen Vermuthungen über die Beſchaffenheit der Gebirge von Neuholland Anlaß giebt, iſt die Unterſuchung der Inſel Neucaledonien, welche oſtwärts in einer Entfernung von etwa 230 deutſchen Meilen zwiſchen dem 20ſten und 23ſten Grade ſüdlicher Breite, auf Cooks zweiter Reiſe entdeckt worden iſt. Dieſe Inſel, von der uns Cook zu erzählen pflegte, daß ihr Boden und ihre Producte mit den von ihm beſuchten Neuholländiſchen Geſtaden eine auffallende Uebereinſtimmung zeigten, unterſcheidet ſich von allen öſtlicher gelegenen Inſelgruppen des ſtillen Oceans durch ihre Gebirgsart. Der ziemlich hohe Bergrücken, der ihre Mitte durchzieht, beſteht aus der uralten Felsgattung, welche den übrigen Steinlagen unſerer Erdoberfläche zum Grunde dient. Wir fanden dort ein großes Quarzgebirge, mit ſtarken Lagern von goldfarbigem und röthlichem Glimmer durchzogen,

und

und an einigen Stellen Blöcke von Serpentinfels mit Hornblende, Talk und Granaten gemiſcht. Wenn es demnach mit der Aehnlichkeit zwiſchen Neucaledonien und Neuholland ſeine Richtigkeit hat, wie viele wichtige Aufſchlüſſe für die Gebirgslehre kann der Bergmann nicht dereinſt aus jener ungeheuren Oberfläche von 160,000 Quadratmeilen erwarten?

Nicht eigentlicher Waſſermangel, aber gleichwohl Mangel an Flüſſen und beträchtlichen Strömen iſt ein auszeichnender Zug des neuen Landes, welches darin den ſüdlichen Gegenden von Afrika nicht unähnlich iſt. Allein entſchieden iſt es bey weitem nicht, daß kein großer Fluß Neuhollands Inneres durchſtrömt; und wenn es darauf ankömmt, nach Analogie und Wahrſcheinlichkeit eine Vermuthung zu wagen, ſo ſcheint die niedrige weſtliche Küſte aus mehr als einem Grunde die Gegend zu ſeyn, wo ſich die Mündung eines anſehnlichen Stromes erwarten läßt. **Cook**, der die Oſtſeite von Neuholland in der Mitte der dürren Jahrszeit befuhr, urtheilt dennoch nach dem damaligen Anſehen des Landes, daß es wohl bewäſſert ſeyn müſſe. Ueberall fand er unzählige kleine Bäche, die in der Regenzeit zu ſtarken Flüſſen anzuſchwellen pflegen; und in den Wäldern giebt es häufige Teiche ſtehenden ſüßen Waſſers, die vermuthlichen Ueberreſte des während der Sonnennähe fallenden Regens. Die flächere Seeküſte iſt oft von Buchten und Canälen durchſchnitten, und mit Manglesbäumen (Rhizophora) auf weite Strecken bewachſen, zwiſchen denen der Boden aus Sumpf und Schlamm beſteht, und mit unſerm Torfmoor einige Aehnlichkeit hat. Hier iſt es, wo ſich auch zuweilen kleine Seen von ſalzigem Waſſer erzeugen, welches vermuthlich durch unterirrdiſche Wege aus dem Meere in kleinen Vertiefungen zuſammenläuft, oder durch den Sand allmählig durchſintert. Ein ſolcher Teich mit ſalzigem Waſſer gefüllt, liegt in der waldigen Ebene, welche die Adventure-Bay in van Diemens Land umgiebt.

Die Höhen entlangs dem Meerſtrande deckt ein leichtes ſandiges Erdreich, welches wegen ſeiner großen Dürre dem Pflanzer keinen Ertrag verſpricht, und durchgehends zum Anbau untauglich iſt. Doch findet man auch Hügel, mit beſſerem Erdreich bedeckt, wo Wälder mit graſigten Plätzen wechſeln; und Ebenen ſowohl als Thäler prangen oft mit einem reichen, üppigen Gras-

wuchs,

wuchs, den die Hand des Landmannes leicht zu Wieſen und Auen umſchaffen kann. Hier findet man einen Boden von ſchwarzer Erde, die ſich ungeſtört, ſeit vielen Jahrtauſenden vielleicht, durch die jährlich verweſende Pflanzenſchöpfung angehäuft hat. In der dürren Jahrszeit iſt nichts leichter, als das trockne Gras, welches Mannslänge erreicht, in Brand zu ſtecken, und dadurch weit und breit die Gegend einzuäſchern. Als Cook einſt den elenden Wilden, welche in geringer Anzahl dieſe Küſte bewohnen, eine Schildkröte abgeſchlagen hatte, rächten ſie ſich damit, daß ſie die Gegend mit Feuer verheerten, und ſeine Gezelte anzuſtecken verſuchten. Wer den Steppenbrand in Rußland kennt, wird ſich von der furchtbaren Geſchwindigkeit, womit das Feuer ſich durch jene dürren Gräſereyen fortpflanzt, einen Begriff machen können. Die Länge des Graſes iſt übrigens das einzige Hinderniß, welches dem Wanderer in dieſem Lande beſchwerlich fällt; denn überall, die mit Mangelsbäumen durchflochtenen Sümpfe ausgenommen, iſt die Waldung offen; die Bäume ſtehen zerſtreut in geraumer Entfernung, und zwiſchen ihnen bemerkt man wenig oder gar kein Strauchwerk. Der Reichthum an verſchiedenen Gattungen von Bäumen und andern Gewächſen, die in Europa unbekannt ſind, iſt beträchtlich genug, um den Namen Botany Bay zu rechtfertigen, den Cook einem dortigen Hafen gab. Die Herren Banks und Solander ſammelten daſelbſt in Zeit von wenigen Tagen zwiſchen drey und vierhundert Arten, die vor ihnen kein Kräuterkundiger beſchrieben hat. Zu den gewöhnlichſten Bäumen gehört der Cajeputibaum (Melaleuca Leucadendra) aus deſſen Blättern man das gewürzhafte Oel dieſes Namens brennt; ferner mehrere mit dieſem Baume verwandte Arten, deren Holz zum Theil mit Vortheil für den Schiffbau gebraucht werden kann, und die vortreflichſten Maſten abgeben würde, ſobald man ein Mittel einzuſchlagen wüßte, es leichter zu machen. Einige von dieſen Bäumen vergleicht Cook, was das Holz betrift, mit der immer grünen amerikaniſchen Eiche. Eine andre Art hat ebenfalls eine Aehnlichkeit mit unſern Eichen; ihr ſchweres, hartes Holz, iſt wie Guajak (lignum vitae) von dunkler Farbe, und liefert ein röthliches Gummi, welches dem Drachenblut ähnlich iſt. Das ſchöne Baumgeſchlecht, welches der jüngere Linne, nach ſeinem Erfinder, Bankſia genennet hat, prangt hier mit ſeinen großen gelben Blumen; die Sinnpflanze (Mimoſa) erſcheint hier in verſchiedenen baumartigen

tigen Gattungen mit einfachen Blättern, wovon die eine auch in Neucaledonien zu Hauſe iſt; die Kohlpalme (Areca ſapida) und zwo andere Palmenarten ſieht man häufig in den Gegenden, die den Meerſtrand angränzen; zwo derſelben ſind dem nördlichen, heißeren Theile des Landes eigen, die dritte findet man auch gegen Süden in Menge, und ihr Kohl, oder eigentlich das Herz, welches den zarten Keim der neuen Blätter und Blüthen enthält, iſt von vortreflichem Geſchmack. Eine Art ſchlechte, unſchmackhafte Feigen, ein Baum mit einer plattgedrückten Frucht, und noch ein anderer, der purpurfarbene Aepfel trägt, imgleichen ein wilder Piſang, welcher reife Saamen in ſeinen Früchten enthält, eine Pflanze, welche mit der Aronswurzel verwandt iſt, zwo Gattungen von Yamswurzeln, eine Art Faſolenbohnen, eine Art Peterſilien und Portulak, ſind die einzigen zur Noth eßbaren Pflanzen. Doch erfordern auch dieſe eine Zubereitung; der Apfel, zum Beyſpiel, muß einige Tage liegen, ehe er eßbar wird, und die Wurzeln müſſen mehreremal abgeſotten werden, um ihre brennende Schärfe zu verlieren. Der Manglesbäume an den Küſten haben wir bereits erwähnt. Noch findet man in ſandigen Strecken, den Pandang, deſſen Frucht der Ana-

nas

nas ähnlich ſieht, aber kaum genießbar iſt; das orientaliſche anacardium (Semecarpus orientalis) und eine Menge kleine Gewächſe, Farrnkräuter und Mooſe.

Die Untiefen und Klippen, die bey weitem den größten Theil von Neuholland umringen, und hauptſächlich in der nördlichen Gegend die Schiffahrt äußerſt unſicher machen, ſind bekanntlich das Werk kleiner polypenartiger Thierchen, denen man erſt ſeit Peyßonels Unterſuchungen das thieriſche Leben zuerkennt. Man erſtaunt über den wunderwürdigen Zellenbau dieſer weichen und dem Anſchein nach ſo vergänglichen Geſchöpfe. Aus der unergründlichen Tiefe des Meeres, die kein Senkbley erreicht, wachſen Felſenmauren zugleich mit ihren Einwohnern hervor, und breiten ihre Aeſte immer weiter in allerley Richtungen aus, je näher ſie der Meeresfläche kommen. Hier ſchlägt die brandende Woge unaufhörlich an das lockere Wurmgehäuſe, welches gleichwohl ihrer Gewalt widerſteht, und innerhalb ſeiner Gränzen ruhige Häfen bildet. Strecken von mehreren hundert Meilen ſind mit dieſen Corallenriefen umringt; und oft erſtrecken ſie ſich ſo weit ins offene Meer hinein, daß das Auge außerhalb ihrem Bezirk die Küſte nicht erreicht. Der beherzteſte Seefahrer erſchrickt bey ihrem überraſchenden Anblick, wenn der herrſchende Seewind ſein Schiff darauf zutreibt, und verzagt, wenn vollends eine gänzliche Windſtille ihn der Willkühr der Wellen preis giebt, und nur das Brauſen der ſchäumenden Brandung die feyerliche Pauſe der Natur unterbricht. Der erſte Entdecker ſolcher furchtbaren Felſenwände kämpft gemeiniglich mit zehnfacher Gefahr, und wagt ſein Leben für die Sicherheit nachfolgender Schiffer. So mußte Cook, als er an der Küſte von Neuholland hinſchiffte, ſeiner Wachſamkeit ungeachtet, auf einen verborgenen Felſen ſtoßen, der, wäre er nicht im Schiffe ſtecken geblieben, ſeinen unvermeidlichen Untergang verurſacht hätte. Dem Naturforſcher ſind inzwiſchen dieſe Rieſe in aller Abſicht merkwürdig; denn nicht nur die Gattungen der Corallen ſelbſt, ſind auf mannichfaltige Art verſchieden, ſondern auf dieſen Bänken lagern ſich auch die Menge der Conchylien von unzähligen Gattungen, und manche andere Sorten weicher Gewürme. An den Küſten von Neuholland giebt es Auſtern, Miesmuſcheln, große Gienmuſcheln, wovon jede für zwey Mann mehr als hinreichend zur Mahlzeit iſt, Perlmutterſchalen, Hammerauſtern, Patellen, Seeſterne, Saugeſchwämme, Meduſenköpfe, Seehaſen, nebſt allerley andrem Gewürme und Schaalenthieren in unglaublicher Menge. Auf den Schlammbänken an der Buſtard-Bay (Trappenbay) in 24 Graden ſüdlicher Breite, liegt es ſo voll von Perlenauſtern, daß Cooks eigener Vermuthung zufolge, eine vortheilhafte Perlenfiſcherey daſelbſt angelegt werden könnte. Dem Seemanne, dem es freylich gleich viel iſt, ob eine ſeltene Tubipora muſica oder ein ganz gewöhnliches Corall ſeinem Schiffe den Untergang droht, würde die Hoffnung eines reichlichen Gewinnſtes Muth und Entſchloſſenheit einflößen, ſich zwiſchen jene Klippen auf den Perlenfang zu wagen; und bald würde dort jede Sandbank und jede Untiefe ſo genau bekannt und ſo leicht vermieden ſeyn, wie in den perſiſchen und arabiſchen Meerbuſen, an den Küſten von China, in Weſtindien, und überall, wo der kühne Unternehmungsgeiſt und die Gewinnſucht oft weit gewagtere Thaten ausführen, und drohenderen Gefahren Troß bieten.

Das Meer, welches um Neuholland einen ſolchen Reichthum von Schnecken und Muſcheln beſitzt, wimmelt auch von allerley Fiſchen, Waſſerinſekten und Amphibien. Es giebt an den dortigen

gen Küſten die ſeltenſten Krabben und Krebſe, darunter ſich vorzüglich zwo bisher wenig bekannte Arten, durch ein brennendes Ultramarinblau, und einen völlig wie Porcellan weißglänzenden Unterleib auszeichnen. Die Fiſche trift man in allen Häfen und Buchten im größten Ueberfluß und in beträchtlicher Verſchiedenheit der Gattungen an. Selten that Cook einen Netzzug, ohne von funfzig bis zwey hundert Pfund Fiſche zu fangen. Es giebt deren außer den Meeräſchen, den Elephantfiſchen (Chimaera Callorynchus) den Rochen, Hayfiſchen, Zungen, Flündern, Seehähnen, Achrenfiſchen und andern etwas bekannten, auch eine beträchtliche Menge neuer zuvor noch nie beſchriebener Arten. Dahin gehört unter andern auch ein ſeltſames kleines Fiſchchen, mit ſehr ſtarken Bruſtfloſſen, der ſich zu Zeiten auf dem Trocknen aufhält, woſelbſt ihn vermuthlich die Ebbe zurückläßt. Weit entfernt, durch dieſe Veränderung des Elements entkräftet zu werden, hüpft er hurtig wie ein Froſch von einem Steine zum andern, ohne eben die ſtehen gebliebenen Pfützen aufzuſuchen. Unter den Rochenarten iſt der Stachelroche deswegen merkwürdig, weil ſein Stachel den Einwohnern von Neuholland, an einen hölzernen Schaft befeſtigt, ſtatt des Wurfſpießes dient. Auf den Rieſen und Bänken, zumal in der nördlichen Gegend, giebt es eine unglaubliche Menge von den beſten grünen Schildkröten (Teſtudo Mydas), zugleich aber auch eine Art Crocodile, die ſowohl die Buchten als die Mündungen der Flüſſe beſuchen. Am Lande ſieht man eine Menge groſe und kleine Eidechſen und Schlangen von vielerley Gattungen, worunter einige giftige befindlich ſind. Ein Heer von Inſekten von mannichfaltiger Bildung wohnt in dieſen groſſen Wüſteneyen, wie in den Einöden des heiſſeren Afrika, und beunruhigt den Wanderer mehr durch ſeine Menge, als durch andere ſchädliche Eigenſchaften. Indeſſen giebt es darunter auch Scorpionen, Scolopendern, Mücken und Ameiſen, deren Stich oder Biß ſehr ſchmerzhaft iſt. Die Ameiſen zeichnen ſich durch ihre Neſter aus, welche bald aus Baumblättern zuſammengeleimt, bald in dem Innern der Aeſte eines gewiſſen Baumes angebracht ſind, deſſen Mark ſie allenthalben herauszuſchaffen wiſſen, dergeſtalt, daß man kein Spitzchen abbrechen kann, wo nicht Ameiſen herausſtürzen, und ſich am Störer ihrer Ruhe rächen. Eine dritte Art bewohnt die Wurzel einer Schmarotzerpflanze, die wie unſer Miſtel an Eichen, aus der Rinde eines dortigen Baumes hervorwächſt. Die erſte dieſer Ameiſen

ſen iſt grasgrün, die beyden letztern ſind ſchwarz. Außer dieſen bemerkt man noch die Holzämſe (Termes), ein äußerſt merkwürdiges Inſekt, welches zweyerley Wohnungen, eine an den Aeſten der Bäume, die andre in kegelförmiger Geſtalt, oft ſechs Schuh hoch, unten an der Erde anlegt, und beide durch einen bedeckten Weg verbindet. Schmetterlinge ſind an einigen Orten ſo häufig, daß Cook einſt in einem Raume von drey oder vier Morgen Landes auf allen Seiten Millionen in der Luft herumflattern ſah, indeß zu gleicher Zeit die Aeſte und Gewächſe voll davon ſaßen. Auf den Manglesbäumen fand er eine Art von haarigen Raupen, die, wenn man ſie berührte, eine Empfindung wie Brennneſſeln verurſachten. Welch eine Menge der ſeltenſten Käfer, Cicaden, Wanzen, Bienen, Weſpen, Fliegen und andrer Inſecten aller Art in Neuholland angetroffen werden, dies lehren Herrn Fabricius Novae Species Inſectorum, ein Werk, in welchem alle in Herrn Banks Muſeum befindliche Gattungen verzeichnet ſind.

Die Klaſſe der Vögel iſt nicht minder zahlreich und mannigfaltig. Es giebt daſelbſt einen ſchönen weiſſen Adler, verſchiedene Falken, große und kleine Papagayen von ausnehmender Schönheit,

ſowohl

ſowohl ſchwarze als weiſſe Cacadus, Tauben, Trappen, Wachteln, Raben, Reyger und Kraniche. Die Tauben fliegen in großen Schaaren beyſammen und unterſcheiden ſich durch einen zierlichen Federſchopf auf dem Kopfe. Die Wachteln und Raben ſind von den europäiſchen, wenigſtens laut Cooks Bericht, nicht zu unterſcheiden. Die See- und Waſſervögel ſind Möwen, Seeraben, Rothgänſe, Tölpel, Meerſchwalben, Brachhüner, wilde Gänſe, Enten, und ungeheuer große Pelicane. Des kleineren Geflügels wird außer einer Art von Ammern nichts beſonders erwähnt; doch führt Herr Anderſon noch an, daß auf van Diemens Land eine Bachſtelze mit himmelblauem Kopf und Halſe angetroffen wird. Dort ſieht man auch den neuſeeländiſchen ſchwarzen Auſternleſer, und einen grauen Regenpfeifer mit ſchwarzem Kopf.

In einem Lande von ſo großem Umfange laſſen ſich auch vierfüßige Thiere vermuthen; ſelbſt in dem Falle, daß die Entdecker, die ſich nur wenige Tage an der Küſte aufhielten, deren keine geſehen hätten. Es ließe ſich ſchwerlich begreifen, wie ein Land, welches in jeder Richtung mehr als fünfhundert deutſche Meilen hält, ſo leer ausgegangen ſeyn ſollte; und noch weniger, warum die etwan vorhandenen Säugthiere ſich gerade an den zwey oder drey Puncten der Küſte, die von Europäern berührt wurden, eingefunden haben ſollten, um gleichſam die Muſterung auszuhalten? Doch ohne Rückſicht auf dasjenige, was künftige Bewohner von Neuholland dort noch vielleicht entdecken können, wollen wir uns für jezt mit der Anführung desjenigen begnügen, was wirklich ſchon dort entdeckt worden iſt. Cook fand daſelbſt eine Art wilde Katzen, und die Spur eines größeren Thiers, welches nach allen Umſtänden zu urtheilen, dem Wolfe ähnlich geweſen ſeyn muß, und auch von mehreren, die es von ferne ſahen, dafür gehalten ward. Außer dieſem erwähnt er einer Art Stinkthiere, welche von den Wilden Quoll genannt wurden. Sie ſind auf dem Rücken braun mit weiſſen Flecken geſprengt, und haben einen weiſſen Bauch. Die große Fledermaus, welche vermuthlich die Rouſſette des Herrn von Büffon iſt, gehört ebenfalls in das Thierverzeichniß von Neuholland. Endlich findet man daſelbſt noch zwo Gattungen des Beutelthiers, die eine iſt vielleicht der **Phalanger** des Herrn von Büffon, die andere das **Kanguruh**, welches bereits (wie der berühmte Camper erinnert) von Cornelys de

Bruyn beſchrieben worden iſt. Letzteres wird beynah ſo groß als ein Schaaf, und iſt an der Länge ſeiner Hinterbeine kenntlich, auf welchen es mit unglaublicher Schnelligkeit forthüpft, ohne je die kurzen Vorderfüße zum Gange zu gebrauchen. Dieſe beyden Thiere geben unter andern einen Beweiß für die glückliche Temperatur des Clima von Neuholland, indem ſie nicht nur um Endeavour-River, im funfzehnten Grade ſüdlicher Breite, ſondern auch auf der äußerſten Südſpitze von van Diemens Land, um die Adventure-Bay gefunden werden. Das Beutelthier, welches dem Phalanger ſo ähnlich ſeyn ſoll, iſt von dem Kanguruh in der Lebensart ſehr verſchieden, es klettert auf Bäume, und nährt ſich zum Theil von Beeren; vielleicht hängt es ſich auch zuweilen an die Aeſte vermittelſt ſeines Schwanzes, wovon ein Drittel unbehaart iſt, und zum faſſen und umwickeln gemacht zu ſeyn ſcheint. Der Hunde erwähnt Capitain Cook als der einzigen zahmen Thiere; allein ſie waren in geringer Anzahl und ihrer wurden nicht mehr als zween oder drey geſehen, die manchmal die Gezelte der Engländer beſuchten, um ſich Knochen oder andern weggeworfenen Abgang von Speiſen zu holen. Sonderbar genug, daß der Menſch, der hier auf ſeiner niedrigſten Stufe ſteht, gleichwohl dieſes geſellige, treue Thier zu ſeinem Begleiter hat! Laßt uns ſehen, ob es glaublich ſey, daß ſeine Vernunft ihn lehrte, dieſen Freund unter den Geſchöpfen der Erde zu wählen; oder ob nicht vielmehr gegenſeitiges Bedürfniß und blinder Trieb ſie zuſammengeführt haben mag?

Unter allen Racen, welche auf den Menſchennamen Anſpruch machen, iſt diejenige, welche Neuholland bewohnt, die armſeligſte. Sie lebt ohne Ackerbau, ohne Kleidung, ohne Wohnung. -- Nie ſah man mehr als funfzehn ſtreitbare Männer beyſammen, ſelbſt in Fällen, wo ſie offenbar geſonnen waren die Europäer anzugreifen, und folglich ihre ganze Macht aufgeboten hatten. Fiſche und Schaalgewürme ſind ihre Hauptnahrung; höchſtens, wenn das Glück ſie ſehr begünſtigt, verzehren ſie ein Kanguruh, einen Vogel, eine Schildkröte, und zuweilen eine wilde Yamswurzel oder eine Handvoll Beeren aus dem Walde. Sie dürfen mithin die Seeküſte ſchlechterdings nicht verlaſſen, und ſowohl ihre geringe Anzahl, als der gänzliche Mangel an Cultur beweiſet offenbar einen ſpäten Anfang der Bevölkerung. Demungeachtet findet man bereits dieſelben Menſchen an den öſtlichen und weſtlichen Küſten, an der Nordſpitze von Neuholland, wie im ſüdlichſten Van-Diemens-Land. Der Mangel an Nahrungsmitteln mußte vermuthlich dieſe Elenden zerſtreuen, die es nicht zu wiſſen ſcheinen, daß ſie durch ihre Vereinigung dieſem Mangel abhelfen könnten. Alles bisher geſagte iſt hinreichend, um darzuthun, daß das Innere des Landes gänzlich unbewohnt ſeyn müſſe. Ein Volk, welches vom Ackerbau lebte, würde doch an den Küſten nicht ganz unbekannt geblieben ſeyn, da eine Art der Induſtrie ſo leicht die andere erzeugt; oder es müßte auf einen engen Bezirk eingeſchränkt, von geringer Volksmenge, weit entfernt von allen Nachbarn, und gänzlich unerkannt ſeine Felder bauen, ohne je [illegible] dem Meere nähern zu wollen.

Die Wilden an der Seeküſte ſind von mittler Größe, wohlpropottionirt und ſtark, allein nicht beſonders lebhaft, und wie alle Wilde unthätig und träge. Alle Nachrichten ſtimmen darin überein, daß ihr Haar ſo kraus und wollartig wie beym Neger in Guinea, und ihre Haut ſchwarz, wenigſtens ſchwarzbraun und mit einer Rinde von ſchwarzer Unſauberkeit, wahrſcheinlich von gefärbter Ausdünſtung bedeckt iſt. Ihre Geſichtsbildung

dung hat indeſſen nicht das Widrige des Mohren. Sie haben ſtarke Lippen, aber ihre Kinnladen ſtehen nicht wie beym Neger hervor, um ſie noch häßlicher aufzuwerfen, und aus demſelben Grunde iſt ihre Naſe auch nicht platt oder gleichſam eingedrückt. Ihre Zähne ſind unrein, aber ziemlich eben; doch bemerkte Dampier an der Weſtküſte, daß ſie ſich dort zween Vorderzähne des Oberkiefers auszureißen pflegten, welches gegen Oſten nicht geſchehen ſoll. Ueberhaupt ſcheint dieſer Seefahrer auf eine Familie geſtoßen zu ſeyn, die vor andern ſchwächlich und elend war. Das Kinn der Männer war unbärtig, und ihre Augenlieder ſtets halb geſchloſſen, um ſich der Fliegenſchwärme zu erwehren, die von ihrem Schmutz vermuthlich in größerer Menge herbeygelockt wurden. Jene hingegen, die Cook an der Oſtküſte beſchreibt, tragen ſtarke Bärte, die aber, wie ihr Haupthaar, mit Fett und Unflath dermaßen zuſammengeklebt ſind, daß ſie aus lauter kleinen Zotteln, wie ein unreines Schaafvlies, beſtehen. Die Weiber ſcheeren das Haar kurz ab, und laſſen nur rund um den Kopf ein ſchmales Rändchen ſtehen. Beide Geſchlechter ſchneiden ſich lange verſchiedentlich gekrümmte Zeichen in die Arme und auf dem Leibe, welche eine erhabene Nath oder Narbe bilden,

den, und vielleicht Zierrathen vorſtellen ſollen. Zum Beweiſe, daß der Trieb ſich zu ſchmücken, beym Menſchen früher da iſt, als das Gefühl der Sittlichkeit, durchbohren ſich dieſe übrigens ganz nackend einhergehenden Wilden den Naſenknorpel, und ſtecken ein langes Stäbchen durch die Oeffnung, malen ſich mit rother Ocher, oder auch mit weiſſen Streifen, die gleichſam wie ein Ordensband über die Schulter und ſchräg über den ganzen Leib gehen, auch zuweilen übers Kreuz von andern Streifen durchſchnitten werden, und tragen Halsbänder von gereihten Muſchelſchaalen, Armſpangen von kleinen Schnüren, und eine Schnur von Menſchenhaaren um den Unterleib. In Van-Diemens-Land hatten einige Weiber einen Lappen des Kangurufells, den ſie wie einen Sack um den Hals und um den Leib banden, um ihre Kinder darin auf dem Rücken zu tragen; allein an eine Bedeckung, welche die Schamhaftigkeit nach unſern Begriffen erheiſcht, war ſchlechterdings bey ihnen nicht zu denken.

Dieſe Menſchen ohne bleibende Stätte, ohne Eigenthum, ohne Hausrath, die nichts zu verlieren und nichts zu vertheidigen haben, die ohne Sorge für den morgenden Tag, ſich einzig und allein

allein vom Bedürfniſſe des gegenwärtigen Augenblicks regieren und beſtimmen laſſen, dieſe ſo einzeln zerſtreute Wilden, fühlen gleichwohl eher, daß ſie einander im Wege ſtehen, als daß ſie gemacht ſind, einander ihre Laſt zu erleichtern. Ihre Induſtrie reicht nicht dahin, ſich das Leben zu verſüßen, und die Annehmlichkeiten vervielfältigter Eindrücke zu verſchaffen; ſondern ſie giebt ihnen nur Waffen in die Hand, womit ſie theils den Nachbar von ihrem fiſchreichen Geſtade vertreiben, theils ſeine Streiche abwehren können. Freylich iſt auch dieſe feindſelige, vereinzelnde Gemüthsart am Ende ein Weg zur Cultur; wie denn alle Anlagen im Menſchen, die noch ſo widerſinnig ſcheinen, dahin auslaufen, ihn unvermuthet zur Beſonnenheit, zur Ueberlegung mit Bewußtſeyn, und folglich zur Geſelligkeit zu führen. Allein wie langſam muß nicht dieſes Mittel in einem Lande wirken, wo die Bevölkerung ſo unbeträchtlich iſt? Jahrtauſende könnten noch verfließen, ehe ein Stamm vom andern dergeſtalt in die Enge getrieben würde, daß er entweder ſeine Freyheit ſeiner Sicherheit aufopfern, und ein neues Verhältniß gegen ſeinen Ueberwinder annehmen, oder irgend ein eßbares Pflanzenproduct aufſuchen, und fern von ſeinen Verfolgern, im Innern des Landes von deſſen Anbau ſeinen Unterhalt nehmen müßte.

Die Waffen, deren wir vorhin erwähnten, ſind acht bis vierzehn Schuh lange Spieße von Rohr, mit einer oder mehreren daran befeſtigten Spitzen von ſchwerem Holze, von Fiſchgräten, vom Stachel des Stechrochen, mit Widerhaken oder Stücken ſcharfſchneidender Muſchelſchaalen beſetzt. Dieſe Spieße werfen ſie entweder aus freyer Hand, oder vermittelſt eines Wurfſtocks, in welchem der Schaft des Spießes in einer Rinne oder Fuge liegt. Zur Schutzwehr bedienen ſie ſich eines länglichen drey Schuh langen und achtzehn Zoll breiten Schildes von Baumrinde. Der Schildkrötenfang erfordert ein eigenes Werkzeug, welches zur Noth auch zur Vertheidigung dienen könnte. Es iſt ein hölzerner Nagel, der ohngefehr einen Fuß lang und mit ſtarken Widerhacken beſetzt iſt. Dieſer paßt in einen dicken Stab von leichtem Holze, in deſſen eines Ende er in eine Vertiefung eingelaſſen iſt. Eine drey bis vier Klafter lange Schnur verbindet beyde Theile ſo, daß ein Ende an den Nagel, das andere an den Stock befeſtigt iſt. Sobald nun das Thier getroffen

troffen iſt, bleibt der Nagel im Fleiſche ſtecken, der Stock aber fährt davon zurück, und hängt nur noch an der Schnur, dergeſtalt, daß er zu einer ſchwimmenden Anzeige dient, wodurch man der Schildkröte nachſpüren, und ſie zugleich ermüden kann. In einem aus Garn geknüpften Sack, tragen ſie Angelhacken von Muſchelſchalen, welche ziemlich ſauber gearbeitet ſind; imgleichen rothe und weiſſe Schminke, und ihren gewöhnlichen Putz; auch wohl einige Spitzen zu Wurfſpießen, und ein paar Stückchen Harz, womit ſie dieſe Spitzen zu bekleiſtern pflegen. Ihre Holzarbeiten glätten ſie mit den rauhen Blättern eines wilden Feigenbaumes. An den Plätzen, wo ſie ſich aufzuhalten pflegten, fand man eine Art von Eimer, aus Baumrinde gemacht, womit ſie vermuthlich Waſſer ſchöpfen, und es von einem Orte zum andern tragen. Auch ihre Kähne ſind von Baumrinde gemacht, und nur gegen Norden hin bemerkte man ein paar, die aus hohlen Bäumen beſtunden. Ein hohler Baum, der aber noch aufrecht ſteht und grünt, iſt ihr bequemſter Aufenthalt. Sie hölen ihn durch Feuer bis auf ſieben oder acht Schuh von der Erde aus, und machen inwendig einen Heerd von Thon, um welchen ſich, wenn

der

der Baum groß genug iſt, vier bis fünf Perſonen niederkauern können. Außer dieſem von der Natur bereiteten Obdach, verdient es kaum einer Erwähnung, daß man hie und dort entlangs dem Strande einige elende zuſammen verbundene Stöcke mit Baumrinde oder Palmblättern gedeckt gefunden hat, an welche man ungern den Namen einer Hütte verſchwendet. Ihre Speiſen pflegen ſie auf Kohlen zu röſten, oder in Löchern, die mit geheizten Steinen ausgelegt werden, zu backen. Das Feuer wird durchs Reiben angemacht; eine Erfindung, die, wenn ſonſt irgend etwas, einen Prometheus vorauszuſetzen ſcheint, der ſie den Göttern ablernen muß. Doch in dem brennenden Clima von Neuholland war dieſe Entdeckung leicht durch irgend einen Zufall gemacht.

Man hat zu wenig Gelegenheit gehabt, mit dieſem Volke umzugehen, um etwas beſtimmtes über ſeinen Character, ſeine Gebräuche und ſeine etwanigen rohen Begriffe liefern zu können. Schüchternheit war der allgemeine Zug, den die Europäer an den Neuholländern mit einer gewiſſen Gutmüthigkeit verbunden bemerkten. Nur an einem einzigen Orte, in Botanybay, wagten es ihrer zween, ſich der Landung der Fremdlinge zu widerſetzen, und hatten Muth genug, das Feuer der Schießgewehre auszuhalten, bis ſie mit Schroot ſchmerzhaft verwundet wurden. Auf Cooks letzter Reiſe ſchien es den Männern zu mißfallen, daß einige Matroſen ihren Weibern allerley Zumuthungen thaten; ſie kennen alſo das Gefühl der Eiferſucht. Nichts von allem, was man ihnen anbot oder ſchenkte, war vermögend ihre Aufmerkſamkeit zu erregen; nichts erhielt ihren beſondern Beyfall, und noch weniger ihre Bewunderung. Ihre Sprache, welche übrigens nicht ſehr rauh zu ſeyn ſcheint, hat dennoch einen Ausdruck des Erſtaunens, der aber vielleicht allemal einen gewiſſen Grad von Schrecken vorausſetzt. Die wenigen Wörter, welche man uns davon aufbehalten hat, ſcheinen keine Aehnlichkeit mit irgend einer bekannten Mundart zu haben; ein Umſtand, der alle Nachſpürungen über den Urſprung dieſer Wilden vereitelt. Ihre ſchwarze Farbe, und ihr krauſes Wollhaar deuten indeſſen auf eine gewiſſe Verwandtſchaft mit den Einwohnern einiger nahgelegenen Inſelgruppen, z. B. der neuen Hebriden, der Charlotteninſeln, und der Papuasinſeln, worun-

worunter Neuguinea, Neubritannien und Neuirrland begriffen ſind. Der große Unterſchied in der Lebensart dieſer Inſelbewohner rührt ohnſtreitig von der Beſchaffenheit ihrer Wohnorte her, die mit allerley eßbaren Früchten und Wurzeln reichlich verſehen ſind, und nicht ſo fiſchreiche Küſten haben. Mistrauen, Eiferſucht und Mangel an Cultur ſind hingegen Eigenſchaften, welche ſie mit den Neuholländern gemeinſchaftlich beſitzen. Nichtsdeſtoweniger dürfte es ſchwer halten, ſelbſt in der Vorausſetzung, daß ſie Eines Urſprungs wären, auf eine befriedigende Art darzuthun, welche von beyden, die Neuholländer oder die Inſelbewohner, das Urvolk, und welche die abgeleiteten Colonien ſind. Ein dritter Fall iſt noch möglich; beyde können verſchiedene Sprößlinge eines andern gemeinſchaftlichen Stammes ſeyn.

Wie dem auch ſey, ſo bleibt es wenigſtens außer Zweifel, daß eine Handvoll Einwohner, auf einem Lande von ſo großem Umfange zerſtreut, bey der Anlegung eines europäiſchen Pflanzorts in keine Betrachtung kommen, und der Colonie ſo wenig gefährlich ſind, als dieſe vorerſt ſie ſelbſt beeinträchtigen kann. Wie leicht finden vierzig oder

funfzig

funfzig Menſchen, die in der Gegend, wo die Niederlaſſung geſchehen ſoll, herumirren, einen andern, zu ihrer Abſicht eben ſo bequemen Aufenthalt! Und wer kann wiſſen, welch einen glücklichen Einfluß das Beyſpiel der europäiſchen Anſiedler ſelbſt auf dieſe ungebildeten, aber gleichwohl nicht barbariſchen Eingebohrnen haben kann? Ihr Fiſchergeräthe, ſo geringfügig es immer iſt, ihre Schnüre, ihre Waffen ſind Beweiſe von Geſchicklichkeit und Fähigkeit, die vielleicht nur hervorgerufen und zweckmäßig geleitet ſeyn will. Ihnen fehlte vielleicht nur ein wohlthätiger Triptolem, der ſie mit einer nährenden Pflanze beſchenkte! Doch dieſen Zweck beyſeite, kann die Beſitznehmung von Neuholland noch mehrere wichtige Folgen nach ſich ziehn. Der Ort, den man zur erſten engliſchen Niederlaſſung daſelbſt gewählt hat, die von Cook, wegen ihres Pflanzenreichthums ſo benannte Botany-Bay, hat vor allen bisher an jener Küſte bekannt gewordenen Häven die vortheilhafteſte Lage, das angenehmſte Klima und das ergiebigſte Erdreich. Sie liegt in der ſüdlichen Breite von 34 Graden, und in 151 Graden 23 Minuten öſtlicher Länge von Greenwich; iſt geräumig, ſicher und bequem, hat einen Bach mit friſchem Waſſer an der nördlichen Seite, wo ein Schiff völlig vom Lande gedeckt vor Anker liegen und ſeinen Holz- und Waſſervorrath ganz bequem einnehmen kann. Das Land iſt daſelbſt von ſehr mäßiger Höhe, das Erdreich leicht, und die Bäume ſo weit von einander aufgewachſen, daß die ganze Gegend, ausgenommen einige ſumpfichte Stellen, urbar gemacht werden könnte, ohne daß man nöthig hätte, einen einzigen Baum deshalb umzuhauen. Alle die vorhin aufgezählten Landesproducte ſind daſelbſt im Ueberfluß, und die ganze Bevölkerung beläuft ſich nicht auf mehr als dreyßig oder vierzig Perſonen mit Inbegriff der Weiber und Kinder. Hieher beſtimmt die Brittiſche Regierung inskünftige diejenigen Verbrecher, über welche das Verbannungsurtheil, wegen verübter Diebſtähle, Räubereyen, Verfälſchungen u. d. gl. ausgeſprochen worden iſt. Ehedem wurden dieſe Züchtlinge auf Zeitlebens, auf vierzehn, ſieben oder auch nur drey Jahre nach Nordamerica transportirt; und da der Krieg mit jenen Colonien dieſes Verfahren in der Folge verhinderte, pflegte man ſie geſchloſſen in großen flachen Fahrzeugen auf der Themſe arbeiten zu laſſen, um die Untiefen aus dieſem Fluſſe fortzuſchaffen. Allein der Unterhalt einer ſo beträchtlichen Menge von Menſchen, mußte mit der Zeit dem Publicum eine unerträgliche Laſt aufbürden, zumal da ſich in den letztern Jahren die Anzahl dieſes Geſindels in einem ſteigenden Verhältniſſe vermehrte. Man ſahe ſich demnach genöthigt, zu der längſt gewohnten Methode der Transportation zurückzukehren, und faßte den Entſchluß mit dieſen Gefangenen und den unglücklichen Opfern der Wolluſt, welche die Straßen der großen Hauptſtadt ſchänden, ein fernes Land zu bevölkern. Commodore Philipps führt die Flotte, welche zum Transport beſtimmt iſt; und ihm, als Gouverneur der neuen Colonie, hat man zugleich die ganze Einrichtung derſelben anvertraut. Die Nähe von Neuſeeland; die daſelbſt ſo häufig wachſende vortrefliche Flachspflanze (Phormium); das dortige unvergleichliche Schiffsbauholz; die Perlenauſterbank weiter hinabwärts an der Küſte von Neuholland, und vielleicht die Ausfuhr einiger noch zu entdeckender Landesprodukte, oder des Ertrags der anzulegenden Pflanzungen nach Indien und ſelbſt nach Europa, ſind gleichſam die erſten Ausſichten, welche dieſe merkwürdige Anſtalt für die Zukunft darbietet. Es kommt vielleicht alles auf den Blick des Weiſen an, der den Stoff zu großen Unternehmungen ſelbſt im rohen und verderbten Menſchen entdecken, der Gelegenheit wahrnehmen, die Funken der Thätigkeit hervorlocken, ſie ſammlen und in einen Punkt vereinigen, mit einem Worte, Menſchen bilden und vollenden kann.

III.

O=Taheiti.

Quod ſpiro et placeo (ſi placeo) tuum eſt,

O. Taheiti.

Im Sommer, 1778, erhielt mein Vater eine ſpaniſche Handſchrift von wenigen Blättern, welche von der Inſel O. Taheiti im Südmeere handelte. Sie ward ihm durch den Direktor des Königl. Botaniſchen Gartens zu Madrid, Don Caſimir Gomez Ortega zugeſchickt, und ſcheint es um ſo mehr zu verdienen, daß ich hier eine Ueberſetzung davon vorlege, da die Urſchrift noch nicht gedruckt iſt.

Unſere Begriffe von Völkern, welche nur ſelten beſucht werden, und uns Deutſchen wenigſtens nur vom Hörenſagen bekannt geworden ſind, dürften leicht eine ſchiefe Richtung bekommen, zumahl wenn wißbegierige und wahrheitliebende Leſer nicht den Wunſch befriedigen können: in Ermangelung des eigenen Anſchauens, in ſo viele Geſichtspunkte als möglich geführt zu werden, von wannen andere geſehen haben; und ihre Nachrichten unter einander zu vergleichen. Vielleicht darf ich mir alſo ſchmeicheln, daß ein geringer Verſuch in dieſer Rückſicht etwas zu leiſten, hier nicht am unrechten Orte ſtehen, und daß ein Spanier doch auch nicht ohne Beyfall ein ernſthaftes Wort von O-Taheiti ſprechen werde, nachdem man den Erzählungen anderer Nationen ſchon ſo lange ein geneigtes Ohr verliehen hat.

Ein jeder hat Gelegenheiten zum Sehen gehabt, die ihm eigen waren, und ſich keinem andern darboten. Ein jeder hat aber auch ſeine eigne Art zu ſehen. Nationalcharakter, Nationalpolitik, Erziehung, Klima, und was ſonſt nicht alles? ſind eben ſo viele Häutchen im Auge, deren jedes die Strahlen anders bricht, wenn ſchon das anatomiſche Meſſer ſie nicht finden kann. Allein wenn der Spanier, der Franzos, der Engländer und der Deutſche, ein jeglicher anders ſehen, und ſich darauf berufen ihr humor aqueus, vitreus und cryſtallinus ſey ſo gut beym einen wie beym andern; — alsdenn mag der Philoſoph berechnen, welche Farben jene unkörperlichen Brillen ſpielen,

len, und aus allen den bunten Reſultaten die klare lautere Wahrheit zuſammenſchmelzen.

Da die ſpaniſche Nachricht von O = Taheiti vieles enthält, welches ſchon von vorigen Reiſebeſchreibern geſagt worden iſt, ſo fällt damit ein Theil ihrer Wichtigkeit weg. Jedoch um billig zu ſeyn, müßte man in Erwägung ziehen, daß ſelbſt die Beſtätigung des vorher erzählten dem Wahrheitsforſcher nicht gleichgültig iſt. Dafür wird auch manche Beobachtung hier mitgetheilt, welche entweder den unſrigen zuwider läuft, oder gänzlich in unſern Werken fehlt, und über einige Gegenſtände neues Licht verbreitet. In ſo fern könnte man wünſchen, daß der Aufſatz weitläuftiger wäre.

Es war mir ſchon längſt bekannt, daß die Spanier während meinem Aufenthalt im Südmeere, zweymal die Inſel Taheiti beſucht haben. Was ich davon, theils aus dem Munde der Einwohner, theils zuverläſſiger von ſpaniſchen, am Cap gefundenen Officieren erfahren habe, will ich herſetzen, indem die Handſchrift ſich lediglich auf die Beſchreibung der Inſel einſchränkt, und weder die Namen der Befehlshaber, noch die Zeit wenn ihre Reiſen geſchehen ſind, mit einer Sylbe erwähnt.

Don Juan de Langara y Huarte führte das erſte Unternehmen dieſer Art aus. Er verließ den Haven Callao in Peru mit einer Fregatte, höchſt wahrſcheinlich zu Anfang des Jahres 1773. **Aheatua**, der König der kleinern Halbinſel von Taheiti, berichtete, daß ein Schiff in ſeinem Haven **Wai-urua**, ohngefehr fünf Monate vor unſerer erſten Ankunft daſelbſt, alſo im März oder Anfang Aprils 1773. vor Anker gelegt. Er zählte zugleich zehn Tage, als die Zeit des Aufenthaltes der Fremdlinge, an ſeinen Fingern ab *). Obgleich Tuahau, ein anderer Taheitier dieſen Zeitraum um die Hälfte kürzer angab, ſo iſt doch des jungen Königs Anzeige wahrſcheinlicher, indem die ſpaniſche Handſchrift die Umſchiffung der ganzen Inſel in einem Boote meldet, welches allein ſchon eine längere Zeit erfordert. Es fehlte auch damals nicht an Leuten in Aheatuas Gefolge, welche von einer weit längern Zeit erzählten; allein

zu

---

*) S. meine Reiſebeſchreibung I Th. S. 229. und 233 der deutſchen Ausgabe.

zu wiſſen, ob dieſes noch mit der ſpaniſchen Fregatte, oder, nach ihrer Art zu reden, dem **Pahei no Peppe** (Schiff des Peppe) in Verbindung ſtand; dahin reichte unſere Kenntniß der Sprache noch nicht. Alle Nachrichten der Einwohner ſtimmten hergegen darin zuſammen, daß ein Spanier, den ſie **Pahutu** nannten, auf ihrer Inſel zurück geblieben wäre. Dieſer ward auch wirklich am 22. Aug. 1773. von etlichen unſrer Seeleute erblickt; allein auf ihre Anrede verbarg er ſich unter der Menge des Volks und kam nicht wieder zum Vorſchein. Meine ſpaniſche Nachricht bekräftigt dieſen Umſtand, und ſcheint ſogar anzudeuten, daß man nicht nur einen Soldaten, ſondern auch etliche Matroſen auf der Inſel zurück gelaſſen hatte. Von der Rückreiſe dieſes Schiffs und dem Lauf den es genommen, iſt uns weiter nichts bekannt; doch ſcheint es nach den Societätsinſeln nicht gekommen zu ſeyn.

Die andere Expedition beſtand aus zwey Schiffen, welche vermuthlich in demſelben Peruaniſchen Haven als das erſte, ausgerüſtet worden, und unter dem Kommando des Don **Domingo Buenechea** ausgelaufen ſind. Die Zeit ihrer Ankunft zu Taheiti wird aus folgendem Umſtande leicht erhellen, und fällt zwiſchen den funfzehnten und dreyßigſten May 1744. Wir verließen nemlich zum zweytenmale Taheiti, am vierzehnten May 1774, und erreichten am folgenden Tage die Inſel Huaheine, welche nur ein und dreyßig Seemeilen Nordweſtwärts davon liegt. Das Geſchäft daſelbſt Erfriſchungsmittel einzutauſchen, erfoderte, weil die Inſel klein iſt, nur wenige Tage. Schon am 23. konnten wir ſie daher verlaſſen, und die nahgelegene Inſel **Raietea** beſuchen, woſelbſt wir nicht nur eine größere Anzahl wohlhabender Freunde und Bekannten hatten, ſondern auch der Inſulaner Maheine, den wir acht Monate lang mit uns herum geführt, zu Hauſe war. Hier lagen wir zwölf Tage lang, ruhig und unbeſorgt, als am zweyten Junius einige Inſulaner uns erzählten, ein Kahn aus Huaheine habe die Nachricht mitgebracht, daß daſelbſt zwey Schiffe in eben dem Haven lägen, in dem wir uns vor kurzer Zeit noch aufgehalten hatten.

Einer von den Huaheinern, der in dieſem Kahn herüber gefahren war, kam bald hernach vor unſern Kapitain, und betheuerte, er habe beyde Schiffe mit Augen geſehen, ſey an beyder Bord geweſen, auf dem einen habe er ſich ſogar betrunken,

ken, und erfahren, daß Tabane (Herr Banks) das größere, welches viel größer als das unſrige ſey, und Tonno (Kapit. Furneaux) das kleinere kommandire. Ob dies nun ſein eigner Irrthum war, weil er etwa die Herren Banks und Furneaux nie geſehen haben mochte; oder ob es ihm die Spanier (die vermuthlich ſchon gehört hatten, daß wir noch zu Raietea lägen) aufgebunden hatten um uns deſto ſicherer zu machen, laſſe ich gern dahin geſtellt. Wie dem auch war, die meiſten unter uns warens ſehr wohl zufrieden, daß wir ihren Beſuch nicht abwarteten, ſondern am vierten Junius unſern Lauf nach Weſten fortſetzten.

Der Umſtand, daß ſie nunmehr zum zweytenmale dieſe Meere beſucht hatten, und zwar um die nämliche Zeit, da ſie uns dort vermuthen konnten, war immerhin verdächtig genug, und ſchien zu beweiſen, daß ſie uns ſuchten *). War dieſes im

---

*) Sie konnten allerdings von Europa Nachricht von unſerer Reiſe, welche gar nicht geheim gehalten ward, und zugleich die nöthigen Verhaltungsbefehle bekommen haben. Aus Cooks letzter Reiſe, 1. Th. S. 366. ſcheint zu erhellen, daß die Spanier

in der That der Fall, ſo waren ihre Abſichten gewiß auch nicht friedlich. Hätten ſie uns erreicht, ſo konnten wir von ihrer politiſchen Eiferſucht gewärtigen, entweder gleich in Grund gebohrt, oder zum mindſten gefangen nach Lima gebracht, und vielleicht in die Bergwerke geſchleppt zu werden. Wem dieſe Beſorgniß ungegründet ſcheint, der bedenke doch, daß die Spanier dem Beyſpiele der Franzoſen nicht gefolgt ſind, und ihren Officieren keinen Befehl, wie dieſe, ertheilt haben, den Kapitain Cook auf ſeiner neuen Reiſe zu verſchonen, und ſein Schiff den Wiſſenſchaften zu lieb, für völlig neutral zu halten. Von dem Curs, welchen Don Domingo Buenechea auf der Rückreiſe gehalten, wiſſen wir ſo wenig als von der Rückreiſe des Langara. Glücklich ſcheint ſie indeſſen abgelaufen zu ſeyn, denn der Verfaſſer unſerer Handſchrift hat beyde Reiſen mit gemacht, wie ſich aus dem Tone der Erzählung ſchließen läßt. Er hat nicht für gut befunden, ſich zu nennen, allein er iſt entweder Officier oder Wundarzt, und wahrſcheinlich das erſtere geweſen.

Ich

Spanier noch eine dritte Expedition nach Taheiti vorgenommen haben.

Ich liefere nunmehr meine Ueberſetzung, und am Ende ſollen einige Anmerkungen folgen, um die Vergleichung zwiſchen dieſer und den vorigen Nachrichten von Taheiti zu erleichtern.

Beſchreibung der Inſel Amat, von ihren Einwohnern Otayiti genannt. (1)

„Die Mitte dieſer Inſel liegt in ſiebzehn Graden dreyßig Minuten ſüdlicher Breite, und laut unſerer Schiffsrechnung, in zweyhundert drey und dreyßig Graden der Länge; wiewohl eine andere Berechnung, wobey man die ſtarken Ströhmungen des Südmeeres gen Weſten in Anſchlag gebracht, die allgemein befolgte Länge von zehn Stunden und fünf Minuten weſtlich von Paris *) angiebt.

---

*) Die zuerſt genannte Länge von O-Taheiti wird öſtlich von Ferro gerechnet. Die zwote, wenn ſie auf eben dieſe Eintheilung zurück gebracht wird, beträgt 151 Grade 15 Minuten weſtlich von Paris, oder nur 228° 45′ öſtlich von Ferro. Zwiſchen Ferro und der Sternwarte zu Greenwich ſoll ein Unterſchied von 18° 9′ in der Länge ſeyn, (Siehe meine

angiebt. Von Weſt-Nord-Weſt nach Oſt-Süd-Oſten iſt die Inſel am längſten, nemlich dreyzehn und eine halbe Seemeile lang; ihr Umfang beträgt ein und vierzig Seemeilen, und ihre Geſtalt hat mit der Ziffer 8 viel ähnliches, (2) doch ſo, daß der öſtliche Theil etwas kleiner iſt. Die beyden Hälften verbindet eine Ebene, daher man das Land in der Ferne für zwo Inſeln hält.

Im öſtlichen ſowohl als weſtlichen Theile ſieht man hohe Waldgebirge, in deren ganzem Umkreiſe Kokospalmen, Piſangs und andere Obſtbäume in größter Menge den Meerſtrand bekränzen. Ein Ryf (oder eine Ringmauer) von Korallenklippen umgiebt dieſe Inſel; an einigen Orten liegt es nur eine, an andern zwo (3) Meilen weit vom Strande. Es iſt völlig über dem Waſſer ſichtbar, ausgenommen gegen die nördliche Spitze hin, woſelbſt auf einer Strecke von ſechs bis ſieben Meilen das Meer

meine Reiſebeſchr. deutſch. 1 Th. S. 24.) mithin wäre die öſtliche Länge von O-Taheiti, von eben dieſer engliſchen Sternwarte abgerechnet 210° 36′ welches mit den Beobachtungen der engliſchen Sternkundigen ziemlich genau zutrifft. F.

Meer drittehalb Faden tief darüber geht. Deßgleichen ſtößt die offene See an einen Theil der ſüdlichen Küſte von eben der angegebenen Länge.

Auf den vielen Bergen, welche durchgängig einen dürren Boden haben, iſt der Anbau mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Hingegen ſind die unzähligen tiefen Gründe reich an gutem Waſſer und laſſen ſich bey ihrer großen Fruchtbarkeit ohne Mühe bearbeiten. Dem ausgebreiteten Thale an der Weſtſeite der Inſel (4), ſcheint es ebenfalls an gutem Boden nicht zu fehlen, worauf ſich allerley Geſäme mit Vortheil ſäen lieſſe, obgleich es nur in ſeinen Gründen mit Bäumen bepflanzet iſt.

Das Klima daſelbſt iſt heiß und feucht. Während unſerm Aufenthalt auf der Inſel und in ihrer Nähe war das Wetter ſehr regnigt, und wie man uns erzählt, ſollen heftige Windſtöße von der zwoten oder öſtlichen Himmelsgegend im Julius, Auguſt und September häufig ſeyn. November, December und Jänner ſind die ſchönſten Monate im Jahr; doch auch die übrige Zeit hindurch kommt nur dann und wann ein Windſtoß und mit demſelben bisweilen ein Gewitter, wovon die Einwohner gleichwohl behaupten, daß es noch niemals ein-

geſchla-

geſchlagen habe. Die herrſchenden Winde ſind von der erſten und zwoten Himmelsgegend; (nördlich und öſtlich?) die Windſtöße zugleich heftig genug um die Bäume ſamt den Wurzeln auszureiſſen. Man ſpürt aber auch des Nachts einen Landwind im ganzen Umfange der Inſel, der ſich als ein ſanftes Lüſtchen, von Sonnenuntergang bis acht Uhr des Morgens, kaum auf eine Seemeile weit von den Küſten erſtreckt (5). Was die Ebbe und Fluth betrift, ſo haben wir im Haven bemerkt, daß zur Zeit des Voll- und Neumonds um ein Uhr Nachmittags hohes Waſſer iſt. Das Waſſer fällt alsdenn nur einen Faden tief. Die Ebbe läuft aber mit großer Gewalt, und die Fluth dagegen mit geringer Stärke wegen der vielen Flüſſe, welche ins Meer hinab ſtrömen.

Die Inſel beſitzt einen hohen Grad der Fruchtbarkeit, hat Ueberfluß an friſchem Waſſer, und bringt hervor unzählige Kokospalmen (6), denen gleich die an der Küſte von Guayaquil wachſen; fünferley Piſangs- (7) arten, darunter zwo ſich beſonders auszeichnen, die eine wegen ihrer Größe, welche im Durchſchnitte drey, und in der Länge neun Zolle beträgt; die andre an Geſtalt derjenigen Gattung ähnlich, welche man in Lima die Land-

Landpiſangs nennt, ſauerſüß und ſehr ſchmackhaft. Ferner giebt es Bataten (8) oder ſüße Kartoffeln (camotes), häufiges obwohl ſchlecht gezogenes Zuckerrohr; Yamswürzeln welche man in Lima Atſchiren (9) zu nennen pflegt, und mit Piſang vermengt eine gewöhnliche Speiſe ſind; und überdies noch eine ſehr große Frucht, welche in ihrer Sprache Kuro heißt (10), wie Kartoffeln (papas) ſchmeckt, wie eine Orange geſtaltet iſt, und auf großen Bäumen wächſt. Die Inſulaner eſſen ſie geröſtet ſtatt des Brods.

Gleichermaßen fanden wir noch andere Früchte, die uns unbekannt waren, denen wir aber die Benennungen unſeres Obſtes beylegten, je nachdem ſie damit eine gewiſſe Aehnlichkeit hatten. Hieher gehören der roſenfarbige Manzano (11), welcher die Figur einer Guajave und einen ſteinigten Kern in der Mitte hat, zugleich aber wäſſericht von Geſchmack iſt; die Kaſtanien (12), welche wie die unſrigen ſchmecken, aber anders gebildet ſind; die Nüſſe (13) welche den unſrigen zwar ähnlich ſehen, jedoch ſehr oeligt ſind, und Magenbrennen verurſachen. Endlich hat man noch eine Art Früchte (14), welche der Tſchirimoya gleichen, und nach dem Berichte derer, die auf der Inſel geblieben waren, ſehr gut ſchmecken ſollen, und einen Strauch, deſſen Früchte (15) die Figur von Mandeln haben. Unter den Gewürzen hat man nur den Ingwer dort gefunden. Zimmet, Würznelken und Piment, wovon wir den Einwohnern zu ſchmecken gaben, waren ihnen ganz fremd, und ſie verſicherten, daß ihre Inſel nichts von dieſer Art hervorbrächte.

Das dortige Bauholz hat mit dem Guayakan, (16) mit dem Rohr und dem Mariaholz viel Aehnlichkeit; es iſt biegſam genug, hat aber der Länge nach ein ſchwammiges Mark in der Mitte, einen Zoll im Durchſchnitte. Die Einwohner nennen es Fabuy, und finden es von überaus großem Nutzen; denn ſie verfertigen daraus nicht nur ihre Kähne, ſondern erhalten auch, indem ſie den Stamm verwunden, eine flüſſige Materie, die unſerm Theer ſehr ähnlich iſt (17), und in der Landesſprache Tapau genannt wird, womit ſie die Fugen ihrer Kähne beſtreichen.

Außer den Schweinen, einigen wenigen Hunden, und einer Menge von Ratten, hat man weder wilde noch zahme (vierfüßige) Thiere auf Otaheiti gefunden (18). Von Geflügel giebt es daſelbſt große und kleine Papagayen (19), wilde

Tau-

Tauben (20), Königsgänſe (21), und einige andere Arten, deren keine beſonders merkwürdig iſt. Die See rings umher liefert verſchiedene Gattungen von Fiſchen, als da ſind Boniten (22) fliegende Fiſche (23), See-Aale (24), Aale, (25) Forellen (26), hareles, dentones, cabrillas, palometas, pulpos, janqui, rodaballo, und einige andre (27).

Von Seegewürmen giebt es Auſtern, Perlenmutterſchalen, und andre Schnecken von beſondrer Figur und Größe, Krebſe, Seeigel und Huminern. Die Fiſcherey der Einwohner iſt fünffach; mit Netzen (28), mit Wurfſpießen (29), mit der Leine (30), mit der Angelruthe und mit Fackeln (31). Ihre Fiſchangeln ſind aus Perlenmutter, einige aus Schildkrötenſchale, und für große Fiſche von Holz gemacht (32).

Man hat bey ihnen kein einziges Metall oder Edelgeſtein (33) gefunden, wohl aber einige Perlen (34), deren Schalen ganz eigener Art, und zwar ſehr flach ſind. Auf dieſer Inſel ſollen ſie ſelten, hingegen laut dem Bericht der Einwohner, auf andern Eilanden häufig ſeyn, wohin ſie ſich aus Mangel an kleinen Fahrzeugen ſelten wagen, indem auf solchen Reiſen ihre Kähne leicht verlohren gehen (35).

Meines Bedünkens enthält die Inſel funfzehn bis ſechzehn tauſend Einwohner (36); andre machen die Zahl weit größer. Wir unterſchieden ſie in viererley Arten: wahre Indianer (37), Mulatten (38), mulattenfarbige (39) und Albinosfarbige (40). Von den letztern kamen nur drey zum Vorſchein. Faſt durchgehends übertreffen ſie uns an Statur; viele ſind ſogar ungewöhnlich groß, und alle ſehr wohl proportionirt. An der Corpulenz finden ſie beſondern Wohlgefallen; Leute von kurzer Statur hingegen, und ſolche, die irgend ein natürliches Gebrechen an ſich haben, ſind ihnen lächerlich, ohnerachtet es dergleichen auch unter ihren Landsleuten giebt (41).

Sie tragen große, obwohl nicht gar zu dicke Bärte, und kurzes Haar. Wenn ſie an Bord unſers Schiffes kamen, legten ſie oft einen Beweis ihrer Gutherzigkeit ab, und baten, daß man ihnen den Bart ſcheeren möchte, weil ſie uns damit einen Gefallen zu erzeigen glaubten (42). Männer und Weiber punktiren ſich Arme und Beine, einige ſogar den Leib, und bemalens mit ſchwarzblauer Farbe. Doch haben wir bemerkt,

daß

daß dieſe Handlung vor dem achtzehnten oder zwanzigſten Jahre (43) nicht vorgenommen wird. Sie durchbohren ein Ohrläppchen und ſtecken durch die Oefnung eine ſehr wohlriechende Blume (44) die der Suche ähnlich iſt; andere hängen zwo bis drey kleine Perlen, oder ſonſt eine Kleinigkeit, an einem Faden drein, weshalb ſie auch unſere Glaskorallen, die bey ihnen Pue (45) heiſſen, ſehr heftig begehrten. Den ganzen Leib und das Haupt ſalben ſie mit Kokosöl, welches ſie Monoy nennen, und bey ihnen, ſo wie überhaupt alle Wohlgerüche, in ſehr hohem Werthe ſteht (46).

Ihre Kleidung beſteht in einem Scham-Tuch (47), einem kleinen Anzuge von feinen Matten (48), und einer Art Mantel oder Hülle von der Größe eines ſehr vollſtändigen Bettlakens (49). Letztere ſind von allerhand Farben, weiß, roth, gelb, wie verwelkte Roſen, wie ſtarker Kaffe, u. ſ. w. Mit unſern gewickten Zeugen haben ſie ſo viel Aehnlichkeit, daß wir anfänglich zweifelten, ob ſie nicht im Weberſtuhl verfertiget wären. Einige unter den Einwohnern tragen einen Kranz von weiſſen oder rothen Federn oder Blumen; andre ſchmücken ſich mit Tulbands, wiewohl keine von beyden Trächten für das Abzeichen eines beſondern Ranges gehalten wird.

Die Männer tragen meiſtens das Schamtuch allein; zuweilen auch das Unterkleid oder den Mantel, und bisweilen alle beyde zugleich. Die Weiber gürten ein Stück Zeug um ihre Lenden, welches ihnen bis an die Knie reicht, und vielmal umgewickelt wird. Ein anderes Stück ſchlagen ſie kreuzweiſe über den Hals, und decken damit den Buſen, doch ſo, daß ſie die Arme von den Schultern an entblößen. Endlich hüllen ſie ſich noch in ein ſehr groſſes weitläuftiges Stück Zeug, welches ihnen vom Nacken bis an die Beine reicht. Sehr viele gehn aber bis an den halben Leib ganz nackend, welches wir der äußerſten Armuth (50) zuſchrieben.

Sie verfertigen den Zeug zu dieſen Kleidungsſtücken aus der Rinde eines Baumes, der dem Maria (51) zu vergleichen ſteht. Die äuſſere oder erſte Rinde wird wegen ihres groben und rauhen Gewebes ganz verworfen. Die folgenden ſind feiner, und werden immer beſſer, ſo daß die innerſte Haut, welche zunächſt auf dem Holz anliegt, die feinſte iſt, und in dieſem Betracht einer guten Leinwand wenig nachgiebt.

Die Zubereitung geſchieht folgendergeſtalt. Die Rinde wird auf ein Bret geſpannt, und nachdem

dem ſie recht ausgedehnt werden, mit einer ſehr weiſſen klebrigen Flüſſigkeit, wie eine Art Stärke, beſtrichen. Alle fehlerhafte Stellen werden ausgebeſſert, und um den Zeug recht glatt zu machen, wird er mit einem Schlegel oder Klöpfel (52) in Geſtalt einer Mörſerkeule, geſchlagen. Dieſe Keule hat Reiſſe oder Hohlkehlen von verſchiedener Gröſſe, welche ſich während dem Klopfen auf der Rinde wie Fäden abdrücken, und dem Zeuge das Anſehen geben, als wäre er gewebt. Um ihn zu bleichen, wäſcht und breitet man ihn öfters gegen der Sonne aus. Jedoch iſt er von ſehr kurzer Dauer. Zu der hochrothen Farbe, womit einige Stücke bemahlt werden, nehmen die Einwohner eine Frucht (53), welche wie unreife Kirſchen oder Zwetſchen ausſieht, und drucken ihren Saft über einige Blätter (54) aus, welche den Manglesblättern zwar ähnlich, allein weicher und biegſamer ſind. Wenn die Blätter hinlänglich von dem Safte durchweicht ſind, werden ſie ebenfalls ausgedruckt, und der vermiſchte Saft, welchen man alsdenn erhält, iſt die rothe Farbe. Die gelbe Farbe kommt wahrſcheinlich von dem Ingwer, oder einer ſehr nahe damit verwandten Wurzel (55). Von den andern läßt ſich nichts gewiſſes ſagen; ſoviel bemerkten wir indeſſen, daß alle ihre Tücher ſtark nach Kokosöhl riechen.

Die Inſulaner ſind gelehrig, ſehr verſtändig und geſchickt. Sie lieben die Bequemlichkeit und den Müſſiggang; ſind ſchlau und diebiſch (56), (ein Fehler, deſſen ſich ſogar ihre Vornehmen ſchuldig machten), gierig im Eſſen (57), und ausſchweifend in der Wolluſt, wovon die häufigen Statuen von ſchändlicher Geſtalt (58) im ganzen Bezirke der Inſel, ein Zeugniß gaben. Sie laſſen ſich von ihren Weibern gänzlich regieren (59); was ſie an Bord der Fregatte bekamen, ward ſtets den Weibern zu Theil; ja ſie bettelten in der Weiber Namen um alles was wir hatten, mit grenzenloſer Unverſchämtheit, und fielen uns damit ſehr beſchwerlich. Sie boten uns mit großer Freymüthigkeit ihre Weibsbilder an, und verwunderten ſich höchlich, daß wir dieſes Darlehn nicht annehmen (60) wollten. Das Frauenzimmer pflegte auch wohl ſelbſt, jedoch mit einiger Zurückhaltung, ſich anzubieten (61).

Sie ſcheinen nichts weniger als zaghaft zu ſeyn (62), den Schrecken abgerechnet, den unſere Feuergewehre ihnen verurſachten, worüber man ſich eben nicht verwundern darf, da ſie den Ver-

lus

zug dieſer Waffen vor den ihrigen, und die Verwüſtung, welche damit geſchehen kann wohl einſehen. Dafür überwanden ſie einen jeden der unſrigen (63) im Ringen. Ihre Waffen (64) ſind Schleudern, Keulen und Lanzen, welche ſie mit großer Fertigkeit und Genauigkeit zu brauchen wiſſen. Einen Piſangſtamm, welcher ſtatt der Scheibe aufgeſtellt ward, pflegten ſie in der Entfernung von dreyßig Schritten und drüber faſt niemals zu verfehlen. Es lohnt ſich der Mühe ihre Handgemenge mit anzuſehen, denn ſie machen tauſend Ausfälle mit unzehligen Gebehrden, welche eher für Pantomimen als für kriegeriſche Evolutionen gelten könnten (65).

Die Sprache konnten wir Anfangs nicht verſtehen, allein in wenigen Tagen hatten wir eine Menge Wörter geſammelt: indem ſie ſich ſehr leicht erlernen läßt (66). Der Soldat, welcher mit den Matroſen auf der Inſel blieb (67), hatte ſich die Sprache nach Verlauf eines Jahres, welches er daſelbſt zugebracht hatte, völlig eigen gemacht.

Die Weiber beſorgen die ganze Hauswirthſchaft, verfertigen den Zeug zu Mänteln, die Röcke, die Matten und andere Kleidungsſtücke. Die Mannsperſonen beſchäftigen ſich mit der Fi-

ſcherey

ſcherey, der Errichtung ihrer Wohnungen und dem Bau ihrer Fahrzeuge. Mehrentheils beſtehen ihre Kähne oder Canots aus mehrern genau und künſtlich in einander gefugten Stücken; und was das merkwürdigſte iſt, eine kleine ſteinerne Axt iſt das Werkzeug, womit ſie dieſe und viele andere künſtliche Arbeiten vollenden (68)

Wir haben uns alle Mühe gegeben, herauszubringen, ob ſie den Baum abhauen oder mit der Wurzel heraus reiſſen; allein wir haben dieſes eben ſo wenig entdeckt, als die Art ihn von den Bergen herunter zu ſchleppen, welches nach ihrer jähen Höhe zu urtheilen, kein geringes Unternehmen ſeyn kann. Wahrſcheinlich brennen ſie den Baum von unten an, und ſorgen dafür, daß der Brand nicht weiter herauf komme. Iſt der Baum gefället, ſo können ſie ihn auf eben die Art aushöhlen, bis er die Geſtalt eines Kahns oder Canots gewinnt, und alsdenn mit Hülfe ihrer Freunde an den Strand herab ſchleppen, um daſelbſt die Arbeit zu vollenden (69).

Die Canots im Bezirke von Talliarau*) ſind die größten, und vor allen am beſten zuſammengeſetzt.

---

*) Wahrſcheinlich Attahuru, nach den engliſchen Nachrichten. F.

geſetzt. Die Zahl aller Canots auf der Inſel beläuft ſich wenigſtens auf anderthalb- oder zweytauſend (70). Sie ſind verſchiedentlich ausgerüſtet. Einige ſind gepaart, wobey doch zwiſchen beiden Kähnen ein Raum einer Ellen breit gelaſſen, und über beider Vordertheil ein Gerüſt von Bretern gelegt wird. Dieſes trägt eine Cajüte, mit einem Dache von Palmblättern überſchattet. Ihre Könige und Fürſten bedienen ſich gewöhnlich dieſer Art Kähne. Eine andre führt ein Seegel von Matten gemacht, woran eine bewegliche Raa in der Figur eines Vlämiſchen Meſſers*) die Stelle des unterſten Strickes vertritt (71). Der gemeine Mann bedienet ſich nur einfacher Canots, welche ohne Ausnahme mit einem Ausleger (der das Gleichgewicht erhält) verſehen, und außerordentlich leicht ſind. Sie werden ſorgfältig in Acht genommen, gegen Abend allemal aufs trockne gezogen, und unter Dach gebracht. Ein jedes Canot hat nur ein Seegel, und zu unterſt am Maſtbaum ſteht ein Bret auf jeder Seite über den Bord hinaus. Wenn ſie nun nahe am Winde ſeegeln, ſo betritt einer das Bret, welches nach dem Winde hin ſteht (72). Auf dieſe Art habe ich ſie im Hafen gegen

---

*) D. i. etwas gekrümmt.

gegen Wind und Fluth hinan laufen geſehen. Bey fernen Reiſen werden, laut der Ausſage derer vier, die wir mit an Bord genommen, (73) auf den koppelten Kähnen auch zwey Seegel aufgeſpannt. Zu dem Ende legen ſie am Vordertheil ein Bret, und in der Mitte noch eines, wodurch die Maſten gehen. Fahrzeugen von dieſer Art ſoll man ſich mit völliger Sicherheit anvertrauen können (74)

Die Vielweiberey iſt den Einwohnern erlaubt; jedoch nachdem wir uns bey vielen erkundiget hatten, fanden wir keinen, der mehr als eine Frau beſaß (75). Die vier Eingebohrnen, welche wir an Bord genommen hatten, gaben uns zu verſtehen, daß es ihnen frey ſtünde, ſich von ihren Weibern zu ſcheiden. Ich ſollte glauben, daß dieſes nur ein Vorrecht der Fürſten ſeyn könne, weil ſie uns zugleich erzählten, daß die geweſene Gemahlin des Erih-Taitoa, jezt den Erih-Tikurea zum Ehegatten habe (76).

Es war ſchlechthin unmöglich, ſo lange wir auf der Inſel blieben, und ſelbſt indem wir ſie in unſerm Boot umſchiften, den Gegenſtand ihrer Abgötterey (77) zu entdecken. Allein die ſchon erwähnten vier Einwohner, ergänzten im Verfolg der Reiſe unſre Kenntniſſe über dieſen Punkt. Alle ſechs

ſechs Monden, folglich zweymal im Jahr, wird ein großes Opferfeſt an einem dazu beſtimmten Orte gehalten, woſelbſt die ſämmtlichen Einwohner des ganzen Gebietes zugegen ſeyn müſſen. Die Mannsperſonen erſcheinen nackt, ohne andere Bedeckung als ihr Schamtuch; die Weiber hingegen gekleidet, jedoch an einem von den Männern abgeſonderten Orte. Nicht weniger wird dabey die Gegenwart der Erihs (Fürſten) erfordert, welche ihr Kleid oder Paruay um ihre Hüften gürten. Der Prieſter, den ſie Pure (78) nennen, legt ein anderes Kleid an, welches am Halſe offen iſt. Nachdem ſie alle auf vorerwähnte Art verſammlet ſind, hält er eine Ermahnungsrede, nach deren Beendigung, ein zartes Ferken an allen Vieren gebunden, auf einem Brete hervorgebracht wird. Darauf ſtimmt unverzüglich die ganze Verſammlung ein lautes Gebet mit gen Himmel gerichteten Blicken an. Wenn dieſes Gebet verrichtet iſt, zündet der Prieſter ein großes Feuer an, ſchlachtet das Ferken, und ſengt es daran ab, um es hernach abwäſchen und braten zu können. Mittlerweile geht die ganze Menge hin ſich zu baden, und bey ihrer Rückkehr wird das Opferthier vom Heerde genommen, auf das vorige Bret gelegt, und vom Prieſter in unzählige kleine Biſſen zerſtückt. Er iſſet davon ſelbſt

ſelbſt zuerſt, und reicht ſodann das übrige allen Anweſenden, indem er bey dem Erih oder Fürſten anfängt, welchem auch ein größerer Biſſen zu Theil wird. Die vier Einwohner verrichteten dieſe ganze Handlung vor unſern Augen auf dem Altar. Als ſie damit fertig waren, fragte ich: wem ſie dieſes Opfer brächten? worauf ſie zur Antwort gen Himmel ſahen, und ſprachen: dem Teautua! Als ſie ferner befragt wurden: ob ſie ihn ſähen, erwiederten ſie: Nein, ſondern er komme während dem Opfer zu ihnen herab, wie ein Wirbelwind, mit großem Getöſe (79). Sie gaben uns hernach zu verſtehen, daß ſie beſchnitten wären, welches auch keinen Zweifel leidet, indem wir es unterſucht und richtig befunden haben. Der kleinſte von ihnen war es noch nicht, allein ſeine Gefährten erinnerten, daß ſeine Jugend es noch nicht erlaubt habe (80).

Dieſe Inſulaner bewohnen nur den Rand ihrer Inſel, vom Seeufer bis an den Abhang der Berge (81). Dieſer Rand hat einen ſchwarzen ſandigten Boden und iſt eine bis zwo Meilen breit. Ihre Häuſer oder Hütten ſind ganz gut und räumlich gebaut. Das Dach iſt in der Mitte hoch und mit Palmblättern ſo künſtlich gedeckt, daß der

ſtärkſte

ſtärkſte Regenguß nicht durchzudringen vermag. Das inwendige enthält keine Abtheilungen oder Zimmer, und keine Meubles, ausgenommen einige dickbäuchigte Körbe mit engen Oefnungen, welche unter dem Dache hängen, und einige ausgehölte Bänke, davon die kleinſten ſtatt der Kopfkiſſen dienen, die etwas größeren aber zu Seſſeln gebraucht werden (82). Der Fußboden wird mit trockenen Pflanzen oder Heu beſtreut, und darauf ſchlafen die Einwohner in ihre Mäntel gehüllt. Die Erihs und andre wohlhabende oder vornehme Leute legen allenfalls noch eine Matte unter ſich. Oft ſchlafen ſie auch in den bedeckten Cajüten auf ihren Kähnen. Einige ihrer Hütten ſind ſehr geräumig und gleichſam gewölbt, wie eine Murcianiſche Galeere, und dienen ebenfalls den Erihs zum Aufenthalt. In der Nähe der Häuſer ſtellen ſie gerade Stangen auf, welche nach vier Seiten mit Haken verſehen ſind, woran ſie Körbe und Säcke mit Lebensmitteln hängen, um ſie vor den Ratten zu verwahren. Dieſe Stangen werden mit einer Verzäunung umgeben. Sie nennen ihre Häuſer **Efare**; eine andre Art aber, worin die Canots aufbewahrt und auch gebaut werden, heißt **Efare valle** (83). Dieſe haben mit den Wohnhäuſern einerley Geſtalt und Bauart (84). Beide Arten liegen ohne Ord-

nung

nung im Lande zerſtreut, und können mit geringer Mühe von einer Gegend zur andern übergetragen werden.

Die ganze Inſel beſteht aus acht Gebieten (85), welche von eben ſo vielen Erihs beherrſcht werden. Sie regieren mit unbeſchränkter Gewalt, und erzwingen den Gehorſam und die Ehrerbietung ihrer Unterthanen vermittelſt ihrer Strenge (86). Die Söhne der Erihs werden eben ſo betitelt, und erhalten von ihren Vätern die Oberherrſchaft über gewiſſe Ländereien.

Im ganzen Umkreiſe der Inſel haben wir verſchiedene Einfaſſungen von ſchlecht behauenen und nachläſſig zuſammengeſetzten Steinen (87) geſehen. Ihre vornehmſte Fronte zeigt ſich wie eine Pyramide, und oben drauf liegt ein ungeſtalter Vogel (88). Der Erih Titorea erzählte uns, dies wären ihre Begräbnisplätze (89). Wenn einer von ihnen ſtirbt, wird der Körper ſogleich in ein Stück Zeug gewickelt, und die Verwandten beweinen ihn; indem ſie faſt alle Augenblicke ſein Geſicht auf- und wieder zu decken. In dieſem Zuſtande bleibt er, bis er anfängt übel zu riechen (90), da er denn an dem beſchriebenen Orte begraben, und auf das Grab, ein Vorrath von Kokosnüſſen,

kosnüſſen, Piſangs und andern Lebensmitteln geſtellt wird.

So weit ich befugt bin, von dieſer Nachricht zu urtheilen, trägt ſie das Gepräge der Zuverläſſigkeit. Faſt durchgehends hat unſer Spanier das Phyſiſche ſo geſehen wie ſeine Vorgänger, und nicht ſelten ſtimmt er ihnen auch alsdenn noch bey, wenn ſie von dem Charakter und Temperament der Einwohner, ihren Sitten und Gebräuchen, und ihrer politiſchen Verfaſſung handeln. Was die Lage der Inſel, ihre äußerliche Beſchaffenheit, Größe und natürlichen Produkte; die Bildung der Einwohner, und ihre Arbeiten betrift, weicht faſt gar nicht von den Berichten ab, die Wallis, Bougainville, Cook und ich davon abgelegt haben. Ueber das Klima, die ſittliche Verfaſſung und die Religion liefert er intereſſante Bemerkungen, und wo er die Art ſich zu kleiden, ſowohl als die Verfertigung des Zeuges beſchreibt, wird manches wie mich dünkt, noch faßlicher als zuvor geſagt.

Er nennet ſeine Inſel Amat. Gleich anfangs glaubte ich, dieſer Name könnt entſtanden ſeyn, wie Peru, Luzon *) und ſo viele andere, welche die Entdecker in großer Eilfertigkeit und ohne Prüfung anzunehmen pflegen. Allein der ſpaniſche Staatskalender, den ich heute durchblätterte, erinnert mich daran, daß Amat ein Geſchlechtsname iſt, und daß die Spanier folglich Ysla de Amat, ſo wie die erſten engliſchen Entdecker king George's island, nach irgend einer Perſon von Stand und hoher Würde geſagt haben können. Indeſſen iſt ihnen der einheimiſche Name nicht entwiſcht, den ſie nach ihrer Ausſprache ziemlich genau (1) Otayiti ſchreiben.

Iſt die Vergleichung ſimpel, die der Spanier zwiſchen der Geſtalt (2) der Inſel und der Ziffer 8 anſtellt, ſo iſt ſie doch nicht minder paſſend, wie man ſich leicht überführen kann, wenn man die Charte

---

*) Peru war nicht die Antwort auf die Frage: wie heißt euer Land? ſondern auf die: wer ſeyd ihr? — Wir ſind Fiſcher. Garcilaſſo Hiſt. de los Incas. Man fragte die Einwohner von Manila: wie ſie ihre Inſel nennten? Sie verſtunden aber, man fragte: was macht ihr da? — Luzon; wir ſtampfen: indem ſie Sagu zur Mahlzeit bereiteten.

Charte in der Hawkesworthiſchen Sammlung zur Hand nimmt *). Aus eben dieſer Charte ſieht man, wie genau ſeine Angabe von der Lage des Ryfs, und deſſen Entfernung vom Strande (3) mit den engliſchen zuſammentrift. Was er vom Umfange der ganzen Inſel ſagt, iſt richtiger, als die Beſtimmung eben dieſes Umfanges in Cooks erſter Reiſe, der auf der zweten ſeine eigne unzulängliche Angabe vergrößerte **). Es bedarf wohl kaum einer Erinnerung, daß die ſpaniſche Seemeile mit der engliſchen, franzöſiſchen und holländiſchen von einer Größe iſt und $\frac{1}{20}$ eines Aequatorgrades beträgt; die Meile aber, die ſonſt unter dem Namen Migero (*milliare* Lat.) vorkommende römiſch-ſpaniſche Meile, $\frac{1}{80}$ eines Aequatorgrades oder eine Viertelſeemeile ***) in ſich begreift.

---

*) Hawkesworths Reiſen 2. Band.

**) Ebendaſelbſt 2 B. S. 168. Meine Reiſebeſchr. 1 Th. S. 257. Cook's Voyage Vol. I. p. 138.

***) Genaueres ſuche man über die Meilenmaaſſe in Herrn Hofrath Gatterers Abriß der Geographie. S. 24.

Taheiti erſcheint auch in dieſer Nachricht mit ſeinen waldgekrönten Gipfeln, ſeinen trockenen Anhöhen, fruchtbaren Thälern und der paradieſiſchen Ebene (81), die es allenthalben umgiebt *). Das große Thal, deſſen (4) hier erwähnt wird, iſt vermuthlich der Diſtrikt von Paparra, vormals die fruchtbarſte Gegend auf der ganzen Inſel, welche aber bereits in einem Kriege zwiſchen den Königen beyder Halbinſeln, 1768 **), verheert worden war. Dieſe Verwüſtung war auch vermuthlich die Urſach, warum die Spanier daſelbſt nur noch in den tiefſten Gründen (oder wie ich muthmaße, längſt den Bächen) Bäume fanden.

Engländer, Franzoſen und Spanier haben Taheiti ſtets zu derſelben Jahreszeit, nämlich im Winter ***) zwiſchen April und Auguſt geſehen. War

---

*) Bougainville Reiſe um die Welt. Hawkesworth 1 und 2 Band. Meine Reiſebeſchr. 1 Th. S. 192. 193. u. a. m. John Reinold Forſter's Obſervations made in the Courſe of a Voyage round the world. Lond. 4. 1778. p. 15. 33. 161. 214. etc.

**) Meine Reiſe 2 S.

***) Abſtand der Sonne, in der entgegengeſetzten Halbkugel, und daher etwas kühlere Witterung, obwohl

War der Soldat (67) welchen die Spanier bey ihrem erſten Beſuche zurück ließen, nur einigermaßen ein verſtändiger Menſch, ſo mußte es ihm ein leichtes ſeyn, während einem ganzen Jahre, (denn ſo lange blieb er da,) genauere Bemerkungen über das Klima zu ſammlen, als wir bisher gehabt. So viel ſich aus der Nachricht ergiebt, iſt eine ſichere Beſtätigung des Satzes, daß das taheitiſche Klima eines der beſten auf dem Erdenrund ſey. Merkwürdig iſt die Behauptung, daß November, December und Jänner die ſchönſten Monate ſeyn ſollen. Nach der gewöhnlichen Regel im heißen Erdſtrich, fällt die Regenzeit ein, wenn die Sonne durchs Zenith geht, und dies geſchieht zu Taheiti im Anfange Decembers und der Mitte des Jänners. Es kann alſo mitten im größten Ocean jener gemeſſene Wechſel der trocknen und naſſen Witterung nicht ſtatt finden. Nie wird es ſo heiß wie in Cayenne und Guinea; nie bedarf es alſo der heftigen Regengüſſe, welche dort drey bis vier Monate lang alles durchweichen. Sondern das ganze Jahr hindurch küſſen ſich

---

obwohl nicht Winter in unſerm europäiſchen Sinne; denn es iſt alsdenn noch immer ſo heiß zwiſchen den Wendekreiſen als bey uns im Sommer.

Frühling und Herbſt. Zu allen Zeiten ſteigen Dünſte aus dem Meer, hängen ſich an die Berge, und träufeln im Morgenthau herab; zu allen Stunden des Tages kühlt der Oſtwind die Ebene, und mildert die Gewalt der Sonnenſtrahlen, und des Nachts fährt jene wohlthätige (5) Landluft, der Zephyretten jüngſte, mit thautrieſenden Schwingen, von den Berggipfeln hernieder. „

Was die Heftigkeit der Windſtöße anbelangt, ſo iſt es leicht, einem lockern fruchtbaren Boden, Palmen und andere Bäume mit ſehr kleinen Wurzeln zu entreißen. Hingegen bezweifle ich die Nachricht, daß kein Gewitter auf Taheiti einſchlagen ſoll. Hätten wir am 24ſten April 1774. im Haven dieſer Inſel, keinen Ableiter an der Spitze unſers Maſts befeſtigt, ſo würde der Schlag *), welcher demohngeachtet das ganze Schiff erſchütterte, nach allem Anſchein den Maſt zerſchellt und vielleicht noch ärgeres Unglück geſtiftet haben. Was aber im Haven einen Büchſenſchuß vom Strande vorfallen kann, das konnte leicht auch auf dem Lande geſchehen **). Ein klei-

---

*) Meine Reiſebeſchr. 2 Band.

**) Die ganze Inſel müßte denn idioelektriſch ſeyn, wovon wir keinen Beweiß aufzeigen können.

kleiner Irrthum iſt es wohl, wenn die herrſchenden Winde nördlich und öſtlich, anſtatt Südoſt angegeben werden. Zuweilen geht der Wind ganz nach Oſten, und noch ſeltner von dieſem Striche nordwärts. Einzelne Windſtöße, die manchmal einen bis zween Tage dauern und mehrentheils Regenwetter bringen, kommen auch zu gewiſſen Zeiten aus Weſten; und ohne dieſelben wäre es faſt unbegreiflich wie die Einwohnet, wenn ſie lange Reiſen unternehmen, ſich wieder zurück finden könnten *).

Wo die Natur ſo freygebig geweſen war, konnte der Fleiß des Menſchen mit leichter Mühe ihr ſchönes Werk vollenden, ihrem fruchtbaren Schooß die brauchbarſten Pflanzen anvertrauen, und ſie mit Wucher zurück nehmen. Dennoch aber, iſt es ein ſeltener Fall, daß Taheiti und die Societätsinſeln Menſchen zu Bewohnern haben, die ihr Glück genugſam zu ſchätzen gewußt, um nicht nur das dringende Bedürfniß ſtillen, ſondern durch einen Schritt weiter in der Kultur, der kleinen Annehmlichkeiten des Lebens genießen zu wollen. Bewundernswürdig iſt der Unterſchied zwi-

---

*) I. R. Forſter's Obſervations. p. 511.

ſchen ihrem Ackerbau, ihrem Putz, ihrem leutſeligen Charakter, (denn das alles hängt zuſammen), — und dem Ackerbau, dem Putz, dem wilden mißtrauiſchen Weſen der Mallikoleſen die auf eben ſo ſchönen, eben ſo reichen Inſeln wohnen. Der Taheitier pflanzet neben dem nährenden Brodbaume, die Staude, die ihm Kleidung giebt, und die Blume, deren Wohlgeruch ihn erquickt; ſein Anzug wetteifert mit der Einfalt und Schönheit griechiſcher Ideale; ſein Herz zerſchmilzt im Genuß der ſanfteren Freuden des geſelligen Lebens. Hingegen der Mallikoleſe, baut im Innerſten verjährter Wälder, einen kleinen Vorrath von Wurzeln und Früchten, kaum hinreichend den Hunger zu ſtillen, deſſen nagenden Reiz er vermittelſt eines um den Bauch gebundenen Strickes zu bändigen ſucht; er ſchleicht nackend herum, ſein Putz ein Stein in der Naſe, und eine ſchwarze Schminke, die ſeine eigenthümliche Häßlichkeit erhöht; ſeine Waffen vergiftete Pfeile, ohne die er keinen Schritt aus ſeiner baufälligen Hütte wagt. In welchem Zuſtande geriethen dieſe Nationen, eine jede an ihren Ort? Dieſe wichtige Frage müßte wohl zuerſt entſchieden werden, ehe wir vom Einfluß des Klima ſprechen dürften; und wie iſt es möglich ſie zu beantworten? Könnten wir doch auch wiſſen,

wiſſen, welche nutzbare Pflanzen jedes Volk auf ſeiner Inſel vorgefunden, und welches es aus ſeinen urſprünglichen Sitzen mitgebracht? War Taheiti natürlich reicher als die neuen Hebriden, und gebührt den Wilden, die ſich dort niederließen, das Verdienſt, dieſe Schätze durch eigenes Nachdenken zum Gebrauch ſich zugeeignet zu haben? Oder nahmen ſie Kokosnüſſe, Piſang und Maulbeerſtämme, Kartoffeln, Jams u. ſ. f. ihre längſt gewohnten Gartengewächſe, mit ſich dahin, retteten ſie unterweges vor dem Durchnäſſen vom Seewaſſer, und der darauf erfolgenden Fäulung, pflanzten ſie in dem noch unbekannten Boden, und empfehlen ſolchergeſtalt der Sorge des Himmels das Schickſal ihrer künftigen Nachkommenſchaft: glückliche, ſanfte Menſchen, wenn die einzig überbliebene Kokosnuß keimte, der letzte Piſangſchoß von neuem grünte, — wilde Fiſch- und Menſchenfreſſer, wenn eins oder beyde verloren giengen! Und in welchem Falle ſollen wir den Geiſt der Menſchen mehr bewundern? Dort im Erfinder, hier im Erhalter? In beyden zeigt ſich nie zu ergründende Weißheit in der wohlthätigen Anlage zur Vervollkommung!

Laßt uns nun ſehen was der Taheitier in ſeinen Garten pflanzt; denn ſo verdient der bewohnte Theil der Inſel genannt zu werden.

Der ſtolze Wuchs und das gekrönte Haupt der*) Kokospalme (Cocos nucifera *Lin.*) ſcheinen auch in des Spaniers Augen den Vorrang zu verdienen; er hebt damit an, und bemerkt ihre zahlloſe Menge. Ich wüßte nicht, daß die Palmen um Guayaquil, womit er ſie vergleicht (6) etwas auszeichnendes hätten; vielleicht bezieht ſich die Vergleichung nur auf das allgemeine des Proſpekts. Es giebt ſehr hochſtämmige ſchlanke Bäume dieſer Art welche ſechzig bis achzig Fuß gerade hinaufgehen, ganz oben allenfalls einen Bogen nach Weſten machen, und vom Winde hin und her bewegt werden. Die Einwohner klimmen mit unglaublicher Fertigkeit hinan, indem der ſimple Mechanismus die beyden Fußſohlen mit einem Baſt oder Strick zuſammen zu halten, die Stelle einer Leiter vertritt. Eine andre Spielart iſt viel dicker, allein ungleich kurzſtämmiger und findet ſich meiſtentheils dicht am Seeſtrande.

Die

---

*) Meine Reiſebeſchr. 1. Band S, 192.

Die Frucht des Piſangs oder die Paradieß-Feige (Muſa paradiſiaca *Lin.*) iſt eins der beliebteſten und nahrhafteſten Lebensmittel in heißen Ländern, obſchon ihr ekles Süß mir ſtets zuwider geweſen iſt. Daß in obiger Nachricht nur von fünf Spielarten (7) geſprochen wird, nimmt mich Wunder. Die Taheitier kennen deren dreyzehn, und überdies noch die ungemein große Art welche der Spanier als etwas merkwürdiges aufzeichnet, und die faſt ohne Kultur in den obern Thälern wächſt. Sie hat bey den Einwohnern einen eigenen Namen: **Wehi** oder **Fehi**, dagegen die dreyzehn übrigen Sorten den gemeinſchaftlichen Geſchlechtsnamen **Meiya** tragen *). An der Menge dieſer Spielarten erkennet man ſchon einen verfeinerten Grad der Kultur.

Die knolligte ſüße Wurzel der Bataten (8) einer Art von Winde (Convolvulus); die vortrefliche treffliche Yamswurzel (Dioſcorea alata *Lin.*) welche zwey bis drittehalb Schuh lang wird, und ein ſchneeweißes oder auch ein pfirſichfarbnes Fleiſch hat; die zwo Gattungen der Arons oder Zehrwurz (Arum eſculentum et macrorhizon *Lin.*) welche der Spanier vermuthlich unter ſeinen Yams oder Atſchiren verſteht (9); und noch eine andre klebrige Wurzel, die in Rumphs amboiniſchen Kräuterbuche Takka heißt und ein ſchneeweißes Mehl liefert *); — dieſe fünf Gattungen dienen zum Unterhalt, ſind ſchmackhaft und geſund. Vor allen andern Gewächſen giebt aber die berühmte und wohlthätige Brodfrucht (Artocarpus communis) die beſte und reichlichſte Nahrung der Einwohner ab. Keinem der nach Taheiti kommt, kann die Kenntniß eines Baumes entgehen, womit die Ebenen weit und breit bepflanzet ſind, und welcher ſieben Monate lang Früchte trägt. Die ſpaniſche Nachricht führt ſogar den einheimiſchen Namen davon, jedoch verſtümmelt an, indem er Uru, und nicht Kuro ausgeſprochen wird (10). Es giebt drey Spielarten dieſer Frucht, welche

---

*) Forſt. Obſervations, p. 442. u. ſ. von der Pflanzenzucht der Nationen im Südmeere. — Die Engländer gaben den Wehi, oder wilden Piſangs den Namen Pferdepiſangs (horſeplantanes,) ſo wie alles grobe im Pflanzenreich bey ihnen dieſen Zuſatz führt: horſe-radiſh, Meerrettig; horſebeans, Schweinsbohnen u. ſ. ſ.

---

*) Rumph. Amb. III. Tacca pinnatifida Forſt. Charact. Nov. Plant. Berol. 4to 1776. und Forſt. Obſervations, p. 443.

alleſammt einen hohen Grad der Kultur verrathen, indem ihnen, ſo wie den Piſangs, die Saamen gänzlich fehlen *).

Für das bloße Bedürfniß wäre hiemit ſchon geſorgt; allein wenn gleich der Genus des Obſtes nicht gerade zur Erhaltung des Lebens unentbehrlich iſt, ſo trägt er doch gewiß zur Befeſtigung der Geſundheit das Seinige bey. Auf einer kleinen Inſel darf man indeſſen keine Mannigfaltigkeit in dieſem Stück erwarten; es iſt ſchon immer viel, daß ſie nicht ganz leer ausgegangen iſt. Neben dem Zuckerrohr, welches ſeines ſüßen Saftes wegen, und zum Zeitvertreib genoſſen wird, giebt es eine Art Jambuſen (Eugenia malaccenſis *Lin.*) welche der Spanier (11) den roſenfarbenen Manzano nennt und mit der Guajave vergleicht **); und die herrliche Frucht Evih oder den ſogenannten

---

*) Forſters Obſervations p. 441.

**) Was Manzano eigentlich bedeute, kann ich zur Zeit nicht entdecken. Die Guayave aber, oder Kujave (Pſidium pyriferum *Lin.*) deren Figur es haben ſoll, ſieht wie eine Birne aus. Die Jambuſenfrucht ſelbſt iſt in Rheed. Hort. malab. vortreflich abgebildet. Die Taheitier nennen ſie E-Haya.

ten taheitiſchen Apfel der im Geſchmack der Ananas gleichkommt, und deßhalb auch von dem Spanier mit der beſten peruaniſchen Frucht, der Tſchirimoya (14) verglichen wird *). Dieſer Apfel und einige Gattungen Piſangs werden zu den beſten Früchten heißer Länder gezählt, und der erſtere kann in der That unſerm ſchmackhafteſten Obſte den Vorzug ſtreitig machen. Ueberdies haben die Taheitier auch eine Frucht, welche ſie Ahib oder Ratta nennen, und deren Geſchmack unſere ſpaniſche Nachricht (ſo wie die engliſchen) mit dem Geſchmack der Kaſtanien (12) vergleicht

---

*) Alle Reiſebeſchreiber rühmen die wohlſchmeckende Tſchirimoya, (chirimoya) die Frucht eines Flaſchenbaums (Annona) welcher in Peru und Tſchile (Chile) allem andern Obſte, ſelbſt der Ananas vorgezogen wird. (S. Annona cherimola Miller's Gard. Dict. Frezie'rs Voyage à la mer du Sud, Amſt. 1717. 8vo. p. 407. Don Anton Ulloas Reiſe nach Südamerika 1. Theil). Der Tahitiſche Apfel iſt eigentlich eine Art Myrobalanen (Spondias dulcis), dem die Vergleichung mit der Tſchirimoya ſehr rühmlich ſeyn muß. Meine Reiſebeſchr. 2, Band.

gleicht *). Von den Nüſſen (13) und der mandelähnlichen Frucht (15) deren die ſpaniſche Nachricht erwähnt, will ich nicht wagen mit Gewißheit zu ſprechen. Die üble Gewohnheit fremden Naturalien, nicht nach ihren eignen Beſtandtheilen, ſondern nach einer oft nur eingebildeten Aehnlichkeit mit bekannten Sachen, Namen zu ertheilen, hat auch hier der Verſtändlichkeit geſchadet. Wenn ich gleichwohl meine Vermuthung äußern darf, ſo ſind jene öligten Nüſſe welche im Halſe ein Brennen verurſachen die Früchte eines zeither noch unbekannten Baumes, dem wir den Namen Aleurites gegeben haben **) und der übrigens den Einwohnern noch in manchen Stücken wichtig iſt; die mandelähnlichen aber eine neue Gattung von Katappnüſſen (Terminalia glabrata) welche auf hohen ſchattenreichen Bäumen mehrentheils um die Hütten der Einwohner wachſen ***).

So

---

*) Hawkesworth, 2 Band, Parkinſon's Journal, meine Reiſebeſchr. Forſter's Obſervations und Charact. Nov. Gen. Plantar. wo dieſer Kaſtanienbaum Inocarpus genannt wird.

**) Forſt. Charact. Nov. Gen. Plant. Eiusd. Obſervations, meine Reiſebeſchr. 2 Theil.

***) Die ächten Katappnüſſe, findet man bey Rumph. Herb. Amb. beſchrieben und abgebildet. Sie ſind

So anſehnlich dieſes Verzeichniß von eßbaren taheitiſchen Pflanzen iſt, ſo werden dennoch einige andre daſelbſt gebauet, welche einen anderweitigen ökonomiſchen Nutzen haben. Den Ingwer, der ſo viel ich weiß in den dortigen Thälern wild wächſt, und nicht einmal von der rechten Art iſt, kann ich nicht zu den kultivirten Pflanzen zählen (Amomum Zerumbet *Lin.*). Dafür behauptet unter dieſen der Taumelpfeffer einen deſto vorzüglichern Platz, indem oft große Stücke Landes damit angepflanzet ſind. Die Benennung (Piper methyſticum) zeigt ſchon einigermaßen ſeine böſen Eigenſchaften an. Die Natur hatte ſie bis in die Wurzel verborgen, allein der Hang des Menſchen, ſeinen eignen Schaden zu ſuchen, iſt auch hier geſchäftig geweſen, und hat in dieſer Wurzel die kräftige Eſſenz gefunden, womit man alle Sinne überwältigen und die Vernunft, den Funken vom Himmel betäuben kann. Daß der ekle Pfeffertrank dennoch nur bey Perſonen von Stande und größtentheils nur alten Leuten im Brauch iſt, muß allemal zur Ehre der Taheitier dabey geſagt werden *).

Nütz-

ſind ebenfalls in der Südſee, auf der Inſel Tanna anzutreffen. Meine Reiſeb. 2 Band.

*) Meine Reiſebeſchr. 1 Theil. S. 306. 352.

Nützlicher iſt der Anbau von Flaſchenkürbſen (Cucurbita lagenaria *Lin.*) und Kugelkürbſen (Cucurbita pruriens) worinn ſie Oel und verſchiedene flüßige Sachen aufbewahren; des Papiermaulbeerbaums (Morus papyrifera *Lin.*) aus deſſen feinem Splint die meiſten taheitiſchen Zeuge verfertigt werden; des Bambusrohrs (Arundo bambos *Lin.*) welches ſich bequem zu Angelruthen und verſchiedenen andern Werkzeugen ſchneiden läßt; des ſchwarzen Nachtſchatten (Solanum nigrum *Lin.*) der oft zum Geneſungsmittel in verſchiedenen Krankheiten dient; des Keulenbaums, (Caſuarina equiſetifolia) aus deſſen Holz die dauerhafteſten und ſchönſten Waffen (64) und Geräthe, unter andern auch die Klöpfel (62) womit die Maulbeerrinde geſchlagen wird, verarbeitet werden; des chineſiſchen Eibiſches (Hibiſcus roſa ſinenſis *Lin.*) der ſchönen Guettarde (Guettarda ſpecioſa *Lin.*) und beſonders des ſogenannten Cap. Jaſmins (Gardenia ſtellata *Bankſ.*) deren theils überaus ſchöne, theils herrlich duftende Blumen ein Schmuck der Mädgen und Jünglinge ſind. Von allen dieſen erwähnt der ſpaniſche Bericht nur allein des Papierbaums ohne ihn zu beſchreiben, (51) und einer wohlriechenden Blume welche von den Einwohnern ins Ohr geſteckt wird (44).

Eben ſo begnügt ſich der Verfaſſer das Bauholz dieſer Inſel, woraus die Einwohner ihre Häuſer und Kähne zimmern, mit Guayakan (16) zu vergleichen; eine ziemlich flüchtige Abfertigung, beſonders da man im ſpaniſchen Antheil von Südamerika ein jedes hartes Holz, welches zum Bauen tüchtig iſt, unter dem allgemeinen Namen Guayakan begreift *). Er beſchäftigt ſich dafür nur mit der Unterſuchung (69), welchergeſtalt die Bäume gefället und von den Bergen an die See geführt werden können. Von einer Gattung führt er zwar den taheitiſchen Namen Fabuy-an; allein dies iſt vermuthlich mit Tutuy einerley, und bedeutet eben den Baum (Aleurites triloba) dem ich die öligten Nüſſe (13) zugeſchrieben habe. Ganz recht bemerkt er deſſen ſchwammigtes Mark, die harzige Flüſſigkeit (17) die aus ſeinen Wunden fließt, und die innere netzförmige Rinde. Er hätte auch noch hinzuthun ſollen, daß die öligten Nüſſe auf einen hölzernen Pflock geſpießt, die Stelle der Lichter und Kerzen vertreten. Allein

von

---

*) Iacquin. Hiſt. Select. Stirp. American. p. 130.

von den beſten und brauchbarſten Hölzern findet man bey ihm gar keine Nachricht; vermuthlich weil ſein Aufenthalt zu Taheiti von zu kurzer Dauer geweſen iſt, um darüber bey den Einwohnern genauere Belehrung zu ſuchen. Der bereits erwähnte Keulenbaum, der Brodbaum, der taheitiſche Apfel- oder eigentlicher, Myrobalanenbaum, der taheitiſche Kaſtanien- oder Rattabaum (Inocarpus), das Schönblatt (Calophyllum Inophyllum *Lin*), der Hudubaum (Barringtonia ſpecioſa), der Morgenſtern (Nauclea orientalis *Lin.*), und andre mehr, welche theils auf den Ebenen gepflanzt werden, theils auf den höchſten Bergen wild wachſen, geben den Taheitiern zu allen ihren Bedürfniſſen hinreichendes ſchönes und dauerhaftes Bauholz.

Verſetzen wir Pflanzvölker in einen neuen Welttheil, der noch ſo entfernt, und verſchieden von ihrer alten Heimath iſt, ſo lehrt die Zeit den Gebrauch der Naturprodukte, welche ihnen anfangs unbekannt und ſelbſt oft ſchädlich waren. Wer kennt nicht die Zufälle wodurch eine ſtets wachende Vorſehung dem unbeholfenen Menſchen zur Erhaltung und Bequemlichkeit neue Quellen eröfnet, wodurch ſie ihn ſogenannte Erfindungen machen läßt, welche manchmal das Schickſal ganzer Staaten entſcheiden? Der ärmſte Wilde hat an dieſer Vorſorge gleichen Antheil mit dem feinſten Europäer. Für ſeine wenigen Krankheiten findet er im Walde heilſamer Kräuter die Menge; und es entſteht bey ihm kein neues Bedürfniß ohne den Fund eines Befriedigungsmittels. Unzählige Beyſpiele haben uns gelehrt, daß auch die Taheitier von ihren wilden einheimiſchen Pflanzen Gebrauch zu machen wiſſen. Ich will herſetzen, was wir davon erfahren haben, wiewohl uns das meiſte unbekannt geblieben.

Der ſchöne Himmel und die erwünſchte Fruchtbarkeit des Bodens verſprechen zwar den Einwohnern eine ununterbrochene Reihe fetter Erndten; allein die Erde hat ihre Anfälle von Krankheit wie der menſchliche Körper; ob es, wie bey dieſem, Folgen ihrer eignen Vergehungen ſind, das mögen Sonne und Mond entſcheiden. Genug, Erhitzung und Erkältung ziehen Fieber und Schnupfen bald am einen bald am andern Pole nach ſich. Taheiti hat, obgleich ſelten, ſeine unfruchtbaren Jahre gehabt. Schrecklich müſſen ſie einem Volke geweſen ſeyn, das den heutigen Tag verlebt, unbekümmert was am Morgen kommen werde. In

dieſer

dieſer betrübten Lage hat es endlich wilde Wurzeln und ſchmackloſe Früchte aufgeſucht, und ſich mühſam damit bis zur Rückkehr beſſerer Zeiten ernährt. Im Nothfall ſpeiſet man die vielblättrige Zehrwurz (Dracontium polyphyllum *Lin.*), die Wurzel eines Farrnkrauts, (Pteris,) die Blätter eines Nachtſchatten (Solanum viride) und eines Portulaks (Portulaca lutea), die Stengel einer Boerhavie (B. erecta) und die Früchte der Morinda citrifolia *Lin.* und des Pandangs (Athrodactylis ſpinoſa). Unſtreitig brauchen die Taheitier auch eine Menge Pflanzen zur Arzney, denn es giebt eigene Leute unter ihnen welche ſich damit beſchäftigen *). Allein unſer kurzer Aufenthalt geſtattete uns nicht eine nähere Kenntniß davon einzuziehen. Soviel wiſſen wir nur, daß eine Art Rospoley (Stachys decemdentata) und eine Art Laugenblume (Cotula) nebſt einigen andern Kräutern in Umſchlägen auf Wunden gelegt werden.

Ferner giebt es zu Taheiti wilde Pflanzen, welche, wenn ſie gleich nicht unmittelbar zum Un-

---

*) Hawkesworth Vol. 2. p. 235. Forſt. Obſervations. p. 494.

terhalt der Einwohner gebraucht werden, doch wenigſtens ihre Verſorgung mit Lebensmitteln aus dem Thierreich bewerkſtelligen. Hieher rechne ich den ſtinkenden Zeiland (Daphne foetida), die giftige Kreſſe (Lepidium piſcidium), das betäubende Fleckenkraut (Galega littoralis *Lin.*) und die Frucht des Hudubaums (Barringtonia) womit man die Fiſche betäubt und ſich den Fang erleichtert. Will man noch weiter gehen, ſo kann man noch die Silberneſſel (Urtica argentea *Lin.*) ein Cypergras, den Linden-Eibiſch (Hibiſcus tiliaceus *Lin.*), den (53) Färber-Feigenbaum (Ficus tinctoria), die angenehme Bohne (Phaſeolus amoenus) und die Strandfaſeln (Dolichos littoreus) hinzurechnen aus deren Faſern man zu eben dem Behuf die dauerhafteſten Netze und Leinen macht. Selbſt in Betracht der Kleidung benutzt der Taheitier die wilden einheimiſchen Pflanzen. Er nimmt dem Pandang ſeine Palmblätter und dem Linden-Eibiſch ſeine Rinde, um daraus Matten zu flechten; und er findet am Brodbaum ſowohl als an dem großen und dem rauhen Feigenbaum, einen netzförmigen Splint (über). womit er den Splint des Papiermaulbeerbaums erſetzen kann. Um die Zeuge gelb zu färben, können viererley Pflanzen gebraucht wer-

werden, nemlich die Färberfeige (51), die Eckbeere (Morinda) der Pappel-Eibiſch und das Schönblatt; allein der Ingwer von dem es der Spanier (55) vermuthet, wird unſers Wiſſens nicht dazu genommen, wenn er nicht etwa die Gilbwurz (Amomum Curcuma, *Lin.*) darunter verſteht. Die Blätter (54) der Bruſtbeere (Cordia Sebeſtena *Lin.*), der ſchillernden Tourneforție, der Strand-Winde (Convolv. braſilienſis *Lin.*), und des ausgeſchweiften Nachtſchatten (Solanum repandum) geben alle eine rothe Farbe, nachdem ſie den gelben Feigenſaft eingeſogen haben. Der Luxus der Taheitier in ſo fern er in Wohlgerüchen (46) beſteht, hat ebenfalls in wilden Pflanzen ſeinen Urſprung. Nicht weniger als vierzehn Gattungen *), darunter gelbes Sandelholz oben an ſteht, werden gebraucht das Kokosöl zu parfümiren.

Nachdem unſer Spanier mit dem Pflanzenreiche fertig geworden, kommt er an die übrigen Naturkörper. Ratten, Hunde und Schweine (18) ſind, wie wir auch bemerkt haben, die einzigen vierfüßigen Thiere. Sein Verzeichnis von Vögeln ent-

---

*) Meine Reiſebeſchr. 2. Band

enthält nur drey Rubriken; nämlich Papagayen (19), wilde Tauben (20) und Königsgänſe (21). Von den Papagayen giebt es zwo, und von den Tauben drey Gattungen. Mit den Königsgänſen werden vielleicht die ſogenannten Tölpel (Pelecanus piſcator *Lin.*) gemeint *). Der gemeinen Haushüner gedenkt er aber mit keinem Worte. In der That bekamen wir auf der ganzen Inſel auch nur ein paar zu ſehen, weil die Franzoſen während ihrem Hierſeyn deren etliche hundert paare eingetauſcht, und ſolchergeſtalt die Gattung beinahe vertilgt hatten **). Unter den Fiſchen ſind mir die (22) Boniten (Scomber pelamys *Lin.*), die (23) fliegenden Fiſche (Exocoetus volitans *Lin.*) und die See-Aale (24) allein bekannt. Daß ſich Aale (25) und Forellen (26) in den dortigen Gewäſſern aufhalten iſt mir gänzlich unbewußt, viel-

---

*) Don Anton Ulloa nennt die Königsgans die gewöhnlichſte und größte Gattung von Gänſen in Südamerika. Noticias Americanas p. 152. Frezier ſagt nur: es ſind eine Art Enten, mit einem rothen Kamm über dem Schnabel. Voyage p. 140. Sollte er damit nicht die rothe nackte Haut meinen, worinn des Tölpels Augen liegen?

**) Voyage autour du monde, par Bougainville.

vielmehr glaube ich, daß man dieſe Namen fremden Fiſchen, wegen irgend einer geringen Aehnlichkeit gegeben habe. Die übrigen Namen welche ich (27) ſpaniſch angeführt habe, bleiben fürs erſte unerklärbar, indem es Provinzial-Benennungen ſind, welche vermuthlich nur in Peru gelten. Wir haben in allem ohngefähr zwanzig Gattungen kleiner Vögel in Táheiti gefunden die zuvor noch nicht beſchrieben waren; und unſre Beſchreibungen von neuen taheitiſchen Fiſchen enthalten ohngefähr dieſelbe Zahl, indem der Fiſchfang während unſerm kurzen Aufenthalte gar nicht glücklich war. Herr Banks erzählte, daß er in den drey Monathen ſo er dort zugebracht, von den Einwohnern die Namen von hundert und funfzig Fiſcharten erhalten habe *). Was unſre ſpaniſche Nachricht von der Fiſcherey mit Netzen, (28) Wurfſpieſſen, (29) Leinen (30) und bey Lichte, (31) blos berührt, ſteht ausführlicher in Cooks erſter Reiſe **), woſelbſt auch die Fiſchangeln (32) genauer beſchrieben werden. Eine ſehr richtige Bemerkung iſt es aber, daß die taheitiſche Perlenmutterſchale (33) ganz eig-

---

*) Forſter's Obſervations. p. 441.

**) Hawkesworth. 2 Band.

ner Art ſey: und neu iſt, was von den Seereiſen, der Einwohner (35) nach den Perleninſeln erzählt wird.

Die Mineralogie wird mit der einzigen Bemerkung abgefertigt, daß weder Metalle noch Edelſteine (33) in Taheiti vorhanden ſind. Allein wer nicht etwan Naturforſcher von Profeſſion iſt, kann wenig mehr von den dortigen Steinarten ſagen, welche großentheils aus Thonſchichten und den poröſen harten Maſſen beſtehen, welche man für vulkaniſche Produkte hält. Herr Doktor Ortega, derſelbe, dem wir dieſe ſpaniſche Nachricht verdanken, erzählte mir in London, daß die Spanier einen ungeheuren Klumpen gediegenen kryſtalliniſchen Schwefels von der Inſel O-Taheiti mitgebracht hätten*). Die ſteinernen Aexte deren ſich die Einwohner zu ihren Arbeiten bedienen (68) und deren die Nachricht erwähnt, ſind von ſchwarzem Baſalt gemacht.

Von dem Klima und den Naturalien thut ſodann der Spanier noch einen Schritt, zum Menſchen. Wir können ihm ſeine allzugeringe Angabe

---

*) Forſter's Obſervations. pag. 22.

be von der Volksmenge (36) um ſo leichter verzeihen; je irriger die engliſchen Beſtimmungen derſelben nach den beiden erſten Reiſen geweſen ſind. Die zuverläſſigſten Fakta und darauf gegründete Berechnungen haben uns auf der letzten Reiſe eines beſſern belehrt. Statt ſechzehn tauſend, zählen wir wenigſtens hundert und zwanzig tauſend, ja wie einige wollen bis zweymal hunderttauſend Einwohner. Man ſtoße ſich nicht an die ſpaniſche Eintheilung dieſes Volks in viererley Stämme (callas), die, wenn man nur wenige Tage auf O-Taheiti zugebracht und dort ſo verſchiedene Nüancen in der Geſichtsfarbe bemerkt hat, eben nicht unnatürlich iſt. Es iſt überdies noch keinesweges entſchieden, ob das Feudalſyſtem, welches in die taheitiſche Regierungsform verwebt iſt *), nicht wirklich ſeinen Grund in einer Zuſammenſchmelzung verſchiedener Völker habe? Bougainville fand den Unterſchied zwiſchen dem gemeinen Manne und den vornehmen Klaſſen ſo auffallend, daß er es wagte ſie in urſprünglich verſchiedene Racen zu theilen. Mein Vater führt dieſe Meinung

---

*) Hawkesworths Reiſen 2. Band. Meine Reiſebeſchr. 1. Th. S. 276.

nung *) weiter aus, und ſetzt ſie in Verbindung mit einigen andern Ideen über die Bevölkerung der Inſeln im Südmeere.

Die Einwohner der unterſten Klaſſe, welche Tautaus heiſſen, und mit den Bauren am meiſten übereinkommen, werden augenſcheinlich von den Spaniern unter der Benennung ächter Indianer (37) ausgezeichnet, indem ſie jene braune Farbe haben, welche ſie den amerikaniſchen Völkern (Indios) ähnlich macht. Diejenigen aber, welche unſre Nachricht Mulatten (38) und mulattenfarbige (39) nennt, ſind unſtreitig die Klaſſen der **Erihs** und **Manahaunen**, oder: Fürſten und Vaſallen. Ihre ungleich hellere Farbe, ihre feinern Züge, ihr längerer ſchöner Wuchs, ihre natürliche Anlage fett zu werden, welche den Tautaus faſt durchgehends fehlt, ſind Merkmale woran man ſie ſogleich erkennen kann. Die Erihs oder Fürſten haben ſelbſt noch vor den Manahaunen vieles voraus, und mich dünkt man könnte dieſen letztern eine Zumiſchung des ſchlechtern Geblüts anſehen, welche bey den Erihs nicht ſtatt findet. Die Nachricht gedenkt der vierten Art Menſchen unter dem

---

*) Forſters Obſervations p. 358.

dem Namen der albinosfarbigen (40), wiewohl man deren nur drey geſehen hat. Albinos heiſſen bey den Portugieſen und Spaniern diejenigen einzelnen Perſonen unter den Negern, Aſiatern und Amerikanern, welche anſtatt ihrer natürlichen dunklen Farbe eine milchweiſſe Haut und blaſſe Augen haben, auch ſonſt unter den Namen Dondos, Mondsaugen, weiſſe Mohren, Nachtmenſchen, Kackerlacken, Blafards, u. ſ. bekannt ſind. Eine bösartige Krankheit *) wobey ſich auf der Haut eine weiſſe Rinde erzeugt, ſoll nach den genaueſten Erfahrungen das unterſcheidende Kennzeichen dieſer Unglücklichen ſeyn. Man hat auf Cooks erſter ſowohl als letzter Reiſe einen oder höchſtens ein paar Taheitier geſehen, die von hellerer Farbe, über und über mit kleinen braunen Pünktgen wie Sommerſproſſen beſtreut waren, und ein ſandgelbes oder wohl gar gelbrothes Haar hatten. Rothes Haar und Sommerſproſſen findet man aber auch in Europa mit einem ſehr weiſſen teint beiſammen, ohne es für Krankheit zu halten. Vielleicht ſind alſo die vermeinten taheitiſchen Albinos eben ſo wenig für krank zu halten, und dürfen mit den

wah-

---

*) Herrn Profeſſor Blumenbachs Diſſ. de hominum varietate.

wahren Kackerlacken in keine Vergleichung kommen. Ich ſelbſt habe keinen weiſſen Taheitier geſehen *).

Die ſpaniſche Nachricht beſtätigt alles dasjenige ſo die engliſchen und franzöſiſchen Seefahrer von der erhabenen Statur, und dem ſchönen Wuchs dieſer Inſulaner berichtet haben **). Geſundes Klima, nahrhafte Lebensmittel, bequeme Kleidertracht, Reinlichkeit und unverdorbene Sitten erhalten den Körper, und geben den Aeltern die gegründete Hofnung Kinder ohne Fehl zu zeugen. Daher ſieht man bey rohen Horden ſowohl, als bey allen Völkern welche auf den untern Stufen der Kultur ſtehen, ſo wenige Krüpel und ungeſtalte Menſchen; nicht zu rechnen daß bey einigen Wilden ein Abſcheu gegen alle Mängel der Bildung mitwürkt, und ſie zu dem grauſamen Schritte verleitet, ein jedes ſchwächliche Kind als ein unbrauchbares und überläſtiges Geſchöpf ums Le-

ben

---

*) Was über die Albinos geſagt worden iſt, hat Herr Kanonikus Pauw zu Xanten ſorgfältig geſammelt. Recherches ſur les Américains Tome 2. p. 5.

**) Bougainville. Wallis. Cook.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ben zu bringen. Zu Taheiti kann dies der Fall nicht ſeyn, denn der Spanier (41) hat gebrechliche Menſchen unter ihnen angetroffen; weil aber die zuerſt angeführten Urſachen daſelbſt die Erzeugung geſunder Kinder befördern, ſo ſind die Ausnahmen äuſſerſt ſelten. Neben der ſchönen Anekdote von der Gutherzigkeit dieſer Leute, die ſich den Bart ſcheren ließen in der Meinung ſich ihren Gäſten angenehm zu machen (42), ſteht gewiß der übereilte Ausdruck hier am unrechten Orte; „ſie hätten ihren Spott an fehlerhaft gebildeten Perſonen.“ Die unbeſonnene Aufführung eines oder des andern mag dieſe Bemerkung veranlaßt haben, allein es wäre unbillig ſie einem ganzen Volke aufbürden zu wollen, von deſſen ſanften Sitten man ſo häufige Beweiſe hat.

Offenbar unterſcheidet ſich der Menſch darin von den Thieren, daß er ſich an der Schönheit ſeines Leibes nicht genügen läßt. Es giebt einige Nationen in heiſſen Ländern, welche ganz nackend gehen und ſich ſogar des Gedankens an eine Bedeckung ſchämen*); andre im unfreundlichſten Erd-

---

*) Histoire de l'Orinoque par Gumilla Tom. p. 187. 189. 256. Auch die Einwohner der Pelewinſeln gehen ganz nackt.

Erdzipfel den je die Sonne beſchien, die kaum zu wiſſen ſcheinen, daß ſie da ſind, und nicht Inſtinkt genug beſitzen um ſich gegen die Kälte zu ſchirmen *); jedoch beyde kommen darin mit den geſitteten Europäern überein, irgend etwas, es ſey nun ein Knochen im Naſenknorpel, ein Halsband, ein Ohrgehenk oder ein Gemälde in Farben auf der bloßen Haut, zum Zierrath zu tragen. Der Inſulaner im Südmeere prunkt mit Reizen welche er ſich nicht anders, als durch Erduldung des heftigſten Schmerzes erwirbt. Er wagt es, ſich an den empfindlichſten Theilen des Leibes über und über bis aufs Blut ſtechen zu laſſen, um eine ſchwarzblaue Farbe in die Punkturen reiben zu können, welche niemals wieder ausgeht. Es iſt umſonſt den Beweggründen zu einer Handlung nachſpüren zu wollen, welche nunmehr ſchon als ein altes Herkommen in Anſehen ſteht, und unverbrüchlich gehalten wird. Viele Völker haben geſucht den Kinderſtand durch äußere Merkmale vom Stande der Erwachſenen zu trennen, und die Einweihung in den letztern mit großen Feierlichkeiten verknüpft. Bekanntermaßen verfahren die Prieſter

---

*) Die Feuerländer. Hawkesworth Reiſen. 2 Band. meine Reiſebeſchreib. 2 Band.

ſter der Hottentotten dabey eben nicht auf die anſtändigſte Art *). Vielleicht hat das taheitiſche Punktiren oder Tattauiren eben dieſe Abſicht, indem es gerade in jenem kritiſchen Zeitpunkte des menſchlichen Alters, und zwar ebenfalls von Prieſtern verrichtet wird. Nur begreife ich nicht warum die ſpaniſche Nachricht (43) das Punktiren bis ins zwanzigſte Jahr verlegt. Von einem Spanier läßt ſichs am wenigſten denken, daß er die Periode der Mannbarkeit zu ſpät angeben könne.

Neben dieſem Schmuck, der einen Europäer vielmehr Verunſtaltung dünkt, haben die Taheitier noch die Gewohnheit ſich mit Federkränzen, Blumen im Ohr, und Perlen zu zieren, weswegen auch die große Begierde nach Korallen (45) entſteht, welche bey ihnen Pohe (nicht Pue) heiſſen. Selbſt die Kleidung iſt bey dem dortigen Himmel vielmehr eine Aeußerung des Luxus als ein natürliches Bedürfniß. Die Spanier vergleichen die taheitiſchen Trachten mit dem Taparabo

(47)

---

*) Kolbens Beſchr. des Vorgebirges der guten Hoffnung.

(47) Pontſcho (48) und Manta (49) der ſüdamerikaniſchen Völker. Man lieſet genaue Beſchreibungen dieſer Peruaniſchen und Tſchileſiſchen Kleidungsſtücke im Frezier und Ulloa *).

Die Beſtimmung des Taparabo kann zur Genüge aus der Bedeutung des Worts erklärt werden. Der Pontſcho oder das Unterkleid iſt ein einfaches Stück Zeug, ohngefähr vier Ellen lang, und zwo Ellen breit, in deſſen Mitte ein Einſchnitt gerade ſo groß daß man den Kopf durchſtecken kann, der Länge nach gemacht wird. Es hängt alſo auf den Schultern; die eine Hälfte vorn, die andre hinten, bis an die Knie herab. Es wird allemal, entweder von feinen Matten oder von den dickſten Zeugen verfertigt, welche aus etlichen übereinander geklebten Lagen von Rinde beſtehen. Das Oberkleid hingegen (manta) beſteht aus den feinern muſlinähnlichen Sorten des Zeuges, iſt breiter noch als das Unterkleid und manchmal von ſo ausſchweifender Länge, daß es unzählige mal um den Leib gewickelt werden kann. Bey

---

*) Voyage à la mer du Sud par M. Frezier. Reiſen des Don Anton Ulloa, und D. Georg Juan nach Südamerika.

Bey aller Einfalt iſt dieſer Anzug dennoch vieler Abänderungen fähig und bildet Muſter zu den ſchönſten Draperien.

So wie wir auf der Straße einen Mantel umzuhängen, im Hauſe aber bey heißerem Wetter nur im Camiſol zu gehen pflegen, ſo richtet der Taheitier ſeinen Anzug ebenfalls nach der Witterung ein, mit dem Unterſchiede, daß er ſich nicht ſcheuet, auch in ſeiner leichteſten Tracht, das iſt: mit einem kleinen Tuch umgürtet vor jedermann und an jedem Orte ſich ſehen zu laſſen. Man würde daher weit das Ziel verfehlen, wenn man dort mit unſerm Spanier ein jedes leichtgeſchürzte Mädchen für äußerſt arm (50) erklären wollte. Ich halte dieſe Folgerung für einen Zug ſeines gravitätiſchen Nationalcharakters, dem es (ohne Muthwillen geſagt) ſelbſt hinter dem Pfluge ſchimpflich iſt, ohne Mantel geſehen zu werden.

Wer die engliſchen und franzöſiſchen Nachrichten von O-Taheiti ohne Vorurtheil geleſen hat, wird ebenfalls Spuren der ſpaniſchen Denkart in der Schilderung finden, die der Ungenannte hier von dem Charakter unſrer Inſulaner macht. Ich will ihnen hiemit keinesweges ihre natürlichen Fähigkeiten und Anlagen, weder die Verſchlagenheit und das diebiſche (57) Weſen, noch den Hang zur Bequemlichkeit und zur Wolluſt abläugnen, worüber ſchon ſo vieles anderweitig bekannt geworden iſt *). Nur ſey mir es vergönnt in wenigen Worten darüber zu kommentiren. Tugend und Laſter ſind relative Begriffe, welche im Nationalcharakter nur verhältnißweiſe mit andern Völkern gebraucht werden dürfen; und auch alsdenn muß man keinem Volk, ohne Zuziehung der Sittenlehre welche ihm zur Richtſchnur dient, das Urtheil ſprechen. Auf dieſe Art vermeiden wir den Vorwurf, daß wir fremden Völkern unſere Gedanken leihen, und uns dafür das Recht nehmen, ſie nach dieſer unbilligen Vorausſetzung zu züchtigen oder loßzulaſſen. Wenn man von den Diebereyen der Taheitier ſpricht, ſollte man billig allemal bedenken, daß der Anblick europäiſcher Waaren ſie den unwiderſtehlichſten Verſuchungen ausſetzte. Erwähnt man ihres Müßiggangs, ſo wiſſe man zugleich, daß ihre wenigen Bedürfniſſe leicht befriedigt werden, und daß der Fleiß nur ein Kind des Mangels iſt. Nennt man ſie gierig und gefräßig, ſo rufe

---

*) Voyage de Bougainville. Hawkesworths Reiſen 1 und 2 Band. Meine Reiſebeſchr. 1 und 2. Band.

rufe man ſich die Beſchreibung von ihrem groſſen Wuchs, ihrer auszeichnenden Stärke (63) im Ringen und ihrer Corpulenz zurück. In Italien und Spanien darf ein Reiſender aus dem Norden kaum eine rechte Mahlzeit verrichten, ohne ein unerſättlicher Freſſer zu heißen. Zergliederer und Aerzte wiſſen gleichwohl, daß ſein muſkulöſer Bau mehr Nahrung erfodere, als die hagern kleinen Körper jener ſüdlichen Europäer.

Die Wolluſt der Taheitier iſt unſtreitig die ſchlechteſte Seite ihres Charakters. Wenn man aber bedenkt, wie leicht der phyſiſche Menſch hier über die Gränze, vom Bedürfniß zum Uebermaaß ſchreitet; wenn man zu allen Zeiten, in allen Welttheilen dieſelbe Unenthaltſamkeit antrift; wenn man ferner beobachtet, daß der ſtarke Beweggrund des Chriſtenthums für die Keuſchheit *), in den mittlern Zeiten faſt durchgehends ſelbſt von dem Prieſterſtande aus den Augen geſetzt ward, und daß der reine tugendhafte Wandel der einen Hälfte unſerer Zeitgenoſſen, den gränzenloſen Ausſchweifungen der andern kaum die Wage hält, — ſo möchten die Taheitier vielleicht keine größere

Schuld

---

*) Corinth. I, c, 6. v. 18. 19.

Schuld als manche andre Völker auf ſich haben. Die ausgelaßne Lebensart der Erioy Geſellſchaft, und der daraus zuweilen erfolgte Kindermord *), ſind ſchreckliche Beyſpiele vom Verderbniß der Vornehmen; dafür aber ſind ihre geſunde Leibesbeſchaffenheit, die erſtaunende Volksmenge auf ihrer kleinen Inſel, und beſonders die große Anzahl von Kindern welche wir in jedem Hauſe ſahen, einleuchtende Beweiſe von der ordentlichſten Lebensart des großen Haufens. In der That ſind ihre verehlichten Weiber wahre Muſter der Treue, wenn gleich die jungfräuliche Keuſchheit bey ihnen eben ſo wenig als bey vielen andern Völkern geachtet wird. Der Mann muß Weib und Kind ernähren; darum iſt das Weib die Leibeigne des Mannes. Der gute Name des eheloſen Frauenzimmers wird hingegen dadurch nicht aufs Spiel geſetzt, daß die Palmenwälder ſich oft in amathuſiſche Myrtenhayne zu verwandeln ſcheinen, wo den Einheimiſchen ſowohl als den Fremdlingen jede Gunſt gewährt und ſogar gebeten (61) wird. Sollte man daraus nicht folgern dürfen daß das andre Geſchlecht ſelbſt in Taheiti nur als Befriedigungs-

mittel

---

*) Meine Reiſebeſchr. 2 Band. Forſters Obſervations pag. 423.

mittel des phyſiſchen Bedürfniſſes angeſehen, und mit Schweinefleiſch und Brodfrucht beynah in eine Klaſſe geworfen wird? Schon allein dieſer Schluß widerlegte alsdenn die Meynung des Spaniers, als ob die Männer ſich dort von ihren Weibern regieren ließen (59). Es iſt wahr, die artigen Geſchöpfe haben die Erlaubniß freye Luft zu athmen ſo oft und ſo lang es ihnen gefällt, und in muntern Tänzen um ihre wackern Männer zu gaukeln. Keine Duenne bewachet ſie, und für ihre Treue bürgt weder Gitterfenſter noch dreifacher Schleyer. Läßt ſich aber das Weiberregiment durch ſo etwas erweiſen? Es macht der Moral des Verfaſſers und ſeiner Reiſegefährten Ehre, daß ſie ſtandhaft denjenigen Reizen widerſtanden (60) welche über Engländer und Franzoſen den Sieg davon getragen hatten; allein eben das Anerbieten welches ihnen geſchah, war ein Beweiß der Uebermacht unſers Geſchlechts in Taheiti; denn die angebotene Waare mußte doch wohl den Verkäufern gehören. Wenn ſchon die Gutherzigkeit übertrieben werden kann, und zuweilen einen hohen Grad der Schwäche verräth, ſo iſt es gleichwohl keiner Entmannung des Charakters zuzuſchreiben, daß der gaſtfreye Taheitier es für ſeine Pflicht achtet, den Fremdling in ſeinen Hütten jede Hauptbeſtimmung ſeines phyſiſchen Daſeyns erfüllen zu laſſen. Hätte nun gar die vermeinte taheitiſche Gynäkokratie keinen beſſern Grund als das Betteln der Männer im Namen der Weiber, ſo ſteht die ganze Behauptung auf ſehr ſchwachen Füſſen. „Tayo Vebeine!" „Dein trautes Mädgen!" war das Loſungswort, wobey die Kiſten des brittiſchen Matroſen unfehlbar auf, und ſeine bunten Hemden, Schuhnägel und Glaskorallen bis auf die allerletzte herausflogen. Mußte dieſe verſchwenderiſche Liebe nicht ähnliche Anſchläge auf die Freygebigkeit der Spanier veranlaſſen? Wenn die Nachricht zuverläßig wäre, daß die Vielweiberey dort ſtatt findet (75), ſo wäre dieſes ein neuer Grund an der Macht der Weiber zu zweifeln. Allein ich habe alle Urſache zu glauben, daß die Monogamie in Taheiti eingeführt iſt *). Selbſt die Eheſcheidungen ſcheinen dies zum Theil zu beweiſen (76) und zugleich der weiblichen Oberherrſchaft ungünſtig zu ſeyn.

Mit der Unterwürfigkeit der Männer hat es alſo vielleicht dieſelbe Bewandniß als mit den ſchändlichen Statuen (58) welche der Spanier in O-Taheiti bemerkt haben will. In beyden Fällen

---

*) Forſter's Obſervations, pag. 424.

ten hat man ziemlich eilfertig geſehen und noch eilfertiger geurtheilt. Die geſchnitzten menſchlichen Figuren welche man theils als Verzierungen der Kanots, theils auch um die Begräbnißplätze, als Wohnungen der Seele nach dem Tode, antrift, ſollen keine unſchickliche Ideen erregen, und haben keine unmoraliſche Bedeutung. Ich habe keinen **Tibi**, (ſo heißen dieſe hölzernen Bilder) gefunden, der nur eine entfernte Aehnlichkeit mit gewiſſen ungeſitteten griechiſchen und römiſchen Gottheiten gehabt hätte. Sie verdienen Tadel blos in Abſicht auf die Kunſt; denn ſie ſtellen in der That nur die ärgſten Karrikaturen menſchlicher Bildung vor *).

Richtiger iſt die Beobachtung daß die Taheitier tapfere (62) Kriegsmänner ſind, wenn gleich die Europäer vermittelſt ihrer Mordgewehre ſich ihnen furchtbar gemacht haben. Gegen das Schießpulver ſind alle andre Waffen nur wie Strohpfeile zu rechnen; und läßt ſich auf der einen Seite behaupten, daß ſeit Schwarzens Erfindung die neuern Kriege minder blutig ſind, ſo bleibt anderntheils auch wahr, daß der brave

---

*) Forster's Obſervations pag. 459. 543. Meine Reiſebeſchreibung 2. Band.

Mann gegen feindliche Kugeln nicht ſicherer iſt als der feige und ſchwache, mithin daß in Europa perſönliche Tapferkeit und alle damit verknüpfte Tugenden nach und nach ausſterben müſſen. Der Spanier vergleicht das taheitiſche Manoeuvre ſpottweiſe mit Pantomimen (65); allein ich frage doch: was iſt unſer Exerciren anders als pantomimiſche Vorſtellung des Gefechts? Wenn man Zeit hat die Evolutionen jener Inſulaner genauer zu beobachten, fällt ohnehin das lächerlich-ſcheinende davon weg.

Sprachen und Sitten bleiben allezeit in einem engen Verhältniſſe; daher wird man an der taheitiſchen (65) Vokalen-Sprache mit den ſimpelſten Conſtructionen, ohne harte Mitlauter, und ohne Biegungen, den ſanften aber zugleich natürlichen, einfachen und nicht verfeinerten Charakter der Nation erkennen. Da nun Lindigkeit und Gutherzigkeit Hauptzüge des Taheitiers ſind, ſo iſt es unbegreiflich, daß die Regierung der Erihs (86) unſerm Spanier ſtrenge geſchienen hat. Alle andre Zeugniſſe widerlegen dieſe Bemerkung, wovon ich eben ſo wenig den Grund anzugeben weis, als von der Eintheilung der Inſel in acht Gebiete (85), deren doch nach Cooks Berichte drey und vier-

vierzig ſeyn ſollen. Gewiſſermaſſen ſcheint die von den Spaniern angegebene Volksmenge dieſer Inſel, mit der geringeren Anzahl von Gebieten überein zu ſtimmen; hingegen trift die Zahl der Canots oder Fahrzeuge (70) welche ſie bis auf zweytauſend ſteigen laſſen, mit unſern auf die Revüe der Flotte gegründeten Berechnungen zuſammen *). Ohnerachtet ſie ſo umſtändlich von den verſchiedenen Canots mit oder ohne Segel (70) und Wetterplanken, (72) und von ihrer Sicherheit (74) aus dem Munde der vier Inſulaner (73) ſprechen, welche mit ihnen nach Peru reiſeten, ſo ſcheinen ſie die taheitiſchen Kriegesſchiffe doch nicht gekannt zu haben. Es war allerdings ein glückliches Ohngefähr, daß wir im April 1774 eine Flotte von hundert neun und funfzig Krieges-Canots, jedes zu funfzig Mann, zu Geſicht bekamen. Vier Reiſen nach Taheiti waren geſchehen; wir ſelbſt waren ſchon einmal da geweſen, ohne nur das mindeſte von einer ſolchen Zurüſtung zu argwöhnen, welche gleichwohl nur einen kleinen Theil der dortigen Seemacht in ſich faßte. Ich darf mich hier nicht auf eine Beſchreibung einlaſſen, da ſie ſchon

---

*) Forſter's Obſervations pag. 217. Meine Reiſebeſchreib. 2. Band.

ſchon an andern Orten ausführlicher zu finden iſt *). Nur dieſes verdient noch angemerkt zu werden, daß die Boothäuſer worinn man ſie aufbewahrt, nicht wie der Spanier bemerkt (84) mit den Wohnhäuſern einerley Geſtalt haben, und auch nicht Eſare-balle, ſondern Hwarre-Wäha genannt werden. Ihre Dächer reichen bis zur Erde, da hingegen die Wohnhäuſer, deren ſparſamer Hausrath (82) nicht ſehr in die Augen fällt, auf hohen dicken Pfeilern von Brodbaum-Holze ruhen.

Es finden ſich im vorhergehenden ſchon ſo manche Abweichungen von den engliſchen Reiſebeſchreibern, daß ſie den Leſer hinlänglich auf den Unterſchied in ihren Religionsberichten vorbereiten. Die abgezogenſten Begriffe, der erhabenſte Schwung, den menſchliche Gedanken nehmen können, die geheimſten und oft ins Dunkel der Allegorie gehüllten Lehren, die unendlich mannigfalti-

---

*) Cook's Voyage towards the South Pole. Vol. I. Meine Reiſebeſchr. 2ten Band. Weitläuftigere Nachrichten von den verſchiedenen Arten der Canots findet man in Hawkesworths Reiſen, 2ten Bande.

gen Geſichtspunkte welche beynah nach eines jeden Denkart verſchieden ſind; — wie ſollten die nicht in der Ueberlieferung von und zu verſchiedenen Perſonen ganz abſtechende Geſtalten annehmen, und als heterogene ohne Plan geſammelte Bruchſtücke nicht alle Bemühungen vereiteln, die man ſich geben dürfte um wieder ein Ganzes daraus zu errichten? Was Bougainville und Cook, und ihre Nachfolger von der taheitiſchen Religion erzählen, haben ſie aus dem Munde der Einwohner genommen; und die Authenticität des einen wie des andern, läßt ſich in dieſem Falle nicht verdächtig machen. Es iſt aber, wie mich dünkt, auch außer Zweifel, daß der Begrif von Gottheiten, welche ſich an Felsklippen vermählen *), mit einem feineren Polytheiſmus **), und beyde mit dem Glauben an einen oberſten Gott, zugleich in derſelben Inſel ſtatt finden können. Sehr verſchieden iſt in Schina, der Mandarin der nichts, von dem Bonzen der alles glaubt ***). Auffallend iſt der Unterſchied zwiſchen den Millionen abergläubiſcher Inder, welche die Allegorien ihrer acht-

zehn

---

*) Hawkesworth. 2. Band.

**) Forſter's Obſervations. pag. 559.

***) Du Halde Deſcript. de la Chine.

zehn Puranams wörtlich verſtehen, und dieſen Unſinn heilig wähnen, den Sophiſten deren vernünftelnder Stolz die Schaſters ausgeheckt hat, und den wenigen Bramen (wenn es ſolche jetzt noch giebt) welche die erſten Veds beſitzen *). Andere Religionsbegriffe hatte der Pöbel in Athen, andere Sokrates, andere die Geweihten **) im Eleuſiniſchen Tempel.

Indeſſen enthält die ſpaniſche Nachricht unter allen die einfachſte Erzählung von den taheitiſchen Opfergebräuchen, in ungekünſteltem Zuſammenhange mit der drauffolgenden Lehre von Gott ***) als einem unſichtbaren Weſen. Nachdem man Gelegenheit gehabt auf dieſe Art von der taheitiſchen Religion eine vortheilhafte Meynung zu er[illegible] lan[illegible] langen, hätte man freylich den harten Ausdruck (77) weglaſſen ſollen, der ſie ſchon im voraus zur Abgötterey herabwürdigt. Leider ſind es Chriſten, welche noch die Namen: Jude, Türke, Heide, im Tone der Verachtung und nicht des herzlichſten Mitleidens ausſprechen!

---

*) Ezourvedam. Deutſche Ausgabe, von Herrn Ith. Bern. 1779.

**) Meurſius de Eleuſin. — Herrn Hofrath Meiners Vermiſchte Schriften. Dritter Theil.

***) Ich bemerke hier, daß die Gottheit auf taheitiſch nicht Teautua wie der Spanier ſchreibt, ſondern Eatua heißt; Das t' iſt ein Artikel. Der Prieſter heißt Tahauwa, und nicht Taur (78), welches letztre das Gebet bedeutet.

Es iſt zu wohl bekannt, daß die Gewohnheit die Opfer zu verzehren ſehr allgemein geweſen iſt, als daß ich mich hier aufhalten könnte, die Beyſpiele aus allen Welttheilen zu vergleichen; genug daß Taheiti ihre Anzahl vermehrt. In wie fern gewiſſe Begriffe, die man immer wieder bey den entfernteſten und ſelbſt bey den roheſten Völkern trift, einen gemeinſchaftlichen Urſprung haben oder nicht, muß bis auf vollſtändigere Belehrung unentſchieden bleiben. Ich, meines Theils, getraue mich nicht die taheitiſche von der jüdiſchen Religion herzuleiten, ohnerachtet die Beſchneidung (80) beyden gemein ſeyn ſoll. Wer übrigens zugiebt, daß zwiſchen beſchneiden und einſchneiden ein Unterſchied iſt, wird zugeſtehen daß die Taheitier die eigentliche Beſchneidung nicht kennen *).

Wo-

---

*) Hawkesworth. 2. Band. Forst. Observations. pag. 556.

Woher indeſſen jene merkwürdigere Uebereinſtimmung aller der unzähligen Völker des Erdbodens, eine nähere Verbindung mit höheren Weſen zu glauben, und ſich ſelbſt für die glücklichen Sterblichen zu halten, denen die Gottheit zuweilen ihre unmittelbare Gegenwart oder ihr Wohlgefallen zu erkennen giebt? Dieſer Glaube iſt ſo allgemein, daß ich gerne wiſſen möchte, ob er nicht auch bey den unholden Huillitſches *), die ihr mühſeliges Leben auf dem Feuerlande zubringen, ſtatt findet? Soll man aber an allen Enden der Erde nur Betrogne und Betrüger finden? Oder glauben, daß die Sage von einer urſprünglichen Offenbarung ſich bey allen Menſchen, ſelbſt denen die durch widrige Schickſale ganz verwilderten, vom Vater auf den Sohn erhalten hat? Oder iſt dies die Auflöſung des Räthſels: daß die Anerkennung des objektiven Daſeyns, welche im Bewußtſeyn mitgegeben wird, in Anbetung übergeht, ſobald der rohe Menſch ſich gegen das unaufhaltſam Wirken-

de

---

*) Falkner's Deſcript. of Patagonia, 4. Lond. 1774. Eben dieſer Stamm heißt ſonſt bey den Reiſebeſchreibern Peſſerähs, von dem Worte welches am öfterſten unter ihnen ausgeſprochen wird. S. meine Reiſebeſchr. 2. B.

de nicht nur leidend verhalten, ſondern auch ſich dadurch eingeſchränkt und überwältigt fühlen muß? — — Die Taheitier glauben, die Gottheit ſey im Wirbelwind', und komme mit Getöſe. (79) Vielleicht kann man gegen ſie eben ſo glimpflich verfahren, als jener ſcharfſinnige Gelehrte gegen den Genius des Sokrates, den er nur für eine Würkung der Schwärmerey des griechiſchen Weiſen hielt.

Die Religion führt über das Irrdiſche hinaus. Zu dem Gedanken an Gott, geſellt ſich die frohe Hofnung eines Daſeyns nach dem Tode. So wie jener vom reinen Dienſte des höchſten Weſens zum Polytheiſmus ausarten oder umgekehrt vom roheſten Gefühl zum abſtrakteſten Begriff aufſteigen konnte, ſo ward dieſe oft eine Quelle der ſeltſamſten Einfälle oder der wichtigſten Erſcheinungen. Wahrſcheinlich hat ſie mehr als Liebe oder Freundſchaft zur Entſtehung der mannigfaltigen Gebräuche beygetragen, womit die Menſchen nach dem Tode noch beehrt werden. Die Taheitier ſtellen Früchte, Vögel, (88) Schweine neben den Begräbnißplatz, der Gottheit zum Opfer. Dieſen Gebrauch, und den, den Leichnam an freyer Luft verweſen (90) zu laſſen, ehe er beerdigt

wird,

wird, haben ſie mit vielen Völkern gemein. Etwas eigenthümlicher ſind ihre (89) Denkmähler, abgeſtumpfte Pyramiden von gehauenem Stein, (87) welche zugleich die Sammelplätze ſind, woſelbſt der öffentliche Gottesdienſt verrichtet wird. Ein jedes dieſer Denkmähler wird nach dem jetztlebenden Fürſten des Gebiets benannt. Schon bey Lebzeiten iſt ihm der Ort angewieſen, wo ſeine Gebeine mit den Voreltern modern ſollen. So oft er vorübergeht, entblößt er ſeine Schultern ehrfurchtsvoll, als vor dem heiligen Altar, wo die Gottheit angerufen wird, und woſelbſt er ihre Gegenwart an ſinnlichen Zeichen wahrzunehmen glaubt. Doppelt wichtig wird ihm dieſe Stätte; denn der Eingang zu ſeinem Schöpfer iſt das Grab!

IV. Ueber

IV.

Ueber

Leckereyen.

Nec ſibi coenarum quivis temere arroget artem,
Non prius exacta tenui ratione ſaporum.

Ueber
Leckereyen.

Unter dieſer Aufſchrift ſind wir keinesweges geſinnet einen Beytrag zum Kochbuch zu liefern, wenn es gleich ſeit einiger Zeit üblich iſt, daß unſer Geſchlecht dem andern ins Handwerk fällt und ſich mit Dingen beſchäftigt, welche unſere ernſthafteren Vorfahren mit ſtolzem Selbſtgefühl dem Weiberregiment überließen. Die Fertigkeit manches jungen Herrchens im Filetſtricken ungerechnet, wem iſt es nicht bekannt, daß Männer ſich erdreiſten, die Hausmutter in ihren Geſchäften zu unterweiſen; daß ſie Lucinen vom Lager der Kreiſſenden entfernen und ihren Beyſtand entbehrlich machen; daß ſie, ſonſt dem Magnet der Schönheit ſo folgſam, jezt ſelbſt die Damen magnetiſiren; daß ſie endlich die Myſterien des weiblichen Luxus entweihen, und über die endloſen Verwandlungen der Putzgöttinn Tagebücher halten! Um alſo keinem gehäſſigen Verdachte Raum zu geben, wiederholen wir unſer freywilliges Geſtändniß, daß wir mit niemanden gemeinſchaftliche Sache machen, um auf fremden Küſten Kaperey zu treiben. Wir laſſen das ſchöne Geſchlecht unangefochten im Beſitz des Vorrechts, die edle Kochkunſt nach Regel und Vorſchrift oder auf dem ſichern Wege der Tradition zu lehren, und begnügen uns hier nach Anleitung der menſchlichen Natur, ſo wie ſie unſerer Erfahrung ſich darſtellt, von jenem verfeinerten Sinnengenuß, der ſeinen Sitz auf der Zunge hat, und von ſeinem Gegenſtande, jedoch hauptſächlich nur von den wohlſchmeckenden Naturprodukten des Pflanzenreichs zu handeln.

Ehe wir weiter gehen, müſſen wir zuerſt etwas näher zu beſtimmen ſuchen, welche Naturprodukte eigentlich unter dieſe Rubrik gehören und als natürliche Leckereyen erwähnt zu werden verdienen. Es wäre kurz von der Sache zu kommen, wenn man geradezu ſagen dürfte, die Natur habe auf Zunge und Gaum die zarten Nervenwärzchen in beſtimmter Geſtalt und beträchtlicher Menge zuſammengedrängt, damit ſie durch mannichfaltigen Reiz gekitzelt, das angenehme Gefühl einer behaglichen Exiſtenz, in ſchnellen und auffallenden Veränderungen erneuern ſollten; und was jenen Reiz verurſache, ſey eigentlich lecker. Allein ſo wohlfeil läßt man uns nicht durchkommen, und es muß noch etwas weiter ausgeholt werden.

Die Organiſation des Menſchen erſcheint nähmlich bey verſchiedenen Völkern in einer ſo weſentlichen Abänderung, daß derſelbe Gegenſtand ganz entgegengeſetzte Eindrücke verurſachen kann. Auch der Kalmyke, der Tunguſe und Kamtſchadale, wie nicht weniger der Neger und Amerikaner, hat gewiſſe Nahrungsmittel, die er für lecker hält, und die wir nicht dafür gelten ließen. Wir wollen unſere Leſer mit dem ſeltſamen Verzeichniſſe derſelben verſchonen, und denjenigen, der etwa darnach neugierig ſeyn möchte, und ſeinem Magen etwas bieten könnte, an einen ſcharfſinnigen Menſchenforſcher verweiſen, deſſen unermüdeter Fleiß ihm leicht mehr als hinreichende Befriedigung gewähren dürfte. Hier gilt es nur die Frage, ob nun gar keine Regel vorhanden ſey, nach welcher ſich zwiſchen dieſen Extremen ein allgemeines Urtheil fällen läßt? Wir alle kennen ein altes lateiniſches Sprichwort, welches jeden Streit in Sachen des Geſchmacks verbietet; und in der That verſuchte man vergebens den Grönländer zu überreden, daß Thranöl nicht der wahre Göttertrank ſey; ſo wie es wahrlich auch verlorene Mühe wäre, unſern Gaum mit dieſem ekelhaften Wallfiſchfette auszuſöhnen zu wollen. Die Organe ſind verſchieden, die Eindrücke müſſen alſo verſchieden ſeyn; und es bleibt uns weiter nichts als die Unterſuchung übrig, welche von beiden Organiſationen die vorzüglichſte ſey? Zwar, wiſſen wir wohl, daß einem jeden die ſeinige am beſten gefällt, und ſagen uns ſelbſt zuerſt, daß eine jede, für dasjenige, was ſie im Gewühl der Erdewesen ſollte, und für den Platz den ſie ausfüllt, die zweckmäßigſte iſt. Aus dieſem Geſichtspunkt aber, haben die verſchiedenen Gattungen der Natur überhaupt keinen Rang, und das Sandkorn iſt in ſeiner Art ſo vollkommen als Newton. Gleichwohl, wer zu wählen hätte, in der unüberſehbaren Fülle der Weſen, die zwiſchen dieſen beiden Gränzpunkten liegen, würde der, die Fähigkeit zu unterſcheiden und zu vergleichen vorausgeſetzt, wohl etwas anders als die Menſchheit, und zwar dieſe ihre höchſte Stufe der Entwickelung, allen übrigen vorziehen? Doch wir

eilen

eilen vorwärts, vielleicht mit allzu raſchem Schritte. Die Receptivität der menſchlichen Natur hat ſo einleuchtende Vorzüge, daß keine andere Erdengeſtalt ihr die Wahl ſtreitig machen kann; nur zwiſchen Menſch und Menſch, wo die Schattirungen feiner, und die verſchiedenen Anſprüche bedeutender ſind, muß unſer Urtheil noch wanken. So viel Feſtigkeit gegen Hitze und Kälte, Waſſer und Luft, und ſo mancher Sinn von durchdringender Schärfe; was nähmlich der Wilde vor dem geſitteten Menſchen voraus hat, beredete ſchon einmal einen Philoſophen, es ſey ungleich beſſer, nackt im Walde Eicheln zu freſſen, als hinterm Ofen in Schlafrock und Mütze zu deraiſonniren; nur Schade, daß es ihn nicht auch zum Tauſch beredin konnte.

Ein Weiſer, der mit ſich ſelbſt im Widerſpruch iſt, wird uns aber ſchwerlich irren können, ſobald wir mit demſelben Maaßſtab in der Hand, womit wir zwiſchen Thier und Menſch entſchieden, jetzt auch die Nüancen unſerer Gattung unterſuchen wollen. Die intenſive Stärke dieſes oder jenes ſinnlichen Eindrucks entſcheidet noch nichts für die höhere Vollkommenheit desjenigen Nervenſyſtems, welches nur dafür empfänglich iſt. Denn auch dieſelben Sinne und Triebe, die im Menſchen zwar vereinigt, allein in ihrem Grade nicht hervorſtechend ſind, erblickt man einzeln bey verſchiedenen Thieren in einer weit durchdringendern Schärfe, und mit einer unwiderſtehlicheren Kraft. Die Vermannichfaltigung, welche in der Einförmigkeit unſeres Planeten herrſcht, beruht lediglich auf dieſer vereinzelten Darſtellung verſchiedener Eigenſchaften, die in ihrem höchſten Grad als Karrikatur erſcheinen, und da wo ſie alle beyſammen im Gleichgewicht liegen, unmöglich ihre gänzliche Entwicklung erreichen können. In der Menſchengattung iſt das Individuum gewöhnlicherweiſe auch nur ein ſolches katoptriſch verzerrtes Bild, in welchem bald dieſe bald jene Anlage mehr hervorragt, dieſe oder jene Fähigkeit mit Hintanſetzung der andern bis zur höchſten Stufe der Ausbildung gelangt iſt. Wer vermag es, alle zahlloſen Extreme herzuzählen, in denen der Menſch bald ſo bald anders modificirt, jezt in einem beſondern Theile des Körpers mechaniſche Fertigkeiten beſitzt, die uns in Erſtaunen ſetzen; jezt durch die Schärfe eines Sinnes, durch die Allgewalt einer Leidenſchaft, durch die erhöhte Reizbarkeit der Phantaſie, des Gedächtniſſes, der Denkkraft, ein Phönix vor unſern Augen glänzt? Gleich unvermögend

gend an dieſen Excentricitäten etwas zu ändern, und auch nur die Möglichkeit, daß eine Aenderung beſſern könnte, einzuſehen, entzückt uns das immer neue Schauſpiel dieſer ringenden Kräfte, indem es uns auf die einfachſten Naturgeſetze zurückführt. Nur der Stoß erzeugt Bewegung; nur aus härterem Aneinanderreiben geht Licht und Feuer hervor; und nur in unaufhörlichen partiellen Disharmonien konnte der große Zuſammenklang des Weltalls beſtehen!

Ohnſtreitig ſcheint aber auch unter uns diejenige Organiſation den Vorzug zu behaupten, welche vor allen andern zu einer gewiſſen Univerſalität der Empfindungen und der Verhältniſſe vorbereitet iſt. Nur dieſes feinere Gewebe empfängt und vergleicht ſodann die Menge verſchiedenartiger Eindrücke, wägt ſie gegen einander ab, und beſtimmt ihren relativen Werth, indeß der grobe, wenn gleich in einzelnen Fällen ſchärfere Sinn, den wenigen Empfindungen, für die er empfänglich iſt, ohne Wahl und Vergleichung, bloß inſtinktmäßig gehorcht. Man muß entweder die auszeichnenden Charaktere der Menſchheit, wodurch ſie ſich vom Affen unterſcheidet, ganz aus dem Auge verlieren, oder nicht länger zweifeln, daß jene gerühmte ſchärfere Sinnlichkeit gewiſſer Völker, nur ein blinder Inſtinkt iſt, der ſie an die Gränze der Thierheit zurückſtellt. Wir haben uns zwar nicht mit einem Sprunge auf unſern jezigen Gipfel der Verfeinerung gehoben; allein daß wir die weſentliche Bedingniß dazu, eine zarte, mithin allumfaſſende Empfänglichkeit von Alters her beſaßen, die nur Gelegenheit bedurfte, um ſich zur höchſtvollkommenen Sinnlichkeit zu entwickeln, dieß läßt ſich ſogar hiſtoriſch beweiſen. Ein mildgemiſchtes Blut floß leicht doch langſam in den Adern unſerer gothiſchen Vorfahren; denn hoch war ihr Wuchs und blendend ihre Weiſſe; ihr Auge blau und das Haar von goldener Röthe. So nahe an jene einzelnen kränklichen Menſchen, die man Albinos oder Kakerlacken nennt, gränzte eine Form der Menſchengattung, in welcher die Natur die höchſtmögliche Zartheit mit männlicher Stärke vereinbaren wollte. Später als bey allen andern Menſchenſtämmen regte ſich bey ihnen der Geſchlechtstrieb, und ein altes Herkommen gebot ihnen jede Art der Mäßigkeit bis in ein Alter, wo der Körper ſein vollkommenes Wachsthum und Feſtigkeit in allen Theilen erlangt hatte. Hingegen findet man auch bey ihnen keine Erwähnung irgend einer durchdringenden inſtinktähnlichen

Sinnesſchärfe, dergleichen die nomadiſchen Horden am Altai, und manche amerikaniſche Wilde nur für gewiſſe Arten des Reizes beſitzen; ſondern die verſchiedenen Anlagen der menſchlichen Natur befanden ſich bey ihnen zu einer allgemeinen zarten Empfänglichkeit harmoniſcher verwebt. Wie Land und Clima nun zu ihrer Entwickelung mitgewirkt, wie viel die Verkettungen des Schickſals, durch den wechſelſeitigen Einfluß der Völker dazu beygetragen haben, einen Menſchenſtamm, der mit dieſer allgemeinen Verwandſchaft ausgerüſtet war, gerade ſo zu ſtellen, daß alle Gegenſtände [illegible] Welt auf ihn wirkten, und er endlich zur Per[illegible]on aller möglichen Eindrücke gelangen konnte: dies auseinander zu ſetzen, führte uns hier zu weit vom Ziele. Genug, das Phänomen iſt da; und augenſcheinlich mußten dieſe wirkſamen Verhältniſſe, die uns im Ganzen genommen auf die Höhe der wiſſenſchaftlichen ſowohl, als techniſchen Bildung verſetzten, zugleich im Einzelnen zu allen Enormitäten einer raffinirten Sinnlichkeit führen, welche in einem oder dem andern Individuum die übrigen Anlagen theils umſchuf, theils mehr oder weniger unterdruckte.

Kürzer, aber ſchwerlich deutlicher, hätten wir ſtatt alles bisherigen ſagen können: die Richtigkeit der Vorſtellungen ſteht im direkten Verhältniß der Empfänglichkeit des Organs, multiplicirt in die Zahl der zu vergleichenden Eindrücke: niemand aber hat ein Recht Begriffe feſtzuſetzen als wer richtige Vorſtellungen erhielt, und wenn gleich niemand eigentlich wiſſen kann, ob z. B. eine Ananas gut ſchmeckt, als der ſie gekoſtet hat, ſo gehört doch mehr als dieſes Koſten zu einem Urtheil. Nur der Europäer kann daher beſtimmen, was ein Leckerbiſſen ſey, denn nur er iſt vor allen andern Menſchen im Beſitz eines feinen unterſcheidenden Organs, und einer durch vielfältige Uebung erhöhten Sinnlichkeit, oder mit andern Wort[illegible]. er hat wirklich einen leckeren Gaumen, und n[illegible]e ſeinen Gaſtmälern beſteht der Genuß, ſelbſt einer chineſiſchen Tafel nur in einer unfläthigen Freſſerey. Ihm fröhnen alle Welttheile mit ihren Erzeugniſſen, deren mannigfaltige, oft ſogar widerſprechende Eigenſchaften ſein weiſerer Sinn allein zu einem vollkommenen Ganzen vereinigt. Er allein unterſcheidet und claſſificirt die verſchiedenen Arten des Geſchmacks, nicht bloß nach dem Eindruck auf ſeine Zunge, ſondern nach der Verſchiedenheit der Beſtandtheile einer jeden Subſtanz die er koſtet, und nach deren Beziehung auf die Ernährung und Geſundheit des Körpers. Zwar müſſen

müſſen wir geſtehen, daß der feine Sinn des Geſchmacks der mit unbeſchreiblich zarter Unterſcheidungsfähigkeit die unzähligen Abänderungen des Angenehmen und des Widerlichen von einander zu ſondern und mit einander zu vergleichen weiß, nicht auch im gleichen Grade die verſchiedene Zuträglichkeit der Lebensmittel zu prüfen geſchickt iſt. Die nahrhafteſten Speiſen ſind insgemein die geſchmackloſeſten, und können ſchon darum am längſten genoſſen werden, weil ſie nicht durch übermäßigen Reiz die Nervenwärzchen verwunden noch auch durch die öftere Wiederholung deſſelben Eindrucks endlich Ueberdruß erregen. Allein von allem Wohlſchmeckenden überhaupt gilt dennoch die Regel, daß nicht ſowohl deſſen beſondere Eigenſchaft, als vielmehr nur das Uebermaaß einem Geſunden ſchaden könne. Nichts iſt alſo gewiſſer, als daß die Bildung der Geſchmackswerkzeuge nicht lediglich auf die Befriedigung des Hungers und des Durſtes, noch auch ganz alleinauf die Sicherheit vor dem was ſchädlich iſt, abzwekken kann. Im Gegentheil, ſo vielfältig man auch die Teleologie in der Naturkunde mißbraucht, ſo gewiß ſie oft auf ein bloßes Wortſpiel hinausläuft, und ſo wenig abſolutes ſie überhaupt haben mag, ſo iſt doch im gegenwärtigen Falle entſchieden,

den, daß die Veränderungen die der Genuß wohlſchmeckender Speiſen in uns hervorbringt, uns zunächſt auch wahres Vergnügen gewähren ſollten, und deß es die Natur verläumden heiße, wenn man behaupten will, ſie habe dem Menſchen zwar Anſprüche auf ein frohes Daſeyn verliehen, jedoch die Mittel dazu von allen Seiten verſagt. Man ſollte denken, es verſtünde ſich von ſelbſt, daß die Fähigkeit zu genießen auch eine Beſtimmung dazu mit in ſich ſchließt, ſobald die Gegenſtände des Genuſſes in der Natur anzutreffen ſind. Dieſes von ſelbſt verſtehen aber, welches nur die Sache des gemeinen Menſchenverſtandes iſt, war nie die Sache gewiſſer Köpfe, die ſich und andere überreden wollen, wir hätten Füße um nicht zu gehen, eine Zunge um nicht zu ſchmecken, Augen um ſie nicht aufzuthun, und ſo weiter fort. — Sie finden die Selbſterhaltung im Entbehren und Dulden; und ob ſie gleich vom Wiſſen eigentlich nicht viel halten, ſo glauben ſie doch, es könne wohl, eher noch als der Genuß, unſere Beſtimmung ſeyn. Das Mittel, wodurch ſie alle Erfahrung entbehrlich machen wollen, geht dann freylich auch über den gemeinen Menſchenverſtand; und auf dieſen Sprung ins weite Blaue verſtehen ſie ſich allein.

Weit entfernt ihnen folgen zu können, ſcheint uns vielmehr alles hienieden ſo in einander zu greifen, und wechſelsweiſe bald Wirkung, bald ſelbſt wieder Urſache zu ſeyn, daß die Verfeinerung der Sinnlichkeit, mithin auch ſelbſt die Leckerey, ſo wie ſie nur bey kultivirten Völkern entſtehet, auch wieder ihrer Seits die allgemeine Aufklärung befördern muß. Ohne noch auf irgend eine Lieblingshypotheſe Rückſicht zu nehmen, geben rein hiſtoriſche Fakta ſchon dieſes Reſultat. Die dümmſten Völker nähren ſich auf die allereinfachſte Art; die Lebensart der klügſten iſt am meiſten zuſammengeſetzt. Die armen Feuerländer, die ſich ſelten einmal ſatt eſſen mögen, ließen auch die Reiſenden in Zweifel, ob ſie die wenigen Vorſtellungen, deren ſie fähig ſchienen, zur Vernunft oder zum Inſtinkt rechnen ſollten? Wo giebt es rohere Menſchen als die bloß fleiſchfreſſenden Hirtenvölker im öſtlichen Aſien; wo ſchwächere, als die Indier, die größtentheils nur vom Reis leben? Wie verſchieden hingegen iſt der Fall ſo manches handfeſten und verſtändigen europäiſchen Bauers, der bey einer gemiſchten Diät, ſo oft er ſich gütlich thut, die beiden Indien in Contribution ſetzt, um zu ſeinem Hirſebrey Zucker und Zimmt zu genießen!

Noch ungleich fruchtbarer an Folgerungen iſt aber die von allen Phyſiologen anerkannte Wahrheit, daß die Eigenſchaften der Speiſen auch die Beſchaffenheit der Säfte verändern, und folglich auf die ganze menſchliche Organiſation den weſentlichſten Einfluß haben müſſen. Schon die Krankheiten geben hievon ein ſehr in die Sinne fallendes Beyſpiel. — Allein diejenigen Veränderungen, welche vermittelſt der Diät, ſelbſt im Gehirn und Nervenſyſtem Statt finden können, ſind vielleicht viel zu ſubtil an ſich, und gehen auch zu langſam von Statten, als daß es möglich geweſen wäre, ſie zu beobachten; und dennoch liegt ſchon in der ausnehmenden Zartheit des unbekannten Weſens, welches der Grund der Eigenthümlichkeit eines jeden Naturkörpers iſt, die Möglichkeit, daß es irgend wo in einem Körper dem es einverleibt wird, ſein analoges Plätzchen findet, und irgend ein feines Organ modificirt. Wir belachen heut, und glauben vielleicht ſchon morgen an dieſe Art der Umgeſtaltung der Sinnes- und Verſtandesorgane; denn ein paar genaue Erfahrungen wären hinreichend ſie außer Zweifel zu ſetzen. Selbſt die Empfänglichkeit einer Organiſation könnte ſolchergeſtalt vielleicht durch den Genuß mannigfaltiger Nahrungsmittel erhöhet werden,

den,

den, und es ließe ſich mit einem gar geringen Aufwand von Dialektik am Ende noch wahrſcheinlich machen, daß die Menſchenfreſſerey aus einer ſehr natürlichen inſtinktmäßigen Begierde nach Vervielfältigung der Vorſtellungen entſtanden ſey. Wenigſtens, möchte man fragen, wer erkennt nicht in dem Spott wovon der Britte über ſeinen Nachbar trieft, die ganze Energie, die einſt in ſeinem Roſtbeef und Plumpudding ſteckte?

Dieſe Betrachtungen gewinnen noch ein ernſthafteres Anſehen, indem wir uns des geheimen Einfluſſes erinnern, welchen Theile unſers Körpers von ganz verſchiedener Beſtimmung, und Geſchäften die dem Anſchein nach völlig abgeſondert ſind; auf einander äußern. Wie auffallend ſind nicht, zum Beyſpiel, die Wirkungen jenes feinen, faſt unſichtbaren Conſenſus zwiſchen den Werkzeugen des Verſtandes und denen der Verdauung? Wer von allen Phyſiologen dürfte ſich vermeſſen darzuthun, daß Friederichs Heldenmuth, ſeine unermüdete Thätigkeit, der Adlerblick ſeines Verſtandes und die Blitze ſeines Geiſtes von der übermäßigen Eßluſt ſeines Magens unabhängig waren? Auch wird kein Sachkundiger läugnen wollen, daß die Stimmung unſerer Gefühle großentheils ganz offenbar von der vermehrten oder geringeren Reizbarkeit der Nerven des Unterleibs abhängt: und wenn es wahr iſt, daß ſich die ſanften Regungen des Mitgefühls noch nie bey einem Straußmagen befanden, ſondern allemal ein ſchwächeres Verdauungsſyſtem vorausſetzen; wie glücklich war es dann nicht für Friederichs Unterthanen, daß Polenta und Nudelnpaſtete ihm beſſer ſchmeckten, als ſie ihm bekamen? Ja um die Folgerung nicht unberührt zu laſſen, die ſchon ſo deutlich in dieſen Prämiſſen liegt, und weil wir uns einmal bis zu jenem Namen verſtiegen haben, den unſer Zeitalter und das kommende mit Ehrfurcht nennt, müſſen wir ſeinen Läſterern noch ſagen, daß gemeine Seelen, bey der ärgſten Luſt auszuſchweifen, oft aus Furcht enthaltſam ſind, und ſich zu einem feigherzigen Leiden verdammen, um nur noch länger leiden zu können, indeß ein hoher Grad von Mannskraft dazu gehört, Befriedigung mit Schmerz zu erkaufen.

Unſere Leſer werden uns hoffentlich bis hieher zu gut verſtanden haben, um uns die Abſicht beyzumeſſen, als ob wir ihnen ein Muſter zur Nachahmung aufſtecken, oder ihnen gar mit guter Manier zur Indigeſtion verhelfen wollten; da wir weiter nichts wünſchen, als jedes Original in ſeinem Werthe gelaſſen zu wiſſen. Es ſey immerhin wahr, daß Vollkommenheit im Gleichgewicht der Kräfte liegt und keiner größer je genannt zu werden verdient, als der Vortreffliche, in welchem ſich alle Anlagen, Empfänglichkeiten und Triebe gleichförmig entwickeln; ſo iſt doch in der würklichen Natur, wo alles von einer unvollkommenen Bildung und von äußeren Verhältniſſen in den eiſernen Banden der Nothwendigkeit gehalten, nur ſeine gemeſſenen Kreiſe beſchreibt, ein ſolches Ideal der Abſtraktion wohl ſchwerlich anzutreffen. Vielleicht konnte, vielleicht wollte die Natur die edlen Prädicate: Geiſtesgröße und Majeſtät, nicht ohne Verſetzung mit einer niederen Eigenſchaft ausſtempeln, und der größte König mußte vielleicht ein wenig lecker ſeyn, ſo wie ſeine Goldmünze Kupfer enthält. Auch dürfte die reingute Menſchheit, wenn ſie in der Welt erſchiene, mit den reinguten Harzgulden bald einerley Schickſal haben. Gern überlaſſen wir daher der Dummheit ihren Wunſch, die ganze Menſchengattung nach ihren Lieblingsgeſtalten zu modeln; und wenn die verwegene Herrſchſucht, die mit ſchärferem Blicke die Triebfedern menſchlicher Handlungen ergründet hat, ſogar etwas jenem Wunſch ent-

entſprechendes auszuführen verſucht, erwarten wir geduldig, ſie an der Unmöglichkeit ſcheitern zu ſehen. Weder Zwang noch Blendwerk, weder Geſetzgebung noch Glaube, und nicht einmal die Allgewalt der überredenden Philoſophie, vermag zu ſammlen, was die Natur zerſtreute, oder Theile gleichartig zu machen, die eben unter ſich verſchieden ſeyn mußten, um ein vollendetes Ganzes zu bilden.

Ohne den Misbrauch zu rechtfertigen, iſt er gleichwohl die Bedingung alles Guten, was der Menſchengattung eignet; und ohne die Schwelger des alten Roms oder irgend einer freyen Reichsſtadt in Schutz zu nehmen, müſſen wir geſtehen, daß man ihnen zum Theil die emſigere Unterſuchung der Natur in allen Welttheilen ſchuldig iſt. Es bedarf auch in der That nur eines Blickes auf den Gang der Entwicklung unſerer Sinnlichkeit, um uns zu überzeugen, daß wir faſt alle unſere Kenntniſſe dem Sinne des Geſchmacks verdanken; und gleichwie Bedürfniß von der einfachſten Art der Stachel iſt, der unwillkührlich unſere erſten Bewegungen erregt, ſo wird im Fortgange der Ausbildung, wenn mehrere Gegenſtände die Begierden reizen, ein vervielfältigtes Bedürfniß

die

die Quelle neuer Thätigkeit. Der bloſſe Inſtinkt lehrt ein neugebornes Kind, noch ehe es die Augen öffnet, in Ermangelung der mütterlichen Bruſt, an ſeiner kleinen Hand zu ſaugen. Das Geſicht, der Geruch, und der betaſtende Sinn, der in den Fingerſpitzen wohnt, ſind in der Folge nur die Diener dieſes mächtigen Triebs, deſſen Gegenſtände ſie auskundſchaften und gleichſam ihm zuführen müſſen. Nicht umſonſt ſind daher die meiſten Früchte mit lebhaften Farben gezieret; ihr lieblicher Duft ladet ſchon von ferne ein zum Genuß, und das Gefühl, das den Grad ihrer Reife erforſcht, ſpannt oft die Begierde ſo hoch, daß man eigentlich ſagen darf; ſie ſtröme dem Genuß entgegen. Es giebt allerdings auch Beyſpiele, wo das rein phyſiſche Bedürfniß der Ernährung zur Entdeckung einer wohlſchmeckenden Speiſe die nächſte Veranlaſſung gab; und hätte nicht der zürnende Hunger, der Niemands Freund iſt, mit Krebſen und Meerſpinnen, mit Auſtern, Schildkröten und Vogelneſtern das erſte Experiment gewagt, ſo wüßte jetzt wohl ſchwerlich ein Aldermann ſie unter die Leckerbiſſen zu zählen. Allein die eigentliche Leckerey iſt nicht die Erfindung eines Hungrigen, ſondern eine Folge des Nachdenkens über einen gehabten Genuß, ein Beſtreben der Vernunft, die Begierde darnach durch andre Sinne wieder zu reizen; und es war ſicherlich kein geringer Fortſchritt im Denken von der Sorge für den Magen, zu der Sorge für den Gaum! Es iſt immer ſchon viel gewonnen, wenn das Nervenſyſtem auch nur bey dieſer Veranlaſſung und nur zu dieſem Endzweck ſeine höheren Uebungen beginnt. Das Gedächtniß erhält doch neue Eindrücke; die Einbildungskraft brütet darüber; und ſelbſt die Beurtheilungsgabe kann in einem größeren Kreiſe der zu vergleichenden Vorſtellungen würken. So entwickeln ſich faſt unmerklich die Begriffe des Nützlichen, Guten und Schönen nebſt ihren Gegenbildern, und die Schwingungen des Hirns werden immer feiner und ſchneller, bis man endlich gar ein Wohlgefallen daran findet zu denken, bloß um gedacht zu haben; eine Beſchäftigung, womit die Menſchen auf der höchſten Stufe der Bildung ſich entweder die Langeweile zu vertreiben, oder — weil die Extreme wieder zuſammenkommen — ſich Brod zu verdienen ſuchen.

Urtheilen wir ferner wie billig, von der Wichtigkeit und dem Würkungskreiſe einer Urſache, nach den Folgen die wir vor Augen ſehen, ſo müſſen wir

wir keine von ſo weit ausgebreitetem Einfluß, als die Befriedigung des Gaums. Die eigenthümliche Beſchaffenheit verſchiedener Gattungen organiſirter Körper, das Verhältniß ihrer Menge und Anzahl gegen einander, und mit demſelben das äußerliche Anſehen der Natur, iſt durch dieſe mächtige Triebfeder menſchlicher Handlungen verändert worden. Ohne der Viehzucht und des Feldbaues zu erwähnen, weil ſie ſich nur in wenigen Fällen auf die Leckerey beziehen, iſt ſchon die Jagd, bey geſitteten Völkern, ſo wie die Zucht des zahmen Geflügels, die Bienenzucht, und der Anbau der Fruchtbäume aller Art, an ſich eine Folge der Verfeinerung jenes Sinnes. Allein welche künſtliche Metamorphoſen gehen nicht mit den Thieren und Pflanzen ſelbſt vor, um ſie für den Genuß einer üppigen Zunge zuzubereiten? Dringt nicht das Meſſer in die Eingeweide unſerer Hüner, um ſie zu Capaunen und Poularden zu verſtümmeln? Verſteht nicht der Sicilianer, und bey uns der Jude, die grauſame Kunſt, den Gänſen eine ungeheure Leber wachſen zu machen? Und wer zählt die endloſen Varietäten unſeres Obſtes, deren jede an Größe, Zeitigung und Geſchmack verſchieden iſt, und die alle urſprünglich von einigen wilden Stämmen mit herben, kaum eßbaren Früchten abgeleitet ſind? Wie viele andere Pflanzenarten hat nicht ihr Anbau verdrängt, und wie manche Thierart iſt nicht in einigen Ländern ausgerottet worden, damit Rehe und Haſen für uns allein übrig blieben. Doch wie ſollten die Menſchen auch die Wölfe und Füchſe verſchonen, da ſie um eines Leckerbiſſens willen im Stande ſind einander aufzuopfern. Wir haben zwar keinen römiſchen Pollio mehr, der ſeine Muränen mit Sklaven fütterte, damit ſie ihm deſto köſtlicher ſchmeckten; hingegen treiben wir den Negerhandel, um ein paar Leckereyen, wie Zucker und Kaffee, genießen zu können. Von den attiſchen Feigen rühmt ein Grieche, daß ſie ein Hauptbeweggrund waren, weßwegen Xerxes die Athenienſer bekriegte: und wie noch jetzt der Akajou im eigentlichen Verſtande ein Zankapfel der Braſilianiſchen Völker iſt; ſo haben auch die Spanier, Portugieſen und Holländer um den Beſitz der Gewürze blutige Kriege geführt. Gleichwohl dürfen dieſe zerſtörenden Wirkungen geringfügig heißen, wenn man daneben den Zuſammenhang des großen politiſchen Räderwerks, und auch hier noch die Zunge als bewegende Feder, erblickt. Die Leckerhaftigkeit unſeres Welttheils unterhält Geſchäftigkeit und Betrieb im ganzen Menſchengeſchlechte. Der ganze Handel von

Weſt-

Weſtindien und Afrika, und ein großer Theil des Handels im mittelländiſchen Meere beruht auf der ungeheuern Conſumtion von ausländiſchen Leckereyen im Norden; und es iſt ein eben ſo zuverläſſiges, als für die Zukunft bedenkliches Faktum, daß das Gold und Silber, welches die Bergwerke von Peru und Mexiko liefern, durch die dritte oder vierte Hand für Theeblätter nach China geht. So gewiß aber die Verhältniſſe der Nationen gegeneinander aus dieſen und ähnlichen Urſachen ſich ändern und ihre Thätigkeit auf andere Gegenſtände und in andere Kanäle lenken werden; ſo zuverläſſig dürfen wir doch den Ausſpruch thun, daß Bewegung und Handlung, Entwicklung, Verfeinerung, und Aufklärung, mit allen ihren ſonderbaren Erſcheinungen, von ſo reizbaren Organen, wie die unſrigen, ſtets unzertrennlich bleiben, und immer wieder aus dem Schutt veralteter Verfaſſungen hervorgehen müſſen; da hingegen die geringſte Umgeſtaltung, wie etwa nur eine knorpelartige Zunge, uns ſchlechterdings zu andern Weſen umſchaffen würde.

Betrachtet man endlich dieſes kleine Glied zugleich als Sprachorgan, ſo erſcheint ſeine Wichtigkeit in einem noch ungleich ſtärkeren Lichte, in-

dem

dem nunmehr die menſchliche Perfectibilität groſſentheils weſentlich darin beſchloſſen liegt. In der Vereinigung dieſer beyden Naturanlagen, des Geſchmacks und der Rede, in einem gemeinſchaftlichen Werkzeuge, findet der Naturforſcher und Anthropologe einen reichhaltigen Stoff zum Nachdenken, den wir für jetzt unberührt laſſen müſſen, um, nach ſo manchen Seitenſprüngen, auf die Frage: was iſt lecker? zurückzukommen.

Wenn man, nach allem was wir darüber geſagt haben, den Europäern das allgemeine Entſcheidungsrecht dennoch ſtreitig machen wollte, ſo wird man ihnen wenigſtens zugeſtehen müſſen, daß nur ſie von dem was ihnen ſchmeckt, beſtimmte Nachricht geben können. Die große Verſchiedenheit des Geſchmacks bey Perſonen von einerley Volk und Familie ſcheint zwar eine jede Beſtimmung von dieſer Art zu vereiteln; allein die Abſtraktion, die nur von allgemeineren Uebereinſtimmungen ausgeht, nimmt keine Rückſicht auf die Ausnahmen; daher kann ſie wahr im Ganzen und doch falſch im Einzelnen ſeyn. Die Freßgier eines leeren Magens, der ſeltſame Appetit der Schwangeren, und das inſtinktmäßige Verlangen der Fieberkranken, nach Speiſen die ihrem Zu-

ſtand

ſtand angemeſſen ſind, können ſo wenig wie beyder Abneigung gegen manche wohlſchmeckende Nahrungsmittel, in Anſchlag kommen. Es giebt Menſchen, die weder Milch, noch Butter und Käſe koſten mögen, und man hat geſehen, daß geſunde Leute weder den Geruch noch den Geſchmack von Erdbeeren vertragen konnten, und von dem Genuß derſelben in der unbedeutendſten Menge gefährliche Zufälle bekamen. Man erzählt das Beyſpiel eines Mannes, der vom jedesmaligen Genuß einiger Tropfen Weins im Abendmahl krank wurde, wenn er ſie nicht unverzüglich mit einer ganzen Kanne Waſſer verdünnte. Wer ſich an dieſe Idioſynkraſien kehren wollte, der müßte auch läugnen, daß die Katzen zahme Hausthiere ſind, weil es Menſchen giebt, die ihre Ausdünſtung nicht ertragen können.

Nachahmung, Zwang und Gewöhnung, oder was man insgemein Erziehung nennt, können ferner, ſo wie Mode, Eitelkeit und Beſorgniß vor Krankheiten, den Genuß gewiſſer Nahrungsmittel in allgemeine Aufnahme bringen, ohne für ihre Leckerheit das mindeſte zu beweiſen. So gewöhnen ſich von Jugend auf die ſüdlichen europäiſchen Nationen an den Genuß des ſcharfen Knoblauchs

und

und des wie Feuer brennenden ſpaniſchen Pfeffers, deren der blondere Menſchenſtamm entübrigt ſeyn kann; und der allgemeine Gebrauch des widerlichen und giftigen Tobacks, den wir wegen ſeiner vermeinten Heil- und Verwahrungskräfte zuerſt von den amerikaniſchen Wilden entlehnten, beruht zum Theil auch auf der Eitelkeit unſerer Knaben, die gern für Männer gelten möchten. Ein ähnliches Vorurtheil hat die allgemeine Einführung des Branntweins begünſtigt, der anfänglich gegen die Peſt und manche andere Krankheiten als ein ſicheres Mittel empfohlen ward, worauf der alte Name Aquavit eine bedeutende Anſpielung enthält. Von dieſen einzelnen Ausnahmen hinweggeſehen, dürften die kultivirten Völker Europens hauptſächlich darin übereinſtimmen, ſowohl was die Zunge gar zu heftig reizt, als das ganz fade und geſchmackloſe vom Begriff des Leckern auszuſchließen; hingegen dasjenige vorzüglich wohlſchmeckend zu finden was auf ihre Nervenwärzchen einen ſanfteren Eindruck macht, weil in ſeiner Zuſammenſetzung ſtreitende Elemente mit einander gebunden und geſättigt ſind. Alles ganz bittere, ohne anderweitige Beymiſchung, ſo wie das faulichte, deſſen Grundſtoffe durch die Auflöſung entwickelt, um ſoviel heftiger neue Verbindungen ſuchen, iſt ekelhaft und unangenehm; alles herbe, zuſammenziehende, ätzende und ranzige iſt nicht nur widerlich, ſondern verletzt auch die zarten Werkzeuge des Geſchmacks. Süßigkeiten aber, milde Säuren, Mittelſalze, Fettigkeiten und die flüchtigen Oele des Gewürzes ſind entweder an ſich wohlſchmeckend, oder machen doch in Verbindung mit einander den unbeſchreiblich lieblichen Eindruck, den wir lecker nennen müſſen. Durch die Beymiſchung des ſüßen, ſauren oder würzhaften erhält ſogar in manchen Fällen das Widerliche einen ganz erträglichen, oft pikanten, und von leckern Zungen ſehr geſuchten Reiz, für welchen die Kunſtſprache unſerer Sardanapale die erborgten Namen fumet und haut-gout geheiligt hat.

Unter allen möglichen Verbindungen der Elemente behauptet indeſſen die Süßigkeit, dieſe mit Brennſtoff geſättigte Pflanzenſäure, als die allgemein gefälligſte, ohn' allen Zweifel den Vorzug; und ſelbſt die Liſpeltöne (ἡδυς, dulcis, dolce, ſüß, ſweet, ſlodkie,) welche dieſe Miſchung bezeichnen, tragen in Klang und bildlicher Anwendung die untrüglichſten Spuren des hohen Wohlgefallens der europäiſchen Völker an ihrem Geſchmack. Weit über die ganze Erde iſt ſchon in

den

den älteſten Zeiten der Genuß des Honigs üblich geweſen, und Griechen und Römer, die ihn zur Speiſe und zum Trank der unſterblichen Götter erhoben, hatten ſicherlich von ſeiner Köſtlichkeit den höchſten Begriff; ſie ſelbſt genoſſen ihn bey ihren Gaſtmählern, und miſchten ihn unter den Wein. Noch jezt iſt Honig eine allgemein beliebte Leckerey faſt aller Völker der Erde; die Orientaler und alle ſüdlichen Aſiaten mit Inbegriff der Chineſer, die Neger und Hottentotten, die Peruaner und die Einwohner von Quito und Carune, ja ſelbſt die Mantſchu-Mongolen, (die aber ihren Honig mit Bärentalg miſchen,) haben ſämtlich einen Sinn für ſeine Lieblichkeit. Auch in Europa würde man wie vor Zeiten den Honig in Menge genieſſen, hätte nicht ein minder ölichtes Süß, das ſich in trockner Geſtalt darſtellen läßt, mithin wegen ſeiner Reinlichkeit einen allgemeineren Gebrauch verſtattet, ihn ſeit der Anpflanzung des Zuckerrohrs in Weſtindien, verdrängt. Unſtreitig wird der Zucker unter allen Leckereyen in größter Menge zur Bereitung unſerer Speiſen und Getränke verbraucht. Selbſt den ärmeren Volksklaſſen iſt der Genuß deſſelben beynahe unentbehrlich geworden; und bey weitem die größte Anzahl aller Delicateſſen, die auf vornehmen Tafeln als Deſſert,

Deſſert, die ſchon befriedigte Eßluſt erneuern, enthalten einen anſehnlichen Theil Zuckers in ihrer Miſchung. Die Natur, welche nirgends ſo groß iſt als in den unaufhörlichen Beziehungen, die ſich zwiſchen ihren verſchiedenen Geſchöpfen wahrnehmen laſſen, hat daher hauptſächlich im Pflanzenreiche mit unglaublicher Freygebigkeit die zuckerähnlichen Subſtanzen vervielfältigt. Die Palmen Indiens, der Kokos, Saguer und Lontar führen einen weinähnlichen Saft, der abgezapft und eingedickt, zum Djaggree oder Palmenzucker wird. Den Arabern giebt die Dattelfrucht, den Kanadiern ein Ahorn und ein Wallnußbaum, den Mexikanern eine Aloe (Agave) Zucker. Im Orient bereitet man aus der Frucht des Weinſtocks einen köſtlichen Traubenhonig; auch das Bambusrohr liefert einen ſüßen Milchſaft, das berühmte Tabaxir, das Araber und Perſer mit Gold aufwiegen. Im Norden fließt ein Syrup aus der Birke, und in Italien und Languedoc giebt ihn die Lotusfrucht. Die Emſigkeit der Bienen trägt in allen Welttheilen aus den Blüthen vieler tauſend Pflanzenarten Honig zuſammen; ſelbſt bis in die Wurzel liegt die Süßigkeit bey Möhren, Mangold und Bärenklau verſteckt; ja damit dem Ocean wie der Erde ſein Theil beſchieden würde und keine

Klaſſe vegetabiliſcher Organiſationen leer ausginge, erzeugt ſich an den Küſten von Schottland, Norwegen und Island ein ſüßer Saft im ſogenannten Zuckertang. Allein auch außer dieſer Leckerey, liefert nur das Pflanzenreich die ausgeſuchteſten Ingredienzen unſerer Brühen und Tunken, unſerer zahlloſen großen und kleinen Schüſſeln, unſerer ſinnreichen Erfindungen erlöſchende Begierden durch die Neuheit des Reizes wieder anzufachen. Gegohrne Säfte und Getränke, Aufgüſſe aller Art, abgezogne und gebrannte Waſſer, wohlriechende Eſſenzen, Pflanzenmilchen aus Oel und Gummi gemiſcht, einheimiſche aromatiſche Kräuter, und jene im heißen Erdſtrich mit Feuer geſättigten Gewürze, wie Zimmt und Vanille, Nelken und Muskaten, Cayenne, Pimento und Pfeffer; Säuren von mancherley Art und Geſchmack aus dem Saft der Traube, aus dem Wein der Palmen, und aus ſo vielen Früchten; milde Fettigkeiten und Oele, nahrhafte Saleps, Soyas, Sagus, Schampignons-Extrakte und Schokolade; dieß alles ſind lauter Produkte des Pflanzenreichs, zu denen wir ſogar das einzige genießbare Mineral, das Kochſalz ſelbſt noch zählen könnten, indem es in mehr als zwanzigerley Pflanzen vorhanden iſt. Wie zahlreich ſind übrigens nicht die Suppen- und Sa-

lat-

latkräuter, die friſchen und eingemachten Gemüſe, die eßbaren Sproſſen und Wurzeln, kurz alle jene Gattungen des Pflanzenreichs, aus denen unſere Kochkunſt wohlſchmeckende Speiſen bereitet, verglichen mit der geringen Verſchiedenheit von vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fiſchen und Gewürmen, die man ebenfalls nicht ohne Zubereitung genießt? *) Doch die Natur weiß in der Pflanzenſchöpfung allein, ohne alles Zuthun der Kunſt, dem Menſchen ein Mahl erleſener Leckerbiſſen zu bereiten, indeß das Thierreich außer der Milch, die ihren vegetabiliſchen Urſprung durch die Menge des darin enthaltenen Zuckers verräth, dem leckern Gaum nur höchſtens noch Auſtern roh darbieten darf. Vermag die ſo gerühmte Zunft der Wiener und Pariſer Köche, vermag das ganze Heer der Confiſeurs, Deſtillateurs und Zuckerbecker nur ein Produkt der Kunſt uns aufzutiſchen, das dieſe Leckereyen der Natur erſetzte? Was ſäumen wir länger, ſie zu nennen, dieſe köſtlicheren Erzeugniſſe des Pflanzenreichs, die edlen Früchte aller Art, wo der Honigſaft mit einer lieblichen Säu-

---

*) Ein paar Schildkrötenarten ſind nebſt dem Froſch die einigen Amphibien; Krabben und Krebſe die einzigen Inſekten, die man in Europa verſpeiſt.

re, mit feurigen oder mit ſchleimartigen Oelen in tauſend verſchiedenen Verhältniſſen verſetzt, durch unzählige Veränderungen den Gaum bald kühlend erquickt, bald mit Würze durchdringt, bald wieder die gereizten Nervenſpitzen mild umhüllt und zu neuem Genuſſe ſtärkt!

Mit Wohlgefallen ruht das Auge des Forſchers auf dieſen zarten Pflanzennaturen; mit höherem Entzücken bemerkt er ihre erſte Entwicklung, und verfolgt ihr wunderbares Wachsthum, bis er ihre reine, ätheriſche Nahrung erſpäht. Indeß das Thier ſchon ausgebildete Körper verſchlingt, ſie zermalmt, aus ihrem zuſammengeſetzten Safte ſich ergänzt und ihre unreinen Ueberreſte von ſich ſtößt, ſaugen dieſe feinen Röhr- und Zellengebilde die einfachſten Elemente begierig aus der Luft. Aus Sonnenlicht und Aetherfeuer gewebt, wie ſonſt nur Dichter träumen durften, lacht unſerm Blick das ſanfte Grün*) der Wälder und Fluren; und ſeht! im unendlich zarten Geäder der Blumenkronen und der reifenden Früchte, glüht der ſiebenfache Licht-

---

*) Die Entdeckung des berühmten Ingenhouß.

Lichtſtral, und ziert die Pflanzenſchöpfung mit ſeinem mannigfaltigen Farbenſpiel!

Licht und Feuerſtoff, zu Körpern verdichtet, koſtet auch die Zunge in der Süßigkeit und im Oel der Gewächſe; denn die Entzündung und Verflüchtigung des letztern ſcheint das Daſeyn jenes Urweſen anzudeuten, ſo wie im Zucker ſelbſt, wenn man zwey Stücke aneinander reibt, ein Phosphorglanz das inwohnende Licht verräth. Wo die Sonnenſtralen ſenkrecht fallen, wo jene überirdiſchen Elemente mit ſtärkerem Moment die Pflanzen durchſtrömen, in den heiſſeren Gegenden des gemäßigten Erdſtrichs und in der brennenden Zone; dort prangt daher die Erde mit den meiſten und edelſten Früchten; dort bilden ſich in der Rinde, im Blüthenkelch und im Samen der Bäume jene flüchtigen wohlriechenden Oele, die man ihres Urquells wegen ätheriſch nennen muß; dort ſcheidet ſich Kampher aus den mit Brennſtoff überfüllten Säften, um ſchnell wieder zurück, in ſeinen Limbus zu entfliehen. In den kalten Polargegenden aber, wohin nur eine überlegene feindliche Macht ein ſchwächeres Volk verſcheuchen konnte, reift für den Menſchen eine ſehr geringe Anzahl kleiner Beeren, die ſelten eher eßbar ſind, als bis der Froſt ihre Säure gemildert hat. Unſer Norden beſitzt ebenfalls nur wenige, und außer Erdbeeren und Himbeeren, keine vorzüglich wohlſchmeckende einheimiſche Früchte; doch hat der Kunſtfleiß der uns eigen iſt, nicht nur aus Italien und Kleinaſien allmählig Kirſchen, Apricoſen, Pflaumen, Pfirſchen, Melonen, Feigen, Trauben, Wallnüſſe und Mandeln hier hergebracht und mit Erfolg gepflanzt, ſondern auch durch anhaltende Kultur das herbe Waldobſt zu guten Aepfeln und Birnen veredelt. Allein wer zählt nun allen Reichthum Pomonens in jenen geſegneten Ländern, welche der jungen Menſchengattung Wiege waren, wo ſie noch nicht zur Knechtſchaft verdammt, die Rechte der Freygebohrnen genoß, und nicht mit Schweiß und Ermattung das Glück des Daſeyns zu theuer bezahlen mußte? Bekannte und unbekannte Namen zieren das lange Verzeichniß der aſiatiſchen Früchte; Apfelſinen, Pompelmoſen, Piſangs, Datteln, Mangos und Mangoſtanen, Durionen, Nankas, Jambolans, Jambuſen, Blinbings, Litſchis, Lanſas, Rambuttans, Zalacken, — doch was ſollen unſere Leſer mit allen noch übrigen fremden Benennungen dieſer von der Natur ſo reichlich ausgeſpendeten Leckereyen? Wir nennen ihnen lieber noch die Frucht der Kokospalme, nie, die zugleich mit Speiſe und Trank den Glücklichen labt, der nicht zu träg iſt, ihren ſchlanken Stamm hinanzuklimmen; und jenes ceyloniſche Nepenthe, welches in ſeinen ſchlauchähnlichen Blättern ein ſüßes, kühles Waſſer für den durſtigen Wanderer enthält. Nicht minder reich an Früchten iſt der neue Welttheil, trotz allem was man zu ſeiner Herabwürdigung geſagt hat; außer Kokosnüſſen und Piſangfrüchten, die er mit dem alten Continente gemeinſchaftlich beſitzt, gehören ihm die Ananasſorten, die in unſern Treibhäuſern ſo berühmt geworden ſind, die Mombin und Perſimon-Pflaumen, die Sapoten, Sapotillen und Mammeifrüchte, die Papayen und Guayaven, der Akajou, die Grenadillen, die Avokatobirnen, die Breyäpfel, und darunter die in Peru ſo geprieſene Tſchirimoya, nebſt einer Menge anderer Obſtarten und Nüſſe. Auch in dieſes neuentdeckten Landes heiſſen Gegenden konnten alſo die Menſchen mit geringer Mühe einen reichlichen Unterhalt finden, der zugleich den Sinnen ſchmeichelte, und durch den ſanften Reiz wuchernder Säfte den Geſchlechtstrieb ſtärker entflammte; auch hier konnten alſo Anfänge der Kultur und geſellſchaftliche Verbindungen in der vermehrten Volksmenge ent-

ſtehen;

ſtehen; und wirklich fanden ſie die Spanier hier in Peru und in Mexiko.

Doch indem wir darthun wollen, wie wichtig dem Menſchen ſein Sinn für die ſüßen Erzeugniſſe des Erdbodens werden kann, müſſen wir uns endlich noch erinnern, daß jene Leckereyen nicht für ihn allein exiſtiren, indem es in allen Klaſſen der Thiere gewiſſe Gattungen giebt, die ein lebhafter Inſtinkt für das Süße zum Genuß deſſelben auffordert. Die Bären unſeres Nordens, das Ratel und der Honigkukuk in Afrika, das zahlreiche Geſchlecht der Kolibris, die mit den Schmetterlingen zugleich den Blumennektar ſchlürfen: ja die Bienen ſelbſt ſowohl, als Ameiſen, Zuckergäſte, und gemeine Fliegen, theilen ſich mit uns in dieſen Balſam der Natur.

V.

Der Brodbaum.

At mihi cura
Non mediocris ineſt, fontes ut adire remotos
Atque haurire queam vitae praecepta beatae.

Der Brodbaum.

Seit mehr als drittehalb hundert Jahren zieht Europa durch ſeinen alles verſchlingenden Handel die aſiatiſchen Naturgeſchenke und die des vierten und fünften Welttheils an ſich, und giebt ihnen durch neue Arten der Anwendung einen Werth, den ſie in ihrem Vaterlande nicht hatten. Was dort in die Augen fiel, oder irgend einen andern Sinn durch Seltenheit und auserleſene Eigenſchaften rührte, ward ſolchergeſtalt frühzeitig unter unſern Vorfahren bekannt. Eine zahlloſe Menge von Neuigkeiten empfohlen ſich dem Beobachter durch ein ſchimmerndes Aeußere, und unſer Welttheil wiederhallte von ihrem Lobe, indeß der minder glänzende Brodbaum, wie eine ſittſame Schöne, ſeiner weſentlichen Vorzüge ungeachtet, lange noch unbekannt blieb. Einzelne Seefahrer, die ſeine nahrhafte Frucht gekoſtet, oder gar durch

den

den Genuß derſelben ihr vom Scharbock untergrabenes Leben gerettet hatten, fiengen an in ihren Tagebüchern ſeiner zu erwähnen; doch waren ihre Beſchreibungen ſo unvollſtändig, und der Ruhm, den ſie ihm zuerkannten, ſo dürftig, daß keines von beiden Eindrücke auf den Leſer machte. Billig hätte dasjenige, was der unermüdete Hanauiſche Naturforſcher, Georg Eberhard Rumph, in ſeinem ſo koſtbaren als unentbehrlichen Kräuterbuche von Amboina über dieſen Gegenſtand zuſammentrug, größere Aufmerkſamkeit erregen müſſen. Allein zu geſchweigen, daß dieſes unſterbliche Werk, welches manchen neuern Kräuterſammler beſchämt, wegen ſeines hohen Preiſes in wenigen Händen iſt, ſo wußte man bis auf unſere Zeiten nicht, daß er bereits den Baum beſchrieben hätte, der ganzen Völkern ihren täglichen Unterhalt giebt.

Erſt innerhalb der beyden letzten Jahrzehende ward der Brodbaum als eines der wohlthätigſten Naturprodukte bekannt, und faſt zu gleicher Zeit von engliſchen, ſchwediſchen, franzöſiſchen und deutſchen Naturkundigern beſchrieben. Durch die neueren Entdeckungsreiſen lernte man mit Verwunderung, daß die Bewohner des großen Inſelmeeres, zwiſchen Aſien und Amerika, von dieſem

ſem Baume eine Speiſe pflücken, die dem menſchlichen Körper wo nicht mehr, doch wenigſtens in jenem Erdſtrich eben ſo angemeſſen iſt, als unſer Waizen und Roggen; eine Speiſe, wobey ſie langes Leben und eine Fülle der Geſundheit genießen, die wir kaum durch den in unſrer kalten Himmelsgegend unentbehrlichen Zuſatz von thieriſchen Nahrungsmitteln, ſo friſch und dauerhaft erhalten können. Es iſt zwar nicht zu leugnen, daß ſich kein unmittelbarer Nutzen für Europa von dieſem Baum erwarten läßt, der in den ſüdlichſten Gegenden von Italien und Portugal den Winter ſchwerlich ausdauren würde; deſto ſchätzbarer aber könnte deſſen Anbau in den weſtindiſchen Inſeln werden, wo der unglückliche Negerſklave nur am ſiebenten Tage der Woche für ſeinen kümmerlichen Unterhalt ſorgen darf. Ein menſchenfreundlicher Vorſchlag dieſe Verpflanzung zum Beſten der Neger ins Werk zu ſtellen, und eine darauf geſetzte Belohnung, blieben bis jezt in England ohne allen Erfolg. Wäre es auch würklich ausgemacht, wie ein ſonſt ſcharfſinniger Fabricius will, daß die Neger nur Baſtarte von Affen und Menſchen wären, ſo hätten ſie wenigſtens als die brauchbarſten aller Hausthiere von ihren Zuchtmeiſtern gleiche Vorſorge mit dem übrigen Laſtvieh verdient;

und wie vielmehr, da dieſer Gedanke nicht die Probe hält, und jene ſo gemißhandelten Geſchöpfe, ihr Abſtamm ſey ſo ungewis wie man will, dennoch unläugbar als Menſchen, durch Bewußtſeyn und Vernunft, ein beſſeres Recht auf unſer Herz haben. Doch wenn hat je der Eigennützige ſein wahres Intereſſe recht gekannt? Wo hat nicht niedere Gewinnſucht, ich mag nicht ſagen, ſein Gefühl — das hatte er nie — ſondern ſeinen Blick ins All des menſchlichen Thuns verwirrt?

Herrn Sonnerat, Correſpondenten der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, glückte es zuerſt, etliche junge Sprößlinge des Brodbaums von den Philippineninſeln nach Isle de France im indiſchen Meere zu bringen, woſelbſt Herr Poivre, der verdienſtvolle Intendant dieſer franzöſiſchen Beſitzung ſich alle Mühe gab ihren Anbau zu befördern. Bald darauf, im Jahr 1777, ſchickte Herr D. Thunberg, nunmehriger Demonſtrator des botaniſchen Gartens zu Upſal in Schweden, eine ziemliche Anzahl kleiner Pflänzgen eben dieſes Baumes von Batavia nach Amſterdam, für den dortigen mediciniſchen Garten, und im folgenden Jahre nahm er ſelbſt aus Zeylon junge Ableger oder Wurzeln in großer Menge mit

mit ſich nach Europa, die des fleißigen Begießens, welches jeden Abend geſchah, und der heißen Witterung ungeachtet, nicht vor dem zweyten und dritten Monat, oft aber noch viel ſpäter, anfiengen auszuſchlagen. Eben dieſer gelehrte Kräuterkenner hatte bereits im Jahr 1776 eine botaniſche Beſchreibung des Brodbaums in den Schwediſchen Abhandlungen einrücken laſſen, nachdem wir ein Jahr vorher die Theile der Blüthe, beſchrieben und abgebildet, herausgegeben hatten. (S. Characteres Generum Plantarum in itinere ad inſ. maris auſtralis coll. cet. pag. 101. 102. tab. 51. a.) Noch früher beſchrieb zwar der Reiſegefährte des berühmten Ritters Banks, der verſtorbene D. Solander, den Brodbaum in den Inſeln des Südmeers; allein dieſe Beſchreibung, nebſt den unzähligen andern von demſelben geübten Botaniker, hat man der gelehrten Welt noch nicht vorgelegt. Bis dieſe ſo ſehnlich verlangten und erwarteten Schätze uns aufgethan werden, mag folgendes als ein Beytrag zur Geſchichte und Beſchreibung eines in aller Abſicht ſo wichtigen Naturproduktes dienen.

Der Brodbaum gehört unter die geringe Anzahl von Pflanzen, welche ſich über einen anſehnlichen

lichen Theil unſerer Erde verbreitet haben. Von Suratte an, bis zu den Marquiſeninſeln, im ſtillen Weltmeer, auf einer Strecke von ein hundert und funfzig Graden der Länge, oder mehr als zwey tauſend geographiſchen Meilen, trift man ihn faſt auf jeder Küſte und auf jeder Inſel an. Daß ihn aber die Natur in dieſem ganzen Bezirke überall uranfänglich von ſelbſt und ohne Zuthun der Menſchen habe wachſen laſſen, will ich keinesweges behaupten. Einige Maldiviſche Schiffer, die in ihren Kähnen alljährlich nach Zeylon fahren, brachten in den Jahren 1727 und 1728 die beyden erſten Ableger des Brodbaums dahin, welche in der Feſtung zu Kolombo, in einem Garten gepflanzt wurden. Dieſe beyden Stämme, die Thunberg noch 1778 als große Bäume ſah, haben Zeylon überall, um Kolombo, Gale, Maturam Jafnapatnam und Trinquillmale, mit einer Menge von jungen Brodbäumen angefüllt, welchen man zum Andenken ihrer Herkunft, den Zunamen der Maldiwiſchen beylegt. Thunberg, der uns dieſe Nachricht im 69ſten Bande der philoſophiſchen Transactionen aufbewahrt hat, meldet nicht, woher die Maldiwer jene beyden Stämme geholt haben, und dieſes möchte auch wohl nicht ſo leicht zu beſtimmen ſeyn. An den Küſten von Malabar

bar und Koromandel, z. B. in Suratte, am Vorgebirge Komerin, zu Sututorin, Trankebar und Negapatnam, sieht man zwar den Brodbaum unter den kultivirten Pflanzen; jedoch ist er daselbst nichts weniger als einheimisch, sondern wird von den Einwohnern selbst durchgehends als ein später Ankömmling betrachtet.

Auch glaube ich noch mit Recht daran zweifeln zu dürfen, ob die östlichen Inselgruppen des stillen Weltmeers, wie Taheiti mit den Societätsinseln, die Marquisen, Freundschafts- und Sandwichinseln, den Brodbaum unter ihre ursprünglich einheimische Produkte zählen? Man müßte bestimmt anzugeben wissen, unter welchen Umständen die Bevölkerung jener Inseln geschah, um über diesen Punkt entscheiden zu können. War es bloßer Zufall, der einzelne Familien in ihren Kähnen unvermuthet bald hie bald dorthin verschlug, so müssen wir freylich auch annehmen, daß sie ohne alle Vorbereitung an ihre neuen Wohnsitze gelangten, mithin, daß alle Lebensmittel und Bequemlichkeiten, in deren Besitz wir ihre Nachkommen neuerlich fanden, daselbst von der Schöpfung her einheimisch gewesen sind. Allein ich werfe einen Blick auf die Charte jener Weltgegend:

gend: ich überſehe das große ſtille Weltmeer, und finde darin die entfernteſten, einzeln und zerſtreut liegenden Inſeln nicht nur von Menſchen bewohnt, ſondern ſogar von eben demſelben Volke beſetzt, deſſen übrige Stämme alle aſiatiſchen Inſeln, (vielleicht auch, wie Marsden meynt, Madagaskar), inne haben. Ich geſtehe es, hier kann ich mich nicht überzeugen, daß ein Sturm, oder eine Reihe von ähnlichen Zufällen hinreichend ſey, dieſe allgemeine Zerſtreuung einer und derſelben Völkerſchaft über einen ſo großen Ocean, bis hinauf nach Neuſeeland, und wieder hinab zur Oſterinſel, auf eine befriedigende Art zu erklären. Ein gewiſſer allgemeiner Geiſt, der ſich nach den Bedürfniſſen des Zeitalters zu modificiren ſcheint, beſeelte von jeher die Menſchen unſeres Welttheils. Uns ſind Zeitabſchnitte bekannt, wo ein unwiderſtehlicher Trieb die Einwohner des weſtlichen Aſien und die von Europa zur Räumung ihrer Wohnorte bewog; Zeitabſchnitte, wo zahlreiche Horden halbe Welttheile durchirrten, ehe ſie wieder zur Ruhe kommen konnten. Warum ſtehen wir nun an, bey dem aſiatiſchen Stammvolke unſerer Inſulaner eine Wanderungsepoche vorauszuſetzen, von deren Würklichkeit uns jene Uebereinſtimmung zu überführen ſcheint? Alsdann gewinnt die ſtrittige eine Frage über die Heimath des Brodbaums ein anderes Anſehen: denn wer ſieht nicht, daß ein vorhergefaßter Entſchluß oſtwärts zu wandern, Zurüſtungen zur Reiſe möglich und nothwendig macht, die bey einer durch widrige Zufälle erzwungenen Veränderung des Wohnorts nicht ſtatt finden konnten? Sobald entweder Unterdrückungen der Mitbürger, oder fremde Eroberer, oder abergläubige Sagen, oder ſonſt eine Veranlaſſung, einer Anzahl von Familien ihren bisherigen Aufenthalt verhaßt machten, und ſie drauf ſannen, ſich einen beſſern zu ſuchen: was konnte da natürlicher ſeyn, als alle ihre bewegliche Habe mit ſich zu führen, und ihre Schiffgen ſowohl mit den brauchbarſten Hausthieren, nemlich Schweinen, Hunden und Hünern, als auch mit denjenigen Pflanzen zu beladen, von denen ſich der größte Nutzen erwarten ließ, deren Wurzeln ſich unterweges am längſten zu halten verſprachen, und deren Anbau endlich die geringſte Mühe koſten würde? Daß aber der Brodbaum, der, nach dieſen drey Haupteigenſchaften zu urtheilen, vor vielen andern mitgenommen zu werden verdiente, auch würklich als das koſtbarſte, was wandernde Völker mit ſich führen konnten, auf dieſe Art nach den öſtlichen Inſelgruppen gekommen ſey, iſt eine Ver-

Vermuthung, worin mich noch der folgende Umſtand beſtärkt. Auf allen bisher im Südmeer beſuchten Inſeln hat man, ſo viel ich weiß, nirgends einen Brodbaum in den unbebauten Gegenden wild angetroffen: alle dort vorhandene Bäume dieſer Art hatten Menſchenhände gepflanzt. Hingegen findet man um Batavia, auf Java und Sumatra, in Amboina, Banda, den übrigen Gewürzinſeln, Neuguinea, Celebes und den Philippinen häufig eine wildwachſende Sorte, von der, allem Vermuthen nach, die kultivirte entſproſſen iſt. Genug — wenn man den Schluß gelten läßt, daß der Ort, wo eine Pflanze wild wächſt, eigentlicher ihr Vaterland genannt werden dürfe, als jener, wo ſie nur gebaut wird, — um es wenigſtens höchſt wahrſcheinlich zu machen, daß der Brodbaum urſprünglich in die näher an Aſien gränzende Inſeln zu Hauſe gehört, und nur von Menſchen weiter oſtwärts gebracht worden iſt.

Es verdient in dieſer Rückſicht auch eine Bemerkung, daß die Brodfrucht in den öſtlichen Gruppen der Societäts- und Marquiſeninſeln keine Saamen enthält. Kaum unterſcheidet man in der großen mehligen Maſſe einige ganz feine haarförmige Theilgen, die man als Spuren der Saamenkerne anſehen kann. Ich laſſe es dahin geſtellt, ob dieſe Verſtümmelung der Frucht eine Folge der Methode ſey, die Bäume durch Schnittlinge und Ableger zu vermehren: ſie iſt wenigſtens Folge der Kultur überhaupt, die man an dem wilden Brodbaum nicht wahrnimmt. In der Frucht dieſer letzteren Sorte ſtecken eine Menge ausgebildeter Saamenkerne, von der Größe wie Mandeln. Neben der ſaamenloſen Art, giebt es auch in den Gewürzinſeln, den Philippinen und Marianen eine gepflanzte, deren Früchte ebenfalls mit fruchtbaren Kernen, welche unſern Kaſtanien ähneln, angefüllet ſind. Von dieſer letztern gepflanzten ſaamenbringenden Art des Brodbaums pflegte Solander zu erzählen, daß ſie zufolge dem Zeugniß der älteſten Einwohner von Taheiti, ehedem auch daſelbſt vorhanden geweſen, endlich aber durch Vernachläſſigung, und weil man die ſaamenloſe vorgezogen hätte, gänzlich ausgegangen wäre. Man lieſt ferner in einem der neueſten Reiſebeſchreiber, dem franzöſiſchen Schiffskapitain Crozet, daß dieſe beſaamte zahme Spielart des Brodbaums ſelbſt in Guam, der vornehmſten Marianeninſel, ſelten geworden iſt. Vielleicht gründete ſich aber auch D. Solanders Erzählung auf einen Mißverſtand, der bey unſerer geringen Kenntniß der ſüdländiſchen Sprachen nichts unmögliches geweſen wäre. Es konnte eine von jenen Sagen ſeyn, vermittelſt welcher man ſich dort des Wohnorts der Vorfahren erinnerte; eine Art der Erinnerung, die bey jenen Völkern, ſo wie bey andern Halbwilden, nicht ohne Beyſpiel iſt. (S. Bemerkungen über Gegenſt. der Phyſik ꝛc. auf einer Reiſe um d. W. geſammlet, S. 135.)

Es ſcheint alſo ausgemacht, daß der Brodbaum urſprünglich nur in jene merkwürdige Weltgegend zu Hauſe gehört, welche faſt ausſchließlich die koſtbarſten und ſeltenſten Naturprodukte beſitzt. Die auf der aſiatiſchen Seite des großen Weltmeeres belegenen Inſelgruppen prangen in der That mit allem, was die bildenden Kräfte ſchönes, prächtiges, in die Sinne fallendes haben, in einer endloſen Mannichfaltigkeit; und man möchte ſagen, hier ſey das auserleſenſte der todten und belebten Schöpfung in einer mehr als königlichen Schatzkammer zuſammen gefloſſen. Das Edelgeſtein und das Geld, das in den Gebirgen von Luzon und Borneo häufig angetroffen wird, verliert ſeinen Werth gegen den noch köſtlichern Ambra, den das Meer den Küſten von Sumatra zuführt.

Hier

Hier bereitet die Sonne die feinſten und geiſtigſten Miſchungen der Pflanzenſäfte; ſtatt gemeinen Gummi und Harzes, fließt Kampher, fließt Benzoe aus den Wunden der Bäume, oder flüchtige wohlriechende Oele durchdringen die Rinden, füllen Blüthen und Früchte, und bilden jene vortreflichen Gewürze, um deren Beſitz die Völker Europens blutige Kriege geführt haben, und deren Alleinhandel ehedem die Niederlande bereicherte. Hier übertrift der Mango und die Mangoſtane die wohlſchmeckendſten Früchte eines jeden andern Welttheils; und dem verwöhnteſten Gaumen, der im unaufhörlich-abwechſelnden Kitzel Befriedigung ſucht, können mehr als funfzig andere edle Fruchtarten ein völliges Genüge leiſten. Dieſe Gegend iſt auch das Vaterland unzähliger ſchönen Blumen, die mehr als einen Sinn zugleich ergötzen. Hölzer von innerm Bau und Dauer ohne Gleichen, ſtreben hier in den Wäldern empor; und das erhabene Geſchlecht der Palmen iſt hier mit allen ſeinen Gattungen einheimiſch. Herrlich ſtrecken dieſe Fürſten des Pflanzenreichs den ſchlanken Stamm über alle andre Bäume hinan, breiten die gefiederten Wipfel von immerwährendem Grün über ſich aus, und ſtehen da, als unnachahmliche Ideale, in majeſtätiſcher Einfalt. Und welch ein Glanz umſtrahlt nicht

nicht die lebendigen Bewohner dieſes Welttheils! Ihre entſeelten Ueberbleibſel ſogar, die Conchylien, ſchmückt ein wunderbarer Reichthum der Zeichnung und des Colorits. Das Feuer, die Größe und vollkommene Ründe der Perlen von Soolo, ſind in dem ganzen Orient durchgängig berühmt. Die Fiſche im dortigen Meere, die Schmetterlinge und andere Inſekten wetteifern mit einander um den Preis der Seltenheit, es ſey an Geſtalt oder Farbe. Eben ſo reich iſt das Kleid unzähliger Gattungen des Geflügels. Doch ſchimmern vor allen die Paradiesvögel, wie die ſeltengeſehenen Bewohnerinnen eines aſiatiſchen Härems, mit vielfarbigem Gold übergoſſen, und in den Purpur der Morgenröthe getaucht. Endlich treten auch die größeren Thiere in mannigfaltiger Bildung einher, mit einem Geſchöpf an ihrer Spitze, in deſſen menſchenähnlicher Geſtalt die Natur vielleicht hat zeigen wollen, wie genau ſie das Meiſterſtück der Schöpfung, wenigſtens im äußerlichen, mit ihren Formen nachbilden könne *)!

Nach

---

*) Man ſieht daß vom ſogenannten Orangutang die Rede iſt. Ob wir aber bisher den rechten gekannt haben, oder ob es noch einen nähern Halbbruder des Menſchengeſchlechts in den Wäldern

von

Nach welchen Geſetzen dieſe göttliche Bildnerin bey der Austheilung ihrer Güter verfährt, und in wie fern das Klima eines jeden Orts zum Daſeyn beſtimmter organiſcher Körper mit ihren eigenthümlichen Geſtalten und Eigenſchaften, als hervorbringende Urſache mitwürken kann? dieß gehört noch beydes in die Reihe außer unſerm Geſichtskreiſe liegender Dinge. Einſt werden aber auch,

von Barneo giebt, als jenen, den der vortrefliche Camper zerlegte? darüber mag folgende Stelle eines Briefes von dieſem edlen Eiferer um die Naturwiſſenſchaft, an mich, unter dem 16ten November 1783, entſcheiden: Quelle étoit ma ſurpriſe lorsque je recevois des Indes, en préſence de nos voyageurs (Herr Profeſſor Fiſcher aus Göttingen und Herr Reimarus aus Hamburg) *La tête d'un orang* ou ſinge, plus grande, plus robuſte que celle de l'homme! mais le crâne plus petit et ſur le milieu avec une côte, afin de rendre les temporaux plus forts. Sa grandeur n'avoit été que de 53 pouces, pas encore quatre pieds et demi; et pourtant la tête étoit ſi énorme! C'eſt une acquiſition pour mon cabinet, ſans prix, unique et très intéreſſante! Les dents ſont plus reſſemblantes á celles du mandril, que celles de l' orang, auch dieſe dem weiterſchauenden Weltweiſen offenbar, wenn er mit den Materialien, die wir ſammeln, das große kaum noch gegründete Lehrgebäude der Phyſik vollendet haben wird. Ein Zaubernetz von unzähligen Fäden und durcheinandergeſchürzten Knoten, wo Eins mit Allen und Alles mit Einem zuſammenhängt, ein Syſtem voll himmliſcher Uebereinſtimmung wird er einſt in der Mannigfaltigkeit der Schöpfung finden, wo unſer begränzter Blick jetzt nur das Gaukeln einer unerſchöpflichen Phantaſie wahrzunehmen glaubt, die ihr Füllhorn auf gerathewohl ausgeſchüttet hat. Wie frohen Muthes können wir da nicht künftigen Zeitaltern vorarbeiten, und auf die Früchte unſrer Bemühungen Verzicht thun, indem wir bereits ſo glücklich im Genuß der reichen Erndte ſind, die eben ſo durch unſerer Vorgänger Ausſaat, uns bereitet ward. Wohlan! laßt uns willig die voreiligen Entſtehungshypotheſen in das enge Zimmer zurück bannen, wo ſie vielleicht in finſtern Rauchgewölken entſtanden. Laßt uns die Natur in ihren entfernteſten und verborgenſten Werkſtätten, wie in den nahen und zugänglichen, belauſchen, nur Thatſachen aufzeichnen und denn behutſame Folgerungen ziehn.

Merkwürdig ſcheint es mir immer, daß ein milder Himmel und geſunde Luft faſt in jedem Erdſtrich die beſten Naturgüter begleiten, und den Menſchen vielleicht anlocken ſollten, ſich damit ſo vorzüglich geſegnete Wohnſitze zu wählen. Jene blümigten Gefilde, wo Proſerpine mit ihren Geſpielinnen Kränze wand: jene Rebengebirge des Tagus, die dem hektiſchen Britten neue Lebenskraft ſchenken, ſind glänzende Beyſpiele von einer anſcheinenden Partheylichkeit der Natur. Aber dort, wo ſie ihren ganzen Reichthum zur Schau trägt, iſt ein ſchönes Klima ſchon allein um dieſer Vorzüge willen, eine Krone, deren Glanz alles verdunkelt, und alles vollendet.

Zwiſchen den Wendekreiſen liegt ein anſehnlicher Strich, den man verhältnißweiſe gegen das übrige des heißen Erdgürtels gemäßigt nennen könnte. Er begreift in ſich das große ſtille Weltmeer, von den weſtlichen amerikaniſchen Geſtaden an, bis hinüber an die Oſtküſte von Aſien, und iſt gleichſam ein weitausgebreiteter Archipel, voll zahlreicher Gruppen von Inſeln. Es liegen in dieſem Bezirk die flachen Koralleneilande, die Marquiſen, die Societäts- und Freundſchaftsinſeln, die neuen Hebriden, Neukaledonien, Neuirrland,

Neu-

Neubritannien, Neuguinea, nebſt den papuiſchen Inſeln, die Palaos, die Karolinen, die Sandwichinſeln, die Marianen, die Philippinen, die Molucken und die Sundainſeln. Bey weitem den beträchtlichſten Theil dieſes Strichs, der im Ganzen leicht anderthalb Millionen geographiſche Quadratmeilen enthalten kann, bedeckt das Weltmeer, in deſſen ungemeſſener Weite die Inſeln als Pünktgen erſcheinen. Nur indem man ſich der aſiatiſchen Seite nähert, drängen ſie ſich häufiger zuſammen, und bilden dort Maſſen von beträchtlichem Umfange. Borneo, Celebes, Sumatra und Java ſind in der That die größten Inſeln unſers Planeten, die ſich aber auch wegen eben dieſer auszeichnenden Größe, wegen ihrer aneinandergedrängten Lage und der Nähe des feſten Landes, von den übrigen durch einen etwas ſtärkeren Grad der Hitze unterſcheiden. Der Luftzug, welcher mit beynahe ungeſtörter Einförmigkeit zwiſchen den Wendekreiſen von Morgen gegen Abend ſtreicht, wird auch hier nicht eher weſentlich unterbrochen, als bis er zwiſchen die großen gebirgigten Inſeln auf der aſiatiſchen Seite geräth. Hier ſtellen ihm die Philippinen und Borneo eine ſo hohe und ſo lange Gebirgmauer entgegen, daß er längſt den Küſten bald nordwärts, bald ſüdwärts hinziehen muß. Dieſer beſtändige Strom von kühler reiner Luft erquickt die ganze thieriſche Oekonomie, und verbreitet Geſundheit und Leben. Kanäle, deren ſtockendes Waſſer Verweſung duftet, machen zwar den Mittelpunkt des holländiſchen Handels in Indien, das üppige Batavia zu einem höchſt ungeſunden Aufenthalt; jedoch dieſe den Europäern ſo furchtbar gewordene Eigenſchaft der dortigen Atmoſphäre iſt ſo ganz die Folge der Unbeſonnenheit, womit man die Bauart des kalten, umnebelten Niederlands unter ſcheitelrechter Sonne nachzuahmen, und eine große Hauptſtadt mitten in ſumpfigen Reisäckern anzulegen wagte, iſt ſo wenig in der natürlichen Beſchaffenheit des Klima ſelbſt gegründet, daß ſogar der Sieche, der bereits des Grabes Beute werden ſollte, ſchnelle Geneſung erlangt, wenn er ſich nur einige Stunden Weges von den giftigen Ausdünſtungen der Stadt und der umliegenden Moräſte entfernen kann. Die Länge der Nächte, welche den Tagen beſtändig gleich bleiben, gewährt dieſem Erdſtrich einen neuen Vortheil, indem ſie den zur Abkühlung der Luft, und hauptſächlich zur Stärkung und Nahrung des Pflanzenreichs ſo unentbehrlichen Niederſchlag wäſſeriger und brennbarer Dünſte befördert. Eben jene Richtung der Erdachſe,

achſe, die dort Tage und Nächte faſt beſtändig gleicht, bey uns hingegen lange Sommertage und eben ſo lange Winternächte verurſacht, iſt auch hinreichend im heißen Erdſtrich zweyerley Jahrszeiten, die naſſe und trockne, zu bewirken, dergeſtalt, daß in der letztern dasjenige zur vollkommnen Reife gedeiht, was in der erſten hervorzukeimen und zu wachſen begann.

Allein ſo reizend nun dieſes nach der Natur entworfene Gemälde ſeyn mag, ſo hat es gleichwohl auch ſeine ſchwarze Schatten. Denjenigen Inſelgruppen, welche nach Oſten hin, im Meere gleichſam verlohren, und weit von einander verſtreut liegen, wurde zwar von den vorhin erwähnten Reichthümern der Natur nur wenig zu Theil; jedoch, ſie blieben auch dafür mit manchen weſentlichen Uebeln verſchont, die bey einer größeren Verſchiedenheit und Vielfältigkeit der Produkte und Geſchöpfe aller Art wohl unvermeidlich ſind. So kennt z. B. das glückliche Taheiti mit ſeinen benachbarten Inſeln nichts von jenen reiſſenden Tygern, die auf Sumatra, Java und Borneo die Heerden zerſtücken, und ſelbſt den Menſchen furchtbar ſind. Giftige Schlangen, die man häufig genug in den Wäldern dieſer großen Inſeln antrift,

trift, und gefräßige Krokodile, die in ihren Flüſſen das Schrecken der belebten Schöpfung ſind, wurden fernerhin nach Morgen nie geſehen, und ſcheuchten dort niemand vom ſchattenreichen Hayn oder vom kühlen Bade zurück. Das durchdringende Gift, welches der Einwohner von Makaſſar aus Pflanzenſäften bereitet, womit er ſeine Pfeile beſtreicht, und wodurch innerhalb wenigen Minuten die kleinſte Wunde tödlich wird, iſt ebenfalls im ſtillen Weltmeer und allen ſeinen Eilanden unbekannt. Die Vulkane, die einſt auf den Societätsinſeln, den Marquiſen, und faſt überall in jener öſtlichen Gegend brannten, ſind längſt erloſchen, und aller entzündbare Vorrath in ihrem Innern iſt wahrſcheinlich ganz verzehrt. Kaum glimmt noch weiter weſtwärts unter den Freundſchaftsinſeln ein geringer Ueberreſt dieſes unterirrdiſchen Feuers, ſo wie auf den neuen Hebriden hie und da ein unbeträchtlicher Berg. Hingegen werfen längſt der Küſte von Neuguinea eine Reihe brennender Schlünde ihre Feuerſtröme in das Meer. Auf den Philippinen tobt der fürchterliche Mayon nebſt manchen andern Vulkanen, und die Ausbrüche des Gunung Api haben die Gewürzinſel Banda, ſeitdem ſie unter holländiſcher Botmäßigkeit ſteht, ſchon einmal über das andere faſt

gänz-

gänzlich umgekehrt. Java endlich, Celebes und die umliegenden Inſeln, ſind noch mit feuerſpeyenden Bergen beſetzt. Vermuthlich hatten jene öſtlichen, im Ocean einzeln hervorragenden Bergſpitzen bereits in derſelben frühen Epoche der Erdrevolutionen, wo auch Deutſchlands, und beſonders Heſſens Vulkane im Waſſer brannten, ihren entzündbaren Stoff ausgeworfen. Vermuthlich waren ſie ſchon damals ganz erſchöpft, als die weſtlichen großen Inſeln noch mit Aſien ein zuſammenhangendes feſtes Land bildeten: vermuthlich — man gönne auch dieſer Muthmaßung ihren kleinen Raum — konnten auf dieſen letztern die Eingeweide der Berge nicht eher in Brand gerathen, als bis die große Fluth von Südweſten hereinbrach, und dieſe Spitze Aſiens in zahlloſe Inſeln zerriß. Dies iſt auch die Urſache, warum noch alle weſtliche Inſeln den heftigſten Erdbeben unterworfen ſind, die man in Batavia ſogar periodiſch zu erwarten pflegt. Die Taheitier ſprechen von einem Gott, der die Erde erſchüttert; ob aber dergleichen Krämpfe der Natur ſelten oder gewöhnlich, ſtark oder von geringer Bedeutung bey ihnen ſind, haben wir nicht gelernt. In jener See, welche mit Recht die ſtille und friedfertige heißt, kennt man auch nicht den wüthenden Orcan, den

Taifun,

Taifun, der im ſineſiſchen Meere beym Wechſel der Witterung ſo heftig ſtürmt, als ob es der Erde das Daſeyn gelten ſollte.

So iſt die Weltgegend und ſo das Klima beſchaffen, woſelbſt die Natur dem Brodbaum ſeinen Platz angewieſen hat. Obdach und Kleidung, die anderwärts zu den erſten Erforderniſſen gehören, ſind hier nur Artikel des Luxus; Speiſe bleibt das einzige Bedürfniß, und dafür iſt, vermittelſt eben dieſes Baumes, hinlänglich geſorgt. Gleichwohl ergieng es ihm, wie ſo vielen andern guten und in ihrer Art vortreflichen Dingen: ſein großer Werth ward nirgends weniger, als in ſeinem urſprünglichen Vaterlande erkannt. Wild und roh, wie er aus den Händen der Natur hervorgieng, ſo ließ ihn auch der träge gleichgültige Menſch, der ſich dort an manchen andern Früchten und Wurzeln ſchadlos halten konnte. An der Küſte von Celebes, in Banda, Amboina und überhaupt auf allen Molukken lebt das gemeine Volk beynah von nichts anderm als den Kernen der ſaamentragenden Brodfrucht, die man wie Kaſtanien zuvor in Aſche brät, oder auch im Waſſer abkocht. Aus dieſen Kernen, die entweder von Menſchen oder auch von gefräßigen Fledermäuſen ausgeſtreut werden, wachſen junge Bäume ſchnell und ohne Wartung hervor, und der Amboineſer errichtet gern ſeine Hütte unter ihren dickſten Schatten, theils um vor Sonne und Menſchen verborgen zu wohnen, theils um ſeine faule Hand nicht weit nach Speiſe ausſtrecken zu müſſen. Weiter nach Abend hin, an der Küſte von Sumatra, Java, Baly und Madura wächſt bereits in Gärten und Pflanzungen eine Spielart des Brodbaums ohne Saamen. Ihre Früchte ſind aber klein, mit ſtachlichter Rinde und einem zwar eßbaren, jedoch ſehr zaſerigen und flockigen Fleiſch: ein Beweis, daß auch hier die Kultur des Baumes vernachläſſigt wird. Die Noth, dieſe Mutter ſo vieler vortreflichen Erfindungen, ſie, auf deren Antrieb die Stammväter des Menſchengeſchlechts in Europa auf den ſeegenreichen Gedanken verfielen, die Produkte des Erdreichs durch den Anbau zu vervollkommnen, und wilde Grashalme zu vollen Kornähren umzuſchaffen — die Noth hat es wahrſcheinlich zuerſt entdeckt, daß auch der Brodbaum eine Perfectibilität beſitzt, welche ſich nur vermittelſt der fleißigſten Kultur entwickeln kann. Man brachte ihn nach den öſtlichen Inſeln, den Marianen, dann den Freundſchafts- Societäts- und Marquiſeninſeln. Bald ſah man ſich daſelbſt

gezwun-

gezwungen, ihn als die einzige zuverläßige Stütze des Lebens mit Sorgfalt anzuziehn und zu vermehren. Die Erfahrung lehrte eine beſſere und ſchnellere Fortpflanzungsart. Die Wurzel ward von Erde entblößt und an der Oberfläche eingekerbt. Eine Menge junge Schoſſen trieben aus dieſen Einſchnitten hervor, und dieſe verpflanzte man nebſt einem Theil der daran gelaſſenen Wurzel. (Rumph I. 110. Crozet voyage &c. 191.) Eine fette Moorerde mit etwas Sand und Muſchelkalk vermiſcht, gab den Bäumen die reichlichſten und zuträglichſten Nahrungsſäfte. Endlich lernte man auf den Societatsinſeln, daß ein abgeſchnittener Zweig des erwachſenen Baums mit glücklichem Erfolg der Erde anvertraut, und zu deſſen Nachfolger groß gezogen werden könnte. So verlohren ſich nach und nach die ſcharfen Kanten und höckerigen Auswüchſe der Rinde; der Stamm ward glatt und ſtieg gerade und zierlich in die Höhe; das Laub, welches ſonſt rauh anzufühlen und mit dickem Haar beſetzt geweſen, gewann ein zarteres, geputzteres, glätteres Anſehen. Die ſtachlichten Früchte behielten kaum noch ſtatt der Stacheln ein erhabenes, bald hinwelkendes Pünktgen; anſtatt wie ehedem, aus wenig mehr als der Rinde und dem innern Strunke zu beſte-

hen,

hen, wuchſen ſie zu einem Durchmeſſer von zehn bis elf Zollen hinan, und erhielten für das grobfaſerige, zähe, ein zartes mehliges Fleiſch. Ungefähr auf eine ähnliche Art gelang es dem Fleiß und der Kunſt unſerer Vorfahren aus Holzäpfeln Borsdörfer, Reinetten und Kalvillen, aus wilden Kirſchen die ſüſſen ſpaniſchen und die ſaftreichen Morellen zu ziehn. Schön iſt übrigens die Form des durch Kultur veränderten Brodbaums, und ſchattenreich ſeine weit ausgebreitete Krone. Kein Obſtbaum im Norden von Europa, ja was noch mehr iſt, kein Baum aus unſern Forſten, die Eiche und die Linde ausgenommen, darf ſich im Ebenmaas des Wuchſes und Schönheit der Geſtalt mit ihm meſſen. Die Roßkaſtanie, die in der Ferne einige Aehnlichkeit mit ihm zu haben ſcheint, läßt er weit hinter ſich zurück. Sein großes breites Blatt, wie Feigenlaub tief eingeſchnitten, iſt zierlich geformt und von anmuthiger Farbe. Selten überſteigt ſeine Höhe vierzig Pariſer Fuß: ein ſchönes Mittelmaas unter den Bäumen.

Sobald der Brodbaum den Inſulanern im ſtillen Weltmeer ſo wichtig und unentbehrlich ward, erhielten ſogar ihre wiſſenſchaftlichen Begriffe eine Beziehung auf ihn. Die Taheitier bemerkten,

daß

daß dieſer edle Baum ohngefähr um die Zeit, wenn die Sonne im Begrif iſt aus der nördlichen Halbkugel in die ihrige zurück und über den Aequater zu treten, friſche Blätter und junge Früchte anzuſetzen beginnt, die im October anfangen zeitig zu werden. Von dieſer Zeit an, bis in den April, oder ſo lange die Sonne in der ſüdlichen Halbkugel bleibt, fehlt es ihnen nie an friſcher Brodfrucht: es kommen theils an einem und demſelben Baum, theils an mehreren, deren Standpunkte verſchieden ſind, von Zeit zu Zeit neue Früchte zum Vorſchein, und reifen nach und nach bis in den Julius und Auguſt. Von dieſem Monat an bis zum Anfang des November iſt aber die Frucht gar nicht zu haben. Jener Zeitabſchnitt nun, während dem die Früchte auf den Bäumen wachſen, und der acht Monate in ſich begreift, wird von den Einwohnern Pa-Uru, die Brodfruchtzeit genannt, und dies iſt ihre gewöhnliche Zeitrechnung.

Cooks zweyte Reiſe um die Welt, bey der ich ſein Gefährte war, kann hier zum Beweiſe dienen. Wir kamen während dieſer Reiſe zweymal nach O-Taheiti und den umliegenden Inſeln. Das erſtemal in der Mitte des Auguſtmonats, war ſowohl die Brodfrucht als alle andere Obſtarten des heißen Erdſtrichs daſelbſt äußerſt ſelten, und um das koſtbarſte, was eine taheitiſche Phantaſie zu reizen vermogte, faſt gar nicht mehr zu erhandeln. In dieſer Jahrszeit, die unerachtet der Entfernung der Sonne, kein Winter heißen konnte, und an genialiſcher Wärme keinen Mangel litt, zeigte ſich die junge Brodfrucht an der Zweige äußerſten Spitzen, in ihre Blumenſcheide gehüllt. Das alte Laub, welches nicht eher fällt, als bis das neue ſeine Entwickelung vollendet hat, ſaß noch auf den Bäumen, und ſeine Farbe war ein etwas herbſtliches Grün. Zum zweytenmal, nach einem Zwiſchenraum von acht Monaten, erreichten wir die Inſel im Monat April. Jetzt hatte das Laub ſeine lebhaftgrüne Schattirung, und alle Aeſte beugten ſich unter der Laſt ihrer Früchte. In großer Menge pflückte man ſie jetzt vor ihrer völligen Reife, und beſchleunigte dieſe dadurch, daß man ſie haufenweis aufſchüttete und ſich innerlich erhitzen lies. In dieſem Zuſtande, wo ſie nicht zu genießen waren, ſchnitt man den Strunk oder Fruchtboden und die Rinde weg, füllte mit der fleiſchigen Pulpe eine tiefe mit Steinen gepflaſterte Grube, bedeckte dieſe mit Haufen von Blättern und Steinen, und lies den ganzen

Vor-

Vorrath in die ſaure Gährung übergehen. Der Teig (Mahei), der auf ſolche Art entſteht, iſt vollkommen durchgeſäuert und ſchmeckt wie das ſchwarze weſtphäliſche Brod (Pumpernickel), wenn es nicht ganz ausgebacken iſt. Aus dem Vorrath in der Grube nimmt man jedesmal nur ſoviel als zu einem Gebäcke hinreichend iſt, macht fauſtgroße Klumpen daraus, rollt ſie in Blätter und bäckt ſie auf erhitzten Steinen. Solche Klumpen halten ſich einige Wochen lang, und ſind beſonders auf Reiſen über See der gewöhnliche Proviant, womit ſich die O-Taheitier verſehen. Uebrigens aber iſt dieſes ſaure Brod bey ihnen ſo beliebt, daß ihre Vornehmen ſelten eine Mahlzeit ohne daſſelbe thun; und während der drey bis vier Monate, wo die friſche Brodfrucht faſt gar nicht zu haben iſt, genießt das ganze Volk beynah keine andere Speiſe. Ungebacken hält ſich der gegohrne Teig mehrere Monate hindurch in den Gruben, ohne einige Veränderung zu leiden *).

---

*) Ausführlich lieſt man dieſe Zubereitung und noch mehreres aus der taheitiſchen Kochkunſt, in Hawkesworths Geſchichte der neueſten Entdeckungsreiſen ꝛc. Berlin 4. 2. Band, S. 196. u. f.

Eine ungleich beträchtlichere Menge Brodfrucht wird friſch aufgezehrt. Auch zu dieſem Gebrauch muß ſie nicht reif, aber ſchon vollkommen ausgewachſen ſeyn. Ihre Rinde iſt alsdenn noch grün, das Fleiſch aber ſchneeweiß und von lockerem, mehligem Gewebe. Roh kann man es ſchlechterdings nicht genießen, ſondern die Frucht muß geſchält, entweder ganz oder zerſchnitten, in Blätter gewickelt und auf heißen Steinen geröſtet und gebacken ſeyn. So geringfügig dieſe Mühe auch iſt, mögte der wollüſtige Südländer doch gern derſelben überhoben ſeyn; daher träumet er ſich auch in ſeinem Paradieſe eine Brodfrucht, die keiner Zubereitung bedarf und friſch vom Baume weggegeſſen werden kann. Dieſe trefliche Legende erſann vielleicht ein gutmüthiger Wanſt von einem Prieſter in dem behaglichen Stündgen, da ihm nach Landesſitte ein paar ſchöne Kinder wechſelsweiſe die edle Brodfrucht, den ſüſſen Piſang und den köſtlichen Schweinsbraten bey Händen voll in den Mund ſtopften. Er gönnte wenigſtens den Layen dieſelbe glückſelige Ruhe, in deren Genuß er ſich ſo wohl befand; und aus dieſem Geſichtspunkte wird ſelbſt im Aberglauben der Nation die herrſchende Milde und Sanftmuth ihres Charakters offenbar.

Die geröſtete Brodfrucht hatte für mich völlig den Geſchmack der Krume des Waizenbrods, die mit gekochten mehligen Kartoffeln vermiſcht geweſen wäre. Etwas ſüßliches ſchmeckte man zuweilen vor, insbeſondere wenn die Frucht ſich der Reife näherte, oder auch wenn ſie nach dem Backen verlegen oder alt geworden war. Die ſchmackhafteſte war, laut der Uebereinkunft aller Mitreiſenden, jene, welche wir auf den Marquiſeninſeln eintauſchten; doch meines Erachtens giebt ihr die taheitiſche nichts nach. Wenn die Frucht ganz reif iſt, hat ſie eine gelbliche Farbe, iſt weich anzufühlen und inwendig einem Brey ähnlich, der widerlich ſüß ſchmeckt und riecht. In dieſem Zuſtande ſah ich ſie ebenfalls auf den Marquiſeninſeln. Die Einwohner der Marianen und Philippinen eſſen ſie alsdenn zwar roh, jedoch mit großer Behutſamkeit, weil ſie jetzt eine ungeſunde Speiſe geworden iſt. Vor der gänzlichen Zeitigung gebrochen und geröſtet, iſt ſie unſtreitig eines der geſundeſten und zugleich der nahrhafteſten Lebensmittel, die wir kennen; je weiter man ſich aber von der einfachſten Zubereitungsart entfernt, und je mehr fremdartige Zuſätze man zur Brodfrucht macht, um ihren Geſchmack zu würzen, deſto weniger kann ſie dem menſchlichen Körper zuträglich ſeyn. Rumph ſagt daher: die in Zucker geſottene oder in Kokosöl gebratene Brodfrucht in Java ſey ein ſchweres unverdauliches Gericht; und dies iſt um ſoviel wahrſcheinlicher, weil die dortige grobfaſerige Sorte mit der taheitiſchen an ſich ſchon in keinen Vergleich kommen darf, und Cook ſie kaum noch für eine Brodfrucht erkennen wollte. Die Holländer in Batavia, Zeylon und andern Gegenden Indiens bereiten aus der Brodfrucht eine große Anzahl zuſammengeſetzter Speiſen, die Thunberg pünktlichſt beſchreibt, ich aber hier gänzlich übergehe, weil ſie eigentlich nur im Kochbuch am rechten Orte ſtehen.

Wichtiger für die Naturforſcher iſt der Gebrauch, den man von den übrigen Theilen des Brodbaums machen kann; denn wiewohl die Frucht unſtreitig das köſtlichſte und nützlichſte am ganzen Baume bleibt, ſo ſcheint doch dieſer noch in mancher Rückſicht zum Beſten des Menſchen geſchaffen zu ſeyn. Nachdem derſelbe während eines Menſchenalters Früchte getragen hat, ergreift ihn das Schickſal aller natürlichen Dinge; er fängt an abzuſterben, und allerley Gebrechen bedeuten ſeinen nahen Untergang. Jetzt bleibt alſo nichts mehr übrig als den Stamm zu irgend

einem

einem häuslichen Gebrauch zu verwenden, und entweder einen Kahn daraus zu hölen oder wenigſtens einen Pfoſten oder Balken an der leichten ländlichen Hütte daraus zu verfertigen. Es wird auch mit geringer Mühe manche Geräthſchaft, wie kleine Schemel, Schüſſeln, Tröge und dergleichen, daraus geſchnitzt; allein des Vorzugs ungeachtet, welchen der taheitiſche Brodbaum, was dieſen Punkt betrift, vor dem weniger kultivirten in den Gewürzinſeln voraus hat, nimmt doch das weiche gelbe Holz gar keine Politur an. Die Amboineſer, und wo ich nicht irre, auch die Taheitier, pflegen Trommeln davon zu machen, weil es gut klingt und ſehr leicht iſt. Den wilden Brodbaum kann man ſchlechterdings zu nichts anderm als zur Feurung gebrauchen. Das junge Holz der kerntragenden Sorte wird auf Banda leicht wurmſtichig, und iſt folglich von geringem Werth.

Dasjenige zarte Zellgewebe, aus welchem ſich jährlich eine neue Holzlage an Stamm und Aeſten bildet, oder der gleich unter der Rinde liegende weiſſe Splint (liber) iſt am Brodbaum ſo beſchaffen, daß die Einwohner von Taheiti ihre Kleidung daraus bereiten können. Sie pflanzen zu dem Ende eine Menge junger Bäumchen dicht neben einander in lockerem Boden, und ſuchen ſie ſo gerade als möglich und ohne Aeſte in die Höhe zu ziehen. Im andern oder dritten Jahr werden ſie abgeſchnitten und der Splint auf die nämliche Art davon abgeſondert, vorbereitet und zu Muſſelinen ähnlichen Tüchern verarbeitet, als mit dem Splint des Papiermaulbeerbaums üblich iſt. (S. Hawkesworths Geſch. der Reiſen 3. 515.) Dieſe Tücher ſind zwar etwas ſpröder anzufühlen als jene von der ebenerwähnten Maulbeerrinde, an Feinheit aber kommen ſie ihnen ziemlich nah.

Minder wichtig iſt der Nutzen der Blätter. Außer jener Anwendung, die ſie mit allen Laubarten gemein haben, daß ſie nämlich, ſobald ſie abgefallen und verweſet ſind, dem Stamme, der ſie getragen, zur Düngung gereichen, bricht man ſie auch häufig vom Baume und bedient ſich ihrer Speiſen einzuwickeln, oder auch darin zu backen. Die erſte Anſtalt zu einer Mahlzeit beſteht jedesmal in dem, daß eine große Menge dieſer Blätter auf den mit Heu bedeckten Boden geſtreut werden: unmittelbar auf dieſe legt man die Speiſen, ohne den entbehrlichen Aufwand von Tellern und Schüſſeln. Ein ſolches Blatt, welches anderthalb Schuh lang iſt, vertritt alsdenn die Stelle der Serviette, wobey man noch den Vortheil hat, ſo oft man will, ein friſches zu nehmen. In Burro und den Gewürzinſeln zünden die reiſenden Indianer des Nachts ein Feuer von den Blättern des wilden Brodbaums rings um ihre Lagerſtätte an, deſſen beſtändiges Krachen die Schlangen verſcheucht.

Die männliche Blüthe des Brodbaums beſteht in einer ſpannenlangen braungelben Kolbe, welche ganz mit kleinen Blüthen bedeckt iſt, und dadurch mit den Schilfkeulen (typha), die in unſern Sümpfen wachſen, eine auffallende Aehnlichkeit gewinnt. Wenn dieſe Kolben oder Kätzgen abgefallen und vertrocknet ſind, haben ſie die Eigenſchaft des Zundſchwammes, und man bedient ſich ihrer auf die nämliche Art, als Lunten, zur längern Aufbewahrung des Feuers. Es dringt endlich noch aus allen verwundeten oder eingeſchnittenen Theilen des Baums ein weiſſer klebriger Saft, der in Amboina aufgefangen, mit Kokosmilch eingekocht, und ſodann als Vogelleim verbraucht wird. Mit Sagumehl, Zucker und Eyweiß vermiſcht, wird dieſer Milchſaft zu einem feſten und dauerhaften Kütt, womit die dortigen Einwohner

alle

alle Ritzen in ſolchen Gefäßen verſchmieren, welche waſſerdicht ſeyn müſſen. Der ehrliche Rumph, deſſen Aufmerkſamkeit ſo leicht nichts entgehen konnte, ſpricht auch von allerley Heilmitteln, welche der Amboineſer aus der Rinde und andern Theilen des Brodbaums bereitet; das brauchbarſte dürfte wohl eine Arzney wider den Durchfall ſeyn, die von den getrockneten Wurzeln der wilden Gattung genommen wird. An dieſem wilden Baum ſcheint alles noch eine herbe zuſammenziehende Eigenſchaft zu verrathen, welche ſich durch den Anbau größtentheils verloren hat.

Daher beruht der Werth des zahmen Brodbaums auch nicht auf ſeinen vergeblichen Heilkräften, ſondern auf der nahrhaften und reichlichen Speiſe, womit er den Fleiß des Bauers belohnt. Cook rühmt von ihm mit Recht ſeine erſtaunliche Fruchtbarkeit. „Hat jemand in ſeinem Leben nur „zehen Brodbäume gepflanzt, ſo hat er“ (dies ſind des großen Weltumſeglers Worte) „ſeine Pflicht „gegen ſein eigenes und gegen ſein nachfolgendes „Geſchlecht eben ſo vollſtändig und reichlich erfüllt, „als ein Einwohner unſers rauhen Himmelſtrichs; „der ſein Leben hindurch während der Kälte des „Winters gepflügt, in der Sommerhitze geerndet,

„un[illegible]icht nur ſeine jetzige Haushaltung mit Brod „verſorgt, ſondern auch ſeinen Kindern noch etwas an baarem Gelde kümmerlich erſpart hat.“ Zufolge einer oft wiederholten Verſicherung der Einwohner von O-Taheiti läßt ſich dieſes Verhältniß noch genauer beſtimmen. Eine Perſon kann vom Ertrag dreyer Brodbäume acht Monate lang reichlich leben. Ein ſolcher Baum nimmt ſechzehnhundert Quadratfuß ein; mithin ſtehen ſieben und zwanzig Bäume auf einem engliſchen Morgen Landes. Es können folglich neun Menſchen in O-Taheiti von demſelben Bezirk ihr Auskommen haben, der in der volkreichſten Gegend Frankreichs in der nämlichen Zeit kaum einen zur Hälfte ernährt. (S. J. R. Forſters Bemerkungen ꝛc. S. 169.) Nach dieſer Berechnung ſchließt man mit vieler Wahrſcheinlichkeit, daß ſo anſehnlich die Volkmenge jener Inſel im ſtillen Weltmeere ſeyn mag, ſie noch lange nicht aufs äuſſerſte getrieben iſt, ſondern daß der Brodbaum z. B. auf O-Taheiti (einer Oberfläche von vierzig engliſchen Quadratmeilen) noch weit mehr als die jeztlebenden hundert und zwanzigtauſend Einwohner erhalten könne. Auch darf man dieſe würklich ſchon ſehr ſtarke Bevölkerung nicht etwa in einer beſonderen Genügſamkeit des Taheitiers ſuchen, der-

glei-

gleichen man insgemein den ſüdlichen Europäern zuſchreibt. Alle Augenzeugen ſtimmen mit mir überein, daß die guten Inſulaner, die von der Brodfrucht leben, mit einem herzhaften Appetit, wie homeriſche Helden, zur Mahlzeit gehen, und daß die faſt unglaubliche Menge von Lebensmitteln, die einige unter ihnen verſpeiſen können, vortreflich anzuſchlagen pflegt. Ihr Geſchlecht behauptet in der That einen auszeichnenden Vorzug vor ſeinen Nachbarn. Groß und edlen Wuchſes, mit offenem Blick und einnehmenden Zügen, gränzt es zunächſt an das Modell ächtaſiatiſcher Schönheit, und macht ihm oft den Vorrang ſtreitig. Ob Nahrungsmittel einen noch höhern Einfluß haben, ob Sinn und Herz unmittelbar oder entfernt dadurch geſtimmt werden können? ſey unſern Enkeln zur Entſcheidung aufbewahrt. Wir wiſſen nur mit Zuverläſſigkeit, daß Sanftmuth, Liebe und Fühlbarkeit des Herzens die hervorſtechenden Characterzüge des Menſchen ſind, der von der Brodfrucht lebt. In allem übrigen gleicht er ſeinen Mitbrüdern in der Welt, und iſt das leichte Spiel der Leidenſchaften und Triebe, welche nur in dem Maaße den wahren Genuß des Lebens erhöhen, wie Thätigkeit den erſten Fluch über das Menſchengeſchlecht zur reichſten Segensquelle umzuſchaffen weiß. Ein Glück für ihn, daß der Baum, der ihm Schatten und Obdach, Kleidung und Speiſe gewährt, ſein ganzer Reichthum iſt! Hätte er Theil an jenen ſchimmernden Gütern, die der Wilde auf den weſtlicher gelegenen aſiatiſchen Inſeln beſitzt — und nicht genießt — fürwahr! er wäre längſt der Sklave eines europäiſchen Räubers. Aber was ſage ich? Hatten die Urbewohner der Marianeninſeln mehr als dieſes Brod? Und welcher gerechten, weiſen, menſchenfreundlichen Staatskunſt gelang es, nach zwey Jahrhunderten von Krieg? ſoll ichs nennen, oder Jagd? dieſe ſechzigtauſend wackern Naturmenſchen bis auf achthundert gepeinigte und zur Verzweiflung getriebene Seelen zu vertilgen? Welch eine Rechnung von unſchuldigen Thränen, Schweiß und Blut, die der Vater des Menſchengeſchlechts von ſeinen Haushältern in jenem Erdenwinkel zurückzufordern hat! — — Zwar ſind es nicht Betrachtungen dieſer Art, die einen Eroberer zum ſchaudervollen Selbſtgefühl wecken: indeſſen dürfte doch die ſonnenklare Ueberzeugung, wie zwecklos und wie koſtbar dort die Grauſamkeit geweſen iſt, der eiſernen Politik, um ihres eigenen Vortheils willen, Schonung gebieten; und ſich ſelbſt gelaſſen, werden dann lange noch im friedlichen Meere die übrigen harmloſen Völker glücklich ſeyn, denen die Vorſehung mit Einem Baum die Zufriedenheit ſchenkte!

Die Geſchichte der Erzeugniſſe des Erdbodens iſt tief und innig in die Schickſale der Menſchen und in den ganzen Umfang ihrer Empfindungen, Gedanken und Handlungen verwebt. Das Reich der Natur gränzt mit dem Bezirk einer jeden Wiſſenſchaft, und es iſt unmöglich jenes zu überſehen, ohne zugleich in dieſe hinüber zu blicken. Auch ſind es nur dieſe Beziehungen der Dinge außer uns auf unſer eignes Selbſt, die einer jeden Wiſſenſchaft ein allgemeines Intereſſe geben; ſo wie von einer andern Seite die Gemeinnützigkeit wiſſenſchaftlicher Wahrheiten und ihr Einfluß auf das Glück der Menſchheit, lediglich von ihrer allgemeinen und vollkommenen Ausbreitung abhängt. Wer dieſen einfachen Grundbegriffen widerſprechen wollte, den müßte man befragen, ob nicht bittrer Spott einen Künſtler treffen würde, der die lachendſte Landſchaft verſtümmelt hätte, um nichts als ſeines Herrn Gebiet auf ſeiner Leinwand abzuzirkeln? Oder ſollte es nur den Prieſtern der Natur verboten ſeyn, jede Ausſicht ſo treu und wahr verſinnlicht darzuſtellen, wie ſie verſchränkt mit nachbarlichen Gefilden vor ihren Augen ſchwebt?

Dein

Dein kühner Genius, unnachahmlicher Büffon! entſchwang ſich zuerſt den Feſſeln dieſes Vorurtheils. Er fand die Naturwiſſenſchaft, wie ein bloſſes Gerippe, das den Anbeter im Halbdunkel eines Götzentempels mit heiligem Grauſen erfüllt und ſchnell vorüber zu eilen zwingt. Gefürchtet ſtand ſie da, und nicht geliebt. Aber er umzog die Gebeine mit dem wallenden Umriß eines göttlich gebildeten Körpers. Da hauchte die Tochter Jupiters, die einſt Pygmaliens Bild beſeelte, dem neuen Meiſterſtück das Leben ein, und alle Charitinnen beſchenkten es mit Anmuth, edler Einfalt, Würde und Macht über Menſchen und Götter.

Beſchreibung des Brodbaums.

Die Kenntniß der Verbindung, worin wir mit den Gegenſtänden der Körperwelt ſtehen, beruht auf einer genauen Kenntniß dieſer Gegenſtände ſelbſt. Jene iſt es, welche allen Klaſſen von Menſchen eine angenehme und nützliche Unterhaltung gewährt: dieſe hingegen bleibt nur das eigentliche Geſchäft einer geringen Anzahl Gelehrter von Proſeſſion. Schon auf den erſten Blick ſieht man, daß dieſer letztere Zweig der Naturwiſſenſchaft als Grundlage unentbehrlich, und eben ſo wichtig als der vorige iſt; nähere Erörterungen dieſer längſt entſchiedenen Wichtigkeit wären hier am unrechten Orte. Genug, die Welt hat neben Büffons Verdienſten auch die des großen nordiſchen Naturforſchers anerkannt.

Noch gehört eine botaniſche Beſchreibung des Brodbaums, welche alle ſeine Spielarten umfaßte, und ihre Abſtufung genau auseinander ſetzte, unter die Wünſche der Naturkundiger. In den Inſeln des ſtillen Weltmeers beſchrieb ich die dort gewöhnlichſte Abart; Thunberg eine in Batavia und Zeylon; Sonnerat eine mit Saamen in den Philippineninſeln; Rumph mehrere in den Gewürzinſeln. Allein dieſe Hülfsmittel ſind nicht von gleichem Werth. Zu Rumphs Zeiten ward die Kräuterkunde noch nicht ſo ſyſtematiſch behandelt, als ſeitdem ſich Linne ein unſterbliches Verdienſt um ſie erwarb; und Herrn Sonnerats Beſchreibung iſt weder ausführlich noch beſtimmt genug. Was im folgenden nicht aus meiner Handſchrift entnommen iſt, werde ich indeſſen ſeinen Urhebern zueignen.

Der Brodbaum (Artocarpus) gehört in die ein und zwanzigſte Klaſſe des linnäiſchen Sexualſyſtems, unter diejenigen Pflanzengeſchlechter, welche zwar zweyerley verſchiedene und abgeſonderte, nämlich männliche und weibliche Blüthen, jedoch beyde auf demſelben Stamme (Monoecia) tragen; und in die erſte Abtheilung derſelben, wo die männliche Blüthe nur ein Staubgefäß (Monandria) enthält.

In dem Verſuch die Pflanzen nach ihrer Verwandſchaft zu ordnen, findet der Brodbaum ſeinen Platz neben dem Flaſchenbaum, in der Ordnung, welche Linne Coadunatae nennt.

Man unterſcheidet das botaniſche Geſchlecht des Brodbaums, von allen andern in derſelben Abtheilung des Syſtems vorhandenen, hinlänglich durch folgende weſentliche Kennzeichen der Befruchtungstheile:

♂ Die männliche Kolbe iſt mit zweyblättrigen Kelchen beſetzt.

♀ Die weibliche Kolbe beſteht aus vielen verwachſenen Fruchtknoten ohne Kelch und Krone, mit einzelnen Griffeln, und wird zur vielfächerigen Beere.

In das ſolchergeſtalt feſtgeſetzte Geſchlecht gehören vielleicht mehrere Gattungen naheverwandter Pflanzen, von denen bisher aber nur zwey ſo genau beſchrieben worden ſind, daß man ſie in ſyſtematiſche Verzeichniße hat eintragen können, nemlich:

1) **Der eigentliche Brodbaum**, (Artocarpus inciſus) mit zerſchnittenen Blättern und der Frucht an den äußerſten Zweigen.

2) **Der Jakkabaum**, (Artocarpus integrifolius) mit ungetheilten Blättern und der Frucht an Wurzel, Stamm und Aeſten.

Beyde Gattungen (ſpecies) ſind, wie viele andere Gewächſe des heißen Erdſtrichs, der Abänderung ſehr unterworfen, und in eine Menge Spielarten ausgeartet, wodurch ſie ſich einander noch mehr nähern; denn Thunberg ſahe Jakkabäume mit dreyfach eingeſchnittenen Blättern, und Rumph im amboiniſchen Kräuterbuche, giebt zu verſtehen, daß eine Spielart des Brodbaums nur ſehr wenig eingekerbte Blätter hat. Es iſt alſo noch die Frage, ob es in Zukunft bey den obigen, nach Thunbergs Angabe verfertigten Beſtimmungen wird bleiben können? So ſchwer iſt es zuweilen

weilen Naturprodukte, wovon uns der erſte Anblick belehrt, daß ſie zu ganz verſchiedenen Arten gehören, nach der Kunſtſprache mit kurzgefaßten Definitionen zu belegen! So fehlt es uns beynah an ſchulgerechten Ausdrücken, Wölfe von Füchſen, Panther von Leoparden, Seebären von Seelöwen kurz und beſtimmt zu unterſcheiden! Dies ſind Gebrechen, die aus der Beſchaffenheit einer ſyſtematiſchen Lehrart fließen, welche deshalb ihren Werth zwar keinesweges verliert, doch aber in ihre Schranken zurück gewieſen wird. Umſtändliche bis auf die kleinſten Abweichungen ſich erſtreckende Beſchreibungen ſind das einzige, wodurch man jenen Mängeln abhelfen kann. Zuerſt liefere ich alſo eine genaue in **O-Taheiti**, nach der **daſelbſt gewöhnlichſten Spielart** abgefaßte Beſchreibung des zahmen ſaamenloſen **Brodbaumes**.

Der **Stamm** iſt gerade, gemeiniglich ſo dick als der menſchliche Körper und vierzig Schuh hoch; oft noch höher. Das **Holz** iſt weich, leicht, gelblich; der **Splint** etwas grobfaſerig und weiß; die **Rinde** hellgrau, ziemlich glatt, etwas geſprungen, und mit wenigen kleinen Knötgen beſetzt. Alle Theile des Baumes geben, wenn ſie verwundet werden, einen klebrigen Milchſaft.

Die **Aeſte** bilden eine breite, runde, nach oben zu ſtufenweis ſich ſchmälernde Krone; die unterſten ſind lang, kommen gemeiniglich erſt in der Höhe von zwölf bis funfzehn Schuhen über der Erde aus dem Stamm, klaffen beynah wagerecht auseinander, gehen nach allen Seiten, mehrentheils zu drey und vieren (quirlförmig, Th.) in gleicher Höhe hervor. Die kleinern Zweige ſteigen aufwärts und tragen an ihren Spitzen Blüthe und Blätter.

Die **Blätter** ſtehen abwechſelnd, ſind geſtielt, beynahe eyförmig, von oben her in ſieben bis neun lanzetförmige ſpitze Zungen, vermittelſt ſehr tiefer zugerundeter Einſchnitte geſpalten, übrigens glattrandig, an beyden Seiten nackt und glatt, klaffend, ſchöngrün, unten etwas bleicher, pergamentartig, anderthalb Schuh lang, eilf Zoll breit, adrig, mit dicken Rippen, die Paarweiſe von der Mittelrippe nach den gegenüberſtehenden Zungen gerade hinauslaufen. Die jüngeren Blätter ſind, wie alle zarte Theile des Baums, klebrig anzufühlen. Der Stiel iſt beynahe rund, nackt, aufſteigend, zwey Zoll lang.

(Zwey Blattanſätze (Stipulae) worin die jungen Blätter gewickelt waren, ſind lanzetför-

mig,

mig, zugeſpitzt, hohl, mit glattem Rande, inwendig nackt, auswendig haarig, abfallend, drey Zoll lang. Th. und die Houtuyniſche Figur.)

Die **Blumenſtiele** kommen an der Spitze des Zweiges und an den Achſeln des oberſten Blatts einzeln hervor, ſind rund, mit Härchen dünn beſetzt, aufrecht, und zwey bis drey Zoll lang.

Männliche Blüthe an den oberſten Blättern.

Kelch. Die Blumenſcheide fehlt. Die **Kolbe** iſt einfach, etwas keulenförmig, oder gegen oben dicker, aufrecht, ſpannenlang, daumensdick; fleiſchig, mit anſitzenden ganz kleinen Blüthen dicht bedeckt, und früh hinfällig. Die eigne **Blumendecke** iſt äuſerſt klein und zweyblätterig; die Blätgen ſind gleichgroß, ſtumpf, hohl, hängen feſt zuſammen, öfnen ſich bey dieſer Spielart nie, und ſind gelbbrauner Farbe. (Was hier Blumendecke heißt, nennt Thunberg Krone.)

Krone fehlt.

Staubgefäß. Ein ſehr kurzer Faden in der Mitte jeder Blumendecke. Der Beutel ſteht aufrecht, iſt länglicht, einfach und nicht länger als der Faden.

Weibliche Blüthe an der Spitze des Zweiges.

Kelch. Eine zweyblättrige, hinfällige Blumenſcheide, deren Blätter eylanzetförmig, zuſammengedrückt, zugeſpitzt, aufrecht, an der Spitze umgebogen, weich, beynah ſpannenlang und anfangs geſchloſſen ſind, ſteht zu oberſt an dem Blumenſtiel. Die **Kolbe** iſt kugelförmig, mit vielen verwachſenen Fruchtknoten bedeckt. Die kleinſte, die ich zergliedert habe, war wie ein Taubeney; zwiſchen dieſer und der reifen Frucht habe ich ſie von allen Größen unterſucht. Die eigne **Blumendecke** fehlt.

Krone fehlt.

Stempel. Der **Fruchtknoten** (jeder einzeln betrachtet) iſt eine umgekehrte Pyramide, die mit der Spitze im Fruchtboden ſteckt, mit den Seiten an die andern Fruchtknoten feſtgewachſen, an der Oberfläche etwas weniges gewölbt, und fünf-ſechs-ſieben-auch achteckigt iſt. Ein **Griffel** iſt bey dieſer Spielart nicht vorhanden; andere haben ihn einfach, aufrecht und

und bleibend. Die Narbe iſt bey dieſer Spielart weiter nichts als ein erhabenes Pünktgen in der Mitte eines jeden Fruchtknotens, das bald verwelkt. (Bey andern Sorten finden ſich eine oder zwey Narben an der Spitze des Griffels. Th.)

Saamengehäuſe. Eine kugelrunde **Beere**, die auf der Oberfläche ziemlich glatt, und blos in kleine Sechsecke abgetheilt iſt. (Die größte Frucht wird zehn Zoll im Durchmeſſer.) Die Rinde iſt ziemlich hart, blaßgrün, mit dem Fleiſch verwachſen, welches eine weiſſe, mehlige, etwas faſerige Subſtanz iſt, die den in der Mitte keulenförmig und ohngefehr Fingerslang aufſteigenden dicken, fleiſchigen **Fruchtboden** umgiebt. Wenn die Beere reif iſt, wird ſie gelb, ſüß, weich und ſüßlichriechend, worauf ſie abfällt und ſchnell verdirbt.

Saamen. Kleine, verſchrumpfte, länglichte, ohngefehr eine Linie lange, unfruchtbare Spuren, von bräunlicher Farbe, die ſich an der Spitze mit einem langen Haar endigen, findet man im Fleiſche niſtelnd.

Spiel-

Spielarten des Brodbaums.

Zur Ergänzung der vorigen Beſchreibung und zur Ueberſicht der ganzen Gattung des Brodbaums, ſcheint es mir nicht unzweckmäßig, hier die vorzüglichſten Spielarten, ſoviel mir ſolche bekannt ſind, mit ihren Kennzeichen aufzuzählen:

A. Zahmer, ſaamenloſer Brodbaum.

α) Wegen ihrer Vortreflichkeit, ſowohl was Geſchmack als Größe der Frucht betrift, mache ich den Anfang mit derjenigen Abart des Brodbaums, welche von der natürlichen wilden Stammmutter vermittelſt der Kultur am weiteſten abgewichen, und folglich eigentlich die letzte iſt. Es iſt dies die in O-Taheiti gewöhnlichſte vorhin ausführlich beſchriebene Sorte, mit beynah vollkommen runder, glatter Frucht, ohne alle Stacheln. (Taheitiſch Uru).

β) Mit ſehr tief eingeſchnittenen, in lange ſehr ſchmale Lappen geſchlitzten Blättern, und länglichrunder übrigens auch glatter Frucht, ebendaher, heißt auf taheitiſch Maira.

γ) Mit

γ) Mit länglicher Frucht, die an der Oberfläche ſehr rauh, gleichſam ſchuppig anzufühlen iſt; ebenfalls aus Tahiti, wo man ſie Patea nennt.

δ) Mit länglichrunder Frucht, runden warzenähnlichen Erhabenheiten der Fruchtknoten und kurzen ſtachlichten Griffeln; in O-Taheiti Tatarra genannt. (Dieſe vier Nuancen ſind wenig verſchieden.)

ε) **Flockiger Brodbaum oder Baumwollen Sockum.** Rumph tab. 32. Mit ſtachlichter, inwendig wolliger Frucht. Eine grobe Sorte, welche in Sumatra, Java, Baly und überhaupt den weſtlich gelegenen Inſeln ziemlich häufig, hingegen in den Gewürzinſeln und den Molucken ſeltener iſt. Der Stamm iſt nicht größer als ein Muſkatnußbaum, d. i. kaum dreyßig Schuh hoch. Die langen Aeſte tragen wenig Laub, dergeſtalt, daß man überall durchſehen kann. Die Blätter ſind zwey Spannen lang, tief eingeſchnitten, unbehaart und pergamentartig. Die Frucht iſt klein, ſieht wie ein großes Herz aus, und iſt gleichſam mit ſpitzigen Wärzgen auf der Oberfläche beſetzt.

beſetzt. Das Fleiſch beſteht aus lauter Zaſern, und hat daher mit flockiger Schaafwolle einige Aehnlichkeit. In der Mitte iſt das Gewebe locker, und bildet ſogar eine kleine Hölung, wo weder Fruchtboden noch Saamenkerne befindlich ſind. R. (Von dieſer Art ſcheint die Frucht und der Zweig zu ſeyn, die Houttuyn hat abbilden laſſen.) Bisweilen giebt es doch eine Zwiſchenart, die einige wenige Kerne enthält, und den Uebergang zur folgenden Spielart ausmacht.

B. Zahmer ſaamenbringender Brodbaum.

a) Mit unvollkommenen Saamen. Diejenige Spielart, welche Thunberg in Java fand, und in ſeiner erſten Beſchreibung (Act. Holm. Vol. XXXVI. p. 251.) mit β. bezeichnete, gehört hieher. In der Folge ſcheint er ſie wegen ihrer Unfruchtbarkeit für zu geringfügig gehalten zu haben, um ſie von der ſaamenloſen abzuſondern; ja es ſcheint ſogar aus der zweyten Beſchreibung zu erhellen, daß er dem Brodbaum überhaupt keine fruchtbare Spielart zugeſtehen mag. Die Kerne dieſer Sorte werden nur zweymal ſo groß als Erbſen, und taugen zur Ausſaat nicht. (Th.)

β) **Mit vollkommenen Samen.** Sonnerat zeichnet die Kerne der philippiniſchen Sorte länglichrund, kantig, ohngefähr anderthalb Zoll lang, und an beiden Enden mit einem kleinen ſtumpfen Anſatz verſehen; er ſetzt hinzu, daß ſie auf dem Fruchtboden ſitzen, und von mehreren Häuten umgeben ſind. S. Erſteres iſt nicht ganz richtig; letzteres aber beſtätigt auch Thunberg. (Es liegen nämlich, ſagt er, zwiſchen jedem Samen viele dünne, weiſſe, fleiſchige Häutgen; hierauf hat jeder Samen noch einen eigenen weiſſen, geſtreiften fleiſchigen Beutel, worin er liegt, und ſodenn ſeine eignen Bedeckungen, wovon die äußere weiſſe in der Folge abtrocknet, und die innere braune den Kern beſchließt.) Jene dünnen Häutgen rühren unſtreitig daher, weil viele Fächer der Frucht allemal unfruchtbar bleiben; folglich von dem reifenden Saamen verdrängt und zu bloßen Häuten zuſammengepreßt werden. Dieſe Spielart iſt es, welche Camelli beym

Ray

Ray, und hernach einer von den Geſchichtſchreibern der Anſonſchen Reiſe, den Ellis anführt, unter dem Namen **Dugdug** oder **Dukdu** erwähnen. Der letztere Verfaſſer ſetzt ausdrücklich hinzu, daß jede Frucht, die faſt ſo groß als die ſamenloſe wird, bis funfzehn Kerne von der Größe einer Kaſtanie enthält, und etwas längere nicht völlig ſo tief eingeſchnittene Blätter hat. Dieſe ſamenbringenden Bäume ſind jezt, dem Capitain Crozet zufolge, auch in Guam, der vornehmſten Marianeninſel, ſelten geworden. (Voy. à la mer du Sud.)

Eben dieſe Spielart iſt es wahrſcheinlich, die auch in den Gewürzinſeln, den Molukken, und an der öſtlichen Küſte vo[illegible]lebes häufig gepflanzt wird, theils wegen der nahrhaften Kerne, theils weil ſie ungewöhnlich ſchnell wächſt und ſehr ſchattenreich iſt. Die Wurzel hat eine rothe Rinde. Der Stamm iſt nahe an der Erde in mehrere Auswüchſe getheilt, und wird ſo dick, daß ihn zwey Mann nicht umſpannen können, und zuweilen ſo hoch, daß er alle andere Obſtbäume der dortigen Gegend übertrift. Alle

Alle Theile ſtrotzen von Milchſaft. Das Laub iſt groß und zerſchnitten, rauh, unten wolligt. Die Stiele und die Spitzen der Zweige ſind ebenfalls ganz haarig. Die männlichen Blüthenkolben ſind einen Schuh lang, weich, gelblich, fallen bald ab. Die Frucht iſt groß und beynah herzförmig, mit Spitzen oder hackenförmigen Dornen beſäet, die aber keine wahre Stacheln, ſondern Griffel des Stempels ſind. Die Kerne ſind groß, Kaſtanien ähnlich, und durch etwas weniges von fleiſchiger Subſtanz von einander geſondert. Jeder Kern hat eine hellgraue, dünne härtliche Schale. R. Soccus granoſus, tab. XXXIII. p. 112. Einige geringere Abweichungen mit glattem Laube, oder mit kleinern harten Kernen übergehe ich.

C. Wilder ſaamenbringender Brodbaum. R. p. 114. t. XXXIV. Dies iſt vermuthlich der Stammvater aller kultivirten Sorten, wächſt wild in den Waldungen der Gewürzinſeln, wahrſcheinlich auch auf den benachbarten großen Inſeln, hat eine dunkelrothe Rinde an den Wurzeln, einen kleinen eckigen, gleichſam geflügelten Stamm, eine unanſehnliche Krone, kleines, wenig eingeſchnittenes Laub, welches ſo rauchhaarig und ſtechend iſt, daß man es kaum angreifen kann, einen ſchnelltrocknenden weniger klebrigen Milchſaft, höckerige, haarige, ſtachlige, oben eingedrückte Früchte und kleine, zahlreiche, eckige, erdfarbene, ſehr bittere, im ſchleimigen Fleiſch niſtelnde Saamen.

R. Daß auf den haarigen Ueberzug und die Größe der einzelnen Theile bey der Beſtimmung der Pflanzengattungen wenig Rückſicht genommen werden dürfe, da dieſe Dinge ſo ſehr von Witterung, Klima, Lage, Boden, Ausdünſtung und andern Nebenumſtänden abhängen, wird auch hier wieder durch ein Beyſpiel beſtätigt, indem Rumph auch wilde Brodbäume mit großen, weniger behaarten Blättern angetroffen hat. Hieher rechne ich auch den auf der Inſel Damme wildwachſenden kleinen Sokkunbaum, der zwar einen hohen Stamm, aber kleine, runde, auswendig braun und gelb gefleckte Früchte und viele Kerne zwiſchen eßbarem gelben Fleiſche haben ſoll. Hierin zeigt der wilde Brodbaum eine nähere Verwandwandſchaft mit der zwoten Species, nämlich dem Jakka- oder Nankabaum; und dieſes um ſoviel mehr, da das ſchleimige Fleiſch, auf eben die Art wie jenes der Nanka, roh gegeſſen wird.

Verſchiedene Benennungen des Brodbaums.

1. Botaniſche: Artocarpus (*Linn.*) Rademachia, (*Thunberg.*) Sitodium, (*Banks et Solander.*) Soccus, (*Rumph.*)

2. In Europäiſchen Sprachen: Breadfruit, (Engl.) Broodboom, (Holl.) Fruit à pain, (Franzöſ.) Syrſack, Schoorſack, (Holl. in Indien.)

3. Einheimiſche Benennungen nach den Spielarten:

A. α. Baràbe, (Mallikollo.) Ghurru, (Tanna.) Rima, (Guam.) Riamall (Pelew.) Uru, (Taheit.) β. Maira, (Taheit.) γ. Patea, (Taheit.) δ. Tattarra, (Taheit.)

heit.) ε. Bakar, (Makaſſar.) Gomo, (Ternat.) Soccun, (Java und Baly.) Soccun-Capas, (Malayiſch.) Soccun-Radja, (Banda.) Soun oder Soun Hahatu, (Amboin.)

B. β. Amakir, (Amboin.) Dugdug, Dukdu, (Gliam.) Gomo, (Ternat.) Gomalli, (Makaſſar.) Kullur, (Javan.) Soccun-Bidji, (Malayiſch.) Timbul, (Baly.) Umara, (Amboin.) Soccun-Utan, (Banda.)

C. Kahali, (Hitu.) Sero Wakki; Soccun Maos, Soccun-Piſang, (Banda.) Soccun Telloor, (Damme.) Soccun-Utang, (Malayiſch.) Ulal, (Hitu.) Utar, (Leytimor.)

Anmerkung. Der Name Artocarpus, den ich dieſem Baume gab, iſt aus αρτος und καρπος entſtanden, und bedeutet alſo buchſtäblich Brodfrucht. Der Name Rademachia iſt ihm von Thunberg, zu Ehren eines Raths von Indien und Beförderers der Naturgeſchichte zu Batavia,

des

des Herrn Radermacher, ertheilt worden. In der Folge hat Thunberg aber den vom verſtorbenen D. Solander und dem Ritter Banks aus σιτος Speiſe, und διος vortreflich, gebildeten Namen Sitodium (Götterſpeiſe) adoptirt. Soccus iſt Rumphs aus dem Maleyiſchen Sockung entnommene Benennung. Linne hat die unſrige gewählt. Es verdient hier noch wohl eine Bemerkung, daß es dem Naturkundiger, der fremde Länder mühſam durchſucht, nicht immer zu verdenken iſt, wenn er von ſeinen botaniſchen Expeditionen ermattet zurückkehrt, und dann gerade nicht allemal jede Pflanze mit dem wohlklingendſten Namen tauft. Um der Ordnung willen muß gleichwohl der Name ſogleich gegeben werden, und wie ſchwer iſt dieſes nicht bey der großen Menge von Pflanzen, die ſtructuram naturaliſſimam (Phil. Bot. 9$\frac{1}{3}$.) haben? Als ich mit Herrn Ritter Banks meine Kräuterſammlungen aus den Inſeln des Südmeers mit den ſeinigen verglich, fanden wir theils Pflanzen, wo wir genau auf einerley Namen verfallen waren, theils ſolche, wo bald ſeine Benennung, bald die unſrige ſchicklicher war.

Des eigentlichen Brodbaums erwähnen folgende Schriftſteller unter den vorangeſetzten Benennungen:

Rima. P. Georg. Camelli e S. J. faſc. fruticum et arborum in Luzone inſula naſcentium ap. J. Raii hiſt. plantar. Tom. III. c. IX. p. 52. n. 7. London. fol. 1704. — Voyages of Capt. William Dampier, Lond. 8. Vol. I. chap. X. — Lord Anſons Voyage round the World, by Walter, Lond. 4. 1748. (Die Abbildung in der Landſchaft von Tinian iſt nichts werth.) — Sonnerat, Voyage à la nouvelle Guinée, Paris, 4. 1776. pag. 90. tabb. 57-60. ſtellen einen Zweig der zahmen, ſamenbringenden Sorte, nebſt der ganzen und durchſchnittenen Frucht, den Kernen und der männlichen Blüthenkolbe vor. — de Pagès, Voy. au tour du monde, Paris 8. 1782. Tom. I. p. 136. — Crozet, nouveau voy. à la mer du Sud, Paris, 8. 1783. pag. 187.

Soc-

Soccus. Franc. Valentyn; oud en nieuw Oſtindien, Amſt. en Dordr. fol. 1724. Tom. V. pag. 161. G. E. Rumph. Herb. Amboinenſ. Tom. I. cap. 17-20. pag. 110-114. tab. XXXII-XXXIV.

Breadfruit. (Brodfrucht.) Commodore Byron, Capitain Wallis, Capitain Cook in Hawkesworths Geſch. der neueſten Reiſen um die Welt, Berlin 8. 1775. 1. B. S. 158 u. 298. 2. B. S. 336. nebſt einer leidlichen Abbildung eines Zweiges; 3. B. S. 498 und gegenüber, S. 550. eine mittelmäßige Abbildung des ganzen Baumes auf der Landſchaft. — Iohn Ellis, Deſcription of the Mangoſtan and Breadfruittree, Lond. 4. 1775. (der vorige Zweig etwas verändert.) — G. Forſters Reiſe um die Welt, 1. u. 2. Band, 4. Berlin, bey Haude und Spener, 1778. — J. R. Forſters Bemerkungen ꝛc. 8. Berl. 1783. — Des Herrn Juſtizraths Hirſchfeld Gartenkalender für 1784. 12mo. Kiel, S. 188. tab. 12. die Fig. aus Hawkesworth. — Forreſt's Voyage to New Guinea, 4. Lond. 1779. — Cooks Voyage to the Pacifick Ocean, Lond.

Lond. 4. 1784. Eine gute Abbildung des ganzen Baums auf einer Landſchaft, in der 26ſten Kupfertafel.

Sitodium altile. Parkinſon's Journal of a voyage in the Endeavour, Lond. 4. 1774. p. 17. 45. — Naturforſcher, 4tes Stück, Halle, 8. 1774. S. 220. Aus dem vorigen, die Fig. aus dem Hawkesworth.

Sitodium inciſum. Thunberg in Philoſ. Tranſact. Vol. LXIX. part. 2. p. 465.

Rademachia inciſa. Thunberg in act. Holm. Vol. XXXVI. 1776. p. 260.

Artocarpus communis. (inciſus) J. R. et G. Forſter, Characteres gen. plant. Lond. 4. 1765. p. 102. tab. 51. et 51. a. Befruchtungstheile und die Frucht der gewöhnlichſten taheitiſchen Spielart, natürlicher Größe, aber keine von den größten. — Linn. ſuppl. Plant. Brunſvig. 8. 1781. p. 411. — D. Houttuyn, natuurl. hiſt. volgens Linnaeus, IIde Deels XI. St. 8. pag. 433. mit einer guten Abbildung der Spielart A. *e.*

(aus

(aus Batavia) nebſt den aus unſern Charact. gen. plant. copirten Befruchtungstheilen. — D. Panzers Beytrag zur Geſchichte des oſtindiſchen Brodbaums, Nürnberg, 8. 1783. nebſt Houttuyns Figur.

Artocarpus inciſa. Murray ed. XIV. Syſt. Vegetab. Linnaei, p. 838.

Erklärung der Kupfer.

1. Tafel.

a. Die männliche Blüthenkolbe eines O-Taheitiſchen Brodbaums.

b. Dieſelbe der Länge nach durchſchnitten, um zu zeigen, wie die einzelnen Blüthen drauf ſitzen.

c. Eine einzelne Blüthe, oder Blumendecke von natürlicher Größe.

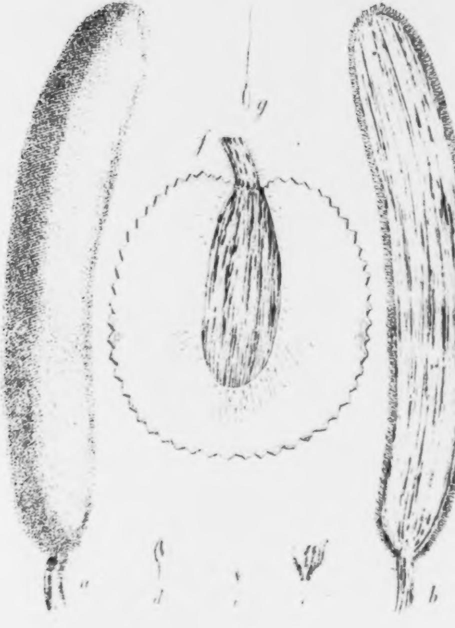
d. Dieſelbe vergrößert.

e. Ebendieſelbe vergrößerte Blumendecke geöffnet, um ihre zwey Blätter und das darin enthaltene Staubgefäß zu zeigen.

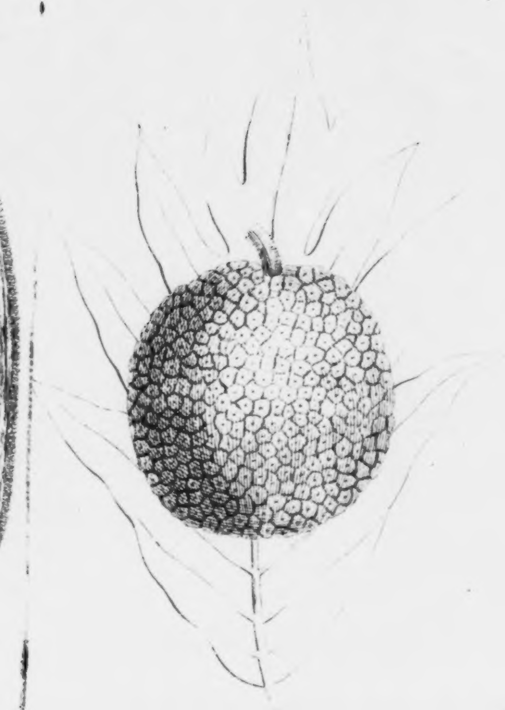
f. Die weibliche Fruchtkolbe eines O-Taheitiſchen Brodbaums durchſchnitten, worin der

Frucht-

ARTOCARPUS.



ARTOCARPUS.



Fruchtboden in der Mitte und die Spuren der Samen rund umher zu ſehen ſind.

g. Eine unfruchtbare Samenſpur mit ihrem Haar.

2. Tafel.

Die reife Frucht des in Taheiti gewöhnlichen ſamenloſen Brodbaums, verkleinert. Darunter liegt der Umriß eines Blatts von eben dieſem Baum, genau nach der Natur gezeichnet, und ebenfalls verkleinert. Das Blatt iſt ohngefähr zwanzig pariſer Zoll lang, und die Frucht zwiſchen acht und neun Zoll.

Die zweyte Gattung in demjenigen botaniſchen Geſchlecht, worin der Brodbaum den erſten Platz erhält, iſt der vorhin genannte und hauptſächlich in dem weſtlichen Indien, an den Küſten Malabar und Koromandel, wie auch auf der Inſel Zeylon gewöhnliche **Jakkabaum**, deſſen eßbare Beere ſo ungeheuer groß iſt, daß ſie ein Menſch zuweilen nicht fortbringen kann. Dieſe Gattung beſchreibt D. Thunberg in dem LXIX. Bande der Philoſ. Tranſact. ſo ausführlich, daß ich darauf verweiſe, da eine weitläuftigere Erwähnung dieſes Baums nicht hieher gehört.

Zwiſchen beiden Gattungen aber ſcheint mir ein Baum ſeinen Platz zu behaupten, den künftige Kräuterforſcher in Indien dereinſt hoffentlich näher kennen lernen und uns bekannt machen werden. Wegen ſeiner nahen Verwandſchaft mit unſerm Brodbaum, glaube ich einigermaßen berechtigt zu ſeyn, das wenige was wir von ihm wiſſen, noch herzuſetzen, damit ich den Anſchein etwas vergeſſen zu haben, vermeide.

Linſchoten in ſeiner hiſt. Ind. orient. part. IV. c. 14. VII. c. 27. und Chriſtoph Acoſta

hiſt.

hiſt. medicam. c. 33. desgleichen Caſpar Bauhin im Pinax l. XI. p. 449. erwähnen dieſes Baums nur obenhin unter der Benennung Angelina, welche deutlich aus dem Malabariſchen Naman Angeli (Andſcheli) entſtanden iſt, den der verdienſtvolle Rheede tot Drakenſtein in ſeinem horto malabarico, part. III. p. 25. t. 32. dieſem Baume beylegt. Dieſer große Beförderer der Kräuterkunde, der zweyte in dem Triumvirate von Schriftſtellern, auf deſſen Beſchreibungen ſich Linne verlies *), giebt ſowohl durch ſeine ſchöne Abbildung des Angeli, als auch durch dasjenige, was er von ihm ſagt, ganz augenſcheinlich zu erkennen, wie nahe derſelbe mit dem Brodbaum verwandt iſt. In allen Theilen von Malabar, doch vorzüglich in den Wäldern von Kalikolan trift man ihn häufig wildwachſend an. Er wird ſo ungeheuer groß, daß Kähne aus einem Stamm gehölt werden, die achtzig Schuh lang und neun Schuh

---

*) Auctoribus nullis fidem adhibui praeter Dillenio in horto Elthamenſi, *Rheede* in horto Malabarico, quos accuratos eſſe obſervavi; et *Plumierio* in americanis, ubi nulli alii erant auctores. Praef. in Gen. Plantar.

breit ſind; auch trägt er hundert Jahre lang Früchte. Die Wurzel hat eine röthliche, ſchuppigte Oberhaut. Das Holz iſt ſehr feſt, eiſenhart und ſchwer; dennoch ſchmeckt es den Bohrwürmern im Meere ſo gut, daß Kähne, die daraus gemacht worden, in kurzer Zeit ganz zerfreſſen ſind. Die Rinde iſt grau und zerſprungen; die zahlreichen Aeſte ſind bräunlich. Die Blätter des jungen Baums ſind vorn in drey Theile eingeſchnitten; die des alten aber länglichrund, ſpannenlang, unzertheilt, unten ſehr haarig und rauh. Auch ſind Blattanſätze, mit weichem gelblichem Haar beſetzt, wie bey den Linden, vorhanden. Die männlichen Kolben kommen, wie bey dem Brodbaum, zu oberſt an den Aeſten hervor, ſind eine Spanne lang und fingersdick. Wenn ſie trocken ſind, ſpielen die Kinder damit, und zünden ſie wie Lichter an. Die Früchte kommen ebenfalls, wie beym Brodbaum, ganz an der Spitze des Zweiges hervor, ſind länglichrund, ſtachlich, fauſtgroß, und ſtehen auf einem dicken, behaarten Stiel; ſie enthalten eine Menge länglichrunder, geripter Kerne. Im December reift die Frucht, welche die Braminen Pata-Ponoſſu nennen.

Höchſt

Höchſt wahrſcheinlich giebt es auch eine amerikaniſche Gattung, welche in das Geſchlecht des Brodbaums gehört. Herr Aublet beſchreibt nämlich in ſeiner Hiſtoire des plantes de la Guiane Francoiſe (im 2 Bande, und zwar S. 15. des Anhangs) einen ſehr großen Baum, der in Guiana wild wächſt, und bey einer von den dort einheimiſchen Völkerſchaften, den Galibis unter dem Namen Bagaſſa bekannt iſt. Schon Barrere (deſcr. de la France Equinoxiale p. 20) erwähnt dieſes Baums, bey demſelben Namen. Die Amerikaner pflegen aus dem Stamme ihre Kähne zu verfertigen, wozu er wegen ſeiner Höhe von achtzig, und ſeinem Durchmeſſer von vier bis fünf Fuß, beſonders geſchickt zu ſeyn ſcheint. Mit den oſtindiſchen Arten hat er das gemein, daß er einen Milchſaft giebt, wenn er verletzet wird, daß die Blätter drey große Einſchnitte haben, und ſich rauh anfühlen, auch bisweilen zwölf Zoll lang und neun Zoll breit werden; endlich daß die Früchte, die ſo groß ſind, wie eine mittelmäßige Apfelſine, aus einer harten Verlängerung des Stiels, und um dieſelbe, aus einem weichen, ſaftigen wohlſchmeckenden Fleiſch beſtehen, in welchem die braunen mit Schleim überzogene Samenkerne ſtecken.

Dage-

Dagegen ſcheint es dieſer Gattung eigenthümlich, daß die Blätter einander gegenüber, und nicht abwechſelnd ſtehen. Auf der 376ſten Kupfertafel liefert Aublet eine Abbildung eines Zweiges. Seine Beſchreibung iſt aber in ſofern unvollſtändig, weil er die Blüthe nicht geſehen hat.

Der Name Brodbaum wird außerdem noch einigen andern Gewächſen beygelegt, wiewohl nicht ohne einen beſtimmenden Zuſatz. So pflegt man die Cycas caffra *Linn.* zuweilen das **Kaffern-brod**, die Adanſonia Bahobab *Linn.* das **Affenbrod**, die Iatropha Manihot, *Linn.* das **Sklavenbrod**. u. ſ. f. zu nennen.

Georg Forſter's
Kleine Schriften.

Kleine Schriften.

Ein Beytrag

zur

Völker- und Länderkunde, Naturgeſchichte

und

Philoſophie des Lebens,

von

Georg Forſter.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweyter Theil.

Berlin,
in der Voſſiſchen Buchhandlung 1794.

Vorrede des Herausgebers.

Ich habe mich bey der Einrichtung dieſer Fortſetzung von Forſters kleinen Schriften meiſtens an ſeine eignen, in ſeinem Nachlaſſe vorgefundenen Beſtimmungen halten können; dies war hauptſächlich der Fall mit den in größern Werken zerſtreueten Aufſätzen, mit den neuen Ueberſchriften und den Mottos, die einige derſelben erhalten haben. Er war überdies geſonnen, einen Theil ſeiner ältern wiſſenſchaftlichen Abhandlungen mit weſentlichen Veränderungen dieſer Sammlung einzuverleiben; aber ſeine Vorarbeiten dazu ſind noch zu unförmlich, als daß ein andrer als er, ſie hätte brauchen können; und es wird ohne Zweifel mehreren Leſern angenehm ſeyn, einige von dieſen Aufſätzen, auch in ihrer unveränderten Geſtalt, hier wieder zu finden. Zugleich habe ich einige Fragmente ausgeſucht, die zum Theil in einer ziemlich frühen Epoche ſeines Lebens niedergeſchrieben wurden. Möge die Sammlung, durch das was ich nicht erſetzen konnte, wie durch das was ſie enthält, dazu beytragen, den Todten zu ehren!

Neuburg,
im Jul. 1794. L. F. Huber.

Inhalt.

I. Die Nordweſtküſte von Amerika, und der dortige Pelzhandel. S. 1

II. Geſchichte der Engliſchen Litteratur vom Jahr 1788. 229

III. Noch etwas über die Menſchenraßen. 287

IV. Reminiscenzen. Fragment. 347

V. Aus der Brieftaſche eines Reiſenden. Fragment. 359

VI. Ein Verſuch mit dephlogiſtiſirter Luft. 381

𝔑

Imp
Per

C

I.

Die
ordweſtküſte von Amerika,
und
der dortige Pelzhandel.

1 7 9 1.

iger extremos currit mercator ad Indos,
mare pauperiem fugiens per ſaxa, per ignes,

Die Nordweſtküſte von Amerika.
und
der dortige Pelzhandel.

Einleitung.

§. 1.

Der Zeitpunkt nähert ſich mit ſchnellen Schritten, wo der ganze Erdboden dem Europäiſchen Forſchungsgeiſte offenbar werden und jede Lücke in unſeren Erfahrungswiſſenſchaften ſich, wo nicht ganz ausfüllen, doch in ſo weit ergänzen muß, daß wir den Zuſammenhang der Dinge, wenigſtens auf dem Punkt im Aether den wir bewohnen, vollſtändiger überſehen können. Bald iſt es Nationaleitelkeit, bald politiſches Intereſſe, Spekulation des Kaufmanns, oder Enthuſiasmus für Wahrheit, was auf jenes Ziel hinarbeitet und dem wichtigen Endzwecke mit oder ohne Bewußtſeyn dienen muß. Wie greifen alsdann die Räder des großen kosmiſchen Mechanismus ſo wunderbar in einander! Könige müſſen mit der Macht den Willen verbinden, die Erdkunde zu erweitern; ein **Cook** muß aus dem großen Haufen ſeiner Zeitgenoſſen, wie ein ſchöner Stern hervorgehen; eigner Trieb muß Männer, wie **Banks** und **Solander**, wie **Thunberg**, **Pallas**, **Sparrmann**, **Bruce**, **le Vaillant**, **Hearne**, **Jones**, **Phillip**, **Volney**, **Savary**, **Anquetil**, **Sonnerat**, **le Gentil** und ſo viele andere faſt zu gleicher Zeit beſeelen, um den Mühſeligkeiten des Forſcheramtes zu trotzen und die ſchönſten Jahre ihres Lebens in entfernten Welttheilen, unter ungewohnten Himmelsſtrichen und bey fremden Völkern zuzubringen; der Britte muß ſich genöthigt ſehen, neue Handelszweige auszukundſchaften und neuentdeckte Länder mit ſeinem Vaterlande näher zu verbinden; ein Pflanzvolk muß ſich losreißen von dem Mutterlande; die Menſchlichkeit muß den Anblick ſelbſt eines Verbrechers in Ketten nicht ertragen können, und ein Land ſo groß wie Europa muß mit den verbannten Miſſethätern der Brittiſchen Inſeln bevölkert werden; das eigenſinnige Schickſal muß wollen, daß auf einen Richterſtuhl in Bengalen ein Gelehrter komme*), deſſen gründliche und ausgebreitete Kenntniſſe, verbunden mit der lieblichen Phantaſie des Dichters, und geadelt durch richtiges Urtheil und erleſenen Geſchmack, auch unter mehrere Menſchen vereinzelt hinreichend wären, ſie alle berühmt zu machen; — und kurz, unzählige Verhältniſſe, deren verborgener Verkettung wir hier nicht nachgehen können, müſſen zuſammentreffen, um in einem Decennium mehr Entdeckungen zu concentriren, als ſeit drey Jahrhunderten durch Zufall oder Abſicht ans Licht getreten ſind; müſſen ſich wunderbar kreuzen und verbinden, um dem aufgeklärten Theile der Bewohner von Europa Unterricht und Unterhaltung zu gewähren und unzählige Bilder von den entfernteſten Weltgegenden vor ihrem Geiſtesauge vorüberſchweben zu laſſen.

§. 2.

Es hieße der Einſicht unſerer Zeitgenoſſen ſpotten, wenn wir uns bey dem Beweiſe aufhalten wollten, daß ihr Gewinn von dieſem Studium unzertrennlich iſt. Mit der Verwikkelung unſerer gegenſeitigen Beziehungen iſt es dahin gekommen, daß wir dem Bedürfniſſe des Jahrhunderts, welches zur Einſammlung dieſer Kenntniſſe den Sporn hergab, auch die Verbreitung und allgemeine Aufnahme derſelben gänzlich anheimſtellen können. Die Thätigkeit der Menſchen hat, wenigſtens in unſerm Welttheil, den Punkt erreicht, wo ſie jene allgemeinen Impulſionen aufhebt, welche ehedem das Gleichgewicht der Völker zerrütteten; Krieg iſt in unſerm Zeitalter kaum noch möglich, und alle mechaniſche Kräfte, die dem Menſchen zu Gebote ſtehen, ſind ſo ſcharf berechnet, daß die Vernachläſſigung der einen, oder die Verſchwendung der andern ſich ſelbſt unausbleiblich durch politiſche Ohnmacht beſtraft. Das Phänomen der politiſchen und bürgerlichen Freyheit, welches zu den Merkwürdigkeiten dieſer Zeit gehört, iſt die unmittelbare Folge jener höheren Staatskunſt, welche alle Hoffnung verloren hat, durch Eroberung ihr Glück zu machen, und jetzt nur in dem Maße, wie ſie phyſiſche und metaphyſiſche Kräfte im Innern des Staats in Bewegung ſetzt, ihre Präponderanz behaupten kann. Das Studium der Natur und des Menſchen, welches gegenwärtig ſo ſchnell und ſicher zu den wichtigſten Reſultaten führt, iſt gleichſam ein neues Organ geworden, vermöge deſſen man von der Nationalwohlfahrt und vom Einfluſſe lokaler Verhältniſſe auf die Beſchäftigungen, die Organiſation und die Denkart der Menſchen richtigere Begriffe erlangt; man iſt in der Anwendung jener wichtigen Wahrheit, daß große Wirkungen von der Vollkommenheit der Werkzeuge abhangen, weiter fortgeſchritten, und ſchon giebt es in der Hand des ächten Staatsmannes kein edleres, göttlicheres Inſtrument, als die feſſelfreie, reife, entwickelte Vernunft; ſchon giebt es keine falſche Politik als diejenige, die der individuellen Bildung und der Spontaneität des Bürgers entgegenwirkt. Sobald der Mann am Ruder des Staats mit dieſem Pfunde wuchert, dann iſt es Zeit, daß auch der Privatmann in ſeinem engeren Wirkungskreiſe es geltend zu machen ſucht; wenn man den intellektuellen Kräften endlich in dem Staatskörper ihre lange verkannte Würde einräumt, dann wird es mehr als jemals zum Bedürfniß des einzelnen Menſchen, in einem Gedränge, wo auch ihm zum mechaniſchen Wirken kein Spielraum übrig bleibt, dieſe Schwingungen, wozu er keinen Raum bedarf, in ſich ſelbſt zu befördern, und ſeine Kräfte zur Vervollkommnung ſeines eigenen Weſens, wie zur Beförderung ſeines Glücks, anzuwenden.

---

*) Sir William Jones, der in der klaſſiſchen, orientaliſchen und neueren Litteratur Proben ſeiner Kenntniſſe abgelegt hat.

§. 3.

Wer einigermaßen mit dem Zuſtande unſerer wiſſenſchaftlichen Ausbildung bekannt iſt, dem wird die Bemerkung nicht entgangen ſeyn, daß, wenn gleich auf der einen Seite die Einführung einer ſtrengen Methodik eine gewiſſe ſeichte, oberflächliche Univerſalität hervorbringen kann, dagegen auf der andern weniger unrichtige, falſche Vorſtellungen in Umlauf kommen, als vor dieſem, wo die Vernunft unter dem Joche der Autoritäten erliegen mußte und die erworbene Unwiſſenheit verderblicher und unheilbarer als die natürliche war. Um jenes Mißbrauches willen, dem alles Gute unterworfen iſt, wird man aber doch im gegenwärtigen Falle nicht längnen wollen, daß die Mittel zur Einſammlung gründlicher und umfaſſender Kenntniſſe zu keiner Zeit ſo zahlreich und allgemein geweſen ſind, als eben jetzt, da wir, ohne das Geringſte von den

Vorräthen unſerer Lehrer aus dem vorigen Jahrhunderte eingebüßt zu haben, alle Vortheile eines zweckmäßigeren, vorbereitenden Unterrichts genießen. Wenn ſich nun zu dieſen Mitteln noch die Antriebe des Bedürfniſſes und der Nothwendigkeit geſellen, um uns im gegenwärtigen Zeitpunkte die ſchnellere Anwendung und Entwickelung unſerer Geiſteskräfte zum Geſetze zu machen; wird alsdann nicht von ſelbſt folgen, daß ſo viele Zweige des Wiſſens, die man ſonſt trocken, ermüdend, unwichtig fand und der Spekulation oder dem Pedantismus überließ, jetzt ein allgemeines Intereſſe erhalten, ſich mit dem ganzen Syſtem unſerer Vorſtellungen verweben und auf unſere Thätigkeit zurückwirken müſſen? Sichtbar iſt dieſe Verwebung und dieſes Zurückwirken vorzüglich in den neueren Bemühungen, die Beſchaffenheit der Erde, ihrer Erzeugniſſe und Bewohner in allen ihren Theilen, ſelbſt den entlegenſten, zu erforſchen. Die wiſſenſchaftlichen Vorkenntniſſe der Forſcher und Entdecker erleichterten ihnen die Umfaſſung ihres Gegenſtandes. Sobald man wußte, worauf es bei einer jeden Gattung von Beobachtungen ankäme, welche Beſtimmungen noch geſucht würden; ſobald man ſeine Unterſchiede, zarte Schattirungen auffaſſen und Verhältniſſe vervielfältigen konnte, indem man bereits ein vielſeitiges Schema im Kopfe zum Ausfüllen hinzubrachte: alſobald erſchöpfte man vollſtändiger den Bezirk, den man der Unterſuchung unterwarf, und bereicherte die Wiſſenſchaft mit richtigeren, ſchärfer beſtimmten und gemeinnützigeren Begriffen, als zuvor.

§. 4.

So iſt nicht nur unſere jetzige phyſiſche und ſtatiſtiſche Kenntniß von Europa zur Vollkommenheit gediehen, ſondern auch die entfernteſten Welttheile gehen allmählich aus dem Schatten hervor, in welchem ſie noch vor Kurzem begraben lagen. Das nördliche Aſien hat uns Katharina, die Weiſe und Große, durch die Reiſen der St. Petersburger Akademiker enthüllt, und das ſüdliche wird uns bald der Eifer der in Bengalen geſtifteten Aſiatiſchen Geſellſchaft offenbaren. Schon im erſten Bande ihrer Nachforſchungen liefert ſie uns einen reichhaltigen Stoff, der über die Geſchichte, nicht Indiens allein, ſondern der geſammten Urwelt, Licht verbreitet. Auf die neuen Angaben, welche man dem Forſchungsgeiſte der Reiſenden und der Beamten der Oſtindiſchen Compagnie verdankt, hat bereits der berühmte **Robertſon** ſeine ältere Geſchichte von Indien und des in vorigen Zeiten dahin geführten Handels gegründet. **Rennell's** geographiſche Arbeiten machen die Lage der Oerter, den Lauf der Flüſſe, und die Richtungen der Gebirgsrücken in jenem merkwürdigen Lande genau bekannt; **Dalrymple's** Atlas ergänzt dieſe Kenntniß, in ſo fern ſie dem Seefahrer wichtig iſt, und ſein Orientaliſches Repertorium verſpricht manchen wichtigen Zug zur Bezeichnung der öſtlichen Aſiatiſchen Reiche. Tibet wird von Bengalen aus erforſcht; von Japan giebt **Thunberg** neuere Bemerkungen; Sumatra hat **Marsden** beſchrieben; über die Inſelgruppen, welche die Holländer in Indien beſitzen, erhalten wir topographiſche Details von der in Batavia errichteten Geſellſchaft; über die Beſitzungen des Türkiſchen Reichs und über Perſien geben **Niebuhr, Volney, Tott, Ohſſon, Franklin** richtigere Begriffe. — Afrika wird ſeinem Innern nach durch die Bemühungen der in England zuſammengetretenen Geſellſchaft näher bekannt. Die

Aufhebung des Sklavenhandels, die, trotz der Barbarei des jetzt ſitzenden Engliſchen Parlaments, gewiß nicht mehr weit entfernt iſt, wird dieſen Nachforſchungen für den Brittiſchen Handel neue Wichtigkeit verleihen. Auch hat man bereits von **Matthews**, **Norris**, und dem ungenannten Verfaſſer der Beſchreibung von Nigritien die erſten ſtatiſtiſchen Grundlinien von der weſtlichen Küſte dieſes Welttheils erhalten, und **Iſert** hat in Guinea zu botaniſiren angefangen. Im Norden und Oſten haben **Niebuhr**, **Forskål**, **Höſt**, **Poiret**, **Desfontaines**, **Savary**, **Volney** und **Bruce** die wichtigſten Nachrichten geſammelt, ſo wie im Süden **Thunberg**, **Sparmann**, **Patterſon** und **le Vaillant**. — Die Unabhängigkeit, welche die Kolonieen in Nord-Amerika ſich errungen haben, und die, welche den Spaniſchen Kolonieen in den mittleren und ſüdlicheren Gegenden dieſes Welttheils bevorſteht, werden die genaue Kenntniß deſſelben, worin indeß, bei aller Indolenz und aller Verheimlichung der Spaniſchen Regierung, unter der Hand ſchon große Fortſchritte gemacht worden ſind, in Kurzem vollenden. Was **Cook** mit ſeinen Gefährten zur Erforſchung des Südmeeres und der darin befindlichen Inſeln geleiſtet hat, iſt zu bekannt, um einer Erwähnung zu bedürfen, und was die durch ſeine Entdeckungen veranlaßte Kolonie an der Oſtküſte von Neuholland zur vollſtändigeren Kenntniß dieſes großen Landes beitragen könne, läßt ſich aus dem, was **Phillip** und **White** ſchon geliefert haben, leicht berechnen.

§. 5.

Wir kommen jetzt näher zu dem eigentlichen Gegenſtande dieſer Abhandlung: zu den Entdeckungen in dem höchſten Norden und an der Nordweſtſeite von Amerika, woran **Cook** ebenfalls einen ſo großen, ſo wichtigen Antheil hat, daß ohne ihn wohl ſchwerlich der Pelzhandel zwiſchen China und dieſer neuentdeckten Küſte zu Staude gekommen und zwiſchen den Höfen von Madrid und London eine Colliſion desfalls entſtanden wäre. Hier beginnt eine neue Epoche in der ſo merkwürdigen Geſchichte des Europäiſchen Handels, dieſes Handels, in welchen ſich allmählich die ganze Weltgeſchichte aufzulöſen ſcheint. Hier drängen ſich dem Forſcher ſo viele Ideen und Thatſachen auf, daß es nöthig ſcheint, alles, was auf die Kenntniß derſelben Beziehung hat, in einen Brennpunkt zu ſammeln und zumal einem Publikum, wie das unſrige, welches nur einen litterariſchen, mittelbaren Antheil an den Entdeckungen der Seemächte nehmen kann, die Ueberſicht deſſen, was bisher unternommen worden iſt, und das Urtheil über die Wichtigkeit dieſer ganzen Sache zu erleichtern. Solche Zuſammenſtellungen ſind, wenn ſie gleich kein großes, inneres Verdienſt haben, wenigſtens in ſo fern nicht ohne Nutzen, als ſie das Nachſchlagen vieler Bücher zum Verſtehen eines einzelnen entbehrlich machen, und, wenn ſie mit Gewiſſenhaftigkeit verfertigt werden, überhaupt auf das große nie genug zu empfehlende Bedürfniß unſerer Zeit, die Concentration der Kenntniſſe und ihr durch Ordnung zu erleichterndes Einſammeln, hin zu arbeiten ſuchen. Ich will alſo meinen Leſern zuerſt eine kurze chronologiſch geordnete Nachricht von den Entdeckungen an der Nordweſtküſte von Amerika, dann die Geſchichte der Irrungen zwiſchen England und Spanien, ferner eine Berechnung von dem bisherigen Ertrage des ganzen Pelzhandels, und endlich einige wahrſcheinliche Muthmaßungen über den Grad der Wichtigkeit, wohin es mit dieſem Handel kommen kann, hauptſächlich gegründet auf die geographiſche Beſchaffenheit des Nordens von Amerika und des dadurch erleichterten Waarentransports, vorlegen.

I.

Chronologiſche Nachricht von den Entdeckungen an der Nordweſtküſte von Amerika.

§. 6.

Ausdehnung dieſer Küſte.

Zuerſt müſſen wir die Grenzen beſtimmen, innerhalb deren der etwas zu allgemeine Ausdruck: **Nordweſtküſte von Amerika**, hier gelten ſoll. Bekanntlich nimmt die Amerikaniſche Küſte, welche von dem großen Ocean oder dem ſo genannten, ſtillen, friedlichen Meere beſpült wird, ſchon vom Vorgebirge **Corrientes** an, etwa in 5° nördlicher Breite, die Richtung nach Nordweſten hin, welche ſie mit mehr oder weniger Abweichung bis zum 60° nördlicher Breite, in der Gegend des Vorgebirges **Suckling** behält. Vom **Prinz Wilhems Sunde** an bis an die

Fuchsinſeln nimmt ſie dann eine ſüdweſtliche Richtung, und kehrt von der Spitze der Halbinſel **Alaska** wieder nach Norden zurück, indem ſie die beiden großen Meerbuſen, **Briſtolbay** und **Nortonſund** bildet. Vom **Eiscap** an, welches in 70° 29′ N. Br. liegt, iſt die Lage der Nordküſte unbekannt; doch läßt ſich nicht wohl zweifeln, daß ſie eine öſtliche und zum Theil, beſonders in der Nähe der **Baffinsbay**, nördliche Richtung nimmt. Von dieſer langen Strecke, zwiſchen **Cap Corrientes** und dem **Eiscap**, welche nicht weniger als 65 Grade der Breite in ſich faßt, pflegt gleichwohl derjenige Theil, der die Küſte von **Terrafirma**, **Panama**, **Mexiko** und **Kalifornien** ausmacht, als hinlänglich bekannt und einer Europäiſchen Macht zugehörig, abgerechnet zu werden, wenn von der Scene der neueren Entdeckungen die Rede iſt. Daher ſcheint die Benennung der **Nordweſtküſte von Amerika** eigentlich nur von dem 40ſten Grade der Breite an, bis zum **Eiscap** oder 70° 29′, anwendbar, und zwiſchen dem 192ſten und dem 237ſten Meridian, von der Sternwarte zu Greenwich oſtwärts gerechnet, eingeſchloſſen zu ſeyn. In dieſem Sinne,

Sinne wird ſie von den neueren Engliſchen Seefahrern gebraucht, und folglich auch hier gelten müſſen. — Das Meer, welches an dieſe Küſte gränzt, iſt ein Theil des großen, zwiſchen dem öſtlichen Aſien und dem weſtlichen Amerika weit ausgebreiteten Oceans, dem man ſeit **Magellan's** Reiſe den unſchicklichen Namen: Mare pacificum, friedliches, **ſtilles Meer** gelaſſen hat, und das der Aequator in das ſüdliche und nördliche theilt. Allenfalls möchte es noch hingehen, wenn man dem Meeresſtrich, welcher zwiſchen den Wendekreiſen in der Bahn der öſtlichen Paſſatwinde liegt, dieſe Benennung beylegte, weil hier die Stürme wirklich ſeltner ſind; aber ſie bis an beyde Polarkreiſe auszudehnen, und zumal den tiefen Buſen zwiſchen **Alaska**, **Prinz Wilhelms Sund** und **Cap Blanco** dazu zu rechnen, wo die fürchterlichſten Orkane herrſchen: — dies gehört zu den Beyſpielen des Widerſinnigen, welches der unphiloſophiſche Sprachgebrauch in Gang gebracht hat. — Nicht minder widerſinnig iſt es auch, den **nordwärts** vom Aequator gelegenen Theil dieſes Oceans die **Südſee** oder das **Südmeer** zu nennen, welches doch aus Mangel an Ueberlegung noch oft geſchieht. Meines Erachtens giebt es für dieſes zwiſchen Aſien und Amerika gelegene Meer keinen ſchicklicheren Namen als den des großen Oceans, indem es ohne allen Vergleich, beides der Länge und der Breite nach, alle anderen Meere an Größe weit übertrifft.

§. 7.

Frühere Entdeckungsverſuche.

Viele Reiſen der Portugieſen und Spanier im funfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert haben das Schickſal gehabt, in gänzliche Vergeſſenheit zu gerathen; von vielen iſt kein Denkmahl, ſelbſt nicht in Archiven, übrig geblieben, und dieſe Fahrläſſigkeit der Geſchichtſchreiber jener Zeit, oder dieſer Eigenſinn des Schickſals, hat ſchon manchen gelehrten Streit über das Daſeyn des einen oder des andern Seefahrers veranlaßt. Es kann ſeyn, daß die damaligen Abentheurer zur See ſorglos genug zu Werke gingen, um von ihren Fahrten kein ordentliches Tagebuch zu halten; auch können die Kriege zwiſchen beiden erwähnten Nationen, mit dem daraus entſtandenen Haß, am Untergange mancher Reiſebeſchreibung Schuld geworden ſeyn. Was insbeſondere dieſe Vermuthung beſtätigt, iſt die Erſcheinung unzähliger geographiſchen Entdeckungen in den um jene Zeit entworfenen Karten, wo ganze Strecken Land mit ihren Vorgebirgen, Häfen, Flüſſen u. ſ. w. bezeichnet werden, ohne daß ſich auch nur der Name von ihren Entdeckern nachweiſen ließe. Ich kann nicht umhin, hier als Beyſpiel eine merkwürdige Karte anzuführen, die ich im vorigen Jahre während meines Aufenthalts in London unterſuchte. Sie wird daſelbſt im Brittiſchen Muſeum aufbewahrt, wiewohl man viele Jahre lang nicht wußte, was für einen Schatz man an ihr beſäße. Endlich fiel ſie einem Kenner in die Hände, und 1787 ließ Herr Alexander Dalrymple den wichtigſten Theil derſelben in Kupfer ſtechen. Wahrſcheinlich iſt ſie ganz zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts entworfen worden; und da ſich das Wapen des Dauphins, und die Benennungen in Franzöſiſcher Sprache darauf befinden, ſo ſcheint ſie zur Belehrung eines Franzöſiſchen Thronerben beſtimmt geweſen zu ſeyn. Die Zeit ihrer Verfertigung läßt ſich ſchon daraus ſchließen, daß Japan nur eben mit einem auf Gerathewohl hingezeichneten Umriß im Meere, als eine ungeheuer große Inſel, mit dem von Marco Polo entlehnten Namen Zipangri, angegeben wird. Auffallender iſt es aber, daß die Oſtküſte von Neuholland, von der man immer geglaubt hat, daß Cook ſie 1770 zuerſt entdeckt habe, darauf mit einer beſondern Ausführlichkeit und mit Anführung verſchiedener Namen, z. B. Coste dangereuse, Baye perdue, R. de beaucoup d'ysles, Coste des herbages, Baye neufve, Cap de Fermose etc. hingezeichnet iſt. Faſt ſcheint es ſogar, nach dem Verhältniſſe der Theile dieſer Küſte gegen einander zu ſchließen, daß auch Neuſeeland ſchon von demſelben Seefahrer beſucht worden iſt, der es aber für eine Fortſetzung von der Neuholländiſchen Küſte gehalten haben muß, indem das Cap de Fermoſe mit Cook's Oſtcap übereinkommt. Ferner findet man hier in der Mitte zwiſchen der weſtlichen Küſte von Neuholland und Madagaskar eine große Inſel Zanzibar: ysle des geantz, welche der Lage nach mit der von Kerguelen und Cook beſuchten Inſel Desolation zutrifft. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit den alten Karten von der Nordküſte von Neuguinea. Hier findet man Alles mit Spaniſchen

Namen dicht beſetzt, obgleich der Seefahrer gänzlich unbekannt iſt, von deſſen Entdeckung ſie ſich herſchreiben. So leicht konnten alſo in jenen Zeiten die Nachrichten von mancher wichtigen Schiffahrt verloren gehen, indeß die Spur derſelben in den Karten, und zum Theil auch in der Ueberlieferung, übrig blieb. Die Portugieſen waren damals unternehmende Abentheurer zur See, und die Demarcationslinie des Papſtes hielt ſie ſo wenig, wie die Spanier, ab, auf Entdeckungen auszugehen, wo ſie hoffen konnten, den zu jener Zeit ſo ausſchweifenden Trieb nach großen Reichthümern zu befriedigen. Viele von ihnen wurden Lootſen auf Spaniſchen Schiffen, und 1519 trat ſogar der große Magellan (eigentlich Magalhaens) als Admiral in Spaniſche Dienſte.

Indien war eigentlich das goldreiche Ziel, wohin die erſten Entdecker der neuen Welt ihr Augenmerk gerichtet hatten. Columbus ſollicitirte viele Jahre lang an den Höfen von Europa um Unterſtützung für das Projekt ſeines neuen weſtlichen Weges nach Indien, und als Ferdinand ihn endlich ausrüſtete, fand er auf dem dritten Theile des

Weges Amerika. Der berühmte Vaſco de Gama umſchiffte zwar wenige Jahre darauf das Vorgebirge der guten Hoffnung, und erreichte glücklich die Küſte Malabar; allein die Hoffnung, einen kürzern Weg dorthin zu finden, ward darum ſelbſt von Portugal nicht aufgegeben. Vielmehr ſchmeichelte ſich der König, man würde das neue von Columbus gefundene Land umſchiffen können; und um hierin den Spaniern zuvorzukommen, ſchickte er ſchon im Jahr 1500 den Don Gaspar de Cortereal nach Weſten. Dieſer entdeckte das Land Labrador, und ſuchte mit dieſem Namen anzudeuten, daß es zum Anbau fähig ſey. Im ſechzigſten Grade der Breite zeigte ſich eine weite Einfahrt, eine Meerenge, die nach Weſten ging. Nun glaubte Cortereal, die Durchfahrt ſchon gefunden zu haben, die den Weg nach Indien abkürzen ſollte. Er nannte ſie Anian, und kehrte wieder nach Liſſabon zurück, um dem Könige Bericht abzuſtatten. Der Verfolg ſeiner Unternehmungen gehört nicht hierher, und ſelbſt dieſe erſte Reiſe hätte keine Erwähnung verdient, wenn es nicht höchſt wahrſcheinlich wäre, daß die Meerenge Anian, von welcher alle folgende Nachrichten ſprechen, keinen andern Urſprung hat, als dieſe Entdeckung derſelben Einfahrt, welche hundert und zehn Jahre ſpäter von ihrem unglücklichen zweyten Entdecker den Namen Hudſons Straße erhielt.

§. 8.

Die Straße oder Meerenge Anian.

Woher dieſer fremd klingende Name Anian entlehnt ſey, ob er, wie eine Nachricht *) ſagt, die drey Brüder bedeutet, oder ob es der Name zweyer Brüder geweſen, wie an einem andern Orte behauptet wird *), läßt ſich nicht mehr beſtimmen, da die Notiz von Corterеal's Reiſe ſo kurz und unbefriedigend iſt. Wenigſtens kommt dieſe Benennung nicht früher als 1500 vor, und konnte auch nicht früher vorkommen, da nur ſieben Jahre ſeit der erſten Entdeckung von Amerika verfloſſen waren. Indeß, von wem auch immer dieſer Name erfunden ſeyn, und was man auch ur-

---

*) *Gemma Friſius* (beim *Theodor Swaine Drage* in) the great probability of a Northwest-paſſage. Lond. 1786. 4. p. 82.

**) Geſchichte der Entdeckungen im Norden; von Joh. Reinh. Forſter. Frankfurt a. d. Oder 1784. 8. S. 527.

ſprünglich darunter verſtanden haben mag; ſo behauptete er ſich doch im Andenken der ſeefahrenden Mächte, und kam von der Zeit an in den Karten der Geographen vor. Es ſcheint auch ſehr frühzeitig als eine ausgemachte Sache gegolten zu haben, daß eine Durchfahrt im Norden, über Neufundland, welches damals Bacallao hieß, exiſtire, indem es bereits der Eroberer von Mexico, **Hernando Cortez**, in ſeinem Briefe an Kaiſer **Karl den Fünften** vom 15ten Oktober 1524, mit der größten Zuverläſſigkeit anführt. Der Kaiſer ſelbſt ſcheint gleichfalls dieſer Meinung geweſen zu ſeyn; denn er hatte in eben dieſem Jahre den **Eſtevan Gomez von Corunna** nach dem Norden von Amerika geſchickt, um eine Fahrt nach den Molukken aufzuſuchen. Von dieſer Zeit an kommen lauter ſchwankende Begriffe von der Meerenge Anian zum Vorſchein; jede Entdeckung, die man an der Nordweſtküſte von Amerika, über **Californien** hin machte, rückte die Einfahrt dieſer Meerenge von jener Seite höher hinauf, bis man endlich von einen Reich Anian zu ſprechen anfing, welches ſich ſo weit nach Norden erſtreckte, daß nur eine enge Durchfahrt es von

Aſien ſchiede. So ward endlich die in unſerm Jahrhundert befahrene Behringsſtraße ein Synonym der Straße Anian, ſo wenig der Erfinder dieſes Namens an jene erſtere je gedacht haben konnte.

§. 9.

Erſte Beſchiffung der Nordweſtküſte.

Cortez ruhete nach der Eroberung von **Mexico** nicht; er bauete die erſten Schiffe an den Küſten des großen Oceans, und **Californien** ward zuerſt im Jahr 1534 durch einige von ſeinen Gefährten entdeckt, dann 1536 von ihm in eigener Perſon, und hierauf 1537 von **Francisco de Ulloa** beſucht. Sein Nachfolger, der Vicekönig **Mendoza**, bediente ſich des Vorwandes einer übertriebenen, fabelhaften Nachricht von einem im Norden von **Mexico** gelegenen, geſitteten Lande **Quivira**, die ein Franciskaner Miſſionar verbreitet hatte, und ſchickte im Jahr 1540 den **Francisco de Vasquez de Coronado** zu Lande, den Kapitain **Francisco de Alarçon** aber zur See mit einigen Schiffen aus, um gemeinſchaftlich zur Eroberung dieſes reichen Wunderlandes zu wirken. **Alarçon** hatte überdies den Auftrag, bis zum 53ſten Grade der Breite die Küſte zu verfolgen, um die Straße Anian zu finden; folglich vermuthete man, daß auf dieſer Seite die Einfahrt der Straße ſüdlicher läge, als an der öſtlichen Küſte von Nordamerika. Diesmal aber blieb der Spaniſche Seefahrer fern vom Ziele, und erreichte nur den 36ſten Grad der Breite, ohne irgend eine wichtige Entdeckung zu machen.

§. 10.

Zweyte Spaniſche Reiſe.

Die verunglückte Expedition nach Quivira reitzte den Entdeckungsgeiſt der damaligen Spanier nur noch mehr. Der Vicekönig ließ im Jahr 1542 wieder zwey Schiffe ausrüſten, womit **Juan Rodriguez de Cabrilho**, ein Portugieſe von Geburt, den Weg nach Norden nahm. Er beſtimmte die Lage verſchiedener Vorgebirge an der Küſte, nämlich; **Capo Engenno** in 32°, **de la Cruz** in 33°, und **de la Galera** in 36° 30′ N. Breite. Im 37° 30′ fand er waldichte Gebirge, und nannte ſie **St. Martins Berge**, ſo wie das Vorgebirge am Fuße derſelben ebenfalls: **Capo de S. Martin**. Seinem Vicekönige zu Ehren, nannte er das in 40° entdeckte Vorgebirge **Capo Mendocino**. Ein Hafen nahe dabey wurde wegen der vielen Fichten **Baia de Pinos** genannt. Noch entdeckte er in 41° das **Capo de Fortuna**, und erreichte den 44ſten Grad der Breite im März 1543, da ihn die durchdringende Kälte zur Rückkehr nach Neuſpanien zwang. Wirklich begreift man nicht wohl, wie die Spanier die Zeit zu ihren Entdeckungen ſo übel wählen und in jenen rauhen, ſtürmiſchen Meeren mitten im Winter haben umherſchiffen können. Die Lage des **Cap Mendocino** hat neuerlich einen Streit zwiſchen den Schiffscapitainen **Meares** und **Dixon** veranlaßt. Jener führt es in ſeiner Karte zweimal an, weil es auf der von **Roberts** zu **Cook's** dritter Reiſe verfertigten Karte in 42° 30′, ſonſt aber in 40° N. Br. angegeben wird. Hier trieb Herr **Meares** die Achtung für **Cook** viel zu weit; denn der Geiſt dieſes großen Mannes ruhet wahrlich nicht auf ſeinem Zögling, wie die große Karte des Herrn **Roberts** an vielen Stellen verräth, und **Cook** ſelbſt würde, wenn er am Leben geblieben wäre, die Sorgloſigkeit, womit ſie entworfen iſt, verurtheilt haben.

§. 11.

Martin Chacke.

Dreyzehn Jahre ſpäter, ungefähr um das Jahr 1555, ſoll eine merkwürdige Reiſe gemacht worden ſeyn, die nach der jetzt bekannten Lage der Länder im Norden von Amerika ſehr räthſelhaft iſt. Martin Chacke oder Chaque, ein Portugieſe, ſoll ſich mit einem kleinen Fahrzeuge von vier andern größeren und ſchwer beladenen Schiffen, in einem Sturm auf der Rückreiſe von Indien getrennt haben und nach Norden verſchlagen worden ſeyn. Er kam an einer Menge Inſeln vorüber, die im Meerbuſen des neuen Landes (Newfoundland) lagen. Dieſen Meerbuſen legt er in 59° N. Br. Sodann ſchiffte er den Meerbuſen ſelbſt vorbey (overshot the Gulph), und ſah kein Land wieder, bis er die Nordweſtſeite von Irland erreichte. Was hier durch das neue Land (Newfoundland) und den Meerbuſen verſtanden werde, läßt ſich auf keine Weiſe beſtimmen; denn angenommen, es ſey wirklich wahr, daß Chaque dieſe Reiſe zurück gelegt habe, ſo mußte er doch wohl nahe an den Pol hinaufſahren, um, wie er ſagt, vom 59ſten Grade an kein Land zu ſehen, bis er Irland erblickte. Die ganze Erzählung ſteht im Northwest-Fox (London 1635. 4. S. 162.), und beruhet auf der eidlichen Ausſage eines Engländers, Namens Cowles, der den Martin Chacke ſeine eigene Reiſegeſchichte aus einem gedruckten Buche, welches hernach confiscirt wurde, zu Liſſabon hatte vorleſen hören. Es wäre noch zu früh, über die Authenticität dieſer Nachricht ein Endurtheil fällen zu wollen. Immer kann etwas an dieſer Geſchichte wahr und durch hinzugekommene Zuſätze verunſtaltet worden ſeyn. Wenn nach Verlauf von wenigen Jahren die bereits angefangene nähere Erforſchung der Nordweſtküſte von Amerika vollendet ſeyn wird, dann dürfte es ſich eher entſcheiden laſſen, ob nicht der hier erwähnte Meerbuſen das große Mittelländiſche Meer im nördlichen Amerika ſeyn könne, auf welches, von dieſer Reiſe an, ſo viele Nachrichten hindeuten, oder ob vielleicht der mit Inſeln angefüllte Buſen zwiſchen 55° und 62° N. Br., der in einer Karte in der Noticia de California angegeben und mit dem Eismeer in

Verbindung gezeichnet wird, auf dieſen Meerbuſen von Chacke hingedeutet werden müſſe.

§. 12.

Andres de Urdanietta.

Auch der unter den Spaniſchen Seefahrern des ſechzehnten Jahrhunderts berühmte Name **Urdanietta** wird zur Beſtätigung der Möglichkeit einer Durchfahrt im Norden von Amerika von dem eifrigen Sir **Humphrey Gilbert** [*]) angeführt; allein in dem Schriftſteller, der am ausführlichſten von ihm ſpricht, dem **Fray Gaſpar de San Auguſtin** [**]) kommt nichts von dieſer Entdeckung vor. **Andres de Urdanietta** war ein berühmter Seefahrer und Kosmograph. Bereits im Jahre 1525 befand er ſich als Capitain eines Schiffs in **Don Garcia de Loayſas** Flotte, die von Spanien nach den Gewürzinſeln ging. Auf dieſer Weltumſchiffung blieb **Urdanietta** in den **Molukken** zurück. Nachdem er ſich mehrere Jahre daſelbſt aufgehalten hatte, kam er 1536 über Portugall wieder nach Spanien, und trat her-

---

[*]) Discourſe for anew Paſſage to Cataia.

[**]) Conquiſtas de las islas Philipinas. Madrid 1698. Fol.

nach in den Auguſtiner-Orden. Man hatte aber von ſeinen Kenntniſſen und Fähigkeiten einen ſo hohen Begriff, daß der König von Spanien ihn durch ein eigenhändiges Schreiben erſuchte, die Flotte, die er unter Legaſpi's Führung im Jahre 1564 nach den Philippinen ſchickte, zu begleiten und ihr zum Piloten zu dienen. **Urdanietta** gehorchte, führte die Flotte nach den Philippinen, wo Legaſpi die erſte Niederlaſſung anlegte, und kam 1565 auf dem Wege, den hernach die Gallionen von Manila beſtändig genommen haben, nach Neuſpanien zurück. Don **Manuel Galvez** in Samboangan verſicherte Herrn Alexander **Dalrymple** im Jahre 1761, daß die Spaniſchen Lootſen ſich zu dieſer Fahrt noch immer der Karte von **Urdanietta** bedienten, wovon Lord **Anſon** in ſeiner Reiſe eine Copie bekannt gemacht hat *). Von dieſem **Urdanietta** nun wird behauptet, daß er in Mexico dem **Salvatierra** eine, nach eigener Erfahrung auf ſeinen Schifffahrten entworfene Seekarte gezeigt habe, worin die Nordweſtliche Durchfahrt deutlich gezeichnet und beſchrieben geweſen ſey. Salvatierra ſoll 1563 ſogar behauptet haben, daß **Urdanietta** acht Jahre zuvor, alſo 1560, durch dieſen Weg von der Südſee nach Deutſchland gekommen wäre. — Es iſt leicht möglich, daß **Urdanietta** unter ſeinen Karten einen Entwurf von der damals geglaubten Durchfahrt, wo ſie von den Portugieſen angegeben wird, beſeſſen und vorgezeigt hat; und da er übrigens die Lage vieler Küſten und Länder darauf nach eigener Erfahrung beſtimmt haben konnte, ſo iſt die Quelle des Mißverſtandes begreiflich. Man braucht nur anzunehmen, daß **Salvatierra** eine Aeußerung, welche gewiſſe Theile der Karte betraf, von allen Theilen derſelben verſtanden habe.

---

*) Plan for promoting the Furtrade. gr. 8. London. 789

§. 13.

Erſte Brittiſche Entdeckungsreiſe an dieſer Küſte.

Aus dem Vorhergehenden iſt offenbar, daß die Spanier in der Reiſe des **Cabrilho** die Nordweſtküſte von Amerika nur bis zum 44ſten Grad der nördlichen Breite entdeckten. Die vorgeblichen Entdeckungen des **Martin Chacke** und des **Urdanietta** können um ſo weniger zu Gunſten ihres Rechts angeführt werden, da ſie nirgends in Spaniſchen Schriftſtellern vorkommen, ſondern auf bloßer Ueberlieferung beruhen, und die von **Chacke** noch dazu eine Portugieſiſche Entdeckung wäre. Im Jahre 1574 geſtand auch Abraham Ortelius, der Geograph des Königs von Spanien, noch ſelbſt, daß jene nördliche Gegend von Amerika gänzlich unbekannt ſey *). — Einige Jahre nach dieſer Erklärung ſchickte die Königin **Eliſabeth** den Ritter **Francis** Drake um das ſpäterhin ſo benannte **Cap Horn**, welchem er den Namen „Inſel der Königin **Eliſabeth**“ gab **), nach der Nordweſtküſte von Amerika, die er bis zum 48ſten Grade der Breite, wo nicht noch höher hinauf, beſchiffte. Sie bekam von ihm in dieſer Gegend den Namen **Neu-Albion**, den ſie auch in allen Karten beibehalten hat ***). Drake beſtimmte die Lage des Cap Mendocino ebenfalls auf 40° N. Br., wie es die Spanier vor ihm gethan hatten. Der Hafen, der ſeinen Namen trägt, Port Sir Francis Drake, liegt in 38° 30′ N. Br. Hier nahm er Beſitz von dieſer Küſte im Namen ſeiner Monarchin, und begründete folglich die Anſprüche Großbritanniens, ſo weit nämlich Entdeckung und Beſitznehmung eines ſchon bewohnten Landes, ohne Einwilligung der Einwohner, ein Recht geben können. Die raubſüchtige Politik des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts hat zwar dieſe Grundſätze des Völkerrechts, die zuerſt aus der unlautern Quelle hierarchiſcher Anmaßungen floſſen, durch öftern Gebrauch gleichſam geltend gemacht; allein endlich, gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, fängt man an, die Nichtigkeit ſolcher Rechte, die auf die unverſchämteſte Verletzung des Eigenthums und der Freiheit der urſprünglichen Einwohner hinauslaufen, und die Abſcheulichkeit ihrer Folgen einzuſehen. Die Vernunft kann nicht länger mit ſich ſelbſt in Widerſpruch bleiben; und wenn man noch, wie leider nicht geläugnet werden kann, Inkonſequenzen dieſer Art begeht, ſo ſchämt man ſich — und das iſt viel gewonnen — man ſchämt ſich vor dem Spott und Hohngelächter der Zeitgenoſſen; man nimmt lieber Convenienz und politiſche Nothwendigkeit zum Vorwand, und mag lieber ungerecht und ehrgeitzig, als ſophiſtiſch oder unvernünftig, und dadurch lächerlich erſcheinen.

---

*) Herr Dalrymple beſitzt die ſeltene Ausgabe des Ortelius vom J. 1574, und hat ein Stück der Karte daraus nachſtechen laſſen.

**) So wird es in einer von *J. Hondius* 1602 geſtochenen Karte der ganzen Welt angegeben.

***) Die beſte Nachricht von ſeiner Reiſe iſt betitelt: World Encompaſſed. London 1628. 4. Sie hat den Schiffsprediger des Admirals, Namens Francis Fletcher, zum Verfaſſer. Eine andere Auflage iſt vom Jahr 1652

§. 14.
Francisco Gualle.

Die Reiſe des Admirals Drake, und noch mehr der Schade, den er dem Küſtenhandel von Neuſpanien und Peru zufügte, erweckten bey dem Spaniſchen Hofe die Beſorgniß, daß England endlich die Nordweſtliche Durchfahrt finden, Niederlaſſungen an der Küſte oberhalb Californien anlegen und zuletzt von dort her die Eroberung von Mexico verſuchen, ja vielleicht vollbringen könnte, ehe es möglich wäre, von Spanien aus dem Lande zu Hülfe zu kommen. Man ſchickte alſo im Jahr 1582 den Don Francisco Gualle auf Entdeckungen aus, der aber, ſo viel man aus den verſtümmelten Nachrichten des **Linſchooten** und **de Conto** ſchließen kann, nicht einmal ſo weit als **Cabrillho** gekommen zu ſeyn und keine neue Entdeckung gemacht zu haben ſcheint. Er urtheilte nicht ganz ohne Grund, daß zwiſchen dem feſten Lande von Amerika und der Tartarey oder Aſien ein Kanal oder eine Straße vorhanden ſeyn müſſe; weil er zwiſchen Japan und Neuſpanien ſtarke Strömungen aus Norden wahrgenommen habe. Allein dieſe Strömungen, die offenbar durch die jetzt bekannte **Behringsſtraße** kommen, ſind der Vorausſetzung, daß anderwärts oder ſüdlicher noch eine andere Verbindung zwiſchen dem großen Ocean und dem Eismeere oder auch dem atlantiſchen Meere Statt finde, keinesweges günſtig.

§. 15.

Juan de Fuca.

Unſtreitig gehört es unter die ſeltſamſten Erſcheinungen in der Geſchichte, daß gerade diejenigen Reiſen, die, wenn ſie beglaubigt wären, den Spaniern die Ehre der erſten und wichtigſten Entdeckungen an der Nordweſtküſte von Amerika zuſichern würden, von Spaniſchen Geſchichtſchreibern mit tiefem Stillſchweigen übergangen worden ſind; und dadurch ein apokryphiſches Anſehn erhalten. Ich habe ſchon von **Urdanietta's** angeblicher Durchſchiffung der Nordweſtlichen Durchfahrt erinnert, daß der einzige Engliſche Schriftſteller der ſie erwähnt, kein anderes als ein bloß mündliches Zeugniß dafür anzuführen weiß. Eben ſo verhält es ſich mit der Reiſe des Juan de Fuca, welche Purchas und Fox nach einigen mündlichen Aeußerungen dieſes Seefahrers erzählen. Sie ſcheint indeß vor jener einen Grad der Glaubwürdigkeit voraus zu haben, da der Mann, dem man dieſe Nachricht mittheilte, der Engliſche Kaufmann Lock in Venedig, als ein angeſehener Mann bekannt geweſen iſt, und mehrere noch vorhandene Briefe an die Miniſter der Königin Eliſabeth, Cecil und Sir Walther Raleigh, und an den gelehrten Kosmographen Richard Hackluit in dieſer Angelegenheit geſchrieben hat. Als Herr Lock den de Fuca kennen lernte, war dieſer ein ſehr alter Mann; auch ſtarb er in Cephalonia, ſeinem Vaterlande, während daß Herr Lock ihn für England anzuwerben ſuchte. De Fuca, der dieſen Namen nur in Portugal angenommen hatte, und eigentlich Valerianos Apoſtolos hieß, verlangte von der Königin von England die Erſtattung von 60000 Dukaten, die ihm Sir Thomas Candiſh an der Küſte von Neuſpanien im Acapulcoſchiffe genommen haben ſollte. Unter dieſer Bedingung war er noch in ſeinem hohen Alter erbötig, den Engländern die von ihm im Jahr 1592 gemachte Entdeckung der Nordweſtlichen Durchfahrt mitzutheilen. In dieſem Jahre hatte ihn, nachdem er vierzig Jahre lang als Seemann und Pilot im Spaniſchen Weſtindien geſtanden, der Vicekönig von Mexico mit zwey kleinen Fahrzeugen auf die Entdeckung der Straße Anian ausgeſandt. Zwiſchen dem 47ſten und 48ſten Grade nördlicher Breite fand er, nach ſeiner Ausſage, eine weite Einfahrt, worin er zwanzig Tage lang fortſchiffte. Das Land hatte bald eine nordweſtliche, bald eine nordöſtliche, auch an einigen Stellen eine ſüdöſtliche Richtung, und die See innerhalb der Einfahrt ward immer breiter. Nachdem er nun ſo weit gekommen war, und bereits das nördliche Meer (vermuthlich das Eismeer) erreicht hatte, hielt er es für rathſam, zurückzukehren und Bericht von ſeiner Entdekkung abzuſtatten. Der Vicekönig ließ ihn zwey Jahre vergeblich auf eine Belohnung warten und rieth ihm dann, nach Spanien zu gehen. Er folgte dieſem Rath, ward am Hofe gut aufgenommen, aber nach langem

Warten nicht belohnt. Die Einwohner waren an mehreren Orten, wo er während ſeiner Reiſe landete, in Thierfelle gekleidet; das Land war fruchtbar und, wie der Zuſatz lautet, reich an Gold, Silber und Perlen. Dieſer Zuſatz klingt in der That ſehr fabelhaft; allein wenn ich bedenke, daß **Fernando de Quiros** ſeine neuen Entdeckungen im Südmeer (im Jahr 1606) eben ſo herausſtreicht, ſo gerathe ich auf den Verdacht, daß die Indolenz der Spaniſchen Regierung nicht anders als durch ſolche Vorſpiegelungen, die ihre Habſucht reitzten, zur Fortſetzung der Entdeckungsreiſen gewonnen werden konnte. **Cook** hat die Angaben des wackern **Quiros** richtig befunden, bis auf den einzigen Umſtand der natürlichen Schätze, die er auf ſeinen neuen Inſeln entdeckt haben wollte. **De Fuca's** nautiſche und geographiſche Angaben könnten alſo wohl auch richtig ſeyn, ohne daß man es mit dem Golde, dem Silber und den Perlen ſo genau nehmen müßte. Ein merkwürdiger Umſtand in ſeiner mündlichen Erzählung darf nicht übergangen werden, nämlich daß im Eingange ſeiner Straße an der Nordweſtküſte eine große Landſpitze oder

Inſel liegt, worauf ein außerordentlich hoher, thurmähnlicher Felſen, wie ein Pfeiler ſteht. Rechnet man die Folgerungen ab, welche man, bei dem damals ſo regen überſpannten Glauben an eine nordweſtliche Durchfahrt, aus der Angabe dieſes Mannes zog, ſo bleibt als reines Reſultat nur übrig, daß er in ein großes, **mittelländiſches Meer** gerathen ſey, worin er zwanzig Tage lang fortſchiffen konnte; denn, daß er in das **Nordmeer** oder **Eismeer** gekommen, iſt bloß ſeine Muthmaßung, und daß dadurch die Durchfahrt ſchon entdeckt worden, eine kühne, aber in unſeren Zeiten nicht mehr wie ehemals wahrſcheinliche Hypotheſe.

§. 16.

Sebaſtian Vizcaino und Martin de Aguilar.

Der Spaniſche Hof mochte zwar um die Zeit, da **Philipp der Dritte** zur Regierung kam, den Gedanken an eine Durchfahrt ſchon aufgegeben haben; allein die Bekehrung der Californier war ihm noch immer eine wichtige Angelegenheit, und nebenher fand man es auch bisweilen nöthig, etwas für den Handel zwiſchen **Acapulco** und **Manila** zu thun. Zu dieſem letztern Endzweck wünſchte man insbeſondere einen nördlichen Hafen zu einer Niederlaſſung ausfindig zu machen, wo die Gallionen bei ihrer Ankunft an der Küſte eine Zuflucht haben und ſich mit friſchen Vorräthen bis nach Neuſpanien verſorgen könnten. Sebaſtian Vizcaino, der ſchon 1596 eine kleine, unglücklich abgelaufene Expedition nach Californien geführt hatte, lief im Jahr 1602 in Begleitung des Lieutenants **Martin de Aguilar**, der ein zweytes Fahrzeug unter ihm kommandirte, von Acapulco nach Norden aus. Er entdeckte in 37° N. Br. (eigentlich in 36° 40′ einen Hafen dicht an der Fichtenſpitze (Punta de Pinos), welcher die erwünſchten Eigenſchaften hatte, und nannte ihn, nach dem damaligen Vicekönig, **Monterey**. In 40° fand er wieder das **Cap Mendocino**, und in 41° 30′ ein anderes, durch ſeine Weiße auffallendes Vorgebirge, welches er **San Sebaſtian** nannte. In 43° fand er das **Capo Blanco**, und nahe dabey einen großen Fluß, an deſſen Ufer er wegen der Strömung nicht landen konnte. Was hier ein **Fluß** genannt wird, iſt die in allen ſpäteren **Karten** ſo berühmte **Einfahrt des Martin de Aguilar**; und aus dem freylich nicht mit nautiſcher Präciſion abgefaßten, weitſchweifigen Berichte von dieſer Reiſe im Torquemada*) ſcheint zu erhellen, daß man dieſe Einfahrt ſchon früher gekannt und gewußt daß ſie nach Quivira gehe. Der Umſtand, der in der Noticia de California**) angeführt wird, daß dieſer (ſo genannte) Fluß wohl die Anianoſtraße ſeyn könne, von welcher man kurz zuvor vernommen, daß ein Holländiſches Schiff hindurch gefahren ſey, weshalb der König auch die gegenwärtige Expedition angeordnet habe, muß mit einer andern Stelle***) zuſammengehalten werden, wo es heißt, daß Vizcaino's Inſtruktion ihm den 42ſten Grad der Breite zur Gränze beſtimmt habe; alsdann wird es wirklich wahrſcheinlich, daß dieſer erfahrne Mann nicht auf Gerathewohl ausgeſchickt worden iſt. Die Benennung Fluß giebt hier weiter keinen Anſtoß; man werfe nur einen Blick auf die Karte, und ſehe, welch einen Buſen man z. B. unter Rio de la Plata verſteht. Dieſelbe faſt unbegreifliche Gleichgültigkeit in der Wahl einer ſchicklichen Jahrszeit zu dieſen Entdekkungen, die ich ſchon bei Cabrilho's Reiſe bemerkte, hätte bald den gänzlichen Untergang der gegenwärtigen Expedition verurſacht. Jene Fahrt an der Küſte bis zum 43ſten Grade der Breite ward im tiefſten Winter 1603 vorgenommen. Vizcaino hatte auf ſeinem Schiffe kaum noch einen geſunden, zum Dienſte fähigen Mann; alle ſeine Leute lagen am Scharbock darnieder, woran auch Martin de Aguilar und einige andere Officiere ſtarben, ehe das Geſchwader Neuſpanien wieder erreichen konnte.

---

*) Monarchia Indiana. Madrid 1723.

**) Deutſche Ueberſ. III Th. S. 120.

***) Ebend. I. Th. S. 120.

§. 17.

Der Admiral de Fonte.

Zu den Entdeckungen, deren Spur ſich in Spanien und Mexico ganz verloren zu haben ſcheint, ob ſie gleich angeblich unter Spaniſcher Flagge gemacht worden ſind, gehört die berüchtigte Schifffahrt des Admirals **Bartholomäus de Fonte**, von dem es heißt, daß er im Jahr 1640 ſehr weit in das Innere von Nordamerika, und zwar zu Schiffe, mithin auf einem inländiſchen Meere, eingedrungen ſey. Die einzige Nachricht von dieſer Reiſe, in einem Briefe, den er ſelbſt geſchrieben haben ſoll, ſteht in einer Engliſchen Monatsſchrift, Memoirs of the Curious, in den Monathen April und Junius 1708, und iſt allein aus dieſer Quelle in andere Werke, beſonders in die Streitſchriften über die Nordweſtliche Durchfahrt, eingefloſſen. Um dasjenige deutlicher zu machen, was über die Authenticität dieſer Nachricht erinnert werden muß, wird es nicht überflüſſig ſeyn, hier den ganzen Brief einzurücken, der überdies, wegen der ſonderbaren Abentheuer die darin vorkommen, geleſen zu werden verdient.

Ein Brief vom Admiral Bartholomäus de Fonte, damals Admiral von Neuſpanien und Peru, jetzt Prinz *) von Chili, worin die wichtigſten Begebenheiten ſeines Tagebuchs, von Callao de Lima **), in Peru auf

---

*) Der Brief iſt augenſcheinlich aus dem Spaniſchen überſetzt. Wahrſcheinlich ſtand im Original bloß Pe als Abkürzung für Preſidente; der Ueberſetzer machte aber in ſeiner Einfalt Prinz daraus. Diß merkt Dalrymple an, in ſeinem Plan for promoting the Furtrade, p 19

**) Im Engliſchen ſteht Calo of Lima. Solcher Beweiſe von des Ueberſetzers geringer Bekanntſchaft mit der Spaniſchen Sprache, Geſchichte und Rechtſchreibung kommen viele vor.

ſeiner Entdeckungsreiſe erzählt werden, wo er ausfindig zu machen ſuchte, ob eine Nordweſtliche Durchfahrt aus dem Atlantiſchen Ocean in die Süd- oder Tatariſche See vorhanden ſey.

„Als die Vicekönige von Neuſpanien und Peru vom Spaniſchen Hofe Nachricht erhalten hatten, daß die verſchiedenen Verſuche der Engländer Hudſon und James, unter der Regierung der Königin Eliſabeth und des Königs Jakob, in dem zweyten, dritten und vierten Regierungsjahre des Königs Karl, jetzt im vierzehnten Jahre deſſelben Königs Karl, im J. 1639 von einigen unternehmenden Seefahrern zu Boſton in Neuengland wieder erneuert werden ſollten, erhielt ich, Admiral de Fonte, den Befehl von Spanien und den Vicekönigen, vier ſtarke Schiffe auszurüſten, und als ſie ſegelfertig waren, ſtachen wir in See von Callao de Lima den 3ten April 1640; nämlich ich, Admiral Bartholomaus de Fonte, im Schiff genannt der Heilige Geiſt (Espiritu Santo), der Viceadmiral Don Diego de Pennelossa in dem Schiffe Santa Lucia, Pedro de Bonardá in dem Schiffe Rosaria, und Philipp de Ronquillo im Schiffe König Philipp.“

„Den 7ten April um fünf Uhr Nachmittags befanden wir uns in der Gegend von St. Helena, zweyhundert Seemeilen, an der Nordſeite der Bay von Guayaquil in 2° S. Br., und gingen im Hafen St. Helena innerhalb des Vorgebirges vor Anker. Hier nahm jede Mannſchaft eine Quantität Erdharz, gemeiniglich Theer genannt, (an Bord). Es iſt von dunkler ins Grüne ſpielender Farbe, und ein vortreffliches Mittel gegen den Scharbock und die Waſſerſucht; man braucht es auch als Theer für das Schiff, wir aber bedienten uns deſſen nur als Arzney. Es quillt aus der Erde hervor, und iſt daſelbſt in Menge vorhanden.“

„Den 10ten gingen wir beym Cap del Paſſao über den Aequator; den 11ten umſchifften wir Cap de Franciſko in 1° 7′ N. B. und ankerten in dem Fluſſe S. Jago, wo wir mit einem großen Netz eine Menge guter Fiſche fingen. Von jedem Schiffe begaben ſich einige Leute ans Land, und tödteten einige Ziegen und Schweine, die man dort häufig wild antrifft. Andere kauften von den Eingebornen zwanzig Dutzend Truthühner, Enten und eine Menge vortrefflicher Früchte, in einem Dorfe, welches zwey Spaniſche Seemeilen (6 Engl. Meilen) den S. Jagofluß hinaufwärts, am linken Ufer liegt. Der Fluß iſt für kleine Fahrzeuge gegen vierzehn Spaniſche Seemeilen von der Mündung hinauf in ſüdöſtlicher Richtung ſchiffbar, ungefähr den halben Weg nach der ſchönen Stadt Quita, in 22 Minuten ſüdlicher Breite, einer ſehr reichen Stadt.“

Den 16ten April ſegelten wir ab vom San Jagofluß nach dem Hafen und der Stadt Raleo (Realeio), 320 Seemeilen W. N. W. etwa in 11° 14′ N. Br. Der Berg S. Miguel bleibt links, und die Spitze Caſamina (Caravina) rechts liegen. Der Hafen Raleo iſt ſehr ſicher, und wird gegen die See von den Inſeln Ampallo und Mangreza, welche beide mit eingebornen Indianern ſtark bevölkert ſind, nebſt noch drey kleinen Inſeln gedeckt *). Raleo liegt nur vier Meilen über Land vom obern Theile des Sees Nicaragua, der in 12° N. Br. unweit der Kron- oder Perleninſeln in die Nordſee fällt. Hier in der Stadt Raleo, wo man vortreffliches Bauholz von dichtem Gefüge, unter andern eine röthliche Ceder, und alle übrigen Materialien zum Schiffbau in Menge vorräthig hat, kauften wir vier lange, gut betakelte Schaluppen, zum Segeln, vor Anker Liegen und Rudern gebaut, von zwölf Tonnen Laſt und von zwey und dreyßigfüßigem Kiel.“

„Den 26ſten ſegelten wir von Raleo nach dem Hafen Saragua oder eigentlich Salagua, innerhalb der Inſeln und Untiefen Chamily, (Chiametla) weshalb auch die Spanier den Hafen ſelbſt

---

*) In Neuſpanien bauet man nur zu Raleo große Schiffe.

oftmals mit dieſem Namen nennen. Er liegt in 17° 31′ N. Br., 400 Seemeilen N. W. b. W. etwas weſtlich von Raleo. Von der Stadt Saragua, etwas öſtlich von Chamily bey Saragua und von Compoſtella in der Nähe dieſes Hafens, nahmen wir einen Schiffer (master) und ſechs Matroſen auf, die des Perlenhandels mit den Eingebornen an der Oſtſeite von Californien kundig waren. Sie fiſchen auf einer Bank in 19° N. Br. von den Untiefen (Baxos) von S. Juan in 24° N. Br. 20 Seemeilen N. N. O. vom Cap San Lucar, der Südoſtſpitze von Californien. Der Schiffer, den der Admiral de Fonte*) mit ſeinem Fahrzeug und ſeinen Matroſen

---

*) Hier iſt ein Uebergang von der erſten zur dritten Perſon, woraus man auf Erdichtung und Unächtheit hat ſchließen wollen. Allein Herr Dalrymple merkt an: wenn dies hinreichend wäre, einer ſeemänniſchen Nachricht das Verdammungsurtheil zu ſprechen, ſo müßte man viele Manuſkripte von unbezweifelter Aechtheit, die er ſelbſt beſitzt, ſämmtlich verwerfen. Es iſt gar zu natürlich, wenn Handſchriften kopirt oder überſetzt werden, hier und dort, der Kürze wegen, oder weil eben nichts Wichtiges vorkommt, die Nachrichten nur auszugsweiſe zu liefern; wobey es ſich doch wieder trifft, daß zuweilen die eigenen Worte des Originals eingerückt werden, um den Sinn nicht zu verfälſchen. Kommen nun gar Anmerkungen zwiſchen ( ) Klammern in den Text, ſo kann es

ſen gemiethet hatte, berichtete dem Admiral, daß zweyhundert Seemeilen nordwärts von Cap S. Lucas eine Strömung von Norden der Strömung von Süden begegnete, und daß er gewiß dafür hielte, es (nehmlich Californien F.) müſſe eine Inſel ſeyn. Don Diego Penneloſſa, (Schweſterſohn von Don Luis de Haro) ein junger Edelmann von vielen Kenntniſſen und Fähigkeiten in der Kosmographie und Schiffahrtskunde, übernahm die Unterſuchung, ob Californien eine Inſel wäre oder nicht; denn bis dahin wußte man nicht, ob es eine Halbinſel oder Inſel ſey. Sein Schiff und die vier Schaluppen, die ſie zu Ralco gekauft hatten, und der Schiffer ſammt den Matroſen, die zu Salagua gemiethet wurden (gingen auf dieſe Entdeckung aus.")

„Der Admiral de Fonte ſegelte von ihnen mit den andren drey Schiffen innerhalb der Inſeln Chamily den 10ten May 1640. In der Gegend des Cap Abel (Christabel) an der Weſtſüdweſtſeite von Californien in 26 Nr. Br. 160 Seemeilen N. W. b. W. von den Inſeln Chamily, ſetzte ſich der Wind feſt in Südſüdoſten, ſo daß er vom 26ſten May bis zum 14ten Junius

---

ſich ereignen, daß eine ſolche Handſchrift, wenn ſie einem ſorgloſen oder unwiſſenden Herausgeber in die Hände geräth, genau ſo wenig Zuſammenhang behält, wie der hier mitgetheilte Aufſatz. A. a. O. p. 18.

den Fluß los Reyes in 53° N. Br. erreicht hatte, ohne nur ein Bramſegel einnehmen zu müſſen, auf einer Fahrt von 866 Seemeilen N. N. W. 410 Seemeilen vom Hafen Abel bis Cap Blanco, und 456 Seemeilen bis Rio de los Reyes, wobey die ganze Zeit über ſehr angenehmes Wetter war. Hier ſteuerte er 260 Seemeilen in krummen Durchfahrten (oder Kanälen, channels) zwiſchen Inſeln, die er den Archipelagus von San Lazarus nannte, wo ſeine Schiffsboote viele Meilen weit voran ſegelten, um das Senkbley zu werfen, und zu ſehen, welche Tiefe, und wo Felſen oder Sandbänke wären."

„Den 22ſten Junius ſchickte der Admiral de Fonte einen von ſeinen Capitains, Pedro de Barnarda *), daß er einen ſchönen, ſanftſtrömenden Fluß mit tiefem Waſſer hinaufſegeln ſollte. Er ging erſt Nord, ſodann Nordoſt, dann Nord und Nordweſt in einen großen mit Inſeln angefüllten See mit einer ſtark bevölkerten Halbinſel; die Einwohner in dieſem See waren friedliche, gutartige Leute. Man nannte ihn den See Velasco. Capitain Barnarda verließ hier ſein Schiff; denn den ganzen Fluß hinauf hatte er nicht weniger als 4, 5, 6, 7 und 8 Faden Tiefe gehabt, und Fluß

---

*) Nicht einmal dieſelben Namen werden gleichförmig geſchrieben; dieſer Barnarda hieß oben Bonarda.

und See waren reichlich mit Lachsforellen und großen weißen, bisweilen zwey Fuß langen Perſchen beſetzt. Hier aber ſegelte er zuerſt in drey großen Indianiſchen Booten, von ihnen Periagos *) genannt, die aus zwey großen, funfzig bis ſechzig Fuß langen Bäumen gemacht werden, von den Schiffen in See ab, 140 Seemeilen Weſt, und ſodann 436 O. N. O. bis in 77° N. Breite.“

„Nachdem der Admiral de Fonte den Capitain Barnarda auf die Entdeckung der nordöſtlichen Gegend des Tatariſchen Meeres ausgeſchickt hatte, ſegelte er einen ſehr ſchiffbaren Fluß, den er Rio de los Reyes nannte, hinauf in nordöſtlicher Richtung, doch zuweilen nach einer oder der andern Seite abweichend, ſechzig Seemeilen weit. Der Fluß war zur Ebbezeit ſchiffbar, und hatte wenigſtens vier bis fünf Faden Tiefe. In beyden Flüſſen **) ſteigt die Fluth beynahe gleich hoch, nehmlich im Fluß los Reyes vier und zwanzig Fuß zur Zeit des Vollmonds und des Wechſels, und wenn der Mond S. S. O. ſtand, war es hoch Waſſer.

---

*) Dies iſt nicht ſo zu verſtehen, als ob die Einwohner des Sees Velasco dieſe Kähne Periagos nennten, ſondern es iſt der Indianiſche in Neuſpanien übliche und gangbare Name.

**) Man ſieht, wie nachläſſig das Excerpt gemacht iſt, da hier der zweyte Fluß noch nicht genannt iſt, und gleichwohl ſchon von beyden Flüſſen geſprochen wird.

Im Fluſſe de Haro ſteigt es zur Zeit des Voll- und Neumonds zwey und zwanzig Fuß. Sie hatten zwey Jeſuiten mit, die auf ihren Miſſionen bis zum 66ſten Grad nördlicher Breite gekommen waren, und merkwürdige Beobachtungen gemacht hatten.“

„Der Admiral de Fonte erhielt einen Brief vom Capitain Barnarda, datirt den 27ſten Junius 1640: daß er ſein Schiff im See Velasco, in einem ſichern Hafen, zwiſchen der Inſel Barnarda und der Halbinſel Conibaſſet, gelaſſen hätte. Vom See ginge ein Fluß mit drey Fällen, achtzig Seemeilen, und fiele in 61° in das Tatariſche Meer. Er ſchiffte mit den Jeſuiten *) und ſechs und dreyßig Eingebornen in drey von ihren Booten, nebſt zwanzig von ſeinen Spaniſchen Matroſen. Das Land hätte eine nordöſtliche Richtung. An Mundvorrath würde es ihnen nicht fehlen, denn das Land hätte dreyerley Wildbret in Ueberfluß; die See und die Flüſſe lieferten vortreffliche Fiſche in Menge, und Brot, Salz, Oel und Branntwein hätten ſie mitgenommen Er verſicherte, daß er thun würde, was nur möglich wäre.“

„Beym Empfange dieſes Briefes vom Capi-

---

*) Alſo hatten dieſe wohl dem Admiral ſeinen Brief überbracht; denn ſie waren jetzt bey dem Admiral.

tain Barnarda war der Admiral bey einem Indianiſchen Flecken, Conoſſet, einem angenehmen Orte, an der Südſeite des Sees Belle angekommen, wo die beyden Patres Jeſuiten zwey Jahre lang auf ihrer Miſſion geweſen waren. Der Admiral war mit ſeinen Schiffen am 22ſten Junius eine Stunde vor Hoch-Waſſer in den See gekommen. Er fand keinen Waſſerfall, und vier bis fünf, ja im See Belle meiſtens ſechs und ſieben Faden Tiefe. Bis zur halben Fluth bemerkt man einen kleinen Fall; aber fünf Viertelſtunden vor Hoch-Waſſer läuft die Fluth ſchon gelinde in den See. Der Fluß hat friſches oder ſüßes Waſſer, zwanzig Seemeilen oberhalb der Mündung oder Einfahrt des Fluſſes de los Reyes. Lachſe, Lachsforellen, Hechte, Perſche und Barben, nebſt zwey andern dieſem Fluß eigenthümlichen und wohlſchmeckenden Fiſchgattungen ſind häufig im Fluß und im See; auch ſagt der Admiral de Fonte, daß die Barben aus Rio de los Reyes und dem See Belle ſeines Bedünkens weit delicater ſchmecken, als die in irgend einen andern Weltheile *)."

Den 1ſten Julius 1640 ſegelte der Admiral de Fonte von ſeinen übrigen Schiffen **), die in einem guten, durch eine ſchöne Inſel gedeckten Haſen lagen, nach einem Fluß, den ich *) Parmentiers nannte, zu Ehren meines einſichtsvollen und fleißigen Gefährten, Herrn Parmentiers, der alles in und um dieſen Fluß mit der größten Genauigkeit aufzeichnete. Wir kamen über acht Fälle, in allem zwey und dreyßig Fuß ſenkrecht von dem Urſprunge des Fluſſes im See Belle. Er ergießt ſich in den großen See, den ich den See de Fonte nannte, und wo wir den 6ten Julius ankamen. Dieſer See iſt 160 Seemeilen lang und 60 breit; die Länge erſtreckt ſich Oſtnordoſt und Weſtſüdweſt, und die Tiefe iſt zwanzig bis dreyßig, auch an einigen Stellen ſechzig Faden. Man findet vortrefflichen Kabeliau und ſehr großen fetten Lenz (ling) in Menge darin. Es ſind daſelbſt einige ſehr große und zehn kleine Inſeln mit ſtaudigem Geſtrüpp bewachſen; das Moos wird ſechs bis ſieben Schuh lang, und das Munsthier (Elenn), eine ſehr große Hirſchart, nebſt anderen kleineren Rehen und Dannhirſchen, werden davon im Winter fett. Wilde Kirſchen, Erdbeeren, Johannisbeeren, Heidelbeeren findet man in Ueberfluß, ingleichen wildes Geflügel, Auerhähne, Repphühner, Truthühner, und an der Südſeite auch Seevögel in Menge. Eine ſehr große fruchtbare Inſel in dem See hatte eine große Anzahl Einwohner und vortreffliches Bau-

---

*) So weit geht das Aprilſtück der Monatſchrift. Was folgt, iſt aus dem Juniusſtück.

**) Vermuthlich auch in einem Kahn oder Boot.

---

*) Hier läßt der Epitemator den Admiral wieder ſprechen.

holz, als Eichen, Eſchen, Ulmen und Fichten von beträchtlicher Höhe und Dicke."

„Den 14ten Julius ſegelten wir aus dem Oſtnordoſt-Ende des Sees de Fonte, und kamen durch einen See, den ich Eſtrecho de Ronquillo (Ronquillo's Enge) nannte. Er iſt vier und dreyßig Seemeilen lang, zwey bis drey Seemeilen breit, und hat 20, 26, auch 28 Faden Tiefe. Wir durchſchifften dieſe Enge in zehn Stunden mit einem ſtarken Winde und ganzer Ebbe *). Wie wir öſtlicher kamen, ward das Land merklich ſchlechter, wie es im Norden ſowohl als im Süden von Amerika der Fall iſt, vom 36ſten Grade der Breite an, nach den beyden äußerſten Enden zu. Die Weſtſeite iſt nicht nur an Fruchtbarkeit, ſondern auch an milder Lufttemperatur wenigſtens um zehn Grade verſchieden, und die beſten Spaniſchen Entdecker zur Zeit Karls des Fünften bis auf Philipp den Dritten haben ſie wärmer als die Oſtſeite befunden, wie ſolches im Alvares, Acoſta, Mariana u. a. m. bemerkt worden iſt."

„Den 7ten kamen wir an einen Indianiſchen Wohnort, und die Indianer ſagten unſerm Dollmetſcher, Herrn Parmentiers, daß in geringer Entfernung von uns ein großes Schiff läge, wo

---

*) Dieſe Ebbe muſte alſo wohl ſchon eine Verbindung mit dem nördlichen, oder Eismeer zur Urſache haben?

noch nie eins zuvor geweſen wäre. Wir ſegelten hin, und fanden nur einen bejahrten Mann und einen Jüngling. Der Mann war in Abſicht auf angewandte Mathematik der geſchickteſte Mann, den ich je geſehen habe. Mein zweyter Steuermann war ein Engländer, ein vortrefflicher Seemann, und mein Konſtabel desgleichen, der mit dem Sohne des Schiffers zu Campeche in Gefangenſchaft gerathen war. Sie ſagten mir, das Schiff käme von Neu-England, aus einer Stadt welche Boſton genannt wird. Den 30ſten kam der Eigenthümer mit der ganzen Mannſchaft an Bord, und der Führer (Navigator) oder Befehlshaber des Schiffs, Capitain Shapley, ſagte mir, der Eigenthümer wäre ein vornehmer Herr und Generalmajor der größten Kolonie in Neu-England, welche Maltechuſets*) heißt. Ich empfing ihn alſo auch wie einen Mann von Stande (Gentleman), und ſagte ihm, mein Auftrag laute zwar dahin, daß ich alle diejenigen, die ich mit der Aufſuchung einer Weſtlichen oder Nordweſtlichen Durchfahrt in das Südmeer beſchäftigt fände, gefangen nehmen ſollte; allein ich wollte ſie als Kaufleute anſehen, die mit den Eingebornen einen Handel um Biber, Ottern und anderes Pelzwerk trieben. Gegen ein kleines Geſchenk von Lebensmitteln, deſſen ich nicht bedurfte, gab ich ihm meinen Diamantring, den ich mit 120 Stück von Achten bezahlt hatte, und den der beſcheidene Mann Schwierigkeit machte anzunehmen. Dem wackern Seefahrer, Capitain Shapley, gab ich tauſend Stück von Achten für ſeine ſchönen Karten und Tagebücher, dem Schiffseigenthümer Seimor Gibbons ein Viertelfaß guten Peruvianiſchen Wein, und den zehn Matroſen jedem zwanzig Stück von Achten. Den 6ten Auguſt (reiſeten wir zurück) mit ſo ſtarkem Winde, daß wir gleichſam nur vor demſelben hinflogen, und mit Begünſtigung der Strömungen kamen wir den 11ten Auguſt an den erſten Fall des Fluſſes Parmentiers, 86 Seemeilen zurück, und am 16ten Auguſt an Bord unſerer Schiffe, am ſüdlichen Ufer des Sees Belle, vor dem ſchönen Flecken Conoſſet, wo wir alles wohl antrafen. Die ehrlichen Eingebornen von Conoſſet waren in unſerer Abweſenheit gegen die Unſrigen ſehr leutſelig geweſen, und Capitain de Ronquillo hatte ihrer Höflichkeit und Billigkeit entſprochen."

---

*) Offenbar eine Verſtümmelung von Maſſachuſets.

Den 20ſten Auguſt brachte mir ein Indianer einen Brief nach Conoſſet am See Belle, vom Capitain Barnarda, vom 11ten Auguſt datirt. Er berichtete mir, daß er von ſeinem kalten Zuge zurückgekommen ſey, und verſicherte mich, daß es keine Durchfahrt oder Verbindung aus dem Spaniſchen oder Atlantiſchen Meere durch die Davisſtraße gäbe; denn die Einwohner hätten einen von ſeinen Matroſen an das äußerſte Ende der Davisſtraße geführt, welche ſich in 80° N. Br. in einen See von friſchem Waſſer etwa dreyßig Meilen im Umfange endigte. Nordwärts von demſelben befänden ſich erſtaunlich hohe Berge, und nordweſtwärts von dem See wäre das Eis feſt vom Ufer bis in hundert Faden Tiefe, ſo viel er wüßte, vielleicht von Anbeginn der Schöpfung her; die Menſchen wüßten wenig von den bewundernswürdigen Werken Gottes, beſonders in der Nähe des Nord- und Südpols. Er ſchrieb ferner, daß er von der Inſel Baſſet Nordoſt und Oſtnordoſt, und Nordoſt zu Oſt bis zum 79ſten Grad nördlicher Breite geſegelt wäre. Hier hätte das Land eine nördliche Richtung genommen, und das Eis auf dem Lande gelegen. In der Folge erhielt ich einen zweyten Brief vom Capitain Barnarda, von Minhanſet datirt, worin er mich benachrichtigte, daß er den Hafen Arena, zwanzig Seemeilen hinauf im Fluß los Reyes, erreicht hätte, und daſelbſt meine weiteren Befehle erwartete."

„Ich hatte jetzt einen Vorrath von geſalzenen Speiſen, von Wildbret und Fiſchen, die Capitain de Ronquillo, auf meinen Befehl, während meiner Abweſenheit eingeſalzen hatte; ingleichen hundert Oxhofte von Türkiſchem Korn oder Mays. Hiermit ſegelte ich den 2ten September 1640 in

Begleitung vieler von den ehrlichen Einwohnern von Conoſſet. Den 5ten September ging ich zwiſchen Arena und Minhanſet im Fluß los Reyes vor Anker, und ſegelte dann den Fluß hinab in die Nordoſtgegend der Südſee. Hierauf kehrte ich zurück, da ich nunmehr gefunden hatte, daß man durch eine ſo genannte Nordweſtliche Durchfahrt nicht ins Südmeer kommen kann. Die Karte wird dies noch anſchaulicher machen *).

§. 18.

Bemerkungen über dieſe Nachricht.

Wer ſich einen Begriff von der Ungewißheit hiſtoriſcher Angaben und zugleich vom Mißbrauche der Kritik verſchaffen will, der mag ſich die undankbare Mühe nehmen, das verworrene, unzuſammenhangende Gewäſch durchzuleſen, welches müßige Hypotheſenmacher über dieſe unvollſtändige Nachricht von de Fonte's Reiſe verſchwendet haben. Es bedürfte wirklich nicht der Hälfte des Aufwands an Sophismen und unauflösbaren Zweifeln, um die Exiſtenz der berühmteſten Helden, Staatsmänner, Geſetzgeber und Religionsſtifter wegzudiſputiren. Die Schwierigkeit liegt

---

*) Dieſe Karte iſt nicht bekannt geworden.

aber gar nicht in der Kunſt parador zu ſeyn und halbe Quartbände hindurch gegen die Authenticität eines Documents zu kämpfen; es kommt auch auf Sachkenntniſſe an, die nur Erfahrung lehren, oder Studium mit Urtheilskraft gepaart ſich erwerben kann. Wenige Menſchen haben die Zeit und den Beruf, in der Prüfung eines einzelnen Faktums, wie die Wahrheit dieſer Reiſe, einzugehen; und eben dieſer Umſtand machte jene Erörterungen gefährlich, indem der Wuſt von unverdauten Citaten ſelbſt denkende Männer ſo leicht verführen kann, an eine Gründlichkeit der Behandlung zu glauben und ſich auf die Reſultate des Pſeudokritikers zu verlaſſen. Deſto mehr wird es demjenigen, der Gelegenheit findet eine Reviſion vorzunehmen, zu dringender Pflicht, vor übereilter Annahme dieſer Reſultate zu warnen. Herr Dalrymple ſagt mit Recht, (Furtrade p. 20.): die Anmaßung, klüger zu ſeyn als die guten Alten, verleite zu dergleichen Orakelſprüchen; und man müſſe, da Verlachen ſo viel leichter iſt als Unterſuchen, ſich nicht wundern, wenn ſie Beyfall erhalten. Will man das Fragment in den Memoirs of the Curious recht beurtheilen, ſo kommt zuerſt der ganz erbärmliche Styl in Betrachtung, der wahrlich einen Stümper im Ueberſetzen verräth. Mit einiger Kenntniß des Englichen und Spaniſchen kann man ſogar die Wendungen der Urſchrift errathen, die der unwiſſende Ueberſetzer nur halb oder gar nicht verſtanden hat. Das alles räumt ſchon manche Schwierigkeit aus dem Wege. Sodann ergiebt ſich aus einiger Bekanntſchaft mit der Schifffahrt, daß viele Punkte ſich zur vollkommenſten Befriedigung erklären laſſen, die man unbegreiflich findet, wenn man ſein Studierzimmer nie verlaſſen hat. Die Einwendungen gegen die Aechtheit dieſer Nachricht ſind übrigens von zweyerley Art: einige betreffen Nebenumſtände, als die Namen und Verhältniſſe der darin vorkommenden Perſonen; andere ſind aus den geographiſchen Kenntniſſen hergenommen, die man von dem nördlichſten Amerika zu beſitzen glaubte.

1. Man hat gezweifelt, daß ein **de Fonte** exiſtirt habe und als Seefahrer bekannt geweſen ſey. Dagegen zeugt **Don Antonio de Ulloa**, der berühmte Spaniſche Admiral: er habe eine Abſchrift von einer Entdeckungsnachricht beſeſſen, ſie aber bei ſeiner Gefangennehmung durch die Engländer auf dem Rückwege von

Amerika eingebüßt; der Name des Entdeckers ſey ihm zwar entfallen, allein er glaube doch, es ſey **Bartholomeo de Fuentes** (die Spaniſche Ausſprache von de **Fonte**) geweſen *). Ob dieſer de **Fonte** oder de **Fuentes** wirklich ein Präſident der Audiencia von Chili war oder nicht, iſt eine andere Frage. Daß ein Mann dieſes Namens in dieſem Poſten geweſen ſeyn ſoll, behauptet Drage **) in Erfahrung gebracht zu haben. Wichtiger iſt aber der neulich von Herrn **Dalrymple** bekannt gemachte Umſtand, daß der berühmte Bürgermeiſter von Amſterdam **Nicolaus Witſen**, in ſeiner Noord-en Oost-Tartarye. Amst. Fol. 1705, (drey Jahre früher als die Bekanntmachung des Briefes in den Memoirs of the Curious) erzählt, er hätte ein Manuſkript vor ſich, von dem berühmten Portugieſiſchen Seefahrer de **Fonta** ***), der im Jahr 1649 auf Koſten des

---

*) *Delisle*, nouvelles Cartes des découvertes de l'Amiral *de Fonte*. Paris 1753. p. 20.

**) Great probability &c. p. 24.

***) So ſchreibt Witſen dieſen Namen; allein wie werden nicht Namen verunſtaltet? Norton Nicolls, ein Engliſcher Renegat zu Manila im Jahr 1761, ward Don Nicolas Norton genannt. War de Fonta oder de Fonte

Königs von Spanien das Feuerland (Tierra del Fuego) unterſuchte. Dieſe Anekdote beweiſet zwar keine Identität, auch nicht die Wirklichkeit der Reiſe von 1640, aber wenigſtens das Daſeyn eines berühmten Mannes, der de Fonta hieß, in jenem Zeitpunkt; und hiermit giebt ſie einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit gegen diejenigen, die den Brief für eine bloße Erdichtung halten.

2. Herr Dalrymple verſichert, es ſey vollkommen ausgemacht, daß zu jener Zeit ein Generalmajor **Gibbons** in oder um Boſton gelebt, und den Sir **Thomas Button** auf deſſen Entdeckungsfahrt nach Hudſonsbay begleitet habe. Auch hat ihn der große Franklin vergewiſſert, daß Capitain **Nicolaus Shapley** ein überaus geſchickter Mann geweſen, und deswegen gewöhnlich nur Old Nic *) genannt worden ſey. Herr Dalrymple hat im

---

ein Portugieſe von Geburt, ſo konnte doch in Spanien de Fuentes daraus gemacht werden. S. Dalrymple, Furtrade, p. 20.

*) Ein Spottname, worunter eigentlich der Teufel verſtanden wird, der aber hier zugleich auf den Taufnamen, und auf Shapley's vermeinte Bekanntſchaft mit magiſchen Künſten zielte. *Drage*, great probability &c. p. 65.

Brittiſchen Muſeum eine handſchriftliche Karte von einem Theile der Küſte von Neu-England geſehen, welche von dieſem **Shapley** entworfen iſt.

3. Ob **de Fonte** ein Portugieſe oder ein Spanier geweſen ſey, iſt unentſchieden. Das erſtere vorausgeſetzt, hat man ſeinen Brief für erdichtet gehalten, unter dem Vorwande, daß man keine Portugieſen in Spaniſche Dienſte nehme. Allein **Magellan** und **Cabrilho** waren Portugieſen, und ſtiegen zu anſehnlichen Bedienungen in der Spaniſchen Flotte. Dieſes Argument beweiſet alſo nichts, und fällt ganz weg, wenn es ſich am Ende zeigte, daß **de Fonte** ein Spanier war.

4. Der unzulänglichſte Einwurf gegen die Aechtheit des Briefes wird von dem Umſtande hergenommen, daß keine andere Urkunden von der Reiſe des Admirals **de Fonte** vorhanden ſind. Einmal iſt das Faktum noch nicht ausgemacht; es kann allerdings ſolche Urkunden geben, ſie ſind nur nicht bekannt. Erwägt man dann aber, was ich hier von dem Schickſale ſo vieler andern Entdeckungsreiſen geſagt habe, ſo wird man ſich nicht wundern, wenn auch von der Reiſe des **de Fonte** ſich keine Spur weiter

erhalten

erhalten hätte. Aber welch ein Schluß: Wir haben von de **Fonte's** Entdeckung nur **Eine** Nachricht; alſo iſt dieſe untergeſchoben! Dieſes Argument konnte hier gar nicht gebraucht werden; die innere Glaubwürdigkeit der Nachricht allein mußte man prüfen.

5. In der Erzählung ſelbſt will man unauflösliche Schwierigkeiten gefunden haben. Ich für mein Theil ſehe keine, ob ich es gleich ſehr begreiflich finde, wie de **Fonte** und **Bonarda** auf einer inländiſchen Schiffahrt, wo ſie keine aſtronomiſchen Beobachtungen, wenigſtens auch nicht einmal mit der damals möglichen Genauigkeit anſtellen konnten, in den Entfernungen der Oerter ſich um vieles geirrt haben mögen. De **Fonte** behauptet mit Recht, es gebe keine nordweſtliche Durchfahrt; denn er mußte vom See **Belle** an in Booten nach der Enge **Ronquillo** ſchiffen, und auf dem **Parmentiers-Fluß** fand er acht abſchüſſige Stellen oder Fälle, wo das Waſſer bey jedem ungefähr vier Fuß fiel. Dieſe Fälle konnten nur dann die Schiffahrt im Boote hemmen, wenn ſie ſich jäh abſtürzten; nahmen ſie eine lange Strecke ein, etwa wie die Fälle im Dnepr, ſo verhinderten ſie die Beſchiffung des

Fluſſes nicht. War aber das erſtere, ſo mußte man, wie es in Amerika gewöhnlich iſt, das Boot ans Land ſchleppen und jenſeits des Falles wieder in den Fluß ſetzen.

6. Der Fluß de **los Reyes** ſteht auf allen Karten, nur auf einigen irrig in 43°, weil man ihn mit **Martin de Aguilar's** Einfahrt verwechſelte. In einer Spaniſchen Handſchrift, die von Mexico den 24ſten October 1770 datirt iſt, und den Marſch der Spaniſchen Truppen nach **Monterey** im Jahre 1768 beſchreibt, heißt es ausdrücklich: **Rio de los Reyes** iſt die Gränze der Spaniſchen Entdeckungen *). Alſo ſind wenigſtens die **Reſultate** von **de Fonte's** Reiſe bekannt geworden, wenn ſchon die Nachricht von der Reiſe ſelbſt ſich (bis auf dieſen einen Brief) verloren hat. Kein anderer Spaniſcher Seefahrer vor 1640 iſt ſo weit nach Norden gekommen.

Die weiteren Entdeckungen des Admirals **de Fonte** und ſeiner Gefährten laſſen ſich nicht mit der Genauigkeit beſtimmen, daß man ſie auf der Karte entwerfen könnte. Sie dienen in ihrem jetzigen Zuſtande lediglich dazu, die Aufmerkſamkeit der neueren Seefahrer zu

---

*) *Dalrymple*, Iuttrade. p. 15. Note 2.

erregen; und hätte nicht die lächerliche Unwiſſenheit des Engliſchen Admiralitäts-Collegii und des Chefs dieſes Departements, des Grafen **Sandwich**, im Jahr 1776 den großen **Cook** durch die abſurdeſten Verhaltungsbefehle von der genauen Erforſchung der Nordweſtküſte von Amerika zwiſchen 40° und 60° N. Breite abgehalten, ſo würden wir um viele Jahre früher mit der wahren Lage jener Länder bekannt und dadurch in Stand geſetzt worden ſeyn, de **Fonte**'s Spur vollſtändig zu verfolgen.

§. 19.

Fernere Anzeigen von dem inländiſchen Meere in dieſen Gegenden.

Wenn man, um billig zu ſeyn, aus den unvollſtändigen Nachrichten, die ſich unter den Namen von **Martin Chacke**, **Andres de Urdanietta**, **Juan de Fuca**, **Martin de Aguilar** und **Bartolomeo de Fonte** finden, für das Daſeyn Einer oder mehrerer Oeffnungen an der Nordweſtküſte, die zu einem tief ins Innere von Nordamerika gehenden Meere führen, nichts Poſitives ſchließen will; ſo kann man ſich doch nicht entbrechen, bey der Uebereinſtimmung ſo vieler, ganz verſchiedener und auf ganz verſchiedenen Wegen bis zu uns gekommener Nachrichten eine gewiſſe **Wahrſcheinlichkeit** anzuerkennen, welche auf das Daſeyn eines ſolchen innerhalb Landes befindlichen Weſtmeeres hinzudeuten ſcheint. Dieſes Weſtmeer iſt aber auch auf einer Karte in der Spaniſchen Originalausgabe der Noticia de California vom Jahr 1757 ganz beſtimmt angegeben, und Herr **Dalrymple** hat dieſe Karte ihrer Seltenheit wegen nachſtechen laſſen. Man ſieht hier den Raum zwiſchen den Einfahrten des **Martin de Aguilar** in 43° und des **Juan de Fuca** in 47° N. Br. als eine Inſel gezeichnet. Beyde Einfahrten führen zu einem ſehr großen mittelländiſchen Meere, welches ſich von 43° bis 60° N. Br. erſtreckt, und zwiſchen 40 Graden der Länge eingeſchloſſen iſt. Aus einem Landſee zwiſchen 61° und 63° N. Br., etwas nordoſtwärts von dieſem Meere, läuft ein Fluß, welcher eine ſüdliche Richtung behält, bis er in 52° und 54° in zwey Armen ſich weſtwärts wendet und in das eben beſchriebene Meer fällt. Von Juan de Fuca's Einfahrt geht die Küſte nordweſtwärts bis in den 57° N. B. Hier findet man einen ſehr weitläuftigen bis 62° gehenden Sund gezeichnet, welcher voll Inſeln und mit zwey an einander hangenden Seen in Nordnordoſt, die ſich bis 72° N. Br. nahe an Baffinsbay erſtrecken, in Verbindung iſt. Nach Norden hin geht ein anderer Arm in einen weiten bis 76° hinaufgeführten, inſelreichen weſtlichen Meerbuſen. Dieſe Karte beweiſet, wie mich dünkt, zur Genüge, daß man allerdings in Spanien beſtimmtere Kenntniß von der Lage jener Weltgegend beſaß, als es diejenigen zugeben wollen, die eine jede Nachricht, welche ſich nicht mit ihren Hypotheſen reimt, erdichtet nennen. Die Jeſuiten, denen man die **Noticia de California**, folglich auch dieſe Karte verdankt, ſcheinen alſo doch wohl ſo weit nordwärts gekommen zu ſeyn, wie de Fonte's Brief es behauptet; und da ſie ſelbſt ſolche Zeugniſſe von ihren Entdeckungen vorlegen, ſo fällt abermals eine ſchwache, auf ihrem vermeinten Stillſchweigen beruhende Einwendung gegen die Aechtheit jenes Briefes weg *).

---

*) Das gänzliche Stillſchweigen der Jeſuiten wäre kein Beweis gegen de Fonte; aber es iſt ja nicht einmal erwieſen. Iſt denn alles, was nicht in Druck bekannt iſt, darum

In dem Arcano del Mare, welches zu Florenz 1661 herausgekommen iſt, befindet ſich unter andern ſchon eine Karte von der Nordweſtküſte von Amerika, worauf in 47° 20′ N. Br. eine tiefe Bay unter dem Namen Baia de los Tachaios angegeben wird. Auch in der Karte von Mexico, die Don Joſeph Antonio y Ramirez 1768 bekannt gemacht hat, ſieht man eine Laguna de Teguyo in 41° 30′ N. Br. (alſo vermuthlich nur nach Hörenſagen angegeben), von welcher es heißt, daß aus der Nähe derſelben die Mexicaner gekommen wären, um ihr Reich zu errichten. Von dieſem See ſpricht ſchon **Cox** in ſeinen Carolana p. 64., wo er eines Capitains **Coxton** erwähnt, „der ein Schiff von ſechs und zwanzig Kanonen ausgerüſtet hatte, um das Manilaſchiff zu kapern, welches ſich, wie man ihm berichtet, gewöhnlich in 42° N. Br. der Küſte näherte. Als er aber an die obere Gegend von Californien kam, war es noch

---

auch nicht aufgeſchrieben worden? Ich ſelbſt habe die wichtigſten Handſchriften von den Miſſionarien dieſer Geſellſchaft aus Abiſſinien geſehen, die nicht gedruckt und, ſeit der Aufhebung des Ordens, nur durch einen ſeltenen Zuſammenfluß von Umſtänden, von Goa nach England gekommen ſind.

zu früh für die Ausführung ſeines Vorhabens; er ſchiffte alſo längs der Küſte hin, und lief in einen Fluß ein, der in einen großen See führte. Unweit der Mündung deſſelben fand er eine bequeme Inſel, wo er ſich zwey bis drey Monathe lang aufhielt, um ſeine Mannſchaft zu erfriſchen. Er hatte zufälliger Weiſe einen Mann an Bord, der die Sprache der Eingebornen verſtand. Dieſe Leute bezeigten ſich ſehr freundlich gegen ihn, ſobald ſie wußten, daß er ſeinen Zug gegen die Spanier unternommen habe; er ward ſehr vertraut mit ihnen, und erhielt von ihnen alles, was er brauchte. Er nennt ſie das Volk **Thoya**; ich finde aber, daß die Spanier in ihren verſchiedenen Expeditionen den Ort **Thoyago** und bisweilen **Tejago** nennen. Mit den Spaniern führen ſie öfters Kriege, worin es ihnen noch immer gelungen iſt, die Spanier zurückzuſchlagen. Sie können dreyßig bis vierzigtauſend Menſchen ins Feld ſtellen. Dieſe Nationen nebſt noch zwey andern benachbarten, die ihnen wenig nachgeben, hält man für die klügſten und geſittetſten Indianer in Amerika."

Ein anderes Zeugniß für ein inländiſches Meer findet ſich in einem Spaniſchen Schriftſteller, Don Francisco Seixas y Lovera aufbewahrt. Dieſer erzählt in ſeinem Theatro Naval Hydrografico, Madrid, 1668. 4., daß **Thomas Peche**, ein Engländer, im Jahr 1676 hundert und zwanzig Meilen weit in der Meerenge Anian fortgeſegelt ſey, um auf dieſem Wege nach England zurückzukehren; da es aber bereits ſpät im October und der Nordwind nebſt der ſtarken Strömung von Norden her ihm entgegen geweſen wäre, ſo hätte er ſeinen Lauf zurück nach Californien und dann längs **Neuſpanien** und **Peru** gerichtet und wäre durch **Magellans** Meerenge im Jahr 1677 nach Hauſe gekommen.

Selbſt die ſo lange verfochtene irrige Meinung, daß Californien eine Inſel ſey, ſcheint auf einem Mißverſtande beruhet zu haben, den nur eine unvollkommene Kenntniß des inländiſchen Meeres oberhalb dieſer Halbinſel veranlaſſen konnte. Endlich muß man noch die mancherley Zeugniſſe hinzurechnen, welche **Deliſle** geſammelt hat, um darzuthun, daß man in Canada das Daſeyn eines mittelländiſchen Meeres an der Weſtſeite von Amerika längſt, und zwar auf die Ausſage der Indianer, geglaubt habe; wohin auch noch die Nachricht gehört, daß am Fuße des **Gebirges von glänzenden Steinen** die Fluth ſteigt und fällt, obgleich dieſes Gebirge noch mehr als dreyhundert geographiſche Meilen *) von der Küſte **Neu-Albion** entfernt iſt. Die Berichte der Eingebornen in **Louiſiana** und in **Neu-Mexico** ſtimmen mit dieſen Canadiſchen Nachrichten überein. **D'Espejo**, der den Fluß **Colorado**, welcher in den **rothen Meerbuſen** (Mar Vermejo) zwiſchen Californien und Neuſpanien fällt, hinaufwärts reiſete, hörte, je weiter er kam, deſto mehr von dem großen Meere reden; und **la Hontan**, der in 46° N. Br. ſehr weit nach Weſten gedrungen iſt, erfuhr von der Nation der **Moſemleks**, daß ein anderer Stamm, den ſie **Tahuglauks** nannten, an einem großen Meere wohnte und an deſſen Ufern wenigſtens hundert verſchiedene Niederlaſſungen (villes) inne hätte. Dieſe **Tahuglauks** kleiden ſich in Thierfelle, tragen pyramidaliſche Mützen, ſind verhältnißmäßig gegen die anderen Nordamerikaniſchen Stämme in den Künſten ſehr geübt und auf eine höhere Stufe der Cultur gelangt [*]). Mir iſt die Aehnlichkeit zwiſchen dieſer Beſchreibung und demjenigen, was wir jetzt von den Einwohnern des **Nutkaſundes** wiſſen, einigermaßen aufgefallen. Gewiß läßt es ſich nicht läugnen, daß dieſes letzt genannte Volk vor den Horden im innern Nordamerika gewiſſe Vorzüge einer weitern Ausbildung beſitzt; und exiſtirt ein Meer innerhalb des Landes, welches **Nutkaſund** umgiebt, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß die Völkerſchaft an ſeinen Ufern mit den **Nutkaern** verwandt ſeyn kann.

---

*) Engliſche geographiſche Meilen, 60 auf einen Aequatorgrad. Alſo ſind jene 300 = 75 Deutſchen Meilen.

§. 20.

Verfolg der Entdeckungen im Nordoſten von Amerika.

Während der Zeit, daß Spanien Verſuche machte, an der nordweſtlichen Küſte von Amerika eine Durchfahrt aus dem großen in den nordatlantiſchen Ocean zu finden, waren andere Nationen bemühet, eben dieſe Durchfahrt wo möglich von der nordöſtlichen Seite zu entdecken. Die näheren Umſtände dieſer Entdeckungsverſuche hier aufzuzählen, gehört nicht zu unſerem Zweck; es wird hinreichend ſeyn, wenn wir im Allgemeinen erinnern, daß die unglaubliche Geduld und Beharrlichkeit, die zumal die Engländer in dieſen Unternehmungen zeigten, keinesweges mit glücklichem Erfolge gekrönt worden ſind. Zwar iſt der ungeheuer große Meerbuſen im höchſten Norden, der ſich unter dem Namen der **Baffinsbay** bis hinauf in 79° Nördlicher Breite erſtreckt, und an der Oſtſeite von der — Inſel? oder — Halbinſel **Grönland** begränzt wird, und hiernächſt auch ein zweyter tiefer Buſen, die **Hudſonsbay**, die zwiſchen 52° und 65° N. Br. liegt, dem Fleiße der Entdecker nicht entgangen. Allein dieſe Entdeckungen, von denen beſonders die letztere für den Pelzhandel ſo wichtig geweſen iſt, daß eine Handlungs-Compagnie unter dem Schutz eines ihr bewilligten Monopoliums daſelbſt verſchiedene Poſten angelegt und ihre Handelsplätze mehrere hundert Meilen weit im Innern des Landes errichtet hat, ſcheinen nur die unüberwindlichen Hinderniſſe, welche die Natur in dieſer Gegend der Schifffahrt entgegenſetzt, in ein helleres Licht geſtellt zu haben. So wenig es der Wunſch und das Intereſſe der Hudſonsbay-

---

[*]) Voyages du Baron *de la Hontan* dans l'Amerique septentrionale, La Haye, 1706. 12. p. 224. ſeq.

Compagnie ſeyn konnte, die Auffindung einer Durchfahrt zu begünſtigen, ſo iſt es nach ſo vielen mißlungenen Verſuchen doch wohl für ausgemacht anzunehmen, daß nur noch wenige Stellen übrig ſind, wo eine Straße zwiſchen dem Atlantiſchen und dem noch weſtlicher gelegenen Eismeer als möglich gedacht werden kann. In der Hudſonsbay giebt es, wie man jetzt mit ziemlicher Zuverſicht behaupten kann, nur Eine ſolche Stelle, nämlich in der ſo genannten Repulſebay, um den 67ſten Gr. nördlicher Breite. Es iſt wahr, daß Middleton, der einzige Seefahrer, der dieſen Buſen je beſuchte, hier im Jahr 1742 keinen Durchgang gefunden hat; allein ohne die Beſchuldigung gegen ihn geltend zu machen, die Arthur Dobbs und andere eifrige Verfechter der nordweſtlichen Durchfahrt auf ihn wälzten, als ſey er von der Hudſonsbay-Compagnie beſtochen worden: ſo muß es doch jedem, der nur einigermaßen mit dem Entdeckungsgeſchäfte praktiſch bekannt iſt, ſehr lebhaft auffallen, daß die kurze Zeit, die auf dergleichen Unterſuchungen der Küſten verwendet wird, keinesweges hinreichend iſt, um ein Endurtheil fällen zu können. Man läuft in einen Buſen ein, der vielleicht vierzig Seemeilen im Durchmeſſer hält; man nähert ſich beyden Ufern, findet Land auf beyden Seiten, ſieht es auch wohl im Maſtkorbe rund um den ganzen Horizont, und kehrt zurück in der Ueberzeugung, daß hier keine Oeffnung zu finden ſey; da doch nichts in der Welt möglicher iſt, als daß, vermittelſt der Lage und Richtung der Küſten, der Eingang einer Durchfahrt verdeckt bleiben und nur in der Nähe ſichtbar werden konnte. Die Karten, welche die Indianer um Hudſonsbay angegeben haben, ſtimmen mit allen mündlichen Ausſagen dahin überein, daß ſie eine Communication zur See zwiſchen Repulſebay und dem **Eismeer** in der Gegend des von **Hearne** entdeckten **Koppermine-** (Kupfergruben-) Fluſſes vermuthen laſſen. Dieſe Durchfahrt konnte vielleicht Shapley gefunden haben, als de Fonte ihm auf den Flüſſen aus Südweſten entgegen kam. Mit ihr wäre aber der Schifffahrt noch wenig geholfen, da ſie die Nothwendigkeit vorausſetzt, an den Küſten des Eismeeres bis in die Behringsſtraße fortzuſchiffen, und ſich alſo der Gefahr vom Eiſe eingeheimt zu werden, beſtändig auszuſetzen. Die Möglichkeit einer nordweſtlichen Durchfahrt, welche ſüdlicher als die eben erwähnte ginge, und das Land von Amerika etwa in ſüdweſtlicher Richtung von der Hudſonsbay aus durchſchnitte, iſt durch die Reiſe zu Fuß, die Herr Hearne von den Handelsposten in Hudſonsbay bis an das **Eismeer** vorgenommen hat, gänzlich verſchwunden; denn geſetzt auch, daß ſeine Berechnung der Breite des Ortes, wo er das Eismeer berührte, wie ſie in dem Verſuche: **Cook der Entdecker**, (Th. I. d. Samml. S. 70. u. f.) angegeben wird, die Küſte um viertehalb Grade zu weit nach Norden ſetzte, ſo wäre doch ſchon eine Breite von 68° 15′ hoch genug im Norden, um alle mögliche Kanäle aus der Hudſonsbay, den aus der **Repulſebay** ausgenommen, gänzlich abzuſchneiden.

§. 21.

Entdeckungen der Ruſſen.

Es gehört zu den merkwürdigſten Erſcheinungen, welche die Ueberlegenheit des Menſchen über die ganze Natur recht anſchaulich machen, daß ſelbſt die roheſten, von Hülfsmitteln beynahe gänzlich entblößten Völker, ohne die Vortheile die uns in unſerem verfeinerten Zuſtande die Vervollkommnung der Künſte und

Wiſſenſchaften faſt überall darbietet, den Gefahren der Elemente getrotzt, in kleinen, unſicheren Fahrzeugen ungeheure Meere beſchifft und die entlegenſten Küſten beſucht haben. In der Geſchichte der Vernunft, wenn man ſie je entwerfen ſollte, wäre die Aufzählung dieſer Unternehmungen unſtreitig einer der wichtigſten Abſchnitte; die Bevölkerung der Erde und das Band der Völker unter einander beruhet faſt gänzlich auf gewagten Schiffſahrten. **Amerika** konnte freylich im Norden leicht aus dem nahen Lande der **Tſchuktſchen** bevölkert werden; allein der große Abſtand der ſüdlicheren Bewohner dieſes Welttheils (vom 56ſten Grad der Breite an nach dem Aequator und über denſelben hinaus gerechnet) von den **Eskimos**, den **Grönländern**, den **Aleyuten** und ihren Verwandten, deutet offenbar auf einen andern Urſprung. Die **Sonnenkinder** in **Peru** und die Stifter einer ſittlichen Verfaſſung in **Mexico** ſchwammen vielleicht, eben ſo wie die Bewohner der Südſeeinſeln, auf kleinen Kähnen über ungeheure Räume des Meeres, und verpflanzten die Begriffe des öſtlichen Aſiens in die andere Hälfte der Erde. Wollte man aber an ihrer Ueberkunft auf dieſem Wege zweifeln, ſo bewundern wir doch mit Recht die kühnen Schifffahrten der Normänniſchen Helden, die im neunten Jahrhundert **Island** und **Grönland**, und im eilften ſogar die ſüdlicher gelegenen Küſten von **Nordamerika** entdeckten. Ohne die Magnetnadel brauchen, ohne die Polhöhe meſſen, geſchweige die Länge berechnen zu können, ohne einen richtigen Begriff von der Geſtalt und Größe der Erde zu beſitzen, ohne ein ordentliches Tagebuch zu führen, mit ungeſchickten Fahrzeugen und einer höchſt mangelhaften Zurüſtung, wagten dieſe Abentheurer ſich über das Meer, und — was ungleich wichtiger und merkwürdiger iſt — ſie wußten den Weg nach ihrer Heimath zurück zu finden. Etwas Aehnliches, obwohl nicht nach dieſem großen Maßſtabe, liefert uns die Geſchichte der erſten Ruſſiſchen Verſuche im Norden und Oſten dieſes großen Reiches. Die ganze nördliche Gränze von Aſien längs dem Eismeere ward von Ruſſen entdeckt und beſchifft. Ruſſiſche Abentheurer verirrten ſich bis nach Spitzbergen, und Deſchnew, ein Koſake und Abkömmling der Entdecker und Eroberer Sibiriens, fuhr ſchon

1548

1648 um die nordöſtliche Spitze von Aſien durch die Meerenge, welche dieſen Welttheil von Amerika ſcheidet, nach dem Fluſſe **Anadir**. Mit eben ſo wenig Kenntniß der mathematiſchen Nautik wurden die Ruſſiſchen Eroberer der Halbinſel **Kamtſchatka** durch den einträglichen Pelzhandel nach dem großen **Archipelagus** hinüber gelockt, der ſich an die Amerikaniſche Halbinſel **Alaska** anſchließt, und den durch die **Behringsſtraße** ſtürzenden Strom des Eismeers bricht. Nicht zufrieden mit der Entdeckung und Beſitznahme dieſer Inſeln, folgten ſie der Küſte durch jenes kalte, rauhe, von unaufhörlichen Stürmen zerwühlte Meer, ſammelten mit Lebensgefahr in ihren kleinen Fahrzeugen das reiche Pelzwerk von den Eingebornen, und erreichten ſchon den 55ſten Grad der Länge, vom Hafen St. Peter und Paul, eine Entfernung, die mehr als vierhundert Deutſche Meilen in gerader Linie, und, wie die Fahrt genommen werden muß, mehr als ſechshundert ſolche Meilen beträgt.

Dieſe Handelsfahrten wären für den Geographen unfruchtbar geblieben, wenn ſie nicht von Zeit zu Zeit die Aufmerkſamkeit der Regierung auf ſich gezogen und die Sendung geſchickter Seeofficier mit allen erforderlichen Hülfsmitteln zu genauerer Beſtimmung der Lage der Oerter veranlaßt hätten. Bereits im Jahre 1728 durchſchiffte der Capitain **Vitus Behring** die in der Folge nach ihm benannte Meerenge, welche Deſchnew zuerſt befahren hatte, und kam von Niſchnei Kamtſchatkoi Oſtrog bis an das Vorgebirge Serdze **Kamen** (Herzſtein) in 67° 18′ Nördl. Breite. So ward alſo zum erſtenmal durch **zuverläſſige Beobachtungen** beſtimmt, daß die beyden großen Landmaſſen unſrer Erdkugel nicht an einander hangen, obgleich die Entdeckung der Amerikaniſchen Küſte zwiſchen 65° und 66° N. Breite, die **Gwosdew** im Jahre 1730 machte, eben ſo deutlich zu erkennen gab, daß ſie einander in jener nördlichen Gegend ſehr nahe kommen, und vielleicht nur durch irgend eine heftige Revolution, deren der Erdball in den älteſten Abſchnitten ſeines Daſeyns ſo viele erlitten haben kann, von einander getrennt worden ſind. Die Wichtigkeit dieſer Entdeckung feuerte den Hof von St. Petersburg zu neuen und größeren Unternehmungen an. **Behring** ward zum zweytenmal mit ſeinen ehemaligen Gefährten Spangberg und Tſchirikow nach den öſtlichen Gränzen von Aſien geſchickt, um die von Engländern und Spaniern ſo oft vergeblich geſuchte nördliche Durchfahrt wo möglich aufzufinden. Man hat von den ungeheuren Koſten und der Anſtrengung der Kräfte, die zu einer ſolchen Ausrüſtung gehören, keine richtige Vorſtellung, wenn man nur bey dem Gedanken verweilt, daß zu der bevorſtehenden Reiſe fünf oder ſechs Fahrzeuge von unbeträchtlicher Größe ausgerüſtet wurden. Allein einen beſſeren Maßſtab giebt die Länge der Zeit, welche lediglich mit dem Tranſport der Geräthe und Materialien, und zu der nöthigen Vorbereitung auf die Reiſe verſtrich. Im Jahr 1733 ging Behring von St. Petersburg ab; und erſt im Jahr 1738 konnte er den Capitain Spangberg auf die Unterſuchung der Kuriliſchen Inſeln ausſchicken, die er aber im Jahr 1739 erſt vollendete. Im Junius 1741 konnte endlich Behring mit zwey Schiffen, wovon Tſchirikow das zweyte commandirte, ſeine größere Entdeckungsreiſe antreten. Die Unfruchtbarkeit der öſtlichen Küſten von Aſien, ihre unwirthbare Kälte, ihr gänzlicher Mangel an Bäumen und vorzüglich an Bauholz aller Art, die Höhe der Gebirge, welche ſich zwiſchen dem Laufe der öſtlichen und der nördlichen Sibiriſchen Flüſſe hin ziehen — alles ſchien dem Bau und der Betakelung der Ruſſiſchen Schiffe unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg zu legen; allein der edle Stolz der Kaiſerin, der Muth ihrer Officier, und das Beharren von beyden Seiten beſiegten den Widerſtand der Natur. **Behring** entdeckte auf dieſer Reiſe die Inſeln, welche öſtlich längs der Halbinſel **Alaska** liegen, **Kadjak** oder **Kodiak**, **Schumagins Inſeln**, und die **Nebelinſel** (Tumannoi Oſtrow). Er erreichte die Bay, die jetzt ſeinen Namen führt (in 59° 18' N. Br. und 220° 29' O. Länge von Greenwich,) und beſtimmte die Lage der beyden Vorgebirge **St. Elias** und **St. Hermogenes**, zwiſchen denen ſich, wie **Cook's** Entdeckungen zeigen, die beyden großen Buſen, der **Prinz Wilhelms Sund** und der **Cooksfluß**, nach Norden hin erſtrecken. Auf der Rückreiſe ward er am Scharbock ſo gefährlich krank, daß er das Bett hüten und die Führung ſeines Schiffes dem Lieutenant **Waxel** anvertrauen mußte. Die ganze Mannſchaft erkrankte ebenfalls an dieſer furchtbaren Peſt der Seefahrer; und um das Maß ihrer Leiden voll zu machen, litt ſie unweit der Küſte von Kamtſchatka Schiffbruch an einer Inſel, die durch den Tod des Befehlshabers ſeinen Namen erhielt. **Tſchirikow** hatte während der Zeit die Küſten von Amerika etwas ſüdlicher als **Behring**, nämlich in 56° N. Breite, und nach ſeiner Rechnung 60°, im Grunde aber beinahe 70°, öſtlich von St. Peter und Paul berührt, und war den 11ten October glücklich nach Kamtſchatka zurückgekommen.

Durch dieſe Entdeckungsreiſe war nunmehr der Umriß der Amerikaniſchen Küſte gegen Norden hin im Allgemeinen beſtimmt. Man hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß ſie von Californien an, bis gegen den 60ſten Grad nördlicher Breite, ihre nördliche Richtung beyzubehalten, von dieſem Parallelkreiſe an aber ſich wieder bis zum 55ſten Grad ſüdweſtlich herabwärts zu ziehen, und dann erſt nach Norden zu dem von **Gwosdew** berührten Lande, **Tſchukotskoi Nos** gegenüber, zwiſchen 65° und 66° hinaufzuſteigen ſchien. Allerdings waren es nur einzelne, oft hundert Meilen von einander entfernte Punkte, die man bis jetzt beſtimmt hatte; zwiſchen ihnen konnte noch manche weite Durchfahrt liegen, und es blieb dem Fleiß und dem Unternehmungsgeiſte künftiger Entdecker noch viel zu erforſchen übrig. Die unruhige Periode in der Ruſſiſchen Geſchichte, die auf jene Entdeckung folgte, und hernach der ſchwere ſiebenjährige Krieg unterbrachen die Operationen des Ruſſiſchen Hofes auf dieſer Seite, bis die jetzt regierende Kaiſerin im Jahr 1768 dem Capitain **Krenitzyn** den Befehl ertheilte, die mittlerweile durch die Reiſen der Pelzhändler bekannt gewordenen Inſelgruppen aufzunehmen und bis an das feſte Land zu verfolgen. Das Reſultat dieſer Reiſe und der Privatunternehmungen, die **Bragin** und **Saikof** 1772 vollführten, finden wir in den Karten, welche **Coxe** in England, und **Pallas** in Rußland herausgegeben haben; der Archipelagus, der, von der Halbinſel Alaska weſtwärts in einem Bogen hingeſtreuet, das ſeichte Meer von Kamtſchatka gegen Süden begränzt, iſt, wenn nicht mit der Genauigkeit womit **Cook** ſeine Entdeckungen zu beſtimmen pflegte, doch bereits, was die Zahl und verhältnißmäßige Lage der Inſeln betrifft, ziemlich ſorgfältig erforſcht.

Dieſe Beſtimmungen gehörten nur zu den entfernten Vorbereitungsanſtalten, die einem weit umfaſſenden Entdeckungsplane voran gehen mußten. Cook's Beſchiffung dieſer Gegenden fiel zwiſchen jenen Reiſen und dem zur Ausführung eines größern Vorhabens beſtimmten Zeitpunkte. Dem Scharfblick der Kaiſerin konnten die großen Ausſichten nicht entgehen, die ſich hier für den Flor ihres unermeſſenen Reiches und beſonders ſeiner öſtlichen Provinzen öffneten. Wir leſen im Tagebuche des Franzöſiſchen Conſuls **Leſſeps**, daß ein Engliſcher Seeofficier, Namens **Billings**, im Jahr 1788 alle die Schwierigkeiten aufs neue bekämpfte, welche ſein Vorgänger **Behring** funfzig Jahre zuvor überwand, um nach dem Hafen Ochotzk die Materialien und Vorräthe zum Bau und zur Ausrüſtung eines neuen Entdeckungsgeſchwaders zu führen. Wir leſen im Tagebuche des Schiffscapitains **Douglas**, daß der Spaniſche Capitain **Don Eſtevan Joſeph Martinez**, während ſeines Aufenthalts auf Unalaſchka, im Jahr 1788 in Erfahrung gebracht hatte: von Europa aus würden Ruſſiſche Schiffe daſelbſt erwartet, um die Entdeckung von Amerika zu vollenden und vielleicht bequemere Handelsposten auf der nordweſtlichen Küſte dieſes Welttheils anzulegen. Dieſe Nachrichten enthalten indeß nur Bruchſtücke eines Plans, welcher der großen Beherrſcherin Rußlands vollkommen würdig war. Der Augenblick ſchien da zu ſeyn, wo Amerika zwiſchen Rußland, Japan und China ein dauerhaftes, auf gegenſeitiges Bedürfniß gegründetes Band knüpfen ſollte; und ſelten werden ſo viele günſtige Umſtände zugleich ſich wieder zum Vortheile der Wiſſenſchaften ſo glücklich vereinigen: der Wille und die Weisheit einer mächtigen Monarchin; das Talent eines jungen Seemannes, der in Cooks Fußſtapfen getreten wäre; die freye Wahl jedes einzelnen zu dieſer Unternehmung aufgerufenen Gehülfen! In dem Augenblick, da ich dieſes ſchreibe, wären vielleicht die Erwartungen übertroffen, die Europa ſich von der erſten Ruſſiſchen Weltumſchiffung machen durfte, und auch mir wäre das Loos zugefallen, an Entdeckungen Theil zu nehmen, die jetzt nur Möglichkeiten einer fernen Zukunft bleiben. Handelseiferſucht ſtörte dieſes ſo glücklich und groß gedachte Unternehmen; die Barbaren an der Propontis ließen, ohne es nur gewahr zu werden, ſich als Werkzeuge einer ſchlaueren Politik brauchen, und forderten den Krieg, der den Untergang ihres Reiches bereitet hat. Rußland verſchwendete ſeine Schätze, und das Blut ſeiner tapfern Krieger floß auf den erſtürmten Mauern von Otſchakow und Ismail; aber auch **Mulowsky**, der zum Anführer jener neuen Entdeckungsfahrt auserkohrne Mann, ward das Opfer ſeines Heldenmuthes *). Wenn die Verkettung der Begebenheiten den wohlthätigſten Entwürfen ſo in den Weg tritt und ſie ohne unſer Zuthun vereitelt, dann dürfen wir vielleicht ſagen, daß die Welt für manches Gute noch nicht reif zu ſeyn ſcheint! — Doch genug hiervon an dieſem Orte.

§. 22.

Neue Spaniſche Reiſen.

Seit dem Jahre 1764 hatten die Engländer dreymal die Welt umſchifft, als die Spaniſche Regierung endlich im Jahr 1773 gleichſam aus ihrer Lethargie erwachte, und von Callao in Peru eine neue Entdeckungsreiſe veranſtalten ließ. Ihre Politik hat aber die Bekanntmachung ſowohl dieſer, als einiger folgenden Unternehmungen nicht für rathſam erachtet. Dünkte es ſie wirklich ſo gefährlich, die Lage der Inſeln und Länder, welche andere Seefahrer vor den ihrigen genau beſtimmt hatten, dem Publikum zu verrathen? — oder, daß ich Scherz in Ernſt verwandle, ſchämte ſie ſich, der Welt zu geſtehen, daß man nichts ausgerichtet und im Jahr 1790 noch keine gültigeren Anſprüche, als die Schenkungen in Alexanders des Sechſten Demarcationsbulle, auf den Beſitz der von Cook erforſchten Weltgegenden aufzuweiſen hätte? Allein es war ja nicht die Schuld der braven und geſchickten Officier, eines Langara y Huarte, eines Buenechea, eines Heceta, eines Bodega y Quadra, eines Martinez, daß der Fluch des Mönchsregiments alle Sehnen jener einſt ſo großen und ſo edlen Monarchie gelähmt hatte und ihre Herrſcher gegen ihren eignen Vortheil wie gegen die Wohlfahrt des Staates, erblinden ließ. War ihnen durch die Trägheit und Gleichgültigkeit eines bis in die Wurzel verderbten Regierungsſyſtems die Ehre der erſten Entdeckung in vielen Fällen entgangen, ſo forderte doch die Gerechtigkeit gegen ihre Verdienſte eine vollkommene Darlegung alles deſſen, was ſie in Befolgung ihres Auftrages ausgerichtet hatten. Nicht genug alſo, daß man ihnen lange die Mittel vorenthielt ſich zu Ruhm und Ehre hinaufzuſchwingen, kümmerte man ihnen auch den Antheil den ſie mit Aufopferungen aller Art ſo theuer erkauften; und das in einer Monarchie, deren Grundpfeiler Ruhm und Ehre ſind! So wundre man ſich aber auch nicht mehr, wenn dieſe Grundfeſten endlich ſinken, und das modernde Gebäude, worin nur noch Ungeziefer gedeihen, plötzlich zuſammenſtürzt und ſie in Schutt begräbt.

---

*) Er fiel in dem Gefecht am 26ſten Julius 1788 bey Bornholm auf der Oſtſee, als Brigadier-Capitain und Befehlshaber eines Linienſchiffes, im acht und zwanzigſten Jahre ſeines Alters.

Auf einer von den Reiſen, die vor dem Jahre 1775 unternommen wurden, — das genaue Jahr und der Name des Befehlshabers ſind unbekannt — ſollen die Spanier bis zum 55ſten Grade nördlicher Breite an der Nordweſtküſte gekommen ſeyn. Im Jahre 1775 ſchiffte **Don Bruno de Heceta** bis zu 57° 57′ N. Breite. Die Punkte, wo er die Küſte berührte, waren in 41° 7′ der Hafen **Trinidad**, in 57° 2′ das Vorgebirge **Engano**, in 57° 11′ der Hafen **Guadalupe**, in 57° 18′ dicht neben dem vorigen der Hafen **de los Remedios**, und auf dem Rückwege in 55° 17′ der Hafen **Bucarelly**, der dieſen Namen zu Ehren des damaligen Vicekönigs von Mexico erhielt. Der letzte auf dieſer Fahrt beſuchte Ort ward der Hafen **de la Bodega** genannt, und iſt wahrſcheinlich kein anderer, als der bereits im Jahr 1579 von Sir Francis Drake entdeckte und nach ihm benannte Hafen. Er liegt in 38° 18′ N. Breite. Ein kurzes Tagebuch dieſer Reiſe, von **Don Antonio Maurelle**, dem zweyten Steuermann auf einer dabey gebrauchten Galiote, hat man, ungeachtet der Spaniſchen Geheimnißkrämerey, in England abſchriftlich erhalten und zum Druck befördert*). Von einer ſpätern Reiſe längs dieſer Küſte im Jahr 1779 findet man ein ſchönes Denk-

---

*) Die Engliſche Ueberſetzung ſteht in *Barrington's* Miſcellanies London 1781. 4., und von Herrn Pallas iſt eine Deutſche in die Neuen Nordiſchen Beytrage, (St. Petersburg. 1782. 8.) III. B. S. 198. eingerückt worden.

wohl in Herrn **Dalrymple's** großer Kartenſammlung, wo No. 24. in der XIV. Klaſſe einen ſehr ſorgfältig und mühſam ausgearbeiteten Abriß des Hafens Bucarelly, den die Engländer einen Sund nennen würden, darſtellt. Auf dieſem Blatte lieſt man zugleich die Notiz, daß **Don Juan Francisco de la (Bodega y) Quadra** dieſen Hafen im Jahre 1779 genau unterſucht habe. Seine Breite wird hier auf 55° 19′ N., und die Länge auf 27° 9′ W. von dem Vorgebirge **St. Lucar** in Californien beſtimmt. **Sir John Macpherſon**, Gouverneur von Madras, erfuhr von einigen Spaniſchen Officieren, mit denen er während ſeines Aufenthalts am Vorgebirge der guten Hoffnung Bekanntſchaft machte, daß die Spanier vor Kurzem in 47° 45′ N. Br. eine Einfahrt entdeckt hätten, durch welche ſie in ſieben und zwanzig Tagen bis in die Nähe von **Hudſonsbay** geſegelt wären. Der Gouverneur theilte dieſe Nachricht Herrn **Charles Greville** mit, der ſie ſeinem Freunde **Alexander Dalrymple** zur Bekanntmachung übergab *). Die genaue

---

*) *Dalrymple's* Plan for promoting the Fur trade etc. p. 21, 23.

Uebereinſtimmung dieſer Entdeckung mit der Erzählung des Griechen Juan de Fuca erregte mit Recht die Aufmerkſamkeit des Geographen; allein an eine weitere Befriedigung iſt wohl nicht eher zu denken, als bis Engliſche Seefahrer ſich den Wink zu Nutze machen, und die Lage des innern Amerika durch Bekanntmachung ihrer Wahrnehmungen im eigentlichen Verſtande entdecken. Eine verheimlichte Entdeckung iſt etwas Ungereimtes, ein Unding, worauf ſich niemand berufen darf. — Jetzt bliebe noch die Reiſe des Don Martinez übrig, die aber in der Folge einen deſto ſchicklicheren Platz erhalten wird, da ſie unter den Entdeckungsreiſen keinen zu verdienen ſcheint.

§. 23.

Capitain James Cook.

Die bereits erwähnte geheime Inſtruktion, womit man den großen Seemann James Cook auf ſeine dritte Entdeckungsreiſe ſchickte, lautet ausdrücklich:

„Bey Eurer Ankunft an der Küſte von Neu-Albion müßt Ihr in den erſten bequemen Hafen einlaufen, um Euren Holz- und Waſſervorrath zu ergänzen und Erfriſchungen zu bekommen, alsdann aber weiter nordwärts längs der Küſte bis zum 65ſten Grad der Breite oder noch weiter ſchiffen, falls Euch kein Land oder Eis im Wege iſt; auch wohl bedacht ſeyn, keine Zeit mit Unterſuchung der Flüſſe und Einbuſen oder ſonſt zu verlieren, bis Ihr die erwähnte Breite von 65° erreicht, wohin wir wünſchen, daß Ihr im künftigen Junius gelangen möget u. ſ. w."

Wenn man die Karte vor ſich hat, und dieſen Befehl dagegen hält, ſo erkennt man auf den erſten Blick, daß eine buchſtäbliche Befolgung dieſer widerſinnigen Vorſchrift uns um alle Entdeckungen, die Cook hier machen konnte, gebracht haben würde. Schon hat ſie uns die wichtigſten unverantwortlich geraubt, indem Cook bis zu dem Punkte, wo die Küſte ſich in 59° der Breite weſtwärts wendet, nur Einmal einen Hafen ſuchte und fand. Die Anmaßung, da wo alles unbeſtimmt und unbekannt iſt, das Verhalten des Entdeckers vorausbeſtimmen zu wollen, hat nur Eine Entſchuldigung für ſich, die ärger als die Sünde ſelbſt iſt, nämlich die gänzliche Hintanſetzung der wiſſenſchaftlichen Vortheile, die man ſich von einer genauen geographiſchen Unterſuchung der Nordweſtküſte von Amerika mit Zuverſicht verſprechen konnte, gegen den eingebildeten Vortheil der Auffindung einer nordweſtlichen Durchfahrt, die doch, nach der damals dem Admiralitätscollegio ſchon bekannten Wanderung des Herrn **Hearne**, bis in 72° N. Br. hinaufgehen mußte, folglich, wie ſich a priori wiſſen ließ, des Eiſes wegen kaum in zehn Jahren einmal ſchiffbar ſeyn konnte. Daher kam es denn, daß **Cook** die Küſte von Amerika, oder, wenn man ſie näher beſtimmen will, von **Neu-Albion**, in 44° 33′ N. Br. zuerſt hinan fuhr. Ein Vorgebirge, welches ſich hier zeigte, lag in 44° 55′ N. Br. und 235° 54′ O. Länge, und erhielt den Namen Cape Foulweather (Vorgebirge des böſen Wetters). **Cook** kreuzte des widrigen Windes wegen noch etwas ſüdlicher, ſo daß er das Cap **Blanco** in 43° 10′ und zwey noch nicht bekannte Spitzen, Cap **Gregory** in 43° 30′ und Cap **Perpetua** in 44° 6′ N. B. beſtimmen konnte. Hier hätte er **Martin de Aguilar's Fluß oder Einfahrt** aufſuchen können; allein das war ihm ja ausdrücklich verboten! In 47° 5′ N. B. ſchien ſich eine Offnung darzubieten;

ten; aber bald glaubte man annehmen zu müſſen, es ſey nur flaches Land geweſen, und daher erhielt die unmittelbar dabey nordwärts liegende Spitze den Namen Cape Flattery (Schmeicheley oder falſche Erwartung.) Hier wäre der Ort geweſen, Juan de Fuca's Meerenge aufzuſuchen, und ſo lange zu beharren, bis man ſie entweder gefunden, oder ihre Erdichtung unläugbar dargethan hätte. Statt deſſen war Nutka- oder König Georgs Sund in 49° 36′ N. B. und 233° 17′ O. L. der erſte Hafen, den Cook an dieſer Küſte beſuchte, als ihn der Waſſermangel nöthigte, ſich der desfalls zugeſtandenen gnädigen Erlaubniß zu bedienen. Beym Auslaufen aus dieſem Hafen hinderte ihn ein Sturm, ſich der Küſte vor dem 55ſten Grad wieder zu nähern, ſo gern er es auch gethan hätte, um den Streit über das „unwahrſcheinliche Mährchen", wie er es nennt, von de Fonte's Meerenge ein Ende zu machen. Indeß wagte er es doch nicht, auch nur Einen von den vielen Häfen, die ſich ihm zwiſchen jener Breite und der Gegend, wo die Küſte ſich nach Weſten lenkt, in ſo großer Anzahl zu öffnen ſchienen, mit ſeiner bekannten Genauigkeit zu unterſuchen, ſondern begnügte ſich, die Stellen anzudeuten, wo er aus der Ferne ganz ſichtbar den Eingang zu dieſen Ankerplätzen wahrgenommen hatte, und die Lage der merkwürdigen Landſpitzen, wie z. B. des **Caps Enganno** der Spanier, welches er **Cap Edgecumbe** nannte, des **Kreuz-Caps** (Croſs cape) und des **Caps Suckling** aſtronomiſch zu beſtimmen. Die Bayen, die er an dieſer Küſte entdeckte, aber nicht unterſuchen durfte, ſind die **Inſel-Bay** (Bay of Islands), der **Kreuz-** (Croſs) **Sund**, die **Behringsbay** und **Comptrollers Bay**. Indem er nun weſtwärts fortſchiffte, kam er endlich an den Eingang eines ſehr geräumigen Buſens, welcher ſich tief und faſt unabſehbar nach Norden erſtreckte. Hier wagte er es alſo, nähere Unterſuchungen anzuſtellen, denen wir den erſten Abriß von **Prinz Wilhelms Sund** verdanken. Die **Oſtſpitze** des Eingangs, oder das **Cap Hinchingbrooke**, in 60° 15′ N. Br. und 213° O. L., liegt jedoch nach neueren Beobachtungen auf einer Inſel; und überhaupt möchte wohl das Innere dieſes großen Buſens künftig noch näher unterſucht werden müſſen, um mit Zuverläſſigkeit entſcheiden zu können, ob er nicht mit den großen Einfahrten auf beyden Seiten, ſowohl nach Oſten als nach Weſten, durch einige noch nicht ganz erforſchte Arme zuſammenhange. **Cook** eilte indeß, da er zu einer nordweſtlichen Durchfahrt keinen Anſchein fand, noch weiter nach Weſten, und entdeckte jetzt den langen, merkwürdigen Arm der See, der ſich zwiſchen **Cap Eliſabeth** und **Cap Douglas** von 59° bis auf 61° 30′ N. Br. erſtreckt, und ſeitdem in England, ſeinem verewigten Entdecker zu Ehren, der **Cooksfluß** (Cooks River) genannt worden iſt*), weil er wirklich die Gewäſſer eines der größten Ströme in der bekannten Welt empfängt, deſſen fernere Unterſuchung wahrſcheinlich den Zugang zu den großen Landſeen im Inneren von Amerika erleichtern und ſolchergeſtalt eine inländiſche Communication zwiſchen der Oſt- und Weſtküſte eröffnen wird.

---

*) Wer dieſe Benennung ſchicklich findet, darf nicht Martin de Aguilar's Einfahrt wegdiſputiren, weil ſie ebenfalls nur ein Fluß genannt wird. Eigentlich hält es auch ſchwer, die Gränze zu beſtimmen, wo man annehmen ſoll, daß der Fluß aufhöre und das Meer anfange; die Höhe, wohin die Fluth das ſalzige Waſſer führt, iſt nicht hinreichend zu dieſer Beſtimmung, wo die Lage der Ufer ſo augenſcheinlich wie hier eine durch die Wirkung des Fluſſes hervorgebrachte Bildung verräth.

Vom Eingange dieſes Buſens oder Fluſſes an, erſtreckt ſich die Nordamerikaniſche Küſte weſtſüdweſtwärts bis an die von den Ruſſen ſchon beſuchte Südſpitze der Halbinſel Alaska. Nachdem ſich Cook auf der Inſel **Unalaſchka** mit Waſſer aufs neue verſehen hatte, vollendete er die Umſchiffung jenes ſchmalen Landſtreifs bis in einen tiefen Buſen, den er **Briſtolbay** nannte. In ihrer Vertiefung fand er einen anſehnlichen Fluß, den **Briſtolfluß**, deſſen Mündung in 58° 27′ N. Br. und 201° 55′ O. Länge liegt. Von dem Cap **Newenham** (man ſpricht **Njunham**), der Nordweſtſpitze dieſer Bay, in 58° 42′ N. Br. und 197° 36′ O. L. bis Shoal Neſs (der Landſpitze der Untiefen) in 60° N. Br. läuft die Küſte beynahe in gerader Richtung nach Norden; allein Cook ſah ſich genöthigt, auf die weitere Verfolgung derſelben in dieſer Gegend Verzicht zu thun, indem das Waſſer für ſeine Schiffe zu ſeicht ward. Er ſteuerte nun in die **Behringsſtraße**, und durch dieſelbe nordwärts bis in 70° 29′ N. Br. und 198° 20′ O. L., wo er die letzte von ihm geſehene Landſpitze auf der Amerikaniſchen Seite das **Eiscap** nannte. Nach vielen fruchtloſen Bemühungen, durch das Eis zu dringen, welches ihm die weitere Fahrt nach Norden verſperrte, entſchloß er ſich zu Ende des Auguſtmonats 1778 zur Rückreiſe, und erforſchte noch den Theil der Küſte, welcher von der **Behringsenge** an ſüdoſtwärts hin einen Buſen bildet und ſich in eine Bay endigt, welche er **Nortonſund** nannte. Im folgenden Jahre machte Capitain **Clerke** nach dem Tode ſeines bewunderten Anführers im Monat Julius einen zweyten eben ſo fruchtloſen Verſuch, das mit dem Strom des nordiſchen Meeres hier andringende Eis zu durchbrechen.

§. 24.

Beſchiffung von Nordweſt-Amerika ſeit Cook.

Um ſich eine richtige Vorſtellung von den Entdeckungen an der **Nordweſtküſte von Amerika**, ſoweit **Cook** ſie getrieben hatte, und von ihrem Verhältniſſe zur gänzlichen Erforſchung derſelben zu machen, iſt es nicht genug, daß man einen Blick auf ſeine Karte von jener Gegend wirft; ſondern man muß dabey an den kleinen Maßſtab denken, der die Entfernungen von mehreren Meilen zu einem unmeßbaren Punkte verkleinert und noch geringere ganz verſchwinden läßt. Im Allgemeinen hatten wir jetzt einen Abriß von der Richtung der Küſte; wir wußten, daß ſie bis zum 60ſten Grade der Breite nordweſtlich fortſtreicht, alsdann aber, vom 220ſten Grad O. Länge an, Weſt, hernach Südſüdweſt und zuletzt Weſtſüdweſt in einem Bogen heruntersteigt, und aus 55° Nördlicher Breite, in 196° O. Länge, wieder Oſtnordoſtwärts, und, nachdem ſie zwey große Buſen gebildet hat, nordwärts bis an das **Eiscap** in 70° 29′ N. Br. geht. Allein noch waren unzählige Theile dieſer ſo weit ausgedehnten Küſte einer nähern Unterſuchung fähig; man hatte große Strecken theils gar nicht, theils nur aus der Ferne geſehen und ihre verſchiedenen Biegungen, ja ſelbſt die Buchten, Häfen und Durchfahrten zwiſchen Inſeln, die dem Auge dort wie an einander hangende Theile derſelben Küſte erſchienen, nicht einmal gewahr werden können. Hieraus folgte alſo unmittelbar, daß die Wünſche des Geographen auch durch dieſe große Reiſe des berühmteſten und vortrefflichſten Seefahrers noch nicht befriedigt ſeyn konnten, wenn man auch zugeben mußte, daß eine ſchiffbare nordweſtliche Durchfahrt aus dem ſtillen Meere in das Atlantiſche ſich nunmehr wohl ſchwerlich würde realiſiren laſſen. Die Wiſſenſchaft hätte indeß eine neue Ausrüſtung, die bloß ihre Zwecke zu befördern beſtimmt geweſen wäre, lange vergebens wünſchen können. Der Trieb, die Handlung zu erweitern und neue Quellen des Gewinns zu eröffnen, mußte ihr dagegen zufällig dienen. Die Capitaine Gore und King, denen die traurige Pflicht oblag, nach Cook's und Clerke's Abſterben ihre Schiffe wieder nach England zu führen, hatten auf ihrem Rückwege den Hafen Macao in China berührt, und dadurch der Mannſchaft Gelegenheit gegeben, einiges Pelzwerk, welches ſie in Nordamerika erhandelt hatte, um einen ſehr hohen Preis an die Chineſer zu verkaufen. Beſonders fanden die Seeotterfelle im Chineſiſchen Markte einen Abſatz, der die geſpannteſte Erwartung dieſer Seefahrer weit übertraf. Capitain King gründete auf dieſen Umſtand in ſeiner Nachricht von der Reiſe die Berechnung eines mit vielem Vortheil zu führenden Handels zwiſchen China und der **Nordweſtküſte von Amerika.** Dieſe Berechnung war ſo einleuchtend, daß die Kaufleute in allen Theilen des Brittiſchen Reiches zu derſelben Zeit von einem eifrigen Unternehmungsgeiſt ergriffen wurden und ſich zur Ausrüſtung verſchiedener Handelsſchiffe verbanden. In **China**, in **Bengalen**, zu **Bombay** an der Küſte **Malabar**, und in **England** ſelbſt, wurden Anſtalten getroffen, ſich des neuen Gewinns, den **Cook's** Entdeckungen der Engliſchen Nation gleichſam erworben hatten, frühzeitig zu verſichern; und einige Abentheurer fuhren ſogar unter Kaiſerlicher Flagge, um die Privilegien der Oſtindiſchen und Südſee-Compagnieen zu umgehen. Auch in den vereinigten Staaten von Nordamerika fanden ſich einige begüterte Männer, die von jenen glänzenden Ausſichten ihren Vortheil zu ziehen wünſchten. Selbſt die Spanier wurden aufmerkſam auf die allgemeine Impulſion, die ſich in den Brittiſchen Häfen wahrnehmen ließ, und ſchickten ihre Seeotterfelle von **Monterey** und **Californien** nach den **Philippineninſeln**, und von da nach **China.**

Als man es ſich zum Geſchäfte machte, das Nordamerikaniſche Pelzwerk längs den

Küſten aufzuſuchen und von den Eingebornen des Landes einzutauſchen, ſah man ſich bald genöthigt, (wenn ich mich ſo ausdrücken darf) den gebahnten Weg zu verlaſſen, und die Häfen, die Cook's letzte Seereiſe bekannt gemacht hatte, nur als Stationen oder Vereinigungspunkte anzuſehen, um von dort aus nordwärts und ſüdwärts zu fahren, und in jeder Bucht oder jedem Hafen, der ſich darböte, mit neuen Völkerſchaften bekannt zu werden und ihren Pelzvorrath zu erhandeln. Auf dieſe Weiſe gab die Einſammlung von Rauchwaare die Veranlaſſung zu einer genaueren Erforſchung der Küſte. Faſt jeder Seefahrer, der es wagte, ein Schiff in jene Gegenden zu führen, brachte neue geographiſche Entdeckungen mit zurück; allein bis jetzt ſind die wenigſten Tagebücher dieſer verſchiedenen Reiſen in öffentlichem Druck erſchienen, und es wäre, wenn ſie durch einen Zufall verloren gingen, leicht möglich, daß nach Verlauf eines Jahrhunderts die Exiſtenz dieſer Reiſen ſich eben ſo wenig erweiſen ließe, als man jetzt das Daſeyn eines de Fonte oder eines de Fuca, und die Wirklichkeit der von ihnen erzählten Entdekkungen mit gleichzeitigen Urkunden belegen kann. Es wird daher kein überflüſſiges Unternehmen ſeyn, wenigſtens die bisher bekannt gewordenen Namen der verſchiedenen Seefahrer, die ſeit **Cook** jene Küſte beſucht haben, hier aufzuzählen und ſo kurz als möglich anzugeben, was ſie zur Erforſchung derſelben leiſteten.

1. **James Hanna** lief mit einer kleinen Brigantine im April 1785 von **Macao** aus, kam im Auguſt nach **König Georgs** oder **Nutka-Sund**, wo er eine gute Ladung von Seeotterfellen einſammelte, und kehrte noch im December deſſelben Jahres wieder nach **Macao** zurück. Auf dieſer erſten Reiſe machte er keine neue Entdeckungen

2. Im May des folgenden Jahres ſegelte er in einem größern Fahrzeuge (der Schnau Seeotter) nach der Küſte von Amerika, und kehrte im Februar 1787 zurück. Auf dieſer Reiſe *) glückte es ihm, den 8ten September

---

*) Meares ſagt in ſeiner Einleitung irrig, Capitain Hanna habe ſeine Entdeckungen auf der erſten Reiſe gemacht. Außer demjenigen, was in der Einleitung zu Dixon's Reiſe hierüber geſagt wird, habe ich für meine Behauptung das Zeugniß des Herrn Alexander

nordwärts von **Nutkaſund** die große Bay zu finden, welche ſüdoſtwärts von den **Königin Charlottens Inſeln** liegt, indeß dieſe von andern Seefahrern entdeckt wurden. Er nannte einen großen Sund in der Nordoſtgegend dieſer Bay **Fitzhugh Sund**, Herrn **William Fitzhugh** zu Ehren. Weiter nordwärts zeigte ſich eine Oeffnung, die er **Mackintoſh's Inlet** (Einfahrt) nannte. Das Land nahm hier eine weſtnordweſtliche Richtung, und endigte ſich in einen ſchönen runden Berg, der wie ein kleiner doppelter Pik ausſieht und die Nordſpitze der Bay ausmacht, welche jetzt den Namen **Cap Cox** erhielt. Ein heftiger Sturm trieb ihn aus dieſer Bay hinaus, aus welcher zugleich eine ſehr ſtarke Strömung kam; und die ganze See war dabey um und um mit Bäumen, Blättern, Gras und allerley abgeſpültem Schutte bedeckt, welches zuſammen aus **Fitzhugh Sund** herabgeflößt ward. Den 11ten September ſteuerte er wieder mit gutem Winde in dieſen Sund hinein, und ſah eine größere Menge von ſchwimmen-

---

Dalrymple, der die Tagebücher von Capitain Hanna's beyden Reiſen handſchriftlich beſitzt.

den Bäumen u. ſ. w., als er jemals in der Mündung eines Fluſſes geſehen hatte. Noch immer wollte es ihm nicht gelingen, in den Sund einlaufen zu können. Als er endlich den 14ten September hineinkam, fand er den Eingang ſechs oder ſieben Engliſche Meilen breit, und die Richtung des Sundes ging gerade gegen Norden, ſo daß man dorthin nichts als Luft und Waſſer ſehen konnte. Das weſtliche Ufer iſt hohes Land, welches ſich wie rundliche Hügel zeigt, und kleine Buchten bildet. Das öſtliche beſteht aus unzähligen Inſeln, zwiſchen denen viele Häfen, Bayen und andere Ankerplätze ſich wahrnehmen laſſen. Dieſe Inſeln erſtrecken ſich, allem Anſchein nach, noch ſehr weit oſtwärts, und ſind, wie alles Land in dieſer Gegend, bis zum Gipfel der Berge mit Fichten bewachſen, welche indeß kleiner als die in Nutkaſund ſind. Herrn Hanna kam, wegen der beſtändig herausgehenden Strömung und wegen der Menge des herabſchwimmenden Holzes, der ganze Sund wie ein Fluß vor. Er beſtimmt die Lage dieſes Sundes (Fitzhugh Sound) in 51° 34′ N. Br., und 231° 50′ O. Länge. Auf dem ſüdweſtlichen Lande, welches die Bay umgiebt, fand er nach der Seeſeite in 50° 41′ N. Br. und 231° 24′ O. Länge einen ſehr bequemen Haſen, den er den Seeotter-Haſen nannte *). — Zu weiteren Entdeckungen hatte der wackere Seefahrer diesmal keine Zeit; und ehe er eine dritte Reiſe antreten konnte, raffte ihn eine Krankheit weg.

3. Capitain **Peters** ging im Julius 1786 mit der Schnau Lerche ebenfalls von Macao ab, und verunglückte an der Kupferinſel (Mednoi Oſtrow) im Kamtſchatkiſchen Meere, wie dies umſtändlicher in Meares Reiſen erzählt wird. Von ſeinen etwanigen Entdeckungen an der Japaniſchen Küſte iſt uns alſo nichts aufbewahrt worden.

4. Die Capitaine **Lowrie** und **Guiſe** führten unter der beſondern Aufſicht des Herrn **Strange**, eines Beamten der Oſtindiſchen Compagnie, zwey Schiffe unter den Namen Capitain **Cook** und **Experiment** zu Anfange des Jahrs 1786 von Bombay nach Nutkaſund. Herr **David Scott** war der Hauptunternehmer dieſer Ausrüſtung. Von Nutkaſund gingen ſie längs der Küſte bis nach Prinz Wilhelms Sund, und ſahen zum erſtenmal die

---

*) *Dalrymple*, Furtrade. p. 10 u. f.

Geſtade, welche hernach vom Capitain **Dixon** für Inſeln erkannt und mit dem Namen **Königin Charlottens Inſeln** belegt wurden.

5. In **Bengalen** wurden Capitain **Meares** und Capitain **Tipping** ebenfalls im Jahr 1786 mit den Schnauen **Nutka** und **Seeotter** ausgeſchickt. Die Entdeckungen des Erſtern ſchränken ſich bloß auf die Berichtigung der Küſte ſüdwärts vom **Cooksfluß** ein; er durchſchiffte hier eine Meerenge, welche vom **Cap Douglas** bis **Foggy-** (Nebel-) **Cap** das öſtliche Land abſchneidet und als zwey große Inſeln darſtellt, deren eine das **Kadiak** der Ruſſen iſt. Die Meerenge nennt er **Petries Straße**. Seine ſchreckliche Ueberwinterung in **Prinz Wilhelms Sund** wird in **Meares** erſter Reiſe erzählt. Von ſeinem Gehülfen **Tipping** weiß man nur, daß, nachdem er **Malacca** verlaſſen, er ſeinen Weg zwiſchen **Korea** und **Japan** genommen, die **Kuriliſchen Inſeln** berührt und in **Prinz Wilhelms Sund** angelangt iſt. Hier fand er die Capitaine **Lowrie** und **Guiſe**, durch welche man in der Folge dieſe wenigen Nachrichten von ſeiner Reiſe erhalten hat. Da er aber nicht hoffen konnte, ſeinen Endzweck in

einem Hafen zu erreichen, wo dieſe beyden Seefahrer vermuthlich ſchon ein näheres Verkehr mit den Eingebornen hatten, ſo lief er wieder aus dem Sunde, und, wie man glaubt, nach dem **Cooksfluſſe**. Man hat aber ſeitdem nichts von ihm geſehen und gehört, und ſo wäre denn die **Seeotter** das zweyte Fahrzeug, welches auf dieſen Handelsverſuchen verunglückte.

6. In England entſtand eine **Verbindung** von Kaufleuten, an deren Spitze ſich vorzüglich die Gebrüder **Etches** befanden. Dieſe wußten ſich daſelbſt von der Südſee-Compagnie eine Erlaubniß zu bewirken, und zugleich mit der Oſtindiſchen Compagnie einen Vergleich zu treffen, vermöge deſſen ihre Schiffe auf der Rückreiſe von **China** eine Ladung Thee für Rechnung der Compagnie nach England mitnehmen ſollten. Ihre erſte Ausrüſtung beſtand aus den beyden Schiffen **König Georg** und **Königin Charlotte**, die den Capitainen **Nathanael Portlock** und **Georg Dixon** anvertrauet wurden. Sie ließen im September 1785 von England aus, und kehrten in drey Jahren zurück, nachdem ſie die Weltumſchiffung glücklich vollendet hatten.

Ihre Reiſen ſind für die nautiſche Geographie von gutem Erfolg geweſen und haben verſchiedene Gegenden der von **Cook** unerforſcht gelaſſenen Küſte ergänzt. Am Eingang in den **Cooksfluß**, in dem Zwiſchenraume der ihn von **Prinz Wilhelms Sund** trennt, und auf den großen Inſeln in dieſem Sunde, haben ſie mehrere Häfen entdeckt. Ihnen verdankt man die Kenntniß, daß das Cap **Hinchingbrooke** auf einer Inſel liegt. **Dixon** beſuchte und beſtimmte ferner die Admiralitätsbay, den **Norfolkſund** bei **Cap Edgecumbe**, den Hafen **Banks** und die große Gruppe der **Königin Charlottens Inſeln**, die zwiſchen 54° 30′ und 51° 45′ N. Br. liegen. **Portlock** ſeines Seits entdeckte in 57° 47′ N. B. den **Portlocks-Hafen**, unterſuchte den **Salisbury-Sund**, deſſen Eingang in 57 35′ N. Br. liegt, und fand, daß das **Cap Edgecumbe** die Spitze einer langen ſchmalen Inſel iſt, und daß alſo **Norfolk-** und **Salisbury-Sund** durch Canäle zuſammenhangen.

7. Capitain **Barclay** führte zu Anfange des Jahres 1787, das Schiff der **Kaiſerliche Adler**, unter Kaiſerlicher Flagge, von **Oſten**-

de

BIBL. UNIVERS. LIPS.

de und **England** nach **Nutkaſund**. Hier erforſchte er die Küſte ſüdwärts bis 47° 9′ N. Br., und beſtimmte die Lage verſchiedener Häfen, Einfahrten und Landſpitzen, welche für den künftigen Seefahrer von Wichtigkeit ſeyn können. Unter andern fand er einen Felſen, der wie ein Thurm geſtaltet war, in 47° 47′ N. Breite; alſo bis auf wenige Minuten genau in der Lage, wo **Juan de Fuca** den Eingang ſeines inländiſchen Meeres, und einen eben ſolchen kirchthurmähnlichen Felſen gefunden haben will. Deſſen ungeachtet iſt Capitain **Barclay** der Meinung, daß die von ihm zuerſt geſehene Einfahrt in 48° 26′ N. Br., wo man ebenfalls einen ſolchen merkwürdigen einzelnen Felſen neben einer Inſel erblickt, für **Juan de Fuca's** Straße gehalten werden müſſe, weshalb ſie auch unter dieſem Namen in alle neueren Karten eingetragen worden iſt. Der große inſelreiche Hafen nordwärts von dieſer Straße in 49° N. Breite erhielt von ſeinem Entdecker den Namen **Barclay Sund**; und zwiſchen dieſem und **Nutka**, oder **König Georgs Sund** fand er den Aufenthalt des Amerikaniſchen Anführers **Wikananiſch**, der hernach von **Mea-**

res den Namen Cox Hafen erhielt. Die von ihm entworfenen Karten nebſt ſeinem Tagebuche beſitzt Herr Alexander Dalrymple. Das Boot, welches er zur Entdeckung von Juan de Fuca's Einfahrt ausſchickte, verlor in der Gegend von Queenhithe (ungefähr in 47° 47′ N. Breite) vier Mann. Auf ſeiner Reiſe nach China berührte Capitain Barclay die Sandwichinſeln, wo ein Mädchen Namens Waini ſeine mit an Bord befindliche Gemahlin ſo lieb gewann, daß ſie mit ihr nach China reiſete. Capitain Meares nahm ſie im folgenden Jahr an Bord, um ſie nach ihrem Vaterlande zurückzubringen; allein ſie ſtarb gleich im Anfange der Reiſe an der Auszehrung, welche ſie ſchon verhindert hatte, Madame Barclay nach Europa zu begleiten.

8. Capitain James Colnett und Capitain Charles Duncan, zwey Officier, die unter Cook gedient hatten, wurden ſchon im Jahr 1786 von derſelben Geſellſchaft, in deren Dienſten die Capitaine Portlock und Dixon nach der Nordweſtküſte von Amerika gegangen waren, mit dem Prinzen von Wales, einem Fahrzeuge von 200, und der Kronprinzeſſin von 50 Tonnen, zur ferneren Be-

treibung des Pelzhandels ausgeſchickt. Sie umſchifften das Cap Horn, wie die beyden letztgenannten Seefahrer vor ihnen, und brachten zwey auf einander folgende Jahreszeiten in den jenſeitigen Meeren zu, in welcher Abſicht die Sandwichinſeln ihnen, wie den vorigen Abentheurern, auf den Winter ſichere Zuflucht und Erfriſchung gewährten. Vor ihrer Ankunft auf der Küſte, im März 1788, trennten ſie ſich, um ihre Handelsoperationen deſto vollſtändiger zu betreiben. Capitain **Duncan** war ſo glücklich, eine Menge Entdeckungen zu machen, von denen die genauen und vortrefflichen Karten in Herrn **Dalrymple's** Sammlung das beſte Zeugniß geben. Schon im Jahre 1787 hatte er verſchiedene neue Häfen entdeckt; ſeine wichtigſte Schiffahrt aber war die in jenem großen Buſen, welcher **Königin Charlottens Inſeln** von dem gegenüber liegenden öſtlichen Lande trennt. An dieſen Inſeln, die er damals **Nova Hibernia** (Neu-Irland) nannte, fand er zwey Häfen. Der eine, den er am 14ten May 1788 unweit des Caps St. James entdeckte, erhielt den Namen Bay Luz Acna, welches in der Sprache der Eingebornen die ſchönen

Weiber bedeutet. Dieſer Hafen liegt in 52° 7′ N. Br., und 131° 12′ W. L. — Der andere iſt etwas weniges nördlicher, nämlich in 52° 25′ N. Br. und in 131° 48′ W. L., gelegen, und wurde Etches Sund genannt. — Von dieſem letzteren Ankerplatze ſteuerte er hinüber an das öſtliche Land, und erblickte am 1ſten Junius die Princeß Royal (Kronprinzeſſin) Inſeln, wo er ſich genöthigt ſah, mit Tauen um die Bäume am Ufer ſein Schiff feſt zu machen, weil er keinen Ankergrund finden konnte. Den folgenden Tag ging er in der Mündung eines Fluſſes, den er Aitons Fluß nannte, vor Anker, und ſchiffte ſo immer weiter an der Küſte fort, indem er bald den Anker warf, bald, wo er keinen Grund fand, das Fahrzeug am Ufer befeſtigte. Auf einem von dieſen Ankerplätzen war er in großer Gefahr, ſeine Bootsmannſchaft durch die Verrätherey der Eingebornen zu verlieren. Den 10ten Junius ſegelte er den Sund, in welchem er bis dahin ſo weit vorgedrungen war, wieder herabwärts, und kam den 15ten im Hafen Stephens an, welcher in 53° 30′ N. Br., und 130° 12′ W. L. liegt. Ein Indianer diente ihm zum Lootſen, als er in den Hafen einlief, weil er glaubte, daß er daſelbſt einen großen Befehlshaber, Namens Siax, finden würde, der ihn bereits im vorigen Jahr in einem andern Hafen an derſelben Küſte beſucht hatte. Siax war mit ſeinen Leuten ſchon davon gegangen und hatte nur acht Mann zurückgelaſſen, welche Einiges von ſeiner Habe bewachen mußten. Ihre Wohnung lag auf dem Gipfel eines kegelförmigen, ſehr hohen und oben flachen, vom Waſſer ganz umfloſſenen Felſen, wohin man nur vermittelſt einer Leiter, oder eigentlich einer eingekerbten Stange, hinaufſtieg. — Von hier aus beſuchte Capitain Duncan zum zweytenmal die **Charlotten-Inſeln**, aber in der Gegend von **Trollopes Fluß**, wo er vieles Pelzwerk eintauſchte. Nachdem er die Küſten dieſer Inſeln bis zu **Etches Sund** ſüdwärts befahren hatte, ging er nochmals zu den **Princeß Royal Inſeln** hinüber, und ankerte daſelbſt den 14ten in **Milbank Sund** in 52° 14′ N. Br., und den 18ten Julius an einer Inſel, der er den Namen **Calverts Inſel** gab. Den 21ſten ſteuerte er in einen weitläuftigen Sund, welcher **Sir Charles Middletons Sund** benannt wurde, und worin er mit 180

Faden keinen Grund finden konnte. Das Waſſer hatte daſelbſt nur einen ſchwachen Salzgeſchmack. In dem Hafen Safety (Sicherheit) auf der Landſeite der Calverts Inſel, in 51° 41′ N. Br. und 128° 31′ W. L., legte er ſein Fahrzeug ans Land, um den Boden deſſelben rein zu machen, und ging dann den 2ten Auguſt wieder in See, um längs der Küſte ſüdwärts zu ſteuern. Bei Nutkaſund vorüber, wo er mit Capitain Meares ſprach, kam er nach der Bay Ahauſet in 49° 12′ N. Br. und 126° 12′ W. L., und den 15ten Auguſt ankerte er vor dem Dorfe Claaſſet an der Südſeite der vermeinten Einfahrt von Juan de Fuca. Von hier aus eilte er nach den Sandwichinſeln, vereinigte ſich wieder mit Capitain Colnett, und ging zu Ende des Jahres in deſſen Geſellſchaft nach China. Sein Tagebuch beſitzt Herr Alexander Dalrymple.

9. Während der Zeit hatte Capitain Meares (No. 5.), ſobald er von ſeiner erſten Reiſe nach China zurückgekommen war, mit einigen dortigen, ſowohl Engliſchen als Portugieſiſchen Kaufleuten eine neue Handlungsverbindung geſtiftet, und war im Jahre 1787 mit zwey Schiffen, der Felice und der Iphigenia

Nubiana (letztere unter Capitain William Douglas), nach Nordweſt-Amerika gegangen. Die ausführliche Geſchichte dieſer für den Pelzhandel, die Geographie und die Menſchenkunde gleich wichtigen Reiſe hat er ſelbſt beſchrieben, und ſie iſt von mir ins Deutſche überſetzt. Hier wird es hinreichend ſeyn, zu erinnern, daß Capitain Meares die Amerikaniſche Küſte ſüdwärts vom Nutkaſunde bis 45° 30′ N. Br. unterſuchte. In dieſer Breite liegt das Cap Lookout (des Umherſchauens), und nordwärts von demſelben Quickſand- (Triebſand-) Bay, Deception- (Täuſchung) Bay, und Shoalwater- (ſeichte) Bay, drey große, aber mit Untiefen ſehr verſchlemmte Einbuchten der Küſte, welche wohl erſt künftige Seefahrer genau erforſchen werden. Die Entdeckungen des Capitains Douglas in der Iphigenia betreffen hauptſächlich die nördlich vom Nutkaſund liegenden Küſten. In dem von Cook geſehenen, aber nicht erforſchten Croß- (Kreuz) Sund ſah er ungeheuer große ſchwimmende Eiſinſeln, worüber wir in der Folge noch Einiges anführen müſſen. In der Gegend der Küſte, welche nordwärts von Königin Charlottens Inſeln liegt und den großen Buſen daſelbſt bildet, entdeckte er den Seeotter-Hafen, Meares Bay, Haines Cove und Buccleugh Sund, und an der Nordſeite von Königin Charlottens Inſeln die tiefe Mac Intires Bay. Meares verließ die Küſte im September 1788, und kehrte nach China zurück; Douglas hingegen überwinterte in den Sandwichinſeln, fuhr im April 1789 wieder nach dem Nutkaſund, und ward daſelbſt von einer Spaniſchen Fregatte angehalten, nach einiger Zeit aber wieder frey gelaſſen. Nun machte er denn ſeine letztgenannten Entdeckungen, und erreichte im October ebenfalls Macao.'

10. Capitain Meares hatte in der Zwiſchenzeit mit der in London errichteten Handelsgeſellſchaft, oder, wie ſie ſich nannte, der König Georgs Sund Compagnie, einen Vergleich getroffen, vermöge deſſen ſie fortan ihre Unternehmungen gemeinſchaftlich betrieben. Einer von den Gebrüdern Etches war mit dem Prinzen von Wales, dem Schiffe, welches Colnett führte, ſelbſt nach China gekommen, und ſeine Gegenwart erleichterte dieſes Vereinigungsgeſchäft. Man rüſtete abermals zwey Schiffe aus, von denen das

eine, der Argonaut, der Führung des Capipitains Colnett anvertrauet ward, das kleinere hingegen, die Princeß Royal oder Kronprinzeſſin, (welche Duncan vorher commandirt hatte) den Capitain Robert Hudſon zum Befehlshaber erhielt. Dieſe beyden Schiffe fielen aber bey ihrer Ankunft in Nutkaſund den daſelbſt befindlichen Spaniſchen Officieren in die Hände, und wurden nach Neuſpanien geführt.

11. Dem kaufmänniſchen Geiſte der Betriebſamkeit, der in den vereinigten Staaten von Amerika von jeher ſo rege geweſen war, daß er ſich bereits in den früheren Perioden der Anſiedelung, gegen Norden und Süden den Polargegenden genähert hatte, entging die Ausſicht nicht, auf jener, der Republik entgegengeſetzten Küſte, den Gewinn des Handels mit den Seemächten von Europa zu theilen. Auch mochte noch ein beſonders nahe liegender Beweggrund die Amerikaner anfeuern, von der Lage jener Küſte genauere Erkundigung einzuziehen; ſie konnten nämlich nicht wiſſen, wie inskünftige ihr inländiſcher Handel durch die Entdeckung der wahren Beſchaffenheit von dem jenſeitigen Ufer ihres

Continents, eine Richtung erhalten, oder in ſeinen Fortſchritten gehemmt werden möchte. Dem zufolge verbanden ſich, wahrſcheinlich mit Genehmigung und unter dem Schutze des Congreſſes, verſchiedene wohlhabende Männer zur Ausrüſtung zweyer Schiffe, denen ſie die Namen **Columbia** und **Waſhington** ertheilten. Die Führung des erſteren, nebſt dem Oberbefehl, ward dem Schiffscapitain **John Kendrick**, die Führung des zweyten, eines kleinen Fahrzeuges, dem Capitain **Grey** anvertrauet. Sie verließen **Boſton** im Auguſt 1787, umſchifften das **Cap Horn**, und trennten ſich in 59° ſüdlicher Breite in einem Sturm. Herr **Grey** erreichte zuerſt den beſtimmten Sammelplatz, nämlich **Nutkaſund**, wo er den Capitain **Meares** noch antraf. Von den weiteren Unternehmungen beyder Schiffe iſt wenig bekannt, indem man in dem freyen Nord-Amerika, um auch einmal inconſequent zu ſeyn, die Geheimhaltung der Reiſebegebenheiten, nach Art der Spanier, für gut befunden hat. So viel erhellt aus Herrn **Douglas** Tagebuche, daß die Schiffe im Jahr 1789 die Küſte nordwärts befahren haben, und in **Nutkaſund** von den Spaniern ſehr begünſtigt worden ſind. Herr Meares aber erzählt noch eine wichtige Entdeckung, welche Capitain Grey im Waſhington gemacht haben ſoll. Er lief, wie man behauptet, in Juan de Fuca's Einfahrt, von der er durch Capitain Meares die erſte Nachricht erhalten hatte, oſtwärts ein, und gelangte in ein weitläufiges Meer, worin er nordwärts und oſtwärts ſteuerte und Verkehr mit den verſchiedenen Stämmen hatte, die hinter Nutkaſund die daſelbſt befindlichen zahlreichen Inſeln bewohnen. Dieſe Stämme ſprechen mit geringen Abweichungen die Nutkaiſche Sprache. Durch den Lauf dieſes kleinen Fahrzeuges, nämlich des Waſhingtons, wird alſo augenſcheinlich dargethan, daß ſowohl das Land worin der Nutkaſund liegt, als die angränzenden Länder, aus lauter Inſeln beſtehen, und einen Theil des großen nordiſchen Archipelagus ausmachen. Die See oſtwärts von dieſen Inſelgruppen iſt von anſehnlicher Weite. — Dieſe Entdeckung, wenn ſie ihre Richtigkeit hätte, wäre zu wichtig, um nicht die Aufmerkſamkeit der Geographen im höchſten Grade zu erregen. Ich habe mir daher alle Mühe gegeben, nähere Erkundigungen desfalls einzuziehen, aber weder eine offenbare Widerlegung jener Nachricht, noch eine zuverläſſige Beſtätigung derſelben erhalten. Herr **Meares** iſt in England verſchiedentlich angegangen worden, die Quelle anzugeben, woher er jene Nachricht genommen habe; und da man nichts unverſucht ließ, ſeine Glaubwürdigkeit in Zweifel zu ziehen, ſo hat er ſich endlich genöthigt geſehen, ſeinen Gewährsmann zu nennen. Dies iſt ein in England bekannter und angeſehener Mann, Herr **Neville**, der mit dem Oſtindienfahrer **Cheſterfield** aus **China** zurückgekommen iſt, und während ſeines Aufenthaltes daſelbſt mit dem Befehlshaber der Amerikaniſchen Schiffe, Capitain **Kendrick**, viel Umgang gehabt, auch von ihm die näheren Umſtände von der Entdekkung des Capitains **Grey** erhalten haben ſoll. Mit dieſem Berichte des Herrn **Neville** ſtimmen aber die Nachrichten nicht gänzlich überein, die Herr **Alexander Dalrymple** ſich von jener Reiſe des Capitains **Grey** hat verſchaffen können. Auch weiß ich aus Amerika, daß die Seeleute des Fahrzeuges **Waſhington** daſelbſt keine ähnliche

Nachricht bekannt gemacht haben, obwohl gleich nach der Rückkehr des Waſhington nach Boſton in Neu-England verſchiedene neue Fahrzeuge daſelbſt ausgerüſtet worden ſind, um den Pelzhandel an der Nordweſtküſte fortzuſetzen.

12. Zu den Entdeckern in dieſer Weltgegend zählen wir endlich noch den unglücklichen Franzöſiſchen Seefahrer de la Perouſe, der mit den Schiffen Bouſſole und Aſtrolabe im Jahr 1785 Frankreich verließ, um eine Entdeckungsreiſe anzutreten, die, wenn man ſeinen wiſſenſchaftlichen Apparat, ferner die Anzahl und die Geſchicklichkeit ſeiner gelehrten Begleiter erwägt, die Welt mit einem Schatze von neuen Bemerkungen zu bereichern verſprach, aber leider dem Unſtern, der fortwährend über ſie gewaltet zu haben ſcheint, endlich hat erliegen müſſen. Indeß, was von dieſem Seefahrer an den Amerikaniſchen Geſtaden geleiſtet worden iſt, werden wir einſt aus den durch Herrn Leſſeps über Land von Kamtſchatka nach Frankreich gebrachten Tagebüchern erfahren. Der Verluſt jener Boote voll Mannſchaft, worunter ſich einige junge Leute von vortrefflichen Anlagen befanden,

an der Nordweſtküſte von Amerika, und die unglückliche Ermordung des Befehlshabers von dem Aſtrolabe, des Capitains de Langle, auf den Navigateurs-Inſeln, waren nur Vorläufer einer ſchrecklicheren Kataſtrophe, welche vermuthlich in Einem Zeitpunkte beyde Schiffe dem zürnenden Schickſale geopfert hat.

II.

Störung des Pelzhandels durch die Gewaltthätigkeit der Spanier, und Verlauf der letzten Streitigkeit zwiſchen den Höfen von London und Madrid.

§. 25.

Die Iphigenia wird in Beſchlag genommen.

Das ſchöne Schauſpiel eines friedlichen Wetteifers, wie er dem Handel angemeſſen iſt, und wie Cook's Entdeckungen ihn hier angefacht hatten, ward ſchon im Jahre 1789 von der Spaniſchen Regierung geſtört. Wer unſerer ins Kurze zuſammengedrängten Darſtellung gefolgt iſt, wird nicht ohne ein gewiſſes theilnehmendes und erhebendes Gefühl die neue Thätigkeit auf den Wogen eines Jahrtauſende hindurch unbeſchifften Oceans wahrgenommen haben. Das Band, welches entfernte Welttheile wohlthuend und zwanglos an einander knüpft, das Band der Schifffahrt und des Waarentauſches, ſchien jetzt den Kreis der Erde ganz zu umſchlingen, und es ließ ſich erwarten, daß Aſiens und Europens Begriffe und Erzeugniſſe, nach dem wilden Amerikaniſchen Ufer geführt, eine ſanfte, allmähliche Veränderung in der Denkart und Handlungsweiſe des rohen Bewohners der neuen Welt bewirken würden. Die Nationen von Europa begegneten einander friedlich in jenen kaum erſt erforſchten Häfen eines noch wenig beſuchten Landes; der neue Freyſtaat an den öſtlichen Ufern von Amerika theilte mit ihnen die Vortheile und die Gefahren des dortigen Handels. Bey dem Anblick dieſer wohlgeordneten Geſchäftigkeit hätte man verſucht werden können, zu glauben, was gutmüthige Schwärmer ſchon ſo oft und immer vergebens verkündigt haben: die Annäherung eines Zeitalters, wo Menſchenliebe und Gerechtigkeit den alten Groll der Staaten verſöhnen und über ihre eiferſüchtigen und neidiſchen Regeln der Politik die Oberhand gewinnen würden. Allein auch dieſesmal hatte man ſich mit leeren Hoffnungen gewiegt. Gut und edel ſeyn und handeln, iſt die höchſte Stufe der Vollkommenheit, wohin der menſchliche Geiſt gelangen kann; zwiſchen ihr und der ſinnlichen oder leidenſchaftlichen Gewaltthätigkeit liegt die Geſetzmäßigkeit der Vernunft. Vernünftig muß der Menſch zuvor werden, um ſeinen wahren Vortheil im Wohl des Andern zu erkennen; aus Eigennutz und Verlangen nach einem glücklichen Genuſſe des Daſeyns muß er Gerechtigkeit und Billigkeit ausüben, und durch die Gewohnheit recht zu handeln, den wohlthätigen Trieb der Bruderliebe erſt von ſeinen Feſſeln entbinden, ehe es ihm gelingt zu der hohen Einfalt jenes reinen Gefühls zurückzukehren, welches, ohne Rückſicht auf die kalten Geſetze der Vernunft, göttlich ahndet, was er, göttlich liebend, Gutes wirken ſoll. So hoch iſt die Menſchheit, als ein Ganzes betrachtet, noch nirgends geſtiegen. In jenen glücklichen Ländern, welche die Vorſehung zuerſt dem Joche der Geiſtesſklaverey entriß, in jenen Ländern wo das edelſte Geſchenk des Himmels in uns, die Vernunft, im Sonnenſcheine der Freyheit ſich entfaltete, und, ſorgſam gepflegt, zu männlicher

licher Stärke gedieh, da lernten Menſchen zuerſt die Unverletzbarkeit, die Heiligkeit der Menſchenrechte erkennen. Die Vernunft bewies unumſtößlich, was einſt die Liebe auf Glauben anzunehmen gebot, daß niemand ein Recht behaupten dürfe, der nicht ein gleiches Recht in ſeinem Mitmenſchen ehrt; und dieſe hohe Anerkennung der Menſchheitsrechte in Andern beſchrieb zugleich den Kreis der erlaubten Thätigkeit, innerhalb deſſen man ohne Beeinträchtigung fremder Rechte wirken darf. Der eigennützige, vernünftige, freye Brittiſche Kaufmann konnte wenigſtens gerecht ſeyn, wenn er ſeiner Ueberzeugung, und nicht ſeiner Leidenſchaft folgte. Gerecht aber kann ein Volk nicht handeln, den Begriff der Gerechtigkeit kann ein Volk nicht faſſen, dem eine fremde Quelle der Erkenntniß heiliger iſt, als ſeine eigene prüfende und richtende Vernunft. Wo andere Menſchen ſich auf die angeborne Fähigkeit zu empfinden, zu denken und zu urtheilen, und auf die natürliche Untrüglichkeit und Allgemeinheit der Vernunftſchlüſſe berufen, verläugnen die Sklaven einer fremden Autorität ihre Empfindung, ihre Denk- und Urtheilskraft, erſticken die Stimme des Gewiſſens, und folgen blindlings der Impulſion, die ihnen durch jene äußere Kraft der Autorität gegeben ward. Vernunft, Gerechtigkeit, Billigkeit, Menſchenliebe ſind für ſie Worte ohne Sinn, ſobald ſie ſich berufen glauben, den Machtſprüchen, die ihnen alles aufwiegen, Nachdruck zu verleihen. Umſonſt verſucht man es, ihnen die ſanft überredende Kraft der Gründe entgegen zu ſetzen; ſie thun Verzicht auf alles was die Menſchheit adelt; ſie gehorchen nur der offenbaren phyſiſchen Gewalt; und, um ſich ihrer zu erwehren, ſieht man ſich gezwungen, mit ihren Waffen zu ſtreiten.

Aus allem Vorhergehenden erhellet ſonnenklar, daß Spanien, ſelbſt nach den thörichten Anmaßungen des neuern Völkerrechtes, (dem zufolge man auf Entdeckungen ein Recht zum Beſitz und Eigenthum fremder, von freyen Völkern ſchon bewohnter Länder gründet,) ſchlechterdings nicht die entfernteſten Anſprüche auf die nordweſtlichen Gegenden von Amerika, jenſeits des 40ſten Grades der Breite, machen konnte. Sir Francis Drake war 1579 ungleich weiter gegen Norden gekommen, als vor ihm alle Spaniſchen Entdecker; er hatte jenſeits Cap Blanco dem Lande den Namen Neu-Albion gegeben, und, wie es damals üblich war, für ſeine Königin davon Beſitz genommen. Allein was galten dieſe Gründe in einem Cabinet, welches ſich auf die Schenkung eines Menſchen berief, der die Erde nach Willkühr ausſpendete, ohne ihre Größe und die Lage ihrer Länder zu kennen? Man war zu Aranjuez von der unbezweifelten Gültigkeit dieſer Schenkung. ſo feſt überzeugt, daß daſelbſt die Vertreibung der Engländer von der Nordweſtküſte von Amerika, ohne weitere Rückſprache mit dem Hofe von London zu nehmen, beſchloſſen war. Jahrhunderte wären vielleicht noch verſtrichen, ehe die unglückliche, um Energie und politiſches Gewicht betrogene Spaniſche Nation es verſucht hätte, überhalb Californien einen Pelzhandel zu treiben, und königliche Monopolien würden ihn, wenn er auch entſtanden wäre, in ſeiner Blüthe erſtickt haben; allein ſobald es darauf ankam, eine andere Nation in ihrer erlaubten, freyen Thätigkeit zu ſtören, ſetzte die raubſüchtige Politik Habe und Blut der Unterthanen auf das gewagte Spiel.

Kaum war Capitain Douglas im Frühling 1789 mit ſeinem Schiff Iphigenia von den Sandwichinſeln nach König Georgs Sund zurückgekehrt, um den Handel mit den Einwohnern längs der Küſte fortzuſetzen, als am 6ten May die Spaniſche Fregatte Princeſa von ſechs und zwanzig Kanonen, unter dem Befehl des Capitains Don Eſtevan Joſeph Martinez, daſelbſt einlief, und am 13ten ein kleineres Fahrzeug von ſechzehn Kanonen, die Schnau S. Carlos, ihr folgte. Die Freundſchaftsbezeugungen und die verſtellte Herzlichkeit des Umgangs, womit Martinez ſich das Zutrauen des Engliſchen Befehlshabers zu erwerben geſucht hatte, nahmen mit der Ankunft dieſer Schnau, welche mit Geſchütz und Kriegesvorrath beladen war, plötzlich ein Ende. Bereits am folgenden Tage ließ der Spaniſche Befehlshaber Herrn Douglas zu ſich fordern, und kündigte ihm ſeine Gefangennehmung an, indem er zugleich vermöge ſeiner Vollmacht ſeinen Officieren den Befehl ertheilte, die Iphigenia in Beſitz zu nehmen. Die Mannſchaft des Engliſchen Schiffes ward auf die Spaniſchen Schiffe gebracht, in Feſſeln geſchlagen und gröblich gemißhandelt. Martinez bemächtigte ſich eines

Hauſes, welches die Engländer zu ihrem Aufenthalt am Lande erbauet und eingerichtet hatten, und ließ die Spaniſche Flagge darauf wehen. Bey dieſer feyerlichen Beſitznehmung erklärte er die Länder von Amerika vom Cap Horn an bis zum ſechzigſten Grade der Breite, folglich auch den Nutkaſund, oder, wie ihn die Spanier nennen, die Bay San Lorenzo, für ein Eigenthum des Katholiſchen Königs, und errichtete dann auf den Inſeln im Sunde Batterieen, erbauete Magazine und Vorrathshäuſer, ließ nach Erzen ſchürfen, und zwang einen Theil der Gefangenen, bey dem Baue der Häuſer Hand anzulegen. Das genommene Schiff ließ er ſogleich ausladen, nahm die ganze Ladung, die in Waaren zum Tauſchhandel beſtand, in Beſitz, bemächtigte ſich der Schiffsmunition, der Mundvorräthe, der aſtronomiſchen Inſtrumente, der Karten und Tagebücher, kurz alles deſſen, was im Schiffe befindlich war, die Uhr und einige Kleidungsſtücke des Capitains nicht ausgenommen, und ließ nur zwölf Stangen Eiſen zurück.

Nach Verlauf von wenigen Tagen bewies ſich gleichwohl der ſtrenge Spanier zu einem

Vergleiche geneigt. Vermöge deſſelben verſprach er, das Schiff wieder freyzugeben; doch ſollten Capitain Douglas und der zweyte Capitain der Iphigenia, Joſeph Viana, zuvor mit ihres Namens Unterſchrift bezeugen, daß er ſie im Nutkaſunde in einer bedrängten Lage gefunden, mit allem zur Reiſe nach den Sandwichinſeln Erforderlichen verſehen, und ihrer Fahrt dahin kein Hinderniß in den Weg gelegt hätte. Douglas ſah ſich endlich genöthigt, dieſes ihm zur Unterſchrift vorgelegte, in Spaniſcher Sprache abgefaßte Zeugniß zu geben, um nur einen geringen Vorrath der unentbehrlichſten Schiffsvorräthe und Lebensmittel zu erhalten, wofür er überdies einen Wechſel auf die Eigenthümer ſeines Schiffes ſtellen, und alles zu dem unbilligſten Preiſe bezahlen mußte.

Man begreift nicht leicht auf den erſten Blick, was den Spaniſchen Befehlshaber bewegen konnte, nach einem ſo äußerſt gewaltthätigen Verfahren plötzlich gelindere Saiten aufzuziehen; allein unſtreitig hatte er in den Documenten, womit Capitain Douglas verſehen war, einen hinreichenden Grund zu einem gemäßigteren Verfahren gefunden. Capitain Meares war nämlich in mancherley Abſicht ſo vorſichtig geweſen, ſich in Macao mit einem Portugieſen, Namens Juan Cavalho, zu verbinden, und denſelben in die Handelsfirma der Eigenthümer und Unternehmer dieſer Ausrüſtung aufzunehmen. Cavalho, der in Bombay naturaliſirt worden war, und daſelbſt viele Jahre unter dem Schutze der Oſtindiſchen Compagnie gewohnt hatte, war folglich im Beſitz der Vorrechte eines Engländers, und zugleich ein Portugieſe von Geburt. Seine vertraute Freundſchaft mit dem Gouverneur von Macao hatte ihn in den Stand geſetzt, für die beyden Schiffe Felice und Iphigenia die Erlaubniß auszuwirken, daß ſie erforderlichen Falls unter Portugieſiſcher Flagge handeln, und die derſelben zuſtändigen Vorrechte für ſich verlangen dürften. Dadurch hatte man ſo viel gewonnen, daß man weder von der ſo genannten Südſee-Compagnie, noch von der Engliſchen Oſtindiſchen eine Erlaubniß zu erbitten oder zu erkaufen brauchte; zweytens, daß man die ungeheuern Hafengebühren, welche die Chineſer von allen Europäiſchen Nationen, nur nicht von den Portugieſen fordern, gänzlich erſparte; und endlich, daß man auch an der Nordweſtküſte von Amerika eine Sicherheit mehr hatte. Wirklich ſcheint die Beſorgniß, den Spaniſchen Hof mit dem Portugieſiſchen in Uneinigkeiten zu verwickeln, die Hauptveranlaſſung zur Rückgabe der Iphigenia gegeben zu haben. Don Eſtevan Joſeph Martinez folgte hierin, wie es ſcheint, ziemlich beſtimmten Verhaltungsbefehlen; denn die beyden Amerikaniſchen Fahrzeuge Waſhington und Columbia lagen zu eben dieſer Zeit im Nutkaſund, ohne daß man Spaniſcher Seits nur Miene gemacht hätte, ſich ihrer zu bemächtigen, oder ihre Operationen zu erſchweren. Im Gegentheil ließ Spanien es ſich bey dem jetzigen Schritte ſo angelegen ſeyn, mit allen andren Mächten in gutem Vernehmen zu bleiben, daß Martinez ſogar nach Unalaſchka hatte ſegeln müſſen, um mit den Ruſſen dort ein freundſchaftliches Verkehr zu errichten, indeß das Miniſterium beyder Höfe eben ſo freundſchaftliche Verabredungen über die an jener Küſte zu beſtimmenden Gränzen für den Wirkungskreis beyder Nationen getroffen hatte. Wahrſcheinlich ſchmeichelte man ſich in Spanien, mit den andren ſich zum Pelzhandel hinzudrängenden Mächten in der Folge ſpielend fertig zu werden, wenn man nur zuvor mit ihrer Hülfe, oder vor ihrer Gegenwirkung ſicher, den thätigſten und mächtigſten Feind vertreiben und demüthigen könnte.

§. 26.

Wegnahme mehrerer Schiffe.

Capitain **Meares** hatte während ſeines Aufenthalts im **Nutkaſund** aus dem daſelbſt wachſenden vortrefflichen Bauholz ein kleines Fahrzeug erbauet, welches er die **Nordweſt-Amerika** nannte, und es bey ſeiner Abreiſe nach **China** unter dem Befehl des Capitains **Douglas** zurückgelaſſen. Dieſer führte ſowohl die **Iphigenia**, als das dem Schiffer **Robert Funter** anvertrauete neue Fahrzeug, zum Ueberwintern nach den **Sandwichinſeln**. Bey ſeiner Rückkehr an die Küſte ſchickte er aber die **Nordweſt-Amerika** ſogleich auf den Pelzhandel in den kleinen Buchten an dem nahe gelegenen Lande aus. Sobald der Spaniſche Befehlshaber vernommen hatte, daß noch ein zweytes Fahrzeug unter dem Oberbefehl des Capitains **Douglas** ſich in der Nähe befände, verlangte er die Auslieferung deſſelben. Als man dieſe verweigerte, äuſſerte er den Wunſch, das Fahrzeug zu kaufen, und ließ es in dieſer Abſicht von dem einen Amerikaniſchen Schiffscapitain ſchätzen. Herr Douglas konnte indeß ein Fahrzeug, welches ihm nicht gehörte, weder ausliefern noch verkaufen, und ſegelte endlich den 1ſten Junius 1789 vom Nutkaſund ab, ohne ſich in den Handel eingelaſſen zu haben.

Den 9ten Junius ließ das kleine Fahrzeug, die **Nordweſt-Amerika**, ſich vor dem Eingange des **Nutkaſundes** ſehen. **Martinez** fertigte unverzüglich bewaffnete Boote dahin ab, die das Fahrzeug in Beſitz nehmen und in den Sund bugſiren mußten. Die Officier und die Mannſchaft deſſelben wurden als Kriegsgefangene auf die Spaniſchen Schiffe vertheilt und einige von ihnen ſogar in Feſſeln geſchlagen. Die eingeſammelten Felle von der beſten Qualität, 215 an der Zahl, wurden nebſt der ganzen Ladung und Betakelung als rechtmäßig erworbene Beute angeſehen. Das Fahrzeug bemannte der Spaniſche Befehlshaber ſogleich mit ſeinen Leuten, und ſchickte es unter Spaniſcher Flagge wieder auf den Pelzhandel aus; auch hatte er, vermuthlich um dieſen Endzweck vollſtändiger zu erreichen, von dem Amerikaniſchen Fahrzeuge **Waſhington** einen Steuermann, **David Coolidge**, erhalten, deſſen Kenntniß von der angränzenden Küſte den Spaniern ſehr nützlich war. Im Julius kam die **Nordweſt-Amerika**, mit Pelzwerk beladen, wieder zurück.

Den 14ten Julius, alſo nur fünf Tage nach der Wegnahme dieſes kleinen Fahrzeuges, zeigte ſich die **Princeß Royal** (Kronprinzeſſin) aus **China**, unter Capitain **Hudſon's** Führung, vor dem Eingange des Hafens. **Martinez** hatte die ſchlaue Politik, dieſes kleine Schiff ruhig einlaufen, unter Engliſcher Flagge in dem Sunde liegen, und nach einigen Tagen wieder auslaufen zu laſſen, ohne nur die entfernteſte Abſicht auf daſſelbe zu verrathen. Er überlieferte ſogar dem Capitain **Hudſon** die an Bord der **Nordweſt-Amerika** gefundenen Seeotterfelle, (bis auf zwölf der ſchönſten, die er für ſich behielt) vermuthlich, weil er die Wegnahme dieſes Fahrzeuges als einen Ankauf deſſelben geltend zu machen wünſchte.

Den Tag nach der Abreiſe des Capitains **Hudſon**, nämlich den 3ten Julius, kam endlich auch das Schiff **Argonaut**, von dem Capitain **Colnett** geführt, auf der Höhe vom Nutkaſund an. **Thomas Barnett**, einer von den Seeleuten, die man in der Nordweſt-Amerika zu Gefangenen gemacht hatte, fand Mittel, ſich in ein Kanot zu werfen und Herrn **Colnett** von allem was vorgegangen war zu benachrichtigen, um ihn vor der Gefahr, worin er ſchwebte, zu warnen. Allein **Don Eſtevan Joſeph** begab ſich ſelbſt in ſeinem Boote zu Herrn **Colnett** an Bord, verſprach ihm unter vielen Freundſchaftsbezeugungen bey ſeinem Ehrenworte die vollkommenſte Sicherheit, erbot ſich zu allen Dienſtleiſtungen die in ſeiner Macht ſtänden, berief ſich auf ſein Benehmen gegen Capitain Hudſon, und beredete den treuherzigen Engliſchen Befehlshaber in den Hafen einzulaufen. Der Mangel friſcher Lebensmittel an Bord des Argonaut trug indeß viel dazu bey, den Letzteren zu dieſem Schritte zu bewegen. Am folgenden Morgen brach die Treuloſigkeit des Spaniers ſchon in Gewaltthätigkeiten aus; er ſchickte ſeinen erſten Lieutenant mit einer bewaffneten Mannſchaft an Bord des Argonaut, ließ das Schiff im Namen ſeines Königs in Beſitz nehmen, die Brittiſche Flagge herunterreißen, die Spaniſche an ihrer Stelle aufſtecken und die ganze Beſatzung mit Inbegriff der Officier zu Kriegesgefangenen machen. Herr **Colnett**, den man bey dieſem Auftritt bedrohete, daß man ihn augenblicklich an der Segelſtange aufhängen würde, wofern er Miene machte ſich zu widerſetzen, gerieth in eine Gemüthsbewegung, die ihn ſeines Verſtandes beraubte. Mehrmals verſuchte er es, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen.

Den 13ten Julius kam die **Princeß Royal** (Kronprinzeſſin) zurück. Capitain **Hudſon** eilte in ſeinem Boote voran, weil er Herrn **Colnett**, ſeinen Oberbefehlshaber, anzutreffen hoffte; allein **Martinez** ließ ihn gefangen nehmen, und, indem er auch ihn mit dem Aufhängen bedrohete, einen Befehl an ſeine Leute von ihm erpreſſen, dem zufolge ſie das Schiff ohne Weigerung den Spaniern überliefern mußten. Man verfuhr bey dieſer Gelegenheit genau wie vorhin mit dem **Argonaut**, und nahm ſowohl das Schiff als die Ladung, worunter 473 Seeotterfelle befindlich waren, in Beſchlag. Dieſer Wegnahme ungeachtet, verſuchte **Martinez**, die Gemüthsverwirrung des Capitains **Colnett** zu ſeinem Vortheile zu benutzen und ihn zum Verkaufe des Kupfers zu bereden, worin zum Theil die Ladung der **Princeß Royal** beſtand. Dieſe Unterhandlung ward indeß bey Zeiten durch die Dazwiſchenkunft der übrigen Engliſchen Officier hintertrieben.

Die gefangene Mannſchaft der **Nordweſt-Amerika** mußte ſich auf Befehl des Spaniſchen Capitains an Bord der **Columbia** begeben, und dieſes Schiff, welches einen Theil ſeiner Mannſchaft und ſeiner Vorräthe an den **Waſhington** abgegeben hatte, nach **China** führen helfen. Aus dem **Argonaut** verproviantirte **Martinez** die Amerikaniſchen Schiffe; und damit Capitain **Kendrick**, der die **Columbia** führte, den Leuten der **Nordweſt-Amerika** ihre Löhnung zu bezahlen im Stande wäre, gab er ihm ſechs und neunzig Seeotterfelle mit, weil er vorausſetzte, daß die ehemaligen Rheder die Forderungen der Mannſchaft nicht würden befriedigen können; doch ſollte Capitain **Kendrick** dreyßig Procent vom Verkaufspreiſe für die Fracht der Felle einbehalten. Der Letztere begab ſich hierauf mit ſeinem Schiffe **Columbia** nach dem Hafen **Cox**. Eben dahin folgte ihm das andere

Amerikaniſche Fahrzeug, Waſhington, und lieferte alle von den Engliſchen, Spaniſchen und Amerikaniſchen Kaufleuten in den verſchiedenen Schiffen geſammelte Seeotterfelle an ihn ab. Mit dieſer Ladung nahm er ſeinen Lauf nach China, wo er den 2ten November 1789 anlangte.

Die Schiffe Argonaut und Princeß Royal wurden, nebſt den gefangenen Officieren und Matroſen, auf Befehl des Don Eſtevan Joſeph Martinez nach dem Hafen San Blas in Mexico gebracht. Sobald der Zeitpunkt ihrer Abreiſe näher rückte, behandelte man die Engländer glimpflicher, und Martinez ſchmeichelte ihnen ſogar mit der Hoffnung, daß man ihnen vielleicht ihre Schiffe wiedergeben würde. Die Ungerechtigkeit und Schamloſigkeit des Cabinets ſchien alſo zwar die Sittlichkeit der Untergebenen befleckt, aber doch nicht alles Billigkeitsgefühl gänzlich in ihnen ausgelöſcht zu haben. Sie plünderten und mißhandelten, nach dem Beyſpiele des Hofes; allein ſie zitterten noch vor den Folgen ihrer niedrigen Gewaltthätigkeit. Dieſer feindſelige Geiſt, der ihre Vorgeſetzten antrieb, die Rechte der Menſchheit mit Füßen zu treten und ſie ſogar der erſten Seemacht in Europa zu verweigern, wirkte auch in den einzelnen zur Ausführung dieſes ſeeräuberiſchen Unternehmens gebrauchten Werkzeugen eine Geringſchätzung der Rechte einzelner, freyer Menſchen, die ſeit undenklichen Zeiten die Küſten von Amerika bewohnten. Die Engländer waren mit den Einwohnern des Nutkaſundes wie mit ihres Gleichen umgegangen; ſie hatten ihre Eigenthumsrechte anerkannt, und nur mit ihrer Erlaubniß, auf ihrem Boden ſich eine Hütte und ein Schiff gebauet. Die Spanier hingegen ſahen in dieſen Wilden heydniſche Geſchöpfe, die der Chriſtengott zum Zeitvertreibe ſeiner Anhänger geſchaffen hätte, die auf nichts Anſpruch machen dürften, und die man wie das Wild in den Wäldern niederſchießen müßte, ſobald ſie es wagten Menſchen ſeyn und Menſchenrechte fordern zu wollen. Schauderhafte Beyſpiele von der fühlloſen Grauſamkeit dieſer Spanier findet man in der Reiſebeſchreibung des Capitains Meares aufgezeichnet: einer Grauſamkeit, die man nicht ſowohl der menſchlichen Natur, als der Ruchloſigkeit gewiſſer Lehrer der Menſchen Schuld geben muß.

§. 27.

§. 27.

Mißhelligkeiten zwiſchen England und Spanien.

Die im Nutkaſund verübten Gewaltthätigkeiten mußten von Seiten der Engliſchen Stifter des Pelzhandels zwiſchen China und Amerika, laute Reklamationen verurſachen; Spanien mußte ſie vorausgeſehen und ſich ſchon darauf gefaßt gemacht haben. Ohne Zweifel hatte das Spaniſche Cabinet ſich mit der Hoffnung geſchmeichelt, daß es einen glücklichen Zeitpunkt gefunden hätte, wo es unangefochten ſeine alten Anmaßungen geltend machen und durchſetzen könnte; denn ſelbſt der werkthätigſte Glaube pflegt bey ganzen Nationen die Tollkühnheit nicht ſo weit zu treiben, daß er einen überlegenen Widerſacher gegen ſich aufreitzen ſollte. In der That war der Zeitpunkt auch ziemlich klug gewählt, wenn überhaupt eine Politik dieſes Beywort verdient, die das innere Wohl des Staates vernachläſſigt, um einem Hirngeſpinſte von äußerer Wichtigkeit oder gar nur von Rechthaberey nachzugehen. Seit dem für England ſo koſtſpieligen, obgleich ſo glücklich geführten ſiebenjährigen Kriege, noch entſchiedener aber ſeit dem Friedensſchluſſe von 1782, durch welchen Nordoſt-Amerika für unabhängig erklärt ward, hatte man im Brittiſchen Cabinet und Parlemente einer friedfertigen Staatskunſt den Vorzug zuerkannt, als der einzigen, die einem mächtigen, für ſich ſelbſt beſtehenden Handelsſtaat angemeſſen, der einzigen, die ihn von ſeiner ungeheuren Schuldenlaſt zu retten fähig iſt. Schon im Jahr 1771 fand Lord North, der damals am Ruder ſaß, es ungleich rathſamer, mit Spanien über das Eigenthumsrecht und den Beſitz der Falklandsinſeln zu negociiren, als die Gewaltthätigkeit, die man daſelbſt an Brittiſchen Unterthanen verübt hatte, durch eine Kriegeserklärung oder die Wegnahme der reichen Regiſterſchiffe, wie im Jahre 1762, zu ahnden. Schon damals ließ man ſich herab, die Frage von Rechtmäßigkeit unentſchieden zu laſſen; man beſtand nur darauf, ſich im Beſitz zu behaupten, der indeß von Spanien kaum zugeſtanden war, als England bereits freywillig Verzicht darauf that. Der berühmte Dr. Samuel Johnſon mußte damals mit ſeiner nachdrücklichen Sprache die Falklandsinſeln als ſo öde, gänzlich unbrauchbare Felſen ſchildern, daß es der Mühe nicht verlohne, um den Beſitz derſelben nur einen Kanonenſchuß zu thun. Jetzt waren die Ausſichten für Spanien noch ungleich günſtiger. Die Engliſche Nationalſchuld hatte jene furchtbare Höhe erreicht, wo ſelbſt der blühendſte Zuſtand des Landes und ſeiner Einkünfte die Vergrößerung jener Laſt nicht länger rechtfertigte. Die weiſeſte, von einem jungen Finanzminiſter eingeführte Oekonomie konnte zwar den Flor des Staats und ſeinen Kredit ſichern; allein ihr künſtliches Syſtem litt keine äußere Erſchütterung, und Pitt mußte, um in der Geldverwaltung zu glänzen, Verzicht auf die armſeligen Lobſprüche thun, die man einem ehrgeitzigen, nach Kriegesruhm begierigen Miniſter zu ertheilen pflegt.

Im Vertrauen auf dieſe friedfertige Stimmung des Engliſchen Miniſteriums, ließ der Spaniſche Hof ſelbſt am 10ten Februar 1790 durch ſeinen Geſandten in London dem Staatsſekretair der auswärtigen Angelegenheiten die erſte Nachricht von der Wegnahme der Iphigenia geben, und zugleich dieſen Schritt als eine unmittelbar aus den Rechten der Krone Spanien fließende Nothwehr gegen die unerlaubten Anmaßungen der Engliſchen Kauffahrer vertheidigen; ja, man ſcheuete ſich nicht, von dem Engliſchen Cabinet ein förmliches Verbot an alle Brittiſche Unterthanen zu fordern, vermöge deſſen ſie weder an der Nordweſtküſte, noch auch an den ſüdlichen Ufern von Amerika, wo ſie bisher ganz ungehindert den Wallfiſchfang trieben, ſich je wieder betreten laſſen ſollten. **Florida Blanca**, der Spaniſche Miniſter, hatte ſich in ſeiner erſten Ausrechnung nicht geirrt; das Engliſche Cabinet ließ ſich im Publicum nichts von der geſchehenen Eröffnung merken, ſondern fing an, ganz insgeheim durch den damaligen Geſandtſchaftsſecretair **Liſton** in Madrid zu negociiren, während daß Spanien, unter dem Vorwande, ſich in die Franzöſiſchen Angelegenheiten zu miſchen, ſeine Flotten ausrüſten ließ. Es bedarf eben keines Scharfblicks, um die Folgen von dieſer anſcheinenden Indolenz der Engländer vorauszuſehen; das Spaniſche Cabinet glaubte ſeine Leute ganz errathen zu haben, glaubte ſeines Sieges gewiß zu ſeyn, beſtand auf ſeine Anſprüche, und ſtimmte, wo möglich, den Ton ſeiner Forderungen noch höher. Während der Zeit lieſen aber die Klagen der geplünderten Kaufleute mit den rückkehrenden Chinafahrern zu London ein. Capitain Meares, der in der Königlichen Flotte den Rang eines Lieutenants bekleidete, erſchien perſönlich in England, um ſeine und ſeiner Mitintereſſenten Sache zu führen. Man hörte nunmehr, daß nicht Ein Schiff allein, wie der Spaniſche Geſandte berichtet hatte, ſondern daß vier Schiffe von den Spaniern in Beſchlag genommen wären; daß ſie nur das erſte freygelaſſen, die drey übrigen hingegen mit ihren Ladungen nach Mexico geführt, und, wie im Kriege, ohne weitere Form des Prozeſſes verkauft hätten; daß die Engliſchen Officier und Matroſen in Mexico in gefänglicher Haft ſchmachten müßten; daß durch die Mißhandlungen einer mitten im Frieden nach den barbariſchen Grundſätzen des Fauſtrechts verfahrenden Nation, der unglückliche Colnett zur Raſerey getrieben wäre; — mit Einem Worte, man vernahm alle Gräuel, wozu das im Aberglauben gegründete Scheinrecht die ſonſt edelmüthigen Spanier verleiten konnte. Die Beleidigung, die man England zugefügt hatte, die Beſchimpfung ſeiner Flagge war zu groß, zu frech, ſie ſprang zu grell ins Auge, um länger geduldet zu werden; die hartnäckige Weigerung des Spaniſchen Hofes, ſich zu einer hinreichenden Genugthuung und Entſchädigung zu verſtehen, ſeine Zurüſtungen und ſeine durch die ſcheinbare Kleinmüthigkeit der Engländer genährte Arroganz nöthigten den König, am 5ten May die Sache dem Parlamente vortragen zu laſſen, ob man gleich noch drey Wochen vorher mit der zugeſagten Fortdauer des Friedens dem Volke das Herz erleichtert hatte. Einmüthig gaben beyde Parlamentshäuſer ihre Bewilligung zu den ernſthafteſten Maßregeln, welche die Miniſter in Vorſchlag brachten, um die Ehre der Nation, und, was ſolider als dieſes hochtönende Wort iſt, ihren Handel gegen die Anmaßungen Spaniens zu behaupten.

§. 18.

Memorial des Capitains Meares.

Zwiſchen wohl eingerichteten Staaten und andern, wo die Herrſchermacht ihre Bewegungen auf Raub und Erpreſſung abzwecken läßt, iſt der Unterſchied nirgends ſichtbarer, als in dem Schutze, den ſie dem Privatmanne gegen die Gewaltthätigkeiten fremder Mächte gewähren. Es iſt gewöhnlich, bey Friedensunterhandlungen die Rückzahlung erpreßter Schatzungen, und Erſatz für ungerechte Störung des Erwerbs theils fordern, theils bewilligen zu ſehen. In jenen Ländern nun, wo der Deſpot ſeine Unterthanen nur als eine Heerde betrachtet, die für ihn weiter keinen Werth als ihre Wolle hat, und der er keine andre Rückſicht ſchuldig iſt, als die mit ſeinem kurzſichtigen Eigennutze beſteht: — in ſolchen Ländern fließt gewöhnlich die Entſchädigung, die dem unglücklichen, ausgeplünderten Bürger gebührte, in landesherrliche Kaſſen, und es findet ſich alsdann am Schluß eines Krieges, daß der Feind nur die Mittelsperſon war, durch deſſen Hände der Erwerb des Unterthans, mit ſeinem Blute befleckt, den Räuber bereicherte, der ſich Fürſt und Hirt und Vater ſeines Volkes nennen läßt. Die Seele des bürgerlichen Vertrages iſt die heilige Unverletzbarkeit alles Privateigenthums; die Sache des Privatmannes wird Angelegenheit des Staats; wem der übermüthige Feind ſein Eigenthum entriß, dem muß es der gedemüthigte Feind erſtatten. Es war ein glücklicher Umſtand für den Capitain Meares und die Theilhaber an ſeinen Handelsſpeculationen, daß die Nation ſich in ſeiner Perſon beleidigt fühlte; denn von dieſem Augenblick an ward ſeine Klage zu der ihrigen, und die Wiedererſtattung ſeines Eigenthums war ihm ſo ſicher, als hätte er es nie verloren gehabt. Im Gegentheil konnten ihm ſeine Capitalien bey den Spaniern wuchern, indem er, wie es in ſolchen Fällen leicht möglich iſt, ſeine Forderungen nach einem willkührlichen Tarif berechnete. Dies erhellet ſchon aus dem Umſtande, daß er in ſeiner Klagſchrift jedes von den Spaniern weggenommene Seeotterfell zu hundert Spaniſchen Thalern berechnet, da doch die Felle von der beſten Qualität in China nur 60, 70 und höchſtens 80 bis 90 ſolche Thaler galten. Ueberdies theilte er ſeinen Verluſt in den wirklich erlittenen und in den wahrſcheinlichen ein, wie aus der folgenden Ueberſicht erhellen wird.

Berechnung des wirklichen und wahrſcheinlichen Verluſtes, den die verbündeten Kaufleute von London und Indien durch die Wegnahme ihrer Schiffe erlitten haben.

I. Wirklicher Verluſt.

	Cron. Thaler.
An baarem Gelde, der Mannſchaft der Iphigenia bey ihrer Rückkunft in China ausgezahlt, beynahe zweyjährige Löhnung nebſt andern Ausgaben laut Quittung	15,534.
An baarem Gelde, der Mannſchaft der Nordweſt-Amerika ausgezahlt, beynahe zweyjährige Löhnung, laut Quittung	3,719.
An Ausrüſtungskoſten des Schiffes Argonaut, urkundlich	39,816.
An Ausrüſtung des Schiffes Princeß Royal	
An 473 Seeotterfellen, an Bord der Princeß Royal weggenommen, à 100 Thaler das Stück	47,300.
An 12 Seeotterfellen, die Herr Martinez zu ſeinem eigenen Gebrauche ſich vorbehalten, wie oben geſchätzt .	1,200.
An des Agenten Auslage, auf dem Rückwege nach England . . .	8,000.
An Aſſecuranz-Geldern des Hauptcapitals, zu 20 Procent, als dem gewöhnlichen Prämium	23,864.
	139,433.

Transport, Span. Thaler:	133,433.
An Karten, Tagebüchern, aſtronomiſchen Inſtrumenten, Kleidungsſtücken, Privatmobilien, u. ſ. w. der Officier, deren Werth ſich jetzt nicht beſtimmen läßt.	
An Löhnung aller in Dienſten der verbündeten Kaufleute ſtehenden und jetzt gefangenen Leute, von ihrer Abreiſe an bis zu ihrer Rückkehr.	
An Werth der Nordweſt-Amerika, an der Küſte von Amerika . . .	20,000.
Span. Thaler	153,433.

II. Wahrſcheinlicher Verluſt

	Span. Thaler.
An Werth der Ladung der Iphigenia, die vermuthlich 1000 Seeotterfelle zurückgebracht hätte, à 100 Span. Thaler	100,000.
An Werth der Ladung, welche die Nordweſt-Amerika wahrſcheinlich eingeſammelt hätte, 1000 Seeotterfelle, zu 100 Thalern das Stück . . .	100,000
An Werth der Ladung, welche die Princeſs Royal zurückgebracht hätte, 1000 Seeotterfelle, wie oben . .	100,000
	300,000.

Transport. Span. Thaler	300,000.
An Werth der Ladung, welche das Schiff Argonaut wahrſcheinlich eingeſammelt hätte, 2000 Seeotterfelle, wie zuvor	200,000
An Verluſt und Zerſtörung des Commerzes der verbündeten Kaufleute. Insbeſondere an Verluſt des kleinen Fahrzeuges von 30 Tonnen, wozu die gezimmerten Stücke am Bord des Argonaut eingeſchifft waren, und des Pelzwerkes, das man damit geſammelt hätte.	
Spaniſche Thaler	500,000.

Auf dieſe Art hatten alſo die Abentheurer, die den Pelzhandel an der Nordweſtküſte von Amerika zu gründen gedachten, an Spanien eine Forderung von 653,433 ſchweren Piaſtern, welche Herr Meares durch ſeine am 30ſten April dem Miniſterium übergebene, und von Herrn Pitt den 13ten May vor das Parlament gebrachte Bittſchrift reklamirte.

§. 29.

Kriegesrüſtungen und Negociationen.

Die unbegränzte, mit nichts zu vergleichende Thätigkeit und die vortreffliche Ordnung in allen Theilen der Brittiſchen Adminiſtration ſetzten die Engländer in Stand, in kurzer Zeit die furchtbarſten Anſtalten zum Kriege zu machen. Von dem Augenblick an, wo der erſte Befehl in die Werfte erging und die Arbeiter daſelbſt belebte, verfloſſen bis zur vollendeten Ausrüſtung und Bemannung eines mächtigen Geſchwaders kaum zwey Monate. Allein ſowohl das Cabinet als die Nation waren weit entfernt; den wirklichen Ausbruch des Krieges zu wünſchen. Von aller Eroberungsſucht, außer etwa in Oſtindiens gar zu verführeriſchen Königreichen, gründlich geheilt, wünſchten ſie vielmehr, die glückliche Ruhe, welche Frankreichs Ohnmacht und innere Gährung ihnen ſicherten, zu benutzen, um ihren Handel auf den höchſten Gipfel der Vollkommenheit zu bringen, und auf dieſe dauerhafte Grundfeſte ihre politiſche Größe zu bauen. Die Negociationen wurden folglich eben ſo eifrig als vorher, aber mit den Waffen in der Hand nachdrücklicher, betrieben. Der Spaniſche Hof konnte nicht umhin, dieſen Unterſchied zu bemerken, und, des Vorſprunges ungeachtet den er bey den Kriegesrüſtungen gewonnen hatte, die Gefahr einzuſehen, womit die raſche unaufhaltſame Betriebſamkeit der Engländer ihm drohete. Er ergriff alſo mit Freuden die dargebotene Gelegenheit, ſeine Dialektik an dem neuen Engliſchen Geſandten, **Fitzherbert**, zu üben, und übergab ihm ein Memoire über das andre. In dieſen Staatsſchriften vermied man es für jetzt weislich, von jenen, in Europa längſt verlachten Anſprüchen, die ſich auf die Freygebigkeit des heiligen Stuhles gründeten, ein Wort zu erwähnen; dagegen behauptete man, in den Jahren 1755, 1774 und 1779 alle Häfen an der Nordweſtküſte von Amerika, die man die **Küſte von Californien** zu nennen affektirte, bis an **Prinz Wilhelms Sund**, beſucht und förmlich in Beſitz genommen zu haben. Auch machte man darin die neulich mit Rußland über dieſen Gegenſtand gepflogenen Unterhandlungen bekannt, deren Inhalte zufolge das Eigenthum der nördlicheren Gegenden, **weſtwärts vom Prinz Wilhelms Sunde**, von Spanien nicht in Anſpruch genommen wird.

§. 30.

Erſte gegenſeitige Deklaration.

Die neue Wendung, welche Florida Blanca dem Streite zu geben, und die Art, wie er die Anſprüche der Krone von Spanien auf die Nordweſtküſte von Amerika zu erweiſen ſuchte, hätte allerdings die Engländer in einige Verlegenheit geſetzt, wenn nicht ſchon früher der Geograph Alexander Dalrymple mit ſeinem kurzen, aber bündigen Aufſatze the Spaniſh pretensions fairly diſcussed, hervorgetreten wäre, worin er eines Theils bewies, daß England bereits ſeit zwey hundert Jahren durch den Weltumſegler Sir Francis Drake in den Beſitz jener und der Magellaniſchen Küſten geſetzt worden ſey, wenn ſich überhaupt auf dergleichen Beſitznehmungen ein Recht gründen laſſe; andern Theils aber die Anmaßung lächerlich machte, ſich auf Reiſen berufen zu wollen, deren Tagebücher man von je her vor den Augen des Publikums zu verbergen befliſſen geweſen ſey. Den Engliſchen Miniſtern lag indeſſen im gegenwärtigen Zeitpunkte die Rechtsfrage noch in der Ferne; ſie verlangten zuvörderſt Genugthuung für die Wegnahme des Engliſchen Eigenthums, als eine Präliminärbedingung, ohne welche die Negociationen ins Stecken gerathen müßten; und dieſe Genugthuung ſollte in der Rückgabe der Schiffe, der Schadloshaltung der Eigenthümer, und einer Entſchuldigung gegen den Souverain wegen der Beleidigung ſeiner Flagge beſchehen. Dem zufolge wurden am 24ſten Julius zwiſchen dem Spaniſchen Miniſter und dem Engliſchen Geſandten folgende Deklarationen gewechſelt:

Spaniſche Deklaration.

„Da Se. Großbritanniſche Majeſtät ſich über die Wegnahme gewiſſer, Ihren Unterthanen zugehörigen Schiffe durch einen Officier in Dienſten des Königs im Hafen Nutka an der Nordweſtküſte von Amerika, beſchwert haben; ſo erklärt der Unterzeichnete, Sr. Majeſtät Rath und Erſter Sekretair, kraft der dazu benöthigten Vollmacht, im Namen und auf Befehl Sr. Majeſtät, daß Dieſelben geneigt ſind, Sr. Großbritanniſchen Majeſtät für die Beleidigung worüber Sie klagen, Genugthuung zu geben: in der feſten Ueberzeugung, daß Se. Großbritanniſche Majeſtät unter ähnlichen Umſtänden gegen den König nicht anders handeln würden; und Se. Majeſtät machen ſich überdies anheiſchig, zur vollſtändigen Zurückgabe aller in Nutka weggenommenen Brittiſchen Schiffe, und zur Schadloshaltung der in jenen Fahrzeugen intereſſirten Partheyen, für den Verluſt, den ſie erlitten haben, ſobald deſſen Betrag berichtigt worden iſt:

Wohl verſtanden, daß dieſe Deklaration die fernere Erörterung des Rechts, ausſchließender Weiſe eine Niederlaſſung im Hafen Nutka anzulegen, worauf Se. Majeſtät Anſpruch machen dürften, weder ausſchließen noch derſelben nachtheilig ſeyn könne.

Urkundlich deſſen habe ich dieſe Deklaration unterſchrieben und mit meinem Inſiegel beſiegelt. Madrid, den 24ſten Julius 1790.

(L. S.) Unterzeichnet:
der Graf von Florida Blanca.

Engliſche Gegenerklärung.

„Da Se. Katholiſche Majeſtät erklärt haben, daß Sie geneigt wären, für die dem Könige, durch die Wegnahme einiger Seinen Unterthanen zugehörigen Schiffe in der Bay von Nutka, zugefügte Beleidigung, Genugthuung zu geben; und da der Herr Graf von Florida Blanca im Namen und auf Befehl Sr. Katholiſchen Majeſtät eine Deklaration dieſes Inhalts unterzeichnet hat, wodurch beſagte Se. Majeſtät ſich gleichfalls verbindlich machen, die weggenommenen Schiffe vollkommen zurückzugeben, und die darin intereſſirten Partheyen für ihren erlittenen Verluſt zu entſchädigen: ſo nimmt der Unterzeichnete, außerordentlicher und bevollmächtigter Ambaſſadeur Sr. Großbritanniſchen Majeſtät bey dem Katholiſchen Könige,

nige, kraft der hierzu benöthigten ausdrücklichen Vollmacht, die beſagte Erklärung im Namen des Königs an, und erklärt, daß Se. Majeſtät dieſe Deklaration, nebſt der Erfüllung der darin enthaltenen Zuſagen, als eine vollkommene und gänzliche Genugthuung für die Beleidigung, worüber Se. Majeſtät Klage geführt haben, anſehen werden.

Der Unterzeichnete deklarirt zugleich, es müſſe verſtanden werden, daß weder die vom Herrn Grafen von Florida Blanca unterſchriebene Deklaration, noch die gegenwärtige Annahme derſelben durch den Unterzeichneten im Namen des Königs, den Rechten, wodurch Se. Majeſtät auf irgend eine von Ihren Unterthanen bereits angelegte oder künftig anzulegende Niederlaſſung Anſpruch machen dürften, Abbruch thun oder ſie ausſchließen können.

Urkund deſſen habe ich dieſe Gegenerklärung unterzeichnet und mit meines Wapens Inſiegel beſiegelt. Madrid, den 24ſten Julius 790.

(L. S.)

Unterzeichnet:
Alleyne Fitzherbert.

Durch dieſe Erklärung, die für die Ehre des beleidigten Monarchen ſo genugthuend war, in der Hauptſache hingegen ſo wenig entſchied, hatte Spanien augenſcheinlich nur Zeit gewonnen. Allein eben ſo unbezweifelt hatte das Engliſche Cabinet mit gutem Vorbedacht dieſe Trennung des Ehrpunkts von der Rechtsfrage eingeleitet, um gleichfalls die Unterhandlung in die Länge ziehen zu können, ohne ſich das Geringſte zu vergeben. Wenn es das Staatsintereſſe forderte, den Krieg zu vermeiden, ſo heiſchte die politiſche Klugheit, daß es mit guter Art geſchähe, ohne Blößen zu geben und ſich errathen zu laſſen. Beyde Höfe hatten ſich ihre Anſprüche und Rechte vorbehalten; beyde ſchienen geneigt, ihren Unterthanen den Weg nach Nutkaſund offen zu halten; und dieſe gegenſeitigen Prätenſionen, die von einem Augenblick zum andren neue Auftritte von derſelben beleidigenden Art, wie der vorige, veranlaſſen konnten, ſetzten die dringende Nothwendigkeit einer weiteren Negociation, die allem Zwiſt ein Ende machte, in das helleſte Licht. Die Treuloſigkeit der Politik nöthigte indeß beyde Theile, während der Unterhandlungen ihre Kriegesrüſtungen fortzuſetzen und aufs äußerſte zu treiben; weil, trotz allen üblichen Proteſtationen, einer dem Andren nicht ſo viel Ehrfurcht für die Vernunft, und ſo viel Gerechtigkeitsliebe zutrauete, daß die Macht der Gründe hinreichend ſeyn könnte, ihn in ſeinen Entſchlüſſen zu leiten. Spanien, als der ſchwächere Theil, der jetzt ſchon die Schwierigkeit fühlte, bey dem zerrütteten Zuſtande ſeiner Finanzen einen Krieg gegen das durch Eintracht allvermögende England zu führen, ſah ſich genöthigt, ſeine Zuflucht zu der Verbindung mit Frankreich zu nehmen, und hatte das unverhoffte Glück, ſie durch die National-Verſammlung erneuert zu ſehen. **Mirabeau** bewog dieſe, für jedes enthuſiaſtiſche Gefühl ſo reitzbare Verſammlung, an einem Hofe, der ſeinen Grimm und ſeine Geringſchätzung gegen ſie nicht hatte verbergen mögen, dadurch die edelſte Rache zu nehmen, daß ſie den Familienpakt in einem für Spanien kritiſchen Augenblicke beſtätigte.

§. 31.

Convention zwiſchen England und Spanien.

Der Franzöſiſchen Unterſtützung ſicher, ſtimmte man ſich in Spanien wieder zu dem ſtolzen Tone hinauf, den die Republik der Europäiſchen Fürſten von jeher ſo unerträglich gefunden hat, und hüllte ſich in das Dunkel ſeiner unerwieſenen und unerweislichen Rechte. Von der andren Seite trieb man auch in England die Spiegelfechterey der Allianzen; und die Holländiſche Hülfsflotte vereinigte ſich wirklich mit der Brittiſchen, zum Aerger aller Seemänner von altem Schrot und Korn, die ohne fremden Beyſtand immer beſſer mit dem Feinde fertig zu werden hofften. Wie furchtbar auch vor Kurzem noch dergleichen Verſchwörungen der Mächte gegen einander, der Ruhe von Europa geweſen ſind, ſo ſcheinen ſie doch jetzt dieſe Ruhe vielmehr zu ſichern und zur ſchnelleren Zertheilung der Gewitter am politiſchen Horizonte beyzutragen. Da auf beyden Seiten jede einzelne Stimme unfehlbar für den Frieden iſt, ſo darf man ſich nicht wundern, daß der geſammte Wille Aller endlich ohne Schwertſchlag das Phänomen des Friedens hervorbringt. Der Eigenſinn der urſprünglich ſtreitenden Partheyen wird durch die Mehrheit auf beyden Seiten beſtürmt und zu gewiſſen Conceſſionen herabgeſtimmt. Ohne durchſetzen zu können, was man wünſchte, erreicht man doch den wichtigen Endzweck, den Gegner ebenfalls in ſeinen Entwürfen zu ſtören, und ſchmeichelt ſich, in der erſehnten Ruhe des Friedens den künftig zu erhaſchenden Vortheil aus weiter Ferne leiſer und unvermerkter vorbereiten zu können. So ward denn auch jetzt zwiſchen Spanien und England eine Uebereinkunft getroffen, die zwar für den gegenwärtigen Augenblick den Abſichten der handelführenden Inſel angemeſſen war, durch ihre Unbeſtimmtheit aber den Weg zu künftigen Streitigkeiten, Rüſtungen, Unterhandlungen und Friedenstraktaten offen ließ.

Convention zwiſchen Sr. Großbritanniſchen und Sr. Katholiſchen Majeſtät, unterſchrieben im Escurial, den 28ſten October 1790.

„Da Se. Britanniſche und Se. Katholiſche Majeſtät geneigt ſind, durch einen dauerhaften Vergleich die neulich zwiſchen beyden Kronen entſtandenen Streitigkeiten ſchnell zu endigen, ſo halten ſie für das beſte Mittel zur Erreichung dieſes heilſamen Endzwecks eine freundſchaftliche Uebereinkunft, welche alle fernere Erörterung der Rechte und Anſprüche beyder Partheyen bey Seite ſetzt, und ihre gegenſeitige Lage für die Zukunft auf einem, Ihrem wahren Intereſſe und dem gemeinſchaftlichen Verlangen Ihrer Majeſtäten, unter Sich überhaupt und an allen Orten die vollkommenſte Freundſchaft, Uebereinſtimmung und gutes Einverſtändniß zu ſtiften, gemäßen Grunde zu befeſtigen. Zu dem Ende haben Sie zu Ihren Bevollmächtigten ernannt und beſtellt, nämlich von Seiten Sr. Britanniſchen Majeſtät den Herrn Alleyne Fitzherbert, Mitglied des geheimen Raths Sr. gedachten Majeſtät von Großbritannien und Irland, und bevollmächtigten Ambaſſadeur bey Sr. Katholiſchen Majeſtät; und von Seiten Sr. Katholiſchen Majeſtät Don Joſeph Monino Grafen von Florida Blanca, Großkreuz des Königl. Spaniſchen Ordens Karls III., Staatsrath Sr. gedachten Majeſtät und Ihren erſten Staatsſekretair, welche nach vorheriger Mittheilung ihrer reſpektiven Vollmachten über folgende Artikel übereingekommen ſind:

1. Es iſt verabredet worden, daß die Gebäude und Ländereyen auf der Nordweſtküſte von Amerika, auf dem feſten Lande oder auf den an dieſem feſten Lande gelegenen Inſeln, aus deren Beſitz die Unterthanen Sr. Britanniſchen Majeſtät im April 1789 durch einen Spaniſchen Officier geſetzt worden ſind, beſagten Brittiſchen Unterthanen wiedergegeben werden ſollen.

2. Ueberdies ſoll eine billige Entſchädigung nach Maßgabe der Umſtände für alle gewaltſame und feindſelige Handlungen gegeben werden, die nach dem Aprilmonat 1789 durch die Unterthanen einer der contrahirenden Partheyen gegen die der andern

begangen worden ſind; und falls nach beſagtem Zeitpunkte einige der reſpektiven Unterthanen gewaltſamer Weiſe aus dem Beſitz ihrer Länder, Gebäude, Schiffe, Waaren oder andern Eigenthums, was es auch ſey, auf beſagtem feſten Lande oder in den Gewäſſern und anliegenden Inſeln geſetzt worden ſind, ſollen ſie wieder in den Beſitz geſetzt, oder es ſoll ihnen eine billige Vergütung für den erlittenen Verluſt gegeben werden.

3. Um die Bande der Freundſchaft noch enger zu knüpfen und in Zukunft eine vollkommene Harmonie und ein gutes Einverſtändniß zwiſchen beyden contrahirenden Partheyen zu erhalten, iſt verabredet worden, daß die beyderſeitigen Unterthanen nicht beunruhigt, noch beläſtigt werden ſollen, wenn ſie im ſtillen Ocean oder in den ſüdlichen Meeren ſchiffen oder Fiſcherey treiben, oder auf den Küſten, welche dieſe Meere umgeben, an Orten landen, die noch nicht in Beſitz genommen ſind, um daſelbſt mit den Landeseingebornen zu handeln, oder Niederlaſſungen anzulegen, welches alles jedoch den in den drey folgenden Artikeln ſpecificirten Einſchränkungen und Bedingniſſen unterworfen ſeyn ſoll.

4. Se. Großbritanniſche Majeſtät macht ſich verbindlich, die wirkſamſten Maßregeln anzuwenden, daß die Schiffahrt und Fiſcherey von Dero Unterthanen im ſtillen Ocean oder in den ſüdlichen Meeren kein Vorwand eines unerlaubten Handels

mit den Spaniſchen Niederlaſſungen werde; (und in dieſer Abſicht iſt überdies ausdrücklich bedungen, daß die Brittiſchen Unterthanen in beſagten Meeren in einer Entfernung von zehn Seemeilen an den von Spanien bereits occupirten Küſten nirgends ſchiffen, noch Fiſcherey treiben ſollen.

5. Auch iſt verabredet worden, daß ſowohl an Oertern, die den Brittiſchen Unterthanen vermöge des erſten Artikels wiedergegeben werden, als in allen andern Theilen der nordweſtlichen Küſte von Nordamerika, oder in den daran liegenden Inſeln, welche nördlich der beſagten bereits von den Spaniern occupirten Küſte liegen, allenthalben, wo die Unterthanen der einen von beyden Mächten ſeit dem April 1789 Etabliſſements angelegt haben oder in Zukunft anlegen werden, die Unterthanen der andern freyen Zutritt haben, und Handel ohne Beunruhigung und Beläſtigung ſollen treiben können.

6. Es iſt auch noch, in Beziehung ſowohl auf die öſtlichen als auf die weſtlichen Küſten von Südamerika und die anliegenden Inſeln, verabredet worden, daß die reſpektiven Unterthanen in Zukunft keine Niederlaſſung in den Theilen dieſer im Süden deſſelben Welttheils gelegenen Küſten und den anliegenden Inſeln, die von den Spaniern bereits beſetzt ſind, anlegen ſollen, wobey jedoch zu verſtehen iſt, daß beſagte reſpektive Unterthanen die Befugniß erhalten ſollen, auf den alſo gelegenen Küſten und In-

ſeln wegen der Bequemlichkeit ihrer Fiſcherey zu landen und daſelbſt Hütten und andere Gebäude auf eine Zeitlang, die bloß zu dieſer Abſicht dienen, zu bauen.

7. In allen Fällen, wenn Klagen entſtänden, oder Eingriffe in die Artikel gegenwärtiger Convention gethan würden, ſollen die Officier beyder Theile, ohne ſich vorläufig einige Gewaltthätigkeit oder Thätlichkeit zu erlauben, gehalten ſeyn, ihren reſpektiven Höfen einen genauen Bericht von der Sache und allen dabey vorgefallenen Umſtänden abzuſtatten, da man denn die Zwiſtigkeiten in der Güte beylegen wird.

8. Gegenwärtige Convention ſoll in Zeit von ſechs Wochen, vom Tage der Unterzeichnung an zu rechnen, oder noch eher, wenn es ſeyn kann, ratificirt und beſtätigt werden.

Gegeben im Pallaſt zu St. Lorenz, den 28ſten October 1790.

Alleyne Fitzherbert.
Der Graf von Florida Blanka."

Aus dem Buchſtaben ſowohl als aus dem Geiſte dieſer Convention erhellet klar, daß darin die Rechtsanſprüche beyder paciscirenden Theile bloß deswegen nicht erwähnt werden konnten, weil man darüber während der Unterhandlung zu keiner Uebereinkunft gelangte. Spanien konnte nie dahin vermocht werden, frey und offen die Frivolität ſeiner Anſprüche auf die nordwärts vom 40ſten Grad der Breite gelegenen Theile der Nordweſtküſte von Amerika einzugeſtehen und der Brittiſchen Nation ein auf Drake's und Cook's Entdeckungen gegründetes Prioritätsrecht einzuräumen; beyde Höfe wollten noch nicht der Vernunft und den Rechten der Menſchheit Gehör geben, und freymüthig bekennen, daß die Entdeckung eines ſchon von freyen Menſchen bewohnten, und dieſen zugehörigen Landes unmöglich ein Recht auf den Beſitz deſſelben geben kann. Die Vorwürfe, die in England dem Miniſter Pitt über die Abſchließung eines ſo unbeſtimmten Traktates von ſeinen Gegnern gemacht wurden, ſcheinen indeß ſo übertrieben als unverdient zu ſeyn. Für einen Handel, der eben erſt im Aufkeimen war, und von dem man noch erwarten muß, bis auf welche Stufe der Wichtigkeit er ſteigen kann, hatte das Cabinet hinlänglich geſorgt, wenn es den Brittiſchen Unterthanen die freye Schifffahrt nach den unbeſetzten und zum Theil noch unbekannten Häfen der Amerikaniſchen Nordweſtküſte einſtweilen ſicherte; es wäre ſogar unüberlegt geweſen, jetzt dieſe Unterhandlung zu verzögern, und auf nähere Beſtimmungen zu bringen, da ſich eben eine für England weit wichtigere Handelsausſicht im **Orient** zeigte, wenn es die Pforte gegen Rußland mit ungetheilter Kraft in Schutz nehmen wollte. Selbſt der in Indien gegen den **Sultan von Maiſore** ausgebrochene Krieg rechtfertigte die Beſchleunigung des Friedensſchluſſes mit Spanien. Allein eine Uebereilung, die keine politiſche Rückſicht verzeihlich machen kann, eine Uebereilung, die im Charakter des Miniſters liegt, und von ſeiner geringen Achtung für ſeine Mitbürger ein böſes Zeugniß giebt, iſt die gänzliche Vernachläſſigung der unglücklichen Opfer der Spaniſchen Anmaßung, nehmlich der Officier und Mannſchaften, die man von **Nutka** nach **Mexico** ſchleppte, um ſie dort länger als ein Jahr in allem Ungemach der Gefangenſchaft ſchmachten zu laſſen. Es war ſchon ein Verſehen, daß ihre Befreyung nicht in der erſten Deklaration ausdrücklich ausbedungen ward; daß aber auch die Convention mit keiner Sylbe ihres Schickſals erwähnt, ſcheint dem Geiſte der Brittiſchen Verfaſſung ins Angeſicht zu trotzen. Wenn das Eigenthum der beeinträchtigten Kaufleute, welches auf 600,000 Piaſter angeſchlagen wird, zu einer Kriegesrüſtung berechtigte, die nicht weniger als 3,133,000 Pfund Sterling (mehr als zwanzig Millionen Thäler) gekoſtet hat; war denn nicht die perſönliche Freyheit von vierzig oder funfzig Brittiſchen Unterthanen ſo viel werth, daß man ein Wort darüber fallen ließ? Man wird den deſpotiſch geſinnten Financier in England fragen, ob er es wagt, die Freyheit eines Engländers auf ihren Werth an Gelde zu reduciren, und wie viel ſeines Bedünkens die Stunde Freyheit gilt? Die Schande dieſer Vernachläſſigung iſt deſto unauslöſchlicher, da jene Unglücklichen nicht als Kriegesgefangene behandelt, ſondern gefeſſelt, geſchlagen, mit ſchmählichen Todesſtrafen bedrohet, zu Schanzarbeiten gezwungen, und in dem Falle des bedauernswürdigen **Colnett**, bis zum Wahnſinn getrieben worden ſind.

I.

Wichtigkeit des Nordamerikaniſchen Pelzhandels, mit Hinſicht auf die geographiſche Lage der nördlichſten Theile von jenem feſten Lande.

§. 31.

Bisheriger Ertrag des neuen Pelzhandels.

Der Gegenſtand, womit wir uns hier beſchäftigen, hat das Vorzügliche, daß, wenn er gleich mit der Politik in einem engen Verhältniſſe ſteht, dennoch ihr kleinlicher Wirkungskreis ihn nicht erſchöpft; ſondern daß ſeine Beziehungen für den Philoſophen und Menſchenforſcher, der über den gegenwärtigen Augenblick hinaus in eine unabſehbare Zukunft blickt, einen Werth haben und ihm eine erfreuliche Ausſicht gewähren. Der Hader ehrgeiziger Fürſten, und die Verwegenheit gewinnſüchtiger Kaufleute ſind nur die blinden Werkzeuge, womit der Künſtler einer höheren Ordnung, der Schöpfer des Menſchenglücks, und der Pflegevater menſchlicher Weisheit, ſein großes göttliches Werk vollführt. Es hieße an der Erhabenheit des Gedankens, den ich hier nur berühre, mich wirklich verſündigen, wenn ich ihn ſchon jetzt auf ein im Keime liegendes Gebilde menſchlicher Betriebſamkeit anwenden, aus deſſen muthmaßlichen, künftigen Erſcheinungen völlig entwickeln und den großen Eindruck einer heiligen, dunkeln Ahndung durch teleologiſches Lallen ſchwächen wollte. Aber die nächſten Glieder der Kette aufzuſuchen, wodurch auch dieſe neue Entwickelung menſchlicher Kräfte mit den Schickſalen und der Geſchichte unſerer Gattung zuſammen hängt; wahrzunehmen, wie das neue Handelsverkehr zwiſchen entfernten Welttheilen unſerer Thätigkeit eine von der jetzigen verſchiedene Richtung geben kann; und ſo die Aufmerkſamkeit auf einen Gegenſtand zu lenken, der vermittelſt ſeiner Beziehungen ihrer würdig zu ſeyn ſcheint: dies könnte vielleicht zur Ergänzung des kurzen hiſtoriſchen Ueberblicks, der uns bisher beſchäftigt hat, auf die Benutzung der folgenden Reiſebeſchreibungen zweckmäßig vorbereiten. Um hierin mit Ordnung zu Werke zu gehen, müſſen wir zuerſt den bisherigen Ertrag des neuen Pelzhandels zum Grunde legen, dann die künftige Erweiterung deſſelben in Betrachtung ziehen, und endlich die Beſchaffenheit des Inneren von Nordamerika, ſo weit ſie jetzt bekannt iſt, zu Hülfe nehmen, um daraus zu ergründen, in wie fern ſie dem Handel mit China eine neue Wendung geben könne oder nicht.

Wenn man die Wichtigkeit des Pelzhandels lediglich nach dem Abſatze berechnen wollte, den die verſchiedenen in China angekommenen Schiffe gefunden haben, ſo würde dieſer Zweig der Engliſchen Betriebſamkeit eben keinen weſentlichen Vortheil verſprechen. In der That haben die Seeotterfelle, die in den Jahren 1786, 1787 und 1788 nach **Kanton** gebracht worden ſind, den Kaufleuten nicht viel über 250,000 Spaniſche Thaler eingetragen, wovon ihre Koſten noch abgerechnet werden müſſen. Die folgende Tabelle, die ich nach den beſten Angaben*) verfertigt habe, wird dies noch deutlicher machen.

---

*) S. Hr. Cox in Dalrymple's Furtrade, p. 27. — *Meares*, answer to Dixon's remarks. p. 20 &c.

Jahr.	Schiffs Name.	Woher.	Felle.	Preis in Span. Thalern.
1786	Kapit Hanna Seeotter	China	500	. . 20,040
1787	Bouſſole Aſtrolabe	Frankreich	600	. . 9,000
—	Capit. Cook Experiment	Bombay	604	. . 24,000
—	König Georg Königin Charlotte	London	2552. 434 junge. 34 Füchſe.	. . 50,000
—	— —	—	übriges Pelzwerk	. . 4,857
—	Seeotter	China	100, nebſt 300 Fetzen	. . 8,000
—	Nutka	Bengal	350	. . 14,000
—	Kaiſerl. Adler	Oſtende	700	. . 29,000
1788	Felice	China	750	. . 38,000
—	Prinz von Wales Princeß Royal	London	1959	. . 56,000

In allem Seeotterfelle 8,175. Spaniſche Thaler 252,897.

Im Durchſchnitte wurden folglich alle dieſe Seeotterfelle das Stück noch nicht zu 31 Spaniſchen Thalern oder harten Piaſtern verkauft. Dieſer geringe Preis hatte aber ſeinen Grund in den Einſchränkungen, wodurch die Beamten der Engliſchen Oſtindiſchen Compagnie den neuen Handel abſichtlich erſchwerten; denn zu eben der Zeit, da die Capitaine **Portlock** und **Dixon** ihre 2552 Seeotterfelle für 50,000 Spaniſche Thaler verkauften, (welches noch nicht 20 Thaler für das Stück beträgt) boten die Chineſer, nach dem übereinſtimmenden Zeugniſſe der Capitaine **Meares** und **Portlock**, für die beſten Felle achtzig bis neunzig Thaler; und im Jahr 1738 wurden Herrn **Colnett** für einige der ſchönſten Felle hundert und funfzig Spaniſche Thaler das Stück geboten, ob er ſich gleich gezwungen ſah, ſeine ganze Ladung bey Strafe der Confiſcation den Supracarguen der Compagnie für einen Preis zu überlaſſen, der dem Eigenthümer nicht mehr als 27 Thaler für das Stück einbrachte. Doch nicht allein die dem wahren, freyen Geiſte des Handels ſo verderblichen ausſchließenden Privilegien der Oſtindiſchen Compagnie, ſondern auch die Erpreſſungen, welche ſich die Chineſiſche Politik gegen die Europäiſchen Kaufleute in ihren Häfen erlaubt, mußten es bisher verhindern, daß ſie den wahren Marktpreis für ihre Rauchwaare nicht erhalten konnten. Auch China unterſcheidet ſich nicht von anderen Deſpotieen; die nämlichen Gebrechen fließen überall aus denſelben Urſachen, und Monopolien feſſeln auch den inneren Handel dieſes ungeheuren Reiches. Es iſt der Mühe werth, im Vorübergehen einen Blick auf die jetzige Verfaſſung des Chineſiſchen Handels zu werfen.

§. 32.

Etwas von dem Handel in Kanton.

Seit geraumer Zeit verlautet es, daß der Handel, den die Ruſſen ehemals zu Kiachta an der Gränze von Sibirien mit den Chineſern führten, durch die zwiſchen beyden Reichen fortdauernden Mißhelligkeiten gänzlich abgebrochen iſt und danieder liegt. Es gehörte daher zu den Entwürfen, die der Staatsklugheit der jetzigen Kaiſerin und ihrem umfaſſenden Blicke vollkommen angemeſſen waren, die Entdeckung der unbekannten Theile von Nordweſt-Amerika mit der Errichtung eines Ruſſiſchen Seehandels nach China zu vereinigen, und hier auf einem kürzeren Wege als zuvor den Pelzhandel auch ihren Unterthanen zu eröffnen. Von Kamtſchatka, ohne den Transport nach Ochotsk zu rechnen, führte man ſonſt die Seeotterfelle ſechshundert Deutſche Meilen weit zu Lande bis an die Chineſiſche Gränze, wo der Chineſiſche Kaufmann in der Mitte dieſes Jahrhunderts das Stück mit ſechzig bis achtzig Rubeln bezahlte. Noch mehr als zweyhundert Deutſche Meilen hatte er dann mit ſeiner eingekauften Waare bis Peking zurückzulegen; und da dieſer ganze Tranſport ebenfalls zu Lande, über unwegſame Wüſteneyen und beeiſte Gebirge geſchehen muß, ſo läßt ſich denken, wie ſehr er den Werth des Pelzwerkes erhöhet. Deſſen ungeachtet kaufen die Japaner, wie man uns verſichert, es wieder von den Chineſiſchen Kaufleuten, und laſſen ſich durch die ungeheuren Preiſe nicht abſchrecken, welche nothwendig entſtehen müſſen, wo die Waare durch ſo viele Hände geht. Wie viel kürzer wäre es nicht, wenn Fahrzeuge entweder von Ochotsk oder vom St. Peter und St. Pauls

Hafen in Kamtſchatka, oder künftig von einem Ruſſiſchen Pflanzort im Cooksfluß unmittelbar, in vierzehn Tagen oder drey Wochen nach der Japaniſchen Küſte, und in Zeit von ſechs Wochen oder zwey Monathen nach China gingen und die Amerikaniſchen Pelze aus der erſten Hand verkauften? Mir ward unter dem 11ten März 1791 aus London geſchrieben: man trüge ſich daſelbſt mit einer Nachricht, daß bereits Ruſſiſche Schiffe von den Sibiriſchen Oſtküſten nach China gekommen wären und mit den Chineſern eine Uebereinkunſt wegen ihres künftigen Handels getroffen hätten. Ob dieſe Nachricht gegründet ſey oder nicht, wird ſich in Kurzem beſtimmen laſſen. Es erhellet aus den nähern Datis zur Geſchichte des Ruſſiſch-Chineſiſchen Handels in Kiachta*), daß daſelbſt im Durchſchnitt ein Waarentauſch von vier Millionen Rubeln an Werth Statt zu finden pflegte, wovon, nach einem Durchſchnitt von den Jahren 1775, 1776 und 1777, die aus Hudſonsbay und Canada über England eingeführten Pelzwerke allein gegen eine halbe Million Rubel jährlich, betrugen. Mit Wahrſcheinlichkeit läßt ſich folglich annehmen, daß die aus Sibirien und Kamtſchatka dorthin gebrachte Rauchwaare noch einmal ſo viel, oder eine Million Rubel gelten mußte; und nicht minder wahrſcheinlich iſt es, daß dieſe Summe einen verhältnißmäßig ungleich ſtärkeren Gewinn abwerfen würde, wenn der Handel zur See zu Stande käme und die Ruſſiſchen Kaufleute die ungeheuren Transportkoſten erſparen könnten. Die Vortheile, die für den Staat daraus erwachſen, wenn die Beſchiffung der öſtlichen Meere ihm eine Schule vortrefflicher Seeleute wird, und der Handel nach Indien ſowohl als nach den im künftigen Jahrhundert ſicherlich unabhängigen Staaten von Peru, Chili und Mexico offen ſteht, will ich hier nicht weiter erwähnen.

---

*) S. Coxe, die neuen Entdeckungen der Ruſſen zwiſchen Aſien und Amerika. Frankfurt, 1783. 8. S. 380. u. f.

Von einer Möglichkeit, welche Rußland nur in der Ferne ſah, wenden wir uns jetzt zu dem unermeßlichen Umfange des Handels, den England wirklich nach China treibt, und noch zum völligen Alleinhandel zu erweitern bemühet iſt. Alle übrige Europäiſche Nationen müſſen den Engländern in China ſo weit nachſtehen, daß ihr Handel gegen den Engliſchen nur ein Tropfen gegen das Meer zu ſeyn ſcheint.

Im Jahre 1789 lagen folgende fremde Schiffe in Bocca Tigris, oder dem Fluſſe von Kanton:

Engliſche	aus Europa		21.
=	= Bombay,	und wieder dahin zurückbeſtimmt	24.
=	= =	und nach Surat	3.
=	= =	und Madras nach Bombay	1.
=	= =	und nach Pegu u. Bengalen	1.
=	= =	und nach Bengalen	1.
=	= =	nach Bengalen und Bombay	1.
=	= =	nach Madras und Bombay	1.
=	aus Madras,	nach Bombay	1.
=	aus Bengalen und von der Malaykuͤſte	nach Bengalen	3.
		nach Bombay	1.
=	aus Bengalen und von Batavia	nach Bengalen	1.
=	aus China,	nach der Nordweſtküſte von Amerika	2.
		Zuſammen	61

Engliſche Schiffe.

Dagegen;

Holländiſche Schiffe		5
Franzöſiſches	=	1
Däniſches	=	1
Portugieſiſche	=	3
Amerikaniſche	=	15

Zuſammen 25 Schiffe von and. Nationen.

Dabey muß angemerkt werden, daß die 21 Engliſchen Schiffe aus Europa von der größten Gattung ſind, die zu Kauffahrern nur gebraucht werden, da hingegen die Amerikaniſchen Abentheurer mehrentheils nur in kleinen Fahrzeugen auf ihre Handelsunternehmungen ausgehen. Allein geſetzt auch, daß die Schiffe von gleicher Größe wären, ſo übertrifft dennoch der Engliſche Handel den ganzen auswärtigen Handel von China um weit mehr als die Hälfte. Auch ſieht man ohne mein Erinnern, daß der Handel der Holländer, Franzoſen, Dänen und Portugieſen, verglichen mit dem, was er ſonſt geweſen iſt, täglich unbedeutender wird, und endlich ganz eingehen muß. Die Franzöſiſche Compagnie hat ſchon zu wiederholten malen ihren Umſturz erlebt, und auch ihre letzte Organiſation hat dieſem Schickſale nicht entgehen können; die Däniſche wankt, und die Holländiſche hat ſelbſt in Holland keinen Kredit. Außer dem Engliſchen Handel iſt alſo nur der Amerikaniſche blühend; gleichwohl verſteht es ſich von ſelbſt, daß er die Engländer nicht vom Chineſiſchen Markte verdrängen wird.

Die Engliſche Oſtindiſche Compagnie hat ſich nur allmählich, und mit einer Handelspolitik, die dem kaufmänniſchen Geiſt Ehre macht, zu dieſer Ueberlegenheit hinaufgeſchwungen; ſie ſcheint einen weitumfaſſenden Plan auszuführen, der einſt die Europäer von dem Vorwurfe befreyen wird, den man ſich kaum erwehren konnte, ihnen in ihrem verächtlichen Verhältniſſe gegen ein verächtliches Orientaliſches Volk zu machen. Um in China unabhängig zu ſeyn, mußte die Compagnie ihre Concurrenten verdrängen. Dies geſchah, ſobald ſie ſich zum Alleinhandel der Stapelwaare von China, der Theeblätter, entſchloß. Die herabgeſetzten Zölle auf den Thee ſetzten die Compagnie in Stand, den Schleichhandel an den Küſten von England zu vernichten; und von dem Augenblick an kauften die Holländer und Franzoſen faſt gar keinen Thee mehr in China. Die Wirkung von dieſer Ausſchließung der anderen Nationen iſt in den letzten fünf Jahren ſchon ſo außerordentlich geweſen, daß man uns wohl noch eine kleine Abſchweifung erlauben wird. So lange die Oſtindiſche Compagnie nach China handelte, hat die ganze Summe aller Ausfuhrartikel, welche man aus England dorthin führte, nicht über 100,000 Pfund Sterling betragen; in den letzten fünf Jahren aber führte man jährlich allein aus Cornwall 3,000 Tonnen Gewicht an Zinn, oder für 130,000 Pf. Sterl. dahin aus, das Kupfer nicht zu rechnen, welches in Cornwall ſo gut und rein wie in Japan erhalten, und um geringeren Preis als das Japaniſche nach China verführt werden kann, weshalb auch die Holländer letzteres nicht mehr nach China bringen *). Die Eng-

---

*) Die Macht der Vorurtheile hat ſich auch bey dem Zinnhandel wirkſam bewieſen. Von jeher glaubte man, und naturhiſtoriſche Compendien ſagten es auf das Wort des Kaufmanns nach: das Zinn von Malacca ſey ungleich reiner, als das Engliſche; die Chineſer könnten daher das letztere nicht brauchen, ob ſie gleich 4000 Tonnen Gewicht von Malacca und den Inſeln der Malayen theils holen, theils von den Holländern ſich zuführen ließen. Herr Unwin von der Königlichen Flotte, bewies endlich das Gegentheil, verglich das Metall von beyden Ländern, und fand das Engliſche, wo nicht reiner und beſſer, doch in jedem Betracht vollkommen ſo gut, wie das Malayiſche. Ein Pfund Engliſches Zinn, zu Folie geſchlagen, konnte 35 Eng-

liſche Compagnie läßt das Kupfer aus Cornwall in kleine Stangen ſchneiden, um es auch äußerlich dem Japaniſchen gleich zu machen. Endlich ſcheint auch der Verfall des Ruſſiſchen Handels in Kiachta den Engliſchen Manufakturen einen Abſatz in China verſchafft zu haben, der ehedem nicht exiſtirte und der jetzt mit jedem

liſche Quadrat-Yards (die Yard von drey Engliſchen Fuß) bedecken. Die Chineſer wiſſen das Silber, welches zuweilen noch dem Zinne beygemiſcht iſt, herauszuſcheiden; ihre Prieſter brauchen die aufs äußerſte dünn geſchlagene Folie, um ſie auf eine Art Kartonpapier zu kleben, welches ſie in Stückchen von der Größe einer Spielkarte in den Kramläden durch das ganze Reich verkaufen laſſen. Bey Sonnenaufgang, zu gewiſſen beſtimmten Tageszeiten, und mit eintretender Nacht machen die Chineſer ihren Götzen Verbeugungen, oder Tſchin-Tſchin, wie es in ihrer Sprache heißt, wobey ſie dieſe Papiere verbrennen und ſich nach Weſten hin verbeugen. Je andächtiger einer iſt, deſto mehr Papier verbrennt er. Zu dieſem Behufe geht alſo eine groſe Quantität Zinn verloren. Endlich wird auch Zinn in Menge zur Miſchung des weiſen Metalls gebraucht, welches Tutenage oder Tutanego heißt, und wovon groſe Quantitäten nach allen Gegenden von Indien verführt werden; ingleichem zur Verfertigung des Metalls, woraus die Chineſer ihre Küchengeſchirre machen. — Herr Meares bemerkt auch den ſtarken Abſatz von Zinn nach Bengalen und Perſien. Dieſes letztere Reich bezog neuerlich ſchon Engliſches Zinn aus Bombay.

Jahre wichtiger wird. Die Engländer ſchicken bereits an Wollentüchern viele tauſend Ballen jährlich nach **Kanton**, wo die Pelzhändler aus den nördlichen Provinzen ſie einkaufen und durch das ganze Reich verführen. Kamelotte, Chalons und allerley gröbere wollene Zeuge finden ebenfalls einen anſehnlichen Debit. Dies zuſammen genommen vermindert die bisherige ſo verderbliche Ausfuhr der edlen Metalle, womit die Europäer ſich genöthigt ſahen, ihre Zahlungen in **China** zu machen. Gelingt es der Engliſchen Compagnie, ſich des Chineſiſchen Handels ganz zu bemächtigen, und wird der Gebrauch Engliſcher Manufakturwaaren in China ein allgemeines Bedürfniß ſeiner unzähligen Bewohner, ſo darf man dem Zeitpunkt entgegen ſehen, wo die Ausfuhr des Silbers aus Europa nach **China** beynahe ganz aufhören muß. Der Pelzhandel kann hierzu ebenfalls das ſeinige beytragen.

Das weſentlichſte Hinderniß, welches ſich dieſer Handelserweiterung entgegenſtellt, beſteht unſtreitig in der Kurzſichtigkeit der Chineſer in Abſicht auf ihren wahren Vortheil, und in den daraus entſpringenden vielfältigen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, denen ſich der Europäiſche Kaufmann unterwerfen muß. Indeß iſt es ein merkwürdiges Faktum, daß das Privatintereſſe der Unterthanen, welches bey der Politik des Hofes in Peking ſeine Rechnung nicht findet, erſtere bereits zu einem kühnen Schritte verleitet hat. Im Jahr 1789 wagte der Hoppo, oder Vicekönig von Kanton, es nicht, in ſeinem Berichte an den Hof die wahre Anzahl der zu Kanton befindlichen Europäiſchen Schiffe anzugeben. Man ſcheute ſich insbeſondere, von der über alles Verhältniß vermehrten Anzahl Engliſcher Kauffahrer die Wahrheit zu bekennen, weil man befürchtete, daß der Kaiſer darüber unzufrieden werden, und von einer ſo ſtark vermehrten Anzahl fremder Schiffe Gefahr beſorgen möchte. Die Beamten zu Kanton wußten kein beſſeres Mittel zu erſinnen, um ihre eigene Furcht zu unterdrücken und ihre Gewiſſenszweifel zu beruhigen, als daß ſie der kaiſerlichen Schatzkammer die gewöhnliche Summe für die Zolleinnahme des auswärtigen Handels ablieferten, und den Ueberſchuß in ihre eigene Kaſſe ſtrichen. Der drückendſte Zwang des auswärtigen Handels liegt aber darin, daß alle kaufmänniſche Geſchäfte, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, unter der Gerichtsbarkeit eines Senats von Kaufleuten ſtehen, welcher eilf oder mehr Perſonen in ſich faßt, die den gemeinſchaftlichen Namen Hong oder Huang führen. Sobald ein Schiff nach Kanton kommt, wird einer von dieſen Kaufleuten ernannt, der alle merkantiliſche Angelegenheiten deſſelben beſorgen ſoll. Ihn nennt man den Sicherheits- oder Bürgſchafts-Kaufmann (security merchant), und von ſeiner Willkühr hängt der ganze Waarenverkauf ab; er iſt bevollmächtigt, die Ladung und ihren Abſatz ſo einzurichten, daß ſeine Privatabſicht dabey am beſten erreicht wird. Iſt es ſeinem Intereſſe gemäß, daß dieſer oder jener Artikel der Einfuhr keinen billigen Abſatz finde, ſo hütet er ſich wohl, das Beſte des fremden Kaufmanns zu befördern; er nimmt ausſchließender Weiſe Rückſicht auf ſeinen eigenen Vortheil. Der einheimiſche Käufer und der ausländiſche Verkäufer haben mit einander nicht das entfernteſte Verkehr, ſondern dieſe ungebetene Mittelsperſon erzwingt ihre Ergebung in ſeinen Willen, dem ſie ſich, ohne eine Reviſion des Prozeſſes oder eine höhere Inſtanz hoffen zu können, unterwerfen müſſen. Augenſcheinlich kann es nie zu einem billigen Tauſche kommen, ſo lange dieſe Männer ihre Macht in Händen behalten. Die größeren und geringeren Zollbedienten pflegen ihrer Seits von den Kaufleuten des Hong die unbilligſten Abgaben zu erpreſſen, wofür ſich dieſe hernach an dem Europäiſchen Handel ſchadlos halten. Alle Waaren, die in Kanton beym Zollamt angegeben werden, zahlen einen ungeheuren Zoll. Der Eigenthümer mag ſich übrigens noch ſo ſehr ſperren und weigern, den Preis für ſeine Waaren anzunehmen, den ihm der Hong-Kaufmann beſtimmt, ſo ſteht es ihm doch nicht mehr frey, ein einziges Stück davon wieder einzuſchiffen; denn alle Kaufgüter, die einmal zu Kanton gelandet worden ſind, dürfen unter keinem Vorwande wieder weggenommen werden, außer wenn ein einheimiſcher Kaufmann ſie eingehandelt hat. Dieſe tyranniſche Verordnung bedarf keines weiteren Commentars. Nicht minder drückend iſt es auch, daß man ſeit langer Zeit die Zölle in Kanton zu erhöhen angefangen hat, und damit noch fortfährt, ſo, daß ſie in einigen wenigen Jahren bis auf 50 Procent geſtiegen ſind. Die Mandarine, die nicht länger den ganzen Ertrag in die Schatzkammer zahlen, werden immer raubgieriger, je höher er ſteigt. Der Vicekönig, der die Zollabgaben nach Willkühr auferlegt, ſcharrt ein ungeheures Vermögen zuſammen, und theilt es wieder mit den Miniſtern in Peking, damit ſeine Erpreſſungen ungeahndet bleiben. Die ſämmtlichen Schiffe zahlen überdies, nach ihrem Maße, gleich bey ihrer Ankunft eine große Summe Geldes. Für ein jedes Schiff der Oſtindiſchen Compagnie wird zwiſchen 800 und 1200 Pfund Sterling erlegt. Die Waaren dürfen nicht anders, als auf einheimiſchen Booten, vierzehn Engliſche Meilen weit von Wampo, dem gewöhnlichen Ankerplatze, bis nach Kanton verfahren werden, und dieſe Einrichtung iſt eine nie verſiegende Quelle von Diebſtählen auf Koſten des Ausländers, der in ſolchen Fällen vergebens Erſtattung des Werthes, und Beſtrafung der ſchamloſen Veruntreuung fordert. Der Europäer hat zu keinem Menſchen Zutritt, außer zu dem Hong, deſſen Vortheil es iſt, wenn er am ärgſten beſtohlen wird. Kein Europäer, oder, wie die Chineſer ihn nennen, kein Fanqui, darf die Stadt betreten; und verſucht er es heimlich, ſo erhält er eine ſchwere Tracht Schläge, und wird wieder hinaus geſchickt.

Allein auch nicht einmal bey den Kaufleuten des Hong iſt der Europäer der Bezahlung ſicher, wenn er ſeine Waaren verkauft hat; denn irrig glaubte man ſonſt, dieſe Männer bürgten einer für den andern. Verſchiedene Bankerotte, wodurch eine Schuld von mehreren hunderttauſend Pfund Sterl. entſtanden iſt, haben das Gegentheil bewieſen. Um ſie zu tilgen, hat die Chineſiſche Verſchlagenheit die Europäer ſelbſt in Contribution geſetzt, und auf alle Europäiſche Waaren einen neuen Zoll gelegt, der nach Abbezahlung der Schuld noch fortdauert. Zu allen dieſen Ungerechtigkeiten kommt noch, daß die Supracarguen und andere Compagnie-Beamten jährlich auf einige Monate von **Kanton**, oder eigentlich von **Wampo**, nach der Portugieſiſchen Stadt **Macao** wandern müſſen, wo die Portugieſen ſich gegen die Engländer einen Ton und ein Benehmen erlauben, welche mit der Macht der beyden Nationen in umgekehrtem Verhältniſſe ſtehen *).

§. 33.

---

*) Im Jahr 1789, als die Schiffe der Compagnie in China ankamen, und die Supracarguen alſo, wie gewöhnlich, ſich wieder nach Kanton begeben mußten, hielten ſie um die Erlaubniß dazu an, welches bloß pro forma zu

§. 33.

Ausſichten zur Erweiterung des Engliſchen Handels nach China.

Nach dem bisher Geſagten wird es niemand auffallen, daß die willkührliche Gewalt, womit die Chineſer in ihren Handelsverhältniſſen gegen die Europäer verfahren, und insbeſondere die fehlerhafte Einrichtung, wodurch man ſie der Unbarmherzigkeit des Hong überläßt, auch die Vortheile des Nordamericaniſchen Pelzhandels einſchränken, und vielleicht um mehr als die Hälfte von dem wahrſcheinlichen Ertrage vermindern müſſen. Gleichwohl

---

geſchehen pflegt. Diesmal aber ward ſie ihnen ſchlechterdings verweigert, unter dem nichtigen Vorwande, daß ſie durch den Portugieſiſchen Gouverneur von Macao darum anhalten müßten. Dieſer wollte ſich der Sache nicht annehmen, ſondern freuete ſich über die Veranlaſſung, daß er dem Brittiſchen Handel ein Hinderniß in den Weg legen konnte. Endlich, nach langem Aufſchub und nicht ohne Erpreſſungen, ward die Sache geſchlichtet; allein während der Zeit hatten die reichbeladenen Schiffe der Oſtindiſchen Compagnie in Bocca Tigris oder zu Wampo vor Anker gelegen, ohne die gewöhnlichen Erfriſchungen erhalten zu können. Man begreift auch überdies, daß die jährlichen Reiſen der Compagnie-Beamten von und nach Kanton, und ihre doppelte Wirthſchaft dort und in Macao, der Compagnie ungeheure Koſten verurſachen müſſen.

bleibt nach allen Erpreſſungen, nach allen niedrigen Kunſtgriffen, deren die Chineſiſchen Alleinhändler ſich bedienen, ein ſo ſtarker Ueberſchuß für die Unternehmer der bisherigen Ausrüſtungen, daß ſich an der Fortſetzung dieſes Handelszweiges nach der Uebereinkunft mit Spanien keinesweges zweifeln läßt. Im Gegentheil ſcheint das Intereſſe der Oſtindiſchen Compagnie es mit ſich zu bringen, daß ſie künftig die Einfuhr des Pelzwerkes von der Amerikaniſchen Nordweſtküſte nach China begünſtigen und ſogar aus allen Kräften unterſtützen muß, in ſo fern dieſelbe das beſte Mittel iſt, die Ruſſen von allen Chineſiſchen Märkten zu entfernen und dadurch ihrer eignen Einfuhr von Engliſchen Erzeugniſſen und Fabrikwaaren einen ſtärkeren Abſatz zu ſichern. Schon jetzt ſind die Kaufleute aus dem Norden von China mit den Wollentüchern und Zeugen, die ſie aus Kanton ziehen, ungleich beſſer als mit den ehemals aus Kiachta erhaltenen zufrieden, und reiſen gern gegen zweyhundert Meilen durch das ganze Reich, um in Kanton ihre Theeſorten, nebſt Seidenzeugen, Elfenbein ꝛc. gegen Pelze und Tücher zu vertauſchen. Der Luxus, der insbeſondere in den nördlichen Provinzen mit den Seeotterfellen getrieben wird, geht ſo weit, daß ſie für ein Kleid von der beſten Art tauſend und mehr Spaniſche Thaler bekommen. In den ſüdlichſten Provinzen iſt zwar dieſes Pelzwerk zu warm; man trägt es aber dennoch der Mode wegen, und wenigſtens wird der Kragen an den Kleidern damit beſetzt. Dagegen finden dort die Füchſe, Biber, Flußottern u. dgl. aus **Canada** und **Hudſonsbay** einen ſtärkern Debit. In **Corea**, dieſer reichen Halbinſel, die wir ſo wenig kennen, erheiſcht das Klima Pelz und wollene Kleidung; doch blieb die letztere den Einwohnern, durch den langen Umweg aus **Rußland** über **Kiachta** und **Peking**, bisher zu theuer im Preiſe, ſo daß ſie ſich genöthigt ſahen, ſich mit dicken, gedruckten Baumwollenzeugen zu behelfen. Die koſtbarſten Theeſorten kommen aus dieſer Gegend, die für den Seidenbau ſchon zu kalt iſt, wenn gleich die rohe Chineſiſche Seide dort zu reichen Stoffen verarbeitet wird. Die Ruſſiſchen und Amerikaniſchen Pelze, die Engliſchen Wollentücher, das Zinn aus **Cornwall**, nebſt Eiſenwaaren, Zucker, Seiden- und Baumwollenzeugen führen die Chineſer auch nach Japan hinüber, und löſen daraus einen anſehnlichen Gewinn, der ihnen an Golde, feinen Theeſorten und reinem Kupfer ausbezahlt wird.

Aus dieſen Angaben erhellet bis zur vollkommenſten Ueberzeugung, daß der Engliſche Handel nach China, und überhaupt nach dem öſtlichen Aſien, nicht nur einer großen Erweiterung fähig iſt, ſondern daß auch wahrſcheinlich die Politik des Engliſchen Miniſteriums und der Oſtindiſchen Compagnie dahin arbeitet, ſie allmählich zu Stande zu bringen. Es wäre nicht unmöglich, daß ſich nach und nach ein vertrauteres, aus wechſelſeitigen Handelsbedürfniſſen hergenommenes Band des Umganges zwiſchen den Engländern und den Chineſern knüpfte, wodurch wir endlich nähere, beſtimmtere Kenntniſſe von jenem noch unergründeten Phänomene der Chineſiſchen Reichsverfaſſung, und zugleich einen reichlichen Zuwachs an allerley wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen erhalten würden. Es ließe ſich vielleicht durch eine glänzende, mit Orientaliſcher Pracht zu veranſtaltende Geſandtſchaft bewirken, daß den Schiffen der Engliſchen

Compagnie außer Kanton auch die Häfen der nördlichen Provinzen geöffnet würden und alle jene Bedrückungen, denen die kurzſichtige Staatskunſt der Chineſer die fremden Kaufleute ausſetzt, gänzlich und auf immer verſchwänden. Endlich könnte man, etwa vermittelſt einer Niederlaſſung auf den ſüdlichſten Kurileninſeln, den Japaniſchen Handel an ſich ziehen, indem man den Einwohnern die Nordamerikaniſchen Seeotterfelle zur Verſuchung und Anlockung darböte, und zugleich von dort aus Korea mit Pelzen und Engliſchen Tüchern verſorgte. Dieſe Entwürfe*) beſchäftigen jetzt wirklich ſchon manche Köpfe, und ſind vielleicht der Ausführung näher als man denkt. Die Eiferſucht gegen Rußland, die ſeit einiger Zeit im Engliſchen Miniſterium ſo feindſelig erwacht, ſcheint mit dieſen Erweiterungsplanen in einer genauen Verbindung zu ſtehen. Zwey Reiche, die der Ocean und der ganze dazwiſchen liegende Europäiſche Norden von einander trennen, mußten ſich auf der gegenſeitigen Halbkugel begegnen, und in ihren Handelsſpeculationen kreuzen, um die Ruhe von Europa zu erſchüttern. Englands politiſche Exiſtenz, die von ſeinem Handel unzertrennlich iſt, fordert das Opfer eines jeden andern Handelsſtaats. Rußland fing an, ſich in der Reihe der Handel treibenden Seemächte zu zeigen. Aber kaum ſuchte es, ſich in ſeinen eigenen Häfen des Engliſchen Alleinhandels zu erwehren; kaum hatten ſeine Heere und ſeine Flotten über die Türken durch wiederholte Siege die freye Schiffahrt auf dem ſchwarzen Meer erfochten; kaum wagte es den Schritt, von den Entdeckungen ſeiner Kauffahrer an der Amerikaniſchen Küſte, wie von der Nähe von Japan und China, Gebrauch zu machen: ſo mußten von Engliſchen Schiffen ſeine öſtlichen Häfen ausgekundſchaftet, die Barbaren aufgewiegelt, und endlich gar die unüberwindlichen Armaden der gebieteriſchen Inſel gegen den glücklichen und thätigen Nebenbuhler gerüſtet werden. Alleinhandel war bey den Römern nur die Folge ihrer Alleinherrſchaft; England ſchlägt einen andern Weg ein, indem es hofft, durch den Alleinhandel die Welt zu bezwingen.

---

*) S. beſonders die Einleitung des Capitains Meares zur Engliſchen Ausgabe ſeiner Reiſe, wovon ich hier alles weſentlich Brauchbare benutzt habe.

§. 34.

Vorgeſchlagene Cooperation der Engliſchen Oſtindiſchen und der Hudſonsbay-Compagnie.

Die Monopolien der großen Handelsgeſellſchaften ſind in dem Engliſchen Vergrößerungsſyſteme ſo nützliche und unentbehrliche Werkzeuge geweſen, daß ſie vielleicht ſo lange auf Koſten der Freyheit und der wahren inneren Wohlfahrt des Bürgers beſtehen werden, bis die unausbleibliche Revolution in den Finanzen die Begründung einer neuen Conſtitution mit ſich bringt. Wenn man die Wichtigkeit der Oſtindiſchen Compagnie überrechnen will, darf man ſich nur erinnern, daß ſie den ganzen Aſiatiſchen Handel beynahe ausſchließlich an ſich gezogen hat und in Indien ſelbſt mehr als funfzehn Millionen Menſchen beherrſcht. Die Hudſonsbay-Compagnie kann ſich zwar auf keine Weiſe mit jenem mächtigen Staat im Staate meſſen; indeß hat der mehr als hundertjährige Pelzhandel ſie in einem ſo außerordentlichen Grade bereichert, daß, wie man verſichert, die Actionnairs jährlich Tauſend vom Hundert gewinnen*). Die

---

*) S. J. R. Forſters Geſchichte der Entdeckungen im Norden. S. 437.

ſtarke Nachfrage nach Pelzwerk aller Art, die in China ſeit den Mißhelligkeiten mit den Ruſſen entſtanden iſt, hat kürzlich einen Plan zu gemeinſchaftlicher Betreibung dieſes Handelszweiges durch die beyden in dieſer Abſicht zu verbindenden Compagnieen ans Licht gebracht *); und da jene Mißhelligkeiten die Ausfuhr der Pelzwerke, ſowohl aus Canada als aus den Handelsposten in Hudſonsbay, nach Rußland beynahe gänzlich abgeſchnitten haben, ſo ſcheint ſelbſt die Staatsklugheit die Begünſtigung einer ſolchen Maßregel von der Nation zu fordern. Seit einiger Zeit hat die Hudſonsbay-Compagnie, anſtatt der ſelbſtſüchtigen Einſchränkung, wobey ſie immer nur auf ihren Gewinn ſah und den Abſatz einheimiſcher Manufakturen vernachläſſigte, ihren Handelsplan beträchtlich erweitert, ſo, daß ſie nicht nur mehrere Matroſen und Seeofficier beſchäftigt, ſondern auch Eiſenwaare und grobe Wollentücher in groſſer Quantität zum Gebrauche der Amerikaniſchen Nationen ausführt. Dieſer anſehnliche Abſatz von Engliſchen Fabrikaten macht ihre Erhaltung dem Staate wichtig, zumal da ihre Nebenbuhler, die Pelzhändler

*) Dalrymple's ſo oft angeführter Plan.

in Canada, wegen der Länge ihrer Reiſe in das Innere, der vielen Trageplätze von einem Fluſſe zum andern, und der Fälle und abſchüſſigen Stellen in den Flüſſen, ſich mit jenen ſchwereren Gütern nicht beladen können, ſondern ihren Handel größtentheils mit Gewehren, mit Pulver und Blei, und mit ſtarkem Branntwein treiben. Dieſe Canadier ſind zwar noch weiter in das Innere von Amerika gedrungen, als die Pelzſammler der Hudſonsbay-Compagnie; ſie haben aber keine feſten Poſten oder Faktoreyen ſo weit gegen Weſten angelegt, wie die letztere. Allein bey dem geringen Vortheil, den ihr Handel den Engliſchen Tuchmanufakturen bringt, und bey dem entſchiedenen Nachtheil deſſelben, indem er darauf abzweckt, die Wilden durch den übermäßigen Gebrauch des Branntweins hinzurichten, verbunden mit ihren eigenen rohen Sitten, können ſie ſich keine Hoffnung machen, daß ſie das angeſuchte Privilegium eines ausſchließenden Handels auf zehn Jahre bekommen werden, zumal da die Hudſonsbay-Compagnie ſich ſchon ſo lange Zeit im wirklichen Beſitz eines ſolchen Privilegiums befindet, und da man auch bey den Canadiern beſorgen müßte, daß ſie in

Verbindung mit Emigranten aus den vereinigten Amerikaniſchen Staaten ſich unabhängig von England bis an den jenſeitigen Ocean hinziehen und einen unmittelbaren Handel mit China treiben könnten.

Zur Aufrechthaltung des Engliſchen Pelzhandels in Amerika ſcheint alſo nur das Einverſtändniß der Oſtindiſchen mit der Hudſonsbay-Compagnie nöthig zu ſeyn. Anſtatt die Rauchwaare nach England zu bringen, ſie dann auf die Oſtindiſchen Schiffe zu laden, zweymal über den Aequator und um das Vorgebirge der guten Hoffnung zu führen, könnte man ſie weit bequemer, ſicherer und kürzer in einen Hafen an der **Nordweſtküſte von Amerika** liefern, wo einige von der Oſtindiſchen Compagnie dazu beſtimmte Schiffe ſie abholen und nach China transportiren müßten. Dieſer Transport iſt ſo beſchwerlich nicht, da die letzte Faktorey der Hudſonsbay-Compagnie, das ſogenannte **Hudſons Haus**, 530 Engliſche Meilen von ihrem nächſten Poſten an der Hudſonsbay entfernt iſt, und höchſtens noch 800 Engliſche oder keine zweyhundert Deutſche Meilen vom **Nutkaſunde** liegt. Herr **Philip Turner**, den die Hudſonsbay-Compagnie in 1778 und den folgenden Jahren als Landmeſſer in Amerika unterhielt, hat die Längen und Breiten ihrer verſchiedenen Forts und Faktoreyen ſehr genau beſtimmt, und nach ſeinen Beobachtungen liegt Hudſons Haus in 53° 0′ 32″ Nördlicher Breite, und in 106° 27′ 20″ Weſtlicher Länge. Dieſer geſchickte Mann verſichert, nach den von den Indianern erhaltenen Berichten, der Fluß, woran dieſer Poſten liegt, bleibe eben ſo weit ober- als unterhalb deſſelben ſchiffbar, und laſſe ſich ſo bequem wie die Themſe befahren, indem er auf einer Strecke von zweyhundert Engliſchen Meilen nirgends einen Fall habe, ſobald man über die abſchüſſige Stelle bey dem See **Winipeg** gekommen ſey. Allein die Beſchaffenheit des höheren Nordens von Amerika iſt noch zu wenig bekannt, um nicht große Wahrſcheinlichkeit übrig zu laſſen, daß die Gemeinſchaft zwiſchen **Hudſonsbay** und der **Nordweſtküſte** dort noch bequemer und leichter eingerichtet und unterhalten werden könne. Wir wollen hier kürzlich zuſammenſtellen, was ſich aus den bisherigen Entdeckungen folgern läßt.

§. 35.

Muthmaßliche Lage und Beſchaffenheit der Länder im hohen Norden von Amerika.

1. Im Jahre 1770 ſchickte die Hudſonsbay-Compagnie einen jungen Mann, Namens **Hearne**, vom Churchill-Fort ab, um den Coppermine- (Kupfergruben-) Fluß, wovon ſchon **Dobbs** Nachricht hatte, aufzuſuchen*). Er fand ihn wirklich und verfolgte ihn bis an ſeinen Ausfluß in das Eismeer, der, ſeiner Meinung nach, in 72° Nördl. Breite liegt. Die ſpäteren Beobachtungen, Tagebücher und Karten des vorhin erwähnten **Philip Turnor** und eines Canadiſchen Pelzhändlers, Namens **Peter Pond**, ſcheinen zwar Herrn **Dalrymple**, und auf deſſen Autorität auch dem Geographen **Arrowſmith**, Veranlaſſung gegeben zu haben, dieſe Breite bis auf 68° herabzuſetzen; allein die Gründe zu dieſer Verbeſſerung möchten wohl noch manchem Einwurf unterworfen ſeyn. Doch dem ſey wie ihm wolle, ſo beweiſet dieſe Reiſe unwiderleglich, daß das feſte Land von Nordamerika wenigſtens bis zum 68ſten Grade, wo

---

*) Etwas mehr von dieſer Reiſe ſteht im erſten Theile dieſer Schriften, S. 70. u. f.

nicht gar bis zum 72ſten, hinaufgeht, und daß ſich folglich an keine ſüdlicher gelegene Durchfahrt denken läßt. Dagegen iſt es ausgemacht, daß Hearne ſich in der Angabe der Längen geirrt hat, indem Philip Turnor die Inſel im See Arathapeskow nach aſtronomiſchen Beobachtungen ſechs Grade näher an die Hudſonsbay verlegt.

2. Die Ausſagen der Indianer ſtimmen mit einer von ihnen gezeichneten Karte darin überein, daß ſie eine von Repulſebay bis an den Kupferfluß fortſtreichende Küſte andeuten. Hier iſt alſo höchſtwahrſcheinlich in 67° N. Br. eine Durchfahrt aus der Hudſonsbay in das nordiſche Eismeer. Das Eis aber, welches an den nordiſchen Küſten angetroffen wird, muß dieſe Durchfahrt unbrauchbar machen, zumal da ſie nicht in den großen Ocean, ſondern nur nach Norden führt, und die Nothwendigkeit vorausſetzt, längs dem Lande weſtwärts bis um das Eiscap und durch die Behringsſtraße die Reiſe fortzuſetzen.

3. Im Gentleman's Magazine (März 1790. S. 197) findet man einen Brief aus Quebek vom 7ten November 1789, worin die Entdeckungen des Canadiers Peter Pond

erwähnt werden. Der ganze Norden von Amerika zwiſchen der Hudſonsbay und dem Cooksfluß wird von unzähligen Landſeen durchſchnitten, welche großentheils vermittelſt anſehnlicher Flüſſe an einander hangen. Ungefähr in 124° weſtlicher Länge und 50° N. Br. findet man, daß die Gewäſſer eine nordweſtliche Richtung nehmen; denn in dieſer Gegend ſcheidet ein Gebirge die Flüſſe, welche oſtwärts und ſüdwärts gehen, von denen, die ihren Abfluß nach Weſten haben. Der große Arathapeskow-See liegt ſchon auf der Nordſeite des Gebirges, und aus demſelben fließt wieder ein großer Fluß, Slave-River oder der Sklavenfluß genannt, nordweſtwärts eine Strecke von einigen hundert Engliſchen Meilen, bis in einen noch ungleich größeren See, den Sklavenſee, der ſich zwiſchen 62° und 65° N. Br. und 125° und 135° W. L. erſtreckt. Aus dem Sklavenſee fällt ein Fluß in ſüdweſtlicher Richtung, von welchem behauptet wird, daß er ſich durch die größten Fälle in der ganzen Welt auszeichne. Peter Pond will 1787 bis an dieſe Fälle gekommen ſeyn, wo ihm zwey Indianer den Fluß hinaufwärts entgegen kamen, und ihm verſicherten, ſie hätten von den Schiffen an der Mündung des Fluſſes eine wollene Decke erhalten, welche ſie ihm zeigten. Der Fluß konnte ſchwerlich ein anderer als der **Cooksfluß** ſeyn, welcher folglich aus dem ungeheuer großen Reſervoir des Sklavenſees entſpringt. Aus eben dieſem See geht auch ein Fluß nach Norden, welcher ungefähr in 68° 30′ N. Br. und 228° Oeſtlicher Länge das nordiſche Eismeer erreicht. **Peter Pond** kehrte von jenen Fällen nach **Quebek** zurück, ließ aber einen gewiſſen **Mackenzie** dort, dem er den Auftrag gab, bis zur Mündung des **Cooksfluſſes** hinunter zu reiſen und über **Unalaſchka** und **Kamtſchatka** nach England zu gehen. — Er beſchreibt die Gegend um den See **Arathapeskow**, oder wie er ihn nennt **Arabaska**, als überaus fruchtbar, und mit Waldung reichlich verſehen; die Witterung ſoll ſo milde ſeyn, daß er ihr vor der Canadiſchen um **Quebek** den Vorzug giebt. Hingegen **nordwärts** vom **Sklavenſee** ſieht man keine Wälder mehr, ſondern an ihrer Statt nur ein niedriges Geſtrüppe, worin ſich eine kleine Art von wilden Büffeln mit ſehr langem Haar an den Schenkeln und Beinen, aber ohne Schwanz, in großer Anzahl aufhält *). Zwiſchen dem See **Superior** und dem **Sklavenſee**, haben die **Canadier** ein und zwanzig beſtimmte Handelsplätze, wo ſie mit den verſchiedenen einheimiſchen Stämmen ihren Tauſchhandel führen.

4. Wenn man das, was wir oben **) von den älteren und neueren Entdeckungen an der Nordweſtküſte vorgetragen haben, ſorgfältig erwägt und vergleicht, ſo möchte es wohl mehr als wahrſcheinlich ſeyn, daß alles, was man daſelbſt zwiſchen 43° und 60′ N. Br. bisher für feſtes Land angeſehen hat, aus einem großen **Labyrinth von Inſeln** beſteht, die ſich in mehrere größere und kleinere Gruppen theilen, und eine Vormauer vor dem wirklichen feſten Lande bilden, welches an einigen Stellen vielleicht funfzig Deutſche Meilen weit hinter ihnen liegen kann. Capitain **Portlock** erfuhr im **Portlocks Hafen** von den dortigen Eingebornen, daß oſtwärts von dieſem

---

*) Dies ſind die ſo genannten kleinen Biſam-Ochſen, welche Pennant in ſeiner arktiſchen Zoologie ausführlich beſchreibt, und wovon einmal ein Gerippe am Seeufer von Sibirien gefunden ward; Bos moschatus (*Linn.* Syst. ed. Gmelin).

**) S. die §. §. 11. 12. 15. 16. 17. 19. 22. 24.

dieſem Orte, jenſeits des Gebirges, ein großes Gewäſſer (nach ſeiner Auslegung das Meer) angetroffen werde; und Capitain Douglas fand große ſchwimmende Eisinſeln im Croß- (oder Kreuz-) Sunde, nordwärts von dieſem Hafen. Dieſer Umſtand ſcheint es ſehr wahrſcheinlich zu machen, daß der noch nicht erforſchte Croß-Sund zu einer ſehr anſehnlichen Erweiterung der See, oder einem hinter dem Lande liegenden Meerbuſen führt, wo jenes hohe Eis, dergleichen man weder im Cooksfluß noch in Prinz Wilhelms Sund geſehen hat, ſich bilden und anhäufen kann. Durch künftige Beſchiffung dieſer Gegenden wird es ſich hoffentlich in wenigen Jahren beſtimmen laſſen, ob der Croß-Sund wirklich zu einem ſolchen Einbuſen führt, welcher dann vielleicht hinter Portlocks Hafen südoſtwärts fortgeht und das ganze Land oſtwärts von den Entdeckungen der Capitaine Douglas, Duncan und Hanna, in unzählige Inſeln zertheilt. Iſt dieſes wirklich der Fall, ſo könnte ſich vielleicht die Meinung beſtätigen, daß das inländiſche Meer den weſtlichen Poſten der Hudſonsbay-Compagnie ziemlich nahe komme, und daß zum Beyſpiel von Hudſons Haus, wohin man theils von Churchills-, theils von Nelſons-Fort bequem zu Waſſer auf Seen und Flüſſen fährt, dieſes weſtliche Binnenmeer kaum noch hundert Deutſche Meilen entfernt ſey. Vielleicht beſtätigt ſich alsdann auch die Vermuthung des Herrn **Alexander Dalrymple**, daß der See **de Fonte**, deſſen in der apokryphiſchen Reiſebeſchreibung des Admirals dieſes Namens Erwähnung geſchieht, der große See **Arathapeskow** ſeyn könne. In dieſem Falle wäre der Fluß **Arathapeskow** der in jener Nachricht vorkommende Fluß **Parmentiero**.

5. Auf die Unterſuchungen, die man noch im **Inneren von Amerika** ſowohl, als an der **Nordweſtküſte** anſtellen muß, wird die Entſcheidung ankommen, ob es rathſamer und kürzer ſey, den Weg mit den Pelzwaaren der **Hudſonsbay** etwa nördlich durch **Cheſterfields** (oder **Bowdens**) **Einfahrt**, über den großen See **Dubant** und die damit in Verbindung ſtehenden Flüſſe und Seen, in den vierhundert Engliſche Meilen langen See **Arathapeskow**, und durch den Fluß dieſes Namens an die Küſte zu führen; oder ob man lieber von **Hudſons Haus**, welches an

der Südſeite der nordiſchen Gebirgskette liegt, die Gemeinſchaft mit dem weſtlichen Meere ſuchen müſſe. Beyde Wege könnten meines Erachtens unter gewiſſen Umſtänden zu brauchen ſeyn, ſo daß die im Norden geſammelten Felle den erſtern, die diesſeits eingetauſchten hingegen den letztern nähmen. Der bequemſte Hafen an der Nordweſtküſte, wo die Hudſonsbay-Compagnie eine befeſtigte Niederlaſſung anlegen müßte, um daſelbſt die Niederlage ihrer nach China beſtimmten Pelzwerke zu errichten, läßt ſich noch nicht mit einiger Gewißheit wählen, da man nicht weiß, ob der von Herrn Dalrymple dazu vorgeſchlagene Hafen Bucarelly in 55° 19′ N. Br., oder, wie Portlock lieber will, die Häfen zwiſchen 57° und 58° N. Br., nicht insgeſammt auf Inſeln liegen.

6. Iſt ſowohl der Hafen zur Niederlage und zum feſten Etabliſſement, als der Weg zum Waarentransport in Amerika beſtimmt, ſo kann ein mit Kupferblechen belegtes Schiff ohne Zweifel in Zeit von zwey Monathen den Weg von China nach der Amerikaniſchen Nordweſtküſte machen. Die Zeit zur Abreiſe muß in den Junius und den Anfang

des Julius fallen, wo die Stürme ſich gelegt haben, und die früheren Europäiſchen Schiffe bereits zu **Kanton** eingetroffen ſind. Der Regel nach kann das Schiff ſeinen Weg außerhalb Formoſa nehmen, um eine geräumigere See vor ſich zu haben; ſollten ihm aber die Oſtwinde zuwider ſeyn, ſo iſt auch die Fahrt zwiſchen dieſer Inſel und dem feſten Lande ſicher, und hat in dieſer Jahrszeit wahrſcheinlich den Vortheil der Strömungen. Wenn nun das Schiff zu Anfange des Septembers angekommen iſt, ſo bleibt es im Hafen, bis die Aequinoktial-Stürme vorüber ſind, und nimmt während der Zeit ſeine Ladung an Bord, um im December wieder in China zu ſeyn, und im Januar oder Februar den Rückweg nach England antreten zu können. Wie vortheilhaft dieſe Einrichtung für beyde Handelsgeſellſchaften wäre, bedarf keines Erweiſes; es fällt von ſelbſt in die Augen, daß der Transport der Pelzwerke durch die eigenen Schiffe der Oſtindiſchen Compagnie wohlfeiler ſeyn muß, als durch beſonders dazu ausgerüſtete Fahrzeuge, und daß dieſelbe folglich der Hudſonsbay-Geſellſchaft einen verhältnißmäßig höhern, wenn gleich eigentlich geringeren Preis für ihre Pelzwerke wird zahlen können *).

§. 36.

Beſchluß.

In einem groſſen Handelsſtaate iſt jede Erweiterung des Handels eine Quelle von allgemeinem Vortheil für das ganze Land, und man könnte behaupten, daß ihre wohlthätigen Folgen ſich kaum alle überſehen und berechnen laſſen; ſo verwickelt und vielfältig ſind die Beziehungen, worin ſie mit allen Zweigen der vaterländiſchen Betriebſamkeit ſteht. In den Händen einer weniger thätigen, weniger fabricirenden Nation iſt derſelbe Handel unbedeutend, der in den Händen der Engländer zum Flor des Landes weſentlich beyträgt. Um dieſe Angel dreht ſich die Engliſche Handelspolitik, vermöge deren es zu den größten Kunſtſtücken des ſpekulirenden Kaufmanns gehört, kleine Vortheile geltend zu machen. Der Verkauf

---

*) Ich meine nämlich, daß die Hudſonsbay-Compagnie an einem Felle mehr gewinnt, wenn ſie zwar einen etwas geringeren Preis dafür erhält, aber auch ungleich geringere Transportkoſten darauf verwendet hat, als wenn ſie die Felle mit großen Koſten über England nach China führte, und ſie ſich nun etwas theurer bezahlen ließe.

der Amerikaniſchen Pelzwerke in China ſteht, ſo unbedeutend er anfänglich ſcheinen mochte, in der engſten Verbindung mit den wichtigſten politiſchen Operationen. Gelingt es England, ihn ganz oder doch größtentheils an ſich zu ziehen, ſo iſt das Verkehr zwiſchen Rußland und China zu Lande auf immer zerriſſen. Der Abſatz von Franzöſiſchen Wollenmanufakturen, welchen jenes Verkehr veranlaßte, muß zu gleicher Zeit der Einfuhr beſſerer und in billigerem Preiſe gehaltener Engliſcher Tücher und Zeuge gänzlich weichen. Der Engliſche Handel nach China, der im Jahr 1789 ſchon über zweytauſend Engliſche Officier und Matroſen beſchäftigte, muß dadurch an Thätigkeit und Umfang gewinnen, und vielleicht Korea und Japan, wenigſtens mittelbar durch die Chineſer, umfaſſen. Der Abſatz Engliſcher Manufakturwaaren bey den einheimiſchen Völkerſchaften in Nordamerika muß in ſteigender Progreſſion zunehmen; und indem ſich die Einfuhr auswärtiger Waaren nach China vermehrt, muß ein weſentliches Erſparniß an Silber entſtehen.

Dieſe Kette von Folgen liegt am Tage; ſelbſt daß die Bewohner der Nordweſtlichen

Küſten von Amerika bereits nach Engliſchen Wollendecken ein lebhafteres Verlangen tragen, als vorher nach Glaskorallen, Eiſen und Spielſachen, iſt durch glaubwürdige Zeugniſſe dargethan. Die Seeotterfelle, ſo ſchön und warm ſie ſind, haben doch etwas Unbehülfliches, und allmählich gewöhnen ſich die Einwohner von **Nutka** und der umliegenden Gegend an die weit bequemeren Decken. Nach der Anzahl der Dörfer, die man dort beobachtet hat, läßt ſich die Menge der Küſtenbewohner zwiſchen 49° 30′ und 45° N. Br. etwa auf ſechzigtauſend, und die Volksmenge nordwärts von **Nutka** bis 61° N. Br. auf eine weit größere Anzahl ſchätzen. Dieſe Berechnung aber kann für die Wichtigkeit des Abſatzes von Engliſchen Fabrikwaaren zum Maßſtabe dienen.

Daneben iſt der Nordweſtamerikaniſche Handel auch durch die Menge und Verſchiedenheit ſeiner Produkte einer großen Erweiterung fähig. Das Pelzwerk und die Häute der Thiere könnten in Zukunft wohl nur den kleinſten Theil der dortigen Ausfuhr ausmachen. Unter dieſen Pelzen hat unſtreitig das Seeotterfell einen ganz entſchiedenen Vorzug. Das

Chineſer, als große Kenner in **Abſicht** auf die Güte der Rauchwaaren, mit denen bey ihnen ein unbegränzter Luxus getrieben wird, ſortiren die Nordamerikaniſchen Seeotterfelle in ſechs verſchiedene Klaſſen, von denen die beſten, mit dem längſten, glänzendſten und ſchwärzeſten Haar, in **Kanton** hundert, und bisweilen hundert und funfzig, folglich in **Peking** wahrſcheinlich zwey- bis dreyhundert Spaniſche Thaler und darüber gelten. Die bloßen Schwänze der Seeottern werden zu Beſetzungen ſehr geſucht und theuer bezahlt; Capitain **Meares** erhielt für das Stück im Durchſchnitt ſechs Thaler, und verkaufte zwanzig der ſchönſten an den **Hoppo** in Kanton, jeden zu funfzehn Thalern. Bisher hat man deren noch nicht viele aus Amerika mitgebracht, weil man ſie dort als ein Eigenthum der Weiber reſervirt, die ihre Kleidung damit verzieren. Die andern Pelzſorten ſind Biber, Marder, Fiſcherwieſeln, Flußottern, Hermeline, Füchſe von verſchiedenen Arten, worunter auch die ſeltenen Schwarzfüchſe gehören; ferner graue, weiße und gelbe Wölfe, Vielfraße, Murmelthiere, Waſchbären, Bären, und wilde oder Bergſchafe (Capra Ammon), die man in Rußland Argali nennt, und deren Fließ vorzüglich lang und fein iſt. Hierzu kommen noch die gewöhnlichen Amerikaniſchen Hirſche und die Muus- oder Elennthiere, deren Häute zu allen Lederarbeiten ſo beſonders brauchbar ſind.

Das Meer an jenen Küſten, zu deſſen Bewohnern wir die Seeotter zählen müſſen, wird in Zukunft die wichtigſten Handelsprodukte liefern. Auf lange Zeiten hin wird zwar der Seeotterfang noch ſehr ergiebig bleiben, indem die geringe Bevölkerung jener Gegenden die Vermehrung dieſer Thierart nicht merklich ſtören kann. Auch iſt auf der andern Seite eben ſo wenig zu befürchten, daß die Chineſer je zu reichlich mit dieſer Waare verſorgt werden könnten, da man nicht ohne Wahrſcheinlichkeit behauptet, daß alle ſeit dem Anfange dieſes Nordweſt-Amerikaniſchen Pelzhandels dahin geführten Seeotterfelle kaum für das Bedürfniß der einzigen Provinz Quantſchnu oder Kanton hinreichend ſeyn möchten. Die Kälte iſt auch dort, wiewohl innerhalb der Gränzen des Wendekreiſes, im Winter empfindlich genug, um einem ſo verzärtelten Volke dieſes Pelzwerk unentbehrlich zu machen, zumal da man bemerkt, daß die Chineſer mit ängſtlicher Sorge ihre Kleidung nach der Temperatur des Augenblicks verändern, und daher des Tages einigemal andere, wärmere, oder kühlere Kleider, oder auch nur mehrere über einander anlegen, je nachdem die Veränderungen des Luftkreiſes dieſes Umziehen zu fordern ſcheinen." Allein geſetzt auch, daß mit der Zeit die Anzahl der Seeottern ſich merklich vermindern und zugleich die Nachfrage in China aufhören ſollte, was ſich doch kaum zuſammen denken läßt; ſo würde der Handel an der ungeheuren Menge von Robben (Phocae) oder Seehunden aller Art, den Seebären, den Seelöwen, und im hohen Norden den Wallroſſen, deren Häute theils in China, theils in Europa von allgemeinem Gebrauche ſind, einen reichlichen Erſatz für jene ausgeſtrichene Rubrik finden. Noch ungleich wichtiger iſt aber der Wallfiſchfang, der an der nordweſtlichen Küſte von Amerika einen reicheren Ertrag, als in den beyden Polargegenden verſpricht. Sowohl die großen ſchwarzen Wallfiſche als die Kaſchalotte, werden in jener Meeresgegend in unglaublicher Anzahl angetroffen, und liefern dort das Thranöl von vorzüglicher Güte. Capitain Meares berechnet, daß dieſe Fiſcherey in ihrer erſten Kindheit ſchon hundert

Fahrzeuge, jedes mit dreyßig Matroſen bemannt, beſchäftigen könnte, folglich dem Staat eine Schule für dreytauſend Seeleute werden müßte. Nirgends kann der Seefahrer die bey ſeinem Gewerbe ſo unentbehrliche Erfahrung ſo vollſtändig und in ſo kurzer Zeit einernten, als auf jener Schifffahrt, die, im Ganzen genommen, den Vortheil hat, daß ſie nicht für gefahrvoll ausgegeben werden kann. Die Tiefe des Meeres an den mehrentheils ſteilen Küſten, und die unzähligen Ankerplätze und Häfen geſtatten den Schiffen überall eine ſichere Zuflucht; der Fiſchfang und die wilden Kräuter und Waldfrüchte liefern der Mannſchaft einen hinreichenden friſchen und geſunden Mundvorrath während ihres ganzen Aufenthalts; und ſollte ſie ja Erfriſchung bedürfen, ſo iſt die Entfernung der **Sandwichinſeln** ſo gering, und ihr Reichthum an allem, was die Kräfte des Körpers wieder herſtellen und den Geiſt erheitern kann, ſo unerſchöpflich, daß ſie gleichſam durch den Ruthenſchlag eines wohlthätigen Zauberers hervorgerufen ſcheinen, um den müden Seefahrer zu erquicken, und ihn, ſtatt der bisherigen Stürme mit denen er im Norden kämpfte, von balſamiſchen, Geſundheit bringenden Lüften anwehen zu laſſen.

Das Pflanzenreich endlich kann ebenfalls ſeine Erzeugniſſe zur Ausbreitung eines Handels hergeben, deſſen Wichtigkeit durch alles bisher Geſagte wohl ſo gut als erwieſen iſt. Amerika bringt das wegen ſeiner wirklichen und vermeinten Heilkräfte von den Chineſern ſo ſehr geſuchte Ginſeng (Panax Ginseng, Linn.) in Menge hervor. In der Gegend von Nutka iſt es ſelten; hingegen wächſt es in den nördlichen Strichen, zumal an den Ufern des Cooksfluſſes, in unerſchöpflicher Menge. Man hält es für ungleich beſſer, als das Ginſeng, welches in Canada, und überhaupt an der Oſtküſte von Amerika geſammelt wird, und es ſoll an Güte dem Chineſiſchen oder Tatariſchen, das man allen andern Sorten vorzieht, am nächſten kommen. Das Bauholz, welches die Wälder zwiſchen dem 40ſten und 60ſten Grade der Breite dort überall hervorbringen, wird von allen Seefahrern, die jene Küſten beſucht haben, einſtimmig für das vortrefflichſte und koſtbarſte in der Welt anerkannt. Die Inſeln in den verſchiedenen Häfen, Buchten und Bayen ſind mit dieſen unſchätzbaren Waldungen vom Rande des Meeres bis an die Gipfel der Berge bewachſen, und es giebt keinen bündigeren

Beweis von der Brauchbarkeit dieſes Holzes, als den, daß Capitain **Douglas** ein aus den friſch gefällten Tannen und Cedern in **Nutka** gezimmertes Fahrzeug mit ſich nach den **Sandwichinſeln** und wieder unverſehrt zurück nach **Amerika** führte. Die zum Schiffbau weniger tauglichen Stämme liefern Harz, Pech, Theer und Terpentin in Ueberfluß, deren Capitain **Meares** ſich ſchon mit dem beſten Erfolge bedient hat.

Bey dieſer Aufzählung könnten wir ſtehen bleiben; die Summe des wirklich ſchon Aufgefundenen und Benutzten wäre, wie es ſcheint, anſehnlich genug, um uns der ferneren Ausflucht in das Reich der Möglichkeiten zu überheben. Doch ohne uns zu weit über dieſe Gränze zu verirren, verdient der einheimiſche Menſchenſtamm noch einen flüchtigen Blick. Er ward unter ungleich günſtigeren Umſtänden mit den Europäern bekannt, als ſeine Mexicaniſchen und Peruaniſchen Verwandten oder ſelbſt die Urbewohner der Oſtküſte von Nordamerika. Man behandelte ihn vom erſten Augenblick an mit der Achtung, die man der Menſchheit und ihren Rechten ſchuldig iſt; man ließ ſeine Freyheit, ſein Eigenthum, ſeine Meinungen unangetaſtet, und wirkte auf ihn nur durch die Macht des Beyſpiels, und durch die Wohlthaten der überlegenen, mannbar gewordenen Vernunft. Vielleicht wird ein höchſtvernünftiger Eigennutz die künftigen Seefahrer an jener Küſte lehren, ſich die Erhaltung und ſittliche Verbeſſerung der Eingebornen angelegen ſeyn zu laſſen, ſie nicht durch den verderblichen Gebrauch ſtarker Getränke langſam zu vertilgen, ſondern vielmehr ihre guten Anlagen zu entwickeln, und ſie von den barbariſchen Sitten und Gewohnheiten eines verwilderten Zuſtandes allmählich zu entwöhnen. Das Gute, das in ihrem Charakter liegt, ſcheint dieſe Vorſorge und Pflege von ihren weiter vorgerückten Brüdern zu heiſchen. Mit Bewunderung erzählt **Dalrymple**, daß die Eingebornen in der Nähe des **Nutkaſundes**, die den Namen Ahua führen, ihrem im Jahr 1785 dem Capitain Hanna gegebenen Worte ſo treu blieben, daß ſie im Jahr 1786 Herrn Strange (der mit den Schiffen **Capitain Cook** und Experiment zu ihnen kam) nicht Ein Seeotterfell verkaufen wollten, ſondern ihren ganzen Vorrath bis zur Wiederkehr des Capitains Hanna aufbewahrten. Ein ſolches Beyſpiel von Redlichkeit und Ehrgefühl durften auch wir nicht unbemerkt laſſen. Tauſend harte, grauſame Handlungen, wozu Leidenſchaft und Roheit ſie verleiten, tauſend Beweiſe von ekelhafter Gleichgültigkeit gegen die conventionellen Verfeinerungen eines durch gebildete Vernunft geleiteten Gefühls, können den guten Eindruck ſo eines Zuges nicht auslöſchen, wodurch die Empfänglichkeit dieſer Menſchen erwieſen und die Ausbildung ihrer intellektuellen Kräfte in zukünftigen Generationen wahrſcheinlich wird. Ein unpartheyiſcher, philoſophiſcher Reiſender hat ſchon am Ohio bemerkt, wie mitten in den Wildniſſen von Amerika die Eingebornen und die Abkömmlinge der Europäer ſich nähern, wie jene ihre Barbarey, und dieſe die Gebrechen der zu weit getriebenen Verfeinerung ablegen und beyde zu einer Mittelnatur zurückkehren, aus welcher ſich durch die künftige Volksvermehrung die Verhältniſſe einer neuen Cultur entwickeln müſſen. Auf eine ähnliche Art läßt ſich das fortgeſetzte, durch beſtändige Niederlaſſungen immer vertrauter werdende Verkehr zwiſchen den Eingebornen der Nordweſtküſte und den Pelzhändlern, als das wichtige Mittel denken, welches intellektuelle Vervollkommnung dorthin verpflanzen muß. Im Charakter des dortigen Volkes, in der Beſchaffenheit ihres Wohnorts und Himmelſtrichs, in der Eigenthümlichkeit der Naturerzeugniſſe, liegt dieſe Entwickelung ganz beſchloſſen, und es iſt ein Geſchäft des gebildeten und im Ideenreichthum fortſchreitenden Menſchen, aus den Mittheilungen der Augenzeugen die Angaben zu ſammeln, die den Kreis ſeines Wiſſens über den Kreis ſeines Hierſeyns hinaus, nicht nur zurück in die Vergangenheit, ſondern auch vorwärts in die Zukunft erweitern, zugleich aber auch ſeinen Verſtandeskräften eine neue Thätigkeit in jeder Richtung mittheilen, wodurch er zu ſeiner wahren Würde, ſich des Zwecks ſeines Daſeyns bewußt zu ſeyn, hinanſteigt.

Erläuterungen über die beygefügte Karte.

Die Karte, ohne die der vorſtehende Aufſatz nicht ganz verſtändlich iſt, und die im Allgemeinen eine Darſtellung des Nordens von Amerika von 40° bis 80° N. Br. nach den neueſten Berichtigungen liefert, ſo daß die öſtliche Spitze Aſiens und die Behringsſtraße auf der einen, die ganze Hudſons, und ein Theil der Baffinsbay auf der andern Seite darin begriffen ſind, habe ich hauptſächlich aus Arrowſmith's Karte genommen. Dieſe mehr erwähnte Karte kam im Junius 1790 auf acht Blättern im größten Kartenformat heraus, unter der Aufſchrift: A Chart of the World upon Mercators Projection, ſhewing all the new Discoveries to the preſent time, with the Tracks of the moſt diſtinguiſhed Navigators ſince the year 1700, carefully collected from the beſt Charts, Maps, Voyages etc. extant; and regulated from the accurate aſtronomical Obſervations, made in three Voyages, performed under the Command of Capt. James Cook in the Years 1768, 69, 70, 71, — 72, 73, 74, 75, — 76, 77, 78, 79 et 1780. Compiled and publiſhed by *A. Arrowsmith*, Geographer.) Dieſe vortreffliche Karte iſt deſto ſchätzbarer, da Herr Dalrymple dem Verfaſſer verſchiedene wichtige Angaben dazu aus den ihm geöffneten Archiven der Hudſonsbay-Compagnie und den Tagebüchern der Capitaine, die ſeit Cook an der Nordweſtküſte von Amerika geweſen ſind, mitgetheilt hat.

Die Lage der Landſeen und ihres Zuſammenhanges, zwiſchen Hudſonsbay und dem großen Ocean oder dem nördlichen ſtillen Meere, iſt hier nach jenen Mittheilungen gezeichnet.

Die Geſtalt der Länder im Eingange der Hudſons-Straße unterſcheidet ſich von der in den Karten gewöhnlichen, da es durch die in dem Archiv der Hudſonsbay-Compagnie befindlichen Karten jetzt ausgemacht iſt, daß Frobiſher in 1576 und den beyden folgenden Jahren dieſelbe Straße entdeckte, die hernach vom Capitain Johann Davis im Jahr 1587, nach Lord Lumley, Lumley's Einfahrt (inlet) genannt worden iſt, und ſüdlich von ſeiner Cumberlands-Straße liegt, welche er zwey Jahre zuvor entdeckt hatte.

Herrn Hearne's Coppermine-Fluß fällt hier in 68° 15′ N. Br. in das nördliche Eismeer, wie Herr Dalrymple ſeine Angabe von 72° moderirt hat; und aus der Repulſebay iſt durch punktirte Linien die muthmaßliche Fortſetzung der Küſte angegeben. Doch ſoll, nach Ausſage der eingebornen Amerikaner, die Straße, die aus der Repulſebay in das Eismeer führt, ſehr ſeicht und voll Untiefen (alſo vielleicht nicht einmal für große Fahrzeuge ſchiffbar) ſeyn.

Der Sklavenſee, nach den Angaben des Peter Pond (S. oben S. 35.), und ſein Zuſammenhang mit dem See Arathapeskow gegen Südoſten, mit dem Eismeere gegen Norden, und mit dem Cookefluß gegen Südweſten, iſt hier ebenfalls angegeben.

Die aus Meare's Reiſen entlehnten Entdekkungen haben in unſerer Karte ebenfalls ihren Platz gefunden.

Der hier angebrachte Maßſtab iſt bey der geradlinigen Projektion mit verlängerten Graden gut zu gebrauchen, indem er das erſetzt, was in dieſer Projektion für das Auge nicht ausgedrückt werden kann, nämlich die Verminderung der Größe der Längengrade in ihrer Annäherung zum Pol. So iſt z. B. in 60° der Breite ein Längengrad genau die Hälfte eines Aequatorgrades.

Geſchichte
der
Engliſchen Litteratur,
vom Jahr 1788.

Geſchichte der Engliſchen Litteratur vom Jahr 1788.

Gegenwärtiger Zuſtand der Brittiſchen Litteratur. Beziehung politiſcher und ſittlicher Verhältniſſe auf die Schriftſtellerey. Neuer Sprachreichthum und Johnſons vielſylbige Wörter. Moderner Styl. Triebfedern des wiſſenſchaftlichen Fortſchrittes. Selbſtdenken und Erfindungsgeiſt. Nationalreichthum, eine Stütze der Litteratur. Pinellis Bücherſammlung. Bücherliebhaberey. Goldene Früchte der Autorſchaft. Oeffentliche Bibliotheken von Cavendiſh und Cracherode. Die beyden Hunters und ihre Muſea. Beförderer der Wiſſenſchaften. Crawfords Theorie der thieriſchen Wärme. Sibthorpes und Hawkins Reiſen nach Griechenland. Grevilles Mineraliencabinet. Lathams Vögel. Adams Verſuche über das Mikroſkop. Fothergills und andere mediciniſche Preismedaillen. Cruikſhanks Geſchichte der Sauggefäße. Herſchel. Cook. Verpflanzung des Brotbaums nach Weſtindien. Pelew-Inſeln und Pulo-Pinang. Bruce und Worſleys Reiſen. Menge der Ueberſetzungen. Studium der Franzöſiſchen und Deutſchen Litteratur. Dichtkunſt: Della Cruſca; poetiſche Milchfrau und poetiſcher Bauer. Greatheeds neues Trauerſpiel. Weibliche Schriftſtellerey. Politiſche Satiren. Peter Pindar. Redner im Parlamente. Neue Ausgabe des Bellendenus. Politiſche Pamphlets. Politiſche Freyheit, ein Grund zur Mäßigung. Befeſtigung des Glaubens durch Gewiſſensfreyheit. Methodiſten und Schwedenborgianer. Atheiſtiſche Abfertigung des D. Prieſtley. Schutzſchrift für die Vielgötterey. Des Biſchofs von Landaff Apologie des Chriſtenthums. Neue Hebräiſche Bibeln. Vertheidigung des Wuchers. Lord Mansfields Briefe über das Studium der Jurisprudenz. Vallanceys Ableitung der Irländiſchen Sprache aus dem Puniſchen. Bezweifelte Aechtheit der Marmorchronik von Paros. Sarpis Venetianiſche Staatsverfaſſung. Aſiatiſche Litteratur. Männliche und weibliche Biographieen. Cuninghams Geſchichte von England. Dalrymples Memoirs von Großbrittannien. Gibbons Verfall und Sturz des Römiſchen Reiches.

Die wiſſenſchaftlichen Fortſchritte eines Volkes ſtehen in ſo enger Verbindung mit ſeinen politiſchen und ſittlichen Verhältniſſen, daß man vielleicht den Schluß ziehen wird: auch in Abſicht auf litterariſche Geiſtesprodukte müſſe die Revolution, die ſich ſeit einigen Jahren in Großbritanien ereignet hat, merkliche Folgen nach ſich gezogen haben, und mit der Denkungsart, wie mit den Werken, welche ihr Gepräge tragen, müſſe eine gewiſſe Veränderung vorgegangen ſeyn. In jenem für wiſſenſchaftliche Aufklärung ſo berühmten Lande iſt die Autorſchaft weniger als anderwärts ein Gewerbe. Begüterte Perſonen vom höchſten und vom mittlern Stande, die erſten Männer im Staate, die das Ruder in Händen halten, die Koryphäen der feinen Welt, die an ihren Launen und Beſchäftigungen den ſtärkſten Antheil haben, rechnen es ſich zur Ehre, unter die Schriftſteller ihres Vaterlandes gezählt zu werden, und entweder die ernſthafteren Erfahrungs-Wiſſenſchaften mit ihren Entdeckungen zu bereichern, oder das große Publikum durch das Feuer der Beredtſamkeit, die Geißel ihres raſchen Witzes, und die täuſchende Wahrheit ihrer Schilderungen zu unterhalten, — ſogar zu lenken, und ihrem Genie oder ihrem Ehrgeitz, oder beyden zugleich, huldigen zu laſſen. Gleichwie nun überhaupt die lebendigſten Begriffe jederzeit unmittelbar aus dem Anſchauen entſpringen, ſo äußern die Sitten, die Verwandlungen des Geſchmacks und der Mode, und die Welthändel des gegenwärtigen Zeitraums ihren Einfluß am ſichtbarſten auf die Denkungsart derjenigen Klaſſe von Schriftſtellern, welche entweder als die erſten Triebfedern, oder doch als die nächſten Zuſchauer auf dem großen Theater der Welt, vom Geiſte ihrer Zeit durchdrungen, ihn jedem ihrer Werke in vollem Maße wieder mittheilen. In der That ſtößt man bei genauer Unterſuchung auf Spuren, welche den Zuſammenhang der neueſten Litteratur in England, mit der neueſten Geſchichte dieſer Inſel nicht undeutlich verrathen.

Die Engliſche Sprache ſelbſt hat zwar ſeit Steele und Addiſon keine weſentliche Umſchaffung erlitten; allein die große Fehde des Mutterlandes mit ſeinen Colonieen, das Verkehr mit fremden Hülfsvölkern, die Unterhandlungen mit dem Feinde ſelbſt, die Bekanntſchaft mit neuen Gegenſtänden aus entfernten Welttheilen und auf dem Schauplatze des Krieges, die immer zunehmende Wichtigkeit der Oſtindiſchen Angelegenheiten, endlich die wiſſenſchaftlichen Entdeckungen und die mechaniſchen Erfindungen der neueſten Zeiten, haben dieſe Sprache ſehr anſehnlich bereichert und einer Menge von fremden Wörtern das Bürgerrecht ertheilt. Schon der Haſtingſche Prozeß allein macht ein neues Wörterbuch nöthig. Die Zeitungsblätter, die von dergleichen neuen Ausdrücken wimmeln, ſind zugleich die Vehikel ihrer allgemeinen und ſchnellen Ausbreitung unter alle Stände, und zuverläſſige Mittel, ihnen eine dauerhafte Exiſtenz zu verſichern. Ständen jene beyden groſſen Schriftſteller heute wieder auf, um einen **Burke** oder **Sheridan** im Brittiſchen Senat anzuhören, ſie würden einander mit Erſtaunen bekennen, daß ihre Mutterſprache ihnen fremd geworden ſey, indeß vielleicht mancher **Schuhflicker** ihnen die unverſtändlichen Worte erklären, und ein lebendiger Commentar dieſer alles zermalmenden Redner werden könnte.

Von jenen Ausdrücken, welche der Luxus geſitteter und üppiger Nationen in Umlauf bringt, vergehen die meiſten ſo ſchnell wie das Ephemeron; ja oft, noch ehe irgend ein Schriftſteller den neuen Laut von den Lippen der Putzhändlerin auffangen kann, iſt er in den Regionen der Mode ſchon längſt verhallt. Indeſſen giebt es immer noch einige, die dem allgemeinen Schickſal entrinnen. Zu dieſen Modewörtern nun, zuſammengenommen mit den Lieblings-Floskeln, welche in den müſſigen Kreiſen der feinen Welt eine Zeitlang die Stelle des Witzes vertreten, und den Redensarten, die das genauere Verkehr mit Frankreich und die allgemein gewordene Franzöſiſche Sprache den höheren Ständen in den Mund legt, beſteht die Quinteſſenz des guten Tons. Daher ſpielen ſie auch in einem beträchtlichen Theile der ſchönen Litteratur eine wichtige Rolle. Dramatiſche Schriftſteller, Satiriker und Romanenſchreiber, denen an lebendiger Darſtellung der vorübereilenden Sitten ihres Zeitalters alles gelegen iſt, haſchen nach dieſen charakteriſtiſchen Ausdrücken, und verewigen ſie.

Zu keiner Zeit ſchöpften die Bellettriſten eifriger als eben jetzt aus dieſer Quelle. In Werken des Witzes hat die Erfindungskunſt ihre Gränzen; und nach ſo vielen Jahrhunderten iſt es heutiges Tages weniger noch als zu Salomons Zeiten ein Wunder, daß nichts Neues mehr unter der Sonne geſchieht, und insbeſondere nichts Neues mehr gedichtet wird. Die Ausnahmen, welche große Geiſter machen, ſind ſo ſelten, daß ſie hier nicht in Betrachtung kommen können. Die allgemeine ſowohl als die ſpecielle Charakteriſtik iſt entweder ſchon erſchöpft, oder ſie wird nicht immer ſo meiſterhaft behandelt, daß ſie den Reitz der Neuheit behalten, und die Aufmerkſamkeit eines verwöhnten Leſers ſpannen könnte. Was uns gefallen und unterhalten ſoll, muß auf irgend eine Art in einer ſo wichtigen unmittelbaren Beziehung mit uns ſtehen, daß es nicht erſt eines Vernunftſchluſſes bedarf, um ſie ausfindig zu machen, ſondern daß unſer Gefühl ſie augenblicklich entdeckt. Wenn gleich nichts leichter als der kleinfügige Detail in ernſten Wiſſenſchaften zu ermüden pflegt, ſo gilt doch von Sittengemälden genau das Gegentheil. Je individueller die Züge ſind, die hier, den Zeitgenoſſen gleichſam entwendet, zu einem redenden Ganzen zuſammenfließen, deſto anwendbarer auf unſre eigenen Verhältniſſe, deſto anziehender werden ſie für uns. An der Aeſopiſchen Fabel findet wohl der Kinderverſtand ſeine Nahrung, ſo wie der gemeine Zuſchauer ſich an den verſchiedenen komiſchen und tragiſchen Rollen auf der Bühne und ihren bekannten Gemeinplätzen weidet. Hingegen in dem flüchtigen Augenblicke, den das gebildete, ſelbſtthätige Publikum eines blühenden Staats der ſchönen Litteratur widmen kann, in dem Wirbel von Geſchäften und Verwicklungen des Intereſſe, wünſcht jeder Einzelne zunächſt die Perſonen, mit denen er es heute oder morgen zu thun haben kann, oder doch ähnliche Charaktere, in Verhältniſſen, die ſich auf die neueſte Lage der Sachen, in der politiſchen ſowohl als ſittlichen Welt beziehen, vor ſeinen Augen handeln zu ſehen. Schriftſteller, die den Beyfall jenes Augenblicks einernten wollen, müſſen daher den Converſationston genau nachzuahmen wiſſen, und bringen auf dieſem Wege einen Zuwachs von neuen Wörtern in die Bücherſprache, der allmählich auch in andre Werke übergeht, und zuletzt ein klaſſiſches Anſehen gewinnt.

Noch eine andre Quelle des modernen Wortreichthums öffneten die Gelehrten ſelbſt, und an ihrer Spitze der berühmte Litterator Johnſon, der Ariſtarch des Jahrhunderts. Es iſt wahr, die ungeheure Menge von einſylbigen, höchſtens zweyſylbigen Wörtern benimmt dem Engliſchen gar viel von der majeſtätiſchen Würde, von dem feyerlichen Wohlklang und der harmoniſchen Fülle, womit der Grieche und Römer uns hinreißt, und beyde, den äußern und den innern Sinn ſo mächtig erſchüttert. Doppelt fühlbar ward dieſer Mangel in einer Mundart, der es ſo ſehr an volltönigen Selbſtlautern fehlt. Um dem Uebel abzuhelfen, wählte Johnſon das einzige Mittel, welches ihm die Analogie noch darbot. Zuſammenſetzungen, wie unſere biegſamere Sprache, nach dem Muſter der Griechiſchen, ſie geſtattet, litt die ſeinige nicht; allein er gab Lateiniſchen vielſylbigen Nenn- und Zeitwörtern Engliſche Endungen, und ſo gewannen ſeine Perioden einen tönenden Rhythmus, den man zuvor nicht kannte. Mit Recht erhob die Zunft der Kritiker ihre Stimme gegen den Mißbrauch dieſer neuausgeprägten Schaltwörter, deren ſich ſowohl der Erfinder ſelbſt als ſeine Nachahmer zu häufig bedienten. Seine eigene Derbheit rechtfertigte die nachdrücklichen Erinnerungen an Pedanterey, Bombaſt und Affektation, womit man ohne Gnade um ſich warf. Das Verdienſt aber, mit dieſen Wörtern einen Schatz von Materialien für künftige Schriftſteller, zur Bildung eines eleganten und zugleich kräftigen Styls, in die Sprache gelegt zu haben, bleibt, trotz jeder tadelhaften Anwendung, dem großen Manne dennoch unbenommen.

Wie in einem Volke, das auf allen Meeren ſeine Schiffe, an allen Küſten ſeine Handelsplätze, in allen Welttheilen ſeine Beſitzungen und Pflanzſtädte hat, in einem Volke, deſſen Geiſteskräfte in beſtändiger Spannung bleiben, damit es auf der Höhe, wohin es ſich durch Thätigkeit allein geſchwungen, ſich behaupten, und den Erzeugniſſen der ganzen Welt durch ſeine Induſtrie die Wage halten könne, in einem Volke, das den hohen Freyheitsſinn in ſeinen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen mit erfinderiſchem Tiefſinn verbindet, — wie da Elemente der Sprache einer zwar unmerklichen, aber mit dem Strom der Zeiten unaufhaltſamen Veränderung unterworfen ſind, wie Worte veralten und neu entſtehen, wie man an Sachkenntniß, an Reichthum der Begriffe, und an der Mannigfaltigkeit ihrer Verknüpfungen gewinnt: ſo trägt auch die Schreibart dieſes Volkes ſelbſt, wenn es ſich durch ſein Gefühl für alles Schöne, durch einen edeln Geſchmack in den bildenden Künſten, durch Feinheit und Urbanität der Sitten auszeichnet, die unverkennbaren Merkmale der Umwandlung und des Fortſchrittes an ſich. Iſt gleich die Engliſche Wortfügung ſehr gefeſſelt, ſo bilden ſich doch immer neue Wendungen, welche durch Kühnheit oder Grazie, durch epigrammatiſchen Scharfſinn und glänzende Antitheſen, oder durch wahren Affekt, und Gluth des Colorits gefallen. Immerhin

mögen

mögen die ſpätern Engliſchen Schriften an der goldenen Einfalt verloren haben, was ſie an Schmuck und Mannigfaltigkeit gewannen. Die Proſa des Spectator's mag im Mirrour und im Rambler*) nicht wieder zu finden ſeyn, wie der Franzöſiſche Styl aus dem Zeitalter Ludewigs XIV. in der Sprache eines **Voltaire, Raynal** oder **Buffon** nicht geſucht werden muß. Allein je näher man einem Ideal zu kommen trachtet, deſto weniger darf irgend eine Schönheit allein darin herrſchen, indem der äußerſte Grad ſchon wieder Verunſtaltung wird, und die geprieſene Simplicität uns in die Länge doch zum Gähnen bringt. Von der Engliſchen Sprache dürfen wir alſo noch immer behaupten, daß ihre Vervollkommnung in den letzten Zeiten mit ihrer Erweiterung gleichen Schritt gehalten hat.

Denſelben Urſachen, welche zur Bereicherung und Ausbildung der Sprache und des Styls ſo kräftig wirkten, iſt auch die veränderte Geſtalt der wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe ſelbſt zuzuſchreiben, die ſich in den neueſten Schriften der Engländer offenbaret. Auch hier gebühret ihnen noch immer der Ruhm des erſten unter den geſitteten Völkern, des aufgeklärteſten, weiſeſten Volkes, den man ihnen in Rückſicht auf ihre Handlungen und ihre ganze übrige Exiſtenz bereits hat zuerkennen müſſen. Wenn nämlich, wie mich dünkt, eine vollſtändigere, richtigere Erkenntniß, und eine Fertigkeit, dieſelbe auf alle Ereigniſſe des Lebens richtig anzuwenden, den Namen Aufklärung verdient; ſo giebt es unſtreitig kein Volk, und hat es, außer etwa den Atheniensern, nie eins gegeben, das durch alle seine Klaſſen auffallendere und häufigere Beyſpiele eines, ſowohl in Erforſchung der unerkannten, als im praktiſchen Gebrauche der gefundenen Wahrheit, geübten Verſtandes aufzuweiſen hätte. Ob aber Großbritannien dem Zeitpunkte nahe ſeyn mag, wo die Entwickelung der Wiſſenſchaften zu ſtocken anfängt, wo zugleich ihre gemeinnützige Ausbreitung gehemmt wird, und, weil nichts in der Welt ſtille ſtehen kann, wo Verfall und Rückgang unausbleiblich ſind? Dieſe Frage laſſen wir gern unentſchieden, ſo lange noch die unläugbaren Kennzeichen eines geſunden Zuſtandes fortdauern, und die Triebfedern der Aufklärung ſich noch in voller Wirkſamkeit erhalten.

---

*) Zwey neuere Wochenſchriften; die letztere von Johnſon.

Eine der wichtigſten liegt in dem Charakter der Engländer ſelbſt. Zu frey, um ſich von Andern blindlings leiten zu laſſen, zu thätig, um ſich an einem bloß paſſiven Unterrichte zu begnügen, dringt ihr Geiſt aus eigenem Antrieb und auf ſelbſtgewähltem Wege in die Tiefen der Erkenntniß, und opfert allen theoretiſchen Gedächtnißkram der gründlichen Erfahrung auf, die er durch eigenes Forſchen erlangte. Erfindung, das Werk einer von menſchlicher Willkühr unabhängigen Verkettung der Umſtände, verewigt zwar oft einen ſonſt unbedeutenden, oder wohl gar einen leeren Namen; allein die Ausnahmen, wo ſeltne Menſchen durch Anſtrengung ihrer Seelenkräfte aus ſich ſelbſt ſchöpfen, und vom Schickſal zu Erfindern organiſirt worden ſind, müſſen bey jenem eigenthümlichen Forſchungstriebe, nach Verhältniß des Umfangs und der Volksmenge, in England häufiger als im übrigen Europa ſeyn. Der Mann von Genie iſt überall keine gewöhnliche Erſcheinung; wo er aber das Nachahmungsfieber verurſacht, und die Verzerrungen ſchriftſtelleriſcher Hiſtrionen bald

Mitleid, bald Lachen erregen, dort wäre faſt zu vermuthen, daß entweder das Genie die größte Seltenheit ſeyn, oder der Sinn es zu faſſen und zu beurtheilen noch mangeln dürfte. In England iſt dagegen der Unfug des ſogenannten Geniewesens unbekannt; man winkt einander Beyfall zu, und wandelt ruhig fort auf eigener Bahn. Bey ſo viel Eigenthümlichkeit im Gange des Denkens, kann es vielleicht Manchem widerſprechend ſcheinen, daß in den Schriften der Engländer eine gewiſſe charakteriſtiſche Gleichförmigkeit herrſcht, an welcher ſie ſo leicht erkannt werden können. Nicht nur die erſte Erziehung der Jugend in Schulen, welche durch das ganze Brittiſche Reich ſich ziemlich ähnlich bleibt, ſondern auch die fernere Ausbildung des erwachſenen Menſchen, durch ſein Verhältniß als Bürger eines freyen Staats, bewirkt allerdings eine Uebereinſtimmung in gewiſſen Grundbegriffen, aus welcher, bey den verſchiedenſten Modificationen, ein gleichgeſtimmter Nationalton entſpringt. Wir ſehen einen herrlichen Wald voll ſchlanker, gerade gewachſener Stämme. Der gerade Wuchs, der ihnen allen gemein iſt, ſo verſchieden übrigens die Eigenſchaften des Holzes ſeyn mögen, — ward er nicht eben dadurch beſtimmt, daß ſie zuſammen, unter völlig gleichen Umſtänden, entſproßten? Auch iſt die Aehnlichkeit, die uns auffällt, von jener künſtlichen weit unterſchieden, welche die despotiſche Gärtnerſcheere erzwingt; ſie iſt vielmehr das Werk der Freyheit ſelbſt, und einer Conſtitution, die allen Britten gleiche Rechte ertheilt. In Beziehung auf die Veränderungen, wodurch die neueſte Engliſche Litteratur ſich auszeichnen ſoll, war der Einwurf, dem wir hier begegneten, von einiger Erheblichkeit. Nunmehr begreiſt man nämlich, daß von keiner Revolution im Denken die Rede ſeyn könne, welche mit den Grundanlagen des National-Charakters ſtritte. Müßten nicht die Engländer aufhören Engländer zu ſeyn, ehe ſie, z. B. ſtatt ihrer Verfaſſung ſich eine Monarchie gelüſten laſſen, für die Bequemlichkeit des Nachbetens alles eigene Forſchen verwerſen, die praktiſche Naturkunde gegen die Syſtemſucht, Geſchmack gegen Vielwiſſerey vertauſchen, unverdaute Citata zuſammenſtoppeln, ſcholaſtiſche Spitzfindigkeiten wiederkäuen, oder auch nur ein unfehlbares Wörterbuch annehmen könnten? In einem Moment von wenigen Jahren können die Veränderungen im Reiche der Wiſſenſchaften, nur gleichſam als zarte Schattirungen ſich von dem Nationalcolorit und dem Grundton des Jahrhunderts unterſcheiden.

Unter die weſentlichſten Beförderungsmittel der Litteratur, welche zugleich ihren intenſiven Fortſchritt begünſtigen, gehört zunächſt der Reichthum der Nation. In allen Ländern giebt es unzählige Beyſpiele, daß Reichthum und Dummheit ſich gatten; in England hingegen, wo Geld und Ehre ſo oft die Früchte des Talents und der Kenntniſſe ſind, dient der Gebrauch, den die Reichen von ihren Schätzen machen, zum Beweiſe, daß auch zwiſchen Ueberfluß und Verſtand ein Bündniß möglich ſey. So wie man dort eigentlich arbeitet, um genießen zu können, ſo fühlt man es auch inniger als anderwärts, daß der rechte Genuß des Lebens in einer weiſen Oekonomie der Kräfte, und einer geſchmackvollen Abwechſelung der Gegenſtände beſteht. Der Luxus erhält einen Zug von Solidität, indem er ſtets auf Nutzen und Bequemlichkeit eben ſo ſehr, wie auf ſinnliches Ergötzen abzweckt, und während daß im reichen Barbaren nur das

Thier genießt, und der Beſitz des Geldes ohne einige Anwendung die Seele des Geitzigen füllt, befriedigt hier den vernünftigen Epikureer nichts geringeres, als die doppelte Pflege des Körpers und der Seele. Nirgends iſt Lektüre ein allgemeineres Bedürfniß als in England, und nirgends hat man auch die Bücherliebhaberey, die Pracht in Editionen, in Druck, Papier und Verzierungen höher getrieben. Die Unternehmungen der Buchhändler in London rechtfertigen dieſe Behauptung. Ihr Handel beſteht im Ankauf ganzer Bibliotheken, welche ſie nebſt ihrem eignen Verlag wieder einzeln veräußern. Im vorigen Jahre gaben **Robſon** und **Edwards** vierzigtauſend Thaler für die berühmte Bücherſammlung des Venetianers Pinelli; und kaum war ſie ausgepackt, ſo ward ihnen für die Polyglottbibel allein ſchon wieder fünfhundert Pfd. St. (3000 Thaler) geboten. Litterariſche Seltenheiten gingen, wie gewöhnlich, in den Bücherverſteigerungen um unerhörte Preiſe weg. Bey dem Verkauf der Dubletten des Brittiſchen Müſeums, trieb man die kleine Griechiſche Schutzrede des Libanius für die Tempel bis auf fünf Guineen. Die Buchhändler in London allein ſtellten zu

Anfange dieſes Jahres an dreymal hunderttauſend Bände zum Verkauf. Der ungeheuren Menge von Zeitungen und Monatsſchriften ungeachtet, welche die Leſeluſt des großen Haufens ſtillen, erſchien eine anſehnliche Menge neuer Bücher in allen Fächern der Gelehrſamkeit, die gleichwohl ihre Käufer zu mehreren Tauſenden fanden. Dieſer ſtarke Debit und die ungekränkte Sicherheit des Eigenthums ſetzten die Buchhändler in Stand, Summen, worüber man erſtaunt, für die Handſchriften berühmter Schriftſteller hinzugeben. Das Beyſpiel Robertſons, der für ſeine Geſchichte von Amerika drey tauſend Pfd. St. erhielt, blieb nicht mehr das einzige in ſeiner Art. Der Buchhändler Cadell erkaufte das Verlagsrecht von Gibbons unſterblichem Werke um funfzig tauſend Reichsthaler. Allein dieſes Honorar iſt verhältnißmäßig gering gegen die tauſend Guineen, welche Faulder für zwey Oktavbände einer Philoſophie der Politik und Moral dem Archidiakon Paley bezahlte, und wobey er dennoch einen großen Gewinn erübrigte. Auch die kleinen Ausſtrömungen des Genies belohnte das Publicum nach dieſem Maßſtab, und Greatheed erhielt von dem Verleger gegen acht hundert Reichsthaler für die Handſchrift ſeines Trauerſpiels. Wenn nur eine vertraute Bekanntſchaft mit großen Muſtern dieſen Nationalſinn für ſchriftſtelleriſche Vollkommenheit weckt und bildet, ſo iſt es andrer Seits auch keinem Zweifel unterworfen, daß dieſes enthuſiaſtiſche Theilnehmen auf Männer von Talent unter gewiſſen Umſtänden zurückwirken, und ſie zur Anſtrengung ihrer Kräfte mit ſtärkerem Reitz entflammen kann.

Einen edleren Gebrauch des Reichthums kann es nicht geben, als jene Anſtalten und Stiftungen, wodurch auch unbemittelten Perſonen der Erwerb wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe erleichtert wird. An Beyſpielen dieſer Art iſt der jetzige Zeitpunkt in England vorzüglich reich geweſen. Außer den bekannten Bibliotheken, deren Gebrauch dem Publicum frey ſteht, eröffnete vor nicht gar langer Zeit der Chymiker Cavendiſh eine reichhaltige Sammlung der wichtigſten die Kenntniß der Natur und die unmittelbare Erfahrung betreffenden Werke; und noch in dieſem Jahre folgte ein wohlhabender Geiſtlicher, Namens Cracherode, der zugleich einer von den Curatoren des Brittiſchen Muſeums iſt, dieſem Beyſpiele mit einer auserleſenen Bibliothek, wozu er ein eignes Gebäude errichten läßt. Neben den wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Verdienſten der beyden Brüder William und John Hunter, hatten beyde den rühmlichen Ehrgeitz, die Früchte einer goldenen Praxis zur Verewigung ihres Namens anzuwenden. Man kennt ſchon längſt das prächtige Muſeum des verſtorbenen älteren Bruders, eines der größten Aerzte, Zergliederer und Geburtshelſer in Europa. Er hatte in demſelben einen auserleſenen Büchervorrath, einen ſeltenen Schatz von anatomiſchen Präparaten, ein höchſtvollſtändiges und in vieler Rückſicht unſchätzbares Münzcabinet, und eine koſtbare Naturalienſammlung, zum künftigen Gebrauche der Univerſität Glasgow aufbewahrt. Im letztverfloſſenen Junius eröffnete auch John Hunter, der jüngere, der als Zergliederer und Phyſiolog ſo berühmt wie ſein Bruder, und als Wundarzt nicht unbekannt iſt, ſein phyſiologiſches Naturaliencabinet, welches insbeſondere für die vergleichende Anatomie den entſchiedenſten Werth behauptet. Die Schauſtellung von Sir Aſhton Lever's, oder nunmehr Parkinſon's, Muſeum, dauerte zu gleicher Zeit noch fort; und Sir Joſeph Banks, der Weltumſegler, den die Königliche Societät der Wiſſenſchaften zu ihrem Präſidenten erkohren hatte, bot noch immer den einheimiſchen ſowohl als fremden Gelehrten ſein öffentliches Frühſtück, und den Gebrauch des gröſten Herbariums in der Welt, mit einer ſeltenen Freygebigkeit dar. Dem Enthuſiasmus, womit er ſelbſt auf verſchiedenen Seereiſen die Natur ſtudiert, und einen anſehnlichen Theil ſeines Vermögens zur Herausgabe ſeines prachtvollen Pflanzenwerks verwendet hatte, ſollte jetzt, nach mehreren geringeren botaniſchen Miſſionsanſtalten, eine große Reiſe in das Innere von Afrika die Krone aufſetzen. Gelehrte Naturkundiger ſollten auf Koſten einer Geſellſchaft, die mit Banks zuſammentrat, die Erzeugniſſe dieſes unbekannten Welttheils erforſchen; und von ihren Bemühungen erwartet man mit Recht die wichtigſten Aufſchlüſſe.

Seitdem Locke die angebornen Begriffe aus der Metaphyſik verbannte, lag die Hoffnung der Engliſchen Philoſophen lediglich im Fortſchritte der empiriſchen Naturkunde beſchloſſen. Annäherung zu dem, was Menſchen Wahrheit nennen, erwarteten ſie hinfort nur aus dieſer Quelle; und ſollte dieſe Erwartung doch am Ende auf Wahn hinausgehen, ſo hat ſie wenigſtens das Gute, daß die Beobachtungen und Entdeckungen, welche ſie veranlaßt, zu keiner Zeit verlorne Arbeit ſind, ſondern von jedem ſpekulativen Kopfe benutzt, geordnet und verbunden werden können. Allein auch dieſes praktiſche Studium der Natur erheiſcht vorzüglich die Unterſtützung eines reichen und zugleich wißbegierigen Volkes. Lord **Shelburne**, nunmehriger **Marquis von Lansdowne**, war der edelmüthige Beförderer der phyſikaliſchen Arbeiten des berühmten **Prieſtley**. Einige der wichtigſten Entdeckungen in der Elektricitätslehre verdankt man dem Eifer des jetzigen Grafen **Stanhope**. Die großen Chymiker, **Kirwan** und **Cavendiſh** ſind wohlhabende Männer, die, wenn es auf ein geldkoſtendes Experiment ankommt, ihres Vermögens nicht ſchonen. Die lehrreiche Abhandlung des erſteren über das Phlogiſton trat erſt vor Kurzem an das Licht. Nach zehnjährigem Beharren in den ſubtilſten Unterſuchungen gab der beſcheidene **Crawford** endlich die zweyte durchaus vortreffliche Ausgabe ſeiner Theorie von der Entſtehung der thieriſchen Wärme heraus. **Walſh** ließ den elektriſchen Aal aus Surinam lebendig nach England bringen, um ſeine Eigenſchaften genauer unterſuchen zu können. Von Linne's Erben kaufte Dr. Smith in bloß wiſſenſchaftlicher Hinſicht den botaniſchen Nachlaß dieſes unſterblichen Schweden. Sibthorpe kehrte in dieſem Jahre von ſeiner botaniſchen Reiſe aus Griechenland mit einem Schatz von neuen Pflanzen und wichtigen Erläuterungen des Theophraſt und Dioscorides zurück. Faſt zu gleicher Zeit hatte Hawkins, ein in Deutſchland gebildeter Mineraloge, dieſelben Gegenden und einen Theil von Kleinaſien aus Eifer um die Wiſſenſchaft durchſtrichen. Das ſo lange vernachläſſigte Studium der Mineralogie, ward eine Lieblingsſache der Engliſchen Naturforſcher, und vor vielen andern ſtieg jetzt Greville's Cabinet zur Vollkommenheit des lehrreichſten und prachtvolleſten in Europa. Pennant beſchloß die lange Reihe ſeiner Arbeiten mit ſeiner verdienſtvollen nordiſchen Zoologie. Ein Apotheker, Latham, lieferte das einzige vollſtändige Naturſyſtem aller jetzt bekannten Vögel. Der Wundarzt Hunter, den wir ſchon vorhin erwähnt haben, wetteiferte mit dem vortrefflichen Niederländiſchen Zergliederer **Camper** in der Beſchreibung der Wallfiſcharten, wozu bisher kein Naturforſcher die Koſten hergeben mochte. **Bolton** in Hallifax widmete ſeine Nebenſtunden der Unterſuchung der Schwämme, und gab den erſten Band ſeiner Beſchreibungen und Abbildungen heraus.

In der von **Baker**, **Lieberkühn** und **Ledermüller** betretenen Laufbahn erſchien der geſchickte Optikus **Adams** unvermuthet als Schriftſteller. Seine Verſuche über das Mikroſkop enthalten Beſchreibungen von 359 Infuſionsthierchen, von manchen Gattungen des Polypengeſchlechts, und von vielen Inſekten. Unter den Aerzten in London, die der empiriſchen Curart in vielen Fällen geneigt zu ſeyn ſcheinen, verdient der jüngſtverſtorbene **Fothergill**, dieſer größte Praktikus der ungeheuern Hauptſtadt, eine ehrenvolle Erwähnung, als ein freygebiger Beförderer der Botanik, als Freund und Gönner der berühmten Deutſchen Künſtler, **Ehret** und **Miller**, und als Stifter einer Preismedaille, welche jährlich der beſten Schrift über eine mediciniſche Frage zuerkannt wird. Nach ſeinem Beyſpiele ſtiftete Doktor **Fordyce** mit ſeinem Freunde Hunter das Lyceum Medicum Londinense: eine Geſellſchaft, welche die Vervollkommnung der Heilkunde zur Abſicht hat, und der beſten Schrift über einen phyſiologiſchen oder pathologiſchen Gegenſtand ebenfalls eine goldene Schaumünze beſtimmt. Den Preis des letztverfloſſenen Jahres erhielt der Wundarzt Home für ſeine Abhandlung über die Eigenſchaften des Eiters. Ein gleicher Eifer und die genauere Kenntniß des menſchlichen Körpers feuerte den Zergliederer **Cruikſhanks** an, ſich der mühſamen Nachſpürung der von Hewſon entdeckten Sauggefäße (absorbent vessels) zu unterziehen, und ſeine Entdeckungen in einem großen lehrreichen Werke dem Publikum mitzutheilen. Dieſe Beyſpiele beweiſen zum Ueberfluß, wie die Entwicklung des Forſchungstriebes von Lage und Mitteln abhängig iſt. Es giebt keinen Zweig menſchlicher Kenntniſſe, der nicht unter dieſem Volke ſeinen Beförderer fände; Georg III. ſelbſt nahm insbeſondere die Sternkunde in ſeinen Schutz, und Herſchel, der bewunderte und beneidete Deutſche Weltenfinder, konnte nur in England der Stolz ſeines Vaterlandes werden.

Wenn man die Brittiſche Geſchichte ausnimmt, ereignete ſich vielleicht noch nie der Fall, daß eine ganze Nation, in ihrem öffentlichen collectiven Verhältniſſe, den ernſthaften Muſen geopfert hätte. Wem aber ſind die großen Entdeckungs-Schiffahrten unbekannt geblieben, die unverwelkliche Zierde der jetzigen Regierungs-Epoche? Wer hat nicht, von Bewunderung durchdrungen, den Namen **Cook** genannt und nennen gehört? Noch nie ward die Menſchengattung und die Natur ſorgfältiger als von dieſem in ſeiner Art ſo einzigen Mann und ſeinen Reiſegefährten erſpähet. Es wäre ungerecht, die Wirkung dieſer großen Unternehmungen auf die Nation zu leugnen. Die neuerliche Ausrüſtung eines Schiffes in der wohlthätigen Abſicht, den Brotbaum zur beſſern Verpflegung der Sklaven nach den Weſtindiſchen Inſeln zu verpflanzen, iſt die edelſte Frucht jener Weltumſchiffungen. Man erkennt auch ſchon an der unterhaltenden Darſtellung, den charakteriſtiſchen Zügen, und ſcharfſinnigen Bemerkungen, welche in der jüngſterſchienenen Geſchichte des Schiffbruchs auf den Pelew-Inſeln durchgehends herrſchen, daß Männer, die ein unglücklicher

Zufall

Zufall mit neuen Gegenſtänden bekannt machte, ſich nach **Cooks** Muſter zu Beobachtern gebildet hatten, ohne dazu vermöge ihres Auftrages beſtimmt zu ſeyn. Einen ähnlichen chorographiſchen Beitrag lieferte uns die Beſchreibung der Inſel Pulo-Pinang, in der Straße von Malakka, welche der König von Queda kürzlich den Engländern ſchenkte, um daſelbſt einen Handelsposten anzulegen. Bruce, deſſen Wißbegierde ihn bis nach Abyſſinien trieb, hielt ſeine wichtige Reiſebeſchreibung bis jetzt noch zurück; indeſſen hoffte man unlängſt, ſie bald, ſo wie die Nachrichten eines andern Reiſenden, des Baronets **Worsley**, im Druck erſcheinen zu ſehen.

Nicht allein durch eigenes Forſchen, ſondern auch durch eifrige Benutzung der Entdeckungen und Fortſchritte anderer Nationen, ward in den letzten Jahrhunderten die Maſſe der intenſiven Aufklärung in England ſichtbarlich vermehrt. Noch nie traten ſo häufige Ueberſetzungen in allen Theilen der Gelehrſamkeit hervor, als eben in dieſer Periode. Eine vertrautere Bekanntſchaft mit der Franzöſiſchen Litteratur äußerte den vortheilhaften Einfluß auf die Originalwerke der beſten Engliſchen Schriftſteller; und ſo wie ehedem **Hume** durch dieſes Studium ſich unverkennbare Vorzüge als Geſchichtſchreiber erworben hatte, ſo leuchtete es in die Augen, daß **Robertſon**, **Gibbon**, und andere große Männer aus ihrer Klaſſe, nach ausländiſchen Muſtern hingeſehen, die Anordnung der Materien, oder die Behandlungsart ihnen abgelernt, in der Gründlichkeit und Vollkommenheit der Ausführung aber ſie weit übertroffen hatten. Mit welcher weiſen Anerkennung der Verdienſte Frankreichs um die Litteratur mußten nicht **Jones**, der berühmte Orientaliſt, **Sherlock**, der witzige Reiſende, und **Gibbon**, der unnachahmliche Hiſtoriker, aus dieſer Quelle geſchöpft haben, da ſie ſelbſt es wagen durften, Franzöſiſch zu ſchreiben *)? Jetzt begnügte man ſich aber auch nicht länger mit den wiſſenſchaftlichen Produkten der nächſten Nachbaren. Um Deutſche Bücher leſen zu können, lernten die Engliſchen Chymiker die ſchwere Deutſche Sprache. Die chymiſchen und mineralogiſchen Schriften eines **Bergmann**,

---

*) *Jones*, Diſſertation ſur la litterature Orientale. — *Sherlock*, Lettres d'un Voyageur Anglois. — *Gibbon*, Eſſai ſur l'Etude de la Litterature.

Scheele, **Ferber**, und anderer berühmter Männer wurden überſetzt. Die Anekdoten von **Friedrich** dem Großen, welche nach ſeinem Tode ſo häufig erſchienen, wurden, wie man leicht erachten kann, auch im Engliſchen mit Begierde geleſen; allein ſchon einige Zeit vorher hatten **Tielkens** Beyträge zur Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges ebenfalls ihren Ueberſetzer und Verleger gefunden. **Grellmanns** Geſchichte der Ziegeuner, die Briefe des reiſenden Franzoſen, und des ältern **Forſters** Geſchichte der Entdeckungen im Norden, fanden auch in England Beyfall. Sogar des berühmten **Pütters** Deutſches Staatsrecht überſetzte dieſen Sommer **Durnford**, ein in Göttingen ſtudierender Engländer. Die Ueberſetzung von Werthers Leiden machte ein Glück über alle Erwartung, da der Sinn für ausländiſche Sitten in England nicht gewöhnlich iſt, und der guten Aufnahme fremder Geiſtesprodukte ein unüberwindliches Hinderniß in den Weg zu ſtellen pflegt. Damit wir endlich die hiſtoriſche Treue nicht verletzen: — auch **Trenk's** Roman ſeines Lebens ward von dem unerſättlichen Heere der Novellenleſer, in drey Ueberſetzungen zugleich, begierig verſchlungen.

Die Engländer beſchäftigten ſich von jeher mit Ueberſetzungen der Griechiſchen und Römiſchen Klaſſiker. Noch neuerlich wagte ſich Jemand an die Ethik des **Ariſtoteles**, und **Potter**, der bereits den **Euripides** überſetzt hatte, erſchien nunmehr auch mit einem Engliſchen **Sophokles**. Ob nun zwar dieſe Hülfsmittel ſchuld ſeyn mögen, daß das Studium der todten Sprachen etwas läſſiger getrieben wird, ſo gab es doch noch jetzt eine Erſcheinung von der entgegengeſetzten Art, nämlich eine Ueberſetzung von **Miltons** Simſon in Griechiſchen Verſen. Die poetiſchen Ueberſetzungen von der Luſiade des **Camoens**, der Araucana des **Ercilla**, vom **Dante**, **Taſſo** und **Metaſtaſio** verdienen, wegen ihres entſchiedenen Werths, als eigene Proben des dichteriſchen Talents eines **Mickle**, **Hoole** und **Hayley** beſonders erwähnt zu werden. Die Engliſche Dichtkunſt überhaupt hatte vielleicht nie eine glänzendere Epoche, ſowohl was die Anzahl der Inſpirirten, als das echt apolliniſche Feuer ihrer Geſänge betrifft. In wie fern die nähere Bekanntſchaft mit den Welſchen Dichtern und ihrer unerſchöpflichen Phantaſie etwas dazu beygetragen habe, ähnliche Bilder zu erzeugen und hervorzulocken, iſt ſchwer zu entſcheiden. Weit zuverläſſiger läßt es ſich dem Einfluſſe wiſſenſchaftlicher Begriffe auf die neuen Engliſchen Barden zuſchreiben, daß ihre Lieblingsmanier didaktiſch iſt. Dem geſchmackvollen **Hayley** gebührt hier die erſte Stelle. **Maſon**, der Sänger der Gartenkunſt, **Pratt**, deſſen Lehrgedicht, Humanity, vor allen, welche der Enthuſiasmus wider den Sklavenhandel plötzlich gebar, mit weſentlichen Vorzügen glänzte; **Cowper**, der Verfaſſer von Lewesdon hill, und **Hoole** der jüngere, deſſen Curate vorzüglich geſchätzt wird, gehören mit einander in dieſe Klaſſe. Auch im ſcherzhaften Heldengedicht lieferte **Hayley** einen wohlgerathenen Verſuch. Hingegen konnte **Glovers** Athenaide als höhere Epopee den Ruhm ſeines Leonidas nicht erreichen, und für **Jephſons** verſprochenes Heldengedicht über die Römiſche Geſchichte bleibt der Platz noch leer. Ein Ocean von kleineren Gedichten füllt monatlich die Magazine und überſchwemmt die Buchläden. Insgemein ſind ſie von der unſchädlichen Art, welche bey uns den Hauptbeſtandtheil der Muſenalmanache ausmacht; allein die neulich mit der Unterſchrift Della Crusca bezeichneten Oden, zogen bald die Aufmerkſamkeit des Publicums auf ſich: man gab ſich viele vergebliche Mühe, den verkappten Dichter zu errathen, und hielt ſeine Lieder auch dann noch für ſchön, als der erſte Enthuſiasmus, der ſie mit Grays Meiſterſtücken verglich, ſich ein wenig abgekühlt hatte. Unter den neueſten Phänomenen am Brittiſchen Parnaß darf man die poetiſche Milchfrau, Mrs. Yearsley, und Bruns, den Schottiſchen Bauer, nicht vergeſſen. Sie beſtätigen zwar das alte Sprichwort, daß man zum Dichter geboren wird; allein ſie beweiſen auch zugleich durch den Reichthum der Begriffe in ihren Gedichten, wie weit der Geſchmack am nützlichen Leſen ſich in ihrem Vaterlande ausgebreitet hat. Auch ſind ſie keinesweges die einzigen, wenn gleich die glücklichſten Dichter aus der Klaſſe des gemeinen Volkes.

Von dieſem in England ſo allgemeinen Sinn für dichteriſche Schönheit, und der damit ſo innig verbundenen Gabe der Darſtellung, erwartet man im Voraus die beſte Anwendung in derjenigen Dichtungsart, welche für die Schaubühne beſtimmt iſt. So wie das Publicum den guten Schauſpieler auf einen Beyfall eiferſüchtig zu machen weiß, den es nur dem echten Verdienſte zuerkennt, und eben dadurch Männern von Herz und Talent den Muth einflößt, ſich dieſes öffentlichen Sittenlehramts, welches andere Völker nur zu oft ihrem Abſchaum anvertrauen, mit ſchwärmeriſchem Stolze zu unterziehen; ſo erhält es auch die theatraliſchen Dichter, durch ſtrenge Verurtheilung jedes elenden Stücks in einem Grade von Selbſtprüfung, welcher den Stümper zurückſcheucht, und den, der ſich fühlt, in die äußerſte Spannung verſetzt. Halbe Jahrhunderte können zwar verfließen, ehe ein dramatiſches Meiſterſtück erſcheint; in vielen Jahren kann es ſich ereignen, daß kein Schauſpieldichter ſich über die Mittelmäßigkeit erhebt: allein es giebt unſtreitig kein Mittel unter der Sonne, ein Brittiſches Parterre mit einem Schauſpiel auszuſöhnen, das tiefer hinab, unter den litterariſchen Auskehricht, gehörte. Ein Volk, deſſen Geſchmack von der Gewinnſucht der Büchertäuſcher unabhängig iſt, kann von ſeinen eigenen Schriftſtellern nie ſo tief beleidigt werden, daß ſie ſich erkühnten, ihm ein jämmerliches Geplärr für Witz und

Laune zu verkaufen. An Shakeſpears Werken behält es einen untrüglichen Maßſtab dramatiſcher Kräfte. Schon dieſe Anerkennung der wahren Größe ſetzt eigene Vollkommenheit des Gefühls, eigenen Wahrheitsſinn voraus; denn jener Herzenskündiger, wie es noch keinen im Dichterlande gab, bleibt entweder in der ſchlechteſten Ueberſetzung unverkennbar, oder mit allem Apparat der Wortweisheit erfaßt man ihn nicht! Welche unbegränzte Verehrung die Nation noch immer ihrem größten Dichter weiht, wird unter andern die neue Ausgabe ſeiner Werke beweiſen, an welcher man die Pracht der Verzierungen verſchwendet hat. Nachahmung ſogar, ohne auszeichnendes Verdienſt, verzeiht das Engliſche Publicum ſeinen jetztlebenden Theaterdichtern, weil man den Nachklang von Shakeſpears Worten noch liebt. Wenigſtens war dieſe nachgeahmte Sprache der weſentlichſte Vorzug des gut aufgenommenen Trauerſpiels Julia, welches ein in dieſem Fache fleißiger Schriftſter, Jephſon, jetzt lieferte. Zugleich mit Shakeſpears Ausdruck ſcheint aber Greatheed, der neulich zum erſtenmal als Dichter mit ſeinem Regent auftrat, einen Funken der

Darſtellungskraft und männlichen Zeichnung ſeines großen Muſters aufgefangen zu haben. Der ungetheilte Beyfall des Publicums bewies unwiderſprechlich, daß es dieſen Funken nicht verlöſchen laſſen wollte, und die Erſtlinge einer ſo viel verſprechenden Muſe verdienten in der That dieſe Aufmunterung. Auch das Schickſal von Sparta, ein Trauerſpiel aus der fruchtbaren Feder der Dichterin Cowley, war zu gut verſificirt, und glänzte zu ſehr durch ſogenannte coups de Théatre, um in einem Zeitpunkt, wo die tragiſchen Schriftſteller immer ſeltener werden, den Dank der Zuſchauer zu verfehlen.

Im Luſtſpiel hingegen, wo Mrs. Inchbald als Verfaſſerin des J will tell you what, und des Such things are, vorhin die Palme davon getragen hatte, mißlang es ihr mit ihrem diesjährigen Stück, ſo wie der witzigen Lady Wallace, die jetzt zum erſtenmal ihr ſchriftſtelleriſches Talent verſuchte. Noch ein drittes Luſtſpiel, ebenfalls die Arbeit eines Frauenzimmers, ward auf dem Sommertheater im Haymarket verurtheilt; und nichts rettete Cobb's durch fünf Aufzüge gedehnte Poſſe, Love in the East, als die Kunſt der Schauſpieler, und die von Hodges nach der Natur gemalten Decorationen, welche die Straßen und Gärten von Calcutta darſtellten. Seitdem Sheridan, Colman, Murphy und Cumberland ſchwiegen, ſchien überhaupt das andere Geſchlecht ſich der dramatiſchen Muſen bemächtigt zu haben, gleichwie es ſchon längſt im Beſitz des Romanſchreibens iſt. Man kennt die Evelina und die Cecilie der Miß Burney; die Louiſa, die Clara und Emmeline der Mrs. Helme; die geiſtreichen Briefe der berühmten Freundin Johnſon's, Mrs. Thrale, die aber durch die Herausgabe einer Correſpondenz, welche die Schwachheiten ihres verſtorbenen Freundes aufdeckte, ſo wenig, wie durch ihre Heirath mit dem Italiäniſchen Muſicus Piozzi, für ihren Ruf geſorgt zu haben ſcheint; die Oper Marianne, von Mrs. Brookes, an welcher man insbeſondere das lyriſche Verdienſt der Arien rühmt; die Schauſpiele, die Gedichte, die äſthetiſchen Aufſätze der männlichen Hannah More und der beyden Miß Lees; die Poeſien einer Barbauld, Miß Seward und Miß Williams; — und wie viele andere Namen müßte man nicht nennen, wenn man alle Schriftſtellerinnen Englands aus dem jüngſterſchienenen Verzeichniſſe von fünf hundert jetztlebenden Autoren, die zur Litteratur dieſer Inſel beytragen, vollſtändig abſchreiben wollte? Unter einer ſo großen Menge von weiblichen Autoren giebt es allerdings wenige, die für einen Augenblick Aufmerkſamkeit erregen, und eine noch geringere Anzahl, die auf Nachruhm Anſpruch machen können: allein man ſieht genug, um ſich zu überzeugen, wie herrlich jede Anlage im Lande der Freyheit gedeihet! Der kritiſche Scharfſinn einer Montague, und der göttliche Deſpotenhaß einer Macaulay, den jene in ihrer Vertheidigung Shakeſpears, dieſe in der Engliſchen Geſchichte hervorleuchten ließ, ſind Beweiſe von Geiſtesfähigkeiten, die mit den männlichen in gleichem Schritte gehen. Weit entfernt von dieſer Vervollkommnung nachtheilige Folgen zu beſorgen, darf man vielmehr fragen, ob es befugtere Richter der männlichen Vollkommenheit giebt, als eben dieſes zart unterſcheidende Geſchlecht, welches ſo gern der Selbſtſtändigkeit des Mannes huldigt, und ſie gewiß am Beſten hervorruft, indem es durch den Mund der Grazien lehrt.

Es blühte im gegenwärtigen Zeitpunkt noch eine Dichtungsart, welche den Britten ausſchließend eigen zu ſeyn ſcheint. Die Ueppigkeit großer Hauptſtädte ward überall vom Witz poetiſcher Sittenrichter gegeißelt; allein in England erzeugte die Fülle der Phantaſie mit dem Uebermuthe des Partheygeiſtes ein ſeltſames Mittelgeſchöpf, die politiſche Satire. Kein Mann von einiger Bedeutung, und nicht einmal der König, iſt gegen ihre Ausfälle ſicher; im Gegentheil, je höher man ſteht, deſto leichter wird man getroffen. Die Wirkung dieſer Satiren iſt indeſſen nichts weniger als gefährlich. Man wird nicht indignirt, ſo lange man nur lachen muß; und einer beſiegten Oppoſition gönnt man allenfalls das Vergnügen ſich und Andere luſtig zu machen. In der That hat die berüchtigte Coalitions-Parthey ſich dieſes Vorrechts nicht ſelten bedient, und man hält mit vieler Wahrſcheinlichkeit die Rolliade, Probationary Odes, the Stretham' Album, und the Wreck of Westminster-Abbey, für die gemeinſchaftliche Arbeit von Burke, Fox, Sheridan und **Gray**, in ihren müßigen Stunden. Der beißendſte Witz und die drolligſte Laune ſind die Beſtandtheile dieſer Gattung, die aber, trotz einem dritten Vorzuge, der Harmonie des Ausdrucks, für die Nachwelt keinen Werth haben kann, ſobald der Schlüſſel dazu, die Beziehung auf jetztlebende, und zum Theil nur in dieſem Augenblick intereſſirende Menſchen, verloren ſeyn wird. Außer dieſen gegen **Pitts** Miniſterſchaft gerichteten Bolzen, erſchienen mit der Unterſchrift: **Peter Pindar**, hinter welcher ſich, wie man glaubt, Dr. **Walcott** verſteckt, eine Reihe meiſterhafter Verſuche in derſelben Art, worin er Anfangs die Akademie der Künſte, bald aber auch ihren gekrönten Beſchützer ſelbſt, zum Gegenſtand der Satire erkohr. **Juvenals** Peitſchenhieb, **Swifts** bitterer Spott, **Butler's** Lache, die Seufzer **Tibulls** und **la Fontaine'ns** Erzählungston, waren hier mit einer dem Verfaſſer eigenen feinen Ironie und allen Schönheiten der Dichtkunſt zu einem unnachahmlichen Ganzen verbunden. Bey einer ſo hinreißenden Lectüre verziehen Höflinge ſogar, oder vergaßen es wenigſtens, daß der ſatiriſche Proteus zur Ungebühr des guten Königs ſpottete.

In England giebt es indeſſen noch weſentlichere Berührungspunkte zwiſchen der Politik und Litteratur. Dahin gehört vorzüglich die Verhandlung der öffentlichen Angelegenheiten in den National-Verſammlungen. Seit dem Verfalle der Römiſchen Republik, hatte kein anderes Volk ſenatoriſche Redner; und eine Kraft der menſchlichen Natur, die Macht der Rede über die Gemüther, ſchlummerte gleichſam unbenutzt; denn jede andere Gattung der Redekunſt hat andere Zwecke und andere Gränzen. Den dramatiſchen Redner feſſeln die Geſetze der Bühne; der Rechtsgelehrte wendet ſich mit kalten Schlüſſen an die kalte Urtheilskraft des Richters; und die milde Ueberredung im Predigtſtuhl ſoll die Affecten beſänftigen, anſtatt ſie aufzuwiegeln. An einen Demoſthenes, einen Cicero, erinnern nur noch die Mitglieder des Brittiſchen Parlaments. Von jener bey Haſtings's Verhör verſchwendeten Beredtſamkeit erwartet man hier keine Erwähnung. Alles, was man ſonſt von der Natur allein bewirkt zu ſehen gewohnt iſt, leiſteten diesmal die Wiſſenſchaft und der höchſte Grad der Kunſt, ohne gleichwohl die Vernunft beſtechen zu können, die mit der unbeantworteten Frage im Hinterhalte blieb, wozu man allen Reichthum der Rhetorik aufgeboten, um rühren, erſchüttern, heben, empören, zerſchmettern zu können, da wo die einfache Wahrheit ohne Schmuck lauter und überzeugender geredet hätte? Die hier ſo ſichtbare Leidenſchaft einer Parthey war es auch, die eine neue Ausgabe des **Bellendenus** de Statu bis in die Lüſte erhob, weil der Herausgeber, der wegen ſeiner politiſchen Händel berühmte Prediger Horne (jetzt Tooke genannt), der Vorrede einen Panegyricus der drey Exminiſter North, Fox und Burke in zierlichem Latein einverleibt hatte. Der Eifer der politiſchen Schriftſteller hat ſich übrigens ſeit der vom Mutterlande anerkannten Unabhängigkeit der Colonieen großentheils abgekühlt. In jenem kritiſchen Zeitpunkte ſtand alles, wie in einem kranken Körper, in Gährung, um das Uebel fortzuſchaffen; kaum war aber die heterogene Maſſe abgeſondert, ſo verſchwand die Fieberhitze in den Köpfen, und der Staatskörper gelangte ſchnell wieder zu den Kräften der blühendſten Geſundheit. Die Publicität der öffentlichen Angelegenheiten und die uneingeſchränkte Preßfreyheit bringen jedoch noch täglich neue politiſche Pamphlets hervor. Die Nationalſchuld, die Commerz-Traktaten mit Frankreich und andern Mächten, die Recriminationen der in Oſtindien geſtandenen Officiere und Compagnie-Beamten, waren dies Jahr die Hauptgegenſtände, an denen ſich die rüſtigen Controversfedern übten; allein außer den intereſſanten Beyträgen zur Indiſchen Geſchichte und Erdbeſchreibung, in **Fullartons**, **Sullivans** und einigen andern bey dieſer Veranlaſſung herausgekommenen Schriften, verdienen ſie unter uns keine beſondere Aufmerkſamkeit. Nur Einen Zug kann ich nicht übergehen, welcher dieſen Zweig der Brittiſchen Litteratur charakteriſirt, und zugleich das ſchönſte Lob der freyen Staatsverfaſſung iſt. Ich rede von der mit der größten Freymüthigkeit verbundenen Mäßigung, von der gutmüthigen Laune, die das Bewußtſeyn der Freyheit hervorbringt, und die mit dem Wüthen einiger Schriftſteller, welche ſich unter dem Zepter eines Deſpoten emancipiren, den auffallendſten Contraſt bildet. Ein Sklav, der ſich empört, hat nichts zu verlieren, und alles zu gewinnen; folglich, wenn er das eiſerne

Joch

Joch eines willkührlichen Herrſchers, eines Beleidigers aller Rechte der Menſchheit, nicht länger dulden kann, überſchreitet er ſelbſt alle Schranken, verleugnet alle geſellſchaftliche Bande, und tritt alle Verhältniſſe mit Füßen. Die Freyheit hingegen, nicht einmal die idealiſche, ſondern die unvollkommene, wie ſie auf Erden möglich iſt, ſchenkt jedem Britten einen ſtolzen innern Frieden, welcher von blinder Selbſtverläugnung, und von der ohnmächtigen Wuth, die mit ihren Ketten raſſelt, gleich weit entfernt iſt.

Verdienen dieſe Wirkungen der Freyheit eine Beherzigung, indem ſie zu beweiſen ſcheinen, daß das Menſchengeſchlecht ſein Glück weit beſſer ertragen könne, als man gewöhnlich glaubt, mithin auch deſſen würdig ſey, woran die Verfechter der willkührlichen Gewalt noch zweifeln wollen; ſo wird es hier nicht überflüßig ſeyn, ſie durch ein zweytes Beyſpiel zu beſtätigen. Dieſes liegt am Tage in den Folgen der in England allen Sekten, vom Atheiſten bis zum Götzendiener, zugeſtandenen Gewiſſensfreyheit. Die beyden Extreme des Aberglaubens und des Unglaubens haben dort ihre Anhänger; und wie viele

Köpfe für eine gewiſſe Gattung von Schwärmereyen empfänglich ſind, beweiſet der gute Fortgang der Methodiſten, und der ſtarke Debit der ins Engliſche überſetzten Schriften **Swedenborgs.** Das ungekränkte Recht, eine jede Religionsmeinung anzunehmen, öffentlich zu bekennen, zu prüfen, und zur Prüfung hinzuſtellen, ward auch nirgends freymüthiger ausgeübt, als in England, wo noch unlängſt Dr. Prieſtley's Briefe an einen ungläubigen Philoſophen eine ſehr ſkeptiſche Antwort veranlaßten, wo Lord **Gordon** ſich zum Judenthum bekennen, und wo auf einer andern Seite eine Vertheidigung der Vielgötterey angekündigt werden durfte. Allein die Fortdauer ſo vieler Sekten, die hier friedlich neben einander wohnen, und durch alles, was Andere glauben und ſchreiben, in ihrer Ueberzeugung nicht irre gemacht werden können — lehrt ſie nicht zu gleicher Zeit, wie wenig man in dieſem Punkte beſorgen dürfe, das Gefühl durch den Verſtand mißleitet zu ſehen, und welch ein köſtliches Geſchenk daher die Freyheit des Gewiſſens iſt? Es befindet ſich ein jeder ſo wohl bey ſeiner Religion, ſo unabhängig zugleich von allem Einfluß ihrer Diener, daß er ſie lieber ungeprüft behalten, als mit thörichtem Grübeln ohne Ende ſein Leben verbittern mag. Es iſt auffallend, daß die Aufklärung in England, welche in wiſſenſchaftlichen Fächern ſo große Fortſchritte gemacht, und ſo manches Vorurtheil hinweggeräumt hat, in der religiöſen Denkungsart keine merkliche Veränderung zuwege bringt, und nicht einmal die Anhänglichkeit an das alte Herkommen ſchwächt. Die Freyheit ſelbſt alſo, welche die öffentliche Beleuchtung aller Religions-Meinungen geſtattet, bewirkt eine Erſcheinung, welche in andern Ländern der Gewiſſenszwang, die Toleranz-Edikte, die Autos da Fe, und die Dragonaden nicht hervorbringen können: den treuen, frommen, blinden Glauben aller Art. Es kommen neben her noch manche theologiſche Schriften heraus: Predigten, Auslegungen, Glaubensbekenntniſſe, Kirchengeſchichten, Vertheidigungen und Beweiſe; allein die homiletiſchen, exegetiſchen, kritiſchen Talente der neuern Engliſchen Gottesgelehrten retten ſie nicht von der Vergeſſenheit. **Prieſtley**, als Haupt der Unitarier, tritt jährlich mit einem polemiſchen Bande an das Licht; **Beattie** ſucht durch Deklamationen und Schmähungen zu ergänzen, was ſeiner ſogenannten Evidenz an Ueberzeugungskraft noch fehlt; und überhaupt vergißt man in England, ſo gut wie anderwärts, daß die Wahrheit keiner Schutzrede bedarf, und daß es widerſinnig ſey, das Herz, welches vom Richterſtuhle der Vernunft unabhängig iſt, bey der Vernunft rechtfertigen zu wollen. Des Biſchofs von Landaff (Dr. Watſon's) Apologie des Chriſtenthums, iſt jedoch ein Muſter der liebenswürdigſten Beſcheidenheit und Sanftmuth; und man überläßt ſich gern den Gefühlen, die ihn beglücken, wenn man gleich die Grundſätze der Kirche, als ein deſpotiſches Zwangsſyſtem, verwirft. Zu den wichtigſten Erſcheinungen in der theologiſchen Litteratur von Großbrittannien, gehören endlich noch zwey Hebräiſche Bibel-Ausgaben, mit Engliſcher Ueberſetzung und erläuternden Anmerkungen, welche die dortige Judenſchaft von ihren gelehrteſten Mitgliedern veranſtalten läßt.

Unter den litterariſchen Seltenheiten dieſes Jahrs, welche der politiſch-ſittliche Zuſtand eines durch den Handel blühenden Staates veranlaßte, verdient die paradoxe Vertheidigung des Wuchers hier noch erwähnt zu werden.

Es gehörte nicht wenig Muth dazu, einen ſo allgemein verhaßten Gegenſtand in Schutz nehmen zu wollen; und ein durchdringender Blick in einer der verworrenſten Materien, um den einfachen Satz, das Geld ſey nichts mehr und nichts weniger als jede andere Waare, deren Werth keine Geſetzgebung je, ſondern lediglich das individuelle Bedürfniß beſtimmen könne, daraus zu entwickeln, und in das hellſte Licht zu ſetzen. Dieſe Beleuchtung war jedoch deſto nothwendiger und wichtiger, je unvermeidlicher die Hemmung der Circulation in einem Handelsſtaate, auf die Beſtimmung der Intereſſen durch die Geſetze, erfolgen muß. So wahr iſt der Satz, daß jeder, noch ſo billig und nothwendig ſcheinender, und aus den edelſten Grundſätzen entſpringender Eingriff der Staatskunſt in die moraliſche Freyheit der Menſchen, ein unheilbares politiſches Uebel nach ſich ziehen kann; da hingegen bey einer ganz uneingeſchränkten Garantie des Eigenthums, das Gleichgewicht zwiſchen Induſtrie und Bedürfniß ſich immer von ſelbſt wieder herſtellt. Außer dieſer Speculation über die Schranken der Geſetzgebung, konnte in der eigentlichen Rechtsgelehrſamkeit wenig Neues erſcheinen. Der Brittiſche Codex iſt eine ungeheure Sammlung von Parlamentsakten; **Lyttelton**, **Coke** und **Blackſtone**, ſind noch immer die vorzüglichſten Commentatoren. Vielleicht hätte man von dem vortrefflichen Lord **Mansfield** einige hieher gehörige leſenswerthe Werke erhalten, wären nicht ſeine Handſchriften in dem Gordonſchen Tumult von 1780 verbrannt. Seine jüngſt erſchienenen Briefe an den jungen **Drummond** über das Studium der Jurisprudenz, ſind meiſterhaft in ihrer Art.

Von der Paradoxie, die man den Engliſchen Schriftſtellern vorwerfen will, ob ſie gleich im Grunde oft die Folge des unbefangenen, von allem Vorurtheil befreyten Denkens iſt, hat die neueſte Litteratur, außer dem eben angeführten Beyſpiel, nicht viele Spuren aufzuweiſen. Eine derſelben bemerken wir in dem ſeltſamen Bemühen des Obriſten **Vallancey**, die Irländiſche Sprache aus dem alten Puniſchen herzuleiten; und eine andere, die ungleich mehr Aufſehen machte, liegt in dem ſcharfſinnigen Verſuch, die Aechtheit der Arundeliſchen Marmorchronik in Zweifel zu ziehen. Der Verfaſſer hat dieſen Einfall, der in der That eines Bentley würdig war, mit aller kritiſchen Schikane ausgeführt, ohne jedoch es im geringſten wahrſcheinlich zu machen, daß ein Grieche des vorigen Jahrhunderts mit Geduld und Kenntniſſen hinlänglich ausgerüſtet geweſen ſey, um dieſes ungeheure Werk in Marmor zu hauen. Den übertriebenen Skepticismus verzeiht man indeſſen gern einem ſo gründlichen Alterthumsforſcher. In dieſem Zweige der Wiſſenſchaften, der in England eine zahlreiche litterariſche Geſellſchaft beſchäftigt, ſind neuerlich keine weſentliche Entdeckungen gemacht worden, wenn man nicht etwa eine Handſchrift des berühmten Sarpi über die Venetianiſche Staatsverfaſſung dahin rechnen will, welche ein Engländer in einem Italiäniſchen Kloſter gefunden, und in England zum Druck befördert hat. Die Verdienſte einiger Gelehrten, namentlich des wackern Profeſſors White in Oxford, und des Richters in Indien, Sir William Jones, um die Arabiſche und Perſiſche Litteratur, ingleichen die Bemühungen des Letzteren und der von ihm in Bengalen errichteten Geſellſchaft, die Hindoſtaniſchen Alterthümer und die Bücher der Braminen ſorgfältiger zu erforſchen, gehören eigentlich auch hieher. Man verſpricht der gelehrten Welt eine von **White** zu beſorgende Ueberſetzung der noch nicht gedruckten Arabiſchen Erzählungen, wovon nur der geringſte Theil von **Galland** unter dem bekannten Titel, Tauſend und Eine Nacht, überſetzt worden iſt. Der Ritter **Jones** hingegen hat die Erſtlinge ſeiner Unterſuchungen bereits in den zu Calcutta gedruckten Aſiatic Miſcellanies herausgegeben, und auf ſeine Veranlaſſung erſchienen kürzlich die von **Wilkins** aus dem Sanskretaniſchen überſetzten Hitopadeſa, oder Fabeln des **Viſchnu-Sarma**, den man ſehr uneigentlich **Pilpay** zu nennen pflegt.

Die Theilnahme an dieſen gelehrten Streifereyen in das Gebiet der Vorwelt iſt indeſſen von geringer Bedeutung, in Vergleich mit dem immer zunehmenden Geſchmack an Lebensbeſchreibungen und Anekdoten aus dem Leben berühmter Engländer. Geſammelte Nachrichten von nicht weniger als 650 Männern von Verdienſt aus allen Ständen, enthalten die zehn Bände der Brittiſchen Biographie, welche dieſen Sommer erſchienen. Zwey Ausgaben einer aus **Cooks** Reiſebeſchreibungen eilfertig zuſammengeſtoppelten Lebensgeſchichte dieſes großen Mannes wurden ſchnell vergriffen. Ein Mitarbeiter an der Biographia Britannica, Dr. **Kippis**, war der Verfaſſer dieſes Produkts. Der Tod des gelehrten Dr. Johnſon, der ſelbſt ſo manches Engliſchen Dichters Leben geſchildert hatte, war gleichſam das Signal für Anekdotenkrämer und Biographen. Sir John Hawkins und **Boſwell** lieferten ſeine Lebensgeſchichte, Andere ſeinen Briefwechſel, noch Andere ſeine etwas handfeſten bon mots, ſeine letzten Worte, und dergleichen mehr. Der Dichter **Maſon**, der bereits die Verdienſte **Grays** in einer vortrefflichen Biographie verewigt hatte, ſetzte jetzt ſeinem Freunde **William Whitehead** ein ähnliches Denkmahl. **Murphy** übernahm dieſes Geſchäft in Abſicht auf den Engliſchen Ariſtophanes, **Foote**. **Diſney** verſprach eine Biographie des durch ſeine Kirchengeſchichte berühmten **Jortin**; der berüchtigte **John Wilkes**, der Schauſpieler **Macklin**, der Ritter **Hawkins**, und der bekannte **Philipp Thickneſſe**, arbeiteten, ein jeder an einer Geſchichte ſeines eigenen buntſcheckigen Lebens. Man trieb dieſe Liebhaberey ſo weit, daß ſogar die Phyrnen und Aſpaſien dieſer Zeit der Verſuchung nicht widerſtehen konnten, ihre Begebenheiten und Erfahrungen ſelbſt zu beſchreiben. Auf die Memoirs der Schauſpielerin Bellamy, folgte bald die Geſchichte der Miß Sheldon, und das Leben der Mrs. Baddeley; eine, in Abſicht auf die Künſte der Verführung und ihre traurigen Folgen, äußerſt lehrreiche Lektüre.

In geheimen Urkunden, Familien-Nachrichten und eingeſtreueten Anekdoten, beſteht auch das Verdienſt von **Cuninghams** Geſchichte von England, und von **Sir John Dalrymples Memoirs of Great Britain,** wovon nach einem Zwiſchenraum von vierzehn Jahren der zweyte Band erſt jetzt ans Licht getreten iſt. Weder dieſer Geſchmack der Leſewelt, noch die Vorzüge, welche man dem letztgenannten Werk insbeſondere zugeſtehen muß, konnten jedoch im mindeſten den Eindruck ſchwächen, den die drey letzten Bände von **Gibbons** Geſchichte des Verfalls und Sturzes des Römiſchen Reichs, auf ein ſo gebildetes, mit einem ſo edlen Sinn für alles Große und Schöne begabte Publicum machten. Die erſte Hälfte dieſes Meiſterſtücks hatte bereits die Erwartungen bis auf den höchſten Gipfel geſpannt. Der Enthuſiasmus und Public ſpirit des Verlegers verzögerte noch die Erſcheinung der letzten Bände, bis zum achten May, um die Gedächtnißfeyer der Geburt des großen Verfaſſers, und den Tag der öffentlichen Schauſtellung ſeiner Geiſteskinder, zu gleicher Zeit begehen zu können. An dieſem Tage bewirthete er einige der berühmteſten jetzt lebenden Gelehrten, und Harley's Muſe wand einen Lorbeerkranz um die Schläfe des Geſchichtſchreibers. Die phrophetiſchen Worte des Dichters:

The ſplendid work is crown'd to day,
On which Oblivion ne'er ſhall prey
Nor Envy make her ſpoil!

gingen ſchon zum Theil in Erfüllung; denn Bewunderung verſiegelte die Lippen der ächten Kritiker; und als die kleinen Kläffer eine Vollkommenheit antaſten wollten, für welche ſie keinen Sinn beſaßen, hielt das Publicum ihren Tadel mit Recht für das Gekrächze der kleinen Geiſter, die vom Gefühl ihrer Mittelmäßigkeit gefoltert, es nicht über ſich gewinnen können, der wahren Größe zu huldigen. Wenn man annimmt, daß der Stolz über einen Schriftſteller, den man jetzt mit kühner Zuverſicht wetteifernden Nationen entgegen ſtellen konnte, in England empfunden ward — und welches Volk iſt reitzbarer von dieſer Seite, eiferſüchtiger auf ſeinen Ruhm, verliebter in ſeine Größe, ſtolzer auf ſeine großen Männer? — : ſo wundert man ſich auch nicht länger, daß enthuſiaſtiſche Gefühle des Danks und des Entzückens einen Mann verehrten, der ſeines Vaterlandes Zierde geworden war. Es wäre in der That zu wenig geſagt, daß **Gibbons** Arbeit die ganze diesjährige Ernte der Brittiſchen Litteratur weit hinter ſich zurück läßt, da mit derſelben ein Geſchichtbuch vollendet iſt, welches in keinem Zeitalter und in keiner Sprache übertroffen ward. Alles an dieſem Werke, Schreibart, Ausdruck, Anordnung, Wahl und Behandlungsart der Materien, Entwicklung des Zuſammenhanges von Urſachen und Wirkungen, Scharfblick in Ergründung geheimer Triebfedern, Prüfungsgeiſt und Kritik, wie die meiſtens trüben Quellen jener finſteren Jahrhunderte ſie heiſchten; Philoſophie des Lebens, der Geſetzgebung, der Regierungskunſt; Gleichmüthigkeit des unpartheyiſchen Wahrheitsforſchers; Kenntniß des menſchlichen Herzens; Unbeſtechlichkeit der über Blendwerk, Heucheley und Bosheit richtenden Vernunft; Wärme der Ehrfurcht für die Sittenlehre des Gekreuzigten; Billigkeit gegen fromme Gefühle und Ahndungen des innern Sinnes, die niemand richten darf; gegen allen dogmatiſchen Zwang des Herzens aber tiefe Verachtung, und gegen hierarchiſche Tyranney verdienten Unwillen und Abſcheu; — und ſodann mit dieſen Kräften eine Schilderung der Begebenheiten, die den Leſer in das Getümmel gährender Welttheile mit ſich fortreißt; ſtatiſtiſche Darſtellungen der Reichsverfaſſung in verſchiedenen Zeitaltern, und der Völker, die nach und nach den Schauplatz betraten; Malerey der Sitten; Charakteriſtik der Regenten, der Staatsmänner, Helden, Prieſter und Gelehrten, mit unverwandter Hinſicht auf den erhabenen Zweck der Geſchichte: — alles, alles trägt das Gepräge der möglichſten Vervollkommnung, deren das Erzeugniß endlicher Geiſteskräfte fähig iſt. Mit ruhiger Ueberzeugung darf man jetzt noch hinzufügen, daß das Jahr der Erſcheinung eines ſo großen Muſters in den Annalen der Brittiſchen Litteratur unvergeßlich bleiben wird.

III.

Noch etwas

über die

Menſchenraßen.

Noch etwas über die Menſchenraßen.

An Herrn D. Bieſter.

Wilna, den 20ſten Jul. 1786.

Wir dürfen es mit Recht zu den Siegen der Aufklärung zählen, mein lieber B., daß Ihr vortreffliches Journal bis ins Innere dieſer Sarmatiſchen Wälder dringt, und auf demſelben Fleck geleſen wird, wo noch im Jahr 1321 Gedimin *) Auerochſen jagte, und erſt ſeit vierhundert Jahren das dem Donnerer Perkunas geweihte ewige Feuer verloſch. Zwar erhalte ich dieſe mir ſo ſchätzbaren Hefte ſpät genug, und leſe erſt im Julius, was Deutſche Leſer bereits im Januar verſchlangen; allein dafür genieße ich auch das Vergnügen

---

*) Der Stifter von Wilna. Koialowicz, Hiſt. Lituan. Dantisc. 1650. 4to.

der Wiederholung, welches bei einem Ueberfluß an geiſtiger Nahrung unmöglich wäre; und kann daher aus Erfahrung von manchen lehrreichen Aufſätzen in Ihrer Monatſchrift ſagen: decies repetita placebunt! Wenn ſich gleich zuweilen ein gewiſſes Sehnen nach den vollen Fleiſchtöpfen einſtellt, ſo iſt es doch leichter aus der Noth eine Tugend zu machen, da man ihnen wenigſtens ſtatt der loſen Speiſe, die unſer Zeitalter ſo reichlich auftiſcht, ſich an Ihren geſunden, herzſtärkenden Gerichten laben kann. Denn hier vertritt die Lektüre die Stelle des Umganges mit denkenden Männern, der in großen Städten und ſelbſt auf Deutſchen Akademieen über manche Gegenſtände ein ſo helles und ſo neues Licht verbreitet. Dort werden unzähligemal die feinſten Bemerkungen gemacht, die weitumfaſſendſten Geſichtspunkte angegeben, die reichhaltigſten Reſultate entdeckt, zu denen der beleſenſte Autor in ſeinem Studierzimmer nie gelangt. Wenn dort der durchdringende Scharfblick des Geſchäftsmannes auf den Ideenvorrath des ſyſtematiſchen Gelehrten ſtößt, ſo blitzt es Funken, bey deren Anblick es einem wohl wird ein Menſch zu ſeyn, und in unſerm Jahrhundert zu leben. Für ſolche Vortheile iſt Lektüre eine unvollkommene Entſchädigung; allein für jetzt bleibt ſie meine einzige Zuflucht, und ich fühle mich deſto ſtärker zum Danke verpflichtet, je gewiſſer ich überzeugt bin, daß nur ſie vermögend iſt, mich hier wirkſam zu erhalten, und eine Paralyſis des Geiſtes abzuwehren, die wenigſtens zufälliger Weiſe durch eine Verwickelung der Umſtände befördert werden könnte, wenn ſie auch nicht in den Plan gewiſſer Menſchen gehören ſollte.

Ich habe daher die beyden lehrreichen Abhandlungen des vortrefflichen Herrn Profeſſors Kant im November 1785, und im Januar 1786, Ihrer Monatsſchrift, mit doppeltem Vergnügen geleſen; denn ſie befriedigten nicht nur meine Wißbegierde von der Seite, von welcher mich praktiſche Bemühungen im Fache der Naturkunde am meiſten entfernt gehalten haben; ſondern ſie erweckten auch eine Reihe von Gedanken in mir, die mich eine Zeitlang lebhaft und angenehm beſchäftigten. Der Wunſch, zu neuen Belehrungen für mich, und alle die mit mir in gleichem Falle ſeyn möchten, Veranlaſſung zu geben, verführte mich, meine Bemerkungen über die erwähnten Aufſätze des Aufſchreibens werth zu halten. Sie werden mir die Abſicht nicht beymeſſen, dadurch, daß einmal neben einem ſo berühmten Namen der meinige genannt wird, mir ein Anſehen geben zu wollen. Sie wiſſen, daß der Ruhm des Weltweiſen, den wir beyde ſo aufrichtig verehren, viel zu feſt gegründet, viel zu hoch emporgewachſen iſt, als daß er durch meine Beypflichtung den kleinſten Zuſatz erhalten, oder durch eine Erinnerung gegen eine ſeiner Aeußerungen beeinträchtigt werden könnte. Am beſten wird der wahrhaft große und verdienſtvolle Mann den Grad der Ehrſurcht und Hochachtung die ich ihm weihe, ſelbſt ermeſſen können, wenn ich, ohne weitere Rückſicht auf die Perſon, mich geradesweges zur Sache wende.

Ich glaube einzuſehen, daß man endlich dem Abſtraktionsvermögen Abbruch thun könne, indem man zu feſt an der Anſchauung klebt; und ſo mißlich es auch immer iſt, ſich von ihr zu entfernen, ſo ſcheint doch der Aufklärung und dem Fortſchritt in der Erkenntniß nicht gerathen zu ſeyn, wenn irgend eine Anlage der menſchlichen Natur vernachläſſigt werden ſollte. Das Mittel, wodurch man

Einſeitigkeit vermeiden wollte, kann auf dieſe Art leicht einſeitig machen. Eben deswegen aber dünkt mich, es müſſe dem Philoſophen, wo er von Erfahrungen ausgeht, äußerſt wichtig ſeyn, daß die Fakta, aus welchen gefolgert wird, ganz richtig aufgefaßt werden; weil ohne dieſe Vorſicht alle Syllogiſtik umſonſt verſchwendet wird. Denn ob es gleich Fälle giebt, wo Speculation und abſtrakte Beſtimmtheit voraus ahnden können, was die Anſchauung hernach für wahr erkennt: ſo ſind doch jene nicht ſelten, wo ſie auf Abwege gerathen und die Erfahrung rechts liegen laſſen.

Laſſen Sie mich dieſes auf die Naturgeſchichte anwenden. Ein großer Theil des Verdienſtes, das ſich Linne' um dieſe Wiſſenſchaft erwarb, beſtand unſtreitig in den genauen Definitionen, wodurch er die verſchiedenen Grade der Verwandtſchaft des Aehnlichen zu unterſcheiden lehrte. Nach gewiſſen angenommenen Sätzen, die er aus ſeiner Erfahrung abſtrahirt hatte, entwarf er ſein Fachwerk, und paßte nun die Weſen der Natur hinein. Allein ſo lange unſere Erkenntniß mangelhaft bleibt, ſcheinen wir von einer Infallibilität der Principien noch weit entfernt zu ſeyn. Beſtimmungen, die ſich auf eingeſchränkte Erkenntniß gründen, können zwar innerhalb dieſer Schranken brauchbar ſeyn; aber ſobald ſich der Geſichtskreis erweitert, der Sehepunkt verrückt — werden ſie da nicht einſeitig und halbwahr erſcheinen? In der Litterargeſchichte der Naturkunde giebt es hiervon auffallende Beyſpiele. Die Botanik, die Chymie und die Phyſik ſind lediglich aus dieſem Grunde jetzt ganz etwas anderes als vor funfzig Jahren. Vielleicht wird unſer jetziges Schema der Wiſſenſchaften ein halbes Jahrhundert weiter hinaus, eben ſo wie das vorige, veralten und mangelhaft werden. Sogar die ſpeculative Philoſophie dürfte dieſem allgemeinen Schickſal unterworfen ſeyn. Wer denkt hierbey nicht gleich an die Kritik der reinen Vernunft?

Wenn alſo der Satz: **daß man in der Erfahrung nur alsdann finde, was man bedarf, wenn man vorher weiß, wornach man ſuchen ſoll,** (Berl. Monatſchrift, Novemb. 1785. S. 390.) auch ſeine unangefochtene Richtigkeit hätte: ſo wäre gleichwohl bey der Anwendung deſſelben eine gewiſſe Vorſicht nöthig, um die gewöhnlichſte aller Illuſionen zu vermeiden: dieſe nämlich, daß man bey dem beſtimmten Suchen nach dem was man bedarf, daſſelbe oft auch da zu finden glaubt, wo es wirklich nicht iſt. Wie vieles Unheil iſt nicht von jeher in der Welt entſtanden, weil man von Definitionen ausging, worein man kein Mißtrauen ſetzte, folglich manches unwillkührlich in einem vorher beſtimmten Lichte ſah, und ſich und Andere täuſchte! In ſo fern der unbefangene Zuſchauer alſo nur getreu und zuverläſſig berichtet, was er wahrgenommen, ohne lange zu ergrübeln, welche Speculation ſeine Wahrnehmung begünſtige, und hierzu braucht er nichts von philoſophiſchen Streitigkeiten zu wiſſen, ſondern lediglich dem angenommenen Sprachgebrauch zu folgen — : in ſo fern würde ich zuverſichtlicher bey ihm Belehrung ſuchen, als bey einem Beobachter, den ein fehlerhaftes Princip verführt, den Gegenſtänden die Farbe ſeiner Brille zu leihen. Dieſer letztere mag immerhin einen größern Vorrath von Beobachtungen liefern können, weil er überall nach beſtimmten Erfahrungen haſcht; allein hier kommt es ja mehr auf den reinen Ertrag, als auf die Summe an. Wer wollte nicht die wenigen Beobachtungen eines bloßen, jedoch ſcharfſichtigen und zuverläſſigen Empirikers, den vielen geſchminkten eines partheyiſchen Syſtematikers vorziehen? Ueberdies pflegen auch die offenen Augen des erſteren zuweilen wichtige Dinge zu bemerken, die derjenige nie gewahr wird, der ſein Augenmerk ſtets auf gewiſſe, ihm vorher zur Aufſuchung anbefohlene Vorwürfe richtet. Doch dieſe Gegenſätze ſtehen vielleicht zu ſchneidend neben einander, und ſowohl der empiriſche als ſyſtematiſche Kopf kann unter gewiſſen Umſtänden die beſten Beobachtungen liefern. Denn Aufmerkſamkeit, Beurtheilungskraft und Unpartheylichkeit ſind die Erforderniſſe, von welchen hier alles abhängt; dieſe mögen mit ſpeculativer Theorie verbunden ſeyn oder nicht. Das Geſchäft des Philoſophen iſt es, aus einzelnen wahren Angaben die allgemeinen Begriffe zu berichtigen; und wahrlich! bey dieſem Geſchäfte iſt Irren ſo möglich, wie im Augenblicke des Beobachtens. Fordere ich zu viel, indem ich den Werth des Beytrages, den die neueren Reiſenden zur Kentniß der Menſchengattung geliefert haben, nach dem obigen Maßſtabe geprüft zu ſehen wünſche? Wenigſtens befinden ſich unter der beträchtlichen Anzahl von Perſonen, welche dieſer Ausdruck in ſich faßt, verſchiedene glaubwürdige Männer, denen man es nicht abſprechen kann, daß ihre Beobachtungen genau, beſtimmt, zuverläſſig, und folglich brauchbar ſind, ſo wenig übrigens auch ihre etwanigen Begriffe in Anſehung des Wortes: Menſchenraße, mit einander übereinſtimmen mögen. Die Kritik dürfte wahrſcheinlich die von vielen Reiſenden auf eine gleichlautende Art erzählten Fakta gerade aus dem Grunde für wahr erklären, weil ſo verſchiedene Menſchen, von ſo verſchiedenen Begriffen und Kenntniſſen, in ihrer Darſtellung des Beobachteten übereinkamen.

Um zuverläſſig beobachten zu können, ob ein gewiſſes Objekt ſchwarz oder weiß ſey, braucht man nicht zu wiſſen, daß die ſchwarze Farbe der Abweſenheit des Lichtes, und die weiße der Vereinigung aller verſchieden gebrochenen Strahlen zugeſchrieben wird; wenn aber ein Beobachter, der dieſen beſtimmtern Begriff hat, und ein anderer, der bloß empiriſch weiß, was ſchwarz ſey, beyde von demſelben Gegenſtande erzählen, daß er ſchwarz erſcheine, ſo iſt das Faktum deſto unläugbarer.

In wie fern iſt alſo die Behauptung (S.

393.) gegründet, „daß man ſich, nach allen bisherigen Beſchreibungen, noch keinen ſicheren Begriff von der eigentlichen Farbe der Südſeeinſulaner machen könne?“ Was ich herſetzen will, finden Sie beſtimmt und gleichlautend von den neueren Reiſebeſchreibern erzählt. Die Einwohner der meiſten Inſeln des ſtillen Meeres, und der übrigen Südſee, ſind nicht nur von hellbrauner Farbe, anſehnlicher Statur, ſchönem Wuchs, angenehmer Geſichtsbildung, mit lockigem, ſchwarzem Haar und ſtarken Bärten, ſondern verrathen auch ihre Verwandtſchaft auf den erſten Blick durch die Gleichförmigkeit ihrer Sitten und ihrer Sprache, welche oſtwärts bis zur Oſterinſel, ſüdwärts bis nach Neuſeeland und nordwärts bis auf den Sandwichsinſeln, geringe Abweichungen abgerechnet, dieſelbe iſt. Hingegen haben ſich kleinere, hagere, ſchwarze Menſchen mit krauſem Wollhaar und häßlicheren Geſichtszügen, die ſich auch von Seiten der Lebensart, und insbeſondere durch gänzlich verſchiedene Sprachen, von den hellbraunen unterſcheiden, in einigen nahe am Moluckiſchen Archipel liegenden Inſeln verbreitet, und bewohnen Neuguinea, Neuholland, Neukaledonien, die Charlotteninſeln und die Hebriden.

Die ſchwarze Farbe hat hier Nüancen wie in Afrika, und iſt auf einigen Inſeln ſo dunkel wie in Guinea. **Carteret** und **Bougainville** beſchreiben dieſe Menſchen ſo ſchwarz wie Afrikaniſche Neger. **Dampier** und **Cook** fanden die Neuholländer ſchwarz, und ihr Haar ſo wollicht, wie ein Eingeborner von Guinea es nur immer aufweiſen könne. In den neuen Hebriden ſah **Bougainville**, und ſahen wir, ganz ſchwarze, ſchwarzbraune und dunkelbraune Menſchen; doch ſcheint die letzte Schattirung ſehr wahrſcheinlich von einer Vermiſchung mit der hellbraunen Völkerſchaft, deren Inſeln hier nicht weit entfernt ſind, herzurühren; da auch in Tanna, neben der gewöhnlichen Landesſprache, von etlichen Einwohnern ein Dialekt der Sprache der hellgefärbten Nation geſprochen wird. Ich breche ab; denn ich müßte wiederholen, was bereits über dieſe zwey ſo deutlich verſchiedenen Völker geſagt worden iſt, wenn ich noch jetzt Beobachtungen und Wahrnehmungen, wobey es lediglich auf die noch nie zuvor bezweifelte Glaubwürdigkeit der Augenzeugen ankommt, vor dem Publicum vertheidigen wollte. Allerdings ſehe ich wohl ein, daß es um manche Hypotheſe beſſer ſtehen würde, wenn ſich die häßlichen Schwarzen gänzlich aus der Südſee wegdemonſtriren ließen. Sie ſind nun aber einmal da; und wenn nicht eine Stelle in Carterets Reiſebeſchreibung Herrn **Kant** zu einem etwas gewagten Schluſſe verleitet hätte, ſo würde er ſelbſt vermuthlich weniger zweifelhaft von ihnen geſchrieben haben. Erlauben Sie mir, dieſe Stelle, und die darauf gegründete Aeußerung, etwas näher beleuchten zu dürfen.

Auf Freewills Eilanden (S. 393.) ſoll Carteret zuerſt das wahre Gelb der indiſchen Hautfarbe geſehen haben; und hieraus ſchließt Herr **Kant**, daß die Bewohner der meiſten Inſeln in der Südſee Weiße ſeyn müſſen. Der eben genannte Weltumſegler hatte aber, wie Herr **Kant** ſehr richtig erinnert, nur wenig Land im Südmeere betreten, und nur in den weſtlichen Gegenden deſſelben, zuerſt bey den Charlotteninſeln und ſodann in Neubrittannien, Menſchen geſehen. Schwerlich dürfte daher der Schluß von einem ſo geringen Theile auf das Ganze gelten. Wenigſtens könnte man nach dieſen Prämiſſen mit eben ſo viel Wahrſcheinlichkeit auf Schwarze rathen; denn aus Carterets Worten folgt nur, daß er bis dahin Menſchen von *anderer* Farbe geſehen habe. Warum befragen wir den ehrlichen Seefahrer nicht ſelbſt? Wie geſagt: die einzigen *bewohnten* Inſeln, die er im ſtillen Meere beſuchte, ſind die Gruppen der Königin Charlotte und die von Neubrittannien, nebſt den dazwiſchen liegenden Gowers und Carterets Eilanden; und hier fand er überall — nur *ſchwarze* Bewohner mit wollichtem Haar. Leſen Sie ihn ſelbſt nach, um ſich zu überzeugen, daß es nicht allemal des Beobachters Schuld iſt, wenn man ihn unrecht verſteht.

In meinem Exemplar von Carterets Reiſebeſchreibung*) leſe ich ferner: daß die Einwohner der Freewills Eilande von der *gewöhnlichen Kupferfarbe der Indianer* ſind. Das *wahre* indiſche *Gelb*, welches Herr Kant an dieſer Stelle lieſt, habe ich nicht finden können. Durch das Wort, Indianer, werden hier keinesweges die gelbbraunen Hindus, ſondern überhaupt ſolche Menſchen bezeichnet, die man ſonſt mit einem nicht weniger ſchwankenden Ausdruck: Wilde nennt. Herr **Carteret** bedient ſich deſſelben durchgehends in dieſer Bedeutung. **Byron** und **Wallis** geben ohne Bedenken den Patagoniern und Peſſerähs an der magellaniſchen Meerenge dieſe Benennung, die dem Engliſchen Sprachgebrauch gemäß iſt. Auch hätte **Carteret** ſchwerlich die Einwohner des Ganges kupferfarbig genannt, ſo wenig übrigens dieſes Beywort ſich ausſchließender Weiſe von den urſprünglichen Amerikanern gebrauchen läßt. Wenn man annimmt, daß es eine Schattirung des Röthlichbraunen ohne Einmiſchung einiger Schwärze bedeuten ſoll, — und an metalliſchen Glanz iſt hierbey wenigſtens im Allgemeinen nicht zu denken — : ſo können die hellbraunen Völker im Südmeere, auf Neuſeeland, den Societäts- Marquiſen- Sandwichs- Carolinen- Marianen- und Freundſchafts-Inſeln füglicher damit bezeichnet werden, als gewiſſe mehr ins Schwärzliche fallende Nationen im mittägigen Amerika. Aus dieſem Grunde finde ich auch keinen Anſtand, die Inſulaner auf Freewills Eilanden zu der im Südmeer allgemein verbreiteten hellbraunen Völkerſchaft zu zählen, wozu mich das Wenige, was Carteret von ihrer Kleidung und ihren Sitten ſagt, noch mehr berechtigen kann.

---

*) Die Engliſche Urſchrift habe ich hier nicht nachſchlagen können. In der Oktavausgabe der Ueberſetzung, im zweyten Bande, S. 123. (Berlin, 1775) ſtehen die von mir angeführten Worte.

Indem ich aber nun behaupte, daß in Abſicht der Südſeeinſulaner alles geleiſtet worden iſt, was man billiger Weiſe von den Beobachtern fordern konnte, läugne ich freylich nicht, daß der Verſuch, den Herr Kant verlangt, — daß nämlich ein Kind von einem dortigen Paare in Europa gezeugt werden müſſe, um die ihnen von Natur eigene Hautfarbe ohne Zweydeutigkeit zu entdecken, — noch nicht angeſtellt worden ſey, und vielleicht nie Statt finden werde. Allein ſollte er wohl ſo unentbehrlich ſeyn, wie unſer Herr Verfaſſer glaubt? Ich geſtehe Ihnen, lieber Freund, ich kann mich hiervon um ſo weniger überzeugen, da ich ihn ſogar zur Beſtimmung des Verhältniſſes zwiſchen Negern und Weißen für unſicher halte. Es wird Ihnen bekannt ſeyn, daß die Negerkinder auch in Guinea nicht ſchwarz, ſondern roth geboren werden und von den neugebornen Kindern der Europäer an Farbe nur wenig verſchieden ſind*). Wenige Tage nach der Geburt werden ſie ſchwarz, und in Kurzem kann man ſie der Farbe nach von ihren Eltern nicht mehr unterſcheiden. Daß aber dieſes Phänomen an Negerkindern auch außerhalb Afrika wahrgenommen werde, iſt ein Faktum, an welchem in Ländern, wo man ſich täglich davon überzeugen kann, wie Frankreich, England und Nordamerika, niemand mehr zweifelt. Ich ſelbſt habe Negerkinder geſehen, die in Europa oder auch in Nordamerika geboren, und daſelbſt, wie in ihrer Eltern Vaterlande, durch Einwirkung der Atmoſphäre auf ihre Haut ſchwarz geworden waren. Wenn alſo nur die Neugebornen vermöge ihrer Organiſation, und der Miſchung ihrer Grundſtoffe zu dieſer Verwandlung vorbereitet ſind, geſchieht ſie überall auf eine gleichförmige Art, indem die Luft hier verrichtet, was das Sonnenlicht in Anſehung des Pflanzenreiches bewirkt. Die vor den Lichtſtrahlen ſorgfältig verwahrte Pflanze iſt von bleichgelber Farbe; wird aber, nachdem ſie an das Licht geſtellt worden iſt, in wenigen Tagen völlig grün.

---

*) Buffon Hiſt. Naturelle Tom. III. p. 522. Paris, 4to 1750.

Ganz anders verhält es ſich mit der allmählichen Einwirkung des Klima, welche viele Generationen erfordert, ehe ſie ſichtbar und bemerklich wird. Ihr Gang iſt langſam, aber unausbleiblich. Die ſpäten Enkel in warme Länder verſetzter Weißen erlangen eine dunklere Farbe, und werden endlich im heißen Erdgürtel nach Verlauf von Jahrhunderten beynahe völlig ſchwarz. Umgekehrt, wenn Schwarze über die Gränzen des Wendekreiſes hinaus treten, verliert ſich unter ihrer Nachkommenſchaft die ſchwarze Farbe: ſie werden ſchwarzbraun, olivenfärbig, und vielleicht, — denn wer kann hier mit einiger Wahrſcheinlichkeit das non plus ultra abſtecken? — noch einige Grade heller, je höher ſie vom Aequator ab, in weniger heiße Zonen hinaufziehen. Die Beyſpiele dieſer langſam bewirkten Veränderung der Farbe ſind ſo auffallend, ſo unbezweifelt an ganzen Nationen erweislich, daß man ſich billig wundern muß, wie immer noch darüber hinweggeſehen wird. Das Faktum iſt unläugbar, daß der weiße Menſch in Spanien, Mauritanien, Aegypten, Arabien und Abyſſinien dunkler gefärbt iſt, als in Deutſchland, Polen, Preußen, Dännemark und Schweden; ja ſogar, daß die dunkle Schattirung ungefähr in der Stufenfolge, wie ich jene Länder nenne, zunimmt, bis ſie in Abyſſinien und in den Arabiſchen Pflanzſtädten an der Oſtküſte von Afrika ſchon ſehr ins Schwarze fällt. Nicht minder in die Augen fallend iſt es, daß aus Nigritien hervorgegangene Colonieen, die ſich gegen die ſüdliche Spitze von Afrika gezogen haben, daſelbſt anjetzt unter dem Namen der Kaffern und Hottentotten, je nachdem ſie ſich dem Einfluß der ſcheitelrechten Sonne mehr entzogen, weiter polwärts oder tiefer ins kalte Gebirge rückten, nach Verlauf einer unbekannten Zeit, ſchwarzbraun und gelbbraun angetroffen werden. Eine ähnliche Farbenleiter, deren Extrema aber weit näher zuſammen liegen, iſt in Amerika bemerklich; und ſo wie man die urſprünglichen Bewohner allmählich dunkler findet, wenn man von Canada hinab gegen den Aequator und bis nach Guiana und Braſilien reiſet: ſo bemerkt man, daß die Männer weiter ſüdwärts, auf den Pambas-Ebenen, in Chili, an Magellans Meerenge und im äußerſten Feuerlande wieder heller werden. Endlich verhält es ſich auch nicht anders mit den Völkern, welche die verſchiedenen Zonen Aſiens bewohnen. Von China über Tunquin und Cochinchina, von Tibet über Pegu und Malakka trifft man Nüanren des Weißen, die ſich bis ins tiefſte Schwarzbraun verlieren. Die Beläge hierzu finden Sie in dem zahlreichen Heere der Reiſebeſchreiber zerſtreuet; doch zum Theil hat Büffon ſie geſammelt. Nur die Länge der Zeit können wir nicht beſtimmen, welche erfordert wird, wenn eine Familie die Reihe aller Schattirungen zwiſchen Weiß und Schwarz, die ihr erreichbar ſind, aufſteigend oder abſteigend durchlaufen ſoll. Denn hierüber fehlt es uns an hiſtoriſchen Nachrichten und Denkmählern, deren gänzlicher Mangel gleichwohl in der Hauptſache nicht das mindeſte ändert.

Wenn es demnach erwieſen werden kann, daß die Hauptfarbe der Menſchen, zwar ſpät und mit unmerklichen Schritten, aber dennoch unfehlbar in die Länge, dem Einfluſſe des Klima gehorcht; daß im brennenden Afrika die Abkömmlinge weißer Menſchen ſchwärzlich werden; daß am Vorgebirge der guten Hoffnung die Nachkommenſchaft der ſchwärzeſten Neger zu olivenfärbigen Hottentotten ſich bleicht: wie wird es alsdann noch möglich ſeyn, durch die Erzeugung eines einzigen Negerkindes in Europa zu beſtimmen, wie viel von ſeiner ſchwarzen Farbe ſeinen Eltern, wie viel dem

Klima gehöre? Im Gegentheil, da dieſe Farbenunterſchiede ſich überall klimatiſiren, ſo hat der Abbe' Demanet ſo gänzlich Unrecht nicht, wenn er, wie es ſcheint, den Satz behaupten will: ein Neger ſey eigentlich nur in ſeinem Vaterlande ein rechter Neger. Ein jedes Weſen in der Natur iſt, was es ſeyn ſoll, nur an dem Orte, für den ſie es entſtehen ließ: eine Wahrheit, die man in Menagerieen und botaniſchen Gärten täglich beſtätigt ſieht. Der Neger, in Europa geboren, iſt wie eine Treibhauspflanze, ein modificirtes Geſchöpf; in allen der Veränderung unterworfenen Eigenſchaften mehr oder weniger dem unähnlich, was er in ſeinem Vaterlande geworden wäre.

Linné, deſſen tiefes Studium der Natur ſelten recht erkannt wird, weil er es in ſeinen aphoriſtiſchen Schriften eher vergraben als zur Schau getragen hat — Linné zählte die Farbe bey Thieren und Pflanzen unter jene zufälligen, veränderlichen Eigenſchaften, welche für ſich allein, außer dem Zuſammenhange mit andern Kennzeichen, zur Unterſcheidung der Gattungen nicht hinreichend ſind. Ich weiß, wie wenig ich befugt bin, meine Stimme entweder für oder wider ſeinen Kanon zu geben *); und folglich laſſe ich ihn in ſeinem Werthe beruhen. Hier kommt es darauf an, ob die Farbenunterſchiede, die man bey verſchiedenen Menſchenſtämmen bemerkt, einer klimatiſchen Abänderung fähig ſind, oder ob ſie vielmehr, wie S. 403 behauptet wird, ſich auch außerhalb des Erdſtriches, dem ſie jedesmal eigen ſind, in allen Zeugungen *unvermindert* erhalten? Ich baue hier nichts auf das ſchwankende Zeugniß des Heidenbekehrers Demanet, und auf ſein ſchwarzes Portugieſenkind. So etwas mag gut genug ſeyn, wenn man **Voltairen** widerlegen will, welcher zu verſtehen gegeben, daß die Neger vielleicht einen andern Stammvater als die Europäer hätten. Sie, lieber B., ſind in der Geſchichte der Ketzereyen zu wohl bewandert, um nicht zu wiſſen, daß dieſer Einfall, der bey jedem andern der unſchuldigſte von der Welt wäre, nichts geringeres als Gottesläſterung ſeyn kann, ſo bald **Voltaire** ihn denkt und ſagt. Iſt nun ſolchergeſtalt das Feuer im Dach, ſo müſſen ja die Gläubigen löſchen, — womit und wie ſie können. Ich wähle meine Beyſpiele von ſchwarz gewordenen

---

*) S. deſſen Critica botanica. §. 266.

Abkömmlingen weißer Menſchen, unter Völkern, die Herr Kant auch ſelbſt noch zu den Weißen zählt: unſtreitig, weil er überzeugt iſt, daß ſie, trotz ihrer jetzigen ſchwarzbraunen Farbe, von Weißen entſprungen ſind. Die Kaſſern hingegen, die Herr Kant von den Schwarzen abſondert, ohne ihre Abſtammung von dieſen zu erwähnen, ſind mir, und wie mich dünkt jedem Unbefangenen, Beweiſes genug, von einer durch milderes Klima ſanft vertuſchten Schwärze.

Gehen wir jetzt noch einen Schritt vorwärts. Anſtatt die Extreme an einander zu knüpfen, und den Neger aus Guinea mit dem Blonden aus Skandinavien zuſammenſchmelzen zu wollen, ſetzen wir den möglichen Fall, daß ein ſchwarzbrauner Abyſſinier mit einer Kafferin von gleicher Farbe ſich vermähle. Mithin vereinigen wir die Stämme auf dem Punkte, wo ſie einander wirklich am nächſten ſind, ſich gleichſam auf halbem Wege begegnen. Der Blendling, der aus dieſer Miſchung entſteht, wird unſtreitig Vater und Mutter nacharten; aber ſeine Hautfarbe wird nicht mehr das Mahlzeichen dieſer Nachartung und der gemiſchten Naturen ſeyn: denn beyde Eltern hatten einerley Farbe. Tritt nun der Umſtand ein, wo ein angenommenes Unterſcheidungszeichen dasjenige nicht leiſtet, was man ſich von ihm verſprach; das iſt im gegenwärtigen Falle: giebt es nicht mehr eine wirklich geſchehene Miſchung zweyer Menſchenſtämme an; ſo erkennen wir, daß es übel gewählt und verwerflich ſey.

Ich fühle, wohin mich dieſe Unterſuchung zu führen ſcheint. Sie betrifft nicht mehr die Anwendung des Begriffes, den man zum Grunde legt; ſie untergräbt vielmehr das Princip ſelbſt, und zeigt deſſen Unzuläſſigkeit. Immerhin! denn es gilt um Wahrheit; und das Princip kann ſeinem Erfinder nur, in ſo fern es Stich hält, etwas werth ſeyn. Eins der zuverläſſigſten Mittel, in einer glückſeligen Alltäglichkeit des Denkens behaglich zu ruhen, ſich in demüthiger Geiſtesarmuth unter das Joch der thörichtſten Vorurtheile zu ſchmiegen, und nie eine nahe, dem Denker winkende Wahrheit zu ahnden, iſt dieſes: wenn man vor einer kühnen Folgerung, die ganz unmittelbar aus deutlichen Prämiſſen floß, zurückbebt wie vor einem Ungeheuer. Hinweg mit dieſer unmännlichen Furcht! Statt derſelben nachzugeben, unterſuche man nochmals ſorgfältig den zurückgelegten Weg, und prüfe jeden Schritt mit unerbittlicher Strenge. Iſt alles ſicher, nirgends ein Sprung geſchehen, nirgends auf betrieglichen Triebſand gefußt worden: ſo trete man getroſt dem neuen Ungeheuer unter die Augen, man reiche ihm vertraulich die Hand, und in demſelben Augenblick wird alles Schreckliche an ihm verſchwinden. Die Kraft, womit ein Satz uns überzeugt, muß ſich völlig gleich bleiben, er werde jetzt zum erſten mal behauptet, oder man höre deſſen zehntauſendſte Wiederkäuung. Denn *wahr* kann dem Selbſtdenker doch nur dasjenige ſeyn, wovon *ſeine* Vernunft, nicht die Vernunft aller anderen Menſchen, die Gründe faßt, erwägt, billigt und anerkennt. So thue denn auch ich ohne Scheu das Bekenntniß, daß ich anderwärts mich Raths erholen muß, um die Abſtände zwiſchen verſchiedenen Nüancen im Menſchengeſchlechte zu meſſen.

Wollen Sie alſo, mein Freund, in einem gedrängten Inbegriff überſehen, worauf es eigentlich bey der Beſtimmung der Unterſchiede im Menſchengeſchlecht ankommt, ſo leſen Sie einen *Sömmerring*, über die körperliche

Verſchiedenheit des Negers vom Europäer *). Mir drückt die Freundſchaft die Hand auf den Mund, daß ich nicht loben darf, was ſo uneingeſchränktes Lob verdient; daß ich Empfindungen unterdrücke, die mich durchdrangen, als ich las, was ſeit manchen Jahren an Intereſſe für den Philoſophen, an Fleiß, an Wahrheitsliebe, an Beſcheidenheit, an geiſtvoller Gelehrſamkeit und Kunſt, in meinen Augen nicht übertroffen ward. In der wichtigen Schrift dieſes vortrefflichen Mannes werden Sie nicht nur finden, daß die Farbe unter die minder weſentlichen Eigenſchaften gehöre, woran man Neger von Europäern unterſcheidet; ſondern, was das Merkwürdigſte iſt, daß der Neger ſichtbarlich ſo wohl in Rückſicht äußerer als innerer Geſtaltung weit mehr Uebereinſtimmendes mit dem Affengeſchlecht habe, als der Weiße. Schon der Augenſchein giebt gewiſſermaßen dieſes Reſultat; allein hier wird es mit phyſiologiſchen und anatomiſchen Gründen erwieſen. Ich bin indeſſen weit entfernt, nunmehr mit Herrn Fabricius zu vermuthen, daß irgend ein Affe an der Bildung des Negers Antheil gehabt haben

---

*) Frankf. und Leipzig 1785.

könne. Vielmehr beſtätigt ſich immer mehr, auch durch dieſes Faktum, der fruchtbare Gedanke, daß alles in der Schöpfung durch Nüancen zuſammenhängt *). Camper, der als Phyſiolog, und von ſo vielen andern Seiten, groß und liebenswürdig iſt, zeigte mir in einem ſeiner Briefe, an einem Theile des Körpers, den Füßen, wie ſorgfältig die Analogie der Bildung durch alle Säugthiere hindurch bis auf die Wallfiſche beobachtet iſt. Und vortrefflich hat Herder einen ähnlichen Gedanken aufgefaßt und ausgeführt, indem er ſagt: es ſey unläugbar, daß bey aller Verſchiedenheit der lebendigen Erdweſen, überall eine gewiſſe Einförmigkeit des Baues, und gleichſam eine Hauptform zu herrſchen ſcheine, die in der reichſten Verſchiedenheit wechſele **). Gewiß, in mehr als Einem Betracht, und ſelbſt in moraliſcher Beziehung, iſt das Mancherley auf unſerm Planeten nicht auffallender und an Stoff zum Nachdenken ergiebiger, als das darin nur ſtets verkleidete, und immer wieder durchſchimmernde ewige Einerley; der größte Reichthum neben der äußerſten Dürftigkeit.

---

*) Zimmermann in ſeiner vortrefflichen geographiſchen Geſchichte des Menſchen und der vierfüßigen Thiere. I. S. 5.

**) Ideen zur Philoſ. der Geſch. I. S. 81.

Der affenähnlichſte Neger iſt dem weißen Menſchen ſo nahe verwandt, daß bey der Vermiſchung beyder Stämme, die auszeichnenden Eigenſchaften eines jeden ſich im Blendling in einander verweben und verſchmelzen. Die Abweichung iſt ſehr gering: die beyden Menſchen, der ſchwarze und der weiße, ſtehen ganz nahe neben einander; und anders konnte es nicht wohl ſeyn, wenn Menſchheit nicht in Affennatur übergehen, der Neger nicht, anſtatt ein Menſch zu bleiben, ein Affe werden ſollte. Denn auch die beyden Thiergeſchlechter (genera), der Menſch und der Affe, gränzen in der Reihe der Erdenweſen unglaublich nahe an einander; näher als viele andere Thiergeſchlechter mit einander verwandt ſind. Gleichwohl bemerken wir einen deutlichen Zwiſchenraum oder Abſtand zwiſchen dieſen beyden phyſiſchen Geſchlechtern; jenes ſchließt ſich mit dem Neger, ſo wie dieſes mit dem Orang-utang anhebt. Ein affenähnlicher Menſch iſt alſo kein Affe.

Ob nun aber der Neger und der Weiße als Gattungen (species) oder nur als Varietäten von einander verſchieden ſind, iſt eine ſchwere, vielleicht unauflösliche Aufgabe. Mit dem Schwert drein zu ſchlagen, überläßt der kaltblütige Forſcher denen, die nicht anders löſen können, und doch alles löſen wollen. Was ihm zu verworren iſt, läßt er lieber als einen Knoten zurück, deſſen Band ſich doch einmal, früher oder ſpäter, wenn die Fäden erſt alle gefunden ſind, entwickeln laſſen wird. Trennt man mit Herrn **Kant** die Naturwiſſenſchaft in **Naturbeſchreibung** und **Naturgeſchichte**, eine Eintheilung die ich gar wohl gelten laſſen kann, wenn beide nur immer wieder vereinigt und als Theile eines Ganzen behandelt werden —: ſo möchte es ſcheinen, daß der Naturbeſchreiber eher mit der Frage fertig werden kann. Zwar ſcheint Herr **Kant** anzunehmen, eine jede Verſchiedenheit der Merkmahle ſey dem Naturbeſchreiber hinreichend, um eine Art daraus zu machen. Ich kann hierauf nicht ganz befriedigend antworten; denn der vorzüglichſte Schriftſteller, der dieſe Wiſſenſchaft ſyſtematiſch behandelte, **Linne'**, hat Lateiniſch geſchrieben. Seine Eintheilungen heißen: classes, ordines, genera, species, varietates. Nur ſcheint mir **Varietät** immer durch veränderliche, zufällige Merkmahle definirt zu werden; es wird dabey angenommen, eine Varietät könne in die andre übergehen. Will Herr **Kant** in dieſem Sinne lieber **Art** als **Varietät** ſagen, ſo iſt das nur eine Verwechſelung der Worte, worüber man ſich leicht verſtändigen kann. **Gattung** hingegen, wenn species ſo überſetzt werden ſoll, erfordert im Linnäiſchen Sinne unveränderliche Merkmahle. In der **Naturgeſchichte** muß es ſich anders verhalten, wenn es in derſelben, wie Herr **Kant** behauptet, nur um die Erzeugung und den Abſtamm zu thun iſt. Allein in dieſem Sinne dürfte die Naturgeſchichte wohl nur eine Wiſſenſchaft für Götter und nicht für Menſchen ſeyn. Wer iſt vermögend, den Stammbaum auch nur einer einzigen Varietät bis zu ihrer Gattung hinauf darzulegen, wenn ſie nicht etwa erſt unter unſren Augen aus einer andren entſtand? Wer hat die kreißende Erde betrachtet in jenem entfernten und ganz in Unbegreiflichkeit verſchleyerten Zeitpunkt, da Thiere und Pflanzen ihrem Schooße in vieler Myriaden Mannigfaltigkeit entſproſſen, ohne Zeugung von ihres Gleichen, ohne Samengehäuſe, ohne Gebärmutter? Wer hat die Zahl ihrer urſprünglichen Gattungen, ihrer Autochthonen gezählt? Wer kann uns berichten, wie viele Einzelne von jeder Geſtalt, in ganz verſchiedenen Weltgegenden, ſich aus der gebärenden Mutter weichem, vom Meere befruchtetem Schlamm organiſirten? Wer iſt ſo weiſe, der uns lehren könne, ob nur Einmal, an Einem Orte nur, oder zu ganz verſchiedenen Zeiten, in ganz getrennten Welttheilen, ſo wie ſie allmählich aus des Oceans Umarmungen hervorgingen, organiſche Kräfte ſich regten?

Vielleicht wird man einwenden, daß es hierbey auf ein Experiment ankomme, welches alles leicht und ohne Widerrede entſcheidet. Man nehme zwey Thiere von verſchiedenen Merkmahlen, die jedoch ganz nahe verwandt zu ſeyn ſcheinen; man laſſe ſie ſich mit einander begatten. Entſteht aus dieſer Vermiſchung ein Mittelgeſchöpf, welches wieder zur Fortpflanzung fähig iſt, ſo waren ſeine Eltern von einerley Gattung, obſchon verſchiedener Varietät (oder Art). Ich meines Theils finde hier, ſtatt aller Entſcheidung, bloß eine neue Definition. Man nenne den Windhund und den Bologneſer, die zuſammen fruchtbare Mittelgeſchöpfe zeugen, Gattungen, oder Varietäten; ſo iſt man dadurch der Erforſchung ihres gemeinſchaftlichen Abſtamms von Einem urſprünglichen Paare nicht um ein Haarbreit näher gekommen, und jene Ausdrücke bleiben nach wie vor Erfindungen des ſyſtematiſchen Naturforſchers, wodurch er auffallendere oder geringere Nüancen unter den Weſen der Erde bequem und ſchnell unterſcheiden will. Allein ſo geht es freylich immer, wenn man Begriffe verwechſelt, und eine Hypotheſe, die irgend jemand auf eine Thatſache bauet, nun ſelbſt für Thatſache anſieht.

Es läßt ſich a priori nicht läugnen, daß Thiere von verſchiedener Art ſich im wilden oder freyen Zuſtande paaren, wiewohl es mir höchſt unwahrſcheinlich iſt. Allein ein Beyſpiel dieſer Paarung iſt mir wenigſtens noch nicht bekannt. Man hat zuweilen ſehr ungleich geſtaltete Inſekten gepaart angetroffen: indeſſen beweiſen die meiſten und bewährteſten der hierher gehörigen Beyſpiele nur, daß die Natur dem weiblichen und männlichen Geſchlecht in einerley Gattung zuweilen ſehr verſchiedene Bildungen ertheilt; keinesweges, daß verſchiedene Gattungen ſich miſchen. Tauſend- und aber tauſendmal blühen in unſern Gärten die allernächſt verwandten Pflanzenarten neben einander, ohne daß je eine die andre befruchte. Nur die Hand des Menſchen hat bei dieſen keuſchen Geſchöpfen künſtlichen Ehebruch veranſtalten können. Im Thierreiche hat jede Art, jede Nüance, was dieſen Punkt betrifft, einen unwiderſtehlichen Hang zu ihres Gleichen, einen entſchiedenen Abſcheu vor andren Thieren, wenn gleich dieſe wenig, oft nur unmerklich, verſchieden ſind. Nicht einmal vom Affen, der den Geſchlechtstrieb ſo heftig fühlt, iſt es erwieſen, daß im freyen Zuſtande eine Gattung ſich mit der andren belauſe. Und horchten Menſchen nur der Stimme des Inſtinkts, wäre es nicht ihre Vernunft, welche Lüſternheit und Begierde erkünſtelt — wie dies Herr Kant ſo ſcharfſinnig und meiſterhaft (Berlin. Monatſchr. Januar 1786 S. 6) entwickelt —: ſo würden wir ſowohl bey Schwarzen als bey Weißen vor der ungleichartigen Vermiſchung Ekel und Abſcheu bemerken. Noch jetzt, glaube ich, darf man dieſen Widerwillen vom rohen unverdorbenen Landmann erwarten: er wird die Negerin fliehen; wenigſtens wird Geſchlechstrieb nicht das erſte

ſeyn,

ſeyn, was ſich bey ihrem Anblick in ihm regt.

Als Beweis eines gemeinſchaftlichen Urſprunges darf man alſo die künſtliche und an Thieren durch Gefangenſchaft erzwungene ungleichartige Begattung nicht anführen, obwohl ſie in einer andern Hinſicht einigen Nutzen für die Naturkunde hat. Es iſt nämlich außer allem Zweifel, daß die Blendlinge von Kanarienvögeln und Stieglitzen, auch mehreren Finkenarten, die Fortpflanzungsfähigkeit beſitzen, die man auch dem von Hund und Fuchs entſproſſenen Mittelgeſchöpfe nicht abſprechen kann. Hingegen ſind die Fälle von fruchtbaren Maulthieren ſehr ſelten. Zwiſchen Gattung und Gattung iſt folglich nicht immer ein gleichweiter Abſtand: eine Bemerkung, die ſich auch ſonſt aus der Vergleichung der Bildungen durch das ſo genannte Thier- und Pflanzenreich ergiebt.* Panther, Leopard, Unze und Jaguar ſind mit einander näher verwandt, als mit dem geſtreiften Tiger, auf den ſie folgen; und zwiſchen dieſem und dem Löwen iſt wieder ein größerer Zwiſchenraum, obgleich keine Lücke. Die beyden Orang-Utangs, der Afrikaniſche und der Aſiatiſche, ſtehen ungleich enger an einander gerückt, als wieder an beyde der langarmige Gibbon ſich anſchließt. Die beyden Kameele der alten Welt ſind einander ungemein ähnlich; der Abſtand zwiſchen ihnen und den Amerikaniſchen, die auch wieder im engſten Verhältniſſe unter ſich ſtehen, iſt weit größer. Man verſetze den Dachs in das Bärengeſchlecht oder unter die Viverren, ſo iſt der Amerikaniſche dem Europäiſchen ungleich näher, als jeder andren mit ihnen verwandten Gattung. Will man auch lieber jeden etwas größern Abſtand zwiſchen den Gattungen für die Gränze eines Geſchlechtes halten, ſo hat man hierdurch dennoch nichts gewonnen. Erſtlich vermehrt man dadurch die Anzahl der Geſchlechter (genera) auf eine für das Gedächtniß äußerſt läſtige Art; zweytens iſt die allgemeine generiſche Verwandtſchaft in einigen angeführten Beyſpielen, wie zwiſchen Löwe, Panther und Tiger, unläugbar; und drittens iſt Geſchlecht ein eben ſo unbeſtimmter Begriff als Gattung, ſobald es auf das Maß des Abſtandes ankommt, wodurch eins von dem andren getrennt iſt. Das Naſehorngeſchlecht faßt zwey nahe an einander gränzende Gattungen in ſich, und nun iſt zwiſchen ihm und den nächſten Geſchlechtern gleichſam eine große Kluft verhanden. Eben ſo iſolirt ſteht der Elephant; beynahe ſo das Pferdegeſchlecht und das Nilpferd. Dafür gränzen die Igel ſehr nahe an die Stachelſchweine, die Haſen an die Jerbos, die Antilopen an die Ziegen von einer, an die Hirſche von der andern, an die Ochſen von der dritten Seite. Ueberall trifft man alſo völlig ungleiche Abſtände zwiſchen den einzelnen Erdweſen, die unſeren beſtimmten Eintheilungen nicht entſprechen. Unſere Fächer ſind alle nach Einem Maßſtabe entworfen, alle gleichgroß, alle gleichweit von einander gerückt, alle in einer langen unabſehlichen Reihe hinter einander geſtellt. Von dem allen findet ſich nichts in der Natur. Sie bringt Weſen hervor, die ſich bald ſo völlig ähneln, daß wir keinen Unterſchied an ihnen wahrnehmen können; bald ſolche, die in geringen Kleinigkeiten abweichen; bald andere, wo nur von fern die Analogie beybehalten iſt; jetzt iſt es die Bildung, jetzt die Größe, jetzt die Farbe, die in ihren Formen wechſelt. Oft ſtoßen wir auf ein Geſchöpf, das wie im Mittelpunkt zwiſchen mehreren verwandten Gattungen ſteht. — Mit Einem Worte, die Ordnung der Natur folgt unſeren Eintheilungen nicht, und ſobald man ihr dieſelben aufdringen will, verfällt man in Ungereimtheiten. Ein jedes Syſtem ſoll Leitfaden für das Gedächtniß ſeyn, indem es Abſchnitte angiebt, welche die Natur zu machen ſcheint; daß nun aber alle gleichnamige Abſchnitte, wie Geſchlecht, Gattung, Varietät, überall in gleichen Entfernungen von einander ſtehen, kann und darf niemand behaupten. Daher eifert **Büffon** gegen alle ſyſtematiſchen Entwürfe, wiewohl es auch des Syſtematikers Schuld nicht iſt, wenn man mehr von ſeiner Methode fordert, als er ſelbſt davon verſpricht.

Wie viel iſt demnach für die Entſcheidung jener Frage zu hoffen? Iſt der Neger eine **Varietät** oder eine **Gattung** im Menſchengeſchlechte? Wenn es hierbey auf die erwieſene Abſtammung aller Varietäten von einem urſprünglichen gemeinſchaftlichen Elternpaare ankommt, die außer unbezweifelten hiſtoriſchen Belägen nicht dargethan werden kann, ſo findet keine beſtimmte Auflöſung Statt; denn ſolche Beläge finden ſich nirgends. Genügt uns hingegen die Linne'iſche Beſtimmung; iſt eine Varietät von einer Gattung bloß durch die Unbeſtändigkeit ihrer Merkmahle verſchieden: ſo erfordert es noch eine kleine vorläufige Unterſuchung, in wie fern dieſe Definition auf die mancherley Menſchenſtämme paßt.

Offenbar giebt es Farbenunterſchiede in einem jeden, ſowohl dem weißen, als dem ſchwarzen Menſchenſtamme. Der Weiße wird in Afrika ſchwärzlich, der Neger im Kafferlande olivenfärbig. Allein ob dieſe Veränderlichkeit bis zu einer völligen Umwandlung der weißen in die ſchwarze Farbe, und umgekehrt, der ſchwarzen in die weiße, gehen könne: dies lehrt bis jetzt noch kein Experiment. So auffallend verſchieden die Bildung des Negers, zumal ſeines Kopfes, vom Weißen iſt, ſo gewiß giebt es doch auch in Afrika verſchiedene Nüancen, die an verſchiedenen Völkerſchaften bemerkt worden ſind. Die Eigenthümlichkeit der Nationalbildungen unter den Weißen hat niemand geläugnet. Allein auch hier kann ſchlechterdings nicht bewieſen werden, daß die Geſtalt eines Negers ſo weit abarte, bis ſie den Weißen gleichkommt; und umgekehrt, ſind ſchwarzgewordene Portugieſen oder Araber der Bildung nach keine Neger. Im Gegentheil iſt im Kaffern und Hottentotten die charakteriſtiſche Negerphyſiognomie unverkennbar; und im Araber, ſey er auch noch ſo ſehr verbrannt, leuchtet ſeine Abſtammung von Weißen aus dem Antlitz hervor. Wir finden hier zwar Progreſſionen, aber nicht ſolche, deren Reihen ſich endlich begegnen; ſondern ſie rücken vielmehr auf Parallel-Linien fort, ohne je ſich näher zu kommen. Auf dieſem Wege gelangen wir alſo nicht zum Ziele. Und nun bleibt nur noch Ein Zugang offen, durch welchen wir vielleicht der Entſcheidung unſerer Frage näher kommen können. Wenn Menſchen aus verſchiedenen Stämmen, wie z. B. Weiße mit Negern, ſich vermiſchen, ſo artet ihre Farbe in dem von ihnen erzeugten Mittelgeſchöpfe, zu gleichen Theilen unausbleiblich an; kein anderes Kennzeichen, woran man ſonſt die beyden Stämme unterſcheidet, trägt in dem Blendling dieſe unausbleibliche Spur der ungleichartigen Zeugung. Farbenunterſchied alſo iſt weſentlicher als alle übrigen Verſchiedenheiten; er iſt beſtändiger, ſie aber zufällig und einem bloßen Ungefähr unterworfen, welches bald vom Vater, bald von der Mutter einen Zug der Bildung des Kindes einverleibt. Dies, wenn ich nicht unrecht verſtanden habe, iſt der Inbegriff einer Behauptung, auf welche Herr Kant ſeine neue Definition gegründet hat. Laſſen Sie uns ſehen, in wie fern ſie haltbar iſt. Oben verwarf ich bereits dieſe Beſtimmung, weil ſie ſich nicht auf alle Fälle anwenden läßt; denn ſo wie die Farbe bloß durch klimatiſches Einwirken ſich ändert, auch ohne Vermiſchung, ſo tritt die Möglichkeit ein, daß einzelne Menſchen aus zweyerley Stämmen gleichgefärbt ſeyn können. Hier kommt nur noch das Anarten überhaupt in nähere Betrachtung. Zum Beweiſe, daß außer der Farbe nichts unausbleiblich anarten könne, führt Kant die zufälligen Gebrechen, Schwindſucht, Wahnſinn, Schiefwerden, u. ſ. w. an, denen er allenfalls auch noch die Bilſinger und Kakerlaken hätte hinzufügen können. Allein von Krankheiten und Mißgeburten auf natürliche Eigenthümlichkeiten der Bildung zu ſchließen, ſcheint mir noch etwas gewagt. Noch nie habe ich einen Mulatten oder Meſtizen geſehen, dem man es nicht auch in den Geſichtszügen angeſehen hätte, daß er ein Blendling von zwey Völkern ſey. Und wie wollte man auch daran zweifeln, da nicht nur, wenn Perſonen von zweyerley Stämmen, ſondern auch, wenn Menſchen aus einerley Volk, aus Einer Stadt und Einer Familie ſich heirathen, die Eltern wieder in den Zügen der Kinder erkannt werden können? Wahr iſt es, ein geübteres Auge wird zur Bemerkung dieſer Aehnlichkeiten erfordert. Farbenunterſchiede fallen auf; denn ſie ſind auf der ganzen Oberfläche des Körpers bemerklich. Nachartung in einzeln Theilen, kann auch nur in dieſen Theilen geſucht werden. Daher, und nicht weil die Farbe ein weſentlicheres, dauerhafteres Unterſcheidungszeichen als die Geſtalt, zum Beiſpiel des Gerippes, iſt, können auch einzelne Züge nicht allemal unausbleiblich gleichförmig anarten, ſondern müſſen bald vom Vater, bald von der Mutter ohne Miſchung genommen werden. In weißen Familien ſieht man freylich die blauen und die braunlichen Augen, bald dem Vater, bald der Mutter nachgeartet; allein es ſcheint hier bloß deswegen keine Zwiſchen-Nüance Statt zu finden, weil die Farbe der Iris vermuthlich auf Umſtänden beruhet, die mit den Erſcheinungen chymiſcher Miſchungen Aehnlichkeit haben. Je nachdem der Niederſchlag mit dieſem oder jenem Grundſtoffe mehr oder weniger geſättigt iſt, wird das Auge blau oder braun; und dieſen Sättigungspunkt beſtimmt im Augenblicke der Zeugung die zufällig überwiegende Energie des einen oder des andern Zeugungsſtoffes. Hier iſt allerdings noch ein weites Feld für künftige Beobachter offen. Eine Reihe ſorgfältig geſammelter Erfahrungen würde höchſt wahrſcheinlich zeigen, daß von der Gleichförmigkeit des Anartens in Mittelgeſchöpfen noch vieles wegfallen muß. Nicht jede Zeugung von denſelben Eltern fällt gleichförmig aus, wenn beyde aus einerley Stamme ſind: a priori ſieht man nicht ein, warum bey zweyerley Eltern mehr Gleichförmigkeit Statt finden müſſe; a posteriori iſt man uns den Beweis noch ſchuldig. Ein Beyſpiel vom Gegentheil entſcheidet das Schickſal der Theorie. Man hat demnach fürs erſte Erkundigungen einzuziehen: ob es nicht Fälle giebt, wo bald der ſchwarze Vater, oder die ſchwarze Mutter, bald umgekehrt die weißen Eltern, ſichtbarlich den ſtärkſten Antheil an ihrer Nachkommenſchaft haben?

Sie ſehen nun wohl, mein Freund, daß

dieſe Sache noch nicht aufs Reine gebracht iſt. Man gebe uns ein unbezweifeltes Beyſpiel, daß eine Negerfamilie, nachdem man ſie in unſer Klima verſetzt, in einer gewiſſen Reihe von unvermiſchten Generationen ihre Farbe verloren, ihre affenähnliche Bildung allmählich für die Europäiſch-klimatiſche vertauſcht habe: ſo nennen wir ohne Widerrede den Neger eine Menſchen-Varietät in Linnäiſchem Verſtande, weil ſeine Merkmahle bloß klimatiſch und veränderlich ſind. Allein ein ſolches Beyſpiel exiſtirt nicht, und wird wohl immer entbehrt werden müſſen. Nun werde mit einiger Wahrſcheinlichkeit dargethan, daß die Farbe des Weißen, ſo wie des Negers, nur bis auf einen gewiſſen Punkt veränderlich ſey, ſodann aber bey vermiſchten Zeugungen unfehlbar gleichförmig nacharte: ſo habe ich nichts dawider, wenn man auf dieſen Grund hin, den Weißen und Schwarzen als Varietäten (Raßen oder Arten) derſelben Gattung aufführt. In ſo fern aber gemeinſchaftlicher Urſprung aus einer oder der andern Beſtimmung gefolgert werden ſoll, wird man auf jenen Beyfall Verzicht thun müſſen, der nur auf klare unwiderſtehliche Evidenz erfolgt.

Wir wollen auf einen Augenblick annehmen, das Faktum der halbſchlächtigen Zeugung ſey ſo unfehlbar, wie es nach Herrn Kants Vorausſetzung ſeyn muß; und nun fragen: aus welchen Gründen ſollen wir glauben, daß ein unausbleiblich erblicher Unterſchied nicht allemal eine urſprünglich verſchiedene Gattung bezeichne? ſich nur im gegenwärtigen Fall auf eine Raße eines und deſſelben urſprünglichen Stammes beziehe? Hier antwortet Herr Kant: er könne nicht begreifen, wie Organiſationen ſo nahe verwandt ſeyn ſollten, daß aus ihrer Miſchung unausbleiblich ein Niederſchlag entſtehen müſſe, falls ſie nicht alle aus einem einzigen erſten Stamme entſproſſen wären. Manchem iſt es vielleicht eben ſo unbegreiflich, daß derſelbe Vater den Weißen und den Neger gezeugt haben könne; denn die Keime dieſer unähnlichen Brüder mußten, wie Ledas Eyer, Zwillinge in ſich ſchließen, damit jedem Bruder auch ein gleichförmiges Weib zu Theil würde; und nimmt man vollends vier Haupt-Raßen an, ſo iſt hier mehr Wunderbares als in jener griechiſchen Fabel.

Seltſam, und vielen unbegreiflich muß es auch immer bleiben, daß Herr **Kant** ſeiner Theorie zu gefallen ſich in die große Schwierigkeit verwickelt, in einem Falle zuzugeben, ja ſogar als nothwendig zu behaupten, was er in einem zweyten völlig ähnlichen Falle für ganz unmöglich hält. Wenn man annimmt, daß die Menſchen, die gewiſſe Länder allmählich bevölkerten, nach langer Zeit durch Klimatiſirung einen eigenthümlichen Charakter annehmen konnten: ſo läßt es ſich auch allenfalls noch vertheidigen, daß gerade diejenigen Menſchen, deren Anlage ſich für dieſes oder jenes Klima paßte, da oder dort, durch eine weiſe Fügung der Vorſehung, geboren wurden. Allein wie iſt nun derſelbe Verſtand, der hier ſo richtig ausrechnete, welche Länder und welche Keime zuſammentreffen müßten, und ſie auch wirklich alle aus irgend einem Winkel Aſiens an den Ort ihrer Beſtimmung in ihrer Väter Lenden tragen ließ, auf einmal ſo kurzſichtig geworden, daß er nicht auch den Fall einer zweyten Verpflanzung vorausgeſehen? Dadurch wird ja die angeborne Eigenthümlichkeit, die nur für Ein Klima taugt, gänzlich zwecklos; hätten folglich auch auf dieſen Fall wieder veränderliche Keime aufgehoben werden müſſen, die ſich in dem zweyten Klima entwickeln, und ſich ihm anpaſſen ſollten. Mit andren Worten: war es in einem Falle möglich, daß in verſchiedenen Weltgegenden Menſchen einerley Stammes ſich allmählich ganz veränderten, und ſo verſchiedene Charaktere annahmen, wie wir jetzt an ihnen kennen: ſo läßt ſich die Unmöglichkeit einer neuen Veränderung nicht nur a priori nicht darthun; ſondern auch, wo ſie Statt findet, macht ſie den Schluß auf einen gemeinſchaftlichen Urſprung höchſt verdächtig. Jetzt gehen wir weiter.

Sie werden mir zugeben, daß das jetzige Verhältniß der grasfreſſenden Thiere zu den fleiſchfreſſenden von jeher Statt gefunden haben muß, weil ſonſt die erſteren von den letzteren gleich nach ihrer Entſtehung verzehrt worden wären. Es gab alſo von jeher eine weit größere Menge von jeder grasfreſſenden Gattung, als es Raubthiere gab, die ſich von jenen nährten. Einer der beſten zoologiſchen Schriftſteller, Herr Zimmermann*), hat ſogar mit vieler Wahrſcheinlichkeit vermuthet, daß der ganze Erdboden gleich anfänglich ſich überall mit Thieren und Pflanzen bedeckte. Er zeigt, daß es unmöglich ſey, alle Thierarten an Einem Orte entſtehen zu laſſen; und eben ſo leicht, oder eben ſo ſchwer, — wie man will — ſich die Entſtehung eines einzigen Paares von jeder Art, oder von vielen Hunderten auf einmal als möglich und wirklich zu denken. In der That, wenn doch einmal von unbegreiflichen Dingen geſprochen werden darf, ſo würde mir das Unbegreiflichſte von allen ſeyn, daß die unzähligen Erdweſen nur einzeln oder paarweiſe hervorgegangen wären; indem ein jedes, bis auf eine geringe Anzahl von Raubthieren, irgend einer andern Gattung zum Unterhalte dient. Man macht weit weniger Schwierigkeit, ſich eine allgemeine Bekleidung der Erde im Pflanzenreiche zu denken, vermuthlich wohl, weil man noch jetzt die ganze Oberfläche mit jedem Frühlinge grün werden ſieht, ohne daß man die Anſtalten dazu, die man im Thierreiche leichter wahrnimmt, ſo unmittelbar vor Augen hat. Iſt aber die Erde jetzt reicher an organiſchen Kräften, als ehemals? Und wo iſt vor andern das beglückte Plätzchen, welches allein den ganzen

---

*) S. Geographiſche Geſchichte des Menſchen, u. ſ. w. 3ter Theil, S. 203.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Vorrath der Natur in ſich beſchloſſen hielt, den Vorrath für jedes Klima und jedes Element? Wenn im Gegentheil, jede Gegend die Geſchöpfe hervorbrachte, die ihr angemeſſen waren, und zwar in dem Verhältniſſe gegen einander, welches zu ihrer Sicherheit und Erhaltung unentbehrlich war: wie kommt es, daß der wehrloſe Menſch hier eine Ausnahme machen ſoll? Die Natur hat vielmehr, wie Herr Kant ſelbſt behauptet, einem jeden Stamme ſeinen Charakter, ſeine beſondere Organiſation, urſprünglich in Beziehung auf ſein Klima und zur Angemeſſenheit mit demſelben, gegeben. Unſtreitig läßt ſich dieſes genaue Verhältniß zwiſchen dem Lande und ſeinen Bewohnern am leichteſten und kürzeſten durch eine locale Entſtehung der letztern erklären. Brachte Afrika ſeine Menſchen hervor, wie Aſien die ſeinen, ſo iſt es, dünkt mich, nicht ſchwer zu begreifen, warum jene, ſo wie dieſe, ſich ſo beſonders zu ihrem jedesmaligen Klima paſſen. Warum aber dieſe beyden Menſchenarten, wenn ſie ja zuſammen kommen, ihr Geſchlecht mit einander fortpflanzen können, iſt mir nicht räthſelhafter, als der Grund, weshalb unſere Rinder mit den Biſons in Amerika und Aſien, und mit den Indiſchen Buckelochſen einen Mittelſchlag geben: es ſind Arten, die ſehr nahe an einander gränzen; oder es ſind Varietäten von einer Gattung, die das Siegel des Klima's an ſich tragen, in welchem ſie zuerſt entſtanden: jenes, wenn ihre unterſcheidenden Merkmahle unauslöſchlich ſind; letzteres, falls ſie, wie es der Linnäiſche Begriff erfordert, bloß durch Verpflanzung, ohne Vermiſchung, eine in die andere übergehen können.

Ich habe mich im Vorhergehenden gefliſſentlich öfters des Wortes **Varietät** bedient, zugleich aber zu verſtehen gegeben, daß ich es mit Raße für gleichbedeutend halte; letzteres war freylich bisher noch wenig beſtimmt. Wir haben es von den Franzoſen entlehnt; es ſcheint mit racine und radix ſehr nahe verwandt, und bedeutet Abſtammung überhaupt, wiewohl auf eine unbeſtimmte Weiſe: denn man ſpricht im Franzöſiſchen von der Race Cäſars, ſo wie von Pferde- und Hunde Races, ohne Rückſicht auf erſten Urſprung, aber doch, wie es ſcheint, allemal mit ſtillſchweigender Unterordnung unter den Begriff einer Gattung. Es wäre ein Auftrag an einen ge-

ſchäfts-

ſchäftsloſen Menſchen, zu entwickeln, in welchem Sinne jeder Schriftſteller dieſes Wort gebraucht haben mag. Von den Reiſebeſchreibern, welche neuerlich die Bewohner der Südſeeinſeln geſchildert haben, darf ich wohl ſagen, daß ſie ihre Zuflucht zu dem Worte Raße nur da zu nehmen ſcheinen, wo es ihnen unbequem ward Varietät zu ſagen. Es ſollte mehr nicht heißen, als ein Haufen Menſchen, deren gemeinſchaftliche Bildung Eigenthümliches und von ihren Nachbarn Abweichendes genug hat, um nicht unmittelbar von ihnen abgeleitet werden zu können; ein Stamm, deſſen Herkunft unbekannt iſt, und den man folglich nicht ſo leicht unter eine der gewöhnlich angenommenen Menſchenvarietäten rechnen kann, weil uns die Kenntniß der Zwiſchenglieder fehlt. So nannte man die Papuaner und die übrigen mit ihnen verwandten ſchwarzen Inſulaner im Südmeer, eine von den hellbraunen eben daſelbſt befindlichen Völkern Malayiſcher Abkunft verſchiedene Raße, das iſt: ein Volk von eigenthümlichem Charakter und unbekannter Abſtammung. Will man ſich inskünftige an dieſe Definition halten, wenn von Menſchen die Rede iſt, ſo kann das

Wort noch beybehalten werden; wo nicht, ſo können wir es füglich entbehren. Herrn Kants Beſtimmung hingegen ſcheint um ſo weniger annehmlich zu ſeyn, je ungewiſſer und unwahrſcheinlicher es iſt, daß es unter Thieren eines und deſſelben Stammes jemals einen unausbleiblich erblichen Unterſchied geben könne.

Von jenen veränderlichen Spielarten, die unter unſern Augen entſtehen, wiſſen wir, daß ihre Unterſcheidungszeichen auch vergänglich ſind, daß eine in die andere übergeht und in den Enkeln wieder die unveränderte Bildung der Vorfahren zum Vorſchein kommt, wenn gleich die Zwiſchenglieder davon abgewichen waren. Wenn ſich aber Unterſchiede nicht mehr hiſtoriſch bis auf ihren Entſtehungspunkt nachſpüren laſſen, ſo iſt es das geringſte was man thun kann, ihren Abſtamm für unentſchieden zu halten; und jener Unterſchied, den Herr Kant zwiſchen den Begriffen des Naturbeſchreibers und des Naturgeſchichtskundigen machen wollte, muß ganz und gar wegfallen.

Ich erlaube mir demnach keineswegs die Frage: ob es mehrere urſprüngliche Menſchenſtämme giebt, entſcheidend zu bejahen. Allein nach allem, was Herr Kant von dem dauerhaften Unterſchiede zwiſchen dem Neger und dem Weißen darlegt; nach billiger Erwägung des wehrloſen Zuſtandes, in welchem ſich der Naturmenſch befindet, und der Gefahren, denen er von großen Raubthieren, giftigen Amphibien, Inſekten und Pflanzen bloß geſtellt iſt: kann ich es wenigſtens nicht für unwahrſcheinlich oder unbegreiflich halten, daß zwey verſchiedene Stämme, und vielleicht von jedem eine hinlängliche Anzahl von Individuen, als Autochthonen, in verſchiedenen Weltgegenden hervorgegangen ſind. Wären die Unterſchiede zwiſchen den Indiern und den Weißen erheblicher, ſo könnte man jene vom Aſiatiſchen Erdbuckel, und dieſe vom Kaukaſus ableiten. Amerika, als ein Welttheil, welcher ſpäter bewohnbar geworden iſt, hat vielleicht gar keine Autochthonen gehabt; doch hier iſt freylich alles ungewiß.

Uebrigens ſehe ich bey der Vorausſetzung, daß es mehrere urſprüngliche Menſchenſtämme giebt, auch keine einzige Schwierigkeit mehr, als bey der Hypotheſe von einem einzigen Paare. Wenn in Afrika die Neger, am Kaukaſus die Weißen, am Emaus die Scythen und Indier entſtanden; ſo konnten Jahrhunderte verſtreichen, ehe dieſe verſchiedenen Menſchen, die noch dazu vermuthlich durch Oceane getrennt waren, einander nahe kommen konnten. Herr Kant befürchtet zwar, (Berlin. Monatſch. Januar 1786. S. 3.) daß bey der Vorausſetzung von mehr als Einem Paare entweder ſofort der Krieg entſtanden ſeyn müſſe, oder die Natur wenigſtens dem Vorwurfe nicht entgehen könne, ſie habe nicht alle Veranſtaltungen zur Geſelligkeit getroffen. Ich geſtehe es, mir leuchtet dieſer Einwurf nicht ein. Wenn es überhaupt nothwendig war, daß von gewiſſen Gattungen wehrloſer Geſchöpfe mehrere Einzelne zugleich hervorgebracht werden mußten, ſo kann man ſich leicht überzeugen, daß der Erhaltungstrieb allein hinreichend geweſen ſey, ſie geſellig zu machen. Wie manche Gattung geſelliger Thiere giebt es nicht außer dem Menſchen! wie viele hat nicht die Natur gelehrt, aus ihrer Vertheidigung und Erhaltung eine gemeinſchaftliche Angelegenheit zu machen! Hingegen hat ſie nirgends zwiſchen Weſen von gleicher Art Feindſchaft und Zerſtörungswuth geſetzt. Krieg, wie Herr Kant das unwiderleglich und unübertrefflich (S. 19.) beweiſt, iſt eine der erſten Folgen von dem Mißbrauche der Vernunft, die dem Inſtinkt zuwider handelt. Wenn die Mythologie, die er zum Leitfaden wählt, in der Geſchichte eines Menſchenpaares ſogleich den erſtgebornen Sohn zum Brudermörder macht, ſo ſcheint doch freylich für die Sicherheit der Menſchen durch ihre gemeinſchaftliche Abſtammung ſchlecht geſorgt zu ſeyn. Da der Inſtinkt hingegen die Antilopen in Afrika in Heerden vereinigt, damit ihrem feſtgeſchloſſenen Phalanx die Löwen, Panther und Hyänen nichts anhaben mögen; da der Inſtinkt einen Trupp Affen mit Prügeln bewaffnet, womit ſie den Elephanten aus ihren Nuß- und Obſtwäldern verjagen: ſo ſcheint es mir nicht ungereimt, durch dieſen dunkeln Trieb auch Menſchen ſich verſammeln zu laſſen, damit die Folgen ihres geſelligen Lebens, Sprache und Vernunft, ſich deſto ſchneller entwickeln mögen.

Doch indem wir die Neger als einen urſprünglich verſchiedenen Stamm vom weißen Menſchen trennen: zerſchneiden wir da nicht den letzten Faden, durch welchen dieſes gemißhandelte Volk mit uns zuſammenhing, und vor Europäiſcher Grauſamkeit noch einigen Schutz und einige Gnade fand? Laſſen Sie mich lieber fragen, ob der Gedanke, daß Schwarze unſere Brüder ſind, ſchon irgendwo ein einzigesmal die aufgehobene Peitſche des Sklaventreibers ſinken hieß! Peinigte dieſer nicht, in völliger Ueberzeugung, daß ſie ſeines Blutes wären, die armen duldſamen Geſchöpfe mit Henkerswuth und teufliſcher Freude? Menſchen einerley Stammes, die der unerkannten Wohlthat einer gereinigten Sittenlehre theilhaftig waren, bezeigten ſich ja darum nicht duldſamer und liebreicher gegen einander. Wo iſt das Band, wie ſtark es auch ſey, das entartete Europäer hindern kann, über ihre weißen Mitmenſchen eben ſo deſpotiſch wie über Neger zu herrſchen? War es nicht vielmehr noch immer edles Selbſtgefühl und Widerſtreben desjenigen, den man bedrükken wollte, das hier und dort den Uebermuth des Tyrannen in Schranken hielt? Wie ſollen wir alſo glauben, daß ein unerweislicher Lehrſatz die einzige Stütze des Syſtems unſerer Pflichten ſeyn könne, da er die ganze Zeit hindurch, als er für ausgemacht galt, nicht Eine Schandthat verhinderte? Nein, mein

Freund, wenn Moraliſten von einem falſchen Begriffe ausgehen, ſo iſt es wahrlich ihre eigne Schuld, wenn ihr Gebäude wankt, und wie ein Kartenhaus zerfällt. Praktiſche Erziehung, die jeden Grundſatz durch faßliche und tiefen Eindruck machende Beyſpiele erläutert, und aus der Erfahrung abſtrahiren läßt, kann vielleicht es dahin bringen, daß Menſchen künftig fühlen, was ſie Menſchen ſchuldig ſind, was jede Thierart ſogar, mit der ſie doch willkührlich umgehen, an ſie zu fordern hat; Köhlerglaube hat es nie gekonnt, und wird es nie bewirken. In einer Welt, wo nichts überzählig iſt, wo alles durch die feinſten Nüancen zuſammenhängt, wo endlich der Begriff von Vollkommenheit in dem Aggregat und dem harmoniſchen Zuſammenwirken aller einzelnen Theile des Ganzen beſteht, ſtellte ſich vielleicht dem höchſten Verſtande die Idee einer zweyten Menſchengattung als ein kräftiges Mittel dar, Gedanken und Gefühle zu entwickeln, die eines vernünftigen Erdweſens würdig ſind, und dadurch dieſes Weſen ſelbſt um ſo viel feſter in den Plan des Ganzen zu verweben. Weißer! der du ſo ſtolz und ſelbſtzufrieden wahrnimmſt, daß, wohin du immer drangſt, Geiſt der Ordnung und Geſetzgebung den bürgerlichen Vertrag begründeten, Wiſſenſchaft und Kunſt den Bau der Cultur vollführen halfen; der du fühlſt, daß überall im weiten volkreichen Afrika die Vernunft des Schwarzen nur die erſte Kindheitsſtufe erſteigt, und unter deiner Weisheit erliegt — Weißer! du ſchämſt dich nicht am Schwachen deine Kraft zu mißbrauchen, ihn tief hinab zu deinen Thieren zu verſtoßen, bis auf die Spur der Denkkraft in ihm vertilgen zu wollen? Unglücklicher! von allen Pfändern, welche die Natur deiner Pflege anbefohlen hat, iſt er das edelſte! Du ſollteſt Vaterſtelle an ihm vertreten, und indem du den heiligen Funken der Vernunft in ihm entwickelteſt, das Werk der Veredlung vollbringen, was ſonſt nur ein Halbgott, wie du oft glaubteſt, auf Erden vermochte. Durch dich konnte, ſollte er werden, was du biſt, oder ſeyn kannſt: ein Weſen, das im Gebrauch aller in ihn gelegten Kräfte glücklich iſt. Aber geh, Undankbarer! Auch ohne deinen Willen wird er es einſt, durch dich; denn auch du biſt nur ein Werkzeug im Plane der Schöpfung!

Das ſind die Gedanken, lieber B., die des würdigen Philoſophen beyde Aufſätze bey mir erregt haben. Ich hange nicht ſo feſt daran, daß ich ſie nicht von Herzen gern fahren ließe, ſobald man ſie widerlegt haben wird. Indeß gebe ich keinen geringen Beweis von dem Durſte nach Wahrheit und Belehrung, der in mir brennt, indem ich ſie bekannt zu machen wage; denn das Urtheil derer, die es ſich beykommen laſſen, in dieſem Punkte vom gewöhnlichen Wege abzuweichen, iſt ſchon geſprochen. Obgleich ein gewiſſes altes Buch mit keiner Sylbe des Negers erwähnt; obgleich der große Mann, der angebliche Verfaſſer deſſelben, vermuthlich keinen Neger je geſehen hat, ſo iſt es doch ein Angriff auf dieſes alte Buch, wenn man von mehr als Einem Menſchenſtamme ſich eine Möglichkeit vorſtellt, und dieſer Streich, der niemanden verwundet, heißt eine Ketzerey. Die Ketzer aber ſind boshafte Leute; ſie treibt die Neuerungsſucht, ſie führt die blinde Unwiſſenheit. Wenn Sie mich aber auch nicht immer von dem Verdacht einer ſolchen Begleiterin befreyen können, ſo wird wenigſtens eine echte philoſophiſche Jury mich, in Anſehung der beyden andern Punkte, nicht für ſchuldig erkennen. Für jetzt genug hiervon. Vielleicht nehme ich dieſe Materie von den Menſchen-Varietäten künftig wieder zur Hand; denn mir fällt noch vieles ein, worüber ich nicht einverſtanden bin. Leben Sie wohl.

IV.

Reminiscenzen.

Fragment.

1.

San Jago.

Neuer Himmel und neue Erde! Mit gierigen Blicken ſaug' ich die neue Schöpfung ein. So glühet uns keine vaterländiſche Landſchaft! Unmittelbarer von der Sonne ergoß ſich dieſes Licht um mich her; ich ahnde es mit dem Sinne, der ſonſt zu Hauſe den Schimmer des Frühlings und des Herbſtes unterſchied.

Vergebens zeigt das Thermometer ſchon zwanzig Grad von Hitze; ich empfinde ſie nicht; ich athme mir die Bruſt voll heitrer, friſcher Morgenluſt, ſo reich an Lebensbalſam wie ein milder Maimorgen auf unſern Hügeln, der uns ſtärkt, des Tages Laſt zu tragen.

Willkommen erſtes Land, das ich jenſeits der Sonnenwende betrete!

2.

Die Kokospalme.

Dunkelblau, wie der Sapphir, iſt des Meeres unendliche Fläche; lichter blau ſind die ewigen Räume des Aethers, von der blendenden Sonne durchglänzt. Ein raſcher Oſtwind kühlt die Luft, und füllt die Segel. Brauſend und ziſchend bricht der Rand der aufgereſten Wellen zu ſchneeweißem Schaum. Die tauſendfarbige Dorade ſchießt pfeilſchnell am Schiffe vorüber, ſchwimmt rund umher und holt es wieder ein. Jetzt ſtößt ſie auf ein ſchüchternes Heer von kleinen Fliegefiſchen, die das Meer mit der Luft vertauſchen. Ueber des Maſtbaums höchſter Spitze ſchwebt, die ſchwarzen Fittige weit ausgebreitet, der Fregattvogel, und ſtaunt das ſegelnde Fahrzeug wie ein fremdes Ungeheuer aus ſeiner ſichern Höhe an. Mit langen, ſchmalen Steuerfedern ſchimmert der roſenfarbige Tropikvogel in der Sonne, und ſpielt im vollen Genuſſe ſeiner Kräfte durch die höheren Regionen der Luft. Aber das erſehnte Land ſucht unſer Blick noch vergebens ringsum am Horizonte.

Jetzt reihen ſich über dem unermeßlichen Meere kleine Punkte wie Wölkchen in gleicher Höhe. Jedes Wölkchen, durch das Fernglas, ſcheint oben in kleine Stralen getheilt. Körperlicher als geſammelte Dünſte pflegen, ſchwebt es dennoch ohne Stütze in der Luft.

Jetzt erblick' ich am Rande des Meeres, wo es ſich vom helleren Himmel ſcheidet, einen dunklen Strich; — es iſt Land!

Ein flaches Koralleneiland iſt es, und die darüber ſchwebenden Wölkchen ſind die Gipfel der Kokospalmen. Noch ſeh' ich ihre zarten, ſchlanken Stämme nicht; vom Lichte des Tages umfloſſen, verlieren ſie ſich darin, wie des Mondes ſchwach erleuchtete Hälfte vor unſren Augen verſchwindet.

III.

Gaſtfreundſchaft.

Pamani 1). Wer iſt der wohlgekleidete Mann, der in jenem Schwarm von Begleitern das Thal hinaufgezogen kommt? Iſt es ein **Erih** 2)?

Nuna 3). Nein, es iſt **Oradi**, der reichſte Landeigenthümer 4) im Thale Matawai. Er hat dem Befehlshaber Eurer Schiffe Geſchenke gebracht, und kehrt nach ſeiner Wohnung zurück. Seht Ihr das ſchöne Mädchen neben ihm? Es iſt ſeine Tochter.

Oradi (mit ſeiner Geſellſchaft). Tayo 5) Teori *)! lieber Teori! komm mit uns! komm in meine Hütte, auszuruhen bei Kokosnüſſen und Brodtfrucht! Teori! Pamani! kommt!

Teori. Wer kann den freundlich Bittenden widerſtehen? So müde wir ſind, müſſen wir ſchon bei ihnen bleiben. Können Sie es dem offnen Blicke des ehrlichen Oradi verſagen? Ich gebe mich den kühnen Augen des Mädchens gefangen. Oradi! wir gehen mit Dir.

Pamani. Es wird ja ſo gar weit im Thal hinauf nicht ſeyn, da es hier ſchon ſo enge wird; und vor Nacht erreichen wir auf jeden Fall den Strand. Zudem geht es ſich hier auf ebenem Boden und im Schatten lange nicht ſo mühſam als dort, auf dem nackten, ſteinigen Berge, wo uns die Sonne auf die Scheitel brannte.

Das Mädchen. Ich führe Dich, Teori; gieb mir Deine Hand.

Teori. An Deiner Hand, Tedua *), bin ich nicht mehr müde.

Das Mädchen. Nenne mich Imiroa.

Oradi. Iſt es weit weg bis nach Eurem Britannien.?

Teori. Zweymal kann der Brodtbaum

Früchte

Früchte tragen *), ehe wir den Weg dorthin zurücklegen.

Oradi. Hat Euer König viele ſo große Schiffe, wie jene zwey, die dort unten an der Spitze Matawai liegen?

Teori. Eine große Anzahl, und dieſe hier ſind von den kleinſten. Haſt Du wohl ihre Kanonen geſehen?

Oradi. Wohl hab' ich; und die Kugeln, die ſie ſchießen.

Teori. Wir haben Schiffe mit hundert und mehr Kanonen, in drey Reihen über einander, zu beyden Seiten des Schiffes; und alle ſind ſehr viel größer als die Du ſaheſt. Die Kugeln dazu ſind ſo groß wie eine Brodtfrucht.

Oradi. Damit ſchöſſet ihr wohl ganz Otaheiti in den Grund?

Imiroa. Teori, nicht wahr, du ſchießeſt uns nicht?

Teori. Dein Freund! und ſchießen?

Oradi. Iſt das auch ein Feuergewehr in Deiner Hand?

Pamani. Meine Vogelflinte.

Oradi. Ich möchte doch die Wirkung ſehen.

Pamani. Sehr gern, ſobald Du mir einen Vogel zeigſt.

Ein Taheitier. Pamani! ſieh! dort ſitzt einer, ein Kukuk 9))!

Imiroa. Meinen Eatua 10))! Ich bitte Dich, Pamani, tödte ihn nicht. Was gebe ich Dir doch gleich? — Lieber Teori, nur den Eatua nicht!

Weiber. Tödtet nicht den Eatua!

Ein Taheitier. So geht doch mit eurem Eatua! Schieß ihn 11)), Pamani!

Teori. Thun Sie's lieber nicht. Du ſchenkſt dem Vogel das Leben, ſchöne Imiroa, und damit du weiter nicht ſorgſt, — hier, **Nuna**! trage mir die Flinte. — Wie? lohnt man auch in Taheiti mit einem Händedruck? Dieſe Hand, welche die meinige an ihr Herz führt, iſt beredter als der Mund.

Imiroa. Weh! was iſt das? Du haſt ja einen wehen Finger!

Teori. Der Nagel war gequetſcht; das wird wieder beſſer.

Imiroa. Sieh! meine Nägel ſind alle glatt und lang. Warum ſind die deinen ſo kurz? Biſt du kein Freigeborner 12))?

Teori. Tuti iſt mein Oheim 13)). Bei uns beſchneidet ſich jedermann die Nägel; der König ſelbſt.

Imiroa (zu ihrem Vater). Er iſt Tuti's Neffe! — Ich wußte das nicht, lieber Teori. Deine Hand iſt auch ſo weiß, und meine ſo gelb, und du haſt keine ſolche ſchwarze Pünktchen drauf. Biſt du noch nicht tattauirt? Sieh, ich bin es ſchon [14]).

Teori. Keiner von uns allen iſt es, er ſey jung oder alt. Aber deine Hand iſt dennoch ſchön. Die langen, niedlichen Finger! Weißer biſt du auch als deine Landsmänninnen. Das Tattauiren iſt keine ſo üble Erfindung; eure Haut ſieht dabey noch einmal ſo weiß aus: zumal hier die ſchöne Hüfte mit dem breiten, ſchwarzen Streif. Das that wohl ſehr weh?

Imiroa. Kinder weinen, wenn ſie's ſchmerzt [15]). — Moyadua, gieb her den Korb mit Ewih-Aepfeln [16]). Nimm, Teori! Nein, den nicht! dieſen gelben, glatten, mit den zarten Tüpfelchen. Ich ſchäl' ihn Dir.

Teori. Die langen Nägel ſind alſo doch zu etwas gut. Eine herrliche, ſaftreiche, erquickende Frucht! Guter Pamani, koſten Sie doch auch; ſie ſchmecken faſt wie Ananas.

Wer nur auch Otaheitiſch zu danken wüßte! Doch ich verſtehe ſchon dieſen Blick: genießen iſt danken. Ich ſollte meinen, in der Sprache der Götter, die wir nicht verſtehen, iſt es das Nämliche.

Pamani. Das Mädchen hat Recht; man muß den Apfel ſchälen; die Schale brennt auf der Zunge, wie Feuer.

Oradi. Tragt die Fremden über den Bach. Ihre Füße ſind bekleidet; ſie könnten naß werden.

Imiroa. Ich trage Dich, Teori.

Teori. Oder ich Dich, willſt Du ſagen.

Imiroa. Du? Auf den ſchlüpfrigen Steinen kannſt Du ja nicht fußen. Laß mich! Siehſt Du? da heb' ich Dich auf wie nichts, und hüpfe mit Dir davon.

Teori. Tolles Geſchöpf!

Imiroa. Halt Dich feſt an meinem Halſe.

Teori. O feſtwachſen ſoll meine Hand an dieſem Buſen!

Imiroa. So wären wir herüber! Gelt, ich bin ſtark, Teori? Ohne mich wärſt Du nicht trocken herüber gekommen. Du biſt vom Gehen ermüdet und erhitzt; Deine Kleider ſind von Schweiße durchnäßt. Mir thut die Hitze nichts; meine Haut iſt trocken. Nur noch ein wenig Geduld! Siehſt Du jenen Kranz von hohen Kokospalmen, und das blühende Geſträuch dazwiſchen, und links am Fuße des Berges die gelben Piſangpflanzungen? So bald wir durch das Gebüſch ſind, kommen wir an den Raſenplatz, auf welchem unſere Hütte ſteht. Dort will ich Dir die Müdigkeit vertreiben.

Teori. Iſt das naiver Muthwille, oder Frohſinn der glücklichen Wildheit.

Erläuterungen.

1. Pamani, der Name Sparrman, Taheitiſch ausgeſprochen.
2. Erih, ein Oberhaupt.
3. Nuna, ein Taheitiſcher Knabe, der die Wanderer begleitete.
4. Landeigenthümer, Otaheitiſch: Manahaune, ſind Leute die Grund beſitzen, aber zu Leben tragen.
5. Tayo, Lieber oder Freund, ein Bewillkommungsausruf.
6. Teori, Georg.
7. Tedua, jedes Frauenzimmer von Stande, etwa wie bei uns Madame.

8. Früchte tragen; dies thut der Brodtbaum von acht zu acht Monathen; daher heißt das Taheitiſche Jahr Pa-ure, die Brodtfruchtzeit, und dauert ſieben Monathe.

9. Kukuk, nicht der Europäiſche; eine eigene Gattung.

10. Eatua, eigentlich e-Atua; Gott, göttlich, Gott heilig. Es giebt Vögel, Reiher, Kukuk, Eisvoogel, u. a. m., die für göttlich oder unter dem Schutze der Gottheit ſtehend gehalten werden.

11. Schieß ihn. Nicht alle haben denſelben Eatua; die Männer ſpotten oft über die Eatuas der Weiber.

12. Freigeborner. Die arbeitende Klaſſe von Menſchen ſind Leibeigene; nur die Freyen haben lange Nägel: denn ſie arbeiten nicht.

13. Oheim. Teori's Vater hielt jedermann in Otaheiti für Tuti's, d. i. Cooks Bruder.

14. Tattauirt ſeyn, oder unter der Haut, vermittelſt einer ſchmerzhaften Operation, ſchwarze Flecken bekommen haben, die nicht vergehen, iſt bei den Taheitiſchen Mädchen das Zeichen ihrer Mannbarkeit, worin ſie eine Ehre ſuchen. Daher zeigen ſie gern dieſe Punkturen, zumal die breiten ſchwarzen Streifen auf den Lenden.

15. Sie rühmen ſich des überſtandenen Schmerzes.

16. Ewih-Aepfel; eine Frucht, welche den botaniſchen Namen Spondias dulcis führt.

V.

Aus der Brieftaſche eines Reiſenden.

Fragment.

Aus der Brieftaſche eines Reiſenden.

Zellerfeld, den 24ſten April, 1784.

Ich bin noch betäubt von allen Erſchütterungen unſerer Trennung; und ſitze ich gleich ſchon wieder am Herde der Gaſtfreundſchaft, ſo kann ich doch nicht unmittelbar eines Umganges entwohnen, der den Bedürfniſſen meines Herzens und Geiſtes ſo angemeſſen war. Alles ſchläft bereits hier; aber ich kann nicht ruhen, bis ich mich nicht in Gedanken zu Dir hin verſetze und meinen Empfindungen Luft mache.

Die Vernunft hat nach ihren Wahrſcheinlichkeiten das Beſte berechnet und gewählt. Sie fordert Thätigkeit, unbekümmert, ob Zufriedenheit der Kaufpreis iſt. Wir gehorchen, geben unſere Muße und unſern gemeinſchaftlichen Aufenthalt hin, und frohnen einer, wer weiß wie utopiſchen, Vorſtellung vom geſellſchaftlichen Leben und von Bürgerpflicht. Welche von beyden Schwärmereyen iſt nun die erträglichſte? Jene glühende der Phantaſie, die das Immaterielle verkörpert, um ſich anſchließen zu können; oder dieſe kalte des Verſtandes, welche, allem Augenſcheine zum Trotz, die vergänglichen Thongebilde idealiſirt und uns mit leidigen Abſtraktionen hintergeht? — Ich weiß, was Du ſagen willſt; aber laß mich ausreden: denn es iſt nicht Unwille, der aus mir ſpricht. Wir ſind einmal ſo beſchaffen: nicht ganz Kopf, und eben ſo wenig lauter Herz, doch beyder bedürftig und von beyden abhängig. Intenſion, Ausbildung, Wirkungskreis dieſer beyden, werden ſie nicht wieder von Verhältniſſen jenſeits unſerer Willkühr beſtimmt? Nothwendig ſchwärmen wir alſo, für Worte wie für Gefühle. Römertugend entſprang aus Römiſcher Erziehung und Verfaſſung; das Wörtchen Ehre gebietet den Zweykampf, und der Buchſtabe tödtet in unſeren Gerichtshöfen. — So irrig iſt es, die Selbſtbeſtimmung für eine menſchliche Vollkommenheit zu halten! Die Weiſeſten merken höchſtens nur, wie das Schickſal ſie leitet, und ſind es zufrieden. Der Lahme wird ja dem Himmel für die Krücken danken; aber, o des Thoren, der ſich einbildet, er hinke nicht!

Bin ich etwa ſchon unzufrieden mit meinem Tauſch? möcht' ich mit dem mürriſchen Genſer lieber ein Waldmenſch werden und der

Vernunft entſagen? Keinesweges. Ich klage nicht darüber, daß wir zwiſchen Bildern und Syllogismen ſchwanken; ich folge mit den übrigen dem einmal gegebenen Schwunge, welchen hemmen zu wollen, mir ſo widerſinnig ſcheint, als wenn wir, für die Oberfläche der Erde geboren, insgeſammt ihrem Mittelpunkte nachzuwühlen anfingen. Wenn aber mein Gefühl und meine Einſicht auf ganz verſchiedene Ziele gerichtet, einander durchkreuzen, und ich nur einem dieſer Ziele mit Aufopferung des andern nachjagen kann: iſt es ſo ungereimt, keins von beiden für mehr als relatives Gut zu halten? Laß mich immer, indem die Nothwendigkeit einer Ortsveränderung meinen Entſchluß beſtimmt, auch von einer andern Seite der Humanität getreu bleiben, und in der Erinnerung an ein Glück, welches ich kannte, den mächtigen Zug der Gewohnheit — wenigſtens noch empfinden. Was der Wage jetzt den Ausſchlag giebt, erfaßt ſo leicht kein anderer. Daher kann ich ſie ruhig ſehen die Köpfe ſchütteln, daß ich nach *** reiſe. Es irrt mich aber auch nicht, wenn keiner die kindiſche Wehmuth begreift, womit ich am Zurückgelaſſenen hange. Man lernt nur aus Erfahrung, was in Freude und Leid ein Menſch dem andern ſey; und auch dieſe Wiſſenſchaft, ſo wie die innere Energie der Gemüther ſelbſt, hat ihre Stufen.

Als ich dich geſtern in M. verlaſſen hatte, auf dem Wege nach G., habe ich das alles noch einmal durchdacht, und mit einem Sinne, den mir erſt die Abſchiedsſtunde verlieh, recht innig empfunden. Keine Faſſung kann dieſe Probe beſtehen — und o wie lieb iſt mir noch der Schmerz, der die Tyranney des Raiſonnements ſo ſchnell zerſtörte! Durch ihn erwachte mir eine Welt von Erinnerungen. Lebendig ſtand es vor mir da, wo wir zuſammen geweſen, was wir gemeinſchaftlich gethan, wie einer den andern gefördert, gebeſſert und gehalten hatte: ein ſchöner, ſchöner Traum! Wie forſchten wir nach Wahrheit ſo abſichtlos und unbefangen! Im Genuſſe der ſchönen Gegend, wie heiter philoſophirten wir nicht am Abend über das Studium des Tages! Selbſt jener Pfad, wo uns der Anblick eines tief angelegten ſyſtematiſchen Betruges überraſchte, wie lehrreich war nicht der! Welche Blicke in das menſchliche Herz und in die Schickſale der geſammten

Gattung gewährte er uns nicht! — Ein wohlthätiges Verhängniß waltete über uns, daß wir einander verſtehen lernten, daß unſer ruhiger, hochachtungsvoller Bund der Freundſchaft entſtand, und einer des andern Schutzengel ward; daß ſtrenger Wahrheitsſinn zur Schonung ſich geſellte, und wir einander fortbildeten, da wo die gemeine Erziehung aufhört, zu dieſem hohen Bewußtſeyn der Reinigkeit in Gedanken, Wort und That, dieſem Frieden, der höher iſt als alle Vernunft! —

Vorwärts den Blick zu richten, iſt jetzt beydes, Pflicht und Gewinn; nicht länger darüber zu brüten, daß jeder von uns hinfort allein ſteht, allein ſchwimmt durch das Meer der Mühſeligkeiten, Hamlets sea of troubles, und allein kämpft und — ſiegt oder fällt. Vorwärts den Blick! aber nicht, um ſich aus lokkenden Erwartungen und leeren Hoffnungen eine Welt zu träumen, die noch außer unſerm Erfahrungs- und Empfindungskreiſe liegt. Mich dünkt, ich ſehe in dieſem Nebel der Zukunft nur Einen Funken, der nicht bloßes Irrlicht wäre. Wenn alle Phantome von Gemeinnützigkeit, von Einfluß auf Menſchenbildung, von Ausſaat und Hervorgrünen wiſſenſchaftlicher Cultur unter einem fremden Himmel zerronnen ſind, dann finde ich mich ſelbſt dort noch wieder. Was das Schickſal an uns Einzelnen fortbildet, indem es uns in neue Thätigkeit verſetzt, uns neue Berührungspunkte verſchafft, uns auffordert für Andere zu wirken, das iſt der erhabene Zweck unſeres Daſeyns, wobey wir nur das Zuſehen haben, indeß der Zweck unſerer Handlungen dazu nur Mittel iſt. Ich ringe acht oder zehn Jahre mit neuen Verhältniſſen, ſammle neue Vorſtellungen, neue Begriffe, laſſe durch neue Eindrücke Reaktionen hervorrufen aus meinem eigenen Selbſt, die mir jetzt noch unbekannt ſeyn mögen; Vernunft und Empfindung, durch einander geſchärft und berichtigt, ſchaffen in mir eine Welt, wozu ich jetzt nur die formleere Hyle in mir trage: ſo geht ein vollkommneres Weſen hervor, mit erhöhtem Bewußtſeyn, mit anderen Quellen des Genuſſes, mit einem umfaſſendern Sinne, zu erleſenern Freuden und Leiden gebildet!

Ich wußte wohl, daß mir das Schreiben wieder Spannung geben würde; ich bin ſo heiter und ſo munter, als wäre ich eben erwacht. Freylich iſt das eine widernatürliche Spannung, ein Reitz der Nerven, den ich einſt, wenn es weiter mit mir kommt, werde abzubüßen haben; allein unter ſolchen Umſtänden iſt eine heitere Stunde nicht zu theuer mit einer Nachtwache erkauft. Ich möchte jetzt gleich einige berühmte Philoſophen hier haben, um ihnen eine Ehrenerklärung gegen unſere materielle Hälfte abzunöthigen. Die Empfindungen, auf die wir uns gütlich thun, ſind oft oder immer Folgen einer körperlichen Stimmung. Wäre ich nicht müde von der Reiſe geweſen, als ich mich herſetzte, ich hätte fröhlicher angefangen; und ohne den Zwang, den ich mir anthat, der allmählich die zarten Schwingungen im Gehirn verurſachte, hätte ich im Schreiben meine Heiterkeit nicht gefunden. — Jetzt kann ich unmöglich ſchlafen gehen, bis ich Dir nicht den Umriß meiner heutigen Reiſe hergezeichnet habe. Künftig will ich Dir aus meinem Tagebuch abſchreiben, was allenfalls bemerkt zu werden verdient, und wenn der Vorrath die Mühe des Sendens lohnt, will ich ihn an Dich abgehen laſſen.

Auf den geſtrigen ungewöhnlich lauen Abend, wo uns der Mond ſo freundlich leuchtete, als wüßte er nichts von unſrem Abſchiede, folgte ſpät in der Nacht ein Gewitter. Der Morgen war gelind und lachend; alles lebte im Felde; die Anhöhen und Aecker glänzten in freundlichem Grün; die Lerche ſtieg und ſang, und ſelbſt die melancholiſche Leine, die ſich durch das lange Thal hinſchlängelte, hatte ihren Reitz. Doch dies alles war die täuſchende Erſcheinung eines Sonnenblicks. Bald ſchwärzte ſich der Himmel, und ich hörte das Rauſchen des Wolkenſammlers über mir. Hinter Durſte ſtieg ich aus, weil der Weg ſehr ſchlecht war, und ging zu Fuß durch den Wald. Auf der einen Seite ſtanden dürre Birken; auf der andren hing am Berge ein finſtrer, naher Tannenwald, deſſen dunkles Grün mir jetzt in der Nähe lieber ward, als es aus der Ferne war; der Wind ſpielte unſanft in den hangenden Zweigen. Dieſer Sturm in der Natur erregte einen andren in meinem Herzen; ich thue ihm gewiß nicht zu viel, daß ich ihm die Schuld beimeſſe, wenn gleich die finſtre Luft und das trauernde Tannengrün ihr Theil mit beitrugen, die geſtrige Stimmung in mir zu nähren, und ſchwermüthige Bilder hervorzurufen. Ich will glauben, daß es eine wohlthätige Einrichtung der Natur iſt, den Schmerz durch die Abſpannung, die er verurſacht, allmählich abzuſtumpfen; aber unſtreitig iſt es eine wollüſtige Verwöhnung, ihm nachzuhangen. Ich glaube das bei dieſer Gelegenheit wieder bemerkt zu haben, und es kann nicht ſchaden, darüber Beobachtungen zu ſammeln, wenn wir auch ſchon nach der Theorie davon überzeugt ſeyn müſſen. Unſre Selbſtheit verfehlt nicht leicht eine Gelegenheit, ſich ſelbſt ein Compliment zu machen; ſey es über die Zartheit unſeres Gefühls, oder über den Scharfſinn, womit wir dieſes auf Eitelkeit ertappen.

Der Sturm wuchs heran und brachte uns ein Hagelwetter in den Rücken. Ich ſtieg ein, und eilte nach Oſterode. Es überraſchte mich, als ich an den Abſturz des Berges kam, die Stadt plötzlich wie unter meinen Füßen zu ſehen. Die ſchwarzen Schieferdächer geben ihr von oben herab ein finſteres Anſehen, welches die Einöde des Harzes und der Gebirgskranz um ſie her mit ſeinen dichten ſchwarzen Wäldern noch erhöhet.

Von hier aus ſtieg ich ununterbrochen fort bis nach Klausthal, durch ſchöne Tannenwälder, wo die ſchlanken, himmelanſtrebenden

Tannen ſich vom Sturm hin und her wiegen ließen. Ich wünſchte mir keine erhabnere Muſik, als das Sauſen in ihren Wipfeln. Stellenweis lag noch viel Schnee im Gebirge, und die Luft ging rauh und kalt darüber hinweg. Immer macht man dieſe Beobachtung wieder, ſo oft man Berge erſteigt, und jedesmal befremdet ſie, weil die Wirkung gegen die ſichtbare, in die Augen fallende Urſache ſo ungeheuer ſcheint. Man begreift nicht ohne weitläuftiges Nachrechnen, warum einige hundert Klafter ſenkrechter Höhe einen ſo großen Unterſchied in der Lufttemperatur machen, da die Dichtigkeit der Atmoſphäre, mit dem Barometer gemeſſen, in einer ſo wenig merklichen Proportion mit den Höhen abnimmt. Unter beſtändigem Schnee und Schloſſenwetter kam ich durch Klausthal, die reinliche von Tannenholz gebauete und mit Schindeln gedeckte Bergſtadt, die nur ein kleiner Bach von Zellerfeld abſondert. Kurz zuvor zeigte mir ein heller Augenblick das ehrwürdige Haupt des Brockens als ein gelobtes Land, wohin mir der Zugang diesmal verſagt iſt. Meine Freunde empfingen mich mit offenen Armen.

VI.

Ein Verſuch
mit
dephlogiſtiſirter Luft.

— — Creſcentem face Noctilucam — —
Hor.

Ein Verſuch mit dephlogiſtiſirter Luft.

Die neueſten Erfahrungen, die man in Wien mit dephlogiſtiſirter Luft angeſtellt, und in Göttingen neulich mit dem glücklichſten Erfolge wiederholt hat, werden unfehlbar zu großen Entdeckungen in der Phyſik Veranlaſſung geben; denn die unglaubliche Kraft, welche dieſe reinſte Luft bey der Entzündung der Körper äußert, die vortreffliche Eigenſchaft derſelben, die Reſpiration zu erleichtern, und ihre merkwürdige Entwickelung aus den Pflanzenblättern im Sonnenlichte, ſind lauter Dinge, die auf den Zuſammenhang des Ganzen, wenigſtens des Planeten den wir bewohnen, einen beträchtlichen Einfluß zu haben ſcheinen, und in der Wiſſenſchaft Epoche zu machen verſprechen.

Unter der Menge auffallender, und allgemeine Bewunderung erregender Experimente, müſſen indeſſen auch einige weniger wichtige zum Vorſchein kommen, die zwar keine neue

Eigenſchaft der dephlogiſtiſirten Luft erweiſen, allein zur Beſtätigung der bereits anerkannten dienen können. Hierher gehört nun folgender Verſuch, den ich am 30ſten Jun. 1782 anzuſtellen, Gelegenheit fand.

Ich hatte in der vorigen Nacht acht Stück Johanniswürmer oder Leuchtkäfer, von der Gattung, die Linne' Lampyris splendidula nennt, und die bey uns die häufigſte iſt, erhalten. Es waren lauter vollendete Inſekten mit Flügeln und Flügeldecken; folglich lauter Männchen. Am Abend verfiel ich beym Anblick ihres ſchönen grünlich phoſphorescirenden Lichtes auf den Gedanken, daß vielleicht die dephlogiſtiſirte Luft einige Wirkung auf ihr Leuchten äußern würde. Herr Prof. Sömmering war zum Glücke noch mit einem Vorrath von dieſer Luft, von vorzüglicher Güte, verſehen.

Um den Unterſchied des Leuchtens, falls ſich einer zeigte, deſto deutlicher wahrnehmen zu können, behielten wir vier Johanniswürmer zurück mit gemeiner Luft, und thaten die vier andern in ein verſchloſſenes Glas voll dephlogiſtiſirter. Faſt in demſelben Augenblick bemerkten wir auch in der That eine ſehr beträchtliche Verſchiedenheit. In freyer Luft iſt bekanntlich das Leuchten der kleinen Thierchen ſehr abwechſelnd, bald hell, bald nur ein faſt unmerklicher Schimmer, bald gänzlich verſchwunden. In der dephlogiſtiſirten Luft hingegen war das Licht beſtändig ohne Abwechſelung, und zwar viel heller, als der höchſte Grad, den man in gemeiner Luft bemerkte. Die kleinen Thierchen ſchienen ſich auch in ihrem neuen Elemente wohl zu befinden, und liefen ziemlich lebhaft im Glaſe herum. In einem Zimmer, deſſen Temperatur ſehr warm war, zeigte ſich kein andrer Unterſchied, als daß die Inſekten in dem Glaſe mit dephlogiſtiſirter Luft noch lebhafter wurden, und mit großer Hurtigkeit darin auf und ab liefen.

Um ſicher zu ſeyn, daß wir unter den acht Johanniswürmern nicht eben gerade die regeſten und lebhafteſten gewählt hätten, thaten wir die übrigen vier noch zu den vorigen in die dephlogiſtiſirte Luft. Allein wir wurden ſogleich gewahr, daß wirklich dieſe Luft zur Verſtärkung ihres Leuchtens diente, indem die zuletzt hineingethanen ſo hellglänzend als die andern ſchimmerten.

Wir verſuchten es, die Göttingiſchen gelehrten Anzeigen bey dieſem Lichte zu leſen, und fanden ein einziges Inſekt hierzu hinreichend; da hingegen bey denen in gemeiner Luft das Leſen nicht gut von Statten gehen wollte, wenn ſie auch alle vier ihr Licht auf das Papier warfen. Vielleicht lag dieſer Unterſchied auch an der mehrern Stetigkeit des Lichtes von den erſtern.

Nachdem wir die Inſekten wieder aus der reinen Luft herausgenommen hatten, behielten ſie ihren hellen Glanz noch ein paar Minuten lang unverändert, und erſt nach dieſer Zeit verdunkelte er ſich, bis zum gewöhnlichen abwechſelnden Schimmer. Die Luft ſelbſt ſchien von den Inſekten noch wenig phlogiſtirt worden zu ſeyn; wenigſtens brannten Hölzer darin mit der größten Heftigkeit.

An unſren Johanniswürmern leuchten nur zwey Abſchnitte des Unterleibes, nehmlich der vorletzte, und der zunächſt über dieſem. Daß die Reſpiration zur Hervorbringung dieſes Lichtſcheines beyträgt, war mir ſchon daraus wahrſcheinlich, weil bey Inſekten in jedem Abſchnitte des Unterleibes zwey Luftlöcher (Spiracula) vorhanden ſind, welche zu den in ihrem innern Baue verbreiteten zahlreichen Luftkanälen führen, und in dem gegenwärtigen Falle gar wohl zur Entwickelung des Lichts in dem Unterleibe des Johanniswurms hinreichend ſeyn können. Denn, iſt die Materie, die in den beyden letzten Abſchnitten des Unterleibes abgeſondert wird, ein wahrer flüſſiger Phoſphorus, deſſen Brennbares in irgend einer thieriſchen Feuchtigkeit aufgelöſet iſt, ſo kann nach **Crawfords** Theorie durch den Beytritt der Luft ein Tauſch der reinen Feuerluft gegen jenes Brennbare entſtehen, und folglich das Licht erzeugt werden. (S. Götting. Magazin, 1ſten Jahrg. 5tes St. S. 293.) Da Auflöſung des Brandſchen Phoſphors in Nelkenöl an der freyen Luft zwar **leuchtet**, aber nicht **brennt**, ſo gewinnt die Hypotheſe, daß die leuchtende Materie im Johanniswurme ein flüſſiger, in irgend einer ihm angemeſſenen thieriſchen Feuchtigkeit aufgelöſeter Phoſphor ſey, auch von dieſer Seite neue Wahrſcheinlichkeit. Auch wenn man das Inſekt zerdrückt, leuchtet die an den Fingern klebende Materie noch eine Zeit lang; welches abermals ihre Aehnlichkeit mit Phoſphorus verräth.

Dieſer Vorausſetzung vollkommen gemäß, muß das Phänomen des phoſphoriſchen Leuchtens der Johanniswürmer in dem Maße heller und lebhafter ſeyn, in dem die Luft, welche ſie athmen, reiner und von allem Brennbaren entledigt iſt; mit andern Worten, es muß gerade ſo ausfallen, wie die Erfahrung mit der dephlogiſtiſirten Luft wirklich ausgefallen iſt.

Der bisher allgemein für erwieſen angenommene Satz, daß das Leuchten dieſer Inſekten von ihrer Willkühr abhange, leidet meines Erachtens große Einſchränkung. Man bemerkt allerdings, daß ſie nur von Zeit zu Zeit plötzlich einen hellen Schimmer von ſich geben, in den Zwiſchenräumen aber mit einem dunklern und allmählich abnehmenden Lichte glänzen. Ich finde keinen Anſtand zu glauben, daß die plötzliche Erſcheinung dieſes helleren Schimmers, mit dem Augenblicke der Einathmung übereintrifft, und daß er ſodann in eben dem Maße abnimmt, in welchem die eingeathmete Luft ſich in den Luftröhren mehr und mehr mit Phlogiſton ſättigt, und endlich eine neue Einathmung nothwendig macht. Da aber eben dieſe Röhren mit dephlogiſtiſirter Luft gefüllt, ungleich feuerreicher werden, ſo kann das Leuchten des Phoſphors auch von einer Einathmung zur andren mit gleicher Stärke fortdauern, wie ſolches bey unſren wiederholten Verſuchen der Fall geweſen iſt.

In gemeiner Luft erliſcht der Schein der

Johanniswürmer zuweilen ganz und gar; und dieſes Erlöſchen kann entweder davon herkommen, daß die Einathmungen bey dieſen kleinen Thierchen ſehr langſam auf einander folgen, und gegen das Ende derſelben, zwar noch Luft genug zum Lebensunterhalt, nicht aber zur Erweckung des phoſphoriſchen Glanzes im Körper vorhanden bleibt; oder, daß ſie in der That nach Willkühr die Kanäle ſchließen können, welche der phoſphoriſchen Sekretion die Luft zuführen. Allein in dephlogiſtiſirter Luft habe ich dieſen Schimmer durchaus nicht erlöſchen ſehen; alſo ſiegt dieſes reinere Element über die eigenmächtige Bewegung des Thieres, wenn eine ſolche wirklich Statt finden ſollte, und zwingt es, im eigentlichen Verſtande, zu leuchten.

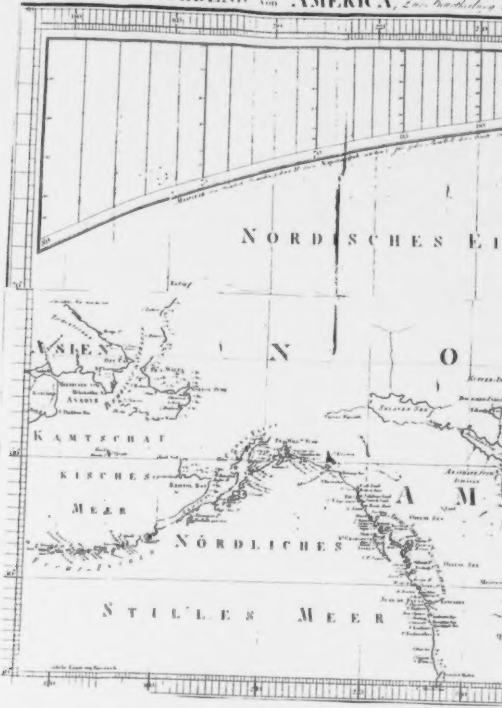
Was die Abſonderung einer phoſphoriſchen Materie überhaupt betrifft, ſo iſt ſie zwar an und für ſich noch unerklärbar, jedoch nicht wunderbarer, als ſo viele andere Sekretionen in beſondern Theilen des thieriſchen Körpers, wie z. B. der elektriſchen Materie in den dazu eigentlich gebildeten Theilen des Zitterrochens u. ſ. f.

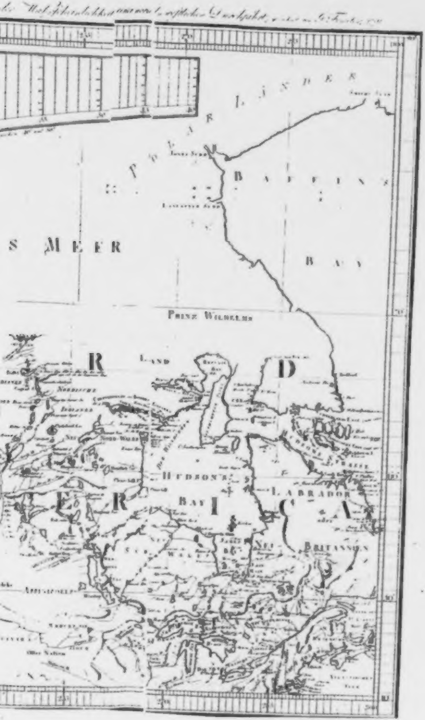
Ganz anders ſcheint es ſich mit dem leuchtenden faulen Eichenholze zu verhalten. Ein

Stück dieſes Holzes, welches überaus ſchön zu leuchten ſchien, ward von der dephlogiſtiſirten Luft nicht verändert; angenehm war es aber zu ſehen, wie der leuchtende Schein des Holzes ſchnell zu verſchwinden ſchien, ſobald man einen einzigen Johanniswurm mit ſeinem viel lebhafteren Lichte dazu that.

Mit den großen Laternträgern aus Surinam ließen ſich an ihrem Wohnorte vielleicht allerley wichtige Verſuche anſtellen, die bey unſren kleinen Inſekten unmöglich ſind.

Karte des NORDENS von AMERICA, zur Beurtheilung


NORDISCHES EI
N
O
ASIEN
ANADYR
KAMTSCHAT
KISCHES
MEER
NÖRDLICHES
STILLES MEER
A M


P O L A R L Ä N D E R
B A F F I N S
B A Y
S M E E R
Prinz Wilhelms
R
Land
D
Hudson's
Bay
L A B R A D O R
E R
R
I
C
A
Neu-Britannien
Neu Wales

Georg Förſter's

Kleine Schriften.

Kleine Schriften.

Ein Beytrag

zur

Völker- und Länderkunde, Naturgeſchichte

und

Philoſophie des Lebens,

von

Georg Forſter.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Dritter Theil.

Berlin,
in der Voſſiſchen Buchhandlung 1794

Inhalt.

I. Vorläufige Schilderung des Nordens von Amerika. Seite 1

II. Geſchichte der Engliſchen Litteratur vom Jahre 1789. 159

III. Ueber Proſelytenmacherey. An die Herausgeber der Berliniſchen Monatsſchrift, 1789. 205

IV. Leitfaden zu einer künftigen Geſchichte der Menſchen. 263

V. Die Kunſt und das Zeitalter. 282

Inhalt.

VI. Ein Blick in das Ganze der Natur. Einleitung zu Anfangsgründen der Thiergeſchichte. 309

VII. Fragmente aus Georg Forſters Nachlaß. 355

- 1. Ueber die Vernunft, in Beziehung auf das Glück der Menſchheit. 357
- 2. Ueber die öffentliche Meinung. 360

I.

Vorläufige Schilderung

des

Nordens von Amerika.

1792.

Visam —

— Hyperboreos campos.

Vorläufige Schilderung
des
Nordens von Amerika.

§. 1.

Handelsbetrieb der Engländer.

Der langſame Fortſchritt des Menſchen von einem beynahe vegetirenden, zu einem bloß thieriſchen, und von dieſem endlich zum vernünftigen Leben, kann jeden unbefangenen Beobachter überzeugen, daß die Erziehung zwar auf ein Syſtem von abſtrakten Grundbegriffen zurückführen darf, daß ſie aber von Erfahrungen, die den Unterſcheidungsſinn üben, ausgehen muß, weil ohne ſie ſchlechterdings keine Abſtraktion verſtanden wird. Kraft und Wille thätig zu wirken, gehen dem Bewußtſeyn, wie gewirkt werden ſolle und dürfe, lange vorher; ja, damit dieſer Gang der Natur unveränderlich bleibe, erneuert ſich das Menſchengeſchlecht immer wieder um die Zeit, wo eine Generation anfängt zum vollen Gebrauch ihrer Vernunft zu gelangen. Im einzelnen Menſchen, der vom Bedürfniß zur Begierde, und von dieſer zur Leidenſchaft geleitet wird, entwickelt ſich ſtufenweiſe durch neue Erfahrungen, neuen Genuß und neuen Drang der Verhältniſſe jedes wirkſame Princip. Inſtinktmäßig gehorcht er einer Anziehung, die von ſeiner Willkühr unabhängig iſt; er ſtrebt mit jugendlichem Muthe nach der Befriedigung eines heißen Triebes — und ihm bleibt zurück, was er nicht ſuchte: das Bild der Vergangenheit, das Bewußtſeyn des Geſchehenen, der neuerlangte Begriff, verſchränkt mit dem Begriffe ſeines individuellen Weſens. Allmählich, wie ſeine phyſiſchen Kräfte ſich vermindern, ſeine Nerven ſich härten, ſeine Sinne ſtumpfer werden, das Bekannte und Erprobte ihn nicht länger reitzt und das Bedürfniß der Ruhe jedes andere Verlangen mäßigt oder gar unterdrückt, allmählich lebt er dann in ſich gekehrter als zuvor, mit der Entwickelung ſeiner Sittlichkeit aus ſeinem Schatze von Empfindungen, Bildern und Begriffen beſchäftigt, und eben reif zur Weisheit — wenn er kaum mehr wirken mag.

Daher gehört der Wahn, als könne jemals etwas Großes ohne einen gewiſſen leidenſchaftlichen Antrieb geſchehen, unſtreitig zu den ſchädlichſten Vorurtheilen, die der Mißverſtand tiefſinniger Wahrheiten veranlaßt hat. Vergebens fordert die Philoſophie, vergebens befiehlt der Glaube das uneigennützige Streben nach dem Guten, um des abgezogenen Begriffes willen vom Guten; diejenigen, die ihrer Wirkſamkeit dieſen Beweggrund andichteten, waren Heuchler, und die wirklich keinen anderen hatten, verſanken bald in unthätige Ruhe, oder verfielen auf kindiſche Spielereyen, oder verſündigten ſich durch ihre Unerfahrenheit, ihre Einſeitigkeit und ihr Scheinwiſſen auf Jahrhunderte lang an der Menſchheit. Wahr und heilig ſteht darum dennoch das göttliche Ideal der Vollkommenheit, wie ein glänzendes Ziel in der Höhe, vor uns aufgeſteckt. Wenn es gleich durch Erfahrung bewieſen iſt, daß ſchwerlich je ein Menſch, und ſicherlich nirgends ein Volk, nach den reinen Abſtraktionen der Metaphyſik ſeine Handlungen abmaß oder ſeinen Willen beſtimmte, ſo vermag doch nur die tranſcendentale Regel den Werth oder Unwerth des praktiſchen Lebens fühlbar zu machen und zugleich den laſterhaften Abweichungen eine Schranke zu ſetzen.

Bedürfte es noch eines Beweiſes, daß die Unterwerfung des Willens Aller unter den Willen eines Einzigen oder einer geringen Anzahl von Menſchen, allen Geſetzen der Natur widerſpricht, ſo würde das bisher Geſagte hinreichend ſeyn, die Entſetzlichkeit ſolcher Anmaßungen darzuthun. In keiner Geſetzgebung liegt der Antrieb zum Handeln: ſie kann zwiſchen Bürger und Bürger immer nur die Wirkſamkeit des einen der Wirkſamkeit des andern zur Gränze beſtimmen; ſie befiehlt nur, wo man zu handeln aufhören ſoll, um ſich keiner Beeinträchtigung eines fremden Wollens und Willens ſchuldig zu machen. Ihr kann nichts heiliger, nichts unverletzlicher ſeyn, als der freye Wille des Bürgers, und ſeine Empfänglichkeit für Alles, was ſein freywilliges Wirken hervorruft. Allein dieſes Heiligthum entweihet der Deſpotismus, der keinen Willen außer dem ſeinigen, kein Wirken außer demjenigen geſtattet, wozu er den erſten gewaltſamen Stoß verlieh. Sein Joch, ſey es bloß inkonſequente Laune oder der weit ärgere geiſttödtende Mechanismus, benimmt dem Sklaven jeden Antrieb zum Wirken, indem er ſeine Spontaneität, ſein Selbſtgefühl und ſeine Vernunft zu Boden drückt. Zwar gänzlich erlöſchen ſeine Begierden nicht: es giebt einen Spielraum, wohin das argwöhniſche Auge des Alleinherrſchers nicht dringen will oder kann; doch laßt uns ihn nicht aufdecken, dieſen ekelhaften Schauplatz der niedrigſten Leidenſchaft, zu klein für die Tugend, weil er kein Vorbild in ſich faſſen kann, und dennoch beſudelt mit jeder Unſittlichkeit, welche die geſunkene Menſchheit entehrt. Was unwiederbringlich verloren geht, iſt jenes rege Streben der Menſchen nach einem größeren Wirkungskreiſe, jene reine Gluth der edleren Leidenſchaften, Ehrgeitz und Ruhmbegierde, Sinn des Schönen, Bedürfniß des verfeinerten Genuſſes, und emſiges Bemühen, ſich die Mittel zu ihrer Befriedigung zu erwerben; dies alles ſtirbt dahin, wo perſönliche Unſicherheit, Ungewißheit des Eigenthums, und blieben auch dieſe verſchont, die tauſendfachen Hinderniſſe, die aus vervielfältigten Verordnungen entſpringen, oder auch nur die Furcht, daß morgen der Tyrann einreißen könne, was heute ſein Vorgänger zu bauen vergönnte, jede Kraft ſchon im Keim erſticken.

Der Handel, die Quelle des Reichthums und der mit ihm und durch ihn allein im Schooße der Sicherheit aufſproſſenden, zarteren Blüthen des geſelligen Lebens, dieſer höheren Bildung und Entwickelung der edelſten Seelenkräfte und ihrer Ausgeburten — der Kunſt und Wiſſenſchaft — der Handel fordert freye ungehemmte Thätigkeit, Unverletzbarkeit der Perſon und des Eigenthums, Unpartheylichkeit der Gerichte, und um dieſe nicht der Willkühr treuloſer und anmaßender Betrauten zu überlaſſen, allgemeine Publicität, ſtrenge Verantwortlichkeit, Urtheil durch unbeſoldete, dem Beklagten gleiche, von ihm anerkannte, immer nur auf kurze Zeit berufene, einſtimmige Richter *). Wo dieſe Schutzwehr der bürgerlichen Freyheit unerſchütterlich feſt ſteht, ſey denn auch in dem Räderwerke der politiſchen Maſchine mehr oder minder Zuſammenſetzung, ſey immerhin in der Organiſation der Stände, in der Stellvertretung des Volkes, in der Vertheilung der Gewalt ein Fehler, der den Keim einer künftigen Auflöſung enthält: dort wird ſich dennoch

---

*) Geſchworene (Juries). F.

lange durch geringe Erſchütterungen das geſtörte Gleichgewicht wieder herſtellen laſſen; durch ſeine innere, nie erſchöpfte, nie gelähmte Lebenskraft wird dort der Staat in Macht, Glanz und Einfluß blühen und der Welt das Beyſpiel geben von der bewundernswerthen Anſtrengung, zu der nur freye Völker fähig ſind.

Indeß wir auf dem feſten Lande Bedenken tragen, die einfache Frage zu bejahen, ob die Freyheit — das Recht, dem Nächſten unbeſchadet zu wirken und zu wollen — nicht allen Menſchen zugeſtanden werden müſſe, wenn man ſie Einem zugeſteht, beweiſen die glücklichen Bewohner der Brittiſchen Inſel mit der That, daß auf dieſem Rechte der blühende Wohlſtand ihres kleinen Reiches und jene politiſche Wichtigkeit beruhet, die es in den erſten Rang der Mächte, und dort, vielleicht ohne Widerrede, auf den oberſten Platz erhebt. Mit einer Bevölkerung, die ſich noch nicht auf zehn Millionen Menſchen beläuft, vertreibt dieſe thätige Nation jährlich für mehr als dreyhundert Millionen Thaler an Waaren, die ſie im Lande ſelbſt fabricirt; und nach dieſer einzelnen Angabe zu rechnen, kann der ganze Umſatz des Brittiſchen Aktiv- und Paſſivhandels nichts geringeres, als eine viermal ſo große Summe betragen. Dieſer ungeheure Reichthum bewirkt das ſo bewunderte Phänomen des allgemeinen Umſchwunges, welcher dort alles in ſeinem Wirbel mit ſich fortzureißen und allem eine gemeinſchaftliche Bewegung mitzutheilen ſcheint; er ſetzt zugleich die Nation in Stand, die furchtbare Laſt ihrer öffentlichen Abgaben zu tragen, und in erforderlichem Falle ihre Flotten auszurüſten, um ſich die Achtung aller übrigen Seemächte zu ertrotzen. Außer ihrem Weſtindiſchen Handel, der ſeit den Unruhen in Frankreich faſt ausſchließend in ihren Händen iſt, hat ihre Thätigkeit alle anderen Nationen vom Chineſiſchen Markte verdrängt, in Indien ganze Königreiche unterjocht, mit den Amerikanern die im Kriege abgebrochenen Handelsverbindungen erneuert, und zwiſchen der Nordweſtküſte jenes großen Welttheils und dem Hafen **Kanton** den neuen Zweig des Pelzhandels in Gang zu bringen geſucht. Die Erzeugniſſe, die Fabrikate, die Metalle, die Koſtbarkeiten und die Befriedigungsmittel des üppigſten Luxus ſtrömen aus allen Welttheilen und aus ihrem Innerſten, wie von ihren Küſten, in die Häfen des Brittiſchen Reiches, und werden erſt von dorther in Europa bekannt.

Kein Volk des Alterthums kann in Vergleich mit dieſen Kaufleuten der neueren Zeit beſtehen; der Küſtenhandel und die Karawanen der Phönicier vor dreytauſend Jahren ſind ſchwache Verſuche geweſen, wenn man ſie mit dem ungeheuren Waarentransport, den Fahrten von einem Pol zum andern, den kühnen Weltumſchiffungen, den mächtigen Beſitzungen in allen Gegenden der Erde, den Fiſchereyen auf entfernten Meeren, den unzähligen Mitteln des Erwerbes und Zweigen der Betriebſamkeit, dem reichen Anbau, den bis zur Vollkommenheit organiſirten Fabriken, den glücklich und weislich erdachten Maſchinen, dem allgemeinen Wohlſtand, der Reinlichkeit, der ſoliden Pracht und Eleganz der Reichen, kurz mit der ganzen bewundernswürdigen Energie und Majeſtät der neuen Meereskönigin zuſammenhält.

Im Brennpunkte jenes untrüglichen Spiegels, womit die Wahrheit den Werth alles menſchlichen Thuns und Treibens prüft, ſchmilzt allerdings dieſes blendende Schauſpiel zum zweydeutigen Reſultat der eigennützigſten Begierden zuſammen. Unerſättliches Verlangen nach ſinnlichem Genuß, Hoffart und Prachtliebe, Neid und Mißgunſt, Geiz und Habgier, oder ſey es auch der verzeihlichere Antrieb des ſtolzen Kraftgefühls, der Herrſchſucht und des Ehrgeitzes — wie verengen oder veröden ſie mehr das menſchliche Herz! auf welchen Irrwegen leiten ſie es nicht über Verbrechen und Laſter zum Ziele! Reichthum und Ueberfluß auf dieſem Wege oft mit dem Schweiß und Blute des unverſchuldeten Dulders erkauft — was ſind ſie anders, als neue Quellen des ſittlichen Verderbens, neuer Zunder der Eitelkeit und des Eigennutzes, in deren Flammen alles Mitgefühl verſiegt? Auch kennen wir die ſchauervolle Gewißheit, daß eine unheilbare Krankheit der Staaten aus dem Uebermaße der Macht und des Genuſſes entſpringt, die nur mit ihrem Umſturz endigen kann. Doch genug! die bittre Frucht der Leidenſchaft malt auch der ſtrengſte Sittenrichter nicht mit gehäſſigeren Farben. Iſt es das Loos unſeres begränzten Weſens, nur auf der Leiter der Empfindungen und Begierden hinanzuſteigen zum ſittlichen Bewußtſeyn und zur Entwickelung des Götterfunkens Vernunft; mußten uns die Begriffe von Wahrheit, Güte und Schönheit ohne den Gegenſatz des Falſchen, Böſen und Häßlichen ſtets verborgen bleiben: ſo wird die Wahl uns dennoch leicht zwiſchen der rohen, unwiſſenden Unſittlichkeit des Müßigganges, und dieſer raſchen, durch ihre Fehltritte verbeſſerten und zur Erkenntniß führenden Betriebſamkeit, zwiſchen jener halbwachen, halbträumenden Betäubung der Deſpotieen, wo keine Tugend möglich iſt, weil das erſchlaffte Gefühl ſie nicht ahnden, der träge Geiſt ſie nicht ereilen, der verarmte Verſtand ſie nicht faſſen kann, und dieſem Schauplatze des vollen, freyen, geſchäftigen Lebens, wo ſie von Allen gekannt und geachtet, von Einigen im edelſten Kampf errungen und von Anderen als ein Erbe davon getragen wird.

Wer wollte noch Worte verſchwenden, um die ſonnenklare Wahrheit zu beweiſen, daß der nützlichſte Fleiß, was auch ſeine erſte Triebfeder ſey, ſich ſelbſt durch Reinheit der Sitten ſchon belohnt, indem er den größten Abſchnitt des Lebens hindurch vor jenen Anfechtungen ſichert, die der langen Weile des Müßiggängers ſo gefährlich ſind? — Es iſt Zeit, daß wir dem eigentlichen Zwecke dieſes Aufſatzes näher kommen, und zuvor einen flüchtigen Blick auf jene gemeinnützigen Früchte des Brittiſchen Handelsbetriebes werfen, auf jene wichtigen Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes in ſeiner ſchöpferiſchen Eigenſchaft, an denen man das Annähern zu einem der vernünftigen Menſchheit vorgeſteckten Ziele meſſen kann. Hier iſt der Punkt, wo thätige, Handel treibende Völker ihre gefeſſelten oder trägeren Nachbarn unendlich weit hinter ſich zurücklaſſen, wo folglich der Werth jener ſo oft verkannten Antriebe großer Leidenſchaften am deutlichſten ſichtbar wird. Auf der unterſten und auf der höchſten Stufe der moraliſchen Bildung, kann die Summe der Glückſeligkeit und des Genuſſes gleich zu ſeyn ſcheinen; allein dieſer Genuß und dieſe Glückſeligkeit, die vermuthlich den Thierarten eben ſo reichlich wie dem Menſchen zugemeſſen ſind, können eben deswegen nicht der letzte Zweck des denkenden Weſens ſeyn. Das Höchſte und Edelſte, was der Menſch beſitzt, ſeine Vernunft, iſt auch der Gegenſtand ſeiner oberſten Sorge. Welcher Vernünftige möchte nicht lieber unglücklich, als unvernünftig ſeyn?

§. 2.

Geographiſche Fortſchritte.

Was der Handel beygetragen hat, die Maſſe des menſchlichen Wiſſens zu vermehren und durch den Tauſch localer Kenntniſſe das Licht der Philoſophie anzuzünden, iſt ſchon ſo allgemein bekannt, daß ich es kaum erwähnen darf. Genau läßt es ſich indeſſen keineswegs beſtimmen, wie groß der Antheil eines jeden Volkes oder einzelner ausgezeichneter Menſchen an dieſer wichtigſten Angelegenheit unſerer Gattung ſey; und hier iſt wohl am wenigſten der Ort, wo eine ſolche vergleichende Prüfung angeſtellt werden kann. Das Verdienſt der Britten um praktiſche Wiſſenſchaft iſt wenigſtens von ſo großem Umfange, daß ihnen nicht leicht ein anderes Volk im gegenwärtigen Zeitpunkt ihren Rang in dieſer Rückſicht ſtreitig machen wird. Daß Macht und Einfluß allein dieſe gemeinnützige Erſcheinung nicht hervorbringen, beweiſen jedoch die Spanier und Portugieſen, deren geringer Betriebſamkeit wir es Schuld geben müſſen, daß Braſilien, Peru und Mexico, nebſt ſo vielen anderen weitläuftigen Beſitzungen, uns kaum noch weiter als dem Namen nach bekannt ſind, indeß man vergebens nach großen Männern und merkwürdigen Epochen in der Geſchichte dieſer Nationen forſcht, denen die Wiſſenſchaft weſentliche Entdeckungen und wichtige Fortſchritte verdankte.

In der That ſetzt es ſchon einen Grad der Aufklärung und Einſicht voraus, dieſe Kenntniſſe, auch nur in eigennütziger Beziehung auf Privatvortheile oder Befriedigung kleiner Privatabſichten, einzuſammeln und wieder bekannt zu machen. Wenn aber eine thätige Nation erſt dieſen Punkt gewonnen und dieſen Grad der Einſicht wirklich erbeutet hat, alsdann läßt ſich mit Recht von ihr erwarten, daß jedes Jahr neue Entdeckungen, neue Verſuche ins Unbekannte zu dringen, und die Gränzen ihrer Geſchäftigkeit weiter hinauszurücken, mit ſich bringen werde.

Hinweggeſehen von ſo vielen theils wiſſenſchaftlichen, theils mechaniſchen Erfindungen, welche, mittelbar wenigſtens und weil alle Theile unſeres Wiſſens mit einander in der engſten Beziehung ſtehen, der kaufmänniſchen Betriebſamkeit und den durch ſie in Umlauf gebrachten Ideen ihr Daſeyn verdanken, hat insbeſondere die Länderkunde ſeit einiger Zeit durch die Brittiſche Schiffahrt ihre Gränzen merklich erweitert. Die edelſten Unternehmungen, welche dieſes Jahrhundert auszeichnen, die bloß in wiſſenſchaftlicher Hinſicht entworfenen und mit ſo wunderähnlicher Geiſtesgröße ausgeführten

ten Weltumſchiffungen des unſterblichen Entdeckers, James Cook, haben von einer unbekannten Hälfte des Erdbodens den Schleyer hinweggeriſſen, der ſie uns verhüllte. Die Beharrlichkeit, womit er dreymal nach einander ſeine vaterländiſche Inſel verließ, um auf der Entdeckungsbahn weiter fortzurücken, hat ſeine Begeiſterung dem ganzen Volke mitgetheilt, und ich ſtehe nicht an zu behaupten, das Auszeichnende ſeiner Todesart hat ihr ein vollendendes Siegel aufgedrückt. Erſt von dieſem Zeitpunkt an iſt der Geiſt der Entdeckung neu erwacht; das große Muſter hatte zur Nachfolge theils ſeine eigenen Zöglinge, theils andere Seefahrer gereitzt, die jetzt mit einander wetteiferten, die entfernteſten Meere zu beſchiffen, um den Beyfall ihrer Nation durch neue Entdeckungen und freymüthige Mittheilung derſelben zu gewinnen. Derſelbe Enthuſiasmus ergriff auch diejenigen Mitglieder der bürgerlichen Geſellſchaft, die keinen unmittelbaren thätigen Antheil an dieſer Art der Erweiterung des menſchlichen Wiſſens nehmen konnten: ſie verbanden ſich zur Unterſtützung ſolcher kühnen Abentheurer, die es wagen wollten, in fernen Wildniſſen und unter rohen feindſeligen Horden neue Kenntniſſe einzuſammeln; ſie thaten patriotiſche Vorſchläge, wie der ernſte Zweck der wiſſenſchaftlichen Aufklärung mit der menſchenfreundlichen Vorſorge für die unglücklichſten Klaſſen unſerer Gattung gepaart, wie die für den Staat durch ihre Vergehungen verlornen Mitglieder in einer anderen Weltgegend wieder zu nützlichen und arbeitſamen Bürgern umgeſchaffen, und wie die Produkte der neuentdeckten Länder zum leichteren Unterhalte der im Joche der Knechtſchaft ſeufzenden Schwarzen in Weſtindien benutzt werden könnten. Selbſt die großen, monopoliſirenden Handlungsgeſellſchaften fühlten jetzt, wie genau das Intereſſe der Wiſſenſchaft mit ihrem Privatvortheile verbunden iſt, oder legten wenigſtens jene Geheimnißkrämerey bey Seite, die ſie bisher bey dem Publicum nur verdächtig gemacht hatte, ohne ihnen Nutzen zu bringen. Die Oſtindiſche Compagnie beſoldete einen Geographen mit mehr als Königlicher Freygebigkeit, und ließ ihm freye Hand, den ungeheuren Schatz von Karten und Tagebüchern, die ihre Schiffscapitaine in ihren Archiven niedergelegt hatten, ohne Rückhalt öffentlich bekannt zu machen.

Die Hudſonsbay-Compagnie ergänzte aus ihrem Vorrathe, was dieſem talentvollen Manne an Hülfsmitteln zur genaueren Kenntniß des Nordens von Amerika noch fehlen konnte. Ueberall ſchien die Ueberzeugung von der Gemeinnützigkeit der Wiſſenſchaften in England ſo feſten Fuß zu gewinnen, daß man ſie jetzt als Zweck an ſich, nicht bloß als Mittel, kultivirte. **Cox**, ein wohlhabender Privatmann, war auf eigene Koſten nach den Inſeln des Südmeers geſchifft; **Duncan** war von der Hudſonsbay-Compagnie zur vollſtändigeren Entdeckung der Amerikaniſchen Polargegenden ausgeſchickt; die Regierung fertigte den Capitain **Vancouver** ab, um an der Nordweſtküſte die letzte Hand an das Entdeckungsgeſchäft zu legen; **Mac Cluer**, den die Oſtindiſche Compagnie von Bombay aus mit zwey Schiffen nach den **Pelew-Inſeln** geſchickt hatte, um dem alten König **Abbathulle** für die an **Wilſon** bewieſene Gaſtfreundſchaft ihre Dankbarkeit zu bezeigen und ihm zugleich die traurige Botſchaft von ſeines **Li-Bu's** Tode zu hinterbringen, hatte ſich kaum dieſes Geſchäftes entledigt und ſein Tagebuch in China den nach England zurückkehrenden Oſtindienfahrern anvertrauet, als er ſchon wieder auslief, um die noch zweifelhaften Umriſſe von Neuguinea zu berichtigen; der ſo wunderbar gerettete **Bligh** endlich, deſſen herrliche Ladung von Brotfruchtſtämmen, die nach Jamaica beſtimmt waren, durch den Aufruhr ſeiner Mannſchaft ihre Beſtimmung verfehlte, ward eben jetzt mit zwey Schiffen (Providence und Aſſiſtant) in derſelben wohlthätigen Abſicht nach den Inſeln des ſtillen Oceans zurückgeſandt; und **Edwards** erhielt den Auftrag, mit der Fregatte Pandora die Aufrührer aufzuſuchen und zur verdienten Strafe zu bringen: ein Geſchäft, womit die Unterſuchung unerforſchter Meeresgegenden ſich ſchicklich vereinigen ließ.

§. 3.

Mackenzies Entdeckungen.

Wie viel die eben genannten Seefahrer zur Vollendung unſerer geographiſchen Kenntniſſe noch beytragen dürften, wird ein Zeitraum von wenigen Jahren ins Licht ſetzen. Bis jetzt iſt nur erſt von der Reiſe des Herrn **Cox** eine kurze Beſchreibung erſchienen, die man in der Geſchichte der Reiſen, die ſeit **Cook** an der **Nordweſt- und Nordoſt-Küſte** von

Amerika ꝛc. unternommen worden ſind *), findet. Wie aber ſeit einigen Jahrzehenden die Erforſchung neuer Länder, oder auch in dem beſondern Falle der zweyten Cookiſchen Weltumſchiffung die Gewißheit, daß ein ſo lange geglaubtes Südland nicht exiſtire, die weſentlichſten Veränderungen ſowohl in den Karten als in den geographiſchen Lehrbüchern erheiſcht und veranlaßt hat; ſo wird noch alljährlich, durch die von Zeit zu Zeit bekannt werdenden Entdeckungen und Berichtigungen die Geſtalt und Lage des weniger ſorgfältig unterſuchten und zum Theil noch **unbekannten Nordens von Amerika** neue Karten nöthig machen, indem bereits dasjenige, was noch im vorigen Jahre als wahrſcheinlich geglaubt werden konnte, jetzt durch die erlangte Gewißheit von Augenzeugen widerlegt worden iſt.

Feſt ſteht das Faktum: daß die **Unmöglichkeit einer Nordweſtlichen Durchfahrt**, in einer ſchiffbaren Meeresgegend, erwieſen iſt, wie es die **Abhandlung über die Nordweſtküſte von Amerika** im zweyten Bande dieſer Sammlung unwiderleglich dargethan hat; und feſt wird es ſtehen, bis eine neue Kataſtrophe der Erde Neptuns und Plutons Reichen neue

---

*) Berlin, 1792.

Gränzen abſteckt. Damals aber blieb uns noch eine Hoffnung übrig, daß der große Cooksfluß mit dem neuentdeckten Sklavenſee, und durch dieſen mit den Seen und Flüſſen, die nach der Hudſonsbay führen, in Verbindung ſtehen könnte; wir hatten auf ſolche Art eine Wahrſcheinlichkeit vor uns, daß ſich der Handel mit Rauchwaaren, auf die in Nordamerika längſt übliche Methode, in kleinen Kähnen, die man zuweilen auf Strecken von einigen Meilen weit über Land ſchleppt, von der Hudſonsbay unmittelbar bis nach der Nordweſtküſte führen ließe. Allein dieſe Ausſicht zu einem bequemen Waarentransport hat ſich um vieles verſchlimmert, ſeitdem die wahre Reiſeroute des Pelzhändlers **Mackenzie** (S. Th. II. dieſer Sammlung S. 205. u. f.) genau bekannt geworden iſt. Da die Veränderungen, welche dadurch in der zweyten Ausgabe der von A. Arrowſmith herausgegebenen Weltkarte veranlaßt worden ſind, von der bisher geglaubten Lage der dortigen Seen und Flüſſe merklich abweichen, ſo wäre ſehr zu wünſchen geweſen, daß man das Tagebuch dieſes unternehmenden Abentheurers dem Publikum mitgetheilt hätte. Dies iſt aber noch nicht geſchehen, obſchon es in England angekommen und in den

Händen eines gewiſſen Herrn Simon Mac Taviſh befindlich iſt, der Herrn Arrowſmith erlaubt hat, nach den darin aufgezeichneten Angaben ſeine Karte zu verbeſſern. Um unſer Publicum indeſſen dieſe wichtigen Entdeckungen nicht entbehren zu laſſen, hat der Herr geheime Kriegesſekretair Sotzmann ſie auf der neuen dieſem Theile beygefügten Karte eingetragen; und hier wird es zweckmäßig ſeyn, das wenige, was wir von dieſer Reiſe wiſſen, kürzlich zu erzählen, um dadurch die neueſte Entdeckungsgeſchichte des Amerikaniſchen Nordens, ſo gut es angeht, zu ergänzen.

Man erinnert ſich noch aus der Abhandlung **über die Nordweſtküſte von Amerika,** (Th. II. S. 205), daß der Kanadier Peter **Pond,** nachdem er 1787 nicht nur bis an den **großen Sklavenſee,** ſondern auch in einen ſehr großen Fluß an deſſen ſüdweſtlichem Ende gekommen war, ſeinen Gefährten **Mackenzie** daſelbſt zurückgelaſſen und den Rückweg nach Quebek genommen hatte. Damals glaubte er, und machte ſeine Muthmaßung bekannt, daß dieſer Fluß kein anderer als der Cooksfluß ſeyn könne, welcher denn ſolchergeſtalt aus dem großen Sklavenſee ſeinen Urſprung nehmen und die inländiſche

Schifffahrt zwiſchen dem Atlantiſchen und dem nördlichen ſtillen Meere ſehr erleichtern müßte. Nach **Mackenzies** Tagebuche vom Jahr 1789 verhält es ſich indeß mit dieſem Fluſſe ganz anders; anſtatt weſtwärts in das nördliche ſtille Meer, oder den großen Ocean zwiſchen Amerika und Aſien, zu fallen, wendet er ſich plötzlich gegen Norden, und fällt in das Eismeer. An der Stelle, wo dieſer Fluß, den wir künftig den **Mackenziesfluß** nennen müſſen, aus dem großen Sklavenſee heraustritt, iſt er noch zehn Engliſche Meilen breit; etwas weiter hinabwärts verengt er ſich bis auf eine Engliſche Meile, und in der Länge ſeines Laufes wird er noch beträchtlich enger; faſt überall aber finden wir in der Karte eine Tieſe angemerkt, die mit der Breite in Verhältniß ſteht. So z. B. wo der Fluß eine Engliſche Meile breit iſt, beträgt die Tieſe nur viertehalb Klaftern; hingegen unter dem Polarkreiſe, wo er auf einer Strecke von drey Engliſchen Meilen zwiſchen zwey ungeheuern Abgründen ſich hinunterſtürzt, die nur um fünfhundert Schritte von einander getrennt ſind, hat er eine Tieſe von funfzig Klaftern. In ſeinem Laufe nimmt er verſchiedene andere Flüſſe auf, deren einige von beträchtlicher Größe ſind. Zu beyden Seiten erblickt man an mehrern Stellen große Gebirgsrücken, worunter der Hornberg an der Oſtſeite, nicht weit von dem Orte, wo der Fluß den See verläßt, vermuthlich von ſeiner beſonderen Geſtalt den Nahmen hat. Weiter hinabwärts nach Weſten findet man Gebirge mit glänzenden Steinen; etwas unterhalb des Polarkreiſes aber, und eine Strecke jenſeits deſſelben, erſt am öſtlichen, hernach am entgegengeſetzten Ufer, liegen Schneegebirge. Die Gewalt des Stroms iſt ſtellenweiſe ſehr verſchieden: an einem Orte ziſcht das Waſſer, wie in einem ſiedenden Topfe; jenſeits deſſelben bemerkt man, daß der Strom an Geſchwindigkeit merklich zunimmt, weiterhin aber wieder ruhiger fließt. In der Gegend der erſten Schneegebirge iſt eine ſehr ſtark abſchüſſige Stelle, von der Art, die man in den Nordamerikaniſchen Flüſſen Rapids zu nennen pflegt, und die allenfalls mit den Fällen im Dnepr verglichen werden können, indem ſie theils durch das ſchnelle Gefälle des Bodens, theils durch die im Flußbette hervorragenden Felſen verurſacht werden. Unterhalb des zweyten Schneegebirges, etwa einen Grad jenſeits des Polarkreiſes, ſoll nach dem Berichte der Indianer das Meer ſowohl gegen Oſten als gegen Weſten nicht weit entfernt ſeyn, welches vermuthlich die Urſache iſt, warum man dieſer Gegend den Namen **Iſthmus**, oder die **Erdenge**, gegeben hat. Noch ehe man an dieſen **Iſthmus** kommt, bemerken die Indianer eine Stelle im Fluſſe, wovon ſie ſagen, es ſey ein **Manitu** oder ein Geiſt darin, vermuthlich um mit dieſem Ausdrucke die Bewegung eines dort etwa vorhandenen Strudels anzudeuten. Oberhalb der letzten Schneegebirge in 68° nördlicher Breite wird man keinen Baum mehr gewahr. Etwas weiter nordwärts kam man an verlaſſene Lagerſtätten, die vermuthlich den Eskimos gehört hatten. Hierauf zerſpringt der Fluß in mehrere Aeſte, und fällt ungefähr unter dem 69ſten Grade N. Br. in einen beynahe cirkelrunden Meerbuſen, wo die Fluth am 12ten Julius 1789 ſechzehn bis achtzehn Zoll ſtieg. In der Mitte dieſes Buſens liegt eine Inſel, welche den Namen **Wallfiſchinſel** (Whale-Island) auf der Karte hat. In der Nähe derſelben iſt das Waſſer fünf Klaftern tief. **Mackenzie** landete auf dieſer Inſel, und errichtete daſelbſt einen Pfahl, worauf er, zum Gedächtniß, daß er ſo weit gekommen, ſeinen Namen, die Anzahl ſeiner Mannſchaft und ſeiner Kanots, nebſt der nördlichen Breite der Inſel, 69° 14′, anzeichnete. Nach Arrowſmith's Karte liegt dieſe Inſel in 225° öſtlicher (135° weſtlicher) Länge von der Königlichen Sternwarte zu Greenwich. Ein See mit friſchem Waſſer wird in der nordweſtlichen Gegend des Meerbuſens angedeutet. Die Abweichung der Magnetnadel beträgt an der Mündung des Fluſſes oder auf der **Wallfiſchinſel** 36′ öſtlich.

Es erhellet aus dieſen Angaben unwiderſprechlich, daß nicht nur der höchſte Norden von Amerika bis zum 69ſten Grade der Breite ein zuſammenhangendes feſtes Land bildet, wo keine Durchfahrt gedenkbar iſt; ſondern auch, daß zwiſchen dem **Cooksfluſſe** und dem **großen Sklavenſee** keine unmittelbare Communication zu Waſſer Statt findet. Nach den genaueren Angaben dieſer Reiſe, zuſammengehalten mit den Entdeckungen des Herrn Hearne, konnte nunmehr Arrowſmith auch die Lage des **Sklavenſees** ſelbſt ganz anders, als in der vorigen Ausgabe, beſtimmen. Er verlegt ihn zwiſchen 61° und 62° N. Br., anſtatt daß man ihn vorhin um wenigſtens zwey Grade nördlicher zu ſuchen hatte; und was die Länge betrifft, ſo füllt er damit einen Raum von ungefähr fünf und ſechzig Seemeilen, zwiſchen 241° und 248° öſtlicher (119° und 112° weſtlicher) Länge. Dieſe Lage ſetzt es außer allem Zweifel, daß ſchon **Hearne**, auf ſeiner merkwürdigen Reiſe zu Fuß an das Eißmeer, über die öſtliche Gegend des **Sklavenſees** gekommen ſeyn muß, da man bisher immer geglaubt hatte, daß er den **Arathapeskowſee** berührt hätte.[*] Dieſer letztere aber liegt in der That weit ſüdlicher, als die vorige Karte ihn angab, nämlich in 59° N. Br., und iſt von ungleich kleinerem Umfange, als man ihn ſonſt, wegen der Verwechſelung mit dem **Sklavenſee** gezeichnet hatte, wiewohl er immer noch eine anſehnliche Größe behält, und von Oſten nach Weſten bey einer verhältnißmäßig geringen Breite wenigſtens vierzig Seemeilen lang iſt. Der 246ſte und der 250ſte öſtliche (oder der 114te und 110te weſtliche) Meridian ſind die Gränzen ſeiner Länge, wodurch er alſo gerade ſüdlich von dem öſtlichen Ende des **Sklavenſees** zu liegen kommt. Der **Sklavenfluß**, welcher das Bindungsglied zwiſchen beyden Seen iſt, berührt den **Arathapeskow-**

ſee in ſeiner weſtlichen Gegend und den Sklavenſee in der Mitte ſeines ſüdlichen Ufers.

Lage, Größe und Geſtalt dieſer beyden Seen ſind alſo von dem, was man bisher davon wußte, ſehr auffallend verſchieden, und beyde, insbeſondere der Sklavenſee, liegen den Engliſchen Handelspoſten an der Hudſonsbay viel näher, als wir ſie in den letzten Karten noch angeben konnten. Dagegen bleibt der Fluß Arathapeskow auch jetzt noch in derſelben Entfernung von der Nordweſtküſte, die man ihm zuvor ſchon angewieſen hatte, welches daher kommt, daß man ihn jetzt mit dem weſtlichen Ende des Arathapeskowſees verbindet, da er ſonſt ſo vorgeſtellt wurde, als ob er in die Südoſtgegend deſſelben fiele. Zwiſchen dieſem Fluſſe und dem nächſten bekannten Punkte der Nordweſtküſte bleibt immer noch ein Raum von hundert und achtzig Seemeilen (oder 135 Deutſchen Meilen) worin noch anſehnliche Entdeckungen zu Waſſer und zu Lande gemacht werden können.

Um hier alles zuſammenzufaſſen, was zur Erläuterung der neuen Karte erforderlich ſeyn möchte, müſſen wir bemerken, daß der Punkt, wo

Hearne die Küſte des Eismeers berührte, wieder in 71° nördlicher Breite angegeben worden iſt, indem die Correction, die Herr **Dalrymple** hier hat anbringen wollen, vermöge deren dieſer Punkt auf 68° 15′ hätte reducirt werden müſſen, den Bemerkungen des Reiſenden ſelbſt widerſpricht. Dieſe Aenderung macht es nunmehr auch wieder unwahrſcheinlicher, daß aus der **Repulſebay** eine Durchfahrt in das Eismeer gehen ſollte; mithin iſt die punktirte Linie, womit ſie angedeutet wurde, wieder weggelaſſen worden. Eben ſo wenig konnte der angegebene Umriß des großen **Nordiſchen** Archipelagus bleiben, da noch nicht die entfernteſte Beſtätigung der von Herrn **Meares** erwähnten Entdeckung der Schiffscapitaine aus Boſton (Th. II. S. 123) eingegangen iſt. Der erſte vergleichende Blick auf unſere jetzige und die dem zweyten Bande dieſer Sammlung beygefügte Karte wird übrigens den Unterſchied zwiſchen beyden in Abſicht auf die Lage und Geſtalt der Gruppe von den fünf großen Seen im Innern von Nordamerika, und zugleich die Einzeichnung verſchiedener kleinen Seen aus **Longs** Karte zur Erläuterung der Reiſen eines Kanadiſchen Dolmetſchers, hinlänglich darthun.

Ich eile nunmehr zu meinem eigentlichen Gegenſtande, um den Leſer in Stand zu ſetzen, den ganzen **Norden** des neuen Welttheils gleichſam auf einmal zu überſehen.

1. Geographiſche Umriſſe.

§. 4.

Umgränzung des Eismeers.

Noch ſind die Polarpunkte der Achſe, um welche ſich täglich unſere Erdkugel wälzt, dem Menſchen unzugänglich geblieben. Um den **Nordpol** kann ein Kreis, der hundert und funfzig (Deutſche) geographiſche Meilen zum Radius hat, gezogen werden, ohne irgend ein bekanntes Land, die nördlichſten Inſeln von **Spitzbergen** ausgenommen, zu durchſchneiden; und nimmt man nicht den Pol ſelbſt zum Mittelpunkte, ſo iſt der unbekannte Raum eine Ellipſe, deren größter Durchmeſſer ſechshundert geographiſche Meilen, ſo wie der kleinere ungefähr dreyhundert und vierzig, enthält. Dieſen Raum nennt man ſehr ſchicklich das **nordiſche Eismeer**, indem er, auf welcher Seite man auch hineinzudringen verſucht hat, jederzeit mit ungeheuren Eisbergen und an einander hangenden Eisfeldern oder beeiſeten Flächen bedeckt gefunden worden iſt. Man hat zwar einzelne Beyſpiele von ſo genannten Grönlandfahrern, oder Schiffen, die auf den Wallfiſchfang gegangen ſind, daß ſie zwiſchen **Spitzbergen** und **Grönland** bis auf wenige Grade, ja ſogar bis auf einen Grad oder funfzehn geographiſche Meilen, vom Pol eine offene See gefunden haben; allein dieſe ſeltenen Ausnahmen berechtigen uns keinesweges zu hoffen, daß eine freye Fahrt nach dem Pol, und über denſelben hin, zwiſchen dem alten und neuen Welttheile bewerkſtelligt werden könne. In einem Sommer, welcher durch vorzüglich milde Witterung die Maſſe des Eiſes auf dem dortigen Meere beträchtlich verminderte, ließe ſich vielleicht ein Wageſtück von dieſer Art unternehmen und ausführen; wüßte man nur immer im Voraus das Jahr zu beſtimmen, welches zu einer ſolchen Schiffahrt am meiſten verſpricht! Die größte Schwierigkeit bey der Beſchiffung des Eismeers liegt unſtreitig darin, daß, allen Ausſagen der Wallfiſchfänger gemäß, das Eis erſt im September weggeſchmolzen iſt, wenn bereits die Aequinoktialſtürme dem Seefahrer drohen, und ver-

möge

möge der ſchiefen Richtung der Erdachſe in ihrer Bahn um die Sonne, die ganze Polargegend in Begriff iſt, in ihre ſechsmonathliche Nacht zu verſinken. Vom 21ſten September an bis zum 21ſten März herrſcht ununterbrochene Finſterniß in einem Kreiſe von 23½ Graden der Breite, oder von dreyhundert funfzig (geogr.) Meilen rund um den Pol: eine Finſterniß, die durch Nebel und Sturm nur noch ſchrecklicher und gefahrvoller wird, und die erſt im Winter, wenn alles vom Eiſe ſtarrt, dem magiſchen Glanze des Mondes und der am reinen Himmel funkelnden Sterne weicht.

Das Eismeer hängt zwiſchen Europa und Amerika mit dem Atlantiſchen, und zwiſchen Aſien und Amerika mit dem Kamtſchatkiſchen Meere, durch dieſes letztere aber mit dem großen Ocean, dem ſo genannten ſtillen Meere, zuſammen; nur mit dem Unterſchiede, daß zwiſchen dem Nordcap in Lappland und der öſtlichen Spitze von Altgrönland in Amerika die See noch über hundert und ſechzig geographiſche Meilen breit iſt, da hingegen die äußerſten Spitzen von Aſien und Amerika in der **Behringsſtraße** ſich bis auf dreyzehn Seemeilen, oder noch nicht volle zehn geographiſche

Meilen, einander nähern. Man begreift nun leicht, wie viel ſchwerer es ſeyn müſſe, durch dieſe letztere Enge in das Eismeer zu kommen, als in der Gegend des Nordcaps, oder der Grönländiſchen Küſten, zumal da ſich das Land oberhalb der Meerenge zu beyden Seiten vom 70ſten und 73ſten bis zum 66ſten Grade der Breite allmählich wie ein Trichter verengt, wodurch das aus dem Eismeere ſüdwärts ſchwimmende Eis ſich unfehlbar ſtauchen und unbeweglich werden muß. Hierzu kommt noch die geringe Tiefe des Meeres in dieſem trichterförmigen Buſen, welche nirgends über dreyßig Klaftern beträgt, und woſelbſt alſo die großen Eisberge oft genug feſt ſitzen müſſen, da man ſich leicht durch einen einfachen Verſuch überzeugen kann, daß von einem jeden Stücke ſchwimmenden Eiſes im Seewaſſer nur der zehnte Theil der Maſſe herausragt, die übrigen neun Zehntheile hingegen unter die Waſſerfläche ſinken; mithin von einem Würfel Eiſes, der funfzig Fuß hoch über dem Waſſer ſchwimmt, behauptet werden kann, daß er ſich vierhundert und funfzig Fuß tief eintauchen müſſe. Ein ſolcher Würfel braucht ſchon, um nur eben ſchwimmen zu können, eine Tiefe von fünf und ſechzig Klaftern, wenn er nicht etwa mit einem Eisfelde zuſammenhängt, deſſen ausgebreitete Fläche ihn emportragen hilft.

Die Küſten der alten Welt, oder Europens und Aſiens, ſo fern ſie den Rand des Eismeeres umſchließen, ſind nunmehr mit ziemlicher Beſtimmtheit bekannt. Sie ziehen ſich in einer Ausdehnung von mehr als 160 Graden der Länge, vom **Nordcap** an bis zum **Oſtcap**, indem ſie zwiſchen 63° und 78° mehrere tiefe Buſen und Inſeln, insbeſondere aber die Inſel **Nowa Zemlja** (das neue Land) bilden. Viele große Flüſſe, die **Dwina**, die **Petſchora**, der **Ob** und **Jeniſei**, die **Lena**, **Indigirka** und **Kowyma** ſtürzen ſich an dieſer Küſte in das Eismeer. Die Gruppe von beeiſeten Inſeln, die man unter dem Namen **Spitzbergen** kennt, liegt zwiſchen dem **Nordcap**, **Nowa Zemlja** und **Altgrönland** in der Mitte, dem letzteren etwas näher, und erſtreckt ſich bis über den 80ſten Grad der Breite. Sie theilt alſo den Strom des Eismeeres zwiſchen Europa und Amerika in zwey engere Durchfahrten, wovon die weſtliche, zwiſchen **Spitzbergen** und **Grönland**, kaum ſechzig Deutſche (geogr.) Meilen breit und oft des geſtauchten Eiſes wegen über dem 80ſten Grade der Breite nicht ſchiffbar iſt. Die natürliche Gränze zwiſchen dem Eismeer und dem Atlantiſchen Meere bilden die drey Inſelpunkte: **Island (Eisland), die Farö-Inſeln und die Schetland-Inſeln**, welche zwiſchen Großbritannien und Altgrönland in ſchräger Richtung liegen.

Wir kommen nunmehr an die andere Hälfte der Umgränzung des Eismeeres, an die nördliche Küſte des Amerikaniſchen feſten Landes. Hier iſt, außer einigen noch ſehr ſchwankend angegebenen Punkten, Alles unbekannt. Die nördlichſte Gegend, wo man die Küſte des **alten oder Oſtgrönlands**, Spitzbergen gerade gegenüber, geſehen hat, liegt im 79° nördlicher Breite, und etwa 9° weſtlich von Greenwich. Man weiß aber nicht einmal den Entdecker, ſondern nur das Jahr der Entdeckung, 1670, anzugeben. Von dieſem Punkte bis an das **Cap des Prinzen von Wales**, welches die weſtlichſte Spitze von Amerika und die öſtlichſte Gränze der Behringsſtraße bildet, haben wir einen Zwiſchenraum von 159° der Länge, dergeſtalt, daß alſo die Küſte der neuen Welt, welche das Eismeer umgiebt, mit der

Küſte des alten Welttheils bis auf wenige Meilen gleiche Ausdehnung hat. Allein die einzigen jetzt noch bekannten Punkte dieſer Küſte ſind die von **Hearne** 1771, und von **Mackenzie** 1789 entdeckten Mündungen des **Koppermine** (Kupfergruben-) und des **Mackenzie**sfluſſes, wovon jene in 70° 45′ N. Br. und 248° öſtlicher (112° weſtlicher) Länge, dieſe aber in 68° 45′ N. Br. und 225° 30′ öſtlicher (134° 30′ weſtlicher) Länge angenommen wird.

Welche Meerbuſen, welche Inſeln und Vorgebirge auf einer ſo großen Strecke die nördliche Küſte von Amerika bilden könne, und ob das Eismeer in ſeinem Mittelpunkte ganz offen, oder mit feſtem Eiſe immerwährend belegt, oder gar mit noch unbekannten Ländern ausgefüllt ſey, bleibt künftigen Seefahrern zu entdecken übrig. Als **Cook** durch die Behringsenge gegen Norden ſchiffte, kam er nur bis zum Eiscap in 70° 29′ N. Br.

§. 5.

Grönland und Baffinsbay.

Die öſtlichen Küſten des Amerikaniſchen Welttheils gehen ungleich weiter nach Norden hinauf, als die weſtlichen; man hat, wie ſchon geſagt, nicht nur die Küſte von **Oſtgrönland** bis zum 79ſten Grade der Breite verfolgt, ſondern auch jener große Buſen, welcher nach ſeinem Entdecker die **Baffinsbay** genannt wird, ſteigt bis zum 78ſten Grade und noch höher fort, wodurch es außer allem Zweifel geſtellt wird, daß das Land, welches dieſe Bay umgränzt, ſich noch weiter gegen Norden erſtrekken muß.

Ob **Grönland** eine Inſel ſey, ob eine von den verſchiedenen Buchten, die **Baffin** im nördlichen Theile eines Meerbuſens entdeckte, entweder **Whale**- (Wallfiſch) **Sund**, **Sir Thomas Smiths Sund**, **Alderman Jones Sund** oder **Lancaſter-Sund**, eine Durchfahrt in das Eismeer eröffne, iſt noch keinesweges entſchieden, weil ſeit **Baffins** Entdekkung im Jahre 1616 dieſe Gegend nicht wieder beſucht worden iſt, und weil er auf ſeiner Fahrt zu ſchnell an der Küſte forteilte, um ſie genau aufnehmen oder erforſchen zu können. Wie dem auch ſey, von jenem nördlichſten Punkt an der Oſtſeite dieſes Landes in 79° N. Br. läuft die Küſte in ſüdweſtlicher Richtung bis an das **Cap Farewell**, welches in den Holländiſchen Karten Statenhoek heißt und in 59° 30′ N. Br. liegt. Die Vorgebirge und Häfen an dieſer Küſte, vom **Cap Farewell** an bis **Island** (Eisland) gegenüber, kennt man jetzt nur nach den aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert in Dänemark übrig gebliebenen Karten, indem das Eis, welches ſich zwiſchen dieſem Lande und **Island** ſeit einigen Jahrhunderten feſtgeſetzt hat, die ehemals bewohnte und beſuchte Küſte unzugänglich macht. Die nördlicheren Punkte, welche man in den Karten angegeben findet, ſind größtentheils von Holländern geſehen worden, ohne daß man die Entdecker genau anzugeben weiß. Auch der berühmte und unglückliche **Hudſon** ſah 1607 auf ſeiner erſten Reiſe dieſe Küſte unter dem 73ſten Grad N. Br., und nannte dieſe Gegend Hold with Hope (Halt an mit Hoffen).

Vom **Cap Farewell weſtwärts**, biegt ſich die weſtliche Küſte von Grönland bald wieder nach Norden um, und ſteigt in der Baffinsbay, wie ſchon geſagt, bis zum 78ſten Grade der Breite hinauf. Dieſer kalte Strich Landes, der insgemein **Weſt**- oder **Neugrönland** heißt, wird noch von Europäern beſucht; die Dänen unterhalten daſelbſt Miſſionen, und haben zur Bequemlichkeit ihrer Wallfiſchfänger einige Poſten angelegt. Baffins-Meerbuſen, der, wo er am breiteſten iſt, hundert und funfzig Deutſche geographiſche Meilen von Oſten nach Weſten hält, wird am Eingange, oder der ſo genannten Straße **Davis**, wieder beträchtlich enger, indem ſich hier auf der weſtlichen Seite deſſelben, **Weſtgrönland** gegenüber, das Land in eine große Anzahl größerer und kleinerer Inſeln zerſtückelt, zwiſchen denen **Cortereal**, **Frobiſher**, **Davis**, **Weimouth**, **Hudſon**, **Bylot** und **Baffin**, **Hawkbridge**, **Fox**, **James**, **Middleton** und Andere mehr, verſchiedene ſo genannte Straßen oder Meerengen und Einfahrten theils entdeckten, theils wieder aufſuchten und genauer beſtimmten, in dem fruchtloſen Beſtreben hier hindurch in das Meer, welches die Oſtküſte von Aſien beſpühlt, zu gelangen und die ſo ſehnlich gewünſchte Nordweſtliche Durchfahrt, oder den kürzeren Weg nach China und Oſtindien, zu entdecken. **Frobiſher** entdeckte ſchon 1578 die Einfahrt, die man jetzt Hudſonsſtraße nennt; er hielt ſie aber für einen Weg, der ihn nur von ſeinem Ziele, der nordweſtlichen Durchfahrt, irre führte, und gab ſeinen Namen einer etwas nördlicher zwiſchen den Inſeln gelegenen Enge. Dieſe **Frobiſhers-Enge** fand **Davis** im Jahre 1587 wieder, und ohne zu wiſſen, daß ſie bereits entdeckt wäre, nannte er ſie **Lumleys Einfahrt** (inlet.). Noch nördlicher hatte er ſchon zwey Jahre zuvor die **Cumberlandsſtraße** gefunden. Allein anſtatt auf dieſem Wege weſtwärts vorzudringen, blieb es jederzeit das Loos dieſer kühnen, ausdauernden und zum Theil ſchwärmeriſchen Seefahrer, wegen der ſtrengen Witterung und der Unmöglichkeit zu überwintern, gerade dann auf ihren Rückweg zu denken, wenn ſie eben die erwünſchteſte Ausſicht vor ſich hatten, Entſcheidung und Gewißheit zu erlangen. Daher läßt ſich noch immer die Möglichkeit behaupten, daß vielleicht jenſeits des nördlichſten Punktes, den Fox im Jahr 1631 erreichte, eine Communication zur See mit dem Eismeere nach Weſten hin, ungefähr in 69° oder 70° Nördlicher Breite, zu ſuchen ſey.

§. 6.

Hudſonsbay, Labrador, Neufundland und Neuſchottland.

Ein hundert und funfzig geographiſche Meilen weſtwärts vom **Cap Farewell**, oder der Südſpitze von Grönland, befindet man ſich im Eingange der **Hudſonsſtraße**, deren linkes oder ſüdliches Ufer einen Theil des ſo genannten Landes **Labrador** ausmacht. Das **Cap Chidley** am Eingange dieſer Straße liegt ungefähr in 60°, und das **Cap Digges** an ihrem weſtlichen Ende in 62° 41′ N. Br., ſo daß ſie auf einer Strecke von 15° der Länge, oder ungefähr hundert und zwanzig Deutſchen Meilen, mehr als drittehalb Grade gegen Norden anſteigt. Vom **Cap Digges** an läuft die Küſte plötzlich ſüdwärts, und bildet den tiefen Buſen, welcher unter dem Namen der **Hudſonsbay** bis beynahe zum 51ſten Gr. der Breite hinuntergeht, an ſeiner weſtlichen Seite aber wieder über den Polkreis bis auf 67° 30′ N. Br. ſteigt, wo er ſich in der runden Repulſebay endigt. Lange Zeit ſchmeichelte man ſich, hier, durch die geräumigen Buchten am weſtlichen Ufer dieſer Bay, eine Durchfahrt in die noch weſtlicher gelegene Gegend des Eismeers zu finden; allein ſeitdem die Hudſonsbay-Compagnie die Stellen, die noch am meiſten verſprachen, von neuem hat unterſuchen laſſen, und am allerentſcheidenſten, ſeitdem einer ihrer Beamten, der jetzige Gouverneur Hearne, vom Churchill-Fort zu Fuß und in Kähnen bis über den 71ſten Grad der Breite an das Eismeer gekommen iſt, ſind alle dieſe angenehmen Hoffnungen gänzlich vernichtet worden. Der lange Sund, der unter dem Namen Cheſterfields oder Bowdens Einfahrt bekannt iſt, mag indeß wohl mit den inländiſchen Seen in Zuſammenhang ſtehen, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der große See Dubant (Doobaunt) ſein ſüßes Waſſer durch einen ſtarken Strom mit mehreren Fällen in dieſen Sund ergießt. Die von Middleton entdeckte Repulſebay, wo man, zufolge einiger von Amerikaniſchen Wilden gezeichneter Karten, noch eine Durchfahrt in die weſtliche Gegend des Eismeers für möglich hielt, ſcheint doch gegenwärtig (vielleicht nach ſpäteren Berichten?) wenig Hoffnung mehr zu geben, da ſchon Arrowſmith die auf der erſten Ausgabe ſeiner Weltkarte angedeutete Communicationslinie aus der zweyten weggelaſſen hat.

Der Umſtand, daß das Eismeer etwa fünf und zwanzig Grade der Länge weſtwärts von der weſtlichen Umgränzung der Baffinsbay geſehen worden iſt, giebt deutlich zu erkennen, daß die Ländereyen, welche dieſe Bay gegen Abend umſchließen, wenn ſie nicht aus Inſeln beſtehen, ſondern zuſammenhangend befunden werden ſollten, nur einen ſchmalen Strich bilden können, der vom 79ſten oder 80ſten Grade nördlicher Breite an, ziemlich geradezu nach Süden herabläuft und nirgends über hundert, an manchen Stellen aber kaum funfzig Deutſche Meilen breit iſt. Dieſer dem Pol ſo nahe kommende Strich Landes kann, wenn ſein Umriß erſt bekannt ſeyn wird, dem Forſcher wenig Neues darbieten, da die Natur gegen die Pole zu erſtarrt und an Erzeugniſſen verarmt zu ſeyn ſcheint. Ich glaube nicht, daß der Name **Amerikaniſche Polarländer**, den ich dieſen Gegenden in meiner Karte beygelegt habe, leicht gegen einen ſchicklicheren vertauſcht werden kann. — Die Länder, welche die Hudſonsbay gegen Abend umfangen, haben zwar beſtimmte Benennungen, aber noch keine beſtimmte Gränzen erhalten. Nordwärts und weſtwärts von der Repulſebay finden wir des **Prinzen Wilhelms Land**, welches zugleich die Südweſtgegend der Baffinsbay umgiebt. Zwiſchen dieſem Lande und dem **Churchillfluſſe**, der in 58° 56′ Nördlicher Breite in die Hudſonsbay fällt, hat das Land den Namen **Neu-Nord-Wales** (Wallis), und von dieſem Fluſſe ſüdwärts bis an das ſüdlichſte Ende der Jamesbay den Namen **Neu-Süd-Wales** erhalten. Der Theil von **Labrador**, welcher an die Oſtſeite der Jamesbay ſtößt, gehört noch unter der Benennung **East-Main** oder des öſtlichen feſten **Landes** zum Gebiete der Hudſonsbay-Compagnie, und es liegen daſelbſt verſchiedene von ihren Handelsposten. Die weſtliche Gränze der oben genannten Länder, Neu-Süd- und Neu-Nord-Wales, iſt gänzlich unbeſtimmt; zum Theil daher, weil dieſe Gegend noch nicht weiter weſtwärts, als bis zum Sklavenſee, entdeckt worden iſt. Das Meer von Kamtſchatka mit der Behringsſtraße iſt das entfernteſte Ziel gegen Abend, wohin ſie ſich erſtrecken kann; allein nur künftige politiſche Verfügungen werden entſcheiden dürfen, ob die Handelsprivilegien der Hudſonsbay-Compagnie ſich von einem Oceane zum andern ausdehnen ſollen. Nimmt man den Strich Landes zwiſchen der Hudſonsbay und dem Sklavenſee für das erkannte Gebiet der Compagnie an, ſo ſehen wir in ihren Händen ſchon eine ungeheure, von unzähligen Seen und Flüſſen bequem durchſchnittene Fläche, die mehr als funfzigtauſend Quadratmeilen enthält.

Labrador, ſonſt auch **Neu-Britannien**, das ſchon 1601 durch **Cortereal**, im achten Jahre nach der Wiederkehr des großen **Columbus** von ſeiner erſten Reiſe, entdeckte Land, deſſen Oſtküſte ſich von dem **Cap Digges** an ſüdoſtwärts bis beynahe in 50° N. Br. erſtreckt, iſt gleichſam ein zwiſchen der Hudſonsbay, dem Atlantiſchen Meere und dem Meerbuſen St. Lorenz eingeſchloſſenes Dreyeck. Seine äußere oder Oſtſeite iſt gegen zweyhundert und ſiebzig Deutſche Meilen lang, und der ganze Flächeninhalt könnte leicht 20,000 Deutſche Quadratmeilen betragen. Seinem ſüdöſtlichen Vorgebirge, dem **Cap Charles**, gegenüber, durch die enge Straße **Belleisle** getrennt, liegt die, wegen ihrer vielen vortrefflichen Häfen den Europäiſchen Seemächten ſo wichtige, mit Sandbänken umgebene Inſel **Neufundland**, (**Newfoundland**, Fr. *Terre-*

neuve) und verſchließt den Eingang in den Meerbuſen St. Lorenz, bis auf die Enge, die ſie mit der ſüdlich gelegenen, kleineren Inſel **Cap Breton** formirt. Schon im Jahre 1497 entdeckte **Johann Cabot** dieſe Inſel. Den erſten Punkt, der ihm zu Geſichte kam, nannte er *primera vista*, zuerſt geſehen, woher vielleicht eben erſt oder neu **gefunden** und **Neufundland**, entſtanden iſt; dem ganzen Lande aber gab er, wegen der Menge Kabbeliau, womit die dortige Meeresgegend angefüllt iſt, den Namen *Terra de Baccalhaos*.

Der ſchöne, große **Sanct Lorenzſtrom** kommt von Südweſten herab, um ſich in den Meerbuſen dieſes Namens zu ergießen, deſſen ſüdliche Küſte dann wieder ſüdoſtwärts fortſtreicht, bis ſie ſich in der Gegend der Inſel **Cap Breton**, die ehedem **Isle Royale** hieß, ein wenig nordoſtwärts herausbiegt. **Cap Breton** hat einen Flächeninhalt von hundert und zwölf Deutſchen Quadrat-Meilen; es ſtreckt ſeine langen Landſpitzen dem gegenüber liegenden Neufundland entgegen, und wird vom feſten Lande durch die enge Durchfahrt (gut) von **Canſo** getrennt.

Von dieſer Gegend an behält nun die Oſtküſte des neuen Welttheils im Ganzen genommen eine ſüdweſtliche Richtung, die ſich erſt in Florida unter 31° N. Br. wieder ändert. Der Enge Canſo gegenüber finden wir zuerſt die Halbinſel **Neuſchottland** (Nova Scotia), ſonſt **Acadien** genannt, die bereits 1524 von dem in Franzöſiſchen Dienſten ſtehenden Florentiner **Verazzani** entdeckt worden iſt. Das ehemals zu dieſer Provinz gehörige, von derſelben durch den Meerbuſen **Fundy** getrennte und gegen Norden durch den St. Lorenzfluß begränzte Gouvernement **Neubraunſchweig** (New Brunswick) und die Inſel **Cap Breton** mit eingerechnet, beträgt ihr Flächeninhalt 1959 Deutſche Quadratmeilen. Neubraunſchweig wird gegen Süden durch eine Gränzlinie abgeſchnitten, welche von dem Fluſſe Ste. **Croix** in der Bay Fundy nordwärts bis an das ſo genannte **Hochland** in 48° 45′ N. Br., dann aber weſtlich bis an den St. Lorenzfluß geht, den ſie oberhalb Montreal berührt. Alles was ſüdwärts von dieſer Gränze an der Seeküſte liegt, gehört ſchon in das Gebiet der **vereinigten Amerikaniſchen Staaten**.

§. 7.

§. 7.

Canada und die Weſtlichen Länder.

Als der Franzöſiſche Entdecker Jaques Cartier im Jahr 1535 den St. Lorenzſtrom entdeckte und hinaufwärts ſchiffte, hörte er die Wilden ihre Dörfer oder beyſammen liegenden Hütten Canada nennen, und gab dem Lande, das er zum erſtenmal den Europäiſchen Abentheurern bekannt machte, dieſen Namen, der ihm auch bis jetzt geblieben iſt *). Die Gränzen dieſer gegenwärtig unter Engliſcher Botmäßigkeit ſtehenden Provinz laſſen ſich ſchon mit ziemlicher Genauigkeit beſtimmen; ſie liegt zwiſchen den Amerikaniſchen vereinigten Staaten und den Ländereyen der Hudſonsbay-Compagnie gleichſam eingeſchloſſen. Dieſe letzteren, welche den unterſten Theil des groſſen Meerbuſens dieſes Namens, oder der Jamesbay, umſchließen, ſcheiden ſich von Canada durch die natürliche Gränze eines gebirgigen Gürtels, welcher vom Lande Labrador bis in

---

*) S. Discours du Voyage de *J. Cartier* aux Terres neuves, les Canades etc. 8. Rouen, 1598. J. R. **Forſters** Geſchichte der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden. Frankfurt an der Oder, 1784. 8. S. 502

den funfzigſten Grad der Breite nach Süden geht, dann einen Bogen nach Weſten macht, hierauf ſich wieder bis zum 48ſten Grade der Breite ſenkt, und endlich nochmals eine große Strecke weiter gegen Abend in 50° den See Superior von der Hudſonsbay trennt. Der St. Lorenzfluß, den man von ſeiner Mündung bis an ſeinen Urſprung im See Ontario in ſüdweſtlicher Richtung hinaufſteigen muß, bildet die ſüdliche Gränze von Canada. Bis Montreal liegen Engliſche Beſitzungen zu beyden Seiten des Fluſſes; nämlich an der Nordſeite Canada, und an der Südſeite Neu-Braunſchweig. Jenſeits dieſes Ortes aber wird der Fluß die Gränze zwiſchen Canada und den vereinigten Amerikaniſchen Staaten. Dem Friedensſchluſſe von 1783 gemäß, geht dieſe Gränzlinie fort durch die Mitte der vier großen Seen: Ontario, Erie, Huron und Superior, durch den Langen- oder Regenſee (Lac la Pluye), oberhalb des großen Trageplatzes (grand Portage), bis an die Nordweſtſpitze des Waldſees (*Lac des Bois*, L. of the Woods), und von da weſtlich bis an den Miſſiſſippi; worauf ſie längs der Mitte dieſes Fluſſes bis 31° N. Br. hinabſteigt, ehe ſie ſich oſtwärts über den beyden Floridas und wieder an das Atlantiſche Meer begiebt. Das Gebirge, welches ſo nahe am nördlichen Ufer des Sees Superior ſich hinzieht, und jenſeits deſſen der Regenſee ſchon nordweſtlich liegt, dürfte indeß mit Recht das weitere Hinausrücken der Gränzen von Canada nach Weſten hin verbieten. Doch auch alsdann bleibt mit dieſer Benennung ein Land von anſehnlicher Größe bezeichnet, deſſen Umfang nicht viel weniger als 20,000 Quadratmeilen faſſen kann. Einzelne Thäler abgerechnet, die ſich weit nach Norden hin erſtrecken, iſt der 50ſte Grad der Breite ſeine nördlichſte Gränze, ſo wie der 42ſte die Spitze zwiſchen den Seen Erie und Huron berührt, die am weiteſten nach Süden geht.

Wenn man vom See Superior eine Linie nach Nordweſten zieht, ſo berührt ſie das Eismeer ungefähr an dem Punkte, wo Mackenzie auf dem von ihm neuentdeckten Fluſſe dazu gelangte. Oſtwärts von dieſer Linie, liegen unzählige Seen und Flüſſe zwiſchen derſelben und der Hudſonsbay; weſtwärts aber iſt alles eine unbekannte Wildniß, bis an die Küſten des nördlichen ſtillen Meeres (großen Oceans). Viele der hier befindlichen Seen haben ſchon oft ihre Namen verändert; und die wenigen Punkte abgerechnet, welche von den Beamten der Hudſonsbay-Compagnie, aſtronomiſch beſtimmt worden ſind, bleiben die meiſten Angaben der Rauchhändler von der Lage und Richtung, Geſtalt und Größe dieſer Gewäſſer noch äußerſt unzuverläſſig.

Der Fluß, auf welchem **Mackenzie** das Eismeer erreichte, die Mündung dieſes Fluſſes, das Eiscap, wo **Cook** des Eiſes wegen nicht weiter konnte, ſodann, von dieſem Vorgebirge an, der Umriß des Landes nach Süden hin, durch die Behringsſtraße, um die Landzunge Alaſka, und oſtwärts, den Cooksfluß und Prinz Wilhelms Sund vorbey, bis an die Admiralitätsbay, ſind die Gränzen der nordweſtlichen Extremität von ganz Amerika, des Theiles nämlich, womit ſich dieſer Welttheil dem nordöſtlichen Aſien nähert. Wenn man die Länder um die ſchmale Landzunge Alaſka abrechnet, liegt dieſe ungeheuer große Landmaſſe faſt gänzlich jenſeits des 60ſten Grades der Breite, und ſteigt an einigen Orten, ſo viel wir jetzt wiſſen, wenigſtens bis über den 70ſten gegen den Pol hinauf. Der Flächeninhalt kann vielleicht mehr als vierzigtauſend Deutſche Quadratmeilen betragen, woven außer den eben erwähnten Küſten auch nicht ein Fuß breit bekannt iſt. Die wenigen Punkte dieſes nördlichen Landes, welche durch Ruſſiſche Seefahrer und Pelzhändler entdeckt worden ſind, blieben bis auf Cooks Reiſe ungewiß und unbeſtimmt; allenfalls hatten Behrings und Tſchirikofs Entdeckungen vor den übrigen den Vorzug einer größeren Zuverläſſigkeit. Dem großen Brittiſchen Weltumſegler gebührt das Verdienſt der erſten genaueren Beſchiffung und Aufnahme dieſer Küſte, wovon ſeitdem nur einige Theile vollſtändiger erforſcht worden ſind. Es wäre überflüſſig, mich hier auf Erörterungen einzulaſſen, und die einzelnen Einbuſen, Vorgebirge und Inſeln der Reihe nach zu nennen, wovon man eine ſo umſtändliche Nachricht in den Reiſebeſchreibungen der neuen Seefahrer finden kann. Mein Zweck kann hier nur dahin gehen, das Allgemeine zuſammenzufaſſen und den Leſer auch dort, wo Abſchweifungen in das Umſtändlichere unvermeidlich ſind, ſtets wieder darauf zurückzuführen.

Verfolgt man von der Admiralitätsbay die Nordweſtküſte von Amerika, die man von 60° bis 40° N. Br. eigentlich mit dem Namen, den ihr erſter Entdecker, Sir Francis Drake, ihr ertheilte, Neu-Albion nennen ſollte, ſo wird man gewahr, daß faſt alles daſelbſt erſt ſeit der letzten Cookiſchen Schifffahrt bekannt geworden iſt. Nicht leicht wird man eine Seeküſte finden, die auf einer Strecke von zwanzig Graden der Breite ſo viele ſchon bekannte vortreffliche Häfen aufzuweiſen hätte, und dabey noch ſo viele künftig zu entdeckende verſpräche. Beſtätigt es ſich, daß hier ein großer Theil der bisher für feſtes Land gehaltenen Entdeckungen nur aus Inſeln von verſchiedener Größe beſteht, und führt insbeſondere die merkwürdige von Duncan und Meares geſehene Einfahrt des Juan de Fuca zu einem großen Buſen des Meeres, der ſich hinter den äußeren Küſten tief in das Land erſtreckt, ſo hat die Schifffahrt nebſt dem Handel aus dieſer Gegend noch wichtige Erweiterungen und Vortheile zu hoffen. Schon die jetzt durch Meares, Barclay, Hanna, Portlock, Dixon, Duncan, Colnett, Douglas u. a. m. entdeckten Häfen in der Gegend, wo die Küſte einen Buſen nach Oſten macht und die Königin-Charlotten-Inſeln vor ſich liegen hat, insbeſondere der Buccleughſund, der Stephensſund, der Nepeanſund mit den Inſeln der Kronprinzeſſin, der Fitzhughſund, der Königin-Charlotten-Sund, und der Nutkaſund, ohne die nördlich von dieſer ganzen Strecke gelegenen Häfen zu rechnen, bieten dem Geographen, der nicht bloß an dem Vorhandenen ſich genügen läßt, ſondern auch über deſſen höheren Zuſammenhang mit den wirkenden Urſachen ſeines Entſtehens nachzudenken gewohnt iſt, eine reichhaltige Quelle künftiger Ergänzungen der phyſikaliſchen Erdbeſchreibung dar.

Die innere, zwiſchen dieſer Küſte und der Reihe bereits entdeckter Landſeen eingeſchloſſene Gegend, kann nur ſo lange unbekannt bleiben, als es die Betriebſamkeit unternehmender Kaufleute nicht belohnt, die im 50ſten Parallelgrade vom See Superior bis an die Küſte von Neu-Albion noch etwa dreyhundert und vierzig Deutſche Meilen lange Strecke zu durchdringen. Weiter nordwärts iſt die Entfernung des letzten Poſtens der Hudſonsbay-Compagnie von dieſer Küſte noch ungleich geringer. Hudſons Haus am Fluſſe Saſk-aſchawan liegt in 53° N. Br. und in 106° 27′ weſtlicher (253° 33′ öſtlicher) Länge.

Allein ſeit Kurzem hat man noch viertehalb Grade weiter gegen Weſten, und etwa fünf und vierzig Engliſche Meilen nördlicher, an demſelben Fluſſe den neuen Poſten Mancheſter Haus angelegt, welcher folglich von dem öſtlichen Punkte der Küſte Neu-Albions in eben demſelben Grade der Breite (53° 45′) in gerader Linie nur hundert ſechzig Deutſche Meilen entlegen ſeyn kann. Vom Mackenziesfluſſe aber in 61° N. Br., nicht weit von dem Orte, wo er aus dem Sklavenſee hervortritt, bis an die Küſte, wo der Kreuzſund, Portlockshafen, Salisbury- und Norfolksſund, Banks- und Bukarelli-Hafen, Nepeanſund, u. ſ. w. alle beynahe in gleichem Abſtande, oder in einem Bogen liegen, beträgt die Diſtanz nur hundert fünf und dreyßig Meilen. Endlich liegt der allerletzte Poſten der Hudſonsbay-Compagnie, Peace-river-fort oder das Fort am Friedensfluſſe, welcher in das Südweſtende des Arathapeskow (oder auch Arabaſka-) Sees von Südweſten herauſkommt, nach Arrowſmiths Angabe ungefähr in 58° 15′ N. Br. und 241° 15′ öſtlicher Länge, mithin 12° 18′ weſtlicher als Hudſonshaus, und kaum hundert Deutſche

Meilen vom Nepeanſund. In dieſer Gegend alſo läßt ſich ein Punkt denken, wo die an der Küſte ins Meer fallenden Flüſſe mit denen, die ſich nach dem Sklaven- und Arathapeskowſee ziehen, auf einer gemeinſchaftlichen Höhe entſpringen und vermittelſt eines Trageplatzes den kühnen Pelzhändlern ihren Waarentransport erleichtern können.

Der 40ſte Grad der Breite kann gewiſſermaßen als die ſüdlichſte Gränze desjenigen Landes gelten, welches wir hier unter dem Namen **des Nordens von Amerika** beſchreiben. Philadelphia an der Oſt-, und das Vorgebirge Mendocino an der Weſtküſte dieſes Welttheils, liegen beide in dieſer Breite, und ſind folglich die äußerſten Punkte dieſes Parallelkreiſes, ſo fern er Amerika berührt. Allein theils die Natur, theils die Politik verbietet uns, die Gränzen der Länder in geraden Linien abzuſtecken; die Richtung der Gebirge und der Lauf der Flüſſe zwingen uns, bald höher gegen Norden hinauf, bald weiter ſüdlich hinabwärts zu ſteigen. Der eben angegebene Parallelkreis durchſchneidet ſchon alle die Flüſſe, die ſich aus dem Norden in die Spaniſchen Provinzen Louiſiana, Neumexico und Neuleon ergießen: den Rio Colorado, den Rio Bravo und den Miſſiſſippi. Unweit der Quellen des letzteren, die dreyßig bis funfzig Deutſche Meilen weſtwärts vom See Superior in 47° N. Br. liegen, nimmt auch der Oreganfluß ſeinen Urſprung, der ſeinen Lauf nach Weſten richtet und von dem man ſchon lange glaubt, daß er ſich in das muthmaßliche Weſtmeer an der Küſte von Neu-Albion, ziemlich in einerley Breite mit Juan de Fucas Einfahrt (48° 30′ N. Br.) ergieße. Aus meiner Abhandlung über die Nordweſtküſte von Amerika, in dem zweyten Theile dieſer Sammlung, erhellet zur Genüge, daß die Gränze der Spaniſchen und Engliſchen Beſitzungen in dieſer Gegend noch ſtreitig iſt, und daß man ſogar im letzten Friedensſchluſſe die Beſtimmung derſelben vermieden hat. Wo alſo die Linie von der Küſte Neu-Albions bis an den Miſſiſſippi zu ziehen ſey, welche den Brittiſchen Norden von Spaniens Amerikaniſchen Reichen trennt, muß ſpätern Zeiten zur Entſcheidung aufbehalten bleiben.

Rechnen wir nun die Länder zuſammen, die den Norden von Amerika jenſeits der

Spaniſchen Beſitzungen und der neuen Republik der vereinigten Staaten ausmachen, ſo haben wir eine Oberfläche von 185,000 bis 190,000 geographiſchen Quadratmeilen, zwiſchen 40° und 80° Nördlicher Breite, und zwiſchen 10° und 170° Weſtlicher Länge. Von dieſer Oberfläche müſſen wir jedoch fünf bis ſechstauſend Quadratmeilen für den Flächeninhalt der zahlreichen großen und kleinen Seen und Flüſſe abziehen, welche dieſes Land ſo reichlich mit friſchem Waſſer verſorgen und die Communication darin ſo ſehr erleichtern. Nach dieſer Verminderung bleibt ein Land übrig, welches mit Europa, wenn wir deſſen Flächeninhalt nach Herrn Crome zu 174,090 Quadratmeilen annehmen, völlig gleiche Größe hat, wiewohl es im Ganzen genommen viel weiter gegen Norden liegt. Indeß faßt auch der gemäßigtere, bewohnbare Strich dieſes weitläuftigen Gebietes, zwiſchen 43° und 51° N. Br. eine Oberfläche von 66,500 Quadratmeilen in ſich, die in Europa nur von dem Ruſſiſchen Reich an Größe übertroffen wird. Um dieſe Größe mit einer anderen in Amerika ſelbſt zu vergleichen, verdient hier wohl bemerkt zu werden, daß der ganze Flächeninhalt der vereinigten Staaten 62,500 Quadratmeilen beträgt, von denen 4,980 Quadratmeilen für die Gewäſſerfläche, und 21,462 Quadratmeilen für das noch unveräußerte Staatseigenthum, welches zur Tilgung der Nationalſchuld beſtimmt iſt, abgerechnet werden müſſen, da denn für die vereinigten Provinzen 36,058 Quadratmeilen zwiſchen dem 49ſten und dem 30ſten Grade der nördlichen Breite übrig bleiben *).

Dieſen Seitenblick wird man uns um ſo viel eher verzeihen, da er zur Beurtheilung des künftigen Flors der neuen Welt einen ſo brauchbaren Maßſtab giebt. Ein fruchtbares Land, größer als Frankreich, Spanien, Portugal, die Schweiz, die Niederlande und Deutſchland zuſammengenommen, in einem gemäßigten Himmelsſtriche, von zahlreichen, ſchiffbaren, leicht zu verbindenden Flüſſen und Seen nach jeder Richtung durchſchnitten, mit vielen geräumigen ſicheren Häfen verſehen, reich an Produkten des Bodens, die unter geſitteten Menſchen zu den allgemeinſten Bedürfniſſen gehören, bewohnt von drey Millionen

*) *Morse*, American Geography, Elizabethtown, 1789. 8. p. 35.

(3,083,600) thätiger, unternehmender, arbeitſamer, Handel treibender, freyer Bürger, Europäiſcher Herkunft und einfacher Sitten, deren Anzahl ſich außerordentlich ſchnell vermehrt: welch ein Schauſpiel verſpricht es nicht unſerem Welttheil und ſeinen Bewohnern, die auf dem langen Wege von der urſprünglichen Wildheit zur Cultur, ſich durch die Gräuel der Knechtſchaft und der feudaliſchen Barbarey hindurcharbeiten mußten und manche unvertilgbare Narbe davon getragen haben, um ihre Brüder jenſeits des Atlantiſchen Meeres in Stand zu ſetzen, dort anzufangen, wohin ſie bis jetzt mehrentheils vergeblich ſtrebten! —

II. Phyſiſche Beſchaffenheit.

§. 8.

Waſſerſammlungen.

Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß der Norden von Amerika ein waſſerreiches Land iſt, und von ſeinen unzähligen Flüſſen und Seen den unterſcheidenden Charakter entlehnt, der ihn vor allen anderen Ländern der alten und der neuen Welt beſonders auszeichnet. In Europa iſt Schweden nebſt Finnland, was dieſen Punkt betrifft, dem Lande, das wir beſchreiben, noch am ähnlichſten; doch unterſcheidet es ſich theils durch ſeine höheren und ſteileren Gebirgsketten, theils durch ſeine Lage, die, Schonen ausgenommen, größtentheils innerhalb des 60ſten Grades der Breite eingeſchloſſen iſt, theils endlich durch ſeinen verhältnißmäßig unbedeutenden Umfang. In Aſien findet man zwar auch eine Kette von Landſeen zwiſchen dem ſchwarzen und dem Ochotskiſchen Meere; aber nur in weiten Entfernungen hingeſtreuet. Von dieſen iſt der Caſpiſche See bey weitem der beträchtlichſte, und hat zugleich die ſüdlichſte Lage. Der Aralſee, in geringer Entfernung gegen Oſten, und nach jenem der größte, hing wohl unſtreitig ehedem mit ihm zuſammen; ſo wie einſt vermittelſt des Möotis das ſchwarze Meer vermuthlich mit dem Caſpiſchen See zuſammenfloß. Die kleineren Seen, Telegul, Kabankulak, Schakurlik, Balchaſch, Aluktugul und Kjurga führen von hier im Bogen hinaufwärts zum Saiſſan, durch den der Irtyſchfluß ſeinen Lauf nach Tobolsk nimmt. Der Oleituſee, aus welchem der Selengsfluß entſpringt, der

Tſchintalas und der Koſogolſee liegen ebenfalls nordöſtlich über einander nach dem weit größeren, noch nördlicher gelegenen Baikal hin, von welchem ſüdöſtlich einige andere kleinere Seen angetroffen werden. Allein, wenn man bedenkt, daß außer dem Caſpiſchen See, dem Aral und dem Baikal, die übrigen von unbedeutender Größe ſind, und zwiſchen 40° und 50° N. Br. auf einer Strecke von fünf und ſiebzig Längengraden vereinzelt und ohne Verbindung liegen, ſo bedarf es keiner weitläuftigen Erörterung, um die Verſchiedenheit zwiſchen Aſien und Amerika in Abſicht der Waſſermenge darzuthun. Dazu kommt noch, daß der Aral und der Caſpiſche See, vielleicht auch einige von den kleinern, die ich eben nannte, ein ſtark geſalzenes Waſſer enthalten, weshalb man es allenfalls entſchuldigen kann, daß ein Landſee, wie der Caſpiſche, ſo oft ein Meer genannt worden iſt, obgleich ſchon Ariſtoteles die Unſchicklichkeit dieſer Benennung getadelt hat.

Die Gewäſſer in Nordamerika hat die Natur mit ſo freygebiger Hand geſpendet, daß ſie, nach aller Wahrſcheinlichkeit, eine Fläche von mehr als 75,000 Quadratmeilen bedecken

Der See Superior allein enthält 2,025 Quadratmeilen, alſo beynahe den ſiebenten Theil dieſer Größe. Bei dem erſten Blick in die Karte muß die Gruppe von fünf großen Seen jedem auffallen, die gleichſam zwiſchen beyden Küſten in der Mitte, jedoch der öſtlichen näher, zwiſchen 42° und 49° der N. Br. den großen Waſſervorrath enthält, den der einzige St. Lorenzſtrom dem Ocean zuzuführen ſcheint. Mehr als vierzig Flüſſe, Bäche und kleinere Seen, worunter der Alemipigon oder Nipegon der vornehmſte iſt, ſtürzen ihre Fluthen in das große Becken des Sees Superior, des höchſten, größten, nordweſtlichſten in dieſer Gruppe. Sein reines klares Waſſer beſitzt eine der Luft ähnliche Durchſichtigkeit, ſo daß man bey ſtillem Wetter das ungeheure Felſenbett, worauf es ruhet, in einer Tiefe von mehr als ſechs Klaftern mit allen ſeinen Unebenheiten deutlich erblickt. Dabey erzählt man von ſeiner Temperatur, daß in der Mitte des Sommers das Waſſer eine Klafter tief unter der Oberfläche einen dem Gefrierpunkte nahen Grad der Kälte hat. Die Stürme, die hauptſächlich von Nordweſten her die furchtbarſten Wellen auf dem See erregen, kühlen die Luft, zumal an der Südſeite des Sees, nachdem ſie über ſeine ungeheure Waſſerfläche hingeſtrichen ſind, in dem bemerklichen Grade, daß daſelbſt gewiſſe Pflanzenarten nicht fortkommen und insbeſondere der ſo genannte wilde Reiß (Zizania aquatica?) keinen reifen Samen trägt. Die Inſeln dieſes Sees, Isle Royale, Maurepas, Phelypeaux und Pontchartrain, ſind von beträchtlichem Umfange; die erſtere iſt gegen zwanzig Deutſche Meilen lang und an einigen Stellen wohl acht Meilen breit.

Der große, längliche, nach Süden hin bis zum 41ſten Grade der Breite ſich erſtreckende See **Illinois**, der jetzt gewöhnlicher der Miſchigan (Michigan) genannt wird, ergießt ſich wenige Meilen ſüdlicher als der See Superior, und mit dieſem, in den Huron-See, welcher zweyhundert Deutſche Meilen im Umkreiſe hält und ein nach Süden zugeſpitztes Dreyeck bildet. Die Enge und die Fälle von St. Marie bilden den Zuſammenhang deſſelben mit dem Superior, die Straße Mitſchillimakinak hingegen den mit dem Miſchigan-See. Jene Fälle tragen beynahe mit Unrecht ihren Namen, indem ſie in einem Kanot, wenn ein erfahrner Steuermann es führt, ihrer Abſchüſſigkeit ungeachtet befahren werden können; der Indianiſche Name der anderen Durchfahrt aber bezeichnete urſprünglich eine kleine Inſel in ihrer Mitte, die einer Schildkröte an Geſtalt ähneln ſoll, und deshalb von den *Tſchippewähs Miſchillimakinak* genannt worden iſt. Der feſte Poſten dieſes Namens, der Sammelplatz vieler ſüdlichen, weſtlichen und nordweſtlichen Stämme der Eingebornen, die dort mit den Rauchhändlern ihre Waaren umzuſetzen pflegen, liegt auf einer Landſpitze, in welche ſich die hohe Ebene zwiſchen dem Huron- und dem Miſchigan-See endigt. Eine lange ſchmale Inſel erſtreckt ſich im Huron-See nahe am nördlichen Ufer von Oſten nach Weſten; ſie iſt den Indianern heilig, und heißt in ihrer Sprache: *Manitu-alin*, der Aufenthalt der Geiſter.

Aus der Südſpitze des Huron ergießen ſich die vereinigten Gewäſſer des Sees Superior und des Miſchigan-Sees durch den Huronfluß in den kleinen runden See St. Clara (St. Claire), der gegen zwanzig Deutſche Meilen im Umkreiſe hat, und von anſehnlicher Tiefe iſt. Unglücklicher Weiſe erſchwert den Waarentransport eine Sandbank, die ſeine Mitte ganz durchſchneidet, und über welche kein beladenes Boot gehen kann. Unterhalb dieſes Sees fährt ein ruhiger, langſamer, tiefer Strom, **Detroit**, oder die **Enge** genannt, an deſſen weſtlichem Ufer die Stadt gleiches Namens liegt, die Waſſermaſſe weiter in den See von Oswego, der jetzt durchgehends **Erie** heißt.

Der **Erie**-See hat zwiſchen 41° und 43° N. B. eine Länge von ſechzig Meilen von Südweſten noch Nordoſten, bey einer Breite von zehn bis zwölf, wo er am breiteſten iſt. Die Gewäſſer nehmen hier allmählich eine, ihrer bisherigen beynahe entgegen geſetzte Richtung; denn der Fluß, durch welchen ſie ſich nunmehr in den See Ontario ergießen, kommt aus der Nordoſtſpitze des Erie-Sees, und geht in gerader Richtung nach Norden. Seine ganze Länge beträgt nur ſechs bis ſieben Deutſche Meilen; und etwa viertehalb Meilen nordwärts von dem Orte, wo er aus dem Erie-See hervortritt und fünfhundert Schritte breit iſt, bildet er jenen bewunderungswürdigen **Waſſerſturz von Niagara**, wo die Gewäſſer der vier obern Seen unaufhörlich über einen ſenkrechten Abgrund von hundert und vierzig Fuß — ein Anblick von unnennbarer Größe! —

hinunterrollen, und das brauſende Getöſe ihres Falles auf zehn Deutſche Meilen weit im Umkreiſe erſchallen laſſen. In der nächſtfolgenden Strecke von anderthalb Meilen hat das Erdreich noch einen Abhang von hundert und funfzig Fuß, wodurch hier eine ſchnelle ungeſtüme Strömung über die zerſtreueten Felſenſtücke hin, im Fluſſe **Niagara** verurſacht wird. Das Fort dieſes Namens liegt bey ſeinem Ausfluß in den **Ontario**, am öſtlichen Ufer. Dieſer länglichrunde See, kleiner als die bisher beſchriebenen, indem er nur hundert und zwanzig Meilen im Umkreiſe hält, empfängt noch an der Südoſtſeite durch den Oswegofluß die Gewäſſer des kleinen Onondago-Sees, und ergießt ſich dann an ſeiner nordöſtlichen Spitze in den Fluß **Iroquois**, der ſonſt, wie der Ontario-See, **Cataraqui** zu heißen pflegte, und etwa vierzig Meilen weiter (bey der Stadt Montreal) den Namen des St. Lorenzfluſſes annimmt. Auf ſeinem nordöſtlichen Laufe längs der ganzen Provinz Canada nimmt er die Gewäſſer verſchiedener Seen auf, die theils innerhalb der Gränzen der vereinigten Staaten, wie die Seen Champlain und George (ehedem St. Sacrement), theils nordwärts, wie der **Nipiſſing**, der **Temiskaming**, der **Beauharnois**, der **Schwan**-, der **St. Peter**-, der **St. John**-, der **Peritibi**-, der **Manikuagon**-See, und andere mehr, an der Gränze von Labrador und dem Gebiete der Hudſonsbay-Compagnie belegen ſind.

Wenn man die Waſſermenge berechnet, welche in dieſen Seen enthalten iſt, und damit vergleicht, was der einzige Kanal des **St. Lorenzfluſſes** davon in den Ocean ableiten kann, ſo ſcheint es außer Zweifel zu ſeyn, daß die Verdünſtung der Seen der Sammlung der Waſſertheilchen ziemlich das Gleichgewicht halten müſſe. Augenſcheinlich kann, weil der See Superior viel größer als die folgenden, niedriger gelegenen Seen iſt, nur derjenige Theil des Waſſers abfließen, welcher über dem niveau der Fälle von Ste. Marie liegt; allein es giebt nach aller Wahrſcheinlichkeit beträchtliche Vertiefungen in dem Boden des Sees, aus welchem folglich das Waſſer durch dieſen Weg niemals verrinnt. Daſſelbe gilt auch von den anderen Seen, und die Natur treibt alſo hier unaufhörlich ihr großes, dem Menſchen unerreichbares Werk, das Waſſer in Dünſte aufzulöſen, die Dünſte in Luft zu verwandeln, die Luft wieder zu zerſetzen und durch die Anziehungskräfte der Erde die Feuchte nochmals in jenen großen Behältern zu ſammeln!

Nordweſtwärts vom See Superior zwiſchen 50° und 59° der Breite ſehen wir eine zweyte Anhäufung von friſchen Waſſern, wovon das Hauptreſervoir der große **Winnipeg-See** genannt wird, den die Franzöſiſchen Canadier Ouinipique ausſprechen, und der in ältern Karten der große See **der Aſſiniboils** zu heißen pflegte. Seinem Flächeninhalte nach dürfte er in Amerika nur dem See Superior nachſtehen, ſo wie die durch ſchmale Landzungen von demſelben getrennten, weſtlicher gelegenen Seen, der **Minitopa**, der **kleine Winnipeg**, (ehedem Killiſtino oder Chriſtinaux) und der **Cedern-See** nach dem Ontario zu den größeren Seen gezählt werden müſſen. Der große Winnipeg verengt ſich um die Mitte, und bildet daſelbſt viele Inſeln, ſo daß die älteren Franzöſiſchen Pelzhändler wahrſcheinlich daher Anlaß genommen haben, dem oberen Theile einen beſonderen Namen zu geben und ihn den See **Bourbon** zu nennen. Mit der Hudſonsbay iſt er durch drey Kanäle, die aus an einander hangenden Flüſſen und Seen beſtehen, bey Fort York und Severnhaus in Verbindung. Seinem ſüdöſtlichen Ende führt der große, einem ſchmalen See ähnliche Fluß Winnipeg die Gewäſſer des **Wälder- oder Waldſees** (*Lac des Bois*) zu; dieſer hängt wieder in Südoſten mit dem langen **Regen-See** (*Lac la Pluye*, Rain-Lake) zuſammen, von dem eine Kette von unzähligen kleineren Seen bis in die Nähe des weſtlichen Ufers des Sees Superior führt, mit welchem ſie jedoch keinen unmittelbaren Zuſammenhang hat. Hier iſt die Stelle, die bey allen Canadiſchen Rauchhändlern unter dem Namen Grand Portage, oder des **großen Trageplatzes**, ſo berühmt iſt, indem alle Waaren, womit man aus Canada nach Nordweſten auf den Pelztauſch zieht, hier mit den Kanots eine Strecke von zwey Deutſchen Meilen über Land getragen werden, um ſie auf die kleinen Seen, von dieſen in den Regen-See, und ſo allmählich weiter nach dem Winnipeg und den vor Kurzem noch undurchdrungenen Wildniſſen in Nordweſten zu bringen. In dieſer letzten Richtung hat man bereits eine ſehr große Anzahl nahe an einander liegender Seen entdeckt, die zum Theil mit dem Winnipeg und dem Cedern-

See in Verbindung ſtehen und wovon einige, z. B. der See Clair, von anſehnlicher Größe ſind. Ein Fluß, welcher in die Nordweſtſpitze des Cedern-Sees tritt, verbindet ihn mit dem Pine- oder Fichten-See, an welchem Cumberlandhaus gelegen iſt, und der an ſeinem ſüdweſtlichen Ufer einen großen aus Südweſten kommenden Strom, den großen Paſquia, aufnimmt. In dieſen fällt von Weſten her ein anderer anſehnlicher Fluß, der Saſkaſchawan, an welchem, wie bereits erwähnt worden iſt, die Hudſonsbay-Compagnie ihre weſtlichſten Poſten in dieſer Gegend, das Hudſonshaus und das Mancheſterhaus, angelegt hat.

Der große Sklaven-See, von dem wir ſchon mehrmals geſprochen haben, kann als der Hauptbehälter des friſchen Waſſers in der noch nördlicheren Gegend von Amerika, zwiſchen 60° N. Br. und dem Eismeer, angeſehen werden. Seine noch nicht genau beſtimmte Größe iſt gleichwohl bekannt genug, um ihn unmittelbar mit dem Winnipeg-See in Eine Klaſſe, und nur dem See Superior nachzuſetzen. Seine größte Ausdehnung geht von Weſten nach Oſten, ein wenig nordöſtlich, und gegen Norden bildet er einen großen Buſen, der einen anſehnlichen Fluß aufnimmt und weſtwärts von dieſem ſich noch in eine vierzig Seemeilen tiefe Bay verlängern ſoll. Aus ſeiner Südweſtſpitze geht der bereits beſchriebene große **Mackenziesfluß** hervor, welcher nach einem mehr als zweyhundert Deutſche Meilen langen Lauf ins Eismeer fällt. Dagegen empfängt er an ſeiner Südoſtſpitze den großen Sklavenfluß, der eigentlich nur eine Verlängerung des Arathapeskofluſſes heißen ſollte, indem dieſer letztere von ſeinem Urſprung ungefähr in 55° N. Br. nach Norden ſteigt, in den Arathapesko-See an deſſen weſtlichem Ende tritt und dann ſeiner Mündung gerade gegenüber wieder in derſelben nördlichen Richtung unter dem Namen des Sklavenfluſſes ſeinen Lauf nach Norden fortſetzt. Der **Arathapeskow-See**, den man auch **Arabaska** nennt *), wiewohl er ungleich kleiner iſt, als man ihn noch vor Kurzem ausgegeben hatte, gehört dennoch zu den größeren Amerikaniſchen Seen. Er erſtreckt ſich von Weſten nach Oſten, wo er noch mit einigen andern Seen zuſammenhängt. Die vielen beträchtlichen Seen, die Hearne auf ſeiner merkwürdigen Reiſe nach dem Eismeer berührte, die theils nördlich, theils öſtlich vom Sklaven-See liegen, ſtehen zum Theil mit dieſem letzteren in Verbindung. Auch fällt ein dritter großer Fluß, der **Clowey**, aus der öſtlichen Gegend, unweit der Mündung des Sklavenfluſſes, in dieſen See. Die Quellen des **Dubant-** *(Doobaunt)* **Fluſſes**, welcher in den großen See dieſes Namens fällt, liegen von den Quellen des Cloweyfluſſes nicht weit entfernt: wenigſtens wird die Communication, vermittelſt der dazwiſchen befindlichen Gewäſſer, bis auf einige Trageplätze, ſehr erleichtert; und da der Dubant-See wahrſcheinlich durch den Cheſterfields Einbuſen mit der Hudſonsbay zuſammenhängt, ſo iſt auch hier dem Rauchhändler ein Weg ins Innere geöffnet.

---

*) Arrowſmith hat dieſe letztere Benennung in der neuen Ausgabe ſeiner Karte vorgezogen; auf der unſrigen iſt die erſtere beybehalten.

Nach der Analogie des bereits entdeckten Striches im nördlichſten Amerika, nach der Beſchaffenheit der Küſten um Nepeanſund und Fitzhughſund, wo alles offenbar die Anweſenheit großer Flüſſe verräth, läßt ſich mit einem hohen Grade der Wahrſcheinlichkeit folgern, daß auch die noch unbekannten Gegenden in Weſten und Norden dereinſt großen Ueberfluß an friſchen Gewäſſern zeigen werden. Die Oſtküſte der Hudſonsbay und das ganze Labrador weichen darin von der Beſchaffenheit des übrigen Nordens von Amerika nicht ab. Der **Miſtaſſins** See und der See Atſchi-Kunipi ſind hier die großen Waſſerbehälter, mit denen eine Menge kleinere im Umkreiſe verbunden ſind. Von Grönland und den übrigen Polarländern iſt uns das Innere gänzlich unbekannt; allein hier laſſen die beſondere Lage zwiſchen zwey großen Meeresflächen, die große Nordiſche Kälte und die Höhe der Gebirgsrükken allerdings eine verſchiedene Beſchaffenheit vermuthen.

§. 9.

Gebirge.

Grönland ſcheint nach aller Beſchreibung ein hohes felſiges Alpenland zu ſeyn, auf deſſen über einander gethürmten, ſchroffen Gebirgsrücken ewiger Schnee ſich häuft, und ungeheure Eismaſſen die Thäler füllen. Nur an den weſtlichen Seeufern, längs der Baſſinsbay bis etwa zum 70ſten Grade der Breite, findet man im Sommer das niedrige Land von Eis und Schnee entblößt; doch liegen auch hier die unermeßlichen Gletſcher zwiſchen den Gipfeln hoher Alpengebirge, und drohen durch alljährliche Zunahme, bald, wie auf der gegenüber liegenden Oſtküſte, das noch bewohnbare Land zu bedecken. Wo dieſes Gebirge ſich gegen Norden verliert, iſt uns noch unbekannt; eine in den Seekarten fortgepflanzte Tradition erwähnt in 74° N. Br. eine Anſicht des öſtlichen Grönlands vom Jahr 1665, wo die Höhen von Schnee entblößt waren, und die Witterung milde geweſen ſeyn ſoll. Nach dieſer Angabe zu ſchließen, können die Berge hier nur von unbedeutender Höhe ſeyn, und vielleicht iſt dies mit dem ganzen übrigen Polarlande und der Küſte des Eismeers in Amerika der Fall. Die allgemeine nautiſche Bemerkung, daß die Tiefe des Meeres ſich mehrentheils wie die Höhe der Küſten verhält, ſcheint dieſe Muthmaßung einigermaßen zu beſtätigen; denn im Norden über der Behringsſtraße, und auf der Amerikaniſchen Seite des Kamtſchatkiſchen Meeres iſt die Tiefe des Waſſers ſehr gering, und die Küſten erheben ſich nur in flachen Sandhügeln. Auch Hearne's und Mackenzie's Entdeckungen geben Beweiſe von der unbedeutenden Höhe der dortigen Gebirge. Sie fanden überall Wohnſitze der Menſchen, überall jagdbare Thiere, und bis zum 68ſten Grade der Breite noch Bäume.

In der phyſikaliſchen Beſchreibung desjenigen Theils von Nordamerika, der die vereinigten Staaten und die hier in nähere Betrachtung gezogenen Nordweſtgegenden enthält, kann überhaupt die eigenthümliche Beſchaffenheit der Gebirge, neben der außerordentlichen Waſſermenge, für den zweyten charakteriſtiſchen Zug gelten. Sowohl die Bergrücken, die ſich von der Mitte des Landes Labrador nach dem St. Lorenzfluß und rund um Jamesbay nordwärts über den See Superior hinziehen, als die vom Cap Roſieres in Neubraunſchweig anfangende, längs dem ſüdlichen Ufer des St. Lorenzfluſſes, und ſodann an der Oſtſeite des Sees Champlain und des Hudſonsfluſſes fortſetzende Reihe, beſteht verhältnißmäßig aus kleinen, ſelten über 1500 Fuß hohen und größtentheils weit niedrigeren Bergen und Hügeln. Selbſt jene große Kette von Gebirgen, die ſich in mehreren hinter einander liegenden Rücken zwiſchen dem Atlantiſchen

Meere, dem Miſſiſſippiſtrom und den fünf großen Seen erſtrecken, denen man emphatiſch den Namen eines Rückgrats der vereinigten Staaten gegeben hat, die aber ſonſt auch mit der allgemein angenommenen Benennung der Alleghenny-Gebirge bezeichnet werden, ſelbſt dieſe ſind nicht unordentlich hingeſtreuet, oder in hohe zackige Spitzen und Zinnen, wie die Alpen, zerriſſen, ſondern bilden regelmäßige Wälle, deren Abhang ſich allmählich verflächt und deren ſenkrechte Höhe ſelten dritthalb tauſend Fuß überſteigt. Dies iſt auch der Fall mit den nordweſtwärts gelegenen Bergen zwiſchen den Gewäſſern, die mit dem Winnipeg-See in Verbindung ſtehen, und jenen, die nach dem Arathapeskow- und Sklaven-See ihren Zug haben. Es iſt auch keinesweges wahrſcheinlich, daß in dieſer mittleren Region von Nordamerika noch irgendwo ein höherer Gebirgspunkt entdeckt werden könne, indem der gemeinſchaftliche Entſtehungsort der größten Flüſſe dieſes Landes unfehlbar auch die höchſte Gegend deſſelben bezeichnen muß. Nun entſpringt aber, wie wir geſehen haben, der St. Lorenzfluß aus dem See Superior, der Miſſiſſippi etwa dreyßig Meilen weſtwärts von demſelben, und der Oregan nur wenige Meilen weiter; die Flüſſe Nelſon oder Bourbon, Severn und Churchill nicht zu rechnen, die, indem ſie aus dem Winnipeg und den damit verbundenen Seen abgeleitet ſind, ebenfalls von jener gemeinſchaftlichen Höhe ihre Quellen erhalten. Es verdiente die Aufmerkſamkeit eines einſichtsvollen und mit Scharfſinn begabten Orographen, der zugleich in jeder anderen Beziehung Phyſiker wäre, hier die beſonderen Umſtände in Erwägung zu ziehen, wodurch dieſes waſſerreiche Plateau ſich von den höheren Gebirgspunkten unſeres Welttheils auszeichnet, und zu unterſuchen, welchen Einfluß dieſe eigenthümliche Beſchaffenheit des Nordens von Amerika auf ſein Klima und ſeine Erzeugniſſe haben könne.

Die Nordweſtküſte, oder was wir hier unter dem Namen Neu-Albion verſtehen, ſcheint, wenigſtens vom 57ſten Grade der Breite an, mit höheren Gebirgen beſetzt zu ſeyn. Der Berg **Edgecumbe**, der Berg Fairweather, der Berg St. **Elias**, und die Gebirge, welche um Prinz Wilhelms Sund und um den Cooksfluß liegen, haben jene ſchroffere pikähnliche Geſtalt, wodurch ſich die höchſten Alpen unſeres Welttheils auszeichnen, und, wenn man die Entfernung, in welcher ſie über dem Horizonte ſichtbar ſind, in Erwägung zieht, unſtreitig auch eine beträchtliche Höhe. Vielleicht alſo läßt es ſich als wahrſcheinlich annehmen, daß die Fortſetzung der mächtigſten Gebirgskette im Amerikaniſchen Welttheile ſich von Mexico nordwärts längs der weſtlichen Küſte hinaufzieht. Allein verhältnißmäßig gegen die Andes oder unſere Alpen, oder die Kaukaſiſchen und Tibetaniſchen Gebirge bleibt im Ganzen genommen jene nordweſtliche Kette von einer ſehr untergeordneten Höhe. Eine wichtige Bemerkung für den Geologen iſt hier noch anzuführen übrig: im ganzen Norden von Amerika findet man nirgends eine Spur des vulkaniſchen Feuers und ſeiner Wirkungen, bis man in den Cooksfluß kommt und dort auf deſſen weſtlichem Ufer einen feuerſpeyenden, kegelförmigen Berg erblickt. Die Kette der Inſeln, welche, von der Halbinſel Alaska an, das Kamtſchatkiſche Meer gleichſam verſchließen, und die gegenüber liegende Halbinſel Kamtſchatka ſelbſt auf der Aſiatiſchen Seite, gehören ſchon mehr zum Plutoniſchen Reiche. So liegt auch

auf

auf der Nordoſtſeite Island mit ſeinen Vulkanen in der Nähe von Amerika.

Bey der unbedeutenden Höhe der Gebirge und ihrer ſanfteren Verflächung bleibt in dem großen Lande, welches wir hier überſehen, der größte Theil der Oberfläche den bewohnbaren Thälern, den Ebenen, den unabſehlichen Wieſen an den Ufern der Flüſſe, den Sumpfgegenden und Niederungen zugemeſſen. Die Gegend um die fünf großen Seen iſt eine erhabene Bergfläche, oder Platteform (plateau), welche über alle benachbarten Gebirgsrücken hinausragt, und von welcher ſie eigentlich nach verſchiedenen Richtungen ausgehen. Ihre verhältnißmäßig geringe Höhe, ihr Waſſerreichthum, ihre Lage in dem gemäßigten Erdſtriche zwiſchen 40° und 50° der Breite, ihr üppiger, ſtolzer, mannigfaltiger Pflanzenwuchs machen ſie zum Lieblingsaufenthalte verſchiedener Gattungen von Thieren, und zugleich der zahlreichſten und mächtigſten unter den eingebornen Menſchenſtämmen. Schaut man von ihrer Höhe nach Süden hinab, ſo ſieht man längs dem Laufe des Jllinois, des Wabaſch, des Ohio, des Schawano und des Tſcherokifluſſes, welche ſämmtlich von Oſten her in den

Miſſiſſippi fallen, ein unermeßliches, zum Anbau reitzendes, mit allen Bedürfniſſen des Lebens reichlich verſehenes Wieſenland, in deſſen Wäldern unzählige Heerden von wilden Rindern und Rehen umherſtreifen, wo die Biber an den Ufern der Bäche ihren kunſtreichen Bau vollführen, wo die Gattungen des wilden Geflügels in endloſer Verſchiedenheit des glänzendſten Gefieders die Wipfel der Bäume bevölkern, und ein mildes Klima den Herrn der Schöpfung anlockt, ſich einen Wohnſitz zu wählen, und in der Anwendung ſeiner Kräfte auf ein fruchtbares Land den reinſten Genuß, deſſen er fähig iſt, einzuernten. Hier iſt es, wo die Republik der vereinigten Staaten 220 Millionen Morgen Land, zu künftigen Niederlaſſungen beſtimmt, gegen Erlegung eines geringen Ankaufpreiſes den neuen Anſiedlern überläßt, und wo ſie ihren in dem Kampf um Unabhängigkeit verdient gewordenen Heeren ein Eigenthum zur Belohnung angewieſen hat. Das Verkehr mit den Spaniſchen Colonieen am jenſeitigen Ufer des Miſſiſſippi und an dem Meerbuſen von Mexico, welches bald den unmittelbaren Handel nach den Weſtindiſchen Inſeln erzwingen wird, bietet dieſen neuen Anlagen die ſicherſte Ausſicht auf einen ſchnellen Zuwachs von Macht und Bevölkerung und dauerhaftem Wohlſtand dar.

Nordoſtwärts von der großen Berg-Ebene erſtrecken ſich die des Anbaues fähigen Länder zu beyden Seiten des St. Lorenzſtroms; minder reich und üppig zwar, als an jenen von der Natur begünſtigten Geſtaden des Ohio, deſſen Name ſchon vom unwiderſtehlichen Eindruck des Schönen auf die Empfindung ſelbſt des rohen Indianers zeugt,*) — aber gleichwohl noch ergiebig genug, um die Mühe des Pflanzers mit Ueberfluß zu belohnen. — Im Weſten ſcheint ein unermeßliches Thal den Oreganfluß zu begleiten, und wahrſcheinlich erweitert es ſich zu großen Ebenen, ehe dieſer Strom das weſtliche Meer erreicht. — Hingegen nach Nordweſten hin verräth die Zahl und Lage der Seen, nebſt dem Laufe der Flüſſe, daß in dieſer Richtung die große Bergebene mit geringen Abänderungen ihrer Höhe bis jenſeits des Sklaven-Sees fortſetzen muß, und dieſe erſtaunliche Verlängerung derſelben erklärt zugleich die ſonſt unbegreifliche Kälte des Nordweſtwindes, die beſonders auf das Klima der am Atlantiſchen Meere belegenen, mittleren Provinzen einen ſo nachtheiligen Einfluß hat.

---

*) Ohio heißt der Schöne.

§. 10.

Amerikaniſche Kälte.

Es wäre ſicherlich für die Gränzen dieſes Aufſatzes ein viel zu weitumfaſſendes Unternehmen, die Urſachen der verſchiedenen Erſcheinungen, wodurch ſich der neue Welttheil von dem unſrigen auszeichnet, aufſuchen und aus einander ſetzen zu wollen. In den meiſten Fällen würden uns überdies die unüberwindlichſten Schwierigkeiten an der Erreichung unſerer Abſicht hindern, da die Thatſachen, worauf ſich eine jede Unterſuchung dieſer Art gründen muß, noch ſo vielem Widerſpruch unterworfen ſind. Alles, was wir alſo thun können, wird darin beſtehen, über die allgemeine Beſchaffenheit des Amerikaniſchen Nordens das Zuverläſſigſte auszuſondern, um es den Leſern hier vorzulegen und ihnen zugleich die Anwendung davon zu überlaſſen. Anſtatt alſo zu unterſuchen, in wie fern die Abweſenheit der Vulkane, wovon wir vorhin geſprochen haben, dort zur Hervorbringung einer verhältnißmäßig weit größeren Kälte mitwirken könne, wollen wir uns begnügen, dieſes Phänomen zuerſt in nähere Betrachtung zu ziehen und aufs Reine zu bringen.

Alle Entdecker und Anſiedler von Nordamerika bemerkten bald, daß daſelbſt unter gleichen Graden der Breite eine weit ſtrengere Kälte, als in unſerm Welttheile, herrſchte. In Canada, in Neuſchottland, in Neufundland ſüdwärts vom 50ſten Grade der Breite, erſtarren die größten Flüſſe, ſelbſt der St. Lorenzſtrom, des Winters mehrere Monathe hindurch mit mehr als klafterdickem Eiſe; indeß in Frankreich und Deutſchland unter gleichen Graden der Breite der Winterfroſt im Durchſchnitte weit gelinder iſt. In Penſylvanien ſogar, deſſen Hauptſtadt unter 40° der Breite liegt, iſt die Kälte des Winters ſo ſtrenge, wie bey uns im 50ſten Grade. Geht man aber noch weiter nach Norden, an die Küſte Labrador und die Ufer der Hudſonsbay, die mit dem nördlichen Deutſchland und den Brittiſchen Inſeln in gleicher Breite liegen, ſo findet man ein trauriges Klima, einen Boden, der zum Anbau ſchlechterdings unfähig iſt, und einen Grad des Froſtes, wobey die ſtärkſten geiſtigen Getränke ſogar in geheitzten Zimmern gefrieren. Etwa hundert Meilen weiter gegen Norden, in Grönland, liegt ewiges Eis längs den Küſten und auf den Gebirgen. Aus dieſen Angaben erfolgte nunmehr der Schluß, daß Amerika überall weit kälter als Europa unter gleichen Graden der Breite ſey; allein uns kommt es dennoch ſo vor, als ob in dieſer allgemeinen Ausdehnung des Satzes einige Uebereilung liege. Das Innere von Nordamerika jenſeits der Alleghenny-Gebirge genießt ein ungleich milderes Klima, als die Oſtküſte unter einerley Polhöhe. Der wilde Reiß (Zizania), der, wie geſagt, am ſüdlichen Ufer des Sees Superior nicht reifen will, wächſt häufig und bringt reifen Samen oberhalb des Winnipeg, beynahe fünf Grade weiter gegen Norden. So viel hängt von beſonderer Lage und localen Umſtänden ab. Hearne und Mackenzie fanden auf ihren Reiſen die Länder des Inneren bis zum 68ſten Grade mit Waldung bedeckt; und weiter erſtreckt ſie ſich auch in unſerem Welttheile nicht. Die Weſtküſte endlich, oder Neu-Albion, ſoll, nach dem Zeugniſſe der älteren ſowohl als der neueſten Entdecker, ihrer höheren Gebirgsketten ungeachtet, ein ſanfteres Klima als die Oſtküſte genießen. Dieſe Verſchiedenheit zwiſchen den zwey entgegengeſetzten Küſten eines Welttheiles findet auch in dem unſrigen Statt. In Ochotsk unter dem 60ſten Grade der Breite ſieht man zuweilen die Sonne nicht drey- oder viermal in einem Sommer; keine Art von Anbau iſt daſelbſt möglich, und die Winterkälte, die bis in den May fortdauert, bedeckt den Haſen und den ganzen Meerbuſen mit Eis. Noch ungleich ſüdlicher, bis an die Chineſiſche Mauer, geſtattet der Himmelsſtrich keinen Kornbau, und in Peking ſelbſt, das mit Philadelphia und mit Toledo in 40 Graden der Breite liegt, iſt der Winter außerordentlich ſtrenge. Die Urſache dieſes Unterſchiedes zwiſchen der Temperatur der öſtlichen und weſtlichen Küſten ſey welche ſie wolle, ſo iſt wenigſtens das Faktum ſo beſchaffen, daß es den anfänglich ſo auffallenden Unterſchied zwiſchen der Temperatur beyder Welttheile merklich vermindert. Allerdings bleibt zwar, auch wenn man dieſen Punkt erwägt, ein Unterſchied des Himmelsſtriches zum Vortheile von Europa noch übrig; allein hier treten nun ſo viele Urſachen ein, von denen keine für ſich hinreichend wäre, das Phänomen zu erklären, die aber zuſammengenommen mehr als hinreichend zu ſeyn ſcheinen, es wirklich hervorzubringen. Dahin gehören die ungeheure Menge Waſſers, welche die Luft ſehr feucht erhalten muß; die flache Beſchaffenheit des höheren Landes, auf welchem die kalten Nordweſtwinde ungehindert fortſtreichen können; die Menge der Wälder, der Mangel der Einwohner und des Anbaues; endlich und zuletzt, auch ohne zu ſpotten, die gänzliche Abweſenheit eines vulkaniſchen Herdes. Vielleicht alſo, wenn die Cultur hier große Fortſchritte macht, wenn neue Niederlaſſungen nach allen Seiten hin angelegt werden, wenn das Menſchengeſchlecht ſich von drey bis zu einigen hundert Millionen vermehrt, wenn die Wälder ausgerottet ſind, wenn die ungepflügten Aecker ausdünſten können, wenn die Seen aus Mangel an Zufluß und Anziehungskraft allmählich austrocknen: — dann ändert ſich das Klima von Amerika, und wird dem unſrigen ähnlicher, ſo wie das unſrige vor zweytauſend Jahren nicht nur dem jetzigen Amerikaniſchen an Kälte glich, ſondern auch die Thiere hervorbrachte, die gegenwärtig nur dem erſtarrten Norden eigen ſind. Es kann indeſſen auch ſeyn, daß die beſondere Geſtalt der Länder in Amerika und ihre relative Lage auf ihren Himmelsſtrich einen gewiſſen Einfluß hat. Unſtreitig wäre Neufundland als Inſel nicht ſo kalt, wenn Labrador ihm nicht unmittelbar zur Seite, und Grönland im nahen Norden gegenüber läge; unſtreitig wirken auch die tiefen Buſen der Baffins, und der Hudſonsbay zur Mittheilung einer kalten Temperatur, vermittelſt der darüber hinſtreichenden Winde.

§. 11.

Produkte des Mineralreichs.

Das Innere von Nordamerika iſt in Abſicht der Beſtandtheile ſeiner Gebirgsmaſſen noch ein unerforſchtes Land. Theils die gänzliche Unbekanntſchaft der wenigen Kaufleute, die jene großen Einöden durchwandert haben, mit den Körpern des Mineralreiches, theils auch die Schwierigkeit, in einem überall mit Pflanzen und Bäumen bekleideten Lande ſolche Stellen anzutreffen, wo die Schichten und Gebirgslager genau erkannt und unterſchieden werden können, wird vielleicht noch lange Schuld ſeyn, daß in dieſem Theile der Gebirgslehre eine große Lücke bleibt. Ein paar allgemeine Bemerkungen, die ich hier aufzeichnen werde, ſollen daher nicht ſowohl von der wirklichen Beſchaffenheit der Nordamerikaniſchen Gebirge Rechenſchaft geben, als vielmehr künftige Mineralogen auffordern, ſie zu beſtätigen oder zu berichtigen und zu ergänzen. Im höchſten Norden, z. B. in Grönland und in den hohen, ſchroffen Felſengebirgen an der Küſte **Neu-Albion** und am **Cooksfluß** dürften wahrſcheinlich Granit und Schiefergebirge von der älteſten Entſtehung zu ſuchen ſeyn. Asbeſt und Amianth werden uns häufig von Neugrönland zugeführt, und als Schiefergebirge ſcheint **Cook** die Bergart um **Nutka**ſund zu beſchreiben. Nach **Kalms** Berichten iſt in **Canada** eine aus Quarz, Glimmer und Kalk gemiſchte Felsart, folglich ein Gemenge von verhältnißmäßig ſpäterer Entſtehung, häufig anzutreffen. **Labrador** enthält unſtreitig dem Granit verwandte Gebirge, wie ſich aus einigen Worten, die **Curtis** in ſeiner Beſchreibung fallen läßt, und aus dem Feldſpath ergiebt, der wegen ſeines ſchönen, ſchillernden Glanzes ſo bekannt geworden iſt. Bereits in den älteſten Reiſebeſchreibungen finde ich eine Spur, daß dieſer ſo genannte Labradorſtein auch in dem Meerbuſen Fundy, zwiſchen Neuſchottland und Neuengland, drey Viertelmeilen weit von der Inſel Menan, eine Klippe bildet, die mehrentheils vom Waſſer bedeckt iſt. Ihr Entdecker, de Razilli, hielt ſie zwar für echten Laſurſtein; allein ein ſolcher Irrthum iſt einem Abentheurer von ſeiner Art verzeihlich, und war es vor hundert und funfzig Jahren noch mehr als jetzt.

Von Neufundland an über Cap Breton und Neuſchottland bis in die mittleren vereinigten Staaten erſtrecken ſich Schiefergebirge von einer ſpäten Entſtehung mit unermeßlichen Kohlenflötzen vermiſcht. Alle die verſchiedenen Rücken und Zweige des großen Alleghenny-Gebirges beſtehen aber aus Quarzfels und darüber geſchichtetem Sandſtein, an deren Verflächungen die Kalk-, Schiefer- und Kohlenflötze aufſitzen. In allen dieſen Gebirgen ſind Eiſen und Kupfer die gewöhnlichſten und häufigſten Metalle; Bley wird ungleich ſeltener angetroffen, und von den ſo genannten edlen Metallen hat man, ſo viel ich weiß, noch keine Spur. Alles, was man in Gebirgen von ſpäter Entſtehung anzutreffen pflegt, Pflanzenabdrücke und Petrefakten, Steinöhl, Kohlen, Schwefel, Mittelſalze, phosphorſaures Eiſen, Marmorarten, u. ſ. w. beſitzen die vereinigten Staaten an verſchiedenen Stellen zwiſchen den Allegheny-Gebirgen und dem Atlantiſchen Meere. Kochſalz, oder wenigſtens zahlreiche Salzquellen liegen an der entgegengeſetzten Weſtſeite dieſer Gebirge zwiſchen dem **Ohio** und **Miſſiſſippi**, und werden bereits in dem neuen Staate **Kentucky** von den Coloniſten gradirt und benutzt.

Unſtreitig aber ſcheint von allen Metallen im Norden von Amerika das Kupfer am häufigſten vorhanden, und am allgemeinſten verbreitet zu ſeyn. Der Gebrauch des Eiſens war den urſprünglichen Einwohnern jenes Welttheils gänzlich unbekannt; dagegen hatten ſie überall das in Menge zu Tage liegende gediegene Kupfer zu mancherley Werkzeugen, Geräthen und Zierathen angewandt. **Hearne** fand noch Kupferberge am Rande des Eismeeres im 71ſten Grade der Breite; **Carver** und andere Pelzhändler entdeckten erſtaunlich große Maſſen dieſes Metalls theils am ſüdlichen Ufer des **Sees Superior**, theils auf den darin befindlichen Inſeln. **Meares** erwähnt großer Klumpen von Kupfer, die er in den Händen der Einwohner des Nutkaſundes, und nach ihrer Ausſage aus dem Inneren des Landes geholt, erblickte. Endlich erſtreckt ſich die kupferreiche Gegend auch bis in die Nähe von Kamtſchatka, wie die davon benannte Kupferinſel (Mednoi-Oſtrow) beweiſet. Auch in der alten Welt kannte man den Gebrauch dieſes Metalls unſtreitig ſchon lange, ehe noch die Kunſt in Eiſen zu arbeiten erfunden ward. Die Natur bietet Kupfer häufig in ſeinem gediegenen, dehnbaren Zuſtande dar; das Eiſen hingegen, zufällige Ausnahmen nicht gerechnet, iſt überall verkalcht und nicht ohne Zuſatz von brennlichen Stoffen zur Metalleität zurückzuführen. Es erforderte alſo einen nicht geringen Grad der Cultur und der durch ſie allein zu erlangenden Entwickelung der Geiſteskräfte, um in der Schmelzkunſt auch nur ſo weit fortzuſchreiten. — Von den Mineralien der weſtlich und nordweſtlich vom See Superior liegenden Länder iſt übrigens nicht das mindeſte bekannt. Die Indianer ſprechen von felſigen Gebirgen (rocky mountains) nordwärts vom Oreganfluß, und einer von ihnen hat auf einer Karte die ſo genannten Berge von glänzenden Steinen (Mountains of ſhining ſtones) angedeutet, die vielleicht Quarzkriſtall und Glimmer von glänzender Metallfarbe enthalten. Auch Mackenzie fand an ſeinem Fluß einen Berg mit ſolchen glänzenden Steinen; allein ſchon dieſe unbeſtimmten Ausdrücke verrathen zur Genüge, wie wenig weſentliches Licht ſich für die Wiſſenſchaft aus dieſem täuſchenden Schimmer ſammeln läßt.

§. 12.

Pflanzenwuchs.

In den lebloſen Geſtalten des Mineralreiches bleibt die Natur einförmiger und ſich ſelbſt überall ähnlicher, als im organiſchen Pflanzengebilde oder in den unzähligen Formen des Thierreichs. Die Zahl der chemiſchen Grundſtoffe iſt beſchränkt, ihre möglichen Zuſammenſetzungen laſſen ſich berechnen; dieſe aber ſind nicht in gleicher Menge vorhanden, ſondern neben einigen ſeltenen Miſchungen giebt es andere, die in allen Weltgegenden häufig anzutreffen ſind und deren geringe Modificationen eben darum weniger Eindruck machen, weil die Einförmigkeit großer Maſſen das Auge und den Geiſt ermüdet. Weit ſichtbarer iſt die Verſchiedenheit der einem jeden Lande zugetheilten Naturkräfte in den charakteriſtiſchen, ihrem Urbilde ſtets getreuen Formen der Pflanzen und Thiere. Entfernung, Lage, Klima ſetzen hier Unterſchiede feſt, die nur der Menſch auf der höchſten Stufe ſeiner Bildung wahrnehmen, unterſuchen und durch ſeine künſtlichen Vorkehrungen gewiſſermaßen wieder abändern kann, indem er die Erzeugniſſe aller Welttheile um ſich her verſammelt.

Amerika, auch ſogar deſſen nördliche Hälfte, iſt in Abſicht ſeines Pflanzenreichthums von Europa gänzlich verſchieden. Seine Wälder prangen mit Nadelhölzern, die mit den unſrigen nur eine entfernte Aehnlichkeit verrathen; unter den dortigen Laubbäumen haben viele bey uns nicht einmal eine verwandte Gattung; die Stauden, die Kräuter, die Blumen, die Farrn und Mooſe ſind dem Beobachter, der nur Europäiſche Pflanzen geſehen hat, völlig fremd und unbekannt. Mit Recht erſtaunt unſer Geiſt, mit Recht verſinkt er in ſtille Bewunderung bey dieſem Anblick, der von einer uns unbegreiflichen, unſer ganzes

Faſſungsvermögen weit überſteigenden Kraft und Wirkſamkeit der Natur Zeugniß giebt, wodurch einſt auf der Grundlage von harten, leblos zuſammengehäuften mineraliſchen Subſtanzen das Heer der organiſchen Weſen, mit unendlicher Fortpflanzungskraft begabt, hervorging. Es ward — was bis dahin noch nicht geweſen war, und dieſe Kraft des Werdens erfüllte den Erdball; denn wohin wir uns wenden, in jedem engen Bezirk, erblicken wir Pflanzen und Thiere, die nur für ihn geſchaffen, die nirgends außer ihm zu finden ſind, und oft ſogar an keinem andern Orte leben können.

Wie ein Sonnenſtäubchen entſtehe, begreifen wir nicht; wir faſſen es nicht, nach welchen Geſetzen die Elemente ſich zu Weltkugeln ballten; es bleibt uns unergründlich, wie Kalk und Thon und Eiſen, überall ſo reichlich geſpendet, aus der Verbindung ihrer Grundſtoffe wurden, und wir erblicken mit heiligem Schauer den Abgrund zwiſchen zweyen Welten, von denen eine uns verborgen iſt, ſo oft wir uns das erſte Werden der organiſchen Schöpfung verſinnlichen wollen. Nur dieſe einzige Vorſtellung bleibt uns übrig: wie einſt

einſt an tauſend Millionen Punkten zugleich eine ſolche Miſchung der Elemente entſtand, wodurch die Formation der Mineralien möglich und wirklich ward, ſo kam ein Zeitpunkt, wo jene anderen Kräfte, von denen die organiſche Bildung abhängt, überall in Wirkſamkeit geriethen. Die Oberfläche der Erde bedeckte ſich mit Gräſern, Kräutern und Bäumen, und auch im Pflanzenreiche wurden gewiſſe Formen — nach menſchlicher Weiſe zu reden — von der Natur leichter hervorgebracht; Tauſende von dieſen ſproßten in verſchiedenen Punkten des Erdreichs auf, für Eine, die ihr Entſtehen einer bloß localen Modification verdankte. Vereinzelt konnten wenigſtens weder Thier- noch Pflanzenarten ſtehen; ſonſt wäre die organiſche Schöpfung im Augenblick ihres Werdens verſchwunden. Den Zeugungskräften, der Unerſchöpflichkeit, dem Reichthume der Natur iſt das einfache, erhabene Bild des Unbegreiflichen angemeſſen: „Die „Erde laſſe aufgehen Gras und Kraut, das „ſich beſame nach ſeiner Art;“ — und weiter: — „es errege ſich das Waſſer mit webenden und lebendigen Thieren!“ —

Wenn nun in den Wäldern von Canada im Schatten jener einheimiſchen Bäume, die jedem anderen Erdboden fremd ſind, hin und wieder einige Pflänzchen aufſproſſen, (Linnaea borealis, Pyrola rotundifolia, Arbutus uva ursi, Myrica Gale) die auch im Norden von Europa angetroffen werden; was nöthigt uns, ſie von den Weſen ihrer Art in unſerem Welttheil abſtammen zu laſſen? Was hindert uns zu glauben, daß dieſelbe unbekannte Energie, wodurch gerade dieſe Formen bey uns ſich erzeugten, einſt auch jenſeits des Atlantiſchen Meeres wirkſam geweſen ſey? Welch einen Vorzug haben die Schwediſchen und Deutſchen Heiden vor den Canadiſchen, daß, wenn auf beyden einerley Pflanzen ſich unter verſchiedenartigen eingemiſcht finden, wir die Amerikaniſchen von Europäiſchen Samen herleiten ſollten? Unſtreitig iſt es nicht ſchwerer ſich zu denken, wie in Canada ein Wintergrün (Pyrola) zwiſchen den Wurzeln der Weymouths-Kiefer oder der Sprößtanne, und durch dieſelbe Kraft mit dieſen, als wie es in Deutſchland unter den gemeinen Kiefern und Weißtannen, und durch dieſelbe Kraft mit dieſen, zuerſt hervorgehen konnte. Wo die Natur es vermochte, den Erdboden mit Millionen Weymouths-Kiefern, Weißcedern, Sproßtannen zu ſchmücken, konnte es ihr ein leichtes ſeyn, zugleich andere Pflanzengeſtalten zu bilden, die, vermöge einer völligen Aehnlichkeit der Umſtände, auch in unſerem Welttheil entſtanden. Die ſcholaſtiſche Grübeley, die in einem dunkeln Zeitalter, aus Unkunde der im äußern Sinne gegebenen Welt, auf halbwahre einſeitige Beobachtungen allgemeine Geſetze zu gründen ſich erkühnte, hat mit dem Satze der Sparſamkeit in der Natur, dem man eine bloß relative Zuläſſigkeit wohl gönnen kann, die Verwirrung geſtiftet, die wir hier beſtreiten. Wie die Natur von Einer Seite ſparſam und einfach genannt werden darf, ſo iſt ſie auch in einer anderen Hinſicht verſchwenderiſch und von unendlicher Mannigfaltigkeit. Wer im Frühling einen Obſtbaum mit Blüthen überſchüttet ſah, wovon unmöglich der zehnte Theil Frucht anſetzen kann — wird der noch an dem üppigen Ueberfluſſe zweifeln, den die Natur nicht zu achten ſcheint, um ihres Zweckes gewiß zu ſeyn? Der Drang iſt bewundernswerth, womit ſich alles Elementariſche beſtrebt, Geſtalten anzunehmen; auch ſcheint es faſt, daß, wie die Urſtoffe der Natur zu höherem Leben gradirt ſind, dieſes Bedürfniß nur deſto dringender werde. Iſt dieſes aber jetzt der Fall, da alle Formen bereits gebunden ſind — mit welcher unaufhaltſamen Gewalt mußten ſie nicht dieſe Urſtoffe aus einem Chaos an ſich reißen, worin noch nichts organiſch Gebildetes vorhanden war, und worin ſie zum erſtenmal ihre Anziehungskräfte äußerten? Man möchte ſich den Augenblick als den erhabenſten in der Geſchichte unſeres Planeten denken, den Augenblick, da Form und Stoff ſich plötzlich auf dem ganzen Erdenrund ergriffen und Millionen organiſcher Weſen ſeine Tiefen und ſeine Berggipfel mit der Götterfreude des jungen Lebens und der Spontaneität, wie auf ein ausgeſprochenes Zauberwort, mit einemmal erfüllten!

Kraftloſer, unfruchtbarer und einförmiger erſcheint die Natur zur Hervorbringung der Pflanzen in kalten Gegenden. Sowohl auf den Gebirgen eines jeden Himmelsſtriches, als um die beyden Pole verringert ſich die Anzahl der Gewächſe; ihr Wuchs wird krüppelhaft, ihre Größe unanſehnlich, und man findet mehr ähnliche oder völlig gleiche, als von einander verſchiedene Geſtalten. Dieſe Regel beſtätigt ſich an allem, was wir von der Nordamerikaniſchen Flora wiſſen. In den allerkälteſten Gegenden trifft man ſelten jene Pflanzenarten an, deren Fortpflanzung die Natur mit dem lieblichen, aber ſchnell vorübergehenden Phänomen der zarten farbigen Blüthe und des unſichtbaren Duftes verherrlichte. Vegetabiliſche Körper von einer einfacheren Struktur, in denen der wuchernde Saft höchſtens ein Knötchen bildet, das beym Abſterben der Pflanze den Keim des Lebens und der Entwickelung aufbewahrt, und, wie der Körper, in welchem es entſtand, ſich ausbreitet und ſtirbt — Flechten, Steinſchörfe, Gallerte, Watten und Staubpflanzen bekleiden dort die wenigen von Schnee und Eis entblößten Felſen. In Grönland fand der ſorgfältige Cranz, außer dieſen ſo genannten kryptogamiſchen Pflanzen, nur vier und zwanzig Gattungen, welche Blüthen trugen, und darunter den Wacholder, die Birke und einige Weiden, wovon jedoch keine über zehn Fuß hoch war. Davis fand Weiden und Birken bis zum 65ſten, und Mackenzie bis zum 68ſten Grade.

Um die ſüdlichen Ufer der Hudſonsbay, in Canada, in Neufundland und Neuſchottland findet man bereits einen kräftigen Pflanzenwuchs und einen mannigfaltigen Reichthum der Geſtalten, unter denen verſchiedene den Erzeugniſſen des Europäiſchen Nordens vollkommen gleichförmig ſind. Einige wenige kommen mit den Pflanzen des nordöſtlichen Aſiens überein; und ſo wie man ſich der Weſtküſte von Amerika nähert, nimmt die Zahl der Arten, welche dieſer Welttheil mit Sibirien gemeinſchaftlich beſitzt, anſehnlich zu. Dagegen verlieren ſich dieſe Aehnlichkeiten und Verwandtſchaften ſowohl mit Aſien als mit Europa, je weiter man in Amerika ſüdwärts kommt, dergeſtalt, daß an der Mittagsſeite der großen Seen und in den Wieſenflächen am Ohio und Miſſiſſippi nur äußerſt ſelten noch eine Pflanzenart gefunden wird, die unſerer alten Welt nicht völlig fremdartig wäre. Wo Steller (ein Name der keinen Beyſatz bedarf) mit Behring an den Küſten von Nordweſt-Amerika landete, fand er dieſe, auch in unſerm Norden bekannte Pflanzen:

Plantago major.
Polemonium caeruleum.

Lonicera Xyloſteum.
Ribes alpinum.
— — Groſſularia.
Vaccinium Myrtillus.
— — — Vitis Idaea.
Rubus Idaeus.
Adoxa Moſchatellina.
Fragaria veſca.
Leontodon Taraxacum.
Artemiſia vulgaris.
— — — Abſynthium.
Gnaphalium dioicum.
Erigeron acre.
Chryſanthemum Leucanthemum.
Achillea Millefolium.
Empetrum nigrum.

Portlock fügt ihnen in einem ſeiner Reiſe angehängten Verzeichniſſe noch folgende, um den Cooksfluß wachſende Arten bey:

Angelica ſylveſtris.
Aliſma Plantago.
Ledum paluſtre.
Arbutus uva urſi.
Rubus chamaemorus.
Aſtragulus alopecuroides.
Orchis latifolia.
Populus alba.
Lupinus luteus.
Allium vineale.

Siſymbrium monenſe.
Draba verna.
Sedum verticillatum.
Rumex acetoſa.
— — acutus.
— — aquaticus.
Myrica Gale.
Aconitum Napellus.
Polygonum Biſtorta.
Betula nana.
— — Alnus.
— — alba.
Saxifraga granulata.
— — — nivalis.
Polypodium vulgare.

Die wichtigſten Pflanzenarten, die Aſien mit Amerika gemeinſchaftlich beſitzt, ſind: das Ginſeng (Panax quinquefolium Linn.) deſſen Wurzel in China officinell iſt; die eßbare Lilie, Sarann (Lilium Kamtſchatkenſe Linn.), und die ſüße Bärenklau (Heracleum Panacles Linn.). Dieſen können wir noch hinzufügen.

Plantago aſiatica.
Chryſanthemum arcticum.
Aſtragalus uralenſis.
Arnica maritima.
Sinapis juncea.
Convallaria ſtellata.

Von den eigenthümlichen Pflanzenarten des Nordamerikaniſchen Bodens ausführlich zu handeln, liegt außerhalb der Gränzen dieſes Aufſatzes. Die unermeßlichen Wälder des Landes, das wir hier hauptſächlich betrachten, ſind mit den herrlichſten Kiefer- und Eichenarten zum Schiffbau und anderen Bedürfniſſen angefüllt. Amerika iſt, mit dem Ausdrucke des beſten Beobachters, der deſſen Wildniſſe bereiſete, des Leibarztes Schöpf, das Vaterland der Eichen, deren es zwar nicht die unſrigen, aber dagegen wenigſtens ſechzehn andere Arten hervorbringt. Daſſelbe könnte man nicht mit Unrecht von den Kiefern, Tannen und ſo genannten Cedern wiederholen, deren Nordamerika zwiſchen 40° und 60° N. Br. wohl zwölf ihm eigene Arten zählt. Auch ſeine Ahornarten ſind zahlreich, und darunter zeichnet ſich der Zuckerahorn aus, den man im Frühling anzapft, um ſeinen ſüßen Saft zu erhalten, der ſich zu einem vortreflichen Zucker verdicken läßt. Ein zahlreiches Heer von Bäumen, außer den eben genannten, liefert den Canadiern und den Einwohnern der vereinigten Staaten das beſte Nutzholz zu Verfertigung von allerley Hausgeräth, worin ein großer Theil ihrer Ausfuhr nach den Weſtindiſchen Inſeln beſteht. * Noch andere Baumarten, die Tulpen- und Lilienbäume, die Bignonien und Magnolien ſchmücken die Wälder mit ihren breiten, ſchön geformten Blättern und außerordentlich großen Blüthen; andere, wie z. B. der Saſſafras, geben ihr würzhaftes Holz zum mediciniſchen Gebrauch in unſere Apotheken; noch andere ſind merkwürdig wegen ihres ökonomiſchen Nutzens, wie der Gärberbaum, oder wegen ihrer ſchädlichen Eigenſchaften, wie der Giftbaum. Einige bringen eßbare Früchte, andere tragen Nüſſe von vortrefflichem Geſchmack. Eine Menge verſchiedener blühender Staudengewächſe und Geſträuche wachſen in Nordamerika wild, und werden um ihrer Schönheit willen allmählich in unſere Gärten und Parks aufgenommen. Die kleineren Kräuter aller Art wetteifern mit den unſrigen in Menge, Verſchiedenheit und eigenthümlichen Vorzügen. Das ſo genannte Türkiſche Korn oder der Mays (Zea Mays) ward uns zuerſt aus Nordamerika zugeführt, wo es von der Linie an bis zum 45ſten Grade der Breite, am beſten aber zwiſchen 30° und 40° N. Br. fortkommt, und die Hauptnahrung eines großen Theils der geſitteten und einiger wilden Einwohner ausmacht. Auch das unter dem unſchicklichen Namen wilder Reiß bekannte Kappengras (Zizania aquatica) gehört zu den Getreidearten, welche jener Welttheil dem umherſtreifenden Indianer von ſelbſt und ohne allen Anbau darbietet. Als eine härtliche Pflanze findet man es noch jenſeits des 50ſten Grades der Breite, wenn es gleich am ſüdlichen Ufer des Sees Superior nicht fortkommen will. Von den verſchiedenen Gattungen unſeres Getreides, welche man aus Europa hinüber geführt und daſelbſt angebauet hat, gedeihen die meiſten vollkommen ſo gut, wie diesſeits des Atlantiſchen Meeres. Unſere ausdauernden Grasarten haben zwar einen entſchiedenen Vorzug vor den in Amerika einheimiſchen Futtergräſern; allein ſie werden auch ſchon mit gutem Erfolg im dortigen Boden ausgeſäet. Endlich unſere Obſtſorten und Küchengewächſe belohnen dort ebenfalls den Fleiß des ſorgfältigen Pflanzers.

§. 13.

Fiſcherey an den Küſten.

Wenn die Pflanzenſchöpfung im hohen Norden aufzuhören ſcheint, ſo liegt der Grund davon ſo ſichtbar in ihrer Organiſation, daß es beynahe überflüßig iſt, daran zu erinnern. Ihre Säfte bewegen ſich ſo langſam, und erzeugen durch ihre Bewegung ſo gar keine Wärme, daß ſie ſchlechterdings des Reitzes einer warmen Luft bedürfen. Wo dieſe fehlt, verliert ſich allmählich alle Bewegung; Pflanzenarten vom ſtolzeſten Wuchs ſchwinden zu unanſehnlichen Zwergen, und endlich ſtarrt der flüßige Tropfe in den ſubtilen Haarröhrchen, oder dem nicht minder zarten Netze des Zellengewebes. Ganz anders verhält es ſich mit gewiſſen Abtheilungen des Thierreiches. Es giebt einen Punkt, wo die vegetabiliſchen und animaliſchen Gebilde ſich einander nähern, und wo es mannichmal zweifelhaft ſeyn kann, zu welchem Reiche ſie zu rechnen ſind. Die höchſte Einfachheit der Organiſation iſt dieſer Vereinigungspunkt. Gewiſſe gallertartige Seegewürme ſind wenigſtens nur um eine unmerkliche Stufe über die einfachen vegetabiliſchen Subſtanzen hinaus gerückt, die man im unwirthbaren Polarlande jenſeits der Gränzen der zuſammengeſetzteren Vegetation noch antrifft. Beyde bedürfen oft nur der Näſſe zur Erhaltung ihres Lebens, oder gar zur Auferweckung nach einem Jahrelangen

Tode. Auch die Struktur gewiſſer Waſſerinſekten und Fiſche begünſtigt ihren Aufenthalt in der beeisten Zone; bey einer ſehr geringen Blutmaſſe, iſt ihnen dennoch ein hoher Grad des Muskellebens eigen, und überhaupt das Princip der animaliſchen Senſibilität in allen Theilen ihres Körpers gleichförmiger und inniger inwohnend. Gewiſſe Gattungen von Vögeln ſowohl, als von vierfüßigen Thieren, hat ferner die Natur zum Aufenthalt im kälteſten Klima beſonders vortheilhaft mit einer warmen Bedeckung ausgerüſtet, und ihrem Blute, wie es ſcheint, dasjenige Verhältniß der Beſtandtheile gegeben, welches zur Erzeugung einer größeren innerlichen Hitze durch den Kreislauf geſchickt iſt. Den Wallfiſchen endlich und einigen verwandten Säugethieren, die ihren Hauptaufenthalt im Waſſer haben, dient die ungeheure Menge Fett, womit ſie ganz umfloſſen ſind, zu einem beſtändig angefüllten Wärmebehälter, indem die Zerſetzung deſſelben und der chymiſche Proceß, den die Natur in den Lungen unaufhörlich treibt, einen hohen Grad von empfindbarer Hitze entwickeln. Das Schauſpiel des willkührlichen thieriſchen Lebens und Regens iſt daher keinesweges aus den kälteſten

Gegenden unſerer Erde verbannt, und ſo weit man auch bis gegen den Pol gedrungen iſt, hat man noch Wallfiſche geſehen. Der Fang dieſer ungeheuern Thiere beſchäftigt ſowohl im Norden als im Süden eine große Anzahl Menſchen aus allen Seehandel treibenden Nationen; allein wir erwähnen hier nur insbeſondere des Däniſchen Wallfiſchfanges in der Baſſinsbay, und der Jagd der Eingebornen, ſowohl in Grönland und Labrador, als an der Nordweſtküſte, vom Nutkaſund bis hinauf in die Behringsſtraße. Die Wallfiſche ſollen insbeſondere an dieſer Küſte ſo zahlreich ſeyn, daß dereinſt, wenn die uns näher liegenden Meere erſchöpft ſeyn werden, die Fahrt dorthin den Eifer des unternehmenden Seemannes noch lange reichlich wird belohnen können.

Wenn es gleich eine richtige philoſophiſche Maxime iſt, ſich über keine Einrichtung der Natur bloß zu verwundern, weil hier alles ſo offenbar nach unwandelbaren Geſetzen beſtimmt und geordnet, als Urſache und Wirkung gegenſeitig in einander greift; ſo bleibt es doch darum nicht minder der erſte Eindruck, den große Naturbegebenheiten auf den unbeſangenen Zuſchauer machen, daß ſie Staunen und Bewundern erregen, ihr Zuſammenhang mit dem Ganzen ſey bekannt oder nicht. Unſtreitig gehört dahin jener unſägliche Reichthum an vielerley Gattungen von Fiſchen, wovon die nordiſchen Meere wimmeln, und der die Menſchen oft veranlaßt hat, auf unfruchtbaren Küſten ihren Wohnſitz aufzuſchlagen. Nicht nur längs der Aſiatiſchen Umgränzung des Eismeers, und an den Aſiatiſchen Ufern des Kamtſchatkiſchen und Ochotskiſchen Meeres, ſondern auch an den Fuchsinſeln, beym Cooksfluſſe und dem Prinz Wilhelms Sunde, bis hinab in die Gegend von Juan de Fucas Einfahrt, bemerkt man im Sommer die Ankunft von Millionen Fiſchen, insbeſondere von mehreren Arten der Lachsgattung, in den Flüſſen dieſer Küſte, in denen ſie bis an ihre ruhigſte Gegend hinan ſchwimmen, um für die Fortpflanzung und Erhaltung ihrer Art zu ſorgen und ihren Laich dem ſüßen Waſſer anzuvertrauen. Jede beſondere Art hält ſich auf ihrem Zuge von allen übrigen getrennt, und wählt auch wohl einen beſonderen Fluß. Die Menge der Fiſche, die aus dem Meere herauſkommen, überſteigt allen Begriff; ſie ſtauchen das Waſſer vor ſich her, dämmen die Flüſſe zu, und verurſachen große Ueberſchwemmungen. Fällt hernach das Waſſer, indem es einen anderen Abfluß findet, ſo bleiben ſie in ſo ungeheurer Anzahl liegen, daß ihre Verweſung die Luft vergiften würde, wenn der Sturm ſie nicht zerſtreute. Auch giebt es gewiſſe Arten, die nur Einmal in ihrem Leben laichen und noch innerhalb deſſelben Jahres ſterben. Die Kabeljauarten, die Hellbutten, die Heringe, nebſt mehreren Fiſchen, die das Seewaſſer nie verlaſſen, ſind ebenfalls zu gewiſſen Jahrszeiten an der Nordweſtküſte von Amerika häufig, und von dieſen ſowohl als den vorhin erwähnten machen die Eingebornen ihren trocknen Vorrath auf den Winter.

Der beſondere Umſtand, daß im Atlantiſchen Meere in einiger Entfernung von den Küſten von Neufundland und Cap Breton verſchiedene Untiefen liegen, deren ſchlammiger Sandboden dem Laiche gewiſſer Seefiſche eine ſichere und zum Ausſchlieſen vortheilhafte Stätte gewährt, hat zu einem der blühendſten Handelszweige die erſte Veranlaſſung gegeben. Eine zweyte lag beſonders darin, daß

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ein ſehr beträchtlicher Theil des chriſtlichen Europa es ſich zur Pflicht machte, in einer Jahrszeit, wo die Säfte am meiſten zur Auflöſung und Stockung geneigt ſind, den geſunden Genuß des friſchen Fleiſches gegen eine höchſt unverdauliche und die Fäulniß beförderude Nahrung von gedörrten oder geſalzenen Fiſchen zu vertauſchen. Die Thunfiſcherey im Mittelländiſchen Meere und der Heringsfang in der Nordſee waren nicht hinreichend, das religiöſe Bedürfniß des ſüdlichen Europa zu befriedigen; man entdeckte die unerſchöpflichen Vorrathskammern der Natur auf jenen Bänken im Norden von Amerika; und ſeit der Zeit hat man ſich nur darum geſtritten, welchem glücklichen Volke der Beſitz dieſes Reichthums ausſchließlich gehören ſollte. Die Anſprüche der Portugieſen und Spanier, die zuerſt daſelbſt fiſchten, gingen zugleich mit ihrer Thätigkeit bey dem überhandnehmenden kirchlichen und weltlichen Deſpotismus in beyden Ländern verloren. Der freyen Engliſchen Betriebſamkeit gelang es, alle Mitbewerber zu entfernen, bis ihre Macht und ihr Uebermuth an der Unterjochung der Kolonieen ſcheiterte, und ſie ſich genöthigt ſahen, im Frieden von 1783 ſowohl an die vereinigten Staaten als an Frankreich einen Theil dieſer einträglichen Fiſchereyen wieder abzutreten. Man rechnet, daß ſich achtzehntauſend Engländer jährlich mit dem Stockfiſchfang auf den Untieſen von Neufundland allein beſchäftigen, von denen jedoch die meiſten dort überwintern. Die Ausfuhr in Engliſchen Schiffen beträgt zuweilen 700,000 Centner. Die Fiſcherey auf den Bänken um Neuſchottland beſchäftigt ebenfalls zehntauſend Menſchen, und die Amerikaniſchen Kolonieen verkauften ſchon lange vor ihrer Independenz im Jahr 1771 mehr als 300,000 Centner Stockfiſch, nebſt 36,000 Fäſſern geſalzener Fiſche, nach den Weſtindiſchen Inſeln. Seit der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit hat dieſer Zweig ihres Handels und ihrer Betriebſamkeit, wie faſt jeder andere, unglaubliche Fortſchritte gemacht; und da bekanntlich ihre Mäßigkeit, ihr geduldiger Fleiß und ihr unternehmender Muth, ſie in Stand ſetzen, dieſelbe Waare wohlfeiler als alle andere Nationen zu verkaufen, ſo läßt ſich leicht abnehmen, welch eine gefährliche Rivalität für England aus ihrer Theilnahme an dieſer Fiſcherey entſtehen wird.

§. 14.

Thierreich.

In der thieriſchen Schöpfung wie im Pflanzenreiche bemerken wir einige Geſtalten, welche bloß auf kleine Bezirke eingeſchränkt ſind und deren Entſtehung von bloß lokalen Bildungsurſachen abhangen mußte; daneben aber andere, die ſich in den entfernteſten Punkten der Erde unſerem Auge darbieten, und von denen ſich alſo vermuthen läßt, daß gewiſſe allgemeinere Bildungsurſachen bey ihrer urſprünglichen Hervorbringung wirkten. Es iſt allerdings merkwürdig, daß ſich in dem gemäßigten Striche von Nordamerika wilde Ochſen aufhalten, welche mit den Aſiatiſchen und Europäiſchen Biſons oder Auerochſen, von denen unſer zahmes Hornvieh abſtammt, völlig gleich geſtaltet ſind. Sie weiden zwiſchen 30° und 55° N. Br., und ſind am häufigſten in den fetten Gräſereyen am Ohio und Miſſiſſippi. Nie hat man ſie jenſeits des 60ſten Grades der Breite angetroffen, ſo daß die ernſtliche Bemühung mancher Zoologen, ihnen über die Behringsſtraße eine Brücke zu bauen, vermittelſt deren ſie aus Adams Paradieſe nach Luiſiana und Neumexico gewandert ſeyn ſollten, ein Denkmahl ihrer einſeitigen Vorſtellungsart bleibt. Außer dieſem großen Thiere, welches oft zweytauſend Pfund wiegt, hat Amerika noch eine ihm ausſchließlich eigene Art Ochſen, die nur wenig größer, als Dammhirſche, und noch niedriger auf den Füßen ſind. Ihre Hörner haben das Eigenthümliche, daß ſie an der Wurzel dicht an einander ſtehen, in einer platten breiten Geſtalt zu beyden Seiten des Kopfes flach anliegen und nur mit den Spitzen ſich wieder hinaufwärts kehren. Dieſe Thierart, die ſich außerdem noch durch verſchiedene weſentliche Kennzeichen von dem Biſon unterſcheidet, hat auch das Beſondere, daß ſie am liebſten den hohen Norden bis zum 73ſten Grade der Breite hinauf bewohnt, wiewohl man auch Spuren hat, daß ſie ſich zuweilen bis zum 40ſten Grade, in die Gegend von Quivira, verläuft. Die genauere Beſchreibung und Abbildung derſelben, welche Pennant zuerſt nach einigen Mittheilungen von den Beamten der Hudſonsbay-Compagnie lieferte, klärt die Verwirrung auf, welche natürlicher Weiſe aus der Verwechſelung dieſer kleinen mit den vorhin erwähnten ganz verſchiedenen großen Ochſen entſtehen mußte. Ihr ſchwarzes Fließ iſt ſeidenweich, und hängt vom Bauch bis an die Erde; auf dem Rücken iſt ein weißer Fleck, ein anderer zwiſchen den Hörnern, und unter dem langen Haare ſitzt eine, der Vicugnawolle allein zu vergleichende, zarte aſchgraue Wolle. Man findet ſie in Heerden von zwanzig und dreyßig beyſammen, dergleichen Hearne auf ſeiner Reiſe an das Eismeer an einem Tage mehrere erblickte.

Das Elenn- und das Rennthier (oder Muus und Caribu, wie ſie in Amerika heißen) ſind zugleich Bewohner unſeres und des Amerikaniſchen Nordens. Jenes ſieht man faſt niemals an den ſüdlichen Ufern der fünf großen Seen; es liebt die kalten, dichten Wälder des nördlichen Canada und der weſtlichen Gegend von Hudſonsbay bis an das ſtille Meer. Das Rennthier wählt ſeinen Aufenthalt dem Pole noch näher, und wird diesſeits des 55ſten Grades faſt gar nicht geſehen. Um die Hudſonsbay ſind ſeine Züge oft zehntauſend ſtark, wenn es im Frühling, um den Mücken und Stechfliegen zu entgehen, aus den Wäldern an die Seeufer wandert und der Nahrung und des Gebärens wegen zugleich ein milderes Klima ſucht. Der Hirſch im ſüdlichen Canada, am Miſſiſſippi, am Miſſuri und in den vereinigten Staaten iſt vom Europäiſchen faſt gar nicht verſchieden, und das Reh, welches von Canada an bis nach Nutkaſund in unzähligen Heerden die unabſehlichen Wieſenländer bewohnt, weicht ebenfalls nur wenig von dem unſrigen ab. Wo das Erdreich mit Salz geſchwängert iſt, in den weitläuftigen Ländereyen zwiſchen dem Ohio und Miſſiſſippi, verſammeln ſich dieſe Thierarten und die Ochſenheerden, und lecken die geſalzene, von Gießbächen aufgeriſſene und entblößte Erde. Das wilde Schaf, das Stammthier unſerer nützlichſten und zahlreichſten Heerden, und, wenn den neueſten Nachrichten des **Umfreville** zu trauen iſt, auch die wilde Ziege, wird im Amerikaniſchen Norden angetroffen. Vom erſteren iſt es nunmehr ausgemacht, daß es an der Nordweſtküſte von Prinz Wilhelms Sund bis nach Californien die felſigen Gebirge bewohnt.

Wir würden in ein weitläuftiges wiſſenſchaftliches Feld gerathen, wenn wir die Thiere, die beyden Welttheilen gemein, und jene, die dem neuen ausſchließend eigen ſind, hier aufzählen wollten. Was wir bereits davon angeführt haben, kann als Beyſpiel von erſteren hinreichend ſeyn. Unter den Raubthieren giebt es ebenfalls einige gemeinſchaftliche Arten, wie den Wolf, den Fuchs, den Weißfuchs, den Luchs, den Eisbären, den braunen Bären, den Vielfraß, den Dachs, verſchiedene Wieſelarten, und die Seeotter nebſt den beyden Ottern des friſchen Waſſers. Unter den Nagethieren beſitzen wir mit Amerika zugleich den Biber, den veränderlichen Haſen, das Zieſelchen und einige Ratzenarten. Die Wallroſſe, die Robben und die mit ihnen verwandten Thierarten, die das Eismeer bewohnen, ſind auch auf ſeinen Europäiſchen, Aſiatiſchen und Amerikaniſchen Umgränzungen ohne Unterſchied anzutreffen. An der ſo allgemein verbreiteten Gattung des Pferdes, und der nicht minder allgemeinen Gattung des Schweins hingegen iſt Nordamerika leer ausgegangen; auch fanden dort die Europäer bey ihrer Ankunft nicht den Gefährten des Menſchen, den Hund, der ihn in den übrigen Welttheilen, bis in den beeiſeten Norden nicht verläßt, und wovon wenigſtens eine verwandte Art auch in den Weſtindiſchen Inſeln und in Südamerika gefunden ward. Hingegen hatte Nordamerika, außer unſerem gemeinen Fuchs, auch eine eigene Art Füchſe, und außer dem gemeinen Luchs noch zwey andere Arten; ſelbſt das Thier, welches man ſo oft irrig mit dem Löwen verwechſelt hat, der Puma, der von Quito an bis nach Mexico und Florida und den Miſſiſſippi hinauf, ſeine räuberiſche Herrſchaft erſtreckt, wird zuweilen noch weiter im Norden, in den Wäldern von Canada, geſehen. Der Rakkuhn oder Waſchbär, ein Thier, das gleichſam zwiſchen den Koatis und den Bären in der Mitte ſteht, bewohnt die gemäßigteren Gegenden von Nordamerika, und wird auch an der Nordweſtküſte gefunden. Das Virginiſche Beutelthier endlich, deſſen verwandte Arten nur im warmen Amerika und in den heißen Strichen des öſtlichen Aſiens zu Hauſe ſind, gehört auch zu den Thieren von Canada. Die auffallende Einrichtung der Natur, vermöge deren die Jungen dieſes Thieres, ehe ſie noch größer als Stecknadelknöpfe ſind, ſchon an den Zitzen des Weibchens feſtſitzend gefunden werden, und die eigene Struktur der Haut des Bauches, welche durch Verdoppelung gleichſam einen Beutel oder eine Taſche um die Zitzen bildet, worin die Jungen auch, nachdem ſie ſchon laufen können, ſich noch vor einer äußeren Gefahr verkriechen, verdiente die nähere Unterſuchung eines geſchickten Phyſiologen.

Unter den Merkwürdigkeiten des Thierreiches in dem Theile von Amerika, den wir hier vor Augen haben, können wir die Ueberreſte einer ausgeſtorbenen Gattung nicht übergehen, die man anfänglich mit dem Elephanten verwechſelt, nach einer näheren und vollſtändigeren Unterſuchung aber als weſentlich davon verſchieden erkannt hat. Sie ſcheint an den öſtlichen Küſten, wo jetzt die vereinigten Staaten liegen, gewohnt zu haben, indem man Spuren von ihrem Gerippe in Neu-Jerſey gefunden haben ſoll. Allein ihr Hauptaufenthalt war unſtreitig der ſchöne inländiſche Bezirk zwiſchen den Flüſſen Ohio und Miſſiſſippi, wo große Strecken mit ihren zerſtreuten Knochen bedeckt ſind. Die ungeheure Größe der Zähne, ſowohl der Backenzähne als der Hauer, bezeichnet ein Thier von drey- bis viermal der kubiſchen Größe des Elephanten, und von einem gänzlich verſchiedenen Bau. In Amerika hat man eine Sage, daß vielleicht jenſeits der großen Seen dieſe Thierart noch lebendig angetroffen werden könnte; allein ſeitdem man von mehreren Seiten ſo weit nach Weſten vorgedrungen iſt, ohne nur eine muthmaßliche Spur davon gewahr zu werden, ſcheint alle Hoffnung dazu verſchwunden zu ſeyn. Wenn ein Land, wo die Auerochſen, die Elennthiere, die Bären vollkommen ſo groß wie in unſerem Welttheile werden, wo die aus Europa zuerſt dahin verpflanzten Thierarten, wie z. B. Schweine und Pferde, nicht im geringſten ausgeartet ſind, gegen den Vorwurf der Unvollkommenheit, der Unreiſe und der Schwäche, die ſeinen Erzeugniſſen ankleben ſoll, nicht bereits vollkommen gerechtfertigt wäre; ſo würde die Hervorbringung eines Säugethiers, welches alle bekannten Thiere des feſten Landes an Größe und (nach dem Baue der Theile des Gerippes zu urtheilen) auch an Stärke ſo weit übertrifft, jene ungegründete, und höchſtens von einem kleinen Punkte des mittägigen Amerika veranlaßte Behauptung zum Ueberfluß widerlegen.

In eben dieſem Lande, wo die hervorbringende Natur einſt ſo kräftig wirkte, hat ſie ſich auch in der Erzeugung unzähliger lebendiger Geſchöpfe von anderen Klaſſen, nämlich von Vögeln, Amphibien, Fiſchen, Inſekten und Gewürmen, in mannigfaltigen Formen wirkſam gezeigt. Es herrſcht zwar weniger Uebereinkunft zwiſchen dieſen Produkten von Amerika und denen unſeres Welttheils: vielleicht weil die vollkommene Gleichförmigkeit nur bey wenigen Weſen möglich iſt, und die Organiſation der Säugethiere ſie etwa beſonders erleichtert; allein was auch die Urſache der Verſchiedenheit ſeyn mag, ſo viel iſt gewiß, daß, wenn man ſchon Mühe hat, die zufällige Aehnlichkeit einiger vierfüßigen Thierarten in beyden Welttheilen durch Wanderungen zu erklären, es dieſe Erklärungsmethode ſehr erſchwert, wenn man ſie bey fliegenden Thieren nicht anwenden kann. Verhältnißmäßig giebt es nur wenige Vögel und geflügelte Inſekten, die den unſrigen gleich gebildet ſind; aber auch in den Seen des innerſten Amerika finden wir Karpfen und Hechte, die doch freylich weder durch die Luft aus Europa oder Aſien hinüber geflogen, noch durch das geſalzene Meerwaſſer hineingeſchwommen ſind. Die eigenthümlichen Gattungen Amerikaniſcher Vögel und Inſekten prangen oft mit dem ſchönſten und mannigfachſten Farbenglanze; die daſelbſt, wie in jedem unbebaueten Lande, zahlreicheren Schlangen- und Eidechſenarten zeichnen ſich ebenfalls durch vielfältige Schattirungen aus. Für unſer zahmes Geflügel, welches wir zuerſt aus Indien erhielten, bot uns Amerika ſeine Truthühner zum Tauſch. Dem Bedürfniſſe des Menſchen aber, der jene ungemeſſene Wildniß zuerſt betrat, ſtrömte von allen Seiten der Ueberfluß der Natur zu ſeiner Befriedigung entgegen. Im erſten Anfange war dies vielleicht ein Hinderniß, das ſich ſeiner Cultur widerſetzte, und bald hernach, als ſeine Gattung ſich vermehrte, als er die Thiere um ſich her verſcheucht und getödtet hatte, entſtand die Nothwendigkeit, ſich auf weiteren Jagdzügen ſeinen Unterhalt zu ſammeln.

III. Bevölkerung.

§. 15.

Urſprung der Amerikaner.

Ob die edlere menſchliche Form nur Einmal auf der Erde vorhanden ſeyn konnte, ehe ſie durch das Geſetz der Fortpflanzung vervielfältigt ward, ob ſie aus- oder abarten konnte in ſo manche verſchiedene, ſchwerlich, oder vielleicht gar nicht wieder zur urſprünglichen Stammform zurückzubringende klimatiſche Mißgeſtalt; oder ob, den Zonen und den Erzeugniſſen, die ſie beherrſchen ſollte, angemeſſen, an verſchiedenen Punkten des Erdballs eine menſchliche Organiſation entſtand, die ſich bald durch größere bald durch geringere Verſchiedenheit von den verwandten Formen anderer Länder unterſchied, und jedesmal, dem Klima angeeignete, aus dem harmoniſchen Verhältniſſe mit ihm geſchöpfte Lebenskräfte beſaß: das iſt die große Frage, die uns jetzt aus gänzlichem Mangel glaubhafter und hinreichender Urkunden unauflöslich bleibt. Der Vernunft ſcheint allerdings die eine Hypotheſe nicht faßlicher und begreiflicher, als die andere, und den Philoſophen, der die Unmöglichkeit eines Experiments anerkennt, zu deſſen Abwartung mehrere Jahrhunderte und eine unter den tugendhafteſten und aufgeklärteſten Völkern noch nie erlebte Reinheit der Sitten unentbehrlich ſind, wird auch der Beweis a poſteriori unmöglich dünken.

Was die Menſchen von dem nächſten Thier unterſcheidet, iſt der göttliche Funke der ſelbſtbewußten, durch Sprache zurückwirkenden Vernunft. Menſchen ſind, und Menſchenrechte fordern von uns, alle vernünftige Weſen, in Kraft dieſes Vorzuges, und nicht durch einen unerweislichen Stammbaum. Bey der Entdeckung von Amerika wollte man in allem Ernſte den Bewohnern jenes Welttheils den Anſpruch auf Menſchennamen und Menſchennatur verſagen, weil man es unmöglich fand, daß Adam dieſe Raße gezeugt haben könne. Seitdem man der Vernunft auch in Geſtalt eines Amerikaniſchen Wilden hat huldigen müſſen, bemühet man ſich, durch tauſend falſche Induktionen einen Beweis zu Stande zu bringen, daß Adam allerdings ihr Stammvater war: Adam, das Geſchöpf irgend einer Orientaliſchen Phantaſie, die ſich zur Erklärung des Ueberganges aus dem Unbegreiflichen ins Begreifliche, ſo gut wie jeder andere endliche Geiſt, eine Hypotheſe ſchaffen mußte. Wir laſſen dieſe Träume, um uns an Thatſachen zu halten.

§. 16.

Polarmenſchen.

In beyden Welttheilen giebt es eine Menſchenart, die den äußerſten Norden, gewöhnlich nur jenſeits des 60ſten Grades, bewohnt, von kleiner unterſetzter Statur, mit großem Kopf, breitem Geſicht, kleinen Naſen und Augen, hervorſtehenden Jochbeinen, gelbbrauner Farbe, und ſchwarzem, ſchlichtem Haar. Ungeachtet dieſer gemeinſchaftlichen Bezeichnung aber finden wir unſere Lappländer und die Samojeden in dem nordweſtlichen Aſien von den Grönländern und Eskimos des anderen Welttheils ſo weſentlich an Bildung, Sprache, Sitten und Lebensweiſe verſchieden, daß es uns nicht einfallen kann, mit dem berühmten Robertſon die letzteren aus Europa nach Grönland hinüber wandern zu laſſen. Die kleinen Menſchen unſeres Welttheils bilden Hirtenvölker, deren einziges zahmes Vieh, die Rennthiere, ihnen Nahrung und Kleidung geben, und zugleich zum Zuge gebraucht werden. Unbegreiflich wäre es daher, wenn ſie bey ihrer Wanderung in eine Weltgegend, wo ſie das Rennthier eben ſo häufig, wie in ihrem Vaterlande, in Heerden von zehntauſenden, erblicken mußten, nicht alſobald die alte Lebensweiſe fortgeſetzt, dieſe Thiere eingefangen, vor ihre Schlitten geſpannt, gezähmt und zu allen Bedürfniſſen des Lebens angezogen hätten. Die

Polarmenſchen in Amerika ſind aber lediglich Küſtenbewohner; ſie leben vom Fiſch- und insbeſondere vom Wallfiſchfange, und ſind mit dem Aufenthalt im Waſſer und ſeinen Gefahren ſo vertraut, daß ſie gewiſſermaßen Amphibien genannt zu werden verdienten. Die ſüdlichſten Punkte, wo man ſie noch gefunden hat, ſind: an der Weſtſeite von Amerika die Gruppe der Fuchsinſeln, die zwiſchen 52° und 54° N. Br. liegt, und an der Oſtſeite die Inſel Neufundland, die ſich bis zum 50ſten Grade N. Br. nach Süden erſtreckt. Zwiſchen dieſen beyden Punkten bewohnen ſie die Küſten des Eismeers, des Landes Labrador, und der Halbinſel Grönland, nebſt den Ufern der Baffinsbay und des nördlichſten Theils der Hudſonsbay. Ob auch die Einwohner des Prinz Wilhelms Sundes und des Cooksfluſſes zu dieſer Raße gehören, bleibt immer noch zweifelhaft; wenigſtens ſind ſie ſchon größer, wohlgebildeter, den ſüdlicheren Küſtenbewohnern ähnlicher, und wer weiß aus welcher Vermiſchung der Raßen entſprungen, da dieſe Horden noch bis jetzt die gefangenen Weiber und Mädchen anderer feindlichen Stämme zu Genoſſen ihrer Umarmungen machen.

Die Kälte iſt dieſen Polarmenſchen ſo angemeſſen, daß ſie den Aufenthalt in einem milderen Klima nicht lange vertragen. Der beſchleunigte Umlauf der Säſte in ihrem kleineren Körper erhält den höheren Grad der Wärme darin, welcher ſie in Stand ſetzt, gegen den furchtbarſten Grad des Froſtes beynahe unempfindlich zu ſeyn. Ihre phlogiſtiſche Nahrung, die aus Wallfiſchfett, faulem Fleiſch und faulen Fiſchen beſteht, iſt in jenen nordiſchen Ländern nicht nur nicht gefährlich, ſondern vermehrt ebenfalls ihre innere Wärme, während das Fett, womit ſie ſich beſchmieren, die Ausdünſtung verhindert und die Haut geſchmeidig, aber auch zugleich unempfindlich erhält. Man erſtaunt, wie die Unreinlichkeit, bis auf den höchſten Grad getrieben, dort die Wirkung unſerer pünktlichſten Sorge für die Reinlichkeit haben kann; die Ausſchließung der friſchen Luft aus den unterirdiſchen Gruben, die ihnen zum Winteraufenthalte dienen, und worin eine vom Hauche vieler Hausgenoſſen verpeſtete Atmoſphäre herrſcht, iſt das bewährteſte Mittel, eine ihrem Körper zuträgliche Wärme hervorzubringen.

Ihre Kleidung, die aus Vogelfellen und Thierhäuten bereitet wird, und ihre wenigen Geräthſchaften verrathen den Fleiß und die Erfindſamkeit des langen, ruhigen Aufenthaltes im Hauſe. Eben dieſe Nothwendigkeit des Himmelsſtriches, die ihnen eine halbjährige Nacht und einen halbjährigen Tag zu durchleben beſiehlt, hat auch vermuthlich einigen Einfluß auf ihre milde, geſellige Stimmung und ihre Geſprächigkeit. Ihre eingeſchränkten Bedürfniſſe und die gewiß auch der Entfernung von der allbelebenden Sonne zuzuſchreibende geringe Heftigkeit ihrer Leidenſchaften ſcheinen es bewirkt zu haben, daß ihre Familienvereinigung beynahe patriarchaliſch geblieben iſt, daß ſich keine angemaßte Autorität darin emporſchwingt, daß kein bürgerlicher Zwang, außer etwa dem des Spottes und der Verachtung, den freyen Willen eines jeden Einzelnen zügelt, daß kein Oberherr, kein Heerführer, kein Machthabender unter ihnen bekannt iſt, und daß ſelbſt der Kunſtgriff, ſich zum Angekok oder Zauberer zu erklären, noch kein regelmäßiges Syſtem des Betruges und der Unterjochung nach ſich gezogen hat. Ihre Phantaſie trägt den Abdruck des Bodens, den ſie bewohnen, des Himmels über ihnen, der Schwäche ihrer Geſtalt, und der Farbe ihres Lebens. Unkriegeriſch und unfähig den ſtärkeren Amerikaniſchen Wilden Widerſtand zu leiſten, ſind ſie nur in jenen nordweſtlichen Gegenden elend und beklagenswerth, wo die Wuth dieſer Unerbittlichen ſie verfolgt, und ihnen am äußerſten Rande des Eismeers kaum eine Stätte vergönnt. Dort, vereinzelt und zerſtreuet, gezwungen ihrer Lebensart in unterirdiſchen Löchern zu entſagen, erliegt endlich auch ihr Körper, ſo ſehr er dem Norden angemeſſen ſcheint, der alles verzehrenden Kälte; Krankheit und Mangel werden das Loos der einzeln herumirrenden Familien, die endlich, wie jenes von **Cook** im Nortonſund gefundene Paar, wenn ſie dem Tomahak der Amerikaner entgehen, dem Hungertode zur Beute werden müſſen. In Grönland, wo kein anderes Amerikaniſches Volk ſie ſtört, und wo die Norwegiſchen Anſiedler ihnen einſt das Beyſpiel Europäiſcher, freylich damals auch noch roher, Künſte gaben, haben ſie ſich am ſtärkſten vermehrt. Dort herrſcht in ihren häuslichen Einrichtungen gewiſſermaßen ein Sinn für die Bequemlichkeiten des Lebens;

dort haben ſie endlich ſeit 1721 an vielen Stellen, durch die Bemühung Däniſcher Miſſionarien, ihre Mythologie gegen ein Chriſtenthum, wie ſie es faſſen konnten, vertauſcht. Von dreißigtauſend Menſchen ſind indeſſen nach ſechzig Jahren nur zehntauſend noch übrig; denn mit der heilſamen Lehre verpflanzten die Dänen und Norweger zugleich das Gift der Kinderblattern, welches in einem mit Fett ſo verſchloſſenen Körper faſt ohne Ausnahme tödtlich iſt, nach Grönland. Auf den Küſten von Labrador zählte Curtis im Jahr 1774 nur noch 1595 Eskimos.

§. 17.

Amerikaniſche Eingeborne oder ſo genannte Indianer.

Die Eingebornen des ganzen übrigen Amerika, die man gewöhnlich, wiewohl nicht ſchicklich, Indianer zu nennen pflegt, weil Indien das Ziel der erſten Entdecker dieſes Welttheils war, haben mit den Polarmenſchen, den eben erwähnten Grönländern, Eskimos und Aleyuten, außer der Bartloſigkeit, ſchlechterdings nichts Charakteriſtiſches gemein. Dieſe ſo verſchrieene Bartloſigkeit der Amerikaner iſt aber, nach dem einſtimmigen Zeugniß aller glaubwürdigen Reiſenden, kein angeborner Naturcharakter, ſondern ſie wird lediglich durch Kunſt hervorgebracht, und gehört zu den Sitten dieſer, über einen ganzen Welttheil ausgebreiteten Raße von Menſchen.

Nichts iſt mißlicher, als jene von Naturbeſchreibern, Philoſophen and Hiſtorikern ſo oft gemißbrauchte Kunſt, aus einzelnen Angaben der Beobachter in verſchiedenen Punkten dieſes großen Landes, einen allgemeinen Charakter der Eingebornen abzuziehen, der als Ideal der ganzen Raße ſoll betrachtet werden können. Zwar ſcheint es mir nicht zweifelhaft, daß der ſchwarze Guianeſer und Braſilianer, der große, ſtarkgebaute Tſchileſe, der zarte, ſchlanke Peruaner, der dicke Mexicaner, der handfeſte Irokeſe, der ſchwammige Nutkaer, und wie die unzähligen Zwiſchenſchattirungen heißen und bezeichnet werden mögen, die Spur einer gewiſſen Verwandtſchaft an ſich tragen, welche ſie insgeſammt zu einer großen Familie vereinigt; allein in wie fern es möglich ſey, das Kennzeichen, welches ſie zu

Amerikanern ſtempelt und von allen anderen Menſchenraßen unterſcheidet, ſo beſtimmt, ſo unzweydeutig anzugeben, daß es auf alle die eben genannten verſchiedenen Nationen anwendbar bliebe: — dies iſt eine Frage, zu deren endlicher Aburtheilung es uns vielleicht noch immer an zweckmäßigen, mit Sachkenntniß angeſtellten Beobachtungen fehlt. Die Farbe der Amerikaner, die man ſich allgemein als kupferroth, und in allen Zonen unveränderlich vorgeſtellt hatte, iſt, nach den zuverläſſigſten Berichten, nichts weniger als gleichförmig dieſelbe bey allen Amerikaniſchen Völkern. An der Nordweſtküſte haben die Stämme, die ſich vom Fiſchfange nähren, wenn man ihnen den Schmutz, der ihre Haut bedeckt, abgewaſchen hat, eine der zarten Europäiſchen ähnliche Geſichtsfarbe; in Tſchile (Chile) und in dem gebirgigen Theile von Peru ſieht man ebenfalls den Teint, zumal des anderen Geſchlechtes, dem unſrigen ſich nähern. In Mexico, an der Moskitoküſte, in Florida und auf den Weſtindiſchen Inſeln hatten die urſprünglichen Einwohner die gelbliche Indiſche Schattirung, und in Braſilien waren ſie, wie der treue **Lery** erzählt, beynahe von ſchwarzer

Farbe. Der rothe Kupferglanz, den ihnen die Leichtgläubigkeit angedichtet hat, konnte vielleicht die Wirkung der Schminke ſeyn, womit die wilden Stämme ſich überall, entweder zum Kampf oder bey anderen feſtlichen Veranlaſſungen, ſchmücken.

Die Völkerſchaften, die den Norden von Amerika bewohnen, unterſcheiden ſich ſchon merklich von einander, je nachdem ſie ihren Aufenthalt an der Küſte oder in den Wäldern gewählt haben, und folglich entweder Ichthyophagen (Fiſcheſſer), oder umherſtreifende Jäger geworden ſind. Die feuchte Witterung, die in jenen noch uncultivirten, mit Wäldern und mit Gewäſſern ſo reichlich verſehenen Gegenden herrſcht, ſcheint ihnen wenigſtens einen gemeinſchaftlichen Charakter verliehen zu haben; ich meyne ihr ſo auffallendes, ſchwarzes, grobes, glänzendes, langes und ſtarkes Haupthaar, und vielleicht eine damit verbundene Beſchaffenheit des Körpers, eine gewiſſe zähe Elaſticität, die zwiſchen der Abſpannung unſerer Sumpfbewohner und der verſchrumpften Trockenheit der Tatariſchen Steppenvölker die Mitte hält. Ihr Wuchs kommt durchgehends dem unſrigen an Höhe gleich, und iſt folglich, was wir von mittlerer Statur zu nennen pflegen; oft aber geht er auch noch über dieſe hinaus. Ihre Gliedmaßen ſind gemeiniglich, ohne ſich der idealiſchen Schönheit zu nähern, wohlproportionirt und insbeſondere bey den Jagdvölkern zu ihren behenden Uebungen und zu langer Anſtrengung geſchickt. Ihre Sinne ſind, wie bey den meiſten uncultivirten Nationen, ſehr geübt und einer uns unbegreiflichen Zartheit der Unterſcheidung fähig, die, wenn ſie ſich mit einer geübten Vernunft zuſammen gedenken ließe, die höchſte Vollkommenheit der menſchlichen Natur bezeichnen würde. Allein da die Entwickelung eines Organs immer nur auf Koſten eines anderen geſchieht, ſo iſt auch überall auf dem Erdboden mit dem Fortſchritte der ſittlichen Cultur die Abnahme dieſer unbegränzten Empfänglichkeit der äußeren Sinne verbunden. Irrig hat man daher in unſerer Organiſation den Grund jener ins Unendliche gehenden Klaſſificirung der ſinnlichen Eindrücke geſucht, wovon der Wilde nur darum nichts zu wiſſen und nichts zu unterſcheiden ſcheint, weil ſie eine Wirkung der entwickelten Vernunft und der bereicherten Sprache iſt, wodurch ſich unſer Bewußtſeyn in mehreren Modificationen vervielfältigt.

Wenn wir nicht gegen das Zeugniß unſerer Erfahrung und der Analogie annehmen wollen, daß die Natur in der Bildung des Menſchen willkührlicher, als bey anderen Thieren, zu Werke gegangen ſey, ſo folgt unausbleiblich, daß theils ſeine Organiſation, oder der Bau des menſchlichen Körpers, theils die Verhältniſſe, unter denen ſich ein jedes menſchliches Individuum auf die Welt geſetzt findet, an der Beſtimmtheit ſeiner Handlungen und Aeußerungen einen ſehr weſentlichen Antheil haben müſſen. Hätte man dieſen Satz mit ſeinen natürlichen Folgerungen gehörig bedacht, ſo wären unſtreitig jene übereilten Schlüſſe und Abſtammungs-Hypotheſen unterblieben, die man ſo oft auf bemerkte Aehnlichkeiten in der Lebensweiſe und den Sitten der verſchiedenſten Völker gegründet hat. Ich rede hier nicht ſowohl von den unſinnigen Träumen eines Moraez und eines Adair, die ohne Bedenken die Juden zum Stammvolke der Amerikaner annehmen, ſondern von den bis zum Ekel wiederholten Parallelen zwiſchen den Bewohnern der Tatarey und denen des neuen

Welttheils. Ohne es geradezu läugnen zu wollen, daß Amerika von Aſien her bevölkert worden ſey, ſind die zufälligen Aehnlichkeiten, auf welche man ſich beruft, keinesweges hinreichend, etwas anderes als die natürliche Verwandtſchaft darzuthun, welche überall aus den Handlungen vernünftiger Thiere von ähnlicher Organiſation hervorleuchten muß. **Charlevoix** hat freylich die merkwürdige Anekdote aufbewahrt, daß einſt ein Jeſuit, der P. **Grollon**, in der Tatarey eine Huronin angetroffen habe, die er zuvor in Canada gekannt hatte; allein was dieſe Herren finden können, geht ſo oft über den Maßſtab des Begreiflichen hinaus, daß es nur da zur Autorität werden kann, wo ihre Unfehlbarkeit noch gilt. Unerklärbar wird es dagegen immer bleiben, daß die Aſiatiſchen Völker, da ſie gleichſam nur einen Schritt zu machen hatten, um über Behrings Meerenge nach Amerika hinüber zu kommen, mit dieſem Schritte zugleich auch alle Gewohnheiten ihres vorigen Aufenthaltes von ſich geworfen, und nicht entweder ihre zahmen Thiere mit ſich hinüber gebracht, oder von den wilden Heerden der in Amerika ſo häufigen Rennthiere und Biſamochſen ſich neues Zug- und Maſtvieh zugezogen haben ſollten. Je näher beyde feſte Länder an einander gränzen, je leichter es den Menſchen werden konnte, von dem einen zum anderen hinüber zu gehen; deſto unauflöslicher wird dieſer Einwurf, da die Zähmung der Thiere allen Amerikanern jederzeit ſo fremd geblieben iſt, daß man ſelbſt in Mexico, bey einem ſonſt ſchon merklichen Fortſchritt in den Künſten der Regierung, auch nicht eine Spur davon wahrgenommen hat.

Die neulichen Entdeckungen in der Landſchaft Kentucky, in dem Amerikaniſchen Meſopotamien, zwiſchen den Flüſſen Ohio, Tſcherokí und Miſſiſſippi, ſcheinen auf ganz andere Spuren zu führen. Hier, gewöhnlich dicht am Waſſer, auf gut gewählten, von Natur durch ihre Lage ſchon feſten Plätzen, findet man eine Anzahl uralter kreisförmiger Feſtungswerke von Stein. Die älteſten Indianer wiſſen nichts davon zu erzählen; jede Sage von ihrer Entſtehung iſt erloſchen, und die Bäume innerhalb ihres Bezirkes ſind nicht jünger oder ſchmächtiger, als die im Umkreiſe derſelben emporgewachſenen. Unſtreitig waren ſie das Werk eines Volkes, das einer weit anhaltenderen Anſtrengung fähig war, als die jetzigen Eingebornen von Amerika, und man begreiſt es kaum, wie es möglich geweſen iſt, ſie ohne eiſernes Handwerksgeräth zu erbauen. In einer bequemen Entfernung von einer jeden Feſte ſteht immer ein kleiner Erdhügel in pyramidaliſcher Geſtalt, der mit der Größe der benachbarten Feſtungswerke in Verhältniß zu ſeyn ſcheint. Wenn man ihn aufgräbt, findet man eine kalkartige Subſtanz darin, die man für Ueberbleibſel von Knochen, und zwar vermuthlich von menſchlichen Gebeinen, hält.

Wer vermag die Dunkelheit zu durchdringen, welche die Zeitalter des Daſeyns von Amerika vor dem Anfange ſeiner Geſchichte deckt? Dieſe Geſchichte geht in den organiſirten Reichen von Peru und Mexico kaum zwey- oder dreyhundert Jahre über den Zeitpunkt der Spaniſchen Entdeckung zurück. Aber in jenem allgewaltigen Kreiſen der Natur, da ſie das ungeheure erloſchene Incognitum und alle die unzähligen Thier- und Pflanzengeſtalten gebar, die jetzt noch die Oberfläche des Amerikaniſchen Bodens ſchmücken — wer wagt es zu läugnen, daß nicht auch die Menſchengeſtalt unter günſtigen Bedingniſſen daſelbſt auf irgend einem bequemen Mittelpunkte der Länder hervorgehen und ſich nach allen Richtungen hin verbreiten konnte? Von Norden her kamen die Völker, die ſich in Mexico civiliſirten; am Miſſiſſippi und in Florida errichteten die Natſches und die Apalaſchen ihren Sonnendienſt; am Ohio liegen jene merkwürdigen Trümmer; im höchſten Norden verdrängt die Raße der wohlgebildeten Amerikaner erſt ſeit Kurzem die kleinen zwergartigen Polarmenſchen, und die Hundsrippen-Indianer (Dog-ribbed Indians, Fr. *Plats-côtés de chiens*) und die Kupfer-Indianer, die jetzt bis an das Eismeer in 71° N. Br. jagen, ſcheinen vor dieſem weit ſüdlicher gewohnt zu haben. Mehrere Data von dieſer Wichtigkeit, die ſich vielleicht noch künftig ſammeln und zu einem hiſtoriſchen Lichtpunkte vereinigen laſſen, zumal wenn die Beobachter ſelbſt, mit Vorkenntniſſen ausgerüſtet und gegen Vorurtheile auf ihrer Hut, den eigentlichen Punkt, warum es zu thun iſt, kennen und im Auge behalten werden, erleichtern einſt dem künftigen Geſchicht- und Menſchenforſcher die Beantwortung jener dunkeln Frage, woher die Amerikaner entſproßten.

Es klingt Anfangs widerſinnig, wenn man die Engländer behaupten hört, daß die Ichthyophagen, oder Fiſcheſſer, an der Nordweſtküſte an ſittlicher Bildung vor den Jagdvölkern im Inneren von Canada und um die Hudſonsbay den Vorzug verdienen, da man gleichwohl die Schilderung von ihrer ekelhaften Lebensart und ihrem Geſchmack am Genuſſe des Menſchenfleiſches nicht ohne Schauder leſen kann. Allein von einer Seite ſcheint dennoch die Behauptung völlig gegründet, und eine oder die andere barbariſche Gewohnheit, die noch aus roheren Zeiten übrig geblieben iſt, darf uns im allgemeinen Urtheile nicht irre leiten. Der ruhige Aufenthalt der Küſtenbewohner in einem beſtimmteren Bezirk, die Regelmäßigkeit der Beſchäftigungen, womit ſie im Sommer ihren Lebensunterhalt gewinnen und ihren Wintervorrath einſammeln, der höhere Grad des Fleißes und der Sorgfalt, die ſie auf den Bau ihrer Kähne und Häuſer verwenden müſſen, die winterliche Muße, die ihnen zur höheren Vollendung ihrer Kunſtarbeiten, an Kleidern, Zierathen, Geräthſchaften und Waffen dient, die leichtere Communication endlich auf dem Meere, dieſem Elemente der menſchlichen

Cultur, wodurch ſich ihnen die Gelegenheit zum Verkehr und Tauſchhandel mit entfernten Nachbarn und folglich zur Einſammlung eines gröſſern Ideenvorrathes darbietet: dies alles trägt dazu bey, ſie auf der Bahn zur Entwickelung ihrer ſchlummernden Geiſteskräfte ihren Brüdern im Walde zuvorkommen zu laſſen, und die Grundbegriffe aller Moralität, die richtigen Beſtimmungen des Verhältniſſes zwiſchen Menſch und Menſch ihnen näher zu legen.

Die Jagd geſtattet keine Vereinigung der Menſchen in ſo groſſer Anzahl, wie der Aufenthalt an einer fiſchreichen Küſte. Unaufhörlich in kleine Familien zertheilt, die ſich immer wieder abzweigen, ſo wie das Bedürfniß der Nahrung ſie aus einander treibt, werden die nächſtverwandten Horden durch dieſe Lebensart von einander entfremdet, und die Bande gelöſet, die doch ſonſt unter den Völkern von einerley Mundart und Sitte wirkſam ſind. In der Einöde des Waldes, fern von einander, verändert ſich allmählich auch die Sprache der verſchiedenen kleinen Haufen; die wenigen Worte, welche ſie vor ihrer Trennung kannten, verlieren ſich unter der Menge der neuen, die ſie ſich nach und nach für neue Gegenſtände in ihrem neuen Jagdbezirke, für neue Verhältniſſe, für zufällige Ereigniſſe ſelbſt bilden müſſen. So entſteht eine endloſe Verſchiedenheit der Sprachen, wie ſie im inneren Nordamerika ſo häufig angetroffen und von Reiſebeſchreibern erwähnt worden iſt. Eine merkliche Abweichung unter den Gebräuchen der mancherley Völkerſchaften von einander, läßt ſich leicht aus eben dieſer Vereinzelung erklären; ſelbſt der Umſtand, daß die verſchiedenen Stämme ihren Kindern den Kopf bald ſo, bald anders zu formen ſuchen, iſt eine Folge von der Beybehaltung eines Grundbegriffes, der ſich nur nach den Umſtänden immer modificirt.

Jagd und Krieg ſind die einzigen Hauptbeſchäftigungen des Indianers; er jagt, wenn ſein Vorrath zu Ende geht, und macht ſich auf den Weg, eine benachbarte Horde zu beſchleichen, wenn er dem alten Hader nachdenkt und für eine vermeinte Beleidigung Rache fordern zu müſſen glaubt. Die Völkerſchaften, welche den Europäiſchen Niederlaſſungen näher wohnen und mit ihren Emiſſarien bekannt ſind, haben ſich bereits an neue Bedürfniſſe gewöhnt; ſie brauchen Meſſer und anderes Eiſengeräth, Tuch zur Kleidung, Zierathen zum

Putz, Flinten, Pulver und Bley zur Jagd, und vor allem das unentbehrlich gewordene hitzige Getränk, den ſchlechten, ungeſunden Branntwein, der ſie bis in die Wurzel des Lebens vergiftet, und ihre Raße gänzlich auszurotten drohet. Sie jagen aber auch ſchon nicht bloß, um ſich Speiſe und Decke zu verſchaffen, ſondern um Pelzwerk zuſammen zu bringen, wogegen ſie jene ausländiſchen Waaren eintauſchen können. Durch den Umgang mit den Europäern, die ſich lange Zeit ihre Einfältigkeit zu Nutze machten, hat ihr Charakter endlich viel von ſeiner ehemaligen Redlichkeit verloren; das Beyſpiel des Betruges mußte ſie ergreifen, und jetzt ſuchen ſie ein Verdienſt darin, ihre habſüchtigen Bundesgenoſſen zu überliſten. In trunkenem Muthe äußern ſich ihre Leidenſchaften gewaltſamer als ſonſt; und ſelbſt die Abſpannung, die darauf folgt, wechſelt mit Anfällen von kranker Reitzbarkeit, die vielleicht noch furchtbarer ſind, als ihre überlegten Grauſamkeiten. Kalte, empfindungsloſe Rache iſt allen rohen, wilden Völkern gemein. Sich an die Stelle eines anderen ſetzen, kann nur der Menſch, den die Erziehung auf eine höhere Stufe der Beſonnenheit hob.

Daher iſt auch der Begriff des **Mein** dem Wilden, wie dem Kinde, ſo viel geläufiger, als der damit verſchwiſterte Begriff des **Dein**. Ein Fortſchritt in der Bildung des Geiſtes, in der Entwickelung moraliſcher Gefühle, in der Uebung der Urtheilskraft iſt auf dieſem Wege, bey dieſer Lebensart, und durch dieſes verderbliche Verkehr mit den verworfenſten Menſchen unſerer Europäiſchen Raße nicht möglich. Die alten Indianer ſelbſt hatten noch angebornes Gefühl genug, um einzuſehen, daß die Moralität ihrer Jugend durch den Umgang mit gewiſſen angeblichen Lehrern des Chriſtenthums, und durch das Beyſpiel ihrer zügelloſen Ausſchweifungen zerrüttet würde. Sie baten daher die Statthalter der Colonieen, daß man dieſe Elenden von ihnen entfernen möchte. Allein wie leicht es dennoch ſey, mit den Amerikaniſchen Wilden auszukommen, in welcher natürlichen Achtung die Geſetze der Billigkeit bey ihnen ſtehen, dies beweiſen alle die verſchiedenen Unterhandlungen, welche die vereinigten Provinzen, die Canadier und die Franzoſen mit ihnen gepflogen haben. Faſt ohne Schwertſchlag, faſt ohne Streit, hat man ihnen das

Eigenthum der Ländereyen abgehandelt, auf denen jetzt die Macht der Amerikaniſchen Republik mit ſo vielem Glanze zu einem Range in der politiſchen Welt heranwächſt.

Die beyden wichtigen Angelegenheiten des Menſchengeſchlechtes, die in anderen Welttheilen jeder anderen Sorge vorhergehen, und denen die Summe aller Geſchäftigkeiten untergeordnet zu ſeyn pflegt, Regierungsform und Gottesdienſt, haben dem wilden Amerikaner nie viel Kopfbrechens gekoſtet. Er bedarf keines Herrn und keiner Prieſter; wenn er in den Krieg zieht, wählt er den Tapferſten ſeines Haufens zum Führer, und wenn er an einen großen Waſſerfall kommt, bewundert er die Macht des Unſichtbaren, der dort im Brauſen der Fluthen, wie einſt dem Aegyptiſchen Hirten in der entzündeten Sumpfluft, ihm näher zu ſeyn ſcheint. Bey gewöhnlichen Ereigniſſen des Lebens wendet er ſich aber nicht an dieſen oberſten, wohlthätigen Geiſt; da genügt ihm der Genius, den er ſich zum Schutz erkohren hat, und deſſen Ebenbild er in irgend einem Thiere zu erkennen glaubt. Bey den Küſtenbewohnern wird man bereits den Anfang eines

Deſpotismus gewahr: die Oberhäupter herrſchen mit einer beynahe uneingeſchränkten Macht über das gemeine Volk; ſie bewohnen geräumigere Häuſer, ſie beſitzen einen erleſenern Hausrath, ſie genießen die Leckereyen und die fetten Biſſen, ſie werden von zahlreichen Sklaven bedient, ſie halten ſich ſogar Sklaven zum Abſchlachten für ihren Tiſch, ſie kennen den Luxus der Vielweiberey, ſie erlauben oder verbieten endlich das Verkehr mit den Fremden, und eignen ſich die beſten im Tauſche gewonnenen Waaren zu. Vom hierarchiſchen Deſpotismus hingegen, von einem abgeſonderten, privilegirten Prieſterſtande, hat man daſelbſt noch keine Spur bemerkt.

Das mannigfaltige Sittengemälde, die Schilderung aller verſchiedenen Gewohnheiten und Gebräuche, wodurch ein Stamm ſich vom anderen unterſcheidet, oder worin ſie alle mit einander übereinſtimmen, ſo anmuthig und anlockend dies alles auch ſcheinen mag, führte uns hier zu weit von unſerm Ziele. Es iſt genug, daß wir hier auf die Reiſebeſchreiber verweiſen.

§. 18.

Europäiſche Anſiedler.

Zur Vollſtändigkeit dieſes Aufſatzes gehört es noch, mit einigen Worten die übrigen Bewohner des neuen Welttheils zu erwähnen, deren Ueberkunft aus unſerem Welttheile bekannt iſt, und die ſich folglich von den urſprünglichen beyden Raßen in Amerika abſondern laſſen.

Schon früh im Mittelalter, um das Jahr 988 oder 989 nach Chriſti Geburt, entdeckten die kühnen Norwegiſchen Abentheurer das öſtliche Ufer von Grönland, und ließen ſich daſelbſt nieder, weil aller Wahrſcheinlichkeit nach damals das Klima noch ungleich milder war, als es jetzt durch die Anhäufung des Eiſes an den Küſten geworden iſt. Von hier aus beſuchten und beſetzten ſie auch die Inſel Neufundland. Wenige Jahre nach der erſten Entdeckung (um das Jahr 1000) nahmen die dortigen Normänner das Chriſtenthum an, und ungefähr nach Verlauf von hundert Jahren hatten ſie an der Oſtküſte zwölf Kirchen und zwey Klöſter, ſo wie an der Weſtküſte vier Kirchen erbauet, und wählten ihre eigenen Biſchöfe, von denen man eine Folge von ſiebzehn aufzählen kann.' Merkwürdig iſt aber die um das Jahr 1376 erwähnte erſte Ueberkunft der Eskimos oder jetzigen Grönländer aus dem ſüdlicher gelegenen Lande Labrador, welches ſie wahrſcheinlich wegen des Andringens der anderen Amerikaniſchen Stämme verlaſſen mußten. Dieſe den Normännern ſchon längſt in Neufundland bekannt gewordenen und wegen ihrer unanſehnlichen Statur von ihnen mit dem verächtlichen Namen **Skrellinger** oder Zwerge bezeichneten Menſchen waren die einzigen Bewohner der Weſtküſte von Grönland, als man ſie 1576 wieder entdeckte. Ob die zunehmende Kälte, oder die im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts eingeriſſene epidemiſche Krankheit (der ſo genannte ſchwarze Tod), oder die Skrellinger, oder endlich alle dieſe Urſachen zuſammengenommen, die Ausrottung des Norwegiſchen Pflanzvolkes bewirkt haben, bleibt wahrſcheinlich unſerer Kritik auf immer ein unauflösliches Problem.

Nachdem **Cabot** 1497 die Inſel Neufundland wieder gefunden hatte, folgten die verſchiedenen Entdeckungsreiſen im Norden ſchnell auf einander. So oft indeß die Weſtküſte von Grönland berührt ward, ſo wenig lockte das kalte Land irgend ein Europäiſches Volk an, ſich daſelbſt niederzulaſſen, bis der Prediger **Egede** im Jahr 1721 ſeinen Hof bewog, Miſſionsanſtalten daſelbſt anzulegen und zu unterſtützen, die zum Theil noch fortdauern und den Wallfiſchfang der Dänen erleichtern. Auf **Hudſons** Entdeckung des großen Meerbuſens, der ſeinen Namen trägt, folgte 1669 die Errichtung der Hudſonsbay-Compagnie, als einer privilegirten Handelsgeſellſchaft, welche vermöge ihres Freybriefes von König **Karl dem Zweyten** das ausſchließliche Recht erhielt, ihre Faktoreyen, an beyden Ufern der Hudſonsbay ſowohl, als im Inneren des Landes, anzulegen. Dem zufolge begründete ſie am Churchillfluß das Fort **Prinz von Wales**, am Nelſonfluß das Fort **York**, am Albanyfluß **Henley Haus**, und auf der Küſte von Labrador, oder dem ſo genannten **East Main**, die Forts **Rupert** und **Richmond**. Im Innern erſtrecken ſich, wie wir geſehen haben, ihre Stationen oder Faktoreyen bis jenſeits des Arathapeskow- oder Arabaska-Sees. Ihre Ausfuhr nebſt den Koſten der Unterhaltung für ihre Beamten beträgt, ein Jahr ins andere, etwa zwanzigtauſend Pfund Sterling; die Einfuhr an Pelzwerk dagegen etwa ſieben und zwanzigtauſend Pfund Sterling, welches einen jährlichen Gewinn von ſieben tauſend Pfund abwirſt. Allein nach anderen Berechnungen gewinnen die Intereſſenten ohne allen Vergleich eine größere Summe. Auch haben ſie ſeit einiger Zeit ihren Handel ſehr zu erweitern und mit den Canadiern zu wetteifern geſucht, um dem Vorwurfe zu entgehen, daß ihre Unthätigkeit dem Brittiſchen Handel Abbruch thäte.

Auf Cartiers Entdeckung von Canada im Jahr 1536 folgten bald die erſten Verſuche anderer Franzöſiſcher Abentheurer, die ſich dort ſowohl, als in der benachbarten Halbinſel Acadien, niederlaſſen wollten; allein dieſe unreifen Verſuche blieben ohne allen Erfolg, bis Champlain 1668 den Grund zur Stadt Quebek legte. Nunmehr hätte Canada in den Händen der Franzöſiſchen Regierung eine wichtige Colonie werden können, zumal da man im Innern derſelben eine Communication mit Luiſiana, welches ebenfalls der Krone Frankreich gehörte, vermittelſt der fünf großen Seen und der Flüſſe Illinois und Miſſiſſippi eröffnet hatte; allein die groben Fehler der Colonial-Adminiſtration vereitelten dieſe Ausſichten in dem Grade, daß man ſich 1763 glücklich ſchätzte, Canada und Acadien oder Neuſchottland an die Engländer abzutreten.

Nach dem Verluſte der übrigen Colonieen ſchenkte die Brittiſche Regierung den bisher vernachläſſigten und freylich auch von der Natur etwas ſtiefmütterlicher behandelten nordiſchen Provinzen, die ſich ihrer Botmäßigkeit nicht entreißen konnten, beſondere Aufmerkſamkeit. Canada enthielt beym Friedensſchluſſe von 1783 genau 113,012 Engliſche und Franzöſiſche Coloniſten, und außerdem noch gegen zehntauſend Flüchtlinge aus der Amerikaniſchen Republik, oder ſo genannte Loyaliſten, denen ein eigener Bezirk in der oberen Gegend von Canada am Cataraquifluß und am Ontario-See angewieſen worden iſt. Die Bevölkerung von **Quebek** beſtand damals aus 6,472 Seelen, und die von **Montreal** mochte nur um wenig geringer ſeyn.

Die ſo genannte **Quebek-Bill**, eine Parlamentsakte vom vierzehnten Regierungsjahre **Georgs des Dritten**, enthielt die Grundverfaſſung dieſer Provinz, nach welcher die geſetzgebende Macht dem Statthalter und einem ihm zugeordneten Rathe übertragen war. Der Unterſtatthalter, der Oberrichter, der Regierungs-Sekretair und zwanzig andere Mitglieder, von denen die Hälfte Franzöſiſcher Abkunft ſeyn mußten, waren die Mitglieder jenes Rathes, und erhielten einen Jahrgehalt von hundert Pfund Sterling. Allein obgleich die meiſten Funktionen der Regierung ihnen oblagen, ſo hatte ſich doch Großbritannien das Recht, die Auflagen zu erkennen, vorbehalten, und dagegen die in fünf und zwanzigtauſend Pfund Sterling beſtehenden jährlichen Koſten der Civil-Liſte zu beſtreiten verſprochen.

Dieſe Verfaſſung konnte aber nicht lange Beſtand haben; es war natürlich, daß von allen Seiten Reklamationen dawider einliefen: theils von den Einwohnern der unteren Provinz, die das billige Recht ſich ſelbſt zu taxiren, und ihre eigene Provinzial-Verſammlung verlangten; theils von den Loyaliſten im höheren Canada, die ſchon in ihrem vorigen Vaterlande freyere Grundſätze geſchöpft hatten, und ſich an das in Quebek von dem Franzöſiſchen Adel eingeführte Lehnsſyſtem nicht gewöhnen konnten. Die Klugheit rieth daher dem Brittiſchen Miniſter **Pitt**, dem Uebel abzuhelfen, ehe noch die Klagen recht zur Sprache kämen; und ſo entſtand bereits im Jahr 1790 die neue Quebek-Akte, vermöge deren Canada in zwey ganz von einander unabhängige Provinzen abgetheilt wird, die nach Maßgabe des verſchiedenen Bedürfniſſes der Einwohner eine merklich verſchiedene Verfaſſung erhalten haben. Auffallend iſt es, daß eine Engliſche geſetzgebende Verſammlung an der Neige des achtzehnten Jahrhunderts in dem Entwurfe dieſer Verfaſſungen eine privilegirte Adelsklaſſe in Canada förmlich über die anderen Bürger erhob, ihr beſondere Immunitäten bewilligte, ihre Lehnsrechte heiligte und beſtätigte, und aus ihrer Mitte ein erbliches Oberparlament ſtiftete, welches, wie das Brittiſche, zugleich einen geiſtlichen Adel in ſich ſchließt. Dieſe von der Oppoſitionsparthey vergeblich gerügte Barbarey unſeres Zeitalters kann in jenem Welttheile nicht leicht die ſchlimmen Folgen, wie im unſrigen, nach ſich ziehen. Das mächtige, glänzende Beyſpiel der Gleichheit und Freyheit in der benachbarten Republik der vereinigten Staaten, verbreitet eine ſo helle Maſſe von Licht, daß die Werke der Finſterniß unmöglich lange daneben beſtehen können.

Die ganze Ausfuhr von Quebek betrug im Jahre 1786: 343,262 Pfund, 19 Schilling, 6 Pence Sterling, und die Einfuhr dieſes Jahres 325,116 Pfund Sterling. Von der Ausfuhr war das Pelzwerk der Hauptartikel; denn er belief ſich auf 285,977 Pfund. Die übrigen Artikel waren Weizen, Mehl, Zwieback, Leinſamen, allerley Hausrath von Holz, Fiſche, Pottaſche, Oel, Ginſeng und andere Arzneygewächſe. Dagegen wurden eingeführt: Rum, Branntwein, Melaſſen oder Syrup, Kaffee, Zucker, Wein, Taback, Salz, Schokolade, Lebensmittel für die Truppen und allerley trockne Waaren.

Neuſchottland und Neubraunſchweig bilden jetzt ebenfalls zwey abgeſonderte Provinzen, deren vorzüglichſter Handel in der Verfertigung von allerley Hausrath aus ihrem guten, dauerhaften Holze beſteht, den ſie ſodann nach den Weſtindiſchen Inſeln führen, um allerley Artikel des Luxus, als Rum, Zucker, Kaffee, u. ſ. w. dafür einzutauſchen. Ihre Fiſcherey iſt nächſt der von Neufundland die beträchtlichſte, und ward im Jahr 1743 ſchon auf mehr als 900,000 Pfund Sterling angeſchlagen. Der Kornbau bleibt dagegen noch zu unbedeutend, um dem Bedürfniſſe der Einwohner zu genügen. Ihre Verfaſſung iſt nach der Engliſchen gemodelt, und für einen Staat in ſeiner Kindheit mag ſie leicht hinreichend ſeyn, bis die größere Bevölkerung ihre Mängel aufdeckt. Durch die Auswanderung der Loyaliſten aus den unabhängig gewordenen Provinzen hat ſich die Volksmenge von Neuſchottland ſchon anſehnlich vermehrt. Der Hauptort **Halifax** zählt gegen 20,000 Einwohner; **Annapolis** mit ſeinem unvergleichlichen Hafen hat ſich ſeit dem Frieden um fünf Sechstheile vergrößert; **Barrington** hat 4,000, und **Shelburn** 13,000 Einwohner erhalten.

Ich habe dieſe beyden Provinzen hier erwähnt, weil die Gränzen des Theils von Nordamerika, den wir zu betrachten hatten, ſie natürlich mit einzuſchließen ſcheinen. Ueberdies gewinnen wir auch ſo viel durch dieſen Zuſatz, daß wir das wichtige Faktum der ſchnellen Fortſchritte der hieſigen Bevölkerung am Schluſſe dieſer Ueberſicht vor Augen behalten, und von demſelben auf die Benutzung des ganzen unermeßlichen Landes, im Weſten von Canada, welches des Anbaues ſo fähig iſt, die Anwendung machen können.

Geſchichte
der
Engliſchen Litteratur,
vom Jahr 1789.

Geſchichte der Engliſchen Litteratur, vom Jahre 1789.

Litterariſche Zeitrechnung. Kritiſcher Deſpotismus der Recenſenten. Politiſche Denkfreiheit und gelehrte Intoleranz. Prieſtleys und Gibbons Verketzerung. Taylers neuplatoniſche Schwärmereyen. Beyträge der Brittiſchen Theologen zur beſſern Interpretation der Bibel. Kennicott, Lowth, Newcome, Campbell und Weſton. Neue Bibelüberſetzung von Geddes. Innere Erleuchtung des Profeſſors Cooke. Predigten. Madans und Shepherds Kriege gegen die Ketzer. Politiſche Kanzelreden über die Revolution und über den Negerhandel. Ryans Wirkungen der verſchiedenen Religionen. Lardners und Warburtons Werke. Geſchichte des Judenthums, von Shaw. Zuſtand der Philoſophie in England. Neid über die thätigen Kräfte im Menſchen. Eſſayiſts, eine eigene Gattung von Schriftſtellern. Prieſtleys Vorleſungen über die Geſchichte. Monboddo vom Urſprung und der Ausbildung der Sprache. Vertheidigte Aechtheit der Pariſchen Chronik. Whites Ueberſetzung der Reden des Cicero gegen den Verres. Pownal vom alten Gallien. Teſtament des Königs Alfred. Fenns diplomatiſche Seltenheiten. Gordons Geſchichte der Nordamerikaniſchen Staaten. Der letzte Krieg in Indien, von Munro. Whitakers Ehrenrettung der Königin Maria von Schottland. Ruſſels Geſchichte des heutigen Europa. Revolutionen in Holland. Biographieen Swiſts und Napiers. Politiſche Schriften von Sir John Dalrymple, Sheridan, Scott und Sinclair. Aikins Beſchreibung von England. Schutzſchrift für die Ehre der Engliſchen Flotte. Huttons Court of Requeſts. Pamphlets über die Regentſchaft. Schriften über den Negerhandel; Beweiſe aus dem alten und neuen Teſtament für die Rechtmäßigkeit deſſelben. Lebhafte Theilnahme des Publicums an dieſer Unterſuchung. Hiſtoriſche Nachrichten von der Colonie in Neu-Süd-Wallis, von Tench, White und dem Gouverneur Phillip. Portlocks und Dixons Weltumſchiffungen. Irwings Reiſe nach Indien und Howels Rückkehr aus Indien. Luſignans Reiſe in der Europäiſchen Türkey. Die Krim, von Lady Craven bereiſet und beſchrieben. Mrs. Piozzis Italieniſche Reiſe. Anbureys Feldzug des Generals Burgoyne in Nordamerica. Briefe über die Barbarey vom Major Juardine. Coſtigans Skizzen von Portugall. Conſetts Lappländiſche Reiſe. Gilpins maleriſche Reiſen in England und Schottland. Des menſchenfreundlichen Howards Nachricht von Gefängniſſen und Krankenhäuſern. Neue mediciniſche Schriften. Monros Burſae mucoſae. Denmans phyſiologiſche Kupfer. Bells und Pearſons Chirurgieen. Vom Lyceum und der humane Society gekrönte

Preisſchriften. Cullens Vorleſungen über die Materia Medica. Der Schnürbruſtſchneider Philipp Jones, über die Verwachſenen. Naturhiſtoriſche Schriften. Smiths Linnäiſche Societät. Artons Hortus Kewenſis. Martyns Conchologiſt. Künſtliche Kälte; Zerlegung der Luft; Entdeckung neuer Trabanten um den Saturn und den Uranus. Schottiſche und Irländiſche königliche Geſellſchaften der Wiſſenſchaften. Marſhalls Landwirthſchaft. Edwards und Youngs ökonomiſche Luftſchlöſſer. Werke der Phantaſie. Academy for grown Horſemen. Neue Schauſpiele und Romane. Graf Strongbow. Ueberſchwemmung von Lehrgedichten. Ueberſetzungen aus dem Perſiſchen. Spottgedichte.

Die Sitzungen des Brittiſchen Parlements beſtimmen die geſchäftige Periode aller Kaufleute von derjenigen Klaſſe, welche von dem Luxus und der langen Weile der begüterten Engländer lebt. Das litterariſche Jahr hebt ebenfalls mit dem November oder December an, und geht bereits im Anfang des Sommers zu Ende; denn ſobald die Parlements-Glieder, und mit ihnen der ganze Schwarm von Klienten und Müßiggängern, die Hauptſtadt verlaſſen, ſo halten die Buchhändler mit ihren wichtigeren Publicationen ein, aus Furcht, ihre

Ankündigungen in den Londoner Zeitungsblättern möchten überſehen, und ihre Verlagsartikel nicht bekannt genug werden. Unſere Anzeigen von den neuen Erſcheinungen am litterariſchen Horizont in England müſſen ſich nach dieſer Einrichtung bequemen, und den Leſer nur mit den bemerkenswertheſten Schriften, welche während der letzten Parlements-Sitzung herausgekommen ſind, bekannt machen.

Es giebt gewiſſe Erſcheinungen in der menſchlichen Natur, welche dem Determinismus das Wort zu reden ſcheinen, und fähig ſind den philanthropiſchen Enthuſiasmus niederzuſchlagen, der nicht allein vom Adel der menſchlichen Seele die erhabenſten Begriffe hegt, ſondern ſogar an eine allgemeine Veredlung des geſammten Menſchengeſchlechts und die Theilnehmung aller Individuen deſſelben an einem höheren Grade von Glückſeligkeit, durch die erhöhete Thätigkeit ihres ſittlichen Princips, zu glauben wagt. Wir zählen hierher vorzüglich die Trägheit des Verſtandes, die Macht der Erziehung und der Gewohnheit, und die daraus entſpringende Willigkeit, ſich einer fremden Autorität zu unterwerfen, die auch in einem freyen Staate auffallende Hinderniſſe der allgemeinen Aufklärung bleiben. Ein merkwürdiges Beyſpiel dieſer Art iſt die Geduld, womit man ſich in England ſelbſt, einem litterariſchen Deſpotismus unterwirft, wovon die Gelehrſamkeit in Deutſchland und in Frankreich ſich unabhängig erhalten hat. Es ſtimmt in der That, mehr als man glauben ſollte, die gegenwärtige Brittiſche Litteratur auf einen gewiſſen einſeitigen Ton, daß die Recenſenten daſelbſt unumſchränktere Schiedsrichter des Nationalgeſchmacks ſind, als in jedem andern cultivirten Lande. Zwey Journale the monthly und the critical Review, die ſeit beynahe vierzig Jahren exiſtiren, beſitzen in einem hohen Grade das Zutrauen des Publicums, und verhindern dadurch das Emporkommen anderer Schriften dieſer Klaſſe, oder zwingen doch dieſe, ſich von ihrem Tone nicht zu entfernen. Erſt ſeit Kurzem, nachdem das Kenrickiſche London Review wieder eingegangen war, ſind die English und Analitical Reviews erſchienen, die ſich durch jene Folgſamkeit vermuthlich erhalten werden. Auch im European und im General Magazine findet man jetzt ausführliche Beurtheilungen und nach Engliſcher Art ausgehobene Stellen aus neuen Büchern, wodurch aber keineswegs der Partheylichkeit abgeholfen wird. Die Recenſenten dieſer kritiſchen Journale ſind großentheils Geiſtliche, entweder von der anglicaniſchen Kirche, oder auch, zumal im Monthly Review, ſogenannte Diſſenters, aber darin mit einander einſtimmig, daß ſie, mit der Orthodoxie ihrer Sekten gewaffnet, in der Philoſophie wie in der Religion keine Neuerung ungeahndet hingehen laſſen. Dieſer allerdings für die Recenſenten, ja für ihren Stand ſogar, bequemen Methode muß der gegenwärtige Zuſchnitt der theoretiſchen Wiſſenſchaften in England zum Theil beygemeſſen werden. Weit entfernt, daß man ſich, der Billigkeit und der jedem freyhandelnden Weſen zuſtändigen Denkfreyheit gemäß, an den Platz des Schriftſtellers und in ſeinen Geſichtspunkt verſetzen ſollte, um alsdann das Vollgewicht ſeiner Gründe zu prüfen, oder ihre Schwächen aufzudecken, verurtheilt man den Neuerer nach den Grundſätzen des Inquiſitionsgerichts, eben weil er es wagen durfte, ohne des Inquiſitors Brille ſehen zu wollen. Man begreift gar leicht, daß in ſolchen Fällen Sarkasmen die Stelle der Argumente vertreten. In der ſeſten Ueberzeugung, daß kein anderer Weg zur Wahrheit führe, außer demjenigen, den dieſe Herren ſelbſt wandeln, halten ſie ſich berechtigt zu lachen, ſobald ſie einen einſamen Wanderer auf einem Nebenpfade erblicken, ungefähr wie die Fuhrleute auf der gebahnten Heerſtraße am Verſtande des Kräuterkenners und Geologen zweifeln, der mühſam die Felſenhöhen erklimmt. Die Fälle, wo das Publicum früher und anders als die Recenſenten entſcheidet, ſind zufällige Ausnahmen, und wenige Schriftſteller dürfen ſich rühmen, den Ariſtarchen ihrer Inſel ſo ungeſtraft getrotzt zu haben, als Sterne in ſeinem unnachahmlichen Triſtram Shandy.

Die Geſetzgebung in England hat in Religionsſachen ein Toleranzſyſtem geheiligt, welches die ehemaligen fanatiſchen Verordnungen ſtillſchweigend zur Vergeſſenheit verurtheilt. Die ſtrengen Geſetze, wodurch die Ausübung der katholiſchen Religion in jener Inſel verboten wird, haben, ohne eigentliche Abrogation, faſt gar keine Wirkung mehr, indem man den Erweis der Uebertretung den Angebern zu erſchweren gewußt hat; da hingegen beſtätigt ſich an den Kritiken jene alte Regel, daß die

Religionspartheyen, deren Glaubenslehren am wenigſten verſchieden ſind, einander oft am meiſten haſſen und verfolgen. Je weniger die Verſchiedenheit der religiöſen Grundſätze auf die bürgerliche Glückſeligkeit und die öffentliche Ruhe einzelner Menſchen ihren Einfluß äußert, deſto intoleranter ſind die Federn der verſchiedenen Sektirer gegen einander, und es iſt eben nichts Ungewöhnliches, daß der moraliſche Charakter des heterodoxen Schriftſtellers um ſeiner Lehre willen verdächtig wird, da man von vermeintlichen Irrlehren ohne Scheu behauptet, daß ſie aus Immoralität entſprießen, und wieder zu ihr führen. Mit ungewöhnlicher Strenge eifert man insbeſondere gegen den berühmten **Prieſtley**, ſeitdem er ſich öffentlich zu Socins Meinungen bekannte. Ob ſeine Gründe haltbar ſind, davon iſt unter ſeinen Gegnern nie die Rede: genug, daß ſie ihn für keinen Chriſten erkennen. Eben ſo rufen die Zeloten das Anathema über den Geſchichtſchreiber **Gibbon**; er iſt ihnen der Feind des Chriſtenthums, der Antichriſt, weil er ſich gegen den Aberglauben und den Pfaffenbetrug empört, womit man die Religion in dunklen Zeitaltern beſudelte. Ueber einen **Thomas Taylor** hingegen, der in ſeinen eben erſchienenen philosophical and mathematical Commentaries of Proclus die chriſtliche Religion gerade zu verwirſt, und die neuplatoniſche Vielgötterey an ihrer Stelle zum einzig wahren Glauben machen will, verziehen ſie, wie billig, nur ſanft den Mund. In der That iſt von einem Reformator nichts zu beſorgen, der mit den Schwärmereyen des Porphyr, des Proclus, und des Plotinus angezogen kommt, und gegen einen vermeintlichen Aberglauben zu kämpfen glaubt, indem er ſich des lächerlichſten nicht ſchämt; deſto mehr hingegen von dem Scharfſinne des Forſchers, der mit unerbittlicher Strenge verwirſt, was auf der Wage ſeiner Vernunft zu leicht befunden ward.

Bey der vollkommenſten Denkfreyheit, die der Staat ſeinen Gliedern geſtattet, muß das Urtheil der kritiſchen Zunft, ſobald es immer von dem größten Haufen blindlings unterſchrieben wird, ſowohl auf den Stoff als den Fortgang der Wiſſenſchaft dennoch einen nachtheiligen Einfluß äußern. Es giebt zwar von Zeit zu Zeit originale Köpfe, die ihren eigenen Weg der Unterſuchung gehen, und unbekümmert um den Tadel dieſer unbefugten Cenſoren neue

Meinungen bekannt machen, oder ſo genannte Heterodoxieen mit neuen Gründen verfechten; allein ſie ſchreiben ſelten für Andere als die kleine Parthey ihrer Anhänger, und das noch kleinere Häuflein der philoſophiſchen und unphiloſophiſchen Zweifler, die überall entweder Wahrheit oder Beruhigung ſuchen. Nur ſelten, nur wenn ein allgemein bekannter und berühmter Name, wie **Prieſtley**, ſich mit Controversſchriften über die Religion beſchäftigt, wird das große Publicum aufmerkſam; und alsdann geben die Recenſenten ihr Urtheil in einem deſto ſchneidendern Tone, um die Menge vor aufſteigenden Bedenklichkeiten zu bewahren.

Indeſſen arbeitet man jetzt in England auf dem Wege, den unſere proteſtantiſchen Theologen ſchon ſeit einiger Zeit betreten, und worauf ſie ihrer Wiſſenſchaft eine neue Form errungen haben: auf dem Wege der kritiſchen Exegeſe. Der allgemein betrauerte Biſchof **Lowth** hatte den Anfang gemacht; **Kennicotts** neue Ausgabe der Hebräiſchen Bibel, mit allen ihren Mängeln, wirkte nach; der Biſchof **Newcome** bearbeitete hierauf in Irland den Ezechiel; Dr. **Campbell** in Schottland die vier Evangelien; **Weſton** den Geſang der Deborah; und endlich entſchloß ſich Dr. **Geddes**, eine neue Engliſche Bibelüberſetzung zu unternehmen, die in ſechs großen Quartbänden einen ungeheuren Schatz von kritiſcher und philologiſcher Gelehrſamkeit enthalten wird, und, nach den Anzeigen und Proben zu urtheilen, für das Studium der Bibel in England einen nicht geringen Nutzen verſpricht. Die Bekanntſchaft der heutigen Engländer, mit auswärtiger, zumal Deutſcher Litteratur kommt ihnen bey Unternehmungen dieſer Art ſehr weſentlich zu Statten, und ſolchergeſtalt liegt doch in der genaueren Verbindung, worin jetzt die Europäiſchen Staaten in politiſcher Hinſicht mit einander ſtehen, ein Mittel zur gleichförmigen Ausbreitung und Mittheilung neuer Vorſtellungsarten, und man hat Urſache zu vermuthen, daß, wie **Newtons** Grundſätze der Phyſik, alles anfänglichen Widerſpruchs ungeachtet, bloß durch ihre Untrüglichkeit über alle Einwürfe ſiegten und allgemein angenommen wurden, ſo auch die Reſultate der Prüfung, die bey uns ein neues Licht auf den langen Hader zwiſchen Glauben und Vernunft verbreiten, trotz der Unbiegſamkeit orthodoxer Eiferer durch ihre eigene Wahrheit zuletzt auch in England anerkannt werden, und unvermerkt eine wichtige Veränderung in den theologiſchen Lehrbegriffen hervorbringen müſſen. Die neue Ueberſetzung der Salomoniſchen Sprüche von Dr. Hodgſon, dem Verfaſſer einer bereits länger bekannten Verſion des hohen Liedes, kann auch gewiſſermaßen als eine Vorarbeit zum neuen Bibelwerk angeſehen werden. Schwerlich dürfte dies aber von einer neuen Ueberſetzung der Offenbarung Johannis gelten können, welche der Profeſſor der Griechiſchen Sprache in Cambrigde, **William Cooke**, mit dem zu dieſer Arbeit erforderlichen Aufwand von Myſticismus und dem Gepränge von innerer Erleuchtung herausgegeben hat.

Dieſe Auslegungen beſchäftigen jedoch nur den kleinſten Theil der Engliſchen Geiſtlichkeit. Wie bey uns die Meß-Catalogen von neuen Predigten wimmeln, ſo findet man auch die Engliſchen Journale mit Anzeigen von Kanzelreden angefüllt, deren Texte nach der bekannten Methode der dortigen Homiletiker nur als Denkſprüche auf dem Titelblatte glänzen. Kürzlich ſind unter mehreren anderen die Prebigten des Dr. Leland, des beliebten Engliſchen Ueberſetzers des Demoſthenes, erſchienen, die aber keine Spur von Attiſcher Beredtſamkeit verrathen. Die Vorleſungen von der Bamptoniſchen Stiftung, über die Gründe für die Glaubwürdigkeit der chriſtlichen Religion, welche Dr. Shepherd von der Univerſität Oxford gehalten hat, ſind zwar in einer gefälligen Schreibart abgefaßt; allein als Controvers-Reden betrachtet, von einer Schwäche der Argumentation, die ſelbſt den Kritikern ſeiner Parthey bedenklich ſcheint. Dieſe Schwäche hält ſie indeſſen nicht ab, für die Folge die ſtärkſten Hoffnungen zu äußern, und den Verfaſſer einen „David zu nennen, der den höhnenden „Philiſter am Ende doch niederſchleudern „wird.“ Dieſer geiſtliche Rieſe Goliath (und wer anders, als der von allen Sekten verfolgte **Prieſtley**, wird unter dieſem Namen verſtanden?), der zum Aerger aller eifrigen Bekenner noch nicht zu Boden liegt, ſcheint in der That von den bleyernen Waffen ſeiner Gegner wenig gefährdet zu ſeyn, und den fürchterlichen Angriffen eines **Madan** und ſeines Gleichen, mit unerſchrocknem Muthe die Stirn bieten zu können. Wenn wir zur Probe von der Gefährlichkeit des letztgenannten Gegners erwähnen, daß er in dem Hebräiſchen Elohim die Dreyeinigkeit findet, und ſich dieſes Arguments mit unendlichem Triumph gegen Prieſtley bedient, ſo läßt ſich auf den Punkt ſchließen, wohin es bis jetzt in England mit der Kritik gekommen iſt, da die Plumpheit einer ſolchen Behauptung weder von den Recenſenten, noch von dem gefürchteten Ketzer eine Rüge hervorgerufen hat.

Aus der freyen Verfaſſung entſpringt eine beſondere Gattung von geiſtlichen Reden, welche man Zwittergeburten der Religion und Politik nennen kann. Im Ganzen genommen ſcheint der Geſchmack daran ſich zu verlieren, und die Parlements-Häuſer hören nicht mehr die Bußpredigt am Gedächtnißtage des hingerichteten Königs Karl. Schön wäre dieſer Zug im National-Charakter, wenn das zarte Gefühl des Anſtändigen den Religionslehrern künftighin verböte, ihre Geheimniſſe dadurch zu entweihen, daß ſie ihrem Einfluſſe die bürgerlichen Verhältniſſe, die eigentliche Provinz der Vernunft, unterzuordnen ſuchen. Vielleicht wäre dies das ſicherſte, auch die Philoſophen ihrer Seits zu bewegen, ihre Vernunft nicht länger über Dinge entſcheiden zu laſſen, welche gänzlich außer dem Gebiete des Begreiflichen liegen. Indeſſen predigte noch am 5ten November 1788 Stevenſon über die Vortheile der den Engländern unvergeßlichen Revolution; auch erhoben Dore, Bidlake, **Mends** und **Hawker** ihre Stimme auf öffentlicher Kanzel gegen die Gräuel des Negerhandels und der Leibeigenſchaft in den Zuckerinſeln. Wir ſchweigen von ſo manchen Predigtſammlungen, die ſich durch nichts Eigenthümliches auszeichnen, wie z. B. von den acht und zwanzig Predigten eines Ungenannten, von denen des Dr. **Taylor**, eines vertrauten Freundes von Samuel **Johnſohn**, denen des ſchwülſtigen **Morton**, des Stockdale, des Biſchofs von Cheſter, und der langen Reihe am Feſt der Geneſung des Königs gehaltener Dankpredigten. Auch verweilen wir nicht bey einem andern in das Fach der theologiſchen Litteratur gehörigen Werke, worin **Ryan** die Wirkungen der verſchiedenen Religionen auf die Schickſale der Menſchengattung darzulegen ſucht. Wo die Reſultate der Unterſuchung durch einen betrieglichen Cirkelſchluß zugleich als Grundbegriffe derſelben vorangehen, was läßt ſich dort außer unkritiſcher Compilation, partheyiſcher Auswahl der Thatſachen, ungeheurer Uebertreibung und wiſſentlicher Verdrehung erwarten? Den hellen philoſophiſchen Blick, den Scharfſinn und die Wahrheitsliebe des Geſchichtforſchers, die wir bey vergleichenden Gemälden der großen theokratiſchen Geſetzgebungen billig vorausſetzen müſſen, ſucht man vergebens in dieſer unverdauten Maſſe von kleinfügigen Anekdoten und Gemeinplätzen. Eine neue vollſtändige Ausgabe von den Werken des gelehrten **Lardner** in eilf Oktavbänden, und die neue Sammlung von **Warburtons** Schriften in ſieben Quartbänden, ſind uns dagegen willkommnere und dem Publicum nützlichere Erſcheinungen; auch hat Dr. Shaw's eben erſchienene Geſchichte des Judenthums bey aller Einſeitigkeit manche Verdienſte.

Von jener großen Reform, die allmählich von Königsberg aus ſich über ganz Deutſchland verbreitet, und der geſammten Philoſophie eine neue beſtimmtere Form verſpricht, hat man in England zur Zeit noch wenig gehört. Unſere philoſophiſchen Schriftſteller ſind ihrer Mutterſprache ſo treu, und dieſe iſt, zumal in den höheren Wiſſenſchaften, dem Ausländer ſo unerreichbar, daß die Mittheilung der Kenntniſſe, welche zwiſchen beyden Nationen in andern Fächern Statt findet, hier gänzlich abgeſchnitten bleibt. Hierzu kommt die in England ziemlich allgemeine Meinung, daß auf dem Felde der theoretiſchen Philoſophie keine neue Ernte mehr zu gewinnen ſey, die Anhänglichkeit an den allerdings ſehr vortrefflichen **Locke**, und der theologiſche Haß gegen das ſkeptiſche Syſtem, dem ſchon das Vaterland ſeines Urhebers **Hume** bey vielen Engländern zum Vorwurf gereicht. Schottland iſt gleichwohl in tiefſinnigen Unterſuchungen jetzt geſchäftiger als England; **Beattie** und **Reid** können mit Recht unter den Denkern ihres Zeitalters Sitz und Stimme verlangen. Die Eſſays on the active powers of man, das neueſte Werk des letztgenannten Schriftſtellers, behandeln dieſen wichtigen Gegenſtand mit einer Fülle von eigenen Gedanken, die uns von dem Kopfe, in welchem ſie ſich reiheten, und von ſeinem geiſtigen Genuſſe die höchſten Begriffe giebt. Selbſt das Deſultoriſche der Philoſophie jener Inſelaner iſt innig mit ihrem National-Charakter verbunden, da hingegen der methodiſche Geiſt unſerer Forſcher ihnen unter dem verhaßten Namen der ſcholaſtiſchen Sophiſterey ſchon Widerwillen einflößt. Dennoch läßt es ſich ohne die mindeſte Divinationsgabe vorausſagen, daß dieſes Vorurtheil verſchwinden wird, ſobald es einem fähigen Kopfe gelingt, die Kantiſche Kritik dem Brittiſchen Tiefſinne in ihrer ganzen Schärfe deutlich darzulegen.

Aus dieſer unkörperlichen Region, wo nur ſelten Meteore glänzen, ſenkt ſich unſer Blick zu den philoſophiſchen Schriftſtellern von der zweyten Klaſſe, und insbeſondere den in England ſo häufigen Eſſayiſts, hinab. Lebhafte, unterhaltende, zuweilen auch gründliche Abhandlungen über einzelne Gegenſtände aus dem weiten Umkreiſe der Philoſophie, die wenigſtens öfter die Reſultate des eigenen Nachdenkens, als der mechaniſchen Aufſammlung fremder Meinungen ſind, behalten für die individuelle Ausbildung derer, die ihre Kräfte daran üben, einen entſchiedenen Werth, ſo gering auch ihr übriger Nutzen in der Litteratur ſeyn mag. Bey den litterariſchen Kleinigkeiten dieſer Art, dem Verſuch über die Stufen der Cultur im Menſchengeſchlechte von Roberts; der Abhandlung über die Vervollkommnung der gerichtlichen Wohlredenheit (unter dem Titel Deinology und dem angenommenen Namen **Hortenſius**); den Briefen von Davy über die Griechiſche Sprache und Tonkunſt; den metaphyſiſchen Disquiſitions des Arztes **Worthington** über Zeit, Gränzen der Vernunft, Inſtinkt und Erziehung, und bey mehreren ähnlichen Produkten dieſes Jahres können wir uns indeſſen nicht aufhalten. **Prieſtleys** kritiſche Vorleſungen über das Studium der Geſchichte haben einen auszeichnenderen Werth, und noch wichtiger ſind in ihrer Art die nunmehr nach einer langen Pauſe erſchienenen drey letzten Bände von Lord **Monboddo's** größerem Werke über den Urſprung und die Ausbildung der Sprache. Man kennt die Beleſenheit, die Gelehrſamkeit, den feinen Sinn für die Schönheiten, und die Zierlichkeit der Griechiſchen Litteratur, womit dieſer paradoxe Schriftſteller ſeine eigenen ungewöhnlichen Anſichten und Hypotheſen verbindet. In dem erſten Bande waren jedoch die anſtößigen Fragen vom Urſprunge der Sprache, und von unſerer nahen Verwandtſchaft mit dem Orangutang bereits abgethan; mithin konnte der Verfaſſer, jetzt mehr in ſeinem eigentlichen Elemente, auf eine befriedigende Art zeigen, wie aus der bloßen Sprache des Bedürfniſſes die Rede, die Kunſt zu ſprechen entſtand, und wie ſich dieſe immer weiter fortbildete. Er konnte ſich hierauf weitläuftig ausbreiten über die Schickſale des menſchlichen Wiſſens, über die verſchiedenen Gattungen des Styls, über die relativen Vorzüge verſchiedener Sprachen und Völker; er konnte ſich ergießen im Lobe der Griechen. Seine Bemerkungen über die Römiſchen Schriftſteller und über die poetiſche Schreibart ſollen noch folgen und das ganze Werk beſchließen.

Die klaſſiſche Erziehung der Jugend unterhält in England jene Vorliebe für die einfachen Schönheiten der alten Litteratur. Daher ſieht man auch nur in England manchen Kaufmannsdiener, der ſeinen Lateiniſchen Autor lieſt, und nicht ſelten einen Fähnrich oder einen Lieutenant, der ſich in der Wachtſtube mit dem Griechiſchen Homer die Zeit verkürzt. Mit dieſen Vorübungen ſtehen die Beſchäftigungen des reiferen Alters in Verbindung. So ward neulich die Aechtheit der Pariſchen Marmor-Chronik bezweifelt, und ſo fand ſie jetzt einen, freilich minder geſchickten Vertheidiger an **Hewlett**. So überſetzte **Glaſſe** den Simſon Agoniſtes des Dichters **Milton** ins Griechiſche, und ſo überſetzte ganz kürzlich **White** die Reden des **Cicero** gegen den Verres ins Engliſche, nicht ohne Rückſicht auf den gegenwärtigen Zeitpunkt, wo man in England ſo viel von der Raubſucht der Adminiſtratoren entfernter Provinzen in Anregung bringt. **Pownall**, ehemaliger Gouverneur von Neu-England, lieferte ſeine antiquariſchen Unterſuchungen über die Römiſche Provinz Gallien, welche die Provence, Languedoc und Dauphiné in ſich begriff. Andere verwendeten hingegen ihren Fleiß auf ihres Vaterlandes ältere Geſchichte. **Manning** überſetzte, und **Aſtle**, ein gelehrter Engliſcher Alterthumsforſcher, edirte das Teſtament Königs **Alfred des Großen**, ein wichtiges Aktenſtück aus jenem frühen Zeitalter, welches ſowohl für den Geſchichtsforſcher und Rechtsgelehrten, als für den Menſchenkenner, manche belehrende Stelle enthält. Sir **John Fenn**, der bereits vor einiger Zeit mit diplomatiſchen Seltenheiten aus den Brittiſchen Archiven ans Licht getreten war, gab jetzt eine Menge Originalbriefe von Staatsmännern und anderen wichtigen Perſonen, die zu Heinrichs des Sechsten, Edwards des Vierten und Richards des Dritten Zeiten gelebt haben, heraus. Manches ungekünſtelt wahre Sittengemälde aus jener Periode, manches Licht über den Zuſtand der Wiſſenſchaft und Religion, manches ſtatiſtiſche und hiſtoriſche Faktum, geben dieſer Sammlung einen ſelbſt für den Ausländer unverkennbaren Werth.

Im eigentlich hiſtoriſchen Felde bemerken wir dieſesmal nur wenige Spuren von Anſtrengung. Dr. Gordon ſchrieb ſeine Geſchichte der vereinigten Nordamerikaniſchen Staaten in der unbequemen Briefform, welche nicht das einzige Tadelhafte an ſeinen vier Oktavbänden iſt. Rutherford gab eine neue Ueberſicht der alten Weltgeſchichte, die jedoch keine neue Geſichtspunkte eröffnet, ſondern auf dem gebahnten Wege ohne Kritik und Auswahl einhergeht. Ein dritter Schottländer, Capitain Innes Munro, beſchrieb die Begebenheiten des letzten Krieges in Indien, gegen den Eroberer Hyder Ali und ſeine

Franzöſiſchen Bundesgenoſſen. Auch er wählte die Briefform, doch ſo, daß ein Brief jedesmal einen ganzen Feldzug enthält. Als Augenzeuge konnte er die Reihe der Begebenheiten treffender ſchildern, und es gelingt ihm oft, in muſterhafter Kürze die auffallendſten Augenblicke lebendig darzuſtellen. Die vorangeſchickten Nachrichten von der Lebensweiſe in jenem entfernten von dem unſrigen ſo ganz verſchiedenen Welttheil haben ebenfalls ihren Werth; und nimmt man hinzu, was bereits in den etwas früher gedruckten Memoirs of the War in Aſia über die letzten Kriege der Engländer in Indien geſagt worden iſt, ſo wird die Ueberſicht über die Schickſale jenes unglücklichen Landes in den letzten Jahren ſehr erleichtert. Was ſchon Stuart in ſeiner Geſchichte von Schottland, von der Unſchuld der unglücklichen Königin **Maria** mit unwiderleglichen Beweiſen dargethan hatte, das vollendete jetzt **Whitaker**, der Verfaſſer der Geſchichte von Mancheſter, in einem eigenen, dieſer verläumdeten Königin gewidmeten Werke, worin er mit aller Evidenz, deren nur die Geſchichte fähig iſt, ihre Unſchuld an der Ermordung Heinrichs, die Grundloſigkeit jener ſo oft erzählten Liebesgeſchichte mit dem

Italiener Rizzio, die Unmöglichkeit, daß ihr Entehrer Bothwell anders, als durch die ſchändlichſten Mittel zum Beſitz ihrer Hand habe gelangen können, und die von Blut triefende Politik der eiferſüchtigen Eliſabeth, zu einem ſonnenklaren, überzeugenden Ganzen vereinigt. Ruſſels Geſchichte des neueren Europa, ein Werk, welches zwar einige Unvollkommenheiten, aber auch weſentliche, ſelbſt von unſern Geſchichtskennern anerkannte Verdienſte hat, und bereits meiſterhaft überſetzt worden iſt, erhielt in einer neuen Ausgabe manche wichtige Zuſätze und Verbeſſerungen. Die letzte Revolution in Holland veranlaßte zwey verſchiedene Verſuche, einer hiſtoriſchen Darſtellung der Begebenheiten des letzten Jahrzehends, welche jene Entwickelung eigentlich vorbereiteten. Der eine liefert die ganze Geſchichte der innern Angelegenheiten der Republik, lediglich aus öffentlichen Nachrichten in einem mäßigen Oktavbändchen; der andere hingegen gründet ſeine Erzählung auf eine durch vieljährigen Aufenthalt erworbene genaue Bekanntſchaft mit den vereinigten Provinzen, und verſpricht eine getreue und vollſtändige Schilderung aller ſeit 1777 daſelbſt vorgefallenen Unruhen, wozu ſein jetzt erſchienenes Werkchen die Einleitung enthält. Dieſen hiſtoriſchen Verſuchen laſſen ſich noch ein Paar Biographieen hinzufügen, die in ihrer Art vortrefflich ſind, nämlich die von Swift, welche der kürzlich verſtorbene **Thomas Sheridan**, ſein vertrauter Freund, ausgearbeitet hatte, und die des berühmten Arithmetikers **Napier**, die gemeinſchaftliche Arbeit von Buchan und Dr. Minto.

Gewiſſe andere Ausarbeitungen, welche ſich mehr auf die jetzige Lage und Politik von Großbrittannien beziehen, befriedigen hauptſächlich nur die Wißbegierde des Bürgers, der an den Vorzügen der Brittiſchen Regierungsform Theil nimmt, und ihre Laſten tragen hilft. Der Geſchichtſchreiber Sir **John Dalrymple** ſtreitet jetzt mit großem Eifer für die Erneuerung der alten Verbindungen mit Rußland, welche während der Adminiſtration des Miniſters **Pitt** beynahe gänzlich aufgehoben worden, und in gegenſeitiges Mißtrauen ausgeartet ſind. So unausführbar immer ſeine neuen Theilungsprojekte ſeyn mögen, ſo einleuchtend ſcheinen manchem wohldenkenden Britten die Gründe, wodurch er die

Allianz mit Rußland als unentbehrlich vorzuſtellen ſucht. Der Vergleich zwiſchen den beyden Entwürfen einer neuen Adminiſtration der Brittiſchen Provinzen in Indien; wovon der erſte, von Mr. Fox, ihn um das Zutrauen der Nation und um ſeine Miniſterſtelle brachte, der andere hingegen, von Mr. **Pitt**, die Sanktion des Parlements erhielt — dieſer Vergleich, ſcheint dem Rhetor **Sheridan** in ſo fern mißlungen zu ſeyn, als er dadurch erweiſen wollte, daß die von der Geſetzgebung genehmigte Bill drückender, deſpotiſcher, und der Verfaſſung von England ſelbſt gefährlicher ſey, als jene ſeines patriotiſchen Freundes. In ſolchen Fällen entſcheidet die allgemeine Stimme des Volkes, deſſen Gefühl durch das künſtlichſte Raiſonnement und allen redneriſchen Schmuck nicht hintergangen werden kann. Mit weit weniger Anmaßung und mit Talenten, die keinen prahlenden Schimmer von ſich werfen, konnte daher der Major **Scott**, der Freund und Vertheidiger des angeklagten **Haſtings**, dieſe Schrift ſehr bündig widerlegen. Den wichtigen Gegenſtand der Brittiſchen Finanzen hatte Sir **John Sinclair** bereits in ſeiner History of the public Revenue abzuhandeln angefangen. Ein jetzt herausgekommener Anhang zu den erſten zwey Bänden dieſes ſchätzbaren Werkes verſpricht die baldige Bekanntmachung des vollendeten dritten Theils, worin der fleißige Verfaſſer die öffentliche Ausgabe und Einnahme ſeit der Revolution, die Bevölkerung, den Reichthum und die politiſchen Verhältniſſe der Nation, nebſt ihren Reſſourcen und ihrer Schuldmaſſe, nach den genaueſten Angaben darlegen wird. Zur Statiſtik, Geographie und Produktenkenntniß von England liefert der geſchickte Arzt **Aikin** in ſeinem **England delineated** einen ſehr brauchbaren Beytrag, in einer korrekten, angenehmen Schreibart. Der Vorſatz, die Ehre der Nation und zwar den kriegeriſchen Ruhm ihrer Seemacht zu retten, befeuerte einen ungenannten Schriftſteller, die verſchiedenen Seetreffen des letzten unglücklichen Krieges einer genauen Prüfung zu unterwerfen, deren Reſultat darauf hinausläuft, daß Frankreich keinesweges, wie man behaupten wollen, an ſeemänniſcher Kunſt und nautiſcher Taktik, noch weniger aber an Muth den Söhnen Albions vorgeſchritten ſey. Die Ausführung dieſes Satzes iſt durch Bündigkeit und einfache Darſtellung der Thatſachen gut gerathen; doch iſt dabey das merkwürdige Faktum nicht zu vergeſſen, daß eine ſehr überlegene Anzahl von Schiffen auf Brittiſcher Seite, an den entſcheidenden Siegen eines Anſon, eines **Hawke**, eines **Boſcawen**, im ſiebenjährigen Kriege, wo nicht den ſtärkſten, doch einen weſentlichen Antheil hatte. Zu dieſen neuen Schriften, welche ſich lediglich auf Nationalverhältniſſe gründen, fügen wir noch **Hutton's** Court of Requeſts hinzu. In dieſem Werkchen, deſſen Titel von einer, der Brittiſchen gerichtlichen Verfaſſung eigenthümlichen Art Tribunale entlehnt iſt, welche die Beytreibung kleiner Schulden zum Endzweck haben, charakteriſirt er ſowohl die in einem ſolchen Forum ſitzenden Richter, als auch den ganzen Verlauf des daſelbſt zu führenden Prozeſſes, indem er alles, was ſich in dem von Birmingham ſeit funfzehn Jahren zugetragen hat, mit einer köſtlichen Laune erzählt. Sein lachender Mund zeigt hier dem jungen Rechtsgelehrten die oft ſehr ſchwer zu erkennende Gränze zwiſchen dem Buchſtaben des Geſetzes und der Billigkeit, indeß ſeine Behandlungsart zugleich beweiſet, daß Witz und Geſchmack das trockenſte Studium in das anziehendſte verwandeln können. Kaum bedarf es endlich hier noch einer Erwähnung, daß der Strom von politiſchen Pamphlets in den Wintermonathen dieſes Jahres mit ungewöhnlicher Wuth das Feld der Brittiſchen Litteratur überſchwemmte. Der heftige Streit über die Regentſchaft und die Anſprüche des Thronerben erfüllte die Gemüther mit bangen Erwartungen, oder mit kühnen Planen zukünftiger Größe, fachte die Flammen des Partheygeiſtes an, und veranlaßte beyde Theile, entweder ihren Uebermuth oder ihren Unmuth in anonymiſchen Aufſätzen auszuhauchen.

Mit dieſen dem Brittiſchen Nationalintereſſe ſo verwandten Materien verbindet ſich auch der immer fortdauernde Enthuſiamus für die Abſchaffung des Afrikaniſchen Negerhandels und der Weſtindiſchen Sklaverey, deſſen Ausſtrömungen jener dem Britten noch näher liegende Kampf zwiſchen dem Miniſter und dem Thronfolger zwar eine Zeitlang zurückhalten, aber nicht auf immer unterdrücken konnte. **Benezets** hiſtoriſche Nachrichten von Guinea, die bereits vor der Mitte dieſes Jahrhunderts einen lauten und nachdruckvollen Zuruf an die Menſchheit zu Gunſten der Neger enthielten, wurden im vorigen Jahre wieder neu aufgelegt. **Clarkſons** Preisſchrift über die Sklaverey, und deſſen Aufſatz über die Nachtheile des Negerhandels für England; die ſchaudervollen Nachrichten des Wundarztes **Falconbridge** von dieſem Handel; **Hollingsworths** Plane zur Abſchaffung deſſelben in ſeiner Abhandlung über die Sitten und die Regierungsform von Afrika; **Dickſons** Briefe über den Zuſtand der Sklaven in Barbados; **Grenville Sharp's** Namenverzeichniß der Geſellſchaft, die im Jahre 1787 zuſammentrat, um die Abſchaffung des Sklavenhandels zu bewirken; **Burgeß** Betrachtungen über dieſen Gegenſtand; die bereits erwähnten Predigten gegen die Rechtmäßigkeit dieſes Handels; die Verſuche von **Hughes**, **Stanfield** und einigen Andern, machen, nebſt **Ramſays** älterer Schutzſchrift für dieſe unglücklichen Opfer Europäiſcher Habſucht, eine kleine Bibliothek, die man beynahe um die Hälfte vermehren kann, wenn man die Schriftſteller darin aufnimmt, die ſowohl den Afrikaniſchen Menſchenhandel rechtfertigen, als auch die Leibeigenſchaft vertheidigen, und ihre Wirkungen nicht allein nützlich und für den Handel

Großbritanniens unentbehrlich, ſondern auch für die ſo erniedrigte Menſchenklaſſe wohlthätig nennen. Es iſt auch wohl nicht zu leugnen, daß man im erſten Feuer der Philanthropie manchen Vorſchlag gethan, wodurch der ſchwarze Nächſte in eine ihm ſelbſt gefährliche Ungebundenheit verſetzt, und zugleich eine ſehr anſehnliche Klaſſe von Weißen völlig zu Grunde gerichtet worden wäre.

Die einzigen anwendbaren Mittel ſind unſtreitig diejenigen, welche langſam und ohne Gewaltthätigkeit die allmähliche Abſchaffung des verhaßten Negerhandels und die Emancipation der Sklaven bewirken; und dieſes Reſultat iſt die ſchöne Folge des freyen Unterſuchungsgeiſtes, der ſeinen Gegenſtand von allen Seiten erforſcht. Auf Seiten der Parthey, welche die Eigenthumsrechte der Weſtindiſchen Pflanzer nicht geſchmälert wiſſen, und die anſehnlichen Kaufleute, die unter der Garantie und Aufmunterung des Staats ihre Capitalien in die Afrikaniſche Schiffſahrt legten, nicht plötzlich verarmen laſſen will, giebt es einige Schriftſteller, die mit vieler Mäßigung geſchrieben, und dadurch großen Eindruck gemacht haben. Dahin gehört hauptſächlich **Norris**, der ſeiner Reiſe nach Abomey eine Schutzſchrift dieſes Inhalts beygefügt hat, und zugleich das Elend der Neger in ihren urſprünglichen Wohnſitzen unter den grauſamſten Tyrannen ſehr anſchaulich ſchildert; ferner **Fuller**, der eine Sammlung von den in Jamaika promulgirten Geſetzen zur Erleichterung des Schickſals der Negerſklaven herausgegeben hat, und **Beckford** (ein Sohn des berühmten Mannes, deſſen Patriotismus die Stadt London durch eine Bildſäule verewigte), der den Zuſtand der Neger in Weſtindien in einem ſehr vortheilhaften Lichte malt. Es giebt aber auch einen **Adams**, der ſeine cool Addreſs mit den heftigſten Schmähungen durchwebt, und einen **Holder** und **Harris** angreiſt, die aus dem Moſaiſchen Rechte beweiſen, daß die unglücklichen Afrikaner, dieſe verfluchte Nachkommenſchaft Chams, die Sklaven ihrer weißen Brüder ſeyn ſollen und müſſen. Freylich bleiben indeſſen dieſe menſchenfreundlichen Theologen noch weit hinter dem Deutſchen zurück, der neulich bewieſen hat, der Negerhandel ſey im Evangelium erlaubt, und vom Apoſtel Paulus geboten!

Durch

Durch die Aufzählung dieſes Heeres von Schriftſtellern über einen einzelnen politiſchen Gegenſtand, geben wir den deutlichſten Begriff von der erſtaunlichen Lebhaſtigkeit, womit die ganze Nation ſich für oder wider die Leibeigenſchaft der Schwarzen intereſſirte. Von den Parlementsdebatten, die ſich darauf beziehen, ward eine Auflage von eilftauſend, und von der Schrift des Falconbrigde eine von funfzehntauſend Exemplaren vergriſſen.

Außer der unmittelbaren Rechtsfrage, die in allen dieſen Schriften beleuchtet wird, findet der Philoſoph und Menſchenforſcher darin manchen wichtigen Beytrag zur Kenntniß von Afrika und Weſtindien, manchen treſſenden Abriß der Sitten in beyden Welttheilen, und manche Data zur Geſchichte des Brittiſchen Handels. Die im Norris vorkommende Beſchreibung von Guinea und ſeine Geſchichte der grauſamen Dahomer, füllt eine Lücke in unſerer Geſchichte und Geographie, Fächern, worin es England jetzt ſeinen Nachbarn zuvorzuthun ſcheint. Die Litteratur dieſes Jahres liefert uns in der That viele weſentliche Erweiterungen der Länder- und Menſchenkunde, geographiſche Ausarbeitungen, Sittenbeobachtungen, Landreiſen und Entdeckungsfahrten in unerforſchte Meere. Von dem auf Neu-Süd-Wallis, oder der öſtlichen Küſte von Neu-Holland errichteten Etabliſſement im Jackſon's Hafen ſind bereits mehrere Nachrichten erſchienen, welche theils die Reiſebegebenheiten des erſten dahin abgegangenen Transports von Miſſethätern, theils die Beſchaffenheit des Landes, das Betragen der urſprünglichen Einwohner, und die Ausſichten für die Zukunft, die Hoffnung des Flors und Gedeihens, oder die Gefahr des Mißlingens der ganzen Unternehmung ſchildern. Capitain **Tench**, vom Corps der Seeſoldaten, gab zuerſt eine kurze, jedoch gut geſchriebene und einen richtigen Blick verrathende Erzählung heraus, welche die Erwartungen von den großen Vortheilen jener Colonie um vieles herabſtimmte.

Einige anonymiſche Berichte blieben nicht in den Gränzen der Beſcheidenheit, und ſuchten den Gedanken Neu-Holland durch Delinquenten anbauen zu laſſen, unter den gehäſſigſten Farben darzuſtellen. Dieſe Vorurtheile zu entkräften und einen richtigern Geſichtspunkt anzugeben, mußte das Miniſterium ſich entſchließen, die authentiſchen Berichte des

Gouverneurs **Phillip** ſelbſt, mit einer Verzierung von funfzig Kupferſtichen, auf die Art, wie man **Cooks** Reiſen dem Publicum vorgelegt hatte, herauszugeben. Dieſes wichtige Werk, welches in dem Augenblick, wo wir ſchreiben, wirklich erſchienen iſt, enthält außer der Reiſegeſchichte des Gouverneurs und der genau detaillirten Beſchreibung der Niederlaſſungen zu Port Jackſon und auf der Norfolks-Inſel, die Tagebücher des Lieutenants **Shortland, Watts** und **Ball**, und des Capitains **Marſhall**, worin dieſe Officier von ihren Entdeckungen in dem Südmeere Rechenſchaft geben. Zu gleicher Zeit kündigte der Ober-Wundarzt der Truppen und der Colonie in Neu-Süd-Wallis, **John White**, auch ſeine Reiſebeſchreibung nebſt den Bemerkungen, die er während ſeines dortigen Aufenthalts, über die Eingebornen ſowohl, als über die Naturprodukte, die Thiere, Pflanzen und Mineralien jener Weltgegend geſammelt hatte, mit vielen botaniſchen und geographiſchen Kupfern an. Mittlerweile hatten die wichtigen Vortheile, welche der Pelzhandel an der Nordweſt-Küſte von Amerika darzubieten ſchien, den Unternehmungsgeiſt mancher Britten theils in

Indien und China, theils in England ſelbſt geweckt. Man rüſtete mehrere Schiffe aus, man folgte jener von Cook zuerſt beſchifften Bahn, und trieb einen vortheilhaften Tauſchhandel mit den Wilden jener Amerikaniſchen Geſtade.

Zwey Schiffe, von einer in London errichteten Handlungs-Compagnie equipirt, gingen unter der Führung der Capitaine **Portlok** und **Dixon**, die beyde auf des großen Weltumſeglers letzter Fahrt gedient hatten, nach den Sandwichs-Inſeln, nach dem Cooks-Fluß und des Prinzen-Wilhelms-Sund auf jenen Handel aus. Beyde Befehlshaber gaben bald nach ihrer Zurückkunſt eine umſtändliche Nachricht von dem Verlauf ihrer Reiſe, und der reichlichen Nachleſe von neuen Entdeckungen, wodurch ſie ſich vor andern Abentheurern ausgezeichnet hatten. Viele neue Häfen an der Nordoſtſeite von Amerika, manche Berichtigung der Cookiſchen Angaben, eine große Gruppe von Inſeln und ein tiefer Meerbuſen, welcher ſich mehrere hundert Meilen weit oſtwärts in das Innere des Landes erſtreckt, und die Communication zwiſchen der Hudſons-Bay und den jenſeitigen Ufern ſehr erleichtert, ſind die wichtigen Reſultate dieſer von Brittiſchen Kaufleuten veranſtalteten Weltumſchiffung. Die Reiſebeſchreibungen ſelbſt ſind mit einigen naturhiſtoriſchen Abbildungen und einigen nicht ſehr bedeutenden Ausſichten geziert; ihr gröſter Reichthum beſteht in Landcharten und Portulanen, wodurch ſie der neuern Geographie einen wichtigen Beytrag liefern. Es wäre zu viel gefordert, wenn man auch von Seiten der Schreibart und des Beobachtungsgeiſtes erwarten wollte, was nur ein ſeltener groſer Mann, wie **Cook**, und auch dieſer anfänglich nur mit Hülfe ſeiner gelehrten Begleiter, leiſten konnte; genug, wenn die Neuheit der Gegenſtände dieſe Werke dem Forſcher in den Wiſſenſchaften empfiehlt, und wenn er darin die Beſtätigung ſo mancher erſt eben bekannt gewordenen, ſo mancher ungewöhnlichen Sittenſchilderungen entferneter Nationen lieſt.

Zur Kenntniß von Aſien erhielten wir in dieſem Jahr ebenfalls einige Beyträge von Engliſchen Reiſenden. Mr. **Eyles Irwin** lieferte in einer dritten Ausgabe ſeiner Reiſe durch den Meerbuſen von Arabien und die Aegyptiſche Wüſte, die Schilderung einer ſpäteren Rückkehr nach Indien in den Jahren 1780 und 1781 über Venedig, Laodicea, Aleppo, die große Wüſte längs dem Euphrat nach Begdad, Baſſora, und ſo weiter auf dem Perſiſchen Meerbuſen nach Bombay. In der Wüſte entdeckte er, nicht weit von Palmyra, der ehemals herrlichen Reſidenz einer Zenobia, die Ruinen einiger alten Gebäude, die er für den Sommerpallaſt dieſer großen Königin zu halten ſcheint. Ihre Bauart, ihre Pfeiler von gemiſchter und Griechiſcher Ordnung, ihre Lage auf dem halben Wege zwiſchen dem Euphrat und Palmira, eine Tagereiſe weit von beyden, können dieſe Vermuthung unterſtützen; wiewohl es nicht minder wahrſcheinlich iſt, daß irgend ein Abaſſidiſcher Kaliph die Trümmer von Palmyra benutzen konnte, um ſich ein Landhaus zu erbauen, von deſſen Gärten man noch in der umliegenden Gegend einige Spuren entdeckt. Die Schreibart des Verfaſſers hat ſehr viel Anziehendes, und am Schluſſe ſeines Werkes giebt er wieder einige Proben von ſeinem bereits bekannten dichteriſchen Talent. Eine andere merkwürdige Reiſe durch Aſien eröffnet der Oſtindiſchen Compagnie die wichtige Ausſicht, daß es einen Weg zwiſchen Indien und England giebt, welchen ein Courier in zwey Monathen bequem zurücklegen kann. Der in Dienſten dieſer Compagnie ſtehende Arzt Thomas Howel, reiſete von Bombay zu Schiffe nach Baſſora; ſodann in Kähnen den Euphrat hinauf nach Hilleh, welches an der Stelle des alten, von unſerer Erde verſchwundene Babylon liegt, und von da nach dem eine Tagereiſe weit über Land am Tigris gelegenen Bagdad. Hier nahm er Türkiſche Courierpferde und Führer, mit denen er über Moſul, Diarbekir und Amaſia nach Nikomedien ritt, und ſich daſelbſt nach Conſtantinopel überſetzen ließ. Das kurze Tagebuch dieſer Reiſe, welche mehr als gewöhnliche Kräfte des Leibes, und wir möchten auch ſagen des Geiſtes, vorausſetzt, enthält einige Bemerkungen über das Klima von Natolien, und über die Sitten der gemeinen Türken, die uns für die Durchleſung entſchädigen.

Rennels vortreffliche Karte von Indoſtan nebſt dem dazu gehörigen Memoir, iſt bereits allen Geographen als ein Meiſterwerk bekannt, und wir erwähnen es hier bloß in der Abſicht, an die darin befindliche kurze Nachricht von der außerordentlichen Reiſe eines gewiſſen Forſter zu erinnern, der in mohriſcher Verkleidung die inneren Provinzen des nördlichen Indien durchirrte, das Paradies der Indier, Kaſchmire, beſuchte, und ſodann durch Perſien und Rußland in ſein Vaterland zurückkehrte. Kürzlich gab auch Luſignan, der in London wohnhafte Verfaſſer der Geſchichte des berühmten Ali Bey, ein Paar Bändchen Briefe an den Arzt Sir William Fordyce heraus, worin er außer einigen Ausfällen gegen den beliebten Volney, ſeine Reiſe durch die Europäiſche Türkey und einen Theil von Deutſchland beſchreibt. Doch nicht unſer Geſchlecht allein wagt Geſundheit und Leben, verläßt die lange gewohnten Bequemlichkeiten ſeiner Heimath, und durchirrt entfernte Wüſteneyen, oder beſucht die armſeligen Hütten der Nordiſchen Sklavenvölker, und der rohen Nomaden des Morgenlandes. Eine Engliſche Dame vom erſten Range, Lady Craven, hatte den Muth, jene glänzenden Zirkel, wo Fürſten und Menſchen ihrem Geiſt und ihrer Bildung huldigten, gegen die beſchneyeten Ebenen von Litthauen lind Rußland und die Salzſteppen der Krim zu vertauſchen, um ihre Wißbegierde zu befriedigen, und die Natur nebſt ihrem Haushalter, dem Menſchen, in den auffallendſten Verſchiedenheiten mit eigenem Scharfblick zu betrachten. Mit dankbarer Aufmerkſamkeit lieſt man ihre Briefe an einen Deutſchen Fürſten, mit dem ihr Geiſt und Herz verſchwiſtert ſind, und ſammelt die in kunſtlos gaukelndem Ton hingeſtreuten treffenden Bemerkungen, deren wenige ſtarkgezeichnete Umriſſe ſo viel Bedeutendes für die Phantaſie enthalten. Einige Kupfer und vorzüglich eine neue Karte von Taurien oder der ehemaligen Krim ſchmücken ihre Reiſebeſchreibung.

Ein anderes Engliſches Frauenzimmer, Mrs. **Piozzi**, die Freundin des berühmten Dr. **Johnſon**, und die Herausgeberin ſeiner Correſpondenz und der Anekdoten zur Geſchichte ſeines Lebens, reiſete zwar nur nach Italien, und beſuchte auf ihrem Rückwege einige Deutſche Hauptſtädte; allein ihre munteren Erzählungen von allem was ihr in dieſen Ländern merkwürdig ſchien, gehören zu den unterhaltendſten Produkten des diesjährigen Schriftſtellerfleißes. Von dem unglücklichen Feldzuge der

Generals **Burgoyne**, von den Sitten der Canadier, der Neu-Engländer und Virginier, und im Allgemeinen von der Anſicht der Länder zwiſchen dem Sanct Lorenz- und dem Potomakfluſſe, handelt ein Augenzeuge und mitgefangener Officier, **Anburey**, in ſeinen gutgeſchriebenen Briefen. Einen andern Welttheil betreffen die Briefe des Majors **Juardine**, nämlich die Küſte der Barbarey, wo ſich der Verfaſſer eine Zeitlang als Abgeordneter am Hofe des Kaiſers von Marokko aufhielt, und demnächſt auch Spanien, Portugall und Frankreich beſuchte. Die Sketches oder Skizzen des Capitains **Coſtigan** von den Sitten in Portugall, gehören ebenfalls hierher. Auch müſſen wir noch eines Engliſchen Reiſenden, des Baronetts Sir **Henry Liddell**, erwähnen, der Schweden, Lappland, Finnland und Dännemark zum Gegenſtande ſeiner Bemerkungen wählte, ein Paar Lappländiſche Mädchen auf einige Monathe nach England kommen ließ, und ſie mit Geſchenken reichlich ausgeſtattet, wieder zurück in ihr Vaterland ſchickte. Der Freund und Reiſegefährte des Baronetts, Mr. **Conſett**, beſchreibt die Begebenheiten dieſer Excurſion, freylich mit mehr gutem Willen als Talent. In Shaws Tour to the Weſt of England vermißt man ebenfalls zu ſehr den Blick und den Geiſt eines **Pennant**, um den dicken Band mit Vergnügen zu Ende zu bringen, und nicht über den langweiligen Familien-Anekdoten zu ermüden. Die unterhaltenden mahleriſchen Reiſen **Gilpins** in Weſtmoreland, den Wyefluß hinab, und in den Gebirgen von Schottland, mit Ausſichten in Aequa tinta verziert, und mit einer lieblichen, am Schönen der Natur nie zu erſättigenden Phantaſie geſchrieben, verdienen hingegen die Aufmerkſamkeit gefühlvoller Leſer, und eine Stelle in der Bibliothek eines jeden Künſtlers und eines jeden Dilettanten.

Endlich dürfen wir hier auch das neueſte Werk des menſchenfreundlichen **Howard**, über die Gefängniſſe, Spitäler und Lazarethe in Europa, nicht mit Stilſchweigen übergehen. Der Enthuſiasmus dieſes guten Mannes für den individuellen Gegenſtand, der ſich nun einmal ſeiner ganzen Seele bemächtigt hat, die Erleichterung der leidenden Menſchheit im Kerker und in öffentlichen Krankenhäuſern, mag zuweilen, wie die Engliſchen Kritiker ihm etwas unfein vorwerfen, ein wenig übertrieben ſeyn; aber der Gehalt ſeiner Beobachtungen iſt unſtreitig von der Wichtigkeit, welche kaum einen mißbilligenden Seitenblick auf die Art, wie er ſie ſich erwarb, zu entſchuldigen ſcheint. Dem Denker, dem Staatsmanne, und jedem gutgeſinnten Menſchen kann es nicht gleichgültig ſeyn, wie Tauſende ſeiner Brüder, aus Mangel an Vorſorge, oder aus übelverſtandener Gerechtigkeitsliebe verſchmachten; die Bekanntmachung guter Anſtalten kann künftighin dazu dienen, daß menſchliche Geſetzgeber und Richter ſie zum Muſter wählen; die Erweckung der allgemeinen Mißbilligung kann diejenigen, die ſich nicht ſo leicht an die Stelle des leidenden Verbrechers, oder des hülfloſen und kranken Armen ſetzen, zur Unterſuchung und Verbeſſerung unzweckmäßiger Gefängniſſe und ungeſunder Hoſpitäler bewegen; ja, im Beyſpiel der Peſt erhellt es deutlich, daß der Muth und die Beharrlichkeit des würdigen Verfaſſers einige ſelbſt dem Politiker wichtige Reſultate erforſchen konnten, indem er es ſehr wahrſcheinlich macht, daß der Verfall des Engliſchen Handels nach der Levante durch die Errichtung ordentlicher Quarantainen-Lazarethe in England hätte verhütet werden können, in deren Ermangelung man ſich jetzt genöthigt ſieht, die Baumwolle, welche den Engliſchen Fabrikanten unentbehrlich iſt, durch die dritte Hand von den Holländern zu erhandeln. Das ſchätzbare Werk iſt mit vielen gut ausgeführten Kupfern ausgeſchmückt, ohne dadurch vertheuert zu werden.

Die in dem zuletzt erwähnten Werke häufig vorkommenden mediciniſchen Bemerkungen führen uns zu den gelehrten Arbeiten der praktiſchen Aerzte und Wundärzte, der Phyſiologen und Zergliederer, deren Verdienſte ſowohl im Norden als im Süden der Brittiſchen Inſel, das Ausland anerkennt. Die wichtigſte Erſcheinung im anatomiſchen Fache iſt unſtreitig das Werk des berühmten **Alexander Monro** über die Schleimſäcke im menſchlichen Körper, deren der große **Albinus** nur ſechzehn Paar gekannt hat, da hingegen der Schottiſche Zergliederer ihre Anzahl auf hundert und vierzig bringt. Die Wichtigkeit dieſer Entdeckung für die Phyſiologie und Pathologie, die ſich ſchon jetzt zum Theil beſtimmen, zum Theil voraus ahnden läßt, werden erſt künftige Wahrnehmungen näher entwikkeln. Der Verfaſſer giebt bereits einige Geſichtspunkte an, wo ſeine Beobachtungen von unmittelbarem Nutzen für die Heilkunde zu ſeyn ſcheinen; und lehrten ſie auch nur dieſe einzige Wahrheit, daß der Bau unſeres Körpers noch lange nicht hinlänglich erforſcht worden iſt, ſo verdienten ſie ſchon den Beyfall aller denkenden Aerzte. Weit weniger hingegen läßt ſich zum Ruhme der Kupfer ſagen, welche Dr. Denman in der Abſicht, die Fortpflanzung der Thiere zu erläutern, herausgegeben hat. Aitkens Entbindungskunſt hat wenigſtens den Beyfall des Engliſchen Publicums für ſich, welches in Zeit von zwey Jahren drey Auflagen dieſes Werkes vergriff. Der ſechſte und vollendende Band von Bells Chirurgie hat den anerkannten Werth der vorhergehenden Bände; doch verdient auch Pearſons eben angefangene neue Chirurgie in Aphorismen einigen Beyfall, und die chirurgiſchen Abhandlungen des Dr. Underwood, wovon bereits die zweyte vermehrte Ausgabe erſchienen iſt, enthalten viele praktiſche Bemerkungen, die dem angehenden Wundarzte lehrreich ſeyn können. Die Schaumünze des Lyceums iſt dieſesmal dem Wundarzte Moore für ſeine Preisſchrift über den Gang der Natur bey der Heilung der Wunden, zuerkannt worden. Zwey andere Preisſchriften, eine von **Goodwin**, die andere von **Kite**, haben jene die goldene, dieſe die ſilberne Medaille der humane Society erhalten; die Preisfrage betraf die zweckmäßigſten Rettungsmittel der anſcheinend Todten. Zum Beſten dieſer menſchenfreundlichen Geſellſchaft lies **Dr. Lettſom** ſein Traktätchen über die Wirkungen des unmäßigen Trinkens drucken.

Die Krankheiten des heißen Himmelſtriches wurden neuerlich von zwey geſchickten Aerzten näher beobachtet und beſchrieben. Der eine, **Dr. Moſeley**, ſchickt ſeinem Werke eine leſenswerthe Abhandlung über das Klima und die Lebensweiſe in den Weſtindiſchen Inſeln voran. Der andere, **Dr. John Hunter**, beſchreibt ebenfalls die Inſel Jamaika in mediciniſcher Hinſicht; in der Curart aber ſcheinen ſie nicht zuſammenzuſtimmen. Von dem letztgenannten Arzte muß man den Wundarzt gleiches Namens unterſcheiden, deſſen Verdienſte um die Zergliederungskunſt ſo bekannt ſind, und deſſen neuliche Abhandlung über die Luſtſeuche einen gelehrten Streit zwiſchen den Wundärzten **Foote** und **Peake** veranlaßt hat. Ueber die

Peſt ſchrieb Dr. Henderſon, ein Arzt, der ſich lange im Orient aufgehalten hatte; allein es ſcheint eben nicht, daß es ihm gelungen ſey, ein neues und zuverläſſiges Mittel gegen dieſe fürchterliche Seuche zu entdecken. Eben ſo wenig möchten wir den Anmaßungen des Dr. Rowley trauen, der es gemeinhin mit den hartnäckigſten Krankheiten aufzunehmen pflegt, und kürzlich über die Heilmethode der chroniſchen Weiberkrankheiten, über Krämpfe, gallichte Zufälle, Schlagflüſſe, Wahnſinn und Selbſtmord, geſchrieben hat. Weit wichtigere Beyträge zur Heilkunde enthält der jetzt erſchienene zweyte Band der Abhandlungen der medical Society in London, und der von Dr. Duncan herausgegebene dritte Theil der medical Commentaries. Auch iſt die neue Engliſche Ausgabe von Sydenhams unſterblichen Werken, welche Dr. Wallis beſorgt hat, verdienſtlicher als mancher neue Verſuch eines angehenden Praktikus, der ſich einen Ruf erſchreiben will. Ein ähnliches Verdienſt hat ſich Dr. Smyth durch die Herausgabe der Handſchriften des verſtorbenen Dr. Stark erworben. - Noch brauchbarer und in ihrer Art vortrefflicher ſind aber Cullens Vorleſungen über die Arzneymittel, die jetzt in einer authentiſchen, vom Verfaſſer ſelbſt ausgearbeiteten Edition zum zweytenmal erſchienen ſind. Die pharmaceutiſche Chemie von Dr. **Donald Monro** füllte zwar eine Lücke in der mediciniſchen Litteratur der Engländer; allein ſie verdient kaum einer Nation genannt zu werden, die einen **Hagen** und ſo manchen andern geſchickten Pharmaceutiker beſitzt.

Um das Verzeichniß der neuherausgekommenen mediciniſchen Schriften vollſtändiger zu machen, erwähnen wir noch einer gründlichen Abhandlung aus der Vieharzneykunde, von **Clark**, über die beſte Methode die Pferde geſund zu erhalten, und endlich die, wegen des Gewerbes ihres Verfaſſers, eines Schnürbruſtſchneiders, merkwürdige Schrift über die Verwachſenen, deren Rückgrat mißgeſtaltet iſt. Dieſer gelehrte Handwerker, **Philipp Jones**, der ſich in des verſtorbenen Dr. **Hunters** anatomiſchen Vorleſungen die gehörige Kenntniß des menſchlichen Körperbaues erwarb, um über einen Gegenſtand, wobey ſeine Kunſt in Betrachtung kam, mit Sachkenntniß ſprechen zu können, liefert in ſeinem Werke einen Vorſchlag, wie jenen Verunſtaltungen am beſten abgeholfen werden könne, welcher ſehr viel Beleſenheit in den Schriften der vorzüglichſten Wundärzte und gründliche medicinische Kenntniſſe verräth.

Ueberhaupt bemerken wir in der Litteratur dieſes Jahrs die Beſtätigung deſſen, was wir bereits von dem in England ſo regen Eifer für die Erweiterung der Erfahrungswiſſenſchaften (Kleine Schriften, B. II. S. 251. u. f.) behauptet, und mit gültigen Beweiſen belegt haben. In allen Zweigen der Naturgeſchichte und der Naturlehre finden wir entweder neue Entdeckungen, oder doch neue Produkte des Fleißes und der Liebe für dieſe Wiſſenſchaften, welche theils Gelehrte von Profeſſion, theils bloße Dilettanten beſeelt. Dr. Smith, der nunmehrige Beſitzer des Linnäiſchen Naturalien-Cabinets, und insbeſondere der lehrreichen Kräuterſammlung dieſes bewundernswürdigen Botanikers, gab die Erſtlinge ſeiner Arbeiten über dieſen noch nicht gehörig benutzten Schatz in einem Foliobande mit vielen Kupfern heraus, und ſtiftete auch zum Andenken des großen Schwediſchen Naturforſchers eine Linnäiſche

Societät, welche ſich wöchentlich bey ihm verſammelt, um in den Fußſtapfen des Mannes, deſſen Namen ſie trägt, die Wiſſenſchaft zu bereichern. Der vortreffliche Kunſtgärtner Aiton, gab endlich auch das lehrreiche Verzeichniß der im königlichen Garten zu Kew, unter ſeiner Vorſorge wachſenden ausländiſchen Pflanzen heraus, unter denen ſich eine große Menge neuer, zuvor noch nie bekannt gewordener Gattungen befinden. Dieſer Hortus Kewenſis füllt daher drey Oktavbände, und enthält einige erläuternde Kupfer. **Martyn** ließ zur beſſern Erklärung ſeiner Briefe über die Grundlehren der Botanik acht und dreyßig Zeichnungen von den Kennzeichen der Klaſſen des Linnäiſchen Syſtems in Kupfer ſtechen, die jedoch ſeit **Millers** Einleitung in die Botanik entbehrlicher zu ſeyn ſchienen. Das prächtigſte Kupferwerk, welches nach ſo vielen, zum Theil mit Recht bewunderten Werken über die Naturgeſchichte der Muſcheln und Schnecken, unter dem Titel: the univerſal Conchyliologiſt, erſcheint, hat einen andern **Thomas Martyn** zum Verfaſſer. Auf den achtzig Platten in breitem Regal-Folio, die mit Farben ausgemahlt ſind, und nebſt dem Text zwey Bände ausmachen, ſind alle mehr oder weniger bekannte aus der Südſee und anderen von Cook durchſchifften Meeren mitgebrachte Muſchel- und Schneckenarten, mit einer Kunſt, Pracht und Schönheit abgebildet, die ſich zum Theil auch ſchon aus dem ungeheuren Preiſe von dreyßig Louisd'or vermuthen läßt. Man hat berechnet, daß wenn die ganze Conchyliologie auf dieſe Art wirklich nach der Natur gezeichnet, geſtochen und ausgemahlt werden ſollte, jedes Exemplar des ganzen Werkes 24,000 Gulden koſten würde: eine Summe, die kein Monarch an ein ſo geringfügiges Studium, wie dieſes, wo nur die bunten Kalkhäuſer der Schalthiere betrachtet werden, wegwerfen kann. Die neue Ausgabe von Berkenhouts Synopſis der Naturgeſchichte von Großbrittannien und Irland in zwey Oktavbänden hat unzählige Verbeſſerungen und Zuſätze erhalten, wodurch ſie dem Anfänger nützlich werden kann. Dr. Samuel Stanhope Smith, ein Engliſcher Theologe, hat das ſo oft und manchmal ſchon ſo abentheuerlich behandelte Thema von den Varietäten im Menſchengeſchlechte von neuem zum Gegenſtande ſeines Nachdenkens gewählt; allein ſeine religiöſen Vorurtheile, ſeine geringe

Beleſenheit, und die Unbeſtimmtheit ſeiner Begriffe ſtehen ihm überall im Wege.

Cronſtedts Mineralogie war längſt ins Engliſche überſetzt, und hatte ſchon mehrere Auflagen erlebt, als der in London einheimiſch gewordene Portugieſiſche Phyſiker, **Magelhaens**, die neueſten Entdeckungen der Oryktologen und Chymiker unſerer Zeit damit verwebte, und den Engländern ein mineralogiſches Handbuch lieferte, welches den beſſeren Schriften der Franzoſen und Deutſchen in dieſem Fache nahe kommt. Die Topographie von Selborne, welche der dortige Pfarrer **White**, während eines langen Aufenthalts, ausgearbeitet hat, enthält eine Menge ſehr wichtiger Bemerkungen über alle verſchiedenen Theile der Naturgeſchichte. Die philoſophiſchen Transaktionen der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in London ſind bekanntlich der Mathematik und Naturwiſſenſchaft vorzugsweiſe gewidmet, und liefern eine reiche Nachleſe von Wahrnehmungen, Entdeckungen und Unterſuchungen in allen ihren Theilen. Die Engliſchen Phyſiker **Blagden, Walker, Darwin** und einige andere beſchäftigen ſich jetzt hauptſächlich mit

Erfahrungen über die künſtliche Erzeugung der Kälte, worin ſie es ſchon ſo weit gebracht haben, daß Lichtenberg mit der Laune, welche große Wahrheiten ſcherzend fallen läßt, behaupten durfte: vielleicht komme noch die Zeit, daß man Städte und Dörfer ſo in Froſt ſtecke, wie man ſie bisher in Brand geſteckt hat. — Ein anderer Gegenſtand der neueren Phyſik und Chemie iſt die Zerlegung der bisher für Elemente gehaltenen Flüſſigkeiten, der Luft und des Waſſers. **Prieſtley** und **Cavendiſh** erhielten wahre Salpeterſäure, indem ſie den elektriſchen Funken durch eine Miſchung von dephlogiſtiſirter und phlogiſtiſcher Luft gehen, oder auch dephlogiſtiſirte mit entzündbarer Luft verbrannten; und weit entfernt mit **Lavoiſier** zu glauben, das Waſſer ſey aus verſchiedenen Luftarten zuſammengeſetzt, wagt man bereits die kühnere Vorausſetzung, daß es ſchon als Beſtandtheil in denſelben enthalten ſey. **Jenners** genaue Beobachtungen über die Sitten des Kukuks; **Smiths** Wahrnehmungen der vegetabiliſchen Reitzbarkeit; **Cavallos** und **Grays** elektriſche Verſuche, und **Herſchels** Entdeckung eines ſechſten und ſiebenten Saturns-Trabanten und zweyer Monden um ſeinen neuen Planeten, verdienen auch in dieſer kurzen Anzeige eine ehrenvolle Erwähnung. Seit dem Jahre 1783 ward auch die in Edinburg 1731 entſtandene Geſellſchaft zur Aufnahme der Arzneykunde, von Georg dem Dritten zum Range einer öffentlichen königlichen Geſellſchaft erhoben, und an die Stelle ihrer bisherigen Eſſays and Obſervations erſchien im vorigen Jahre der erſte Band ihrer Transaktionen, welcher theils phyſikaliſche, medieiniſche und naturhiſtoriſche, theils auch litterariſche, belletriſtiſche und mathematiſche Aufſätze enthält.

Irland hat ebenfalls ſeit Kurzem eine königliche Akademie der Wiſſenſchaften, deren Transaktionen, außer einigen Aufſätzen in jenen Fächern, noch manchen reichhaltigen Beytrag zur Erläuterung der Irländiſchen Alterthümer liefern. In der auf Naturkenntniß gegründeten Landwirthſchaft, welche dem Scharfſinn, dem Fleiß, dem Beobachtungsgeiſt, und der unbefangenen Experimentirluſt der Engländer ſo große Fortſchritte verdankt, erſcheinen noch täglich neue Schriften; unter andern beſchreibt **Marſhall** die verſchiedenen Geſchäfte des Hausvaters und der Hausmutter in den verſchiedenen Provinzen Englands, in Norfolk, in Yorkſhire, in Gloceſterſhire, mit einer lehrreichen Umſtändlichkeit, in einer verſtändlichen, angenehmen Schreibart. Sein Werk geht aber nicht allein in den kleinſten Detail, ſondern giebt auch einen Ueberblick von der Adminiſtration ganzer Landgüter im Großen, und gewinnt folglich auch von dieſer Seite an unmittelbarer praktiſcher Nützlichkeit. Zur Empfehlung der weitausſehenden Projekte des Dr. Edwards läßt ſich ſchon weit weniger ſagen. Der gute Mann meynt es zwar ſehr treu mit ſeinen Landsleuten; er giebt ihnen ein unfehlbares Mittel an die Hand, die National-Schuld in dreyßig Jahren rein abzubezahlen, und die ſittliche und politiſche Glückſeligkeit des Staats und der einzelnen Einwohner auf den höchſten Gipfel zu bringen; er verwebt endlich in dieſen Plan die Vervollkommnung der Landwirthſchaft: aber alles geht bey ihm ins Unermeßliche, und erfordert die Mitwirkung anderer Menſchen, als der Gattung, die unſer Planet hervorbringt, um es nach ſeinen Viſionen auszuführen. In dieſen zwey Quartbänden iſt der Abſchnitt vom Ackerbau noch bei weitem der vorzüglichſte, und man bedauert nur, daß er mit den anderen ungleichartigen Materien verbunden iſt. Auch ein Schottländer, David Young, iſt kürzlich mit einer Schrift ans Licht getreten, welche in einem Chaos von überſpannten Projekten viele ſeine praktiſche Beobachtungen über den Ackerbau enthält.

Wir verlaſſen endlich dieſen Zweig des menſchlichen Wiſſens, wo die Phantaſie gewöhnlich am unrechten Orte ſteht und mit dem wiſſenſchaftlichen Ernſte ſo ſchwer zu reimen iſt, um uns in ihr eignes Reich zu begeben, dort ihren muntern Spielen zuzuſehen und von dieſem langen Ritterzuge durch das Gebiet der litterariſchen Abentheuer auszuruhen. Hier ſoll uns der ſattelſeſte Ritter Geoffrey Gambado in ſeiner Reitſchule für Erwachſene, an Swift, den großen Meiſter in der Ironie, erinnern, indem er mit feyerlichem Ernſt ſeine Schalksregeln herſagt und den modernen Geſchmack an Pferden, und die Unwiſſenheit der Käuſer und Reiter perſifflirt. Mr. Bunbury, der Karikaturen-Zeichner, trägt ebenſalls ſein Scherflein bey, um uns bey dieſer Lektüre die Nerven des Zwerchfells in eine wohlthätige Vibration zu verſetzen. Die komiſche Muſe ſcheint dieſe Kraft verloren zu haben, ſo lange ſie nur mit **Cumberland**, **Conway** und **Colman** dem jüngern den Reihen führt; die Impoſtors verrathen keine Spur des Geiſtes, der einſt im Weſtindier glänzte. **Biſſy's** Dehors trompeurs verdienten ſchwerlich, daß ein Brittiſcher General ſeine Ueberſetzerkünſte daran übte, und **Colmans** Ways and Means ſind unter der Kritik. Im Trauerſpiel war **St. John** mit ſeiner Königin Marie von Schottland, und **Macdonald** mit ſeiner Vimonda, nicht glücklicher; der reichhaltige Stoff den jener wählte, die ſchönen Stellen welche der letztere in ſein Drama verwebte, konnten gleichwohl den Eindruck des Ganzen nicht retten. Bey den Romandichtern des Tages finden wir indeſſen wenig Erſatz für jene betrogene Erwartungen im Theater. Die mißverſtandenen, aber auch leicht zu mißdeutenden Grundſätze des Grafen **Cheſterfield** zu beſtreiten und herabzuwürdigen, ſcheint das große Ziel zu ſeyn, welches männliche und weibliche Federn in Bewegung ſetzt. Miß **Smiths** Emmelina zieht offenbar gegen dieſen gefährlichen

Jugendverderber, wie die Moraliſten ihn nennen, zu Felde, und der hochgeprieſene Zelueo des munteren Reiſenden, Dr. Moore, bekämpft ihn mit gewaltigeren Waffen. Wie viel ſchöner aber iſt das Gemählde der Sitten der Vorzeit, im Grafen **Strongbow**, deſſen Geiſt die Geſchichte ſeiner Heldenthaten, und insbeſondere jener Periode ſeines Lebens erzählt, in welcher er Irland eroberte, und es mit der Krone von Großbrittannien unzertrennlich verband! Des Dichters wie des bildenden Künſtlers Gegenſtand ſey das Schöne der Darſtellung! jeder Abweg von dieſer Vorſchrift iſt gefährlich, und das Lehrgedicht folglich die Klippe, an welcher mittelmäßige Talente ſcheitern. Wen ermüdet nicht, troß den ſchönen einzelnen Stellen, **Downmans** Infancy, **Polwhell's** Orator, **Gilbank's** Pentecoſt, und **Jerninghams** Enthuſiasm? Lieber horchen wir auf die Strophen von **Sterlings** Rittergedicht, auf **Champions** Ueberſetzung des Perſiſchen Dichters **Ferdoſi**, oder **Nott's** Oden nach dem Haſiz; lieber lächeln wir über die bittre epigrammatiſche Laune der Oppoſitionsparthey in ihren poetical Miſcellanies, oder über den abentheuerlichen Witz des makkaroniſchen Dichters der Buggiade, und die unerſchöpfliche Phantaſie des allen Dummköpfen furchtbaren Peter Pindars.

III.

Ueber Proſelytenmacherey.

An die Herausgeber der Berliniſchen Monatsſchrift.

1789.

Ueber Proſelytenmacherey.

An die Herausgeber der Berliniſchen Monathsſchrift.

1789.

Verſchiedenheit der Meinungen war nie ein Grund, der Sie beſtimmt hätte, jemanden Ihre Freundſchaft zu entziehen. Nie verſagten Sie Ihre Hochachtung einem rechtſchaffenen Manne, der aus Ueberzeugung und nach Grundſätzen, dieſe mochten von den Ihrigen ſo abſtechend als möglich ſeyn, ohne Beeinträchtigung der Rechte des einzelnen Menſchen oder des geſellſchaftlichen Vertrages, handelte. Nur der Unwürdige war ihnen verächtlich, der die Stimme der natürlichen Gerechtigkeit in ſeinem Buſen übertäuben, und gegen beſſeres Wiſſen vorſetzlich die Befriedigung ſeines Willens auf Koſten der Freyheit und des Eigenthums ſeines Mitmenſchen ſuchen konnte.

Der Satz, von welchem alle Moraliſten ausgehen: die Anerkennung derſelben Rechte, die man für ſich verlangt, in jedem einzelnen

Menſchen; führt mich alſo, mit dem Bewußtſeyn, daß er die unerſchütterliche Grundlage Ihres Denkens und Handelns bleibt, in vollem Vertrauen zu Ihnen, indem ich eine Meinung, welche von der Ihrigen abweicht und ſie beſtreiten ſoll, durch Ihre Monathsſchrift vor das Publicum zu bringen wünſche.

Der Auguſt Ihrer Monathsſchrift von dieſem Jahr enthält, unter der Rubrik: **Proſelytenmacherey**, ein Schreiben des Herrn Hofgerichtsraths Bender zu Eltvill im Rheingau an die katholiſche Wittwe eines Proteſtanten; worin er ihr mißräth, ihre Söhne in der Lutheriſchen Religion erziehen zu laſſen. Die öffentliche Bekanntmachung dieſes Schreibens ſoll, Ihrer Erinnerung zufolge, „zur Beſchämung des Briefſtellers dienen, der auf „das hinterliſtigſte alle Motive in Bewegung „zu ſetzen ſucht, um eine ſchwache und be„trübte Perſon zu einem unredlichen „Schritte zu verleiten, indem er ihr denſelben „als Pflicht und als Befehl von Gott vor„ſpiegeln will.“ Erlauben Sie mir, daß ich über die Wahl der auffallenden Worte, deren Sie Sich bedienen, ein wenig mit Ihnen rechten darf.

Proſelytenmacherey. Ich begreiſe nicht, wie man im proteſtantiſchen Deutſchland, welches ſo lange her bemühet geweſen iſt, von allen Verſchiedenheiten im Menſchengeſchlechte, in Abſicht der Vorſtellungsart, der Sitten, Gebräuche, Religionen und Verfaſſungen, der Armuth und des Reichthums der Begriffe, des Gebrauchs, Mißbrauchs und Nichtgebrauchs der Verſtandeskräfte genaue Kenntniſſe einzuſammeln; ich begreife nicht, wie man da den Geiſt eines angeblich alleinſeligmachenden Glaubens je ſo weit hat verkennen können, um ſich zu ſchmeicheln, daß ſeine Bekenner dem ernſten Beſtreben entſagen würden, Andersgeſinnte zu ihrer Meinung zu überreden. Von wem mag ſich die Behauptung wohl herſchreiben, daß die Katholiken auf Bekehrungen je Verzicht gethan? Niemand hat mir ihren Urheber zu nennen gewußt; und dies vielleicht um ſo viel weniger, als es gewiß iſt, daß dieſer Wahn erſt ſeit Kurzem gerügt wird, und überall ſo wenig Beyfall findet, daß er kaum der Rüge werth zu ſeyn ſcheint. Wenn ich einer Muthmaßung Raum geben dürfte, ſo würde ich ſeine Entſtehung dort ſuchen, wo man ihn zuerſt widerlegte. Von Schulverbeſſerungen, von Aufnahme der Wiſſenſchaften und Künſte, von Klöſteraufhebungen, von Duldung andrer Glaubensverwandten, von Beförderungen proteſtantiſcher Gelehrten im katholiſchen Deutſchland, hatte man, und zwar mit Recht, viel rühmen gehört. Wie leicht ſchwärmt man nicht für das Gute, welches jedem nach ſeiner Einſicht das Beſte ſcheint! Es bedurfte nur einer lebhaften Einbildungskraft und eines edlen Enthuſiasmus für die Wohlthat der Reformation, um den Trugſchluß zu erzeugen, daß ein aufgeklärter Katholik im Stillen ſchon mehr als halber Proteſtant ſeyn müſſe. Die Katholiken waren wohl weit entfernt, ſich von dieſer vermeintlichen Metamorphoſe ihrer ſelbſt etwas träumen zu laſſen; eben ſo entfernt, wie jene Proteſtanten, denen derſelbe Enthuſiasmus auf den Kopf zuſagen durfte: ſie könnten, ohne es ſelbſt zu wiſſen, heimliche Jeſuiten ſeyn. Allein es währte gewiß nicht lange, ſo mußte der Mann, der dieſe unſichtbaren Verwandlungen erſpähet zu haben glaubte, ſich ſelbſt ſeinen Irrthum eingeſtehen, ſobald er nehmlich zur wirklichen Unterſuchung ſchritt, und die Deutſchen Katholiken gegen das Ideal in ſeinem Kopfe hielt. Nach dieſer Entdeckung wußte er ſich dann vermuthlich keinen andern Rath, als jenen ſo notoriſch gewordenen Kampf mit ſeinem eigenen Hirngeſpinnſte. Die längſt bekannte, nie bezweifelte Ueberzeugung der Katholiken, daß die Bekehrung der Andersgeſinnten verdienſtlich ſey, mußte itzt auf einmal etwas Unerhörtes heißen, damit man über proteſtantiſche Sorgloſigkeit laute Klagen erheben und uns in die polemiſirenden Jahrhunderte zurück verſetzen konnte. Wenn der Verdruß über jene Selbſttäuſchung auch ſo weit gegangen wäre, daß er über alles und jedes Beginnen unſrer katholiſchen Landsleute die unbilligſten Urtheile veranlaßt hätte; ſo würden Sie Sich mit mir über eine ſo natürliche, dem menſchlichen Herzen ſo angemeſſene, Wirkung wohl ſchwerlich gewundert haben.

Ich wiederhole alſo: daß die meiſten Katholiken ſich durch den Lehrbegriff ihrer Kirche berufen glauben, Proſelyten zu machen; dies konnte keinem in ſeiner Religion zweckmäßig unterrichteten Proteſtanten, keinem, für deſſen Belehrung und Unterhaltung durch unſere zahlloſen Journale geſorgt werden ſollte, unbekannt geblieben ſeyn. Der Glaube, daß außer dem Schooße der Kirche keine Seligkeit zu hoffen ſey, ſtände ja mit der Menſchenliebe in Widerſpruch, wenn er nicht an den Wunſch eine allgemeine Bekehrung zu bewirken, innig gebunden wäre. Dieſe beyden Grundſätze ſtehen und fallen mit einander; und die Katholiken können nicht eher aufhören zu bekehren, bis ſie aufhören zu verdammen. Der aufgeklärte Proteſtant, der allen chriſtlichen Partheyen ziemlich gleiche Anſprüche auf die Seligkeit zugeſteht, muß zwar nach ſeinem Gefühl dieſen verdammenden Glauben mit ſeiner unmittelbaren Folge, dem Bekehrungseifer, mißbilligen und verwerfen; allein er wird zugleich geſtehen, daß der Katholik auch bey dieſem Glauben wenigſtens noch conſequent iſt. Daß dieſer Glaube, daß ſo mancher andere Glaube ſich des menſchlichen Herzens hat bemeiſtern können: darüber darf der Philoſoph das Loos der Menſchheit bedauern: denn das iſt ſeinem Glauben gemäß; er wird aber unſtreitig der letzte ſeyn, der ſeinen Mitmenſchen die goldene Freyheit abſprechen möchte, zu glauben, was ſie wollen oder können. Dieſe Freyheit aufzuheben, iſt nicht nur unerlaubt, ſondern auch zum Glück nur in unaufgeklärten Ländern noch möglich.

„Der Himmel bewahre,“ wird man mir antworten, „daß ein Proteſtant, er ſey Philoſoph oder nicht, den Einfall haben ſollte, einen andern Glauben, wäre es auch der alleinſeligmachende ſelbſt, im Heiligen Römiſchen Reiche verfolgen oder in einem gehäſſigen Lichte darſtellen zu wollen! Das aber läßt ſich keinem wehren, daß er nach Grundſätzen einer erleuchteten Vernunft, welche ſeit Kurzem ſo manche Rieſenſchritte gethan, ſich ſelbſt von ſeiner Ueberzeugung Rechenſchaft geben, ſich gegen eine Religion, welche die Zahl ihrer Bekenner zu vermehren ſucht, mit Gründen verwahren, ſeine Glaubensgenoſſen vor dem Abfalle ſichern, und der Wahrheit Zeugniß geben darf.“

Wahrheit! ſchönes, großes, heiliges Wort, unzertrennlich von Empfindung und Gedanken; und dem Menſchengeſchlechte ſo theuer, daß Religion und Philoſophie an die Ergründung ſeines göttlichen Sinnes die höchſte Glückſeligkeit knüpften! Wer iſt ſo blödſinnig, daß er Wahrheit nicht erkennen; wer ſo neidiſch, daß er die erkannte Wahrheit nicht mittheilen möchte? Verzeihen Sie dieſe Apoſtrophe; Sie wiſſen ja, ich war von jeher ein Eiferer für

die Sonnen: Wahr und Gut und Schön!

Wahrheit alſo muß behauptet, muß mit Gründen verfochten werden; und ſo lange ſie einem unaufgelöſeten Problem ähnlich ſieht, das iſt, überall wo Verſchiedenheit der Meinungen herrſcht, kann ihre Erforſchung ohne Discuſſionen, ihre Mittheilung ohne Ueberredung, nicht von Statten gehn. Indem ich hier die Gründe meiner Ueberzeugung darlege, wünſche ich ihre Gültigkeit anerkannt zu ſehen; ſie ſind die Ueberredungsmittel, deren ich mich bediene, um meinen Erkenntniſſen Eingang zu verſchaffen, um Andere mit mir gleichförmig denken und empfinden zu laſſen, um für meine Meinung Stimmen zu gewinnen. Indem Sie durch Ihre Monathsſchrift dem Aberglauben, der Schwärmerey und dem Betrug entgegen arbeiten wollten, hatten auch Sie die Abſicht, der Wahrheit, wie ſie von Ihnen erkannt worden war, Beyſtimmung zu erwerben, Ihre Ueberzeugung in mehreren Köpfen geltend zu machen, Ihre Leſer, mit Einem Worte, zu überreden. Behauptungen, von deren Zuverläſſigkeit man überzeugt iſt, die man aber nicht ausbreiten will, bringt man auch nicht ins Publicum.

Von der Wahrheitsliebe iſt alſo der Bekehrungsgeiſt unzertrennlich, in ſo fern er das Beſtreben iſt, Andere zu ſeiner Meinung zu gewinnen. Vom Wilden bis zum Großinquiſitor, vom frommen Schwärmer bis zum Philoſophen ſind **wir alle Proſelytenmacher;** und was ſo tief in der menſchlichen Natur gegründet iſt, kann nicht an ſich, kann nur durch den Gebrauch unrechtmäßiger Mittel ſträflich ſeyn. Der Streit zwiſchen Proteſtanten und Katholiken hatte vieler Menſchen Blut gekoſtet, als endlich ein feyerlicher Friedensſchluß jeder Parthey die **gewaltthätige Beeinträchtigung** der andern unterſagte. Allein auch damals ſchon kannte man die Rechte der Menſchheit zu wohl, damals ſchon hatte man ſie mit ſo großem Nachdruck geltend zu machen gewußt, daß jedem Deutſchen Manne **Freyheit des Gewiſſens** zuerkannt, mithin auch allen Religionspartheyen, deren Rechtmäßigkeit jene Sanktion förmlich beſtätigte, geſtattet würde, Proſelyten anzunehmen, die ſich durch Beſtimmungsgründe, welche ihnen überwiegend ſchienen, zu einem freywilligen Tauſche bewogen fänden. Dem Katholiken ſteht es alſo frey, aus eigener Wahl zur proteſtantiſchen Religion überzugehen, und eben ſo dem Proteſtanten, katholiſch zu werden.

Wenn es nun unläugbar iſt, daß der Geiſt der Proſelytenmacherey ſo lange unter den Katholiken nicht erlöſchen kann, bis die katholiſche Kirche durch eine beſtimmte, alle ihre Bekenner bindende, **Auslegung ihres Lehrbegriffs** den Andersgeſinnten die Hoffnung der Seligkeit zugeſtehen wird; wenn ferner durch die itzt gültigen Religionsverträge die Gewiſſensfreyheit anerkannt, und der Uebergang von einer Kirche zur andern geſtattet worden: wer möchte es wagen, den Katholiken ihre Proſelytenmacherey zu wehren, oder auch nur dieſes Wort mit dem Ausdruck der Verunglimpfung auszuſprechen, um die Handlung ſelbſt und die Religion, welche ſie zu billigen ſcheint, in einem gehäſſigen Lichte zu zeigen? Die Erbitterung war einſt heftig zwiſchen der proteſtantiſchen und katholiſchen Parthey; kaum ſind ſie noch beſänftigt, kaum iſt Mäßigung und Duldung allgemeiner geworden; und in dieſem reitzbaren Zuſtande kann leicht ein hartes Wort die Ruhe ſtören und für einen wirklichen Angriff gelten. Die erneuerte Wuth der Religionsſtreitigkeiten — ich appellire an Ihr Gefühl! — würde dem Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts keine Ehre machen.

„Sind denn aber die Schranken nicht zu beſtimmen, innerhalb deren eine wohlgemeinte Warnung erlaubt und unbeleidigend iſt? Soll der eifrige Proteſtant ruhig zuſehen, daß die katholiſche Religion von allen Seiten um ſich greift, überall durch ihre Ueberredungskünſte neue Bekenner an ſich lockt, und das Häuflein ſeiner Glaubensgenoſſen größtentheils oder (— meinen Sie? —) endlich ganz verſchlingt?“ Hier iſt meine Antwort. Können die Proteſtanten wirklich der Macht der Ueberredung nicht widerſtehen; iſt es mit ihrem Herzen und ihrem Verſtande ſo beſtellt, daß die Lehre, für welche das Blut ihrer Väter einſt gefloſſen, ihnen jetzt verwerflich ſcheint: ſo iſt ja alle Rettung verloren, aller Widerſtand vergeblich, und jede Anklage eines katholiſchen Proſelytenmachers bey dem Publicum eine Herausforderung, welche die gefürchtete Apoſtaſie des großen Haufens und demnächſt den Sturz der ganzen Parthey nur beſchleunigt. Setzen Sie den Islam, oder welche Religion Sie wollen, an die Stelle der katholiſchen; und das Reſultat bleibt daſſelbe. Könnte die göttliche Sendung Mohammeds durch Gründe vertheidigt werden, welche jeden Einwurf Ihrer Vernunft und Ihres Gefühls beſiegten, ſo müßten Sie noch heute Muſelmänner ſeyn.

Doch die gute Sache des Proteſtantismus iſt bey weitem ſo verzweifelt noch nicht, als die Furcht vor den Bekehrern ſie zu machen ſcheint. Was beyde Partheyen, nächſt ihrer Ueberzeugung, an Gründen für ihre verſchiednen Glaubensmeynungen vorzubringen wiſſen, iſt alles längſt geſagt; und wenn etwas mit Wahrſcheinlichkeit behauptet werden kann, ſo iſt es dieſer Satz: den Polemikern auf beyden Seiten ſey Trotz geboten, daß ſie auch nur Ein neues Argument noch anzuführen wüßten! Ihr Streit iſt ſchon darum nicht zu vermitteln, weil er die erſten Principien betrifft, und ſchon darum ſchwer zu führen, weil die tiefſinnigſten Denker, wo es auf Principien ankommt, einander ſo leicht mißverſtehen *). Doch geſetzt,

---

*) S. Herrn Reinholds vortreffliche Abhand-

daß einige der größten menſchlichen Geiſter jene allgemein gültigen Principien, die jeder individuellen Menſchenvernunft Geſetze geben, ſo gefaßt — oder errathen — hätten, daß ſie darüber einverſtanden wären, und darnach über die Anſprüche der Religionen aburtheilen könnten: ſo wäre doch ihr Urtheil für die Millionen von eingeſchränkteren Fähigkeiten unerreichbar, mithin kein Entſcheidungsgrund. Auch die Vernunft κατ' ἐξοχην exiſtirt nur für den, der ſie zu faſſen glaubt; jedem andern aufgedrungen, wird ſie ein Götze, deſſen Unfehlbarkeit zu predigen entweder Thorheit oder noch ſchlimmere Anmaßung ſcheint.

Wenn man demnach, um Proteſtant oder Katholik zu werden, auf die erſten Principien ſelten zurückzukommen pflegt, weil man es nicht kann oder mag: ſo müſſen wohl andere Urſachen den Ausſchlag geben, ſo oft eine von beyden Partheyen einen Proſelyten macht. Hat es ferner ſeine Richtigkeit, daß die Anzahl der von den Proteſtanten für die katholiſche Kirche gewonnenen Proſelyten bedenklich iſt: ſo wird die Veranlaſſung zu dieſen Bekeh-

lung über den Skepticismus, im Juliusſtück der Berl. Monatsſchrift von 1789.

rungen, ſobald ſie ſich entdeckt, das Mittel an die Hand geben, ihnen Einhalt zu thun.

Es giebt nur zwey Wege, wie man auf die Ueberzeugung eines Menſchen wirken kann: durch den Kopf, und durch das Herz. Je heller und erleuchteter aber der Verſtand, je reiner, edler und einfacher das Gefühl; deſto feſter ſteht die Ueberzeugung, deſto ſchwerer wird es, eine andere an ihre Stelle zu ſetzen, deſto wichtiger, erhabener, vollkommener müſſen die Gründe ſeyn, wodurch man eine Bekehrung bewerkſtelligen will. Sie werden mir zugeben, daß bey Proteſtanten, welche ſchön und wahr und gut empfinden, richtig und ſcharfſinnig denken, keine Bekehrung zu befürchten ſey; weil Sie dem Katholicismus, ſobald ihn Menſchen von dieſer Bezeichnung wählen könnten, entweder entſchiedene Vorzüge einräumen müßten, oder wenigſtens gegen den Uebertritt mehr nichts als die bloße Verſchiedenheit ihrer Geiſteskräfte einzuwenden hätten. Alſo: aus welcher Klaſſe von Proteſtanten kann ſich die katholiſche Kirche Proſelyten ſuchen? Die Antwort iſt bereits im Vorhergehenden enthalten: aus derjenigen Klaſſe, worin ſo mancher Proteſtant keinen Sinn für die Moralität ſeiner Religion, für ihre Gründe zu wenig Vernunft beſitzt, und nur vermöge der zufälligen Verhältniſſe ſeiner Lage und ſeines Aufenthalts, durch Erziehung und Gewohnheit, im Proteſtantismus erhalten wird. Wie nun jeder höhere Grad der Vernunft nur demjenigen, der ihn beſitzt, Geſetze geben, und das geläuterte Gefühl ſeine Wirkungen von dem roheren nimmermehr erwarten darf: ſo reduciren ſich alle Mittel, welche nicht auf die Erweckung des moraliſchen Sinnes, und auf verſtärkte Wirkſamkeit der eigenen Denkkräfte im einzelnen Menſchen abzwecken, und wodurch man gleichwohl die Anhängigkeit an eine bisher nur aus Gewohnheit von ihm anerkannte Religion erzwingen will, auf eine wirkliche Beeinträchtigung der Gewiſſensfreyheit, offenbare Gewalt, Recht des Stärkeren. Iſt die Religion in die Verfaſſung unzertrennlich verwebt; iſt ſie ein Hauptrad der großen Staatsmaſchine, und ſieht ſich aus dieſem Grunde die geſetzgebende Macht gezwungen, um der Proſelytenmacherey zu wehren, dem Gewiſſen des Bürgers Feſſeln anzulegen: ſo hat alle freye Diſcuſſion ein Ende; von Vernunft, Aufklärung und Wahrheitsliebe kann weiter nicht die Rede ſeyn; Denkfreyheit und Moralität der Wahl ſind vernichtet; Maſchine ſteht nur gegen Maſchine, und je früher man die zwey- oder dreymalhunderttauſend Argumente Ihres Königs ins Feld rücken läßt, deſto ſchneller und ſicherer iſt der Sieg des Proteſtantismus entſchieden.

So wären wir aber heute noch auf demſelben Punkte, wo man vor dreyhundert Jahren ſtand; und ſo viele Märtyrer der Wahrheit, von allen Religionen und Sekten, wären ganz umſonſt geſtorben! Märtyrer der Wahrheit, ſage ich: nicht der beſondern Meynung, die ihnen wahr und der Aufopferung des Lebens werth dünkte; — denn unter widerſprechenden Meynungen kann höchſtens nur Eine die wahre ſeyn, und doch litten Huß und Servet wie Märtyrer des Kalenders — ſondern der theuer erkauften, mit Blut beſiegelten Wahrheit: daß der Glaube eines Menſchen, was immer ſein Gegenſtand ſey, keiner Gewalt auf Erden unterthan, und ſelbſt vom eignen Willen unabhängig iſt!

Nein. Die allgemeine Anerkennung dieſer Wahrheit haben wir vor den dunkleren Jahrhunderten voraus; ſelbſt die unumſchränkteſten

Herrſcher haben ſie zur Richtſchnur gewählt; und durch ihre Kraft iſt das ſchreckliche Zwangsſyſtem in Gewiſſensſachen endlich gefallen. Jene großen Regenten wagten es alſo, diejenige Klaſſe von Unterthanen, deren Verſtand und Gefühl den Argumenten der Bekehrer den wenigſten Widerſtand leiſten konnte, ſich ſelbſt zu überlaſſen. Ohne Zweifel hatte dieſe Sorgloſigkeit die betrübteſten Folgen für die proteſtantiſche Kirche? Ganze Dörfer, ganze Städte und Diſtrikte bekannten ſich zur katholiſchen Religion? Die proteſtantiſchen Pfarrer ermüdeten das Ohr ihrer Monarchen mit Klagen über die Verminderung der Zehenten?

Da wäre nun der Fall doch bedenklich, und die göttliche Sache der Wahrheit bedürfte wohl zu ihrer Rettung — menſchlicher Hülfe. In der That muß ein jeder rechtſchaffner Proteſtant, der in ſeinem Syſtem mehr Wahrheit und Menſchenglück findet, als andre Lehrbegriffe ihm darzubieten ſcheinen, für die Erhaltung dieſes Syſtems unter ſolchen Umſtänden recht ernſtlich beſorgt ſeyn: er muß es um ſo viel eher, da er keine unmittelbare Dazwiſchenkunft einer höheren Macht zum Beſten irgend eines menſchlichen Glaubens, auch nicht des wahren, in unſern Zeitläuften erwartet, ſondern leicht den Beruf fühlen kann, ſtatt aller Wunderkräfte ſeine Klugheit und Redlichkeit für das Werkzeug anzuſehen, in welchem für diesesmal die Beſchirmung der Wahrheit beſchloſſen liegt. Hier iſt indeſſen keine Zeit zu verlieren. Was räth uns die Klugheit?

Zuerſt, die Bekehrer ſelbſt zu erforſchen. Durch welche Vorſpiegelungen, durch welche Künſte gelingt es denen, die nach der ſo ängſtlich wiederholten Klage der proteſtantiſchen Journaliſten, von der katholiſchen Kirche zu dieſem Geſchäfte beſonders auserſehen ſeyn ſollen, ſo viele Proteſtanten zu bethören? Es werden vielleicht Männer von tiefer Einſicht von warmen Gefühl, von hinreißender Beredtſamkeit ſeyn? Weit gefehlt! Von rohen Mönchen und verſchmitzten Prieſtern ſprechen die Kläger. „Jenen, ſo lautet ferner die Beſchuldigung, iſt ihre Regel der Inbegriff alles Wiſſens, ihr Gefühl iſt Köhlerglaube, die Quelle ihrer Beredtſamkeit iſt die Legende. Dieſe, fährt man fort, erſchleichen das Zutrauen, ſchmeicheln dem Gewiſſen, halten dem Eigennutz eine Lockſpeiſe vor.“ Wir wollen hier die Fragen: ob Menſchen von dieſer Bezeichnung wirklich vermöge eines erhaltnen Auftrages handeln? und die andre: ob man überhaupt noch Miſſionen in das proteſtantiſche Deutſchland ſchickt, fürs erſte unerörtert laſſen; genug,

Die Proſelyten ſolcher Bekehrer ſind alſo nur Wunderſüchtige von ſchwacher Vernunſt, oder Gewinnſüchtige von erſtorbenem Gefühl. Die Unglücklichen! die Bedauernswürdigen! Welches grauſame Schickſal ſtieß ſie ſo weit hinab, daß ſie die ſchönſte Beſtimmung des Menſchengeſchlechts verfehlen, im Gebrauch ihrer Anlagen glücklich zu ſeyn, glücklich als denkende und empfindende Weſen? Wer feſſelte ihre Vernunſt, wer ſtumpfte ihr Gefühl?

„Sie ſind Sklaven.“

Um ihrer Denkkraft Wirkſamkeit, ihrem Gefühle ſittliche Vollkommenheit zu verſchaffen, fordern wir alſo ihre Wiedereinſetzung in alle Rechte der Menſchheit. Freye Menſchen nur können ihrer Beſtimmung gemäß handeln. Laßt uns hinwegeilen über das allzubekannte, allzuwahre, was, ſo oft man es erwähnt, die Lebenskraft ſelbſt des Sklaven mit ſeiner Wahrheit durchdringt: Frey ſeyn, heiße Menſch ſeyn; der Freye nur bilde ſich hinauf zum Vollkommnen; er ſammle und erkenne die Verhältniſſe der Weſen zu ihm und unter einander, fühle ihre Harmonie, ehre die heilige Kraft der Menſchennatur, die das Weltall in ihn trägt, und genieße die Wonne, ſich ſelbſt und ſeinen Himmel im Buſen mit Andern zu theilen! Ein freyer Bürger eines freyen Staats, und zugleich ein Proſelyt zu ſeyn: das wäre dann entweder ein Widerſpruch, oder es gereichte dem Kopfe und dem Herzen des frey **Wählenden** zur Ehre.

Man hat wohl eher den beklagenswerthen Zuſtand jener Unglücklichen, die der Deſpotismus herabwürdigt, die er des Adels der Menſchheit beraubt hatte, durch eine ſchlaue petitionem principii zum Beweiſe angeführt, daß die Vormundſchaft eines Deſpoten ihnen unentbehrlich ſey; als ob nicht ſelbſt das roheſte oder auch das verworfenſte Volk eine größere Maſſe von Einſichten und mehr lauteres Menſchengefühl in ſich faßte, als je ein Deſpot allein beſitzen kann! Doch es ſey der Fürſt der weiſeſte und beſte Mann im Staate;

Weisheit und Güte beweiſen noch nicht das Herrſcherrecht. Kann ich die geſetzgebende Macht meiner Vernunft über mich ſelbſt nur veräußern? die Geſetze einer Vernunft befolgen, die nicht die meinige iſt? Sie annehmen, ſie anerkennen, ſie verſtehen, ſetzt bey mir gleichen Grad der Vernunft voraus; allein alsdann höbe die letzte Vorausſetzung die erſte auf. Dieſem Dilemma entgeht man nie: ohne Anerkennung giebt es keine Superiorität; Anerkennung aber iſt unmöglich bey ungleichem Faſſungsvermögen; mithin iſt die Herrſchaft, ſelbſt des Weiſeſten und Beſten, kein Recht, ſondern Gewalt. Die Einſchränkung der Gewiſſensfreyheit iſt nur der auffallendſte Akt dieſer Gewalt; ein Akt, wodurch der Deſpotismus ſeinen Untergebenen die Rückkehr zu ihrer eignen Vernunft gar abzuſchneiden, alle freywillige Regungen in ihnen zu erſticken ſucht. Mit der Freyheit, ſich vom Uebernatürlichen andre als die vom Regenten vorgeſchriebnen Vorſtellungen zu machen, verſchwindet die letzte Veranlaſſung zur eignen Anſtrengung der Vernunft; bey der maſchinenmäßigen Befolgung einer Heilsordnung, die alles Nachdenken verbietet, erliſcht der letzte Funke von Empfindung, womit nur erkannte Wahrheit das Herz zu erwärmen pflegt. Weiſe Regenten, denen dieſe tödtlichen Folgen unverholen blieben, ſchenkten daher dem Volke die Gewiſſensfreyheit als ein kräftiges Mittel zur eigenen Bildung, wodurch es vorbereitet werden könnte, die Majeſtätsrechte der Menſchheit in ſich ſelbſt zu empfinden, und deren Ausübung dereinſt in ſeine Hände zurückzufordern. O, warum glaubten ſie, daß es noch dieſer Vorbereitung bedürfte? Warum fühlten ſie ſich nicht groß genug, um die Befreyer ihres Volkes zu werden? Warum bedachten ſie es nicht, daß einen Theil ihrer Rechte aufzuopfern, ſo viel als gar nichts der Freyheit des Bürgers einräumen hieße, ſo lange der Nachfolger auf dem Throne alles niederreißen darf, was ſein Vorfahr baute, und die Geſetzgebung von der Willkühr eines jeden neuen Sultans, dieſe von den Eingebungen ſeines Divans, und dieſe wieder von den Launen des Harems, abhängt?

Es ſoll mich nicht wundern, wenn man dieſe Gedanken eines ſchwärmeriſchen Anſtrichs zeiht. Lebhaftigkeit des Geiſtes, und Wärme der Empfindung führen uns bald über die Gränzen des Wirklichen hinaus; und was immer der

Lieblingsgegenſtand ſey, womit ſich unſer intellektuelles Weſen beſchäftigt, ſo idealiſirt ihn unſre Phantaſie. In Ihrer Monatsſchrift, dieſem Schauplatze der Schwärmereyen für und wider die Vernunft, mag immerhin auch die meinige ihre Stätte finden. Sollen wir ſchwärmen, ſo ſey es für die Freyheit! Das iſt wenigſtens eine unſchädliche, ehrwürdige, herz- und geiſterhebende Schwärmerey, die nach dem Zeugniſſe der Geſchichte nicht immer ohne wohlthätige Folgen bleibt. Doch itzt zurück aus unſern utopiſchen Theorieen in die wirklich ſublunariſche Welt.

Die Gewiſſensfreyheit exiſtirt wirklich in einigen Staaten, deren Verfaſſung das Widerſpiel der republikaniſchen iſt; und man beſorgt alſo in Ernſt, daß die Bekehrung derſelben zur katholiſchen Kirche unvermeidlich ſey? Inzwiſchen, was nach der Theorie ſo zuverläſſig war, ſo unfehlbar eintreffen mußte, iſt gleichwohl bis jetzt noch nicht geſchehen: kein Diſtrikt, keine Stadt, kein Dorf in jenen Ländern iſt bekehrt; kein Pfarrer hat über die Verminderung ſeiner Heerde und die Abnahme ſeiner Einkünfte geklagt. Beyſpiele von einzelnen Proſelyten laſſen ſich nachweiſen; allein ſie bleiben ſeltne

Ausnahmen, und können eben ſo wenig einen allgemein gewordnen Hang zum Katholicismus unter den Proteſtanten darthun, als **Steblitzky** und **Lord Gordon** die beſondere Neigung der jetzigen Chriſten zum Judenthum beweiſen. So giebt es auch neuerliche Beyſpiele, daß Katholiken zur proteſtantiſchen Religion übergetreten ſind; nur fallen ſie ſelten ſo in die Augen, wie der Uebertritt des jetzigen **Herzogs von Norfolk**, und man giebt ſich keine Mühe ſie zuſammenzuſuchen, weil die Kühnheit, daraus etwas Allgemeines folgern zu wollen, hier jeden abſchrecken muß. Bey der bekannten Denkungsart der katholiſchen Glaubensverwandten, die den Wunſch nach Bekehrungen rege, und die Bewerkſtelligung derſelben verdienſtlich macht, muß allerdings die Zahl der Proſelyten, welche zu dieſer Kirche übergehen, die der andern weit überſteigen, ohne jedoch für eine ſtärkere Neigung bey Proteſtanten zur Apoſtaſie das mindeſte erweislich zu machen. Der ganze Unterſchied liegt darin, daß die Proteſtanten ſich nicht, wie ſo manche Katholiken, um neue Bekenner ihres Glaubens bewerben. Bedenkt man aber die unleugbar häufigen Verſuche und Bemühungen eifriger Katholiken, die Proteſtanten zur Annahme ihres Bekenntniſſes zu überreden, es ſey nun, daß ſie ihre Gründe vom weltlichen oder geiſtlichen Vortheil, oder von beyden zugleich entlehnen, das Herz oder den Verſtand in Anſpruch nehmen; und zählt man noch hinzu, was ſo oft und dringend von der heimlichen Geſchäftigkeit gewiſſer papiſtiſchen Ordensmänner durch den Weg geheimer Geſellſchaften, phyſikaliſcher und hyperphyſiſcher Präſtigiatoren und andrer Emiſſarien in Ihrer Monatsſchrift behauptet worden iſt: ſo möchte man in Verſuchung gerathen, den unbedeutenden Erfolg dieſer mächtigen Beſtürmung, bey der vorausgeſetzten Schwäche der Principien des großen proteſtantiſchen Haufens, geradezu einem Wunder zuzuſchreiben; wenn uns, in Ermangelung der aufgeklärten Vernunft, die **Macht der Gewohnheit** nicht das Räthſel löſete. Daß bey vernünftigen Männern Hypotheſen ſich in Dogmen verwandeln, daß die aufgeklärten Britten den Sonntag wie puritaniſche Kopfhänger feyern, daß die katholiſche Kirche ſich noch der Kurie unterwirft, daß Sklaven ſich mißhandeln laſſen von ſchwächern Tyrannen: dieſe und ſo viele Dinge mehr, werden durch die Macht der Gewohnheit bewirkt. Wie? und der proteſtantiſche Glaube wäre allein nicht ſicher unter ihrem Schutze? Wenigſtens bey den Verſuchen katholiſcher Proſelytenmacher ihn wankend zu machen, ſollte ich meynen, daß wir ruhig ſchlafen könnten. Oder wollen wir erſt ſehen, durch welche Mittel die Macht der Gewohnheit untergraben und überwältigt werden kann?

Zwey Kräfte giebt es allerdings, deren Wirkſamkeit die Gewohnheit nicht widerſteht: der **Trieb der Selbſterhaltung**, und das **Beyſpiel.** Ihre Art zu wirken iſt ſehr verſchieden: die erſte bringt ſchnelle, plötzliche Revolutionen zuwege; die zweyte kommt unvermerkt und langſam zum Ziel. Der Druck des Deſpotismus, wenn er zu gewaltſam iſt, weckt auch in einem anſcheinlich erſtorbenen Staatskörper das Selbſtgefühl des Bürgers. Zum Selbſtgefühl erwachen, heißt ſchon frey ſeyn; denn ein jeder Deſpotismus iſt wie der nächtliche Alp verſchwunden, in dem Augenblick, wo das Volk zum ganzen Bewußtſeyn wieder erwacht. So ſchüttelt Frankreich itzt den Todesſchlummer ab, in welchem es verſunken lag, und wird frey. So befreyte auch ein plötzliches Erwachen der Vernunft unſre Deutſchen Voreltern vom hierarchiſchen Joch; und nimmermehr wird dieſelbe Reformation, die ſo ſchnell und unaufhaltſam jene aufs äußerſte getriebenen Gemüther ergriff, durch eine ähnliche Veränderung wieder plötzlich und auf einmal in den Limbus der geiſtlichen Alleingewalt zurückſinken. Die einſtimmige Mißbilligung ſolcher Maßregeln, die auch nur dem leiſeſten Verdacht eines neuen Eingriffes in die Rechte der Gewiſſensfreyheit unterworfen ſind, beweiſet zur Genüge, daß die Tyranney einer proteſtantiſchen Unfehlbarkeit ſchwerlich in der Reihe der ausführbaren Dinge zu ſuchen iſt. Nichts geringeres aber als der Druck einer ſolchen Tyranney könnte die Proteſtanten auffordern, das Joch ihrer Kirche plötzlich abzuwerfen; — doch auch alsdann gewiß nicht, um ein ſchwereres freywillig wieder aufzunehmen.

„Allein die Macht des Beyſpiels, dieſe langſam und ſicher wirkende, ſanft überredende, ſich einſchmeichelnde Macht, kann unvermerkt die Wachſamkeit der Proteſtanten einſchläfern und alle Stützen ihrer Kirche untergraben.“ Ich räume Ihnen ein, von dieſer Seite drohet den Proteſtanten noch die meiſte Gefahr. Wo katholiſche Fürſten proteſtantiſche Staaten beherrſchen, und die Religion bey der Beſetzung der Aemter ihnen mehr gilt als Geſchicklichkeit und Verdienſt; dort laſſen ſich die nachtheiligen Folgen des Beyſpiels leicht vorausſehen. Dagegen hat man aber in ſolchen Staaten dem Mißbrauche der oberherrlichen Gewalt ſchon vorzubeugen und alle Beſorgniſſe in Zukunft überflüſſig zu machen gewußt. **Im Kurfürſtenthum Sachſen** iſt die Beſetzung der Landesſtellen mit Subjekten, die der Augsburgiſchen Konfeſſion nicht zugethan ſind, dem katholiſchen Regenten gänzlich unterſagt. In **Heſſen** mußte **Friedrich II**, unter der Garantie von England und Dännemark, der Erziehung ſeiner Kinder entſagen, dem älteſten Sohne die Grafſchaft Hanau abtreten, und den verſammelten Ständen mit einem feyerlichen Eide betheuern, daß ſein Uebertritt zur katholiſchen Religion keins der konſtitutionsmäßigen Rechte der herrſchenden reformirten Kirche ſchmälern ſollte. Dieſen Maßregeln muß man es zuſchreiben, daß das Beyſpiel der regierenden Fürſten in beyden Ländern ganz unſchädlich geblieben iſt. Allein dieſe Unſchädlichkeit, muß ich bekennen, iſt die Wohlthat der Verfaſſung, welche zwar von ächtrepublikaniſcher Freyheit weit entfernt, aber gleichwohl frey genug geweſen iſt, um der Willkühr des Fürſten Gränzen zu ſetzen.

Ganz anders und ohne allen Vergleich gefährlicher müßte es um die Sicherheit der proteſtantiſchen Kirche in ſolchen Ländern ſtehen, wo alles von der unumſchränkten Gewalt eines Einzigen abhängig iſt. Geſetzt einmal, der Beherrſcher einer proteſtantiſchen Despotie träte öffentlich zum katholiſchen Glauben über; er beſetzte die öffentlichen Aemter mit Katholiken; er ſuchte durch eine Verordnung nach der andern den Geiſt der proteſtantiſchen Kirche umzumodeln, katholiſche oder eigentlicher papiſtiſche Grundſätze in denſelben überzutragen, die Denk- und Gewiſſensfreyheit einzuengen, kurz alles dahin einzuleiten, daß der große Schritt einer feyerlichen Wiedervereinigung mit Rom zuletzt weder auffallen noch empören könnte; geſetzt, er wäre ſchlau genug, das ſinkende Anſehen des Papſtes in Deutſchland unter einem politiſchen Vorwande aufrecht zu erhalten; er legte endlich dem aufgeklärten Patriotismus der katholiſchen Erzbiſchöfe neue Hinderniſſe in den Weg, und hemmte dadurch die Fortſchritte der deutſchkatholiſchen Kirche zur Läuterung und Independenz: — unter dieſen, freylich höchſt unwahrſcheinlichen, Vorausſetzungen den Erfolg bezweifeln zu wollen, verriethe doch eine gänzliche Unbekanntſchaft mit den Geſetzen der Analogie. Nur ſcheint es mir aus dieſem eventuellen Falle, wie aus allem bisher Geſagten, bis zur unleugbaren Evidenz zu erhellen, daß nicht der Katholicismus an und für ſich, ſondern einzig und allein in Verbindung mit den Gräueln einer despotiſchen Regierungsform, der proteſtantiſchen Kirche furchtbar iſt. Nehmen wir den Katholicismus ganz hinweg aus der Reihe der Dinge, ſo können Sklaven immer noch durch irgend ein andres geiſtliches Zwangsſyſtem, irgend ein ſymboliſches Formular, in Laſtthiere verwandelt werden, an denen, wie an den Polniſchen Leibeigenen, die menſchliche Geſtalt, das Ebenbild der Gottheit, und folglich das Siegel der Freyheit, kaum noch kenntlich iſt.

Es iſt keine neue Lehre, die ich hier vortrage; man hat ſchon längſt geſagt, ſchon längſt, vielleicht mit kräftigern Gründen, die Ohnmacht des hierarchiſchen Despotismus, außer in Verbindung mit dem weltlichen, erwieſen; den letztern hat man vielfältig vor dem höchſten Tribunale der Menſchheit aller Majeſtätsverbrechen angeklagt und ſchuldig erfunden. Seine Tücke ſey indeß noch ſo gefährlich, ſo können Umſtände eintreten, welche ihn in gewiſſen Schranken halten, und ihn nöthigen, ſeinen weitausſehenden Projekten, wenigſtens auf einige Zeit, zu entſagen. Wenn unter mehrern Staaten von verſchiednem Intereſſe und verſchiedner Verfaſſung, die aber durch Sprache, Sitten, Handel und Litteratur im engſten Verkehr mit einander ſtehen, einer oder der andere ſich der uneingeſchränkten Regierungsform nähert; ſo ſcheuet doch daſelbſt die Ungerechtigkeit die von jenem Verkehr unzertrennliche Publicität. Der gewöhnliche Deſpotismus ſchämt ſich, wie die niedrigen Raubthiere, wie Tiger und Panther, wenn man ihn auf ſeinen Schlichen ertappt. Der Blutdurſt muß wirklich ſo hoch ſteigen, wie bey den Nachfolgern Auguſts auf dem Römiſchen Kaiſerthron, ehe er ſich über dieſe Furcht hinausſetzt. Wäre demnach der Fall möglich, daß irgend ein Alleinherrſcher den Katholicismus in proteſtantiſchen Staaten begünſtigte, ſo ſcheint mir wenigſtens in der Publicität ein ſichres Zufluchtsmittel für die bedrängte

Kirche zu liegen; die Beſorgniſſe der Unterthanen und der Nachbarn würden vereinigt bis zum Throne dringen, und vielleicht wäre es nicht einmal nöthig, die Stimme des Tadels und der Mißbilligung zu erheben. Denn oft füllt auch ein ſanfter, gutmüthiger Fürſt den Despotenſitz; in dieſem Falle würde man auch durch Anſpielungen ſeinen Endzweck erreichen, und die Proſelytenmacherey könnte dann der kleine Huſar ſeyn, den man ſtatt des Despotismus peitſchte.

Eine ſolche Metonymie hätte aber auch ihre Gränzen. Es wäre doch unter dieſen Umſtänden unbillig, Scherz in Ernſt zu verwandeln, und auf die Proſelytenmacherey ſo aus allen Kräften loszuſchlagen, als ob ſie wirklich etwas verſchuldet hätte. Am wenigſten dürfte es in einem ſolchen Falle — dem einzigen, wo es überhaupt zu entſchuldigen wäre, gegen die Bekehrer Zeter! zu ſchreyen — am wenigſten dürfte es da nöthig ſeyn, die Handlungen, Meinungen, Briefe, auch wenn Sie wollen, die Thorheiten und Inconſequenzen irgend einer Privatperſon von übrigens unbeſcholtnem Rufe, öffentlich zur Schau zu ſtellen, und der Mißdeutung oder gar der

Verachtung Preis zu geben, bloß weil ſie mit unſerm Gemiſch von Ahndungen, Fertigkeiten, Ueberzeugungen und Syllogismen, welches wir unſere Religion nennen, nicht zu reimen ſind.

Beſchämung! — ja! Beſchämung des Briefſtellers nennen Sie aber die andere Abſicht, welche Sie bewogen hat, das Schreiben des Herrn Hofgerichtsraths Bender in Ihrer Monatsſchrift abdrucken zu laſſen. Sollte wohl ſein Betragen dieſes harte Urtheil von Ihnen in einer öffentlichen Schrift verdienen? Er, ein Katholik, räth ſeiner Glaubensgenoſſin, ihre Kinder katholiſch zu erziehen, aus Pflicht zu ſeiner Religion und als Freund. Seit wann iſt es ein Verbrechen, nach ſeiner Ueberzeugung zu handeln? Seit wann darf ein Freund keinen wohlgemeinten Rath ertheilen, der die Gewiſſensruhe und die Annehmlichkeit der äußern Verhältniſſe der ſo berathenen Perſon zur Abſicht hat? Allerdings ein großes, unverzeihliches Verbrechen, daß ein katholiſcher Beamter in einem katholiſchen Lande katholiſche Grundſätze hat; daß er den Satz vom einzig ſeligmachenden Glauben ſteif und feſt annimmt und darnach handelt; daß er von ſeinen Aeltern, in der Schule, von orthodoxen Theologen ſeiner Kirche dieſe Meinung mit der Muttermilch und mit der erſten Milch des Unterrichts eingeſogen hat! Ich müßte mich ſehr irren, oder die Katholiken dürfen ſich wohl über proteſtantiſche Intoleranz beſchweren, wenn dasjenige, was nach proteſtantiſchen Grundſätzen höchſtens ein bedauernswerthes Unglück iſt, einem Menſchen zum Verbrechen und zur Schande angerechnet wird. Iſt es aber in den Augen eines Proteſtanten ſchändlich, ein Katholik zu ſeyn, und ſeinem Glauben gemäß zu handeln; ſo wird man ſich auch nicht wundern müſſen, wenn Katholiken den Proteſtantismus verabſcheuen, und von den Handlungen der Proteſtanten, die aus ihrem Lehrbegriffe fließen, manches liebloſe Urtheil fällen ſollten. Wahrlich, dieſe gegenſeitige gute Meinung bereitet die beyden Partheyen zu einer gar brüderlichen Verträglichkeit als Chriſten und Landsleute vor!

Mit einem nicht minder harten Ausdruck heißt es ferner: der Rath dieſes Mannes ſey auf das hinterliſtigſte motivirt; und gleichwohl hatte er nicht den Schaden, ſondern den Vortheil der Wittwe zur Abſicht. Wenn ich mir Sie ſelbſt, meine Herren, an dem Platz des Briefſtellers denke, der ſich in ſeinem Gewiſſen verpflichtet glaubt, ſeiner Kirche die Kinder der Amtmannswittwe als Proſelyten zuzuſichern, ſo begreiſe ich wohl, daß ſie überzeugender, eindringender, pathetiſcher geſchrieben; allein ich kann mir nicht vorſtellen, daß Sie, als Katholiken, andre Beweggründe gewählt hätten, oder bey deren Erwählung ſich einer Hinterliſt bewußt geweſen wären. Der Bekehrungseifer, den der alleinſeligmachende Glaube nothwendig zur Folge hat, ſuppeditirt alle in dem Schreiben vorkommende Argumente, und macht es begreiflich, daß der Briefſteller ſogar geglaubt haben könne, ein Verſprechen dürfe gebrochen werden, wenn nur der Kirche die Knaben nicht entgingen. Die Täuſchung läßt ſich leicht erklären, vermöge deren man widerrechtlich handelt, und dennoch ſein Gewiſſen dadurch zu beruhigen glaubt. Kennen wir nicht die Macht religiöſer Meinungen über die Gemüther? nicht die traurigen Wirkungen der Vorurtheile und Autoritäten, zumal einer vermeintlich göttlichen Autorität? Dieſe rechtfertigte ja ſogar vor Zeiten jeden Angriff auf leibliche

Freyheit und materielles Eigenthum der Andersgeſinnten; und noch itzt wird die Uſurpation, womit ſie ihre Ausſprüche jeder Vernunft aufdringen und bey einem jeden Räſonnement vorausgeſetzt wiſſen will, über den ganzen Erdball theils für rechtmäßig anerkannt, theils des verjährten Beſitzes wegen toleriert. „Gott“ — ſo lautet der gewöhnliche Ausdruck: — „Gott ſelbſt hat geredet; hier verſchwinden alle Einwürfe der Vernunft.“ So urtheilt der gewiſſenhafte Mann nach den Poſtulaten ſeines Glaubens. Daß dadurch ein Menſch, der vielleicht auch mit unüberwindlicher Stärke des Vorurtheils an ſeinen Glaubensmeynungen hing, und von ihrer ausſchließenden Wahrheit nicht weniger überzeugt ſeyn mochte, in ſeinen Erwartungen hintergangen, daß ein feyerlicher, freywilliger Vertrag gebrochen wird: — von der **Unredlichkeit** dieſes Schrittes, die Sie ihm vorwerfen, hat er keinen Begriff. Immerhin mag die Frömmigkeit mit der Jurisprudenz davon gelaufen ſeyn; unredlich kann der Briefſteller nur alsdann erſt heißen, wenn er von der Ungültigkeit ſeiner Gründe ſchon voraus überzeugt geweſen iſt, wenn er die Wittwe (die bey Ihnen wohl nur in Konformität einer gewiſſen Terminologie eine ſchwache und betrübte Perſon heißt) mit Vorſpiegelungen, die ſeiner eignen Ueberzeugung nicht genügten, aufgefordert hätte, den Schatten ihres verſtorbnen Ehemannes noch im Grabe zu beleidigen.

Sie ſcheinen mir in dieſem Falle von einem Katholiken proteſtantiſche Grundſätze zu fordern, wenigſtens ſeine Handlungen und Abſichten nicht aus ſeinem Geſichtspunkte zu beurtheilen, und auf dieſe Weiſe zu jenen harten Ausdrücken gekommen zu ſeyn, womit nur vorſetzliche Verbrechen, keinesweges aber die Verirrungen, die aus religiöſen Meinungen entſpringen, geahndet werden dürfen. Dadurch geben Sie manchem Leſer, ganz wider Ihre Abſicht, eine hinreichende Veranlaſſung, Ihre Darſtellung des katholiſchen Bekehrungseifers in die Klaſſe gewöhnlicher Kontroversſchriften zu ſetzen und den Vorwurf der Proſelytenmacherey zu retorquiren. Ihre gewiß verdienſtliche Bemühung, dem Heer von Betriegern aller Art entgegen zu arbeiten, und ſowohl das geiſtige Eigenthum unſrer klaren Begriffe als auch das materielle unſrer Baarſchaften vor jenem Raubgeſindel zu ſichern, macht den Wunſch in mir rege, daß nichts in Ihren Aufſätzen vorhanden ſeyn möchte, was die Beſchuldigung des Partheygeiſtes auch nur von fernher begünſtigen könnte. Es iſt aber unmöglich, bey der Wahrheitsliebe, die aus Ihren Aufſätzen hervorleuchtet, nicht zugleich zu bedauern, daß darin ein etwas leidenſchaftlicher Synkretismus zuweilen ſichtbar wird, welcher über wiſſentliche Betrieger, und über die treuherzigen Anhänger an Vorurtheile der Erziehung und religiöſe Autorität gleiche Verdammniß ergehen läßt: ein Synkretismus, welcher die edelſten Menſchen, wenn ſie eine Ihnen verdächtige Sache aus einem andern Geſichtspunkte anſehen, ſogleich für Mitſchuldige erklärt, und als ſolche zu züchtigen ſucht. Ich darf wohl ſagen, daß dieſes Verfahren dem Nutzen, welchen Ihre Monatsſchrift ſtiften kann, ſehr weſentlichen Abbruch thut, ohne, ſo viel ich einſehe, den mindeſten Erſatz zu liefern.

Es raubt Ihnen erſtlich alles Zutrauen der Katholiken: nicht allein der ſo genannten rechtgläubigen, die jeder Widerſtand, wenn es möglich wäre, zu größerer Anſtrengung gegen den Proteſtantismus reißen muß; ſondern auch derjenigen, die mit redlicher Unverdroſſenheit unter ihren Glaubensgenoſſen die Maſſe von Kenntniſſen zu vermehren, den Geiſt der Duldung und ſeine wohlthätigen Wirkungen immer mehr zu verbreiten, und ihre Volksreligion nach und nach von allem papiſtiſchen Sauerteige zu reinigen wünſchen. Dieſe gutdenkenden Männer muß es verdrießen, daß die Neckereyen der Proteſtanten und ihre Vorwürfe den Eifer orthodoxer Katholiken gerade für diejenigen Sätze wach erhalten, deren Mißbrauch und ſchädliche Mißdeutung ſie längſt erkannt haben, deren Anſehen aber einſchlummern muß, eh es ganz geſtürzt werden kann. Anſtatt alſo der Aufklärung des katholiſchen Deutſchlands in die Hände zu arbeiten, wirken Sie ihr gerade entgegen. In der That fehlt es den Katholiken weder an Scharfſinnigkeit in Anſehung der Mängel, noch an Wetteifer mit den Proteſtanten, um ihnen abzuhelfen; allein das Allgemeinwerden dieſer Denkungsart kann nur die Macht des Beyſpiels bewirken: des Beyſpiels der bereits aufgeklärten Katholiken, die von ihren Fürſten als fähigere Köpfe hervorgezogen werden und durch eigne Vortrefflichkeit des Charakters glänzen müſſen; der Proteſtanten, indem ſie ihre Nachbarn den unendlichen Gewinn an Wohlſtand und innerer ſowohl als äußerer Proſperität aller Art, den ihnen politiſche und religiöſe Freyheit verſchafft, in vollem Maße empfinden laſſen, und dadurch den Wunſch nach den Mitteln ähnliche Vortheile zu erlangen, im höchſten Grade erwecken müſſen. Wie viel bleibt auf dieſem Wege nicht noch den Proteſtanten für ſich ſelbſt und ihre katholiſchen Brüder zu erringen übrig?

Von der Härte, womit Sie Sich gegen Andersgeſinnte äußern, beſorge ich ferner einige unvortheilhafte Eindrücke auch für Ihre proteſtantiſchen Leſer. Eines Theils wird dadurch die Abneigung gegen die Katholiken und der Religionshaß nur genährt; andern Theils aber, wo dieſes nicht der Fall iſt, hebt die Unbilligkeit, die man Ihnen hier vielleicht Schuld geben möchte, auch die gute Wirkung auf, welche ſonſt Ihre öffentliche Schauſtellung der neuen Schwarzkünſtler, Desorganiſatöre, Goldköche, Monddoktoren, Roſenfelde und anderer Betrieger unfehlbar in weit größerem Umfange äußern müßte. Ward einmal der leiſeſte Verdacht von Partheylichkeit in einer Rückſicht veranlaßt, ſo iſt man immer geneigt, in jedem Falle ſie wieder im Spiele zu vermuthen.

Bey der höchſten Achtung für die eigne Beruhigung, welche aus dem Bewußtſeyn einer guten Abſicht entſpringt, bleibt mir endlich der Wunſch noch übrig, daß Männer, die mit gleich redlichem Eifer mit mannigfaltigen Schätzen der Erfahrung und des Wiſſens, mit erleuchteter Vernunft und richtiger Empfindung auf dem Wege der Erkenntniß fortſchreiten, bloß um des verſchiedenen Ganges willen, der jedem eigen iſt, um eines Tones willen, den innere und äußere Verhältniſſe modificirten, um der beſondern Anſicht willen, wodurch das **Eine Wahre** jedem **anders** erſcheint, doch nie vergeſſen möchten, daß wechſelſeitiges Wohlwollen ihre höchſte Ehre iſt. Der Aufklärung unſers Jahrhunderts ſcheint es unwürdig, daß gelehrte Streitigkeiten zu perſönlicher Verbitterung führen. Wie lange wird dieſe Intoleranz, die gehäſſigſte von allen, noch dauern? Wann wird man aufhören zu glauben, daß, weil dieſe oder jene Principien und Meinungen uns wahr und alleingültig ſcheinen, ſie darum in eben dem Lichte von Andern geſehen werden müſſen? Sollte man nie dahin kommen können, die Unabhängigkeit der Vernunft, die jeder für ſich verlangt, auch allen Andern zuzugeſtehen; dergeſtalt, daß kein ens rationis den freyen Menſchen feſſeln, keine Vernunft der andern gebieten dürfe, daß die individuelle Vernunft eines jeden Menſchen allen andern vernünftigen Geſchöpfen das reſpektabelſte Weſen ſey, und daß die wahre Aufklärung, welche nimmermehr den Endzweck haben kann, gewiſſen allgemein gültig ſeyn ſollenden Principien einen Deſpotenſitz zu erbauen, vielmehr der eignen Vernunft und dem Gefühl eines jeden Menſchen freye ungehinderte Wirkſamkeit verſchaffe?

Allein bey der Stimmung unſrer Zeitgenoſſen, bey ihrem Wahlſpruch: nul n'aura d'eſprit hors nous et nos amis, bey der traurigen Fertigkeit Andersgeſinnte für ehrlos zu halten, und dieſes Privaturtheil auch ſogleich im Druck zu verkündigen, bleibt die Denkfreyheit nur ein frommer Wunſch. Dürfen wir wohl, wenn die Katholiken über eine Abweichung von ihrem Religionsſyſtem noch hier und da das brutum fulmen einer zukünftigen Verdammniß herabſchleudern — dürfen wir da wohl von Unvernunft ſprechen, ſo lange das mildere oder ſtrengere Urtheil, welches wir von dieſem Glauben fällen, hinreichende Veranlaſſung giebt, eine ſichere zeitliche Verdammniß, die Schändung des guten Namens, über uns zu bringen? Nach welchen menſchlichen, nach welchen angeblich göttlichen Geſetzen kann dieſes Verfahren gerechtfertigt werden? Noch einmal: die Nichtanerkennung der Wahrheit bringt keinem Menſchen Schande, ſondern die Nichtbefolgung der erkannten Wahrheit. Wer ſich nicht belehren ließe, daß die drey Winkel eines Dreyecks zwey rechten Winkeln gleich ſind, dem würde man zwar mit Recht die Fähigkeit zur Mathematik abſprechen; aber ehrlos wäre er darum nicht. Sind nun Begriffe von Ehre und Schande nicht einmal mit der Anerkennung oder Nichtanerkennung mathematiſcher Axiomen verbunden: wie wäre es billig, ſie an ſpeculative Sätze oder gar an Glaubensſachen, deren Evidenz ſchlechterdings nur ſubjektiv iſt, zu knüpfen?

Doch geſetzt, die Wahrheit wäre das unverfälſchte, ausſchließende Eigenthum der einen Parthey: iſt Entehrung der andern das natürliche Zeichen, woran man ſie erkennt, das Mittel, wodurch man ihr allgemeine Annahme verſchafft? Ich zweiſle ſehr, ob man auch bey dem glühendſten Bekehrungseifer den Nutzen der Verunglimpfung bey dieſem Geſchäfte behaupten, oder ſich ſchmeicheln wird, ſeinen Gegner dadurch leichter zu gewinnen. Wo nun aber der Streit unterſchiedene Meinungen betrifft; wo es vielleicht niemals ausgemacht werden kann, auf weſſen Seite das Recht ſich befindet; wo vielleicht Wahrheit und Täuſchung auf allen Seiten unzertrennlich in und neben einander beſtehen; was nutzt es da, die Ehre ſeines Gegners anzutaſten? Ich erwarte keine Antwort auf dieſe Frage; da hingegen die andre: was es ſchadet? leicht ſo beantwortet werden kann, daß ein behutſameres Verfahren gegen Andersgeſinnte ungleich räthlicher erſcheint. Oder iſt der gute Name eines Privatmannes, der nach andern Grundſätzen als die unſrigen handelt, ein Ding, womit man nach Gutdünken ſpielen kann? Daß Menſchen, die das Bedürfniß geliebt zu werden innig empfinden, ſo leichtſinnig andern entziehen wollen, was ſie liebenswürdig und achtungswürdig macht! Daß Philoſophen ſich einer Handlung nicht enthalten können, von welcher es, gelindeſtens zu reden, unentſchieden iſt, ob ſie gut oder böſe, nützlich oder ſchädlich ſey! Daß der Wahrheitseifer noch immer ſo verzehrend brennt, zu einer Zeit, wo die Verſchiedenheit der Meynungen nicht größer ſeyn kann; wo der freye Unterſuchungsgeiſt erſt anfängt ſeine Fackel in die Gruft des Ungeheuers, Autorität, zu tragen; wo Scharfſinn und Tiefſinn, Erfahrung, und Selbſtgefühl ſo dringend bitten, die Entſcheidung der immer nöthiger gewordnen Frage: was iſt **Wahrheit**? zuvor abzuwarten!

Dieſe Gedanken erwachten von neuem in mir bey der Leſung der wenigen Zeilen, womit Sie das Schreiben des Mainziſchen Beamten begleitet haben, und bewogen mich, Ihrem darin geäußerten Urtheil über den Briefſteller meine Meynung von der Nothwendigkeit, dem Nutzen und der Billigkeit Ihres Verfahrens entgegenzuſtellen. Ich will mir ſchmeicheln daß ich dadurch bey manchem Ihrer Leſer, der vermuthlich auf Ihr bloßes Wort den Briefſteller ſchon der Hinterliſt und Unredlichkeit ſchuldig glaubte, eine Reviſion des Prozeſſes veranlaſſen, bey einigen auch vielleicht Milderung des Urtheils bewirken werde. Dies iſt wohl die geringſte Entſchädigung, welche man einem unbeſcholtenen Manne *) für die Kränkung, ſich öffentlich beſchuldigt und verurtheilt zu ſehen, verſchaffen kann; und mich dünkt, auch ohne in irgend einem nähern, perſönlichen oder unmittelbaren, Verhältniſſe mit ihm zu ſtehen, würde keiner, dem meine Gründe einleuchten, Bedenken tragen, damit vor dem Publicum aufzutreten. Sehr erfreulich würde es mir ſeyn, wenn dieſer Aufſatz ſo beſchaffen wäre, daß Sie ſelbſt über die darin verhandelten Gegenſtände Ihre Geſinnung ein wenig mildern, und insbeſondre ſich dadurch überzeugen könnten, in der Verurtheilung des Briefſtellers weiter gegangen zu ſeyn, als die Unbekanntſchaft mit ſeiner Denkungsart, und die in ſeinem eignen Schreiben vorangeſchickten Religionsbegriffe es zu rechtfertigen ſcheinen. Auf keinen Fall, glaube ich, daß es ſchaden könne,

---

*) Dieſen Ruf hat Herr Bender, den ich übrigens gar nicht kenne.

durch die Eröffnung einer Anſicht der Sachen, welche von der Ihrigen abweicht, weiteres Nachdenken und nähere Prüfung zu veranlaſſen. Dem Ziele, auf welches ich nur hindeuten konnte, kommt dann vielleicht ein Andrer etwas näher; und was uns dabey an abſoluter Wahrheit verloren gehen möchte, das gewinnen wir an relativer Erkenntniß wieder.

Bedürfte die öffentliche Bekanntmachung meines Aufſatzes dennoch einer Entſchuldigung, ſo fände ich einen ſehr nahen Beruf dazu in dem Mißtrauen, welches Ihre Monatsſchrift, durch wiederholte Angriffe auf den Katholicismus und mißbilligende Erwähnung einzelner Austritte in katholiſchen Ländern, bey dem hieſigen Publicum gegen die von einem aufgeklärten Fürſten hergezogenen Nichtkatholiken endlich doch erwecken könnte. Dieſer Schade wäre ſchon an ſich ſo groß, daß er in meinen Augen von keinem vermeintlichen Vortheil aufgewogen werden kann; denn er ginge zuletzt darauf hinaus, die wohlthätige Abſicht, welche man durch die Anſtellung der Ausländer, ohne Rückſicht auf ihre religiöſe Meynungen, erreichen wollte, zu vereiteln. Wenn irgendwo gegen die Bekenner andrer als der herrſchenden Glaubensſätze ein ungegründetes Vorurtheil obwaltet; ſo ſcheint kein Mittel wirkſamer daſſelbe zu entkräften, als die Verpflanzung ſolcher Andersgeſinnten in den Staat, damit ſie als nützliche, rechtſchaffene und ruhige Bürger von jedermann erkannt und nach ihrem Verdienſte geſchätzt werden können. Wie aber, wenn es in proteſtantiſchen Ländern hinlänglich iſt ein Katholik zu ſeyn, um ſchon Mißtrauen zu erwecken; wenn man es ſich dort erlaubt, unter dem Vorwande der Bekehrungsgefahr die Privatverhältniſſe eines jeden Katholiken mit neugierig argwöhniſchen Augen zu durchſpähen; wenn Proteſtanten, nicht zufrieden dieſe Wachſamkeit, ſie ſey nun überflüſſig oder nicht, auf ihre eigene Heimath und Staaten, wo der Proteſtantismus herrſcht, vorſichtig einzuſchränken, ihren Späherblick auch über die Gränze, gleichſam in Feindes Land — weil man dem Feinde keine Schonung ſchuldig zu ſeyn glaubt? — umherirren laſſen, und dort ohne Rückſicht auf die Gehäſſigkeit dieſer Rolle, das Innere der Familie, welches ſogar der Geſetzgebung heilig iſt, auskundſchaften, die willkührlichen Privatmeynungen der Menſchen vor ihren Richterſtuhl ziehen, und indem es die Sicherheit der proteſtantiſchen Kirche erheiſchen ſoll, mit einer Anmaßung, die ſich bis itzt noch zu keinem Rechte hat legitimiren können oder wollen, gegen vermeintliche Vergehungen die harte Strafe der öffentlichen Beſchämung zu erkennen? Vielleicht könnten auch billigdenkende Katholiken in dieſen Schritten endlich einen unverſöhnlichen Religionshaß, einen zügelloſen Partheygeiſt zu erblicken glauben, und ſich dann ſelbſt den Vorwurf machen, daß ſie zu frühzeitig angefangen hätten, gegen Proteſtanten mit ſorgloſem Zutrauen und unbefangener Offenheit zu handeln. Je weiter ſich im Mainziſchen die Toleranz gegen Nichtkatholiken bereits erſtreckt, deſto mehr wird die Unbilligkeit daſelbſt auffallen müſſen, womit einzelne Beyſpiele von weitgetriebener Anhängigkeit an den Tridentiniſchen Lehrbegriff mühſam hervorgeſucht werden, um eine Beſchuldigung zu motiviren, die man hier ſo wenig verdient. Iſt es nicht auffallend, wie ſelten von einer Seite die Beyſpiele von katholiſcher Intoleranz in hieſiger Gegend, und wie erpicht und verhetzt auf der andern manche Menſchen auf dieſe Jagd ſeyn müſſen, da der im Grunde doch unbedeutende Vorfall in Eltvill von zwey verſchiedenen Einſendern aufgeſchnappt worden iſt? In der That, wenn man katholiſcher Seits alles einräumen wollte, was Sie in Beziehung auf den Eltwiller Briefſteller nur verlangen können, wird ſich dann wohl mehr daraus ergeben, als die Intoleranz eines individuellen Menſchen? Man wird es bedauern, daß in einem, wie Sie ſelbſt erkennen, frey und beſſer denkenden katholiſchen Staate, Ausnahmen von der Regel anzutreffen ſind, und daß ein Beamter, der allenfalls Gelegenheit gehabt haben könnte, redlichere Ausleger der katholiſchen Lehre als Bellarmin, Buſenbaum und Conſorten, um Rath zu fragen, unglücklicher Weiſe nicht gewußt zu haben ſcheint, daß man auch ohne den Probabilismus ein guter Katholik, und auch als Katholik zuerſt Menſch und Bürger ſeyn könne. Aber mit dieſem einzigen Falle, oder auch mit mehrern ähnlichen, wenn ſich dergleichen finden ließen, es rechtfertigen wollen, daß dieſem Lande der rege Geiſt der Proſelytenmacherey zugeſchrieben wird: dies hoffe ich, werden nicht allein Katholiken, ſondern auch Proteſtanten einer zu weit getriebenen Beſorgniß zuſchreiben, um

Ihnen keinen Vorwurf darüber zu machen. Es verſteht ſich von ſelbſt, wenn man vom Geiſte eines Landes ſpricht, ſo ſpricht man nicht von einzelnen Ausnahmen; ſonſt wären die Katholiken berechtigt die Stimme eines Herausgebers der Berliniſchen Monatsſchrift für den Geiſt des Proteſtantismus zu halten. Wenn alſo die Ausnahmen nicht gelten ſollen, ſo ruhet allerdings der Geiſt der Proſelytenmacherey nicht nur in dem Mainziſchen, ſondern in den meiſten aufgeklärteren deutſchkatholiſchen Staaten. Es werden von hier aus weder Miſſionare in proteſtantiſche Länder ausgeſchickt, noch die hier wohnenden Proteſtanten durch Bekehrungsvorſchläge beunruhigt. Proteſtanten können hier zu allerley weltlichen Aemtern gelangen; die hieſige Univerſität hat ſogar das rühmlichſte Beyſpiel einer uneingeſchränkten Toleranz gegeben, und ohne Rückſicht auf religiöſe Meinungen einem Juden den mediciniſchen Doktorhut ertheilt; endlich, unter dem milden Einfluß eines weiſen Menſchenfreundes auf dem Kurfürſtlichen und Erzbiſchöflichen Throne hat die aufgeklärte Geiſtlichkeit einem proteſtantiſchen Gelehrten, meinem ſeligen Vorgänger Dieze, in der hieſigen Johanniskirche eine ehrenvolle Grabſtätte brüderlich eingeräumt. In einem Lande, wo ich, wie alle proteſtantiſchen Gelehrten, der uneingeſchränkteſten Gewiſſens- Denk- und Preßfreyheit genieße; in einem Lande, wo man ſich der Uſurpation der Römiſchen Curie und allen ihren Eingriffen in die Rechte der Menſchheit muthig widerſetzt; in einem Lande, wo alles von der Abſicht des Regenten, Vorurtheile hinwegzuräumen und eignes Denken zu befördern, redende Beweiſe giebt: in dieſem Lande fühle ich den Beruf, ſowohl den katholiſchen Einwohnern das Zeugniß einer wahren brüderlichen Duldung fremder Religionsverwandten zu ertheilen, als auch im Namen manches rechtſchaffenen Nichtkatholiken, welcher hier das freundſchaftliche Vertrauen würdiger Menſchen mit mir theilt, öffentlich zu verſichern, daß wir aus eigner Erfahrung und nach reiflicher Erwägung der Anklage, Ihrem Urtheil über die Mainziſche Proſelytenmachereey nicht beypflichten können. Herberufen, nicht um ſeine beſondre Religionsmeinung in Aufnahme zu bringen, ſondern um gemeinnützige Kenntniſſe in Beſolgung ſeiner Amtspflichten anzuwenden, ehrt der Ausländer hier den moraliſchen Endzweck und die frommen redlichen Lehrer und Bekenner eines jeden Glaubens, ohne dasjenige was ihm Menſchliches jedem beygemiſcht zu ſeyn ſcheint, damit verwechſeln zu müſſen. Verehrungswürdig aber iſt ihm dasjenige Publicum, welches den apoſtaſirenden Proteſtanten unfehlbar mit Verachtung auszeichnen würde; und dieſer einzige Zug enthält einen Beweis von richtigem Gefühl, der alle bisher bekanntgewordenen vorgeblichen oder wahren Beyſpiele von Proſelytenmacherey, in ſo fern ſie eine allgemeine Stimmung darthun ſollen, zu Schanden macht.

Um die Ueberſicht zu erleichtern, faſſe ich itzt die Hauptpunkte meiner Meinung zuſammen.

I. Der katholiſche Bekehrungseifer hat ſelbſt unter den nachtheiligſten Umſtänden für die proteſtantiſche Kirche, noch keinen beunruhigenden Erfolg gehabt.

II. Die Gewiſſensfreyheit iſt aber bey deſpötiſchen Regierungen immer in Gefahr.

III. Aller Zwang bildet Maſchinen, und jedes Symbol iſt der freyen Moralität des Menſchen nachtheilig.

IV. Wenn Proteſtanten apoſtaſiren, ſo läßt ſich in den meiſten Fällen die Urſache auf Mangel an Einſicht und moraliſchem Gefühl zurückführen.

V. Das einzige ſichere Mittel dieſem Mangel abzuhelfen, iſt Freyheit.

VI. Jedes andere Mittel iſt gewaltthätig, und ſchon darum unwirkſam.

VII. Denn ſeiner Meinung die Beyſtimmung Andrer verſchaffen, (Proſelytenmacherey) iſt im Erkenntnißtriebe gegründet, und an ſich tadelfrey.

VIII. Nach der gewöhnlichen Auslegung der katholiſchen Glaubenslehre kann der Bekehrungseifer ſogar eine Pflicht ſcheinen.

IX. Unredlichkeit findet nur Statt, wo man gegen beſſere Ueberzeugung handelt; und alſo nur in dieſem Falle kann der Bekehrer Beſchämung verdienen.

X. Die Befugniß aber, Privatverhältniſſe öffentlich bekannt zu machen, zu richten und zu beſtrafen, wenn ſie gegen die Meinung einer Privatperſon anſtoßen, iſt dieſer letztern noch nicht zugeſtanden.

XI. Auch ruhet wirklich der Geiſt der Proſelytenmacherey in den deutſchkatholiſchen Staaten, und einzelne Beyſpiele von intoleranten Menſchen beweiſen nichts wider dieſe Behauptung.

XII. Man iſt vielmehr in verſchiedenen deutſchkatholiſchen Staaten eifrig mit der Läuterung der Religionsbegriffe, mit Erringung der Unabhängigkeit von Rom, und mit der Einführung der Denk- und Gewiſſensfreyheit beſchäftigt.

Dieſe Sätze, habe ich geglaubt, gegen Sie, meine hochgeſchätzten Herren, behaupten zu können. Itzt überlaſſe ich ſie, nebſt meinen Gründen, ihrem Schickſal, und bitte Sie nur noch um Erlaubniß, hier an ein paar Worte unſers verwigten Leſſing über einen gewiſſen Ring zu erinnern.

Der rechte Ring
Beſitzt die Wunderkraft beliebt zu machen,
Bey Gott und Menſchen angenehm. Das muß
Entſcheiden! Denn die falſchen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun; wen lieben zwey
Von Euch am meiſten? — Macht, ſagt an! Ihr ſchweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt ſich ſelber nur
Am meiſten? — O, ſo ſeyd Ihr alle drey
Betrogene Betrüger!

IV.

Leitfaden

zu einer künftigen

Geſchichte der Menſchheit.

Fingere cinctutis non exaudita Cethegis
Continget: dabiturque licentia ſumta pudenter.

Hor.

1789.

Leitfaden
zu einer
# künftigen Geſchichte der Menſchheit.

Neulich fiel mir **Prior's** Alma wieder in die Hände. In dieſem Spottgedichte, wo er die Träume der Philoſophen über den Sitz der Seele belacht, hat er den drolligen Einfall, die Seele durch die Zehſpitzen in den neugebildeten Körper dringen, und allmählich in verſchiedenen Perioden des Alters, durch die Beine und Schenkel hinauf, zum Gürtel, dann zum Herzen, endlich in den Kopf ſteigen zu laſſen.

Statt des Beweiſes, beruft er ſich auf die Erſcheinungen, die eine jede Lebensepoche auszuzeichnen pflegen. Die Seele des Säuglings zum Beyſpiel, kann nach ſeiner Meynung nirgend anders, als in ſeinen Füßen wohnen; denn mit dieſen ſtößt und zappelt er ſchon lange, ehe er kriechen und andere Theile ſeines Körpers bewegen lernt. Auch beym Knaben verweilt ſie noch in dieſen Extremitäten. Sieh man nicht am Steckenreiten und Springen, an der Raſtloſigkeit, die es ihm unmöglich macht, einen Augenblick ſtill zu ſtehen, daß ſeine Beine in einem fort ſeinen Willen beſtimmen? Allein es kommt die Zeit, wo die Seele höher ſteigt: andere Organe bilden ſich zu ihrem Thron, von wannen ſie den ganzen Körper beherrſcht; und alle ſeine Handlungen beziehen ſich auf die Beſtimmung und Kraft dieſer Theile. Kindiſches Spiel und raſches Umhertreiben ergötzt den blühenden Jüngling nicht mehr; ein neuer Trieb erfüllt ſein ganzes Weſen, richtet alles Wirken ſeines Geiſtes auf einen Punkt, und kettet ihn an den Gürtel der Liebe. So geht es nun weiter zur Charakteriſtik des männlichen und höhern Alters.

Die Ausführung dieſer Phantaſie, die zwar etwas unfein und deſultoriſch, in **Prior's** eigener Manier, gerathen iſt, hatte wenigſtens Laune genug, um zu ihrer Zeit das Lächerliche eines nunmehr vergeſſenen gelehrten Streits aufzudecken und ſcherzhaft zu züchtigen. Jetzt fängt man an, mit der Sache das Gedicht zu vergeſſen; denn die neuere Philoſophie hat wichtigere Sorgen, als dieſe, dem Wohnorte der Seele nachzuſpüren. Sie ſiehet am

Rande jenes kritiſchen Abgrunds, den Miltons Satan einſt durchwanderte. Die Subſtanzen, ſagt man, fliehen ſie ſtärker, je eifriger ſie ihnen nachforſcht; ſie hat nicht nur die Seele ganz aus dem Geſichte verloren, ſondern ſogar der Körper ſoll ihr neulich abhanden gekommen ſeyn. Wenn es ſo fortgeht, und alles um ſie her verſchwindet, ſo läuft ſie wirklich Gefahr, im großen idealiſchen Nichts ſich ſelbſt zu verlieren, wofern nicht das uralte Chaos ſie eben ſo freundſchaftlich wie den Höllenfürſten lehrt, in jener „Unermeßlichkeit ohne Gränzen, Ausdehnung und Gegenſtand, wo Zeit und Raum unmöglich ſind,“ — ſich zu **orientiren**! Doch zurück von dieſer Nacht des Ungrunds, des Zwiſts und der Verwirrung, wohin vielleicht keiner von meinen Leſern weder einem gefallenen Engel noch einem exaltirten Denker Luſt zu folgen hat.

Kaum hatte ich jenes Gedicht wieder geleſen, ſo reihte ſich in meinem Kopf ein ganzes Syſtem der ſogenannten Geſchichte der Menſchheit daran. Das Bindungsglied war jener ſo bekannte als gemißbrauchte Vergleich der verſchiedenen Lebensepochen des einzelnen Menſchen mit den Stufen der Cultur bey ganzen

Familien und Völkern. Ich weiß, wie viel ich wage, indem ich dieſe Aehnlichkeit des Allgemeinen mit dem Beſondern wieder hervorſuche. Wie leicht ſind nicht Aehnlichkeiten überall gefunden? Die Weisheit der alten Baſe entdeckt bey jedem jungen Ehepaare gleichförmige Züge, deren Anziehungskraft, nach ihrer Phyſik, zu wechſelſeitiger Neigung die erſte Veranlaſſung gab. So bemerkt ſie auch an jedem älteren Ehepaar immer fortſchreitende Verähnlichung, und wundert ſich, daß deſſen ungeachtet die Anziehungskraft mit jedem Jahre ſich merklich vermindert. Sollten, aller Vorſichtigkeit ungeachtet, die Reſultate meiner Wahrnehmungen mit dieſer ehrwürdigen Matronenphyſiognomik eine unglückliche Verwandtſchaft verrathen, ſo werde ich mich gleichwohl, mit dem unvermeidlichen Schickſal aller meiner Vorgänger, die den Ereigniſſen im Gebiete der Humanität nachgeforſcht haben, wie es einem Philoſophen ziemt, zu tröſten wiſſen.

Ohne Prior's dichteriſchen Apparat zu benutzen, und ohne mich, mit wem es auch ſey, über die Art und den Namen des wirkenden Princips im Menſchen zu entzweyen, halte ich mich zuvörderſt an die Erfahrung allein, und betrachte Erſcheinungen oder Wirkungen, die unſern Augen täglich kund werden, die ſich täglich berichtigen laſſen.

Die erſten Organiſationskräfte, man nenne ſie plaſtiſch mit den Alten, Seele mit **Stahl**, weſentliche Kraft mit **Wolf**, Bildungstrieb mit **Blumenbach**, u. ſ. w. wirken im Menſchen dahin, daß er ſich ſelbſt erhalten, und ſein individuelles Daſeyn hier gegen alle äußern Verhältniſſe behaupten könne. Die weſentliche Bedingniß zur Erreichung dieſes Endzwecks, iſt **Wachsthum** des Körpers, Feſtigkeit und Stärke der Glieder, vor allen derjenigen, die zur **Bewegung** erforderlich ſind, der Knochen und Muskeln. Von der Empfängniß an, bis zum Augenblick der natürlichen Auflöſung, bemerkt man daneben einen allmählichen Uebergang aus einem vollkommen flüſſigen Anfang, in einen bis zur Verhärtung feſten Zuſtand der meiſten Organe, und in eine zähe Verdickung der Säfte. Die Federkraft des organiſchen Stoffes nimmt ſo lange zu, als das Wachsthum dauert, und vielleicht noch länger, indem die Vollkommenheit aller Theile des Körpers in einem mittleren Verhältniſſe zwiſchen ihren feſten und flüſſigen Urſtoffen beſteht. Zuerſt alſo iſt der Wirkungskreis der Kräfte, die eine menſchliche Geſtalt beleben, auf ihre eigene Materie und deren Entwickelung eingeſchränkt. So wie die ganze Organiſation mehr Conſiſtenz erhält, erweitert ſich die Sphäre ihrer Wirkſamkeit auch jenſeits ihrer körperlichen Gränzen, vermittelſt der willkührlichen **Bewegung**; doch hat ſie außer der Selbſterhaltung, und der damit verbundenen Vernichtung fremdartiger Organiſationen, noch keinen beſtimmteren Zweck. Bewegung iſt der Genuß des Knabenalters: ſie entſpringt aus einem Gefühle der Kräfte, und iſt Wirkung ihres inneren Reitzes; auch befördert ſie wieder das Wachsthum, die gleichförmige Entwickelung und die Stärke des Körpers.

Eine Folge des allgemeinen Wachsthums iſt aber die Ausbildung der Organe und Abſonderung der Stoffe, welche zur Hervorbringung derſelben Form des Daſeyns in andern Individuen unentbehrlich iſt. Der Menſch wird zur **Fortpflanzung** fähig, ehe er zu ſeiner beſtimmten Länge und Stärke gelangt, ehe er völlig ausgebildet iſt, ehe die Knorpel alle geſchwunden ſind. Mit der Entwickelung jener Organe, mit der Scheidung jener Säfte verbindet ſich ein ſtarker Reitz, das Kennzeichen einer neuen Richtung der Organiſationskräfte, die auf ein Wirken außer ſich, und zwar nicht mehr auf Zerſtörung, ſondern auf Vereinigung und Mittheilung hinausläuft. Die Blüthezeit des Menſchen, die frohe Zeit des berauſchenden Genuſſes, der im Tauſche der Empfindungen und wechſelſeitiger Hingebung beſteht, iſt jedoch, wie jede Blüthezeit, ein kurzer, ſchnell vorüber eilender Augenblick.

Nach der Erſcheinung des Geſchlechtstriebes erreicht der Körper ſein volles Wachsthum, ſeine höchſte Reife. Der Widerſtand der Theile kommt mit der ausdehnenden Kraft ins Gleichgewicht. Knochen, Sehnen, Muskeln gewinnen den höchſten Grad ihrer Feſtigkeit, Spannkraft und Stärke. Das Blut, welches zur Ergänzung, nicht mehr zur Vergrößerung des Körpers ſeinen Kreislauf fortſetzt, iſt nicht nur in größerer Menge vorhanden, ſondern wird feuriger, in ſich ſelbſt lebendiger und belebender, als zuvor. Man iſt daher geneigt, ſchon im voraus eine wichtige Revolution im Menſchen, bey dieſem Stillſtand in ſeinem Wachsthume zu erwarten. Wenn die Erhärtung gewiſſer Theile der bildenden Kraft nun Gränzen ſteckt, und keine Ausdehnung mehr Statt finden läßt, ſo würde bald das Blut in allen Adern ſtocken, falls es kein Mittel gäbe, daſſelbe in dem Maße, wie es aus den Speiſen bereitet wird, wieder zu verarbeiten. Dieſes Mittel bietet aber die Abnutzung der Organe dar, welche jetzt um ſo ſchneller vor ſich geht, je heftiger das Gefühl ihrer Kraft zu anhaltender Bewegung, zu gewaltſamer Anſtrengung, zur Thätigkeit im Aeußern reitzt. Nie trug der Körper größere Laſten, nie regten ſich die Glieder mit geringerer Erſchöpfung, nie vermochten die geſpannten Muskeln mehr als jetzt, da die Ergänzung aus dem reichen Blutsquell ſo leicht von Statten geht. In der That ſteigt auch das Gefühl der eigenen Kraft im Menſchen jetzt auf den höchſten Punkt; er empfindet mehr als jemals den Trieb, außer ſich zu wirken, den mächtigen Willen, womit er ſich ein Herr der Schöpfung wähnt, und die zur Leidenſchaft verſtärkte Begierde, wodurch er, ohne die Gefahr im Hinterhalte zu ahnden, ein Sklav der coexiſtirenden Dinge wird. Nach dem Rauſch eines Augenblickes kehrt das Gefühl der freyen Selbſtheit zurück, zum Gebrauche der inwohnenden Kraft; aber milder iſt doch der Genuß in dieſer langen Epoche des reifen Alters, welches auch im **Erhalten** die Macht ſeines Wirkens fühlt.

Das feuchteſte, weichſte, zarteſte, eindruckfähigſte Organ, das Organ der Empfindung, der Erinnerung und des Bewußtſeyns, mit Einem Worte das Hirn, empfängt und ſammelt von Kindheit an die Einwirkungen der äußeren Gegenſtände, vermittelſt der Sinneswerkzeuge, und des ganzen Nervenſyſtems. Seine Maſſe bleibt weich, und erlangt erſt im ſpäteren Alter eine gewiſſe, jedoch immer ſehr geringe Feſtigkeit. Kein Wunder alſo, daß erſt in der Periode des Stillſtands die Lebenskräfte des Hirns ihre höchſte Regſamkeit äußern, und durch die von ſolchen Aeußerungen unzertrennliche Reaktion die Klarheit des Bewußtſeyns erhöhen. Wenn bereits die Knochen ſpröde, die Muskeln ſteif, die Sinne ſtumpf und die Nerven überhaupt weniger empfindlich geworden ſind, erhält ſich noch die Wirkſamkeit dieſes bewundernswürdigen Organs. Zurückgezogen aus ſeinem größeren Wirkungskreiſe, bleibt alsdann der Menſch ſich ſelbſt noch übrig, und findet in dem zarten Gewebe ſeines Hirns das Weltall wieder, wenn es außerhalb deſſelben kaum mehr für ihn exiſtirt. Herrlicher Genuß auch dieſer! und vielleicht der herrlichſte von allen, dieſes erhöhte Bewußtſeyn des Menſchen, der in ſich ſelbſt eine Welt beſchaut, und ſolchergeſtalt die letzten Höhen ſeiner Ausbildung erſteigt!

So ſind alſo die Hauptbeſtimmungen des Menſchen, Selbſterhaltung, Fortpflanzung, Wirkſamkeit außer, und Rückwirken in ſich ſelbſt, von einer nach und nach erfolgenden Veränderung verſchiedener Organe abhängig, und im genaueſten Verhältniſſe mit den Perioden des Wachsthums, der Pubertät, des Stillſtandes und der Hirnerhärtung.

Mit allen Thieren haben wir Erhaltung und Fortpflanzung gemein; in ſo fern alſo ſind dieſe Funktionen mit den beſondern und ausſchließenden Beſtimmungen der Menſchheit nicht zu vergleichen. Das Daſeyn des Einzelnen und der geſammten Gattung hinge gleichwohl an einem gar zu ſchwachen Faden, wenn die Periode des Wachsthums und des Geſchlechtstriebes nicht vor der höchſten Entwickelung der Thätigkeit nach Außen und der Denkkraft vorherginge. Vor allen Dingen müſſen wir ſeyn; ſodann erſt können wir auf eine beſtimmte Art und Weiſe unſere Kräfte äußern.

Da indeſſen das Wachsthum aller Organe gleichzeitig fortſchreitet, (wiewohl das zarteſte früher ausgearbeitet erſcheint); da nur die Zeitpunkte ihrer höchſten Wirkſamkeit, ihrer Reife, verſchieden ſind; da auch das Handeln und Denken ſchon während der Epoche des Wachsthums ſeinen Anfang nimmt: ſo darf man in gewiſſer Hinſicht behaupten, daß unſere Exiſtenz zu keiner Zeit bloß thieriſch iſt.

Was ſcheint nun wohl natürlicher, als die Vorausſetzung, daß zwar keine Anlage im Menſchen unbenutzt und unentwickelt bleiben, aber auch keine auf Koſten der übrigen ausgebildet und vervollkommnet werden dürfe? Die Natur bindet ſich jedoch nirgends an dieſe Regel. Wäre ſie unabänderlich, ſo wüßten wir nicht, wie weit ſich die Perfektibilität jedes einzelnen Organs erſtreckt, und in welchem Grade die Lebenskraft ſich darin äußern kann, ſobald ſie ſich ganz darauf concentrirt und die übrigen Organe vernachläſſiget. Nun wird aber dieſe Kraft durch geringe Anomalieen der Bildung und hinzutretende äußere Verhältniſſe ſo beſtimmt, daß einzelne Theile durch ſie im Körper gleichſam herrſchend werden, daß alles ſich auf dieſe zu beziehen ſcheint, und zur Vervielfältigung, Erleichterung und Vervollkommnung ihrer Funktionen dienen muß. Das unbändigſte Kraftgefühl, die unerſättlichſte Salacität, die heftigſte Leidenſchaft und der göttlichſte Tiefſinn können nimmermehr in einem Menſchen vereinigt ſeyn; ſondern eine von dieſen Eigenſchaften, ſobald ſie in ihrem Grade hervorſticht, verdrängt die übrigen, und entzieht andern Organen die erforderliche Energie. Der Wollüſtling Sardanapel konnte nicht die Geſetze des Zuſammenhanges ergründen, wie der Denker **Newton**; die enthaltſamen Kornaren hatten nicht, wie **Milo** der Kämpfer, einen Ochſen getragen, u. ſ. f. Gleichgewicht unter jenen Eigenſchaften iſt alſo das Kennzeichen ihrer Mittelmäßigkeit, und beruhet auf einer ſehr vertheilten Lebenskraft; die Mannigfaltigkeit hingegen erfordert partielle Disharmonieen und Excentricitäten.

Die Urſache dieſer Abweichungen von einer gleichförmigen Entwickelung entzieht ſich unſeren Blicken. Verkettungen des Schickſals aufſteigend in unabſehlicher Reihe, wirken im Moment der Zeugung unaufhaltſam, das Maß der Empfänglichkeit der neuen Organiſation in allen ihren Theilen zu beſtimmen; ein geringfügiger, dem Anſchein nach unbedeutender Umſtand, durch eine eben ſo lange Reihe vorhergehender Begebenheiten vorbereitet, ertheilt durch einen unmerklichen Stoß dieſer Maſchine eine Richtung, die ſie Zeitlebens behält; und jeden Augenblick des Daſeyns folgen ſich ſchnell dieſe Stöße und verrücken die Kreiſe, die unſere Philoſophen in Gedanken ziehen.

Dieſe allgemein bekannten Erfahrungen ſcheinen ſich mir auch in der großen Maſſe des Menſchengeſchlechtes zu beſtätigen, und ganze Völker ſcheinen jene verſchiedenen Stufen der Bildung hinanzuſteigen, die dem einzelnen Menſchen vorgezeichnet ſind. Die Natur ſcheint anfänglich auch bey dieſen Haufen nur für Erhaltung zu ſorgen; ſpäterhin, wenn ſie reichlichere Quellen der Subſiſtenz ausfindig gemacht haben, kommt der Zeitraum ihrer Vermehrung; ſodann entſtehen große Bewegungen, gewaltſames Streben nach Herrſchaft und Genuß; endlich entwickelt ſich der Verſtand, verfeinert ſich die Empfindung, und die Vernunft beſteigt ihren Thron.

Tanz und Kampf ſind die erſten Fertigkeiten des Wilden, der ſich um eine einzige Stufe nur über das Bedürfniß der Thierheit erhebt.

Er fühlt ſeine Kraft im Vernichten; im Taumel der Siegesfreude ſtampft er unwillkührlich die Erde mit ſeinen Füßen; alles an ihm iſt unbändiger Knabenmuthwille und inneres Streben ohne Richtung.

Der Ueberfluß, gleichviel ob Jagd und Viehzucht oder Ackerbau ihn erzeugte, läßt in der behaglichen Ruhe, die er veranlaßt, durch den ſanfteren Reitz wuchernder Säfte den Geſchlechtstrieb ſtärker entflammen. Ein mildes Klima, ein fruchtbares Land, eine ruhige, ungeſtörte Nachbarſchaft, und wer mag beſtimmen, welcher andere Zuſammenfluß von Organiſation und äußeren Verhältniſſen beſchleunigte das Wachsthum ſowohl der Chineſer und Indier als der Neger, entwickelte früher ihren Geſchlechtstrieb, führte die Polygamie unter ihnen ein, und machte ſie zu den volkreichſten Nationen der Erde. Allein Erſchlaffung iſt das Loos einer zu üppigen Verſchwendung der Zeugungskräfte. Im Herzen und Hirn dieſer Völker ſchlief die belebende Kraft, oder zuckte nur convulſiviſch. Zur Knechtſchaft geboren, bedurften ſie, und bedürfen noch der Weisheit eines Deſpoten, der ſie zu den Künſten des Friedens anführt, und mechaniſche Fertigkeit in ihnen weckt. Die Ruthe des Deſpotismus, auch wenn eine milde Hand ſie regiert, kann jedoch nur das Menſchengeſchlecht auf dem Wege der Nachahmung und Gewohnheit in ewig einförmigem Schritte vor ſich hintreiben, nicht eigenthümliche Bewegung und erfinderiſche Kraft in ihm hervorrufen. Was iſt der höchſte, aber geſchmackloſe und keiner Vervollkommnung fähige Kunſtfleiß noch werth, bey jener ſtarren Unveränderlichkeit der Sitten und Gebräuche, jener finſtern Schwärmerey einer herz- und ſinnloſen Religion, jener ſchwerfälligen, kindiſchen Vernunft der Aſiatiſchen Völker?

Unter einer andern Verbindung von Umſtänden begünſtigte hingegen der Zeitpunkt, wo der ruhige Beſitz des Eigenthums eine ſtärkere Bevölkerung nach ſich zog, die Entwickelung eines Keims zu großen und erhabenen Leidenſchaften, der ſchon im rohen, Zerſtörung athmenden Barbaren liegt. Die beherzten Räuberbanden in Griechenland und Latium ſchufen ſich eine Verfaſſung, wo Tapferkeit, Vaterlandsliebe, Freyheitsſinn, Edelmuth, Ehrgeitz und Herrſchſucht, ſchon lange bevor noch ein Strahl von wiſſenſchaftlicher Aufklärung ihnen leuchtete, die Triebfeder großer Handlungen waren. Weichlinge, ohne dieſes Löwenherz voll Kraft, konnten nicht jenes hohen Gefühls, nicht Einer jener Heldentugenden fähig ſeyn.

Nur ſolche Völker, die in ihrer früheren Periode der Wolluſt glücklich entgangen, und in den Armen der Freyheit zu männlicher Stärke heran gewachſen ſind, können und müſſen zuletzt den höchſten Gipfel der Bildung erſteigen, wo die ganze Energie unſeres Weſens ſich in den feineren Werkzeugen der Empfindung und des Verſtandes am thätigſten erweiſet. Nur dreymal, nur in Europa, und jedesmal in anderer Geſtalt, erblickte die Welt das Schauſpiel dieſer letzten Ausbildungsſtufe. Einzig und unerreichbar erhob Athen zuerſt ſein ſtolzes Haupt, da blühende Phantaſie und reiner Schönheitsſinn in ihm die Erſtlinge der Kunſt und Wiſſenſchaft erzeugten. Rom war nicht mehr frey, und die Beute der halben Welt hatte daſelbſt bereits das zügelloſeſte Sittenverderbniß angezündet, als es die Trümmer Attiſcher Cultur in ſeinen Schooß aufnahm, und glänzender durch Ueppigkeit, als durch hohen Schwung des Genies, für ſeine künftigen Ueberwinder ſie aufbewahrte. Schon war der ſanfte Frühlingszauber von Duft und Blüthe dahin, und die

Periode Römiſcher Aufklärung glich einem ſchwülen Sommertage, den am Abend ein Donnerwetter beſchließt. Uns endlich, der Nachkommenſchaft eines glücklich organiſirten Barbarenſtammes, bey dem hernach das romantiſche Feuer des Rittergeiſtes ſo ſchön aufloderte, uns bleibt der Herbſt mit ſeinen reifen Früchten noch übrig; wir ernten und keltern und füllen unſre Scheuren, der Himmel weiß, für welchen bevorſtehenden Winter! —

Doch es ſey für heute genug geträumt von dieſen vier Stufen der muskulariſchen, ſpermatiſchen, heroiſchen und ſenſitiven Cultur. Die mancherley Schattirungen, welche zwiſchen einige dieſer Haupteintheilungen fallen, gehen mich hier nichts an, und laſſen ſich leicht klaſſificiren. Ich verſpare die Ausführung meines Syſtems für ein dickes Buch, wozu ein Ocean von Citaten in Bereitſchaft liegt, der bey ſeiner Ueberſchwemmung alle Einwürfe, wie unſichere Dämme, zu durchbrechen und zu vertilgen droht. Mit Citaten kämpft man ja gegen Citaten, und, wie die Erfahrung lehrt, auch nicht ſelten ſehr glücklich gegen den Menſchenverſtand. Die meiſten alten Eintheilungen der Menſchengattung ſind ohne dies ſchon längſt verworfen.

Noahs Söhne; die vier Welttheile; die vier Farben, weiß, ſchwarz, gelb, kupferroth: — wer denkt noch heut zu Tage an dieſe veralteten Moden? Ein anderes iſt es freylich um eine metaphyſiſche Eintheilung! Dem kühnen Verſuch, alle Völker der Erde von einem guten und einem böſen Princip abſtammen zu laſſen, fehlt nichts als — ein Beweis, — ſo ſtreicht meine Hypotheſe die Segel, und ihr Urheber muß ſich noch allzu glücklich ſchätzen, daß er kein geborner Teufel iſt.

V.

Die Kunſt und das Zeitalter.

Vos exemplaria Graeca
Nocturna verſate manu, verſate diurna.

Horat.

Die Kunſt und das Zeitalter.

Von allen zarten Blüthen, welche den Garten des geſelligen Lebens ſchmücken, von allen die zarteſte, die ſchönſte, die vergänglichſte, iſt die Blüthe der Kunſt. Vor dem Entfalten ſcheint ihre Knoſpe nur ein dunkles Chaos, welches ſich mühſam zu formen beginnt. Was auf den Augenblick ihrer Vollkommenheit folgt, iſt nur entſeelte Geſtalt. Vergebens wünſcht man, dieſen glänzenden Moment zu verlängern oder feſtzuhalten; nicht einmal ihn wiederzubringen, ſteht in menſchlicher Hand. Unter einem glücklichen und in ſeiner Art einzigen Zuſammenfluſſe von Umſtänden erhoben ſich die Griechen ganz allein zur höchſten Vollkommenheit des Ideals. Was von ihren göttlichen Werken der Zerſtörungswuth der Jahrhunderte entgangen, oder auch nur in Nachahmungen den Spätlingen des Menſchengeſchlechts erſchienen iſt, bewahrt noch die heilige Gluth, an welcher der Genius der neuern Kunſt ſeine Fackel zu zünden verſuchte. Allein was bleiben die Kunſtepochen des alten und des neuen Roms, was die ſpäteren Frankreichs und Großbritanniens, ſobald Griechenland ſeine Modelle zurückfordert, und ihnen nur ihr Eigenthümliches übrig läßt? Jede Abweichung von dem Ebenmaße, welches Polyklet in ſeinem Kanon oder Parrhaſius als anerkannter Geſetzgeber der Malerey gebot, jeder ungriechiſche Ausdruck der Köpfe, jede Geſtalt, die nicht ihren Charakter, ihre Harmonie von irgend einer Griechiſchen Gottheit entlehnt, ſinkt unverzüglich in die Region der Verunſtaltung hinab. Giebt es nur eine erträgliche Statue neuerer Zeiten, wozu die Griechiſche Mythologie nicht den Gedanken, die Formen und Verhältniſſe, Griechiſches Coſtume nicht die Gewänder hergegeben hätte? Wo iſt ein Schnirkel unſerer Baukunſt, wenn er das Siegel des Schönen an ſich trägt, deſſen Urbild nicht aus dem Kopf eines Griechen ſtammt? Warum endlich ſteht Raphael einzig unter den Neueren? Warum hatte Guido, daß ich Mengs für mich reden laſſe, ſo viel Anlage zum großen Maler? Weil jener die hohe Idealiſirungskunſt der Alten beſaß, und dieſer nach ihren ſchönſten Werken kopirte.

Unermeßlich iſt die Entfernung, in welcher die moderne Kunſt hinter der alten zurückbleibt; unermeßlich! denn wer getrauet ſich die Kluft zu meſſen, die das Wahre von dem Falſchen trennt? In dieſer ſchneidenden Bezeichnung ſcheint etwas Hartes, vielleicht ſogar Unbilliges zu liegen; allein retten wir in der Folge nur den relativen Werth neuer Kunſtwerke, ſo wird man uns eine ſtrenge Wahrheit hingehen laſſen, für welche die Rekriminationen des Publicums und der Künſtler ſelbſt uns Bürgſchaft leiſten. Die Norm des Schönen liegt ſchon im Innerſten unſeres Weſens; ſie beſtimmt des Künſtlers Wahl und Ausführung, wie das Urtheil des Kenners. Dieſes, der menſchlichen Natur angeborne Gefühl zeigt ihnen untrüglich in den Ueberreſten antiker Kunſtgebilde das Schöne des inneren Sinnes, im Schönen der Geſtalt, den erhabenen Einklang, den man im glänzenden Machwerke der Neuern faſt gänzlich vermißt. Was bedeutet anders die allgemeine, die laute Beſchuldigung, daß Gewinnſucht und Stolz den neueren Artiſten beherrſchen, nicht edle Ruhmbegierde und reine Begeiſterung des Schönheitsſinnes? Wohin anders zielt die bittere Gegenklage der Künſtler über Kälte der Zeitgenoſſen, über Verfall des Geſchmacks, über

Vervollkommnung mechaniſcher Gewerbe, welche das Werk der höheren Kunſt entbehrlich machen, indem ſie einem Luxus Genüge leiſten, der keines erhabenen Schwunges fähig iſt? Zu welchem andern Endzwecke tritt auch die Schiedsrichterin Philoſophie hervor, um den Streit des Zeitalters mit den Künſtlern zu ſchlichten? Beſchuldigt ſie nicht den rauheren Himmelsſtrich mit ſeinen verkrüppelten Geſtalten, ſeinen reizloſen Verhüllungen und der ſteifen Ehrbarkeit ſeiner gleißenden Sitten? Ja, ſie beſchuldigt auch jene finſtere Schwärmerey, die aus Furcht vor dem Mißbrauche ſich von allen Naturbeſtimmungen losſagen, und aus Menſchen ſinn- und ſeelenloſe Maſchinen ſchaffen möchte; ſie beſchuldigt endlich noch jenen weltlichen Deſpotismus, wo ein träges Rad alle Räder treibt, und, wenn dieſes ſtockt, ſie alle ſtocken. Eine Wirkung, wovon man überall die Urſache ſucht, muß wenigſtens vorhanden, und ihre Exiſtenz von allen Seiten anerkannt worden ſeyn. Nähere Beſtimmung des Begriffes, den wir mit dem Endzwecke der Kunſt verbinden, und Winke von demjenigen, was der heutige Künſtler uns gewährt, werden unſere Behauptung in ein helleres Licht ſetzen.

Das Kunſtwerk im Verhältniß zu ſeinem Urheber iſt die Schöpfung ſeiner individuellen Kräfte in einer ſchon gegebenen Materie; Umwandlung derſelben nach den Bildern, welche ſeine Phantaſie, vom Anſchauen geſchwängert, als ihre geiſtigen Kinder gebar; empfangener Eindrücke Darſtellung im Aeußern. Dieſer ſittliche Bildungstrieb iſt, wie der phyſiſche, in jedem einzelnen Menſchen von höchſt verſchiedener Intenſion, und überdies entwickelt er ſich anders in jedem, nach der mannichfaltigen Verſchiedenheit des äußeren Verhältniſſes. In manchem Griechen ging vielleicht ein Lyſander oder Apelles nur darum verloren, weil er nicht als **Alexanders** Zeitgenoſſe die Hallen und Tempel in Athen durchwandelte; da hingegen auch mitten im Genuſſe des Attiſchen Ideenreichthums ein ſchwacher Kunſttrieb in fruchtbarer Ruhe dahin ſtarb. Intenſion der wirkenden Kräfte, Zartheit und Schärfe des äußern und innern Sinnes und höchſte Perfektibilität des dienenden Mechanismus der Gliedmaßen, mit Einem Worte, die ſittliche und phyſiſche Vollkommenheit des Künſtlers, iſt folglich nur das erſte Erforderniß der Kunſt. Er empfinde lebhaft, empfange zahlloſe Eindrücke, und ſetze ſie ſchöner zuſammen, ſeine künſtliche Hand gehorche willig dem ſchaffenden Triebe, und ihr materielles Gebilde verſinnliche treu und vollkommen das Geſchöpf ſeiner Phantaſie: wenn die Natur, aus welcher er ſchöpfen muß, ihm ihre ſchönſten Formen vorenthält, verloren iſt dann alle ſeine Mühe.

Wir wollen nicht hinabſteigen in die Tiefen der Metaphyſik, um dort zu erfragen, was Schön genannt zu werden verdiene. Das Weſentliche der Empfindung reicht über die Gränze der meſſenden und vergleichenden Vernunft hinaus. Die verſchiedene Brechbarkeit der Lichtſtrahlen erklärt uns eben ſo wenig, wie die Vorſtellung ihrer verſchiedenen Farben in uns entſteht, als die logiſche Definition des Schönen jenes untheilbare, ihm immanente Wirken in einen für daſſelbe geſchaffenen Sinn. Mit dem Schönen verbrüdert ſind die Begriffe des Ganzen, Harmoniſchen, Vollkommenen. Dieſe Verhältniſſe beſchäftigen den Verſtand; er findet die Schönheit in ihrer Mitte; aber lange zuvor fand ſie das Herz, und ſchmolz in namenloſem Entzücken. So umſchweben Cytheren die Grazien und Nymphen; doch wehe dem, der nur an ihren Geſpielinnen die Göttin erkennt! Um die Schönheit zu empfinden, müſſen wir ſie anſchauen in der Natur oder im Werke des Künſtlers; wenn wir hingegen von ihr reden, bezeichnen wir nur die Verhältniſſe der begleitenden Erſcheinungen. Dem zu folge iſt die Empfindung des Schönen die reinſte, wenn ihr Gegenſtand ein Ganzes bildet, das durch ſeine inneren und äußeren Beziehungen unſerer Vernunft vor allen anderen richtig iſt. Alſo nicht die ganze, unermeßliche, heilige Natur, denn wir erkennen ſie nur in abgeriſſeyen Theilen; nicht die lebloſen Felſenmaſſen des Erdballs, denn auch ihnen fehlt die weſentliche, beſtimmbare Einheit; nicht die gefälligeren Geſtalten des Pflanzenreiches, denn ihre Form hat noch kein ſtrenges Geſetz, und ſie ſind gefeſſelt an der Erde mütterlichen Schooß; ſelbſt thieriſches Leben nicht, des Daſeyns unbewußt, an inneren Beziehungen arm: ſondern der Menſch, der ſich von allem Coexiſtirenden unterſcheidet und gleichwohl außer ſich nur Correlate ſeiner inneren Harmonie erblickt, — **der Menſch iſt der höchſte Gegenſtand der ſchönheitbildenden Kunſt.**

Was man auch über den Urſprung der Menſchengattung wähnen mag; es ſey, daß jedes Land ſeine Bewohner als Autochthonen aus eigenem Schlamme hervorgehen ließ, oder daß von Einem gemeinſchaftlichen Stamm, oder von etlichen wenigen Urältern das ganze Heer der Nationen entſproß und ſich allmählich über alle Weltgegenden verbreitete: ſo mußte doch bey der vielfältig verſchiedenen Beſchaffenheit der Länder und ihrem wirkſamen Einfluß auf innere und äußere Bildung, die Gegend irgendwo zu finden ſeyn, wo die menſchliche Organiſation mit der Lage, den Erzeugniſſen, dem Himmelsſtriche, vor allen übrigen harmonirte, wo alles zuſammenſtimmte, ſie zur höchſten Vollkommenheit und Schönheit zu bilden. Es dürfte nicht ſchwer halten, nach den Merkmahlen, welche der Vernunſt die Gegenwart des Schönen bezeichnen, mit überführender Klarheit darzuthun, daß Griechenland jenes beglückte Ländchen war, wo die ſchönſten Formen der Menſchengattung einſt entſtehen mußten. Das milde, gemäßigte Klima, die zum Handel und Verkehr mit entfernten Völkern, mithin zur Entwickelung der Kräfte und Vermehrung der Kenntniſſe ſo bequeme Lage, die Freyheit der Verfaſſungen, das daraus entſtehende ſchöne Gleichgewicht der phyſiſchen und ſittlichen Cultur, der Gedankenreichthum bey der höchſten Reitzbarkeit des Gefühls; kurz, alles deutet hin auf dieſes Ziel.

Hier alſo vereinigten ſich jene Bedingniſſe, welche zur Schöpfung eines vollendeten Kunſtwerkes unentbehrlich ſind. Der Künſtler, reich an innerer Vollkommenheit und Harmonie, fand um ſich her Geſtalten, die ſeinem Sinne für das Schöne entſprachen, und durch ihre Nachbildung konnte er anſchaulich machen, wie er das Schöne empfände. Nun blieb er nicht mehr knechtiſch bey der einzelnen Form; von mühſamer Nachahmung ſchwang er ſich empor zur edlen Freyheit der Wahl; das Schönſte erkohr er unter dem Schönen. So ſtellte **Zeuxis** die Töchter von Agrigentum in blendender Schönheit vor ſich hin, um aus ihren verſchmelzten Reitzen für den Tempel der Juno Lucinia ſein bewundertes Gemälde zu entwerfen. Denn ohne leiſen Mißton iſt keine, ſelbſt nicht die lieblichſte, Form in der Natur; vielleicht, weil auch das vollendetſte irdiſche Weſen nur ein Accord iſt jenes großen Zuſammenklanges, in deſſen Rauſchen unſer Geiſt verſinkt!

Eine Stufe war noch zu erſteigen übrig, und auch zu dieſer erhob ſich die Griechiſche Kunſt. Das Gefühl des Künſtlers war bereits vertraut mit jenen feineren Zügen, in denen ſich die Lebenskraft offenbart. Es genügte ihm nicht länger, nur einen ſchönen Leichnam zu formen; den ſchönen Körper belebte die ſchönere Seele, und vor ſeinem Marmorbilde ahndete der Zuſchauer zum erſtenmale, wie größere Menſchen empfinden. „Dieſe Stirn birgt hohe Weisheit,“ rief man einander zu; „jener Blick ergründet die Gedanken und enträthſelt die Zukunft; Ueberredung fließt von ſolchen Lippen! Den Schleyer der Geſtalten durchſchimmern hier Leiden und Genuß; aber ſie ſtören nicht das ſchöne Ebenmaß ihrer Züge, entadeln nicht ihre Stellung: ſo leidet und ſo genießt der Held und der Weiſe!“ Von gehaltener Wirkung iſt jeder Charakter, wenn Schönheit ſeinen Ausdruck begränzt. Die ernſte Jungfräulichkeit ſcheuchet nicht mehr das Auge des Staunenden zurück. Auch die reitzenden Formen der Liebe wecken nicht den Sturm unedler Begierden, ſondern flößen das ſtille Sehnen der Zärtlichkeit in das Herz. Liſt und Trug werden im Sohn der Maja zur anſchmiegenden Grazie der Jugend. Des Rebengottes Trunkenheit iſt nur Frohſinn und Freude. Auf Apollons, des Fernhertreffenden, Lippe verſchwindet im Siegeslächeln der Zorn. So gelang es den kühnen Künſtlerphantaſieen, berauſcht von den Göttergeſängen ihres Homers, eine Schönheit zu dichten, die für Sterbliche zu rein, zu wunderbar, zu göttlich iſt. Entfeſſelt von dem gröberen Körper, allwirkſam, ſtand die Lebenskraft vor ihnen da, in ätheriſchen Umriſſen noch ſichtbar, wie ſie im Ichorſtrom die ſchöne Form erfüllt. An der furchtbaren Gränze, wo die Schönheitslinie wieder in Mißgeſtalt übergeht, ergriffen ſie die möglichen Geſtalten des Erhabenen, deren Urbilder die Natur nicht in ſich faßt, und ſchufen ahndungsvoll das hohe Ideal!

Schön iſt der Lenz des Lebens, wenn die Empfindung uns beglückt und die freye Phantaſie in roſigen Träumen ſchwärmt. Uns ſelbſt vergeſſend im Anſchauen des gefühlerweckenden Gegenſtandes, faſſen wir ſeine ganze Fülle, und werden Eins mit ihm. Nicht bloß die Liebe ſpricht: gebt alles hin, um alles zu gewinnen! Bey jeder Art des Genuſſes iſt dieſe unbefangene Hingebung der Kaufpreis des vollkommenen Beſitzes. Aber auch nur was ſo innig empfangen, uns ſelbſt ſo innig angeeignet ward, kann wieder eben ſo vollkommen von uns ausſtrömen und als neue Schöpfung hervorgehn. Dieſen Urſprung erkennt man in den Werken, die ächtes Genie gebar; ſie ſind die Kinder eines edlen, großen, umfaſſenden Sinnes und einer Bildungskraft von unaufhaltſamer Energie. Das reifere Alter iſt ſelten jener Hingebung fähig; die Erkenntniß des Mannigfaltigen, indem ſie das Selbſtbewußtſeyn ſchärfte, hat ihm ſeine Unbefangenheit geraubt. Vergleich und Wahl gehen vor allen ſeinen Handlungen her; Selbſterhaltung iſt ihr Zweck und Selbſtverherrlichung. Der Genuß des eigenen Daſeyns ſchließt jedes Wirken aus, wobey die Individualität verlängert werden muß; die Vernunft uſurpirt die Rechte des Gefühls, und ihre Geſetze beſchränken die Thaten des Herzens.

Weſſen Blick durchdringt die dunkle Ferne verfloſſener und kommender Jahrhunderte, um den Lebenslauf ganzer Nationen ſo zu faſſen und in einem großen Zuſammenhange vor ſich aufgedeckt zu überſchauen? Wer verfolgt den zarten Faden ihrer Schickſale vom

Entſtehungspunkt an, von jener erſten Wildheitsepoche der fälſchlich ſo genannten Willkühr, wo ſinnliches Gefühl die einzige unmittelbare Triebfeder ihres Handelns war, zum jugendlichen Erwachen der Mittlerin Vernunft, die mit den Sinnen ſpielte, bald um die Herrſchaft mit ihnen rang und bald mit unumſchränktem Zepter regierte; bis endlich auch ihre Kraft wieder erliſcht und der Mechanismus ihrer Vorſchriften allein übrig bleibt, in deſſen lange gewohnten Banden die geſchwächte Organiſation maſchinenmäßig oſcillirt, gleichfern von eigener Empfindung und eigenem Denken? Wagt es jemand, dieſen Analogieen mit dem Einzelnen noch weiter nachzuſpüren, und die Dauer der geſammten Menſchengattung, als Einheit betrachtet, mit den Stufen unſeres individuellen Wachsthums und unſerer Abnahme zu vergleichen, des Kindes thieriſche Sinnlichkeit, des Jünglings ideenreiche Blüthe der Gefühle, des Mannes richtenden Ernſt und des Greiſes Gewohnheitsſpiel in jenem großen Zirkel wiederzufinden? Wenigſtens wäre es nicht ungereimt, an endlichen Dingen die Punkte des Werdens und der Auflöſung beſtimmen, oder mit den Phänomenen der Geſchichte ein hypothetiſches Gerippe bekleiden und zu einem möglichen Ganzen verbinden zu wollen. Doch es iſt mehr als Hypotheſe; dem Forſcher wird es wahr, daß auf jenen edlen Zeitpunkt, da das Feuer der Begeiſterung die Menſchheit ergriff, ihr Sinn ſich aufſchloß dem Schönen, ſich nährte von den Rhapſodieen des Dichters und des plaſtiſchen Künſtlers — die größte aller Veränderungen in ihr erfolgte. Die Kunſt ward die Pflegerin der Wiſſenſchaft. Das ſchöne Ebenmaß ihrer Bilder erzeugte jene abgezogenen Begriffe, mit denen der Menſch das Sinnenall umfaßte und bald auch die unabſehbaren Gefilde der intellektuellen Sittenwelt durchdrang. Wo der Künſtler innig gefühlt, kühn geahndet und glücklich dargeſtellt hatte, dort beſtimmte nun der Denker die Regeln des Vollkommnen, der Symmetrie und Uebereinſtimmung, dort abſtrahirte er die ganze Kritik der Kunſt. Jetzt alſo demonſtrirte und begriff man die Tugend, das liebenswürdige Sittlichſchöne, welches man bis dahin in dem Rhytmus des Sängers, in des Bildhauers oder des Malers Zauberwerken empfand. Allein indem der menſchliche Geiſt ſich ſeiner freyeſten Thätigkeit, und insbeſondere die Vernunft ſich ihrer höchſten Entwickelung nahte, ging unvermerkt die äſthetiſche Empfänglichkeit verloren. Der geiſtreichſte Schriftſteller unſeres Jahrhunderts hat irgendwo ſo fein als richtig bemerkt, daß auf ein genieretches Zeitalter nur ein ſcharfſinniges folgen kann, und modernes Verdienſt nur in der Zergliederung des Verdienſtes der Alten beſteht.

Griechiſche Weisheit hat ſich daher erhalten bis auf uns, indeß Griechiſche Kunſt, wie der Blüthenſchnee des Frühlings, dahin ſchwand. Die Weltbeherrſcherin Rom verbreitete in ihren entfernteſten Provinzen denſelben Geiſt der Geſetze, den ihre Stifter aus Griechenland entlehnten; und die neue Religion, die mit der Schnelle des Wunders vom Morgenland aus die ganze abendliche Welt überzog, verſchmähte nicht den Mantel der Griechiſchen Philoſophie. Der Sturz des Reiches, der eine unvermeidliche Folge des erſtickten Schönheits- und Tugendſinnes war, vermochte nicht die Fortſchritte der Vernunſt zu hemmen; ſelbſt Gothen und Sarmaten, Araber und Kreuzfahrer mußten zur Aufbewahrung und Fortpflanzung Griechiſcher Wiſſenſchaften beytragen, bis die erſchöpfte Fruchtbarkeit des barbarenreichen Norden und die erfundene Buchdruckerkunſt ihnen ewige Dauer verhießen.

Wo nun immer die Staatsverfaſſung die Kräfte des Bürgers in Thätigkeit und Spannung verſetzte, wo nach den Stürmen des Krieges ein Zwiſchenraum der Ruhe, und des Wohlſtands eintrat, wo das Glück den Völkern lächelte, dort zeigten ſich zugleich wieder die erſten Keime des künſtleriſchen Triebes. Allein überall hatte die neuere Kunſt das Unglück, daß die Wiſſenſchaft ihr längſt zuvorgeeilt war, und anſtatt daß man ehemals von dem Kunſtwerke Regeln entlehnte, ward jetzt der Künſtler verurtheilt, in den Feſſeln der Theorie einherzugehen. Drum war es nicht mehr jene ächte Kunſt der Alten, die jetzt auf den Brandſtätten Latiums grünte und bald im rauhen Norden als eine kranke Treibhauspflanze in Blätter und in blüthenloſe Zweige trieb. Die ſeelenvolle Tochter der Begeiſterung und des Gefühls war verſchwunden; an ihrer Stelle wankte mit unſicherm Tritt eine Truggeſtalt, die Geburt des Bedürfniſſes und der Gewohnheit.

Wie Aſträens Sendung an die Menſchheit vollendet war, ſobald die blinde Gerechtigkeit mit Wage und Schwert vor dem dürren Worte des Geſetzes im Richtſtuhle ſaß, ſo war auch die erhabene Beſtimmung der Kunſt, die Lehrerin und Bildnerin der Menſchen zu ſeyn, in jenem Augenblick erfüllt, da die Philoſophie dieſes Lehramt übernahm. Wen nimmt es Wunder, daß die Himmliſche ſo früh der Schweſter nachzog auf den Olymp, daß ſie ſich nicht zum Zeitvertreib des verfeinerten Menſchen herabwürdigen ließ, und ſeiner Ueppigkeit nicht fröhnte? Wenn wir uns in Gedanken jenes frühere Weltalter vorſtellen, welches noch von unſerm Apparat des logiſchen Wiſſens weit entfernt, aus unmittelbarem Anſchauen Belehrung und Weisheit ſchöpfte; wenn wir die Jugendkraft der Menſchheit in jenem Volke betrachten, das mit umfaſſendem Sinn der einwirkenden Natur entgegenkam, mit lieblicher Phantaſie die friſchgeſammelten Bilder verwebte, mit zartem Menſchengefühl und hoher Einfalt des Geiſtes das Gute und Schöne überall empfand, mit ungeſchwächtem Triebe die Empfindung in That ſich äußern ließ; endlich, wenn wir dort, ehe noch ein Dialektiker die Symbolik der Empfindungen beſtimmte, ehe noch die Theorie erſonnen ward, welche Kunſt in Mechanismus verwandelt, dort die zahlloſen Kunſtgebilde erblicken, die jene Kraft, inſtinktähnlich, zu Meiſterwerken ſtempelte; zu Meiſterwerken, denen nicht etwa nur ein ſelbſtſüchtiger Lucull in ſeinen Paläſten huldigen ließ, ſondern die mit dem Enthuſiasmus der Vaterlandsliebe und Vaterlandsehre zum Genuß und zur Erweckung Aller gebildet, das ganze Volk mit Ahndung des Sittlichſchönen, mit edler Ruhmbegierde, mit dem Feuereifer für das Wohl des Staats, mit dem frohen Gemiſch von Ehrfurcht und Vertrauen zu ſeinen menſchenähnlichen Göttern erfüllten: o dann! dann zweifeln wir nicht mehr, daß dieſer reitzende Augenblick im Leben der Menſchengattung wie die Blüthezeit der Roſe vergänglich ſeyn, und wie ein holder Morgentraum zerrinnen mußte!

Wie floſſen die Erſtlinge Griechiſcher Kunſt ſo ſanft aus dem reichen Quell der Empfindung! Die Liebe führte dem Korinthiſchen Jünglinge die Hand, als er das erſte Schattenbild entwarf. Bewunderung des Helden rührte dem Künſtler das Herz, als er die edle Geſtalt in

Metall oder Marmor zuerſt verewigte. Dankbarkeit gegen die „geahndeten, beſſeren Weſen,“ womit die Einbildungskraft den Olymp und das Empyräum bevölkerte, ſchuf die erſte Bildſäule eines Gottes mit den Zügen der verklärten Menſchheit. Jetzt ergriff dieſe edle Schwärmerey das ſtaunende Volk; es belohnte die Tugend ſeiner Feldherren, ſeiner Geſetzgeber, ſeiner Wohlthäter und Retter durch öffentliche Denkmähler und Statuen; es ließ den Delphiſchen Tempel und das Pöcile von **Polygnot** verzieren, und **Phidias** mußte ihm ſeinen Donnerer und ſeine Minerva von Gold und Elfenbein bilden. Bäder, Gymnaſien und Tempel, die der Stolz der Baukunſt waren, erhoben ſich auf jener bezauberten Erde; der Pinſel und der Meißel bildeten Wunderwerke, die der Aſiatiſche Luxus mit Lydiſchen Schätzen aufwog; die Künſtler und das Volk überließen ſich der Reizbarkeit des Gefühls, und beeiferten ſich in die Wette, das Verdienſt ihrer Mitbürger zu krönen, den Glanz ihrer Religion zu erhöhen; — und fern von ihnen blieb noch jene Seuche des Egoismus, der ſich am gemeinſchaftlichen Genuſſe nicht genügen läßt. Bis in das Zeitalter des Perikles, da das ſtolze Athen an die Verſchönerung der Stadt und an die Pracht der öffentlichen Feſte mit jugendlichem Leichtſinne Millionen verſchwendete, blieb der Privatluxus in engen Schranken; die Wohnungen, die Hausgeräthe, die Gewänder, die Mahlzeiten, alles verrieth noch Mäßigkeit und Einfalt der häuslichen Sitten.

Die moderne Kunſt hatte einen andern Urſprung und ein anderes Schickſal. Die Unfeinheit des Zeitalters war nicht mehr jene rohe Natureinfalt, aus welcher alles werden kann; tief in die Wurzel hinein waren bereits die Sitten verderbt, und zwar bey dem gänzlichen Mangel des äſthetiſchen Sinnes, durch feudaliſche Tyranney und immerwährende Kriege, zur thieriſchen Lüſternheit, zur eigennützigſten Selbſtſucht, zu allen niederen Leidenſchaften tief hinabgeſunken. Scholaſtiſches Scheinwiſſen, unheilbarer als Unwiſſenheit, thronte in den Lehrſtühlen; gekettet an den todten Buchſtaben vertiefte man ſich in logiſche Spitzfindigkeiten und metaphyſiſche Grübeleyen, und führte unverſöhnlichen Wortſtreit, indeß der Weg der Anſchauung und Erfahrung unbetreten blieb, und die Nacht der Vorurtheile ihren dichten

dichten Schleyer um die beſten Köpfe zog. Mit vereinigter Macht wirkten geſchmackloſe Ueppigkeit und kleinliche Selbſtſucht in den Sitten, Thorheit in den Wiſſenſchaften, und Wahn im Volksglauben, auf die Phantaſie des modernen Artiſten, und lähmten den Fittig, womit er ſich, ſtolz auf beſſere mechaniſche Hülfsmittel und beſeelt vom Anblick Attiſcher Trümmer, den Alten nachzuſchwingen erkühnte.

Ein Gefühl iſt es, aus welchem die Kunſt und die Tugend entſpringt; aber der kalte Hauch des Deſpotismus hatte es gewelkt. Vaterlandsliebe konnte den nicht begeiſtern, der kein Vaterland hatte, ſondern einen Herrn. Kein befreytes Athen winkte dem Künſtler, ſeinen Hermodius für die Nachwelt zu bilden; keine Amphiktyonen erwieſen ihm Ehre im Namen des großen Völkerbundes. Im Stahl der Rüſtung, unter den unförmlichen Wolken der nordiſchen Kleidung ſuchte ſein forſchender Blick vergebens den Menſchen; die Helden ſeines Zeitalters bargen vergebens ihre Blöße in dieſen barbariſchen Hüllen; Griechenlands Heroen waren edler und ſchöner in ihre Tugend gekleidet. Selbſt im Heiligthume der Tempel wartete des Künſtlers kein belebendes Feuer, das ihn höher als der Griechiſche Anthropomorphismus entzückte. Im Schönſten und Beſten alles Sichtbaren, in der menſchlichen Form, deren erhabenſte Reitze die Griechiſche Kunſt den Göttern verlieh, in idealiſchen Verhältniſſen, die den Glauben an mehr als menſchliche Vollkommenheit verſiegelten, ſah und empfand man den gegenwärtigen Gott; in den unentwickelten Gliedern des Säuglings, in der Qual des gefolterten Dulders bleibt die Darſtellung des Göttlichen ein unauflösbares Problem. Doch hinweg mit dieſen Spielen der Phantaſie, aus dem Jugendalter der Menſchheit; hinweg mit jedem kindiſchen Verſuch, den reinen Vernunftbegriff in ſinnliche Symbole zu bilden! Seitdem den Völkern der vier Welttheile die hohe Offenbarung: Gott iſt ein Geiſt! gepredigt wird, entweihet ein Bild die heilige Stätte, wo man reingeiſtiges Urweſen verehrt.

So ſtieß die alternde Menſchheit mit ihrer vernünſtelnden Kälte die neugeborne Kunſt in die Sphäre der Dienſtbarkeit hinab. Dennoch ſtreben viele hinan den ſteilen Pfad zum Künſtlerruhme. Ihnen winkt das Ziel der überwundenen Schwierigkeit. Nur durch das Thor der Wiſſenſchaft dürfen ſie herannahen zum Tempel der Kunſt. Nach tauſend erlernten Regeln wählen ſie ihren Gegenſtand, ordnen Stellungen und Figuren, charakteriſiren die Affekten, und oft gelingt es ihnen, durch treue Nachahmung der Natur eine Täuſchung zu bewirken, die dem grundgelehrten Kenner einen kalten Lobſpruch abgewinnt. Aber die Palme der Simplicität errangen die Griechen, denen das beneidenswerthe Loos gefallen iſt, im Chaos der unverdorbenen Natur den Keim der Sittlichkeit zu entwickeln, den Denker zur Abſtraktion zu geleiten, und die Ahndungen des Wilden, womit er ſich die Naturnothwendigkeit unter dem rohen Bilde allgewaltiger, menſchenähnlicher Weſen träumte, in die reitzende wohlthätige Hülle der idealiſchen Schönheit zu kleiden.

Die ſchönen Stunden des unbefangenen Genuſſes ſind auf ewig entflohen! Traure, wer ſeiner Jugend nicht froh geworden iſt! Hohnneckend triumphire der finſtre Freudenſtörer, der nie empfand! Tröſte ſich der

Weiſe, der im Wechſel der Dinge das Ziel herannahen ſieht*).

---

*) Die Unvollkommenheiten dieſes flüchtigen Aufſatzes wird man vielleicht eher entſchuldigen, wenn man erwägt, daß er nur die erſten Anſichten der Phantaſie über einen Gegenſtand enthält; deſſen vollſtändige und beſtimmte Ausführung metaphyſiſchen Ernſt erheiſchte. Billige Richter kennen die Verwickelungen, welche den Schriftſteller oft unwillkührlich für dieſe oder jene Art der Compoſition beſtimmen, und wiſſen, daß im Augenblick der Begeiſterung manche Idee nur angedeutet werden kann, daß ein Gefühl des vorübereilenden Augenblicks, womit man Wahrheit zu ahnden glaubt, um der Mittheilung fähig zu werden, nur als ein halbdunkles Bild erſcheinen darf. Allein es ſey fern, daß dieſe Kleinigkeit auf eine Kritik Anſpruch machte. Als Meditation über eine individuelle Empfindungsart mag ſie bey den Leſern anfragen, ob ſich jemand unter ihnen finde, deſſen Gefühl ſich in ihren Geſichtspunkt verſetzen kann? Der Verfaſſer hat es nur verſucht, ſich ſelbſt das Phänomen ſeiner eigenen Seele zu erklären, warum ihn jedes, ſelbſt das geprieſenſte Kunſtwerk kalt und gleichgültig läßt, ſobald es keine Spuren jener Idealiſirung an ſich trägt, welche der Natur getreu, ihre Züge durch Zuſammenſtellung veredelt, und dem Möglichen Wirklichkeit verleiht. Für Fleiß und Geſchicklichkeit hat er nur raiſonnirte Bewunderung. Wer anders empfindet, wird auch anders urtheilen.

VI.

Ein Blick
in
das Ganze der Natur.

Einleitung
zu
Anfangsgründen der Thiergeſchichte.

Ein Blick in das Ganze der Natur.

Einleitung zu Anfangsgründen der Thiergeſchichte.

Da Wiſſenſchaft und Kunſt noch in der Wiege lagen, und der Trieb des Menſchen, ſeine phyſiſche Beſtimmung zu erfüllen, faſt allein ſein Forſchen beſeelte: da faßte noch ein einziger Kopf alles menſchliche Wiſſen, da konnte derſelbe Mann zu gleicher Zeit ein Prieſter Gottes, ein König, ein Hausvater, ein Arzt, ein Ackermann und ein Schäfer ſeyn. Drey bis vier Jahrtauſende haben alles verändert. Wir ſind Aufbewahrer der unzähligen Begebenheiten, der Erfahrungen, der Erfindungen und der Werke des menſchlichen Geiſtes, welche jener große Zeitraum beſchließt. Ungeheuer iſt die Summe dieſer Kenntniſſe; ſie wächſt noch immer fort, und bleibt in keinem

Ebenmaße mit den engen Schranken dieſes Lebens. Zwar erwacht zuweilen noch ein vielfaſſender Kopf, der, in mehreren Wiſſenſchaften gleich groß, nicht an ihrer Fläche dahinſchwebt, ſondern ihre Tiefen verſucht und ergründet. Allein wie ſelten wird der Welt ein ſolches Göttergeſchenk? Oft iſt ausgebreitete Gelehrſamkeit dieſer Art ein bloßes Gedächtnißwerk, welches die Urtheils- und Anſchauungskräfte entnervt. Der Heiligenſchein (nimbus) unſerer Polyhiſtoren zerflattert leicht, und läßt uns ſodann nur lebendige Regiſter oder Wörterbücher zurück. Statt des **Verſtandes** gilt noch öfter **Witz**, der nicht nach ſtrengen und bewährten Regeln ſchließt, der Reſultate ahnden und errathen will, ſich aber übereilt und die Wahrheit öfter verfehlen als treffen kann *). Nur wahres Genie dringt in das finſtre Chaos der Gelehrſamkeit, und ſchafft es zur organiſchen Geſtalt um: es verdauet gleichſam das Ganze, und bereitet aus ſeiner heterogenen Miſchung geſunden, gleichartigen Lebensſaft. Mit kühnen aber ſichern Schritten nahet es ſich der Wahrheit, als ſeinem Ruhepunkte, und verſchwendet, um dahin zu gelangen, keine Kraft

---

*) S. *Hemsterhuis* Lettre sur l'homme etc. p. 9.

umſonſt: mit eigenthümlichem Scharfſinn verkettet es Erfahrungen, und ergreift die entfernteſten Reſultate eines geprüften Satzes, faſt in dem Augenblicke des Anſchauens; ja, es fühlt ſchon ſympathetiſch die neue Wahrheit am Ende einer Reihe von Schlüſſen, ehe noch der Fleiß des alltäglichen Denkers ein Glied dieſer Schlußfolge berichtigen kann. Allein ächtes Genie iſt am litterariſchen Horizonte noch ſeltener als Kometen und neue Irrſterne an der Bühne des Himmels: Jahrhunderte können verfließen, ohne daß ein ſo wohlthätiges Phänomen ſie der Vergeſſenheit entreißt, und die Nationen mit ſeinem bleibenden Lichte beglückt.

Man zerſtückte alſo die Wiſſenſchaft, und glaubte, nun ſey jede Schwierigkeit beſiegt. Es entſtanden Facultäten, und in dieſen faſt unzählige Unterabtheilungen und Fächer. Jeder einzelne Theil der menſchlichen Kenntniſſe erhielt eigne Beobachter, die auf das ganze Verzicht thun, ſich nur dem Theile widmen ſollten. Da entwich dem ſchönen Körper die ſchönere Seele, und jedes erſtarrte, abgeſchnittene Glied wuchs durch innerliche Gährung zum Unholde von eigner Art. Jeder ſchätzte nur die Wiſſenſchaft, die er gewählt, und ſchien zu vergeſſen, daß ſie nur in Verbindung mit den andern das Glück der Menſchheit befördert. So ergötzt ſich das Kind noch an den Trümmern ſeiner künſtlichen Spielſachen, die es muthwillig zerſchlug. Die Folgen dieſer Sünde blieben nicht aus: ſie hemmte die Aufklärung und den Wachsthum des nützlichen Wiſſens; ſie erſchwerte die Anwendung neuer Erfindungen zum Beſten des Staats, und ſtreute eine reiche Saat von Vorurtheilen aus.

Der unentbehrliche Zweig unſerer Erkenntniß, auf dem die Erhaltung und Pflege des phyſiſchen Lebens, und großentheils auch die Bildung des Geiſtes und Herzens für die Zukunft, beruhet, die Kenntniß der Natur, entging keinesweges einem ähnlichen Schickſal. Allmählich entriß man ihr jede Hülfswiſſenſchaft, ſchränkte ſie auf die äußerlichen Geſtalten der Körper ein, und machte ſie zu einem leeren Gewäſch von Namenverzeichniſſen, Kunſtwörtern und Syſtemen. **Phyſik** — die Entwickelung der allgemeinen Geſetze, nach welchen ſich das Weltall in ungeſtörter Harmonie bewegt, und die Lehre von den lebenden, regen, wirkſamen Kräften der Natur; — dann Phyſiologie, die Kenntniß der Ernährung, Ausbildung und Verrichtungen eines jeden Theils, kurz die Lebensgeſchichte des organiſchen Körpers; — **Zergliederungskunſt**, der einzige ſichere Weg, den inneren Bau der Körper, und mit ihm den wundervollen Mechanismus des Ganzen, ſo wie den Sitz und Grund der Krankheiten zu enthüllen; — endlich **Chymie**, das Mittel, dem Grundſtoff eines jeden Dinges nachzuſpähen, und deſſen Anwendung zu entdecken: — dies ſind lauter Wiſſenſchaften, die ſo mancher Naturalienmäkler nicht kennt, der gleichwohl keck auf den ehrwürdigen Namen des **Naturforſchers** Anſpruch macht. Ihm iſt Naturkunde eine Wiſſenſchaft für die Sinne allein. Ihr glänzendes Aeußeres beſtimmt ſie in der That zum Spielzeuge der Weiber und Kinder, und ſolcher Männer, deren Gedächtniß für die Namen vieler Schneckenhäuſer und Schmetterlinge Raum genug enthält. Ich eifere nicht wider den Liebhaber der Natur, der, ohne Kenner zu ſeyn, dennoch an der Beſchauung ihrer Produkte Wohlgefallen hat. Mag der Fleiß des arbeitſamen Bürgers ſich immer mit ſelbſtgewähltem Genuſſe belohnen, wenn er unſchuldig wie dieſer iſt! Mag der

Redliche, der alle Kräfte zum Flor des Vaterlandes angeſtrengt, in Erholungsſtunden, im häuslichen Kreiſe der Seinen, oder bey ſtiller Einſamkeit *) immerhin ſo glücklich ſeyn, als der Anblick einer endloſen Mannigfaltigkeit der Geſchöpfe, und der dabey erwachende Gedanke an des Schöpfers Allmacht, Weisheit und Liebe ihn machen kann! Verächtlich iſt nur der Prahler, der ſeine Unwiſſenheit für baare Gelehrſamkeit verkauft, und dadurch die nützlichſte Wiſſenſchaft um ihr Anſehen bringt.

Daß der fleißigſte Forſcher der Natur alles mit eigenen Augen ſehen, jede Beobachtung wiederholen, und dennoch die Wiſſenſchaft mit eigenem Scharfſinn erweitern, und in Anwendung auf das phyſiſche und ſittliche Glück der Menſchheit benutzen könne, iſt nach dem Maße unſerer Kräfte und Lebensjahre nicht zu erwarten. Allein die zuverläſſigen Entdeckungen Anderer zu benutzen, und den ganzen gegenwärtigen Zuſtand der Wiſſenſchaft inne zu haben, Wahrheit und Thatſache von Irrthum und Betrug zu unterſcheiden, die weſentlichen Grundlehren ganz zu verdauen, und dann den

---

*) Natuurkundige Verhandlingen van *Petrus Camper*, etc. p. 131.

einzelnen Theil, den Punkt der Wiſſenſchaft, deſſen Aufklärung uns näher liegt, mit ſteter Rückſicht auf jene Grundlage genauer zu ſichten und zu kultiviren: dazu iſt das Leben nicht nur, ſondern ſelbſt die Zeit der Bildung, unſere Jugend, lang genug. Mit Recht fordert man daher dieſe Vorkenntniſſe von jedem, der ſich um die Unſterblichkeit des Ruhms bewirbt, und etwas mehr als eigene Ergötzung, nämlich das Beſte ſeiner Mitbürger, am Herzen zu haben vergiebt.

Die ächte Naturkunde in ihrem ganzen Umfange verdient aber billig das Lob der Gemeinnützigkeit. Ihre Werke umgeben den Menſchen überall; er ſelbſt iſt das größte ihrer Wunder; das einzige ſichtbare Geſchöpf, dem ein innerer Trieb beſtändig zuruft: ſich ſelbſt zu erkennen, in dieſer Erkenntniß nirgends ſtille zu ſtehen, ſondern die Räthſel ſeines Daſeyns von einer Auflöſung zur andern zu verfolgen und zu entwickeln. Dieſer heilige Trieb macht ihm alles wichtig und ſeiner Aufmerkſamkeit würdig. Er kann ſich ſelbſt die Wahrheit nicht verſchweigen: was auf ihn wirke, ſtehe mit ihm in Verhältniß, habe eine beſtimmte Beziehung auch auf ihn; ohne Prüfung dieſer

Verhältniſſe könne ſeine Erkenntniß nicht vollkommen ſeyn, und ſeinem Verlangen nach Weisheit und Vollendung kein Genüge geſchehen!

Die Unterſuchung des Thierreichs — eines Tropfens aus jenem großen Meere geſchöpft — iſt zum Geſchäfte dieſer Stunden beſtimmt. Ehe wir aber dieſen Theil herausheben, für ſich betrachten, und ſeinen Inhalt zergliedern, wollen wir ihn zuvor im Zuſammenhange mit dem ganzen großen Weltenbau ſehen. Dieſer Blick ins Ganze der Natur, der für unſer Vorhaben ſeinen vielfältigen Nutzen hat, iſt zugleich Entſchädigung für die Einförmigkeit, welche bey speciellen Erörterungen unvermeidlich iſt, wo alles auf kaltblütige Geduld, und Anſtrengung der Verſtandeskräfte ankommt, und nichts dem kühnen Schwunge der Phantaſie geſtattet wird. An Büffons Hand ſey uns denn heute ein Blick ins Heiligthum vergönnt! Dann erſt empfinden wir die Würde unſerer Wiſſenſchaft, wenn der ganze Reichthum der Natur und ihres größern Schöpfers ſich unſerm innern Sinne majeſtätiſch entfaltet!

Wem fällt hier nicht zuerſt die Frage ein: Was iſt Natur? was iſt dieſe plaſtiſche Bildnerin, die alles verändern, umbilden, auflöſen, entwickeln, erneuern, nur nichts erſchaffen und vernichten kann? Iſt ſie, wie Plato und ſeine ſpätern Schüler es ſich dachten, ein verſtändiges Weſen, eine Intelligenz, eine Seele der Welt? oder gar unmittelbares Wirken Gottes, ſeine lebendige Kraft, die alles umfaßt und belebt, und die Materie umſtaltet? — Wie ſchwer dieſe Frage zu entſcheiden ſey, wird derjenige am beſten empfinden, der auch die Frage: was iſt Gott? oft und reiflich erwogen hat, und dem dieſes Nachdenken das Bekenntniß des Syrakuſers ablockt: je mehr er die Tiefen dieſes erhabenſten Weſens zu ergründen verſuche, je unmöglicher finde er es, zu ſagen, was es ſey. Wir überlaſſen ſpeculativen Köpfen, geübten Metaphyſikern beyde Aufgaben zur Entſcheidung, und, falls ſie dieſelbe nicht löſen könnten, zur Uebung ihrer Urtheils- und Einbildungskraft. Uns genügt nichts Geringeres als Wahrheit, und dieſe bietet uns die Betrachtung der Schöpfung in überſchwenglichem Maße dar. Je weniger wir im Stande ſind, eine einzige

Kraft in der Natur ganz zu begreifen, um ſo viel mehr finden wir zur ehrfurchtsvolleſten Anbetung, zur feurigſten Dankbarkeit, zur kindlichſten Gegenliebe, die dringendſte Veranlaſſung. Die Natur, es ſey als Wirkung oder wirkende Kraft, bleibt allezeit die erſte unmittelbare Offenbarung Gottes an einem jeden unter uns. „Sie iſt ein offenes Buch,“ ſagt der beredte Büffon, „in welchem wir leſen, als in einem Exemplare oder Abdruck der Gottheit.“ Was wiſſen wir anders von unſerm unſichtbaren, unerforſchlichen Urheber, als was uns die laute Stimme dieſer Offenbarung durch ſo unendlich viele bewunderswerthe Kräfte verkündigt? Eben das Unbegreifliche, nicht bloß im Kreislaufe der Geſtirne, ſondern in der Entwickelung eines jeden Dinges aus ſeinem unſichtbaren Keime; das Unerſchöpfliche ſo vieler Millionen Zeugungen, die ſtets dem Urbilde ähnlich ſind; kurz, dieſes beſtändige, jedoch faſt unerkannte Wunder, das nun ſeit einigen Jahrtauſenden währt und immer wieder vor unſern Augen ſich erneuert, — iſt Vorbereitung unſeres Geiſtes zu Wundern anderer Art, zum Glauben an jene nachfolgenden Offenbarungen, welche das Heil des Menſchen-

ge-

geſchlechtes näher betrafen, und die Hoffnungen der Vorwelt erfüllten.

Wohin wir uns wenden, ſehen wir überall nur Wirkung in der Welt; den Wirker ſelbſt erblicken wir nie. Die thätige, lebendige Kraft, die alles in der uns bekannten Schöpfung wirkt, iſt geiſtig und unſichtbar. Eine erſtaunlich große körperliche Maſſe iſt der Stoff, den ſie bearbeitet, und den ſie, anſtatt ihn zu erſchöpfen, unerſchöpflich macht. Zeit, Raum und dieſe Materie ſind ihre Mittel, das Weltall ihr Schauplatz, Bewegung und Leben ihre Endzwecke.

Alle Erſcheinungen in der Körperwelt ſind Wirkungen dieſer Kraft. Alle Kräfte und Triebfedern in dieſer Welt entſtammen von ihr, und führen wieder auf ſie zurück. Vielleicht ſind Anziehen, Fortſtoßen, Wärme und Formen der Körper überall nur Modificationen jener allgemeinen, urſprünglichen Kraft, wodurch ſie alles durchdringt und alles erfüllt. Könnte ſie vernichten und ſchaffen, alles würde ſie vermögen; allein Gott hat ſich dieſer beyden Endpunkte der Macht nicht entäußert. **Erſchaffen** und **Vernichten** ſind Eigenſchaften der Allmacht. Das Erſchaffene umgeſtalten, auflöſen und wieder einkleiden: ſo weit gehen die Veränderungen, denen es unterworfen iſt. Die Natur, als eine Dienerin der unwiderruflichen Befehle Gottes, und als Bewahrerin ſeiner unwandelbaren Rathſchlüſſe, entfernt ſich nie aus dieſen Gränzen, ändert nichts an den ihr vorgezeichneten Entwürfen, und trägt das Siegel des Höchſten allen ihren Werken aufgedrückt. Dieſes göttliche Gepräge, das unwandelbare Urbild von dem was iſt, iſt das Muſter, nach welchem die Natur arbeitet, deſſen Züge alle mit unauslöſchlichen Merkmahlen ein für allemal ausgedrückt ſind: ein Muſter, welches durch die unzähligen Nachbildungen beſtändig erneuert wird. Wir wollen verſuchen, die Natur in einigen Punkten jenes unbeſtimmten Raumes, wo ſie bloß zwiſchen Erſchaffen und Vernichten ſchon ſeit Jahrtauſenden ſchwebt, zu faſſen und zu betrachten.

Welche Gegenſtände! Welche Zurüſtungen den lebloſen Stoff zu beſeelen, und in ſeine kleinſten Theile Lebenskraft zu legen! Millionen leuchtender Kugeln in unbegreiflichen Entfernungen, als Grundfeſten des Weltgebäudes hingeſtellt, die Sonne mit ihrem Heere von

Irrſternen und Kometen, gehorchen allzumal den allgemeinen Geſetzen der Bewegung. Zwey Urkräfte ſind es, welche dieſe großen Maſſen fortwälzen, und nie aufhören zu wirken, ſondern mit einer Genauigkeit und Beſtimmtheit, die wir uns kaum denken können, ihre Bahnen unabänderlich im leichten Aether beſchreiben. So entſpringt ſelbſt aus der Bewegung das Gleichgewicht der Himmelskörper, die Sicherheit und Ruhe des Weltalls. Die Anziehungskraft, die erſte dieſer beyden Kräfte, iſt überall gleichförmig vertheilt; die andere, die fortſtoßende Kraft, in ungleichem Maaße. Auch giebt es Fixſterne, und Planeten; Sphären die bloß zum Anziehen, und wieder andere, die nur gemacht zu ſeyn ſcheinen fortzuſtoßen, oder fortgeſtoßen zu werden; Weltkörper, die zu gleicher Zeit einen gemeinſchaftlichen, und andre, die einen beſonderen Schwung erhalten zu haben ſcheinen; einſame Geſtirne, und ſolche die mit Trabanten begleitet ſind; Lichtkörper und finſtre Körper; Planeten, die in ihren verſchiedenen Theilen nur nach und nach erborgtes Licht genießen; Kometen, welche ſich in die dunkeln Tiefen des Raums verlieren und nach Jahrhunderten zurückkehren, um ſich mit friſchem Feuer zu ſchmücken; Sonnen, die zum Vorſchein kommen und verſchwinden, vielleicht wechſelsweiſe ſich entflammen und verlöſchen; andere, die ſich nur einmal zeigen, und hernach auf immer unſichtbar werden. Der Himmel iſt der Schauplatz großer Begebenheiten, die aber dem menſchlichen Auge kaum bemerkbar ſind. Eine verlöſchende Sonne, die den Umſturz einer Welt oder eines Weltſyſtems verurſacht, thut auf unſere Augen keine andere Wirkung, als ein glänzendes und bald verſchwundenes Irrlicht. Der Menſch klebt an dem irdiſchen Atom, auf dem er pflanzenähnlich lebt, und ſieht ihn für eine Welt an, da hingegen er Welten als Atome betrachtet.

Lambert, der große **Lambert**, wagte den Gedanken, daß ſich jene ungeheure Menge von Fixſternen, und unſere Sonne mit ihnen, vielleicht alle mit einer Geſchwindigkeit, die ſich unſern Gedanken entzieht, um einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt wälzen; er ging noch weiter, und hielt es für möglich, daß die Milchſtraße, welche durch gute Fernröhre als ein unermeßliches Sternenheer erſcheint, ein anderes dem unſrigen ähnliches Syſtem von Fixſternen ſeyn, und daß jene entfernten Wölkchen von Sternen, welche man am Himmel noch außerdem erblickt, noch mehrere große Syſteme dieſer Art bilden könnten, denen dieſelbe Kraft Bewegung und Geſetze gäbe. Die Gründe, auf welchen dieſe Muthmaßung beruhet, gehören nicht hierher; genug für uns, daß der menſchliche Verſtand Kraft gehabt hat, ſie zu faſſen. Wir kehren in den kleineren Raum zurück, worin die Sonne als Regent erſcheint, und ſieben, oder, wie man jetzt will, acht Planeten, nebſt ihren Trabanten und einigen hundert Kometen, im Gleichgewicht erhält.

Welch ein bewundernswürdiger Körper iſt dieſe Sonne! Welch eine unerſchöpfliche, ſtets von ſich ſtrömende, und gleichwohl nie verringerte Quelle des Lichtes! Und dieſes Licht, dieſes ſubtilſte Weſen, das wir nur an ſeiner Wirkung erkennen, das alles durchdringt, und überall Bewegung und Leben ſchafft: was iſt es für eine uns unbekannte Subſtanz? Iſt es vielleicht eins und daſſelbe mit jener Anziehungskraft, der Urkraft des Weltalls? Wie unerklärbar iſt dieſes Beſtreben ſo vieler großer dunkler Körper, ſich der Quelle des Lichtes zu nähern, ſodann jener heftige Schwung, der ſie ſtets aus eben dieſem Mittelpunkte entfernt, und jene, aus beyden gegen einander wirkenden Kräften entſtandene, ſchnelle kreisähnliche Bewegung! Wie auffallend, und wichtig iſt es nicht, daß eben dieſes Phänomen ſich auf jeder dieſer Himmelskugeln, welche ſich um die Sonne drehen, im Kleinen wieder darſtellt! Hier finden wir ebenfalls eine anziehende Kraft gegen den Mittelpunkt zu, welche alle Theile der Kugel feſt an ſich reißt, und eine ſchwingende aus dieſem Mittelpunkte hervor gehende Centrifugalkraft, wodurch die Kugel ſich um ihre Achſe bewegt, und ein Beſtreben zeigt, alle ihre Theile aus einander zu ſprengen, dem die Centripetalkraft der Schwere oder Anziehung das Gleichgewicht hält. Die Sonne ſelbſt ſchwingt ſich in fünf und zwanzig Tagen um ihre Achſe, und vielleicht iſt die Bewegung der Planeten in ihren Laufbahnen nur eine Fortſetzung jener Sonnenſchwingungen.

In einem Syſteme, wo alles wechſelſeitig anzieht, und angezogen wird, kann nichts verloren gehen; die Menge des vorhandenen Stoffes bleibt immer dieſelbe, und folglich erliſcht auch nie die wohlthätige Quelle des Lichts.

Inzwiſchen gehen überall in dieſem Stoff Veränderungen vor, welche zwar, wie es ſcheint, auf das Ganze keinen merklichen Einfluß haben, aber gleichwohl anſehnlich genug ſind, die Oberflächen der Weltkugeln auf eine ſehr ſichtbare Art umzugeſtalten. Die Anziehungskraft des Lichtkörpers verurſacht eine Veränderung, eine Auflöſung in dem angezogenen dunklen Körper, welche ſtärker, auffallender, ſichtbarer, in dem Verhältniſſe wird, in welchem beyde Körper ſich einander nähern. Dieſe Auflöſung nennen wir **Wärme**; in ſtärkern Graden Hitze, und im heftigſten, wo ſie ſichtbar iſt, Feuer. Dieſe Veränderungen würden aber nicht Statt finden, wofern die Bahnen der Planeten immer in gleicher Entfernung von ihrem Mittelpunkte, nämlich der Sonne, blieben. Allein dieſe Bahnen bilden nicht völlige Kreiſe, ſondern längliche Figuren oder Ellipſen. Ueberdies ſteht die Achſe eines Planeten nicht ſenkrecht auf ſeiner Bahn, ſondern ihre ſchiefe Richtung verurſacht, daß bald die eine, bald die andere Halbkugel der Sonne näher iſt. Es kann demnach, ſo oft der Planet auf ſeiner Bahn der Sonne näher kommt, jene Auflöſung Statt finden, welche die größere Wärme des Frühlings und Sommers verurſacht. So oft das Sonnenlicht mit vermehrter Kraft in die Körper dringt, ſo oft erneuert es das Leben ihrer eigenthümlichen Kräfte. Nicht nur die Schwungkraft des Planeten ſelbſt wird ſtärker, er bewegt ſich ſchneller als ſonſt in der ihm vorgeſchriebenen Bahn; ſondern auch die unendlich vielen Theile, aus welchen er beſteht, erhalten neue Kraft, und gewinnen andre Geſtalten. Denn eine unermeßliche Menge von Geſchöpfen verſchiedener Art, bilden das Ganze eines großen Erdkörpers. Mehr oder weniger Wirkſamkeit ihrer Anziehungs- und Stoßkräfte bringen wahrſcheinlich das Phänomen ihrer großen Mannigfaltigkeit hervor. Die Gränzen, wo das Mineralreich aufhört, und die organiſche Bildungskraft den Anfang nimmt, die Gränzen wo bloße Pflanzenempfindlichkeit, und thieriſches Wollen ſich ſcheiden, ſind unſern Sinnen und Verſtandeskräften ſchwerlich offenbar. So viel ſcheint indeſſen gewiß, daß, wo die Anziehungskräfte der Körper nicht organiſche Geſtalten bilden, daß da alles ins Mineralreich gehört; daß Organiſation und Leben zwar Pflanzen und Thieren, willkührliche

Bewegung der Theile aber den letztern ausſchließlich eigen ſey. Der Chymiker, der ſie zerlegt, findet überall nur ähnliche Grundſtoffe, überall nur Licht und Luft und Waſſer und Erde, woraus alle Körper beſtehen. Wie die unzählig verſchiedenen Miſchungen aus dieſen Elementen alle entſtanden ſind, begreift er anders nicht, als indem er eine, jeder Art von Geſchöpfen eigenthümliche, weſentliche Kraft annimmt, welche ſich die Elemente aneignet, und nach ihrer jedesmaligen Beſchaffenheit bildet. Dies iſt derjenige Bildungstrieb, den Blumenbach beſchreibt. Auch dieſe weſentliche Kraft, dieſer jedem Geſchöpfe eingepflanzte, und in jedem ganz verſchiedene Bildungstrieb, erwacht gleichſam bey der Rückkehr des Sonnenlichtes.

Wie prächtig glänzt nicht alsdann die Natur auf unſerer Erde! Ein reines Licht ergießt ſich vom Morgen bis gen Abend, und vergoldet nach und nach beyde Halbkugeln; ein durchſichtiges und leichtes Element umgiebt ſie; eine ſanfte, fruchtbare Wärme belebt und entwickelt alle Keime des Lebens. Friſches Waſſer dient zu ihrem Unterhalt und Wachsthum. Mitten durch die Länder gezogene Gebirgsketten halten die Dünſte der Luft auf, und verſehen jene nie verſiegenden, immer neuen Quellen; unermeßliche Höhlungen zu ihrer Aufnahme bereitet, theilen das feſte Land. Das Meer erſtreckt ſich eben ſo weit als das Land; es iſt kein todtes, unfruchtbares Element; ein neues Reich iſt es, eben ſo ergiebig und volkreich als jenes. Beyder Gränzen hat Gottes Finger geſteckt; tritt das Meer über ſeine weſtlichen Geſtade, ſo werden die öſtlichen Küſten entblößt. Zwar iſt dieſer ungeheure Zuſammenfluß der Waſſer an ſich unthätig; allein er folgt den Eindrücken, welche die Bewegung der Himmelskörper ihm ertheilt, und regelmäßig abwechſelnde Ebbe und Fluth erhalten ihn im Gleichgewicht. Er ſteigt und fällt mit dem Monde; noch mehr erhebt er ſich, wenn Mond und Sonne zuſammentreffen und zur Zeit der Tag- und Nacht-Gleichen ihre Kräfte vereinigen. Wie auffallend, wie deutlich iſt nicht dieſes Zeugniß unſerer Gemeinſchaft mit dem übrigen Sonnenſyſtem. Aus dieſen allgemeinen und beſtändigern Bewegungen entſpringen wieder andere, welche veränderlich und eingeſchränkter ſind. Verſetzungen des Erdreiches, Erhöhungen im Grunde des Meeres, die denen auf der Erdfläche ähnlich ſind; Strömungen, welche jenen Anhöhen folgen, ſie noch mehr vertiefen, und im Meere das, was auf dem Lande die Flüſſe, ſind.

Die Luft, welche noch leichter und flüſſiger als das Waſſer iſt, gehorcht einer größern Anzahl von Kräften. Der entfernte Einfluß der Sonne und des Mondes, die unmittelbare Wirkung des Meeres, verurſachen in ihr beſtändige Bewegungen; aufgelöſet und verdünnt wird ſie durch die Wärme, und verdickt durch die Abweſenheit der Lichtkraft. Die Winde ſind ihre Ströme: ſie treiben die Wolken zuſammen, ſie bringen die Lufterſcheinungen zuwege, und führen die aus dem Meer aufſteigenden feuchten Dünſte über die trockne Oberfläche der Länder; ſie beſtimmen das Ungewitter, ſie verbreiten fruchtbare Regengüſſe und wohlthätigen Thau; ſie verwirren die Bewegung des Meeres, und erſchüttern ſeine bewegliche Fläche; ſie hemmen und beſchleunigen wechſelsweiſe den Lauf der Ströme, und zwingen ſie, eine ungewohnte Richtung zu nehmen; ſie thürmen die Wellen himmelan, die ſich mit fürchterlichem Getöſe an jenen unerſchütterlichen Felſendämmen brechen, ohne ſie je zu überwältigen.

Die Erdoberfläche iſt vermöge ihrer höhern Lage vor den Ausbrüchen des Meeres geſichert.

Ihre Oberfläche iſt mit Blumen beſtreuet, mit einem ſich ſtets verjüngenden Grün geſchmückt, mit vielen tauſend Thierarten bevölkert; ſie iſt ein ſchöner freudiger Aufenthalt, wo der Menſch, hingeſtellt um der Natur zu Hülfe zu kommen, vor allen Weſen den Vorrang hat. Gott machte ihn allein fähig, ein Beſchauer ſeiner Werke, ein Zeuge ſeiner Wunder zu ſeyn. Der göttliche Funke, der in ihm lebt, macht ihn dieſer Geheimniſſe theilhaftig. Indem der Menſch die Natur, den Vorhof des Thrones göttlicher Herrlichkeit, betrachtet und ermißt, erhebt er ſich ſtufenweiſe zum inwendigen Sitze der Allmacht und Allgegenwart.

Doch iſt hienieden keine Geſtalt, ſo wenig als der Menſch ſelbſt, beſtändig. Unſterblichkeit gab die Natur keinem zuſammengeſetzten, zerbrechlichen Körper. Der Stoff, aus welchem ſie beſtehen, iſt in beſtändiger Bewegung. So iſt zum Beyſpiel in allen organiſirten Geſchöpfen das Wirken ihrer ihnen eingepflanzten Grundkraft, wodurch immer einige Theile abgeſondert, neue dem Körper angeeignet werden, zugleich die erſte Urſache ihrer endlichen Auflöſung. Allein unaufhörlich vererben dieſe Grundkräfte ihre Wirkſamkeit auf neue Keime, welche das ältere Geſchlecht überall erſetzen, und den ganzen Schmuck der Erde erneuern. Wie groß und prächtig iſt nicht das Schauſpiel dieſes immerwährenden Cirkels! Schönheit und Vollkommenheit des Ganzen ſind dabey der allgemeine Endzweck der Natur. Umſonſt widerſetzt ſich die Zerbrechlichkeit der Geſchöpfe dieſer weiſen Einrichtung. Die Natur erhält ſie nicht; aber ſie ruft unzählige neue Geſtalten an ihrer Stelle ins Daſeyn. Die Erde muß ſich mit neuen Kräften ſchmücken, die veralternden, entkräfteten Körper müſſen vollends verſchwinden, und Ueberfluß und Schönheit herrſchen wieder wie zuvor. Wen ergötzt nicht dieſer Sieg der Natur in der blumenreichen Jahreszeit? Sie ſpottet alsdann des Todes, indem ſie ihm von ihren Schätzen freygebig einen großen Antheil überläßt. Millionen und aber Millionen neuer Blüthen und Keime mag er immerhin verſchlingen; es bleiben noch mehr als genug, um jeden Verluſt zu erſetzen und überall neues Leben zu verbreiten.

Leben und Empfindung — ſie ſind es, die großen Zwecke der Natur, womit ſie überall beſchäftigt des Schöpfers Willen verrichtet, und ſeine Güte verherrlicht. In der ganzen Anlage dieſer Welt, die wir zwar mit Ehrfurcht beſchauen, wovon aber kein endlicher Geiſt das **Warum?** begreifen kann — in der ganzen Anlage dieſer Welt iſt alles auf Beweglichkeit, Veränderlichkeit, nicht auf Dauer und Unzerſtörbarkeit, eingerichtet. Auf der Erde, in der Luft, im Waſſer, überall giebt es lebendige Keime, welche ſich die ſichtbare Materie aneignen, ſie in ihr eignes Weſen verkehren, ſich in neue Keime von gleicher Art fortpflanzen oder abzweigen, und den andern zur Nahrung dienen. Eben die Materie erſcheint immerfort unter einer andern Geſtalt. Das Thier, von Pflanzen genährt, die es in ſeine eigne Subſtanz verwandelte, ſtirbt hin, wird aufgelöſt, und ſein Stoff wird wieder begierig von Pflanzenwurzeln eingeſogen; eben dieſelben Grundſtoffe ſind mineraliſch im Steine, vegetabiliſch in der Pflanze, animaliſch im Thiere. Die Anzahl dieſer plaſtiſchen Kräfte iſt der Menge des Grundſtoffes angemeſſen: veränderlich zwar in jeder Gattung, im Ganzen genommen aber immer dieſelbe. Durch dieſes ſich immer gleiche Verhältniß bekommt die Natur ſelbſt ihre Geſtalt; und da ihre Anordnung, was die Anzahl, Erhaltung und das Gleichgewicht der Gattun-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

gen betrifft, unwandelbar iſt, ſo würde ſie ſich immer unter einerley Geſtalt zeigen, ſie würde zu allen Zeiten, und unter allen Himmelsſtrichen, durchaus und auch beziehungsweiſe dieſelbe ſeyn, wenn ſie nicht in allen einzelnen Bildungen ſo viel als möglich Veränderung und Abwechſelung liebte. Das Gepräge einer jeden Gattung iſt ein Urbild, deſſen vornehmſte Züge mit unauslöſchlichen und ewig bleibenden Merkmahlen eingegraben ſind; aber alle hinzugekommenen Pinſelſtriche ſind verſchieden. Kein Individuum gleicht dem andern vollkommen; es iſt keine einzige Gattung ohne eine ziemliche Anzahl von Abänderungen. Der Menſchengattung ward das Siegel der Gottheit am ſichtbarſten aufgedrückt; gleichwohl ändert ſich dieſes Gepräge vom Weißen ins Schwarze, vom Kleinen ins Große, ꝛc. Der Lappländer, der Patagonier, der Hottentot, der Europäer, der Amerikaner, der Neger, ſtammen zwar alle von Einem Vater her, ſind aber doch weit entfernt ſich als Brüder zu gleichen. Alle Gattungen ſind demnach dergleichen bloß individuellen Verſchiedenheiten unterworfen; aber die beſtändigen Abweichungen, die ſich durch die Zeugungen fortpflanzen, kommen nicht allen Gattungen in gleichem Grade zu. Je höher die Gattung iſt, deſto weniger Verſchiedenheiten wird man darin gewahr. Da die Ordnung in der Vermehrung der Thiere ein umgekehrtes Verhältniß zur Ordnung in ihrer Größe hat, und die Möglichkeit der Verſchiedenheiten ſich gerade ſo verhält wie die Anzahl der Zeugungen, ſo mußten nothwendig mehr Abweichungen bey den kleinen als bey den großen Thieren ſeyn. Aus eben der Urſache giebt es auch bey den kleinen Thieren mehr unter einander nahe verwandte Gattungen. Der Abſtand, der die großen Thiere von einander trennt, iſt weit größer. Wie viele Mannigfaltigkeiten und verwandte Gattungen haben nicht das Eichhorn, die Ratze, und die andern kleinen Thiere zur Begleitung, als Gefolge oder Vortrab; indeß der Elephant allein, und ohne ſeines gleichen, an der Spitze von allen einhertritt.

Ein Individuum, zu welcher Gattung es auch gehören mag, iſt in dem Weltalle gleichſam für nichts zu rechnen. Hundert ſolche einzelne Geſchöpfe, ja tauſend, ſind noch nichts. Die Gattungen ſelbſt (collective), ſind die einzigen Weſen der Natur: immerwährende,

rende, der Natur an Alter und an Dauer gleiche Kräfte. Um ſie richtiger zu beurtheilen, müſſen wir eine jede Gattung nicht mehr als eine Sammlung oder auf einander folgende Reihe einzelner ähnlicher Dinge, ſondern als ein **Ganzes**, unabhängig von Zahl und Zeit, immer lebend, nimmer daſſelbe, betrachten: ein Ganzes, das unter den Schöpfungswerken für Eins gezählt worden iſt, und alſo auch in der Natur nicht für mehr gelten kann. Die Menſchengattung iſt die erſte von allen dieſen Einheiten; die andern, vom Elephanten bis zur Milbe, von der Ceder bis an den Yſop, ſind in der zweyten und dritten Linie: und wiewohl jede verſchieden geſtaltet und von verſchiedener Beſchaffenheit iſt, ja ſelbſt eine eigne Lebensart hat, ſo nimmt ſie doch ihren Platz ein, beſteht für ſich, wehrt ſich gegen andre, und macht zuſammen mit den andern die lebende Natur aus, die ſich erhält, und wie bisher noch ferner erhalten wird, ſo lange die gegenwärtige Einrichtung der Welt den Abſichten des Schöpfers gemäß iſt. Ein Tag, ein Jahrhundert, ein Menſchenalter, alle Zeitabſchnitte machen keinen Theil von ihrer Dauer aus. Die Zeit ſelbſt hat nur ein Verhältniß zu den einzelnen

Geſchöpfen, das iſt, zu ſolchen Weſen, deren Daſeyn vorüber gehend iſt. Das Daſeyn der **Gattungen** aber währt ununterbrochen fort; folglich macht dies ihre Dauer, und ihre Verſchiedenheit ihre Anzahl aus. Jede Gattung hat ein gleiches Recht an den Gütern der Natur; alle ſind ihr gleich lieb: denn eine jede erhielt die Mittel von ihr, ſo lange als ſie ſelbſt, zu ſeyn und fortzudauern.

Wir wollen nun einmal die Gattung an die Stelle des Individuums ſetzen, uns den ganzen Schauplatz der Natur, und zugleich den überſchauenden Blick eines Weſens denken, das die ganze Menſchengattung vorſtellte. — Wenn wir an einem ſchönen Frühlingstage alles grünen ſehen; ſehen, wie Blumen ſich öffnen, alle Keime hervorbrechen, wie die Bienen wieder aufleben, und die Schwalbe wiederkehrt; wenn die liebeflötende Nachtigall ſich hören läßt; wenn Liebe in den Sprüngen des Widders, und in der Stimme des Stiers ſich äußert; wenn alles was lebt, ſich ſucht und paart, um neue Weſen hervorzubringen: — ſo herrſcht in dieſer ganzen Scene die Vorſtellung einer neuen Belebung, Hervorbringung und Entſtehung. Sehen wir hingegen in der finſtern Jahrszeit, wenn Froſt und Reif die Oberhand gewinnen, daß die Geſchlechter gleichgültig werden, einander fliehen, anſtatt ſich wie vorher zu ſuchen; daß die Luftbewohner unſer Klima verlaſſen, die Waſſerthiere unter Gewölben von Eis ihre Freyheit verlieren; daß alle Inſekten entweder verſchwinden oder umkommen; daß die meiſten Thiere träge und ſchläfrig werden, und ſich Löcher graben, wohin ſie ihre Zuflucht nehmen; daß die Erde ſich verhärtet, die Pflanzen verdorren, die entlaubten Bäume ſich unter der Laſt des Schnees krümmen und niederſenken: ſo dringt ſich uns überall der Begriff von Entkräftung und Vernichtung auf. Allein dieſe Ideen von Zerſtörung und Erneuerung, oder vielmehr die Bilder von Tod und Leben, ſie mögen uns noch ſo groß und allgemein vorkommen, ſind doch nur individuell und einzeln. Der Menſch iſt ja ſelbſt ein Individuum, und ſo beurtheilt er auch die Natur; da hingegen das Weſen, welches nach unſerer obigen Vorausſetzung die Stelle der ganzen Gattung verträte, ein allgemeineres und vollſtändigeres Urtheil fällen würde. Es ſieht in dieſer Zerſtörung, ſo wie in der Erneuerung — in allen dieſen Abwechſelungen und Folgen ſieht es nichts als Bleiben und Dauer. Die eine Jahrszeit iſt für ein ſolches Weſen mit der im vorhergehenden Jahre einerley; einerley mit den Jahrszeiten aller Jahrhunderte. In ſeinen Augen ſind das tauſendſte Thier in der Reihe der Geſchlechter, und das erſte, eins und daſſelbe Thier. In der That auch; wenn wir immer ſo wie jetzt fortlebten, und dazu alle Weſen um uns her, ſo wie ſie jetzt ſind, beſtändig blieben; wenn alles beſtändig ſo wäre wie heute: ſo würde der Begriff, den wir uns von der Zeit machen, verſchwinden, und das Individuum zur Gattung werden. Warum ſollten wir uns das Vergnügen nicht gönnen, die Natur einige Augenblicke aus dieſem neuen Geſichtspunkte zu betrachten? Wahrlich, der Menſch, wenn er in die Welt tritt, kommt aus der Finſterniß. Seine Seele iſt ſo nackt wie ſein Körper; er wird ohne Kenntniß, ſo wie ohne Schutzwehr geboren; bringt nur leidende Eigenſchaften zur Welt; kann bloß die Eindrücke der äußerlichen Gegenſtände empfangen, und ſeine Sinneswerkzeuge rühren laſſen. Das Licht ſchimmert lange vor ſeinen Augen, ehe er davon erleuchtet wird. Im Anfange empfängt er alles von der Natur, und giebt ihr nichts zurück; ſobald aber ſeine Sinne mehr Feſtigkeit erlangt haben, ſobald er ſeine Gefühle mit einander vergleichen kann: ſo gehet er mit ſeinen Betrachtungen in die weite Welt; er macht ſich Begriffe, er behält ſie, erweitert und verbindet ſie mit einander. Der Menſch, und beſonders der unterrichtete Menſch, iſt kein bloßes Individuum mehr; er iſt, einem großen Theile nach, der Repräſentant der ganzen Menſchengattung. Anfänglich theilten ihm ſeine Eltern die ihnen von ihren Voreltern überlieferten Kenntniſſe mit. Dieſe hatten die göttliche Kunſt erfunden, Gedanken zu zeichnen, und ſie auf die Nachwelt zu bringen; dadurch ſind ſie gleichſam in ihren Enkeln wieder aufgelebt, und unſere Enkel werden einſt auf eben dieſe Art mit uns ſich vereinbaren. Dieſe in einem einzigen Menſchen vereinigte Erfahrung mehrerer Jahrhunderte, erweitert die Schranken ſeines Weſens unendlich. Nun iſt er kein bloßes Individuum mehr, nicht mehr gleich den übrigen, auf die Gefühle des gegenwärtigen Augenblicks, noch auf die Erfahrungen eines von ihm ſelbſt durchlebten Tages eingeſchränkt; er iſt beynahe jenes Weſen, welches wir uns vorhin an die Stelle der ganzen Gattung dachten. Er lieſt im Vergangenen, ſieht das Gegenwärtige, urtheilt über das Zukünftige; und in dem Strome der Zeiten, der alle einzelne Dinge in der Welt herbeyführt, fortzieht und verſchlingt, ſieht er die Gattungen beſtändig, und die Natur unwandelbar. Da das Verhältniß der Dinge immer daſſelbe bleibt, ſo überſieht er alle Zeitordnung: die Geſetze, nach welchen die Dinge ſich erneuern, ſind in ſeinen Augen bloß ein Erſatz für dasjenige, was den Geſetzen ihrer Fortdauer fehlt; und eine ſtete Folge von Weſen, die alle einander gleich ſind, gilt in der That gerade ſo viel, als das immerwährende Daſeyn eines einzigen von dieſen Weſen.

Was bedeutet aber dieſes große Gepränge immer wiederholter Zeugungen, dieſer faſt verſchwenderiſche Aufwand, wenn gegen tauſend Keime, die verunglücken, kaum Einer fortkommt und ſeine ganze Beſtimmung erfüllt? Wozu dieſe Fortpflanzung und Vervielfältigung der Weſen, die ſich doch unaufhörlich zerſtören und wieder erneuern, die immer nur einerley Schauſpiel machen, und die Natur weder mehr noch weniger bevölkern? Woher kommen dieſe Abwechſelungen von Tod und Leben, dieſe Geſetze des Wachsthums und Erſterbens, alle dieſe

Veränderungen in einzelnen Dingen? woher alle dieſe erneuerten Vorſtellungen von einer und derſelben Sache? Ich antworte: alles dieſes gehört mit zum Weſen der Natur, und hängt von der erſten Einrichtung der Weltmaſchine ab. Das Ganze dieſer Maſchine iſt feſt; alle ihre Theile ſind beweglich. Die allgemeinen Bewegungen der Himmelskörper ſind die Urſachen von den beſondern Bewegungen der Erdkugel. Die durchdringenden Kräfte, welche dieſe großen Körper beleben, wodurch ſie auf entfernte Gegenſtände, und wechſelsweiſe auf einander wirken, beleben auch jedes Atom der Materie; und dieſe gegenſeitige Zuneigung aller Theile unter einander iſt das erſte Band der Weſen, der Grund vom Beſtande der Dinge, und die Stütze der Harmonie im Weltall. Die großen Verbindungen haben alle kleinere, untergeordnete Verhältniſſe hervorgebracht. Die Umdrehung der Erde um ihre Achſe verurſacht die Abtheilung der Zeiträume in Tage und Nächte. Daher haben alle lebendige Bewohner der Erde ihre gewiſſen Zeiten des Lichts und der Finſterniß, des Wachens und Schlafens. Ein großer Theil von der Einrichtung der thieriſchen Natur, die Wirkſamkeit der Sinne, und die Bewegung der Gliedmaßen beruhet auf dieſer erſten Verbindung. In einer Welt, die in immerwährende Nacht verhüllet wäre, öffnete ſich ſchwerlich ein Sinn für das Licht.

Da die ſchiefe Richtung der Erdachſe bey der jährlichen Bewegung der Erde um die Sonne, stete Abwechſelungen von Wärme und Kälte, nämlich die Jahrszeiten, hervorbringt; ſo hat auch alles was lebt und wächſt, im Ganzen genommen, und in einzelnen Fällen, ſeine beſtimmte Zeit des Lebens und des Todes. Das Abfallen der Blätter und Früchte, das Vertrocknen der Kräuter, der Tod der Inſekten hängt gänzlich von dieſer zweyten Verbindung ab. In den Erdſtrichen, wo dieſe Verbindung nicht Statt findet, wird das Leben der Gewächſe niemals unterbrochen; jedes Inſekt durchlebt ſein Alter. Und ſehen wir nicht aus eben dieſem Grunde unter der Linie, wo die vier Jahreszeiten in Eine zuſammen ſchmelzen, die Erde zu aller Zeit mit Blumen geſchmückt, die Bäume immer grün, und die Natur in beſtändigem Frühlinge?

Die beſondre Einrichtung in dem Bau der Thiere und der Pflanzen ſteht mit der Beſchaffenheit der Luft auf dem Erdboden überhaupt in Verhältniß, und dieſe letztere hängt von der Lage der Erde, oder ihrem Abſtande von der Sonne ab. In einer größeren Entfernung würden unſere Thiere und Pflanzen weder leben noch wachſen können. Das Waſſer, der Nahrungsſaft, das Blut, kurz alle anderen Säfte würden ihre Flüſſigkeit verlieren. Wäre die Erde weniger von der Sonne entfernt, ſo würden dieſe Säfte verſchwinden und in Dünſte verfliegen. Das Eis und das Feuer ſind die Elemente des Todes, die gemäßigte Wärme iſt der erſte Keim des Lebens. Thiere und Pflanzen haben außerdem noch ein eignes Verhältniß zur Luft. Die reinſte Luft, welche zur Reſpiration der Thiere am beſten taugt, iſt den Pflanzen tödtlich; im Gegentheil wachſen ſie am beſten in der von Thieren ausgehauchten verdorbenen Luft. Noch mehr. Im Sonnenlichte, und überhaupt bey Tage, geben die Pflanzen aus ihren Blättern jene reine Luft in größrer Menge als eine Ausdünſtung von ſich. Abermals eine weiſe Einrichtung der Natur, welche die Atmoſphäre gerade zu der Jahrszeit, wo ſie von phlogiſtiſchen und brennbaren Dämpfen, welche häufig aus der Erde aufſteigen, und ſie für Thiere tödtlich machen würden, durch dieſes Mittel wieder reinigen, oder wenigſtens mit reſpirablen Theilen miſchen läßt.

Die in allen organiſchen Körpern befindlichen Lebenskräfte, ſtehen mit dem Licht in genauem Verhältniß. Ueberall, wo die Sonnenſtralen die Erde erwärmen können, wird die Oberfläche lebendig, mit Grün bekleidet, mit Thieren bevölkert. Das Waſſer iſt noch fruchtbarer als die Erde. Es empfängt mit der Wärme Bewegung und Leben. Das Meer bringt in jeder Jahrszeit mehr Thiere hervor, als die Erde ernährt, aber weniger Pflanzen; und da alle Thiere, die auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmen, oder deſſen Tiefen bewohnen, nicht, wie die Landthiere, zu einem hinlänglichen Vorrathe von Gewächſen angewieſen ſind: ſo ſind ſie gezwungen, unter ſich, das eine auf Unkoſten des andern zu leben; und in dieſer Verbindung liegt der Grund ihrer ungeheuren Vermehrung. Allein auch auf dem Lande ſind die Gattungen der Thiere ungleich zahlreicher, als die Gattungen der Pflanzen: ſo getreu iſt die Natur ſich ſelbſt in allen ihren

Werken, ſo ſicher erreicht ſie auch in dieſem Verhältniß ihren Endzweck, und verbreitet nicht nur überall lebendige Geſchöpfe, ſondern auch ſolche, die eines höhern Grades von Empfindung, eines willkührlichen Triebes, kurz des thieriſchen Lebens fähig ſind. Unzählige Inſektenarten nähren ſich oft von einer einzigen Pflanzengattung; ihre zahlreichen Heere, die in der Luft, auf der Erde, im Waſſer umherziehen, ſind eine Nahrung der Vögel, Fiſche und kriechenden Thiere. Bey dieſem Kriege der Thierarten unter einander iſt für ihre Erhaltung dennoch geſorgt. Bald muß eine unzählbare Menge von Zeugungen, eine unbeſchreibliche Fruchtbarkeit, die Fortdauer der Gattung ſichern; bald hat die Natur ſo viele künſtliche Triebe in das Thier gelegt, die alle auf ſeine Beſchützung und Erhaltung zwecken, daß es ſicherlich ſo lange ſeinen Feinden entgeht, bis es für die Fortpflanzung ſeiner Gattung geſorgt, und ſeine Nachkommenſchaft im Keime hinterlaſſen hat. Der Vermehrungstrieb, der ſo heftig und unwiderſtehlich iſt, daß er die Natur der Thiere auf eine Zeitlang umändert, und die furchtſamſten grimmig macht; der Trieb der mütterlichen Zärtlichkeit, der bis zum Heldenmuthe, bis zur Aufopferung für die Jungen geht, ſind kräftige und ſichere Mittel zur Erhaltung der Gattungen, und entflammen vielleicht der erſten Urkraft, der wechſelſeitigen Anziehungskraft gleichartiger Weſen, ſo wunderbar, ſo nahe gränzend an Vernunft ihre Wirkungen ſind.

Doch dieſer Vorzug iſt dem Menſchen ausſchließend eigen. Zur Anbetung des Schöpfers gemacht, gebietet er über alle Geſchöpfe; als Vaſall des Himmels, und König der Erde, veredelt, bevölkert, und bereichert er ſie: er zwingt die lebenden Geſchöpfe zur Ordnung, Unterwürfigkeit und Eintracht; er ſelbſt verſchönert die Natur; er bauet, erweitert und verfeinert ſie. Er rottet Diſteln und Dornen aus, pflanzt Weinſtöcke und Roſen an ihre Stätte. Dort liegt ein wüſter Erdſtrich, eine traurige, von Menſchen nie bewohnte Gegend, deren Höhen mit dichten ſchwarzen Wäldern überzogen ſind. Bäume ohne Rinde, ohne Wipfel, gekrümmt, oder vor Alter hinfällig und zerbrochen; andere in noch weit größrer Zahl, an ihrem Fuße hingeſtreckt, um auf bereits verfaulten Holzhaufen zu modern, —

erſticken und vergraben die Keime, die ſchon im Begriff waren, hervorzubrechen. Die Natur, die ſonſt überall ſo jugendlich glänzt, ſcheint hier ſchon abgelebt; die Erde, mit den Trümmern ihrer eigenen Produkte belaſtet, trägt Schutthaufen, anſtatt des blumigen Grüns, und abgelebte Bäume, die mit Schmarotzerpflanzen, Mooſen und Schwämmen, den unreinen Früchten der Fäulniß, beladen ſind. In allen niedrigen Theilen dieſer Gegend ſtockt todtes Waſſer, weil es weder Abfluß noch Richtung erhält; das ſchlammige Erdreich, das weder feſt noch flüſſig, und deshalb unzugänglich iſt, bleibt den Bewohnern der Erde und des Waſſers unbrauchbar. Sümpfe, die mit übel riechenden Waſſerpflanzen bedeckt ſind, ernähren nur giftige Inſekten, und dienen unreinen Thieren zum Aufenthalt. Zwiſchen dieſen Moräſten und den verjährten Wäldern auf der Höhe, liegt eine Art Heiden und Gräſereyen, die unſern Wieſen in nichts ähnlich ſind. Die ſchlechten Kräuter wachſen dort über die guten weg, und erſticken ſie. Es iſt nicht der feine Raſen, den man den Flaum der Erde nennen könnte, nicht eine beblümte Aue, die ihren glänzenden Reichthum von fernher verkündigt; es ſind rauhe Gewächſe, harte ſtachlichte, durch einander geſchlungene Kräuter, die nicht ſowohl feſt gewurzelt als unter ſich verwirrt zu ſeyn ſcheinen, nach und nach verdorren, einander verdrängen, und eine grobe, dichte, und mehrere Schuhe dicke Watte bilden. Keine Straße, keine Gemeinſchaft, nicht einmal die Spur von einem verſtändigen Weſen zeigt ſich in dieſer Wüſteney. Will der Menſch ſie durchwandern, ſo muß er den Gängen wilder Thiere nachſpüren, und ſtets auf ſeiner Hut ſeyn, wenn er ihnen nicht zum Raube werden ſoll. Ihr Gebrüll erſchreckt ihn; ein Schauder überfällt ihn ſelbſt bey dem Stillſchweigen dieſer tiefen Einöde. Plötzlich kehrt er um, und ſpricht: die Natur iſt ſcheußlich, und liegt in ihren letzten Zügen; ich, nur ich allein, kann ihr Anmuth und Leben ſchenken. Auf! laßt uns jene Moräſte trocknen, jenes todte Waſſer beleben, fließend machen, Bäche und Kanäle damit anlegen! Laßt uns von jenem wirkſamen, und verzehrenden, vorher verborgenen und bloß durch unſer Nachforſchen entdeckten Elemente Gebrauch machen! Laßt uns dieſen überflüſſigen Unrath, jene ſchon halb vergangenen Wälder mit Feuer verbrennen, und, was das Feuer nicht aufreibt, vollends mit der Axt zerſtören. Bald werden wir, anſtatt der Binſen und Waſſerlilien, unter denen die Kröte wohnte, Ranunkeln und Klee nebſt andern ſüßen und heilſamen Kräutern hervorkommen ſehen. Hüpfende Heerden ſollen dieſen vormals unwegſamen Boden betreten, dort reichlichen Unterhalt, eine immergrüne Weide finden, und ſich immer ſtärker vermehren. Dieſe neuen Hülfsmittel nutzen wir zur Vollendung unſeres Werkes; wir beugen den Ochſen unter das Joch, und laſſen ihn das Land mit Furchen beziehen; bald grünt die neue Saat auf unſern Aeckern, und eine neue, verjüngte Natur geht aus unſern Händen hervor!

Wie ſchön iſt ſie nicht, dieſe gebaute Natur! Wie hat die Sorgfalt des Menſchen ſie ſo glänzend und prächtig geſchmückt! Er ſelbſt, der Menſch, gereicht ihr zur vornehmſten Zierde; er iſt das edelſte Erdengeſchöpf; er pflanzt ihre koſtbarſten Keime fort, indem er ſich ſelbſt vermehrt. Auch ſie, die Erde ſcheint mit ihm ſich zu vermehren. Alles, was ſie in ihrem Schooße verbarg, bringt er durch ſeine Kunſt an das Licht. Wie viele Schätze, die man ſonſt nicht kannte! Welche neue Reichthümer! Blumen, Früchte, Getreide, alles wird zur Vollkommenheit gebracht, und bis ins Unendliche vervielfältigt. Die nützlichen Gattungen von Thieren werden vermehrt, die ſchädlichen vermindert, eingeſchränkt und verwieſen. Gold, und Eiſen, das noch unentbehrlicher iſt als Gold, wird aus dem Innerſten der Erde hervorgeholt. Ströme werden in ihren Ufern gehalten, Flüſſe geleitet oder eingeſchränkt; ſelbſt das Meer hat man ſich unterwürfig gemacht, ausgekundſchaftet, und von einer Halbkugel zur andern durchſegelt. Das Erdreich iſt überall zugänglich, überall ſo belebt als fruchtbar geworden; in den Thälern findet man lachende Wieſen, auf den Ebenen fette Weiden und noch fettere Aecker; die Hügel ſind mit Reben und Obſtbäumen, und ihre Gipfel mit nützlichen Forſten bekränzt. Aus Wüſteneyen ſind volkreiche Städte geworden, deren Einwohner ſich in einem beſtändigen Kreislaufe aus dieſen Mittelpunkten in die entfernteſten Gegenden verbreiten. Die Landſtraßen, und das Verkehr mit den Nachbarn, ſind Zeugen von der Stärke und Vereinigung der Geſellſchaft. Tauſend andere Denkmähler der Macht und des Ruhms bewei-

beweiſen zur Genüge, daß der Menſch als Eigenthumsherr der Erde ihre ganze Oberfläche verwandelt und erneuert, ja daß er von jeher die Herrſchaft mit der Natur getheilt hat.

Indeſſen giebt ihm nur die Eroberung ein Recht zu regieren. Seine Regierung iſt mehr Genuß als Beſitz; er muß ſeine Sorgfalt beſtändig erneuern, wenn er das Seinige behalten will: ſobald dieſe aufhört, ſo ſchmachtet, verdirbt und verwandelt ſich alles; alles kehrt in das Gebiet der Natur zurück: ſie tritt wieder in ihre Rechte, löſcht die Werke des Menſchen aus, bedeckt ſeine ſtolzeſten Denkmähler mit Staub und Moos, zerſtört ſie vollends mit der Zeit, und läßt ihm nichts übrig, als den quälenden Verdruß, das mühſam erworbene Gut ſeiner Vorfahren durch ſeine Schuld verloren zu haben.

Dieſe Zeiten, wo der Menſch ſein Eigenthum verliert, die Jahrhunderte der Barbarey, da alles zu Grunde geht, werden immer durch Kriege vorbereitet und bringen in ihrem Gefolge Hungersnoth und Entvölkerung. Der Menſch, der nichts vermag, als durch ſeine Anzahl, der ohne Vereinigung mit andern keine Stärke beſitzt, und nur durch den Frieden glücklich lebt, — der Menſch iſt unſinnig genug, zu ſeinem Unglück die Waffen zu ergreifen, ſich ſeinen Untergang zu erkämpfen. Gereitzt von unerſättlicher Begierde, und geblendet von dem noch unerſättlicheren Ehrgeitz, entſagt er den Empfindungen der Menſchheit, gebraucht alle ſeine Kräfte gegen ſich ſelbſt, ſucht ſich gegenſeitig zu zerſtören, und zerſtört ſich in der That. Wenn nun die Tage des Mordens und Blutvergießens vorüber ſind, und der Dunſt von Ehre zerflattert iſt, ſo ſieht er mit traurigen Blicken die Erde verwüſtet, die Künſte begraben, die Völker geſchwächt und zerſtreuet, ſein eignes Glück zu Grunde gerichtet und ſeine wirkliche Macht zerſtört.

Wer kann eine unendliche Menge von Gegenſtänden ordnen? wer kann ihre Beſchreibung in wenige Worte zuſammendrängen? wer vermag es, einen Blick in das Weltall zu thun, und gerade das Merkwürdigſte da herauszuheben, wo alles gleich wichtig und gleich wunderbar, wo der Schöpfer im ganzen Sonnen- und Sternenſyſtem nicht bewundernswürdiger als im kleinſten Stäubchen iſt? Wo iſt Anfang, wo iſt Ende eines ſolchen Blickes? Einige Punkte, einige ſtärker ins Auge fallende Gegenſtände verſprach ich zu haſchen, und vorzutragen. Dies und mehr nicht habe ich geleiſtet.

VII.

Fragmente

aus

Georg Forſters Nachlaß.

Fragmente aus Georg Forſters Nachlaß.

1.

Ueber die Vernunft, in Beziehung auf das Glück der Menſchheit.

Der Zeitpunkt, in dem wir leben, iſt, wie mich dünkt, beſonders dadurch merkwürdig, daß die Verhältniſſe der Menſchen unter einander ſich vervielfältigen, daß die Extreme durch dazwiſchen gebrachte Mittel ſich beſſer verbinden laſſen, und daß, indem ſich das Heterogene nähert, ein Gedränge entſteht, wodurch die Heftigkeit des Stoßes, welcher ſonſt ſo zerſtörend wirkte, jetzt gebrochen wird. Dafür ſcheint aber vermittelſt der Menge ſchnell auf einander folgender Berührungen und Attritionen jene milde genialiſche Wärme ſich zu erzeugen, welche die verborgenſten Kräfte der Menſchheit entwickelt und neue Anſichten der Dinge eröffnet. Die Organe des Empfangens und des Mittheilens ſind jetzt beyde mit ihrer höchſten Reitzbarkeit begabt; nie galt das große mechaniſche Geſetz der Stärke weniger, nie vermochten die intellecttuellen Kräfte ſo viel; nie empfand man inniger die ſüße Wolluſt, über die Gemüther zu herrſchen, indem man ihre Phantaſie mit den Bildern der ſeinigen erfüllte, und nie wußte man beſſer, welche ſüße Wolluſt es ſey, mit harmoniſch geſtimmter Phantaſie die Geſchöpfe einer andern ganz zu faſſen. Es iſt vielleicht unmöglich zu errathen, was dieſe allgemeine geiſtige Gährung in der Maſſe des Menſchengeſchlechts für Folgen haben, welche neue Miſchungen ſie gebären, wie ſie, geſtört oder auch durch die Fortdauer in ihrem Grade verſtärkt, anſtatt die Läuterung des Ganzen zu befördern, ſeine endliche Auflöſung vielleicht hervorbringen könne. O, mein Freund! über dieſen unerſchöpflichen Gegenſtand unſeres Nachſinnens habe ich ſo manches Traumbild in der Seele, das ich gern auch vor der Ihrigen hinaufzaubern möchte! Ich will wenigſtens verſuchen, mich verſtändlich zu machen. Sie wiſſen, an der Gränze, wo die menſchliche Vorſtellungsart ſich nur als eine Modifikation offenbart, dort bleibt uns nur Ahndung, nur Stückwerk, vielleicht gar nur

Täuſchung. Aber wenn die menſchliche Natur ſo rührend ſich ein Ziel erſehnt, nach welchem ſie hinarbeiten könne; wenn der Gedanke, daß dieſe blaue Ausdehnung, in welcher wir ſchwimmen, nach allen Richtungen hin unendlich, unermeßlich ſey, mit unwillkührlichem Schauer uns ergreift, und der Glaube an Zuſammenhang und moraliſche Conſequenz dieſes ſichtbaren Schöpfungsapparats ein ſo heiliges Bedürfniß wird, daß ohne ihn die meiſten Menſchen ſich ſelbſt als ſittliche Beſtandtheile eines ſolchen Ganzen nicht ehren, und noch weniger ſo geberden würden: dann laſſen Sie uns wenigſtens der heilſamen Wirkung dieſer Täuſchung huldigen.

1.

Ueber die öffentliche Meinung.

(Fragment eines Briefes.)

— — Sie ſehen alſo wohl, liebſter Freund, auch ich klammere mich aus allen Kräften an die tröſtliche Vorſtellungsart eines zwar nicht abſoluten, aber doch bedingten Optimiſmus und einer wahrſcheinlich weiſen Cauſalverbindung der Schickſale unſerer Gattung. Gut ſeyn, weil das Gegentheil unſerer Empfindung und unſerm ſtolzen Bewußtſeyn zuwider läuft, ſey immerhin die Vollkommenheit des durch Philoſophie gereiften Mannes; der leidenſchaftliche Jüngling, und mit ihm der gewöhnliche Menſch, will ein Ziel, worauf er hinarbeite, den Glauben an Zuſammenhang und moraliſche Conſequenz dieſes ſichtbaren Schöpfungsapparats, um ſich ſelbſt als ſittlichen Beſtandtheil eines ſittlichen Ganzen ehren zu können, und ſo geberden zu müſſen — und wenn das Täuſchung iſt, ſo laſſen ſie uns wenigſtens ihrer heilſamen Wirkung huldigen.

Die ſo oft gemachte, ſo langweilig gewordene Beſchuldigung, daß wir keine Nation, daß wir nur Oeſtreicher und Preußen, nur Ober- und Niederſachſen, oder gar nur Mainzer, Frankfurter, Leipziger, Berliner, Hannoveraner, Göttinger, u. ſ. w. ſind; ach! ſie iſt leider ſo wahr, daß ſie mich zwingt, einen Geſichtspunkt aufzuſuchen, wo eine ſolche Vereinzelung wenigſtens für die Zukunft vortheilhaft ins Ganze zu wirken ſcheint. Eine große Hauptſtadt, die den Ton angiebt, kann zwar die Reiſe ihrer Nation befördern, allein wohl ſchwerlich anders, als auf Koſten ihrer reinen Univerſalität; Rom, Paris, London, geben den Beweis. Die getheilte, rivaliſirende Cultur der griechiſchen Städte, wenn ſie auch zu dieſer extenſiven Vollkommenheit nicht gelangte, blieb ſchon darum der Natur getreuer, weil ſie immer etwas hatten, wonach ſie ihre Abweichungen corrigiren konnten. Die Vortheile unſerer geographiſchen Lage müßten uns billig noch weiter bringen; wir ſind zur vollendeten politiſchen Einheit gleichſam geſchaffen, und ſie verblühten ſchon in ihrer wetteifernden Periode.

Das einzige, was mich irre macht, iſt der unläugbar weite Abſtand, in welchem wir hinter den Ländern mit großen Hauptſtädten zurückgeblieben ſind, und die beynahe unverbeſſerliche, mit ſelbſtgenügſamem Dünkel verknüpfte Verwahrlöſung, worin wir ſchon zu verſinken ſcheinen; ſchon haben wir ſiebentauſend Schriftſteller, und deſſen ungeachtet, wie es keinen deutſchen Gemeingeiſt giebt, ſo giebt es auch keine deutſche **öffentliche Meynung.** Selbſt dieſe Wörter ſind uns ſo neu, ſo fremd, daß jedermann Erläuterungen und Definitionen fordert, indeß kein Engländer den andern mißverſteht, wenn von public ſpirit, kein Franzoſe den andern, wenn von opinion publique die Rede iſt.

Georg Forſter's
Kleine Schriften.

Kleine Schriften.

Ein Beytrag
zur
Völker- und Länderkunde, Naturgeſchichte
und
Philoſophie des Lebens,
von

Georg Forſter.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Vierter Theil.

Berlin,
in der Voſſiſchen Buchhandlung 1795.

Vorrede.

Die nach G. Forſters Tode herausgekommenen zwey Bände ſeiner kleinen Schriften ſind ſo günſtig aufgenommen worden, daß die Verlagshandlung kein Bedenken tragen konnte, auch ſeine noch übrigen zerſtreueten Aufſätze ſammeln zu laſſen.

Die erſte Nummer des gegenwärtigen Bandes ſcheint nicht in die Sammlung zu gehören, da ſie ausdrücklich „Forreſt's zerſtreute Nachrichten von der Inſel Magindanao" überſchrieben iſt. Aber G. Forſter hat dieſe Nachrichten durch eine gänzliche Umänderung der Ordnung, und durch eingeſtreute Reflexionen ſo zu ſeinem Eigenthum gemacht, daß man ſie wohl mit in eine vollſtändige Sammlung ſeiner kleinen Schriften aufnehmen konnte.

Dodd's Leben, das im Jahre 1779 einzeln herauskam, iſt zwar eine Jugendarbeit des Verfaſſers; es ſchien aber eines neuen Abdrucks um ſo mehr werth, da ſich die erſte Auflage ſchon lange gänzlich vergriffen hatte.

Die Aufnahme der übrigen Nummern in dieſem Bande bedarf keiner Entſchuldigung. Von dem Aufſatze über die Pygmäen (Nr. IV.) merken wir nur an, daß er aus den Heſſiſchen Beyträgen ꝛc. genommen iſt. Die Fragmente unter Nummer VII. haben ſich noch in G. Forſters litterariſchem Nachlaſſe gefunden, und ſind hoffentlich auch in ihrer jetzigen Geſtalt des Druckes nicht unwerth.

Inhalt.

I. Des Schiffshauptmanns Forreſt zerſtreute Nachrichten von der Inſel Magindanao Seite 1

II. Leben Dr. Wilhelm Dodds, ehemaligen Königl. Hofpredigers in London S. 47

III. Geſchichte der Engliſchen Litteratur vom Jahre 1790 . S. 169

IV. Ueber die Pygmäen S. 313

V. Ueber hiſtoriſche Glaubwürdigkeit. (Vorrede zu Beniowsky's Memoiren.) S. 343

VI. Ueber den gelehrten Zunftzwang. (Vorrede zu Volney's Ruinen) S. 373

VII Fragmente S. 385

I.

Des Schiffshauptmanns Forreſt zerſtreute Nachrichten von der Inſel Magindanao.

Im November 1774 ging Herr Schiffshauptmann Thomas Forreſt in einem kleinen Fahrzeuge von der Inſel Balambangan (an der Nordſpitze von Borneo) unter Segel. Er beſuchte die Inſeln Sulu, Batſchian und Waygiau, und erreichte einen Hafen auf der Nordküſte von Neuguinea, ſchiffte ſodann wieder zurück nach Waygiau, und von da nach Myſſol (Mixoal), Magindanao und Borneo, und endlich im Junius 1776 nach Fort Marlboro' (Benkulen) auf der Inſel Sumatra. Dieſe Reiſe hat er in einem 1779 zu London mit vielen Karten und Kupfern herausgekommenen Quartbande: Voyage to New Guinea and the Moluccas, beſchrieben. Eins und das andre aus der Erzählung dieſes wackern Mannes hier auszugsweiſe mitzutheilen, trage ich um ſo weniger Bedenken, als das Buch ſelbſt zu überſetzen, wegen des mehrentheils bloß nautiſchen Inhalts, ein mißliches Unternehmen ſeyn dürfte. Wer die Urſchrift kennt, wird wiſſen, daß ich hier das Weſentliche von 135 Seiten im größten Quartformat mühſam zuſammengeſucht habe.

Magindanao, ſonſt Mindanao, iſt die ſüdlichſte Inſel jener herrlichen Gruppe, welche zwiſchen Schina und Borneo liegt, und den Europäern zugleich mit Magellans Tode bekannt wurde; demungeachtet wird ſie, ſelbſt von Spaniern, nicht immer unter die Philippinen gezählt. Sie iſt ungefähr ſo groß, als Irland, hält zweyhundert Deutſche Meilen im Umfange, und liegt zwiſchen 5 Gr. 40 Min. und 9 Gr. 55 Min. nördlicher Breite, und zwiſchen 119° 30′ und 125° öſtlicher Länge von Greenwich *). Sie hat feuerſpeyende Berge, große und kleine Seen, und anſehnliche Flüſſe; viele von ihren Bächen führen Gold. Das Erdreich iſt auf einer ſo großen Inſel nicht

---

*) Die königliche Sternwarte zu Greenwich liegt 4′ oſtwärts von London, oder 17° 58′ oſtwärts von dem Meridian der Inſel Ferro. Meine Reiſebeſchr. I. S. 23.

überall gleichartig; doch im Durchſchnitte fett und fruchtbar. Hügel und Berge wechſeln mit großen Ebenen ab, die theils mit Waldung, theils mit langem Graſe bedeckt ſind. Die Menſchen ſind im Innern noch ſehr ſparſam zerſtreut, wilde Schweine und Hirſche (deer) ſind deſto häufiger. Pferde und Ochſen werden ebenfalls wild in großen Heerden angetroffen. Auch giebt es vielerley Schlangen, und in den größeren Flüſſen Krokodile. Zimmet, Caſſienholz, Reis, Aronswurzeln, Wachs und Bauholz bekommt man in Menge. Allerley Früchte des heißen Indiens ſind zwar vorhanden, allein die Gartenkunſt iſt in ihrer Kindheit, folglich ſind die Früchte weniger ſchmackhaft als auf einigen benachbarten Inſeln. Das Klima iſt heiß, und der Nordoſt-Monſun bringt ſchönes Wetter. Während des Südweſt-Monſuns, giebt es vielen Regen und bisweilen Sturm; demungeachtet iſt die Inſel geſund, außer an der Südweſtſpitze, auf dem Spaniſchen Etabliſſement zu Sambuangom, welches dergeſtalt von Bergen eingeſchloſſen iſt, daß der Wind daſelbſt die Luft nicht reinigen kann. (S. Voyage dans les mers de l'Inde par M. le Gentil. Tom. 2.)

Forreſt theilt die Inſel in drey Hauptgegenden. Der erſte und anſehnlichſte Diſtrikt, der ehedem faſt die ganze Seeküſte in ſich begriff, gehört dem Sultan von Magindanao, der ſich in oder doch unweit der Stadt dieſes Namens aufhält. Der andere iſt ein beträchtlicher Theil dieſer Seeküſte, den die Spanier auf der Nordoſt-, Nord- und Weſtſeite der Inſel an ſich geriſſen, und von den Philippinen aus mit Kolonieen von getauften Biſayas *) beſetzt haben. Der dritte Bezirk iſt das Innere der Inſel, vornehmlich im Umkreiſe des großen Lano-Sees, welcher fünf Deutſche Meilen im Durchmeſſer, und funfzehn im Umkreiſe hält. Sechzehn Sultane und ſiebzehn Radjahs haben hier an den Ufern dieſes Sees ihre unabhängige Herrſchaften, welche ſämmtlich unter dem gemeinſchaftlichen Namen **Illano** oder **Illanon** begriffen werden. Ihre Unterthanen zuſammen genommen belaufen ſich auf ſechzigtauſend und drüber, ſind aber ſehr ungleich vertheilt; denn einige Sultane haben bis zehntauſend, und einige Radjahs nur hundert Menſchen zu gebieten. Die Zahl der Unterthanen im Spaniſchen und eigentlich Magindaniſchen Gebiete hat Forreſt nicht benannt.

---

*) Biſayas nennen die Magindaner alle Einwohner der Philippinen überhaupt. Wahrſcheinlich ſind es die Völker, welche die Seeküſten dieſer Inſeln vor Ankunft der Spanier inne hatten.

Die Einwohner der Inſel ſind mancherley. Vielleicht ſind die Haraforas (auch Alfuris) die urſprünglich Eingebornen. Dieſes ſtille, unſchädliche Volk bewohnt das Innere aller Philippinen-, Molucken-, aller großen Oſtindiſchen Inſeln, und endlich auch die Gebirge von Neuguinea, wenn anders unter dem Namen Haraforas überall nur eins und daſſelbe Volk verſtanden wird. Nach den wenigen Zügen zu urtheilen, die uns die Reiſebeſchreiber von dieſen Menſchen aufgezeichnet haben, ſollte ich es wenigſtens vermuthen. Kleine Verſchiedenheiten, Nüancen der Sitten und des Dialekts, welche von localen Umſtänden abhangen, laſſen ſich vorausſehen.

Ein Hauptzug, woran man ſie überall erkennt, iſt der Fleiß, den ſie auf den Ackerbau verwenden. Auf Magindanao bauen ſie ſo viel Reiß, daß die nahe gelegnen Inſeln damit verſorgt werden können. In den Molucken, und ſogar in Neuguinea, ſind ihre Pflanzungen von Piſangs, Kokosbäumen, Wurzeln u. d. gl. am beſten beſtellt. Das Glück, die Früchte ihrer Betriebſamkeit zu genießen, iſt aber andern Völkern aufbewahrt. Die armen Haraforas werden faſt durchgehends von den Küſtenbewohnern, die wahrſcheinlich ſpätere Ankömmlinge ſind, gemißhandelt und gedrückt. Nirgends erlaubt man ihnen ihren Vorrath ſelbſt zu verhandeln: ihren übermüthigen Lehnsherren müſſen ſie alles faſt umſonſt hergeben.

Auf Magindanao ſieht man ſie nicht viel beſſer als Sklaven an; wenigſtens werden Ländereyen mit den darauf befindlichen Haraforas verkauft. Anſtatt der Kriegsdienſte, welche die Kanakans, d. i. Mahometaniſche Vaſallen, leiſten müſſen, wird den Haraforas ein Tribut abgenommen. Eine Familie liefert bisweilen zehn Battellen *) Paly, oder Reiß in der Hülſe, jedes Battel vierzig Pfund ſchwer; drey Battellen gedroſchenen Reiß, jedes von ſechzig Pfunden; ein Huhn, eine Traube von

---

*) Battel, ein cylindriſches Maß, welches 13½ Zoll engl. hoch iſt, und eben ſo viele im Durchmeſſer hat.

Piſangfrucht, dreyßig **Klody** oder Aronswurzeln, und funfzig Aehren türkiſchen Weizen. Im Durchſchnitte fällt die Abgabe zwar etwas geringer; allein es giebt noch ein anderes Mittel die Haraſoras zu drücken. Sie müſſen noch außer jener Landtaxe, um den geringen Werth eines **Kangan**, zweytauſend Pfund Reiß verkaufen, da doch der Kangan zu Magindanao auf öffentlichem Markte nur hundert und zwanzig Pfunde gilt. Der Kangan iſt ein grober, dünner Kattunzeug, neunzehn Zoll breit, und etwa achtzehn Schuh lang, und wird in Schina verfertigt. Zu Magindanao gilt er einen halben Spaniſchen Piaſter, und vertritt daſelbſt, nebſt dem Reiß, die Stelle der Münzſorten. Außer dieſen giebt es noch dreyerley gangbare Waaren, welche dort an Geldesſtatt gebraucht werden können, nämlich: **Kauſong**, eine Art ſchwarzen Nankingſtoffes; **Kompau**, eine ſtarke weiße, Schineſiſche Leinwand, und **Malon**, ein aus Piſangfaſern im Lande ſelbſt verfertigter, neun Schuh langer und drey Schuh breiter Zeug. Von letzterem wird die gewöhnliche Kleidung der gemeinen Weibsperſonen, in Geſtalt eines weiten Sackes ohne Boden, gemacht. Sonſt berechnet man auch den Werth der Dinge noch auf eine andere Art, indem man ſpricht: dieſes Haus, Schiff ꝛc. iſt ſo oder ſo viele Sklaven werth, wobey für jeden Sklaven dreyßig Kangans gezählt werden.

Die Haraforas bezahlen ihre Abgaben nicht allemal in bloßen Erdfrüchten. Der Tribut von fünfhundert Familien, den ein Einnehmer des **Radjah-Mudo** in Forreſts Beyſeyn zurück brachte, beſtand in 2870 Battellen Reiß in der Hülſe; 490 Spaniſchen Piaſtern; 160 Kangans; 6 Tayls Gold (ungefähr 180 Rthlr. an Werth) und 160 Malonen. Iſt es noch zu verwundern, daß die Unglücklichen, die auf ſo mancherley Art gerupft werden, ihren Tyrannen nicht immer ſtille halten, ſondern öfters ihren Wohnſitz verändern, und zuweilen auf das innerſte Gebirge, fern von allen Tributeinnehmern, flüchten?

In den Molucken geht es ihnen nicht beſſer. Dem Herrn von Bougainville hat man es zwar aufgebunden, daß die Haraforas auf der Inſel **Burro** (Borro) unabhängig ſind, und nur gelegentlich den Chef des dortigen Holländiſchen Poſtens beſuchen. Er nennt ſie daher ein weiſes Volk, welches den

Europäiſchen Tand, für den andre die Freiheit hingeben, mit Verachtung von ſich weiſet. Allein man hatte dafür geſorgt, daß er ſelbſt keine Haraſoras zu ſehen bekäme, und daß ſie nicht mit ihm unmittelbar handeln konnten. (Voyage autour du Monde p. 312.) Uebrigens wiſſen die Politiker wohl, daß ein Volk, welches ſich mit Spielzeug nicht auf eine oder die andre Art den Teufel blenden ließe, wenigſtens noch nicht als Volk auf dieſer Erde exiſtirt.

Die elenden Papuhs, die ſich an der neuguineiſchen Seeküſte aufhalten, haben nicht weniger als die übrigen Küſtenbewohner, einen ſtarken Tribut von den dortigen Haraſoras. Sie ſind zu träge, um ſelbſt Pflanzungen anzulegen, in einem Lande, wo die Natur doch reichlich erſtattet, was man ihr anvertrauet. Daher müſſen ihnen die Haraſoras Piſangfrüchte, Kalvanſenbohnen, u. d. gl. unentgeldlich liefern. Ein Hackmeſſer, ein für allemal gegeben, verpflichtet den, der es empfängt, zu einem immerwährenden Tribut. So hoch, ruft Forreſt, wird dort das Eiſen geſchätzt! und ſo weit, hätte er noch eigentlicher ſagen können, treiben

Menſchen mit Menſchen den Muthwillen der Uebermacht.

Im Spaniſchen Gebiete an den nördlichen Küſten von Magindanao, ſind viele Haraforas zur katholiſchen Religion bekehrt worden. Herr Forreſt meynt, dies ſey um ſo leichter möglich geworden, da dieſe Religion ihnen nicht das Schweinefleiſch zu eſſen verbiete. Allein wer wiſſen will, was es mit dieſen vermeynten Bekehrungen auf ſich hat, der muß le Gentils Reiſe nachſchlagen, und lernen, daß ein guter Chriſt in dortigen Gegenden weiter keine Pflicht auf ſich hat, als einige mal im Jahre Meſſen zu hören, und, wenn er ſie verſäumt, mit derben Peitſchenſchlägen und Geldſtrafen dafür zu büßen. (S. Voyage dans le mers de l'Inde, Tome 2.)

Die Haraforas kleiden ſich auf der Inſel Magindanao in eine Art ſtarken Zeuges, den ſie aus flachsähnlichen Faſern verfertigen *). Sie machen ſich ein Wams oder eine Jacke daraus, deren ſich Perſonen beyderley Geſchlechts bedienen. Die Männer binden ein Tuch um den Leib, und zwiſchen den Schen-

---

*) Wahrſcheinlich die vorhingenannten Malonen.

keln; die Weiber hingegen haben kurze Unterröcke. Zierathen für beyderley Geſchlecht ſind meſſingene Ringe zu fünfen und ſechſen über einander an Armen und Beinen, Schnüre mit Glaskorallen um den Hals, einzelne Glaskorallen, oder meſſingene Ringe in den Ohren, welche bis auf die Schultern hangen. Um die Ohren lang zu dehnen, ſtecken ſie in das durchbohrte Läppchen ein aufgerolltes elaſtiſches Blatt, welches, wie die Feder an einer Taſchenuhr, wirkt *). Die Mannsperſonen binden in ihr Haar eine runde platte hölzerne Scheibe, die ſechs Zoll im Durchmeſſer und einen halben Zoll an Dicke hält, und flach auf dem Kopfe liegt. Dieſe Friſur ſoll ihnen ganz artig laſſen. Bogen und Pfeil ſind ihre Waffen; können ſie aber ſo viel aufbringen, ſo ſchaffen ſie ſich Schwert, Lanze und Schild, um es den Mahometanern nachzumachen: ein Beweis, daß auch hier die Eitelkeit, wider des Herrn von Bougainville Vermuthen, ſich einzuſtellen nicht vergeſſen

---

*) Dieſelbe Gewohnheit trifft man bey den Einwohnern der Oſterinſel im Südmeere an; das daſelbſt gebrauchte Blatt iſt vom Zuckerrohr. (S. meine Reiſebeſ., I. Th. S. 425.)

hat. Der Kopfputz der Weiber giebt ihnen einige Aehnlichkeit mit den indiſchen Tänzerinnen zu Madras; ſie binden ihr Haar im Nacken, und flechten es in Zöpfe.

In den verſchiedenen Gegenden der Inſel zählt man bis dreyzehn verſchiedene Dialekte oder Mundarten, worunter einige in der That merklich von einander abweichen ſollen. Ob es bloße Abarten der Haraforas-Sprache ſind, beſtimmt Forreſt nicht. Eine davon heißt **Bangil-Bangil**, nach einem Völkchen, oder vielmehr nach einigen verlaufenen Menſchen, die ſich in der Gegend des Hafens Tuna unter den Gebüſchen in freyer Luft, oder höchſtens in hohlen Bäumen aufhalten, indem ſie es der Mühe nicht werth achten, ſich ein beſſeres Obdach zu verſchaffen. Die Haraforas in Neuguinea wohnen zwar auch auf Bäumen; allein ſie bauen Hütten auf den Aeſten, und ſteigen auf einer Leiter hinein, welche ſie des Nachts nach ſich ziehen. Die Bangil-Bangil hingegen, denen auch dieſer Anfang des geſitteten Lebens mißfällt, können ſich noch viel weniger zum Ackerbau bequemen. Sie leben von der Jagd, und wälzen ſich zu dem Ende, wie die Schweine, denen ſie nachſtellen, in ſchlammigen Pfützen. Kommt nun die wilde Heerde zur Schwemme herbeygerannt, ſo fällt ſie dieſen vor Schlamm ganz unſichtbaren Jägern in die Hände. Vielleicht entſpringen dieſe **Wilden**, die mit Recht den Namen tragen, von jenen unterdrückten Haraforas, die ihren Frohnvögten entlaufen, und einer menſchlichen Lebensart, und den damit verknüpften Gemächlichkeiten entſagen, um nur nicht länger für andre arbeiten zu müſſen. Die dortigen Gegenden ſind reich an Beyſpielen gefolterter und zur Verzweiflung getriebener Menſchen. So erzählt **le Gentil** *), daß die Einwohner der Inſel Guahan unter den Diebsinſeln oder Marianen, des Spaniſchen Joches müde, ſich feſt verbunden haben, ihr Geſchlecht nicht weiter fortzupflanzen, um ihren grauſamen Gebietern keine neue Sklaven zu zeugen. Eine traurige Ausſicht für die Menſchheit, wenn ſie nicht mehr Kraft genug beſitzt, der Sklaverey auf eine andere Art, als durch den Tod, zu entgehen! Manchen Philoſophen gefiele es dann noch beſſer, daß die Menſchen lieber wild würden, um der Geißel zu entfliehen, wie hier die **Bangil**-

---

*) Voyage dans les mers de l'Inde, Tome 2.

Bangil auf Mindanao; nur ſchade, daß es viel zu ſparſam geſchieht. Die Sultane groß und klein ſind ihrer Sache noch überall ſo ſicher; die zahmen, geduldigen Laſtträger machen immer noch den größten Haufen, können ihre feige Natur nicht verläugnen, und halten dem Vampyr ſtill, der ſie ausſaugt, und langſam tödtet.

Eine zweyte Art Einwohner auf Magindanao ſind die dortigen Mahometaner. Vor der Umſchiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung durch die Portugieſen, ward der Handel nach Schina und den öſtlichen Inſeln, von der Küſte Malabar, dem rothen Meere, und dem Perſiſchen Buſen aus, betrieben. Damals waren gleichwohl die Seereiſen ſeltener, die Schifffahrt in noch unbekannten Meeren war gefährlicher, und die Kaufleute pflegten daher ſich in den Handelsplätzen, die ſie beſuchten, lange aufzuhalten, oft Häuſer zu bauen, auch wohl an jedem Orte ein Weib zu nehmen. Magindanao, von ungeſitteten Menſchen bewohnt, denen Eiſengeräthe und ähnliche Waaren willkommen ſeyn mußten, reitzte alſo die Arabiſchen Kaufleute durch ſein häufiges Gold, Wachs und Zimmet, ſich dort niederzulaſſen, und endlich feſten Fuß zu gewinnen. Die Geſchichte ſpricht nur von den drey letzt verfloſſenen Jahrhunderten: was vor dieſen auf der Inſel zwiſchen den Einheimiſchen und den neuen Anſiedlern vorgegangen iſt, bleibt in undurchdringliche Nacht verſunken.

Jener Zeitpunkt aber war es, in welchem ein vornehmer Araber, **Scherif Ali**, von Mekka nach Magindanao herüber kam, die Tochter des letzten Königs aus dem damals regierenden Stamme heirathete, und den in dieſer Verbindung gegründeten Anſpruch auf die Thronfolge geltend zu machen wußte. **Malampayan** und **Lyſuden**, ein paar kleine Orte, hatten ihn zuerſt aufgenommen; bald folgten die vier größern Städte, **Magindano**, **Salangan**, **Katibruon** und **Semayaman**, dem gegebenen Beyſpiel. Um die nämliche Zeit gelang es den Brüdern des **Scherif**, dem einen, Sultan von Borneo, dem andern, Sultan der Moluckiſchen Inſeln zu werden. Dieſer Umſtand ſcheint anzuzeigen, daß die drey Brüder, als Eroberer, mit einer Kriegsmacht in dieſe Gegenden gezogen ſind; denn ohne Wunder läßt es ſich kaum glauben, daß ſie alle drey einen Thron erheirathet hätten.

ten. Allein jene mit Politik verſchwiſterte Eroberung, konnte auch noch die Religion zur Bundsgenoſſin haben. Durch den Umgang mit Arabiſchen Kaufleuten war bereits der Islam in Magindanao eingeführt, und eine Menge von Urſachen konnten ihn dem heidniſchen Volke annehmlich gemacht haben. Es erhielt zu gleicher Zeit Sitten aus eben der Quelle, woher dieſe Religion ihm zugefloſſen war, es erhielt feineres ſinnliches Gefühl, und ſeine ſchlummernden Seelenkräfte wurden elektriſch berührt. Sobald die Menſchen etwas weniger Gegenwärtigem, als bloß ſinnlichen Eindrücken offen ſtanden, hatte man das Seil um ihre Hörner geworfen, und nichts war leichter als auf ihnen querfeldein zu reiten. — Nun trat Ali aus dem heiligen Lande der Mahometaner, aus Arabien, hervor, und rühmte ſich wohl gar, als ein erhabener Scherif, ſeiner Herkunft von dem Afterpropheten. Die Menge glaubte bald, und den noch etwa murrenden Zweifler überzeugte des Ueberwinders Schwert.

Mit ihm kamen oft eine Menge Araber ins Land, deren Abkömmlinge man noch heutiges Tages unter den vornehmen Einwohnern des Magindaniſchen Reiches antrifft. Sie werden daſelbſt anjetzt mit dem in Afrika und Indien ſo gewöhnlichen, und doch überall ſo unbeſtimmten Namen: **Mauren** (moors), bezeichnet. Das ſchöne Land, wohin ihre Vorfahren verſetzt wurden, entfernte ſie allmählig von der Strenge ihrer väterlichen Sitten, und der Handel mit den wollüſtigen Schineſen brachte ſie vollends darum. Die jetzige Lebensart der Mauren iſt ſchon ſo gemiſcht, daß man ihren Urſprung ſchwerlich daran erkennen würde. Die Arabiſche Sprache haben ſie gegen die einheimiſche Magindaniſche vertauſcht, die ſchon an ſich wortreich und nervös, und durch beygemiſchte Schineſiſche und Arabiſche Wörter noch reicher geworden iſt.

Eine Spur des Arabiſchen Herkommens ſowohl, als der Vermiſchung mit den ehemaligen Magindanern, liegt noch in der gewiſſermaßen feudaliſchen Staatsverfaſſung. Der Sultan iſt bey weitem kein Deſpot. Die Datus, welche Forreſt mit dem Engliſchen Oberhauſe (barons) vergleicht, ſtehen in nicht geringerem Anſehen, und wählen ſchon bey Lebzeiten des Sultans einen **Radjah-Mudo**, (d. i. **jungen König** oder Thronfolger) faſt wie die deutſchen Reichsſtände einen römiſchen König wählen. Zuweilen wird ſogar auch dieſem ſchon ſein Erbe beſtimmt, dem der Titel: Waraynama *) beygelegt wird. Ohne den Rath der Datus darf der Sultan keine wichtige Staatsangelegenheit abthun. Indeſſen meynt unſer Engländer doch, was hier erſcheine, ſey nicht eigentlich die Freyheit ſelbſt, ſondern nur ihr Geſpenſt; denn die Kunſt, durch Geſchenke und einträgliche Stellen zu gebieten, verſteht man auch in Magindanao. Der Polizeyverwalter, der Admiral, und die ſechs Richter **) werden von dem Sultan ernannt. Außer dieſen giebt es noch ſechs Amba-Radjah, eine Art Volks-Tribunen, welche die Rechte der niedern Klaſſen verfechten ſollen; allein ihre Würde iſt erblich, und pflanzt ſich allemal auf den Erſtgebornen fort. Abermal eine zweydeutige Ausſicht für die Freyheit des Volks, welches theils aus den vorhin erwähnten Haraforas, oder glebae adscriptis, und theils aus Kanakans oder mahometaniſchen Vaſallen beſteht. Letztere zahlen einige Abgaben, und müſſen mit dem Sultan zu Felde ziehen, genießen aber übrigens noch wirklich viele Vorrechte. Der Sultan darf es ihnen nicht einmal wehren, ſich ihren Neigungen zu überlaſſen, und auf Seeräubereyen auszugehen. Die wenigſten unter ihnen, etwa die im flachen Lande an den Ufern der Flüſſe wohnen, geben ſich mit der Reißkultur ab; ihre Lieblingsbeſchäftigung iſt, unter den Philippiniſchen Inſeln umher zu kreuzen. Dorther entführen ſie eine Menge Sklaven, meiſtentheils **Biſayas**, die zur chriſtlichen Religion übergegangen ſind; und bisweilen auch Spanier. Mit dieſen Gefangenen wird ein ſtarker Handel auf allen umliegenden Märkten getrieben. Die Schifffahrt wird durch dieſe Korſaren, die man in jenen Gewäſſern **Mangaio** nennt, höchſt unſicher und gefährlich; allein nicht bloß die Magindaner, ſondern auch die Einwohner von Sulu, die räuberiſchen **Tadong** oder **Tirun**, an der Nordoſtküſte von Borneo, die Makaſſaren, und überhaupt die meiſten dortigen Inſelbewohner **Malayiſchen** Urſprungs treiben dies ſchändliche Gewerbe. Den Spaniern haben ſich hauptſächlich die drey und dreyßig Illanofürſten furchtbar gemacht. Ihr Gebiet gränzt auf der Südküſte von Magindanao bis an das Meer, und der daſelbſt befindliche große Buſen heißt deshalb die Illano-Bay *). Von hieraus pflegen ſie die Spaniſchen Beſitzungen zu beunruhigen; ja, ſie haben ſogar mitten unter den Philippiniſchen Inſeln ein kleines Eiland, **Burias**, in Beſitz genommen, und daſelbſt eine Kolonie angelegt. Rund um dieſes Eiland liegen Sandbänke und Klippen ziemlich weit in See, wodurch bisher alle Verſuche der Spanier, die Seeräuber zu vertreiben, gänzlich vereitelt worden ſind. Von 1765 bis 1775 haben die Spanier auf den kleinen Inſeln **Babuyan** (los Babuyanes) an der nördlichſten Spitze der Philip-

---

*) Das Wort bedeutet wörtlich ein Kind männlichen Geſchlechts.

**) Mutuſingneud; Capitan Laut, und ſechs Manterays.

---

*) Eigentlich gehört zwar der Seeſtrand, auch in dieſer Gegend, dem Sultan von Magindanao, ſo weit landeinwärts, als der Schall einer Trompete oder eines Horns gehört werden kann; inzwiſchen begreift man leicht, daß, da er ſeinen eigenen Unterthanen nicht verwehren kann, Seeräuber zu werden, ſolches noch viel weniger in Anſehung der Illanes geſchehen könne.

---

einen großen Schaden erlitten. Die kleinen Magalo-Fahrzeuge ſind ungefähr funfzig Schuh lang, und kaum drey Schuh breit; ſie bedienen ſich daher der Ausleger*) zu beyden Seiten, ohne welche ſie nicht fortkommen würden. Sie rudern mit der größten Schnelligkeit, führen einen Maſt, oder eigentlicher, einen Dreyfuß von Stangen, woran das dreyeckige Segel aufgezogen wird. Bey ſtürmiſchem Wetter werfen ſie ein Anker aus, und laſſen ein langes Kabeltau auslaufen, vermittelſt deſſen ihr Fahrzeug den Wellen den Schnabel zukehrt. Im äußerſten Nothfalle ſpringen ſie über Bord, und indem ſie nur den Kopf über dem Waſſer halten, klammern ſie ſich an die Ausleger, und hangen einige Stundenlang in dieſer Stellung, um das Fahrzeug zu erleichtern. In der That iſt die Mannſchaft auch faſt die ganze Ladung; denn ſie führen weder Ballaſt noch großen Vorrath von Lebensmitteln. Wenn ſie etwas Reiß an Bord haben, ſo halten ſie ſich hinlänglich verſorgt, indem ſie überall während der Ebbezeit auf den Korallenbänken die Kima oder Rieſenmuſchel (Chama gigas, *Linn.*) zu finden wiſſen, wovon das Fleiſch oft über dreyßig Pfunde wiegt. Iſt ihr Fahrzeug etwas größer, ſo verſtecken ſie es hinter Klippen und Waldſpitzen, oder in kleinen Buchten, und gehen ſo lange in Kähnen (Sampanen) auf den Raub aus, bis ihr Schiff geladen iſt. Die elende Politik der Spanier, die den getauften Biſayas, ihren Unterthanen, den Gebrauch des Schießgewehrs verſagt, benimmt dieſen zugleich das einzige Mittel, den Korſaren zu widerſtehen. Während des Ruderns werden kupferne Pauken (gongs) geſchlagen, und die ganze Mannſchaft ſtimmt ein Lied an, welches den doppelten Effekt hat, ſie aufzumuntern, und ihre Arbeit durch das Regelmäßige des Takts zu erleichtern. Dieſer Gebrauch iſt nicht nur alt in der Welt, wie das Keleusma der Griechen beweiſet, ſondern auch ſehr allgemein. Geſänge dieſer Art ſind bey den Provenzalen, den Malabaren, den Javaneſen und den Moluckanern ebenfalls üblich, jedoch bey jeder Nation charakteriſtiſch.

---

*) Der Ausleger iſt eine ſtarke Stange ſo lang wie das ganze Fahrzeug, welche demſelben parallel, auf dem Waſſer ruhet, und mit dem Fahrzeuge vermittelſt zweier Querbalken verbunden wird; mithin das Umſchlagen verhütet. (Outrigger, Engl. Balancier. Fr.)

Bey den Magindaniſchen Korſaren ſteht das Andenken des großen **Scherif Ali** in ſolcher allgemeinen Achtung, daß ſie oft, ehe ſie auslaufen, nach ſeinem Grabe eine Wallfahrt thun. Einer feyerlichen Handlung dieſer Art hat Herr Forreſt ſelbſt beygewohnt. Das Grab liegt ungefähr drey Engliſche Meilen überhalb der Wohnung des **Radjah-Mudo** oder Thronfolgers von Magindanao. Es iſt weiter nichts als ein Haufen ohne Ordnung aufgethürmter Korallfelſen; alſo den Taheitiſchen Begräbniſſen (Marai) ſehr ähnlich. Die Räuber ſtiegen aus ihrem Fahrzeuge an das Ufer, jeder mit einem kleinen angezündeten Wachslichte in der Hand, welches auf den Steinen befeſtigt ward. Während einiger zwanzig Minuten ſagten ſie ihre Gebete her, machten hierauf den **Salam** *), verließen ihre Kerzen brennend, und gingen nunmehr zuverſichtlicher auf die Plünderung der Inſel Tuluhr aus, wo einer ihrer Spießgeſellen in einer ähnlichen Beſchäftigung erſt neulich das Leben eingebüßt hatte. Wie ſehr beſtätigt nicht dieſe angenommene Kanoniſation des Scherifs das vorhin geäußerte Vermuthen, daß bey ſeiner Eroberung von Magindanao die Religion mit im Spiele geweſen ſey!

---

*) Salam iſt die orientaliſche Art Ehrerbietung auszudrücken; eine Verbeugung, wobey beyde Hände zuſammengefügt bis zur Höhe des Hauptes erhoben werden.

Die Einwohner des Bezirks Illano kommen in Abſicht des Charakters, der Sprache, Verfaſſung und Religion völlig mit den Magindanern überein; nur ſcheint es nicht, daß ihre Fürſten ſich, wie die Magindaniſchen, einer Arabiſchen Abkunft zu rühmen hätten. Mit dieſen mächtigen Sultanen haben ſie ſich indeß von jeher durch Heyrathsallianzen verbunden. Das Uebergewicht dieſer Arabiſchen Macht, welche die Illanofürſten im Zaume hält, iſt freylich erſt eine Erſcheinung ſpäterer Zeiten; denn ehedem hatten die vier Hauptorte des jetzigen Magindaniſchen Gebiets, Magindanao, Selangan, Katibtuan und Semayanan, jeder insbeſondere das Vorrecht, daß ſie von den Ufern des Landſees Dano eine kleine Portion Erde nehmen durften, worauf ihre Regenten bey der Krönungsceremonie geſtellt wurden. Von dieſem See, Dano, erhielt zuerſt die umliegende Gegend, und in der Folge die ganze Inſel den Namen **Magindanao**, d. i. **Familien im Umkreiſe des Sees** *). Der kleine Dano-See hält ungefähr eine halbe Engliſche Meile im Umfange, und ergießt ſich durch den **Magindanaofluß**, der kaum achtzehn Schuh breit, und eine Engliſche Meile lang iſt, in den großen Pelandſchy-Strom, welcher dort mit der Themſe bey London einerley Breite hat. An dem Pelandſchy liegen die Städte Magindanao und Selangan, die eine oberhalb, die andre unterhalb der Mündung des Magindanaofluſſes.

Dieſen und ähnlichen Oſtindiſchen Wohnſitzen giebt man allerdings ſehr uneigentlich den Namen einer Stadt. In Magindanao ſtehen zwanzig Wohnungen; Selangan hingegen enthält an zweyhundert Häuſer, wovon viele in einer Reihe, faſt eine halbe Engliſche Meile dem Ufer entlang, gebauet ſind; allein überall ſieht man Gärten, mit Kokospalmen, Mango und Kakaobäumen, Piſangſtämmen und Zuckerrohr, ja ſogar ganze Reißfelder dazwiſchen. Ueberhaupt wohnen die Mahome-

---

*) Der Pater Combés ſagt: Mindanao quiere dezir: *hombre de laguna.*

taner ungern dicht an einander, und wählen, des öftern Waſchens halber, am liebſten eine Lage am Fluſſe. Dies geht in Magindanao um ſo leichter an, weil die Bevölkerung und folglich auch der Werth der Ländereyen ſehr gering iſt. Bey jedem Hauſe befindet ſich eine Verzäunung im Fluſſe, welche ſtatt eines Bades dient; außerhalb dieſer Verzäunung darf man es, der häufigen Krokodile wegen, nicht wagen, ins Waſſer zu gehen. Das Bad wird wenigſtens einmal in vier und zwanzig Stunden von jedermann gebraucht. Die gewöhnliche Badezeit iſt Morgens und Abends; doch ſieht man auch zu allen Stunden Leute im Waſſer. Hier, ſo wie in Sulu, läßt das andere Geſchlecht ſehr von derjenigen ſtrengen Ehrbarkeit nach, welche in Orientaliſchen Ländern ſonſt üblich iſt. Frauenzimmer aus dem Mittelſtande gehen beynahe völlig ausgekleidet in das Bad, da hingegen die Einwohnerinnen von Sumatra, und ſelbſt von Borneo und Celebes, bey dieſer Gelegenheit ein weites Hemd anziehen, welches ſie vom Haupt bis zu den Füßen verhüllt.

In Selangan und weiter am Fluſſe hinauf, in Coro-Intang, der Reſidenz des jetzigen Rajah-Mudo oder Thronfolgers, wohnen eine Anzahl Schineſiſcher Anſiedler, theils Zimmerleute, Müller und Arrackbrenner, theils aber Kaufleute, die von den Vornehmen ſehr gedrückt und eingeſchränkt werden. Ueber einen gewiſſen Bezirk hinaus dürfen ſie keinen Handel treiben, aus Beſorgniß, ſie möchten ihn ganz und gar an ſich ziehen. Sind ſie einigermaßen wohlhabend, ſo dringt ihnen dieſer oder jener Datu (Edelmann) anſehnliche Summen auf, die er auf ſeinen Streifereyen eingeerntet hat, und läßt ſich dafür ſchwere Intereſſen zahlen. Mit einem Worte: ihr Fleiß hat dort das Schickſal, welches die Induſtrie der Juden in Europa getroffen hat. Mit Schina ſelbſt haben ſie nicht mehr Verkehr, ſeitdem die Spanier in Sambuangan keine Schineſiſche Junken (kleine Schiffe) vorbey laſſen wollen. Indeß würde ohne dieſe wenigen Schineſen noch manches aus der Fremde geholt werden müſſen, was jetzt, ſo ſchlecht es immer ſeyn mag, auf der Inſel ſelbſt verfertigt wird. Die Magindaner ſind in den Künſten äußerſt unerfahren. Den Reiß ſtampfen ſie in hölzernen Mörſern, um ihn von der Hülſe zu befreyen, da hingegen die Schineſen vermittelſt eines Mühlwerks weit geſchwinder damit fertig werden. Ihre Ernte geht ſehr langſam von ſtatten, indem jede Aehre einzeln abgeſchnitten wird. Das Reißſtroh weiß man gar noch nicht zu benutzen. Die Schmiede können dort ſchlechterdings nichts zu Stande bringen, wozu mehr Kunſt, als zur Verfertigung eines gemeinen Nagels erfordert wird. Herr Forreſt würde ſein Steuerruder nicht haben einhängen können, wenn nicht ein Biſayiſcher Sklav, der bey Rajah-Mudo Büchſenſpänners-Dienſte that, das Eiſenwerk dazu geſchmiedet hätte. Unter den Biſayas, die aus den Philippinen entführt werden, giebt es bisweilen Goldſchmiede und Silberarbeiter, welche Knöpfe, Ohrringe ꝛc. von Filigran machen, und immer voll auf zu thun bekommen, wiewohl ihre Arbeit der Malayiſchen auf Sumatra und Java noch lange nicht die Wage hält. Sonſt laſſen die Magindaner Kleidungsſtücke, Hausrath, bis auf das Küchengeräth, über Sulu, aus China kommen. Die Weiber, beſonders die Vornehmern, beſchäftigen ſich mit der Stickerey, die doch nicht viel Geſchmack verräth; denn ſchwerlich können Geld und Silber unſchicklicher als auf Kopfkiſſen angebracht werden. Ihre Malerey iſt um nichts leidlicher. Sie verunſtalten die ſchönen Muſſelinentücher von Pulikat mit häßlichen Kleckſen, welche Blumen vorſtellen ſollen.

Die Magindanerinnen ſind wohl gebildet, und einige unter ihnen fand Herr Forreſt wirklich ſchön. Die Wirkung des Betelkauens *) und die ſchwarzgebeizten Zähne müſſen gleichwohl ihre Schönheit um ein merkliches in unſern Augen verringern. Das letztere, nehmlich die Verunſtaltung der Zähne, geſchieht im dreyzehnten Jahre mit aller erſinnlichen Feyerlichkeit, und veranlaßt bey vornehmen Perſonen allemal ein großes Feſt, wobey Turniere, oder etwas dem ähnliches, angeſtellt werden. Die Zähne werden erſt

---

*) Dieſe allgemeine, vielleicht nicht gar zu appetitliche, Gewohnheit der Malayiſchen Völker iſt bekannt. Mit dem Blatt einer Pfefferart (Betel) wird zugleich die Nuß der Areckopalme (Pinang) und etwas Muſchelkalk (Tſchinam) gekauet, wovon die Lippen blutroth und dick werden. Alle Vornehmen laſſen ſich überall das Käſtchen nachtragen, worin dieſe drey Ingredienzen aufbewahrt werden.

mit der Feile ihres Schmelzes beraubt, und dann mit einer Farbe gebeizt, welche ſie pechſchwarz macht. Zu gleicher Zeit werden die Ohrläppchen durchbohrt. Die Kleidung des Frauenzimmers bey ſolchen Gelegenheiten iſt koſtbar, aber ganz im Schineſiſchen Geſchmack. Die Sultanin und ihres gleichen ſuchen ihre Größe nicht ſowohl in dem Glanz ihres eignen Anzuges, als in dem reichen Putz ihrer zahlreichen Geſpielinnen und Sklavinnen. Goldne Armbänder, Ohrgehänge und Haarnadeln, auch mit Gold durchwirkte Pantoffeln; kurz lauter prächtige Zierathen werden an dieſes Gefolge verſchwendet. Die Kleider ſind ſo lang, daß ſie Strümpfe ganz entbehrlich machen. Ueber die Schulter hinab wird oft ein ſeidenes Band um den Leib gebunden. Wenn vornehme Damen, Beſuch abzulegen, über die Straße gehen, halten ſie ein dünnes ſeidenes Tuch mit der rechten Hand vor dem Geſichte ausgebreitet, wodurch es zwar überſchattet, keineswegs aber verdeckt wird. Ihr Gang und Anſtand ſind bey dieſen Gelegenheiten ſehr gemeſſen und ernſthaft, auch wird unterwegs mit Mannsperſonen nicht geſprochen. Die Gemahlin des Rajah-Mudo kam mit einem Gefolge von hundert und vier Frauenzimmern, um der Sultanin Viſite zu geben. Sie waren noch ungefähr hundert Schritte weit von des Sultans Wohnung, als ſie von den Weibern der Sultanin durch die dreymaligen Ausrufungen: Juh! und **Wih**! bewillkommt wurden, womit ſo lange fortgefahren ward, bis die Dame in das Haus trat. Das Juh und Wih ſind gewöhnliche Begrüßungen, womit Damen von Stande ſich in der Ferne ehren laſſen. Mannsperſonen miſchen ihre Stimme nie darin; nur, weil es eigentlich ein Geheul iſt, fallen oft die Hunde auf der Straße mit ein, welches ein allgemeines Gelächter verurſacht. Ihr Zeitvertreib iſt eine Art von Brettſpiel, welches ſie **Damahan** nennen, und wozu ſie platte Glaskorallen von dreyerley Farben, weiße, ſchwarze und blaue, brauchen. Auch mit Singen verkürzen ſie ſich gern die Zeit; allein für Europäiſche Ohren hat der wilde kunſtloſe Geſang der Mädchen in Neuguinea größere Reitze, als die beſten Magindaniſchen Concerte. Ein gewiſſer Mangel des muſikaliſchen Gefühls läßt ſich auch ſchon vermuthen, ſobald man das Juh und **Wih** gehört hat. Im Grunde ſind es ihre Inſtru-

Inſtrumente, die ſie des Ohrs gänzlich berauben. Ihre gewöhnlichſten ſind eine Art Pauken (gongs), deren ewiges Einerley auch durch falſche Töne beleidigt. Die Sängerinnen müſſen ſich in einen halben Kreis ſtellen, und ſo nach der Reihe ihre Lieder herſingen. Unter den Sklaven trifft man noch zuweilen erträgliche Violiniſten. Radjah-Mudo, deſſen Talente in den ſchönen Künſten und in der Mechanik hervorſtachen, ſpielte ſelbſt die Violine, und machte ſeiner Garde Trommeln, die den unſrigen ähnlich waren.

Ich habe bereits erwähnt, daß hier keine orientaliſche Strenge der Sitten herrſcht. Wenn gleich auf öffentlicher Straße Perſonen von verſchiedenem Geſchlecht einander weder anſehen noch grüßen, ſo iſt doch in den Häuſern der Umgang erlaubt, und man weiß von keinen verſchloſſenen Harems. Ja, ſogar bey den Turnieren oder kriegeriſchen Uebungen geben die Damen ihren Beyfall ſo laut wie die Mannsperſonen zu erkennen.

Die vornehmeren Magindaner ſind wohlgebildet, und langer, mehrentheils aber hagerer Statur. Ihr Blick iſt durchdringend, und die Arabiſche Habichtsnaſe iſt unter ihnen nicht ſelten. In Anſehung des Barts folgen ſie dem ſo allgemeinen Malayiſchen Brauche, und reißen ihn mit kleinen Zangen aus, ſo bald er hervorkommen will. Ihr Temperament iſt ziemlich heiter und ſanguiniſch. Sie üben ſich gern im Lanzenwerfen und in allerley ritterlichen Spielen; kleiden ſich dabey in Panzer und Harniſch, und laſſen, ſtatt der Straußenfedern, ganze Paradiesvögel über ihrem Helme ſchimmern. Auch haben ſie ein Ballſpiel, wobey ſie ſich eines kugelförmigen Korbes bedienen, der aus geſpaltenem Indiſchem Rohre geflochten, und ſo groß als ein Menſchenkopf iſt. Zehn bis zwölf Mann ſtellen ſich in einen Kreis, und werfen einander dieſe Kugel zu, ſchlagen ſie mit Händen, Füßen, Knieen und Schultern, und laſſen ſie wo möglich nicht zur Erde kommen. Ihr Lieblingszeitvertreib aber iſt das bey den Engländern und bey allen Malayern, die ſich oſtwärts vom Vorgebirge Atſchyn aufhalten, ſo beliebte Hahnengefecht.

Mäßigkeit im Eſſen und Trinken, die Tugend des Orients, iſt auch die Tugend der Magindaner. Rajah-Mudo ſelbſt pflegte von einer Portion Reiß, vier bis fünf Loth gekochtem Kürbiß, und etwa eben ſo viel getrocknetem oder geſaljenem Fiſche, ſatt zu werden. Dann folgte eine Taſſe Schokolade, und hierauf beſchloß ein Trunk Waſſer die Mahlzeit. Fiſche, Hühner und Ziegenfleiſch werden nur bey Gaſtmahlen aufgetragen; bey dieſen außerordentlichen Gelegenheiten iſt aber der Ueberfluß an Speiſen ſehr groß. Forreſt ward einſt nebſt ſeinem Conſtabel bey dem Sultan zum Abendeſſen gebeten. Als Chriſten mußten ſie an einem beſondren Tiſche ſpeiſen, woſelbſt eine große Terrine mit Reiß, und vier und ſechzig kleinere mit allerley Speiſen aufgetragen wurden. Der Sultan und Radjah-Mudo ſtellten ſich hinter die Stühle der beyden Engländer, und ſahen ihnen zu. Der Sultan klopfte Herrn Forreſt auf die Schulter, und ſagte ihm: eßt doch herzhaft, mein lieber Capitain, und ſchämt euch nicht; was ihr mit eurem Cameraden nicht verzehrt, ſoll euch nach Hauſe geſchickt werden. In der That brachte man am andern Morgen acht große Terrinen von Porcellan, mit den Ueberbleibſeln des Traktaments, woran Forreſts ſämmtliche Mannſchaft zwey bis drey Tage lang reichlich zu zehren hatte. Während der Mahlzeit warteten eine Menge Sklaven auf, hoben die Deckel der Terrinen ab, wechſelten die Teller, und fragten oft, ob Pfeffer, Salz oder Eſſig, die ſie in kleinen Porcellantaſſen hielten, gefällig wäre. Neben dem Tiſche, auf dem Fußboden, ſtanden eine Menge Präſentirteller mit Confekt und Kuchen.

Schokolade wird in Mindanao und den Philippinen ſo allgemein gebraucht, als bey uns der Kaffee. Die Spanier in Manila genießen ſie zu allen Stunden im Tage, und ihre Geiſtlichkeit, die doch ſonſt mit ſolcher Strenge das Aeußerliche der Religion beobachtet wiſſen will, daß ſie an gewiſſen Feſttagen allen guten Chriſten Spanferkel zu eſſen verordnet, damit ſie ſich von allem Judaismus reinigen mögen, — die Geiſtlichkeit, ſage ich, giebt zu, daß der Genuß der Schokolade nicht die Faſten bricht (no quebranta el ajuno. S. Voyage dans les Mers de l'Inde.) Die Mahometaner in Magindanao haben ſich nicht weniger an dieſes nahrhafte Getränk gewöhnt, und pflanzen auch Cacaobäume in ihre Gärten. Wenn das Frauenzimmer Viſiten giebt, ſo wird auch den geringſten Sklavinnen, z. B. denen die das Betelkäſtchen tragen, Schokolade gereicht. Chriſten müſſen ſich gefallen laſſen, ſie aus Gläſern zu trinken; den Mahometanern präſentirt man ſie in Porcellan.

Der Luxus, was den Hausrath betrifft, iſt ſchon beträchtlicher, als der beym Eſſen Statt findet. Ihre Häuſer ſind geräumig, damit es in dem heißen Klima an Luft nicht fehlen möge. Sie ſind zum Theil auf Pfählen erbauet, ſo daß die Boote mit ihrem Zubehör darunter Platz haben. Wo die regnichten Jahreszeiten große Ueberſchwemmungen verurſachen, ſcheint dieſe Einrichtung unentbehrlich. Zudem iſt die Gegend an der Mündung der größern Flüſſe in Magindanao, und den umliegenden Inſeln, mehrentheils das ganze Jahr hindurch moraſtig. Die Stadt Borneo, auf der Inſel dieſes Namens, iſt daher wie Venedig ganz im Waſſer erbaut; das Waſſer fließt beſtändig zwiſchen den Pfählen hin, auf welchen ihre Häuſer ruhen, und die Krokodile lauern daſelbſt auf die Ueberbleibſel von Speiſen, u. d. gl. welche täglich hinab geworfen werden.

Der Pallaſt des Sultans von Magindanao zu Selangan, iſt hundert und zwanzig Schuh lang und funfzig Schuh breit. Der Fußboden iſt auf zwey und dreyßig dicken hölzernen Pfeilern von der Erde erhöhet. Zwiſchen dieſen Pfeilern ſteht eine ſechs Schuh hohe Wand von bloßem Lattenwerk, welches

Luft und Sonnenſchein durchläßt. Etliche eiſerne Kanonen ſieht man aus den hin und wieder angebrachten Schießſcharten oder Fenſteröffnungen hervorſtehen. Ueber dieſer Lattenwand iſt das ganze Haus mit Matten bekleidet. Auf dem Fußboden ſtehen wiederum dicke Pfeiler, welche bis oben zu mit rothem Tuch ausgeſchlagen ſind. Sie ſind ungefähr zwanzig Schuh lang bis an die Balken, auf denen das Dach ruhet. Die Decken der Wohnzimmer ſind nichts anders, als zwiſchen den Pfeilern ausgeſpannte feine Zeuge, mit breiten weißen herabhangenden Rändern garnirt. Herr Forreſt verſichert, daß dies ſehr prächtig ausſehen ſoll. Das Dach iſt leicht, und aus den Blättern des Sagobaumes ſehr künſtlich und zweckmäßig geflochten.

Der ganze Pallaſt wird vermittelſt einer leichten Scheidewand, welche noch dazu ganz weggenommen werden kann, in zwey ungleiche Theile getheilt. Das Vorzimmer hat ungefähr ein Drittel der ganzen Länge, und iſt mit ſtarken Bohlen getäfelt. Hier hatte man wieder ſechs Stück Kanonen angebracht. Das innere Zimmer hat keinen ordentlichen Fußboden, ſondern es ſind daſelbſt Latten von Anibong, einer Palmenart, ungefähr fünf Zoll breit und einen Zoll weit von einander, der Länge nach gelegt. Die friſche Luft kann hier alſo von unten herauf ziehen, und trägt vieles dazu bey, eine angenehme Kühle durch das ganze Gebäude zu erhalten. Die Latten ſind mit Matten und Teppichen bedeckt. Zwiſchen den beyden letzten entfernteſten Pfeilern des innern Zimmers ſteht eine Erhöhung aus Plahken, ungefähr einen Schuh hoch, worauf das Bett geſtellt iſt. Das Bett, welches allemal ganz ungewöhnlich groß iſt, nimmt doch nicht den ganzen Raum dieſer Erhöhung ein; es bleibt noch ein zwey Schuh breiter Rand, der mit Matten bedeckt wird, und einen bequemen Sitz für viele Perſonen abgiebt. Der Himmel des Bettes hängt von dem Dache herab, und drey Reihen Vorhänge von Kattun und Seidenſtoffen ſind daran befeſtigt. Zum Haupte des Bettes liegen gelbe Kiſſen oder leichte Polſter, mit rothen Zipfeln, welche mit Gold durchwirkt und mit getrockneten Piſangblättern ausgeſtopft ſind. Der Theil des Zimmers, welcher dem Bette gegenüber iſt, ſieht beynahe wie eine Porcellänbude aus. Auf dem Fußboden ſtehen einige dreyßig große Porcellänvaſen, wovon jede zum mindeſten vierzig Maß hält. Ueber dieſen, vier Bretter über einander, mit ähnlichen Gefäßen; die oberſten ſind allemal die kleinſten, und können nur vermittelſt einer Leiter herabgelangt werden. Hinter einer andern Wand, welche auf eben dieſe Art bekleidet iſt, liegen noch einige geheimere Zimmer. Uebrigens hat man es in ſeiner Gewalt, überall neue Abtheilungen vermittelſt der vielen Vorhänge zu machen, welche an der Decke aufgezogen ſind. Von außen führt eine gemauerte Treppe zur Thüre dieſes Indianiſchen Pallaſtes. Der Sultan, Radjah-Mudo, und andre Vornehme, beſitzen einige Stühle, und bedienen ſich derſelben; jedoch ſetzen ſie ſich bey gewiſſen Gelegenheiten noch nach orientaliſcher Art, mit untergeſchlagenen Beinen, auf ihre Teppiche.

Den Mahometanern ſind vier rechtmäßige Frauen erlaubt; allein Forreſt führt kein Beyſpiel an, daß man dieſe Erlaubniß in Magindanao genutzt hätte. Beyſchläferinnen ſind gewöhnlicher. Ihr Lager ſind die Matten des Fußbodens, indeß die rechtmäßige Gemahlin in dem großen Bette ſchläft. Man heyrathet in ſehr frühem Alter auf Magindanao; Jünglinge von vierzehn Jahren ſind ſchon beweibt. Wo die Ehe ſo ſehr befördert wird, müßte, nach Wahrſcheinlichkeiten zu urtheilen, die Unkeuſchheit ſcharf verboten ſeyn; allein, Vergehen dieſer Art werden bloß mit einer Geldbuße beſtraft, und den unzüchtigen Sklavinnen wird das Haar abgeſchnitten. Nur Ehebrecher verwirken das Leben.

Der Bräutigam erkauft gleichſam ſeine Braut mit einer Morgengabe. Der Sohn des Rajah-Mudo, welcher eine Enkelin des Sultans heirathete, gab dem Sultan eine Morgengabe, die auf zwölftauſend Kangans (ungefähr 12000 Fl.) geſchätzt wird. An dem Hochzeittage verſammelte ſich eine zahlreiche Geſellſchaft in des Sultans Wohnung; und Rajah-Mudo, der Vater des Bräutigams, fragte zum letztenmal: ob die Heirath ihre Richtigkeit hätte? Alle antworteten bejahend mit lauter Stimme. Hierauf trat der Scherif, ein Prieſter, in die Mitte des Zimmers, der junge Datu aber mußte aufſtehen und zu ihm treten. Der Scherif faßte ſeinen Daumen der rechten Hand, indem er ihn fragte: ob er des Sultans Enkelin, Noe, zur Frau nehmen wolle? Auf das Jawort des Bräutigams erfolgte ein lautes Freudengeſchrey von der ganzen Verſammlung, und zu gleicher Zeit hörte man die Kanonen löſen. Die Braut war bey dieſer Handlung nicht zugegen. Herr Forreſt verließ Magindanao, ehe dieſe Heirath vollzogen ward; er beſchreibt aber dafür eine andere, nehmlich der Tochter des Rajah-Mudo mit einem Illano-Prinzen. Hier gab der Bräutigam ſeine Antwort durch ein bloßes Kopfnicken zu verſtehen, und ſetzte ſich ſodann neben ſeine Braut. Sie blickte lauter Mißvergnügen umher, wandte ihr Geſicht von ihm ab, und drehte ſich immer mehr herum, je mehr er ihren Bewegungen folgte. Die Anweſenden lächelten bey dieſem Auftritt. Herr Forreſt, der Meynung, daß die Muſik Macht haben würde, das Mädchen zu ſanfteren Empfindungen zu ſtimmen, erhielt Erlaubniß, ſich auf der Flöte hören zu laſſen; allein umſonſt: ſie blieb den ganzen Abend unerbittlich, ſo einnehmend auch ihres Liebhabers Bildung war. Am folgenden Abende fand Herr Forreſt die beiden Verlobten mit einander Schokolade trinkend; die Miene des jungen Frauenzimmers etwas erheitert, jedoch nicht bis zum Lächeln. Endlich, am zehnten Abende führten zwey Frauenzimmer die Braut, die ſich ſehr ſträubte, im Beyſeyn aller Gäſte, nach dem großen Bette, welches in dem nämlichen Saale ſtand. Ihnen folgte der Prinz, und ſogleich fiel der dreyfache Vorhang. Die Geſellſchaft ſtimmte ein Jubelgeſchrey und Jauchzen an, und jedermann verfügte ſich nach Hauſe. In den Molukkiſchen Inſeln geſchieht die Trauung in der Moſchee. Der Imam, oder, wenn es Standesperſonen ſind, der Kaliph, fragt ſowohl den Bräutigam, als auch die Braut, ob ſie einander heyrathen wollen; die Braut aber muß die Frage dreymal bejahen. Hierauf giebt der Prieſter dem neuen Ehemanne noch folgende Regel: „Du ſollſt dein Weib weder mit Lanze noch mit Meſſer verletzen; gehorcht ſie dir aber nicht, ſo führe ſie in ein Zimmer, und züchtige ſie gelinde mit einem Schnupftuch.“ Auf eben dieſen Inſeln giebt der Prieſter den neugebornen Kindern einen Namen; auf Magindanao aber nicht. Hier bittet der Vater ſeine Freunde zuſammen, und richtet ihnen ein Gaſtmahl an. Dann ſcheert er in ihrer Gegenwart eine kleine Haarlocke von des Kindes Haupte, legt ſie in eine Porcellänſchale, und vergräbt, oder wirft ſie ins Waſſer. Bey Eheſcheidungen bekommt die Frau ein Drittel des Hausraths, und nach Verhältniß der Umſtände, auch etwas an baarem Gelde.

Herr Forreſt hatte auch Gelegenheit, während ſeines Aufenthalts in Magindanao, dem Begräbniß eines dortigen Vornehmen beyzuwohnen. Um Mittag trug man den Leichnam, mit einem Betttuche bedeckt, auf dem Bette heraus, auf dem er geſtorben war. Die hölzerne Wand des Hauſes mußte abgebrochen werden, um das ungeheure Bett durch zu laſſen. Einige Jünglinge, zum Theil nahe Anverwandte des Verſtorbenen, trugen dieſes Bett auf Bambu Stangen, und hielten zwölf Sonnenſchirme über dem Leichnam bis an die Gruft, welche ein paar hundert Schritte von der Behauſung des Verſtorbenen angelegt war. Hier legte man den Leichnam hinein, der nur fünf Zoll unter der Erdoberfläche zu liegen kam. Der Sarg, ein einziger Trog aus dicken Bohlen, ward verkehrt über den Körper geſtürzt, und Erde ſo lange nachgeworfen, bis ein Hügel ungefähr drey Schuh hoch über dem oberſten Theile des Sarges entſtanden war. Zuletzt goß man

Waſſer aus porcellanenen Flaſchen darauf, die oben mit reinem weißen Kattun zugebunden waren, damit das Waſſer zugleich durchgeſeihet würde. Bey dieſem Begräbniſſe waren viele Mannsperſonen, aber kein einziges Frauenzimmer zugegen. Da der Verſtorbene den Titel eines **Watamama**, oder eventuellen Nachfolgers des unmittelbaren Thronerben (Rajah-Mudo) geführt hatte, ſo wurden von dem Augenblick ſeines Ablebens an, bis zu ſeiner Beerdigung, viele Kanonenſchüſſe gethan, jedoch nicht in gleichen Zeiträumen. Am folgenden Tage errichtete man ein Dach über der Grabſtätte, und legte einen Fußboden von Brettern, damit ſich die Wittwe daſelbſt eine Woche lang aufhalten könnte. Forreſt beſuchte ſie hier, und ward ſehr artig aufgenommen, auch mit einem vierpfündigen Stücke Rindfleiſch beſchenkt, welches man ihm nachſchickte. In der Zwiſchenzeit waren die weitläuftigeren Verwandten in dem Hauſe ſehr fröhlich, und verzehrten etliche Ochſen, die nur bey dergleichen merkwürdigen Vorfällen geſchlachtet werden. Vermuthlich war dies ihr Lohn für die Trauergeſänge, womit ſie das Andenken des Verſtorbenen feyerlich begingen, und ſeiner Seele Ruhe zu verſchaffen ſich bemühten. Den Gebrauch, der die Wittwe nöthigt, am Grabe ihres Mannes etliche Tage zuzubringen, finde ich in O-Taheiti und den Societäts-Inſeln wieder: ſo gewiß iſt es, daß die Bewohner jener Inſeln im Südmeere, Aſiatiſchen, und vermuthlich Malayiſchen, Urſprungs ſind.

Herr Forreſt hatte den Watamama während ſeiner Krankheit beſucht, und obwohl er einen Schineſiſchen Arzt hatte, ſo bat doch der Schwiegervater des Patienten, daß er für ihn verſchreiben möchte. Der Capitain brachte am andern Morgen eine Purganz; allein die Gemahlin des Kranken wollte durchaus nicht zugeben, daß er ſie einnähme. Nach vielen fruchtloſen Verſuchen ſie zu überreden, ſagte endlich ihr Vater: „Ich bin überzeugt, Herr Capitain, daß Ihre Medikamente gut ſind; kommen Sie, wir Beide wollen ſie austrinken.“ Er theilte hierauf die Portion in zwey gleiche Theile, und Forreſt mußte ſich bequemen, die ſeinige auszuleeren, weil jener ihm das Beyſpiel gab. Nachmittags verſicherte ihn der muntere Alte, die Medicin ſey in der That vortrefflich geweſen.

II.

Leben

Dr. Wilhelm Dodds

ehemaligen Königl Hofpredigers in London.

Fallimur, et quondam non dignum tradimus: ergo,
Quem sua culpa premet, deceptus omitte tueri.
Horat.

1779.

Bourn, iſt ein kleiner Flecken in der Grafſchaft Lincoln, mit einer ziemlich einträglichen Pfarre, die ein rechtſchaffener Prediger, Namens **Wilhelm Dodd**, viele Jahre lang verwaltete. Seine zwey Söhne, **Wilhelm** und **Richard**, ſtudierten beyde Theologie, und letzterer bekleidet noch gegenwärtig eine Predigerſtelle in Midleſex.

Wilhelm, der älteſte von beyden, ward im Jahre 1729 geboren, und bis ins funfzehnte Jahr theils in ſeiner Eltern Hauſe, theils auf benachbarten kleinen Schulen erzogen. Wenn man bedenkt, daß England viele gute Schriftſteller über die Erziehung, und beſonders einen Locke aufzuweiſen hat, ſo iſt es unbegreiflich, daß dies wichtigſte Geſchäft der Menſchheit dort noch immer ſo ſehr vernachläſſigt wird; denn nichts kann gegründeter ſeyn, als der Vorwurf, daß ein Engländer ſelten ein

Mann von Erziehung iſt. Findet man je eine Ausnahme, ſo ſind es einzelne Perſonen, die ſich entweder durch Reiſen, oder durch Hülfe ihres vorzüglichen Genies, oder durch eine glückliche Verbindung von andern Umſtänden ſelbſt gebildet haben. In allen handelnden Staaten pflegt beim Unterrichte der Jugend die Rechenkunſt gemeiniglich obenan zu ſtehen; ſo auch in England. Kann der Junge rechnen, und überdem noch eine zierliche Hand ſchreiben, ſo iſt er erzogen. Doch muß auch, nach altem leidigen Gebrauch, ein jeder ſeine beſten Jahre hindurch ſich mit Latein quälen, ungeachtet ihm das im gemeinen Leben ſelten zu Statten kommt. Für den Kopf wird auf dieſe Art doch immer, wenn ſchon in geringem Grade, geſorgt; daß aber der Jüngling auch ein Herz hat, daran wird nicht einmal gedacht. Dies bleibt ſich ſelbſt überlaſſen, und dann kann man ſich die Folgen vorſtellen. Auf ſolche Art lernt der Jüngling höchſtens denken. Gelingt es ihm nun, von dieſer Seite ein außerordentlicher Mann zu werden, ſo verdient er zwar Bewunderung; doch darf man von dergleichen einzelnen Fällen nicht aufs Allgemeine ſchließen, oder einen ſolchen ſeltenen

Mann gar zum Maßſtabe und Muſter der ganzen Engliſchen Nation annehmen. Einen Baſedow kennt England noch nicht, ſo wenig wie es überhaupt Deutſchland und Europa kennt. Nur die Deutſchen haben den eigenthümlichen Charakter, ſich um alle fremde Völker zu bekümmern, und was nützlich und brauchbar (wir wollen gerecht ſeyn) zu oft auch was fehlerhaft, überflüßig und ſchädlich iſt, nachzuahmen.

Nach vorbeſchriebener Landesart ward auch der junge Wilhelm Dodd erzogen. Als er Schreiben, Rechnen und Latein, vielleicht auch etwas Griechiſch, gelernt, und es im Tanzen ziemlich weit gebracht hatte, ſchickte ihn ſein Vater im ſechzehnten Jahre (1745) nach Cambridge auf die Univerſität. Die Studenten beyder Engliſchen Univerſitäten ſind in verſchiedene Klaſſen getheilt. Die vom unterſten Range müſſen, vornehmlich in den erſten Jahren, allerhand Vortheilen entſagen, ja den Andern gewiſſermaßen aufwarten, und werden daher auch Servitors oder Sizers genannt. Allein dieſe Ungemächlichkeiten, wenn man ſie ſo nennen will, haben mehrentheils ihren großen Nutzen. Um nehmlich bald aus jener unbequemen Lage zu kommen, wenden die Servitors den größten Fleiß an; dadurch lernen ſie ihre Fähigkeiten beſſer entwickeln, und hiervon hängt denn doch ihr künftiges Glück ab. Auf ſolche Art liefert dieſe Klaſſe die geſchickteſten Leute, und zwar legen ſich die mehreſten aus derſelben auf die Gottesgelehrſamkeit. Der junge Dodd mußte ſich gefallen laſſen, in dieſe Klaſſe eingeſchrieben zu werden, vermuthlich weil ſein Vater unnöthige Koſten zu erſparen ſuchte. Er war wohl gewachſen, von angenehmer Geſichtsbildung, und einem einnehmenden Betragen. Eben dies mochte ihm aber auch ſchon damals eine zu hohe Meinung von ſich ſelbſt beybringen; denn, ungeachtet er zur niedrigſten Klaſſe gehörte, ſo pflegte er doch an Aufwand und Kleidung keinem aus den höheren Klaſſen etwas nachzugeben. Zerſtreuung und Wolluſt wurden ſehr frühzeitig ſeine Lieblingsneigungen. Er fühlte die mächtigen Reitze des andern Geſchlechts, und den heftigſten Trieb ſich ſelbſt angenehm und beliebt zu machen, wozu ihm denn auch Lebhaftigkeit, Witz und ungezwungenes Weſen wohl zu Statten kamen. Mit der Franzöſiſchen Sprache erlernte er zugleich Franzöſiſchen Leichtſinn, dieſe nöthige Eigenſchaft eines ſüßen Herrn. Tanzen war bey ihm zur Leidenſchaft geworden; und da er bald ſo gut als Juvenal *) wußte, wie außerordentlich viel ein wohlgebildeter Menſch dadurch in den Augen und Herzen der mehreſten Frauenzimmer gewinnt: ſo bediente er ſich ſeiner Vortheile, und lebte, nicht ohne vielfältige Verſäumung ſeiner Studien, äußerſt ausſchweifend. Wenn es ihm indeſſen wieder einkam, ſo konnte er, vermittelſt ſeines guten Gedächtniſſes und außerordentlichen Fleißes, das Verſäumte in Kurzem nachholen, und ſogar ſeine Mitſchüler bald wieder übertreffen. Hätte er, bey ſo viel natürlicher Anlage, ſeine Aufmerkſamkeit auf Eine Wiſſenſchaft vorzüglich gerichtet, ſo wäre er vermuthlich in ſeinem Fache groß und berühmt geworden. Allein, dazu war er viel zu flüchtig. Er wollte von Allem etwas wiſſen, und weil es ihm an gehöriger Leitung fehlte, ſo blieb er auch geradehin bloß bey der Oberfläche ſtehen. Freylich ſollten die verſchiedenen Talente, Anlagen und Neigungen eines jeden jungen Men-

---

*) *Juvenal Sat. VI. 63 64.*

ſchen den künftigen Stand deſſelben, und dieſer hinwiederum nicht nur den Umfang, ſondern auch die Form des Unterrichts beſtimmen. Dies erfordert aber ausgebreitete Kenntniß des Herzens, und ein wachſames Auge über das Betragen eines jeden einzelnen Schülers; und wo ſoll man Lehrer mit ſolchen Eigenſchaften ſuchen? wahrlich nicht in den gemäſteten trägen, müßigen, von aller Welt abgeſonderten Mönchsgeſellſchaften der Engliſchen Univerſitäten! Und gewiß eben ſo wenig unter den dortigen Profeſſoren, die keine Vorleſungen halten, als unter den wenigen Magiſtern eines jeden Collegii *), die jener Stelle vertreten, aber keine Autorität haben.

*) Die beyden Univerſitäten Oxford und Cambridge beſtehen aus vielen kleineren Geſellſchaften oder ſogenannten Collegiis, die zuſammen ein Ganzes ausmachen, deren jedes aber ein eigenes Gebäude, ſeine eigene Beſitzungen, Vorgeſetzte und Einrichtungen, auch verſchiedene Predigerſtellen zu vergeben hat. Ein ſolches Collegium hat einen zahlreichen Senat von unverheyratheten Mitgliedern, die ſämmtlich ein gewiſſes Jahrgehalt bekommen, und nach Maßgabe ihrer Anciennetät zu Predigerſtellen befördert werden. Einer oder

Ein lebhafter, witziger Kopf hat ſich kaum vergafft, ſo macht er auch ſchon Verſe. Ob die erſten verliebten Reime des jungen Dodd gut oder ſchlecht geweſen, iſt nicht bekannt; ſo viel aber läßt ſich vermuthen, daß die Schönen, die er beſungen, aus Erkenntlichkeit ſein poetiſches Verdienſt über die Maaßen herausgeſtrichen haben müſſen, weil er es ſchon in ſeinem achtzehnten Jahre (1747) wagte, ein

---

mehrere von dieſen Mitgliedern (fellows) werden entweder jährlich oder zeitlebens zu Vorſtehern des ganzen Collegii gewählt, und die Profeſſoren der Univerſität nimmt man größtentheils eben daher. Die Vorſteher aller Collegien machen den Senat der ganzen Univerſität aus, und aus dieſem wird jährlich Einer zum Vice-Canzler der Univerſität ernannt. Weil die Profeſſoren ſelten ſelbſt leſen, ſo geben ſich in jedem Collegio einige Mitglieder (fellows) mit Privatunterricht ab, und dieſe werden Präceptoren (tutors) genannt. Die Studenten müſſen in einem oder andern Collegio eingeſchrieben ſeyn, daſelbſt wohnen, und bey einem Lehrer dieſes Collegii Vorleſungen hören, auch gewiſſe öffentliche Proben ihrer Geſchicklichkeit ablegen, welche ihnen Anſpruch auf die verſchiedenen Grade geben. Mehr wird nicht gefordert.

ſehr mittelmäßiges Stückchen drucken zu laſſen. Es war ein Schäfergedicht, zu welchem die Hornviehſeuche Gelegenheit gegeben hatte. Als eine jugendliche Arbeit, und um der Leichtigkeit des Ausdrucks willen, fand es nicht wenig Beyfall, und dies ermunterte ihn, während ſeines fünfjährigen Aufenthalts auf der Univerſität noch verſchiedene kleine Stücke zu verfertigen und herauszugeben. Das Beſte dieſer Art waren ein Paar Briefe, zu denen ihm folgende Umſtände Stoff und Anlaß dargeboten hatten.

Ein Engliſcher Schiffscapitain, der an der Afrikaniſchen Küſte Handlung zu treiben pflegte, nahm einmal eine Reiſe ins Innere des Landes vor, und kam zu einem Mohrenkönige, der ungefähr 4000 Unterthanen hatte. Dieſer Fürſt fand die Engländer nach ſeinem Geſchmack, bewirthete ſie ſehr gaſtfrey, und überhäufte ſie mit Freundſchaftsbezeugungen. Endlich ging er in ſeinem Zutrauen zu ihnen ſo weit, daß er dem Capitain ſeinen achtzehnjährigen Sohn, und zu Begleitung deſſelben einen andern Jüngling mitgab, um ſie nach England zu bringen, und mit den Sitten und Gebräuchen der Europäer bekannt machen zu laſſen. Der Capitain empfing ſie mit Freuden, gab die ſchönſten Verſprechungen, und begegnete dem Prinzen mit aller Ehrerbietung. Kaum aber hatte er ſie am Schiffe in ſeiner Gewalt, ſo legte er ihnen Ketten an, und verkaufte ſie in den Zucker-Inſeln. Nach dieſer abſcheulichen That ſtarb das Ungeheuer, ohne daß der Name deſſelben bekannt geworden wäre. Das Schiff kam bald darauf nach England, und dort erzählten die übrigen Officiere die ganze Geſchichte öffentlich. Die Engliſche Regierung ließ die unglücklichen Afrikaniſchen Jünglinge unverzüglich loskaufen, nach England bringen, und unter der Aufſicht des Grafen Halifax in allem Betracht ſtandesmäßig erziehen. Sobald ſie mit den Engliſchen Sitten etwas bekannt waren, ſtellte man ſie dem Könige vor, der ihnen ſehr gnädig begegnete. Einige Monate darnach wurden ſie in der chriſtlichen Religion unterrichtet, und endlich getauft. Von öffentlichen Vergnügungen gefiel ihnen das Theater am beſten. Als ſie einſtmals der Vorſtellung des Trauerſpiels Oronoko beiwohnten, deſſen Sujet ungemein viel Aehnlichkeit mit ihrer eigenen Geſchichte hatte, machte der Anblick armer Unglücklichen von ſchwarzer Farbe, die ſich in einer eben ſo harten Sklaverey befanden, als ſie ſelbſt unlängſt ausgeſtanden, die rührende Unterredung zwiſchen Oronoko und Jmoinden, die Erzählung ſeines erſten Unglücks durch die Verrätherey eines Schiffscapitains, ſeiner Leiden, ſeiner gemißbrauchten Güte — alles dies machte einen ſo heftigen Eindruck auf den Prinzen, daß er am Ende des vierten Aufzuges weggehen mußte. Sein Reiſegefährte ſahe zwar das Stück bis zu Ende, weinte aber die ganze Zeit hindurch, zur äußerſten Rührung der ſämmtlichen Zuſchauer, helle Thränen. Ueber dieſen Vorfall ſchrieb Herr Dodd vorgedachte zwey poetiſche Briefe. Der eine war von dem Afrikaniſchen Prinzen, an Zara, einen von ſeines Vaters Hofleuten, gerichtet; der andere enthielt die Antwort auf den vorigen. Beyde Stücke waren von größerem Werth als die erſteren; ſie machten dem Herzen ihres Verfaſſers Ehre, und legten den Grund zu dem ſchriftſtelleriſchen Ruhme, den er ſich in der Folge erwarb.

Sein Aufwand und ſeine Zerſtreuungen hatten ihn in Unkoſten geſetzt, die ſein Vater nicht zu bezahlen vermochte, und woven er ihn vermuthlich auch nicht einmal etwas merken ließ. Er mußte deshalb ſehr frühzeitig anfangen, von ſeinen Talenten Gebrauch zu machen, und Bücher zu ſchreiben, die ſeine Verleger zum Glücke gut bezahlten. Im Jahre 1750 gab er einige Gedichte heraus, und ließ verſchiedene Lateiniſche Werke von neuem drukken *). Unter andern verfertigte er auch einen Zuſatz zu Popens Dunciade, worin er allen ſeinen Witz, beydes im Text und in den Anmerkungen, gegen Warburton richtete, und dadurch einen neuen Beweis gab, daß es ihm weder an Geſchmack noch an Beurtheilungskraft fehlte. Wer mit den Engliſchen Dichtern bekannt iſt, wird wiſſen, daß die ſeltſamen, zum Theil abgeſchmackten Anmerkungen jenes Kunſtrichters der Satire eben ſo viele ſchwache Seiten darbieten, als der lächerliche, kritiſche Unſinn eines Bentley, den Pope ſo meiſterlich gezüchtiget hat **). Weil aber der Ertrag

---

*) 1) Synopſis compendiaria librorum Hugonis Grotii, de jure belli et pacis. 2) S. Clarckii Diſſert. de Dei exiſtentia et attributis. 3) J. Lock de intellectu humano.

**) Man ſehe die Warburtonſchen Ausgaben von Shakeſpear, Pope und andern Dichtern dieſer Schriften ſeinen Bedürfniſſen nicht immer gleich kam, ſo fing er noch in eben dem Jahre eine Ueberſetzung der Hymnen des Callimachus aus dem Griechiſchen an, und eröffnete eine Pränumeration, ſobald er einen Anfang davon aufzeigen konnte. Um eben dieſe Zeit ſchrieb er ein Trauerſpiel: die Syrakuſier, welches nach Art der Alten mit Chören aufgeſtutzt war. Nachdem er 1750 als *Baccalaureus* Artium promovirt hatte, verließ er die Univerſität, und eilte, ohne jemand zu Rathe zu ziehen, nach London, als dem Sammelplatz üppiger Fröhlichkeiten, an welchen ſeine Seele hing. Er war nunmehr ein und zwanzig Jahre alt, und hatte ſich durch Sprachkenntniß und ausgebreitete Beleſenheit jene allgemeine Bekanntſchaft mit den Wiſſenſchaften erworben, die zwar nicht den gründlichen Gelehrten, aber doch den angenehmen Geſellſchafter bildet. Seine ſüßtönende, fließende Sprache, mit einem gewiſſen Grade von Witz und artigen Manieren verbunden, hatte etwas Einnehmendes für gemeine Zuhörer; auch verſäumte

---

nach, zugleich aber auch die Johnſonſche letzte Ausgabe von Shakeſpear, wo W's pedantiſche Ausſchweifungen gerügt werden.

er keine Geſellſchaft, wo er Gelegenheit finden konnte, öffentlich zu reden. Die Neigung zum andern Geſchlechte, die bey ſeinem Temperamente ſehr heftig war, hatte in reiferen Jahren immer mehr Stärke erhalten, weil er ſichs nie einkommen ließ, daß gerade der Trieb, der das größte Glück des Menſchen machen kann, am leichteſten ausarte, und dann zu den ſchändlichſten Laſtern führe. Sein eignes Herz betrog ihn; und er erkannte dieſen bey vielen jungen Leuten gewöhnlichen Selbſtbetrug nicht eher, als bis es zu ſpät war. Die Erfahrung lehret nehmlich, daß es auch den gröbſten Wollüſtlingen zum Theil an Menſchenliebe, Mitleidsgefühl und Großmuth nicht fehlt. Setzt man nun auf dieſe zärtlichen Empfindungen einen gar zu hohen Werth, und trauet man um ihrentwillen ſich ſelbſt zu viel zu, ſo iſt die Gränze bald überſchritten, zumal wenn der feurigſte Inſtinkt der ganzen menſchlichen Natur dieſen Schritt zu genehmigen, zu befehlen ſcheint. Iſt er aber einmal gethan, ſo iſt es leicht fortzugehen, und noch leichter, ſich ſelbſt zu überreden, daß das wahre Glück des Menſchen auf dieſem Genuſſe beruhe, der mit allen wohlthätigen edlen Empfindungen des Herzens ſo wohl beſtehen kann. Wer überdem niemals höhere und reinere Freuden gekannt hat, der wird ſich nicht vorſtellen, daß die bloß ſinnlichen Vergnügungen noch von andern übertroffen, ja im Vergleich mit ihnen, verächtlich werden können. Und dennoch war es nicht ſowohl der Hang zur Wolluſt, als vielmehr Eigenliebe und Eitelkeit, die dem jungen **Dodd** ſo nachtheilig wurden; denn eben dieſe verdrängten aus ſeinem Herzen das für die Menſchheit ſo wohlthätige Gefühl, welches ſonſt bey allen ſeinen Ausſchweifungen noch immer hätte beſtehen können: ſie lehrten ihn, daß er um ſeines Vortheils willen nur den äußern Schein davon beybehalten dürfe; kurz, ſie machten ihn nach und nach zum ärgſten Heuchler.

Gleich nach ſeiner Ankunft in London nahm er an allen öffentlichen Vergnügungen Antheil, verſäumte nie das Theater und Ranelagh, und war oft in Wirthshäuſern unter luſtiger Geſellſchaft beyderley Geſchlechts zu finden. Er ging reich gekleidet, hatte prächtige Wohnzimmer, und verſagte ſich nicht die geringſte Bequemlichkeit. Dieſe Ausgaben zu beſtreiten, arbeitete er ſehr fleißig für die Buchhändler, doch größtentheils ohne ſich auf dem Titel ſeiner Werke zu nennen, weil dieſe nicht immer ſo beſchaffen waren, daß ſie ſeinem Charakter Ehre gemacht hätten.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß ſeine Einnahme zu einer ſo verſchwenderiſchen Lebensart nicht hinreichte. Da er gleichwohl keinesweges geſonnen war, ſich im geringſten einzuſchränken, ſo mußte er auf Mittel denken, ſeine Glücksumſtände zu verbeſſern. Nun hatte gerade damals eine Geſellſchaft (club) hoher adeliger Perſonen unter ſich eine anſehnliche Summe zum Brautſchatz ihrer Mätreſſen zuſammen geſchoſſen, die größeren oder geringeren Antheil daran haben ſollten, je nachdem ſie früher oder ſpäter an Mann kämen. Eine dieſer Damen, **Miß Perkins**, ein artiges wohlgebildetes Frauenzimmer, das der Graf **Sandwich** unterhalten hatte, wohnte damals in London und gerieth, durch Vermittelung eines Dritten, mit Herrn **Dodd** in Bekanntſchaft. Er wußte, in was für einer Verbindung ſie ehemals mit dem Grafen geſtanden hatte; allein, ihre jetzige Aufführung ließ ihn hoffen, daß die Tugend in ihrem Herzen von neuem Wurzel gefaßt habe, und dereinſt gute

Früchte bringen würde. Ueberdies konnte ein Mann in Dodds Umſtänden, mit ſeinen Leidenſchaften und Neigungen, nicht feines Gefühl genug beſitzen, eine ſolche Perſon mit tauſend Pfund Sterling auszuſchlagen. Er heirathete ſie 1751 den 15ten April, und erhielt die Ausſteuer zu gleicher Zeit.

Was er durch den Brautſchatz ſeiner Frau zu gewinnen glaubte, entging ihm auf einer andern Seite wieder, weil er nun, als ein verheiratheter Mann, nicht mehr hoffen durfte, bey der Univerſität verſorgt zu werden. Doch das ließ er ſich im geringſten nicht anfechten. Gewohnt in den Tag hinein zu leben, miethete er vielmehr ein geräumiges Haus, und meublirte es aufs ſtattlichſte, ohne zu bedenken, daß ſein Auskommen forthin lediglich von der Feder abhangen würde.

Bey einer ſo unüberlegten Aufführung ward dem Vater des jungen Verſchwenders mit Recht für die Zukunft bange. In dieſer Beſorgniß kam er mit ſchwerem Herzen nach London, und wendete alles mögliche an, um ſeinen Sohn in eine Laufbahn zu bringen, bey welcher für ſein Herz und für ſein Auskommen gleich gut geſorgt wäre. Dies gelang ihm.

Theils

Theils waren die jugendlichen Ausſchweifungen des jungen Dodd nicht allgemein bekannt, oder auch ſchon wieder vergeſſen worden; theils hatte er, ſeit der Heirath, ein etwas geſetzteres Weſen angenommen, und die Bekanntſchaft mit verdächtigen Frauensperſonen abgebrochen. Man konnte alſo dem Anſcheine nach vermuthen, daß er ſeine Denkungsart wirklich geändert, und beſſere Grundſätze angenommen hätte. Ueberdem mochte er ſichs gleich bey ſeiner Verheirathung vorgenommen haben, in den geiſtlichen Stand zu treten, und ſahe daher wohl ein, daß er ſeinen Wandel der Würde dieſes Ordens im Voraus gemäß einrichten müßte. Bey ſo bewandten Umſtänden koſtete es ſeinem Vater nicht viele Mühe, ihm beym Biſchofe von London eine Stelle auszuwirken *). Dieſer ernannte ihn noch in demſelben Jahre (1751) zum Vicarius oder Subſtituten (curate) des Predigers von Weſt-Ham, und nun mußte er von London weg, nach Plaiſtow in Eſſex hin ziehen.

---

*) Erſt zwey Jahre nachher, 1753, ward er zum Prieſter ordinirt; denn nach den Verordnungen der Engliſchen Kirche darf dieſes nie vor dem 25ſten Jahre geſchehen.

Hier fanden ſeine Predigten ungemein viel Beyfall. Schon während ſeines Aufenthalts in London hatte er ſich im Voraus praktiſch darauf geübt, und unter andern in den ſogenannten Robinhuds-Geſellſchaften *) die Vertheidigung der chriſtlichen Religion übernommen. Wenn zu dieſem Geſchäft innere Ruhe der Seele und eine gewiſſe Stärke des Geiſtes erfordert werden, ſo war er freylich nicht hinlänglich dazu ausgerüſtet; denn dieſe Eigen-

---

*) Robinhood-Societies ſind öffentliche Verſammlungen in gewiſſen Wirthshäuſern und Bierſchenken, wo jedermann für ſechs Pfennige Engl. Geldes (ungefähr 4 Groſchen) freyen Zutritt und eine Kanne Bier oben ein hat. Hier kommen Träger, Fuhrleute, Handwerker, Kaufleute, Parlements-Glieder und Standesperſonen zuſammen, ohne das geringſte Vorrecht über einander zu genießen, ausgenommen, daß der Präſident Stillſchweigen gebieten darf, wenn man zu laut wird. Während der Verſammlung wird ganz frey von Staatsſachen, Religion und andern gemeinnützigen Gegenſtänden geſprochen, und hier bildet ſich mancher Redner, der hernach auf der Schaubühne, auf der Kanzel, vor Gericht, oder in den oberſten National-Verſammlungen mit Beyfall und Bewunderung gehört wird. Eben dieſen Geſell-

ſchaften können nur bey einem unbefleckten Gewiſſen Statt finden, und eben daran fehlte es ihm. Als er in einer ſolchen Robinhuds-Geſellſchaft einſt mit vielem Feuer von der Beruhigung in der Religion ſprach, ereignete ſichs, daß jemand ein paar Funken im Kamin herunterfallen ſahe, und darüber ausrief: der Schornſtein ſey in Brand gerathen. Dies brachte unſern Redner dermaßen außer Faſſung, daß er in der größten Angſt zum Fenſter lief,

---

ſchaften iſt es auch zuzuſchreiben, daß Schornſteinfeger und Schuhputzer ihre Engliſche Staatsverfaſſung eben ſo gut und vielleicht beſſer kennen, als manche Deutſche Profeſſoren, die darüber ein langes und breites raiſonniren. Wer über einen gewiſſen Punkt das Gutachten der Robinhuds-Geſellſchaft wiſſen will, braucht nur die Frage dem Präſidenten ſchriftlich vorzulegen. Dieſer läßt ſie laut vorleſen, und ſetzt gleich einen Tag feſt, an welchem darüber diſputirt werden ſoll. Wer alsdann Luſt zu ſprechen hat, findet ſich an dem Tage ein, und nachdem die Argumente beyder Partheyen angehört worden, votirt die Societät darüber. Auf dieſe Art bildet ſich die Nation Begriffe von ihren Königen, Parlamentern, Miniſtern, Admiralen, Generals-Perſonen, Richtern, u. d. gl.

und im Begriff war, ſich vom zweyten Stockwerk hinabzuſtürzen, wenn ihn die übrigen Anweſenden nicht zum Glück daran verhindert hätten. Aus dieſem Vorfalle läßt ſich mit vieler Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß Gegenwart des Geiſtes, Standhaftigkeit und kühler Muth eben nicht zu ſeinen Eigenſchaften gehörten.

Ich habe ſchon angemerkt, daß Dodd ein Mann von mehr als gewöhnlichen Fähigkeiten war. Mit Hülfe derſelben hatte er ſich die Kunſt erworben, ſeine Zuhörer, ſo oft er wollte, bis zu Thränen zu rühren, oder bey andern Gelegenheiten ihre Aufmerkſamkeit durch einen überaus blumenreichen Styl, durch poetiſche Ausdrücke, und honigſüße, ſanftfließende Worte *), die er mit melodiſcher Stimme vortrug, an ſich zu ziehen. Seine Schilderungen des Laſters waren lebhaft, treffend, und zum Theil nach eigner Erfahrung gezeichnet; nicht minder feurig waren ſeine Vorſtellungen der Tugend, der Seligkeit und der weſentlichen Punkte der chriſtlichen Religion, und ſie gefielen wegen des myſtiſchen Ausdrucks, worin er Hutchinſon nachahmte, vie-

---

*) Mellitis verborum globulis. *Petron.*

len Zuhörern um deſto beſſer, je weniger ſie davon verſtanden. Allein, die Religion mit Nachdruck und Kraft zu vertheidigen, überwiegende gründliche Beweiſe zu führen, kurz, mit Salbung und wahrer apoſtoliſcher Beredtſamkeit zu predigen, das war ſeine Sache nicht. Und vielleicht wären dergleichen Reden auch viel zu gut für den Pöbel *), der ſchon vom bloßen Wortgepränge hingeriſſen wird, wenn der Prediger das Herz nur einigermaßen ins Spiel zu ziehen vermag. Wahr iſt es, daß ohne einen gewiſſen Grad von Enthuſiasmus und Wärme eine Religion nicht füglich beſtehen kann, eben ſo wahr, daß das langgedehnte eiskalte Ritual der Engliſchen Kirche, und der daraus entſproſſene feyerlich kalte Predigtton dem wohlthätigen Gefühle von Religion vielmehr hinderlich als zuträglich iſt. In dieſem Betracht verdienen die ſogenannten Methodiſten allerdings einige Entſchuldigung, wenn ſie bey ihren Predigten auf öffentlichem Markte ihrer ſchwärmenden Einbildungskraft den

---

*) Das Wort Pöbel wird hier nicht im engſten Verſtande genommen. Ein galonirtes Kleid, ein Stern, oder ein Reifrock ſollen keine Ausnahmen machen.

Zügel ſchießen laſſen; und es iſt gar nicht zu verwundern, daß ſie deshalb ſo vielen Zulauf haben. Warum ſollten nicht die Menſchen nach einem Religionsgefühle, welches ihnen gleichſam angeboren iſt, den gleichgültig ſcheltenden Seelſorger verlaſſen, und Bewunderung, Beyfall und Liebe dem zuwenden, der das Herz rührt, der bey um ſich greifendem Verderben die Hände nicht in den Schoß legt, ſondern demſelben thätigſt zu ſteuern ſucht, dem es ein Ernſt iſt, die Sache der Religion aus allen Kräften, nicht als Nebenwerk, oder um des Brotes willen zu treiben, der ſich in einem gewinnſüchtigen Staate als ein uneigennütziger Mann auszeichnet, der alle Menſchen mit herzlicher brüderlicher Liebe umfaſſet, und in die Beförderung ihrer ewigen Wohlfahrt ſeine höchſte Ehre und Glückſeligkeit ſetzt? Alles dieſes thun die methodiſtiſchen Prediger auf eine, wenigſtens der Form nach, ſehr in die Sinne fallende Art, indeß der Engliſche Geiſtliche ſeine vernünftelnde Rede mit einer gewiſſen Gleichgültigkeit und Steife der Gemeinde vorlieſt. Doch es iſt gar nicht meine Abſicht, die Gränzen der Laulichkeit des Herzens, der wahren feurigen Liebe zur Religion, und der wilden ausſchweifenden Schwärmerey zu beſtimmen; auch will ich dieſe weiter nicht vertheidigen, weil ich gar wohl weiß, wie leicht ſie zum heuchleriſchen Deckmantel des Laſters gebraucht werden kann. Ich wollte vielmehr bey dieſer Gelegenheit nur im Vorbeygehen die wahren Urſachen anzeigen, warum in einem ſo erleuchteten Staate als England, die Schwärmerey ſo beliebt iſt und ſo feſten Fuß gefaßt hat. —

Außer der Annehmlichkeit des Vortrags, der Sprache, und des Hutchinſonſchen Myſticismus, hatte Dodd auch noch viel Empfehlendes in ſeiner äußerlichen Bildung. Man müßte die Welt wenig kennen, wenn man läugnen wollte, daß körperliche Schönheit von vielen Zuhörern, und faſt allen Zuhörerinnen, als Haupteigenſchaft des geiſtlichen Redners angeſehen werde. Dodd war ein Mann von mittler Größe, ziemlich gut bey Leibe, doch nicht von ſtarkem Knochenbau. Sein völliges Geſicht zeigte eine vielſprechende Stirn und eine wohlgebildete Naſe; dagegen verrieth ſich in den herabhangenden ſchwammichten Backen und in dem verzogenen Munde viele Schwäche, die jedoch zum Theil unter dem äußerlichen Schein von Gefälligkeit und Menſchenliebe verborgen blieb.

Er hatte die Subſtituten-Stelle in Weſt-Ham noch nicht lange bekleidet, als der zweyte oder Nachmittags-Prediger bey der dortigen Kirche mit Tode abging. Dieſe Vacanz verſchaffte der Gemeinde Gelegenheit, ihm einen öffentlichen Beweis ihrer Zufriedenheit zu geben. Sie übertrug ihm nehmlich die Stelle des Verſtorbenen. Kaum hatte er dieſe angetreten, als er ein kleines Werk in zwey Octavbänden, the Beauties of Shakespear selected (Auswahl der ſchönſten Stellen im Shakeſpear) herausgab, aber zugleich in der Vorrede verſicherte, daß er nunmehr dieſe Art Studien gänzlich an die Seite legen, und ſich bloß mit den wichtigern Wahrheiten des Chriſtenthums beſchäftigen wolle; er habe dies Werk nur drucken laſſen, weil es bereits vor ſeiner Ordination angefangen und vollendet geweſen. Dieſen Vorſatz, ſich ganz der Religion zu widmen, richtete er auch wirklich mit dem größten Eifer ins Werk. Außer ſeinen öffentlichen Parochial-Funktionen, erklärte er die heilige Schrift in der Woche in ſeinem eigenen Hauſe, und verſäumte keine Gelegenheit, ſich im Weinberge des Herrn als einen unermüdeten Arbeiter zu zeigen. Dabey war er von geſelligem und angenehmen Umgange, ohne der Würde ſeines Amts etwas zu vergeben; ſo daß ſeine Gemeinde nicht allein Achtung für ſeine Verdienſte als Prediger, ſondern auch Ehrerbietung für ſeinen Privatcharakter hegen mußte. Hier machte er viele nützliche Bekanntſchaften, und legte den Grund zu vielen Verbindungen, die für ihn in der Folge von der größten Wichtigkeit wurden. Hier war er nach ſeinem eignen Geſtändniſſe*) der Welt wahrhaft nützlich, und von jedermann geliebt; auch dachte er an dieſen Ort noch oft mit Sehnſucht zurück, nachdem er ihn ſchon lange verlaſſen hatte. Wie glücklich hätte er hier ſeyn können, wenn er von Ehrſucht und Eitelkeit frey geblieben wäre! Allein, bey einem Manne von ſo flüchtiger Gemüthsart konnte jener erſte Paroxismus von Eifer nicht mehr als eine vorübergehende Hitze ſeyn, zu heftig, als daß ſie hätte dauern, und zu wenig gegründet, als daß ſie die Religion zum wahren und einzigen Endzweck hätte haben ſollen. Dergleichen ſchnell entſtandne Einfälle können den unbeſtändigſten Menſchen auf eine Zeitlang beſchäftigen, vielleicht gar über ſeine gewöhnliche Schwachheiten hinausſetzen; allein beym erſten Erwachen der Leidenſchaften verſchwinden ſie wieder als ein Meteor, das auch nicht eine Spur ſeines ehemaligen Daſeyns übrig läßt.

---

*) In der Zueignungsſchrift ſeiner Predigt übre das Papſtthum, an den verſtorbenen Grafen Cheſterfield 1768.

Schon im May 1753 ward Dodd nach London zurück und zum zweyten Prediger an der St. Jacobs- (James-) Kirche, in dem Quartiere der Stadt, welches Garlikhithe genannt wird, berufen. Er durfte ſeine Stelle auf dem Lande deshalb nicht aufgeben, ſondern predigte, weil die Entfernung nicht groß war, des Morgens in einer, und des Nachmittags in der andern Kirche. Im April des folgenden Jahres, 1754, ward er von der St. Jacobs-Kirche zu einer einträglichern Pfarre, als zweyter Prediger an der St. Olavs-Kirche, befördert. Nunmehr wäre ſeine Einnahme, wenn gleich nicht überaus reichlich, dennoch für einen bedachtſamen Mann hinreichend geweſen; allein, er hatte noch immer zu viele Bedürfniſſe, und überdem noch alte Schulden:

jene wollten befriedigt, diese getilgt seyn. Er verfiel alſo auf ein anderes Mittel, welches ihm ſehr gut gelang. Er miethete nehmlich ein bequemes und wohlgelegenes Haus, nahm daſelbſt junge Herren aus verſchiedenen großen und wohlhabenden Familien unter ſeine Aufſicht, gab ihnen Tiſch, Wohnung und Unterricht, und ließ ſich dafür ein Anſehnliches zahlen. Auf dieſe Art lebte er nicht nur in dem geſchmackvollen Ueberfluſſe, wozu er von jeher geneigt geweſen, ſondern erübrigte auch ſo viel, daß er ſich von ſeinen Gläubigern losmachen, und ſich eine Kutſche anſchaffen konnte, um ſeine beyden Predigerſtellen mit deſto leichterer Mühe zu verſehen. Bis dahin ging alles noch gut. Allein, ſein öfterer Aufenthalt in London verwickelte ihn in neue Ausgaben, und brachte ſo viele Zerſtreuungen mit ſich, daß die erſte Hitze ſeiner Frömmigkeit verrauchte, und zugleich der Entſchluß, nichts mehr mit weltlichen Schriften zu thun zu haben, ganz ins Vergeſſen kam. Noch in demſelben Jahre (1754) ſchrieb er einen Roman: „Die Schweſtern, oder Geſchichte der Lucia und Caroline Sanſon, die ſich einem falſchen Freunde anvertrauet," fand aber nicht für gut, ſeinen Namen auf den Titel zu ſetzen, weil der Inhalt eben nicht die beſten Begriffe von dem Herzen und der Beurtheilungskraft des Verfaſſers, als Prediger betrachtet, erwecken konnte. Verſchiedne ſchlüpfrige Scenen, die nur nach dem Leben ſo gezeichnet ſeyn konnten, hatten, ungeachtet des äußerlichen moraliſchen Schleiers, die ſichtbarſten Kennzeichen einer erhitzten Einbildungskraft, und ein ſo verführeriſches Colorit, daß ſie die Leidenſchaften vielmehr rege als der Vernunſt unterwürfig machten, mehr zur Sinnlichkeit reitzten, als zur Tugend anführten. Einige damals in London ſehr bekannte Leute, die Herrn Dodd zum Theil mißfallen, zum Theil vielleicht beleidigt hatten, wurden in dieſem Roman unbarmherzig mitgenommen. Unter andern wird einer, der den auf dem Titel angegebenen falſchen Freund vorſtellt, ſo ſchwarz als der Satan ſelbſt gemahlt, und zuletzt an den Galgen gebracht.

Im Ganzen iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß die vortheilhafte Wendung, welche Dodds Glücksumſtände um dieſe Zeit nahmen, den Grund zu allen den Fehltritten und Laſtern gelegt haben, die ihn zuletzt zum ſchrecklichſten

Beyſpiel menſchlicher Schwachheit machten. Seine Eitelkeit, die auf dem Dorfe geſchlummert hatte, mußte in der Hauptſtadt natürlicher Weiſe wiederum erwachen, und die geringe Mühe, die es ihm koſtete, ſie zu befriedigen, brachte ihn allmählig zu allen den Ausſchweifungen ſeiner jugendlichen Jahre zurück. Wer kann, wenn er einmal vom rechten Wege auch nur einen Fuß breit abgewichen iſt, ſagen, bis hieher will ich gehen, und nicht weiter? Dieſe traurige Wahrheit, daß der Laſterhafte ſchwerlich ſtille zu ſtehen weiß, ſondern von Tage zu Tage verderbter wird, ſobald er ſich gewiſſen Lieblingsneigungen überläßt, und ſich dieſe oder jene kleine Ausſchweifung, gleichſam auf Rechnung ſeiner anderweitigen Frömmigkeit, erlaubt; dieſe Wahrheit kann nie zu oft wiederholt, der Jugend nie zu ſcharf eingeprägt werden.

Es bleibt noch ungewiß, ob Madam Dodd durch ihre eigenen Fehltritte zu den ſeinigen Anlaß gegeben oder nicht. So viel kann man, glaube ich, auf allen Fall vorausſetzen, daß er bey ſeiner Heirath die glaubwürdigſte Verſicherung, ſowohl von ihrer Zuneigung als auch von ihrer untadeligen Aufführung gefordert haben werde. Denn, ſelbſt der ausſchweifendſte Wollüſtling pflegt die Tugenden, um welche er, für ſeine Perſon, ſich im geringſten nicht bewirbt, gleichwohl von ſeiner Gattin zu verlangen. Doch, es bedarf hier keiner ſo ſtrengen Unterſuchung, wer von dieſem Paare das Ehegelübde zuerſt gebrochen habe: er oder ſie? Alle Umſtände laſſen vermuthen, daß es von beyden Theilen wohl faſt zu gleicher Zeit geſchehen ſeyn müſſe. Die Zerſtreuungen, in welche er ſich durch ſeine öftere Anweſenheit in London verwickeln ließ, entfernten ihn ſehr oft von ſeiner Frau, und dieſe vielfältige Trennung mochte ſie unvermerkt gleichgültig gegen einander machen. Sobald aber das Feuer der ehelichen Zärtlichkeit erſt in Abnahme gerieth, ſobald verlor auch der erlaubte Genuß allen Reitz für ſie, und ihre gegenſeitige Abweſenheit veranlaßte und erleichterte beyden den Hang nach verbotenen Freuden. Vor den Augen der Welt konnten dieſe Unordnungen wohl eine Zeitlang verborgen bleiben; aber ſie unter ſich mußten doch bald einer von dem andern etwas gewahr werden. Dodd merkte kaum, daß ſeine geheimen Liebeshändel ſeiner Frau bekannt wären, als er, aus Beſorgniß für ſein zeitliches Glück, auf Mittel ſann, ſich ihrer Verſchwiegenheit zu verſichern. In dieſer Verlegenheit kam ihm die Entdeckung ihrer eignen Untreue trefflich zu Statten, und nach einer kurzen Erklärung, verglichen ſie ſich dahin, daß keiner den andern in ſeinem Vergnügen ſtören, vielmehr behülflich ſeyn, übrigens aber die ganze Welt in dem Wahne erhalten werden ſollte, als ob ſie Muſter zärtlicher Eheleute wären. Von dieſem Augenblicke an ward Dodd ein Heuchler, der Religion und chriſtliche Tugend nur dazu anwendete, um insgeheim den gröbſten Wollüſten deſto ſicherer nachhangen zu können, und der in Kürzem ſo weit ging, daß die unſchuldigſten Mädchen vor ſeinen Nachſtellungen nicht mehr ſicher waren *). Zwar

---

*) Ich behaupte dies nicht ohne hinlänglichen Grund. Dodds vertrauteſte Freunde, denen er in den letzten Zeiten ſeines Lebens manches entdeckte, haben mir ſo viele Anekdoten dieſer Art erzählt, daß ich ſeinen Ausſchweifungen mit dem größten Recht noch weit härtere Benennungen hätte beylegen können. Allein, die noch lebenden Angehörigen dieſes Unglücklichen verdienen zum Theil einige Schonung, weshalb man auch jene geheimen Begebenheiten

blieb, wie er zuletzt ſelbſt geſtanden, ſein Gewiſſen dabey nicht ganz ruhig, ſondern erinnerte ihn, daß er gegen ſeine eigne Ueberzeugung handelte, brachte ihn vielleicht gar zur Reue über ſeine bisherigen Ausſchweifungen, und ließ ihn tugendhafte Entſchließungen faſſen; doch, dieſe waren nicht dauernder als Morgenthau, der bald verſchwindet.

Bey

der Welt vermuthlich nie mittheilen wird. Zwar iſt es des Biographen Pflicht, die Menſchen in ihrer natürlichen Geſtalt, ohne Schminke, ſeinen Zeitgenoſſen und der Nachkommenſchaft zum warnenden Beyſpiele darzuſtellen; doch darf deshalb nicht gerade die Neugier eines jeden Anekdotenkrämers befriedigt werden. Einen Umſtand muß ich indeſſen hierherſetzen, damit man ſich von dieſem würdigen Ehepaare einen gehörigen Begriff machen könne. Herr Dodd ließ in allen Zeitungen bekannt machen, daß junge Ausländer, welche Luſt hätten, ſich in der Engliſchen Sprache zu vervollkommnen, für zwey Guineen wöchentlich, Wohnung und Tiſch bey ihm finden könnten; auch wollte er ihnen zum Sprechen Anleitung geben. Mit dieſen jungen Leuten pflegte er Sonnabends in die Stadt zu fahren, um des andern Morgens ſein Predigeramt abzuwarten. Einer aber blieb ge

Bey der Sorgfalt, die er anwendete, ſeine Laſter zu verbergen, gelang es ihm, auf dieſem ſchlüpfrigen Wege viele Jahre lang unentdeckt fortzugehen. Indeß daß er insgeheim ſeinen Lüſten und Begierden freyes Spiel ließ, wußte er ſich die Gunſt und das Zutrauen der Biſchöfe, der Großen und aller ſeiner Zuhörer zu erwerben. Seine Engliſche Ueberſetzung der Hymnen des Callimachus erſchien 1755, nach-

---

meiniglich auf dem Lande, um der Frau Paſtorin Geſellſchaft zu leiſten; und der mußte für dieſe außerordentliche Ehre drey Guineen mehr bezahlen. Verſchiedene Herren hatten die Gewohnheit einander wöchentlich abzulöſen, und auf dem Lande zu bleiben, ſo oft die Reihe ſie traf. Madame ihrer Seits, ließ in die Zeitungen ſetzen, daß ſie angenehme Geſellſchafterinnen brauchte, die ſie in allen Stücken frey halten, auch, falls man mit ihnen zufrieden wäre, des Sommers nach Southampton, nach Bath, oder gar bis nach Frankreich mitnehmen wollte. Sie ſtellte ſich oft krank, und wollte alsdann nur von ihrem Manne und der Geſellſchafterin bedient ſeyn. Die Dienſte, welche ſie ihr gemeinſchaftlich leiſten mußten, brachten ſeltſame Situationen hervor, und gaben Anlaß zu größern Vertraulichkeiten. Die Nebenzimmer waren bequem. — Caetera quis nescit? —

dem er bereits ganzer fünf Jahre zuvor die Pränumeration dafür eingeſtrichen hatte. Die dabey befindlichen Anmerkungen enthielten eine wunderliche Miſchung von heidniſcher Mythologie und Hutchinſonſchen myſtiſchen Ausdrükken, fanden aber unter der großen Menge von Leſern dennoch manchen Liebhaber. In demſelben Jahre fing er auch an, einen Theil ſeiner Predigten drucken zu laſſen, die mit eben dem Beyfalle geleſen wurden, womit ſie zuvor waren angehört worden. Hiernächſt gab er verſchiedne, aber durchgehends mittelmäßige, Gedichte heraus, die er auf ſeinen Sommerreiſen zu verfertigen pflegte. Dieſe Sommerreiſen gehören in England mit zur Mode. Wer es nehmlich nur einigermaßen ausführen kann, der pflegt in der beſten Jahreszeit nach einem oder dem andern Seehafen, oder auch ins Bad zu gehen. Herr Dodd aber war viel zu ſehr du bon ton, um alsdann zurückzubleiben. Er mußte, wie er zu ſagen pflegte, ſeine „Lebensgeiſter erfriſchen,“ die durch ſo mancherley Arbeiten freylich wohl erſchöpft ſeyn mochten. Er war alſo den Sommer über mehrentheils in Southampton, Margate, Brighthelmſtone, Scarborough, Tunbridge, Briſtol, Matlock u. d. gl. Orten anzutreffen.

Seine Politik rieth ihm an, ſich auch bey Hofe angenehm zu machen; dies gelang ihm unter andern dadurch, daß er 1758 (als die Flotte mit einer Menge Landtruppen an Bord nach der Franzöſiſchen Küſte gegangen war) im Ton eines ächten Royaliſten „über die Pflicht des Volks, zu der Zeit, wenn das Heer wider den Feind ausgezogen iſt," predigte*).

In eben dem Jahre ward, unter dem Namen des Magdalenen-Hoſpitals, ein mildes Inſtitut für liederliche Frauensperſonen errichtet, die von ihrer häßlichen Lebensart ablaſſen und eine beſſere ergreifen wollten. Der thätige Eifer, mit welchem ſich Dodd dieſer Stiftung annahm, machte ihm einen großen Namen. Es ſey dahin geſtellt, ob Eitelkeit und Heucheley, oder ob wahres, mitleidiges Gefühl und Liebe zur Religion und zur Menſchheit die Beweggründe ſeiner Theilnehmung waren. Die Vorſehung führt ihre weiſen und gütigen Abſichten aus, ohne in der Wahl der Mittel nach unſern Einſichten zu Werke zu gehen. Wie oft haben nicht die verderbteſten Menſchen, ohne zu wiſſen auf welche Art, und indem ſie etwas ganz anderes im Sinne führten, Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts werden, wie oft haben nicht ſelbſt ihre Laſter die heilſamſten Folgen veranlaſſen müſſen *)! Zu verhindern, daß es in einer ſo großen Stadt, als London, gar keine entehrte öffentliche Weibsperſonen und keine liederlichen Häuſer geben ſollte, würde in unſerm Jahrhundert, wo zügelloſe Wolluſt und Sinnlichkeit herrſchen, nicht nur unmöglich, ſondern vielleicht gar gefährlich ſeyn. Es war alſo zuträglicher und ſicherer, daß man auf ein Mittel dachte, wodurch wenigſtens eine beträchtliche Anzahl dieſer Unglücklichen vom äußerſten Elende gerettet und vielleicht zur Tugend zurückgeführt werden könnte, ehe ſie in den Straßen vor Hunger und Kälte haufenweiſe umkämen, wie

---

*) On the People's duty when the hoſt is gone forth againſt the Ennemy.

---

*) Ueber die zahlreichen Stiftungen von Hoſpitälern, Armhäuſern u. ſ. w. in London, ihrem jedesmaligen Urſprung, und die Beweggründe derer die noch jetzt dazu beytragen, ingleichen über die Mißbräuche dieſer Stiftungen, wovon ſich oft viele Reiche, zum Nachtheil der Armen und Elenden, noch größere Schätze ſammeln, wäre viel zu ſagen; es gehört aber nicht in die engen Gränzen einer Biographie.

dies täglich der Fall zu ſeyn pflegte, und zum Theil noch jetzt geſchiehet. Bis dahin hatte man dieſe gefallenen Creaturen mit Verachtung und Abſcheu, ohne das geringſte Mitleid angeſehn, als ob ſie gleichſam gar nicht zum menſchlichen Geſchlechte gehörten, oder auf jene allgemeine Menſchenliebe, die das Band der Geſellſchaft und der edelſte Zug in unſrer ganzen Natur iſt, gar nicht mehr Anſpruch machen dürften. Gleichwohl hatte ihre Anzahl mit jedem Jahre zugenommen, und die Beyſpiele dieſes Laſters waren endlich ſo häufig und auffallend geworden, daß verſchiedene Schriftſteller das Publicum öffentlich aufforderten, dem Uebel abzuhelfen, oder es wenigſtens zu mindern. Bey dem allen blieb man noch lange unthätig, weil niemand das Anſehen haben wollte, als ſey er geneigt, dem Laſter die Hand zu bieten. Endlich machte ein angeſehener Kaufmann, Herr Robert Dingley, im Jahre 1758 einen Plan bekannt, wie ein ſolches Unternehmen vermittelſt einer Subſcription am leichteſten auszuführen wäre. Zu dieſer trug er aus ſeinen eignen Mitteln ein Nahmhaftes bey, und ſchon am 10. Auguſt deſſelben Jahres war die Sache ſo weit gediehen, daß das dazu gemiethete Gebäude geöffnet und zum Anfang acht Weibsperſonen darin aufgenommen werden konnten *). In der Folge hat die Direction außerhalb der Stadt, jenſeits der Themſe, ein bequemeres und größeres Haus aus ihren eignen Mitteln aufführen laſſen. Die Summe der jährlichen Einnahme und der freywilligen Beyträge beläuft ſich, vom Anfange der Stiftung bis zum Ende des Jahres 1775, auf 70374 Pfund Sterling; davon ſind 67154 Pfund Sterling ausgegeben worden, mithin noch ein Ueberſchuß von 3000 Pf. geblieben. Während dieſer ſiebzehn Jahre ſind 1637 ſolcher unglücklichen entehrten Weibsperſonen aufgenommen worden, worunter manche kaum vierzehn Jahr alt, und ſehr viele als die erbärmlichſten Opfer ausgearteter Leidenſchaften,

---

*) Die ganze Entſtehungsgeſchichte dieſes Hoſpitals findet man in einem kleinen Bande, betitelt: An account of the rise progreſs et present State of the Magdalen-Hoſpital, for the reception of penitent proſtitutes, together with Dr. Dodd's Sermons, to which are added, the advice to the Magdalens; with the Pſalms, hymns, prayers, rules and liſt of ſubſcribers (5th. Edition.) London 1776. 12. 3. S. 6. p. — printed for the Charity and ſold at the Hoſpital.

von Mangel, Kummer, Krankheit, und dem ſchrecklichſten Elende faſt ganz vernichtet waren. Mehr als die Hälfte, nehmlich 943, ſind durch die von den Vorſtehern dieſer Stiftung angewendeten Bemühungen mit ihren Verwandten wiederum ausgeſöhnt und von denſelben aufgenommen, oder als Dienſtmägde in guten Familien, oder bey ehrlichen Handwerksleuten als Arbeiterinnen untergebracht worden. Vier und vierzig ſind wahnwitzig befunden und als Unheilbare in das St. Lucas-Hoſpital, oder in die Armenhäuſer der Kirchſpiele, worin ſie zu Hauſe gehört, geſchickt worden. Drey und vierzig ſind geſtorben, und 204 auf ihr eignes Anſuchen, und in der wahrſcheinlichen Muthmaßung, daß ſie in der Folge nützliche und glückliche Mitglieder der Staates bleiben werden, entlaſſen. Dagegen aber hat man 255, ſchlechter Aufführung, beſonders Unverträglichkeits wegen, fortjagen und ihrem Elende von neuem überlaſſen müſſen. Zwey und funfzig, die in beſondere Krankenhäuſer geſchickt worden, um geheilt zu werden, ſind nie zurückgekommen, und vermuthlich in der Cur geſtorben. Von der ganzen Anzahl der 1637 bleiben noch 96, und ſo viel ſind beym Schluſſe der Rechnung im Jahre 1775 in dem Magdalenen-Hoſpitale wirklich vorhanden geweſen. Gegenwärtig giebt es etliche Hundert Perſonen, die entweder jährlich zu dieſer Stiftung beytragen, oder ein für allemal ein Anſehnliches dazu hergegeben haben. Wer 20 Guineen ſchenkt, wird auf Zeitlebens einer von den Directoren des Hoſpitals; aus dieſen werden jährlich ein Präſident, ſechs Vice-Präſidenten, ein Kämmerer und ein engerer Ausſchuß (Committee) gewählt. Die Mitglieder dieſes letztern kommen wöchentlich zuſammen, um über das Ganze die nöthigen Anordnungen zu machen; auch nehmen ſie am erſten Donnerſtage jedes Monats die Bittſchriften ſolcher Perſonen an, welche aufgenommen zu werden wünſchen. Ehe aber die Aufnahme geſchiehet, muß eine Wärterin, oder, erforderlichen Falls, auch ein Wundarzt von den Geſundheitsumſtänden dieſer Leute Erkundigung einziehen. Sonſt gehören ein Medicus, zwey Wundärzte, zwey Apotheker, ein Kapellan, eine Matrone mit ihren zwey Gehülfinnen, verſchiedene Wärterinnen und Mägde zu dieſem Hoſpitale. Die Kranken werden in beſondere Zimmer gebracht, die Geſunden aber zum Waſchen und Reinigen, imgleichen zu allerhand anderer Frauensarbeit, angehalten. Sie tragen alle einerley Kleidung, die ihnen jedoch, wenn ſie aus dem Hoſpitale wegkommen, nicht mitgegeben wird, damit niemand ſie daran erkennen möge. Woſern die Eltern, Angehörigen und Freunde ſie alsdann nicht kleiden, ſo werden ſie von Seiten der Stiftung mit einem vollſtändigen Anzuge verſorgt. Die Entlaſſung geſchieht, entweder wenn die Eltern oder Verwandten bey dem Hoſpitale darum anſuchen, (doch muß das Mädchen darein willigen, ſo wie jene, des Vorigen nicht mehr zu gedenken, verſprechen müſſen), oder wenn eine ehrbare Familie eine Magd verlangt, und die Matrone oder Aufſeherin eins von dieſen gebeſſerten Mädchen dazu empfehlen kann, wobey es aber allemal mit auf die Einwilligung des Mädchens ankommt.

Herr Dodd war bekanntermaßen einer der erſten und eifrigſten Beförderer dieſer Stiftung. Er ſetzte zum Vortheile derſelben verſchiedene gute Schriften auf, und beantwortete alle Einwürfe, die in den Zeitungen dagegen gemacht wurden. Ueberdies predigte er auch alle Sonntage, des Nachmittags, in der Kapelle dieſes Hoſpitals, und zog vermittelſt ſeiner bewundernswerthen Popularität eine Menge von angeſehenen und zum Theil begüterten Zuhörern dahin. In dieſer Kapelle wurden die Sitze ziemlich hoch angeſchlagen. Wer Herrn Dodd hören wollte, der mußte ſich den Preis gefallen laſſen. Es wurden auch zu jeder Predigt eine gewiſſe Anzahl Zeichen oder Billets gedruckt, und einzeln zu noch höheren Preiſen verkauft. Dieſe Verfügung brachte dem Hoſpitale ſo viel Geld ein, daß die Directoren Herrn Dodd ein Jahrgehalt von hundert Pfund Sterling bewilligen konnten, und noch immer großen Ueberſchuß dabey hatten.

Ungefähr um dieſe Zeit verließ er die Hutchinſonſchen Grundſätze, denen er ſo lange gefolgt war, und nahm ein vernünftiges Syſtem an. Seit 1759 gab er eine Monatsſchrift unter dem Titel: **Das chriſtliche Magazin** (*Christian Magazine*) heraus; daß aber Herr Dodd Verfaſſer dieſes Werkes ſey, erfuhr man erſt mehrere Jahre nachher durch den Verleger. Von dieſer Verheimlichung hatte er guten Gebrauch gemacht, nehmlich, ſeine Predigten und andere die Religion betreffende Schriften darin beurtheilt, und, wie man wohl denken kann, alles, was aus ſeiner Feder gefloſſen war, bis an den Himmel erhoben. Dieſe periodiſche Schrift hielt ſich bis 1767. Der Biſchof von St. David (im Fürſtenthume Wallis) hatte 1759, ehe er ſein Bisthum bekam, ein Buch über die Laulichkeit in der Religion (Indifference in Religion inexcusable) geſchrieben. Auf dieſes verfertigte Dodd ein kleines Gedicht, worin er dem Verfaſſer viele Lobſprüche gab. Dies ſchmeichelte der Eigenliebe des Biſchofs, der ſonſt ein ganz guter Mann war, ſo ſehr, daß er ihn zu ſeinem Kapellan ernannte, und ihm 1763 eine Präbende in Brecknock verſchaffte.

Dodd hatte nunmehr ein reichliches Auskommen; aber ſeine Prachtliebe und ſein Aufwand ſtiegen auch in der Maaße, als ſeine Glücksumſtände ſich verbeſſerten. Die Fruchtbarkeit ſeiner Feder, die Gutherzigkeit der Verleger, und der Beyfall des Publicums, den er einmal für ſich hatte, waren Quellen, zu denen er fleißig ſeine Zuflucht nahm. So gab er im Jahre 1762 eine leichte Erklärung von Miltons Poeſien (A familiar explanation of the poetical Works of Milton) heraus, ließ auch im folgenden Jahre ſeine Betrachtungen über den Tod, die zuvor ſtückweiſe im chriſtlichen Magazine herausgekommen waren, von neuem in einen Band zuſammen drucken, um, wie ſich die Londoner Recenſenten *) darüber erklärten, den getreuen Unterthanen Sr. Großbr. Majeſtät, vermittelſt allerley ſcheußlicher Begriffe vom Tode und furchtbaren Schilderungen der ewigen Verdammniß, „Furcht einzujagen.“ Im Jahre 1765 fing er an, einen Commentar über die Bibel zu ſchreiben, der heftweiſe gedruckt wurde und 1770 in drey dicken Folianten zu Stande kam. Auf Empfehlung ſeines Patrons, des Biſchofs von St. David, hatte ihn der Graf Cheſterfield bereits im Jahre 1763 mit 200 Pfund Sterl. Gehalt zum Lehrer und Hofmeiſter ſeines adoptirten Sohns Philipp Stanhope**) gemacht, und erlaubt, daß er nebenher noch zwey andre junge Leute unter ſeine Aufſicht nehmen durfte. Seine übrigen

---

*) Monthly Reviewers.

**) Jetzigen Grafen Cheſterfield.

Freunde arbeiteten mittlerweile daran, ihm zu einer Hofpredigerſtelle, deren acht und vierzig ſind, zu verhelfen, welches ihnen auch 1765 gelang. Im folgenden Jahre beſorgte er eine neue Ausgabe von Lockens Common place book to the holy Bible, in 4., und ließ ſich in Cambridge den Doctortitel geben*).

Bey einem ſo reichlichen Zufluſſe von Einnahme verlegte er ſeinen Wohnſitz aus Weſt-Ham nach London, und bezog daſelbſt ein abgelegenes, aber reich möblirtes Haus. Um auch den ländlichen Aufenthalt nicht ganz zu vermiſſen, ſchaffte er ſich in einer Entfernung von etlichen Engliſchen Meilen ein Landhaus an. Das Glück beſcherte ihm um dieſe Zeit in der Lotterie einen Gewinnſt von tauſend Pfund Sterling. Für dieſes Geld ließ er ſich unweit des ſogenannten Pallaſtes der Königin eine eigene Kapelle bauen, legte hierauf ſeine Stelle als zweyter Prediger bey der Olavs-

---

*) Doctor der Rechte (L. L. D.) Dieſer Titel wird den mehreſten Theologen gegeben, die nicht ſo lange warten wollen, bis ihnen der höhere Titel (DD.) Doctor Theologiä ertheilt werden kann. Es iſt auch derjenige Gradus, der honoris causa conferirt wird.

Kirche nieder, und predigte wechſelsweiſe in ſeiner neuen Capelle und in einer andern, die er mit einem gewiſſen Doctor Trußler gemeinſchaftlich gemiethet hatte. Weil gern ein jeder den berühmten Dodd hören wollte, ſo waren in kurzer Zeit alle Stühle in beyden Capellen beſetzt, und die Herren Intereſſenten (Dodd und Trußler) löſten ein anſehnliches Geld daraus. Dergleichen Capellen giebt es in London ſehr viele; es wird nehmlich in England alles, die Gelehrſamkeit nicht ausgeſchloſſen, handwerksmäßig, und nur in ſofern es Brot ſchafft, getrieben. Wer alſo Talente zum Predigen hat, der kann ſein Vermögen nicht beſſer anwenden, als daß er ſich ein eignes Verſammlungshaus kauft, um hernach die Stühle oder Sitze vermiethen zu können. Eben ſo giebt es auch Baumeiſter, die alle Jahre mehrere ſolche kleine Capellen auf Speculation bauen, und ſie alsdann jungen hoffnungsvollen Theologen miethsweiſe, oder wie ſie ſonſt Handels einig werden können, überlaſſen.

Im Jahre 1767 gab Dr. Dodd eine vollſtändige Sammlung aller ſeiner Gedichte, ingleichen eine Predigt heraus, worin er die Einimpfung der Blattern empfahl. Im Jahre

1769 überſetzte er die Predigten des berühmten Maſſillon, von den Pflichten der Großen, und eignete ſie dem Prinzen von Wallis zu; auch ließ er ſich durch den allgemeinen Beyfall, den Dr. Fordyce's Predigten für junge Frauenzimmer gefunden hatten, zu einer ähnlichen Sammlung von „Predigten für Jünglinge" (*Sermons to young men*) bewegen, die, mit einer Zuſchrift an ſeine Zöglinge verſehen, im Jahre 1771 in drey Duodezbänden an das Licht trat. Ungeachtet es ihm auf ſolche Art keinesweges an Mitteln fehlte, ſich Einnahme zu verſchaffen, und er auch wirklich, theils von ſeinen Capellen, theils von ſeiner Penſionsanſtalt und dem Nebenverdienſt als Schriftſteller, eine ziemliche Summe ziehen mußte; ſo wollte doch das alles zu der verſchwenderiſchen Lebensart, an welche er ſich von jeher gewöhnt hatte, nicht hinreichen. Seine Gönner und Freunde, von denen er eine baldige und reichliche Verſorgung erwartete, mochten es ihm zu lange machen; er hielt es alſo für das ſicherſte, ſich im Jahre 1772 für ſein eigenes Geld die Pfarre von Hockliffe in Buckinghamſhire zu kaufen, die 160 Pfund jährlichen Gehalts einbrachte.

Dieſe Pfründe kam ihm um deſto mehr zu Statten, weil der vorzüglichſte ſeiner Untergebenen, der junge Stanhope, ſich gerade damals von ihm trennte und nach Leipzig auf die Univerſität ging. Noch in demſelben Jahre gab Dodd eine Predigt heraus, worin er zu beweiſen gedachte, daß häufige Lebensſtraſen mit den ächten Grundſätzen der Gerechtigkeit, Staatsklugheit und Religion nicht beſtehen können. Freylich ſind die Lebensſtrafen nirgends häufiger als in England; denn ſelten vergeht in London eine Woche ohne etliche Hinrichtungen. Man hat aber beydes, für und wieder dieſen Gegenſtand, bereits mit ſo vieler Einſicht und Gründlichkeit geſchrieben, daß Dodds Meynung und Beweiſe weder neu, noch wichtig ausfallen konnten. Gemeinnütziger und rühmlicher waren die Bemühungen, welche er anwendete, eine Geſellſchaft wohlthätiger Perſonen zuſammen zu bringen, die ſich ein ordentliches Geſchäft daraus machen ſollten, Leute, die kleiner Schulden wegen gefangen ſitzen, aus dem Verhafte loszukaufen. Bekanntermaßen geht man in freyen Staaten mit den Schuldnern mehrentheils ſehr ſtrenge um. In Athen ward der Schuldner

ner ein Sklav ſeines Gläubigers; in England verliert er ſeine Freyheit auf eine andere Art. Wenn er nämlich nur über zwey Pfund Sterling ſchuldig iſt, ſo kann man ihn ins Gefängniß ſetzen laſſen, wo er zum offenbaren Nachtheil des Staats, ſeiner Familie und ſelbſt des Gläubigers, in träger Unthätigkeit ſchmachten muß. Um der Strenge dieſes Geſetzes, wenigſtens einigermaßen und ohne Nachtheil des Staats, abzuhelfen, forderte Dodd, der als Bürger ſtets unermüdet und werkthätig darauf bedacht war, ſeinen leidenden Nebenmenſchen zu Hülfe zu kommen, die Mildthätigkeit der Patrioten auf. Freylich konnte ſich dieſe Hülfe nicht ohne Unterſchied auf alle Schuldner erſtrecken; denn wo hätte in dem Falle für ſo viel unüberlegte oder muthwillige Verſchwender alles Geld herkommen ſollen? Der Endzweck ſeiner Stiftung ging vielmehr lediglich auf die Befreyung ſolcher Unglücklichen, die unter dem Druck eines fühlloſen Gläubigers ſeufzen müſſen, indeß eine Kleinigkeit hinreichen würde, ſie in Freyheit zu ſetzen und ihnen nebſt den Ihrigen wieder fortzuhelfen. Den erſten Gedanken zu einer ſolchen Anſtalt hatte er bereits im geiſtlichen Magazin geäußert; und da ſich gleich verſchiedene bemittelte Perſonen zu Geldbeyträgen erboten, ſo ließ er ſie an einem beſondern Orte zuſammen kommen, predigte vor ihnen über dieſen Gegenſtand, und gab endlich ihrem guten Willen eine beſtimmte Form und Richtung. Mit eben ſo rühmlichem Eifer machte er in einer öffentlichen Predigt den Plan zu einer allgemeinen Verſorgung für Blinde bekannt, den ein anderer Prediger, Namens **Hathérington**, nachmals weiter ausbildete und wirklich zu Stande brachte. Noch in demſelben Jahre 1772 begegnete es Herrn **Dodd**, auf der Landſtraße von einem Straßenräuber angefallen zu werden, welches in England eben nichts Seltenes iſt. Dieſer Kerl aber ging weiter, als Leute ſeines Handwerks ſonſt zu gehen pflegen; er ſchoß nehmlich mit einer Piſtole in die Kutſche, beſchädigte jedoch zum Glück niemand. Weil nun nicht wenig Aufhebens von dieſem Vorfalle gemacht wurde, ſo ward der Thäter bald nachher ausgeſpürt, eingezogen, und auf Dr. **Dodds** Zeugniß, zum Strange verurtheilt.

Im Jahre 1773 ſtarb der Graf Cheſterfield, und hinterließ ſeinen Titel und ſeine Güter dem jungen **Stanhope**, der nun von Leipzig nach Genf ging, und daſelbſt ſeinen ehemaligen Lehrer, Dr. Dodd, zu ſeinem Kapellan ernannte. Dieſer hatte ſich bisher, als ein geſchickter, bedachtſamer Heuchler, überall nur in einem vortheilhaften Lichte zu zeigen, und ſeine Ausſchweifungen, wenigſtens vor der Welt, geheim zu halten gewußt. Es ſey, daß er ſich jetzt ſeinen Neigungen mit weniger Vorſichtigkeit überlaſſen, oder, daß man zufälliger Weiſe etwas von ſeinem wahren Charakter entdeckt haben mochte; genug, man fing in verſchiedenen Monathsſchriften an, Anekdoten von ſeinem Privatleben bekannt zu machen, die nichts weniger als vortheilhaft für ihn, und größtentheils nur zu ſehr gegründet waren. Gleichwohl blieb das große Publicum noch immer für ihn eingenommen, und ſchien auf dieſe kleine Erzählungen nicht im mindeſten zu achten. In ſeinen Predigten hatte er, nach wie vor, den ſtärkſten Zulauf, und jedermann ſah in ihm nur den Mann, der durch geſchäftige Fürſorge für ſeine Nebenmenſchen rühmlich ins Auge fiel, und in dieſem Betracht auch wirklich Achtung verdiente. Selbſt gegen ſeine offenbarſten Fehler, gegen ſeine Eitelkeit und Verſchwendung, blieb man blind, ungeachtet die letzteren augenſcheinlich zunahmen. Anſtatt daß er bisher den Sommer über wenigſtens nur in England herum gereiſet war, fing er jetzt gar an, dieſe Luſtreiſen bis nach Frankreich auszudehnen. Dergleichen Unbeſonnenheiten zerrütteten ſeine Finanzen vollends, zumal da ſeine Capellen nicht ſo viel einbrachten, als er ſich anfänglich davon verſprochen, und die Beförderung, welche er von ſeinen Gönnern erwartete, ebenfalls etwas lange ausblieb. In dieſer verzweifelten Lage wagte er einen Schritt, der in Anſehung ſeines wahren Charakters dem Publicum zuerſt die Augen öffnete, und ihm viele ſeiner vorigen Anhänger entzog. Wie ein Mann von ſo viel Einſichten ſeinen guten Ruf ſo blindlings aufs Spiel ſetzen konnte, als in dieſem Falle, wo es ſo leicht war, die Folge vorauszuſehen: das iſt in der That unbegreiflich. Bey Erledigung einer ſehr einträglichen Pfarre, die der Großkanzler von England zu vergeben hatte, ward nehmlich der Gemahlin dieſes Lords ein Brief ohne Unterſchrift zugeſtellt, worin man ihr dreytauſend Pfund Sterling zum Geſchenk anbot, falls Dr. **Dodd** die Stelle bekäme. Als die Schriftzüge genau unterſucht und mit andern verglichen wurden, ergab ſich, daß, wenn gleich der Brief nicht von ihm ſelbſt geſchrieben wäre, er mit dem Inhalte deſſelben doch ganz wohl bekannt ſeyn müſſe. Dieſe Entdeckung ſetzte ihn in nicht geringe Verlegenheit; er ſah jetzt auf einmal die Unbeſonnenheit und ſchlechte Einkleidung ſeines armſeligen Kunſtgriffs ein, und wollte es verſuchen, ſich zu rechtfertigen. Allein die Vertheidigung war zum Unglück ſo übel ausgedacht, daß ſie ſeinen niederträchtigen Charakter nur noch mehr verrieth. Man ſagt, er habe damals ſeiner Frau die ganze Erfindung beygemeſſen, und betheuert, daß alles ohne ſein Wiſſen und Willen geſchehen ſey. Doch, auch dieſe Verſicherung fand nirgends Glauben. Der Kanzler legte vielmehr dem Könige den Brief vor, und Dodd ward dafür aus der Zahl der Hofprediger weggeſtrichen. Dies war noch die geringſte Strafe; allenthalben erſchienen Satiren und Anklagen im Druck, ſo, daß er ſich genöthiget ſah, folgenden, an einen Zeitungsverfaſſer gerichteten Brief, in ein öffentliches Blatt einrücken zu laſſen *).

---

*) *St. Jame's Chronicle.*

Mein Herr!

Erlauben Sie, daß ich in Ihrer Zeitung ein gerechtes Publicum ernſtlich erſuchen darf, mit ſeinem Urtheil in Betracht meiner noch zurückzuhalten. Ich habe allerhand Umſtände gegen mich, und für meine Unſchuld nichts als negative Beweiſe anzuführen. Ich kann mich nämlich vor der Hand bloß darauf berufen, daß ich mein bisheriges Leben durchaus zum Nutzen des Publicums angewendet, und meine Amtspflichten unſträflich treu ausgeübt habe. Die Welt wird freylich finden, daß dergleichen Vertheidigungen, gegen den Strom von Beſchimpfungen und Sticheleyen, der ſeit Kurzem auf mich hergeſtürzt iſt, nur einen ſchwachen Damm ausmachen; allein ich hoffe, daß bald eine Zeit kommen wird, wo ich dieſe Sache aufklären, meine Ehrlichkeit beweiſen, und jeden üblen Eindruck von einer Handlung verlöſchen werde, wodurch eine hohe Perſon mit Recht erzürnt worden, und ein ſolches Unglück über mich ergangen iſt. Ich bin u. ſ. w.

Queen-Street, Wilh. Dodd.
den 10. Februar 1774.

Ich brauche wohl nicht anzumerken, daß dieſe Zeit, worauf er ſich beruft, nie gekommen iſt. Er bekümmerte ſich auch weiter nicht um den Erfolg, ſondern eilte nach Genf, um ſich daſelbſt von ſeinem Zöglinge, dem nunmehrigen Grafen **Cheſterfield**, eine andere reiche Predigerſtelle auszubitten, die in Bukkinghamſhire ſo eben erledigt war, und die er auch ohne Schwierigkeit erhielt. Außer dieſem Anliegen hatte er noch eine andere Urſache die Reiſe zu unternehmen. In gewiſſen Fällen nämlich, macht jeder Verſuch ſich zu entſchuldigen, das Uebel nur ärger; und da ſein Brief gerade dieſe Wirkung hervor brachte, ſo hielt ers für das beſte, ſich eine Zeitlang zu entfernen, bis die Stadt von etwas andern zu reden hätte. Zwar waren die beißenden Pasquille nicht ſowohl gegen die Niederträchtigkeit ſeines ausgeführten Streiches ſelbſt gerichtet, weil in England die Beſtechungen ſo allgemein ſind, daß man ſie kaum noch für ſtrafbar hält; ſondern man ſpottete ſeiner nur deshalb, daß er es nicht beſſer einzufädeln gewußt: ſo wie in Sparta der Diebſtahl, bloß deshalb weil er mißlungen war, mit Schimpf und Schande beſtraft ward. Dodds Feinde machten ſich dieſen Vorfall zu Nutze, ihre Rache gegen ihn auszulaſſen. Sie waren boshaft genug, ihn mit ſeinen eigenen

Worten zu ſtrafen, und das, was er ehemals von Sterne's Predigten geurtheilt, auf ihn ſelbſt anzuwenden. Er hatte von dieſem launigen, empfindſamen Schriftſteller geſagt: „Wir erſtaunen, daß ein Mann ſolche edle Gedanken von der Kanzel herſagen, und dennoch ſo ein Leben führen kann!" Im Grunde wäre es Yoricks gutem Rufe allerdings zuträglich geweſen, wenn er ſich, weder im Geſpräche noch in Schriften, gewiſſe ſchmutzige Zweydeutigkeiten erlaubt, ſondern ſein bedacht hätte, daß nicht jedermann die Entſchuldigung gelten laſſe: *Laſciva nobis pagina, vita proba eſt.*" Doch, die empfindlichſte Züchtigung, welche Dodd über ſich ergehen laſſen mußte, beſtand darin, daß ſein Handel mit dem Kanzler auf das Theater gebracht, und dem Hohngelächter des ganzen Publicums Preis gegeben ward. Foote, der Engliſche Ariſtophanes, ein Mann von äußerſt verderbten Sitten und ſchlechten Grundſätzen *),

*) Der Haß, den die Herzogin von Kingſton, jetzige Gräfin Hervay, eine ſonſt ebenfalls berüchtigte Dame, gegen dieſen Schauſpieler gefaßt hatte, veranlaßte eine gerichtliche Unterſuchung gegen ihn, bey welcher aus ſeinem

hat wenigſtens als dramatiſcher Autor manches Gute geſtiftet, in ſo fern er die Laſter

---

Privatleben manche Anekdote bekannt wurde, die ſeiner Moralität wenig Ehre machte. Sein Kutſcher beſchuldigte ihn eines ſchändlichen Laſters, und die Herzogin gab zu den Gerichtskoſten dieſer Anklage das Geld her. Da der Kerl ſeine Ausſage mit einem poſitiven Eide bekräftigt hatte; ſo war kein andres Mittel loszukommen, als daß etliche Leute beſchwören mußten: Foote ſey zu eben der Stunde anderwärts, und ſo weit von dem Orte geweſen, wo die That geſchehen ſeyn ſollte, daß die Anklage unmöglich wahr ſeyn könne. In einer Stadt, wo der Meineid um einen billigen Preis feil ſteht, ward es Foote'n nicht ſchwer dergleichen Zeugen zu ſtellen, und folglich losgeſprochen zu werden. Es iſt in London nichts Ungewöhnliches, daß einige Spitzbuben, um von einem ehrlichen Manne Geld zu erpreſſen, ihn dieſes Laſters vor Gericht beſchuldigen, und hernach aus ihrer Geſellſchaft etliche an ihn abſchicken, die ſich für ein paar Guineen zu beſchwören erbieten, daß er anderwärts geweſen ſey. Eben ſo giebt es auch gewiſſe Häuſer, wo allerley Diebsgeſindel zuſammen kommt, um jungen Burſchen von 8 bis 14 Jahren das Diebs-Handwerk zu lehren, ſo methodiſch als nur irgend ein andres Gewerbe gelehrt werden ſeiner Zeitgenoſſen ohne Anſehen der Perſon auf der Bühne herum zu nehmen pflegte. Er begnügte ſich nicht, ſie in den lächerlichſten, verächtlichſten Farben darzuſtellen, ſondern machte oft durch ganz individuelle Züge kenntlich, wo das Original zu ſeiner Copie anzutreffen ſey. Wenn das den Taugenichts gleich nicht beſſert, ſo hemmt oder ſchwächt es doch vielleicht die üblen Wirkungen, welche ſein Beyſpiel bey Andern hervor bringen könnte. Das Stück, zu welchem Herr **Dodd** den Gegenſtand abgeben mußte, erſchien unter dem Titel: the Cozeners „die Gauner.“ Madame **Dodd** kam darin unter dem Namen der Frau Simonia (Mrs Simony) vor, und nicht nur dieſes Laſter, ſondern auch die Eitelkeit ihres Herrn Gemahls wurde mit ächter komiſcher Laune durchgenommen.

So nachtheilig dieſe öffentliche Beſchimpfungen den guten Namen des Dr. **Dodds** hätten werden können, ſo wenig Eindruck machten ſie gleichwohl auf das Publicum. Er hätte ſich auch noch damals aus ſeinen

kann. Aus dieſen beyden Umſtänden läßt ſich von der Verderbtheit des Pöbels in London, und von der dortigen ſchlechten Handhabung der Polizey einigermaßen urtheilen.

Schulden retten, mithin in aller Abſicht bey Ehren bleiben können, wenn er nur aufs Land gezogen und bey dem ſchönen Ertrage ſeiner Pfründe, die jährlich 800 Pfund einbrachte, etwas ökonomiſcher zu Werke gegangen wäre. Allein London hatte für ihn unwiderſtehliche Reitze, und er war nun überhaupt ſchon zu tief in Sinnlichkeit verſunken, als daß die Stimme der Vernunft und Tugend noch etwas über ihn vermocht hätte. Um Weltklugheit hatte er ſich nie bekümmert, Sparſamkeit nie anders als dem Namen nach gekannt, ſondern von je her mehr ausgegeben, als eingenommen. Bey einer ſolchen Wirthſchaft mußten ſeine häuslichen Umſtände täglich zerrütteter werden, ſo daß er für ſeine eigene Perſon deshalb oft in wirkliche Verlegenheit gerieth. Zur Einſchränkung, dem einzigen dauerhaften Rettungsmittel, das ihm übrig blieb, beſaß er nicht Verläugnung genug, ſondern war ſchon zufrieden, wenn zur Zeit der Noth nur für den gegenwärtigen Augenblick Rath geſchafft wurde. Bey dieſem Rathſchaffen mußte aber ſeine Ehre und ſein Gewiſſen wohl manchmal ins Gedränge kommen; denn, ſo wie ein Menſch in Waſſersgefahr ſich an Allem, was ihm vorkommt, wäre es auch ein glühendes Eiſen, halten würde, um nicht unterzuſinken: eben ſo verliert der Verſchwender zuletzt alles Gefühl von Ehre und Schande. Er trägt kein Bedenken, mit Zuſagen und Verpflichtungen, die ihm heilig bleiben ſollten, zu ſpielen, und ſeine Gläubiger ohne Zahlung, oft gar ohne Entſchuldigung, von ſeiner Thüre weggehen zu laſſen. Ich wiederhole es hier: Sobald man eine gewiſſe Gränze überſchreitet, ſo ſchlägt man einen Weg ein, auf welchem die Rückkehr bisweilen unmöglich iſt; nach und nach wird man gegen Lob und Tadel der Welt gleichgültig, und dann iſt vollends nichts im Stande, den Menſchen von den ſchändlichſten Unternehmungen abzuhalten, an die er zuvor nie anders als mit Scham und Abſcheu denken konnte. Mit Einem Worte, der Uebergang vom erſten Fehltritte zu dem gröbſten Laſter iſt weit unmerklicher, als ſichs die mehreſten vorſtellen.

Daß Schwäche und Neigung gegen das Laſter mit wirklichem Triebe und Thätigkeit zum Guten in ſeltſamer Gemeinſchaft neben einander wohnen können, davon gab Dodd ein auffallendes Beyſpiel, in ſo fern ſein Eifer allerhand wohlthätige Stiftungen zu befördern bey allen ſeinen Ausſchweifungen unverändert derſelbe blieb, ja faſt immer mehr zunahm, je mehr der Ausbruch ſeines Falles herannahete. Unter andern rühmlichen Bemühungen predigte er auch zu verſchiedenenmalen vor der Geſellſchaft, welche ſich die Rettung der im Waſſer verunglückten, dem Anſehen nach ertrunkenen Perſonen angelegen ſeyn läßt *). Im Jahre 1776 kündigte er (vermuthlich wieder, um ſich aus einer oder der andern häuslichen Verlegenheit zu ziehen) ein Werk in zwey Quartbänden an, das unter dem Titel: „Freymaurerey," eine allgemeine Geſchichte der Civiliſation enthalten, den Urſprung und Fortgang der Künſte, Wiſſenſchaften, Geſetze und Religionen zeigen, und die Lebensbeſchreibungen ſolcher Weiſen, Philoſophen, merkwürdiger Männer und Maurer einſchließen ſollte, die zur Cultur und Vervollkommnung des menſchlichen Ge-

---

*) Humane Society for the recovery of persons apparently drowned. Es ſollen jetzt ſchon an 150 Perſonen durch den Beyſtand dieſer Geſellſchaft gerettet worden ſeyn.

ſchlechts etwas beygetragen hätten. Die Ankündigung war unter dem 1. Auguſt ausgeſtellt, und die Pränumeration auf 2 Guineen (12 Thlr.) feſtgeſetzt. Ob ſie nicht ſo viel eingetragen, als er vermuthet hatte, oder ob ein unerbittlicher Gläubiger ihn um dieſe Zeit gedrückt habe, weiß ich nicht; das aber iſt bekannt, daß er damals den Grafen Cheſterfield um eine Beyhülfe an Gelde anſprach, und daß dieſer ihm auch aus Erkenntlichkeit für ſeine ehemaligen Dienſte eine beträchtliche Summe ſchenkte. Allein, ſtatt ſeine Gläubiger damit zu befriedigen, ging er zum drittenmal nach Frankreich, und erſchien bey dem Pferde-Rennen, welches zu Paris auf der Ebene *des Sablons* gehalten wurde, in einem vierſpännigen Phaeton. Der Graf, der ſich ebenfalls dahin verfügt hatte, war erſtaunt, den Mann, den er in der dringendſten Noth geglaubt hatte, hier in einem glänzenden Modekleide, mit Degen und Haarbeutel, anzutreffen; und mit noch größerer Verwunderung ſah er ihn ſein Geld zu allerley verwegnen Wetten anwenden. Die Folgen einer ſo unverantwortlichen Verſchwendung konnten nicht lange ausbleiben, ob er gleich allerhand Kunſtgriffe anwendete, ſeinem Credit eine Friſt nach der andern zu verſchaffen. So nahm er z. B. in Paris verſchiedne Kupferſtecher an, die ihm zu einer neuen Ausgabe ſeiner Schönheiten des Shakeſpeare (*Beauties of Shakespeare*) prächtige Kupfer verfertigen mußten. In London hingegen ließ er ſich mit Buchhändlern in Unterhandlung ein, um zu dieſer Unternehmung Vorſchuß und Käufer zu bekommen. Endlich vereinigte er ſich auch mit Herrn Kelly (einem Manne, der nicht ohne Geſchmack, aber gerade in eben ſo mißlichen Umſtänden war als er ſelbſt) um eine neue Zeitung zu ſchreiben, die ſich unter den unzähligen Produkten dieſer Art, womit London überſchwemmt iſt, als die ſchwärzeſte *Chronique scandaleuse* auszeichnete, und eben deshalb von den Verlegern ſehr reichlich bezahlt wurde. Doch, alle dieſe Bemühungen kamen nunmehr zu ſpät. Seine Schulden waren ſo beträchtlich, und ſein Credit ſo ſchlecht, daß er es nicht mehr wagen durfte, in der Woche auszugehen, aus Furcht, ſeine Gläubiger möchten ihn feſtſetzen laſſen. Nur Sonntags *) konnte er das Haus verlaſſen, und in ſeinen Kapellen predigen. Bey dieſen verzweifelten Umſtänden ſann er auf Mittel, ſich von ſo drückenden Sorgen mit einemmale zu befreyen. Anſtatt aber das Uebel in der Wurzel anzugreifen, blieb er, wie bisher, auch diesmal wieder bey einer bloß palliativen Cur ſtehen. Der Verkauf ſeiner anſehnlichen Bibliothek wäre allein hinreichend geweſen, ihn, wo nicht völlig, doch großentheils außer Schulden zu ſetzen. Dieſen Schritt wollte ihn aber ſeine Eitelkeit nicht thun laſſen. Ein ehrlicher Mann darf nicht erröthen, wenn Unglücksfälle ihn zwingen, zu Befriedigung ſeines Nachbarn Hab und Gut zu veräußern; der Verſchwender hingegen muß ſich fürchten, daß ſein unbeſonnener Ehrgeitz alsdann bekannt und durch Spott und Verachtung beſtraft werde. Um dieſer vermeinten Schande zu entgehen, geſchah es ohne Zweifel, daß Dr. Dodd auf den unſeligen Gedanken verfiel, eine Summe Geldes auf ſeines Wohlthäters, des Lord Cheſterfields, Namen zu negotiiren; und zu ſeinem Unglück gelang der Streich anfänglich nur gar zu wohl. Er ſetzte am 4ten Februar eine erdichtete Renten-Verſchreibung auf, ver-

---

*) Sonntags kann niemand Schuldenhalber eingezogen werden.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

mittelſt deren ſich der Graf Cheſterfield anheiſchig machte, demjenigen, der ihm die Summe von viertauſend und zweyhundert Pfund Sterling vorſtrecken wollte, ſo lange er (der Graf) leben würde, jährlich ſiebenhundert Pfund Sterling zu zahlen, und die erſte vierteljährliche Zahlung am 4ten May zu leiſten, widrigenfalls aber das Duplum der vorgeſtreckten Summe, nehmlich achttauſend vierhundert Pfund, verſchuldet zu haben. Unter dieſes falſche Document ſetzte Dodd des Grafen Cheſterfield Namen, (den er genau nachzuahmen gewußt,) drückte ein Siegel dabey, und unterſchrieb ſeinen eignen Namen, als Zeuge des ganzen Vorgangs. Hierauf ließ er einen gewiſſen Mäkler, Herrn Ludwig Robertſon, rufen, erzählte demſelben, daß der Graf Cheſterfield zu einer unvermutheten Ausgabe Geld brauche, und ihm, als ſeinem ehemaligen Hofmeiſter, die dazu erforderliche Schuldverſchreibung eingehändigt habe; er, Herr Robertſon, möchte ſich vorläufig erkundigen, ob, und wo ſie gegen baares Geld unterzubringen ſey; auch möchte er, gleich ihm, das Inſtrument als Zeuge ebenfalls unterſchreiben. Dies that Robertſon ohne alles

Bedenken, weil er ſich gegen Dodds Ehrlichkeit nicht den entfernteſten Zweifel erlaubte. Nachdem der gute Robertſon bey verſchiedenen Kaufleuten abſchlägige Antwort bekommen hatte, gerieth er zu einem reichen Geldwechsler, Herrn Heinrich Fletcher, der ſich erklärte, daß er nicht abgeneigt wäre, den Handel einzugehen; nur müßte die Ausfertigung und Unterzeichnung der Verſchreibung in Gegenwart ſeines Procurators geſchehen. Dieſe Bedingung konnte aber Dodd nicht zulaſſen; er ſtellte alſo dem Mäkler vor, daß der Graf ein ſolches Mißtrauen ſehr übel aufnehmen würde, daß die Ausfertigung in aller Form geſchehen ſey, und daß es dabey ſchlechterdings ſein Bewenden haben müſſe. Dies ließ ſich Herr Fletcher endlich gefallen, und verlangte nur, Sicherheitswegen, ein ſchriftliches Zeugniß vom Grafen Cheſterfield, worin dieſer bekennen ſollte, daß er eine ſolche Verſchreibung ausgeſtellt, und Herrn Robertſon aufgetragen habe, ſie zu verhandeln. Robertſon entwarf ſogleich einen Aufſatz, der dies beſagte, und händigte ihn dem Dr. Dodd ein, um den Grafen zur Unterſchrift deſſelben zu bewegen. Auch dieſen Aufſatz unterzeichnete Dodd mit dem Namen Cheſterfield; unterzeichnete ferner mit eben dem Namen einen beſondern Empfangſchein über die in der Verſchreibung enthaltene Summe von 4200 Pfund, ſetzte ſeinen eigenen Namen, in Qualität eines Zeugen, hinzu, und bewog Herrn Robertſon ein gleiches zu thun. Mit allen dieſen durchaus untergeſchobenen Documenten verfügte ſich der Mäkler zum Banquier, und erhielt nun ohne Bedenken die Zahlung, nehmlich 1200 Pfund an baarem Gelde, und 3000 Pfund Sterling in ſechs Wechſeln, jeden von 500 Pfund, die in vierzehn Tagen fällig waren. Bey Ueberbringung dieſes Geldes zahlte Dodd dem Mäkler ſeine Gebühren davon, und endoſſirte zwey von den Wechſeln auf 500 Pfund, unter Lord Cheſterfields Namen. Auf ſolche Art hatte er dieſe Unterſchrift nun zu fünf verſchiedenenmalen fälſchlich nachgemacht. Herr Fletcher hatte das Geld kaum ausgezahlt, als ihm über die Gültigkeit der Verſchreibung allerhand Zweifel aufſtiegen; er ſchickte ſie alſo noch deſſelben Tages ſeinem Procurator, Herrn John Manley zu, und erbat ſich deſſen Gutachten darüber. Da dieſer nicht zu Hauſe war, ſo mußte die Unterſuchung bis am folgenden Morgen ausgeſetzt bleiben. Bey derſelben entdeckte nun Manley einen Kleck oder Flecken an einem Buchſtaben, der nicht von ungefähr gemacht zu ſeyn ſchien. Er zeigte ihn Herrn Fletcher, mit dem Beyfügen, daß es am ſicherſten wäre, wenn man den Grafen Cheſterfield bäte, die Verſchreibung nochmals rein zu kopiren, von neuem zu unterzeichnen und auszufertigen, die alte hingegen zu zerreißen. Um dies zu bewirken, ging Herr Manley Donnerſtags den 6ten Februar zum Grafen, fand ihn aber nicht zu Hauſe, und begnügte ſich daher, in einem kleinen Billet zu melden, weswegen er ihm hätte die Aufwartung machen wollen, und daß er den folgenden Morgen gegen zehn Uhr wiederkommen würde. Als er ſich am Freytage zur geſetzten Zeit bey dem Grafen einſtellte, empfing ihn dieſer mit den Worten: „Sie kommen wegen der Verſchreibung?" — Ja Ew. Excellenz. — „Ich habe ſie verbrannt." — Manley wußte anfänglich nicht, was er aus dieſer Antwort machen ſollte; allein der Graf erklärte ſich hernach, daß er einſtmals, ehe er mündig geworden, eine Verſchreibung von 500 Pfd. Sterling ausgeſtellt, und ſolche nachher verbrannt hätte *). Herr Manley zeigte ihm hierauf die Verſchreibung, von welcher jetzt die Rede war, da denn der Graf gleich beym erſten Anblick betheuerte, ſie ſey falſch, und er wiſſe nichts darum.

Mit dieſer tröſtlichen Nachricht verfügte ſich Herr Manley zu ſeinem Clienten; beyde eilten zum Lord Mayor (welches damals Sir Thomas Halifax war), und dieſer ertheilte ihnen, nach angehörter Ausſage, Vollmacht, ſowohl Dr. Dodd als den Mäkler Robertſon einzuziehen. Letzteren bekamen ſie ſogleich, und fuhren mit ihm nach Dodds Wohnung in Argyle-Street, Weſtminſter. Er war zu Hauſe, und ward bey Seite gerufen. Hier eröffnete ihm Herr Manley die Urſache ſeines Beſuchs, und bezeugte ihm ſein Beyleid über die unangenehme Veranlaſſung deſſelben. Er ſey nehmlich nebſt Robertſon, der ſchon in Verhaft wäre, eines Betruges gegen den Grafen Cheſterfield beſchuldigt worden,

---

*) Aus dieſem Umſtande will man ſchließen, daß Dr. Dodd ſchon ehemals eine ähnliche Betrügerey angeſtellt, daß ihm aber der Graf damals den Streich verziehen, und die Verſchreibung für gültig erklärt habe.

in ſo fern er unter deſſen Namen eine falſche Verſchreibung ausgeſtellt hätte. **Dodd** war wie vom Donner gerührt, ward bleich, und konnte nicht eine Sylbe hervorbringen. **Manley** fragte: was ihn zu einem ſolchen Schritte bewogen hätte? Er unterſtand ſich nicht, die That zu läugnen, nicht einmal eine Ausflucht zu ſuchen, ſondern entſchuldigte ſich bloß damit, daß einige Krämer und Kaufleute, denen er ſchuldig geweſen, auf unverzügliche Bezahlung gedrungen, und daß ihn folglich die äuſſerſte Noth dazu gezwungen hätte. Er ſey im geringſten nicht geſonnen geweſen, weder Lord **Cheſterfield**, noch ſonſt jemand zu vervortheilen; ſondern habe innerhalb drey Monathen alles erſtatten wollen, wozu er alsdann auch gewiß habe Rath ſchaffen können. Der Mäkler **Robertſon** ſagte hierauf: „Herr Doctor, ich verlange von Ihnen, daß Sie meine Unſchuld vor Allen, die zugegen ſind, bezeugen.“ Dies that er, ohne im geringſten anzuſtehen. —

Herr **Manley** forderte nunmehr das Geld wieder zurück; und **Dodd** gab Alles, ſowohl Wechſel als Baarſchaft heraus, bis auf vierhundert Pfd. Sterling, die ſchon ausgegeben waren; für dieſe verpfändete er ſein übriges Vermögen. Manley hatte ihm Hoffnung gemacht, daß die Sache in der Stille beygelegt werden ſollte, falls er Alles erſetzte. Hätte Dodd in dieſem Augenblick die geringſte Weltklugheit beſeſſen, die er freylich in ſeinem ganzen Leben noch bey keiner Gelegenheit gezeigt, ſo würde er ſich, der Strenge der Engliſchen Geſetze ungeachtet, gewiß erhalten haben. Den Herren Intereſſenten (Fletcher und Compagnie) mußte natürlicher Weiſe nicht ſowohl an ſeiner Beſtrafung, als an der Erſtattng des Geldes gelegen ſeyn. Hätte nun Dodd vorgeſchlagen, daß ihm Manley gegen Zurückgabe der Gelder ſeine nachgemachte Verſchreibung einhändigen ſollte, ſo würde dieſer ſich deſſen nicht geweigert haben, um den Hauptendzweck ſeines Clienten nicht zu verfehlen. Alsdann aber wäre auch das Corpus delicti, als der Hauptbeweis zur Klage, nicht mehr vorhanden geweſen. Weil aber Dodd in dem Augenblicke ſeiner Entdeckung alle Gegenwart des Geiſtes verloren hatte; ſo verſcherzte er dieſes einzige und ſicherſte Mittel zu ſeiner Rettung. Am folgenden Morgen ward er vor den Lord

Mayer geführt, und förmlich angeklagt. Er hatte ſich vom erſten Schrecken noch gar nicht erholt; ſeine Entſchuldigung fiel daher ſehr abgebrochen und ſchwankend aus. Man erkennt darin den ganzen Charakter eines äußerſt ſchwachen Menſchen, der keine Ausflucht weiß, und dem doch ſein Leben über alles lieb iſt.

„Ich weiß nicht, was ich in dieſen Umſtänden ſagen ſoll — Ich hatte nicht die Abſicht, Lord Cheſterfield zu betrügen. — Ich hoffe, Se. Excellenz werden dies bedenken. — Ich war in der äußerſten Verlegenheit, und brauchte zu Bezahlung verſchiedener Rechnungen drey- bis vierhundert Pfund *). — Ich ſuchte mir nur auf eine Zeitlang zu helfen; — ich würde das Geld binnen einem halben Jahre wieder abgetragen haben. — Ich habe bereits alles erſtattet, und hoffe, daß man dies mit in Erwägung ziehen wird. — Mylord Cheſterfield iſt mir von jeher zugethan geweſen. Er weiß, daß ich ihn lieb habe, daß ſeine Ehre mir ſo lieb als meine eigne iſt **); bey ſeinem Herzen hoffe ich Vergebung und

---

*) Dazu brauchte er 4200 Pfd.!

**) Das wollte damals nicht viel ſagen.

Erbarmung zu finden. Niemand fordert eine Unterſuchung dieſer unglücklichen Sache. — Ich flehe Sie an, Mylord Mayor, bedenken Sie alle dieſe Umſtände, und laſſen mich frey. — Herr Robertſon iſt gewiß ganz unſchuldig."

In dieſer Vertheidigung war nichts, das ihm rechtlicher Weiſe den geringſten Anſpruch auf Gnade geben konnte. Er und Robertſon wurden alſo, jeder beſonders, ins Gefängniß geſchickt, der Graf Cheſterfield hingegen, nebſt Herrn Fletcher und einigen Andern, mußten ihr Wort von ſich geben, daß ſie als Kläger und Zeugen vor der *Grand-Jury* erſcheinen wollten. Unter dieſem Namen verſtehet man zwölf aus der Bürgerſchaft gewählte Perſonen, die, wenn jemand in Verhaft kommt, vereidet werden, und vorläufig unterſuchen müſſen, ob der Beklagte die ihm beygemeſſene That wirklich begangen habe, oder ob ihm ſolche von den Klägern aus Uebereilung oder Bosheit nur angedichtet worden. Im letzteren Falle wird der Gefangene ſogleich losgeſprochen und in Freyheit geſetzt; im erſteren aber kommt die Sache zu einer förmlichen, gerichtlichen Unterſuchung. Nun hatte zwar **Dodd** die

That bereits ſelbſt eingeſtanden; allein dadurch ward jene vorläufige Unterſuchung der zwölf Geſchwornen keinesweges entbehrlich: denn die Engliſchen Geſetze laſſen das eigne Geſtändniß des Beklagten für keinen hinreichenden Beweis gelten, ſondern verordnen ausdrücklich, daß in allen Fällen (ſelbſt wenn es Mord und Todtſchlag betrift) „**niemand aus ſeinem eigenen Munde gerichtet und verdammt werden ſolle,**“ ſondern daß ſolches lediglich nur auf glaubwürdige Zeugniſſe geſchehen könne. In gegenwärtigem Falle beruhete nun von Seiten der andern Parthey die Gültigkeit der Anklage großentheils darauf: ob der Name **Dodd**, der als Zeuge unter den falſchen Documenten ſtand, wirklich von **Dodds** eigener Hand geſchrieben ſey. Dies konnte aber nicht anders als durch des Mäklers **Robertſons** Zeugniß bewieſen werden; denn der war allein zugegen geweſen, da **Dodd** ſeinen Namen (**Wilhelm Dodd**) als Zeuge unter die falſche Verſchreibung hingeſetzt hatte. Auch hatte ſie ihm dieſer, ohne eines Andern Beyſeyn, eingehändigt, um das Geld darauf zu heben. Gelang es alſo den Advocaten, das Zeugniß des Mäklers für verdächtig oder gar unzuläſſig auszugeben; ſo hatten ſie gewonnen Spiel, und ihr Client mußte auf freyen Fuß geſetzt werden. Um dies zu bewirken, behaupteten ſie, **Robertſon** ſey in dieſen Handel dermaßen eingeflochten, daß er ſo gut als Dodd Schuld haben könne. Das Zeugniß eines Mitſchuldigen und Mitgefangenen aber, ſey bey Verbrechen dieſer Art nicht zuläſſig.

Von Seiten der andern Parthey befürchtete **Manley** (der Procurator des Klägers), daß ohne **Robertſons** Zeugniß ſein Client, Herr **Fletcher**, des Geldes wegen nicht genugſam geſichert wäre. Er wendete ſich alſo in einer andern Sitzung an den Richter, und trug demſelben mündlich vor, ob er erlauben wollte, daß **Robertſon** von den Geſchwornen examinirt werden dürfte? Dies beantwortete der Richter mit „Nein.“ Zum Unglück plauderte der Gerichtsbote in dieſem Augenblick, und hörte folglich nicht auf den Vortrag. **Manley**, der dieſes bemerkt hatte, wagte es alſo, ihm ganz dreiſt vorzuſagen: der Richter habe die Erlaubniß zugeſtanden; er möchte alſo dem Kerkermeiſter anbefehlen, **Robertſon** vor die Geſchwornen verabfolgen zu laſſen. Dies geſchah; und **Dodds** Advocaten erfuhren von dem vorgefallenen Betruge nicht eher etwas, als bis das Verhör vorüber war. Auf ihre Vorſtellung wurden zwar der Gerichtsbote und der Kerkermeiſter zur Verantwortung gezogen, auch das Verhör, ſeiner Form nach, getadelt; die Ausſage ſelbſt aber konnte doch nicht aufgehoben oder annullirt werden, und ſie war ſo überzeugend, und mit **Dodds** eigenem Geſtändniſſe ſo einſtimmig ausgefallen, daß die Geſchwornen, ohne fernern Anſtand, die Klage für gegründet, und einer rechtlichen Erörterung bedürftig, anerkannt hatten. Der förmliche gerichtliche Prozeß nahm alſo am 24ſten Februar ſeinen Anfang. Gleich bey der erſten Sitzung proteſtirten **Dodds** Advocaten gegen das Erkenntniß der Geſchwornen, weil ſich ſolches bloß auf das Zeugniß **Robertſons** gründe, dieſes aber durch unerlaubte Mittel erlangt worden ſey. Nach vielem Diſputiren wurden ſie endlich zur Appellation an das Tribunal der zwölf Richter von England verwieſen, mit dem Beyfügen, daß der Lauf des Prozeſſes deshalb nicht unterbrochen werden müſſe. Es dauerte hierauf nicht lange, ſo waren die einzelnen Sätze der wider ihn eingereichten Klage durchgehends unumſtößlich bewieſen. Die Richter ließen ihn alſo vor ſich kommen, und fragten, was er zu ſeiner Vertheidigung etwa noch beyzubringen habe? Hierauf antwortete er durch folgende Rede, die ſchon mehr zuſammenhangend, und ſtudierter war als die erſte. Er widerſprach darin ſeiner vorigen Ausſage, und ſuchte mit Vertheidigungsgründen durchzukommen, die mehr auf Spitzfündigkeit als auf richtige Schlüſſe hinausliefen.

„Nach den Beſchuldigungen, die heute gegen mich erweislich geworden ſind, fällt es mir ſchwer, Ew. Herrlichkeiten anzureden. Von der Schändlichkeit des Verbrechens, deſſen ich überführt bin, und von den nachtheiligen Folgen eines ſolchen Beyſpiels in einem Handlungtreibenden Staate, wie der unſrige, kann niemand inniger und lebhafter überzeugt ſeyn, als ich ſelbſt. Allein, was auch das Recht in dergleichen Fällen beſagen mag, ſo dünkt mich doch, daß Vernunft, Religion und Geſetze die moraliſche Schändlichkeit eines Laſters nur nach der Abſicht desjenigen beurtheilen, der ſich deſſelben ſchuldig macht. Das ſcheint ſelbſt der Sinn des Geſetzes zu ſeyn, weil nämlich in der hierher gehörigen Parlaments-

Akte ausdrücklich und mit klaren Worten geſagt wird: *with an intention to defraud,* in der Abſicht zu betrügen. Eine ſolche Abſicht aber, Mylords und meine Herren Geſchwornen, hat man, wie ich glaube, nicht einmal verſucht mir beyzumeſſen; und überdem wiſſen Sie, daß ich alles bey Heller und Pfennig wieder erſtattet habe. Urtheilen Sie nun ſelbſt, Mylords und Sie, meine Herren Geſchwornen, was Gott und Menſchen von einem unglücklichen Manne, der einmal vom rechten Wege abgewichen iſt, mehr verlangen können, wenn er im erſten Augenblicke des vernünftigen Nachdenkens alles das Seine zur völligen Erſtattung angewendet hat? Zwar könnte ich noch manche Umſtände zu meiner Vertheidigung beybringen, oder ich dürfte mich auch nur meinen Empfindungen überlaſſen; wahrlich, ſie würden bey deren Schilderung nicht ungerührt bleiben. Allein, damit will ich Sie nicht aufhalten, Mylords. Nur den einzigen Umſtand erlauben Sie mir anzuführen: Es iſt doch offenbar ausgemacht, daß ich nicht einmal die Abſicht gehabt habe, jemand zu ſchaden, geſchweige denn, daß ich es wirklich gethan hätte. Aus dieſem, dem allein richtigen Geſichtspunkte, bitte ich Sie, die Sache anzuſehen. Von Seiten des Gerichts hat man ganz gerecht gegen mich verfahren; allein von Seiten der Kläger bin ich mit einer Art von Grauſamkeit verfolgt werden, welche Sie ſelbſt, Mylords, vielleicht nicht gut heißen werden. Herr **Manley** verſprach mir ausdrücklich und mit den heiligſten Verſicherungen, daß die Sache in der Stille beygelegt werden ſollte, wenn ich gleich alles wieder erſetzte. Das iſt geſchehen. Gleichwohl bin ich nicht nur eingezogen und angeklagt, ſondern mit Heftigkeit und Strenge verfolgt worden. Um mich zu ſtürzen, hat man ſich nicht geſcheuet, einen Mann, der offenbar mein Mitſchuldiger iſt *), als Hauptzeugen gegen mich auftreten zu laſſen. — Mylords, mir, der ich von Schmach und Elend niedergedrückt unter einer ſo ſchweren Anklage faſt erliege, mir kann das Leben nicht achtenswerth ſeyn. Nein, Mylords, nachdem ich ſo tief geſunken bin, würde der Tod die größte

*) Dies iſt gerade das Gegentheil von dem, was er vor dem Lord Mayor ausgeſagt, und auch von dem, was er in Gegenwart des Herrn **Manley** betheuert hatte.

Wohlthat für mich ſeyn. Aber ach! ich ſtehe noch in Verbindungen, die mich zurückhalten, die den Wunſch in mir erwecken, dies elende Daſeyn verlängert zu ſehen. Ich habe eine Gattin, Mylords, welche ſieben und zwanzig Jahre hindurch das Muſter ehelicher Liebe und Treue geweſen iſt [*]; ihre Verfaſſung iſt bedauernswerth, und ihr Betragen gegen mich deſſen ungeachtet ſo unverändert zärtlich, daß es auch dem Fühlloſeſten Thränen auspreſſen könnte. Ich hoffe, Mylords, Sie werden in meiner Vorſtellung nichts vergrößert, nichts übertrieben finden. Ich habe ehrliche Leute zu Gläubigern, die bey meinem Tode viel verlieren würden; ich wünſchte, daß man aus Billigkeit gegen ſie Erbarmen mit mir haben möchte. Wenn dieſe Gründe, Mylords, und meine Herren Geſchwornen, einigen Eindruck auf Sie machen; wenn bey der partheylichſten Unter-

---

[*] Er irrte ſich in der Zahl der Jahre; es waren noch nicht volle ſechs und zwanzig Jahre ſeit ſeiner Heirath verfloſſen. — Seine Freunde, denen es bekannt war, wie wenig Madam Dodd ein ſolches Lob verdiente, ärgerten ſich über dieſe Verſtellung, und ſeine Feinde ſpotteten darüber.

Unterſuchung, nicht die geringſte Abſicht zu ſchaden entdeckt werden wird, (und ich betheure feyerlich, daß es in meinem Vermögen ſtand, alles in drey Monathen abzuzahlen, wie ich Herrn Robertſon oft verſichert, und worauf ich denn auch ſein Verſprechen erhalten, die ganze Sache ſollte niemand als Herrn Fletſcher und ihm bekannt werden;) wenn man endlich in Erwägung nehmen wollte, daß niemand auf Erden der mindeſte Schaden zugefügt worden iſt: — dann dürfte ich von der Güte, der Menſchlichkeit und dem Schutze meines Vaterlandes alles erwarten, mit Zuverſicht das Beſte hoffen."

Leider war der Betrug zu offenbar, als daß Dr. **Dodds** künſtliche Rede, und ſeine Scheingründe denſelben hätten bemänteln können. Der Richter ermahnte nunmehr die Geſchwornen, die Sache in Erwägung zu nehmen und nach Maßgabe der angeführten Beweiſe und Gegenbeweiſe zu erklären: ob ſie Dr. **Dodd** für ſchuldig oder nicht ſchuldig hielten. Nachdem ſie ſich ungefähr zehn Minuten lang mit einander berathſchlagt hatten*), erklärten ſie ihn ſchuldig (guilty); doch übergaben ſie zu gleicher Zeit den Richtern eine Bittſchrift an den König, daß dieſer ihn begnadigen möchte.

---

*) Dieſes geſchiehet in einem Nebenzimmer, wo ſie, ohne Eſſen und Trinken und Feuer, ſo

Den Engliſchen Geſetzen nach, konnte ihr Urtheil ſchlechterdings nicht anders ausfallen. Auf jede Art von untergeſchobener oder falſcher Handſchrift, wodurch man jemanden um Geld oder auf eine andere Art zu vervortheilen ſucht, ſteht **Todesſtrafe**. Die Geſetze können nicht auf die letzte oder endliche Abſicht des Thäters ſehen; ſonſt wäre auf einmal ihre ganze Wirkſamkeit, ihr ganzer Nutzen dahin. Jedem Betrüger, jedem Verbrecher, er ſey von welcher Art er wolle, ſtehet dieſe Ausflucht offen; immer kann er betheuern, er habe ſich nur aus der gegenwärtigen Noth helfen, und am Ende alles erſtatten wollen. Der Ausdruck der Parlaments-Akte, „**in der Abſicht zu betrügen**," (*with an intention to defraud*) konnte ſich alſo keinesweges auf die **endliche** Intention beziehen, (wie **Dodd** es auszulegen ſuchte,) ſondern mußte ſchlechterdings auf die erſte Inſtanz ge-

---

lange bleiben müſſen, bis ſie unter ſich einſtimmig ſind.

deutet werden. Er hatte eine falſche Verſchreibung ausgeſtellt; unter dieſem betrügeriſchen Vorwande wollte er jemand um eine Summe Geldes bringen. Für den Betrug hatte man augenſcheinliche offenbare Beweiſe; — aber nichts konnte beweiſen, daß er in drey oder ſechs Monathen den **Betrug** (denn das blieb er auch noch alsdann) wieder gut machen würde. Sollte man alſo einem Manne, der gewiſſenlos genug geweſen war, unter dieſem falſchen Vorwande die Leute um das Ihrige zu betrügen, ſollte man dem auf ſein bloßes, aus Furcht vor dem Tode gegebnes Wort glauben, daß er künftig einmal ſo ehrlich geweſen ſeyn würde, das Erſchlichene wieder zurück zu geben? Da die Geſchwornen keine andere Entſcheidung von ſich geben durften, als entweder „Schuldig" oder „nicht Schuldig", ſo konnten ſie ihrem Eide und Gewiſſen, ingleichen der ausdrücklichen Vorſchrift des Geſetzes nach, offenbar nicht anders ſprechen, als ſie wirklich gethan.

Es blieb nun nichts mehr übrig, als daß die Richter den Ausſpruch der Geſchwornen beſtätigten und das Urtheil publicirten. Dies wollten ſie aber nicht eher thun, als bis das

Tribunal der zwölf Richter entſchieden haben würde, ob Robertſons Zeugniß gelten könne oder nicht; und ehe dieſe Entſcheidung erfolgte, ging der Termin der diesmaligen Gerichts-Seſſion zu Ende*). Alſo mußte Dodd bis zur neuen Seſſion, die erſt im May anging, in Verhaft, und ſeines Schickſals wegen in quälender Ungewißheit bleiben. Sein Vermögen war unterdeſſen ſchon eingezogen, und zu Herrn Fletchers und einiger andrer Gläubiger Befriedigung, ingleichen zu Bezahlung der Sheriffs **) angewendet worden. Gleichwohl blieben noch ſehr viele Schulden ungetilgt, und ihm ſelbſt nicht das mindeſte übrig, um ſich im Gefängniſſe einige Bequemlichkeit zu verſchaffen. Dieſer ſchnelle Wechſel vom ehemaligen Ueberfluſſe zum jetzigen äußerſten Mangel, mußte ihm überaus hart fallen. Zwar verſorgten ihn ſeine Freunde, ja ſelbſt Unbekannte und Ungenannte, in dieſer traurigen Lage mit allem, was er nur wünſchen konnte; allein er lebte deſſen ungeachtet nur ſehr mäßig und enthaltſam. Es war freylich natürlich, daß bey ſeiner jetzigen Verfaſſung der ehemalige Hang zur Sinnlichkeit ernſthafteren Betrachtungen weichen mußte, zumal, da er ſelbſt ſich keinesweges mit der Hoffnung ſchmeichelte, begnadiget zu werden. Von dem Augenblick an, da die Geſchwornen ihn für ſchuldig erklärt hatten, ſuchte er ſich vielmehr mit dem Tode bekannt zu machen. Der erſte Schritt hierzu mußte in einer gewiſſenhaften Selbſtprüfung beſtehen, ſo niederſchlagend dieſe auch immer für ihn ausfallen mochte. Er fand, daß ſein ganzes bisheriges Leben eine lange Reihe von Fehltritten war, die durch eine ſpäte und nicht einmal ganz freywillige Reue ausgelöſcht werden ſollten, wenn er vor dem Thron ſeines ewigen Richters Gnade finden wollte. Die Tröſtungen der Religion, die ſich gemeiniglich da am wirkſamſten beweiſen, wo menſchlicher Troſt nichts mehr vermag, und der Zuſpruch ſo mancher rechtſchaffener Leute, beſonders des Gefängnißpredigers, Herrn Villette, verhalfen ihm nach und nach zu einiger Beruhigung. Dieſe Gemüthsverfaſſung erlaubte ihm, mehrmals vor ſeinen Mitgefangenen zu predigen, und er that es allemal mit ſolchem Nachdruck, daß ſelbſt die verworfenſten und abgehärtetſten Böſewichter bis zu Thränen gerührt wurden. Eine dieſer Predigten iſt durch den Druck bekannt gemacht worden*), und verdient als eine treffliche Kanzelrede empfohlen zu werden, wenn ſie gleich nicht ſo, wie ſeine vorigen Schriften, durch geſuchte Worte und redneriſchen Schmuck glänzt.

---

*) Es wird nämlich in London, (ſo wie in der Hauptſtadt einer jeden Grafſchaft,) nur alle Vierteljahre Eine ſolche Sitzung gehalten, die ungefähr drey bis vier Wochen dauert; was darin nicht zu Ende gebracht wird, bleibt bis zur nächſten Sitzung unentſchieden.

**) Sheriffs ſind Criminal-Richter, welche für die Vollziehung der Urtheilsſprüche ſorgen müſſen. Die Stadt London wählt jährlich zwey für die Grafſchaft Middleſex. Jede andere Grafſchaft hat nur Einen, der allemal vom Könige erwählt wird. In London iſt dieſes Amt ſo beſchwerlich, daß ſich ſeit einigen Jahren faſt niemand dazu verſtehen will.

Endlich berathſchlagten ſich die zwölf Richter mit einander, und erklärten Robertſons Zeugniß für gültig. Dieſen Ausſpruch mußte einer von ihnen **) dem Dr. Dodd bekannt machen, welches am 12ten May in folgender Rede geſchah:

---

*) Dieſe Rede erſchien unter dem Titel: The Convicts Addreſs to his unhappy Brethren. Da ſie bereits ins Deutſche überſetzt iſt, ſo hat man ſie hier nicht von neuem mit einrücken wollen.

**) Es war der Ritter Sir Richard Aſton.

„**Doctor Wilhelm Dodd,**

„Als Ihr im vergangenen Februar, eines Betruges wegen angeklagt, vor Gericht erſcheinen mußtet, behaupteten Eure Advocaten, daß dieſe Anklage gar nicht zuläſſig ſey, weil ſie ſich hauptſächlich auf das Zeugniß des Mäklers **Ludwig Robertſon** gründe, dieſes aber aus zweyen Gründen ganz unſtatthaft ſey, einmal, weil **Robertſon** des nämlichen Betrugs wegen eingezogen, folglich als Euer Mitſchuldiger anzuſehen, und zweytens, weil er vor den Geſchwornen (Grand Jury) als Zeuge examinirt worden, ungeachtet der Befehl, auf welchen der Kerkermeiſter von Newgate ihn am 19ten Februar zum Verhör verabfolgen laſſen, nicht rechtmäßig geweſen, auch hernach von Gerichtswegen wieder annullirt worden ſey."

„Dieſer Einwurf Eurer Advocaten iſt dem Tribunal der zwölf Richter zur Entſcheidung vorgelegt worden, welche letztere ich Euch jetzt, nach reiflicher Erwägung, bekannt machen ſoll."

„Ueberhaupt betrachtet, kann ein Beklagter nichts dagegen einwenden, wenn jemand, der mit ihm zu gleicher Zeit im Gefängniſſe ſitzt, vor die Geſchwornen (Grand Jury) gebracht wird, um Zeugniß gegen ihn abzulegen; denn dies iſt, unſern Geſetzen nach, erlaubt und recht. Freylich wird zu einem ſolchen Verhör die Einwilligung und Erlaubniß des Richters erfordert; ob aber dieſe wirklich und richtig ausgeſtellt, oder ob ſie untergeſchoben ſey: damit hat der Beklagte nichts zu thun; das geht allein den **Kerkermeiſter** an, nur der muß das verantworten. — In obgedachtem Einwurf Eurer Advocaten ſcheint ferner die Frage implicirt zu ſeyn: ob ein Privatkläger, wenn er einen Mitſchuldigen (er befinde ſich in oder außer dem Gefängniſſe) als Zeugen darſtellt, dieſen Mitſchuldigen bloß dadurch vor aller ferneren gerichtlichen Anklage in Betracht dieſer Sache ſichern und freyſtellen könne *)? An und für ſich iſt dieſe Frage wichtig, und einer genauen Unterſuchung werth; aber hier hat ſie mit der Hauptſache nichts gemein: denn Euch, als Beklagtem kann daraus weder Vortheil noch Schade erwachſen."

---

*) Und ob folglich, im gegenwärtigen Falle, Robertſon Euer Mitſchuldiger ſey, oder nicht; ob deshalb ferner auf ihn inquirirt werden müſſe oder nicht: — das iſt der ſpecielle Sinn dieſer allgemeinen Aſſertion.

„Es kommt alſo lediglich darauf an: ob ein Mitſchuldiger rechtmäßiger und gültiger Weiſe als Zeuge gebraucht werden könne? Dies erlauben nun die Geſetze ausdrücklich, und ohne Ausnahme; mithin iſt **Ludwig Robertſon** in dieſer Sache als ein unverwerflicher Zeuge anzuſehen."

„Die Richter ſind daher einſtimmig der Meynung, daß gegen Euch geſetzmäßig verfahren und Ihr der Schuld rechtsgültig überwieſen ſeyd. Wir haben für gut befunden, Euch dieſen Ausſpruch unverzüglich bekannt zu machen, damit ihr Euch auf die am Ende der Seſſion zu gewartenden Folgen vorbereiten könnet."

Dr. **Dodd** antwortete hierauf nur Folgendes:

Mylord!

„Ich danke Ihnen und den übrigen gelehrten Richtern demüthigſt, daß Sie dem Einwurf meiner Advocaten, an jenem ſchrecklichen Tage meines Verhörs, ſo viel Aufmerkſamkeit zu bezeigen geruhet haben. Ihre Kenntniſſe und Gerechtigkeitsliebe ſind mir Bürge, daß Ihr Ausſpruch nicht anders als dem Rechte gemäß ſeyn kann."

Nach vierzehn Tagen ward er von neuem vor Gericht gebracht, um ſein Urtheil zu empfangen. Auf die gewöhnliche Frage: Ob er noch etwas vorzuwenden hätte, daß das Urtheil nicht geſprochen werden ſollte? redete er die Richter folgendermaaßen an:

Mylords!

„Sie haben an mir ein ſchreckliches Beyſpiel menſchlicher Schwachheit vor Augen. Meiner Talente wegen von Jugend auf geſchmeichelt, bekam ich früh eine allzu hohe Meynung von mir ſelbſt. Vermöge dieſer hielt ich mich beym Eintritt in die große Welt zu den feurigſten Erwartungen berechtigt, und glaubte, daß durch meine Beförderung zum Predigtamt dem Anſehen und der Würde des geiſtlichen Standes wohl eben nicht Eintrag geſchehen ſey. Auch war ich weder ein müßiger, noch ein unnützer Arbeiter. Ich lehrte die Wahrheiten des Chriſtenthums mit dem Nachdruck, den das Bewußtſeyn, daß wir es gut meynen, dem Vortrage mitzutheilen pflegt. Mit Freuden ſahe ich, daß meine Bemühungen nicht ohne Beyfall blieben; meine Predigten wurden häufig beſucht, und ich glaube nicht ohne Grund, daß manche von meinen Zuhörern dadurch vor Sünden und Laſtern bewahrt, andere aber davon zurückgeführt worden ſind. Wenn dieſe Umſtände, auf der einen Seite, mein Verbrechen um deſto ſchwerer machen; ſo können Sie wohl denken, Mylords, daß mir auf der andern die Strafe auch in eben dem Maße um ſo viel empfindlicher werden muß. Durch das Zutrauen der Menſchen verleitet, traute ich mir ſelbſt zu viel. Ich glaubte das wirklich zu ſeyn, wofür andre mich hielten, „von Herzen rechtſchaffen," und dieſe Rechtſchaffenheit gegründet und geſtärkt durch Religion; dafür hielt ich ſie, ohne zu erwägen, wie groß die Gefahr der Eitelkeit, und überhaupt, welch ein betrügliches Ding das Herz des Menſchen iſt. Der Tag des Kampfes kam, und ich war nicht ſtark genug, der Verſuchung zu widerſtehen. Stündlich, ja jeden Augenblick, hält mir mein Gewiſſen das Verbrechen, deſſen ich mich ſchuldig gemacht habe, in ſeiner ganzen Schädlichkeit und Bosheit vor. Doch, wie manche haben der Verſuchung untergelegen, die jetzt mit dem Bußfertigen im Himmel ſind!"

„Ich unterſtehe mich nicht, einer Handlung, der gleich jetzt die rächende Gerechtigkeit das Urtheil ſprechen wird, den beſſern Theil meines Lebens, einen Zeitraum von beynahe dreyßig Jahren, entgegen zu ſtellen, welchen ich in Beförderung und Ausübung chriſtlicher Liebeswerke, in Linderung ähnlichen Elendes, als ich ſelbſt jetzt fühlen muß, in Darreichung des Troſtes, deſſen ich ſelbſt jetzt bedarf, zugebracht habe. Ich will auch ſonſt auf keine Weiſe meine Schuld zu verringern ſuchen; nur ſo viel muß und will ich betheuern, es war nicht meine Endabſicht, irgend jemand zu betrügen. Das ergiebt ſich aus allen Umſtänden, und davon werden auch die mehreſten unter Ihnen wohl bey ſich ſelbſt überzeugt ſeyn. Wenn es mir zukäme, meine Strafe ſelbſt abzumeſſen, ſo würde ich geſtehen müſſen, daß ich jetzt ſchon nicht viel weniger als ich verdient, gelitten zu haben glaube.“

„Mein guter Ruf, der mich vorſichtig, und Glücksumſtände, die mich zufriedener hätten machen ſollen, ſind dahin. — Ich bin auf einmal in Armuth und Verachtung geſunken. — Mein Name und mein Verbrechen ſind zu einem Volksliede *) geworden, womit auf allen Gaſſen der Leichtſinnige Kurzweil, mit dem der Boshafte ſeinen Spott treibt."

---

*) Dieſe elenden Gaſſenhauer, die zur Schande der Engliſchen Nation in ganz London geſungen oder vielmehr erbärmlich und unerträglich geheult werden, verdienen nicht mehr den Namen, Balladen. So kernicht, gefühlvoll, und dabey ganz ungeziert, als die ehemaligen Romanzen waren, die der Nachwelt unter dem Namen Balladen ſchätzbar geworden ſind, werden jetzt keine mehr gemacht. Heut zu Tage iſt es in England das elendeſte abgedroſchenſte Zeug, das je erdacht werden kann, und die Muſik dazu iſt, wo möglich, noch elender als der Text. National-Muſik haben die Engländer, meines Erachtens, gar nicht. Ich glaube vielmehr, daß es in ganz Europa kein Land giebt, wo das gemeine Volk weniger muſikaliſch iſt, als hier. Leuten von Stande hingegen kann ich einen guten und richtigen Geſchmack in der Tonkunſt keinesweges abſprechen; das beweiſet unter andern die hohe Achtung, in welcher unſer Hendel bey ihnen ſtehet. In Schottland haben ſich, ſeit David Rizzi's Zeiten, einige ſehr ſimple aber ſanfte und äußerſt gefühlvolle Melodieen bis auf den heutigen Tag erhalten. Man erkennt in denſelben jene Simplicität, welche den Charakter der damaligen Italiäniſchen

„Es kann ſonderbar ſcheinen, Mylords, daß, wenn ich bedenke, was ich ehedem, ja unlängſt erſt geweſen — daß ich da noch wünſchen ſollte zu bleiben, was ich jezt bin. Allein, Verachtung des Todes mag unter heydniſchen Tugenden noch ſo ſehr glänzen; mit chriſtlicher Reue hat ſie nichts gemein. Viele Beweggründe machen es mir zur Pflicht, Sie, Mylords, um die Friſtung meines Lebens demüthigſt anzuflehen. Nicht bloß, weil ich ſo gut als jedes andre Geſchöpf vor einem gewaltſamen Tode Abſcheu fühle; nicht bloß, weil jene allgemeine Furcht vor einer zu frühen Auflöſung, ſich auch in meinen Adern regt: ſondern vornämlich, um den Schaden, den ich der Geiſtlichkeit, der Welt, und der Religion zugefügt habe, zu erſtatten und das Aergerniß, welches ich gegeben, durch das Beyſpiel meiner Buße abzuwiſchen — deshalb vornehmlich begehre ich noch zu leben. Vor

---

Muſik ausmachte, und es iſt daher wahrſcheinlich, daß Rizzi dieſelben aus ſeinem Vaterlande mitgebracht hatte. Daß ſie den Schotten nicht eigen ſeyn können, iſt, dünkt mich, auch daraus abzunehmen, daß ſeitdem keine neue Lieder dieſer Art mehr componirt worden.

allen Dingen aber wünſchte ich, mit mehr geſammeltem Gemüth, nach einer ruhigeren Vorbereitung, erſt zu ſterben. Die Schrecken des finſtern Kerkers, die Aengſtlichkeit des Verhörs, die beſtändige Unruhe in welcher ſich die Seele bey der Ungewißheit unſers Schickſals befindet: alles das macht eine ſtete Ebbe und Fluth von Gemüthsbewegungen aus, wobey der Geiſt unmöglich zu der Faſſung gelangen kann, die zu den heiligen Uebungen des Gebets, und zur ſtillen Prüfung des Herzens erfordert wird. — Man verſage mir daher nicht eine Friſt, die ich zu keinem andern Behuf fordre, als daß ich durch Nachdenken und Reue vorbereitet werde, vor dem Richterſtuhle des Allmächtigen zu erſcheinen, und die Gegenwart des Richters zu ertragen, der einem jeden thun wird nach ſeinen Werken; der den bußfertigen Sünder annehmen und ihm verzeihen wird, und bey dem auch die, welche hier Barmherzigkeit geübt haben, Erbarmung ſuchen und finden werden."

„Um dieſer Urſachen willen, Mylords, wünſche ich, ſelbſt unter Elend und Schande, noch zu leben, und flehe demüthigſt, daß Sie mich der Gnade des Königs empfehlen mögen."

Dieſe Rede konnten die mehreſten von den Anweſenden nicht ohne die äußerſte Rührung mit anhören. So viel Wahres und Wahrſcheinliches aber auch darin angebracht ſeyn mochte; ſo ſiehet man doch wohl, daß ſein Geſtändniß noch immer nicht ſo ganz aufrichtig war. Er berührte ſeinen laſterhaften Wandel nur von fern, um in den Augen ſeiner Richter der Gnade, die er von ihnen zu erlangen wünſchte, nicht ganz unwerth zu ſcheinen. Ein rechtſchaffener Deutſcher Prediger, der ihn verſchiedentlich im Gefängniſſe beſuchte, hat mir erzählt, daß er öfters mit der größten Begierde, mit unglaublicher Heftigkeit, zu leben gewünſcht. Er wollte aber nicht bloß Zeit haben ſich zum Tode vorzubereiten, und ſein vergangenes Leben zu bereuen; ſondern er wollte leben um des Lebens willen. Freylich konnte es ihm in ſeinen beſten Jahren nicht anders als ſchwer ankommen, die Annehmlichkeiten dieſer Welt zu verlaſſen, zumal da er bisher wohl noch nie dergleichen Unannehmlichkeiten erfahren haben mochte, die uns das Leben gleichgültig oder gar zuwider machen können. Wie mächtig, wie allgewaltig iſt der Trieb zur Selbſterhaltung! Wie erbebt unſre ganze Natur vor einem allzufrühen Tode! wie ſchaudert ſie bey dem Gedanken der Ewigkeit als vor dem Rande eines Abgrunds zurück! Wie finſter, wie ſchreckenvoll iſt oft ſelbſt dem Chriſten die Zukunft jenſeits des Grabes! Wo iſt die Tugend, die uns vor dieſem erſchütternden Gefühle ſchützen könnte? Der Weiſe *) mag ſich in ſtolſche Gleichgültigkeit hüllen, oder mit dem Gedanken einer völligen Vernichtung wiegen; der Chriſt mit der feurigſten Andacht die Belohnung ſeiner Tugenden, oder vielmehr die überſchwengliche Gnade ſeines Gottes in einem zukünftigen glückſeligen Leben erwarten: — ſo lange beyde ihres Lebens ſicher ſind, ſteht der Glaube eines jeden feſt, er ſey auf Sand oder auf Felſen gebauet. Plötzlich erſcheint die Gefahr. Wie ein fürchterliches Erdbeben fährt der dunkle Gedanke des Todes durch ihre Gebeine; der Flugſand ſchwindet unter dem Fuß, der Felſen wankt hin und her, es ſtür-

---

*) Man nennt die Herren, wie ſie ſich ſelbſt nennen; Schade, daß dadurch die Worte Weiſer, Philoſoph, u. ſ. w. jetzt beynahe ohne Ausnahme in malam partem gedeutet werden, ungefähr ſo wie Pedant, und wie bey den Franzoſen der Name Allemand.

zen die hohen ſtolzen Gipfel herab! — — — — — —

Doch, wenn der erſte ſchauderhafte Eindruck des Todesgedanken vorüber iſt; dann beruhigt uns die holde Tröſterin, die Religion. Auf ſie geſtützt kann das Aeußere, Unweſentliche erſchüttert, ja zertrümmert werden; die Grundfeſte bleibt dennoch unbeweglich feſt ſtehen.

Als Dr. **Dodd** ſeine Rede geendigt hatte, erfolgte ein allgemeines Stillſchweigen von einigen Minuten, worauf der Stadtſchreiber von London, Herr Glynn, in folgenden Worten das Urtheil ſprach:

Doktor Wilhelm Dodd!

„Ihr ſeyd des Verbrechens überwieſen worden, eine falſche nachgemachte Verſchreibung ausgeſtellt zu haben, von der Ihr wußtet, daß ſie falſch und nachgemacht wäre, und Ihr ſeyd des Vortheils theilhaftig geworden, den die Geſetze dieſes Landes jedermann zugeſtehen, nehmlich, Ihr habt ein billiges, unpartheyiſches und aufmerkſames Verhör gehabt.“

„Die Geſchwornen, an deren Gerechtigkeit Ihr Euch gewendet, haben Euch ſchuldig erfunden. Ihr Ausſpruch iſt von den gelehrten Richtern in Erwägung gezogen, und gegen die

Billigkeit deſſelben nichts einzuwenden gefunden worden. Ihr ſelbſt habt die Gerechtigkeit dieſes Ausſpruches anerkannt, und ſo bleibt mir nur noch die ſehr ſchmerzliche Pflicht übrig, welche unſere Landesgeſetze den Richtern auflegen: dieſe nehmlich, das Urtheil über Euch zu ſprechen.“

„Ihr ſcheint von der Größe Eures begangenen Verbrechens ſehr richtig und lebhaft überzeugt zu ſeyn. Ihr ſcheint auch in bußfertiger Gemüthsfaſſung zu ſtehen, und werdet Zweifelsohne wohl überdacht haben, um wie viel mehr die Schädlichkeit Eures Verbrechens durch den Einfluß des Beyſpiels vermehrt wird, da es von einem Manne begangen worden, der, ſo wie Ihr, in einem öffentlichen heilig geachteten Lehramte geſtanden hat. Dies ſind, dem Anſehen nach, Eure eignen Gedanken. Ich wünſchte ſie näher zu entwickeln; allein das würde zu Betrachtungen Anlaß geben, die ich einem Manne in Euren Umſtänden zu erſparen wünſche.“

„Mit Eurem Anliegen um Gnade müßt Ihr Euch nicht an uns wenden. Es wäre grauſam, wenn Euch die Richter mit Hoffnung ſchmeicheln wollten. Nicht ſie, ein anderer hat Macht zu begnadigen; an den richtet Euer Flehen. Bey Euren Kenntniſſen, und bey der Reue die Ihr bezeugt, werdet Ihr es ſelbſt für Eure Pflicht erkennen, den Einfluß des Beyſpiels zu vermindern, und Ihr werdet einſehen, daß dies nicht wirkſamer als durch Bekanntmachung Eures herzlichen und aufrichtigen Abſcheues vor der That, deren man Euch überführt hat, geſchehen kann. Ihr werdet folglich auch nicht ſuchen ſie zu bemänteln oder zu verringern. Wenn ein Mann von Eurem Charakter und Euren Fähigkeiten das thun wollte; wozu könnte ſich dann der minder erleuchtete Haufen nicht berechtigt halten! Ihr ſehet ſelbſt, auf was für Abwege das leiten würde; ich brauche Euch alſo wohl nicht davor zu warnen. Und nun habe ich Euch nichts als noch das Urtheil des Geſetzes bekannt zu machen. Es lautet dahin: daß Ihr, Doktor **Wilhelm Dodd**, von hier, an den Ort, von dem man euch heraufgebracht, zurückgeführt werden ſollt; daß Ihr von da nach dem Hinrichtungsorte gebracht, und daſelbſt beym Halſe gehängt werden ſollt, bis Ihr todt ſeyd."

Die Einleitung, wodurch Herr Glynn, mit wahrhaft menſchenfreundlicher Schonung, den unglücklichen Verbrecher allmählig auf dies ſchreckliche Urtheil vorzubereiten, und den Schlag zu mildern wünſchte, gereicht dem Herzen dieſes Mannes gewiß zur größten Ehre. Allein dieſer ſanften Anrede, und auch deſſen ungeachtet, daß Dodd ſeit dem Ausſpruche der Geſchwornen geraume Zeit gehabt, ſich hierauf gefaßt zu machen, ſank er bey Anhörung des Urtheils dennoch in Ohnmacht. In den noch übrigen Tagen ſeines Verhaftes ließ er alle Kennzeichen der aufrichtigſten Reue blicken, beſchäftigte ſich mit allerhand bußfertigen Uebungen, und ſuchte auch das ewige Heil ſeiner Mitgefangenen werkthätig zu befördern.

Freunde und Bekannte arbeiteten indeſſen noch immer daran, ihm Begnadigung zu verſchaffen, und ſeine ehemaligen Amtsbrüder empfahlen ihn gar von der Kanzel herab dem Mitleid und der Vorſprache ihrer Zuhörer. Unter andern hatte es ein Geiſtlicher, Namens Topladi, ſeiner Gemeinde ſo dringend vorgetragen, daß ſich bei Endigung des Gottesdienſtes an fünfhundert Perſonen vor ſeiner Hausthüre verſammelten, um eine Vorſtellung zu unterzeichnen, die er ihnen zu dieſem Behuf aufſetzen mußte.

Die geſammte Bürgerſchaft von London ließ durch den Grafen **Percy** eine ähnliche Supplik an den König gelangen, von welcher man ſich, um der Menge der Supplikanten willen, gute Wirkung verſprach. Sie war nehmlich von nicht weniger als drey und zwanzig tauſend Perſonen unterſchrieben, und in folgenden Worten abgefaßt:

„Ungeachtet wir, die Einwohner von London und Weſtminſter, völlig überzeugt ſind, daß der wider den Doktor **Wilhelm Dodd** ergangene Urtheilsſpruch der Gerechtigkeit und den Landesgeſetzen vollkommen gemäß iſt, ſo wiſſen wir doch auch, daß Ewr. Majeſtät das glorreiche Vorrecht haben, die Strenge der Geſetze, vornehmlich in gewiſſen Fällen, mildern zu dürfen, und können uns daher nicht entbrechen, bey gegenwärtigem, Ewr. Königl. Majeſtät folgende Umſtände zur Erwägung vorzutragen."

„Der unglückliche Dr. **Dodd** iſt, ſeit ſeinem Eintritt in das Lehramt, ein eifriger, beredter und überzeugender Prediger geweſen."

„Wie ſehr er ſich die Beförderung des allgemeinen Beſten und die Unterſtützung der leidenden Menſchheit hat angelegen ſeyn laſſen, das beweiſen unter andern zwey gemeinnützige Geſellſchaften, deren wohlthätige Wirkungen von weitem Umfange ſind. Er iſt der Stifter derſelben, und hat durch ſie dem Staate ſo manches Mitglied erhalten, das ſonſt verloren gegangen wäre. Dieſe, durch ihn geretteten Mitbürger geſellen ſich zu unſern Bitten, und flehen Ew. Majeſtät für das Leben ihres Wohlthäters mit thränenden Augen an."

„Zu allen Zeiten hat man bey einzelnen Fehltritten eines Mannes zugleich auf ſeinen moraliſchen Charakter im Ganzen geſehen, und dieſen mit in Anſchlag gebracht. Wer der bürgerlichen Geſellſchaft weſentliche Vortheile verſchaffte, der durfte dagegen immer auf Mitleid und Vergebung rechnen, wenn er ſo unglücklich war, ſie in der Folge auf eine oder die andere Weiſe wieder zu beeinträchtigen."

„Bis auf den Augenblick, da Dr. Dodd ſich des jetzigen Verbrechens ſchuldig gemacht hat, verdiente er aber unſtreitig als ein Mann von Talenten, von tugendhaftem Wandel und von allgemeiner Nützlichkeit, Ehrerbietung und Dank.

„Würde nicht überdies durch die öffentliche Hinrichtung eines Lehrers der Religion, der ſich in ſeiner Amtsführung ſo durchgängig Achtung und Liebe zu erwerben gewußt, bey dem großen Hauſen das Anſehen des geiſtlichen Standes gar ſehr leiden? und würde die Verachtung deſſelben nicht den Sitten, ja der Religion ſelbſt, nachtheilig werden können?“

„Der Fall, in welchem ſich der Doktor Dodd befindet, iſt mit ganz beſondern Umſtänden verknüpft, die ihn der Gnade Ewr. Majeſtät werth machen, ja dieſelbe ausdrücklich zu heiſchen ſcheinen.“

„Dieſer Gnade und Milde Ewr. Majeſtät empfehlen wir ihn hiemit. Schenken Sie ihm das Leben! Er wird es forthin in Reue und in guten Werken zubringen, die ſeinen Fehltritt gewiß nachdrücklicher auslöſchen, und dem Volke zu einem weit lehrreicheren Beyſpiele dienen werden, als der ſchimpfliche Tod, den man ihm zuerkannt hat.“ —

Der König hielt die Sache in aller Abſicht für wichtig genug, um das Gutachten ſeines geheimen Staatsrathes darüber zu vernehmen. Allein auch da waren die mehreſten der

Meynung, daß Dodd nicht begnadigt werden müſſe. Man ſtellte nehmlich dem Könige vor, daß in einem Handlung treibenden Lande die Sicherheit des Eigenthums, als einer der weſentlichſten Vortheile, nicht ſtrenge genug geſchützt werden könne; daß (beſonders in England) dieſe Sicherheit mit zur Grundſätze der Staatsverfaſſung gehöre; daß, da die Schulden der Nation ſo beträchtlich, ihr Reichthum aber größtentheils idealiſch wäre, (weil er nur in Banko-Zetteln oder andern Papieren beſteht) der Wohlſtand der ganzen Nation von dem Anſehen und dem Credit dieſer Papiere abhinge; daß alle handſchriftliche Verſchreibungen in gewiſſer Art mit zu denſelben gerechnet und folglich aller Unterſchleif, der mit jenen oder mit dieſen getrieben würde, für gleich nachtheilig und gleich ſtraffällig angeſehen werden müſſe; daß dergleichen Verfälſchungen ſeit Kurzem ſehr überhand nähmen, indem erſt kürzlich für 30,000 Pfd. Sterl. falſcher Banco-Zettel entdeckt worden wären, welche die Bank gleichwohl unweigerlich habe bezahlen müſſen, damit nur das Zutrauen des Publicums zu der Gültigkeit ſolcher Papiere überhaupt nicht abnehmen möchte; daß es nicht zu rechtfertigen ſeyn würde, wenn Dodd begnadigt werden ſollte, indeß die Gebrüder Perreau unlängſt einer ähnlichen Betrügerey wegen zum Tode verurtheilt worden, ungeachtet es auch damals an Fürbitten nicht gefehlt habe; daß Dodds Vorgeben, als habe er den Betrug wieder gut machen wollen, für gar nichts zu rechnen ſey, weil dieſes, in gleichem Fall, ein jeder zur Entſchuldigung nehmen könne, und unfehlbar nehmen würde, wenn er ſehen ſollte, daß Dodd ſich damit gerettet; endlich, daß auch Dodds übrige gute Eigenſchaften und Verdienſte nicht gegen ſein Verbrechen gleichſam aufgewogen werden könnten, weil dieſes, ſo wenig den Grundſätzen des Rechts, als der Religion nach, commenſurable Quantitäten wären.

Man wird ſich wohl nicht wundern, daß der König ſo triftigen und einleuchtenden Gründen Gehör gab, und das Todesurtheil beſtätigte. Dodds Freunde hatten ſich indeſſen noch immer mit dem Gegentheil geſchmeichelt, und aus übelverſtandener Zärtlichkeit ihre nichtige Hoffnung dem unglücklichen Gefangenen als ſo wahrſcheinlich vorgeſtellt, daß dieſer nun noch in den letzten Tagen ſeines Verhaftes ſich zu eben dieſem Wahne verleiten ließ. Der ſchriftliche Glückwunſch eines Unbeſonnenen, der das voreilige Gerücht, als ob er auf Vorbitte des Prinzen von Wallis begnadigt worden ſey, ohne Unterſuchung für wahr angenommen hatte, beſtärkte ihn in jenem angenehmen Traum, und machte ihm die Nachricht vom Gegentheile deſto ſchmerzlicher. So behutſam man ihm dieſelbe auch beyzubringen ſuchte; ſo konnte er ſich doch nicht enthalten die bitterſten Thränen darüber zu vergießen. Er ermannte ſich jedoch bald wieder, und verſicherte, daß er zwar von jeher begnadigt zu werden gewünſcht, aber nicht eher als ſeit den letzten drey Tagen, auf das Zureden ſeiner Freunde, es wirklich gehofft habe. Da er jetzt mehr als je Zuſpruch nöthig hatte, ſo leiſteten ihm ſeine Freunde beſtändig Geſellſchaft, und der Gefängnißprediger, Herr Villette, verdoppelte ſeine Beſuche.

Als dieſer am letzten Sonntage vor ſeiner Hinrichtung zu ihm kam, lag Dodd auf dem Bette, und klagte über Seitenſtiche. Villette fragte ihn, wovon die Schmerzen wohl herrühren könnten? Ach! antwortete er, mit einem

Seufzer, „es iſt der Pfeil des Todes, den ich ſchon in mir fühle!" Am Abend vor der Execution kam eben dieſer Herr Villetto nebſt noch einem andern Freunde zum Dr. Dodd. Sie fürchteten, ihn kleinmüthig zu finden; er rief ihnen aber beym Eintritt in das Zimmer entgegen: „Nun iſt die Bitterkeit des Todes vorüber; ich bin bereit." Darauf erzählte er, daß er von ſeinen Freunden und auch von ſeiner Frau Abſchied genommen. „Ich fürchtete mich, ſetzte er hinzu, vor dieſer Scene, fand ſie aber leichter, als ich mir vorgeſtellt; denn meine Frau betrug ſich ſtandhafter, als ich es erwartet hätte. Wir ſchieden von einander als Leute, die einſt wieder vereinigt zu werden hoffen." Er konnte es wohl im eigentlichſten Verſtande eine Wiedervereinigung nennen; denn hier auf Erden war ihre Trennung ſo weit gegangen, daß er und ſie in den letzten Jahren zwey ganz verſchiedne Häuſer bewohnten. Als die Geſellſchaft derer, die von ihm Abſchied nehmen wollten, noch durch einige neu hinzugekommene vermehrt war, ſagte er: „Ich habe noch eine Bitte an Sie, meine Freunde. Es könnte ſeyn, daß nach meinem Tode einige von denen, die mir wohlwollen und die meine Begnadigung ſo ernſtlich, aber umſonſt, geſucht haben, den König und ſeine Räthe für grauſam ausgeben, und im Affekt ſich vielleicht nicht behutſam genug hierüber ausdrücken möchten. Machen Sie daher bekannt, daß ſich dieſe Geſinnungen keinesweges von mir herſchreiben. Ich liebe und ehre den König; ich bin überzeugt, daß er ein menſchenfreundliches, mitleidiges Herz hat, daß er und ſeine Räthe nach den Rechten mit mir verfahren, und daß Se. Majeſtät mich vermuthlich bloß um deswillen nicht begnadigt haben, weil ſolches dem allgemeinen Beſten nicht zuträglich geweſen ſeyn möchte.” Er betete darauf mit aufgehabenen Händen, aus vollem Herzen: „Allmächtiger, der du die Welt und ihre Beherrſcher regiereſt, ſegne unſern gnädigſten König! unterſtütze und ſtärke ihn! befeſtige ſeinen Thron durch Rechtſchaffenheit, gieb Frieden in ſeinen Tagen! O Herr! mache allem Zwiſt ein Ende, und verkürze die Dauer des gegenwärtigen widernatürlichen Krieges! — Auch den Räthen des Königs gieb Weisheit, und ſegne ſie!” —

An dem zur Hinrichtung beſtimmten Morgen (es war der 27ſte Junius) kam ſein unermüdeter Gefährte, der Gefängniß-Prediger Herr Villette, ganz früh, um ihn nach dem Richtplatze zu begleiten. Durch dieſen Liebesdienſt ward er ein Augenzeuge von den letzten Stunden des unglücklichen Dodd; und da er ſelbſt dem Publicum eine Erzählung davon mitgetheilt hat, ſo will ich ihn hier, an meiner Stelle, reden laſſen.

„Dodd ſchien," ſagt Herr Villette, „ſehr ruhig zu ſeyn, als ich am Morgen ſeines Sterbetages zu ihm kam. Er verſicherte mich und Herrn Dobey, (den Prediger des Magdalenen-Hoſpitals, den er ebenfalls gebeten, ihn auf ſeinem letzten Gange zu begleiten) er habe gut geſchlafen und fühle ſich dadurch, auch körperlicher Weiſe, ſo geſtärkt, daß er ſeine letzten Pflichten deſto beſſer zu erfüllen hoffe. Wir gingen hierauf nach der Capelle des Gefängniſſes, um dort mit einander zu beten. In der Sakriſtey hatten ſich noch mehrere Geiſtlichen und verſchiedene andere Freunde des Doktors verſammelt, die ihr Gebet mit dem ſeinigen vereinigen wollten. Unter denſelben befand ſich auch der andre Verurtheilte, Namens Joſeph Harris, ein junger Menſch, der eines begangenen Straßenraubes wegen jetzt ebenfalls hingerichtet werden ſollte. Dieſer hatte noch wenige Tage zuvor verſucht, ſich im Gefängniß ſelbſt ums Leben zu bringen, war aber von dem dazu gekommenen Kerkermeiſter verhindert worden. Dodd nahm daher Anlaß, dieſen Jüngling zu einer ruhigern, chriſtlichern Gemüthsfaſſung zu bringen. Er ſtellte ihm vor, wie nöthig es ſey, daß ſie beyderſeits die wenigen noch übrigen Augenblicke ihres irdiſchen Daſeyns in Erkenntniß und Bereuung ihrer mannigfaltigen Fehltritte zubrächten. Dieſe Anrede war ſo rührend, daß nicht nur der unglückliche Jüngling, der bisher bey allen Gelegenheiten das verſtockteſte Herz gezeigt hatte, ſondern auch alle übrige Anweſende, in Thränen zerfloſſen. Er ſchloß ſie mit folgendem Ausruf: „Erbarme, liebreicher Vater der Menſchen, erbarme du dich unſer! gieb, o! gieb, mir und meinem Mitſchuldigen, daß, ſo wie wir zuſammen leiden, wir auch zuſammen in die ewige Glückſeligkeit eingehen mögen, die du allen Bußfertigen verheißen haſt!" Wir mußten eine ganze Weile auf die Gerichtsbedienten warten. Darüber ward ihm die Zeit lang, und er fragte: wie viel Uhr es wäre. Als man ihm antwortete, es ſey ſchon über halb neun, erwiederte er: ich wünſchte, ſie wären da; mich verlangt zu gehen. Endlich wurden wir in den äußern Vorhof des Gefängniſſes gerufen. Hier erblickte er zwey Gefangene, die am Fenſter ſtanden, um ihn zu betrachten. Auf dieſe ging er zu, und ermahnte ſie in ſo nachdrücklichen Worten, daß beyde heftig zu weinen anfingen. Seine umſtehenden Freunde beſorgten, daß es ihm empfindlich fallen würde, ſich, dem eingeführten Gebrauche nach, mit dem Stricke, woran er aufgeknüpft werden ſollte, die Arme binden zu laſſen; ſie ſuchten ihn alſo darauf vorzubereiten, und ſagten, daß er ſich noch vor ſeinem Austritt aus dem Gefängnißhofe einer Ceremonie würde unterwerfen müſſen. „Worin wird die beſtehen?“ antwortete er. Man wird Sie binden, hieß es. Er ſah gen Himmel, und erwiederte: „Immerhin! ich bin dennoch frey; meine Freyheit iſt droben.“ Die Gerichtsſchergen ſelbſt waren betreten, als ſie ihn binden ſollten; ſie entſchuldigten ſich ausdrücklich mit dem Zuſatze, daß ihr Amt es ſo mit ſich brächte. „Wohl denn, verſetzte er; ich danke euch für eure Zuneigung; aber laßt euch dadurch nicht abhalten, eure Schuldigkeit zu thun.“ Ich bot ihm hierauf meinen Arm, um um ihn durch den Hof nach dem Wagen zu führen; er ſchlug es aber aus, und ſagte mit heiterer Miene: Nein, ich bin feſt wie ein Fels! Auf dem Hofe war eine Menge Menſchen verſammelt, die ihn, gleich den anweſenden Gefangenen, während des Durchgehens laut beweinten und beklagten. Dies rührte ihn ungemein, und er betete um Segen für ſie alle. — So weit Herr **Villette** —

Es war neun Uhr, als er außerhalb des Gefängniſſes in die Trauerkutſche ſtieg, die ihn nach dem Richtplatze bringen ſollte. Drey Geiſtliche, Herr **Villette**, Dr. **Dobey** und Dr. **Buttler**, ſetzten ſich zu ihm. Ein Trupp Gerichtsbediente ging zu Fuß, und der Criminalrichter, an dem die Reihe war, fuhr in ſeinem Wagen voraus; dann folgte die Trauerkutſche, worin ſich **Dodd** befand, noch etliche andere mit guten Freunden, die ihn ebenfalls begleiteten, und zuletzt ein Karren, auf welchem der Gefährte ſeiner Todesſtrafe, **Joſeph Harris**, neben dem Henker ſaß. Vom Gefängniſſe bis nach **Tyburn** (dem Executionsorte), welches eine Strecke von einer halben Deutſchen Meile ausmacht, waren die Straßen durchgehends mit einer unbeſchreiblichen Menge Zuſchauer beſetzt, unter denen er faſt überall weinende Geſichter erblickte. Bey der Ankunft am Hochgerichte mußte er auf den Karren ſteigen, der mit dem andern Verbrecher unter dem Galgen ſtill hielt. Er umarmte denſelben, und ermunterte ihn mit den Worten: „Sey getroſt, mein Bruder! Jetzt ſind wir den Menſchen ein Schauſpiel und Spott; aber bald werden wir ein Schauſpiel und die Freude der Engel ſeyn.“ Hierauf betete er mit den anweſenden Geiſtlichen eine ganze Zeitlang im Stillen, und mochte dies Gebet vielleicht mit in der Abſicht ausdehnen, daß, wenn er allenfalls noch begnadigt werden ſollte, der Bote des Pardons Zeit haben möchte, anzukommen. Dieſe Augenblicke, wo er den Kampf des Lebens mit dem Tode ſo vorſetzlich verlängerte, mögen ihm wohl unter allen die bitterſten geweſen ſeyn. Für den Jüngling **Harris** waren ſie gewiſſermaßen noch quälender, weil dieſer, ohne alle Hoffnung zum Leben, den Ort und die Anſtalten zu ſeiner Hinrichtung ſo lange vor Augen haben mußte. **Dodd** hatte noch eine Anrede an das Publicum aufgeſetzt, und ſie Herrn **Villette** übergeben, der ſolche, an ſeiner Statt, vor der Execution ableſen ſollte. Da aber das Getümmel zu groß war, ſo unterblieb dies; und Herr Villette machte ſie erſt nachher durch den Druck bekannt. Sie enthält das aufrichtigſte Geſtändniß ohne alle Ausflüchte, und lautet folgendermaßen:

„Da die letzten Worte der Sterbenden faſt überall Aufmerkſamkeit zu erregen und Eingang zu finden pflegen, ſo hoffe ich, daß auch den meinigen ein gleiches widerfahren werde. Ich bin hieher gekommen, für eine Betrügerey zu büßen, deren ich mich, mit aller Beſchämung die mein vergangenes Leben nur immer verdient, ſchuldig erkenne, und die ich ſo aufrichtig und ſchmerzlich bereue, daß es von dem, der unſer aller Herzen prüſt, hoffentlich nicht ungeachtet bleiben wird. Ich bereue, daß ich die Geſetze, wodurch Sicherheit und Zutrauen unter den Menſchen aufrecht erhalten werden, beleidigt habe; ich bereue, daß ich es verſucht, meine Mitmenſchen zu vervortheilen; ich bereue endlich, daß ich meinen Stand befleckt, Freunden und Feinden der Religion ein Aergerniß gegeben habe. Von meinen übrigen Verbrechen und Fehlern, womit ich gegen Gott geſündigt, kann und darf ich hier nur ſo viel ſagen, daß ſie ohne Namen und Zahl ſind, weshalb ich ſie auch nur überhaupt genommen, hier öffentlich bekenne und herzlich bereue. — Gieb, barmherziger Gott, um Jeſu Chriſti willen, daß meine Buße, ſo ſpät und ſo unvollkommen ſie iſt, dennoch nicht vergeblich ſeyn möge."

„Das einzige Gute, das ich jetzt noch ſtiften kann, beſteht darin, Andre gegen die Verſuchungen zu warnen, denen ich ſelbſt unterlegen habe. Ich habe allemal gegen meine eigne Ueberzeugung geſündigt; meine Grundſätze ſind nie erſchüttert worden. Ich habe die chriſtliche Religion allezeit für eine Offenbarung von Gott, und ihren göttlichen Stifter für den Erlöſer der Welt gehalten. Allein wenn ich gleich die Geſetze Gottes nie verläugnet, ſo habe ich ſie doch oft vergeſſen. Durch die Liebe zur Pracht und durch den Hang zur Wolluſt habe ich mich von der Sittſamkeit und Enthaltſamkeit, welche mein Amt ſo vorzüglich von mir forderte, ableiten laſſen. Ich habe mich nicht genug um Sparſamkeit bekümmert, und bin in meiner Haushaltung nie auf Einſchränkung bedacht geweſen. Eitelkeit und Vergnügen, worin ich mich vertiefte, erforderten Koſten, zu denen meine Einnahme nicht hinreichte. Dieſe Ausgaben verſetzten mich in Noth; und Noth, dringende Noth trieb mich zum Betruge *).“

„Für dieſen Betrug muß ich ſterben, und ich ſterbe unter der feyerlichſten Betheurung, daß, ſo ſehr ich ſelbſt von meinen eignen Lehren gewichen bin, ich dennoch Andern, nach meiner beſten Erkenntniß und mit aller Aufrichtigkeit, den Weg zur ewigen Glückſeligkeit gelehret habe. Mein Wandel iſt, beſonders in den letzten Jahren, überaus ſträflich, aber meine Lehre iſt jederzeit lauter und rein geweſen. Ich habe beſtändig geglaubt, und verlaſſe jetzt die Welt, mit der feyerlichen Betheurung, daß ich überzeugt bin, wie unter dem Himmel kein andrer Name iſt, in dem wir können ſelig werden, denn allein der Name unſers Herrn Jeſu, und ich bitte alle die hier zugegen ſind, ſich mit mir in meiner letzten Bitte zu vereinigen, daß, um des Herrn Jeſu Chriſti willen, mir meine Sünden vergeben und meine Seele in ſein ewiges Reich aufgenommen werden möge.“

Den 27. Junius
1777. „Wilhelm Dodd.

---

*) to temporary fraud — das iſt, zu einem Betruge, der nur eine Zeitlang dauern ſollte.

Als Dodd endlich ſah, daß alle menſchliche Hülfe ausblieb, nahm er eine Mütze aus der Taſche, ſetzte ſich dieſelbe auf, und zog ſie bis aufs Kinn über das Geſicht herab. Darauf legte ihm der Henker den Strick um den Hals, befeſtigte dieſen an dem Querbalken des Galgens, und ließ, auf das vom Scherif gegebene Signal, den Karrn wegrücken. Dodd ſtreckte die Hände gen Himmel, ſeinem Richter und Erbarmer entgegen, und gab nach wenigen Minuten kein Zeichen des Lebens mehr von ſich.

Seine Anverwandten hatten ſich den Leichnam ausgebeten, und brachten ihn in einer ſchon bereit ſtehenden Poſt-Chaiſe auf das eilfertigſte nach dem Hauſe eines ſogenannten Undertaker's *), welches aber, um der neu-

---

*) Undertakers ſind Leute, die alle zum Begräbniß erforderliche Anſtalten übernehmen, als womit ſich in England niemand ſelbſt abgiebt. Bey einem Sterbefalle ſchicken die Verwandten oder Freunde zu einem ſolchen Undertaker, und beſtimmen die Summe, welche ſie an das Begräbniß zu wenden gedenken; darnach richtet denn der Undertaker, ohne daß ſie weiter die geringſte Mühe davon haben, das Leichenbegängniß, entweder groß oder klein, ein. Er nimmt auch wohl, wenn es verlangt wird, die Leiche ſogleich zu ſich in ſeine Wohnung, beſtellt die Trauer-

gierigen Menge auszuweichen, durch einen großen Umweg geſchehen mußte. In dieſem Hauſe waren ſchon etliche Aerzte und Chirurgi beſtellt, die alle zu Rettung der Erſtickten vorgeſchlagene Mittel anwendeten, um dem entſeelten Leichnam wieder einen Odem einzuhauchen. — Allein, ihre Bemühungen kamen zu ſpät, und blieben ohne Erfolg. Der todte Körper ward alſo in der Nacht aus der Stadt gebracht und fern von London auf einem Dorfkirchhofe ganz in der Stille zur Erde beſtattet *).

---

kleider, und miethet oftmals gar ein ganzes Gefolge fremder Perſonen, die, in Mäntel und Flor gehüllt, nachtreten und, mit weißen Schnuptüchern in der Hand, für Geld weinen (oder wenigſtens ſo thun), indeß die eigentlichen Anverwandten, wären es auch nur lachende Erben, zu Hauſe ſitzen und des beſchwerlichen Gepränges gänzlich überhoben ſind. Von Trauermahlen weiß man in England nichts.

*) Dodd hinterläßt keine Kinder; ſeine Stelle iſt, auf Vermittelung des Grafen Cheſterfield, ſeinem Bruder zu Theil geworden, und ſeine Frau lebt bey einer Verwandtin auf dem Lande, von einem Wittwengehalt ungefähr von 200 Pfund Sterling (1200 Thaler), welche ihr Dodd zu der Zeit, als er noch in guten Umſtänden war, in einer Wittwenkaſſe ausgemacht hatte. — Uebrigens haftet die Schande einer öffentlichen Hinrichtung in England nicht auf des Hingerichteten Familie, und gereicht derſelben nie zum Vorwurf. Eine billige Denkungsart, die Nachahmung verdient.

So endigte ſich das Leben eines Mannes, deſſen Fähigkeiten ihm ein beſſeres Schickſal zu verſprechen ſchienen; den ſeine Umſtände und viele Freunde hätten glücklich machen können; von dem man wohl nicht vermuthet haben ſollte, daß er die Gebote ſeiner Religion je überſchreiten würde, da er ſie Andern täglich mit dem größten Eifer und, ſeinem eignen Geſtändniſſe nach, aus vollkommenſter Ueberzeugung ans Herz legte; den endlich die innere Würde ſeines Standes und Amts hätte vor dem Laſter bewahren ſollen.

Lerne denn, Jüngling, lerne an dieſem warnenden Beyſpiel, daß weder Fähigkeiten noch Kenntniſſe vor dem Laſter ſchützen, und daß man, ſelbſt bey vielen andern guten Eigenſchaften des Herzens, auf Abwege gerathen kann, die gerade zum Verderben führen. Es giebt nur Ein Mittel ihm zu entfliehen; und das iſt Ehrerbietung für die Religion, nebſt gewiſſenhafter Aufmerkſamkeit auf die Lauterkeit aller deiner Geſinnungen und Handlungen, ſelbſt der geringſten und der verborgenſten!

Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigſt, noch thueſt wider ſein Gebot!

III.

Geſchichte
der
Engliſchen Litteratur
vom Jahre 1790.

Geſchichte der Engliſchen Litteratur, vom Jahre 1790.

Ungleichheit der litterariſchen Ernte von verſchiedenen Jahren. — Apologie der Deuteley. — Allgemeine Ueberſicht. Vervielfältigung der Schriften, und Vergrößerung der gelehrten Journale in England. Nachtheiliger Einfluß der Vielſchreiberey auf die Dichtkunſt. Didaktiſche Langweiligkeit. Swaine's Redemption. Adriano. Hills Henry and Acaſto. Miß Younges unſchuldiges Gedicht über die Unſchuld. Hole's Arthur. Lyriſche Verſuche. Tod des Hofpoeten Thomas Warton. Peter Pindar's ſatiriſche Poeſien gegen Bruce und Nichols. Mittelmäßige Romandichter des heutigen Tages. Schar der weiblichen Schriftſteller. The Devil upon two Sticks in England. Whites Ritterromane. — Verfall der dramatiſchen Dichtung. Barettis Sentimental Mother. Verzeichniß von neuen Theaterſtücken. Der Dramatiſt von Reynolds. James Mylnes Trauerſpiele. Sayers nordiſche Skizzen. Neue Ausgaben vom Shakeſpeare. Erlöſchen der claſſiſchen Litteratur. Essayists. Drey Abhandlungen vom Geſchmack, vorzüglich die von Aliſon. Chalmers Leben von Daniel de For. Walſieds Schriften. Correſpondenz des Dr. Doddridge. Leben eines Negers, von ihm ſelbſt beſchrieben. Aſiatick Reſearches. Neue Fundgrube der älteſten Litteratur, die in Indien eröffnet wird. Zweyter Band von Stuart's Antiquities of Athens. Engliſche Alterthumsforſcher. Gillies Geſchichte Friedrichs des Großen, und Parallele deſſelben mit Philipp von Macedonien. Neue Geſchichte von Frankreich. Dillons Geſchichte Peters des Grauſamen von Kaſtilien und Leon. Pinkertons Schottiſche Geſchichte. Verunglimpfung der Celten. Gladwins Beyträge zur Geſchichte des Mogoliſchen Reichs in Indien. Ramſay's Geſchichte der Amerikaniſchen Revolution. Politiſche Schriften über die Franzöſiſche Staatsveränderung. Mängel der Brittiſchen Verfaſſung. Publicität und Preßfreyheit, die ſicherſte Schutzwehr des Staats gegen gewaltſame Revolutionen. Verſchiedenheit der Meinungen in England über die demokratiſchen Bewegungen in Frankreich. Seltſame Aeußerung des Herrn Burke im Parlamente, und noch ſeltſamere Erſcheinung ſeiner Reflections on the Revolution in France. Einſeitigkeit und Petulanz dieſer Schrift. Stimmen des Engliſchen Publicums über dieſelbe. Kennzeichen der ächten Freyheit. Mäßigung der ſtreitenden Partheyen. Beantwortungen jener Schrift und Kritik derſelben. Andere politiſche Blätter. Spaniſcher Streit über Nutkaſund. Dalrymple's Spaniſh pretenſions. Politiſche und andere Predigten. Sechzehn Ausgaben von Blairs Kanzelreden. Exegeſe des Dr. Geddes und des Juden Delgado. Collation der

Handſchriften der Septuaginta, von Holmes. Streit über den Schriftſteller Joſephus, und über die Gottheit Chriſti. Prieſtley über den Tod und das ewige Leben. Seine polemiſchen Schriften. Neues Religionsſyſtem. Philoſophiſcher Unſinn. Stuarts Reiſen zu Fuß, und ſeine Apokalypſe der Natur. Gisbornes Moralphiloſophie. Juriſtiſche Schriften. Popularität des Advocaten Herbert. Freyſprechung des Buchhändlers Stockdale, und Verurtheilung eines Libelliſten gegen Mrs. Fitzherbert. Proceß des Ungeheuers. Bonnycaſtles Geometrie. Adams Optik. Praktiſche Sternkunde, von Vince. Tabellen der Länge, von Margett. Wollaſtons allgemeines Sternverzeichniß. Penroſe aſtronomiſche Träume. Neue phyſikaliſche Hypotheſen von Peart, Hutton und de Luc. Higgins über die phlogiſtiſche und antiphlogiſtiſche Theorieen. Nicholſons Chemie. Pott's chirurgiſche Schriften. Walkers Traktat von den Pocken. Medical Essays. Underwoods Kinderkrankheiten. Berichte der Humane Society. Dr. Grotter's Kritik der mediciniſchen Anſtalten in der Engliſchen Marine. Dr. Ruſh's medical Inquiries. — Verheimlichung neuer Bücher. Latham's Index Ornithologicus. Philoſophie der Naturgeſchichte, von Smellie. Aiton's Hortus Kewensis. Mrs. Mean's Kewiſche Pflanzen. Die Brüder Bauer. Dr. Sibthorpes botaniſche Reiſe im Archipelagus. Neue botaniſche Werke von Dr. Smith, Dr. Wilhering und Mr. Dickſon. Vertheidigte

Sexualität der Pflanzen. Swayne's Gramina paſcua. Bemerkung über die Feinheit der Engliſchen Wolle. — Die Kunſt zu boxen. Die Kunſt zu ſchießen. Dr. Bayly's Vereinigung der Dichtkunſt, Redekunſt und Tonkunſt. Dr. Burneys beendigte Geſchichte der Muſik. Brownes Italiäniſche Opernmuſik. Reynolds über Gainsborough's Künſtlerverdienſt. — Haſſell's pittoreske Reiſe auf der Inſel Wight. Reiſen nach Botany- und Jackſon's-Bay von Phillipp und von White. Unglücksfälle des Capitains Riou und des Capitains Bligh. Meares Reiſen zur Errichtung des Pelzhandels. Dalrymples geographiſche und nautiſche Karten. Umfrevilles Nachricht von Hudſonsbay. Arrowſmiths neue Weltkarte. Fadens Karte von Südamerika. Amerikaniſche Geographie, von Morſe. Pennants London. Pilkingtons Derbyſhire. Warner's Lymington. Neuheit des ſtatiſtiſchen Studiums in England. Ausländer, die darin Bahn brechen, Hofrath Zimmermann und Graf Berchtold. Neue Schweizerreiſe von Coxe. Capitain Sutherlands Reiſe im mittelländiſchen Meere und nach Conſtantinopel. Luffmanns Beſchreibung von Antigua. Moretons Sitten der Weſtindier. Franklins Reiſe durch Perſien. Crawfords Skizzen über die Hindus. Bericht der Unternehmungen der Afrikaniſchen Geſellſchaft. Pattersons Reiſen ins Kaffernland. — James Bruce Reiſe nach den Quellen des Nils, und Benjowskys Memoirs. Ueberſetzungen.

Der Totaleindruck, den die litterariſchen Beſchäftigungen einer großen Nation im Gemüthe des Beobachters zurücklaſſen, muß in verſchiedenen Jahren allerdings verſchieden ſeyn, wenn gleich die allgemeine Stimmung ſich nicht weſentlich geändert hat. Es iſt ſelten der Fall, daß Männer von Genie, oder auch nur von ausgezeichneten Schriftſtellertalenten ſich Jahr aus Jahr ein vor dem Richterſtuhle der Kritik einfinden, und den litterariſchen Himmel mit neuen Geſtirnen ſchmükken. Zuweilen giebt es, um bey dieſem Gleichniſſe zu bleiben, ſtatt jener herrlichen Erſcheinungen, deren Licht durch Jahrtauſende fortleuchtet, nur Sternſchnuppen und im Sumpf hüpfende Irrwiſche. Der Philoſoph indeß, berechnet nach dieſen Meteoren des Augenblicks den jedesmaligen Zuſtand der Atmoſphäre, und freuet ſich, wenn er in der langen Reihe geſammelter Erfahrungen einigen Grund vor ſich ſieht, aus ähnlichen Ereigniſſen auf übereinſtimmende Folgen zu ſchließen. Denn dieſer Hang, in die Zukunft mit vorwitzigem Blicke zu ſpähen und den geheimnißreichen Schleyer, der ſie deckt, an irgend einem Ziſelchen aufheben zu wollen, ſcheint doch keines von den zweydeutigen Geſchenken geweſen zu ſeyn, womit uns Pandora aus ihrer fatalen Büchſe beſeligte; vielmehr iſt etwas ſo Göttliches an dieſer Eigenſchaft, daß wir ſie unmöglich anders als mit dem Feuerfünkchen erhalten haben können, welches unſer guter Vater Prometheus für uns unmittelbar aus dem Himmel holte.

Dieſe Genealogie der Seherkunſt ſoll uns aber nicht zum Vorwande dienen, der Engliſchen Litteratur aus der Ueberſicht ihres diesjährigen Vorraths die Nativität zu ſtellen. Es iſt nicht immer räthlich, die geheime Weisheit, die man in den Planeten lieſ't, ſo öffentlich kund zu machen; im Gegentheil, man thut wohl, auf den Nothfall, der in dieſer bedenklichen Zeit ſo leicht eintreten kann, das edle, von der Welt verkannte Gut aufzuſparen, und ſich wenigſtens den Ruf zu ſichern, man wiſſe mehr, als man habe ſagen mögen. Sollte jemand argwöhnen, daß wir nur darum ſo zurückhaltend thun, weil wir eben nichts Gutes zu prophezeyen haben; ey nun! das müſſen wir geſchehen laſſen, wenn man nur die Vorſicht gelten läßt, womit wir in einem

Zeitpunkt, wo Neu und Gut beynahe gleichbedeutend ſeyn ſollen, zwar von allem Neuen ſprechen, doch vom Guten bisweilen ſchweigen können. Wem es gegeben iſt, in den Aeußerungen des menſchlichen Geiſtes den Gang ſeiner Schickſale zu entziffern, dem wird es genügen, hier die Reſultate unſeres Leſens und Beobachtens anzutreffen, die wir nicht nur darlegen dürfen, ſondern auch darzulegen ſchuldig ſind. Um den Faden wieder aufzunehmen, wo wir ihn im vorigen Jahre ließen, müſſen wir durch eine Sündfluth von ſchlechten Romanen, ſchalen Gedichten und genieloſen Schauſpielen zur wiſſenſchaftlichen Litteratur übergehen; unter allerley mittelmäßigen, philoſophirenden Aufſätzen ein Paar beſſere hiſtoriſche Verſuche auszeichnen; in der ungeheuren Menge politiſcher Pamphlets die neuen Rubriken der Test Act, der Franzöſiſchen Revolution und des Zwiſts mit Spanien über Nutkaſund erwähnen; über die immerwährenden Kriege der Theologen über Orthodoxie, Arianismus und Socianismus, und ihre dicken, ſelbſtgefälligen Predigtbücher die Achſeln zucken; die Leere in der Philoſophie, Jurisprudenz, Mathematik, Chemie, Phyſik und Arzneykunde bedauren und uns an der reicheren Ernte von naturhiſtoriſchen Werken, Reiſebeſchreibungen und nützlichen Ueberſetzungen ſchadlos halten.

Wenn der zunehmende Umfang der Litteratur mit ihrer Vortrefflichkeit in einem directen Verhältniſſe ſtände, ſo müßten wir vielleicht von Jahr zu Jahr von der Brittiſchen Schriftſtellerey größere Erwartungen hegen. Wirklich hat ſich die Anzahl der Schriftſteller ſo anſehnlich vermehrt, daß ſowohl die Monthly als die Critical Reviewers in dieſem letztverfloſſenen Jahre eine Erweiterung ihrer Journale durch Vermehrung der Bogenzahl eines jeden Stücks für nöthig erachtet haben. Allein, wenn auch die Menge der herauskommenden Geiſteswerke in gewiſſen Zweigen der Litteratur ein günſtiges Vorurtheil für den Zuſtand des menſchlichen Wiſſens abgeben könnte, ſo ſcheint doch dieſes Kennzeichen wenigſtens auf die Dichtkunſt nicht anwendbar. Gute, große Dichter waren in allen Völkern und Zeiten nur einzelne ſeltene Erſcheinungen; ſobald ſich ihre Anzahl vervielfältigte, konnte man immer ſicher darauf rechnen, daß Entfernung von dem einzigen Wege, der hier zur Vortrefflichkeit führt, nehmlich von der glücklichen Auffaſſung des Schönen und Wahren aus der Natur, das mit eigenthümlicher Kraft zur Einheit zurückgebracht und mit einem für ſchöne Einkleidung empfänglichen Sinne zu einem Ganzen verwebt wird, die meiſten Dichtungen bezeichnen würde. Die erlernten Regeln der Dichtkunſt konnten dieſen Werken zwar einen gewiſſen Mechanismus verleihen; aber was nicht im Geiſt empfangen ward, erhielt auch kein Leben von der ſchulgerechten Form. Herder beweiſet vortrefflich, und alle ächten Dichter beſtätigen es durch die That, daß die Natur noch keinesweges für uns erſchöpft ſey, ſobald wie ſie nur wahrnehmen mögen, und daß jeder Menſch ſeinen Gegenſtand durch das Individuelle, worin er ſich von andern unterſcheidet, neu ſtempeln könne. Doch dieſe Individualität geht gerade in ſehr verfeinerten Geſellſchaften durch die Einförmigkeit der Methode und der Erziehung großentheils verloren, und anſtatt, daß aus dem Wahrgenommenen für jeden einzelnen Menſchen eine eigenthümliche Form des Denkens entſpringen ſollte, die ihm angemeſſen wäre, prägt man eine allgemeine

Form ſeinem Gedächtniſſe ein, welcher er ſeine Wahrnehmungen anpaſſen muß.

Zum Belage dieſer Behauptung, wenn ſie noch eines Belages bedarf, können jene didaktiſchen Poeſien dienen, an welchen England unerſchöpflich zu ſeyn ſcheint. Der Mechanismus dieſer Gedichte iſt oft untadelhaft; das Sylbenmaß (faſt immer das zehnfüßige jambiſche) wird ſorgfältig ſtudiert, die Worte werden gut gewählt und geordnet, ihr Klang iſt harmoniſch, an ihren Reimen iſt nichts auszuſetzen; auch die Sittenlehre pflegt durchgehends orthodox zu ſeyn, und der ächte Geiſt des Katechismus den Dichter zu beſeelen. Allein mit allen dieſen vortrefflichen Eigenſchaften hat man ein froſtiges, langweiliges, unpoetiſches Gewäſch, worüber man entweder einſchlafen oder gar ſich entrüſten muß. Man erſtaunt nur über die Geduld, die ſo manchem Autor zu Theil geworden iſt, durch ganze Octavbände hindurch ſeine einförmigen Jamben fortzuſpinnen, ohne daß ihm die Abwechſelungen und Ruhepunkte der dramatiſchen Einkleidung zu Gute kommen. Wer kann dafür, daß dem Kritiker dabey die Wilden einfallen, die an einem Kahn, einem Spieß oder einer Schüſſel

Jahrelang ſchnitzeln können, ohne ihrer Arbeit überdrüßig zu werden!

Ein Beyſpiel von dieſer Verſemacherey iſt eines gewiſſen Swaine Gedicht über die Erlöſung, (Redemption) worin er ſichs von Gott erfleht, daß er Kräfte behalten möge, dieſen Gegenſtand bis an den letzten Lebenshauch zu beſingen, und zugleich ſeine Abſicht zu erkennen giebt, daſſelbe Thema in jenem Leben bis in Ewigkeit fortzuſetzen. Ueber dieſe Aeußerungen gerathen ſelbſt die Engliſchen Recenſenten in ein komiſches Schrecken, und beten ihrer Seits, daß ſie wenigſtens nicht, um ihrer Sünden willen, verurtheilt werden mögen, dieſe ewigen Geſänge leſen und recenſiren zu müſſen. Vom Verfaſſer des Village-Curate iſt eben ein neues, zwar nicht völlig ſo unregelmäßiges, aber in Abſicht des innern Gehalts deſto ſchlechteres Gedicht, unter dem Titel Adriano erſchienen, welches nebſt dem frömmelnden, melancholiſchen Henry and Acasto von Bryan Hill, dem unſchuldigen kleinen Verſuch einer Miß Younge über die Unſchuld (Innocence), dem poor Soldier, und dem Geſicht des Miſerion (Miserion Vision) in dieſelbe Alltagsklaſſe gehört. Hole hat ſeinem, durch ſieben Geſänge durchgeführten Arthur wenigſtens vermittelſt der nordiſchen Mythologie etwas Neuheit zu geben geſucht; allein vergebens erwartet man auch hier die weſentlichſten Eigenſchaften der epiſchen Gattung: Feinheit und Eigenthümlichkeit der Erfindung, Reichthum der Phantaſie, Wärme des Gefühls, durchdachte Nüancirung der Charaktere, hinreißende Handlung. Der Verfaſſer des **Druidentempels** (the Fane of the Druids) erzählt alles, was er von dieſen Prieſtergeſellſchaften wußte, in hiſtoriſcher Ordnung; und hätte er auch nicht in Verſen geſchrieben, ſo behielte ſeine Arbeit noch für den Geſchichtforſcher einigen Werth. Allein es mußte nun gedichtet ſeyn! Wirklich, wenn man den Dichternamen damit erkaufen könnte, daß man alle ſeine Worte immer in abwechſelnd langen und kurzen Sylben auf einander folgen ließe, ſo wäre dies der wohlfeilſte Weg zur Unſterblichkeit, weil man es am Ende durch die Uebung ungleich leichter finden muß, dieſe einförmige Bewegung, als die Abwechſelungen einer volltönenden Proſa hervorzubringen. Ein funfzehnjähriges Mädchen, das vermuthlich eingemal das Hastingsſche Verhör in Weſtminſter-Hall beſucht haben mag, hat die rhetoriſchen Floskeln der Herren Burke und Sheridan nicht zur Erde fallen laſſen; Cheyt-Sing, der Indianiſche Nabob, iſt ihr Held geworden, und alle Greuel, die ein zartes weibliches Weſen denken, und ihr Mund ſprechen durfte, vereinigen ſich hier zu einem gräßlichen Gemälde des angeklagten General-Gouverneurs. Daß es nichts Abgeſchmackteres geben könne, als dieſe künſtleriſche Moralität, die aus ihren Helden Engel, und aus ihren Widerſachern nicht ſowohl Teufel als vielmehr Ungeheuer von Unmenſchlichkeit macht, ohne uns durch Wahrheit und Individualität der Charakteriſirung zu entſchädigen: das ſollte man doch am wenigſten in einem Lande vergeſſen, welches einen Shakeſpear hervorgebracht hat.

Die lyriſche Poeſie kann den Zwang der Methode noch weniger, als jede andere erdulden: reiner und unmittelbarer muß ſie dem geheiligten Quell der Phantaſie entſtrömen; ihre ſchaffende Begeiſterung kann nur das Geſchenk eines ſchönen Augenblicks ſeyn. Dennoch dauert in England die alte hergebrachte Sitte fort, daß der beſoldete Hofpoet (Laureat) zum Neuen Jahre und zum Geburtsfeſte des Königs ex officio eine ſogenannte Ode verfertigen muß, worin er vom Throne, durch den ſüßen Weyhrauch ſeiner Schmeicheleyen, theuer genug die guten Tage erkauft, die ihm ſein Jahrgehalt verſchaffen kann. Bey Hofe wird dieſes Kind des Schluckergeiſtes und der Proſodie als Cantate mit Muſik aufgeführt, oder vielmehr, da es von nun an in ewige Vergeſſenheit verſinkt, zu Grabe geläutet. Das Gute, was einem ſolchen gothiſchen Herkommen in unſeren Tagen noch ankleben kann, beſteht darin, daß die Hofpoetenſtelle zuweilen einem verdienten Manne zur Verſorgung gegeben wird. **Thomas Warton**, der kritiſche Verfaſſer einer Geſchichte der Engliſchen Dichtkunſt, deſſen Verdienſte man auf dieſe Art belohnt hatte, ſtarb zu Anfange dieſes Jahres (1790), zum großen Leidweſen, nicht ſowohl des belletriſtiſchen Publicums, als ſeiner Univerſitätsfreunde in Oxford, denen er bis an ſeinen Sterbetag ein heitrer und in moraliſcher Hinſicht verehrungswürdiger Geſellſchafter geblieben war. Der berüchtigte Dr. **Wolcott**, **Peter Pindar**, verſäumte dieſe ſchöne Gelegenheit nicht, in einem ſo betitelten guten Rath, (advice) den er dem künftigen Hofpoeten ertheilte, den großen Gegenſtand ſeiner launigen Satire, den Hof und die Seele des Hofes, mit einigen ſanften und einigen nachdrücklicheren Geißelhieben an ihr eigenes Daſeyn und an das ſeinige zu erinnern. Mit dieſem neuen Pfeil, den er gegen die Thorheit abdrückt, beweiſet er zugleich, daß ihn ſein Genius noch nicht verlaſſen hat; denn Genius muß man das Feuer nennen, was durch ſeine rapide, ſorgloſe Manier, durch ſeine mit dem Verzerrten und Entarteten in der Natur ſo ſehr vertraute Einbildungskraft hindurchſchimmert, und den gemeinſten, niedrigſten Gegenſtänden eine dichteriſche Wahrheit ſchafft. Die Harmonie und Leichtigkeit ſeines Versbaues, die Verſatilität ſeiner Ideenverbindungen, und die Meiſterzüge, die ſo oft beweiſen, daß er nicht, wie mancher Maler und Dichter, nur Carricaturen, ſondern auch edle Geſtalten zeichnen, auch Schönheit und Anmuth mit ihrer Göttlichkeit begaben könne, ſichern ihm noch immer den ungetheilten Beyfall aller Partheyen. Seine poetiſche Epiſtel an den berühmten Reiſenden, James Bruce, wenn ſie gleich als ein Beyſ iel von ſchrift=

ſtelleriſcher Petulanz gelten kann, gewinnt gleichwohl dem murrenden Kunſtrichter ein Lächeln ab, indem ſie die Eitelkeit des Schottiſchen Ritters mit gutmüthiger Laune züchtigt. Hingegen erinnern wir uns doch an das genus irritabile vatum, bey ſeinem Ausfall auf den Buchdrucker Nichols, der den Dichter im Gentleman's Magazine allerdings ein wenig unglimpflich behandelt hatte.

Die glänzende Darſtellung der gegenwärtigen veränderlichen Sitten, und das im Fluge ſchießen der immer neuen, plötzlich aufſteigenden und ſchnell vorüberziehenden Thorheiten in einer großen Hauptſtadt, erwirbt den Dichtungen **Peter Pindars** ihre freylich auch nicht auf die Dauer berechnete Popularität. Einen Theil dieſes Verdienſtes haben die Romandichter und Novellenſchreiber mit ihm gemein, und wenn ſie gleich mehrentheils in Abſicht auf Erfindung und Darſtellung unendlich weit hinter ihm zurückbleiben und den Schmuck des metriſchen Vortrages entbehren, ſo erſetzt doch die unerſättliche Leſebegierde, die insbeſondere den ganzen weiblichen Theil des Engliſchen Publicums in Stadt und Land ergriffen hat, was ihnen an innerem Gehalte fehlt; und ſowohl die Autoren als Verleger der allerkläglichſten Produkte aus dieſer Claſſe finden oft in England wie bey uns ihre Rechnung ungleich beſſer dabey, als die Verfaſſer und Herausgeber nützlicher und tiefſinniger wiſſenſchaftlicher Werke. Wenn es auch nicht, wie doch wirklich der Fall iſt, ganz unmöglich wäre, die Leſeſucht der großen Maſſe von Menſchen auf einen andern Gegenſtand zu lenken, ſo verdiente doch dieſer Zweig der Litteratur, der ſich einmal der allgemeinen Wißbegierde bemächtigt hat, die ganze Aufmerkſamkeit der Kritik. Alle Gemälde der wirklichen und idealiſchen Welt, die der Romandichter für ſolche Menſchen entwirft, deren Wirkungskreis ſie außer Stand ſetzt, ſeine Darſtellung durch eigene Erfahrungen zu berichtigen, und deren Imagination zu träge oder zu arm iſt, um ihnen ſelbſt aus ihren Bildern eine neue Schöpfung des Geiſtes zuſammenzuſtellen, — alle ſolche Gemälde können weſentlich nützlich oder ſchädlich werden, je nachdem ſie mit richtigem oder verkehrtem Gefühl abgefaßt werden. Wenn alſo, ſey es auf eine oder die andere Art, auch die beſte Dichtung einen nachtheiligen Effekt zuwege bringen kann, wovon die Beyſpiele wahrlich nicht unter den Romanleſern allein, ſondern auch unter den Bibelleſern zu finden ſind, ſo fordert wenigens die geſunde Vernunft, daß diejenigen Geiſteswerke, die unmittelbar das Gefühl und die Phantaſie in Anſpruch nehmen, durch einen gewiſſen Grad von äſthetiſcher Vollkommenheit den Geſchmack bilden und jenen Sinn des Schönen wirkſam machen mögen, welcher ewig der mächtigſte Schutzengel der Tugend bleiben wird. Ein guter Roman iſt daher nicht minder wichtig und auch nicht minder ſelten als ein jedes, in ſeiner Art vortreffliches Kunſtwerk. Allein die Zeiten **Richardſons** und **Fieldings**, **Goldſmiths** und **Smollets**, ſind nicht mehr, und es giebt eine gewiſſe Form, nach welcher es jedem Stümper leicht wird, ſeine Erzählung herauszuleyern. Man kennt dieſe Form; ſie iſt für die modernen Engliſchen Romane charakteriſtiſch, die man unſchädlich oder gar nützlich zu machen glaubt, wenn man irgend ein tugendreiches Thema darin ausführt. Ueber die mächtigen Anſtalten, zu dieſem Zweck zu gelangen, verliert man Wahrſcheinlichkeit, Kunſtvollkommenheit und Dichterſinn völlig aus dem Geſichte; gerade wie wenn man einen gewaltig großen Fiſch fangen wollte und die Maſchen des Netzes ſo weitläuftig machte, daß die ſchönſten Lachſe und Störe durchſchlüpften.

Ohne unſer Erinnern wird man hier wohl vermuthen, daß dieſe allgemeine Regel gewiſſe Modificationen leidet, die beynahe für Ausnahmen gelten können; allein wenn wir hinzufügen, daß ſelbſt die allgemein geſchätzten und ſo viel Empfänglichkeit als Darſtellungstalent verrathenden Romane der Miß Burney von dieſer chrienmäßigen Tugendleyerey nicht gänzlich frey geblieben ſind, ſo wird man leicht denken, wie wenig die neuen Produkte einer Mrs. **Bennet**, Mrs. **Bonhote**, Mrs. Rudd, Mrs. **Smith**, Mrs. **Lenox**, Miß Dalton, Miß Finglaß, Miß **Williams** und ſo vieler anderen weiblichen Autoren, die im gegenwärtigen ſchreibſeligen Jahre ihr Contingent zur Modelectüre geliefert haben, hier eine beſondere Erwägung verdienen. Noch weniger können wir uns bey einigen unwürdigen Ausgeburten einer völlig verderbten Einbildungskraft aufhalten, deren gänzlicher Mangel an künſtleriſchem Werth ihrer Unſittlichkeit nicht die entfernteſte Entſchuldigung läßt. Wir übergehen auch den John of Gaunt und das Heer der Ritterromane, womit Herr White, der Verfaſſer des gut aufgenommenen Grafen Strongbow, uns bedroht, und können kaum ein Plätzchen finden, um den leidigen Asmodi zu beherbergen, der freylich, an ſeine Zauberflaſche gewöhnt, mit wenig Raum zufrieden ſeyn könnte, aber ſeit einiger Zeit mit ſeinem Don Kleophas auf den Dächern von London, wie ehedem in Madrid, herumhinkt (**the Devil upon two Sticks in England**), und in vier Bänden manchen hochanſehnlichen Pair und manchen begüterten Commoner, von allem erborgten Schmuck der Repräſentirkunſt entkleidet, in nackter Menſchheit vor uns einhertreten läßt.

Wenn es an Beweiſen je fehlen könnte, daß in großen Hauptſtädten das Sittenverderbniß weit um ſich greift, und wie ein böſer Wurm den guten Kern des Herzens anfrißt, ſo würde doch dies ſchon wider London Zeugniß geben, daß uns die Satire aus einem Fache der Litteratur hinüber ins andere begleitet. Das letzte Vermächtniß des bitterböſen Italiäners Baretti an ſeine ehemalige Freundin Mrs. Piozzi, ein Luſtſpiel, welches er die empfindſame Mutter (the sentimental

Mother) nannte, ſchildert einen weiblichen Charakter, den man zwar in allen Ländern, zum Glück aber nur als Seltenheit antrifft, nämlich die gränzenloſeſte Eitelkeit, den empörendſten Egoismus, bey ausgebildeter Vernunft und erheucheltem Gefühl. Das dramatiſche Verdienſt, welches man dieſem Stücke nicht abſprechen kann, rechtfertigt zwar keinesweges die Rachſucht, womit der Verfaſſer auf das Original zu ſeinem Gemälde gleichſam mit Fingern gewieſen hat; allein wenn gleich niemand das Gefühl dieſes Autors im Buſen tragen mag, ſo muß man ſich doch um der Menſchheit willen freuen, ein ſolches Conterfey allen von der Juſtiz unantaſtbaren Miſſethätern zum Schrecken aufgeſtellt zu ſehen. Außer dieſem für die Bühne nicht eingerichteten Werke finden wir dieſes Jahr eine ſehr verunglückte dramatiſche Ernte. Der Schauſpieler **Kemble** (ein Bruder der berühmten **Siddons**) hat ein Paar ältere Luſtſpiele, the Country Lasses und the Rover, unter neuen Titeln (the Farmhouse und Love in many masks) und das Trauerſpiel Sir Walter Raleigh für den jetzigen Geſchmack umgearbeitet; allein dieſes geringe Verdienſt, wenn es eins iſt, dürfte unter den jetzigen Umſtänden vielleicht nur die Folge einer ſelbſt eingeſtandenen Armuth an eigener Erfindungskraft ſeyn, die dem Zeitalter und den Menſchen, die es hervorbrachte, nicht zur Ehre gereicht. Die neuen Stücke, welche man im Verlauf dieſes Jahres auf die Bühne brachte, — das moderne Frühſtück (the modern breakfaſt) vom jungen Siddons, der Wagehals (the man of Enterprize) von Shillito, der Korbmacher (Basketmaker) eine Farce von OKeeffe, das Luſtſpiel Lindor und Clara von Fennell, die Operetten New Spain, oder Love in Mexico, und the poor Soldier, die dramatiſche Carricatur, Taste and Feeling (Geſchmack und Gefühl), das Nachſpiel Opposition von Ryder, die Farce Try-Again, Hayley's beyde verunglückte Trauerſpiele Marcella und Eudora; die bey Gelegenheit des Streits mit Spanien zuſammengeflickte muſikaliſche Poſſe Nutkaſund, die man hernach in das pantomimiſche Ballet Provocation verſchmelzte; die Operetten Czar Peter von OKeeffe und No song no supper von Kelly; das Luſtſpiel Better late than never (beſſer ſpät als gar nicht) von Andrews, und die

Poſſen

Poſſen Adventurer und Touchstone — haben einander wenig vorzuwerfen. Die Intrigue iſt entweder aus älteren Stücken geradezu entlehnt oder unter aller Kritik. Der Dialog? — wahrlich, mehr als man in den Geſprächen hinter einer Grammatik unter dieſem Worte verſteht, muß man hier nicht ſuchen, am wenigſten eine der größten Schwierigkeiten und Schönheiten der dramatiſchen Kunſt. Und der Witz? — wenn er nicht von jener plumpen Gattung iſt, welcher das Zwerchfell des Pöbels erſchüttert, ſo beſteht er in lokalen Anſpielungen auf Ereigniſſe des gegenwärtigen Augenblicks, die ſelbſt, wo man die Schlüſſel dazu hat, ſo ungeſalzen ſind, daß ſie ſich unmöglich bis übers Jahr halten können. Der einzige **Dramatiſt**, ein Luſtſpiel, welches den jungen **Reynolds** zum Verfaſſer hat, verdient eine ehrenvolle Ausnahme. Dieſes von Geiſt überſchäumende Stück erinnert uns an die guten Zeiten von **Congreve** und **Wycherley**, ohne die unangenehme Empfindung zurückzulaſſen, die der Mißbrauch ihrer Kräfte dem Kunſtrichter faſt in allen ihren Werken verurſacht. Die Fehler, welche doch in dieſem Erſtlinge ſeiner komiſchen Muſe den vortheilhaften Eindruck des Ganzen nicht ſtören, würde der reifere Geſchmack in ſpäteren Arbeiten leicht vermieden haben, wenn nicht der Beyfall des Publicums und das dringende Bedürfniß der Theater-Direktoren nach neuen Stücken auch dieſe Hoffnungen vereitelt und ihn der großen Schaar jener rüſtigen Federhelden zugeſellt hätte, die mit einander wetteifern, wie die Dichter im Horaz, wer die meiſten Verſe in der kürzeſten Zeit machen kann. Seine mit vieler Pracht vorgeſtellte Oper, the Crusade, (der Kreuzzug), die zwar noch manches Fünkchen ächten Witzes enthält, würde ohne die Muſik von Shields, dem Lieblingstonſetzer des Engliſchen Publicums, unerträglich ſeyn. Der hohe Genius des Trauerſpiels ſcheint die Engliſche Bühne ſchon längſt verlaſſen zu haben. Douglas, das letzte gute Stück in dieſer Gattung, war ein Schottiſches Produkt. Nach dem mühſamen und wahrlich undankbaren Geſchäfte, die verkümmerten Spätlinge des dramatiſchen Geiſtes herzuzählen, gewährt es uns zwiefachen Genuß, den poetiſchen Nachlaß des wackern Schottiſchen Dichters, James Mylne, zu durchblättern und in ſeinen beyden Trauerſpielen, the British King und Darthula, die Spur jener heiligen Begeiſterung noch anzutreffen, die das Erhabene auf dem kühnſten Fluge der Phantaſie zu erreichen weiß. Auch die kleinen lyriſchen Poeſieen, welche dieſem Bändchen einverleibt ſind, zeichnen ſich aus durch Empfindung und Harmonie. **Sayers** dramatiſche Skizzen der alten nordiſchen Mythologie, nehmlich **Frea, Moina** und **Starno,** verdienen freylich auch wegen ihres poetiſchen Geiſtes eine Erwähnung, wenn ſie nur nicht durch das Bemühen, die charakteriſtiſche Einfalt beyzubehalten, manchmal an Intereſſe verlören.

Bey jener Talentloſigkeit, welche in den meiſten diesjährigen Engliſchen Dichtungen auffällt, muß dennoch der Beobachter ſich des nie verſiegenden Enthuſiasmus freuen, womit die Nation das unerreichbare Verdienſt ihres großen Shakeſpear noch immer anerkennt und zu verherrlichen ſucht. Dieſe edle Dankbarkeit gegen ihre Wohlthäter, wäre ſie auch von Nationalſtolz und Einſeitigkeit nicht ganz zu trennen, ſollte billig anderen Völkern, die mit den Britten um den Ruhm der höheren Cultur wetteifern, zum Muſter dienen und ſie zugleich erinnern, daß Gleichgültigkeit gegen das genoſſene Vortreffliche leicht in Unfähigkeit es zu erreichen, ausarten kann. Immerhin zolle man dem Namen Shakeſpear Bewunderung und Ehre, wenn dieſer Tribut das Mittel iſt, den Sinn für ſeine göttlichen Geiſteswerke reitzbar und empfänglich zu erhalten! Die große, prachtvolle Ausgabe dieſes Dichters, welche die beyden Boydells mit den koſtbarſten Kupfern zieren und wozu ſie ihre berühmte Shakeſpear-Gallery eröffnet haben, erſcheint bereits in einzelnen Heften, die freylich nur für den Luxus reicher Engländer berechnet ſind. Dagegen hat ſich Herr Ayſcough das Verdienſt erworben, den Lieblingsautor ſeines Volks in einem ſauber und correkt gedruckten Oktavband herauszugeben; und ſchon erwartet man von dem Kritiker Stevens die vierte ſehr vermehrte Auflage ſeiner vortrefflichen Bearbeitung dieſer Schauſpiele in zwölf ſtarken Bänden.

Die Kritik erinnert uns an das Schickſal der klaſſiſchen Gelehrſamkeit, die in England wie in Deutſchland, nur wegen der Einrichtung des Schulunterrichts nicht ſo ſchnell in

Abnahme geräth. Allmählig verdrängt aber auch hier das Studium der neueſten Litteratur mit ſeinem ungeheuren Umfange die kritiſche Erforſchung der ſchönen Denkmahle des Griechiſchen und Römiſchen Geiſtes in ihren erloſchenen Sprachen. Ueberſetzungen, die wenigſtens im Allgemeinen die Thatſachen und die Gedankenreihen jener Zeiten aufbewahren, tragen das Ihrige dazu bey, um die ſo ſehr gefürchtete Epoche des gänzlichen Untergangs aller klaſſiſchen Sprachkenntniſſe zu beſchleunigen, die, wenn ſie eintritt, uns zugleich mit dem Verluſt eines unermeßlichen Ideenreichthums und aller jener zarten Schattirungen des in Ausdruck übergegangenen Gefühls bedroht. In dem Verzeichniſſe der diesjährigen Bücher finden wir nur einen neuen eleganten Abdruck des Salluſt, ohne Anmerkungen, und eine zweyte Auflage der Griechiſchen Analekten des Herrn Danzel zum Gebrauch der Jugend, denen vermuthlich ein Nachdruck vom Heyniſchen Virgil in Kurzem folgen wird.

Eigenes Nachdenken wird man indeß den Bewohnern jener Inſel nicht abſprechen können, ſo lange ſie noch alljährlich mit einer ganzen Ladung von ihren ſogenannten Essays zum Vorſchein kommen, die zwar oft nur das enthalten, was Andere ſchon vor ihnen geſagt haben, aber auch oft, eben weil die Autoren ſich um das bereits Geſagte gar nicht bekümmerten, durch einen Anſtrich von Eigenthümlichkeit ſich vor ausländiſchen Verſuchen dieſer Art auszeichnen. Der Zufall hat es gewollt, daß in dieſem Jahre drey verſchiedene Abhandlungen über den Geſchmack, eine anonymiſche, eine von Mrs. **Peddle**, und eine von **Archibald Alliſon**, erſchienen ſind; allein ein noch größeres Meiſterſtück des Zufalls iſt es wohl, daß dieſelbe Ueberſchrift für drey Bücher von ſo heterogenem Inhalt gewählt worden iſt. Die erſte Schrift iſt ein jämmerliches myſtiſch-metaphyſiſches Kauderwelſch, und hat nur das einzige Verdienſt, daß ſie auf der zwey und funfzigſten Seite zu Ende geht. In der zweyten, die dreymal ſo lang gerathen iſt, giebt ein Frauenzimmer in Briefen, die ſie unter dem Namen **Cornelia** an ihre Töchter ſchreibt, nicht ſowohl die Regeln und Grundſätze des Geſchmacks, als Vorſchriften zu einem vernünftigen Betragen im geſellſchaftlichen Leben; und leider! ſind auch dieſe, wie herzlich gut ſie auch gemeint ſeyn mögen, weiter nichts als die abgedroſchenen, einſeitigen, und zum Theil irrigen Alltagsmaximen und Weidſprüchlein der Erzieher, womit man die Jugend gängelt und — nicht in der Einfalt des Kinderſinnes, ſondern — in der Imbecillität, die freylich keine Mühe macht, zu erhalten ſucht. Das dritte Werk (415 S. in Quart) trifft näher an das Ziel; der Verfaſſer behandelt ſeinen Gegenſtand mit philoſophiſchem Geiſte, mit großer Deutlichkeit, und —was wirklich ein weſentliches Erforderniß zu ſeyn ſcheint, wenn man vom Geſchmack handelt — mit der Anmuth und Ausbildung, welche zur Kunſtvollkommenheit gehört. Er erſchöpft freylich ſeinen Gegenſtand nicht, und iſt mit ſeinen erſten Principien nicht völlig aufs Reine gekommen, indem er die Begriffe des Schönen und Angenehmen nicht gehörig unterſcheidet; allein dieſe Mängel, die ſein Werk als Theorie der Aeſthetik unbrauchbar machen, hindern keinesweges die belehrende und unterhaltende Wirkung ſeines erleſenen und wohlgeordneten Ideenvorraths. Nach einem Werke von dieſem Gehalt iſt es kein geringes Zeichen der Lindigkeit, womit wir hier das kritiſche Zepter führen, wenn wir ſolche Verſuche wie Williams (des bekannten Deiſten) Brieſe über die Erziehung, die anonymiſchen Essays, philosophical, historical and litterary, die Moral and philosophical Estimates of the State and Faculties of Man, den Mammuth des Dr. **Thompſon**, the Art of Criticism, und des Predigers **Bennet** Briefe an ein junges Frauenzimmer ohne ausdrückliche Zeichen des Mißfallens unſere Schau paſſiren laſſen, und allenfalls dem Trifler der Weſtminſterſchüler, wie dem Microcosm der Schüler zu Eton, und dem niedlichen Verſuche mit einem Franzöſiſchen Titel: les prémices de ma Jeunesse, in Rückſicht des zarten Alters ihrer Verfaſſer, unſern Beyfall nicht verſagen.

Zur Litteraturgeſchichte lieferte Herr **Chalmers** einen ſchätzbaren Beytrag durch ſein vortreffliches Leben des Polyhiſtors **Daniel de Foe**; ein Ungenannter gab die Schriften **Welſteds**, eines Belletriſten aus Pope's Zeiten, nebſt biographiſchen Nachrichten von ihm heraus; ein anderer publicirte die Correſpondenz des gelehrten Dr. **Philip Doddridge**; ein dritter ſchrieb das Leben des in dieſem Jahre verſtorbenen General-Chirurgus **Robert Adair**;

und der Neger Olaudah Equiano, ſonſt Guſtavus Vaſa genannt, erzählte ſeine eigene merkwürdige Geſchichte mit weit mehr Geiſt, als mancher Europäer beſitzt, wenn er ſich das Monopolium dieſer Göttergabe anmaßt, und nur ſeine Landsleute damit begnadigt. Auch die verſprochenen Memoires des berühmten Taſchendiebes Georg Barrington, der endlich einmahl erwiſcht und zur Reiſe nach Neuholland verurtheilt worden iſt, verdienen wegen ihres merkwürdigen Inhalts angeführt zu werden; zumal da der Herausgeber Beſchreibungen und Abbildungen von dieſes großen Künſtlers Inſtrumenten, womit er ſein Handwerk trieb, zu liefern verſpricht. Zur Geſchichte des menſchlichen Verſtandes kann in der That dieſer Beytrag eben ſo wichtig ſeyn, als die Lebensbeſchreibung ſo manches braven Mannes in der Biographia Britannica, die jetzt mit ihrem vierten Folianten bis zum Buchſtaben D vorgerückt iſt.

Dieſe Sammlung führt uns zu dem halbjährlich erſcheinenden neuen Bande der philoſophiſchen Transactionen, worin die königliche Societät der Wiſſenſchaften die mitgetheilten Aufſätze ihrer Mitglieder und anderer Gelehrten ſammelt. Was wir hier an Neuheit, Geſchmack und Univerſalität vermiſſen, erſetzt in manchem einzelnen Aufſatze die Gründlichkeit und der unermüdete Fleiß. Deſto reicher iſt die Ernte von wiſſenſchaftlichen, zum Theil ganz neuen Kenntniſſen, welche Sir **William Jones**, der oberſte Richter in Bengalen, durch die Stiftung einer gelehrten Geſellſchaft in jenem entlegenen Welttheile, für uns geſammelt hat. Der erſte Band der Arbeiten dieſer Geſellſchaft iſt bereits nach England gekommen, und enthält unter dem Titel: Asiatick Researches, viele äußerſt wichtige naturhiſtoriſche, anthropologiſche, dem Sprach- und Alterthumsforſcher, dem Hiſtoriker, dem Philoſophen und Mathematiker lehrreiche Abhandlungen. Die erſten richtigen Begriffe von dem hohen Grade der Cultur, welcher ſeit undenklichen Zeiten unter den Bewohnern dieſes Theils von Aſien herrſchte, die merkwürdigſten Aufſchlüſſe über die Religionsgeſchichte der Indier, und die erſten Nachrichten von dem weiten Umfang ihrer Litteratur liefert der Stifter und Präſident der Societät, deſſen vertraute Bekanntſchaft ſowohl mit claſſiſchen als Arabiſchen und Perſiſchen Schriftſtellern, ihn zu dieſer Ueberſicht vorzüglich vorbereitet hatte. Mit Ungeduld ſieht man der Ankunft des zweyten Bandes von dieſer reichhaltigen Sammlung entgegen, und bedauert es zugleich, daß die Amtsgeſchäfte des vortrefflichen Mannes ihm künftig nicht erlauben werden, ſich der weiteren Erforſchung der Sanskritaniſchen Bücher zu widmen.

Die Vorſtellungen von Größe, von weitausgebreiteter Herrſchaft, von einer verhältnißmäßig ſehr weit getriebenen Entwickelung der Geiſteskräfte und der bildenden Energie im Menſchen, erweitern dem Leſer unwillkürlich das Herz, wenn er ſie auch dorther einſammeln kann, wo er ſie nicht erwartete; denn der verwandte Geiſt in ſeinem eigenen Buſen fühlt ſich ſelbſt in den Schickſalen ſeiner Brüder, in ihren Thaten, Erfindungen und Gedanken. Aehnliche Gefühle erweckt der Anblick der Meiſterwerke des Alterthums, deren Ueberreſte noch der Zeit entgangen ſind. Wir haben ein Werk vor uns, welches uns in die Mitte des freyen, mit Kunſtwerken und prachtvollen Tempeln prangenden Athens, und in die Zeiten des großen Perikles verſetzt. Nach einem Zwiſchenraume von acht und zwanzig Jahren folgt endlich dem erſten Bande von Stuart's Antiquities of Athens der zweyte, von dem verſtorbenen Verfaſſer beynahe zum Druck fertig hinterlaßne Band, den ſeine Wittwe mit Hülfe der Dilettanti-Societät herausgegeben hat. Hier erblicken wir das Parthenon, oder den von Phidias erbauten Minerventempel in der Akropolis, die Tempel des Erechtheus, der Minerva Polias und des Pandroſus, das Theater des Bacchus, das choragiſche Monument des Thraſyllus, und die Propyläen. Die Menge der Proſpecte und architektoniſchen Kupfer, welche dieſen Band wie den erſten ſchmücken, ſind mit Geſchmack gezeichnet und trefflich ausgeführt; ſie verdienen um ſo mehr die Aufmerkſamkeit der Alterthumsforſcher, da man ſich bey dem in England allgemein verehrten Charakter des Verfaſſers auf ſeine Verſicherung verlaſſen darf, daß nirgends eine einzige Ergänzungslinie nach Gutdünken oder Conjectur gezogen worden iſt. Die zierlichen Vignetten, die Basreliefs, Karyatiden und anderen Verzierungen, wiewohl ihre Ausführung nicht von gleichem Werth iſt, gereichen dennoch zur Vollkommenheit dieſes prachtvollen Werkes, und dienen zur Erläuterung des Studiums der Griechiſchen Alterthümer und der damaligen Sitten. Man verſpricht noch einen dritten Band, welcher die Ueberreſte von verſchiedenen Athenienſiſchen Gebäuden, die zur Zeit der Römiſchen Oberherrſchaft errichtet wurden, enthalten ſoll.

Durch das Große und Beziehungsvolle in der Natur darf ſich der philoſophiſche Forſcher nicht ſo beſtechen und hinreißen laſſen, daß ihm das Kleine und Eingeſchränkte überflüſſig, verächtlich oder ſeiner Aufmerkſamkeit unwürdig ſchiene; das Inſekt muß noch neben dem Löwen und dem Elephanten ein Intereſſe für ihn behalten, und am Ende belohnt ſich dieſe allumfaſſende Wißbegierde durch Entdeckungen, welche ihn belehren, daß phyſiſche Größe oder Kleinheit, gegen die anderen Eigenſchaften der Dinge gerechnet, bey weitem nicht die wichtigſten ſind, indem ſogar das Kleinſte durch ſeine Verhältniſſe zum Ganzen in der Oekonomie der Natur eine Rolle ſpielen kann. Wir überlaſſen es unſern Leſern, die Anwendung dieſer Wahrheit auf die verſchiedenen Zweige der Gelehrſamkeit und ihr Verhältniß untereinander zu machen; es iſt nur allzugewöhnlich, daß eingeſchränkte Köpfe den kleinen Ameiſenhaufen, in welchem ſie wühlen, für die einzige Fundgrube der Erkenntniß halten und mit Wegwerfung von denen ſprechen, die ſich eine andere Beſchäftigung im Felde der Litteratur erwählen. Daher getrauen wir uns auch nicht etwa zu ſpotten, indem wir von den heiligen Trümmern Athens zu den antiquariſchen Raritäten übergehen, womit die Geſellſchaft der Alterthumsforſcher in London ſich in ihrer, jetzt bis zum neunten Bande fortgeſetzten Archaeologia beſchäftigt. Wir laſſen die Todten ihre Todten begraben! — Eine von ſo vielen Völkern beſuchte und eroberte Inſel bietet dem Geſchichtkenner allerdings einen ſehr mannichfaltigen und lehrreichen Stoff in den Ueberbleibſeln ihrer Kunſt und Betriebſamkeit dar; daher behalten auch ſolche Werke, wie das kürzlich in zwey Octavbänden herausgekommene Eboracum, welches eine Geſchichte und Beſchreibung der Alterthümer in der Stadt York enthält, und **Brand's** zwey Quartanten ſeiner History and Antiquities of Newcastle, ſo trocken und deſultoriſch ſie auch geſchrieben ſind, immer noch ihren Werth. **Wyndham's** Auszug aus dem Cataſter **Wilhelms des Eroberers**, oder dem ſogenannten Domesday - Book, über Wiltſhire, welcher eigentlich nur die Einleitung einer größern Topographie und Geſchichte dieſer Grafſchaft iſt, erläutert vieles von den Sächſiſchen Einrichtungen jenes früheren Zeitalters, und das in drey Quartbänden erſchienene English-Peerage, welches eine Geſchichte des Brittiſchen Adels in alten und neueren Zeiten liefert, gehört zu den prachtvolleren und zugleich nützlicheren Werken dieſes Jahrs. Ein weiteres Feld eröffnet Pinkerton's Essay on Medals, wovon eine neue Ausgabe in zwey Octavbänden mit vielen wichtigen Vermehrungen im Druck erſchienen iſt, welche das numismatiſche Studium, wenigſtens für die Engländer, ſehr erleichtert. Deſto weniger Gutes läßt ſich von einer Compilation ſagen, die unter dem Titel: Bell's New Pantheon in zwey Quartbänden eine Art von mythologiſchem Lexicon vorſtellt, ohne jedoch das alte Chaos, welches ſo lange in dieſer Wiſſenſchaft geherrſcht hat, im geringſten aufzuhellen, oder auch nur einen Funken des Lichts, welches unſere kritiſchen Alterthumsforſcher hineintrugen, von ihnen zu entlehnen. Die ſchlechten Kupfer, die in großer Anzahl vorhanden ſind, vertheuern zum Glück das ſchlechte Buch.

Die wenigen hiſtoriſchen Werke dieſes Jahrs ſind nicht ohne Verdienſt. Der gelehrte Dr. Gillies, ein Schottländer, der ſich lange in Deutſchland aufgehalten hat und unſere Sprache vollkommen beſitzt, gab vor mehrern Jahren eine mit großem Beyfall aufgenommene Geſchichte von Griechenland heraus. Jetzt läßt er eine Geſchichte **Friedrichs des Zweyten** von Preußen darauf folgen, welche ſorgfältig bearbeitet iſt und das originelle Verdienſt hat, welches ihr eine beygefügte äußerſt ſcharfſinnig durchgeführte Vergleichung dieſes in unſeren Zeiten Einzigen Fürſten mit **Philipp dem Macedonier**, geben kann. Dr. **Towers**, einer von den Verfaſſern der Biographia Britannica, hat ebenfalls das Leben **Friedrichs** beſchrieben; allein ſein Werk iſt, Trotz allem dem, was er zu ſeiner Rechtfertigung hat vorbringen können, wenig mehr als eine Ueberſetzung von Monſieur **de la Veaux**. Die Revolution in Frankreich gab einem rüſtigen Schriftſteller Anlaß, mit einer neuen Geſchichte dieſes Landes aufzutreten, welche in drey Octavbänden eine vollſtändige Ueberſicht der Franzöſiſchen Monarchie von ihrer Stiftung an bis auf die jetzigen Zeiten gewährt, und ihren End-

zweck

zweck wirklich über alle Erwartung erreicht, wenn man nämlich keine kritiſchen Diſcuſſionen von einzelnen Nebenumſtänden, keine gar zu weit geführte Details und Unterſuchungen, ſondern nur Zuſammenhang und Einheit verlangt. Der Irländiſche Baron **Dillon**, der durch ſeine Reiſen in Spanien bekannt iſt, lieferte kürzlich die Geſchichte der Regierung **Peters des Grauſamen von Kaſtilien und Leon**, die ſich den Engländern beſonders wegen des wichtigen Antheils empfiehlt, den ihr berühmter **Prinz von Wales** (der ſchwarze Prinz) an ſeiner Wiedereinſetzung nahm, als ihn der Graf **von Traſtamara** vertrieben hatte. Noch näher aber erwecken die Verſuche des Dr. **Campbell** über die Irländiſche, und **Pinkertons** über die Schottiſche Geſchichte, das Intereſſe eines Engliſchen Leſers. Beyde enthalten wichtige Beyträge zur Aufhellung der älteren Verfaſſungen dieſer Länder; aber vorzüglich beſchäftigt ſich Herr **Pinkerton** mit den Alterthümern des Schottiſchen Volks und ihrer Abſtammung, wiewohl er auch hier der bereits im Jahre 1787 in ſeiner Abhandlung vom Urſprung der Skythen bekannt gemachten Hypotheſe folgt, nach welcher er die Gothen mit den

Skythen vermiſcht. Darin hat er freylich Recht, daß er die Celtiſchen Völker ſorgfältig von den Gothiſchen ſondert, und erſtere in zwey große Claſſen, die Kummren und die Gallier, abtheilt, wovon jene wieder in drey Zweige zerfallen. Die Pikten hält er für eine Gothiſche Nation, welche von der Nähe des ſchwarzen Meers allmählich über Skandinavien nach den Orkadiſchen Inſeln, und von da nach Irland, dann nach den Hebriden und in die nordlichſten Gegenden von Schottland wanderten, und ſich zuletzt über den größten Theil dieſes Landes ausbreiteten, indem ſie die Kummeriſchen Celten immer vor ſich her trieben. Von Unterſuchungen dieſer Art, wo die Denkmähler der Geſchichte uns entweder fehlen, oder wo ſie ſich ſo ſparſam erhalten haben, daß ſie kein Ganzes machen, ſondern jedem Hypothetiker eine Seite bieten, die er ſeinem Syſtem anpaſſen kann, — von ſolchen Unterſuchungen iſt die Paradoxie unzertrennlich, die ſich denn nur noch von Seiten des Scharfſinnes bey kritiſchen Forſchern empfehlen kann. Seltſam iſt es indeſſen, daß gerade zu einer Zeit, wo ein Deutſcher Schriftſteller den Namen der Celten ſo hoch herausgeſtrichen hat, daß er beynahe mit allem was vortrefflich im Menſchen iſt, gleichlautend wird, ein Britte auf allen Seiten ſeines Werks beweiſet, daß ſie die verworfenſten aller Völker, die unverbeſſerlichſten Wilden, mit der ungebildetſten Sprache und den verworrenſten Begriffen, mit Einem Worte, was ſie bey Römern und Griechen galten, aberwitzige, ſtupide Celten ſind. Man ſieht leicht, wie dieſe entgegengeſetzten Extreme aus Schiefheit und Vorurtheil entſtanden, und begreift, daß beyde ſich gleich weit von der Wahrheit entfernen müſſen. Zuverläſſiger und brauchbarer iſt unſtreitig die Geſchichte der Regierungen **Jehangirs, Schach Jehans** und **Aurengzebs**, dreyer Mogoliſcher Kaiſer von Indien, welche der mit der Perſiſchen Sprache vertraute **Franz Gladwin** nach einer großen Menge Urkunden entworfen, und wovon er den erſten Theil zu Calcutta herausgegeben hat. Dieſes gründliche Werk enthält einen Schatz von Kenntniſſen aus einem Welttheile, der den Engländern wegen ihrer dortigen ungeheuren Beſitzungen, uns aber nur wegen des Zuwachſes, den unſere Wiſſenſchaften dorther erhalten können, wichtig iſt. Wenn die Oſtindiſche Compagnie den Plan unterſtützt, den der Prediger Thomas **Maurice** in einem an ihre Directoren gerichteten, gedruckten Schreiben zu einer künftigen allgemeinen Geſchichte von Indien von den früheſten Zeiten an, dargelegt hat, ſo wird vielleicht, da man ſich von ſeiner genauen Bekanntſchaft mit dieſem Theile der Aſiatiſchen Geſchichte viel verſpricht, eine große Lücke in unſerer Litteratur ausgefüllt. Die geſitteten Staaten, die ſich in unſern Zeiten in Amerika organiſirten, haben den Vortheil vor allen älteren voraus, daß man ſie leicht bis auf ihre erſten Anfänge verfolgen und bis zu ihrer Gründung hinauf ihre Geſchichte mit Urkunden belegen kann. Auf ſolche unwiderlegliche Urkunden aus dem Archive des Amerikaniſchen Congreſſes gründet Dr. **David Ramſay**, der mehrere Jahre hindurch ſelbſt ein thätiges Mitglied jener Amerikaniſchen ſouverainen Verſammlung war, ſeine in zwey Octavbänden zu Philadelphia herausgekommene Geſchichte der Amerikaniſchen Revolution, ein Werk, welches um ſo mehr hier erwähnt zu werden verdient, da es in Engliſcher Sprache geſchrieben, und die Litteratur von Amerika bis jetzt noch zu unbedeutend iſt, um eine eigene Rubrik auszufüllen. Der philoſophiſche und von Vorurtheilen unbefangene Geiſt des Verfaſſers ſchimmert durch dieſes Werk allenthalben hervor, und ſein zuſammengedrängter, gründlicher Vortrag giebt ihm einen entſchiedenen Vorzug vor dem langweiligen, durch vier Bände gedehnten **Gordon.**

Zu einer Zeit, wo man anfing der unzähligen Schriften über die Amerikaniſche Revolution überdrüſſig zu werden, ereignete ſich in unſerm Welttheil jene merkwürdige Gährung, die das erſte Land in Europa plötzlich aus einer Monarchie in eine Demokratie verwandelt hat, und ſetzte die Federn der guten und der elenden Scribenten faſt überall in Bewegung. In England, unter dem Schutz einer Verfaſſung, welche mit allen ihren Mängeln das Glück des einzelnen Bürgers und ſeine innere Unabhängigkeit dennoch vollſtändiger ſichert, als es in irgend einem andern bekannten Reiche der Erde geſchieht — in England war es zu erwarten, daß man die neue Verfaſſung Frankreichs mit der Engliſchen vergleichen, im ſtolzen Bewußtſeyn der Vorzüge, welche dieſe letztere gewährt, auf jene mitleidig herabblicken und jede Abweichung von dem alten Herkommen für ein Gebrechen halten würde.

Inzwiſchen gab es auch hier eine Parthey, die das Mangelhafte der Brittiſchen Conſtitution deſto lebhafter empfand, je mehr ſie ſelbſt unter dem dadurch verurſachten unbilligen Drucke litt und religiöſen oder politiſchen Vorurtheilen einen Theil ihrer Menſchen- und Bürgerrechte opfern mußte. Die ungleiche Repräſentation des Volkes im Parlamente, wo die kleine Grafſchaft Cornwall eben ſo viele Mitglieder wählt, als das ganze Königreich Schottland, giebt allerdings der Krone einen ungeheuren Einfluß, deſſen Folgen in einer bis zur Unempfindlichkeit gegen die Schande getriebenen Corruption der Beſtochenen und Beſtechenden ſichtbar ſind. Der hierarchiſche Despotismus der Anglicaniſchen Kirche iſt ein anderes Beyſpiel von ſchreyender Ungerechtigkeit und Blindheit eines freyen Volkes, das die Fähigkeit eines jeden ſeiner Repräſentanten nach den Vorſtellungen abmißt, die er ſich von dieſer oder jener Form des Gottesdienſtes macht. Dieſe Gebrechen, die man ſchon oft, ſchon mit Nachdruck, aber immer noch ohne Erfolg, gerügt hatte, fielen jetzt, durch den Contraſt mit einer neuen Verfaſſung Frankreichs, welche ſie theils zu vermeiden ſuchte, theils wirklich vermied, lebendiger als je ins Auge. Die beeinträchtigten Bürger des Staats behaupteten laut, daß, wenn gleich in England die bürgerliche Freyheit ſo ziemlich ſicher ſtände, eine politiſche doch ſchlechterdings nicht vorhanden ſey.

In jedem wohlgeordneten Staate iſt dieſe Bekanntmachung der Meinungen gänzlich ohne Gefahr für die einmal beſtehende Verfaſſung, indem es ja die Abſicht der Publicität iſt, die zweifelhaften Punkte in ein volles Licht zu ſetzen, um die Vernunft und das Gefühl derer, denen die geſetzgebende Macht anvertrauet wird, in Stand zu ſetzen, das jedesmalige Beſte zu wählen und jene Abänderungen, welche die Zeiten erheiſchen, von ſelbſt, auf einem rechtmäßigen, ruhigen Wege zu treffen. Hell und unwiderlegbar leuchtet dagegen die große Wahrheit hervor, daß nur da, wo die Greuel der willkürlichen Gewalt allen Menſchen- und Bürgerrechten Trotz bieten und die Stimme des öffentlichen Tadels erſticken wollen, der Bürger ipso facto ſich von allen Verbindlichkeiten gegen Uſurpation und Tyranney für entbunden, und zu jeder Maßregel, die ihn zur Wiedererlangung ſeiner unveräußerlichen Rechte führen kann, für aufgefordert und berechtigt halten muß. Daher iſt es auch noch keinem Engländer eingefallen, die unzähligen Schriften, welche neulich über die ſogenannte Test Act, zum Theil mit einer zuverſichtlichen Mißbilligung dieſes wirklich noch beſtehenden Geſetzes, erſchienen ſind, für aufrühreriſch und conſtitutionswidrig zu halten; denn eben dieſe Freyheit, die jedes Mitglied des Staats autoriſirt, alles, was geſchieht, ſeiner Beurtheilung zu unterwerfen, und dieſe wieder dem Urtheil aller ſeiner Landsleute öffentlich darzulegen, bürgt zu gleicher Zeit für die Sicherheit, und heiligt die Autorität der geſetzgebenden Macht. Nicht alles Schreyen, nicht alle Argumente der Diſſenters, und daß ichs kurz faſſe, nicht ihre gerechte Sache ſelbſt, hat das Parlament bewegen können, die Test-Act, dieſes Geſetz, vermöge deſſen jedes Parlamentsglied und jeder Kronbeamte ſchwören muß, ſich zur Anglicaniſchen Kirche zu bekennen, der Vernunft und Menſchheit zu Ehren aufzuheben. Allein unter den Tauſenden und Hunderttauſenden, denen dieſe Aufhebung am Herzen lag, die deshalb in Geſellſchaften zuſammen traten, und über die Maßregeln berathſchlagten, wie ſie ihren Gründen Eingang verſchaffen könnten, iſt unſtreitig der

Gedanke allen verabſcheuungswerth geblieben, das mit Gewalt zu erzwingen, was die Repräſentanten der Nation, und mit ihnen die allgemeine Volksſtimme, ihnen verweigerten. Es blieb ihnen frey, den Mangel an Einſicht, der noch bey der Majorität ihrer Landsleute herrſcht, zu tadeln und zu bedauern, wenn ſie nur anerkannten, daß die Anſprüche dieſer Majorität, ſo einſeitig ſie ſeyn mögen, ihnen und allen Engländern unverbrüchliche Geſetze ſind. Eben daſſelbe gilt auch von jenen Klubs, Geſellſchaften und größeren Verſammlungen, die ihre Berathſchlagungen auf alle Gebrechen der Brittiſchen Verfaſſung ausdehnten, und in ihren demokratiſchen Grundſätzen ſo weit gingen, wie ehedem die Levellers, und jetzt die Franzoſen.

Dieſe Geſellſchaften, insbeſondere die Constitutional-Society und die Revolution-Society, nebſt ihren Freunden und Anhängern betrachteten die Franzöſiſche Staatsverfaſſung in einem ganz andern Lichte, als die größere Maſſe der Engliſchen Nation: ſie billigten nicht nur jenen ſchrecklichen Kampf der Glieder eines völlig in politiſche Fäulniß übergegangenen Staats, gegen den Deſpotismus, der in ihrer Maſſe wühlte; ſondern ſie wünſchten auch, daß dieſes Beyſpiel in ihrem Vaterlande Nachdenken erregen, und einen Geiſt der politiſchen Reform gebären möchte, der nach den großen Grundſätzen der unter **Wilhelm von Oranien** vollbrachten Revolution, allen Mißbräuchen ein Ziel ſteckte, und die Mängel der Verfaſſung nach dem jetzigen Maß der Erkenntniß abſtellte. Sie gingen noch weiter; die Revolution-Society, an deren Spitze der Graf Stanhope ſich befand, gab ihren Beyfall der National-Verſammlung von Frankreich zu erkennen, und erhielt dagegen die ſchmeichelhafteſten Dankbezeigungen von dieſer neuentſtandenen und damals noch kaum anerkannten Macht. Niemand konnte in einem freyen Lande an der Befugniß eines Einzelnen oder einer ganzen Geſellſchaft von Menſchen zu dieſer Correſpondenz und dieſer öffentlichen Bekanntmachung ihrer Grundſätze, zweifeln. Die Häupter der Oppoſitions-Parthey, Fox, Sheridan und was noch ſonſt am Hofe des **Prinzen von Wallis** glänzte, erwähnten in ihren Cirkeln, und ſelbſt im Parlamente, die Franzöſiſche Revolution mit Ausdrücken der Bewunderung. Nur Einen unter ihnen, einen Mann, deſſen Fähigkeiten ſich bis dahin faſt in ununterbrochener Widerſetzlichkeit gegen die Maßregeln der Engliſchen Regierung thätig erwieſen hatten, wandelte plötzlich eine Beſorgniß an, daß die Freyheit des Brittiſchen Bürgers, zu denken nach ſeiner Einſicht, und zu ſprechen wie er denkt, dem Staate, deſſen Bollwerk ſie bisher geweſen war, Gefahr bringen könne; nur Herr **Edmund Burke**, der Ankläger des Indiſchen General Gouverneurs Haſtings, der Beförderer der Amerikaniſchen Revolution, ſetzte alle ſeine Freunde in Erſtaunen, als er im Parlament in jene berühmte Declamation ausbrach, worin er ſich zum Widerſacher aller Neuerungen aufwarf, und ſowohl die Franzöſiſche Staatsveränderung, als ihre Fürſprecher in England, mit den verhaßteſten Farben ſchilderte.

Dieſe leidenſchaftliche Anſicht der Sachen läßt ſich gleichwohl erklären, wenn man nur erwägt, daß der einem ſechzigjährigen Manne ſehr gegenwärtige Begriff von Uebereilung und ihren Folgen, ſeine lebhafte, man darf ſagen, ſeine glühende Phantaſie verleiten konnte, ſich hier die Ausführung der gefürchteten Neuerungen, als mit der Anerkennung der Mißbräuche unmittelbar verbunden zu denken. Hierzu war nun zwar nicht die entfernteſte Wahrſcheinlichkeit vorhanden; im Gegentheil, die Diſſenters und die ſo ungleich repräſentirte Nation ließen ſichs keinen Augenblick einfallen, dem Parlamente ſo zu widerſtreben, wie ſie es auf Burke's Anregen während des Amerikaniſchen Krieges gethan hatten. Er mochte nun in der Folge ſelbſt fühlen, daß er in ſeinen Beſorgniſſen zu weit gegangen war, ſo litt es doch die Publicität ſeines Ausfalls nicht, zurückzutreten; es blieb ihm alſo kein anderes Mittel übrig, als feſt in ſeinen neuen Grundſätzen zu beharren und alle ſeine ſchriftſtelleriſchen Talente zu einem Verſuche aufzubieten, worin er dieſer Veränderung den Schein eines conſequenten Syſtems geben könnte. Auf eine andere Art läßt ſich die Entſtehung eines der ſonderbarſten Bücher, die je geſchrieben worden ſind, nicht wohl erklären: eines Buches, welches, weil es den Namen Burke an der Stirne trägt, mit beyſpielloſer Begierde verſchlungen ward, dergeſtalt, daß in den erſten vier Tagen eine Auflage von viertauſend, und innerhalb weniger Wochen vier auf einander folgende Editionen vergriffen waren.

Dieſe ſo berühmt gewordenen Bemerkungen über die Franzöſiſche Revolution (Reflections on the Revolution in France) enthalten die unbedingteſte Lobrede auf die Engliſche Verfaſſung, mit einer vollkommenen Billigung ihrer anſtößigſten Gebrechen; dagegen verwerfen ſie eben ſo unbedingt die neue Franzöſiſche Demokratie, mit ausdrücklichem Tadel eines jeden Dekrets der National-Verſammlung und aller von ihr getroffenen Maßregeln und Einrichtungen. Wenn man von dieſer Schrift nichts weiter ſagte, ſo wäre dies ſchon hinreichend, die leidenſchaftliche Einſeitigkeit, womit ſie geſchrieben iſt, in ihrer ganzen Blöße darzuſtellen. Allein ihr Wirkungskreis erſtreckt ſich weit über den Umfang der Brittiſchen Inſeln hinaus; ſie wird — freylich bis jetzt nur in einer ganz verfehlten Franzöſiſchen Ueberſetzung — auch in Deutſchland fleißig geleſen, und wir haben es noch nicht gelernt, wie alle Republikaner, an der Sichtung politiſcher Grundſätze einen lebhaften Antheil zu nehmen, ſondern wir pflegen uns gern der Impulſion, die von oben herabkommt, zu überlaſſen. In der That, es iſt nicht der Inhalt dieſes Buches, der eigentlich die Engliſche

Verfaſſung lobt, ſo eifrig auch **Burke** dieſen Zweck vor Augen hat; nein! die Aufnahme deſſelben in England, die unpartheyiſche Prüfung, die es beſtehen mußte, und die allgemeine Stimme der Nation, die ſodann erſt ſeinen Werth und Unwerth beſtimmte, geben den innern Vorzügen ihrer Freyheit das unverwerflichſte Zeugniß. So viele tauſend Exemplare wurden gekauft und geleſen; die Beredſamkeit des Verfaſſers, ſein Scharfſinn, ſein Witz, ſein tiefer erfahrner Blick wurden allgemein bewundert; man erkannte das Wahre, man fühlte das Treffende, man pries die Klarheit ſeiner Bemerkungen: und dennoch ſchämte man ſich vor ſeinem Lobe, das durch Unbedingtheit zur Satire wird; dennoch trennte man vom Wahren der Beobachtung das Schiefe der Stellung, die Partheylichkeit des Geſichtspunkts, die Nichtigkeit unerwieſener Machtſprüche, den blendenden Staub der Autoritäten und die Unhaltbarkeit eines Raiſonnements, das von falſchen Grundſätzen ausgeht, welche abſichtlich im Dunkel gehalten, das Urtheil des Leſers zur Beyſtimmung in die Schlußfolge des Verfaſſers verjühren können.

Frey iſt der Engländer: denn ſein Vaterland giebt ihm die heiligſte Sicherheit der Perſon; es ſchützt ſein Eigenthum, wie es auf dem ganzen Erdenrund nicht geſchützt wird; es geſtattet ſeinen Geiſteskräften die freyeſte Uebung, ſeinen Gedanken, Meynungen und Schlüſſen den ungehemmteſten Umlauf; er darf denken, wie es ſein von der Natur ſo und nicht anders organiſirtes Weſen mit ſich bringt, und er darf ſagen, was er denkt, damit er auch erfahre, ob andere mit ihm oder verſchieden von ihm denken. Als einen Beweis dieſer Unabhängigkeit ehrte man die Erſcheinung der Burkeſchen Schrift; man ehrte in ihr ſelbſt das Recht des freyen Menſchen, ſeine Denkungsart zu verändern, die Freunde und Partheyen, mit denen er ſein halbes Leben hindurch einverſtanden war, durch die auffallendſte Verdammung ihrer Grundſätze in Erſtaunen zu ſetzen und zu verwunden; man erlaubte ſichs nicht — o daß es doch Deutſchland und ſeine Schriftſteller beherzigten! — den **Mann, der ſich im Privatleben und in ſeinem** öffentlichen Beruf als rechtſchaffen bewährte, wegen einer Verſchiedenheit der Meynungen, ſo unerhört ſie ſich auch geäußert hatte, ſo unverkennbare Symptome der Inconſequenz mit dieſer Aeußerung auch verbunden waren, zu ſo leidenſchaftlichen, ſchneidenden und liebloſen Urtheilen ſie ihn auch verleitet hatte, von Seiten ſeines Charakters anzugreifen! Dies iſt ächte, männliche Freyheit; und wenn die Verfaſſer dieſer Annalen den Vorwurf der Partheylichkeit für England — doch keiner ſolchen, wie ſie Burke in ſeinen Bemerkungen äußert! — nicht mit ruhigem Bewußtſeyn hinnehmen können, ſo müßte ſie die Vergleichung dieſes anſtändigen Gebrauchs der Preßfreyheit, mit dem Tone, der in den gelehrten Streitigkeiten anderer Länder herrſcht, bey jedem kaltblütigen Forſcher rechtfertigen.

Je ſorgfältiger man ſich aber enthielt, den Verfaſſer der Reflections einer unlautern Abſicht zu beſchuldigen, deſto unbefangener ward nunmehr ſeiner leidenſchaftlichen Darſtellung, ſeiner Dialektik und Caſuiſtik, ſeiner eigenen Unduldſamkeit und Petulanz das Urtheil geſprochen. Das allgemein geleſene Buch befriedigte keinen Leſer, und empörte das moraliſche Gefühl von Freunden und Feinden. Man bedauerte Herrn Burke, daß er ein Buch habe ſchreiben können, welches ſeiner ſo unwürdig iſt; allein man verzieh mit guter Art dem

Meiſter

Meiſter in der Kunſt, die Sprache nach ſeiner Willkühr zu modeln; man vergaß den Zorn und die ganze aufgereitzte Seelenſtimmung des Redners, und ergötzte ſich nur an dem neuen Kunſtwerk, welches, wie ſeine viertägigen Reden gegen **Haſtings**, überſchäumend von Witz und Phantaſie, die Muſter des Alterthums übertroffen, die Ohren aller Zuhörer bezaubert, und doch keines Menſchen Herz oder Verſtand überzeugt hatte. Es bedurfte, um die öffentliche Meynung zu ſtempeln, kaum einer von den vielen Gegenſchriften, womit man ihn von allen Seiten her beſtürmte. Seine Gegner hatten den Vortheil über ihn, den kühle Vernunft über erhitzte Einbildungskraft behält, ſo bald ſie dieſer ihre Magie nicht abläugnen will. Der berühmte Dr. **Price**, den **Burke** in ſeiner Schrift durch einen entehrenden und gänzlich unverdienten Vergleich beſchimpft hatte, ſchwieg von ſeinen perſönlichen Empfindungen, und erinnerte ihn bloß an eine Parlaments-Acte vom ſechſten Regierungsjahre der Königin Anna, worin die Worte ausdrücklich ſtehen: „Wenn jemand ſchriftlich oder im Druck behauptet, die Könige und Königinnen dieſes Reichs, mit und durch die

Autorität des Parlaments, könnten nicht Geſetze und Statuten machen, um die Krone, deren Uebertragung, Erblichkeit und Regierung einzuſchränken, der ſoll des Hochverraths ſchuldig ſeyn." Die Anwendung überließ er dem Manne ſelbſt, deſſen ganzes Buch ſich um den Hauptſatz dreht, daß die Engländer das Recht, ihre Könige zu wählen, nie beſaßen, oder wenigſtens bey der Revolution vom Jahre 1688 für ſich und ihre Kinder feyerlich und auf ewig Verzicht darauf gethan hätten. Aehnliche Uebereilungen und Widerſprüche deckten andere Gegner auf: denn jeder hatte ſeinen eigenen Geſichtspunkt; der Unitarier, Dr. Prieſtley, und der katholiſche Diſſenter, Dr. Geddes, nahmen vorzüglich Rückſicht auf die von Burke in Schutz genommene Anglicaniſche Hierarchie; der Major Scott griff den Ankläger ſeines Freundes Haſtings an, und Rous ſuchte zu beweiſen, da nur der vierte Theil der Mitglieder des Unterhauſes von den Grafſchaften und großen Städten, drey Viertheile hingegen von den ſogenannten rotten boroughs gewählt werden, daß die Repräſentation des Volkes in England nur ein leerer Name ſey. Die ruhigſte, gründlichſte und eindringendſte dieſer Schriften iſt unſtreitig die des Dr Prieſtley; allein keine von allen macht eigentlich Anſpruch auf den Namen einer vollſtändigen Widerlegung. Burke's Gegner begnügen ſich alle, den Theil ſeiner Aeußerungen zu beleuchten, welcher England unmittelbar betrifft, und nur gelegentlich wird zu Gunſten der Franzöſiſchen Revolution, in ſo fern das Intereſſe der Menſchheit dieſen Schriftſtellern damit verbunden ſchien, Einiges angeführt.

Eigentlich wäre es auch das Geſchäft eines Franzöſiſchen Demokraten, dieſe furchtbare Invective gegen die neue Verfaſſung ausführlich zu widerlegen und durch eine gründliche Vertheidigung ſeines neuen Souverains, ihn von dem Vorwurf einer ärgeren Tyranney als der vorigen, zu retten. Dieſe Aufgabe iſt ſchwer, ſo ſchwer, daß es uns ſcheint, ſie ſey mit andern Waffen als denen der ſophiſtiſchen Beredſamkeit und der hinterliſtigen Ironie, deren ſich der Angreifer auch bedient, faſt gar nicht möglich. Schauderhaft iſt das große Bild, womit **Burke** die neuen Geſetzgeber bezeichnet! Ihr Vaterland, ſagt er, den ehrwürdigen Alten, zerhacken die unbeſonnenen Kinder in

Stücken, werfen ihn mit giftigen Kräutern in den Zauberkeſſel, ſprechen wilde Formeln der Weihe über ihn, und harren ſeiner Wiedergeburt und der Erneuerung ſeines Lebens! — Allein dieſes wahrhaft erhabene Bild hat doch auch den Fehler, daß man durch die Fortſetzung der Allegorie ſeine Anwendung ſchwächt. Wie, wenn nun das Vaterland der einzige Gegenſtand wäre, mit welchem eine ſolche magiſche Operation ſich vornehmen läßt? Wenn im gegenwärtigen Falle der alte Aeſon ſo zerrüttet war, daß nur noch dieſes Experiment Rettung verſprach? Doch die Verwerflichkeit einer Handlung wird durch den Spott in oratoriſchen Gleichniſſen ſo wenig, wie durch Schimpfwörter dargethan, obſchon **Burke** ſich dieſer doppelten Methode bedient, und ſeine Freygebigkeit in Anſehung der letztern wirklich allen Reichthum der Sprache zu erſchöpfen ſcheint. Bedurfte es dieſer Art zu ſtreiten gegen eine Nation, der er die Palme der Höflichkeit und der feinen Sitten zuerkennt, gegen eine geſetzgebende Macht, die nach ſeinen Ausſprüchen ſich ſelbſt genug in ihren Handlungen entehrte?

Um einem ſolchen Gegner zu antworten, bleibt zwar noch ein anderes Mittel übrig, als die gewöhnliche Wiedervergeltung in gleicher Münze; aber es iſt die Frage, ob ein eifriger Verfechter der Gallicaniſchen Freyheit jene philoſophiſche Selbſtverläugnung haben könne, Herrn **Burke** manches einzuräumen, und bloß darzuthun, daß er ſich von ſeiner Syllogiſtik zu weit führen läßt. Die Natur der willkührlichen Gewalt läßt ſich nicht verkennen, ſie werde von einem Tyrannen und ſeinen Satelliten oder von einer zwölfhundertköpfigen Hydra verübt, ſie trotze nun auf Erbrecht, Herkommen und Vorurtheil, oder ſie trage die Larve der alles richtenden Vernunft. Beyde dürfen ſich nicht auf die Moralität ihrer Verträge berufen; denn iſt es nicht gleichviel, ob das Schwert ſie erzwang, oder ob ein glattes Geſchwätz die Völker überliſtete? Eben ſo wenig darf das Glück den Unterſchied zwiſchen Aufruhr und Revolution beſtimmen; denn was Leidenſchaft begann oder wirklich vollführte, wiegt auf der Wage der Sittlichkeit gleich. Hier iſt der Müßiggänger mit der dreyfarbigen Kokarde um nichts ehrwürdiger, als jener mit der Kutte, wenn nicht die Heucheley der angemaßten Heiligkeit den letztern noch verächtlicher macht.

Die Erfahrung lehrt, daß unſere Verfaſſungen allein die Mittel ſind, wodurch ſich alle Geiſteskräfte bis zur möglichſten Vervollkommnung entwickeln; gleichwohl entſtanden ſie auf den Trümmern älterer, von ihnen umgeſtürzter, und wenn Alter allein Würde geben ſoll, doch auch ehrwürdiger Formen. Was damals geſchah, ſollte das nicht wieder geſchehen dürfen, ſo oft eine Verfaſſung ihrem Endzweck ſchlechterdings nicht mehr entſpricht, ſo oft ſie die Geiſteskräfte feſſelt und den Körper entnervt, die ſittliche Vollkommenheit untergräbt und die Tugend unmöglich macht? Verfaſſungen ſind menſchliche Gebilde, und was ſterbliche Menſchen hervorbringen, trägt Vergänglichkeit an der Stirn. Ein flüchtiger Blick in die Geſchichte giebt uns dieſe Ueberzeugung. Politiſche und kirchliche Einrichtungen müſſen veralten, erkranken, vergehen und anderen nachfolgenden Verfaſſungen weichen. Sie ſterben eines gewaltſamen Todes von der Hand der Eroberer, oder ſie verlöſchen allmählig, wie das Römiſche Reich, in der Hülfloſigkeit des hohen Alters, oder eine unheilbare Krankheit rafft ſie noch in voller Blüthe dahin.

Man wähle, welches Bild man wolle für die Franzöſiſche Revolution, außer einem ſolchen, welches auf gewaltſame Vernichtung deutet. Es iſt in friſchem Andenken, daß die Auflöſung dieſes Staats ohne einen Verſuch des Gegenſtrebens, ohne ein einziges für die alte Verfaſſung gezücktes Schwert, vor ſich ging. Nirgends hatte noch eine Faſer des Ganzen einige Spannkraft, nichts regte ſich zum Widerſtande, nichts mußte mit Gewalt zerhauen werden. **Lally-Tolendal**, ein unverdächtiger Gewährsmann, hielt ſein Vaterland für ſo von Grund aus verderbt, daß er ſich berufen fühlte, mitzuwirken, um es zu regeneriren, um Freyheit darin zu begründen, um Geſetze und Sitten darin zu ſchaffen (y créer des lois et des moeurs.) Was erwartete denn **Burke** von einem ſolchen Staate? Dieſelben fünf und zwanzig Millionen Franzoſen, die im Jahr 1789 noch Unterthanen eines unumſchränkten Herrſchers waren, denen man Recht und Sittlichkeit ſchaffen mußte, gehorchten plötzlich innerhalb weniger Tage der National-Verſammlung. Konnte ſie dieſe bloße Veränderung ihrer Herren, wie durch einen Zauberſchlag, mit Tugend begaben? Oder wäre es ſo ſehr zu verwundern, wenn ſich wirklich die Spuren jener allgemeinen Verderbtheit, jener Krebsfäule des ſchwelgenden Deſpotismus, auch in der National-Verſammlung äußerten? Unter jenem entnervenden Joche war die Menſchheit ſchon ſo tief geſunken, daß die Revolution nirgends einen Kampf und Zuſammenſtoß großer, edler Leidenſchaften verurſacht, nirgends heroiſchen Rittergeiſt, nirgends einen wahrhaft großen Menſchen und ſogar kaum einen großen Böſewicht hervorgebracht hat! Der jetzige Zuſtand iſt allemal im vorhergehenden gegründet, und je verächtlicher **Burke** von der National-Verſammlung ſprechen darf, je mehr Greuel und Laſter er mit **Lally-Tolendal** in dieſer Menſchenfreſſerhöhle (caverne d'Anthropophages) gewahr wird, deſto verabſcheuungswürdiger wird die vorige Verfaſſung, in welcher ſich dieſe Ungeheuer erzeugten. Alles Böſe, was **Burke** von der neuen Regierungsform in Frankreich herbeklamirt und wie ein Unglücksprophet noch verkündigt, alles könnte man ihm zugeben, und darum wäre es doch nicht minder klar, daß die Revolution nicht vermieden werden konnte, daß ſie gleichſam von ſelbſt, durch den ſcheußlichen Zuſammenſturz des vorigen rettungsloſen und in allen ſeinen Theilen aufgelöſeten Staatskörpers entſtand.

Es hätte vor allem Erwägung verdient, daß hier nicht von den leichten Feſſeln der Geſellſchaft für rohe, wilde Völker, ſondern von einer ſchauderhaften Kur für eine Nation auf der höchſten Stufe der raffinirten Immoralität, die Rede iſt. Im großen Gange menſchlicher Begebenheiten liegt weit mehr Unwillkührliches, als das ſtolze, denkende Thier in ſeinem Freyheitstraume zugeſtehen will. Die Revolution iſt wirklich anzuſehen als ein Werk der Gerechtigkeit der Natur. Die National-Verſammlung hat nicht daran gedacht, ſo weit zu gehen, wie ſie gegangen iſt; aber die eiſerne Nothwendigkeit der Zeit und der Umſtände hat ſie gezwungen. Der Stolz der Vernunft mit ſeiner Gleichheit, ſeinen Rechten der Menſchheit, ſeinen metaphyſiſchen Theorieen iſt jetzt an die Reihe gekommen; ſonſt war es der Stolz der Geburt und der Heiligkeit, womit man ſich für beſſer als andere ausgab, um ungeſtraft ſchlechter ſeyn zu können. Nicht die Weisheit oder die Thorheit der National-Verſammlumg hat den in Lüſten erſchlafften hohen Clerus, und den mark- und hirnloſen Adel vernichtet, ſondern die gänzliche Unfähigkeit dieſer beyden Geſammtheiten hat ſie geſtürzt. Wenn es Sterblichen vergönnt iſt, ſich Wege des Schickſals, der Vorſehung, der Gottheit zu denken, ſo ſind es gewiß nicht die armſeligen Combinationen, die eine menſchliche Klugheit dafür ausgiebt, ſondern die Geſchichte des Vergangenen kann ſie lehren, wo ſie uns Revolutionen aufbewahrt, die den allzuſichern Frevler überraſchten. Das verächtlichſte Werkzeug kann oft dieſe unergründlichen Gerichte vollſtrecken; ein Atheiſten-Club kann der Rächer der beleidigten Menſchheit ſeyn.

Der Himmel mag es **Burken** verzeihen, daß er, um eines oder des andern Irrgeiſtes willen, durch die Beſchuldigung des Atheismus jene Verſammlung gehäſſig machen will, die, ſo tadelhaſt auch manche ihrer Berathſchlagungen und Entſchlüſſe geweſen ſind, doch auch, wenn ſie heute noch geſprengt werden ſollte, in mancher ruhmwürdigen Bemühung und in jener ſo verſchrieenen Deklaration der Menſchenrechte, der doch **Mounier** und **Lally-Tolendal** ihren Beyfall nicht verſagten, ſich ſelbſt ein ehrenvolles Denkmahl geſtiftet hat. In ſeiner freyen Inſel war es vielleicht minder unſchicklich, als auf unſerm feſten Lande, ſo mit dem Vollgewichte der Rhetorik die demokratiſche Wage in die Höhe bringen zu wollen; dort konnte es erlaubt und unſchädlich ſeyn, wenn ſchon man es unanſtändig finden mußte, einen grauen Brittiſchen Senator der Königswürde, der Hierarchie, der privilegirten Geburt im Jahre 1790 Altäre bauen und ſklaviſch niederfallend anbeten zu ſehen. Wo die Verfaſſung aber die Gränzen der fürſtlichen, prieſterlichen und patriziſchen Macht ſo ſchwankend gelaſſen hat, daß ihr Mißbrauch unvermeidlich iſt, dort vergiftet dieſe Schmeicheley das Ohr und das Herz der Großen mit dem unſeligen Wahn, daß die Würde ihres Standes perſönliches Verdienſt entbehrlich mache, und beſchleunigt dadurch die furchtbare Epoche der Revolutionen, welche nie erfolgen könnten, wo der Glanz, den äußere Verhältniſſe geben, den Elenden vor Strafe, Verachtung und Schande nicht ſicherte. Dieſe Urſachen der Zerrüttung liegen aber ſchon ſo klar am Tage, daß man einer jeden Verfaſſung, in welcher ſie Statt finden, früher oder ſpäter ein ähnliches Schickſal, wie der Franzöſiſchen, vorausſagen kann. Verſchiedene Beantwortungen der Burkiſchen Schrift behaupten ſogar, daß England ſelbſt, dieſer jetzt ſo blühende Staat, vor einer heftigen Erſchütterung nicht ſicher, oder vielmehr, daß er auf dem Punkte ſey, ſie zu erfahren. Der Nationalſchuld, dieſem Werke des gränzenloſen Ehrgeitzes der Könige und ihrer Miniſter, fehlt nur noch ein raſch geführter Krieg, ſo ſind ihre Intereſſen nicht mehr zu erſchwingen. Wie ein Land, dem Frankreichs Reſſourcen mangeln, dieſe Kriſis überſtehen werde, iſt nicht leicht abzuſehen. Dennoch iſt der Unterſchied zwiſchen der Brittiſchen Regierungsform und der vorigen Franzöſiſchen ſo ungeheuer, daß der Stoß vielleicht gebrochen wird, und nicht den gänzlichen Umſturz der Verfaſſung, ſondern nur ihre Reform nach ſich ziehen dürfte.

Die Unentbehrlichkeit dieſer Verbeſſerung wird in der That mit jeder neuen Parlamentswahl, und mit jedem Jahre dringender, und veranlaßt immer lautere, immer nachdrücklichere Reklamationen von Seiten des Volks. Die wichtige Frage von einer zweckmäßigeren Repräſentation im Unterhauſe hatte ſchon unter dem großen älteren Pitt (dem Grafen Chatham) Aufſehen erregt; er erkannte ihre Nothwendigkeit, um der allgemeinen Corruption zu ſteuern. Zu denſelben Grundſätzen hat ſein Sohn und Nachfolger im Miniſterio ſich wenigſtens mit dem Munde bekannt. Die jährliche Motion des Alderman Sawbridge, die Sitzungen des Parlaments auf drey Jahre einzuſchränken, zielt ebenfalls auf eine, wiewohl unvollkommene Schutzwehr gegen den überhand nehmenden Einfluß der Krone. Die Rede des Herrn Flood im Parlamente vom 4ten März traf näher zum Ziel, indem er den Vorſchlag that, die Zahl der Mitglieder des Unterhauſes beträchtlich zu vermehren. Die Bemerkungen (Considerations) über den jetzigen Zuſtand der Nation, von einem ehemaligen Unterſtaats-Sekretair (Hrn. Knox) tragen das Ihrige bey, um beſonders die ſteigende Macht der Miniſter in ihrer ganzen gefährlichen Geſtalt aufzudecken; und die Einwendungen des bekannten Reiſenden Coxe gegen die vorgeſchlagene Parlaments-Reform konnten um ſo weniger in der öffentlichen Meinung etwas wiegen, da er ſeine Argumente von der kleinen Graubündener Demokratie entlehnt. Selbſt die Erſcheinung des dritten Bandes von Sir John Sinclair's unſchätzbarer Geſchichte der öffentlichen Einkünfte des Brittiſchen Reichs, beweiſet die Nothwendigkeit einer allgemeinen Reform, indem er nur auf dieſe die Möglichkeit einer Tilgung der Nationalſchulden gründet. Mehr als alles politiſche Raiſonnement muß die ruhige und mit einem bewundernswürdigen Fleiß und Scharfſinn dargelegte Berechnung und Abwägung der Laſten des Volkes gegen ſeine Kräfte, zur Aufhellung der Begriffe wirken. Hätte Frankreich ſolche Vorarbeiten gekannt, ſtatt der Wechslerbilanzen in manchem prahleriſchen Compte rendu, vielleicht wäre ſein Schickſal von dem jetzigen ganz verſchieden ausgefallen. Die fortwährende Widerſetzlichkeit des Parlaments gegen eine jede Vervollkommnung ſeiner eigenen Organiſation, die nicht minder ſteife Anhänglichkeit an die Teſt-Acte und an die jetzige Conſtitution der biſchöflichen Kirche, untergräbt eine immer ſteigende und nun bald zur allgemeinen Ueberzeugung erhöhte Evidenz der Nothwendigkeit dieſer Reformen; auch hat ſich mit jedem Jahre die Zahl derer, die gegen eine Neuerung ſtimmen, merklich vermindert. Wir haben es ſchon erwähnt, daß noch nie mit dem Ungeſtüm der

Argumentation auf eine verbeſſerte kirchliche Verfaſſung gedrungen ward, als es jetzt von allen den zahlreichen Religionspartheyen, die man unter dem gemeinſchaftlichen Nahmen Diſſenters begreift, und ſelbſt von billigdenkenden Biſchöflichgeſinnten geſchieht. Die durch vier Auflagen gegangenen Winke eines Layen (Hints of a Layman,) eines bekannten Ermliniſters, über dieſen wichtigen Punkt, enthalten ſo viel einfach wahre, eindringende Bemerkungen mit ſo ſeltener Billigkeit und Mäßigung dargelegt, daß ſie ihre Wirkung nicht verfehlen können.

Die übrigen politiſchen Schriften dieſes Jahres ſind nicht von gleichem Belange. Herr Courtenay hat etliche Bogen voll ſpaßhafter Einfälle über die Franzöſiſche Revolution erſcheinen laſſen, worin er zugleich ſich über die Diſſenters in England luſtig macht. Ein anderer Spaßvogel ſchildert den berühmten Antiminiſterialiſten Sheridan im größten Seelenkampfe über ein gar zu vortheilhaftes Anerbieten der Miniſterialparthey, wodurch ſie ihn zum Uebertritt auf ihre Seite locken will. Ein gewiſſer Donaldſon verſpricht, den Staat jährlich um zwölf Millionen Sterling reicher zu machen. Eine abermalige neue Edition bewährt die Vortrefflichkeit von **de Lolme's** Darſtellung der Engliſchen Verfaſſung. Die eben erſchienene Correſpondenz des Admirals **Rodney** enthält eine vollſtändige Rechtfertigung dieſes braven Seemannes über die Confiscationen zu St. Euſtathius, die man ihm zum Verbrechen hatte machen wollen. Die in die Länge geſponnenen Debatten über den Sklavenhandel und das zur Schande der Brittiſchen Rechtspflege ſchon bis ins vierte Jahr fortgeſetzte Verhör des General-Gouverneurs **Haſtings**, haben zwar einige Streitſchriften veranlaßt, die aber keiner ſpeciellen Anführung bedürfen. Der Streit mit Spanien über die Beeinträchtigung des Engliſchen Pelzhandels in Nutkaſund an der Nordweſtſeite von Amerika reitzte die öffentliche Aufmerkſamkeit in einem etwas höheren Grade. Die Darſtellung des durch die Spanier erlittenen Verluſtes des Lieutenants **Meares**, ward in ein Paar anonymiſchen Pamphlets, die mit der Unterſchrift Argonaut erſchienen, noch erweitert, und gegen einige ungerechte Vorwürfe vertheidigt. Der nautiſche Geograph **Alexander Dalrymple** bewies in einem kleinen Aufſatze (the Spanish Pretensions fairly discussed), daß Spanien auf die erſte Entdeckung ſowohl der Magellaniſchen Gegenden als der Nordweſtküſten von Amerika nicht den mindeſten Anſpruch machen könne, indem jene ſchon im Jahre 1508 in einer neuen Ausgabe des Ptolemäus als Portugieſiſche Entdeckungen abgebildet, dieſe aber von Sir Francis Drake zuerſt bis zum 43ſten Grad der nördlichen Breite geſehen worden ſind, jenſeits welcher Höhe der Geograph des Königs von Spanien, Abraham Ortelius, im Jahre 1574 und noch neuerdings der Verfaſſer der Noticias de California alles für unbekannt erklärt. Bey dem erfolgten Friedensſchluſſe konnte indeſſen Herr Pitt einem ſehr bitteren Vorwurfe nicht entgehen, den ein ungenannter Schriftſteller in einem gutgeſchriebenen Aufſatze, der kurzſichtigen Politik, die durch alle ſeine Negotiationen durchſchimmert, und vorzüglich der Unbeſtimmtheit des neuen Traktats, als einer reichhaltigen Quelle künftiger Streitigkeiten, machte.

Politiſche Gegenſtände wurden auch in dieſem Jahre noch im Predigtſtuhl abgehandelt, und ſowohl Dr. Price in London als Dr.

Prieſtley in Birmingham haben bey Gelegenheit der Franzöſiſchen Revolution über jene verhaßten Conformitätsgeſetze, welche den Diſſenters den Weg zu öffentlichen Aemtern verſperren, mit Nachdruck geprebigt. Im eigentlichen Fache der theologiſchen Litteratur finden wir wieder einen ungeheuren Zuwachs von Predigten, worunter hauptſächlich ein neuer (dritter) Band von Blair's beliebten Kanzelreden, ſo wohl wegen ihres vorzüglichen innern Werthes, als des Umſtandes wegen angeführt zu werden verdient, daß die vorigen Bände ſchon ſechzehn Editionen erlebt haben ſollen. — Das wird denn freylich nicht das Schickſal der Predigten des Dr. Rees, Dr. Biſſet, Mr. Pyle, Mr. Barry und Mr. Leechman ſeyn, womit das Engliſche Publicum in dieſem Jahre beſchenkt worden iſt. Ein etwas vortheilhafteres Urtheil läßt ſich über die Sammlung fällen, die unter dem Titel: the Scotch Preacher, als Pendant zu dem vor mehreren Jahren erſchienenen English Preacher herausgekommen iſt, und manche mit homiletiſcher Beredſamkeit geſchriebene Rede enthält. In dieſem Jahre ward auch ein Federkrieg beendigt, den man gegen den geſchickten Profeſſor White, in ſeiner Eigenſchaft als Prediger, geführt hatte. Die Adminiſtratoren der Bamptoniſchen Stiftung hatten ihm auf eine Zeitlang die Predigten über die Evidenz des Chriſtenthums aufgetragen, und um dieſem Auftrag ein Genüge zu leiſten, hatten ſeine Schulfreunde, Badcock und Parr die Vervollkommnung und Verſchönerung ſeiner Ausarbeitungen übernommen. Die kritiſche Beleſenheit des erſteren und die glänzende Schreibart des anderen in dieſen Predigten erwarben ihrem angeblichen Verfaſſer einen hohen Grad der Bewunderung und des Ruhms. Herr Profeſſor White hatte dagegen dem bereits verſtorbenen Badcock anſehnliche Geldvorſchüſſe geleiſtet. Dies alles erzählt er ſelbſt in einem beſcheidenen Aufſatz, welcher die Beſchuldigungen ſeiner unberufenen Gegner niederſchlägt.

Der Exegeſe ſcheinen die Engliſchen Theologen noch immer viel Zeit und Anſtrengung zu widmen. Von den Bemühungen des aufgeklärten Katholiken, Dr. Geddes, eine neue kritiſche Bibelüberſetzung zu liefern, haben wir bereits geſprochen. Allein nach den Proben zu urtheilen, die er von ſeiner Arbeit bekannt gemacht hat, iſt wohl ſchwerlich zu erwarten, daß ſeine philologiſchen Kenntniſſe, und ſeine weitſchweifige Kritik dieſes alte Buch weſentlich erläutern werden; auch ſcheint es nicht, als ob er ſehr in den Sinn des orientaliſchen Ausdrucks eingegangen ſey, indem er den Pſalmiſten noch ſagen läßt, daß ſeine Leber ſich freue, u. ſ. w. Der Jude Delgado gehört nun zwar nicht in dieſe Geſellſchaft; allein als Engliſcher Schriftſteller und Verfaſſer einer neuen kritiſchen Ueberſetzung des Pentateuchs müſſen wir ihn hier erwähnen. Der um die Kritik der Bibel verdiente Dr. Owen hatte die Herausgabe dieſes Werkes gebilligt, und dieſer Name erweckt ſchon ein gutes Vorurtheil für ein ſolches Unternehmen; allein der hohe Begriff, den ſich der Jüdiſche Ueberſetzer und Commentator von dem Maſorethiſchen Texte macht, vernichtet gleich Anfangs dieſen guten Eindruck. Die Engliſche Sprache iſt in ſeiner Hand ein widerſpänſtiges Werkzeug, und ſeine Ueberſetzung hat oft eine Härte und Rauhigkeit mehr (welches viel geſagt iſt), als die gewöhnlichen Dolmetſchungen aus dem Hebräiſchen. Indeſſen findet der Kritiker allerdings hier und dort eine brauchbare Bemer, kung, und wir zweifeln nicht, daß die Liebhaber der bibliſchen Litteratur die Reviſion der übrigen Bücher des alten Teſtaments, die ſchon zum Druck fertig liegt, zu beſitzen wünſchen werden. Von dem eben erwähnten gelehrten Dr. Owen hat das theologiſche Publicum einen kritiſchen Verſuch über die Art, wie die Evangeliſten die altteſtamentlichen Bücher anführen, zur Beruhigung über manche Stellen erhalten, wo eine ſcheinbare Verſchiedenheit zwiſchen dem Text und der Anführung deſſelben bemerklich war. Die Collation der Handſchriften der Griechiſchen Ueberſetzung des alten Teſtaments von den ſo genannten ſiebenzig Dolmetſchern, eine Arbeit, die Herr Holmes in Oxford übernommen hat, und über deren Fortgang er in einem kleinen Werkchen Rechenſchaft ablegt, wird vielleicht über dieſen Punkt noch ein vortheilhafteres Licht verbreiten. Alsdann wird auch vielleicht eine neue Engliſche Ueberſetzung des neuen Teſtaments erſcheinen, deren Nothwendigkeit Dr. Symonds, der Profeſſor der neueren Geſchichte in Cambridge, kürzlich ſehr bündig erwieſen hat. Die Streitigkeiten über eine angefochtene Stelle im jüdiſchen Geſchichtſchreiber Joſephus, welche den Herodianiſchen Bau des Tempels betrifft, haben einigen ſehr gelehrten Männern in Oxford, unter andern dem Profeſſor Blayney und dem wackern Philologen Burgeß, Gelegenheit gegeben, ihre Kenntniſſe und ihren Scharfſinn anzuwenden; nur iſt der Gegenſtand zu klein, als daß wir uns hier dabey aufhalten könnten.

In einem andern Fache dieſer Litteratur, nämlich in der Kirchengeſchichte, ſtritten jetzt Dr. Knowles und Herr Capel Loft mit einander über die wichtige Frage, ob die älteſte Kirche Chriſtum ſchon als Gott angebetet habe, welches der erſtere behauptet und der letztere wieder wegdiſputirt. Die wichtige Preisſchrift, die Oelrichs in Göttingen ſchrieb, hat keiner von beyden gekannt; ſonſt wäre ihre gelehrte Streitigkeit den Engländern noch mehr aufgefallen. Bey dieſem Zwiſte iſt es wenigſtens erfreulich, daß von keiner gegenſeitigen Verketzerung, wie ſonſt wohl zu geſchehen pflegte, eine Spur vorhanden iſt. Ehedem haben wohl geringere Verſchiedenheiten des Lehrbegriffs zu unſeligen Spaltungen und Verbitterungen geführt; ſonſt wäre es nicht eine ſo ſchwere Aufgabe geweſen, in zwey Octavbänden die ganze chriſtliche Kirchengeſchichte zuſammenzufaſſen, wie es Dr. Gregory mit vielem Beyfalle gethan hat. Wer einmal ein Werk von dieſer Art geleſen hat, dem ſollte doch billig die Luſt vergehen, Andersgeſinnte des Irrglaubens zu beſchuldigen und als Ketzer zu verdammen; denn nirgends findet man die Beweiſe ſo gedrängt beyſammen, daß Theologie, wie jede andere Gattung der ſpeculativen Erkenntniß, ſich in jedem Kopfe anders modificirt, und daß kaum eine Verbindung der Ideen ſo ſeltſam gedacht werden kann, die nicht über dieſen Gegenſtand irgendwo exiſtirt hätte. Zu den ſeltſamſten Erſcheinungen in dieſem Felde gehört es wohl, daß der berühmte philoſophiſche Unitarier Prieſtley, in ſeiner Predigt über den Tod, beynahe dieſelben Vorſtellungen vom zukünftigen Leben hat, wie der bey uns nicht minder berühmte Verfaſſer der Ausſichten in die Ewigkeit, mit deſſen Meinungen er ſchwerlich in irgend einem andern Punkte zuſammentrifft. Ihm kommt es ſogar wahrſcheinlich vor, daß jene Welt von der jetzigen nicht ſehr verſchieden ſeyn werde, wie Swedenborg ſchon längſt zuvor, und noch dazu als Augenzeuge, behauptet hat. Einem Schwärmer ſind dieſe Vorſtellungsarten unvermeidlich; aber von einem Metaphyſiker hätte man wohl erwartet, daß er es unverſucht gelaſſen hätte, das Unbekannte, was außer unſerm Erfahrungskreiſe liegt, in beſtimmte Umriſſe zu faſſen, und die Vorſtellungen dieſer Welt in jene zu übertragen. Wir ſehen unſern Doktor lieber in ſeiner Rüſtung auftreten und die Waffen der Polemik gegen die Orthodoxen ſchwingen. Dort iſt er in ſeinem Element, und kämpft ritterlich mit dem intoleranten Biſchofe **Horsley**, wie mit den Herren **Knowles**, **Barnard**, **Hawkins** und **Bury**; nur geht es bey dieſen Turnieren nicht allemal ohne einiges Ereifern ab. So wohl die Vertheidigung der Unitarier als ſeine Familiar Lettres enthalten Züge von einer außerordentlichen Reitzbarkeit dieſes allzeitfertigen Kämpfers. Den theologiſchen Schriften dieſes Jahres verdiente eine gewiſſe Empfehlung der Vielgötterey, unter dem anlockenden, wiewohl falſchen Titel eines neuen Religionsſyſtems, kaum zugezählt zu werden, wenn man ſie nicht als einen Beweis der Engliſchen Preßfreyheit anſehen müßte, die ſolche Armſeligkeiten entſtehen und in ihr Nichts wieder zurückſinken läßt.

Umſonſt hofft man von der Erſcheinung einer geſunden Philoſophie die gänzliche Vernichtung aller menſchlichen Thorheiten; man bedenkt nicht, daß in einem ſchiefen Kopfe die trefflichſten Principien zu falſchen oder einſeitigen und paradoxen Reſultaten führen, wie ein Hohlſpiegel nothwendig verzerrte Geſtalten zurückſtralen muß. Der hohe Grad der Vollkommenheit, wohin zumal in Deutſchland der theoretiſche Theil aller Wiſſenſchaften gediehen iſt, dieſe Ordnung und Vollſtändigkeit, womit unſere Syſteme jetzt, dem innern Verhältniß unſerer Kräfte und dem Reichthum unſerer Erfahrungsbegriffe gemäß, ſich zur allgemeinſten Faßlichkeit und Brauchbarkeit organiſiren, verhütet keinesweges, daß nicht die längſt verlachten Grillen, die ſeltſamſten Vorſtellungsarten aus vorigen Zeiten in einem modernen Gewande wieder zum Vorſchein kommen und deſto verfänglicher ſcheinen, je geſchickter ſich ihr zweyter Erfinder des vollkommneren Mechanismus unſerer Theorieen, als eines Werkzeuges zu ſeinem Zwecke zu bedienen weiß. Der Mißbrauch, den mittelmäßige oder ſeichte Köpfe von dieſen gelehrten Staffeleyen machen, um irgend ein Gipfel chen zu erſteigen und Aufſehen zu erregen, iſt ein noch ungleich größeres Uebel, welches von der Vervollkommnung der Wiſſenſchaften unzertrennlich und um ſo viel nachtheiliger in ſeinen Wirkungen iſt, da die Zahl der elenden Scribenten die der Selbſtdenker ſo weit übertrifft. Wenn bisher der Unterſchied zwiſchen Deutſcher und Engliſcher Litteratur Statt gefunden hat, daß in jener Inſel verhältnißmäßig weniger alltägliche, bloß compilirte und an neuen Ideen gänzlich verarmte Sudeleyen als bey uns erſcheinen, ſo mag der Mechanismus unſerer Gelehrſamkeit einen Theil dieſer Schuld tragen. An Excentricität hingegen laſſen es die Engliſchen Schriftſteller nicht fehlen. Wir haben einen philoſophiſchen Autor vor Augen, der in ſeiner Art ein Phänomen genannt zu werden verdient. Er hat faſt alle Gegenden von Europa und Aſien zu Fuß durchwandert; in Indien hat er ſich am längſten aufgehalten, z. B. in Seringapatnam, der Hauptſtadt von Myſore, allein an vierzehn Monate; ganz Perſien, Rußland und die Türkey hat er auf dieſe Art beſucht, und iſt ſogar im Schwediſchen Lappland einen Grad nördlicher als Tornea gekommen. Noch jetzt bereiſet er die Europäiſchen Länder, die er zuvor nicht geſehen hatte. Das Reſultat ſeiner ungeheuren Wanderungen iſt in ein Paar kleinen Bändchen enthalten, die er unter dem befremdenden Titel: Travels to discover the Source of moral Motion and the Apocalypse of Nature, wherein the Source of moral Motion is discovered, (Reiſen zur Entdeckung des Urſprungs ſittlicher Bewegung, und die Offenbarung der Natur, worin jener Urſprung entdeckt wird) im vorigen Jahre herausgegeben hat. Er hebt an mit einer Invocation an die Wahrheit, dedicirt ſein Werk dem Kinde der Natur, empfiehlt den Kunſtrichtern in der Vorrede, ſich von allem Einfluß der Erziehung und der Gewohnheit bey der Beurtheilung ſeiner Arbeit zu hüten, und räth dem Menſchengeſchlechte, in der gegenwärtigen großen Kriſis die kindiſche Beſchäftigung mit Künſten und Wiſſenſchaften liegen zu laſſen, um ſich über den jetzigen Zuſtand der Menſchheit mit ihm zu berathſchlagen. Hierauf geht er alle Reiche der Erde durch, um den Grad ihrer Sittlichkeit zu beſtimmen. England füllt den erſten und, ohne alles Verhältniß, den größten Abſchnitt; es kommt auch, alles zuſammengerechnet, noch mit dem größten Lobe davon, wenn es nur weiſe genug ſeyn wollte, dem großen Beyſpiel Frankreichs nachzuahmen. Der Triumph der Menſchheit in dieſem ſchönen Lande reißt ihn zur höchſten Begeiſterung hin; nur macht ſie ihn nicht blind gegen die Fehler der Franzoſen, den Mangel an Rechtſchaffenheit und Mitgefühl, den er ihnen aus Erfahrung vorwirft. Uns Deutſchen geſteht er eine zähe Anhänglichkeit an Herkommen und Gewohnheit zu, und verſichert, hätten fremde Völker unſer Land nicht mit neuen Begriffen überſchwemmt, ſo wären wir noch die alten Scythiſchen Barbaren. Jetzt aber hätte doch bey einigen unſrer Schriftſteller der Funke des fremden Genius gezündet; wir würden erwachen aus unſrer Betäubung zum Leben des Geiſtes, Troz dem eindämmenden politiſchen und kirchlichen Despotismus, deſſen Dämme doch immer nur dazu dienten, die Waſſer zu ſtauchen, bis die Ueberſchwemmung deſto allgemeiner und unwiderſtehlicher alles mit ſich fortriſſe.

Der zweyte apokalyptiſche Theil dieſes Werkes verdient ſeinen Namen mehr durch das, was er in dunkeln, unverſtändlichen Ausdrücken verwirrt, als durch das wenige, was er wirklich offenbart; denn dieſes letztere iſt im Grunde etwas ſehr Altes und Bekanntes: eine Art von epikureiſcher Weltweisheit, welcher freylich nur der kleine Umſtand im Wege iſt, daß die Menſchen ſchon vernünftig ſeyn müßten, um zu wiſſen, wie ſie glücklich, das iſt, vernünftig leben ſollten; eine Schwierigkeit, die bey einer Gattung, welche ſich alle dreyßig Jahre erneuert und nur durch individuelle Erfahrung klug wird, unüberwindlich zu ſeyn ſcheint. Der paradoxe Verfaſſer dieſes Buches iſt Herr Stuart, den man, weil dies ein ſehr gewöhnlicher Name iſt, zum Unterſchiede: walking Stuart, den Fußgänger Stuart, nennt. Auf allen Seiten ſeiner beyden Bände bemerkt man deutlich, wie wenig er mit philoſophiſchen Syſtemen und ihren Terminologien bekannt iſt; er ſieht ſich faſt überall genöthigt, neue Worte und Wortfügungen zu erfinden, um ſeinen Kraftgedanken Luft zu machen.

Gegen ein Werk von dieſer Art gehalten, muß die Deutlichkeit und Popularität des vortrefflichen Adam Smith zehnfach mehr als ſonſt gefallen; und wir erwähnen hier mit dankbarem Vergnügen der neulich erſchienenen, beträchtlich vermehrten vierten Ausgabe ſeiner Theorie der ſittlichen Empfindungen. Es mag immerhin wahr ſeyn, daß gerade der theoretiſche Theil dieſes Werkes, wovon es den Namen hat, der ſchwächere iſt; ſo behält es doch in jeder andern Rückſicht einen entſchiedenen Vorzug vor den philoſophiſchen Schriften, welche in dieſem Jahre zuerſt ans Licht getreten ſind. **Paleys** beliebte Moralphiloſophie, die **Garve** unter uns durch ſeine vortreffliche Ueberſetzung bekannt gemacht hat, war auch allerdings von Seiten der erſten Gründe noch manchem Einwurf ausgeſetzt; allein man begreift nicht wohl, wie in jenem Lande, das einen **Locke** und einen **Hume** erzeugte, ein Gegner wie Herr **Gisborne** gegen den guten Archidiakon aufſtehen konnte. Seine Principles of Moral Philosophy investigated, gründen die Sittlichkeit auf urſprüngliche, von Gott verliehene Rechte, und auf dieſem unbeſtimmten Princip beſchreibt der Verfaſſer die ſchönſten Kreiſe in der philoſophiſchen Reitbahn. Wirklich wäre es Zeit, daß eine Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten, wie unſer philoſophiſches Publicum ſie kennt und nach einiger

Gegenwehr auch allgemein zu ehren ſcheint, den tiefſinnigen Britten über dieſen Punkt eine neue Quelle des Nachdenkens öffnen möchte. Wenn es wahr iſt, daß Herr Burgeß in Oxford ſich mit einer Ueberſetzung der philoſophiſchen Schriften unſeres Kant beſchäftigt, ſo iſt die Bekanntmachung dieſes umfaſſenden Denkers in England an den rechten Mann gekommen, und der Zeitpunkt einer Revolution in der Metaphyſik jener Inſulaner kann nicht mehr entfernt ſeyn. Wären ihm die neuerlichen Anſtrengungen der ſcharfſinnigſten Denker unſeres Vaterlandes bekannt geworden, ſo wäre es vielleicht weniger aufgefallen, daß Herr **Edward Holmes** neulich nach Vernunft und heiliger Schrift die Materialität der Seele hat beweiſen wollen, da **Leibnitz** dieſen Satz ſchon längſt behauptet und mit ſeiner ſubtilen Theorie aufs conſequenteſte verbunden hat. Um unſere Anzeige der diesjährigen philoſophiſchen Schriften vollzählig zu machen, müſſen wir noch einen Verſuch des bekannten deiſtiſchen Predigers **David Williams** über die Grundſätze der Politik erwähnen, worin zugleich eine Prüfung des Esprit des Loix enthalten iſt. Eigentlich ſind es wirkliche Vorleſungen (Lectures), die der Verfaſſer einigen Studierenden über dieſe wichtige Materie gehalten hat, und aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, ſind ſie nicht ohne Verdienſt.

In einer andern als der politiſchen Rückſicht wird man ſo bald nicht an den Geiſt der Geſetze denken, wo alles auf ihren Buchſtaben anzukommen ſcheint. Die eigentliche Jurisprudenz, als Wiſſenſchaft betrachtet, kann in England nicht leicht Fortſchritte machen, da ſie bloß mechaniſch erlernt und als Handwerk getrieben wird. Unter ſolchen Umſtänden iſt es eine Seltenheit, wenn ein guter Kopf mit redneriſchen Anlagen und richtiger Urtheilskraft, in dieſer Laufbahn erſcheint; auch wird er augenblicklich, wie jetzt der berühmte Advokat **Erskine**, als Wunderthier begrüßt, vom Publico mit theatraliſchem Beyfall beehrt, und von unzähligen Clienten geſucht und bereichert, bis ihn ſein Ruf und ſein zweyſchneidiges Talent, das der Krone eben ſo wohl ſchaden als nutzen kann, zu einem der großen Aemter im Juſtizſache führt. Die brauchbaren juriſtiſchen Publicationen dieſes Jahres ſind die Bankrupt Laws von **Cooke**, oder eine Sammlung aller die Fallitſachen betreffenden Statuten, und der

der zweyte Band von Luders's Sammlung der Berichte, welche die Committees des Unterhauſes in den Fällen von ſtreitigen Parlamentswahlen abgeſtattet haben.

Die Unzuverläſſigkeit der Jurisprudenz, die man in England ironiſch wegen des Vortheils, den ſie den Rechtsgelehrten bringt, the *glorious* incertainty of the law zu nennen pflegt, liegt eigentlich nur in der Anwendung und Auslegung der Geſetze, die an ſich dort gewöhnlich beſtimmt genug zu ſeyn pflegen, wo jedes Jahr den ungeheuren Coder ſo anſehnlich vermehrt. Wie dem auch ſey, ſo iſt es uns an dieſem Orte hinreichend, von wiſſenſchaftlicher Gewißheit geſprochen zu haben, um nunmehr zu einem Fache der Litteratur überzugehen, in welchem die Prämiſſen mit unſern erſten Erkenntnißgründen auf das innigſte verwebt ſind und folglich die größtmögliche Gewißheit über alles, was daraus geſolgert werden kann, verbreiten müſſen.

In den mathematiſchen und mechaniſchen Kenntniſſen haben die Engländer viel geleiſtet, wenn gleich das diesjährige Verzeichniß der dahin gehörigen Schriften nicht ſehr beträchtlich iſt. **Bonnycaſtle**, Lehrer der Mathematik in der Militair-Akademie zu Woolwich, hat in ſeinem neuen Elementarbuche der Geometrie einige nicht unwichtige Verbeſſerungen vorgetragen, dagegen das nicht geleiſtet, wozu er ſich anheiſchig zu machen ſchien, nämlich den alten Euclides hinter ſich zurückzulaſſen. Die mathematiſchen Essays von Herrn Hellins verrathen einen helleren Kopf, deſſen Feld eigentlich die höhere Mathematik iſt, worin er verſchiedene Entdeckungen liefert. Der geſchickte Parkinſon in Cambridge fährt fort, ſeine Vorleſungen über den mathematiſchen Theil der Mechanik und Hydroſtatik herauszugeben. Der Verſuch über den Sinn des Geſichts, von dem Optikus Adams, iſt mehr für den Verſtand des gemeinen Leſers berechnet, enthält daher auch nichts Neues, ſondern hat nur das Verdienſt einer ziemlich ſorgfältigen Compilation. Ein ungleich nützlicheres Werk von allgemeinem Gebrauche für alle Seeofficiere iſt der Tractat über die praktiſche Aſtronomie von Herrn Vince, dem man Präciſion und Vollſtändigkeit nicht abſprechen kann. Die Longitude Tables von Margett gehören ebenfalls in dieſe Claſſe der nützlichen Arbeiten, und ſind zugleich Beweiſe eines weitgetriebenen Fleißes. Auf mehr als ſiebzig Kupfertafeln werden hier die zur Beſtimmung der Länge erforderlichen Linien gezeichnet, ſo daß man eine Beobachtung, anſtatt ſie in Ziffern und Buchſtaben zu berechnen, hier abſtecken und das Reſultat in weit kürzerer Zeit als durch Rechnung herausbringen kann. Noch ungleich bewundernswürdiger erſcheint aber der Fleiß, verbunden mit unermüdeter Anſtrengung der Geiſteskräfte, in dem Entwurf eines allgemeinen aſtronomiſchen Sternverzeichniſſes, welches Herr **Wollaſton** herausgegeben und wobey er die Arbeiten aller ſeiner Vorgänger ſorgfältig benutzt hat. Die philoſophiſchen und aſtronomiſchen Briefe des Herrn **Penroſe** ſind dagegen von einer bloß ſpeculativen Art, und beſchäftigen ſich nur mit der phyſiſchen Sternkunde, in Beziehung auf Kosmogenie. Auch dieſer Schriftſteller findet ſeine Hypotheſen in der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte gegründet, und weiß ſeine aſtronomiſchen Beſtimmungen mit der jüdiſchen Zeitrechnung, die doch überall mit ſich ſelbſt uneins iſt, in eine Gleichung zu bringen. Er hat ſogar nachgerechnet, daß der Schöpfungsact genau um Mittag, vier Tage ehe die (noch nicht geſchaffene) Sonne in die Wage trat, im Jahr

706 der Julianiſchen Periode, da der Mond voll hätte ſeyn müſſen, ſeinen Anfang genommen hat!

Eben weil die moſaiſche Geſchichte das Unbegreifliche nicht begreiflich zu machen wagt, ſondern alles Entſtehen, als etwas Unerklärliches, an die erſte Urſache knüpft, eben darum wird es jedem Träumer ſo leicht, ſeine Hypotheſen darin zu finden, ungeachtet die tägliche Erfahrung einen jeden belehren ſollte, daß wir nicht das Entſtehen des geringfügigſten Keims begreifen und nur auf eine höchſt lächerliche Art den Mechanismus unſerer Sinnenwelt auch dahin übertragen, wo uns nichts berechtigt, einen anzunehmen. Nicht viel klüger ſind daher die Bemühungen der Phyſiker, durch die Vorausſetzung neuer Elemente und Elementarverbindungen ſich die Entſtehung der Körper bündiger als Thales und Empedokles zu erklären. So weit unſere Experimente uns führen, mögen wir ſcheiden und wieder zuſammenfügen; aber jenſeits dieſer Gränze iſt alles undurchdringliches Dunkel. Der Verſuch des Herrn Dr. Peart über die Elementarprincipien der Natur iſt uns deſto weniger befriedigend vorgekommen, weil er nur Hypotheſen, und weder Experimente noch Berechnungen zu ihrer ſcheinbaren Beſtätigung aufſtellt Seiner atomiſtiſchen Phyſik, die ſchon **Epikur**, **Lucretius** und le Sage auf verſchiedene Art, und mit den Kenntniſſen, die ihren Zeitaltern angemeſſen waren, ausgeſchmückt haben, kann man jedoch einen gewiſſen Grad der Feinheit und des Scharfſinnes nicht abſprechen. Der Streit des Herrn de Lüc mit dem Dr. Hutton in Edinburg über die Entſtehung des Regens iſt ein abermaliger Beweis von dem Negativen unſerer Erkenntniß, wo es auf Beſtimmung außerſinnlicher Urſachen von ſinnlichen Erſcheinungen ankommt. Ein mit vielem Scharfſinn und raſchem, unternehmendem Geiſte geſchriebenes Werk, welches die beyden großen Theorieen der heutigen Phyſiker, die phlogiſtiſche und antiphlogiſtiſche vergleicht, hat man Herrn William Higgins in Oxford zu verdanken, und auch nach ſeinen Verſuchen ſcheint die letztere, die in Frankreich der Scheidekunſt eine ganz neue Geſtalt und Terminologie gegeben hat, in England wie in Deutſchland, den alten Stahl mit ſeinem Phlogiſton vertreiben zu wollen. Herrn Nicholſons first principles of Chemistry binden ſich an kein beſonderes Syſtem; hingegen dürften unſere Chemiker daran den Mangel der Methode und die unnöthige Weitſchweifigkeit in einzelnen weniger wichtigen Punkten mißbilligen. Als ein Beytrag zu unſeren Erfahrungskenntniſſen verdient die von Herrn Chamier gelieferte Nachricht von der Witterung in Madras vom 1. Jun. 1787 bis zum 31. May 1788, eine vortheilhafte Erwähnung. Die litterariſche Anekdote, daß der Chemiker **Mayow** ſchon vor hundert Jahren die reine Luft aus dem Salpeter kannte, hat Dr. **Beddoes** neulich in einem beſondern Traktätchen aus den Werken jenes Schriftſtellers entwickelt.

Aermer war nicht leicht ein Jahr an Schriften, welche das Fach der Arzneykunde erweitern. Selbſt die ſonſt ſo fleißigen Schottiſchen Doktoren, die man in gewiſſen Cirkeln von Londoner Gelehrten ſchon mit dieſer Benennung herabzuwürdigen glaubt, haben weder zur Wiſſenſchaft, noch zur Bekanntmachung ihrer eigenen Verdienſte, worauf es, wie die Engländer von ihnen behaupten, immer nur abgeſehen iſt, etwas beygetragen. Die wenigen Schriftſteller dieſes Jahrs ſind mehrentheils Wundärzte. Man ſieht indeſſen mit Vergnügen die von Earle beſorgte vollſtändige Ausgabe der ſämmtlichen chirurgiſchen Schriften des berühmten **Percival Pott**, der zu früh für ſeine Wiſſenſchaft geſtorben iſt. Auch Houlſton machte ſich um die Herausgabe einiger chirurgiſchen Aufſätze des verſtorbenen Wundarztes Inſtámond verdient. Von Fearons Tractat über die Operation der Krebsgeſchwüre iſt die dritte Auflage erſchienen. Dr. **Walker**, ein Mitglied des Schottiſchen Collegiums der Wundärzte, tritt mit einem mediko-politiſchen Tractate von den Kinderblattern auf, worin er dieſe Krankheit nicht als bloß inflammmatoriſch, ſondern als eine Art von fauler Gährung betrachtet, und verſchiedene Symptome richtig erklärt, hingegen von der Deutſchen Entdeckung, daß die Lunge bey der Wegſchaffung des Giftes die wichtigſte Rolle ſpielt, und der darauf gegründeten Hofmanniſchen Kurart, nicht die entfernteſte Muthmaßung zu haben ſcheint, ob wohl er der friſchen, kühlen Luft eine unglaubliche und unbegreiflich heilſame Wirkung dabey zuſchreibt. **Underwood's** Abhandlung von den Kinderkrankheiten zeichnet ſich eben nicht durch beſondere Vorzüge aus, und hätte aus der Reihe praktiſcher Bücher wegbleiben können, ohne vermißt zu werden. Von einem Ungenannten hat man unter dem Titel: Medical Essays, der auch andern Werken gemein iſt, ein Paar Aufſätze, die einiges Nachdenken verrathen, einen über die Sitten und Pflichten des Arztes, und den zweyten über den Blaſenſtein, worin ſich der Verfaſſer ſo lange für den Schnitt erklärt, bis zuverläſſigere und unſchädlichere Auflöſungsmittel als die bisherigen, entdeckt ſeyn werden. Merkwürdig iſt die Tabelle, die er aus Cheſeldens Praxis im St. Thomas-Hoſpital beybringt, nach welcher von 213 operirten Patienten nur 20 an den Folgen der Operation geſtorben ſind, wovon jedoch mehrere zugleich die Blattern und einer den Keichhuſten hatten, ſo daß der Regel nach von eilfen kaum einer ſtirbt.

Die Humane Society fährt fort, dem Publicum von den durch ihre Vorſorge geretteten ſcheinbarlich Todten Rechenſchaft zu geben. In dem jetzigen Bande ſind die Fälle enthalten, die ſich in den Jahren 1787, 88 und 89 ereignet haben, deren Zahl bis gegen hundert ſteigt. Der gemeinnützige Aufſatz des Dr. Falconer in Bath, worin er von der Erhaltung der Geſundheit des Landmannes handelt, verdiente aus den Sammlungen der Societät der Künſte, des Ackerbaues ꝛc. in Bath, ausgehoben und zum allgemeinen Vertheilen unter Gutsbeſitzer und Prediger beſonders abgedruckt zu werden, wie es im vorigen Jahre geſchehen iſt. Ein nicht minder wichtiger Gegenſtand, welcher eine ſcharfe Unterſuchung verdiente, waren die mediciniſchen Anſtalten in der königlichen Marine, deren Mängel Dr. Trotter, ein Wundarzt bey der Flotte, in einem bündigen Zuſammenhange darlegt. Manche nützliche Bemerkung, welche über das Eigenthümliche, womit gewiſſe Krankheiten in verſchiedenen Ländern erſcheinen, einiges Licht verbreitet, findet man in den zu Philadelphia gedruckten medical Inquiries des dortigen Profeſſors, Dr. Ruſh; nur iſt ſeine Therapie nicht immer von der Art, daß man ſich ihr unbedingt anvertrauen dürfte.

Die erwieſene Wichtigkeit und Nützlichkeit einer Wiſſenſchaft iſt es nicht immer, was ihr Aufnahme verſchafft; Kabalen, Partheyen, Moden, Weiber, müſſen ſich für ſie intereſſiren, ſie muß gemacht ſeyn, die lange Weile der Großen auszufüllen und ihre Eigenliebe durch große Koſtbarkeit zu kitzeln: dann dringt ſie durch und wird das Lieblingsſtudium des Tages. Dies iſt jetzt der Fall mit der Naturgeſchichte, und insbeſondere mit der Botanik in England. Alles was einen Zweig menſchlicher Kenntniſſe der allgemeinen Aufmerkſamkeit empfehlen konnte, hat zuſammengewirkt, um ſie empor zu bringen, und nicht bloß die Gelehrten von Profeſſion, ſondern das ungleich größere Heer der Dilettanten durch ihre Reitze und Vorzüge zu feſſeln. Naturalien-Kabinette, Blumengärten, Treibhäuſer, reiche Bibliotheken mit koſtbaren Kupferwerken, noch koſtſpieligere Sammlungen von ausgemalten Zeichnungen, alles lockte die im Ueberfluſſe ſchwelgenden Großen und Reichen, unter mehreren Arten des Genuſſes zu wählen. Allerdings giebt es unter ſo vielen Sammlern mehr als einen Pococurante, den ſeine eigenen Schätze anekeln, und der von allem Genuß zurückgekommen, nur noch in dem Bewußtſeyn, daß niemand ihn übertreffen könne, eine Befriedigung ſucht; es giebt aber auch manchen Sonderling, der, in die Betrachtung ſeiner Koſtbarkeiten vertieft, ſein Glück darin ſetzt, ſie ganz allein beſchauen zu können, und deswegen vor allen fremden Augen ſorgfältig verſchließt. Dieſe letztere Gattung von neidiſchen Liebhabern der Naturgeſchichte iſt in England vielleicht zahlreicher, als in Italien die ehemals ſo verſchrieenen eiferſüchtigen Ehegatten; und der public ſpirit, der Geiſt der Gemeinnützigkeit, der ſonſt jene Inſulaner beſeelt, ſcheint in dieſer Rückſicht bey vielen Individuen ganz zu verſchwinden. Es giebt Gärten, Bibliotheken, Sammlungen von Zeichnungen, Kabinette, die keinem Fremden, ja keinem Menſchen außer dem Beſitzer zugänglich ſind; es giebt Kupferwerke, wovon der vornehme Herausgeber nur ein halbes Dutzend Exemplare abziehen läßt, und dann die Kupfertafeln vernichtet; und es iſt überhaupt zur Mode geworden, daß man gemeinnützige Werke, wenn wohlhabende Privatperſonen ſie auf ihre eigenen Koſten herausgegeben, nur ſparſam verſchenkt. Wir könnten hier Beyſpiele anführen und Namen nennen, die man ſonſt mit Achtung in der gelehrten Welt zu nennen gewohnt iſt. Die Idee, daß man dergleichen Werke als Abſchriften einer Handſchrift betrachte, iſt hierbey von keinem Gewicht; denn an dem Recht eines jeden, das für ſich zu behalten, was er nicht mittheilen will, wird niemand zweifeln, wohl aber an dem ächten Enthuſiasmus für Wahrheit, Erkenntniß und Ausbreitung des Wiſſens, an der liberalen Denkungsart derer, die oft auf den oberſten Gipfeln des litterariſchen Anſehens von dieſem kleinlichen Geiſte der Verheimlichung das Beyſpiel geben. Wenn man bey uns allerley Aufſätze und Correſpondenzen als Manuſcript für Freunde drucken läßt, und ihnen einen Umlauf unter Tauſenden verſchafft, ſo iſt doch wenigſtens ihr Inhalt von der Art, daß er dieſes beſcheidene Zurückweichen aus den Augen des Publicums gar wohl rechtfertigen kann.

Die Botanik iſt es vorzüglich, die als Modeſtudium in England mit Eifer betrieben wird. Die andern Zweige der Naturgeſchichte haben zwar auch ihre Freunde, aber nicht ſo mächtige Beförderer. Inzwiſchen hat ein Wundarzt zu Dartford, Herr Latham, der Ornithologie eine Vollſtändigkeit gegeben, die ſie noch in keinem andern Lande erhielt. Das Supplement zu ſeiner allgemeinen Synopſis der Vögel vollendete dieſes in ſechs Quartbänden mit Fleiß und Erfahrung ausgearbeitete Werk, und ſeitdem finden wir ſowohl alle neu hinzugekommene Zuſätze als eine ſehr vollſtändige und ſorgfältig gewählte Synonymie in ſeinem lateiniſchen Indice Ornithologico, welcher in zwey Quartbänden die ſämmtlichen differentias specificas aller Vogelarten in ſich faßt. Von einer zu Newcaſtle herausgekommenen und mit Holzſchnitten verzierten Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere, läßt ſich nicht viel Vortheilhaftes ſagen, als daß ihre weitläuftigen, in die Landwirthſchaft gehörigen Abſchweifungen dem gemeinen Manne nützlich werden können, wenn man nur auch bey ſolchen Ausarbeitungen die Sorgfalt verdoppelte, um nicht falſche Vorſtellungen und längſt widerlegte Irrthümer von neuem zu verbreiten. Die Philoſophie der Naturgeſchichte behandelt Herr Smellie, ein Schottländer, ziemlich weitläuftig und deſultoriſch; es finden ſich gute, wenn gleich keine neue Bemerkungen darin eingeſtreuet, und das Ganze iſt nicht ſowohl das Reſultat eines überdachten und umfaſſenden Plans, als vielmehr eine gelegentliche Zuſammenſtellung alles deſſen, was dem Verfaſſer über dieſen Gegenſtand nach und nach eingefallen oder aus ſeiner Lektüre im Gedächtniſſe haften geblieben iſt.

Zu den wichtigſten Erweiterungen, welche die Botanik in England kürzlich erhalten hat, zählen wir mit Recht den vortrefflichen Hortus Kewensis, oder das raiſonnirte Verzeichniß des reichen Vorraths von exotiſchen Pflanzen im Königlichen Garten zu Kew, welches der erfahrne und allgemein geſchätzte Hofgärtner Alton in drey Oktavbänden mit einigen ſchön geſtochenen Kupfertafeln herausgegeben hat. Hier werden zum erſtenmal eine Menge neuer Pflanzenarten erwähnt und beſchrieben, und die ſpécifiſchen Charaktere von vielen hunderten nach ſorgfältig angeſtellten Beobachtungen verbeſſert und richtiger als bisher beſtimmt. Die herrliche Flora Londinensis des Apothekers Curtis macht nur langſame Fortſchritte, weil ſein botaniſches Magazin, deſſen Hefte jedesmal einige ſauber ausgemalte und gut gezeichnete blühende Pflanzen enthalten, einen ſo reißenden Debit hat, daß es ihn faſt ganz beſchäftigt. Eine gewiſſe Mrs. Margaret Mean fing im vorigen Sommer an, die Pflanzen im Garten zu Kew auf Imperial Folio-Blätter zu ſtechen, wovon jedes illuminirt, den hohen Preis von vier Schilling koſtete; allein theils der exorbitante Preis, theils der Mangel an botaniſchen Kenntniſſen, der in dem Entwurfe der Zeichnungen allzu ſichtbar war, theils die unglückliche Wahl einiger ſchon anderwärts und beſſer abgebildeten Pflanzen für das erſte Heft, und mehr als alles übrige, die öffentliche Aeußerung des Sir Joſeph Banks, daß er ſich dieſes Werk nicht anſchaffen wolle, machten ihrer Unternehmung ein Ende. Eine von dieſem, den Ton angebenden Manne unterſtützte Herausgabe der Kewiſchen Pflanzen wird man einem ohne allen Vergleich vorzüglicheren Künſtler, Herrn Bauer, verdanken. Zwey Brüder dieſes Namens, aus Wien, befinden ſich gegenwärtig in England, und übertreffen an Genauigkeit und Kunſtvollkommenheit in botaniſchen Zeichnungen alles, was der berühmte Ehret und Sidney Parkinſon je geleiſtet haben. Der eine kam mit Herrn von Jacquin dem jüngern nach London, und ward wegen ſeiner großen Geſchicklichkeit von den dortigen Freunden der Botanik leicht bewogen, da zu bleiben; den andern hatte der verdienſtvolle und liebenswürdige Profeſſor Sibthorpe, der jetzt an ſeines Vaters Stelle die Botanik in Oxford vorträgt, auf ſeine Reiſe durch den Archipelagus, Griechenland und einige Gegenden Kleinaſiens mitgenommen. Es iſt ſchwer, vielleicht nicht möglich, zu entſcheiden, welchem von beyden Brüdern die Palme der höchſten Vollkommenheit gebührt; doch hat es uns geſchienen, daß die Zeichnungen zur Griechiſchen Flora, welche **Sibthorpe** zum Druck bereitet, vor allen andern das Lob der Unübertrefflichkeit verdienten. Wenn dieſe Flora erſcheint, werden wir an ihr einen zuverläſſigen und folglich äußerſt wichtigen Commentar über die Werke der alten Griechiſchen Kräuterkenner, **Theophraſt** und **Dioskorides**, beſitzen, indem **Sibthorpe** die Benennungen der Pflanzen, wie ſie in jenen Büchern vorkommen, faſt durchgehends unverändert im Munde der jetzigen Bewohner Griechenlands wieder gefunden hat.

Dr. **Edward Smith** fährt fort als Eiferer für **Linne's** unſterbliche Verdienſte in der Botanik, die ſeltenſten Pflanzen aus dem Herbario dieſes großen Mannes, (welches Herr **Smith** bekanntlich nach **Linne's** Tode an ſich kaufte) in einzelnen Heften herauszugeben, wie er denn auch neulich einige ſeltene Rudbeckiſche Holzſchnitte, die ſich in jener Linneiſchen

neiſchen Sammlung befanden, von neuem aufgelegt hat. Seine Schweſter iſt mit Hülſe einiges botaniſchen Unterrichtes im Stande, die Zeichnungen nach den trocknen Pflanzen, mit ungewöhnlicher Geſchicklichkeit und Treue unter ſeiner beſtändigen Aufſicht zu entwerfen. Der Kräuterſammler **Dickſon** hat neulich einen zweyten Faſcikel ſeiner kryptogamiſchen Pflanzen herausgegeben, und überläßt an Liebhaber ſehr wohl conſervirte Sammlungen von ſeltenen trocknen Pflanzen. Dr. **Withering** in Birmingham wird in Kurzem ſeine Engliſche Ueberſetzung des **Linneiſchen** Pflanzenſyſtems, wovon kürzlich ein Theil des dritten Bandes erſchienen iſt, gänzlich beendigen. Dr. **Rotheram** vertheidigte mit vielem Scharfſinn die Sexualität der Pflanzen gegen eine Stelle in dem vorhin erwähnten Werke des Herrn **Smellie**, den Spallanzanis vergebliche Experimente irre gemacht hatten. In einer beſondern Abhandlung liefert Herr **Fraſer** die Beſchreibung einer noch wenig bekannten Grasart, der Agroſtis Cornucopiae, die in Nordamerika ein vortreffliches Futter geben ſoll. Bey dieſer Gelegenheit läßt er auch etwas von ſeinem Beſuche bey den Cherokee-Indianern mit einfließen. Der Prediger Swayne ſorgte für das Bedürfniß des Engliſchen Landwirths durch ſeine Gramina pascua (Futtergräſer), ein Werk, worin er die verſchiedenen hieher gehörigen Arten beſchreibt, und, um die Möglichkeit eines Irrthums zu vermeiden, ſie jedem Exemplar getrocknet in natura beylegt.

Dieſes Werk, welches noch ſehr unvollſtändig und mangelhaft iſt, führt uns zu der Landwirthſchaft überhaupt, worüber wir nur ein Werkchen von Herrn James Adam nachzuholen haben, das in mehreren Abhandlungen über die Verſchiedenheit des Erdreichs und deſſen Verbeſſerung, über den Anbau der Wieſenkräuter und die Ausſaat der Gräſer, u. ſ. f. mehr geſammelte oder zuſammengeſchriebene als eigene Erfahrungen enthält. Ueber die Verbeſſerung der Schafzucht und der Wolle auf den Shetlands-Inſeln, womit ſich die Schottiſche Highland-Society beſchäftigte, hat ihr Ausſchuß einen Bericht herausgegeben, aus welchem erhellet, daß auf den Shetland-Inſeln zweyerley Schafe gehalten werden, die beſſere Sorte aber wegen der Sorgloſigkeit der Einwohner immer ſeltener zu werden anfängt.

In einem Anhange beweiſet Dr. Anderſon aus unbezweifelten Urkunden, daß von den älteſten Zeiten bis auf die Regierung der Königin Eliſabeth die Engliſche Wolle einen ganz entſchiedenen Vorzug vor der Spaniſchen hatte, und für die feinſte in der Welt gehalten ward; daß aber die Landwirthe, wegen der unter den Königen aus dem Hauſe Stuart zuerſt verbotenen Ausfuhr der Wolle, ſeitdem bey ihrer Schafzucht nicht ſowohl auf die Wolle als auf ein gutes ſchmackhaftes Fleiſch geſehen hätten. Es ſey uns vergönnt, von dieſen erſten aller Künſte, dem Ackerbau und der Viehzucht, auf eine ſehr brotloſe Kunſt, die auf Regeln zurückgeführte Kunſt der Fauſtſchlägerey, zu kommen, um eines Buchs (the Art of Boxing) zu erwähnen, wo die Regeln des Boxens bündig auseinander geſetzt werden; wiewohl von dieſer Methodik des Pugilats ganz augenſcheinlich gilt, was mehr oder weniger mit jeder Theorie der Fall iſt, daß man ſich jämmerlich betrogen finden würde, wenn man ſich ſchmeichelte, mit ihrer Hülfe allein, ohne perſönliche Fertigkeit, Geſchicklichkeit und Kraft, etwas vorzügliches zu leiſten. Mendoza oder der dicke Benjamin (big Ben), würden den armen Theoretiker bald zum Märtyrer ſeiner Regeln ſchlagen. In dieſe Claſſe, wiewohl er um einige Grade nützlicher iſt, gehört auch der Essay on Shooting (Verſuch über das Schießen), worin der Verfaſſer die Chasse au fusil von Magne de Marolles verſchmelzt, und mit ſeinen eigenen Erfahrungen bereichert hat.

Ueber die edleren Künſte, die Muſik, Poeſie und Redekunſt, und ihre Verbindung unter einander ſchrieb der Sub-Dechant Dr. **Anſelm Bayly**, ein Buch, das er ſelbſt für originell ausgiebt, und worin er weder den Alten noch den Neueren etwas verdanken will. Alles will er an der Quelle ſelbſt, aus dem **Homer** und **Virgil** geſchöpft haben; allein der gute Mann geräth daher auch oft in die Verlegenheit, von Dingen zu ſprechen, die er nicht einmal recht zu nennen, geſchweige zu beſtimmen verſteht. Von dieſem originellen Schriftſteller wenden wir uns zu ein Paar verdienſtvolleren, dem Dr. **Burney**, der den dritten Band ſeiner Geſchichte der Muſik und mit demſelben ein Werk von dreyßigjährigem Nachdenken und zwanzigjährigem Fleiße glücklich geendigt hat; und dem bereits verſtorbenen Maler **Brown**, deſſen Briefe über die Poeſie und Muſik der Italiäniſchen Oper kürzlich zu Edinburg erſchienen ſind, und einen freyen Beobachtungsgeiſt verrathen. Die bildenden Künſte, wenn ſie wirklich in einem auszeichnenden Grade cultivirt werden, ſetzen jene liberale wiſſenſchaftliche Erziehung voraus, wobey es leicht werden muß, was man empfindet, auch auf einem andern Wege, als durch ſinnliche Schöpfungen, auch in Worten, zu erkennen zu geben. Dies war hier der Fall mit Herrn **Brown**, und iſt es noch mit dem eleganten, fein empfindenden Sir **Joſhua Reynolds**, deſſen in der Malerakademie gehaltene Reden zu den verdienſtvolleſten Werken über die Theorie der Künſte gehören und ſeiner Beleſenheit wie ſeinem Verſtande Ehre machen. In ſeiner letzten Rede hat man beſonders in England die Schilderung des verſtorbenen **Gainsborough**, in ſeiner Künſtlereigenſchaft, wegen ihrer Unpartheylichkeit und der eingeſtreuten, ſcharfſinnigen Bemerkungen mit außerordentlichem Beyfall aufgenommen. Die Cabalen in der Akademie hatten den verdienſtvollen Mann im vorigen Jahre bewegen, ſeine Präſidentenſtelle niederzulegen; allein er mußte den Bitten derer, die ihn beleidigt hatten, endlich nachgeben und dieſes ehrenvolle Amt nochmals übernehmen. Damals ſchrieb ſein Freund, der Dichter Jerningham, einige Reime, worin er die Akademie einer Herde ohne Hirten verglich, und damals erſchien auch ein ziemlich bitteres Pamphlet, worin die Akademie ſehr heftig angegriffen ward, und der Präſident ſo wenig wie die übrigen verſchont blieb. Die Kritiken in dieſem Aufſatze (Observations on the present State of the Royal Academy) hatten nur den Fehler, daß ſie mehr gegen den Charakter der Akademiſten als gegen ihr künſtleriſches Verdienſt gerichtet waren.

In künſtleriſcher Beziehung erwähnen wir diesmal unter den zahlreichen geographiſchen und itinerariſchen Werken dieſes Jahres zuerſt die Tour of the isle of Wight, die Haſſell in zwey Oktavbänden, welche anderthalb Guineen koſten, herausgegeben hat. Dieſer hohe Preis wird durch eine Menge Kupfer in der Aquatinta-Manier verurſacht, wodurch das Werk zu einer Nachahmung von Gilpins niedlichen pittoresken Reiſen in Weſtmorland, Wallis und Schottland wird. In Abſicht auf den Geiſt, der Gilpins Arbeiten auszeichnet, müſſen dieſe beyden Bändchen weit zurückſtehen, wenn gleich die Kupfer an Effekt und Zeichnung mit jenen in eine Claſſe gehören. Bey Reiſebeſchreibungen iſt es in England ſo ſehr Mode geworden, Decorationen einzuſchalten, daß man ſeit der Erſcheinung von Cooks Reiſen faſt kein Werk in dieſem Fache ohne Kupfer hat zum Verkauf bieten dürfen. Wenn ferne Welttheile den Gegenſtand der Aufmerkſamkeit ausmachten, ſo hatte dieſe Liebhaberey eine vollgültige Entſchuldigung; Worte können nie den anſchaulichen Begriff von Formen geben, den ein bloßer Umriß unauslöſchlich dem Gedächtniß einprägt. Daher wetteiferten die Herausgeber der Tagebücher des Gouverneurs Philipp, und des Oberwundarztes John White in Abſicht auf die Menge und Schönheit der Kupfer, welche dieſe verſchiedenen Nachrichten von der Reiſe der Maleficanten nach Neuholland und ihrem erſten Aufenthalt daſelbſt, begleiteten. In den Band, welcher, mit Bewilligung des Engliſchen Admiralitäts-Collegiums, das Tagebuch des Gouverneurs enthält, ſind zugleich die Reiſenachrichten der Schiffs-Capitaine eingerückt, die mit den ledigen Transportſchiffen ihren Rück weg von Neuholland nach China nahmen, dort für Rechnung der Engliſch-Oſtindiſchen Compagnie mit Thee befrachtet wurden und ſodann nach England zurückkehrten. Dieſe geſchickten und erfahrnen Seemänner, **Watts**, **Shortland**, **Marſhall**, u. a. m. machten auf ihrem unbeſuchten Wege durch das Südmeer Entdeckungen von neuen Inſelgruppen, und trugen das ihrige dazu bey, ſowohl die Erdkunde jenes Welttheils zu vollenden, als auch den Gang der Bevölkerung daſelbſt begreiflicher zu machen. Einer von ihnen, der Capitain **Gilbert**, gab ſein Tagebuch beſonders heraus, wiewohl das Weſentlichſte ſeiner Entdeckungen bereits in **Marſhalls** Nachrichten enthalten war. Sowohl die Beſchreibung des Gouverneurs **Phillip** als die des Ober-Wundarztes **White**, von der zum Aufenthalt der Miſſethäter auserſehenen Küſte von Neuholland lauten für die großen Hoffnungen, womit man ſich in England bey der Errichtung dieſer Colonie geſchmeichelt hatte, gar nicht vortheilhaft. Indeſſen ſcheinen die ſpäteren officiellen Berichte ſchon frohere Ausſichten zu eröffnen, indem man einige ſchiffbare Flüſſe, und an ihren

Ufern urbares Land entdeckt hat, woran es bisher in Neuholland zu fehlen ſchien. Nunmehr alſo darf man ausführlicheren Nachrichten von der Beſchaffenheit des Inneren jenes großen Landes, das Europa an Umfang beynahe gleich kommt, bald entgegen ſehen. Schon lauten auch die Nachrichten ſehr vortheilhaft, die man in England von dem Klima der neuen Kolonie und ſeiner Zuträglichkeit für die Geſundheit der Einwohner erhält. Die Sterblichkeit iſt daſelbſt verhältnißmäßig gering, und es ſcheint nicht, daß das Ausbleiben des mit allerley Mundvorräthen dorthin beſtimmten Schiffes **Guardian** eine beſondere nachtheilige Wirkung auf den Wohlſtand der Kolonie nach ſich gezogen hätte.

An den Nordweſtküſten von Amerika eröffnete der kaufmänniſche Unternehmungsgeiſt der Engländer ſeit **Cooks** letzter Reiſe einen einträglichen Handel, welcher verſchiedne wichtige geographiſche Entdeckungen nach ſich zog, und vielleicht noch wichtigere vorbereitete. Verſchiedene Officiere in der königlichen Marine, die in Friedenszeiten keine Beſchäftigung fanden, machten ſich die Gelegenheit zu Nutze, um die dorthin beſtimmten Expeditionen anzuführen. Die Reiſe des Lieutenants Portlock und ſeines Gefährten Dixon, nebſt den von jedem beſonders herausgegebenen Beſchreibungen derſelben haben wir bereits erwähnt. Herr Lieutenant Meares, der ebenfalls einen thätigen Antheil an dieſer Schiffahrt genommen hatte, und nebſt ſeinen Mitintereſſenten durch die Gewaltthätigkeit der Spanier in Nutkaſund um ſein Vermögen kam, beſchenkte dafür das Publicum mit einer Beſchreibung ſeiner beyden Reiſen, worin er zugleich von der Beſchaffenheit des Handels an jener Küſte, von der Wahrſcheinlichkeit, daß die Lage der Polar-Länder von Amerika ihrer Erforſchung auf dieſem Wege nahe ſey, und von den verſchiedenen dieſe Entdeckung einleitenden Verſuchen ausführlich handelt. Ihm verdankt man auch die erſte etwas genauere Nachricht von der Wiederauffindung einer Einfahrt an der Nordweſtküſte von Amerika, deren Daſeyn in neueren Zeiten dreiſt weggeläugnet ward, und die ſich gleichwohl ganz genau in derſelben Breite befindet, wo ihr erſter Entdecker, Juan de Fuca, ſie angegeben hat. Verſchiedene Kupfertafeln zieren auch dieſes neue Werk, welches von Dixon zwar äußerſt heftig, aber mit geringem Erfolg angegriffen worden iſt. Die Materialien zu vollſtändigeren und genaueren Karten, als Herr Meares ſie geliefert hat, finden ſich in einer unſchätzbaren Sammlung, welche Herr Alexander Dalrymple, der größte nautiſche Geograph, der je exiſtirte, auf Veranſtaltung der Oſtindiſchen Compagnie herausgiebt. Von dieſem nunmehr bis zu einem Vorrathe von mehr als fünfhundert Karten herangewachſenen Küſten-Atlas, deſſen Beſitz für jeden Seefahrenden von der äußerſten Wichtigkeit iſt, hat man bisher noch wenig in Deutſchland gehört, obſchon es nunmehr zehn Jahre ſind, daß Herr Dalrymple ſich gänzlich dieſem Geſchäfte widmet. Die Freygebigkeit der Oſtindiſchen Compagnie in dieſem Betracht verdient in der That eine ehrenvolle Erwähnung, da ſie ohne Prahlerey die Regierung beſchämt, und mehr für die Geographie leiſtet, als außerdem von allen Europäiſchen Potentaten geſchieht. Herr Dalrymple genießt ein Jahrgehalt von fünfhundert Pfd. St.; eine gleiche Summe vergütet ihm jährlich die Compagnie für den Stich und Abdruck der Karten und der dazu gehörigen nautiſchen Memoires; und nach Ablieferung von hundert Exemplaren bleiben die Kupferplatten und der ganze Gewinn vom Verkaufe des Werkes ſein Eigenthum. Dieſer edlen Unterſtützung verdankt Herr Dalrymple ein geographiſches Archiv, welches an innerm Werth, wenn gleich nicht an Zahl, das berühmte Dépot des Cartes bey der Königlichen Marine in Frankreich übertrifft, und ihn in Stand geſetzt hat, den Schiffen der Compagnie die zuverläſſigſten Wegweiſer, nämlich die genaueſten Karten, mitzugeben.

Das hydrographiſche und geographiſche Studium vervollkommnet ſich durch dieſes vortreffliche Inſtitut ſowohl, als durch die gemeinnützigeren Geſinnungen, welche jetzt die Hudſonsbay-Compagnie beſeelen, und ſie bewogen haben, ihren Vorrath von Karten und Tagebüchern, die eine falſchverſtandene Handelseiferſucht ſie einſt ſorgfältig verbergen lehrte, Herrn Dalrymple zur Einſicht, Beurtheilung und Benutzung mitzutheilen. Eine genauere Kentniß des Nordens von Amerika, des Laufs der dortigen Flüſſe und Gebirgsrücken, und der Umriſſe der Küſten von Hudſons- und Baffinsbay wird das Reſultat dieſer noch immer fortgeſetzten Unterſuchungen und einer neuen Seereiſe ſeyn, welche der Schiffscapitain Duncan in dieſem Jahr auf Koſten der Compagnie unternehmen wird. Sollte es ſich beſtätigen, daß in einer ſchiffbaren Gegend des Oceans eine Durchfahrt aus der Baffinsbay in das Meer an den Nordweſtküſten von America führt, ſo würde das Intereſſe der Oſtindiſchen und Hudſonsbay-Compagnie eine Vereinigung oder einen Vertrag zwiſchen ihnen, wegen der künftigen Führung des Pelzhandels erfordern. Manche leſenswerthe Nachricht findet man bereits in Umfreville's gegenwärtigem Zuſtande von der Hudſonsbay, über die dortigen Indianiſchen Stämme, den Handel mit ihnen, die Naturprodukte und das Klima; wären nur nicht die Klagen des Verfaſſers gegen ſeine Vorgeſetzten mit ſo vielem Unwillen und in ſo beleidigenden Ausdrücken hingeworfen.

Unter den neuen geographiſchen Arbeiten verdient die Karte der ganzen Welt, welche Arrowſmith auf acht großen Blättern herausgegeben hat, als die beſte jetzt exiſtirende Arbeit dieſer Art, angeführt zu werden. Ihre Projection iſt zum Vortheil des Seefahrers die geradlinige, von Gerard Mercator zuerſt angewandte, wodurch zwar in den höchſten Polargegenden die Geſtalten auseinander gezerrt erſcheinen, hingegen die relativen Richtungen bleiben, und durch vortreffliche, hier beygefügte Maßſtäbe leicht berichtigt werden können. Von dem Nachfolger des Geographen Jefferys, Herrn Faden, hat man in einigen Jahren eine auf mehreren Blättern ausgeführte Karte von Südamerika zu erwarten, wodurch dieſe Hälfte der neuen Welt gleichſam eine neue Geſtalt gewinnen wird, indem der Herausgeber ſich im Beſitz der beſten handſchriftlichen Hülfsmittel befindet, die ihm von Spanien aus mitgetheilt worden ſind.

Zu den Büchern, welche über den jetzigen Zuſtand der Bevölkerung in Nordamerika ein neues Licht verbreiten, gehört unſtreitig die in Amerika ſelbſt zu Eliſabethtown gedruckte Amerikaniſche Geographie, von Jedidiah Morſe, welche die vollſtändigſte ſtatiſtiſche Ueberſicht der vereinigten Staaten gewährt, und ſich bis auf die kleinſten Gegenſtände einläßt, aber deſto ſummariſcher in einem Anhange über die erſten Linien der Geographie der alten Welt hinwegeilt. Die allgemeine Statiſtik war bisher und iſt im Grunde noch eine von den Engländern wenig gekannte Wiſſenſchaft. Ihre eigene Inſel und deren Dependenzen erregten faſt allein in dieſer Hinſicht ihre Aufmerkſamkeit; hier konnten ſie allenfalls die Trockenheit der geringfügigſten Details ertragen, die ihnen, wenn es andere Länder betraf, lange Weile machte. Ein Werk, das indeſſen mit den ſeltenſten Kenntniſſen auch die Vorzüge eines lebhaften Vortrages verbindet, iſt des würdigen alten Pennants ſtatiſtiſch-antiquariſche Sammlung von Bemerkungen über London, womit er ſeine lange ſchriftſtelleriſche Laufbahn rühmlichſt beſchließt, und durch den beſtändigen Contraſt des alten mit dem jetzigen London, die Aufmerkſamkeit der Leſer auf das angenehmſte unterhält. Einiges Verdienſt kann man auch der kleinen Beſchreibung von Lymington und der Inſel Wight nicht abſprechen, die Herrn Warner zum Verfaſſer hat. Die Ausführlichkeit, womit Pillington das metallreiche Derbyſhire beſchreibt, kann ihm vielleicht zum Vorwurf gereichen; allein die Sorgfalt, die er auf die Einſammlung ſeiner Materialien verwendet hat, gewährt doch einige Schadloshaltung für die Dürre, die man hier und da bey ſeinen antiquariſchen Unterſuchungen verſpürt. Die maleriſchen Gegenden dieſer Grafſchaft, ihre Gebirge, ihre ſonderbaren unterirdiſchen Gänge und Höhlen, ihre Bergwerke und Manufakturen ſind Gegenſtände, deren genauere Beſchreibung dem wißbegierigen Leſer willkommen bleibt, wenn es ihn auch nicht ſo ſehr intereſſirt, die Genealogie eines jeden Gutsbeſitzers zu erfahren.

Seit einiger Zeit ſcheint indeſſen die Nothwendigkeit, ſich ſolidere Kenntniſſe vom feſten Lande zu verſchaffen, als man etwa in Salmons geographiſcher Grammatik antrifft, das Studium der Politik und Statiſtik auch den Engländern näher zu legen. Das Verdienſt, hierzu die erſte Hülfe dargeboten zu haben, war einem Ausländer, Herrn Hofrath Zimmermann in Braunſchweig, vorbehalten, deſſen political Survey of the preſent State of Europe noch immer das beſte ſtatiſtiſche Werk der Engländer bleibt, wenn gleich neuerlich vier Tabellen in groß Folio mit einer dazu gehörigen Einleitung in Quart erſchienen ſind, die von den auffallendſten Schnitzern wim-

wimmeln. Vermuthlich, um dieſer Unwiſſenheit abzuhelfen und die jungen reiſenden Engländer von dem Vorwurfe zu befreyen, daß ſie aus Mangel an Vorkenntniſſen ſelten klüger wiederzukommen pflegen, hat ihnen ein anderer Ausländer, Graf Berchtold, in zwey niedlich gedruckten Bänden eine Anweiſung ertheilt, wie ſie von dem Zuſtande der Länder, die ſie bereiſen, Erkundigung einziehen ſollen, und ihnen zu dem Ende einige tauſend Fragen unter allerley Rubriken vorgeſchrieben. Einſichtsvolle und denkende Männer werden, wenn ſie auch dieſe allzuſehr ins Kleine gehende Vorſchrift entbehren können, doch im zweyten Theile den Auszug aus Stucks allgemeinem Verzeichniß der Reiſebeſchreibungen brauchbar finden; da hingegen ſolche Schriftſteller, wie der Verfaſſer einer gewiſſen Introduction to the Knowledge of Germany, auch durch die Beantwortung aller Fragen, die der Graf aufwirft, die Ausbreitung zuverläſſiger Kenntniſſe nicht befördern würden, weil doch immer eigene Beurtheilungskraft dazu gehört, ſich auch nur eines ſolchen Schema's zweckmäßig zu bedienen.

Die neue Schweizerreiſe des durch ſeine Schriften ſchon rühmlich bekannten Coxe iſt eine der vorzüglicheren Erſcheinungen in dieſem Fache der Engliſchen Litteratur. Man muß ſie ſorgfältig von ſeinen vorigen Sketches unterſcheiden, da der Verfaſſer ſich ſeitdem nicht nur 1779 in Graubünden, ſondern auch 1785 und 87 abermals in den Cantons aufgehalten, und ſeine ehemaligen Beſchreibungen folglich in vielen Stücken erweitert und berichtigt hat. Das jetzige Werk iſt daher auch wenigſtens noch einmal ſo ſtark geworden, als die Skizzen, und läßt ſich ſehr gut leſen. Deſto leerer iſt die Reiſe des Capitains Sutherland durch die Meerenge von Gibraltar nach verſchiedenen Häfen im mittelländiſchen Meere, bis nach Smyrna und Conſtantinopel, wobey er zugleich die Haupteregniſſe der Campagne von 1788 gegen die Türken erwähnt. Eine leichte Beſchreibung in Briefen von einer Reiſe nach Paris, Cherbourg und Ermenonville hat wenigſtens das Verdienſt einer jugendlichen Wärme der Empfindung. Doch wir beſchäftigen uns lieber mit den Nachrichten von entlegneren Ländern, die wir jetzt beynahe nur von Engländern und Franzoſen, und ſeit der politiſchen Verwirrung in Frankreich, wahrſcheinlich nur noch von den erſteren allein erhalten können. **Luffmanns** Beſchreibung der Sitten und Lebensart der weißen und ſchwarzen Einwohner von Antigua, ſo fehlerhaft ſie in Abſicht der Schreibart ſeyn mag, giebt wenigſtens einen richtigen Begriff von dieſem Gegenſtande, den **Moreton** in ſeinen Manners and Costome of the Westindia islands beynahe noch anſchaulicher, aber auch noch ekelhafter und plumper, ausmalt. Von einer weit höheren Gattung, ſowohl was Styl als Beobachtungsgeiſt und Auswahl der Gegenſtände betrifft, iſt **Franklins** intereſſante Reiſe von Bengalen nach Perſien, worin er uns beſonders von der häuslichen Lebensweiſe der Perſer ein deſto getreueres Gemälde entwirft, da er ſelbſt acht Monate lang in Schiras in einer Perſiſchen Familie zugebracht und dadurch Gelegenheit gefunden hat, allerley Bemerkungen zu ſammeln, die man bey anderen Europäiſchen Reiſenden vergebens ſuchen würde. Verglichen mit dieſem Werke, erſcheint das Gewäſch des Franzöſiſchen Grafen de Ferrieres-Sauveboeuf in einem ſehr nachtheiligen Lichte. Von weiterem Umfange, hingegen auch nur von der Oberfläche geſchöpft, iſt alles, was Herr Quintin Crawford in ſeinen eben herausgekommenen Sketches of the Hindoos erzählt. Seine Nachrichten von den Indiern, ihrer älteren und neueren Geſchichte, ihrer Bauart, den Caſten oder Stämmen, den Büßern, der Religion und Mythologie, der Gelehrſamkeit und Sternkunde ihrer Bramen, den Volksſitten und den politiſchen Verhältniſſen der verſchiedenen Indiſchen Staaten, enthalten zwar für den eigentlichen Kenner wenig Neues; allein der großen Maſſe von Leſern kann es immer lehrreich und willkommen ſeyn, das unter einen Brennpunkt geſammelt zu ſehen, was ſie ſonſt aus hundert Bänden zuſammenſuchen müßten.

Afrika, das uns näher liegt als Indien, war uns bisher in einem weit höheren Grade unbekannt; ſein Inneres kannten wir faſt gar nicht anders, als aus den Schriften der Alten und aus der Geographie des Nubiers el Idriſi. Der rohe Zuſtand der dortigen Völker, ihre Abſonderung von einander, ihre beſtändigen Kriege, die Sandwüſten, in denen die bewohnbaren Flecken, wie Inſeln im Meere, zerſtreuet liegen, die brennende Hitze, die Menge der reißenden und giftigen Thiere, alles ſchreckte die Europäer von der Erforſchung dieſes Welttheiles zurück. Es war ſo viel leichter, bloß die Küſten zu beſchiffen, dort Handelsposten zu errichten und den Einwohnern ihre Elephantenzähne, ihre Goldkörner, ihre Gefangenen und Sklaven für Meſſing und Schnecken abzukaufen! Vieles mußte zuſammenwirken, ehe der Unterſuchungsgeiſt auf einen Gegenſtand geleitet ward, den der Eigennutz als unergiebig aufgegeben hatte. Allmählich wirkte jedoch die Liebe zur Naturgeſchichte, der Wunſch, die Geographie zu vervollkommnen und die phyſiſche Natur des Menſchen nach allen ſeinen Abarten vollſtändiger zu erforſchen, und in einem gewiſſen Grade auch die für die unterdrückten Völker von Guinea rege gewordene Menſchenliebe. Wir mögen nicht unterſuchen, wie viel leidenſchaftlicher Selbſtgenuß bey allen dieſen edleren Motiven mitgewirkt habe, um das wichtige Geſchäft der Unterſuchung von Afrika in Gang zu bringen; im Gegentheil, dieſe Triebfeder ſoll uns heilig und ehrwürdig ſeyn, wenn ſie Gutes wirkt, weil ohne ſie nichts gewirkt werden kann. Nachdem **Maſſon Thunberg**, **Sparrmann**, **Gordon**, **le Vaillant**, **Desfontaines**, **Poiret** und andere Naturforſcher es an verſchiedenen Punkten von Afrika verſucht hatten, in das Innere zu dringen, und von ihren Streifereyen mit neuen Schätzen des Wiſſens beladen zurückgekehrt waren, trat in England eine Geſellſchaft zuſammen, die ſichs zum Geſchäfte wählte, Männer aufzuſuchen, denen ſie die Erforſchung dieſes Welttheils anvertrauen könnte. Von ihren Geldbeyträgen unterſtützt, ging **Ledyard**, ein Amerikaner, der mit **Cook** als Corporal der Seeſoldaten und ſpäterhin zu Fuß nach Jakutsk gereiſet war, nach Aegypten, und ſammelte dort allerley Nachrichten von den Karawanen, die mit Sklaven aus dem Innern der Negerregion alljährlich nach Kairo kommen. Schon ſtand er im Begriff mit einer ſolchen Karawane jene unbekannten Länder zu beſuchen, als eine Krankheit und ſeine eigene ungeſchickte Kurmethode ihn hinwegraffte. **Lucas**, ein Königlicher Dolmetſcher, der das Arabiſche fertig ſprach, ging nach Tripoli in der Barbarey, und begleitete eine Karawane einige Tagereiſen weit, bis an die ſüdliche Gränze des Tripolitaniſchen Gebiets; allein ein Krieg zwiſchen dem Baſcha und einigen wandernden Arabiſchen Stämmen verſetzte ihn in die unangenehme Nothwendigkeit, unverrichteter Dinge zurückzukommen.

Indeſſen ſammelte **Lucas** doch von einigen Mohammedaniſchen Sheriffs eine ſo umſtändliche Nachricht von den inländiſchen Reichen Bornu, Kaſchea und Tombuktu, die mit gewiſſen anderen der Geſellſchaft durch einen ganz verſchiedenen Kanal aus Marocco zugekommenen Berichten ſo völlig zutraf, daß der geſchickte Major **Rennel**, deſſen vortreffliche Karte von Indien allgemein bekannt iſt, aus dieſen Angaben, verglichen mit dem nubiſchen Geographen, dem **Leo**, und dem genauen D'Anville, eine Karte vom Inneren des nördlichen Afrika entwerfen konnte. Die Geſellſchaft ließ ſowohl die Karte und das dazu gehörige kritiſche Memoir, als auch die von Ledyard und Lucas eingeſammelten Nachrichten drucken, — nicht um das große, wißbegierige Publicum damit zu beſchenken, und die Maſſe gemeinnütziger Kenntniſſe durch dieſe Publicität zu vergrößern, ſondern — um jedem Mitgliede ein Exemplar zuſtellen zu können. Da indeſſen dieſe Maßregel wenigſtens nicht auf Geheimhaltung abzweckte, ſo muß man es der Geſellſchaft immer noch gewiſſermaßen Dank wiſſen, daß dadurch ihre Bemühungen, wenn gleich nicht abſichtlich, doch zufällig, bekannt geworden ſind. So wenig auch bisher durch dieſe Aſſociation geleiſtet worden iſt, ſo dient doch ſelbſt dieſes Wenige zum Beweiſe von der Reichhaltigkeit des inneren Afrika und zugleich von der Möglichkeit es näher zu erforſchen. Wir enthalten uns billig, mehr von dieſem Buche zu ſagen, da es ſich in drey verſchiedenen Ueberſetzungen bereits in den Händen unſres Publicums befindet. Einige Zeit vor der Entſtehung dieſer Geſellſchaft, von welcher wir immer noch hoffen, daß ſie künftig mehr werde leiſten wollen, reiſete der Lieutenant Paterſon in vier verſchiedenen Richtungen vom Vorgebirge der guten Hoffnung, bald nordwärts bald oſtwärts, bis zu den Kaffern, und lieferte (in einem dünnen, mit Auszügen aus Sparrmanns Reiſe und mit deſſen Karte vermehrten Quartbande) eine ziemlich trockne Nachricht von dieſen Excurſionen, die als ein Bild der Dürre jenes Landes gelten kann, wo den Reiſenden nur der Anblick neuer Pflanzen und Thiere für die todte Einförmigkeit der unbewohnten Wüſteneyen entſchädigt.

Es bleibt uns nun noch übrig, zwey andre Reiſende zu erwähnen, die, wenn man ihre Glaubwürdigkeit nicht angefochten hätte, unſtreitig unter den intereſſanten Schriftſtellern dieſes Jahrs eine Stelle verdienen würden; wir meynen den neueren Erforſcher der Quellen des Nils, James Bruce, und den Polniſchen Abentheurer, Benyowsky. Die Erwartungen des Publicums in Anſehung des erſten waren auf das höchſte geſpannt, indem er ſeiner Arbeit eine Reiſe gegeben hatte, die ſelbſt der ſtrenge Horaz nicht fordert; ſtatt der berühmten neun Probejahre waren funfzehn verfloſſen, ſeitdem Bruce von ſeinen Reiſen zurückgekommen war. Es iſt beynahe unmöglich, einer durch die Zögerung und die von Zeit zu Zeit immer wieder verſprochene Herausgabe ſo bis aufs äußerſte getriebenen Erwartung ein Genüge zu leiſten; dies liegt in der menſchlichen Natur, und Leute von lebhafter Einbildungskraft haben ſich ſchon in ihren Erwartungen vom Anblick des Oceans getäuſcht gefunden, weil der beſtimmte Horizont ihr dunkles, unbegränztes Ideal oder vielmehr den Nichtbegriff, den ſie davon hatten, nicht ausfüllen konnte. Bey einer gewiſſen und zwar nicht kleinen Klaſſe von Leſern war Bruce ſchon im Voraus verurtheilt, weil er das Unglück hatte, jenſeits der Tweed geboren zu ſeyn. So groß iſt der Haß gegen Schottland, ſeine Einwohner und ſeine Gelehrte, daß Bruce, ob er gleich ſeinem Stolze Gewalt anthat, um den Männern, die den Ton angeben, den Hof zu machen, dennoch, ſo wie er den Rücken wendete, als Scotchman verhöhnt und verſpottet ward. Die bedächtlichen Wortklauber, die zudringlichen Fragegeiſter, die kleinlichen Anekdotenjäger hatte ſeine deſultoriſche Lebhaftigkeit ſtutzig gemacht, ſein Stolz empört, ſeine Ueberlegenheit leichtfertig zum Beſten gehabt. Die Rache der kleinen Geiſter war ſchnell; und ganz England wußte Jahrelang vom Lügner Bruce und ſeinen erdichteten Abentheuern zu ſprechen, eh' eine Zeile ſeines Werkes erſchien. Endlich trat es ans Licht, und rechtfertigte alle Beſchuldigungen, die man dem Verfaſſer gemacht hatte. Hier rügte man die unerträgliche Eitelkeit, womit er von ſeinem Abſtamm, von ſeiner Perſon und Statur, von ſeinem tapfern Muth, ſeinem Glück bey den Damen, und ſeiner Gegenwart des Geiſtes in Gefahren ſpricht. Hier ſpottete man über die hyperboliſchen Complimente, die er an Georg den Dritten verſchwendet, und über die Geſundheiten, die er in einem Anfall von Schwärmerey aus dem Quell des Nils getrunken haben will. Dort warf man ihm unvereinbare Widerſprüche vor, bekrittelte ſeine Citationen, rechnete ihm nach, wo er ſich verrechnet hatte, bezweifelte die Aechtheit ſeiner Zeichnungen, deckte die ungeheuren Fehler ſeiner hochgeprieſenen Karten auf, gab zu verſtehen, daß er nicht die ächten, rechten Quellen des

Nils geſehen habe, und wies in Guthrie's geographiſcher Grammatik die Karte nach, aus welcher die ſeinige geſtohlen ſey. Dann verſicherte man wieder, derſelbe Mann habe unmöglich beydes zugleich, das Buch und die Karten, verfertigen können; man warf ihm Undank gegen ſeine Gehülfen vor, man zeigte, daß er zum Schriftſteller verdorben ſey, nicht wiſſe, was zur guten Compoſition gehöre, und nannte ihn den Kteſias, nicht den Xenophon unſerer Zeit.

Es iſt nicht zu läugnen, daß von dieſem bittern Tadel das meiſte ſo ſichtbarlich gegründet war, daß nicht nur die unbillige und übertriebene Kritik dadurch ebenfalls einen Anſtrich von Wahrheit erhielt, ſondern auch alle die gehäſſigen Folgerungen ohne Bedenken zugegeben wurden, die es den Feinden des Schottiſchen Reiſenden daraus herzuleiten beliebte. Ihrer Geſchäftigkeit mußte es daher gelingen, den Credit ſeines Buches zu vernichten, und theils die Glaubwürdigkeit des Verfaſſers, theils ſogar ſeine ſchriftſtelleriſche Fähigkeit und ſeine Gelehrſamkeit unwiederbringlich zu beflecken. Es war indeß bey dieſer Verſchwörung gegen ſeine litterariſche Reputation bemerklich, daß gerade diejenigen Perſonen, die (ob ſie gleich in der Engliſchen gelehrten Welt auf den oberſten Stühlen ſaßen) in ihrem Leben nicht zehn Zeilen für den Druck geſchrieben hatten, am meiſten vom elenden Styl des Schottländers zu ſprechen affectirten; und dies iſt ſo ſehr der Gang der Leidenſchaften, daß es uns nicht Wunder nehmen müßte, wenn auch die Narren über ſeine Eitelkeit, die Ignoranten über ſeine gelehrten Schnitzer, und die Aufſchneider über ſeine Mährchen am lauteſten triumphirt hätten. Die allgemeine Stimme des Publicums verurtheilte das Buch, ob es gleich mehrere Editionen erlebte, und lieferte dem ſatiriſchen **Peter Pindar** ein neues Opfer in die Hände.

Die launige Art der Engländer, ihr Mißfallen zu erkennen zu geben, war beſonders an dem Benehmen eines in London ſehr bekannten Mannes auffallend, der in den erſten Tagen nach der Herausgabe des Buches, ſein Exemplar dem Buchhändler um den halben Preis zurückgab, indem er zugleich äußerte, daß er lieber dieſe Einbuße leiden als das

Buch behalten wolle, und überzeugt zu ſeyn vorgab, daß der Buchhändler es nicht um das halbe Geld wieder loswerden könne. Faſt möchte man glauben, daß die Ehrenrettung eines ſo verſchrieenen Schriftſtellers ein Wageſtück ſey, und daß man die Beſchuldigung der Paradoxie auf ſich ziehen wolle, indem man ihn in Schutz nehme. Allein im Grunde iſt es leicht, ſeine Vertheidigung zu führen, wenn man ſein Werk ohne Vorurtheil geleſen hat. Giebt man zu, daß die Eigenliebe des Verfaſſers ihn verleitet hat, zu viel und mit zu großer Selbſtzufriedenheit von ſich zu ſprechen; daß es ihm in mancherley Rückſicht an Vorkenntniſſen und beſonders an vertrauter Bekanntſchaft mit den Schriftſtellern des Alterthums fehlte, ob er ſich gleich den Anſtrich des tiefgelehrten Mannes gern zu geben ſcheint; daß er mit gränzenloſer Eiferſucht ſeinen Entdeckungen oder Beobachtungen, bloß weil er ſie machte, einen übertriebenen Werth beylegt und mit Geringſchätzung von andern ſpricht, die ihm da oder dort zuvorgekommen waren; daß die Conſtruction ſeiner Karte wirklich fehlerhaft, die Abbildung ſeines zweyhörnigen Naſehorns aus dem einhörnigen des Büffon gemacht, und die der gehörnten Schlange aus einem ältern Buche nachgeſtochen iſt; endlich daß der Styl faſt durchgehends eine zu weit getriebene Sorgloſigkeit verräth und durch das ganze Werk eine ekelhafte Anhängigkeit an die allergröbſten Begriffe von Inſpiration affektirt wird, ſo oft von den Religionsbüchern der Juden und Chriſten die Rede iſt; — giebt man dies alles zu, ſo bleibt deſſen ungeachtet in dieſen fünf Bänden ein ſolcher Reichthum von Kenntniſſen und Nachrichten, welche beynah ein jedes Fach des menſchlichen Wiſſens erweitern, daß der Leſer keiner Belehrung werth iſt, der nicht die kleinen Flecken, welche menſchliche Unvollkommenheit verrathen, in einem Werke von dieſem Umfange gern überſieht.

In dem Theile, der von Aegypten handelt, kommen Schilderungen von Arabiſchen Horden vor, deren Authenticität ſich uns durch das mündliche Zeugniß eines Reiſenden bewährt, der uns verſicherte, daß kein Reiſebeſchreiber vor **Bruce** die Araber ſo wahr und anſchaulich dargeſtellt habe. Wer auch nur einigermaßen mit ſchriftſtelleriſcher Compoſition bekannt iſt, wird geſtehen müſſen, daß dieſer ſchnelle Blick, womit **Bruce** die feinſten charakteriſtiſchen Züge auffaßt und unmittelbar aus der Natur gegriffen hinſtellt, ſchlechterdings durch keine Phantaſie ſich nachahmen läßt. Ein Mann, der ſo dichten könnte, wäre das Wunder der Welt; allein in England, wo eine gelehrte Cabale das Publicum überreden wollte, **Macpherſon** habe den **Oſſian** gemacht, da konnte ſie auch wohl behaupten, daß ſolche Gemälde wie die vom **Ras-Michael-Suhul**, vom Könige **Tekla-Haimanut**, von **Ghebra Maskal**, von **Faſil** und hundert andern, die nicht etwa auf ein Paar Seiten zuſammengerückt, ſondern durch das ganze Buch in einzelnen Zügen in die Geſchichte verwebt daſtehen, bloße Erfindungen wären. Der vernachläſſigte Styl des Verfaſſers iſt hier ein wichtiges Argument für ſeine Glaubwürdigkeit. Mit etwas mehr Schönſchreiberey wäre es ein Leichtes geweſen, ſeiner Erzählung mehr Zuſammenhang und Einheit zu geben, und den Leſern die Kritik zu erſchweren. So wie alles jetzt hingeworfen ſen iſt, ſieht man deutlich, daß es Stellen aus dem Tagebuche ſind, die friſch nach der That geſchrieben wurden. Es fehlt ihnen wahrlich nicht an Energie, an origineller und individueller Bezeichnung, die nur aus unmittelbarem Anſchauen der Gegenſtände fließen konnte. Seine Charakter ſind Romancharaktern ſo unähnlich, als es nur möglich iſt, ſo voll Inconſequenz und Widerſpruch als ihre Leidenſchaften in einem ungezügelten Stande der Barbarey ſie hervorbringen müſſen, und ſo zuſammenhängend, wenn man die Triebfedern, die einzig und allein in ihnen wirken können, nicht aus dem Auge verliert. Selbſt derjenige Theil, den die meiſten Leſer als langweilig überſchlagen, und den ſogar die Engliſchen Recenſenten mit keiner Sylbe erwähnen, der Theil, der die Abyſſiniſche Geſchichte enthält, muß jedem, der ſich eine genaue Kenntniß des Menſchen aus den verſchiedenen Entwicklungen, die durch die jedesmaligen Local-Verhältniſſe entſtehen, abſtrahiren will ſo anziehend werden, daß er das Buch nicht eher als nach vollendeter Durchleſung aus den Händen legen kann. Wenn man bedenkt, aus welchen unvollkommenen Materialien Bruce dieſe Geſchichte entlehnen mußte, ſo entſchuldigt man es leicht, daß ſie nur ſtellenweiſe mit Begebenheiten und Details die Aufmerkſamkeit belohnt, und nur durch einen ſchwachen chronologiſchen Faden zuſammenhängt. Man hätte zwar über die phyſiſche und moraliſche Beſchaffenheit der Abyſſinier und über den Zuſtand ihrer Künſte und Kenntniſſe etwas im Zuſammenhange gewünſcht; allein der Umſtand, daß alles hieher Gehörige nur zufällig und vereinzelt, wie es die Reiſegeſchichte des Verfaſſers mit ſich bringt, eingeſchaltet iſt, giebt doch ſeiner Erzählung eine innere Wahrheit, welche aller Zweifelſucht unüberwindlich iſt. Bruce war nicht Naturforſcher, und in ſo fern müßte man es ihm zum Verdienſt anrechnen, daß er ſo viel für die Naturgeſchichte geſammelt hat, wenn nicht die Sarkasmen der Engliſchen Naturforſcher von Profeſſion ihn veranlaßt hätten, von dem Theile dieſer Wiſſenſchaft, der ihm fremd geblieben war, mit Verachtung, und von ihren freylich nur mechaniſchen Verehrern mit Wegwerfung zu ſprechen. Allein wie ſollte es ihn, der alles aus Ruhmſucht unternommen hatte, den leidenſchaftlichen, ſtolzen, auf Achtung eiferſüchtigen Mann, nicht zum äußerſten Unwillen reitzen, ſich im voraus von Menſchen verurtheilt zu hören, die ihre Wiſſenſchaft als Monopol betrachteten, die jeden, der ſich nicht ganz unbedingt unter ihr Zepter beugte, mit der Bitterkeit des Neides verfolgten, ja, ſogar, um ihren Ruf nicht verdünkelt zu ſehen und doch auch das Anſehen von Beförderern der Wiſſenſchaft zu behalten, nur rohe, ungebildete Subalternen in alle Welttheile ſchickten, und die Anſtellung von gründlichen Gelehrten bey den neueſten Weltumſchiffungen und anderen auf Koſten der Regierung veranſtalteten Entdeckungsreiſen, durch den Einfluß ihrer Cabale hintertrieben? Die Geographie, die Menſchen und Völkerkunde, die Philologie, die Natrgeſchichte, die Handelswiſſenſchaft und die Nautik verdanken dem Schottiſchen Reiſenden die wichtigſten Beyträge, wenn es ſchon Thorheit war, die Beſichtigung der Nilquellen für die Krone ſeiner Thaten zu halten; und **Bruce** wird mit Dank geleſen werden, wenn die erſchlichene Reputation ſeiner Widerſacher, nach vergeblichem Harren auf ihr nunmehr weit länger verzögertes parturiunt montes, ſich in Dunſt aufgelöſet haben wird.

Von Beniowsky's Memoiren, die bey uns durch drey verſchiedene Ueberſetzungen bekannt geworden ſind, verdient es angemerkt zu werden, daß, ob ſie gleich zuerſt in England und in Engliſcher Sprache erſchienen, die Handſchrift des Verfaſſers doch Franzöſiſch abgefaßt geweſen iſt. Der Polniſch-Ungariſche Abentheurer darf mit Bruce, ungeachtet unſerer zufälligen Zuſammenſtellung, nicht in eine Claſſe kommen. Was uns ſein Werk intereſſant macht, iſt eigentlich nur die Geſchichte ſeines wilden, thatenvollen Lebens, das Schauſpiel, welches ſie uns darbietet, von einer zu leidenſchaftlichen Handlungen gemißbrauchten Kraft, die immer hinreichend war, den Mann im Augenblick der Gefahr oder der Entſcheidung zur beſten, ſeinen Zwecken angemeſſenſten Wahl zu leiten. Wiſſenſchaftliche Nachrichten, Erweiterungen der Erfahrungskenntniſſe, die im Bruce die Hauptſache ſind, bleiben in dieſen Memoiren nur Nebenwerk, und der Egoismus des Sarmaten iſt ungebildeter, plumper, gefühlloſer, widriger, als der des edlen, ritterlichen Schotten. Was man für **Beniowsky's** Glaubwürdigkeit ſagen kann, hat der Verfaſſer dieſes Aufſatzes an einem andern Orte geäußert; hier mag es hinreichend ſeyn, noch die Bemerkung hinzuzufügen, daß diejenigen Werke, deren Inhalt man dem Publicum im voraus verdächtig macht, unſtreitig lange nicht ſo gefährlich ſind, als jene Alltagsleyereyen von Reiſenden und Menſchenforſchern, die kein Menſch in Zweifel zieht, weil ſie keine hervorſtechenden Züge haben, und deren Bemerkungen irre führen müſſen, weil man ſie nicht durch den Charakter des Beobachters berichtigen kann.

Jetzt wird es Zeit ſeyn, das lange Verzeichniß der Engliſchen Schriften von dieſem Jahre mit einer Ueberſicht derjenigen Werke zu ſchließen, womit ſich die Litteratur der Inſulaner aus der Franzöſiſchen, Deutſchen und aus andern ausländiſchen bereichert hat. In allen Fächern der Schriftſtellerey haben ſich die Ueberſetzungen in einem merklich ſteigenden Verhältniſſe vermehrt. Wir können ſie hier nur im Vorbeygehen berühren, ohne uns bey dem Werth der einzelnen Arbeiten aufzuhalten. Die in die Geſchichte gehörigen Ueberſetzungen ſind die zahlreichſten. Wir haben eine Verdolmetſchung der Oeuvres posthumes Friedrichs des Zweyten; eine von der Correſpondenz Joſephs des Zweyten mit D'Alton; eine von Mirabeaus histoire secrette, von den portraits de l'Assemblée nationale, von den Briefen der Madame **Eliſabeth von Bayern**, von de la Veaux Leben des Königs, von Göthens Denkmahl Ulrichs von Hutten, von Pütters Deutſcher Reichsgeſchichte, und von Archenholzens Gemälde von England und Italien; aber nicht aus dem Original-Werk, ſondern nach einer höchſt fehlerhaften Franzöſiſchen Ueberſetzung gemodelt, wobey man nicht der zweyten verbeſſerten Ausgabe, ſondern der erſten gefolgt iſt, und fremde von dem Verfaſſer nie geſagte Dinge eingeſchoben hat. Andere wiſſenſchaftliche Werke des Auslandes, z. B. le Clerc de sept Chênes, Religion der Griechen, Ohſſons Beſchreibung des Osmanniſchen Reichs, Lavaters phyſiognomiſche Fragmente, Antoni's Abhandlung vom Schießpulver, **Lavoiſiers** Grundlinien der Chemie, **Hellots** Wollfärberkunſt, haben ebenfalls ihre Ueberſetzer gefunden. Unter den belletriſtiſchen Schriften finden wir Ueberſetzungen von St. Pierre's **Paul** und **Maria** aus ſeinen übrigens höchſt erbärmlichen Etudes de la Nature; von **Engels** Edelknaben, der den Engliſchen Kritikern nicht recht behagen will; von de Lilles Jardins, von le Grand Contes Normands, und von des alten Griechiſchen Biſchofs **Heliodorus** Theagenes und Charikleа. Die Briefe der Frau von **Stael** über **Rouſſeau**, die Geſchichte von **Briſſons** Gefangenſchaft unter den Weſt-Afrikaniſchen Beduinen, die Reiſe des Herrn **de Non**, die Briefe von **le Couteur** über Indien, le **Valliants** Reiſen in Afrika, und die Reiſen eines Holländiſchen Officiers in Schweden wurden ebenfalls in dieſem Jahr ins Engliſche überſetzt. Ein Herr **Gough** überſetzte **Camdens** Britannia aus dem Lateiniſchen; **Madan** lieferte von neuem den Juvenal und Persius, die ſchon mehrmals überſetzt worden ſind; **Parry** überſetzte **de la Tours** Leben des **Scipio Afrikanus** und des **Epaminon**-

das, Gladwin die Reiſebemerkungen des Khojeh Abdulkurrihm, der Nadir Schachs Leibarzt war, aus dem Perſiſchen, und Sir William Jones, der Oberrichter in Bengalen, ein Indiſches Schauſpiel, Sacontala, welches vor neunzehnhundert Jahren in der heiligen oder Sanskritſprache der Indier geſchrieben worden iſt, und in mehr als Einer Rückſicht unter uns bekannt zu werden verdient.

IV.

Ueber die Pygmäen.

1784.

Campers vortreffliche Abhandlung vom Orangutang *) bewog mich, ſeinen Vorgänger Tyſon **) nachzuleſen; und in den Muthmaßungen dieſes letztern fand ich wiederum Veranlaſſung, dasjenige, was bisher über die Pygmäen geſagt worden, zu vergleichen, die hervorſtechendſten Reſultate zuſammenzuſtellen, und hier und dort einen Einfall, den ich dabey hatte, aufzuzeichnen. So entſtand der gegenwärtige kleine Aufſatz, deſſen erſten Entwurf ich einer erhabenen gelehrten Geſellſchaft vorzulegen die Ehre hatte. Jetzt liefere ich ihn weiter bearbeitet zum Druck, ohne bey einem

*) Natuurkundige Verhandelingen van Petrus *Camper* over den Orangoutang, enz. te *Amsterdam* 1782. gr. Quart, mit Kupfern.

**) The Anatomy of a Pigmy, etc. with an essay concerning the Pygmies of the antients, by *Edw. Tyson*, M. D. F. R. S. *London* 1751. gr. Quart, mit Kupfern.

Gegenſtande, von dem ſich ſchwerlich viel Neues mehr ſagen läßt, auf mehr als Behutſamkeit in Beurtheilung der alten Zeugniſſe Anſpruch zu machen. Ehe ich mich auf dieſe Arbeit einließ, glaubte ich, daß ſie im eigentlichſten Verſtande im Bezirke des Naturforſchers läge; folglich wird man mir wenigſtens Unbefangenheit zutrauen, wenn ich nach geendigter Unterſuchung das Gegentheil bekenne.

Die erſte Erwähnung der Pygmäen fällt in das früheſte Zeitalter der Griechiſchen Litteratur. Die älteſten Dichter und Schriftſteller Griechenlands, der Sänger der Iliade *), und ſein Vorgänger oder Zeitgenoſſe Heſiodus **) kannten bereits die Pygmäen,

---

*) *Homeri* Iliad. lib. III. 2.

Τρωες μεν κλαγγῃ τ' ενοπῃ τ' ισαν, ὀρνιθες ὡς·
Ἠυτε περ κλαγγη γερανων πελει ὀυρανοθι προ,
Αἱ τ' επει ὀυν χειμωνα φυγον και ἀθεσφατον ὀμβρον
Κλαγγῃ ταιγε πετονται ἐπ' ὠκεανοιο ῥοαων,
Ἀνδρασι πυγμαιοισι φονον και κηρα φερουσαι.

**) Das Gedicht Heſiods, worin die Pygmäen vorkommen ſollen, hat ſich nicht bis auf unſere Zeiten erhalten; nur Strabo führt es an, und bemerkt, daß die Stelle mit der im Homer viel Uebereinſtimmung habe. *Geogr.* lib. VII.

und erwähnten ihrer in Ausdrücken, welche vermuthen laſſen, daß dieſe kleinen Geſchöpfe längſt zuvor unter den Griechen bekannt geweſen ſeyn mögen. Homer läßt in der angeführten Stelle die Troer wie Zugvögel mit lautem Feldgeſchrey zum Kampfe ziehen, und was folgt, ſoll dieſem Gleichniſſe zur Erläuterung dienen: **ſo ſchnattern die Kraniche, ſagt er, wenn ſie dem Winterſturm und Regen entgehend, ſich mit Lärmen und Geſchrey an die Ströme des Oceans begeben, und den Pygmäenmännerchen den Tod bringen.**

Nonnus, Oppian, Ovid, Juvenal, Statius und **Claudian** *), eine anſehnliche

---

*) *Nonni* Panop. Dionysiac. l. XIV. *Oppian.* Halieut. l. I. *Ovid.* Met. VI, 4. — *Juvenal.* Satyr. XIII, 167. Papin. *Statii* l. I. Sylv. 6. — *Claud.* Carm. XL, 13. 14. XV. v. 474 seq. — Unter dieſen Dichtern ſcheint der erſtere den Homer bis auf einzelne Worte und Ausdrücke nachzuahmen. Juvenal übertreibt es, da er einen Kranich mit einem Pygmäen in den Klauen davon fliegen läßt; freylich ſind ſeine Pygmäen auch nur Einen Schuh hoch. Statius ſcheint auf den Homer keine Rückſicht zu nehmen, denn er ertheilt den Pygmäen den Sieg. Oppian ſcheint für die Kraniche zu entſcheiden, und legt die Scene an den ſchneebedeckten Al-

Griechiſche und Lateiniſche Dichterſchaar, unterließen nicht, ein ſo ſchönes Gemälde in ihren Gedichten wieder anzubringen, und ſich dabey der erlaubten Freyheit zu bedienen, daſſelbe nach ihren jedesmaligen Zwecken umzuſchmelzen, und bald den Kranichen, bald aber auch den Pygmäen den Ruhm des Sieges zu laſſen. Doch nicht etwa nur Dichter allein, ſondern auch Reiſebeſchreiber, Geographen, Hiſtoriker und Philoſophen, achten es nicht unter ihrer Würde, von den Pygmäen zu ſchreiben, und uns oft ganz widerſinnige Nachrichten von ihrem Aufenthalt und ihren Schickſalen mitzutheilen. Bald müſſen wir das Vaterland dieſer kleinen Kriegsmänner mit dem Homer in Aethiopien ſuchen, bald auch in Indien, in Carien, in Thracien, man möchte faſt ſagen, überall in der Welt, ſo weit ſie den Alten bekannt war. Die ſo genannten Indiſchen Geſchichtſchreiber, denen ſelbſt das Alterthum, wo nicht erfinderiſche Einbildungkraft, doch einen ziemlichen Grad

las. Claudian ſpricht von den Kranichen, die an den Ufern des Nils in Aegypten Getreide freſſen, nachdem ſie aus dem Pygmäen-Kriege zurückgekommen ſind.

von Leichtgläubigkeit beyzumeſſen pflegte, erwähnen durchgehends der Pygmäen; jedoch ſchweigen ſie entweder gänzlich von ihrem Zwiſte mit den Kranichen, wie **Kteſias** *), oder ſie fügen ſolche Nebenumſtände hinzu, welche die ganze Erzählung weſentlich verändern, wie **Megaſthenes**, **Oneſikrit**, **Nearch**, **Baſilis** und **Menekles** **). Eine andre Klaſſe von Schriftſtellern weiß die Pygmäen in

---

*) *Photii* Bibliotheca, Cod. 72. p. m. 145. — **Kteſias** ſcheint hier in der That nicht ſowohl Menſchen als eine Gattung von Affen zu beſchreiben, denen er aber, vielleicht aus Mißverſtand, Sprache und Sittlichkeit andichtet, ſo wie er offenbar in einer andern Stelle bey den Pavianen (κυνοκέφαλοι) einen ähnlichen Fehler begeht.

) *Plin.* hist. nat. l. VII. c. 2. *Strab.* geogr. lib. XV. *Aul. Gell.* noct. att. lib. IX. c. 4. *Athenaei* Deipnosoph. lib. IX. p. 390. Sowohl **Oneſikrit beym Strabo, als **Menekles** hier beym Athenäus bezeugen, daß die Pygmäen es nicht nur mit den Kranichen, ſondern auch mit gewiſſen Rebhühnern, ſo groß als Gänſe, zu thun haben, deren Eier ſie freſſen. **Oneſikrit** beſchreibt aber ſeine Pygmäen genau wie Affen, ohne Naſen (ἀμυκτῆρες). **Baſilis** wirft alles durch einander, und läßt ſie auf die fabelhafte Götterlehre zu verflechten, und nennt eine Pygmäen-Königin **Gerane** oder **Oenoe**, welche das Unglück hatte, ſchön und eitel zugleich zu ſeyn, und dafür von einer Juno oder Diana (denn auch hierin iſt man nicht einig) mit der Verwandlung in einen Kranich beſtraft zu werden. Dieſes Mährchen mit einigen Zuſätzen und Veränderungen erzählen **Antonius Liberalis**, **Aelian** und **Ovid** *). Der Ort, wo ſich die Göttinnen an der armen Sterblichen rächten, liegt in Thracien, im Lande derjenigen Skythen, die vom Feldbau lebten, woſelbſt die alten Erdbeſchreiber eine Pygmäenſtadt, **Kattizon** oder **Kattuza**, und eine Kranichſtadt, **Geránea**, die auch **Rhakole** heißt, angeben **).

Ehe

---

den großen Rebhühnern reiten. **Megaſthenes** beym **Plinius**, hatte ſie auf Widder und Ziegenböcke geſetzt.

*) *Ant. Liberalis* Metamorphos. c. XVI. *Athenaei* Deipn. l. IX. aus der Ornithogonia *Boei.* — *Aelian.* hist. anim. l. XV. c. 29. — *Ovid.* Met. l. VI, 4.

**) *Plin.* hist. nat. l. IV. c. XI (XVIII). — *Solin.* Polyhist. c. XIV. — *Steph. Byzant.* de urbib. voc. Καττιζα.

Ehe man auf dieſe witzige Wendung verfiel, zu einer Zeit, wo man in Griechenland eben anfing Indien genauer kennen zu lernen, und von Thraciſchen Pygmäen noch nicht geträumt hatte, glaubte ein Mann von tiefer Einſicht und ausgebreiteter Kenntniß, der Weiſe von Stagira ſelbſt, ein wirkliches Pygmäenvolk im innern Afrika annehmen zu müſſen. „Im Herbſt, ſagt er *), wenn Tag und Nacht gleich ſind, verlaſſen die Vögel Pontus und andre kalte Gegenden, um dem Winter auszuweichen; im Frühlinge hingegen ziehen ſie wiederum der großen Hitze wegen aus den warmen Ländern in kalte. Einige reiſen in einem kleinen Bezirk, andere aber kommen von den entfernteſten Gegenden, z. B. die Kraniche, die von den Skythiſchen Ebenen bis an die Seen oberhalb Aegypten ziehen, woſelbſt der Nil entſpringt. Dort herum wohnen die Pygmäen, und zwar iſt dieſes keine Fabel, ſondern die reine Wahrheit. Men-

---

*) *Aristotelis* hiſt. anim. l. VIII. c. 2. Ganz unbefugtermaßen ſpricht Theodor Gaza in der Lateiniſchen Ueberſetzung dieſer Stelle vom Gefecht der Kraniche mit den Pygmäen, deſſen Ariſtoteles mit keinem Wort erwähnt.

ſchen und Pferde, wie die Erzählungen lauten, ſind von kleiner Art, und wohnen in Höhlen." Wenn ich bey dieſer Stelle annehme, was auch einige neuere Reiſebeſchreiber gewiſſermaßen zu beſtätigen ſcheinen, nämlich, daß die Gegenden zwiſchen dem rothen Meere und dem obern Theile des Nils von einer etwas kleinen Race von Menſchen bewohnt werden, von deren Daſeyn Ariſtoteles entweder durch glaubwürdige Reiſende, oder auch nur durch die Stelle des ehrlichen **Herodot**, (wo er von den kleinen Leuten erzählt, welche die Naſamonen auf einem Zuge in Lybien gefunden haben wollten) *) vergewiſſert ſeyn mochte; ſo iſt es mir begreiflich genug, wie er ein ſolches Volk für die Homeriſchen Pygmäen halten konnte, welche in Aethiopien am Ocean ihren Sitz haben ſollten. **Diodor** und **Strabo** bezeugen, daß es in jener Gegend Höhlenbewohner oder Troglodyten gegeben, und ſelbſt Arabiſche Sagen bekräftigen ihr ehemaliges Daſeyn. Ein Erdbeben, ſagt der Koran, bewirkte ihren gänzlichen Untergang **).

---

*) *Herodot.* lib. II. p. 102

**) *Diod.* Sic. lib. III. c. 44. *Strab.* geogr. l. XVI. *Korani* Sur. VII, 76. XI, 64-71. XXIV, 141.

Dieſe Kataſtrophe iſt wenigſtens wahrſcheinlicher, als die Vertilgung des ganzen Pygmäengeſchlechts durch die Kraniche, wovon uns Mela der Erdbeſchreiber überreden will *). Der Ausſpruch unſers großen Weltweiſen, dem man Unterſuchungsgeiſt und Scharfſinn im höchſten Grade zutrauen konnte, ſcheint in der That manche ſowohl alte als neuere Schriftſteller über das Daſeyn der Pygmäen beruhigt zu haben. Philoſtrat ſcheint überzeugt zu ſeyn, daß die Troglodyten Pygmäen ſind **); Heſychius ſagt mit dürren Worten, die Nubier ſind die Pygmäen ***); Spondanus und Madame Dacier †) beten dem Ariſtoteles nach; der Abt Banier glaubt in den Pechiniern des Ptolemäus die alten Pygmäen wieder zu finden ††), und der gelehrte Bougainville ſucht

---

J. D. Michaelis de Troglodytis, Seiritis et Themudaeis, in Syntagm. Commentation. P. priore, p. 105. 208.

*) *Pompon. Melae* de ſitu orbis, l. III, c. 8.

**) Vita Apollon. l. VI. c. 45. 47.

***) Νωβαι Πυγμαιοι. *Hesych.*

†) Comm. in Homeri Il. ſ. 49. — L'Iliade d'Homère traduite en françois. *Paris*, 1711.

††) Mém. de l'Academie des Inſcript. et belles

jenſeits des Aequators, an der Küſte Loango, die Matimbas des Abentheurers Battel auf, um ihnen die Fabeln der Alten anzupaſſen *).

Wenn Pater Charlevoix die Neger von Kongo die kleinſten unter allen nennt, die nach Weſtindien verkauft werden **), ſo will er damit ſicherlich nicht ſagen, daß ſie Zwerge ſind; denn mit Zwergen wäre den Zuckerpflanzern nicht gedient. Eben ſo wenig denkt Thevenot nebſt andern Reiſenden daran, aus den Nubiern

---

Lettres. Tome V. p. 101. (ed. in 4to.) *Ptolem.* Geogr. l. I IV. c. 8.

*) Mém. de l'Acad. des Inſcr. et belles Lettres. (4to.) T. XXVIII. p. 306. 307. — Purchas his Pilgrimes, second part. *London*, 1625. fol. pag. 983. Battel will die Matimbas nicht ſelbſt geſehen, ſondern nur gehört haben, daß ſie nicht größer als zwölfjährige Knaben ſind. Geſetzt aber, ſagt Herr v. Bougainville, es wären jetzt keine Maſimbas (Matimbas) mehr vorhanden, ſo darf man nicht ſchließen, es habe nie keine gegeben, ſondern man muß vielmehr glauben, daß die durch ganz Afrika ſtreifende Nation der Jagas, die aus Menſchenfreſſern beſteht, ſie aufgezehrt haben müſſe. Wer wollte nicht dieſen ſtarken Glauben bewundern!

**) Hiſtoire de St. Domingue, Par le P. *Charlevoix*. *Paris*, 1730.

und Aethiopiern Pygmäen zu machen, wenn er gleich zugiebt, daß unter ihnen viele Leute von unanſehnlicher Statur befindlich ſind *). Ein Volk von Zwergen gab es nie; denn dergleichen verkümmerte Menſchen hat man durchgehends zur Fortpflanzung ihres Geſchlechts untüchtig und unfruchtbar befunden. Der Ausdruck: **kleine Leute**, deſſen ſich jene Schriftſteller bedienen, kann demnach nur eine ſolche Länge andeuten, die eher unter als über der bekannten mittleren Größe des Menſchen iſt. Faſt wird es mir jetzt unbegreiflich, wie man ein Volk von dieſen Dimenſionen mit den Homeriſchen Pygmäen hat verwechſeln können, die nach der Ableitung ihres Namens noch keine Elle hoch geweſen ſeyn müßten. Wollte man aber einwenden, dieſes kleine Maß ſey bloße poetiſche Uebertreibung, ſo möchte ich wiſſen, wie man Homers Gleichniß zu retten gedächte. Ein Männchen, ellenhoch, könnte leicht im Gefecht mit einem zweymal ſo großen Vogel den Kürzern ziehen; iſt aber das Verhältniß umgekehrt, ſo wäre es unvernünftig geweſen, den Vögeln einen Sieg zuzuſchreiben, den ſie unmöglich erringen konnten.

---

*) *Thevenot* voyage du Levant, l. II, c. 68.

Dieſe Schwierigkeit ſcheint gewiſſe Commentatoren verleitet zu haben, theils die Pygmäen ſelbſt wegzuläugnen, theils ihren Streit mit den Kranichen für eine Ungereimtheit zu halten. Zu den erſtern gehört **Strabo**, und hernach **Aldrovandi**, **Caſaubon**, **Scaliger**, **Spigel** und **Harduin** *); zu den letztern **Bochard** und **Iſaak Voß** **). Mit welchen vorgefaßten Begriffen einige von dieſen Gelehrten an ihre Unterſuchung gegangen ſind, kann man ſich ungefähr vorſtellen, wenn man den ſonſt ſo leichtgläubigen **Aldrovandi** hier ausrufen hört: er wolle nichts von den Händeln der Pygmäen und Kraniche glauben, wenn ſchon jemand eidlich bekräftige, daß er den Kampf mit angeſehen. Dies war gleichwohl der Mann, der es gegen Augenzeugen behaupten wollte, daß die Paradiesvögel keine Füße hätten, und den **Pigafetta** einen Fabelhans

---

*) *Strab.* geogr. l. I. et II. — Ulyſſ. *Aldrovandi* Ornitholog. l. XX. — *Iſ. Caſaubon.* in Strab. l. I. — *Jo. Scaligeri* Comm. in Ariſtot. hiſt. anim. l. VIII. — *Adr. Spigel* de corp. hum. fabrica. l. I. c. 7. — *Harduin.* in Plin. hiſt. nat. l. VI. c 22.

**) Geogr. ſacr. p. I. l. 2. c. 23. Hierozoic. p. 2. l. I. c 11.

ſchalt, weil er dieſen groben Irrthum widerlegte. Voſſens Uebereilung iſt noch lächerlicher; denn in der Hitze des Arguments behauptet er, es ſey im ganzen Afrika kein Kranich zu ſehen, wogegen er doch bey Alten und Neuern eine Menge von Zeugniſſen hätte nachleſen können, die es allerdings beſtätigen, daß ſich während unſers Winters die Kraniche in Aegypten und Lybien einfinden, und mit eintretendem Frühling wieder die Nordländer ſuchen *).

Allein was nöthigt uns überhaupt, unter den Pygmäen wirkliche Menſchen zu verſtehen, da der Sprachgebrauch den Homeriſchen Beynamen: Männer, ἄνδρες, bis zu menſchenähnlichen Weſen ausdehnt, und Herodot gewiſſe Geſchöpfe, die er ſelbſt unter die wilden Thiere zählt, ἄνδρες ἄγριοι, wilde Männer

---

*) *Aristot.* l. c. — *Euripid.* in Helena. — *Aristophan.* in Nubibus. — *Maximus Tyrius.* — Nouv. Mémoires des Miſſions du Levant, (Lettre du P. *Sicard.*) Tome VI. p. 238. 249. Tom. VII. p. 105. — Voyage en Egypte, par *Granger*, p. 238. — *Shaws* Travels et Obſ on Barbary and the Levant, *Oxf* 1738. fol. p. 433. — *Wansleb*, Relation d'un voy. fait en Egypte, p. 103.

nennt *)? So heißen auch bey uns einige Affen **Waldmenſchen**, bey den Engländern der Pavian **Mantyger**, und bei den Malayern der Elephant ſogar ein Menſch (**Orang**), wegen ſeines an Vernunft gränzenden Inſtinkts. In dieſem mehrfaſſenden Sinn alſo, nahm Albert der Große jenen Ausdruck, und wagte es zuerſt, die Pygmäen für eine Gattung von Affen zu halten **). Der gelehrte Engliſche Arzt und Zergliederer **Tyſon** gab dieſer Meinung Beyfall, und ſchmückte ſie mit vieler Gelehrſamkeit aus ***). Ihm ſcheint auch der vortreffliche Graf **von Büffon** beyzupflichten, wiewohl er ſeiner nicht erwähnt ****).

Der Krieg mit den Kranichen ſteht aber auch dieſer Auslegung im Wege; denn der gewöhnliche Aufenthalt dieſer Vögel iſt von dem der Affen ſo verſchieden, daß ſie bloß ein ſonderbarer Zufall an einen und denſelben Ort hätte bringen können. Die Affen ſcheuen das Waſſer, und halten ſich beſtändig im Trocknen,

---

*) *Herodot.* l. IV.

**) *Alb. Magni* de anim. l. I.

***) l. c.

****) Hiſtoire naturelle des Oiſeaux, Tome XIII. (ed. in 12.) p. 424.

in Wäldern, auf dickbelaubten Bäumen, und in Gebirgsgegenden auf. Die Kraniche hingegen mit ihren langen ſtelzenähnlichen Beinen hat die Natur zu Sumpfbewohnern beſtimmt, die ihre Nahrung in Aegypten an den ſchlammigen Ufern des Nils, in Geſellſchaft der Ibis und Reiherarten, ſuchen ſollen *). Der gänzliche Mangel an Wäldern in Aegypten iſt die Urſache, weswegen daſelbſt keine einzige Affenart einheimiſch iſt. In Aethiopien oder Habeſſinien giebt es beides, Waldungen und Affen; vielleicht geht auch der Zug der Kraniche bis dahin. Geſetzt aber, es wäre nun auch möglich, daß einige dieſer Vögel zu gleicher Zeit mit einer Affenfamilie das nämliche Reiß- oder Hirſenfeld plünderten, ſo ſcheint doch nichts weniger als Uneinigkeit zwiſchen ihnen, zumal zum Nachtheil der Affen, zu befürchten. Woher nähmen die furchtſamen Kraniche, die auf einem Beine ſtehend ſchlafen, und vom leiſeſten Geräuſch erwachen, ja bey der kleinſten Gefahr von ihrem Anführer das Signal zur Flucht erhalten, woher, ſage ich, nähmen ſie den Muth, einen Kampf mit den Affen zu wagen, oder

---

*) *P. Sicard* l. c.

wohl gar dieſe Thiere anzugreifen, die ungeachtet ihrer geringeren Höhe fürchterliche und grauſame Feinde ſeyn würden?

Diejenigen, welche die Pygmäen für Affen halten, ſcheinen dieſen Einwurf geahndet zu haben, indem ſie ihm dadurch auszuweichen ſuchen, daß ſie die wichtigſte und älteſte Stelle der Alten über die Pygmäen, ich meyne die im Homer, bey Seite ſetzen, und gleichſam ſtillſchweigend vorüber gehen, um die Beſtätigung ihrer Hypotheſe beym Megaſthenes und Oneſikrit hervorzuſuchen. Hier heißt es: die Pygmäen zögen an den Ocean, um ſich die Kranichs- und Repphühnereyer gut ſchmecken zu laſſen; ſie müßten aber mit dieſer Expedition eilen, damit ihnen die Vögel nicht zu mächtig würden. Hier glaubten ſie alſo die rechten Gewährsmänner aufgeſtellt zu haben, die ihre Sache in das vortheilhafteſte Licht ſetzen ſollten. Affen ſchlürfen gern Eyer; mithin ſind ſie es, die unter der jungen Brut der Kraniche jene Verheerung anrichten, und dieſe ſetzen ſich natürlicher Weiſe zur Wehr, um ihr Theuerſtes in der Welt, ihre Nachkommenſchaft, zu beſchützen. Zwar verſetzen die ebengenannten Schriftſteller die Scenen des Krieges in den Norden von Indien, jenſeits der Quellen des Ganges, und über die Leute ohne Mund (ἄστομοι) hinaus*); doch was thut man nicht aus Liebe zur Hypotheſe? Unſere Ausleger tragen kein Bedenken, ähnliche Auftritte in Afrika für möglich zu halten, und es bliebe uns nichts übrig, als ihnen in allen Stücken beyzutreten, ſtände nicht unſerer Vereinigung die unüberwindliche Schwierigkeit im Wege, daß die Kraniche nur in Norden brüten, und folglich in Aethiopien keine Kranichseyer zu holen ſind. So fällt alſo auch dieſe Veranlaſſung zum Streite daſelbſt weg, und das Gleichniß des alten Mäoniden bleibt annoch ein Räthſel.

Paul Jovius, **Olaus Magnus**, **Olaus Rudbeck** und noch einige Schweden**) ließen ebenfalls den Homer in guter Ruhe, und hielten ihre Lappländer, Samojeden und Grönländer für die Pygmäen des Megaſthenes, deren Widder und Ziegenböcke dann nichts an-

---

*) *Plin.* hiſt. nat. l. VII. c. 2.

**) *Paul. Jov.* Moſcov. legat. p. 123. *Ol. Magn.* gent. ſeptentr. Epitom. l. IV. c. 11. — *Rudbeck* Atlant. III. c. 6. & 10. — *Esberg* Diſſ. de Pygmaeis, reſp. Dan. Hodell, (Upſal. 1703. 12.)

ders als Rennthiere ſeyn konnten. In der That hat auch Euſtachius die Pygmäen im Norden, Thule gegenüber, geſucht *). Die Geſchichtchen, welche Megaſthenes nebſt andern Griechiſchen Reiſenden von den Pygmäen in Indien, oder vielmehr über Indien hinaus, in der jetzigen Tatarey, erzählen, ſind vielleicht ſo gänzlich nicht aus der Luft gegriffen, daß nicht eins und das andere Faktum die nordiſchen Völker betreffend, dabey zum Grunde liegen könnte **). Es wäre nicht unmöglich, daß ſie von einem Volke im Norden, kleiner Statur, das von der Jagd lebte, und Rennthiere zum Fuhrwerk brauchte, einige Nachricht erſchnappt haben könnten, die ihrer Einbildungskraft hinreichenden Stoff verlieh, von einem ſo beliebten Gegenſtande der Griechiſchen Jden-

---

*) *Euſtath.* in Homer. l. γ΄. Tom. II. p. 809. (Florent. 1732. fol.)

**) Perrault und Herr v. Büffon bemerken unter andern, daß die oben angeführten Rebhühner des Oneſikrit, die ſo groß als Gänſe geweſen ſeyn ſollen, wahrſcheinlich Trappen geweſen ſind. Mém. pour servir à l'hiſt. des animaux, Tom. II. p. 102. Hiſt. nat. des Oiſeaux, Tom. III. p. 26. (in 12mo.)

gier, wie die Pygmäen geweſen ſeyn müſſen, ausführlichen Bericht zu erſinnen. Alles ſcheint den Griechen willkommen geweſen zu ſeyn, was ihnen über eine ſo wichtige Stelle ihres vaterländiſchen Dichters Aufſchlüſſe zu geben verſprach. Oft konnte auch der Mangel einer gründlichen Kenntniß der ausländiſchen Sprachen Schuld an Mißverſtändniſſen ſeyn, wodurch Dinge, die an ſich nichts weniger als ungegründet waren, ein fabelhaftes Anſehen erhielten. Wer einen Pavian geſehen hat, wird ſich leicht in des Kteſias Beſchreibung der bellenden Menſchen mit dem Hundsgeſichte zu finden wiſſen, zumal wenn er dasjenige gehörig abſondert, was die Bernſteinhändler (vermuthlich eine nomadiſche Tatarnhorde) zu betreffen ſcheint. So kann man auch leicht begreifen, was Eudoxus mit ſeinen Struthopoden *) ſagen will, wenn man damit die Nachrichten der Neuern von den kleinen verſtümmelten Füßen des Chineſiſchen Frauenzimmers vergleicht **). Mißver-

---

*) *Plin.* hiſt. nat. l. VII. c. 2.

**) Noch ganz neuerlich hat ein Reiſender zu Malakka folgende Bemerkung gemacht: „Noch ſtand, oder eine entfernte Aehnlichkeit gewiſſer Völkernamen mit Griechiſchen Wörtern, gab vielleicht auch die erſte Veranlaſſung zu jener Fabel, welche die Pygmäen nach Thrazien und an die Donau verſetzte. Die Einwohner von Kattuza, ſagt der Byzantiner *), hatten ehemals in Karien gewohnt, und die Karier pflegten ſie Tuſſylier (τετσυλοι) zu nennen. Ein Grieche durfte ſichs nur einfallen laſſen, hier eine Aehnlichkeit mit dem alten Worte τυτθος (klein) zu finden, ſo hatte ſein Pygmäen-Märchen einen etymologiſchen Grund. Was man bey den verſengten Aethiopen lange umſonſt geſucht hatte, fand man hernach gemeiniglich bey den Hyperboreern.

Aus dem, was ich bisher geſagt habe, läßt ſich einigermaßen die Entſtehung der ſpätern Nachrichten von den Pygmäen erklären;

---

giebt es tiefer im Lande eine Art Menſchen, deren Füße eine ganz entgegengeſetzte Stellung mit den unſrigen haben ſollen.“ Sonnerats Reiſe nach Oſtindien und China, 2ter Theil, S. 83. Wer denkt hier nicht an die homines aversis plantis des Megaſthenes? *Plin.* l. c.

*) *Steph. Byzant.* l. c.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

allein da man, wie es ſcheint, eben dieſe Nachrichten lediglich dem Wunſche der Alten, die dunkle Stelle Homers erläutert zu ſehen, zu verdanken hat, ohne daß ſie dieſen Zweck damit erreicht hätten, ſo bleibt jetzt nur noch zu unterſuchen übrig, ob nicht jemand unter den Neuern einen glücklichern Weg eingeſchlagen haben möchte. Das Auszeichnende in dem Gleichniſſe, deſſen ſich Homer bedient, der Umſtand, daß ſein Werk das älteſte Denkmahl Griechiſcher Dichtkunſt, zugleich das allerwichtigſte iſt, in dem ein ſolcher Ausdruck vorkommen konnte, und die unausbleibliche Folgerung aus allem dieſem, und aus der bekannten Genauigkeit und Beobachtung des Wahrſcheinlichen und Naturgemäßen, die den Homeriſchen Charakter ausmachen, daß nehmlich der Dichter nicht ohne hinreichende Veranlaſſung ſich dieſes ſo auffallenden und unerwarteten Bildes bedient haben könne: — dies ſind entſcheidende Bewegungsgründe, bey jenen unzuläßlichen, unvollkommenen und unnatürlichen Auslegungen nicht ſtehen zu bleiben. Vielleicht bin ich ſo glücklich, zum Beſchluß meines Aufſatzes die Muthmaßung eines ſehr gelehrten Mannes über dieſen Gegenſtand ſo zu beleuchten, daß ſie ſich allgemein den Beyfall erwirbt, den ſie mir abgewonnen hat.

Die Götterlehre und die gottesdienſtlichen Uebungen der Aegyptier, bezogen ſich genau auf die phyſiſche Beſchaffenheit ihres Landes. Dies iſt eine von den ſcharfſinnigſten Philoſophen anerkannte Wahrheit. Die verſchiedenen Erſcheinungen am Sternhimmel, welche die Veränderung der Jahreszeiten mit ſich brachte, die Veränderungen, die auf der Oberfläche der Erde, nach Maßgabe der Entfernung oder Nähe der Sonne, vorgingen, und die Naturgeſchichte Aegyptens, in ſo fern ſie auf phyſiſche und moraliſche Wohlfahrt der Einwohner Einfluß haben konnte: dies war der Inhalt jener geheim gehaltenen Lehren, welche ihre ſonſt ſo unſinnig ſcheinende Religion in ein zwar verwickeltes, aber dennoch für damalige Zeiten vernünftiges Syſtem auflöſten, und vermittelſt einer ſinnreichen und vielfaſſenden Deutung, ein helles Licht über die Hieroglyphen verbreiteten. Unter andern war der Nil, von deſſen Anwuchs und Abnahme die Erhaltung des Volkes beynahe lediglich abhing, ein Hauptgegenſtand ihrer

Beobachtungen, und der damit verknüpften religiöſen Achtung. Man betete ihn als eine Gottheit an, man ſtellte ihn in Bildern ſymboliſch vor, und ſogar ſeine Veränderungen wurden durch allegoriſche Gemälde bezeichnet. Sechzehn Ellen (cubitus) hoch, ſagt **Plinius** *), mußte das Waſſer in der Gegend von Memphis ſteigen, wenn der Strom die Felder mit ſeinem fruchtbaren Schlamme hinlänglich düngen ſollte. Dieſe Zahl war ſo beſtimmt, und ſo allgemein als die fruchtbarſte angenommen, daß ſie auf einigen Münzen Hadrians vorkommt, die den Nil in einer niedrigen Stellung abbilden. **Plinius** ſowohl als **Philoſtrat** **) erwähnen auch einer alten Gruppe von Baſalt, woſelbſt der Nil von ſechzehn kleinen Knaben umgeben iſt, die um ihn her ſpielen, und wodurch man ohne allen Zweifel eben ſo viele Ellen Waſſer hat andeuten wollen. Beym **Philoſtrat** heißen dieſe Knaben, von ihrer Höhe: πηχεις, cubitales. In der Sammlung von antiken Marmorn im Vatikan befindet ſich noch jetzt eine ſolche allegoriſche Gruppe, welche Montfaucon genau beſchreibt ***). Die Aegyptiſchen Prieſter, die alles perſonifizirten, bey denen die Sonne, der Mond, die Winde, ja die ganze Natur in menſchlicher Geſtalt verehrt wurden, hatten alſo auch den Nil und die ſechzehn Ellen Waſſer, mit denen er ſich jährlich in das flache Land ergoß, auf eine ähnliche Art unter dem Bilde eines Menſchen und ſechzehn ihn umgebender Knaben vorgeſtellt. Den cubitus, die Elle, oder das Maß, deſſen man ſich beym Niloſkop bediente, nannten ſie in ihrer Sprache Pi-mahi. Dies alles zuſammen genommen, bewog den gelehrten **Jablonski** und den **Kanonikus Pauw** *), die ſo berühmt gewordenen Pygmäen für eben dieſe Pi-mahi, oder Ellen des anſchwellenden Nils zu halten, welche die Aegyptiſche Prieſterſchaft unter der Hieroglyphe von eben ſo vielen kleinen Knaben darzuſtellen pflegte. Nichts iſt leichter, als nach dieſer Vorausſetzung den Krieg mit den Kranichen zu erklären, und auch zu begreifen, warum ſie gegen ihre wehrloſen Feinde obſiegen müſſen. Im Monath November hat das Waſſer in Aegypten ſo weit abgenommen, daß man mit der Ausſaat den Anfang machen kann; und zu eben dieſer Jahreszeit treffen die Kraniche nebſt andern

---

*) Hiſt. nat. l. XXXVI. c. XI.

**) *Plin.* l. c.

***) Journal d'Italie chap. XX. p. 278.

---

*) Pantheon Aegyptior — Récherches philoſophiques ſur les Egyptiens et les Chinois.

Zugvögeln aus dem Norden daſelbſt ein, um ihre Nahrung im zurückgelaſſenen Schlamme des Fluſſes zu ſuchen. Den Pygmäen den Tod bringen, heißt alſo nichts anders als in eben dem Maße, wie das Waſſer ſich zurückzieht, daſſelbe gleichſam verfolgen, und dem Bette des Fluſſes immer näher treten. Aethiopien iſt das Vaterland der Pygmäen; denn dorther ſtrömen alle die Gewäſſer, welche den Nil ſo majeſtätiſch über das ganze Aegypten ausbreiten: vielleicht ſchrieb man ſogar in den älteſten Zeiten dieſe jährliche Ueberſchwemmung dem Austreten des Oceans zu, welchen man ſich gegen Süden viel näher dachte, als er wirklich liegt. Ob Homer ſelbſt in Aegypten geweſen, ob er dieſen Schlüſſel der allegoriſchen Pygmäenfabel gekannt, oder ob er bloß die Fabel, wie ſie zu ſeiner Zeit bereits in Griechenland ohne Auslegung von Mund zu Mund fliegen mochte, als ein paſſendes Bild ſeinem unſterblichen Werke einverleibt habe, kann uns nunmehr völlig gleich gelten. Außer dem Vortheile, der bey dieſer Erläuterung Statt findet, daß ſich dadurch alles natürlich, ohne dem kleinſten Nebenumſtande Gewalt anzuthun, entwickeln und auflöſen läßt, hat ſie vor allen andern noch den Vorzug voraus, daß ſie ein Märchen im Philoſtrat erklärt, welches man ihm ſonſt als eine Ungereimtheit vorzurücken pflegte *). Herkules, ſagt er, hatte ſich, nachdem er den Antäus überwunden, in Lybien ſchlafen gelegt, als ihn ein ganzes Heer von Pygmäen überfiel, und förmlich anzugreifen wagte. Ein Phalanx beſetzt die linke, und zwey die rechte Hand; die Schützen und Schleuderer belagern die Füße, und der König mit dem Kern der Truppen läuft Sturm gegen den Kopf. Sie verbrennen ſeine Haare, wollen ihm die Augen auskratzen, und Naſe und Mund mit Klappen verſchließen; aber alle ihre Angriffe ſind fruchtlos, und endigen ſich damit, daß er erwacht, ihrer ſpottet, ſie in die nemäiſche Löwenhaut einpackt, und dem Euriſthenes bringt. Ich weiß nicht, ob Swift zufälliger Weiſe die erſte Idee zu ſeinem ſchönen Märchen von Gulliver und Lilliput etwa aus dieſer Fabel geſchöpft haben könnte; allein ſo viel iſt ausgemacht, daß man bis jetzt nicht hat begreifen können, wie die Pygmäen in die Händel des Herkules und Antäus verflochten worden ſind. Die aegyptiſche Mythologie giebt auch hier die einzige erträgliche Auskunft. Jablonski hat gezeigt, daß der Erdenſohn Antäus dieſelbe Gottheit, die bey den Aegyptiern auch Mendes hieß, und in der Geſtalt

---

*) *Philoſtr.* Icon. lib. II.

eines Ziegenbocks verehrt wurde, ungefähr wie der Griechiſche Pan, die lebendige hervorbringende Kraft der Natur bedeutete. Herkules hingegen bedeutete die Sonne, wie dieſes aus der Uebereinſtimmung der zwölf Arbeiten mit den Zeichen des Thierkreiſes erhellt. Die Fabel, welche Philoſtrat uns aufbewahrt hat, ſcheint demnach einen Theil des (ſcheinbaren) jährlichen Umlaufs der Sonne durch den Thierkreis allegoriſch darzuſtellen. Herkules kämpft mit dem Antäus und erlegt ihn; oder, mit andern Worten, die Sonne wird immer wirkſamer, indem ſie ſich dem Sommer-Solſtitio nähert: die Früchte reifen, die Halme verdorren, die vegetirende Kraft der Natur ſtirbt gleichſam ab. Jetzt ſchläft Herkules ein, die Pygmäen greifen ihn an, und gedenken ihn umzubringen; er aber ſteht unverletzt wieder auf, und führt ſie in der Löwenhaut gefangen. Sobald nehmlich die Ernte vorbey iſt, und die Sonnenwende des Sommers eintreten will, ſo fängt auch ſchon das Waſſer an zu ſteigen; die Sonne geht in die ſüdliche Halbkugel hinab, verliert ihre Wirkſamkeit, ſchläft ſo zu ſagen ein, indeß die Höhe des Nils ſich von einer Elle zur andern vermehrt. Zuletzt iſt ganz Aegypten unter Waſſer, und die Sonne, welche ſich bis an den entgegengeſetzten Wendekreis entfernt hat, ſcheint nicht mehr zurückkehren zu können. Gleichwohl erwacht ſie nun wieder mit ihrer ganzen Stärke, und nimmt die Pygmäen, d. i. die ausgetretenen Waſſer, mit ſich hinweg. Nimmt man auch mit Dupuis *) an, daß die Zeichen des Thierkreiſes, welche in Aegypten erfunden worden ſind, ehedem in einer der unſrigen entgegengeſetzten Ordnung geſtellt zu werden pflegten, dergeſtalt, daß der Steinbock die Sonnenwende des Sommers bezeichnete, ſo iſt der Eintritt der Sonne in dieſes Zeichen, wodurch es unſichtbar wird, ebenfalls der Tod des unter einem Bock verehrten Antäus; worauf ſich die Sonne wieder nach dem Aequator wendet und unwirkſamer wird, je kürzer die Tage werden. Vielleicht beziehen ſich ſogar die verſchiedenen Angriffe der Pygmäen auf die nach einander folgende Erſcheinung verſchiedner Sternbilder am Himmel, da ſich die ſinnreiche Hypotheſe, daß die Erfinder der Sphäre die jährlichen phyſiſchen Ereigniſſe ihres Vaterlandes durch dieſe Hieroglyphen des Firmaments ausgedrückt haben, immer mehr zu beſtätigen ſcheint.

---

*) Mémoire ſur l'origine des Conſtellations, extrait de l'Aſtronomie de M. *de la Lande*, Tome IV. (*Paris* 1781. 4to.)

V.

Ueber
hiſtoriſche Glaubwürdigkeit.

(Vorrede zu Beniowsky's Memoiren.)

— Splendide mendax —

Der Engliſche Herausgeber dieſes Werks hat über den Grad der Glaubwürdigkeit, den die darin enthaltenen Nachrichten verdienen, nach den vor ihm liegenden Urkunden und Belägen, manches angeführt, was den Leſer in den richtigen Geſichtspunkt verſetzt. Sehr weislich unterſcheidet er die innere Glaubwürdigkeit von jener äußeren, die aus Nebenzeugniſſen hergeleitet werden kann; und mit großer Behutſamkeit führt er den Beweis, daß die vorhandenen Nebenzeugniſſe die eignen Nachrichten des Grafen Benyowsky entweder beſtätigen, oder da, wo ſie ihnen zuwider zu laufen ſcheinen, wirklich mangelhaft und in ſo fern alſo verwerflich ſind.

Von der inneren Evidenz kann man nur alsdann urtheilen, wenn man dem Verfaſſer durch alle Labyrinthe ſeines Schickſals gefolgt iſt; und weil die Verwickelungen hier ſo mannigfaltig ſind, dürften auch wohl die Urtheile ſehr verſchieden ausfallen, ob es mir gleich nicht ganz unmöglich ſcheint, ſie auf etwas allgemein Befriedigendes zurück zu führen. Nähere, beſtimmtere Nachrichten von Ländern, die wir noch wenig kennen, allenfalls auch Documente aus Rußland und Frankreich, können über das Ganze der hier erzählten merkwürdigen Begebenheiten künftig ein neues Licht aufſtecken. Bis dahin müſſen wir uns begnügen, nach der Analogie deſſen, was wir ſchon von jenen Gegenden wiſſen, das vor uns Liegende zu prüfen, und, je nachdem uns unſre Vorkenntniſſe und unſer Vertrauen ſtimmen, entweder es anzunehmen oder zu verwerfen. Ein Datum indeſſen, worauf man bey der Beſtimmung der inneren Glaubwürdigkeit vorzüglich Rückſicht zu nehmen hat, iſt der Charakter des Verfaſſers, der ſich ſelbſt aus ſeinen Schriften entwickeln läßt.

Die Männer von Benyowskys Art ſind zuverläſſig in unſerm Zeitalter ungewöhnliche Erſcheinungen. Wir nehmen nur die unbezweifelten Hauptpunkte ſeines Lebenslaufs, die ſich auch durch alle Nebenzeugniſſe beſtätigen, zuſammen: daß er in Pohlen ein Parthey-gänger der Conföderirten war, in Ruſſiſche Gefangenſchaft gerieth und nach Kamtſchatka verwieſen ward; dort im Bunde mit mehreren Verbannten das kühne Vorhaben nach China zu entrinnen, mit gewaffneter Hand und gegen unzählige, leicht begreifliche, aber faſt unüberwindliche Schwierigkeiten ankämpfend, vollführte; ſodann in Franzöſiſchen Dienſten eine Niederlaſſung auf Madagaskar ins Werk richtete, und endlich, mit dem ungeheuren Plan, dieſe große Inſel zu einem unabhängigen, geſitteten Staate zu organiſiren, dahin zurückkehrte, und als Märtyrer ſeines emporſtrebenden Geiſtes fiel: ſo haben wir ſchon einen Maßſtab, womit man wahrlich keine Zwerge mißt. Das Beharren und Ausdauern, neben der raſtloſen Geſchäftigkeit, der Unerſchöpflichkeit an Rettungsmitteln und neuen Entwürfen, dem Feuereifer für ſeine Abſichten, der beſtändigen Rückſicht und Sorge für Anderer Wohl, dem zum Anführer ſtempelnden public spirit, der Gewandtheit im Betragen, der Unerſchrockenheit in Gefahren, der Strenge und dem gebietenden Uebergewicht: — dieſe Eigenſchaften zeugen von einem ſeltenen Kraftmaße, welches zu großen Aeußerungen, zur Bezwingung ſolcher Hinderniſſe, die dem gewöhnlichen Menſchen Ziel und Schranken ſetzen, beſtimmt zu ſeyn ſchien.

Ich läugne es nicht, daß die wahre Größe noch einen Hauptzug an ihrer Stirne trägt, den wir an den Männern von dem hier geſchilderten Charakter vermiſſen; ich meyne jenes einfache, reine, edle Gefühl, welches die Selbſtachtung nicht nach beſiegten äußerlichen Hinderniſſen abmißt, ſondern in das Bewußtſeyn einer unbefleckten Reinheit der Abſichten und einer nicht minder belohnenden Reinheit in der Wahl der Mittel ſetzt. Dieſe gehaltene Größe iſt es nur, die immerdar wie die Sonne wohlthätig leuchtet, und, wie ſie, von ihrer gemeſſenen Bahn nie entweicht, da hingegen die rohe Kraft dem Orkane gleicht, der ſeinen Weg mit außerordentlichen Wirkungen bezeichnet, in ſeiner excentriſchen Richtung unaufhaltſam, zerſtört was ſich ihm widerſetzt, und brauſet und tobt, bis er plötzlich verſchwindet. Allein weit weniger als der große Mann bey ſich ſelbſt zu verantworten hat, darf die Welt an ihn fordern, und wo er ſich ſelbſt verurtheilt, muß ſie ihn vielleicht noch bewundern. Darum wäre es auch ungerecht, von jenen minder großen Menſchen, die das

Gefühl ihrer eignen Kraft nicht zügeln können, ſondern von ihm zu leidenſchaftlichen Handlungen angefeuert werden, ein allzu ſtrenges Urtheil zu fällen. Vieles rechtfertigt, manches entſchuldigt wenigſtens, die Lage, in welche ſie gerathen können. Wir ſind nur allzuſehr geneigt, die Regel, die uns zur Richtſchnur dient, auch jenen, von einem unbändigeren Geiſte getriebenen Menſchen vorzuſchreiben, und ſie darnach zu richten, wenn wir nicht gar ſo unbillig ſind, nach poſitiven Geſetzen, die wir ſelbſt nicht befolgen, ihre Handlungen abzuwägen. Sollten wir nicht vielmehr bedenken, daß verſchiedene Miſchungen und Organiſationen auch ganz verſchieden wirken müſſen, und daß in der Schöpfung das Feuer ſo unentbehrlich wie ein jedes anderes Element iſt, wenn ſchon ſeine Verwüſtungen furchtbarer ſind?

Es iſt hier nicht der Ort, den Nachtheil, welcher für die Menſchheit aus der allzugroßen Ausdehnung des Poſitiven im Handeln und Denken entſpringt, weitläuftig aus einander zu ſetzen, ob es gleich zu keiner Zeit nöthiger war, als eben jetzt, an dieſe wichtige Wahrheit fleißig zu erinnern. Je feſter wir uns durch immer mehr ins Kleine gehende Beſtimmungen an einen Mechanismus binden, deſto mehr von unſerer Eigenthümlichkeit geht verloren; je weniger Spielraum unſerer Spontaneität übrig bleibt, deſto matter werden ihre Wirkungen, auf denen doch einzig und allein die Würdigkeit eines jeden Einzelnen beruhet. Wir empören uns gegen die Feſſeln, welche die Theokratieen und Hierarchieen unſerem Geiſte ſchmiedeten; allein die minutiöſe Geſetzgebung iſt dem eigenen Handeln, und eine jede dogmatiſirende Philoſophie dem eigenen Denken nicht minder gefährlich. Wie kleinlich und verächtlich erſcheint uns nicht der Charakter der Chineſer, weil ſie ihr Leben mit der Erlernung einer bis auf die unbedeutendſten Armſeligkeiten vorherbeſtimmten und zur allgemeinen unverbrüchlichen Obſervanz vorgeſchriebenen Lebensordnung hinbringen müſſen? Welche Geiſtesgröße iſt da noch möglich, wo es niemandes Willkühr überlaſſen bleibt, wie tief er ſich bücken, zu welcher Stunde er fröhlich oder traurig, in oder außer dem Hauſe ſeyn ſoll, und was des thörichten conventionellen Zwanges mehr iſt! Können wir es uns verhehlen, daß der gänzliche Stillſtand aller eigenthümlichen Wirkſamkeit, der ſogar in der Behandlung mechaniſcher Künſte dort ſichtbar iſt, aus dieſem Maſchinenbildenden Zwang entſprießt? Gleichwohl eilen unſere Gelehrten unvermerkt demſelben Ziele zu, indem ſie uns von allen Seiten her durch genauere Beſtimmungen enger einſchließen und die eigene Urtheilskraft durch allgemein gültige Formeln in Schlaf wiegen wollen. An unſer kleinfügiges Fachwerk gewöhnt, das unſerer Thätigkeit, unſerer Denkkraft, unſerer Phantaſie die Flügel beſchneidet, mit denen ſie ſich ins Unermeſſene ausbreiten konnten, gelangen wir dann bald dahin, alles Größere für ungeheuer, alles Ungewöhnliche für unglaublich zu halten. Ich habe Leute von Kopf gekannt, die an Wilſons Schiffbruch und Rettung auf den Pelew-Inſeln einen Roman zu leſen glaubten, weil die einfache Güte der Menſchen, die darin geſchildert wird, ihres Bedünkens außer den Gränzen der Wirklichkeit lag; ich habe in London ſelbſt an der Wahrheitsliebe des ehrlichen Kapitains Bligh zweifeln hören, weil man ſichs nicht zutraute, wie er und ſeine Leute hungern zu können; ich habe Philoſophen dort geſprochen, die ſichs nicht überreden konnten, daß **Bruce** in Abyſſinien geweſen ſey, weil ſie meynten, das Verdienſt müſſe nun allemal beſcheiden ſeyn. Allein, was wir können und nicht können, iſt gewiß ein trüglicher Maßſtab für die Möglichkeit fremder Thaten.

Dem Grafen **Benyowsky** wird es nicht beſſer, als den Herren **Wilſon**, **Bligh** und **Bruce** ergehen. Schon erſehe ich, aus den verſchiedenen über ſeine Schrift gefällten Urtheilen, daß ein jeder etwas anderes für das Unwahrſcheinlichſte darin hält. Der Eine findet die Liebesgeſchichte mit der ſchönen Aphanaſia problematiſch; der Andere zweifelt, ob der Erzählung ſeiner Flucht aus Kamtſchatka zu trauen ſey; ein Dritter wundert ſich, daß ihm die Propheten überall ſo günſtig ſind; ein Vierter will nicht glauben, daß ihm alles in Japan, Formoſa und Madagaskar ſo glücklich von Statten gegangen ſey. Wenn es aber nur wahr iſt, daß Aphanaſia mitgegangen, daß die Flucht nach einem gewaltſamen Kampfe der Ruſſiſchen Truppen zu Bolſcheretzk bewerkſtelligt worden, daß endlich die Madagaskariſchen Völker den Grafen zu ihrem Oberhaupte gewählt haben, — und dies alles läßt ſich

nicht

nicht bezweifeln, — ſo dürfte man mit einiger Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß der erſte Kritiker vielleicht in Liebespein unerfahren, die Wirkung einer heftigen Leidenſchaft nicht habe berechnen können, der zweyte ſich den Muth nicht zugetraut habe, Seiner Excellenz, dem Herrn Gouverneur den Kopf zu ſpalten, der dritte von der Redlichkeit der Propheten zu vortheilhafte Begriffe gehabt, und der vierte in ſeinem Leben mehr vereitelte als gelungene Plane gezählt habe.

Groß und außerordentlich, wenn gleich nicht von der erſten, erhabenſten Größe, bleibt, nach allem bisher Geſagten zu ſchließen, **Benyowskys** wilde Laufbahn. Sein feuriger Geiſt, ſein ſtarker Wille, ſeine Entſchloſſenheit, liegen als-ſo viel unwiderlegliche Beweiſe einer alles überwältigenden Selbſtheit in ſeinen Tagebüchern klar aufgedeckt. Er nimmt ſich nicht die Mühe, ſcheint es ſeiner Aufmerkſamkeit nicht werth zu achten, ſich anders als er war, zu zeigen, und iſt nirgends darauf bedacht, ſich dem Vorwurf einer allzu ſorgloſen Wahl der Mittel zu ſeinen Zwecken zu entziehen. Wenn man ihm vorwerfen kann, daß er die Vorurtheile und Schwachheiten Anderer benutzt, hingegen ſich ſelbſt über alle Bedenklichkeiten leicht hinaus ſetzt, daß er immerfort ſich huldigen und Eide ablegen läßt, zugleich aber mit ſeinen eignen Eidſchwüren nur ſein Spiel zu treiben ſcheint; daß er, je nachdem es ſeine Abſichten erheiſchen, bald dieſe, bald jene Geſtalt annimmt, jetzt Polniſcher General, jetzt Fürſtendiener, jetzt beſoldeter Schachſpieler, jetzt wieder unabhängiger, von allen geſellſchaftlichen Verträgen losgebundener Menſch iſt: ſo iſt ja der Stoff zu allen dieſen Beſchuldigungen aus ſeinen eignen unverholenen Aeußerungen entlehnt. Rouſſeau beurtheilte, ſeine eigenen Fehltritte mit unerbittlicher Strenge; bey dem Bewußtſeyn gegen beſſeres Wiſſen und Empfinden gehandelt zu haben, ſuchte er eine Beruhigung darin, ſeine Vergehungen öffentlich und reumüthig zu bekennen. Wir bewundern dieſe Offenherzigkeit: uns entzückt und beſticht das Zutrauen, womit die große Seele ſich uns Preis giebt, und ſollte er uns auch auf jeder Seite ſeiner Geſtändniſſe deutlich merken laſſen, daß er in dieſem Werke ſeiner Eigenliebe gerade das größte Opfer bringt. Iſt denn nun einem Manne, der in der Subtiliſirung ſeiner Gefühle noch nicht bis zu der Entdeckung gekommen war, daß man ſich über alle anderen Sterblichen hinausſchwingt, indem man ſich ſelbſt zu läſtern und herabzuwürdigen wagt. iſt dem nicht wenigſtens Glaube beyzumeſſen, wenn er Thaten von ſich erzählt, deren Moralität uns zweydeutig, ihm aber nicht einmal verdächtig ſcheint?

Nehmen wir nun die Gründe zuſammen, die im Vorhergehenden entwickelt vor uns liegen: einmal, daß das Alltägliche, woran wir gewöhnt ſind, uns nicht verleiten muß, etwas Außerordentliches, bloß darum, weil es nicht von uns und unſeres Gleichen geſchah, zu bezweifeln; ſodann, daß Benyowskys Charakter wirklich ſchon nach dem bloßen Umriß ſeines Lebenslaufs zu urtheilen, für die Möglichkeit ungewöhnlicher Thaten bürgt, und drittens, daß in ſeiner Freymüthigkeit, die ſogar ein nachtheiliges Licht über die Moralität ſeiner Handlungen verbreitet, ein neuer Grad von Wahrſcheinlichkeit liegt: ſo hätte, wie mich dünkt, die innere Glaubwürdigkeit ſeiner Erzählung ein nicht geringes Gewicht erhalten. Ich bin indeſſen weit entfernt, jedem einzelnen Zuge ſeiner Denkwürdigkeiten ein gleiches, und am wenigſten ein unbedingtes Zutrauen zu erbitten, oder auch nur ſelbſt zu bezeigen. Dieſelbe Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, die ihn als Schriftſteller von vorſetzlicher Untreue bey mir los ſpricht, läßt mich vermuthen, daß manches ſeiner Feder entfloſſen ſeyn könne, was theils ſeine Phantaſie bis zur Selbſttäuſchung gefaßt, theils ſein Gedächtniß ihm unvollkommen aufbewahrt haben kann. So hat ſchon der Engliſche Herausgeber angemerkt, daß der Graf an einer Stelle die Begebenheiten dreyer Tage in Einen zuſammendrängt, und ſo erkläre ich mir auch hin und wieder das Wunderbare, was manchem noch außer den erweiterten Gränzen des Möglichen und Wahrſcheinlichen, die ich hier abſtecke, zu liegen ſcheinen wird. Mich dünkt, eben dieſe Billigkeit hätte das Publicum bereits gegen Benyowskys berühmten Pendant, den Wunderthäter Trenk bewieſen, deſſen Schickſale mit denen unſers Grafen wirklich eben ſo viel Analogie verrathen, als ſich in ihrem Temperament, Kraftmaß und Charakter Uebereinſtimmendes findet. Man kennt mehrere Beyſpiele von Männern, die mit einer äußerſt lebhaften, ſtarken Einbildungskraft begabt, gewiſſe

Bilder und Dichtungen ſo innig empfingen, daß ſie ihnen zuletzt auch objektive Realität zugeſtanden; man weiß, daß die muntern Erzähler gewiſſer Abentheuer nach öftrer Wiederholung endlich an ihrer hiſtoriſchen Wahrheit nicht länger zweifeln, und der angenehmen Unterhaltung iſt es der beſcheidene und geſittete Zuhörer ſchuldig, wenigſtens zu bewundern, was er nicht glauben kann. Trenks übermenſchlichen Leiden und Thaten hat man noch mehr als Bewunderung dargebracht; man hat ihnen Glauben beygemeſſen, man hat ihnen Thränen gezollt — ja ſie haben die Kritik ſelbſt entwaffnet, und einem jener Ungläubigen, der Benjowskys weit wahrſcheinlichere Wunder und die Prophezeiungen der Negerinnen bezweifelt, die unbedingteſte, ſchwärmeriſchſte Theilnahme entlockt! Ich unterſuche ſorgfältig, was einen ſo großen Unterſchied in der Beurtheilung der Abentheuer zweyer ſich ſo ähnlichen Männer veranlaßt haben könne, und finde nur die Verſchiedenheit des Schauplatzes, die dabey in Anſchlag kommt. Allerdings: wo von zwey Männern, einer am entfernteſten Rande von Aſien und Afrika, der andere hingegen vor unſern Augen, mitten in Deutſchland erlebte Begebenheiten erzählt, da ſcheint dem Letztern ein Grad der Glaubwürdigkeit mehr ſchon aus der leichter möglichen Widerlegung zukommen zu müſſen, wenn man ihm nicht etwa eine dreiſtere Stirn zuſchreiben mag.

Ich würde indeſſen gegen den Grafen Benyowsky nicht einmal mit gewöhnlicher Billigkeit verfahren wenn ich unerörtert ließe, von welcher Art die Stellen ſind, wobey man ſeiner Einbildungskraft vielleicht Schuld geben möchte, daß ſie der Wahrheit ihre verſchönernden Farben verliehen habe. Der Theil ſeiner Erzählung, welcher geographiſche Data enthält, die Beſchaffenheit der verſchiedenen von ihm beſuchten Länder und ihrer merkwürdigſten Produkte beſchreibt, die Sitten der Menſchen ſchildert, mit Einem Worte, das eigentlich ſo genannte Nützliche ſeines Werkes erweckt auch nicht den mindeſten Verdacht einer andern Unrichtigkeit, als derjenigen, welcher alles menſchliche Beginnen unterworfen iſt, nämlich einer ſolchen, die aus der Unvollkommenheit unſeres Wiſſens und den mangelhaften Berichten Anderer entſpringt. Benyowsky irrt ſich zum Beyſpiel, wenn er glaubt, bis in die Meerenge gekommen zu ſeyn, welche das nordöſtliche Aſien von dem nordweſtlichen Amerika trennt, indem er ſich, durch einen in jenen Nebelländern ſehr verzeihlichen Irrthum, wirklich nur zwiſchen dem Lande von Aſien und den Clerkes Inſeln befand. Seine hiſtoriſchen Nachrichten von den verſchiedenen Unternehmungen der Ruſſiſchen Rauchhändler in Kamtſchatka, das feſte Land von Amerika und die vor demſelben liegenden Inſeln zu entdecken, ſind unvollſtändiger als diejenigen, welche Coxe bereits nach authentiſchen Quellen geliefert hat, weil die Archive zu Bolſcherezk und vielleicht auch die Kürze ſeines dortigen Aufenthalts dem Grafen zu einer mehr befriedigenden Ausarbeitung nicht behülflich waren. Was er hingegen von Rußland, Sibirien und Kamtſchatka erzählt, ſtimmt mit den bereits ſeit langer Zeit bekannten Nachrichten von dieſen Ländern ſo gut überein, daß man ſogar vermuthen möchte, er habe ſeine Beſchreibung von Kamtſchatka aus dem **Kraſcheninikof** entlehnt. Seine Nachrichten von Japan, mit **Kämpfer** und **Thunberg** verglichen, die von Madagaskar zuſammen gehalten mit **Drury**, **Cauche**, **Flacourt**, **Megiſer**, und Andern, halten ebenfalls die Probe, und das Neue, was man daraus lernen kann, hat die ganze innere Wahrſcheinlichkeit der Analogie für ſich.

Das Auffallende in Benyowskys Tagebüchern, was aus einer, oder der andern der angeführten Urſachen einige Leſer befremden möchte, betrifft lediglich ſeine perſönlichen Beziehungen auf die verſchiedenen Geſellſchaften und Völker, mit denen er Verkehr hatte. Seine Handlungen und nicht ſeine Beobachtungen ſind es, die allenfalls den Verdacht erwecken können, als hätte der feurige Mann zuweilen ſie ſo niedergeſchrieben, wie er ſie ſich dachte, unbekümmert, ob ſie wirklich ſo geſchahen. Die Entdeckungen neuer Inſeln, die Beyträge zur Menſchenkenntniß und zur vollſtändigeren Bekanntſchaft mit den verſchiedenen Erzeugniſſen der Erde bleiben unangefochten, ſtehen wahr und brauchbar da, wenn auch einſt ſichs zeigen ſollte, daß der Graf hier und dort ſich ſeine Thaten zu hoch angerechnet, oder im Glück und im Leiden ſich zu ſehr in ſein Schickſal verliebt haben könnte. Wo aber und wann war dieſer Fehler nicht verzeihlich, oder, daß ich mich richtiger ausdrücke, wo und wann beging man ihn nicht? Gleichviel von welcher Art die Selbſttäuſchung ſey; konnte ſich ein Rouſſeau von der Eigenliebe hintergehen laſſen, ſo bleibt kein Biograph ſeiner eigenen Thaten davor ſicher. Allein, ich geſtehe es gern, noch am liebſten habe ich dann mit dem zu thun, der ſeine Wahrheitsliebe nicht ſtets im Munde führt.

Ich muß befürchten, daß dieſe lange Unterſuchung über die innere Glaubwürdigkeit der Benyowskyſchen Erzählung zuletzt den geduldigſten Leſer ermüden könnte, und daher wage ich es kaum, alles herzuſetzen, was der ſo nahe verwandte Stoff, von der hiſtoriſchen Wahrheit, noch Bemerkenswerthes darbietet. Mögen unſere Ariſtarchen es verantworten, daß ſie dieſer Sache mit ihrer ernſthaften Amtsmiene eine größere Wichtigkeit beygelegt haben, als ſie verdient. Sollte man nicht ein wenig lächeln dürfen, wenn ſie die Kunſt zu tadeln ſo läſſig treiben, daß überall der Punkt, auf den es bey der Beurtheilung eigentlich ankommt, gänzlich aus der Acht gelaſſen, der Unterſchied zwiſchen kalter Beobachtung und Handlung überſehen wird, und gleichwohl jeder wähnt, er habe ſeine Pflicht gethan, indem er die Leichtgläubigen warnt! Ja wohl iſt es leichter ſo zu warnen, als den gordiſchen

Knoten zu löſen, was wahr zu nennen ſey oder nicht? So lange die Schöpfung in Mannichfaltigkeit beſteht, iſt eine Uebereinſtimmung, was dieſen Punkt betrifft, nicht möglich; es ſollte mir ſo gar um alles, was ich für wahr halte, leid thun, wenn gerade über die Evidenz von Benzowskys Abentheuern nur Eine Stimme wäre. Ob aber dieſes Buch darum nun minder brauchbar, minder lehrreich iſt? Auch das iſt eine von der Zeitungskritik unberührte Frage. Den Gemeinplatz, daß nur das Wahre nützlich ſey, weiſen wir hier zurück; denn ſchwerlich genügt uns hier mit einem Wahren von ihrer Mache. Eins giebt es noch, wovon ſo ſelten bey der mechaniſchen Gelehrſamkeit die Rede iſt: das Wahre, welches unſer Gefühl ſich aus Allem, aus der Natur wie aus der Dichtung entwickelt, und welches beſonders da ſo anziehend wird, wo die Schickſale eines merkwürdigen Menſchen wenigſtens die Grundfäden ſeiner Erzählung ausmachen. Es iſt ein Beweis der Einſeitigkeit, wohin das abſtrakte Denken endlich doch, wie alles andere führt, daß man philoſophiſche Köpfe gegen den herrſchenden Geſchmack an Reiſebeſchreibungen und Abentheuern deklamiren hört. Sie ſetzen dieſe allgemeine Begierde ganz auf Rechnung der Langenweile, die nur Unterhaltung ſucht, und vergeſſen es ganz und gar, daß gerade dieſer Trieb nach dem Neuen und Ungewöhnlichen, wenn ſchon die Geiſteskräfte, während daß man ihn befriedigt, nur zu ſpielen, gleichſam ſich kitzeln zu laſſen ſcheinen, zu den edelſten Anlagen unſeres Weſens gehört, und auch dann noch, wenn Vergnügen der Zweck iſt, die höheren Abſichten der Natur und unſerer Beſtimmung erfüllt. Bey der großen Maſſe des Menſchengeſchlechts kann Lektüre, kann Bereicherung mit Ideen aller Art, nicht als Endzweck, ſondern bloß als Unterhaltung und Nebenſache getrieben werden. Der Gelehrte und derjenige, der auf den höchſten Stufen der Bildung ſteht, dieſe nur können Belehrung um der Belehrung ſelbſt willen ſuchen; ſie laſſen ſich die Mühe nicht verdrießen, ihr Gedächtniß anzuſtrengen, weil der natürliche Trieb nach allem Wahren ſich in ihnen durch das Bewußtſeyn veredelt und in ein vernünftiges Streben verwandelt hat. Nun geſchieht es zwar oft, daß über dem Mittel der Zweck verloren geht, daß der gelehrte Stoppler die ungeheure Vorrathskammer ſeines Gedächtniſſes anzufüllen bemühet iſt, und ſich die Zeit nicht läßt, nur Eine Wahrheit vom eigentlichen Organ des Wahren, dem inneren Sinne, aufſaſſen und mit ſeinem Weſen ſich vereinbaren zu laſſen. Allein das iſt der Vortheil des Mechanismus, der ſich in allen äußeren Formen der Wiſſenſchaft offenbart, daß in Zukunft der weiſere Menſch von der ſchweren Arbeit des litterariſchen Tagelöhners Gebrauch macht, daß er dieſen in ſeiner Hand wie eine Maſchine betrachtet, womit er in wenigen Augenblicken ausrichtet, was ihm ſonſt Jahre gekoſtet hätte, daß er das reine Gold der Wahrheit, welches der Fleiß des mühſeligen Wortgelehrten nur aus dem Schacht förderte, zum Nutzen, zur Zierde, zum Genuß anwenden kann. So wird dann auch dieſer Handwerksgelehrte ein nützlicher und brauchbarer Menſch, wenn er gleich oft, wo er von Dingen urtheilt, die außer ſeiner memorirenden Sphäre liegen, eine poſſierliche Rolle ſpielt. Gewiß wäre es aber übel um das Menſchengeſchlecht beſtellt, wenn es auf keinem andern, als dem den Gelehrten vorgezeichneten Wege zum Wahren gelangen könnte. Der ſchlichte Menſchenverſtand zeigt auch ſchon zum Ueberfluß, daß ein ſolcher Weg für Ungelehrte noch offen ſteht, und die von Philoſophen ſelbſt ſo oft anerkannte Nothwendigkeit, ſich wieder bey dieſem ſchlichten Menſchenverſtande zu orientiren, wenn ſie ſich zu weit in die ungemeſſenen Räume des Vernünfelns verirrt haben, ſcheint dieſem Wege, wenigſtens in gewiſſer Rückſicht, einen Vorzug vor jenem einzuräumen.

Es verhält ſich mit den Operationen des Verſtandes, wie mit den Uebungen des Körpers. So lange ſie einfach ſind, laſſen ſie uns unſere ganze Unbefangenheit: wir wirken und handeln, wir empfinden und denken, und behalten den Zweck dieſer Beſchäftigungen im Auge; ſobald aber ein zuſammengeſetzter Mechanismus unſere ganze Aufmerkſamkeit erfordert, verlieren wir leicht das Bewußtſeyn der Beziehung, in welcher wir dies oder jenes thun, und es wird unſer höchſter Zweck, nur die Regeln der Zuſammenſetzung genau zu befolgen. Da nun die letzten Unterſcheidungsgründe des Wahren und Falſchen ſich ſchlechterdings nicht anders entwickeln laſſen, als indem wir die Norm dazu in unſerm Gefühl, in einer unſerm Weſen angeeigneten Art zu ſeyn, in einer durch unſeres Weſens Beſchaffenheit ſchon gegebenen Beziehung vorausſetzen: ſo iſt es klar, daß dieſer Sinn für das Wahre, der in jedem Menſchen, vollkommen oder unvollkommen, entwickelt oder vernachläſſigt, daliegt, ebenfalls leichter aus einfachen Empfindungen und Gedanken das Wahre auffaſſen könne, als aus verwickelten Abſtraktionen, wobey die ſämmtlichen Geiſteskräfte, und insbeſondere das Gedächtniß, in einer zerſtückelten Spannung ſind. Derſelbe Menſch, der bey einer ſcholaſtiſchen Spitzfindigkeit, oder auch nur bey der erſten etwas verwickelten philoſophiſchen Theſis. nicht wiſſen würde, wie er es anzufangen hätte, um damit aufs Reine zu kommen, wird, von Gefühl und Erfahrung geleitet, wiſſen, wie er in vorkommenden Fällen handeln ſoll, entſcheiden können, ob eine Erzählung glaubwürdig ſey, oder nicht, und in einer Dichtung nicht minder, als in der authentiſchſten Geſchichte die treffenden Züge anerkennen, die der Künſtler unmittelbar der Natur abborgte. Man müßte in der That den Dichtern allen Einfluß auf die Bildung des Menſchengeſchlechts abſprechen, und ihre Schöpfungen für unnütz und zwecklos erklären, das heißt alſo, man müßte der Billigkeit und der beſſeren Ueberzeugung entſagen, wenn man läugnen wollte, daß ein jedes Gedicht aus wahren Elementen beſteht, die nur nach der beſonderen Einbildungskraft des Dichters modificirt, und von ihr zu einem Ganzen vereinigt ſind. Dieſes Wahre, nicht der Einkleidung und Form, ſondern der einzelnen Beſtandtheile, iſt es, was das Leſen der Geſchichte ſowohl als der Dichtungen, der Romane und Abentheuer, beides unterhaltend und lehrreich macht. In tauſend Fällen für einen gilt dieſe Wahrſcheinlichkeit mehr, als die apodiktiſche Wahrheit. Von tauſend Menſchen, die Cäſars Geſchichte leſen, iſt ſchwerlich einer im Stande, die hiſtoriſche Wahrheit, auch nur Eines Faktums, ſich ſelbſt kritiſch genugthuend zu entwickeln. Ein jeder nimmt ſie auf Treue und Glauben an, und weiß gewiß keinen Grund anzugeben, warum er dem Cäſar in Shakeſpear's Trauerſpiel nicht eine gleiche Ehre mit jenem des Ferguſon erweiſen ſollte? Die hiſtoriſche Wahrheit exiſtirt alſo gar nicht für die große Maſſe des Menſchengeſchlechts, ſondern die Wahrſcheinlichkeit tritt an ihre Stelle, worüber jeder nach ſeinen Begriffen und Erfahrungen, wie nach ſeinem eigenen Gefühl urtheilen kann. Ob Brutus Cäſars Sohn war oder nicht, wird uns wohl eher gleich gelten können, wenn uns nur die reine, große, wahre Empfindung bleibt, daß ein Römer auf den Verräther des Vaterlands ſeinen Dolch zückt, und in dem Augenblick kein

Band, ſelbſt nicht das Band der Natur, für den Schuldigen ſprechen läßt! Ob dieſe That dem Wahren der Natur und der Menſchheit gemäß ſey, oder nicht, das bürgt einem jeden von uns nur ſein Gefühl, nur jener innere, beziehungsvolle Maßſtab, der in unſrer phyſiſch-moraliſchen Bildung ſchon gegeben iſt, und womit wir alles, was auf uns wirkt, in demſelben Augenblick meſſen. Der Blitz, der bei der Leſung einer ſolchen That unſer Innerſtes durchleuchtet, entſcheidet ſchnell und gewiß über ihre Sittlichkeit, ihre innere Wahrheit und Naturgemäßheit, indeß die überzeugendſte Gewißheit, daß Brutus ſie begangen oder nicht begangen habe, zu dieſer Würdigung auch nicht das mindeſte beytragen kann. Nirgends, um noch ein Beyſpiel zu erwähnen, nirgends liegt uns die Anwendung dieſes Satzes näher, als bey der Prüfung der Sittenlehre irgend einer Religion. Ein Zwiſchenraum von tauſend, zweytauſend oder mehreren tauſend Jahren hat die kritiſche Beleuchtung, welche die Stiftungsgeſchichte einer jeden Religion erfordert, bereits in dem hohen Grade erſchwert, daß oft in ganzen Weltgegenden, in großen Königreichen,

chen, kein Einziger vorhanden iſt, der ſich ſelbſt über dieſen Punkt Genüge leiſten könnte; ja, mit Gewißheit läßt es ſich behaupten, daß unter der unglaublich geringen Anzahl von kompetenten Richtern an keine Uebereinkunft zu denken ſey. Wehe alſo der theologiſchen Sittenlehre, wenn hiſtoriſche Wahrheit ihre einzige Stütze iſt! Hätten die Anhänger des Xaka keinen andern Beweggrund zur Folgeleiſtung gegen ſeine Vorſchriften, als dieſen, weil er es geſagt oder gethan hat, ſo wäre es ja um ihren Glauben geſchehen, ſobald jemand beweiſen könnte, daß er es nicht geſagt, und nicht darnach gehandelt, oder gar, daß kein Xaka je exiſtirt habe. Nein! die Tyranney der Autoritäten kann nicht ewig dauern; das Wort des Meiſters kann nicht, bloß weil es Meiſterwort war, ewig gelten, ewig den Geiſt, die Empfindung und die Vernunft in Feſſeln halten, und in Triumph gefangen führen. Es kommt die Zeit, wo nur die Lehre übrig bleibt, und ſogar die Exiſtenz des Lehrers problematiſch wird; alsdann entſcheidet unſer Wahrheitsſinn über den innern Werth der Vorſchrift, gleichviel ob Brama oder Konfuzius, Xaka oder Mohammed ſie uns ertheilte.

So mag denn auch die Wahrheit in dem Kunſtwerke des Dichters und Schriftſtellers beſtehen, und Gutes und Großes in uns wirken, wenn es gleich ausgemacht iſt, daß die Homeriſchen Helden ganz andere Menſchen waren, als ſie uns in der Ilias erſcheinen, daß Jupiter mit allen Olympiern Fabelweſen ſind, daß die Namen Hamlet und Lear, Lovelace, Grandiſon und Clariſſa, Götz und Poſa, nicht eben ſo viele wirklich einſt lebende Menſchen, ſondern aus unzähligen Anſchauungen und Empfindungen des Wahren in der Natur zuſammengefloſſene Ideale der Dichtkunſt bezeichnen. Immerhin mag es alſo den Stolz des abſtrakten Denkers empören, daß jemand den Hang der großen Leſewelt nach einer Unterhaltung, wo die Phantaſie unmittelbar zur Phantaſie redet, von jenem edlen, menſchlichen Forſchungstriebe nach dem Wahren herzuleiten wagt: mir bleibt die feſte Ueberzeugung, daß auf dieſem Wege noch Eindrücke des Wahren und Guten wirklich zu erlangen ſind, welche die meiſten Menſchen, und insbeſondere das andere Geſchlecht, vergebens in den ernſthaften Disciplinen ſuchen würden. So ungeheuer der Abſtand zwiſchen einem ſchalen Roman und einem Werke des Tiefſinnes iſt, ſo kann doch nur der Philoſoph, der in ſeinen Terminologieen ſchon geübt iſt, ſich von dem Raiſonnement zur Empfindung leiten laſſen; da hingegen der umgekehrte Weg immerfort von dem großen Haufen des Menſchengeſchlechtes betreten wird. Wenn ich hier die unſelige Ueberſchwemmung von mißlungenen Dichtungen mit dem Ekel, den ſie einflößt, erwähne, wenn ich das Unheil, das ſie ſtiftet, tief empfinde, und ein Mittel zu wiſſen wünſche, ſie der Publicität unbeſchadet wieder abzudämmen: ſo werde ich hoffentlich dem Vorwurf entgehen, als hätte ich einer eitlen Modeſucht auf Koſten des ſoliden Wiſſens das Wort geredet. Einen ſolchen Vorwurf achtete ich im Ernſte keiner Vertheidigung werth; denn mich dünkt, wer den Gang meiner Ideen hat beobachten mögen, wird inne geworden ſeyn, daß ich die Anſprüche einer jeden Anlage im Menſchen auf Entwickelung und Vervollkommnung anerkenne, und nur jenem alten Dünkel (der uns freylich auch ſo natürlich iſt!), vermöge deſſen jeder das Feld, das er bauet, mit Geringſchätzung alles andern liebt, entgegen zu arbeiten ſuche. Wenn

Empfindung, Phantaſie und Vernunft den Menſchen machen, nicht Eins von dieſen, oder zwey allein, ſo ſcheint es mir unphiloſophiſch, auf eine Gattung der Lektüre, welche hauptſächlich die Empfindung berührt und durch dieſe zur Triebfeder des Wirkens wird, mit Verachtung herabzuſehen.

Benyowsky's Denkwürdigkeiten, zu denen wir von dieſer Abſchweifung zurückkehren müſſen, könnten demnach, ſelbſt als Erdichtungen betrachtet, mit Nutzen geleſen werden, und den Leſer zu wahren, vielleicht zu guten, großen Empfindungen wecken. In den meiſten Fällen blieben die Menſchen weit von dem erreichbaren Ziele zurück, wenn man ihnen den Gränzpfahl nicht weiter hinaus, ins Unerreichbare, ſteckte; und bey der Erſchlaffung, die man unſerm Zeitalter Schuld giebt, dürfte vielleicht nichts ſo ſehr zur Anſtrengung aller Kräfte anfeuern, als redende Beyſpiele von der vorliegenden Art, die uns zuzurufen ſcheinen: ſo viel vermag der Menſch, wenn er aus allen Kräften will!

VI.

Ueber
den gelehrten Zunftzwang.

(Vorrede zu Volney's Ruinen.)

Nec te Pythagorae fallant arcana renati.

Horat.

Das Geſetz der Vernunft kann nur Eins ſeyn: ihre Anwendung auf alles was iſt, auf alles was durch die Sinne unmittelbar wahrgenommen oder mit Hülfe der Reflexion als exiſtirend gedacht werden kann. Das Gegentheil, die Behauptung, daß wir dieſe Anlage empfangen hätten, um ſie nicht zu benutzen, iſt ſo widerſprechend in ſich ſelbſt, daß man ſie keiner ernſthaften Widerlegung würdigen kann. Je künſtlicher jemand dieſen Satz vertheidigte, deſto mehr Ausbildung ſeiner eigenen Vernunft würde ſelbſt dieſer Mißbrauch derſelben verrathen; die Vernunft aber gegen ſich ſelbſt ſprechen laſſen, heißt wohl mehr nicht, als einen metaphyſiſchen Selbſtmord begehen, der, wenn man auch die Befugniß dazu ſehr glimpflich beurtheilen wollte, doch immer nur als Ausnahme von der Regel gelten kann. Dagegen iſt der Durſt nach Erkenntniß und Wahrheit ſo tief in unſern unwillkührlichſten Trieben gegründet, ſo innig verwebt mit den weſentlichſten Bedürfniſſen unſerer Exiſtenz, daß ſogar die Völker Aſiens, denen wir an Cultur und Energie des Geiſtes ſo weit überlegen ſind, die Erweiterung des Wiſſens zu einer Vorſchrift ihres Sittengeſetzes erheben, daß es in Indien die unerlaßliche Pflicht des gelehrten Bramen iſt, Lehre und Unterricht zu verbreiten, und daß der ſchwärmeriſche Prophet Arabiens allen ſeinen Gläubigen im Koran gebietet, „nach Erkenntniß zu forſchen bis an die entfernteſten Enden der Erde." Wäre es hier erlaubt, auf Koſten des Menſchengeſchlechts zu ſcherzen, ſo könnte man ſagen, daß das poſitive Gebot vermuthlich an der ſchlechten Befolgung Schuld geweſen ſey. Wir haben keine ausdrückliche Vorſchrift dieſer Art; allein unſere Moralität iſt überhaupt keinem Geſetz unterworfen; unſere höhere Empfänglichkeit wurde vorausgeſetzt, als man uns, ſtatt aller Pflichten, das ſanfte Geheiß der freyen Humanität auferlegte: uns zu lieben untereinander *). Dieſe Emancipation vom blinden Gehorſam, die alle Zwangsmittel und alle Befehle überflüßig macht, ſetzt zugleich voraus, daß wir die Richtſchnur unſers Verhaltens in unſerm Innern beſitzen, und ruhet mit Zuverſicht in der Ueberzeugung, daß wir mit dem Pfunde, welches uns anvertrauet iſt, nach der Freyſprechung von jedem dogmatiſchen Zwange

---

*) Evang. Joh. 13, v. 34. 35. und 15, v. 12, 17.

wuchern, jedesmal nach beſter Einſicht handeln, und unaufhörlich ſtreben werden, dieſe zu berichtigen und zu erweitern.

Deſſen ungeachtet giebt es ſchwerlich eine Gefahr, welche die Europäer noch zur Zeit weniger zu befürchten hätten, als die Erſchöpfung aller Quellen ihres mannichfaltigen Wiſſens. Auf die Erhaltung der Unwiſſenheit ſcheint ſogar von jeher eine größere Anzahl Menſchen abſichtlich bedacht geweſen zu ſeyn, als auf die Erweiterung der Gränzen menſchlicher Erfahrung; wenigſtens giebt die Geſchichte, von den älteſten bis auf unſere Zeiten, das merkwürdige Zeugniß, daß, wo man von der Verbindung des Eigennutzes mit der Macht die eifrigſte Betriebſamkeit um Berichtigung und Vermehrung der gemeinſchaftlichen Maſſe von Kenntniſſen hätte erwarten ſollen, gerade dort der gänzlich fehlende Wille mehrentheils dieſe Erwartungen kläglichſt getäuſcht habe. Dieſes langſame Fortſchreiten, dieſe immer wieder in den Weg tretenden Hinderniſſe denken wir uns in der weiteſten Zuſammenfügung aller Glieder der großen Schickſalskette ſchon vorher verordnet; nicht, als ob wir eine Regel hätten, nach welcher ſich die Moralität (daß ich ſo ſage) dieſer Anordnung a priori darthun ließe, ſondern weil wir gezwungen ſind, zu unſerer Beruhigung jene Moralität in das Geſchehene hinein zu tragen. Die Werkzeuge aber, deren Gleichgültigkeit, Schwäche oder Unart bey dieſer Verzögerung im Spiele war, können uns, wie viel wir auch von ihren Werken auf des Schickſals Rechnung ſetzen, doch darum keinen Augenblick ehrwürdiger ſcheinen; vielmehr, da der Aufſchub uns höchſtens nur als Bedingung des endlich zu erreichenden Guten erträglich werden kann, ſo bleibt uns dasjenige, was ihn verurſacht, ein Gegenſtand des Mißfallens und, wofern es ein freyes denkendes Weſen iſt, der Verachtung. Wenn indeß hienieden unverſöhnliche Feindſchaft zwiſchen den Reichen der Wahrheit und der Unwiſſenheit beſteht; wenn die Einſammlung aller vereinzelten Stralen der Erkenntniß in Einen Brennpunkt der Erleuchtung — dieſes herrliche Ziel menſchlicher Wißbegierde — nur im erhabenen Kampfe der Geduld und des Ausharrens errungen werden kann, und jeder Schritt zu dieſem Ziele mit neuen Opfern der Selbſtverläugnung erkauft werden muß: ſo begreift man wohl, daß eine Begeiſterung, die ſich ſelbſt belohnt, aber weiter keinen Lohn zu hoffen hat, ziemlich ſelten ſeyn müſſe; allein man ahndet zugleich das ſchöne Bewußtſeyn eines Geiſtes, der ſo viele Triumphe als Anſtrengungen zählt.

In der That gebricht es unſerm Zeitalter nicht gänzlich an dieſer unbefangenen Wahrheitsliebe; faſt möchte ich auch behaupten, daß die neueſten Verſuche geiſtlicher und weltlicher Unterdrücker, dem freyen Unterſuchungsgeiſte Feſſeln anzulegen, ſo verabſcheuungswürdig ſie an und für ſich ſeyn mögen, an dem unvollkommenen Zuſtande unſeres Wiſſens weniger Schuld haben, als jene andere, weit allgemeinere Aeußerung der angebornen Herrſchluſt, welche die Reſultate ihres Forſchens zu Machtſprüchen und Geſetzen erhebt, von denen keine Appellation Statt finden ſoll. Ich rede daher auch nicht an dieſem Orte von der Beeinträchtigung der Preßfreyheit, und noch viel weniger von dem zweckloſen Beſtreben, dasjenige, was ſeiner Natur nach das Freyeſte auf Erden iſt, den Glauben, an ein gewiſſes Symbol zu binden. Dieſe Künſte der Regierung, wenn es ja Künſte ſeyn ſollen, kommen jetzt um ein ganzes Jahrhundert zu ſpät, und ſind der wahren Aufklärung ſo wenig gefährlich, daß ſie ihr vielmehr, obgleich wider des Erfinders Abſicht, dienen müſſen. Wie der finſtere Körper eines Planeten, der im Lichtmeere ſchwimmt, ohne ſein Verdienſt die Sonnenſtralen, die ſich an ihm brechen, zurückwirft und die Dunkelheit der Nacht zerſtreuen hilft; ſo muß in einem erleuchteten Zeitalter der Fanatismus der Unvernunft, wenn er ſich hinein verirrt, den Abſtich des Guten vom Schlimmen, des Wahren vom Falſchen, des Brauchbaren vom Unnützen, nur noch unverkennbarer machen.

Die Tyranney der Meynungen war aber von jeher dem Menſchengeſchlechte um ſo viel gefährlicher, je künſtlicher ſie ſich hinter der Larve der Vernunft ſelbſt zu verbergen wußte. Ein Phantom, welches unter dem Namen allgemeine Vernunft, die unbedingteſte Huldigung verlangt, ſcheint noch jetzt die Freyheit jeder wirklich exiſtirenden ſubjektiven Vernunft beeinträchtigen zu wollen. Nicht genug, daß alle Zweige unſerer Erkenntniß zu den allgemeinen Geſetzen des Denkens zurückgerufen und, wie es recht iſt, mit der ſyſtematiſchen Form einer Wiſſenſchaft neu ausgeprägt werden; ſoll dieſes Gepräge nun auch jeden anderweitigen Gebrauch der Verſtandeskräfte theils entbehrlich machen, theils die Reſultate deſſelben außer Cours ſetzen und zur verrufenen Münze herabwürdigen; gerade, als ob ſich für die tranſcendente Verſchiedenheit der Menſchen, in Abſicht auf die Intenſität und Proportion ihrer Kräfte, und für die Wirkung der coexiſtirenden Dinge auf jedes Individuum, von einem Geiſte, der nicht alle mögliche Combinationen umfaßt, eben ſo gut eine Regel a priori entwerfen ließe, wie für das bedingte Subjektive unſerer Vorſtellungen, welches ſich aus den allgemeinen Einſchränkungen der menſchlichen Natur entwickeln läßt. Auf dieſe Weiſe wirkt die ſcharfſinnigſte Anwendung der Vernunft, wodurch ſie, zum unſchätzbaren Gewinne der Wiſſenſchaften, eine Gränzbeſtimmung ihres eigenen Vermögens zu Stande brachte, ſehr nachtheilig auf den Verſtand zurück, und hemmt den freyen Gebrauch ſeiner Kräfte, wenn die Bedingniſſe zur Gültigkeit der angemaßten Urtheile außer der Sphäre des Richters liegen. Die Trägheit und die Eitelkeit finden ſich beyde geſchmeichelt durch jene Theorieën, die als Fäden, woran wir unſere Erfahrungen reihen können, ſo brauchbar ſind, aber ihrer Natur nach, weil ſie auf unvollſtändigen oder gar auf falſchen Prämiſſen ruhen, mit jeder neuen Entdeckung ſchwanken oder einſtürzen müſſen. Mit Recht warnt daher die Philoſophie, die auf die Erhaltung der Freyheit und der Eigenthümlichkeit im Menſchen bedacht iſt und kein deſpotiſches Intereſſe hat, ihre individuellen Ueberzeugungen allgemein geltend zu machen, vor jenem in allen Wiſſenſchaften noch ſo wirkſamen zünftigen Deſpotismus, der, genau wie der politiſche und hierarchiſche, darauf ausgeht, die Menſchen in den Zauberkreis eines Syſtems zu bannen, außer welchem die Wahrheit nicht anzutreffen ſeyn ſoll, und in deſſen Bezirke gleichwohl die Beſchränktheit des Raums und die Armuth der Ideen die Hälfte unſerer Anlagen zur Unthätigkeit verdammen, indeß die andere ein mechaniſches opus operatum treibt.

Es ſcheint beſonders nöthig, dieſe Warnung vor einem Buche her zu ſchicken, deſſen Verfaſſer dem gelehrten Zunftzwange ſo wenig Achtung ſchuldig zu ſeyn glaubt, als den verſchiedenen politiſchen Geſammtheiten und bürgerlichen Innungen ſeines Vaterlandes, die er als Mitglied der conſtituirenden Nationalverſammlung zur Gleichheit hat zurückführen helfen. Allerdings iſt es Zeit, der Spiegelfechterey der Autoritäten ein Ende zu machen und der Wahrheit die Ehre zu geben, die ihr gebührt, die Ehre nehmlich, daß ſie bloß ihrer eigenen Kraft bedarf, um ſich gegen allen Irrthum und alles Blendwerk zu behaupten. Verzweifelt ſtände es in der That um die Sache der Wahrheit, wenn ſie irgend eines Zwangmittels vonnöthen hätte, um ſich geltend zu machen, wenn ſie nur da den Sieg davon trüge, wo ihre Widerſacher nicht reden dürften. Iſt aber vollends ausgemacht, daß es für endliche, ſinnliche Geſchöpfe, wie wir, nur immer eine bedingte, zufällige, keine ſelbſtſtändige, abſolute Wahrheit giebt — die ausgenommen, die ſich nicht denken, ſondern nur höchſtens im geheimſten Innern des Empfindungsvermögens ahnden läßt, die folglich unbegreiflich und unausſprechlich iſt und weder mitgetheilt noch geprüft und von der Schwärmerey und dem Wahnſinne nicht unterſchieden werden kann —: ſo finden wir kein beſſeres Mittel, unſere Vervollkommnung zu befördern, als die lehrbegierige Auffaſſung jeder verſchiedenen Modification, nach welcher ſich das All des Denkbaren in verſchiedenen Köpfen geſtaltet. Diejenige Vorſtellungsart aber, die keine andere neben ſich dulden mag, die allein gelten will, wo alle gleiche Anſprüche und gleiche Mängel haben, verdient allein in die Schranken der Gleichheit zurückgewieſen zu werden.

Weit entfernt alſo, dem Ideengange des

Verfaſſers das Recht einzuräumen, irgend eine andere Meynung gewaltthätig zu verdrängen, fordert man billiger Weiſe für ihn nur das Recht, neben ſo vielen anderen frey aufzutreten und die Prüfung mit ihnen zugleich auszuhalten. Die Hypotheſe, womit er ſeine Landsleute bekannt macht, iſt unter uns zwar nicht ganz unerhört; allein ſeine Gabe ſie vorzutragen und auszuſchmücken, macht ſie zu einer unterhaltenden Lektüre. Wem es nicht um Namen und Worte zu thun iſt, der wird vielleicht in manchen Stellen dem weſentlichen Inhalte des Buches und der richtigen Anwendung des Verſtandes Beyfall geben und mit der lauteren Humanität und Philanthropie des Verfaſſers auch alsdann noch ſympathiſiren können, wenn das Ganze ihn ein Hirngeſpinnſt dünkt, oder ſeine Ueberzeugung an einer andern Vorſtellungsart haftet. Wer hingegen am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts noch Phariſäer genug iſt, ſich ſelbſt oder der Welt zu heucheln: er habe die Wahrheit; den rufen wir auf, den erſten Stein auf unſern Träumer zu werfen!

VII.

Fragmente.

1.

Wunder. Schwärmerey eine Mutter der ſchönen Künſte. Gefühl.

Wunder.

Wie wunderbar wohlthätig, wie unbegreiflich iſt die Natur! Warum haben die Menſchen immer Wunder geſucht, die der Vernunft widerſprechen, und das Herz ſo kalt wie Taſchenſpielerkünſte laſſen, haben für dieſe Wunder geſtritten, geblutet, das Leben ſich verbittert, da der erſte Augenblick ihres Daſeyns ihnen ein Wunder zeigt, das ihr Herz fühlt, und das ſie ſo innig mit dem allwirkenden, unſichtbaren Weſen verbindet?

Schwärmerey, eine Mutter der ſchönen Künſte.

Gegenſtände der Volksreligion waren es von jeher, die das Genie des Künſtlers entflammten.

Ohne den ſchwärmeriſchen Zug, der der Einbildungskraft ſeine Flügel leihet, wo hätte Homer die ganze Maſchinerie ſeines göttlichen Gedichts hergenommen? Iſt es nicht der Gedanke an die leitenden Götter, der den Grund des ganzen Werkes durchwebt, und ohne den der bearbeitete Stoff wenig oder nichts wäre?

Was anders als Schwärmerey dieſer Art iſt ſchuld an der Vervollkommnung der Tonkunſt? Ihr erſter Urſprung war höchſte Spannung der Phantaſie, welche große Ereigniſſe voll Dank und Bewunderung an unbekannte Urſachen knüpfte, und ihr berauſchendes Gefühl mittheilen wollte in dithyrambiſcher Ergießung. Ihre Ausbildung bey uns iſt durchaus die Angelegenheit der Prieſter geweſen, die alles aufboten, was dieſe Kunſt Hinreißendes, Schmelzendes, Herzerhebendes, Donnerndes, Erſchütterndes und Tieftrauerndes, Frohlockendes. Lachendes und Einſchmeichelndes hat, um ihre Feſte damit zu ſchmücken, um das Volk zu bezaubern, und die Sinne gefangen zu nehmen, zu ihrem Zwecke: um unter Nebendingen die Hauptſache dem Nachdenken und dem Blicke des Forſchers zu entziehen.

Der Geiſt, durchdrungen von ſeinen ſchwärmeriſchen Gefühlen, ſchwebte in Harmonieen, nur ihm auf dem Fittig ſeiner ſo begeiſterten Einbildungskraft erreichbar.

Selbſt unſere Opern haben mehrentheils Götter ins Spiel verwebt; und dies bey Seite, läßt es ſich nicht in Abrede ſeyn, daß die muſikaliſchen Meiſterſtücke durchgehends noch Kirchenmuſiken ſind.

Es iſt auch die Frage, ob Phidias je ſeinen unnachahmlichen Jupiter würde gebildet haben, wenn nicht die Volksbegriffe das Ideal eines ſolchen Jupiters in ſeiner Phantaſie geſchaffen hätten?

Ueberall — in welcher Kunſt es ſey — hat der Künſtler von einer ſchwärmeriſchen Idee hingeriſſen werden, gleichſam verrückt werden müſſen, um etwas Andern Unerreichbares an Größe und Schönheit darzuſtellen, um alle Verhältniſſe ſeiner Kunſt zu erſchöpfen und bis auf den Gipfel der Vollkommenheit zu ſteigen, wohin menſchliche Kräfte in höchſter Anſpannung reichen.

So wahr iſt alſo jener Ausſpruch: nullum magnum ingenium sine aliqua dementia!

Man zeige mir den wirklichen Gegenſtand, der den Menſchen ſo begeiſtern kann, wie der eingebildete, den ſeine Phantaſie ihm ſchuf.

Iſt es vielleicht eben daher, weil er ſich in dieſem Ideal als Schöpfer fühlt, beym wirklichen Gegenſtande hingegen nur kalter Zuſchauer, höchſtens erſtaunter, leidender Bewunderer bleibt?

Was iſt nun alſo beſſer:
Wahrheit ohne ſchöne Künſte?
oder
Täuſchung mit ſchönen Künſten?

Iſt es nicht eine ſehr richtige Bemerkung, daß man überall den Menſchen das Ziel weiter ſtecken müſſe, als ſie kommen können, damit ſie wenigſtens ſo weit kommen, als es ihnen möglich iſt?

Und in dieſem Falle iſt es nicht unvermeidlich, daß eine Sammlung von Vorſtellungsarten exiſtire, deren Urbilder als wirklich nicht zu erweiſen ſind, damit durch ſolche Vorſtellungsarten der Geiſt und die Phantaſie entflammt und in Schwung gebracht werden? Mit andern Worten: iſt eine Volksreligion, die einen gewiſſen Grad von unſchuldiger Schwärmerey unterhielte, nicht nothwendig und zweckdienlich?

Von einer andern Seite: wie kann man je vor den Folgen der Schwärmerey ſicher ſeyn, ſo lange man Schwärmerey gut heißt? Und giebt es eine unſchuldige Schwärmerey, die ſchlechterdings nur nützlich, und nicht gefährlich iſt?

Vielleicht iſt die einzige philoſophiſche Schwärmerey — *Wahrheit* ſuchen zu wollen — eine ſolche. Aber wehe uns, wenn ſie auf den Punkt kommt, wo ſie *gefunden* haben will!

Oder iſt es nicht wahr, daß es zum thätig ſeyn gehört, daß man ſchwärmen müſſe? daß man ſich ein unerreichbares Ziel, gleichwohl als erreichbar, einbilde?

Gefühl.

Einfaches Gefühl, ſagt man, geht doch noch vor aller Ueberzeugung der Vernunft vorher.

Wenn ich mich des Anblicks der ſchönen Natur freue, ſagte mir ein Frauenzimmer von richtiger, vorurtheilloſer Denkart, wenn ich etwas Großes und Schönes in der lebloſen Natur ſehe, wenn ich mich freue über etwas, — ſo iſt mein erſtes Gefühl, mein erſter Gedanke, Liebe und Dank gegen die unbekannte Urſache jenes Schönen und Großen, oder jener Freude.

Wenn ich den Donnerſchlag in der Nähe höre, und wohl weiß, was es überhaupt mit jedem Gewitter für eine Bewandniß hat, ſagte mir ein guter Phyſiker, ſo denke ich zu allererſt an den Donnerer, an einen unbekannten Urheber des Donners.

Das iſt einfaches Gefühl, ſagt man.

Im erſten Fall:

Wie, wenn man nicht von Jugend auf gewöhnt worden wäre, bey Allem, deſſen nächſte Urſache man nicht kennt, auf die erſte Urſache zurück zu gehen?

Würde es einem da wohl je einfallen, auf die erſte Urſache bey jeder Gelegenheit zurück zu gehen? würde man nicht vielmehr zu allererſt denken: das hat, wie alles, ſeine beſondere ſpecielle (der allgemeinen erſten untergeordnete) Urſache?

„Ja, ich fühle, antwortet man, ein Bedürfniß, mich zu ergießen bey ſolchen Gelegenheiten, Dank und Liebe oder Zuneigung zu erweiſen für die genoſſene Freude. — Und jeder Genuß wird doch ſüßer, wenn man ihn Jemanden verdankt."

Richtig! — Wenn der Hund Sie freundlich anſieht, und mit dem Schwanze wedelt, oder Ihre Hand leckt, fühlen Sie da die erſte Urſache?

„Nein! ich kareſſire den Hund; denn er verſteht mich, und ich kann ihm die Freude, die mir ſeine Freundlichkeit macht, wieder erzeigen, durch meine Liebkoſungen. Wenn ich hingegen dem Gegenſtande, der mir Freude macht, keine wieder machen kann, weil er leblos iſt, dann ſehe ich mich nach einem Weſen um, das mich verſtände, und dann iſt keins näher, als die erſte Urſache."

Alſo: die erſte Urſache verſteht Sie, empfindet Ihre Liebe, nimmt Ihren Dank an, erwiedert Ihre Liebe?

„Sie muß doch wohl; ſonſt würde mich nicht mein einfaches Gefühl zu ihr führen. Wenn ich dieſe Empfindung gehabt habe, bin ich ruhig.“

Sie erinnern ſich auch wohl nicht, daß man Ihnen von der erſten Urſache dies alles einmal geſagt, ſie Ihnen als ein empfindendes und denkendes Weſen vorgeſtellt habe?

„O ja doch, ja! Das iſt ja der erſte Begriff von Gott, den man mit der Milch der Kinderlehre einſaugt.“

Folglich ſagt Ihnen Ihr Gefühl nichts von allen dieſen Eigenſchaften, ſondern Sie ſetzen ſolche voraus, weil man ihnen einſt dieſen Begriff mittheilte.

„Allein was ſchadet die Vorausſetzung, da ich mich ſo glücklich dabei befinde?“

Was ſie ſchadet? Das iſt die Frage nicht, die wir hier auszumachen hatten. Alles, was zu Ihrem Glücke beyträgt, iſt in ſo weit ſehr gut. Mich dünkt, wir hätten nur unterſuchen wollen, ob unſer Gefühl in dieſem Falle einen wirklichen Beweis abgeben kann, und ob es uns je auf etwas zurückführt, wohin es nicht zuerſt geleitet worden wäre. Sie wiſſen, daß eine erſte Urſache ſo wenig wie die allerſpecielleſte der allerſpecielleſten Wirkungen, abgeläugnet werden kann. Es kommt nur darauf an, ob das Gefühl ohne Vorurtheil über die Natur dieſer erſten Urſache Aufſchlüſſe geben kann. Ich zweifle daran. —

„Aber wenn es das Gefühl nicht kann, ſo wird es die Vernunſt doch können?“

Vielleicht! — Vielleicht auch nicht.

„Wie? Es wäre Empfindung in der Welt, und die erſte Urſache ſollte nicht empfinden? der Urheber der Ordnung und der Vernunſt ſollte nicht denken? Sie wollen doch nicht in Ernſte ſolche Paradoxa behaupten?“

Ich? ich behaupte nichts. Ich ſuche nur mich zu belehren. Zeigen Sie mir ein einziges Beyſpiel, das Ihren Satz beweiſet.

„Tauſend für Eins. Bringt nicht in der Natur immerfort ein jedes Ding ſeines gleichen hervor?“

Ja wohl. Wer zweifelt daran?

„Sie ſelbſt; denn iſt nicht hier die Urſache der Wirkung nicht nur ähnlich, ſondern völlig gleich?“

Ich fürchte eben deswegen, daß das Beyſpiel zu viel beweiſt. Die Zeugungen in der Natur ſind ja offenbar fortgeſetzte Organiſationen, Entwickelungen des ſchon Vorhandenen. Es iſt von der erſten, nicht von einer letzten Urſache die Rede. Die neue Pflanze iſt ja nicht eine Wirkung der alten, ſondern nur ein Theil derſelben, der ſie überlebt.

„Wohlan! wir ſpielen mit Worten; denn ſo iſt alles Exiſtirende vielleicht nur Fortſetzung der Exiſtenz überhaupt, und es gäbe gar nichts, als eine erſte Urſache.“

Nehmen Sie ſich in Acht; ſie kommen auf verbotenen Grund.

„Demjenigen, der ſich bis zur Nachforſchung der Wahrheit erhebt, iſt nichts verboten, ſondern alles bonne prise, wenn er es dazu machen kann.“

Es fällt mir ein Beyſpiel von Urſache und Wirkung bey; Sie werden ſehen, was Sie damit anfangen können. Es iſt eine Wirkung der Wärme, das Eis flüſſig zu machen; und Wärme alſo iſt die Urſache der Flüſſigkeit. Dagegen kann niemand etwas einzuwenden haben.

„Wollen Sie mit Ihrem Beyſpiele mich noch mehr in die Enge treiben? Aber nein!

ich kann hier von der Wirkung auf die Urſache ſchließen. Der flüſſige Körper nimmt mehr Raum ein, als der erſtarrte; die Wärme beſteht folglich aus Theilchen, die zwiſchen die Theilchen des zu ſchmelzenden Körpers dringen, und ſie von einander trennen.“

Gut. Nur weiter!

„Was wollen Sie mehr? Ich habe von der Wirkung auf die Natur der Urſache geſchloſſen.“

Das läugne ich nicht; ich glaube vielmehr, daß Sie völlig Recht haben. Allein es fehlt jetzt nur noch Eins. Sie haben mich überführt, daß die Flüſſigkeit die Wirkung einer zwiſchen die Theile des zu ſchmelzenden Körpers dringenden Materie ſey. — Jetzt beweiſen Sie mir noch, daß dieſe *Materie der Wärme* ebenfalls ſchmelzbar ſey; denn davon ſind wir ausgegangen, daß das Wirkende mit dem Gewirkten gleiche Eigenſchaft haben ſoll

„Wie können Sie ſo etwas verlangen? Die Wärme iſt ja nie ein feſter Körper, und nur feſte Körper ſind ſchmelzbar. Vielleicht iſt die Wärme an ſich ſchon ein flüſſiger Körper.“

Wenn ich es annehme, ſo muß ich Ihnen auch zeigen, wohin es führt. Ein flüſſiger

Körper iſt ein ſolcher, der Wärmetheilchen zwiſchen ſeinen Theilchen hat. Das ſind doch offenbar zweyerley Theilchen. Wie wollen Sie nun dieſe zweyerley Theilchen bey der Wärme für ſich betrachtet heraus bringen? Die Definition giebt nur Theilchen des flüſſigen Körpers (in dieſem Fall alſo, Wärmetheilchen) durchdrungen mit Wärmetheilchen. Es iſt klar, hier ſind nur einerley Theilchen — Folglich läßt ſich aus der Beſchaffenheit des Gewirkten nicht eine gleiche Beſchaffenheit des Wirkenden erweiſen. Und das in jedem Falle.

„Sie haben Recht.“

2.

Kann die Welt je ganz vernünftig und durch Vernunft glücklich werden?

1. Jetzt iſt der Zeitpunkt neuer Anſichten, neuer Kräfte.

2. Wohin zielen ſie? Dies iſt unergründlich.

3. Aber man beſchäftigt ſich gern mit dem Gedanken, wie das allgemeine Wohl zu befördern wäre.

4. Denn auf den erſten Blick ſcheint ja der Sporn zu allem Patriotiſmus, zu allem public spirit, nur in der Vorausſetzung zu liegen, daß ein Ziel der Glückſeligkeit zu erreichen möglich ſey. Wer würde Patriot ſeyn, wenn er ſich nicht ſchmeicheln dürfte, Glück für ſeine Mitbürger zu erringen?

(Falſche Vorſtellung, weil jeder nur ſein eigenes Glück bewirken kann! Allein das iſt noch zu früh zu ſagen. Und doch, wer an eigenem Glück bauet, bauet er nicht am Ganzen?)

5. Eine der merkwürdigſten Erſcheinungen der Zeit iſt die, daß Worte, die man zu verſtehen glaubte, denen man einen Sinn unterlegte, jetzt, näher unterſucht, durch ihre Unbeſtimmtheit die Fortſchritte des gemeinen Beſten zu hemmen ſcheinen. Wie können Menſchen gemeinſchaftlich wirken, wo eine Babyloniſche Verwirrung der Sprachen herrſcht! Unter den wichtigſten Abſtraktionen, Gott, Seele, Unſterblichkeit, Tugend, Freyheit, Vernunft, Verſtand, Wahrheit — verſtehen die Menſchen nicht einerley, und dieſe Verſchiedenheit der Deutung, die ſie den Worten geben, wirkt zurück auf ihre Handlungen. —

6. In den aufgeklärteſten, freyeſten, glücklichſten Ländern, nimmt man eine Gleichgültigkeit über dieſen Punkt wahr, die wenig Hoffnung giebt, je zur allgemeinern Uebereinſtimmung in den Principien des Denkens zu gelangen: eine Trägheit des Verſtandes, eine Allgewalt der Erziehung und Gewohnheit, eine Willigkeit auf Treue und Glauben lieber anzunehmen, als ſelbſt zu unterſuchen, eine

Abnei:

Abneigung gegen das Neue, ſobald es Anſtrengung gilt.

7. Dieſe natürliche Trägheit der Verſtandeskräfte iſt der Grund, warum ſo bald die beſten Formen, die man für den Menſchen erfinden konnte, ſey es in politiſcher oder in religiöſer Hinſicht, mit den ſchlechteſten darin übereinkommen, daß man ſich maſchinenmäßig, ohne ihren ſittlichen Werth zu prüfen und zu erkennen, hineinſchmiegt, und aus Gewohnheit das Rad tritt, ohne zu wiſſen, was man thut. Auf dasjenige, was einmal angenommen iſt, einmal im Schwange geht, wird der Maßſtab der Vernunft nicht weiter angewendet; mittlerweile geht die Reihe der Generationen weiter, und mit ihnen ändern ſich die Verhältniſſe; das alte Joch paßt nicht mehr auf die neuen Schultern, die es doch nicht abwerfen mögen, weil man ſie von Jugend auf lehrte, daß Glückſeligkeit daran hängen ſolle.

8. Indeſſen wirft das Schickſal in die Maſſe des Menſchengeſchlechtes von Zeit zu Zeit ein wenig Sauerteig, einen Mann von Genie und Geiſt; es gährt von neuem; ein

neues Syſtem geht aus dem Kopfe des Denkers hervor und fließt in alle Köpfe; die Maſſe wird nicht was er war, Sauerteig nicht, aber gegohrne Maſſe. Das neue Syſtem, die neue Form iſt ihr angeeignet, wie einem gegohrnen Getränk die eigenthümliche Form ſeines Daſeyns; und nun geht es wieder eine Weile vorwärts, nach mechaniſchen Geſetzen.

9. So möchte man alſo zweifeln, ob, wenn auch die richtigſten, allgemein gültigſten Begriffe von allem was iſt, allgemein geltend würden, wenn auch die Vernunft κατ' ἐξοχην, rein und ohne Mißverſtand, das herrſchende Syſtem aller Köpfe würde, dann etwas mehr daraus entſtehen könne, als ein Mechanismus wie alle vorigen, nur um deſto gefährlicher, weil er durch keinen richtigern mehr verdrängt werden könnte.

10. Die Frage wird alſo wohl ſeyn: kann irgend eine Form überhaupt das Menſchengeſchlecht glücklich machen? (Oder kommt nicht alles, was wir hierüber ausmachen können, immer dahin zurück, daß die Glückſeligkeit des Einzelnen (alſo auch des Ganzen) ſchlechterdings nur mit ſeiner Spontaneität

in Verbindung ſteht; einer durch keine Form gebundenen, noch zu bindenden Spontaneität?)

Hier wird man alſo betrachten müſſen, daß das Menſchengeſchlecht, vielleicht eben, um dieſe Spontaneität beyzubehalten, ſich alle Jahrhundert zwey oder dreymal erneuert, daß mit jedem einzelnen Menſchen derſelbe Kreis durchlaufen werden muß, der doch für jeden nach Zeit und Verhältniß verſchieden iſt, daß alſo das Wirken der Vergangenheit zwar auf die Gegenwart und Zukunft einfließt, aber daß Erfahrung und Empfindung eines Andern nie lebendige Empfindung und Erfahrung in uns wird, ſondern nur Nachbeterey, Mechanismus bleibt, den er vergißt, ſobald ſeine Spontaneität ſich in Trieben, Begierden, Leidenſchaften offenbart, die ſtärker als alles mechaniſch Erlernte wirken.

Es giebt keine Weisheit aus Unterricht; ſie iſt erſt das Kind der eigenen Erfahrung.

Umſonſt lehrt man das Kind das Feuer vermeiden; erſt durch den Schmerz wird es gewitzigt.

11. Dieſe Frage ſetzt voraus, daß wir bereits alle jene Worte, die ſo ſchwer zu verſte-

hen ſind, und vor allem das Wort Vernunft richtig definirt haben. Alſo was iſt Vernunft?

12. Nach dieſer (Kantiſchen) Definition alſo ſoll die Vernunft in den Köpfen etablirt werden, um allgemeine Glückſeligkeit als Reſultat hervor zu bringen. Laßt uns alſo ſehen, wie ſelbſt die Form der ächten wahren Vernunft ſo etablirt werden könne, und wie ſie dann wirken würde!

13. **Es iſt unmöglich, ſie zu etabliren.**

14. **Wirklich etablirt giebt ſie das erwünſchte Reſultat nicht.** Ihre Folge iſt die allgemeinſte Ertödtung aller Geiſteskräfte, gänzlicher Stillſtand des Denkens; die Form innig verbunden mit der Maſſe, iſt durch nichts wieder davon zu ſcheiden, (als etwa durch das Feuer des Weltgerichts) eine Conſolidation, wobey die Spontaneität der Sinnlichkeit nicht berechnet iſt, die aller Verderbniß Thor und Thür öffnen müßte. Denn je ſchärfer der Verſtand, deſto gefährlicher kann die mit ihm verbundene Leidenſchaft werden.

15. Was heißt frey ſeyn? Kräfte ins Gleichgewicht ſtellen. Es giebt einen demokratiſchen Deſpotismus, wie einen monarchiſchen. Die Bewegung darf nicht gehemmet ſeyn, aber ſie

muß Schranken haben. Es giebt alſo auch keine Freyheit, wie es keine Vernunft, keine abſolute Moral giebt. Alles iſt nur verhältnißmäßig, nichts abſolut.

16. Das Individuum iſt zunächſt um ſein ſelbſt willen da. Nichts kann es trennen vom Ganzen. In ſo fern iſt Vortheil des Ganzen ſein Vortheil.

17. Sophiſt und Sophismen! Was wirft man mit dieſen Wörtern doch um ſich? Anders muß man die Dinge anſehen, als Andere, weil man ein Anderer iſt. Und jene geforderte Beyſtimmung, auf deren Verweigerung das Verdammungsurtheil (Sophiſt) folgt, iſt eine deſpotiſche Formel, ein Symbol, welches das ſchrecklichſte Unheil anrichtet.

18. Lehrer der Menſchen! Lehrt doch zuerſt Euch ſelbſt, bildet an Euch, ſeyd muſterhaft, untadelhaft, gut und rein; für alles Uebrige laßt Gott ſorgen. — Verdammet nicht!

19. An des Jahrhunderts Neige ſtehen wir; dieſes allgemeine Sehnen nach Aenderung der gegenwärtigen Form, Abhelfung der ſo häufigen Mängel; dieſes Suchen hiehin und dorthin; dieſes Auflehnen der Vernunft gegen den politiſchen Zwang; dieſer Zwang

der Vernunft, der das Gefühl beherrſcht; dieſe Erziehungsinſtitute zur Bildung vernünftiger Maſchinen; dieſe Convulſionen des Glaubens an Wunderkräfte außer dem Gebiete der Vernunft; dieſer Kampf der Aufklärung mit der Religion; dieſe allgemeine Gährung, — verkündigt einen neuen Lehrer und eine neue Lehre.

20. Nicht bloß unſer Wiſſen, — auch unſer Thun iſt Stückwerk; wir reißen nieder um uns her, wir bauen wieder auf, wir werfen ein Steinchen in den Ocean, und freuen uns der Kreiſe, die es auf der Oberfläche hervor bringt; aber wir gebieten nicht über das Ganze. Die Maſſe iſt mit ihren Mängeln und ihren Kräften nicht in unſerer Hand; was wir thun iſt Flickwerk; hier helfen wir einem Fehler ab, und zehn neue Unbequemlichkeiten entſtehen daraus, daß wir nur nicht wähnen, die Achſe der Welt zu drehen, oder der Kugel eine neue Impulſion geben zu können! Wir können wirken in unſerm engen Kreiſe. Es kommt ein ſpäteres Steinchen in den Ocean, deſſen Kreiſe die unſrigen auslöſchen. — Und beide, und alle dieſe Würfe waren nothwendig, ob ſie gleich ſich kreuzten.

Was feinden wir uns an? Wir müſſen uns anfeinden. Was richten wir damit fürs Ganze aus? Ganz etwas anders, als wir uns verſprachen. Was würden wir durch Frieden gewinnen? — Eben ſo wenig. Er iſt nicht im Zweck einer Schöpfung, wo ſtreitende Elemente verbunden werden und gleichwohl noch eigenes Leben und eigenes Wirken behalten ſollten!

21. Aber was iſt zu thun? Wenn wir nichts ausrichten können, wozu quälen wir uns denn? O, darauf läßt ſich viel antworten! Thäten wir nicht was wir thun können, ſo würde alles noch viel bunter über Eck gehen; ferner: müſſen wir nicht nach Gefühl und Einſicht handeln, dieſe mögen ſeyn, was ſie bey jedem ſeyn können? Endlich arbeitet nicht jeder an ſich, indem er an Allen und für Alle zu arbeiten ſucht und glaubt, ja, es auch wirklich — in gewiſſer Rückſicht, thut? Laßt uns thun was wir können, und jeden gehen laſſen! Die Scheidung des Weizens von der Spreu iſt nicht unſer Werk. —

Georg Forſter's
Kleine Schriften.

Kleine Schriften.

Ein Beytrag

zur
Völker- und Länderkunde, Naturgeſchichte
und
Philoſophie des Lebens,

von

Georg Forſter.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Fünfter Theil.

Berlin,
in der Voſſiſchen Buchhandlung 1796.

Vorrede.

Die meiſten Aufſätze in dem gegenwärtigen Bande von Georg Forſters kleinen Schriften waren ſchon vorher gedruckt: Nro. I, als Vorrede zu Rochons Reiſe nach Madagaskar; II, in Archenholz Annalen ꝛc.; III und IV, in den Mémoires de la Société de Cassel etc.; VI, als Vorrede zu der Abhandlung, die in der Ueberſchrift genannt wird; und VII, in dem Göttingiſchen Magazine ꝛc.

Der Aufſatz V, erſcheint hier zum erſtenmal. Die Verlagshandlung hat ihn der Güte des Herrn Hofraths Soemmering, eines vertrauten Freundes von G. Forſter, zu verdanken. Es bedarf wohl keiner Entſchuldigung, daß dieſer Aufſatz, ſo wie die unter Nro. III, IV und VI gelieferten, nicht überſetzt, ſondern in der Sprache, worin der Verfaſſer ſie geſchrieben hat, abgedruckt worden ſind; wenigſtens hatte die Verlagshandlung hierbei ſchon Beiſpiele vor ſich, welche ſie ohne Bedenken befolgen konnte.

Die unter Nro. VII geſammelten Recenſionen werden G. Forſters Verehrern gewiß nicht unwillkommen ſeyn. Man hat zwar die Titel aller von ihm in den Göttingiſchen Anzeigen und der Allgemeinen Litteratur-Zeitung recenſirten Bücher, aber von den Recenſionen ſelbſt nur die abdrucken laſſen, welche mehr als bloße Auszüge, und zum Theil eigne, ſehr glückliche Ideen enthalten.

Inhalt.

I. Ueber die Inſel Madagaskar. Vorrede zu des Abbé Rochons Reiſe nach Madagaskar und Oſtindien Seite 1

II. Geſchichte der Engliſchen Litteratur vom Jahre 1791 - S. 37

III. Observations sur le temple de Diane à Ephese. 1780 - S. 127

IV. Du Phénix - S. 151

V. Limites historiae naturalis. Oratio qua lectiones suas in Academia Vilnensi auspicatus est Georgius Forster die 2. Febr. MDCCLXXXV - S. 173

VI. Praefatio in dissertationem de plantis esculentis insularum oceani australis. 1786 - S. 209

VII. Beſchreibung deß rothen Baumläuſers von der Inſel O=Waihi S. 233

VIII. Recenſionen.

1. In den Göttingiſchen gelehrten Zeitungen von 1781 bis 1784. 1787 bis 1792 S. 244
2. In der Allgemeinen Litteraturzeitung, vom Jahr 1791 S. 381

I.

Ueber die Inſel Madagaskar.

Vorrede

zu

des Abbé Rochons Reiſe nach Madagaskar
und Oſtindien.

Die große Inſel **Madagaskar**, welche der ſüdöſtlichen Küſte von Afrika gegenüber liegt, iſt, ungeachtet der vielen dahin gethanen Reiſen und der Wichtigkeit ihrer Produkte, ziemlich unerforſcht, ja, was vielleicht noch ſonderbarer ſcheinen könnte, von Europäern unabhängig geblieben. Wahrſcheinlich verdankt ſie dieſen Vortheil nur dem Umſtande, daß ihre Häfen, zumal an der Oſtſeite, nicht die ſicherſten und bequemſten ſind; denn die Habſucht unſerer früheren Entdecker ſcheute nicht leicht ein anderes Hinderniß.

Wenn ja die Alten von dieſer Inſel gehört haben ſollten, ſo kann ihre Kenntniß derſelben doch nur äußerſt unvollkommen und unbeſtimmt geweſen ſeyn. Die Schiffahrten der Phönizier und Araber aus dem rothen **Meere** nach **Indien** und längs der Afrikaniſchen Küſte bis nach Sofala, konnten allerdings den Griechen und in der Folge auch den Römern bekannt werden; es iſt auch nicht ganz unmöglich, daß die Araber in einem ſehr frühen Zeitalter bereits nach Madagaskar gekommen ſeyn können, da beſonders die Klaſſifikation der Stämme auf dieſer Inſel, wovon alle neueren Reiſenden ſo viel erzählen, einen langen Zeitraum zu erfordern ſcheint, um ein ſo beſtimmtes, ſo feſt verſchränktes, ohne Widerrede anerkanntes Syſtem von Verhältniſſen zwiſchen den ſchwarzen Eingebornen und den Abkömmlingen der weißeren Raße zu begründen.

Von einer andern Seite ſcheint die Entartung der Mohammedaniſchen Religion in Madagaskar eben nicht von einem beſtändig unterhaltenen Verkehr zwiſchen den dahin gekommenen Arabern und ihren Verwandten auf der Küſte von Moſambik und Sofala zu zeugen. Faſt möchte man daher auf den Gedanken verfallen, daß irgend ein Zufall die erſten Zaffe-(Saffe) Rahimini, wie ſie ſich ſelbſt nennen, nach jener Inſel verſchlagen habe, und daß die Araber von Afrika nur ſelten nach der Nordweſtgegend von Madagaskar gekommen ſeyn mögen, um mit ihren dort angeſiedelten Brüdern Handel zu treiben. Um dieſen Punkt der Entſcheidung näher zu bringen, wäre zu wünſchen, daß ſachkundige Männer Gelegenheit fänden, mit den in den Händen der ſo genannten **Ombiaſſen**, oder Madegaſſiſchen Gelehrten, vorgeblich noch exiſtirenden Schriften eine Prüfung anzuſtellen. Wenn dieſe Schriften nicht bloß Auszüge aus dem Koran, ſondern wirklich hiſtoriſche Erzählungen enthalten ſollten, ſo ließe ſich vielleicht etwas Beſtimmteres, als bisher, über die Epoche der Ankunft der Araber auf der Inſel daraus folgern, und auf dieſe Weiſe würde uns in der Geſchichte dieſes Volkes, vielleicht auch in ihrer Litteratur, ein neues Licht aufgehen. Sir **William Jones** fand indeß auf der benachbarten kleinen Inſel **Hinzuan** (woraus durch eine geradbrechte Ausſprache **Johanna** geworden iſt) keine andere als **Mohammedaniſche** Litteratur.

Bereits im dreizehnten Jahrhundert (1296) hatte der berühmte **Marco Polo** auf ſeinen großen Reiſen in Indien von dieſer Inſel gehört, die in ſeinen Nachrichten **Madaigascar**, oder auch, wie die verſchiedenen Abſchreiber dieſen Namen entſtellt haben, **Magaſtar**, heißt. Dem Berichte zufolge, den er in Indien erhielt, beherrſchten damals vier Arabiſche Scheichs dieſe große Inſel, von der er übrigens manches erzählt, was nur auf das benachbarte feſte Land von Afrika paßt. In jenen dunklen Zeiten vor der Erfindung der Buchdruckerkunſt kam **Marco Polo's** Reiſebeſchreibung nur in wenige Hände; ſeine oft ziemlich unkritiſch geſammelten Nachrichten machten ſein Zeugniß verdächtig, und ſeine Entdeckungen blieben den Portugieſen beinahe gänzlich unbekannt.

Die erſte Notiz von dieſer großen Inſel, welche König Johann der Zweite von ſeinem über Land nach Indien und Afrika beorderten Kundſchafter, **Peter de Covillam**, erhielt, fällt ungefähr in die Jahre 1490 oder 1491. **Peter** war mit Arabiſchen Kaufleuten bis nach **Sofala** gereiſet und hatte daſelbſt von anderen Schiffern dieſer unternehmenden Nation erfahren, daß man Afrika gegen Süden ganz umſchiffen könne, imgleichen daß weiterhin eine große, reiche, neunhundert (Italiäniſche) Meilen lange Inſel liege, welche die **Mondsinſel** (Madagaskar ſoll wörtlich dies bedeuten) genannt werde. Mit dieſem Berichte kehrte er nach **Kairo** in Aegypten zurück, fertigte damit einen Juden, den er dort antraf, und den der König von Portugal ebenfalls auf Kundſchaft ausgeſchickt hatte, nach Liſſabon ab, und reiſete nach Abyſſinien zurück, wo man ihn, nach der dortigen Politik, nicht wieder weglaſſen wollte. Allein höchſt wahrſcheinlich fällt in das Jahr 1503 die erſte Entdeckung von Madagaskar durch Europäer, wenn gleich viele Schriftſteller der in dieſem Jahre von **Bicot Paulmier de Gonneville** aus Honfleur unternommenen Reiſe eine ganz andere Richtung geben und ihn ein unbekanntes Südland entdecken laſſen. Sobald er das Vorgebirge der guten Hoffnung umſchifft hatte, führte ihn der Sturm in ein unbekanntes Meer, wo er ein großes Land entdeckte und es **Südindien** (Indes meridionales) nannte. Er blieb daſelbſt ſechs Monathe, um ſein Schiff auszubeſſern, und hatte Zeit, das Innere des Landes zu unterſuchen. Er fand es fruchtbar, wiewohl unbebauet. Die Eingebornen lebten von der Jagd, vom Fiſchfang und von Wurzeln, haßten die Arbeit, und mochten gern luſtig ſeyn und lachen. Dieſe guten Leute wohnen in Dörfern von 30, 40, 50 bis 80 Hütten, die aus Pfählen und dazwiſchen geflochtenen

Blättern und Gräſern beſtehn. Ihre Betten ſind feine Matten, mit Blättern oder auch mit Federn bedeckt. Ihre Kleidung beſteht ebenfalls in kurzen Mänteln von ſehr feinen Matten, von Federn oder von Leder; ſie gehen ihnen bis an die Knie, und den Weibern bis an die Waden. Auf dem Kopfe tragen ſie keine Bedeckung. Ihr Halsgeſchmeide beſteht aus Knochen und Muſcheln; ihre Haare binden ſie zierlich mit zuſammengedreheten Pflanzenfaſern. **Gonneville** half dem König **Arosca** über die Einwohner eines andern kleinen Bezirks den Sieg davon tragen, und nahm bei ſeiner Abreiſe den Sohn dieſes Königs, Namens **Eſſomerik**, mit nach Frankreich. Schon an den Küſten ſeines Vaterlandes fiel er einem Kaper aus **Guernſey** in die Hände, der ihn rein ausplünderte und ihm alle ſeine Papiere nahm. Er konnte alſo nur eine Deklaration vor der Admiralität machen, und ſetzte eine kurze Nachricht von ſeiner Reiſe auf, die 1663 zuerſt gedruckt worden iſt. Er adoptirte den jungen **Eſſomerik**, und verheirathete ihn mit einer von ſeinen Angehörigen. Der letzte Abkömmling dieſer Heirath war ein gewiſſer Abbé **Paulmier**, Kanonikus der Kathedralkirche zu

Liſieux. Offenbar paßt die Beſchreibung, welche **Gonneville** von ſeinem neuen Lande giebt, auf Madagaskar, und ſonſt auf kein anderes bekanntes Land in der Welt. Bis nach **Neuſeeland** konnte ihn der Sturm nicht verſchlagen, und dort hätte man ihn eher gefreſſen, als freundſchaftlich bewirthet.

Mit der Beſchiffung des Kanals von **Moſambik** und den Eroberungen, welche **Vasco de Gama**, **Almeida**, **Guaia**, **Sequeira**, **u. a. m.** an der Oſtküſte von Afrika machten, näherte ſich zugleich die Epoche der wirklichen Entdeckung von Madagaskar durch die **Portugieſiſchen Abentheurer**. Durch die **Arabiſchen Kaufleute** zu **Sofala**, **Moſambik**, **Quiloa**, **Zanzibar**, **Melinde** und **Mombaſſa** mußten ſie von dem Daſeyn dieſer großen Inſel in ihrer Nähe beſtimmtere Nachricht erhalten; vielleicht ward ſie auch, von irgend einem der neuangelegten Poſten aus, zuerſt beſucht; wenigſtens iſt das Jahr nicht bekannt, in welchem Madagaskar von dem Entdeckungstage den Namen der **St. Lorenzinſel** erhielt. Eine im Jahr 1506 nach Europa zurückſegelnde Flotte, welche der General **Franz Almeida von Roſchin** abgeſchickt hatte, fand ſich am erſten Februar ganz unerwartet an der Küſte dieſer Inſel, die damals, wie noch jetzt, mit dichten Waldungen bewachſen war und unermeßliche Heerden von Rindern enthielt. Die ſchwärzlichen, wollhaarigen, halb nackten Einwohner, die mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, geriethen mit den Portugieſen in Streit, und wurden mehrmals mit ihnen handgemein.

Triſtan da Cunha und **Alphonſo de Albuquerque** beſuchten noch in demſelben Jahre von **Moſambik** aus die Inſel **Madagaskar**, und einer von ihren Officieren, **Joam Gomez Abreo**, hatte Urſache, mit der friedlichen Begegnung und der Gaſtfreundſchaft der Eingebornen zufrieden zu ſeyn. Man erfuhr nunmehr, daß nur die Küſtenbewohner ſich zur Mohammedaniſchen Religion bekennten, die Einwohner des Inneren hingegen ihren angeerbten, roheren Begriffen anhingen. **Diego Sequeira** erhielt ſchon, als er im J. 1508 mit ſechzehn Schiffen von Portugal abreiſete, den Auftrag, Madagaskar genau unterſuchen zu laſſen, indem der König **Emanuel** bereits von den reichen Produkten dieſer Inſel viel vernommen hatte. Von dieſer Zeit an trieben die Portugieſen theils unmittelbar, theils durch ihre Mohammedaniſchen Vaſallen und Bundesgenoſſen in Afrika, einen ununterbrochenen Handel mit Madagaskar, bis ihre Herrſchaft in Indien ſo ſchnell verſchwand, wie ſie herangewachſen war.

Die Holländer, die faſt überall in ihre Rechte und Handelsverhältniſſe traten, beſuchten zwar ebenfalls Madagaskar, doch ohne ſich um den Beſitz dieſer Inſel Mühe zu geben, ungeachtet die Inſel **Mauritius**, jetzt **Isle de France**, in ihre Hände fiel und einer Unterſtützung an Lebensmitteln aus Madagaskar von jeher bedurfte. Die Engländer, als ſie den Grund zu ihrem Oſtindiſchen Handel legten, liefen fleißig in die Häfen **St. Auguſtin**, **Tulliar**, **Alt-** und **Neu-Maſſali** (**Matheleige**) ein, wo ſie theils Erfriſchungen für ihre Mannſchaft fanden, theils auch mit den Eingebornen um Gold und Silber handelten. Von der Zeit an aber, da **Isle de France** in Franzöſiſche Hände kam, folgten die Verſuche dieſer letztern Macht, auf Madagaskar feſten Fuß zu gewinnen, nicht nur ſehr ſchnell auf einander, ſondern ſie zeichneten ſich auch, wie es der Verfaſſer der neueſten Nachricht

(**Rochon**) mit gerechtem Unwillen rügt, durch jene Ungerechtigkeit gegen die Eingebornen aus, welche entweder von einer größeren Uebermacht unterſtützt werden, oder jedesmal ſo ſcheitern mußte, wie es aus der Geſchichte der dortigen Niederlaſſungen bekannt iſt. Der Zeitpunkt endlich, wo **Angria** und **Jan Plantain** durch ihre kühne Seeräuberei die Meere von Indien unſicher machten, ward für Madagaskar unglücklicher Weiſe eine neue Geſchichtsepoche. **Plantain** hatte die Nordſpitze dieſer Inſel zu ſeinem Aufenthalte gewählt, und das politiſche Betragen ſeiner Freibeuter gegen die Madegaſſen war, wie Herr **Rochon** ſo gut auseinander ſetzt, ganz darauf berechnet, ſich ihr Wohlwollen zuzuſichern. Auch nachdem die Engliſchen Flotten endlich jene Meeresgegend von Räubern gereinigt und ihre Zufluchtsörter zerſtört hatten, behielt die Bande noch den Schutz der Eingebornen, und lohnte ſie mit der ganzen Treuloſigkeit der Europäiſchen Politik. Die gegen einander aufgebrachten Völkerſchaften von Madagaskar lernten die Gefangenen, die ſie im Kriege einander abgewannen, als Sklaven an die Franzoſen verkaufen; und ſobald dieſer Gebrauch eingeführt war, erſchienen die Holländer vom Vorgebirge der guten Hoffnung jährlich oder alle zwei Jahre mit einem Fahrzeuge in Madagaskar, um den traurigen, aber lukrativen Menſchenhandel zu treiben.

Die verſchiedenen nach und nach im Druck erſchienenen Beſchreibungen und Nachrichten von dieſer Inſel haben uns, wie ich gleich Anfangs erwähnte, nur auf eine ſehr unvollkommene Weiſe mit ihrer Lage und Beſchaffenheit, ihren Produkten und Einwohnern, nebſt deren Sitten, Verfaſſungen und Gebräuchen bekannt gemacht, und ſind überdies, wie leicht zu erachten iſt, von ſehr verſchiedenem Werthe. Das Wenige, was davon in den Portugieſiſchen Schriftſtellern vorkommt, habe ich bereits aus de **Barros** angeführt, und was **Thevet** in ſeiner Kosmographie davon ſagt, iſt noch mit manchen Unrichtigkeiten vermiſcht, z. B. wo er von Elephanten ſpricht, die ſich daſelbſt aufhalten ſollen. **Jan Huygens van Lindſchooten**, der im Julius 1584 auf einer Portugieſiſchen Flotte durch den Kanal von **Moſambik** ſchiffte, ſpricht ebenfalls nur mit ein paar Worten von Madagaskar, da er ſelbſt nicht darauf anlanden konnte. Was unſer

Landsmann der Profeſſor **Hieronymus Megiſſer** (in ſeiner Beſchreibung der mächtigen und weitberühmten Inſel **Madagaskar**, ſonſt **St. Laurenz**, nebſt **Dictionario** der Madagaskariſchen Sprache. Altenburg 1609. 8. und Leipzig 1623 12.) vermuthlich aus den bis dahin bekannt gewordenen Nachrichten, über Madagaskar kompilirt hat, iſt mir noch nicht zu Geſicht gekommen, ſo wenig wie die anonymiſche Hiſtoire du grand royaume d'Antongil, Leide, 1616. 8., welche eine Beſchreibung der ganzen Inſel, und insbeſondere der von **Antonio Gilles** entdeckten und nach ihm benannten Bay in der Nordoſtgegend, enthalten ſoll. Das im Jahre 1639 aus Madagaskar datirte Schreiben des Deutſchen Reiſenden, **Johann Albrecht von Mandelslo**, von ſeiner Oſtindiſchen Reiſe (Schleswig 1645 und 1647, in Folio) iſt nur als der Vorläufer ſeiner größeren Reiſebeſchreibung zu betrachten, und enthält eigentlich nichts zur Sache. *Richard Bootby's* discovery and brief description of the most famous island of Madagascar, London 1646. 4. habe ich nicht geſehen; allein es wäre noch die Frage, ob es mehr als eine bloße Ueberſetzung von Megiſſers eben angeführtem Werke iſt. **Vincent le Blanc** (Voyages aux quatre parties du monde. Paris 1649. 4. mit Anmerkungen von **Bergeron**) berührt zwar ebenfalls Madagaskar; allein er ſteht im Ruf der Unzuverläſſigkeit. Der erſte brauchbare Schriftſteller alſo iſt unſtreitig *François Cauche* (Voyage de Madagascar, Paris 1651. 4. und 1658), der als Augenzeuge ſpricht, wiewohl er nur eine Gegend der Inſel beſuchte, und ſich genöthigt ſah, ſeine übrigen Nachrichten von den gemeinen Schiffsleuten, welche andere Häfen und Küſten von Madagaskar geſehen hatten, zu entlehnen. Wenn alſo ſeine Relation auch glaubwürdig iſt, ſo fehlte es doch den Beobachtern zu ſehr an Vorkenntniſſen, um etwas Befriedigendes aus ihrem Berichte zu liefern. Ich übergehe **Moriſots** kurze Nachricht von Madagaskar (in ſeinem Récueil de diverses rélations nouvelles etc. Paris 1651. 4.), um den Hauptſchriftſteller, den Gouverneur **Etienne Flacourt** zu erwähnen, deſſen Relation de l'isle de Madagascar (Paris 1658 und 1661. 4.) die Begebenheiten enthält, welche während ſeines Aufenthaltes in der Inſel von 1642 bis 1658 vorgefallen ſind, und zugleich mit einer verſchwendeten Umſtändlichkeit die Thiere und Pflanzen, die daſelbſt einheimiſch ſind, unter ihren dortigen Namen herzählt. In Abſicht auf den Charakter der Eingebornen verwirft der Abbé **Rochon** ſein Zeugniß; und es ſcheint allerdings wahr zu ſeyn, daß eine unrichtige Vorſtellung von der Befugniß der Europäer in fremden Welttheilen nach Gutdünken zu handeln, ihm den Geſichtspunkt hinlänglich verrückt haben könne, um eins der gutmüthigſten Völker auf Erden mit den gehäſſigſten Farben zu ſchildern, weil es ſich auf jede Art, die ihm ſeine beleidigte Schwäche eingab, gegen die Zudringlichkeit und Ungerechtigkeit der neuen Ankömmlinge zu vertheidigen ſuchte.

Weder bei **Dappers** Kompilation, noch bei **Dubois** voyages aux isles Dauphine ou Madagascar et Bourbon ou Mascarenne en 1669 - 1672 (Paris 1674. 12.) können wir uns aufhalten. Dagegen gehört die Nachricht des Herrn **Souchu de Rennefort**, von ſeinem Aufenthalte in Madagaskar im Jahr 1665, die unter dem weniger paſſenden Titel: Hiſtoire des Indes Orientales, Leide 1688. 12. und la Haye, 1701. 12. herausgekommen iſt,

iſt, unter die wichtigeren Beyträge zur Geſchichte der Franzöſiſchen Niederlaſſungen auf dieſer Inſel. Von den Thatſachen, welche dieſes Werk erzählt, werden verſchiedene ebenfalls von dem Abbé **Rochon**, jedoch in einer andern Ideenverbindung, vorgetragen; folglich dienen beyde Schriftſteller einander gegenſeitig zur Erläuterung und Beſtätigung. Ziemlich unbedeutend iſt die im Jahre 1722 (Paris 12.) herausgekommene Reiſe eines *Mr. de V.* nach Madagaskar. Die von *Ambroiſe Pare* (Amſterdam 1722. 12.) iſt mir nicht zu Geſicht gekommen. Bey weitem die intereſſanteſte und lehrreichſte von allen, ihrer ſchmuckloſen Einfalt ungeachtet, iſt die Nachricht, welche der Engländer **Robert Drury**, nach einem funfzehnjährigen Aufenthalt unter den Eingebornen dieſer Inſel, bey ſeiner Rückkehr bekannt gemacht hat. (Madagascar, or *Robert Drury's* Journal during his fifteen years captivity. London, 1729. 8.) Als Schiffsjunge kam er mit ſeinen Landsleuten nach Madagaskar. In einem Gefecht, welches für ſie unglücklich ablief, ließen ſie ihn im Stich, und er gerieth in die Gefangenſchaft eines dortigen Oberhaupts. Er wurde jedoch ziemlich gütig behandelt; man gab ihm eine Frau, eine Wohnung und eine Heerde. Seine Erzählung geht bis in die kleinſten Details, mit einer oft ermüdenden Dürre und Weitſchweifigkeit; allein ſie liefert die anſchaulichſten Bilder von der Lebensart jener Halbwilden, von ihren Sitten, von ihrem Hausweſen, von ihren Kriegen unter einander, von ihren Jagden, und von der Einförmigkeit und Leere, welche den Menſchen auf dieſer Stufe ſeiner Nichtentfaltung überall begleiten müſſen. Auch hat **Drury** ſeinem Werke ein kleines Wörterbuch beygefügt. Die Schrift eines andern Engländers, **Clement Downing**, wovon **Stuck** in ſeinem Verzeichniſſe die Deutſche Ueberſetzung anführt, (Neueſte Unruhen auf der Oſtindiſchen Küſte, oder Geſchichte der Seeräuber, **Angria** in Oſtindien und **Jan Plantain** in Madagaskar, Nürnberg, 1738. 8.) ſcheint zu verdienen, daß man damit vergleiche, was **Rochon** von den Freybeutern am Kap St. Sebaſtian erzählt. Ich habe indeſſen ſo wenig dieſe, als den Brief von *de Barry* (Lettre concernant l'état actuel des moeurs, des usages et du commerce des habitans de Madagascar, Paris 1764. 12.) geſehen.

Die Reiſen, die ich noch zu erwähnen habe, ſind aus einer ſpäteren Zeit. Die erſte, die von dem Franzöſiſchen Schiffskapitain *de Kerguelen (-Trémarec)* vom Jahre 1774, war eine Entdeckungsreiſe im Südindiſchen Ocean, woſelbſt er die nach ihm benannte Inſel entdeckte, die **Cook** hernach im Jahre 1777 wiederfand. Auf dem Rückwege von dieſer wüſten Inſel legte **Kerguelen** in der Bay **Antongil** auf Madagaskar an, wo er den berüchtigten **Beniowsky** mit der Gründung ſeiner Niederlaſſung beſchäftigt antraf. In ſeinem kurzen Memoire über dieſe Inſel ſind eine Menge brauchbarer Winke für den Franzöſiſchen Handel daſelbſt enthalten. (Rélation de deux Voyages dans les mers auſtrales et des Indes faits en 1771-74 par M. *de Kerguelen*, Paris 1782. 8.) Einer der genaueſten Schriftſteller über Madagaskar iſt unſtreitig der Sternkundige *le Gentil*, der von der Akademie der Wiſſenſchaften und dem Könige von Frankreich zur Beobachtung des Durchgangs der Venus nach Indien geſchickt wurde und ſeine Reiſe in zwey Quartbänden (Voyage dans les mers de l'Inde, Paris 1782. 4.) herausgegeben hat. Es iſt zu bedauern, daß die Völker- und Länderkunde für ihn nur Nebenſachen waren und bleiben mußten, da das Wenige, was er uns in dieſem Fache liefert, das Siegel derſelben Gründlichkeit und deſſelben Beobachtungsgeiſtes an ſich trägt, die in ſeinen mathematiſchen Arbeiten unverkennbar ſind. Wir haben bekanntlich zwey Deutſche, abgekürzte Ueberſetzungen dieſes lehrreichen Werkes. Auch **Sonnerat** (Voyage aux Indes Orientales et à la Chine, Paris 1782. 2 Vol. 4.) hat in ſeiner zweyten Reiſebeſchreibung einen kurzen Abſchnitt, der von Madagaskar handelt und manche brauchbare Bemerkungen enthält, wiewohl er im Ganzen flüchtiger geſchrieben iſt. In dem naturhiſtoriſchen Theile ſeines Werkes beſchreibt er mit ziemlicher Beſtimmtheit verſchiedene, bis dahin noch unbekannt gebliebene Thier- und Pflanzenarten. Ein wahrer Verluſt für die Naturgeſchichte dieſer Inſel, und für die genauere Kenntniß derſelben überhaupt, iſt die Vernichtung oder Unterdrückung von des verſtorbenen Naturforſchers **Commerſon's** Papieren. Außer den hier genannten Werken über Madagaskar weiß ich nur noch die Memoirs von **Beniowsky** und die Nachrichten des Abbé Rochon zu nennen.

Alle dieſe Reiſenachrichten zuſammengenommen reitzen vielmehr die Wißbegierde der Leſer, als daß ſie dieſelbe befriedigen ſollten. Je mehr ſie in manchen Details von einander abweichen, deſto unterhaltender iſt es, mit ihnen gleichſam in Gedanken zu reiſen und durch die Farbe des Glaſes hindurch, welche jedem Verfaſſer ſeine eigenthümliche Anſicht verlieh, den wahren Charakter der Einwohner und die wirkliche Beſchaffenheit des Landes zu errathen. Das abgerechnet, daß ſowohl die perſönlichen Eigenſchaften der Beobachter, als die Localumſtände, und andere Verhältniſſe, worin ſie ſich befanden, ihren Werken ſelbſt in Abſicht auf das Materielle, auf die darin enthaltenen Thatſachen, einen verſchiedenen Charakter und einen beſtimmten Werth geben; ſo iſt es, dünkt mich, bey der Beſchreibung von entferntern Ländern und Völkern, welche wir ſelbſt zu ſehen keine Gelegenheit haben, gerade das Erwünſchteſte, was ſich zu unſerer Befriedigung denken läßt, wenn mehrere Schilderungen, aus verſchiedenen Geſichtspunkten oder von verſchiedenen Seiten, mit verſchiedenen Graden von Kenntniß und Empfänglichkeit entworfen, uns in Stand ſetzen, von demſelben Gegenſtande ein deſto beſtimmteres Bild zu entwerfen, je leichter ſich das Einſeitige einer jeden dieſer Darſtellungen durch die übrigen berichtigen läßt. Keine Beſchreibung kann den lebendigen Eindruck erſetzen, den wir durch unſere eigenen Sinne erhalten; allein wie man mit Hülfe dreyer gegebenen Punkte in der Peripherie eines Cirkels den Mittelpunkt deſſelben findet, ſo gewährt uns die Mehrheit der Berichte, die wir mit einander vergleichen können, und das unausbleibliche Urtheil, welches wir nach Maßgabe der Behandlungsart, Manier und Einkleidung eines jeden, von ſeiner Fähigkeit, ſeinem Blicke, ſeiner Glaubwürdigkeit und ſeinen Vorurtheilen fällen, den unſchätzbaren Vortheil, wenigſtens einige Hauptzüge mit einer an die mathematiſche und die ſinnliche Evidenz gränzenden Gewißheit als ausgemacht annehmen zu dürfen.

Der unerſättliche Durſt nach Kenntniſſen, der feurige Wunſch, alles was außer uns iſt, vermittelſt der Sinne und der Vernunft zu umfaſſen und gleichſam in unſer eigenes Weſen überzutragen, und die zu gleicher Zeit lebhafte wirkende Vorſtellung von dem Mißverhältniß unſeres kurzen Lebens zu der Unermeßlichkeit des Ideenalls, welches wir uns auf dieſe Art aneignen wollen: dies alles kann vereinigt wirken, um, je nachdem die Anlagen in den Menſchen verſchieden ſind, eine Stimmung hervorzubringen, welche ſich mit dem eben dargelegten Raiſonnement nicht gut verträgt. Bei der klaren Ueberzeugung, daß es unmöglich ſey, alles zu umfaſſen, verfällt man gar zu leicht auf den Gedanken, ſich einen gewiſſen Kreis von Ideen auszuwählen, ſich auf irgend ein beſonderes Fach der Kenntniſſe zu beſchränken, um dieſes, wo möglich, ganz erſchöpfen zu können. Allein der falſche Grundſatz, von dem man in einem ſolchen Falle ausgehen muß, daß nehmlich die Zweige des menſchlichen Wiſſens ſich ſo vereinzeln und abſondern, und unabhängig von ihren Beziehungen auf das Ganze dennoch vollkommen erſchöpfen laſſen, führt unmittelbar zu einer Einſeitigkeit und Armuth des Geiſtes, welche dem Zweck, den man erreichen wollte, gerade entgegenſieht. Eben ſo widerſinnig iſt auch das Verlangen nach Wahrheit, wenn es zur Verwerfung oder Geringſchätzung ſolcher Erkenntnißquellen verleitet, die ſich auf einen ſchon anderwärtsher bekannten Gegenſtand beziehen und folglich nichts Neues zu enthalten ſcheinen; denn in dieſem Falle werden die Begriffe von abſoluter und relativer Wahrheit dergeſtalt mit einander verwechſelt, daß man ſich unfehlbar von jener deſto weiter entfernt, je mehr man dieſe verſchmäht.

Nach dieſer Methode die Hülfsmittel zu beurtheilen, aus welchen wir unſere mittelbaren Kenntniſſe ſchöpfen müſſen, kann die erſte etwas ausführliche Nachricht von einem Lande alle nachfolgenden entbehrlich machen; und wenn man die Urtheile gewiſſer Gelehrten zu Rathe zieht, entdeckt man, leider! daß es ihnen wirklich weit leichter geworden iſt, den Ländern und Völkern nach dem Schriftſteller, der ihnen zuerſt in die Hände fiel, einen beſtimmten Charakter zuzueignen und ihre Folgerungen daraus zu ziehen, als mit kritiſchem Scharfſinne, mit kritiſcher Unpartheilichkeit und Gewiſſenhaftigkeit, ohne Vorliebe für irgend ein ſyſtematiſches Hirngeſpinſt, und wäre es auch von eigener Erfindung, die verſchiedenen Berichte über denſelben Gegenſtand mit einander zu vergleichen und die Welt nicht bloß im todten Buchſtaben, ſondern auch in dem Geiſte, den Kenntniſſen und der Empfindungsart eines jeden Reiſenden zu ſtudieren. Man begreiſt zwar den Reitz, womit ſich die Beſtimmtheit, der bündige Zuſammenhang und die täuſchenden Cauſſalverbindungen einer Theorie dem denkenden Kopf empfehlen; allein man bedauert zugleich, daß dieſe zarten, faſt unſichtbaren Fäden der Arachne ſich von irgend einer mechaniſchen Fauſt zu Ankertauen drehen laſſen, nicht mehr das leichte Spiel der Gedanken, die mit Schmetterlingsflügeln ſie umgaukeln, ſondern unbehülfliche Laſten, woran Bootsknechte ſich müde ziehn.

Die vollkommene Identität der urſprünglichen Denkformen, die durch alle Individuen der Menſchengattung unabänderlich fortgeht, zeugt von dem ſelbſtſtändigen Weſen oder von der Göttlichkeit unſerer Vernunſt. Die mit verſchiedenen Organiſationen aber nothwendig verbundene Verſchiedenheit der Empfindung lehrt uns erkennen, daß die Anwendung jener untrüglichen Formen eine bloß partielle, ſubjektive Erkenntniß der Dinge gewähren könne, folglich wie ungereimt es ſey, hier Uebereinkunſt erzwingen zu wollen. Es iſt genug, daß die Kräfte, Anlagen und phyſiſchen Eigenſchaften, die zum unterſcheidenden Charakter des Menſchen gehören und allen ohne Ausnahme gemein ſind, auch im Ganzen genommen eine bewundernswürdige Gleichförmigkeit in unſerer Art zu empfinden mit ſich bringen; nur müſſen wir dieſe nicht über die Gränze ausdehnen wollen, wo ſie ihren Namen verändert und platte maſchinenmäßige Einförmigkeit wird. Vernichtet wäre dann das ſchöne Schauſpiel der Mannichfaltigkeit in unſerer Gattung, und vereitelt die Vorſorge, die uns außer unſeren eigenen Organen in der Empfänglichkeit Anderer mehr als Einen Quell der Erkenntniß geöffnet hat. Eine gänzliche Uebereinſtimmung in der Art und Weiſe wie die Dinge auf uns wirken, erzeugte dann in uns den unüberwindlichen Wahn, vermöge deſſen wir den Schatten für die Sache ſelbſt halten müßten; anſtatt, daß wir jetzt, bey der Gewißheit, nur Verhältniſſe wahrnehmen zu können, vor jenem Selbſtbetruge ſicher, deſto eifriger das Surrogat der abſoluten Wahrheit in der Vervielfältigung der Correlationen ſuchen müſſen. — Auf dieſe Anſicht der Dinge gründet ſich die Ueberzeugung, daß jedes Beſtreben, eine Vorſtellungsart auf Koſten einer andern herrſchend zu machen und ihr mehr als bloß relativen Werth beyzumeſſen, geradesweges zur Einſchränkung und Lähmung unſerer Geiſteskräfte, ſo wie zur Verfinſterung unſeres Verſtandes führt; daß hingegen der Zweck des vernünftigen Weſens darin beſtehen müſſe, neben ſeiner individuellen Empfindung, deren Ueberzeugungen ihm über alles gehen, für die Vorſtellungsart Anderer offen zu bleiben und in eine univerſelle Empfänglichkeit einen Theil ſeiner Vollkommenheit zu ſetzen. Die Liebe zur Freyheit und Gleichheit, der Abſcheu vor jeder Art der Anmaßung, apodiktiſcher Entſcheidung und willkührlicher Gewalt, die Achtung endlich gegen die Vernunft, in welcher Modification ſie auch erſcheinen mag, ſtehen mit dieſen Ideen in der unauflöslichſten Verbindung; und angewendet auf die Quellen, aus denen uns Belehrung zufließt, zwingen ſie uns, in unſerm Urtheil über die Brauchbarkeit der verſchiedenen Erzeugniſſe des menſchlichen Geiſtes in dem Maße behutſamer zu werden, wie wir an uns ſelbſt die erweiterte Fähigkeit wahrnehmen, uns belehren zu laſſen.

Um die Anwendung von dieſen Gedanken zu machen, wird es hinreichend ſeyn, ihre Veranlaſſung zu erwähnen. Wem iſt es nicht, wie mir, aufgefallen, daß manches Buch und insbeſondere manche Reiſenachricht, welche nicht bloß im großen Publicum Beyfall fand, ſondern auch dem gebildeten Ausſchuß deſſelben und dem in dieſem Fache bewanderten Gelehrten neue Ideen darbot, von irgend einem unſerer Ariſtarchen für unnütz und überflüſſig ausgeſchrieen ward? Wie oft leſen wir nicht in Recenſionen, daß ein Buch dem Recenſenten die tödtlichſte Langeweile verurſacht habe, welches, wenn wir es unbefangen zur Hand nehmen, uns die vernünftigſte und angenehmſte Unterhaltung gewährt? Wenn empörte es nicht den Leſer von Geſchmack, der vielleicht an jenen Quellen, worauf die pedantiſche Beleſenheit ſich ſo viel zu gute thut, mit eben dem geduldigen Fleiße, wenn gleich mit beſſerer Wahl und größerer Beſcheidenheit ſchöpfte, von ſelbſtzufriedenen Kritikern immer nur zu hören, wie dieſes oder jenes Faktum in einem neuen Schriftſteller ihnen bereits anderwärts her bekannt geweſen, ohne nur einen Augenblick ſich träumen zu laſſen, daß die neue Verbindung, in welcher dieſes Faktum erzählt wird, auch etwas werth ſeyn, und, was immer bey jeder Lektüre die

Hauptſache bleibt, zu eigenem Nachdenken Anlaß geben könne? Eigenes Nachdenken iſt nun freylich unglücklicher Weiſe das Letzte, was man bey dieſem eifrigen Spüren nach Thatſachen von dem Stopplerfleiß erwarten darf. Doch wir wollen billig ſeyn; fern bleibe der Gedanke, denjenigen, der einmal zu dieſer Jagd organiſirt iſt und von der Mitwirkung der Umſtände dieſe Richtung genommen hat, aus ſeiner Bahn und aus der Art des Genuſſes und der Geſchäftigkeit, deren er fähig iſt, herauswerfen zu wollen. Sein Wirken, kann auch da, wie alles andere in der Welt, einen relativen Nutzen behalten, und wird nur dann erſt ſchädlich, wenn er ſeine engbrüſtige Empfänglichkeit zum Maßſtabe für das Publicum macht. Immerhin ſey es ihm erlaubt zu ſagen: „ich gähnte bey dieſem „Buche, ich fand (für mich) nichts Neues „darin; ich dachte nichts und fühlte nichts;“ wenn dieſe Erklärung nur nicht ſtatt eines Verbots gelten ſoll, wodurch Andere abgehalten werden, für ſich zu urtheilen, ob auch für ſie keine Belehrung und kein Zeitvertreib davon zu hoffen ſey, ob es auch ihren Verſtand und ihr Gefühl nicht in Anſpruch nehmen werde *). Die Verwechſelung des eigenen Bedürfniſſes mit dem allgemeineren der Leſer kann auch bey einem gründlichen Gelehrten eine Folge der Uebereilung ſeyn; er kann es vergeſſen, daß einem nach Erkenntniß lechzenden Volke vieles den Reitz der Neuheit haben könne, was er ſelbſt von Amtswegen oder aus der Natur ſeiner Beſchäftigungen ſchon wiſſen mußte. Allein die gewöhnlichſte Urſache ſolcher ſchiefen Urtheile iſt die Trägheit, womit man alles Nachdenken vermeidet, die Abſtumpfung des Gefühls und der Einbildungskraft, ja ſelbſt der Vernunft, welche von der Einſchränkung auf einen engen Ideenkreis unzertrennlich iſt, und die Vorliebe für einen lange gewohnten Mechanismus im Denken, die ſo leicht in einen ausſchließenden und wegwerfenden Ton ausartet.

Ich weiß nicht, ob es noch nöthig ſeyn kann, vor einer Mißdeutung zu warnen, die unſtreitig bey dem gegenwärtigen Zuſtande unſerer Litteratur jeden, der es wohl mit ihr meynt, betrüben würde. Indem ich hier die

---

*) Dies geſchieht am ſicherſten, wenn der Referent, außer ſeinem Privaturtheil, den Inhalt des vor ihm liegenden Werkes genau anzeigt.

Schriftſteller, welche neue Thatſachen, oder ſey es auch nur neue Anſichten der Völker- und Länderkunde liefern, gegen den Egoismus der Kritiker in Schutz nehme, bin ich nicht geſonnen, der Lobredner jener Ueberſchwemmung von elenden, ſeichten und mittelmäßigen Schriften zu werden, die ſchon alle Dämme durchbrochen hat und die Beſonnenheit des Publicums ſo mit ſich fortreißt, daß es zwiſchen dem verächtlichſten Abſchaum eines Journaliſten und den Meiſterwerken ſeiner beſten Schriftſteller kaum mehr einen Unterſchied zu machen weiß. Wir lächeln wohl, wenn der Sultan, indem er aus dem Harem tritt, mit der Weisheitsmiene des Ueberdruſſes behauptet, daß alles eitel und nichts Neues unter der Sonne ſey; ſo belächeln wir auch die übelgelaunten Klagen gelehrter Tadler über Langeweile beym Leſen, wenn ziemlich handgreiflich die Schuld an ihrem erſtorbenen Sinne liegt; aber wir zürnen im gerechteſten Eifer über die unwürdigen Sudeleyen, womit man die Erfindung der Buchdruckerkunſt entehrt. Für dieſe Sünden hat die ächte Kritik ihre Geißel: für die unſelige Kunſt, aus halbgeleſenen und halbverſtandenen Büchern abzuſchreiben und mit einem Gemiſch der ſchülerhafteſten Unwiſſenheit, des unverbeſſerlichſten Plattſinnes und der ſchamloſeſten Dreiſtigkeit der Geduld des Publicums zu ſpotten; für die Wiederholung und Verbreitung längſt widerlegter Irrthümer und Vorurtheile; für die Vernachläſſigung aller Regeln der Logik und oft auch der Sprachlehre; für den Mangel des äſthetiſchen Gefühls und jeder ſchöpferiſchen Kraft; mit Einem Worte, für den Mord der gründlichen Gelehrſamkeit und des guten Geſchmacks!

Um dieſe Digreſſion, der man ihren Platz um der guten Sache unſerer Litteratur willen wohl gönnen mag, nicht über die Gränzen der Nachſicht zu verlängern, komme ich zu dem Werke zurück, welches ſie veranlaßte: zu den Nachrichten des Abbé Rochon über Madagaskar. Wer alle die vorhin angeführten Werke geleſen hätte, welche dieſe merkwürdige Inſel betreffen, würde zwar hier keine reiche Nachleſe von neuen Bemerkungen halten; allein über den Handel der Europäer dorthin und die Möglichkeit den Eingebornen den Geiſt der Arbeitſamkeit einzuimpfen und mit demſelben eine vernünftige Entwickelung

ihrer

ihrer ſo lange ſchlummernden Verſtandeskräfte hervorzubringen, würden ſich ihm dennoch neue und zu erfreulichen Betrachtungen führende Ausſichten eröffnen. Da nun aber bei weitem der größte Theil unſerer Leſer nicht in dem Falle ſeyn kann, jene mehrentheils ſehr ſelten gewordenen Bücher geleſen zu haben, ſo füllt ihnen dieſe Schrift eine Lücke aus, welche ſonſt in ihren geographiſchen und anthropologiſchen Kenntniſſen geblieben wäre. Der Verfaſſer, den ich im Jahr 1790 in England perſönlich kennen lernte, und deſſen Kenntniſſe in der Mechanik, Phyſik und Aſtronomie zur Genüge bekannt ſind, verbindet mit der größten Simplicität die Beſcheidenheit, die verdienſtvollen Männern eigen iſt, und mit dem Vertrauen auf ſeine Freunde einen lebendigen Eifer für die Einſammlung zuverläſſiger Erfahrungen. Seine Reiſe nach Indien, die in ſeine Jugendjahre fiel, hatte den Durchgang der Venus zur Veranlaſſung. Madagaskar, wo er ſich am längſten aufgehalten zu haben ſcheint, verdiente auch vorzüglich ſeine Aufmerkſamkeit, und die Nachrichten, die er uns davon mittheilt, haben nur den Einen

Fehler, daß man ihnen größere Ausführlichkeit wünſcht. Bei dem Pflanzenverzeichniß, welches er am Ende angehängt hat, vermißt man am meiſten die ſyſtematiſche Kenntniß und Benennung der verſchiedenen Gattungen, und ſtimmt dem Verfaſſer bey, daß dieſem an Bäumen, Stauden und Kräutern ſo reichen Lande ein Botaniker von Profeſſion zu wünſchen wäre.

Auch über die **Karte** von Madagaskar, die wir hier mittheilen, ſind ein paar Worte zur näheren Erörterung nöthig, indem es nicht dieſelbe iſt, die der Abbé **Rochon** ſeinem Werke, nach einer von **Robert** im Jahre 1727 entworfenen Handzeichnung, beigefügt hat. Ich ſah mich genöthigt, dieſe Karte, deren vermeintliches Hauptverdienſt in der Angabe des Laufs der Flüſſe, der Richtung der Gebirge und der Wohnſitze der verſchiedenen Völkerſchaften beſteht, wegen der Unrichtigkeit der Küſtenzeichnung ohne Bedenken zu verwerfen. Die beſte nautiſche Karte von dieſer Inſel findet man in der zweyten Ausgabe (1775) des Neptune Oriental von Herrn **Daprés** (de Mannevilette), die ich bey meiner Arbeit zum Grunde gelegt habe. Wenn man ſie mit der des **van Keulen**, der von **Thornton** (1703), der in **Daprés** erſter Ausgabe (1753) und der von Herrn **Bellin** (1767) vergleicht, wird man die allmählichen Fortſchritte der Vervollkommnung deutlich gewahr. Verbindet man mit dieſer Karte die Specialaufnahmen einiger Häfen und Theile der Küſte, von den Franzöſiſchen Officieren **Mengaud** und **Grenier**, die von **le Gentil** in ſeiner Reiſebeſchreibung mitgetheilten Portulane, die unter Aufſicht des Engliſchen Admirals **Boscawen** verfertigten Karten und die von **Dalrymple** in ſeinem **Atlas** geſammelten Entwürfe von **White** und Anderen; ſo giebt das Reſultat eine ziemlich genaue Darlegung des Umriſſes von Madagaskar. Das Innere iſt in der That noch wenig bekannt; ich habe, um **Roberts** Karte nicht ganz unbenutzt zu laſſen, ſeine Zeichnung vom Laufe der Flüſſe rc., auf die verbeſſerte Karte, wo es anging, anzuwenden geſucht; da indeß jene Angabe bloß conjekturaliſch zu ſeyn ſcheint, ſo kann auch die gegenwätige auf einen höheren Grad der Zuverläſſigkeit keinen Anſpruch machen, und bloß dazu dienen, einen allgemeinen Begriff vom Innern gleichſam anzudeuten, den eine künftige genaue Vermeſſung und durchgängige Reviſion berichtigen muß.

II.

Geſchichte
der
Engliſchen Litteratur
vom Jahre 1791.

Inhalt.

Vortheile und Nachtheile der Schriftſtellerey. Obliegenheit der Kritik. Unverletzbarkeit der Vernunft. Engliſche Preßfreyheit. Ungegründete Furcht vor Neuerungen, wo man alles prüft und öffentlich ventilirt. Anmaßungen der Regenten, der Staatsbeamten und der Recenſenten. Einſchränkung des Urtheils über die Engliſchen Kritiker in einem vorigen Bande dieſes Werks. Billigkeit und Kaltblütigkeit ihrer Unterſuchungen. Vergleichung der Engliſchen und Deutſchen Litteratur. Wir ſtoppeln, ſie ſchreiben. Beläge dieſes Urtheils. Engliſche Discuſſion der Frage: Was iſt ein Libell? Hofkabale. Erskine und Bowles, über Libelle. Thomas Paine's Rechte des Menſchen. Gährung in den Köpfen der Schriftſteller, der Hofleute und des größern Publicums, veranlaßt durch dieſe Schrift. Mißgriff der Critical Reviewers, und traurige Verirrung eines Deutſchen Recenſenten bey dieſer Gelegenheit. Mackintoſhs Vindiciae Gallicae gegen Burke. Unzählige Gegner dieſes alten Sophiſten. Deſſen Appellation an die alten Whigs. Komiſche Spöttereyen über ihn. Miß Williams und Mr. Chriſtie über die Franzöſiſche Revolution. Andere dahin einſchlagende Schriften. Vorherverkündigung dieſer Begebenheit in der Offenbarung Johannis. Der Apoſtel Paulus, ein Jakobiner. Britiſh Common Senſe. Die Ueberſchrift der Engliſchen Verfaſſung, von Horne Tooke. Die Rechte der Könige. Das Geſpräch des Landmanns. Lektionen für einen jungen Prinzen. Die entlarvte Faktion, und verſchiedene Schriften über die Nothwendigkeit der Reform in England. Schriften, welche das Haſtingſche Verhör betreffen. Schriften über die Teſtacte. Burke iſt auch hier intolerant. Predigten und Streitſchriften über den Aufruhr im Birmingham. Verſtockung vor dem Falle. Engherzigkeit, verbunden mit Verfeinerung der Sitten. Sklavenhandel durch eine Parlamentsakte abgeſchafft. Niebetts Aufſatz über die Fähigkeiten der Neger, und moraliſche Unterweiſung für dieſe Menſchen. Rapport des Ausſchuſſes des geheimen Raths, und Eigenſchaften der darin aufgeführten Zeugen. Mrs. Barbauld's Gedicht gegen den Menſchenhandel. Clarkſons neue Briefe. Vorſchlag keinen Zucker mehr zu brauchen. Schriftſtellerfehde über die Zurüſtungen zum Kriege gegen Rußland. Nachtrag von politiſchen Satiren und Streitigkeiten. Statiſtiker. Sinclair und Mitford über die Kornakte. Clarendons Irländiſche Finanzen. Ueberſicht des politiſchen Zuſtands von Schottland. Rayments Berechnung der öffentlichen Einnahme und Ausgabe. Die Nationalſchuld das Glück der Nation! Smeaton vom Hafen Ramsgate. Schriften über den oſtindiſchen Handel und die Finanzen der Compagnie. Andere ſtatiſtiſche Schriften. Annual Regiſter 1790. Geſchichte. Thamſons allgemeine Geſchichte vom 8ten bis 18ten Jahrhundert. Rutherfords alte Geſchichte. Robertſons hiſtoriſche Unterſuchung über die Kenntniß der Alten von Indien. Lodge Erläuterungen der Brittiſchen Geſchichte. Hamiltons Verherrlichung der Torys unter der Königin Anna, und Verkleinerung des Herzogs von Marlborough. Zwey Skizzen der Regierung Georgs des Dritten. Beringtons Schilderung der Regierungen Heinrichs des Zweyten, Richards und Johanns. Beckſons Geſchichte des Engliſchen Seedienſtes ſeit 1727. Chalmers Sammlung von Friedensſchlüſſen. Ueber die kleinen Tadler erhabener Denkmähler der menſchlichen Geiſtesgröße. Whitakers Kritik der Gibbonſchen Geſchichte. Gregorys und Prieſtleys Kirchengeſchichte. John Robinſons Geſchichte der Taufe. Dr. Campbells Anmerkungen über Irlands Litteratur- und Kirchengeſchichte. Predigten und theologiſche Abhandlungen. Whitakers Urſprung des Arianismus. Paleys horae Paulinae. Hawels Verſuche über die Zeugniſſe, die charakteriſtiſchen Lehren und den Einfluß des Chriſtenthums. Gray's Schlüſſel zum alten Teſtament. Ortons Briefe an einen jungen Geiſtlichen. Gilpins neue Ueberſetzung des neuen Teſtaments. Erskine's und Colliers Erbauungsſchriften. Stockdale's Predigten für Matroſen. Anzeige einiger kleinen theologiſchen Schriften. Montaltos Commentar über den Jeſaias. Hamiltons Paradoxien. Proceß des Dr. Gill. Litterariſches Bedlam. Beſuche aus dem Geiſterreiche. Dr. Stearns Amerikaniſches Orakel. Clemens Schlüſſel zur Naturlehre. Dr. Edwards wichtige Entdeckung des achtzehnten Jahrhunderts. Eſſays. Ueber Krieg und Frieden. The Loiterer, von Auſten. Neale, über die neueſten Sitten. Bennet, über weibliche Erziehung. Dr. Berkenhouts Briefe an ſeinen Sohn, über die Bildung auf Univerſitäten. Parſons, Winke über Hervorbringung des Genies. Briefe über Intoleranz. Falkland, über Bigotterie, Neuerungsſucht und Unglauben. Belshams Eſſays. Moore, vom Selbſtmord. Moraliſche Aufſätze von Dr. Barry. Cooper's Traits. Poetiſche Eſſays. Seltenheiten der Litteratur. Verſuch über die Grundſätze des Ueberſetzers. Verzeichniß der im Jahr 1791 in England überſetzt erſchienenen Bücher.

Die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit hat, wie alles in der Welt, ihre vortheilhafte und ihre ſchlimme Seite. Wenn es ein erfreuliches Schauſpiel iſt, das Bedürfniß der Geiſtesbildung ſo allgemein werden zu ſehen, daß in einem Lande mehrere Tauſende von Menſchen ſich bloß damit beſchäftigen, ihm Befriedigung zu verſchaffen, und zugleich ihrem eignen bildenden Triebe genug zu thun, indeß Hunderttauſende aus allen Klaſſen ſich mit den auf ſolche Art mittheilbar gewordenen Bildern und Begriffen zu bereichern, und ihr intellektuelles Weſen in den völligen Beſitz ſeiner Vorrechte über die thieriſche Natur zu ſetzen ſuchen: ſo ſchmerzt es doch auch zugleich, den argen Unfug mit anſehen zu müſſen, den ein Schwarm von unreiſen oder ſchiefen Köpfen mit den vier und zwanzig conventionellen Zeichen unſerer Mittheilungskunſt ſo unabläſſig treibt, und wodurch nicht ſelten der ſchöne Zweck derſelben verfehlt, und ein neues Chaos von Ungereimtheit geſchaffen wird.

Dieſen Mißbrauch abzuſtellen, ohne der Preßfreyheit zu nahe zu treten, wäre die eigentliche Aufgabe einer nach feſten Grundſätzen wirkenden, und eben darum von der Mehrheit eines freyen Publicums geehrten Kritik. Daß die Beeinträchtigung der Preßfreyheit und jede Einſchränkung, womit man die heiligſte, unverletzbarſte Kraft im Menſchen, die Vernunft, zu lähmen und unwirkſam zu machen geſucht hat, anſtatt der gewünſchten Vervollkommnung der Menſchheit, nur das Gegentheil gewirkt habe, iſt an unzähligen Beyſpielen zu bekannt, um hier eines Erweiſes zu bedürfen. Aber auch das Recht hat kein Menſch, einem andern zu verbieten, von ſeiner Vernunft Gebrauch zu machen, wenn dieſer Gebrauch nicht öffenbarer Eingriff in die Rechte eines dritten wird; und über dieſe Fälle kann nur, darf nur ein rechtmäßiges Tribunal entſcheiden, ein Tribunal von freyen, redlichen, unbeſtochenen Richtern, welches öffentlich verhört und öffentlich richtet, ohne Anſehen der Perſon, ohne geheime Verhaltungsbefehle, und ohne Furcht vor Caſſation, wenn ſein Urtheil einer mächtigen Parthey mißfällt. Dies ſind die Grundſätze, die man in England befolgt, und deren Richtigkeit man anderwärts nichts als unverſchämte Beyſpiele der gemißbrauchten und übermüthigen Autorität entgegenſetzen kann.

Die natürliche Folge dieſes Verfahrens liegt am Tage. Es giebt kein Land, wo Neuerungen weniger zu befürchten ſind, als in England, weil man nirgends gelaſſener, gründlicher und ſorgfältiger jede Meinung prüft; es giebt kein Land, wo bürgerliche Ehre ſicherer iſt, weil die Beſtimmtheit der Geſetze ihr zur Schutzwehr gereicht, und keine Willkühr einen Criminalproceß verhängen, oder den einmal anhängig gemachten ſeiner Entſcheidung entziehen kann. Jeder einzelne Menſch, oder jede kleine Anzahl von Menſchen, die es verſuchen, ihre eigene Vernunft, wenn dieſe gleich auf einem hohen Grade der Vollkommenheit ſtände, zur deſpotiſchen Gebieterin über die Geſinnungen und Vorſtellungsarten der Menge, oder auch irgend eines Einzelnen zu erheben, zwingen eben dadurch, ja vielmehr ſie berechtigen den Andersgeſinnten und Bedrückten, eben ſo gewaltſam ihnen Widerſtand zu leiſten, und für die Rechte ſeiner eigenen Vernunft bis auf das äußerſte zu kämpfen. Dort hingegen, wo jedem ſein Recht, eine eigene Meinung zu haben, unbeſtritten iſt, kann keine Gefahr daraus erwachſen; denn jede Meinung bleibt ſo lange Meinung, bis ſie allgemeine Stimme wird. Wo man phyſiſche Gewalt zu Hülfe ruft, um eine Meinung zu unterſtützen, dort giebt man auch dem Gegner das Recht, ſich eben dieſes

Beyſtandes zu bedienen, wenn und wo er kann. Wirklich müßte man aufhören von Recht, von Vernunſt und von Gefühl zu ſprechen, und dieſe Worte für leere Töne halten, wenn dieſe einfachen Grundbegriffe nicht als allgemein erwieſene oder eigentlich von ſelbſt evidente Axiomen zugegeben würden. Einem jeden denkenden Weſen muß derjenige verdächtig werden, der ſeine Meynung, weil ſie ſein iſt, und weil er ſie für wahr hält, herrſchend machen und eine entgegengeſetzte, nicht durch Gründe ſondern mit Gewalt unterdrücken will. Dieſer Egoismus ſey bloß herrſchſüchtig, oder eingebildet dazu, es ſey Hochmuth oder Fanatismus, oder Narrheit im Spiel dabey, ſo iſt ſeine Wirkung ein Verbrechen gegen die Menſchheit. Nie wird man dies unſeren Mitbrüdern auf dem feſten Lande laut und oft genug zurufen können, ſo lange es noch Menſchen unter ihnen giebt, die entweder mit Krone und Zepter und bewaffneten Myrmidonen, oder mit dem noch intoleranteren Miniſterial- und Dikaſterial-Deſpotismus hergebrachter Formalitäten und Weisheit äffender Verlarvungen, oder endlich mit der lächerlichen Autorität der Recenſentenpritſche, von Millionen ihrer Mitbürger fordern, daß man ihnen eigene Einſicht und eigenes Gefühl opfern ſolle.

Ich habe in einem der vorigen Jahrgänge die Bemerkung gemacht, daß die Kritik der Engländer ihre großen Mängel hat, und einer gewiſſen Einſeitigkeit unterworfen iſt, welche zu falſchen Beurtheilungen verleitet. Ohne dieſes Urtheil hier zurücknehmen zu wollen, muß ich bekennen, daß es ohne Einſchränkung ungerecht ſeyn würde; wenigſtens kommt die Engliſche Kritik, wenn man ſie mit demjenigen, was jetzt bey uns ſo genannt wird, vergleicht, auf eine Stufe zu ſtehen, wo man alle Urſache hat, ſie in Ehren zu halten. Es geſchieht zwar oft, daß man das Excentriſche, das Eigenthümliche des wahren Genies, welches keiner Regel unterworfen ſeyn kann, weil es ſelbſt erſt Regel für ſeine Gattung wird, nach einem conventionellen Maßſtabe beurtheilt und ſogar verwirft. Dieſe Gattung von Kritikern hatte Sterne im Sinne, wo er einen ſagen läßt: „O das neue Buch, Mylord! es taugt ganz „und gar nicht; ich habe mein Winkelmaß daran gebracht, und ſollten Sie's wohl glauben, „keine von ſeinen vier Ecken iſt rechtwinkelig." Allein im Ganzen genommen gründet ſich der

Deſpotismus der Engliſchen Reviews wirklich auf ihre milde und gerechte Regierung. Gewöhnlich kann ſichs der freye Recenſent am erſten gefallen laſſen, daß der freye Schriftſteller ſeine eigene Meynung habe; er verſetzt ſich gern in den fremden Geſichtspunkt, freuet ſich der neuen Anſichten, die ihm der Schriftſteller dort eröffnet, und tadelt nur die Incongruitäten, die ihn mit ſich ſelbſt in Widerſpruch bringen.

Ohne Zweifel iſt die allgemein anerkannte Freyheit zu ſchreiben und drucken zu laſſen, und die lange Gewohnheit, oder der langwierige Beſitz dieſes Vorrechts, eine kräftig wirkende Urſache, weshalb die Schriftſteller in England, ohne allen Vergleich mehr Ehrfurcht gegen das Publicum, mehr Gefühl von dem, was man ihm ſchuldig ſey, und mehr Selbſtachtung, als die unſrigen, zu erkennen geben. Nicht nur der ganze Ton iſt milder, ruhiger, feiner; ſondern die Litteratur im Durchſchnitt verräth eine Politur in Abſicht der Sprache, eine Geübtheit im Denken, eine Gewandtheit im Ausdruck, einen Kunſtſinn der Schriftſtellerey, dem wir allenfalls nur Gedächtnißkram, und dürre Gerippe von Syſtemen, oder ekelhafte, mühſame Zergliederung entgegen zu ſtellen wiſſen.

wiſſen. Sprachrichtigkeit iſt ein ſo ſeltenes Verdienſt unter uns, daß man es vergebens bey den meiſten Deutſchen Schriftſtellern ſucht, und am wenigſten bey denen antrifft, die gegenwärtig einer gewiſſen Celebrität genießen, weil ſie ſich das Wort gegeben haben, einander in ihren Aufſätzen große Männer zu ſchelten, und Vollkommenheiten an einander zu entdecken, die außer ihnen niemand gewahr wird, oder weil ſie den Kunſtgriff verſtehen, ſich irgend einer gangbaren gelehrten Zeitung zu bemächtigen, und einander gegenſeitig als Lichter Deutſchlands in ihren Recenſionen anzupreiſen. Will man gar auf Styl und Schreibart ſehen, ſo muß man erſtaunen, daß eine Nation, die große Muſter wie **Göthe**, **Wieland**, **Schiller**, **Garve** beſitzt, jährlich zweymal einen ſolchen Miſthaufen von ſchlechtgeſchriebenen, ſchlechten Büchern zuſammen trägt, wie ihn unſere Meßverzeichniſſe mit wenigen Ausnahmen liefern.

Wenn man unſere Litteratur mit der Britiſchen noch genauer zuſammenhalten wollte, ſo würde man überall eine ähnliche tranſcendentale Größe einzelner ſeltener Schriftſteller, und eine tief unter der Mittelmäßigkeit fortkriechende Unvollkommenheit der Menge gewahr werden. Dieſer Zuſtand unſerer Litteratur hängt mit unſerm bisherigen Nationalcharakter, mit unſern Verfaſſungen, mit unſerm Geſchmack und unſern Sitten, und dies alles wieder mit unſerer Kritik zuſammen. Der weiſe König Salomo ſagte ſchon: es geſchieht nichts Neues unter der Sonne; und nach dieſem weiſen Spruche möchte man glauben, daß er ſich bey dem **Neuen** etwas Aehnliches mit demjenigen gedacht haben könne, was im Kopf eines Deutſchen Polyhiſtors dieſem Begriff entſpricht. Unſere Recenſenten pflegen den Schriftſtellern unaufhörlich vorzuwerfen, daß ſie ihnen nichts **Neues** erzählen, und gegen die meiſten Deutſchen Schriftſteller, deren einziges Verdienſt in noch nicht geſagten Faktis beſteht, mag der Vorwurf nicht ganz unbillig ſeyn. In andern Ländern hingegen ſieht man mehr darauf, wie ein Schriftſteller **denkt**, wie er das Bekannte, durch neue Verknüpfungen ſeines denkenden Geiſtes, zu etwas ihm eigenthümlichem Neuen umbildet, und dem gegenwärtigen, immer neue Darſtellung heiſchenden Zeitpunkt anpaßt. Unſere Bücher ſind daher zum Nachſchlagen, die Engliſchen und Franzöſiſchen allein zum Leſen gemacht; wir ſtoppeln, ſie ſchreiben und ſchaffen Ideen. Ein gebildetes Publicum will Gedanken, Reflexionen, Anregungen eines eigenthümlichen Ideenganges, zarte Berührungen, leichte Uebergänge, umfaſſende Blicke, mit Einem Worte, Geiſt und Gefühl, wo dem roheren, langſameren, durch Lage und Regierungsdruck gefeſſelten und verkümmerten nur grobe Speiſe, unmittelbar zu benutzender und zum nothdürftigen Unterhalt anwendbarer Unterricht, oder auch derbe Erſchütterungen nöthig ſind.

Man beklage ſich nicht über die Strenge und Härte dieſes Urtheils. Niemand verehrt mit größerem und reinerem Enthuſiasmus als ich ſelbſt, die ſchönen Blüthen, die edlen, reifen Früchte der Deutſchen Litteratur; allein ihre ſeltene Vortrefflichkeit, ihre ſchneidende Eigenthümlichkeit, ihre Unüberſetzbarkeit zeugen lauter als ichs ſagen kann, von ihrem iſolirten Daſeyn unter dem ungeheuren Haufen von Heerlingen, den geiſt- und ſaftleeren Beweiſen unſerer trägen Unkultur. Eben weil es einzelne Ausnahmen ſind, muß man die verarmte Maſſe nicht für etwas Beſſeres, als ſie werth iſt, ausgeben wollen. Eben weil unſere

Kritik nicht darauf ausgeht, den Ton der Litteratur zu ſtimmen, über die Richtung, die bey uns die Schriftſtellerey im Ganzen nimmt, mit Strenge zu wachen, den Fortſchritt oder den Verfall ganzer Zweige der Wiſſenſchaften anzuzeigen, das Subjektive vom Materiellen, den Geiſt vom todten Buchſtaben zu unterſcheiden, im Buche den Menſchen, nicht im Menſchen das Buch aufzuſuchen: eben darum ſtehen wir noch ſo weit hinter den höchſt kultivirten Nationen in Abſicht auf das Ganze unſerer Schriftſtellerey zurück. Den Schriftſtellern ſelbſt, bis auf wenige Ausnahmen, noch mehr aber den Leſern, mangelt der Maßſtab, womit Geiſtesprodukte gemeſſen werden müſſen; der allgemeine Sinn, der Grad der allgemeinen Bildung und Empfänglichkeit kann daher nicht geſchärft und nicht erhöhet werden; was niemand kennt, wird niemand verlangen; was die gewöhnliche, durch den Ton der Litteratur nicht geübte Faſſungskraſt überſteigt, das läßt man ungeleſen liegen. Nehmen wir unſern öffentlichen und Privatunterricht, unſere wiſſenſchaftliche und ſittliche Erziehung hinzu, vergleichen wir Lebensart, Wohlſtand, Betriebſamkeit, Spontaneität der zahlreichſten Klaſſen bey uns und in England oder in Frankreich, ſo haben wir mehr Aufſchluß als nöthig iſt, um uns den Zuſtand unſerer Litteratur zu erklären, und vielleicht einige Hoffnung, daß die Schickſale, die auf unſere feudaliſchen Verfaſſungen wirken können, durch eine günſtige Wendung zugleich den Volkscharakter beſtimmen, und die Geiſteskräfte zu einer ſchöneren, freieren und edleren Thätigkeit wecken dürften.

Die Frage, was iſt ein Libell? welche auf die Preßfreyheit eine ſo wichtige Beziehung hat, wurde dieſes Jahr auf Veranlaſſung verſchiedener ſehr freien Schriften, die mehrere anzügliche, an perſönliche Beſchimpfung gränzende Stellen enthielten, ſowohl im Parlemente als im Publicum beſonders ventilirt. Der Hof, der zur Freyheit der Britten ſcheel ſieht, und gern jede Gelegenheit zur Erweiterung der Gränzen ſeiner Macht benutzt, war hier ſehr geſchäſtig, den Begriff von Pasquillen und Libellen ſo beſtimmen zu laſſen, daß künftighin mancher politiſche Schriftſteller ſich hätte ſcheuen müſſen, in ſeinem freymüthigen Tone fortzufahren, die Maßregeln der Miniſter, die Verbrechen der Großen, und den

Egoismus der noch Größeren zu geißeln. Allein ein jeder Eingriff in die einmal feſt beſtehenden Vorrechte des Volks iſt in England das Signal zur mißtrauiſchſten Widerſetzlichkeit. Aller Bemühungen ungeachtet, das Willkührliche aus dieſer Rubrik der Engliſchen Geſetze zu verbannen, blieb dennoch den Geſchwornen (juries) ihr Entſcheidungsrecht ungekränkt, und in dieſem beſteht das Bollwerk der bürgerlichen Freyheit. **Erskine**, der berühmte Rechtsgelehrte, ſchrieb und ſprach gegen die den Richtern zu ertheilende Gewalt, das Geſetz auszulegen; und obgleich **Bowles**, mit aller juriſtiſchen Gewandtheit für die Richter und gegen die Geſchwornen ſtritt, ſo hatte er doch die Stimmen des Publicums gegen ſich. Man glaubte, es ſey ungleich gefährlicher, die Dreiſtigkeit der Schriftſteller durch allzubeſchränkte Verordnungen abzuſchrecken, als ihnen, bey der Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit der Strafe zu entgehen, zu wirklichen polizeywidrigen Vergehungen Anlaß zu geben, da gegen dieſe doch, im erforderlichen Falle, ſo leicht von den Geſchwornen erkannt werden könne.

Der berühmte **Thomas Payne**, Verfaſſer einer im Amerikaniſchen Kriege herausgekommeinen kleinen Schrift, Menſchenverſtand (Commonsense) betitelt, welche damals in den vereinigten Staaten gegen die Uſurpationen des Brittiſchen Parlaments von großer Wirkung war, trat jetzt unter den unzähligen Gegnern des nicht minder berühmten Ariſtokraten **Burke**, mit ſeinem Aufſatz über die Rechte des Menſchen (Rights of man) hervor, und ſchreckte durch die kühne republikaniſche Sprache, die er darin führte, und die man in England ſeit **Miltons** und **Cromwells** Zeiten kaum mehr kannte, ſelbſt die freyen oder freygeglaubten Britten auf. Nun war es in England, daß ein Amerikaner, mit ſeinem Enthuſiasmus für die Verfaſſung, die Amerika ſich ſelbſt gegeben hatte, die neue Regierungsform Frankreichs faſt eben ſo ſehr in Schutz nahm, als **Edmund Burke** ſie zu verachten geſucht hatte. Man erſtaunte, einen Schriftſteller zu leſen, der von Herzogen und Grafen, ja ſogar von Königen, nur wie von einer jeden anderen, oder gar wie von einer ſchlechteren Art Menſchen ſprach, und ohne alle Verbrämung mit vielen Beyſpielen bewies, daß man ihrer in der Welt ſchlechterdings nicht bedürfe, ja daß ſie die unnützeſten, entbehrlichſten und theuerſten Dinge auf Erden wären. Die geheiligten Perſonen ſelbſt, ihre Höflinge, ihre Miniſter und deren Handlanger fühlten ſich etwas betroffen, oder nach Maßgabe ihrer Empfindlichkeit ſchäumten und knirſchten ſie auch wohl über ſeine Unverſchämtheit, ſie ſo bloß und ohne den geringſten Schleyer hinzuſtellen; und alles was Ariſtokrat war, oder wegen ſeiner Exiſtenz von Ariſtokraten abhing, zitterte für das ehrwürdige, alte Gemäuer der Feudalität. Es entſtand ein fürchterliches Zetergeſchrey über Thomas Payne; man bot alle Waffen gegen ihn auf; man ſuchte jedes Mittel zu ſeiner Vernichtung geltend zu machen; er ſollte vor Gericht des Verbrechens der beleidigten Majeſtät angeklagt werden; man miethete einen Menſchen, der durch eine ſogenannte Biographie, die voll der gehäſſigſten Beſchuldigungen war, den Amerikaner um ſeinen guten Ruf bringen ſollte, gerade als ob der gute Ruf des Königs Georg nur durch Recriminationen zu retten geweſen wäre. Man bot eine Legion kleiner Kläffer auf, die mit armſeligen und mittelmäßigen Widerlegungen ſeiner Schrift angeſtochen kamen; man berief Volksverſammlungen, um gegen ſeine Grundſätze zu proteſtiren, und Anhänglichkeit für die Verfaſſung von England an den Tag zu legen; endlich ließ man den König ſelbſt — ſo wichtig ſchien **Thomas Payne** ſeinen Gegnern! — durch eine hochtrabende Proclamation die Furcht des Cabinets und des Hofes verrathen.

Die Nation ſelbſt theilte in dieſem Augenblick mit ihnen etwas von dieſer Beſorgniß. Der Zeitpunkt, wo Frankreich durch den Sturz der ariſtokratiſchen Hydra und die Gründung ſeiner Freyheit eine ſo heftige Erſchütterung erlitten hatte, ſchien zu einer Reformation in England, deren Nothwendigkeit man gleichwohl ziemlich allgemein erkannte, nicht eben günſtig zu ſeyn. Die Weiſeren im Volk — und unter Menſchen, die freyes Verkehr mit einander treiben, theilt ſich die Weisheit ſchnell und leicht allen mit — ſahen voraus, daß man in England ſo wenig wie in Frankreich, die Gränzen einer Revolution würde beſtimmen können, wenn man einmal den Anfang damit machte. Selbſt der Nationalſtolz und die Eitelkeit, die den Britten jetzt ihre Nachbaren, als Lehrmeiſter und Vorgänger in der Politik und Staatskunſt betrachtet, beynahe verhaßt zu machen ſchienen, hätten leicht in der allgemeinen Gährung verſchwinden, und der Evidenz der Wahrheit Raum geben können; alsdann wäre der Umſturz aller Ueberreſte von Feudalität, deren es in England nicht wenige giebt, und mit ihnen zugleich, wegen des Mangels an inneren Reſſourcen, worin England ſeinem bisherigen Nebenbuhler weit nachſtehen muß, der Staatsbankerott unvermeidlich geweſen. Das in Colliſion kommende Intereſſe vieler und mächtiger Geſammtheiten, die eben, weil ſie in England einen ſchon gemilderten Einfluß, einen begränzten Wirkungskreis haben, dort der Freyheit und dem Glücke der Bürger im Allgemeinen weniger gefährlich ſcheinen, und in der öffentlichen Meynung tiefer eingewurzelt ſtehen, würde vielleicht in einem Zeitpunkte, wo man das Beyſpiel der Franzöſiſchen, rückſichtloſen Revolution vor Augen hatte, den Inſulanern einen blutigeren Kampf, als ſie noch je um ihre Verfaſſung, oder für den Ehrgeitz ihrer Könige gefochten, unvermeidlich gemacht haben. Die bürgerliche Freyheit der Einwohner Großbritanniens; der durch beyſpielloſe Geſchäftigkeit hervorgebrachte allgemeine Wohlſtand; der während der Unruhen im übrigen Europa, durch den Frieden blühende Brittiſche Handel; der Zuwachs an Macht durch Eroberungen in Indien, die kein rivalliſirender Europäiſcher Staat mehr hintertrieb, oder auch nur erſchwerte; das ſtolze Gefühl eines Gewichts in den politiſchen Verhältniſſen von Europa, welches durch weiſe Schonung der Kräfte jetzt eher zunehmen als vermindert werden konnte: dies alles waren auch (und ſind noch) wichtige Gründe, welche allgemeine Ueberzeugung nach ſich zogen, und bey der Mehrheit der Nation in die Empfindung gleichſam überzugehen ſchienen, daß eine Reform jetzt gefährlich, eine Revolution noch nicht dringend nöthig, mithin die Anwendung der Grundſätze, die der Königsfeind Thomas Payne in ſeinen Rechten des Menſchen aufgeſtellt hatte, auf die Engliſche Verfaſſung, vor der Hand noch verwerflich ſey.

Die Art und Weiſe, wie ſich die politiſchen Schriftſteller und die Kritiker in England über Payne und ſeine Schrift äußerten, war allerdings nach ihrem jedesmaligen Geſichtspunkte und ihrem politiſchen Glaubensbekenntniſſe ſehr verſchieden. Die Critical Reviewers hatten allein das Unglück, durch die Uebereilung und Heftigkeit ihres Recenſenten über den erſten Theil von **Paynes** Schrift, ſich ſelbſt das Geſetz machen zu müſſen, ſo oft dieſer Name hernach vorkam, in eine Art von Zuckungen zu gerathen, und ſich ungefähr ſo zu geberden, wie orthodoxe und bigotte Chriſten, wenn ſie unverſehens den Teufel nennen. Die erbärmliche Ausflucht, jene großen Sätze der wahren Freyheit und Gleichheit, die jeder geſunden Vernunft in England und in ganz Europa eingeleuchtet hatten, geradehin Unſinn und Raſerey zu nennen, weil die unvermeidliche Folgerung, daß alle Würden und Vorrechte einzelner Menſchen zum Nachtheil der Menge durch Verjährung ſelbſt keine Rechtmäßigkeit erlangen können, dem altgläubigen Eiferer für den Beſtand der Engliſchen Verfaſſung bange machte, — ſtach ſo auffallend gegen den gewöhnlichen ruhigen Gang der kritiſchen Beleuchtung ab, daß man unmöglich die Furcht eines eigennützigen Anhängers der Hierarchie darin verkennen konnte. Alle übrigen Engliſchen Kritiker ließen den von **Payne** aufgeſtellten Grundſätzen volle Gerechtigkeit widerfahren, wenn ſie auch über ihre praktiſche Anwendung verſchiedene Urtheile fällten, und die nachläſſige, ſelbſt fehlerhafte Schreibart des Verfaſſers tadelten. Nur in Deutſchland, nur in einem Lande, das kürzlich noch den Streitigkeiten dieſer Art keinen Geſchmack abzugewinnen ſchien, wüthete ein Recenſent gegen die Rechte des Menſchen, und verbot es ſeinen Landsleuten, im echten Geiſte der Alleinherrſchaft, den verdammlichen und doch auch unbedeutend ſeyn ſollenden **Payne** zu leſen, der ſich von dieſem Ariſtarchen gleichwohl durch ſeine politiſche Ketzerey und die Verwegenheit, den „Staatsmann" **Burke** *) anzugreifen, die leidenſchaftlichſte Züchtigung zugezogen hatte.

Der „Staatsmann" **Burke**, oder wenn man nicht mit der pedantiſchen Prätenſion, die nur prächtig klingende Worte auf gerathewohl braucht, den Leſern Staub ins Auge ſtreuen will, der alte ſchwärmeriſche Phraſenmacher Burke, fand vielleicht aus keinem andern Grunde ſo unzählige Opponenten, als weil es ſo leicht war, ſeine inconſequenten Sophismen, und ſeine ſchwachen Angriffe auf die Franzöſiſche Verfaſſung zu widerlegen. Sein mächtigſter Gegner, der Rechtsgelehrte Mackintoſh, trug einen vollkommenen Sieg über ihn davon, der um ſo glänzender war, da ſeine Vindiciae Gallicae ein unwiderlegbares Beyſpiel gaben, daß man, ohne ſich ein anzügliches Wort zu geſtatten, mit männlicher Beredſamkeit ſchreiben, und zugleich bündig ſchließen, und ohne alle Spiegelfechterey der jeſuitiſchen Dialektik ſich ſtreng an die Wahrheit, an die Streitfrage, an die Gründe dafür und dawider halten könne. Unangetaſtet, unwiderlegbar und von ganz England mit einſtimmigem Beyfall beehrt, ſteht jetzt ſein Werk, und trotzt ſogar der ehernen Stirne derer, die ſonſt alles zu behaupten ſich erdreiſteten, weil ſie von Ehre und Achtung nichts mehr zu verlieren hatten. Es iſt hier nicht der Ort, und unſer Publicum intereſſirt ſich auch nicht genug für die Zergliederung der vorzüglichſten anderen Widerlegungen der Burkiſchen Tautologieen; es iſt genug zu ſagen, daß Tatham, Towers, Bousfield, Butler, Roſibonne, Pigott, Miß Woolſtonecraft, Mrs. Macaulay Graham, Hamilton, Capel Loft; Wolſey, Sir Brook Boothby, Dupont, und eine Menge ungenannter Schriftſteller ihre Waffen, mit mehr oder weniger glücklichem, alle aber mit einigem Erfolg wider ihn kehrten. Zu ſeiner Rechtfertigung fühlte er ſich durch eine ſo allgemeine Stimme des Publicums nothgedrungen, noch einen ſchwachen Verſuch zu machen, und in ſeiner Appellation von den neuen an die alten Whigs (an Appeal to the old Whigs from the new) abermals durch ſuperfeine Diſtinctionen die Oppoſitionsparthey, zu der er ſich ſo lange bekannt hatte, einer Abweichung vom echten politiſchen Glauben der Whigs zu beſchuldigen. Allein dieſe ganze Anklage ſtand auf ſo ſchwachen Füßen, und ſelbſt ungeübte Leſer waren jetzt mit ſeiner ſchriftſtelleriſchen Taktik zu wohl bekannt, um nicht durch den Nebel ſeiner Bilderſprache die Seichtigkeit und den Unzuſammenhang ſeiner Argumentation zu erkennen. Die Langeweile und das Gähnen der Leſer gaben ihm einen deutlichen Wink, daß es jetzt Zeit ſey aufzuhören, und ſich mit dem Guten und Schlimmen, was ſeine Schriftſtellerey ihm eingetragen haben konnte, vom Schauplatze der Lebendigen zurückzuziehen. Ein Spötter ließ ihn in einer ſogenannten Heroide die Geißel ſeines Witzes empfinden; ein anderer zählte ſeine Luſtſprünge (the flights of Edmond Burke) her, und nur ein armer Wicht kam mit einer Vertheidigung hervor, die Burkes Freunden und Feinden gleich verächtlich dünkte. Die harmloſeſte und dennoch die treffendſte Satire gegen ihn, beſtand darin, daß jemand ſeinen vierhundert Seiten langen Brief, der anderthalb Thaler koſtete, in einen körnigen Auszug brachte, und um vier Groſchen verkaufte, wobey die Kritiker weiter nichts zu erinnern fanden, als daß man noch nicht alle Wiederholungen weggeſtrichen habe. Auch gehört es eigentlich, wenn gleich nicht abſichtlich, zu den Satiren auf den alten Rhetor, daß ein wüthender Ariſtokrat den originellen Einfall gehabt hat, ſeine Deklamation gegen die Franzöſiſche Freyheit in das Gewand des Romans einzukleiden, und unter dem Namen Lindor und Adelaide herauszugeben.

---

*) Zur Erreichung gewiſſer Abſichten mag es zweckmäßig ſeyn, einen Deklamator im Parlamente einen Staatsmann zu nennen; allein, daß Herr Burke einmal Kriegszahlmeiſter geweſen iſt, ſcheint doch nicht hinreichend zu beweiſen, daß er in dem, was man gewöhnlich Staatsgeſchäfte nennt, grau geworden ſey.

Die große Begebenheit, nach welcher ſich künftighin das laufende Jahrhundert nennen wird,

wird, die Freywerdung Frankreichs, mußte die Aufmerkſamkeit der Britten vorzüglich auf ſich ziehen, und brachte unter andern auch in dieſem Jahre noch verſchiedene Schriften hervor, welche jenen erhabenen Auftritt ſchilderten. Vielleicht iſt es im Ganzen noch zu früh, die Geſchichte der Franzöſiſchen Revolution zu ſchreiben. Nach zwanzig, oder auch ſchon nach zehn Jahren, wenn der neue Freyſtaat im ruhigen Genuſſe ſeiner ſo theuer errungenen Freyheit blühen wird, dürfte es wohl niemand einfallen, das Thema dieſer Geſchichte ſo ſehr aus den Augen zu verlieren, daß er uns einen Haufen in die Länge geſponnener epiſodiſcher Anekdötchen, die unbeſchadet der Hauptſache hätten wegbleiben können, für eine Geſchichte desjenigen Ereigniſſes vorlegte, welches in den Jahrbüchern der Welt einzig, und in Abſicht ſeiner Folgen unermeßlich iſt. — Indeſſen fanden die Briefe der patriotiſchen **Miß Helen Mary Williams** über dieſen Gegenſtand, und noch mehr die des Herrn **Chriſtie**, einen deſto uneingeſchränkteren Beyfall in England, je allgemeiner man ihre Unpartheylichkeit, ihre Gründlichkeit, und die Annehmlichkeiten der Schreibart darin empfand. Es wäre wirklich zu verwundern, daß dieſe Werke, die man leicht zuſammenſchmelzen könnte, bey uns nicht überſetzt worden ſind, wenn nicht die Cabale ſo bekannt wäre, welche ſich die geduldige Natur unſerer Landsleute zu Nutze gemacht hat, um alles zu verſchreyen, was nicht auf Einſchläferung und blinde Anpreiſung des alten Despotismus hinauslief. — Die Wahrheit wird indeſſen auch die dickſten Finſterniſſe mit ihrem, nicht bloß leuchtenden, ſondern auch eindringenden und alles Unreine verzehrenden Strahl verwandeln, und der Egoismus, der vor lauter Furcht, ſeinen Zweck zu verfehlen, falſche Maßregeln ergriff, mag es ſich ſelbſt zuſchreiben, wenn Geiſt, Gefühl und Muth auf der einen Seite, gegen Ohnmacht des Verſtandes, des Herzens und der Mannheit auf der andern, ſtatt einer ruhigen, kaltblütigen Erörterung, jetzt mit einer hunderttauſendzüngigen Beredſamkeit die Freyheit predigen, und, als erwählte Rüſtzeuge der Vorſehung, Wunder thun!

Unter den Schriften über die Franzöſiſche Revolution verdient auch Belſham's hiſtoriſches Memoir eine vortheilhafte Erwähnung; und wenn wir auch dem ſchwerfälligen Lateiniſchen Carmen saeculare pro gallica gente, tyrannidi ariſtocraticae erepta, das Lob nicht ertheilen können, womit die Engliſchen Recenſenten freygebig ſind, ſo zeugt der Gedanke wenigſtens, daß unſer **Klopſtock** nicht der einzige ausländiſche Dichter iſt, den Frankreichs edler Kampf um Freyheit begeiſtert hat. Auf der Kanzel haben die Engliſchen Prediger von der herrſchenden Kirche zuweilen ſchon einige Ausfälle gegen die Franken in ihrer jetzigen Verwandlung einfließen laſſen; man weiß aber, warum ihre Zuſtimmung nicht allgemein zu erwarten iſt. Dagegen hat ein gewiſſer **Mark Wilks** geradezu das Lob der Franzöſiſchen Revolution zum Thema einer Predigt gewählt, und dadurch den Herren Orthodoxen und Biſchöflichen, ſo wie den Laurern auf fette Pfründen, ein großes Aergerniß gegeben. Ob es Scherz oder Ernſt ſeyn ſoll, können wir nicht entſcheiden, daß jemand drey verſchiedene Auslegungen der Offenbarung Johannis, aus dem vorigen und der erſten Hälfte des laufenden Jahrhunderts, hervorgeſucht hat, worin die Stelle Cap. XI. V. 13. auf Frankreich und insbeſondere auf die Reform der Geiſtlichkeit gedeutet wird. Man bedient ſich allerley Waffen für die gute Sache; dies iſt die verzeihliche

Sünde des Enthuſiasmus, die auch der Apoſtel Paulus, dieſer echte und wahrhafte Jakobiner des Chriſtenthums, durch ſein Beyſpiel, wo nicht zu rechtfertigen, doch zu entſchuldigen ſcheint, indem er ſagt, er ſey Allen Alles geworden, um ja alleinthalben Einige zu bekehren.

Von dieſen Erſcheinungen, die einer fremden Urſache das Daſeyn verdanken, gehen wir zu den politiſchen Schriften über, welche die Angelegenheiten des Brittiſchen Reiches veranlaßt haben. Die unvollkommene Stellvertretung im Parlamente iſt ſeit langer Zeit der Stein des Anſtoßes aller echten Brittiſchen Patrioten, und wir wagen es vorauszuſagen, wenn der Eigenſinn eines Miniſters, der nur in ſo fern er verſprochen hatte, für dieſe Reform zu ſtreiten, Unterſtützung fand, um als Jüngling ins Parlament zu kommen, in ſeiner Apoſtaſie von den Grundſätzen ſeiner ehemaligen Patronen beharrt, ſo wird es ſchlechterdings unmöglich ſeyn, England von einer Kataſtrophe zu retten, welche der Franzöſiſchen in allen Stücken ähnlich, aber noch ungleich blutiger ſeyn wird. Das Pamphlet Britiſh Common Senſe deckt die Mängel der Stellvertretung deutlich auf, und verſchweigt die übleu Folgen nicht, die unverzüglich und unvermeidlich aus der verſäumten Abſtellung jedes Mißbrauchs von dieſer Wichtigkeit entſtehen müſſen. Ins Uebertriebene ſcheint allerdings der demokratiſche Eiferer **Horne Tooke**, oder ſein Freund, in der Ueberſicht (Review) der Brittiſchen Conſtitution zu verfallen, indem er behauptet, daß die Einwohner der Türkey beſſer daran ſind, als die Engländer, bey ihrer Scheinverfaſſung und Scheinfreyheit. Das Allzugrelle, wenn es auch nur an der Stellung und nicht in der Sache ſelbſt liegt, verfehlt jederzeit ſeine Wirkung. Das Gegengift finden die Engliſchen Ariſtokraten in ihrem Engliſh Freeholder, der in einer Reihe von Briefen, nach **Burke's** Vorbilde, die Franzöſiſche Revolution verläumdet, das Revolutionsfieber als eine verderbliche Seuche ſchildert, und mit der alten Leyer, die wir von allen Seiten her klimpern hören, daß die Engliſche Verfaſſung unverbeſſerlich ſey, das Volk einzuſchläfern ſucht. In dem Falle der Parlamentswahl zu Colcheſter zeigte **Tierney** an einem gar zu auffallenden Verſtoße gegen alle wirklich ſchon beſtehenden Geſetze, wie nöthig es ſey, das Parlament zu reinigen und neu zu organiſiren. Ein ſehr gemäßigter, und ruhig forſchender Schriftſteller, erklärte ſich in einer kleinen Broſchüre, the Rights of Kings, die Rechte der Könige betitelt, ſo nachdrücklich als billig für eine auf das Wohl und Glück Aller abzweckende, in Vernunft und Gefühl gegründete Reform. Das Geſpräch des Landmanns (farmer's dialogue) über denſelben Gegenſtand iſt für das Faſſungsvermögen der Brittiſchen Sans - culottes berechnet, deren es bekanntlich in dem angeblich glücklichſten aller Länder nicht wenige giebt. Dagegen ſchreibt der Verfaſſer der Lectionen für einen jungen Prinzen, (Leſſons to a young prince), mit dem Grade von Bildung, und bleibt in der Höhe, die jener Klaſſe von Menſchen angemeſſen iſt, deren phyſiſche und moraliſche Nahrung in Kraftſuppen und Leckerbiſſen beſteht, die jedermann um ſie her bemüht iſt, nach ihrem Gaumen zu würzen. Er hat indeſſen das Thema ſehr gut ausgeführt, daß man große Wahrheit in jeder Geſellſchaft ſagen könne, wenn man ſich nur einer ſchicklichen Einkleidung befleißt. Er iſt ein Freund der Franzöſiſchen Revolution, und ſieht die Engliſche

Staatsveränderung vom Jahre 1688 in ihrem rechten Lichte, wenn er ſie eine bloße Cabale nennt, wo **Wilhelm** und ſeine Gemahlin mit den Häuptern einiger Familien unter der Decke ſpielten. Der Verfaſſer einer kleinen Schrift unter dem Titel: Moderate Politicks, gemäßigte Politik, ſcheint zwar die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit einiger Reformen anzuerkennen, hingegen große Neuerungen zu verwerfen, und von der beſtehenden Conſtitution einen hohen Begriff zu haben. Sollte aber ein anderer Schriftſteller, in der Broſchüre: Faction unmasked by the evidence of truth (die durch das Zeugniß der Wahrheit entlarvte Faction) wirklich in der Behauptung Recht haben, daß noch gegenwärtig das ehemalige geheime Kabinet (Junto) des Lords Bute hinter dem Vorhang ſtehe, und den ganzen Brittiſchen Staat regiere, ſo könnte es nicht leicht einen ſtärkern Beweis von der Verwerflichkeit einer Verfaſſung geben, bey welcher ſolche Mißbräuche möglich ſind. Die Political Speculations, politiſchen Speculationen, eines andern Ungenannten, ſtellen ein günſtigeres Gemälde der Engliſchen Verfaſſung zur Schau; allein man würde ſich ſehr getäuſcht finden, wenn man glauben könnte, daß eine ſolche Schilderung ſich ohne Verdrehungen, Verwechſelungen, Paradoxien und Unverſchämtheiten verfertigen laſſe.

Einzelne Gegenſtände der Berathſchlagung im Parlamente, und öffentliche Begebenheiten dieſes Jahrs veranlaßten, wie gewöhnlich, allerley kleine politiſche Erörterungen vor dem Richterſtuhle des Publicums. Das Verhör des ehemaligen Oſtindiſchen Generalgouverneurs Haſtings ſteht mit den ſo eben berührten Mängeln und Mißbräuchen der Engliſchen Verfaſſung im engſten Verhältniß; ſeine lange Dauer iſt das allgemeine Aergerniß der ganzen Nation, die dabey den letzten Schimmer von Achtung für die Redlichkeit der beſten Köpfe im Parlamente verloren hat. Die Beredſamkeit hat bey dieſer Gelegenheit, wie das Waſſer in einer Ueberſchwemmung, hervorſtrömen müſſen, ohne Verſtand und ohne Zweck. Pitt hat ſich liſtig ſeiner Gegner bedient, um ſeinen eigenen Krieg gegen Haſtings von ihnen ausfechten zu laſſen, und ſie dem Publicum durch den conſtitutionswidrigen vierjährigen Criminalproceß verhaßt und verächtlich zu machen. Die Kläger des Parlaments beſtehen wirklich mit Schimpf und Schande, nach allen ihren fürchterlichen Declamationen gegen einen Mann, der ihren Beſchuldigungen offenherzige, einfache, kunſtloſe Bekenntniſſe, und den Beweiſen, die ſie führen ſollen, aber immer ſchuldig bleiben, ſeine Unſchuld entgegenſetzt; denn für unſchuldig erklärt ſchon jetzt ganz England den reichen Angeklagten, in ſo fern er durch ſeine Adminiſtration in Indien, den Beſitz jener großen Provinzen, die ohne ihn verloren waren, den Britten erhalten hat. Der Major Scott, ein Freund und Vertheidiger des Generalgouverneurs, ließ die Rede drucken, die er am 14ten Februar (1791) im Parlament zur Rechtfertigung deſſelben gehalten hatte, und theilte dem Publicum auch ſeinen wichtigen Brief an Francis mit, worin er die Abſurdität aller gegen Haſtings vorgebrachten Anklagen darthut, indem er mit unverwerflichen Belägen beweiſt, daß dieſelben Maßregeln, weshalb ihn jetzt das Parlament vor den Lords verklagt, die ausdrückliche Zuſtimmung und den wärmſten Beyfall ſeiner jetzigen Gegner längſt zuvor erhalten hatten. Daß der Hauptankläger Burke, deſſen Leben, wie Scott ſagt, aus lauter Ausgleichungen, bald mit dieſer bald mit jener Parthey zuſammengeſetzt geweſen iſt, dabey am ſchlechteſten wegkommt, und in einem verächtlichen Lichte erſcheint, war zu vermuthen. Da dieſer ſchändliche Proceß ein Parlament überlebt hat, ſo entſtand unter den Engliſchen Rechtsgelehrten die Frage, ob er bey dem neuen Parlamente fortgeführt werden könne, ohne daß die Anklage und die ganze Procedur von vorn anfingen. Die Meynungen waren getheilt; allein die Rechtsgelehrten entſchieden für die Fortſetzung. **Capel Loft** bewies in einer beſondern Schrift, daß man es in ähnlichen Fällen ſchon ſo gehalten habe; **Broome** war dawider; **Hardinge** aber griff die ganze Procedur in ſeinem meiſterhaften Briefe gegen **Burke** an, und fixirte die öffentliche Meynung darüber. Der ebengenannte **Broome** verglich **Haſtings** mit **Dundas**, in der Eigenſchaft als Miniſter der Oſtindiſchen Angelegenheiten, zum Vortheil des erſtern, obwohl ſie ſich, wegen der großen Verſchiedenheit ihrer Lage, nicht gut vergleichen laſſen; allein ohne allen Vergleich beſſer gelang ihm der poetiſche Verſuch, die Muſe des berühmten Anſtey (Verfaſſers des New Bath Guide) nachzuahmen, und über das **Haſting**-

ſche Verhör ſeinen fingirten Landedelmann ſehr ernſthaft-komiſche Briefe nach Wales ſchreiben zu laſſen, welche auch in äſthetiſcher Rückſicht Verdienſt haben.

Die Abſchaffung des Geſetzes, welches zur Schande eines frey ſeynwollenden Volkes, alle Religionsbekenner, außer denen, die zur anglikaniſchen, biſchöflichen Kirche gehören, von allen Aemtern und Würden ausſchließt, bleibt noch immer, Dank ſey es Herrn **Pitts** an ſeiner ehemaligen Parthey begangenen Untreue, nur ein frommer Wunſch jedes patriotiſchen Britten. Es wurden auch in dieſem Jahre noch etliche Schriften darüber im Publicum gewechſelt; allein der Gegenſtand iſt erſchöpft, die Vernunft hat längſt entſchieden, daß die mancherley Vorſtellungen von Gott und Gottesdienſt, die jeder ſich nach ſeiner Einbildungskraft und nach ſeinen Umſtänden machen kann, mit ſeinen Verhältniſſen als Bürger, als Mitglied der Geſellſchaft, und mit ſeiner Brauchbarkeit als ſolchem nichts gemein haben. Gleichwohl hätte der Verfaſſer des Gedichts: the teſt of England, wenigſtens dichteriſches Talent beſitzen müſſen, um ſeine übrigens gute Sache den Leſern auch unterhaltend zu machen.

Um das Maß der Widerſprüche zu füllen, iſt auch **Burke** neulich unter den intoleranten Gegnern der Teſtacte aufgetreten, und dieſe Apoſtaſie von ſeinem ehemaligen parlamentariſchen Wandel wird ihm in der Vorrede des ebenerwähnten Gedichtes mit ironiſchem Lobe und ironiſcher Nachahmung ſeines declamatoriſchen Schwulſtes vorgeworfen. In der That hat ſich der öffentliche Charakter dieſes, in jüngeren Jahren durch ſeine blühende Einbildungskraft und ſeine republikaniſchen Grundſätze vom großen Publicum geſchätzten Mannes, durch die Anomalien in ſeinem jetzigen Benehmen ſo nachtheilig für ihn enthüllt, daß ſeine Freunde ſelbſt anfangen, ihn nur durch eine gewiſſe gemüthskranke Ueberſpannung zu entſchuldigen, da weniger glimpfliche Urtheile ſeine ſo entſchiedene Ariſtokratie aus niedrigem Eigennutz herleiten, und ihn gerade zu unter die Söldner des Hofes rechnen. Ohne eine von dieſen beyden Vorausſetzungen bliebe es auch unerklärbar, wie ein Mann, der unter **Norths** Adminiſtration der wüthendſte Gegner aller Anmaßungen des Hofes war, hernach die erſte Idee zur monſtröſen Coalition der **Foxiſchen** Parthey mit jenem Miniſter hergeben, jetzt aber wieder umſatteln, und nachdem er **Pitt** und **Dundas** ſo herabgewürdigt hatte, daß es nach ſeinem Ausdrucke beynahe entehrend ſeyn mußte, mit ihnen umzugehen, dennoch zu ihnen übertreten, gegen Haſtings, gegen die Abſchaffung der intoleranten Teſtacte, gegen die Reform im Parlamente, und in Irland doch wieder für die Katholiken, mit einem durch ſein Alter noch nicht gedämpften fanatiſchen Eifer kämpfen konnte.

Eine Folge der Erhitzung zwiſchen den Biſchöflichen und den andersgeſinnten Religionspartheyen (Diſſenters) über die Teſtacte, war der Aufruhr in Birmingham, den die anglikaniſche, orthodoxe Geiſtlichkeit höchſtwahrſcheinlich in Verbindung mit den Ariſtokraten angeſtiftet hatte, und dem der Hof ſo lange zu ſteuern ſäumte, bis **Prieſtley** das Opfer deſſelben geworden war. In dieſem Auftritte liegt der Keim zur künftigen Engliſchen Revolution bereits völlig ausgebildet. Der aller Freyheit tödtliche Eingriff in die Rechte des Bürgers, wodurch man es wagte, den Freunden der Franzöſiſchen Nation die Aeußerung ihrer Geſinnungen, und in England ſelbſt den Wunſch nach einer Verbeſſerung der täglich gebrechlicher werdenden Conſtitution nicht nur zu verbieten, ſondern den bloßen Vorſatz, ſich zu dieſem Zweck zu verſammeln, durch Gewaltthätigkeiten, Vernichtung des Eigenthums, Mordbrennerey, und wenn es möglich geweſen wäre, ſich der proſcribirten Perſonen zu bemächtigen, unſtreitig auch durch Blutvergießen zu vereiteln, wurde dadurch noch unanſtändiger, daß die Gerichte eine ſtrafbare Lauigkeit bey der Unterſuchung bezeigten, und es ſo einfädelten, daß nur etliche gemeine Leute die Schuld der großen, geheimen Anſtifter büßen mußten, und denen, die durch den Brand ihre ganze Habe verloren hatten, eine knappe, unbillig moderirte Entſchädigung zugetheilt wurde. Faſt noch ſchändlicher für das im Ruf der Freyheit ſtehende England iſt die entſcheidende Billigung, womit alle Ariſtokraten von dieſem Aufruhr ſprachen und ſchrieben, und womit ſie ihn für eine nothwendige Vorkehrung gegen den Ausbruch der Freyheitsſeuche ausgaben, ohne zu bedenken, daß dieſes politiſche und moraliſche Verbrechen nur das Maß ihrer Ungerechtigkeit ſchneller häuft, und der Gegenparthey zur Heilung aller, ſelbſt der gewaltſamſten Mittel, ihre Freyheit wieder zu erringen, gereichen muß. Allein wenn ſich die höhere Hand des unſichtbaren Lenkers der Welten je deutlich offenbart, ſo iſt es in der unaufhaltſamen Richtung, welche die Gemüther ſchon vor einer nahen Kriſis nehmen, in dem Starrſinn, womit die einen zu ihrem Verderben eilen, und in dem Uebermaß des Drucks, womit ſie gegen alle Vernunft und gegen alle Regeln der Selbſterhaltung, ihre Macht mißbrauchen. Dieſe Pharaoniſche und Aegyptiſche Verſtockung hat die Privilegirten Frankreichs vernichtet; und ich frage: ihr ſchreckliches Beyſpiel, das ſo laut, ſo nahe, ſo ſchauderhaft warnt, vermag es wohl auf das erſtarrte Gefühl der Deutſchen und der Engliſchen Privilegirten noch rettend und wohlthätig zu wirken? Wie ſehr fürchtet nicht jeder unbefangene Zuſchauer, daß Züchtigung und Warnung an dieſen unglücklichen Opfern ihrer eigenen Blindheit verloren ſind! Die geſchäftigſten Schriftſteller über dieſe orthodoxe Mordbrennerey in England waren die Geiſtlichen, unter andern ein gewiſſer **Cloyton**, der erſt biſchöflich war, dann Diſſenter wurde, und hernach die Diſſenters, die gegen die Teſtacte am eifrigſten proteſtirten, und der Franzöſiſchen Freyheit den herzlichſten Beyfall zurieſen, in ſeinen Predigten der Volkswuth, als gefällige Opfer dem Herrn, andeutete. **Prieſtley**, der berühmte Schriftſteller, der größte jetztlebende Phyſiker, der aufgeklärteſte Theolog ſeiner, in dieſem Betracht noch ziemlich finſtern Inſel, und eben darum der Gegenſtand des bitterſten Haſſes und Verfolgungsgeiſtes der Orthodoxen, verlor im Brande alles, was er beſaß, ſeine Bücher, ſeine Inſtrumente, und unſchätzbarer, unerſetzlicher als dieſe, ſeine ſeit zwanzig oder dreißig Jahren ausgearbeiteten Handſchriften des wichtigſten Inhalts, nicht etwa für müßige Speculanten und Polemiker, ſondern für Naturforſcher und Pſychologen. Sein Brief an die Einwohner von Birmingham hat indeſſen nicht die allgemeine Wirkung gethan, die er im Ganzen zu machen verdiente, weil er ſich in einigen Stellen ſeiner natürlichen, feurigen Temperamentsheftigkeit und dem ſchmerzlichen Gefühl ſeines Verluſtes überließ. Unter den Repliken, die gegen ihn erſchienen, befand ſich eine, der man den Ausdruck der höchſten Kultur nicht abſprechen kann, und wobey man ſich genöthigt ſieht, die traurige Bemerkung zu machen, wozu eine Bekanntſchaft mit der

Fran=

Franzöſiſchen guten Geſellſchaft ſo oft, beynahe ſo uneingeſchränkte Veranlaſſung giebt, daß nämlich die höchſte Verfeinerung der Sitten mit der größten Engherzigkeit vollkommen beſtehen kann, und gewöhnlich beſteht.

Auf eine weit rühmlichere Art äußerte ſich der ſchriftſtelleriſche Gemeingeiſt in Abſicht auf den Sklavenhandel, der endlich im folgenden Jahre von dem Parlamente unter gewiſſen Bedingungen und Einſchränkungen abgeſchafft worden iſt, da die entgegengeſetzte Entſcheidung im vorigen Jahre eine ſo ungünſtige Wirkung im Publicum gemacht hatte. Verſchiedene Schriften hatten aber auch mittlerweile dazu beygetragen, die Entſcheidung zu Gunſten unſerer ſchwarzen Mitbrüder zu lenken. Unter andern war **Nisbett** in ſeinem Aufſatz über die Fähigkeiten der Neger, ein warmer und vernünftiger Vertheidiger dieſer von ſogenannten Menſchen und Philoſophen gemißhandelten Race, und bewies durch ſeine Predigten an ſeine eigenen Sklaven, daß ein faßlicher, moraliſcher Unterricht nicht nur möglich ſey, ſondern auch ſeines Zwecks nicht verfehle. Die Maſſe von Zeugniſſen, die ein Ausſchuß des königlichen geheimen Raths (privy Council) dieſem letztern vorlegte, und in einem ungeheuren Bande in Folio drucken ließ, trug wegen der mühſamen und ſehr in das ſorgfältigſte Detail gehenden Rechnungen, ebenfalls zur Aufhellung dieſes Gegenſtandes, in ſtatiſtiſcher und merkantiliſcher Hinſicht, ſehr weſentlich bey, und enthält überhaupt einen Schatz von Notizen über den Handel von Weſtindien, der insbeſondere wegen ſeiner Authentie ſehr wichtig und brauchbar iſt. Die Ausſagen über den Zuſtand und die Behandlung der Neger in Weſtindien widerſprechen ſich zwar; allein es verdient bemerkt zu werden, daß die Behauptungen, welche auf Beybehaltung des Sklavenhandels zielen, und zu Gunſten der weſtindiſchen Pflanzer ausfallen, ſich faſt durchgehends von Admiralen, Gouverneuren und anderen, ihrer Geburt, ihrer Verhältniſſe und ihrer Aemter wegen offenbar ariſtokratiſch geſinnten Menſchen herſchreiben, denen man auch wohl, wenn ſie auf irgend einem Landgute prächtig und üppig bewirthet wurden, die anſtößigſte Seite der Negereyen verhüllt haben wird, um ſie nicht im Vollgenuß ihres Banquetts zu ſtören.

Der Beſchluß der vorigen Parlamentsſitzung, worin der Antrag des Herrn Wilberforce, wegen Aufhebung des Negerhandels, geradezu verworfen ward, erregte in England allgemeinen Unwillen. Die Dichter, **Mrs. Barbauld** an der Spitze, ſchrieben die heftigſten Spottgedichte, Elegieen und Heroiden gegen dieſe unmenſchliche Maßregel. Die neuen Briefe des durch dieſen Gegenſtand ſchon bekannten **Clarkſon**, welche den Zuſtand von Afrika nach den neuſten Augenzeugen ſchildern, zielten auf die Abſchaffung des Menſchenhandels. Indeſſen hat die ſo lange fortgeſetzte Discuſſion das Gute gehabt, daß die Gründe dafür und dawider in England alle an den Tag gekommen ſind, nicht etwa wie bey uns, wo einer oder der andere Schriftſteller, ſeiner Lieblingshypotheſe zu gefallen, mit Machtſprüchen um ſich ſchlägt, und durchaus keine Erörterung der Frage, keine von der ſeinigen verſchiedene Meynung dulden will, oder wohl gar, wenn er ſich ſonſt nicht zu helfen weiß, über die Unbeſtimmtheit und Dunkelheit im Ausdruck ſeiner Gegner klagt, da er doch ſelbſt nicht zu ſchreiben gelernt hat. Allerdings erſchienen auch unter ſo vielen ephemeriſchen Schriften manche ſchlecht geſchriebene, und manche, die nicht in den Schranken der Mäßigung blieben, wie zum Beyſpiel die mit der Ueberſchrift: Virtue triumphant, (Sieg der Tugend); allein die meiſten enthielten doch nützliche Geſichtspunkte, und ſelbſt der Vorſchlag in der Addreſſe: to the people of great Britain, (Anrede an das Brittiſche Volk) keinen Zucker mehr zu brauchen, ſo unausführbar er auch iſt, leitet doch wenigſtens zur Abſtellung der übertriebenen Verſchwendung dieſer theuren und mit ſo vielen Schwierigkeiten erworbenen Waare.

Noch müſſen wir einen politiſchen Streit nicht übergehen, der dieſes Jahr viele Federn beſchäftigt hat, nämlich die Erörterung der Frage, ob der Krieg mit Rußland, den Herr Pitt, der Miniſter der Zurüſtungen (le miniſtre des préparatifs), wie der große Mirabeau ihn nannte, anzufangen im Begriffe ſtand, für Englands Intereſſe heilſam ſey oder nicht. Schon im Allgemeinen war die Frage längſt entſchieden, daß kein Krieg, mit wem es auch ſey, der wahren, echten Staatspolitik von England angemeſſen ſeyn könne; allein, wer weiß nicht, daß auch dort die Könige, die Höfe, die Kabinette, ein vom Staate ſelbſt und der Nation ganz verſchiedenes Intereſſe haben, mithin oft um des Zuwachſes willen von Macht und Einfluß und Geld, den ein Krieg ihnen jederzeit zuſichert, kein Bedenken tragen, die Schuldenlaſt des Staats um viele Millionen zu vergrößern, wenn nur die Lockung neuer Ländereroberungen, oder einiger zu erkämpfenden Handelsvortheile dem leicht zu täuſchenden Volke dargeboten werden kann.

Die Maßregel des Krieges mit Rußland hatte nicht einmal dieſe Ausſicht für ſich; man konnte nichts anders als einen fruchtloſen Aufwand zur Ausrüſtung einer großen Flotte, und höchſtens einen für England unwichtigen Sieg über die Ruſſiſche Marine davon zu tragen hoffen, wobey man immer in dem engen Bezirk der Oſtſee große Gefahr lief, vom Sturm und den häufigen Untiefen mehr als vom Feinde zu leiden. Die Schriftſteller für das Miniſterium behaupteten mit ſchwachen Gründen, Rußland werde zu ungeheuer, und man müſſe ihm Schranken ſetzen; die Volksfreunde hingegen beſchuldigten den Financier **Pitt**, daß er übel gethan habe, die Kaiſerin Rußlands von England abwendig zu machen, Türken und Schweden gegen ſie aufzuhetzen, und den Ruſſiſchen Handel aus ſeinen Händen entſchlüpfen zu laſſen, anſtatt dieſen wichtigen Zweig des Erwerbs durch neue Tractaten ſeiner Nation zuzuſichern, und die Größe Rußlands ihrem unausbleiblichen Schickſal zu überlaſſen, vermöge deſſen alle ungeheure Deſpotieen, deren innerer Zuſammenhang auf keinen weſentlichen Organiſationskräften beruhet, bald zuſammenſtürzen müſſen. Es iſt der Mühe nicht werth, hier die einzelnen Schriften: (Bounds to Ruſſia; Armament againſt Ruſſia; Serious Inquiries und Hints on the war with Ruſſia) näher in Betracht zu ziehen; genug, die Volksſtimme war ſo laut gegen den Krieg entſchieden, daß es bey den koſtſpieligen Zurüſtungen ſein Bewenden hatte, und Catharina ſchon wieder der ſchülerhaften Politik ihrer Gegner Hohn ſprechen konnte.

Wir übergehen auch die Briefe des Brutus, die mit ſo viel beißender Laune verſchiedene bekannte öffentliche Charaktere angriffen, das neue Mährchen von der Tonne, welches ſo von den Torys und Whigs, wie das alte von den drey bekannten Religionspartheyen handelt, die Vergleichung der politiſchen Laufbahn der beyden Koryphäen des Parlaments, Burke und Fox, die ſonderbare Geſchichte der Ausgrabung von Miltons Sarge, worin der Verfaſſer **Philip Neve** erzählt, mit welcher Unanſtändigkeit die Royaliſten es noch jetzt die Ueberreſte des großen Dichters entgelten laſſen, daß er ein Republikaner war; endlich auch des unglücklichen Sunderlands Brief an die Brittiſchen Wahlmänner, welcher jenen ſchändlichen Mißbrauch der Gewalt aufdeckt, der in einem ſogenannten freyen Lande Statt finden kann, und durch den er ſich genöthigt ſah, ſich am 17ten Auguſt 1791 vor den Augen des Königs zu entleiben. Dieſe und noch mehrere kleine Aufſätze, die theils die Gebrechen der Staatsmaſchine, theils die Verirrungen des menſchlichen Herzens an Perſonen in öffentlichen Aemtern rügen, können uns wenigſtens über den Zuſtand von Großbritannien in ſo fern beruhigen, als ihre bloße Erſcheinung Beweiſes genug iſt, daß das Heilmittel nahe bey der Hand ſey.

Eine andre Gattung von politiſchen Schriftſtellern, jene nämlich, die ſich mit ſtatiſtiſchen Kenntniſſen beſchäftigt, iſt wenigſtens für uns und für das Ausland überhaupt anziehender und lehrreicher, als die zuletztgenannten Klopffechter. Alles was Sir John Sinclair über die Kornacte geſchrieben hat, verdient eine beſondere Aufmerkſamkeit; auch **Mitford** hat darüber etwas Brauchbares geſagt. Ueber die Irländiſchen Finanzen kam in dieſem Jahre ein nützliches Werk von **Clarendon** heraus; über eine neue Taxe auf Hunde, und einen Vorſchlag, wie die Marine künftig bemannt werden könnte, ohne das abſcheuliche gewaltthätige Werben (preſſing) beyzubehalten, ließ **Clark** einen Aufſatz drucken; auch **Cochrane** ſchrieb über die Art, die Armee zu rekrutiren. Eine Ueberſicht des politiſchen Zuſtandes von Schottland war nicht ohne Verdienſt, wie nicht minder die Berechnung der Einkünfte und der öffentlichen Ausgaben Großbritanniens, von **Rayment**; hingegen können wir dieſen vortheilhaften Bericht keinesweges von einer politiſchen Paradoxie ertheilen, vermöge deren die Nationalſchuld das Glück der Nation ausmachen ſoll. Der Rapport des beſondern Ausſchuſſes, der in gegenwärtiger Parlamentsſitzung den Rechnungsabſchluß von den letzten fünf Jahren der öffentlichen Staatseinkünfte und Ausgaben vorlegte, dem zufolge jene 16,030,286 Pf. St. und dieſe 15,969,178 Pf. Sterling betragen, ſchien einigen Sachkundigen die Einnahme zu groß, und die Ausgaben zu klein anzugeben; indeſſen haben dieſe Berechnungen immer ihren Werth.

Einzelne kleinere hieher gehörige Gegenſtände ſind die Nachrichten, welche **Smeaton** über die Verbeſſerung des Hafens Ramsgate herausgegeben hat; die von **Looke** bekannt gemachten Arbeiten der in der Grafſchaft Lincoln geſtiſteten Geſellſchaft zur Beförderung der Induſtrie; Lord **Rawdons** Rede im Parlament, welche **Pitts** blendende Finanzoperationen in ihrer Blöße zeigte; ſodann verſchiedene über Indien, und die Beſitzungen der Engliſchen Handlungs-Compagnie daſelbſt herausgekommene Berechnungen, als z. B. an hiſtorical and political account of the Decan; Rouse, on the landed property in Bengal, Letters to Dundas u. ſ. f. Ferner, einige Bemerkungen über den Steinkohlenhandel; ein Aufſatz über Tontinen; einer vom Capitain **Sinclair** über die Organiſation der Landarmee; endlich noch **Charles** ſtatiſtiſche Ueberſicht von Deutſchland, und eine Nachricht von der neuen, ſchon wieder vernichteten Polniſchen Staatsverfaſſung.

Verwandt mit der Politik ſind die in das

Fach der Geſchichte einſchlagenden Werke; wenigſtens läßt ſich von jener zu dieſen der Uebergang leicht entſchuldigen. Das Jahr 1791 hat uns zwar keine unſterblichen Denkmähler aus dieſem Fach überliefert; allein es zählt gleichwohl eine Anzahl nützlicher hiſtoriſcher Produkte. Von dem neuen Bande des Annual Regiſter für das Jahr 1790 gilt ungefähr daſſelbe Urtheil, wie von den vorhergehenden Bänden dieſes gutgeſchriebenen Werks, welches bey ziemlicher Zuverläſſigkeit und Auswahl auf keine große Vorzüge des Vortrags und des philoſophiſchen Blicks Anſpruch macht. Die elenden Abkürzungen (Abridgment) der Engliſchen Geſchichte von einem gewiſſen **Home** verdienen nicht genannt zu werden; wohl aber die Vorleſungen des Predigers **Thomſon** über die allgemeine Geſchichte vom achten bis zum achtzehnten Jahrhundert, worin der Verfaſſer hauptſächlich den Geiſt der verſchiedenen Zeitalter zu ſchildern ſucht. Auch der eben erſchienene zweyte Band von **Rutherfords** Ueberſicht der alten Geſchichte hat etwas Anziehendes, und übertrifft den erſten an Wärme der Darſtellung; er geht bis auf den Untergang des Thebaniſchen Staats.

Eins der willkommeſten Geſchenke der diesjährigen Brittiſchen Litteratur im Fache der Geſchichte, war des berühmten Dr. Robertſon Hiſtorical Disquisition concerning ancient India, hiſtoriſche Unterſuchung über das alte Indien und den Handel, den die Alten dahin führten. Dieſes, mit dem bekannten Fleiße, der Beleſenheit, der Eleganz und Einfalt des edlen Geſchichtforſchers abgefaßte Werk kennen wir bereits in Deutſchland durch eine Ueberſetzung, und um ſo weniger beſorge ich, daß man das Gute, welches ich hier davon ſagen muß, übertrieben finden werde. Die große Frage, wie alt die Bevölkerung Indiens ſey, wird hier zwar nicht aufgelöſet, aber doch hinlänglich vorbereitet; denn die Zeugniſſe des Alterthums, denen zufolge der Handel nach Indien von jeher, ſo wie noch gegenwärtig, und um dieſelben Waaren getrieben ward, ſcheinen hinlänglich zu beweiſen, daß, ſo weit die Geſchichte zurückgeht, Indien bereits durch jene milde Sittlichkeit ſeiner Bewohner, und durch die Schönheit und Mannichfaltigkeit ihrer Manufacturen ſich vor anderen Ländern des Erdrunds auszeichnete. Die Nation, die ſo glücklich war, ſich des Handels dahin zu bemächtigen, war jederzeit die glänzendſte der Abendwelt, und ſo wie eine zunahm an Macht und Reichthum, ſtrebte ſie nach dem Monopol Indiſcher Waaren. Dr. Robertſon verfolgt in ſeinem Werke die Fortſchritte dieſes Handels aus den älteſten Zeiten, wo er bloß durch Karawanen über Perſien und Kleinaſien geführt, bald aber auch zu Schiffe vom rothen Meer aus durch Aegypten und den Nil weiter nach dem Mittelmeer getrieben wurde, bis auf den Zeitpunkt der Entdeckung von Amerika, und vom Vorgebirge der guten Hoffnung, da den Venetianern und den übrigen Italiäniſchen Städten, die nach den Häfen der Levante, nach Conſtantinopel und Aegypten ſchifften, um die über Tauris, Bagdad, Mekka und Kairo ankommenden Waaren Indiens einzutauſchen, dieſe reiche Handelsquelle von dem kühnern Unternehmungsgeiſte der Portugieſen entriſſen ward. Die wichtigſten, lehrreichſten und anziehendſten Schilderungen in dieſem Buche ſind die, wo ſich der Einfluß des Indiſchen Handels und des dadurch eingeführten Geſchmacks an Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, auf die Europäiſchen und auf andere Nationen offenbart. In dieſer Rückſicht iſt

Indiens Rolle nicht nur glänzend, ſondern erſtaunenswürdig in der Geſchichte der Kultur des Menſchengeſchlechts. Nicht weniger aber erſtaunt man, daß die Waaren des Luxus, welche die Vorwelt mit eben der Begierde, wie es noch jetzt geſchieht, aus Indien holte, jederzeit mit Gold und Silber bezahlt werden mußten, mithin daß Indien von jeher das Grab dieſer koſtbaren Metalle geweſen iſt. Der Zuſammenhang des Italiäniſchen Handels mit den Flämiſchen Städten und der nordiſchen Hanſa, die enge Verbindung des Privateigennutzes mit dem Religionsintereſſe, bey den Kreuzzügen, ſo wie bey den Pilgerſchaften der Mohammedaner aus der Barbarey, dem innerſten Afrika, und allen Gegenden Aſiens nach Mekka, und die dadurch bewirkte Annäherung derſelben Menſchen gegen einander, die durch Meynungen und Fanatismus ſonſt ſich ſo heftig abſtießen: dies ſind fruchtbare Geſichtspunkte, welche den Leſer dieſes Werks zum eigenen Nachdenken einladen, und nach der Art, wie Robertſon es thut, den richtigen Sinn für eine zweckmäßige Behandlungsart der Geſchichte verrathen.

Weniger, oder gar nichts, leiſtet der Schriftſteller, der uns bloß das Gedächtniß mit unzuſammenhängenden Thatſachen belaſtet, als derjenige, der uns Winke von der wunderbaren Ineinanderwirkung der Begebenheiten und der moraliſchen Kräfte verſchiedener Zeitalter und Geſchlechter giebt, und dadurch den Leſer zur Erreichung ſeiner edelſten, ſeiner wahren Beſtimmung, zum eigenen Denken, veranlaßt. Die Sittenſchilderung der Indier, der kurzgefaßte Blick in ihre Lebensweiſe, ihre Religion, ihre Gelehrſamkeit, ihre Gebräuche, ihre Arbeiten, ihr ganzes merkwürdiges, durch Jahrtauſende beſtehendes Syſtem von Kultur, und die fortlaufende Vergleichung der Zeugniſſe alter Schriftſteller mit den Beobachtungen der neueſten Reiſenden und der Engliſchen Befehlshaber in Indien, geben dieſem Werke noch einen Vorzug mehr. Um aber nicht einen Grad der Vollkommenheit darin ahnen zu laſſen, den menſchliche Arbeiten ſo ſelten beſitzen, muß die Unpartheylichkeit noch hinzufügen, daß der Gegenſtand durch dieſen erſten Verſuch noch lange nicht erſchöpft iſt, und daß es ſelbſt dem gelehrten Robertſon noch an der Kenntniß vieler Hülfsquellen fehlte, die ihm beträchtliche Ergänzungen, und zuweilen weſentliche Berichtigungen dargeboten hätten. Viele Schriftſteller, die nicht im Stande waren, den Gedanken zu einem Buche, wie dieſe hiſtoriſche Unterſuchung, zu erzeugen und durchzuführen, können gleichwohl das Verdienſt beſitzen, einzelne Zweige der Litteratur, welche **Robertſon** zu ſeinen Materialien benutzen mußte, ſorgfältiger durchgeſtöbert zu haben — und wer zweifelt, daß ſie es geltend zu machen wiſſen?

Die Brittiſche Geſchichte ſelbſt iſt noch immer eine Fundgrube für Diplomatiker und Alterthumsforſcher. **Lodge** in ſeinen Illuſtrations of Britiſh Hiſtory hat in der That viele wichtige Beyträge zu einer vollſtändigeren Bearbeitung der Regierungen **Heinrichs** des Achten, **Edwards** des Sechſten, der Königinnen **Maria** und **Eliſabeth** und **Jakobs** des Erſten, aus den Handſchriften der Familien **Howard**, **Talbot**, **Cecil** u. ſ. f. geſammelt. Weder von gleicher Wichtigkeit noch gehörig authentiſch ſind die von **Charles Hamilton** herausgegebenen Transactions during the Reign of Queen Anne, worin der berühmte Herzog von **Marlborough** ſehr verkleinert wird. **Marlborough** war unſtreitig ſeinen

Ruhm nicht werth; allein die Angriffe dieſes Verfaſſers gehen nur deshalb auf ihn, weil er zur Whigs-Parthey gehörte, und es gegenwärtig mehreren Torys zum angelegenen Geſchäfte geworden zu ſeyn ſcheint, die großen Namen ihrer Gegner herunterzureißen, und der Geſchichte dieſer Partheyen dadurch eine andere Geſtalt zu geben. Will man ſehen, wie das Glas der Partheyen dieſelben Gegenſtände anders färbt, ſo leſe man die beyden **Skitzen** (Sketches) der Regierung **Georgs des Dritten**, die in dieſem Jahre herauskamen, und ungefähr gleichen Anſpruch auf Glaubwürdigkeit und gleiches Schriftſtellerverdienſt haben mögen, ohne deshalb ſehr gegründete Hoffnung zu einer Fortdauer bis auf die Nachwelt für ſich zu haben. **Heinrichs des Zweyten, Richards** und **Johannes** Regierungen ſchildert **Berington** nicht ohne einiges Verdienſt, wenn gleich der Blick ihm zu fehlen ſcheint, womit der Geſchichtforſcher ſich die großen Geſichtspunkte der Geſchichte zu eigen machen muß. Die umſtändliche Erzählung der Begebenheiten des Engliſchen Seedienſtes (Naval et Military Memoirs) vom Jahr 1727 an, wo **Campbells** Geſchichte der Brit-

Brittiſchen Admiräle aufhört, hat für eine Nation, die einen ſo ſtarken Seehandel treibt, und zugleich auf die Herrſchaft des Oceans ſo großen Anſpruch macht, einen beſondern Werth. Beatſon gedenkt dieſes Werk bis auf die gegenwärtige Zeit in ſechs Octavbänden fortzuführen, von denen die drey erſten bereits erſchienen ſind. Der Vollſtändigkeit wegen, gehört noch eine hiſtoriſche Skizze vom Charakter des jetzigen Kronprinzen von Dännemark hieher, die in Briefen aus Kopenhagen abgefaßt iſt, und eine ſo vortheilhafte als wahre Darſtellung dieſes edlen jungen Mannes enthält. Auch müſſen wir hier noch die nützliche Sammlung von Friedenstractaten zwiſchen Großbritannien und andern Mächten erwähnen, welche Chalmers in zwey Octavbänden herausgegeben hat.

Bey Robertſons Unterſuchung über Indien hatte ich bereits Gelegenheit, die Bemerkung zu machen, wie leicht es einem Litterator werde, in den Werken des Geiſtes, des Genius und der höheren Kraft die Lücken auszuſpähen, die kleinen menſchlichen Uebereilungen und Mängel zu entdecken, und die vergeſſenen oder nicht genug hervorgezogenen Thatſachen nachzutragen. Bey keinem Werke menſchlicher Anſtrengung aber, welches ſeines innern Gehalts und ſeines großen Umfanges wegen in die Claſſe der bleibenden und ehrenvollen Denkmähler unſerer Fähigkeit gehört, iſt die Kritik emſiger beſchäftigt geweſen, dem Ruf eines großen Schriftſtellers in den Rücken zu fallen, als bey der Erſcheinung von **Gibbons** Geſchichte des **Verfalls** und **Untergangs** des Römiſchen Staats. Ueberall, nicht nur in England ſondern auch in Deutſchland, welches doch, **Schillern** abgerechnet, noch keines muſterhaften Geſchichtſchreibers ſich rühmen darf, haben diejenigen, die **nicht ſchreiben konnten**, an dem Styl dieſes Werks; diejenigen, die den Plan zu einem ſo großen Unternehmen nie erſonnen, geſchweige ausgeführt hätten, an der unendlich fleißigen Ausführung aller Beſtandtheile deſſelben; diejenigen, die für das philoſophiſche Ganze, für die äſthetiſche Einheit deſſelben, und die Höhe des Standpunkts, aus welchem des Geſchichtforſchers Auge über ſeinem Gegenſtande ſchweben muß, keinen Sinn hatten, über Auslaſſungen, Unrichtigkeiten, Mängel, irrige Citationen, verſchriebene Jahrzahlen — ein jämmerliches Klaggeſchrey erhoben. Es hat ſogar Deutſche Hiſtoriker gegeben, die mit unendlicher Erbauung **Häberlins** Deutſche Reichshiſtorie ſtudiert, **Gibbons** ſechs Quartanten aber vor tödtender Langerweile nicht haben hinterwürgen können. Ich muß hinzuſetzen, daß mir dieſe Erſcheinung aus der Pſychologie nicht unerklärbar iſt, da bekanntlich bey einem ſehr hochgeſpannten Grad des Dünkels das Gefühl von der unerreichbaren Vortreſſlichkeit eines andern in bittern Haß, und dieſer zuletzt in Geringachtung übergehen kann. — Alle über **Gibbons** Werk geäußerte Kritiken haben inzwiſchen ihren unverkennbaren Werth; bey einer neuen Auflage oder einer Ueberſetzung könnte man ſie benutzen, und ſolchergeſtalt dem vortrefflichen Werk einen Grad der Vollendung geben, deſſen ſich vielleicht kein anderes hiſtoriſches Buch rühmen kann. Freylich hätten die Tadler ihren Zweck verfehlt, wenn es ihnen nur darum zu thun geweſen wäre, den Ruhm des Verfaſſers ſammt ſeiner Arbeit herunter zu reißen, anſtatt ihr Scherflein beygetragen zu haben, um jedes kleine Gebrechen, das ihr noch wie der Sonne ihre Flecken anhing, davon wegzuſäubern. Dieſe Bemerkung veranlaßt das ſo eben beendigte mühſame Werk des Predigers **Whitaker** (Review of Mr. Gibbons hiſtory, etc.), worin er ſichs angelegen ſeyn läßt, die ſämmtlichen ſechs Bände des Gibbonſchen Werkes Blatt für Blatt durchzugehen, jeden Verſtoß zu beleuchten, und, was die Hauptſache und die erſte Veranlaſſung des ganzen Unternehmens war, gegen den Erzſpötter die Sache des heiligen, gottſeligen, alleinſeligmachenden, alleinherrſchenwollenden und in ſeinem Genuſſe nicht ungeſtraft zu ſtörenden Horniſſenneſtes der Pfaffheit beſtmöglich zu verfechten. Hinc illae lachrymae!

Können wir einen bequemeren Steg finden, der aus den Regionen der beglaubigten Geſchichte, über den Abgrund des Unbegreiflichen hinweg in das Reich der Offenbarung und ihrer Organe führt? Hier finden wir zuvörderſt noch ein Paar Schriftſteller, die zur Kirchengeſchichte gehören, **Gregory** und **Prieſtley**, die beyde einen Abriß dieſes verworrenen und trockenen Zweiges der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften geliefert haben. Der erſte hat das Verdienſt, den ungeheuren Wuſt, der ſonſt ſo viele Folianten füllte, in ein Paar

Duodezbändchen zuſammengezogen zu haben; ſeine Arbeit iſt alſo eigentliche Abkürzung, und unterſcheidet ſich von den Arbeiten ſeiner Vorgänger durch eine vorzüglich gute Eintheilung der Materien. **Prieſtley** hat ungefähr dieſelbe Quantität Manuſcript geliefert, doch geht er nur bis zum Sturz des abendländiſchen Kaiſerthums; und man kann es ihm nicht verargen, daß er einen ziemlich ſtarken Abſchnitt den Streitigkeiten der Unitarier und Trinitarier gewidmet hat. Die Geſchichte der Taufe von dem verſtorbenen **John Robinſon**, iſt eine ausführliche Ausarbeitung in einem ſtarken Quartbande, worin denn natürlicher Weiſe alles, was bey Juden, Chriſten, Heiden, Muſelmännern u. ſ. w. vom Taufen, Untertauchen, Naßmachen, Baden u. dgl. nur vorkommt, ſeinen Platz erhalten hat. Daß eine ſo langweilige Herzählung von Ceremonien noch dazu in einer fehlerhaften Sprache geſchieht, iſt wirklich eine etwas ſtarke Forderung an die Langmuth des Leſers. Die kritiſchen Anmerkungen (Strictures) des Dr. **Campbell**, über die Irländiſche Litterar- und Kirchengeſchichte, begreifen die älteſte Geſchichte bis auf Heinrichs des Zweyten Regierung.

Allein wer ſchenkt uns Zeit und Geduld, die zahlloſen Ballen von theologiſchem Makulatur zu durchſtöbern, welche dieſes Jahr in England zu Markte gebracht worden ſind? An Predigten insbeſondere iſt der Segen ſo unerſchöpflich, daß wir zehn Bogen damit anfüllen könnten, unſeren Leſern zu erzählen, welche neue Wahrheit ſie — nicht enthalten; da ſind Predigten von den Biſchöfen zu Norwich und zu Cheſter, von **Bowman**, **Charlesworth**, **Cominys**, **Draper**, **Dun**, **Carpenter**, **Clayton**, **Harper**, **Jones**, **Langhton**, **Parſons**, **Parry**, **Rudd**, **Shepherd**, **Smith**, **Streth**, **Turner**, **Wolſtenholme**; und wiederum Predigten von **Logan**, **Bell**, **Stennet**, **Kett**, **Walker**, **Hayter**, **Love**, **Twentyman**, **Kippis**, u. ſ. f.; endlich noch Predigten über die göttliche Dreyeinigkeits-Lehre von **Holder**, zur Vertheidigung des Athanaſiſchen Glaubensbekenntniſſes von **Hey**, über Paulus vor dem Landpfleger Felix, von **Toulmin**, über den Mißbrauch der Vernunft von **Twining**, über die Nothwendigkeit einer Regierung, von **Manning**, über die Pflicht der Eltern, von **Jerment**, über die Gottheit Chriſti, von **Burgeß** und von **Smyth**, über die Art und Weiſe wie das Chriſtenthum zur Sittenverbeſſerung beſtimmt geweſen, von **Leadley**, über das ungegründete Vorgeben, daß die Lehre vom Teufel in der Bibel ſtehe, von **Aſidowne**, und was dergleichen mehr oder minder wichtige Gegenſtände ferner ſeyn mögen.

Von eben dieſem relativen Werth ſind einzelne theologiſche Aufſätze dieſes Jahrs, wie z. B. **Porſon**, über die drey himmliſchen Zeugen; **Dodſons** neue Auslegung des Propheten Jeſaiah; **Beeres** Anmerkungen über das 8te Kapitel im Daniel; **Wakefield**, über die Schicklichkeit und Nothwendigkeit des öffentlichen Gottesdienſtes; **Moore**, von der äußern Glaubwürdigkeit des Chriſtenthums, imgleichen eine neue Auslegung der Offenbarung Johannis und eine neue Theorie der Erlöſung, ein Verſuch über die Religionen der Modewelt, und ein anderer von **Dwight**, unter dem Titel: Triumph des Unglaubens; ein neues Religionsſyſtem; ein Angriff von **Applegarth** gegen die Quäker, und eine Vertheidigung des Papſtthums, eine Ueberſetzung in Verſen der in der Engliſchen Kirche abgeſungenen Collekten, und eine Sammlung von frommen Grabſchriften, auf verſchiedenen Kirchhöfen abgeſchrieben; eine orthodoxe Anrede des Biſchofs **Horsley** an die Geiſtlichkeit ſeines Sprengels, und ein etwas ſanftmüthigerer Hirtenbrief des Biſchofs von London (**Porteus**) an die ſeinige. Die Polemiker haben, wie zu vermuthen war, auch nicht ganz ſtill geſchwiegen, obgleich verhältnißmäßig wenig von ihnen erſchienen iſt. Gegen **Milner** und **Berington**, die auf eine tolerantere Behandlung der Katholiken in England gedrungen hatten, tritt **Williamſon** auf, und kämpft mit den alten roſtigen Waffen ſeiner Kirche gegen dieſe Feinde des Proteſtantismus. Die Schottiſche Kirche (der **Presbyterianer**) hat an einem **Grobſchmid** ihren Gegner gefunden, der in der That ziemlich handfeſt mit ihr verfährt, ſo wie ſein Vorredner es mit den Engliſchen Diſſenters macht; es iſt indeſſen gut, daß niemand von dieſen Hammerſchlägen ſtirbt.

Um die Gottesgelahrtheit würde es indeſſen übel in England ausſehen, wenn die ganze diesjährige Ernte aus leerem Stroh beſtände. Wir eilen alſo, unſere Leſer aus dieſer bangen Beſorgniß zu retten, und erwähnen hier noch die übrigen theologiſchen

Schriften, welche das Jahr 1791 zur Welt gebracht hat. **Whitakers** entdeckter Urſprung des Arianismus (the origin of Arianiſm disclosed) gehört, ſeiner Orthodoxie ungeachtet, dennoch an dieſe Stelle. Des Verfaſſers Scharſſinn und Unterſuchungsgeiſt ſind hier unverkennbar, und für ſeine Landsleute wenigſtens hat er das Verdienſt, über einen Gegenſtand, den man endlich wohl für erſchöpft halten ſollte, manches Neue geſagt zu haben. Die Hauptidee in ſeinem Werke ſcheint die zu ſeyn, daß die Juden den Meſſiah, den ſie zur Zeit der Entſtehung des Chriſtenthums erwarteten, ſelbſt nicht als einen gewöhnlichen Menſchen, ſondern als den Sohn Gottes, als eine göttliche Perſon zu ſehen hofften. Dieſe Vorſtellungsart, bemerkt **Whitaker**, ließen ſie erſt im zweyten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung fahren. So wurden ſie alſo ſelbſt die erſten Arianer, und es iſt daher kein Wunder, daß **Ebion** und **Cerinthus**, beyde Juden, dieſe Lehrart in das Chriſtenthum übertrugen. Dieſe Zuſammenſtellungen ſind wirklich nicht übel ausgeführt; nur könnte man gegen den Verfaſſer erinnern, daß nach ſeiner Art zu definiren und zu ſchließen, der Arianismus wirklich älter als die Dreyeinigkeitslehre, und älter als die Geburt des Weſens, um deſſen Rang hier der Streit iſt, ſeyn könnte. Ein jeder Menſch, der nicht begreift, was ein Sohn Gottes, was eine göttliche Perſon ſey, er mag gelebt haben, wenn und wo er will, heißt nach Whitakers Definition ein Arianer, wofern er nicht glaubt, was ihn unglaublich, oder widerſprechend dünkt.

Der ſanfte Archidiakon Paley, mit deſſen Moralphiloſophie unſer Garve uns bekannt gemacht hat, liefert in einem Werke, das er Horae Paulinae nennt, eine mühſame, geduldige, kaltblütige und unpartheyiſche Vergleichung der Geſchichte des Apoſtels Paulus, wie ſie Lukas beſchreibt, mit ſeinen Briefen, um die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit der darin enthaltenen Thatſachen daraus zu erweiſen. Für diejenigen, die dergleichen Argumente zu ihrer Beruhigung nöthig haben, giebt es alſo ein vortreffliches, wohlgemeintes, ohne Nebenabſicht geſchriebenes, wahrhaft frommes Buch mehr in der Welt. Die Eſſays on the evidence, characteriſticks doctrines, and influence of Chriſtianity, von dem Hofkaplan der methodiſtiſchen Gräfin Huntingdon, Mr. **Hawei s**, ſechzehn an der Zahl, ſind zwar großentheils den beſonderen myſtiſchen Vorſtellungsarten ſeiner Sekte gewidmet; allein ſie enthalten auch ſehr viel Wahres über Gegenſtände der chriſtlichen Sittenlehre, und geißeln insbeſondere mit einer Strenge, welche ſich die Feinde der Religion kaum irgendwo erlaubt haben, die Unſittlichkeit der Engliſchen Prieſter. **Grays** Schlüſſel zum alten Teſtament (Key to the O. T.) gehört unter die brauchbaren Bücher für Landprediger, die auf eigene kritiſche und exegetiſche Forſchungen keinen Anſpruch machen, und keine Zeit darauf verwenden können. **Ortons** Briefe an einen jungen Geiſtlichen ſtehen in derſelben Claſſe, und enthalten viele nützliche Lehren; uns ſind ſie durch **Herders** vortreffliche Briefe entbehrlich geworden. Was der unglückliche, theologiſche Märtyrer **Bahrdt** bey uns ſchon längſt ausführte, eine verſtändliche Ueberſetzung des neuen Teſtaments in der Sprache unſeres jetzigen Zeitalters, das hat **Gilpin** jetzt auch in England geleiſtet, ohne dabey ſo geniemäßig zu Werke zu gehen.

Ein würdiger Schottiſcher Prediger, Dr.

Erskine, hat ſich in ſeinen Troſtbriefen (letters chiefly written for comforting those bereaved of children or friends) ungefähr denſelben Gegenſtand, wie unſer Leß gewählt. Seine Sammlung iſt theils aus Büchern, theils aus Handſchriften gezogen; und darin unterſcheidet ſie ſich von der Arbeit des Deutſchen Theologen, die ganz Originalwerk iſt. Auch Colliers Hiſtorical and ſamiliar eſſays on the ſcriptures of the old Teſtament, haben das Verdienſt der frommen Abſicht, zu erbauen und zu tröſten, ob ſie gleich hier und da einige Nachläſſigkeit im Styl verrathen, die man mit der bedrängten Lage des alten Verfaſſers entſchuldigt. Zu den nützlichen homiletiſchen Schriften gehört unſtreitig noch die von Stockdale bekannt gemachte Sammlung von Predigten an die Matroſen, welche dem Charakter und den Bedürfniſſen dieſer oft ſehr verwilderten Claſſe von Menſchen angemeſſen iſt. Eine neue Concordanz von Crutwell, den fünften Band von Hunters ſacred Biography, ein Paar Predigten von Prieſtley über die Auferſtehung und über die geoffenbarte Religion, eine Predigt von

Jeans über die Kirchenzucht, eine lateiniſche Predigt des Dr. Randolph, vor dem Synod von Canterbury, eine zweyte Schrift des Unitariers Lindſey, an die Studierenden zu Oxford und Cambridge, gegen die anglikaniſche Orthodoxie, können wir hier bloß anzeigen. Eine merkwürdige jüdiſche Schrift aus dem vorigen Jahrhundert, welche man aus der Portugieſiſchen Handſchrift ins Engliſche überſetzt hat, verdient indeſſen noch einige Erwähnung. Der Verfaſſer, Dr. Montalto, ſchrieb im Jahre 1650 zu Venedig dieſen, den Begriffen des Judenthums gemäßen Traktat über das 53ſte Kapitel des Jeſaias, und widerlegt darin die katholiſche Meynung, daß in dieſem Kapitel der Meſſiah prophezeiht werde, auf eine von unſeren proteſtantiſchen Exegeten ſeitdem weit vollkommener und mit mehr Kenntniß ausgeführte Weiſe. Hieher gehört denn auch **James Edward Hamilton**, der in ſeinen Strictures upon primitive Chriſtianity ſchlechtweg behauptet, daß Jeſus nicht der verkündigte Meſſias geweſen iſt; daß die neuteſtamentlichen Schriften untergeſchoben oder verfälſcht ſind, und daß die darauf gegründete Religion eine ſophiſticirte Lehre Jeſu iſt. Er nennt ſich ſelbſt einen Ebioniten, und kämpft gegen den Dr. Knowles, deſſen Schilderung des urſprünglichen Chriſtenthums wir unter einem der vorigen Jahre bereits erwähnt haben, gegen den Trinitarier Horsley, den Unitarier Prieſtley, und überhaupt wohl gegen jeden, der nicht gerade ſeiner Meynung iſt. Zum Beſchluß kann diesmal die Nachricht des Ketzerproceſſes dienen, den die Synoden der Schottiſchen Kirche zu Glasgow und Air, zu Gunſten des Beſchuldigten, eines würdigen Predigers ihrer Kirche, des Dr. Gill, entſchieden. Der Verfaſſer dieſer Nachricht wüthet, daß man einen ſolchen Erzſocinianer, wie er ihm vorkommt, nicht nach aller Strenge der geiſtlichen Gewiſſenstyranney behandelt hat.

An dieſe Auswüchſe der Litteratur ſchließt ſich eine andere Gattung an, die ich das litterariſche Bedlam nennen würde, wenn Lichtenberg nicht das Monopolium dieſes treffenden Ausdrucks behaupten könnte, weil er ihm als Erfinder gehört. Doch ſo genau nehmen es Freunde wohl nicht, und es iſt ja übrigens die einzige wahre Huldigung, auf welche das Genie rechnen darf, daß es ſeine Ideen, eben weil ſie ſo wichtig als zuverläſſig ſind, wie die Wechſelbriefe eines Hope oder Bethmann, in der ganzen Welt gangbar werden ſieht. Im eigentlichſten Verſtande für dieſes Bedlam qualificirt ſich ein Octavbändchen unter dem Titel: Beſuche aus dem Geiſterreich (Viſits from the world of Spirits), oder intereſſante Anekdoten der Verſtorbenen, eine Sammlung von Erſcheinungsgeſchichten aus allen Zeitaltern und Ländern, wobey ſich der Herausgeber ſeiner Unpartheylichkeit rühmt, die man bey einer ſolchen zweckloſen Arbeit wohl zuletzt genannt zu ſehen erwartet hätte. Ein gewiſſer Dr. Stearns, der ſich den königlichen Aſtronomen der Provinz Quebek und Neubraunſchweig, und zugleich der Amerikaniſchen Staaten Maſſachuſett und Vermont betitelt, erſcheint in ſeinem american oracle als ein Narr von einer mit dem vorigen verwandten Art. Sein Orakel, ein etwas dickerer Octavband als jener, lehrt Chronologie, Geographie, Aſtronomie, Botanik, Chemie, Anatomie, Elektricität, Magnetismus, Mechanik, Optik, Landbau, Architektur, Politik, Rechtskunde, Arzneykunde und Chronologie; giebt einen Abriß der Amerikaniſchen Revolution und Verfaſſung; erzählt die Geſchichte der Quäker und Schüttler, der Herrnhuter, Methodiſten und Swedenborgianer; unterweiſet den geneigten Leſer, wie er ſich eine gute Frau wählen, Hanf bauen, Thee kaufen, Bienen ziehen, Ungeziefer vertilgen, und allerley Krankheiten heilen ſoll; betheuert endlich die unbezweifelte Wahrheit der Geiſtererſcheinungen und die wunderbaren Wirkungen des thieriſchen Magnetismus, und dies alles, bald in Verſen, bald in Proſa. Faſt ſcheint dieſe Gattung von Ueberſpannung von der poetiſchen Ader unzertrennlich zu ſeyn; denn auch Mr. **Thomas Clement** hat in ſeinem Schlüſſel zur Naturlehre (Key to Natural philoſophy) die heroiſche Versart angebracht, um ſeine nagelneuen Gedanken über das Weltall, und die von Newton nicht entdeckte Urſache der Schwere an den Tag zu legen. Der Paroxysmus iſt indeſſen ſo heftig nicht geweſen, wie bey Mr. Stearns; denn ſein Bändchen hat nur 95 Seiten. Von dem ehrlichen Dr. Edwards iſt man bereits durch mehrere Anfälle

BIBL. UNIVERS. LIPS.

fälle gewohnt, Vorſchläge anzuhören, welche ſich allenfalls im Monde realiſiren ließen. Diesmal tritt er wieder mit ſeiner großen und wichtigen Entdeckung des achtzehnten Jahrhunderts auf, welche nichts geringeres als einen allgemeinen Reformationsplan der Engliſchen Verfaſſung enthält, an dem ſchwerlich etwas brauchbarer iſt, als der Gedanke, daß die Engliſche Verfaſſung wirklich einer Verbeſſerung bedarf. Doch dieſen Gedanken predigen die patriotiſchen Geſellſchaften jetzt mit ganz anderem Nachdruck und mit Beziehung auf weit ausführbarere Projekte. Eigentlich enthält dieſes Werk nur in einer andern Einkleidung eben daſſelbe, was der Verfaſſer bereits in ſeiner königlichen und conſtitutionsgemäßen Wiedergeburt Großbritanniens (Royal and conſtitutional Regeneration of Great Britain) geſagt hatte. Man muß indeſſen nicht glauben, daß der Unſinn dieſes Werkes alle geſunden Einfälle gänzlich ausſchließt. Der Verfaſſer mag ſich ſelbſt zum Staatsminiſter anbieten, und dem Frauenzimmer das Geſchäft der politiſchen Wiedergeburt immerhin auftragen wollen; ſo exiſtiren doch die Gebrechen nicht minder, denen er auf dieſe Art abhelfen will.

Nach dieſer Abſchweifung in die ſchwindlichte Mondesnähe ſenken wir uns wieder zur ebenen Erde hinab, wo das Gewicht einer ganzen Luftſäule auf unſer Hirn, unſerer Vernunft die gehörige Beſtändigkeit und das rechte à plomb giebt. Das Gegenſtück zu jenen ebengenannten Werken einer überſpannten Einbildungskraft ſind die vielen ſchöngeſchriebenen und zum Theil ſo reif gedachten Eſſays (Verſuche), welche noch beynahe gänzlich das ausſchließende Eigenthum der Engliſchen Litteratur bleiben, und wovon wir dieſes Jahr eine ziemlich ſtarke Anzahl anzuzeigen haben. Manche, wenn gleich nicht neue, doch ſehr treffende, und in einer nicht alltäglichen Verbindung geſagte Bemerkungen, findet man in einer hieher gehörigen Schrift: reflections on peace and war (über Krieg und Frieden) worin zugleich auf die jetzige Lage der öffentlichen Angelegenheiten in England Rückſicht genommen wird. Aus dieſem Grunde ſchließt ſie ſich zugleich ſehr ſchicklich an die politiſchen Schriften an. Der Verfaſſer eifert gegen den

Krieg, und widerlegt manches Argument, womit man ihn, wo nicht zu rechtfertigen, doch zu entſchuldigen, oder als ein unvermeidliches, nothwendiges Uebel darzuſtellen pflegt. Wahr iſt es, daß wenn einer Verfaſſung, welche allen Menſchen gleiche Rechte einräumt, allgemeiner gehuldigt werden ſollte, der Friede ebenfalls dauerhafter und heiliger werden muß; nur den Leidenſchaften der Deſpoten und ihrer Herren, der Privilegirten um ſie her, verdankt die Erde noch die Greuel des Krieges.

Ein anderer Eſſayiſt, der den Ruhm des angenehmen und lehrreichen Schriftſtellers verdient, iſt John Auſten, der nebſt ſechs oder ſieben andern jungen Männern in Oxford eine periodiſche Schrift unter dem Titel: the Loiterer ſchrieb, welche ihrer Vorgängerin und ihrem Muſter, dem Rambler, an die Seite geſtellt zu werden verdient, und ſich ſowohl durch Styl, als Leichtigkeit, gute Laune, Wahrheit und Abwechſelung empfiehlt. Von der moraliſchen Seite haben auch des Predigers Neale's Eſſays on modern manners (über die jetzigen Sitten) einiges Verdienſt. **Bonnett**, ein anderer Prediger, handelt ein verwandtes Subjekt, nämlich weibliche Erziehung, in ſeinen Briefen an ein junges Frauenzimmer ab; nur kann es nicht gebilligt werden, daß der größte Theil ſeines Werkes die Religion, oder richtiger die Theologie betrifft, wobey er ſich zugleich bis auf eine Schilderung der zahlreichen Secten in England ausdehnt. Die Briefe des Doctor **Berkenhout** an ſeinen Sohn auf der Univerſität haben einen ähnlichen Zweck, und enthalten manchen guten Wink, manche richtige Bemerkung über die Erziehung junger Engländer. Dürften wir bey einer ſo ſchönen Gelegenheit nicht auch die eine Bemerkung nur wagen, daß man bey der in allen Ländern im Durchſchnitte noch ſo zwecklosen und zweckwidrigen Erziehung ſich wirklich wundern muß, wie es möglich war, daß unſere Zeitgenoſſen auch nur ſo weit, als ſie jetzt ſind, haben kommen können? Eben dieſen wichtigen Gegenſtand berührt auch **Parſons** in ſeinen hints on producing genius (Winke, wie Genie hervorgebracht wird); allein der ſonderbare Titel ſcheint beynahe das Merkwürdigſte dieſes Bändchens zu ſeyn, das in einer ſchwülſtigen, dunkeln

Schreibart abgefaßt iſt, und keine reifen Ideen verräth.

Die ſechs Briefe eines Ungenannten über Intoleranz gehören in die Klaſſe der philoſophiſch-politiſchen Eſſays. Der Verfaſſer geht alle, ſowohl alte als neue Völker durch, und zeigt die Spuren des Verfolgungsgeiſtes gegen Meynungen überall. Das große wahre Reſultat dieſer ſcharfſinnigen, gelehrten, freymüthigen und unpartheyiſchen Unterſuchung, iſt die Ueberzeugung, daß die Verfolgung jederzeit ihren eigenen Zweck verfehlt, und daher die Pflicht der Geſetzgeber es mit ſich bringt, dem unſinnigen Gedanken einer Vereinigung aller Geſinnungen über Gegenſtände der Religion, zu entſagen. Es wird noch ein zweyter Band dieſes Werkes verſprochen, welcher eine Ueberſicht des gegenwärtig in der Welt noch beſtehenden Intoleranz-Syſtems enthalten ſoll. Das heilige Recht der allgemeinen Gewiſſensfreyheit findet auch an Faikland, dem Verfaſſer eines Verſuchs über Bigotterie, religiöſe Neuerungen und Unglauben, (Eſſay on bigottry, religious innovation and infidelity) einen eifrigen Verfechter; nur

Schade, daß ihm eine dreyfaltige Gottheit ſo viel begreiflicher ſcheint, als eine einige, daß er ſogar den armen Prieſtley und ſeiner ſocinianiſchen Lehre mehr metaphyſiſche Spitzfindigkeit als der andern vorwirft, und überhaupt bey dieſer Gelegenheit nicht nur mit ſeinen toleranten Grundſätzen in Widerſpruch geräth, ſondern vielmehr merken läßt, daß ſie ihm eigentlich fremd ſeyn müſſen, und ihre Schaulegung vermuthlich nur auf einen litterariſchen Endzweck berechnet iſt.

Philoſophiſchen, hiſtoriſchen und litterariſchen Inhalts ſind die Eſſays eines bereits bekannten Schriftſtellers, **Belſham**, wovon in dieſem Jahre der zweyte Band erſchienen iſt. Die Immaterialität der Seele; das letzte Glaubensbekenntniß des Pater **Courayer**, eines Katholiken, der aber die Ordination der Engliſchen Biſchöfe für gültig erklärte; die Nothwendigkeit und Nützlichkeit einer vom Staate vor den übrigen angenommenen Religion, ſtehen hier neben ein Paar hiſtoriſchen Unterſuchungen über die Regierungen Jakobs des Zweyten und Wilhelms des Dritten. Man ſieht, daß der Verfaſſer es mit der Anglikaniſchen Kirche hält; indeß bedient er ſich einer billigen Argumentation, und einige ſeiner Bemerkungen verdienen nicht unbenutzt zur Erde zu fallen. Einem weitläuftigen Verſuch über den Selbſtmord, von **Moore**, können wir kaum dieſen Vorzug einräumen; hingegen fehlt es dem Verfaſſer nicht an Beleſenheit und Gelehrſamkeit, womit er ſein Werk ausgeſchmückt, und ſogar unterhaltend zu machen gewußt hat. Die moraliſchen Verſuche des Arztes **Barry** enthalten weder neue noch neugeſagte Sachen, ſondern ein Uebermaß von Deklamation, wobey man nur der unſträflichen Abſicht des guten Mannes ein rühmliches Zeugniß geben kann. Moralphiloſophie, Theologie und Politik ſind die Gegenſtände, womit ſich **Cooper** in ſeinen Tracts beſchäftigt. Der Materialismus und die Lehren Socins, von der Einheit Gottes, werden hier wieder hervorgeſucht, ſcharfſinnig geprüft, und wider ihre Gegner in Schutz genommen. Selbſt ſtrenge Anhänger der entgegengeſetzten Parthey ſprechen dem Verfaſſer nicht Fähigkeit, Scharfſinn, Deutlichkeit und jene Gabe ab, über dunkle und verworrene Streitfragen ein neues Licht zu verbreiten. Die poetical Eſſays eines Ungenannten würden ſo eigentlich nicht hieher gehören, wenn nicht ein proſaiſcher Aufſatz voranſtände, welcher wenigſtens von der Philoſophie des Verfaſſers ein beſſeres Vorurtheil, als von ſeiner Dichtkunſt erregt. Noch weniger verdienen die Curiosities of Litterature hier eine Stelle, ob ſie gleich als eine Sammlung der heterogenſten Anekdoten und Excerpte viel Unterhaltung gewähren, und der Beleſenheit des Sammlers Ehre machen.

Eine der beſten Schriften aus dieſer Claſſe bleibt uns jetzt noch zu erwähnen übrig, der Eſſay on the principles of Translation, (Verſuch über die Grundſätze des Ueberſetzers) der ſowohl in Beziehung auf die Uebertragung claſſiſcher, Griechiſcher und Lateiniſcher Schriftſteller in die Sprachen der Neueren, als auch über das Geſchäft, die Pflicht, die Gränzen der Kunſt des Ueberſetzers, den Gegenſtand auf eine angenehme und lehrreiche Art erſchöpft. Die Kritik, welche in dieſem gelehrten Werke herrſcht, verbunden mit dem umfaſſenden Blicke, den der Verfaſſer über das

Ganze wirft, empfehlen es unſeren Ueberſetzern zum Handbuche, wenn ſie anders Zeit haben, bey ihrer Taglöhner-Arbeit ein Buch zu leſen. Es hat uns immer gedünkt, daß gute Ueberſetzer faſt eben ſo ſelten ſind als gute Originalſchriftſteller, und daß die Arbeit jener eben ſo viel Talent und Vorkenntniſſe, als die der letzteren erfordert; und dieſe Sätze finden wir hier behauptet, und mit guten Gründen erwieſen. Ohne uns aber bey dem Werth der diesjährigen in England herausgekommenen Ueberſetzungen aufzuhalten, wird es hinreichend für unſren Zweck ſeyn, nur ihre große Menge anzuzeigen, und dadurch auf das ſteigende Bedürfniß des dortigen Publicums aufmerkſam zu machen. Die überſetzten Bücher ſind: Alciphrons Briefe aus dem Griechiſchen; Alvarez (oder le Diable amoureux) von Cazotte; des Ariſtoteles Poetik von Twining; Anarcharſis Reiſen von Barthelemi; Anquetils Mémoires de la Cour de France; Archenholz Gemählde von Italien; Carrieres Auszug der Franzöſiſchen Geſchichte; die Campagnen in Schweden; Condorcets Leben Voltaire'ns; Chaptals Chemie; Delangle Beſchreibung der Schweiz; die Briefe der Herzogin von Orleans; Maritis neue Reiſen; das rothe Buch von Frankreichs Blutſaugern; **Florians** Turteltaube; der Neger, dem wenige Europäer gleich kommen (aus dem Franzöſiſchen); **Poirets** Reiſen in der Barbarey; **Petrarcas** Ueberſicht des menſchlichen Lebens, von Mrs. Dobſon; **Zollikofers** Predigten, unter dem Titel: moral and philoſophical Suggeſtions, wobey noch bemerkt zu werden verdient, daß die Engliſchen Recenſenten den Verfaſſer Soltikow nennen; **Richter**, vom Staar, und **Wenzel** über denſelben Gegenſtand; **Linguets** Kritik über Voltaire; die Gefahr des Europäiſchen Gleichgewichts, angeblich vom **König Guſtav** dem Dritten; **Pages** Reiſen; **Gregoire**, über das Schickſal der Juden in Frankreich; **Zimmermanns** Verſuch über die Einſamkeit, und deſſen Unterredungen mit Friedrich dem Großen; die Geſchichte der Baſtille; die Verbrechen der Könige von Frankreich, von **Lavicomterie**; die Beſchreibung der Krimm, unter der unſchicklichen Benennung Oſttartarey; der Telemach von

Iſraeli; **Swedenborg**, von der Ehe; Madame **Cambons** junger Grandiſon; **Sieyes**, vom Erbadel; **Raynals** radotirender Brief an die Nationalverſammlung; **Wendeborns** Abriß von Großbritannien, von ihm ſelbſt überſetzt; der Oedipus des Sophokles, von **Clarke** überſetzt; **Rouſſeaus** Bekenntniſſe und ſein Contract ſocial; eine neue Ueberſetzung des Herodotus, von **Belon**; eine Abkürzung des Werks von Filangieri, über die Geſetzgebung; des **Sir David Dalrymples** Ueberſetzung des Briefs von Tertullian an Skapula; einige Pindariſche und Horaziſche Oden, von **Tasker**; die kleinen Aufſätze von **Montesquieu**; die Anmerkungen des **Piſtorius**, über Hartleys Theorie des menſchlichen Verſtandes; **Neckers** Adminiſtration; eine neue Ueberſetzung des Juvenal von **Owen**; **Göttlings** chemiſcher Handapparat; **Fleurieus** Entdeckungen der Franzoſen ſüdöſtlich von **Neuguinea**; die Franzöſiſche, Polniſche und Amerikaniſche neuen Verfaſſungen; die Kriegsmaximen und Denkwürdigkeiten des Sultans **Tippo-Sahib**; die Bittſchrift der Quäker an die Nationalverſammlung von

Frankreich; das Leben des berüchtigten Cagliostro; **Rabaut de St. Etienne's** Anrede an die Engliſche Nation; **Erskine's** Ueberſetzung der Werke Deutſcher Gottesgelehrten, welche in die Polemik und Kirchengeſchichte gehören; die Leiden des Dr. Stahl in den Gefängniſſen der Inquiſition zu Goa, u. ſ. w. —

III.

OBSERVATIONS

SUR

LE TEMPLE DE DIANE

A

EPHESE.

1780.

Ces observations se bornent à concilier ensemble quelques passages contradictoires de Pline, au sujet du Temple de Diane à Ephèse. Le premier de ces passages se trouve dans le VII. Livre Chap. 38. (37.) et ne contient que ces mots:

„Ctésiphon le Gnossien s'est rendu „célèbre par la construction admirable „du Temple de Diane à Ephèse.“

Le second endroit est celui du Livre XVI. c. 79. (40.) Il est conçu en ces termes:

„Les bois d'ébène, de cyprès et de „cédre sont les plus durables; on en a „fait l'expérience dans le Temple de la „Diane Ephésienne, bâti il y a *quatre* „*cens ans* aux fraix de toute l'Asie, et „dont les solives du toît sont de bois de „cédre. L'on ne sait pas précisément de „quel bois est faite l'image de la Déesse. „Plusieurs prétendent qu'elle est d'ébène; „mais Minucius qui a été trois fois Con„sul, après l'avoir vû de près, dit qu'elle „est taillée d'un cep de vigne, et qu'elle

„n'a jamais été changée quoique le Temple ait été rebâti sept fois. Il ajoute que „ce bois fut choisi par Pandémion. Je „m'étonne qu'on a préservé le nom de „cet Artiste, puisqu'on attribue à cette „piéce une plus haute antiquité que celle „de Bacchus et même de Minerve. Il dit „encore que cette image est percée de „quantité de petits trous, et qu'on y versoit de l'huile de nard, pour entretenir „les jointures; mais il est fort singulier „à mon avis qu'il y ait des jointures à un „si petit ouvrage. Les battans des portes sont de bois de cyprès, et paroissent „tous neufs encore, quoiqu'il y a prés „de quatre cens ans qu'ils ont été placés. „Cependant il faut remarquer, qu'ils „avoient été trempés dans de la colle „pendant quatre ans.“

Un troisième passage enfin L. XXXVI. Ch. 21. (14.) renferme ces mots:

„On admire avec raison la splendeur „du Temple de Diane à Ephése qui fut „construit il y a *deux cens vingt ans*, „aux frais de toute l'Asie. On en jetta „les fondemens dans un endroit marécageux

„geux pour le garantir d'être endommagé
„par les tremblemens de terre, et pour
„empêcher qu'il n'en reçut des crevasses.
„Mais un édifice de cette importance
„ayant besoin d'une base solide, l'on
„commença d'abord par mettre une cou-
„che de charbon crépi, et par dessus une
„couche de toisons. Le Temple avoit
„quatre cens vingt-cinq pieds de lon-
„gueur et deux cens vingt pieds de lar-
„geur. Il étoit décoré de cent vingt sept
„colonnes de soixante pieds de haut, les-
„quelles furent ajoutées aux dépens de
„plusieurs Rois; il y en avoit trente-six
„de sculptées, dont une étoit l'ouvrage
„de Scopas. L'Architecte Chersiphron
„dirigea les ouvrages. Il est étonnant
„qu'on a été capable d'élever des épisty-
„les de cette grandeur. On y parvint en
„entassant une quantité de sacs pleins de
„sable, les uns sur les autres en pente
„douce au dessus des chapiteaux des co-
„lonnes; de sorte qu'en vuidant les sacs
„les plus bas, l'entablement s'affaissa par
„dessus les colonnes et prit sa juste posi-
„tion. La plus grande pierre fût placée

„au dessus du portail. D'abord elle ne „voulut pas tomber dans sa place; et „l'Architecte au désespoir, resolut de „s'arracher la vie. Il s'endormit la nuit, „accablé de cette sombre idée. Alors, „Diane à ce qu'on prétend, lui apparut „et l'encouragea à vivre en l'assurant „qu'elle avoit arrangé la pierre. Effectivement, le lendemain on trouva la „pierre à sa place, sans doute que son „propre poids l'y avoit portée."

Il paroît d'après ces extraits que Pline dit d'abord qu'on avoit travaillé à ce Temple depuis *quatre cens ans*, et qu'il fixe ce tems dans un autre endroit à *deux cens vingt* ans; que dans l'un de ces passages il appelle l'Architecte *Ctésiphon*, et dans l'autre *Ghersiphron.*

La ressemblance de ces noms pourroit faire soupçonner que l'un ou l'autre ait été défiguré par quelque Copiste. Mais on retrouve chacun de ces deux noms chez les autres anciens Ecrivains.

Vitruve, L. X. dit expressément que l'Architecte Ctésiphon et son fils Métagène ont bâti ce Temple; et Strabon au contraire attribue ce travail à Chersiphron. Cependant le passage de Strabon ne manque pas de nous donner déja quelques éclaircissemens; le voici:

„Chersiphron l'Architecte fut le pre-„mier qui fonda le Temple de Diane en „cette ville (d'Ephése), qui a été aggrandi „depuis par un autre dont le nom est „inconnu. Ce Temple ayant été brûlé „par Hérostrate, il en fut élevé un autre „plus magnifique et plus beau, les fem-„mes d'Ephése se dépouillant de leurs „parures et de leurs bijoux, pour fournir „les fraix de cette entreprise. — Ce „nouveau Temple eut pour Architecte „Chironocrate, le méme qui a éternisé „sa mémoire par la fondation de la ville „d'Alexandrie.“ Liv. XIV.

Avant d'aller plus loin, j'observerai que ce nom de *Chironocrate* paroît être mal-écrit, parceque Solin, Pline, Marcellin, Valerius Maximus et plusieurs autres Ecrivains s'accordent à nommer *Dinocrate* l'Architecte d'Alexandrie, le méme qui conçut l'idée gigantesque de tailler le Mont Athos en statue, et de placer une ville dans l'une de ses mains.

Strabon distingue ici, comme nous venons de le voir, deux époques très différentes de la construction du Temple, ce qui semble s'accorder avec l'expression de Pline, qu'il a été sept fois rebâti, *septies restituto Templo.* Pour mettre à ce sujet toute la discussion possible, il ne sera point hors de propos de donner ici le résumé des événemens qui ont rapport à ce Temple.

Selon le témoignage universel de tous les Anciens le premier peuple qui érigea un Temple à Diane dans l'endroit où la ville d'Ephése fut bâtie dans la suite, ce furent les Amazones *). Ce Peuple si remarquable par le gouvernement des femmes établi chez lui dès les premiers tems, étoit sans contredit l'un des plus anciens dont il soit resté quelques notices. L'abbréviateur de Trogue Pompée nous apprend, que les Amazones étoient originaires de Scythie, et ce fut là le sentiment général de l'Antiquité. Or les

---

*) Denys le Périégète v. 927. et Solin c. 43.

Anciens parlent toûjours des Scythes comme de la Nation primitive qui existoit dans le monde avant toutes les autres.

Il ne paroît pas étrange que les Amazones eussent établi un culte à Diane, puisque les attributs de cette Déesse s'accordent assez avec la façon de penser de ces femmes dénaturées et féroces. Diane insensible et farouche, qui ne trouvoit du plaisir qu'à lancer ses javelots aux cerfs et aux sangliers, c'étoit en même tems la Déesse conservatrice de la nature vivante; son sein déployoit plusieurs rangs de mammelles, emblêmes de la fécondité et de la nutrition universelles; soeur du Soleil elle regnoit pendant la nuit, comme lui pendant le jour; à sa volonté la terre buvoit la rosée, les nouveaux Etres se développoient; elle fournissoit les germes, et le Soleil les faisoit éclorre, elle étoit présente aux couches des femmes et leur prêtoit du secours; en un mot, tout renaissoit sous ses auspices. Me tromperois - je beaucoup si je croyois que les premiers traits de ce caractère héterogene ne nous présentent dans la Déesse qu'une Amazone insociable; tandis que les derniers font un portrait assez juste du principe féminin dans la nature? Mais je quitte la conjecture, car l'usage où étoient tous les anciens Peuples d'adopter la Religion de ceux mémes qu'ils avoient conquis, nous laissera toújours en doute, si la Diane d'Ephése étoit originairement une Divinité des Amazones, ou si elles ne l'avoient pas empruntée des Cariens et des Léléges, habitans de l'Asie mineure, qui y ont demeuré dès les premiers siècles. C'étoient des soldats mercenaires qui servoient dans les guerres des autres Nations, et lesquels par conséquent l'on avoit coutume de ranger en face du plus grand danger, d'où vient le proverbe: *in Care periculum* *)!

La Nation errante des Amazones, sortie des contrées élevées de la Scythie, parut très anciennement dans l'Asie mineure ou l'Asie proprement dite. Un passage de Tacite (Annal. l. III. c. 61.) nous apprend que les Amazones s'y étoient établies même avant l'expédition de Bacchus, puisqu'après avoir été vaincues par ce conquérant, elles s'attroupèrent autour de l'autel de Diane, lui demandèrent la vie, et furent assez heureuses pour le fléchir. Il existoit déja de ce tems, selon Pline, une statue de la Déesse, parcequ'il prétend qu'elle étoit plus ancienne que Minerve et Bacchus, et que c'étoit la même à laquelle on rendoit encore un culte du tems de Minucius. La description qu'il en donne, ne semble point démentir cette opinion. C'étoit une idole creuse, composée de plusieurs petites piéces de bois, et percée partout de petits trous où l'on versoit de l'huile. Cette conformation démontre bien, que les Arts étoient d'une rudesse extrême lorsqu'elle fut faite.

---

*) Cicero pro Flacco. — On soupçonne qu'il est fait mention des Cariens comme de mercenaires, même dans l'Ecriture Sainte. 2 Samuel XX. 2. 3. — 2 Reg. XI. 4. 19.

Dans la suite le courage des Amazones et leurs déprédations répandirent la terreur jusqu'en Europe, de sorte que l'on demanda à Hercule, comme une chose impossible, d'ôter les armes à leur Reine. Celle-ci étant partie pour ravager quelques pays, Hercule arriva inopinément dans ses établissemens, et fit ses soeurs prisonnières *). Les Amazones épouvantées, se refugièrent encore comme le raconte Eustathe dans ses parecholes (in Dionys.) auprès de l'autel de Diane. Cela s'accorde assez avec la notice succincte qu'on trouve dans Tacite à ce sujet, (Annal. Lib. III. Cap. 61.) où il dit qu'Hercule, lors de sa conquête de Lydie donna la permission de construire un Temple, et d'en augmenter le culte qu'on rendoit déja à la Déesse. Donc ce premier Temple de la Diane d'Ephèse existoit déja à peu près cinq cens ans avant le commencement des Olympiades. Denys le Périégète dit (v. 827.) qu'il étoit bâti sur des troncs d'ormeaux, c'est-à-dire que les colonnes en étoient de bois.

Malgré les revers que les Amazones avoient essuyé, elles pénétrèrent jusque

---

*) Justin. Lib. II. Cap. 3.

dans l'Attique sous le regne de Thésée (1225 ans avant notre ère) et quoique repoussées vigoureusement, elles furent assez acharnées contre les Grecs, pour se ranger du côté des Troyens, sous Penthésilée leur Reine, durant ce siége si célébré dans les Poëmes d'Homère. Mais il paroît aussi que ce fut là leur dernier effort, car on n'en trouve presque point de notices, jusqu'aux tems d'Alexandre, qui les rencontra dans une petite vallée du Caucase. Si la visite de Thalestris avoit flatté la vanité de ce conquérant, toute fois le présent quil lui fit d'un fifre, me paroît être une marque du souverain mépris qu'il sentoit pour elle; comme l'admiration démésurée et sauvage qu'elle témoigna de ce présent, prouve effectivement, combien elle étoit méprisable *).

Je reviens de ce petit écart. Ce fut environ 1094 ans avant notre ère, que Codrus, Roi d'Athénes, s'immola pour

---

*) Martian. Capell. Lib IX. de nupt. Philol. — Freinshemius in Curtium.

la patrie. Médon, son fils, lui succéda dans le Gouvernement de l'Attique; mais Androclus et ses frères prirent avec eux les Ioniens, et allèrent s'établir en Asie, d'où ils chassèrent les Cariens et les Léléges. (Strab. Lib. XIV.) Si la ville d'Ephése n'existoit pas encore, ce sont eux qui lui ont donné naissance. Cependant Justin (Lib. II. Cap. 3.) met l'origine de cette ville au nombre des ouvrages des Amazones. Quoiqu'il en soit, les Grecs auront apparemment ajouté de nouvelles décorations au Temple de Diane, qui avoit été bâti de l'aveu d'Hercule deux cens ans auparavant.

L'Histoire ne fait aucune mention des événemens qui ont eu rapport à ce Temple dans le grand intervalle des 340 ans qui se sont écoulés depuis l'arrivée de cette Colonie grecque jusqu'à la nouvelle construction du Temple en pierres de taille, dont les Anciens ont préservé les faits suivans. Un berger nommé Pyxodore découvrit par hazard une carrière de marbre sur le Mont Prion dans le voisinage d'Ephése. La joye que cette découverte répandit dans la ville fut assez vive, pour qu'on appellât le berger *Evangelus*, et qu'on lui permît de faire des facrifices sur le Mont Prion, privilége affecté aux Héros de ce tems là. Le marbre qu'on tira de cette carrière facilita infiniment la construction d'un nouveau Temple qui fut commencé dans la sixième Olympiade. C'est vraisemblablement de ce nouvel édifice que l'Architecte Chersiphron (mentionné par Pline et Strabon) dessina le plan, et dont il dirigea les travaux. Car Chersiphron étoit contemporain de Rhoecus et Théodorus, fameux Artistes Samiens, qui inventèrent l'Art plastique, *bien longtems*, dit Pline, avant que les Bacchiades furent chassés de Corinthe, ce qui arriva l'an 657 avant notre ère. Il y a même assez de raison à croire que ces hommes célèbres, qui vécurent au commencement des Olympiades, et qui durent être versés dans les opérations chymiques inséparables de la fonte des métaux, pourroient avoir enseigné à Chersiphron que le charbon resiste à la putrefaction. C'est pourquoi il s'en servit dans le sol humide où le Temple devoit être placé. Nous observerons seulement, que Pline, compilateur rapidement laborieux et toûjours séduit par sa mémoire, a brouillé le passage où il parle de l'Architecte Chersiphron, en y ajoutant la description du nouveau Temple qui fut bâti après l'incendie occasionnée par Herostrate, c'est-à-dire quatre cens ans plus tard.

Le passage de Strabon que j'ai cité ci-devant, fait mention d'une réparation ou d'un aggrandissement intermédiaire de ce Temple, par un Architecte dont le nom lui est inconnu. Il n'est guéres douteux que l'événement suivant n'ait donné lieu au renouvellement de cet édifice. Dans la XXXVI. Olympiade il y eut une grande migration des Peuples dans le Nord de l'Asie. Les Scythes, dit Strabon, tombèrent sur les Cimmérions qui demeuroient alors des deux côtés du Bospore, qu'on nomme aujourd'hui le détroit de Kaffa. Ceux-ci se replièrent sur les habitans des côtes de la mer noire, et continuèrent leurs ravages jusque dans l'Asie mineure. La rapidité de leur course, semblable au débordement d'un grand fleuve, entraîna tous les objets de résistance, et désola toutes les contrées où ils mirent le pied. Sous Lygdamus leur Général, ils s'avancèrent bientôt jusqu'aux bords de la Mer de Ionie et s'emparèrent de Sardes capitale de Lydie, à l'exception de la Citadelle, ainsi que de la ville d'Ephése. Le Temple de Diane ne pût échapper à ces barbares; ils le pillèrent et y portèrent le feu.

Trente ans après, les Lydiens eurent à combattre un nouvel ennemi; c'étoient les Médes qui s'avancèrent du côté de l'Orient. La bataille se donna (l'an 604 avant J. C.) lors du moment même de l'éclipse totale du soleil, prédite par Thalès. Elle fut décisive et glorieuse pour les Lydiens. Alyatte leur Roi, si célèbre dans l'Antiquité à cause de ses richesses, chassa les Cimmériens de l'Asie l'année suivante. Il n'est pas vraisemblable qu'on ait pensé à rebâtir le Temple de Diane, tandis que ces Tyrans nomadiques restèrent dans le pays. Strabon ne dit pas que le Temple fut entièrement reduit en cendres; il rapporte seulement qu'un Architecte dont il ne sait pas même le nom, l'avoit aggrandi. Aussi la statue de la Déesse avoit été préservée, puisque du tems de Pline c'étoit encore la même qui avoit existé avant Bacchus et Minerve.

Environ l'an 560 avant notre ère, Croesus Roi de Lydie assiégea la ville d'Ephése. Les habitans, dit Hérodote, attachèrent les murs de la ville avec des cordes au Temple de Diane, et là-dessus Croesus leur donna la liberté. Soixante ans après, les Athéniens et les Joniens brulèrent la ville de Sardes, qui faisoit alors partie de l'Empire Persan. Ce fut l'origine de la guerre de Darius contre les Grecs. L'an 480 avant notre ère, Xerxes se mit en marche et porta le feu à tous les Temples en Ionie; mais celui de la Diane d'Ephèse eut le bonheur d'échapper à son courroux, à cause de sa beauté, comme le rapporte Solin C. 54.

L'ambition, le désir de s'immortaliser fit commettre une action à Hérostrate, où la haine et l'esprit de vengeance contre les Grecs n'avoient pû porter le despote persan. L'an 356 avant J. C. il brûla le Temple de Diane; c'étoit le moment même de la naissance d'Alexandre le Conquérant. Timée, dans Ciceron, s'avise de dire à cette occasion, que Diane ayant porté des secours à Olympias en Macédoine, ne pouvoit être en même tems chez elle pour garantir son Temple contre l'attentat d'Hérostrate. (Cic. de Nat. Deor. Lib. II.) Mais Plutarque renchérit sur lui, en disant que cette plaisanterie étoit assez glacée pour éteindre l'incendie du Temple. Ce sont des exemples assez frappans, que l'esprit des Anciens s'amusoit souvent aussi frivolement que celui de nos contemporains.

Les Grecs en Asie, assujettis à l'Empire Persan, n'eurent ni assez de liberté, ni des facultés nécessaires pour ériger un nouvel édifice à leur Déesse. L'an 334 avant notre ère, Alexandre entra dans la ville d'Ephése après la victoire du Granique; il vit les ruines du Temple et s'offrit à le faire rebâtir plus superbe qu'il n'avoit jamais été, pourvû qu'on lui permit d'y inscrire son nom, avec cette addition, qu'il l'avoit élevé à la Déesse à ses dépens. L'amour-propre des Ephésiens fut piqué de cette proposition; ils représentèrent au jeune ambitieux, qu'il n'étoit pas d'usage, qu'un Dieu érigeât des Temples à une autre Divinité, et ils assouvirent par cet encens l'excès de sa vanité. C'est alors, comme le dit Strabon, que les femmes contribuèrent si généreusement leurs bijoux et leurs riches ornemens, que bientôt leurs concitoyens se virent en état de commencer la construction d'un nouveau Temple, dont Dinocrate le Macédonien forma le plan et jetta les fondemens. Mais Alexandre ayant appellé cet Architecte en Egypte trois ans après (l'an 331 avant J. C.) pour y bâtir la ville d'Alexandrie, il fut obligé de quitter son premier travail, dont la surintendance fut confiée alors à Ctésiphon le le Gnossien, et puis à Métagène son fils, comme le disent Pline et Solin. Il me semble que voici la meilleure façon d'expliquer la disconvenance entre les passages de ces deux Auteurs qui font mention de Ctésiphon, et celui de Strabon, qui attribue la construction de ce Temple à Chironocrate, qui est le même que Dinocrate. Le texte de Pline n'exige donc point de correction dans ce qui regarde les Architectes, pourvû qu'on distingue les époques pendant lesquelles ils ont travaillé au Temple de Diane. Chersiphron aura construit le premier Temple en pierre de taille, dans la sixième Olympiade (l'an 754 avant J. C.); mais environ quatre cens vingt ans plus tard Dinocrate aura commencé le nouvel édifice, dont Ctésiphon et son fils se seront chargés, lorsque Dinocrate fut appellé pour bâtir Alexandrie. Il ne reste plus qu'à parler du tems qu'on a employé à bâtir ce Temple, et dont il y a dans Pline les deux variantes alléguées ci-dessus.

Pline écrivit son Histoire Naturelle

environ l'an 77 après la naissance de Jesus-Christ. Il dit que les battans des portes du Temple étant de bois de cédre, avoient déja duré près de quatre cens ans, et qu'il y avoit quatre cens ans que cet édifice existoit. Ces dates nous ramenent très exactement au moment où l'on commença à rebâtir le Temple du tems d'Alexandre. Il est donc évident, que l'endroit où Pline a dit, que le Temple avoit été bâti depuis quatre cens ans, se rapporte à la dernière construction de cet édifice. Mais dans le passage où il fixe un tems de deux cens vingt ans, il est clair par la mention qu'il y fait de Chersiphron, qu'il parle du premier Temple de pierre qui fut bâti à la Diane d'Ephése avant l'irruption des Cimmériens, c'est-à-dire huit cens vingt ans avant les tems de Pline. Or dans les manuscrits antiques rien n'est si sujet à être altéré et falsifié que les chiffres. Ce ne seroit donc pas trop hazarder que de croire, que le chiffre originaire DCCCXX, auroit été changé en CCXX par l'inadvertance du Copiste.

Qu'il me soit permis, avant de quitter ce sujet, de relever encore une variante dans le texte de Pline. Il est dit dans la description du dernier renouvellement du Temple Ephésien, qu'il avoit cent vingt-sept colonnes dont trente-six étoient sculptées, parmi lesquelles il y en avoit une travaillée par Scopas, *una a Scopa.* Mais il y a plusieurs manuscrits, qui par le changement d'une seule lettre attribuent toutes ces 36 colonnes à Scopas, *uno a Scopa.* Ce célèbre Artiste étoit déja connu dans la LXXXVII Olympiade (Plin. Hist. Nat. Liv. 34. Chap. 8.), et l'on prétend qu'il fut employé par Artémise pour décorer le tombeau de Mausole son époux, Roi de Carie, qui mourut dans la seconde année de la CVI Olympiade, c'est-à-dire soixante et dix-huit ans plus tard. S'il est vrai que Scopas s'étoit déja acquis quelque reputation dans la LXXXVII Olympiade, on ne peut lui attribuer moins de vingt ans à cette époque; et il en resulteroit, qu'il auroit été âgé de quatre-vingt-dix-huit ans à la mort de Mausole. Le Temple de Diane ne fut commencé qu'en la CXI Olympiade; c'est-à-dire vingt ans plus tard. Il est dit au surplus que les colonnes étoient des presens que les différens Rois avoient faits au Temple; mais les successeurs d'Alexandre ne prirent le titre de Roi, qu'environ la CXVII Olympiade, l'an 312 avant notre ère. Scopas, s'il avoit vecu encore dans ce tems-là, auroit été âgé de cent quarante ans; encore les colonnes ne furent-elles pas données par un seul Roi, mais successivement *a singulis regibus factae*. En voilà assez, ce me semble, pour faire rejetter la variante qui attribue trente-six colonnes du Temple Ephésien à Scopas. C'est même beaucoup hazarder que de croire qu'il en ait sculpté une seule. A l'âge de cent dix-huit ans, qu'il devoit avoir lorsque les fondations du Temple furent jettées par Dinocrate, il n'est pas vraisemblable qu'un Artiste laborieux et dont l'Art est si pénible, fût encore en état de sculpter une colonne. Il me vient, à la vérité, une idée qui n'est peut-être pas destituée de vraisemblance; c'est-à-dire que les Ephésiens pourroient avoir acheté quelque part, un chapiteau de colonne, sculpté par Scopas longtems auparavant. Mais on s'apperçoit bien, que ceci n'est que pure conjecture, et que Pline si fréquemment en contradiction avec lui-même, ne mérite pas qu'on se donne la peine de garantir chaque mot sorti de sa plume. La quantité énorme de Volumes qu'il avoit lus, renfermoit souvent des assertions très contradictoires; il n'est donc pas étrange que ce savant homme en composant ses propres ouvrages, fût très souvent dans le cas de transcrire ces Auteurs, sans avoir le tems de s'appercevoir de la différence qui se trouvoit entre leurs récits. Comme il avoit un poste dans l'Armée navale des Romains, il n'avoit du tems pour l'étude, que pendant les heures de récréation; sous ce point de vue, son Histoire Naturelle est sans doute un monument étonnant de ce que peuvent faire l'assiduité et l'industrie des hommes en fait des Lettres.

IV.

DU PHÉNIX.

L'extrême antiquité des mythologies, et le ton naïf et simple de ces contes merveilleux, ont si bien préservé tout leur interêt jusqu'à nos jours, qu'ils forment encore le canevas ordinaire de tous les poëtes. Ce seroit pourtant une question bien digne d'être discutée, si des fictions aussi entièrement depourvuës de vraisemblance auroient été mises en possession de blesser impunément le sentiment, de chocquer le sens commun, de pécher enfin par toutes leurs parties, si elles n'avoient eu d'autre mérite que celui d'être bien racontées.

La plûpart des Antiquaires, faisant reflexion à l'état de l'homme dans ces ages reculés qui produisirent la fable, n'ont point manqué d'attribuer à la barbarie, à la grossièreté des moeurs et de la nourriture cet assemblage d'absurdités, ce cahos bizarre d'idées gigantesques et mesquines, obscures et brillantes, qu'on y voit si souvent confondues ensemble. Mais, sans compter, qu'il s'en faut beaucoup, que l'experience ait constaté cette hypothése, et qu'il n'est guères croyable, qu'en retournant aujourd'hui au gland et à la chair boucannée, nous pussions inventer de nouvelles Mythologies, nous n'en sommes pas plus avancés dans l'explication de la question que j'ai proposée. On auroit beau admettre, que la fable nacquit de l'oisiveté des prémiers sauvages, qui peuplérent le monde, on n'en comprendroit pas mieux, comment une posterité plus éclairée, au lieu de repousser avec dédain les folies de ses pères, se soit obstinée à les embellir de tous les fleurons de l'imagination, et à les perpétuer même aux dépens de son propre bien être?„

Posons, par exemple, que l'histoire du jeune Atys, qui se priva de sa virilité dans un accès de fureur, fut de l'invention de quelque Phrygien barbare, est-il bien vraisemblable que les prétres de Cybéle se soient prétés à une opération très-réelle, pour conserver la mémoire d'une chanson? Ceux qui attribuent toutes les cérémonies du culte payen à la malheureuse ambition de vouloir regner, à l'envie de fasciner le peuple par la fraude religieuse, nous persuaderont difficilement, qu'on ait jamais acheté cette jouissance au prix d'un sacrifice, qui dépouilloit l'homme de tous les rapports qu'il pouvoit avoir avec la Nature. Oseroit-on soutenir de bonnefoi, que pour être ambitieux, il faut cesser d'être homme, et ne seroit-ce pas là comme dit le satyrique Juvenal: *propter vitam, vivendi perdere causas?*

Je tombe d'accord, que le fanatisme qui a causé tant d'énormités, pouvoit produire entr'autre un phénoméne plus innocent, c'est à dire qu'il pouvoit armer la main de ces prêtres contre eux mêmes, pour consoler leur Déesse éperduë; mais il s'agit de trouver un motif assez puissant pour exciter ce fanatisme, et pour le déterminer en actions qui repugnent à la Nature. Car dire que les hommes sont les esclaves-nés de l'erreur et du préjugé, c'est trancher la question, et non la resoudre. S'il est vrai que, malgré le grand nombre d'hommes qui se laissent aveugler, il n'y en a pas un seul, qui n'ait pour but de rejetter l'erreur et de chercher la vérité partout, il faut bien aussi que celle-ci soit quelque part, et que, comme tout est double icy bas, ainsi la vertu y soit toujours opposée au vice, et la vérité au mensonge.

On se tromperoit également à croire, que l'avanture d'Atys sous un point de vue simplement historique, put avoir eu des suites aussi funestes pour tous les prêtres, qui eurent soin d'honorer sa mémoire. Les annales du monde sont remplies d'exemples, que les hommes se sont laissé mutiler, brûler, tailler en pieces, pour soutenir ce qu'ils ont appellé vérité et félicité; sans qu'on puisse dire qu'ils en aient jamais fait autant, pour un fait historique qui ne tiroit point à consequence, qui n'étoit pas assez merveilleux pour exiger des preuves aussi sanglantes, et qui enfin n'en étoit rien moins que prouvé.

Effectivement, plusieurs savans n'ont pas tardé à voir que la mythologie, prise à la lettre, soit comme une invention poëtique, soit comme un recueil d'anciens monumens pour servir à l'histoire, étoit trop ridicule pour avoir jamais occupé sérieusement des hommes raisonnables. Dès lors ils y ont découvert (*Blackwell's letters on mythology,*) une espèce d'instruction déguisée sous le voile d'un conte, laquelle, sans se borner à la simple narration, se sert quelquesfois de signes, de Symboles, de cérémonies et de répresentations matérielles pour enseigner des vérités physiques, morales et métaphysiques.

En lisant les anciens auteurs avec attention, il est impossible de ne pas observer, qu'ils attribuoient à leurs théogonies un sens allégorique, au moyen duquel toutes les difficultés s'applanissent, et les monstres mythologiques sont transformés en idées brillantes et harmonieuses. Parmi les modernes le Chancelier Bacon, et ses deux compatriotes Blackwell et Gale, ainsi que M. Basnage, l'Abbé Conti, l'Abbé Bergier, M. Court de Gébelin et beaucoup d'autres ont été de ce sentiment. L'illustre Lord Verulam surtout, s'exprime à ce sujet avec beaucoup d'energie.

„L'antiquité primitive, dit-il, relativement au temps, mérite la plus haute vénération; relativement à sa manière d'enseigner elle exige notre admiration, puisqu'elle renferme dans *l'Allégorie*, tout ce que les Sciences ont de plus précieux, et devient par cette philosophie la gloire du genre humain. Quoiqu'aujourd'hui nous l'abandonnions aux enfans, je regarde cependant ces Allégories comme la connoissance la plus excellente après la religion, et comme la source de la politique, dont l'étenduë est si vaste. Les fables anciennes furent allégoriques dès leur origine; elles renferment des leçons importantes et l'on y apperçoit un rapport si sensible avec l'objét réprésenté, et dans le tissu même de la Fable, et dans la valeur des noms qu'y portent leurs personnages, qu'il est impossible de se refuser l'idée que leurs inventeurs avoient réellement ces objéts en vue. Et si quelqu'un, ajoute-t'il, s'obstine néanmoins à n'y vouloir rien appercevoir de pareil, nous ne le tourmenterons point pour penser comme nous, mais nous le plaindrons d'avoir la vue si trouble, et l'entendement si bouché et si lourd." *(Bacon, Lord Verulam, of the Wisdom of the Ancients.)*

Comme je ne fais point ici un traité de l'Allégorie, je laisse ces mots du célèbre Anglois sans aucun commentaire, et tout l'effèt que j'attends de cette citation, se borne à vouloir me concilier l'indulgence de cètte illustre assemblée pour le déchifrement d'une allégorie que j'aurai l'honneur de soumettre à son arbitre.

Depuis que M M. Bailly et le Gentil nous ont donné leurs excellens ouvrages, il est démontré sans contredit, que les hommes primitifs doivent avoir possédé, même dans ces siècles obscurs, dont l'histoire n'est point parvenue jusqu'à nous, une connoissance profonde du cours des Astres, avec un calendrier très perfectionné, et fondé sur un calcul des plus précis et des plus minucieux. Nous ne pourrions aujourd'hui déterminer avec plus d'exactitude la précession des équinoxes, et les anomalies des apogées de la Lune, qu'on n'a fait dans ces prémiers temps, puisque les périodes lunisolaires des Chaldéens dont Josephus et George Syncelle nous ont laissé la notice, correspondent presque exactement avec les observations astronomiques des modernes, qui ont sur les anciens l'avantage d'être munis d'instrumens incomparablement plus perfectionnés que les leurs. Et ce qui achéve de prouver la haute antiquité de ces connoissances, c'est qu'on retrouve actuellement chez les Bramins de l'Inde ces mêmes périodes, et apparemment cette même méthode Chaldéenne de calculer les eclipses et le calendrier. Or ces hommes, bornés pour l'ordinaire, ne font autre chose que se servir machinalement des régles qui leur furent préscrites par leurs ancêtres, ayant entièrement perdu la trace des véritables principes sur lesquels ce calcul est fondé.

Mais il résulte de cette découverte un avantage très-décidé pour l'éclaircissement de la mythologie; puisqu'on ne peut pas manquer de s'appercevoir tout en en même temps, que les prétendues Chronologies Chinoises, Indiennes, Chaldéennes et Egyptiennes qui se perdent dans les milliers des siècles, bien loin d'être des pièces d'histoire, ne sont que les formules multiplicatives des periodes et des cycles, dont chacune de ces nations se servoit en son particulier. (*Voyez M. Bailly Hist. de l'Astronomie.*) C'est donc avec justice que M. Desguignes (*Hist. de la Chine*) a rejetté les origines fabuleuses de l'histoire de la Chine, et que M. le Gentil, connu par son Voyage dans les mers de l'Inde, a reformé également les annales de ce pays, en retranchant les trois époques fabuleuses, qui tenoient non pas à l'histoire mais purement à l'astronomie, et qui rendoient à peu près le même service que la période Julienne dont se servent nos Chronologistes. C'est encore à M. le Gentil qu'on est redevable d'une solution très satisfaisante d'un paradoxe dans l'histoire de Babylone où il est parlé de dix Rois avant le déluge, qui doivent avoir regné selon Bérose pendant 432 mille ans, durée pareille à celle que les

Brames de nos jours donnent à la quatrième époque du monde. Il démontre à ne pouvoir s'y méprendre que ce nombre prodigieux d'années se rapporte également à l'Astronomie des anciens Chaldéens.

Les Egyptiens, comme on voit dans l'Abrégé de Manéthon, nommèrent les époques fabuleuses de leur histoire, les regnes des Dieux et des Astres; or ce nom même porte un caractère évident que ce n'etoit qu'un morceau allégorique, que l'on mettoit à la tête de l'histoire, comme pour dire que les revolutions du temps étoient plus anciennes que les monumens historiques qu'on pouvoit communiquer aux lecteurs ordinaires. Il est connu, que les Egyptiens s'étoient occupés comme tous les peuples Orientaux à revêtir les sciences d'une drapérie allégorique, au moyen de laquelle ces doctrines que les prêtres envisageoient comme les dons de la Divinitè, comme un depôt sacré qu'il étoit criminel de profaner, ne sortirent jamais de l'enceinte de leurs temples. L'écriture hieroglyphique, le langage mystérieux, le serment des initiés, ce furent autant de moyens pour ensevelir à jamais la clef de leurs connoissances secrettes. Ce n'est donc, qu'après avoir porté les Sciences au point de perfection où nous les voyons à présent, que les savans se sont mis à portée d'éclaircir les tenèbres de l'antiqnité et de répandre le jour sur ces objèts dignes de leur attention.

C'est à ces principes mystérieux, sans doute, qu'il faut attribuer l'invention de l'histoire du *Phénix*, si ridicule et incroyable lorsqu'on voudroit s'en tenir au sens litéral, et si remplie de beautés, lorsqu'on s'attache à devoiler ses rapports avec le calendrier des Egyptiens. Il me suffira de rapporter ici ce qu'Herodote, Pline, et Tacite ont écrit au sujét de ce merveilleux oiseau, pour montrer combien l'Allégorie etoit judicieusement conduite dans ce beau monument de la science des anciens. „Les Egyptiens, dit Herodote, (*liv. II.* 73.) ont un oiseau sacré, nommé le *Phénix*, dont j'ai seulement vû la représentation en peinture, car il y est si rare qu'il n'y arrive (*selon les habitans d'Héliopolis*) qu'une fois en 500 années, et c'est toujours après la mort de son père. Si le portrait que j'ai vu, etoit ressemblant, cet oiseau doit avoir les plumes rouges et dorées avec la figure et la grandeur d'un aigle. Ils en racontent un trait singulier qui ne me paroit pas digne de foi; pourtant le voici: A la mort de son père, le jeune phénix fait un grand oeuf de myrrhe, creux en dedans, et dont la pesanteur n'excède point ses forces; il y ensevelit son père, et après avoir bouché l'ouverture de l'oeuf avec de la nouvelle myrrhe, il part de l'Arabie, lieu ordinaire de sa demeure, pour le porter en Egypte, où il le dépose au temple du Soleil.“ Pline, le célèbre compilateur, (*l. X. c. 2.*) ajoute à ces circonstances, qu'il n'y a jamais qu'un seul phénix à la fois dans le monde, et qu'on le voit rarement; que son plumage est doré sur le cou, mais azur et rose à la queue, et qu'il porte une huppe et une créte. Il dit, qu'il est consacré au soleil, et qu'étant parvenu à son terme, il fait son nid de petites branches de myrrhe et de casse, qui repandent une bonne odeur, et il y acheve sa vie. De la moëlle de ses os, on prétend qu'il naît d'abord une espèce de ver, qui se change en oiseau dans quelque tems. C'est à la naissance de cet oiseau que commence la grande année ou époque lorsque les saisons et les constellations retournent au même point, ce qui arrive à midi, le jour que le soleil entre dans le signe du Bélier. Tacite, dans ses Annales (*l. VI.*) rapporte, que le Phénix arriva en Egypte sous le regne de Tibère, pendant le Consulat de Paullus Fabius et L. Vitellius, et il nous apprend à cette occasion que malgré l'opinion vulgaire, qui ne lui donnoit qu'une vie de 500 ans, il y avoit quelques uns, qui lui en comptoient 1461.

Sans examiner encore lequel de ces deux calculs est le plus vraisemblable, nous devons commencer selon l'indication de Pline, par approfondir ce qu'il nomme le retour de la grande année (*magni anni conversio.*) Les astronomes anciens qui commencèrent naturellement par les observations des phases de la Lune s'en formèrent d'abord une année de 360 jours, laquelle n'étant point conforme à la revolution annuelle du soleil, il s'ensuivit qu'il ne pouvoit y avoir rien de fixe dans leurs saisons et par consequent, quils ne pouvoient régler les travaux de l'agriculture selon leur calendrier lunaire. Ils apprirent donc de très-bonne heure à ajouter 5 autres jours, pour compléter le nombre de 365; et celui-ci les mena insensiblement à des observations encore plus exactes, d'après lesquelles ils découvrirent la nécessité d'intercaler encore un jour tous les quatre ans; et ce fut à cause de cette intercalation que les prêtres égyptiens appellèrent la quatrième année Θεοῦ ἐνιαυτὸς, *l'an de Dieu.* Au moyen de cette addition les quatre années formoient le nombre juste de 1461 jours; or pour reduire les années communes à l'équation avec les années complettes, il étoit tout simple d'observer que 1461 années, qui n'avoient que 365 jours, en faisoient justement 1460 à 365¼ jours; et ainsi qu'au bout de ce Cycle de 1460 années toutes les constellations se retrouveroient, comme le dit Pline, aux mêmes points de la sphère céleste.

Cette discussion prouve assez clairement que la grande année dont parle Pline comme étant la mésure de l'age du Phénix, étoit un cycle de 1461, et non pas de 500 ans; aussi je pense qu'il n'est guères important de savoir ce que deviendra ce dernier nombre, qui pourroit bien n'être qu'une variante dans le texte d'Herodote, où le copiste auroit omis les mots: ἐπὶ χιλιῶν, avec lesquels le passage de cet ancien auteur indiqueroit au lieu de 500, un nombre rond de 1500 ans.

Qui dit que le grand Cycle des Egyptiens, ou la grande revolution de la sphère céleste, etoit la mesure de l'Age du Phénix, n'a qu'un pas à faire, pour dire que *le Phénix* étoit l'embléme de cette revolution. Horus - Appollo dans son explication des hiéroglyphes nous le dit en termes exprès. Les médailles de Constantin et de ses enfans, qui portent frequemment le phénix, font voir qu'on le regardoit simplement comme un être allégorique, et c'est surtout dans ce sens qu'on l'explique sur le revers d'une médaille (*au Cabinet du Roi*) d'Antonin (*Pius*) frappée en Egypte, qui montre un phénix avec le mot ΑΙΩΝ ou *Eternité*. La Table Isiaque dans le IId volume des Antiquités de Montfaucon représente Hercule portant un Phénix. Mais cet Hercule des Egyptiens n'étoit lui-même qu'un embléme du soleil ou de la grande divinité physique de ce peuple, qui lui donnoit tant de noms différents selon les différentes fonctions qu'il lui connoissoit. Les Grecs, qui ignoroient les rapports de ces noms à l'agriculture et aux saisons, crurent qu'ils indiquoient des divinités différentes, et multipliérent ainsi les dieux de l'Egypte à l'infini. Hermapion, par exemple, dans son explication des hieroglyphes sur l'Obelisque de Ramessès nomme le soleil: δεσπότης χρονῶν *le Souverain du temps*, traduction verbale du mot *Sesoeish*, dont les Grecs ne manquèrent point de faire le nouveau dieu *Sesoosis*. Il en est de même d'Osiris ou

Oeishiri qui veut dire le *Pere* ou le *Faiseur du temps*, autre appellation très convenable au soleil, qui regle en effet les divisions du temps. Selon le temoignage de plusieurs anciens, Hercule n'etoit également que le soleil personifié par sa force vivifiante et vegetative. Macrobe nous dit expressément dans ses Saturnales (*l. I. c.* 20.) „Sed nec Hercules à substantia solis alienus est: quippe Hercules est Solis potestas, quae humano generi virtutem ad similitudinem praestat deorum.“ Plutarque dans son traité d'Isis et d'Osiris nous apprend que, selon les Egyptiens, Hercule placé dans le Soleil faisoit le tour de l'univers. L'ancien hymne Orphique donne à Hercule les noms de Titan, Κρονȣ πατηρ, Père du temps, Παγγενετωρ, qui produit tout, etc. Nonnus, poëte Grec natif de Panopolis en Egypte, addresse également un hymne à Hercule en le nommant Roi du Feu, Prince du Monde, Soleil, celui qui porte l'année ou *la fille du temps*. On diroit que Nonnus avoit en vue cette figure énigmatique de la table Isiaque dont je viens de parler, où Hercule est représenté portant le Phénix; d'autant plus que la derivation égyptienne de ce mot nous raméne encore à la même idée, car *Sphenoeish* dont les Grècs ont formé Phénix, veut dire precisement *le fils du temps.* Ainsi le Soleil, le pere du temps, etoit Hercule ou bien en Egyptien *Semmanouthi*, la force divine.

Je n'abuserai point de la patience des Savans, pour multiplier les preuves du Génie allégorique des anciens, qui se manifeste si clairement dans la Fable d'Hercule. Il suffira que je renvoye ici les curieux à l'ouvragé intitulé: *Monde primitif*, dans lequel notre savant confrère M. Court de Gébelin fait voir les rapports continuels de ce fameux héros au Soleil. Je conclue donc, qu'on auroit très bien fait de ne pas perdre son tems à chercher inutilement le Phénix parmi les êtres vivants de la Nature, à en faire tantôt une espèce d'Aigle, et tantôt l'oiseau de Paradis, à le placer en Arabie, aux Indes, aux îles Moluecques, et à se donner la torture pour trouver des exemples d'oiseaux d'une vie tenace de plusieurs siècles. En prenant le Phénix pour l'embléme des revolutions du temps, tous les charactères qu'on lui attribue sont d'une justesse admirable. Il est seul de son espèce: c'est qu'il ne peut y avoir qu'un cycle à la fois; il provient d'un petit vermisseau, qui au bout de quelques jours se change en Oiseau: les moments s'écoulent successivement dans une progression aussi insensible que celles des vers; mais bientôt un jour suivant l'autre on s'apperçoit que leur mouvement est en effet un vol rapide. Le phénix est donc oiseau à juste titre; mais il est le fils du Soleil, il est unique de son espèce; dès lors, c'est l'aigle, le roi des oiseaux couronné de ses pannaches. Son plumage est or et cramoisi, azur et rose, c'est la couleur de l'aurore, et du ciel. Il nait en Arabie, c'est à dire à l'orient de l'Egypte; il meurt et renaît sur un nid d'epiceries dont on se servoit pour preserver les corps de la putréfaction, c'est donc encore un embléme relatif à la durée des siècles. Il porte ce nid sur l'autel du Soleil, parceque le Soleil est le pere du temps; et dans la ville du Soleil (Héliopolis) séjour des prêtres astronomes, pour indiquer que les Cycles étoient de leur institution.

V.

LIMITES

HISTORIAE NATURALIS.

ORATIO
QUA LECTIONES SUAS
IN
ACADEMIA VILNENSI
AUSPICATUS EST
GEORGIUS FORSTER
die 2. Febr. MDCCLXXXV.

LIMITES

HISTORIAE NATURALIS.

Si de iis rebus, quae viro bono expetendae sunt, paullo rectius judicaverim, idem, quo me summa benevolentia illustrium institutioni publicae praefectorum condecoravit, munus, id exoptatissimum quidem simul ac honorificentissimum, vel omnium consensu mihi praedicandum est. Nam cum profecto nulla, nec tuta magis nec jucundiore, hac, quae per officia in universum genus hominum patet, via, tranquillitatem, felicitatemque animi attingere valeamus: illum sane magnam et invidendam fortunam sortitum esse arbitremur, cui utilissimae Scientiae doctrinas se traditurum, eoque beneficio probe de civibus meriturum, dulcissimo praesagio conscire sibi contigerit. Augeri autem praestantiam suauitatemque huius conscientiae, si adventiciis quibusdam conditionibus, quae sunt quasi ministrae comitesque felicitatis, magis excitetur, omnino non praetermittendum est. Ut enim ad me ipse redeam, iure quidem et merito inter gratulationis meae causas, easdemque non minimas, quis non retulerit hanc secundissimam mihi sortem cecidisse, post viginti annorum spatium, ingenti circa orbem terrarum periplo, ceterisque itineribus absolutis, revisendi patrios lares, ut tandem in hac alma nostra academia genuinus naturae mysta, eius numinis sacra facerem, quibus peragendis totum me a teneris inde dicaveram?

Sunt et plura huius generis incitamenta, sed iam omnia breviter dicenti omittenda, ut oculos in eum conferam, quem habeo uberrimum gaudii fontem, hunc vestrum, inquam, auditores, ornatissimum, lectissimumque consessum. Nam etsi bene informati homines incredibili ardore honestatis atque ingenii laudem adsequi solent, plurimum tamen refert, quonam potissimum iudice ista virtutis praemia retulerint. Vos autem, ut estis natu, dignitate, ordine, nobilitate, tum sapientia et magnitudine animi praecellentissimi, ita et vestra sententia decretam laudem omnibus anteponendam, et felicissimum quemque, cui gratiam a vobis inivisse evenit, cum honoris, tum et gravitatis vestri judicii caussa censendum esse, nemo inficiabitur.

At haec quidem verba recte declarant id, quod hodie sentire deberem, non idem quod revera sentio. Quo minus enim, licet rem omnem rite perspectam habeam, abjecta haesitatione mihi gratulari possim, unum est quod deficit: felix illa temeritas anticipandi ea, quae non nisi diuturno labore et adsidua diligentia mihi videntur esse consequenda. Quare etiam, si istarum rerum, in quibus hucusque versatus eram, fortasse aliquam felicius gesserim, quae mihi favorem vestrum, auditores, benignitatemque conciliasset, ne haec ipsa in hoc tempore plurimum contra me faciat, id non mediocriter pertimesco. Nempe, quem in remotissimis orbis regionibus excolendae historiae naturali operam navasse vobis compertum est, verbosissimum laudatorem huius scientiae coram amplissimo vestro judicio se praestiturum esse, ex consuetudine expectare videmini. Quod quam sit a meis moribus alienum, tum vitae genus, studiis magis et contemplatione deditum, quam rhetoricis artibus exercitatum, tum moderatio, qua semper usus sum in pertractandis, quae mihi ipsi insumseram, negotiis, luculente satis demonstrant. Quoniam igitur negavit mihi musa, ore rotundo loqui, ne adsensum recusetis rudi et incomtae oratiunculae, est quod vos enixe deprecor, auditores ornatissimi. Quodsi a vestra humanitate impetravero ut eam aequo animo accipiatis, tenuem ornatuque eloquentiae prorsus exutam, forte ipsa naturae contemplatio, prout ingenio liberali maxime consentanea est, et veluti cognata, ita vos amoenitate sua alliciet, audientesque summa voluptate capiet, ut nostrae dicendi inopiae vix animum intenderitis. Itaque ne superfluo quidem amabilissimae scientiae praeconio vobis taedium parasse, et tempus inaniter trivisse videar, statim ad determinandos limites historiae naturalis mihi transeundum est.

Verum enim vero, summus rerum arbiter ita nos a natura conformatos voluit, ut neque nosmet ipsos esse sciremus, neque de re quapiam, quod sit, notitiam haberemus, antequam diversae rerum qualitates, impetu facto in sensuum organa, in iisdem motum quendam concitarent, quo ad sedem animi usque delato, ibi nova commutatio fieri, atque istius rei, quae priorem motum adtulerat, quasi imago, quam ideam vocant, exsurgere potuisset. Hinc solam et certissimam sensibus adeptam experientiam ducem atque magistram sequimur, eiusque praesidio freti, ad vitam beate transigendam omnes sarcinas colligimus. Equidem scientiarum et artium, quotquot sunt, hoc idem initium fuisse arbitror, ut homines vitae necessitatibus ducti, naturae divitias attentius lustrarent, easque experiundo in proprios usus converterent; consummatio autem, ut propter innumeram multitudinem rerum observatarum, earundem recensio quaedam et apta coördinatio fieret, ad capessendam animo cognitionis omnigenae inexhaustam copiam. Quare apud priscas gentes, cum primum silvestris vitae immanitati renuntiassent, ac suasu sapientiorum hominum mites et mansuefacti certis legibus uterentur, officiorum tamen vix ullum discrimen erat, ita ut ab aratro arcesserentur, qui duces rei publicae fierent. Cum enim a majoribus praeter victus ferini rationem adhuc paucissimas observationes accepissent, idearum omnis generis, quas sibi pedetentim progrediente experientia comparaverant, tenuis apparatus facillime vel unius hominis mente tenebatur, qui saepe conjunctim cum regia potestate medicas artes exercebat, deorum cultui invigilabat, tempora juxta decursum astrorum metiebatur, rem agrariam et pecuariam colebat, proprio artificio domum, vestitum, supellectilemque omnem sibi parabat, denique ingenuarum quas vocant artium, poëseos et musices rudimentis ponendis quod reliquum erat temporis insumebat. Quippe enim totius generis humani a pristina feritate ad morum elegantiam et mansuetudinem sensim progredientis, cum stadiis humanae vitae simillima est ratio; nec inepte, propter inopiam experientiae, societatis primordia infantilis aetatis imbecillitati conferuntur.

Verum a quo tempore assueverunt homines quidquid observaverant vel excogitaverant in scriptis posteritati relinquere, indies varii generis notitiarum numerus accrescere coepit. Itaque, quae ab inventione litterarum saecula circiter quadraginta elapsa sunt, tot tantisque observationibus et inventis encycliae disciplinae supellectilem accumularunt, et universae eruditionis vincula laxaverunt, ut quae olim unius hominis esset scientia in plurimas vastissimasque partes diffinderetur. Circumscripti cuilibet parti limites, datique doctores, qui relictis aliis, in hac una, quam sibi elegerant, toti quanti versarentur. Quo factum est, ut nostris quidem temporibus ingenii vires praeclare floreant, acerrime exercitentur et ad summum acumen evectae sint: una tamen simplicitas et quasi sororia consociatio litterarum amissa propemodum esset. Diceres, scientiam, mutilato corpore, pulchriorem animam efflasse, quamquam in resectis membris tanta residebat, tamque vegeta vis, ut nova monstra inde orirentur. Inter viros doctos enim, quid hodiedum solennius, quam disiunctae cuipiam particulae scientiae se addixisse, hanc omnibus praetulisse, reliquas, quas vel a limine non salutaverant, cum fastidio despexisse? At hoc quidem nimio in partes studio, doctrinae utilioris et ab erroribus intaminatae incremento, quam pessime consultum est. Quodsi nova eaque vera et utilia cognoscendi et publico omnium commodo in medium proferendi cupidine ingenuos animos flagrare decet; si temerarias opiniones, et inveteratos, quos sola vetustas sanxit, errores scientiae sacrario prohibere, experientiae autem spectataeque veritati fores aperire dignum est, quod philosophis cedat officium; si denique omnibus sapientibus, generisque humani amantissimis id imprimis cordi esse debet, ut vitae jugiter beatae prosperitatem universae cognitionis finem esse, nonsolum praeceptis sed potius invicto exempli robore unanimiter demonstrent: quid, per deos immortales! felicitati hominum contrarius, et ad rem publicam litterariam penitus evertendam exquisitius contingere poterat, hac ipsa inter scientiae diversas particulas oborta dissensione et invidia? Quod utinam Elicius Jupiter nos edoceat, quo carmine istas lites componere queamus! Egomet autem mihi fortiter persuasum habeo, sterilem fore quamlibet disciplinam dum caelebs remanserit: omnes autem tunc demum uberrimos fructus in medium prolaturas, cum mutuis amplexibus se invicem deosculaverint et veluti connubio recoaluerint.

Sed etiam naturae cognitio in plures sejunctissimasque partes dividebatur. Vix enim credibile et posteris forte ridiculum videbitur, quod observatio et enumeratio rerum naturalium, a quibus, tamquam carceribus, universae scientiae cursus antiquitus progressus erat, in scholis ante aliquot annorum decades propriam cathedram nusquam invenirent. Latebant enim varia huius scientiae membra sub apparatu ceterarum abscondita. Nam quae in genere de vastissimo naturae imperio, de telluris cum reliquis sphaeris ratione, de geographia naturali et subterranea praecipienda sunt, ea in hunc diem usque apud physicos nonnisi in transitu paucisque verbis absolvebantur. Specialioris historiae naturalis capita similem fortunam experta sunt. Mineralogiam chemia absorpsit. Botanice, quae scientiae formam vix induerat, in ditionem medicorum cessit. Postremo Zoologia, cuius propter hominis cum ceteris animantibus affinitatem in aprico est utilitas, locum ubi consisteret, reperire non potuit. Novam igitur, auditores ornatissimi, seu potius Libitinae vix ereptam, et denuo instauratam scientiam, cuius legitima methodo strata nuperrime fundamenta agebantur, vobis fovendam tradimus.

Est autem historia naturalis enumeratio et descriptio rerum omnium sua sponte existentium, quae sensibus cernuntur, vel nudis, vel instrumentorum adminiculo fretis. Qua definitione optime intelligitur, hanc nimirum scientiam pro inconcussa basi haberi posse, qua totius institutionis moles innitatur. Quodsi mens hominis ratioque ab ideis per sensuum organa susceptis originem trahunt, quantum intersit nostra, ut rerum imagines vero consentaneas, quales sola contemplatione naturae comparantur, memoriae mandemus, id neminem aequiorem fugere potest. Invenimus ergo illud a superis efflagitatum, quod omnes scientiae partes amplectitur, vinculum. Invenimus hunc quasi fontem divite vena scaturientem, quo concurrunt cultores disciplinarum omnium, quarum subjecta ex natura rerum deprompta sunt, ut ex eo perpetuo hauriant materiam sibi idoneam, sive gaudeant solibus coruscis per aethera cursum volventibus animum intendere, sive minima, quae sensus nostri aciem effugiunt, scrutari malint elementa corporum, sive mirentur simplicissimum hunc ordinem, quo cuncta reguntur, eiusque ad mechanicas artes adplicationem, sive hominum doctrinas, moresque diversissimos ac vitae rationes, et quidquid ingenium hominum utilitatis an detrimenti rebus humanis intulerit, ad easdem sanctissimas naturae leges revocare, atque hac, tamquam norma, adhibita, de animi simul et corporis valetudine tuenda consilium inire cupiant.

Jam ex dictis patet, scientiam nostram in duas praecipuas partes apte dilabi, quarum prior ad notitiam rerum adipiscendam valet, altera usum spectat. In ea parte, quae notitiam sistit, priore loco de observandi ratione dicendum est. Omnis enim de intuenda natura triplex est quaestio. Unum genus est, qualem esse oporteat observatorem; alterum positum est in adminiculis, quibus stipatus ad obtutum rerum naturalium se accingere debet; tertium versatur circa methodum observata ordinandi. In observatore praeclare agitur, si sunt integrae corporis vires cum sanae mentis dotibus conjunctae. Ut enim in primis hominis est propria veri inquisitio, illum robusto magnaeque constantiae animo, ingenio praecellenti, omnique sensuum acie instructum esse oportet, qui, quid sit verum, ex observatione naturae elicere sibi proposuit. Et quidem prima habenda est corporis ratio. Cum enim de rerum extra nosmet ipsos positarum qualitatibus aliquid percipere nisi per sensuum organa non possumus, videndum est, quae horum subsidio percepta ad animi sedem deferuntur, in ipso transitu ne quid immutationis vel etiam detrimenti accipiant, quod organorum statu defectivo, aut morbido, vel quocunque modo praeternaturali tribuendum sit: quippe imperfectas et a vero prorsus alienas rerum imagines inde proficisci evidentissimum est. Nec praeterea observatorem statis diei temporibus, neque in uno tantum loco officio suo fungi posse, rerum per orbem longe lateque disseminatarum varietas, mobilitasque demonstrant. Itaque corpus nimia intentione, indefesso labore, vigiliis, itineribus, aëris injuria, noxiis exhalationibus, animalium morsura, plantarum veneno, innumerisque aliis incommodis fractum vires deficerent, nisi proprio ingenitoque robore ad omnis generis molestias perferendas valeret. Huic porro corporis firmitati, licet illa gravissimi momenti sit, etiamnum agilitatem conferamus: in colligendis enim examinandisque rebus naturalibus, doctis manibus et exercitatissimis oculis opus est.

Quae autem ad animi facultates adtinent, eorum duplex est locus, vel ad ingenium, vel ad eum, qui hominibus ingeneratus est, recti bonique sensum spectantium. Ex integritate observatoris enim plurimum pendet, ut veri cognitionem adipiscamur. Quare praeceptorum et doctrinae haec in primis ratio servanda erit, ut in gratiam adscitae aut temere receptae opinionis numquam dissimuletur propria indoles rerum, falsaque pro veris venditentur. Eadem lege porro fabellae aniles, portenta, ethnicae superstitiones fictaeque de industria notiones rerum observatoris indignationem ita moveant, ut haec omnia acerrime insectetur, atque adeo circumforaneos, praestigiatores, sagas, et reliquos immundissimos impostores, qui plebeculam suis commentis decipiunt, conficiunt, exsugunt; e republica profligare studeat. Namque insatiabili veritatis amore incensus animus, si novi aliquid didicerit, id omnibus profuturum festinat in medium proferre; reticere autem, ut sibi soli lucro sit, fraudem existimat.

Inter ingenii dotes, quae in observatore requiruntur, hae praecipuae sunt: intelligentiae acumen, quo studii methodus instituatur; praeclarum judicium ad dignoscendas naturae multiformis divitias; sagacitas et artificium in excogitandis experimentis, in iisdem vero perficiendis summa diligentia et circumspectio; memoriae felicitas ad retinendas rerum diversissimas notas et nomina; invicta denique in observando perseverantia et curiositas. Quibus praesidiis munitus legitimus observator, naturam et experientiam duces sequi, alienae auctoritati non nimiam fidem adhibere, nil prorsus admirari, sed ea, quae sapientem decet, animi tranquillitate cuncta intueri pro lege sibi praescribat. Equidem haec omnia, quae hucusque praecepimus eo graviora et notatu digniora habenda sunt, quo luculentius re ipsa compertum est, in scientia naturali nullum genuinum doctorem esse, nisi et observatorem se praestiterit.

Perreximus ad secundam quaestionem de adminiculis, quorum primum genus sunt instrumenta, sex diversis speciebus distincta, scilicet: mathematica, quibus dimensiones corporum metiuntur; mechanica, legibus motus adaptata; optica, quae visui ministrant; anatomica, quibus partes corporum separantur; chemica, divellendis principiis corporum idonea; postremo physica, ad elementorum qualitates exquirendas constructa. Cum autem iis, qui studio naturae se dicarunt, extra limites natalis regionis vagari plerumque non liceat, de nexu tamen inter rerum diversas species, earumque utilitate judicium ferri, nisi cunctae lustrarentur, omnino non possit; altero genere adminiculorum indigemus, quod cognitionem rerum alienigenarum nobis suppleret. Exstruuntur itaque Musea, exuviis animalium et varietate corporum fossilium referta; coluntur in hortis botanicis plantae exterarum regionum, tum sub dio virentes, tum artificiali calore fotae: quae autem ob oculos poni nequeunt, ex libris, quaeque nova perpetuo innotescunt, litterarum commercio conquiruntur.

Reliquum est, ut tertio loco dicam de methodo in recensendis naturae phaenomenis adhibenda. Atque jam iterum mihi repetendum est, res cunctas nobis apparere, aut per impetum, quem nullo interveniente, in omnes, vel saltim aliquot sensus nostros faciunt; aut immutatione ab iisdem in alia re effecta. Nam quaecunque in sensus non cadunt, neque ullam cum sensibus rationem habent, iis omnino non datur locus in historia naturali. Attamen, cum sempiterno naturae motu, multa indies mutentur, alterius destructione alterum vigeat, alia per compositionem ex aliis concrescant, in contactum veniant, quae pridem remotissima erant, solvanturque vicissim, quae olim arctissime cohaerebant: imperfecta evaderet cognitio rei cuiuslibet, nisi observationibus continuis eius metamorphoseôn historia, ceu vitae curriculum, in manifesto poneretur. Omnis igitur rerum naturalium recensio gemina est: prior descriptionem corporis cuiuslibet, altera illius cum ceteris corporibus rationes, seu historiam proprie dictam naturalem sistit. In concinnandis descriptionibus id praesertim desideratur, ut qualitates quibus ab invicem res naturales discrepant, certis ac probe definitis vocabulis insigniantur, diversaeque porro species apta nomina nanciscantur. Consistit enim notitia rerum in vera idea objectorum ex notis propriis collecta, quibus similia a dissimilibus distinguuntur; hanc notitiam, ut cum aliis communicemus, nomina propria, quasi idearum signa, singulis imponenda sunt; ex immortalis enim Linnaei sententia, si nomina perierint, peribit et rerum cognitio.

Ab altera parte, in historia nobis respispiciendum est ad totius mundi universitatem, caussarumque et effectuum irruptam seriem, rerumque maximarum cum minimis perpetuum nexum. Saepius etiam in consilium vocanda sunt ea, quae in cognatis disciplinis de corporum natura et affinitatibus per varii generis experimenta atque institutas cum illis tractationes innotuerunt, ut quam a conformatione et compositione deduximus distinctam rerum cognitionem, eam ulterius penetrando in specialissimas earum proprietates, phaenomena, mysteria, dotes, vires et usus, omnibus numeris absolvamus, eaque ad vitae necessitatem et delectamentum adhibita, fruamur.

Sed in ista rerum admirabili varietate unde incipiamus, quem tandem scrutandi finem faciamus? Quos enim cernimus naturae vastissimos thesauros, corporum omnis generis infinita propemodum serie refertos, disseminata per immensum spatium radiantia coelorum agmina, inorganicae materiae, pondere, mensura, numero fere infinitas conjunctiones et inde natas minerarum species, plantarum animaliumque myriades, formarum, organorum, artuum, principiorum, virium, pharmacorum varietates; hos, ut verbo eloquar, labyrinthos, quis unquam sine ariadnaeo filo intrare audeat? Etenim memoria hominis ad omnia sigillatim retinenda non valet, nisi succurrat ei in subsidium ordo, quem cum Linnaeo animam scientiae appellare malim, cuius nimirum ope diversae rerum species secundum affinitates, quibus inter se invicem conveniunt, vel etiam arbitrariis quibusdam notis distinctae, in classes, ordines, tribus, genera, speciesque rediguntur, ut exercitui in castrorum acies distributo similes, facilius a primo intuitu lustrari possint. Quam autem genuinus naturae observator cum magna solertia et improbo labore, a contemplatione individuorum assurgens ad universalia, exstruxit methodum, hanc ut discentes melius adjuvare possit, docendo invertimus, et incipientes a divisionibus superioribus seu generalioribus, quae numero infrequentes, mente facilius tenentur, ad singula specialissima gradatim descendimus. Atque hac potissimum via procedentes, non solum omnibus maeandris naturae nos feliciter expediemus, verum etiam in apparenti rerum confusione tandem in naturalem quendam et ab ipso mundi auctore stabilitum ordinem incidemus, quo cuncta cohaerent et se mutuo excipiunt.

Permulta sunt, auditores ornatissimi, quae de methodo studii adhuc praecipienda essent; sed ista forte in pertractandis singulis historiae naturalis sectionibus aptiorem locum reperient; neque enim arbitror in eo mihi operam collocandam esse, ut ordinis necessitatem, rem tam apertam et in tam clara luce positam, supervacanea demonstratione coram vobis evincam. Quare iam postremo me in gravissimum argumentum convertam, quod ad alteram partem scientiae nostrae adtinet. Nempe videntur mihi cuidam in faucibus haerere huiusmodi quaestiones: quorsum hi tanti apparatus methodici? Qui istarum nomenclationum, ubi minutissima quaeque naturae corpuscula sigillatim recensentur, finis aut modus?

Quo pacto, cum earum, quae hominibus ad vitae usus ministrant, rerum naturalium numerus angusto limite circumscriptus sit, reliquarum formarum inutilium varietate discentium memoriam onerare, et physicis istarum indagatione omnem vitam consumere licet? Nonne consultius factum fuisset, in cognitione rerum duntaxat utilium restitisse?

Istaene postulationes aequae vobis, et cum veritatis studio conciliandae videntur, auditores ornatissimi? Ergo actum est, si Diis placet, de recens nata in Lithuania scientia nostra; tametsi vestrum hunc amplissimum consessum conspicienti de interitu historiae naturalis nihil est, quod mihi metum injiciat. Equidem probe scio, vos mecum persuasum iri, inter mentis attributa nullum esse humanius et a ceterorum animantium indole tam alienum, quam quod nobis insitum est veritatis desiderium. Quare, ut cum principe philosophorum loquar, praeclarum mihi quiddam videtur adeptus is, qui, qua re homines bestiis praestent, ea in re hominibus ipsis antecellat. Quantum autem ad hoc ipsum veritatis studium universae naturae contemplatio subsidii conferat, id iam extra omnem dubitationis aleam positum esse, ex praecedentibus intelleximus. Quod si damnanda est curiositas, protinus ad agrestis vitae feritatem redeundum erit, ut bestiarum in modum viventibus, praeter cibi et potus quaestum nihil curarum nobis supersit.

Verum quum id praesertim vulgarium et brutis similium animorum sit, quod utilitatem honestati anteferant, cunctaque aspernentur, ex quibus proximum emolumentum fructusque sibi parari non vident; ita hominibus bene institutis, qui dignitatem rebus omnibus anteponunt, atque in communi hominum utilitate tuenda augendaque versantur, id non raro evenit, ut in alteram partem discedant, et de hominis praecellentia nimis superbe sentientes, universum mundum cum infinita rerum varietate sui caussa creatum fuisse alucinentur. Quam quidem jactantiam nullum argumentum tam efficaciter reprimit, quam naturae penitior investigatio. Licet enim hominem in scala animantium, quae alma tellus alit, principem locum occupare concedamus; nihilominus, quum eum iisdem naturae legibus, quibus cetera animalia parent, subjectum esse, innumerasque per terrarum mariumque plagas dispersas species corporum illi hauddum innotuisse, plurima autem animalia vastissimas regiones adhuc liberrime pervagari, neque hominis unquam in se potestatem agnovisse, studio rerum naturalium compertum habeamus: illum profecto diceremus dementis speciem prae se ferre, qui his omnibus probe dispectis, naturam tamen, per tot annorum millia novitate formarum fluctuantem, sui tantum caussa extitisse sibi animo finxisset. Quod si a rerum necessitudine forte quis argutaretur, hominem ad mundi harmoniam necessarium, hoc ipso argumento pro fine creationis haberi posse: ego quidem libenter concedam, hominem ad perfectionem universi necessarium fuisse, eadem lege, qua et muscas, et pulices, et minutissima animalcula infusoria non fortuito sata, sed necessitate naturae existentia, certisque legibus cum ceteris rebus conjuncta, nihil autem in rerum natura supervacaneum esse, inficias iri nequit. At vero, hinc si colligere velim, mundum pulicis caussa creatum fuisse, risum teneatis, auditores? Quid, si ad coelum vultum adtollamus, innumerosque miremur soles, immenso spatio inter se invicem remotos, ponderibus suis libratos, quorum plurimi non nisi armato oculo cernuntur, plures forte, propter distantiae immensitatem nos adhuc latent? An omnes in hunc finem creatos esse affirmares, ut imaginarium hominis imperium locupletarent? Credo, quia elapsis tot saeculis casu tandem alicui nostrûm per telescopium illuxerunt! At hercules! si istarum remotissimarum stellarum forte aliqua, solem nostrum magnitudine aemulans, cum sua planetarum cohorte in abysso necdum emensi spatii periisset, priusquam instrumentorum ope ab hominibus detecta esset, an noctes nostras ista lucis deminutione obscuriores factas animadverteremus? Verum ut intra nostri solis terminos me rursus recipiam, nonne septimum eius planetam, ante biennium adhuc ignotum, gravissimum monitorem habemus, qui nostrae inanitatis nos commonefaceret?

Quum igitur arrogantis ingenii sit, cuncta in dominium hominis vindicare, agrestis autem, omnia fastidire quae non proxime ad quaestum faciunt: quid de utilitate historiae naturalis tandem statuemus, in bivio constituti? Hujus quaestionis, mea quidem sententia, facillimum erit discrimen, modo adtentius facultatum nostrarum rationem habeamus, et quousque harum ope res humanae perductae sint, observemus. Quod enim superius monui, ab infantili inscitia progressas gentes, nonnisi paullatim ulteriore notitia rerum imbutas fuisse, multaque antecedentibus saeculis ignota, recentiori aevo tandem innotuisse, ut quem lentum maturandi modum natura, propriis legibus constantissima, in omni suae ditionis parte stabilivit, eum in humanae mentis dotibus evolvendis et ad summum perfectionis fastigium perducendis itidem sequeretur: id mihi videtur non solum ordinem multo gravioris momenti, quam ut hominis utilitatem pro unico scopo haberet, in totius mundi regimine indicare, sed etiam luculentissimo exemplo sapientiam et bonitatem creatoris in eo potissimum comprobare, quod animo nostro vix limites constituisset, quin usque in novissima tempora gaudeat rerum innumerabili multitudine et varietate, in quarum contemplatione, prout agilis est et inertiae impatiens, vires suas perpetuo exerceat, et in lucem extrahat veritatem, interiore naturae sacrario clausam. Itaque haec ipsa ingenii perficiendi infinita potestas, cum perpetuo impellat homines ad inquisitionem suarum cum re qualibet rationum, plurimum ad vitae felicitatem augendam conferre, atque inexhausta novitate rerum inquirendarum, animum cum maxima voluptate adimplere valet.

Sed etiam numero genus humanum indies nova incrementa capere certissima observatione constat. Quare, ut omnium necessitatibus satisfiat, nova praesidia in naturae imperio nobis sunt conquirenda: discamus famem sitimque novis alimentis sedare; morbis, majoribus nostris ignotis, remedia prius inaudita adhibere; ad commoda quoque et elegantiores vitae usus, naturae divitias mille modis convertere; natura magistrâ, in artibus utilitatem cum eximia formarum venustate conjungere, atque subtiliorem quendam pulchri consonique sensum, qui mores emolliat, nec sinat esse feros, in omnium animis exsuscitare, ut illa gaudeant et exhilarentur continuo, quae formis, coloribus, tonis, modis, motibus et denique verbis inest, convenientia et jucunditate. Et quoniam hac nostri sensus vivida mobilitate ad animi affectus gravissimos et excitandos, et demulcendos utimur, ita ulterius scrutando naturae leges rationesque quibus, quae specie videntur esse contraria, revera tamen conciliantur, et inter se firmissimo cohaerent ordine, incidemus in eam, naturae consentaneam, recti bonique normam, ad beate vivendum necessariam, quae, qua in re consistat officium, eo clarius nos perdocebit, quo curatius rerum omnem congeriem, nexumque minimorum cum maximis in examen revocaverimus. Neque in hoc, quod ad societatis perfectionem adtinet, examine resistimus, sed universum mundum contemplantes, ad ultimum finem studii nostri pertingimus, atque in admirationem et adorationem divinae mentis, cuius nutu cuncta existunt, lubentes rapimur. Etenim (jam Ciceronis verbis concludam) quis est tam vecors, qui aut, cum suspexerit in coelum, deum esse non sentiat, et ea, quae tanta mente fiunt, ut vix quisquam arte ulla, ordinem rerum ac necessitudinem persequi possit, casu fieri putet; aut cum deum esse intellexerit, non intelligat eius numine hoc tantum imperium esse natum, et auctum, et retentum?

Sufficiant haec modo dicta ad laudandam magnanimitatem, et in scientias benevolentiam maximorum Europae principum, qui naturae indefessos observatores ad remotissimas insulas et regiones delegarunt, ut ibidem omnis generis rerum naturalium thesauros colligerent, describerent, et secum reportarent; quorum usus, etiamsi ex parte aequalibus nostris contingat, posteris tamen cumulatius reservatur. Verum enim vero simili ac forte maiori encomio extollenda sunt clementissimi Regis nostri, Stanislai Augusti, in studium naturae merita, cum Ejus nimirum felicissimis auspiciis huic nostrae scientiae tandem novae cathedrae in patria dicarentur. Quo quidem beneficio Rex munificentissimus non solum quaecunque a cognitione naturae promanant commoda cum sua gente communicanda, sed et praeterea indigenorum corporum naturalium, quae hucusque despecta et inutilia jacebant, explorationem instituendam curavit.

Quae cum ita sint, mihi pro incolumitate et incremento historiae naturalis in nostris academiis ardentissima vota fundenti, hoc, quo nullum majus, officium reliquum est, quod *Te*, *Princeps Celsissime! Vilnensium Episcope* summe venerande! quem nostrae universitatis cancellarium et fautorem primarium devotissimis mentibus colimus, ut huic Scholae historiae naturalis, quae Tuis potissimum consiliis ab illustri collegio praefectorum publicae institutioni, quod Te praesidem suum patriae felicitatis studiosissimum veneratur, denuo instaurata est, tamquam proprio benefacto favere et propitius esse velis, summa anima reverentia obsecrem, rogemque. Est enim palam omnibus notissimum, quanto in scientias, quotquot sunt, amore feraris, quam humanissimum patronum viris eruditis, quamque strenuum illis intercessorem Te, Princeps celsissime! semper praestiteris, nec non qua munificentia ingenuas artes adeo in clientelam receperis, ut in ipso Tuo palatio familiariter versarentur. Harum ſtaque in hisce regionibus natu minimae, Naturae nimirum scientiae, ex incunabulis vix egressae, Tua autem benignitate fretae, se eodem, quo ceterae, patrocinio abs Te sublevatum iri, cum illa, quae infantilis aetatis est, integra fiducia, sperare liceat. Jam haec, Tua pupilla, tanti defensoris praesidio suffulta, publicae educationi praefectorum, et quod subjungere ausim, Regis nostri longe clementissimi liberalitati commendanda, ut horti botanici et musei rerum naturalium varietate referti pretiosa et eximia quidem, sed quibus vivat, exolescat, floreat, inque novo hospitio fructus proferat, summe necessaria munera accipiat, jam, inquam, Vilnensium Musarum choris se immisceat, suumque Musagetam dulcibus, quos in naturae materno gremio legerat flosculis, cum debito honore, ovans atque exultans apud gratam posteritatem coronet.

Quum autem principis optimi in nostram universitatem beneficiis exardescat animus, atque totus se in ejus admirationem effundat, non potest non simul maximo patriae juventutis instituendae studio, quo hunc amplissimum senatum academicum praeclare decorum cernit, bene quaesitam laudem denegare. Et quidem in primis Te, Vir amplissime et plurimum reverende, huius universitatis *Rector Magnifice!* quem in Regia Scientiarum Academia Londinensi Collegam mecum conjunctissimum veneror, utpote cuius in universam rem litterariam et praesertim in astronomiam sublimiorem notissima et per orbem celebratissima sunt merita; Te alterum nostrae academiae patrem et instauratorem omnes qui in hoc ornatissimo consessu frequentes adsunt, quorum cordibus Tuorum beneficiorum sensus infixus est, discentes, doctores, fautoresque nostrae universitatis, cum omni pietate verecunde compellari jubent. Nam etsi praetermitterem, quod valetudini corporis ne quidem pepercisti, ut incremento difficillimae scientiae prospiceres, atque observationum thesauros, quales orbi erudito antea nunquam innotuerunt, invicta perseverantia et continuis pervigiliis comparares: id tamen in omnium ore est, Te, quod eodem encomio dignum et forte magis arduum erat, Tuo in rem publicam amore, Tuis indefessis laboribus, Tuaque sapientia et moderatione consecutum esse, ut hanc nostram universitatem incolumem, renatam, novisque praesidiis auctam viderémus. Quapropter universae patriae talem Virum doctrina, integritate, consiliis et magnitudine animi clarum, qui promulgandae cognitionis utilioris fortissimum propugnatorem se praestitit, huic autem academiae, juventuti nostrae, nec non denique mihimet talem moderatorem aequum, pium, humanissimumque ex animo gratulor. Pari autem studio Te, Rector Magnifice! Vosque in senatu academico Collegae spectatissimi! ea qua par est observantia comprecor, siquidem consueta benignitate me in vestrum sodalitium recepistis, ut quemadmodum nostrae scientiae sororio vinculo junctae sint, ita et vestris consiliis me adiuvetis, coeptisque meis auxiliemini, meque vestri favoris studiosissimum, ea, cuius primitias iam expertus sum, amicitia cumulare pergatis. Excepistis enim collegam, qui et vestro praesidio fretus, de muneris sui gerendi prospero eventu non dubitet, et quo se dignum vestro adsensu praestet, in tradendis cum omni diligentia doctrinis, incorruptum naturae verique amorem vobis coram hac amplissima concione spondeat. Dixi.

VI.

PRAEFATIO

IN

DISSERTATIONEM

DE

PLANTIS ESCULENTIS

INSULARUM OCEANI AUSTRALIS.

1786.

Asiam inter orientalem et Americam zephyrinam late extenditur Oceanus australis, omnium vastissimus, nullis extra zonam torridam, praeter unicam fere novam Zeelandiam, terris interceptus; intra tropicos autem plurimis insulis, veluti punctis conspersus, quarum aliae in congeries aliquot collectae, aliae majori spatio disjunctae jacent. Versus occidentem inde a decimo quem vocant latitudinis australis gradu usque ad quadragesimum quartum, idem oceanus novam Hollandiam, Europa maiorem, alluit.

Incolae harum terrarum alii candidiores sunt, alii nigricantes. Priores numero reliquis praestant, uno eodemque sermone utuntur, morumque similitudine, quantum pro climatum diversitate licuit, inter se conveniunt. Ex Indiae regionibus orientalibus per archipelagum moluccanum atque philippinas insulas in oceanum australem eosdem migrasse, propter analogiam linguae eorum vernaculae cum malaica, certissimum est. Oceani huius partem borealem, tropico tamen inclusam, tres insularum congeries occupant, Latronum quae et Marianae dicuntur, Carolinae, et novissimo Cookii itinere detectae Sandvigiae. In ea parte quae trans aequatorem ad austrum sita est, totidem archipelagis, Amicorum scilicet, Societatis et Marchionis Mendozae, sedem figerunt; quibus adnumerari debent insulae illae, hinc atque illinc in oceano dispersae, cuius superficiem vix superant, stupendis lithophytorum habitaculis inaedificatae, nobis *demersae* (*Low Islands*) dicendae. Eiusdem stirpis porro ramentum extra tropicum australem, versus Americae littora in paschali insula reperitur (*Ostereiland*), aliud deinceps ex opposito novae Hollandiae nova Zeelandia est, inde a tricesimo quinto ad quadragesimum septimum latitudinis gradum protensa.

Nigrae gentis longe alia est ratio; nam in Indiae archipelagis orientalibus, et praesertim in montuosis sylvaticisque insularum latibulis agrestium hominum familiae reperiuntur, quae forte cum hisce australioribus nigritis ex eadem stirpe prognatae sunt. Eiusdem gentis praecipua sedes est illa insularum congeries, quae aequatori et moluccanis insulis proxima, Papuae sive novae Guineae, Britanniae, Hiberniaeque nominibus in tabulis geographicis designari solet. Inde per insulas Charlottae, novasque Hebrides ad novam Caledoniam usque haecce nigritarum proles videtur penetrasse, brevissimo certe, si cum eo conferatur, quo candidiores illi homines novam Zeelandiam et extremam paschatis insulam petierunt, itinere, et a primis sedibus minus remoto. Nigri huius populi forte soboles, etiam novam Hollandiam occupavit, licet hoc certo affirmare non ausim; quod si vastissimae istius regionis incolae re vera originem trahunt a Papuanis, dandum id quoque est, eos a climate et carnium esu aliquanto immutatos fuisse. Verum enim vero nigrorum hominum in hisce terris in primis ea est singularitas, ut fere in qualibet insula, licet proxima vicinitate cum reliquis coniuncta sit, proprio diversissimoque sermone utantur; totque paene sint idiomata, quot sunt insulae ab iisdem habitatae. Quo quidem argumento nullum exquisitius immanitatem maiorum, a quibus ortum trahunt, comprobare videtur; et enim quis est, qui indomitam feritatem simul et inscitiam climatis ubertate altam in eo potissimum non agnoscat, quod praeter victus parandi rationem, nihil a parentibus didicerint, desertisque laribus etiam patrii sermonis obliti sint?

Singularem hanc diversitatem inter Austrasiae vel Polynesiae populos, cum iam neque aëris, qui omnibus idem propemodum est, neque alimentorum, quibus omnes fere iisdem vescuntur, diversae qualitati tribuenda sit, originem ducere a primitiva autochthonum varietate arbitror. Indelebilis enim et tanquam inusta species, diversis hominum familiis inhaeret, plurimis notis characteristicis insignis, quae et climati omnimodo resistit, et ciborum commutatione non frangitur, nec non perpetua successione, nisi contaminatae fuerint generationes aliqua mixtela, a parentibus ad ultimam prolem integra sacracissimaque descendit. Cui assertioni ne testimonia desint ex aliis regionibus deprompta, verbo saltem tetigisse sufficiet Aethiopum sive nigritarum e propriis sedibus africanis in peregrina climata translatorum generationes, atro colore, crispa in capite lana, porrectis maxillis, naso simo, labis tumidis, ceterisque indiciis ab optimo Soemmerringio, summo incisore, mihi *) nuper enumeratis, atavis semper simillimas. Attamen de origine harum in genere humano varietatum aliquid certi vel ea ratione constitui nequit, quod in universum historica traditione antiquiores sint, et Iudaeorum oracula, quibus Europaei e consuetudine pie assentiuntur, de iisdem sileant. Cum autem Iudaeos semel in scenam evocaverim, eosdem non dimittendos judico, prinsquam eorum

---

*) Ueber die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europaer. Frankf. u. Mainz 8. 1785.

exemplo varietatum humanarum persistentiam firmaverim. Plurima enim secula non suffecerunt ad abluendam istam notam vultui horum hominum adeo profunde insculptam, qua vel a primo intuitu asiaticam eorundem originem, meridie clarius perspectam habemus.

Quod ad climatis temperiem attinet, illud nimirum in novae Hollandiae desertis siticulosis, inter calidissima jure referri potest, neque huius parti boreali, aequatori vicinae, ipsam Africam aequinoctialem aestuosiorem existimarem. Insulas vero, per oceanum dispersas, ventorumque intra tropicos perennium halitu perflatas saluberrima et amoenissima coeli temperie gaudere, navigatores quotquot ad easdem appulerunt omnes une ore pronunciant. Novae Zeelandiae, licet frequentibus procellis exagitetur alpesque suas perenni nive obrutas in altum adtollat, nihilo tamen secius leniores sunt brumae, cum in eius parte extrema ad quadragesimum quintum usque gradum latitudinis in austrum conversa, sub ipso fine autumni herbas et frutices florentes legissem.

* Qui Carolinas, Marianas, Sandvigias, Mendocinas, Societatis et Amicorum insulas tenent, primae gentis homines, elegantioris sunt formae, colorisque purissimi castanei absque ullo nigredinis inquinamento. Statura eorum mediocris est, ad proceritatem accedens; capilli longi, densi, cincinnati, nigri; barba maribus crebra, prolixa; oculi ampli, iride nigro-fusca; nasus latiusculus, nec simus; labia crassiuscula, dentes pulcherrimi. Magnates colore saepius lucidiore dignoscuntur, corpore proceriore, robusto, obeso, abdomine amplissimo. Sed exceptionem habent insulae aquae penuria laborantes E-uwa, Tonga, Namoka, Paschatos, quarum incolae, etiam natu principes, plerique gracilioris sunt formae.

Ingenium horum hominum mite, morum comitate quadam et mansuetudine coniunctum, at in bellis in saevam ferocitatem degenerat. Respublica omnibus feudalis est, regis moderamini subiecta, cuius in Amicorum insulis nullo limite circumscriptam potestatem, in Societatis archipelago potentiores vasalli coërcent. Vulgus hominum clientibus constat, et mancipiis glebae adscriptis, regiturque polytheismi superstitione, quae in Sandvigiis praesertim insulis profundiores videtur radices egisse, verum etiam apud Taheitenses interdum humanas victimas erogat. Iis in universum monogamiae consuetudo, vix a nobilibus, militibusve spreta. Vestimentorum genus laxum, leve, climati accomodatum; balneum frigidum bis de die, matutinum et vespertinum; unguentorum usus inprimis inter magnates frequens; moderata in laboribus domesticis exercitatio; nocturni aëris intemperies sedulo evitatur; mollis denique libido, risus, joci, fabulae, cantilenae et saltationes ad tuendam sanitatem vitamque ad ultimum terminum protrahendam conferre videntur.

Victus ratio, apud hancce gentem quam sit congrua valetudini robustae et integrae, videndum est. Artocarpi fructus farinaceo-pulposi ab Otaheitensibus, insularumque Societatis, Mendocinarum, Sandvigiarum, Carolinarum et Latronum indigenis loco panis adhibentur, primis octo mensibus in anno maturescentes, sed tamen ante maturitatem perfectam in cibum cedunt. Hi decorticati, foliisque obvoluti, in fornace subterranea per horulam assati, comeduntur. Reliquis quatuor mensibus musae inprimis fructus, radicesque ari, dioscoreae, dracontii, taccae, convolvuli hominibus cibum suppeditant; quem ter singulis diebus capiunt, plerumque refrigeratum, interdum tepidum, nunquam vero ferventem. Artocarpi fructum, quem blando alimentorum vegetabilium generi adnumerari non dubitem, variis modis praeparatum, sive acidulatum fermentatione, sive cum oleo et nucleis cocos nuciferae commixtum frixumque magnates quidem in deliciis habent, sed eidem lautiores quoque epulas adjiciunt; pisces enim sapidissimos, pullos gallinaceos, porcinas, caninasque carnes in conviviis magna quantitate ingurgitant. Horaeis porro fructibus Spondiae, Musae, Eugeniae crudis subinde vescuntur.

Sale marino in littore radiorum solarium ope concreto in Sandvigiis insulis ad cibos saliendos utuntur. Societatis insulae sale concreto carent quidem, sed eius loco aqua oceanica pro embammate adhibetur; in paschatis demum insula, nimis arida et aqua pura omnino destituta, non raro salsam pro potu ordinario hauriunt. In Marchionis, Societatis, Sandvigiisque insulis scaturigines aquae frigidulae, purissimae, levissimae abundant, communique usui inserviunt. Qui delicatius vivunt, lympham nucibus co[illegible] inclusam sorbillant. Sacerdotum autem turba et magnates extractum radicis piperis methystici potant, quod non solum toxicis viribus eosdem inebriat, somnoque gravi opprimit, sed etiam corpus lente emaciat, et leprae obnoxium reddit. Abominandum hocce temetum in Amicorum insulis praesertim usitatissimum est. Ibidem plurium causarum juncta operatione plane efficitur, ut homines, ex eadem stirpe cum Taheitensibus et Sandvigianis prognati in universum tamen minus robusti evadant, eorumque proceres non adeo pinguescant, sanguinis autem acrimonia maiore laborare videantur; unde vel elephantiasin, vel totius corporis squalidissimam purulentamque exulcerationem non raro generatam fuisse novimus. Quum enim huius archipelagi australiores insulae fontibus et rivulis aquae purioris penitus careant, incolis suis non solum potum salubrem, sed etiam balnea in climate aestuoso maxime salutaria denegant. Deinde, quod forte maximi momenti est, blandissimi artocarpi fructus ibidem rarius occurrunt, atque radices jam commemoratae ari, dioscoreae taccae, huius alimenti saluberrimi vices agunt, quae licet coctura vel tostione a volatili et fere deleteria causticitate liberentur, tamen adstringentium et acrium indolem non ita plane exuunt, ut suspicionem movere omnino non valerent, apud homines iisdem perpetuo altos tandem massam sanguinis et humorum exacerbari, nimiaque acredine accendi posse. E contra vero blandiori diaeta, horaeisque fructibus aquosis usi Taheitenses, aquae potatores, quorum corpora crebris ablutionibus humectantur et emolliuntur, non possunt non obesiores reddi, cum revera succi corporis humani tot diluentium juncta actione nimis debilitarentur, nisi transpiratio in regionibus calidioribus abundantior, phlegma superfluum tolleret. *

Sunt qui climatis influxum in res humanas pertinaciter negant; ii Novam Zeelandiam vellem adeant, cuius regionis incolae cum Taheitensibus, et indigenis archipelagi Amicorum sermone conveniunt, cum quibus etiam fabulae religiosae, et traditiones, nec non ipse vultus et color communem iisdem originem fuisse testantur. At profecto maximam inter hasce gentes ortam a climatis necessitate morum diversitatem mirarentur. Primi enim novae Zeelandiae coloni, qui ad huius regionis oras boreales appulerunt, saccharatum licet convolvulum chrysorrhizum, radicesque ari et dioscoreae secum attulissent, piscaturae tamen, quae facilem commodamque victus rationem iisdem pollicebatur, sese addicerunt; horticulturam, prout operosior erat, sensim versus australiorem extremitatem terrarum errabundi prorsus deseruerunt. Quare singulis familiis insulam pervagantibus et ab invicem segregatis, cum jam nullo societatis vinculo amplius compescerentur, ad libidinosam ferocitatem patebat reditus. Incertus enim piscaturae proventus eas frequenter loco migrare coëgit, ut victui prospicerent; hinc inter diversas familias, quotiescunque fame perductae in idem littus piscosum escendissent, de littorum dominio acerrime dimicatum est. Apud victos inde pariter ac victores irata fames aluit inimicitiam, animosque sibi invicem infensiores reddidit. Eo usque tandem vindictae cupiditas apud irritabile illud et iracundum genus hominum invaluit, ut etiam in occisos hostes dentibus saevire assueverint. Cum igitur bellicam virtutem et fortitudinem maximi faciant, neque cuiquam honorem habeant, nisi corporis viribus plurimum polleat, hinc iniquam et vere tyrannicam in sexum sequiorem potestatem exercent; quin spretas ac despectas uxores non solum ad vilissima, eaque molestiora officia adigunt, sed et matrem septennes pueri impune conviciantur aut scelesta manu feriunt.

Corpus a frigoris iniuria pannis e phormio textis, plumisque avium aut pelle canina munitis tuentur. Sed igni circumiacentibus intra fumosa tuguria munditiae nulla cura est, cum ab omni lavatione squalidi atque pediculosi abhorreant, nec non pigmento rubro et oleo rancido vultum foedare consueverint, ut hostibus terrorem injiciant. Victus, quemadmodum superius monui, praecipuus pisculentus est; piscibus enim et recenter captis, et ad solem exsiccatis vescuntur. Docuit tamen etiam dira necessitas ad sylvas confugere, filicumque radices medulla farctas effodere, dum vexatum procellis

atrum
defendens pisces hiemat mare.

Harum filicum in borealiori insula, quae populosior est, cum ingentes acervos collectos vidisset Cl. Crozet, simulque comperuisset radicum Convolvuli, ari et dioscoreae culturam ibidem non plane negligi, hominibus Novae Zeelandiae victum vegetabilem esse nimis festinanter inde collegit. Idem navarchus experientissimus apud incolas istius regionis fre-

frequentem gummi cuiusdam calefacientis comissationem observavit. Neque iam recuso, in calidiore Novae Zeelandiae parte, advenas e Zona torrida homines consuetudinem vegetabilis alimenti conservasse; quin potius libenter concedam, hoc stabili et minus erratico vitae genere effectum fuisse, ut numerus eorum magis accresceret, civitatisque et regiae potestatis primordia ibidem una progerminarent. Verum ex autoptarum consensu facile colligitur, barbaros in boreali Novae Zeelandiae parte horrido carnium humanarum adpetitu, ferocissimo in hostes animo, ad vindictam iramque proclivitate non solum australiores familias, mereque ichthyophagas aequare, sed et tanto iisdem praestare, quanto in universum viribus corporis membrorumque immanitate eas antecellant. Qui ciborum ad animi adfectus excitandos potentiam agnoscunt, huius tantae ferocitatis stimulos forte ab alkalescente piscium substantia petant, cum etiam in temperatiore insula, pisces saltim ex parte, hominum nutrimento inservire noverint.

Similem huic differentiam, quae inter

diversas nigrae gentis colonias intercedit, brevissimis verbis expediam. Ex his, qui Novae Caledoniae insulam aridam et montuosam incolunt homines reliquos mansuetudine pacisque studio superare videntur, statura iis aliquanto procerior, color fuscus quidem, sed ad castaneum vergens: capilli torti, nec tamen plane ut in aethiope lanati. Eorum arva plantationi radicum ari et dioscoreae idonea, in regione littorali, aquis marinis stagnantibus subinundata et rhizophorae, ficuumque radicantium denso frutice intercepta, ligonibus sedulo confodiuntur. Soli sterilitas autem improbum incolarum laborem parce nimis remuneratur; quare et piscatu vitam sustentant, et ad sylvestria succedanea e regno vegetabili recurrunt, corticesque insipidos hibisci tiliacei exsugunt. Novarum Hebridum contra foecundissima tellus est, quas scilicet calor intestinus vulcani non solum refocillet, sed et late dispersus laetificet cinis. Ibidem hortuli, quos indigenarum industria plantavit, intra spissum undique nemus absconditi latent, Musae inprimis fructibus, citro, ficubus edulibus, nucum vario genere, tum etiam ari et dioscoreae radicibus divites. Ipsa hinc inde farinosis onusta fructibus artocarpus, licet minus frequens, conspicitur; domesticae porro volucres suumque greges circa domicilia vagantur. Succurreret cuiquam forte illam naturae altricis ubertatem intuenti, ut in hisce insulis hominum stirpem bene saginatam, corpulentam, segniorem, imbellem, pacisque et veneris, otio quae maxime aluntur, artibus deditam exspectaret. Enimvero miraretur quod citra spem illi obviam fierent (praeprimis in Malicollo insula) nigerrimi homunciones, naso ſimo, angulo Camperi acutiore *), capillitio crispo et lanato, exiles, macilenti, deformes, nudi, cingulo armillisque strictissimis coarctati, garruli, ingenioſi, astuti, histriones, agilissimi, irrequieti, suspiciosi, trepidi, sagittis clavisque perpetuo armati, mulierum osores, anthropophagi! Quod vero insulae Tannae indigenis contigerit, Mal-

---

*) Ex occursu linearum, alterius ab osse frontali, alterius a meatu auditorio, ad dentes incisores superiores, ductarum.

licollenſibus ingenio magis mitescere, eosque proceritate corporis artuumque masculo vigore superare, id procul omni dubitatione, familiari quam habent cum quadam albidae gentis colonia consuetudini tribuendum est. Nam praeter vernaculam suam, intelligebant etiam linguam societatis et amicorum insulis communem, eamque ultra proximam insulam Irronan, in alia, cui nomen Itonga, in usu esse nobis referebant.

Haec praemittenda mihi videbantur, cum adumbrationem plantarum molitus essem, quae ad rem cibariam in terris australibus pertinent; neque iniucundum hunc introitum, nec prorsus inutilem ratus, qui etſi nova et inaudita non profeerat, certis tamen et ſide dignis observationibus doctrinae utiliori ministret. Equidem mihi videor illorum opinionem recte amplexum esse, qui maximam inter hominum familias diversitatem organicam, ab ipso generationis typo derivandam, morumque notas characteristicas, et consuetudinum perpetuitatem imitatione maiorum oriundam existimant; climati tamen aliquid virium inesse ad inflectendos animos non omnino recusant. Sed etiam in cibi potusque diversis generibus, non solum corporis humani fabricam singulariter renovandi immutandique, verum ipsiusmet animi energiam excitandi aut demulcendi vim sane maximam delitescere, celeberrimi nominis viri strenuis argumentis demonstrare conati sunt. Famis enim sitisque dolore sollicitatos homines, ut deletas de corpore particulas novis supplementis restituant, diluantque sanguinem motu naturali spissatum, alkalescentem edulcorando restaurent, ex deglutitis et in ventriculo solutis corporibus organicis paratum succum tubulis villosae tunicae susceptum, et in glandularum plexibus demum assimilatum, venis haurire quidem, eoque machinam animalem perpetuo resarcire, sed pro diversa principiorum in alimentis miscela diversissimum profecto habitum nancisci asseruerunt, cuius etiam in sensus internos reactionem manifestam simili ratione contingere arbitrati sunt, qua mutato instrumentorum mechanismo, effectuum discrimina in operibus humano artificio elaboratis plane deprehenduntur. Adduxerunt in huius doctrinae defensionem exempla morborum varii generis, quorum fons et origo sublato elementorum nostri corporis aequilibrio debetur, sanandorum autem ratio in eodem mutata diaeta adhibitisque remediis efficacibus restituendo consistit. Tum in medium porro protulerunt animi affectus hoc vel illo cibo potuve interdum sopitos aut exsuscitatos; nec non denique inter tot gentium diversissima ingenia, mitissimum phytiphagis, atrox et bellicosum sola carne vescentibus tribuerunt. Cum autem singula, quibus haec opinio fulciri solet argumenta, post Hallerum denuo recensere *) supervacaneum et citra huius opellae propositum foret, id unum, missis coniecturis fallacibus adiiciam, ad immutandum typum varietatum humanarum, ex observationibus superius enumeratis, non adeo notabilem esse in terris australibus ciborum efficaciam.

Plantae in oceani australis insulis esculentae quinquaginta quatuor in universum

---

*) Physiolog. Tom. VI. Lib. IX. Sect. 3.

mihi innotuerunt, quarum viginti sex ante nostrum iter botanicis incognitae erant. Harum universalissimae sunt (cum etiam extra tropicos reperiantur) Convolvulus chrysorrhizus, Dioscorea alata, Arum macrorhizon et esculentum; his proxime accedunt, tropico tamen inclusae: Musa paradisiaca, Cocos nucifera et Artocarpus, incisa, reliquae omnes in una alterave insularum congerie desiderantur, aut minus frequentes sunt. Numeravi porro in Societatis insulis species esculentas viginti sex; in amicorum insulis totidem, sed nonnullas diversas; in novis Hebridibus circiter viginti; in nova Zeelandia sedecim, quibus comprehenduntur antiscorbuticae septem Europaeis quidem pretiosissimae, sed quarum apud incolas ad rem cibariam nullus est usus.

Erunt forte, qui in tenui laborem me collocasse existiment. Attamen non defuit, qui ex hac tenuitate oriundam gloriolam legitimis dominis praeriperet, et alienae messi immitteret falcem. Taceam rerum naturalium cognitionem, usu semper esse anteriorem; et earum quae nostro itinere innotuerunt ad hominum necessitates adplicationem, etiamsi parte saltem aequalibus nostris contingat, posteritati tamen clarissime perspiciendam demum reservari.

VII.

Beſchreibung
des
# rothen Baumläufers
von der Inſel O-Waihi.

Jn meinen Händen befindet ſich anjetzt ein Exemplar eines carmoſinrothen Baumläufers (Certhia coccinea), welcher auf der neuentdeckten Inſel O-Waihi überaus häufig ſeyn ſoll. Obgleich die Zunge, in vier Exemplaren, die mir bisher zu Geſicht gekommen, gänzlich fehlt, ſo trage ich doch kein Bedenken, dieſer neuen Gattung von Vögeln einen Platz unter den Baumläufern anzuweiſen, für den ſie, dem Aeußern nach zu urtheilen, beſtimmt iſt. Nur in der Bildung des Schnabels zeigt ſich einige Verwandtſchaft mit den Paradiesvögeln, indem er zwar ſäbelförmig gekrümmt iſt, aber nicht wie bey den übrigen Baumläufern einen ſcharfen, ſondern einen konvexen Rücken hat. Daß es übrigens im Geſchlechte der Paradiesvögel, ſowohl krumm- als geradſchnäblichte Gattungen giebt, habe ich in der Naturalien-Sammlung Sr. Hochfürſtl. Durchlaucht des regierenden Landgrafen zu Heſſen, ꝛc. zu lernen Gelegenheit gehabt. Von ſieben bis acht verſchiedenen Gattungen dieſes noch wenig bekannten Geſchlechts, ſind allda eine hinlängliche Anzahl Exemplare vorhanden, woran ſich zum Theil eine Beobachtung beſtätigt, die ich ſchon in fremden Ländern öfter gemacht habe; daß nemlich die Länge und Krümmung des Schnabels, ſogar an verſchiedenen einzelnen Vögeln von einer und derſelben Gattung, beträchtlich variiren kann. Dies ſind kleine Schwierigkeiten, welche ſich gegen alle Syſteme empören, und uns freylich unwiderſprechlich darthun, daß die Natur nicht immer nach menſchlichen Begriffen von Ordnung, Harmonie und Einförmigkeit zu arbeiten ſcheint; mithin, daß unſre Methoden nur allenfalls Leitfäden in ihrem unermeßlichen Labyrinthe ſind.

Unſer neuer Baumläufer hat einen dünnen ziemlich ſtark gekrümmten und beynahe zolllangen Schnabel. Er läuft ſpitz zu, die obere Kinnlade iſt etwas breiter, aber nicht länger als die untere; beyde ſind ganz, und ohne allen Einſchnitt oder Zahn. Die Farbe des Schnabels iſt eine ins gelbliche fallende Fleiſchfarbe. Die Naſenlöcher liegen dicht am Kopfe, ſind ziemlich groß und eyrund, oben und nach vorne zu mit einem erhabenen Rändchen verſehen, welches vielleicht das Ueberbleibſel eines Blättchens ſeyn kann, womit dieſe Oeffnungen bey verſchiedenen Landvögeln der Südſeeinſeln halb verdeckt ſind.

Die Füße ſind fleiſchfarben, oder ungefähr von der Farbe des Schnabels. Für die Größe des Vogels ſind ſie ziemlich lang und ſtark; folglich iſt er in dieſem Betrachte von denjenigen Baumläuferarten verſchieden, welche mit den Honigſaugern eine nähere Verwandtſchaft haben. Auf der Reiſe um die Welt habe ich indeſſen bereits ähnliche Abweichungen an andern Gattungen bemerkt, jedoch ohne mich dadurch für berechtigt zu halten, die Zahl der Geſchlechter zu vermehren. Ein Baumläufer aus Tongatabu, mit fleiſchichten Bärten oder Lappen, wie der Haushahn deren hat, und zwey Gattungen aus Neuſeeland, welche dort die beſten Sangvögel ſind, zeichnen ſich eben ſo, wie die vor mir liegende, durch ſtärkere und längere Füße aus. Die Zehen an dieſer Art ſind dünn, drey vorwärts und einer nach hinten zu gekehrt. Die Krallen ſind klein, ausgenommen die am Hinterzehen, welche etwas ſtärker und gekrümmter iſt. Die Farbe der Federn iſt am ganzen Leibe ein brennend roth, zwiſchen Zinnober und Scharlach, überaus glänzend und ſchön. An einem einzigen Exemplare, welches entweder ein Weibchen, oder ein junger Vogel ſeyn mag, ſind die Federn am Kopf und Halſe mit etwas gelb vermiſcht. Nur die Flügel, welche im ruhenden Zuſtande bis an die Mitte des Schwanzes reichen, und die zwölf Schwanzfedern ſind glänzend ſchwarz. Die Deckfedern der oberſten Reihen ſind gleichwohl von eben der rothen Farbe wie der übrige Leib, desgleichen der Afterflügel (alula) und die Ränder der unterſten Reihe von Deckfedern. Von den Schwungfedern ſind doch ein Paar der hinterſten, die eine ganz, die andre nur auf einer Seite, ſchmutzigweiß; die Deckfedern unter den Flügeln ſind von eben dieſer Farbe. Der Vogel iſt mit dem Buchfinken, oder höchſtens dem Dompfaffen, von einer Größe; ſeine Länge von der Schnabelſpitze bis an das äußerſte Ende des Schwanzes beträgt 5½ Zoll (Engl.); die Breite von einer Flügelſpitze zur andern $7\frac{2}{15}$ Zoll. Seine Speiſe iſt, nach Anleitung der Geſtalt des Schnabels, wahrſcheinlich wie bey andern ausländiſchen Baumläufern, der Honig, der ſich in den Blumen erzeugt. Schwerlich kann ich glauben, daß er auch Inſekten frißt, wie die beyden Europäiſchen Gattungen, die Baumklette und der Mauerſpecht, welche auch wirklich in mehrerm Betracht von den übrigen Baumläufern abweichen, und allenfalls abgeſondert werden könnten, wenn man ja Aenderungen in der Eintheilung vornehmen wollte.

Die Heimath dieſes kleinen Geſchöpfes iſt die Inſel Waihi, wo einer der berühmteſten Männer unſeres Zeitalters, der Seefahrer Cook, ſein ruhmvolles Leben auf die unglücklichſte Art beſchloß. Die Einwohner dieſer und der benachbarten Inſeln verfertigen ihren Putz und verſchiedene Kleidungsſtücke von den Federn dieſes Vogels, welcher daſelbſt außerordentlich häufig ſeyn muß, weil dieſe Arbeiten gar nicht ſelten ſind. Hauptſächlich werden Mäntel damit über und über beſetzt; das Frauenzimmer aber trägt auch Halsſchnüre von eines Daumens Dicke, welche gänzlich aus ſolchen Federn beſtehen. Eben ſolcher Schnüre werden bey ihren feyerlichen Tänzen bis auf ſieben um den Kopf gewunden.

Ein Deutſcher, Barthold Lohmann, der der letzten Reiſe beygewohnt hat, brachte mir dieſe Seltenheit mit. Er hat auch eine ſolche Halsſchnur an das hieſige Hochfürſtl. Cabinet geſchenkt.

Caſſel, den 16 Dec. 1780.

VIII.

VIII.

Recenſionen.

I.

In den Göttingiſchen gelehrten Zeitungen.

Jahrgang 1781.

1) Account of the Russian discoveries between Asia and America, to which are added the conquest of Siberia and the history of the Transactions and Commerce between Russia and China. By William Coxe, A. M. London. 4.
St. 63. S. 506.

2) Heinrich Zimmermanns, von Wisloch in der Pfalz, Reiſe um die Welt mit Capitain Cook. gr. 8. Mänheim.
St. 125. S. 1005.

3) Journal of Captain Cook's last voyage to the pacific Ocean, performed in the Years 1776 — 1779. London, 8.
Zugabe. St. 38. S. 593.

4) Voyage dans les mers de l'Inde, fait par ordre du Roi à l'occasion du passage de Venus sur le disque du Soleil, par Mr. le Gentil, de l'Acad. R. d. Sc. Paris, 1779. 4. Vol. I.
Zugabe St. 47. S. 742.

5) Tagebuch einer Entdeckungsreiſe nach der Südſee, in den Jahren 1776 bis 1780, un-

ter Anführung der Capitaine Cook, Clarke, Gore und King. Eine Ueberſetzung, mit Anmerkungen von Johann Reinhold Forſter. gr. 8. Berlin.

Zug. St. 50. S. 800.

6) Voyage dans les mers de l'Inde etc. par Mr. le Gentil. Vol. II.

Zug. St. 51. S. 801.

[illegible] Jahrgang 1782.

1) Vermiſchte Schriften von Friedrich Heinrich Jacobi. Erſter Theil. 8. Breslau.

St. 7. S. 53.

2) Description topographique de la Virginie, de la Pensylvanie, du Maryland et de la Caroline Septentrionale, contenant les Rivières d'Ohio, Kenhawa, Sioto, Cherokee, Wabash, des Illinois, du Miſsiſippi etc. publié par Thomas Hutchins. Traduit de l'Anglois. Paris, gr. 8.

St. 35. S. 281.

3) An authentic narrative of a Voyage performed by Capt. Cook and Capt. Clerke, in His Majesty's ſhips Resolution and Discovery during the years 1776 — 1780, in search of a Northwest-Passage etc. by W. Ellis, assistant-surgeon to both veſsels. 2 Voll. gr. 8. London.

St. 54. S. 433.

4) Reliquiae Houstounianae seu plantarum in America meridionali a Gulielmo Houstoun M. D. R. S. S. collectarum ico-

nes manu propria aere (aeri) incisae; cum descriptionibus e schedis ejusdem in bibliotheca Josephi Banks, Baron. R. S. P. asservatis. 4 maj. Londini. St. 85. S. 681.

5) Naturgeſchichte einiger Vögel von G. F. Götz, Kand. der Theologie, und Lehrer der Prinzeſſinnen zu Heſſen. Hanau u. Deſſau. 8. St. 144. S. 1169.

Jahrgang 1783.

1) Mémoire sur le passage par le Nord, qui contient aussi des réflexions sur les Glaces. Par le Duc de Croy. 4. Paris, 1782. St. 26. S. 251.

2) Reiſe nach Oſtindien und China, auf Befehl des Königs (von Frankreich) unternommen, v. J. 1774 bis 1781; von Herrn Sonnerat, Kommiſſär beym Seeweſen, Correſp. d. k. Akad. d. W. zu Paris. Aus dem Franzöſ. überſetzt. gr. 4. Erſter Theil. Zürich. St. 43. S. 417.

3) Voyage autour du monde et vers les deux poles, par terre et par mer, pendant les années 1767 — 1776 par Mr. de Pagès, Capitaine des Vaisseaux du Roi etc. gr. 8. Paris. 2 Voll. St. 56. S. 557.

Der Verf. erzählt hier drey verſchiedene Reiſen: die erſte rund um die Welt, die andre gegen den Südpol, die dritte gegen den Nordpol. Auf der erſten ging er von Rochefort nach St. Domingo, von da zu Ende des Jun. 1767 nach Neuorleans in Louiſiana, den Miſſiſſippi, den ſchwarzen und rothen Fluß hinauf, hernach ſechshundert Meilen (lienes) weit durch Wildniſſe nach Neumexiko. Zu Akapulko ging er wieder zu Schiffe, beſuchte die Diebsinſeln, Manilla und Batavia, ſetzte ſodann ſeine Reiſe durch das Indiſche Meer fort, nach Bombay und Surate, und in den Perſiſchen Meerbuſen bis Baſſora, von wo er wieder zu Lande mit etlichen Beduinen, quer durch die Sandwüſte, nach Damascus reiſete, den Antilibanus, die Druſen und die Städte Baruth, Seyde, St. Johann d'Akre beſuchte, und endlich zu Schiffe nach Marſeille zurückkam, wo er am 5. Decbr. 1771 anlandete. Die Abſicht, ſeinem Vaterlande, ſeiner Wiſſenſchaft (dem Seeweſen), und der Menſchheit überhaupt nutzlich zu ſeyn, trieb ihn zur Unternehmung dieſer Reiſen an; doch zur erſten wirkte hauptſächlich ſein beſondrer Hang, den Menſchen in demjenigen Stande zu ſehen, den man jetzt ſo allgemein den Stand der Natur nennt. Man bewundert den Muth und die Beharrlichkeit des Mannes in Gefahren und Beſchwerlichkeiten, die man zum Theil bezweifeln würde, wenn die Einfalt der Erzählung nicht für ihre Wahrheit bürgte. Gerade ſo auf das Aergſte gefaßt, ſo leicht equipirt, ſo bereitwillig ſich in die Sitten aller Völker zu ſchicken, ſo zufrieden mit der elendeſten Bewirthung, mit Einem Worte, ſo geſelligen Sinnes, wie Hr. P., muß man ſeyn, um ſo wie er vergnügt und glücklich eine ſolche ungewöhnliche Reiſe um die Welt zu vollenden. Wo der gute Mann nur Wilde oder Völkerſchaften auf den unterſten Stufen der Kultur erblickt, da iſt er gleich zu Hauſe; ſein Vorurtheil für die Kinder der Natur fängt an zu wirken, und er ſieht alles im beſten Lichte. In der That iſt die Bonhommie, die aus ſeiner Erzählung überall hervorleuchtet, geſchickt, den Miſanthropen, wo nicht mit der Menſchheit, doch wenigſtens mit rohen Nationen, auszuſöhnen. Aus dieſem Geſichtspunkte muß man, um billig ſeyn zu können, ſeine Reiſebeſchreibung beurtheilen. Bemerkungen, wie andre Reiſende deren machen, über politiſche und ſtatiſtiſche Gegenſtände, umſtändliche Beſchreibungen von Städten und Gebäuden, Schilderungen der Einwohner von höheren Klaſſen waren Ihm zu gewöhnliche Sachen. Hier und dort iſt etwas von der Art mit eingeſtreut; allein ſein großes Augenmerk ſind Wilde, oder die gemeinen Leute, bey denen er ſich allemal einquartiert, ihre Lebensart annimmt, und oft nach ihrer Art ſich kleidet. Tiefſinnig, methodiſch und vielfaſſend ſind ſeine Bemerkungen eben nicht: ſie erſchöpfen bey weitem nicht ihren Gegenſtand; doch, was er ſagt, iſt unterhaltend, und mehrentheils gut und richtig geſehen. Mit etwas mehr Vorkenntniß von dem, was bemerkens- und beſchreibenswerth iſt, mit einem etwas größern Umfange von Gelehrſamkeit wäre

Hr. P. gewiß ein vorzüglich guter Reiſebeſchreiber geworden; jedoch wir beſcheiden uns gern, daß es in einem Jahrhunderte nur Einen Cook geben konnte, der mit der Entſchloſſenheit des Seemannes jene anderen Eigenſchaften vereinigte. Man hat uns verſichern wollen, daß viele Franzoſen in den letzten Jahrzehenden, ſo wie Hr. P., in die entlegenſten und unzugänglichſten Weltgegenden gereiſt ſind, und ſich zu ihren Sitten, bis zur Beſchneidung und ähnlichen Dingen, bequemt haben, um ihre Wißbegierde zu ſtillen. Hrn. P. muß man indeſſen auch noch den Ruhm laſſen, daß er von der Religion nicht bloß mit der in Frankreich Mode gewordenen zweideutigen Hochachtung, ſondern mit Wärme und Eifer ſpricht Eins und das andere zeichnen wir doch noch aus ſeiner Erzählung aus. Die Strömung im Kanal von Bahama, welche von Süden nach Norden ſetzt, iſt gerade alsdann am ſtärkſten, wenn der Nordwind weht; (wir müſſen geſtehen, daß ſeine Erklärung dieſes Phänomens uns nicht befriedigt hat.) Einige lieues über Neuorleans iſt eine Deutſche Kolonie, der Hr. P. das Lob des Fleißes nicht verſagt. Die Trauer der Wilden beſteht in daſigen Gegenden darin, daß ſie den Bart wachſen laſſen, da ſie ihn ſonſt ausreißen. — Oft hat der Verf. Engliſche und Franzöſiſche Wohnplätze angetroffen, deren Einwohner beynahe völlig die Lebensart der Wilden angenommen hatten. Am ſchwarzen Fluſſe fand er ſogar Franzöſiſche Pflanzer, die ſich mit den Töchtern der Wilden verheirathet, und dieſen hinwiederum die ihrigen zur Ehe gegeben hatten. Gewiß iſt man jetzt weit glücklicher in Amerika, ſeitdem die Natur dieſe Bündniſſe ſchließen lehrte, als zu jenen Zeiten, wo ein Papſt die Eroberer erſt lehren mußte, daß die Aborigines von Amerika auch Menſchen wären, und nicht wie wilde Thiere gehetzt werden müßten, u. ſ. w.

4) Rélation de deux Voyages dans les mers australes et des Indes, faits en 1771 — 74. par Mr. de Kerguelen, etc. gr. 8. Paris. St. 73. S. 729.

5) Voyage aux Indes orientales et à la Chine etc. par Mr. Sonnerat. Vol. II. Paris. St. 76. S. 752.

6) Nouveau Voyage à la mer du Sud, commencé sous les ordres de M. Marion etc. gr. 8. Paris. St. 97. S. 969.

7) Reiſe nach Oſtindien und China u. ſ. w. von Herrn Sonnerat. Zweyter Theil. Zürich. St. 113. S. 1136.

8) Göttingiſches Magazin, herausgegeben von G. Chriſtoph Lichtenberg und G. Forſter. Jahrgang II. St. 4 Jahrgang III. St. 4. Göttingen. St. 123. S. 1225.

9) Travels in Europa, Asia and Africa, describing characters, customs, manners, laws and productions of nature and art; containing various remarks on

the political and commercial interests of Great - Britain, and delineating in particular a new System for the government and improvement of the British settlements in the East - Indies: begun in the year 1777, and finiſhed in 1781. (by Mr. Mac-Intosh.) 2 Voll. gr. 8. London. St. 124. S. 1233.

10) Evidence of our transactions in the East - Indies, with an enquiry into the general conduct of Great - Britain to other countries from the peace of Paris, in 1763; by Mr. Parker, of Lincolns inn. 4. London 1782. St. 167. S. 1676.

11) Verſuch über die Inſel Otaheiti in der Südſee, und über den Geiſt und die Sitten ihrer Einwohner. 8. Frankfurt und Leipzig. St. 167. S. 1679.

12) Göttingiſches Magazin der Wiſſenſchaften und Litteratur. Herausgegeben von G. Chriſtoph Lichtenberg und G. Forſter. Göttingen. Jahrg. III. Stück 5. St. 180. S. 1801.

13) Geſchichte der wichtigſten geographiſchen Entdeckungen, von M. C. Sprengel, Prof. der Geſchichte zu Halle. 8. Halle. St. 186. S. 1869.

Jahrgang 1784.

1) Göttingiſches Magazin der Wiſſenſchaften und Litteratur u. ſ. w. Jahrg. III. St. 6. St. 74. S. 737.

2) Reiſen eines Deutſchen in England im Jahr 1782, in Brieſen an Herrn Director Gedike, von Carl Philipp Moritz. Berlin.
St. 76. S. 765.

3) A Treatise on the Monsoons in East-India, by Capt. Thomas Forrest. 8. London 1783. St. 125. S. 1252.

Jahrgang 1787.

1) Vicenza. Della ossa d'elefanti e d'altre curiosità naturali de' monti di Romagnano vel Veronese. Memoria epistolare diretta al Sign. Cavaliere Giuseppe Cobres dall' Abbate Alberto Fortis. 8.
St. 164. S. 1644.

Jahrgang 1788.

1) Neue Sammlung von Reiſebeſchreibungen. Herausgegeben von Ebeling. 8. Neunter Theil. Hamburg 1787.
St. 1. S. 2.

Dieſer Theil enthält Dr. Johann Bells Reiſen nach Petersburg in verſchiedene Gegenden Aſiens, nach Perſien, Sina u. ſ. w. Bell, den die Franzoſen gemeiniglich *Mr. d'Antermony* nennen, reiſte mit Ruſſiſchen Geſandtſchaften zwiſchen 1714 und 1738, und that auch mit Peter dem Großen den Feldzug von 1722 ins Perſiſche Gebiet. Sein Werk, welches viele nützliche und leſenswürdige Bemerkungen enthält, (ſ. G. A. 1776 S. 499) kam in zwey ſchöten Quartbänden 1763 zu Glasgow heraus, und es iſt zu verwundern, daß es bis jetzt unüberſetzt geblieben iſt. Hr. E. hat das Wichtige und Weſentliche daraus auf 396 S. zuſammengefaßt, und die Karten, da man jetzt beſſere von jenen Gegenden hat, als entbehrlich weggelaſſen. S. 24 iſt uns eine kleine Unrichtigkeit in der Anmerkung vorgekommen; der Vogel, den Hr. unter der Ruſſiſchen Benennung Kolpik erwähnt, iſt nicht Linne's Anas clypeata, ſondern Platalea Leucorodia, die ächte Löffelgans. Angehängt iſt dieſem Bande, und zugleich in Bohns Verlag einzeln zu haben: Des Wundarztes, W. Hunter, kurze Nachricht von dem Königreiche Pegu, aus dem Engliſchen überſetzt. Dieſe Schrift enthält 128. S. in Octav, wovon aber nur 69 Pegu betreffen; der übrige Raum wird mit einer 21 S. langen Beſchreibung der künſtlichen Höhlen in der Nachbarſchaft von Bombay, von demſelben Verfaſſer, und einer urſprünglich Perſiſchen, von Hrn. Chambers ins Engliſche, und aus dieſem ins Deutſche überſetzten Nachricht von dem Staate der Marhatten, ausgefüllt. Es hat uns geſchienen, daß Hr. H. derſelbe iſt, der ſich bereits durch eine Abhandlung von den Menſchenvarietäten bekannt gemacht hat; auch iſt dasjenige, was er vom Verhalten der Haare in heißen Ländern ſagt, nicht ohne phyſiologiſche Kenntniß geſchrieben. Hr. Ebeling hat indeſſen für gut gefunden, die Abhandlung über dieſen Gegenſtand, die im Original 18 S. beträgt, wegzulaſſen, und uns nur den Inhalt mit kurzen Worten in der Anmerkung S. 50 und f. mitzutheilen. Hr. H. glaubt, die Hitze wirke bey Menſchen und Thieren ſo, daß die Haare ſchneller wachſen, ſtärker und gröber werden, aber nicht ſo dicht neben einander hervorſproſſen, und ſucht dieſe Sätze mit Beyſpielen und Raiſonnement zu beweiſen. Die Urſchrift iſt (vermuthlich in Bengalen) auf Baumwollenpapier gedruckt, und die Ueberſetzung einer ſolchen Seltenheit alſo doppelt angenehm. Der Ueberſetzer führt in der Vorrede alle bisher erſchienene Schriftſteller über Pegu an. Hr. H. war im Jahr 1782 in Pegu, und erzählt, was er bemerkt und von Andern erfahren hat. Bey Gelegenheit der Geſchichte der Eroberung dieſes Reichs durch die Birmaher, (Einwohner von Ava) wird die Tapferkeit und die Kriegeskunſt dieſes Volkes gerühmt. Rangube, die neue Hauptſtadt, beſteht aus hölzernen auf Pfählen ruhenden Häuſern, und zur Fluthzeit ſteht alles zwiſchen denſelben unter Waſſer. Dieſes Umſtandes und der vielen Moräſte ungeachtet, iſt das Klima ſehr gut, und die Einwohner die kraftvolleſten, geſundeſten Menſchen in ganz Indien. Selbſt zur Regenzeit hat die Luft eine ganz vorzügliche Elaſticität, die Hr. H. geneigt iſt, der ſchnellen Fluth zuzuſchreiben. Die Birmaher zeichnen ſich die Lenden, faſt nach Art der Otaheitiſchen Tattauirens: nur daß die Operation wegen der flüſſigen Materie, welche in die Punkturen gerieben wird, und größtentheils aus Galle beſteht, oft tödtlich wird; von fünf Kindern ſollen gemeiniglich zwey daran ſterben. Merkwürdige Züge an einem Volke, welches unter dem Joch des ſchaudervolleſten Deſpotismus ſeufzt, ſind Munterkeit, Gaſtfreundſchaft, Geſelligkeit, For[illegible]egier und Nachahmungsgeiſt. Allein wenn zwey widerſprechende Prädicate ſo ganz im Allgemeinen angegeben werden, ſo kommt es auf nähere Beſtimmungen an, um zu entſcheiden, unter welchen Umſtänden ſie dennoch neben einander exiſtiren können: Beſtimmungen, die man noch immer bey Reiſenden vermißt, indem ſie ſich nur gar zu leicht gewöhnen, uns die Begriffe, welche ſie ſich von ihren Beobachtungen abgezogen haben, ſtatt der Beobachtungen ſelbſt, zu liefern. Daher ſind alle dergleichen allgemeine Behauptungen von gar geringem Werth. Hr. H. erzählt etwas von der Religion, der Regierung, den Geſetzen und Künſten in Pegu. „Die Polizey iſt ſehr ſtrenge und gut eingerichtet. Eine Waſſerprobe, wodurch Unſchuld vor Gericht erhärtet wird: die ſtreitenden Partheyen müſſen in einer Tonne voll Waſſer untertauchen; wer es am längſten aushält, iſt unſchuldig. In Silber und Gold wiſſen die Peguaner gut zu arbeiten; auch auf Schiffbau und Schiffahrt verſtehen ſie ſich. Die Sprache der Birmaher hat viel Naſenlaut, iſt aber übrigens ſanft und hat regelmäßige Zuſammenſetzungen; die Schrift geht von der Rechten zur Linken. Die Peguer lieben Muſik. Ihr Handel beſteht vorzüglich in dem Tekholz, welches in Indien das beſte Schiffsbauholz iſt. „Zinn und Wachs werden ebenfalls in Menge „ausgeführt. Hingegen iſt die Ausfuhr des Goldes und Salpeters verboten.“ Die Früchte und Thiere des Landes werden nur mit ein paar Worten erwähnt. Zuletzt noch ein Vorſchlag, wie der Handel nach Pegu auf einen beſſern Fuß zu ſetzen wäre. Man ſieht aus dieſer Anzeige des Inhalts, wie viel uns noch in Abſicht hung der genauern Kenntniß des öſtlichen Indiens zu wünſchen übrig bleibt. Die Beſchreibung der Höhlen von Ambola und Kanara auf der Inſel Salſette, und der auf der kleinern Inſel Elefanta an der Oſtſeite des Hafens von Bombay, iſt ſehr umſtändlich, und letztere ſtimmt mit der von Hrn. Niebuhr gegebenen überein. Die größte Einfalt (wahrſcheinliche Anzeige des höhern Alterthums) herrſcht zu Kanara. — Der Aufſatz über die Marhatten zerfällt in zwey Abſchnitte, wovon der erſte hiſtoriſch iſt, und das Bekannte, wiewohl hier und da mit einigen etwas anders erzählten Umſtänden, enthält; der andre handelt von den Erzeugniſſen und Seltenheiten des Landes, wo einige nicht ganz unwichtige Angaben vorkommen. Einem Perſer würde es vielleicht unglaublich ſcheinen, daß wir Europäer in einer Entfernung von einigen tauſend Meilen von Dingen, die den Ort ſeines Aufenthalts betreffen, vollſtändiger und genauer unterrichtet ſind, als er ſelbſt.

2) Observations on the City of Tunis and the adjacent Country. gr. 4. London 1787. St. 5. S. 48.

3) Enchiridion Historiae naturali inserviens, etc. editore Jo. Reinholdo Forster. gr. 8. Halae St. 49. S. 494.

4) Traité de la culture du Nopal et de l'éducation de la cochenille etc. par Mr. Thiery de Menonville. gr. 8. 2 Voll. Caç. François 1787. St. 58. S. 578.

Die Geſellſchaft auf der Inſel St Domingue, die ſich le cercle des Philadelphes nennt, und zu ihrem Augenmerk die Phyſik, die Heilkunde, den Ackerbau und die Naturgeſchichte gewählt hat, liefert hier einen nicht unwichtigen Beytrag zu den beyden letztern Wiſſenſchaften. Hr. Thiery ging im J. 1776 nach der Inſel St. Domingue, und von da über Havanna nach Vera Cruz, in der Abſicht, die ächten Cochenillinſecten, nebſt der Pflanze, (Nopal) auf welcher ſie fortkommen, aus Mexiko zu erhalten. Die Franzöſiſche Regierung, die ihm zwar öffentlichen Schutz und Empfehl nicht mitgeben konnte, unterſtützte ihn doch mit Gelde. Als man ihm Spaniſcher Seits die Reiſe ins Innere von Neuſpanien unterſagte, faßte er den kühnen Entſchluß, heimlich, ganz

allein

allein; und anfänglich zu Fuß, ſich auf den Weg nach Guaxaka zu machen, wo die Nopalpflanze gebauet und die Cochenille in der größten Vollkommenheit gezogen wird. Vierzig Meilen weit reiſete er zu Fuß; hernach durfte er es wagen, Pferde zu miethen, und in zwanzig Tagen vollendete er die Hin- und Herreiſe, jede von hundert Franzöſiſchen Meilen, brachte einen großen Vorrath von Nopalpflanzen und lebendigen Cochenillinſekten nach Vera Cruz zurück, und war auch glücklich genug, einen Schiffscapitain anzutreffen, der ihn mit ſeiner Beute nach Saint-Domingue zurückführte. Viele Pflanzen und Inſekten gingen zwar auf der langwierigen Fahrt zur See verloren; allein es blieben noch genug übrig, womit er den Anfang machen konnte. Unter der Benennung eines königl. Botaniſten erhielt er nunmehr einen Jahrgehalt von 6000 Franz. Livres, und die Aufſicht über einen zu dieſen Verſuchen beſtimmten botaniſchen Garten, ſtarb aber bereits im J. 1780 an einem bösartigen Fieber. Seine Nopalpflanzen erhielten ſich; hingegen die ächten Cochenillinſekten gingen, weil ſich niemand gleich nach ſeinem Tode ihrer annahm, alle verloren. Indeſſen giebt es auch ein ſogenanntes wildes Cochenillinſekt (cochenille silvestre,) welches, auf den Nopal verpflanzt, die Stelle der ächten Gattung (cochenille fine ou mesteque) einigermaaßen vertritt, und eine ſchlechtere, jedoch immer noch brauchbare, Cochenille in geringerer Quantität liefert. Die gedehnte Vorrede des Werkes (vom cercle des Philadelphes verfaßt) enthält einen Auszug aus ältern Schriftſtellern über die Cochenille, nebſt einer Rüge ihrer Irrthümer, und Nachricht von einigen Verſuchen, welche man mit dem wilden Inſekt auf St. Domingue angeſtellt hat; unter andern auch eine ſo genannte Histoire abrégée de la cochenille et de sa culture a St. Domingue von einem Hrn. Joubert de la Motte, dem Nachfolger des Hrn. Thiery, als kön. Botaniſten, welche aber von den Philadelphen mit einigen beißenden Anmerkungen begleitet wird, indem J. das Verdienſt des Hrn. Th. zu ſchmälern ſucht. Sodann folgt eine Lobſchrift auf den letztern von Hrn. Arthaud, eine Zueignung an den König von Frankreich, die Th. für ſeine Abhandlung entworfen hatte, und noch einige kleine Aufſätze. Die Abhandlung vom Anbau des Nopals und der Erziehung des Cochenillinſekts ſcheint Hr. Th. den Philadelphen ſelbſt anvertrauet zu haben. Sie füllt im zweyten Bande 174 Seiten, und erſchöpft ihren Gegenſtand mit einer faſt übertriebenen Umſtändlichkeit. Voran geht eine kurze Beſchreibung des ganzen Pflanzengeſchlechts, welches Linné Cactus nennt, und worin alle mit dem Nopal verwandte Gattungen begriffen ſind. Der Nopal, den man im Mexikaniſchen Reiche bauet, gehört unter die Arten mit plattgedrückten Gliedern (Opuntiae,) iſt aber wahrſcheinlich noch nicht genau beſtimmt geweſen, und kann, weil man ihn in St. Domingue noch nicht blühen ſah, auch jetzt nur unvollkommen beſchrieben werden. Außerdem giebt es noch den ſo genannten Caſtillaniſchen Nopal und die Opuntia von Campeche, auf denen die ächten Cochenillinſekten fortkommen. Die Anlegung einer Nopalerie, die Pflanzung, Wartung, Krankheiten und Feinde des Nopals werden genau beſchrieben. Dann folgt die Beſchreibung der Cochenillinſekten, zuerſt der wilden, hernach der ächten (Linne,) ihrer Auferziehung, Pflege, Ausſaat, Einſammlung, Feinde, Krankheiten, und die Anwendung des Geſagtem auf die Franzöſiſche Colonie in St. Domingue. Von dem wilden Cochenillinſekt, und von einigen Cactusarten findet man ſehr mittelmäßige illuminirte Abbildungen am Ende des Werkes. Die genauen, umſtändlichen Details über den Anbau des Nopals und die Auferziehung der Cochenille können gleichwohl eigentlich nur den Einwohner jener Gegenden, die zu dieſen Endzwecken tauglich ſind, am lebhafteſten, und demnächſt auch den Gelehrten, der alle Lücken der menſchlichen Erkenntniß gern ausgefüllt ſähe, intereſſiren. Allgemeines Intereſſe hingegen wird gewiß die Reiſebeſchreibung des Verfaſſers erwecken, die ein Ungenannter gerettet und den Philadelphen mitgetheilt hat. Freilich ſcheint es an einer Stelle, als ob er ſie auch interpolirt hätte: eine Bemerkung, die vielleicht den Herausgebern ſelbſt entgangen iſt. Es finden ſich nehmlich zwey Lücken in der Reiſebeſchreibung. Nachdem ſie ſchon abgedruckt war, erhielten die Philadelphen noch einige Papiere von Hrn. Th.'s eigner Hand, woraus dieſe Lücken ergänzt werden konnten. Dieſes Supplement ward daher dem zweyten Bande angehängt. Hier nun findet ſich eine Nachricht von Vera Cruz, die der in der Reiſebeſchreibung gegebenen geradezu widerſpricht; und wenn man unterſucht, woher dieſer Unterſchied wohl entſtanden ſeyn möge, ſo ſcheint es faſt, als ob der Ungenannte, weil ihm gerade dieſe Papiere fehlen mochten, die Lücke aus dem Raynal zu ergänzen geſucht habe, den, unglücklicher Weiſe für ihn, Hr. Th. hier beſtritten oder eigentlich verbeſſert hat. Dieſe Kleinigkeit abgerechnet, hat uns die ungeſchmückte, aber äußerſt lebhafte, Erzählung der Reiſebegebenheiten des Verf. ſehr angezogen. Es iſt angenehm, wenn man Reiſebeſchreibungen lieſt, den Charakter des Beobachters gleich aus ſeinen Bemerkungen und Abentheuern entwickeln zu können; man ſieht alles deſto wahrer und deutlicher, je genauer man die Refraction berechnen kann, die dem Medium, durch welches man ſehen muß, eigen iſt. Nachrichten vom Spaniſchen Amerika ſind an ſich äußerſt ſelten; ſie erhalten aber einen noch weit höhern Werth, wenn ein Mann, wie Hr. Th., den alles zu intereſſiren, der für alles

Sinn zu haben ſcheint, die Gegenſtände richtig und ſcharfſinnig auffaßt, lebendig darſtellt, und das Wichtige vom Unbedeutenden unterſcheidet. Man wird mit Vergnügen leſen, was er von der Havanna und von Vera Cruz, von den Schönheiten, dem Reichthum und den Schreckniſſen der Natur in dem von ihm durchreiſten Theil des Mexikaniſchen Reiches, von der Bevölkerung, dem Charakter, der Bildung und den Sitten der Spanier, Indianer und Negern, von der Art zu reiſen, von dem Ackerbau, den Früchten, dem Klima und vielen andern Dingen erzählt. Der Enthuſiasmus, die Aufopferung, womit er Gefahren trotzt und mancherley Abentheuer beſteht, um zu ſeinem Zweck zu gelangen, die Keckheit, der Edelmuth, die Beweglichkeit des ihn belebenden Gefühls, ſeine aufgeklärte, von Vorurtheilen freye Denkart, ſeine Freymüthigkeit, ja ſogar ſein Leichtſinn und ſeine Nationaleitelkeit, erwecken zu gleicher Zeit ein gutes Vorurtheil und lebhafte Theilnahme für ihn.

5) Voyage en Corse, et vues politiques sur l'amelioration de cette isle, par l'Abbé Gaudin etc. gr. 8. Paris, 1787.

St. 58. S. 582.

Die Franzöſiſchen Schriftſteller empfanden frühzeitig, daß an Büchern, wie an Kunſtſachen aller Art, die Form mehr als die Materie gilt, und gaben daher ihren Werken alle jene Vorzüge, um derentwillen man ihnen die Gründlichkeit erließ, die das ſchwerfällige Erbtheil ihrer Nachbarn geblieben iſt. Bey dieſer Nation aber, die wir in der Kunſt, Bücher zu ſchreiben, mit Recht als Meiſterin erkennen, ward wohl zu keiner Zeit ſo ſehr, als jetzt, gegen die Regeln dieſer Kunſt geſündigt. Ohne tiefer als ſonſt zu dringen, ſcheint man theils die Annehmlichkeit und Präciſion der Schreibart, theils ſogar das äußere Machwerk, worauf man ſich wohl ehedem etwas zu gute that, zu vernachläſſigen; und es kommt unter ziemlich viel verſprechenden Titeln, oft eine ſehr buntſcheckige, zuſammengeflickte Fabrikwaare in das Publikum, deren ſich ein Deutſcher Stoppler faſt zu ſchämen hätte. Ein Beyſpiel haben wir vor uns liegen. Die Reiſe ins Innere von Corſika füllt nur 66 Seiten. Voran geht aber ein weitläuftiges deſultoriſches Raiſonnement über die Urſachen des jetzigen Verfalls der Inſel, und die Mittel, ihr wieder aufzuhelfen. Am Ende folgen noch allerley ſehr mittelmäßige Poeſien; eine Beſchreibung des kriegeriſchen Tanzes (Moresque) der Corſikaner; ſodann Anekdoten und Charakterzüge dieſes Volkes, ungefähr im Geſchmack des Esprit des Journaux; und endlich eine Rede des Verf. bey ſeiner Aufnahme in die Akademie zu Lyon. Die Reiſe ſelbſt, ein Gemiſch von Proſe und Verſen, alſo eine ſeynſollende Nachahmung der von Bachaumont und la Chapelle, iſt eine flüchtige Erzählung einer Luſtpartie in dem Bergbezirk Niolo, und läßt den Leſer, der Corſika genau zu kennen wünſcht, ſehr unbefriedigt. Es fehlt zwar dem Verfaſſer nicht an Kenntniſſen; allein wir möchten faſt glauben, daß die höchſte Cultur ſich in Abſicht auf Beobachtungsgeiſt gewiſſermaaßen an den rohen Stand der Natur wieder anſchließt, weil der Blick des Mannes, der in der großen Welt zu leben gewohnt iſt, ſo ſchnell abgleitet, wie der Blick des Wilden, und ſich bey den wichtigſten Gegenſtänden nie länger, und oftmals nicht ſo lange, als bey den geringfügigſten verweilt. Von einem ſo unbekannten Lande iſt indeſſen alles willkommen; und, bloß als Beytrag angeſehen, hat auch das Wenige, was Hr. G. hier liefert, immer noch ſeinen Werth. Ueber die Lage und das Klima der Inſel, ihre allgemeine phyſiſche Beſchaffenheit, Geſtalt, Sitten und Charakter der Einwohner finden wir manche Bemerkung eingeſtreuet. Noch immer iſt Corſika für Frankreich eine Laſt, ob es gleich, wie der Verf. meint, nicht ſchwer fallen würde, die ungeſunde Ebene von Aleria urbar und geſund zu machen, die Bevölkerung, welche fünfmal ſtärker ſeyn könnte, zu vermehren, Induſtrie zu erwecken, Handelsprodukte zu ziehen, und Manufakturen zu begünſtigen. Sehr freymüthig ſetzt der Verf. die Armuth und die übergroße Anzahl der Geiſtlichen und Mönche unter die Urſachen des Verfalls; und ganz im Geiſte der gallikaniſchen Kirche eifert er wider den zu ſtarken Einfluß des Papſtes zu Corſika. Die Naturgeſchichte erwähnt er kaum mit einigen Worten. Hin und wieder kommen grammatikaliſche Fehler vor, die vielleicht auf Rechnung des Setzers gehören; allein ſolche neue Wörter, wie assainir, assainissement, und einige Nachläſſigkeiten im Ausdruck fallen dem Verfaſſer zur Laſt.

6) Etat actuel de l'Inde, et considérations sur les établissements et le commerce de la France dans cette partie du monde etc. 8. London et Paris. St. 61. S. 611.

7) Démonstrations élémentaires de Botanique. gr. 8. 3 Voll. Lyon 1787. St. 69. S. 695.

8) Thieſſenthalers Beſchreibung von Hinduſtan, herausgegeben von Joh. Bernoulli. 4. Zweyter und dritter Band. Gotha. St. 103. S. 1027.

9) Voyage en Turquie et en Egypte fait en l'année 1784. 12. Varsovie et Paris. St. 113. S. 1135.

10) Description des terres Magellaniques et des pays adjacens. Lausanne. 1787. 16. 2 Voll. St. 114. S. 1143.

Mancherley Fälle giebt es, wo die Anonymie gleichgültig, verzeihlich, ja ſogar nothwendig iſt. Wiſſenſchaftliche Ausarbeitungen, wenn nur die Quellen angezeigt werden, und Werke des Geſchmacks mögen immerhin anonymiſch erſcheinen, ohne daß der dadurch zu bewirkenden Belehrung und Unterhaltung etwas abgeht. Beſcheidenheit kann es entſchuldigen, daß Fakta ohne Bürgſchaft des Beobachters erzählt werden, obwohl dies allemal auf Koſten der Glaubwürdigkeit geſchieht; endlich kann es eine Kriſis geben, wo heilſame Wahrheiten geſagt werden müſſen, trotz der verderblichen Parthey, die ſie zu unterdrücken ſucht, und noch mächtig genug iſt, den kühnen Wahrheitsprediger zu mißhandeln. Allein nichts in der Welt rechtfertigt den Buchhändler oder den Ueberſetzer, der ein Werk, welches mit der Autorität des Namens ſeines Verfaſſers ſchon verſehen iſt, und lauter geographiſche, phyſiſche und hiſtoriſche Bemerkungen enthält, die von jenem Namen einen Theil ihres Gewichts erhalten mußten, ohne dieſe Beglaubigung in einer andern Sprache herausgiebt, und dadurch auf eine dreyfache Art ſündigt, indem er glaubwürdigen Faktis einen Theil ihrer Authentie, und einem verdienten Manne ſeinen Ruhm vorenthält, das Publikum aber mit dem Schein der Neuheit zu täuſchen ſucht. Das vor uns liegende Werk iſt eine Ueberſetzung von Thomas Falkner's description of Patagonia (G. A. 777. Zug. S. 497.), welche 1774 in London herauskam, mit Hinweglaſſung der Vorrede und der Landkarten. Der einzige Unterſchied zwiſchen der Urſchrift und dieſem Produkt der Induſtrie iſt die Abtheilung in drey und dreyßig Capitel, ſtatt deren das Engliſche Werk dieſelbe Materie nur in ſechſen vorträgt; und leider! können wir uns dabey des Argwohns nicht erwehren, den die unzeitige Verſchweigung des Namens des Verf. ſo ſehr zu rechtfertigen ſcheint, daß auch dieſe geringfügige Abänderung ein (freylich höchſt erbärmlicher) Kunſtgriff ſeyn könne, um die Neugierde zu körnen, und die Quelle, aus welcher man ſchöpfte, zu verdecken.

11) Die Engländer in Indien. Nach Orme. Dritter Band. Leipzig. St. 139. S. 1386.

12) Transactions in India etc. containing a history of the British interests in Indostan. gr. 8. London. 1786.
Ebend. S. 1387.

13) Beyträge zur Völker- und Länderkunde. Herausgegeben von M. Sprengel und J. R. Forſter. Dritter bis achter Band. Leipzig.
St. 140. S. 1403.

14) L'influence de la découverte de l'Amerique sur le bonheur du genre humain. Par Mr. l'Abbé Genty. gr. 8. Paris.
St. 141. S. 1409.

Der Verf. ſchrieb, nachdem der von der Akademie zu Lyon angeſetzte Termin zum Empfang der Wettſchriften über Hrn. Raynals Preisfrage ſchon verfloſſen war; er band ſich alſo nicht mehr genau daran. R. hatte nur gefragt: ob die Entdeckung von Amerika dem Menſchengeſchlechte Vortheil oder Schaden gebracht habe? und im erſten Falle, wie der Nutzen weiter zu verfolgen, im andern aber, wie dem Uebel abzuhelfen ſey? Hr. C. hingegen theilt ſeine Arbeit in ſieben Abſchnitte: 1) Hätte die Entdeckung von Amerika ſeinen urſprünglichen Bewohnern nützlich werden können? und 2) iſt ſie ihnen wirklich nützlich geworden? 3) Konnte dieſe Entdeckung auch den neuen Anſiedlern in Amerika nützlich ſeyn? 4) War ſie es aber in der That? 5) Welche Vortheile konnte ſich Europa davon verſprechen? 6) Iſt ſie nun für Europa vortheilhaft geweſen? Endlich 7), welches ſind die Mittel, die Vortheile der Entdeckung zu vergrößern, und ihr Nachtheiliges zu vermindern? — Die Sphäre des Möglichen ſcheint ſich in unſerer Vorſtellung immer weit über die Gränzen der Wirklichkeit auszudehnen; daher findet jeder, wenn er nach ſeinem Gefühl, ſeiner Einſicht und Beurtheilungsgabe ſich eine hypothetiſche Norm der Sittlichkeit entworfen hat, die wirklichen Begebenheiten nicht nur mit ihr im Widerſpruch, ſondern er dichtet ſich auch eine neue, ihr angemeſſnere, Ordnung der Dinge. Dieſe, in Abſicht auf die Vergangenheit ganz unfruchtbare, Dichtung wirkt doch für Gegenwart und Zukunft, in ſo fern dadurch die Vorzüge jener moraliſchen Norm vielen näher gelegt werden, und ihr eine allgemeinere Annahme verſchaffen. Ein philoſophiſcher Geſchichtsroman, deſſen Verfaſſer die gute Abſicht hat, die Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts zu befördern, indem er von ihrem Ideal ausgeht, und durch eine geſchickte Stellung der Begebenheiten ein wahrſcheinliches Reſultat herausbringt, hat daher allerdings einen großen Einfluß auf die Denkart, und folglich ſelbſt auf die Handlungen der Zeitgenoſſen. Je einfacher, mithin je allgemeiner und umfaſſender die Grundſätze ſind, von deren praktiſcher Anwendung der Schriftſteller Gutes hofft; je höher der Begriff iſt, den man von ſeinem zarten und richtigen Gefühl, ſeinem Scharfblick, dem Umfang und der Mannigfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe und ſeinem reifen Urtheil erhält; je genauer er zwiſchen einer im Allgemeinen umhertappenden Deklamation und einer auf willkührliche oder gar paradoxe Vorausſetzungen gegründeten Beſtimmung des kleinſten Details die Mitte zu treffen weiß: deſto überredender und nützlicher kann ſeine Arbeit ſeyn. An der Vorſtellung, die ſich Hr. G. von Amerika und der phyſiſchen Beſchaffenheit ſeiner Eingebornen vor der Entdeckung macht, dürfte zwar noch manches zu berichtigen ſeyn; doch bauet er ſelbſt nicht viel darauf, ſondern geht bald zu allgemeinen Betrachtungen über das Elend der Wildheit fort, wo er ſehr richtig den Vorzug, den man dieſem Zuſtande vor der Geſelligkeit hat einräumen wollen, ein jeu d'esprit nennt. Auf einer höhern Glückſeligkeitsſtufe ſtanden die Mexikaner und Peruaner, als halbgeſittete Völker. Die letztern zumal waren zur Zeit der Entdeckung vielleicht das glücklichſte Volk der Erde; allein ihre Verfaſſung nahte ſich ſchon dem Despotismus, und hatte weſentliche Gebrechen. Die Entdeckung hätte die Wilden ſchneller civiliſiren, und den Halbwilden eine vollkommnere Einrichtung geben können, indem ſie ihnen unſre Künſte, und unſere religiöſe, politiſche, ſittliche Einſicht mitgetheilt hätte. (Hier iſt indeß der Verf. weislich beym Allgemeinen ſtehen geblieben; etwa weil die Erörterung der Frage: was Europäiſche Kunſt und Wiſſenſchaft damals war und wirken konnte, leicht ſeinen Hauptſatz umgeſtoßen hätte? So mißlich bleibt immer ein jedes Raiſonnement über das Mögliche, welches man dem Wirklichen ſubſtituiren möchte.) Die niedrigen, halb überſchwemmten Gegenden von Guiana und Luiſiana, die ſandigen Seeküſten von Peru und Carolina abgerechnet, iſt Amerika zum Anbau unter verſchiedenen Himmelsſtrichen vortrefflich gelegen, und von der Natur keinesweges vernachläſſigt worden. Gab es gleich einige ungeſunde Striche, ſo waren dagegen ungeheure Reiche vorhanden, wo ſich glückliche Colonieen anlegen ließen, indem man mit den Eingebornen, anſtatt ſie feindlich zu behandeln und vertilgen zu wollen, Verträge geſchloſſen hätte. Einzelne Beyſpiele, wie Penn und Baltimore, beweiſen die Möglichkeit dieſes guten Vernehmens. Von einer andern Seite hätte der damalige Zuſtand der Wiſſenſchaften in Europa, wovon der Verf. ein freymüthiges Gemählde aufſtellt, durch die Erſcheinung eines neuen Welttheils vieles gewinnen, und der ſtolze Europäer von den Wilden ſich manche Lehre abſtrahiren können. (Dies iſt aber auch geſchehen; nur konnten dieſe Wirkungen, ihrer Natur nach, ſich nicht ſo plötzlich, wie andere Folgen der Entdeckung, äußern.) Der Handel mußte ſich in neue Canäle wenden, und ſo wie neue Bedürfniſſe und neue Schätze des Fleißes bey den Eingebornen von Amerika entſtanden wären, hätte er eine größere Activität erhalten. Die Induſtrie der Mauren hätte neues Leben durch alle Provinzen Spaniens verbreiten, und Amerika mit Manufakturwaaren, ja wohl gar mit Lebensmitteln, verſehen können. Günſtig war überdies noch der Zeitpunkt, wegen der beynahe gänzlichen Befreyung der Europäiſchen Nationen vom Joche des Feudalſyſtems und wegen der vielen großen Fürſten, die damals regierten. Wenn man die Geſchichte einigermaaßen kennt, ſo läßt ſich nun der Contraſt der wirklichen Begebenheiten mit den Erwartungen, wozu dieſe Aſpekten zu berechtigen ſchienen, leicht denken; er iſt ſchauderhaft, und der Verfaſſer hat ſeinem Muſter, Raynal, die Kunſt, zu rechter Zeit mit Gefühl und Enthuſiasmus zu declamiren, abgelernt. In funfzehn Jahren blieben in St. Domingo von einer Million Einwohner nur ſechzigtauſend am Leben, die in den nächſten zehn Jahren bis auf vierzehntauſend ſchmolzen. So wurden auch die

Völker in Cuba und Jamaika ausgerottet. Die Ausſicht des unermeßlichen Gewinnſtes zündete eine Wuth in den Gemüthern an, wovon die Metzeleyen in Mexiko und Peru, der ſchändliche Verkauf der Provinz Venezuela an Augsburgiſche Kaufleute, und das in Santa Fé und Chili vergoſſene Blut zeugen. Die Portugieſen verfuhren in Braſilien, und die Franzoſen und Engländer gegen die Caraiben und nordamerikaniſchen Wilden, mit gleicher Grauſamkeit. Hr. G. nimmt hier Veranlaſſung, den Bemühungen der Miſſionare in Amerika, und namentlich den Jeſuiten, wegen ihrer Anſtalten in Paraguay und Californien, Weihrauch zu ſtreuen. Es macht ihm Ehre, daß der Glaube an Tugend ihm das innigſte Bedürfniß iſt; aber eine Tugend, welche die Guaranis bekehrt, und, um ſie glücklich zu machen, ſie aller Vorrechte der Menſchheit beraubt und zu Maſchinen bildet, iſt doch nicht die einzige, die er anerkennt? Auch die Entdecker und Eroberer ſelbſt verfolgte ein unerbittliches Schickſal. Zuerſt ſchildert der Verfaſſer Ferdinands und Karls des Fünften ſchwarzen Undank gegen Columbus und Cortez, und das Ende der Pizarren und der übrigen Ungeheuer, die ſich unter einander auf dem Schauplatz ihrer Schandthaten aufrieben. Sehr ſchön und treffend rügt er dann die unſinnige Politik der Europäiſchen Mächte, die Jahrhunderte lang den Ackerbau, den Handel, die Induſtrie ihrer Amerikaniſchen Colonieen unterdrückte; die nachtheiligen Folgen der im Spaniſchen Amerika eingeriſſenen Möncherey; den Haß, welcher Neger und Indier, Mulatten, Meſtizen und Weiße gegen einander erbitterte, und vom Gouvernement unterhalten ward; die Unmenſchlichkeiten der Bucaniers und Pauliſten, und den verhaßten Negerhandel, der, ſo lange er auf den Weſtindiſchen Inſeln fortdauert, dort alle Hoffnungen künftiger Glückſeligkeit unfehlbar vereiteln muß. Es war zu erwarten, daß die Revolution in Nordamerika ihn tröſten und ihm frohere Ausſichten eröffnen würde; jedoch Nationalvorurtheil bis zum Frohlocken über die Franzöſiſche Unterſtützung hätten wir hier am wenigſten geſucht, wo die Handlungen der Menſchen ſonſt nicht nach politiſcher Convenienz, ſondern nach ſtrengen poſitiven Geſetzen der Moral, gerichtet werden. Wir übergehen die meiſterhafte Darſtellung der Wirkungen, welche das Amerikaniſche Gold und Silber zuerſt in Spanien, und demnächſt in ganz Europa, hervorbrachte, und zeichnen nur noch aus, daß der Verf. ziemlich wahrſcheinlich zeigt, die jährliche Einnahme an Metallen habe anfänglich nie mehr, als den zehnten Theil des Grundertrags von Spanien betragen, bis endlich die Vernachläſſigung des Ackerbaues ein ganz anderes Verhältniß feſtſetzte. Die einzigen Vortheile der Entdeckung glaubt Hr. S. darin zu finden, daß die Naturgeſchichte, die Botanik, die Geographie, die Schiffahrt und die Sternkunde Fortſchritte

ſchritte gemacht, daß die Künſte neue Materialien und Werkzeuge erhalten haben, daß die Fieberrinde entdeckt worden ſey, und der Handel nunmehr die ganze Erde umfaſſe. Dieſe Vortheile ſcheinen ihm zu theuer erkauft, und ſogar größtentheils zweydeutig, weil ſie vielmehr die Begierden reitzen und die Bedürfniſſe vermehren, als wahres Glück gewähren können. Gold und Silber, Edelgeſteine und andere Koſtbarkeiten will er gar nicht einmal dahin gerechnet wiſſen. Von dem Einfluſſe jener wiſſenſchaftlichen Fortſchritte auf unſere ganze politiſche und ſittliche Verfaſſung erwähnt er kein Wort; denn freylich wäre es Schade um ſo manche ſchöne Tirade geweſen, wenn er am Ende ſich ſelbſt hätte ſagen müſſen: im Allgemeinen wie im Einzelnen betrachtet, iſt der Menſch jetzt ſo glücklich, wie vor der Entdekkung; die Leidenſchaften ſind dieſelben, ſind noch die Quellen des Genuſſes wie des Leidens: nur die Gegenſtände ſind zum Theil verändert; und wenn der Menſch nicht umſonſt das Geſchenk der Vernunft erhielt, ſo kann man nicht leugnen, daß auch die niedrigſten Volksclaſſen ſeit jener Epoche an Ausbildung gewonnen haben. Die ganze Frage bleibt immer einſeitig und ſchief; denn einer an ſich gleichgültigen Begebenheit das Gute oder das Uebel, das darauf erfolgte, und eigentlich in der menſchlichen Natur ſeinen Grund hat, zuzuſchreiben, iſt wenigſtens unphiloſophiſch, welches ſchon daraus erhellt, daß man für Amerika hier Ferdinand, Columbus, Schießpulver, Magnetnadel, füglich ſubſtituiren und immer daſſelbe Reſultat herausbringen kann. Die unmittelbaren Folgen der Entdeckung kann man ſich nicht ſchauderhafter denken; wenn aber jemand ihren ganzen Vortheil und Nachtheil gegen einander abzuwägen ſich erkühnt, ſo darf man wohl verlangen, daß er es auf einer Höhe thue, wo alle Verkettungen des menſchlichen Schickſals offenbar werden, und das Auge alle Verhältniſſe erſchöpft und umfaßt, nicht auf dem niedrigen Standpunkte, wo die Ereigniſſe der Welt überhaupt nur als ein regelloſes und zweckloſes Gewühl erſcheinen. So viel iſt evident: in ſeinem Urſprunge war das Menſchengeſchlecht nicht, was es erſt werden ſollte; es hatte nur Anlagen, die ſich zu Fertigkeiten entwickeln mußten, und mit dieſer Entwickelung waren die ſchrecklichſten Phänomene unzertrennlich verbunden. Viele Stürme ſind indeß überſtanden; durch viele große gewaltſame Revolutionen haben wir uns emporgearbeitet: denn bey jedem neuen Anlaß ſind wir erſt thätig, und bereuen ſpäterhin die allzuraſche Thätigkeit; wer weiß, wie oft wir noch ſtürzen, ehe wir gehen lernen? — Daß der Verf. im letzten Abſchnitt alle ſeine Hoffnungen auf die Nordamerikaniſchen Freyſtaaten ſetzt, iſt ſo kurzſichtig und declamatoriſch, wie alles Uebrige. Richtiger iſt die Bemerkung, daß der Zeitpunkt vielleicht nicht mehr fern iſt, wo die Ausbeute der Bergwerke die Koſten nicht mehr erſetzen wird, und es bey dem einmal in Umlauf gebrachten Gelde ſein Bewenden haben muß; ingleichen, daß der Negerhandel durch die Entvölkerung von Afrika aufhören wird, und daß Spanien in die Länge nicht hoffen darf, ſeine Colonien zu behalten.

15) **Der Zuſtand des Staats, der Religion, der Gelehrſamkeit und Kunſt in Großbritannien, gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Erſter bis vierter Band. Berlin. Von Wendeborn. St. 143. S. 1433.**

— — — — — — — —

Der letzte Band dieſes lehrreichen Werkes enthält eine ausführliche Ueberſicht der Gelehrſamkeit und Kunſt in Großbritannien. Hr. W. geht die verſchiedenen Zweige der Wiſſenſchaften nach einander durch, kommt ſodann auf die gelehrten Geſellſchaften, die öffentlichen Bibliotheken, Schulanſtalten und Univerſitäten, bey welchen letztern er ſich in ein ſehr genaues Detail einläßt, und beſchließt ſeine Arbeit mit Nachrichten vom Zuſtande der Malerey, Bildgraber- (Kupferſtecher-) Kunſt, Baukunſt, Gärtnerey und Schaubühne. Beyläufig kommen an vielen Stellen Vergleichungen vor, wodurch die Verſchiedenheit der Sitten, Gewohnheiten und des Charakters anſchaulicher wird. So bemerkt er z. B., wie reichlich das Brittiſche Publicum ſchriftſtelleriſches Genie belohnt;

wie gut ſich dortige Schulmänner ſtehen, deren einige jährlich 6, bis 9,000 Thaler einnehmen, welches freylich gegen unſere Einrichtungen gewaltig abſticht; wie die Engliſchen Muſenſitze bey königlichen Einkünften in mönchiſcher Unthätigkeit ruhen, u. ſ. f. Dagegen fehlt es aber auch nicht an Seitenblicken, welche dem Gelehrtenſtande des feſten Landes nicht ſehr günſtig ſind, indem Hr. **W.** ſich gegen alles Syſtem nachdrücklich erklärt, und daher den Deutſchen Gelehrten mehrentheils unter dem widrigen Bilde eines Pedanten erblickt. Den heftigſten Unwillen läßt er gegen Deutſche Bücherrecenſionen aus, und zieht ihnen die Engliſche Methode weit vor, Proben von jedem neuen Schriftſteller auszuheben und den Leſern das Urtheil zu überlaſſen. Uns fallen die Großen dabey ein, die ſich ſo leicht überreden, daß ſie alles ſelbſt beurtheilen, indeß im Grunde alles auf die Kunſt hinausläuft, ihr Urtheil zu lenken und im Voraus zu beſtimmen. Beyde Arten gelehrter Anzeigen haben ihr Gutes, und am Ende gehört zu beyden gleich viel Unpartheylichkeit, Blick und Beurtheilungskraft des Kritikers. Die Frage wäre alſo wohl nur: welche Methode man in ihrer Art der Vollkommenheit am nächſten gebracht habe? Giebt es mitunter Deutſche Recenſenten, wie Hr. **W.** ſie ſchildert, ſo dürfte doch die Anzahl derer, die einem ſo mühſamen, Zeit verzehrenden und zum Theil ſogar gehäſſigen Geſchäfte, auf Koſten ihrer einträglichern, angenehmern und leichtern Arbeiten, bloß aus Pflicht gegen ihre Mitbürger, mit Gewiſſenhaftigkeit obliegen, bey weitem die zahlreichere ſeyn, und den einzigen Lohn, der ihnen werden kann, den Beyfall und den Dank ihrer Zeitgenoſſen, verdienen. Die ſtreitige Frage gewinnt endlich noch ein ganz anderes Anſehen, wenn man mit einiger Wahrſcheinlichkeit darthun kann, daß unſere Journaliſten im Durchſchnitt für ein gelehrteres Publicum, als die Engliſchen, arbeiten: denn ein ſolches Publicum, das die Glaubwürdigkeit einer Recenſion nach innern Gründen beurtheilen kann, darf ſchon eher, auf die Gefahr, ein partheyiſches Urtheil zu leſen, jene größere, durch einſeitige Proben ſich ſelbſt zu täuſchen, vermeiden; es unterſcheidet die beſcheidene Zuverſicht, welche aus Sachkenntniß entſpringt, von dem ſchneidenden Ton und der Petulanz des unbefugten Richters, und kann die letztern ſo wenig an Recenſenten, als an Schriftſtellern, billigen. Wir wollen uns nicht ſchmeicheln, eine in Deutſchland durch Geſchmack und Gewohnheit allgemein beſtätigte Freyheit, über Gegenſtände der Litteratur zu urtheilen, durch dieſe hingeworfenen Gedanken gerechtfertigt zu haben; allein von einem ſo eifrigen Freunde der Denkfreyheit, wie Hr. W., dürfen Andersdenkende vielleicht dieſelbe Duldung fordern, auf die er bey der Abfaſſung ſeiner eigenen Urtheile über mancherley Gegenſtände im gegenwärtigen

Werke gerechnet zu haben ſcheint. Gewiſſen Neuerungen in der Deutſchen Rechtſchreibung verſagt der Verf. ſeinen Beyfall, ſo wie den eckigen Buchſtaben und dem Löſchpapier unſerer Druckereyen; dagegen zeigt er aber, daß die Schreibſeligkeit der Engländer verhältnißmäßig eben ſo groß, als die hieländiſche iſt, zumal wenn die Ueberſetzungen abgerechnet werden. Bey den Nachrichten, welche die Kunſt betreffen, und wiederholt bey dem, was über die Schaubühne geſagt wird, erklärt der Verf. im Voraus, daß er auf den Namen eines Kenners auch nicht den entfernteſten Anſpruch mache: eine Aeußerung, welche hinreichend iſt, die Kritik zu entwaffnen, wenn ſie auch je zuweilen durch eine, mit derſelben nicht völlig übereinſtimmende, Derbheit im Aburtheilen ein wenig in Amtseifer gerathen könnte.

16) **Karl, Freiherrn von Meidinger, Verſuch einer Deutſchen Nomenklatur aller in der letzten Ausgabe des Linnäiſchen Natur-Syſtems befindlichen Geſchlechter und Arten der Thiere. Wien, 1787.** St. 149. S. 1487.

Die Kunſtſprache und die Benennungen, welche Linné erfand, erhoben die Naturkunde zu einer Wiſſenſchaft. Das Gedächtniß blieb mit zwanzig und mehr ſchwankenden Nomenklaturen verſchont, ſo bald eine beſſere allgemein angenommen ward, und die Gelehrten überall die zwanzig- bis dreißigtauſend Thier- und Pflanzenarten mit einerley Namen bezeichneten. Für den gemeinen Mann iſt indeſſen die Linneiſche Nomenklatur ſo wenig, wie jede andre, beſtimmt; und noch mehr: ſie kann ihm nie etwas helfen. Wollte man auch künftig bey dem Schulunterricht auf die Naturgeſchichte Rückſicht nehmen, ſo würde man doch ſehr den Zweck verfehlen, wenn man dem Bauer das Gedächtniß mit Namen von Dingen, die ihm hernach im ganzen Leben nicht wieder vorkommen, beſchweren wollte, anſtatt ihm richtigere Kenntniſſe von den Gegenſtänden ſeines engen Wirkungskreiſes beyzubringen. Auf ſeinem Standorte iſt der Blick eingeſchränkt; man faßt nichts zuſammen, ſchafft ſich keine allgemeinen Begriffe, keine Abſtractionen, ſondern alles Wiſſen iſt einzeln und ſpeciell. Die Thiere und Pflanzen, die den Landmann täglich beſchäftigen, ſind die einzigen, die er kennt und mit Namen zu nennen weiß; über dieſe Grenze hinaus iſt alles unbeſtimmt, und jedes Dorf hat ſeine eigene botaniſche und zoologiſche Nomenklatur. Für die gebildeten Stände iſt der Umfang von Kenntniſſen ſchon größer und allgemeiner; mithin wird Ordnung und Methode unentbehrlicher. Hier tritt die Frage ein: ob für dieſe Klaſſe eine neue Nomenklatur in jeder lebenden Sprache erfunden werden müſſe; oder ob es nicht leichter, gleichförmiger und überhaupt zweckmäßiger ſey, auch hier die bereits eingeführte Lateiniſche beyzubehalten? Im erſtern Falle hätten wir alſo durch die Einführung der Linneiſchen Namen nichts gewonnen, und der Naturforſcher müßte ſich wieder mit unerſetzlichem Zeitverluſt alle die verſchiedenen Namenregiſter eigen machen, um die Schriftſteller einer jeden Nation zu verſtehen, wenn ſie Wörter brauchen, die noch kein Wörterbuch enthält. Der andere hingegen hat nur die Schwierigkeit, daß man das Ohr an Lateiniſche Namen gewöhne; und wie gering ſollte die nicht bey Menſchen ſeyn, von denen man billig erwartet, daß ſie Latein verſtehen! In der Botanik iſt ohnehin die Schwierigkeit ſo gut als überwunden; denn ſogar die Gärtner und Apotheker kennen bereits die Linneiſchen Pflanzennamen, da hingegen ſie von Dieterichs, Planers, Suckows u. ſ. w. Deutſchen Benennungen nichts wiſſen. Gegen die Einführung einer Deutſchen Nomenklatur ſtreitet übrigens auch ſchon unſere Conſtruktion, welche alle Adjectiva vor ihrem Subſtantivo vorhergehen läßt, und den Syſtematiker, der den Namen des Geſchlechts (genus) und der Art (species), wie im Lateiniſchen zuſammen ausſprechen will, in die Verlegenheit ſetzt, für Felis Tigris und Felis Leo die Tigerkatze, die Löwenkatze zu ſagen, welches nicht nur, wie Hr. v. M. ſelbſt eingeſteht, wunderlich klingt, ſondern auch wirklich Verwirrung verurſacht, weil man ſchon längſt gewohnt iſt, ein beſonderes Thier, das vom Tiger weit unterſchieden iſt, mit dem Namen Tigerkatze, wie uns dünkt nicht unſchicklich, zu benennen. In einem einzigen Falle fühlt er ſelbſt eine Abneigung, die Art vor dem Geſchlechte zu nennen, und ſchreibt z. B., anſtatt Priamus-Tagfalter, der Tagfalter Priamus (Papilio Priemus.) Durchgehends aber finden wir die Regeln übertreten, welche Linné in ſeiner critica Botanica ſo bündig vorgeſchrieben hat, z. B. daß die Namen der Klaſſen und Ordnungen in den Geſchlechtsnamen nicht wiederholt werden müſſen; wogegen hier der Großſchnabelvogel (Rhamphastos,) der Ochſenhackervogel (Buphaga), und überhaupt eine Menge Beyſpiele unter den Geſchlechtern der Vögel, Fiſche, Inſekten und Gewürme vorkommen, dergeſtalt, daß oft die Benennungen durch ihre Länge gegen einen andern Linneiſchen Kanon (249) auf eine unangenehme Art anſtoßen. Die Namen der Arten haben größtentheils den Fehler, welchen Linné im 287 Kanon rügt; ſie ſind nehmlich dem Geſchlechtsnamen angeklebt: z. B. die Rattenmaus (mus Rattus,) die Hausmaus (Mus Musculus,) der Wolfhund (Canis Lupus,) der Fuchshund (C. Vulpes,) der Hyänahund (C. Hyaena,) der Feldhund (C. Alopex,) u. ſ. f. Wollte man dergleichen Mißlaute mit der Eigenthümlichkeit unſerer Sprache entſchuldigen, ſo wäre dies nur ein Beweis mehr, daß ſie ſich zu einer ſyſtematiſchen Nomenklatur nicht ſchickt. Allein, wie Hr. v. M. ganz richtig bemerkt, muß ein Schriftſteller, der ſich an eine neue Nomenklatur wagt, der Deutſchen Sprache ganz mächtig ſeyn; und dann ließen ſich, wenn es nur der Mühe verlohnte, manche Anſtöße dieſer Art vermeiden. Auch würde man alsdann Benennungen, welche ſich in guter Geſellſchaft nicht ausſprechen laſſen, wie z. B. diejenigen, womit hier Simia Cynamolgos, Cervus Pygargus, Antilope Pygargus, Coracias, Psophia crepitans, Scarabaeus haemorrhoidalis, Carabus crepitans, Venus petulca etc. belegt werden, gegen anſtändigere vertauſchen können. Die generiſchen Namen hat der Verfaſſer faſt alle aus dem Handbuche des ſel. Leske entlehnt, und um ſo viel mehr wundern wir uns, daß er ſeine Arbeit herkuliſch nennt; allein freylich muß man ſich das Wort nur in Beziehung auf individuelle Kräfte denken, welchen ſogar die Beſtimmung der Papageyen im Buffon nach den Linneiſchen (wieder eine herkuliſche Arbeit!) zu ſchwer fällt, und zwiſchen Alkmenens Sohn und einem modernen Herkules einen billigen Unterſchied machen. Uebrigens ſind die meiſten Linneiſchen Trivialnamen hier ganz richtig überſetzt; und von dieſer Seite iſt die in der Vorrede ſo trotzig geäußerte Furcht vor den Kunſtrichtern ungegründet, zu denen ſich's aber Hr. v. Meidinger wohl nicht verſehen hätte, daß ſie ſein ganzes Unternehmen für ziemlich entbehrlich halten, und, weil er es ſelbſt als Beylage zu einem längſt vergeſſenen Buche ausgiebt, einem gleichen Schickſale überlaſſen würden.

17) The life of Captain James Cook. By Andrew Kippis, D. D. 4. London.

St. 158. S. 1577.

Der Verfaſſer liefert zuerſt auf zehn Seiten die Lebensgeſchichte des berühmten Mannes bis in ſein vierzigſtes Jahr, mit Inbegriff einiger Nachricht von ſeinen Eltern. Die drey großen Schiffahrten füllen den ganzen Band, bis auf wenige Blätter, woſelbſt wir einige Charakterzüge, theils vom Verfaſſer ſelbſt entworfen, theils in den bereits anderswo gedruckten Worten der Herren King, Samwell und Anderer antreffen. Aus der Einleitung zur letzten Reiſegeſchichte entlehnt er ein paar Stellen über den wiſſenſchaftlichen Nutzen von Cook's Entdeckungen, führt aus Delille's jardins, Miß **Hannah More's** Slavery, und Miß Sewards Elegie, einige poetiſche Lobſprüche auf den großen Weltumſegler an; und ſchließt mit einer Nachricht von der königlichen Freygebigkeit gegen ſeine hinterlaſſene Familie. Der Anhang beſteht ebenfalls in einem Gedichte der Miß **Helen Maria Williams**; ſie nennt es eine Ode, mit der Ueberſchrift: the Morai. An der äußerſt dürftigen Nachricht von der Lebensperiode, in welcher Cook den Grund zu ſeiner ſpätern Größe legte, merkt man ohne unſer Erinnern ſchon, daß in dieſem anſehnlichen Quartanten, wo man drey, aus gedruckten Büchern mit gar geringer Mühe ausgeſchriebene, Reiſebeſchreibungen ſtatt aller Biographie zu leſen bekommt, die wichtige Frage unbeantwortet bleibt: welche Verhältniſſe näher und unmittelbarer zur Bildung eines ſolchen Mannes, und zur Entwickelung des in ſeiner Naturanlage unverkennbaren Genies mitwirkten? Eben ſo wenig iſt hier an ein Gemälde gedacht worden, welches den Mann voll Geiſt und Kraft in ſeiner Thätigkeit darſtellt, wie er alles zur Erreichung ſeiner großen Abſichten vorbereitet und ordnet, den Zufall ſelbſt unter ſeine Geſetze beugt, und alles mit dem umfaſſenden Blick, das Ganze ſowohl, als jedes kleine Detail, durchſpäht. Man wünſcht die Mittel zu kennen, wodurch er wirkte, das Räderwerk ſeiner Maſchine auf einmal zu überſehen; jetzt mag man es ſich aus der Geſchichte ſeiner Fahrten zuſammenſuchen, die in einer ſo weitſchweifigen Erzählung nicht einmal das Verdienſt hat, die ganze Größe der Entdeckungen und Thaten Cook's anſchaulich zu machen. Wer nun gar eine philoſophiſche Beleuchtung dieſer merkwürdigen Unternehmungen und ihrer Wirkungen auf die Zeitgenoſſen und die Nachwelt erwartet hätte! Man irrt ſich ſehr, wenn man als Compilator des Denkens überhoben zu ſeyn glaubt; allein als Cook's Biograph, und bey ſo reichlich vorbereiteten Materialien, nicht zu denken und ſie nicht zu einem lehrreichen Ganzen zu verweben, iſt unverzeihlich, wenn es aus Mangel an Kräften geſchieht. Der Name Cook iſt gleichwohl eine ſo mächtige

Empfehlung, daß auch die ſchlechteſte Fabrikwaare, die ihn an der Stirne trägt, ungeachtet ihr mattherziger Styl ſich nirgends mit einem eigenthümlichen Gedanken erhöbe, dennoch ihren Markt finden würde.

18) Histoire naturelle des Quadrupèdes ovipares et des Serpens. gr. 4. Paris.

St. 163. S. 1625.

Der nunmehr verewigte Verf. der allgemeinen Naturgeſchichte hatte ſelbſt, indem er ſich noch kurz vor ſeinem Ende mit der Geſchichte der Wallfiſche beſchäftigte, dem Grafen de la Cepede die Ausarbeitung dieſes Fachs, welches die erſte und zweyte Ordnung der Linneiſchen Amphibien enthält, in der Abſicht aufgetragen, daß, wo möglich, der ganze Umfang des Thierreichs auf eine gleichförmige Art behandelt werden möchte. In manchem Betracht befand ſich unſer Hr. Verf. dabey in einer unvortheilhaften Lage: denn einmal war es diejenige Thierclaſſe, wo ihm Andere noch am wenigſten vorgearbeitet hatten; und dann, was mußte er nicht alles wagen, indem er einen ſo unerreichbaren Vorgänger nachſtrebte? Wer dieſes bedenkt, und ſich zugleich beſcheidet, daß ein Buffon ſchwerlich zweymal in einem Jahrhunderte erſcheinen, am wenigſten genau in demſelben Poſten glänzen könne, wird, bey allen Mängeln und Unvollkommenheiten des vor uns liegenden Werks, dennoch dem Verf. Dank wiſſen, daß er mit der Geſchichte der Amphibien einen Anfang gemacht hat, dem man das (freylich ſehr relative) Lob, daß er bis jezt noch das Beſte und Vollſtändigſte über dieſen Gegenſtand enthalte, nicht ſtreitig machen kann. Voran ſteht ein ziemlich ausführlicher Bericht an die königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris von ihren zu dem Ende ernannten Commiſſarien, den Herren d'Aubenton, Fougeroux und Brouſſonet, über den Inhalt des Werkes, worin ſie die Bemühungen des Hrn. Grafen auf die vortheilhafteſte Art beurtheilen. Eine vorläufige Abhandlung (discours) betrift die allgemeinen Eigenſchaften der eyerlegenden Quadrupeden, als Einleitung zur Geſchichte der einzelnen Gattungen. Kriecher (*reptiles*), will der Verf. dieſe Thiere nicht nennen; denn er meynt, daß nur die Schlangen eigentlich kröchen, weil ſie keine Füße hätten. Allein dieſe Definition iſt bloß willkührlich erſonnen, und ſtreitet gegen den Sprachgebrauch; auch können wir Deutſchen zum Unterſchied serpere mit gleiten überſetzen. Indeſſen ſieht man, wie der Reichthum oder die Armuth einer Sprache ſelbſt die Begriffe, die darin ausgedrückt werden ſollen, modificirt. Warum behielt der Verfaſſer nicht lieber den ſo gut gewählten Namen Amphibien bey, um eine Thierclaſſe zu bezeichnen, die in ihrer Bildung und Lebensweiſe, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, zu gleicher Zeit mit den warm- und kaltblütigen Thieren verwandt iſt? Der in dieſem

Wort enthaltene Begriff ſchließt ja die Fähigkeit, beydes im Waſſer und auf dem Lande zu leben, nicht nothwendig in ſich. War er etwa nur darum mißfällig, weil ihn Linne zuerſt in dieſem Sinne gebraucht hatte? — Von der Bemerkung, daß dieſe Thierarten vorzüglich in den wärmern Gegenden zu Hauſe ſind, geht der Verfaſſer über zu der Unterſuchung der weſentlichen Kennzeichen, wodurch ſie ſich von den Säugthieren unterſcheiden. Ihre Sinne, das Geſicht ausgenommen, müſſen insgeſammt ungleich ſtumpfer ſeyn, und dieſe Schwäche ſey vielleicht hinlänglich, um auch die inwendige Bildung zu modificiren; (es ſollte heißen: ſie ſteht mit einer ihr angemeſſenen innern Organiſation in Verhältniß); ſie veranlaſſe (?) eine langſamere Bewegung, einen langſamern Kreislauf des Blutes, mithin weniger Friction und einen weit geringern Grad von thieriſcher Wärme, weshalb die Amphibien ſo leicht im Winter erſtarren. Auch die Menge des Blutes ſey verhältnißmäßig weit unbeträchtlicher, als bey warmblütigen Thieren, und cirkulire lange, ohne durch die Lungen zu gehen, indem eine Schildkröte mit zerſetzter Lunge und unterbundener Lungenarterie noch vier Tage gelebt habe. Das Knochengerüſt der Amphibien ſey ſehr einfach; vielen mangeln die Rippen, manchen auch die Halswirbel, deren die meiſten Eidechſen nur vier haben; ſo ſey auch der Darmkanal kürzer, faſt von gleicher Dicke, und endige ſich, wie bey den Vögeln und dem Biber, in ein gemeinſchaftliches Cloak; vielen fehle die Harnblaſe. Das Herz habe nun Eine Kammer (eine Behauptung, die ohne nähere Beſtimmung doch Mißverſtand veranlaßt); das Hirn ſey klein, das Athemholen langſam und unregelmäßig; mit Einem Worte, die ganze Maſchine ohne Vergleich einfacher, mithin dauerhafter, und das Lebensprincip, in ihr gleichförmiger ergoſſen, könne nicht überwältigt werden, bis man es von mehrern Seiten beſtürmt habe. Mit dem Waſſer habe die Subſtanz der Amphibien viel Uebereinſtimmung; und Feuchte, mit Hitze verbunden, trage zu ihrer Entwickelung das meiſte bey: da hingegen ſehr rege, warmblütige Thiere, voll Lebenskraft, ſich im Feuchten nicht lange erhalten. Jene ſind weniger Gefahren ausgeſetzt, wegen der Reproduktion ſowohl, als des ihnen eigenen zähen Lebens; über erſtere läßt ſich der Verfaſſer nicht in Unterſuchungen ein, und ſcheint auch die neueren, zumal bey uns angeſtellten, Verſuche nicht zu kennen. Das Nervenſyſtem und das Syſtem der Blutgefäße habe keinen ſo genauen Zuſammenhang, wie bey den Säugthieren, weil die Amphibien, wenn man ihnen den Kopf abgeſchnitten habe, noch lange zu leben pflegen; (umgekehrt müßte jenes erſt durch die Zergliederung dargethan werden, um es als eine Urſache des letztern Phänomens angeben zu können.) Sie können auch lange hungern, denn ihre

ihre Ausdünſtung ſey unbeträchtlich; äußerliche Hitze ſey ihnen aber deſto unentbehrlicher, je geringer die innere eigenthümliche iſt. Auch während der Erſtarrung verlieren ſie wenig oder nichts von ihrer Subſtanz; nur vertrocknet die äußerſte Hülle des Körpers: daher die Häutung im Frühling, die jedoch auch im Sommer ſich wieder ereignen kann, weil Hitze und Kälte einerley Erſcheinungen veranlaſſen. (Bey den Fröſchen und Waſſerſalamandern, die ſich, wie der Verfaſſer ſelbſt erwähnt, im Sommer öfters häuten, kann Dürre der Haut doch nicht die Urſache ſeyn.) Wenn gleich zuweilen ganze Schaaren von Amphibien einer Gattung beyſammen angetroffen werden, ſo ſind ſie doch nie zu einer Geſellſchaft vereinigt, jagen, arbeiten, kriegen nicht mit gemeinſchaftlichen Kräften; auch bauen ſie ſich keine eigene Wohnungen. Der Geſchlechtstrieb wirkt dennoch heftig: viele haben eigene Töne, wodurch ſie einander anlocken; und die lange Dauer der Beywohnung iſt Hr. de la C. geneigt, mit lange dauerndem Genuß für gleich geltend zu halten. Sie ſind fruchtbar, und zwar die größern Gattungen am meiſten, nicht wie bey den Säugethieren. Hingegen ſorgen ſie im geringſten nicht für ihre Nachkommenſchaft. Höchſtens ſuchen ſie ihren Eyern eine ſchickliche Stätte; und ein geringer Grad von Wärme iſt hinreichend, dieſe auszubrüten, da die Vögel einer ungleich größern bedürfen. Umgekehrt bleibt die warmblütige Thiermaſchine in der Folge bey einem Grad von Kälte in vollem Gange, wo die kaltblütige ſtockt. Sehr fein iſt die Bemerkung, daß die Amphibien ſchon deshalb, weil ſie, vom Entſchlieſſen aus dem Ey an, ſich ſelbſt überlaſſen ſind, alle Vortheile der Erziehung und Nachahmung entbehren, mithin auch der Sprache des Affekts verluſtig gehen, welche das Band zwiſchen der Mutter und den Jungen in der ſäugenden Thierklaſſe und bey den Vögeln iſt. So gering indeſſen ihre Fühlbarkeit iſt, ſo können ſie doch gebändigt und zahm gemacht werden, welches aber, wegen des widerlichen Biſamgeruches der meiſten unter ihnen, nicht bis zur Familiarität gehen muß. Ihr langes Leben würde doch weit kürzer ſcheinen, wenn man den Winterſchlaf und den täglichen, gewöhnlich auch ſehr langen, Schlaf davon abrechnete. Die wenigſten Gattungen ſind giftig; da indeſſen kein einziges Säugthier und kein Vogel Gift bey ſich führt, ſo meynt der Verfaſſer folgern zu dürfen, daß dieſe Eigenſchaft der Säfte nur bey kaltblütigen Thieren von einfacherer Bildung Statt finde. (Ob das kältere Blut etwas dazu thue, ließe ſich bezweifeln; denn es giebt doch nur äußerſt wenige giftige Fiſche, und außerdem muß zwiſchen dem Gift, welches zur Vertheidigung oder zum Angriff beſtimmt iſt, und dem im Körper verbreiteten, welches nur zufällig, z. B. wenn man das Fleiſch ißt, offenbar wird, ein Unterſchied gemacht werden.) Die methodiſche Tabelle, worauf alle eyerlegende vierfüßige Thiere ſynoptiſch dargeſtellt werden, iſt eine auffallende Abweichung von den Buffoniſchen Grundſätzen. indem hier alle die verſchiedenen Gattungen mit der äußerſten ſyſtematiſchen Strenge nicht nur klaſſificirt werden, ſondern auch eine jede in wenigen Worten einen diagnoſtiſchen Charakter erhält. Zuerſt zerfällt das ganze Heer dieſer Thiere in zwey große Ordnungen: geſchwänzte und ungeſchwänzte. Jene faßt zwey Geſchlechter in ſich: die Schildkröten und die Eidechſen; dieſe drey: nehmlich Fröſche, Laubfröſche (Raines), und Kröten. Anhangsweiſe folgen noch die zweyfüßigen Kriecher (Reptiles bipèdes). Die Schildkröten haben entweder floſſenartige oder kurze Zehen; die erſtern ſind die Seeſchildkröten, die andern die Schildkröten des ſüßen Waſſers und des Landes. Zur erſten Abtheilung zählt der Verfaſſer ſechs Gattungen: die gemeine Schildkröte (T. franche), die grünſchalige, die dickköpfige (Caouane), die mit dem Höcker auf der Naſe, (Nasicorne), die Caretſchildkröte, und die lederartige (le Luth). Zwey von dieſen Gattungen, die grünſchalige und die mit der Höckernaſe, ſind nicht unter den Linneiſchen begriffen; allein der Verfaſſer kennt ſie ſelbſt noch nicht, und nimmt ſie bloß auf das Zeugniß einiger Reiſebeſchreiber, die nicht Naturkundige waren, und eines Hrn. v. Widerſpach, der in Guiana gedient hat, in ſein Werk auf. Nachdem er die Eigenſchaften der Schildkröten und ihre allgemeinen Unterſcheidungszeichen in einer Art von Einleitung aufgezählt hat, beſchreibt er jede Gattung einzeln. Der Abſchnitt von der gemeinen Seeſchildkröte iſt, wie leicht zu erachten, der ausführlichſte. Sie ſollte nicht nur das Symbol der Langſamkeit, ſondern auch der vorſichtigen Klugheit ſeyn; (allein durch Klugheit zeichnet ſie ſich nicht aus: denn daß ſie den Nachſtellungen ihrer Feinde zu entkommen ſucht, hat ſie mit den meiſten Thierarten gemein); und ihre Attribute ſind Sanftmuth oder Harmloſigkeit und Stärke, in ſo fern ſie bloß paſſiven Widerſtand leiſtet. (Auch dies iſt unrichtig; denn ſie beißt den Matroſen, die ſie fangen und umkehren ſollen, oft die Finger, ja die ganze Hand, ab.) Die verſchiedenen Arten, ſie zu fangen, füllen den größten Theil dieſes Abſchnitts aus. Die Abbildung iſt ſehr mittelmäßig. Die dickköpfige Schildkröte (la Caouane, T. Caretta Linn.) begnügt ſich nicht mit Pflanzenſpeiſe, wie jene, ſondern frißt auch junge Krokodile, Gewürme u. ſ. f. Daher iſt ihr Fleiſch thranicht und nicht eßbar. Die Abbildung der Caretſchildkröte, deren Schale von den Handwerkern verarbeitet wird, iſt eine der ſchlechteſten. Von Land- und Flußſchildkröten zählt der Hr. Graf achtzehn Gattungen, worunter ſieben von Linné nicht erwähnt worden ſind: nehmlich la Terrapène, la Rougeâtre, la Jaune, la Molle, la Chagrinée, la Rousſâtre und la Noirâtre. Die erſte führt **Brown** in ſeiner History of Jamaica ganz kurz an; die zweyte, aus Penſylvanien, hat **Edwards** abgebildet; die vierte iſt Hrn. **Schneiders** T. ferox. Die fünfte und ſechſte hat Hr. **Sonnerat** aus Indien mitgebracht; und von der ſiebenten iſt der Rückenſchild im königl. Cabinet zu Paris vorhanden. — Das weitläuftige Eidechſengeſchlecht beſteht aus acht Abtheilungen, welche zuſammen ſechs und funfzig Gattungen enthalten. Auch hier laſſen ſich die neuen Gattungen leicht überſehen; es ſind deren nur zehn, wovon jedoch die beyden Krokodile, der ſchwarze vom Senegal und der mit der langen Schnauze aus Bengalen (le Gavial), bereits durch **Adanſon, Edwards** und **Gronov**, die Eidechſe mit zwey Flecken und die giftſpeyende Eidechſe (L. bimaculata et L. sputator) durch **Sparrmann**, und die übrigen aus mehrern Reiſenden bekannt geworden ſind. Dagegen ſcheint der Verfaſſer auf die ſo weſentliche Verſchiedenheit des Alligators oder Amerikaniſchen Krokodils vom Afrikaniſchen gar keine Rückſicht zu nehmen; und des Hrn. v. Jacquin lebendig gebärende Eidechſe in den novis actis Helvet. iſt ebenfalls übergangen worden. **Linné's** Fleiß, und der Umfang ſeiner Kenntniſſe, konnten in der That kein rühmlicheres Zeugniß erhalten, als durch dieſen unbedeutenden Nachtrag geſchieht. Bey dem Krokodil ſinden wir eine etwas zu ſehr gekünſtelte Vergleichung dieſes Thiers mit dem Löwen, dem Adler und. dem Wallfiſche, als eben ſo vielen Königen gewiſſer Claſſen von Thieren; um ihn dieſen an die Seite ſtellen zu können, ſchreibt der Verfaſſer ihm Adel (noblesse) ſowohl, als Stärke zu, und macht einen feinen Unterſchied zwiſchen der Gefräßigkeit aus Raubgier, und aus bloßem Hunger; daher laſſe ſich der Krokodil auch zähmen, wenn er nur gut genährt werde, u. ſ. w. (Allein iſt es nicht auch heißer Hunger und Durſt, was den Tieger zu einem ſo verabſcheuten Wütherich macht? und wenn Bändigung ein Beweis von ſanftem Naturell ſeyn ſoll — hat man nicht oft geſehen, daß auch der Tieger ſich von ſeinem Wärter necken läßt?) Uebrigens iſt dieſer Abſchnitt ſehr ſorgfältig ausgearbeitet, und auch in Abſicht des Styls nicht unwürdig, nach Buffons Werken geleſen zu werden. Vom Bengaliſchen Krokodil (Gavial) iſt bey Dax in Gaſcogne ein Stück vom Kinnbacken in Kalkſtein, halb verſteinert, gefunden worden. (Rec. hat ein vortreffliches Petrefakt von der ganzen Schnauze im Kabinet des Hrn. Kriegsraths Merck in Darmſtadt geſehen.) Die Figur, welche den Nilkrokodil vorſtellt, iſt nicht die beſte; und überhaupt hat ſich der Künſtler in vielen Fällen den Vorwurf zu Schulden kommen laſſen, daß die Verzierungen des Kupferſtichs ſorgfältiger ausgeführt ſind, als der Hauptgegenſtand. Anſtatt der Eidechſen, ſieht man Pyramiden, Sphinxköpfe, Thebaiſche und andre Tempel an. Eine der allerſchlechteſten Abbildungen iſt die der Iguana, die der Verfaſſer auch zu den Aſiatiſchen Thieren gezählt wiſſen will, weil Dampier eine Eidechſenart, die er auf Neuholland ſah, mit dem Namen Guanos belegt, und der Eidechſenſtein (Saurites), deſſen Plinius erwähnt, auch dieſer Gattung zugehören ſoll. Auf die beſondere Eigenſchaft des Fleiſches der Iguana, daß der Genuß deſſelben denen, die an der Luſtſeuche krank ſind, äußerſt ſchädlich ſeyn ſoll, ſcheint er nur in einer Anmerkung von fern anzuſpielen, da man doch über eine ſo wichtige Sache gründliche Belehrung zu wünſchen Urſache hätte. So werden auch die neuerlich gerühmten Heilkräfte der gemeinen Eidechſe nur obenhin mit einem Worte berührt. Die L. velox von Hrn. Pallas hält der Graf für eine bloße Varietät dieſer Gattung. Daß dieſe Thiere auch kleinern Vögeln nachſtellen, will er gar nicht zugeben; höchſtens ſey dies, ſagt er, die Unart eines einzelnen, aber nicht der ganzen Gattung, welche durchaus ſanft und unſchädlich ſey. Ueberhaupt iſt es eine ſeiner Lieblingsideen, den Eidechſen ein ſanftes Naturell zuzuſchreiben; und er behauptet ſogar: daß Schloſſers Amboiniſche Eidechſe ſich ohne Widerſtand mit Händen greifen läßt, ſey keinesweges ein Beweis ihrer Stupidität, ſondern lediglich der Gutmüthigkeit dieſes Thiers, welches ſich hauptſächlich von Früchten nährt. Die Fliegenfängereidechſe des **Rochefort** zählt er als Spielart zur grünen Eidechſe, welche hier als eine von der gemeinen abgeſonderte Gattung erſcheint. Auch den Seps varius des **Laurenti** rechnet er zu der grünen Gattung. Zu der gut ausgearbeiteten Geſchichte des Chamäleons hätte die Abbildung beſſer ſeyn ſollen; diejenige, welche **Fr. Miller** geliefert hat, ſcheint der Verfaſſer gar nicht zu kennen. Zur Linneiſchen L. Plica rechnet er die L. helioscopia des **Pallas**, ſo wie deſſen L. ſanguinea zur L. algira Linn. **Thunbergs** L. lateralis ſoll auch nur Spielart der hier aus dem **Ray**, **Sloane** und **Rochefort** angeführten **Mabuya** ſeyn. Die kröpfigen Eidechſen (L. ſtrumoſa) freſſen einander auf (eben kein großer Beweis eines ſanftmüthigen Naturells). Für **Sparrmanns** giftſpeyende Eidechſe hat der Verfaſſer einen eigenen Namen, le ſputateur, aus dem Lateiniſchen gebildet; und überhaupt hat er in den meiſten Fällen die Linneiſchen Trivialnamen beybehalten. Nur wo er von ihnen abweicht, iſt er nicht allemal glücklich; ſo heißt zum Beyſpiel die L. ſexlineata bey ihm le Lion, welches, ſo vom Geſchlechtsnamen getrennt, zu Verwirrungen Anlaß giebt. Die kleine giftſpeyende Eidechſe verurſacht durch ihren ſchwarzen Speichel, den ſie von ſich ſprützt, Geſchwülſte, wogegen man ſich des Spir. vin. camphor. bedient. Der Gecko hat an den Schenkeln eine Reihe kleiner Knötchen, deren jedes mit einer Oeffnung verſehen iſt. Vielleicht kommt das Gift, welches er den Speiſen mittheilt, wenn er darüber hinläuft, aus dieſen Oeffnungen. Sein Blut und ſein ſchäumender gelber Speichel ſollen tödtliches Gift ſeyn. Die hier gegebene Figur weicht ſehr von der im Seba ab, und uns dünkt, diesmal zu ihrem Vortheil. Die ſo genau damit verwandte L. mauritanica folgt unmittelbar unter der neuen Benennung Geckotte, welche dieſe Verwandtſchaft ausdrückt; ſie ſoll doch nicht giftig ſeyn. Die plattköpfige Eidechſe, deren Flacourt unter dem Namen Famocentrata erwähnt, iſt hier zum erſtenmal abgebildet: ein scheußliches Thier, deſſen Kopf, Füße und Schwanz ſeine Verwandtſchaft mit dem Chamäleon, Gecko und Waſſermolch darthun. Die L. Seps und Chalcides Linn. hält der Graf für einerley Gattung, wozu er noch deſſen L. anguina und Anguis quadrupes, nebſt **Thunbergs** L. abdominalis, zu rechnen geneigt iſt; hingegen liefert er unter dem Namen Chalcide eine neue Gattung, welche noch ſchlangenähnlicher, als die vorige iſt, deren Geburtsort man aber noch nicht anzugeben weiß. Der Drache wird freylich als eine Eidechſenart aufgeführt, und **Linné's** zweyte Gattung fällt ganz weg, indem ſie wahrſcheinlich nicht verſchieden iſt. Die Geſchichte des Salamanders iſt wieder einer von den ſorgfältig behandelten

Abſchnitten; dieſe Gattung und der Seps gebären lebendige Junge. Thunbergs L. japonica zieht Hr. de la C. zum Salamander. Auch vereinigt er (jedoch nicht mit gleichem Rechte) die L. vulgaris, aquatica und palustris zu einer einzigen Gattung, wovon er eine ſchlechte Abbildung liefert. Eine neue Salamanderart aus Madagaskar, welche hier le Sarroubé genannt wird, und eine ganz kleine dreyzehige Eidechſe (la Troisdoigts), die am Veſuv zu Hauſe iſt und hier abgebildet erſcheint, machen den Beſchluß. Nachdem man in einem Geſchlechte den Krokodil und den Seps, den Drachen und den Waſſermolch vereinigt geſehen hat, muß man ſich wundern, wie der Verfaſſer die ungeſchwänzten Amphibien, die doch keinen weſentlichen generiſchen Unterſchied darbieten, in drey Geſchlechter abſondern konnte; allein zu geſchweigen, daß er darin Laurenti zum Vorgänger hatte, ſcheint er noch einen beſondern Beweggrund zu dieſer Trennung gehabt zu haben. Er bedauert nehmlich die Fröſche in einer ſehr lebhaften Deklamation wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Kröte. Hätte dieſes verworfene Thier nicht exiſtirt und zu einer erniedrigenden Vergleichung Anlaß gegeben: wir hätten den Froſch, als ein Thier von angenehmer Bildung und von ganz vorzüglichen Eigenſchaften, äußerſt intereſſant gefunden, und an ſeiner Nützlichkeit, ſeiner Unſchädlichkeit, ſeinen reinen Trieben (instinct épuré), ſeiner ſchönen Taille (forme svelte), geſchmeidigen Gliedmaßen, lieblichem Farbengemiſch, und dem Schleim, der ſeine Reize erhöht, ein rechtes Wohlgefallen gefunden." So wie alles da ſteht, klingt es unſern Ohren faſt wie eine Satire auf das arme Thier; unſer Verfaſſer konnte hingegen auf den Franzöſiſchen Nationalgeſchmack Rechnung machen, und es geht noch einige Quartſeiten in dieſem empfindſamen Tone fort. So viel iſt indeſſen richtig, daß die Fröſche mit ſchärfern Sinnen, als die übrigen eyerlegenden Quadrupeden, begabt ſind. Von den zwölf Froſchgattungen iſt keine einzige neu, obgleich drey nicht im Linneiſchen Syſtem befindliche aus dem Seba und Laurenti entlehnt ſind. Das Geſchlecht der Laubfröſche erſcheint hier mit ſieben Gattungen, die ebenfalls ſämmtlich im Laurenti vorkommen; und von den vierzehn Kröten gilt ein gleiches. Das Gegenſtück zum Froſch iſt, wie man leicht vorausſehen konnte, die gemeine Kröte, an der alles, bis auf ihren Namen, des Verfaſſers Abſcheu erregt; man ſey in der Verſuchung, ſie für das zufällige Produkt der Näſſe und Fäulniß zu halten, und begreife nicht, wie Mutter Natur ſich bis zu einer ſo ſcheußlichen Geſtalt habe vergeſſen können; alle ihre Theile ſeyen mißgeſchaffen, ihre Gliedmaßen disproportionirt; ſie habe Augen, und fliehe doch das Licht, nähre ſich von ſtinkenden oder giftigen Kräutern, auch von Inſekten, wie die ganz eigene

Bildung ihrer Zunge beweiſe, habe einen giftigen Athem (offenbar übertrieben), ſetze den härteſten Schlägen nur Trägheit der Materie, die Hartnäckigkeit eines ſtockdummen Thiers, und einen ſtinkenden Saft entgegen, u. ſ. f. Hier, und bey einigen ähnlichen Gelegenheiten, fühlt man, daß Hr. de la Cepede über dem Beſtreben, ein höchſt vortreffliches Muſter zu erreichen, auf einen, in ſolchen Fällen ſehr gewöhnlichen, Abweg gerathen iſt. Außer der bucklichten Kröte (R. gibbosa Linn.) iſt keine andere Gattung dieſes Geſchlechts abgebildet, vielleicht um uns den Anblick ſolcher häßlichen Geſchöpfe zu erſparen. Allein auch unter den Laubfröſchen iſt nur die rothe Art, mit deren Blut man in Braſilien die Papageyen beſchmiert, damit ſie rothe Federn bekommen, einer Abbildung gewürdigt worden; und nach dem Verſuch des Künſtlers, den Brillfroſch (R. ocellata) und den kleinen Glockenfroſch (R. bombina) darzuſtellen, ſcheint es faſt, daß ſeine Portraite von den ſchönſten der Sumpfbewohner neben den Wortgemälden des Verfaſſers nicht viel Ehre eingelegt hätten, und deshalb unterblieben ſind. Die Bipeden, welche dieſem Bande beygefügt ſind, machen den Uebergang zu den Schlangen. Indeſſen hält der Verfaſſer Linné's Anguis bipes für eine wirkliche Schlange, an welcher Linné aus Verſehen die Zeugungstheile für Füße angeſehen habe; und die Siren lacertina mit Recht für eine Larve. Das erſte ächt zweyfüßige Reptil, welches hier beſchrieben und abgebildet wird, kommt aus Mexiko, hat ſeine Füße dicht unter dem Halſe, und iſt geringelt, wie die Amphisbänen, weswegen es auch den Namen le Cannelé erhalten hat. Das zweyte iſt die L. apoda des Hrn. Pallas, welche hier unter ihrem Ruſſiſchen Namen Scheltopuſik erſcheint. Eine alphabetiſche Synonymentafel und ein Sachenregiſter ſind am Ende des Werks befindlich.

19) An account of the Pelew islands, situated in western part of the pacific Ocean, composed from the journals and communications of Captain Henry Wilson etc. by George Keate, Esq. F. R. S. gr. 4. London. St. 197. S. 1971.

Das Oſtindiſche Poſtſchiff Antelope litt auf dem Rückwege von Macao nach England Schiffbruch an den bisher noch wenig mehr, als dem Namen nach bekannten Pelew- (Paleu- oder Paloe-) Inſeln im ſtillen Meer, wenige Tagereiſen ſüd-oſtwärts von den Philippinen. Die Einwohner begegneten den Verunglückten mit allen erdenklichen Freundſchaftsbezeigungen, unterſtützten ſie in ihrem Vorhaben, ein neues Fahrzeug aus den Trümmern des geſcheiterten Schiffes zu bauen, und der König von einer dieſer Inſeln gab ihnen ſeinen eigenen jüngern Sohn mit, um ihn in England in den von ihm bewunderten Kenntniſſen und

Künſten der Europäer unterrichten zu laſſen. Sie erreichten glücklich wieder Macao, kamen auf verſchiedenen Schiffen der Oſtindiſchen Compagnie nach England zurück, verloren aber hier den armen Pelewaniſchen Prinzen an den Blattern. Hr. Keate, der in der litterariſchen Welt durch ſeine empfindſamen Reiſen bekannt iſt, übernahm das Geſchäft, aus den Tagebüchern und den mündlichen Nachrichten, die ihm Capitain Wilſon und einige Officiere mittheilten, eine umſtändliche Erzählung von den Begebenheiten dieſer unglücklichen Schiffsgeſellſchaft, und darin zugleich alles, was man von den Sitten und der Lebensweiſe jener von der ganzen übrigen Welt abgeſonderten kleinen Völkerſchaft beobachtet hatte, dem Publicum vorzulegen. Eine geographiſche Nachricht von der Inſelgruppe der **Pelews** darf man hier nicht erwarten, indem der Schiffbruch auf einem Korallenriefe die erſte Bekanntſchaft mit ihnen veranlaßte, mithin die Möglichkeit, geographiſche Beobachtungen anzuſtellen, gleich anfänglich abgeſchnitten ward. Selbſt die Nachrichten von der phyſiſchen Beſchaffenheit derjenigen Inſel, auf welche ſich die Verunglückten retteten und wo ſie ein neues Schiff erbauten, und jener, welche ſie gelegentlich beſuchten, ſind äußerſt dürſtig, und laſſen uns in Zweifel, zu welcher Claſſe von Inſeln wir ſie zählen ſollen, zu den hohen gebirgigen, oder zu den bloß aus Korall entſtandenen. Von den dortigen Naturprodukten überhaupt, den Gewächſen, Thieren und Mineralien etwas Beſtimmtes wiſſen zu wollen, hieße von Leuten, die Theils dieſe Gegenſtände nie ſtudiert hatten, Theils auch mit den Mitteln zu ihrer Rettung und Rückkehr ins Vaterland zu ſehr beſchäftigt waren, zu viel fordern. Hingegen beſchenken ſie uns mit dem äußerſt intereſſanten Detail ihres Umgangs mit dem gutmüthigſten Völkchen, das wohl je, die Otaheitier nicht ausgenommen, in einem Erdenpünktchen, wie dieſes, ſich bildete. Man erſtaunt, und überläßt ſich einem heitern, mit der Menſchheit ausſöhnenden, Gefühl, wenn man lieſt, wie mächtig hier die Güte des Herzens, und die unverfälſchte Menſchenliebe aus einem rohen Volke ſprechen; welche Fortſchritte dieſe Menſchen ganz für ſich, und von allen andern abgeſondert, in der Anerkennung der allgemeinen Naturrechte gemacht haben; wie zweckmäßig und ſittlich ihre Einrichtung und Verfaſſung, wie mild ihre Regierung, und wie ähnlich, bey aller anſcheinenden Verſchiedenheit, der Gang der Ideen unter den entfernteſten Völkern iſt und bleibe. — Die Gruppe der Inſeln, welche unter dem Namen Pelew begriffen wird, ſteht unter mehrern Königen, die unter einander Krieg führen, und dadurch einander beſtimmtere Begriffe vom Völkerrechte u. ſ. w. beybringen. In den Sitten findet ſich manches ſehr Uebereinſtimmende mit den übrigen Inſulanern des Südmeers; die Sprache hingegen weicht von allen ſüdländiſchen ſehr weſentlich ab. Die körperliche Bildung ſcheint, ſowohl nach der Beſchreibung, als nach den Kupfern zu urtheilen, mit der in den Freundſchaftsinſeln viel Aehnlichkeit zu haben; auch die dunkelbraune Farbe (copper colour) iſt dieſelbe, ohne einige Einmiſchung von Schwarzem. Merkwürdig iſt es, daß die Mannsperſonen ganz und gar nackend gehen, ohne die allermindeſte Bedeckung, auch nicht einmal jene, welche die Sittlichkeit anderwärts fordert; und gleichwohl herrſcht dort, ſo viel man weiß, keine Ausſchweifung von der in den Societätsinſeln ſo gewöhnlichen Art, und die Engländer hatten keinen vertrauten Umgang mit dem andern Geſchlecht. Es giebt hier kein einziges vierfüßiges Thier, ausgenommen die große Fledermaus; und die Hauptnahrung der Eingebornen beſteht in Aronswurzeln. Für den Seemann und den Phyſiker iſt das Tagebuch in Rückſicht auf die Witterungsbeobachtungen wichtig, indem die Winde in den Sineſiſchen Meeren, und ſogar oſtwärts von den Philippinen, vom Julius bis December unbeſtändig, und öfters von heftigen Donnerwettern begleitet ſind, welche die Schiffahrt zu dieſer Jahrszeit gefährlich machen. Die Erzählung läßt ſich gut leſen, wenn man gleich hin und wieder wohl merkt, daß nicht der Augenzeuge, ſondern nur ſein Widerhall, ſpricht. Nur ſehr ſelten erlaubt ſich der Verfaſſer einige empfindſame Tiraden; und auch dieſe machen an der ſchicklichen Stelle keinen übeln Eindruck. Als ein Beytrag zur Anthropologie ſowohl, als zur politiſchen Völkerkunde, bleibt dieſes Werk jederzeit wichtig und unterhaltend, und verdient, auch unter uns bekannt zu werden. Die Kupfer ſtellen Portraits einiger Eingebornen (des Königs, einer von ſeinen Gemahlinnen und ſeines jüngſten Sohnes), Ausſichten von Gegenden, und Geräthſchaften vor. Unter andern iſt ein Knochen abgebildet, der als Armſpange am Handgelenke getragen wird, und das Abzeichen eines militäriſchen Ordens pour le mérite iſt.

Ebenfalls in London, bey Randall iſt erſchienen: The ſhipwreck of the Antelope Packet etc. by one of the unfortunate officers. gr. 8, welches aber augenſcheinlich ein Auszug aus dem vorhergehenden Werk, von der Hand irgend eines gewinnſüchtigen Einwohners von Grubſteet iſt, und nicht eine Sylbe enthält, welche nicht ſchon dort anzutreffen wäre. Die Franzöſiſche Ueberſetzung jenes größern Werkes, welche in Paris bey le Fay und Maradan mit allen Kupfern des Originals, ſowohl in Quart, als in zwey Octavbänden, erſchienen iſt, verdient als ein Beweis der Sorgloſigkeit, womit dergleichen Fabrikwaare verfertigt wird, eine Anführung und Rüge. So überſetzt man hier z. B. *stave* (ein Versabſchnitt) mit planchette; *half a* *leaguer* (ein halbes Leggerfaß), ein zur Hälfte ausgelaufenes Faß; *yams* (eine Art Wurzeln) an unzähligen Stellen mit jambons (Schinken). *Jolly boot*, die Jölle, der kleinſte Kahn, den ein Schiff zu führen pflegt, heißt hier oft le joli bateau, und zuweilen le charmant navire; und von dergleichen Stellen wimmelt es im ganzen Buche.

Jahrgang 1789.

1) **Bernh. Mich. Peters beſonders merkwürdige Reiſe von Amſterdam nach Surinam, und von da zurück nach Bremen, in den Jahren 1783 u. 84. Bremen. 8.**
St. 14. S. 144.

2) **Lettres sur l'Italie en 1785. gr. 8. 2 Voll. A Rome (Paris.)** St. 23. S. 225.

Dieſes Werk gehört nicht in die Claſſe von Reiſebeſchreibungen, wozu man die Materialien Theils vor der Abreiſe, Theils nach zurückgelegtem Wege, aus Chroniken, Topographieen, getreuen Wegweiſern, Verzeichniſſen von Sehenswürdigkeiten, Staats- und Adreßkalendern, landesherrlichen und Magiſtrats-Verordnungen, Tauf- und Sterbeliſten, Anſchlagszetteln und ähnlichen Quellen ſorgfältig zuſammengetragen hat. Nirgends zählt der Verfaſſer die Straßen und Häuſer, geſchweige die Lampen, in den Städten; von keiner Gemähldeſammlung und keinem Naturaliencabinet liefert er das Verzeichniß; von keinem Pallaſt bemerkt er, ob die Front nach Morgen oder Abend ſieht; von keinem Bau, wie viel er gekoſtet hat. In ſeinem ganzen Werke findet man keine Klage über die Poſtillione, keine Bemerkung über die Wege und Wirthshäuſer, keinen Küchenzettel, keine Vocabularien von Provinzialwörtern; und man hofft vergebens, daß er erzählen ſollte, wo er jedesmal zu Mittag und Abend geſpeiſt, wie viele berühmte Männer er den Tag über in Augenſchein genommen habe, zu welcher Stunde er aufgeſtanden und zu Bette gegangen ſey. Man erfährt durch ihn ſchlechterdings nicht, wie die Senatoren in Genua und Lucca, die Dicaſterianten in Florenz, die Cardinäle in Rom, und die Tribunalsräthe in Neapel alle heißen, oder auch nur, wie viel ihrer ſind; nennt er doch nicht einmal den Premierminiſter des Fürſten von Monaco! Ohne Ruckſicht auf die Hülfsmittel, welche die Litteratur ihm darbot, ohne den **de la Lande** und **Volkmann** zu durchblättern, ohne auch nur alles, Bedeutende oder Unbedeutende, was ihm während der Reiſe widerfuhr, und was ſich ſeinen Augen darſtellte, haarklein aufzuzeichnen, ſchien alſo der Verfaſſer bloß dasjenige, was ihm merkwürdig war, was ſein Herz und ſeinen Verſtand intereſſirte, und auch alsdann vielmehr das Verhältniß ſeiner Seelenkräfte zu den Dingen, als die Dinge ſelbſt, ſchildern zu wollen. Bedenkt man, daß dieſes letztre im eigentlichen Verſtande unmöglich iſt, ſo dürfte es in der That ſchwer zu entſcheiden ſeyn, ob man einen Gegenſtand vollſtändiger und zweckmäßiger kennen lernt, wenn man die Reaction, die er im Gemüthe des Beobachters zuwege bringt, oder wenn man lediglich ſeine Wirkung auf die Sinne erfährt? Je nachdem die genauern Beſtimmungen ausfallen, wird in verſchiedenen Fällen bald dieſe, bald jene Art der Belehrung den Vorzug haben, und wir ſind weit von der Forderung entfernt, daß alle Schriftſteller in einem gewiſſen Fach, einem gemeinſchaftlichen Ideal nachſtreben ſollten; genug, wenn jeder in dem Gange, den er ſich wählte, eine gewiſſe Vollkommenheit von eigenthümlicher Art erreicht. Dieſes Verdienſt wird man dem Verfaſſer der vor uns liegenden Briefe nicht abſprechen können. Seit langer Zeit wurden wir nicht ſo angenehm überraſcht. Wenige Reiſende ſind wohl mit einem ſo glühenden, und gleichwohl unendlich zarten, Sinn für die Schönheiten der Natur und Kunſt nach Italien gekommen, als dieſer Schriftſteller, der zugleich in ſolchem Grade Meiſter ſeiner Sprache iſt, daß er ſpielend alles aus ihr zu machen ſcheint, und oft mit ein paar Worten die Eindrücke, die er empfing, auch in Andern zu erwecken, oder, eigentlicher, die Bilder ſeiner Phantaſie mit Meiſterſtrichen zu crayonniren verſteht. Man weiß, daß dieſe Eigenſchaften einem Beobachter weſentlich zu Statten kommen, der ſich in jenes Feenland unſers Welttheils begiebt. Ob es ihm gleich gefallen hat, ſich zuweilen in den Schleyer der Singularität zu hüllen; ſo erkennt man doch, zumal an den politiſchen Bemerkungen, den philoſophiſchen Scharfblick und das richtige Gefühl, welches die verwickeltſten Materien zu vereinfachen und faßlich zu machen weiß. Die Geſetzgebung, die Sitten, die romantiſchen Landſchaften und, faſt noch mehr als alles, die Wunderwerke der bildenden Künſte, ziehen ſeine Aufmerkſamkeit an ſich. Bey dieſen letztern ſteigt ſein Gefühl bis zur Begeiſterung; und wer ſeine Darſtellung des incendio del borgo von Raphael lieſt, wird mit uns ſagen, daß noch niemand vor unſerm Verfaſſer in dem hohen Grade die Gabe beſaß, die Beſchreibung eines Gemäldes ſelbſt zum Gemälde zu machen. Vielleicht würdigt indeſſen der Kenner einige von dieſen Kunſtwerken tief hinab, die hier ſo lebhaft auf ein reitzbares Gefühl wirken konnten; allein es iſt noch die Frage, ob man nicht Raphaels Geiſt auch in ſeiner ſchlechteſten Manier erkennt, und ob ſich dasjenige, was mit dem Herzen eine ſo innige Verwandtſchaft hat, mit Zirkel und Winkelmaaß ausmeſſen läßt. Die Saite klingt nicht eher, als bis der verwandte Ton ſie durchbebt; und nun iſt es freylich nicht die Schuld des gefühlvollen Reiſenden, wenn nicht bey Jedem dieſe Saite gleich geſtimmt iſt. — Sein Weg geht über Avignon, Toulon, Nizza, Monaco, Genua, Lucca, Piſa und Florenz nach Rom; von hier nach Neapel, und gelegentlich nach Tivoli, Portici, Salerno, Päſtum, Pompeja und auf den Veſuv. Wir wollen unſern Leſern das Vergnügen ungetheilt laſſen, welches dieſe unterhaltenden Briefe gewähren, und weshalb ſie einer Ueberſetzung wohl werth ſind, wenn dieſe nur mit gehöriger Sorgfalt und Kenntniß beyder Sprachen veranſtaltet würde. Das einzige, was uns hier nicht an ſeiner rechten Stelle ſcheint, ſind einige nachgeahmte Elegieen des Tibull und Properz. Die beſcheidene Vorrede giebt übrigens den rechten Geſichtspunkt an, aus welchem man das ganze Werk beurtheilen muß. Die Briefe waren urſprünglich an die Familie des Verfaſſers, und an einige ſeiner Freunde gerichtet. Es war alſo nicht ſeine Abſicht, die Materie zu erſchöpfen; ſondern, indem er bloß vorübereilte, konnte er nur hier eine Blume, und dort eine Aehre abſtreifen. Ein ziemlich allgemeines Gerücht, für deſſen Zuverläſſigkeit wir uns doch nicht verbürgen, nennt den verſtorbenen Parlamentspräſidenten Dupaty als Verfaſſer dieſer Briefe. Den rechtſchaffenen Eiferer, der die Mängel der Franzöſiſchen Criminaljuſtiz aufdeckte, und die drey unſchuldig zum Rade Verdammten durch ſeine Beredtſamkeit und Standhaftigkeit rettete, mag man vielleicht am Styl erkannt haben, ſo ungleichartig auch die Gegenſtände ſind, die er hier behandelt.

3) Paul Erdmann Iſerts, Kön. Däniſchen Oberarztes, Reiſe nach Guinea u. den Caribäiſchen Inſeln in Columbien (Amerika). 8. Kopenhagen, 1788. St. 27. S. 265.

Bald werden ſich die Europäer, die ſich auf ihre Wiſſenſchaften und auf den Unternehmungsgeiſt, der ſie beſeelt, ſo viel zu gute thun, der Gleichgültigkeit, womit ſie bisher die Afrikaniſchen Küſten ſowohl, als das Innere dieſes Landes, vernachläſſigten, ein wenig ſchämen müſſen. In England iſt endlich eine Privatgeſellſchaft zuſammengetreten, welche die Erforſchung jenes Welttheiles zu befördern ſucht; allein dieſen Zweck vollſtändig zu erreichen, überſteigt vielleicht ihre Kräfte. Wann wird ein reicher Potentat nur Einmal für die Wiſſenſchaften thun, was ſo oft für nichtswürdige Günſtlinge geſchah? Kann denn, wo der Werth des Goldes nicht berechnet wird, und es nur aufs Wegwerfen ankommt, nicht ein glücklicher Wurf dem Menſchengeſchlechte zum Vortheil gereichen? und hat es ſogar kein Gewicht mehr, ob die Nachwelt Ehre oder Verachtung an die Namen der Regenten knüpft? — Jeder Beytrag zur Kenntniß des noch unerforſchten Afrika iſt uns mittlerweile willkommen, sollte er auch wenig mehr leiſten, als das Verlangen nach umſtändlichern, mehr umfaſſenden, Nachrichten ſtärker anzufachen, und uns recht anſchaulich zu zeigen, wie gar wenig wir noch von einem ſo großen, ſo merkwürdigen, und in unſerer gegenwärtigen politiſchen Lage ſo wichtigen, Erdtheile wiſſen. Herr J. hat wirklich etwas mehr gethan, und ſeine zwölf Briefe tragen nicht nur das Gepräge der Glaubwürdigkeit, ſondern verrathen auch gute naturhiſtoriſche Vorkenntniſſe und einen im Beobachten nicht ungeübten Verſtand. Zum erſtenmal hatten ſich die Dänen in die Streitigkeiten der Guineiſchen Strandbewohner gemiſcht, als der Verfaſſer zu Chriſtiansburg, dem Däniſchen Hauptcomtoir, ankam. Er mußte dieſen Feldzug mitmachen, und bekam dadurch Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten des Negerkrieges zu beſchreiben. Vom Rio Volta und dem Handel daſelbſt, giebt der ſechſte Brief eine ziemlich umſtändliche Beſchreibung. Auch hat der Verfaſſer eine Excurſion bis nach Fida (Whidaw der Engländer, und Juda der Franzoſen), und eine zweyte landeinwärts in die Gebirgsgegend Aquapim gemacht, welche beyde, zumal die letztere, Stoff zu intereſſanten Bemerkungen geben. Von den Akraern, oder derjenigen Negernation, welche zunächſt um Chriſtiansburg wohnt, findet man ziemlich umſtändliche Nachrichten, ſo wie auch von der Lebensart der Europäer in jenen Gegenden, die nur den Unmäßigen gefährlich ſind. Auf der Fahrt von Guinea nach der Inſel St. Croix wäre der Verfaſſer bald ermordet worden. Einige Neger am Bord des Schiffes rebellirten; er fiel in ihre Hände, und ſie hatten ihm ſchon einen fürchterlichen Schnitt mit einem Scheermeſſer verſetzt, als ſie mit dem Schießgewehr angegriffen wurden und ſich in Verzweiflung über Bord ſtürzten. Die beyden letzten Briefe beſchreiben die Däniſchen Beſitzungen in Weſtindien, ingleichen die Krabbeninſel, St. Euſtathius, Guadeloupe und Martinique. Durchgehends ſtößt man auf neue, oder wenigſtens in ihrem Zuſammenhang intereſſante, Fakta, welche ſowohl dem philoſophiſchen Menſchenforſcher, als dem Naturkundiger, Arzt und Politiker, wichtig ſind. In der Vorrede verſpricht Hr. J. Beſchreibungen von 200 neuen Pflanzengattungen, die er in Guinea geſammelt hat. — Wir können uns nicht entbrechen, ein und anderes auszuzeichnen. Alle Neger am Strande bedienen ſich keiner andern Waffen, als der Feuergewehre, die ſie durch den Sklavenhandel von den Europäern erhalten. Sogar die tiefer im Lande wohnenden Völkerſchaften fangen an, dieſe Gewehre von ihren Nachbarn zu erhandeln. Ein Mannsſklav gilt 160, und eine Sklavinn 128 rthlr., wenn ſie ohne Gebrechen ſind. Für einen fehlenden Zahn gehen ſchon zwey Thaler ab. Der Werth wird in mancherley Waaren bezahlt, worunter allemal Flinten und Schießpulver die Hauptartikel ſind; auf dieſe folgt der Branntewein, den ſie übermäßig gern trinken. Gold iſt jetzt ſehr ſelten, und die Neger wiſſen es auf mancherley Art zu verfälſchen. Elephantenzähne werden nach

Gewicht, Gröſse und Schönheit bezahlt. Wenn ein Zahn 30 Pf. ſchwer iſt, ſo gilt das Pfund dreymal ſo viel, als von einem Zahn unter 14 Pf. Bey Ajuga und Pottebra machen die Neger ſehr viel Bayſalz, welches dem Spaniſchen nichts nachgiebt und an alle ihre Nachbarn theuer verkauft wird. Das Gedächtniß der Neger iſt vortrefflich; (der Verfaſſer führt davon mehrere Beyſpiele an;) auch können ſie den Werth der Waaren, den ſie für ihre Sklaven fordern, ſehr fertig berechnen, und überhaupt fehlt es ihnen nicht an Geiſteskräften. Lathe, ein reicher Neger, verſteht Engliſch, Portugieſiſch und Däniſch. Um ſeine weitläuftigen Geſchäfte zweckmäßiger betreiben zu können, läßt er einen Sohn in England, und einen andern in Portugal, im Schreiben und Rechnen unterweiſen. Wenn man ihn beſucht, wird man völlig Europäiſch bewirthet. Die Neger haben eine außerordentliche Zärtlichkeit zu ihren Kindern; und Hr. J. führt auch Beyſpiele von kindlicher Liebe an, die wir ſonſt gewohnt ſind, unſerm weißen Geſchlechte ausſchließend vorzubehalten. Er behauptet auch, es ſey erdichtet, daß die Negerweiber ihre Männer allein ernähren; dieſes Vorurtheil entſpringe daher, daß die erſten Bedürfniſſe des Lebens in dem glücklichen Himmelsſtriche (bezaubernd ſüßes Klima, nennt es der Verfaſſer) leicht gewonnen werden und wenig Arbeit koſten, hingegen die häuslichen Beſchäftigungen der Weiber ununterbrochen fortgehen. Pflanzen, Bauen, Weben, Handlungsgeſchäfte verrichten die Männer. Die Berg-Neger ſind weniger verderbt, als die am Strande wohnenden, tragen Bärte, und ſind ſchwärzer. Ihre Gaſtfreundſchaft ſchildert der Verfaſſer ſehr rührend, und die Gebirgsluft hält er für ſehr geſund. Unter den Bemerkungen, welche die Naturhiſtorie betreffen, iſt beſonders merkwürdig, daß man an einigen Orten die Pistia Stratiotes Linn. in großen Töpfen voll Waſſer rechter Hand an der Hausthür unterhält. Der Verfaſſer zeigt, daß dadurch die Verdünſtung des Waſſers dergeſtalt befördert wird, daß ein Gefäß voll Waſſer, welches ohne die Pflanze nur 2 Quentchen in 24 Stunden verlor, mit ihr in eben derſelben Zeit anderthalb Unzen verrauchen ließ. Einen groben Irrthum nennt es der Verfaſſer, wenn man vorgiebt, die Vögel ſängen in heißen Zonen nicht. Die Guineiſche Nachtigall ſingt das ganze Jahr hindurch ſo ſchön, wie die unſrige ein paar Monathe lang. Mit den Blättern einer Bignonia, und den Wurzeln einer Tabernae montanae färben die Neger ein überaus dauerhaftes Schönblau auf Baumwolle. In Fida ſah der Verfaſſer hochgelbe Baumwolle, die auf Dahomet wachſen ſoll, deren Ausfuhr bey Lebensſtrafe verboten iſt, weil ſie zum Gebrauche des Königs allein beſtimmt iſt. Lazurſtein und Hyacinth werden zuweilen dort gefunden. Der wohlriechende

Talg eines unbekannten Baums, und der Biſam der Zibethkatze, die zu dem Ende in den meiſten Häuſern unterhalten wird, gehören zur Toilette der Negerinnen. Das Gebirge, eine Tagereiſe weit von Chriſtiansburg, beſteht aus grobkörnigem Granit, Gneus, und ſelten auch Fettquarz. Auch fand Hr. J. trockenen Quarz und Schiefer. Ueberhaupt ſcheint die Natur daſelbſt ein ganz anderes Anſehen zu gewinnen, und die Wälder enthalten eine Menge neuer Pflanzengattungen für den Botaniker.

4) Memoir of a map of the countries comprehended between the Black Sea and the Caspian, with an account of the Caucasian nations, and vocabularies of their languages. 4. London.
St. 111. S. 1115.

5) A narrative of the Expedition to Botanybay. By Watkin Tench. 8. London.
St. 117. S. 1169.

6) A journey through the Crimea to Constantinople in a series of lettres from the Right Hon. Eliſabeth Lady Craven to His Serene Highneſs the Marcgrave of Brandebourgh Anſpach Bareith. Written in the year 1785. 4. London.
St. 119. S. 1193.

7) Reiſe durch einige der mittlern und ſüdlichen vereinigten nordamerikaniſchen Staaten nach Oſtflorida und den Bahamainſeln, in

den Jahren 1783 und 1784. Von J. D. Schöpf. gr. 8. Zwey Bände. Erlangen, 1788. St. 120. S. 1201.

Gute Reiſebeſchreibungen werden immer, ſo lange die Erde nicht ganz; und in allen ihren Theilen bis auf die geringſten Details erforſcht iſt, die wichtigſten Geſchenke bleiben, womit ein Schriftſteller, der ſelbſt geſehen hat, das Publicum bereichern kann. Ein beſonderes Glück iſt es aber, wenn Reiſende mit geſunden Sinnen, richtigem Gefühl, geübter Beurtheilung, reger Aufmerkſamkeit, und wiſſenſchaftlicher Ausbildung, zu Beobachtern gleichſam ausgerüſtet, von dem gemeinnützigen Triebe beſeelt werden, ihre reifen Bemerkungen über wenig bekannte Länder der Welt mitzutheilen. Erſt wenn man das Alte und Bekannte richtig gefaßt und in ſeinem weiteſten Umfange durchdacht, geordnet und verbunden hat, wird das Neue fruchtbar, indem es ſich ſogleich in mancherley Verhältniſſen an jenes anſchließt. Mit der Genauigkeit, die den Nachrichten des ſeligen **Kalm** einen ſo ausgezeichneten Werth giebt, verbindet der Verfaſſer des vor uns liegenden Werkes, Hr. Hofrath und Leibarzt Schöpf, die Gabe der Beobachtung und Auswahl, ausgebreitete Kenntniß der Natur, und lebhaftes Intereſſe an allem, was Menſchen wichtig ſeyn kann. Unſere Anzeigen ſeiner in den Jahren 1783 und 1784 unternommenen

Reiſen durch einige der mittlern und ſüdlichen vereinigten nordamerikaniſchen Staaten nach Oſtflorida und den Bahama-Inſeln iſt länger zurück geblieben als wir wünſchten. Nirgends fanden wir Nordamerika getreuer, umſtändlicher und ſorgfältiger geſchildert, als in dieſem ſchätzbaren Tagebuche, bey deſſen Reichthum an Sachkenntniſſen man den redneriſchen Aufputz gern entbehrt, und den einfachen, aber reinen, deutlichen Erzählungston am angemeſſenſten findet. Sobald der Waffenſtillſtand zwiſchen England und den Colonieen geſchloſſen war, trat der Verfaſſer ſeine Reiſe an, nachdem er beynahe ſieben Jahre in verſchiedenen Brittiſchen Garniſonen an der Küſte zugebracht hatte. Die mineralogiſchen Bemerkungen, welche einen anſehnlichen Theil dieſer Reiſebeſchreibung ausmachen, können wir hier füglich übergehen, da es größtentheils die Data ſind, nach welchen Hr. S. ſein früheres Werk, die Beyträge zur mineralogiſchen Kenntniß des öſtlichen Theils von Nordamerika und ſeiner Gebirge, (G. A. 1788. S. 414) entworfen hat. In Jerſey werden bereits an verſchiedenen Orten Eiſen- und Kupfergruben bearbeitet, allein, wie es ſcheint, ohne gehörige bergmänniſche Einſicht, und bey dem Mangel an Arbeitern nicht mit Vortheil, hingegen zum großen Nachtheil der Waldungen, welche man überhaupt in jenem Welttheile zu ſehr vernachläſſigt. In dem Bezirke Wyoming, in der nordweſtlichen Gegend von Penſylvanien, findet man wieder Erze in dem ſogenannten blauen Gebirge oder Kittatiney. Auch macht man daſelbſt, und am Potowmackfluß in Virginien, ſehr guten Salpeter aus einer in großen Höhlen des Gebirges befindlichen ergiebigen Salpetererde, Theils mit, Theils ohne Zuſatz von Aſchenlauge. In Virginien benutzte man während des Krieges ſogar eine Art Taback, die in niedrigen Gegenden wächſt, auf Salpeter. Zwey Pfund der gröbern, ſonſt unbrauchbaren, Stengel gaben eine Unze guter Salpeterkryſtallen. In Penſylvanien hat Berkscounty allein fünf Eiſenhämmer und fünf hohe Oefen. Ein mächtiges Kohlenbett unter weichem Schiefer, und dieſer wieder unter Sandſtein, deſſen Lage viele Klafter tief iſt, findet man in der Gegend von Pittsburg; Kohlen ſind überall in den weſtlichen Hügeln und Thälern am Ohio in Menge vorhanden. Dort iſt auch Bley, Eiſen und Kupfer in den Gebirgen, und die ſogenannten Saltlicks in Kentucky werden bereits zur Salzſiederey benutzt. Die Kalkgebirge, welche ſich in Penſylvanien, Maryland, Virginien u. ſ. f. ſo weit erſtrecken, enthalten an vielen Orten gute Marmorlagen. In der Virginiſchen Grafſchaft Auguſta am Alleghanygebirge giebt es viele warme und kalte mineraliſche Quellen, und man findet dort ſchöne Bergkryſtallen, Amethyſte u. ſ. w; zwiſchen York und Williamsburg im angeſchwemmten Sand und Letten eine ungeheure Muſchelbank unter einem 30 Fuß tiefen Sandbettte, welches keine einzige Muſchel enthält. Mehrere Muſchelbänke ſieht man bis nach Jamestown, und gegen Wilmington zu. — Dadurch, daß Hr. Sch. einen Weg wählte, der zwar mit größern Beſchwerlichkeiten verknüpft war, dagegen aber in das Innere des Staats von Penſylvanien führte, iſt ſeine Reiſe gemeinnütziger geworden, und umfaßt einen größern Reichthum von neuen Gegenſtänden. Wyoming und Pittsburg ſind die weſtlichſten Punkte ſeiner inländiſchen Excurſion. Von der neuen Colonie Kentucky am Ohio, wohin er ſelbſt nicht vorgedrungen iſt, liefert er jedoch zuverläſſige Nachrichten. Durch Virginien und Carolina hielt er ſich mehr an der Küſte, und zog durch die Handelsplätze an den großen Flüſſen Potowmack, York, James, Roanoake, Padkin, Santee u. ſ. w. Von Charleston (ehemals Charlestown), der Hauptſtadt von Süd-Karolina, ging er zu Schiffe nach St. Auguſtin in Oſtflorida, von da nach Providence und einigen andern Bahama-Inſeln, und ſodann über den Ocean nach England zurück. Von der Verfaſſung eines jeden Staates, welchen er auf ſeiner Reiſe berührte, liefert er einen befriedigenden Abriß; und die Hauptſtädte, Philadelphia, Baltimore, Annapolis, Lancaſter, Richmon , Petersburgh, Williamsburgh, Wilmington, Charleston, St. Auguſtin, Naſſau u. ſ. w. beſchreibt er ausführlich oder ſummariſch,

mariſch, nach ihrer verſchiedenen Wichtigkeit. Das Bild der Sitten, der Lebensart, der Geſinnungen, des Anbaues, des Handels, der Geiſteskultur, der mannigfaltigen religiöſen Verirrungen des Verſtandes, wovon es in jenen freyen Wäldern wimmelt, erhält faſt auf jeder Seite charakteriſtiſche Pinſelſtriche. Auf die Botanik und Zoologie, wie auf die phyſiſche Geſchichte der Erde und des Menſchen, richtet er überall ſein Augenmerk. Nordamerika erſcheint in ſeinen Berichten bey weitem nicht als das reitzende, wunderſchöne Land, wozu es Andere gern erheben wollten. Die ganze Gegend dieſſeits der Gebirge iſt theils ſchlechter, theils mittelmäßiger Boden; erſt jenſeits der Alleghany-Kette findet man die fetten, reichen Gefilde, welche ſich gegen den Ohio hin erſtrecken, und deren vegetabiliſche Produkte mannigfaltiger und von kräftigerm Wuchſe ſind, und woſelbſt auch die thieriſche Schöpfung an Gattungen und Individuen zahlreicher iſt. Hier, in den entlegenſten, von allem Verkehr mit der Seeküſte abgeſchnittenen, Anſiedelungen erblickt man den geſitteten Menſchen auf dem Rückwege in einen rohern, einfachern Zuſtand, wie er ſich dem einheimiſchen Wilden in eingeſchränkter Sorge für das thieriſche Bedürfniß, in Gleichgültigkeit, Indolenz, zugleich aber auch in glucklicher Entfernung von manchen conventionellen Vorurtheilen, wieder nähert. Trägheit iſt auch der auszeichnendſte Charakterzug der meiſten Coloniſten in Penſylvanien und Virginien; mit dem Unterſchiede, daß die Einwohner des letztern Staates, unter einem wohlthätigern Himmelsſtrich, und bey ungleich einträglichern Handelsprodukten, vor ihren nördlichern Nachbarn ſowohl körperliche als geiſtige Vorzüge voraus zu haben ſcheinen. Sie ſind meiſtens wohlgebildet, und haben vielen Mutterwitz; ihr Luxus iſt aber auch ſehr hoch geſtiegen. Die höchſte Cultur und die gröſte Ueppigkeit herrſchen in Charleston, deſſen begüterte Einwohner ihre Kinder gewöhnlich in Europa erziehen laſſen. Je weiter man nordwärts kommt, deſto weniger hat man ſich der Urbanität der Sitten zu erfreuen.

8) A dissertation on the manners, government and spirit of Africa, to which is added observations on the present application to parliament for aboliſhing negro - slavery in the British Westindies. By S. Hollingsworth. 4. Edinbourgh. 1788. St. 121. St. 1209.

Eine Menge Gemeinplätze in hochtrabender, unrichtiger Sprache, und eine ſchale Deklamation gegen die Mahomedaniſche Religion, fanden wir anſtatt der auf dem Titel verſprochenen Abhandlung über Afrika. Das Thema war reichhaltig; wie hätte man es nicht, in England zumal, aus Reiſebeſchreibungen, Privatnachrichten und eigener Beobachtung (der Verfaſſer nennt ſich einen Augenzeugen) bearbeiten können! Allein des Verfaſſers Abſicht war wohl nur, ſeinen Bemerkungen über die Abſchaffung des Sklavenhandels einen flüchtigen Aufſatz zur Einleitung voranzuſchicken. Der im Engliſchen Volk und in ſeinem Parlament erwachte Eifer gegen den Negerhandel veranlaßte dieſe und manche andre Schrift über einen ſo wichtigen Gegenſtand der Berathſchlagung. Der Verfaſſer iſt hier mehr in ſeinem Elemente. Er beſchreibt die Anſiedlung des Brittiſchen Weſtindiens, und den erſten Anbau der Inſeln durch die Bucaniers. Sodann kommt er auf den Zuſtand der Sklaven, und thut Vorſchläge, wie dem Uebel abgeholfen werden könne. Zuerſt will er, daß jedes Schiff, welches im Sklavenhandel gebraucht wird, eine Abgabe zahlen ſoll, welche ſich von Jahr zu Jahr verdoppelt. Z. B. im Jahr 1790 zahlt ein Schiff unter dreyhundert Tonnen 100 Pf. Sterl., das Jahr darauf 200 Pf. Sterl. u. ſ. f. Desgleichen ſoll für jeden in Weſtindien verkauften Sklaven ein Zoll erhoben werden, der ſich ebenfalls von Jahr zu Jahr verdoppelt, und dieſes in der Abſicht, die Einfuhr der Sklaven einzuſchränken und endlich ganz aufhören zu laſſen, indem man den Gutsbeſitzern Zeit läßt, theils durch beſſere Behandlung ihrer Sklaven, theils auf eine andre Art, den Anbau ihrer Plantagen ohne jene Einfuhr zu beſtreiten. (An einer andern Stelle ſagt er indeſſen ſelbſt, daß die Produkte der Weſtindiſchen Inſeln bereits mit Abgaben auf das Aeuſerſte belegt ſind; wie wird es möglich ſeyn, dieſe Produkte künftig in einem Preiſe zu liefern, der die auswärtige Concurrenz verträgt, wenn die Negertaxe und die Schiffstaxe noch hinzu kommen?) Der zweyte Vorſchlag iſt plauſibel: Der Verfaſſer räth, anſtatt der Hacke und der Neger, den Pflug und die Pferdezucht auf jenen Inſeln einzuführen, und macht es ziemlich wahrſcheinlich, daß Trägheit und Gleichgültigkeit bis jetzt an der Vernachläſſigung dieſer Methode, den Acker zu beſtellen, Schuld ſind. Endlich verlangt er drittens, daß nach dem Beyſpiel der abgeſchafften Knechtſchaft der Kohlengräber in Schottland, welche erſt 1776 bewirkt wurde, und nach dem Vorgange der Amerikaniſchen Staaten, welche ihren Negern die Freyheit ertheilt haben, in Weſtindien die Neger, zwar nicht auf einmal, ſondern nach und nach, und, wie er es anderwärts näher beſtimmt, jährlich der zwanzigſte oder der vierzigſte Mann, freygegeben werden ſollten.

Einen ganz andern Geſichtspunkt giebt das in London gedruckte Büchlein

9) Memoirs of the reign of Boſsa Ahadee, king of Dahomy etc. to which are added the author's journey to Abomey, and a ſhort account of the African Slave-trade. By Robert Norris. London. gr. 8.

Ebend. S. 1211.

Dieſer Schriftſteller ſpricht in einem ſehr hoben Tone von der Unverletzbarkeit des Eigenthums und von den Parlamentsakten unter Wilhelms des Dritten und Georgs des Zweyten Regierung, welche mit ausdrücklichen Worten den Afrikaniſchen Handel als vortheilhaft für Großbritannien und den Weſtindiſchen Inſeln unentbehrlich, bezeichnen. Er beruft ſich darauf, daß der Erzbiſchof von Canterbury, der Biſchof von London und viele andere Gottesgelehrten, aus denen die Geſellſchaft zur Verbreitung des Chriſtenthums beſteht, ſeit einem Jahrhundert ohne Gewiſſensbiſſe von ihren Weſtindiſchen Negerſklaven ihre Einkünfte ziehen, und ſie zum Nutzen und Frommen des Evangeliums verwenden. Er berechnet, daß jährlich drey Millionen Pf. Sterling an Brittiſchen Manufakturwaaren nach Afrika und Weſtindien gehen, und gegen fünf Millionen Pf. Sterling jährlich an Produkten des Negerfleißes in Weſtindien nach England zurückkehren; daß fünfzehntauſend Matroſen mit dieſem Handel beſchäftigt ſind; daß die Aufhebung des Sklavenhandels jene Ausfuhr vernichten, folglich die Staatseinkünfte um anderthalb Mill. Pf. Sterl. vermindern, und die Weſtindier außer Stand ſetzen würde, ihre ungeheuren Schulden an die Engliſchen Kaufleute zu bezahlen, u. ſ. f. Er läugnet, daß die Mortalität, ſowohl unter den Matroſen, als unter den Negern, auf den Schiffen ſo groß ſey, als man ſie angegeben; verſichert, die Neger würden auf den Schiffen gut behandelt und genöſſen geſunde Speiſen; man wiſſe nur Ein Beyſpiel in vierzig Jahren, daß die Sklavenhändler einen Neger unrechtmäßiger Weiſe fortgeſchleppt hätten; ſie erhandelten ſie ja um Geld oder Geldeswerth, (alſo mehr fordert die Gewiſſenhaftigkeit des Verfaſſers nicht!) retteten ihnen dadurch das Leben, und entriſſen ſie den Qualen, die man in Guinea an ihnen ausübte; die Europäer thäten alles, um die Negerkriege, die ihrem Handel nur Nachtheil brächten, zu verhüten, und die Gutsbeſitzer verſtänden ihren eigenen Vortheil hinlänglich, um ihre Sklaven gut zu halten. Dieſe hätten alles voll auf, verkauften noch von ihrem Ueberfluß, wären ſogar mit ſchönen Kleidern und Meubles beſſer verſehen, als man wohl glauben möchte; die Kranken würden verpflegt, die Alten von der Arbeit befreyet; kurz, wie man es bey ihm lieſt, wäre der Zuſtand mancher Europäiſchen Bauern beklagenswerther, als der Zuſtand des Weſtindiſchen Negers; nur ſeine eigene Faulheit oder Bosheit ſey dort, wie überall, die Quelle der Armuth und des Elendes. Es iſt in der That eine ſehr niederſchlagende Bemerkung, die aber in der Geſchichte der Menſchheit nur zu ſicher gegründet iſt, daß, ſo einleuchtend und unumſtößlich die Propoſitionen der allgemeinen Sittenlehre, des Naturrechts und der Menſchenliebe in theſi immer ſeyn mögen, ihre Ausübung dennoch ſehr oft mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft iſt, und man bey dem unendlich Kleinen, was in der Welt Gutes geſchieht, unwillkührlich auf den Gedanken zurück kommen muß, daß die Zwecke der Natur, die ſich aus ſo beſtimmten Intenſionen und Verhältniſſen unſerer Geiſteskräfte unter einander folgern laſſen, wichtiger ſeyn müſſen, als ſelbſt die Erhaltung jenes Gleichgewichts, welches nach Anleitung unſerer Theorie zwiſchen den Rechten aller einzelnen Menſchen Statt finden ſollte. Je umfaſſender unſre Erkenntniß wird, deſto mehr ſcheint alles uns von dem Vorhaben abzuſchrecken, dem langſamen Gange der Natur voraneilen zu wollen, indem das Gute, welches auf einer Seite durch Neuerungen bewirkt werden kann, von der andern nur gar zu leicht zerrüttende Folgen nach ſich zieht. Die Abſchaffung des Negerhandels und die Freyſprechung der Sklaven in Weſtindien, welche den Gefühlen der Menſchlichkeit, den Vorſchriften einer milden, liebeathmenden, Religion, und ſogar den Grundſätzen eines weiſern Eigennutzes ſo angemeſſen ſcheinen, ſind gleichwohl ſo gefährliche Unternehmungen, daß vielleicht die Wohlfahrt Englands davon abhängt, und, wenn ſie plötzlich, ohne Einſchränkung, wie es die Theorie und neulich ſogar ein Parlamentsglied im Anfall der meraliſch-politiſchen Schwärmerey verlangte, ins Werk geſtellt würden, der blühendſte Staat einen tödtlichen Stoß davon tragen könnte, ohne daß die Glück ſeligkeit der Freygelaſſenen ſelbſt dabey gewönne. Der Geſchäftsmann iſt daher nicht bloß zu entſchuldigen, ſondern vielleicht vor andern ehrwürdig, wenn er auf ſeinem hohen überſchauenden Standpunkte, über alles einſeitige Gewäſch der Theoretiker hinweg, ruhig zuſieht, wie ſich das große Rad des Schickſals wälzt, und Bedenken trägt, vermeſſen hineingreifen zu wollen! Die Geſchichte des Königreichs Dahomy in Guinea ſetzt Hr. N. gut aus einander, und ſein Werk iſt gleichſam als Fortſetzung von Snellgrave und Atkins anzuſehen, deren Fehler er hin und wieder verbeſſert. Sowohl der Eroberer, welcher dieſes Königreich ſeinen Nachbarn furchtbar machte, als ſeine Nachfolger, begehen die unerhörteſten Grauſamkeiten, und ſcheinen weder Geſetze zu fürchten, noch irgend ein Gefühl im Buſen zu tragen, welches die Stelle des Geſetzes verträte. Die Reiſe des Verfaſſers von der Küſte, nach Abomey, der Reſidenz des Königs, enthält einige Bemerkungen über das Klima, die Sitten und die Lebensart in jenem Welttheil. Unter andern zeichnet ſich die Nachricht vom Harmattan aus, worin Hr. N. gegen Dr. Lind verſichert, daß die Luft dabey der Geſundheit äußerſt zuträglich ſey, wenn gleich das Gefühl der Austrocknung den Europäern, und das Gefühl der Kälte den Negern unangenehm ſeyn müſſe. Eine Auflöſung des Weinſteinſalzes in Waſſer wurde, bey Nacht ſogar, während des Harmattans in wenigen Stunden völlig trocken. Die Atmoſphäre iſt dabey mit einem Nebel oder Höherauch belaſtet, durch den man kaum die größern Sterne, und die Sonne erſt gegen Mittag, roth und ohne Strahlen, ſieht. Alle Epidemieen hören auf, ſobald dieſer Wind wehet; ſelbſt Kranke, mit Blattern, Ruhr, hitzigen und Wechſelfiebern Behaftete, werden ſchnell geſund. Alte Geſchwüre und Ausſchläge heilen in kurzer Zeit mit Hülfe dieſes Windes.

10) Histoire du naufrage et de la captivité de Mr. de Brisson, Officier de l'administration des Colonies. 8. Genève et Paris. 1789. St. 125. S. 1251.

11) Aërostat dirigeable à la volonté, par Mr. le Baron Scott, Cap. de dragons etc. Paris. gr. 8. St. 143. S. 1439.

12) G. Forſters kleine Schriften. Erſter Theil. Leipzig. St. 144. S. 1441.

13) Voyage au pays de Bambouc, suivi d'observations interessantes sur les castes indiennes, sur la Hollande et sur l'Angleterre. Bruxelles et Paris. gr. 8. St. 146. St. 1463.

14) Voyage en Barbarie. gr. 8. 2 Voll. (par Mr. l'Abbé Poiret.) Paris. St. 156. S. 1561.

15) A narrative of four journeys into the country of the Hottentots and Caffraria, in the years 1777. 78. and 79. By Lieu-

tenant William Paterſon. London, gr. 4. St. 159. S. 1593.

16) A tour through Sweden, Swediſh Lapland, Finland and Denmark etc. By Matthew Conſett. Eſq. London. gr. 4. St. 163. S. 1633.

Durch Einmiſchung der perſönlichen Verhältniſſe des Beobachters gewinnen Reiſenachrichten ein Intereſſe für den Leſer, welches die trockenen Topographieen nie erwecken können, weil man nur alsdann recht lebhaft Theil zu nehmen pflegt, wenn man durch die Erzählung bewogen wird, ſich an die Stelle des Erzählers zu verſetzen, und dieſes nicht leicht geſchehen kann, ſobald nur Reſultate aufgezeichnet, und die Umſtände hinweggelaſſen werden, unter denen man dieſe und jene Bemerkung machte. So behält der Leſer zugleich mehr Freyheit, über den Werth der Beobachtung und die daraus zu nehmenden Folgerungen ſein eignes Urtheil zu fällen. Wahr iſt es, daß auf dieſe Art die Reiſebeſchreibungen ſich unendlich vervielfältigen können, weil jeder ſeine eignen Vorkenntniſſe, die Beſtimmung ſeines Gefühls, ſeine eigene Art zu ſehen, mit ſich bringt, und in demſelben Lande immer wieder andere Gegenſtände, als ſeine Vorgänger, oder auch dieſelben unter verſchiedenen Verhältniſſen und von mehrern Seiten, zu ſehen bekommt. Dieſem Uebel, wenn es eins iſt, wiſſen wir keinen Rath: denn eine ausſchließende normaliſche Anſicht des Erdkreiſes iſt eine Beleidigung des Verſtandes; wir erinnerten vielmehr ſchon bey einer andern Gelegenheit, daß die verſchiedenſte Behandlungsart in Werken dieſes Faches Statt finden und ihr Verdienſt haben könne, ohne daß eine die andre entbehrlich mache, oder ihr nur Abbruch thun dürfe. Die Pilgerfahrten ins gelobte Land, die Schwediſchen Reiſen **Linnée's**, Haſelquiſt'e, **Kalms**, Osbecks, Björnſtahle, **Sparrmanns** und Thunbergs; die Deutſchen eines **Volkmann**, Gerken, **Sander**, **Nicolai**, **Bernoulli**; die Weltumſchiffungen und Seereiſen der neuern Zeit; die Engliſchen und angliſirenden Sittengemälde im Geſchmack von **Brydone**, **Core**, **Moore**, **Risbeck**, und ſo manchen Andern, die man nennen könnte: ſind eben ſo viele Klaſſen, deren jede ihren eigenthümlichen Charakter, und ohne Zweifel auch jede ihr Gutes hat. Bey Ländern unſers Welttheils, wovon man uns ſchon mit dem frühesten Unterricht einige Kenntniß beyzubringen pflegt, iſt es lehrreich und unterhaltend zugleich, zu ſehen, welchen Eindruck ſie auf Reiſende von verſchiedenen Nationen und Ständen machen, und was dort vorzüglich eines jeden Aufmerkſamkeit beſchäftigt; ſo gewinnt man wenigſtens an individueller Menſchenkenntniß, wo man auf die erwartete Belehrung über die bereiſeten Gegenden Verzicht thun muß. Die vor uns liegenden Briefe hatten für uns dieſes Verdienſt, indem ſowohl Inhalt als Vortrag uns volle Muße ſchenkten, den Engliſchen Landjunker zu beſchauen, der zum erſtenmal über See in ein fremdes Land auf Abentheuer zieht. Alles, was nicht Engliſch iſt, das Eſſen, die Munterkeit am Sonntag, das Händeküſſen bey dem Frauenzimmer, die Ungezwungenheit im Umgange mit verheiratheten Frauen, fällt ihm auf, und verliert auch wohl bey der Vergleichung, die er anſtellt; vieles, was er auf ſeiner Inſel, nur nicht etwa in ſeinem Jagdreviere, hätte finden können, iſt ihm unerhört. Z. B. den Auerhahn, Birkhahn und das Schneehuhn, die in Schottland zu Hauſe ſind, beſchreibt er weitläuftig unter ihren Schwediſchen Benennungen, und liefert ziemlich ſchlechte Abbildungen davon. Am ausführlichſten iſt er bey der Beſchreibung von den Lapländern. Sir **Henry George Liddell**, auf deſſen Koſten die Reiſe unternommen ward, und der ſelbſt von der Partie war, ließ zwey junge Lapländiſche Mädchen nach England reiſen, behielt ſie eine Zeitlang auf ſeinem Landgute, und entließ ſie dann wieder mit Geſchenken, um in ihrem Vaterlande etwas von den Herrlichkeiten, die ſie in England geſehen, erzählen zu können. Ihr Bildniß nach ſehr verjüngtem Maaßſtabe, und gleichſam auf der Landſchaft verloren, ziert die Beſchreibung; und ſowohl dieſes Kupfer, als die bereits erwähnten von den Vögeln, nebſt einer Abbildung des Rennthiers, einer Ausſicht zu Tornea, einer in Upſala, und einem Holzſchnitte, welcher den

Lappländiſchen Schlitten vorſtellt, verdankt man der Freygebigkeit des eben genannten Baronets. Mit welcher Flüchtigkeit der Verfaſſer über die Gegenſtände hinwegeilt, läßt ſich aus der Seitenzahl ſchon abnehmen; allein auch von dieſer Rechnung geht noch vieles ab, was nehmlich mit Stellen aus **Milton**, **Thomſon**, dem Spectator, Goldſmith u. ſ. w. ausgefüllt iſt. Bey dieſem allen iſt dies Werkchen nicht ganz leer an Bemerkungen. Der Verfaſſer hat Sinn für die Schönheiten der Natur, und weiß ſie auch in jenen rauhen Polargegenden hervorzuſuchen; und unter der Menge von trivialen Anzeichnungen findet ſich hier und dort eine, die man noch benutzen kann.

17) Obſervations and réflexions made in the courſe of a journey through France, Italy and Germany; by Heſter Lynch Piozzi. London, 2 Voll. St. 171. S. 1718.

18) Deſcription de la Nigritie, par Mr. P. D. P. Amſterdam et Paris. gr. 8.

19) The Indian Vocabulary. 8. London. St. 174. S. 1752.

20) und 21) A narrative of the tranſactions in Bengal, during the ſoobahdaries of Azeem us khan, Jafferkhan, Shujakhan, Sirafraz khan and Alyvirdykhan. 8. — Memoirs of Khojeh Addul kurreem. 8. Calcutta, 1788. St. 180. S. 1804. u. 1805.

22 und 23) Observations relative chiefly to pittoresque beauty, made in the year 1776 on several parts of Great-Britain, particularly the Highlands of Scotland. (by Gilpins.) — Observations on the river Wye and several parts of South-Wales, relative chiefly to pittoresque beauty, made in the summer of the year 1770. London. 8.
St. 182. S. 1717. 1719.

24) A voyage round the world, but more particularly to the northwest coast of America, performed in 1785 — 1788, in the King George and Queen Charlotte, captains Portlock and Dixon. By Captain Nathaniel Portlock. 4. London.
St. 191. S. 1913.

25) A narative of the military operations on the Coromandel coast against the combined forces of the French, Dutch and Hyder Ally Cawn, from the year 1780 to the peace in 1784; in a series of letters, etc. by Inres Munro, Esquire. 4. London. St. 195. S. 1953.

26) Neuere Geſchichte der See- und Landreiſen. Erſter Band. Nachrichten von den Pelew-Inſeln. gr. 8. Hamburg.
Ebend. S. 1959.

27) Travels through the interior parts of America, in a series of letters, by an

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Officer (Thomas Anburey). 8. 2 Voll. London. St. 196. S. 1967.

Jahrgang 1790.

1) The Voyage of Governor Phillip to Botany-Bay, with an account of the colonies of Port Jackson and Norfolk-Island, compiled from authentic papers. To which are added the journals of Lieuts. Shortland, Watts, Ball and Capt. Marſhall. 4. London, 1789. St. 32. S. 315.

2) Journal of the passage from India, by a route partly unfrequented, through Mesopotamia, Armenia and Natolia or Asia minor etc. by Thomas Howel, M. D. gr. 8. London. St. 39. S. 391.

3) Gedanken über die Entſtehung der Baltiſchen Länder u. ſ. w. von J. H. L. Meierotto. 8. Berlin. St. 50. S. 509.

Es iſt oft Gewinn für die Wiſſenſchaft, wenn der Scharſſinn und die Beurtheilungskraft des Denkers den gebahnten Pfad der Methode verläßt, um in einem Fache, wo dem nach ſeinem Syſtem gebildeten Gelehrten vermeinte Grundwahrheiten den Weg zu Entdekkungen verſchließen, eine neue, eigenthümliche Bahn zu brechen. Der verdienſtvolle Verfaſſer dieſer, vor der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin gehaltenen, Vorleſung zählt die Bekanntſchaft mit den Hypotheſen Anderer über die Umbildungen der Erde, zu den Vergnügungen, die er ſich bis jetzt noch vorbehalten müſſe; und ohne ſelbſt über die Veränderungen des ganzen Planeten urtheilen zu wollen, liefert er ſeine Bemerkungen über einen kleinen Bezirk, das Thal der Oder, von ihrem Urſprung an, bis hinab in die Sand- und Meerebenen am Strande der Oſtſee. Alles Waſſer, welches ſich jetzt in dieſem Behälter befindet, könne wohl, meint der Verfaſſer, einſt als Eis auf den ehemals weit höhern Berggipfeln geſtanden haben. Steile Gebirgskerne ragten aus der dürren, allmählig abſchüſſigen, Tiefe herauf. Mit der Zeit ſchmolz etwas vom Rande des Eisbergs; die Sonne, der Nebel, die herabrieſelnden Bäche, verwitterten den Fels; er zerklüftete ſich, die Waſſer riſſen Theilchen mit ſich fort und bahnten ſich ihren Weg. Es entſtanden Landſeen auf den Berggipfeln; ihre Gewäſſer ſtiegen immer mehr an, bis ſie endlich überſtrömten, oder an ſchwächern Stellen durchbrachen, und niedriger liegende Thäler überſchwemmten. Aus den zerriebenen Gebirgstheilchen ſetzten ſich neue Schichten an, bis auch der zweyte Gebirgskranz riß und die Waſſermaſſe den tiefſten Keſſel des Thals füllte. Zu dieſen Operationen brauchte die Natur vielleicht mehrere Jahrtauſende; denn alle Geſchiebe, welche das Oderthal bis an die Oſtſee füllen, zeugen deutlich von einer ſehr langſamen Entſtehung durch unmerkliches Abreiben. Es konnten mittlerweile ganze Generationen von Seethieren,

thieren, Polypen und Corallgewürmen in einzelnen Seen die Periode ihres Daseyns abſolviren, und ihre hinabgeſchwemmten Trümmer ſich den Schichten ſpäterer Bildung einverleiben; Granitmaſſen konnten zermalmt, und zu Sand zerrieben werden, der jetzt Strecken von ungeheurem Umfange deckt. Die Phänomene der Natur in der Gegend, die der Verfaſſer beſchreibt, ſind, ſeines Erachtens, der Meinung nicht günſtig, welche die Geſchiebe und den Sand auf der Stelle, wo man ſie findet, entſtehen läßt. Seine Vorſtellungsart hingegen beſtätigt ſich an allem, was **Herodot** vom Entſtehen des Theſſaliſchen Thals erzählt, ſtimmt überein mit der von **Wallis** beſchriebenen jetzigen Beſchaffenheit des Feuerlandes, und iſt noch anwendbar auf die Lapländiſchen Alpen. Die Trümmer, welche unſer Continent decken, haben auf den höchſten Gebirgen Raum genug gehabt; und das Waſſer, welches ſich in der Oſtſee ſammelt, nebſt dem, welches noch auf den höchſten Gebirgen um ſie her und auf den Ebenen ſteht oder läuft, kann ebenfalls auf jener höchſten Höhe geſtanden haben. Hierüber giebt eine am Ende angehängte Anmerkung muthmaßliche Aufſchlüſſe. Man muß die Ausführung dieſer Sätze, die wir hier nur unvollkommen ausheben, bey dem Verfaſſer ſelbſt leſen und ſich zugleich den lauteren Genuß verſchaffen, den die Ausſchmückung eines an ſich ernſthaften Gegenſtandes durch eine bey den

Alten genährte Phantaſie und eine geſchmackvolle Behandlung unſerer Sprache ſicher gewährt. Uns fallen zwar bey dieſer neuen Theorie einige Schwierigkeiten ein, unter denen die Entſtehung der organiſirten Körper auf einem lediglich aus zermalmten Steintheilchen gebildeten Boden keine der kleinſten iſt. Auch ſcheint es uns ſchwer, die Bildung mancher Mineralien zu erklären, indem hier friſches Waſſer an die Stelle eines mit Salz- und vielleicht mänchen andern auflösbaren Theilchen geſchwängerten Meeres tritt. Allein wir fühlen, daß Einwendungen dieſer Art eine jede erdenkliche Geogenie treffen müſſen: denn jede iſt haltbar, bis auf den Punkt, wo ſie das Unbegreifliche berührt; es liegt aber in der Natur der Sache, daß keine dieſen Punkt umgehen kann. Ihr Verdienſt beſteht daher auch eben in der neuen Anſicht, die ſie uns gewähren; denn, wie der Verfaſſer richtig bemerkt, die Verſchiedenheit der Einbildungskraft giebt eben ſo viele Geſichtspunkte, und eben ſo viele Entwürfe, als Menſchen ſind, die ſich mit einem ſolchen Gegenſtande beſchäftigen mögen. Wir müſſen nur nicht vergeſſen, daß es uns gleich unmöglich iſt, einen Anfang der Welt, oder ihre Ewigkeit zu begreifen, und daß wir die Vermählung der Form mit der Materie nicht ergrübeln werden, wir mögen äonenlange, oder nur ſiebentauſendjährige Revolutionen annehmen. Zur Erklärung irgend eines Entſtehens reichen unſere

Kräfte nicht hin. Ob eine Milbe ſich allmählich bilde, oder aus einer Reihe präformirter Keime ſich entwickele, ſo iſt jene Bildung und dieſe Präformation ſo wenig innerhalb der Gränzen unſers Verſtandes, als die Hervorbringung des Sinnenalls aus Nichts. Wenn wir uns alſo gezwungen ſehen, ſolche theils immer feiner zerſchnittene, theils immer mehr concreſcirende Maaße zu erſinnen, je weiter die Gränzen der extenſiven Erkenntniß von uns zurückweichen; wenn wir Mikroſkope und Mikrometer bedürfen, um eine Theilbarkeit der Materie zu unterſcheiden, die vor unſerm Auge verſchwindet; Tertienuhren, um die Elemente eines Augenblickes zu zählen; oder wenn wir, um die gegenſeitige Entfernung der Tauſende von Sonnenheeren auszudrücken, die Herſchel mit ſeinem Seherohr entdeckt hat, den Diameter einer Milchſtraße zur Meßruthe nehmen müſſen, und um die Folge der Epochen zu bezeichnen, von deren Daſeyn die Trümmer der Erdrinde unſern Geologen Zeugniß zu geben ſcheinen, Zeitabſchnitte von Jahrtauſenden zu unbedeutend finden: ſo müſſen wir uns nur von Zeit zu Zeit erinnern, daß wir nothwendig einen wachen Traum forttraͤumen; und dieſes Orientiren, wenn der Ausdruck uns vergönnt iſt, muß doch dem Menſchen leichter ſeyn, als man nach der Anhänglichkeit der Gelehrten an ihre Syſteme vermuthen ſollte, weil eben dieſe Syſteme, wenn ſie die Bildung der Erde betreffen, wie Hr.

M. ſehr wahr bemerkt, ſogar keine Theilnahme erwecken. Kein Wunder! Die Linien des Objektivſinnlichen laſſen ſich ins Unendliche verlängern; aber ſo bald wir damit über die Gränzen unſerer ſubjektiven Sinnlichkeit hinaus getreten ſind, wird das Ungeheure offenbar. Es verhält ſich damit, um uns eines Gleichniſſes zu bedienen, wie mit **Mercators** geradliniger Kartenprojection: in der Gegend des Aequators fallen die Grade mit den wahren Umriſſen zuſammen; aber wie die Grade wachſen, ſo entfernen ſie ſich von ſinnlicher Wahrheit, und es iſt unmöglich, mit Parallellinien je den Pol darzuſtellen. Schon die Wahrſcheinlichkeit der ältern Geſchichte wird durch dieſe **Projection** des menſchlichen Wiſſens afficirt, und jenſeits des Punktes der Menſchenſchöpfung, wie mag ſich da das Verhältniß der Vorſtellung zur Wirklichkeit nur errathen laſſen? **Verhältniß** iſt indeſſen gewiß in jeder Abſicht, die auf den Bedingungen der Sinnlichkeit beruhet, und wir ſind nun einmal ſo geſtellt, daß wir durch die Vervielfältigung der Geſichtspunkte uns zu erſetzen ſuchen müſſen, was uns an reeller Erkenntniß abgeht. Daher haben die Unterſuchungen dieſer Art jederzeit ſo viel Anziehendes für den denkenden, emporſtrebenden, umfaſſenden Geiſt. Reich an Ideen der Anſchauung, ſchafft er ſich Vorſtellungen des Vergangenen aus dem Gegenwärtigen; dies iſt ſeine Initiation in die Geheimniſſe der Schöpfung.

4) Elogio d'Amerigo Vespucci. Fiorenza, 1786. St. 51. S. 515.

Das Elogio d'Amerigo Vespucci des P. Stanislaus Canovai, welches von der Akademie zu Cortona gekrönt worden, iſt, nebſt einer Dissertazione giustificativa di questo celebre navigatore, auf 80 Seiten in klein Quart noch im Jahre 1786 gedruckt erſchienen. Die Preisfrage hatte der Graf von Dürfort, Franzöſiſcher Geſandter am Toskaniſchen Hofe, aufgegeben, und den Preis von 100 Scudi aus eigenen Mitteln beſtimmt. Die Lobſchrift auf Veſpucci füllt nur 36 Seiten, und iſt in einem nicht bloß redneriſchen, ſondern bisweilen ans Schwülſtige gränzenden, Styl geſchrieben; jedoch philoſophirt der Verfaſſer darin mit vieler Freymüthigkeit über den Werth der Entdeckung von Amerika, über Eroberer, Tyrannen, große Männer u. ſ. f. oder vielmehr er wiederholt in ſeiner Sprache, was die Franzöſiſchen Schriftſteller ſeit einiger Zeit ſo laut und kühn in der ihrigen ſagen. Vor allem bemühet er ſich, ſeinen Helden gegen die Verkleinerer ſeines Ruhms zu ſchützen; und da er in der Lobſchrift auf die Thatſachen ſowohl, als auf Streitpunkte, nur anſpielen konnte, um nicht aus ſeinem poetiſchen Schwunge zu kommen, ſo läßt er die Abhandlung folgen, worin er die acht Fragen beſonders erörtert: 1) Ob Amerigo Veſpucci vor 1497 ſchon gereiſt ſey? 2) ob ſeine Abſichten bey dieſen Unternehmungen bloß kaufmänniſch waren? 3) ob er der Anführer der Flotten geweſen ſey, womit er das feſte Land von Amerika die beyden erſtenmale beſuchte? 4) ob Columbus die Reiſen von Veſpucci habe verhindern können? 5) ob Veſpucci der erſte Entdecker des feſten Landes ſey? 6) ob dieſe Entdeckung etwas ſo Leichtes geweſen ſey, nachdem die Inſeln bereits aufgefunden waren? 7) ob man ihm die Entdeckung von Braſilien zu verdanken habe? 8) ob er es ſelbſt geweſen ſey, der dem neuen Continent ſeinen Namen gegeben? Alle dieſe Fragen werden zu Gunſten des Amerigo Veſpucci entſchieden, hauptſächlich zur Widerlegung des Tiraboſchi, der in ſeiner Storia della Litteratura d'Italia alles geſammelt hatte, was man ſonſt gegen dieſen Entdecker aufgezeichnet findet. Es iſt wohl nicht zu läugnen, daß man gegen Veſpucci zu weit gegangen iſt, um gegen Columbus gerecht zu ſeyn. Jener war ſicherlich einer der größten Seemänner ſeiner Zeit, und hatte zugleich einen ſeltenen Grad von Ausbildung erreicht; allein ſo ſehr ſich auch der P. Canovai ſträubt, ſo unleugbar bleibt es doch, daß die Entdeckung der Lukayen der erſte Schritt zur Entdeckung des feſten Landes war, um ſo mehr, da er es ſelbſt beſtätigt, daß Veſpucci ſich auf der Flotte des Columbus befand, als dieſer jene wichtige Entdeckung machte. Der Verfaſſer ſucht alles hervor, um darzuthun, daß die Entdeckung des feſten Landes, ſelbſt nach der Auffindung der Weſtindiſchen Inſeln, ein großes effort du génie geweſen ſey, und erinnert an den Ruhm, den Newton ſich durch die Analyſis des Unendlichen erwarb, obgleich Wallis, Brunker und Fermat, ja ſelbſt Archimedes, ſchon nahe daran geſtreift hätten. Wenn er aber gleich darauf ſeinen Helden zum Entdecker der ächten Methode, die aſtronomiſche Länge zur See zu beobachten, erhebt, ſo muß man lächeln, wie dieſelben Verhältniſſe jetzt aufhören, für ihn dieſelben zu ſeyn, ſobald daraus ein Lob mehr für den Mann bereitet werden kann, der nun einmal der Gegenſtand ſeiner Bewunderung ſeyn ſollte. Die Alphonſiniſchen Tafeln und die Inſtrumente des funfzehnten Jahrhunderts gaben einer Beobachtung des Abſtandes zwiſchen dem Mond und den Sternen gewiß weniger Zuverläſſigkeit, als eine ſorgfältige Berechnung des zurückgelegten Weges nach dem Schiffstagebuche damals haben konnte; — und nun gar ſo etwas mit der Längenbeſtimmung zu vergleichen, die man jetzt mit Beyhülfe der Mayeriſchen und Sheperdiſchen Tafeln und des Hadleyiſchen Sextanten entwerfen kann! Den Spaniſchen Geſchichtſchreiber Herrera würdigt der Verfaſſer tief hinab, und, wie uns dünkt, nicht ohne Grund. Unerſetzlicher Verluſt iſt es, daß Veſpucci's eigene ausführliche Relation ſeiner verſchiedenen Reiſen verſchwunden iſt, und bloß ſeine

Privatbriefe an Lorenzo von Medicis übrig geblieben ſind. Daß er ſelbſt weit davon entfernt geweſen, das ganze feſte Land im Weſten nach ſeinem Namen zu benennen, beweiſet der Verfaſſer unwiderſprechlich; denn der Name America iſt erſt nach Veſpucci's Tode aufgekommen, und ward auch alsdann erſt dem von ihm entdeckten Braſilien zugeeignet, bis man ihn allmählich über das Ganze ausdehnte.

5) Voyage de Monsieur le Vaillant dans l'intérieur de l'Afrique, par le Cap de bonne espérance, dans les années 1780 — 85. 8. 2 voll. Paris. St. 54. S. 537.

Dies iſt wieder eins von den Produkten des Auslandes, bey denen man wünſchen möchte, daß der Sinn für dasjenige, was die Form eines guten Buches ausmacht, dieſer Sinn, der vorzüglich in Frankreich ſo allgemein iſt, ſich doch einer gewiſſen zahlreichen Klaſſe von einheimiſchen Schriftſtellern einimpfen ließe. Wenn man dieſe Reiſebeſchreibung einmal in die Hand genommen hat, kann man ſie nicht ungeleſen wieder weglegen; und indem man lieſt, läuft der Faden der Erzählung ſo ohne allen Anſtoß, ohne alle Unebenheiten fort, daß die Vorſtellung eines unzertrennlichen, gleichſam beſeelten, Ganzen dem Leſer von Anfang bis zu Ende gegenwärtig bleibt; da hingegen die Werke des geſchmackloſen Fleißes von dieſem ſchöpferiſchen Gepräge nicht die geringſte Spur verrathen, ſondern todte Zuſammenſetzungen, ſind, deren

Fugen oft bis zum Uebelſtand ins Auge fallen, und deren einzelne Theile man nach Gutdünken ausheben kann, ohne den Verluſt bemerklich zu machen. Erzwingen läßt ſich freylich auch vom Schriftſteller nicht die äſthetiſche Vollkommenheit; ſie muß, wie alles Schöne, aus der innern Energie des Geiſtes hervorgehen, und zum Ideenreichthum muß ſich ein enthuſiaſtiſcher Mittheilungstrieb geſellen. Dieſe künſtleriſche Spontaneität, die dem Mannigfaltigen Einheit giebt, iſt aber ſeltner, als eine gewiſſe paſſive Empfänglichkeit; folglich ſind die gelehrten Compilatoren und Copiſten häufiger, als geiſtreiche Schriftſteller und Künſtler von Genie. Trennen iſt leichter, als vereinigen; aber das letztere gewährt bey weitem den höhern Genuß, zumal dem Zuſchauer, der nicht ſelbſt handelt, ſondern nur auf das Werk eines Andern hinblickt. Wahr iſt es, die Aſſimilation, welche wir hier vorausſetzen, kann leicht ſo weit gehen, daß man die urſprüngliche Beſchaffenheit der einzelnen Beſtandtheile nicht mehr erkennt; allein auch hier giebt es einen Mittelweg dieſſeits der Täuſchung, den der Mann von einfachem, unbefangenem Gefühl am erſten einzuſchlagen weiß. So erklären wir uns wenigſtens die Theilnahme, die ein junger Mann für ſich und ſeine Beobachtungen erweckt, der, in den Wäldern von Surinam geboren und erzogen, ſeine Jugendjahre mit den Uebungen des Jägers und des durchaus nur praktiſchen Naturforſchers zubrachte, und bey dieſen Beſchäftigungen von einer unwiderſtehlichen Begierde, den Menſchen und die Schöpfung in ihrem ungekünſtelten Zuſtande zu betrachten, ergriffen ward. Wenn wir uns bis hieher bey der Einkleidung aufgehalten haben, ſo iſt es nicht, weil der Stoff etwa minder wichtig oder belehrend wäre. Wie vieles uns, nach allem, was wir über das ſüdliche Afrika beſitzen, dorther noch zu wünſchen übrig bleibe, und was der Beobachtungsgeiſt, von einem gewiſſen Kraftmaaße begleitet, noch leiſten könne, iſt jedem Sachkundigen offenbar. Der Verfaſſer iſt zwar weit davon entfernt, ſeinen Gegenſtand erſchöpft zu haben; allein er gewährt uns zuverläſſig eine Menge neuer Ausſichten. Er verſinnlicht uns alles ungleich lebhafter, als ſeine Vorgänger; und ſeine Methode, ſich in allen Stücken den uranfänglichen Eingebornen des Landes zu nähern und zu ihrer dem Klima angemeſſenen Lebensart zu bequemen, die auf die Feſtigkeit ſeines Charakters ſchließen läßt, mußte ihn in Stand ſetzen, unzählige engere Verhältniſſe richtiger und vollſtändiger, als bis dahin geſchehen war, aufzufaſſen. Ihm verzeiht man es daher, daß auch er ſich von dem Fanatismus für die Ungebundenheit des Wilden hinreißen läßt, womit ein berühmter Sophiſt ſein Zeitalter angeſteckt, und jetzt beynah ein ganzes Volk zu unſinnigen *levellers* umgeſchaffen hat; denn er ſtieg hinab in die unterſte Claſſe des Menſchengeſchlechts, und genoß bey Kaffern und Hottentotten das einfache Glück, welches der inconſequente Theoriſt dem Wilden andichtete, ohne ſelbſt davon koſten zu mögen. Es fehlte aber auch nicht viel, ſo wäre es des Verfaſſers Schickſal geweſen, die Lebensart dieſer Nomaden aus Noth zur ſeinigen zu machen, weil wenige Tage nach ſeiner Ankunft am Cap das Schiff, auf welchem alle ſeine Geräthſchaften und Zurüſtungen zur Reiſe ins Innere befindlich waren, in die Luft flog, und die großmüthige Freundſchaft des Fiskals, Herrn Boers, ihm den Verluſt in ſo weit erſetzte, daß er ſeinen Endzweck als Naturforſcher nicht verfehlte. Um denſelben deſto ſicherer zu erreichen, vermied er ſorgfältig den Aufenthalt bey den Holländiſchen Coloniſten im Innern des Landes, und wählte ſich lauter Hottentotten zu Begleitern, mit gänzlicher Ausſchließung aller Europäiſchen, oder weißen Geſellſchafter. Jene Pflanzer, zumal diejenigen, die entfernt von der Capſtadt am Sonntagsfluß und im Kamdabo wohnen, ſchildert er nicht zu ihrem Vortheil; und ihren unzuverläſſigen Berichten ſchreibt er die Uebertreibungen und Irrthümer zu, die er von Zeit zu Zeit in den Tagebüchern ſeiner Vorgänger zu tadeln findet. Noch gehäſſiger, und, wir fürchten, nur zu ſehr gegründet, ſind die Beſchuldigungen von fühlloſer Grauſamkeit und Ungerechtigkeit, welche dieſe bösartigen Menſchen gegen die unabhängigen Stämme der Kaffern ausüben, die, nach unſers Verfaſſers Erfahrung, wie die Hottentotten, zu den harmloſeſten Hirtenvölkern des Erdenrunds gehören. Für die Unterredungen mit dieſen Anſiedlern, die Sparrmann öfters in ſeiner Reiſebeſchreibung mittheilt, entſchädigt uns Hr. le Vaillant durch manche Schilderung ſeiner Abentheuer bey Tag und bey Nacht, ſeiner Jagden und Lebensgefahren, ſeinen Freuden im Kreiſe des Trupps von Hottentotten, die ſein Zugvieh und ſeine Heerde hüteten; denn um die großen Wildniſſe durchſtreifen zu können, ohne Hungersnoth befürchten zu müſſen, bot ſich ihm das natürliche Mittel dar, mit einer großen Heerde von Schafen, Ziegen, Kälbern und Rindern, wie die Eingebornen des Landes, von einem Orte zum andern zu ziehen. Die kleinen charakteriſtiſchen Züge, womit er ſeine Erzählung ausſchmückt, kürzen den Weg durch die Wüſte, und das glückliche Talent des Verfaſſers, ſich in jede Lage zu finden, ſich aus jedem Ereigniſſe einen Genuß zu bereiten und ſelbſt im Umgange mit ſeinen Thieren einigen Erſatz für die Abweſenheit derer, die ſeinem Herzen näher waren, auszumitteln, erhält die Aufmerkſamkeit in ſteter Spannung, und belohnt ſie durch lauter heitre Bilder. Ein Pavian, den er mitgenommen hatte, koſtete die Wurzeln und Früchte, wovon man ſich hernach ohne Gefahr nähren durfte, oder er entdeckte ſie auch wohl zuerſt; und der Hahn, der auf ſeinem Wagen reiſete, war beſtimmt, ihm die Tageszeiten anzudeuten, auf den Fall, daß ſeine Uhr unbrauchbar geworden wäre. Die Geſchichte dieſes Pavians iſt zugleich ein leſenswerther Beytrag zu dem Kapitel von der Perfektibilität der Thiere, welches die Naturkundiger bisher nur oberflächlich berührten; und ſeine Beſchreibung des Abends, an welchem er zum erſtenmal das Käſtchen mit den Maultrommeln öffnete, und alle ſeine Hottentotten mit dieſen Wunderdingen beſchenkte, liefert mehr als einen Strich zum Gemälde des menſchlichen Herzens. Sein Aufenthalt bey einer Horde von Gonaquas iſt der wichtigſte Theil ſeiner erſten Reiſe, und gab ihm Gelegenheit, dieſen Stamm von unabhängigen Hottentotten umſtändlich zu beſchreiben. Die kleine Epiſode ſeiner Herzensangelegenheit mit der jungen Narina iſt mit ſo leichter Hand ausgeführt, und athmet eine ſo naive Unſchuld, daß man auch für den etwanigen dichteriſchen Schleyer, wenn anders Verſchönerung hier Statt findet, dem Verfaſſer Dank wiſſen muß. Die Gonaquas machen, nach dem Urtheile des Verfaſſers, den Uebergang vom Kaffer zum eigentlichen ſo genannten Hottentotten, und haben nicht mehr das ungewöhnlich ſpitzige Kinn, welches die letztern auszeichnet; auch in ihren Sitten äußert ſich die Verwandtſchaft mit den Kaffern. Er ſpricht ſie frey von der ihnen angeſchuldigten Gewohnheit, den Säugling, dem die Mutter ſtirbt, mit ihr lebendig zu begraben, und will auch von den ekelhaften Hochzeitsgebräuchen nichts wiſſen, die noch immer auf das Zeugniß der Coloniſten wieder erzählt werden. Eben ſo unwahr iſt es, daß die Hottentotten bey jeder Veränderung ihres Aufenthaltes ihre Alten unbarmherzig zurücklaſſen ſollten. Feindlicher Ueberfall, Hungersnoth und Blatternanſteckung ſind die einzigen Fälle, wo zuweilen der Schwache und Abgelebte, der dem Feinde, dem Hunger oder der Krankheit nicht entfliehen kann, von der unglücklichen, in der Wüſte vielleicht nur langſamer ſterbenden, Horde verlaſſen wird. Wenn nicht dringende Noth ſie zu dieſem Schritte zwingt, werden die Alten ſorgfältig auf Ochſen geſetzt, ſo oft man mit den Heerden in grasreichere Gegenden zieht. Dagegen behauptet er gegen Hrn. Sparrmann, daß die halbe Entmannung noch wirklich bey einigen nördlichen Horden, unter 28° S. Breite, nehmlich den Geißiquas und Koraquas, Statt findet; daß die Gonaquas nicht beſchnitten ſind, ſondern im Gegentheile ſich durch eine ſehr lange Vorhaut auszeichnen; daß die Abſonderung eines Gliedes von den Fingern oder Zehen keine allgemeine Sitte, ſondern nur in einzelnen Kraals üblich iſt; endlich, und zwar dieſes nach hinlänglicher Beſichtigung, daß der berühmte natürliche Schurz der Hottentottinnen nichts weniger, als eine aus der Luft gegriffene Erdichtung, aber auch keine angeborne Abweichung von der gewöhnlichen Bilbung, ſondern eine durch Kunſt hervorgebrachte Mode einzelner Familien oder Perſonen iſt, deren äußere Schamleſzen (keinesweges die Nymphen) ſich bis zu einer Länge von neun Zollen durch Zerren und Anhängen von Gewichten verlängern laſſen. Von dieſer ſeltſamen Verunſtaltung liefert er eine Abbildung, ſo wie von den Hottentotten, den Gonaquas und Kaffern, beyderley Geſchlechts. Es hat uns geſchienen, daß des Verfaſſers guter Wille bey dieſen Zeichnungen von ſeiner Kunſtfertigkeit nicht gehörig unterſtützt worden iſt; man erhält nur den erſten allgemeinen Eindruck von den charakteriſtiſchen Nationalunterſchieden, und auch dieſen nur auf die Geſichtszüge eingeſchränkt, und verlangt noch immer, daß einmal die Verhältniſſe der einzelnen Theile gegen einander von einem Künſtler, der eigentlich wüßte, worauf es ankommt, nach der Natur aufgenommen werden möchten. Von den Kaffern ſah Herr le Vaillant nur einen kleinen Trupp; denn unglücklicher Weiſe traf er einen Zeitpunkt, wo es zwiſchen ihnen und den Coloniſten aufs Aeußerſte gekommen war, und die letztern auf einem Zuge gegen die rechtmäßigen Beſitzer ihrer angebornen Gefilde mehr als zwanzig tauſend Stück Vieh erbeutet, verſchiedene Kraals verbrannt, und unter ihren Einwohnern eine ſtarke Niederlage angerichtet hatten. Deſſen ungeachtet wagte er ſich, auf das Wort der wenigen Kaffern, die er geſprochen hatte, und die er bald überzeugte, daß er mit ihren Widerſachern keine Gemeinſchaft habe, mehrere Tagereiſen weit in ihr Land, mußte aber, da er überall verheerte oder doch verlaſſene Wohnungen fand, wieder umkehren, und endlich, um ſeine ungeheure Sammlung von ausgeſtopften Thieren und Vögeln in Sicherheit zu bringen, den Rückweg nach der Capſtadt über die Schneegebirge, den Aufenthalt der ſo genannten Buſchmänner, antreten. Dieſe feindſeligen Geſchöpfe bilden keinen eigenen Stamm von Hottentotten, ſondern ſind ein zuſammengelaufenes Geſindel von Mulatten, Negern, Meſtizen, Hottentotten und Baſtarten, die der Strafe ihrer Verbrechen entlaufen, und jetzt vom Raube leben. Die gelben oder ſo genanten Hottentotten, die man zuweilen mit den Buſchmännern verwechſelt, ſind hingegen ein beſonderer Stamm, und wohnen unter der ſüdlichen Sonnenwende. Die Reiſe, auf welcher der Verfaſſer dieſe Grenzen überſchritt und dieſe eigene Art von Hottentotten, welche in der Sprache ihrer Brüder Hauswaana heißen, beſuchte, haben wir noch von ihm zu erwarten. Er verſpricht auch eine ausführliche Ornithologie von Afrika, und eine eben ſo umſtändliche Beſchreibung aller von ihm ſelbſt geſehenen vierfüßigen Thiere und ihren Sitten. Aus dieſem Grunde enthalten wir uns auch, hier die einzelnen naturhiſtoriſchen Bemerkungen auszuzeichnen, die wir zerſtreut in den beyden vor uns liegenden Bän-

Bänden angetroffen haben. Nur um die Erwartung des Naturforſchers zu ſpannen, iſt dem zweyten Bande eine kurze vorläufige Nachricht von dem Camelopardalis, oder der ſo wenig bekannten und bis jetzt ſo ſchlecht gezeichneten Giraffe, angehängt. Die beyden Abbildungen, welche das männliche gehörnte und das weibliche ungehörnte Thier dieſer Art vorſtellen, ſcheinen getreu zu ſeyn, und geben einen angemeſſenern Begriff, als die Carricaturen in Buffons Supplement, oder in Pattersons neuem Tagebuche. Die Bemerkung, daß die Straußen ihre Eyer ſelbſt brüten, und nicht, wie die Fabel ſagt, der Sonne und dem Schickſal überlaſſen, war bereits bekannt; hingegen iſt dem Verfaſſer die Entdeckung eigen, daß mehrere Straußen ihre Eyer zuſammenlegen, und ſich während des Brütens ablöſen; auch daß ſie bey jedem Neſte eine verhältnißmäßige Anzahl Eyer unbebrütet liegen laſſen, die hernach ihren neuausgeſchloſſenen Hühnchen zur erſten Speiſe dienen. Aus mündlichen Nachrichten wiſſen wir, daß die Sammlung von Zeichnungen, noch mehr aber die von ausgeſtopften Vögeln, die der Verfaſſer nach Paris gebracht hat, an Menge, Seltenheit und Pracht der Farbenmiſchungen faſt alles übertreffen ſoll, was man in der Art bisher geſehen hat. Es iſt alſo nur zu wünſchen, daß ſein Enthuſiasmus für die Wiſſenſchaft, der ſo manchen Mühſeligkeiten trotzte, nicht durch die Unruhen, welche ſein jetziges Vaterland zerrütten, im Hafen ſelbſt, und ſchon am Ziele, ſcheitern möge!

Jahrgang 1791.

1) Journal of a Voyage to New-South-Wales, with sixty-five plates of nondescript animals, birds, lizards, serpents, curious cones of trees and other natural productions. By John White, Esq., Surgeon-General to the settlement. 4. London, 1790.
St. 6. S. 49.

2) Beyträge zur Naturgeſchichte, von Blaſius Merrem. gr. 4. Duisburg und Lemgo.
St. 9. S. 82.

3) Verſuch eines Grundriſſes zur allgemeinen Geſchichte und natürlichen Eintheilung der Vögel. Von ebendemſelben. gr. 4. Leipzig.
St. 9. S. 85.

4) Voyage from New-South-Wales to Canton, in the year 1788. by Thomas Gilbert Esq., Commander of the Charlotte. 4. London, 1789.
St. 27. S. 267.

5) A narrative of the mutiny on board His Majesty's ſhip Bounty and the subsequent voyage of part of the crew in the ſhip's boat from Tofoa one of the Friendly Islands, to Timor, a Dutch settlement in the East-Indies. Writ-

ten by Lieutenant William Bligh. 4. London, 1790. St. 30. S. 291.

Der Trägheit und Gleichgültigkeit der Menſchen, und demnächſt auch einem unergründlichen Verhängniß, welches oft die gemeinnützigſten Entwürfe ſcheitern läßt, muß man die langſamen Fortſchritte alles Guten zuſchreiben, worüber der Optimismus zwar den Verſtand abfertigen, aber das Herz nicht tröſten kann. Eins der auffallendſten Beyſpiele vom Mißlingen der wohlthätigſten Anwendung der Schiffahrt und der Entdeckungen im Südmeere haben wir vor Augen. Die Brodfrucht ward, als das vortrefflichſte Nahrungsmittel heißer Länder, und der Baum, der ſie trägt, als merkwürdig wegen ſeiner ungemein leichten Fortpflanzung, im Jahr 1774 in England näher bekannt. Umſonſt erinnerte man, wie nothwendig die menſchenfreundliche Vorſorge ſey, dieſen Baum nach Weſtindien zu verpflanzen, um das Schickſal der unglücklichen Negerſklaven durch den Anbau eines ſo vortrefflichen, ergiebigen, ſo wenig Pflege heiſchenden Produkts zu erleichtern. Erſt nach Verlauf von funfzehn Jahren traten — nicht die Weſtindiſchen Kaufleute und Pflanzer — ſondern einige wohldenkende, aufgeklärte Männer, hervor, und machten ſowohl den König, als das Admiralitäts-Collegium, aufmerkſam auf die aus jener Verpflanzung zu hoffenden Vortheile. Ein Schiff von ganz beſondrer Conſtruktion ward ausgerüſtet, um als ſchwimmende Baumſchule mehrere hundert Brotbäume aus Otaheiti nach Weſtindien tragen zu können; und Capitain Bligh, der den großen **Cook** auf ſeiner letzten Reiſe begleitet hatte, ward zur Führung deſſelben angeſtellt. Im December 1787 ging die Abreiſe vor ſich, und am 26ſten October des folgenden Jahres kam Capitain Bligh, nachdem er zuvor einige Entdeckungen gemacht hatte, in Otaheiti an. Er blieb daſelbſt bis zum 4ten April 1789, nahm 1015 ſchöne junge Brotbaumſtämme, nebſt vielen andern Obſtſorten jener Inſel, an Bord, und ſchiffte nach den Freundſchaftlichen Inſeln, wo er ſich mit Holz und Waſſer verſorgte. Am Tage nach der Abreiſe von Anamoka, den 28ſten April, zu einer Zeit, da die ſämmtlichen Pflanzen an Bord in vollem Wachsthum ſtanden und die ganze Schiffsgeſellſchaft ſich bey der vollkommenſten Geſundheit in einem mit allen Erforderniſſen herrlich verſehenen Schiffe einer glücklichen Wiederkehr in ihr Vaterland ſchmeicheln konnte, erregte der eine Steuermann, Namens **Fletſcher Chriſtian**, früh Morgens einen Aufruhr, nahm den Capitain in ſeiner Cajüte gefangen, ſetzte ihn, nebſt achtzehn Andern, in das Schiffboot, mit einem geringen Vorrath von etwa 150 Pfund Schiffszwieback, 32 Pfund geſalzenem Schweinfleiſch, 6 Quart Rum, 6 Flaſchen Wein und 112 Quart Waſſer, und überließ ſie ihrem Schickſal; vermuthlich in der

Ueberzeugung, daß es ihnen unmöglich ſeyn würde, dem Ungeſtüm der Wellen, und der Grauſamkeit der Inſulaner, wohin ſie ihr Weg führen müßte, zu entgehen. Allein es gelang dieſen Unglücklichen, — nach einer gefahrvollen, ſchrecklichen Fahrt von mehr als 1200 Seemeilen in einem elenden offenen Boote, wo ſie faſt unaufhörlich durchnäßt und von Kälte erſtarrt, mit jeder neuen über ſie hin ſtürzenden Woge ihrem Untergange entgegenſahen, und, was weit grauſenvoller war, vor Hunger und Durſt beynahe verſchmachteten, ohne es wagen zu dürfen, in ihrem völlig wehrloſen Zuſtande an irgend einer bewohnten Inſel zu landen — unter der Führung ihres ſtandhaften und mit großer Gegenwart des Geiſtes begabten Capitains, die Holländiſche Niederlaſſung Coupang auf der Inſel Timor zu erreichen. Die einfache, rührende Erzählung dieſer ſchaudervollen Rettung liegt vor uns. Die ſtrenge Ordnung, welche Capitain Bligh einführte, um mit dem geringen Mundvorrath auf einen Zeitraum von ſieben und vierzig Tagen auszukommen, trug unſtreitig zur Rettung dieſer armen Verſtoßenen das meiſte bey. Mit einer Piſtolenkugel wog er täglich zweymal einem jeden ein Fünf und Zwanzigtheil eines Pfundes Zwieback zu, und ließ jeden einen Schoppen Waſſer trinken. Die Kranken labte er mit einem Löffel voll Wein oder Rum, und die Vögel, die ihnen die Vorſehung zuweilen ſchickte, ließ er durch das Loos vertheilen. Während eines ſechzehntägigen Regens fand er kein beſſeres Mittel, ſich und ſeine Leute zu erwärmen und geſund zu erhalten, als dieſes, daß ſie ihre Kleider, ſo oft ſie vom Regenwaſſer durchnäßt waren, durch das Seewaſſer zogen und dann wieder ausdrückten. Das Salz des Seewaſſers, indem es die Haut reitzte, verurſachte ihnen die Empfindung, als hätten ſie trockene Kleider angelegt. Länger hätte die Reiſe jedoch nicht währen dürfen; denn die Kleider nutzten ſich auf dieſe Art ſchneller ab, als der menſchliche Leib durch alles gehäufte Ungemach, dem er hier ausgeſetzt war. Es macht dieſe Fahrt noch merkwürdiger, daß gleich Anfangs, auf der Inſel Tofoa, die Einwohner den Entſchluß gefaßt hatten, dieſe wehrloſen Fremden niederzumachen, daß ihnen aber durch die Entſchloſſenheit und Einſicht des Capitains ihr Anſchlag mißlang. Zwar ward er mit allen ſeinen Leuten verwundet, und büßte auch einen Menſchen ein, der durch ſeine eigene Unvorſichtigkeit den Inſulanern in die Hände fiel; hingegen glückte es ihm, alle ſeine übrigen Begleiter lebendig nach Timor zu führen, woſelbſt erſt ein paar Tage nach ſeiner Ankunft der Kräuterſammler des Hrn. Banks, David Nelſon, an einem hitzigen Fieber ſtarb. Hr. Bligh kaufte hier ein kleines Fahrzeug, womit er nach Batavia ging; und daſelbſt verſchaffte ihm und ſeinen Leuten die Holländiſche Regierung eine freye Ueberkunft nach Europa auf ihren Schiffen.

6) Voyage, made in the Years 1788 and 1789 from China to the Northwest coast of America etc. By John Meares Esq. 4. London, 1790. St. 38. S. 369.

7) An Essay to direct and extend the Inquiries of patriotic Travellers, etc. By Count Leopold Berchtold. 8. 2 Voll. London. St. 62. S. 617.

Alles, was der Hr. Graf Berchtold auf dem ſauber in Kupfer geſtochenen, ſehr ausführlichen Titel verſpricht, finden wir in ſeinem Buche in ſo vollſtändigem Maaße geleiſtet, daß die Summe der Antworten auf die vielen tauſend Fragen, die er hier zu thun lehrt, eine ins geringſte Detail gehende Topographie des ſo ausgefragten Landes wäre, und daß, wenn man in gewiſſen Ländern das Fragen nicht verfänglich fände, keine Buchhändlerſpeculation einträglicher ſeyn müßte, als die Verſendung eines Schwarms von Fragegeiſtern, die, das Buch des Verfaſſers im Kopf oder in der Hand, und die Feder in der andern, jeden Menſchen, der ihnen begegnete, ins Verhör nähmen, und dabey obendrein alles eigenen Beobachtungsgeiſtes überhoben ſeyn könnten. Man erſchrickt vor dem Gedanken, was z. B. ein Werk, wie dieſes, für eine Wirkung auf einen ſo beſonders organiſirten Kopf, wie den des ſeligen Björnſtähle, hervorgebracht hätte! Hiermit ſey dem rühmlichen Eifer des Verfaſſers nicht zu nahe getreten: denn unſtreitig gehört mehr Kenntniß zur Abfaſſung dieſer Fragen, als zu ihrer bloß mechaniſchen Anwendung; aber gerade auf den Mißbrauch, den jeder leere oder ſeichte Kopf von ſolchen Hülfsmitteln machen kann, ſollte man aufmerkſam werden. Linné's vortreffliche Instructio peregrinatoris liefert den beſten Beweis, daß ſich zwar der Mechanismus, den ein großer, denkender Mann hinwarf, aber nicht auch das herrliche umfaſſende Genie, das ihn beſeelte, mittheilen läßt. Das Inſtrument iſt gut; aber nur in der Hand des wahren Künſtlers, der es führt, ſich nicht von ihm führen läßt, kann es nützlich werden und zur Vollkommenheit ſeiner Werke beytragen: dem Pfuſcher oder Stümper hilft es die unſägliche Menge nüchterner, geiſtloſer Compilationen vermehren. Daſſelbe gilt im Grunde von einem jeden Mechanismus; und ſo geneigt das Jahrhundert iſt, ihn überall einzuführen, ſo wenig iſt es noch ausgemacht, ob der weſentliche Nutzen deſſelben uns den Schaden erſetzt, den er durch die Vervielfältigung mittelmäßiger, maſchinenähnlicher Menſchen verurſacht. — Die Arbeit des Hrn. Grafen beſteht aus mehrern Theilen. Voran geht eine allgemeine Anweiſung für Reiſende, worin von den Eigenſchaften des Reiſenden, den vorzüglichſten Gegenſtänden ſeiner Forſchbegier, den Mitteln, Nachricht einzuziehen, der Vorſicht beym Ausſchreiben, der perſönlichen Sicherheit, der Erhaltung der Geſundheit, den Geldrimeſſen und Empfehlungsſchreiben, den Wirthshäuſern, dem Gepäcke und zuletzt von Seereiſen gehandelt wird. Man kann denken, wie weitläuftig und ausführlich der Verfaſſer ſeinen Gegenſtand aus einander ſetzt, da er im erſten Abſchnitte verlangt, daß der Reiſende ſchlechthin die Kenntniß der Rechte, der Naturgeſchichte, Mineralogie, Metallurgie, Chemie, Mathematik, Mechanik und ſogar ihrer Zweige, der Geographie, Nautik und Schiffbaukunſt, des Ackerbaues, die Fertigkeit der Sprachen, der Arithmetik, (warum mag die wohl, von der Mathematik abgeſondert, noch einmal vorkommen?) des Zeichnens, des leſerlichen und ſchnellen Schreibens, des Schwimmens, ferner die erſten Begriffe der Arzney- und Wundarzneykunde, die Anfangsgründe der Tonkunſt, die Kenntniß ſeines eignen ſowohl, als des von ihm zu erforſchenden Landes, und nun noch über dies alles Menſchenkenntniß beſitzen ſoll. Als Anhang zu dieſem Aufſatz iſt die von der Humane Society bekannt gemachte Anweiſung zur Rettung der Scheintodten abgedruckt. Hierauf folgen ſodann die Fragen über die Geographie, die Volksmenge, den Bauernſtand, die Landwirthſchaft, den Viehſtand, die Waldungen, Bergwerke und Manufakturen, den Handel, die Colonieen, die Beſchiffung der Flüſſe und Kanäle, die Schiffahrt zur See, die Fiſchereyen, den Bau der Kauffahrteyſchiffe, die Rechtspflege, die wohlthätigen Stiftungen, die Erziehung, die Herkunft, Sitten und Gebräuche der Nation, die Weiber, die Religion und den Prieſterſtand, den Adel, die Regierung, die Abgaben, die Finanzen, die Land- und Seemacht, die Werfte für Kriegesſchiffe, und zuletzt den regierenden Fürſten. Als Zugabe finden wir am Ende des Dechanten von Glouceſter, Dr. Tucker's, Inſtruktion für Reiſende. Man ſieht wohl, daß ſich der Verfaſſer an keine Ordnung gebunden hat; daher iſt es auch wohl gekommen, daß einige Rubriken, z. B. vom Klima, von herrſchenden Krankheiten, vom Zuſtande der Gelehrſamkeit und Kunſt, u. ſ. w. weggeblieben ſind. Gleichwohl füllen dieſe desultoriſchen Fragen 430 Seiten eines ſehr kleinen Drucks. Der zweyte Band enthält ein ziemlich vollſtändiges Verzeichniß aller bekannten Werke über das Reiſen, und einen Auszug aus Stucks Verzeichniß aller Reiſebeſchreibungen, alphabetiſch nach den Ländern und Städten geordnet, jedoch nur auf Europa eingeſchränkt. Mit dieſer Litteratur, ſo unvollkommen ſie iſt, macht der Verfaſſer den Engländern, die noch gar nichts von dieſer Art kannten, ein wichtiges und brauchbares Geſchenk. Das ganze Werk verdient zugleich eine Anführung wegen ſeiner typographiſchen Eleganz, und einer für einen Ausländer weit getriebenen Sprachrichtigkeit.

8) Manners and Customs in the West-India Islands, etc. by I. B. Moreton. 8. London. St. 63. S. 634.

Kein Buch iſt ſo ſchlecht, aus dem man nicht etwas lernen könnte. Wenn man von dem vor uns liegenden Werkchen die ſchlechten Verſe, die unwitzigen Geſchichtchen, die ſchmutzigen Anekdoten, und die Alltagsbemerkungen abgeſchnitten hat, und ſich über den Plattſinn und die damit verknüpfte Bierhausberedtſamkeit eines zum Aufſeher einer Plantage emancipirten Kaufmannsdieners hinwegſetzen kann: ſo bleibt allerdings noch ein reiner Gewinn übrig, wodurch dem Leſer das gemeine Leben in Weſtindien, freylich in keiner anziehenden Geſtalt, anſchaulich wird. Der Verfaſſer hat eine Anlage zur lebendigen Darſtellung, welcher durch ſeine Plattheit eigentlich das Siegel der Wahrheit aufgedrückt wird. Er liefert einen ſchaudervollen Beytrag zu jener, jetzt durch viele Bände fortgeſetzten, Klage gegen unſern Menſchenſtamm, über ſeine muthwillig grauſame Behandlung ſeiner ſchwarzen Brüder, und ſchildert das allgemeine Sittenverderbniß unter den Weißen und Blendlingen in Weſtindien durch alle Verhältniſſe des Lebens. Das Klima, die Gelegenheit und das Beyſpiel ſcheinen dort eine allen Begriff überſteigende Schamloſigkeit hervorzubringen, in welcher jedes edlere Selbſtgefühl verloren geht, und wodurch einer Reihe von Laſtern Thor und

Thür geöffnet wird. Der Verfaſſer behauptet ſogar, daß die Prediger dort durchgehends dem Trunk und wollüſtigen Ausſchweifungen ergeben ſind. Auf funfzigtauſend Seelen ſetzt er die Zahl der Neger, die jährlich in Weſtindien unter den Martern der Sklaverey erliegen. Die Europäer, die ſchaarenweiſe dorthin wandern, um ihr Glück zu ſuchen, ſind größtentheils der Auswurf ihres Vaterlandes; allein deſſen ungeachtet ſchreibt der Verfaſſer der Hitze und den unzähligen Verſuchungen, die ſich dem neu angekommenen Fremden darbieten, eine beſondere verführeriſche Kraft zu, welcher auch die beſſern Menſchen nicht widerſtehen. Ausnahmen giebt es indeſſen auch auf jenen Inſeln, wie es deren in Rom zur Zeit ſeiner größten Entartung gegeben hat. (Sollte nicht Unſittlichkeit überall von der Einführung des Leibeigenthums unzertrennlich ſeyn?) — Die Zahl der Negern, die im Innern von Jamaika einen unabhängigen Staat bilden, oder wenigſtens nur dem Namen nach die Brittiſche Oberherrſchaft anerkennen, und unter ihrem eignen König Cudzo ſtehen, ſoll ſich auf fünftauſend belaufen. Der Verfaſſer beſuchte dieſen König, und ward ſehr gut bewirthet. Die Verhaltungsregeln, die Hr. M. ſeinem Freunde giebt (denn das Ganze iſt ein Schreiben an einen Freund), ſind ſowohl in diätetiſcher Rückſicht, als in Anſehung des Fortkommens, ſehr gut, nur freylich ohne alle Elevation; denn er räth ihm, und beſchwört ihn hoch und theuer, ſich in jedem Streite allemal den erſten Schlag geben zu laſſen. Auch ſcheint er bey der Ausübung der Tugend keine Strenge gegen ſich ſelbſt zu fordern, ſondern empfiehlt es dem Neuankommenden, ja nicht den Joſeph zu ſpielen, wenn die gebietende Frau oder Mulattin im Hauſe ihn erwählt, indem die Rache der Verſchmähten zu gefährlich ſey. Man könne nun einmal nicht umhin, zu ſündigen; aber mit Gottes Hülfe bringe man es doch wohl dahin, ein nicht gar zu arger Sünder zu werden.

10) An historical disquisition concerning the knowledge which the Ancients had of India etc. By William Robertson, D. D. etc. 4. London.

St. 194. S. 1937.

In der Vorrede wird die Entſtehungsgeſchichte dieſes Werkes ſo angegeben: Dr. Robertſon las Hrn. Rennels Memoir zur Erläuterung ſeiner Karte von Indien, ward dadurch veranlaßt, anfänglich zu ſeiner eigenen Befriedigung in den Quellen nachzuleſen, was die Alten von Indien gewußt hätten, und zuletzt, als ihm das Reſultat ſeiner Nachforſchungen wichtig zu werden ſchien, es dem Publicum vorzulegen. Ueber nautiſche und aſtronomiſche Gegenſtände hat ihm ſein College, Hr. Prof. Playfair, Auskunft gegeben. Die Einrichtung dieſes kleinen Werkes iſt übrigens dieſelbe, die man bereits an den größern des berühmten Verfaſſers gewohnt iſt: zuerſt hiſtoriſche Erzählung; dann die erläuternden Anmerkungen hinterdrein. Hier nun folgt noch ein Anhang über den Charakter, die Sitten und Geſetze der Indier, und zu dieſem wieder eigene Anmerkungen. Die Karten hat Hr. Playfair gezeichnet. Die eine ſtellt das ſüd-öſtliche Aſien ſo vor, wie Ptolemäus es ſich ungefähr gedacht haben mag; die andere entlehnt richtige Umriſſe von der neuern Geographie, und bezeichnet die gegenwärtig unter ähnlichen oder auch andern Namen bekannten Oerter mit den Benennungen, die in den Schriften der Alten vorkommen. Um dasjenige, was eigentlich geleiſtet worden iſt, richtig zu beurtheilen, muß der Zweck des Verfaſſers mit in Anſchlag kommen. Augenſcheinlich war ihm mehr an einer allgemeinen Ueberſicht, als an einer in das genaueſte Detail gehenden antiquariſchen Kritik gelegen; er wollte ein populäres Werk zur allgemeinen Belehrung ſchreiben, und die größern Momente der Geſchichte durch philoſophiſches Raiſonnement in ein helleres Licht ſetzen, und durch Verwebung mit den wichtigſten Gegenſtänden menſchlicher Betriebſamkeit anziehender machen. Das erläutert und entſchuldigt viel, was ſonſt, zumal in Deutſchland, einer Entſchuldigung wohl bedürfte. Die Unbekanntſchaft mit unſerer Sprache und Litteratur hat natürlicher Weiſe dem Verfaſſer manche Hülfsquelle abgeſchnitten, wodurch er ſich den Ruhm einer größern Genauigkeit und Vollſtändigkeit hätte erwerben können; wir aber müſſen von ihm lernen, über das ewige Materialienſtoppeln, das Sylbenſtechen, die Kleinigkeitskrämerey, nicht das Reſultat des Ganzen zu vergeſſen, und zur Ueberſicht der größern Verkettungen nicht unfähig zu werden. Manches bleibt freylich auch bey aller Nachſicht gegen die Individualität des Verfaſſers noch anſtößig, zumal wenn es dem angenommenen Charakter des philoſophiſchen Geſchichtſchreibers zuwider läuft. So begreift man z. B. nicht die gefliſſentliche Beybehaltung des dunkelſten, ſchwankendſten Begriffes von den „inſpirirten" Büchern, von denen Hr. R. ſo im Ernſte ſpricht, wie **Voltaire** wohl im Scherz davon zu reden pflegt, nehmlich als von überirdiſchen Autoritäten, denen jedes andre hiſtoriſche Denkmahl weichen müſſe. Zum Glück kommt bey der gegenwärtigen Unterſuchung auf dieſe Autorität nicht viel an; die einzige Erwähnung des Handels nach Indien geſchieht im erſten Buch der Könige, wo die vermeyntliche Inſpiration noch dazu ſo dunkel ſpricht, daß Hr. R. lieber geradezu die von Bruce neulich wieder vertheidigte Meynung annimmt, daß Salomons Schiffe gar nicht nach Indien, ſondern nach Sofala im ſüd-öſtlichen Afrika gingen. Die Pfauen und Affen hätten ihn gleichwohl über dieſen Punkt behutſamer machen ſollen, da jene gar nicht in Afrika zu Hauſe, und die letztern auch nur in Indien ſo zahm ſind, daß ſie ſich leicht transportiren laſſen; andrer Argumente nicht zu gedenken, die der Bruciſchen Meynung mit Recht entgegengeſetzt werden könnten. Nach dem Texte zu urtheilen, hat es auch faſt das Anſehen, als ob der Verfaſſer die Expedition des Seſoſtris nach Indien ohne weitere Prüfung annähme; allein gegen dieſe äußert er ſeine Bedenklichkeiten in der Anmerkung, und allerdings iſt die Ungereimtheit zu offenbar, als daß man hier, gegen das Stillſchweigen des ganzen Alterthums, dem unzuverläſſigen Diodor folgen könnte.

— — — — — — — —

Der Handelsgeiſt von Europa bindet alle Welttheile zuſammen; allein Aſien und Amerika trugen auf verſchiedene Art dazu bey, dieſem Triebe Befriedigung zu geben. In Aſien fanden die Portugieſen ein geſittetes Volk, ein fruchtbares Land, und unzählig mannichfaltige Manufakturen; ſie bedurften nur feſte Poſten und Handelsagenten. Die Spanier konnten in Amerika erſt nach der Entdeckung von Sakotekas und Potoſi zum Genuß des dortigen Reichthums der Natur gelangen, und ſahen ſich am Ende genöthigt, Colonieen zu gründen. Europäiſche Betriebſamkeit und Arbeitſamkeit hat Amerika angebauet und anbauen laſſen. Die Conſumtion Amerikaniſcher Erzeugniſſe unterhält die Thätigkeit in Europa, und die Ausfuhr

fuhr des Goldes und Silbers nach Indien, iſt nach unſerm Verfaſſer nicht nachtheilig, ſo lange es der Preis unſrer Induſtrie bleibt, wegegen wir andre Waaren eintauſchen und wieder umſetzen. Dieſe wichtige Materie der Commerzwiſſenſchaft hat indeſſen noch mehrere Seiten, und wird durch dieſe Berührung nicht erſchöpft. Man mag die koſtbaren Metalle als Waaren oder Zeichen betrachten, den Reichthum eines Staates machen ſie freylich nicht aus; allein wenn die Bergwerke erſchöpft ſind, und Amerika eigene Manufakturen hat, ſo hört endlich der Handel nach Indien auf, oder es müßten dort auch andere Waaren ſtatt des Goldes und Silbers gangbar werden. Dann könnte alſo doch eine Stagnation entſtehen, die ſo lange Armuth bewirkte, bis die Repartition der Güter des erſten Bedürfniſſes gleichförmiger würden. Endlich meynt R. noch mit dem Abbé Raynal, daß die Entdeckung des neuen Weges nach Indien ein groſes Unglück von Europa abgewendet habe: die Unterjochung deſſelben durch die Türken. Dieſe Vorſtellung des Möglichen, welches nicht geſchehen iſt, hat jederzeit viel Mißliches; der Spielraum für die Phantaſie iſt zu groß, der Verſtand überſieht und erſchöpft ihn nicht. Wer bürgt uns dafür, daß gerade die Folgenreihe des Verfaſſers die wahrſcheinlichſte iſt, die gedacht werden konnte? Ein Anderer könnte eben ſowohl träumen, daß das Unglück eben nicht ſo groß geweſen wäre. Europa hätte auch wohl die Eroberer civiliſirt. Jetzt hätten wir es vielleicht überſtanden; die feudaliſche Sklaverey und die neuplatoniſche Hierarchie mit ihrem Götzendienſte wären vielleicht ſchon geſtürzt, eine freye Verfaſſung und ein gereinigtes, dem primitiven ähnliches, Chriſtenthum hätte ſich vielleicht emporgearbeitet. Wenn man ſchon träumen will, warum immer das Aergſte? Warum muß die Farbe des Rocks ſo zurückwirken auf die Einbildungskraft? Dies ſind Reſte des alten Sauerteigs der Teleologie, die endlich, aus der Geſchichte wenigſtens, vertrieben werden ſollte. Daß man ſagt, nichts könne anders geſchehen, als es geſchehen iſt, dawider kann niemand etwas einzuwenden haben; aber der Geſchichtforſcher, der ſich außer dieſem Gehege einen Spaziergang im Reiche der Möglichkeiten erlaubt, müßte doch die Philoſophie mitnehmen.

— — — — — — — —

Wenn gleich die Idee von einem kritiſchen Werke über den Handel der Alten nach Indien durch die gegenwärtige Schrift ſo wenig erſchöpft iſt, daß ſie vielmehr nur als der erſte Verſuch in einem noch brach liegenden wiſſenſchaftlichen Felde betrachtet werden darf; und wenn gleich die Umriſſe, welche der Verfaſſer vom Charakter, den Sitten und Verfaſſungen der Indier hinzeichnet, nur nach einem ausgeführten Gemählde lüſtern machen: ſo wird doch Robertſons anerkanntes Verdienſt und ſeine Gabe deutlich und intereſſant ohne alle Kunſte der Declamation zu erzählen, auch hier dem Leſer Gnüge leiſten, und die Wichtigkeit des Gegenſtandes wird ſein Werk mit Recht zur allgemeinen Lectüre empfehlen.

9) Découvertes des François en 1768 et 1769 dans le Sud - Est de la Nouvelle Guinée etc. précédées de l'Abrégé historique des navigations et des découvertes des Espagnols dans les mêmes parages. Par M. * * * ancien capitaine de vaisseau. gr. 4. Paris 1790.
St. 188. S. 1883.

10) Voyage à Madagascar et aux Indes Orientales, par Mr. l'Abbé Rochon, de l'Acad. des Sc. de Paris. 8. Paris.
St. 202. S. 2010.

Jahrgang 1791.

1) Histoire abregée de la Mer du Sud, etc. par Mr. de la Borde. gr. 8. 3 Voll. Paris, 1791.
St. 2. S. 9.

2. 4. 5) Nouveau Voyage dans les Etats-Unis de l'Amerique septentrionale, fait en 1788, par J. P. Brissot (Warville), citoyen françois. 8. 3 Voll. Paris, 1791.
St. 4. S. 25. St. 12. 14. 15.

Die merkwürdige Vorrede zu dieſem Werke giebt den Geſichtspunkt an, aus welchem es beurtheilt werden muß, nämlich ſeine Beziehung auf die gegenwärtige Lage von Frankreich. Der Verfaſſer beſchreibt ſeinen Landsleuten einen neu entſtandenen Freyſtaat, damit ſie ſich daran ſpiegeln und einſehen mögen, welches die Grundfeſten aller politiſchen und bürgerlichen Freyheit ſind. Sein großes Thema iſt die unumſtößliche Wahrheit, daß keine freye Verfaſſung beſtehen könne ohne Reinheit der Sitten; er ſtreitet aus allen Kräften gegen den ſophiſtiſchen Unterſchied zwiſchen öffentlicher und Privatſittlichkeit, und zeigt, nicht ohne ſtrafende Seitenblicke auf die Schwelgereyen gewiſſer Demagogen, daß die Vernunft dieſen Unterſchied nicht anerkennt. Es kann ſeyn, daß ſeine Catoniſche Strenge von einem unter der Ruthe der Tyrannen zu tief herabgewürdigten Volke zu viel verlangt; man wird ihm vielleicht antworten können, daß ein ſolches Volk keine andre Hoffnung hat, zur Tugend hinanzuſteigen, als die in der neuen Richtung liegt, welche die freye Verfaſſung ihm ertheilen muß, und daß, wenn gleich die Formen des Geſetzes Sittlichkeit nicht ſchaffen, ſie doch die Entſtehung derſelben begünſtigen können: allein der Zeitpunkt iſt darum dennoch gut gewählt, jenes transatlantiſche Vorbild eines durch die innere Kraft der Moralität über die Geſetzgebung ſelbſt erhabenen Volkes in der ganzen Würde ſeiner Simplicität aufzuſtellen, und in dieſem anſchaulichen Beyſpiele darzuthun, daß die Erſchaffung der Tugend das große Bedürfniß eines Staates bleibt, der ſeine Freyheit nicht errungen haben will, um ſie im nächſten Augenblicke wieder einzubüßen. Vorſchrift, Lehre, Beyſpiel, Erziehung, Gewöhnung an das Handeln nach Grundſätzen, Begünſtigung des Landlebens, Achtung gegen Handwerker, Zertheilung des Eigenthums, u. ſ. w. ſind die Mittel, welche dem Verderben ſteuern, und die Nation von der Seuche heilen können, die ihr noch von den Jahrhunderten ihrer Dienſtbarkeit anklebt. Der Verfaſſer ging vor der Epoche der Franzöſiſchen Revolution, im Junius 1788, nach Amerika, faſt ſcheint es, in der Abſicht, ſich durch den Augenſchein zu überzeugen, ob es der Mühe werth ſey, eine Franzöſiſche Colonie dort anzulegen, da in jenem kritiſchen Zeitpunkt, ehe man die Freyheit ſo nahe glaubte, viele Franzoſen an eine freywillige Auswanderung dachten, um den gänzlichen Umſturz ihres Vaterlandes durch den bevorſtehenden und unvermeidlich ſcheinenden Bankerott nicht anzuſehen. — — —

— — — — — — —

Der Raum dieſer Blätter gebietet uns, bey dieſer Anzeige ſtehen zu bleiben, die nur auf den wichtigen Inhalt des vor uns liegenden Werkes aufmerkſam machen kann. Unzählige Details, Erörterungen, auffallende, wenn gleich nicht immer neue, Bemerkungen, in einander greifende Thatſachen, verweben ſich darin zu einem lichtvollen Ganzen, welches den Zweck des Verfaſſers ſicher erreicht, diejenigen Grundſätze, die man ſo gern als utopiſche oder gar noch ſchlechtere theoretiſche Speculationen verſchreyen möchte, durch praktiſche Anwendung über alle Einwürfe und Zweifel triumphirend zu zeigen und dadurch den Muth aller Rechtſchaffenen zu ſtärken, welche die Ungewißheit des Erfolges an ihrem durch die Vernunft und das Gefühl gebotenen Freyheitskampfe noch irre machen könnte. Wir haben nicht der Flecken erwähnt, die in einer Arbeit von dieſem Umfange wohl unvermeidlich ſind, der Ungleichheit und Nachläſſigkeit im Styl, der Wiederholungen, der einſeitigen Reticenzen, des beynahe ſchwärmenden Enthuſiasmus, der einer guten Sache bey kalt philoſophirenden Köpfen ſchaden kann, allenfalls auch einer oder der andern Unrichtigkeit in den mitgetheilten Angaben. Dies alles thut dem Hauptreſultate dieſer Reiſebeſchreibung keinen Abbruch, und ſtört nicht den Eindruck, den jeder nachdenkende Leſer empfangen muß, wenn er hier inne wird, mit welcher unglaublichen, aller Berechnung ſpottenden Velocität, die ſich ſelbſt gelaſſenen, durch eine freye Verfaſſung nur geſchützten und gereinigten Kräfte des menſchlichen Geiſtes, fünf Jahre nach der Beendigung eines Krieges, der durch alle Provinzen gewüthet, nach und nach alle Hauptſtädte verheert, und den Handel gänzlich unterbrochen hatte, dem Staate vollkommene Sicherheit, Credit, Wohlſtand, Schiffahrt in alle Welttheile, Gewicht und Achtung unter den größern Mächten Europens, und den einzelnen Bürgern ruhigen, weiſen Genuß ihres Fleißes, und das edle Bewußtſeyn ihrer Menſchenwürde geben konnten. Dieſe troſtreiche Wahrheit, daß man unmöglich des rechten Weges verfehlen könne, wenn man muthig und entſchloſſen, und aus allen Kräften die klaren, einfachen, unwiderleglichen und ſanften Gebote der Vernunft befolgt, kann allein das Unglück abwehren, welches im jetzigen Zeitpunkte die Welt bedrohet; und wenn die einzigen Repräſentanten eines Volkes, das ſonſt keine hat, die Schriftſteller und Recenſenten, vom Gefühl ihrer großen Verantwortlichkeit durchdrungen wären — wie heilig müßte ihnen die Bekanntmachung dieſer Wahrheit ſeyn, wie bange müßte ihnen werden vor der gerechten Beſchuldigung, die Schwerter nur zum Bürgerkriege gewetzt zu haben, indem ſie den unlauteren Sophismen politiſcher Gaukler das Wort redeten!

3) L'Afrique et le peuple africain, considérés sous tous leurs rapports avec notre commerce et nos coloniees etc. par Mr. Lamiral, ancien agent de commerce en Afrique. gr. 8. Paris, 1789.

St. 6. S. 49.

4) Relacion del ultimo viage al Estrecho de Magallanes de la fregata de S. M.

Santa Maria de la Cabeza en los años de 1785 y 1786. Extracto de todos los anteriores desde su descabrimiento impresos y Mſs. y noticia de los habitantes, suelo, clima y producciones del estrecho. — Trabajada de orden del Rey. 4. Madrid 1788.

St. 16. S. 145.

5) Geſchichte der merkwürdigſten Reiſen, welche ſeit dem zwölften Jahrhundert zu Waſſer und zu Lande unternommen worden ſind. Von Theophil Friedrich Ehrmann. I. u. II. Band. Frankfurt am Mayn.

St. 17. S. 163.

— — — — — — —

Hr. E. hat unverkennbaren Fleiß an dieſe Ausarbeitung gewendet; und als chronologiſche Ueberſicht von der allmälichen Bekanntwerdung der verſchiedenen Welttheile wird ſie ihren Nutzen haben, wenn man gleich wünſchen möchte, daß er bey einem vollſtändigeren und umfaſſenderen Plan für Natur- und Menſchenkunde mehr hätte leiſten wollen, als der geringe Umfang von vier und zwanzig kleinen Bändchen ihm jetzt geſtatten wird. Eine Folge dieſer Einſchränkung iſt es, daß ihn zuweilen unbedeutende Nebenſachen zu lange aufhalten, wahrſcheinlich, weil er die Aufmerkſamkeit des Leſers dadurch zu unterhalten glaubt; allein mit einem feſteren, unverwandten Blicke hätte ſich Reife und Fülle vielleicht noch ſchöner zu einem intereſſanten Ganzen verbinden laſſen. Wirklich haben wir jetzt in vielen Fällen wenig mehr als einen rapiden Entwurf der Hauptbegebenheiten jeder Reiſe zu erwarten; die genauere Beſtimmung deſſen, was jedesmal für Erdkunde und Handel gewonnen ward, und die Charakteriſtik der Reiſebeſchreiber ſelbſt, ohne welche man ihre Bemerkungen nicht gehörig benutzen und beurtheilen kann, vermiſſen wir nicht gern. Eine Unvollkommenheit, die uns unmittelbar aus dem Plan ſelbſt des Verfaſſers zu erwachſen ſcheint, iſt dieſe, daß es ſo manche vortreffliche und lehrreiche Reiſebeſchreibung giebt, die aber für die bloße Geographie ganz entbehrlich iſt, und die nun, weil nur die merkwürdigſten Entdeckungsreiſen hier eine Stelle finden, ganz übergangen werden dürfte. In der allgemeinen Einleitung finden wir den Ideengang oft zu deſultoriſch, wiewohl wir auch die Schwierigkeit nicht verkennen, auf ſo wenigen Seiten die ganze Weltgeſchichte, ſey es gleich nur in Beziehung auf Schiffahrt, Handel und Kenntniß der Erde, in eine Skizze zu bringen. Ueberall blickt indeſſen des Verfaſſers guter Wille hervor, ſelbſt da, wo er einem Muſter nachzuſtreben bemühet iſt, welches wir ihm lieber rathen würden in ſeiner Individualität ruhen zu laſſen. Bey dem Wunſche, deſſen wir uns bewußt ſind, den Verdienſten des Verfaſſers volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, werden dieſe Erinnerungen, die zum

Theil nur auf andern Anſichten des Gegenſtandes, als den ſeinigen, beruhen, für ihn ſelbſt ſchwerlich den Anſtrich eines übelgelaunten Tadels haben können. In der Vorrede erwähnt er mit beſcheidener Diffidenz ſeine nicht günſtige Lage, wobey er doch funfzehn Jahre lang ſein Lieblingsſtudium eifrig fortgetrieben hat. Wie lange wird es doch das Schickſal der Gelehrten in Deutſchland ſeyn, dieſe Klage führen zu müſſen? Jedes Uebel hat indeſſen irgend eine gute Folge. Hier ſpringt es in die Augen, wie das edelſte Geſchäft und die erhabenſte Beſtimmung des menſchlichen Geiſtes, die Uebung und Entwickelung der Verſtandeskräfte in Erforſchung der Wahrheit, der Unterſtützung der mächtigeren Claſſen im Staate beynahe nichts verdankt; und ſo wird ihnen die Nothwendigkeit, bald mit Nachdruck auf dieſen Punkt hinzuwirken, deſto näher gelegt, je ſchärfer das Menſchengeſchlecht über ſein wahres Intereſſe zu wachen, je deutlicher es einzuſehen anfängt, daß die Einrichtungen der bürgerlichen Ordnung nur in ſo fern heilig bleiben können, als ſie nützlich ſind.

6) Essai historique sur la Colonie de Surinam, etc. avec l'histoire de la Nation Juive Portugaise et Allemande y établie, etc. le tout rédigé sur des pieces authentiques y jointes et mis en ordre par les Régens et Représentans de la

dite Nation Juive Portugaiſe. 2 Voll. Paramaibo (Amſterdam) 1788.
St. 79. S. 786.

7) The Marches of the Britiſh armies in the Peninsula of India, during the Campaigns of 1790 et 1791, illustrated and explained by reference to a map, compiled from authentic documents, transmitted by Earl Cornwallis from India. By Major Rennell, 8. London.
St. 99. S. 991.

8) A Voyage from Calcutta to the Mergui - Archipelago etc. also an account of Jan Sylan, Pulo Pinang, the Port of Queda, the present state of Atcheen etc. an account of the Island of Celebes etc. By Thomas Forrest Esq. 4. London.
St. 101. S. 1012.

9) A Voyage to the South-Sea undertaken by command of His Majesty, for the purpose of conveying the Breadfruittree to the West-Indies, in His Majesty's Ship, the Bounty, commanded by Lieutenant William Bligh, etc. London. 4. St. 104. S. 1046.

10) A Tour from Gibraltar to Tangier, Sallee, Mogodore, Santa Cruz, Tarudant and thence over mount Atlas to

Morocco etc. by William Lempriere, Surgeon. 8. London.

St. 105. S. 1051.

11) A Journal of a Journey from the Cape of Good Hope, undertaken in 1790 and 1791, by Jacob van Reenen etc. in search of the wreck of the hon. the East-India Company's ſhip, the Grosvenor. By Capt. Edw. Riou. 4. London.

St. 140. S. 1393.

II.

In der Allgemeinen Litteraturzeitung vom Jahr 1791.

---

1) Göttingiſches hiſtoriſches Magazin von C. Meiners und L. T. Spittler. Vierter bis ſiebenter Band. 8. Hannover, 1789. 1790. Nro. 7. 8.

Wir werden mit den Aufſätzen und Mittheilungen des Herrn Hofraths Meiners den Anfang machen. Die hier befindlichen Erläuterungen ſeines anthropologiſchen Grundriſſes erſcheinen unter folgenden Rubriken: über eheliche Verbindungen in den nächſten Graden der Blutsfreundſchaft; über die Sinnlichkeit, deren verſchiedene Stufen und Zweige; Beyträge zur Geſchichte der alphabetiſchen Schrift; über das Klima im heißen Erdgürtel; über die Entſtehung des bürgerlichen Regiments; Geſchichte der Sitten der Römer in den beyden erſten Jahrhunderten nach Chriſti Geburt; über die Entſtehung des Eigenthums; kurze Geſchichte des gemäßigten Klima; über die ſo genannten Wilden, oder über Jäger- und Fiſchervölker; über die Natur der Afrikaniſchen Neger; über die Varietäten und Abarten der Neger; über den Sklavenhandel in Weſtindien; über die Natur der Amerikaner; über die Natur der Völker des öſtlichen und nordöſtlichen Aſiens; der Völker im ſüdlichen Aſien, auf den oſtindiſchen und Südſeeinſeln und auf den Südländern; der morgenländiſchen Völker, und endlich der Slaviſchen Völker in Europa. Ohne den hypothetiſchen Faden, woran wir alle unſere eigenen und alle fremden Erfahrungen reihen, wäre die Ordnung und der Zuſammenhang im Denken unmöglich, vermittelſt deren man in jedem, und zumal in dieſem unerſchöpflichen Studium, welches man ſo oft des Menſchen wichtigſtes nannte, zu einiger Gewißheit zu gelangen hofft. In dem durch die Formen unſerer Verſtandeskräfte zuerſt veranlaßten, und durch frommes Vorurtheil aller Art genährten Vertrauen, daß abſolute Wahrheit dem eifrigen und treuen Forſcher zuletzt nicht entgehen könne, läßt mancher ſich die Mühe nicht verdrießen, den ungemeſſenen Kreis des menſchlichen Wiſſens zu durchlaufen, und was er vor ſich findet, an jenen Faden zu knüpfen; aber nur äußerſt Wenigen wird die Genugſamkeit zu Theil, am Ende dieſer Laufbahn ſich mit der unüberwindlichen Täuſchung wiſſentlich auszuſöhnen und zwiſchen einem anmaßenden Dogma und einem mißmuthigen Omnia vanitas im Gleichgewichtspunkte zu ſchweben. Dieſe ſehr ernſthafte Betrachtung drang ſich noch bey keiner wiſſenſchaftlichen Lectüre ſo unwiderſtehlich, wie bey der gegenwärtigen, dem Recenſenten auf. Er konnte ſich's nicht verhehlen, wenn er auch dem Forſchungsgeiſte des Verfaſſers alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und ſich ganz in ſeinen Geſichtspunkt verſetzte, daß gleichwohl aus den nämlichen Quellen, die auch Herr **Meiners** zu Rathe gezogen hat, eine verſchiedene Anſicht derſelben Gegenſtände geſchöpft werden könte, welche ſeiner Darſtellung in vielen weſentlichen Punkten widerſtritte. Wer die ungeheure Summe von Kenntniſſen, welche ſich Herr **M.** eingeſammelt hat, und ihre Univerſalität erwägt; wer die erſtaunliche Anſtrengung des Geiſtes berechnet, die zu einer ſolchen Einſammlung erfordert wird, und ſodann bemerkt, daß der Verfaſſer wirklich ohne Unterlaß bemühet geweſen iſt, dieſen Vorrath als Denker überſehen und ordnen zu wollen: der begreift auch wohl, wie er, ſelbſt bey der ausgebreitetſten Beleſenheit, die ſeit Hallern nur wenige Menſchen weiter getrieben haben, und bey ſo viel Scharfſinn, als er in ſeinen frühern Schriften an den Tag gelegt und noch jezt an vielen Stellen gezeigt hat, dennoch in eine Einſeitigkeit habe verfallen können, welche bey manchem Leſer Widerwillen, bey einigen ſogar Unwillen erregt. Der Recenſent iſt nicht geſonnen, mit Hrn. M. über ſeinen Geſichtspunkt zu rechten; allein er glaubt nach wiederholten Wahrnehmungen an ſich und Andern, daß die harten Urtheile, welche man ſeit einiger Zeit über dieſen Schriftſteller ergehen läßt, in einem dunklen, wider ſeine Hypotheſen ſich empörenden Gefühle ſchon längſt entſtanden ſind, ehe man noch Zeit gewonnen hat, über ſein Verfahren eine nähere Prüfung anzuſtellen, und die etwanigen Fehler der Uebereilung in ſeinen Schlüſſen aufzufinden. Bekanntlich theilt Hr. M. das Menſchengeſchlecht in den Kaukaſiſchen und Altaiſchen Stamm, wovon jener die Celten und Slawen, dieſer alle übrigen Völker der bewohnten Erde in ſich begreift. Unter allen Menſchen ſind die Celten aber die einzigen, denen eine glückliche Organiſation und mit derſelben die höchſte Perfectibilität zu Theil geworden iſt. Drey Viertheile des ganzen Erdrunds ſind hingegen im Beſitz der Mongolen und ihrer Nachkommenſchaft, eines von Natur zur phyſiſchen und ſittlichen Mißgeſtalt organiſirten Stammes. Das übrige, was nicht die Celten inne haben, bewohnen die weit beſchränktern Slawen; und ſowohl dieſe, als gewiſſe Celtiſche Völkerſchaften, ſind durch Verheirathung mit jenen häßlichen und bösartigen Menſchen mehr oder weniger entartet (mongoliſirt). Wie man auch immer die Worte beſtimmen mag, ſo bleibt wenigſtens ſo viel unleugbar, daß allerdings ein Volk vor dem an-

dern

der ſchön oder häßlich, gutmüthig oder bösartig, aufgeklärt oder eingeſchränkt, von reinen oder verderbten Sitten genannt werden müſſe. Stufen des größern oder geringern Reichthums von Anlagen und Kräften werden wir in der Natur vom Wurme bis zum Menſchen gewahr; folglich iſt es nicht ungereimt, ähnliche Gradationen auch unter den Individuen einer jeden Gattung anzunehmen. Jene Berechnung, nach welcher es mehr einfältige, rohe, thieriſche und häßliche Menſchen, als ſchöne, gebildete und kluge, ſittliche giebt, iſt augenſcheinlich richtig, und ſtimmt auch mit dem Gange der Natur im Großen und Ganzen überein, da Vortrefflichkeit nirgends die Regel iſt, nach welcher ſie die Weſen multiplicirt. Oft iſt das Schädliche und Häßliche zugleich das Zahlreichſte und Fruchtbarſte, und hat ſeine Anſprüche auf Daſeyn und Erhaltung troz dem Beſten. Wer kann alſo läugnen, daß es im Rathſchluſſe der Natur, oder, was hier gleichlautend iſt, der Gottheit, bey weitem das Wichtigſte geſchienen habe, daß Menſchen, als eine beſondere Thierart, daſeyn und ſich mehren mögen? Gegen dieſen wichtigen Zweck (nämlich das phyſiſche Leben) gehalten, bleiben jene göttlichen Vorzüge des moraliſchen Sinnes und der Vernunft, ſo entzückend und erhebend auch der Genuß iſt, den einzelne Glückliche darin finden, nur gleichſam ein Minimum, eine Nebenſache; und nur gelegentlich nach Maaßgabe der Umſtände, ſollten ſie ſich da und dort in verſchiedenen Verhältniſſen bey wenigen Individuen entwickeln. Die einzelnen Menſchen nun, bey welchen ſie ſich auf das vollkommenſte entwickelt haben, ſind, ſo viel uns die Geſchichte davon lehrt, unſtreitig Bewohner unſers Welttheils; und an dem Einfluß ihrer Bildung auf die Maſſe der Völker, die zunächſt Eindrücke von ihnen empfangen konnten, läßt ſich die Zuverläſſigkeit dieſer Behauptung darthun. In Europa ſind die Wiſſenſchaften und Künſte bis zu einer anderwärts nicht erreichten Stufe der Vervollkommnung gelangt; wir haben einen Mechanismus der Sittlichkeit vor andern Völkern voraus, der nur aus langer Gewöhnung an durchdachte Grundſätze entſpringen kann; wir endlich herrſchen auch in andern Welttheilen, und umfaſſen mit unſerer vollkommnern Kenntniß die ganze Erde. Ob wir aber dieſe Vorzüge einer angebornen Vortrefflichkeit unſerer innern und äußern Organiſation, eher, als dem Klima, der Lage unſerer Länder, der Kette vorhergegangener Begebenheiten, insbeſondere gewiſſen beſtimmten Anregungen der Leidenſchaften und Gemüthskräfte einzelner Menſchen, und einigen glücklichen Würfen des Schickſals, wie z. B. der Erfindung der Buchdruckerkunſt, verdanken: darüber dürfte des Streitens nicht leicht ein Ende ſeyn. Es ſey immerhin wahr, daß das innere Kraftmaaß mit der äußeren Geſtalt in einer unauflöslichen Harmonie beſteht, daß die edelſten Menſchen zugleich von körperlicher Bildung die ſchönſten ſeyn müſſen, und daß die Europäer wirklich jetzt beyde Vorzüge des Geiſtes und des Körpers in ſich vereinigen; wer bürgt uns, daß unſer Stamm, ehe ſich geiſtige Kräfte bey ihm entwickelten, ſchon ihr begleitendes Zeichen, körperliche Schönheit, beſeſſen haben könne? Hätte ſich, um nur noch Einen Zweifel zu erwähnen, die Vernunft unter den nordiſchen Völkern ſo leicht und auf die Art, wie es geſchehen iſt, entwickelt, wenn ſie nicht früher ſchon in Chaldäa, Indien und Aegypten Fortſchritte gemacht hätte, wenn die Buchſtabenſchrift nicht mit den Künſten und Wiſſenſchaften aus Aſien und Afrika nach Griechenland gewandert wäre und dort unter günſtigen Verhältniſſen des Orts, des Himmelſtriches, der Verfaſſung und der Organiſation, eine ſchönere Epoche der Aufklärung bewirkt, wenn endlich Rom nicht alle ſeine Nachbarn verſchlungen, und die Wirkungen der Vernunft aus den entfernteſten Punkten ſeiner Herrſchaft geſammelt, durch den ganzen Umkreis derſelben in Schwung gebracht hätte? Wir müſſen auch nicht die glücklichen Folgen der Erſcheinung einzelner Männer von höherer Fähigkeit, der Maſſe ihres Volkes zum Verdienſte anrechnen. Tauſende von Edlen haben gelebt und keine Spur ihres Daſeyns und ihres Wirkens hinterlaſſen; da hingegen oft weit mittelmäßigere Köpfe, und ſogar Menſchen von zweydeutigem Herzen, ihrem Zeitalter ganz neue Richtungen und Impulſionen mitzutheilen vermochten. Wer iſt ſo neu im Studium der Menſchheit, daß er nicht einſieht, die Umſtände und eine durch ſie hervorgebrachte Nothwendigkeit, nicht die Menſchen allein, waren es, von denen alles abhing? Die Chineſer, Japaneſer, Tibetaner, Indier, die Peruaner und Mexikaner haben doch immer verhältnißmäßig einen gewiſſen, nicht ganz verächtlichen Grad der ſittlichen Bildung erreicht. Setzen wir, daß Jahrtauſende lang die Begebenheiten des Erdrunds im Großen dieſe Völker ſo in ihrer Art begünſtigten, wie wir begünſtigt worden ſind: iſt irgend ein Grund vorhanden, welcher uns mit Recht die Möglichkeit bezweifeln lehrte, daß Fähigkeiten, die jetzt ſchlummern oder gänzlich fehlen, ſich dereinſt nicht einfinden und entwickeln ſollten? Wie weit hatte nicht ein **Confucius**, ein Buddha, ein **Mango Capac** u. ſ. w., dieſe Völker ſchon gebracht? Abgerechnet, was der Nachahmungstrieb (den **Hr. M.** den Mongolen als etwas Verächtliches gern zugeſteht), Vorurtheil der Erziehung und mechaniſchen Gewöhnung, was locales und klimatiſches Verhältniß bey uns nothwendig und ohne Vorausſetzung einer größern innern Vortrefflichkeit hervorbringen; was bleibt auch uns übrig, das auf die Benennungen: ſittliche Größe und Vollkommenheit, bey dem unpartheyiſchen Philoſophen Anſpruch machen könnte? Wenn man auf der von unſerm Verfaſſer vorgezeichneten Bahn in der Sichtung des Menſchengeſchlechtes nach ſeinen Fähigkeiten und dem Grad ihrer Entwickelung fortſchreitet, ſo fällt es ja in die Augen, daß auch in unſerm Welttheil, wohin wir uns nur immer wenden mögen, die große Maſſe der Nationen, ſo geneigt man auch anfänglich ſeyn konnte, ſie den Bewohnern der übrigen Erde vorzuziehen, theils wegen ihrer körperlichen Geſtalt, theils wegen ihres anerkannten Stumpfſinnes und des geringen Grades von moraliſchem Gefühl, der ſich in ihrer Ausbildung verſpüren läßt, von der Achtung, die man ihrer Herkunft ſchuldig ſeyn ſoll, wenig oder nichts vor andern voraushaben könne. Ohne auf die Unflätherey Rückſicht zu nehmen, die Herr M. den Altaivölkern ſo gern vorwirft und wozu wir das Gegenſtück beym **Lipſius**, wenn er Weſtphalen, beym **Erasmus**, wenn er England ſchildert, in noch heutiges Tages in den Hütten des Deutſchen, Schottiſchen, Franzöſiſchen, Italiäniſchen Kötheners und gemeinen Mannes aufzuweiſen haben; würde man nicht, wenn man aus den Reiſebeſchreibern und Hiſtorikern charakteriſtiſche Züge von Europäiſchen Völkern ſammelte, ein abſchreckendes Gemählde entwerfen können von Aberglauben und Dummheit, von Geiz und Eigennutz, von Plumpheit und Halsſtarrigkeit, von Wolluſt, Ueppigkeit, Verſchwendung, Gefühlloſigkeit und Bosheit? Was den Punkt der körperlichen Schönheit betrifft, wie viele Länder giebt es in Europa, das einzige England etwa ausgenommen, wo ſie das Loos der gemeinen Volksklaſſe ꝛc.? Soll Geiſt und Witz und Kunſtſinn der Maßſtab. der Vortrefflichkeit ſeyn, wer nannte je die nordiſchen Europäer geiſtreich und witzig? wer wagt es, ihnen Kunſtſinn anzudichten? Der Sinn für das Schöne iſt bey uns das Eigenthum weniger, ſeltener Individuen, und nur in Italien offenbarte er ſich vollkommener, richtiger, feiner, und ohne Zweifel auch allgemeiner als anderwärts. Allein die Italiäner, heißt es, ſind nich ächte Celten; Hr. M. ſchreibt ſchon die Ausartung der Römer unter den Kayſern dem unedlen Blute der überwundenen Nationen zu, welches in die Adern der nachfolgenden Zeugungen überging (B. V. S. 199), ſo wie er auch in dem kurzen Vergleich von Nord- und Süd-Deutſchland die geringen Fortſchritte, welche die Reformation und Aufklärung in der größern Hälfte unſers Vaterlandes gemacht haben, einer ſchlechtern Organiſation und einem ſtumpfern ſittlichen Gefühl beymißt, deren Urſprung er in der Vermiſchung der ächten Deutſchen (Celten) mit den Wenden (einem Slawenvolke) gefunden zu haben glaubt. (B. V. S. 200. 201). Das Mauriſche und Jüdiſche Blut in Spanien und Portugall hat alſo wahrſcheinlich auch einen großen Antheil an der Ungelehrigkeit und Trägheit der Einwohner jener Länder; und es iſt die Frage, ob das Sittenverderbniß in Frankreich und die daraus erfolgte Staatsauflöſung, die man im hiſtoriſchen Magazin verächtlich genug eine Ochlokratie betitelt, nicht hinreichenden Grund darbietet, zwiſchen Galliern und Deutſchen einen weſentlichen Unterſchied feſtzuſetzen, der auch ſchon ſeit Cäſars Zeiten zur Genüge bekannt iſt und ſich in phyſiſcher Bildung, Geiſtesanlage, Sitten und Sprache bis jetzt erhalten hat. Was die Römiſche Oberherrſchaft in einem Zeitraume von mehreren Jahrhunderten, ſowohl in Gallien als Britannien, für fremdes Blut in die Celtiſche Maſſe miſchen können, wäre auch noch zu unterſuchen übrig. Allein, dies alles zuſammengenommen dürfte es um den Adel des Celtenſtammes überhaupt ſehr mißlich ſtehen, wenn entweder die Racen ſo ſehr vermiſcht ſind, daß ſich niemand mehr getrauen darf, ſich einer unbefleckten Abſtammung zu rühmen, oder aber diejenigen Völkerſchaften in Norden, denen man dieſen Vorzug weniger als andern ſtreitig macht, keine Urſache haben, darauf ſtolz zu ſeyn. Gewiß, als der Verfaſſer zum erſtenmale, um ſich die Eintheilung ſeiner Collectaneen zu erleichtern, auf ſeine guten und böſen Menſchenſtämme verfiel, da war es ihm nicht gegenwärtig, wie viel Willkührliches in dieſer Abſonderung liegt, die ſo bald, ohne allen Aufwand von Kräften, erfunden war, und auf keinem andern als dem von ihm gewählten Wege ſich durchführen ließ. Gar zu natürlich ſcheint es indeſſen, daß er nun gleichſam darauf ausgehen mußte, recht hervorſpringende Karrikaturzüge von ſeinen vermeyntlichen Halbmenſchen aufzuzeichnen, um ihre Verſchiedenheit von den Kaukaſiern ins volle Licht zu ſtellen; und nicht minder natürlich, daß, ſobald ſeine verſchiedenen Begriffe von Mongolen und Celten ſich bey ihm recht feſtgeſetzt hatten, er faſt in jeder Zeile, die er las, die Beſtätigung ſeines Syſtems finden, und, wie ein ächter Syſtematiker, ſich an die Ausnahmen nicht kehren mußte, die ſich am Ende durch irgend eine Zwitterzeugung leicht erklären ließen. So verrückte ſich unvermerkt des Verfaſſers Gleichgewicht; das Einſeitige, welches allen Syſtemen eigen iſt, ging über ins Schiefe und Unwahre, weil er das Gemiſch von Immoralität und Unfähigkeit, welches ihm auf dem einmal gewählten Standorte auch in Europa, und mitten unter ſeinen Celten entgegenleuchten mußte, entweder nicht bemerken wollte, oder weil er durch bloße Machtſprüche hier beſchönigte, was er dort verabſcheuet hatte. Dieſen Widerſpruch mit ſich ſelbſt hätte er vermieden, wenn es ihm nicht darum zu thun geweſen wäre, den Beweis ſeines Syſtems aus dem Syſtem ſelbſt zu entwickeln: eine künſtliche Cirkelbewegung, die eigentlich in der Philoſophie nicht mehr geſtattet wird. Man würde aber, dem allen unbeſchadet, ſeine Hypotheſe verzeihlich gefunden haben, wenn ſie weniger troſtlos und abſprechend geweſen wäre. Daß ein Philoſoph gerade auf den Punkt zurückkehrt, wo er die geringſten ſeiner Landsleute bey ihrem Vorurtheil und Nationalſtolz verließ, nämlich zu der partheyiſchen Vorliebe für ſein Volk und Vaterland, das mochte immer hingehen; und da es nun einmal Unterſchiede im Menſchengeſchlechte giebt, da die Europäiſche Cultur, zumal die wiſſenſchaftliche, jede andere übertrifft, ſo ließ ſichs denken, daß ein Gelehrter den relativen Werth der Menſchen nach den Vorzügen beſtimmen würde, die er an ſich ſelbſt und ſeines Gleichen ſchätzte. Unſtreitig aber konnte Hr. M. gegen ſich und ſeine Landsleute gerecht und billig ſeyn, ohne den Bewohnern der übrigen Erde durch eine ganz willkührliche Vorausſetzung zu nahe zu treten. Hart iſt es, weil es niemanden zu Gute kommt, Völkern, die jetzt auf einer von der unſrigen verſchiedenen Stufe der Bildung ſtehen, allen ſittlichen Werth, alle Perfectibilität, alle menſchlichen Vorzüge abzuſprechen; hart, die Eigenthümlichkeiten, die der Verfaſſer da und dort aufgezeichnet fand, ſo ſchneidend zu greifen, daß der Natur der unverdiente Vorwurf daraus erwächſt, als hätte ſie bey weitem den größten Theil des Menſchengeſchlechtes, ſich ſelbſt und Andern zur Qual, mit lauter teufliſchen Anlagen und einer unverbeſſerlichen Unſittlichkeit gerüſtet; hart endlich und ohne Beweiſe unverantwortlich, unſre Gattung in zwey Stämme zu theilen, die in Abſicht auf körperliche Bildung, intellectuelle Anlagen und moraliſches Gefühl beynahe vollkommne Antipoden ſind, und denen die Natur gleichwohl die unſelige Möglichkeit verlieh, ihr Geſchlecht mit einander zu vermiſchen und greuliche Zwitter zu zeugen. Den Philoſophen geht es zwar nichts an, ob ſeine Lehre troſtlos ſey, oder nicht; iſt er nur von ihrer Richtigkeit überzeugt, ſo befiehlt ihm ſein Gewiſſen, ſie auszubreiten. Allein Hr. M. ſelbſt wird nach den Grundſätzen, die er anderswo (Vorrede zu ſeinem Grundriß der Seelenlehre) geäußert hat, weit ſtrenger richten müſſen, da hier nicht etwa von bündigen Schlüſſen die Rede iſt, welche vermeyntliche Demonſtrationen von unerweislichen Dingen in ihr Nichts zurückweiſen, ſondern von unbeglaubigten Aeußerungen, die jene Wahrſcheinlichkeit untergraben, auf welcher ein froher und beglückender Glaube beruht. Dies iſt der Punkt, bey welchem ſich, ungeachtet der Billigkeitsregel, daß keine Meynung um ihrer ſo genannten gefährlichen Folgerungen willen verdammlich ſey, das Gefühl dennoch gegen die feindſelige Hypotheſe ſträubt. Der Recenſent iſt weit entfernt, dem Hrn. Verfaſſer aus der Bekanntmachung ſeines anthropologiſchen Syſtems, mit allen ſeinen Folgerungen, ein Verbrechen zu machen; der gewiſſen Ueberzeugung, daß alles, was mit reiner Abſicht je geſagt worden iſt, verhältnißmäßig nützlich, wahr und gut ſeyn könne, und daß nichts von allem, was Menſchen wähnen oder erſinnen, die Macht des Guten überwältigen oder das Licht der Wahrheit auslöſchen werde, die ſich immer neu, nur immer in anderm Maaße, in jeder Menſchenbruſt offenbaren. Wer indeſſen hierin anders denkt ;und die Schädlichkeit einer Vorſtellungsart für einen hinreichenden Grund halten möchte „ſie mit Gewalt zu erſticken;“ (ſ. die oben angezogene Vorrede) der wird ſich unverzüglich beruhigt finden, ſobald er die Beweiſe prüft, die dem Syſtem des Verfaſſers zum Grunde liegen ſollen. Die Art des Verfahrens, welches ſich Hr. M. bey ſeinen Arbeiten über die philoſophiſche Geſchichte der Menſchheit erlaubt, iſt bereits in unſern Blättern in ein klares Licht geſtellt, und (leider ohne den mindeſten guten Erfolg für die ſpäteren Aufſätze des Verfaſſers) gerügt worden. Vielleicht iſt es nicht ganz ſeine Schuld, wenn er überall nur das Schlechte, Häßliche, Ekelhafte, Verabſcheuungswürdige ſieht. Indem wir die Veranlaſſung zu dieſer ſeltſamen Auswahl analyſiren, ſo möchten wir faſt das Schickſal der Gelehrten bedauern, die ſich noch immer an ſo dürftigen und unverdauten Hülfsmitteln, wie die meiſten Reiſenachrichten ihnen darbieten, begnügen müſſen. Wir ſind z. B. überzeugt, ſo feſt Hr. M. an ſeiner Hypotheſe haften mag, und ſo wenig man ihn von einem beſondern Hange zu ſchauderhaften Gemälden von Menſchenſitten freyſprechen kann, daß, wenn er mit ſeinem Scharfſinn und der genauen Kenntniß desjenigen, worauf es eigentlich ankommt, ſo glücklich geweſen wäre, die Völkerſchaften, die er jezt herabwürdigt, in ihren Wohnſitzen zu beſuchen, ſeine eigenen Beobachtungen ohne allen Vergleich billiger, menſchenfreundlicher, und der Natur gemäßer ausgefallen wären, als alles, was er aus unzähligen Schriftſtellern, ſo verſchieden an Intereſſe, zuſammengeſtoppelt hat. Denn obgleich die Menſchengattung, von einer Stelle überſehen, mehr thieriſch als vernünftig, mithin eben durch das Geſchenk des perſönlichen Bewußtſeyns und der Sprache verächtlich erſcheint: ſo giebt es doch auch einen Standort, der uns mit der Natur und ihren Geſetzen ausſöhnen kann. Anſtatt, wie Hr. M., nur Uebereinſtimmungen und Verſchiedenheiten aufzuzeichnen und alle Völker hundert- und mehrmal zu muſtern, um uns erzählen zu können, wo man dieſe oder jene Unſittlichkeit (nach Europäiſchen Begriffen) vorzüglich bemerkt, wäre es billiger geweſen, ein jedes Volk für ſich zu betrachten, es nach allen ſeinen Verhältniſſen zu beſchreiben, und genau zu unterſuchen, wie es an die Stelle hinpaßt, die es auf dem Erdboden ausfüllt. Es iſt immer eine mißliche Sache, zwiſchen verſchiedenartigen Dingen eine

Rangordnung in Abſicht auf ihren abſoluten Werth zu beſtimmen; wenn wir dagegen jedes in ſeiner Art, den Elephanten, das Pferd, den Hund u. ſ. f. als das, was ſie ſind, ſeyn ſollen und ſeyn können, betrachten, ſo kommt für jede eine Vortrefflichkeit sui generis an den Tag, die wir nirgends in der Natur vermiſſen. Soll die Menſchengattung hier eine Ausnahme machen? Faſt ſcheint es, wenn Hr. M. es rechtfertigen kann, daß er zuerſt zwey Menſchenſtämme durch weſentliche, angeborne Unterſchiede charakteriſirt, und ſodann den einen mit allen Ausdrücken des Abſcheues und der liebloſen Verwerfung überhäuft, weil er das nicht iſt, was er vermöge der Definition nicht ſeyn ſollte und konnte. Viel von der nachtheiligen Schilderung, die der Verfaſſer von den Bewohnern anderer Welttheile entwirft, wäre weggefallen, wenn er zwiſchen extenſiver Cultur und intenſiven Vorzügen der Menſchheit einen Unterſchied hätte bemerken wollen. Das ganze Syſtem unſrer Sitten hängt an einem ſehr feinen Faden; und wie die zarteren Gefühle des Schicklichen, und überhaupt der Sinn für moraliſche Beſtimmungen ſich ohne einen gewiſſen Grad der Vernunftentwickelung nicht denken laſſen: ſo ſetzt dieſer wieder eine beſondere Lebensweiſe und eigene Beziehungen des Orts, des Himmelſtriches, der Lage und der benachbarten Menſchen voraus. Die Verfeinerung des ſittlichen Gefühls wird überall nachfolgen, wo richtige Begriffe in Umlauf kommen; dieſe aber konnten ſich nicht immer entwickeln: die ſubjective Vernunft bequemte ſich den Localverhältniſſen; und wo dieſe ſich ihrer Wirkſamkeit widerſetzten, ruhte das Organ des Denkens, das Gehirn, ſo lang es weich blieb: kein Wunder alſo, wenn es im Alter keine neue Impulſion annehmen konnte. Dafür blieben aber die Sinne deſto durchdringender und ſchärfer. Die Anſtrengung und Uebung der Denkkräfte geſchieht hingegen auf Koſten des Körpers; die Sinne der geſitteten Menſchen ſind verhältnißmäßig ſchwächer. Seine Fertigkeit, zwiſchen ſinnlichen Eindrücken feiner zu unterſcheiden, iſt daher keine beſondere Anlage, welche dem rohen Menſchen fehlt, wie Hr. M. durchgängig behauptet, ſondern ein in Mechanismus übergegangenes äſthetiſches Gefühl, welches mit der Aufklärung und der Beſtimmtheit der Begriffe im genaueſten Zuſammenhange ſteht. Wir können, wie die Erfahrung lehrt, dieſen Mechanismus im Empfinden und Denken ſo weit treiben, wie in körperlichen Uebungen, und die Gewohnheit äußert ſich im Guten ſo mächtig, wie im Böſen. Unſeren Verfaſſungen den Vorzug ſtreitig zu machen, der ſich in der allgemeinen Gewöhnung zum Guten durch die Einführung und Heiligung der Geſetze ſo deutlich äußert, wäre allerdings ungereimt; aber den Kindern der Gewohnheit entweder ein Verdienſt oder einen Vorwurf aus der Befolgung derjenigen Ordnung zu machen, die ihnen Beyſpiel und Lehre aufdrangen, ſcheint uns nicht viel vernünftiger. Es giebt einzelne große Menſchen, bey denen ſich ein richtiges Maaß des relativen Werths der Dinge, ein innerer ſittlicher Sinn, vollkommener als bey andern entwickelt, und ſie ſich ſelbſt zur Regel macht, ohne daß ſie eine äußere Vorſchrift bedürfen, oder auch nur kennen. Allein dieſe ſind, wie verſchieden auch ihre extenſive Aufklärung ſey, an keine beſondere Erdſcholle und an keinen privilegirten Stamm gebunden, und es gehört die ganze Unbiegſamkeit der Hypotheſenſucht dazu, um ſie zu Gunſten eines kleinen Völkchens allen übrigen Nationen abzuſprechen. So viel man indeſſen von dem Syſtem unſers Verfaſſers auf Rechnung der Reiſebeſchreiber ſetzen mag, ſo kann doch andererſeits nicht geläugnet werden, daß man bey gehöriger Aufmerkſamkeit auch Züge zu vortheilhaften und angenehmen Schilderungen von ſehr vielen, ſogar den wildeſten, Völkern, bey den glaubwürdigſten Schriftſtellern aufgezeichnet findet; ja, es ließe ſich, wenn man die von Hrn. M. ſo ganz vernachläſſigte Kritik zu Hülfe nähme, ſehr überzeugend darthun, daß, wenn gleich die Menſchen überall zwiſchen Trieb und Vorſchrift ſchwanken, und ſich mehr auf jene Seite neigen, ſo lange ſie ganz ungebildet ſind, ſie doch auch bey den geringſten Anfängen von geſellſchaftlicher Vereinigung, ſchon

Formen von conventioneller Sittlichkeit annehmen, nach denen ſie ſich mechaniſch bequemen. Offenbar läßt ſich Hr. M. alſo von ſeiner Hypotheſe zu einer groſen Partheylichkeit hinreiſſen, indem er von neun Zehntheilen des Menſchengeſchlechts alles Scheußliche, Ekelhafte, Erniedrigende zuſammenſucht, ihre Greuel in ganzen Reihen von Superlativen hererzählt, und ſie nach allen ihren Individuen ſo ſchildert, wie man nur die Hefen des Menſchengeſchlechts beſchreiben kann. Die Geſchichte, ſagte Voltaire, iſt nichts, als eine Schilderung von Schandthaten; und man hat ihm dieſen harten Ausdruck verdacht: was hätte er nicht erſt ſagen müſſen, hätte er Hrn. M. geleſen! Das Gegenſtück zu dieſer Darſtellung iſt uns der Verfaſſer noch ſchuldig: den Panegyrikus der Celten, der ohne Zweifel mehr Kunſt erheiſcht, wenn er nicht wie Satire lauten ſoll. Die Aufgabe iſt um ſo ſchwerer, da hier faſt jeder Leſer zugleich Beurtheiler ſeyn kann; hingegen bey demjenigen, was andere Welttheile betrifft, nur wenige aus eigner Erfahrung ſprechen dürfen. Der Recenſent glaubt es zur Würdigung ſeines hier geäußerten Urtheils erwähnen zu müſſen, daß er theils einzelne Menſchen aus andern Welttheilen, theils ganze Völkerſchaften in ſehr entlegenen Ländern zu beobachten Gelegenheit hatte, und er läugnet nicht, daß er ſeine Bekannten in den Beſchreibungen des Verfaſſers nicht wieder gekannt hat. Wären die Excerpte des Hrn. M. ſo beſchaffen, daß man ſich darauf verlaſſen könnte, ſo ließen ſich ſeine Aufſätze wenigſtens als eine Vorarbeit, oder ein Repertorium für den künftigen Hiſtoriographen der Menſchheit betrachten. Allein es iſt uns hier nicht vergönnt, das Labyrinth von Widerſprüchen durchzugehen, worin ſich Hr. M. in den vor uns liegenden, wie in ſeinen vorhin angezeigten, Aufſätzen unauflöslich verwickelt. Die Auseinanderſetzung aller Punkte, wo er ſeinen Autor mißverſteht, unrecht anwendet, wo er innerhalb weniger Zeilen die entgegengeſetzteſten Beſtimmungen anführt, und willkührliche Vorausſetzungen häuft, würden mehr als einen ſtarken Band erfordern. Damit wir es indeſſen nicht bey dieſer Behauptung bewenden laſſen, fügen wir nur einige Anzeichnungen zur Probe bey. B. IV, S. 562. „Die Menſchen unterſcheiden ſich — von den Thieren darin, daß ſie Grade der Verwandtſchaft u. ſ. w. anerkennen, und Pflichten und Rechte darauf gründen." Welche Definition! Viele Menſchen erkennen ſie ja nicht an, gründen ja nichts darauf. Wenn man ſo viel Individuelles in eine Definition bringt, ſo könnte man zuletzt, wenn man wollte, die Menſchheit abdiſputiren. S. 598. Was der Verfaſſer hier von der Wolluſt der Neger ſagt, widerlegt Bruce auf das überzeugendſte. S. 598. „Je gefühlloſer und beſchränkter Völker von Natur ſind, deſto kleiner iſt die Zahl ihrer

Gerichte, deſto einförmiger ihre Bereitung, und deſto kurzdauernder ſind ihre Mahlzeiten. Die Morgenländer eſſen unaufhörlich ihren Pilau, ſo wie die ſüdlichen Aſiaten ihren Reißbrey mit ſtinkenden Fiſchen. Die Neger und Amerikaner freſſen alles; aber ſie wählen unter den Speiſen, und bereiten ſie oft eben ſo wenig, als die wuden Thiere, denen ſie in Rückſicht auf Gefräßigkeit gleich kommen." Wie kann man dem Tadel dieſes Mannes entgehen, der die Nüchternen beſchränkt, und die Eßluſtigen thiertiſch nennt, um nur kein anderes als Celtiſches Verdienſt anerkennen zu müſſen? S. 605. „Gefräßigkeit iſt ein angebornes Gebrechen der Amerikaner, Neger, und aller übrigen Völker, die mit ihnen gleiches Urſprungs ſind, und unter uns iſt es bloß ein natürlicher Fehler einzelner unglücklich geborner Menſchen u. ſ. w." Wie viel fehlt, daß dieſes Urtheil von den angeblich Mongoliſchen Völkern billig wäre! Einige Reiſende haben freylich hier und dort gefräßige Menſchen geſehen, und nicht mit eben ſo ſtarkem Appetit Speiſen genießen können, an welche ſie nicht gewöhnt waren. H. V. S. 8. „Unter allen Zonen iſt die heiße den edelſten Nationen am feindſeligſten, und den unedleren hingegen am günſtigſten." Ebendaſelbſt: „Die einzigen großen Völker von Mongoliſcher Abkunft, die einige Grade der Cultur erreichten, fanden und finden ſich jetzo noch nur innerhalb der Wendekreiſe." China liegt größtentheils, Japan ganz, außer dem Wendekreiſe, zwiſchen 30° und 40° der N. Breite. S. 10. Daß die naſſe Jahrszeit den Negern am zuträglichſten iſt, wird von glaubwürdigen Schriftſtellern geläugnet, und ſollte wohl auf des Marchais Zeugniß nicht geradezu behauptet werden, obgleich Hr. M. ihm S. 33 treulich nachſchreibt, „daß ſogar die Wolken (in Afrika) mit allerley Geſchmeiß geſchwängert ſind, und, wenn ſie ſich in Regen ergießen, ekelhafte Gewürme auf den Verdecken der Schiffe zurücklaſſen.“ S. 38 iſt aber auch die Luft im Mexikaniſchen Meerbuſen an einigen Stellen einem Gifttrank ähnlich; und zum Schluß S. 41. wird geſagt: „man müſſe ohne alles Nachdenken geleſen haben, wenn man nicht am Ende Gott danke, daß man in demjenigen Erdtheile geboren worden, in welchem das Klima im Ganzen der Geſundheit, und beſonders der Erzeugung und Entwickelung der edelſten Vorzüge der Menſchen am zuträglichſten iſt.“ Was ſollen denn die armen Bewohner der heißen Zone thun? — — S. 237. „Die alte Verfaſſung der Kalmyken findet ſich noch immer in allen Ländern des ſüdlichen Aſiens und der Südſee.“ S. 465. „Alle Wilde ohne Ausnahme ſind den aufs feyerlichſte beſchwornen Bündniſſen nicht länger als bis zur erſten Veranlaſſung treu, u. ſ. w.“ Man ſollte denken, es wäre von den Europäiſchen Cabinetten die Rede! S. 706. „Man kann faſt ohne Ausnahme behaupten — daß die nichtswürdigſten Menſchenkinder in Amerika und in den Südländern geboren werden.“ Doch nicht in Otaheite, den Societäts-, Marqueſen-, Freundſchafts-, Sandwichs-, Marianen- und Pelew-Inſeln? Oder ſollen wir die Nichtswürdigkeit nach der Entfernung abmeſſen? S. 709. ſpricht der Verfaſſer von den ungeheuren Wüſten und Steppen in Spanien, und von den ſchrecklichen Sümpfen, womit Italien bedeckt iſt. Die Pontiniſchen Sümpfe ſind von Ciſterna bis Terracina dreyßig Italiäniſche Meilen lang, und ihre Breite geht nie über zwölf oder dreyzehn Meilen (Italien und Deutſchland 3tes St. S. 29). Könnte man dagegen nicht Holland und die ganze Küſte der Nord- und Oſtſee einen ungeheuren Sumpf nennen? Aber nein; der geſegnete Mittelpunkt, wo die reinſten Celten wohnen, iſt die kalte Hälfte des gemäßigten Erdſtriches von Europa! S. 711. werden es die Römerinnen dem Verfaſſer ſchwerlich danken, daß er ihre Abneigung gegen alle Wohlgerüche der Allgemeinheit der Luſtſeuche zuſchreibt. Sonderbar, daß dieſelbe Krankheit in verſchiedenen Ländern ſo verſchiedene Wirkungen haben ſoll; in Peru, wo ſie nach Freziers Zeugniß wirklich allgemein iſt, können die Spanierinnen der Wohlgerüche nie genug bekommen, und parfumiren ihre Blumenſträuße noch mit Biſam und Ambra. VI. B. S. 394. in der Anmerkung, behauptet Herr M., daß die am meiſten verſchiedenen Hunde ſich dennoch ähnlicher ſind, als die am meiſten verſchiedenen Menſchen, welches ihm weder Naturforſcher noch Zergliederer zugeben werden. S. 399. glaubt er einen Beweis für die Einheit des Menſchengeſchlechtes bey der größten Mannigfaltigkeit der Racen in der Analogie gewiſſer Thiergattungen zu finden; wenn es nur auszumachen wäre, daß z. B. alle Hunde von einem Paare ſtammen. S. 652 ſoll es zur Entſchuldigung des Sklavenhandels dienen, daß erzählt wird, die Transporte von Truppen nach Weſtindien hätten eben ſo viele Menſchen eingebüßt, als die Sklavenſchiffe. Uns dünkt freylich das Eine, wie das Andere, abſcheulich. S. 656 ſagt Hr. **M.**, indem er von den Grauſamkeiten der Pflanzer gegen ihre Sklaven ſpricht: „wenn man die angezeigten Fälle ausnimmt, die gewiß immer den kleinſten Theil ausmachen“ — Es wäre zu wünſchen, daß er dieſes milde, präſumtive Urtheil allemal gefällt hätte, wo von den Abſcheulichkeiten der Neger, Amerikaner u. ſ. w. die Rede war. VII. B. S. 102 ſpricht Hr. **M.** von der „beyſpielloſen Aehnlichkeit“ der Amerikaner unter einander, die, ſo unbeſtimmt, wie ſie da ſteht, nichts weniger, als gegründet iſt, da S. 109. allen Amerikanern auch eine ungewöhnlich kurze und platte Stirn zugeſchrieben wird, ungeachtet **Oldendorps** und **Labats** Zeugniſſe ſich ſchon über die Caraiben allein widerſprechen, und **Wafer**, wie Hr. **M.** ſelbſt erinnert, den Bewohnern von Darien eine hohe Stirn zuſchreibt. S. 220 iſt er ſo gar mit Gily unzufrieden, daß er zwar Beyſpiele vom Undank der Amerikaner erzählt, aber doch keine allgemeine Folgerung daraus zieht. S. 649. „Weil nach einem wohlthätigen Naturgeſetz allenthalben, wo Menſchen von verſchiedenen Racen zuſammenwohnen, die beſſern immer, wenn gleich langſam, über die weniger guten gewinnen und das edlere Blut über das weniger edle die Oberhand erhält, ſo darf man hoffen, daß mit dem Fortgange der Zeiten alle Spuren Slawiſcher Trachten und Bauarten, Slawiſcher Sitten und Gewohnheiten aus Deutſchland verſchwinden werden.“ Nur aus Deutſchland? Und Slawiſche Trachten und Bauarten, Sitten und Gewohnheiten ſollen verſchwinden? Und eine ſo wichtige Behauptung, wie dieſe, daß die edlen Celten alle veredeln, wie ohne Beleg hingeſtellt? Was iſt nun aus des Verfaſſers Behauptung (B. V. S. 199.) geworden, daß die Ausartung der Römer unter den Cäſarn eine Folge des ihnen beygemiſchten Blutes überwundener Nationen war? Dieſes Blut konnte doch unmöglich in einem beträchtlichen Verhältniß in die Römiſche Maſſe dringen; alſo war nur wenig ſchlechtes Blut hinreichend, ſie zu verderben? Soll das wohlthätige Naturgeſetz uns einen Fingerzeig geben, die Neger- Amerikaner- und Aſiaten-Racen zu veredeln? Wir können hier wirklich nicht ſpotten. Unſern Leſern wünſchen wir Glück, wenn es ihnen beſſer als uns geräth, folgende Stelle zu verſtehen: S. 651. „Die Menſchenliebe macht es uns zur Pflicht, von einzelnen Mitgliedern Slawiſcher Nationen zu vermuthen, daß ſie zu den Auserwählten ihres Volkes gehören, bis man durch ein widerſprechendes Betragen zu einem weniger günſtigen Urtheil genöthiget wird.“

Außer den anthropologiſchen Aufſätzen finden wir folgende Mittheilungen und Ausarbeitungen in den vor uns liegenden Bänden des hiſtoriſchen Magazins mit **M.** bezeichnet: über den jetzigen Zuſtand der katholiſchen Kirche in Deutſchland; über das neue politiſche Inſtitut in Bern; Inſtruction für die fürſtlich-Würzburgiſche Commiſſion, die zur Unterſuchung der Aemter ausgeſchickt worden; kurze Geſchichte der Turniere; über die General-Seminarien in den kaiſerlichen Erblanden; über das kaiſerliche Verbot der Einfuhr fremder Waaren; Beſchreibung der neueſten Schulverbeſſerung in Neuſchatel; Nachrichten von der letzten Revolution in Genf; projet d'alliance matrimoniale entre Mr. Tiersetat et Mad. Noblesse, par Mr. Necker; über das Steuerweſen im Salzburgiſchen; Capt. Tench's Expedition nach Betany-Bay; (aus dem Engliſchen überſezt; wobey nur zu erinnern iſt, daß Lookingglaſs nicht Seherohr, ſondern Spiegel bedeutet, und daß Hr. **M.** mit Unrecht die Orthographie von **Malbrook**, dem Franzöſiſchen Gaſſenhauer, für ein Zeichen der Unwiſſenheit des Engländers hält. In England wird es immer ſo geſchrieben, weil man den Inhalt auf **Marlborough** nicht beziehen mag, ſo wenig, wie man Büffons Affen **Malbrouck**, obgleich augenſcheinlich dieſelbe Verſtümmelung deſſelben Nahmens bey dieſer Benennung Statt findet, anders ſchreiben mag.) Entwurf der neuen Verfaſſung in Genf; und nochmals über die letzte Revolution daſelbſt; Anmerkungen zu des Grafen von Schmettow Preisſchrift über die beſten Mittel gegen Straßenraub u. ſ. w.; über den Religionsfond in den kaiſerlichen Erblanden; den Soldaten erlaubter proteſtantiſcher Gottesdienſt in Wirzburg; erſte und zweyte Hauptverordnung über die Einführung einer neuen Grundſteuer in den kaiſerlichen Erblanden; Bemerkungen über das neue Grundſteuerrectificationsgeſchäft; (die arme Deutſche Sprache!) fernere Nachrichten darüber; endlich einige Anekdoten von Joſeph dem Zweyten, denen wir um ſo freudiger beyſtimmen, da ſie mit der Schonung und Unpartheylichkeit abgefaßt ſind, die wir in den anthropologiſchen Forſchungen des Verfaſſers vermiſſen.

2) Journal historique du Voyage de Mr. Leſſeps, etc. depuis l'inſtant, où il a quitté les frégates Françoiſes au port

St. Pierre et St. Paul du Kamtschatka, jusqu'à son arrivée en France. Paris, 1790. 2 Voll. Nro. 6.

Herrn Leſſeps hat wahrſcheinlich ein ſonderbarer Glücksfall von allen auf den Franzöſiſchen Fregatten Aſtrolabe und Bouſſole eingeſchifft geweſenen Menſchen allein am Leben erhalten; denn nach einer bangen Erwartung von mehr als zwey Jahren iſt alle Hoffnung faſt verſchwunden, den Grafen de la Perouſe von ſeiner ſo gut concertirten Entdeckungsreiſe zurückkehren zu ſehen. Die edelſten, uneigennützigſten Bemühungen der Menſchen, deren Zweck das Wohl der geſammten Gattung iſt, haben alſo vor dem rhadamantiſchen Stuhle des Schickſals nichts mehr und nichts weniger von Schutz und Obhut zu hoffen, als jene verwegenen Unternehmungen der Herrſchſucht und der Begierde nach Reichthum, die man jetzt gelingen, und jetzt nach unerforſchlichen Geſetzen ſcheitern ſieht! Am 29ſten September 1787 empfing der Verfaſſer aus den Händen des vorhin genannten Befehlshabers die Depeſchen, die er über Land nach Frankreich bringen ſollte; und am folgenden Morgen ſegelten die beyden Fregatten aus dem Hafen St. Peter und St. Paul in Kamtſchatka. Dieſe Depeſchen enthielten vermuthlich eine Abſchrift des Journals der ganzen bis dahin zurückgelegten Reiſe, und dieſes Journal iſt auch wohl alles, was wir einſt von den Bemühungen der Franzöſiſchen Entdecker zu ſehen bekommen werden. Sie gingen von Kamtſchatka wieder ſüdwärts, wo der Befehlshaber des zweyten Schiffes, Herr Vicomte de **Langle**, in einem Handgemenge mit den Einwohnern der von **Bougainville** entdeckten isles des Navigateurs das Leben verlor. Hierauf liefen ſie in Botanybay an der Oſtküſte von Neu-Holland ein, wo die Engliſche Transportflotte mit den zur Niederlaſſung beſtimmten Delinquenten einen Tag zuvor angekommen war — und nachdem ſie dieſen Hafen wieder verlaſſen hatten, iſt weiter nichts von ihnen gehört worden. Herr **Leſſeps** hatte auf ſeiner Landreiſe mit Kälte, Hunger und Gefahren von aller Art zu kämpfen. Vor dem Ende des folgenden Januars konnte er wegen der ſtürmiſchen Witterung Bolſcheretsk nicht verlaſſen. Unterwegs verlor er die meiſten Hunde, die ſeine Schlitten zogen, weil es an Lebensmitteln fehlte. Er ſahe ſich endlich genöthigt, ſeinen Freund, den Gouverneur **Kasloff**, am 18ten März zurückzulaſſen, und die Reiſe um die beyden Meerbuſen von Penſchina und Jngiga allein bis Ochotsk fortzuſetzen, wo er erſt den 5ten May eintreffen konnte. Auf dieſer ſchrecklichen Schlittenfahrt kam er einmal an ein ſteiles Meerufer, wo von dem aufgebrochnen Eiſe nur noch ein zwey Fuß breiter, an einigen Stellen ſogar ganz fehlender Eisrand feſt am Felſen ſaß und auf einer Strecke von drey Viertelſtunden der einzige Weg war, den er nehmen konnte. Zum Glück legte er ihn ohne andern Verluſt, als den eines Hundes, zurück. Vom 6ten Jun. bis 17ten October vollendete der Verfaſſer die ungeheure Reiſe durch die ganze Breite unſers feſten Landes, über Jakutsk, Irkutsk, Tobolsk, Kaſan, Petersburg und Berlin nach Verſailles. Seine Kenntniß der Ruſſiſchen Sprache gab ihm Gelegenheit, manche ausführliche Details über den Zuſtand der öſtlichſten Gegenden von Sibirien einzuſammeln, die man hier, nebſt ſeinen eigenen Bemerkungen über die Kamtſchadalen, Koriäken, Tſchuktſchen, Jakuten und Tunguſen lieſt. So wenig Zeit ihm auch übrig blieb, ſich auf der Reiſe umzuſehen; ſo ſcheint er ſie doch ſehr gut genutzt zu haben, um dieſe verſchiedenen, jedoch mehr oder weniger verwandten, Völkerſchaften nach ihren unterſcheidenden Merkmalen charakteriſiren zu können. Was er von ihnen erzählt, ſtimmt ſehr gut mit den Nachrichten der Ruſſiſchen Akademiker zuſammen; und beſonders freuet man ſich, faſt überall unter dieſen ungebildeten Völkern auf Beyſpiele von regem Gefühl, von Gutmüthigkeit und ſogar durch Nachdenken veredelter Herzensgüte zu ſtoßen, die man ſich nach den Ausſprüchen neuerer Menſchenforſcher außer den Grenzen von Deutſchland nicht mehr zu erwarten getraute. Der Ton des Verfaſſers iſt beſcheiden und zugleich von allem überflüßigen Prunk entblößt; er erzählt die Begebenheiten ſeiner Reiſe ſchnell nach einander fort, und erweckt überall Theilnahme und Aufmerkſamkeit. Im erſten Bande findet man eine Karte von Kamtſchatka, im zweyten eine von der ganzen Reiſeroute. Das einzige Verzierungskupfer ſtellt die Ankunft einer Anzahl mit Hunden beſpannter Schlitten in einem Kamtſchatkiſchen Dorfe vor.

3) Herrn Waſilii Szujews u. ſ. w. Beſchreibung ſeiner Reiſe von St. Petersburg nach Cherſon in den Jahren 1781 und 1782. 4. Erſter Theil. Dresden und Leipzig. 1789. Nro. 58.

4) Voyage de Mr. le Vaillant dans l'Interieur de l'Afrique, par le Cap de bonne Esperance, dans les années 1780 - 1785. Paris, 1790. 2 Voll.*) Nro. 98.

— — — — — — —

Die einförmigen Begebenheiten der Reiſe durch jene unermeßlichen Wüſteneyen, wo man ſonſt nur aufzeichnen kann, welche Thiere man unterweges angetroffen und erlegt habe, gewinnen unter den Händen des Verfaſſers ein Intereſſe, welches man in den trockenen Tagebüchern ſeiner Vorgänger nur zu ſehr vermißt.

Ohne ſich ängſtlich an die Form eines Tagebuchs zu binden, liefert er in einer ununterbrochenen Erzählung den Verlauf aller während dieſes Zuges ihm zugeſtoßenen Begebenheiten, und webt ſeine Beobachtungen, ſowohl was die Nationen, als auch, was die Naturgeſchichte betrifft, ſo künſtlich ein, daß man ſich hingeriſſen fühlt, ihm bis ans Ende, ohne zu ermüden, zuzuhören. Sein Enthuſiasmus für ſeine Wiſſenſchaft giebt ſogar den Beſchreibungen neuer Naturalien, (die er jedoch nur ſparſam einſtreuet) ein eignes Feuer; und wenn man nur erſt geſehen hat, wie viel Mühe und welche Künſte es ihm gekoſtet, ehe er dieſen oder jenen ſeltenen Vogel hat ſchießen können, wie er oft im Eifer, ſein erlegtes Wild zu haſchen, bald mit Lebensgefahr in eine für Elephanten gegrabene Grube fällt, bald in tiefen Flüſſen dem Ertrinken kaum entgeht, bald ſich unter den Stamm eines umgeſtürzten Baumes verkriecht, und einen wüthenden Elephanten über ſich wegſpringen läßt: ſo iſt man hernach auch deſto begieriger, die auszeichnenden Merkmahle der Geſchöpfe kennen zu lernen, deren Beſitz ihm um dieſen Preis willkommen war. Mit Vergnügen lernt man, wie er kleine Vögel geſchoſſen habe, ohne ihr Gefieder zu beſchädigen, indem er ein Stück Talglicht auf das Pulver in ſeinem Flintenlauf ſetzte und dieſen dann mit Waſſer füllte; an ſeinen Ruheplätzen ſieht man ſeine Ochſen umher graſen, ſich verirren und wieder von ſeinen Hottentotten beygetrieben werden; die Freude dieſer guten Kerle, als er ihnen Maultrommeln austheilte; den Scherz, wodurch er ſeinem Affen das Branntweintrinken auf immer abgewöhnte; den Nothbehelf, aus ſeinen Halstüchern ſich Dochte für die Nachtlampe zu bereiten; den Schmaus von Elephantenrüſſeln und noch ſchmackhaftern Elephanten- und Flußpferdsfüßen; die Ankunft eines Expreſſen mitten in der Wüſte, den Hrn. Boers mit Briefen aus Frankreich von der Capſtadt abgefertigt hatte; ſelbſt die Toilette, die der Verfaſſer macht, um einen feyerlichen Beſuch bey den Gonaquas abzulegen; und endlich ſeinen kleinen Roman mit der naiven Narina, einer jungen Gonaqua-Hottentottin, den er vielleicht mit verſchönernden Farben ausmalt: — dies alles empfindet man mit, indem man ſich durch die Anmuth und Einfalt der Darſtellung gleichſam auf jenen entfernten Schauplatz verſetzen läßt. Man kann nicht ſagen, daß ſogar viel Neues in ſeiner Beſchreibung dieſer Gegenſtände enthalten wäre; allein ſie hat den Vorzug, daß ſie alles recht anſchaulich macht, und das lebhafte Gefühl des Verfaſſers, das Eigenthümliche ſeiner Denkart, die jugendlich-gutmüthige Schwärmerey, womit er gegen die Mißbräuche der Sittenverfeinerung declamirt, und ſich im Lobe der ungekünſtelten Natur ergießt, feſſeln den Leſer an ſein Kunſtwerk. Es kann wohl ſeyn, daß dieſe äſthetiſche Vollkommenheit zuweilen einen dichteriſchen Flor über die Gegenſtände zieht: denn die Kunſt, und der innere bildende Trieb, der zu ihr führt, wollen dieſe Verſchmelzung der äußern Natur mit dem

---

*) M. vergleiche oben S. 344.

Weſen des Künſtlers; allein, wo dieſes Aneignen fehlt, da werden auch die großen charakteriſtiſchen Züge ſelten ſo ſcharf gefaßt und ausgehoben, und man hat bey der mühſamſten Zergliederung und Aufzählung der einzelnen Theile keine lebendige Vorſtellung vom Ganzen. Wer zu beurtheilen verſteht, was er lieſt, wird jenen zarten Dichterſchleyer leicht durchſchauen, und das Wahre der Natur in der idealiſchen Schilderung zu finden wiſſen. Wer das nicht kann, läuft immer Gefahr, bey mechaniſchen Beſchreibungen, es ſey nun die Instructio Peregrinatoris, oder ſonſt eine fremde Vorſchrift die Richtſchnur des Beſchreibers geweſen, ſich ein unrichtiges, in den ſprechendſten Hauptzügen verfehltes Bild zu machen. Wenn aber auch das nicht wäre, ſo kann es unmöglich anders, als zur beſtimmten Kenntniß eines Gegenſtandes gereichen, daß man ihn durch das Medium verſchiedener Beobachter kennen lernt; man müßte denn noch nicht über die Ungereimtheit hinaus ſeyn, in allen Dingen nur für Eine Meynung die allgemeine Beyſtimmung zu fordern. Beyſpiele, daß dieſes nicht bloß von Gegenſtänden der vernünftigen Beurtheilung, ſondern auch der ſinnlichen Erfahrung, gelten könne, finden wir in **le Vaillants** Erzählung, verglichen mit ſeinen Vorgängern. Ueber **Kolbens** Monorchiden und ſeine abgeſchmackte Fabel von einem natürlichen Schurz der Hottentottinnen, iſt genug geſpottet worden; unſer Verfaſſer behauptet aber, daß verſchiedene Horden auch verſchiedene Gebräuche beybehalten haben. Bey den Geiſſiquas und Koraquas iſt, nach ſeiner Ausſage, die Semicaſtration noch üblich, ſo wie die Gewohnheit, ſich bey gewiſſen Veranlaſſungen einige Glieder von Zehen und Fingern abzuſchneiden; und bey einer andern Horde fand er, zwar nicht den erdichteten Schurz, aber doch eine durch Kunſt hervorgebrachte Verlängerung der äußern Schamlefzen, die er auch abgebildet hat. Gegen **Sparrmann**, der geneigt iſt zu glauben, daß die Beſchneidung bey den Gonaquas Statt finde, verſichert er, es ſey vielmehr ihr auszeichnender Charakter, daß ſie eine ungeheuer große Vorhaut haben. Er nimmt ſogar die Hottentotten einigermaßen in Schutz, wenn von ihrer Unreinlichkeit die Rede iſt, und führt ihre große Geſchicklichkeit im Schimmen zum Beweiſe an, daß ſie den Körper öfters rein waſchen, wenn ſie gleich, durch eine verkehrte Vorſtellung von Putz, ſich an ihrem ganzen Leibe ſo mit Fett beſchmieren, wie die Europäer es mit ihrem Haupthaare thun., Auch er beſtätigt das Daſeyn der gelben oder ſogenannten Chineſiſchen Hottentotten, einer Horde, die ſich eigentlich Houswaana nennt, und die Hottentottiſche ſchnalzende Sprache mit einigen beygemiſchten eignen Wörtern ſpricht. Das Schnalzen iſt nach ihm eigentlich dreyerley. Das erſte, leicht nachzumachen, iſt der Ton, den auch wir

wir hervorbringen, wenn uns etwas verdrießt oder lange Weile macht, mit der Zunge gegen den Gaumen und die Vorderzähne gedrückt, von denen ſie losgezogen wird, indem man den Mund öffnet. Das zweyte iſt lauter, wie wenn ein Fuhrmann ſeinen Pferden zuſchnalzt, um ſie raſcher in Bewegung zu ſetzen; das dritte iſt das lauteſte und ſchwerſte, weil es aus der Kehle kommt. Die Kaffern ſchnalzen nicht, und unterſcheiden ſich auch ſonſt von den Hottentotten darin, daß ſie neben der Viehzucht auch Ackerbau treiben. Hr. le Vaillant liefert Abbildungen von ihnen, wie von den Gonaquas und von den näher am Cap befindlichen eigentlichen ſo genannten Hottentotten, welche zwar ſehr merkliche Unterſchiede zu erkennen geben, aber doch immer noch den Wunſch übrig laſſen, einſt genaue, porträtmäßige Abbildungen zu bekommen. Er zeichnet lauter ganze Figuren auf ein Oktavblatt. Die Kaffern, ſcheint es, ſind ſchwärzer, größer, ſchöner und ſtärker, als die Hottentotten, und ſelbſt die Gonaquas, denen ſie am meiſten ähneln; ſie haben nicht die ſchmalen Unterkiefer und hervorſtehenden Jochbeine der Hottentotten. Sie wohnen beſſer, aber gehen öfter ganz unbekleidet. Von den Sitten und der Lebensart dieſer drey verwandten Völkerſchaften handelt der Verfaſſer ausführlich an mehreren Stellen; er rettet die Hottentotten von dem Vorwurfe der Gefühlloſigkeit gegen ihre Kinder, und leugnet die ihnen von den Coloniſten angedichtete Gewohnheit, daß ſie von Zwillingen allemal nur eins aufziehen; überhaupt tadelt er mit einem Eifer, der beynahe beleidigend wird, Hrn. Sparrmann wegen ſeiner Leichtgläubigkeit. Seine zoologiſchen Bemerkungen verſpricht er in einem beſondern Werke zu liefern, welches noch nicht erſchienen iſt, und vielleicht nicht ſo bald erſcheinen wird, wenn es wahr iſt, daß er ſeiner Vorliebe für Afrika nicht länger hat widerſtehen können und zum zweytenmal dahin abgegangen iſt. Die zerſtreuten Bemerkungen über einzelne Säugthiere und Vögel in ſeiner Reiſegeſchichte, erregen große Erwartungen. Sehr charakteriſtiſch ſchildert er z. B. das verſchiedene Betragen der zahmen Thiere gegen verſchiedene Raubthiere. Von den Bienenweiſern hat er drey verſchiedene Arten kennen gelernt. Zur Naturgeſchichte des Straußes bemerkt er, daß dieſe Vögel neben das Neſt und die zum Bebrüten beſtimmten Eyer noch einige andere Eyer legen, welche vermuthlich die erſte Nahrung der ausgebrüteten Jungen werden; bemerkenswerth iſt es auch, daß mehrere Strauße ihre Eyer zuſammenlegen und ſich beym Brüten ablöſen. Anhangsweiſe anticipirt er aus ſeiner zweyten Excurſion, auf welcher er bis an den Wendekreis (an der Weſtküſte von Afrika) vordrang, die Beſchreibung und Abbildung der Giraffe, ſowohl des Männchens, als des Weibchens, wovon erſteres 16

Fuß 4 Zoll hoch war. Es iſt uns aufgefallen, daß Herr le Vaillant an einer Stelle (1 B. S. 246) von Elephanten ſpricht, die zu Hunderten unweit ſeines Lagers vorbeydefilirten, da man doch am Cap von einem ſo zahlreichen Trupp dieſer Thiere in jener Gegend (es war am Ufer des Gamtoosfluſſes) nichts wiſſen will. Vielleicht iſt dies eine bloße Redensart, um einen großen Haufen anzudeuten. Einige harte Ausdrücke, die ſich der Verfaſſer gegen den damaligen Gouverneur vom Cap, Herrn von Plettenberg, erlaubt, hätten füglich unterbleiben können, da ſie wohl ſchwerlich auf eigne Erfahrung gegründet ſind, ſondern den leidenſchaftlichen Schilderungen einer beleidigten Gegenparthey zugeſchrieben werden müſſen; — dieſe und einige andere kleine Flecken können den Werth dieſes im Ganzen ſo leſenswürdigen Werkes nicht verringern.

5) Sammlung merkwürdiger Reiſen in das Innere von Afrika. Geſammelt und herausgegeben von C. W. Cuhn. Zwey Theile. Leipzig, 1790. Nro. 105.

Der Zweck des Herausgebers war nicht, eine vollſtändige Geſchichte von allem, was wir über Afrika wiſſen, ſyſtematiſch geordnet, zu liefern, indem es ihm an Materialien zu einer ſolchen Darſtellung fehlte; ſondern er hatte die Abſicht, durch Mittheilung einiger älteren und neuern Reiſebeſchreibungen, hauptſächlich ſolcher, die das Innere von Afrika, demnächſt aber auch ſeine Küſtenländer betreffen, ein Werk zur Belehrung und Unterhaltung zu ſchreiben.

— — — — — — —

Die Auszüge u. ſ. w. gegen die Urſchriften gehalten, ſind von allem, was ſie zu Kunſtwerken ſtempeln konnte, entledigt worden, und haben, zumal was den **le Vaillant** betrifft, eine Härte und Trockenheit erhalten, welche recht anſchaulich den Unterſchied des Deutſchen Compilators vom Franzöſiſchen Selbſtdenker zu erkennen giebt, und uns um den größten Werth eines ſolchen Werkes bringt, welcher doch unſtreitig darin beſteht, daß der Verfaſſer uns durch Mittheilung ſeiner eigenen jedesmaligen Stimmung den Geſichtspunkt genauer bezeichnet, aus welchem er die Gegenſtände betrachtete, mithin den Leſer in den Stand ſetzt, ſich alles wahrer zu verſinnlichen, als wenn man ihm die dürren Reſultate hinſtellt, die er auf Treue und Glauben nehmen muß. Herr C. ſcheint hierin anders zu denken; denn er rechnet es dem Jahrhundert, ſeiner Philoſophie, ſeinem Stolz (?) und ſeiner Ehre (?) zum Verdienſte an, daß es ihm gelungen iſt, Unwiſſenheit und Schöngeiſterey zu vertreiben! Was das erſte betrifft, ſo dürfte nicht nur noch vieles daran fehlen, daß das Jahrhundert dieſes unbedingte Lob verdiente, ſondern am Ende ſind wir vielleicht nur in einigen Stücken klüger, in andern wieder unwiſſender, als unſere Vorfahren; — und in Anſehung der Schöngeiſterey, wenn hierunter, wie die Bearbeitung dieſer Auszüge vermuthen läßt, auch die äſthetiſche Vollkommenheit wiſſenſchaftlicher Werke mit verdammt werden ſoll, können wir nicht oft und nachdrücklich genug an das Horaziſche: Omne tulit punctum etc. erinnern.

6) Bemerkungen auf einer Reiſe durch Flandern, Deutſchland, Italien und Frankreich, von A. Walker. Aus dem Engliſchen überſetzt, mit Anmerkungen von K. P. Moritz. 8. Berlin, 1791. Nro. 306.

Wir können uns nicht überzeugen, daß die Kriſe, wohin es mit unſrer Litteratur gekommen iſt, eine ſtrenge Bezeichnung oder Abſteckung der Gränzen erlaubt, außerhalb deren keine Begnadigung vor dem Kunſtrichter Statt findet. Unter den Tauſenden von ſchlechten Büchern, die jährlich herauskommen und ohne alle vorherige Prüfung, ja wohl gar mit Begierde und Wohlgefallen, verſchlungen werden, bemerken wir ſo viele durchaus verwerfliche, ſchädliche, in Abſicht auf Inhalt und Behandlung unter aller Kritik ſtehende und nur zur Verbreitung falſcher Vorſtellungen führende Schriften, daß wir geneigt ſind, einer großen Menge anderer, die nichts Neues enthalten und von Seiten des ſchriftſtelleriſchen Verdienſtes leer ausgegangen ſind, wenigſtens um ihrer Unſchädlichkeit willen einen Lauſpaß mitzugeben, und diejenigen, die auch nur den entfernteſten Anſpruch auf Unterhaltung, Belehrung oder Originalität von irgend einer Art machen können, zur Ausfüllung der langen Weile zu empfehlen. Die Zwecke des Leſens haben ſich überdies ſo ſehr vervielfältigt, daß ein Buch, welches von den bekannteſten Gegenſtänden handelt, und ſich nicht einmal durch einen Geſichtspunkt auszeichnet, dennoch ein gewiſſes Intereſſe haben kann, in ſo fern es uns den Charakter des Verfaſſers anſchaulich macht. In der That bekennen wir, bey der Durchleſung des kleinen Werkchens, womit Hr. Hofrath **Moritz** unſerm Publikum hier ein Geſchenk macht, genau ſo viel Vergnügen empfunden zu haben, als eine wohlgerathne Karrikatur in einem Poſſenſpiel uns gewährt hätte. Herr **Walker**, der ſich S. 76 für einen Sternkundiger ausgiebt, iſt wirklich zuweilen mit den Dingen dieſer Erde ſo unbekannt, als hätte er immer nur im Monde gelebt; was er alſo nicht etwa in den Stunden, die er der Betrachtung des Himmels raubte, in England gewahr worden iſt, befremdet ihn wie eine Entdeckung Herſchels oder Schröters an einem andern Planeten. Zwiſchen dem 21ſten Auguſt und dem 8ten November 1787 hat er, nach ſeiner eigenen Berechnung, beynahe viertauſend Engliſche (alſo achthundert Deutſche) Meilen zurückgelegt; mithin kommen über zehn Deutſche Meilen auf jeden Tag ſeiner Reiſe, und noch weit mehr, wenn man den Aufenthalt von etlichen Tagen in Venedig und Rom in Anſchlag bringt. Man wird alſo wiſſen, welcher Nachrichten man ſich zu erfreuen hat, wenn man ſich einen Engländer denkt, der, ohne ein Wort Deutſch oder Italiäniſch zu verſtehen, zwar mit offenen Augen und geſunden Sinnen, aber doch auch mit den gröbſten Nationalvorurtheilen und ohne alle Vorkenntniß, in drittehalb Monathen mit der Poſt durch Calais, Dünkirchen, Oſtende, Brügge, Gent, Brüſſel, Löwen, Lüttich, Spaa, Aachen, Cölln, Bonn, Coblenz, Limburg, Frankfurt, Mannheim, Heidelberg, Strasburg, Inſpruck, Brixen, Trient, Verona, Vicenza, Padua und Mantua nach Venedig; von da nach Ferrara, Bologna, Rimini, Fano, Sinigaglia, Ancona, Loretto, Spoletto, Narni, Civita Caſtellana, Rom, Viterbo, Siena, Florenz, Modena, Parma, Piacenza, Mailand, Turin, Chambery, Lion, Fontainebleau, Paris, und hierauf über Chantilly, Amiens, Abbeville und Montreal wieder nach Calais zurückjagt, alles im Fluge ſieht und daher auch oft entweder triviale oder ſchiefe Bemerkungen macht. Das Eigenthümliche in der Auffaſſungsart der Eindrücke hat bey unſerm Verfaſſer, wie nicht zu läugnen iſt, etwas Unterhaltendes, zumal wo es Gegenſtände betrifft, die nur der Zufall in ſeinen Geſichtskreis führte; man ſtößt zuweilen, wie der Ueberſetzer in der Vorrede ſehr wahr bemerkt, auf naive Einfälle, und zuweilen auf jene richtigen Empfindungen, die nie genug verbreitet werden können. Allein wo der Verfaſſer ſich im Geringſten Zeit nimmt, die Merkwürdigkeiten eines Ortes zu beſchauen, verräth er alsbald einen ſo unüberwindlichen Geiſt der Plattheit und einen ſo gänzlichen Mangel des guten Geſchmacks, daß ihm nur das Mitleiden vor dem Unwillen des verſtändigen Leſers ſchützt. Es iſt daher wirklich charakteriſtiſch, wie der gelehrte Ueberſetzer ihn anfänglich durchſchlüpfen läßt, ſodann hier und da in Anmerkungen berichtigt und beſtraft, endlich aber, wo es gar zu arg wird, und insbeſondere das Kunſtgefühl und der Sinn des Schönen ſich empören, die abſurden Urtheile des Verfaſſers nicht mehr niederſchreiben mag, ſondern ihn in gerechtem Eifer caſtrirt. Die Schilderung der Tyroler Alpen gehört zu den wenigen, die dem Verfaſſer vorzüglich gut gerathen ſind; ſo konnte nur ein Augenzeuge darſtellen. Seine Bemerkungen über die grellen Kontraſte in der modernen Muſik ſind ebenfalls richtig empfunden, und ſeine Klage über die Wirkungen des kirchlichen und weltlichen Deſpotismus auf den Charakter und ſo gar das äußere Anſehen der Italiäner, wenn ſie gleich ſo oft wiederholt worden ſind, findet man doch immer an ihrem Orte. Dagegen verdrießt es, wenn man Nachricht von merkwürdigen Gegenſtänden erwartet, die kleinen Angelegenheiten des Reiſenden zu einer unverdienten Wichtigkeit erhoben zu ſehen, und immer wieder von theuren oder billigen Wirthen, groben Poſtillionen, ſchlechten Betten, Wanzen und Mukkenſtichen und unſchmackhafter Koſt zu leſen. Noch ärgerlicher aber iſt es, wenn der freye Ritter mit Selbſtgefälligkeit ſo oft als möglich erinnert, daß er hier oder dort das Zimmer bezogen habe, wo Joſeph II., oder der Herzog von Gloceſter oder ſonſt fürſtliche Perſonen logirt haben. Nach Art der gemeinſten und unerfahrenſten Klaſſe von Reiſebeſchreibern vergleicht er auch oft die Gegenſtände in der Fremde mit denen, die ihm bekannter ſind, die aber dem Leſer eben ſo fremd ſeyn können, z. B. den Hafen von Oſtende mit dem von Liverpool, das Bibliothekzimmer in Gent mit dem von Trinity-College in Cambridge, das Rathhaus zu Brüſſel mit der Kirche St. Bride in London, die Stadt Gent mit Dublin, Cölln mit Briſtol, den Pallaſt in Mannheim mit Golden-Square in London, Amiens mit Salisbury, und den Löwen im Arſenal zu Venedig mit der Höhe ſeines Stocks. Zuweilen iſt ein wahres Bathos, mit Pope zu reden, in ſeinen Vergleichen ſichtbar, z. B. wenn er die herrlichen Berge um Heidelberg mit Mehlklößen vergleicht. (S. 80.) Er vergißt auch wohl die Entfernungen der Oerter, und wundert ſich, daß man in Schwaben Holz brennt, da er doch bey Cölln Steinkohlen geſehen hätte. Ein Wilderſchweinſchinken ekelt ihn an als eine Speiſe der Wilden, (S. 62) ob er ſich gleich mit Wohlgefallen aufhalten kann, die ſcheußlichſte Verweſung an einem Hochgericht auszumahlen. (S. 32) Die Sitten des weiblichen Geſchlechtes aber ſind der Gegenſtand, worüber er am meiſten draiſonnirt. Was hier nicht Engliſch iſt, ſcheint ihm verwerflich zu ſeyn; und dieſes Vorurtheil geht ſo weit, daß er den Venetianerinnen eine große Gnade zu erzeigen glaubt, indem er bemerkt, daß, obgleich ihr Halstuch nicht ſo dicht anſchließe, als es die Engliſchen Damen tragen, er doch das lieber der Mode als dem Laſter zuſchreiben wolle. Als er endlich die Weiber wie Männer reiten ſieht, wird er doch ein wenig in ſeinen Grundſätzen irre, und bekennt, daß die Schamhaftigkeit wohl etwas mechaniſch Erlerntes ſeyn könne. Seine Strenge über dieſen Punkt iſt indeſſen deſto lächerlicher, da er doch zuweilen ein Spötter wird, und S. 35. die bibliſchen Geſchichten unter die poſſierlichen Gegenſtände rechnet. Unſere Deutſchen Weiber kommen am ſchlimmſten weg; denn er ſpricht ihnen die Keuſchheit ab, weil er unterweges (in den Wirthshäuſern) ſehr bequeme Dirnen fand. Ueberhaupt ſcheint er ſich wenig darum zu bekümmern, wie er eine individuelle Beobachtung in einen allgemeinen Charakterzug verwandelt; es heißt daher von den gemeinen Weibern in Strasburg ohne Unterſchied, daß ſie ohne Schuhe und Strümpfe gingen (S. 84); und von den Damen von Stande daſelbſt, daß ſie (durchgehend) die gewirkte Nürnbergiſche Kappe trügen. Dieſe Unrichtigkeiten hätten wir gern in der Ueberſetzung verbeſſert geſehen; ſo hätte man es auch berichtigen ſollen, daß die Frankfurter Meſſe nicht ſechzehn Wochen dauert (S. 64), daß die Mannheimer Brücke nicht auf ſiebzig Bogen liegt, (S. 72), u. ſ. f. Für Verven S. 40. hätte man Verviers, für Skelfin S. 73. Schalken, für Wißlack S. 82. Wiklock ſetzen können. Aus der Ueberſetzung ſelbſt, die im Ganzen getreu iſt, hätten wir einige Anglicismen weggewünſcht, wie z. B. S. 103. Precipicen (Abgründe), und ebendaſ. Diſcourſe über die Viſion (Abhandlungen über das Sehen). S. 149. Die Frauenzimmer in Venedig ſcheinen fade (vermuthlich im Engliſchen faded, welk). S. 210. die Engel hatten ſich in einem Körper (in a body, in einer Schaar oder einem Haufen) herniedergelaſſen. S. 252 Pinienapfel (Ananas) S. 272. Das Ohr wird geharkt (harrowed up) zerriſſen, verwundet, beleidigt.

7) A ſhort journey in the West - Indies, in which are interspersed curious anecdotes and characters. 8. II. Voll. London, 1790. Nro. 306.

Wenn man ſich über den empfindſamen Ton, oder vielmehr über die unvermeidliche Schalheit, die eine Nachahmung bloß der empfindſamen Reiſen des Yoriks dieſem Werkchen giebt, hinausſetzen kann, ſo findet man darin immer noch etwas, das die Aufmerkſamkeit des Leſers feſſelt, und auch etwas, das ſie belohnt. Es iſt wahr, daß der ſchwülſtige, poetiſche Styl die reellen Begriffe gleichſam verſchwemmt, und Kleinigkeiten eine unverdiente Wichtigkeit verleihet; allein da der Verfaſſer ein entferntes, uns wenig bekanntes Land ſchildert, ſo hat ſeine Art, einzelne Gegenſtände auszumalen, immer das große Verdienſt der Anſchaulichkeit. Die Sklaverey iſt der Hauptgegenſtand ſeiner Beobachtung, den er ſo haſſenswürdig ſchildert, als er wirklich iſt. Doch zeigt er auch zugleich, wie ſehr es von den Eigenthümern abhängt, den Zuſtand ihrer Neger glücklich zu machen. Gelegentlich kommen Darſtellungen von den Sitten und der Lebensweiſe der dortigen Pflanzer vor; auch malt der Verfaſſer das Klima, die Ausſichten, die eigenthümlichen Produkte des Landes mit einer ihm eigenen Gabe. Seine Gedichte hätten wir ihm indeß gern geſchenkt.

8) **The capacity of negroes for religious and moral improvement considered, etc. to which are subjoined ſhort and practical discourses to negroes etc. By Richard Nisbet, of the island of Nevis. 8. London, 1789.** Nro. 312.

Theils Rechthaberey, theils kleinlicher Eigennutz haben die wichtige Frage von der ſittlichen Empfänglichkeit der Neger zu einer der verworrenſten im Felde der moraliſchen Politik gemacht; unter uns ſcheint ſie ſogar durch die unpartheyiſchen Bemühungen der Phyſiologen und Zergliederer nur noch unauflösbarer geworden zu ſeyn. Die ſorgfältige Vergleichung des Negerkörpers mit dem Körper des Europäers hatte gelehrt, daß bey jenem der ganze Bau größere thieriſche Vollkommenheit zu verrathen ſcheine. So unanmaßend und behutſam dieſer Satz hingeſtellt war, ſo ungeſchickt ward er aufgefaßt und zum Beweiſe gebraucht, nicht etwa nur, daß ein geringeres Maaß von Geiſtesfähigkeiten dem Neger zu Theil geworden ſey, ſondern daß auch dieſe von Natur ſchon eine ſchiefe Richtung nähmen, und in einem Mißverhältniſſe gegen einander ſtänden, wobey das Phänomen der Sittlichkeit nicht möglich werde. Dies — wenn es anders keine verächtliche Mühe iſt, gewiſſen rohen Aeußerungen einen beſtimmten Begriff unterzulegen — dies ſcheint die Grundlage der Behauptung zu ſeyn, daß der Neger zur Knechtſchaft geboren werde und der Freyheit weder fähig noch würdig ſey. Denen wenigſtens, die ſich Philoſophen nannten, indem ſie den Sklavenhandel vertheidigten, hätte es geziemt, den Negern zuvörderſt das Kriterion der Menſchheit, die Perfectibilität, geradesweges abzuſprechen. Zweyerley folgt allerdings aus der bemerkten phyſiſchen Eigenthümlichkeit des Negers: das erſte, daß bey Menſchen, deren intellectuelle Fähigkeiten verhältnißmäßig unentwickelt bleiben, die höchſte Vollkommenheit der ſinnlichen Organe natürlich erwartet werden kann, weil die Ausbildung Einer Anlage in uns immer auf Koſten einer andern geſchieht, und die höchſte Verfeinerung des ſittlichen und vernünftigen Organs ohne Kränklichkeit und Schwächung des übrigen Körpers nicht einmal gedacht werden kann. Sodann das zweyte, daß die beſondere Struktur des Negerkörpers ſeine Empfindungen und Gedanken mit einer charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit oder Nationalität ſtempeln müſſe. Dabey blieb indeſſen die Fähigkeit des Negers zur nationalen ſowohl als moraliſchen Vervollkommnung unvermindert: theils, weil jene ſich vom Denken nicht gut trennen läßt; theils, weil es zwar ein Princip der Sittlichkeit, nicht aber auch der Unſittlichkeit geben kann, und jenes ebenfalls mit der Natur des vernünftigen Weſens als unzertrennlich verbunden gedacht werden muß. Was Verrücktheit hier ändert, kommt nicht in Anſchlag; denn ſo weit iſt man noch nicht gegangen, alle Menſchen, die nicht von Europäiſchem Stamm ſind, für Verrückte zu erklären. Was ſolchergeſtalt ſchon a priori als ausgemacht gelten muß, hat unſer Verfaſſer hier mit ſtatthaften Beweiſen a posteriori belegt und dadurch ſeinen Landsleuten, die trotz ihrer angeblichen Ueberlegenheit des Geiſtes über den Negerſklaven, doch im Ganzen für metaphyſiſche Beweiſe nicht empfänglich ſind, einen weſentlichen Dienſt geleiſtet. In der

Vorausſetzung, daß die Neger ſo gut wie andre Menſchen die Fähigkeit beſitzen, ſich nach Grundſätzen der Moral und Religion zu beſtimmen, fing er im J. 1786 an auf ſeiner Plantage den Sklaven einen Unterricht zu ertheilen, der ihrem bisher vernachläſſigten Faſſungsvermögen angemeſſen war und im Tone der ſanfteſten, herzlichſten Ueberredung die Grundſätze der allgemeinen praktiſchen Moral und Gottesverehrung deutlich auseinanderſetzte. Es iſt hier ein Jahrgang von achtzehn kurzen Aufſätzen oder Reden abgedruckt, wobey der Verfaſſer erinnert, daß er ſeitdem auf dieſem Grunde fortgebauet und ſeinen Negern allmählich auch Begriffe vom Chriſtenthum mitgetheilt habe, deren jene Vorbereitung ſie empfänglich gemacht hatte. Er geht vom Daſeyn Gottes und vom Glauben an ihn aus, welches auch um ſo natürlicher war, da dieſe Vorſtellung und die vom zukünftigen Leben den Africanern in ihrem urſprünglichen Vaterlande nicht fremd geblieben ſind. Auf dieſe Materie, womit er ſich in zwey Reden beſchäftigt, folgt unmittelbar eine Erläuterung und Einſchärfung der großen moraliſchen Maxime: Andern zu thun, wie wir wünſchen, daß man uns thun möge. Die übrigen Reden ſind folgenden Inhalts: 4. Vom zukünftigen Leben und verſchiedenen Obliegenheiten. 5. Eine katechetiſche Prüfung, nebſt einer kurzen (ſehr zweckmäßigen, einfachen) Gebetsformel. 6. Ueber die Beſtrafung eines Sklaven, der ſich vergangen hatte. (Herr N. ließ ihm die Strafe von ſeinen Mitſklaven zuerkennen, und bemerkt, daß dieſer Menſch ſich von der Zeit an ſehr gebeſſert habe. Er hatte zuvor ſchon einen Herrn gehabt, der ihm zum Beten eine Formel gegeben hatte; allein er bekannte, daß dieſes mechaniſch erlernte Beten, ohne zu wiſſen, warum, ihm nichts geholfen hätte; jetzt erſt ſähe er ein, warum er Gott anrufen und gut ſeyn müſſe.) 7. Von der Schuldigkeit, fleißig und gefällig zu ſeyn. 8. Wiederholung, imgleichen gegen das Fluchen und Lügen. 9. Von der Glückſeligkeit, die aus der Erfüllung der Pflichten entſpringt. 10. Ueber Barmherzigkeit und Güte. 11. Ueber Ehrlichkeit. 12. Gegen Bosheit, Haß und Verläumdung. 13. Gegen Trunkenheit und Ausſchweifungen. 14. Gegen Heucheley und Anmaßung; wie auch vom guten Gewiſſen. 15. Gegen Erbitterungen (heartburnings) und unehrerbietiges Betragen. 16. Wiederholung und Ermahnung. 17. Vom Gebet. 18. Ermahnung über die verfloſſene Zeit, bey Gelegenheit der Wiederkehr des Weyhnachtsfeſtes. Die Kürze dieſer Aufſätze (keiner kann zum Ableſen längere Zeit, als zehn Minuten erfordern), ihre Deutlichkeit, ihre ans Herz dringende Einfalt ſichern ihnen die Aufmerkſamkeit der Zuhörer, deren ungeübtem Verſtande die öftern Wiederholungen zu Statten kommen. Um ſich ihnen noch mehr zu nähern, bedient ſich der Verfaſſer

ſer zuweilen (jedoch äußerſt ſparſam) ſogar ihrer Redensarten. In dem vorangeſchickten Verſuch über die Fähigkeiten der Neger geht der Verfaſſer die verſchiedenen Laſter durch, die man ihnen hauptſächlich Schuld giebt, und zeigt, daß das Entlaufen, das Stehlen und Plündern die natürlichen Folgen der Mißhandlung ſind; daß die ihnen angeſchuldigte Undankbarkeit — nicht zu gedenken, wie wenig Menſchen überhaupt die entgegengeſetzte Tugend ausüben — eine unbillige Forderung von Seiten der Eigenthümer vorausſetzt, für die zufälligen Begnadigungen, die ihre Laune oder ihre für Güte ausgegebene Schwäche dem Sklaven zufließen läßt; wobey zugleich das untrügliche Gefühl, womit der Neger dieſe Eigenſchaften an ſeinem Herrn unterſcheidet, einen neuen Beweis von ſeiner ſittlichen Empfänglichkeit abgiebt. Um es aber bey dieſen Recriminationen nicht bewenden zu laſſen, erzählt der Verfaſſer die rührendſten Beyſpiele von ächter, zum Theil heroiſcher Dankbarkeit der Negerſklaven, von einer Anhänglichkeit und Liebe für ihren Herrn, die allen Begriff von Pflicht überſteigen, und nur aus innerem Seelenadel fließen konnten. Schmerzlich wird bey dieſer Lectüre das Auge eines gefühlvollen Leſers trocken bleiben. Auf den Bahama- und Bermudas Inſeln werden die Sklaven gütig und väterlich behandelt, und dort iſt ihre Treue ſo groß, daß man ſie als Matroſen Jahre lang reiſen läßt, ohne ihr Entlaufen zu beſorgen; vielmehr bringen ſie am Ende ihrer Reiſe jedesmal ihren geernteten Lohn in die Hände ihres Herrn, als ſeinen Gewinn, zurück. Dort aber ſind die Eigenthümer zugleich Wohlthäter, Geſetzgeber und Lehrer ihrer Sklaven, wie Herr N. wünſcht, daß ſie es überall ſeyn möchten. Auf eine patriarchaliſche Behandlung dieſer armen Mitmenſchen dringt er deſto nachdrücklicher, da ſeine Art zu argumentiren etwas überaus Beſcheidenes und Billiges hat. Der Eigennutz des Pflanzers, d. i. die Sorgfalt, womit er ſein Eigenthum erhält und vermehrt, ſey viel zu kurzſichtig, um dieſen Zweck nicht zu verfehlen; der jetzige verwahrloſete Zuſtand der Zuckerinſeln ſey vielmehr in dem Vorurtheile zu ſuchen, daß der Neger zur moraliſchen Bildung unfähig, und daß dieſe dem Pflanzer oder Eigenthümer ſogar nachtheilig ſeyn könne. Milde Behandlung ſey ſchon ziemlich allgemein geworden, allein ſie wäre nicht hinreichend, dem Uebel zu ſteuern. Zuletzt fordert er das Mutterland auf, nicht von den Pflanzern alles zu fordern, ohne zugleich auch etwas für ſie zu thun; die freye Einfuhr von Türkiſchem Korn (Maiz) und Erbſen, ſollte man den Nordamerikanern in ihren eigenen Schiffen erlauben, oder wenigſtens in England die Zölle auf den Rum herabſetzen. Der Wohlſtand der Weſtindiſchen Inſeln ſey nicht ſo groß, als der Luxus einzelner reichgewordener Pflanzer es vermuthen laſſe. Daß der Verfaſſer die romanhafte Idee einer plötzlichen, unbedingten Abſchaffung der Leibeigenſchaft nicht billigen könne, verſteht ſich von ſelbſt; daß er aber im Ganzen dieſen Zuſtand, worin die Europäer ihre Mitmenſchen halten, mißbillige, bezeugt er durchgehends und insbeſondere auch mit der ſo chriſtlich empfundenen Behauptung, daß, einem ſo verderbten Menſchenſtamme wie dem unſrigen zu gefallen, unmöglich eine Abweichung von den allgemeinen Geſetzen Statt finden könne, welche der Schöpfer überall befolgt habe; unmöglich könne er eine andere Race, zwar mit vernünftigen Anlagen, aber zur Erlangung der Tugend unfähig, bloß unſern Leidenſchaften zu fröhnen, geſchaffen haben.

In der Voſſiſchen Buchhandlung zu Berlin ſind auch nachſtehende Schriften und Ueberſetzungen von Georg Forſter zu haben.

Anburey, T. Reiſen im Innern von Nordamerika, welche eine Schilderung der Sitten und der Eigenthümlichkeiten des Landes Kanada, Neu-England und Virginien, ingleichen die Geſchichte des Feldzuges, der Uebergabe und der ferneren Schickſale der Armee unter dem General Bourgoyne enthalten. Aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von Georg Forſter. Mit Kupfern. gr. 8. Berlin 1792. 1 thl. 8 gr.

Blighs, W. Reiſe in das Südmeer, welche mit dem Schiffe Bounty unternommen werden iſt, um Brotbäume nach den Weſtindiſchen Inſeln zu verpflanzen. Aus dem Engliſchen; nebſt Jean François de Sürville Reiſe in das Südmeer, jetzt zum erſtenmal aus den vier vollſtändigen Tagebüchern der Herren de Sürville, Labé, Pottier de l'Horme und Monneron überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von Georg Forſter. Mit Kupfern und einer Karte. gr. 8. Berlin 1793. 1 thl. 4 gr.

Forsters, *Georg*, Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich, im April, Mai und Junius 1790. 1r, 2r, 3r und letzter Theil. 8. Berlin 1791 — 1794. 4 thl. 12 gr. Jeder Band einzeln 1 thl. 12 gr.

Dasselbe auf Velinpapier 7 thl. Jeder Band einzeln 2 thl. 8 gr.

Forsters, *Georg*, Erinnerungen aus dem Jahr 1790, in historischen Gemälden und Bildnissen von D. Chodowiecky, D. Berger, Cl. Kohl, J. F. Bolt und K. S. Ringck. 8. Berlin 1793. 16 gr.

Die Kupfer und Bildnisse dazu 1 thl. 20 gr.

Geſchichte, neuere, der Reiſen, die ſeit Cook an der Nordweſt- und Nordoſtküſte von Amerika und in dem nördlichſten Amerika ſelbſt von Meares, Dixon, Portlock, Coxe, Long u. a. m. unternommen worden ſind. Mit vielen Karten und Kupfern. Aus dem Engliſchen mit Zuziehung aller anderweitigen Hülfsquellen, ausgearbeitet von Georg Forſter. 3 Bände. gr. 4. Berlin 1791. 11 thl. 16 gr.

Daſſelbe auf ſtarkem holl. Papier 16 thl.

— in groß Oktav, 3 Bände. Mit vielen Kupfern und Karten. gr. 8. Berlin 1791. Auf ordinärem Schreibpapier 6 thl. 8 gr. Auf ſtarkem holländiſchen Papier 8 thl.

Long, J. Reiſen eines Amerikaniſchen Dolmetſchers und Pelzhändlers, welche eine Beſchreibung der Sitten und Gebräuche der Nordamerikaniſchen Eingebornen, und einige Nachrichten von den Poſten am St. Lorenz-Fluſſe, dem See Ontario u. ſ. w. enthalten. Aus dem Engliſchen überſetzt. Nebſt einer vorläufigen Schilderung des Nordens von Amerika, von Georg Forſter. Mit einer neuen Karte und einem Kupfer. gr. 8. Berlin 1792. 1 thl.

Robertſons, D. Wilhelm, (Verfaſſers der Geſchichte von Amerika, der Geſchichte Kaiſer Karl's V. u. a. m.) hiſtoriſche Unterſuchung über die Kenntniſſe der Alten von Indien und die Fortſchritte des Handels mit dieſem Lande vor der Entdeckung des Weges dahin um das Vorgebirge der guten Hoffnung. Nebſt einem Anhange, welcher Bemerkungen über die geſellſchaftlichen Verhältniſſe,

die Geſetze und gerichtlichen Verfahrungsarten, die Künſte, Wiſſenſchaften und gottesdienſtlichen Einrichtungen der Indier enthält. Mit zwei Karten. Aus dem Engliſchen, mit einer Vorrede von Georg Forſter. gr. 8. Berlin 1792. 1 thl. 6 gr.
Daſſelbe auf Schreibpapier 1 thl. 12 gr.

Rochons, des Abbé, Reiſe nach Madagaskar und Oſtindien. Nebſt Thomas Bowyear's und Robert Kirſop's Nachrichten von Cochinchina. Aus dem Franz. und Engl. überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von **Georg Forſter**. Mit einer neu gezeichneten Karte von Madagaskar und dem Kanal von Mozambique. gr. 8. Berlin 1792. 1 thl.

Georg Forſters

Schriften politiſchen Inhalts.

Sohn der Freiheit! Du öffneteſt ihr die männliche Seele
Ihr, die vom Himmel herab ſandte der Vater zum Heil —
Ach, es wandte die Göttin ſich ſchnell von der blutigen Erde!
Forſter, du ſchwebteſt mit ihr hin, wo dein Glaube ſich lohnt.

Fried. Brun, geb. Münter.

Mit Kupfern.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Berlin,
in der Voſſiſchen Buchhandlung.
1797.

Kleine Schriften.

Ein Beytrag

zur

Völker- und Länderkunde, Naturgeſchichte

4022

und

Philoſophie des Lebens,

von

Georg Forſter.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Sechster Theil.

Berlin,
in der Voſſiſchen Buchhandlung 1797.

Vorrede.

Es muß den vielen Deutſchen, welche den Schriftſteller und den Menſchen Georg Forſter verehren, angenehm ſeyn, alle ſeine zerſtreuten kleinen Schriften beyſammen zu haben; daher ſind hier auch ſeine Aufſätze politiſchen Inhalts geſammelt worden.

Die **Erinnerungen** aus dem Jahre 1790, ſchrieb G. Forſter im Sommer 1792, noch vor Cuſtine'ns Einnahme von Mainz. Die Exemplare des einzelnen Abdrucks ſind beynahe vergriffen; früher oder ſpäter würde eine neue Auflage nöthig geworden ſeyn: daher ſchien es der Verlagshandlung rathſam, ſie mit den übrigen Schriften von verwandtem Inhalte zuſammen drucken zu laſſen. Wollte man dieſe Erinnerungen nicht willkührlich verſtümmeln, ſo mußten auch die Kupfer, auf welche ſich mehrere Stellen beziehen, mit beigelegt werden; die Verlagshandlung hat indeß alles Mißvergnügen bey denen Beſitzern der Erinnerungen, die ſich etwa auch dieſe Sammlung anſchaffen wollen, durch einen ſehr billigen Preis zu verhüten geſucht.

Die Aufſätze II—IV ſind nach und nach in der Zeitſchrift: Friedens-Präliminarien, abgedruckt worden. Ueber die Pariſiſchen Umriſſe hat man dem Anfangs unbekannten Verfaſſer viele und zum Theil harte Vorwürfe gemacht; aber Georg Forſters künftigem Biographen wird es vielleicht nicht unmöglich ſeyn, ihn dagegen zu vertheidigen.

Inhalt.

I.

Erinnerungen aus dem Jahre 1790, in hiſtoriſchen Gemälden und Bildniſſen. . . . S. 1

II.

Revolutionen und Gegenrevolutionen im Jahre 1790. . . S. 197

III.

Ueber die Beziehung der Staatskunſt auf das Glück der Menſchheit. S. 259

IV

Pariſiſche Umriſſe. , , S. 319.

I.

Erinnerungen

aus

dem Jahre 1790,

in

hiſtoriſchen Gemälden und Bildniſſen.

1792.

Man könnte uns einer Verwegenheit zeihen, daß wir den Kunſtwerken eines großen Meiſters, die ſich von ſelbſt erklären, eine Erklärung beyzulegen verſprachen; es iſt alſo zu männiglicher Befriedigung nöthig, hier im voraus zu verſichern, daß wir dieſes Verſprechen wohlbedächtig gethan und nichts von dem dabey gewagt haben, was uns Schriftſtellerchen nicht zu wagen ziemt.

Zuvörderſt alſo, geben wir es mit aller gebührenden Ehrfurcht dem höchſten Urtheile des Publicums anheim, ob man, ſeiner genugſamen und zureichenden Weisheit unbeſchadet, nicht eine gewiſſe Anzahl Leſer vorausſetzen dürfe, deren äſthetiſches Gefühl oder deren Kunſtſinn die Fertigkeit noch nicht erlangt hat, womit man, bey der Beurtheilung eines Meiſterwerks der Zeichenkunſt, jeder Anleitung und Erklärung überhoben ſeyn kann?

Das geſammte heilige Publicum erkennen wir allerdings für eben ſo unfehlbar — wie eine heilige Kirchenverſammlung. Sein Ausſpruch über den Werth unſerer Geiſteskindlein, ſey er Beyfall oder Verdammniß, ſteht in einem ſo direkten Verhältniſſe mit der Leere oder Fülle unſerer Schüſſeln und Flaſchen, daß es uns nimmermehr in den Sinn kommen kann, an ſeiner Unfehlbarkeit zu zweifeln. Wir proteſtiren daher feyerlichſt, daß der gegenwärtige ſchwache Verſuch, die beygefügten Kupferſtiche zu erklären, lediglich unſere unanmaßliche und unvorgreifliche Gedanken enthalten wird, womit wir keinem anderweitigen Urtheile zu nahe treten, vielmehr uns dem kritiſchen Spruche der Herren Ariſtarchen unbedingt unterwerfen wollen, wenn ihm die allgemeine Zuſtimmung jene von uns ſtets anzuerkennende Sanktion ertheilt.

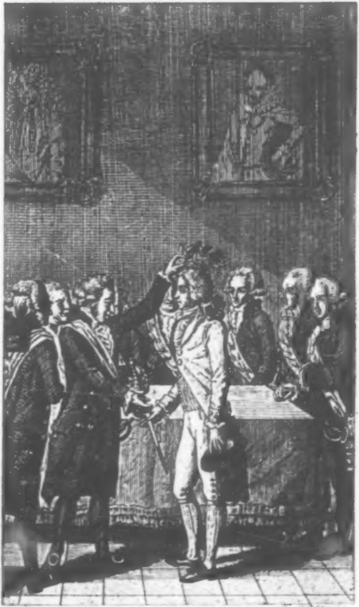
Zweytens aber, hoffen wir, falls unſere wirklich des Erröthens noch fähige Beſcheidenheit ſich nur in ſeltenen Fällen getrauen ſollte, das Recht, welches ſie ſo eben einem jeden zugeſtanden hat, für uns ſelbſt zu behaupten, und ein Wörtlein über das künſtleriſche Verdienſt der vorliegenden Blätter fallen zu laſſen, daß ſodann eine zweyte Art von Erklärungen, die in jeder Rückſicht anſpruchloſer und daher vielleicht auch gerade deſto brauchbarer iſt, einer noch ungleich größeren Menge von Leſern willkommen ſeyn dürfte. Wenn wir zum Beyſpiel, um gleich bei Nro. 1. ſtehen zu bleiben, über die Anordnung dieſes Blattes, die Zeichnung und Stellung der Figuren, den Ausdruck der Geſichter, den Effekt des Ganzen geſprochen — oder geſchwiegen hätten, und wenn dann ein Blick auf die Unterſchrift jeden Kunſtliebhaber belehrt hätte, daß der junge Mann, der hier einen Degen empfängt, ein Engländer war und Neſham hieß, ingleichen daß der Kranz über ſeinem Haupte die Franzöſiſche Bürgerkrone bedeutet; ſo würde es uns fürwahr um unſere Landsmänninnen leid ſeyn, falls ſie ſo gar nichts darum geben möchten, zu wiſſen, womit der feine junge Mann ein ſolches Ehrenzeichen wohl verdient haben könne, wer die edlen Menſchen waren, die es ihm zuerkannten, und welcher wackre Mann die Freude genoß, eine gute That im Namen eines dankbaren Volkes zu krönen?

Eine dritte Bemerkung, und wir wünſchen ſehr, daß man ſie nicht für die unwichtigſte halten möge, betrifft die Freyheit, die wir uns ausbedingen müſſen, dieſen Erklärungen hier und da einen zufälligen Gedanken einzuverweben, den der Anblick der Chodowieckiſchen Blätter in uns erweckt. Es iſt das große Vorrecht der Kunſt, im edelſten Theil unſeres Weſens wirkſam zu werden, unſer Gefühl und unſern Verſtand anzuregen und gleichſam neue Schöpfungen, Empfindungen, die wir noch nicht kannten, Gedankenreihen und Ideenverbindungen, die ſonſt nie wirklich geworden wären, hervorzubringen. Hierin liegt eigentlich das Göttliche der Kunſt und ihr unſchätzbarer Werth; denn giebt es auch etwas Vortrefflicheres, als dasjenige, was uns ſanft und innig zugleich zur Entwickelung und Uebung der Kräfte veranlaßt, in denen wir uns der Vorzüge unſerer menſchlichen Natur ausſchließend bewußt ſind? Die Werke der Kunſt, als Denkmähler mechaniſcher Fertigkeit betrachtet, wären kaum der Zeit und Mühe werth, die der Meiſter daran wendet; als hiſtoriſche Bezeichnungen können ſie ſelten oder nie der Geſchichte den Rang abgewinnen; aber als Ausſtrömungen einer denkenden und empfindenden Seele, die andern ihres Geſchlechtes zum Denken und Empfinden Anlaß giebt und das zweyfüßige Thier zum ſittlichen Menſchen ausbilden hilft, ſtehen ſie auf der oberſten Stufe des menſchlichen Hervorbringens. Unſere Einfälle wollen wir hiermit für nichts Beſſeres ausgeben, als was ſie ſind; allein ſie werden ihren Endzweck vollkommen erreichen, wenn ſie bey unſern Leſern wieder Einfälle wecken, und ſie könnten uns ſelbſt ſogar eine zweyte, eine größere Freude, als die im Augenblick ihrer Entſtehung geben, wenn ſie zuweilen eine zarte Saite der Empfänglichkeit berührten.

1.

Der Engländer Nesham empfängt die Franzöſiſche Bürgerkrone.

In der gegenwärtigen Franzöſiſchen Revolution hat man vielfältig Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu machen, daß ſie entweder gänzlich hätte mißlingen müſſen, oder wenigſtens für die Anhänger und Verfechter der alten Verfaſſung bisher nicht ſo äußerſt nachtheilig ausgefallen wäre, wenn die Maßregeln des Hofes und der königlichen Rathgeber nicht auf die ſorgloſeſte Geringſchätzung der Gegenparthey gegründet, oder auch nicht mit jenem liebenswürdigen Vertrauen der Beſcheidenheit auf die Inſpiration der Aemter- und Würden, die man bekleidet — einem Vertrauen, welches der mühſamen Erlernung von mancherley Kenntniſſen überhebt — entworfen worden wären. Die Urheber der neuen Einrichtung, bis auf Einen nach, waren weder durch Geiſtesvorzüge, noch durch ihre Macht und ihren Einfluß im Staate, den Häuptern der Ligue und der Fronde zu vergleichen; allein ihnen ſtand weder ein Heinrich noch ein Richelieu,



Der Engländer Aſham empfängt die franzöſiſche Baronetkrone.

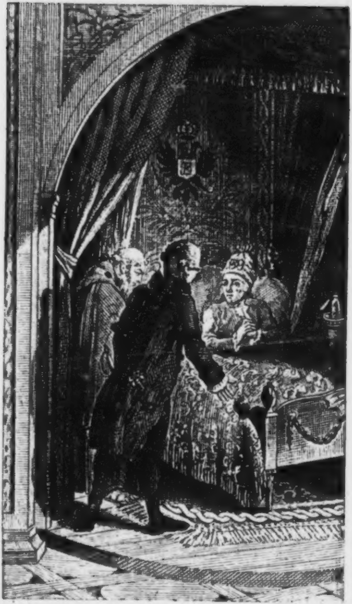
ja nicht einmal ein Mazarin entgegen. Ihre Revolution machte ſich von ſelbſt; ſie durften nur die Plane, oder eigentlicher die Nothbehelfe, ihrer Widerſacher an der Ungereimtheit, die ſchon als zerſtörendes Princip darin lag, von ſelbſt ſcheitern laſſen.

Einer von den weislich erſonnenen Einfällen der Miteſſer zu Verſailles — und tiefe Weisheit mußte man wohl darin ahnden, weil er ſich nach öfterem Mißlingen immer wieder producirte — war die Aushungerung der ungeheuren Franzöſiſchen Hauptſtadt. Man lieſt im Büffon, daß der Hunger Löwen und Elephanten zähmt, daß er Dompfäffchen ſingen, Papageyen ſprechen, Falken beitzen, Affen und Bären tanzen lehrt. In der Menagerie des Königs konnte man etwas Aehnliches alle Tage ſehen; nur irrte man in der Anwendung auf die Pariſer. Foulon, der ſich vorgenommen hatte, ſobald er Miniſter wäre, „die Franzoſen Heu freſſen zu lehren", hatte keine Zeit, dieſe ökonomiſche Staatsmaxime in Ausübung zu bringen. Die Einwohner einer Hauptſtadt, die er „wie eine Wieſe wollte mähen" laſſen, mäheten die Baſtille der Erde gleich und ihm ſelbſt den Kopf herunter. Im folgenden September hingegen, hatte man wirklich den Pariſern alle Zufuhr abgeſchnitten; aber der Hunger zähmte ſie nicht, er machte ſie wüthend. Sie ſtrömten nach Verſailles, und treuherzig in ihrer Raſerey glaubten ſie, mit der Ankunft des Königs in ihren Mauern müſſe jeder Mangel verſchwinden; frohlockend riefen ſie bey ſeinem Einzug ihren Mitbürgern zu: „da bringen wir euch den Bäcker, die Bäckerin und den kleinen Bäckerjungen!" Es dauerte deſſen ungeachtet bis in die Mitte Novembers, ehe die Noth durch unermüdete Verwendung der Municipalität gänzlich aufhörte.

Im Januar 1790 entſtand indeſſen ein neuer Brodtmangel; man wußte Paris jetzt mittelbar, in den Provinzen, zu verwunden: dort kaufte man alles Getreide auf, und die Käufer, die für die Hauptſtadt Vorräthe herbeyſchaffen wollten, fanden leere Märkte bis an die Gränzen des Reiches. Tonnerre, Crepy, Nevers und noch mehrere Städte litten ſchon Hungersnoth; in Rouen legte man Beſchlag auf die beladenen Getreideſchiffe, die nach Paris abgehen ſollten. Das Städtchen Vernon an der Seine, in der ſo genannten Normandie, war ſeinem gänzlichen Untergange nahe; alles ſtürmte dort gegen einander, und Herr **Planter**, der die daſelbſt angelegten Kornmagazine für Paris verwaltete, gerieth zweymal in Todesgefahr. Ein junger Engländer, der zufällig zugegegen war, wagte ſein eigenes Leben, um ihn zu retten. Endlich langten Nationalgarden von Paris und Linientruppen an, die den Beamten in Schutz nahmen; zwey Kommiſſarien der Nationalverſammlung ſetzten den neuen Stadtrath ab und den alten wieder ein, und ſtellten die Ruhe wieder her. Eine zahlreiche Deputation der Bürger von Vernon an die Stadt Paris ſtellte der dortigen Commüne den jungen Engländer vor, deſſen Muth und Entſchloſſenheit ihren Mitbürger gerettet hatte. Die Rathsverſammlung von Paris hatte den Enthuſiasmus, ihm die Bürgerkrone zuzuerkennen, und ſchenkte ihm einen Degen mit der Inſchrift: „die **Geſammtheit von Paris an C. J. W. Nesham, den Britten, für die Rettung eines Franzöſiſchen Bürgers.**" Der Präſident, indem er ihm die Krone aufſetzte, redete ihn mit folgenden Worten an: „Wenn Sie in den Schooß der Ihrigen zurückkehren und Ihr Vaterland Sie mit freundlichem Blicke begrüßt, ſagen Sie dann, daß Sie an den Ufern der Seine ein tapferes, gefühlvolles, hochherziges Volk gefunden haben, welches, von ſeinem Leichtſinne endlich geheilt, ſeine Freyheit ſich erkämpft hat, und ihrer mit Entzücken genießt, ſo oft es die Tugend belohnen kann. Verkünden Sie's, daß freye Völker Brüder ſind, daß Frankreich und Britannien ſich gegenſeitig ehren müſſen, und daß es ihres Strebens werth iſt, das Glück der Menſchheit zu ſichern."

Bekennen wir es nur: bey dieſen Worten, die hier freylich wohl, nach der Logik eines neueren Schriftſtellers über die Revolution, ſchon darum Worte ohne Sinn heißen ſollten, weil ein Freund der Volksſache ſie ſprach, bey dieſen Worten können wir uns ſelbſt, troß dem ächten Deutſchen Franzoſenhaſſe, des Wunſches nicht ganz entſchlagen, entweder an Nesham's oder an Bailly's Stelle geweſen zu ſeyn. Dies iſt ein Naturfehler, den wir vermuthlich mit der ſehr großen Majorität unſerer Mitgeſchöpfe gemein haben, und der uns dagegen unfähig macht, mit jenem klugen Manne zu ſympathiſiren, welcher Paris mähen und die Pariſer mit Heu füttern wollte. Hierzu gehört eine glückliche Entwöhnung von allen Schwachheiten der mitleidigen und theilnehmenden menſchlichen Natur! Gewiß, dahin gelangen nur die wenigſten Menſchen; denn im groben Hemde und im gröberen Kittel, bey ſpärlicher, einfacher Nahrung, läßt ſich das Kind der Mäßigkeit, dieſe ungeſchlachte Fühlbarkeit, dieſe armſelige Humanität, nicht ganz vertilgen. Wenn indeſſen die Unempfindlichkeit, wie die Bonzen in Tibet lehren, die höchſte Stufe der Glückſeligkeit iſt, ſo war es vielleicht ein ſublimer Gedanke des Staatsraths Foulon, daß dieſe Vollkommenheit, wie der Stein der Weiſen, auf verſchiedenen Wegen, z. B. bey allzuguter und allzuſchlechter Diät, gleich erreichbar ſey. Jenen, den wahren königlichen Weg, reſervirte er wie billig für ſich ſelbſt; dieſen, von deſſen Untrüglichkeit die Schafe und Ochſen und alle andere Heufreſſer ſo unverwerfliche Zeugen ſind, wollte er großmüthig allen offen laſſen.

Es iſt etwas ſo Unbefangenes, wenn man einen Blick auf das vorliegende Kupfer wirft, in den Zügen dieſes jungen Engländers, das gleichſam zu ſagen ſcheint, „er wiſſe das Verdienſtliche ſeiner That nicht zu finden; ſo wie er einmal ſey, habe er nicht anders handeln können, und in einem ähnlichen Falle werde er es wieder ſo machen, ohne ſich zu beſinnen, ob ihn dafür ein Kranz von Eichenlaub beſchatten ſolle.“ Gleichwohl ſcheint er den Kranz darum nicht geringer zu achten, weil man ihn im nächſten Walde umſonſt haben kann, und — wenn es ein Irrthum iſt, ſo woll' ihn uns der Himmel nicht zurechnen — wir wären nicht übel geneigt, da man Gold und Juwelen ſo wenig wie Baumblätter mit dem Begriff von Ehre durch andere, als bloß willkührliche Mittelſätze reimen kann, eine Eichenkrone, ſo durch eigene, perſönliche Tugend erworben, dem glänzendſten Diadem vorzuziehen, das wir als ein bloßes Erbſtückchen hingenommen hätten. Ohne das Bewußtſeyn dieſes Jünglings, und ohne die Zurechnung dieſer ehrbaren Männer, (die, im Vorbeygehen geſagt, keine Ordensbänder, ſondern ihre Schärpen als Rathsverwandte umgehängt haben) würden wir eine geerbte Krone immer noch lieber heimlich in die Taſche ſtecken, als ſie mit böſem Gewiſſen auf dem Kopfe tragen. Indeſſen beſcheiden wir uns gern, daß wir vom Kronentragen wohl keinen orthodoxen Begriff haben mögen.



Kaiſer Joſeph II erfährt den Tod der Erzherzogin
Eliſabeth auf ſeinem Sterbebett.
„Gott! dein Wille geſchehe!“

3.

Kaiſer Joſeph II. erfährt den Tod der Erzherzogin Eliſabeth auf ſeinem Sterbebett.

An dem zweyköpfigen Adler erkennen wir, wer der Mann mit der Sanbenito-Mütze iſt, der hier im Bette liegt; der Pater Kapuziner hat ihn eben zum letztenmal verhört, und die Miene des Inquiſiten ſcheint ziemlich deutlich zu verrathen, daß er im Begriff iſt, zum großen allgemeinen Auto da Fe, welches allen Menſchen bevorſteht, abzugehen. Der Herr vom Schlüſſel, der ſonſt ſo manchen in das Paradies der kaiſerlichen Gegenwart einzulaſſen pflegte, ahndet nicht, daß der Mönch neben ihm jetzt eben ſein geiſtliches Kammerherrnamt verrichtet, und dem hohen Kranken die Himmelsthür, nicht gar angelweit, wie es Kaiſer auf Erden gewohnt ſind, aber doch wohl ſo viel, daß ein reuiger Geiſt ſich nothdürftig durchzwängen kann, geöffnet hat; er ahndet es nicht, ſage ich: denn er meldet Seiner Majeſtät mit eben der Wichtigkeit, womit er die Harrenden im Vorzimmer ankündigte, daß „Ihro Königliche Hoheit, die Erzherzogin Eliſabeth geruhet haben, ſich in die andere Welt zu erheben.“ Es wäre möglich, daß dieſe Figur ihre Erſcheinung bloß einer kleinen poetiſchen Licenz zu verdanken hätte; denn man will uns belehren, daß der ehrwürdige Mann in der Kapuze der Ueberbringer der Trauerpoſt geweſen ſey, die er kunſtmäßig nach dem Apothekerbüchlein der Kirche mit dem gehörigen Zuſatz von geiſtlichem Troſte zu vermiſchen und genießbarer zu machen gewußt. Wenn aber dem auch alſo wäre, welcher von unſern Leſern würde nicht dem Künſtler vielmehr Dank wiſſen, daß er durch die Aufſtellung eines Dritten die Gruppe des Krankenbettes nicht nur bereichert, ſondern auch in der offenen, redenden Hand, und dem ſo feſt auf einem Fuße ſtehenden vorwärts geſenkten Körper, die Gattung, wohin dieſer Hofbediente gehört, und die Entbehrlichkeit ſeines Geſichtes ſo meiſterhaft bezeichnet hat?

„Gott! dein Wille geſchehe!“ In dieſem Ausrufe des ſterbenden Kaiſers liegt die Stimmung ſeiner Seele klar am Tage. Welch ein erſchütternder Text zu ſeiner Leichenpredigt!

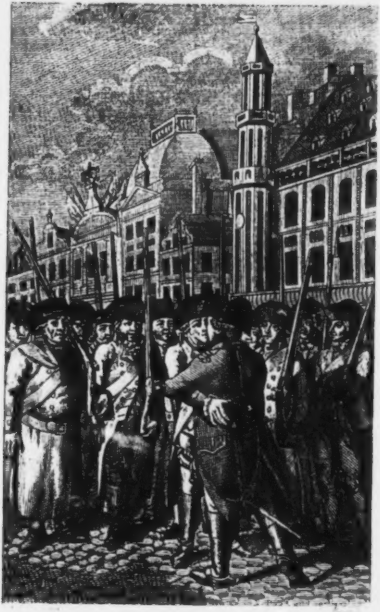
Wie mußte die Seele des gewaltig wollenden Joſephs zerwühlt worden ſeyn, welche zerfleiſchende Erfahrungen mußten vorangehen, um ihm dieſes Bekenntniß der Unmacht, dieſe Reſignation ſeines Willens in das höhere Geſetz der Nothwendigkeit abzudringen! Es wird uns oft ſchwer genug, einen Willen zu verläugnen, deſſen unmoraliſche Beſtimmung wir nur zu wohl erkennen; wie viel ſchmerzlicher mußte die Aufopferung ſeyn, wo der innig aufgefaßte, wenn auch ſchon einſeitige Begriff des Guten, des gemeinen Beſten vieler Millionen Unterthanen, und des Wohlergehens der ganzen Menſchengattung, die Richtſchnur des Willens, das Maß aller Handlungen war! Eine beruhigende Bemerkung wollen wir hier unſern Leſern nicht vorenthalten. Um auf die Erfüllung aller Plane zum Wohl ſeiner Mitgeſchöpfe, auf die Ausführung ſeiner Lieblings-Ideen ohne jene Bitterkeit Verzicht thun zu können, welche die feſte Ueberzeugung, das Gute mit reinem Herzen vergebens gewollt zu haben, ſehr leicht hervorbringt, mußte Joſeph ſchon zuvor der ſchrecklichen Alternative forſchend entgegen gegangen ſeyn, daß die Beſchäftigung ſeines ganzen Lebens entweder ein Hirngeſpinſt, oder aber ſein Begriff vom

Guten und der darauf ſich gründenden Pflicht höchſt mangelhaft und irrig geweſen ſey. Welche von dieſen beiden Vorſtellungsarten, auf dem Todbette, nach ſechs und zwanzig in raſtloſer, raſcher Thätigkeit verlebten Regierungsjahren dem Kaiſer die troſtloſeſte ſcheinen mußte, iſt ſchwer zu entſcheiden. Für beide giebt es aber ein bewährtes Gegengift, das in dem entſcheidenden Augenblicke, wo man ſeiner bedarf, nie ſeine Wirkung verfehlt. Dem treuen theilnehmenden Blicke des Beichtvaters darf man ſicher trauen, daß er es ſeinem leidenden Bruder ans Herz gelegt habe, und die Einkleidung, womit der Kaiſer ſeine Hingebung ausdrückt — „Gott! — dein Wille!" — beweiſet hinlänglich, daß der Glaube an einen verſtändigen Urheber und Lenker des Weltalls der ſichere Hafen geworden ſey, wo ſeine müde Seele von allen Stürmen ihres Schickſals ruhete. In der ſchönen Ahndung einer Vollkommenheit, welche die Räthſel der kurzſichtigen Sterblichen löſet, die Widerſprüche der Vernunft vermittelt und ſogar die Irrthümer der aus falſchen Prämiſſen gefloſſenen Handlungen in ihren großen, unbegreiflichen Plan unſchädlich oder nützlich wirken läßt; ſieht der edle Kämpfer, mit dem Bewußtſeyn, die in ihn gelegten moraliſchen Kräfte jederzeit in Ehren gehalten und ſtets nach ſeiner beſten Einſicht gehandelt zu haben, ſeiner Auflöſung getröſtet und ſanft erheitert entgegen. Nur den Elenden kann dieſer Troſt nicht von ſeinem Gewiſſen retten, den Unglücklichen, der in ſteter Furcht vor der Strafe und mit der Erkenntniß ſeiner Unſittlichkeit dennoch über ſich ſelbſt die Ausübung des erkannten Guten nicht vermochte und nach einem im Rauſche des üppigſten Genuſſes verſchwelgten Lebens, ſich ſelbſt verachten muß, weil er den edleren Theil ſeines Weſens nicht ehrte. — Heiliger Joſeph! menſchenfreundlicher Kaiſer! bitte für uns!

3.

Scheinbare Vereinigung der Partheyen in Brabant.

Der Herzog von Urſel diente im kaiſerlichen Heere vor Belgrad und Orſova. Als die Revolution in Belgien ausbrach; ſuchte der Kaiſer ihn durch die ſchmeichelhafteſte Begegnung zu gewinnen; allein umſonſt. Der Herzog ſchlug alle Gnadenbezeigungen aus, eilte nach Brüſſel, entſagte allen ſeinen militäriſchen Verhältniſſen; und ſchickte ſeinen Kammerherrnſchlüſſel zurück. Die Stände übergaben ihm das Kriegesdepartement, indem ſie ihm den Vorſitz darin ertheilten; ſobald er aber merkte, daß ihre Miniſter es ſich anmaßten, auch hier ohne ſein Vorwiſſen Verfügungen zu treffen und ihn von aller eigenen Wirkſamkeit auszuſchließen, (wovon die Ernennung des Generals von Schönfeld zum zweiten Befehlshaber der Armee das auffallendſte Beiſpiel war:) reſignirte er ſogleich ſeinen Poſten, und erklärte ſich bald hernach, wie



Scheinbare Vereinigung der Partheien in Brabant.

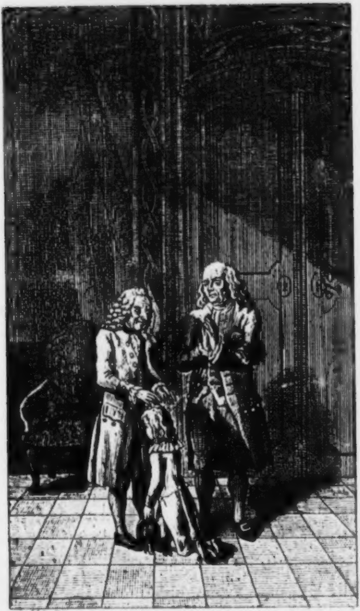
ſein Schwager, der Herzog von Aremberg, für die demokratiſche Parthei. Am 8ten März, bei der Ablegung des Eides, deſſen Abfaſſung die Partheien heftig erbittert hatte, bis endlich eine von beiden Seiten gebilligte Formel angenommen ward, erwählten die Freiwilligen von Brüſſel den Herzog von Urſel mit einſtimmiger Acclamation zu ihrem Generaliſſimus, und zum Zeichen des Friedens umarmte ihn van der Noot auf öffentlichem Markte" *).

Dieſer Judaskuß wird hier auf unſerm dritten Blatte vorgeſtellt. Wer Brüſſel je geſehen hat, wird den großen Platz, mit einem Theile des Rathhauſes, den angränzenden Gebäuden und dem hervorragenden Giebel des Hauſes der Brauerzunft, mit der darauf angebrachten Bildſäule des Herzogs Karl von Lothringen zu Pferde, ſogleich wieder erkennen. Die buntſcheckige Horde der Freiwilligen auf dem Platze, macht ihrem Namen Ehre, wenn der freie Wille darin beſteht, in Stiefeln oder Schuhen, im Ueberrocke oder in Uniform, mit rundem oder dreieckigem Hute, mit dem rechten oder linken Fuße voran, in oder außer Reihe und Glied, den Kopf nach Oſten oder

---

*) Forſters Anſichten. II. 129.

Weſten, oder zwiſchen den Schultern, das Gewehr auf der Schulter oder im Arm, und militairiſch oder unbehülflich als ein ungewohntes Geräth getragen, — zur Vertheidigung, nicht der Freyheit, ſondern des adeligen und pfäffiſchen Deſpotismus zu erſcheinen. Was wir bisher die Muſterung paſſiren ließen, iſt indeß noch bey weitem das Beſte an dieſen Belgiſchen Kriegern; ihre Kleidungsſtücke ſind wenigſtens noch ganz, und ſo manche Stunde Weges wir auch gern gelaufen ſind, um eine ſchöngeputzte, gleichförmig montirte Wachtparade zu bewundern, wollen wir doch nicht in Abrede ſeyn, daß das Weſentliche eines guten Kriegesheeres auch ohne dieſe äußerliche Gleichförmigkeit beſtehen kann; und was die Diſciplin betrifft, ſo berufen wir uns hiermit auf alle Preußiſche Unterofficiere, ob etwas mehr als der Korporalſtock und ein geübter Exerciermeiſter dazu gehört, um aus dieſen Handwerksburſchen tüchtige Rekruten zu machen. Nun aber die unbedeutenden, nichts ſagenden Geſichter, dieſes durchweg herrſchende Phlegma von Brabant, das kaum noch Energie genug hat, um den Beichtvätern nachzubeten: nous ne voulons pas être libres! „Wir wollen nicht frey ſeyn!" Es heißt fürwahr dem Talente nur Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn man hier auf ſeine Anwendung aufmerkſam macht. Nur der Reichthum des Genies kann ſo die Kraft verſchwenden. Wer dieſe, in Abſicht auf die Seelenkräfte ſo bewundernswürdig leeren Züge genauer unterſucht, wird darin mit Erſtaunen das tiefe Studium der Charakteriſtik erkennen, wodurch der Meiſter ſich ſo vortheilhaft unterſcheidet. Faſt von einem jeden getrauten wir uns zu ſagen, bey welchem Handwerk er gearbeitet hat. Die eingefallenen Backen und das ungekämmte, ungelockte Haar ſind unverkennbare Bezeichnungen des Friſeurs zur Rechten, ſo wie die ganze viereckige, unbewegliche Geſtalt und die weiten hangenden Stiefeln des Mannes zur Linken, auch ohne ſeine wahrhafte Schuſterphyſiognomie, den Schutzgenoſſen des heiligen Kriſpin verrathen. Neben ihm präſentirt ſich, nach der ängſtlichen Stellung, dem eingezogenen Kopfe, den wohlausgefütterten Backen und dem gewickelten Haare zu urtheilen, eines Krämers Ladendiener, über deſſen eine Schulter ein Bäcker, wie über die andere ein Schlächter hervorguckt. Das zarte nette Bürſchchen, mit einem feinen Geſichte, neben dem Friſeur, iſt etwa ein Schneider oder gar hübſcher Leute Kind. Zwiſchen ihm und der Spitze des herzoglichen Huts fallen uns noch einige Züge auf, die man zur übrigen Gruppe nicht würde reimen können, wenn man nicht ſchon wüßte, daß ohne Mönche die Revolution in Belgien ſich nicht denken läßt. Das kleine ſcharfgeſchlitzte Auge iſt hier das einzige, das nicht bloß ſieht, ſondern auch redet; das ſelbſtgefällige Lächeln zwiſchen den fetten ſchlaffen Wangen vollendet die Phraſe. Eine ſüße Erinnerung an nie bereuete Sünden geſellt ſich hier zu der doppelt erfreulichen Ueberzeugung, daß die Welt betrogen ſeyn wolle und betrogen werden könne.



Der Philosoph von Ferney segnet den jungen Grossohn Franklins
"Gott! Freyheit! Friede!"

4.

Der Philoſoph von Ferney ſegnet den jungen Groß-Sohn Franklins.

Benjamin Franklin ſtarb den 17ten April 1790, in einem Alter von 83 Jahren. Es iſt nicht denkbar, daß ein Europäer, der ſich nur einigermaßen um die Schickſale ſeiner Gattung bekümmert, dieſen Namen und den davon unzertrennlichen Ruhm nicht kennen ſollte. Der Stifter des Nordamerikaniſchen Freyſtaats, der Erfinder des Blitzableiters, der Wohlthäter ſeines Vaterlandes, der Freund und Bruder des Wilden und des Weiſen, der humanſte Menſch und der glücklichſte von allen, die im achtzehnten Jahrhundert zu Mitarbeitern am großen Vollendungswerke menſchlicher Glückſeligkeit auserkohren waren, hieß Benjamin Franklin!

Unſer viertes Blatt ſtellt einen intereſſanten Augenblick im Leben dieſes großen und guten Mannes vor. Alles ſcheint uns zu verſprechen, daß die Ausnahme, die wir hier machen, indem der Zeitpunkt dieſes Auftritts nicht in das Jahr 1790, ſondern in Franklins letzten Aufenthalt in Frankreich, als Geſandten der vereinigten Amerikaniſchen Staaten, fällt, mit der Achtung, die jeder geſittete Menſch einem ſo ausgezeichneten Verdienſte zollen muß, gerechtfertigt oder wenigſtens entſchuldigt werden könne. Das Andenken großer Männer, und die Rückerinnerung an ihre Thaten, iſt alles, was uns nach ihrem Tode von ihnen übrig bleibt; laßt uns das Gute, das irgendwo durch ſie geſchah, darum nicht minder wichtig ſchätzen, weil es mit einer gewiſſen Jahrzahl nicht zuſammentrifft! Von demſelben Benjamin Franklin, den Amerika und die Welt im Jahre 1790 verloren, wollen wir uns noch einen Augenblick unterhalten; ſo erinnern wir uns beſſer ſeines Sterbetages. Die Handlung, worin wir ihn hier begriffen ſehen, iſt nicht ſo glänzend, wie unzählige andere, die wir aus ſeiner öffentlichen Laufbahn ausſondern könnten; aber auch in ſeinem Privatleben iſt der wahre Weiſe noch liebenswürdig und muſterhaft. Wir dürften überdies noch leicht auf die Entdeckung gerathen, daß jene mit dieſem bei ihm im engſten Verhältniſſe ſtand; ſo daß wir in noch beſtimterem Sinne den Vater der Amerikaniſchen Wohlfahrt in dieſem Greiſe ſähen, der die Hände zum Himmel hebt.

Doch, von aller individuellen Bezeichnung hinweggeſehen, wollen wir uns unbefangen dem Eindruck überlaſſen, den der Künſtler hier mit ſicherer Hand an unſer Herz leitet. In ſtiller Abgeſchiedenheit, unbelauſcht, und ohne Zeugen zu wünſchen bei einer Handlung, die ſie wenigſtens nicht ſcheuen darf, ſtehen die beiden alten Freunde jetzt beinahe am Ziele des Erdelebens; zwiſchen ihnen kniet ein Sprößling des künftigen Geſchlechtes; ſie ſegnen ihn und beten über ihm bei ſeinem erſten Eintritt in die Laufbahn, die ſie nun bald verlaſſen ſollen. Die Ruhe dieſes Augenblicks iſt heilig, und heilig iſt die Wärme, die ihm voranging und ihn gebar. Die ganze lange Lebensgeſchichte dieſer ehrwürdigen Alten ſpiegelt ſich darin. Der zurückgelegte, mühſame

Pfad, noch einmal im Gedächtniß überſchauet, weckt ſo manche ſchlafende Erinnerung, ſo manches Bild des Leidens, der eitlen Sorge, der verfehlten Beſtimmung, des zweckloſen Ringens, des erträumten Glückes, des vergänglichen Genuſſes, der getäuſchten Hoffnung und aller unheilbaren Uebel, die im Kampfe des Mittheilens und der Selbſtheit entſtehen. Unter dieſen Betrachtungen, denen die Abgeſtorbenheit des Alters ſo leicht den düſtern Trauerſchleier überwirft, erwachte doch auch wieder die freudige Zuverſicht auf die unerſchütterlichen Felſenpunkte der Wahrheit, an denen ſich Gefühl und Vernunft im Sturm des Lebens ſo oft gehalten hatten. O, meine Freunde, wer von uns kannte nicht dieſen Augenblick der wahren Begeiſterung! Hier ward er, bei dem liebevollen, väterlichen Theilnehmen an dem künftigen Schickſale des hülfloſen Kindes, ein feierlicher Augenblick der Weihe. — „Was uns aufrecht hielt, ſey nun deine Stütze durch das Leben!“ So ſprechen die Züge dieſer Alten, ſo erfleht es ihr Herz, ſo empfangen und geben es ihre Hände. — Nennt, o nennt ſie uns denn, dieſe Grundſätze, die ſo mächtig auf Euch wirkten, denen

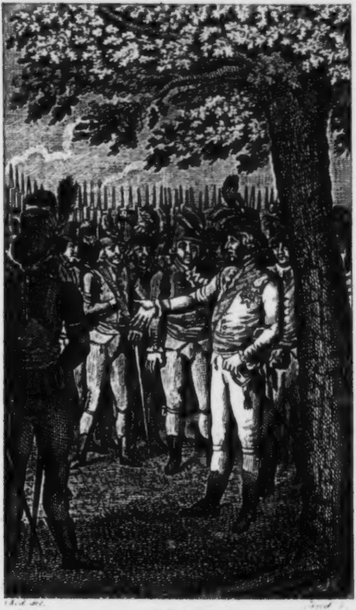
Ihr Euch getroſt überließt, die Euch lehrten, ſo ſanften und doch ſo feſten Trittes durch alle Wechſel des Erdelebens zu gehen!

„Gott! — Freiheit! — Friede!“ — Mit dieſen Segensworten weihete der hinſcheidende Greis Voltaire den Jüngling William Temple Franklin zum Menſchen. Gott! Freiheit! Friede! betete der alte Franklin; und Gott, Freiheit und Friede waren in ihrem Herzen.

5.

Guſtav III. hält eine Rede nach dem Siege ſeiner Scheerenflotte.

Der Sieg in Swensk-Sund, am 9ten Julius 1790, war für die politiſche Exiſtenz des Königreiches Schweden von der äußerſten Wichtigkeit. Die großen Zurüſtungen zu dieſem Feldzuge hatten nicht verhindern können, daß der ganze Plan dem Könige mißglückte. Sein Angriff auf Reval wurde zurückgeſchlagen; die Vereinigung der beyden Ruſſiſchen Flotten, die er hatte verhüten wollen, ging jetzt vor ſich, und ſeine Galeeren ſo wohl, als die Linienſchiffe und Fregatten unter dem Herzoge von Südermannland mußten vor dem überlegenen Feinde einen Hafen ſuchen. Biörkö-Sund, zwiſchen Wiborg und St. Petersburg, bot ihnen den willkommenſten und zweckmäßigſten Zufluchtsort, ſobald es der Schwediſchen Landarmee gelang, einen Sieg über die feindlichen Truppen zu erfechten und auf



[illegible] del. [illegible] f.

Gustav III hält eine Rede nach dem Siege ſeiner Scheerenflotte

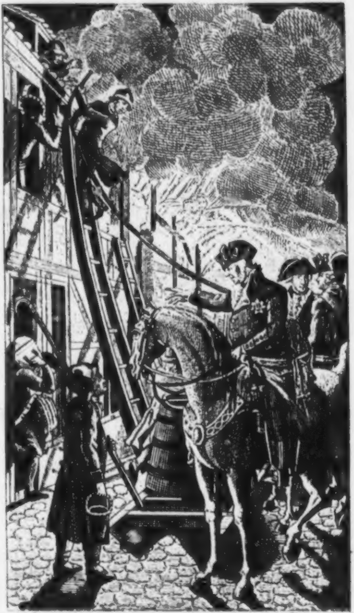
die Ruſſiſche Hauptſtadt loszugehen. Allein das Waffenglück zürnte dem kühnen Schwediſchen Abentheurer. Armfeldt wurde bey Sawitaipol zurückgetrieben und verwundet; Meyerfeld drang zwar bis nach Högfors, aber vergebens erwartete ihn Guſtav vor Wiborg. Die Ruſſiſche Flotte hielt beyde Schwediſche blokirt, und dieſe Blokade, die nun bereits einen Monath lang gedauert hätte, zwang den König endlich zu einem gewagten Unternehmen; er mußte ſich entweder durchſchlagen oder ſich den Ruſſen ergeben. Er wählte — wenn man dies noch eine Wahl nennen kann, wo Ruhm und Ehre, Pflicht und Verzweiflung einſtimmig gebieten — er wählte die Schlacht. Hatte ſein raſcher Rittergeiſt ihn in Gefahren geſtürzt, ſo bewies er jetzt den heiteren Heldenmuth, die unbefangne Geiſtesgegenwart, die feſte Entſchloſſenheit, die ihn allein befreien konnten. Unbekümmert um das Loos, das ihm fallen könne, ſah er nur das Ziel, um welches ſein Verſtand ihm jetzt zu ringen gebot, und ſtürzte ſorglos in die unvermeidliche Gefahr. Mit dem Verluſte von ſieben Linienſchiffen, drey Fregatten, ein und dreyßig kleineren Fahrzeugen, fünfhundert Kanonen und gegen fünftauſend Mann, war ſeine Rettung noch um einen mäßigen Preis erkauft.

In Swensk-Sund, unweit Friedrichsham, wohin Guſtav ſeine Galeeren führte, befand er ſich gleichwohl noch nicht in Sicherheit. Rußlands mächtige Selbſtherſcherin, in der Mitte der glänzendſten Siegesbahn aufgehalten — der Siegesbahn, deren letztes Ziel die ſtolze Inſchrift über dem Abendthore von Cherſon: ΕΙΣ ΒΥΖΑΝΤΕΙΟΝ, „dies iſt der Weg nach Byzanz!“ ſo ſtill und deutlich zugleich zu bezeichnen ſchien — drohete Rache für den Schwediſchen Friedensbruch. Groß und erhaben, auch im Zorne, hatte ſie Guſtavs Untergang beſchloſſen; ihr Todesengel war Naſſau, der Weltumſegler, der tollkühne Anführer einer ſchwimmenden Batterie vor Gibraltar; der Sieger bei Kinburn und Otſchakow. Er ging zum Angriff, als ſey er des Sieges gewiß. Vier Tage kaum hatten die Schweden geruhet, als ſeine, dreyhundert Segel ſtarke, Flotille erſchien. Guſtav ſtellte ihm nur hundert und neunzig Fahrzeuge und ſeinen mächtigeren Genius entgegen. Sieg galt es oder Vernichtung; der König kämpfte für ſeine Kronen, er kämpfte für Schwediſche Freiheit.

Eine

Eine Begeiſterung, wie jene unter Guſtav Adolph oder Karl dem Zwölften, konnte Schweden retten; des Königs Beyſpiel ſchuf dieſe Begeiſterung in ſeinem Volke. Mit unwiderſtehlicher Gewalt drangen die Schweden auf die Ruſſiſche Flotte ein; ihr verzehrendes Feuer durchbrach Naſſau's Linie; ſeine Fahrzeuge ſtrichen, oder trieben auf den Grund; fünf und funfzig wurden erobert und viele andre verbrannt. Sechstauſend gefangene Ruſſen, mehr als ſechshundert Kanonen und viele Trophäen verherrlichten den Schwediſchen Sieg — und Naſſau floh auf einem Kahn in das Ruſſiſche Gebiet.

Nach dieſer Schlacht, welche den Separatfrieden von Werelä am 14ten Auguſt bewirkte, indem die Bewunderung des Helden Catharinens große Seele mit der politiſchen Sünde des Königs verſöhnte, berief Guſtav der Dritte ſeine Officiere, und hielt eine Rede, worin er ihrer Treue, ihrer Vaterlandsliebe und ihrer Tapferkeit den theuer erworbenen Ruhm zuerkannte. Er beförderte alle zu höheren Graden, ertheilte allen die dem militairiſchen Verdienſt beſtimmte Schaumünze, erlaubte ihnen die Schärpe ſeiner Haustruppen zu tragen, und ernannte viele von ihnen zu Rittern des Schwertordens. Guſtav beſaß unter vielen Geiſtesvorzügen auch das Talent der Rede. Wer ihn näher gekannt hat, wird eingeſtehen, daß der Künſtler, indem er ihn als Redner ſchildert, wahrſcheinlich den Augenblick gewählt hat, worin der König ſich ſelbſt am beſten gefiel.



Friedrich Wilhelm der zweyte bey dem Brande
in Breslau.

6.

Friedrich Wilhelm II, bei dem Brande in Breslau.

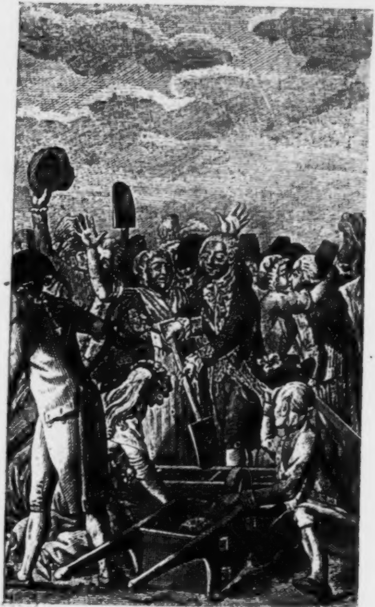
Dieſes Blatt ſpricht für ſich ſelbſt. Der nächtliche Brand, die Löſchenden, der Waſſerſtrahl aus den Spritzen, die Leitern, der mit Koffer und Gepäck beladene Träger, der zum Hauſe hinaus eilt, und die Gruppe zu Pferde, wo jeder Preuße die Züge ſeines Königs auf den erſten Blick erkennt: — dies ſind lauter Beſtandtheile des Gemäldes, die keiner Erläuterung bedürfen. Wie glücklich wären die Künſtler, wenn ſie immer nur ähnliche bezeichnungsvolle Gegenſtände darzuſtellen hätten! Allein es giebt Ereigniſſe, die, wie gewiſſe Landſchaften, für den Pinſel zu reich, zu unermeßlich ſind; andere, denen es faſt unmöglich iſt, eine intereſſante Anſicht abzugewinnen. Die Gegenwart eines Monarchen bey einem Brande kann der allgemeinen Wohlfahrt nicht zuträglicher ſeyn, als ſie dem Künſtler will kommen iſt, der ſie darſtellen ſoll; die allgemein bekannte Geſichtsbildung erläutert alles augenblicklich von ſelbſt, und es iſt wirklich wunderbar, wie das Auge des Zuſchauers ſich auch ſchon am Ordensſtern orientirt. Dieſe Polarität unſerer Sehnerven, wenn ſie nicht angeboren iſt, welches die leidigen Philoſophen bezweifeln wollen, wird wenigſtens durch Gewohnheit und Erziehung zur andern Natur. Dem Künſtler ſcheint unſere Bemerkung nicht entgangen zu ſeyn; denn er hat ſogar in ſeinem Bilde darauf angeſpielt. Die beym Löſchen beſchäftigten Männer vergeſſen des Brandes, ihres Amtes und der allgemeinen Noth, um dem Zauber zu gehorchen, der ihre Augen unwillkührlich auf den König heftet. Der rüſtige Burſche zuoberſt auf der Leiter, mit dem Schlauche der Feuerſpritze in der Hand, empfängt den Eindruck zugleich durch Augen und Mund; der unten, mit Feuerhaken und Eimer, theilt offenbar ſeine Aufmerkſamkeit zwiſchen die mündliche Anweiſung, die er eben von dem Monarchen ſelbſt erhält und das unbeſtimmbare Gefühl, das bey ihm von dem Gedanken unzertrennlich iſt, dies ſey nun der König.

Der Beherrſcher einer großen Monarchie hat täglich Gelegenheit, ſich in einer für die Menſchheit und für ſein Volk intereſſanten Beſchäftigung zu zeigen; im Kabinet, im Felde, als Richter, im Glanz ſeiner Würde, als Stellvertreter einer Nation und als Rächer ihrer Ehre, als Beſchützer und Verpfleger der Wiſſenſchaften, der Künſte und ihrer Prieſter, als Vormund der Armen und Waiſen, als Urheber des Glücks und Theilnehmer an den Freuden ſeiner Unterthanen, endlich auch in ſeinem Privatleben — denn der Monarch gehört ganz ſeinem Volke — als Mann, als Gatte, Vater, Bruder, Hausherr, und, wär' es möglich, als Freund. Man begreift, daß hier die Wahl dem Künſtler ſchwer werden mußte; allein für die Empfindung ſeiner Mitbürger konnte er nicht glücklicher wählen, als indem er ihnen die rührende Ueberzeugung näher zu legen ſuchte, daß auch in der Stunde der Mitternacht der König dort ſeinen Poſten glaubte gefunden zu haben, wo ihrem Leben und ihrer Habe Gefahren drohten.

7.

Franzöſiſcher Enthuſiasmus auf dem März- oder Föderations-Felde.

In der Geſchichte unſerer Zeit wird die Begeiſterung, womit fünf und zwanzig Millionen Menſchen ſich für ihre neue politiſche Organiſirung intereſſirten, eine ſtets denkwürdige Erſcheinung bleiben; und ſo fern die menſchliche Natur ſich ſchlechterdings nicht anders, als a posteriori, aus der Erfahrung, kennen und erforſchen läßt, dürfen wir hinzuſetzen, daß ſie uns durch die Franzöſiſche Revolution und den darin wirkſamen Enthuſiasmus von einer ganz neuen Seite bekannt wird. Den einzigen allgemeinen Vereinigungspunkt ausgenommen, den wir mit den Franzoſen in unſerer gemeinſchaftlichen Abkunft und Bildung, als vernünftige Geſchöpfe finden, genießen wir, vermöge der Abſonderung, welche die politiſchen Verfaſſungen zwiſchen Nationen und Reichen feſtgeſetzt haben, das unſchätzbare



Franzöſiſcher Enthuſiasmus auf dem Marz- oder Föderations Felde

Glück, bey allen Auftritten jenſeits des Rheins unbefangene, partheyloſe, gleichgültige Zuſchauer, mithin deſto ruhigere Beobachter bleiben zu können. Wie die Zerwühlung Calabriens durch das Erdbeben, ſo iſt uns jetzt die Exploſion in Frankreich lediglich ein merkwürdiges Phänomen. In beyden Fällen erſtaunen, ſchaudern wir, beklagen das Loos der armen Einwohner, und unſere phyſiſch-politiſchen Hamiltone bereiſen die rauchenden Brandſtätten, beſchreiben die niedergeſtürzten Ruinen, und zählen die Leichname, die das unerbittliche Schickſal ſich zum Opfer erkohr. In beyden Fällen erkennen wir mit Ehrfurcht gegen die Verhängniſſe, deren höheres Geſetz wir nicht ergründen können, daß, während die Elemente und die Gemüther der Menſchen im Auslande ſo furchtbare Verwüſtungen anrichteten, die vollkommenſte Sicherheit innerhalb unſerer Gränzen herrſchte und uns ein ruhiges, gleichförmiges Leben beſchied. Sicherer liegen unſere Städte im Sande, oder an der Donau, der Elbe und dem Rhein, am Fuß der Kalk-, Schiefer-, Granit- und Wackengebirge, als dort Meſſina und Catanea, Rheggio, Gerace, ja ſelbſt Neapel und Portici, zwiſchen dem Aetna und Veſuv. Kein Vulkan wird ſich unter dem ehrwürdigen Gothiſchen Denkmahl unſerer Reichsverfaſſung entzünden, ſeine zierlich geſchnörkelten Thürmchen, ſeine ſchlanken Säulenbüſchel und ſchaurigen Spitzgewölbe in die Luft ſprengen, und uns mit dem Feuer und Schwefel der politiſchen Wiedergeburt taufen.

Um indeſſen ſo bey der Erſcheinung ſtill zu ſtehen, müßten wir etwas weniger oder etwas mehr als Menſchen ſeyn. Die Geſetze, nach welchen ſich Ideen in unſrem Inneren verbinden, bringen es ſchon mit ſich, daß wir alles Sichtbare und Unſichtbare, alles Nahe und Entfernte, alles Vorhergehende und Zukünftige einer gewiſſen Formel unterwerfen, um überall Verknüpfungen zu ſetzen, wo die Sinne uns nur abgeſonderte, von einander unabhängige Bilder liefern. Ohne jene Formel genießen wir nur den Eindruck der Dinge; in ihr genießen wir uns ſelbſt; der empfundenen **Wirkung** ſcheinen wir gleichſam Meiſter zu werden, durch die hinzugedachte Urſache. Dieſe Cauſſalverbindung, wie die Philoſophen es nennen, dieſe beſtändige Beziehung einer jeden Wirkung auf ihre Urſache, iſt nun, ſo lange die Welt ſteht, das Spiel, deſſen die menſchliche Vernunft nicht müde wird; wiewohl ſie in manchen Köpfen ſo lange und anhaltend damit ſpielt, bis ſie ſich am Ende überzeugten, kein Menſch habe noch je recht gewußt, was eine Urſache ſey, und keiner werde je mit unbezweifelter Gewißheit behaupten und erweiſen können, daß es eine Urſache gebe. Die Vernunft in ihrer Kindheit fand nun freilich dieſe Schwierigkeit nicht. Die Art des Genuſſes, die im bloßen Wahrnehmen beſteht, beſchäftigte den Menſchen viel zu angenehm und zu lebhaft, um das Bedürfniß einer ſolchen Zerſtreuung aufkommen zu laſſen. Er hatte für alles nur Eine Urſache, des unbekannten Vermögens; und dieſes nannte er Gott. Ein Gott donnerte ihm in den Wolken, fuhr auf dem Wirbelwinde, blendete ihn im Sonnenlicht, verſenkte ihn in Meereswogen; im Löwen wüthete, in der Eiche grünte, in der Blume duftete ihm ein Gott. Allmählich aber reinigte ſich der Begriff der Gottheit von ſeinen Schlacken, und man ſcheuete ſich vor der grellen Behauptung: das Gute ſey Urſache des Böſen. Die Unmöglichkeit, dieſem empörenden Schluſſe zu entgehen, und noch mehr als dieſe, die unerträgliche Pein, weder vorwärts noch rückwärts zu können, ſobald man alles unmittelbar an die oberſte Urſache knüpft, trieb nunmehr die Vernunft in das unermeßliche Labyrinth der Philoſophie. Man hoffte, die nächſte Veranlaſſung jeder einzelnen Wirkung von Stufe zu Stufe ſo lange hinaufwärts zu verfolgen, bis man alles in einen großen harmoniſchen Zuſammenhang gebracht haben würde. Es war ein ſtolzes Vertrauen auf den Umfang menſchlicher Kräfte; aber die Erfahrung rechtfertigte es nicht. Kein Menſchenleben, verlängerte es ſich gleich zur Neſtoriſchen Dauer; was ſage ich? nicht die Summe aller vom Menſchengeſchlecht durchlebten Jahre reicht hin, um endlich durch den Wald der nächſten und entfernten, der mittelbaren und unmittelbaren, der allgemeinen und ſpeciellen, der generirenden, determinirenden, dirigirenden, accelerirenden, maturirenden Urſachen, bis an das erwünſchte Ziel zu gelangen. Auch die Geübteſten mußten ſich hier verirren und mit leeren Hoffnungen täuſchen; die Menge tappte ihnen zuverſichtlich nach; Andere ſchloſſen die Augen aus freyen Stücken, und glaubten treuherzig, ſie wären ſchon im Freyen; einige Wenige erkannten den Irrgarten für das, was er war, gaben ſich dem Schickſal gefangen, und ließen es ſich wohl ſeyn unter den Bäumen, wo ſie jedesmal gingen oder ſtanden.

Der Wohlgeruch einer Blume ſetzt flüchtige, verdünſtende Theilchen und ihre Wirkung auf unſere Riechnerven voraus; aber den Grund dieſer Uebereinſtimmung zwiſchen unſerer Empfänglichkeit und der Wirkſamkeit dieſer Atomen kennen wir nicht. So geht es uns mit allen Erſcheinungen im weiten Reiche der Phyſik, ſo mit den Verkettungen menſchlicher Schickſale. Strenge genommen iſt es unmöglich, das ganze Gewebe von Urſachen zu entwirren, welches ein bloßer Säbelhieb eines Ebenſchen Huſaren auf den Kopf eines Freyheit ſchnaubenden Franzöſiſchen Bürgers vorausſetzt. Eine ſichere Fauſt und eine ſcharfe Klinge gehören freylich dazu; doch auch nicht minder die Preußiſche Diſciplin, der Befehl zum Angriff, und jener noch frühere Befehl zum Aufbruch aus der Garniſon. Bey dieſem hebt nun wieder eine höhere Ordnung von Beſtimmungen an, die uns nicht bloß in alle Cabinette von Europa, ſondern auch in die Schlafgemächer von Königen und Königinnen, in die Verſammlungen der Republikaner, in die Schlupfwinkel der Sanscülottes, in tauſend Pariſiſche Schenken und Boudoirs, ſodann durch unzählig vervielfältigte Mittelglieder in längſt verfloſſene Zeiten verſetzt, und alles ſo eigenſinnig und zugleich ſo unabänderlich zuſammenfügt, daß unſer Huſar, ohne den Proteſtantenhaß Catharinens von Medicis, ohne die verführte Schwachheit Karls des Neunten, ohne die Launen des Dreizehnten, Vierzehnten und Funfzehnten Ludwigs, ihrer Mütter, Vormünder, Miniſter und Maitreſſen, ohne den Bau von Verſailles, die Kriege in den Niederlanden, die Spaniſche Thronfolge, die Zerrüttung der Franzöſiſchen Finanzen, und die Befreyung von Amerika — ſeinen Säbel nicht gezogen hätte. Indigeſtionen, Erhitzungen, Erkältungen, Flohſtiche, witzige Einfälle und tauſend andere gleich wichtige Urſachen großer Begebenheiten haben wir hier nicht einmal in Rechnung gebracht; allein wer ſieht nicht ſchon, daß wir unſere obige Behauptung erwieſen haben?

Steht es ſo übel um die Bemühungen der Vernunft, im Chaos der Geſchichte ein Licht anzuzünden; hängt alles ſo genau zuſammen, daß man den Umſturz eines großen Reiches nicht ohne die Paſtetchen, die **Ludwig der Funfzehnte** ſo gut zu backen pflegte, und umgekehrt, die geringfügigſte Unternehmung eines Deutſchen Soldaten gegen Frankreich, nicht ohne die Thaten aller Merowinger, Carolinger, Capets und Bourbons erklären kann: — ſo möchte es wohl gleichviel ſeyn, wird man uns ſagen, welche von den Millionen Urſachen man auf gerathewohl aufgreift, um irgend eine Erſcheinung in der politiſchen Welt damit zu motiviren. Dieſem Einwurfe haben wir wenig entgegen zu ſetzen; allenfalls könnte man ſagen: die Geiſteskräfte der Menſchen und ihre Gräde der Ausbildung ſind verſchieden; wer ſchärfer und weiter ſieht, als andere; wer einen größern Geſichtskreis vor ſich hat; wer mehrere und zartere Berührungspunkte beſitzt, die ihm Gemeinſchaft mit der umgebenden Welt eröffnen; wer inniger empfängt und den größern Reichthum empfangener Eindrücke beſſer ordnet, ſchöner und zweckmäßiger verbindet und mit einer regeren Kraft darin zu ſeiner Freude bildet und wirkt: das iſt der Mann, nach deſſen Urtheil wir lüſtern wären.

Abſolute Vollkommenheit läßt ſich hier nicht erwarten; allein die Grade der Annäherung können verſchieden ſeyn; und um dieſe zu prüfen, empfiehlt man unter andern dieſe goldene, aus richtigen Theorieen geſchöpfte und in der Erfahrung bewährt erfundene Regel: daß man große Begebenheiten nicht von geringfügigen Urſachen herleiten müſſe. Wem es genügt, den Samen der Franzöſiſchen Revolution im Fauxbourg St. Antoine entdeckt zu haben, dem gönnen wir ſeine Freude, wie dem Phyſiker, dem ein Medizinfläſchchen mit naſſer Eiſenfeile die Lavaſtröme des Veſuv erklärt; nur müßten wir uns vorbehalten, daß in beyden Fällen das weitere Forſchen denen nicht verboten werde, die ſich nicht ſo leicht befriedigen laſſen.

Die Frage, **wodurch** der Umſturz eines großen Reiches bewirkt worden ſey, kann indeſſen faſt noch eher beantwortet werden, als dieſe andre: **warum** ſo etwas geſchehen mußte? Wir fragen dies immer wieder, ſo oft uns auch die Weisheit für den Vorwitz beſtraft; eben als ob wir endlich einmal der Vorſehung ihr Geheimniß ablocken wollten. Es giebt hierher gehörige Fragen, die man bloß hören darf, um an aller Befriedigung darüber zu verzweifeln. Warum, zum Beyſpiel, iſt eine Nation aufgeklärt, die andere bis zur thieriſchen Unempfindlichkeit herabgewürdigt? Warum iſt eine frey, die andere der Willkühr eines Deſpoten unterworfen? Warum iſt eine reich, die andere arm? Warum erkämpften ſich Schweizer und Holländer ihre republikaniſchen Verfaſſungen? Warum blutete Karl der Erſte unter der Axt des Geſetzes für die verletzte Engliſche Freyheit? Warum ward Jakobs des Zweyten Flucht eine neue Epoche der Brittiſchen Unabhängigkeit? Warum mußte den Amerikanern der Eigenſinn ſo gut gelingen, ſich nicht vom Engliſchen Parlamente taxiren zu laſſen? Warum — — Aber ſo fragt es ſich ins Unendliche fort. Antwortete jemand: die Schweizer wurden frey, um in den Sold eines Deſpoten zu gehen; die Engländer, um die Räuber Indiens zu werden; die glücklichen Nationen mißbrauchen ihre Kräfte; die gemißhandelten verfehlen ihre Beſtimmung: ſo hätte man unſere Zweifel zwar nicht gelöſet; allein die Ungereimtheit, einen Prozeß aburtheilen zu wollen, wovon man nicht die Acten hat, läge denn doch am Tage.

Wie die Franzöſiſche Revolution in das ganze Schickſal der Menſchheit eingreift, und was ſie wirken werde bis ans Ende der Welt — wer mag das jetzt ſchon beſtimmen? Ob es an und für ſich eine Moralität der Begebenheiten und Handlungen gebe; ob etwas Geſchehenes, ohne weitere Beziehung, oder auch mit Beziehung auf alle möglichen daraus zu entſpringenden Folgen, gut oder böſe zu nennen ſey: — das entſcheide, wer im Rathe der Götter müßig ſitzt. Unſere Dialektiker ſelbſt aber werden nicht beweiſen können, daß eine Sache darum verwerflich ſey, weil böſe Menſchen ſie beförderten, oder weil ſie zu böſen Zwecken gemißbraucht werden kann. Wer möchte es dem koſtbarſten Geſchenke der Vorſehung an die Menſchheit, dem Chriſtenthume, zum Vorwurf machen, daß ein ſo verabſcheuungswürdiger Menſch, wie Conſtantin, ihm auf den Trümmern der alten Volksreligion zuerſt einen Thron erbauete, und daß Abſcheulichkeiten, die unter geſitteten Völkern ſonſt unerhört ſind, wie zum Beyſpiel die Menſchenopfer des Inquiſitionsgerichts, aus der verdreheten Lehre des Evangeliums floſſen? Alſo trifft der Tadel oder auch der Beyfall, womit man jetzt gegen die Franzöſiſche Revolution ſo freygebig iſt, nur die Moralität der handelnden Perſonen, und auch dieſe nur, ſo fern jene große Begebenheit als von ihnen abhängig wirklich gedacht werden kann. Ueber dieſen letzten Punkt irrt man ſich aber dort am leichteſten, wo die prädisponirenden Urſachen zu einer ähnlichen Gährung nicht vorhanden ſind. Die Gelaſſenheit, womit wir auf unſerm Sopha oder an unſerm Schreibtiſch über die Welthändel urtheilen, und die Partheyen bald losſprechen, bald verdammen, fällt auf dem Schauplatze der Handlung weg; man ſteht dort gleichſam auf glühendem Boden, und man gehorcht der Allgewalt der Umſtände, die ein unaufhaltſames Schickſal ſeit Jahrhunderten her ſchon vorbereitet hatte.

Wer ſieht indeſſen nicht, daß man allein in unbefangener Entfernung aus jenem ſchrecklichen Phänomen einen unmittelbaren Nutzen ziehen kann. Der ruhige Zuſchauer begreift den Grad der Spannung nicht, der ihn verleiten könnte, die Freyheit ſelbſt um jene Atrocitäten einer Revolution zu erkaufen. Allein der Zeitpunkt, wo ein ſolcher Kauf ihn nicht mehr zu theuer dünkte, muß wenigſtens für ihn im Reiche der Möglichkeiten ſeyn; dann wird der Eindruck des Schauderhaften, wofür ihn ſeine jetzige Stimmung offen läßt, ſeine Wachſamkeit gegen die Gefahr einer Sinnesänderung verdoppeln. Dies iſt der Geſichtspunkt, aus welchem der Anblick der ungeheuren Maſſe von Kräften, die ſich in einem gährenden Volk entwickeln, am lehrreichſten wird; es iſt ſchön und furchtbar zugleich, zu ſehen, was der Enthuſiasmus in gehörig vorbereiteten Gemüthern vermag.

Nirgends zeigte ſich eine beſſere Gelegenheit, dieſe Bemerkungen anzuſtellen, als auf dem Märzfelde zu Paris, im Julius 1790. Hier, wo die Franken, ein freyer Germaniſcher Bund, ſich jährlich verſammelten, um ihren Königen den Willen des ſouverainen Volkes zu befehlen, hier feyerte man jetzt das erſte Bundesfeſt der wieder errungenen Freyheit. Die völlige Gleichheit war eben jetzt unter den Bürgern durch die Niederreißung aller erblichen Unterſchiede wieder hergeſtellt. Jeder galt nur durch perſönliches Verdienſt, und über dieſes entſchied die Stimme des Volkes. Aus den verachteten Hütten des Bauers und des Handwerkers gingen jetzt, im Glanz eigenthümlicher Geiſtesvorzüge, des Vaterlandes Stützen wie neue Sterne hervor, und mancher aufgeblähete Bewohner eines Pallaſtes ſank in der Blöße perſönlicher Nichtswürdigkeit unerkannt in den Staub; denn das Andenken großer Ahnherren war wie ein erborgter Schmuck von ſeinem Haupte gefallen, und der lügenhafte Schimmer fremder Tugenden erloſchen. Ein Sturm der Begeiſterung hob die ganze Nation zur Höhe des Selbſtgefühls. Menſch zu ſeyn, war der ſchöne Stolz von fünf und zwanzig Millionen, das erſte und letzte Ziel ihrer Befreyung. Der Eid der Brudertreue ward am 14ten Julius in der nehmlichen Stunde von allen Einwohnern eines Reiches geſchworen, das eine Fläche von zehntauſend Quadratmeilen auf unſerer Erdkugel einnimmt; in neunzehnhundert Städten und hunderttauſend Dörfern ſtiegen an Einem Tage und in Einer Stunde die feyerlichen Zuſagen wechſelſeitiger Liebe und Treue einträchtig zum Himmel. Fünfmal hunderttauſend Menſchen ſaßen nur allein auf dem zum Amphitheater umgeſchaffenen Märzfelde; Einwohner der Hauptſtadt und Abgeordnete aus allen Provinzen, die hier als Stellvertreter ihrer Mitbürger erſchienen, um das Bundesfeſt feyern zu helfen; alle ſtanden zugleich auf von ihren Sitzen, alle ſtreckten den Arm in die Höhe; von Männern, Weibern, Kindern erſcholl der ſchmetternde Ruf: „ich ſchwöre!" Uebermannt von dieſem mächtigen Gefühle, das in den Sehnen der Stärkſten zitterte, fielen dieſe verbrüderten Menſchen, ohne Rückſicht auf Rang, Alter und Geſchlecht, einander in die Arme, und wiederholten ihren unbekannten Nachbaren ihren Eid; die Nationalgarden warfen ihre Waffen weg und küßten ſich, und plötzlich erſcholl es erweckend und erhebend von allen Seiten: „Hoch lebe die Nation!"

Nur freye Nationen, ſagt der Augenzeuge, dem wir hier folgen, kennen dieſes Gefühl; denn nur freye Nationen haben ein Vaterland.

Ich ſah die Zurüſtungen zu dieſem Feſte, das beyſpiellos in den Jahrbüchern der Menſchheit bleibt. Das größte Amphitheater in der Welt, wogegen die berühmten Römiſchen nur Kinderſpiele ſind, ward in wenigen Tagen durch die Allmacht des Volkswillens erſchafſen. Die verdächtige Trägheit von funfzehntauſend beſoldeten Arbeitern ward durch den Enthuſiasmus von hunderttauſend Freywilligen vergütet. Im Taumel der Freyheit arbeiteten ſie mit einem Eifer, mit einer Behendigkeit, mit einer Fröhlichkeit, mit einer Verſchwendung der Kräfte, die man kaum noch begreift, wenn man ſie auch ſelbſt geſehen hat. Unendlich war die Abwechſelung der arbeitenden Gruppen, und unbegreiflich, ohne die Begeiſterung des Augenblicks in Rechnung zu bringen, die Ordnung, die allenthalben herrſchte. Hier waren keine Wachen ausgeſtellt, hier kannte man nicht die gebieteriſche Stimme des Aufſehers, und noch weniger ſeinen Stecken; auch die Bienen und Ameiſen bauen ohne Tyrannen und Satelliten, und vollenden doch in Eintracht den Bau ihres kleinen Freyſtaats. Die Gerechtigkeit des Volkes heiligte eines jeden Eigenthum, und ſchützte jedermann in ſeinem Rechte. Kleidungsſtücke und Uhren, die man während der Arbeit von ſich gelegt hatte, blieben den ganzen Tag unberührt an ihrer Stelle liegen. Mit Trommeln und Kriegsmuſik, die Schaufeln auf der Schulter, zogen die begeiſterten

Schaaren Arm in Arm unter Freyheitsgeſängen zu ihrem Tagewerk, und ſpäter als die Sonne verließen ſie das Feld. Alte und Junge, Männer und Weiber, Herzoge und Tagelöhner, Generalpächter und Schuhputzer, Biſchöfe und Schauſpieler, Hofdamen und Poiſſarden, Betſchweſtern und Venusprieſterinnen, Schornſteinfeger und Stutzer, Invaliden und Schulknaben, Mönche und Gelehrte, Bauern aus den umliegenden Dörfern, Künſtler und Handwerker unter ihren Fahnen kamen Arm in Arm in buntſcheckigem Zuge, und griffen rüſtig und muthig zur Arbeit. Tauſend rührende Züge des überall rege gewordenen Gefühls verherrlichten dieſe geſchäftige Scene; tauſend gutmüthige Scherze, tauſend Beweiſe des Galliſchen Frohſinns, tauſend Beyſpiele der Ehrliebe, Großmuth, und Uneigennützigkeit des Pöbels verſöhnten die gedemüthigte Morgue des Adels. Um des Schauſpiels Täuſchung zu vollenden, erſchien auch Ludwig der Sechzehnte, ohne Leibwache, ohne Gefolge, allein in der Mitte von zweymalhunderttauſend Menſchen, ſeinen Mitbürgern, nicht mehr ſeinen Unterthanen. Er nahm die Schaufel, und füllte einen Schiebkarren mit Erde, unter lautem Jauchzen und Beyfallklatſchen der Menge. Alles drängte ſich um ihn hin, nannte ihn Freund und Vater, und gab ihm alle die ſüßen Namen, welche der Deſpot aus dem Munde ſeiner Schmeichler nie hört, und welche nur ein guter und gerechter König aus dem Munde eines freyen Volkes hören kann*). (Unſer Künſtler ſcheint dieſen Augenblick zu einer Darſtellung gewählt zu haben, worin er zugleich einige der vorhin angedeuteten Gruppen anbringen und unſerm Nationalbegriff von Pariſiſchen Carricaturſcenen Genüge leiſten konnte.)

„Waren Sie je in Neapel?“ fragte mich ein Zuſchauer, der neben mir ſtand. „Ich habe dort vor Kurzem einen Ausbruch des Veſuv geſehen. Dumpfe Donner hatten ihn verkündigt. Schwarze und weiße Rauchſäulen ſtiegen wechſelsweiſe in ſchwerer Baumgeſtalt empor, und lagerten ihre Wolken abwärts am Horizont. Himmelan geſchleudert erſchien die ſchöne Licht- und Feuergarbe, und fiel in glühendem Regen zurück. Der Lavaſtrom durchbrach die Felſengewölbe, floß majeſtätiſch am Rande des Berges hinab, und füllte die Thäler mit geſchmolzener Gluth. Es war ein erhabener, furchtbar ſchöner Anblick. — „Großer Gott!" rief eine Stimme aus dem Haufen, „jetzt verſchlingt die Lava meinen Weinberg! er war mein Alles für Weib und Kind!" Ein Engländer reichte dem Unglücklichen ſeine Börſe. — „Seht! das Feuermeer bedrohet die Villa des Herzogs P***; ſeht! ſchon ſteht ſie in vollen Flammen." Mag ſie brennen, ſagte der Engländer; er hat ja noch zwanzig andere. — Lautes Jammergeſchrey und Gewimmer verkündigten eine neue Trauerpoſt; ein halbnacktes Weib kam keuchend mit einem Kinde im Arm; drey andere waren in ihrer elenden Hütte verbrannt. Der Fremde wandte ſich weg und weinte. — Jetzt erſchien eine ſeltſame vornehme Figur mit einem San Gennaro, und verſicherte: der Verſuv ſey auch gar zu ungeſtüm; die Lava könne bis an die Alpen fließen und ganz Italien verſengen; man müſſe alle Feuerſpritzen aus Neapel zum Löſchen kommen laſſen, und alle Lazzaroni aufbieten, um den Monte di Somma der Erde gleich zu machen. „Bedlam! Bedlam!“ knirſchte mein Engländer. — „Dieſer Ausbruch rettet Kalabrien vom Untergang,“ ſagte ein alter Einſiedler aus der Nachbarſchaft. „Laſſen Sie uns weiter davon ſprechen, rief der Britte; Sie ſind der Mann, den ich ſchon lange ſuche.“

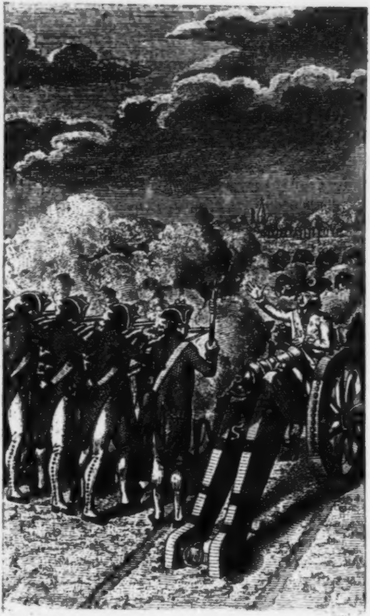
---

*) Wir verweiſen hier auf Girtanners hiſtoriſche Nachrichten über die Franzöſiſche Revolution. B. III. S. 404 — 417 und B. IV. S. 1 — 30. Man wird es uns nicht verargen, daß wir einiges aus der trefflichen Schilderung dieſes Schriftſtellers faſt wörtlich abgeſchrieben haben, da die Wärme, die darin herrſcht, bey der bekannten Stimmung des ganzen Werkes, ſo unverdächtig iſt.

8.

Deſille's patriotiſcher Tod in Nancy.

Der Aufruhr unter der Beſatzung von Nancy gehört zu den unzähligen Greueln, die der Zwieſpalt der Partheyen bey einer großen und gewaltſamen Staatsveränderung unausbleiblich veranlaßt. Dem furchtbaren Werkzeuge des Deſpotismus, dem ſtehenden Heere, wird natürlicher Weiſe von beyden Partheyen geſchmeichelt; und kann man wohl erwarten, daß eine Klaſſe von Menſchen, auf deren ſittliche Bildung ſo wenig Rückſicht genommen wird, wenn ſie nun endlich ihre eigene Wichtigkeit fühlt, ſich dem ausſchweifendſten Gelüſte und den wüthendſten Leidenſchaften nicht überlaſſen ſoll? Es war im Plane der Revolutionsfreunde, ſich der gemeinen Soldaten zu verſichern; Theils, weil man ſich im voraus von dem Beytritt adeliger Officier nicht viel verſprach; Theils weil man glaubte, Soldaten allenfalls auch ohne Officier brauchen zu können, da das Gegentheil unmöglich iſt; Theils endlich, weil es den Grundſätzen der

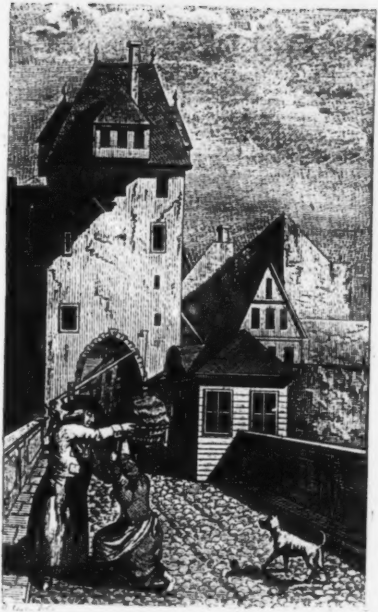


Deſilles patriotiſcher Tod in Nancy.

Demokratie und Gleichheit gemäßer war, auf die größere Anzahl der Mitbürger von geringer Herkunſt mehr Rückſicht zu nehmen, als auf wenige Edle. Den Officieren wies ihre Geburt, wieſen ihre Begriffe von militairiſcher Ehre, und die durch lange Gewohnheit beynahe zur Natur gewordene, wenigſtens ſehr zu entſchuldigende Anhänglichkeit „an den groſſen Monarchen“ ihren natürlichen Platz in der Gegenrevolution und unter ihren Freunden an. Das Feuer, welches ſeitdem ſo heftig ausgebrochen iſt, glimmte damals noch unter der Aſche; die geheimen Ränke und Machinationen der Partheyen gegen einander, deren Minen ſich oft begegnen und kreuzen mußten, ließen ſich aus der Ferne nur nicht ſo deutlich überſehen, und erſchwerten alſo dem fremden Zuſchauer die Enträthſelung des über Frankreich ſchwebenden Schickſals. Nur hier und dort merkte man an den plötzlich entſtandenen Gährungen, daß irgend verborgene Hände im Spiele geweſen ſeyn müßten. Die Inſubordination, ſowohl bey den Landtruppen als bey der Marine, verrieth am deutlichſten, wie geſchäftig insgeheim die Partheyen einander entgegen gearbeitet hätten. Die Volksparthey war vielleicht ſchon darum die unermüdetſte in dieſer Taktik, weil ſie erſt die Gemüther ſtimmen, den Geiſt der alten militaiſchen Zucht und des Gehorſams beſtreiten und die Armee desorganiſiren mußte; da hingegen das Corps der Officier ſchon auf den Wink bereit war, und eigentlich nur in ſeiner einmal empfangenen Richtung beharrte. Es durfte nicht befremden, daß hernach die Officier den Umfang ihres Einfluſſes auf die gemeinen Soldaten verſuchten; allein für dieſe war einſtweilen offenbar auf der andren Seite mehr zu gewinnen. Ihr elender Sold, ihre ſchlechte und ſpärlich zugemeſſene Nahrung, woran ſo viele Begünſtigte des Hofes noch zu gewinnen wußten, erleichterte jedem Demagogen das Geſchäft, ihre Bedürfniſſe auf den gebietenden Ton zu ſtimmen, der ſchnell von einer Befriedigung zu der andern ſchritt, und, durch die erſte Nachgiebigkeit kühn gemacht, bald keine Gränzen mehr kannte. Ein mißverſtandener Begriff von Gleichheit und von Menſchenrechten vollendete die Verwirrung, und wand der Ariſtokratie ihre mächtige Waffe aus den Händen.

Die unſinnigen Ausſchweifungen dreyer zu

Nancy in Garniſon liegender Regimenter ſchienen den ſtrengen Schritt zu rechtfertigen, den der Befehlshaber der Truppen in Metz damals wagte, um die Subordination wieder herzuſtellen, ehe ihn die Dekrete der Nationalverſammlung dazu berechtigten. Der Erfolg entſprach dem Ruhme, den Bouillé ſich in Amerika erworben hatte; mit Aufopferung der bewaffneten Bürger von Metz, die das erſte Feuer des Schweizerregiments in Nancy empfingen, trug er einen vollkommenen Sieg davon, und gab ein großes Beyſpiel von der Ueberlegenheit der Diſciplin über freche Ungebundenheit. In dem Augenblick aber, wo beyde Heere außer- und innerhalb der Mauern von Nancy nur zu warten ſchienen, wer von beyden den erſten Schuß thun würde, opferte ſich **Deſilles**, ein Officier im 105ten Regimente, großmüthig auf, um alles Blutvergießen zu verhüten. Er legte ſich über das Zündloch der Kanone, er ſtellte ſich vor die Mündung, und wußte die Schweizer vom Regimente Chateauvieux eine halbe Stunde lang vom Schießen abzuhalten. Endlich verloren dieſe zu Banditen umgeſchaffenen Soldaten die Geduld. Von ihren Flintenſchüſſen getroffen, ſtürzte Deſilles zu Boden, und nach einigen Wochen ſtarb er mit dem Bewußtſeyn, ohne alle Rückſicht auf Partheyen, lediglich darnach getrachtet zu haben, daß Brüder und Landsleute einander nicht erwürgten. Hätte Frankreich nur viele Deſilles! Es entginge noch vielleicht dem Bürgerkriege. Aus Enthuſiasmus für gewiſſe Grundſätze, aus Partheygeiſt, aus Erbitterung, Haß oder irgend einer Leidenſchaft, die zum Handeln antreibt, können viele Heldenthaten entſpringen; aber dieſe Weyhung zum Tode, die aus einem ſo ſanften, reinen, unvermiſchten Gefühl von Bruder- und Vaterlandsliebe hervorgeht, dieſe Bürgertugend, die den Frieden der Brüder ſo theuer erkauft, iſt eine ſeltnere und wenn gleich minder glänzende, dennoch der Bewunderung und des Theilnehmens würdige Erſcheinung.



Menſchenfreundliche Handlung eines Deutſchen Fürſten.

9.

Menſchenfreundliche That eines Deutſchen Fürſten.

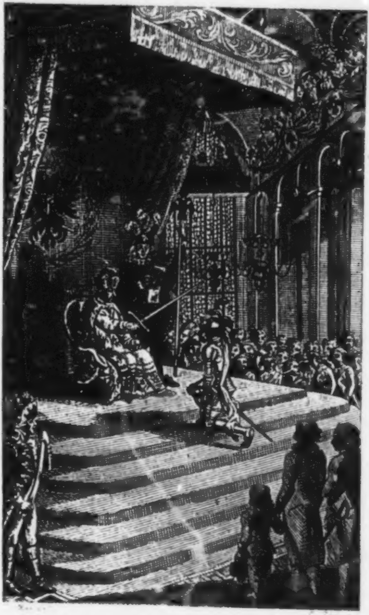
Es wäre ein ſchlimmes Jahr, das ſich nicht mit einer guten That eines Deutſchen Fürſten bezeichnen ließe. Ihre Anzahl, ihre Würde, ſelbſt ihre Politik, die es ihnen ſchon zur Pflicht macht, um des ihnen ſtets gegenwärtigen gemeinen Beſten willen, ihre Herrſchaft auch über unſere Herzen zu erſtrecken; endlich — denn auch wir ſelbſt verdienen hier ein kleines Lob — die Loyalität, womit wir von unſern Herrſchern, wie von der Dame unſeres Herzens, glauben und gegen die ganze übrige Welt behaupten, daß ihres Gleichen nicht auf der runden Erde zu finden ſey: dies zuſammengenommen, häuft jährlich einen artigen Schatz zum Deutſchen Panegyrikus. Wir wollen hier unſern Sparpfennig für das Jahr 1790 hineinwerfen, — die Schaumünze, die wir zum Gedächtniß der Kaiſerkrönung aufgehoben hatten; und wir ſetzen einen deſto höheren Werth darauf, weil ſie nicht mit Gepränge unter das Volk geworfen ward, ſondern, wie es ſcheint, nur ſo im Vorbeygehen aus dem Buſen gefallen iſt. Sie iſt von reinem Golde! Auf der Bildnißſeite leſen wir ganz deutlich, ungeachtet die Kurfürſtlichen Inſignien fehlen: MAXIMILIAN, Erzherzog in Oestreich und der Revers hat bloß die Worte: Leutſeligkeit und Volksbildung!

Dort in Frankfurt, wo man damals unſere Fürſten nur als Halbgötter, weit über die Sterblichkeit erhaben, in ungewohnter Pracht einherziehen und ſchimmern oder funkeln ſah, war es eines Morgens ein überraſchender Anblick, auf der Brücke, die nach Sachſenhauſen führt, eines von dieſen überirdiſchen Weſen, als Menſch verkleidet und mit menſchlichem Gefühl ſich herablaſſend zu den Leiden armer Sterblichen, einem hülfloſen Geſchöpfe ſeine Laſt aufhelfen zu ſehen. Wir haben es inzwiſchen von ſehr guter Hand, daß der Urheber dieſer menſchenfreundlichen Handlung im eigentlichſten, wie im edelſten und beſten Sinne des Wortes, ein wahrer Menſch iſt, und zwar ſo durch und durch ein Menſch, daß man ihn im Fürſtenkleide oder im Biſchofstalar, oder in der Deutſchen Ritterrüſtung immer wieder dafür erkennt. Die Einwohner von Sachſenhauſen, ein Völkchen, das im Ruf altdeutſcher Treuherzigkeit und kunſtloſen aber prüfenden Biederſinnes ſteht, liebten dieſen Menſchen noch im Pomp ſeiner Würde — und die Stimme eines rauhen, unbeſtochenen Volkes iſt heilig und wahr.

10.

Ritterſchlag bey der Kaiſerkrönung in Frankfurt.

Die Freyherren von Dalberg haben vor allen andern Deutſchen Edlen das Recht, bey der Kaiſerkrönung zu Reichsrittern geſchlagen zu werden, und wenn ein Dalberg zugegen iſt, erſcheint er in vollſtändiger Ritterrüſtung. Unſer zehntes Blatt ſtellt dieſen feyerlichen Ritterſchlag vor und vergegenwärtigt uns dadurch die Krönungsfeyer, deren ſteifer, Byzantiniſcher Pomp, ſo ſehr er auch gegen unſere jetzige ungezwungene Eleganz abſticht, gleichwohl als Erinnerung an das Entſtehen der Deutſchen Reichsverfaſſung mit guten Gründen gerechtfertigt werden kann. Die ſo ſchnell auf einander folgenden Krönungen Leopolds und Franz des Zweyten haben freylich etwas gar zu wörtlich bewieſen, wie viel es koſte, Deutſchland einen Kaiſer zu geben; doch wenn je an Reformen und Veränderungen gedacht werden ſollte, ſo gäbe es

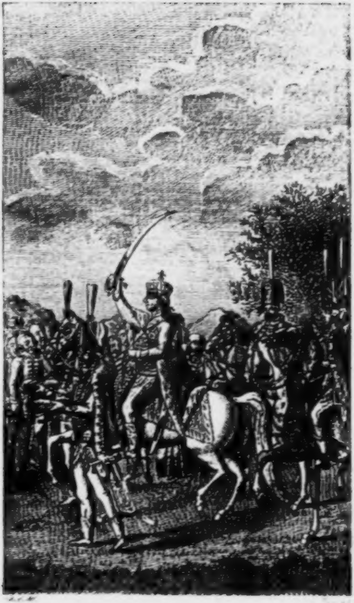


Ritterſchlag bey der Kaiſerkrönung in Frankfurth.
"Iſt kein Dalberg da?"

noch wichtigere Gegenſtände, die abgeändert zu werden verdienten, als der Schnitt des Pluviale und der Dalmatica, oder die Geſtalt der kaiſerlichen Halbſtiefeln. Es ziemt dem Deutſchen Charakter nicht, mit ſchwerfälliger Nachahmung unſerer leichtſinnigen Nachbarn ein enthuſiaſtiſches: Vive la constitution! anzuſtimmen und ſie gleich darauf wieder zertrümmern zu wollen; wir dürfen vielmehr zugeben, daß unſere Verfaſſung, wie alles menſchliche Beginnen, ihre Mängel hat, wobey ſie aber noch geraume Zeit beſtehen kann, und, wenn wir unſern wahren Vortheil kennen, auch noch beſtehen wird. Eine gewaltſame Auflöſung dieſes ſo feſt zuſammengefügten Baues, wenn er gleich aus heterogenen Materialien entſtanden iſt, würde ganz Europa erſchüttern; er muß von der Hand der Zeit eines natürlichen Todes ſterben, ſo wird der Schutt nur weggeräumt, und man bauet nach modernen Regeln leichter, heller, luſtiger — und, der Himmel woll' es! auch beſſer. So lange er noch ſteht, bleibt indeß die Wahl und Krönung des Deutſchen Reichsoberhaupts eine der wichtigſten Angelegenheiten für unſer Vaterland.

Von dem vorliegenden Blatte dürſen wir als Augenzeuge verſichern, daß es den Vorzug der genau befolgten hiſtoriſchen Wahrheit, ſowohl im Lokal als in der Kleidung des Kaiſers behauptet. Es wäre nicht unmöglich, daß ein Hyperkritiker uns den Einwurf machte, der wachthabende Officier zur Linken am Throne ſcheine, der Uniform nach, ein Preuße zu ſeyn; dem könnten wir aber diesmal eine politiſche Antikritik entgegen ſtellen, worin die Worte Reichenbach und Preußen keine unbedeutende Rolle ſpielen würden. Die Gruppe im Hintergrunde empfehlen wir der Unterſuchung der Phyſiognomiker. Der Kaiſer ſcheint Karls des Großen Schwert — zum Ritterſchlag recht gut zu führen.

Der Name Dalberg ruft Empfindungen und Gedanken hervor, denen dieſe Stätte zu heilig iſt. Wie Deutſchland gewohnt iſt, dieſen Namen mit Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens zu paaren, müßte der Tag ein Trauertag werden, an welchem man vergebens fragte: Iſt kein Dalberg da?



Krönungsfeier der Ungariſchen Könige

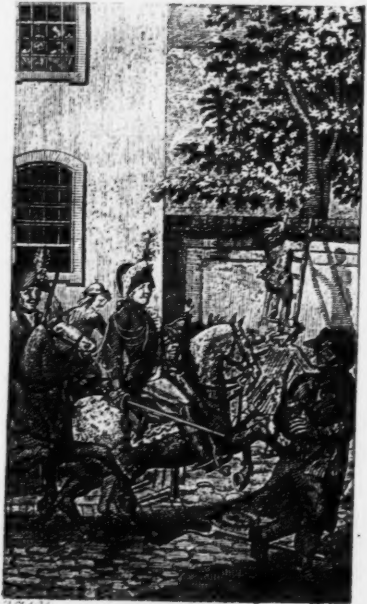
11.

Krönungsfeyer des Ungariſchen Königs.

Abermals eine Krönung! Der kleine Umſtand, daß der König von Ungarn den Deutſchen Kaiſer ernähren hilft, wird bei denen, die ein ſolches Argument zu beherzigen wiſſen — und das ſollen diesmal alle unſere Leſer ohne Ausnahme ſeyn — die Wahl des Künſtlers hinlänglich rechtfertigen. In der That, wenn man erfährt, was es dem guten Leopold für Künſte gekoſtet hat, ehe er dieſen Ritt in Ehren machen konnte, ſo gewinnt die Sache ein ſehr ernſthaftes Anſehen, und man fängt an, es für eine wichtige Begebenheit des Jahres 1790 zu halten, daß er die Krone des heiligen Stephan erhielt. Welch ein Unterſchied zwiſchen ſeinem Loos und dem ſeines Vorgängers! Joſeph ließ die Krone aus Ungarn in ſeine Hofburg nach Wien bringen, und ſchickte ſie kurz vor ſeinem Tode mit aller erdenklichen Feyerlichkeit zurück, damit Leopold ihr wieder nachreiſen könnte. Joſeph hatte noch als Kind ein: moriemur pro rege nostro! (wir ſterben für unſern König) gehört, und vernahm auf ſeinem Todbette die drohende Stimme des Aufruhrs; er ward gehaßt und gefürchtet. Leopold hingegen, dem die Ungarn trotzen zu können glaubten, mußte ſein Königreich in Reichenbach erhandeln; allein die Drohungen verhallten ſanft, und Leopold ward geliebt. Joſeph hatte ſich nie krönen laſſen; ſein Bruder gewann die Nation durch dieſe eitle Feyerlichkeit. Dafür ſteht auch ſein Bildniß in dem großen Saale, wo alle Könige von Ungarn ſeit Stephan dem Heiligen abgebildet ſind, im königlichen Schmucke; da hingegen Joſeph, der Nichtgekrönte, in ſeiner Feldmarſchallsuniform, gleichſam als der Anführer einer Kompagnie Barbaren, unter ihnen erſcheint. Faſt möchte man bey der andächtigen Verehrung der Ungarn für jenen alten eiſernen Reif, womit ein Papſt die Schläfe ihres heiligen Königs band, an jene Otaheitiſche Simplicität der ungebildeten Völker denken, die das nützliche Metall dem köſtlichen noch vorziehen, wenn nicht die Verſchwendung von Gold, Silber, Perlen und

Edelſteinen an ihren Dolimans, Kalpaks, Säbeln, ja ſogar an Stiefeln und Sporen lehrte, welche Fortſchritte in der Schätzung des relativen Werthes der Dinge ſie gemacht haben, ſeitdem ihre braunen Voraltern Magyar und den Kaukaſus verließen. An den Beſitz jener Wunderkrone ſind indeſſen ſo manche Privilegien und Immunitäten gebunden, daß es immer der Mühe werth bleibt, einige fromme Legenden in den Kauf zu glauben, und den König auf die Verfaſſung ſchwören zu laſſen.

Bey dem feyerlichen Einzug in die Hauptſtadt führt der König mit ſeinem Säbel einen Streich in die Luft nach allen vier Weltgegenden. Dieſe allegoriſchen Windſchnitte ſollen eine Beſitznehmung des Reiches vorſtellen; könnten ſie nicht auch allenfalls auf die Inauguration ſelbſt bezogen werden und eine feine reservationem mentalem des zu Krönenden andeuten? oder im gegenwärtigen Fall eine retroaktive Anſpielung auf die vorhergegangenen Unterhandlungen, oder auf den Revolutionsgeiſt der Ungarn und ihren ſoliden Charakter enthalten? Dieſen Charakter erkennt man hier auf dem meiſterhaft gezeichneten Blatte noch treffender in der wirklich ſchönen Ungariſchen Kleidung, worin dieſe Nation, wie die Polniſche, bey ihrer projektirten Revolution, eigentlich ihre ganze Hoffnung geſetzt zu haben ſchien, indem ſie mit der Proſkription der Deutſchen Tracht den Anfang machte. Der Erfolg beweiſet, daß ſie beyde Recht hatten; denn die Spur ihrer Revolutionen, die ſich ſchon wieder aus allen ihren Verhältniſſen verloren hat, iſt wirklich noch in ihren Röcken und Mützen vorhanden.



D. Chod. del. [illegible]

Dämpfung des Sächſiſchen Bauernaufſtands

12.

Dämpfung des Sächſiſchen Bauernaufſtandes.

„Ewige Minderjährigkeit iſt das Loos der Völker!“ Dieſer Weidſpruch einer mißmüthigen Philoſophie — leider zu ſehr gegründet in einer troſtloſen Ueberſicht der bisherigen Geſchichte, in der traurigen Erfahrung, daß man es mit redlichem Streben und Aufopferungen für das gemeine Beſte nicht hat ändern können, in dem Gefühle der Erſchöpfung und dem Bedürfniß der Ruhe, die das Alter mit ſich bringt — wird jederzeit begierig von der zahlreichen Klaſſe derer nachgeſprochen, denen die ewige Vormundſchaft zu gute kommt. Es iſt wahr, die unmündigen Völker ſind mehrentheils ungezogene, verwahrloſete Kinder, denen es an Thätigkeit und Geübtheit des Denkvermögens, an richtigen Begriffen und feſten Grundſätzen fehlt, die ſich mit einer Laſt von Vorurtheilen ſchleppen, vom ſinnloſeſten Aberglauben ängſten laſſen, und ſtatt der freywilligen Pflichten einer überlegten Sittlichkeit nur unzählige mechaniſche Uebungen kennen; die ſich durch ſtrenge Behandlung und knappes Futter zu allem treiben, zwingen und abrichten laſſen; die um ein Stück grobes Brot und einen bunten Rock ſogar auf den Wink einander todtſchießen lernen, und gewöhnlich nicht einmal träumen, daß Vernunft und Wille ihnen gehören könnten, ſondern ſie treuherzig für das Eigenthum ihrer Vormünder halten.

Einige Beyſpiele hat es indeſſen gegeben, wo das Volk, nachdem es während ſeiner Minderjährigkeit Proben von geſundem Verſtande, von geſetzter Aufführung und richtiger Schätzung der Dinge abgelegt hatte, ſich für majorenn erklärte, und weil es kein anderes Mittel giebt, die Sache zu entſcheiden, auch vermöge dieſer Erklärung majorenn blieb, und die Verwaltung ſeiner eigenen Güter übernahm. In einigen anderen Fällen, wo man es mit einer heftigen aufbrauſenden, eigenwilligen und vorwitzigen Brut zu ſchaffen hatte, und die Vormünder zugleich durch offenbar ſchlechte Wirthſchaft und moraliſche Unwürdigkeit um alles Anſehen gekommen waren, lief es mit der Emancipation weit ſchlechter ab. Das frühreiſe Volk, nachdem es, wie leicht zu erachten, ſein Vermögen durchgebracht und ſeine Kräfte verſchwelgt hatte, ſah ſich in ſeinem Verfalle genöthigt, ſich unter eine abermalige Kuratel zu begeben, und hatte oft nicht mehr den Muth, Bedingungen zu machen, ſondern mußte ſich auf die Einſicht und Großmuth des neuen Vormunds verlaſſen.

Zu allen Verſuchen der Nationen, in den vollen Beſitz ihres Erbes und ihrer Rechte als Menſchen einzutreten, haben die Vormünder jederzeit ſcheel geſehen, und wenn ſich ſolche verderbliche Folgen der Volkseigenmacht, wie die zuletzt erwähnten, irgendwo zeigten, war niemand lauter, als ſie, um damit das Unſchickliche, das Unanſtändige, ja das Unmögliche einer Volksmündigkeit zu erweiſen. Es ſcheint ihnen hierbey gänzlich entgangen zu ſeyn, daß ein Vormund allemal für das Vermögen und zugleich für die Bildung ſeines Mündels verantwortlich bleibt, mithin, daß jene Dummheit, jene Verſchrobenheit, jene Ausſchweifungen, die eine Nation zur fortwährenden Minderjährigkeit qualificiren, die unverantwortliche Schuld ſolcher Vormünder ſelbſt geweſen ſeyn könnten, die in der beruhigenden Gewißheit, vor keinem Pupillencollegium Rechenſchaft geben zu müſſen, abſichtlich den Verſtand und die Sittlichkeit intellektueller Weſen untergruben, und ſich das feindſelige Geſchäft wählten, ſie zu entmenſchen.

Es wäre eine ſehr unnütze Mühe um die Aufſuchung aller Mißhandlungen, die eine Nation auf dieſe Art erlitten hat, wenn ſie nicht zu einer richtigeren Selbſtbeurtheilung führte. Wir ſind in Deutſchland vielleicht auch in dem Falle großer Kinder, die man in ihrer Erziehung vernachläſſigt hat; allein vermöge unſerer angebornen guten Anlage, haben wir ſchon unſere Mängel einſehen lernen. Für uns giebt es in der That keine heilſamere Ueberzeugung, als dieſe, daß wir wirklich als Nation noch minderjährig und von dem Zeitpunkte unſerer Mündigkeit noch weit entfernt ſind. Eine ſolche Geſinnung iſt nicht nur unſerm geſetzten Charakter und der Unbefangenheit unſerer Herzen angemeſſen; ſondern ſie erwirbt uns zugleich die Achtung der pflichtbeladenen Menſchen, denen die Vorſehung unſere Führung anvertrauet hat. Den edlen und wohldenkenden unter ihnen ſind beſcheidene, kluge, ehrliebende, lehrbegierige, tugendhafte und wohlgeſittete Mündel von gewiſſen Jahren vielmehr Freunde als Pflegekinder; ſie bindet gegenſeitiges Zutrauen, Herzlichkeit, Liebe. Die wunderlichen, die grämlichen, die ſchwachen Vormünder, oder ſolche, die ſich irgend einer Unlauterkeit bewußt ſind, werden durch das gemeſſene, vernünftige, ehrerbietige Betragen einer Jugend, die ihrer Leidenſchaften Meiſter iſt, beſchämt, und vielleicht gebeſſert und gewonnen.

Kein Land rühmt ſich ſo vieler guten Fürſten, als gegenwärtig unſer Vaterland; man fordert keine Beweiſe von einer Behauptung, wovon Deutſchland überzeugt iſt. Seit einem halben Jahrhunderte waren wir mit Regenten beglückt, die es ſich eifrig angelegen ſeyn ließen, die Reife der ihnen anvertrauten Nation zu befördern und ihr die Ausbildung zu geben, welche ſie dereinſt in Stand ſetzen kann, ihre wahre Beſtimmung zu erreichen. Die größten Monarchen hatten die richtigſten und edelſten Begriffe von dem gleichen Anſpruch aller Menſchen auf den freyen

Gebrauch ihrer Denkkräfte und ihres Willens zur Erlangung einer vollkommenen, ohne Freyheit nicht gedenkbaren, Sittlichkeit. Sie räumten überall die Hinderniſſe aus dem Wege, welche der Mißbrauch der Macht und die Herrſchaft des Vorurtheils über rohe Gemüther hervorgebracht hatte; ſie nahmen ihren Unterthanen mit Bedacht die Feſſeln eine nach der andern ab, in welche ſich ihr Körper, ihr Geiſt und Herz hatten ſchmiegen müſſen. Der mäßige, beſcheidene Gebrauch der wiedergeſchenkten Kräfte belohnte ſie für ihren Edelmuth, und bewog ſie, ſich noch mehr auf Bürger zu verlaſſen, bey denen Liebe jetzt an die Stelle des mechaniſchen oder erzwungenen Gehorſams trat, und dieſelben Wirkungen, ja noch beſſere und dem gerechten Fürſten willkommnere, erzeugte.

In einem Zeitpunkte, wo im Weſten und im Oſten, im Norden und im Süden, die benachbarten Staaten eine Gährung erlitten, welche das bisherige Verhältniß zwiſchen den Regenten und ihren Untergebenen umzuſtoßen drohete, ſchien jeder noch ſo leiſe Anfang einer Volksbewegung in Deutſchland die Aufmerkſamkeit der Fürſten und die ſchnellſte Anwendung entſcheidender Maßregeln zu rechtfertigen. Glücklicher Weiſe, oder, wenn man einige Rückſicht auf unſere Verfaſſung und unſern Charakter nimmt, natürlicher Weiſe, hatte die Widerſetzlichkeit der Bürger in Trier, der Bauern bei Gengenbach, der gräflich Leyenſchen Gemeine zu St. Ingbrecht, und der Saarbrückiſchen Unterthanen gegen ihre Regierungen, keinen Einfluß auf die Ruhe von Deutſchland, kein Symptom, das ſie zu Revolutionen qualificirte, und nicht einmal die Abſicht, die einmal beſtehenden Verhältniſſe zu durchbrechen; ſie waren lediglich aus der falſchen Vorausſetzung entſtanden, daß den Mißbräuchen und vermeinten Beeinträchtigungen, worüber man ſich beſchwerte, durch eigenmächtige Forderungen am kürzeſten abgeholfen werden könnte. Ernſthaftere Auftritte ereigneten ſich aber in der Gegend von Meißen, Torgau und Wurzen, unter der weiſen Adminiſtration eines Regenten, der in wenigen Jahren das durch Krieg und Hungersnoth beynahe zu Grunde gerichtete Sachſen wieder zu einem der blühendſten und glücklichſten Länder erhoben hatte. Die Bauern auf einigen Dörfern rotteten ſich zuſammen, kündigten ohne vorhergegangene Klage ihren Herren den Gehorſam auf, verlangten die Erlaſſung ihrer Frohn, und fingen an, die Höfe und Schlöſſer der Gutsbeſitzer zu bedrohen. Drey Regimenter Cavallerie, eben ſo viel Infanterie und einige Kanonen vertrieben bald den Freyheitsſchwindel aus ihren Köpfen. Allein die Gerechtigkeit des Kurfürſten Friedrich Auguſt ließ es bey der bloßen Ausübung ſeiner Gewalt nicht bewenden; er wollte ſich von der Rechtmäßigkeit oder Unbilligkeit der Forderungen überzeugen, die ein ſonſt ruhiges und gutartiges Volk zu einer ſo gewagten Selbſthülfe verleitet hatten. Eine von ihm niedergeſetzte Unterſuchungs-Commiſſion unterſchied die rechtmäßig erworbenen Beſitzungen und Gerechtſame des Adels von erſchlichenen oder erpreßten, und zog die Schuldigen zur Strafe. Dieſe muſterhafte Mäßigung bey völligem Bewußtſeyn der Uebermacht rührte die Herzen der Unterthanen, die er, wie ein guter Vater ſeine irrenden Kinder, durch ſanfte Zurechtweiſung nur noch feſter an ſich zog. Wohl dem Volke, das ſo regiert wird, und ſo regiert zu werden verdient! und wohl dem Fürſten,

Fürſten, der im Geringſten ſeiner Untergebenen, ſelbſt wenn Leidenſchaft ſie verführt, den Menſchen zu ehren nie vergißt, und lieber die Vernunft überzeugen und das Gefühl gewinnen, als den Willen gewaltig und eigenmächtig zwingen mag!

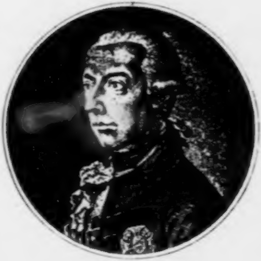
Ein ſo ſchöner Zug von Deutſcher Fürſtenehre durfte nicht übergangen werden, wo es darauf abgeſehen war, die beſten oder wichtigſten Erinnerungen aus dem Jahre 1790 zu ſammeln. Wir ſehen deutlich an dem fliehenden Bauer im Vordergrunde, daß der Dragonerofficier ihn für den Aufruhr nicht hart büßen läßt; ein Schlag mit flacher Klinge auf den Arm iſt alles, was er davon getragen hat. Die Dame am Fenſter bezeugt ebenfalls durch ihre bloße Gegenwart die Unblutigkeit dieſes Auftritts; denn ein Deutſches Frauenzimmer hat noch keinen Begriff von der Exaltation der Leidenſchaft und der Verfeinerung des Genuſſes, womit die Hofdamen zu Verſailles am 5ten Oktober 1789 ſagen konnten: *voyons s'entr'égorger cette canaille!* „wir wollen doch ſehen, wie das Lumpenvolk ſich unter einander mordet!“

Erklärung der zwölf Bildniſſe.

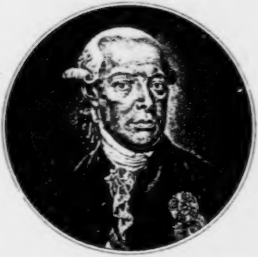
So oft wir die Geſchichte eines merkwürdigen Menſchen hören oder leſen, entſteht auch gemeiniglich ein Verlangen in uns, ſeine Geſtalt, und vor allem ſeine Geſichtszüge, zu ſehen; es iſt, als ahndeten wir, daß dieſer Anblick uns noch fernern Aufſchluß geben, den Zuſammenhang und die zureichenden Gründe gewiſſer Handlungen erklären oder überhaupt in der Seele des Mannes, von dem man uns erzählte, leſen laſſen würde. Dieſer Trieb iſt ſo allgemein, wie die phyſiognomiſchen Urtheile, die wir immer bey jeder neuen Bekanntſchaft fällen, wenn wir auch gern zugeben, daß die Phyſiognomik ſich nicht wie ein Handwerk lehren oder auf ein allgemeines umfaſſendes Syſtem zurückführen läßt. Auch läugnet wohl ſchwerlich eine von den vielen philoſophiſchen Schulen, daß die einzige Art, wie uns die Empfindung von der Individualität eines Menſchen unmittelbar zu Theil wird, nämlich die Erſcheinung ſeiner Perſon, von ſeinem ganzen Weſen Kundſchaft gebe, mithin der wahre Ausdruck ſeiner Kräfte, Fähigkeiten und Fertigkeiten ſey. Mit dieſem, unſeres Bedünkens, ſo allgemein anerkannten Satze verbinden wir die Vermuthung, daß das Maaß und Verhältniß der Anlagen im Menſchen, oder was man unter ſeinen Seelenkräften verſteht, bereits von der Geburt an ſo verſchieden ſey, wie der Eindruck, den unſere Sinne davon auch bey dem Anblick neugeborner Kinder empfangen; wenn es gleich wahr ſeyn könnte, daß dieſe urſprüngliche Verſchiedenheit durch die unvermeidlich unähnliche Ausbildung in der Folge noch größer ſcheint, als ſie wirklich iſt. Wir laſſen übrigens jedermanns Freyheit, hierüber anders zu denken, wie billig, unangetaſtet, und führen unſere Meynung lediglich zur Entſchuldigung der Kürze an, womit wir uns durch Zeit und Umſtände genöthigt ſehen, über die beyliegenden Bildniſſe zu ſprechen. Wir haben nämlich geglaubt, man könne längere Erklärungen ſchon deshalb eher entbehren, weil ſich ſo vieles aus den ſehr ähnlichen Kupferſtichen ohne weiteren Beyſatz erkennen läßt, und müßten uns auch mit großer Gefahr unſerer Demuth irren, wenn nicht die meiſten Käufer lieber unſere Anmerkungen, als die ſaubern und netten Kunſtwerke, entbehren möchten.

Der Zweck dieſer Bildniſſe iſt nur die Bezeichnung des Jahres 1790 durch die merkwürdigen Männer, die entweder in dieſem Jahre den Schauplatz der Welt verließen oder an den wichtigſten Begebenheiten damals den größten Antheil hatten. Ihre Namen ſind ſämmtlich ſo bekannt, ihre Thaten hat der Ruhm, und die zuverläſſigere Geſchichte ſchon ſo oft beſchrieben, daß es verlorne und den Leſer ermüdende Mühe geweſen wäre, hier nochmals ihre Biographieen zu entwerfen. Daß uns aber beym Anblick ihrer Bildniſſe mancher Gedanke über ihren Wirkungskreis und ihren Einfluß auf ihre Zeitgenoſſen und die Nachwelt entſchlüpfte; daß es uns überraſchte, wie alles was je geſchehen iſt, und alles was je gelebt hat, bald aus dieſem, bald aus jenem Geſichtspunkte betrachtet, nützlicher Anwendung auf das, was noch geſchehen ſoll und auf die künftig Lebenden, fähig ſey; daß wir es wagten, dieſe Ahndungen herzuſetzen, damit ſie andere und beſſere im Buſen unſerer Leſer anregen könnten: dies iſt eine Verwegenheit, die wir freylich nur mit dem böſen Beyſpiele der Zeiten zu entſchuldigen wiſſen.

I.



II.



C. Kohl fec Viennæ 1791

I. JOSEPH II.
II. LEOPOLD II.

I.

Joſeph II. und Leopold II.

1.

Joſeph II.

Die Macht Oeſtreichs war einſt der Schrecken von Europa. Der Stolz der Fürſten dieſes Hauſes erweckte ihnen Haſſer und Feinde; aber die noch gehäſſigeren Anmaßungen Ludwigs XIV und ſeine Siege erregten noch ungleich größere Beſorgniſſe. Eine lange Rivalität zwiſchen Frankreich und Oeſtreich benahm den übrigen Europäiſchen Mächten alle Furcht; das Gleichgewicht ward durch die Erſchöpfung beyder ſo ſehr geſichert, daß ihre ſtaatskluge Ausſöhnung und enge Verbindung ſelbſt es nicht wieder ſtören konnte.

Joſeph der Zweyte ſchien den Oeſtreichiſchen Erblanden gegeben, um ihren Glanz wieder herzuſtellen, und die Macht, die eine noch immer anſehnliche Maſſe von Beſitzungen ihm gab, gehörig geltend zu machen. Eine Reihe theils ſchwacher und beſchränkter, theils abergläubiger und ungebildeter Vorgänger hatte den

Staat unzähligen Mißbräuchen Preis gegeben, ſeine Schulden gehäuft, ſeine Mittel verkannt, ſeine Kräfte ſtocken laſſen, und die Verantwortlichkeit der Beamten beynahe vernichtet. Strenge, Sparſamkeit, Ordnung, unermüdliche Sorge konnten indeſſen allen dieſen Uebeln noch abhelfen, und den Ehrgeitz eines Monarchen mit dem Namen eines Wiederherſtellers ſeiner Familiengröße befriedigen Joſeph fühlte Kräfte in ſich, die noch einer andern Befriedigung bedurften; er wollte ſeine Völker glücklich machen, und urtheilte richtig, daß es kein Glück ohne Freyheit, und keine politiſche ohne ſittliche Freyheit geben kann. Verglichen mit Frankreich, England, Holland und dem Norden von Deutſchland, ſah er ſeine Staaten auf einer ſehr niedrigen Stufe der Cultur: in Ungarn und Böhmen war die Maſſe des Volkes zur härteſten Sklaverey herabgewürdigt; in Oeſtreich und Belgien ſchleppte ſie das ſchwere Joch des Aberglaubens und der Sinnlichkeit. Joſeph erkannte im Menſchen die Fähigkeit zur ſittlichen Vervollkommnung, und die unbegreifliche Würde der Vernunft, gegen welche gerechnet, da ſie Allen gegeben iſt, die zufälligen Unterſchiede der Geſellſchaft ihm unbedeutend dünkten. Er hob die

Leibeigenſchaft auf; er ſicherte die Rechte des Geringen gegen die Willkühr und Unterdrückung des Reichen und Großen; er ſchützte mit unerbittlicher Strenge das Eigenthum des Staats und des Privatmanns; er beſchenkte ſeine Länder mit Freyheit des Glaubens und der Meynungen; er verfolgte die Unwiſſenheit und den Aberglauben bis an ihre Quellen; er hob die Klöſter auf, und ließ die Prieſter ſelbſt erziehen, damit ihr Einfluß auf die Gemüther in dem Maße heilſam würde, wie er ihnen die Macht zu ſchaden benahm.

Dem Haupt einer großen Monarchie gereicht es kaum zum Vorwurf, daß es auf ihre Vergrößerung dachte. Man müßte die Politik wenig kennen, wenn man bezweifeln wollte, wie unvermerkt ſie die Herzen der Herrſcher beſtrickt und ihre Leidenſchaften entzündet. Joſeph ſah fruchtbare, volkreiche Provinzen, die das Kriegsglück ſeiner Mutter entriſſen hatte, in den Händen eines Gegners, deſſen Geiſtesgröße er ſelbſt mit großem Geiſt, und darum williger, huldigte. Er wollte ſeinem Staate die Feſtigkeit geben, die ihn künftig unantaſtbar machte, und kannte hierzu das bewährteſte Mittel, Ründung vielmehr als Erweiterung ſeiner Gränzen.

Er ſah die Nothwendigkeit, dem Handel, dem Kunſtfleiß und der Betriebſamkeit ſeiner Völker überhaupt einen neuen kräftigen Sporn zu geben; denn er wußte, daß im Reichthum des Einwohners die wahre Stärke des Staates liegt. Alle dieſe Beweggründe wirkten auf ihn, als er den Krieg um die Bayeriſche Erbfolge unternahm, als er den durch das Bündniß mit Frankreich ihm unnütz gewordenen Barrierentraktat aufhob, als er gegen Holland die Rechte der Menſchheit und der Nationen behaupten und ſeinen Antwerpern die Schelde öffnen wollte, als er den Ländertauſch mit Bayern betrieb, und noch zuletzt, als er mit ſeiner nordiſchen Freundin ſich zur Vertreibung der Türken von der Donau, oder vielleicht aus Europa, verband.

Seine Staatskunſt, ſeine Gerechtigkeit und ſeine Oekonomie brachten die privilegirten Stände wider ihn auf; ſeine Wahrheitsliebe beleidigte die päpſtliche Hierarchie; ſeine Vergrößerungsplane gaben dem alten Mißtrauen gegen das Haus Oeſtreich neue Nahrung. Preußen widerſetzte ſich ſeinen Forderungen an den Nachlaß des Kurfürſten Maximilian von Bayern, und erlangte ſeinen Zweck bey der damals noch lebenden Mutter des Kayſers; Preußen vereitelte auch jenes Tauſchprojekt, und hielt die Lage der Sachen für wichtig genug, um mit den mächtigſten Deutſchen Fürſten ein enges Bündniß zu ſchließen, welches die Reichsverfaſſung unverletzt erhalten und der heranwachſenden Macht des Kayſers von dieſer Seite einen Damm entgegenſetzen ſollte; Preußen endlich ſchlug ſich ins Mittel, als Joſephs und Katharinens ſiegreiche Waffen die Pforte gedemüthigt und mit unermeßlichen Koſten nun wirklich der Erreichung ihres Endzwecks ſich genähert hatten. Die Oeſtreichiſchen Niederlande empörten ſich; die Ungarn droheten mit nahem Aufruhr, und in dieſem kritiſchen Zeitpunkte nahm der Kayſer, der das Opfer ſeiner Thätigkeit und ſeiner Grundſätze ward, alle ſeine Entwürfe mit ſich ins Grab.

Längere Lebensdauer war das Einzige, was ihm zur Ausführung ſeiner Plane das Schickſal verſagte; denn was es ſonſt ſo ſelten auch den beſten Herrſchern verleihet: die Fähigkeit ihr Unrecht einzugeſtehen und falſche Maßregeln zu ändern — das hatte Joſeph mit ſeinem brennenden Verlangen Recht zu thun, und ſeiner gränzenloſen Thätigkeit, von ihm erhalten. Vor dem überlegenen Geiſt eines ſolchen

Königs zitterten die Ungarn; nie hätten ſie, wäre nicht das Giſt ihrer Sümpfe ihm tödtlich geworden, es gewagt, ihm die Spitze zu bieten; der gemißhandelte Bürger und Bauer hatten ihn zum Freunde, und warteten nur auf ſeinen Wink, um ihre Freyheit zu erkämpfen. Joſeph hätte in Böhmen und Schleſien um ſeine Niederlande und um Belgrad gefochten, und Frankreich hätte müſſen ruhig werden, ohne fremde Dazwiſchenkunſt. Viel hängt von dem Zeitpunkt ab, in welchem man lebt; Fürſten von geringer perſönlicher Bedeutung haben oft glücklich regiert, weil ſie keinen größern Nebenbuhler hatten. Unter ſeinen Zeitgenoſſen behauptete Joſeph eine ausgezeichnete Stelle; er hat **Friedrich von Preußen** überlebt, den Helden, vor deſſen Genius allein der ſeinige ſich beugte.

Das Maß der Kräfte und ihre erſte Ausbildung durch die Hand der Erzieher, zwey Punkte, von denen die ganze künftige Laufbahn des Menſchen abhängt, hat das Schickſal ſich vorbehalten. In der Anlage begränzt, in ihrer Uebung gemißleitet, wird es oft des Mannes Hauptgeſchäft, die falſche Richtung ſeiner Jugend umzuändern, die Schranken ſeiner individuellen Natur kennen zu lernen, und ſich darnach zu bequemen; glücklich, wenn ihm dann noch Muth übrig bleibt, ſeinen Wirkungskreis auszufüllen, und durch Anſtrengungen und Aufopferungen jeder Art um eine Tugend und eine Harmonie in ſeinem Innern zu kämpfen, die Andern unentgeldlich zugetheilt ward! Was Joſeph aus der Hand der Natur mit auf die Welt brachte, war ein feuriger, raſcher Geiſt, ein reges Gefühl, eine vielſeitige Empfänglichkeit, ein geſunder Körper. Er ward erzogen wie ein Prinz; dieſes Wort ſagt hier alles. Der Adel ſeiner Seele überlebte dieſen Zeitraum; allein er behielt die Narben des harten Kampfes bis an ſein Ende. Seine Flüchtigkeit, ſein Witz, ſein Scharfſinn ſpielten mit ſeinen Erziehern; ſie wußten ihm nur maſchinenmäßig vorzuſprechen, was ſie gelernt hatten; den künftigen Regenten zu bilden, ihren Unterricht in ein zuſammenhangendes, beziehungsvolles Ganze zu vereinigen, große, richtige, umfaſſende Geſichtspunkte anzugeben: das alles verſtanden ſie nicht. Als er ſeine Regierung antrat, beſaß er hinreichende Kenntniß und Beurtheilungskraft, um die Mängel der Menſchen um ihn her gleichſam mit Einem Blicke zu entdekken; aber er konnte ſich auch nie ſeine Werkzeuge aus ihnen ziehen. In ſeinen weiten Reichen fand er keine Seele, die ihm Genüge leiſten konnte, keine, deren Größe und Reinheit ihm völliges Vertrauen abgewonnen hätte. Alles durch ſich ſelbſt thun zu müſſen, war das Reſultat aller ſeiner Menſchenprüfung, und eine der Haupturſachen, weshalb ihm ſo vieles mißlang. Unaufhörlich getäuſcht in der Hoffnung, Menſchen nach ſeinem Herzen zu finden, ließ er ſie in ſeiner Hand nur Maſchinen ſeyn; und auch in dieſer Rückſicht wurden ſie deſto unbrauchbarer, je deutlicher ſein Benehmen dieſe Meinung gegen ſie ſelbſt verrieth. Die gemißbrauchte Güte ſeiner Mutter flößte ihm überdies ein unvertilgbares Mißtrauen gegen alle Höflinge ein, und ſtärkte durch Mitleiden die väterlichen Geſinnungen, womit er das Volk, die zahlreiche ehrwürdige Klaſſe ſeiner armen, arbeitenden Unterthanen, in ſeinem Herzen trug. Der ſtrenge Begriff von ſeiner Regentenpflicht führte ihn natürlich dahin, wo man ſeiner Hülfe und ſeines Schutzes am meiſten bedurfte; aus Vorſorge für das Volk floß ſeine bis ins kleinſte und zuweilen unwichtigſte Detail gehende Theilnahme; aus der feſten Ueberzeugung, ihm ſey das Glück vieler Millionen Menſchen anvertrauet, der Unterthan ſey nicht um ſeinetwillen da, erklärt ſich ſo mancher Zug von Härte und Unbilligkeit, ſo manche despotiſche Verordnung, womit er ſeinen Staatsbeamten Furcht, oder gar auch Abneigung gegen ſich, einflößte. Die unbeſchreibliche Heftigkeit, womit er die Ausführung einer jeden Einrichtung betrieb, von deren Nutzen für den Staat und den Unterthan er überzeugt zu ſeyn glaubte, verleitete ihn oft zu Uebereilungen, die er nicht immer nach erlangter beſſerer Einſicht gut machen konnte. Zu ſchnell im Gebrauche ſeiner Verſtandeskräfte, und in mancher Rückſicht nicht gehörig mit Vorkenntniſſen ausgerüſtet, faßte er alles ſehr ſcharf, aber auch oft zu einſeitig und ſchief; mit einer Aufmerkſamkeit, die ſich unter unzählige Geſchäfte zerſplitterte, weilte er ſelten bey einem Gegenſtande ſo lange, als dieſer es bedurfte; nur ſein Scharfblick und in der Folge Erfahrung und Uebung machten dieſen Mangel weniger bemerklich. Seine unbedingte Unterwerfung unter die Ausſprüche der Vernunft warf zuweilen ein nachtheiliges Licht auf ſein Herz; er konnte grauſam ſcheinen wollen, wenn er glaubte, richtig geſchloſſen zu haben.

Joſeph hatte wenige, leicht zu befriedigende Begierden, und heftige, aber nicht herrſchende Leidenſchaften. Alles in ſeinem ganzen Weſen war dem großen Begriffe von Pflicht und allenfalls dem verzeihlichen Ehrgeitze, dereinſt in der Reihe großer und guter Regenten zu glänzen, untergeordnet. Er beſaß die Annehmlichkeit des Geiſtes, welche die Seele des geſelligen Umganges iſt; eine Fühlbarkeit des Herzens, die er aus Grundſatz unterdrückte, die aber bey Ueberraſchungen dennoch zum Vorſchein kam; und eine überlegte Freygebigkeit, wozu ihn die anſehnlichen Erſparniſſe ſeiner einfachen Lebensweiſe in Stand geſetzt hatten. Dem Staate ſchenkte er bey ſeiner Thronbeſteigung achtzehn Millionen Schuldſcheine, die er von ſeinem Vater geerbt hatte. Im Menſchen ſchätzte er jederzeit nur den *Menſchen*, das iſt: Vernunft, Sittlichkeit, perſönlichen Werth. Er hatte Feldherrntügenden, ohne Feldherrntalente zu beſitzen; die Kriegskunſt war indeſſen ſeine Lieblingsneigung, obwohl ſein Gefühl ihm dabey im Wege ſtand. Die ſorgfältigſte Verpflegung gewann ihm die Liebe ſeines Heeres. Seiner eigenen Beurtheilungskräfte gewiß, kannte er den Gewinn der Reiſen, und den höhern Werth der aus unmittelbarem Anſchauen geſchöpften Kenntniſſe; er hatte alle ſeine Staaten genau bereiſt und faſt alle angränzende Länder mit eigenen Forſcherblicken durchſpähet. Er forderte viel von ſeinen Staatsbeamten, aber noch mehr von ſich ſelbſt. Er war unglücklich am Ziele ſeiner Laufbahn; allein in der rührenden Sanftmuth, worein ſein Leiden ihn verſetzte, zeigte ſich die ſchöne Grundanlage ſeines Weſens.

Aus der Fackel ſeines Genius iſt ein Funke in Oeſtreich gefallen, der nicht wieder erliſcht. Sein Wirken iſt nicht verloren, ſeine Wohlthat nicht vergeſſen, ſeine Regententugend nicht verkannt. Mit dem Augenblicke, der ihn der Oeſtreichiſchen Monarchie entriß, verſchwanden alle ſeine Fehler, und bald fühlten ſeine Völker ihren ganzen Verluſt.

2.

Leopold II.

Wenn man erwägt, daß niemand ſich ſelbſt das Maß der Kräfte beſtimmt, ſo ſcheint es billiger, einen jeden mit ſich ſelbſt, als mit Andern zu vergleichen. Die Parallelen im Plutarch können dazu dienen, die Unterſchiede im Handeln bemerklich zu machen, welche von verſchiedenen Miſchungen des Charakters und von der tyranniſchen Nothwendigkeit unähnlicher Verhältniſſe und Umſtände entſpringen. Wir können dann, wie in einem Garten, unſerem eigenen Geſchmacke gemäß, die Roſe der Nelke, den Jasmin dem Geisblatt, oder auch umgekehrt dieſe jenen, vorziehen; allein unſere Wahl wird nichts über den abſoluten Werth eines jeden einzelnen Naturweſens, ſey es ein Menſch oder eine Pflanze, entſcheiden. Nur alsdann dürfen wir es wagen, die Moralität eines vernünftigen Mitgeſchöpfes zu beurtheilen, wenn wir wiſſen, was es vermag, und wie viel es mit dieſem Vermögen geleiſtet hat.

Ein ruhiger, friedliebender, bildſamer Geiſt war **Leopold** dem Zweyten beſchieden. Er lernte fleißig; er las ſehr viel; er ſchöpfte ſich gründliche, ja ſogar gelehrte Kenntniſſe; er ſchrieb Bücher, und ſchrieb gut. Das Großherzogthum **Toskana**, deſſen unbeſchränkte Herrſchaft ihm bereits im achtzehnten Lebensjahre zu Theil ward, erhielt an ihm einen ſtillen, jedoch thätigen Regenten, der mit ernſtlicher Sorgfalt das Glück ſeiner verwahrloſeten Unterthanen befördern, dem Ackerbau und Handel aufhelfen, durch die Austrocknung der giftigen Maremmen die Geſundheit ihrer Einwohner ſichern, durch eine aufgeklärte Geſetzgebung auf den ſittlichen Charakter der Italiäner wirken und den tauſend Mißbräuchen einer zahlreichen Prieſterſchaft entgegen arbeiten wollte. Er hatte nicht, wie ſein Bruder Joſeph, den Zeitpunkt, der ihn in Thätigkeit verſetzte, ungeduldig erharren müſſen; daher ging er in ſeinen Reformen langſamer, bedächtiger, obwohl nicht weniger eigenmächtig, zu Werke. Seine Regierung war in einem väterlichen Geiſte gegründet; allein es war der Geiſt eines unumſchränkten Vaters, über unmündige, unverſtändige Kinder; ein gutartiger Deſpotismus, der gleichwohl mit dem ihm eigenen Stolz alle Privilegien, alle Unterſchiede des Ranges und Standes niedertrat, und alles unter ſich gleich machte, um allein ſich über alles zu erheben.

Die Wiſſenſchaften und Künſte hatten an dem Großherzog einen theilnehmenden Beſchützer; insbeſondere genoſſen die Erfahrungswiſſenſchaften, Naturgeſchichte, Zergliederungskunſt und Chymie, ſeine Unterſtützung; er laborirte ſelbſt, wie ſein Vater Franz vor ihm gethan hatte, und Beide bewieſen, daß auch die Alchymie nicht immer ihre Verehrer arm machen kann. Die Philoſophie der Geſetzgebung gehörte zu ſeinen Lieblingsſtudien; **Monteſquieu**, **Filangieri**, **Mably** ſtanden hoch in ſeiner Achtung, und er war unter allen Fürſten in Europa der erſte, der nach **Beccaria's** Wunſche die Todesſtrafe gänzlich aus ſeinem Geſetzbuche verbannte. Mäßig und einfach in ſeiner Lebensart, ſeiner Kleidung und Wohnung, ein erklärter Feind alles Ceremoniels und aller ſteifen Pracht des Hofes, lebte er eingezogen im Kreiſe ſeiner zahlreichen Familie, und beſchäftigte ſich mit ihrer Bildung. Eine Luſtbarkeit mußte von einer ernſthäſten Gattung ſeyn, wenn ſie ihm gefallen ſollte; doch ſchien er gern ſich in die Freude des Volkes zu theilen, und der Umgang mit gebildeten Reiſenden war ſeine Erholung.

Nach einer fünf und zwanzigjährigen Regierung in Toskana ward Leopold durch ſeines Bruders Tod das Haupt der Oeſtreichiſchen Monarchie. Der weite Umfang dieſer Staaten erheiſchte allerdings einen Regierungsplan nach einem andern als dem bisherigen Maßſtabe. Das Schiff, an deſſen Ruder er gerufen ward, trieb im Sturme mit vollen Segeln, und Klippen und Untiefen lagen drohend umher. Der weiſe Steuermann mußte ſuchen, dem Winde den Vortheil abzugewinnen und ſo das Schiff dem ſichern Hafen zuzuführen; nur der Furchtſame konnte gleich alle Segel einziehen und den Anker auf offner Rhede auswerfen wollen. Beynahe zweyhundert auf den Krieg verwendete Millionen, und, köſtlicher, unerſetzlicher als dieſe, das Blut und Leben von hunderttauſend Kriegern und andern Unterthanen, willig geopfert, um Oeſtreichs Waffenruhm zu verherrlichen und an den Türken die Schmach des Belgrader Friedens zu rächen, warf ein Federſtrich in

Reichenbach, ohne Vergeltung, in den Abgrund der Politik. Leopold, der Einfache und Sparſame, ſpendete in dieſen dürftigen Zeiten noch zehn Millionen an die prunkende Eitelkeit dreyer Krönungen. Leopold, der in Florenz nur Menſchen, keine Stände kannte, der das ganze Geſchlecht ſeiner Mitgeſchöpfe nur in die beiden groſſen Klaſſen der Ehrlichen und der Schalksſeelen theilte, gab den Rebellen in Brabant Joſephs Namen Preis, und erkaufte ihre Unterwerfung mit dem Geſchenk aller drückenden Privilegien der Feudalität, die ihren Urſprung aus einem rohen Zeitalter verrathen. Leopold, der dem Papſte durch gerechte Forderungen furchtbar geworden war, und in Italien ſelbſt es gewagt hatte, den heiligen Schleyer aufzuheben, welcher die Geheimniſſe der Ungerechtigkeit birgt, opferte der Hierarchie ſeinen Biſchof von Piſtoja, und gab den Belgiſchen Biſchöfen ihre Seminarien wieder. Leopold, im verführeriſchen Glanze der Kaiſerwürde, umringt von einem reichen, mächtigen, üppigen Adel, vergaß der ehemaligen Strenge gegen ſich ſelbſt; der Hof, den Joſephs rauhe Tugend zur Einöde umgeſchaffen hatte, verwandelte ſich wieder in den

Wohnſitz rauſchender Freuden, und die Stunde kam, wo die am Scheidewege Verlaſſene ihren Alcides dennoch wieder mit Roſenketten band. Leopold wollte das Heil ſeiner Staaten; allein unter den unzähligen Projectmachern, die ſich zu ihm drängten, wußte keiner das Arcanum, ihm den Druck ſo vieler Kronen zu erleichtern; er konnte nicht mehr mit gleich gutem Erfolge zwanzig Millionen Menſchen von verſchiedenen Zungen, wie jenſeits der Alpen eine Million Florentiner — behorchen, und ſein frühzeitiger, unerwarteter Tod riß ſeine Unterthanen aus der Verlegenheit, einer beunruhigenden Zukunft entgegen zu ſehen.

II.

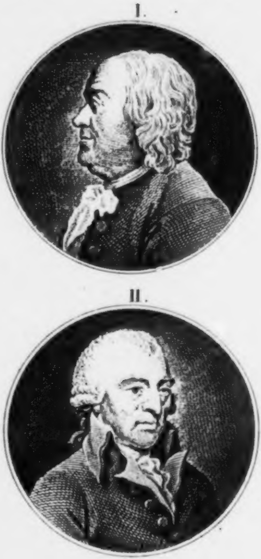
Benjamin Franklin und John Howard.

1.

Benjamin Franklin.

Eripuit coelo fulmen, mox ſceptra tyrannis.

Wer ſich unter dem Manne, „der dem Himmel ſeine Blitze und den Tyrannen ihre Scepter entwendete,“ einen Titansſohn, einen hundertarmigen Rieſen oder einen von Menſchenblut triefenden Eroberer vorgeſtellt hätte, der würde kaum glauben und begreifen können, daß die Züge des hier beygefügten Bildniſſes jenen Wunderthäter darſtellen. So räthſelhaft es aber klingen mag, ſo giebt es doch wirklich ein Mittel, womit man den Donnerer und ſeine irdiſchen Stellvertreter entwaffnen kann, ohne ſich an die Spitze einer halben Million diſciplinirter, folgſamer Myrmidonen zu ſtellen und einen unerſchöpflichen Schatz zu beſitzen; ja, was noch mehr iſt,



I. Beniamin Franklin.
II. John Howard.

wenn man einen Menſchen findet, der ſo ausſieht, wie dieſer Benjamin Franklin, ſo darf man ſich ziemlich ſicher darauf verlaſſen, daß jenes Mittel ihm beſchieden ſey. Wir wollen uns zuvörderſt die Züge dieſes merkwürdigen Mannes von einem Dichter deuten laſſen:

„Sein offner Blick iſt aller Weſen Freund;
Der innre Friede ruht auf ſeinen Augenbrau'n,
Und wie ein Fels, zu dem ſich Wolken nie erheben,
Scheint übern Erdentand die reine Stirn zu ſchweben.
Den Roſt der Welt, der Leidenſchaften Spur,
Hat längſt der Fluß der Zeit von ihr hinweg gewaſchen.
Fiel eine Kron' ihm zu, und es bedürfte nur
Sie mit der Hand im Fallen aufzuhaſchen,
Er ſtreckte nicht die Hand. Verſchloſſen der Begier,
Von keiner Furcht, von keinem Schmerz betroffen,
Iſt nur dem Wahren noch die heitre Seele offen,
Nur offen der Natur, und rein geſtimmt zu ihr."

Wieland.

Benjamin Franklin — ſo lange das Menſchengeſchlecht der Macht des Beyſpiels bedarf, wird dieſer Name leben und wirken. Benjamin Franklin ſteht hoch unter der kleinen Anzahl von Menſchen, in denen die Würde der menſchlichen Natur in vollem Glanz erſchienen iſt. Darf der Name des Weiſen einem Sterblichen beygelegt werden, ſo gebührt er dem Manne, der in unſerm Zeitalter ſich ſelbſt einen ſo großen Wirkungskreis ſchuf, ohne ſich die geringſte Beeinträchtigung eines Andern zu erlauben; der ſein langes Leben der Belehrung ſeiner Landsleute widmete, ohne alle Anmaßung; der alles entbehren gelernt hatte, und dennoch mit unermüdeter Thätigkeit arbeitete; der mit unbeſtechlicher Vernunft bis an ſein Ende Freyheit, Gerechtigkeit, Frieden, Brudertreue, Liebe und gegenſeitige Duldung predigte, und in jeder dieſer Tugenden mit großem Beyſpiele vorging.

Amerika iſt glücklich, daß es ſo bald nach der Gründung ſeiner geſitteten Staaten aus ihrem Schooße den Weiſen hervorgehen ſah, deſſen innere Harmonie ihm gleichſam die Natur unterwarf, ihn zur Entdeckung des Wahren in allen ihren Verhältniſſen führte, und ihn zum Lehrer ſeiner Brüder beſtimmte. Die Unabhängigkeit vom Brittiſchen Parlamente hätten die Amerikaner auch ohne ihn errungen; die moraliſche Freyheit, die heilige Achtung für die Vernunft in jedem einzelnen Menſchen, und die innige Anerkennung der Pflicht, eines jeden Ueberzeugung und Glauden zu ehren: dies alles, nebſt ſo manchen Anleitungen zur praktiſchen Lebensweisheit, und ſo manchen einfachen, häuslichen Einrichtungen, die in jenen angehenden Niederlaſſungen zur Bequemlichkeit gereichen, verdanken ſie ihm. Das Licht, welches er verbreitete, blieb nicht in Einem Welttheil verſchloſſen; ſeine Blicke in den innern Zuſammenhang der Natur kamen auch unſerer Schwachheit zu Hülfe; und indem er bewies, daß die Materie der Gewitter mit der zarten Flüßigkeit, die wir im Harz, im Bernſtein, im Glaſe kannten, und bereits durch Metall zu leiten wußten, ganz von einerley Beſchaffenheit ſey, lehrte er zugleich das Mittel, uns und unſere Gebände vor dem zündenden Blitzſtrahle zu ſichern. Was er aber für die Rechte vernünftiger Weſen, für die höchſte Gerichtsbarkeit ſelbſt der Vernunft, für die Freyheit des Menſchengeſchlechtes geſprochen und mit unwider- egbaren Gründen für ſeine Mitbürger insbe- ondere ſonnenklar bewieſen hat, das ſteht uch dieſſeits des Oceans feſt, als ein ewiger Damm gegen die Tyranney der willkührlichen Gewalt.

Amerika, das ihn gebar, hatte die nächſten Anſprüche auf ihn, und dieſe wurden von ihm ſelbſt in ihrem weiteſten Umfange anerkannt; ſeine Vaterlandsliebe war ſeine erſte Tugend. Der Pflicht, ſeinen Mitbürgern zu dienen, ſetzte er ſeine Privatmeynungen nach. Im Jahre 1777 ſagte er mir ſelbſt zu Paſſy: „wir kämpfen dreyßig Jahre zu früh.“ Seine Abneigung gegen Alles, was Blut koſtet, lag dieſer Ueberzeugung zum Grunde; denn es war in ſeinem Verſtande klar entwickelt, daß Vernunft und Tugend allein, auch ohne Blut, dereinſt die Unabhängigkeit errungen hätten. Die Beſorgniß, den Krieg zu verlängern, hielt ihn daher von dreiſten Aeußerungen gegen das Cabinet von Verſailles zurück, die ſein Mitbotſchafter Silas Deane mit glücklichem Erfolge bey der Unterzeichnung des Friedens wagte. — Ihr Unglückſeligen, an deren Gewiſſen ein Tropfen Menſchenblut um Rache ruft, wie gern erkauftet ihr mit euren beyden Indien das Bewußtſeyn eines Weiſen, der alle ſeine Mitgeſchöpfe mit Liebe umfaßte, und ſchuldlos blieb am Tode eines einzigen vernünftigen Weſens! Ihr Götter dieſer Erde, die ihr euch nicht ſcheuet, der Vernunft eure Gewalt entgegen zu ſtellen, wenn ihr je zur

Beſonnenheit zurückkehrt, wie werdet ihr euch ſelbſt verachten müſſen, indem ihr zu dem Manne hinaufſchaut, der nie ſeiner eigenen Meynung phyſiſchen Nachdruck geben mochte, und gleichwohl unumſchränktes Zutrauen, treue Folgſamkeit und feſte Anhänglichkeit unter Brüdern und ihm an Rechten völlig gleichen Menſchen fand! Ihr armen Beherrſcher der halben Welt, die ihr vergebens noch die andere Hälfte wünſcht, wie beneidenswerth, mit euch verglichen, iſt nicht dieſer Amerikaner, der ewig größer, reicher und glücklicher als ihr geprieſen wird, weil er ſie ganz zu entbehren wußte und mit ſeinem Geiſte über ihr und über euch ſchwebte!

Von der Lehre des ſanftmüthigſten und weiſeſten Bewohners jener Halbkugel durchdrungen, von ihm durch ſechzigjährigen Unterricht gewöhnt, ſich ſelbſt im edelſten Theile ihres Weſens zu ehren, ihre Vernunft höher zu achten, als ihre Muskelkraft, ruhig und ihrer Leidenſchaften Meiſter alles zu prüfen, das Beſte zu wählen und in unbedingten Gehorſam gegen die Ausſprüche der Vernunft ihre wahre Freyheit zu finden, erreichten ſeine Mitbürger den höchſten Gipfel des Ruhms, den Menſchen ſich erwerben können — Sie ſchufen ſich im Jahre 1788 eine neue Verfaſſung, die keinen Tropfen Blut gekoſtet hat; ein unbeflecktes Opfer, würdiger, der Gottheit dargebracht zu werden, als alles, was Köſtliches oder Schreckliches je auf ihren Altären rauchte.

Vernunft — und nur durch Vernunft mögliche Tugend, alſo wieder nur Vernunft und nichts als Vernunft — iſt der Zauber, womit Benjamin Franklin den Himmel und die Erde bezwang; Vernunft iſt die Tyrannenbändigerin, der einſt die runde Erde das ewige Triumphlied zujauchzen wird; Vernunft iſt das Element, worin das Menſchengeſchlecht allein ſeine Beſtimmung erreichen kann. Unzertrennlich ſind Vernunft, Tugend und Freyheit, und keine iſt je vollkommen ohne die anderen; darum haſſen die Tyrannen Vernunft: denn ſie haſſen Tugend und Freyheit. Längſt hätten ſie die Vernunft von der Erde vertilgt, wenn ſie ſich begnügen könnten mit der Dienſtbarkeit der Unvernunft; aber zu ihrer Qual bedürfen ſie halbvernünftiger Knechte, und aus dem kleinſten übrig gebliebenen Keime vermag die Vernunft zur vollkommenen Entwicklung zu gelangen.

Benjamin Franklin! Ehrwürdiger Schatten! Lehre du ſelbſt die Völker durch dein großes, unvergeßliches Beyſpiel. Mir iſt es, als hörte ich deine Stimme; ich vernehme noch deine Worte:

»Ihr Kinder Europens! Ehrt den Gottesfunken Vernunft in euch, und vervollkommnet euch durch ihren Gebrauch. Die Freyheit iſt nur der Tugend erreichbar; Tugend nur möglich durch Vernunft. Wuth und Haß können nur Blut vergießen; mit Blut allein erkauft ihr die Freyheit nicht. Nein, ihr erkauft euch Schande, Reue, Qual: ihr tödtet eure Freude und euern Frieden; darum iſt, was Blut koſtet, kein Blut werth. Der vernünftige Geiſt in euch werde frey, ſo wird die äußere Freyheit folgen. Tragt das Bewußtſeyn eures Werthes im Buſen; nehmt eure Begierden und Leidenſchaften gefangen unter den Gehorſam der Vernunft. Kinder! ich ſage euch, dann werdet ihr nicht umſonſt geglaubt, gehofft, geduldet haben; denn Gott — ehrt und liebt ihn — Gott iſt gerecht! Seyd einig, wie es Brüdern ziemt; liebt und helſt euch unter einander; ſeyd ruhig und ernſt im Glücke, beſcheiden im Genuſſe, ſtandhaft und heiter im Unglück; ſeyd fleißig, mäßig, enthaltſam, weiſe: — dann erreicht ihr das der Menſchheit vorgeſteckte Ziel; die Willkühr und die Gewalt verſchwinden, ihr werdet glücklich, ihr ſeyd frey!"

2.

John Howard.

Parum est coercere improbos poena, nisi probos efficias disciplina.

„Man richtet wenig durch Strafe gegen die Böſen aus, wenn man ſie nicht beſſert durch Zucht!" Dieſe Inſchrift über dem Zuchthauſe in Rom athmet den Geiſt der Anſtrengungen und Bemühungen, wodurch ſich John Howard ein unſterbliches Verdienſt um die leidende Menſchheit erworben hat. Der größte Theil ſeines Lebens war dem heiligen Geſchäfte geweiht, den Zuſtand der Gefangenen im ganzen Brittiſchen Reiche zu unterſuchen, ihn mit der Verpflegung ſolcher Unglücklichen in fremden Ländern zu vergleichen, die geſetzgebende Macht ſeines Vaterlandes auf alle Mißbräuche und Gräuel, die dabey vorgehen, aufmerkſam zu machen und vor allem die Mittel in Vorſchlag zu bringen, wodurch man bewirken kann, daß der Gefangene nicht verſchlimmert an Leib und Seele aus dem Kerker komme. Noch vor zwanzig Jahren verſchmachteten die Bürger des freyen Englands in finſtern, unreinen, ungeſunden Löchern; Schuldner und Miſſethäter wurden oft in einen gemeinſchaftlichen Raum geſperrt; das Kerkerfieber raffte jährlich die unglücklichen Schlachtopfer der Gerechtigkeit zu Tauſenden hinweg, und das ſchändliche Gewerbe der Schließer, die ſich vom Verkaufe ſtarker Getränke an die Gefangenen, von ihren Ausſchweifungen und ihrer Spielſucht bereicherten, vergiftete bald nebſt dem Müßiggange alle noch übrig gebliebenen Keime ihres moraliſchen Gefühls. Die Barbaren im Orient, die rohen, unter der Ruthe ihrer Deſpoten zur Unwiſſenheit verurtheilten Türken kannten dieſe Gräuel nicht, und ihr ungebildetes, aber der Natur getreues Herz, verabſcheuete ſie; ihr Mitleid erſtreckte ſich bis auf die unvernünftigen Thiere, und nie verwechſelten ſie den unglücklichen Schuldner mit dem boshaften Friedensſtörer. So viel mehr gilt der Menſch, wo der Mufti und der Großvezier ſo gut wie der ärmſte Tagelöhner nur Sklaven ihres Sultans ſind, als in unſeren durch die Ueberreſte des Feudal-Syſtems gedrückten Ländern, wo das Vorurtheil der Geburt alles Mitleid gegen die erniedrigte Klaſſe des Volkes erſtickt!

Man hat es dem guten Howard zur Verkleinerung ſeiner Verdienſte vorwerfen wollen, daß er den hartnäckigen, ausdauernden Eifer, womit er ſich ſeinem Geſchäfte unterzog, nicht lieber gegen die erſte Quelle des Uebels, gegen die Fehler einer Verfaſſung gerichtet habe, wobey ſo viele Bürger jährlich in gefängliche Haft gezogen werden müſſen; gerade, als ob es nur von eines jeden Willkühr, und nicht vielmehr von ſeinem ganzen Charakter und unzähligen nicht vorher zu ſehenden Beſtimmungen des Schickſals abhinge, ſich die Gegenſtände ſeiner Wirkſamkeit auszuſuchen. In der complicirten, planlos zuſammengeflickten Maſchine der Engliſchen Conſtitution war ohnehin dem Ueberhandnehmen eines ſo tief liegenden

BIBL. UNIVERS. LIPS.

genden Uebels durch Palliative leichter zu ſteuern, als der Schade ſelbſt mit Feuer und Meſſer auszutilgen.

Siebzehn Jahre lang arbeitete Howard ohne Unterlaß für das Beſte der Gefangenen in England; er reiſte während dieſes Zeitraums zu wiederholten malen durch alle Länder von Europa, und ſcheuete nicht die Peſt in den Osmaniſchen Krankenhäuſern. Seine gedruckten Berichte enthalten einen, in ſeiner Art einzigen Schatz von Bemerkungen, aus welchem künftige Staatsmänner ſchöpfen werden, wenn es erſt ihre Pflicht ſeyn wird, das Leben der Menſchen zu erhalten. In England hat er ſchon zum Theil ſeinen großen Zweck erreicht; das Elend der Eingekerkerten iſt an vielen Orten ſehr erleichtert worden; neue, geſunde Gefängniſſe, nach Howards Plan, ſtehen ſchon in mancher Engliſchen Stadt, und die Irländer, ein edles, frey werdendes Volk, haben ſeinen dringenden Vorſtellungen Gehör gegeben und Zucht- und Beſſerungshäuſer angelegt, wozu er das Vorbild aus den vereinigten Niederlanden entlehnte. Dort, wo die freye Municipalverfaſſung dem Menſchen größtentheils ſeine Rechte ſichert, dort hegt man auch den geziemenden Grad der Achtung für das Leben, die Geſundheit und die Sittlichkeit des einzelnen Bürgers!

Der bewundernswürdige Eifer dieſes vortrefflichen Mannes hat auch bereits außerhalb der Gränzen des Brittiſchen Reiches gewirkt; das Wort, das er Joſeph dem Zweyten ſagte: „er wolle lieber gehängt ſeyn in England, als gefangen in Wien," ſchreckte den Kaiſer auf, und erinnerte ihn an einen Gegenſtand, den man nur in Ländern ohne wahre Verfaſſung vergeſſen kann. In einem ſolchen Lande war es, wo Howard im Jahre 1789 ſchrieb, „daß mehr als ſiebzig tauſend — 70,000 — mehr als ſiebzig tauſend Matroſen und Rekruten in den Hoſpitälern Einer Stadt im letztverfloſſenen Jahre geſtorben wären *)." Die Freyheit der Schweizer hat etwa zwanzigtauſend

---

*) S. A View of the Character and public services of John Howard Esq. By John Aikin, M. D. London 1792. 8. pag. 188. Es kann nicht ſchaden, hier den Gewährsmann ſelbſt anzuführen. Howard, wie man in der Deutſchen Ueberſetzung dieſer vortrefflichen Biographie ſelbſt leſen muß, war ein gerechter, guter, menſchenfreundlicher Mann, und ein äußerſt behutſamer, genauer, gründlicher Beobachter. Das Factum ſtehet alſo feſt.

Menſchen das Leben gekoſtet; die der Holländer vielleicht einer halben Million; die Engliſche Revolution von 1688, oder die Grundlegung der jetzigen Engliſchen Verfaſſung, noch keine hunderttauſend; die Amerikaniſche Unabhängigkeit etwa halb ſo viel, und die Franzöſiſche Revolution bis jetzt*), nach der ungünſtigſten Berechnung, noch nicht hunderttauſend, mithin, gegen die Volksmenge gehalten, ohne allen Vergleich weniger als die andern. Dieſe Menſchen ſtarben im Kampf um ein großes, unſchätzbares Kleinod — und hier verfaulen langſam ſiebzigtauſend Unglückliche in Einem Jahr, in Einer Stadt, in Einer Mordgrube; hier rafft Ein Krieg von 1788 bis 1790, mehr als ſechsmalhunderttauſend Menſchen fort; für was? damit ein Kniäs ſtatt eines Baſſa die elenden Bewohner etlicher Dörfer und Städte plündern könne! Wer hier blind iſt, den bedaure ich; wer blind ſeyn will, den verachte ich; aber wer Andere blenden will, dem folge der Fluch des Menſchengeſchlechtes in die Gruft! — Hätte Howard ſonſt kein Verdienſt, als daß er dieſes Eine Factum aufgezeichnet hat, ſo verdiente er ſchon darum ſeinen Platz unter den Wohlthätern der armen, gemißhandelten Menſchheit.

---

*) September 1792.

Dem wahren Verdienſte haben nur freye Völker Denkmähler errichtet. England hat einige ſeltene Beyſpiele von dieſer öffentlichen Verehrung des Andenkens großer und guter Mitbürger gegeben, zugleich aber unzählige von dahin abzweckenden Privatanſtalten oder Unternehmungen des Gemeingeiſtes, wozu wir, in Erwartung der Sache ſelbſt, ſo eben das Wort geſtempelt haben. Im Jahre 1787 trat dort eine Geſellſchaft zuſammen, und ſubſcribirte funfzehnhundert Pfund Sterling, um dem Manne, den ſie nur durch ſeine Wohlthaten kannte, bey ſeinen Lebzeiten eine Bildſäule zu errichten. Howard's echte, chriſtliche Demuth allein konnte die Ausführung dieſes Vorhabens hintertreiben; ſeine rührenden Bitten drangen durch, und man ehrte ihn noch höher, indem man ſich entſchloß, ſein zartes Gefühl zu ſchonen. Dieſer liebenswürdige Charakterzug vereinigte ſich bey ihm mit vielen anderen, theils edlen und tugendhaften, theils ſonderbaren und eigenthümlichen Zügen, deren ſcharf gezeichnete Beſtimmtheit und naive Einfalt den Republikaner und insbeſondere den

Britten zu erkennen geben. Solche ſtark ausgeſprochene Charaktere ſind nur auf jenem glücklichen Boden möglich, wo die junge Menſchenpflanze im Freyen emporwächſt und dem ſtarken Bildungstriebe ungehindert folgen kann; ſie gedeihen nicht in despotiſchen Treibhäuſern, wo ſich zwar jedes Pflänzchen nach Luft und Licht hinneigt, aber, im Dunſte der künſtlichen Wärme erſchlafft und im engen Raume eingeſperrt, ewig ein Krüppel bleibt. — Aus dem zuſammengeſchoſſenen Gelde bauet man jetzt Howard's Namen ein Denkmahl in der großen Paulskirche zu London; ſein Tod aber iſt das Denkmahl, welches, unter ſo manchen andern, das Jahr 1790 der Nachwelt zur Erinnerung, beydes an den unerkannten Umfang des menſchlichen Elends, und an die Gränzenloſigkeit menſchlicher Kräfte, ihm abzuhelfen, bezeichnet. Unglaublich viel vermag das geräuſchloſe, ununterbrochene Beſtreben des Menſchen, wenn er ſich auf Einen Gegenſtand concentrirt, und, wie Howard, bis zum Märtyrertode in ſeiner Laufbahn beharrt. Howard ſtarb zu Cherſon an einem anſteckenden Fieber, welches ihm die Ausübung der menſchenfreundlichſten Pflichten zugezogen hatte, den 20. Januar 1790.

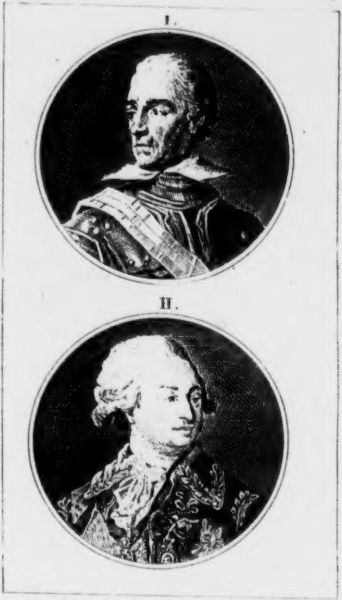
III.

Gideon von Loudon und Gregor Potemkin, der Taurier.

1.

Loudon.

Es giebt Jahre, die dem Menſchengeſchlechte beſonders nachtheilig ſind; auf einmal entreißen ſie ihm eine große Anzahl Männer, deren Verdienſte und Tugenden unerſetzlich ſcheinen, oder auf deren Ruhm es ſtolz ſeyn konnte, oder deren Geiſteskräfte die Vorſehung mächtig in die Schickſale ihrer Zeitgenoſſen einwirken und die Begebenheiten der Zukunft vorbereiten ließ. Joſeph der Zweyte, Franklin, Howard, Baſedow, Hontheim, Ferber, Elliot, Loudon, endigten ihre Laufbahn im Jahre 1790, das überdies noch vielen ausgezeichneten Männern tödtlich ward. Was Joſeph in ſeinen Staaten aufgeräumt, gebeſſert und vorgearbeitet, was Franklin für Amerika und für die Sittlichkeit des ganzen Men-



I. Gideon Ernst v. Laudon.
II. Gregor Potemkin, der Taurier.

ſchengeſchlechtes geleiſtet, was für edle Früchte **Howard's** ſanftes Mitleid getragen, wie **Baſedow** den Geiſt der Erziehung in Deutſchland aus dem Schlafe geweckt, wie **Hontheim** den Grund zur Aufklärung des katholiſchen Deutſchlands gelegt, mit welchem Geiſte **Ferber** die Gebirgskunde und die Kenntniß der phyſiſchen Revolutionen unſeres Planeten beleuchtet, wie **Elliot** auf **Kalpe's** Felſen gefochten, und **Loudon**, als Oeſtreichs guter Genius, allein gegen Preußen die Schale ſchwebend erhalten und noch zuletzt die Macht des Türkiſchen Halbmonds gedemüthigt hat — das kann der Geſchichtforſcher in den charakteriſtiſchen Zügen des Jahres 1790 nicht überſehen.

Die kalte, verſchloſſene Beſonnenheit, die tiefe Geiſtesſtille der Ueberlegung, die ſchlaue, ſpähende Wachſamkeit bereiteten in **Loudons** Seele den plötzlichen, überraſchenden, unwiderſtehlichen Angriff; dieſelbe Kraft des Geiſtes, dort in ſich gekehrt, brach hier unaufhaltſam hervor, und ſtürmte zum Ziele. Er war ein Feldherr, wie Oeſtreich ihn bedurfte, um dem gebildetern, aber auch kühner wagenden Geiſte **Friedrichs** und ſeiner umfaſſenden Phantaſie entgegen zu wirken. In **Friedrichs** Seele folgten ſich die Pulſe der Gedanken ungleich ſchneller; in einem Augenblicke führten ſie ihn vom Lager und vom Schlachtfelde in alle Cabinette von Europa, in alle Büreaux ſeiner Miniſter, in die Werke ſeiner Lieblingsſchriftſteller, in die Traumgebilde der Dichtkunſt, in die Melodieen ſeiner Flöte, in die heitere Gemeinſchaft mit **Voltaire**, **d'Argens**, **Keith** und ſo manchen anderen Verwandten ſeines Geiſtes. **Loudon** hatte dagegen nur Einen Gegenſtand, den Krieg, und durch dieſen ſein Glück und Oeſtreichs Wohlfahrt. Dieſe trockne Beſchränktheit las **Friedrich** in **Loudons** Zügen, als er jenes berühmte phyſiognomiſche Urtheil fällte, das ihm hernach im ſiebenjährigen Kriege ſo theuer zu ſtehen kam. Allein ſo ſtill und von allem Nebenſchimmer entkleidet **Loudons** Feldherrntalente ſich entwickelten, und ſo wenig er ſich in jeder andern Rückſicht über die gewöhnliche Menſchheit erhob, ſo weſentlich war gleichwohl der Gewinn, den er ſeinem adoptirten Vaterlande damit erwarb; und ſo ſchnell folgten ſich ſeine Siege und ſeine Beförderungen, daß am Ende, ungeachtet ihm der Neid manches Hinderniß in den Weg gelegt hatte, ſein Monarch ſich nicht mehr reich genug glaubte, um ihn für die Einnahme von Belgrad zu belohnen; ein Stern, mit großen Juwelen beſetzt, den ſonſt nur Souveraine tragen durften, ward ihm zur Auszeichnung — geliehen.

Der graue Krieger ſollte ſich im Jahre 1790 noch einmal mit Preußens Feldherren meſſen; der Lorbeer, den er hier zu ernten hoffte, ſchmeichelte ihm mehr, als ſeine glänzenden Siege über die Barbaren; er zog, wie mit verjüngten Kräften, zu Felde. Allein Leopolds ultramontaniſche Staatskunſt verſuchte den Weg der Unterhandlungen; während die beyden Heere mit Ungeduld des Ausganges harrten, ward **Loudon** tödtlich krank, und, anſtatt ſein Ende auf dem Schlachtfelde zu finden, ſchied er ruhig dahin mit dem halbunmuthigen Scherze, daß ſein friedfertiger Monarch ihn zu entbehren wiſſe. Die Folgen einer Unverdaulichkeit verurſachten ſeinen Tod; aber eigentlich war es die Rückgabe von Belgrad, die er nicht verdauen konnte.

2.

Gregor Potemkin.

Die Handlungen der Menſchen ſind verſchieden nach Maßgabe der Meinung, die ſie von einander hegen, und der Forderungen, wozu ſie ſich berechtigt glauben. Die edelſten, die größten Menſchen haben in ihrer Ueberlegenheit das ganze Geſchlecht mit Wohlwollen umfaßt, und in jedem Einzelnen die Anlage zur heiligen Würde eines moraliſchen Weſens mit Ehrfurcht betrachtet. Große Geiſteskräfte, ohne jenes innere Gleichgewicht, welches ſie zur höchſten Stufe ſittlicher Unabhängigkeit erhebt, können zu einer gewiſſen Geringſchätzung des Menſchengeſchlechtes verleiten, wobei mehrentheils ein herabwürdigender Rückblick auf die eigene, individuelle Unvollkommenheit zum Grunde liegt. Der große Mann, der ſich ſeines Abſtandes von dem Haufen ſeiner Mitgeſchöpfe bewußt iſt, ſpottet einer Natur, die auch in ihm ſelbſt nur Mängel und Schranken auf allen Seiten darbietet und ſeinem unbegränzten Wollen weder genügt noch gehorcht. In dieſen beyden Fällen erblicken wir überwiegende moraliſche Kräfte, die ſich entweder zur vollkommenen Oberherrſchaft über den ſinnlichen Theil der menſchlichen Natur emporgeſchwungen haben, oder doch wenigſtens mit ihm im Kampfe liegen und je zuweilen den Sieg davon tragen.

Ganz anders verhält es ſich aber mit ſolchen Menſchen, deren Vernunft ſich zur Sklavin ihrer Leidenſchaften, zum Werkzeug ihrer Begierden hat herabwürdigen laſſen und es nie verſucht, die Rechte einer freyen ſittlichen Intelligenz, die ſich ſelbſt ihr eigener Zweck iſt, zu behaupten. Wird man hier Verachtung der Menſchheit gewahr, ſo kann ſie nur das Reſultat einer rieſenhaften Unförmlichkeit ſeyn, welche das Auge des Pöbels mit einem falſchen Scheine von Größe täuſcht. In dieſer umgekehrten Ordnung der Dinge ſteigt die Immoralität nach Verhältniß des Reichthums der urſprünglichen Anlagen und der Gewalt, womit ſie Vorſtellungen an ſich reißen und verarbeiten. „Supposés une ame, ſagt Hemſterhuis, dont la velléité est active et se détermine avec facilité en volontés particulières, dont l'organe moral est défectueux, négligé ou plutôt subjugué et assujéti par cette vel-

léité active et déterminée tellement qu'elle ne se sert pas de cet organe pour lui faire comparer ses volontés déterminées au juste ou à l'injuste; dont l'intellect est bien formé, ayant toute l'agilité et toute la promptitude possible; enfin, dont l'imagination est vive et retient longtemps les idées qu'elle reçoit: vous aurés un homme réellement vicieux, soit qu'il commette des crimes, c'est-à-dire des actions contraires à la loi établie dans telle ou telle societé, soit qu'il n'en commette pas; et cela, parce qu'il n'a point, ou qu'il ne se sert pas, de la seule mesure qui compare ses volontés determinées avec le juste et l'injuste. Plus l'intellect de cet homme sera perfectionné et son imagination riche et bien composée, plus il sera vicieux et dangereux. C'est dans cette classe qu'il faut ranger les hommes cruels et les grands scélérats" *).

*) „Wir nehmen eine Seele mit reger Willenskraft, die ſich leicht zum beſondern Wollen beſtimmt; deren ſittliches Organ aber mangelhaft, vernachläſſigt oder von jener ſo thätigen, beſtimmten Willenskraft dergeſtalt unterjocht iſt, daß ſie ſich ſeiner nie zur Vergleichung ihres Wollens mit dem, was Recht

Wenn ein gewaltiger Wille hinreichend wäre, um Bewunderung zu erregen, dann verdiente Potemkin einen der oberſten Sitze, neben Attila, Dſchengiskhan und Timur, den Gewaltigſtwollenden der Geſchichte. Er wollte Reichthum und Macht, und ſie wurden ſein. Um dieſe Zwecke zu erreichen, dünkte ihn keine Anſtrengung zu ſchwer. Viele Jahre lang ſammelte er ſich in unbemerkter Einſamkeit die Kenntniſſe, die er zu ſeinem Vorhaben unentbehrlich glaubte. In einem ſo finſtern Staate, wie jenes nordiſche Kaiſerthum, trotz Peters Anordnungen, oder treffender, durch dieſe An-

---

oder Unrecht iſt, bedient; deren Verſtand wohlgebildet, thätig und ſchnell iſt; deren lebhafte Einbildungskraft endlich die Vorſtellungen, die ſie empfängt, lange feſthält: dann haben wir einen wirklich Laſterhaften, er begehe oder begehe nicht Verbrechen, indem er da oder dort vorgeſchriebene Geſetze bricht; denn ihm fehlt das einzige Maß, wornach er erkennen kann, ob ſein beſonderes Wollen jedesmal recht oder unrecht ſey. Je ausgebildeter der Verſtand, je reicher und wohlgeordneter die Einbildungskraft eines ſolchen Menſchen iſt, deſto laſterhafter und gefährlicher iſt er. In dieſe Klaſſe gehören die Grauſamen und die großen Böſewichter."

ordnungen ſelbſt, noch lange bleiben wird? bedurfte es nur einen Funken Einſicht, um in der Bereicherung des Kopfes ein unfehlbares Mittel zu erblicken, wodurch man ſchnell und ſicher über unwiſſendere Köpfe Meiſter werden kann. Zu dieſer Brauchbarkeit gehörte noch das Glück, welches aber Potemkin auch berechnen konnte, von ſeiner Monarchin entdeckt und hervorgezogen zu werden. Er konnte es berechnen: denn **Katharinens** Geiſte war das Bedürfniß ihrer Monarchie ſtets gegenwärtig; ſie ſpähte umher nach Fähigkeiten und Talenten, um an tauſend Orten die große Maſchine des Staates in zweckmäßige Bewegung zu ſetzen; ſie kannte die Seltenheit des einheimiſchen Verdienſtes, und mußte die Beſchützerin eines Mannes werden, der mit einem ſo tief gelegten Plan in der unwiderſtehlichen Kraft ſeines Willens zu ihr trat.

In Petersburg, dieſem neuen Byzanz des Norden, erſchöpfte das Wörtchen Rang, wie einſt im alten am Bosporus, die Summe alles deſſen, was den Ehrgeiz wünſchenswerth dünkt. Mit Adlersſchwingen hob das Glück den neuen Günſtling auf die oberſte Stufe am Thron, zum erſten von ſechs und zwanzig Millionen unbedingt gehorchender Knechte. Vielleicht war eben in jenem Zeitpunkte dem Throne dieſe Stütze willkommen; denn in deſpotiſchen Verfaſſungen nach altaſiatiſchem Sinne, brütet unter der Decke einer gränzenloſen Unterwürfigkeit die unerſättliche Ariſtokratie eines mächtigen Satrapenſchwarms ihre furchtbaren Anſchläge gegen den Alleinherrſcher, deſſen Klugheit ſie nur durch ihre eigenen Spaltungen beſchäftigt und bezwingt. Mit dem Oberbefehl über ein diſciplinirtes Kriegesheer von dreymal hunderttauſend Mann und mit der Verwaltung ungeheurer Summen, von denen dieſes entſcheidende Werkzeug unterhalten ward, ſah ſich **Potemkin** im Beſitz der uneinſchränkteſten Macht, und faſt ſchien es, als hätte die Kaiſerin an Glanz und Anſehen gewonnen, ſeitdem ein ſolcher Arm ihre Blitze ſchleuderte. Vor ſeinem ſchrecklichen Willen ſank alles um ihn her in den Staub; gewohnt, ſich vor dem höhern Range zu beugen, hielt keiner eine Erniedrigung für entehrend, womit er ſich der Allgewalt eines Mannes unterwarf, der alle Strahlen der Majeſtät unmittelbar empfing und ſie nach ſeiner Willkühr leuchten ließ.

Ruhm iſt die Gottheit, der die Herrſcher opfern, und in Potemkins Rieſenentwürfen lag eine Lichtmaſſe des Ruhms, in deren Anblick ſeine erhabene Freundin ſich gern vertiefte. Der Beſitz der Tauriſchen Halbinſel bahnte ihr nur den Weg zu einer unbegränzteren Ausſicht: „dort lag ein umgeſtürzter Thron zu ihren Füßen; ihre Flotten umſchifften Europa von Kronſtadt bis Sebaſtopel; neue Reiche gingen auf ihren Wink hervor; Diademe fielen aus ihrer Hand auf das Haupt des Glücklichen, den ihre Huld, Gott ähnlich, aus Nichts zum Fürſten ſchuf!" — Es wäre armſelig geweſen, der Beherrſcherin des größten Reiches auf Erden ſo vorzuträumen, ohne zugleich die Möglichkeit der Ausführung ihr zeigen zu können; allein Potemkins Energie führte dieſen Beweis um ſo leichter, da es nur eines Fingerzeiges auf jene Allmacht bedurfte, an welche man mit ſechs und zwanzig Millionen Unterthanen ſich des Glaubens nicht ſo leicht erwehren ſoll.

In ſo fern er alles nur als Mittel zum Zweck zu betrachten pflegte, hatte ſelbſt die Verſchwendung in ſeinen Händen einen Zug von Größe. Würden, Schätze, Menſchen — lauter todte Werkzeuge waren ſie ihm; er allein der ſchöpferiſche, ordnende Geiſt. Die Höhe, wo ſo manches Schooßkind des Glückes der Schwindel überfällt, ſchien immer, wenn Potemkin ſie erſtieg, ein Maulwurfshügel zu ſeyn. Palläſte von Marmor, ſchimmernd von Golde, geſchmückt mit aller Pracht und Ueppigkeit der Kunſt, die jedem verwöhnten Sinne ſchmeichelt und die vier Welttheile plündert, um ihre Koſtbarkeiten auf einen wollüſtigen Punkt zuſammen zu tragen und ſelbſt ihren Himmel unter ſechzig Graden der Breite täuſchend nachzuahmen; Geſchenke von ganzen Provinzen und ihren Bewohnern, von ungeheuren Summen, als wären ſie aus Halyattiſchen Schatzkammern geſchöpft, um Königreiche zu kaufen; ein Diamantenregen, der alles zu Schanden macht, was uns die Dichter von ihrem goldenen Jupiter bey der Tochter des Argiviſchen Königs erzählen; immerwährende Feſte, wo die Freundſchaft im Gewande der feinſten Schmeicheley ihrem Helden Kränze wand und Siegesnamen ertheilte: — Potemkins Geiſt ſchwebte kalt und unbefangen über dem allen; denn ſein Ziel war noch nicht erreicht.

Das Auge der Herrſcherin ſollte ſelbſt jenen Tauriſchen Cherſones, der mit ſeinem Eroberer den altgriechiſchen Namen theilte, als einen von

Europäiſchen Krieges- und Friedenskünſten neubelebten Staat überſchauen und quer über die ſchwarzen Wogen des Pontus den ſchwankenden ſieben Thürmen ihr Urtheil ſprechen. Vorkehrungen, die nur dem Despotismus möglich ſind, gingen dieſem kaiſerlichen Siegeszuge vorher, und ließen überall die ſchauderhaften Spuren von Potemkins Menſchenverachtung zurück. Aus der Wüſte, die im Kreiſe von dreyhundert Meilen keinen Baum hervorbringt, ſtieg Cherſon, prangend mit Palläſten und wimmelnd von Kaufleuten aus allen Nationen, empor. Ganze Diſtricte im Innern des Reiches wurden entvölkert, um den Gegenden, die Katharina durchreiſte, das täuſchende Anſehen des geſchäftigen Lebens, der überall hervorkeimenden Saaten, des angehenden Wohlſtandes; kurz, der neuen Schöpfung ihres Lieblings, zu geben. Die unglücklichen Opfer dieſer verabſcheuungswürdigen Erfindung, eine Heerſtraße von vielen hundert Meilen theatraliſch auszuſchmücken, zu vielen Tauſenden aus ihrer Heimath geriſſen, und in elende Hütten zuſammengepreßt, blieben nach dem großen dramatiſchen Augenblick ihrem Schickſal überlaſſen und wurden die Beute des Hungers und der davon unzertrennlichen Krankheiten; andere Tauſende, ihr Leben kümmerlich zu friſten, ſprengten die Felſen in den Dneprfällen, um dieſen Skythiſchen Strom für künftige Kaiſerjachten ſchiffbar zu machen. Die zahlreiche Nachkommenſchaft der weſtlichen Tataren ward in das weit entlegene Sibirien verſetzt, und die Koſaken wanderten auf Potemkins, ihres neuen Hetmans, Befehl in die verlaſſenen Wohnſitze der Krimm.

Jetzt hatte Pitt dem Divan die Kriegeserklärung endlich abgedrungen, womit er Rußlands drohenden Forderungen entgegen kam; der Vorwand zu neuen Eroberungen war gefunden, und die verbündeten Kaiſerhöfe konnten zur politiſchen Schwerfälligkeit des Engliſchen Miniſters lächeln. Potemkins Schauplatz, ſein Wirkungskreis, erweiterte ſich; aber alle Geſchenke, alle Zaubereien Joſephs konnten ihn nicht gewinnen. Die Beute theilen zu müſſen, gehörte nicht in den Plan ſeines verzehrenden Eigennutzes. Er verſchloß ſeine Magazine dem grauen Romanzow, der Katharinens Waffen zuerſt durch Siege jenſeits der Donau verherrlicht hatte und deſſen abgeſondertes Heer jetzt von Kleidungsſtücken entblößt, und kaum mit Waffen und Lebensmitteln verſehen, anſtatt den Türken entgegen ziehen zu können, die Kälte und den Hunger bekämpfte. Der Großviſir drang jetzt mit ſeiner ganzen Kriegesmacht auf Siebenbürgen ein; des Kaiſers tapfere Schaaren wichen zurück, und Potemkin regte ſich nicht. Vielmehr ergötzte ihn während dieſer mißlichen Lage des Ruſſiſchen Alliirten, in ſeinem Zelte, wohin er die Leckereyen der Tafel mit Courieren aus Warſchau und noch weiter her kommen ließ, im Kreiſe der ihm untergeordneten Großen, das Schauſpiel ihrer Unterwürfigkeit. Hier von ihm bemerkt und mit einem Zeichen ſeiner Verachtung von der Menge ausgeſondert zu werden, war die höchſte Stufe des Glücks, nach welcher viele ſtrebten; der Glückliche des Tages dünkte ſich der, dem heute die Huld des Fürſten den Pantoffel nach dem Kopfe warf. Jeder Tag im Leben dieſes Barbaren war mit ähnlichen Zügen der Geringſchätzung gegen ſeine Mitgeſchöpfe bezeichnet, und nur zu oft war das Spiel, das er mit ihnen trieb, ihnen tödtlich*).

---

*) Ein Beyſpiel kann hier ſtatt tauſend gelten. Einſt erwähnte jemand über Tafel eines Ruſſiſchen Kaufmanns in einer entfernten Provinz,

„Es giebt Hunde," ſagt Voltaire, „die man „careſſirt und kämmt, die man mit Zuckerbrot füttert, und denen man hübſche Hündinnen verſchafft. Es giebt aber auch räudige Hunde, die man verhungern läßt, überall verjagt und prügelt, und die zuletzt irgend ein junger Wundarzt langſam anatomiſirt, nachdem er ihnen mit vier großen Nägeln die Pfoten durchbohrt hat. Hing es „von dieſen armen Hunden ab, glücklich oder „unglücklich zu ſeyn?" *). — Nein, gewiß

---

deſſen Bart ſo lang wäre, daß er bis über den Gürtel hinunter reichte. „Den möchte ich ſehen!" rief das Fräulein von **. Kaum war das Wort über ihre Lippen, ſo ſchickte Potemkin den Befehl an die Polizey, den Kaufmann zur Stelle zu ſchaffen. Sechs Monate nachher erinnerte man ſich des Mannes wieder. Der Fürſt erkundigte ſich mit einem ſchrecklichen Ton; allein die Antwort lautete: „er ſitzt ſchon ſeit fünf Monaten, und will noch nicht bekennen, was er verbrochen hat." Der zitternde Greis ward nun hereingerufen, dem Fräulein von *** vorgeſtellt, gehörig beguckt und entlaſſen. Als er wieder in ſein Haus trat, war ſein Weib aus Kummer und banger Beſorgniß um ihn geſtorben, und ſein ganzes Vermögen zu Grunde gerichtet.

*) Il y a des chiens qu'on caresse, qu'on peigne,

nicht, wollen wir dem alten Spötter antworten; aber von Menſchen, die noch Menſchen ſind, läßt es ſich erwarten, daß ſie keine Hunde werden wollen, weder um Biscuit zu eſſen, noch um unter das Meſſer des Zergliederers zu gerathen. Es gehört lediglich unter die Inconſequenzen, die nun einmal ſo manches Brüderchen in Adam oder in Thuiskon auszeichnen, daß uns hier und da einer die Verfaſſungen lobt, wo alles darauf abzweckt, die Metamorphoſe der Menſchen in Hunde zu vollbringen.

Der Zeitpunkt kam, wo Potemkin endlich glaubte handeln zu müſſen. Josephs Helden hatten die Türken aus ſeinen Gränzen zurückgeſchlagen; Loudons Name galt mehr als ganze Heere; ſein Anblick begeiſterte ſeine Veteranen, und alles ſchien den Oeſtreichiſchen Waffen die großen Siege zu prophezei-

qu'on nourrit de biscuits, à qui on donne des jolies chiennes. Il y en a d'autres qui sont couverts de gale, qui meurent de faim, qu'on chasse, qu'on bat, et qu'ensuite un jeune chirurgien disséque lentement, aprés leur avoir enfoncé quatre gros clous dans les pattes. — A-t-il dependu de ces pauvres chiens d'être heureux ou malheureux?"

en, die im nächſten Feldzuge ſo ſchnell auf einander folgten. Jetzt war es Zeit, die Grundſätze auch in der Strategik praktiſch geltend zu machen, die Potemkin ſchon in manchem andern Verhältniſſe mit glücklichem Erfolg erprobt hatte. Jede Feſtung hat ihren Preis; die Frage iſt nur, ob man ihn geben will, ob man ihn geben kann? Otſchakof und Ismail fielen; jenes koſtete zwanzigtauſend, dieſes zwölftauſend — Ruſſen. Auch Bender fiel, und koſtete kein Blut; ein Türkiſcher Baſſa, der Potemkins Zurüſtungen zur Belagerung geſehen hatte, lieferte die Stadt dem gräßlichen kalten Deſpoten, der ſchon in Bereitſchaft ſtand, den vollen Preis in geringgeachteten Menſchenleben dafür zu zahlen. Auf dem ſchwarzen Meere wich Haſſan Ghazi's Stern den kunſtreicheren Evolutionen der Ruſſiſchen Flotte; auf den Ebenen Beſſarabiens empfand er die Ueberlegenheit der Europäiſchen Taktik; in Potemkins Zelte bot er einen höhern Preis für den Frieden, als ſein Sultan geben mochte, und in ſeinem eigenen Zelt entband er ſich ſeines Verſprechens durch freywilligen Tod. Haſſan Ghazi war grauſam; allein er kannte die Ehre, und ehrte ſich ſelbſt in ſeinem Worte.

Dem emporſtrebenden Geiſte des Ruſſen blieb jetzt noch die große Erfahrung übrig, einſehen zu müſſen, wie ſehr er ſich verrechnet habe, indem er kleinere Leidenſchaften auf Koſten ſeiner Herrſchgier befriedigte. Alles hienieden hat Maß und Schranke, das Gute wie das Schlimme; und wen die Strenge des Schickſals betrübt, das heute die ſchönſten Hoffnungen der Menſchheit vernichtet, der tröſte ſich beim Anblicke ſeiner Unpartheilichkeit, indem es den Böſen mitten unter ſeinen eiteln Entwürfen überraſcht. Preußen und England traten jetzt als Selims Schutzgeiſter hervor, und raubten beyden Kaiſerhöfen die reichſten, beneidenswertheſten Früchte ihrer Siege. Jenen aus hochmüthigem Haß gegen Joſeph verſäumten Feldzug konnte jetzt keine neue Anſtrengung wieder erſetzen; und wenn es wahr iſt, daß Potemkin bey unermeßlichem geſchenktem, erpreßtem, erbeutetem und ſogar erborgtem Reichthume, den Staat, dem er diente, zur Unzeit darben ließ; wenn ſeine Juwelenkäſtchen und ſeine mit Banknoten getäfelten Zimmer ihm dennoch mehr waren, als bloße Mittel zum Zwecke: wie tief erniedrigt ihn dann noch unter ſich ſelbſt der engbrüſtige Geiz, der ihn in ſeinem Plan irre machen konnte! Er, dem nichts Geringeres als Kronen genügte, verſäumte den Zeitpunkt ſie zu haſchen, um mit etlichen Diamanten mehr ſpielen zu können, um etliche Millionen reicher zu heißen! Wer die Falten des menſchlichen Herzens kennt, nur der begreift dieſen Widerſpruch. — Vergebens forderte die Kaiſerin jetzt nur die Unabhängigkeit der Moldau für ihren Feldherrn, vergebens zogen ſich die Unterhandlungen in die Länge; die allgebietende Nothwendigkeit forderte mit unerbittlicher Strenge das große Opfer des Friedens. Ein großer Schlag des Schickſals löſete den Knoten; Potemkin ſtarb, und es ward Friede.

IV.

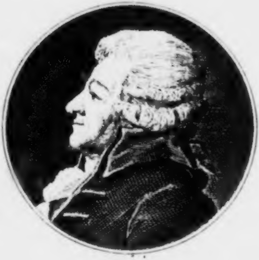
Honore Gabriel Mirabeau und Heinrich van der Noot.

1.

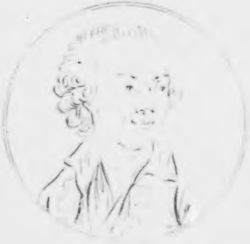
Mirabeau.

„Theurer Sokrates!“ ſprach Diotima, die Seherin: „die Sonne, die alles erleuchtet, „war einſt nicht ſo glänzend und ſchön. Bey „ihrem Entſtehen umgab ſie eine ſchwarze, undurchſichtige Rinde; aber ihr inwohnendes „Feuer durchbrach dieſen Kerker; die freye „Sonne ward ſichtbar, und der Sonne das „Weltall. Dies, mein Freund, iſt das vollkommenſte Symbol der Seele; ihr edelſtes „Geſchäft, der Sonne nachzuahmen, um ſich „zu ſcheiden von ihren verhüllenden Schlakken. Die freye Seele iſt ganz Organ; den „Abſtand vom Sichtbaren zum Tönenden füllen andere Empfindungen aus; alle ſchmelzen aber in Eins zuſammen, und wir faſſen

I.



II.



I. Honoré Gabriel Mirabeau.
II. Heinrich van der Noot.

„das All, wenn nicht wie die Gottheit, gleich„wohl nach Götterart.“

Hemſterhuis.

Käme der Reichthum einer Organiſation bey der Beſtimmung ihres Werthes nicht mit in Rechnung, dann thäten wir wohl, der erſten beſten Auſter oder jedem formloſen Schleim die Oberſtelle in der Reihe der Weſen einzuräumen; ja, ich wüßte nicht, was uns abhalten könnte, noch einige Schritte weiter zu gehen, und uns an die impaſſiblen Elemente der Dinge zu halten, ſo oft es uns einfiele, von Vortrefflichkeit und Vollkommenheit zu lallen. So lange man aber die Leute nicht loben wird, daß ſie eine Eigenſchaft nicht mißbrauchten, die ſie nicht beſaßen, wollen wir glauben, daß zur richtigen Beurtheilung eines Menſchen, beyde, die Ausſtattung, die er von der Natur empfangen, und der Wucher, den er damit getrieben hat, erwogen werden müſſen.

Die Vereinigung vieler großen Anlagen iſt an ſich ſchon eine ſeltene Erſcheinung; ihre vollkommene Harmonie bey wahrer Größe wäre das Wunder der Natur. Giebt es götte liche Menſchen, in einem ſtrengen Wortverſtande, ſo dürfte man bey ihnen dieſen großen Zuſammenklang vorausſetzen; allein hüten wir uns vor allzuſtrenger Prüfung, wenn irgend ein Charakter, den die Geſchichte uns aufbewahret hat, dieſe Benennung verdienen ſoll, damit uns nicht die Erfahrung ſchmerze, daß jederzeit, entweder ein Mißverhältniß zwiſchen den verſchiedenen Anlagen die Vollkommenheit des Ganzen ſtörte, oder alle nur in unwirkſamer Mittelmäßigkeit harmonirten.

Ein blutreicher, geſunder Körper, voll unerſchöpflicher Lebenskraft, ein feuriges Temperament, eine raſtloſe, nie ermüdende Thätigkeit, die zarteſte, unbegränzteſte Empfänglichkeit für Eindrücke der verſchiedenſten Art, eine Begierde, alles aufzufaſſen, alles ſich anzueignen, ein ſtarkes, umfaſſendes, reiches Gedächtniß, eine ſchnell verbindende, vergleichende, umwandelnde Einbildungskraft, ein richtiges, ſcharfes, ordnendes Beurtheilungsvermögen, und mit dieſem allem, entſchiedener Wille, feſter Sinn, hoher Geiſtesmuth — waren noch nie in Einem Menſchen ſo vereinigt, daß nicht mehr oder weniger Ungleichheit in ihren Wirkungen ſich hätte offenbaren müſſen. Wer zweifelt, daß in einer ſo reichen Zuſammenſetzung die Heftigkeit der Leidenſchaften auf mancherley Extreme führen müſſe? Sie ſtehen ja ſchon in voller Blüthe, während die Vernunft und ihre Rückwirkung auf den Sinn, die Sittlichkeit, eben erſt anfangen, ſich zu entwickeln. Allein es iſt auch ausgemacht, daß die Natur ſolche ſeltene Menſchen, die ſie zu herkuliſchen Arbeiten, zu mächtigem Wirken, zu großen Thaten beſtimmte, mit jener verzehrenden Gluth der Leidenſchaft erfüllen mußte, welche, wenn die Epoche ihrer erſten Gährung überſtanden iſt, vom inwohnenden Geiſte geführt, unüberſteiglich geglaubte Schwierigkeiten beſiegt und die Bewunderung, ſo der Zeitgenoſſen, wie der Nachwelt, erregt. Fehler, Verirrungen, ſelbſt Verbrechen, ſind hier gedenkbar; hingegen bleiben Laſter gänzlich ausgeſchloſſen, vorausgeſetzt, daß die moraliſchen Kräfte eines ſolchen Charakters ſich vermöge der unendlichen Aneignungskraft ſeiner Empfindung ſtärken und zu der ihnen gebührenden Herrſchaft reifen.

Mirabeau vereinigte viele Eigenſchaften in ſich, die ſonſt in dem Grade nur ſelten beyſammen angetroffen werden, und deren reiche Zuſammenfügung eine unwillkührliche Anerkennung von Größe bewirkt. Die Natur hatte ihn mit einem beynahe unzerſtörbaren Körper ausgerüſtet, den weder ſeine Ausſchweifungen, noch die durch viele Tage und Nächte fortgeſetzte Anſtrengung, womit er ſeine ernſthaften Geſchäfte betrieb, zu Grunde richten konnten. Von der Allgewalt, der Zartheit und Innigkeit des Gefühls, womit er den Gegenſtand einer leidenſchaftlichen Liebe umfaßte, bleiben ſeine Briefe an Sophien ein unauslöſchliches Denkmahl. Was auch die hohlklingende Definition von „hochheiliger Leidenſchaft" in manchem Köpfchen dawider einwenden mag, ſo iſt das Gold darum nicht minder Gold, weil man es ſelten oder nie ganz unvermiſcht gefunden hat. Fremdes Feuer auf den lautern Altar gebracht zu haben, iſt freylich eine Sünde, womit der jugendliche Rauſch ſich ſelbſt beſtraft, wenn er ausplaudert, was nur empfunden werden darf; allein weder Mann noch Weib müßte man ſeyn, um ſie anders, als Profanation, zu nennen.

Ein Feuergeiſt, der bis ins vierzehnte

Jahr die Thorheiten und Ungereimtheiten um ihn her nur mit beißendem Spotte verfolgte, der aber, durch Locke's Verſuch über den Verſtand, plötzlich zum ernſten Nachdenken über die erhabene Beſtimmung des Menſchen hingeriſſen, ſich mit dieſem bewundernswürdigen Buche gleichſam erfüllte und amalgamirte, ließ bereits in jenem frühen Alter ahnden; zu welcher Genauigkeit im Entwikkeln er gelangen, zu welcher Klarheit der Begriffe er hinanſteigen würde. In Frankreich brach dieſer Geiſt hervor, in Frankreich, wo der Despotismus ſeit Jahrhunderten theils abſichtlich, theils unwillkührlich, der Sittlichkeit einen ſchaudervollen Untergang bereitete; in Verſailles, in Paris und anderen Tummelplätzen der ungezähmteſten Begierden, der ſchamloſeſten Laſter, der verworfenſten Entartung, wohin die Menſchheit gelangen kann, wenn unumſchränkte Macht und ungeheure Mittel die Hirten eines Volkes in raſende Wüthriche verwandeln und ein nichtswürdiger, ſogar der Schande abgeſtorbener Höflingsſchwarm in der Benennung (roués), die ſeine Verworfenheit und Strafbarkeit bezeichnet, die letzte Zuflucht ſeines Selbſtgefühls findet! — Es iſt hier nicht der Ort, die Flecken zu entſchuldigen, die Mirabeau's Charakter oder ſein Ruf, oder beyde zugleich, vom Durchgange durch dieſen Pfuhl davon tragen mochten, und es liegt auch nichts daran, ob jemand es mühſam erweiſen könne, daß er es nur Verkettungen des Schickſals, unabhängig von ihm ſelbſt, verdanken müſſe, wenn er nicht, wie Hunderttauſende ſeiner Zeitgenoſſen, gänzlich darin verſunken ſey. Wohl wiſſen wir, daß die Allmacht des Schickſals den ärmſten Tropf auf Mirabeau's Platz hätte heben können; aber was hätte denn der Tropf da gethan? Tyrannenhaß mag leicht die Regung geweſen ſeyn, womit die meiſten Schlachtopfer der willkührlichen Gewalt in den Kerkern Frankreichs ſaßen; aber Mirabeau war der einzige, der in ſeiner Schrift (sur les lettres de cachet) die Axt an den Baum legte und im Herzen aller ſeiner Mitbürger den gerechten Unwillen hervorrief, der die abgelaufene Friſt einer allzulangmüthigen Geduld verkündigte. Feigheit und Ungerechtigkeit ſind unzertrennlich; man fand die Baſtille beynahe leer, als die Freyheitswuth der Pariſer ſie ſtürmte.

Die

Die Laſt jugendlicher Unbeſonnenheit lag ſchwer auf Mirabeau; die Verſchwendung ſeines Vermögens büßte er deſto härter, je unbiegſamer ſein ſtolzer Geiſt den einzigen Weg verſchmähte, der an einem verderbten Hofe zu Würden und Reichthümern führt. Irrend durch Europa, oft gezwungen von ſeiner Feder nothdürftigen Unterhalt zu entlehnen, war Freyheit ſein Thema, und Bürgerglück der Endzweck aller ſeiner Schriften. Sein Vaterland behielt jederzeit ſeine eifrigſten Wünſche, und bey allem was er that, verlor er es nie aus dem Auge; allein auch in andern Staaten predigte er laut, was er dachte, was er empfand, was er für das allgemeine Wohl für unentbehrlich oder zuträglich hielt. Mit prüfendem Blicke ſichtete er überall die Menſchen um ſich her; es war ihm gegeben, tief in ihr Herz zu ſchauen und ihren Verſtand auf die Feuerprobe des ſeinigen zu bringen; ſein Urtheil traf ſicher und ſcharf. Mit der Gabe, das Ganze zu umfaſſen und zu durchdringen, verband er, was nur dem Genie möglich iſt: jenes Ausharren, das die kleinſten Beſtandtheile einer Wiſſenſchaft oder eines Zweiges vom menſchlichen Wiſſen erſchöpfte. So gelang es ihm, mit gründlichen und weit umhergreiſenden Vorkenntniſſen, in der Bahn des Staatsmannes Kenntniſſe vom gegenwärtigen Zuſtande unſeres Welttheils zu ſammeln, die vor ihm niemand ſo vollſtändig zuſammengetragen und ſo fruchtbar für die Politik geordnet hatte. Deutſchen Fleiß und Franzöſiſchen Geiſt ſah man nirgends in ſchönerem Bunde, als in ſeiner und ſeines Freundes Monarchie Pruſſienne. Seine Schriften über das Bankgeſchäft, über den Aktienwucher, über Neckers Adminiſtration; ſeine Reden über die Aſſignaten, über den Staatsbankerott, über die Anleihen, über unzählige Gegenſtände der Adminiſtration, der Finanzen, der Politik, der Rechtspflege tragen eben dieſes Siegel der tiefen Einſicht, des reifen Urtheils und der mannichfaltigſten, durchdachteſten Kenntniß.

In ſeinen drey letzten Lebensjahren trat endlich Mirabeau, als Mitglied der conſtituirenden Nationalverſammlung, im vollen Glanze ſeiner Talente, ſeiner Grundſätze und ſeiner Tugenden hervor. Eine Nation, in deren Mitte die Aufklärung des Kopfes den höchſten Gipfel der Verfeinerung erſtiegen hatte, indeß das Herz unter dem Druck ihrer Feſſeln verſchrumpfte, ſtand in ihrem armen Wortreichthume nackt und ohnmächtig einem Manne gegenüber, deſſen Patriotismus, deſſen Freyheitsliebe, deſſen Beredſamkeit ſo tief empfunden als gedacht waren. Seines Geiſtes Blitze trafen von Herz zu Herz, und der Donner ſeiner Rede war nur ihre erſchütternde Begleitung. Im drückenden Gefühle ſeiner Ueberlegenheit rächte ſich zuweilen die Nationalverſammlung an ihm durch ein Mißtrauen, das für Oſtracismus gelten konnte; aber, öfter huldigte ſie einſtimmig der unwiderſtehlichen Wahrheit und Evidenz ſeiner Götterſprüche; ähnlich dem Volke von Athen, das ſeinen Alcibiades „liebte und haßte und immer wieder verlangte“:

ποθεῖ μὲν ἐχθαίρει δε, βούλεται δ' ἔχειν.

Als unweiſe Räthe des Königs die gewaltſame Auflöſung der Nationalverſammlung beſchloſſen hatten, ward **Mirabeau** ihr rettender Schutzgeiſt; ihm allein verdankte ſie ihre Fortdauer, ihm die Erhaltung ihres Anſehens und ihrer Würde. So lange er lebte, verhütete er allein den Bürgerkrieg, er allein überſchaute den ganzen ungeheuren Kreis der

Revolution; er kannte die Kraft ihrer Triebfedern, und ſein feſter Plan war auf die richtige, weiſe Beurtheilung und Abmeſſung ihrer Gränzen gebauet. Er hatte Muth und Stärke, die Dämme unverletzt zu erhalten, die das Volk nicht ungeſtraft durchbricht. Er war der gute Genius der Franzöſiſchen Freyheit, und was er für ſie that, war eben was er unvermeidlich fand, damit, indem man es weigerte, nicht ungleich mehr erzwungen würde. Die Weisheit ſeines Herzens wollte und konnte vermitteln. Mit ſchrecklicher Klarheit hat die Erfahrung nach ſeinem Tode gelehrt, wie man alles verlieren mußte, weil man etwas zurücknehmen gewollt.

Mit demſelben Scharfblicke, der ihn die Gährung ſeines Vaterlandes als allgemein und entſcheidend erkennen ließ, hatte er auch dieſſeits des Rheins die Gemüther erforſcht und das entgegengeſetzte Reſultat den Deutſchen ſelbſt ans Herz gelegt. „Ihr könnt mehr wiſſen als wir," ruft er uns zu; „aber ihr ſeyd noch nicht ſo reif als wir, wenn es auch mit unſerer Reiſe wenig ſagen will. Ihr ſeyd es nicht, ſage ich; denn vom Kopfe muß bey euch die Bewegung ausgehen, und ſie muß ſpäter hervorbrechen, als bey dem Volke, wo alles vom Augenblick und von dramatiſchen Impulſionen und Wirkungen abhängt, wo dieſelbe Viertelſtunde den Heldenmuth der Freyheit und den Götzendienſt der Knechtſchaft gebären kann."

Mirabeau ſtand allein, während alles um ihn her ſich in Partheyen und Factionen vertheilte; man zählte ihn bald hierher, bald dorthin, weil das Recht nicht auf Einer Seite blieb und ihn beſtändig zum Vertheidiger behielt. Er kannte die Gefahr dieſer großen Rolle, und er beharrte darin bis ans Ende, von allen gefürchtet, von allen geehrt. „Eitelkeit ſtatt echter Ruhmbegierde, das," rief er, „iſt der Nationalcharakter, den die Erziehung erſt umſchmelzen muß, ehe wir bey unſrer neuen Verfaſſung glücklich ſeyn und die Früchte der Freyheit genießen werden. Nach funfzehn Jahren wird man ſehen, was dieſe großen Triebfedern vermochten, an einer neuen Generation, welcher Sittlichkeit und Tugend heilig ſeyn müſſen. Noch kann die Revolution"— hört ſeinen prophetiſchen Geiſt! — „in wilde Anarchie ausarten; doch nimmermehr mißt ſie in Frankreich ihren Weg zurück zum Vortheile der Alleingewalt. Nein, alles kann zertrümmert, die Auflöſung des großen Problems noch weit hinausgerückt werden; alles aber, alles wird ſeine Richtigkeit nur ſonnenklarer beweiſen. Schon ſehe ich die Ungebundenheit zur Sitte werden; ich hoffe nicht länger auf eine unblutige Vollendung; die Kriſe des Bürgerkrieges ſcheint ein unvermeidliches, vielleicht ein nothwendiges Uebel. Allein komme was kommen mag; wenn ich ſterbe, ſtirbt ein guter — und vielleicht ein großer Bürger *)."

Der Bankerott des Staats, der erſte Umſturz in gränzenloſe Anarchie, der Frankreich drohte, ward auf Mirabeau's überzeugende Vorſtellung verhütet. Alle ſeine Anträge in der Nationalverſammlung behielten das wahre Wohl des Vaterlandes zum Augenmerk. Er forderte das Opfer des vierten Theils von allem Eigenthum; und als der Eigennutz der Begüterten ſeinem Enthuſiasmus nicht entſprach, rettete er den Nationalkredit durch die Güter der Geiſtlichkeit und das Siegel der

---

*) Dieſe Stellen ſind geſammelt aus den Lettres du Comte de M. à un de ses amis en Allemagne. 1792. 8.

Revolution, die Aſſignaten. Er ſicherte der ausübenden Gewalt das Veto, und das Recht des Krieges und Friedens; er erneuerte mit Spanien den Familientractat, und rüſtete den conſtitutionellen König mit einem Grade von Macht, die, mit weiſer Kühnheit ausgeübt, die innere Ruhe hätte ſichern können. „Je combattrai les factieux, de quelque part et de quelque côté qu'ils puissent être." („Ich widerſetze mich den Aufrührern, auf welcher Parthey, auf welcher Seite, ſie ſich zeigen mögen.") Dies waren ſeine letzten, öffentlich ausgeſprochenen Worte. Rom und Athen in einem ähnlichen Augenblick, haben nichts Größeres gehört.

Ganz Frankreich betrauerte ſeinen unerſetzlichen Verluſt; ſechs und zwanzig Millionen Menſchen hatten über ſeine transcendentale Größe nur Eine Stimme; vom Könige bis zum Bettler fühlte jeder den erſchütternden Schlag, der ihm Frankreichs Palinurus in dieſem Sturm entriß. Die Nationalverſammlung beſchloß einmüthig, daß **Mirabeau's** Aſche im Tempel der Schutzgötter Frankreichs ruhen ſollte; er war der erſte „große Mann, dem das dankbare Vaterland" dieſe Huldigung zuerkannte. — Welch eine ganz andere Folge und Ineinanderfügung der Begebenheiten öffnet ſich der Phantaſie, wenn man den einzigen Mirabeau als fortlebend und darin fortwirkend denkt! In ſolchen nicht zu berechnenden Ereigniſſen, wodurch die Hauptperſon plötzlich aus der Mitte des Kreiſes geriſſen wird, deſſen Vereinigungspunkt ſie war, äußert das Schickſal, oder, menſchlicher gedacht, die Vorſehung, ihre unſichtbare, mächtige Mitwirkung zum Glück und Unglück der Nationen. Bald wird es ſich zeigen, warum Mirabeau das Ende der Revolution nicht erlebte. —

In Deutſchland allein hat es hier und dort eine Stimme gewagt, dem allgemeinen Sinne zu widerſprechen und Mirabeau's Verdienſte zu ſchmälern. Es wäre vielleicht hinreichend, mit Leſſing zu ihrer Entſchuldigung zu ſagen:

nur das Gemeine
verkennt man ſelten —

und Mirabeau's Freunden den Nachſatz:

und das Seltene
vergißt man ſchwerlich —

zu überlaſſen; wenn der Gedanke, daß es noch jetzt möglich ſeyn ſollte, über einen ſolchen Charakter zwey entgegengeſetzte Meynungen zu hegen, nicht gar zu ſchmerzhaft an das Loos der Menſchheit erinnerte, ewig ein Raub der Täuſchung zu werden. Gern wollen wir einräumen, daß Inconſequenz auch bey den edelſten Menſchen das Ideal der Vollkommenheit vernichtet, welches wir uns in Augenblicken der abſtracten Speculation entwarfen; nur möchten wir darum nicht die Möglichkeit einer Regel zur Beurtheilung der Annäherungsgrade zu dieſem Ideal im wirklichen Leben bezweifeln, wir möchten nicht gern uns die Begeiſterung für alles was groß, erhaben, gut und edel iſt, durch die Betrachtung, daß es nicht in gottähnlicher Lauterkeit exiſtiren könne, wegvernünfteln und ausfrieren laſſen. So gewiß nun daſſelbe Ding nicht heiß und kalt, oder naß und trocken zugleich ſeyn kann, ſo unmöglich bleibt es, daß Temperamente von verſchiedener Art, Anlagen von verſchiedener Miſchung, und Kräfte von verſchiedener Intenſität in ihren Aeußerungen ſich ähnlich ſehen können. Die Beſchuldigung des Dichters gegen Bacon, daß er

the wisest, brightest, meanest of mankind, zugleich der klügſte, glänzendſte und niederträchtigſte der Menſchen geweſen, mag gegründet ſeyn oder nicht; ſo iſt ſie wenigſtens möglich und gedenkbar, ſobald man bey ihm jene ungeheure Uebung der ſpeculirenden Vernunft, mit Vernachläſſigung ihrer praktiſchen Anwendung, aus Mangel eines ſtarken ſinnlichen Antriebes, vorausſetzt. Unſere Sittlichkeit wird im Handeln gebildet, und ohne heftige, ſtarke Empfindung fehlt die erſte Veranlaſſung zum Handeln; mithin entſteht jenes, bald lächerliche, bald beweinenswürdige Mißverhältniß zwiſchen Kopf und Herz, wodurch ſogar der tiefſinnige **Bacon** verächtlich ſcheinen konnte. Wenn hingegen ein edler, feuriger Geiſt, von der Heftigkeit ſeines Gefühls hingeriſſen, auf Abwege geräth, ſo können wir vielleicht einen Augenblick ſchaudern, verabſcheuen, haſſen; aber verachten können wir nicht.

Mit einem heftigen Temperamente, erhitzt durch Partheygeiſt und unter dem Einfluß eines täuſchenden Vorurtheils, wäre es indeß möglich, ſich ſelbſt zu überreden, daß der Haß und Groll gegen **Mirabeau** nur kalte Geringſchätzung ſey; Männer von dieſem Charakter faſſen ihn nicht, weil ſie ihn nicht faſſen wollen. Verachtung heucheln, wo man das Gegentheil zürnend und neidiſch empfindet, iſt leider ein Kunſtgriff, deſſen mancher kleine Vertheidiger einer ſchlechten Sache ſich ſchuldig zu machen weiß. Nichts iſt kleinen Seelen ſo drückend, als wahre Größe; lieber preiſen ſie, wo nichts zu preiſen iſt, und ſtellen einen Strohwiſch als einen Halbgott hin, ehe ſie ſich den Genuß verſagten, einen **Mirabeau** durch Läſterung und Wegwerfung zu ſich herabzuziehen. Allein das edle Selbſtgefühl, der Stolz eines guten und großen Bewußtſeyns, läßt ſich nicht ſo leicht hinzu heucheln. Wen ein tugendhafter, großer Mann verachtet, nur der bleibt verachtungswürdig, ſo lange die Geſchichte lebt, indeß der leere Verläumder nur ſeine eigene Schwäche verräth. Es giebt noch einen dritten Fall. Dem Wilden, der das Goldſtück verachtet und dafür den eiſernen Nagel ergreift, dem mangelt der Begriff vom relativen Werthe beyder Metalle. Wenn **Mirabeau** wirklich irgendwo der Gegenſtand einer ernſtlich gemeinten Geringſchätzung ſeyn könnte, ſo würde dieſes Phänomen ſich nicht anders, als durch eine ſolche Radikalnullität des Herzeug, eine ſo vollkommene Erſtorbenheit jedes männlichen Sinnes erklären, wobey man unfähig ſeyn müßte, einen Mann zu begreifen. Wer mit Menſchen- und mit Engelzungen redete, und hätte dieſer Liebe nicht, der wäre wahrlich nur ein tönend Erz und eine klingende Schelle *). — Edler, größer, feſter, und patriotiſcher als Alcibiades, dennoch hatte Mirabeau manche Aehnlichkeit mit ihm. Dahin gehört beſonders dieſer Zug, daß er Bewunderung, Achtung und Liebe fand, wohin ſein Schickſal ihn führte; effecit, ſagt Nepos, ut apud quoscumque esset, princeps poneretur, habereturque carissimus. Ich könnte unter Mirabeau's eifrigen Freunden in England und in Deutſchland Namen nennen, die über jeden Tadel erhaben ſind, und mit deren Beyfall und Liebe gewaffnet, ich dem Haſſe, dem Neide, der Verläumdung trotzen, und es ruhig ertragen würde, wenn die ganze übrige Welt mich verkennte. Wenn es den Menſchen frommt, zu erkennen und zu empfinden, was gut und groß genannt zu werden verdiene, ſo iſt es die Pflicht des

---

*) 1. Korinth. 13, v. 1.

rechtſchaffenen Schriftſtellers, der Größe und den Verdienſten Zeugniß zu geben.

— Wahnſinniger Menſchen Bethörung kämpft entgegen dem Preis;
wider Recht erhebt ſie
die Stimme, will mit Schande die
Feier der Edeln verhüllen.
Aber den Sand am Geſtad' fliehet die meſſende Zahl;
und wie viel Sämen ER des zukünft'gen
Segens ſtreute, wer vermag es zu ſagen?

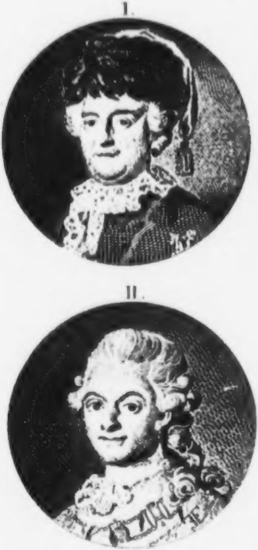
Pindar.

2.

Heinrich van der Noot.

„Ey! ein allerliebſtes Gegenſtück! Wie paſſend! **Auch** eine Kugel, um welche ſich ein Staat — **umwälzte**, ein wahrer Belgiſcher Mir......" — Keine Blasphemie, mein Herr! — „Nun, ich dächte doch, die Aehnlichkeit wäre bis auf Beyder Ausſchweifungen" — — — Daß ihr armen Sünder doch immer daran zuerſt euch ſtoßt! Begreift ihr denn nicht —? Doch wie ſolltet ihr auch begreifen, wofür ihr keinen Sinn habt! Alſo meinetwegen; laßt mir das Gold der Freyheit unberührt; und behaltet euren ariſtokratiſchen Nagel. Was ihr nicht verſteht, das mögt ihr indeſſen glauben, ihr, die ihr ſo willig unbeſehens glaubt. Des Contraſtes und nicht der Aehnlichkeit wegen iſt dieſer Pendant hier aufgeſtellt; ein Hängeſtück, kein Gegenſtück:

> A cutpurse of the empire and the rule
> that from a ſhelf the precious diadem stole
> and put it in his pocket.
>
> *Hamlet.*



I. Catharina II.
II. Gustav III.

V.

Katharina II. und Guſtav III.

1.

Katharina II.

Die erhabene Monarchin arbeitet ihren künftigen Biographen noch vor. Viel iſt geſchehen, was die Muſe der Geſchichte mit diamantnem Griffel in Erz gegraben hat; viel bleibt noch im unergründlichen Schooße der Zukunft verſchloſſen. Sie mag uns zurufen, und wir hallen es wieder:

> Viele gefiederte Pfeile,
> ruhend verſteckt im Köcher,
> trägt meine Schulter noch. —
>
> Pindar.

2.

Guſtav III.

Seitdem ſich in den gemäßigten und fruchtbaren Gegenden von Europa große Reiche gebildet haben, iſt der Einfluß der Gothiſchen Könige des Nordens auf die Schickſale unſeres Welttheils an und für ſich ſo unbedeutend geworden, wie die geringe Bevölkerung ihres undankbaren, von Eiſe ſtarrenden Bodens ihn von Natur ſchon beſtimmt zu haben ſchien. Allein der alte Heldengeiſt, womit die kühnen, freyen Bewohner jener Länder, ehedem im zügelloſen, übermüthigen Mißbrauch ihrer Kräfte, die ſanfteren, ſchwächeren, vom Ackerbau ſich nährenden und verhältnißmäßig mehr geſitteten Nationen um ſich her überfielen, ſie beraubten und ihre Schifffahrt und Handlung auf der Nordſee und dem Baltiſchen Buſen zu Grunde richteten, lebte noch je zuweilen in ihren Königen wieder auf.

Als Liefland noch eine Provinz des Schwediſchen Reiches war, und Sigismund zugleich in Schweden und in Polen herrſchte, ſchien eine Ausſicht zur Vergrößerung ſich aufzuthun, die aber wegen der unverträglichen Ungleichartigkeit

artigkeit der Gothen und Slaven faſt augenblicklich wieder verſchwand. Auf Guſtav Adolphs und Karls des Zwölften kriegeriſche Regierungen folgte jedesmal ein langer Zwiſchenraum von gänzlicher Erſchöpfung. Die Kräfte des kleinen Staates über Vermögen ausgeſpannt, verſanken in tödtliche Ohnmacht, ſobald das Schickſal bei Lützen und bei Friedrichshall die ungeheure Triebfeder zerbrach, die allein alles in Spannung erhalten konnte.

Auf eine drey und funfzigjährige Epoche der Schwäche, der politiſchen Nullität und der inneren Verwahrloſung, folgte endlich (1771) die Regierung Guſtavs des Dritten. Auch ihn hatte man, wie ſeine beyden Vorgänger, gezwungen, der Alleinherrſchaft eidlich zu entſagen und das Joch einer mit ſich ſelbſt uneinigen, Theils von Frankreich, Theils von Rußland beſoldeten Ariſtokratie geduldig auf ſich zu nehmen. Allein die bis auf den höchſten Punkt geſtiegene Zerrüttung, eine natürliche Folge des beſtändigen, gewaltſamen Widerſtoßes verſchiedener, ungleichartiger Mächte im Staate, des Reichstages und ſeiner viererley Stände, des Reichsraths, der zwiſchen den Reichstagen alle Gewalt uſurpirte, endlich noch der Franzöſiſchen und Ruſſiſchen Partheyen, forderte laut ein Heilungsmittel, und alle patriotiſch geſinnten Schweden richteten ihre Augen auf Guſtav, als ihren Retter.

Der junge König, Teſſins und Scheffers Zögling, fühlte den Muth ſeiner großen Ahnherren, alles zu unternehmen, um auf ihrem Throne mit demſelben Scepter zu herrſchen, welches ſie ſo frey und mächtig geführt hatten. Seine Maßregeln waren ſo klüglich erſonnen, ſo genau berechnet und ſo guten Händen anvertrauet, die allgemeine Stimmung hatte ſo viel vorbereitet und erleichtert, daß die Ausführung einer Revolution ſchnell und vollkommen glückte, ohne einem einzigen Bürger das Leben zu koſten. Entſchloſſenheit, Gegenwart des Geiſtes, angenommene und gut geſpielte Ruhe, Herablaſſung und Schmeichelworte an das Volk, Verſchwiegenheit und Scharfblick, kurz alle Eigenſchaften, die den glücklichen Erfolg des Unternehmens ſichern konnten, hatte Guſtav bey dieſer Gelegenheit gezeigt. Wenn Freyheit der Zuſtand iſt, in welchem die Geſetze herrſchen, ſo war Schweden jetzt frey; unendlich freyer wenigſtens unter einem ziemlich unbeſchränkten, thätigen, einſichtsvollen und gutgeſinnten Könige, als es unter der ariſtokratiſchen, vielköpfigen Hydra geweſen war, die nach leidenſchaftlicher Willkühr verfuhr, wo ſie die Oberhand hatte, und wo ſie nicht herrſchen konnte, doch jedes Rad der Regierung durch tauſendfache Liſt und Ränke zu hemmen verſuchte.

Viele große Gegenſtände der inneren Adminiſtration zogen jetzt des Königs Aufmerkſamkeit an ſich; der gänzliche Verfall des Staats-Credits und die Unordnung in den Finanzen; die daniederliegende Schifffahrt; der gedrückte und vernachläſſigte Ackerbau; die bis zur Erſchöpfung des Königreiches nachtheilige Handelsbilanz; mit Einem Worte, die Lähmung aller eigenen Thätigkeit und Induſtrie; ſodann die Mängel und Mißbräuche der Rechtspflege, die Verſorgung der Armen und Kranken, und die damit verbundene Anſtellung unterrichteter Aerzte auf dem Lande; der überhandnehmende Luxus unter der durch Subſidien reich gewordenen Klaſſe, welcher mit jener Armuth des geringeren Haufens contraſtirte und in Verbindung ſtand; endlich auch der für Schwedens auswärtige Verhältniſſe gar zu tief herabgeſunkene Zuſtand der Land- und Seemacht.

Wenn Guſtav in einem Staate, deſſen Uebel von einer ſo complicirten Beſchaffenheit waren, weniger geleiſtet hätte, als er wirklich that, ſo wäre doch vielleicht den Umſtänden und insbeſondere der vorigen Regierung das Mißlingen ſeiner Anordnungen, mehr als ihm ſelbſt, beyzumeſſen geweſen. Es gelang ihm indeß, den öffentlichen Credit wieder emporzubringen, durch ſeine Discontocompagnie baares Geld ins Land zu ſchaffen, den Bauern Ermunterung zum Ackerbau zu geben, den Handel und die Schifffahrt neu zu beleben, und durch ſeine Nationaltracht einen Geiſt der Gleichheit und der Sparſamkeit, wo nicht einzuflößen, doch wenigſtens ſeinen Schweden zu empfehlen. Die Errichtung der Arbeits- und Armenhäuſer, die Befreyung der Väter von vier Kindern von allen Abgaben, die Reviſion der Juſtiz, die Abſchaffung der Folter und der Delationen wegen des Verbrechens beleidigter Majeſtät, der allen Religionen erlaubte freye Gottesdienſt, zeigen von ſeinem ernſtlichen Beſtreben, den Flor ſeiner Länder und den Wohlſtand des Bürgers wieder herzuſtellen. Dagegen ſcheiterte der Verſuch, die Schweden vom Branntweintrinken zu entwöhnen und dadurch das ungeheure Mißverhältniß der Getreideeinfuhr zu vermindern; und nach einigen unzulänglichen Verſuchen verwandelte ſich die Freyheit, die vordem jeder Bauer genoß, den Branntwein ſelbſt zu brennen, in ein läſtiges und gehäſſiges Monopolium der Krone.

Den Königen von Schweden, wenn ſie große Eigenſchaften beſaßen, war ihr Königreich jederzeit zu klein; ihr Geiſt, ihre Leidenſchaften verlangten einen weiteren Spielraum und eine Stimmung, die vor Zeiten allgemein bey allen edlen Gemüthern herrſchte, jetzt aber kaum noch anderswo als in Romanen angetroffen wird; der kühne, ruhmbegierige und abentheuerſüchtige Rittergeiſt spornte ſie an zu einem thatenreicheren Leben. Guſtav trug ſeinen Namen nicht umſonſt; der große Waſa war ſein Vorbild, und der Held des dreyßigjährigen Krieges erregte ſeine Bewunderung, ſeine enthuſiaſtiſche Verehrung, und — wie natürlich! — ſeinen glühenden Wunſch, ihm nacheifern zu können. Des Königs Ehrgeitz ſchmeichelte der Liebe ſeiner Nation für das Andenken ihrer Guſtave und ihres Karl; ihr ganzer Stolz ward rege, indem ſie ſich die Auffriſchung des alten Schwediſchen Waffenruhms gedachte. Bey dieſen Geſinnungen mußte es ihm leicht gelingen, die Landarmee ſowohl als die Flotte neu zu organiſiren und allmählich wieder ſich dem Zuſtande zu nähern, worin Schweden ehedem ſeinen Nachbarn nicht gleichgültig war.

Hätte ſich Guſtav innerhalb dieſer Gränzen einzuſchränken gewußt und ſich begnügt mit ſeiner politiſchen Wichtigkeit, ohne ſie zum Angriffe zu gebrauchen, — vielleicht lebte er noch jetzt mit dem Ruhm eines Monarchen, der das Glück ſeiner Völker beförderte. Allein der brennende Durſt nach Heldenruhm ward die herrſchende Leidenſchaft ſeiner Seele, gegen welche ihm das Wohl ſeiner drey Millionen Menſchen nur leicht zu wiegen ſchien. Täuſchender Glanz mußte zu gleicher Zeit die Stelle des ſoliden Werthes vertreten und des Hofes Pracht jene Millionen verſchlingen, die man aus den harten Händen des armen Hüttenbewohners bey einzelnen Groſchen erpreßte, oder womit man auf dem Staat eine neue Schuldenlaſt ſich häufen ließ. Des Königs

Vorliebe zu den ſchönen Künſten ſchien geſchäftig, den Sitten des erſtarrten Norden eine neue Politur zu geben; eine Schwediſche Akademie trat auf ſeinen Wink hervor, um der Sprache der Gothen Geſetze vorzuſchreiben, und den Wetteifer der vaterländiſchen Dichter und Geſchichtforſcher zu entflammen; die Schaubühne, und insbeſondere die Oper, wurden mit Königlicher Freygebigkeit unterſtützt und zur Vollkommenheit gebracht. Beym Tanz und Geſange, bey Gaſtmählern und Feſten, an denen ganz Stockholm Theil nehmen konnte, war es vielleicht Guſtavs Hoffnung, daß die Quelle des Reichthums, die ſeinem Adel verſiegte, der Sold der fremden Höfe, vergeſſen oder wenigſtens nicht länger entbehrt und zurückgewünſcht werden dürfte. Wirklich war ſein Hof und deſſen gränzenloſe Hoſpitalität die letzte Zuflucht dieſer zahlreichen und zum Theil ſehr unbemittelten Klaſſe; allein gerade dieſe Abhängigkeit, die, ohne nähere Verbindung mit dem Monarchen, durch bloßes Bedürfniß entſtand, nährte in manchem Buſen das Andenken eines ehemaligen zwangloſeren, häuslichen Genuſſes und einen heimlichen Groll gegen des Königs Alleingewalt. Auch war die Vervielfältigung der Rangſtufen eine übereilte Maßregel, welche die Gemüther nur noch mehr erbitterte, anſtatt, wie Guſtav ſich geſchmeichelt hatte, ſie vollkommner zu beſiegen. Der Adel, in Magnaten oder Herren, in Ritter und Edelknappen abgetheilt, ward anmaßender und ſchwerer zu befriedigen in den beyden höheren Abtheilungen, und fühlte ſich beleidigt und zurückgeſetzt in der zahlreicheren dritten. Die Spuren ſeines Mißvergnügens äußerten ſich bereits auf dem Reichstage von 1779, und brachen noch ſichtbarer auf dem von 1786 aus, wo man dem Könige die gewöhnlichen Subſidien nur mit einem Abzuge, der das Recht darüber zu disponiren als der Nation inwohnend zu erkennen gab, und nur auf vier Jahre bewilligte.

Um dieſe Zeit nahm Guſtavs Geiſt ſeinen höheren Flug in die Regionen der Politik, Theils zur Befriedigung der Ruhmbegierde, die in ihm brannte, Theils wohl auch mit der Nebenabſicht, ſeinem unruhigen Adel einen Zaum anzulegen und Beſchäftigung zu geben. Schon war er dem Bunde der bewaffneten Neutralität beygetreten, dieſer Ruſſiſchen Erfindung, welche, gegen die Brittiſche Seehandlung gerichtet, ihren Stachel unter jenem unverdächtigen Namen verbarg. Eine Zuſammenkunft mit der Kaiſerin ſchien darauf abgeſehen, zwiſchen beyden Staaten eine nähere Freundſchaft zu befeſtigen, und auf einer Reiſe nach Frankreich ward der alte Subſidientraktat erneuert und die kleine Inſel St. Barthelemy in Weſtindien gegen einige den Franzoſen zu Gothenburg geſtattete Handelsvortheile eingetauſcht. Endlich kam der günſtige Augenblick, wo Guſtav ſeine Lieblingsneigung befriedigen und ſeine Feldherrntalente in Ausübung bringen konnte. Der Krieg mit der Pforte hatte den ganzen Norden von Rußland und die Hauptſtadt von Truppen dergeſtalt entblößt, daß ſelbſt die kleine Macht des Gothiſchen Königs hinreichend war, den ganzen Koloß, den **Peter** zuſammengekittet und **Katharina** geglättet hatte, mit einem wohlgeführten Schlage zu ſtürzen. **Pitt** hatte zu dieſem Unternehmen in Conſtantinopel anſehnliche Subſidien für Guſtav erlangt, und bald verkündigten die großen Zurüſtungen in Karlskrona und in Finnland ſeine feindliche Abſicht.

Um dieſes Ungewitter abzuleiten, ſetzte die Politik der Kaiſerin verſchiedene Triebfedern in Bewegung. Ihr Admiral Greigh hoffte die Schwediſche Flotte zu beſiegen und dann ungehindert ſeinen Lauf nach dem Archipelagus fortzuſetzen. In Schweden ſelbſt ward alles aufgeboten, um eine Revolution zu begünſtigen, welche dem Könige ſeine bisherige Macht rauben, und ihn in Unthätigkeit verſetzen ſollte. In Dännemark war alles bereit, auf den erſten Ausbruch der Feindſeligkeiten zwiſchen Schweden und Rußland, von Norwegen aus einen Angriff auf Gothenburg zu unternehmen. Die adelige Gegenparthey durfte gleichwohl keine gewaltſamen Maßregeln gegen den König ergreifen; erſt als er in Finnland angekommen war, und mit dreyßigtauſend tapferen Kriegern gegen ſiebentauſend zuſammengeraffte Ruſſen ſeines Sieges und der Einnahme von Petersburg gewiß zu ſeyn glaubte, brach die Verſchwörung unter der Larve der Geſetzmäßigkeit aus. Die Officiere ſeines Heeres weigerten ſich einen Offenſivkrieg zu beginnen, den der König ohne Bewilligung des Reichstages nicht erklären konnte. Vergebens wollte Guſtav ſich auf frühere Feindſeligkeiten von Ruſſiſcher Seite berufen, vergebens focht ſein Bruder Karl die große Schlacht bey Hoogland gegen Greigh mit ziemlich gleichem Glücke; ſelbſt die Beredſamkeit des Königs vermochte nichts in dieſem entſcheidenden Zeitpunkte, und er ſah ſich genöthigt, mit Unwillen nach Stockholm zurückzugehen.

Mittlerweile brachen die Dänen bey Quſtröm ein, und Gothenburg, ja Stockholm ſelbſt, wären leicht in ihre Hände gefallen, wenn England und Preußen nicht ein Machtwort geſprochen hätten, das plötzlich alle Nerven des Däniſchen Cabinets und Kriegesraths lähmte, und einen Waffenſtillſtand, bald aber auch eine genaue Beobachtung der ſtrengſten Neutralität von Seiten Dännemarks, bewirkte. Guſtav, der in ſeinem Reich umhergeirrt war und allen Gefahren Troß geboten hatte, wagte jetzt, von Bauern und Bürgern unterſtützt, den kühnen Schritt zum unumſchränkten Deſpotismus. Gereitzt durch die Treuloſigkeit ſeiner Officiere, die zu Anjala in Finnland unter ſich einen Bund geſchloſſen und ohne Hehl die Kaiſerin zur Vertheidigung der Schwediſchen Freyheit aufgefordert hatten; gereizt durch den ſtolzen, unzeitigen Widerſtand des Adels auf dem Reichstage von 1789: entwarf er ſeine neue Vereinigungs- und Sicherheits Acte, die er von allen Ständen unterzeichnen und beſchwören ließ, und der auch der Adelſtand, nach der Einziehung ſeiner Häupter in gefängliche Haft, ſich fügen mußte. Dieſe neue Revolution gab dem Könige die von ihm ſo oft verabſcheuete und abgeſchworene Alleingewalt in die Hände; ſie befreyte ihn zugleich von der Verantwortlichkeit für die im Kriege contrahirten Schulden, und verſchaffte ihm Mittel, ſeine Operationen gegen Rußland mit Nachdruck fortzuſetzen.

Zwey Feldzüge, worin von beyden Seiten, jedoch vorzüglich unter Guſtavs und ſeines Bruders Anführung, viele große Beyſpiele von Heldenmuth und Heldentugend den Wetteifer der Streitenden entzündet; zwey Feldzüge, in deren Verlauf der König manchen Glückswechſel erfahren und zugleich den ganzen Reichthum ſeines Geiſtes gezeigt hatte, brachten dennoch kein Ereigniß hervor, das den Frieden unbedingt erzwungen hätte. Allein Guſtav, von England getäuſcht und verlaſſen, und mit der Kaiſerin zugleich vom

Gange der Unterhandlungen zu Reichenbach unterrichtet, wählte den glücklich dargebotenen Augenblick, um die ſtets und überall Einfluß heiſchende Politik großer Höfe durch einen Frieden ohne ihre Zuziehung zu überraſchen. **Katharina** wußte den Werth eines Alliirten zu ſchätzen, der in ſich ſelbſt ſo große Reſſourcen und ſolche Geiſtesſtärke beſaß; bald verwandelte ſich daher der Friede von Werelä in eine Defenſivallianz und eine Bewilligung anſehnlicher Subſidien von Rußland an Schweden.

Von dieſer Sorge befreyet, eilte der nordiſche Held auf einen Schauplatz, wo ſich ſeinem kriegeriſchen Rittergeiſt eine neue Bahn des Ruhmes zu eröffnen ſchien. Die von fern her vorbereitete Entführung **Ludwigs des Sechzehnten** aus ſeiner Reſidenz nach einer ſichern Gränzſtadt oder vielleicht über die Gränzen ſeines Reiches, ſollte den Angelegenheiten jenes großen, durch den Umſturz ſeiner Regierung erſchütterten Staates eine neue Wendung geben. Europens Mächte wären zuſammengetreten, um den geflüchteten Monarchen wieder in Triumph einzuführen, und die Macht derer, die durch ihn regierten, wieder herzuſtellen; Aachen wäre der Verſammlungsort eines Congreſſes geworden, wo die Amphiktyonen eines Welttheils das Schickſal eines Königreiches entſchieden hätten. Allein vergebens harrte ſchon Guſtav zu Aachen der großen Nachricht entgegen. Die Flucht ward nicht verhindert, wohl aber berechnet, und ihr im voraus ein Ziel geſteckt. Bouillé's Pläne mußten ſcheitern, und das Schickſal verſagte dem Könige von Schweden ſeinen Wunſch, in dem Augenblicke, da er **Ludwigs** Verhaftung zu Varennes erfuhr, an der Spitze eines kleinen Haufens zu ſeiner Befreyung hineilen zu können.

Ludwig überhob ſeine bisherigen Vertheidiger der Mühe, für ihn zu ſtreiten, indem er die von der Nationalverſammlung entworfene Conſtitution beſchwor; allein ſeine Brüder hatten jetzt ein von dem ſeinigen abgeſondertes Intereſſe: ſie vereinigten ſich mit dem zur Gleichheit verurtheilten Franzöſiſchen Adel, und Guſtav ward der eifrige Beſchützer ihrer Sache. Es kommt hier nicht auf die Entſcheidung an, auf welcher Seite Recht oder Unrecht geweſen; genug, daß der König von Schweden einen Geſichtspunkt fand, aus welchem ihn die Wiedereinſetzung ſeiner Jugendfreunde, der Franzöſiſchen Prinzen, in ihren gewohnten Wirkungskreis, wichtiger dünkte, als die Befreyung einer großen und geſitteten Nation von ihren Sklavenketten. Guſtav ſelbſt hatte ſich zum Despoten emporgeſchwungen und konnte glauben, das Glück ſeiner Völker befördert zu haben; indem er allen Unterſchied der Klaſſen, worin ſie ſich theilten, in Beziehung auf ihn ſelbſt verſchwinden ließ. Unter einem Alleinherrſcher, der Kraft und Fähigkeit beſitzt, dem großen Umfange ſeiner Pflichten ein Genüge zu leiſten, können die Menſchen, wie unter der weiſen Führung eines ernſten, aber zugleich gütigen und ſorgſamen Vaters, den erhabenen Zweck ihres Daſeyns, ſittliche Vervollkommnung, und die Mittel zur Erlangung deſſelben, Wohlſtand und Denkfreyheit, unter gewiſſen Vorausſetzungen allerdings erreichen. Wären alle Despoten feſte, weiſe, tugendhafte Menſchen, die wirklich ſelbſt regierten, ſo wäre die Einheit des herrſchenden Willens, verbunden mit der Gleichheit der Rechte aller Untergebenen, das aufgelöſete Problem der Volksglückſeligkeit; weil aber die Erfahrung lehrt, daß es für Einen großen Alleinherrſcher wenigſtens funfzig ſchwache oder ſchlechte giebt, unter deren erborgten Namen die Tyranney der Privilegirten eintritt, welche mit der ſittlichen Vervollkommnung ſchlechterdings unverträglich iſt: ſo behält die freye republikaniſche Verfaſſung bey allen Stürmen, denen ſie ausgeſetzt iſt, in Abſicht auf die Bildung des Menſchengeſchlechtes zu ſeiner höheren Beſtimmung einen entſchiedenen Vorzug. Wenn indeß der König von Schweden ſich mit der ſüßen Ueberzeugung wiegte, der Vater ſeines Volkes zu ſeyn; ſo bedurfte es nur einen Zug von Herzensgüte, oder eine zu milde Beurtheilung der Menſchen, die nur in Abſicht des Ranges verwandt mit ihm waren, um ihn zu dem falſchen Schluſſe zu verleiten, daß Frankreichs Glück an der Wiederherſtellung des alten Syſtems hange. Wollte man ihm vorwerfen, daß ein Fürſt, der in Schweden die ariſtokratiſche Tyranney vernichtete, ſie, ohne mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu ſtehen, in Frankreich nicht einführen konnte; ſo ließe ſich vielleicht eine ganz andere Enträthſelung ſeiner Politik gedenken. Wie? wenn die ganz einfache Abſicht, dem ohnedies ſo mächtigen Frankreich

den

den es bald von einer freyen Verfaſſung erhalten würde, ein hinreichender Beweggrund geweſen wäre, ihm ſeine feudaliſchen Feſſeln wieder anzulegen? Dieſe Politik wäre dann freylich nicht auf allgemeines Menſchenglück berechnet geweſen; aber wird man uns auch eine aufweiſen können, die ſchon auf dieſen Zweck hin gearbeitet hätte?

Seines großen Vorhabens voll, kehrte Guſtav in ſeine Staaten zurück, und berief im Januar 1792 einen Reichstag zuſammen, den er wegen gewiſſer Bewegungen im Volk und unter dem Adel in die kleine Stadt Gefle verlegte. Die durch den Krieg erſchöpften Finanzen des Reiches, die unausbleibliche Vermehrung der Staatsſchulden, auf den Fall, daß der König an den Franzöſiſchen Angelegenheiten Theil nähme, und der daraus entſtehende gewaltſame Druck eines armen, bereits aufs äußerſte belaſteten Volkes, hatten die Hoffnungen der Ariſtokratie von neuem belebt und einem Plane das Daſeyn gegeben, wodurch der Adel abermals die Macht des Königs in die engſten Schranken zu verweiſen gedachte. Diesmal gelang es ihm, den Bürgerſtand, der alle verderblichen Folgen des

Krieges und der verſchwendeten Staatskräfte fühlte, in ſein Intereſſe zu ziehen; und um dem Verdachte des Eigennutzes zu entgehen, zeigte er ſich bereitwillig, einigen ſeiner Vorrechte zu entſagen und eine Verfaſſung anzunehmen, welche auf den billigeren, durch Rouſſeau ſo einleuchtend dargelegten Grundſätzen des geſellſchaftlichen Vertrages ruhen ſollte.

Der Reichstag fand die Wunden des Schwediſchen Staatskörpers tiefer, als die Uebertreibung ſie vorgeſtellt hatte; vier und dreyßig Millionen Thaler, Silbergeld, an Schulden, waren bereits aufgehäuft, und der König verlangte noch Kredit zu einer Anleihe von zehn Millionen. Man verſtand ſich zur Tilgung der erſteren, weigerte ſich aber in Anſehung des zweyten Punktes, den der König, des Gewichtes ungeachtet, welches ihm einige treue Regimenter gaben, dennoch nicht mit Gewalt durchzuſetzen wagte. Das Vorhaben, eine neue Revolution zu bewirken, war indeſſen jetzt von ſeiner Ausführung weiter als jemals entfernt, und der ariſtokratiſchen Parthey blieb wenig Hoffnung übrig, ſich wieder emporzuſchwingen, ſo lange **Guſtav der Dritte** das Scepter führte.

Die leidenſchaftliche Erbitterung gegen den König, das Mißvergnügen über ſeinen Ehrgeitz und ſeine Ruhmſucht, die ſogar keiner Rückſicht auf das Elend ſeines Königreiches mehr fähig ſchienen, die Staatsnothwendigkeit ſelbſt, ein friedfertiges Syſtem zu befolgen, bey welchem ſich Schweden wieder von ſeiner tödtlichen Erſchöpfung erholen könnte — dies alles traf mit den Privatabſichten einzelner Perſonen ſo wunderbar zuſammen, daß eine Verſchwörung von weitem Umfang und von mächtigem Rückhalte gegen das Leben des Königs, gleichſam unvermeidlich war. Es fand ſich noch überdies, wie ein dazu beſonders gebildetes Werkzeug, ein fanatiſcher, melancholiſcher, halb verrückter Menſch, ein Herr von Ankarſtröm, den man leicht überredete, ſeine Privatrache an dem Könige zu nehmen und zugleich den Staat von einem Tyrannen zu befreyen. Guſtav der Dritte fiel von der Hand dieſes Elenden am 16ten März 1792, und die Verſchwornen hatten entweder ihre Maßregeln ſo gut genommen, oder das Geheimniß ihres Bundes barg eine ſolche Quelle der Sicherheit in ſeinem Schooße, daß der

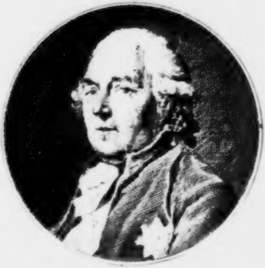
Thäter das alleinige Opfer dieſes Verbrechens ward.

Die Ariſtokratie hatte ſich jetzt in Schweden nicht zum erſtenmal eines ſo verzweifelten Mittels gegen den Ehrgeitz ihrer Könige bedient; ſchon Karl der Zwölfte ward auf dieſe Art in der Mitte ſeiner Laufbahn hinuntergeſtürzt, als er, mit Peter dem Ruſſen verbunden, im Begriffe ſtand, Europa Geſetze zu geben; und ſelbſt von Guſtav Adolph bleibt es ungewiß, ob nicht auch er durch Schwediſchen Meuchelmord fiel. Zu allen Zeiten und in allen Königreichen und Staaten der Erde haben ſich die privilegirten Stände dieſes heimliche Fehmgericht über die Fürſten angemaßt; der Adel, die Prieſterſchaft, oder auch Fürſten ſelbſt haben die Mörder angeſtiftet, die nicht etwa nur in Aſien, ſondern in Italien, in Portugal, Spanien, Frankreich, England, Schweden — und wo nicht noch? — die unverletzbare Perſon der Könige antaſten mußten. So lange die Geſchichte Begebenheiten aufzeichnet, nur ein einzigesmal, und zwar im Angeſicht der ganzen Welt, nach öffentlich gehaltenem Gerichte, vollzog das frey gewordene Volk der Britten das Todesurtheil an Karln dem Erſten; und im jetzt laufenden Jahrhundert allein verſuchten heimlich verſchworene Prieſter und Edle nicht weniger als ſiebenmal den Königsmord!

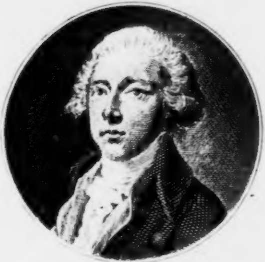
Guſtav der Dritte, der mit ſeinen Schwächen und ſeinen Leidenſchaften des Verſtandes gleichwohl die Anlage zum Helden und zum ungewöhnlichen Menſchen verband, wird in der Geſchichte um ſo viel vortheilhafter erſcheinen, wenn man erwägt, wie ſtiefmütterlich die Natur ihn behandelte. Sein Kopf war verſchoben, ſo daß die beyden Hälften ſeines Geſichtes ſich unähnlich ſahen; und an verſchiedenen Theilen des Körpers mußte er Polſter tragen, um den mißgeſtalteten Wuchs deſſelben zu verlarven. Dieſer natürlichen Schwäche, und der jugendlichen Ausſchweifungen ungeachtet, die ihn zur Weichlichkeit einzuladen ſchienen, ging niemand herzhafter dem Ungemach und den härteſten Prüfungen des Kriegesdienſtes entgegen. Wenn man ihm das Bewußtſeyn ſeiner Geiſtesvorzüge, das bis zu einem hohen Grade von Eitelkeit ausarten konnte, zum Vorwurfe macht, ſo wäre es ungerecht, ihm dagegen, außer ſeinen Feldherrn- und Regententugenden, nicht das wirkliche

Verdienſt der Liebenswürdigkeit im Umgange zuzugeſtehen, die von einer ſorgfältigen Bildung und einer gutgewählten Beleſenheit, bey ſolchen Anlagen, unzertrennlich iſt. Sein minderjähriger Nachfolger wird es einſt deſto ſchwerer finden, gegen den bekannten Namen ſeines Vaters, ſeine perſönlichen Verdienſte geltend zu machen.

I.



II.



I. FRIEDR. EWALD Graf v. HERZBERG
II. WILLIAM PITT.

VI.

Friedrich Ewald Graf von Herzberg, und William Pitt.

1.

Fr. E. Graf von Herzberg.

In unſern Tagen iſt eine kleine Monarchie, die auf mehr als drittehalbtauſend Quadratmeilen kaum ſechs Millionen Einwohner nährt, durch innere Conſiſtenz, Mobilität und zweckmäßige Anwendung ihrer Kräfte dergeſtalt emporgeſtiegen, daß ſie mit den erſten Mächten in Europa, mit Oeſtreich, Rußland, England und Frankreich, in gleichem Range ſteht und auf der Wage, welche ſie gegen einander ſchwebend erhält, ſich mit jeder von ihnen meſſen darf. England, die ſchwächſte von dieſen Mächten, wenn man auf Volksmenge ſieht, hat doch in Europa weit über die gedoppelte Anzahl von Einwohnern, nämlich dreyzehn bis vierzehn Millionen, und beherrſcht in Aſien durch ſeine Oſtindiſche Compagnie mehr als noch einmal dieſe Menge Unterthanen; Oeſtreich, Rußland und Frankreich enthalten jedes zwiſchen zwanzig und ſechs und zwanzig Millionen Menſchen.

Wenn man ein wenig näher unterſucht, durch welche beſondere Vereinigung von Umſtänden eine ſo merkwürdige Erſcheinung ſich in unſerm Jahrhundert ereignen konnte, ſo wird man bald gewahr, daß nur ein feſtes Beharren bey einerley erprobten Grundſätzen einer weiſen Staatskunſt dieſe in ihrer Art einzige und in den Jahrbüchern der Geſchichte beyſpielloſe Wirkung hervorzubringen vermochte. Bey einem völlig ſchuldenfreyen Staate, bey Schätzen, die man nirgends in dem Maße zu häufen verſtand, bey einer haushälteriſchen Adminiſtration, welche nicht nur dieſen großen Zweck erfüllte, ſondern auch die Mittel zur Unterhaltung eines in Europa — und folglich auf der ganzen runden Erde — nicht zu übertreffenden Kriegesheeres von mehr als zweymal hunderttauſend Mann, mit Bequemlichkeit abwerfen konnte; war Mäßigung die unverrückte Grundregel, nach welcher das Preußiſche Cabinet — denn wer zweifelt, daß von dieſem die Rede ſey? — beſtändig in die Schickſale von Europa wirkte: Mäßigung, die zwar der Ruhmſucht, dem Ehrgeiz und allen raubgierigen Neigungen der Menſchen ſtets zu langſam zu Werke zu gehen und zu wenig auszurichten ſcheint, die aber in dieſem Falle noch immer auf die weſentliche Vergrößerung Preußens ſicher hingearbeitet hat, und am Ende dem Monarchen die ſchiedsrichterliche Gewalt über das politiſche Gleichgewicht der Staaten deſto unabänderlicher übertragen kann, je mehr Zutrauen ſeine heilige Achtung für das Wohl und Glück aller ſeiner Nachbarn ihm erwerben muß. Dieſe weiſe Mäßigung, verbunden mit einem wachſamen Blick auf die jedesmalige Lage der öffentlichen Angelegenheiten von Europa, und mit einer weit in die Zukunft ſchauenden Aufſparung der Staatskräfte, welche nie in Bewegung geſetzt werden müſſen, bis man ſicher hoffen darf, das vorgeſteckte Ziel damit zu erreichen, läßt ein jedes gewaltſame Eroberungs-Syſtem weit hinter ſich zurück, und ſpottet jener übereilten Ueberſpannungen, welche zwar für den Augenblick glänzende Vortheile verſprechen, aber auch faſt allemal eine gefährliche Entkräftung nach ſich ziehen, weil die Anwendung bewährter Erholungsmittes nicht zu allen Zeiten möglich iſt, und nicht einem jeden glücken will.

Die üblen Folgen einer entgegengeſetzten Staatsverwaltung brauchen wir nicht in der Ferne zu ſuchen; ſie ſind ſichtbar genug in dem Mißverhältniſſe der Kräfte Frankreichs, Oeſtreichs und Rußlands zu ihrer Bevölkerung. Ich nenne hier England nicht, weil deſſen Staatskredit durch ſeine unermeßliche Schiffahrt und ſeinen Handel aufrecht erhalten wird, ob es gleich mit Frankreich einerley Schuldenlaſt, nämlich eine Maſſe von funfzehnhundert Millionen ſchwerer Thaler, zu tragen hat. Die Oeſtreichiſchen und Ruſſiſchen Staatsſchulden können der Summe nach kleiner ſcheinen, wiewohl ſie im Verhältniſſe der geringeren Induſtrie und der mangelnden Reſſourcen im Grunde wohl eben ſo drückend ſind. Wo das Getriebe der großen Staatsmaſchine ſo aufs äußerſte geſpannt iſt, da verwandelt ſich ein jedes Unternehmen von einiger politiſchen Wichtigkeit in ein gewagtes Spiel, wobey man ſeinen Reſt auf die Karte ſetzt. Wohl dem vorſichtigen, ſorgſamen und nüchternen Hausvater, der dem Zufalle nichts geſtattet, und auch nichts von ihm zurück erwartet; ſondern mit Weisheit, Genügſamkeit und Beſcheidenheit ſeine Plane nach ſeinen wahren Kräften abmißt! — —

Wie feſt und dauerhaft auch der Grund zu Preußens Größe von dem großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm und von dem Könige Friedrich Wilhelm dem Erſten gelegt ſeyn mochte, ſo war es doch nur das Gewölbe, auf welchem ihre beyden Nachfolger einen ſo herrlichen Bau vollführten. Der Zeitpunkt dieſer Vollendung fällt in die letzten Regierungsjahre Friedrichs des Zweyten, und unter dem jetztregierenden Monarchen dauerte ſie fort — das Reſultat einer glücklichen Uebereinſtimmung der Maßregeln dieſer Regenten mit den Grundſätzen eines tief blickenden und die Verhältniſſe Europens ganz umfaſſenden Miniſters. In der That könnte man die lange politiſche Laufbahn des Grafen von Herzberg einen wohlgerathenen praktiſchen Verſuch nennen, aus einem kleinen Reich ein ſehr mächtiges zu bilden. In drey und vierzig thatenvollen Jahren hat Er allein mehr Cabinetsgeſchäfte beſtritten, mehr Staatsſchriften aller Art ſelbſt verfaßt, mehr Friedens- und Allianz-Traktaten entworfen, ausgefertigt und unterzeichnet, als alle gleichzeitige Miniſter in Europa, ohne ſich deshalb den inneren Angelegenheiten der Preußiſchen Monarchie gänzlich zu entziehen, oder der Pflege der Wiſſenſchaften zu entſagen. Von dem Jahre 1745 an arbeitete der Graf von Herzberg im Departement der auswärtigen Affairen, und bereits im Jahre 1756 verfertigte er die Staatsſchriften, welche die Bewegungsgründe des Königs von Preußen zur Eröffnung des Feldzuges, womit der ſiebenjährige Krieg anhob, und insbeſondere die authentiſchen Beweiſe eines gegen den König geſchloſſenen Bündniſſes enthielten.

Die Epoche ſeiner nützlicheren und kräftigeren Einwirkung in das Schickſal von Europa nahm aber erſt im Jahre 1762 ihren Anfang durch die beyden Preußiſchen Friedenstraktaten mit Rußland und mit Schweden. Der im folgenden Jahre geſchloſſene große Hubertsburger Friede legte hierauf den Grund zu jener inneren Conſiſtenz und Stärke, wodurch ein Monarch von Friedrichs Geiſtesgröße der anerkannte Europäiſche Friedenserhalter und der Wohlthäter unſeres ſo lange verheerten Vaterlandes ward. Der Graf von

Herzberg, der dieſe wichtigen Traktaten ohne Zuziehung eines andern Miniſters, als Staatsſekretair des großen Königs, entworfen und vollzogen hatte, konnte von nun an ſeinem feſten und auf das in Europa überhaupt, beſonders aber in Deutſchland, zu beobachtende Gleichgewicht gegründeten politiſchen Syſtem bey der Abfaſſung der folgenden großen Bündniſſe getreu bleiben, und vollendete, dieſen Grundſätzen gemäß, den Theilungstractat von Pohlen, den Ceſſionstractat von Weſtpreußen, den Frieden von Teſchen, den Deutſchen Fürſtenbund, und zuletzt, im Jahre 1790, den Reichenbacher Frieden, einer Menge kleinerer Tractaten und Allianzen nicht zu erwähnen, welche insgeſammt aus ſeiner Feder gefloſſen ſind.

Schon dieſe Angaben reichen hin, um die Ueberzeugung zu gewähren, daß die Lebensgeſchichte dieſes großen Staatsmannes ſchreiben, beynahe ſo viel hieße, als die politiſche Geſchichte von Europa ſeit dem Hubertsburger Frieden entwickeln. Was Sully ſeinem Heinrich dem Vierten war, hätten wir ohne ſeine eigenen ſo treuherzig geſchriebenen Memoiren in ſeinem ganzen Umfange nie erfahren. Eben ſo kann nur ein Herzberg ſelbſt erzählen, wie viel Er ſeinem Friedrich war; und bis Er ſein Verſprechen löſet und die Geſchichte dieſes unvergeßlichen Königs in einem nur von ihm zu erwartenden Zuſammenhange liefert, dürfte alles, was ſeine Biographen von ihm ſchreiben könnten, nur unvollkommener Verſuch bleiben. Uns indeſſen wird es erlaubt ſeyn, hier bey ſeinem Bildniſſe an das Jahr 1790 zu denken, in welchem der Graf von Herzberg den Reichenbacher Vertrag zu Stande brachte, worauf er ſich bald von einem unmittelbaren Antheil an den auswärtigen Angelegenheiten entfernte, und die dankbaren Segenswünſche aller patriotiſch geſinnten Preußen, vom König an gerechnet, mit ſich nahm. Erwägt man in Ernſt den Umfang ſeiner dem Staate geleiſteten Dienſte, ſo muß man über den Einfluß dieſes Einen Mannes auf die Schickſale von ganz Europa erſtaunen. Andere Grundſätze der Politik hätten dem Preußiſchen Cabinet einen ganz verſchiedenen Weg vorgezeichnet, der in entſcheidenden Augenblicken die Verhältniſſe aller Reiche gänzlich hätte ändern können. Zwar ſollte man denken, die großen weſentlichen Punkte ſeines Syſtems wären ſolche von ſelbſt einleuchtende Axiome, daß niemand, ohne mit unheilbarer Blindheit geſchlagen zu ſeyn, davon abgehen könnte; allein in der Politik, wie in der Sittenlehre, iſt es die Uebung allein, die das theoretiſche Schema in empfundene Wahrheit verwandelt und mit uns ſelbſt identiſicirt. Wo dieſe Uebung fehlt, kann oft die Nothwendigkeit des Augenblicks und der Umſtände die Theorie vergeſſen machen, die des erfahrnen Staatsmannes Polarſtern bleibt.

In einem Staate, wie der Preußiſche, deſſen Seele nicht nur Ordnung, ſondern insbeſondere die feſte Anhänglichkeit an das ſeit einem Jahrhundert und länger ſchon gelegte Syſtem einer regelmäßigen Fortſchreitung in Macht und Größe bleiben muß, werden indeß jene Hauptpunkte, bis zum gänzlichen Umſturze des jetzigen Gleichgewichtes, von allen künftigen Miniſtern zum Grunde gelegt werden müſſen. Ein Preußiſches Cabinet, welches anfangen wollte, die Finanzen in Verwirrung zu bringen, den Schatz auszuleeren, und die Armee einem großen Eroberungsplane zu opfern, würde, wenn es auch ſonſt keinen unmittelbaren Nachtheil von dieſen Maßregeln empfände, wenigſtens das abſolute Gewicht, welches Preußen ſeit zwanzig Jahren in Deutſchland, ja im ganzen Europa, behauptet hat, vermindern, und dadurch offenbar die ironiſche „**Vorſchrift, wie man aus einem großen Reiche ein kleines machen könne,**" welche der verehrungswürdige Franklin im Jahre 1774 ſchrieb, in Ernſt zu befolgen ſcheinen.

2.

William Pitt.

Wenn man neben einem grauen Staatsmann einen ſo jugendlichen aufſtellt, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß es der Unähnlichkeit wegen geſchieht. Franklin ſagte einſt ſcherzend: „Frankreich kann gute Miniſter haben, England aber nicht; denn dort iſt man des öffentlichen Sprechens überhoben; hier hingegen muß man die Charlatanerie der Beredſamkeit verſtehen; und der wahrhaft große Mann iſt ſicherlich kein Schwätzer." Wenn der edle, ſanfte Weiſe noch lebte, welch eine

Verän

Veränderung in Frankreich würde er nicht bemerken! Welch ein Heer von haranguirenden Miniſtern, von Calonne und Necker an, bis auf jedes namenloſe Ephemeron des Sommers 1792! Es wäre ſehr zu befürchten, daß er von dieſen ſagen würde, was er von den Engliſchen zu ſagen pflegte: je n'écoute jamais que ceux qui ne parlent pas.

So lange man indeſſen, wie in England, ſich ins Cabinet hineinreden kann, wird der Ehrgeiz dieſen Weg zu Würden und Anſehen zu gelangen, nicht unverſucht laſſen. **William Pitt** hatte kaum als ein Jüngling von vier und zwanzig Jahren zum erſtenmal ſeine Erſcheinung im Unterhauſe gemacht, und vermittelſt einer guten Dialektik gezeigt, daß er ſeine Gegner in die Enge zu treiben wiſſe, ſo rief man ihn ſchon ans Ruder des Brittiſchen Staates. Der gegen ihn verbündeten, mächtigen Coalition zwiſchen den Partheyen von North und Fox mißglückte es, ihn von ſeinem Poſten zu vertreiben. Die Nation, die ihm noch keinen Fehler vorzuwerfen wußte, und deutlich einſah, daß das Unterhaus ſich zu einer bloßen Intrigue mißbrauchen ließ, unterſtützte den jungen Miniſter, der den trotzigen Muth hatte, lieber das Parlament auseinander gehen zu laſſen, als ſeinen Gegnach zu weichen. Die neugewählten Gemeinen ſtimmten mit einer ſo entſchiedenen Mehrheit für ihn, daß die Oppoſition ſeitdem faſt alle Hoffnung ihm auf dieſe Art beyzukommen, aufgegeben hat.

Die Gemüthskrankheit des Königs, die eine Regentſchaft nothwendig machte, gab dem Miniſter eine günſtige Gelegenheit, ſeine vorige Widerſetzlichkeit gegen das Parlament wieder gut zu machen, indem er den Satz behauptete und durchſetzte, daß die Nation den Regenten wählt, und keinesweges das Erbrecht des Prinzen von Wales auf die Thronfolge für dieſen Fall gelten läßt. Da indeſſen der Prinz ſich dieſe Einſchränkung hatte gefallen laſſen, und der erſte Act ſeiner Autorität unfehlbar Pitts Entlaſſung geweſen wäre; ſo mußte der König noch zu rechter Zeit geneſen, um ſeinen Miniſter zu retten.

Solchergeſtalt hatte das Glück für William Pitt ſehr viel gethan. Auch war es ſchon Glück, daß er zur Whigparthey gehörte, die bey dem Volk ein ſolches Zutrauen beſitzt, daß ein Miniſter von dieſer Parthey zuweilen Maßregeln durchſetzen kann, die einem Tory beynahe den Kopf koſten dürften. Glück war es ferner, daß der große Name ſeines Vaters ſeine Jugend wie mit einer Aegide beſchirmte; daß er der Nachfolger eines durch Unglücksfälle und despotiſche Grundſätze verhaßt gewordenen Miniſteriums ward, und daß die erwünſchten Folgen der Amerikaniſchen Unabhängigkeit ihm zu gute kamen, dahingegen die Sünde, Amerika verloren zu haben, ganz auf dem Schotten Bute und ſeinen Tory-Mitſchuldigen haftete. Glück endlich wird man es nennen müſſen, daß Frankreichs politiſche Ohnmacht und die Unterjochung der Holländer dem Brittiſchen Seehandel ſo vortheilhaft geworden ſind; daß Englands Macht in Indien jetzt ohne Nebenbuhler herrſcht und Königreiche zertritt; daß Spanien ſich beugen muß vor Britanniens ſiegreicher Flagge, und daß die Mächte Europens von Stambul und Petersburg bis nach Paris und Turin in unabſehliche Streitigkeiten verwickelt wurden, indeß die Engliſchen Kauffahrer alle Meere ſtolz durchſchiffen und den Reichthum aller Welttheile nach ihrer üppigen Inſel zuſammen führen konnten.

Friede mit aller Welt war unter ſolchen Umſtänden ſo unverkennbar die Grundlage der Engliſchen Politik, daß jede Abweichung von dieſem Syſtem einem groben Verſtoße ähnlich ſehen mußte. Spaniens Unvermögen, ſich eines ſo mächtigen Widerſachers zu erwehren, rechtfertigte zwar die Brittiſchen Zurüſtungen des Jahres 1790 zum Kriege;

allein dagegen offenbarte ſich deutlich der Unwille der Nation über einen Krieg mit Rußland, der England keinen Vortheil bringen konnte, ſondern lediglich das Intereſſe des feſten Landes betraf. Die Unvorſichtigkeit, womit man Rußland und die Türken entzweyte, mußte allerdings dieſe Folge nach ſich ziehen, ſobald die Pforte den verbündeten Kaiſerhöfen unterlag; allein ſie mußte auch ein ſolches Ende nehmen, und alle nachtheiligen Eindrücke, welche aus leeren Drohungen entſpringen, auf ihren Urheber zurückwerfen.

Das Verdienſt, zur Wiederherſtellung des Engliſchen Staatscredits mitgewirkt zu haben, ſo leicht es auch die Begünſtigungen des Schickſals gemacht haben konnten, bleibt dennoch dem Miniſter Pitt unbenommen; — und vielleicht bedurfte die Adminiſtration ſowohl der Finanzen, als der öffentlichen Angelegenheiten, in England im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht ſowohl eines Mannes von Genie und von großen Geiſteskräften, als eines mittelmäßigen, kalten, hartnäckigen Kopfes, der ſich mit anhaltendem unermüdetem Fleiße den kleinſten Gegenſtänden ſeines Rechnungsweſens widmen, in ſeinem ökonomiſchpolitiſchen Plan unverrückt fortſchreiten, und allen Neuerungen, die ihn etwa ſtören möchten, den unbiegſamſten Widerſtand leiſten konnte.

II.

Revolutionen und Gegenrevolutionen

im Jahre 1790.

Innerhalb einiger Jahre haben ſich in mehreren Europäiſchen Staaten merkwürdige Gährungen ereignet, die mit dem Verſuche vergeſellſchaftet waren, der Verfaſſung eine neue Geſtalt zu geben, oder ſie zu ihrer frühern Form zurückzuführen. So wahrſcheinlich es iſt, daß die entferntere Veranlaſſung zu dieſen Auftritten ſich überall ähnlich ſehen konnte, ſo gewagt ſcheint uns doch der Einfall gewiſſer Politiker, ſie alle mit einander einer gemeinſchaftlichen Urſache zuzuſchreiben, und, mit einem von den Aerzten entlehnten Ausdrucke, einen anſteckenden Gährungsſtoff oder ein ſo genanntes Revolutions-Miasma anzunehmen, das gerade um dieſe Zeit in der Luft geſchwebt und die ſchwachköpfigen Nationen ſchwindlicht gemacht hätte. Erfahrne Männer in der Heilkunde, denen es zu rechter Zeit nie an Demuth zu einem freymüthigen Geſtändniß ihrer Unwiſſenheit gebricht, nehmen nur äußerſt ſelten ihre Zuflucht zu dieſer qualitas occulta, um das Entſtehen neuer Seuchen zu erklären; und ſo lange man in der moraliſchen Pathologie die Verirrungen der Menſchheit noch auf eine andere Art bis an ihre Quelle verfolgen kann, ſcheint es uns rathſam, dieſe Beſcheidenheit nachzuahmen. Allerdings giebt es vielerley Stoffe in der Natur, deren Wirkung auf die Vernunft nicht geläugnet werden kann; und wem iſt nicht bekannt, wie der Tollapfel, der Hundsbiß, der Wein, der Mohnſaft die edelſten Kräfte unſeres Weſens zerrütten? Vielleicht ſind tauſend Arten, wie Wahnſinn und Raſerey entſtehen können, noch unentdeckt; hat man doch erſt kürzlich dem Waſſer von Cheltenham den Ausbruch jenes bedauernswerthen Zuſtandes Schuld geben wollen, der an einem gekrönten Haupte ſo ſelten bemerkt zu werden pflegt! Allein von dem, was einigen Unglücklichen widerfahren konnte, gilt kein Schluß auf eine allgemeine Anſteckung ganzer Völker und Welttheile.

Erklärte man aber auch jenes Miasma bloß allegoriſch, von gewiſſen transatlantiſchen

Meynungen, die Europa mit einem Geiſte der Neuerung angeſteckt hätten; ſo hätte man doch billig erſt erweiſen ſollen, daß die Gemüther der Menſchen auf dieſelbe Art für Meynungen empfänglich ſind, wie ihre äußeren Organe für das Gift der Epidemieen. Erfahrung und Geſchichte lehren — wenn es erlaubt iſt, in dieſer Allegorie fortzufahren, — daß in der moraliſchen Welt die erſte Anſteckung mehrentheils vor einer entgegengeſetzten bewahrt. Die Geſinnungen, die der Menſch durch Erziehung und Gewöhnung erhält, bemächtigen ſich ſeiner ſo gänzlich, daß ſie allen andern den Zugang verſperren. Ganz beſonders iſt dies mit politiſchen Meynungen der Fall; die Hartnäckigkeit, womit die Menſchen an ihren Verfaſſungen, Geſetzbüchern und Gerichtsformen, kurz an allen herkömmlichen Einrichtungen im Staate haften, läßt ſich nur mit der ſo genannten Kraft der Trägheit vergleichen. Ihre Ruhe und ihre Bewegung in einer gegebenen Richtung können nur durch Kräfte geſtört werden, welche jener allgemeinen Tendenz der Naturweſen, in ihrem jedesmaligen Zuſtande zu beharren, wirklich überlegen ſind. Ohne vorhergegangene gewaltſame Erſchütterung alſo, nehmen die Menſchen keine neue Meynung an, und es folgt mithin offenbar, daß jener angeblichen Anſteckung mit Amerikaniſchen Freyheitsgedanken ein leidender Zuſtand vorhergegangen ſeyn müſſe, wodurch ſie erſt möglich ward.

Erwägt man nun ferner, daß die Revolutionen, die unſern Welttheil bedrohten oder wirklich darin ausbrachen, in weit von einander entlegenen Ländern entſtanden, deren Einwohner an Bildung, Temperament und Charakter himmelweit verſchieden ſind: ſo läßt ſich ſchon im voraus mit ziemlicher Gewißheit behaupten, daß beſondere Localurſachen die jedesmaligen Bewegungen in Holland und Brabant, in Ungarn, Polen und Schweden, in Lüttich und Frankreich, zunächſt veranlaßt haben müſſen. Auch gleichen ſich dieſe Revolutionen ſo wenig in Abſicht ihres Zweckes und ihrer Mittel, als der daraus entſtandenen Folgen. In Polen, zum Beyſpiel, waren es die unerträglichen Uebel der Anarchie und die dadurch bewirkte Abhängigkeit von mächtigen Nachbaren, die alle Gemüther zur Gründung einer gemäßigten monarchiſchen Regierungsform ſtimmten. In Frankreich hingegen ſahen wir den ſcheußlichen Umſturz einer, in allen ihren Theilen aufgelöſeten, in politiſche Fäulniß übergegangenen Deſpotie, und deren nothwendige Rückkehr in das anarchiſche Chaos. In Holland kämpfte die Ariſtokratie der Städte mit der Oligarchie der Höflinge und Ritter. In Brabant und in Ungarn ſträubten ſich der Uebermuth mächtiger Vaſallen und die Herrſchſucht fanatiſcher Prieſter gegen die wohlthätige Willkühr des Oberherrn. In Schweden weckte der kindiſche Gebrauch einer mit größerm Glück als Verſtand erhaſchten Alleingewalt die Hoffnungen der von ihrem Sturz nur betäubten ſenatoriſchen Parthey. In Lüttich verſuchte ein gemißhandeltes Volk zu früh, das ſchwere Joch der hierarchiſchen Verfaſſung abzuſchütteln.

Wo es den Mißvergnügten gelang, ihre Revolution zu Stande zu bringen, dort zeigte ſchon die Ausführung ſelbſt, aus welchen ganz verſchiedenen Uranfängen ſie jedesmal entſtanden war; allein nicht alle die vorerwähnten Gährungen kamen zur völligen Reife. Die Schwediſche Verſchwörung war zu ſchwach, zu unzuſammenhangend, und von dem benachbarten Hofe, der ſie durch Unterhandlungen aufmunterte; zu wenig unterſtützt, um gegen den raſch beſchloſſenen Krieg und eine freygebige Anwendung der Türkiſchen Subſidien beſtehen zu können. Ein Volk, dem die Schändlichkeit einer Uſurpation von beſtochenen Senatoren in friſchem Andenken war, hielt Guſtavs repräſentirende Launen noch für unſchädlicher, als jene gänzliche Ertödtung alles Ehrgefühls und ſeiner eigenen politiſchen Wichtigkeit. Schon halb gewonnen durch ihren eitlen, ſchwärmeriſchen Nationalgeiſt, konnten die Schweden den Lockungen königlicher Rednerkünſte, und dem Rauſchen des Heldenmuthes in nickenden Federbüſchen nicht widerſtehen. Die allgemeine Stimme der Mißbilligung dämpfte den Aufruhr in der Finniſchen Armee; der Reichstag erweiterte noch die Gränzen der königlichen Gewalt, und Guſtav ſiegte, wie Könige ſiegen müſſen: durch den entſchiedenen Willen der Nation.

Ein kleinlicher, eigenſinniger, ſchiefer Geiſt, derbe Unwiſſenheit und gedankenloſe Intoleranz, Härte gegen den Leibeigenen, Ungerechtigkeit gegen den Städter, träge Unempfänglichkeit für Verbeſſerungen, und Vorliebe für die rohe, unſaubere Lebensweiſe Tatariſcher Voreltern, hatten von dem gemeinen Haufen der Ungariſchen Edlen kein vortheilhaftes Bild in Joſephs des Zweyten ſchnell richtender Seele zurückgelaſſen. Er hatte es verſucht, den Geiſt der Duldung unter ihnen auszubreiten, die Leibeigenſchaft, dieſe Schande der Menſchheit, abzuſchaffen und den Ungarn mit der Deutſchen Sprache, anſtatt ihres Finnendialekts und Küchenlateins, zugleich mildere Sitten und Kenntniſſe, die des denkenden Weſens würdig ſind, einzuimpfen. Allein je eifriger der große Kaiſer ſich um die Verwandlung ſeiner Barbaren in Menſchen bemühte, und je dankbarer einzelne beſſere und gebildete Ungarn ſeine Verordnungen aufnahmen; deſto ſtärker wuchs der Nationalhaß gegen die Ausländer, die er zum Muſter aufſtellte, und von denen der rohe Dorfadel höchſtens einige raffinirtere Laſter und die Befriedigungsmittel ſeines prunkenden, geſchmackloſen oder ſchwelgeriſchen Luxus entlehnen mochte. Mit eben dieſem Haß erwiederte dies reizbare Volk die Geringſchätzung, die ihm Joſeph nicht länger verbarg. Wie in Schweden der Ausbruch des Krieges den König gegen ſeinen mißvergnügten Adel ſicher ſtellte, ſo ward er im Gegentheil in den kaiſerlichen Staaten das Signal zur Empörung. Nach einem unglücklichen Feldzuge, wo Krankheiten mehr noch als Schlachten das Heer des Kaiſers geſchwächt hatten, nach der gänzlichen Verheerung einer fruchtbaren Provinz, benutzten die Ungarn den Zeitpunkt, wo ſie ihren König, als einen in die Enge getriebenen Feind, zu nachtheiligen Bedingungen zu zwingen hofften; und indem ſie, wie die Belgier, die Rückgabe aller ihrer Privilegien der alten Barbarey verlangten, wurden ſie mit der That die wirkſamſten Bundesgenoſſen des Großſultans. Auswärtige Cabinette, die Joſephs Größe zu beleidigen ſchien, fachten das wilde Feuer des Aufruhrs unter ihnen an; die Hoffnung ein großes Königreich dem Hauſe Oeſtreich zu entreißen, war in der Politik ſchon eines den künftigen Rebellen verheißenen Schutzes werth, und es gab einen Augenblick, wo bereits der neue Ragozy gefunden war, der hinfort des heiligen Stephans Krone tragen wollte. Der Tod des Kaiſers vereitelte dieſe weitausſehenden Entwürfe. Sein Nachfolger, Leopold, erkaufte ſich, um das große Opfer aller Türkiſchen Eroberungen des Jahrs 1789, den einzigen Freund, deſſen er bedurfte, und entriß dadurch ſowohl den Ungarn als den Belgiern ihre mächtigſte Stütze. Seine temporiſirende Staatskunſt wartete den Augenblick ab, in welchem es ſo leicht iſt, die Leidenſchaft eines rohen Volkes aus einem Extrem ins andere zu lenken. Die Ungarn, die ihn noch kurz zuvor mit einem Diplom bedrohet hatten, das ihm die Hälfte ſeines Erbrechtes ſchmälern ſollte, krönten ihn in einem Anfalle von Liebe und Großmuth, ohne alle neue Bedingung.

Offenbar fühlte der Adel in Schweden und in Ungarn ſeine Schwäche, troß den Aufwiegelungskünſten der auswärtigen Politik. Dort im Norden wirkte das Gegengewicht eines freyen Bürger- und Bauernſtandes; hier im Süden hielten Leopolds diſciplinirte Heere die Ungariſchen Säbel in der Scheide. Ganz andere Verkettungen der Umſtände und Verhältniſſe hatten mittlerweile im weſtlichen Europa die Staatsumwälzungen von Holland, Brabant und Lüttich zwar zu Stande gebracht, aber auch faſt in demſelben Augenblicke wieder vernichtet. Dieſe ſo leicht bewirkten Gegenrevolutionen geben uns das richtige Maß von den moraliſchen Kräften der Völker. Trüglich oder kurzſichtig hatten ihre Anführer den wahzen Satz geltend gemacht, daß der Wille der Mehrheit allvermögend ſey; ohne zu bedenken, wie wenig der Augenblick einer erſten Aufwallung dieſen Willen offenbart und auf die Probe ſtellt. So kinderleicht es immer iſt, durch plötzlich aufgebotene Kräfte in den friedlichen Alltagsgang der Staatsmaſchine einzugreifen, ihr Getriebe aus einander zu reißen, neu zuſammen zu fügen und in einer andern Richtung fort zu bewegen; ſo unentſchieden bleibt der Werth und die Dauer dieſer neuen Ordnung, bis ſie ſich nicht mit jedem möglichen Widerſtande gemeſſen und gegen alle ſiegreich behauptet hat. Nur dann iſt die Stimme des Volkes eine unfehlbare Gottesſtimme, wenn Liebe für Geſetz und Vaterland es mit Muth und Kraft bis zur Verachtung des Todes begeiſtert. Die armen Bürger eines armen Freyſtaates ſind dieſer Aufopferung fähig; wo man hingegen den üppigen Genuß des Lebens gewohnt iſt, den nur der Reichthum erſchwingen kann, oder wo die mechaniſche Geſchäftigkeit Schätze zu häufen die Stelle des Genuſſes vertritt, dort muß die Unabhängigkeit des Willens bald der Sicherheit des Eigenthums weichen.

Den Vorwurf haben indeß die Holländer

nicht

nicht verdient, daß ſie lau geworden wären im Kampfe für die Freyheit. Zwar, Freyheit! Freyheit! war jedesmal die Loſung bey allen Unternehmungen gegen die herrſchende Gewalt; allein dieſes hochheilige Wort hat im Munde derer, die es am häufigſten ausſprechen, wie der gemißbrauchte Name der Gottheit, nicht jene Zauberkraft, womit es, von reinen, tugendhaften Lippen tönend, die Tyranney erblaſſen und zagen lehrt. Die Einwohner der vereinigten Niederlande wußten wohl zu unterſcheiden, zwiſchen einer Bürger-Ariſtokratie, die den Statthalter von ſich abhängig machen oder in einen Venetianiſchen Doge verwandeln wollte, und einer adeligen Hofparthey, die für ihre eigene Macht und ihren Unterhalt dann am eifrigſten ſorgte, wenn ſie für des Prinzen Vorrechte zu ſtreiten ſchien. Mit der thätigen Verwendung für das anerkannte Beſte, die dem aufgeklärten Zuſtande des echten Republikaners eigen iſt, traten ſie daher auf die Seite ihrer Regenten, gegen einen erblichen Beamten des Staats, deſſen Entbehrlichkeit ihre Vorfahren ſchon eingeſehen und aus langer, glücklich wiederholter Erfahrung erprobt hatten. Ohne Kampf hätte die ſchwache prinzliche Parthey dem entſchiedenen Uebergewichte der Patrioten nachgeben müſſen, hätte **Wilhelm der Fünfte** nicht einen mächtigen Beſchützer gefunden, vor deſſen unüberwindlicher Phalanx die Niederländer ſich beugten. Wenn es je erlaubt iſt, die kühnen Unternehmungen der Menſchen nach ihrem Erfolge zu richten, ſo ſey es hier, wo die Dazwiſchenkunft des Preußiſchen Monarchen, wie die Erſcheinung eines Weſens höherer Art, den erhitzten Partheyen Frieden gebot. Im ungeſtörten Beſitze jener bürgerlichen Freyheit, welche die Perſon und das Eigenthum in heiliger Unverletzbarkeit erhält, fühlten die Niederländer noch zu rechter Zeit, daß der Kampf nur eine vieldeutige, ſpeculative Frage von politiſcher Freyheit und ihren verſchiedenen Graden betraf. Dem Räuber, der in **Philipps** II oder in **Ludwigs** XIV Geiſt ihre blutig errungenen Verfaſſungen zu ſeiner Beute auserkohren hätte — o daß ich am Daſeyn der Tugend in unſerm Zeitalter nicht zweifle! — ihm würden ſie noch jetzt mit dem Muthe der Verzweiflung entgegen gegangen ſeyn um den Verluſt eines Gutes, ohne welches Menſchheit ein leerer Schall iſt, nicht zu überleben. Aber, wo es nur darauf ankam, zwiſchen Gyzelaar und van Berkel auf der einen Seite, und dem Erbſtatthalter auf der andern, zu wählen, huldigten ſie der Gewalt des Vermittlers, der gegen ein ſo kleines Uebel, das er ihnen aufdrang, das ungleich größere, den Bürgerkrieg, verhütete.

Die Häupter der gedemüthigten Parthey hatten in den Tagen ihres Glücks der Stimme der leidenſchaftlichen Erbitterung zu leicht Gehör gegeben, um nicht von ihren Gegnern ein volles Maß der Wiedervergeltung erwarten zu müſſen. Wirklich traf ſie das gemeine Loos der Beſiegten, denen man aus einer mißlungenen Unternehmung ein Verbrechen macht. Die zur blutigen Rache beſtimmten Opfer retteten ſich zwar durch eine zeitige Flucht; allein Verbannungsurtheile und Confiscationen verfolgten ihre Anhänger in allen Provinzen, und nach ſo vielen für die vermeintliche Sache der Freyheit ſchon verſchwendeten Millionen mußte noch die Schatzung des fünf und zwanzigſten Pfennigs, als eine empfindliche Strafe, die letzten Kräfte der Frevler und der Schuldloſen zugleich erſchöpfen. Wäre den Bürgerhäuptern ihr Anſchlag lediglich aus politiſcher Kurzſichtigkeit mißlungen, ſo würden ihnen jetzt die gerechten Verwünſchungen der Nation in ihr Exilium gefolgt ſeyn; allein jene willkührliche Einmiſchung einer fremden Macht in die inneren Angelegenheiten eines Staates, deſſen Verfaſſung ſie nicht garantirt hatte, ward in den Augen der Holländer nicht nur zur gültigſten Rechtfertigung ihrer Anführer, ſondern ſie erweckte ſogar über die Härte ihres Schickſals ein ziemlich allgemeines Bedauern. Es hieße an das Unmögliche glauben, wenn man erwartet hätte, daß der Hof von Verſailles, der treue Bundesgenoſſe des Oeſtreichiſchen Hauſes, der Alliirte der Niederländer, und der Feind der ſtatthälteriſchen Anſprüche, einer bewaffneten Vermittelung ruhig zuſehen würde, die ſein eigenes Intereſſe untergraben, Holland wieder den Britten in die Arme werfen und dem Nebenbuhler Oeſtreichs neuen Glanz und neue Macht verleihen mußte. Allein die Schwäche, Unentſchloſſenheit und Verſatilität des Franzöſiſchen Cabinets lieferte die Niederländer im kritiſchen Augenblick einem Monarchen in die Hände, deſſen Staatsmänner ſelbſt an dieſe unbegreifliche Verblendung nicht glaubten, und deſſen Colonnen daher nicht eher aufbrachen, als bis die erwieſene Nichtexiſtenz eines Lagers bey Givet alle Zweifel gehoben hatte.

War es dem Hauſe Oranien unmöglich geweſen, ſich gegen die republikaniſche Parthey ohne auswärtige Unterſtützung im Beſitze ſeiner Würden und ſeines Einfluſſes zu behaupten, ſo bedurften hingegen in Brabant die Empörer denſelben Beyſtand, um ſich nur einen Augenblick in ihrer uſurpirten Souverainetät zu blähen. So lange ihnen dieſe Hoffnung leuchtete, ſo lange man ihrer neu errichteten Kriegesmacht Befehlshaber und Exerciermeiſter lieh, ſo lange noch an der Böhmiſchen Gränze die Veteranen des unvergeßlichen Königs neue Siege zu erkämpfen drohten: — ſo lange trotzten die beyden privilegirten Stände zugleich ihrem Herzog und der Verfaſſung des Staates. Die redlichen, auf wahres Menſchenglück berechneten Abſichten Joſephs des Zweyten hatten in ſeinen Niederlanden denſelben Widerſtand wie in Ungarn gefunden. Heldenmüthig bekämpfte er in allen ſeinen Ländern das vielköpfige Ungeheuer verjährter Mißbräuche und Ungerechtigkeiten; wüthend oder tückiſch lehnte ſich überall die rohe und die erlernte Unwiſſenheit wider ihn auf. Sein raſcher Geiſt, gleichſam als hätte er das allzukurz geſteckte Lebensziel geahndet, verſchmähte jene langmüthige Mäßigung, welche zum Guten lieber ſanft überreden als eigenmächtig zwingen will. Mit dem göttlichen Sinne, in welchem Raum und Zeit verſchwinden, wollte er Blüthe und Frucht, Keim und Reife zugleich um ſich her erſchaffen ſehen; und nur die Hoffnung war zu kühn, dies alles durch eigne Kraft und Thätigkeit bewirken zu können. Wie die Ausſaat, ſo die Ernte: dies iſt das große unwiderrufliche Naturgeſetz, welches Joſeph verkannte. Gewalt und Zwang, wie groß und edel auch die Abſicht ſey, bringen immer nur ihres gleichen hervor. Im Gefühle der Ohnmacht heuchelte man dem Kaiſer Gehorſam; aber ſobald man ihn in einen ſchweren Krieg verwickelt ſah, der alle Kräfte des Staates erſchöpfte, fühlte man ſich ſtark genug, für die Aufrechthaltung veralteter Formen des Aberglaubens und der Feudalität gegen ihn zu kämpfen. Selbſt in jenen Provinzen, wo der Wille des Regenten den Wünſchen des lechzenden Volkes entgegen kam, brachte die ungewohnte Freyheit laut zu denken, nur herbe, nothreife, getriebene Früchte

Man konnte den gemißhandelten Zöglingen der Jeſuiten-Hierarchie den Knebel wohl aus dem Munde nehmen, aber in ihren Aeußerungen die traurigen, entſtellenden Mahle ihrer langen Herabwürdigung nicht vertilgen; man konnte Sklaven frey laſſen, aber durch keinen Zauberſchlag ihnen das Gefühl und den Geiſt der Freygebornen geben; man konnte der Dummheit ihre Opfer entreißen, ohne die Zahl der Verehrer der Weisheit zu vermehren.

In dem fruchtbarſten Theile ſeiner Monarchie, in ſeinen Niederlanden, hatte **Joſeph** den einſt ſo blühenden Handel und den verarbeitenden Fleiß in Verfall geſehen. Erloſchen war der Geiſt, der vor der Spaniſchen Herrſchaft die geſchäftigen Einwohner beſeelte; träg und erkaltet ſchien ihr Blut; leer und verödet lagen die großen, einſt ſo volkreichen Städte. Jene eiſerne Zuchtruthe der Spaniſchen Despoten, womit ſie das geſcheuchte Volk bis zur Fühlloſigkeit zu Boden geſchlagen hatten, war in die Hände ihrer Lehensträger übergegangen; die Bauern und Bürger hatten entweder keine oder nur adelige Stellvertreter in den Verſammlungen der Stände, und in den meiſten Tribunalen hatte Themis die heilige Binde der Unpartheylichkeit von ihren Augen verloren. Ein zahlloſes Heer von Pfaffen und Mönchen beſaß zwey Drittheile aller liegenden Gründe, und vegetirte träge und müßig, unwiſſend und üppig im Genuſſe ſeiner Reichthümer fort. Dem beglückenden Syſtem der Kirche treu, mit blindem Glauben zu empfangen, in blindem Gehorſam zu bewahren, und mit blindem Eifer mitzutheilen, wiegte es das Volk unter dem Schutze dieſer dreyfachen Blindheit in den tiefſten Seelenſchlaf.

Der Kaiſer benutzte einen günſtigen Augenblick in den politiſchen Schickſalen von Europa, um ſeinen Belgiern die Schelde zu öffnen; allein die Eiferſucht der Mächte, und die Gleichgültigkeit ſeiner Unterthanen, die ihr eignes Glück verkannten, zwangen ihn, für ein unweigerliches Menſchenrecht mit einer Entſchädigung von wenigen Millionen zufrieden zu ſeyn. Er führte in den Niederlanden ein neues Steuerſyſtem und eine verbeſſerte Juſtizpflege ein; aber der Adel klagte über verletzte Rechte, und die Stände verweigerten ihre Subſidien. Er wehrte dem Aberglauben und dem Müßiggange, er hob die Klöſter auf, vermehrte die Zahl der Pfarrer und Schullehrer, und errichtete Seminarien zur zweckmäßigen Bilbung dieſer Volkserzieher; allein die Mönche fluchten ihm, und das aufgeſchreckte Volk forderte laut alle ſeine Götzen wieder. Indeſſen vermochte noch Joſeph durch ein ernſtes Wort die Murrenden zum Gehorſam zurückzurufen; und nur als Lascys Plane gegen die Türken geſcheitert waren, erhob die Empörung ihr verwegenes Haupt.

Die wankenden Schritte uneiniger Miniſter und Feldherren, die ſchlauen Anreizungen eiferſüchtiger Nachbaren, vielleicht auch das übelverſtandene Beyſpiel Frankreichs, machten den Empörern Muth, und die unbegreifliche Beſtürzung, das gleichſam paniſche Schrecken, welches die Erſcheinung der Nation in Waffen unter den Kaiſerlichgeſinnten verbreitete, warf in wenigen Tagen die Herrſchaft über die Belgiſchen Provinzen in andere Hände. Flandern erklärte ſich zuerſt am 25ſten November 1789 für unabhängig, und am 11ten Januar des folgenden Jahres errichteten die abgefallnen Provinzen unter ſich ihren Freyheitsbund.

Dieſe ſo ſchnell bewirkte Revolution, die ſo wenig Blut und Anſtrengung gekoſtet hatte, kann für ein Beyſpiel der Allgewalt des kräftig ausgeſprochenen Volkswillens gelten. Ihr eben ſo plötzliches, noch in demſelben Jahr erfolgtes Ende, bekräftigt die große Lehre. daß man auf den feſten Willen eines Volkes ohne Grundſatz und ohne Charakter, welches bloß mechaniſch fremden Eingebungen gehorcht, ſich keine Rechnung machen dürfe. Allerdings waren es aber auch hier mehrere zu gleicher Zeit wirkſame Kräfte, durch deren Zuſammenſtoß das ſchwache, grundloſe Gebäude des neuen Staats unfehlbar wieder einſtürzen mußte. Der Zwieſpalt heftig gährender Partheyen ſchreckte die Feinde und Nebenbuhler Oeſtreichs von einer offenbaren Verbindung mit ihnen ab, ſo lange es nicht entſchieden war, welche von allen die Oberhand behalten würde. Englands Cabinetspolitik blieb unabänderlich der Entſtehung eines neuen Belgiſchen Freyſtaates entgegen, ſo wenig man auch begreift, wie der beſchleunigte Umlauf der Waaren und des Geldes, den dieſe Revolution bewirken konnte, und die damit verknüpfte neue Rivalität zwiſchen den Holländern und den Belgiern einer See- und Handelsmacht, wie Großbritannien, Nachtheil bringen könne. Dem überwiegenden Intereſſe der allgemeinen Verhältniſſe von Europa, welches in Reichenbach die Schalen der Politik füllte, mußten die Schickſale der Niederländer untergeordnet bleiben, und bey **Leopolds** Verheißungen, die privilegirten Stände wieder in alle von ſeinem Vorgänger geſchmälerte Rechte einzuſetzen, konnten dieſe leicht dem eitlen Ehrgeitz entſagen, die Unabhängigkeit mit ungewiſſem Erfolg noch länger fortzuſpielen. Ueberdies hatte die Untreue und Raubſucht jener niedrigen Werkzeuge der politiſchen Ränke des Adels und des Klerus, die ihnen allmählig unentbehrlich geworden und zu den höchſten Würden emporgeſtiegen waren, die Einkünſte des Landes erſchöpft und durch die gänzliche Verwirrung der Finanzen allen bewaffneten Widerſtand unmöglich gemacht. Es bleibt kein Mittel übrig, den Staat zu retten, wenn ſeine Auflöſung ſo weit gediehen iſt, daß die Mehrheit der Einwohner ihren Privatnutzen vom Intereſſe des gemeinen Weſens trennt. Die wahre Größe, der die Zeitgenoſſen und die Mitbürger unwillkührlich huldigen, dieſe moraliſche Ueberlegenheit, die der glorreichſte Triumph der beſſeren Menſchheit iſt, hätte vielleicht noch echten, dauernden Enthuſiasmus an die Stelle des wilden, fanatiſchen Aufbrauſens ſetzen können; allein kein

Heros und kein Halbgott ſtand in Belgien auf, begabt mit dieſer in Europa ſchon ausgeſtorbenen und kaum mehr geglaubten Wunderkraft.

Die verbündeten Provinzen, Brabant, Flandern, Hennegau, Dornik, Geldern, Namur und Limburg, waren durch ihre beſonderen Verfaſſungen und Verhältniſſe ganz verſchieden geſtimmt. In Flandern herrſchte mehr Freyheitsliebe, mehr Energie und Entſchloſſenheit, größere Unabhängigkeit von Vorurtheilen aller Art, als in den übrigen Provinzen. Die Organiſation der dortigen Stände war ſchon etwas vortheilhafter für die zahlreichen Klaſſen der Bauern und Bürger, die im Staate einer größern Sicherheit und Freyheit und ſogar einer gewiſſen Stellvertretung genoſſen. Wer dieſe Vortheile in Verbindung mit dem Umſtande erwägt, daß die weitläuftigen Beſitzungen vieler Flamändiſchen Familien im Franzöſiſchen Gebiete zwiſchen dem Intereſſe beyder Länder eine natürliche Verwandtſchaft knüpften, dem wird es nicht ſonderbar oder unerwartet ſcheinen, daß in Flandern am eifrigſten für eine, der neuen Franzöſiſchen ähnliche repräſentative Regierungsform geſtritten oder wohl gar in Ernſte ſchon ein Föderationsſyſtem mit Frankreich erſonnen ward. Der Glanz eines Hofes hatte die Brabanter für andere Plane geſtimmt; ihrem verwöhnten, weichlichen Sinne war die Rückkehr zur republikaniſchen Nüchternheit und Sittenſtrenge nicht zuzumuthen; ihr geſchmeidiger Nacken bedurfte eines Herrn. So entſtand der Gedanke, nach dem Beyſpiele der früher vereinigten Provinzen, ſich einen Erbſtatthalter zu geben. Doch was Naſſaus Tugenden für ſeine Nachkommenſchaft errangen, wollte man jetzt der Macht oder dem Reichthume der Competenten verkaufen. Die Lücke, welche die Abſetzung des Souverains in der Belgiſchen Grundverfaſſung gelaſſen hatte, gab den Vorwand zu einer ſolchen Ernennung her; man behauptete mit einigem Scheine des Rechtes, daß die Stände der Provinzen nicht befugt ſeyn könnten, den ganzen Umfang einer Macht an ſich zu reißen, wovon ſie jederzeit nur ein Beſtandtheil geweſen wären. Allein die Empörung war den Prälaten und dem Adel zu wohl gelungen, und ihr unverdientes Glück, das Ruder jetzt in Händen zu halten, hatte ſie mit ſüßen Herrſcherträumen berauſcht.

Was keine der Provinzen und keine ihrer geſetzgebenden Verſammlungen ſich einzeln anzumaßen wagte, trug man kein Bedenken, ihrem erwählten Ausſchuſſe zu übertragen, und aus den Deputirten aller Stände bildete ſich der ſouveraine Belgiſche Congreß. Vom mächtigen Einfluſſe der Geiſtlichkeit auf ein abergläubiges Volk unterſtützt, wußte dieſe Parthey ſich gegen alle ihre Widerſacher zu erhalten; ſiegreich erhob ſie ſich auf den Trümmern der kleinen demokratiſchen Verbindungen, die vergebens alle Kräfte aufgeboten hatten, um die Revolution zur allgemeinen Wohlfahrt und Freyheit des Volkes zu benutzen, und zu verhüten, daß ſie lediglich die Leidenſchaften einer kleinen Anzahl von Ehrgeitzigen und Eigennützigen befriedigte; bald ſchmeichelnd, bald trotzig, vereitelte ſie jedes Bemühen der mächtigen Familien Aremberg, Urſel und Ligne, ſich an die Spitze der Niederländiſchen Angelegenheiten zu ſtellen und zwiſchen ihrem Privatintereſſe, den Forderungen der Inſurgenten, und den Anſprüchen des Hauſes Oeſtreich eine friedliche Ausgleichung zu treffen.

Dieſer innere Kampf der Factionen verzehrte indeß die Kräfte des neuen Staats, In Brüſſel mußten die Anhänger des Congreſſes alle Künſte der Unterhandlung erſchöpfen und alle die geheimen Triebfedern, wodurch man den Willen der Völker lenkt, in Bewegung ſetzen, um die bewaffnete Bürgerſchaft zu gewinnen und die Verſammlungen der Patrioten aus einander zu ſprengen. Nicht ohne Verſchlagenheit, die hier den Mangel jeder Tugend erſetzen mußte, verhütete man die weſentliche Vereinigung der großen Häuſer mit der Volksparthey; der neue Souverain war freygebig gegen ſie mit Ehrenämtern, allein ſo eiferſüchtig auf ſein Anſehen, daß er jeden Einfluß auf die Geſchäfte davon trennte. Zürnte der beleidigte Stolz eines Urſel oder Aremberg, ſo wußte man ihn austoben und ſelbſt die verweigerte Anerkennung der Souverainetät ihm hingehen zu laſſen; aber wenn ſich der wichtige Große zum Zeichen der Verſöhnung heute treuherzig von den Miniſtern des Congreſſes umarmen ließ, ſo fand er morgen ſeinen Namen an der Spitze einer Proſcriptionsliſte aufgezeichnet, und ſein Schrekken beſchleunigte den Sturz ſeiner Parthey. Ein gedungener Pöbel drang in die Häuſer einiger Eiferer für die Freyheit, plünderte ſie aus, und bedrohete Brüſſel mit einer allgemeinen Verwüſtung, bis das verſprochene Geſchenk und die Entfernung eines Volksfreundes, dem kurz zuvor ein ſchwacher Verſuch, die Brabantiſche Revolution mit der Franzöſiſchen zu vereinigen, mißlungen war, ihre verſtellte Wuth beſänftigte. Jetzt durfte der Juſtizhof von Brabant die Aufhebung der patriotiſchen Geſellſchaft beſchließen und ſeine Verbannungsurtheile gegen die Häupter derſelben herabſchleudern.

Das Belgiſche Heer, nebſt ſeinem Anführer, van der Merſch, begünſtigte keineswegesdie angemaßte Souverainetät der Brabantiſchen Stände. So dringend daher auch alles anzurathen ſchien, daß man im Zeitpunkte der kühn beſchloſſenen Unabhängigkeit zuerſt für die Erhaltung dieſer Schutzwehr ſorgen müſſe, ſo gefliſſentlich ſah man doch den Congreß allen Maßregeln ausweichen, wodurch ſie ihm ſelbſt hätte furchtbar werden können. Die kaiſerlichen Truppen, die man bis jenſeits Namur verfolgt hatte, ſammelten ſich wieder aus allen Provinzen unter den Wällen von Luxemburg, und faßten unter Benders Anführung neuen Muth. Des Krieges unge-

wohnt,

wohnt, zum Theil ſchlecht bewaffnet, von keiner Artillerie unterſtützt, und von allen Munitionen entblößt, mußten dagegen die freywilligen Flamänder und Brabanter das Ungemach einer Wintercampagne, im Angeſicht diſciplinirter und mit allen Bedürfniſſen wohl verſehener Feinde, zehnfach drückender empfinden. Ihre wiederholten Bitten und Vorſtellungen, die perſönliche Erſcheinung des Generals in Brüſſel, ſein militairiſcher Ernſt, ſeine nachdrückliche Sprache, und ſein Entſchluß, die Befehlshaberſtelle niederzulegen, blieben ohne allen guten Erfolg. Vielmehr rüſtete ſich der Congreß auf dieſe bevorſtehende Entlaſſung, indem er einen Heſſiſchen Officier, den General von Schönfeld, den ihm auswärtige Freunde kräftig empfohlen hatten, in ſeine Dienſte nahm. Die Belagerung und Uebergabe von Antwerpen benutzte man, um die dabey gebrauchten Truppen in der Nähe von Löwen zu einem Heere von fünftauſend Mann zu vermehren, welches dem Congreß den Eid der Treue ſchwor, und wobey nur vertraute Officier angeſtellt wurden. Die in Antwerpen erbeuteten Kriegesbedürfniſſe kamen dieſer neuen Ausrüſtung zu Statten. Als nun endlich die Armee bey Namur die Sache der Freyheit zu verfechten drohete; als ſie ihren General bewogen hatte, den Commandoſtab in den Händen zu behalten, und den Congreß zur Anerkennung der Souverainetät des Volkes aufzufordern; als ihre Vorſtellungen, verbunden mit den Stimmen der aus Brüſſel geflüchteten Patrioten, und unterſtützt vom Herzoge von Urſel und dem Grafen la Mark, die der Vorwand einer gütlichen Vermittelung zu ihnen geführt hatte, einen männlichen und ſogar gebietenden Ton annahmen: da eilte Schönfeld mit ſeiner überlegenen und beſſer verpflegten Kriegesmacht vor die Thore von Namur, und bewies den zaudernden Demagogen, daß man ſie überliſtet hatte. Van der Merſch, auf den man den Verdacht eines geheimen Verſtändniſſes mit den Oeſtreichern zu wälzen ſuchte, — einen Verdacht, dem Leopolds nachgiebige Verſprechungen, der vorherzuſehende Ausgang des Kampfes, und die unerträgliche Tyranney der uſurpirenden Stände alles Entehrende zu nehmen ſchienen, — mußte ſich als Staatsgefangener nach Brüſſel begeben, und wurde, ſeiner Reclamationen ungeachtet, auf die Citadelle von Antwerpen geführt. Ein ähnliches Schickſal traf verſchiedene unter ihm commandirende Officier, und nichts war leichter, als die verwaiſeten Truppen neu zu organiſiren und dem Heere unter Schönfelds Befehlen einzuverleiben.

Leopold hatte gleich nach dem Tode ſeines Bruders einen ſo ſanft lockenden Ton angeſtimmt, daß ſchon damals die Rückkehr unter ſeine Oberherrſchaft den Häuptern der demokratiſchen Parthey weit annehmlicher dünkte, als die Unterwerfung unter das unrechtmäßige Joch der Stände. Sobald Joſephs Krankheit eine Wendung genommen hatte, welche keine Geneſung hoffen ließ, legte der damalige Großherzog von Toscana in die Hände der nach Koblenz geflüchteten Gouvernantin eine Erklärung nieder, welche zu gleicher Zeit mit der Nachricht vom Abſterben des Kaiſers erſchien, deſſen ganzes Verfahren gegen ſeine Niederlande in ſtrengen Ausdrükken mißbilligte und die Inſurgenten unter der Zuſicherung ihrer ungekränkten alten Verfaſſung und einer vollkommenen Amneſtie zum erneuerten Gehorſam gegen ihren rechtmäßigen Erbherrn aufforderte. So wenig dieſe Sanftmuth auf die herrſchende Parthey noch zur Zeit wirken, und ſo leicht man ſie auf Rechnung der bedrängten Lage, worin der neue Erbe der Oeſtreichiſchen Monarchie ſich befand, ſetzen konnte; ſo gewann ſie ihm dennoch die Herzen aller Mißvergnügten in den Belgiſchen Provinzen. Auch hatte der Tod des Beleidigers manchen gutmüthigen Verfechter der Unabhängigkeit verſöhnt und zu der Ueberzeugung zurückgeführt, daß es unbillig ſey, Josephs Ungerechtigkeit ſeinen Nachfolger entgelten zu laſſen. In der ganzen Provinz Limburg war dieſe Stimmung ſo laut, daß die Einwohner ſich den Anmaßungen ihrer Stände widerſetzten, ſie aus mehreren Verſammlungsorten vertrieben und erſt im Junius, nachdem ein Corps von Brabantern ſie zum Gehorſam gezwungen hatte, die Independenzacte erſcheinen ließen.

Die Unverſöhnlichkeit der Prieſter hatte ſowohl in Brabant als in Flandern die Stände und ihren Anhang gegen die dortigen Royaliſten und Demokraten bis zur leidenſchaftlichſten Erbitterung angefeuert. Selbſt die Anerbietungen einiger ausgewanderten Häupter dieſer letztern Parthey, ſich mit dem einmal beſtehenden Congreß auszuſöhnen und über das gemeinſchaftliche Intereſſe des Vaterlandes gegen Leopold, ihre Privatmeynungen zu vergeſſen, wurden mit ſchnöder Verachtung zurückgewieſen. Wiederholte Mißhandlungen und Verfolgungen trieben endlich die Patrioten zu jener Verzweiflung, welche nicht mehr ruhig ihre Mittel zum Widerſtande abmißt, ſondern, der Folgen uneingedenk, das paſſive Verhalten gegen den gewagteſten Gebrauch der eigenen Kräfte vertauſcht. In Flandern, welches von Truppen entblößt war, brachen Unruhen aus; die Mißvergnügten aus Tournay, Hennegau und Limburg ſtießen zu ihren Flamändiſchen Brüdern, und ein Haufe ſchickte ſich an, den General van der Merſch aus Antwerpen zu befreyen. Es glückte den Brabantern, dieſen Auflauf durch ihre Freywilligen zu dämpfen und ihn ſodann zum Vorwande zu gebrauchen, um in Brüſſel und an andern Orten viele verdächtige Perſonen, worunter ſich auch der Herzog von Urſel befand, gefänglich einzuziehen. Gleichwohl diente ein ſolches Verfahren nur dazu, die Wuth der Unterdrückten ſtärker zu entflammen. Ein neuer Aufſtand in Gent vertrieb die dort verſammelten Stände, und erlöſete den Herzog aus ſeinem Verhaft in der Abtey Vandeloo, ehe die Truppen des Congreſſes hinzueilen und die Aufrührer zerſtreuen konnten. So deutlich der Ausgang dieſer und ähnlicher Bewegungen die Uebermacht der ariſtokratiſchen Parthey bewies, ſo beſtärkte doch jede neue Gährung die Oeſtreicher in der Hoffnung eines leichten Sieges.

Noch verhinderte indeß der ungewiſſe Erfolg der mit Preußen angefangenen Unterhandlungen, und die Nothwendigkeit, ein jedes politiſches Raiſonnement durch bewaffnete Myriaden einleuchtender zu machen, daß Leopolds kleines Heer im Luxemburgiſchen keine Verſtärkung erhielt, um über die Maas gehen und die bis auf ſechzehntauſend Mann herangewachſene Macht des Congreſſes zurücktreiben zu können. Zwar hatte ſchon ein ziemlich hitziges Treffen bey Marche-en-Famine am 23ſten May die Ueberlegenheit geübter und folgſamer Truppen über die undiſciplinirten Belgier dargethan; allein die geringe Anzahl der Oeſtreicher ſetzte ſie außer Stand, ihren Vortheil zu verfolgen, und der ganze Feldzug ging mit kleinen Streifereyen hin, worin von beyden Seiten mit abwechſelndem

Glücke gefochten war. Auch Schönfeld konnte oder durfte — vielleicht von einem höhern Einfluſſe geleitet — keinen entſcheidenden Angriff wagen, und mußte ſich begnügen, die Ufer der Maas zu decken. Der 27ſte Julius, dieſer in den Annalen Oeſtreichs unvergeßliche Tag, an welchem der Friedensſchluß zu Reichenbach dieſem Hauſe den ruhigen Beſitz aller ſeiner Provinzen zuſicherte, gab endlich den Operationen in Belgien eine andere Wendung. Von den in Mähren und in Böhmen geſtandenen Truppen ward ein anſehnliches Corps nach Luxemburg detaſchirt, welches die daſelbſt befindliche Oeſtreichiſche Kriegesmacht bis auf dreyßigtauſend Mann vermehrte.

Der Belgiſche Congreß, der ſich von allen auswärtigen Mächten verlaſſen ſah, beſchloß nunmehr, die letzten Kräfte der Provinzen aufzubieten, um der Kataſtrophe, der man nicht länger zu entgehen hoffte, wenigſtens einen intereſſanten Anſtrich zu geben. Die ſtreitbare Mannſchaft des ganzen Landes ward aufgerufen; die Mönche predigten einen Kreuzzug gegen Leopold, und ſtellten ſich in großer Anzahl an die Spitze der zuſammengelaufenen Horden. Ihr Anführer, van der Noot, dem bisher die Rollen eines Unterhändlers und eines Staatsminiſters ſo übel gelungen waren, wollte jetzt auch als Feldherr die Mittelmäßigkeit ſeiner Talente zu erkennen geben. Noch war die Oeſtreichiſche Verſtärkung nicht angekommen, noch war es Zeit, durch eine gewaltſame Anſtrengung zu zeigen, was echte Freyheitsliebe und glühendes Gefühl für eine ausſchließend wahr geglaubte Religion vermöchten; ein großer Sieg und Erſtürmung der Mauern von Luxemburg hätten vielleicht einen Nachbar bewogen, ſich eines tapfern Volkes anzunehmen, das eines beſſern Schickſals ſich werth gezeigt hätte. Allein der Glaube dieſer armſeligen Werkzeuge des Fanatismus konnte nie auch nur die Größe des Senfkornes erreichen, und mußte an der neuern Taktik ſcheitern. Man führte ſie zur Schlachtbank, als man am 22ſten und 28ſten September die Oeſtreicher anzugreifen wagte. Ganze Schaaren flohen vor wenigen, aber beherzteren Feinden, die von den raſenden Mönchen das heilige Oehl und den ganzen Zauberapparat des Aberglaubens erbeuteten.

Die Bevollmächtigten der alliirten Höfe von London, Berlin und dem Haag eröffneten jetzt einen vermittelnden Congreß an dem letztgenannten Orte, wohin ſich auch Leopolds Miniſter und einige Belgiſche Deputirten verfügten. Schon einige Monathe zuvor hatten die Generalſtaaten, als garantirende Macht der Belgiſchen Verfaſſung, dem Wiener Hofe wegen eines Waffenſtillſtandes Eröffnung gethan, worauf er ſich damals nicht einlaſſen wollte. Jetzt forderte man von den Belgiern, daß ſie zuerſt die Waffen niederlegen ſollten; und als ſie Ausflüchte ſuchten, ging man weiter, und ſetzte ihrer Rückkehr unter Leopolds Scepter einen kurzen Termin. Umſonſt flehten die Belgiſchen Abgeordneten um eine Veklängerung dieſer Friſt; der Oeſtreichiſche Geſandte blieb ſtandhaft auf ſeiner Weigerung, ohne ſelbſt auf die Fürbitte der Mediationsminiſter Rückſicht zu nehmen.

Unterdeſſen hatte das Tourneſis ſchon den Entſchluß gefaßt, ſich wieder dem Kaiſer zu unterwerfen. Die Oeſtreichiſchen Truppen hielten ganz Limburg beſetzt; und auf das einladende Manifeſt, welches Leopold während ſeiner Kaiſerkrönung an die Belgier ergehen ließ, und worin er ihnen den Genuß ihrer unverletzten Conſtitution mit allen ihren Vorrechten verſprach, zeigte man auch in Flandern die größte Bereitwilligkeit zur Rückkehr unter ſeine Oberherrſchaft. Nur in Brabant wüthete noch ein ohnmächtiger Fanatismus; der Pöbel zerriß und verbrannte das Manifeſt, und ſeine Anführer wagten es nicht, ihm die wahre Lage der Sachen bekannt zu machen. Der ſouveraine Congreß glaubte das Poſſenſpiel ſeiner politiſchen Unabhängigkeit nicht anſtändiger beſchließen zu können, als indem er am 22ſten November, eben als die von den vermittelnden Mächten bewilligte Friſt verſtrich, den dritten Sohn des Kaiſers, den Erzherzog Karl, zum Erzherzog von Belgien ernannte. Doch dieſe Entſchließung, welche vielleicht einige Monathe früher Glück gemacht hätte, kam jetzt zu ſpät; Benders überlegenes Heer war ſchon in Bewegung; die Belgiſchen Befehlshaber zogen ſich vor ihm zurück, und ließen ihn ohne Schwertſtreich Namur beſetzen. Der General von Schönfeld forderte am 28ſten November ſeine Entlaſſung, und am 2ten December rückten die kaiſerlichen Truppen wieder in Brüſſel ein. Die Verwirrung, welche dieſem Augenblicke voranging, hatten die Mitglieder des Congreſſes und ihre Miniſter benutzt, um der gerechten Rache der betrogenen Einwohner zu entfliehen. Derſelbe van der Noot, den man noch kurz zuvor vergöttert und deſſen Bildniß man als ein heilbringendes Amulet getragen hatte, war jetzt der Gegenſtand einer eben ſo gränzenloſen Verabſcheuung geworden, und der Pöbel ſchonte in ſeiner Verzweiflung ſeine Aufwiegler, die Prieſter und Mönche, nicht mehr. Jetzt fiel dem Volke die Binde von den Augen, die es ſo lange geblendet hatte. Nicht für ſeine Freyheit, nicht für ſeine eigene Wohlfahrt hatte es geſtritten, ſondern für die Vorrechte der zu ſeinem Nachtheil privilegirten Stände; — und, ſonderbar genug! mit einer Verſchwendung von mehr als zwanzig Millionen Gulden und mit Aufopferung von zwanzigtauſend Menſchen hatten die Prieſter und der Adel ihren Zweck vollkommen erreicht und von einem Monarchen, deſſen Land ſie ärmer und volksleerer gemacht hatten, die Rückgabe aller ihrer drückenden Privilegien ertrotzt. Die im Haag am 10ten December von dem vermittelnden Congreß unterſchriebene Convention enthält nicht nur dieſe Zuſicherung, ſondern auch zugleich das Verſprechen, den Belgiſchen

Provinzen noch anderweitige Verwilligungen zuzugeſtehen; ja, die politiſche Schonung gegen die Brabantiſchen Stände, oder, wenn man einen andern Geſichtspunkt wählt, der Triumph der Allirten über das Andenken Josephs des Zweyten, wurde jetzt ſo weit getrieben, daß man ſeiner in jener Convention mit keiner Sylbe gedachte.

Die Wiedereinſetzung des Kaiſers in ſeine Souverainetätsrechte über die Niederländiſchen Provinzen war ihm indeß alle dieſe Aufopferungen werth. Ihm mußte für den Augenblick alles daran gelegen ſeyn, die Ruhe in ſeinen Staaten wieder herzuſtellen, ſich auf dem Throne, der unter Joſeph zu wanken angefangen hatte, wieder feſtzuſetzen und die günſtige Gelegenheit zur Wiedererlangung eines unbeſchränkteren Einfluſſes von der Zeit und ſeiner eigenen Klugheit abzuwarten. Nur unter dieſer Bedingung konnte ſich das Haupt der Oeſtreichiſchen Monarchie jetzt ſchmeicheln, ſein ganzes politiſches Gewicht in den großen Schickſalen von Europa beyzubehalten. Der erſte Schritt, wodurch er ſein Anſehen im Deutſchen Reiche geltend machte, folgte unmittelbar auf die Unterwerfung der Belgiſchen

Provinzen. Ein Requiſitorium des Reichskammergerichts erging an ſeine Regierung in den Niederlanden, und erſuchte ſie, in Kraft eines Burgundiſchen Vertrages vom Jahre 1548, die Execution gegen Lüttich zu übernehmen. Innerhalb weniger Tage öffnete hierauf die Stadt ohne allen Widerſtand dem Oeſtreichiſchen Generale von Kheul ihre Thore. Zugleich mit Brabant hatten die Lütticher es verſucht, ſich wieder in den Beſitz derjenigen Rechte zu ſetzen, die ihr Tyrann, der Biſchof Maximilian Heinrich, ihnen im Jahre 1684 geraubt hatte. Damals ward ihre Grundverfaſſung gänzlich umgeſtoßen, indem der dritte Stand vom Hofe abhängig gemacht, und ſogar den Municipalitäten das Vorrecht, ihre eigenen Beamten zu ernennen, entriſſen ward. Im Verlauf von etwas mehr als hundert Jahren häuften ſich die üblen Folgen dieſer gewaltthätigen und durch Verjährung nur ſchwach vertheidigten Unterdrückung. Der erſte Stand, oder das hohe Domcapitel und die durch daſſelbe vorgeſtellte Geiſtlichkeit, nahm keinen Theil an den Laſten des Volkes, und eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen und neuen Erpreſſungen hatte den Punkt herbeygebracht, wo dieſe Laſten ſeine Kräfte überſtiegen. Die gelähmte Wirkſamkeit des dritten, und die freywillige Verzicht des erſten Standes, lieferten dem Fürſten auch den noch übrigen zweyten, oder die Ritterſchaft, in die Hände. Die ſtreitige Frage, ob der Fürſtbiſchof über Gegenſtände der Polizey ohne Zuſtimmung der Stände Verfügungen treffen könne, die bald wegen ihrer Beziehung auf den Erwerb der Einwohner von Spaa die größte Wichtigkeit erhielt und das ganze Land zerrüttete, blieb von dem Reichskammergericht unentſchieden, und die Erbitterung zwiſchen dem Fürſten und ſeinen Unterthanen ward durch allerley Anmaßungen von beyden Seiten vermehrt.

Wenn die Leidenſchaften des großen Haufens angeregt werden, verhalten ſie ſich genau, wie bey dem einzelnen Menſchen. So, wenn mehrere große, allgemein wirkſame Urſachen die Gemüther vorbereitet haben, iſt eine an ſich unbedeutende Kleinigkeit hinreichend, die Dämme, die einen heftigen Ausbruch verhielten, zu durchbrechen und jeder ungeſtümen Woge des Gefühls freyen Lauf zu verſchaffen. „Es iſt ein einziger Tropfe zu viel," nach dem Ausdrucke eines geiſtreichen Schriftſtellers, „wavon das volle Gefäß überläuft.“ Von dieſer ſtets wiederkehrenden Bemerkung, worauf man gleichwohl in der gewöhnlichen Staatskunſt bisher ſo ſelten Rückſicht nahm, liefert der Vorgang in Lüttich ein neues Beyſpiel. Weil das Verbot der Getreideausfuhr, welches der Brotmangel erheiſcht hatte, nicht mit der Genehmigung der Stände verſehen war, und folglich ohne Wirkung blieb, ſo ſtieg die Empfindlichkeit der Lütticher auf den hohen Punkt der Spannung, der die äußerſte Gewaltthätigkeit befürchten ließ. In der ſchwülen Ruhe dieſer Erwartung verlangte der Biſchof von dem Domcapitel und der Geiſtlichkeit, daß ſie hinfort als gute Bürger zu den Abgaben des Staates beytragen möchten; und um endlich die Getreideſperre wirkſam zu machen, berief er die Verſammlung der Stände. Eine im Volke verbreitete Schrift hatte unterdeſſen die Hoffnung angefacht, daß es den gegenwärtigen Zeitpunkt noch vortheilhafter benutzen und in den Beſitz ſeiner lange entbehrten Rechte kommen könne. An mehreren Orten im Lande zeichneten ſich die Freunde der Freyheit ſchon durch farbige Bandſchleifen aus; auch in Lüttich ſelbſt erſchien dieſes Abzeichen, und kaum hatte Einer angefangen, ſo trugen alle Einwohner die patriotiſche Cocarde. Einmüthig ſetzte das Volk die vom Biſchof ernannten Bürgermeiſter ab; einmüthig erwählte es durch allgemeinen Zuruf Männer an ihre Stelle, deren erprobte Denkungsart allein ſchon hinreichend war, ein gutes Vorurtheil für dieſen ganzen Auftritt zu erwecken. Der Fürſt hatte ſchon im Voraus, durch eine eigenhändig unterſchriebene Erklärung, dieſe Schritte des Volkes genehmigt; er billigte ſie auf eben die Art nach geſchehener That; er beſtätigte ſie feyerlich durch ſeinen triumphirenden Einzug in die Stadt, durch die Friedensworte, die er vom Rathhauſe herab, mit Segnungen begleitet, an die verſammelte Menge ergehen ließ, durch die Annahme der Cocarde, die er dadurch heiligte, und durch die wiederholten, ungebetenen Beweiſe ſeiner vollkommenſten Zufriedenheit, womit er mehrere Tage hindurch die neuen Magiſtratsperſonen und ihre Maßregeln beehrte.

Wer vermag die Tiefen des menſchlichen Herzens zu ſichten, um mit richterlicher Unpartheylichkeit die Entſcheidung zu wagen, aus welcher Quelle dieſes Betragen des Biſchofs gefloſſen ſey: ob lautere Zuneigung für ein

geliebtes

geliebtes Volk, gewiſſenhafte Anerkennung ſeines ſo lange vorenthaltenen Rechtes, wahre, freudige Theilnahme an dem neubefeſtigten Glücke freyer Mitbürger, und das göttliche Gefühl, ihr Wohlthäter und der Wiederherſteller ihrer Freyheit geworden zu ſeyn – oder ob Furcht, Heucheley, verbiſſener Despotismus und heimlich brütende Prieſterrache die Triebfedern ſeiner Handlungen waren? Wer vermag eine Revolution, worüber Fürſt und Volk einverſtanden ſchienen, wobey kein Tropfe Bürgerbluts vergoſſen ward, wodurch die ſeit hundert Jahren verletzte Grundverfaſſung Lüttichs ihre geſetzmäßige Ergänzung wieder erhielt – wer vermag ſie ohne Kläger und ungehört zu verdammen? — Dies vermochte, dies durfte das Reichskammergericht.

Es durfte und vermochte aber mit Recht. Form iſt die Seele des Geſetzes; und wider die Form hatten die Lütticher geſündigt. Die gerechteſte Sache verliert durch einen Verſtoß wider die Form den Schutz, den ihr der Buchſtabe zuerkennt. Wo bliebe der ganze, große Zweck der Rechtspflege, wenn jeder eigenmächtig ſich ſelbſt eines jeden Unrechts erwehren wollte? Welchen Nutzen hätte die Verfaſſung, des Deutſchen Reiches für die darin zu einem Ganzen verbundenen Staaten, wenn nicht die Rechtshülfe der Tribunale jedem bedrückten Mitſtande die Selbſthülfe entbehrlich und ſogar ſtrafwürdig machte? Worin beſtände das unterſcheidende Kennzeichen einer rechtmäßig erlangten Verfaſſung, wenn nicht die dabey beobachtete Formalität ſie von den willkührlichen Anmaßungen des Aufruhrs und der Faktionen auszeichnen und mit der Genehmigung des Kaiſers und des Reiches beglaubigen könnte? Unläugbar hatte die Revolution in Lüttich nicht nur den Flecken der Informalität und Illegalität, indem das Volk ſich eigenmächtig gegen die einmal beſtehende Herrſchaft aufgelehnt, und, ohne die Wiederherſtellung ſeiner verſtümmelten Regierungsform vor den Tribunalen des Reiches zu verlangen, die Bürgermeiſter abgeſetzt hatte; ſondern die Auszeichnung durch Cocarden, die tumultuariſchen Bewegungen, der bewaffnete Aufzug verriethen eine zu auffallende Aehnlichkeit mit einem Aufruhr, und die geſetzwidrige neue Bürgermeiſterwahl konnte der Beſchuldigung, daß ſie das Werk der Aufwiegelung und des Partheygeiſtes geweſen ſey, nicht gänzlich entgehen.

Schnell *), ohne Bedenken, auf das bloße Ruchtbarwerden des Ereigniſſes, von Amtswegen und aus eigener Bewegung, erließ daher das Reichskammergericht ein Decret, welches die Neuerungen in Lüttich mit dem verhaßten Namen einer Rebellion brandmarkte, die gefängliche Haſt gegen ihre Urheber erkannte, und die Fürſten des Weſtphäliſchen Kreiſes zur Execution aufforderte. Solche raſche Schritte, ſolche rächende Blitzesſchnelle, machte die Verletzung einer Form nothwendig, welche doch nur allein gefehlt hatte, um die Wohlfahrt des ganzen Staates von Lüttich auf Jahrhunderte hinaus, durch die wieder hergeſtellte Conſtitution zu ſichern; da hingegen, wo die proceſſualiſchen Formen beobachtet wurden, wie bey dem Streite über die Rechtmäßigkeit der Spieloktroy in Spaa, die letzte Entſcheidung ſich Jahre lang verzögern durfte, unerwogen, ob nicht der Wohlſtand, das Glück, die Nahrung, ja ſelbſt die Exiſtenz vieler tauſend Familien daran hing, und eine unglück-

---

*) Die neue Bürgermeiſterwahl geſchah in Lüttich den 18ten Auguſt 1789; und das Decret des Reichskammergerichts zu Wetzlar erſchien den 27ſten deſſelben Monaths.

ſelige, zur Revolution unausbleiblich vorbereitende Erbitterung die Folge des Säumens war! Das Decret des Reichskammergerichts wirkte vermuthlich ſchon vor ſeiner öffentlichen Bekanntwerdung; denn bereits am 26ſten Auguſt 1789, entwich der Fürſtbiſchof heimlich aus ſeinem Luſtſchloſſe bey Lüttich, nach der unweit Trier liegenden Abtey St. Maximin; und von dieſem Augenblick an wußte er, daß ſeine Einwilligung zu den Volksbewegungen eine bloße Wirkung der Furcht geweſen ſey. Durch den Ausſpruch des höchſten Reichsgerichtes in Schutz genommen, entzog ſich der Biſchof den Berathſchlagungen der am 31ſten Auguſt verſammelten Stände; ſeine Abweſenheit und die nachher erfolgte Seceſſion der Majorität des Domcapitels ſtempelten die Verordnungen dieſer Verſammlung mit einem neuen Anſchein von Unrechtmäßigkeit, ſetzten endlich das Beharren des freygewordenen dritten Standes auch bey der Ritterſchaft in ein nachtheiliges Licht, und verleiteten, indem man Zwietracht und Mißtrauen zu begünſtigen ſuchte, die in Lüttich herrſchende Volksparthey zu gewagteren Schritten. Lüttich ſelbſt ward nunmehr ein Schauplatz, wo die aufgeregten Leidenſchaften des Volkes in Ungebundenheit tobten; und eine Revolution, deren friedlicher Anfang ſo ſchöne Früchte verſprach, ſchien jetzt die unglückſchwangeren Prophezeyhungen ſolcher Menſchen zu rechtfertigen, die in der reinen Atmoſphäre des Patriotismus nicht athmen können, und daher lieber den Himmel und die Hölle bewegten, um ſie zu verpeſten.

Nach Wetzlar waren Abgeordnete von Lüttich gegangen, um das dortige Tribunal zur Zurücknahme ſeines Decrets zu bewegen, und die verſammelten Stände hatten unterdeſſen die Grundartikel der Wiederherſtellung ihrer Conſtitution entworfen und dem Fürſten zur Genehmigung vorgelegt. Hätte jetzt der Biſchof die Ruhe und das Glück der Unterthanen gewollt, anſtatt ſich auf den übertriebenen Punkt des Rechtes zu ſteifen, wo es das größte Unrecht wird; ſo wäre ſeine Sanction das Unterpfand des ſchönſten Friedens geworden; anſtatt der aufgerufenen Gewalt, hätten Liebe und Güte die Irrungen ausgeglichen, und die Geſchichte hätte ſeine Wiederkehr mit jenem nie verwelkenden Kranze belohnt, um welchen mit jeder That des Lebens zu kämpfen, die heiligſte Pflicht des Fürſtennamens gebeut. Ein edles Selbſtvertrauen, welches im Bewußtſeyn einer großen inneren Kraft und Würde ruhet, geht dieſen eigenen, treuen, feſten Gang; die furchtſame Schwäche, das Werkzeug deſſen, der ſie ſchreckt und leitet, kann ihn nicht gehen. Der Biſchof glaubte in dem von ihm verlangten Schritte der Verſöhnung nur den Privatnutzen etlicher Demagogen, nur den Sturz ſeiner eigenen Günſtlinge zu ſehen; von ſeiner Nachgiebigkeit ahndete er nur immer dreiſter geforderte Aufopferungen. Güte dünkte ihn Schwachheit; und nur der Starke vermag zwiſchen beyden die Gränzlinie zu ziehen.

Weit entfernt alſo, mit den Ständen jetzt zum Frieden zu ſtimmen, um weit größern Uebeln, womit der Freyheitstaumel im Volke den Staat bedrohte, der Losreißung vom Deutſchen Reiche, der Vereinigung mit den Inſurgenten in Brabant, und der Berufung einer Nationalverſammlung vorzubeugen, rief der Fürſtbiſchof vielmehr die ganze Strenge des Geſetzes gegen ſeine Unterthanen auf, und erſuchte die Fürſten des Weſtphäliſchen Kreiſes um die Befolgung des reichsgerichtlichen Mandats. Das Tribunal ſelbſt that am 4ten December einen neuen Spruch, worin es ſein voriges Erkenntniß beſtätigte, die Einwendungen der Stände für unſtatthaft erklärte, alles in den vorigen Zuſtand zurückzuſetzen verordnete, und ſodann erſt dem Fürſten geſtattete, die nöthige Reformation auf einem neu auszuſchreibenden Landtage in Erwägung zu ziehen. Der Cleviſche Directorial-Geſandte, Herr von Dohm, erhielt indeſſen von ſeinem Hofe den Befehl, zur gütlichen Vermittelung der Unruhen mitzuwirken; und die rückſichtloſe Sentenz des Reichskammergerichts hatte dieſe Vorſorge bey der heftigen Spannung der Lüttiсher doppelt nothwendig gemacht. Die von den damals ſiegenden Brabantern dargebotene ſchnelle Hülfe hatte ſie wirklich gegen den Einmarſch einer Executionsarmee geſichert. Preußen, welches ſeine Truppen für keine eigenſinnig behauptete Formalität hinopfern wollte, konnte noch viel weniger einen Schritt wagen, der die unmittelbare Folge nach ſich gezogen hätte, gegen die Belgier für den Kaiſer Parthey ergreifen zu müſſen. Ganz Lüttich ſtand in den Waffen, der hartnäckigſte Widerſtand ſchien beſchloſſen, die Brabantiſche Hülfe war nahe, und das königliche Executionscorps ſtand ſchon auf dem Lütticher Gebiet. In einer Directorial-Conferenz, welche dieſer kritiſche Zeitpunkt veranlaßte, ſtimmten die Delegirten von Münſter und Jülich (oder Kurcölln und Kurbayern) deſſen ungeachtet für die unbedingte Vollziehung des Wetzlariſchen Mandats, und die Truppen des Königs mußten, dieſer Entſcheidung der Mehrheit gemäß, ihren Marſch fortſetzen. Ein einziges Mittel blieb noch übrig, das Blutvergießen und die anarchiſche Verwirrung, vielleicht ſogar den Ausbruch eines allgemeinen Krieges, zu verhüten: der Einzug der königlichen Truppen mußte nicht die Unterdrückung des Volkes, ſondern ſeine Ausſöhnung mit dem Fürſten, zur Abſicht haben. Eine Erklärung des Cleviſchen (Preußiſchen) Geſandten, die den Lüttichern dieſe Zuſicherung ertheilte und unter dieſer Milderung dennoch auf der Hauptbedingniß des reichsgerichtlichen Spruches, der augenblicklichen Abſetzung des neuen Magiſtrats, beſtand, entwaffnete die ausſchweifendſten Freyheitsſchwärmer, führte ſie zum Gehorſam des Geſetzes zurück, und bewirkte die ruhige Aufnahme der Preußiſchen Beſatzung. — Die hier geäußerten Beſorgniſſe konnten eitel geweſen ſeyn; in dieſem Falle ward Lüttich, auf Koſten des Anſehens, welches die Reichsgeſetze heiſchen, geſchont. Hier mußte der Rechtsſpruch vollzogen werden, und ſollte Lüttich darüber zu Grunde gehen; hier konnte von jener Nachſicht, womit Leopold die Inſurgenten in ſeinen Niederlanden ſchonte, weil ſie nur für ihre alte Verfaſſung ſtritten, die Rede nicht ſeyn; denn hundertjähriger Beſitz hatte dem Fürſten von Lüttich aus Uſurpation ein Recht geſchaffen; hier mußte es vor andern dem Biſchofe ziemen, an ſeinen Unterthanen „glorreiche Rache" zu nehmen; hier kam es darauf an, durch ein ſchauderhaftes Beyſpiel das Deutſche Reich vor aller fernern Anſteckung mit der Franzöſiſchen Freyheitsſeuche zu bewahren; hier konnte der Ruin von Lüttich, das zerſtörte Glück ſeiner Einwohner, und die exemplariſche Züchtigung ihrer Häupter das Löſegeld werden, womit ganz Deutſchland ſich auf immer von der Furcht der Revolutionen befreyete!! Schonung alſo war hier ein Irrthum, und dieſer Irrthum, in der jetzigen Lage der Sachen, eine der Deutſchen Reichsverfaſſung geriſſene Wunde.

Wenn ſolchergeſtalt das Preußiſche Cabinet, auf einen bedenklichen Abweg gerathen war, ſo hatte es ihm doch nicht an wichtigen Beweggründen für ſeine Beſchlüſſe gefehlt. Gelindigkeit und Vatergüte hatten ihm gegen ein erſtes Vergehen anwendbarer als Strenge geſchienen; und dieſer Ueberzeugung liegt ein ſo ſchönes Vertrauen auf die unverdorbenen Gefühle der Menſchheit, ein ſo tröſtlicher Glaube an Tugend und Edelſinn zum Grunde, daß ſie ſelbſt denen, die ſie als Irrthum verwerfen müſſen, Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe entlockt. Für die große Maſſe des Menſchengeſchlechtes iſt gewiß der Zauber unwiderſtehlich, womit der Mächtige ſie an ſich feſſelt, wenn er Gnade für Recht ergehen läßt; und in dieſem beſondern Falle wirkte noch die Kraft der tadelloſen Namen: Herzberg, Dohm und Schlieſſen, um ein allgemeines, günſtiges Vorurtheil für das Benehmen des Preußiſchen Hofes zu erwecken. Es wollte indeß dem Könige nicht gelingen, durch einen unmittelbaren Briefwechſel mit dem Fürſten von Lüttich die Zuſtimmung dieſes letztern zu der vorgeſchlagenen Verſöhnung zu bewirken. Die bis an Beleidigung gränzende *) Hart-

---

*) Des Königs eigene Worte von dem letzten

näckigkeit, womit der Biſchof fortfuhr, die unbedingte Vollſtreckung des reichsrichterlichen Mandats zu fordern, überzeugte endlich den König, daß ſeiner Ehre nur der einzige Ausweg bliebe, ſeine Truppen von Lüttich zurückzuziehen, und die Execution, die ſeit fünf Monathen das Land mit einer täglichen Ausgabe von ſechstauſend Thalern belaſtet hatte, anderen Reichsſtänden zu überlaſſen.

Am 16ten April 1790 brachen die Preußen aus Lüttich auf, und am 19ten erſchien ein neues Decret zu Wetzlar, welches die Hülfe des Ober- und Kurreiniſchen, ingleichen des Schwäbiſchen und Fränkiſchen Kreiſes gegen Lüttich aufforderte. Die Kurrheiniſchen Contingente nahmen wirklich Antheil an der Execution, welche der Kurfürſt von Cölln als Biſchof von Münſter, und der Kurfürſt von Bayern als Herzog von Jülich fernerhin dirigirten. Allein der Widerſtand der Lütticher, die aus Furcht vor der ſo deutlich an den Tag gelegten leidenſchaftlichen Stimmung ihres Für-

---

Briefe des Biſchofs lauten ſo: — la dernière lettre de l'Eveque, auſſi foible en argumens, qu'*indécente en expreſſions*, auxquelles le Roi ne veut pas faire attention par un ſurcroit de généroſité.

ſten die ernſthafteſten Anſtalten zur Gegenwehr machten, bewies ihnen bald, daß die Vollziehung des reichsgerichtlichen Urtheils ganz andere Kräfte erheiſchte. Das ärgerliche Schauſpiel eines zwecklosen kleinen Krieges, wobey gleichwohl das Bisthum durch beyde Theile verwüſtet und erſchöpft werden mußte, dauerte bis nach der Kaiſerkrönung im Spätjahre fort. Die zu Frankfurt über das Schickſal dieſes unglücklichen Landes von neuem angeknüpften Unterhandlungen, wozu die Stände ihre Abgeordneten ſchickten, endigten ſich mit einem Vorſchlage, den die Lütticher anfänglich mit Unwillen verwarfen, hernach aber bedingungsweiſe annahmen, indem ihnen die Unmöglichkeit, gegen überlegene Heere länger zu beſtehen, die Unterwerfung zum Geſetze machte. Allein auch dieſe Rettung ward ihnen entzogen, als das höchſte Reichstribunal die Hülfe der kaiſerlichen Regierung in den Niederlanden aufbot. Das Unglück, welches ihren Muth gebrochen hatte, ſtimmte ſie jetzt zur unbedingten Ergebung, und der Kaiſer überlieferte dem Biſchofe den entſeelten Leichnam ſeines einſt voll Kraft und Leben blühenden Landes.

Nirgends hat das Geſetz einen vollkommneren Sieg davon getragen; nie hat die Verfaſſung der Deutſchen Republik die in ihr liegenden Kräfte zur Erhaltung des innern Ruheſtandes thätiger bewieſen; nie hat ein mächtiger Monarch ein edleres Beyſpiel, als hier der König von Preußen, von ſeiner Mäßigung und ſeiner Achtung für ein Geſetz, deſſen Anwendung ihn nicht ganz billig dünkte, dem Deutſchen Publicum und der geſammten aufmerkſamen Welt gegeben. Es iſt gewiß nicht zu viel geſagt, wenn man behauptet, daß in keinem andern gegenwärtig ſchon organiſirten Europäiſchen Staate der Begriff des Geſetzes dieſe Heiligkeit erlangt hat, vor welcher ſich alle anderen Rückſichten beugen. Mit einer Klarheit, die weit über jeden Einwurf erhaben iſt; leuchtet uns aus dieſer wichtigen Erfahrung die tröſtliche Gewißheit hervor, daß, ſo lange die Deutſche Reichsverfaſſung unangetaſtet beſteht, die Ausführung einer Revolution innerhalb der Gränzen von Deutſchland ſchlechterdings unmöglich bleibt. Darf man es von der ſtrengen Unpartheylichkeit der höchſten Reichsgerichte erwarten, daß ſie auch da, wo die Rechte der Unterthanen von ihren Landesherren beeinträchtigt werden, eben ſo ſchnell als im entgegengeſetzten Fall, auf eingereichte Klagen oder auch von Amtswegen, erkennen werden, und darf man von der tiefen Verehrung der Fürſten für die Ausſprüche des Geſetzes, auch alsdann der ſchnellſten, pünktlichſten, unbedingten Vollſtreckung des oberrichterlichen Spruches gewärtig ſeyn: o, dann wo wäre das Land, das ſich mit unſerm Vaterlande in Abſicht auf Gerechtigkeit, Freyheit der Perſon, und Sicherheit des Eigenthums meſſen dürfte! Deutſche Fürſten! Deutſche Männer! die ihr ſegenvolle Ruhe im Lande zu erhalten und allgemeines Glück eurer Mitbürger feſt zu gründen wünſcht; hier greift in euren Buſen, und forſcht nach der Hoffnung der Zeitgenoſſen!

Der Lütticher Aufſtand, der einzige, der jetzt die öffentliche Ruhe Deutſchlands geſtört hatte, ward nicht nur gänzlich gedämpft, ſondern auch mit der äußerſten Strenge beſtraft. Es iſt lehrreich, indem man noch einen Augenblick bey dieſer und den andern gleichzeitigen Bewegungen in Europa verweilt, auf die verſchiedenen Triebfedern, die ſo viele Menſchen in Handlung ſetzten, den Blick zu richten; lehrreich, wahrzunehmen, daß nur in Lüttich die Revolution mit der Franzöſiſchen die Erleichterung des Volkes zur Abſicht oder zum Vorwande hatte. Die Urheber aller andern Unruhen waren privilegirte Klaſſen von Menſchen, die entweder das Heft der Regierung an ſich reißen, oder gegen die Willkühr der Regenten ihre Vorrechte behaupten wollten. Wo ſie das Volk bewegen konnten, ihre Parthey zu ergreifen, erreichten ſie ihren Zweck: denn ohne fremde Uebermacht hätte auch in Holland die Ariſtokratie der Städte geſiegt; und, wie geſagt, in Belgien erkaufte Leopold die Unterwerfung der Empörer nur mit der Bewilligung aller ihrer Forderungen. Wo hingegen das Volk aufgeklärt und gehörig repräſentirt war, wie in Schweden, vereinigte es ſich mit dem Könige wider den Adel. Wo endlich der dritte Stand, wie in Ungarn, gänzlich fehlte, dort kam auch die Empörung des Adels nie zu völliger Reife. Die unverſöhnliche Feindſchaft und der ewige Wettſtreit zwiſchen der Ariſtokratie und der monarchiſchen Gewalt wurden jetzt nur darum ſo ſichtbar, weil Guſtav und Joſeph, ein jeder auf ſeine Art, jene hinunterdrückten zur Gleichheit mit dem übrigen Volke. Warum gehorchte ſie hingegen ſo willig der Allgewalt Friedrichs des Weiſen? Auch in ſeiner Hand war ſie nur ein Werkzeug, wie die übrige Maſſe des Volkes; allein er wußte ſie an ihre Stelle zu ſetzen, erhielt ſie als ein edles Gefäß, und ehrte ſich ſelbſt in ihr. Seinem Tiefblicke war es unverhohlen, daß ihre gänzliche Unterjochung jene Gleichheit vorbereitet, die zwar dem größten Deſpoten ſchmeicheln kann, dem ſchwachen aber furchtbar wird. Ludwig der Vierzehnte, der ſeine Vaſallen bezwang, der ihre Vorrechte ſchmälerte, ſie feſſelte an ſeinen Hof, und abhängig erhielt von ſeiner Gunſt, bahnte durch ihre Demüthigung dem dritten Stande den Weg zur politiſchen Exiſtenz. Das Gegenſtück zu dieſem Bilde iſt jene gefährliche Freundſchaft zwiſchen dem Fürſten und den privilegirten Ständen, welche jederzeit die Scheinherrſchaft des erſtern beweiſet. Dort regieren ſie ſchon unumſchränkt und bewegen die königliche Maſchine nach ihrer Willkühr, wo ſie, als geborne, unentbehrliche Beſchützer des Throns, für ſeine Majeſtätsrechte ſtreiten.

Iſt die Bedingung, unter welcher alles in der Welt ſeinen Nutzen hat, jene unvermeidliche

liche Fähigkeit zum Mißbrauch, ſo muß das Werk der Weisheit und der reifen Erfahrung nicht ſowohl auf die Vernichtung, als vielmehr auf die unſchädliche Benutzung des einmal Beſtehenden zielen. Der unwiderlegbare Satz des Naturrechts, daß alle wirklich exiſtirende, vernünftige Weſen auf ein ungehindertes Daſeyn und auf die dazu gehörigen Erforderniſſe gleiches Anrecht haben, näher beſtimmt und eingeſchränkt durch die eben ſo unläugbare Verſchiedenheit der Anlagen und Kräfte, welche verſchiedene Kreiſe der Wirkſamkeit nothwendig vorſchreibt, kann ſich allerdings unter billigen Vorausſetzungen mit einer politiſchen Einrichtung vertragen, die gewiſſen Generationen erbliche Vorrechte zugeſteht. Ein freywillig anerkanntes Erbrecht war vielleicht die ſicherſte Schutzwehr neuaufkeimender Bürgervereine gegen die Unterdrückung, der ſonſt nicht nur die phyſiſche, ſondern auch die moraliſche Schwäche von einer jeden ihr überlegenen Kraft beſtändig ausgeſetzt bliebe. Allein der Mißbrauch dieſes Vertrauens, der äußerſte Grad des Verderbens, worin der Staatskörper verſinken kann, hat deſto ſchauderhaftere Folgen, je umfaſſender zuvor die Wirkſamkeit der ſo Betrauten war. Menſchliche Weisheit und Güte, wie die Erfahrung lehrt, ſind nicht vermögend, die Wunden zu heilen, die menſchliche Bosheit und Thorheit ihrem eigenen Geſchlechte ſchlugen; ſie können den morſchen Bau nicht ſtützen, den dieſe Jahrhunderte lang untergruben — Vielleicht errichten ſie einen neuen auf ſeinen Trümmern! —

Ein großes, rührendes Schauſpiel reißt uns fort von den kleinen Zuckungen, die wir bisher betrachteten. Laſſen wir die Ausſchweiſungen einiger mißgeleiteten Bauern, und den Muthwillen der unmündigen Jugend auf Univerſitäten unberührt; ſie ſind der Geſchichte zu klein. Wenn die Peſt im Lande iſt, wer würde nicht des Arztes ſpotten, der Mückenſtiche für Peſtbeulen hielte? — Die erſte Monarchie in Europa ſtürzte jetzt ſchrecklich zuſammen; wir ſehen ſie noch in ihrem Schutte liegen!

III.

Ueber die Beziehung der Staatskunſt auf das Glück der Menſchheit.

Est quidem vera lex, RECTA RATIO, naturae congruens, diffusa in omnes, constans, sempiterna, quae vocet ad officium jubendo, vetando a fraude deterreat. — Huic legi neque abrogare fas est, neque derogari ex hac aliquid licet, neque tota abrogari potest.

CICERO.

Es wäre ein erhabenes, anziehendes Schauſpiel, lieber Freund, wenn die ſtolzeſten menſchlichen Künſte, die Regierungskunſt und die Politik, einſt vor den Richterſtuhl der Vernunft gefordert würden, um von ihren Wirkungen Rechenſchaft abzulegen, und ſich gegen die Anklage der Tugend, und gegen das Zeugniß der Erfahrung zu rechtfertigen. Ihre Vertheidigung müßte zu Entdeckungen führen, die das Menſchengeſchlecht für die Zukunft gegen Mißbräuche und Unterdrückungen, wo nicht ſicher ſtellen, doch wenigſtens mißtrauiſcher machen würden, als es bisher im Ganzen geweſen iſt. Es würde ſich zeigen, daß die Sinnlichkeit unſerer Natur überall mit den beiden Angeklagten wider uns ſelbſt in den Bund getreten ſey, und daß die Unmöglichkeit von reinen Grundſätzen auszugehen, die ſich erſt durch lange Uebung und nach manchem fehlgeſchlagenen Verſuch auffinden und herauswickeln ließen, allerdings eine Art von Entſchuldigung abgeben könnte, wenn nicht das Beharren im erkannten und erwieſenen Irrthum eine faſt unheilbare Verderbtheit durchblicken ließe. Seit einiger Zeit veranlaßte mich meine praktiſche Beſchäftigung mit verwandten Gegenſtänden, die Klagpunkte, worauf es hier ankommt, bald in dieſem, bald in jenem Lichte zu betrachten; und ſo mangelhaft, unzuſammenhangend und fragmentariſch auch die Reſultate meines Nachdenkens, die ich darüber zu Papier brachte, wirklich geblieben ſind, ſo halte ich es doch nicht für ganz überflüßig, ſie hier mitzutheilen, weil ſie vielleicht dazu dienen können, die Sache näher zur Erörterung zu bringen, und den rechten Mann, der dieſer Unterſuchung gewachſen iſt, dazu aufzufordern. Ich werde mich für mein Theil glücklich ſchätzen, die Gelegenheit zu finden, etwas Beſſeres, als ich noch bis jetzt weiß, über die wichtigſte Angelegenheit des denkenden Menſchen zu erfahren.

Das Glück der Menſchheit iſt, laut den Betheurungen der Regenten, das ſtete Ziel ihrer landesväterlichen Sorgen. Die neueſten

Manifeſte der Eroberer von Polen athmen nur dieſen Geiſt, und führen nur dieſe Sprache. Ich will hier keinesweges ihre Aufrichtigkeit in Zweifel ziehen. Die Verwirrung des Sprachgebrauchs, wie ich anderwärts geſagt habe, iſt frey'lich groß genug; allein an den Worten: Glück, Wahrheit, Tugend, iſt unſeren Führern jetzt noch zu viel gelegen, als daß ſie es verſuchen könnten, ſich ſchon gänzlich ohne ſie zu behelfen. Ohne ſie würde das Recht des Stärkern gar bald eine viel zu wankende Stütze ihrer Herrſchaft werden. Auch des Räubers letzte Zwecke ſind ruhiger Beſitz und Genuß. Wenn er Mittel fände, mit ſeiner Beute aus der Höhle in den Schooß der bürgerlichen Geſellſchaft zurückzukehren — meynen Sie nicht, daß er als der eifrigſte Vertheidiger ihrer Rechte, als der ſtrengſte Rächer des verletzten Eigenthums, vorantreten würde? Schlagen Sie übrigens die Geſchichte aller Revolutionen, oder zum Beyſpiel auch nur die der neueſten nach, und ſehen Sie die Ehrgeitzigen aller ſo ſchnell auf einander folgenden Partheyen, ſo wie ſie an das Ruder des gährenden Staates gelangten, am lauteſten die kühnen Revolutionsmittel verwerfen, wodurch ſie das Volk zum Werkzeug ihrer Siege gemacht hatten, und dagegen Ordnung, Ruhe, Gehorſam gegen die Geſetze, und Unverletzbarkeit, ſowohl der Perſonen als des Eigenthums predigen, nachdem ſie zuvor die tobenden Tribünen, die Verläumdungen, die Anklagen, die Juſtizmorde, die Plünderungen, die heiligen Inſurrektionen in Umtrieb geſetzt hatten.

Ich gebe gern noch einen Schritt weiter, und gebe zu, daß es der Natur des Menſchen angemeſſen iſt, das allgemeine Beſte zu wollen, ohne vom Privatnutzen erſt dazu aufgefordert zu werden. Wer mag bloß in feindſeliger Abſicht, aus böſem Willen, Böſes thun? Dieſe Rolle ſetzt eine Zerrüttung der Verſtandeskräfte voraus. In ſolchen Fällen aber, wo Blödſinn oder Wahnſinn die oberſten Plätze der Geſellſchaft füllten, verhüteten doch gemeiniglich die Umſtehenden das Unheil, das der Mißbrauch der Macht bey dieſer unglücklichen Krankheit hätte ſtiften können. Nur in dem ſeltenen Zuſammentreffen der Umſtände, wodurch Menſchen von großer Thatkraft, von unerſättlichen Begierden und zerſtörenden Leidenſchaften, aus Mangel eines Widerſtandes, zur wirklichen Raſerey übergingen, und ſich auch noch in dieſem Zuſtande als Herren der Welt und Meiſter eines entarteten Volkes behaupten konnten, war in Rom die Erſcheinung eines Nero, eines Caligula und der Ungeheuer, die ihnen glichen, möglich geworden. Die grimmige Verrücktheit auf dem Throne, die uns mit Abſcheu und Grauen erfüllt, iſt folglich nur eine ſeltene Ausnahme, und dient der allgemeinen Regel eigentlich zur Beſtätigung.

Allein worin beſteht das Glück, womit man dem Menſchengeſchlechte ſo gefliſſentlich andienen will? Der Gemeinſinn verbindet doch einen Begriff mit dem Worte, und ich weiß nicht, welches allgemeine Gefühl ihn in den Gegenſtand des Strebens aller derer verwandelt, die mit uns Eines Urſprunges und ähnlicher Bildung ſind. Von Jugend auf gewohnt, den Zuſtand des Behagens und Bewußtſeyns angenehmer Eindrücke als unſere Beſtimmung anzuſehen, oder, mit anderen Worten, zu glauben, daß ein Weſen, welches Genuß und Schmerz unterſcheiden kann, nur für den erſtern geboren ſeyn könne, bilden wir uns allmählig eine Vorſtellung von jener wünſchenswerthen Art zu ſeyn, worin die Summe angenehmer Eindrücke die Summe der unangenehmen nicht nur überſteigt, ſondern auch durch ihre Abwechſelung und Mannichfaltigkeit einen ſtets neuen Reitz zuwege bringt, und neue Quellen der Empfänglichkeit in uns öffnet. Sollen wir es einſtweilen bey dieſer Definition bewenden laſſen? Dann wäre, zum Beyſpiel, der Zuſtand des Engliſchen Pächters Glück, und der des Polniſchen Leibeignen Elend zu nennen. Der wohlhabendere Mann, der allen Ueberfluß ſeiner fetten Aecker und Weiden genießt, gut gekleidet iſt, und in einem netten, reinen, mit ſchönem Geräthe verſehenen Hauſe wohnt, iſt zugleich in Rückſicht ſeines Geiſtes, ſeines Gefühls, ſeiner Grundſätze, ſeiner Ueberlegung, ſeiner Kenntniſſe, mit Einem Worte, als Menſch, derjenige, der bey weitem den Vorzug verdient. Ihm iſt wohl in allen ſeinen Verhältniſſen; und in dieſem behaglichen Zuſtande blickt er um ſich her, forſcht nach, wer, von wannen und zu welchem Ende er ſey, giebt alſo dem beſſern Theile ſeines Weſens, der Vernunft, die ihn über die ganze ſichtbare Schöpfung hebt, ihre zweckmäßige Entwickelung, und fängt an, ſich ſeiner Menſchenwürde bewußt zu ſeyn. Der ausgemergelte Sklav des Sarmatiſchen Edelmanns hingegen, in einer morſchen, räucherigen, nackten Hütte, im ſchmutzigen Schafpelze, vom Ungeziefer halb verzehrt, bey ſchwerer Arbeit und geringer, wo nicht gar ungeſunder Koſt, kennt bloß thieriſche Affecten, ruhet gedankenleer von ſeiner Anſtrengung, und ſtirbt hin, ohne den höheren Sinnengenuß gekoſtet, ohne ſich ſeiner Geiſteskräfte gefreuet oder ſie nur gekannt zu haben, um den Zweck ſeines Hierſeyns gänzlich betrogen.

Wäre das Bild des Menſchenglücks, das die Regenten vor Augen haben, dem hier gegebenen ähnlich; dächten ſie ſich dabey den Menſchen im völligen Beſitz und in gehöriger Uebung ſeiner phyſiſchen und moraliſchen Kräfte, und die ſinnliche ſowohl als die Gedankenwelt ſeinem Genuſſe dienſtbar: dann wäre unſtreitig die Sorge, den Millionen, oder den Tauſenden auch nur, welche die Vorſehung einem Fürſten anvertraute, ein ſolches, ihrer Natur und Beſtimmung angemeſſenes Leben zu verſchaffen, die edelſte Auszeichnung, die einem vernünftigen Weſen über ſeines gleichen verliehen werden könnte. Unſtreitig dürfte das noch unmündige Menſchengeſchlecht ſich Glück wünſchen, ſolchen weiſeren und beſſeren Führern anvertrauet zu ſeyn, die ihm zu einer ſo wohlthätigen Ausbildung, zu einer ſo menſchlichen Art des Seyns, verhelfen könnten und wollten.

Es ſcheint indeß nicht, daß die Vorgeſetzten des Menſchengeſchlechts ſein Glück ſo definiren. Einigen unter ihnen, insbeſondre, heißen die Völker, wie einſt die Aegyptiſchen Prieſter die Athenienſer nannten: **ewige Kinder.** Es iſt in ihrem Sinne ausgemacht, daß die Pflege dieſer Kinder, die Verwaltung ihrer Angelegenheiten, die Einrichtung des großen Haushalts, die gemeinſchaftliche Anwendung ihrer Kräfte, ihnen ſelbſt nicht überlaſſen werden dürfen, daß ſie ihres Urſprunges unkundig, auf Treue und Glauben annehmen müſſen, was ihre Vormünder ihnen darüber mitzutheilen für nöthig erachten, daß ſie endlich nur in ſo fern glücklich ſeyn können, wie ſie gläubig und folgſam ſind. Dem Fürſten allein gebührt, nach dieſem Syſtem, Unabhängigkeit, Willkühr, vollkommenes Eigenthum und der damit verbundene Gebrauch ſeiner ganzen Wirkſamkeit; der Menge bleibt ein enger Wirkungskreis, worin ſie ſich nach beſtimmten Geſetzen maſchinenmäßig bewegt und allmählig gewöhnt, ihre Führer und Lehrer für Weſen einer höheren Art, für Wunderthäter und Götter, zu halten. Der Deſpotismus, um conſequent zu ſeyn, muß dieſe moraliſche Nullität der Menſchheit wollen. Dieſen Zuſtand nennt er: ihr Glück; und alle Veränderungen, die er zu bewirken ſucht, ſo lange dieſes große Ziel noch nicht errungen iſt, zwecken nur darauf ab, einen ſolchen Zuſtand dauerhaft zu gründen und unabänderlich zu erhalten.

Laſſen Sie uns unterſuchen, was ſich für ein ſolches Regierungs-Syſtem ſagen läßt. Der gegenwärtige Zuſtand der moraliſchen Bildung hat, zumal in Europa, ſo weſentliche Fehler und iſt mit ſo vielen großen Uebeln verknüpft, daß man es wohl begreift, wie ſogar einige denkende Köpfe unter uns zu der Ueberzeugung gelangen konnten, daß man den Menſchen nie glücklich machen könne, wenn man ihm nicht die unglückliche Gabe vorenthalte, ſich ein Sittengeſetz in ſeinem Herzen zu ſchaffen, mit welchem alle ſeine Triebe in beſtändiger Fehde zu ſtehen ſcheinen. Es kommt darauf an, wie dieſer Zweck erreicht, wie die Vervollkommnungsfähigkeit, wodurch der Menſch ſich von andren Thieren unterſcheidet; in einem ewigen Schlaf erhalten werden ſoll. Der Naturſtand, wie ihn uns der Philoſoph aus Genf geſchildert hat, war bekanntlich nur in ſeiner Einbildungskraft zu Hauſe. Die Natur hat nirgends ein Geſchöpf, und am allerwenigſten einen Menſchen, aufzuweiſen, „deſſen Herz in immerwährendem Frieden und deſſen Körper beſtändig geſund iſt;“ und dies ſind doch die Bedingniſſe, die Rouſſeau für das Glück ſeines freyen Naturmenſchen als nothwendig vorausſetzt. Wir wiſſen, wie ſchwer es hält, die erſten Bedürfniſſe unſerer Thierheit zu befriedigen, wenn wir deshalb an den Zufall verwieſen werden. Es iſt das Loos aller Thiere, heute zu faſten und morgen ſich zu überſättigen; kann aber ein ſolcher Wechſel, wenn er auch keine Krankheit nach ſich zieht, ohne alles Unbehagen ſeyn; und wird man vom rohen Menſchen (dem unſer Philoſoph das bloße Denken ohne Reflektion nicht abſprechen kann, da er es den Thieren ſelbſt zugeſteht,) ſagen dürfen, daß er bey heftigen Anfällen des Hungers, oder eines andern Naturtriebes, und dem ſteten Umhertreiben, welches die unmittelbare Wirkung derſelken iſt, „ruhiges Herzens“ bleiben könne? Wirklich iſt es ſonderbar, daß die Erforſchung der Urſachen der Ungleichheit unter den Menſchen nicht geradezu bey der Verſchiedenheit angehoben hat, welche der Zufall ſchon allein in der Befriedigung der Bedürfniſſe bewirken mußte. Die Entwicklung unſerer vernünftigen Natur iſt nicht das Werk der Noth allein; eine andere Reihe von Empfindungen und Gedanken rief der Ueberfluß hervor, und beyde, Ungleichheit und Sittlichkeit, waren da, ſobald ſich zwey Menſchen, zumal verſchiedenen Geſchlechts, auf derſelben Erdſcholle befanden.

In der Vorausſetzung nun, daß von dem Augenblick an, wo ſich der Menſch unter die Gerichtsbarkeit ſeiner Vernunft begiebt, und ſeine Handlungen einer moraliſchen Verantwortlichkeit unterwirſt, die Summe körperlicher Leiden, die von unſerer Organiſation unzertrennlich ſind, noch durch alle die ſittlichen Qualen vermehrt werde, von denen das Thier nichts weiß, fragt es ſich: durch welche künſtliche Vorkehrung nicht nur die Befriedigung der natürlichen Bedürfniſſe gegen das Ungefähr größtentheils geſichert, ſondern auch zugleich der freye Gebrauch der Vernunft, als eines gefährlichen, Unheil ſtiftenden Geſchenks, ſo zweckmäßig eingeſchränkt werden könne, daß man allen Uebeln der ſittlichen Entwicklung vorbeuge, ohne auf die Vortheile, welche die bisherige Anwendung der Geiſteskräfte dem Menſchengeſchlecht erworben hat, Verzicht zu thun. „Die Weisheit der Regenten,“ antwortet man uns, „hat das Mittel zur Beglückung ihrer Unterthanen erfunden; die Erhaltung der größtmöglichen Volksmenge in einem gegebenen Raum iſt das aufgelöſete Problem der Staats Oekonomie; und darin beſteht die Vollkommenheit der Geſetzgebung, daß ſie alle Handlungen der Unterthanen einer unabänderlichen Richtſchnur unterwirft, ihre geduldige Anſtrengung hervorruft, die Sitten zu abgemeſſenen Bewegungen umſchafft, jede Spur von Freyheit und Willkühr daraus verbannt, und alle geſellſchaftlichen Verhältniſſe der Möglichkeit des Wechſels entzieht. Unbedingter Gehorſam gegen alle Staatsverordnungen, blinder Glaube an jeden Lehrſatz der Kirche, raſtloſer Fleiß in Verrichtung der vorgeſchriebenen Arbeit, ſind die Hauptpflichten eines Menſchen, der von der Huld ſeines Herrn die Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe erwartet. Und die ſchönen Früchte dieſer Folgſamkeit? — wer dürfte zweifeln? — ſie ſind: ein glückliches Volk, ein glänzender Hof, ein blühendes Reich!"

Wie preiswürdig erſcheint die Weisheit, die mitleidige Sorge, die großmüthige Aufopferung der Fürſten, wenn wir ihnen dieſen tiefgelegten, wohlthätigen Beglückungsplan beymeſſen, und zugleich den kühnen Muth erwägen, der, bey ſo zahlreichen, faſt unüberſteiglichen, durch die Ausſchweifungen der Vernunft aufgethürmten Hinderniſſen zum Beharren und Vollenden erfordert wird! Der Unfehlbarkeit des vorgeſchlagenen Mittels ſtehen indeß noch wichtige, ich fürchte gar unauflösliche, Zweifel entgegen. Es giebt ein Land, deſſen Regierung der hier beſchriebenen ſehr ähnlich iſt; ihr feſter Zuſammenhang überläßt wenig oder nichts der Willkühr und dem Ungefähr, und wird von manchen Schriftſtellern als ein Meiſterwerk der Staatsklugheit bewundert. Unterſucht man aber, was die Einwohner dieſes Landes nach mehreren Jahrtauſenden unter dem Schutz und Einfluß ihrer Deſpoten geworden ſind, ſo findet man nur bis zur verworfenſten Weichlichkeit verzärtelte Geſchöpfe, die mit allen Unarten ihres Urſprungs alle Laſter dieſer Schwäche verbinden, deren Ausbildung lediglich in mechaniſch erlernten Begriffen, Gewohnheiten und Fertigkeiten beſteht; die endlich, ohne eigene Beſonnenheit, ohne ſittliches Gefühl, ihren Sinnenbedürfniſſen nachgehen, wie ſie gedankenlos ihren Götzen Zinnblättchen opfern, und ihren Kaiſer einen Himmelsſohn nennen. Man hat ehedem geglaubt, daß die Chineſer — denn Sie ſehen wohl, daß von dieſen die Rede iſt — ihren hinreichenden Unterhalt hätten, und wenigſtens in phyſiſcher Rückſicht ein angenehmes Leben führten; allein jetzt weiß man aus dem Munde glaubwürdiger Zeugen mit einer Zuverläſſigkeit, die keinen Zweifel läßt, daß die Maſſe des Elends vielleicht in keinem Lande größer iſt, als bey jener gedrängten Bevölkerung, welche viele Millionen Einwohner zur äußerſten Dürftigkeit verdammt, und an unzähligen Neugebornen ſchon im Augenblick ihrer Erſcheinung das Todesurtheil vollzieht.

Vielleicht wird man fragen: wenn ſich in Europa ein dem Chineſiſchen ähnliches Regierungsſyſtem endlich feſtſetzte, würden da die Folgen ganz eben dieſelben ſeyn? Unſere höhere Ausbildung, unſere tiefſinnigere Erforſchung der Wahrheit, unſere Spekulationen über die Gränzen unſeres Weſens, unſere durch Handel und Schiffahrt ſo umfaſſend gewordenen Kenntniſſe, unſere nützlichen Wiſſenſchaften, unſere zur höchſten Zweckmäßigkeit emporgeſtiegenen Künſte, unſer Geſchmack, unſere Sitten, unſere körperlichen Vorzüge — müßten ſie nicht einer Form den Weg bahnen, die alle Vortheile der beſten Verpflegung des Menſchengeſchlechtes mit der Sorge für ſeine moraliſche Fixation verbände? Wer kann beſtimmen, welche Reihe von Jahrhunderten, welche excentriſche Bewegungen, welche Gährungen, kurz, welche Revolutionen die Menſchenrace im öſtlichen Aſien zu ihrem gegenwärtigen Mechanismus vorbereiten mußten? Die Erfindung ſo vieler Künſte, die ſich, wenn gleich ohne progreſſive Vervollkommnung, bis auf den heutigen Tag erhalten haben; die Läuterung und Feſtſetzung ſo vieler Begriffe, die jetzt wie unüberſteigliche und undurchdringliche Mauern vor dem Verſtande ſtehen und ſeine eigenthümliche Wirkung auf die umgebenden Dinge verhindern; endlich jene politiſche Vertilgung der Bücher, welche wahrſcheinlich in China die Herrſchermacht, durch die ganze Stufenfolge ihrer Werkzeuge hinab auf Jahrtauſende befeſtigte: — zeugen ſie nicht von einer vorhergegangenen großen Thätigkeit des Geiſtes, von einer freyen Entwickelung der Verſtandeskräfte, von einer Moralität der ehemaligen Einwohner jenes ungeheuren Staates? Es wäre folglich nicht ungereimt, das gewaltſame Ringen, worin die Kräfte der Menſchheit ſeit ein paar tauſend Jahren in Europa begriffen ſind, ebenfalls nur als den Vorbereitungszuſtand anzuſehen, welcher der vollkommenen Beherrſchung der Menge vorangehen muß. Die Aſiatiſchen Nationen aber durchliefen ihren Kreis vermuthlich darum ſchneller, weil die Natur weniger freygebig gegen ſie geweſen iſt, und ihren Fähigkeiten engere Gränzen angewieſen hat. Bey uns müſſen andere Erſcheinungen die Ruhe der Völker begleiten, und es iſt die Frage, ob unſere Lehrer und Führer uns nicht an jenen Abgründen glücklich vorbeyführen können, in welche die Chineſer verſunken ſind.

Die ganze Stärke dieſes Einwurfes ſcheitert an einer richtigen Beurtheilung der Folgen, welche die Ungleichheit unter den Einwohnern des nach dem oben angeführten Muſter organiſirten Staates unfehlbar nach ſich ziehen muß. Dieſe Ungleichheit, ſie beſtehe nun in erblichen Vorrechten verſchiedener Stände, in Klaſſen unterſchieden, die ſich nie verſchmelzen, oder nur in der Menge der Beſitzungen und des Reichthums, veranlaßt Leidenſchaften, welche deſto empörender die Herzen vergiften müſſen, je weniger ſie von einer frey gebietenden Vernunft im Zaume gehalten werden, und je weniger die Regierung ſelbſt, in der Zuverſicht, daß ſie nach den genommenen Maßregeln nichts von ihren Ausbrüchen zu fürchten habe, ſich darum bekümmert. Wo wäre das Mittel, dem Eigennutz, der Gewinnſucht, dem Betruge, der Liſt, dem Neide, dem Haß, der Verläumdung zu wehren, oder die Ueppigkeit, die Wolluſt, die Völlerei, die Eitelkeit, die Hoffarth, kurz, alle Folgen von dem Uebermuthe der Reichen, nicht aufkommen zu laſſen? Bedenkt man nicht, daß, ſobald man dem Menſchen den Maßſtab entreißt, nach welchem er ſelbſt ermeſſen muß, was Recht und Unrecht iſt, die vorgeſchriebenen Sitten nur ein conventionelles Gaukelſpiel ſind, das jeder buchſtäblich mitmacht, um hernach, ſich ſelbſt gelaſſen, mit deſto weniger

Rückhalt zu handeln, und alles, was nicht verboten iſt, für erlaubt zu halten? Was hätte man alſo mit der Unterdrückung der Vernunft gewonnen? Die Tugend vertilgt und unmöglich gemacht, indeß das Laſter bliebe, und ſchändliches, nicht gefühltes Sittenverderbniß zuletzt in allen Gemüthern herrſchte! — So iſt demnach das Glück des zahmen Sklaven eben ſo erdichtet, als das Glück des freyen **Wilden**, und die beyden Extreme der Wildheit und Zähmung, ſofern man ihre Verhältniſſe zur Sittlichkeit betrachtet, müſſen ſich berühren. Ich denke dabey an die Pflanzen, deren Früchte im ungebauten Zuſtande herb, ſaftlos, ungenießbar ſind; und dann wieder an jene, die zu ſehr an ihrem freyen Wachsthum durch die geſchäftige Menſchenhand gehindert, nur mißgeſtaltete Blüthen bekommen und keine Früchte tragen.

Ich mag hier nicht einmal mit der Gegenfrage auftreten: ob ſich auch andere Folgen von der Ungerechtheit erwarten ließen, die Vervollkommnungsfähigkeit, die einmal des Menſchen Unterſcheidungszeichen iſt, zum ewigen Schlaf zu verdammen? Als ob es uns zuſtände, die Anlagen der Natur willkührlich und ungeſtraft zu zerſtören! Bisher hat man dieſe deſpotiſche Grundmaxime in Europa noch nicht auf eine ſo conſequente Art in Ausübung gebracht, wie es im öſtlichen Aſien geſchehen iſt; — etwa, weil nur Menſchen von Mogoliſcher Abkunft dieſe Marionetten-Natur annehmen können, und die reichhaltigere Organiſation des Europäers ſich ſo gewaltſam nicht in eine Form zwängen, ſeine regeren Geiſteskräfte ſich nicht ſo gänzlich erſticken laſſen? Doch wir haben ja Beyſpiele von Sklaverey in Ueberfluß, die uns lehren, wie tief die Menſchheit auch bey uns herabgewürdigt, wie ſehr die Denkkraft am Aufkeimen gehindert werden könne. Ich vermuthe faſt, daß es weniger an den Vorzügen unſerer körperlichen und geiſtigen Anlagen als an der Entſtehungsart unſerer Bevölkerung, an den Verhältniſſen, die das Klima, die Lage der Länder und der Verkehr mit anderen Nationen nothwendig erzeugten, kurz an einer Verkettung von Umſtänden liegt, die bis an den Urſprung der Geſellſchaft hinaufreicht, daß ſich theilweiſe unter uns eine freye Regſamkeit der Kräfte erhalten hat, die der Deſpotismus zu ſeinen Zwecken behutſam anwenden, aber bisher nirgends, ohne ſich ſelbſt zu ſchaden, gänzlich bändigen konnte.

Oft habe ich die Vertheidiger einer despotiſchen Verfaſſung von dieſer Unwürdigkeit ſelbſt unſerer Brüder ein Argument entlehnen hören, womit ſie die Unvermeidlichkeit einer immerwährenden Vormundſchaft erweiſen wollten. Vernunft und Freyheit, hieß es dann, wären allerdings ſchätzbare Vorrechte; nur könnten ſie, der Natur der Dinge dieſes Erdrundes gemäß, bloß das Eigenthum einer geringen Anzahl vorzüglich begünſtigter Menſchen ſeyn, und die Geſchichte zeugte, daß zu allen Zeiten, in allen Ländern und Staaten, Unwiſſenheit und ungebildetes Gewohnheitsleben das Loos der Menge geweſen wären. Man wolle ja gern den Staatsmann, den Feldherrn, den Prieſter, den Arzt, den Philoſophen aufgeklärt wiſſen; man leſe ſogar mit Vergnügen die Produkte eines gebildeten Verſtandes; man höre und ſehe mit Entzücken die Werke der reichen Phantaſie, der gefälligen Erfindung, des feinen Witzes, des harmoniſchen Schönheitsſinnes: allein nun erwarte man auch von dieſen größern Geiſtern, denen die Regenten und Höfe Gerechtigkeit widerfahren ließen, daß ſie endlich fühlen möchten, wie ihre Seltenheit ihren Werth erhöhe, und daß ſie mit ihren Herren, die zur Arbeit und zum Gehorſam geſchaffene Menge verachten *) lernten.

Unſelige, grauſame Menſchenverachtung! Sie war es ſelbſt, die jene traurigen Erſcheinungen der Unwiſſenheit und Sklaverey unter der Menge verewigte, indem ſie den Ehrgeitzigen zuerſt über ſeines Gleichen hob; und ſie wagt es jetzt, ſich auf ihr eigenes Werk zu berufen? Ueber den gegenwärtigen Zuſtand unſerer Gattung, iſt der Philoſoph mit dem Politiker einverſtanden; aber er fühlt oder weiß vielmehr, was Menſchen ſeyn könnten und ſollten; er geht daher den Urſachen ihrer Herabwürdigung nach, und ſucht das Mittel aufzufinden, welches ſie wieder ihrer Beſtimmung nähern kann. Mit einem Trauergefühle, daß ſich zur reinſten Philantrophie geſellt, blickt er auf ein Weſen hin, das die göttlichen Vorrechte der Vernunft und Sittlichkeit nicht genießen darf, und ſtatt deſſen, unter den Laſten der Geſellſchaft, unglücklicher

---

*) „Sie ſind ein guter Mann,“ ſagte Choiſeul einem angehenden Politiker: „aber Sie werden nie ein großer Staatsmann; Sie verachten die Menſchen nicht genug.“

als die Thiere, ſeine ganze Wirkſamkeit von ſeinen Trieben entlehnt. Wenn gleich das Menſchengeſchlecht in dieſem unwürdigen Zuſtande wenig Achtung einflößt, ſo bleibt doch hier, wie überall, Hülfloſigkeit die Quelle der zärtlichſten Pflicht, und der wahre Menſchenfreund, ſo gerührt und aufgefordert, erkennt in dieſem gemißhandelten und um ſeine Beſtimmung betrogenen Haufen, den Gegenſtand ſeiner uneigennützigen und immerwährenden Sorge.

Soll ich hier noch den ſo oft widerlegten und ſtets wieder aufgewärmten Einwurf erwähnen, daß die Beſchäftigungen des großen Haufens ihm Zeit und Gelegenheit zu eigenem Forſchen und Nachdenken, zur Ausbildung ſeiner Geiſtesfähigkeiten, kurz, zur ſittlichen Vervollkommnung, verſagen? Man hebe doch nur die Laſt, die eine ungerechte Regierung der arbeitenden Klaſſe aufgebürdet hat, von ihren müden Schultern; man zwinge ſie nicht länger, die Früchte ihres Fleißes dem privilegirten Räuber und Müßiggänger hinzugeben: und bald wird der kahle Vorwand verſchwinden, der nur von jenen Mißbräuchen ſeine ganze Stärke entlehnt. Die Natur, die weniger ſtiefmütterlich iſt, als ihre Verläumder ſie ſchildern, legt oft in ihre Kargheit ſelbſt den Sporn, der neue Anſtrengung hervorruft, und die Geiſtesanlagen entwickelt. Auch der müde Arbeiter iſt nicht immer zum Denken zu ſtumpf; die Freude des Erringens öffnet auch bey ihm die Thore der Empfänglichkeit. O, ſie iſt des Strebens werth! Nur bey vorenthaltenem Genuſſe wird das Gefühl der umſonſt verſchwendeten Mühe und des erlittenen Unrechts, allmählig die Regſamkeit des Geiſtes erſticken, und ſtarre Gleichgültigkeit an die Stelle des Ringens nach Vollkommenheit treten.

Wenige, fruchtbare Wahrheiten, der reine Ertrag des äonenlangen Kampfes der Vernunft gegen Irrthum, Wahn und Betrug, genügen dem geſammten Menſchengeſchlechte, als die Grundpfeiler ſeiner Sittlichkeit, vorausgeſetzt, daß ſie nicht, unverſtanden und unbenutzt, das Ohr allein berühren, und von der Zunge mechaniſch und gedankenlos wiederholt, ſondern mit eines jeden eignem Faſſungsvermögen aufgenommen und ſeiner Empfindung gleichſam eingeimpft werden. Wer kennt aber nicht dagegen den ungeheuren Wuſt, womit man das Gedächtniß auch des geringſten Tagelöhners belaſtet, um ſeinen Verſtand zur Unthätigkeit zu zwingen? Ammenmährchen und kindiſche Widerſprüche in der Anwendung der Begriffe von Urſache und Wirkung, ſtatt einer gründlichen Anleitung zur Kenntniß der umgebenden Natur; Vorſchriften und Formeln zum Auswendiglernen, ſtatt eines durch Erfahrung und Uebung ſanft erregten Bewußtſeyns; ausgelernte Stellungen und Töne, grobe Taſchenſpielerkünſte, freche Heiligung lebloſer Fetiſche, widerſinnige Vorſtellungen von Belohnung und Strafe, Unterdrückung der Vernunft durch den ſeliggeprieſenen Glauben an Unſinn, Unmöglichkeit und Lüge, ſtatt eines einfachen und erhabenen Sinnes, der, über die Gränzen der Menſchheit und ihres Erkennungsvermögens hinaus, ewige Weſenheit, Wahrheit und Güte ahndet, und ſich ihnen anzuſchließen ſucht! — Dieſe Werkzeuge der künſtlichen Unwiſſenheit trugen die Erzieher des Menſchengeſchlechts zuſammen; ihrer bedienten ſie ſich, um, wo möglich, allen Menſchen einerley Oberfläche und Glätte zu geben, da doch das Naturgeſetz, welches ſie unwiſſend verkennen oder wiſſentlich übertreten, keine andere Bildung als jene geſtattet, die in jedem einzelnen Menſchen von innen heraus, nach Maßgabe ſeiner eigenthümlichen Kräfte geſchieht. Allein der Deſpotismus forderte Automaten; — und Prieſter und Leviten waren fühllos genug, ſie ihm aus Menſchen zu ſchnitzen.

Die Hälfte der Zeit, die mit albernen Mummereyen, hergeplapperten Formeln, abgeſchmacktem Gewäſch über unbegreifliche Dinge, langweiligem Unterricht in unfruchtbaren Kenntniſſen unverantwortlich verſchwendet wird, reichte hin, die Aufmerkſamkeit des gemeinen Mannes auf ſich ſelbſt und ſeine Verhältniſſe zu richten, ſeinen Durſt nach Wahrheit zu erregen, und den Wunſch in ihm zu wecken, durch eigenes Bemühen das zu ſeyn und zu werden, wozu ihn die Natur mit ſeiner eigenthümlichen Geſtalt und ſeinen Anlagen ins Daſeyn rief. Die Mittheilung nützlicher, anwendbarer Naturkenntniſſe, die Anleitung zum eigenen Nachdenken, und in dieſem die Belebung des zarteren Sinnes, der uns vernünftiger Freuden theilhaftig macht: dieſe ſchönen Sorgen des Menſchenfreundes heiſchen weder ungewöhnliche Gaben noch übergroße

Kräfte; die Unbefangenheit des Lehrers und des Zöglings ſichert den Erfolg ihrer gemeinſchaftlichen Arbeit. Hinweg daher mit dem ungerechten Spotte, daß die Schutzredner der Menſchheit ſich in unausführbare Theorien verſteigen und Gelehrte hinter dem Pfluge ſehen möchten. Nein! unendlich mehr Unſinn mußte man den Menſchen lernen laſſen, um ihn von ſich ſelbſt zu entfremden, als er ächte Grundbegriffe bedarf, um ſich ſeiner Beſtimmung zu nähern. Wie lange wird man den Regenten und Lehrern noch wiederholen müſſen: was den Menſchen tugendhaft und glücklich macht, kann keine Regierung und keine Erziehung ihm geben; es iſt in ihm; aber des Tyrannen-Argliſt und des Erziehers Affenliebe können es nur gar zu leicht erſticken!

Sie merken wohl, daß ich den Nutzen des armſeligen Nothbehelfs, den man bisher Erziehung*) nannte, trotz allen ſeinen Fehlern und

---

*) Sollte es einer Erinnerung bedürfen, daß ich hier das ganze Syſtem unſerer jetzigen moraliſchen Bildung, hauptſächlich in Beziehung auf die arbeitende Klaſſe, den pädagogiſchen, religiöſen und geſetzgebenden Unterricht, nicht bloß der Kinder ſondern auch der Erwachſenen, miteinbegriffen, unter dem Worte Erziehung verſtehe?

Mängeln nicht verkennen will. — Die Menſchheit lag als Fündling an der Bruſt einer mitleidigen Säugamme, deren geſunde Säfte und liebreiche Pflege ihr Wachsthum und Gedeihen gaben. Doch Reichthum, Hoheit, Ueppigkeit entzündeten die lüſternen Sinne des jungen Weibes; verführt, verführend, zügellos, ſpielte die Buhlerin bald mit Kronen, indeß ſie ihre Pflegetochter in harter Dienſtbarkeit hielt. Endlich, auf der letzten Stufe eines ehrloſen Alters zum Scheuſal entſtellt, fröhnt ſie ihren erſten Verführern, und möchte ihnen die Freyheit, die Jugend, die Unſchuld der erwachſenen Jungfrau verhandeln. Was Wunder, könnte man noch hinzufügen, wenn das Beyſpiel der Verderbtheit bereits die Sittſamkeit eines ſo verwahrloſeten Geſchöpfes untergraben, den Nachahmungstrieb mißgeleitet und die Leidenſchaften zur ungeſtümſten Entwickelung gereizt hätte? —

In Ernſte, was läſtern jetzt die Prieſter das brauſende, empörte Menſchengeſchlecht? War es nicht ſeit Jahrtauſenden ihnen allein anvertrauet? Waren ſie nicht ſeine unumſchränkten Erzieher? Wär es nicht gewohnt, ihnen blindlings zu folgen? Mußte es ſich daher nicht nach ihrem Muſter bilden? Fern ſey es von mir, die Verbrechen zu entſchuldigen, womit man die heilige Sache der Freyheit entehrte; aber, wenn auf den neueſten Revolutionen das Mahl der Unſittlichkeit haftet, weſſen iſt die Schuld? Wer ſchuf uns das falſche, ſchädliche Syſtem der Sittenbildung? wer ging uns mit verwerflichem Beyſpiele voran, und trieb die freche Verworfenheit ſo weit, ihr zuletzt nicht einmal mehr den Mantel der Scheinheiligkeit umzuhängen? — Armes Menſchengeſchlecht! aus welchen Abgründen haſt du dich noch emporzuarbeiten!

Es iſt wahr, was uns vor gänzlicher Sittenloſigkeit behütet hat, ſind jene erſten Lehren, deren Urſprung, ſey er in übernatürlichen Eingebungen oder in den lauteren Tiefen der Vernunft zu ſuchen, uns in jedem Falle göttlich heißen kann. Die einfache naturgemäße Wahrheit, die ſie enthielten, that immer noch Wunder, auch ſeitdem ſie mit Tand und Schlakken verunreinigt war. Allein ich frage, ob unſere Gattung nicht eher bedauert als glücklich geprieſen werden müſſe, daß man die einzige Quelle, wo ſie Weisheit und Begeiſterung

rung zur Tugend ſchöpfen konnte oder durfte, ſo treulos hütete, oder ſo abſichtlich trübte? Sollen wir es etwa gar unſern bisherigen Lehrern zum Verdienſt anrechnen, daß ſie nicht alle Wahrheit aus dem Sittenbuche tilgten, nicht mit einemmal über die Vernunft den mörderiſchen Bannfluch ſprachen? — Vielleicht dürfen wir endlich unſere Phantaſie erfreulicheren Hoffnungen überlaſſen. Seit mehr als einem Menſchenalter traten die weiſeſten Menſchen an die große Saat, und lehrten uns das gute Korn vom Unkraut unterſcheiden. Die Ernte reiſt; die Schnitter werden die Garben in die Scheuern ſammeln und das Unkraut draußen verbrennen. Sie ſorgen, mein Freund, ob nicht manche gute Aehre dabey mit umkommen möchte? Sorgen Sie nicht; nichts iſt verloren, wo der Same des Guten bleibt!

Die Gegner der Vervollkommnung ſollten endlich überzeugt ſeyn, daß man die ſchönen Träume von idealiſcher Vollkommenheit den Schwärmern überlaſſen könne, ohne deshalb an der Sache der Freyheit, oder, welches gleichlautend iſt, der Vernunft und Sittlichkeit, zu verzweifeln. Gutes und Böſes ſind in unſeren Verhältniſſen nirgends ganz unvermiſcht, und der Grad des Mehrern oder Mindern beſtimmt die Unterſchiede. Im ſtrengen Wortverſtande war noch keine Verfaſſung ſo durchaus böſe, daß nichts Gutes mehr dabey gedeihen oder beſtehen könnte, keine ſo ſchlechterdings vollkommen, daß nicht Fehler, Mißbräuche und Verbrechen darin möglich wären. Wird man aber daraus folgern dürfen, daß es die Mühe nicht lohne, dem Uebermaße des Böſen abzuhelfen und ſeinem Fortſchritt ein Ziel zu ſtecken? Wird es darum gleichgültig ſeyn, ob wir unter einer guten oder böſen Regierung leben? Wenn der Zweck unſeres Daſeyns lediglich durch die Uebung und Anwendung unſerer Verſtandeskräfte erreicht werden kann, dürfen wir es gut heißen, daß die Menge von dieſer Beſtimmung ausgeſchloſſen und von ihrer Erreichung gewaltthätig abgehalten werde, weil es freylich unmöglich iſt, daß alle ſich in gleichem Grade zu vernünftigen und ſittlichen Weſen entwickeln? Wenn jemand eine Anzahl Kugeln nach einem beſtimmten Ziele zu werfen hätte, wie thöricht würde er uns vorkommen, falls er ſich bereden ließe, daß er ſie eben ſo wohl in entgegengeſetzter Richtung dürfe laufen laſſen, weil ſie doch nicht alle das Ziel erreichen könnten!

Den Feinden der Freyheit bleibt noch eine Zuflucht übrig: ein Argument, das, ihrem Vorgeben nach, aus der Natur des Menſchen entlehnt iſt. „Der Menſch,“ behaupten ſie, „iſt nicht mehr und nicht weniger, als wozu die Gewohnheit ihn ſchuf, und der Philoſoph, ſammt ſeinem Stolze und ſeiner Eitelkeit, macht hier keine Ausnahme; auch auf ihn wirkten, längſt ehe er ſichs bewußt ſeyn konnte, Zeit, Ort, Natur, Menſchen, Verhältniſſe, Begebenheiten: ſie ließen jene tiefen, unauslöſchlichen Eindrücke zurück, die in der Folge unvermerkt die Bahnen ſeiner Empfindungen und Gedanken wurden. Tugend und Laſter, Weisheit und Thorheit, ſind Gewohnheiten, von einem unvermeidlichen Verhängniſſe beſtimmt. Wer vermag dem Netze ſeines Schickſals zu entgehen, deſſen Fäden geſponnen waren, ehe er Athem ſchöpfte?“ — Ohne dieſe Behauptung von der metaphyſiſchen Seite zu betrachten, wo ſie zu einem langen Streite führt, den die Philoſophie entweder längſt entſchieden hat, oder nimmermehr wird entſcheiden können, möchte ich mich hier nur auf diejenige Erfahrungsübereinkunft berufen, ohne welche jede Verabredung, jeder Vertrag, jedes Einverſtändniß unter den Menſchen, unmöglich wäre. Dieſe Uebereinkunft unſerer Sinne iſt der Grund einer gewiſſen Gleichförmigkeit unſerer Vorſtellungen; ſind wir aber einverſtanden über Schmerz und Vergnügen, ſo folgen alsbald daraus die Begriffe von Böſem und Gutem, von Recht und Unrecht, und es hängt nicht länger von uns ab, dieſe Grundbegriffe und ihr Verhältniß zu unſerm Bewußtſeyn zu ändern. Würden wir nun nicht lächeln, wenn jemand die angenehmen Empfindungen verachten wollte, bloß weil wir von Natur gewohnt ſind, ſie angenehm zu finden? Iſt alſo der Menſch einmal ſo geſchaffen, daß, ſobald ſich ſeine Geiſteskräfte regen und moraliſche Begriffe zeugen, eben dieſe Begriffe von dem Augenblick ihrer Entſtehung an, die höchſte Gerichtsbarkeit über ſeine Handlungen, trotz aller Widerrede einzelner Vorſtellungen oder Empfindungen, in ihm behaupten; ſo können wir keine Ehre, kein Verdienſt, keinen Genuß darin ſuchen, dieſem innern Geſetzgeber zu widerſtreben, unter dem Vorwande, daß wir nur auf dieſe Art eine freye, eigenmächtige Wirkſamkeit äußerten. **Wir?** Ich möchte wohl wiſſen, wo wir uns am innigſten und unzertrennlichſten der Selbſtſtändigkeit unſeres Ich bewußt ſind: in der bloßen Aneignung einer Empfindung, oder als Richter über die Veränderung, die dadurch in uns geſchieht? — Iſt es alſo wahr, daß die Richtung, nach welcher ſich unſere ganze Gattung bewegen ſoll, in der allgemeinen ſittlichen Anlage des Menſchen ſchon voraus beſtimmt iſt, — und bey aller Mannichfaltigkeit, welche die menſchliche Natur durch alle Glieder ihrer Kette darbietet, iſt dies der große Durchklang, in welchem alle einzelne Accorde verhallen —: ſo können nur die Grade und die Art der Entwicklung unſerer Geiſtesanlagen den äußeren Verhältniſſen, worin wir uns befinden, unterworfen ſeyn.

Die Moralität der handelnden Perſonen müſſen wir daher allerdings von der Moralität der Handlungen unterſcheiden. Eine ungerechte That, mit guter Abſicht und aus Unwiſſenheit des Böſen begangen, bleibt immer ein Verbrechen, wenn gleich die Schuld des Thäters wegfällt und wir nur die Beſchränktheit ſeiner Einſicht bedauern. So kann auf der andern Seite eine gute Handlung von den wohlthätigſten Folgen, denjenigen, der ſie in frevelhafter Abſicht vollbrachte, von dem Vorwurfe der Immoralität nicht befreyen. **Tugend**, dieſer erhabene Name, dürfte von menſchlichen Zungen nicht ausgeſprochen werden, wenn er eine uns unerreichbare Befreyung von allem Uebel, eine unbeſchränkte Wirkſamkeit und Energie unſers Weſens bedeuten ſollte. Nach den Gränzen aber, die unſere Natur von aller abſoluten Vollkommenheit ausſchließen, kann uns nur **die Vereinbarung einer gerechten Handlungsweiſe, mit dem Bewußtſeyn guter Abſichten**, Tugend heißen. Hiermit verſchwindet die ſtreitige Frage: ob der Grad der eigenen Anſtrengung und des innern Kampfes, womit eine ſolche Uebereinſtimmung errungen wird, bey der Definition in Rechnung kommen müſſe. Es iſt vielmehr offenbar, daß eine verdienſtliche Zurechnung nirgends Statt finden kann, die Tugend mag das ſtille Reſultat einer glücklichen Harmonie der Kräfte, oder das gewaltſam erkämpfte eines mächtig wollenden Verſtandes ſeyn. Die Eitelkeit, die noch mit dem Bewußtſeyn eines Verdienſtes befriedigt ſeyn wollte, ſchmälerte den Werth der Tugend, die heroiſch oder liebenswürdig, oder unter jeder Geſtalt, welche ſie nach der perſönlichen Verſchiedenheit jedes Menſchen und ſeiner Verhältniſſe annehmen mag, ſtets ihr eigener und alleiniger Lohn bleiben muß. Wer eine ſolche Zurechnung dem Philoſophen beymeſſen kann, möchte wohl an den ächten nicht gerathen ſeyn. Selbſtkenntniß und richtige Selbſtbeurtheilung, ohne welche man dieſen Namen nicht mit Recht tragen darf, ſind Bedingniſſe, wobey ſowohl phariſäiſcher Stolz als falſche Demuth wegfallen müſſen. Wohl dem, der ohne ſich mit Andern zu vergleichen, den Genuß hinnehmen kann, den die Natur mit der Selbſtgemäßheit unzertrennlich verbunden hat!

Wahres und Falſches, welches in dem aufgeſtellten Argument in einer verworrenen Miſchung lag, wünſchte ich hier gehörig abgeſondert zu haben. So lange wir mit den Worten beſtimmte Begriffe verbinden, iſt wenigſtens ſo viel klar, daß man der Tugend, auch als bloße Gewohnheit betrachtet, ihren Vorzug nicht abſprechen könne. Iſt nun vollends der Unterſchied gegründet, den wir hier zwiſchen der natürlichen Richtung der menſchlichen Natur und der Einwirkung äußerlicher Verhältniſſe angenommen haben, ſo bliebe noch zu unterſuchen übrig, in wie fern die Abhängigkeit des Menſchen von dieſen letztern, durch zweckmäßige Vorkehrungen vermindert werden könnte. Wir haben bereits geſehen, wie gefährlich und feindſelig eine unnatürliche Erziehung werden kann, indem ihr planmäßiges, gemeſſenes Verfahren, der Natur gleichſam vorzugreifen und jene Bildung zu vereiteln ſucht, welche ſonſt durch die Erfahrung allein, wahrſcheinlich immer zu einem gewiſſen Grade der Sittlichkeit führen müßte. Ein Syſtem der Erziehung aber, welches lediglich darauf abzweckte, den Menſchen in ſich ſelbſt unabhängiger zu machen, anſtatt ihm ſchwerere Ketten anzulegen, ſollte es nichts zur wahren Vervollkommnung und durch dieſe zum Glück unſerer Gattung beitragen können? Dieſe Frage beweiſet Ihnen, daß wir uns wieder auf dem Punkte befinden, wo wir den Hauptgegenſtand dieſer Erörterung verlaſſen hatten.

Daß es eine ſo gar dauerhafte Form der Verfaſſung und der Sittenbildung geben könne, die den einzelnen Menſchen den freyen Gebrauch aller ihrer Kräfte nicht ſchmälerte, die nur beſtimmte, was die Geſellſchaft an ihre Glieder fordern muß, indem ſie ihnen die unſchätzbaren Vortheile der perſönlichen und der Eigenthumsſicherheit gewährt, die folglich jeden Menſchen ſo ehrte, wie er, mit Vervollkommnungsfähigkeit begabt, und dadurch ſich ſelbſt ſein eigener Zweck, geehrt werden müßte: — dies ſcheint mir bis jetzt noch nicht ganz außer der Reihe der Möglichkeiten zu liegen. Nur verträgt ſich die Idee einer ſolchen Form auf keine ordentliche Weiſe mit jener Vorſtellung der immerwährenden Kindheit des Menſchengeſchlechtes, die eigentlich, wie wir geſehen haben, dem patriarchaliſchen Despotismus, dem mildeſtſcheinenden von allen, zum Grunde liegt. Man müßte annehmen, daß die Vormundſchaft der Regenten über ihre Völker endlich ein Ziel haben, daß in dem Maße, wie die Menſchen im Gebrauch ihrer moraliſchen Kräfte geübter würden, die Zucht des Vaters und Lehrers in den ſanften Rath des Freundes übergehen und endlich alle Spur von Herrſchaft auf der einen, von Gehorſam auf der andern Seite verſchwinden müßte. Dieſe Vorausſetzung iſt aber mit dem Despotismus in offenbarem Widerſpruch. Welchem Fürſten könnte es je einfallen, dem Zepter zu entſagen, und das Volk ſeiner eignen Tugend und Weisheit zu überlaſſen? Vergebens gehen wir die Geſchichte aller Nationen durch; nicht ein einziges Beyſpiel erquickt den lechzenden Geiſt. Nennen Sie mir nicht den edlen **Timoleon**; er ſtellte nur eine Republik wieder her, und das begeiſternde Zeitalter, worin er lebte, ſprach laut in ſeinem Herzen für die Vorzüge der republikaniſchen Regierungsform. Von **Karln** V. oder auch von jenem Könige von Sardinien ſchweige man nur gar, die doch lediglich den Herrſcherſtab ihren Söhnen zur herzloſeren Führung übergaben und zu ſpät den Verluſt ihrer Macht bereuten. Unter dem despotiſchen Joche mag übrigens wohl das Volk zu ſchwach, zu träge, zu unwiſſend ſeyn, um plötzlich ſich ſelbſt beherrſchen zu können. Ohne Tugend und Weisheit kann keine freye Verfaſſung beſtehen; und woher hätten die maſchinenmäßigen Knechte eines allvermögenden Regenten beyde, oder nur eine von beyden, empfangen? *)

Wenn demnach vom Despotismus ein glücklicher Zuſtand des Menſchengeſchlechts auf keine Weiſe zu hoffen ſteht; wenn die Erſättigung und Befriedigung der Naturbedürfniſſe, die er ſo willkührlich für das einzige Glück ausgiebt, durch ſeine Anſtalten nicht einmal erlangt werden kann; wenn jede Aufmunterung an das Volk, ſich ſeiner eignen Vernunft zu bedienen, ihm in ſeine Rechte einzugreifen ſcheint, und gleichwohl die Natur, indem ſie Kräfte und Fähigkeiten in den Menſchen legte, die Entwicklung und Vervollkommnung derſelben augenſcheinlich zu ſeiner Hauptbeſtimmung erhoben hat: ſo laſſen Sie uns for-

---

*) Wäre nicht dieſe erkünſtelte Unfähigkeit und Minderjährigkeit der Völker ſo unverkennbar, faſt möchte ich dann glauben, daß es Winke in der Geſchichte Friedrichs des Großen und in ſeinem Charakter gebe, die ihn vor vielen tauſend Herrſchern als den Mann und den Menſchen auszeichnen, von welchem ſich eine bis jetzt noch beyſpielloſe Größe wohl hätte erwarten laſſen. Allein, ſo hoch er in Einzelnen die Menſchheit ehrte, ſo deutlich ſieht man durchgehends in ſeinem Leben, daß ſein Zeitalter – und ſeine Erziehung — ihn zwang, ſie in der Maſſe zu verachten.

ſchen, ob irgendwo von den Vorſtehern dieſer unmündig geglaubten Gattung ihr wahres Beſte zum Hauptgegenſtande der Regierungsſorgen gemacht und die zweckmäßigſten Mittel gewählt und angewendet werden, wodurch jedes einzelne, ihrer Führung anvertraute Weſen zur innern Unabhängigkeit und ſittlichen Vollkommenheit ſich nähern kann? Die meiſten Staatsverfaſſungen in Europa ſind vom eigentlichen Despotismus noch ziemlich weit entfernt; mithin wäre es nicht ganz unmöglich, daß ſie auch eigene, von jenen der Alleinherrſchaft verſchiedene Syſteme befolgen könnten, um das Glück der Völker durch die Dauer ihrer Macht und ihres Zuſammenhanges zu befeſtigen.

Nur die größten Europäiſchen Höfe haben indeſſen ein zuſammenhangendes, feſtgeſetztes Staats-Syſtem und eine damit genau verbundene Politik. Alle ſchwächeren Staaten müſſen ſich jederzeit nach den Umſtänden richten und ihre Erhaltung in veränderlichen Verbindungen, bald mit dieſem, bald mit jenem mächtigen Nachbar ſuchen, um nicht in eine ſklaviſche Abhängigkeit zu verſinken, welche ſie um ſo viel mehr erſchöpft, weil noch kein

Intereſſe des Unterdrückers, ſie zu ſchonen, vorhanden iſt. Die Möglichkeit, daß das Glück der Untergebenen planmäßig betrieben werden könne, fällt hiermit in der Hälfte von Europa gänzlich weg. Wenn für die Erhaltung der Souverainetät geſorgt iſt, behält der Fürſt eines ſolchen Landes nur die Sorge übrig, mit ſeinem Hofſtaate ſo reichlich zu genießen, als ihnen das Uebermaß des Genuſſes noch Fähigkeit dazu gelaſſen hat, oder die Erſchöpfung aller Hülfsquellen es noch geſtatten will. Der erträgliche Zuſtand des Volkes unter einer ſolchen Regierung iſt mehrentheils ein Werk des Zufalls.

Wo hingegen ein Regierungs-Syſtem wirklich vorhanden iſt, dort — lächeln die weiſen Staatsmänner der dummen, oder was ihnen nur eben ſo viel ſagt, der frommen Einfalt derer, die Volksglück in Ernſte für ihr Augenmerk halten. „Was wird in ſolchem Falle aus den Betheurungen, den Manifeſten, den Proklamationen, den tauſend menſchenfreundlichen Aeußerungen, die nichts als Liebe gegen ihre Völker athmen?“ — Wer dies noch fragen kann, iſt wahrlich zum Staatsmann, ich will nicht ſagen verdorben, aber gewiß zu ungewandt, und vielleicht zu unbefangen, zu rein. Das Geheimniß aller Staatsklugheit iſt Vergrößerung; das Geheimniß aller Politik, **Liſt** und **Menſchenverachtung.** Doch was ſag' ich, Geheimniß! In unſeren Zeiten hüllen ſich die Abſichten der Höfe kaum mehr in dieſen Schleier; nur die Mittel zur Ausführung, die Maſchinen und Getriebe, bleiben bis zu gelegener Zeit verdeckt. **Macchiavellis** Fürſt wird nicht mehr von königlichen Schriftſtellern widerlegt; er liegt, möchte man beinahe ſagen, zur Schau im Audienzſaal; und wo wäre der Spott, der beißender die Aufklärung äffte? Es ließ ſich auch wohl erwarten, daß während man in einem Extrem von Europa die Rechte der Menſchheit mit den Waffen in der Hand geltend zu machen ſuchte, Rechte, deren ſicherſte Schutzwehr doch in der Vernunft allein beſteht, im andern die willkührliche Gewalt trotzig ihre Larve von ſich warf, um in allen Schrecken ihrer eigenen Meduſengeſtalt das ſchwache Menſchengeſchlecht zu verſteinern. —

Ich eile, einem Mißverſtande vorzubeugen. Vorhin ſagte ich, die Regenten ſchienen mir ſo bösartig nicht, zum Glück der Menſchheit ſcheel zu ſehen; Theils aus Eigennutz, Theils ſchon des bloßen Angenehmen des Wohlthuns wegen, müßte ich ſie für aufrichtig halten, wenn ſie dieſes Glück, ſo eingeſchränkt ihre Vorſtellung davon auch ſey, als eine Angelegenheit ihrer Regierungsſorgen im Munde führten. Es könnte ſcheinen, hier hätte ich jene gute Meinung wieder zurück genommen; allein der Schlüſſel zu dieſem vermeinten Widerſpruche liegt in der Geſchichte des menſchlichen Herzens. Unſere Natur iſt dem Arzt und dem Pſychologen gleich bewundernswürdig; denn in beyder Rückſicht widerſteht ſie oft der gänzlichen Zerrüttung noch da, wo man meinen ſollte, daß alles auf ihren Untergang ſchon berechnet ſey. Geburt, Erziehung, Verhältniſſe, alles ſcheint ſich gegen die Menſchlichkeit der Fürſten zu verſchwören; und dennoch kann ſie zuweilen im Sturm der ungezähmteſten Leidenſchaften hervorſchlimmern. Allein den guten Willen eines Regenten, womit er eine menſchenfreundliche Redensart in ein Manifeſt rücken, unter hunderttauſend Leidenden einmal Einen tröſten, oder, wenn es hoch kommt, von irgend einem Rechtſchaffenen, der den Muth hat ihm ins Gewiſſen zu reden, ſich eine gute That abdringen läßt, — dieſen ohnmächtigen guten Willen dürfen wir nicht mit einem überlegten, nach den Vorſchriften der Vernunft und des Herzens abgemeſſenen Handlungsplan verwechſeln. Man zeige mir den Herrſcher, deſſen erſter Gedanke bey jeder Veranlaſſung zum Handeln nicht dieſer wäre: iſt hier etwas für mich zu gewinnen? ſondern der ſtatt deſſen ſich fragte: ob und wie er das Wohl des Volkes hier befördern könne? und ich will glauben, daß die Gerechtigkeit vom Himmel geſtiegen ſey, um in der Bruſt dieſes beſſern Titus zu wohnen,

. . . . . è qual, che col ſapere accopia
Sì la bontà, ch'al ſeculo futuro
La gente crederà, che ſia dal cielo
Tornata Aſtrea . . . . . .
Arioſto

O mein Freund! wie arm iſt der, deſſen ſchwache Weichherzigkeit ihm nicht erlaubt, einen unerſättlichen Bettler abzuweiſen! Mehr oder weniger befinden ſich die Fürſten, wenigſtens die Despoten, in dieſem Falle; ihr alles verſchlingender Bettler ſind ſie ſelbſt, und keiner

hatte

hatte noch den Muth, ſich irgend eine Befriedigung zu verſagen*).

Der Sklav ſeiner Bedürfniſſe iſt die Beute aller, die ihn umgeben; er ſchleppt eine Kette, an der man ihn leiten kann, wohin man will. Schlaue, dreiſte, behende Gefährten wiſſen dieſe Leitung in Dienſtbarkeit zu verkleiden, den Augenblick der ſtärkſten Anwandlung abzuwarten und zu benutzen, endlich, wenn Gewohnheit ihre Handreichung unentbehrlich gemacht hat, ſich ein Verdienſt daraus anzueignen und alsdann ſogar das Gewicht der Kette zu vermehren oder ſie feſter anzuziehen. Die paraſitiſche Brut der Höfe wächſt auf dem ſchwachen Fürſtenſtamme, ſaugt ſeine beſten Kräfte, und giebt ihm Seuchen, die er noch nicht hatte; bald ſieht man ſein eigenes Laub und ſeine Blüthen nicht mehr; nur die üppigen Miſteln wuchern und grünen.

Aus den Verfaſſungen der Europäiſchen Reiche vom erſten Range, wie ſie jetzt beſtehen, wie ſie ſtrebend nach Vergrößerung und Erweiterung ihrer Macht, auf ſchlaue Bündniſſe und berechnete Kriege untereinander, auf ſtets wachſende Heere und Steuern in ihrem Innern, ihre Dauer gründen, ſollten wir uns noch ſchmeicheln dürfen, das Glück der Völker hervorgehen zu ſehen? Wer dürfte im Ernſt etwa dieſe Sprache führen: „daß es nicht ſchaden könne, wenn der Eroberungsgeiſt zur Hauptleidenſchaft eines Fürſten würde, der wie Cäſar dem Griechiſchen Dichter nachſpräche: **um herrſchen zu können, ſey es erlaubt, die Gerechtigkeit zu verletzen**; daß die Habe, das Leben etlicher Millionen Menſchen, die Zufriedenheit, die Ruhe ſeiner eigenen Unterthanen und aller ſeiner Nachbaren dem Eroberer nichts wiegen müſſen gegen ſeinen Ruhm, weil **vielleicht**, wenn dieſer erſt befriedigt iſt, — **vielleicht** — die Periode dann eintritt, wo das Wohl des Volkes ein Gegenſtand ſeiner Sorge werden kann; weil dann **vielleicht** die Tage der Vergeltung und des Genuſſes kommen, neue Geſetze dann den Uebriggebliebenen den Reſt ihres Eigenthums ſichern, und, indem ſich alles unter die Macht des Siegers beugt, ſein Antlitz ſich verwandeln und der bluttriefende Kriegsgott ein milder, ſegnender Apoll werden kann" —?

---

*) Ob dieſe Befriedigung ſich auf grobſinnliche Begierden, oder auf heftige Leidenſchaften, oder auf Lieblingsideen der Fürſten, oder auf übertriebene Schätzung ihres eigenen Werthes bezieht, kann uns hier gleichgelten, da wir jetzt nicht auszumachen haben, welche von allen für das Volk die verderblichſte ſey.

Rechnen Sie es mir nicht zu, wenn dieſe Apologie wie eine Satire klingt. Um ein ſo zweifelhaftes Vielleicht zu erkaufen, ſollte man ſo große Opfer bringen dürfen? Deutſchlands Glück, zum Beyſpiel, ſollte eher nicht möglich werden können, als bis die Plane des Hauſes Oeſtreich wirklich in Erfüllung gegangen ſind? Geſetzt, dieſe Erfüllung ſey näher und wahrſcheinlicher, als ſie manchem Politiker gegenwärtig ſcheint, mit welchem Rechte darf die Nachwelt ihr Glück auf Koſten des Glücks der vorhergegangenen Generationen verlangen? Iſt es nicht natürlicher und gerechter, daß jedermann für ſein eignes Beſte ſorge, da ohnedies das Gute, welches die Vorfahren ſtiften, den Nachkommen zu Statten kommt?

Doch ich räumte hier ſchon längſt mehr ein, als man billiger Weiſe fordern darf. — Die Hoffnung der künftigen Geſchlechter muß auf die jetzige Verfaſſung gegründet ſeyn, nicht bloß auf Eroberungs- und Vergrößerungsplane, die, wenn ſie auch über alle Erwartungen gelingen ſollten, ohne eine felſenfeſte Organiſation des Staats nur den Untergang deſſelben beſchleunigen müſſen. Ich frage, wo in Europa iſt dieſe unerſchütterliche Stärke der innern Staatsmaſchine, wo dieſer unzerſtörbare Zuſammenhang, dieſe vollkommene, abgemeſſene Uebereinſtimmung ihrer Beſtandtheile anzutreffen? Der einzige Weg, der den Völkern eine wahrſcheinliche, gegründete Ausſicht auf dauerhaften Genuß verſprechen könnte, iſt jenem, den man eingeſchlagen hat, gerade entgegengeſetzt: der erobernde Staat muß organiſirt ſeyn, ehe er ſich nach außen vergrößert; wo die Vergrößerung vorangeht, iſt hernach keine Organiſirung mehr möglich, indem die Ungleichheit und Verſchiedenheit ſeiner Beſtandtheile jedem Verſuche, ſie zu einem harmoniſchen Ganzen zu vereinigen, dann bereits entwachſen ſind.

In der Ungebundenheit der höheren Stände, in der Unmöglichkeit ihren Anmaßungen, ihrer Macht, ihrem Einfluß unüberſteigliche Schranken zu ſetzen, liegt der Zerſtörungskeim großer Reiche. So ſtürzte das Römiſche Kaiſerthum in Oſten und Weſten, und ſo muß jede Herrſchaft zerfallen, die nicht auf einen orientaliſchen Mechanismus unabänderlicher Klaſſen und Kaſten gegründet iſt[*]. Als die nordiſche Geſetzgeberin die Rangordnungen ihres großen Reiches vervielfältigte, mag ſie den Nutzen einer ſolchen Einrichtung geahndet haben; allein wer ſieht nicht, daß es auch dort mit dieſem Kunſtgriffe ſchon zu ſpät iſt? Nicht die Staatsverfaſſung, ſondern die perſönliche Ueberlegenheit des Regenten hält noch die mächtigen Satrapen im Zaum, und weiß die übermüthigen Günſtlinge, die Schwämme Einer Nacht, wieder in das Nichts zurückzuſtoßen, aus welchem ſie ſo ſchnell emporgewachſen ſind.

Iſt dies aber der Zuſtand eines ächtdespotiſchen Reiches, wo die Hand des Alleinherrſchers alle Rechte faßt, wo vor ſeiner Höhe alle Rangſtufen verſchwinden: was wird nicht in Ländern geſchehen, deren höhere Stände auf weſentliche, erbliche Vorrechte trotzen und den monarchiſchen Staat ariſtokratiſiren *)? Hier müſſen die Unruhen, die Gährungen, die Umwälzungen der Verfaſſung unaufhörlich auf einander folgen, und der ſtürmiſche Zuſtand deſto unvermeidlicher und unheilbarer werden, je unentbehrlicher dabey diejenige Entwickelung moraliſcher Kräfte wird, welche die Herrſchſüchtigen vergebens als bloßes Werkzeug zu gebrauchen hoffen. Die Beyſpiele ſind zu häufig in der Geſchichte, um hier einer beſondern Erwähnung zu bedürfen. Sie, mein Freund, brauchte ich nur an Ihr Vaterland zu erinnern. Oder — werfen Sie lieber einen Blick auf die Begebenheiten unſrer eignen Zeit? So ſehen Sie die Beſtätigung meiner Behauptung in Schweden, in Polen, in Frankreich.

---

[*] Hier iſt der Ort zu erinnern, daß gleichwohl die Stufenleiter der Staatsbeamten in China die Regierungsform nicht gerettet hätte, wenn dieſes Reich nicht von jeher mit roheren Nachbaren umringt geweſen wäre, die eine Maſchine dieſer Art bewunderten und, ſo wie ſie ihnen in die Hände fiel, ungeändert benutzten.

Die Politik der Europäiſchen Fürſten bewirkt alſo das Gegentheil von jener Harmo-

---

*) Der Mißbrauch der Sache hat oft den Sprachgebrauch geändert, und ein Wort, das urſprünglich nur eine gute Bedeutung hatte, mit einer ausſchließend ſchlimmen geſtempelt. Ariſtokratie, Herrſchaft der Beſten, wäre die wünſchenswertheſte Regierungsform, wenn ſie irgendwo exiſtirte. Allein das verhaßt gewordene Wort bedeutet jezt den ſtets betrogenen Völkern gerade das Gegentheil: Herrſchaft der Aergſten (Kakiſtokratie).

nie, in welche ſich endlich alles auflöſen ſollte; weit entfernt, die Ruhe des Menſchengeſchlechtes zu gründen, verewigt ſie vielmehr ſeine Revolutionen; weit entfernt, allgemeines Glück zu verbreiten, kann ſie die herrſchenden Dynaſtien ſelbſt vor dem eigenſinnigſten Wechſel des Glückes nicht ſchützen. Große perſönliche Eigenſchaften machen hier eine Ausnahme; doch wie ſelten ſind dieſe nicht, und wie vorübergehend iſt ihre Erſcheinung! Wie gefährlich kann oft der bloße Vorſatz, allein zu herrſchen, dem kühner ſtrebenden Regenten werden! Wie ſchnell, endlich, ſtürzt unter einem ſchwachen Nachfolger das bodenloſe Gebäude zuſammen, welches ſein größerer Vorgänger zu raſch und prunkend, mehr zu den Zwecken ſeiner eigenen Phantaſie, als für die Dauer, aufgethürmt hatte!

Nach dreyßig, höchſtens vierzig Jahren, erneuern ſich alle handelnde Hauptperſonen auf dem großen Welttheater; ſie übernehmen ihre Rollen mit anderen Anlagen, Neigungen und Kräften, anderen Kenntniſſen und Handlungsweiſen, als ihre Vorgänger, um wie dieſe, auf dem einzig möglichen Wege, durch Erfahrung, zur Beſinnung und Klugheit zu gelangen.

Der große Haufe geht daneben ſeinen einfachen, maſchinenmäßigen Schneckenweg, und bevölkert die Erde mit neuen Zeugungen, die immer wieder den unerfahrnen Nacken unter das Joch beugen und am Rande des Grabes zu ſpät inne werden, daß man ſie um Bildung und Genuß, um Kraft und Leben, um alle Zwecke des Daſeyns mit leeren Verſprechungen betrog. Wie war es bey ſo bewandten Umſtänden möglich, daß man ſich je im großen Gange der Staatsbegebenheiten etwas anders als Unbeſtand und Glückswechſel verſprechen konnte? Auf der einen Seite die heftigſten Begierden und Leidenſchaften, die unter tauſenderley Geſtalten immer neu, und immer mit neuer Gewalt hervorbrechen; und auf der andern das leidende Werkzeug, das ihnen zu Gebote ſteht, und jede Befriedigung möglich macht! Ich berühre hier die geheime Werkſtätte eines Verhängniſſes, das aller Berechnung ſpottet, einer höhern Inſtanz der Weltregierung, welche durch Menſchen Menſchenwerk zerrüttet, und den unvorhergeſehenen, unwiderſtehlichen Widerſacher gegen den berauſchten Günſtling Fortunens heraufzuzaubern weiß; die Werkſtätte, wo Alexanders früher Tod in Babylon, wo

Cäſars Ermordung, als er kaum zu herrſchen angefangen, und tauſend ähnliche Bolzen des ſchnellen Schickſals geſchmiedet wurden; die Werkſtätte, aus welcher ein Gott von Brotteig hervorging und ſich über Jupiters zertrümmerten Altären erhöhete, wo ſichs von fern her bereitete, daß Luthers Reformation beſtehen konnte gegen die vereinigten Kräfte des Papſtthums, daß Oeſtreichs und Burgunds Waffen ſcheitern mußten an Helvetiſcher Freyheit, daß die Unabhängigkeit der Niederländer eine Frucht hundertjähriger Kriege ward, daß Amerika ſich aus den Händen des Brittiſchen Uebermuthes wand!

In der That, wenn wir nicht den troſtloſeſten Fatalismus annehmen wollen, mit welchem alle Erörterungen über Zweck, Beſtimmung und Sittlichkeit aufhören müſſen, ſo dürfen wir nicht zweifeln, daß die Wirkungen blinder, vernunftloſer Kräfte im Plane des Ganzen abgewogen, und dergeſtalt hinein verwebt ſind, daß ihre Mißtöne ſich im allgemeinen Zuſammenklange verlieren. Zu allen Zeiten, unter allen Zonen, in allen Köpfen iſt die Vernunft weſentlich eine und dieſelbe; die nach ihren ewig gerechten Geſetzen abgemeſſenen Handlungen ſtören nie den Frieden des Weltalls, und ſcheinen den Handelnden als einen in die Geheimniſſe des Schickſals Eingeweihten auszuzeichnen. Zwietracht und Streit ſind das Werk anmaßender Begierden und Leidenſchaften; das Menſchengeſchlecht iſt nur durch ſeine eigene Beſchränktheit vor ihrer zerſtörenden Wirkung geſichert; ſie ſelbſt halten einander das Gleichgewicht, zu einem Zwecke, den der unwiſſende Mitwirker nicht ahndet, indem er bloß ſeine perſönliche Abſicht zu erzielen glaubt.

Wir wollen es der ſpeculativen Philoſophie zu erforſchen überlaſſen, warum die Sinnlichkeit faſt durchgehends über die Vernunft ein ſolches Uebergewicht behalten mußte, daß die freye Wirkſamkeit dieſer letztern dadurch faſt unmerklich wird und die Weltregierung das Anſehen eines Chaos gewinnt, deſſen Elemente ſich nicht ſo bald organiſiren, als ſie auch ſchon eine mächtiger wirkende Anziehung wieder trennt: eines Chaos, wo Entſtehung und Zerſtörung der Geſtalten in immerwährendem Wechſel vor unſeren Augen ſchweben. Wir wollen hier nicht unterſuchen, womit ſo viele tauſend Millionen Menſchen es verſchuldet haben, daß eine traurige Knechtſchaft ihnen die Entwickelung ihrer Vervollkommnungsfähigkeit faſt gänzlich verſagte, und welche Entſchädigung ihnen dafür geworden ſey oder noch werden könne. Allein, wenn die einzige Gattung von Weſen, welche zur moraliſchen Freyheit geeigenſchaftet iſt, bisher nur in äußerſt wenigen ihrer Glieder, auf eine meiſtens unvollkommene Art, dieſes Vorrecht hat genießen können; oder, daß ich mich eines ziemlich paſſenden Gleichniſſes bediene, wenn unter vielen Millionen Raupen kaum Eine dazu gelangt, ihre Verwandlung zu vollbringen, in Schmetterlingsgeſtalt auf leichten Schwingen die Aetherbahnen zu durchirren und ungefeſſelt des Daſeyns und des Weltalls froh zu werden: kann es, darf es dann einen Menſchen verdrießen, daß ſich irgendwo eine Wahrſcheinlichkeit zeigt, wie künftighin die Beyſpiele dieſer herrlichen Entwickelung häufiger werden könnten?

Die Vergangenheit beweiſet hier nichts für die Bedingniſſe der Zukunft; es könnte dargethan werden, daß die ſittliche Vervollkommnung des Menſchen der plaſtiſchen und zeugenden Natur völlig gleichgültig ſey, daß ihre Sorge ſich lediglich auf ſein thieriſches Wohlſeyn, wie bey allen andern Geſchöpfen erſtrecke, und daß dieſer Zweck bey den vergangenen Zeugungen allein erreicht worden ſey; ſo wäre damit noch nichts für den Erweis geleiſtet, daß fernerhin dieſelbe Vernachläſſigung der Geiſteskräfte fortdauern müſſe. Im Gegentheil, ſchwerer kann ſich niemand am Menſchengeſchlechte verſündigen, als indem er jenen Raupenſtand, jene fortwährende thieriſche Erniedrigung, worin alle ſeine höheren Anlagen unbenutzt und unentwickelt bleiben, abſichtlich zu verlängern ſucht, zumal nachdem der Vorwand, auf dieſe Art das dauerhafte Glück der geſammten Gattung zu ſichern, als arger Trug oder nie zu realiſirende Täuſchung erkannt worden iſt.

Endlich, mein Freund, ſcheint die Zeit gekommen zu ſeyn, wo jenes lügenhafte Bild des **Glücks**, das ſo lange am Ziele der menſchlichen Laufbahn ſtand, von ſeinem Fußgeſtelle geſtürzt, und der ächte Wegweiſer des Lebens, **Menſchenwürde**, an ſeine Stelle geſetzt werden ſoll. Des Schmerzes und des Vergnügens fähig, gebildet zu leiden und ſich zu freuen, laſſe der Menſch die Sorge ſeines Glücks der

Natur, die allen Geſchöpfen das Maß des Genuſſes nach ihrer Dauer und ihren Verrichtungen beſtimmt. Der Gebrauch der Geiſtesgaben, womit der Menſch ausſchließend ausgeſtattet worden iſt, bleibt ihm allein anheimgeſtellt; weiſe und tugendhaft zu werden, iſt eines jeden eigenes Werk, eines jeden eigene Pflicht. Auf ſich ſelbſt zu wirken, iſt der Zweck des ſo reichbegabten Weſens, nicht in träger Ruhe die Pfunde zu vergraben, wovon es die Zinſen ſeinem Urheber und Gläubiger darbringen ſollte. Jene eingebildete Kunſt uns zu beglücken, womit man das Herrſcherrecht beſchönigen will, war nie etwas anders als Verſtümmelung. Man machte den Menſchen ärmer, als ihn die Natur geſchaffen hatte; man raubte ihm ſeine Empfänglichkeit, man ſuchte ihn fühllos, unempfindlich, gleichgültig zu machen, die Summe ſeiner Bedürfniſſe zu verkleinern, und die Heftigkeit ſeiner Triebe abzuſtumpfen. Die weiſen Führer der Völker, nebſt ihren Günſtlingen, ſtrebten gleichwohl nicht für ihre eigene Perſon nach dieſem geprieſenen Glücke; vielmehr vervielfältigten ſie die Arten ihres Genuſſes und machten es zum Hauptgeſchäft ihres

Lebens, in ſich ſelbſt neue Reitzbarkeit, neuen Sinn; neue Bedürfniſſe zu ſchaffen. Wohlan, ihr Fürſten und Prieſter! wir gönnen Euch euern Genuß; aber wir ſprechen euch zugleich los von einer Pflicht, die alle eure Kräfte überſteigt. Anſtatt uns Glück zu verheißen, laßt es eure alleinige Sorge ſeyn, die Hinderniſſe wegzuräumen, die der freyen Entwicklung unſerer Kräfte entgegenſtehen; öffnet uns die Bahn, und wir wandeln ſie, ohne Hülfe eures Treiberſteckens, an das Ziel der ſittlichen Bildung; denn ſeht! wir empfangen Freude und Leid, unſere wahren Erzieher; aus der Mutterhand der Natur! —

IV.

Pariſiſche Umriſſe.

Pariſiſche Umriſſe *).

I.

Paris, den 1. des Wintermonds (Brumaire)
im 2ten Jahre der Republik.

Die Hauptſtadt Frankreichs war ſeit langer Zeit die hohe Schule der Menſchenkenntniß. Mehr als jemals iſt ſie es jetzt, und es bedarf nur eines ſehr kurzen Aufenthalts und

---

*) **Anmerkung des Einſenders.** Sie werden hier einen andern Pariſer Correſpondenten auftreten laſſen, der freylich die gegenwärtige Lage der Sachen in Frankreich mit ſeiner eigenen Brille betrachtet. Er iſt der Revolution, wie man ſehen wird, auf keine Weiſe abgeneigt, wiewohl er ſie aus einem ganz beſondern Geſichtspunkt in Schutz zu nehmen ſcheint. Ein eigentlicher Jakobiner iſt er indeß nicht; denn dieſe Eingeweyhten erlauben es ſich nicht, aus der Schule zu ſchwatzen, und unſer Skizzenmacher ſcheint über allen Zunftzwang völlig hinaus zu ſeyn, und die Dinge ſo ziemlich bey ihren Nahmen nennen zu wollen. Seine Partheylichkeit — leider! möchte man wohl endlich auf den Gedanken geführt werden, daß Unpartheylichkeit in dem jetzigen Zeitpunkte und unter den jetzigen,

eines flüchtigen Blickes, um hier inne zu werden, was man anderwärts in Jahrzehenden kaum ergrübelt, und nicht nur den Geiſt der Gegenwart, ſondern auch die **Zeichen der Zukunft** zu enträthſeln.

In der neuen Republik iſt **Paris**, was **Rom** einſt in dem Univerſalreiche war: das ungeheure Haupt, von welchem ſich alle Bewegungen durch die Provinzen fortpflanzen, und wo alle Gegenwirkungen zuſammen fließen. **London**, mit einer weit größern Volksmenge, die, im Vergleich mit der Bevölkerung Englands, ſich gegen Paris wie ſieben zu Eins verhält, hat nicht den zehnten Theil der Wichtigkeit und des Einfluſſes auf das Land.

Die moraliſche Herrſchaft von **Paris** über

Entſcheidung erheiſchenden Umſtänden, weder exiſtirt, noch möglich, noch ſelbſt erlaubt iſt — ſeine Partheylichkeit werden Ihre Leſer wohl von ſelbſt gewahr werden, ohne daß wir jedesmal daran zu erinnern brauchten. Uebrigens aber hat es mir geſchienen, als ob es theils der Abwechſelung wegen, theils um die Leſer in ihrer richterlichen Eigenſchaft bey dem großen Weltprozeſſe vollſtändig zu inſtruiren, unmöglich ſchaden könne, auf dieſe Art et alteram partem gebührend vernommen zu haben.

die benachbarten Departemente, zum Beyſpiel, wird durch die Revolutionsarmee recht anſchaulich, die geſtern ausgezogen iſt, um für die Verproviantirung der Hauptſtadt zu ſorgen; denn daß in der öffentlichen Meinung die größte Stärke dieſes Heeres beſteht, wird niemand bezweifeln wollen, der es nur ſechstauſend ſtark geſehen hat.

Dieſe öffentliche Meinung aber, und Einflüſſe, ſind Dinge, wovon man vor der jetzigen Revolution keinen richtigen, wenigſtens keinen vollſtändigen, Begriff gehabt haben mag. Ich leſe zuweilen in den jenſeitigen Darſtellungen von dem, was bey uns vorgeht, die Worte: Zwang, Gewaltthätigkeit, Tyranney; ich finde Vergleichungen mit der vorigen monarchiſchen Regierung, die gegen unſere jetzige noch golden geprieſen wird. Das mag hingehen; denn wer wird einem aufgebrachten Gegner geradeweg die Principien läugnen? und dies wäre doch das geringſte, womit unſer einer Ehrenhalber anfangen müßte. Aber ich begreife nicht, wie ſo mancher treuherzige Royaliſt bey einer kaltblütigen Unterſuchung an das: duo dum faciunt idem, non est idem, nicht gedacht zu haben ſcheint, ob es gleich der erſte Punkt iſt, worauf ſich etwas, das einer Hoffnung zum Auswege aus dem Labyrinth ähnlich ſähe, ſein ſäuberlich erbauen ließe.

Geſetzt, es hätte ſeine Richtigkeit, daß auch uns, im Ganzen genommen, die jetzige Lage unſerer Angelegenheiten gerade ſo ſchwarz und gelbgrün vorkäme, wie ſie ein hypochondriſcher Schriftſteller anſehen mag, wenn er ſich an einer vornehmen Tafel den Magen verdorben hat; glauben Sie in Ernſt, daß wir darum den coaliſirten Mächten die Thore unſerer Feſtungen aufriegeln würden? Ich verſichere Sie, es wäre gerade das Gegentheil; wir riegelten nur deſto feſter zu. Das iſt nun eine Wirkung der öffentlichen Meinung, die allgemein genug bekannt iſt, um unſeren philoſophirenden Gegnern, wenn auch ſonſt keinen, zu denken zu geben.

Hier haben Sie gleich noch eine. Die Revolution hat alle Dämme durchbrochen, alle Schranken übertreten, die ihr viele der beſten Köpfe hier und drüben bey Ihnen, in ihren Syſtemen vorgeſchrieben hatten. Zuerſt ſchwellte ſie über den engen Kreis, den ihr Mounier wohlmeinend anweiſen wollte.

C'est une tête de bronze, coulée dans un moule anglois, ſagten wir, weil er ſo hartnäckig an ſeiner Nachahmung der **Engliſchen Conſtitution** hangen blieb; und damit war ihm das Urtheil geſprochen. Manche, auch gemäßigte Staatsmänner, gingen in ihrer Nachgiebigkeit ſchon weiter, und glaubten noch an die Möglichkeit einer guten Verfaſſung außerhalb jenes Bezirks. Als aber auch ihre Herkulsſäulen, trotz der ſtolzen Inſchrift: non plus ultra, von dem brauſenden Orkan umgeſtürzt lagen, da verkündigte ihre beleidigte Eitelkeit ſchon das jüngſte Gericht. Andere harrten länger aus; aber ſeitdem ihr letzter Ableiter, den ſie im Föderalſyſtem gefunden zu haben glaubten, durch einen Blitzſtrahl vom Berge zerſchmettert worden iſt, kommen auch ſie mit der Babyloniſchen Hure ſchon aufgetreten. Die öffentliche Meinung iſt alle dieſe Stufen hinan geſtiegen, und auf jeder höheren hat ſie den Irrthum erkannt, den die Täuſchung des falſchen Horizonts verurſachte. Jetzt bleibt ſie bey der allgemeinſten aller Beſtimmungen ſtehen: einer Beſtimmung, die freylich den Haſen ſo lieblich nicht vormahlt, wo das Staatsſchiff wohlgemuth einlaufen und abtakeln ſoll, wobey es ſich aber doch mit jener myſtiſchen Loſung aus den neuen Ritterzeiten eines geheimen Ordens: in silentio et spe fortitudo mea, auf offnem Meer, und ſelbſt mit etwas beſchädigten Maſten und Segeln, noch ganz bequem einherſchwimmen läßt.

Die Revolution iſt — vorausgeſetzt, daß Sie nach unſerer generaliſirten Definition lüſtern ſind — iſt die Revolution. Ihnen dünkt das wohl zu einfach? oder es ſcheint wohl gar ins Platte zu fallen? Einen Augenblick Geduld! Lange genug haben wir uns geſträubt, das Kind bey ſeinem rechten Namen zu nennen; aber wer kann für Gewalt? Daß ſich alles Kopf über Kopf unter wälzt, iſt ein vollgültiger Beweis, daß der Name der Sache entſpricht; und wer mag wiſſen, ob mit dieſer Bewegung nicht die Exegetik eines Deutſchen Schriftſtellers noch künftig gerettet werden kann, der von dem großen Worte behauptet hat, daß es eigentlicher auf die **Wiederbringung**, als auf die **Zerſtörung** aller Dinge gemünzt ſeyn ſoll!

Die öffentliche Meinung iſt alſo bey uns in Abſicht auf die Natur der Revolution jetzt ſo weit im Klaren, daß man es für Wahnſinn halten würde, ihr Einhalt thun oder Gränzpfähle ſtecken zu wollen. Eine Naturerſcheinung, die zu ſelten iſt, als daß wir ihre eigenthümlichen Geſetze kennen ſollten, läßt ſich nicht nach Vernunftregeln einſchränken und beſtimmen, ſondern muß ihren freyen Lauf behalten. Etwas ganz Anderes, ganz davon Unabhängiges iſt es aber, daß diejenigen, die von dieſem Strudel ergriffen ſind, ihr eigenes Betragen, nach wie vor, vernunftgemäß einzurichten ſuchen. Daß die Erde um die Sonne kreiſelt und den Mond mit ſich fort reißt, das hindert ihn ja nicht, ſich ſtets um die Erde zu drehen. — Ich ſah einſt die Pferde einer Landkutſche Reißaus nehmen, und den Kutſcher vom Bocke fallen. Einige Straßenjungen ſtellten ſich an den Weg, und ſchimpften auf die Paſſagiere. Einer von dieſen ſprang aus dem Wagen, und ſtürzte den Hals ab; die übrigen waren klüger: ſie blieben ſitzen, und dachten, wir wollen warten, bis der Koller vorüber iſt*). —

---

*) Daß die Gleichniſſe hinken, hätte man nie bemerkt, wenn man nicht verſucht hätte, ſie gehen zu machen; das heißt, wenn man ſie

Seitdem man bey uns die Revolution als eine neue unaufhaltſame Schwungkraft anzuſehen gelernt hat, haben ſich auch viele von ihren Gegnern wieder mit ihr ausgeſöhnt. Und meinen Sie nicht, daß es immer noch beſſer iſt, ihr nachzulaufen und ſie einzuholen, als mit gewiſſen Halbweiſen, die ihr **voranliefen** und ſie zuerſt in Bewegung brachten, plötzlich ſtille zu ſtehen und ſich zu ärgern, daß ſie, wie eine Schneelauine, mit beſchleunigter Geſchwindigkeit dahinſtürzend an Maſſe gewinnt, und jeden Widerſtand auf ihrem Wege vernichtet? Das neulich erlaſſene Dekret des National-Convents, **daß die Regierung in Frankreich bis zum Frieden revolutionär** bleiben ſoll, iſt der eigentlichſte Ausdruck der öffentlichen Meinung, daß die Revolution ſich ſo lange fortwälzen müſſe, bis ihre bewegende Kraft ganz aufgewendet ſeyn wird.

nicht aus ihrer natürlichen Lage geriſſen und durch fortgeſetztes Allegoriſiren ihre wahre Beſtimmung, als bloß erläuternde Bilder zu dienen, vereitelt hätte. Kein Menſch hat das Recht, mit einem Gleichniſſe ſo widerſinnig umzugehen, und ich darf hier wohl das meinige in Schutz nehmen.

Dieſe bewegende Kraft iſt allerdings nichts rein Intellektuelles, nichts rein Vernünftiges; ſie iſt die rohe Kraft der Menge. In ſo fern, wie Vernunft ein vom Menſchen unzertrennliches Prädicat iſt, in ſo fern hat ſie freylich auf die Revolution ihren Einfluß, wirkt mit in ihre Bewegung, und beſtimmt zum Theil ihre Richtung; aber **präponderiren** kann ſie nicht, und wenn — wie wir doch nicht in Abrede ſeyn wollen? — die Revolution einmal im Rathe der Götter beſchloſſen war, durfte ſie es auch nicht, weil ihre **Präponderanz** an und für ſich nur die Revolution hemmen, nie ſie treiben und vollbringen kann. Ich würde ſie die ächte vim inertiae nennen, wenn ich es mit einem Phyſiker zu thun hätte; denn einmal **überwunden von der Stoßkraft**, dürfte dennoch in ihr ſelbſt der Grund jener langen Dauer liegen, womit die Revolutionsbewegung ſo manchen unerfahrnen Beobachter in Erſtaunen ſetzte.

Als **Necker** dieſes große, nicht zu berechnende Mobil der Volkskraft anregte, wußte er nicht, was er that. Die erſten Anfänge der Bewegung waren aber wegen des Umfanges, der Maſſe und des Gewichtes ſo unmerklich, daß Klügere als er, ſich täuſchten, und dieſe ungeheure Triebfeder umſpannen zu können, ſich vermaßen. Allein wie bald entwand ſie ſich aus ihren ohnmächtigen Händen! — Es entſtand ein chaotiſches Ringen der Elemente; es erfolgten die heftigſten Convulſionen, die furchtbarſten Erſchütterungen. Kleinere gegenſtrebende Bewegungen wurden von den größeren, allgemeineren verſchlungen; ſo gab es denn eine gleichartige Bewegung, oder mit andern Worten: der **Wille des Volkes** hat seine höchste Beweglichkeit erlangt, **und die große Lichtmasse der Vernunft, die immer noch vorhanden ist, wirft ihre Strahlen in der von ihm verstatteten Richtung.**

Ich weiß nicht, ob ich mich deutlicher hätte faſſen können, um Ihnen von der jetzigen Beſchaffenheit der öffentlichen Meinung einige Begriffe zu machen. Einem oder dem andern würde es vielleicht mehr ſagen, wenn ich mich mathematiſch ſo ausdrückte: Unſere öffentliche Meinung iſt das Produkt der Empfänglichkeit des Volks, vermehrt mit dem Aggregat aller bisherigen Revolutionsbewegungen. Wer einen anſchaulichen Begriff davon hat, oder auch nur aus der Geſchichte und Anthropologie weiß, wie beweglich und empfänglich die Franzöſiſche Nation iſt; und wer dann berechnet, in welchem Grade die Ereigniſſe der vier letzten Jahre dieſe Reitzbarkeit erhöhen und das Theilnehmen an den öffentlichen Angelegenheiten ſchärfen mußten: dem wird es ſchwerlich entgehen, daß die Macht einer auf dieſe moraliſche Beſchaffenheit geimpften öffentlichen Meinung Wunder thun kann.

Sie werden es nunmehr ſo ungereimt nicht finden, daß ich vorhin an das duo dum faciunt idem etc. erinnert habe. Die Erſcheinungen unter dem Joche des Despotismus können denen, die ſich während einer republicaniſchen Revolution ereignen, ſehr ähnlich ſehen, und die letzteren ſogar einen Anſtrich von Fühlloſigkeit und Grauſamkeit haben, den man dort wohl hinter einer ſanfteren Larve zu verbergen weiß; doch ſind ſie ſchon um deswillen himmelweit verſchieden, weil ſie durch ganz verſchiedenartige Kräfte bewirkt werden, und von der öffentlichen Meinung ſelbſt einen ganz verſchiedenen Stempel erhalten. Eine Ungerechtigkeit verſiert ihr Empörendes, ihr Gewaltthätiges, ihr Willkührliches, wenn die öffentliche Volksmeinung, die als Schiedsrichterin unumſchränkt in letzter Inſtanz entſcheidet, dem Geſetze der Nothwendigkeit huldigt, das jene Handlung oder Verordnung oder Maßregel hervorrief.

Dieſer Vortheil iſt weſentlicher, als Sie es vielleicht mit vielen Antigallicanern geglaubt haben mögen, und erſetzt uns ſo manche Unvollkommenheit der Revolutionsregierung, daß man dieſe nie richtig beurtheilen wird, bis man ihm nicht volle Gerechtigkeit hat widerfahren laſſen. Der National-Convent herrſcht lediglich durch die Opinion, bald, indem er ſich ihr bequemt, bald, indem er durch ſeine Berathſchlagungen und ſeine ungeheure Thätigkeit auf ſie zurückwirkt und ſie beſtimmt. So wenig wünſchenswerth unſer Zuſtand in Abſicht auf die Regierung immerhin genannt und geſchildert werden mag, ſo irrt man doch bey Ihnen gar zu ſehr, wenn man von ihrer heterokliten Beſchaffenheit auf ihre Zerſtörbarkeit ſchließt; denn was ihr Dauer und Stärke verſpricht, iſt ja gerade dieſe durch das Ganze jetzt unwiderſtehlich herrſchende Einheit des Volkswillens, verbunden mit der Repräſentantenvernunft. Setzen Sie dieſe letztere ſo tief herab, wie es Ihnen gut dünkt; dennoch bleibt noch immer ein ſolcher Lichtherd übrig, daß, ſobald nur jener Einklang mit dem allgemeinen Wollen vorhanden iſt, nichts dem politiſchen Rieſen widerſtehen kann. Warum verhält es ſich beym Despotismus anders? Die Auflöſung liegt am Tage. Die Einheit fehlt; Vernunft und Wille ſind beyde nur im Kopfe des Herrſchers und ſeiner Räthe; das Volk iſt eine lebloſe Maſſe, ein todter Körper, der bloß mechaniſchen Antrieben gehorcht; jene geiſtigen Kräfte durchſtrömen und verbinden ihn nicht mit ſich ſelbſt zu einem lebendigen Ganzen. Beyder Zweck und Streben ſind gänzlich verſchieden. Freylich giebt es noch ein Mittel, die Trägheit, oder die Kraft des Widerſtandes im Volke zu überwinden; aber das Beyſpiel Frankreichs haben wir zu deutlich vor Augen. Wehe dem **Deutſchen Necker**, der ſie dort entbindet und in Bewegung ſetzet!

Ich wollte Ihnen mehr ſchreiben; denn wie manches habe ich nicht auf dieſem Herzen, das die große Nothwendigkeit fühlt, welche gerade im jetzigen Zeitpunkte „Männer in jedem Staate fordert, die über die Vorurtheile der Völkerſchaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu ſeyn aufhört *)." — Doch fürs erſte ſey dies genug zur Probe, genug, um Sie den Geſichtspunkt beurtheilen zu laſſen, zu dem der Aufenthalt in Paris ſo leicht hinführen kann.

2.

Paris, den 15ten Wintermonds, im
2ten Jahre der R.

Sie wiſſen, ſo gut wie ich, mein Lieber, daß wenn man dem Franzöſiſchen Leichtſinne Zeit läßt und das Stündlein des Ernſtes und der Beſonnenheit abwarten kann, niemand gegen Andre, und zumal gegen Fremde, billiger iſt, und ihnen lieber Gerechtigkeit widerfahren läßt, als der Franzoſe. Dieſer Zug in unſrem Nationalcharakter hat ſich nicht geändert; ich möchte vielmehr ſagen, man iſt in der Billig-

---

*) Leſſing. (In Ernſt und Falk. Zweytes Geſpräch. Sämmtliche Schriften, Th. VII. S. 262.)

BIBL. UNIVERS. LIPS.

keit des Urtheils fortgeſchritten, ſo wenig der allgemeine Krieg dieſe Denkungsart zu begünſtigen ſcheint. Die Phraſeologie unſrer Tribünen und Zeitungsblätter muß Sie hierüber nicht irre machen; ſie iſt bloßer Kurialſtyl, und gehört zur neuern Diplomatie. So lange wir von unſren Feinden keine andre Benennung als die von Schurken, Spitzbuben, Böſewichtern, Gottesläugnern und Königsmördern erhalten können; ſo lange ſchallt es gräßlich aus unſrem Revier mit Tyrannen, Räubern, Ungeheuern, Sklaven, Banditen und Viehmenſchen zurück. Vernünftige Leute, deren es, wills Gott! viele auf beyden Seiten giebt, wiſſen, was von dieſem Feldgeſchrey zu halten iſt, und führen den Krieg nur in der Abſicht, zum Frieden zu gelangen. Im Ernſt hat wohl noch niemand, der bey geſundem Verſtande war, mit Schimpf- und Ekelnamen etwas zu beweiſen geglaubt; und wem wollte man endlich auch auf dieſe Art beweiſen? Ich weiß nicht, was größer wäre, der Eigendünkel auf der einen, oder die Selbſtverläugnung auf der andern Seite, wenn ſo gelehrt und ſo gelernt werden könnte. Wenn es einmal zwiſchen zwey großen Mächten ſo weit gekommen iſt, daß ſie mit Kanonenkugeln und Kartätſchen argumentiren, dann wird wahrlich eine Handvoll ungeſchliffener Redensarten den Kampf nicht entſcheiden.

Zwiſchen dem politiſchen Schimpfen dies-ſeits und jenſeits bemerke ich aber einen ſehr wichtigen Unterſchied. Bey uns iſt es eine Art Expletive oder Lückenbüßer, oder auch etwas, das genialiſch aus der Fülle des Herzens ſich hervordrängt; es gehört jetzt faſt auf die Weiſe, wie unſre unartigen, aber ganz unſchädlichen Flüche, oder wie die allzu geläufigen Gewohnheitsworte f. und b., in unſre Sprache. Bey euch aber hat es etwas Geſuchtes, Gefliſſentliches, Erbittertes; und weit entfernt das Bürgerrecht in euren Volksdialekten erhalten zu haben, findet man es nur in euren Büchern oder höchſtens im Munde eurer Bramarbaſſe. Bey uns fließt es unmittelbar aus der öffentlichen Meinung, und iſt ihre eigentliche Stimme; bey euch möchte man, umgekehrt, eine öffentliche Meinung damit heraufzaubern und auf dieſelbe wirken.

Da liegt es eben, mein guter Antigallikaner; bey Ihnen giebt es noch keine öffentliche Meinung, und es kann keine geben, wenn das

Volk

Volk nicht zugleich losgelaſſen wird. Es dort loslaſſen, dieſe ungemeſſene, unberechnete Kraft auch in Deutſchland in Bewegung ſetzen: das könnte jetzt nur der **Feind des Menſchengeſchlechtes** wünſchen. Wir haben uns für unſre ganze Gattung aufgeopfert, oder, was gleich gilt, aufopfern laſſen. Wenigſtens komme unſer Kampf, unſer übermenſchliches Ringen, unſer wahres Märtyrerthum, den übrigen Nationen Europens zu Gute! Eure Weiſen und Gelehrten haben gut deklamiren, ſich ereifern und uns beweiſen, daß wir es hätten beſſer machen ſollen. Ey, Ihr lieben Herren! wir konnten es eben nicht beſſer. Nun dann hätten wir es nicht anfangen ſollen. Freylich wohl! aber auch das hat nicht von uns abgehangen. Wenn Donquixotte die Galeerenſklaven auf freyen Fuß ſtellt, und zum Lohn von ihnen zerbläuet und geplündert wird; wer hat die meiſte Schuld, der ſchwärmende Ritter oder die verwahrloſeten Menſchen? Doch ich dächte, wir thäten hier am beſten, niemand zu richten und zu verdammen. Die Menſchen erſcheinen in ihren Handlungen, wie ſie ſind; jeder thut, was er nicht laſſen kann, und trägt die unausbleibliche Folge. Wenn ein Thron ſtürzt, und zwar ſo leicht und ohne Anſtrengung, wie es bey uns der Fall geweſen iſt, ſo iſt es doch wohl augenſcheinlich, daß alle ſeine Stützen und Untergeſtelle ſchon morſch geweſen ſind! Nun bedurfte es nur jenes weltbekannten Zuſammenfluſſes von Urſachen, die im Jahre 1787 die unbegreifliche Schwäche und Hülfloſigkeit des Franzöſiſchen Hofes vor Aller Augen entblößten, und jede nachherige Kataſtrophe folgt in einer nicht zu unterbrechenden, nicht zu ändernden Verkettung. Fragen Sie, warum die Vorſehung dieſes Mißverhältniß zwiſchen der Unhaltbarkeit einer Regierung, und der Unfähigkeit des Volkes ſich eine neue zu ſchaffen, geduldet, und in dieſen Zeitpunkt die Revolution hat fallen laſſen? — Wer anders kann Ihnen antworten, als die unbegreifliche und unergründliche Weisheit der Vorſehung ſelbſt! Ich fühle nicht den Beruf, dieſen Artikel der Theodicee auszuarbeiten, wenn ich gleich für mich überzeugt bin, daß unſre Revolution, als Werk der Vorſehung, in dem erhabenen Plan ihrer Erziehung des Menſchengeſchlechtes gerade am rechten Orte ſteht, und daß Frankreich, nach dem ſchweren Verhängniſſe, das über ihm waltet, ſich dennoch zu einer geläuterten, vernünftigen, wohlthätigen Verfaſſung emporarbeiten wird. „Wer aber dieſe Revolution als eine **bloß Franzöſiſche** anſieht," hat Mallet du Pan mit einem echten Sehergeiſte geſagt, „der iſt unfähig ſie zu beurtheilen;" denn ſie iſt die größte, die wichtigſte, die erſtaunenswürdigſte **Revolution der ſittlichen Bildung und Entwickelung des ganzen Menſchengeſchlechts.**

Je richtiger der Blick iſt, womit die auswärtigen Regenten den gährenden Zuſtand Frankreichs gefaßt und daraus die Nothwendigkeit abgenommen zu haben ſcheinen, gerade jetzt den Völkern auf keine Weiſe Luft zu machen oder den Zügel ſchießen zu laſſen: deſto unzweckmäßiger, ich möchte ſagen widerſinniger, kommt mir das unabläſſige Bemühen ſo vieler Schriftſteller bey Ihnen vor, einen Geiſt des Haſſes gegen die Franzoſen unter ihren Landsleuten anzufachen und ſie auf eine ſolche Art in ihrer eigenen **Kraft und Wirkſamkeit** gegen uns zu ſchicken. Ich laſſe das Unſittliche dieſer Aufhetzerey an ſeinen Ort geſtellt; die unbefleckte Tugend, die kein angelegeneres Geſchäft kennt, als unſer Schuld- und Sündenregiſter unaufhörlich abzuleſen, wird vermuthlich in ihrer Kaſuiſtik über dieſen Punkt Beruhigung gefunden haben. Allein auch die Erfahrung hat hier mitzuſprechen, und wie hat man es vergeſſen können, daß nichts gewöhnlicher iſt, als Menſchen von einem Extrem zum andern übergehen, eine aufgereizte Leidenſchaft in Unbändigkeit ausarten, und alle Leitung verſchmähen zu ſehen? In der That, wenn es nicht weitkündig wäre, daß unſre gänzliche Vernachläſſigung alles Verkehrs mit dem Auslande unſrem ehemaligen diplomatiſchen Ruf zur unauslöſchlichen Schande gereicht, und wenn man nicht auf dieſe angeerbte Tugendtafel hin, uns jene berüchtigte **Propagande**, die wir bey einigem Machiavellismus unſtreitig hätten ſtiften müſſen, bloß angedichtet hätte: — ſo könnte man leicht auf den Gedanken kommen, daß wir jenen Schwarm von Aufhetzern heimlich beſoldeten, um den Völkern, die bisher geiſtlich todt geblieben ſind, einen lebendigen Odem der Eigenmächtigkeit, des leidenſchaftlichen **Wollens und Vollbringens**, in die Naſe zu blaſen.

Zum Glücke hat es mit der ganzen Sache keine große Gefahr, und das Mittel, die öffentliche Meinung zu beleben, iſt übel, ja im höchſten Grade ſchlecht, ausgedacht. Die Frage: wie entſteht öffentliche Meinung, und wie erhält ſie ihre Kraft auf den Willen zu wirken? kann uns bald aus dem Traume helfen. Man wird eben ſo leicht beweiſen, daß der Katechismus tugendhaft machen, daß die Proſodie in dithyrambiſche Begeiſterung verſetzen, kurz, daß die Regeln das Genie, und nicht das Genie die Regeln, ſchaffen können, als es uns deutlich und überzeugend darthun, daß die Aeußerungen des freyen Willens (öffentliche Meinung) erſcheinen können, ehe der Wille frey iſt. Geſtehen Sie es nur, der Karren ſteckt im Schlamme, und nichts iſt poſſierlicher, als die kannengießernden Heupferde herabſpringen zu ſehen, in der Hoffnung, ihn in Bewegung zu zirpen. Wenn indeß nicht alle Zeitungsnachrichten trügen, ſo regt ſich hier und dort in Deutſchland etwas, daß der zahmen Gelehrigkeit der Nation eben nicht das Wort redet, und die Weisheit eurer Prophetenknaben zu Schanden macht. Ich betheure Ihnen, daß mir dieſe Nachricht keine Freude verurſacht; die Reihe iſt jetzt nicht an Deutſchland, durch eine Revolution erſchüttert zu werden; es hat die Unkoſten der Lutheriſchen Reformation getragen, ſo wie Holland und England, jedes zu ſeiner Zeit, den Schritt, den ſie zur ſittlichen und bürgerlichen Freyheit vorwärts thaten, mit einem blutigen Jahrhundert haben erkaufen müſſen. Jetzt gilt es uns, und ich wünſchte ſo herzlich, Ihr möchtet euch an unſerm Feuer wärmen und nicht verbrennen! Aber ach, durch Schaden klug werden, und am Unglücke Anderer ſich ſpiegeln, iſt nicht jedermanns Sache! — —

3.

Paris, den 24. Wintermonds. 2.

Verzeihen Sie mir, mein Freund, daß ich ſie immer wieder von unſerer öffentlichen Meynung unterhalte; allein ſie iſt das Werkzeug der Revolution, und zugleich ihre Seele. Folgen Sie ihr durch alle ihre Verwandlungen, die ſie ſeit ſechs Jahren und darüber, durchgegangen iſt, und Sie werden von dieſer Wahrheit eben ſo wie ich, durchdrungen ſeyn. Ich ſetze wohlbedächtig ihre erſten Umgeſtaltungen noch in die letzten Zeiten der Monarchie: denn die Größe der Hauptſtadt, die in ihr concentrirte Maſſe von Kenntniſſen, Geſchmack, Witz und Einbildungskraft; das daſelbſt immer ſchärfer ätzende Bedürfniß eines Epikureiſch kitzelnden Unterrichts; die Losgebundenheit von Vorurtheilen in den obern, und mehr oder weniger auch in den mittleren und niederen Ständen; die ungezwungene Miſchung in Geſellſchaften; die ſtets gegen den Hof ſtrebende Macht der Parlemente; die durch die Freywerdung von Amerika, und Frankreichs Antheil daran, in Umlauf gekommenen Ideen von Regierung, Verfaſſung und Republicanismus; die Abhängigkeit der in Uebermaß genießenden Klaſſe von der ihren Begierden dienſtbaren, die ſich dadurch immer mehr emancipirte; das böſe Gewiſſen des Hofes und der Adminiſtration, die einem Staatsbanquerott entgegen ſahen; endlich die dadurch entſtandene Strafloſigkeit der politiſchen Broſchürenſchreiber, die zu Hunderten jetzt die Wunden des Staats ſondirten, und mit gränzenloſer Keckheit und Quackſalberweisheit ihren Wundbalſam darauf zu ſtreuchen ſich erkühnten: — dies alles bahnte der Denkfreyheit und der Willensfreyheit dergeſtalt den Weg, daß ſchon eine geraume Zeit vor der Revolution eine entſchiedene öffentliche Meinung durch ganz Paris, und aus dieſem Mittelpunkt über das ganze Frankreich, beynahe unumſchränkt regierte. Was ich hier in ſo wenige Worte zuſammengepreßt habe, können ſie ausführlicher und bis zum Anſchauen überzeugend, in Arthur Youngs vortrefflicher Beſchreibung ſeiner **Reiſe durch Frankreich** leſen. Von jenem Zeitpunkte an, laſſen ſich die Verwandlungsſtufen ordentlich zählen: die erſte Verſammlung der Notablen; die Weigerung des Parlements, den impôt unique zu regiſtriren; Neckers Eintritt in das Miniſterium; die zweyten Notablen; die Reichsſtände (états generaux); der entſcheidende Schritt des tiers, der ſich zur Nationalverſammlung erklärte; die Eroberung der Baſtille; der 5te und 6te October; die Aufhebung des Adels; die Aſſignate; die Föderation; die Flucht nach Varennes; die neue Verfaſſung der Kleriſey; die Conſtitution von 1791; der 20ſte Junius, der 10te Auguſt, der 2te September; die Republik; die

Eroberungsplane des vorigen Winters; die Hinrichtung Ludwigs XVI.; die Unglücksfälle des Frühlings; der Kampf der beyden Partheyen im National-Convent; der Sieg der Bergparthey am 31ſten May; die neuen Finanzoperationen Cambons, insbeſondere die Zwangsanleihe; die Aushebung von 800,000 Rekruten und 40,000 Pferden; die gänzliche Erdrückung aller Gegenrevolutionsbewegungen; die Brot-Taxe und das Maximum; die neue Zeitrechnung; die Hinrichtung der Königin, des Herzogs von Orleans und der föderaliſtiſchen Deputirten; und endlich noch das merkwürdige Erlöſchen des Katholicismus in der Sitzung vom 17ten dieſes Monats.

Man darf als ausgemacht annehmen, daß die öffentliche Meinung in einer jeden dieſer Epochen ſich entſchieden geäußert, und zugleich von den Hauptereigniſſen derſelben einen beſondern Charakter angenommen habe. Von Stufe zu Stufe entwickelte und läuterte ſich die allgemeine Vernunft, und die letzten Schritte ſind nicht die unbedeutendſten geweſen: zum ſichern Beweiſe, daß dieſe Kraft noch im Wachſen iſt und für die Zukunft noch merkwürdige Erſcheinungen verſpricht. Ich weiß, daß mancher Ihrer Landsleute hoch aufſchreyen würde, wenn er dieſe Stelle zu leſen bekäme: „der Himmel wolle uns vor einer ſolchen Vernunft bewahren!“ Es iſt mir ordentlich, als ob ich es hörte. Wiſſen Sie mir aber nicht einen Aufſchluß darüber zu geben, wie es doch kommen mag, daß in einem Lande, wo es ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts die tiefſinnigſten Philoſophen gegeben hat, unter einigen Gelehrten und Schriftſtellern die gevatternhafteſte Anſicht der Dinge noch Statt finden kann? Wer möchte für die Revolution eine Lanze brechen, wenn es darauf abgeſehen wäre, die Moralität und Vernunftgemäßheit aller einzelnen Auftritte und Begebenheiten in ritterlichen Schutz zu nehmen? Allein ſoll man deshalb auch den bewundernswürdigen Ideenreichthum, die Menge der erhabenſten Vernunftwahrheiten, die unzähligen Berührungen und Schwingungen des edelſten Menſchenſinnes, kurz das große Schauſpiel des Ringens und Hervordringens einer ſolchen Maſſe von Geiſteskräften, die bey jenen Anläſſen bald empfangen und bald ſich mittheilen, ſchlechterdings verkennen und für Nichts rechnen? Leichter iſt es unſtreitig, einem ganzen Volke, einem Volke von ſo vielen Millionen Köpfen, Verſtand und Tugend geradesweges abzuſprechen, und nun alles, was dort geſchieht, für Werke der Bosheit und der Finſterniß auf der einen, des Blödſinnes und der Schwäche auf der andren Seite auszuſchreyen; leichter, von einer relativen, conventionellen Immoralität der Begebenheiten und Handlungen auf die Ruchloſigkeit der handelnden Perſonen zu ſchließen — als ſich die Mühe zu nehmen, den unermeßlichen, nicht zu berechnenden Antheil, den die unvermeidliche Verkettung der in das Ganze wirkenden Urſachen und Wirkungen auf die Ereigniſſe des Zeitalters hat, von dem was den handelnden Perſonen eigenthümlich iſt, gehörig abzuſondern, dieſen ſodann in ihre ſämmtlichen Verhältniſſe zu folgen, und zuletzt die tröſtliche Ueberzeugung mit nach Hauſe zu nehmen, daß Unvollkommenheit und Irrthum zwar allenthalben der Menſchen Looſe, Unſittlichkeit und Unverſtand aber, zur ſeligſten Beruhigung der Menſchheit, im Durchſchnitt immer nur Reſultate der Unwiſſenheit und Unthätigkeit ſind. Wenn bürgerliche und ſittliche Freyheit, wenn die Ausbildung der Geiſteskräfte, die Läuterung und Veredlung der Gefühle, mit Einem Worte, wenn Vervollkommnung das Ziel iſt, nach welchem Nationen ſtreben: mögen ſie dann auch manchen Umweg nehmen, manchmal fallen und wieder ſich aufraffen, und in Augenblicken ſogar auf dem ſteilen Pfade zurückzugleiten ſcheinen; dennoch bürgt ihr Streben ſelbſt ſchon dafür, daß ſie ihren Zweck nicht gänzlich verfehlen können; jeder Schritt vorwärts iſt ein Sieg über Hinderniſſe, der ſie dem Ziele näher bringt. Wenn der Khan oder der Viſir ſeinen Sultan bekriegt, wenn Pugatſchew in Rußland einen Aufruhr ſtiftet, ſo ſind dieſe Revolutionen, was auch immer ihr Erfolg ſeyn mag, für das Menſchengeſchlecht unfruchtbar; denn die Abſicht ihrer Urheber iſt bloß perſönlicher Eigennutz, und die Beförderung der Humanität kann ihnen nicht einmal Vorwand und Mittel ſeyn.

Es könnte ſeyn, daß ich von Ihren Landsleuten auf einmal zu viel verlangt hätte; ich erinnere mich, daß ich ſelbſt davon ausgegangen bin, die Ueberſicht, die ich mir jetzt von unſern Angelegenheiten entworfen habe, meinem Aufenthalt in Paris und der vortheilhaften Lage dieſes Standpunkts zuzuſchreiben. Wie manches mag nicht bey Ihnen zuſammen kommen, um die Gegenſtände in einem falſchen Lichte und durch allerley Media zu zeigen, deren verſchiedene Refraktion ſie verzerren und verunſtalten kann, ehe ſie bis ins Auge gelangen! Wenn dies aber der Fall ſeyn ſollte, darf man nicht hoffen, daß Ihre Mathematiker dieſe Refraktionen berechnen werden, ſobald man ſie damit bekannt gemacht hat? Der Wunſch, ich kann es nicht bergen, liegt meinem Herzen ſehr nahe, daß, indem wir uns verſtändigen, ein reiner Gewinn für Deutſchland, oder warum nicht lieber gleich für das ganze Menſchengeſchlecht, durch die richtigere Beurtheilung und die darnach unausbleibliche Benutzung unſerer Revolution erwachſen möge. Bliebe mir dieſe Ausſicht mit einiger Wahrſcheinlichkeit verbunden, ſo wollt' ich mir gern in der erſten Hitze des Argumentirens ein: **Paule, du raſeſt!** zurufen laſſen, und getroſt erwarten, daß meine Gründe doch nachwirken müßten. Sehr traurig aber wäre die Gewißheit, die mir auf der andern Seite werden könnte, daß der Fehler an den Augen Ihrer Beobachter läge. Leider! ſpricht das Evangelium wohl von der Finſterniß, die daraus entſteht, wenn das Auge ein Schalk iſt; aber wie dieſe Krankheit zu curiren ſey, davon wird nichts erwähnt, und es ſteht daher zu vermuthen, daß für dieſen Fall ſogar die in einer andern Stelle vorkommende kräftige Augenſalbe, aus Speichel und Koth, nichts helfen würde.

Die Rieſenſchritte unſerer öffentlichen Meinung werden, dünkt mich, dann erſt merkwürdig, wenn man ſich der Ueberzeugung nicht länger erwehren kann, daß ſie auf den Umſturz des in unſerm Zeitalter mehr als jemals herrſchenden Geiſtes gerichtet ſind. Dieſer Richtung waren ſich weder die erſten Urheber unſerer Revolution, noch diejenigen, die ſeitdem als Hauptfiguren auftraten, deutlich bewußt; jetzt liegt ſie indeſſen ſo klar am Tage, daß man kaum mehr an die Revolution Hand anlegen kann, ohne ſie zur Abſicht zu haben; und mir beweiſet ſie augenſcheinlich die höhere Einwirkung, die bey den Schickſalen unſerer Gattung mit im Spiele gedacht werden muß, wenn wir nicht auf dem Ocean der Teleologie den Compaß verlieren, uns einem blinden Ungefähr gänzlich Preis geben, und zugleich alle Begriffe von Recht und Wahrheit, von Güte und Größe für bloße Hirngeſpinnſte und Spiele der Einbildungskraft halten wollen. Ich will Ihre Neugier keinen Augenblick über die Natur und den Namen dieſes Geiſtes ſchmachten laſſen; es iſt der allvermögende **Egoismus**, der bis zum Widerſinn und zur Unvernunft gehegte und gepflegte Trieb der Selbſterhaltung, der um des Lebens willen vergeſſen macht, warum man lebt.

Mit jedem Tage wird das Anſchauen klarer in meiner Seele, daß ohne unſre Revolution vor jener immer gewaltiger um ſich greifenden Selbſtſucht keine Rettung mehr zu hoffen war. Die Beweiſe von ihrer Exiſtenz und dem unbegränzten Umfange ihres Wirkens können Sie mir füglich erlaſſen; es bedarf nur eines prüfenden Blickes auf die Geſchichte des Jahrhunderts, ſo ſteht ſie da in ihrer Ungeheuersgröße, und rechtfertigt die Klagen aller unſrer Moraliſten über die Kleinheit ihrer Zeitgenoſſen. Das vervielfältigte Bedürfniß der Sinne und der Eitelkeit verſchlingt die ganze phyſiſche und moraliſche Thatkraft des Menſchen, und läßt der edleren Eigenliebe, die ſich im Andern ſucht und erkennt, keinen Raum. Wo fände man Gedankengröße, Schwung der Gefühle, begeiſternden Schönheitsſinn? wo Selbſtverläugnung, Aufopferung, Unabhängigkeit des Geiſtes? Mit haben, gewinnen, beſitzen, genießen, ſchließt der Ideenkreis eine Kette um den Menſchen, die ihn an Staub und Erde feſſelt*). — Und nun

---

*) Ich muß hier mich ſelbſt unterbrechen, um mir nicht zu widerſprechen zu ſcheinen. Es kam mir ungerecht vor, daß man unſre Namen in Bauſch und Bogen für verderbt erklären wollen, und hier mache ich einem ganzen Zeitalter, in Vergleich mit andern, denſelben Vorwurf; ja, wenn man ſehr in mich dränge, könnte man mich wohl gar zu dem Geſtändniſſe bringen, daß jene traurige, vereinzelnde Denkart in Frankreich vielleicht die größten, oder wenigſtens die empörendſten, Fortſchritte gemacht habe. — Wie denn nun? Bin ich wirklich mit mir ſelbſt in Widerſpruch? Keinesweges. Die Meinung, die ich beſtreite, hält die Verderbtheit für die bittre Frucht der Revolution; ich hingegen glaube, daß eine allgemein gewordene ſelbſtſüchtige Stimmung die Urſache der Revolution iſt, und nur durch ſie geheilt werden kann. Die Revolution hat vollkommen alle Zeichen einer heftigen Krankheit, wodurch die Natur den Körper eines fremdartigen oder verdorbenen Stoffs entledigt, der, in zu großer Menge abgeſchieden, erſt allgemeines Stocken, und hernach eben ſo allgemeine Auflöſung verurſacht. Dies iſt in der That mehr als ein

nun das Mittel alle dieſe Todesbande zu löſen, jene lebendigmachende hingegen wieder anzuknüpfen? Es iſt allerdings ſo heftig, als der Zuſtand des Menſchengeſchlechtes verzweifelt war; allein von ſeiner Wirkſamkeit macht man ſich keinen richtigen Begriff, bis man nicht alles in der Nähe geſehen hat. Wie die öffentliche Meinung den Umſturz der Autoritäten und Stände vorbereitet, wie ſie durch denſelben alles Anſehen der Perſon vernichtet habe, brauche ich Ihnen nicht zu erzählen; die letzte große Wirkung dieſer Art hat ſogar die geſpannteſte Erwartung überraſcht, und eine Klaſſe, deren Vorurtheile ſonſt unheilbar ſcheinen, zur Selbſterkenntniß und Selbſtverläugnung gebracht. Der ſanfte Tod des Prieſterthums und ſeiner Hierarchie in Frankreich iſt der redendſte Beweis von der Macht der öffentlichen Meinung. Man hat es gar nicht nöthig gehabt, durch ein Dekret die Pflege des Altars vom Staate zu trennen; der Aberglaube hatte ſo wenig Nahrung,

---

Vergleich; es iſt Aehnlichkeit, Verwandtſchaft, Uebereinſtimmung der materiellen mit der moraliſchen Natur, und des einzelnen Menſchen mit der Geſellſchaft.

daß er von ſelbſt, wie ein verglommenes Licht, ausgegangen iſt. Die Wunder des 17ten dieſes Monats werden noch katholiſche Heiden bekehren, und, was die Reformation in Deutſchland bisher nicht hatte bewirken können, das echte, anſpruchloſe Chriſtenthum des Herzens und des Geiſtes, ohne alle Ceremonie, ohne alle Meiſterſchaft, ohne Dogmen und Gedächtnißkram, ohne Heilige und Legenden, ohne Schwärmerey und Intoleranz, als eine praktiſche Moralphiloſophie mit den Palmen einer frohen Ahndung, wird anfangen aufzukeimen. — „Unglaube und Atheiſterey!" hör' ich mit entgegenrufen. Auch dieſe Erſcheinungen will ich nicht läugnen, da ſie von der mangelhaften Einſicht und Beurtheilung, von der Gewalt der Umſtände, und ich möchte faſt hinzuſetzen von der Erſcheinung des Guten, unzertrennlich ſind. Wo wächſt das Unkraut üppiger, als auf gegrabenem Erdreich? Allein es hieße doch ein gar zu ſchlechtes Zutrauen zu der Wahrheit haben, wenn man befürchten ſollte, daß ſie allein ſich ſelbſt gelaſſen, unter dem Schilde der Freyheit nicht gedeihen könne.

Ich komme zur letzten und mächtigſten Wirkung der Revolution und der ihr inwohnenden Kraft der öffentlichen Meinung. Sie hat der Habſucht, der Gewinnſucht, dem Geitze, mit Einem Worte, der ärgſten Knechtſchaft, zu welcher der Menſch hinabſinken konnte, der Abhängigkeit von lebloſen Dingen, einen tödtlichen Streich verſetzt. Die Finanzoperationen des National-Convents zweckten ſchrittweiſe dahin ab. Indem man den Wechſel- und Aktienhandel verbot; indem man eine Zwangsanleihe anſetzte, die den Capitaliſten und Rentirer traf; indem man alle Staatsſchulden in ein Buch einſchreiben ließ; indem man die Ausfuhr aller Waaren, die zu den Bedürfniſſen des Lebens gerechnet werden, unterſagte; indem man endlich die Handwerker requirirte, daß ſie für den Staat arbeiten, und die junge Mannſchaft des ganzen Landes, daß ſie ihren Herd verlaſſen und die Gränzen decken ſollte: lehrte man die ganze Nation Aufopferungen machen, die dem Eigenthum einen Theil ſeines eingebildeten übermäßigen Werthes benahmen. Die Vorſtellung, die ſich dem Gemüth des Bürgers allgemein vergegenwärtigte, daß die Noth Aller von jedem Einzelnen die Beyſteuer ſeiner Hahe, ſeiner Kräfte, ſeines Blutes ſogar verlange, machte ihn gewiſſermaßen ſchon von allen dieſen Gegenſtänden los. Die kriegführenden Mächte aber dürfte es befremden, daß nichts ſo kräftig zu dieſer moraliſchen Emancipation beygetragen hat, als die Maßregeln, wodurch ſie uns den meiſten Abbruch zu thun glaubten. Der Verluſt unſers auswärtigen Handels, die abgeſchnittene Zufuhr von Lebensmitteln, die daraus erfolgte Brodt- und Waaren-Taxirung und die ſtrenge Beſtrafung derer, die ſich des Aufkaufs ſchuldig machen: was haben ſie anders als Geringachtung des todten, unbrauchbaren und ſogar gefährlichen Reichthums auf der einen, und Mäßigkeit, genauere Haushaltung, Einſchränkung, Entſagungen aller Art auf der andern Seite, zuwege gebracht? Die Einfalt in den Sitten; die Verbannung alles Luxus, ſogar der ſilbernen Löffel von den Tafeln; die auf das bloß Unentbehrliche und Unſcheinbare zurückgeführte Kleidertracht; die enthuſiaſtiſche Liebe zur Gleichheit, der jede Auszeichnung einen Verdacht einflößt: — alle dieſe durch den Drang der Umſtände hervorgebrachten und von der öffentlichen Meinung geheiligten, ſtillſchweigenden Uebereinkünfte haben vollends gegen Geld und Gut und Eigenthum aller Art einen Grad von Gleichgültigkeit erzeugt, der, ohne eine ausdrückliche Verordnung, die Menſchen auch in Abſicht der Glücksgüter für den Augenblick wenigſtens näher rückt, und ihren Geiſt von den äußern Dingen unabhängiger macht, als man es ſich im Auslande vorſtellen kann. Gewiß, den Reichthum unbrauchbar zu machen, war das bewährteſte Mittel, ihn verachten zu lehren. Es iſt beynahe buchſtäblich wahr, daß **Brodt** und **Eiſen** noch unſre einzigen Bedürfniſſe ſind; und daraus folgt, wenn nicht die Weisheit aller Jahrhunderte trügt, daß wir ſo gut als unüberwindlich ſeyn müſſen.

Was die öffentliche Meinung noch nicht erzwingen konnte, das ergänzt überall, wo es noch nöthig iſt, die Revolutionsarmee: ein Corps, das in verſchiedenen Theilen der Republik zuſammenberufen wird, um den ſaumſeligen oder auch noch ſelbſtſüchtigen Gutsbeſitzer, den reichen Pächter, den in die Scheuren ſammelnden Landmann zur Ablieferung ſeines Ueberfluſſes in die Stadtmagazine anzutreiben. Dieſe Armee, deren Detaſchements von keiner großen Stärke ſind, entlehnt im Grunde, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, von der Entſchiedenheit der öffentlichen Meinung ihren Nachdruck. Es ſcheint Menſchen zu geben, die ſich lieber die Täuſchung des Zwanges machen, als freywillig zu den Bedürfniſſen ihrer Mitbürger beytragen wollen: eine Erſcheinung, die bey der übergroßen Liebe zum Eigenthum nicht befremdend iſt. Die moraliſche Wirkung bleibt indeß eben dieſelbe, wenn ſie gleich um etwas verſpätet wird: man tröſtet ſich endlich, wenn man ſieht, daß es dem Nachbar um nichts beſſer ergeht, daß man nothdürftig zu leben hat, und daß niemand des Ueberfluſſes froh werden kann. Was anfänglich Ergebung in die Nothwendigkeit iſt, wird durch fortgeſetztes Nachdenken endlich zur Anerkennung der Geſellſchaftspflicht, der Billigkeit gegen den nothleidenden Mitbürger; und auf dieſe Weiſe wird endlich der härteſte Boden weich genug, um die ſüßen Früchte der Humanität: Aufopferungen, Mittheilung, Nächſtenliebe und Vaterlandsliebe, zu tragen.

Die erſten Schritte ſind jederzeit die ſchwerſten; ſie waren es auch in dieſem Falle.

Man hielt es beynahe für unmöglich, das Agiotage zu tödten; die Strenge der Geſetze und das allgemeine Gefühl der Nation, das ſich gegen den Eigennutz der Kaufleute empörte, brachten gleichwohl die Aſſignate bald wieder in Kredit. Jetzt blieben aber noch die vorigen ungeheuren Preiſe; der Verkäufer gewann nur um ſo viel mehr. So entſtand die Nothwendigkeit der Waaren-Taxirung. Das Geſetz war anfänglich unvollſtändig abgefaßt; man hatte weder dem großen noch dem kleinen Verkäufer einen billigen Gewinn ausgeworfen: und dennoch bewirkte die Allgewalt der Opinion, daß ſelbſt in Paris keine vollkommene Stockung des Handels entſtand. — Jede vorhergehende Maßregel verbreitete ein neues Licht über den Zuſtand der Nation; und je mehr ſie ſich über ihr eigenes Intereſſe unterrichtet, je mehr ſie die Ideen ſimplificirt und in den gehörigen Zuſammenhang bringt: deſto leichter und ſchneller folgt ſie der Impulſion, welche ſie von ihrem Haupte, dem National-Convent, erhält. Jetzt, da der Begriff gehörig entwickelt iſt, daß die Stärke der Republik in den Aufopferungen der einzelnen Bürger beſteht, jetzt darf man alles von den Franken erwarten, was die Bedrängniſſe und Bedürfniſſe der Zeit noch verlangen können.

Die unermüdete und beyſpielloſe Thätigkeit des National-Convents war Anfangs nothwendig, um dieſe Nationalkraft zu wekken und in Schwung zu bringen. Gegenwärtig bedarf er ſie, um das Zutrauen der Nation, durch die zweckmäßige Anwendung der in ihm ſelbſt unſtreitig in hohem Grade vorhandenen Talente, Kenntniſſe und Reſſourcen aller Art beyzubehalten. Es wäre wohl der Mühe werth, wenn auch nur flüchtig, doch in einigem Detail, die wiſſenſchaftlichen Arbeiten des Convents durchzugehen, um das wichtige Reſultat überzeugend darzuſtellen, daß die Entwickelung der Verſtandeskräfte mit der Revolution Schritt gehalten hat, wenn auch die jetzige Verſammlung mit der conſtituirenden im Punkt des Genies und der geſchmackvollen Talente ſich nicht meſſen kann. Allein jene Arbeitſamkeit, jene Lichtmaſſe von Vernunft, jene nie ſich verläugnende Energie im Augenblick der Gefahr, jenes vor Aller Augen aufgeſtellte Beyſpiel der Selbſtverläugnung — erhoben ſie nicht auch den National-Convent auf eine Höhe der Unumſchränktheit, wo ſie nur die öffentliche Meinung erhalten kann? Ohne Auszeichnung, ohne irgend etwas Aeußeres, das die Sinne beſticht, ohne Vorzug, und ſelbſt ohne Autorität außer ihrem Verſammlungsſaale, ohne prätorianiſche Wache, endlich noch des Vorrechts der Unverletzbarkeit beraubt, herrſchen die Repräſentanten des Volkes durch die öffentliche Meinung ohne Widerrede über vier und zwanzig Millionen Menſchen. Nie befolgte man ihre Dekrete mit unbedingterem Gehorſam, nie war der Name des National-Convents ſo die allgemeine Loſung des Beyfalls, des Zutrauens und des republikaniſchen Stolzes.

4.

Paris, den 1ſten des Eismonds, (Frimaire) 2.

Ich kann es mir nicht verſagen, m. Fr., Ihnen in dieſen langen Winterabenden eine Geſpenſtergeſchichte zu erzählen. Hören Sie mir einige Augenblicke zu. Einer von meinen Jugendfreunden, der in H*** ſtudierte, reiſte auf dem Poſtwagen nach Berlin, und war, wie es bey dem langweiligen Fuhrwerk und im Sande leicht möglich iſt, ſanft eingeſchlafen. Als er wieder erwachte, war es finſtre Nacht; allein er ſah ganz deutlich eine lange Rieſengeſtalt neben dem Wagen her gehen. Sie war durchaus leuchtend, und verbreitete einen matten Schein um ſich her. Von Zeit zu Zeit ſchien ſie ſich in andre Formen zu verwandeln; bald ſchwebte ſie einige Schritte weit voran, bald trat ſie drohend näher, als wollte ſie einſteigen und neben den Paſſagieren Platz nehmen. Mein Freund — er war ein Mediciner — wußte nicht, was er von der Sache denken ſollte. Die Herren von der Facultät pflegen ſich bekanntermaßen an die handgreifliche, ſichtbare Natur zu halten und vor dem Reiche der Geiſter keinen Reſpekt zu haben; in den anatomiſchen Heften ſeines Profeſſors ſtand auch keine Sylbe von dem zarten Lichtkörper, Evestrum genannt, der nach dem Tode übrig bleibt und des immateriellen Geiſtes Hülle werden kann, wie davon weiland Herr **Cruſius**, ingleichen mancher hochwürdige Schüler des erleuchteten Rosicrucius, des Breitern nachzuleſen ſind. Inzwiſchen machte ihn die Erſcheinung doch ein wenig irre; er rieb ſich etlichemal die Augen, und ſah nur immer deutlicher und gewiſſer den furchtbaren Schatten einherſchreiten, der vielleicht gar um ſeines Unglaubens willen nichts Gutes mit ihm im Sinne hatte. Dieſer Gedanke that Wunder: der junge Mann hatte Muth, und faßte auf der Stelle den Entſchluß, dem Feinde zuvorzukommen; oder — daß ich ſeiner Vernunſt nicht Unrecht thue — er ſchämte ſich der erſten Anwandlung eines unphiloſophiſchen Zweifels, und wollte durch ein entſcheidendes Experiment das Geſpenſt auf die Probe ſtellen und ſich ſelbſt beſtrafen. Im Augenblick war ſein Degen, den er zwiſchen den Füßen hielt, aus der Scheide; und als der leuchtende Bewohner der Unterwelt wieder in den Wagen guckte, führte unſer Held einen mächtigen Hieb, der ohne Widerſtand mitten durch den Lichtkörper, wie Diomedes Schwert durch einen Olympier, oder Bonnets Scheere durch einen Polypen, fuhr, und, außer einem leiſen Kniſtern, weiter keine Wirkung nach ſich zog. Trotziger als je, wandelte der ſchaurige Drache neben dem Wagen; und wer weiß, wohin es mit dem Unglauben meines neuen Celſus gekommen wäre, hätte er nicht von ungefähr einen Lichtfunken an ſeiner Klinge kleben ſehen. Er griff zu — und ſiehe da! es war ein Johanniswürmchen, ein kleiner Leuchtkäfer, einer aus einem gedrängten Schwarm von vielen Myriaden, die in einer ſchwülen Nacht, wie Mücken an der Abendſonne, ihr luſtiges Weſen trieben. —

„So endigen ſich die Mährchen alle!” werden Sie ſagen, und ein wenig ſchmollen, daß ich nichts Beſſeres zu erzählen wußte. Haben Sie noch immer freundliche Nachſicht, und hören Sie auch den Commentar oder die Nutzanwendung; — denn, frey geſtanden, bloß um dieſer willen ſteht das Geſchichtchen da. Ich möchte Sie nehmlich gern beſtechen, mich noch einmal über den Gegenſtand anzuhören, von dem ich Ihnen bereits ſo manches vorgeplaudert habe; Ihrem Verlangen nach Details und Thatſachen möcht' ich noch eine kleine Friſt abgewinnen. Was hätten Sie auch davon, mein Geſpenſt ſo frühzeitig niederzuſäbeln und ſich und Andern die Illuſion zu ſtören? Zu der Mikrologie, die ſich mit den einzelnen Käferchen beſchäftigt, bleibt es immer noch Zeit genug. Erſt laſſen Sie uns die Gattung als ein Ganzes betrachten; wahrhaftig, ein Ganzes, das dem Philoſophen ſein Concept verrückt, und wären ſeine Elemente nur Ameiſen, verdiente doch ſchon als ſolches einige Aufmerkſamkeit. Nun aber gar dieſes, wovon ich Sie bisher unterhielt, das nicht bloß von einem gemeinſchaftlichen Geiſte getrieben wird, ſondern ſich deſſelben auch bewußt iſt! Aendert das nichts an der Sache? Iſt die Erſcheinung, die ich vor Ihnen heraufgezaubert habe, nur noch ein bloßes Ding der Einbildungskraft, nur ein Inſektenſchwarm, dem die Furcht oder der Aberglaube, Einheit und Seele verleiht? Gewiß, m. Fr., Sie können es nicht in Abrede ſeyn, daß der Geiſt der bürgerlichen Geſellſchaft ein wahrer Geiſt genannt zu werden verdient; denn er iſt ja der Vereinigungspunkt aller der Intelligenzen, aus denen die Geſellſchaft beſteht.

Was von der Geſellſchaft im ruhigen Zuſtande gilt, das gilt auch noch von der Revolution; ſie hat ihren eigenthümlichen, ſich bewußten Geiſt, und ich halte es, Scherz bey Seite, mit ihrer Beobachtung im Ganzen und Groſen. Bewußtſeyn iſt unſere erſte und letzte Kunſt, worin wir täglich Fortſchritte machen können, ohne ſie vollſtändig zu erlernen, oder ganz zu erſchöpfen. Auch der gährende Staat ſcheint nur allmählig zur Erkenntniß ſeiner Kräfte, und ſpäter noch, ſeiner Beſtimmung, zu gelangen; allein am Thermometer der öffentlichen Meinung glaube ich wahrzunehmen, daß dieſes moraliſche Rückwirken auf ſich ſelbſt bey dem unſrigen bereits einen kleinen Anfang genommen hat. Alles in der Natur iſt verwebt und verbunden, und der Einfluß der Staaten auf einander gehört zu den Wirkungen, die auch gröberen Sinnen bemerkbar ſind. Es gab einen Augenblick in unſerer Revolution, wo das Bewußtſeyn dieſer auswärtigen Verhältniſſe ſich ungefähr auf eben die Art wie bey Kindern äußerte, die alles, was ſie gewahr werden, entweder in den Mund ſtecken, oder zerzauſen wollen. Die Wehrloſigkeit unſrer Nachbaren machte das Spiel für ſie gefährlich; und wenn mir irgend etwas ihre künftige Ruhe bey unſerer fortdauernden Gährung verſpricht, ſo iſt es das Außerordentliche im Gange der Begebenheiten, welches ſie, beynahe gänzlich ohne ihr Zuthun, gerettet hat.

Durch dieſe Rettung hat unſere Selbſterkenntniß einen großen Schritt vorwärts gethan. Sie iſt freylich noch nicht auf dem Punkte, wo ich ſie wünſche; noch iſt zu viel Muthwille, und ein gewiſſer jugendlicher Uebermuth in dem Gefühl unſerer Kräfte; noch iſt die Ueberzeugung, daß zwar Einer für den Andern, aber nicht Alle für Einen vorhanden ſind, in der Anwendung auf das Verhältniß der Staaten, nicht allgemein. Indeß bringen uns die Ereigniſſe eines jeden Tages dieſer Reiſe näher, und was ſie jetzt noch zu verzögern ſcheint, ſind vielleicht eben ſo unrichtige Vorſtellungen von einer andern Seite, die mit unausführbaren Projekten in Verbindung ſtehen. Dahin rechne ich, zum Beyſpiel, die Wiederherſtellung der alten monarchiſchen Regierungsform, oder auch die Uſurpation eines Protektors, oder desgleichen.

Mein Leuchtkäfergeſpenſt muß mir hier gleich noch einmal Dienſte leiſten. Die merkwürdige Erſcheinung unſerer Revolution hat mit ihm auch dieſe Aehnlichkeit, daß ihre einzelnen Beſtandtheile beynahe völlig gleichartig ſind, und ſich vor einander weder durch disproportionirliche Größe, noch anderweit

Ueberlegenheit auszeichnen. Die Menſchen, mit andern Worten, die man in unſerer Revolution vorzüglich wirken ſieht, ragen nicht wie Halbgötter in ihrer Kraft über ihre Mitbürger hervor, und unter ihnen wird man keinen gewahr, vor deſſen höherem Genius die Seelen der Andern ſich neigten. Man möchte daher zweifeln, ob die Revolution mehr für die Menſchen, als die Menſchen für die Revolution gemacht ſind? Beydes trifft vermuthlich zuſammen. Das Princip der Gleichheit hätte nicht leicht ein ſo entſchiedenes Uebergewicht erhalten, wenn eine auffallende, anerkannte Ungleichheit unter den Menſchen ihm entgegengewirkt hätte; und gerade ſolche homogene Menſchen kommen hernach mit dieſem Princip am weitſten *).

Es

---

*) Ich muß hier der gewöhnlichen, und oft abſichtlichen Mißdeutung dieſes Princips erwähnen. — „Alle Menſchen wären gleich? „Wie abſurd! Sind ſie nicht groß und klein, „ſchwarz und weiß, ſtark und ſchwach, klug „und dumm? u. ſ. f. und ſind nicht körperliche und geiſtige Eigenſchaften überall „in ungleichem Maße vertheilt?“ — Richtig; aber auf Erhaltung und die dazu erforderlichen Mittel iſt doch eines jeden Anſpruch vor der Natur, die ihm das Daſeyn

Es iſt wahr, in Revolutionszeiten wird den Principien öfters durch willkührliche Ausdehnung Gewalt angethan; auch bey uns hat man — wiewohl ich hier eine fremde Einwirkung in Verdacht habe — unter dem Vorwande der Gleichheit vom Ackergeſetze geſprochen, alles Eigenthum aufheben, durch Herabwürdigung aller Geiſtesvorzüge eine wilde Barbarey herbeyführen, und ihre natürliche Folge, das Recht des Stärkern, wogegen wir eben kämpfen, wieder geltend machen wollen. Der Umweg mochte ſo übel nicht ausgedacht ſeyn; indeſſen gährten dieſe

---

ſchenkte, von gleicher Gültigkeit. Außer dieſer natürlichen Gleichheit, die er mit allen Erdenweſen gemein hat, iſt jeder als vernünftiges, der Vervollkommnung fähiges Weſen ſich ſelbſt ſein eigner Zweck, er mag begabt und ausgeſtattet ſeyn, wie er will; dieſe unveräußerliche moraliſche Gleichheit, unveräußerlich, weil niemand, wo es auf Ausbildung ankommt, des Andern Stelle vertreten kann, ſtellt über ihre Rechte die Geſellſchaft eben zum Hüter — Ich nehme übrigens die ſo genannten Tafeln der Menſchheitsrechte nicht in Schutz; und ob ich mich gleich des Ausdrucks: Rechte, noch der Gewohnheit halber bediene, ſo ſcheint mir doch Godwin richtig zu behaupten, daß das moraliſche Weſen nur Pflichten hat. S. Enquiry concerning political juſtice, pag. 112.

Excentricitäten hier und dort nur einen Augenblick: im nächſten vertilgte ſie der allgemeine Umſchwung der Revolutionskräfte, und ſtellte die Vernunft ſiegreich wieder her. Sie mußte wohl in allen Gemüthern ſchon rege und über gewiſſe Hauptwahrheiten ins Reine ſeyn, um ſo, wie es jetzt geſchieht, gleich bey ihrer Erſcheinung die Huldigung des ganzen Volkes zu erhalten.

Aus dieſer Anregung der Verſtandeskräfte, die wir der demokratiſchen Regierungsform verdanken, und aus der vorhin erwähnten Gleichartigkeit der jetzigen Generation folgt mit der höchſten Wahrſcheinlichkeit die Sicherheit und Dauer der Republik. Die Grundſätze der republikaniſchen Freyheit haben bey uns überall deſto tiefere Wurzel geſchlagen, je mehr ſie ſimplificirt worden ſind, und ſich daher von jeder Faſſungskraft aneignen laſſen. In Frankreich wachen wenigſtens fünfmalhunderttauſend Menſchen über die Geſinnungen eines jeden Bürgers und die Anmaßungen eines jeden öffentlichen Beamten. Wer wäre jetzt ſo kühn, ſein Haupt über die Menge zu heben? Wer wagte es, auch nur Demuth zu heucheln und es tiefer als die Anderen zu beugen?

Die übrigen Wirkungen des Revolutionsgeiſtes kommen noch hinzu, um den Raub der oberſten Gewalt ſo gut als unmöglich zu machen. Alle Oberherrſchaft hat man nicht bloß haſſen, ſondern auch verachten gelernt; alle Götzen liegen im Staube; alle Vorurtheile ſind zertrümmert; der Reichthum hat ſeine Reitze, die Beſtechung ihre Kraft verloren; die öffentliche Meinung verurtheilt, noch ſchneller als das Revolutionstribunal, jeden Volksverräther; vor beyden gilt, wie unzählige Beyſpiele lehren, kein Anſehen der Perſon, und die freywillige Aufopferung iſt an der Tagesordnung. Hundert Dolche würden den neuen Cromwell durchbohren, eh' er als Protektor geſchlafen, — was ſage ich? — eh' er ſich ſelbſt noch recht ſeinen Ehrgeitz geſtanden hätte!

„Es daure die Republik, und unſer Name mag vergehen!" Dies iſt die oft wiederholte Loſung unſerer Volksvertreter. In Dantons Munde lautete ſie einſt noch ſchwärmeriſcher: que la patrie soit sauvée, et que mon nom soit flétri! Man lacht und ſpottet in Deutſchland über dieſe Rednerfloskeln, dieſe Deklamationen, dieſes Wortgepränge, wie man es nennt, hinter dem ſich oft ein fühlloſes Herz und ein ſchaler Kopf verbirgt. Ich gebe Ihnen willig zu, daß die Uebertreibung in Worten, daß eine gewiſſe hohle Begeiſterung im Sprechen, daß der Kitzel, ſich peroriren zu hören, zum Franzöſiſchen Nationalcharakter gerechnet werden müſſe, und ich ſtreite Ihnen keine einzige der üblen Folgen ab, die tauſendfältig aus dieſer geräuſchvollen, geſchwätzigen Lebhaftigkeit und Reitzbarkeit erwachſen. Wenn ich aber auch noch obendrein geſtehen ſollte, daß bey uns der Weg zum Herzen mehrentheils durch den Kopf geht, (eine vollgültige Urſache, warum faſt alles bey uns auf dem halben Wege dahin ſtecken bleibt): ſo fordere ich deſto zuverſichtlicher von Ihnen die Anerkennung der davon unzertrennlichen Wahrheit, daß der Kopf eines Franzoſen außerordentlich thätig, für Ideen empfänglich und mit ihrer Verarbeitung ſehr beſchäftigt iſt. Bisher waren es, leider! Frivolitäten, womit unſere Landsleute, zur großen Zufriedenheit ihrer Herren, ihr Poſſenſpiel trieben; es tanzte und pfiff beſtändig im Hirn eines Franzoſen, wie in ſeinen äußern Organen.

Jetzt kamen aber ernſthafte wichtige Vernunftwahrheiten in Umlauf; die Umſtände gaben ihnen Nachdruck und Intereſſe; uns ging ſo manches neue Licht auf; wir nahmen das neue Thema und die neuen Ideen begierig hin, und fingen an, raſcher als je unſerer Einbildungs- und Denkkraft auf dieſem Felde freyen Lauf zu laſſen. O mein Freund, huldigen Sie mit mir der Wahrheit; bekennen Sie, daß nichts ſo kräftig auf den Willen wirkt, als die einmal erkannte Wahrheit. Jenes video meliora, proboque; deteriora sequor, iſt in der That nur die Entſchuldigung eines Schwachkopfes; denn was der Verſtand ſtark und feſt ergriffen hat, dem muß das Herz folgen. Hier trete nun die Erfahrung auf, und gebe Zeugniß. Haben wir ſeit dem Anfange der Revolution bloß geſchwatzt, oder nicht auch gethan?

Ich begegne dem Einwurf, „ob denn die Sprecher auch immer die Handelnden waren?” In einzelnen Fällen mag es ſich ſo zuſammengefunden haben; allein im Ganzen, wenn beydes getrennt war, ſo thut es nichts zur Sache. Iſt die Wirkung für die Revolution, für die Republik, nicht dieſelbe? Daß man es noch immer nicht begreifen kann oder nicht begreifen will, wie unabhängig bey uns das Ganze vom Einzelnen iſt! Ihre Politiker, Ihre Philoſophen ſuchen immer noch die Republik und die Revolution in dieſem oder jenem Kopfe. Laſſen Sie ſich dieſe Grille vertreiben; ſie iſt bey uns de l'ancien régime, und völlig aus der Mode. Befragen Sie einmal einen unſerer Republikaner, ob das Heil ſeiner Republik an Robespierre'ns, an Dantons, an Pache'ns, Heberts, oder irgend eines andern Patrioten Leben hängt? Er wird ihnen antworten, daß er von keines Menſchen Namen etwas weiß, wo von dem Volk und Staate die Rede iſt. So verſchwinden die einzelnen Käferchen vor dem Auge des Beobachters; ihr Licht gilt nur in der Maſſe, wo es ſich mit 24 Millionen multiplicirt. Was liegt uns daran, ob dieſer nur ſprechen, jener nur handeln kann? Wenn dort die Vernunft hier den Arm in Bewegung ſetzt, ſo iſt der Endzweck des Staats erfüllt.

„Wird aber der Arm ſolchergeſtalt nicht öfter den Privatleidenſchaften, als dem gemeinen Beſten dienen?" — Mir iſt bey dieſer und ähnlichen Fragen immer ſo zu Muthe, als fragte man, ob die Franzoſen wirklich auch lauter Engel ſind. In der That, das ſind ſie ſo wenig, als lauter Teufel. Die große Aufgabe der Staatskunſt iſt die gehörige Einſchränkung der Leidenſchaften und ihre Unterwerfung unter das Geſetz der Vernunft. Jeder einzelne Menſch reift zuerſt zur phyſiſchen Vollkommenheit, zur Erfüllung des Zweckes ſeines phyſiſchen Lebens, und ſpät entwickeln ſich in ihm die Früchte des Nachdenkens und der Erfahrung. Der Bürger ſoll daher von ſeiner Verbindung mit ſeines Gleichen über den bloßen Naturmenſchen den Vortheil genießen, daß eine Macht, die mit ſeinen Trieben nichts zu ſchaffen hat, eine Macht, deren einzige Grundkräfte Vernunft und Gerechtigkeit ſind, für die Entwickelung ſeiner ſittlichen Anlagen ſorgt, und ſie mit der phyſiſchen Bildung Schritt halten läßt. Wem der Staat etwas anderes iſt, als dieſe für die ſittliche Vervollkommnung waltende Macht, der darf mich nicht nach der Tugend und Sittlichkeit meiner Landsleute fragen; wer hingegen mit mir hierüber einverſtanden iſt, wird der von dem erſten Ringen eines

Volkes, das ſeine Vernunft frey haben will, um ſich jene zur ſittlichen Vervollkommnung führende Verfaſſung zu ſchaffen, ſchon die Wirkung verlangen, die erſt die Frucht einer ſolchen Verfaſſung ſeyn kann?

Allerdings mußten heftige Leidenſchaften bey der Revolution mit einander in Kampf gerathen, und ihrem Zwecke bald günſtig, bald hinderlich ſeyn. Wenn man aber fragt, ob je die Revolution lediglich den Leidenſchaften dieſes oder jenes Ehrgeitzigen, dieſer oder jener Parthey gefröhnt habe oder noch fröhnen werde? ſo muß ich nach der Geringfügigkeit und Gleichheit der einzelnen Perſonen im Verhältniß zur Größe des Staats, nach der Kleinigkeit ihrer Leidenſchaften ſelbſt, nach der redlichen Vaterlandsliebe, die wenigſtens eine große Menge der Einwohner Frankreichs beſeelt, nach der Richtung der Revolution und dem Gange, den ſie nun einmal genommen hat, nach der allgemeinen Aufklärung des Jahrhunderts, und den in unſrer Volksmaſſe verbreiteten geläuterten Grundbegriffen, kurz, nach der Vernunft, die von der öffentlichen Meinung, wenn nicht immer rein empfangen, doch immer rein verlangt wird —

nach dieſem allen muß ich ſchließen, daß alle die feindſeligen Leidenſchaften, die bey dem Umſturze verjährter Zwangsformen legionenweis hervorbrechen, ſich beſtändig in Tugend und Weisheit ſo tief verhüllen müſſen, daß die Verkleidung ihnen das Gehen erſchwert, und ihre Befriedigung dem großen Zwecke der Revolution ſtets untergeordnet bleibt.

Ich will hier nur das auffallendſte Beyſpiel, den vollkommenen Sieg der Bergparthey, erwähnen. Wenn ſie in dieſem Augenblicke das Ruder führen, bringt nicht jeder Tag die Ueberzeugung unläugbar mit ſich, daß ſie es als Diener, nicht als Gebieter des Staats thun? Der Geiſt der Revolution, den ſie ſelbſt heraufgerufen haben, erzwingt von ihnen Tugenden und Opfer, woran einige von ihnen vielleicht bey dem Eintritt in dieſe Laufbahn nicht gedacht haben mögen. Sie regieren; aber ſie ſtehen unter der wachſamſten Aufſicht, und die heiligſte Verwaltung des Volksintereſſe ganz allein kann ihnen die Stütze der öffentlichen Meinung ſichern. Sie haben ihre Rache befriedigt; aber der Staat iſt einer tödtlichen Spaltung entgangen. Sie wenden Tauſende von Millionen für Staatsbedürfniſſe auf; aber ſie haben den Reichthum verächtlich gemacht, und müſſen Muſter der Selbſtverläugnung und der republikaniſchen Sitteneinfalt ſeyn. Wenn ſie, wie es dem Menſchen ſo natürlich iſt, ihren Zweck vor ſeiner Erreichung für ganz etwas anders hielten, als die Erfahrung hernach es auswies; ſo müſſen ſie jetzt inne werden, daß die kleinſte Anmaßung den Strom der öffentlichen Meinung gegen ſie richtet und ihnen ſelbſt das Schickſal ihrer Gegner bereitet. — Wer zieht nun von ihrem Ehrgeitze den Gewinn?

Leicht könnten alſo die ehernen Geſetze der Zeit und Nothwendigkeit jenen vorhin erwähnten Ausruf, bey dem man ſich etwa nur dachte: es iſt doch ſchön und groß geſagt! zum Princip der Handlungen derer machen, die ihn zuerſt auf der Rednerbühne erſchallen ließen. Sobald wir aber erkennen müſſen, daß die Vorſehung durch die Revolution ganz andre Zwecke, als die Befriedigung der Leidenſchaften einer Handvoll Ehrgeitziger, erreichen will, — und dies iſt augenſcheinlich, indem die Revolution von dieſen einzelnen Perſonen unabhängig iſt —: ſo bald gewinnt auch dieſe große, und in mancher Rückſicht beyſpiellose Begebenheit in ihren allgemeinen Verhältniſſen eine ſo überwiegende Wichtigkeit, und ihr Totaleindruck wird ſo koloſſaliſch, daß ich mich nie genug wundern kann, wenn Menſchen mit geſunden Augen nach dem Vergrößerungsglaſe greifen, um in der Atmoſphäre dieſes Kometen Sonnenſtäubchen tanzen zu ſehen.

„Wer iſt nun aber dieſer Geiſt des ſtürmenden Frankreichs? Iſt es am Ende ein guter Geiſt oder ein feindſeliger Dämon? ein Meteor, das blendend durch die Lüfte fährt, zerplatzt und keine Spur ſeines Daſeyns hinterläßt, oder ein kräftiger Hauch des Lebens, der in den Abgrund der Zeiten hinabſteigt, und die kommenden Generationen zu einer noch nie gekannten Entwickelung vorbereitet?" — O, mein Lieber! wie kann ich Ihnen antworten? Fragen Sie Ihre Weiſen und Schriftgelehrten, ob jenes halsſtarrige Volk, das wüthend über ſich und ſeine Kinder das Blut des Gerechten herabrief, nicht vor den Augen des Menſchengeſchlechts, ein Denkmahl ſeiner Verblendung, unheilbar durch Jahrtauſende, in der Welt hat umherirren müſſen! Und alsdann fragen Sie Ihr Herz: was wird das Loos eines Volkes ſeyn, das allen Gräueln der innerlichen Zerrüttung und allen Schwertern Europens muthig entgegenkämpft, und bey jedem neuen Kummer, voll der edelſten Selbſtverläugnung, aus allen Städten und Dörfern, in den rührenden Troſtgedanken ausbricht: „Es kommt unſeren Kindern und Kindeskindern zu Gute!" — Doch ich will Ihnen ſagen, was ich ſehe. Ein helles Licht ſpielt um ſeine Locken; vom Blute der Erſchlagenen trieft ſein Schwert. Zürnend, wie der Fernetreffer Apoll, blickt er über ſeines Landes Gränzen, und ich vernehme deutlich die Donnerworte: discite justitiam moniti!

5.

Paris, im Eismond, 2.

Es gab eine Zeit, wo man ſich in Deutſchland mit einer Art von Siegwarts-Empfindſamkeit über die Harmloſigkeit unſerer Revolution hoch erfreute; alles ſchien ſo gelaſſen, ſo friedlich abzulaufen, daß man Frankreich für das glückliche Schlaraffenland hielt, wo einem die — Freiheit? von ſelbſt in den Wurf käme. Ein Paar Köpfe auf Piken geſpießt, ließ man uns hingehen; ja, man verzieh uns ſogar die Aufknüpfung des armen Schluckers **Favras**, wodurch einer vornehmeren Kehle *) geſchont wurde. Als nun gar unſre Verfaſſung von 1791 zu Stande kam: wer hätte da noch an der Wiederkehr des goldnen Zeitalters gezweifelt? Dieſe utopiſchen Träume mußten bey der Wendung, die hernach die Sachen nahmen, eine höchſt nachtheilige Wirkung thun; man ließ es uns entgelten, daß man ſich in ſeinen Hoffnungen ſo verrechnet hatte. Als am 10ten Auguſt die Abſetzung des Königs Blut koſtete, da kündigten uns Eure Revolutionsfreunde ſchon Hut und Weide auf; und bald verglichen ſie unſre unſeligen Septembernächte mit Karls des Neunten und ſeiner Mutter Bartholomäusnacht. Seitdem iſt es ſo revolutionsmäßig bey uns hergegangen, daß man von dem erſten Vorurtheil endlich zurückgekommen iſt. Man hat Zeit gehabt, die Geſchichte andrer Revolutionen mit der unſrigen zu vergleichen. Ihre Würgengel mögen ſich unter einander um den Vorrang ſtreiten; und da unſre Rechnung vielleicht nicht ſo bald abgeſchloſſen werden kann, ſo müſſen jetzt die Revolutionen überhaupt, und ohne Rückſicht auf ihren Zweck, vorläufig ihr Verdammungsurtheil empfangen. — O über die Kinder, die ſich die Naſe an einer Stuhlecke ſtoßen, und den Stuhl dafür peitſchen! — O über die Klägler, die, wenn das Gewitter, das die Saaten erquickte, zugleich Dörfer in Brand ſteckt, Menſchen und Heerden erſchlägt, nicht wiſſen, ob ſie es Wohlthat oder Plage nennen ſollen!

---

*) Es iſt wenigſtens höchſt wahrſcheinlich, daß der Graf von Provence (Monsieur) mit in den Plan zu einer Gegenrevolution verwickelt war, um deſſentwillen der Marquis von Favras ſchon im Februar 1790 gehängt wurde.

Den Weibern, deren gutmüthige Schwärmerey ſo gern eine Unſchuldswelt hervor zaubern möchte, iſt es zu verzeihen, wenn ſie über den Punkt das All vergeſſen. Sie ſind gewohnt, das Schauſpiel der Weltbegebenheiten nur in dem Einen Gegenſtande, der ihr Herz erfüllt, zu erblicken; und alles um ſie her iſt Nacht, wenn dieſer Spiegel zerbricht. „Die Guillotine," ſagte mir neulich eine Pariſerin, „wird noch alle Regungen der Menſchlichkeit erſticken. Selbſt meine Kinder ſprechen ſchon davon in ihren Spielen, und die Straßenjungen haben längſt manche Katze guillotinirt; ja, es heißt ſogar, daß ſie in einem gewiſſen Städtchen das Experiment an einem aus ihrer Mitte hätten probiren wollen." — Mich machten dieſe Beyſpiele von angeblicher Verwilderung um ſo weniger bange, da ich wußte, daß diesmal einige der neueſten Auftritte die gute Frau außer Faſſung gebracht hatten. Am wenigſten durfte ſie für ihre eigenen Kinder beſorgt ſeyn, bey denen man den glücklichſten Uebergang kindlicher Triebe in das zarte ſittliche Gefühl unmöglich verkennen konnte. Warum ſollte auch Fühlloſigkeit gerade das Hauptreſultat einer Revolution ſeyn, worin ſo manche Triebfedern wirken? Wer hält die Engländer darum für fühlloſer als andre Menſchen, weil man in London wöchentlich ganze Galgen voll Diebe, Räuber und Mörder aufhängen ſieht?

Wahr indeſſen oder nicht; jene Beſorgniß verräth immer ein ſchönes Gefühl, und der echte Bürger, der Menſch im größten Sinne des Worts, leidet tief bey der traurigen Erfahrung, daß ohne ganze Ströme Bluts die

Vortheile der Revolution, deren die Welt ſo nothwendig bedarf, ihr nicht zu Gute gekommen wären. Ja, es trifft ſich zuweilen, (und dies iſt unſtreitig das Niederſchlagendſte von Allem) daß der Verbrecher im politiſchen Sinn, als Menſch, als Hausvater und Freund, von Hunderten, die ihn kannten, betrauert wird. Bey Ihnen dürfte mancher auch noch fragen: iſt denn das politiſche Verbrechen allemal ſo ausgemacht? Eigentlich ſind wir zur Beantwortung dieſer Frage noch nicht hinlänglich unterrichtet. Welcher Dritte kann jetzt noch darüber urtheilen, ob die Syſteme und Regierungsplane der einen oder der andern Parthey den Vorzug verdienten? Allein, ſobald es zwiſchen ihnen ſo weit gekommen war, daß keine Ausſöhnung mehr möglich blieb und es einen Kampf auf Tod und Leben galt; ſo konnte nur der Ausgang über die Straffälligkeit entſcheiden, und die ſiegende Parthey fand ihre Rettung einzig und allein in der Vertilgung der andern. Was die Leidenſchaften hier unter dem Mantel der unerbittlichen Nothwendigkeit gewirkt haben mögen, wird der Vergeltung nicht entgehen, wenn es auch eben kein Thurm von Siloah wäre, der über den Schuldigen zuſammenſtürzte; aber die Moralität jener blutigen Rache gehört wenigſtens für jetzt vor keinen menſchlichen Richterſtuhl.

Es ziemt uns, wenn wir kaltblütig forſchen wollen, die Urſachen nicht zu überſehen, die allem Thun der Menſchen ſo viel Unwillkührliches beymiſchen, daß das Wenigſte zuletzt, ſey es lobens- oder tadelnswerth, ihnen eigen gehört. Die gewaltſamſten Erſcheinungen unſrer Revolution entſprangen aus dem Widerſtand und Aneinanderreiben der Kräfte. Die conſtituirende Nationalverſammlung wurde durch kleine Hinderniſſe gereitzt, die ihr der Blödſinn in den Weg legte; und täglich gewann ſie dadurch ein vollkommneres Bewußtſeyn ihrer Ueberlegenheit. In der zweyten ward die Reibung ſtärker: der Hof ſtrebte nach ſeiner alten Macht; die Minorität gönnte ihm auch die nicht, die er vermöge der neuen Verfaſſung hatte, und in dieſer Minorität lag eine andere noch ungeborne, die auf kürzerem aber halsbrechendem Wege, per saxa, per ignes, zur Republik gelangen wollte. Deſſen ungeachtet blieben die furchtbarſten Krämpfe noch für die jetzige Verſammlung aufbewahrt. In den Waffenkreis der auswärtigen Mächte gebannt, ſtürmten die losgebundenen Leidenſchaften durch einander, und die Wuth der Partheyen entbrannte in lichten Flammen. Unſtreitig hat der gewaltſame Druck, womit man unſre Gährung dämpfen wollte, die Hitze auf den höchſten Punkt gebracht, und die heftigſten Anſtrengungen in uns hervorgerufen.

Jetzt haben wir indeſſen unter einander ausgekämpft; alles kommt gegenwärtig darauf an, jenen zuſammendrückenden, ehernen Kreis zu zerſprengen. Wie mag es aber gekommen ſeyn, daß Europa ſo gegen uns ſein ganzes Spiel auf Eine Karte ſetzt? Wer hat die Elaſticität des gährenden Stoffes ſo genau berechnet, daß man von ſeiner Kraft nichts zu befürchten haben ſollte? Wer kennt den Grad der Verſtärkung, den unſere Gährung durch die von außen hineingemiſchten Mittel noch erhalten kann? Wenn die Bombe zerplatzt, wird ſie nicht alles umher zertrümmern? Iſt überhaupt ein überlegter, ruhiger, feſter Gang der Vernunft in dieſem Plane zu ſuchen, oder iſt es überall Leidenſchaft gegen Leidenſchaft, und Würfel gegen Würfel? Führen Könige und Republikaner nur Krieg mit einander, oder ſchlägt ein Gott die Menſchengattung in Scherben, um ſie im Tiegel neu umzugießen? —

Ich kann nicht glauben, daß vorſetzliche Verblendung ſo weit gehen könne, das Schauſpiel der Revolution, das nun ins fünfte Jahr fortdauert, und die Reſultate deſſelben, die ſo klar vor Augen liegen, gänzlich verkennen und für etwas anderes als ſie ſind, halten zu wollen. Wahrſcheinlich glaubt man daher auf die Verderbtheit der menſchlichen Natur ſicher und zuverläſſig Rechnung machen zu dürfen; wahrſcheinlich hofft man mehr vom Spiele der zügelloſen Leidenſchaften, als noch am Tage iſt, und lächelt meiner zu frühzeitigen Behauptung: wir hätten unter einander ausgekämpft. Ich mag nicht rügen, welch eine gräßliche Verläugnung aller Gefühle von Menſchlichkeit, und aller in der Politik jetzt mehr als jemals zum Vorwand und zur Larve gebrauchten Grundſätze der Sittlichkeit, aus jener eigennützigen Berechnung unſerer Untugend hervorleuchtet. Jeder Rechtſchaffene ſchaudert vor dem Gedanken, daß jemand auf eine ſolche Hoffnung Plane gründen und den Umſturz eines politiſchen Syſtems durch die teufliſchſte Verrätherey an der Menſchheit bereiten könne. Allein den ſchlimmſten Fall vorausgeſetzt, und alſo einmal angenommen, daß die Zerſtörung, nicht etwa der Republik, ſondern des in der **Wage von Europa** ſo mächtigen Franzöſiſchen Staatskörpers überhaupt, wirklich bey dem erſten Ausbruche der Revolution, von den beyden Mächten, denen am meiſten daran gelegen war, von **Oeſtreich** und **England**, insgeheim beſchloſſen, die Ausführung dieſer tiefen politiſchen Verſchwörung ſyſtematiſch entworfen, und dergeſtalt eingefädelt worden ſey, daß jede neue Entwickelung der Revolutionskräfte dabey benützt werden konnte, und die Abſichten der beyden Verbündeten ihrer Reife nur um ſo viel näher brachte —: ſo müßte doch der Erfolg, im Ganzen genommen, jetzt gegen die Erfüllung ihrer noch ſo kühnen, noch ſo fein geſponnenen Entwürfe einen leiſen Zweifel bey ihnen ſelbſt aufſteigen laſſen; ſo müßte doch der ſchnelle Umſchwung des Revolutionsrades bey ihnen die Hoffnung ſchwächen, es noch nach ihrer Willkühr gegen den Felſen, an welchem es zerſchellen ſollte, richten zu können. Wenn es buchſtäblich wahr wäre, weſſen ſich die redſeligen Emigrirten ſo ungeſcheut rühmen, daß nehmlich alle die heftigen Krämpfe unſerer Gährung nur Minen ſind, die Oeſtreichs, Englands und ihrer eigenen Brüderſchaft Agenten ſpringen laſſen; daß fremdes Gold uns die Kriegserklärungen entlockt, fremdes Gold ſodann **Ludwigs** Enthauptung bewirkt habe, um die Parthey der Kriegserklärer ſelbſt zu ſtürzen; fremdes Gold endlich noch jetzt wirkſam ſey, um neue Spaltungen im National-Convent zu Stande zu bringen, und die Häupter der Revolution durch einander aufzureiben; wenn es wahr wäre, daß nach allen wachſamen Vorkehrungen und Verhaftnehmungen, noch **zehntauſend** Emigrirte, Engliſche und Kaiſerliche Emiſſarien in Paris unter mancherley Verlarvungen das große Geheimniß der Bosheit gar kochen*), hier Anklagen ſchmieden, dort Armeen desorganiſiren, am dritten Orte Plünderungen veranſtalten, in den Volksgeſellſchaften und ſelbſt in der Commüne von Paris übertriebene Maßregeln erzwingen oder

---

*) Dies behauptet öffentlich im Druck ein gewiſſer emigrirter Abbé, **Talbert**, der in **Neckers** Namen an **Mallet du Pan**, ſchreibt und ſich rühmt, die Revolution könne gegen ihre Machinationen nicht beſtehen.

erſchleichen, gegen unſere wenigen noch übrig gebliebenen Alliirten beynahe offenbare Feindſeligkeiten verüben laſſen, die Uebergabe unſerer Feſtungen erhandeln, und, mit einem Worte, die Beweglichkeit der Volksregierung, und die geringe Einſicht des großen Haufens mißbrauchen, um alles durch einander zu peitſchen, und das oberſte zu unterſt zu kehren: wie iſt man nicht hellſehend genug, um die wenigen Vortheile, die man durch dieſen Macchiavellismus etwa wirklich errungen hat, mit dem rieſenmäßigen Fortſchritte der Revolution, der dadurch ſelbſt befördert werden mußte, zu vergleichen? Was iſt in Zeit von einem Jahre, oder ſeit der Stiftung der Republik, gegen uns geſchehen? Man hat uns einige Feſtungen durch Einverſtändniß mit den Beſatzungen, und Eine durch Hunger abgewonnen; man hat einige Tauſend Menſchen ins Gefängniß werfen, etliche Hundert enthaupten, und ein paarmal hunderttauſend im Kriege — Sie ſehen, ich nehme die auswärtigen Zeitungen hier zu Hülfe — in Stücken hauen, und in der Gefangenſchaft verſchmachten laſſen; man hat uns gezwungen, vielen Bequemlichkeiten zu entſagen; man hat die Sicherheit jedes einzelnen Bürgers durch das herrſchend gewordene Mißtrauen und die Vervielfältigung der Verräthereyen untergraben. Sehr wahr! und ſehr wenig, oder gar nichts, wenn man dagegen nur einen Augenblick erwägen wollte, daß man, um dieſe Wirkungen hervorzubringen, den Geiſt der Revolution erſt recht hat entflammen müſſen, und daß ſein verzehrendes Feuer jetzt ohne Anſehen der Perſon alles einſchmelzt, was ihm vorkommt, ja, trotz den noch ferner angelegten und von Zeit zu Zeit ſpringenden Minen, ſchneller über die Gränze zu gehen drohet, als irgend eine kleine Exploſion im Innern den Gang unſerer bürgerlichen und politiſchen Einrichtungen hemmen kann.

Elend wäre der Kunſtgriff und noch elender die Hoffnung derer, die, um Frankreich zu zerrütten und zu zerſtückeln, den Koloß der öffentlichen Meinung aufrichten geholfen hätten. Ich will das Unmögliche denken; ich will annehmen, daß die Beſtechung, deren man ſich ſo dreiſt, oder wenigſtens ſo unvorſichtig, rühmt, bis ins innerſte Heiligthum gedrungen, daß die Hand, die das

Staatsruder führt, zum ſchwärzeſten Verrath gewonnen ſey: wie behutſam, wie ängſtlich, wie unmerklich muß ſie es nicht zum Verderben lenken! Die geringſte Uebereilung wäre Tod! Nur durch unumſchränktes Vertrauen könnte der Verräther ſich auf den gefährlichen Gipfel der Macht emporſchwingen, wo die Möglichkeit, den Staat den Feinden unwiederbringlich in die Hände zu ſpielen, an die Wahrſcheinlichkeit der Ausführung gränzte. Allein jenes Vertrauen kann ja nur durch Mittel erworben werden, welche dem Zwecke der verbündeten Höfe gerade entgegengeſetzt ſind: nur durch die Rettung von unſern Uebeln, und die Demüthigung aller unſerer Feinde. Ich habe Ihnen ſchon geſagt, — und laſſen Sie es mich jetzt wiederholen — kein einzelner Mann in Frankreich beſitzt in ſich allein die Kraft, die zu dieſen großen Wirkungen erfordert wird; keiner iſt teufliſch=groß genug, um ſie in ſich zu verſchließen, während er ſeine Gehülfen als Werkzeuge, und die Volksmaſſe als bildſamen Stoff gebrauchte. — Wenn es aber dennoch einen ſolchen Wundermann unter uns geben ſollte, den, — um das Maß der Wunder in dieſen ungläubigen Zeiten voll zu machen — den unſere Feinde jetzt ſchon genauer als wir ſelbſt kennten; iſt es möglich, die Selbſtgefälligkeit bis zu dem Grade des Widerſinnes zu treiben, daß man ſich ſchmeicheln dürfte, dieſer **Cäſar**, dieſer **Cromwell** unſeres Jahrzehends werde ſich begnügen, nur Andrer Marionette zu bleiben? Wahrhaftig, ſo kann nur die unverbeſſerliche Plattheit eines gemeinen Intriganten die Menſchengröße berechnen!

Es iſt indeß noch eine andere Auskunft im Reiche der Möglichkeiten, wobey die politiſche Rechenkunſt unſerer Feinde weniger ins Gedränge kommt. Es hieße gar zu wenig Zutrauen zur Verſchmitztheit der neueren Macchiavellen äußern, wenn man zweifeln wollte, daß ſie bey einem tiefangelegten Vergrößerungsplane, nicht auch jene Ereigniſſe im **Voraus** in Anſchlag gebracht haben ſollten, die den Laien als Wirkungen des unbeſtändigen Glücks, oder gar als unvermeidliche Folgen der Revolution, erſcheinen. Alſo könnte es vielleicht doch in ihren Plan ſelbſt gehört haben, dieſen ganzen Feldzug hindurch Europa und Amerika in dem Wahne zu laſſen, daß gegen die Republikaner auf keinem andern Wege, als durch Verrätherey, etwas ausgerichtet werden könne? Vielleicht hat man unſere undiſciplinirten Truppen und unſere Feldherren eines Augenblicks nur dummdreiſt machen wollen, indem man ſich das Anſehen gab, ihnen nicht widerſtehen zu können; die Engländer haben vielleicht die Belagerung von Dünkirchen nur deshalb aufgehoben, um im künftigen Feldzuge ſicherer zu zeigen, daß unſere Sache auf den Muth unſerer Krieger gar nichts wirkt; und der Held von Martineſtje wird nun eheſtens beweiſen, daß ſeine Niederlage bey Maubeuge eine glänzende Kriegesliſt war, wodurch der Sanscülotte Jourdan unfehlbar ihm ins Garn laufen muß; ja, wer ſteht dafür, daß Wurmſer nicht noch dieſes Jahr das Elſaß räumt, um unſere Truppen zu ihrem gewiſſen Verderben in den anſcheinenden Vortheil des Beſitzes von Zweybrücken und der Pfalz am Rhein zu ſetzen? — Wie wird Ihnen, mein Freund? Fangen Sie nicht an, neue Hoffnung zu ſchöpfen? Bedauern Sie mich nicht ein wenig, daß ich mich unvermuthet auf einen Geſichtspunkt geſtellt habe, der für das Schickſal der Republik ſo bange macht? Es iſt wahr, wenn man die Sachen auf dieſe

Art anſieht, gewinnen ſie eine ganz andere Geſtalt, und alles, worauf wir dieſſeits uns freuen zu können glaubten, wird Ihnen jenſeits zur Beſtätigung der tiefen Weisheit des Londoner und Wiener Cabinets!

Ach ja! Wir armen Republikaner! Es wird uns theuer zu ſtehen kommen, daß wir uns die Königswürde, die Prinzen, den Adel, die Prieſter vom Halſe geſchafft haben! Die eingezogenen Kron-Domainen, die Güter der Geiſtlichkeit und der Emigrirten, das ſind ungeheure Biſſen, an denen wir noch erſticken werden! Die verdammten Aſſignate kommen zuletzt doch wohl unſeren Feinden zu Gute! Was nun gar die Conſolidation der Staatsſchulden, und die heilloſe Zwangsanleihe für ein Ungewitter über unſeren Köpfen zuſammenziehen wird! Wie werden wir uns retten können, wenn unſer baares Geld wieder zum Vorſchein kommt! Iſt wohl das Unglück zu berechnen, welches hunderttauſend Reiche arm, und vier und zwanzig Millionen Arme wohlhabend machen wird? Wenn uns das Sparen und Entbehren, die Verbannung des Luxus, und die Einführung der ſtrengſten Sitteneinfalt nun auf den breiten, geraden Weg des

Verderbens führen! Das Glockenmetall zu Kanonen umgeſchmolzen, was mag nicht dahinter für ein feindſeliger Oeſtreichiſcher Anſchlag ſtecken! Und unſere Waffenfabriken in Paris, die hat gewiß Pitt zu unſerm Untergang erfunden!

Unſere Armeen waren ſchon viermalhunderttauſend Mann ſtark; und nun kommen noch achtmalhunderttauſend geſunde junge Burſche und vierzigtauſend Pferde hinzu; unſtreitig hat uns die ſchwärzeſte Bosheit unſerer Feinde zu dieſer verkehrten Maßregel verleitet! Die armen Jungen, wenn ſie erſt in die Fußangeln fallen, die wahrſcheinlich rund um unſere Gränze, und beſonders auf dem Meere, gelegt ſind! Die Nordgränze iſt gedeckt, Lyon erobert, Marſeille gerettet, die Vendee zerſtört, Straßburg geſichert; — wir ſind augenſcheinlich verloren! Das katholiſche Heidenthum iſt in ganz Frankreich, wie durch einen Zauberſchlag, durch den Volkswillen verſchwunden, und das Reich der Vernunft iſt angegangen, — ach! wer hätte es ſich träumen laſſen, daß wir dieſem tödtlichen Streiche der ſuperfeinen Römiſchen Politik nicht entgehen würden! In Paris und dem ganzen

Innern unſerer großen Republik herrſcht die tiefſte Ruhe; wer aber nicht wüßte, daß England und Oeſtreich dahinter ſtecken! — O lieber Freund! wie ſtürmen alle dieſe ominöſen Bilder auf mich ein! Ich muß inne halten, und mich auf mein Schickſal vorbereiten. Bleibt mir noch etwas anderes übrig, als der tiefen Weisheit Ihrer Politiker zu huldigen? Scherz bey Seite. Leben Sie für diesmal wohl, und

Grüßen mir Zenidens Papageyen!

6.

Paris, am 13ten des Reifmonds.

Sie ſollen Recht haben, mein Freund; auch habe ich nicht geradezu wegläugnen wollen, daß man aus einzelnen Zügen zuweilen den Charakter eines Zeitpunkts, eines Volkes, einer beſondern Entwickelung menſchlicher Geiſteskräfte kennen lernt. Nur muß man dieſe Züge auszuwählen wiſſen, und nicht Handlungen ohne alle Phyſiognomie, denen etwa der Name des Handelnden ihr ganzes Intereſſe giebt, für bezeichnende Auftritte halten. Ich will Ihnen heute eine Begebenheit mittheilen, aus welcher, wie mich dünkt, der Geiſt der Revolution unverkennbar hervorleuchtet.

Laplanche, ein Volksrepräſentant, der im Departement der Manche die Aufſicht hat, ſchrieb vor einigen Tagen an den National-Convent, daß das 11te Bataillon der neuen Pariſer Requiſition, welches hauptſächlich aus den Sektionen der Tuilerien und der Eliſeiſchen Felder formirt worden iſt, ſich zu Coutances rebelliſch aufgeführt, die dreyfarbige Cocarde beſchimpſt, und O Richard, o mon Roi, geſungen hätte. Wirklich ſollen eine Anzahl übelgeſinnter Leute, nehmlich verwöhnte Kinder reicher Handelshäuſer, Advokatenſchreiber, abgeſchaffte Subalternen aus den Bureaux, geweſene Prieſter ſogar, in dieſem Bataillon geſteckt und durch eine üble Anwendung ihres Geldes die andern gewonnen oder wenigſtens im Rauſche verleitet haben, mit ihnen allerley ungeziemende Streiche zu verüben, die ihnen zuletzt als Aufruhr angerechnet werden konnten. In der Jakobinergeſellſchaft deliberirte man am Abend, nachdem jener Bericht im Convent vorgekommen war, was zu thun ſey, und fand unter andern, daß man einen ſo übel organiſirten Haufen nicht in die Vendee, oder gegen die daraus entflohenen Rebellen, ſondern gegen die Oeſtreicher hätte ſchicken ſollen. Während dieſer Berathſchlagung trat ein Abgeordneter von der Sektion der Tuilerien herein, um die Geſellſchaft zu benachrichtigen: „daß die ganze Sektion, vier tautauſend ſtark, verſammelt geweſen ſey, und einmüthig den Entſchluß gefaßt habe, am folgenden Morgen den Convent um die Beſtrafung dieſer Aufrührer zu bitten; vorläufig hätte ſie auch ſchon die Eltern derer, die man als Rädelsführer angäbe, verhaften laſſen.“

Den andern Tag, den 4ten dieſes Monats, zog nun die ganze Sektion der Tuilerien, Männer und Weiber, vor die Schranken des Convents. Der Präſident der Sektion bat um Erlaubniß, die Adreſſe leſen zu laſſen. Baudouin, als Redner, hielt zuvor dieſe Anrede:

„Wir ſind verrathen! Ein Theil der zahlreichen Jugend, die Hoffnung des Vaterlandes, hat ſeine Stimme verkannt. Menſchen, die ſich noch eben jetzt Republikaner nannten, die den ehrenvollen Beruf hatten, für die Unabhängigkeit des Frankenvolkes zu ſtreiten, ſind zu Rebellen geworden, und haben öffentlich jenes verabſcheuungswerthe Lied geſungen, woran ſich die Räuber in der Vendee erkennen. Stellvertreter des Volks! So gehe augenblicklich aus dem Schooße des heiligen Berges das Rachfeuer hervor, und verzehre die Aufrührer! Das große Beyſpiel einer ſo verdienten, ſo ſchnellen Strafe, müſſe den Treuloſen ſchrecken, der ſich verſucht fühlte, ſie nachzuahmen."

„Die Sektion der Tuilerien muß den Schmerz erdulden, dieſe Verräther an der Sache der Freyheit unter ihre Kinder zu zählen, wenn dieſer Name Verräthern noch zukommt. Hier kommen die Väter und Mütter in Eure Verſammlung; ſie fordern ihre Beſtrafung von Euch; ſie entſagen ihnen auf ewig. Die echten Sanscülotten werden ſchon wiſſen, ſich durch eine republikaniſche Adoption für dieſes Opfer ſchadlos zu halten. Die übrigen richte das Volk! Ein ſchnelles, furchtbares Gericht vertilge von der Erde der Freyheit jene feigen Ungeheuer, die ihrem oft wiederholten und ſelbſt in Eurer Gegenwart abgelegten Schwur, zu ſiegen oder frey zu ſterben, ungetreu werden konnten . . . . . Wir haben

haben es auch geſchworen; und wir haltens. Wir halten den heiligen, feyerlichen Eid. Iſt es nöthig, ſo gehen wir, ja wir gehen ſelbſt, uns an den Platz unſerer ſchuldigen Söhne zu ſtellen und ihre ſchnöden Verbrechen gut zu machen. Wir erſuchen Euch, uns zu erlauben, ſelbſt Ueberbringer der Befehle des National-Convents zu ſeyn. Laßt vier Commiſſarien aus unſerer Mitte ſie dem Volksrepräſentanten mittheilen und Zeugen von der Verurtheilung und Hinrichtung dieſer Elenden werden."

Hierauf verlas er den Beſchluß der Section, und der Präſident des National-Convents lud alle vor den Schranken Stehende ein, an der Sitzung Theil zu nehmen. **Merlin** von Thionville bemerkte, daß Rom nur Einen **Brutus**, wir aber jetzt ſechshundert zählten. **Thuriot** machte in einer rührenden Rede bemerklich, daß **Brutus** vermöge ſeines Amtes im Staate das Urtheil über ſeine Söhne fällen mußte; hier aber ſey es reine Empfindung, edle, nie erreichte Aufopferung und Selbſtverläugnung, die aus Vätern und Müttern eine patriotiſche Jury bilde. „Nun urtheilt ſelbſt," rief er aus, „auf welche

Höhe ſich der Revolutionsgeiſt mit der Freyheitsliebe geſchwungen hat! Auf dem ganzen Erdenrunde giebt es keinen einzigen Menſchen, den es nicht ergreifen und mit Bewunderung durchdringen muß, wenn er vernimmt, daß bey der bloßen Erwähnung des Verraths, deſſen man die Kinder einer Sektion beſchuldigt, Väter, Mütter, Freunde, Verwandte, Mitbürger in hellen Haufen hergezogen ſind, um genugthuende Rache an den Verräthern zu fordern." Er ſetzte noch hinzu, daß er das Verbrechen nicht für ſo ſchlimm halte, als man es gleich Anfangs geſchildert habe. Es wären Verwandte und Freunde von ehemaligen Adeligen im Bataillon geweſen; ſie hätten in ihren Trinkgelagen unfehlbar die guten Sanscülotten, ihre Kameraden, ihrer Vernunft beraubt, weil die Letztern nur auf dieſe Art der Freyheit entriſſen werden könnten. „Aber," ſchloß er endlich, „was auch der Ausſchuß des öffentlichen Wohls hierüber berichten wird, dekretirt, Bürger, — bey der Rührung fordre ich Euch auf, die jene große Bürgertugend, wovon wir Zeugen ſind, in uns Allen erregte — dekretirt augenblicklich, daß die Sektion der Tuilerien ſich um das

Vaterland verdient gemacht habe. Durften wir glauben, daß unſern Unwillen über die neue Verrätherey die würdigen Väter, die patriotiſchen Mütter theilen würden, die hier ganze Ströme von Thränen vergießen, und gleichwohl nicht anſtehen, Euch zuzurufen: unſere Kinder ſind ſchuldig; wir liefern ſie dem Schwerte der Gerechtigkeit! Wer dieſe Sprache gegen Euch führen kann, iſt unfehlbar tugendhaft. Laut alſo laßt uns verkünden, daß die Sektion der Tuilerien ſich um das Vaterland verdient gemacht habe! So ehren wir die guten Sitten und die Revolution, ſo führen wir einen tödtlichen Streich gegen die kalten Berechner des Unglücks ihres Vaterlandes, die jene Bürgerſöhne in den Abgrund ſtürzen wollten, deren Väter hier ſchwören, ihr eignes Blut für das Vaterland zu vergießen."

Der unzweydeutigſte Beyfall hatte die Aeußerungen der Sektion der Tuilerien, und dieſe Rede Thùriots gekrönt. Man hörte lange nichts als: „Republik und Freyheit!" jauchzen; und Thùriots Vorſchlag wurde ſogleich einſtimmig genehmigt. — In der Sitzung am 11ten iſt nun von dem angeklagten

Bataillon ſelbſt eine Adreſſe an den National-Convent eingegangen, worin es ſich gegen die Beſchuldigungen in dem Briefe von **Laplanche** ausführlich rechtfertigt. „Wir hoffen,“ ſagen die jungen Krieger, „daß der unwillkührliche Irrthum eines Augenblicks uns nicht zum Verbrechen ausgelegt werden wird. Wir glaubten, den Befehlen des Miniſters Folge leiſten zu müſſen; er hatte uns nach **Cherbourg**, zur Vertheidigung dieſes Platzes, beordert,“ (und nach den Dispoſitionen des Repräſentanten ſollten ſie gegen die Rebellen in Avranches ziehen). „Der Ausbruch des Murrens bey einigen unter uns, hat keinen Zug, keinen Schein von Aufruhr gehabt, und alle in dem an den Convent überſchickten Protocolle geſammelten Klagartikel ſind verfälſcht und übertrieben.“ Am Schluſſe betheuern ſie, daß die Liebe des Vaterlandes und der Wunſch ſeine Feinde zu bekämpfen, ſie beſeelt. Der Convent hat dieſen Brief an den Ausſchuß des öffentlichen Wohls verwieſen, der über den wahren Verlauf der Sache zu berichten hat. —

So weit können Sie alles, was dieſen Vorfall betrifft, aus den Zeitungen, und vielleicht noch umſtändlicher, als ich es hier erzählt habe, erfahren. Aber was in keiner Zeitung ſteht, was in ſeiner lebendigen Natur die Feder eines Geſchichtſchreibers und ſelbſt die eines Dichters nicht erreichen kann, das waren die Scenen in der Sektionsverſammlung, als der Brief von **Laplanche** verleſen ward, und hernach vor dem Convent, bey Ueberreichung ihres Beſchluſſes. Zwiſchen Bürgerſinn und Elternliebe erhob ſich der wunderbarſte Kampf — oder darf ich Kampf nennen, was eigentlich ein Zuſammenſchmelzen beyder Gefühle in Ein unnennbares war? Die Ueberzeugung von der Strafbarkeit ihrer Kinder ſprach augenblicklich das Todesurtheil im Herzen ſelbſt der Väter und Mütter; und zu gleicher Zeit behauptete der Schmerz über den Verluſt ihrer Lieblinge ſeine traurigen Rechte. Ihre Thränen ſtürzten unaufhaltſam hervor; aber das Vaterland und die Gerechtigkeit forderten ihre Opfer. Unter lautem Weinen und Schluchzen ſchrieen die unglücklichen Väter und Mütter, mit einer ſie ſelbſt betäubenden leidenſchaftlichen Heftigkeit: „fort zum Tode mit ihnen! auf den Richtplatz! ſie haben's verdient!" — Es blieb kein trocknes Auge weder im Convent, noch unter den Tauſenden von Zuſchauern.

7.

Paris, im Reifmond.

Paris, ich hab' es Ihnen ſchon geſagt, mein Freund, iſt die Quelle der öffentlichen Meinung, das Herz der Republik und der Revolution. Vielleicht ließe es ſich, ſogar ohne Scherz, noch beſſer mit dem Magen vergleichen, wenn dieſe Idee auch ſchon Ihren Perſiſſleurs zu allerley witzigen Einfällen Anlaß geben könnte. Mögen ſie doch glauben, und ihrem Publicum weis machen, daß wir uns hier, wie die Spaniſchen Edelleute, die Zähne ſtochern, ehe wir zu Mittag gegeſſen haben! Wo man ſo viele Armſeligkeiten glaubt, mag Eine mehr leicht in den Kauf gehen. Aber wahr iſt gerade das Gegentheil; nie hat der **Bürger** in Paris beſſer gelebt als jetzt, da freylich nur Eine Art Brot gebacken wird, hingegen auf den mit Ueberfluß prangenden Märkten keine Haushofmeiſter und Köche von reichen Praſſern mehr zu ſehen ſind, die den Sanscülotten das Beſte vor dem Munde wegzuſchnappen pflegten. Der ſtarke Gewinn des Handwerkers ſetzt ihn in Stand, ſich mit einer gewählteren, wohlſchmeckendern Koſt als zuvor gütlich zu thun, und er genießt jetzt an ſeinen Feſttagen um geringes Geld die Leckerbiſſen, die Eure reichsſtädtiſchen Sardanapale ſonſt mit Extrapoſt aus Frankreich verſchrieben und unter dem Vorſitze der Göttin Dullneſs verſchlangen. Die köſtlichen Weine aus Languedoc, Champagne und Bourgogne, die unſere Nachbarn uns ſonſt austranken, netzen jetzt nur republikaniſche Gaumen. Lord Howe mit ſeiner allmächtigen Flotte hat doch den Auſtern, Hummern und Steinbutten ihr Futter noch nicht abgeſchnitten; wir fangen ſie ſo fett und ſchmackhaft als je an unſeren fiſchreichen Küſten. Unſere Bäuerinnen in der Normandie haben durch die Revolution die Kunſt Kapaunen und Poularden zu ſtopfen, noch nicht verlernt. Die Ananas reifen nach wie vor in unſeren Treibhäuſern, und die Sonne hat uns dieſes Jahr auch warm genug geſchienen, um unſere unzähligen Obſtſorten mit Würze, Saft und Kraft zu füllen. Die Natur ſcheint es nicht im geringſten übel zu nehmen, daß keine Düces und Pairs, keine Generalpächter, ſondern arme Sanscülotten, ihre köſtlichſten Erzeugniſſe verzehren. Anſtatt aber, daß vor dieſem die wohlſchmeckendſten Gerichte für den unerſättlichen Schwelger durch den Mißbrauch ihren Reitz verloren, haben wir das Geheimniß gefunden, die Gaben unſeres fruchtbaren Bodens ohne Ueberdruß zu genießen, indem wir mit Auswahl und Mäßigkeit nur die Feſte des Vaterlandes und der Gaſtfreundſchaft durch ihren Genuß erhöhen. An Werkeltagen genügt jedem ſein Braten und ein Salat, der darum nicht ſchlechter ſchmeckt, daß ihn der letzte Erzbiſchof von Paris*) nicht zubereitet hat.

Paris — nicht wahr, Sie verzeihen mir meine Arabesken, wenn ich nur zuweilen auf das Hauptwort zurückkomme? — Paris empfindet, denkt, genießt und verdauet für das ganze Land. Daher war in der That der Anſchlag nicht ſo übel erdacht, im vorigen Jahre ſchnurſtracks hierher zu marſchiren und die Revolution zu erſticken, indem man Paris von

---

*) Selbſt Mr. de Juigné hatte ein Talent! Er machte den beſten Salat. Mit einer ſolchen Eigenſchaft kommt man ſicher auf die Nachwelt.

von der Erde vertilgte, oder wenigſtens auf ein Paar Jahrhunderte, wie Antwerpen, in den kläglichen Zuſtand zwiſchen Leben und Tod verſetzte. **Paris** giebt den Ton an, nicht bloß wegen ſeiner Bevölkerung und Größe, ſondern weil der Umlauf des Handels, der Ideen, der Menſchen ſelbſt, im Lande noch unbedeutend iſt. Kaum der zwanzigſte, vielleicht nicht einmal der dreyßigſte Einwohner Frankreichs kommt aus ſeiner Stelle; indeß in England wahrſcheinlich der vierte Theil der ganzen Volksmenge wenigſtens einmal im Jahre durch **London** getrieben wird, und dadurch einen Grad von Unabhängigkeit, von Uebung und von Klarheit im Denken erlangt, den in Frankreich nur der Pariſer haben kann. Schon unter der monarchiſchen Regierung lebte der Franzöſiſche Adel, und alles, was wohlhabend war, das ganze Jahr hindurch in **Paris**: da hingegen in England den Sommer über alles auf die Landgüter hinausſtrömt, und überall ſein Intereſſe von dem der Stadt zu trennen weiß. Bey uns iſt **Paris** der einzige Maßſtab der Vollkommenheit, der Stolz der Nation, der Polarſtern der Republik. Hier allein iſt Bewegung und Leben, hier Neuheit, Erfindung, Licht und Erkenntniß. Paris iſt der Communicationspunkt zwiſchen allen übrigen Städten, zwiſchen allen Departementen der Republik; Alles fließt hier zuſammen, um erſt von hieraus nach den Provinzen zurückzuſtrömen. Die Geſetze des Geſchmackes und der Mode wurden ſeit einem Jahrhundert in Paris gegeben und promulgirt. Frankreich gehorchte ihnen wie Götterſprüchen; und ohne daß wir es verlangten, huldigte ihnen Europa. Noch jetzt wird ihre Oberherrſchaft jenſeits unſerer Gränzen anerkannt, wie ſchon die bloße Exiſtenz Eurer Modejournale beweiſen muß; aber im Bezirke der Republik ſelbſt gebietet jetzt Paris auf eine weit wirkſamere Art: durch die Kraft der öffentlichen Meinung.

Wer der Revolution gefolgt iſt, wird wiſſen, daß alle ihre Hauptereigniſſe in Paris angelegt und ausgeführt wurden. Das Pariſer Volk war ein wirkſames Inſtrument in den Händen derer, die es wagten, die Stimmung der Nation auf die Probe zu ſtellen, und zuerſt den Sinn der Menge laut auszuſprechen. Nichts beweiſet ſo ſonnenklar und unwiderleglich die Reife der Franken für eine republikaniſche Verfaſſung, als der Umſtand, daß die Hauptſtadt, der Sitz des frechſten Luxus und des ungezähmteſten Sittenverderbniſſes, bey dieſem Umſturze der Monarchie den Ton angegeben hat. Allerdings mußten in dieſem ungeheuern Sammelplatze des Reichthums, der Schwelgerey und des Egoismus, die Feinde der Revolution zahlreicher und durch ihre Vereinigung ſtärker, als in irgend einem andern Punkte des ganzen Landes ſeyn; und auf dieſe Art erklärt ſich das Phänomen der ununterbrochenen Gährung, die in Paris, mehr oder weniger offenbar, ſeit dem Anfange der Sitzungen der erſten Nationalverſammlung fortgedauert hat. Alles, was nur durch Ränke, Verſchlagenheit, Verläumdung, Beſtechung und Verführung, durch Bubenſtücke und Abſcheulichkeiten aller Art, verübt werden konnte, um den Fortſchritt des Freyheits- und Revolutions-Geiſtes zu hemmen: alles hat man verſucht und mit unermüdetem Beharren angewendet; und alles hat gleichwohl die Ueberlegenheit derer, die das Gegentheil wollten, durch Kraft und Unerſchrockenheit vereitelt.

Ohne hier den Werth der Revolutionsideen im geringſten unterſuchen, und ihre Sittlichkeit nach conventionellen Vorſtellungen abmeſſen zu wollen, (was überhaupt im ganzen großen Gange der Weltbegebenheiten ſo mißlich ſcheint) wird man mir zugeben müſſen, daß die außerordentliche Verbreitung wiſſenſchaftlicher Begriffe und Reſultate in Paris, der Grund von jener großen Empfänglichkeit ſeiner Einwohner für Revolutionsideen geworden iſt. Die Neugier der Pariſer iſt viele Grade feiner und unterſcheidender, als in irgend einem Winkel des ganzen Landes, und ihre Ausbildung durch den Umgang mit unterrichteten Leuten, und durch die Uebung im Schauſpiel Attiſche Feinheiten zu empfinden, übertrifft, im Ganzen genommen, Alles, was man ſich vorſtellen kann, ehe man hier geweſen iſt, und mit eigenen Augen geſehen hat. Jetzt insbeſondere iſt der Abſtich durch die fünf Revolutionsjahre noch ungleich auffallender geworden. Des Morgens ſieht man alle Höferinnen auf der Straße über ihrem Kohlenfeuer ſitzen und die Zeitungen leſen; des Abends hört man in den Volksgeſellſchaften, in den Sektionsverſammlungen Waſſerträger, Schuhknechte und Karrentreiber von den Angelegenheiten ihres Landes, und von den Maßregeln des Augenblickes mit einer Beſtimmtheit ſprechen, die nur aus der einfachen Richtigkeit und Klarheit allgemein verbreiteter Grundbegriffe entſpringen kann. Die Verbindungen, die mit einer geringen Anzahl von Ideen möglich ſind, können eingeſchränkte, einſeitige Urtheile veranlaſſen; aber nur falſche oder Scheinbegriffe führen zu falſchen Reſultaten. Ein Kopf, den **Moliere**, **Regnard**, **Destouches**, **Marivaux**, **Racine**, **Corneille** und **Voltaire** zuſtutzen halfen, hat wenigſtens die Wahrſcheinlichkeit für ſich, daß er Wahrheiten, wo nicht ſelbſt combiniren, doch von Anderen vorgetragen faſſen und beherzigen werde. Nur in Einem Punkt irrte man ſich hier durchgehends; man hatte ſich von dem Joche der künſtlichen und erlernten Unwiſſenheit ſchon ſo weit entfernt, daß man nicht mehr begriff, wie ein Kopf organiſirt ſeyn müſſe, dem ein Kapuziner alles in allem iſt. Allein die Lektion des vorigen Winters hat dieſe überſpannten Vorſtellungen von der Empfänglichkeit der Nachbaren ſehr herabgeſtimmt.

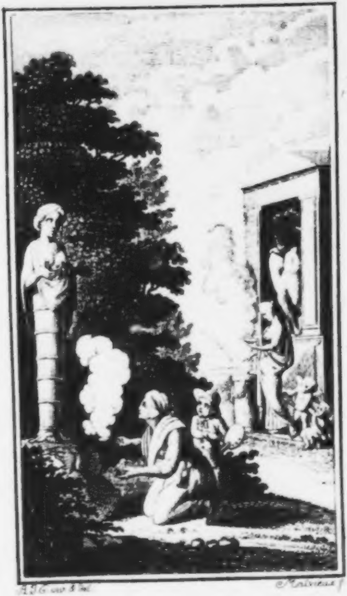
Paris wird, fürs Erſte wenigſtens, der

Sitz der Regierung bleiben müſſen. Das Föderal-Syſtem des Amerikaniſchen Freyſtaates erlaubte dem Congreß öftere Veränderungen der Reſidenz, die bey den bisherigen Verhältniſſen jenes ſo großen, aber auch ſo volksleeren Staats, dem Bunde noch unſchädlich waren, und vielleicht zu ſeiner Befeſtigung dienen konnten. Daß man jetzt auf den Gedanken verfallen iſt, eine eigene Congreß-Stadt zu erbauen, ſcheint mir die Unbeweglichkeit des Regierungsſitzes nicht ſicherer zu ſtellen. Das ganze Land muß ſich der Bildung einer neuen Hauptſtadt widerſetzen; wo ſie aber einmal vorhanden iſt, wird ſie ein nothwendiges Uebel, und das Wohl des Ganzen iſt mit dem Wohle dieſes ungeheuern Theiles ſo genau verflochten, daß der philoſophiſchſte Patriot auf ſeine Ideale Verzicht thun muß, um ſeinen Staat ſo zu modeln, wie es die gegebenen Umſtände, die er nicht ändern darf, erfordern.

Dafür ſpielt nun auch, werden Sie mir einwenden, Paris im Staat eine Rolle, die ſich das verzogenſte Kind in einer Familie nicht heraus nehmen dürfte, ohne wenigſtens den Haß, den Neid, die Verwünſchungen der übrigen auf ſich zu laden. Es iſt wahr, oft hat die Stimme der Pariſer für die Stimme des ganzen Volkes gegolten; aber, bemerken Sie den Unterſchied: das ganze Volk hat dieſer Stimme Beyfall gegeben, und alle Verſuche, die Departemente mit Paris zu entzweyen, ſind jederzeit mißlungen. Uebrigens iſt eine halbe Million Menſchen, die, ſo wie hier, auf einem kleinen Flecke verſammelt iſt, kein übles politiſches Barometer. Die Frage, worauf es in Revolutionen ankommt, iſt ja auch nicht die: hat dieſer oder jener Theil des Volkes ſeine Rechte überſchritten? ſondern die: hat es durch eine ſolche Anmaßung im Staate herrſchen, oder ihn nur aus augenblicklicher Gefahr retten wollen? Wer weiß nicht, daß der 31ſte März und der 2te Junius das Werk der Pariſer Commune waren? Damals ſchien auf einen Augenblick das Anſehen und die Macht des National-Convents vor ihr zu verſchwinden. Verſchwunden waren ſie wirklich, wie in dem Falle einer Krankheit die individuelle Größe des Patienten vor dem Arzte verſchwindet. Allein der Kranke iſt geneſen, und ſteht in höherem Anſehen, als noch je zuvor; ja, ſogar die Commüne von Paris ſelbſt, die damals ſo viel auf ihre Verantwortung nahm, hat ſich neuerlich ſchon ein paarmal unter die gewaltigere Hand des Convents beugen müſſen. Kaum hatte Chaumette, der Gemeinde-Prokurator, vom Gemeinderathe den Schluß faſſen laſſen, daß alle Revolutionnair-Ausſchüſſe aus den acht und vierzig Sektionen ſich zu einem gemeinſchaftlichen Körper mit dem Gemeinderathe vereinigen und gemeinſchaftlich mit ihm berathſchlagen ſollten, ſo ſchlug ein Dekret des Convents dieſe Central-Verſammlung mit dem Anathema, das immer bereit iſt, gegen jede Anhäufung untergeordneter Autoritäten geſchleudert zu werden; und die Gemeinde von Paris, anſtatt wie eine furchtbare Skolopender auf acht und vierzig Füßen zu laufen, iſt vielmehr, wegen der Macht, die den Revolutionnair-Ausſchüſſen zugeordnet iſt, in acht und vierzig unbedeutende Inſekten zerſchnitten worden, deren jedes ſein Leben für ſich hat. Chaumette, der außer dieſer Lektion neuerlichſt noch, wegen des mit großem Geräuſch abgeſchafften Katholicismus, hart mitgenommen worden iſt, hat die weiſeſte Parthey ergriffen, ſich in die Zeiten zu ſchicken und

und die Ruthe zu küſſen. Seine Popularität in der Stadt war unbegränzt und iſt noch jetzt ſehr groß, ungeachtet des Stoßes, den ſie erlitten hat. Sein Subſtitut, Hebert, der bekannte Verfaſſer des Blättchens, welches einen Tag um den andern unter dem Namen des Pere Duchesne herauskommt, ſteht ebenfalls noch auf den Füßen, wiewohl man ihm neulich von einer gewiſſen Seite ſehr zu Leibe gewollt hat. Von Pache, dem Maire, ſpricht jedermann mit Ehrfurcht, wie von einem Manne, deſſen Tugend die Probe ſchon beſtanden hat, und allgemein anerkannt worden iſt. Man verſichert mir, daß man ſeine Bekanntſchaft nicht mache, ohne ſein Freund zu werden. Ein ſolcher Mann ſcheint geſchaffen, der Revolution das Siegel der Vollendung und Vollkommenheit aufzudrücken, oder — — — —

Eine Menge Menſchen, die immer nur berechnen, was mit dem Ueberſchuſſe von Leidenſchaft anzufangen ſey, der in dieſem oder jenem Kopfe, in dieſer oder jener Maſſe von Köpfen gährt, haben jetzt ſchon neue Spaltungen, neue Revolutionen, neue Koryphäen erſonnen, und wiſſen, als hätten ſie es mit den auswärtigen Mächten abgeredet, genau zu beſtimmen, wer zuerſt werde ſpringen, und wer zuletzt werde folgen müſſen. Wenn man ſie anhört, und die Cascade von Partheyen und Untergängen ſich verſinnlicht, ſo möchte man glauben, es wäre ganz darauf angelegt, noch den letzten von allen unſeren fünf und zwanzig Millionen Patrioten durch die Guillotine aus dem Wege räumen zu laſſen. Vor ein paar Tagen noch hinterbrachte man mir, daß wir innerhalb zehn Monathen ein neues dénouement gewiß erfahren würden. Die Friſt iſt nicht übel, dachte ich, für Leute, die, wenn es wahr iſt, keinen Augenblick ihres Lebens ſicher zu ſeyn glauben. Ich ahnde auch manchmal, daß es ohne manchen harten Kampf nicht abgehen wird; allein wer auf dieſe innerlichen Reibungen die ganze Hoffnung ſetzt, Frankreich wieder unter das Joch zu bringen, und ungequetſcht davon zu kommen — guter Himmel! — Nicht doch, ihr Herren! Ihr ſchlagt die Volte falſch, wie Ihr möget. Paris iſt immer **unſere** Karte, und ihr habt verloren.



A. J. G. inv & del. Malœuvre f.

ANSICHTEN

VOM

NIEDERRHEIN,

VON

BRABANT, FLANDERN, HOLLAND, ENGLAND UND FRANKREICH,

IM APRIL, MAI UND JUNIUS 1790.

VON

GEORGE FORSTER.

1900 . 4742

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

ERSTER THEIL.

BERLIN 1791.
IN DER VOSSISCHEN BUCHHANDLUNG.

In des Wanderers Busen wirktest Du seiner Empfindungen schöneres Gesetz. Ihre Schöpfung sei Dir geweiht! Laſs die Weihe den Werth erhöhen, damit etwas an der Gabe dem Geber eigen sei.

Ist der Priester nur kühn, der seinem guten Genius vor allem Volk die Opferschale leert? oder wer ahndet in Einem lohnenden Blick die groſse, reine, stille Wonne seiner Vollendung?

ANSICHTEN.

I.

Boppart, den 24. März.

Ich war eben im Begrif, unserer Philosophie eine Lobrede zu halten, als mir einfiel, daſs im Grunde wenig dazu gehört, sich in ein Schicksal zu finden, welches Deinem Reisenden noch Feder, Tinte und Papier gestattet. Behaglicher wäre es allerdings gewesen, Dir alles, was ich jetzt auf dem Herzen habe, aus Koblenz und in der angenehmen Erwartung einer süſsen Nachtruhe zu sagen; dafür aber sind Abentheuer so interessant! Ein gewöhnlicher Reisender hätte das Ziel seiner Tagefahrt erreicht: wir sind drei Stunden Weges diesſeits desselben geblieben.

Es war einmal Verhängniſs, daſs es uns heute anders gehen sollte, als wir erwartet hatten. Statt des herrlichen gestrigen Sonnenscheins, mit dessen Fortdauer wir uns schmeichelten, behielten wir einen grauen Tag, dessen minder glänzende Eigenschaften aber, genau wie man in Romanen und Erziehungsschriften lehrt, das Nützliche ersetzte. Denn weil der Zauber einer schönen Beleuchtung wegfiel und der bekannten Gegend keine Neuheit verleihen konnte, so blieb uns manche Stunde zur Beschäftigung übrig. Auf der Fahrt durch das Rheingau hab' ich, verzeih es mir der Nationalstolz meiner Landsleute! eine Reise nach Borneo gelesen und meine Phantasie an jenen glühenden Farben und jenem gewaltigen Pflanzenwuchs des heissen Erdstrichs, wovon die winterliche Gegend hier nichts hatte, gewärmt und gelabt. Der Weinbau giebt wegen der krüppelhaften Figur der Reben einer jeden Landschaft etwas Kleinliches; die dürren Stöcke, die jetzt von Laub entblöſst, und immer steif in Reih' und Glied geordnet sind, bilden eine stachlichte Oberfläche, deren nüchterne Regelmäſsigkeit dem Auge nicht wohl thut. Hier und dort sahen wir indeſs doch ein Mandel- und ein Pfirsichbäumchen und manchen Frühkirschenstamm mit Blüthenschnee weiſs oder röthlich überschüttet; ja selbst in dem engeren Theile des Rheinlaufs, zwischen den Bergklüften, hing oft an den kahlen, durch die Rebenstöcke verunzierten Felswänden und Terrassen ein solches Kind des Frühlings, das schöne Hofnungen auf die Zukunft in uns weckte.

Nicht immer also träumten wir uns in den ewigen Sommer der Palmenländer. Wir saſsen stundenlang auf dem Verdeck, und blickten in die grüne, jetzt bei dem niedrigen Wasser wirklich erquickend grüne, Welle des Rheins; wir weideten uns an dem reichen mit aneinander hangenden Städten besäeten Rebengestade, an dem aus der Ferne her einladenden Gebäude der Probstei Johannisberg, an dem Anblick des romantischen Mäusethurms und der am Felsen ihm gegenüber hangenden Warte. Die Berge des Niederwalds warfen einen tiefen Schatten auf das ebene, spiegelhelle Becken des Flusses, und in diesem Schatten ragte, durch einen zufälligen Sonnenblick erleuchtet, Hatto's Thurm weiſs hervor, und die Klippen, an denen der Strom hinunterrauscht, brachen ihn malerisch schön. Die Noh, mit ihrer kühnen Brücke und der Burg an ihrem Ufer, glitt sanft an den Mauern von Bingen hinab, und die mächtigeren Fluthen des Rheins stürzten ihrer Umarmung entgegen.

Wunderbar hat sich der Rhein zwischen den engen Thälern einen Weg gebahnt. Kaum begreift man auf den ersten Blick, warum er hier (bei Bingen) lieber zwischen die Felswände von Schiefer sich drängte, als sich in die flachere Gegend nach Kreuznach hin ergoſs. Allein bald wird man bei genauerer Untersuchung inne, daſs in dieser Richtung die ganze Fläche allmälig steigt, und wahrer Abhang eines Berges ist. Wenn es demnach überhaupt dem Naturforscher ziemt, aus dem vorhandenen Wirklichen auf das vergangene Mögliche zu schlieſsen; so scheint es denkbar, daſs einst die Gewässer des Rheins vor Bingen, durch die Gebirgswände gestaucht und aufgehalten, erst hoch anschwellen, die ganze flache Gegend überschwemmen, bis über das *niveau* der Felsen des Bingerlochs anwachsen und dann unaufhaltsam in der Richtung, die der Fluſs noch jetzt nimmt, sich nordwärts darüber hinstürzen muſsten. Allmälig wühlte sich das Wasser tiefer in das Felsenbett, und die flachere Gegend trat wieder aus demselben hervor. Dies vorausgesetzt, war vielleicht das Rheingau ein Theil der Pfalz, und der Bezirk um Mainz bis nach Oppenheim und Darmstadt einst ein Landsee, bis jener Damm des Binger Felsenthals überwältigt ward und der Strom einen Abfluſs hatte.

Der stärkere Wein, den das Rheingau hervorbringt, wächst nicht mehr jenseits der Enge von Bingen. Die Richtung des Flusses von Morgen gegen Abend durch das ganze Rheingau giebt den dortigen Rebenhügeln die beste Lage gegen den Stral der mittäglichen Sonne, und die Gestalt des östlichen Gebirges, das auf seiner Oberfläche beinahe ganz eben ist, trägt vieles zur vorzüglichen Wärme dieses von der Natur begünstigten Thales bei. Der Nord- und der Ostwind stürzen sich, wenn sie über jene erhabene Fläche herstreichen und an den Rand derselben kommen, nicht geradezu hinab, sondern äuſsern ihre meiste Kraft erst auf der entgegengesetzten Seite des Flusses; das Thal unmittelbar unter dem Berge berühren sie kaum. Was für Einfluſs die mineralischen Bestandtheile des Erdreichs und die Verschiedenheit der Gebirgslager auf die Eigenschaften des Weins haben können, ist nocht nicht entschieden. Je weniger man über diesen Punkt weiſs und bestimmt wissen kann, desto weiter treibt die grübelnde Hypothesensucht ihr Spiel damit. Hier darf sie sich keck auf ihre empirische Weisheit berufen; denn sie kann sich vor Widerlegungen wenigstens so lange sicher stellen, als man nicht Erfahrung gegen Erfahrung aufzuweisen hat. So viel ist indessen immer an der Sache, daſs, wo alle übrige Umstände völlig gleich sind, und nun doch eine Verschiedenheit im Erzeugniſs bemerklich wird, die Ursache davon in der Beschaffenheit des Bodens gesucht werden darf. Bekanntlich entspringen auf jenem östlichen Gebirge mehrere, zum Theil heiſse Quellen, von denen einige Schwefel, andere Vitriolsäure und Eisen enthalten. Man hat mich auch versichern wollen, daſs ein Kohlenflöz sich unter dem Hügel von Hochheim erstrecke und dem dort wachsenden vortreflichen Weine der Domdechanei seinen berühmten edlen Geschmack und sein Feuer gebe. Ich erinnere mich hierbei, daſs der Schnee am Gehänge dieses Rebenhügels gegen Mainz eher, als vor dem entgegengesetzten Thore, schmilzt. Der Unterschied war mir und Andern oft in wenigen hundert Schritten so auffallend, daſs sogar die Lufttemperatur, unter völlig gleichen Umständen, dem Gefühle merklich verschieden vorkam. So wie man das abendliche Thor von Hochheim verlaſst, um nach Mainz zu gehen, glaubt man in einem milderen Klima zu seyn. Ich würde freilich diesen Unterschied dem Winde zuschreiben, der auf der Ebene von dem Altkönig her frei und ohne Widerstand hinstürmen und die Kälte der oberen Luftregion herunterführen, oder besser, die zum Gefrieren erforderliche schnelle Verdünstung befördern kann. Allein Andere schreiben die wärmere Temperatur des Weinberges den darunter liegenden Kohlen zu. Wahr ist es, eine Kohle, wie überhaupt jeder Brennstoff, fühlt sich unter einerlei Umständen viel wärmer an, als ein Stück Kalkstein oder Schiefer; und dieses Gefühl beweiset, daſs wirklich aus der Kohle in den berührenden Körper mehr Wärmetheilchen übergehen: nicht minder gewiſs ist es auch, daſs die brennbaren Mineralien bei einer gewissen Lufttemperatur unaufhörlich Wärme ausströmen. Wie, wenn der Weinstock besonders vor andern Gewächsen organisirt wäre, von dieser Ausdünstung begünstigt zu werden? Das Beste zur Vergeistigung des Traubensaftes thut zwar die Sonne; ihr Licht, das von den schwammigen Früchten eingesogen und in ihrer Flüſsigkeit fixirt wird, würzt und versüſst die Beere. Daher bleiben auch unsere Weine gegen die griechischen, italienischen, spanischen, ja sogar gegen die ungarischen und französischen so herbe, daſs sie bei den Ausländern und dem Frauenzimmer wenig Beifall finden. —

Für die Nacktheit des verengten Rheinufers unterhalb Bingen erhält der Landschaftkenner keine Entschädigung. Die Hügel zu beiden Seiten haben nicht jene stolze, imposante Höhe, die den Beobachter mit Einem mächtigen Eindruck verstummen heiſst; ihre Einförmigkeit ermüdet endlich, und wenn gleich die Spuren von künstlichem Anbau an ihrem jähen Gehänge zuweilen einen verwegenen Fleiſs verrathen, so erwecken sie doch immer auch die Vorstellung von kindischer Kleinfügigkeit. Das Gemäuer verfallener Ritterfesten ist eine prachtvolle Verzierung dieser Scene; allein es liegt im Geschmack ihrer Bauart eine gewisse Aehnlichkeit mit den verwitterten Felsspitzen, wobei man den so unentbehrlichen Kontrast der Formen sehr vermiſst. Nicht auf dem breiten Rücken eines mit heiligen Eichen oder Buchen umschatteten Berges, am jähen Sturz, der über eine Tiefe voll wallender Saaten und friedlicher Dörfer den Blick bis in die blaue Ferne des hüglichten Horizonts hinweggleiten läſst, — nein, im engen Felsthal, von höheren Bergrücken umschlossen, und, wie ein

Schwalbennest, zwischen ein paar schroffen Spitzen klebend, ängstlich, hängt hier so mancher zertrümmerte, verlassene Wohnsitz der adelichen Räuber, die einst das Schrecken des Schiffenden waren. Einige Stellen sind wild genug, um eine finstre Phantasie mit Orkusbildern zu nähren, und selbst die Lage der Städtchen, die eingeengt sind zwischen den senkrechten Wänden des Schiefergebirges und dem Bette des furchtbaren Flusses, — furchtbar wird er, wenn er von geschmolzenem Alpenschnee oder von anhaltenden Regengüssen anschwillt — ist melancholisch und schauderhaft.

In Bacharach und Kaub, wo wir ausstiegen und auf einer bedeckten Galerie längs der ganzen Stadtmauer hin an einer Reihe ärmlicher, verfallener Wohnungen fortwanderten, vermehrten die Unthätigkeit und die Armuth der Einwohner das Widrige jenes

Eindrucks. Wir lächelten, als zu Bacharach ein Invalide sich an unsere Jacht rudern lieſs, um auf diese Manier zu betteln; es war aber entweder noch lächerlicher, oder, wenn man eben in einer ernsthaften Stimmung ist, empörender, daſs zu St. Goar ein Armenvogt, noch ehe wir ausstiegen, mit einer Sparbüchse an das Schif trat und sie uns hinhielt, wobei er uns benachrichtigte: das Straſsenbetteln sei zu Gunsten der Reisenden von Obrigkeitswegen verboten. Seltsam, daſs dieser privilegirte Bettler hier die Vorüberschiffenden, die nicht einmal aussteigen wollen, belästigen darf, damit sie nicht auf den möglichen Fall des Aussteigens beunruhigt werden!

In diesem engeren, öderen Theile des Rheinthals herrscht ein auffallender Mangel an Industrie. Der Boden ist den Einwohnern allerdings nicht günstig, da er sie auf den

Anbau eines einzigen, noch dazu so ungewissen Produktes, wie der Wein, einschränkt. Aber auch in ergiebigeren Gegenden bleibt der Weinbauer ein ärgerliches Beispiel von Indolenz und daraus entspringender Verderbtheit des moralischen Charakters. Der Weinbau beschäftigt ihn nur wenige Tage im Jahr auf eine anstrengende Art; bei dem Jäten, dem Beschneiden der Reben u. s. w. gewöhnt er sich an den Müſsiggang, und innerhalb seiner Wände treibt er selten ein Gewerbe, welches ihm ein sicheres Brodt gewähren könnte. Sechs Jahre behilft er sich kümmerlich, oder anticipirt den Kaufpreis der endlich zu hoffenden glücklichen Weinlese, die gewöhnlich doch alle sieben oder acht Jahre einmal zu gerathen pflegt; und ist nun der Wein endlich trinkbar und in Menge vorhanden, so schwelgt er eine Zeitlang von dem Gewinne, der ihm nach Abzug der erhaltenen

Vorschüsse übrig bleibt, und ist im folgenden Jahr ein Bettler, wie vorher. Ich weiſs, es giebt einen Gesichtspunkt, in welchem man diese Lebensart verhältnismäſsig glücklich nennen kann. Wenn gleich der Weinbauer nichts erübrigt, so lebt er doch sorglos, in Hoffnung auf das gute Jahr, welches ihm immer wieder aufhilft. Allein, wenn man so raisonnirt, bringt man die Herabwürdigung der Sittlichkeit dieses Bauers nicht in Rechnung, die eine unausbleibliche Folge seiner unsichern Subsistenz ist. Der Landeigenthümer zieht freilich einen in die Augen fallenden Gewinn vom Weinbau; denn weil er nicht aus Mangel gezwungen ist, seine Weine frisch von der Kelter zu veräuſsern, so hat er den Vortheil, daſs sich auch das Erzeugniſs der schlechtesten Jahre auf dem Fasse in die Länge veredelt, und ihm seinen ansehnlichen Gewinn herausbringen hilft. Man rechnet, daſs die guten Weinländer sich, ein Jahr ins andre gerechnet, zu sieben bis acht Procent verinteressiren, des Miſswachses unbeschadet. Es wäre nun noch die Frage übrig, ob dieser Gewinn der Gutsbesitzer den Staat für die hingeopferte Moralität seiner Glieder hinlänglich entschädigen kann?

Der ungewöhnlich niedrige Stand des Rheinwassers war schuld, daſs unsere Jacht nur langsam hinunterfuhr. Erst um acht Uhr Abends erreichten wir Boppart beim Mondlicht, das den ganzen Gebirgskessel angenehm erleuchtete. Wir eilten dem besten Wirthshause zu; allein hier fanden wir alle Zimmer besetzt. In einem zweiten sahen wir alle Fenster eingeworfen; von dem dritten schreckte uns die Schilderung der darin herrschenden Unreinlichkeit zurück. Also muſsten wir auf gut Glück im vierten einkehren und uns an einer kalten Kammer und einem gemeinschaftlichen Lager genügen lassen. Hier wärmen wir uns jetzt beym Schreiben mit Deinem russischen Thee, und preisen die gütige Vorsorge, die uns damit beschenkte. Ohne ihn darbten wir in dieser Amazonenstadt, wo noch vor wenigen Tagen dreihundert Mann Exekutionstruppen den Muth der Weiber dämpfen muſsten, die sich gegen eine miſsverstandene Verordnung aufgelehnt und einigen Soldaten blutige Köpfe geschlagen hatten. Die militairische Gewalt hat jetzt die Oberhand über das schöne Geschlecht, das nach einem Paar Gestalten, die an uns diesen Abend vorüberschwebten, zu urtheilen, für ganz andere Kriege gebildet zu seyn scheint.

Ein- für allemal bitte ich jetzt um Deine Nachsicht, wenn ich künftig auf Abschweifungen gerathe, oder nicht so zierlich wie ein Gelehrter, der auf seinem Studierzimmer reiset, frisch nach der That, nur auch von der Spannung des Beobachtens ermüdet, erzähle. So dürftig und desultorisch aber dieser erste Reisebericht ausgefallen ist, verspreche ich mir gleichwohl einen Rückblick auf das etwanige Verdienst; welches ihm unsere unbequeme Lage geben kann. Wir schreiben hier bei einem Lichte, welches von Zeit zu Zeit Funken sprüht und nach jeder solchen Anstrengung dermaſsen erschöpft ist, daſs uns kaum Hellung genug übrig bleibt, unsere Schriftzüge zu erkennen. Kein lebhafteres Bild von unserem eigenen Zustande, nach einer dreizehnstündigen Wasserfahrt könnte ich Dir jetzt ersinnen. Nach jedem Bemühen einen Gedanken zu Papier zu bringen, verengt sich der Raum zwischen unsern Augenliedern, und ein Nebelflor umhüllt das ewige Lämpchen des innern Sinnes.

II.

Andernach.

An einem milden Sommermorgen bei Sonnenaufgang müſste es köstlich seyn, sich mitten auf dem See zu befinden, den der Rhein bei Boppart, weil er ringsum von hohen Gebirgen eingeschlossen ist, zu bilden scheint; denn ungeachtet der feuchten Kälte, womit uns der Ostwind die aufſteigenden Nebel entgegenwehte, konnten wir uns doch nicht entschlieſsen, in unserer Kajüte zu bleiben. Die schöngewölbten Berggipfel erheben sich hier mit reichlicher Waldung, welche das Malerische der Gegend, sobald sie mit frischem Laube geschmükt seyn wird, um vieles erhöhen muſs.

Die Nähe von Koblenz rief uns bald zum zweitenmal hervor. Hier öfnet sich ein Reichthum der Natur und der Verzierung, den das Ufer des Rheins, seit der Gegend, wo der Fluſs die Schweiz verläſst, nirgends zeigt. Schöne Formen von Gebirgsrücken, Baumgruppen und Gebäuden wechseln hier mit einander ab; die Hügel tragen eine dichte Krone von Wäldern; das neue kuhrfürstliche Schloſs prangt am Ufer, und der Ehrenbreitstein hängt herrlich und erhaben auf dem jenseitigen Gebirge. Beleuchtung wäre hier wieder ein willkommnes Geschenk gewesen; allein auch heute ward uns diese Spende versagt; unser Morgenhimmel war mit dünnem, grauem Gewölk durchstreift, und uns dämmerte nur ein halbes Licht.

Wir erstiegen den Ehrenbreitstein. Nicht die unwichtige Kostbarkeit dieser Festung; nicht der Vogel Greif, jene ungeheure Kanone, die eine Kugel von hundert und sechzig Pfunden bis nach Andernach schieſsen soll, aber doch wohl nie geschossen hat; nicht alle Mörser, Haubitzen, Feldschlangen, Zwölf- und Vierundzwanzigpfünder, lange gezogene Röhre, Kartätschenbüchsen, Graupen, und was sonst im Zeughause oder auf den Wallen zu bewundern ist; nicht die weite Aussicht von dem höchsten Gipfel des Berges, wo Koblenz mit dem Rhein und der Mosel landkartenähnlich unter den Füſsen liegt — nichts von dem allen konnte mich für den abscheulichen Eindruck entschädigen, den die Gefangenen dort auf mich machten, als sie mit ihren Ketten rasselten und zu ihren räucherigen Gitterfenstern hinaus einen Löffel steckten, um dem Mitleiden der Vorübergehenden ein Almosen abzugewinnen. Wäre es nicht billig, fiel mir dabei aufs Herz, daſs ein jeder, der Menschen zum Gefängniſs verurtheilt, wenigstens Einen Tag im Jahre mit eigenen

Ohren ihr Gewinsel, ihre himmelstürmende Klage vernehmen müſste, damit ihn nicht der todte Buchstabe des Gesetzes, sondern eigenes Gefühl und lebendiges Gewissen von der Rechtmaſsigkeit seiner Urtheile überzeugte? Wir bedauern den unsittlichen Menschen, wenn die Natur ihn straft und physisches Uebel über ihn verhängt; wir suchen sein Leid zu mildern und ihn von seinen Schmerzen zu befreien: warum darf nicht Mitleid den Elenden erquicken, dessen Unsittlichkeit den Arm der beleidigten Bürgerordnung reizte? Ist der Verlust der Freiheit kein hinreichendes Sühnopfer, und fordert die strenge Gerechtigkeit noch die Marter des Eingekerkerten? Mich dünkt, die Abschaffung der Todesstrafen hat uns nur noch grausamer gemacht. Ich will hier nicht untersuchen, ob ein Mensch befugt seyn könne, einem andern das Leben zu nehmen; aber wenn es Güter giebt, die unantastbar und allen heilig seyn sollen, so ist das Leben gewiſs nicht das einzige, welches unter diese Rubrik gehört; auch diejenigen Zwecke des Lebens gehören hieher, ohne welche der Mensch seinen Rang auf der Leiter der Wesen nicht behaupten kann, ohne welche er Mensch zu seyn aufhören muſs. Die Freiheit der Person ist unstreitig ein solches, von der Bestimmung des Menschen unzertrennliches und folglich *unveräuſserliches* Gut. Wenn also der bürgerliche Vertrag ein so schreckliches Uebel, wie die gewaltsame Beraubung eines *unveräuſserlichen* Gutes, über einen Menschen um der Sicherheit Aller willen verhängen muſs, so bleibt zu entscheiden übrig, ob es nicht zwecklose Grausamkeit sey, das Leben durch ewige Gefängniſsstrafe in fortwährende Qual zu verwandeln, wobei es schlechterdings zu keiner andern Absicht, als zum Leiden erhalten wird, anstatt es durch ein Todesurtheil auf einmal zu enden? Die fromme Täuschung, die man sich zu machen pflegt, als ob ein Delinquent während seiner lebenslänglichen Gefangenschaft Zeit gewönne, in sich zu gehen, eine sittliche Besserung anzufangen, sich durch seine Reue mit Gott zu versöhnen und für ein künftiges Leben zu bereiten, würde schnell verschwinden, wenn man sich die Mühe gäbe, die Erfahrung um Rath zu fragen, ob dergleichen Bekehrungen die gewöhnlichen Folgen der ewigen Marter sind? Die finsteren, modernden Gewölbe der Gefängnisse, und die Ruderbänke der Galeeren würden, wie ich fürchte, hierüber schauderhafte Wahrheiten verrathen, wenn man auch nicht, durch richtiges Nachdenken geleitet, schon im voraus überzeugt werden könnte, daſs die Bekehrung im Kerker zwecklos seyn müsse, weil sie unfruchtbar bleibt, und daſs ein Augenblick wahrer Reue so viel werth sei, als ein in Thränen und Büſsungen hingeschmachtetes halbes Jahrhundert. Allein die Furcht vor dem Tode, die nur durch eine der Würde des Menschen angemessene Erziehung gemildert und in Schranken gehalten wird, lehrt den Richter, das Leben in immerwährender Gefangenschaft als eine Begnadigung schenken, und den Verbrecher, es unter dieser Bedingung dankbar hinnehmen. Auch hier wirkt also die Furcht, wie sie sonst immer zu wirken pflegt: sie macht grausam und niederträchtig. Doch den Gesetzen will ich hierin weniger Schuld beimessen, als der allgemeinen Stimmung des Menschengeschlechts. So lange es Menschen giebt, die das Leben ohne Freiheit, an der Kette und im Kerker, noch für ein Gut achten können, so lange bedaure ich den Richter, der vielleicht nicht weiſs, welch ein schreckliches Geschenk er dem unglücklichen Verbrecher mit der Verlängerung eines elenden Lebens macht; aber verdenken kann ich es ihm nicht, daſs er sich von dem Geiste seines Zeitalters hinreiſsen läſst. —

Unter den Merkwürdigkeiten des Ehrenbreitsteins zeigte man uns auch das ungenähte Kleid des Heilands. Der ungeziemende Scherz, den ein unvorsichtiger Zuschauer sich darüber erlaubte, erregte bei einem unserer Führer solchen Abscheu, daſs er seine heftigen Aeuſserungen nicht ohne ein krampfhaftes Zucken unterdrücken konnte. War es ächte Frömmigkeit? war es der verzeihliche Aberglaube des Pöbels, was diese Wirkung hervorbrachte? Ich vermuthe, diesmal keines von beiden. Es giebt

Menschen, deren Seele die Vorstellung eines *schuldigen Respekts* so ganz erfüllt, daſs sie bei einer Spötterei über den geschmacklosen Gallarock eines Ministers genau dieselbe Angst empfinden würden.

In dem alten, leeren, geräumigen Dikasterialgebäude zu Ehrenbreitstein hat der Kaufmann Gerhardi eine neue Lederfabrik angelegt, wozu ihm der Kuhrfürst von Trier auf fünf oder sechs Jahre Befreiung von allen Abgaben bewilligt hat. In einiger Entfernung von diesem Orte, zu Vallender, zieht eine groſse Lederfabrik ihre Häute unmittelbar aus Buenos Ayres in Südamerika. So knüpfen der Handel und die Industrie das Band zwischen den entferntesten Welttheilen!

Von Koblenz fuhren wir nach Neuwied, und besahen dort das Brüderhaus der Herrnhuter, nebst den mancherlei Werkstätten dieser fleiſsigen und geschickten Gesellschaft.

Ihre Kirche ist ein einfaches, helles Gebäude, das mir recht gut gefiel. An die Stelle der Agapen oder Liebesmahle der ersten Christen, ist hier ein gemeinschaftliches Theetrinken in der Kirche eingeführt, wozu sich die ganze Gemeine von Zeit zu Zeit versammelt. Meine Vorliebe zum Thee ist es nicht allein, die mich mit diesem Gebrauche versöhnt. Wenn ich schon nicht mitschwärmen mag, so ist mir doch eine Schwärmerei ehrwürdig, sobald sie auf Geselligkeit und frohen Genuſs des Daseyns führt. Diese Stimmung läſst sich, wie Du leicht denken kannst, mit der herrnhutischen Einrichtung, welche die unverheiratheten Männer und Weiber mit klösterlicher Strenge von einander trennt, schon nicht so leicht in eine Gleichung bringen. Ich glaube in meiner Erfahrung hinlänglichen Grund zu der Ueberzeugung zu finden, daſs man in der Welt nie stärker gegen das Böse und seine Anfechtungen ist, als wenn man ihm mit offener Stirne und edlem Trotz entgegengeht: wer vor ihm flieht, ist überwunden. Wer steht uns auch dafür, daſs, wo der gebundene Wille mit der erkannten Pflicht im Kampfe liegt, die Sünden der Einbildungskraft nicht unheilbarer und zerrüttender seyn können, als die etwanigen Folgen eines gemischten und durch freiwillige Sittsamkeit gezügelten Umgangs! Giebt es nicht wollüstige Ausschweifungen der Seele, welche strafbarer als physische Wollüste sind, da sie den Menschen im wesentlichsten Theile seines Daseyns entnerven? Die lehrreichen Schriften der berühmten Guyon, die freilich wohl in einer ganz andern Absicht gedruckt worden sind, und die Bekenntnisse des wackern Jamerai Düval schildern die Krankheit der Entzückten durch alle ihre verschiedenen Stadien, als eine metaphysiche Selbstschändung. Bei einem eingeschränkten Erkenntniſsvermögen und einer armen Einbildungskraft sind die Symptome nicht gefährlich, und das Uebel bleibt in den Schranken, die ihm die Unerheblichkeit des Individuums anweist. Wenn hingegen diese Seelenepidemie ein gebildetes, edles Wesen ergreift, dann äuſsern sich Wirkungen, welche Völker vergiften, die bürgerlichen Verhältnisse stören und die Sicherheit des Staats untergraben können. Die Täuschung, womit man sich über den Gegenstand dieser Entzückungen hintergeht, ist so vollkommen, daſs die tiefste Tiefe, wohin der menschliche Geist sinken kann, dem Verblendeten die höchste Stufe der Tugend, der Läuterung und der Entwicklung zum seligen Genusse scheint. Genau wie die Entartung des physischen Triebes die Gesetze der Natur beleidigt, eben so muſs in einem noch ungleich höheren Grade der Seelenraub strafbar seyn, den man durch jene unnatürliche Vereinigung *mit einer Idee*, am ganzen Menschengeschlechte begeht. Geistesarmuth ist der gewöhnliche, jedoch von allen gewiſs der unzulässigste Vorwand zu dieser Theopornie, die erst in der Einsamkeit und Heimlichkeit angefangen, und dann ohne Scheu öffentlich fortgesetzt wird. Zuerst ist es Trägheit, hernach Egoismus, was den Einfältigen über die natürlichsten Mittel, seinem Mangel abzuhelfen, irre führt. Ist hingegen eine Seele reich und groſs? O dann suche sie ein Wesen ihrer Art, das Empfänglichkeit genug besitzt, sie ganz zu fassen, und ergieſse sich in ihr! Selten oder nie wird es sich ereignen, daſs ein Geist dieser endlichen Erde einzeln und ohne Gleichen steht; — und bliebe nicht diesem Erhabenen selbst, der kein Maaſs für seine Gröſse fände, der göttliche Genuſs noch übrig, sich Mehreren theilweise hinzugeben und Allen Alles zu werden? Die Weisheit der Natur ist zum Glück noch mächtiger und konsequenter, als die Thorheit der Menschen, und ehe man es sich versieht, führt sie auch den Schwärmer wieder in das Gebiet des Wirklichen zurück. Bei den Herrnhutern ist überdies dafür gesorgt, daſs man sich nicht zu weit aus demselben verlieren kann. Fleiſs und Arbeitsamkeit sind kräftige Verwahrungsmittel gegen das Überhandnehmen der Seelenkrankheiten, die sie nur dann begünstigen, wenn allzugroſse Anstrengung, allzulanges Einsitzen, allzustrenge Diät die Kräfte des Körpers untergraben. Ein Kennzeichen, woran wir deutlich sahen, daſs die Schwärmerei hier sehr erträglich seyn müsse, und daſs die guten Leute auf die Weisheit der Kinder dieser Welt nicht

ganz

ganz und gar Verzicht gethan hätten, war der hohe Preis, den sie auf alle ihre Fabrikate setzten. Ich weiſs in der That nicht, wie ich diesen mit ihrem unstreitig sehr musterhaften Fleiſse reimen, und wie ich mir die Möglichkeit eines hinlänglichen Debits dabei denken soll.

Andernach erreichten wir noch vor Sonnenuntergang. Ich bemerkte hier jetzt zum zweitenmal eine Nüance im Menschengeschlecht, welche gegen die Bewohner oberhalb dieses Orts merklich absticht; und da meine Reisegefährten die Bemerkung einstimmig bestätigten, so ist es vielleicht minder keck, daſs ich sie Dir vorzulegen wage. Unter dem gemeinen Volke nämlich trift man hier und weiter hinabwärts am Rhein etwas regelmäſsigere, blondere Gesichter an, wiewohl sich etwas Plumpes, Materielles in die Züge mischt, das dem Niederrhein eigen ist und dem Phlegma im Charakter vollkommen entspricht. Ich will hier nur im Vorbeigehen, und ohne eine bestimmte Anwendung zu machen, den Gedanken äuſsern, daſs die Art der Beschäftigung, in der Länge der Zeit, wenigstens mittelbaren Einfluſs auf die Verschiedenheit der körperlichen Bildung und folglich auch des Charakters hat. Armuth zum Beispiel ist unzertrennlich von dem Landvolke, das den Weinstock zu seiner einzigen Stütze wählte, und Armuth wirkt nachtheilig zurück auf die Gestalt. Um Andernach und weiter hinabwärts steht der Weinbau in keinem bedeutenden Verhältnisse zu den übrigen Erzeugnissen des Bodens. Wie aber, wenn, noch ehe Wein in Deutschland gebauet ward, bereits in Sprache, Farbe und Gestalt eine Abschattung zwischen den ober- und niederrheinischen Stämmen bemerkbar gewesen wäre? Dann könnte sie durch die Länge der Zeit und die Verschiedenheit der Lebensart nur noch schneidender geworden seyn. Die weichere, plattere Mundart fällt indeſs erst auf, wenn man sich der Gegend von Kölln zu nähern anfängt.

III.

Wohin sich das Gespräch der Edlen lenkt,
Du folgest gern, denn Dir wird's leicht zu folgen.

Kölln.

Hier, wo der Rhein sich zwischen ebenen Flachen schlängelt, blick' ich wieder nach den Gebirgen zurück, deren letzte Gipfel Bonn gegenüber am Horizont sich noch in schwachen Linien zeichnen.

Mit welchem ganz andern Interesse, als der unwissenschaftliche Reisende daran nehmen kann, hält der Naturforscher die Schau und Musterung über jene Unebenheiten unserer Erde, denen er noch die Spur ehemaliger Umwandlungen und groſser entscheidender Naturbegebenheiten ansieht! Auf unserer kurzen Rheinfahrt haben wir oft mit den Pflanzen und den Steinen am Ufer gesprochen, und ich versichere Dich, ihre Sprache ist lehrreicher, als die dicken Bücher, die man über sie geschrieben hat. Soll ich Dir von unseren Unterhaltungen nicht etwas wieder erzählen?

Die Gebirgskette, die sich durch Thüringen, Fulda und die Wetterau bis an den Rhein erstreckt, endigt sich oberhalb Bonn, in dem sogenannten Siebengebirge, welches prallig in mehreren hohen Spitzen und Gipfeln seine Granit- Gneus- und Porphyrmassen emporhebt, auf denen hier und dort andere Kiesel- Thon- und Bittersalzerdige Mischungen, wie Kieselschiefer, Hornschiefer und Basalte, nebst den zwischen ihnen durch verschiedene Verhaltnisse der Bestandtheile verursachten Schattirungen von Gestein liegen. Die südlichen Zweige des Hessischen Gebirges setzen über den Rhein fort, und gehen in die Voghesische Kette über. Von

Bingen bis Bonn enthalten sie Thon- und Kieselschiefer von mancherlei Gefüge, Härte, Farbe und Mischung, auf welchen man zuweilen groſse Sandsteinschichten antrift. Im Allgemeinen streichen die Schichten von Abend nach Morgen, und gehen mit einem Winkel von sechzig bis fünf und sechzig Graden nach Süden in die Tiefe.

Ehe uns die Nacht in Andernach überfiel, machten wir noch einen mineralogischen Gang nordwestlich von der Stadt. An einem Hohlwege, gleich unter der Dammerde, zeigte sich ein Bimssteinlager, welches an einigen Stellen mit Schichten von Tras, oder, wie ich es lieber nenne, von zerstörten, zu Staub zerfallenen und dann vermittelst des Wassers wieder zusammengeküttetem Bimssteinen, abwechselte. Die Bimssteine sind von weiſslicher Farbe, sehr leicht, bröcklich, löcherieht, rauh anzufühlen und gewöhnlich in ganz kleinen Stückchen von der Gröſse einer Erbse und noch kleiner, bis zu zwei Zollen im Durchmesser. In diesen Stückchen finden sich zuweilen kleine Fragmente von Kohlen eingebacken.

Die Erscheinung dieser unbezweifelten Erzeugnisse des Feuers am friedlichen Rheinufer hat schon manchen Gebirgsforscher in Erstaunen gesetzt, welches vielleicht vom ruhigen Wege des Beobachtens abwärts führt. In der Strecke von Andernach bis Bonn glaubten *Collini*, *Hamilton*, *de Lüc* und andere Freunde der Feuertheorie die deutlichsten Spuren ehemaliger feuerwerfenden Schlünde zu sehen. Vulkane dampften und glühten; geschmolzene Lavaströme flossen, kühlten sich plötzlich in dem Meere, das damals alle diese Länder bedeckte, und zerklüfteten sich in säulenförmige Theile; ausgebrannte Steine, und Asche und Kohlen flogen in die Luft, und fielen in Schichten nieder, die man jetzt angräbt und zum Wasserbau nach Amsterdam versendet; kurz, ehe es Menschen gab, die den Gefahren dieses furchtbaren Wohnortes trotzten, und das plutonische Gebiet mit Waizen oder mit Reben bepflanzten, kreis'te hier die Natur, und die Berge wanden sich in gewaltsamen Krämpfen. Ist das nicht prächtig — geträumt? Es kommt ja nur auf uns an, ob wir den Hekla und Ätna, den Vesuv und den Tschimborasso an dem Gestade unseres vaterländischen Rheins erblicken wollen. Wenn die Erscheinungen, die das hiesige Gebirge uns zeigt, Vergleichungen dieser Art begünstigen, wer dürfte uns verbieten, unserer Einbildungskraft die Ergänzung einer Lücke in den Annalen der Erdumwandlung aufzutragen? Ueber jene Erscheinungen aber ist man bis jetzt noch nicht einig.

Der Bimsstein ist zwar zuverlässig ein Feuerprodukt; allein, daſs wir uns ja nicht mit der Folgerung übereilen: es müsse deshalb bei Andernach einst ein Vulkan gelodert haben! Hier ist nirgends eine begleitende Spur von Vulkanen sichtbar; nichts leitet auch nur von fernher auf die Vermuthung, daſs diese Schichte, wo sie liegt, im Feuer entstanden seyn könne. Ihre Lage unmittelbar unter der Dammerde scheint sie vielmehr für fremdartig zu erklären. Wer kann nun bestimmen, durch welche Revolutionen und wie viele tausend Meilen weit her, diese Bimssteine hier angeschwemmt sind? welche Fluth sie von weit entlegenen Gebirgen abwusch, um sie hier allmälig abzusetzen? Das Daseyn eines über alle hiesigen Berggipfel gehenden Meeres muſs man ja bei der Feuertheorie ebenfalls voraussetzen, um die Möglichkeit der Entſtehung des Basalts, nach den Grundsätzen dieser Theorie zu erweisen; folglich verlangte ich hier nichts Neues. Allein, auch ohne dieses Element zu Hülfe zu nehmen — soll denn immer nur das Feuer *eines Vulkans* im Stande gewesen seyn, hier ein Bimssteinlager hervorzubringen? Konnte nicht etwa ein Kohlenflöz in dieser Gegend in Brand gerathen, ausbrennen und den Letten, der ihm zum Dach und zur Sohle diente, zu einer Bimssteinähnlichen Masse verändern? Es ist in der That zwischen den Substanzen, die man mit dem gemeinschaftlichen Namen *Bimsstein* belegt, sehr oft ein weiter Unterschied, über den man in der Mineralogie nicht so leichtsinnig, wie bisher, hinwegsehen sollte. Im Grunde hat man den Bimsstein wohl noch nicht anders definirt, als daſs er ein sehr leichtes, bröckliches Feuerprodukt sei; denn die unzähligen Verschiedenheiten der Farbe, der Textur und der übrigen äuſserlichen Kennzeichen, die ich in Kabinetten an den so genannten Bimssteinen bemerkt habe, lieſsen keine andere allgemeine Form als diese übrig. Offenbar aber sind darunter Steine von dem verschiedensten Ursprunge begriffen, die nicht einmal immer einerlei Umwandlungsprozeſs erlitten haben. So viel ist gewiſs, daſs der Bimsstein von Andernach nicht zu jener Art gehört, welche die Mineralogen von der Zerstörung des Asbests im Feuer herzuleiten pflegen, und auch nicht, wie der Bimsstein von Tanna, aus kleinen spitzigen Krystallen besteht, sondern, wenn er seine jetzige Gestalt im Feuer erhielt, wahrscheinlich aus Letten verändert worden ist.

Als wir am folgenden Tage unsere Wasserfahrt fortsetzten, kamen wir dem Flecken Unkel gegenüber an die merkwürdigen Basaltgruppen, über deren säulenförmige Bildung schon *Trembley* erstaunte, ohne jedoch etwas von dem Streite zu ahnden, den man zeither über ihre Entstehung mit so vieler Wärme geführt hat. Bei niedrigem Wasser ragen sie aus diesem hervor, und sind, so weit es sie bedecken kann, mit einem kreideweiſsen Schlamm überzogen, welcher auch die Thonschieferfelsen bei Bingen bedeckt. Wahrscheinlich macht dieser Schlamm den Rhein so trübe, wenn er von Berggewässern hochangeschwollen ist. Wir wanderten über die Gipfel oder Enden der konvergirenden Säulen, und gingen in den Steinbruch, der jetzt einen Flintenschuſs weit vom Ufer hinaufwärts liegt, ob er sich gleich ehemals bis dicht an das Wasser erstreckte. Hier standen die sehr unvollkommen und regellos gegliederten Säulen von ziemlich unbestimmteckiger Form und Mannsdicke, aufrecht auf einem Lager von braunem, thonartigem Gestein voll Höhlen, die zum Theil noch mit verwitterndem Kalkspath angefüllt waren. Die Säulen sind von ziemlich ſestem Korn, dichtem Bruch, mattschwarz mit schwarzen Schörlpunkten und lauchgrünen Olivinen reichlich angefüllt, die sich zuweilen in faustgroſsen Massen darin finden. Auſserdem enthalten diese Basalte öfters Wasserkies in dünnen Streifen, desgleichen einen gelbbraunen Tropfstein oder Kalksinter, womit sie durchwachsen sind, und endlich, nach Aussage der Arbeiter, auch klares Wasser in ganz verschlossenen Höhlungen, die zuweilen im Kern einer Säule angetroffen werden.

Das Losbrechen der Säulen sieht gefährlich aus. Es geschieht vermittelst eines spitzen Eisens, das an einem langen Stocke befestigt ist, und das der Arbeiter zwischen die Fugen bringt. Der Sturz ganzer Massen von Säulen hat etwas Fürchterliches, und sobald man merkt, daſs sie stürzen wollen, rettet sich ein jeder, um nicht beschädigt zu werden. An vielen Säulen, welche auf diese Art in unserer Gegenwart losgebrochen wurden, bemerkte ich einen weiſsen, vermuthlich kalkigen Beschlag oder Anflug, dessen Ursprung sich so wenig, wie der Ursprung des bereits erwähnten Sinters, erklären läſst, wenn man anders nicht künftig Kalkarten in der Nähe findet. Doch können auch die Wasser auf sehr langen Strekken Kalktheilchen aufgelöset enthalten und weit mit sich führen, ehe sie dieselben wieder absetzen.

Sowohl auf diesem westlichen, als auf dem entgegengesetzten östlichen Ufer des Rheins, bis in das Siebengebirge hinunter, sind diese Basaltbrüche häufig genug, um für die ganze Gegend Bau- und Pflastersteine zu liefern. Das ehemalige Jesuitenkollegium in Koblenz ist von auſsen mit Basaltstücken bekleidet, und die Heerstraſsen werden damit in gutem Stande erhalten. Was suchen wir also weiter nach den Werkstätten, wo die Natur den Bimsstein von Andernach bereitete, wenn, wie es heutiges Tages bei so manchem Naturforscher für ausgemacht gilt, Basaltberge und erloschene Vulkane völlig gleichlautende Benennungen sind? Können wir noch die Spuren des ehemaligen Brandes vermissen, wo der Basalt sogar, wie hier bei Unkel, auf einer braunen, löcherichten Lava steht? Haben die Basaltberge nicht die charakterische Kegelgestalt, und ist hier nicht ein Krater vorhanden, den *de Lüc* zuerst entdeckt hat, und dessen Oefnung er mit der Hand bedecken konnte?

Ich gebe Dir mein Wort, daſs der Muthwille des Reisenden, der den ganzen Tag hindurch in frischer Luft und in muntrer Gesellschaft schwelgte, keinen Antheil an dieser Darstellung der vulkanistischen Logik hat. Es ist wahr, daſs man unaufhörlich von dem Punkt ausgeht, den man erst beweisen sollte, und dann, wie gewisse Exegeten, zurückbeweiset: Basaltberge sind erloschene Vulkane; also ist der Basalt ein vulkanisches Produkt! oder: Basalt steht auf löcherichter Lava; also ist Basalt feste Lava! oder: Vulkane sind kegelförmige Berge; also sind kegelförmige Basaltkuppen Vulkane! oder endlich: ein Schlund, aus welchem der Rauch und die Flamme des Vulkans emporsteigen und Bimssteine und Felsstücken herausgeschleudert werden, ist ein Krater; also ist ein Loch auf einem Basaltberge, welches man mit der Hand bedecken kann, ein Krater, und der Basaltberg ein Vulkan!

Ohne das geringste von der Sache zu wissen, sieht man ein, daſs diese sämmtlichen Schlüsse nichts beweisen, da bald der Obersatz, bald die Folgerung ungegründet ist. *De Lüc's* Krater lasse ich für sich selbst sprechen. Die Kegelform der Vulkane, die natürlich genug durch die Anhäufung der ausgeworfenen Steine, Erde und Asche entsteht, beweiset nichts für die Entstehung der festen säulenförmig zerklüfteten Basaltkegel, zumal da es auch kegelförmige Kalkberge genug giebt, und wiederum Basaltmassen, die sich in ganz verschiedenen Gestalten zeigen. Die löcherichte Steinart bei Unkel ist darum noch keine Lava, weil sie einigen Laven ähnlich sieht; und nun möchte es um den ersten willkührlich angenommenen Satz, daſs Basaltberge Vulkane sind, etwas miſslich stehen. Diejenigen, die sich auf die Urtheile Anderer verlassen, und die Vulkanität des Basalts auf Treu und Glauben annehmen, sollten sich erinnern, daſs das *nullius in verba* nirgends unentbehrlicher ist, als im hypothetischen Theile der Naturgeschichte. Bescheidene Forscher, die der vulkanistischen Vorstellungsart gewogen sind, erkennen dennoch, daſs sie nur Hypothese bleibt und vielleicht nie zur Evidenz einer ausgemachten Sache erhoben werden kann. Allein die mineralogischen Ketzermacher, die auch in den Erfahrungswissenschaften die Tyrannei eines allgemein geltenden Symbols einführen wollen, verdammen gern einen jeden, der ihren Träumen nicht eben so viel Glauben beimiſst, wie ihren Wahrnehmungen.

Ich bin weit davon entfernt, den Basalt geradezu für eine im Wasser entstandene Gebirgsart zu halten; allein ich gestehe zugleich, daſs mir keine von den bisher bekannten Erklärungen Derer, die seinen Ursprung vom Feuer herleiten, Genüge leistet, ja, daſs mir insbesondere seine Entstehung in den brennenden Schlünden, die wir *Vulkane* nennen, völlig widersprechend und unmöglich scheint. Wäre der Basalt vulkanischen Ursprungs, so müſste man die Gebirgsart entdecken können, aus welcher er in seine jetzige Form und Beschaffenheit geschmolzen ward. Aber noch nie hat man in irgend einem Naturalienkabinet oder auf irgend einem Gebirge ein Stück Basalt gezeigt, an welchem sich hätte erkennen lassen, ob es aus Granit, aus Gneus, aus Porphyr, aus Thonschiefer, aus Kalkstein u. s. w. zu Basalt geschmolzen worden sei.

Bei Jacci in Sicilien hat man Basaltsäulen unter einem Lavalager gefunden. Daraus folgt aber nicht, daſs beide von gleichem Ursprunge sind. Der Basalt konnte, als ein ursprüngliches Gebirgslager, längst vorhanden seyn, ehe die Lava darüber hinfloſs. Hoch hinauf am Ätna liegt ebenfalls Basalt. Nach der vulkanistischen Hypothese wäre dies im Wasser zu Prismen abgekühlte Lava; folglich ging bei seiner Entstehung das mittelländische Meer fast bis an den Gipfel des Ätna. Wohlan! eine solche Wasserhöhe zugegeben, erkläre man nun auch, warum tief am Fuſse des Vesuv uralte Laven, unweit von dem *jetzigen* Stande der Meeresfläche, noch ungebildet geblieben sind', da es nicht einen Augenblick bezweifelt werden kann, daſs, jenen hohen Stand der mittelländischen See vorausgesetzt, auch diese Laven von ihr hätten bedeckt werden und folglich säulenförmig zerspringen müssen. Viele wirklich geflossene Laven haben in ihren Bestandtheilen, in ihrer Farbe, und selbst in ihrem Gewebe eine auffallende, unläugbare Ähnlichkeit mit Basalt. Unbe greiflich ist es mir daher, weshalb man nicht eben so leicht hat annehmen wollen, solche Laven wären *aus* Basalt entstanden, welcher von dem vulkanischen Feuer ergriffen, verändert oder geschmolzen worden sei; als man sich die entgegengesetzte Meinung, Lava verändere sich durch plötzliches Erkalten *in* Basalt, annehmlich gedacht, ob man gleich noch in keinem Basalt die Steinart nachgewiesen hat, aus welcher die ihm ähnliche Lava geschmolzen worden ist. Mit dem nämlichen Rechte könnte man auch behaupten: alle andere Steinarten, die einer italienischen Lava ähnlich sehen, und deren es so viele giebt, wären im Feuer der Vulkane entstanden. Allein mir kommt es einmal natürlicher vor, daſs, je nachdem der Brand in einem Berge einen Granit, einen Gneus, einen Porphyr, einen Thonschiefer, einen Basalt, einen Marmor ergrif, und je nachdem er diese ursprünglichen Steinarten mehr oder weniger veränderte, heftiger oder gelinder, einzeln oder mit andern zugleich durchdrang, — daſs, dem gemäſs, die Produkte gerade so mannichfaltig verschieden ausfallen muſsten, wie man sie wirklich unter die Hände bekommt. Eine der schönsten und vollständigsten Sammlungen von vesuvischen Produkten, welche ich je gesehen habe, die im kuhrfürstlichen Naturalienkabinet von Bonn, enthält meines Bedünkens unverwerfliche Belege für diese Behauptung, die noch überdies durch den Umstand Bestätigung bekommt, daſs die Laven aus verschiedenen ächtvulkanischen Gegenden, wie zum Beispiel die isländischen und die santorinischen, von den italienischen sichtbarlich verschieden sind — augenscheinlich, weil die Mischung der Gebirgsart, aus welcher sie entstanden, verschieden war.

Nimmt man endlich noch hinzu, daſs die Verwitterung sowohl an Laven, als an ursprünglichen Gebirgsarten völlig ähnliche Wirkungen hervorbringt; so wird es immer unwahrscheinlicher, daſs sich etwas Positives über die Frage behaupten lasse: ob die Entstehung unserer Rheinländer dem Feuer zuzuschreiben sei. Porphyr, Porphyrschiefer, Mandelstein nebst den hieher gehörigen Gebirgsarten werden durch die leicht zu bewirkende Auflösung ihrer Feld- und Kalkspathkörner zu leichten löcherichten Massen, welche den schwammigen verwitterten Auswürfen der Vulkane aus Island und aus Italien ähnlich sehen. Aber eine ächte, glasige, geflossene schlackige *Lava*, die vor allen diesen Namen verdient, eine Lava, wie man sie in Island, am Vesuv, am Ätna findet, wie ich sie auf der Osterinsel, in Tanna, und zuletzt auf der Ascensionsinsel selbst gesehen habe, ist mir weder in den rheinländischen, noch in den hessischen, hannöverischen, thüringischen, fuldischen, sächsischen, böhmischen und karpathischen Basaltbergen vorgekommen.

Alles was ich hier von unsern vermeintlichen Vulkanen am Rhein mit wenigen Worten berühre, findet sich in den beiden Quartanten des Dr. *Nose* und in den zusammengedrängten Beobachtungen unseres scharfſinnigen Freundes *A. v. H.* bestätigt. Wenn nun aber der Basalt nicht Lava ist, wie entstand er denn? Aufrichtig gesagt, ich weiſs es nicht. Ich kenne weder den Urstoff, noch die chemische Operation, woraus und wodurch die Natur die sämmtlichen Gebirgsarten werden lieſs. Wird mir jemand beweisen, daſs, ehe es noch Vulkane gab, ein ganz anderer Brand, ein fürchterliches allgemeines Feuer den Basalt in allen fünf

Welttheilen erzeugte; wird er mir den Urstoff nennen können, aus welchem dieses Feuer, wie noch keines war, und dem wir folglich nach Willkühr Eigenschaften und Wirkungen beimessen können, den Basalt geschmolzen habe: so will ich das nicht nur geschehen lassen, sondern sogar dieser Meinung beipflichten, sobald sie mehr als ein bloſses Meisterwort, sobald sie gründliche Beweise für sich hat. Bis jetzt wissen wir indeſsen noch wenig oder nichts zuverlässiges von der Bildung unserer Erdrinde; denn wir haben von einer weit späteren Bildung, von der Bildung der Pflanzen und Thiere auf diesem Boden, *nicht einmal einen Begriff!* Wo wir Schichten regelmäſsig übereinander liegen sehen, halten wir uns für berechtigt, sie einem allmäligen Niederschlag aus dem Wasser zuzuschreiben. Allein ob alle Kalklager unsers Planeten aus Gehäusen von Würmern entstanden, oder ob das Meer, welches einst die ganze Kugel umfloſs, ein von den jetzigen Meeren sehr verschiedenes chaotisches Flüssiges war, worin theils Kalk, theils Thon und Bittersalzerde, unausgeschieden, vielleicht als mögliche Bestandtheile, schwammen — das ist und bleibt unausgemacht. Wir wissen zwar, daſs der uralte Granit, bei seiner seltsamen Mischung von Quarz, Feldspath und Glimmer keine Spur von einer geschichteten Entstehung zeigt; aber darum ist noch nicht entschieden, ob auch diese Gebirgsart ein Präcipitat aus jenem elementarischen Meere, oder, wie der groſse dichterische *Büffon* will, ein Werk des Sonnenbrandes sei. Vielleicht ist er keines von beiden. Ehe wir dahin gelangen, über die Ereignisse der Vorwelt etwas mehr als schwankende, von allem Erweis entblöſste Muthmaſsungen in der Naturgeschichte vortragen zu können, müssen wir zuvor in der unterirdischen Erdkunde ungleich wichtigere Fortschritte machen als bisher; wir müssen, wo nicht *Maupertuis* berühmten Schacht bis zum Mittelpunkt der Erde abteufen, doch wenigstens ein paar Meilen tief unter die Oberfläche, die wir bewohnen, senkrecht hinabsteigen, und von dorther neue Gründe für eine Theorie der Erdentstehung- und Umwandlung entlehnen. Bedenkt man aber, mit welchen Schwierigkeiten wir bisher nur wenige hundert Klafter tief in das Innere der Gebirge gedrungen sind, so müssen wir über die Arbeit erstaunen, die nicht uns, sondern den späten Nachkommen des Menschengeschlechtes aufgehoben bleibt, wenn sie vor lauter ewigem Frieden nicht wissen werden, was sie mit ihrer Zeit und ihren Kräften anfangen sollen. —

Ich kann dieses Blatt, das ohnehin so viel Naturhistorisches enthält, nicht besser ausfüllen, als mit ein paar Worten über das schon vorhin erwähnte Naturalienkabinet in Bonn. Von der herrlichen Lage des kuhrfürstlichen Schlosses und seiner Aussicht auf das Siebengebirge will ich nichts sagen, da wir die kurze Stunde unseres Aufenthaltes ganz der Ansicht des Naturalienkabinets widmeten. Die dabei befindliche Bibliothek füllt drei Zimmer. In den reichvergoldeten Schränken steht eine Auswahl brauchbarer, theurer Werke, die eines solchen Behältnisses wohl werth sind. Ich bemerkte darunter die besten Schriftsteller unserer Nation in jedem Fache der Litteratur, ganz ohne Vorurtheil gesammelt. Aus der Bibliothek kommt man in ein physikalisches Kabinet, worin sich die Elektrisirmaschine, der grofse metallene Brennspiegel und der ansehnliche

Magnet auszeichnen. Die Naturaliensammlung füllt eine Reihe von acht Zimmern. Das gröſste enthält vierfüſsige Thiere, Vögel, Amphibien und getrocknete Fische in keiner systematischen Ordnung, theils in Glasschränken, theils im Zimmer umhergestellt, theils hangend an der Decke und mit Kunstsachen vermischt, die nicht alle von gleichem Werth, oder ihres Platzes würdig sind. Die ausgestopften vierfüſsigen Thiere sind meistentheils sehr miſsgestaltet; ein Tadel, der mehr oder weniger alle Naturaliensammlungen trift. Die Vögel sind weniger verzerrt, und man sieht darunter manche seltene Gattung nebst ihren Nestern und Eiern. Die Decke des Zimmers ist mit verschiedenen Vögeln bemalt, die der Sammlung fehlen. Das Konchylienkabinet hat nicht viele Seltenheiten, Kostbarkeiten und sogar nicht viele Gattungen; es enthält nur die gemeinsten Sorten und eine Menge Dupletten. Desto reicher ist aber die schöne Mineraliensammlung, die zwar keine methodische Ordnung hat, und eben so wenig eine vollständige Folge aufweisen kann, aber gleichwohl, wenn man sie nicht als ein Ganzes beurtheilen will, manches Kostbare enthält, und dem Kenner willkommene und lehrreiche Bruchstücke darbietet, besonders die unvergleichliche vesuvischvulkanische Sammlung in einem drauſsenstehenden Schranke, einen reichen Vorrath von Goldstufen, sehr schönen weiſsen Bleispath vom Glücksrad am Harz, Eisenglaskopf von den seltensten Configurationen, prächtiges rothes Kupferglas, Flusſpathdrusen, Versteinerungen, u. dgl. m. Das Merkwürdigste war mir ein Menschenschedel, der gleichsam aus gelbbraunem Tuff von sehr dichtem, ſestem Bruch, woran keine Lamellen kenntlich sind, besteht. An einigen Stellen ist die Substanz desselben zolldick, ohne daſs man auf dem Schnitte die geringste Spur von Inkrustation erkennen kann. Der halbe Oberkopf ist nämlich bis an die Augenbrauen und hinten bis auf die Hälfte des Hinterhaupts, wie ein Segment ausgeschnitten, so daſs man es herausnehmen und inwendig alles besehen kann. Ein Umstand ist dabei sehr auffallend: Die Substanz dieses Schedels hat in ihrer Veränderung fast alle feineren Hervorragungen so bedeckt, und alle Vertiefungen so ausgefüllt, daſs man sowohl auf der innern, als auf der äuſsern Oberfläche nur kleine abgerundete Spuren erblickt; gleichwohl sind die Gelenkflächen des Kopfes und des Unterkiefers allein verschont und in ihrem natürlichen Zustande geblieben. Dies allein beweiset schon, daſs dieses seltene Stück nur zur Erläuterung der

Lehre von den Krankheiten der Knochen dienen kann, und keinesweges, wie man vorgiebt, ein versteinerter Menschenschedel ist. Solche Versteinerungen sind zwar von andern Thierklassen nicht selten, hingegen vom Menschen ist bis jetzt noch schlechterdings kein einziges unbezweifeltes Petrefakt gefunden worden. Die Krankheit, welche hier diese sonderbare Erscheinung an einem Menschenschedel hervorgebracht hat, ist eine der ungewöhnlichsten gewesen, nämlich ein Überfluſs von wucherndem Knochensaft, oder Knochenstoff, wodurch bei Lebzeiten des unglücklichen Individuums die Theile des Schedels zu einer unförmlichen Gestalt angewachsen sind, und ihn allmälig aller Sinnorgane beraubt haben müſsen. Dabei ist es vorzüglicher Aufmerksamkeit werth, daſs die Nervenlöcher doch verhältniſsmäſsig nur wenig verengt worden sind. Man hat

bereits

bereits in *d'Argenville's* Oryktologie die Abbildung eines dem hiesigen vollkommen ähnlichen Schedels, und unser *Sömmerring* besitzt einige, auf eben dieselbe Art unförmlich angequollene Hünerknochen.

Ich will mir den Glauben nicht nehmen lassen, daſs diese wissenschaftlichen Ansichten, welche Dich gewiſs sehr lebhaft beschäftigen werden, eine Seite haben, an der sie auch eine weniger vorbereitete Wiſsbegierde befriedigen können. Es kommt eines Theils nur darauf an, diese allgemein interessirende Seite herauszukehren; und andern Theils müſste der Zuhörer nur eine gewisse Thätigkeit der eigenen Geisteskräfte und einen richtigen Sinn besitzen, um überhaupt alles Neue, sobald es nicht in Kunstwörtern verborgen bleibt, unterhaltend, richtig und anwendbar zu finden. Je reicher die Ausbildung unseres Zeitalters, je gröſser die Anzahl unserer Begriffe, je erlesener ihre Auswahl ist, desto umfassender wird unser Denk- und Wirkungskreis, desto vielfaltiger und anziehender werden die Verhaltnisse zwischen uns und allem was uns umgiebt. Daſs wir uns auf diesem Punkte der Geisteskultur befinden, das beweist der gegenwärtige Zustand der Erziehungsanstalten, der Universitäten, der belletristischen und ernsten Litteratur, der politischen und statistischen Verfassungen, der physischen und hyperphysischen Heilkunde, ja sogar der raisonnirten Schwelgerei und raffinirten Sinnlichkeit, worin alles auf einem encyklopädischen Inbegrif und Zusammenhang aller möglichen Zweige der Erkenntniſs beruhet. Dieser nunmehr in allen Fächern aufgesuchten und mit so vielem Glück verfolgten Verwebung und Verbindung der verschiedenartigsten Kenntnisse sind wir es schuldig, daſs der Gang unserer

Erziehung sich beflügelt und daſs unsere sechszehnjährigen Jünglinge ein vollständigeres, zusammenhängenderes System von nützlichen, praktischen Begriffen inne haben, als man sich zu *Locke's* Zeiten mit dreiſsig Jahren erwerben konnte. Die Spreu ist besser von reinem Korn geschieden, und wir genieſsen, wenigstens in gewisser Rücksicht, die Frucht des Schweiſses von Jahrtausenden. Unsere Frauenzimmer selbst finden es leicht und anmuthig, alle Gefilde des Wissens zu durchstreifen, sie wie Gärten geschmückt zu sehen, und ihre Blumen in einen Strauſs zusammenzubinden, den man im bunten, gesellschaftlichen Kreise nicht ohne Selbstgefallen jedem zur Erquikkung darreichen kann. Wir wollen uns über diese oberflächliche Weisheit nicht entrüsten; denn sie ist reeller, als man denkt, und als es mürrische oder pedantische Sittenrichter zugeben mögen. Alles ist gewonnen, wenn es zur Gewohnheit wird, die Geisteskräfte zu beschäftigen und die Vernunft, die man dem gröſsten Theile des Menschengeschlechts so lange und so gern abgeläugnet oder auch wohl unmenschlich entrissen hat, in ihrer Entwickelung überall zu begünstigen. Nur der Geist, welcher selbst denkt, und sein Verhältniſs zu dem Mannichfaltigen um sich her erforscht, nur der erreicht seine Bestimmung. Wie wir anfingen, so endigen wir dann: durch die Wirbel aller möglichen Zusammensetzungen hindurch, kehren wir, reich in uns selbst und frei, zu der ursprünglichen Einfalt zurück! —

Du weiſst, ich kenne auch die Rückseite des schönen Gepräges, welches unsere Einbildungskraft den Weltbegebenheiten aufdrückt; allein jede Ansicht hat nur Einen, ihr eigenen Gesichtspunkt, und wer ihn verrückt, der hascht nach einem Schatten, über welchen das Wesentliche selbst ihm entgeht. Wenn wir uns am heitersten Frühlingsmorgen des Lichtes freuen, dessen milder Strom den Himmel und die Erde verjüngt und Lebenswonne in der ganzen Schöpfung anzündet — was kümmert uns der Sonnenstich oder die Donnerwolke, die möglichen Folgen der Einwirkung jenes wohlthätigen Elements in einen unvollkommenen, ungleichartigen Planeten?

IV.

Kölln.

Wir gingen in den Dom und blieben darin, bis wir im tiefen Dunkel nichts mehr unterscheiden konnten. So oft ich Kölln besuche, geh ich immer wieder in diesen herrlichen Tempel, um die Schauer des Erhabenen zu fühlen. Vor der Kühnheit der Meisterwerke stürzt der Geist voll Erstaunen und Bewunderung zur Erde; dann hebt er sich wieder mit stolzem Flug über das Vollbringen hinweg, das nur Eine Idee eines verwandten Geistes war. Je riesenmäſsiger die Wirkungen menschlicher Kräfte uns erscheinen, desto höher schwingt sich das Bewuſstseyn des wirkenden Wesens in uns über sie hinaus. Wer ist der hohe Fremdling in dieser Hülle, daſs er so in mannichfaltigen Formen sich offenbaren, diese redenden Denkmäler von seiner Art die äuſseren Gegenstände zu ergreifen und sich anzueignen, hinterlassen kann? Wir fühlen, Jahrhunderte später, dem Künstler nach, und ahnden die Bilder seiner Phantasie, indem wir diesen Bau durchwandern.

Die Pracht des himmelan sich wölbenden Chors hat eine majestätische Einfalt, die alle Vorstellung übertrift. In ungeheurer Länge stehen die Gruppen schlanker Saulen da, wie die Bäume eines uralten Forstes: nur am höchsten Gipfel sind sie in eine Krone von Aesten gespalten, die sich mit ihren Nachbaren in spitzen Bogen wölbt, und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar ist. Läſst sich auch schon das Unermeſsliche des Weltalls nicht im beschränkten Raume versinnlichen, so liegt gleichwohl in diesem kühnen Emporstreben der Pfeiler und Mauern das Unaufhaltsame, welches die

Einbildungskraft so leicht in das Gränzenlose verlängert. Die griechische Baukunst ist unstreitig der Inbegrif des Vollendeten, Uebereinstimmenden, Beziehungsvollen, Erlesenen, mit einem Worte: des Schönen. Hier indessen an den gothischen Säulen, die, einzeln genommen, wie Rohrhalme schwanken würden und nur in groſser Anzahl zu einem Schafte vereinigt, Masse machen und ihren geraden Wuchs behalten können, unter ihren Bogen, die gleichsam auf nichts ruhen, luftig schweben, wie die schattenreichen Wipfelgewölbe des Waldes — hier schwelgt der Sinn im Uebermuth des künstlerischen Beginnens. Jene griechischen Gestalten scheinen sich an alles anzuschlieſsen, was da ist, an alles, was menschlich ist; diese stehen wie Erscheinungen aus einer andern Welt, wie Feenpalläste da, um Zeugniſs zu geben von der schöpferischen Kraft im Menschen, die einen isolirten Gedanken bis auf das äuſserste verfolgen und das Erhabene selbst auf einem excentrischen Wege zu erreichen weiſs. Es ist sehr zu bedauren, daſs ein so prächtiges Gebäude unvollendet bleiben muſs. Wenn schon der Entwurf, in Gedanken ergänzt, so mächtig erschüttern kann, wie hätte nicht die Wirklichkeit uns hingerissen!

Ich erzähle Dir nichts von den berüchtigten heiligen Drei Königen und dem sogenannten Schatz in ihrer Kapelle; nichts von den Hautelissetapeten und der Glasmalerei auf den Fenstern im Chor; nichts von der unsäglich reichen Ciste von Gold und Silber, worin die Gebeine des heiligen Engelberts ruhen, und ihrer wunderschönen ciselirten Arbeit, die man heutiges Tages schwerlich nachzuahmen im Stande wäre. Meine Aufmerksamkeit hatte einen wichtigeren Gegenstand: einen Mann von der beweglichsten Phantasie und vom zartesten Sinne, der zum erstenmal in diesen Kreuzgängen den Eindruck des Groſsen in der gothischen Bauart empfand und bei dem Anblick des mehr als hundert Fuſs hohen Chors vor Entzücken wie versteinert war. O, es war köstlich, in diesem klaren Anschauen die Gröſse des Tempels noch einmal, gleichsam im Widerschein, zu erblikken! Gegen das Ende unseres Aufenthalts weckte die Dunkelheit in den leeren, einsamen, von unseren Tritten wiederhallenden Gewölben, zwischen den Gräbern der Kuhrfürsten, Bischöfe und Ritter, die da in Stein gehauen liegen, manches schaurige Bild der Vorzeit in seiner Seele. In allem Ernste, mit seiner Reizbarkeit und dem in neuen Bilderschöpfungen rastlos thätigen Geiste möchte ich die Nacht dort nicht einsam durchwachen. Gewiſs entsetzest Du Dich schon vor dem bloſsen Gedanken, wie ihm selbst davor graute.

Ich eilte mit ihm hinaus ins Freye, und sobald wir unsern Gasthof erreicht hatten, erwachte die beneidenswerthe Laune, womit er, durchdrungen vom Genuſs der lieblichen Natur, schon auf der ganzen Fahrt von Koblenz her, die einförmigen Stunden uns verkürzt hatte. Noch kann ich mir den groſsen Zweifel nicht lösen, ob es befriedigender sei, Bilder des Wirklichen unmittelbar aus der umgebenden Weite zu schöpfen, oder sie von zahllosen Anschauungen bereits überallher gesammlet, erlesen, geordnet, zusammengesetzt, zu schönen Ganzen vereinigt, aus einer reichen Menschenseele, unserm Wesen schon mehr angeeignet, in uns übergehen zu lassen? Beides hat seinen eigenthümlichen Werth, und beides haben wir seit unserer Abreise schon reichlich gekostet. Lebendiger wirkt die unmittelbare Gegenwart der beseelten Natur; tief und scharf bestimmt und alle Verhältnisse erschöpfend, graben sich die Bilder des Daseyns, das unabhängig von dem Menschen, ohne sein Zuthun ist und war und seyn wird, ins Gedächtniſs ein. Dagegen gesellen sich, von einer menschlichen Organisation aufgefaſst, die mannichfaltigsten Formen aus allen Welttheilen zugleich, aus der Vergangenheit und — darf ich es sagen? — aus der Zukunft, zum Gegenwärtigen, und verweben sich mit ihm zu einem die Wirklichkeit nachahmenden Drama. Wir selbst, ich fühle es wenigstens, können nicht immer so richtig, so ins Wesentliche eingreifend empfangen, so die unterscheidenden Merkmale der Dinge uns selbst bewuſst werden lassen, wie sie uns auffallen, wenn ein Anderer sie vom Auſserwesentlichen abgeschieden und in einen Brennpunkt vereinigt hat. Zum Beweise brauchte ich nur an das schwere Studium des so vielfältig und so zart nüancirten Menschencharakters zu erinnern. Je feiner die Schattirungen sind, wodurch sich so nahe verwandte Geschöpfe unterscheiden, desto seltener ist sowohl die Gabe der bestimmten Erkenntniſs, als die Kunst der treuen Überlieferung ihres Unterschiedes.

Der Genuſs eines jeden, durch die Empfindung eines Andern gegangenen und von ihm wieder mitgetheilten Eindrucks setzt aber eine frühere, wenn gleich unvollkommene Bekanntschaft mit dem bezeichneten Gegenstande in uns voraus. Ein Bild, wäre es auch nur Umriſs, müssen wir haben, worin unsere Einbildungskraft die besonderen Züge aus der neuen Darstellung übertragen und ausmalen könne. Die bestimmte Einpfänglichkeit des Künstlers für das Individuelle erfordert daher, wenn sie recht geschätzt werden soll, einen kaum geringeren Grad der allgemeinen Empfänglichkeit des Kunstrichters: und die Seltenheit dieses Grades ist ohne Zweifel der Grund, weshalb die höchste Stufe der Kunst, in allen ihren Zweigen, so leicht verkannt werden, oder auch beinahe gänzlich unerkannt bleiben kann. Was der groſse Haufe an einem Gemälde, an einem Gedicht oder an dem Spiel auf der Bühne bewundert, das ist es wahrlich nicht, worauf die Künstler stolz seyn dürfen; denn diesem Haufen genügt die Täuschung, die ihm Erdichtetes für Wahres unterschiebt; und wer weiſs nicht, wie viel leichter sich Kinder als Erwachsene, gewöhnliche Menschen als gebildete, täuschen lassen? Darum kann auch nicht die Illusion, als solche, sondern es muſs die ganze Vollkommenheit der Kunst der letzte Endzweck des Künstlers seyn, wie sie allein der Gegenstand der höchsten Bewunderung des Kenners ist, der sich nicht mehr tauschen läſst, auſser, wenn er mit dem feinen Epikurismus der Kultur eben gestimmt wäre, im Beschauen eines Kunstwerks nur den Sinn des Schönen zu befriedigen, und wenn er auf das erhöhte, reflektirte Selbstgefühl, welches aus der Erwägung der im Menschen wohnenden Schöpferkraft entspringt, absichtlich Verzicht thäte.

Was wäre aber die Kunst, was hätte sie, hinweggesehn vom Sinnlichen, Erweckendes und Anziehendes für unsern denkenden Geist, wenn es nicht diese, dem Naturstoff, den sie bearbeitet, eingeprägte Spur der lebendigwirkenden, umformenden Menschheit wäre? Das Siegel des Herrschers in der Natur ist es eben, was wir an jedem Kunstwerk, wie das Brustbild eines Fürsten auf seiner Münze, erblicken wollen; und wo wir es vermissen, da ekelt die allzusklavisch nachgeahmte Natur uns an. Daher hat jede Kunst ihre Regeln, ihre Methodik; eine wahrhafte Geistesschöpfung von abgezogenen Begriffen liegt ihr zum Grunde, nach welcher der Künstler im Materiellen wirken, und der Richter ihn beurtheilen muſs. Der metaphysische Reichthum, den sich der Künstler aus unbefangenen Anschauungen der Natur erwarb, den er in das System seiner Empfindungen und Gedanken verwebte — den strömt er wieder über alle seine Werke aus. So entstanden der *Apoll vom Belvedere*, die *mediceische Venus*, die *Schule von Athen*, die *Aeneide*, der *Mahomet;* so bildeten sich *Demosthenes* und *Cicero*, und *Molé* und *Garrick*. Die Ideale des Meiſsels und der Malerei, der Dichtkunst und der Schauspielkunst finden

wir

wir sämmtlich auf ,dem Punkte, wo das einzeln zerstreute Vortreffliche der Natur zu einem Ganzen vereinigt, eine nach den Denkformen unserer Vernunft mögliche, auch von unserem Sinne zu fassende und sogar noch sinnlich mittheilbare, aber in der lebendigen Natur nirgends vorhandene Vollkommenheit darstellt. Göttlichgroſs ist das Künstlergenie, das den Eindrücken der Natur stets offen, tief und inniguntersch eidend empfindet, und nach seiner innern Harmonie das Treffendste vom Bezeichnenden, das Edelste vom Edlen, das Schönste vom Schönen wählt, um die Kinder seiner Phantasie aus diesen erlesenen Bestandtheilen in Zauberformen zu gieſsen, welche wahr in jedem einzelnen Punkt ihres Wesens, und nur insofern der Mensch ies vereinigte, liebliche Träume sind.

Nur das Gleichartige kann sich fassen. Diesen Geist zu erkennen, der über die

Materie hinwegschwebt, ihr gebietet, sie zusammensetzt und schöner formt, bedarf es eines ähnlichen prometheischen Funkens. Allein wie viele Stufen giebt es nicht zwischen der Unwissenheit, die an einer Bildsäule nur die Glätte des Marmors begaſt, und dem Genie, das mit unnennbarem Entzücken die Phantasie *Polyklets* darin ahndet? Zwischen jenem Landmanne, der sich scheute, die Herren auf der Bühne zu behorchen, und dem Hochbegabten, der in der Seele des Schauspielers von einem Augenblick zum andern den Ausdruck des Empfundenen von der Urtheilskraft regieren sieht? Wenn auch die allgemeine Bewunderung einem ächten Meisterwerke huldigt, so ist es darum noch nicht ausgemacht, daſs gerade das Eigenthümliche, was nur des Künstlers Geistesgröſse ihm geben konnte, den Sinn der Menge hinreiſst. Wir ehren im unerreichbaren *Shakspeare* den kühnsten Dichterflug und den treffendsten Wahrheitssinn; was dem Parterre und den Galerien in London an seinen Schauspielen die höchste Befriedigung gewährt, dürfte leicht etwas anderes seyn. Doch ich habe ja wohl eher sogar den Kenner gesehn, der über Minervens *Helm* Minerven *selbst* vergaſs! An einem Gemälde *Raphaels*, wo seine hohe Ahndung des Göttlichen aus den Gesichtszügen stralte, sah ich einen groſsen Kunstlehrer Proportionen bewundern! Befrage nur die wortgelehrten Kommentatoren um die Schönheit römischer und griechischer Dichter, wenn Du erstaunen willst, daſs sie in der Wahl kurz- und langsylbiger Wörter, in der Mischung der Dialekte, in hundert Artigkeiten, wo Du sie nie gesucht hättest, besteht! Laſs doch Leute von Geschmack Dirs erklären, daſs *Göthens Iphigenia* Dich entzückt, weil *Eu-*

ripides zuerst eine schrieb! Und wenn ein *Hamlet*, oder ein *Lear*, oder ein *Makbeth* vor Dir auftritt, wie der Dichter selbst sich nie träumen lieſs, daſs man sie darstellen könnte; so vernimm von einem Kunstverständigen des Theaters den belohnenden Ausruf seiner höchsten Zufriedenheit: er hat sich treflich einstudirt.

Wahrlich! wäre fremde Anerkennung des eigenthümlichen Verdienstes der einzige Lohn, um welchen der groſse Künstler arbeiten möchte, ich zweifle ob wir dann je ein Meisterwerk gesehen hätten. Ihn muſs vielmehr, nach dem Beispiele der Gottheit, der Selbstgenuſs ermuntern und befriedigen, den er sich in seinen eigenen Werken bereitet. Es muſs ihm genügen, daſs in Erz, in Marmor, auf der Leinwand oder in Buchstaben seine groſse Seele zur Schau liegt. Hier fasse, wer sie fassen kann! Ist das Jahrhundert ihm zu klein; giebt es keinen unter den Zeitgenossen, der im Kunstwerke den Künstler, im Künstler den Menschen, im Menschen den schöpferischen Demiurg erblickte, der eins im andern bewunderte und liebte, und alles, den Gott und den Menschen, den Künstler und sein Bild, in den Tiefen seines eigenen verwandten Wesens hochahndend wiederfände: — so führt doch der Strom der Zeiten endlich das überbleibende Werk und die gleichgestimmte Seele zusammen, die dieser groſse Einklang füllt und in die lichte Sphäre der Vollkommenheit entzückt!

Auf diesen Vortheil aber, möge er viel oder wenig gelten, muſs derjenige Künstler Verzicht thun, der weder im Materiellen arbeitet, noch durch konventionelle Zeichen sein Geisteswerk der Nachwelt überliefern kann, weil er selbst sein eignes Kunstwerk ist, weil in seiner persönlichen Gegenwart die Aeuſserung alles dessen beschlossen liegt, was er mit eigenthümlicher Sinneskraft Individuelles aus der Natur um ihn her auffassen, und mit dem lebendigmachenden Siegel seines Geistes stempeln konnte, weil endlich mit ihm selbst seine Kunst und jede bestimmte Bezeichnung ihres Werthes stirbt. Der Natur den Menschen nachzubilden, nicht bloſs seine körperlichen Verhältnisse, sondern auch die zarteren Spuren des in seiner Organisation herrschenden Geistes so hinzustellen, daſs sie in unserer Phantasie Eingang finden: dieses schöne Ziel der Kunst erreicht sowohl der Dichter als der Bildner, ein jeder auf seinem besondern Wege. Doch den Bildern eignes Leben einzuhauchen, ihnen gleichsam eine Seele zu leihen, die mit der ganzen Kraft ihrer Verwandtschaft in uns wirkt; dies vermag nur der Schauspieler, indem er seine eigenen Züge, seinen Gang und seine Stimme, seinen ganzen Körper mit seiner Lebenskraft in das Wesen, das er uns mittheilen will, hineinträgt, indem er sich mit diesem Ideal, das er zuvor sich aus der Natur abzog, identificirt, und vor unsern Augen mit dem Charakter auch die Handlungsweise, die ganze Aeuſserungsart, ja sogar die Gestalt eines Andern annimmt. Wenn nun die Schöpfungen anderer Künstler nach Jahrtausenden noch bestehen und eben das wirken, was sie neu aus der Hand des Meisters wirkten; so ist hingegen die Empfänglichkeit, die Sonderungsgabe, die bildende Energie des groſsen Schauspielers, die nicht langsam und allmalig an ihrem Werke fortarbeitet, bessert, ändert, vervollkommnet, sondern im Augenblick des Empfangens schon vollendete Geburten in ihm selbst offenbart, auf die bestimmteste Weise nur für das Gegenwärtige berechnet. So glänzend ist der Anblick dieses Reichthums in Eines Menschen Seele, so hinreiſsend das Talent ihn auszuspenden, daſs seine Vergänglichkeit kaum befremdet. Man erinnert sich an jene prachtvollen Blumen, deren Fülle und Zartheit alles übertrift, die in einer Stunde der Nacht am Stängel der Fackeldistel prangen und noch vor Sonnenaufgang verwelken. Dem so zart hingehauchten Leben konnte die Natur keine Dauer verleihen; und — sie warf es in unfruchtbare Wildnisse hin, sich selbst genügend, unbemerkt zu verblühen, bis etwa ein Mensch, wie ich das Wort verstehe, das seltenste Wesen in der Schöpfung, es findet und der flüchtigen Erscheinung genieſst!

Es reicht über den Kreis des Dilettanten hinaus, der Humanität des Künstlers ein Denkmal zu errichten, wenn diese Begeisterung, wozu sein Anblick erwecken konnte, nicht etwa die Stelle vertritt. Du kennst ihn schon; es ist unser *J.* Du wirst ihn sehen und ihm danken; das ist des Kommens werth!

V.

Düsseldorf.

Das finstre, traurige Kölln haben wir recht gern verlassen. Wie wenig stimmt das Innere dieser weitläuftigen, aber halb entvölkerten Stadt mit dem vielversprechenden Anblick von der Fluſsseite überein! Unter allen Städten am Rhein liegt keine so üppig hingegossen, so mit unzähligen Thürmen prangend da. Man nennt sowohl dieser Thürme, als überhaupt der Gotteshäuser und Altäre, eine so ungeheure Zahl, daſs sie meinen Glauben übersteigt. Gleichwohl ist neben so vielen kein Plätzchen übrig, wo die Christen, die den Pabst nicht anerkennen, ihre Andacht frei verrichten dürften. Der Magistrat, der den Protestanten bereits die freie Religionsübung innerhalb der Ringmauern bewilligt hatte, muſste seine Erlaubniſs kürzlich wieder zurücknehmen, weil der Aberglaube des Pöbels mit Aufruhr, Mord und Brand drohte. Dieser Pöbel, der beinahe die Hälfte der Einwohner, also einen Haufen von zwanzigtausend Menschen ausmacht, hat eine Energie, die nur einer bessern Lenkung bedürfte, um Kölln wieder in einiges Ansehen zu bringen. Traurig ist es freilich, wenn man auf einer Strecke von beinahe dreiſsig deutschen Meilen so manche zum Handel ungleich vortheilhafter als Frankfurt gelegene Stadt erblickt, und es sich nun nicht länger verbergen kann, daſs mehr oder weniger eben dieselben Ursachen überall dem allgemeinen Wohlstande kräftigst entgegen gewirkt haben, der sich nur in Frankfurt entwickeln konnte.

In Kölln sollen viele reiche Familien wohnen; allein das befriedigt mich nicht, so lange ich auf allen Straſsen nur Schaaren von zerlumpten Bettlern herumschleichen sehe. So oft ich hingegen nach Frankfurt komme, weide ich mich mit herzlichem Genuſs am Anblick des gemeinen Mannes, der ſast durchgehends geschäftig, reinlich, und anständig gekleidet ist. Der Fleiſsige, der seine Kräfte rechtschaffen anstrengt, um hernach seines Erwerbes froh zu werden, ihn mit den Seinigen zu theilen, regelmäſsig mit ihnen einfache, gute Kost zu genieſsen, und mit ganzem Rock zu erscheinen — dieser Arbeitsame ist unstreitig sittlicher, gesunder und glücklicher, als der Müſsiggänger; er ist ein Mensch, wo dieser nur ein Thier, und zwar mit menschlichen Anlagen ein desto gefährlicheres Thier ist. Bekanntlich geht die Unsittlichkeit der Bettler in Kölln so weit, daſs sie den Müſsiggang systematisch treiben und ihre Plätze an den Kirchthüren erblich hinterlassen oder zum Heirathsgut ihrer Töchter schlagen. In der

Osterwoche ist es gebräuchlich, daſs die Armen, die sich schämen öffentlich zu betteln, in schwarze Kittel vermummt und mit einem Flor über dem Gesicht, auf die Straſse gehen, niederknieen, den Rosenkranz beten und die Vorübergehenden um Almosen anrufen. Man nennt diese Leute hier mit einem eigenen Namen *Kappengecken*, und ihr widerlicher Aufzug ist so auffallend, daſs die halbnackten Straſsenkinder ihre zerrissenen Hemdchen sich über den Kopf schlagen, um ihnen diese Mummerei nachzumachen.

Wer begreift nicht, daſs die zahlreiche Bande von sitten- und gewissenlosen Bettlern, die auf Kosten der arbeitenden Klasse leben, hier den Ton angeben muſs? Allein da sie träge, unwissend und abergläubisch ist, wird sie ein Werkzeug in der Hand ihrer theils kurzsichtigen, sinnlichen, theils ränkevollen herrschbegierigen Führer. Die Geistlichen aller Orden, die hier auf allen Wegen wimmeln, und deren ungeheure Menge auf einen Reisenden immer einen unangenehmen Eindruck macht, könnten zur Moralität dieser rohen, ungezügelten Menge auf das heilsamste wirken, könnten sie zum Fleiſs, zur Ordnung anführen, und ihnen billige Gesinnungen gegen ihre anders denkenden Mitbürger, ein Gefühl von Ehre und Schande, von Eigenthum und Recht einimpfen. Dies und noch weit mehr könnten, sollten sie thun, da sich ihr Stand nur durch diese Verwendung für das gemeine Beste zur Existenz legitimiren kann. Allein sie thun es nicht und — *sind!* Die Bettlerrotten sind ihre Miliz, die sie am Seil des schwärzesten Aberglaubens führen, durch kärglich gespendete Lebensmittel in Sold erhalten, und gegen den Magistrat aufwiegeln, sobald er ihren Absichten zuwider handelt. Es ist wohl niemand so unwissend, daſs er noch fragen könnte, wer den Pöbel gereizt habe, sich der Erbauung eines protestantischen Gotteshauses zu widersetzen?

So eben sind auch von der Köllnischen Klerisei an ihren Kuhrfürsten Vorstellungen ergangen, worin er im Namen der ächten, rechten Lehre aufgefordert wird, dem Professor der Philosophie in Bonn den Gebrauch des Federschen Handbuchs bei seinen Vorlesungen zu untersagen. Unter andern Argumenten, heiſst es in ihrer Schrift, daſs *Feder* von den Protestanten selbst für heterodox gehalten werde; eine Behauptung, die im protestantischen Deutschland unerhört ist, da es schon im Wesen des Protestantismus liegt, daſs darin die verabscheuungswürdigen Unterschiede von Orthodoxie und Heterodoxie gar nicht statt finden können. Wie es scheint, erlaubt man sich also in Kölln den Grundsatz, daſs gegen den Feind alle Vortheile gelten; und in einer Sache, wo es keinen haltbaren Grund giebt, in der Sache geistlicher Verfolgungssucht, ist freilich das schlechteste Argument so viel werth, wie jedes andere, sobald man es nur geltend machen kann. Der Gewissenhafte, der sich bemüht, der strengen Wahrheit und der Vernunft treu zu bleiben, kommt gegen einen Widersacher nicht auf, welcher wissentlich zu täuschen und zu übertäuben sucht, und zu seinem Zwecke alle Mittel für erlaubt hält.

Die Zeiten, sagt man, sind vorbei, da der Scholastiker fragen durfte, was *Aristoteles* von diesem oder jenem Geheimnisse der katholischen Lehre, zum Beispiel, von der Jungfrauschaft der Mutter Gottes, gehalten habe? Ich hingegen behaupte, daſs diese Zeiten nie ganz aufhören können, so lange es kein Mittel giebt, den Menschen Ehrfurcht gegen das Edelste, was ihrer Natur zum Grunde liegt, *gegen ihre eigene Vernunft*, einzuflöſsen. Wo diese Ehrfurcht fehlt, da wird man sich immerfort Ungereimtheiten erlauben, da wird man, sobald politische Verhältnisse es gestatten, intolerant seyn, und die Gewissen mit Zwang beherrschen wollen. Wenn nicht diese verkehrte Herrschbegierde die Triebfeder der widersprechendsten Aeuſserungen wäre, so müſste man sich ja wundern, wie es nur möglich ist, daſs irgend einer Geistlichkeit nicht alle philosophische Lehrbücher höchst gleichgültig seyn sollten. Die Philosophie muſs sich schlechterdings nur auf das Begreifliche, auf das Erweisliche einschränken; da hingegen die Theologie unbegreifliche Mysterien lehrt, welche nicht demonstrirt, sondern geglaubt werden müssen, vermittelst eines

Glaubens, der die unbedingte Gabe der Gottheit ist. Soll man nun doch das Unbegreifliche demonstriren, das heiſst, begreiflich machen? Einen platteren Widerspruch giebt es nicht.

Wie mag es aber wohl kommen, daſs man heutiges Tages zu solchen Widersprüchen seine Zuflucht nimmt? So viel ich sehe, liegt eben darin ein auffallender Beweis der Schwäche, deren sich die Herren bewuſst seyn müssen. Wenn man versinken will, hascht man begierig auch nach dem Strohhalm, der doch niemanden retten kann. Ehedem verfuhren sowohl die weltlichen als die kirchlichen Despoten ganz anders. Sie lieſsen es ihre geringste Sorge seyn, die Vernunft mit ihren Aussprüchen in Harmonie zu bringen, brauchten Gewalt, wo sie ihnen in die Hände fiel, und erstickten dann die Keime des Denkens. Aber hier und dort ist ihnen ein Samenkörnchen entgangen und zu einem schönen Baume aufgesproſst, unter dessen Schatten sich die Völker schon sammeln. Mit Schrecken und Abscheu bebt man bereits vor Jedem zurück, der unsere freie Willkühr, es sei worin es wolle, beschränken möchte, und am allermeisten vor Dem, der ein Interesse hat, etwas Unbegreifliches als positive Wahrheit anerkannt zu wissen. Ein Mensch kann dem andern nicht gebieten, was er *thun* soll, als in sofern dieser es für gut findet, sich befehlen zu lassen; wie viel widerrechtlicher also, wenn jemand gebieten will, was man *glauben* soll, und denen, die das Gebotene nicht glauben können oder nicht glauben wollen, die Rechte schmälert, die ein Mensch dem andern nicht nehmen darf, die ein Bürger dem andern garantirt! In dieser Lage der Sachen ist es so befremdend nicht, daſs man itzt einen letzten Versuch macht, ob man nicht noch die angehenden Denker selbst durch ein Gewebe von betrüglichen Schlüssen hintergehen und einfangen könne. Allein die Vernunft rächt sich an denen, die sie so lange verachteten und verfolgten; und wenn jemand mit der Demonstrationsmethode, die im vorigen Jahrhundert noch gut genug war, jetzt auftritt, so nimmt er sich ungefähr so aus, wie ein Kind, das einen Erwachsenen mit eben dem Popanz schrecken will, vor welchem seine Spielkameraden liefen.

Das sicherste Zeichen eines zerrütteten, schlecht eingerichteten, kranken Staats hat man immer daran, wenn er eine groſse Menge Müſsiggänger nährt. Der Fleiſsige, der die Früchte seines Schweiſses mit diesen Raubbienen theilen muſs, kann sich endlich des Gedankens nicht erwehren, daſs man die unbilligste Foderung an ihn thut, indem man seiner Redlichkeit die Strafe auferlegt, die eigentlich strafwürdigen Faullenzer zu füttern. Die natürliche, unvermeidliche Folge dieser Reflexion ist, wenn man sich zu schwach fühlt dem Übel abzuhelfen, eine tödtliche Gleichgültigkeit gegen das gemeine Beste, gegen die Verfassung selbst. Welcher Staat kann *public spirit* von seinen Bürgern erwarten, wenn er sie miſshandelt? Es ist gleichviel, ob ein Despot oder eine Horde von Bettlern die Freiheit des arbeitsamen, tugendhaften Bürgers vernichtet; diese Ungerechtigkeit muſs der Staat allemal büſsen. Aus gleichgültigen, kalten Mitgliedern des Ganzen werden die Hintangesetzten und Gedrückten bald auch zu moralisch schlechteren Menschen. Das Beispiel steckt an, und gegen die Übermacht gewissenloser Müſsiggänger scheinen Betrug und List und Ränke ihnen bald die erlaubteste und sicherste Gegenwehr. Was die Bettler auf der einen Seite rauben, das müssen Betrogene auf der anderen Seite wieder ersetzen. Auf diese Art schleicht unvermerkt das Gift der Sittenlosigkeit durch alle Stände, und verderbt endlich die ganze Masse. Die Vernunft wird entbehrlich, wo die Begriffe von Recht und Billigkeit dem Eigennutze weichen müssen; Alles versinkt in jene sinnliche Abspannung, die das Laster unvermeidlich macht und bei den nachfolgenden Krämpfen des Gewissens dem lauernden Aberglauben gewonnenes Spiel giebt.

Nirgends erscheint der Aberglaube in einer schauderhafteren Gestalt als in Kölln. Jemand, der aus unserm aufgeklärten Mainz dahin kommt, hat in der That einen peinigenden Anblick an der mechanischen Andacht, womit so viele tausend Menschen den Müſsiggang zu heiligen glauben, und an der blinden Abgötterei, die der Pöbel hier wirklich mit Reliquien treibt, welche den ächten Religionsverehrern unter den Katholiken selbst ein Ärgerniſs geben. Wenn die Legende von den elftausend Jungfrauen auch so wahr wäre, wie sie schwer zu glauben ist, so bliebe doch der Anblick ihrer Knochen in der Ursulakirche darum nicht minder scheuſslich und empörend. Allein, daſs man die Stirne hat, dieses zusammengeraffte Gemisch von Menschen- und Pferdeknochen, welches vermuthlich einmal ein Schlachtfeld deckte, für ein Heiligthum auszugeben, und daſs die Köllner sich auf diese Heiligkeit todtschlagen lassen, oder, was noch schlimmer ist, den kühnen Zweifler selbst leicht ohne Umstände todtschlagen könnten: das zeugt von der dicken Finsterniſs, welche hier in Religionssachen herrscht. Es wäre wohl einer gründlichen Nachforschung werth, ob es sich bestimmen lasse, welche Ursachen in verschiedenen Ländern dieselbe Religion so umbilden, daſs sie in ihren Wirkungen auf den Charakter der Einwohner sich nicht mehr gleich bleibt. Warum herrscht zum Beispiel in Kölln ein schwarzgallichter Fanaticismus in der Andacht, in Rom hingegen Leichtsinn und heitere Freude? Sind es die niederländischen Nebel und die lauen, gestirnten Nächte Italiens, welche diesen Unterschied bemerkbar machen? oder steckt es schon von undenklichen Zeiten her im italienischen und im deutschen Blute, daſs jenes den Zauber der erhöheten Sinnlichkeit über alle Gegenstände verbreitet, dieses aber selbst eine Religion, welche so lebhaft auf die Sinne wirkt, finster und menschenfeindlich machen kann? Ich gestehe, daſs ich viel auf die Einwirkung eines milden Himmelstriches halte, und so auffallend der Unterschied zwischen dem niedrigen Bettler in Kölln und dem edleren Lazarone in Neapel ist, rechne ich ihn doch gröſstentheils auf die klimatische Verschiedenheit ihres Aufenthalts. In Italien entwickelt schon allein das Klima den gesunden Menschenverstand; wer dort faullenzt, der ist, nach *Mrs. Piozzi's* Bemerkung, nur nicht hungrig. Sobald ihn hungert, greift er zur Arbeit, weil sein Verstand ihn dieses Mittel als untrüglich einsehen läſst. Hingegen versuch' es jemand, dem Pöbel in Kölln von Arbeit zu sprechen!

Wir besahen in der St. Peterskirche zu Kölln die berühmte *Kreuzigung Petri* von *Rubens*. Wenn ich nichts Anderes von diesem Meister gesehen hätte, so würde mich dieses Stück nicht in Versuchung führen, allzuvortheilhaft von ihm zu urtheilen. Die ganze Figur des Apostels ist sehr verzeichnet, und eine richtige Zeichnung konnte doch bei einem so ekelhaften, das Gefühl so sehr beleidigenden Gegenstande, noch das einzige Verdienst bleiben. Der Heilige wird hier ans Kreuz genagelt, und — nun denke Dir die Abscheulichkeit! — damit seine Henker bequemer zu den Füſsen kommen können, steht das Kreuz mit dem Kopf zu unterst; die Leiden des Gemarterten sind folglich um so viel fürchterlicher. Hilf Himmel, welch ein ästhetisches Gefühl hat so mancher gepriesene Künstler gehabt! Sind das Gegenstände, die eine Abbildung verdienen? Gegenstände, die ich in der Natur nicht sehen möchte! Doch wir sind jetzt in der Nähe der schönen Galerie; morgen will ich Dich von der Kunst unterhalten.

Welch ein himmelweiter Unterschied zwischen Kölln und diesem netten, reinlichen, wohlhabenden Düsseldorf! Eine wohlgebaute Stadt, schöne massive Häuser, gerade und helle Straſsen, thätige, wohlgekleidete Einwohner; wie erheitert das nicht dem Reisenden das Herz! Vor zwei Jahren lieſs der Kuhrfürst einen Theil der Festungswerke demoliren, und erlaubte seinen Unterthanen auf dem Platze zu bauen. Jetzt steht schon eine ganze neue Stadt von mehreren langen, nach der Schnur gezogenen Straſsen da; man wetteifert mit einander, wer sein Haus am schönsten, am bequemsten bauen soll; die angelegten Kapitalien belaufen sich auf sehr beträchtliche Summen, und in wenigen Jahren wird Düsseldorf noch einmal so groſs als es war, und um vieles prächtiger seyn. Wer doch das Geheimniſs einer guten Staatsverwaltung wüſste, damit er sagen könnte, wie sich in den Herzogthümern Jülich und Berg so groſse Reichthümer häuften, wie die Bevölkerung daselbst so stark, und der Wohlstand der Einwohner gleichwohl so allgemein ward, daſs die kleinern Städtchen nicht minder wohlhabend sind, als die Hauptstadt; daſs der Anbau auf dem platten Lande denselben Geist der guten Wirthschaft, denselben Fleiſs zeigt, wie die Fabriken; daſs man hier so leicht den Weg zu einer glücklichen Existenz finden lernte, der anderwärts so schwer zu treffen scheint? — Ich fange an zu glauben, dieses Geheimniſs sei einfacher als man denkt; es ist *das Ei des Kolumbus*, und wenn man es weiſs, kann man sich kaum bereden, daſs nicht mehr dahinter war, ja, man ärgert sich wohl, daſs man nicht von selbst darauf fiel. Die ganze Kunst besteht darin, daſs der Regent sich der verderblichen Spiegelfechterei, die man gewöhnlich, obwohl mit Unrecht, *regieren* nennt, zu rechter Zeit zu enthalten wisse, und sein Volk mit den gepriesenen Regentenkünsten verschone, worauf sich mancher so viel zu gute thut, und womit er sich das Ansehen der einzigen Seele in der groſsen Staatsmaschine giebt. Es gehört ein entschiedenes Maaſs von gutem Willen und ein etwas seltener, selbst bei guten Menschen, wenn sie Macht in Händen haben, ungewöhnlicher Grad der Selbstverläugnung dazu, um nicht zur Unzeit wirken zu wollen, und sich lediglich darauf einzuschränken, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche der freien, willkührlichen, unbedingten Thätigkeit eines jeden Bürgers im Staate entgegen stehen. Die Einsicht des Regenten sei noch so vortreflich; sobald er es nach derselben versucht, die Menschen auf einem Wege, den sie selbst sich nicht wählten, vor sich hin zu treiben: sobald erfährt er auch, daſs die eigenen Lebenskräfte in seiner Staatsmaschine stocken oder schlafen, und die Wirkung schlechterdings nicht hervorbringen, die erfolgt seyn würde, wenn er nicht den verwandten Geist in jedem seiner Brüder verkannt und zu einer ungeziemenden Knechtschaft verurtheilt hätte. Es ist wahr, die Summe des Guten, das in der Welt geschieht, ist immer unter unserer Erwartung, aber sicherlich ist sie da die kleinste, wo man sich vorsetzt, eine gröſsere zu erzwingen. Durch das Übermaaſs alles Positiven, versündigen sich die Regierungsformen an dem Menschengeschlechte. Durch die ins Unendliche vervielfältigten Gesetze und landesherrlichen Verordnungen, so gut es oft damit gemeint seyn mag, und durch jene, von Schmeichlern und Parasiten so gepriesene Kleingeisterei der Fürsten, die mit unermüdeter Sorgfalt in eines jeden Bürgers Topf gucken, oder gar sich um seine Privatmeinungen und Gedanken bekümmern, richten die Regenten allmälig, ohne es selbst zu wollen, ihre Staaten zu Grunde, indem sie die freie Betriebsamkeit des Bürgers hemmen, mit welcher zugleich die Entwickelung aller Geistesfähigkeiten aufhört.

Eine Viertelstunde von hier besuchten wir ein Mönchskloster. Es giebt nur wenig ähnliche Klöster in der Welt; denn die Mönche folgen der strengen Regel der in Frankreich so berühmten Abtei *la Trappe.* Zu unserer Verwunderung fing der erste, den wir erblickten, sogleich an mit uns zu sprechen, und erzählte uns, das Gelübde des Stillschweigens sei gänzlich aufgehoben. Dem guten Manne schien aber das Sprechen, dessen er so lange entwohnt gewesen war, nicht leicht zu werden. Ehedem hielt man mit einer unglaublichen Strenge auf dieses Verbot. Ein Officier, der einst einen dieser Mönche nach dem Wege fragte, und keine Antwort auf wiederholtes Anfragen erhielt, hätte den armen Büſser beinahe mit Schlägen ums Leben gebracht, ohne einen Laut aus ihm hervorzubringen. In Frankreich brannte das ganze Kloster ab, und keiner von den Brüdern brach das heilige Stillschweigen. Die Aufhebung desselben ist nur ein Vorläufer der gänzlichen Aufhebung des Ordens selbst. Schon lange konnte er keine Novizen mehr bekommen; man scheute die allzustrenge Regel. Mit dem Aussterben dieser Mönche wird indeſs dem Staate kein groſser Gewinn zufallen, da sie so eben ihre Kapitalien zur Erbauung einer neuen Kirche und eines neuen Klostergebäudes verwendet haben. Ungeachtet sie kein Fleisch essen, werden sie doch bei ihrer stillen, unthätigen Lebensweise, welche die Kräfte des Geistes fast gänzlich schlummern läſst, recht alt, und sind fast durchgehends wohlbeleibt. Unser

Füh-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Führer war über achtzig Jahr alt, und sah wenigstens zwanzig Jahr jünger aus. Auf seinem übrigens sehr gutmüthigen Gesichte, war die Leere des Gedächtnisses, die Armuth des Ideenvorraths, unverkennbar. Was ist nun besser: einige Runzeln mehr und einen durch Übung gebildeten, durch Erfahrung und Thätigkeit bereicherten Geist zu Grabe zu nehmen, oder sorglos, ohne Leidenschaften, ohne Geistesgenuſs, in stiller Andacht hinzubrüten und zuletzt ganz sanft in seinem Fette zu ersticken? Wähle sich ein jeder, was ihm frommt; ich weiſs, daſs diese Existenz und dieses Ende keinen Reiz für den haben, der schon das bessere Loos der Menschen kannte:

zu leiden, zu weinen,
zu genieſsen und zu freuen sich.

VI.

Düsseldorf.

Heute weideten wir uns drei Stunden lang an der hiesigen vortreflichen Galerie. Gern nahm ich der Gelegenheit wahr, sie zum fünſtenmal in meinem Leben zu sehen, die Eindrücke von so manchem Denkmal des Kunstgenies und des Kunstfleiſses aufzufrischen, und vor allem an ein paar göttlichen Werken einer seelenvollen Phantasie, ein paar Lieblingsbildern, die stets gesehen, dennoch immer neu bleiben, und immer neuen Genuſs gewähren, meine Augen und meinen Sinn zu erquicken. Du erwartest von mir weder eine Beschreibung noch ein Verzeichniſs von diesem unschätzbaren Vorrath erlesener Meisterwerke. Weder ein trockner Katalog, eine mühsame Aufzählung aller einzelnen Stücke, mit den Namen der Meister, noch selbst die treueste wörtliche Beschreibung dieser Gegenstände, deren Werth bloſs durch die Sinne empfunden werden kann, würde mich von dem Vorwurf der gemiſsbrauchten Geduld retten. Wo ist die Gemäldesammlung, von der man nicht nur vollständige, sondern sogar sogenannte raisonnirte Verzeichnisse hat, die mit Kunstwörtern fleiſsig ausstaffiert, mit Lobeserhebungen und nachgebeteter Verehrung manches berühmten Künstlernamens angefüllt sind?

Das Vergnügen, welches man bei dem Anblick eines Kunstwerkes empfindet, wird dadurch geschärft, daſs man die aus der Geschichte und Mythologie entlehnten Subjekte schon kennt, und die Ausführung des Künstlers, seine Wahl des rechten Gefühlergreifenden Augenblicks, sein Studium der Natur in Zeichnung, Charakteristik, Stellung, Farbe, Beleuchtung und Kleidung der dargestellten Personen dagegen halten kann. Allein von allem, was während dieses Anschauens und Vergleichens in uns vorgeht, läſst sich dem Abwesenden mit Worten wenig mittheilen, was seiner Einbildungskraft behülflich seyn könnte, sich ein ähnliches Phantom des Kunstgebildes zu entwerfen. Die reiche Phantasie hat hier den Vortheil vor der ärmeren, daſs sie schon viele Bilder in sich faſst, auf die man sich beziehen, mit denen man das Gesehene vergleichen und solchergestalt sie in Stand setzen kann, sich eine lebhafte bildliche Vorstellung eines nie erblickten Gegenstandes zu vergegenwärtigen. Denn, was mein Auge unmittelbar vom Gegenstande empfing, das giebt keine Beschreibung dem Andern wieder, der nichts hat, womit er mein Objekt vergleichen kann. Der Botaniker beschreibe Dir die Rose in den gemessensten Ausdrücken seiner Wissenschaft; er benenne alle ihre kleinsten Theile, bestimme deren verhältniſsmäſsige Gröſse, Gestalt, Zusammenfügung, Substanz, Oberfläche, Farbenmischung; kurz, er liefere Dir eine so pünktlich genaue Beschreibung, daſs sie, mit dem Gegenstande selbst zusammengehalten, nichts zu wünschen übrig läſst: so wird es Dir, wenn Du noch keine Rose sahst, doch unmöglich seyn, ein Bild daraus zu schöpfen, das dem Urbild entspräche; auch wirst Du keinen Künstler finden, der es wagte, nach einer Beschreibung die nie gesehene Blume zu zeichnen. Ein Blick hingegen, eine einzige Berührung durch die Sinnesorgane; und das Bild ist auf immer seiner Phantasie unauslöschlich eingeprägt. Was ich hier sage, gilt in einem noch höheren Grade von Dingen, die man vergebens in Worte zu kleiden versucht. Das Leben ist ein Proteus, der sich tausendfältig verschieden in der Materie offenbart. Wer beschreibt das unnenbare Etwas, wodurch in demselben Auge, bald stärker, bald gedämpfter, das inwohnende geistige Wesen hervorstralt? Gleichwohl fassen wir mit den Sinnen diese zarten Schattirungen, und der Künstler selbst vermag ihr Gleichniſs in seinen Werken darzustellen, sobald er sie scharf ergriffen, in seine Phantasie getragen hat.

Ich möchte gern noch ein wenig länger umherschweifen, um desto eher zum Ziele zu kommen. Vergleichen, Aehnlichkeiten und Unterschiede bemerken, ist das Geschäft des Verstandes; schaffen kann nur die Einbildungskraft, und in dem Objektiven sich selbst genieſsen nur jene reine, innere Empfänglichkeit des Herzens, die ich, in der höheren, eigentlichen Bedeutung des Wortes, den *Sinn* nenne. Wir geben uns das Maaſs unserer Kraft nicht selbst, mehren und mindern es nicht, bestimmen nicht einmal die

Art ihrer Aeuſserung. Die Spontaneität unseres Wesens, vermittelst deren wir empfinden, ist die gemeinste; sie ist sogar eine thierische Eigenschaft, und beide, die Phantasie sowohl als der Verstand, setzen den Sinn voraus, ohne welchen sie leer und unwirksam blieben. Auch die Einbildungskraft hat man, wie mich dünkt mit Recht, den Thieren in gewissem Grade zuerkannt, und daher der Urtheilskraft einen wesentlichen Vorzug vor ihr eingeräumt. Auf eine Rangstreitigkeit der Seelenkräfte wollen wir uns hier nicht einlassen, wenn man nur zugesteht, daſs oft mit vieler Einsicht äuſserst wenig Phantasie verbunden ist, hingegen die höchste, schöpferische Energie des Geistes, der metaphysische Bildungstrieb, wenn ich ihn so nennen darf, welcher neue Wesen hervorbringt, ohne Phantasie sich nicht denken läſst.

Auf Verstand und Phantasie wirkt man aber weit öfter durch die Empfindung, als umgekehrt. Wenn wir zum eigenen Hervorbringen zu kraftlos, zum Urtheilen und Vergleichen zu träge sind, dann genieſsen wir noch durch die Berührung verschiedenartiger Gegenstände, die auch ohne unser deutliches Bewuſstseyn ihre Grade der physischen Uebereinstimmung oder des Miſsverständnisses mit uns haben, uns anziehen oder abstoſsen, angenehm oder widrig auf uns wirken. Mittelbar, durch die Sprache, können sogar diese Empfindungen von Herz zu Herz sich fortpflanzen; dies beweiset insbesondere der Reiz, den Romane, Gedichte und andere leichte, unterhaltende Schriften für den gröſsten Theil der Lesewelt haben, und die Erschütterung, welche die darin geschilderten Empfindungen so allgemein verursachen. Diese Vorausſetzungen scheinen mir auf die Kunst anwendbar; und meines Erachtens erreicht man besser seinen Endzweck, indem man wieder erzählt, was man bei einem Kunstwerke empfand und dachte, also, wie und was es *bewirkte*, als wenn man es ausführlich *beschreibt*. Bei einer noch so umständlichen Beschreibung bedarf man einer höchstgespannten Aufmerksamkeit, um allmälig, wie man weiter hört oder liest, die Phantasie in Thätigkeit zu versetzen, und ein Scheinbild formen zu lassen, welches für den Sinn einiges Interesse hat. Ungern läſst sich die Phantasie zu diesem Frohndienst herab; denn sie ist gewohnt, von innen heraus, nicht fremdem Machwerk nachzubilden. Asthetisches Gefühl ist die freie Triebfeder ihres Wirkens, und gerade dieses wird gegeben, wenn man, statt einer kalten Beschreibung eines Kunstwerks, die Schwingungen mitzutheilen und fortzupflanzen versucht, die sein Anblick im innern Sinn erregte. Durch diese Fortpflanzung der Empfindungen ahnden wir dann, — nicht wie das Kunstwerk wirklich gestaltet war, — aber gleichwohl, wie reich oder arm es seyn muſste, um diese oder jene Kräfte zu äuſsern; und im Augenblicke des Affekts dichten wir vielleicht eine Gestalt, der wir jene Wirkungen zutrauen, und in der wir nun die Schatten jener unmittelbaren Eindrücke nachempfinden. Hier wird man mir doch nicht den Einwurf machen, daſs ein solches aus der Empfindung allein geschöpftes Bild dem Werke des Künstlers sehr unähnlich ausfallen könne? Ich würde diesen Mangel gern eingestehen, und mir nur die Frage erlauben: ob die Unähnlichkeit bei einer bloſsen Beschreibung nicht noch mehr zu befürchten sei? Die Gefahr zu geschweigen, daſs in den meisten Fällen die

Leser oder Zuhörer es wohl nicht der Mühe werth finden möchten, ihrer Einbildungskraft diese Arbeit zuzumuthen, wo das Gefühl sie nicht dazu begeisterte. Allein, was liegt denn auch daran, ob die Bilder, die wir uns selbst aus der bloſsen Kraft unseres Wesens schaffen müssen, einem Vorbilde genau entsprechen? Je nachdem unser Geistesreichthum uns mit freigebiger oder mit karger Hand von der Natur gespendet ward, müssen auch seine Ausströmungen an Mannichfaltigkeit, Harmonie, Schönheit, Gröſse und Adel verschieden seyn; und so oft es sich treffen mag, daſs sie hinter dem, was groſse Künstler wirklich leisteten, weit zurückbleiben, sind doch auch die Fälle möglich, wo sie Meisterwerke überfliegen. Nicht immer sind die genievollsten, phantasiereichsten Menschen im Darstellen geübt; und wer erinnert sich hier nicht an *Lessings* seine Bemerkung in seiner *Emilie*, daſs auf dem langen Wege vom Sitze der Phantasie bis zum Pinsel, oft so viel verloren geht? Wenn je ein Schluſs *a priori* bindend ist, so bleibt es dieser: wo wir Seelenkräfte von seltener intensiver Stärke in einer göttlichen Harmonie vereint erblicken, da dürfen wir auf göttliche Ausgeburten sicher rechnen, sie mögen sich nun in materiellen Hüllen verkörpern, oder reingeistig, wie ihr Urquell, von Auge zu Auge, von Seele zu Seele hinüberblitzen! Gewiſs, von diesen Geheimnissen der Geisteswelt sinnbilderte ich nicht so gelehrt, wenn ich nicht auf den Stufen des Tempels stände, wo jene Erscheinungen auch dem Akoluthen schon sichtbar sind!

Flamändische Maler haben den gröſsten Antheil an der Bildergalerie in Düsseldorf. Ich hoffe auf meinem Fluge durch Brabant und Flandern noch Denkmäler der Kunst anzutreffen, die mich mit ihnen aussöhnen sollen. Was ich hier nun schon so oft und mit einem so unbefangenen Sinn betrachtete, was ich in Potsdam, Kassel, Dresden, Wien und Manheim von Werken des niederländischen Pinsels sah, war fast durchgehends von der Art, daſs ich in dem vortreflichen Handarbeiter den Dichter, in dem Bildner des Körperlichen den Seelenschöpfer vermiſste. Denkt man sich den edlen Zweck der Kunst, die Ideen des Schönen, Erhabenen, Vollkommenen lebendig in uns hervorzurufen, so geht man oft an den gepriesensten Gemälden kalt und ungerührt vorüber, weil sie nichts von jener reinen, geistigen Phantasie verrathen, die das Gefühl in Anspruch nimmt. Freilich ist dies nicht die Stimmung, womit man eine Galerie von Gemälden besuchen sollte. Hier sind einzelne Verdienste schon hinreichende Empfehlungen, um einem Gemälde einen Platz zu verschaffen. Farbengebung, Beleuchtung, Gruppirung, kurz ein jeder Beweis von einer gewissen Energie im Darstellen hat hier Ansprüche auf Beifall, ja sogar auf Bewunderung. Ist es indeſs eine Sünde wider die Kunst, bei dieser Zerstückelung des Verdienstes nichts zu empfinden, so will ich mich nur schuldig bekennen. In meinen Augen bleiben Götter, denen gerade das Göttliche, Helden, denen Geistesgröſse, Grazien, denen Anmuth fehlt, allemal verunglückte Werke des Künstlers, er bezeichne sie noch so gelehrt durch Attribute, zeige dabei Studium der Natur und Antike, und kolorire das Fleisch nach dem Leben. — Irre ich hier, so irre ich mit *Horaz*, wo er sagt:

> *infelix operis summa, quia ponere totum nesciet.*
>
> Verunglückt ist das Werk des Künstlers, der
> Zwar Alles, doch nichts Ganzes machen kann.

Ich fordre von dem Kunstwerke, das mir gefallen soll, warlich keine absolute Vollkommenheit; allein wesentliche Mangel oder Gebrechen darf es wenigstens nicht haben. Laſs mich immer wieder auf meinen Lieblingsſatz zurückkommen, der sich mit meinem ganzen Wesen so ganz identificirt: der Künstler, der nur für Bewunderung arbeitete, ist kaum noch Bewunderung werth. War hingegen seine Seele so reich, sein Trieb zum Bilden so kräftig, daſs jener Beweggrund gänzlich wegfiel, oder wenigstens ihn nie in seiner Unbefangenheit störte, daſs er nur im Gefühl seiner überschwänglichen Schöpferkraft malte; so ist mir nicht bange, daſs seine Werke nicht Abdrücke seiner Selbst, mit allen Kennzeichen des Genius begabt seyn sollten. Auch hier giebt es indeſs noch Stufen und Schattirungen. Die erste Organisation des Künstlers, seine Erziehung und Ausbildung von der Wiege an, sein Zeitalter, sein Wirkungskreis und sein Wohnort, alles arbeitet mit vereinten Kräften, eine eigenthümliche Stimmung in ihm hervorzubringen, auf eine bestimmte und beschränkte Art Ideenverbindungen in seine Seele zu legen und in seiner Phantasie herrschend zu machen, die in der Folge auf den Zuschauer vielleicht eine ganz andere als die gewünschte Wirkung thun. Der Kanon des Schönen, den keine Vorschrift mittheilt, könnte vielleicht einem kühnen Geiste voll Künstlerfeuers fremd geblieben seyn. Die rohere, gemeine Natur um ihn her könnte ihn gehindert haben, seinen Blick bis zum Ideal zu erheben. Aberglaube, Fanatismus, Geschmack des Jahrhunderts könnten ihn in der Wahl seiner Gegenstände miſsleitet haben, sogar ihn haben scheitern lassen an der gefährlichsten Klippe für die

Kunst, an dem Wunsche nämlich, mit dem Angenehmen das Nützliche als letzten Zweck zu verbinden, dieser fälschlich so genannten Sittlichkeit der Kunst, welche die Wahrheit der Natur verläugnet, und, indem sie belehren will, hintergeht. Der herrlichste Bilderreichthum kann, solchen Begriffen untergeordnet, in Erstaunen setzen und Bewunderung vom Zuschauer erzwingen, wenn eine hohe Darstellungsgabe damit verbunden ist; aber den Künstler, der so sich äuſsert, wird man in seinem Werke so wenig lieben können, als jene morgenländischen Nationalgötter, deren Offenbarung nur Grausen und Entsetzen in den Gemüthern erweckte.

Ich will ihn ja bewundern, diesen groſsen *Rubens*, den Mann von unerschöpflichem Fleiſse, von riesenhafter Phantasie und Darstellungskraft, den Ajax unter den Malern, dem man gegen viertausend bekannte Gemälde zuschreibt, dessen Genie den Himmel und die Hölle, das letzte Gericht über die unzähligen Myriaden des wiedererstandenen Menschengeschlechts, die Seligkeit der Frommen und die Pein der Verdammten in ein ungeheures Bild zu ſassen und dem Auge sichtbar zu machen wagt! Groſs nenne ich es allerdings, so etwas mit dem Pinsel in der Hand zu unternehmen, diesem Chaos von Gestalten, wie sie mannichfaltig verschlungen in der Phantasie des Künstlers ruhten, Daseyn auf der Leinwand zu geben, so umfassend in die heterogensten Gegenstände die bindende Einheit zu bringen, und das Weltall mit wenigen Zügen zu erschöpfen. Dessen ungeachtet wende ich meine Augen mit Schauder und Ekel hinweg von einer Darstellung, worin das Wahre, das der Natur so treulich Nachkopirte, nur dazu dient, ein Meisterstück in der Gattung des Abscheulichen zu vollenden. Unter allen Fehlern, in die der Künstler verfallen kann, ist keiner so groſs, so durch kein Verdienst abzukaufen, als der, wenn er die Gränzen seiner Kunst verkennt. Was der Dichter in Worten schildern, was er sogar mit den stärksten Ausdrücken bezeichnen kann, das darf der Maler nicht gleich auch in Umriſs und Farbe fassen. Alle die Abstraktionen, die dem Schriftsteller so sehr zu statten kommen, sind für die bildende Kunst gänzlich verloren. Mit einem Worte, mit einem konventionellen Zeichen ziehen wir in unseren Kreis hinab, was gänzlich auſserhalb desselben lag; Allmacht, Ewigkeit, Unendlichkeit, ja das Unbegreifliche selbst, wird uns durch diese Bezeichnung zum Begrif. Allein empört sich nicht unser ganzes Gefühl gegen eine willkührliche Versinnlichung solcher Worte? Die Einbildungskraft des hochberühmten *Rubens* hat sich indeſs vielfältig auf diese Art beschäftigt. In der hiesigen Galerie sind nicht weniger als fünf Gemälde damit angefüllt. Vom jüngsten Gericht ist sowohl eine kleine Skizze, als ein Stück in den gröſsten Dimensionen vorhanden. Auch die Hölle sieht man zweimal abgebildet, einmal nämlich den Sturz der Dämonen auf einem gröſseren Blatt, und sodann die Verstoſsung der Verdammten, in einem kleineren Entwurf, erglühend von verzehrendem Feuer. Ein fünftes Stück stellt uns die Schaaren der Seligen vor Augen. Unter diesen Gemälden ist das groſse Bild vom jüngsten Gericht das ruhigste, wenn man die gröſsere Sorgfalt in der Anordnung mit diesem Ausdruck bezeichnen darf. Verglichen mit den übrigen, möchte man es kalt nennen; denn vermuthlich hatte sich die Künstlerwuth in ihren ersten Ergieſsungen schon erschöpft.

Ich will es vergessen, daſs der Gegenstand dieses Gemäldes offenbar auſserhalb der Sphäre des Malers liegt. Die sinnliche Vorstellung dessen, was allen Begrif übersteigt, kann nicht anders als verkleinerlich ausfallen. Wie mag es also der Künstler mit dem Zwecke seiner Kunst zusammen reimen, daſs er Dinge abzubilden wagt, die in seinem Bilde nicht an Gröſse und Erhabenheit gewinnen, sondern augenscheinlich verlieren? X Doch dieser Fehler ist bei modernen Künstlern so gewöhnlich, und so tief gewurzelt in der oft nicht von ihnen selbst abhängenden Anwendung ihres Talents auf die Geheimnisse des Christenthums, daſs *Rubens* darum nicht mehr zu tadeln scheint als *Michel Angelo.*] Ich will es ebenfalls nur im Vorbeigehen berühren, daſs schon gesellschaftliche Verhältnisse dem Maler verbieten sollten, einen Gegenstand der allgemeinen

Ehrfurcht durch eine Schilderung verächtlich zu machen. Zwar weiſs ich wohl, daſs Tausende von Reisenden, denen dieses Bild schon wegen seiner Höhe von achtzehn Fuſs, oder, wenn es hoch kommt, wegen der darauf vorgestellten erhabenen Wesen, Bewunderung und Anbetung entlockt, sich nimmermehr werden einfallen lassen, hier an eine kompromittirte Würde der Religion zu denken; so wenig, wie der Kapuziner in Spanien, der sein schmutziges Kruzifix, woran die Ueberreste unfläthiger Berührungen klebten, dem Reisenden zum Küssen darbot, sich träumen lieſs, daſs in einem solchen Zustande das Heiligste nur Ekel einflöſsen könne *). Aber was gehen uns die grobsinnlichen Vorstellungen an, womit der geringe, oder auch der höhere Pöbel, seine Glaubenslehren, noch mehr als durch ein

---

*) S. Baretti's Reise durch Spanien.

unschickliches Bild geschehen kann, erniedrigt und seine schreckliche Unwissenheit an den Tag legt?

Doch hinweggesehen von allem, was diese strenge Kritik fordern kann, steht dem Kunstwerke noch eine andere Prüfung bevor. Es ist nicht genug, daſs wir das jüngste Gericht in dem Gemälde wirklich wieder finden, wenn der Galerie-Inspektor uns zuvor belehrt hat, diesen unbegreiflichen Augenblick der Zukunft darin zu suchen. Der Künstler muſs vielmehr so klar und deutlich erzählen, daſs wir auf den ersten Blick, was er darstellen will, sei es Geschichte oder Dichtung, in seinem Bilde wieder erkennen; oder aber, wenn dieses nicht der Fall ist, wenn er nur auf jene vorherbekannten Gegenstände anspielen, ihre einzelnen Züge hingegen aus seiner eigenen Phantasie neu schöpfen will, so dürfen wir wenigstens zum Ersatze von ihm fordern, daſs auch *sein* Gedicht ein schönes, edles Ganzes sei, dessen Theile sich harmonisch zusammenfügen und sowohl im einzelnen als in der Verbindung mit einander diejenige Rührung im Gemüthe des Zuschauers hervorbringen, ohne welche es Jammer wäre, daſs jemals Zeit und Kraft an irgend eine bildende Kunst verschwendet wurden. Ist dieses nun die Wirkung von *Rubens* groſsem Meisterwerke? Noch nie, ich gesteh' es Dir frei heraus, fand mein Auge darin einen Punkt, wo es hätte ruhen können. Nein! es war keine der Musen, die den Künstler zu solchen Ausgeburten begeisterte. An der dithyrambischen Wuth, die durch das Ganze strömt, an diesen traubenähnlichen Gruppen von Menschen, die als ekelhaftes Gewürm in einander verschlungen, eine verworrene Masse von Gliedern, und — schaudernd schreib' ich, was ich sehe — einen kannibalischen Fleischmarkt vorstellen, erkennt man die wilde, bacchantische Mänas, die alle Bescheidenheit der Natur verläugnet, und voll *ihres* Gottes, den Harmonienschöpfer *Orpheus* zerreiſst. —

Ganz zu oberst, am Rande des Bildes, ragt ein Greis hervor, ſast wie die Alten den *Neptun* zu bilden pflegten, mit zerwehtem Haar und straubigem Bart. In seiner Linken hält er ein Kügelchen, nicht so groſs wie sein Kopf; die Rechte ruht auf einer groſsen hellen Wolke, die, von der Brust an, seinen ganzen Körper verdeckt. Man ist gewohnt, auf diese Art ein Wesen darzustellen, welches eine jede Abbildung von ihm selbst ganz unbedingt verboten hat, und in der That, wenn man sich einen Augenblick besinnt, auch schlechterdings nicht abgebildet werden *kann*. Ohne die

Gewohnheit, die uns dergleichen Vorstellungen erträglich macht, würde es unmöglich seyn, in dieser kümmerlichen Menschengestalt die erste Person des unsichtbaren Gottes, der ein unendlicher Geist ist, zu erkennen. Doch wir wollen es mit dieser Figur so genau nicht nehmen; *Rubens* verräth seine Verlegenheit hinlänglich, indem er sie im Hintergrunde hält, in sich gekehrt, mit halbgeschlossenen Augen, an dem was unten vorgeht keinen Theil nehmen, und an allem was Gröſse und Göttlichkeit bezeichnen könnte, leer ausgehen läſst, vermuthlich, damit die Hauptfigur so reich als möglich erscheinen möge. Tiefer hinabwärts sitzt auf den Wolken der Sohn Gottes. Über seinem Haupte schwebt die göttliche Taube, oder, wenn man darüber streiten wollte, wenigstens gewiſs ein Vogel; und eben so schweben auch, jedoch weder beseelt noch beflügelt, das Zepter und das flammende Schwert. Wenn man die gröſste Anstrengung neuerer Künstler betrachtet, ist es unmöglich sich des Gedankens zu erwehren: wie arm und hülflos in Absicht des Erhabenen und Idealischen sie da stehen würden, wenn sie nicht die Griechen zu Vorgängern und Mustern gehabt hätten. Dieser Weltrichter, den *Rubens* in den furchtbaren Ernst einer strafenden und belohnenden Gottheit kleiden wollte, — was wäre der unter seinen Händen geworden, wenn uns keine Bildsäule eines *Jupiters* oder eines bärtigen *Bacchus* übrig geblieben wäre, deren Gesichtszüge und Stellung sogar er hier kopiren muſste? Das Erborgte dieser Hauptfigur ist so auffallend, daſs es mit der flammändischen Feistigkeit, die tiefer unten herrscht, einen seltsamen Kontrast bildet; allein, was sie noch widriger auszeichnet, ist der verfehlte

Effekt in allen Details, wo der Künstler es sich erlaubte, von der Antike abzuweichen, um die Spur seiner Nachahmung zu verdecken. Der theatralisch aufgehobene rechte Arm stört die ganze Harmonie dieser Figur, und raubt ihr alle Würde. Alles an ihr ist aufgeregt, ob sie gleich sitzend vorgestellt wird; die linke Hand macht eine von sich stoſsende Bewegung, der linke Fuſs schreitet vor, der rechte ist unterwärts zurückgezogen, der Kopf rechts hingewandt, und das Kleid schwillt hoch auf vom Winde, sowohl über der linken Schulter als hinter dem Rücken. Diese leidenschaftliche Stellung giebt einen unauslöschlichen Ausdruck von Schwäche; sie hat nichts von der erhabenen, gleichmüthigen Ruhe der Gerechtigkeit und ein ehrbarer sterblicher Richter auf einem irdischen Stuhle würde sich ihrer schämen. Ich begreife wohl, daſs *Rubens* durch diese Bewegung Aufmerksamkeit erregen, Handlung andeuten, Eindruck machen wollte; allein eben darin liegt das Versehen, daſs er dies alles durch Geberdenspiel erzwingen wollte. Er verwechselt also Seelenausdruck mit Leidenschaft; anstatt uns beim Gefühl zu ſassen, deklamirt er uns vor. Dieser Fehler ist der flammändischen Schule eigen; das blos Physische fesselt sie zu sehr, füllt so ganz ihre Einbildungskraft, daſs ihr keine Hermeneutik Darstellung der inneren Geisteskräfte möglich ist; ~~grobe Pathognomik sieht man zwar bei diesen Künstlern;~~ Leidenschaft, oder auch sinnliches Gefühl können sie schildern: aber Seelengröſse, Erhabenheit, Gedankenfülle, gehaltene Kraft, Zartheit des unterscheidenden Sinnes, kurz alles was den Menschen adelt, ist bei ihnen das Werk des Zufalls oder einer höchstseltenen Ausnahme.

Auf demselben Wolkengewölbe mit dem Erlöser, aber in einiger Entfernung hinter ihm, stehen ihm zur Rechten *Maria* mit *Petrus* und *Johannes*, zur Linken *Moses* mit den Stammeltern des Menschengeschlechts; im Hintergrunde zu beiden Seiten verlieren sich die Heiligen in groſser Anzahl, und über ihren Häuptern kommen viele Engelsköpfchen zwischen den Wolken hervor. Die bittende Stellung *Mariens* verhindert nicht, daſs mitten unter so vielen stehenden Figuren der sitzende *Christus* weniger als er sollte in die Augen fällt. Auch die Gruppen im Vordergrunde scheinen ihm etwas von seiner Gröſse zu rauben, so richtig übrigens die Perspektive beobachtet seyn mag. Es ist sehr viel Talent und Geschicklichkeit in der Anordnung jener oberen, wie der unteren Gruppen; ihre Maſsen sind schön und verrathen den geübten Künstler. Hier ist indeſs von Erfindung und von Dichtung die Rede; ich vermisse den kühnen Schwung der Phantasie, der diese müſsigen Figuren mit Individualität begaben soll, daſs man sie nicht bloſs an ihren Attributen, wie den *Petrus* an seinen Schlüsseln, den *Paulus* am Schwert, den *Moses* an den Hörnern und den Gesetztafeln, erkenne. Mitleid und Neugierde malen sich jedoch in vielen Köpfen. *Petrus*, *Johannes* und *Moses* scheinen über den richterlichen Zorn zu verstummen, der an einer weiblichen Figur im Hintergrunde sogar den vollen Ausdruck des Schreckens, mit zurückgezogenem Kopf und vorgespreizter Hand, zuwege bringt.

Jetzt kommen wir dem eigentlichen Schauplatz, dessen Gewühl auch die Himmlischen beschäftigt, etwas näher. Zwei sehr weit von einander entfernte Zeitpunkte, der Auferstehung nämlich und des Gerichts, hat der

Künstler hier vereinigt und in einen Augenblick zusammengerückt. Aus dieser poetischen Freiheit, die ich übrigens nicht tadeln will, sind bei ihm die wesentlichsten Fehler seiner Composition entstanden. Ganz unten auf dem Vordergrunde steigen mehrere Figuren unter einem schweren, halbaufgehobenen Grabstein hervor, und wie die Gerippe ihren Ruheplatz verlassen, umhüllet sie ein neuer Körper. Ein solches Gerippe sieht man noch zwischen den umherliegenden Erwachenden im Dunkel der Grabeshöhle. In einander geschlungen und gewunden, reicht eine Gruppe dieser Auferstandenen von der Erde bis zum Wolkengewölbe, das den Thron des göttlichen Richters bildet. Auf Wolken, die bis zur Erde herabsteigen, steht oder schleppt sich diese schwere Masse, mit Hülfe einiger Engel, die da und dort einem unter die Arme greifen,

zum

zum Himmel hinan. Links hingegen stürzt eine eben so hoch aufgethürmte Menschenmasse, von Michaels Blitzen verfolgt und von andern Engeln gewaltsam niedergedrückt, aus dem Himmel in den Abgrund hinab, wo ein gähnendes Ungeheuer mit offenem Rachen ihrer wartet. Ägipanische Gestalten mischen sich unter die Stürzenden, und ziehen, als ständen sie im Bunde mit den Engeln, ihre Beute mit sich hinunter, reiten auf den Hofnungslosen, und umschlingen sie mit gewaltigen Armen. Der Kontrast zwischen beiden Gruppen ist unstreitig das Meisterhafteste in diesem ganzen Bilde. Die Seligen drängen sich in regellosem Streben dicht zusammen, verschränken sich unter einander und mit den Engeln, und bilden eine Pyramide von Köpfen; nur die vordersten Figuren sieht man ganz bis auf die Zehen, und die unterste, ein Weib, (wie man sagt

Rubens zweite Gattin,) sitzt noch halb betäubt, mit auf der Brust gekreuzten Armen, und blickt nach dem Grabe, aus dem sie eben erst hervorgegangen ist. Die Verdammten hingegen fallen in der schrecklichsten Verwirrung und Unordnung; viele strecken die Beine hoch in die Luft, und ihre Glieder durchkreuzen sich nach allen Richtungen. Wer nie ein anderes Werk dieses Künstlers gesehen hätte, würde ihm hier auf den ersten Blick das Zeugniſs geben müssen, daſs er es wohl verstand, den menschlichen Körper unter allen Gesichtspunkten, in allen erdenklichen Stellungen und Biegungen, natürlich angestrengt oder gewaltsam verzerrt, und immer neu und unerschöpflich an Gestalten darzustellen. Auch das ist viel geleistet, wenn man bedenkt, wie es mit der Kunst der Neuern überhaupt bestellt ist; die wenigsten Maler haben es auch nur so weit gebracht. Allein was hätte nicht ein Künstler aus eben diesem Gegenstande geschaffen, ein Künstler mit empfänglicher Seele, mit dichterischer Phantasie und zartem Schönheitssinne! Nicht zu gedenken, daſs die herabstürzende Gruppe gegen alle Wahrscheinlichkeit sündigt, indem sie früher im Himmel angelangt seyn muſste, als selbst die auserwählte Schaar, um schon verstoſsen zu werden, ehe diese noch auf dem Wolkengewölbe ausgestiegen ist; so bringt doch die Vereinigung der Auferstehung und des Gerichtes die Unbequemlichkeit mit sich, daſs die Seligen eine zwar an sich sehr schöne, hier aber ganz unnatürliche Pyramidalgruppe bilden müssen, welche schon darum verwerflich ist, weil sie allen individuellen Ausdruck schwächt und die schönen Episoden, die sich hier dem Künstler wie dem Dichter darbieten, unmöglich macht. Durch das Aneinanderhangen der Gestalten erhält die ganze Masse eine so überwiegende Schwere, daſs selbst das blödeste Auge sich mit der Möglichkeit, diese Menschen je auf Wolken wandeln zu sehen, nicht täuschen läſst. Nimmt man hinzu, daſs *Rubens* hier, wie in allen seinen Gemälden, die menschliche Form so materiell und fleischigt als möglich vorstellt, so steigt die Unwahrscheinlichkeit bis auf den höchsten Punkt. Doch es sei darum! den Auferstandenen ist es zu verzeihen, wenn sie in dem ersten schlaftrunkenen Augenblicke des Erwachens gerade so sich zusammendrängen, und sich selbst das Emporsteigen erschweren; keinesweges aber dem Künstler, der keinen besseren Augenblick wählte, oder diesen sich nicht interessanter dachte. In diesem ganzen Keil von Menschen ist nur Eine Begierde, nur Ein Drängen und Streben hinauf zu gelangen.

Vergebens sucht man hier, was diese sonst nur grausenvolle Scene des Gerichts dem Herzen eines Menschen näher zu bringen im Stande wäre; hier ist weder die Freude des Wiedererkennens, noch der Ausdruck der göttlichen Liebe, noch irgend eine rührende Beziehung zu sehen, welche die Steigenden und Fallenden anders, als durch die Nebeneinanderstellung verbände; nichts, mit Einem Worte, von allen jenen Meisterzügen, womit *Klopstock* sein erhabenes Gemälde von der Auferstehung im Messias schmückt. Es kann warlich einem jeden Zuschauer gleichgültig seyn, ob die Figuren, die der Maler hier aufsteigen läſst, wirklich in dem Himmel ankommen oder nicht; es kann sich niemand gereizt fühlen, ihnen nachzusteigen, sich in ihre Haufen zu drängen, und Seligkeiten, die solchen groben Geschöpfen genieſsbar sind, mit ihnen zu theilen.

Unter ihnen giebt es keinen Verklärten, den man liebgewinnen, an dem man mit Bewunderung oder mit Zärtlichkeit hangen, auf dessen Wiedersehen man sich freuen; keinen Verdammten, dem man das Maaſs seines Verbrechens und die Gerechtigkeit des Urtheils an der Stirne lesen, und dessen Fall man dennoch beweinen könnte! Ich finde zwar, indem ich mühsam mich durch das Gewimmel der Ringenden hindurch wühle, einen schönen Engelskopf; aber daſs er nur schön, und daſs es nur Einer ist: gerade das erschöpft alle Strenge des Tadels. Von dem ganz miſslungenen *Michael* mag ich nichts sagen, und eben so wenig von seinen Begleitern, die zur Unzeit in die Posaune stoſsen, da eben der Richter des Weltgerichts das Urtheil spricht. Mehr wuſste also *Rubens* aus diesem groſsen Entwurfe, den die Apokalypse selbst im erhabensten

Styl der bilderreichen, orientalischen Dichtung behandelt, nicht hervorzuzaubern? Nur diese Vorstellungen weckte der Riesengang der Phantasie *Johannis* in ihm? Höher trug ihn der Fittig des Genius nicht, wenn er das gröſste Schauspiel sich dachte, das Menschen und Göttern je gegeben werden kann? Den Augenblick, wo die ganze Schöpfung sich zusammendrängt, sich neu organisirt, sich verwandelt, wo das Reich des Möglichen seine Schätze aufthut und die Phantasie in ihrem Überflusse schwelgen läſst, wo Jahrtausende mit ihren Begebenheiten und ihrer groſsen Verkettung von Ursachen und Wirkungen sich neben einander stellen, wo das Verborgene offenbar, das Verlarvte in seiner Blöſse, das groſse Verkannte in göttlichem Glanz erscheint, — den Augenblick bezeichnet ihm nichts, als diese zwey bedeutungsleeren, an aller Individualität verarmten Menschenhaufen? Sind die Schranken der Kunst hier wirklich zu enge, oder zogen sie sich nur für das Genie eines *Rubens* innerhalb ihres möglichen Umfanges in einen so engen Kreis zusammen?

Wenn ich vorhin die treue Nachfolge der Natur, welche *Rubens* in den Stellungen beobachtet hat, mit einigem Lobe erwähnte, so sollte sich dieser Beifall doch nicht auf die Richtigkeit der Zeichnung erstrecken. In dem, was er malte, sieht das Auge, welches der Zergliederer bemerken gelehrt hat, eine vernachläſsigte Kenntniſs der bestimmteren Gestalt der Theile, und eine unrichtige Manier sie anzudeuten. Das Feuer des Bildners entschuldigt keinesweges diese Unrichtigkeit; denn wahre Künstlergröſse findet man nur da, wo die wirkenden Kräfte zusammengehalten, zweckmäſsig aufgespart, nicht bloſs in flüchtigen Explosionen eines

Augenblicks verschwendet wurden. Wie die Natur mit immer gleicher, nie erschöpfter Energie ohne Unterlaſs neue Bildungen von sich ausströmen läſst und gleichwohl mit bewundernswürdiger Geduld alles, bis auf die kleinsten Theilchen, nach ihren ursprünglichen Modellen langsam und getreulich ausarbeitet: so muſs ihr Nachahmer ebenfalls dem wilden Drange, der ihn reizt die Gebilde seiner Phantasie im Materiellen darzustellen, einen starken Zügel anlegen können, damit sein warmes Brüten nur edle, vollkommene Früchte reifen möge. So wuſste *Raphael*, der gröſste Mensch der je den Pinsel führte, seinem Genius zu gebieten, indem er es nicht für kleinfügig hielt, zu jeder seiner Figuren eine Skizze zu entwerfen, deren Verhältnisse er mit dem Zirkel maſs. Daher kommt es denn auch, daſs die Arroganz der jungen Zeichner, die auf den ersten Blick an seinen Figuren nichts besonders sehen, bei dem ersten Versuche sie zu kopiren, zu Schanden wird. Diese Umrisse des Flammändischen Pinsels hingegen mag man leicht in der Kopie verfehlen, ohne befürchten zu müssen, daſs Miſsgestalt die Unähnlichkeit verrathe.

Schönheit ist also nicht in Formen von *Rubens* zu suchen; denn sie ist die Tochter des Ebenmaſses. Wären aber seine Figuren auch richtig gezeichnet, so würde doch schon allein ihre flämische Feistigkeit den Begrif des Schönen verscheuchen. Dies ist bei ihm, wie es scheint, ein verderbter Geschmack, weil Italien ihn mit schöneren Formen vertraut machen konnte. Ich habe seine Fleischmassen als natürlich rühmen gehört; allein ich finde sie unaussprechlich ekelhaft. Das hangende, erschlaffte, lappige Fleisch, die Plumpheit aller Umrisse und

Gliedmaſsen, der gänzliche Mangel von allem, was auf Anmuth oder Reize nur Anspruch machen darf — ich kann nicht sagen, wie mich das unwillkührlich zwingt, die Augen wegzuwenden, um einem widrigen Eindrucke zu entgehen. Unter zehn Bewunderern von *Rubens*, würden kaum zwei oder drei den Anblick solcher Menschen, wie er sie hier malte, in der Natur ohne Widerwillen ertragen. Warum dulden sie aber, oder bewundern wohl gar im Bilde, was lebend sie anekeln würde? Weil der Pinsel das allzuſcheuſsliche verwischt; weil den meisten Menschen nur an der Nachahmung liegt, gleichviel was ihr Gegenstand sei; endlich weil wir den Schönheitssinn und den Geschmack zu den seltensten Göttergaben zählen müssen.

Wenn aber *Rubens* in den Umrissen und in der Darstellung des Schönen fehlte, bleibt ihm nicht wenigstens die Magie seines Kolorits, die seit mehr als hundert Jahren so oft gepriesen ward und noch in voller Kraft besteht? « Dieses Fleisch, wird der Kenner sagen, ist wahres blutreiches Fleisch; diese zarte, sammetweiche Haut glaubt man anfühlen zu müssen; diese Lippen glühen mit lebendigem Purpur; überall sieht man deutlich, daſs die Wirkung der Farben und des Ausſehens verschiedener Oberflächen dem Gedächtniſse dieses groſsen Künstlers tief eingeprägt worden ist, und daſs er auch die Kunst besessen hat, beides mit Wahrheit darzustellen. » Ich wünsche immer, wenn ich diese Lobsprüche mit anhören muſs, daſs gleich ein gutes lebendiges Modell zur Hand wäre, welches man entkleiden und neben ein Bild von *Rubens* hinstellen könnte. Man würde dann gar bald gewahr werden, daſs jener Zauber, der so mächtig wirkt, noch um vieles von der wahren Farbe der Natur abweicht, und vielmehr in einer eigenthümlichen Art der Behandlung, als in einer getreuen Auffassung des Wirklichvorhandenen liegt. Ich tadle es indeſs nicht, daſs *Rubens* so gern auch hier seine Karnationen durch stark aufgelegten Zinnober erhöhet, und mit durchschimmerndem Blau und mit gelben Wiederscheinen fast zu verschwendrisch umgeht. An dem Platze, für den er dieses Gemälde bestimmte, würde man vermuthlich diese Farben so hervorspringend nicht gefunden haben, als hier, wo sie dem Auge zu nahe gerückt sind. Man müſste die Jesuiterkirche zu Neuburg, wo dieses groſse Gemälde zuerst aufgestellt wurde, zuvor gesehen haben, um urtheilen zu können, wiefern diese Rechtfertigung des Künstlers statthaft sei oder nicht. Daſs indeſs kein Flammänder je das Kolorit von *Ru-*

bens übertroffen habe, wenn es nicht zuweilen seinem Schüler *van Dyk* geglükt ist, bleibt seinem Ruhme unbenommen. Auch die Kunst der Beleuchtungen war sein; Licht und Schatten, zwar nicht der wesentlichste Vorzug dieses Stücks, sind gleichwohl mit groſser Geschicklichkeit darin ausgetheilt, und thun die vortreflichste Wirkung.

Wenn Kunstverständige einen Maler preisen wollen, pflegen sie auch noch sein Machwerk *(faire)* herauszustreichen; und in diesem Betrachte hat *Rubens* in der That vor vielen andern einen entschiedenen Vorzug. Er wuſste seinen Pinsel leicht und kühn zu führen, er kannte seine Palette und den Effekt ihrer Farben, er vertrieb diese zart und meisterhaft unter einander, gab ihnen Haltung und besaſs eine groſse Übung im Vertheilen und Abstufen der Lichtmassen und des helleren oder tieferen Dunkels. Dieses Verdienst gehört in Eine Klasse mit der Fertigkeit eines Tonkünstlers, die Noten frisch und rein vom Blatte wegzuspielen, oder mit dem eben so mechanischen und eben so bewunderten Talent, auf einigen Instrumenten die Schwierigkeiten der Ausführung zu überwinden und eine seltene Beweglichkeit der Finger sehen zu lassen. Allein wenn ich auch der Handarbeit unseres *Rubens* ihren ganzen Werth zuerkenne, wenn ich ihn ferner in seiner Anordnung und Gruppirung, im Reichthum seiner Gestalten, in der Farbengebung, im Faltenwurf der Kleidungen, in dem Feuer seines Geistes, womit er durcheinander stürzende Figuren zur Einheit zuruckzuführen weiſs – wenn ich in diesem allem ihn bewundern kann: wie hoch wird denn sein Ruhm sich schätzen lassen, da wir überall, wo es auf ein nicht zu berechnendes Gefühl, auf innere Beweglichkeit und

Empfänglichkeit, auf eine gebildete Sonderungs- und Umformungsgabe ankommt, wo von Erfindung und Wahl des Gegenstandes, dichterischer Ausführung aller einzelnen Bestandtheile des Gemäldes, und Idealisirung der Gestalten die Rede ist, von seinen Verdiensten schweigen oder seiner Arbeit unseren Beifall versagen müssen?

Ein Meisterwerk gedachte der Künstler hinzustellen, das seinem fürstlichen Freunde die Dankbarkeit für ein gerettetes Leben ausdrücken sollte, ein Meisterwerk, das die Krone seiner Werke genannt zu werden verdiente — und sein ernster Sinn wählte sich das Weltgericht? Durch die Erhabenheit des Gegenstandes wollte er gleich auf den ersten Blick so den Trotz des tadelsüchtigen Kenners niederwerfen, wie er die Flamme des frommen Gefühls im groſsen Haufen anzünden wollte — und er schilderte die Gott-

Gottheit in Gestalt eines abgelebten Greises, den Richter des Weltalls schwach in seiner Uebermacht, wie einen gemeinen Tyrannen? Der Himmel und die Hölle sollten neben einander stehen in seinem Bilde, zwischen ihnen das Menschengeschlecht, schrecklich verurtheilt zur Seligkeit oder Verdammniſs — und ich sehe einen Raum, der höchstens fünf oder sechs Menschenlängen übereinander fassen kann, mit einem an der Erde hinschwebenden Nebel gefüllt, auf welchem einige Figuren müſsig stehen, andere in gedrängtem, schwerfalligem Phalanx hinaufsteigen, andere wildverschränkt mit stygischen Mächten zusammenstürzen über ein scheuſsliches Drachenhaupt? Ordnung und Einheit sollten unsere Blicke fesseln — und es ist die Einheit, die Ordnung des Chaos? Wen diese Erfordernisse unbefriedigt lieſsen, der sollte noch der Schönheit huldigen; ein

Umriſs, der Natur wie mit List entwendet, konnte den entzücken; ihn gewann ein Farbenzauber, der das zarte Gebilde des menschlichen Körpers vom Lebensgeist durchathmet, bis zur Täuschung darzustellen vermag — und sind nun diese flämischen Dirnen schön? sind diese Umrisse richtig und gefällig? sind diese Karnationen bei aller ihrer Frische nicht Manier?

Doch es ist nicht das erstemal, daſs gerade dann, wenn groſse Künstler mit Vorsatz alle ihre Kräfte aufboten, das erzwungene Werk ihrem Geiste miſslang. Auch die Empfängnisse der Phantasie sind unbedingte Gaben eines göttlichen Augenblicks.

VII.

Düsseldorf.

Ich hatte Dir gestern noch viel zu sagen von diesen Schätzen der Kunst, die ich anzuschauen nicht ermüde; aber die Bemerkungen über das jüngste Gericht von *Rubens* versetzten mich allmälig in die Stimmung, die er seinem Weltrichter gegeben hat, und in diesem kritischen Humor möchte ich *Raphaeln* selbst nicht für Tadel stehen. Heute ist der Morgen so heiter, die Frühlingssonne scheint so allbelebend, die Luft ist so rein bei ihrer Kühle, daſs man froh ist zu leben und dem verschiedenartigsten Leben Daseyn und Genuſs des Daseyns gönnt. Friede sei mit allem, was da ist, Friede mit jedem Geiste, sein Wirken und Gebilde sei dem meinen so fremd wie es wolle! Ich fühle mich verjüngt aus den

Armen des Schlaſs erstanden; alles in der Natur lacht mich an; alles ist unzertrennlich von allem; der blaue Bogen über mir, die hellleuchtende Sonne, und Berg und Flur, Fels und Wald, Pflanzen und Thiere, der Mensch und seine Kunst, alles ist Theil eines groſsen nicht zu umfassenden Ganzen!

Millionen Menschen empfingen den Funken der Vernunft, und fachten ihn an zur gröſseren oder kleineren Flamme; Millionen empfanden, dachten und wirkten, jeder auf seine ihm eigene Weise; die Früchte ihres Fleiſses, ihres Nachdenkens, ihres bildenden Triebes erfüllen die Erde, und dennoch sind die Verhältnisse der Dinge unter einander nicht erschöpft, und keine Macht bestimmt ihnen Gränze oder Zahl. Wir stehen da und schöpfen aus dem unermeſslichen Meere die mannichfaltigen Gestalten. Je mehr wir aufnehmen können, desto schöner und reicher ordnet sich in uns, wie im Spiegel, das Bild des göttlichen All. Von Einem Lichte wird alles umflossen, alles schimmert meinem Aug' entgegen, alles drängt mir sein Daseyn auf; eine Welt von unendlichen kleinen Stäubchen sogar, tanzt sichtbarlich in diesem Sonnenstral, der zwischen den Vorhängen hindurch auf mein Papier gleitet, und behauptet ihren Platz in meinen Sehenerven wie in meinem Gedächtnisse. Willkommen, willkommen mir, heiliges Licht der Sonne, das allem, was da ist, *gleiches Recht* ertheilt! Wie ganz anders geordnet sind die Empfindungen und Gedanken des sonnenhellen Morgens, als die gestrigen beim nächtlichen Lampenschein, der ein grelles Licht auf eine Stelle warf und rings umher die Finsterniſs herrschen lieſs!

Was von Eindrücken der Anblick der hiesigen Gemäldegalerie in meinem Gemüthe zurückgelassen hat, wollen wir jetzt in dieser Klarheit beschauen; viel werden wir bewundern, manches tadeln und einiges lieben müssen. Auch hier aber, wie im ganzen Leben, können wir uns nicht alles aneignen; es ist eine Oekonomie der Zeit und des Gedächtnisses nöthig, um nur das Wesentliche, uns Angemessene aufzufassen; glücklich, wenn die Wahl so ausfällt, daſs die Bilder, die wir in uns aufbewahren, Abdrücke interessanter Geisteskräfte sind und manche andere entbehrlich machen.

Rubens kann in seiner Darstellung des jüngsten Gerichts vielfältig gefehlt haben, ohne deshalb den Ruhm eines groſsen Künstlers einzubüſsen. Seine Werke füllen hier einen ganzen ihm allein gewidmeten Saal; sie bestehen in mehr als vierzig groſsen und kleinen Gemälden. Ein kleines Stück, welches die Niederlage der Amazonen am Thermodon vorstellt, gab dem Kuhrfürsten *Johann Wilhelm* die Veranlassung, seine groſse Sammlung von Gemälden anzulegen. *Rubens* ist hier in seinem Elemente. Die besiegten Kämpferinnen stürzen samt ihren Rossen von der Brücke in den Fluſs; in mancherlei Stellungen hingeschleudert, schwimmend, fallend, sich sträubend, erblickt man den weiblichen Körper von der wilden Phantasie des Künstlers ergriffen. So unwahrscheinlich es immer ist, daſs Weiberwuth zu diesem Grade gestiegen sei; so schön ist doch der Stoff für den Maler, der dieses Feuer in sich fühlte, die Extreme der Leidenschaft und die heftigste Handlung darzustellen. Von den beiden darüber hangenden Skizzen, der Bekehrung des Apostels Paulus und der Vernichtung der Heerschaaren Sennacheribs, möchte ich das nicht so unbedingt behaupten.

Bewundernswürdig war und bleibt *Rubens* im Porträt! Er faſste so wahr und so glücklich zugleich! Nur ist es mir räthselhaft, daſs ein Künstler, der so tief in andere Wesen sich hineinschmiegen und ihr Innerstes so zu sagen herausholen konnte, in seine eigenen Schöpfungen nicht mehr hinübertrug. Unter so vielen hundert Köpfen, die er in seinem Leben nach der Natur gemalt haben mag, hätten sich doch wohl die Urbilder zu allen Charakteren seiner historischen Gemälde mit Hülfe einiger Idealisirung leicht gefunden; und solche der Natur nachgebildete Formen hätten auf jeden Fall seine unbestimmten, von Individualität entblöſsten Gesichter weit übertroffen. Hier ist das Bildniſs eines Mönchs; der graue Rock scheint nur eine Verkleidung zu seyn, so wenig paſst er zu dem gebildeten Geiste, der aus diesen Zügen hervorstralt. So ein Gesicht, mit diesem Ausdruck des eingeärndteten Ideenreichthums, mit dieser Milde, welche nur Erfahrung und Weltkenntniſs geben, mit dieser Ruhe, die aus einer richtigen Schätzung der Dinge und ihres unaufhaltsamen Lauſs entspringt — warlich, das würde man unter tausend Mönchsgestalten ohne Mühe wieder erkennen. Wie der hagere Mann einst den Erdball in der Hand wägte, damit spielte, und doch zuletzt wohl inne ward, der Ball sei mehr als Spielzeug, wenn er's nur ergründen könne; so wägt er jetzt den Menschenschedel, ihm und aller Menschenweisheit nicht minder unbegreiflich! Es ist kein Traum, den ich da träume; dieser Franciskaner-General, so wie *Rubens* ihn malte, war zu seiner Zeit im Kabinet allmächtig. *Maria von Medicis*, bereits in guten Jahren, ist hier noch schön, aber so stolz, so tiefverschlossen, so gewandt in allen Künsten der Verwirrung! Ich weile jedoch lieber bei dem eigenen Bildnisse des Malers und seiner ersten Gattin. Es ist eine überströmende Geistesfülle in seinem Kopf, und sein ganzes Wesen, sein Anstand, seine Kleidung verrathen die höchste Eleganz. Wenn *Rubens* so ausgesehen hat — und dieses Bild trägt alle Kennzeichen an sich, daſs es treu dem Leben nachgebildet worden ist, — so war der Mensch an ihm bei weitem das Edelste, Gröſste und Beste; keines seiner Werke giebt einen halb so erhabenen Begrif von ihm, als diese Nachahmung seiner eigenen Züge. Der schöne, kraftvolle Mann sitzt da in der Blüthe des männlichen Alters. Die tiefliegenden Augen sprühen Feuer hervor unter dem Schatten der dunklen Augenbrauen; auf seiner Stirne liest man den Reichthum, und ich möchte fast sagen, auch das Ungezähmte seiner Phantasie. Seine Seele ist auf einer Bilderjagd auſser dem Bezirke des Gemäldes begriffen. Das hübsche Weib ruht zu seinen Füſsen, ihre Rechte in seiner Rechten, und diese Hände sind von vorzüglicher Schönheit. Wahr und treu ist auch ihr Kopf; allein die ungebildete Frau konnte den gröſseren Menschen nicht fassen, der zugleich Künstler und Staatsmann war, bald an *Philipp's des Dritten* Hofe, bald als sein Abgeordneter bei *Karln dem Ersten* von England seine Rollen spielte; der Mann, der nach den Mitteln seines Zeitalters vortrefflich erzogen war, die Feder beinahe so gut, wie den Pinsel führte, um dessen Freundschaft Fürsten warben, und den *Wolfgang Wilhelm*, Herzog von Neuburg, in seinem eigenen Wagen rettete, als man ihm in Madrid nach dem Leben stand.

Was mag' er wohl ersinnen in dieser traulichen Verschränkung, auf dem ländlichen Sitz am Gemäuer, wo sich das üppige Geisblatt mit duftenden Blüthen emporschlängelt und über seinem Haupte leichte Schatten webt? Etwa jenes liebliche Gedicht, wo sieben Amoretten sich hineinflechten in einen Kranz von Blumen und Früchten? Mit welcher Fülle, mit welcher Kraft sind diese Formen aus der Anschauung gegriffen! Welches Leben regt sich in ihren Gliedern! Wie gaukeln die gesunden Buben so froh in vollem Treiben ihrer neuerprobten Muskelkraft! Des schönsten Genusses Kinder, als Zeit und Sinne schwanden: Daseyn ihre ganze Bestimmung, Zweck und Mittel zugleich; und auch ihnen gelten Zeit und Zukunft noch nichts! Hieher den Blick, ihr Weisen, und sagt uns, ob es eine andere Wonne gebe, als das schöne Leben zu sehen, und zu fühlen: es ist!

Die reine, treue Darstellung des Lebendigen und Natürlichen würde diese gefällige Wirkung auf die Empfindung des Zuschauers nie verfehlen, wenn es nicht in der Natur selbst Gegenstände gäbe, deren erster und mächtigster Eindruck unsern Selbsterhaltungstrieb aufregt, und Abneigung, Widerwillen, Abscheu oder Furcht und Schrecken zuwege bringt. Der Anblick alles Miſsgestalteten, Unzweckmäſsigen, Schädlichen in der Natur, des Gewaltthätigen und Zerstörenden, des körperlichen Schmerzes, heftiger Krämpfe, ekelhafter Zerfleischungen, kranker oder auch leidenschaftlicher Entstellung, dies alles erschüttert zuerst unser Nervensystem mit dem Gefühle der eigenen Verletzbarkeit, welches zur Erhaltung eines endlichen Daseyns wirken muſs. Ist es daher nicht sonderbar, daſs so viele Künstler, und unter diesen manche der berühmtesten, gerade diese Gegenstände zur Nachahmung wählten, um durch sie recht kräftig erschüttern zu können? *Rubens* selbst scheint sich in solchen Darstellungen mehr als in allen andern zu gefallen. Von jenen wilden Compositionen, wo Teufel und verworfene Menschen sich winden und kämpfen und knirschend den Engeln unterliegen, soll hier nicht mehr die Rede seyn. Es giebt noch andere Bilder in diesem Saale, von einem ähnlichen Effekt. Bald ist es ein trunkener Silen, umringt von einer bacchantischen Gruppe, deren verschiedene Grade der Trunkenheit sich allzunatürlich in faunischer Wollust oder in einer noch ekelhafteren Herabwürdigung äuſsern. Eine gräuliche Faunin liegt im Vordergrunde hingestürzt über ihren beiden bocksfüſsigen Säuglingen, die zappelnd an den Brüsten, ich hätte bald gesagt, den Eutern, ihrer im Uebermaaſs der Völlerei entschlafenen Mutter hangen. Bald ist es ein sterbender Seneka, blutend, alt und schwach, die Todtenblässe im Gesicht und auf den Lippen. Hier eine Latona in den Sümpfen Lyciens, noch in bittender Stellung, indeſs ihr gegenüber die störrigen, feindseligen Wilden, die ihr einen Trunk Wassers versagten, im flämischen Bauerncostum, aber mit Froschgesichtern schon halbverwandelt da stehen, gräſsliche Carricaturen! — Wie konnte nur ein Mann wie *Rubens* das Bild des Ekelhaftesten in der Natur, eines betrunknen Weibes, in seiner Phantasie dulden, geschweige denn mit Wohlgefallen darüber brüten, mit Kunst und Kenntniſs der Natur es ausmalen und nichts dabei fühlen, als nur die Stärke seiner Darstellungsgabe? Hätte nicht der Maler, der es wuſste, was Schönheit ist, bei jenen Froschmenschen vor einem Miſsbrauche seines Talents zurückbeben sollen, wodurch er sich zur plattesten Farce erniedrigte? Der Seneka wäre vielleicht am ersten zu entschuldigen, weil er genau die Stellung der alten Statue hat, und alte Kunst sonst tadelfrei zu seyn pflegt. Allein nicht alle Werke des römischen Meiſsels sind musterhaft, nicht alle der Nachahmung werth; bei vielen vermiſst man den reinen, keuschen Geschmack der griechischen Kunst, und endlich ist das Widrige im Marmor weit weniger als in dem farbigen Gemälde widrig; der Pinsel drückt eben die Todtenfarbe und die Erschöpfung des Verblutens in ihrer ganzen Abscheulichkeit aus. Allerdings gelingt es auch den Künstlern, durch diese Schilderung des Grobsinnlichen auf die gröberen Organe des groſsen Haufens zu wirken, dessen lauten Beifall und gaffende Bewunderung davon zu tragen; und nur, daſs dieser Beifall, diese Bewunderung ihnen genügt, gerade darin liegt der ganze Jammer. Es ist leichter, gemeine Natur zu kopiren, als Seelenkräfte in der Materie sichtbar zu machen; leichter, durch groteske Züge dem Pöbel zu gefallen, als nach dem musterhaften Doryphorus den Kenner zu befriedigen; leichter endlich, zu erschüttern und sogar zu rühren, als den Forderungen des gebildeten Geistes, dem die grobgezeichneten dramatischen Larven anekeln, und der nach den zarten Schattirungen und Verschmelzungen der Charaktere des gesellschaftlichen Lebens verlangt, völlig Genüge zu leisten. Unsere Theaterdichter wissen dies so gut wie die Künstler, und eben darum spielt man die Stücke der höchsten dramatischen Kunst vor leeren Häusern, indeſs die kläglichsten Erzeugnisse des Plattsinnes, ein Waltron, eine Lanassa und andere ihres Gelichters, wenn sie nur das Alltägliche anschaulich machen, den allgemeinsten Beifall nie verfehlen.

In der Himmelfahrt der Jungfrau, in der Geburt Christi, in der Ausgieſsung des heiligen Geistes, in dem Märtyrerthum des heiligen Laurentius und selbst im Nymphenraub der Zwillingsbrüder Kastor und Pollux, lauter groſsen, kraftvollen Werken von *Rubens* Hand, die ich hier um mich her erblicke, sind indessen so viele künstlerische Verdienste vereinigt, daſs man sich willig finden läſst, auch über den wesentlichen Mangel einer feineren Vorstellungsart hinauszugehen, und sich mit dem Künstler in seinen niedrigeren Gesichtspunkt zu versetzen. Unter allen diesen Werken scheint mir dasjenige, wo die Apostel, am Pfingsttage, mit neuen Kräften erfüllt werden, in Absicht auf die Schönheit der Köpfe, vorzüglich bemerkenswerth. Es ist zwar auch hier der gewöhnliche Fehler auffallend, daſs die Ergieſsung des heiligen Geistes weit mehr durch die von Licht umflossene Taube, die einzeln herabfallenden Flämmchen und das Erstaunen der Heiligen selbst über diese Erscheinungen, als durch eine wirklich auf ihren Zügen sichtbare Begeisterung und Verstärkung des geistigen Kraftmaaſses angedeutet wird; allein diesen Verstoſs abgerechnet, der vielleicht um so verzeihlicher ist, je weniger man sich zu *Rubens* Zeit über Gegenstände der Religion das Nachdenken erlaubte und je mehr der Künstler damals an die krassen Vorstellungen der Priester jenes finstern Zeitalters gebunden war; diesen Verstoſs abgerechnet, bleibt dem Stücke wenigstens das Interesse, welches man an schöngebildeten Menschen nimmt. Wem es genügt, an einem hübschen flämischen Weibe statt der Madonna, an gesunden, pausbäckigen Knaben an der Stelle der Engel, der wird seine Forderungen durch den schönen Körper des Märtyrers auf dem Roste noch mehr befriedigt finden. Könnte man nur die Gröſse der Gegenstände vergessen, oder noch besser, könnte man diese Gegenstände nur mit Hintansetzung aller *eigenen* Vorstellung davon, so fühlen, wie *Rubens* sie in seiner Phantasie entstehen sah; dann wirkten vielleicht seine Bilder beides auf den Geschmack und auf das Herz, anstatt daſs sie mir jetzt bei einem andern Maaſsstabe und edleren Formen, nur Travestirungen des Heroischen und Göttlichen scheinen.

Indeſs lieber diese gemeine, schwerfällige Phantasie, als jene des *Luca Giordano* und des *Annibal Caracci*, die sich in der Darstellung eines so gräſslichen Auftritts, wie der bethlehemitische Kindermord, gefallen können; und wiederum lieber noch diesen Kindermord vom Meister *Annibal*, als jenes ungleich greulichere Gemetzel der Christen in Persien unter dem König Sapor! Was ist ein groſser Künstlername, wenn solch ein buntscheckiges, steifes, elend gruppirtes, ohne Perspektive, ohne Haltung, in harten Umrissen mühsam hingedrechseltes Werk nichts anders für sich hat, als *Albrecht Dürers* Ruhm? Empfindungsloser kann man nicht malen; und wenn es wahr ist, daſs die beiden schwarzgekleideten Figuren in der Mitte des Gemäldes, die als müſsige Zuschauer den verabscheuungswürdigsten Scenen der Menschenquaal ruhig zusehen, Portraite des Künstlers und seines besten Freundes sind, so möchte man auch hinzusetzen: empfindungsloser kann man nicht seyn. Lieſse sich doch nur die Aechtheit dieses unedlen und zugleich so sehr miſsrathenen Kunstwerkes mit einiger Wahrscheinlichkeit bezweifeln!

Unedel im höchsten Grade, aber auch trotz aller Niedrigkeit des Gegenstandes, an Wahrheit, Charakteristik und Ideenreichthum zum Meisterwerk gediehen ist daneben der berühmte Marktschreier von *Gerard Douw*. Gewisse Seelen sind zum Auffassen gewisser Gegenstände geschaffen oder organisirt: diese spiegeln sie so rein und klar wieder von sich, daſs man sieht, sie wurden gleichsam Ein Wesen mit ihnen; da sie hingegen für Eindrücke aus einer andern Klasse schlechterdings nicht empfänglich scheinen, von andern Objekten gar nicht berührt werden können. *Hogarth*, der Meister in der physiognomischen Bezeichnungskunst, der bewunderte Karrikaturenschöpfer, konnte keine schöne Figur entwerfen; *Gerard Douw*, der hier die geringeren Volksklassen nach ihren verschiedenen Geschlechtern, Gewerben und Leidenschaften ganz mit sich selbst identificirt zu haben scheint, der unendlichen Scharfblick beweiset, wo es auf die Sonderung der Wirkungen desselben Gegenstandes auf verschiedene Gemüther aus diesen Volksklassen ankommt, hätte für das Ideal einer griechischen Heldennatur keinen Sinn gehabt. Diese geistigeren Wesen gehen durch die grobe Seele hindurch und lassen keine Spur von ihrer Berührung zurück. Zart und mit vulkanischer Feuerkunst gewebt muſs das Netz seyn, in welchem sich Mars und Venus fangen und den versammelten Göttern zeigen lassen. Sollen wir nun zürnen, daſs nicht alle solche Tausendkünstler sind, oder lieber jedem Geiste seine Art und Weise zu wirken und zu schaffen gönnen, da es nun einmal nicht möglich ist, daſs *Raphael's* und *Tizian's* und *Guido's* Seelen in den belgischen Schlamm hinabsteigen können? Zwar hätte *Gerard Douw* seinen Marktschreier wohl eben so interessant machen können, ohne jene Details anzubringen, welche die Thierheit des Menschen in ihrer härtesten Abhängigkeit von den unreinsten Bedürfnissen ins Gedächtniſs rufen; allein wer trennt uns das von einander? wer mag selbst dem pfiffigsten und kunstreichsten Teufel den unwiderstehlichen Hang benehmen, unter die Säue zu fahren?

Der leichte, glatte, launige *Teniers* ist eben so niedrigkomisch; doch gefällt er mir besser. Es ist ungleich mehr Wahrheit und Treue, die sich bis auf die feinsten Zäserchen erstreckt, die kein Pünktchen unbezeichnet läſst, es ist vollkommnere Täuschung des Kolorits, es ist ein unermüdeter Fleiſs in *Gerard Douw's* Arbeit, die bei ekelhaften Gegenständen desto widriger wirken muſs, je geduldiger und treffender sie die Natur in ihrer ganzen Scheuſslichkeit kopirt. *Teniers* flüchtiger Pinsel hascht nur die wesentlichsten Züge, setzt Zeichen an die Stelle des Wirklichen, bringt mit dem wenigsten Aufwand von Zeit und von Farbe den Effekt heraus, und überlaſst es dann der Einbildungskraft des Zuschauers, die Details sich selbst auszumalen. Wer also nicht gerade an dem Schmutzigsten seiner ganzen niedrigkomischen Compositionen besonderes Wohlgefallen hat, wird dieses übergehen; da es hingegen in *Douw's* Gemälde so in die Augen springt, daſs man ihm unmöglich entrinnen kann. Hat man indeſs nur Eins von *Teniers* Baurengelagen gesehen, so kennt man sie alle; sie sind nur in dem geringeren oder vollkommneren Grade der Ausführung verschieden.

Dasselbe gilt auch von *Schalkens* berühmtem Effekt des Lichts in den nächtlichen Scenen. Die hier vorhandenen Stücke von seiner Hand, ein *Ecce Homo*, die klugen und die thörichten Jungfrauen, eine Magdalene, und eine weibliche Figur mit einem Lichte, welches ihr ein muthwilliger Junge ausblasen will, sind alle nicht mit den Spielern zu vergleichen, die man in Kassel von demselben Meister in der erlesenen Galerie des Landgrafen bewundert. Die Jungfrauen mit ihren Lampen hat er jedoch vorzüglich gut behandelt, und man sieht, daſs *Schalken* in dem engen Kreise, den er sich gewählt hatte, in der That sehr gut zu Hause war, daſs er mit dem Lichte und seiner Wirkung spielen konnte, und durch fortgesetztes Studium einen Grad der Vollkommenheit in dieser Gattung von Darstellungen erlangt hatte. Nur muſs man auch auſser diesem Einen Vorzuge sonst nichts bei ihm suchen.

Soll ich mich jetzt von den niedrigsten Stufen der menschenbildenden Kunst zu den Thier- und Landschaftsmalern wenden? Ich halte mich nicht gern bei ihnen auf, wo höhere Gegenstände mich an sich reiſsen. Freilich ist der *Gasparo* schön: es herrscht eine dunkle, hohe, mächtige Phantasie durch dieses wilde Thal und seine einfache Gröſse; Schade nur, daſs man in dieser Einsamkeit, wo der Blick auf den Trümmern alter Gebäude und Palläste am fernen Gebirge ruht, durch eine schale, historische Gruppe unterbrochen wird, und eben so Schade, daſs das Bild schon so schwarz geworden ist! Auch dieser ungeheure Eber von *Snyers* ist wunderbar gerüstet mit zermalmender Kraft und fürchterlichem Grimm; er verdiente der Eber von Kalydon zu heiſsen. Eben so gewaltig in ihrer Art, eben so rein der Natur nach gebildet, sind die muthig angreifenden und die von dem gräſslichen Zahn des Ebers niedergemähten, zappelnden und heulenden Hunde. Die Figuren der Jäger, kühn wie die Thiere, aber mit Zinnober unnatürlich kolorirt, sind von *Rubens*. Was *Fyt*, *de Voſs* und *Weenix* von Thierstücken malten, kommt diesem nicht bei, so viel Verdienstliches auch ihre Arbeiten, und insbesondere die des erstern haben.

Laſs mich hinwegeilen über die geleckten Bilderchen des Ritters *van der Werff*. Ihre zarte geschliffene Vollendung, ihre kunstreichgeworfenen Gewänder, können uns nicht schadlos halten für ihre Kälte und Gleichförmigkeit, für die manierirte unrichtige Zeichnung und das dem Elfenbein ähnliche Fleisch. Das beste unter ein und zwanzig kleinen Stücken ist die Erscheinung Christi im Knabenalter unter den im Tempel versammelten Aeltesten. Der Knabe ist schön und geistreich, und diese Eigenschaften vereinigt, sind mehr als hinreichend, ihn interessant zu machen. Von der groſsen langbeinigen Magdalena des Herrn Ritters, läſst sich trotz allen mühseligen Künsteleien so viel gutes nicht sagen. Ehe ich meine Feder hinlege, nur noch ein paar Worte von *Crayer* und *van Dyk*. *Crayer's* gröſstes Werk, doch will ich eben nicht sagen sein Meisterwerk, ist das Altarblatt aus der Augustinerkirche zu Brüssel, welches der Kuhrfürst von den Mönchen für dreiſsigtausend Gulden und eine Kopie kaufte. Als Dichtung betrachtet, hat es nicht den mindesten Werth. Es ist ein Thron der Muttergottes, die zu oberst, mit dem Jesuskinde auf dem Arm, da sitzt, und von Heiligen umringt ist, die zum Theil neben ihr, zum Theil tief unten auf den Stufen stehen oder knieen. Ganz zu unterst im Vordergrunde kniet der Maler nebst seinem Bruder, und, wie die Ueberlieferung ferner lautet, seiner Schwester und seinem Neffen. Er kehrt das breite, wohlgenährte, selbstgefällige Gesicht nach dem Zuschauer hin, anstatt recht andächtig zu beten, und zeigt uns mit der Hand, daſs dies alles seine Arbeit sei. Es ist wahr, die Heiligen selbst geben ein böses Beispiel; sie stehen zum Theil ganz müſsig da, oder sie plaudern mit einander; die wenigsten bezeigen der Gottheit oben ihre Andacht. Auch scheint es nicht, als ob sie eigentlich zu irgend einem andern Zweck versammelt sind, als weil etwa der Maler oder die Augustinermönche zu Brüssel sie gern einmal beisammem sehen wollten; und bei dem gänzlichen Mangel an Einheit und Zusammenhang ist es noch die Frage, ob *Crayer* an etwas von der Art gedacht hat. Damit man die Heiligen auch kennen möge, hält jeder etwas in der Hand:

Johannes das Sinnbild des Glaubens, den Kelch mit der Schlange, Jacobus den Pilgerstab, die oben knieende Apollonia eine Kneipzange, St. Stephan einen Stein, Laurentius seinen Rost, Andreas sein Kreuz, u. s. f. Der heilige Augustin paradirt im Vordergrunde im prächtigsten Bischofſornat, mit dem Krummstab in der Hand. So weit ist alles unter der Kritik. Allein einzeln betrachtet sind die Köpfe und die Figuren meisterhaft gearbeitet. In allem was von *Rubens* in dieser Sammlung hängt, finde ich nirgends eine so richtige Akademie als *Crayer's* bis zum Gürtel entkleideten Andreas. Dem heiligen Lorenz hat er einen sehr schönen jugendlichen Kopf zugetheilt; Augustin aber, ich weiſs nicht ob mit oder ohne Absicht des Künstlers, ist ein ächter Pfaffe. Das Kolorit sowohl als die Stellung und Organisirung der Gruppen, und die Behandlungsart sind eines Wetteiferers von *Rubens* vollkommen würdig, so schwerfällig auch das Ganze immer bleibt.

Van Dyks Arbeiten in dieser Galerie sind zahlreich und von mancherlei Art. Seine Porträte stehen mit denen seines Lehrers *Rubens* ganz in gleichem Range; manche sind unübertreflich und trotzen der Kunst und dem Pinsel, selbst eines Venezianers. Seine Phantasie erhebt zwar nicht so kühn den Fittig, aber sie ist züchtiger und erlesener als die seines Lehrers; seine Farben sind bescheidener und besser verschmelzt, und gränzen näher an italienische Wärme. Susanne im Bade ist jedoch ein widriges Gesicht, das nicht einmal dieses Verdienst der Farbe aufzuweisen hat. Die berühmte Grablegung ist zwar herrlich kolorirt, aber in der Zeichnung verunglückt; zudem gehört es zu den schwersten Aufgaben der Kunst, gerade

gerade dieser Scene ein eigenthümliches, nicht durch die Nebenidee der Religion hineingetragenes Interesse zu geben. Das kleine Bild, wo Christus mit dem von ihm geheilten Gichtbrüchigen spricht, hat eine fast tizianische Wahrheit, der man aber wegen des äuſserst unedlen Christuskopfes nicht froh werden kann. Eben so ärgerlich find' ich es, daſs der travestirte Jupiter, der als Satyr die schlafende Antiope überrascht, so ganz im Satyr verloren, so ganz gemeiner Satyr ist, und nur, weil sein Adler sich blicken läſst, als Donnergott anerkannt werden muſs. Die Nymphe hat zwar eine frische Farbe; aber so wunderschön ist sie eben nicht, daſs sie eine Jupitersverwandlung verdiente. Eine Madonna mit dem Christkinde und dem kleinen Johannes hat alle Vorzüge der Farbe und des Fleisches, wiewohl dem Bilde noch die letzte Hand des Künstlers zu fehlen scheint; es umschwebt sie sogar etwas weniges von der Anmuth, die auf diesem Boden nicht gewachsen, sondern jenseits der Alpen her entlehnt ist. Allein das Schönste, was ich hier von *van Dyks* Arbeit bemerke, ist sein lieblicher Sebastian, in dessen Kopfe man eine idealisirte Aehnlichkeit mit dem Künstler selbst nicht verkennen wird. Der Augenblick dieser Composition ist gut gewählt. Eben bindet man ihn fest an den Baum, wo ihn die Pfeile seiner Widersacher treffen sollen; mithin ist keine widrige Empfindung früher rege, die den Eindruck stören könnte, welchen der schöne, blühende Jüngling auf den Zuschauer macht. Die Nebenfiguren sind ihm gehörig untergeordnet, und die weiſsere Farbe seines zarten Leibes dient dazu, ihn noch mehr von ihnen auszuzeichnen. Die Ausführung ist des Entwurfes werth, und meines Erachtens hat die flammändische Schule hier nichts Vollkommneres in Farbenmischung aufzuweisen. Ein bescheidener Siegesgedanke scheint durch die Gelassenheit, die auf dem Gesichte des Märtyrers ruhet, hindurch zu stralen, und dem Zuschauer bleibt nur der Wunsch noch übrig, daſs der erste Pfeil gerade durch das Herz treffe, damit keine langwierige Quaalen ihn stören mögen in seinem vorempfindenden Entzücken.

Der köstlichen Werke von italienischer Kunst, die in groſser Anzahl diese reiche Sammlung zieren, habe ich noch mit keiner Silbe erwähnt; doch Du begreifst, daſs es mir in diesem Augenblick nicht möglich ist.

VIII.

Düsseldorf.

Die Rose, sagen wir, ist die schönste unter den Blumen, und ein ziemlich allgemeines Wohlgefallen an ihrer Gestalt scheint dieses Urtheil zu bestätigen. Ich weiſs nicht, ob der göttliche Apoll, oder wähle Dir welches andere Ideal Du willst, ob dieses eben so allgemein durch übereinstimmendes Gefühl als Inbegrif der menschlichen Schönheit anerkannt und angenommen wird; aber das weiſs ich, daſs der Mensch, vor allen anderen Gegenständen der Natur, einer wahrhaften Idealisirung fähig ist, indem das *Ideal,* welches der Künstler entwirft, zugleich mit dem richtigen Verhältnisse des menschlichen Körpers als einer besonderen Thiergattung, auch die Sittlichkeit des Menschen, als mitempfunden, darstellen muſs. Von keinem andern Wesen wissen wir die Bestimmung, die relative Zweckmäſsigkeit und folglich die subjektive Vollkommenheit so genau und bestimmt in allen ihren Momenten anzugeben, wie von uns selbst; von keinem andern Wesen wissen wir aus vielfältig gesammelter Erfahrung den Begrif dieser Vollkommenheit mit einer tief empfundenen Vollkommenheit der Form zu paaren. Den physiognomischen Sinn, so unmöglich es ist, ihm eine Methodik unterzulegen, können wir uns selbst nicht abläugnen; aber es bedarf keines Erinnerns, daſs er vom Menschen zum Menschen ungleich wirksamer ist, als in Beziehung auf die Qualitäten der Thiere und Pflanzen und deren Signaturen (laſs mir das mystische Wort nur hingeben) in der äuſseren Gestalt. Es scheint uns zwar oft gar etwas verächtliches um die Bestimmung der mancherlei Wesen, die zugleich mit uns die

Erde bewohnen; wir wähnen auch wohl uns selbst als letzten Zweck des Daseyns aller Dinge um uns her. Allein ein geringer Grad von Naturkenntniſs kann uns aus diesem Irrthum reiſsen. Ueberall stoſsen wir auf Organisationen, die wir noch nicht kennen, die wir nicht zu brauchen wissen, deren Verhältniſs zu den übrigen Erdenwesen uns räthselhaft bleibt; und wollen wir die Augen öffnen, so wird sich uns täglich und stündlich die Ueberzeugung aufdrängen, daſs wir von der Art zu seyn, zu genieſsen, des Daseyns froh zu werden, und seine Bestimmung zu erreichen, eines jeden andern Dinges, auſser dem Menschen selbst, auf dem Wege der Empfindung nichts Vollständiges erfahren können, indem die Natur alles Identificiren mit fremden Gattungen unmöglich macht. Ein Wesen aber, mit dessen Organen wir nicht empfinden, in dessen Lage wir uns nicht hinein denken und hinein ahnden können; von dessen innerer Vollkommenheit können wir uns auch kein Ideal abstrahiren, und dieses eben so wenig mit dem Gefühl, das wir von der Schönheit seiner Gestalt haben, in eine Harmonie bringen, oder mit einer bestimmten Form bezeichnen.

Den Menschen können wir idealisiren; darum bleibt er allerdings der höchste Gegenstand der bildenden Kunst *). Wie nun aber das Ideal gestaltet seyn müſste, das die gesammte Gattung vorstellen sollte, ist darum noch nicht ausgemacht. Wenn wir darin übereinstimmen, daſs es über die individuelle Natur hinausgehen und, was von Vollkommenheiten in einzelnen Personen durch das ganze Geschlecht zerstreuet ist,

---

*) S. meinen Aufsatz: die Kunst und das Zeitalter, in dem neunten Heft der Thalia.

zu einem harmonischen Ganzen vereinigt, darstellen müsse, so wird uns bei der Ausführung immer eines Jeden individueller Schönheitssinn im Wege stehen, und jeder Künstler, wie er selbst moralisch groſs oder klein ist, wie er auffassen, theilnehmen und mittheilen kann, auch, wie er Gelegenheit hatte, das einzelne Vortrefliche zu sammlen und zu vergleichen, wird uns das Ideal seiner Phantasie mit andern Zügen schildern. Fürwahr also, eine höchstverwickelte Aufgabe, da, wo sich alle zuletzt auf ein unwillkührliches Gefallen und Nichtgefallen berufen, einen Ausſpruch wagen, eine Wahl treffen zu müssen, zumal da der Fall des Kenners, des Kunstliebhabers und überhaupt eines Jeden, der sich auf die Beurtheilung eines Kunstwerkes einläſst, von dem Falle des Künstlers in so ſern nicht verschieden ist, daſs jeder von ihnen zu dieser Beurtheilung andere Fähigkeiten und Fertigkeiten mitbringt.

Auf etwas Gemeinschaftliches, auf eine gewisse Uebereinstimmung des Gefühls gründet sich indessen doch das Bestreben eines jeden Künstlers, die tiefempfundene Schönheit darzustellen. Es ist unstreitig, daſs die Empfindung des Wohlgefallens bei den meisten Menschen nach einer gewissen Analogie berechnet werden kann. Völker, deren Bildung, Erziehung, Sitten und Wohnsitze sich ähnlich sind, werden im allgemeinen über Gegenstände der Sinne ein übereinstimmendes Urtheil fällen, und in ihren Empfindungen von Gerüchen, Gestalten, Tönen und Geschmacksarten mit einander harmoniren. Die eigentliche Schwierigkeit entsteht erst dann, wenn Schönes mit Schönem verglichen, und Grade des mehr oder minder Gefälligen angegeben werden sollen. Alsdann zeigt es sich, daſs wir zur Bildung des Geschmacks, als des ächten Kunst- und Schönheitssinnes, eben so wohl Uebung bedürfen und den Beistand unserer übrigen Gemüthskräfte hinzu rufen müssen, wie es zur Vervollkommnung irgend eines andern Gebrauches dieser Kräfte nöthig ist. Weil nun aber das Wesen des Ideals es mit sich bringt, daſs es ein Abdruck der sittlichen Vollkommenheit in sinnlich anschaulichen Formen sei; so scheinen zur Hervorbringung eines solchen höchstvollendeten Werkes der menschlichen Kunst dreierlei Requisite in der Person des Künstlers zusammentreffen zu müssen: erstlich, eine reiche Ausstattung mit jenen überlegenen Seelenkräften, in deren Fülle und Harmonie schon individuelle Gröſse und subjektive Vollkommenheit gegeben ist; zweitens, Schauplatz und Gelegenheit zur zartesten Entwickelung und Ausbildung dieser innern Energie, höchste sittliche Kultur; drittens, hohe Darstellungsgabe und innerer Trieb sowohl, als äuſsere Veranlassung, sie in Wirksamkeit zu versetzen.

Der Geschmack, womit das Ideal der Schönheit beurtheilt werden muſs, wenn anders seine Aussprüche unpartheiisch seyn sollen, setzt in demjenigen, der ihn besitzt, das Vermögen voraus, zwischen dem Wohlgefallen am Schönen, und einem jeden anderen Interesse, welches der Verstand oder auch die Begierde an einem schönen Gegenstande nehmen können, zart und rein zu unterscheiden. Die Empfindung, die das Schöne in uns hervorbringt, ist vom Reize unabhängig, und zugleich durch keine Operation der Vernunft erklärbar. Vielleicht ist dies der Grund, weshalb der höchste Schwung, den die bildende Kunst zur Erreichung des Ideals sich je gegeben hat, in den mythologischen Statüen der Alten zu suchen ist; theils weil ihr Gegenstand hinausragte über den gewöhnlichen Stand aller menschlichen, wirklich existirenden Vollkommenheit, theils weil die Bildhauerei — das abgerechnet, daſs sie das Materielle dem Gefühl und dem Auge zugleich Preis giebt — jene vollkommene Ruhe nothwendig macht, welche die Betrachtung des Schönen begünstigt, indem sie uns durch keinen *pathognomischen* Eindruck unterbricht. Es war eine glückliche Uebereinstimmung der Kunstideen mit dem Religionssystem jener Völker, daſs man diese Muster der übermenschlichen Schönheit und Vollkommenheit zu Gegenständen der Anbetung erhob, und ihnen dadurch neben ihrem ästhetischen Werthe, der nur von Wenigen rein empfunden werden konnte, zugleich für das Volk ein näher liegendes Interesse gab. Dies, verbunden mit so vielen andern Begünstigungen, womit Verfassung, Klima, Lebensart und vor allem angestammter Reichthum der Organisation, dem Griechen zu statten kamen, wirkte kräftig und ohne ein zweites, wetteiferndes Beispiel in der Geschichte, zur Ausbildung des Geschmacks, und zur Erzeugung jenes allgemeinen zarten Kunst- und Schönheitssinnes, für welchen namentlich der atheniensische *Demos* so berühmt geworden ist.

Bei uns ist der reine Kunstgeschmack, in Ermangelung alles dessen, was ihn bilden, vervollkommnen und allgemein entwickeln konnte, nur auf wenige einzelne Menschen eingeschränkt. Der Anblick der bloſsen Schönheit, ohne einiges Interesse, ermüdet den groſsen Haufen der Künstler und Kenner, die nicht mehr das Knie vor ihr beugen, ihr huldigen und Schutz und Gaben von ihr erflehen. Die idealisirten Götter und Göttinnen sind nicht mehr; Menschen von bestimmtem, individuellem Charakter, Menschen, durch herrschende Leidenschaften und Gemüthsarten bezeichnet, sind an ihre Stelle getreten. Die Kunst muſste also ihrem ersten, wahren Endzweck, der Darstellung des Idealischschönen, ungetreu werden, oder ihre gewohnte Wirkung verfehlen und auf alle Herrschaft über die Gemüther Verzicht thun. Das Letzte wäre nur in dem Einen Falle möglich gewesen, wenn der Geist des Zeitalters nicht auf den Künstler gewirkt hätte; wenn, von Zeit und Umständen unabhängig, der künstlerische Genius, in abstrakter Vollkommenheit schwebend, mitten unter Christen ein Grieche geblieben wäre.

Aber Veränderung und Wechsel sind ja die Devisen unseres so schief in seiner Bahn kreiselnden Planeten! Der ewige Reihenstanz bringt immer neue Verhältnisse, neue Verwicklungen, neuen Kampf unserer Kräfte mit den Kräften des Weltalls hervor; und, frei heraus bekannt, wäre nicht der Dienst der schönen Ideale gestürzt, so hätten wir noch keinen *Raphael*, keinen *Tizian* und keinen *Corregio*, wir hätten in der Kunst keine individuelle menschliche Schönheit, keinen Farbenzauber und keine Anmuth. Du wirst mich der Paradoxie beschuldigen; aber ich will es hier in Gegenwart der groſsen Namen, die ich eben nannte, gleichsam unter ihrer Fahne betheuern, daſs, weil einmal dem also ist, es auch für uns noch allenfalls am besten sei. Was sollen uns die alten Lappen, wären sie auch noch so schön, auf dem neumodigen Kleide? Griechische Gestalten und griechische Götter passen nicht mehr in die Form des Menschengeschlechtes; sie sind uns so fremd, wie griechisch ausgesprochene Laute und Namen in unserer Poësie. Es mag seine Richtigkeit haben mit der göttlichen Vollkommenheit der beiden Meisterwerke des *Phidias*, seiner Minerva und seines Jupiters; aber je majestätischer sie da säſsen oder ständen, das hehre Haupt für unsern Blick angränzend an den Himmel: desto furchtbarer unserer Phantasie; je vollkommnere Ideale des Erhabenen: desto befremdlicher unserer Schwachheit. Menschen, die für sich allein stehen konnten, hatten keckes Bewuſstseyn genug, um jenen Riesengottheiten ins Auge zu sehen, sich verwandt mit ihnen zu fühlen und sich um dieser Verwandtschaft willen ihren Beistand im Nothfall zu versprechen. Unsere Hülfsbedürftigkeit ändert die Sache. Wir darben unaufhörlich und trotzen nie auf eigene Kräfte. Einen Vertrauten zu finden, dem

wir

wir unsere Noth mit uns selbst klagen, dem wir unser Herz mit allen seinen Widersprüchen, Verirrungen und geheimen Anliegen ausschütten, dem wir durch anhaltendes Bitten und Thränenvergieſsen, wie wir selbst geduldig und mitleidig sind, ohne ihn zu ermüden, Beistand und Mitleid ablocken können: dies ist das Hauptbedürfniſs unseres Lebens, und dazu schaffen wir uns Götter nach unserem Bilde. In dem nächsten Kapellchen kann ich die Ueberzeugung finden, daſs die unbegreifliche Gottheit selbst, schwerlich irgendwo mit dem herzlichen Vertrauen angerufen wird, womit eifrige Christen hier zu den Heiligen beten, die einst Menschen waren, wie sie. Dies ist Stimme der Natur, trotz allem, was die Philosophie, die nur in Abstraktionen lebt, darüber dogmatisiren mag. Gleichheit ist die unnachläſsliche Bedingung der Liebe. Der Schwache kann das Vollkommene nicht umfangen; er sucht ein Wesen seiner Art, von dem er verstanden und geliebt werden, dem er sich mittheilen kann.

Zu *diesem* Menschengeschlechte nun gehören unsere Künstler, und für dasselbe arbeiten sie. Von Griechenlands Idealen ist genau noch so viel übrig geblieben, daſs es ihnen zu einem Fingerzeige dienen kann, wohinaus vor diesem der Weg der Kunst liegen mochte. Mit dem Sinne für das hohe Schönheitsideal ist aber auch die Möglichkeit, es wieder zu erreichen, verschwunden. Die Mannichfaltigkeit des Individuellen ersetzt uns indeſs diesen kaum mehr empfundenen Verlust. Einzelne aus der Natur gegriffene Charaktere mit Beibehaltung ihrer Individualität zu idealisiren, oder mit einem Abglanze des Schönen auszuschmücken, welcher hinreicht, die Empfindung des Wohlgefallens zu erregen, dies ist das Ziel der neueren Kunst. Also arbeitet sie auch nicht mehr für den reinen ästhetischen Sinn; vielmehr, um ihrer Wirkung gewisser zu seyn, intriguirt sie durch Handlung den Verstand, und besticht unser Begehrungsvermögen durch den Reiz der Grazien. Wir sind es schon so gewohnt, dem Künstler in dieser Richtung zu folgen, daſs oft die bloſse Nachahmung des Natürlichen, ohne den mindesten Versuch zum Idealisiren, unsere Forderungen befriedigt, oft die Erdichtung der Beziehungen, in denen man uns eine Handlung darstellt, völlig hinreicht, uns über die gänzliche Abwesenheit alles Schönen zu beruhigen. Eine unausbleibliche Folge dieser Verrückung des eigentlichen Kunstziels ist die Abzweigung der Kunst in so manche ganz verschiedene Darstellungsarten, womit es endlich dahin gekommen ist, daſs insbesondere der jetzigen Malerei kein Gegenstand in der Natur, der nur mit Farben sich bezeichnen läſst, auſserhalb ihrer Gränzen zu liegen scheint.

Wenn aber hier und dort unter den Künstlern eine groſse Seele hervorgeht, so wird sie nach ihrem angeborenen inneren Adel das Schöne dennoch ahnden, ihm nachstreben, und sich zuweilen, ungeachtet aller Hindernisse, dem vorgesteckten Ziele nähern. Die physische Natur und die Stufen der sittlichen Ausbildung verschiedener Völker müssen diesen Flug des Genius entweder begünstigen oder hemmen. Italien! reizendes Italien! noch sah ich dich nicht! — — — Italien ist reich an den Trümmern der altgriechischen Kunst, und seinen Bewohnern hat der mildere Sonnenstral, zugleich mit einer gewissen Unabhängigkeit von manchem klimatischen Bedürfnisse, auch ein reiches Maaſs von Spontaneität und Empfänglichkeit zugetheilt. Was ich von dorther kommen sah, es sei nun Gemälde, Gedicht oder Gesang, das hat einen Zauber, der das Auge fesselt wie das Ohr, und den Sinn auflöset in Entzücken. Wenn ich hier in den Saal trete, wo die Werke italienischer Meister mit flammändischen untermischt, meinem Blicke begegnen — mir ist zu Muthe wie einem Europäer, der nach einem langen Aufenthalt im Orient endlich einen näher mit ihm verwandten Menschen erblickt; er untersucht nicht erst, ob der Fremde ein Deutscher, ein Franzose, ein Engländer, ein Spanier, ob er ketzerisch oder rechtgläubig sei: genug, es ist ein Franke, dessen Sinnes- und Denkungsart den seinigen gemäſser sind, der ihn, und den auch er besser versteht.

Es ist Zeit, daſs ichs bekenne: kaum hatte ich diesen Morgen das Papier aus der

Hand geworfen, so eilte ich noch einmal in die Galerie, um nur an transalpinischen Werken mich satt zu sehen. Was ich jetzt seit einer Stunde daher phantasire, ist nur die Reaktion, die der Anblick dieser von allem flammändischem Machwerk so abweichenden Gestalten in meinem Kopfe veranlaſst hat. Zuerst ging ich langsam durch die Säle, sah wo die Italiener hingen, und merkte mir in jedem Saale die Stücke, die ich näher betrachten wollte. Die Lüsternheit wird übermüthig, wenn sie im Ueberfluſse wählen kann. Unter der Menge dessen, was Künstler und Kenner hier interessant finden würden, zog mich nur wenig an, durch Züge von inwohnender Schönheit, die von einem Sinne des Malers für menschliche Gröſse zeugten. Ich ging aus, mit dem Vorsatze, zu sehen, ob ich etwas finden würde, das ich um seiner Schöne willen lieben könnte, und du weiſst, diese Liebe gehorcht keinem Zwange: sie ist das Kind der freien Unbefangenheit; sie ist ein Kind, kein erwachsener, gewitzigter Amor. Ich lasse die Klugen da stehen und predigen vom Unterschied und Charakter der verschiedenen italienischen Schulen, ich lasse sie da eine Gruppe bewundern, weil sie pyramidalisch sich spitzt, dort eine Drapperie, die wahr gefaltet oder auch groſs geworfen ist, hier einen Ausdruck, der die Natur nachahmt, hier wieder einen wie hingezauberten Effekt des Lichtes. Das alles ist vortreflich, und sogar verdienstlich, wenn du willst; doch wenn von *lieben* die Rede ist, so muſs auch von *Gestalt* allein die Rede seyn; ich kann einen Haufen von Menschen, und stände er noch so malerisch, nicht als bloſsen Haufen, ich kann keinen Rock, kein Geberdenspiel, keine Beleuchtung, keine Farbe lieben.

Findet sich dies alles mit einer edlen Zeichnung und einer schönen Form zu einem Ganzen vereinigt; alsdann ist das Kunstwerk von einer hinreiſsenden Vollkommenheit; aber auch abgesondert von allem Nebenwerk ist ein bloſser Umriſs mit *Raphael's* Schönheitssinn entworfen, mehr werth als das vollendetste Gemälde, dem dieses wesentliche Bedingniſs fehlt. Licht und Farbe, Bewegung, Ausdruck und Anzug kann die Einbildungskraft sich zu einer gegebenen schönen Gestalt leicht hinzudenken; hingegen den feineren Genuſs stört unwiederbringlich eine schlechte oder gemeine Natur, das Gemälde sei übrigens noch so meisterhaft ausgeführt.

Hast Du nicht die Susanna von *Dominichino* e bewundern und rühmen gehört? Die ist nun wirklich ein schön und richtig gezeichnetes Weib, und dennoch gefällt sie nicht, weil ihr gemeines Gesicht an sich nicht reizend ist und auf eine höchst widrige Art von dem häſslichen Schrei entstellt wird. Das Hauptinteresse des Stückes geht also verloren; man muſs sich zur Schadloshaltung an Nebensachen ergötzen. Doch auch die Stellung ist ungraziös und sogar unvortheilhaft, indem sie die ganze Figur wie ein lateinisches Z zusammendrückt. Die Farbengebung des Nackten ist für einen *Dominichino* immer zu bewundern, jedoch zum Theil verblichen. Die im Bade rothgewordenen Füſse, die man dem Maler zum Verdienst anrechnet, weil er die Natur so gut zu belauschen gewuſst, machen gleichwohl für das Auge eine unangenehme Disparität. So gefährlich ist es mannichmal, in der Nachahmung des Natürlichen zu weit zu gehen. Es fällt dem Zuschauer lange zuvor auf, daſs die Susanna rothe Füſse hat, ehe er sich bescheidet, sie könne auch wohl schon aus dem Wasser gestiegen seyn. Die Scene ist übrigens gar nicht poëtisch behandelt. Ein jedes gemeines Weib, das nicht von ausgelassenen Sitten ist, würde sich so benehmen; hier aber sollte der Künstler ein edles, tugendhaftes, groſses Weib bezeichnen. Da er einmal mit einem ungeheuren Badetuche so freigebig war und die keusche Jüdin noch überdies zur Sicherheit mit einer Balustrade umgab, so wäre es ihm ein leichtes gewesen, sie voll Anmuth und Würde, stehend, mit edlem Unwillen auf den Lippen, mit einem groſsen Blick der Verachtung in den reizenden Augen hinzustellen; fest, entschieden und entschlossen, sich eher der Lästerung als den Begierden ihrer Verfolger Preis zu geben. Dann hätte meinetwegen sich auch ihr Mund öfnen mögen, um Hülfe zu rufen; dieses

Rufen hätte nicht, wie das Geheul des Schreckens, ihr Antlitz entstellt. Ich gestehe gern, daſs die apokryphische Erzählung selbst zu einer solchen Begeisterung keine unmittelbare Veranlassung giebt. Wie entdeckt sich Susannens Unschuld? Ein Knabe verhört die Kläger, und weil einer das schöne Weib in den Armen ihres Liebhabers unter der Linde, der andere unter der Eiche gesehen haben will, ist das Hauptfaktum, worin beide übereinstimmen, nicht wahr! Bei solchen Gelegenheiten erinnert man sich auch eines Baumes! Allein die Juden in Babylon glaubten an Keuschheit, und Daniel bewährte seine Weisheit, indem er diesen Glauben zu Gunsten der schönen Susanna benutzte. Es scheint übrigens nicht, daſs *Dominichino* auf diesen Theil der Geschichte Rücksicht genommen hat; denn es stehen eine Menge von Bäumen verschiedener Art im Garten um das Bad herum. Dachte er vielleicht, die Aeltesten hatten wohl beide Recht? Die Susanna ist indeſs ein Lieblingsſüjet der Malerei. *Van Dyk's* Behandlung dieses Gegenstandes habe ich schon erwähnt; hier ist noch eine dritte Susanna von *Dominichino's* Meister, *Annibal Carracci*, die ganz nackt, ganz ruhig und sorglos da sitzt, und sich aus einem Springbrunnen Wasser auf die Hände rinnen läſst. Die Figur ist eine gute Akademie, ziemlich warm kolorirt, und weiter nichts. Die alten Faunen beschleichen sie.

Von *Raphael's* Händen sah ich hier nur ein kleines Bild, eine heilige Familie, in seiner ersten Manier, wo er Meister *Perugino's* Fesseln noch nicht abgeworfen hatte. Das ist eine steife Gruppe! Von Josephs Kopf herab längs dem Rücken der Elisabeth und der Schulter der Madonna ist es ein wahrhaftes Dreieck. Die Farben sind hart und grell, und des trocknen Pinsels wegen scheinen manche Umrisse eckig; von Licht und Schatten ist kaum eine Spur. Das nackte Christkind ist von Gesicht etwas häſslich, und Elisabeth ein wenig gar zu alt. Die Landschaft ist hell und bestimmt; so trocken und hart wie die Figuren. Von wenigen Bildern hier läſst sich so viel Nachtheiliges sagen, — aber auch von wenigen so viel Gutes. Die Aengstlichkeit der Pyramide abgerechnet, ist es die traulichste Vereinigung, die sich in einer Familie denken läſst. Elisabeth und Maria sitzen beide auf der Erde, und haben ihre Kinder zwischen sich. Johannes sitzt der Mutter im Schooſs, und ist ein niedlicher Bube; der kleine häſsliche Bambino reitet der Madonna auf dem Knie, und ist auſser den Gesichtszügen eben so richtig und schön gezeichnet.

Die holde Mutter betrachtet ihr Kind mit einem Blick voll himmlischer Anmuth und Zärtlichkeit; ihr Kopf neigt sich sanft vor über ihn, und auf ihrer Stirne thront jungfräuliche Schönheit. Ich habe noch keinen Maler gesehen, auſser *Raphael* und *Leonardo da Vinci*, der die Jungfrau und die Mutter so in Ein Wesen zu verschmelzen gewuſst hätte. Alle Mysterien bei Seite, dieser Charakter ist in der Natur; moralische Jungfräulichkeit, reines Herz' und reine Phantasie, mit Mutterliebe im schönsten Bunde! Er gehört, das will ich gern zugeben, zu den seltensten Erscheinungen; aber jene beiden groſsen Menschen faſsten ihn, und ich weiſs, er ist nicht ausgestorben mit den Urbildern, von denen sie ihn, wie einen Sieg, davon trugen. Mehr Grazie, mehr ungezwungene, natürliche Grazie — doch eine andere giebt es ja nicht — mehr als diese

Madonna, haben wenige Gebilde der Kunst. Elisabeth blickt auf zum heiligen Joseph, der an seinem Stabe gleichsam hangend, mit seinem gutmüthigen Gesichte gedankenvoll drein lächelt. Die Köpfe sind schön, und bei aller, selbst idealischen, Schönheit, dennoch mit Nationalzügen und mit lieblicher Individualität, rein und unmittelbar aus der lebendigen Natur, verwebt. Dies ist es, was sie so reich an Charakter, und in ihrer geistigen Fülle so anziehend macht. Das Costume ist einfach und schön, ohne die allermindeste Anmaſsung und künstlerische Coquetterie, vermuthlich geradezu von der damaligen Volkstracht entlehnt. Nach allem, was ich anderwärts von *Raphael's* Werken gesehen habe, und nach den Kupferstichen von seinen gröſseren Gemälden im Vatikan zu urtheilen, bleibt dieses kleine Stück von einem verhältniſsmäſsig sehr geringen Werth, aber dennoch glimmte schon hier der Funke, der bald Flamme werden und jedes andere Licht verdunkeln sollte. Er verrath auch hier bereits ein hohes Dichtergefühl von der Würde seines Gegenstandes. Die geheimniſsreiche Lehre seiner Kirche zeigte ihm die erhabensten Wesen in der geringsten, ungebildetsten Klasse eines ungebildeten Volkes. Diesen schuf er in seiner Einbildungskraft eine schöne Harmonie ihrer Geisteskrafte; er bildete in ihren Zügen die sanfte, reine, richtige Empfindung und jene Güte des Herzens, wozu er in sich selbst das Urbild fand; mit Einem Worte: er gab ihnen an intensiver Vollkommenheit, was ihnen an extensivem Wissen fehlen muſste. Götter waren es nicht, die er zu schildern hatte; allein es blieb ihm unbenommen, sich wenigstens göttliche Menschen zu denken, und die Bedingnisse sich anschaulich zu machen, unter

denen

denen die einfachsten Hirten seines Volkes sich bis zu dieser moralischen Vortreflichkeit hinaufadeln lieſsen. Mit solchen Begriffen schien er geschaffen, der Religion durch die Kunst einen neuen Glanz und ästhetische Wirksamkeit, die einzige, die ihr noch fehlte, zu verleihen; und dieses Verdienst erkannte *Leo* vielleicht, als er ihm den Purpur bestimmte. Allein wer vermochte ihm nachzufliegen, den kühnen, erhabenen Flug? Schon jetzt verehrt der groſse Haufe der Kunstliebhaber in seinen Werken nicht sowohl seinen Genius, als seinen Ruhm. Verschwiege man ihnen den Namen des Künstlers, sie wüſsten es wahrlich nicht zu begreifen, was man an seinen Bildern hat. Was ist Zeichnung und Form für jeden, der nur Augen hat für flämische Farben? Noch eine Revolution, wie unser Geschlecht deren so viele erlebt hat, eine, die uns

Italiens Schätze raubte, wie Griechenlands Schätze einst verschwanden — und unsere Nachkommen werden es nicht mehr glauben, daſs es je einen gröſseren Maler gab, als *Rubens.*

Ich muſs auch dieser heiligen Familie noch erwähnen, die sich neben *Raphael's* seiner so vortheilhaft ausnimmt; sie ist von *Andrea del Sarto*, dem sein Lehrer *Michel Angelo* das Zeugniſs gab, daſs er groſs, wie *Raphael*, geworden wäre, wenn er nur dieselbe Gelegenheit sich zu bilden und sich zu zeigen gehabt hätte. Etwas von diesem Lobe geht wohl auf Rechnung der Eifersucht; aber die eigene Gröſse des Florentiners bürgt uns, daſs es nicht ganz ungegründet war. Sein Schüler hat hier alles geleistet, was das Süjet nur tragen konnte. Die Madonna hat sanfte Weiblichkeit, und ist wirklich schön, wenn gleich nicht von erhabener Schönheit. Elisabeth hat Spuren von verblichenem italienischem Reize; der kleine Johannes, mit seinem sprechenden ausdrucksvollen Gesichte, ist mit einer glücklich getroffenen Kinderschönheit begabt, und nur der Engel hinter der Jungfrau hat einen dummen Blick. Die Simplicität, die Natur und Eleganz der Zeichnung sind im höchsten Styl der Kunst; die Farben für einen Maler aus der florentinischen Schule gut gewählt und schön verschmelzt; überhaupt ist an der ganzen Ausführung keine Klage über irgend etwas von demjenigen, was in *Raphael's* eben erwähntem Bilde miſsfällt; vielmehr ist alles sehr weich und mit groſser Leichtigkeit gehalten. Man bedauret nur, daſs das Bild durch Zufall und Ausbesserung gleich viel gelitten hat. Es ist noch eine zweite Madonna von *Andrea del Sarto* in dieser Sammlung; sie sitzt auf einem Thron, der ein paar Stufen erhöhet ist, und hält das vor ihr stehende Christkind. Vorn sitzt links St. Markus, und rechts knieet ein Engel. Dem vorigen Bilde kann man dieses nicht an die Seite stellen; zudem ist es auch unvollendet, und folglich härter und trockner, als es vermuthlich hätte werden sollen; doch erkennt man darin den Meister. Warum die schöne sitzende Figur St. Markus und kein anderer Heiliger sei, wird sich so leicht nicht überzeugend darthun lassen, weil sein Gefährte, der Löwe, nicht dabei steht, und es doch nicht so leicht ist, alle und jede Heiligen, wie weiland die griechischen Götter, an ihren Eigenthümlichkeiten, zu unterscheiden. Paulus und Barnabas wurden zwar von den Einwohnern von Lystra für den Merkur und Jupiter angesehen; allein dem Kunstsinne dieser ehrlichen Lykaonier, die damals noch Erscheinungen von *ihren* Göttern für möglich hielten, möchte wohl nicht sehr zu trauen seyn.

Im Vorübergehen fällt ein Blick auf *Pietro da Cortonas* schöne Ehebrecherin; doch was sage ich? Ehebrecherin? Das Bild schreiet Rache über diese Verläumdung, oder — wenn dieses Weib eine Ehebrecherin war, so werfe, wer schuldloser ist, den ersten Stein auf sie; denn dieses Weibes Sünde war eine Tugend. Mit gebundenen Händen steht sie da, den abgewandten Blick in Thränen, den Blick, dem zu begegnen der tückische Kläger nicht werth ist. Es ist die Ruhe eines hohen Bewufstseyns in ihren Zügen, und in dem etwas zusammengedrückten Munde Schmerz und Trotz des gekränkten Gefühls. Die Form des Gesichtes ist sehr edel; man sieht, es ist Studium der Antike, angewandt auf eine schöne Skizze nach der italienischen Natur. Im ganzen

Kopf, in der Stellung, in der Draperie herrscht eine Einfalt und Grazie, welche diesem wackern *Pietro* eigen war. Der halb entblöſste Hals und die treflich gezeichneten Hände sind gut kolorirt, und das ganze Bild gehört zu der kleinen Anzahl der hier vorhandenen, vor denen man lange stehen und bei denen man immer weiter in die Seele des Künstlers hineinlesen kann.

Dies ist schon nicht der Fall bei *Carlo Dolce's* Christus mit der schönen Hand: man sieht und bewundert die Hand, die am Ende doch nur allzumühsamen Fleiſs verräth; und wenn man einen alltäglichen Christuskopf findet, geht man weiter. Seine Madonna mit dem Kinde, in dem Vorsprung am Fenster, ist das Idol der Menge derer, die täglich die Galerie besuchen; ein bis zum Ekel süſses, gelecktes, elfenbeinernes und noch obendrein verzeichnetes Machwerk, bei dem der Ausdruck im Fleiſse verschwindet.

Ueber diesem spiegelglatten, bunten Bildchen hängt ein Johannes in der Wüste, in Lebensgröſse. Die Zeit hat diesem göttlichen Werke gegeben und genommen: gegeben — eine Wahrheit des Kolorits, die es vielleicht bei seiner Verfertigung nicht hatte; genommen aber — an einigen wenigen Stellen den bestimmten Umriſs, dessen dunkle Schatten sich in den noch dunkleren Hintergrund verlieren. Auf seinen linken Arm gestützt, den linken Fuſs an sich hinaufgezogen in eine Ruhe, die doch nicht unthätig ist, den rechten vor sich hinausgestreckt, des Körpers andere Stütze, so sitzt Johannes ruhend da in jugendlicher Kraft und Blüthe, sein sinnendes Haupt der rechten Schulter zugewandt. Unter seiner Linken liegt auf dem Felsensitze das Kreuz, und in der

Rechten, deren Arm, links hingehalten, seinen Schooſs beschattet, hält er das andere Emblem des Täufers: die, mit dem Quell, der unter seinem Sitze hervorströmt, angefüllte Schale. Diese Zeichen geben ihm für den Christen ein eigenthümliches Interesse; sie versetzen uns in den bestimmten Gesichtspunkt, aus welchem der Künstler beurtheilt werden muſs, den nämlich, in dessen ekstatischem Helldunkel er, das Urbild seiner Schöpfung erscheinen sah. Doch dieser Künstler war nicht nur Christ, er war zugleich ein Mensch; und, mit Menschen menschlich zu reden, ersann er dieses unübertrefliche Denkmal seiner Kunst und seines leise ahndenden, in die Tiefen der Seele göttlich herabsteigenden Geistes! Wenn im Strome wechselbringender Jahrtausende die jetzigen Einkleidungen des Wahren längst verschwunden und vergessen sind, und es eben so unmöglich seyn wird, unsere Hieroglyphen, als es uns jetzt ist, die ägyptischen, zu entziffern; dann bliebe dieses Gemälde, falls ein glücklicher Zufall es bis dahin erhielte, jener späten Nachwelt ein Vereinigungspunkt mit der Blüthezeit unserer heutigen Kunst; ein Spiegel, in welchem man die Bildungsstufe und den Geist des vergangenen Geschlechts deutlich erkennen, und ein lebendiges, so lang' es Menschen giebt, verständliches Wort, wodurch man vernehmen würde, wie einst der Sterbliche empfand und dachte, der dieses Zeugniſs seiner Schöpferkraft hinterlieſs.

Kraft in Ruhe, nicht Abspannung, sondern Gleichgewicht; dies ist das aufgelösete Problem. Wir sehen einen Mann in Jünglingsschönheit sitzen; der Körper ruhet, doch nur vermittelst wirkender Muskeln, und der rechte Arm schwebt frei mit der gefüllten Schale. Indem er sie zum Munde führen will, verliert sich sein Geist in seiner inneren Gedankenwelt, und seine Hand bleibt, ihm unbewuſst, schweben. Schön und rein sind die Lippen von unentweihter Reinheit. Mildelächelnd belohnen sie, wer ihrer Stimme horcht; jetzt aber folgen sie dem Zuge eines weicheren Gefühls. Ist es vielleicht die stille Freude der Hofnung? Wenigstens umschweben frohe Gedanken den geschlossenen Mund, und scheinen gleichsam zu buhlen um die Hülle des Lautes. Niedergesenkt ist der Blick; theilnehmende Bewunderung einer geahndeten Gröſse drückt die Augenlieder; unter ihrer groſsen schwärmerischen Wölbung, die so himmlisch-rein hervortritt aus dem Schatten der Augenbraun, steht ein Göttergesicht vor der inneren Sehe, wogegen ihm die mit Reiz geschmückte Erde nur Staub ist. Ein Ocean von Begriffen liegt klar auf seiner Stirn entfaltet. Wie heiter ist diese Stirn! Keine Begierde, keine stürmische Leidenschaft stört den heiligen Frieden dieser Seele, deren Kräfte doch im gegenwärtigen Augenblick so rege sind! Vom runden, festen Kinne bis zur braungelockten Scheitel, wie wunderschön ist jeder Zug! und wie versinkt dennoch die Sinnenschönheit in hervorstralender, erhabener Seelenstärke!

Die Deutung dieser Umrisse, dieser Züge bleibt durch alle künftige Äonen unverändert dieselbe; je zarter der Sinn, je reicher der Verstand, je heiliger glühend die Phantasie: desto tiefer nur greifen sie in den unergründlichen Reichthum, den der Künstler seinem Werke schuf. Uns indessen kann es individueller in Anspruch nehmen; uns erinnert es an Geschichte und an tausendfache Beziehungen, deren ununterbrochene

Kette uns selbst mit unseren Zeitgenossen umschlingt und mit dem dargestellten Gegenstande verbindet. Wir kennen diesen erhabenen Jüngling. Das Buch des Schicksals einer verderbten Welt lag aus einander gerollt vor seinen Augen. Durch Enthaltsamkeit und Verläugnung geschärft und geläutert, ergründete sein reiner Sinn die Zukunft. In einsamen Wüsteneien denkt er dem groſsen Bedürfnisse des Zeitalters nach. Zu edel, zu groſs für sein gesunkenes Volk, hatte er sich von ihm abgesondert, hatte es gestraft durch das Beispiel seiner strengen Lebensordnung, und kühn gezüchtigt mit brennenden Schmachreden. Jetzt fühlt der ernste Sittenrichter tief, daſs diese Mittel nichts fruchten; in die ekelhafte Masse selbst muſs sich der edle Gährungsstoff mischen, der ihre Auflösung und Scheidung bewirken soll. Aufopferung, Langmuth, Liebe — und zwar in welchem, den Geschlechtern der Erde, ja seiner rauhen Tugend selbst noch unbegreiflichem Grade! — fordert die allgemeine Zerrüttung des sittlichen Gefühls. Hier wagt er es, diese Eigenschaften vereinigt zu denken, im Geiste das Ideal eines Menschen zu entwerfen, der sie bis zur Vollkommenheit besitzt. Bald aber dünkt es ihn, dieses Bild sei nicht ein bloſses Werk der Phantasie, es verwebe sich mit bekannteren Zügen, ja, er kenne den göttergleichen Jüngling, in dem die Rettung der Erdebewohner beschlossen liegt! Dieses Bewuſstseyns frohe Schauer sind es, die der gesenkte Blick, im inneren Anschauen verloren, uns verkündet. Wer ahndet den Feuerstrom der Rede, der sonst von diesen Lippen floſs, allen Widerstand bändigte, und die zagenden Herzen ergriff? Diese überwundenen, gerührten Lippen sinken in die

Ruhe der groſsen, freudigen Zuversicht. Das ist *der Täufer Johannes*!

Und wenn er es nicht wäre? Wenn nur die Kunst ihn so zu schildern, so zu dichten, so aus fernen Ätherbahnen, als einen hellen Stern in vollem Glanze, uns näher zu rücken vermöchte? Dankt' es denn nicht die Religion der Kunst, die sie verherrlicht? Gewiſs, es kann nicht gleichgültig seyn, da wir einmal den leibhaften Johannes nicht zu sehen bekommen, ob man uns erhabene oder kleinliche Vorstellungen bei diesem Namen erweckt. Nie wäre man lau und gleichgültig gegen das Heilige und Göttliche geworden, wenn die Lehrer der Menschen dasjenige, was sie in liebreicher Absicht so nannten, durch keine unedle Vorstellungsart entweihet, wenn sie das Schöne und das Gute rein empfunden und in neuer Klarheit aus reinem Herzen mitgetheilt hätten. O du mit der Engelsseele, aus deren Abgrund du diese entzückende Erscheinung heraufzaubertest, und sie zugleich als Bild des Edlen dachtest, der sich noch nicht werth hielt, seines höheren Freundes Füſse zu berühren — wer bist du, daſs ich bei deinem Namen dich nennen mag, nicht bloſs dich denken muſs, als den ernsten Schöpfer dieses Johannes? Doch, wer du auch seist, hier lebt ein Abdruck deiner Kräfte, in dem wir dich bewundern und lieben. Wie heilig ist der, in dessen Seele dieses vollendete Wesen aufstieg! Keine Bulle — Gott und die Natur kanonisirten ihn.

Ich begreife es nun, daſs selbst der Apollo einem Menschen so viel nicht seyn kann, als dieser Mensch Johannes. Die Gleichartigkeit seines Wesens mit dem unsrigen zieht uns zu ihm hin: er ist in aller seiner Vollkommenheit noch unser Bruder;

in ihm fühlen wir uns ergänzt; von ihm wollen wir lernen, weil wir ihn verstehen, weil er durch Nebeneinanderstellung und Vergleichung, durch Sonderung des Verschiedenen und Einigung des Uebereinstimmenden erkennt und denkt wie wir. Der Apoll hingegen ist, was er seyn soll: ein Gott. Von seiner Erkenntniſsart haben wir keinen Begriff; sie ist ganz Intuition, ganz reiner Sinn, wie wir es dunkel ahnden in seiner Gestalt. Ihn fassen wir nicht; von ihm können wir nichts lernen; er kann uns nichts als erfreuliche Erscheinung seyn, ausser etwa in gewissen Augenblicken, wenn auch wir über uns selbst hinaus exaltirt und zu einer höheren Reizbarkeit gespannt, ohne von der Vernunft gestört zu werden, der Intuition des reinen Kindersinnes genieſsen. Allein diese Augenblicke mit ihrem Himmelreich sind unserem Schwachsinn allemal

mal gefährlich, und die Abspannung, die darauf erfolgt, kann mehr als zu deutlich lehren, wie wenig wir für Göttergenuſs und den Umgang mit Göttern geschaffen sind. Unsere Ungenügsamkeit ist Schwäche; die Griechen blieben bei der Erscheinung stehen, und freuten sich des Anblicks ihrer Schönheit.

Was ich aber nicht mehr begreife, das ist, wie man es noch wagen kann, einen Christus als Kunstwerk darzustellen. Malt man ihn mit den Zügen eines Götterideals, so hat er nur das Interesse der Schönheit; allein er rührt nicht das Herz. Im Gegentheil, schildert man einen Menschen; wie will man das Göttliche dergestalt hineinverschmelzen, daſs es dem Interesse des Herzens nicht schadet? und läſst man dieses ganz hinweg; wie ist es möglich, die Menschheit so hinaufzuadeln, daſs sie noch gröſser, als hier Johannes, erscheint? Auch habe ich noch keinen Christuskopf gesehen, von dem ich sagen könnte: *er ist es!* Vielleicht ist das indeſs weniger die Schuld der Künstler, als der Theologen. Zu seinem Johannes durfte der Maler einige Ideen von dem fälschlich sogenannten Antinous entlehnen; diese schöne Natur, die von ächten Kennern als ein Werk der höchsten Griechischen Vollendung anerkannt wird, bot ihm die Züge eines kühnen, trotzigen, starken Jünglings dar, deren wilde Gröſse sich im Johannes mit dem sanfteren Ernst des Denkers so vereinbaren lieſs, daſs die sinnliche Schönheit zwar untergeordnet, aber dennoch die bedeutungsvolle Zierde seines Wesens blieb. Man erkennt auf den ersten Blick die Aehnlichkeit des Gemäldes mit dem Marmorbilde; allein wie arm wäre der, dem auſser dieser Aehnlichkeit nicht die eigene

Schöpfung des Künstlers entgegenleuchtete! Nach meiner Empfindung versündigte er sich stärker an der Kunst, als wenn er im Virgil nur den Nachahmer Homers erblicken wollte. Jeder Zug dieses Johannes bürgt uns für den Dichtergenius seines Urhebers, wenn nicht schon die eigenthümliche Behandlungsart sein Verdienst erwiese. Nie zeichnete ein Florentiner richtiger und schöner; und bei dieser Wahrheit des Farbenschmelzes vermiſst man *Tizian's* magischen Pinsel nicht. *Raphael*, dem man hier das Gemälde zuschreibt, hat zu keiner Zeit diesen Grad der Vollendung im Kolorit erreicht. Eine andere Hypothese nennt *Andrea del Sarto* als den groſsen Künstler dieses braungelockten Jünglings; und wenn er wirklich sein ist, dann hatte *Michel Angelo* doch wohl recht? Ich trage einen unauslöschlichen Abdruck dieses in seiner Art einzigen Meisterwerks mit mir davon. Was Italien dereinst Schöneres und Vollkommneres mir zeigen könne, muſs ich von der Zeit erwarten; aber die Stunden gereuen mich nicht, die ich den weichen, kurzen Locken, die so schön das Haupt umgehen, den seelenvollen Zügen, den unnachahmlichen Umrissen dieses einfachen, in sich vollkommenen, bewundernswürdigen Ganzen zum letztenmal schenkte. Jetzt nichts mehr von dieser bunten, blendenden Sammlung! Meine Augen werden nicht müde, den schönen Johannes zu sehen; allein sie erliegen der Menge. Einen Abschiedsblick werf' ich indeſs noch auf *Guido's* gen Himmel fahrende Madonna; ihr danke ich einen viel zu schönen Genuſs, als daſs ich ganz von ihr schweigen könnte.

In Dresden sah ich *Raphael's* groſse Behandlung dieses Gegenstandes. Dort ist es die Königin des Himmels, die wieder zurückkehrt auf den Thron, der ihr Eigenthum ist. Sie schwebt nicht, sie steht, mehr sinnend als froh; die Göttliche verläſst eine Welt, zu welcher sie nie gehörte. Die anbetenden Engel jauchzen nicht; die Himmel feyern. — Und *Guido's* Maria? Sie ist so menschlich schön! Ein Weib, das jetzt von den Leiden, den Fesseln der Erde befreiet, den Himmel offen sieht. Ihr trunkner Blick, ihr verklärtes Gesicht, ihre ausgebreiteten Arme, verkünden ihre unaussprechliche Wonne. Zwei Engel zu ihren Füſsen, bezaubernd wie nur *Guido's* Engel, tragen sie empor, schmiegen sich an ihr Gewand, freuen sich ihrer voll himmlischer Liebe — nein! Menschen dürfen es nicht sprechen, wenn Engel sich freuen!

Dies ist eine neue Welt! bloſs möglich, lichtumflossen und in reinem Lichte bestehend! Da ist nichts Irdisches, nichts Ungeläutertes zu sehen. Selbst der groſse, blaue Mantel der Verklärten ist reiner, verdichteter Äther des Himmels, wenn wir ihn mit Kleidern von irdischem Gewebe vergleichen; er ist nicht schwer, er giebt nur Würde und Glanz. Die Jungfrau, schlank und schwebend, und völlig bekleidet — in ihren Zügen sind Spuren von der Erinnerung des Künstlers an Niobe's Töchter — scheint bereits einer himmlischen, unzerstörbaren Lichtnatur theilhaftig: man sieht sie an, und glaubt an eine Auferstehung. Die Schönheit der Engel und ihre Grazie spotten aller Beschreibung; ihr Ausdruck ist himmlische Unschuld und seraphische Liebe. Sie bedürfen nicht der Erkenntniſs des Guten und Bösen; die Welt, die wir in ihnen ahnden, umfaſst und erschöpft alle Formen des Lichtes und der Wahrheit. Es giebt Ideale der Schönheit, die verschieden von griechischen Göttergestalten sind; in diesen Engeln erblick' ich sie zum erstenmal. Ich hatte nicht geglaubt, daſs es möglich wäre, die Wunder des Empyräums mit sinnlicher Form zu begaben, Engelreinheit gepaart mit dem milden Feuer der seligen Geister, die einander durchdringen, und mit dem ewigen Reize der Heiterkeit, in göttlicher Jünglings- und Graziengestalt hinzuzaubern. O *Guido*, süſser Schwärmer, wie verführerisch wird durch deine Phantasie die Schwärmerei! Alles in diesem Gemälde ist Magie, und magisch ergreift es das Gefühl: die zarte Richtigkeit der Zeichnung; die Stellung der Madonna; die Form der Gruppe; die holde Anmuth des ganzen Gedichtes; die Pracht und Zierlichkeit der ätherischen Gewänder, und ich wage es zu behaupten, sogar die blendende Gluth der Farben, die eine Lichtwelt versinnlichen, nach welcher unser blödes Auge kaum hinaufzublicken wagt! Hier sollten die Maler lernen, wie Engel fliegen und wie Verklärte schweben.

Ich reiſse mich endlich los. Von *Tizian's* und *Corregio's* Werken enthält die Galerie nichts, das dieser groſsen Namen würdig wäre. Ein Porträt, unter jener Himmelfahrt, die Arbeit des ersteren von diesen Meistern, ist wegen des Umstandes merkwürdig, daſs ein berühmter Physiognomiker es für das vollkommenste Ideal eines Christuskopfes, das ihm noch zu Gesicht gekommen sei, erklärte; und dieses Ideal war — der muthwillige *Aretino!* Ich denke darum nicht schlechter von diesem physiognomischen Urtheil; denn es läſst sich auf eine ähnliche Art vertheidigen, wie *Sokrates* das Urtheil des Physiognomen über ihn selbst rechtfertigte. Ein Christus mit der Dornenkrone, das einzige Stück, welches man hier von *Corregio* zeigt, mag wohl bewundernswürdig seyn, wenn man nur auf einem Gesichte, das so tiefes Leiden ausdrückt, den Blick könnte ruhen lassen. Einst war es eine Philosophentugend, recht zu handeln, und die schauderhaftesten Gegenstände, wie die lieblichsten, mit Gleichmüthigkeit anzusehen. Seitdem man aber die Unempfindlichkeit, die selten Recht thut, damit zu verwechseln pflegt, ist nichts Verdienstliches mehr an diesem Stoicismus, und die Philosophie hat ihn längst der Politik, die immer nur repräsentirt, überlassen. Zu einer andern Zeit, und an jedem andern Orte, auſser dieser Sammlung, wäre die Flucht nach Ägypten vom alten *Paul Veronese*, ein Stück, das bemerkt zu werden verdiente; *Guercino's* Dido und die Verkündigung Mariä von *Tintoretto*, wären auch eines Blickes werth; einen kleinen *Alban*, eine schlafende Venus von *Carlo Maratti*, ein paar Köpfe von *Guido*, selbst *Cagniacci's* Mutter der sieben Schmerzen, und *Spagnoletto's* Hirten, die im Felde bei dem Lobgesange der Engel erwachen, würde man noch mit einigem Vergnügen betrachten. Ich eile gesättigt vorüber.

Von der sehr reichen Sammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen, welche die hiesige Akademie der Künste besitzt, kann ich Dir nichts erzählen, was Du nicht schon wüſstest. Ich erkundigte mich aber nach den Formen, worin die herrlichen Abgüsse von Antiken gegossen sind, die wir zu Manheim sahen. Allein Du erräthst nimmermehr — daſs man sie zerschlagen und zum Straſsenbau verwendet hat. Nun sage mir einer, ob wir nicht noch die alten Barbaren sind!

IX.

Aachen.

Wir rissen uns aus den Umarmungen unserer Freunde und reiseten von *P.* bei Mondschein die ganze Nacht hindurch nach Jülich. Die Gegend ist flach, aber vortreffliches Saatland, und besonders wird sie jenseits Jülich sehr schön durch Haine von hochstämmigen Ulmen, Eschen und Hagebüchen; in diesen ist fast jedes der naheliegenden Dörfer gleichsam vergraben, oder ragt nur mit der Kirchthurmspitze daraus hervor. Jülich ist eine kleine Festung von der unbedeutenden Art, die man *Bicoque* nennt. Gegen einen Feind, der auf der Anhöhe, von welcher wir von Düsseldorf hinabkamen, seine Batterien anlegte, könnte es sich keinen Augenblick halten.

Die Dörfer und Flecken in dieser Gegend sind zum Theil von Steinen und Ziegeln sehr dauerhaft erbauet, und bezeugen den Wohlstand ihrer Bewohner. Dahin kann es leicht mit dem Flor eines Landes kommen, wenn man es nicht, unter dem Vorwande der Landesväterlichen Sorgfalt, aussaugt, dem Unterthan nicht durch vervielfältigte Verordnungen die Hände zu fest bindet, und ihm nicht durch drückende Steuern den Muth benimmt. Den Ständen der Herzogthümer Jülich und Berg gebührt das Lob dieser guten Administration. Sie scheinen in der That den höheren Sinn jenes tiefgedachten Spruchs, « dafs die Welt sich am besten durch ein ganz kleines Fünkchen Weisheit regieren lasse » *(mundus regitur parva sapientia)* zu Herzen genommen und in Ausübung gebracht zu haben. Beide Extreme des Egoismus, falsche Ruhmbegierde sowohl, als gefühllose Verachtung der öffentlichen guten Meinung, sind traurige Eigenschaften eines Regenten oder Administrators; wer sich begnügen kann, recht zu handeln ohne glänzen zu wollen, wird zwar kein Aufsehen erregen, aber das Glück genieſsen, zufriedene und wohlhabende Menschen um sich her zu sehen. «Das Gute was ich hier gethan habe, sagt die Regentin im *Egmont*, sieht gerade in der Ferne wie nichts aus, eben weil es gut ist.»

Die Menschen in dieser Gegend sprechen eine weit plattere Sprache, als die oberhalb Kölln; mir schien sie sogar platter zu werden, je weiter wir uns vom Rhein hieherwärts entfernten. Alle Mannspersonen, die uns begegneten, waren wohlgewachsen, und von einer bestimmteren, ausdrucksvolleren Gesichtsbildung. Die Weiber hatten nicht die eckigen, hervorstehenden Backenknochen, die in den oberen Rheingegenden und weiter hinauf im Reiche so charakteristisch sind.

Manche, die wir sahen, hätten einem flammändischen Maler zu Nymphen und Göttinnen sitzen können. Arbeitsamkeit erhält diese Menschen nüchtern, und macht sie verhältniſsmäſsig gegen die Oberländer wohlhabend. Das feuchte Klima, die stete Anstrengung beim Ackerbau, vielleicht auch das ursprüngliche Temperament des blonden niederdeutschen Blutes, macht sie phlegmatisch, gleichgültig, ungesellig, störrig; und die Religion, wenigstens so, wie man sie ihnen nach hierarchischen Grundsätzen beibringt, trägt eben nicht viel dazu bei, sie geistreich und aufgeweckt zu machen. Ihr Wohlstand giebt ihnen Unabhängigkeit, und dieses glückliche Verhältniſs gegen den Nebenmenschen trägt vielleicht auch das seinige dazu bei, die Gleichgültigkeit gegen den Fremden bis zur rohen, unwirthbaren Ungezogenheit zu treiben. Selbst bei denen, die noch Höflichkeit zu bezeigen geruheten, hatte sie einen so kecken Anstrich, daſs ich mich ihrer im Namen der Menschheit freuete, so wenig sie für mich, als Einzelnen betrachtet, Einladendes und Schmeichelhaftes haben konnte. Die Einförmigkeit der Beschäftigungen des Ackerbaues, und die strenge Ordnung, in welcher sie auf einander folgen, giebt demjenigen, der sich bloſs davon nährt, eine Einseitigkeit, welche in vielen Fällen bis zum hartnäckigsten Eigensinne geht, zumal wenn es auf die Einführung einer verbesserten Kultur ankommt; auch trägt sie vieles dazu bei, eine habituelle Langsamkeit hervorzubringen, welche man jedoch sorgfältig von Faulheit und Müſsiggang unterscheiden muſs. Der Müſsiggänger, wenn er Munterkeit und einigen Ideenvorrath besitzt, kann ungleich unterhaltender seyn, als dieser kalte Alltags- und

Gewohnheitsmensch; allein seine Abhängigkeit macht ihn verächtlich, und untergräbt seine Sittlichkeit. Der langsame, gleichgültige, in seinem Kreise sich fortwälzende Dummkopf, wenn er sich und die Seinigen redlich ernährt, ist dem Staate wichtiger, als Mensch glücklicher, und moralich besser, ob er gleich auf der Leiter der Erdenwesen, nach ihren Fähigkeiten geordnet, tiefer steht. In den Städten der hiesigen Gegend, wo sich auf das angeborne Phlegma und den damit verbundenen Stumpfsinn, die Faulheit, die Unsittlichkeit und der Aberglaube pfropfen, findet man allerdings die menschliche Natur in ihrer empörendsten Entartung. —

Aachen liegt sehr anmuthig. Die Hügel rund umher sind schön geformt, und reich an Waldung, Aeckern und Gebäuden; daher gewähren sie unter jedem Gesichtspunkt einen verschiedenen, das Auge erquickenden Effekt.

Effekt. Um die Stadtmauern ziehen sich schöne Gänge von hohen schattenreichen Bäumen. Gewisse Theile der Stadt sind ziemlich gut gebauet; ihr ganzer Umfang ist sehr beträchtlich, denn ehedem faſste sie mehr als hunderttausend Einwohner, deren jetzt aber nur dreiſsigtausend vorhanden sind. «Was ist die Ursache dieser auffallenden Entvölkerung?» wirst Du fragen; denn ich fragte eben so, und ich glaube, jedem, der davon zum erstenmal hört, muſs dieselbe Frage auf der Zunge schweben. Die Antwort, die ich darauf erhielt, ist einleuchtend, ob sie gleich nicht befriedigt. Es wäre bald von der Sache zu kommen, wenn man alles einer fehlerhaften Constitution zur Last legen wollte, deren Mängel und Gebrechen jetzt so klar am Tage liegen; allein geübtere Augen erkennen, daſs eine Complication von Ursachen eintreten muſste, um den Verfall dieser vor Alters so blühenden Stadt allmälig zu bewirken: und Complicationen dieser Art nachzuspüren, ist keine so leichte Sache, daſs ein jeder in wenigen Worten den Knoten lösen könnte. Karls des Groſsen Residenz, der Krönungsort so vieler Kaiser, war lange der Sitz nützlicher Künste und Gewerbe, ein wichtiges Handelsemporium, ein Mittelpunkt, wo vielfältiges Interesse Menschen aus allen Klassen und aus den entferntesten Gegenden des Reiches zusammenführte, wo dieser Zusammenfluſs einen schnelleren Umlauf des Geldes, einen rascheren Tausch der Waaren, einen wenigstens für jene Zeiten wichtigen Grad des Aufwandes verursachte, und zwar dies alles schon, als in der umliegenden Gegend noch keine Nebenbuhlerin sich organisirt hatte und zur Vollkommenheit gediehen war.

Jetzt verhält sich alles anders. Aachen

ist nicht einmal mit der Gegenwart eines Kaisers für den Moment der Krönung beglückt, und noch viel weniger dessen beständiger Aufenthalt; der Glanz, den diese Gegenwart ihr geben konnte, ist von ihr gewichen. Um sie her, auf allen Seiten, sind nach und nach ansehnliche Staaten entstanden; der Fleiſs, die Freiheit und das Glück haben im Wetteifer mit einander vielen neuen Städten einen Grad von blühendem Wohlstand geschenkt, den Handel in andere Kanäle geleitet, den Geist der Menschen entwickelt und gebildet, wie er an einem vereinzelten Orte, und bei hartnäckiger, blinder Anhänglichkeit an altes Herkommen, nicht mit fortrücken konnte. Sodann aber haben die Tyrannei des Aberglaubens, die noch immer gegen andersgesinnte Religionsparteien wüthet und die Nichtkatholiken von manchen Vorrechten des Bürgers ausſchlieſst, die Wuth der Parteien, die unaufhörlich um die Alleinherrschaft einer nur dem Namen nach freien Reichsstadt kämpften, und endlich der finstere Despotismus der Zünfte, zur Sittenverderbniſs, zur Verblendung über das wahre Beste des gemeinen Wesens und des einzelnen Bürgers, zum Müſsiggang, zur Bettelei und zur Entvölkerung kraftig mitgewirkt. Wo ist der Wohlstand, der so vielen ihn untergrabenden Feinden widerstehen könnte? Was ächte Bürgertugend allein wider die übrigen ungünstigen Umstände vermocht hätte, stehet dahin; mit ihr hat man die Probe nicht gemacht, und ohne sie verblühen die Staaten, selbst im Schooſse des Glücks!

Die Unordnungen, welche aus der fehlerhaften Constitution von Aachen entsprangen, hatten bereits vor drei Jahren ihren höchsten Punkt erreicht; denn so lange ist es her, daſs die streitenden Parteien in offenbare Gewaltthätigkeit gegen einander ausbrachen, daſs eine kaiserliche Kommission zur Untersuchung und Abstellung der Miſsbräuche niedergesetzt ward, und daſs fünfhundert Mann Pfälzer die Ruhe in der Stadt erzwingen und den Verordnungen der Kommissarien Nachdruck geben muſsten. Die Kommission versammelt sich in eben dem Saale, wo im Jahre 1748 der Aachner Friede geschlossen ward. Sie wird den Zweck ihrer Sendung wahrscheinlich bald erreicht haben; denn endlich sind die Aachner ihrer eigenen Thorheiten müde, und je näher ihnen der Zeitpunkt entgegen rückt, wo sie die nachtheiligen Folgen der unter ihnen herrschenden Verbitterung in ihrem ganzen Umfange fühlen werden, desto geneigter lassen sie sich finden, die vorgeschlagenen Mittel zu einem dauernden Vergleich anzunehmen. Man sollte denken, die ungeheuren Kosten der Einquartierung und des Prozesses, müſsten die hiesige Bürgerschaft schon längst zur Besonnenheit gebracht haben; allein diese Summen, die sich in die Hunderttausende belaufen, scheinen um deswillen auf den ergrimmten Parteigeist weniger gewirkt zu haben, weil man sie durch Anleihen bestreitet, die erst der künftigen Generation zur Last fallen werden. Hätte man den redlichgemeinten Vorschlag, sie durch eine Steuer zu tilgen, genehmigt, so würde man sich eher gehütet haben, sie zu hoch heranwachsen zu lassen. Was indeſs kräftiger auf die Gemüther wirkt, als selbst der Eigennutz, das ist in diesem Augenblicke die Macht der Wahrheit. In einer Angelegenheit, wo es so leicht möglich ist, sich für die eine oder die andere Partei einnehmen zu lassen, hat die strenge Unparteilichkeit des *Herrn von Dohm* das völlige Vertrauen beider gewonnen, und sein neuer Plan zur Verbesserung ihrer Constitution, der bis auf den letzten Bogen abgedruckt ist, wird vermuthlich bei ihrem bevorstehenden Vergleiche nicht bloſs zum Grunde gelegt, sondern in allen wesentlichen Stücken wirklich angenommen werden. Alle Schwierigkeiten zu heben, allen Mängeln abzuhelfen, ist vielleicht eine Aufgabe, welche die Kräfte eines jeden politischen Reformators übersteigt. Wenn es auch anginge, die Bande der Gesellschaft auf einen Augenblick gänzlich aufzuheben, und so zu Werke zu gehen, als ob noch keine Verfassung existirt hätte; so sind doch die Verhältnisse der Menschen unter einander zu mannichfaltig verwickelt, und ihre Gemüther zu vielen Lokaleindrücken unterworfen, um nicht aus dem Besten, was man ihnen *in abstracto* zur Richtschnur vorschlagen könnte, etwas sehr Mangelhaftes und sogar Nachtheiliges *in concreto* zu machen. Mehrentheils aber läſst sich eine gewaltsame Auflösung der Verfaſsungen gar nicht einmal denken, und man sieht sich genöthigt, alle Bemühungen lediglich auf die Abstellung einzelner Miſsbräuche, auf die Verbesserung einzelner, ins Groſse wirkenden und alles zerrüttenden Fehler zu richten. Vielleicht ist es in den meisten Fällen wirklich rathsamer, eine alte fehlerhafte Constitution zu bessern, als eine ganz neue zu organisiren, und sich der Gefahr auszusetzen, daſs durch die Gährung, die bei der Einführung alles Neuen unvermeidlich ist, das Ganze eine andere, als die gehoffte Form gewinne, oder daſs nun Lücken und Gebrechen sich offenbaren, welche vielleicht gröſseres Unheil stiften, als jenes, dem man abhelfen wollte.

Mäſsigung ist die Tugend, welche unserm Zeitalter vor allen andern am meisten zu fehlen scheint. Vielleicht hat es so seyn müssen, daſs gerade jetzt gewaltsame Bewegungen von einem Extrem zum andern eine gefährliche Stockung in dem groſsen Gange der Menschheit verhüten; allein was der Philosoph als unausbleiblich und nothwendig anerkennt, ist darum in seinen Wirkungen nicht weniger traurig; und allein von der ruhigen, bescheidenen, ohne alle äuſsere Gewalt, bloſs durch Gründe sanft überredenden Vernunft ist Rettung zu erwarten. Ueberall sind die Leidenschaften aufgeregt, und wo *sie* immer Gesetze geben, da ist jederzeit Gefahr, daſs Ungerechtigkeiten eine Sanktion erhalten, sie mögen gerichtet seyn gegen welchen Theil der bürgerlichen Gesellschaft sie wollen. Das Volk ist selten zurückhaltender oder billiger als der Despot;

denn moralische Vollkommenheit konnte ihm ja der Despotismus nicht geben, und mit welchem Rechte will man Mäſsigung von ihm erwarten, wenn man es geiſselt, bis es in Wuth geräth und seinen unbarmherzigen Treiber nun zu zertreten drohet? Unter solchen Umständen ist allerdings die Dazwischenkunft eines unparteiischen, billigen Dritten die wesentlichste Wohlthat, die einem zerrütteten Staate widerfahren kann. Weises Nachgeben von beiden Seiten, wozu er sie auffordern muſs, kann alsdann eine dauerhafte Wiederherstellung bewirken. Allein die schwerste Aufgabe von allen besteht wohl darin, wie die Stimme der Mäſsigung sich in leidenschaftlichen, aufgebrachten Gemüthern Eingang verschaffen könne? Dies gehört unstreitig zu den vielen Dingen in der Oekonomie des Menschengeschlechtes, welche sich durch keine Vorschrift bestimmen und mittheilen lassen, weil sie ihren besonders dazu gebildeten Mann erfordern. Von dieser Seite werden die Schicksale der Erdbewohner von menschlicher Klugheit immer unabhängig, und einer höheren Willkühr, oder der Nothwendigkeit und ihrer Ordnung unterworfen bleiben. Welch eine Verkettung nicht vorher zu berechnender Begebenheiten ist es, die gerade den anspruchlosen, tugendhaften Mann, dessen höchstes Ziel die Beförderung des gemeinschaftlichen Besten Aller ist, den gründlichen, durch Erfahrung gebildeten, von allen Theorien zurückgekommenen Denker in Eine Person mit dem politischen Organ der Könige vereinigt, und ihn jene Gewalt, die wo sie sich ins Spiel mischt, nur Zwang gebiert, nur die Symptome ändern nicht aber die Krankheit heben kann, mit einer Gröſse, deren nur die Weisheit fähig ist, zurückhalten läſst, um die Würde seiner Mitgeschöpfe zu schonen!

Nicht nach Idealen, die man sich aus philosophischen Compendien abstrahiren kann, sondern nach dem Bedürfnisse der Zeit und der Umstände, wird der Werth der vorgeschlagenen neuverbesserten Verfaſsung von Aachen geschätzt werden müssen. Die Ideale aller Art sind, was schon ihr Name anzudeuten scheint, Schöpfungen des Verstandes, und viel zu zart gewebt, um für die Wirklichkeit sich zu schicken. Das praktisch Anwendbare muſs aus gröberem Stoffe gebildet, materieller wenn man will, aber eben darum natürlicher und menschlicher seyn. Daſs ich dabei den Nutzen des Idealischvollkommenen, in sittlicher Rücksicht, nicht verkenne, verbürgt Dir mein Enthusiasmus für dasselbe in Beziehung auf Sinnlichkeit und Kunst. Ahnden müssen wir wenigstens die Vollkommenheit, die wir nicht erreichen; sonst versinken wir bald in einen Grad der inneren Unempfänglichkeit, welche unserer höchsten Bestimmung entgegenläuft. Freiheit und Gesetz sind beide die Heiligthümer der Menschheit; und dennoch wäre es kurzsichtig geträumt, dort, wo die Natur Ungleichheit setzte, gleiche Rechte fordern, oder, auf der andern Seite, aus Gerechtigkeitsliebe das fehlende Geschlecht sogleich vertilgen zu wollen. Wie tief muſsten Menschen nicht sinken, wie unfähig, sich an die Stelle anderer zu versetzen, und die Würde eines freien denkenden Wesens zu empfinden, muſsten sie nicht geworden seyn, ehe sie das fürchterliche: *fiat justitia et pereat mundus!* (Gerechtigkeit! und ginge die Welt darüber zu Grunde!) nur ohne Schauder aussprechen lernten! Und wenn nun vollends Menschen das, was ihnen Gerechtigkeit dünkt, nach diesem Wahlspruch handhaben wollen, dann — guter Himmel! — wäre freilich wohl jener Zustand des ungebundenen Wilden noch vorzuziehen, der sich nie von solchen Träumern, was gerecht sei, vordemonstriren lieſs, und gleichwohl das Unrecht so lebhaft empfindet, und es so muthig aus allen Kräften zurückstöſst! Auch das Ideal der *Levellers*, wenn es zur Ausführung käme, entrisse uns alle Vortheile der sittlichen Kultur, wiewohl es seines Ursprunges wegen immer noch verzeihlicher bleibt; denn es entstand aus einer allzuvortheilhaften, hingegen das Ideal der Rechtsgelehrten aus einer allzuschlechten Meinung von unserer Natur. Zwischen den Gedankenbildern dieser entgegengesetzten Phantasien liegt ein Mittelweg, der um so weniger trügt, je sorgfältiger derjenige, der ihn wandelt, bei jedem Schritte auf diese hinblickt, und, was sie Gutes haben, benutzt.

Die vierzehn Zünfte von Aachen muſsten also beibehalten werden, wenn man sich nicht aus dem einmal angenommenen Zuschnitt einer deutschen Reichsstadt hinausträumen wollte, so verderblich an sich, so nachtheilig allem Flor und aller Vervollkommnung der Fabriken und Handwerker auch das Zunftwesen bleibt. Was man thun konnte, bestand lediglich darin, die Zünfte selbst unter einander so zu organisiren, daſs eine gleichförmigere Repräsentation durch sie bewirkt werden konnte. Seit der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts wählen die Bürger von Aachen, die in den Zünften eingeschrieben sind, ihren Magistrat. Vor diesem Zeitpunkte tyrannisirte ein so genannter Erbrath von lebenslänglichen Bürgermeistern und andere Beamten die Stadt.

Allein bald fand man wieder Mittel, die alljährliche Wahl zu lenken, wohin man wollte, und selbst das Gesetz, daſs niemand zwei Jahre lang hinter einander Bürgermeister seyn darf, wuſste man so geschickt zu umgehen, daſs derselbe Mann oft zwanzig bis dreiſsig Jahre lang regierte, indem er sich ein Jahr ums andere wählen lieſs, und in den Zwischenräumen zwar einem Andern den Namen, jedoch nicht auch zugleich die Macht dieser wichtigen, beinahe uneingeschränkten Magistratur überlieſs. Wie dieser Miſsbrauch sich einschleichen konnte, begreift man nur, wenn man die bisherige Beschaffenheit der Zünfte näher untersucht. Da jede Zunft vier Rathspersonen wählt, so hat die Intrigue gewonnenes Spiel bei einer so auffallenden Ungleichheit in der Zahl der Wählenden, wie sie hier in verschiedenen Zünften statt findet. Die Krämerzunft z. B. besteht

besteht aus zwölfhundert Köpfen, und die Kupfermeisterzunft nur aus zwölfen. Wie leicht konnte man also nicht in solchen kleinen Zünften eine Mehrheit der Stimmen erkaufen, und mit derselben der Mehrheit der Bürgerschaft spotten? Ein nicht minder auffallendes Gebrechen der Verfassung besteht darin, daſs ein groſser Theil der Bürgerschaft auch nicht einmal zum Scheine im Rathe vorgestellt wird, und von allem Antheil an der gesetzgebenden Macht gänzlich ausgeschlossen ist. So verhält es sich mit der zahlreichen Weberzunft, die wirklich keine Repräsentanten wählt, und in jener oben angeführten Zahl von vierzehn Bürgerkorporationen nicht mitbegriffen ist. Dagegen entschädigt sie sich aber bis jetzt durch einen Handwerksdespotismus, welcher zum Verfall der Tuchfabriken in Aachen die nächste Veranlassung giebt. Das Werkmeistergericht, welches zum Theil aus dieser Zunft besteht, zwingt unter andern jeden Webermeister, sich auf vier Weberstühle und eben so viele Gesellen einzuschränken. Bei dieser Einrichtung wird es dem Fabrikanten unmöglich, nur den redlichen, fleiſsigen und geschickten Arbeiter zu beschäftigen; er sieht sich gezwungen, da er auſser den Ringmauern der Stadt nicht weben lassen darf, auch unter die Nachlässigen, Unwissenden und Gewissenlosen Wolle zu vertheilen, und da diese zugleich bei weitem die zahlreichsten sind, gröſstentheils nur schlechte Waare zu liefern. Eben diesem Zunftzwange, welcher auch das Weber- und Schererhandwerk trennt, und den Protestanten, die doch den gröſsten Theil der Tuchfabrikanten ausmachen, dabei weniger Nachsicht als den Katholiken gestattet, ist die Entstehung der sogenannten Kauftücher, die aus gestohlner Wolle fabricirt werden, zuzuschreiben. Unter dem Vorwande, ihre eigene Wolle wiederzukaufen, treiben manche Fabrikanten einen öffentlichen Handel mit dieser Waare, die ihnen von den Arbeitern geliefert wird. Was die Strenge des Zunſtgeistes auf einer Seite schon verdarb, das richtet die Gelindigkeit der Polizei und des Rathes nun völlig zu Grunde. Die gegen den Unterschleif mit gestohlener Wolle vorhandenen Gesetze sind gänzlich auſser Observanz; die Stadt hält über die Eigenschaft der in ihren Mauern verfertigten Waaren keine Auſsicht; sie gestattet in Fallitsachen, statt des Concurses ein Präferenzrecht, welches allen Credit untergräbt, und durch Vervielfältigung der Bankerotte bis ins Unendliche, die Schande des Betrugs hinwegnimmt; sie duldete noch vor kurzem die Hasardspiele; sie privilegirt das Lotto und schützt die Wucherer. Kaum wird man glauben, daſs ein kleiner Staat, der, auſser der Abhängigkeit von der Reichsverfassung, keine andere Einschränkung erkennt, so muthwillig auf dem geraden Wege zu seinem Verderben fortschreiten konnte. Allein, wo es an einem gesunden und umfassenden Überblick fehlt, da lassen sich auch die Bessergesinnten durch Schein von Betriebsamkeit täuschen, an einen vermeintlichen Flor des Staates zu glauben, der zuletzt wie eine Traumgestalt plötzlich verschwindet, wenn eine heftige Erschütterung, wie die im Jahre 1786, ihnen die Augen nun öfnet. Weil noch jährlich neue Fabrikanten in Aachen sich niederlieſsen, so schmeichelte man sich, daſs die Vortheile, welche sich ihnen hier darböten, nirgends überwogen werden könnten, und bedachte nicht, daſs die einzige Aufmunterung zur Errichtung einer Manufaktur in Aachen lediglich in der Menge von bequemen Häusern besteht, die man um billige Preise miethen kann. Weil noch alljährlich eine nicht geringe Anzahl von Kur- und Badegästen die Stadt besucht, um die reelle oder eingebildete Wohlthat ihrer mineralischen Quellen zu genieſsen, so lieſs man sich von dem Schimmer des beschleunigten Geldumlauſs und Waarenabsatzes, den diese Besuche hervorbringen, durch die Bewegung, welche die Gegenwart der Fremden auch den Einwohnern mittheilt, durch die Lustbarkeiten, womit sie sich die Zeit verkürzen, durch das Spiel, welches noch täuschendere Scheingestalten von Reichthum und Ueberfluſs herbeizaubert, zum Glauben an ihr wirkliches Daseyn hinreiſsen.

Nicht daran zu denken, wie wenig Wesentliches diesen angeblichen Vortheilen bei einer näheren Beleuchtung übrig bleibt, so konnte wohl nichts unbesonnener seyn, als die Hofnung, immerdar auf ihren ausschlieſsenden Besitz rechnen zu dürfen. Schon jetzt, dicht vor den Thoren von Aachen, in dem Flecken Burscheid, werden die heiſsen Quellen denen in der Stadt von Vielen vorgezogen. Die Landluft, die schöne Gegend, die Verbannung alles Zwanges aus den Sitten ziehen die Fremden haufenweise dorthin, indem die Nähe von Aachen ihnen alle Annehmlichkeiten eines städtischen Aufenthalts, ohne das Ungemach desselben gewährt. Doch diese Rivalität wäre in der That unbedeutend, wenn sich nicht eine zweite, im Punkt der Fabriken, hinzugesellte. Rechtschaffene, unternehmende Männer, die dem Unsinn des Zunftwesens nicht länger fröhnen und durch Verfertigung schlechter Tücher ihren Credit nicht länger aufs Spiel setzen wollten, zogen sich allmälig von Aachen zurück, und lieſsen sich, in der umliegenden Gegend, auf holländischem oder kaiserlichem Boden nieder; wo es ihnen frei stand, ihre Fabriken vollständig einzurichten, und wo sie keine andere Einschränkung als das Maaſs ihrer Kräfte und den Umfang ihres Vermögens kannten. Zu Burscheid, Vaals, Eupen, Monjoie, Verviers, und überhaupt in ganz Limburg entstanden unzählige Tuchfabriken, wovon einige jährlich ein Vermögen von einer halben Million in den schnellsten Umlauf bringen, und ihre Comptoire theils in Cadix, theils in Constantinopel und Smyrna errichtet haben, dort die spanische Wolle ausführen, hier die reichen Tücher wieder absetzen.

Die Folgen einer in allen Stücken so gänzlich verfehlten Administration sind auch dem blödesten Auge sichtbar. Die Straſsen von Aachen wimmeln von Bettlern, und das Sittenverderbniſs ist, in der geringeren Volksklasse zumal, so allgemein, daſs man die Klagen darüber zu allen Zeiten und in allen Gesellschaften hört. Wie konnte sich auch bei dem gemeinen Manne die Spur von Rechtschaffenheit und von Grundsätzen erhalten, wenn er das Beispiel der schändlichsten Verwaltung öffentlicher Gelder ungeahndet vor Augen behielt? Seine Kinder wurden Wolldiebe, Müſsiggänger und Lottospieler, folglich bald auch die verderbteste Gattung von Bettlern. Unter diesen Umständen muſste der Gesetzgeber ein ungleich schwereres Problem zu lösen suchen, als seine Vorgänger in alten Zeiten; denn rohe Menschen zur Tugend anführen, ist ein ganz anderes, und meines Bedünkens ungleich leichteres Geschäft, als gefallenen, zur Gewohnheit des Lasters herabgewürdigten die

Tugend wiederzugeben. Daſs eine weise Verfassung in einem hohen Grade auf diesen Zweck hinwirken könne, ist unleugbar, wenn man nicht allen Unterschied zwischen guten und schlechten Verfassungen wegdisputiren will; allein ich mag nicht berechnen, wie viel der Druck ungünstiger Umstände, die eine Reform von grundaus nicht gestatten, an dem gewünschten Erfolge schmälern könne. Die Folge der Zeiten entscheide und rechtfertige den Redlichen, der, wo er das Beste nicht anwenden durfte, noch den Muth behielt, unter dem minder Guten das Bessere zu empfehlen.

Genehmigt die Stadt Aachen den ihr vorgeschlagenen Constitutionsplan, so wird sie in dem darin bestimmten *Bürgerausschuſs* das Bollwerk ihrer bürgerlichen Freiheit finden. Zwischen das Volk und die vollziehende Gewalt diese Mittelspersonen hinzustellen, die das Interesse der ersteren gegen alle Bedrückung sichern und zugleich den unzeitigen Ausbrüchen des Freiheitseifers, der so selten seine Schranken anerkennt, durch ihr Alter und das Ansehen ihrer Tugend wehren sollen; dies konnte, so einleuchtend und allbefriedigend es auch ist, dennoch hier nur von dem Geiste der Mäſsigung herstammen, dessen Rathschläge sich auf tiefe Menschenkenntniſs und auf den groſsen Erfahrungssatz gründen, daſs keine moralische Freiheit je so vollkommen gedacht werden könne, um die Zulassung einer absoluten bürgerlichen zu rechtfertigen. Von der Masse des Menschengeschlechts nach ihrer jetzigen Sittlichkeit zu schlieſsen, ist nur unausbleiblicher Miſsbrauch der reinen, absoluten Freiheit, sobald sie ihr verliehen würde, zu erwarten. Nur der Tugendhafte, im erhabensten Sinne, verdient diese Freiheit: allein kann sie, kann die völlige Gesetzlosigkeit ihm wohl mehr geben, als was er in der Unabhängigkeit seines Geistes von allem Bösen, schon besitzt? Wenn es ein Ideal dieser Art, oder auch nur daran gränzende Menschen giebt, so ist doch ihre Anzahl viel zu unbedeutend, um bei dem Entwurſe geſellschaftlicher Verträge in Anschlag gebracht zu werden. Alle solche Verträge sind Nothbehelſe unserer Unvollkommenheit, und können ihrer Natur nach nichts anders als einen relativen, erreichbaren, ich möchte sagen, *mittleren* Grad der bürgerlichen sowohl als der moralischen Freiheit, durch eine zweckmäſsige Vertheilung der Kräfte und das dadurch entstehende künstliche Gegengewicht der Theile des Staats untereinander, bewirken. Wie sanft muſs das Haupt dessen ruhen, der einem zerrütteten, seiner Auflösung nahen Staate zur Wiedererlangung dieser Freiheit neue Kräfte und Organe schuf!

X.

Aachen.

Burscheid liegt an der Ostseite der Stadt, und man hat dorthinaus einen angenehmen Spatziergang. Die Abtei ist schön gelegen und mit allem geistlichen Prunke aufgeführt. Gleich daneben zieht ein Wäldchen sich an einem groſsen Teiche hin; und indem man unvermerkt weiter kommt, geräth man endlich in ein enges von waldigen Hügeln umschlossenes Thal, wo sich nicht nur mehrere heiſse Quellen durch ihren aufsteigenden Brodem verrathen, sondern sogar ein ganzer Teich mit heiſsem Wasser angefüllt ist. Indem man an einer Reihe von schönbeschatteten Wasserbehältern fortwandert, erblickt man die romantischen Ruinen des alten Schlosses Frankenberg, innerhalb dessen Mauern ein Gastwirth den guten Einfall gehabt hat, ſich eine Wohnung einzurichten, welche manchem verirrten Badegaste sehr zu statten kommt, da man hier allerlei Erfriſchungen und zugleich eine reizende Ausſicht genieſsen kann. Was indessen das Vergnügen dieses Aufenthalts stört, ist die Nachricht, womit der Fremde bald bekannt gemacht wird: daſs sich hier seit acht Jahren bereits zehn Menschen in einem Anfall von Melancholie ersäuft haben. Ich suchte vergebens die Veranlassung zu dieser düstern Stimmung in der hiesigen Gegend, die so viel Abwechselung hat, so schön bewachsen und so vielfältig dekorirt ist. Was hier zur Trauer und zur Verzweiflung führt, ist vermuthlich das Hasardspiel, welches, seitdem es in der Stadt verboten ist, in Burscheid desto stärker getrieben wird.

Die Teiche in diesem Thale werden sorgfältig unterhalten, indem sie den in Burscheid befindlichen Nähnadelfabriken sehr zu statten kommen. Wir besahen nur das Merkwürdigste, nehmlich die Polirmühle, welche vermittelst eines am Wasserrade angebrachten Getriebes die erforderlichen Vorrichtungen in Bewegung setzt. Von dem Krummzapfen steigt ein senkrechtes Gestänge in die Höhe, welches vermittelst eines Daumens mit einer Horizontalwelle im zweiten Stockwerke des Gebäudes in Verbindung steht, und sie hin und herschwankend bewegt. Die Nadeln liegen in Rollen von dickem hänfenem Zwillich eingewickelt, zwischen Schichten von scharfen Kieseln, von der Gröſse einer Linse, welche man aber zuletzt mit Sägespähnen vertauscht. Indem sich nun die Walze bewegt, zieht sie ein in Haken hangendes wagerechtes Gatter hin und her, wodurch die darunter liegenden Rollen bewegt und die darin befindlichen

Nadeln polirt werden. Unter jedem Polirgatter liegen zwei Rollen, und jede Rolle enthält dreimal hunderttausend Nadeln. Ich freute mich, hier wieder zu bemerken, wie viel man durch mechanische Uebung an Geschicklichkeit gewinnt. Einen Haufen verwirrt durch einander liegender Nadeln bringt der gemeinste Arbeiter durch Schütteln und Schwingen eines Kastens in wenigen Augenblicken vollkommen in Ordnung.

Burscheid beschäftigt nach Verhältniſs mehrere Tucharbeiter, als die Stadt Aachen. Die ansehnlichste Fabrik, die des Herrn von Lowenich, besteht aus sehr weitläuftigen, gut angelegten Gebäuden, und ihre Tücher werden vorzüglich geschätzt. Hier sowohl, als in Vaals und in Aachen selbst, verfertigt man bloſs einfarbige Tücher, die im Stück gefärbt werden, da hingegen Verviers und die dortige Gegend bloſs melirte

Tücher, die schon im Garn gefärbt sind, liefern. Vigogne- oder Vikuñtücher werden insbesondere zu Monjoie fabricirt. Der Handel mit einfarbigen Tüchern scheint indessen ungleich sicherer zu seyn, indem diese Fabrikate nicht, wie jene andern, dem Eigensinne der Mode unterworfen, sondern auf ein dauerndes Bedürfniſs berechnet sind.

Wenn man in Aachen auf wirklich vorhandene Verordnungen hielte, so dürften daselbst keine andere Tücher, als bloſs von spanischer Wolle gewebt werden. In Vaals bestehen wirklich Kette und Einschlag aus spanischer Wolle, nicht bloſs der Einschlag, wie in andern deutschen Fabriken.

Diesen ersten Stoff also bezieht der hiesige Tuchfabrikant unmittelbar aus Spanien. Die feinste Wolle erhält man aus Bilbao wegen der Nähe der vortreflichen Weiden von Asturien und Leon; die gröbere kommt von Cadix. Nachdem sie in Ostende gelandet worden, geht sie wieder auf Kanälen bis Herzogenbusch, und dann zur Achse nach Aachen. Hier wird sie zuerst in ausgemauerten Vertiefungen gespült, aus denen man das unreine Wasser nach Gefallen ableiten kann. Um allen Betrug der Arbeitsleute zu verhüten, hat man diese Wollwäschen an freien, frequentirten Örtern angelegt. Wo diese Vorsicht nicht gebraucht wird, (welches in der Stadt der Fall ist, wo man zuweilen auch das Waschen bei Nacht gestattet) da kann man oft durch die strengste Aufsicht der Entwendung eines ansehnlichen Theils der zugewogenen Wolle nicht vorbeugen. Je nachdem der Arbeiter sie mehr oder weniger mit Wasser angefüllt zurückliefert, steht es bei ihm, den Fabrikanten unvermerkt um sein Eigenthum zu betrügen.

Die reine Wolle wird den Landleuten zum Spinnen ausgetheilt. Für Aachen und die umliegenden Fabrikorte spinnen hauptsächlich die Limburger und die Flamänder. Im Herzogthum Jülich, wo der Ackerbau sehr stark getrieben wird, hat der Landmann viel zu harte Hände, um einen feinen Faden zu spinnen. Bei der Viehzucht auf den fetten Weiden von Limburg, wo die Hauptbeschäftigung des Bauers in Butter- und Käsemachen besteht, erhalten sich die Finger geschmeidiger, und überall spinnen Kinder und Weiber den feinsten Faden. Solche Beziehungen, welche die verschiedenen Wohnorte der Menschen, und die denselben jedesmal angemessenen Modifikationen des Erwerbes und der Lebensart mit sich bringen, interessiren um so mehr, wenn man sie erfährt, weil man nur durch die besondern Bedürfnisse einer groſsen Fabrikanstalt, und durch das ernste Nachdenken über die Mittel, ihr Vollkommenheit zu geben, zur Wahrnehmung derselben geleitet wird. Aehnliche Bedürfnisse haben den spekulirenden Geist in Berlin auf die Bemerkung geführt, daſs der Soldat zum Spinnen ungleich geschickter ist, als der pommerische Bauer. Wollte man diese Spekulation noch weiter fortsetzen, so müſste man von dem Satze ausgehen, daſs eine jede Kunst desto vollkommener getrieben wird, je mehr sich die Kräfte des Menschen darauf concentriren. Unstreitig also würde man es im Spinnen weiter bringen, wenn es durch fabrikenmäſsige Anstalten, wo die Spinner einerlei Licht, Wärme und Obdach genössen, so vortheilhaft eingerichtet würde, daſs eine eigene, arbeitsame Klasse von Menschen sich bloſs diesem Gewerbe ergeben und davon allein subsistiren könnte. Menschen, die vom siebenten Jahr an sich nur dieser Beschäftigung widmeten, müſsten in kurzem die Fertigkeit erlangen, besser und schneller als alle andern, die das Spinnen nur als Nebenwerk treiben, mit der Wolle umzugehen; und indem sie beides, feinere Fäden und in gröſserer Menge, lieferten, würde ihre Arbeit wohlfeiler werden, ohne ihnen selbst Nachtheil zu bringen. Wie aber eine solche Anstalt mit den jetzt gebräuchlichen Erwerbarten des Landmannes in eine Gleichung zu bringen wäre, so daſs der Bauer, der schon nicht der glücklichste ist, durch den Verlust des Nebenverdienstes, den er vom Wollspinnen zieht, nicht zu Grunde gerichtet würde, verdiente noch eine sorgfältige Untersuchung, wobei man immer wieder auf die längst gemachte Erfahrung zurückkommen müſste, daſs der ungeheure Druck, unter welchem der Landmann seufzt, das erste und unüberwindlichste Hinderniſs bleibt, welches sich der Vervollkommnung aller Zweige der Industrie entgegensetzt. Man wundert sich, daſs das Uebel nicht von Grund aus gehoben wird, und bedient sich doch keiner andern, als der Palliativkur. Daher ist auch die ganze neuere Staatswirthschaft und die gepriesene Verschmitztheit der Finanzbeamten nichts als die verächtlichste Charlatanerie, oder, was noch ärger ist, ein verabscheuungswürdiges System von Kunstgriffen, wodurch der Unterthan, genau wie der Negersklav in den Zuckerinseln, nur nicht unter derselben Benennung, zum Lastthier herabgewürdigt wird, dessen Unterhalt jährlich einen bestimmten Ueberschuſs abwirft. Stört man durch eine neue, für die Vervollkommnung des Kunstfleiſses vortheilhafte Einrichtung das allergeringste an diesem zerbrechlichen, auſs äuſserste gespannten Mechanismus, so treffen die Rechnungen nicht mehr zu, und der Plusmacher, der nur rechnen kann, sucht den Fehler seines leeren Kopfes und Herzens in der vorgeschlagenen Neuerung. Ueberall, wo Fabriken nicht das Werk der freien Betriebsamkeit des Bürgers, sondern lediglich Finanzspekulationen der Regierung sind, wird daher auf die Vortreflichkeit der Fabrikate weit weniger gerechnet, als auf den Absatz, den man durch Verbote erzwingen kann, und es liegt also in den ersten Grundsätzen, nach welchen man eine solche Anstalt werden läſst, die Unmöglichkeit, sie zu der Vollkommenheit, deren sie fähig ist, fortzuführen. Oft fängt man da mit Vorkehrungen an, wo man eigentlich aufhören sollte, wie es z. B. bei den Baumwollenmanufakturen in einigen Ländern der Fall ist, wo man zwar Farben, Pressen u. dgl. angeschafft, aber auf gute Gespinnste nicht gedacht hat. Diese Fehler, wodurch sich nur die Unwissenheit der Administrationen verräth, sind indeſs noch verzeihlicher, als wenn in Staaten, deren Bevölkerung verhältniſsmäſsig geringe ist, die Erfindung und Anlegung solcher Maschinen, welche die Arbeit vieler Hände entbehrlich machen, laute Klagen veranlaſst. Diese Klagen, die in freien Ländern, wo der Fleiſs jede Richtung nehmen darf, unerhört sind, gereichen dem Despotismus zur Schande, indem es seiner Willkühr leicht werden muſs, die auſser Brodt gesetzten Hände anders zu beschäftigen. Allein das schöne Schauspiel der Arbeitsamkeit bleibt das ausschlieſsende Eigenthum freier Völker.

Geistlicher und oligarchischer Zwang hat den Fleiſs aus den Mauern von Aachen vertrieben. Die Protestanten, die von manchen Bürgervorrechten ausgeschlossen, und des Zunftwesens müde waren, fanden eine Stunde

Weges von der Stadt, auf Holländischem Gebiete, nebst der freien Religionsübung, auch die Freiheit, mit ihrem Vermögen und ihren eigenen Kräften nach ihrer Willkühr hauszuhalten. In Vaals halten jetzt fünf Gemeinen (Katholiken, Lutheraner, Reformirte, Juden und Mennoniten) ruhig ihren Gottesdienst neben einander, und jeder Einwohner hat auſser einem festgesetzten Grundzins, nach ächtphysiokratischen Grundsätzen, keine andere Abgabe, unter welchem Namen es auch sei, zu erlegen. Diese Einrichtung, welche die Republik in allen Generalitätslanden eingeführt hat, verwandelte in kurzem das kleine Dorf in eine Scene des zwanglosesten Fleiſses. Die Anlagen des Herrn *von Clermont* zeichnen sich hier besonders wegen ihres Umfanges und ihrer Zweckmäſsigkeit aus, und seine Fabrik beschäftigt in Vaals, Aachen und Burscheid gegen hundert und sechzig Weber. Dreiſsig Jahre sind hinreichend gewesen, die Volksmenge und den Wohlstand eines unbedeutenden Dörfchens so unbeschreiblich zu vergröſsern, daſs jene fünf Gemeinen sich daselbst organisiren konnten. Wohin man sieht, erblickt man jetzt groſse Fabrikgebäude. Auſser den eben erwähnten, die dem Wahlspruche: *spero invidiam*, (ich hoffe beneidet zu werden) über der Thüre des Wohnhauses ganz entsprechen und zu erkennen geben, was der Fleiſs vereinigt mit Wissenschaft, Beurtheilungsgabe, Erfahrung und Rechtschaffenheit, billig erwarten darf, giebt es hier noch andere Tuchmanufakturen, eine Nähnadelfabrik, u. s. w. Die hiesigen Tücher gehen mehrentheils nach der Levante; sie müssen zu dieser Absicht weiſse Leisten haben, und sehr leicht, von feinem, lockerem Gewebe seyn. Wir sahen hier

Tücher, die einem Grosdetours nicht unähnlich waren, von einer bewundernswürdigen Präcision des Gewebes. Die breitesten halten sechzehn Viertelellen, und haben in dieser Breite achttausend vierhundert Fäden. So fein ist das Gespinnst, so gleichförmig das Gewebe, so schön die Farbe, so vorsichtig die Bereitung dieser Tücher, dafs man bei den soliden Grundsätzen, nach welchen hier verfahren wird, dieser Fabrik einen langen Flor voraus verkündigen kann.

Ich habe die hiesigen Anlagen alle mit einem unbeschreiblichen Genusse in Augenschein genommen. Es beschäftigt die Phantasie auf eine äufserst überraschende Art, hier auf einem Punkte so mancherlei Produkte fremder, zum Theil der entferntesten Erdgegenden ankommen, zur Verfertigung und Bereitung eines neuen Fabrikats angewandt, und dieses wieder in eben so entlegene Länder versendet zu sehen. Mir wenigstens ist es immer ein fruchtbarer Gedanke, daſs hier Tausende von Menschen arbeiten, damit man sich am Euphrat, am Tigris, in Polen und Ruſsland, in Spanien und Amerika prächtiger oder bequemer kleiden könne; und umgekehrt, daſs man in allen jenen Ländern Tücher trägt, um den Tausenden hier Nahrung und Lebensbedürfnisse aller Art zu verschaffen. Das Phänomen des fortwährenden Austausches verschiedener Produkte der Natur und der Kunst gegen einander ist aber unstreitig desto wichtiger, weil die Ausbildung des Geistes so innig damit verbunden ist. Der Handel bleibt die Hauptursache von dem jetzigen Zustande unserer wissenschaftlichen und politischen Verfassungen; ohne ihn hätten wir Afrika noch nicht umschifft, Amerika noch nicht entdeckt, und überhaupt nichts von allem, was uns über die anderen Thiere erhebt, unternommen und ausgeführt. Das Bedürfniſs, mehr zu umfassen, als der jedesmalige Erdpunkt auf dem wir wurden, uns gewahren kann, sei aus unserer Natur hinweg gedacht, und wir kamen nicht weiter als die Affen, die so gut wie wir ein geselliges Leben führen und sich zu gegenseitigem Schutze vereinigen. Nur dieses innere Streben, das Maaſs in unserm Kopfe allen Dingen anzupassen, macht uns zu Menschen; und je kräftiger es sich in uns regt, desto tiefer lassen wir die bloſse Thierheit unter uns zurück. Durch dieses Streben ist der Russe in Kamtschatka dem Bewohner der Aleyutischen Inseln und dem Wilden in Amerika an Vernunft und Ideenreichthum überlegen, wie animalisch er übrigens in seinem häuslichen Leben noch seyn mag. Nur die Sorge für unmittelbare Erhaltung kann dem Bemühen nach einem gröſseren Wirkungskreise Abbruch thun, und auch dies nur so lange, bis die Erfahrung gemacht ist, daſs im letzteren das erstere zu finden sei. Es scheint indeſs doch, daſs allzugroſser Reichthum der Natur den Handel beinahe eben so wenig begünstigt, wie ihre allzugroſse Kargheit. Wenn der Wilde in träger Gleichgültigkeit nach seiner Jagd oder von seinem Fischfang ausruht, so ist es nicht zu läugnen, diese Beschäftigungen hatten ihn in dem Grade angestrengt, daſs er den Reiz für fremde Gegenstände kaum mehr empfand. Hingegen die Indier, die Chineser, die Ägyptier und alle jene Völker, denen ihr gesegnetes Land eine ungeheure Verschiedenheit von Produkten im gröſsten Überflusse darbot, bildeten sich schnell in ihrer eigenen Mitte, bis auf einen gewissen Punkt, wo die patriarchalische Antorität üppig ward und in einen Geist und Herz tödtenden Despotismus ausartete, der alle Kräfte des groſsen Haufens verschlang und ihnen ausſchlieſsender Weise nur zu seinem Nutzen eine Richtung gab. Bald entstand alsdann eine arbeitende und eine bloſs genieſsende Klasse, und jede von diesen theilte sich wieder, je nachdem die besondere Veranlassung dazu aus den übrigen Verhältnissen der verschiedenen Nationen entsprang. Das Interesse des Herrschers vertrug sich nicht länger mit allem, was die Einsichten der arbeitenden Menge erweitern konnte; ihr blieb daher der auswärtige Handel untersagt. Damit aber der Despot sich selbst die Quellen eines vervielfältigten Genusses nicht abschnitte, gestattete er fremden Kaufleuten den Verkehr in seinem Lande. Diese Einrichtungen erhalten sich in Indien und China bis auf den heutigen Tag:

denn die politische Ohnmacht, die sie zur Folge hatten, reizte zwar oft die Begierde des Eroberers; aber jeder, dem die Eroberung glückte, fand das System der Unterdrückung so unverbesserlich, daſs er sich wohl hütete, daran zu künsteln.

Lage und Zusammenfluſs von günstigen Umständen entwickelten den Handlungstrieb bei den Phöniziern und Griechen, späterhin bei den Karthaginensern, dann bei den Venezianern und Genuesern, zuletzt bei den Holländern, den Engländern und andern europäischen Völkern. Überall war jedoch diese Entwickelung von bürgerlicher Freiheit unzertrennlich, und dauerte nur mit ihr. In Portugall konnte sie nur begleitendes Phänomen des Eroberungsgeistes seyn, und muſste, wie etwas Erzwungenes und Unnatürliches, in der Finsterniſs des geistlichen Despotismus und der politischen Zwietracht verschwinden. In der deutschen Oligarchie hat sie wunderbar angekämpft gegen die furchtbaren Hindernisse des barbarischen Feudalsystems, und scheitert nur an der mittelländischen Umgränzung des Landes, die jede kaufmännische Operation zehnfach erschwert. Wie viel indeſs, trotz dieser ungünstigen geographischen Lage, die Freiheit für den vaterländischen Handel zu leisten vermag, davon zeugt der Flor von Hamburg und Frankfurt, wie der Verfall von Nürnberg, Aachen und Kölln.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist also der groſse Kaufmann, dessen Spekulationen das ganze Rund der Erde umfassen und Kontinente an einander knüpfen, in seiner Thätigkeit des Geistes und in seinem Einfluſs auf das allgemeine Regen der Menschheit nicht nur einer der glücklichsten, sondern durch die Masse von praktischen Er-

fah-

fahrungen, welche jenes Verkehr bei ihm täglich vergröſsert, und durch die Ordnung und Abstraction der Begriffe, die man bei einem umfassenden Geiste vorausſetzen darf, zugleich einer der aufgeklärtesten Menschen; mithin vor vielen andern derjenige, der die höhere Bestimmung unsers Wesens (zu wirken, zu denken, und vermittelst klarer Begriffe die objektive Welt in sich selbst zu concentriren) auf eine sehr vollständige Art erreicht. Beneidenswerth ist das Schicksal eines Mannes, dessen Unternehmungsgeist vielen Tausenden zur Quelle des Wohlstandes und des häuslichen Glückes wird; desto beneidenswerther, weil er diese wohlthätigen Zwecke ohne die mindeste Beeinträchtigung ihrer Freiheit erreicht, und gleichsam unsichtbarer Weise die Triebfeder von Wirkungen ist, die jeder seiner eignen Willkühr zuschreibt. Der Staat ist glücklich, wenn er solche Bürger in sich faſst, deren groſse Unternehmungen nicht nur mit der höheren Ausbildung der Gemüthskräfte seiner geringeren Mitbürger bestehen können, sondern vielmehr durch dieselbe neue Stätigkeit erhalten. Wo die äuſserste Armuth den Handarbeiter drückt, wo er mit aller Anstrengung, deren er fähig ist, nie mehr als nothdürftige Befriedigung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse erwerben kann; da ist Unwissenheit sein Loos mitten in einem Lande, wo die Wissenschaft die höheren Volksklassen mit ihrem hellsten Stral erleuchtet; da also verfehlt er die edelste Bestimmung seines Wesens, selbst indem er als Werkzeug die Mittel zum Verkehr der Nationen befördert. Ganz anders aber verhält es sich, wo Geschicklichkeit und Fleiſs, ihres Lohnes sicher, dem, der sie besitzt und anwendet, einen gewissen Grad des Wohlstandes verschaffen, der ihm die Erlangung wenigstens theoretischer Kenntnisse, vermittelst eines zweckmäſsigen Unterrichts und einer guten Erziehung, möglich macht. Wie klein und nichtswürdig erscheint nicht ein jeder Despot, der vor der Aufklärung seiner Unterthanen zittert, verglichen mit dem Privatmanne, dem Fabrikanten eines freien Staats, der seinen Wohlstand auf den Wohlstand seiner Mitbürger und auf ihre vollkommnere Einsicht gründet!

Von den Walkmühlen, wo die Tücher eine nasse Bereitung erhalten, welche theils wegen der schweren Arbeit, theils wegen der ekelhaften Beschaffenheit der zum Reinigen gebrauchten Stoffe, theils auch wegen der beständigen Nässe des Aufenthalts, die Arbeiter mehr als jede andere angreifen muſs, führte man uns in die neue Färberei, die in ihrer Art beinahe einzig ist, und wovon man nur noch zu Sedan in Frankreich etwas ähnliches sieht. Ihre Anlage hat sicherlich mehr als zehntausend Thaler gekostet, und vereinigt die drei wichtigsten Vortheile: daſs sie geräumig ist, Holz erspart, und Sicherheit vor Feuersgefahr hat. Sie ist von den übrigen Fabrikgebäuden ein wenig abgelegen und bildet einen einzigen groſsen Saal, der durch viele groſse Fenster erleuchtet wird, die zugleich zur Erhaltung des so nöthigen Luftzuges dienen. Genau in der Mitte desselben ist ein groſser Thurm mit Mauern von ungeheurer Dicke angelegt, welcher sich in den Rauchfang endigt. Die Benennung *Thurm* ist wirklich die passendste für dieses Gebäude, um welches rings umher die Küpen oder Farbekessel in einem Kreise stehen. Die Feuerung geschieht von innen im Thurm. Das Holz liegt auf einem Roste, dessen einzelne Stäbe drei Zoll im

Durchmesser haben, und dennoch von der Hitze schmelzen. Die Flamme spielt im Kreise um den gefütterten Kessel, und der Rauch kommt durch eine über dem Schürloche angebrachte Oeffnung, und steigt in der Mitte des Thurms heraus. Zwischen beiden Oeffnungen ist ein Schieber angebracht, der, wenn man ihn mit einer Hand zudrückt, das fürchterlichste Feuer im Ofen augenblicklich ersticken kann.

Die zur Fabrik gehörigen Wasserleitungen sind eben so vortheilhaft eingerichtet, und jedes Zimmer wird dadurch hinlänglich mit Wasser versorgt. In der Färberei füllt man die Küpen vermittelst geöffneter Hähne in wenigen Augenblicken, und leert sie eben so schnell durch groſse Heber. Das unreine Wasser hat seinen Abfluſs durch Röhren unter dem Fuſsboden. Was den Überfluſs des Wassers noch im Werth erhöhet, ist die Reinheit und Weichheit desselben, welches zum Nutzen der Fabrik sehr wichtige Eigenschaften sind. Im Winter bedient man sich lieber geschmolzenen Eises als Schnees, wegen der vorzüglichen Reinheit des ersteren. Roth und Grün wird hier vorzüglich schön gefärbt. Es giebt Scharlachtücher, welche der Fabrik selbst im Färben auf anderthalb Thaler die Elle zu stehen kommen. Dabei wird man freilich einen Aufwand von Cochenille gewahr, den man in andern Fabriken zum Schaden der Käufer gar wohl vermittelst des wohlfeileren Fernambukholzes zu ersparen weiſs.

In mehreren groſsen Zimmern sitzen die Scherer und Tuchbereiter. Die Korden, deren man sich hier bedient, werden in der Gegend von Aachen gezogen. Die Scheren kommen von Ramscheid, und die Preſsſpäne, oder eigentlich dazu bereitete Pappendeckel, welche bei dem Pressen zwischen die Tücher gelegt werden, von Malmedi, seitdem die Engländer die Ausfuhr der ihrigen verboten haben. Die in Königsberg von Kanter angelegte Preſsſpanfabrik ist hier nicht bekannt; es scheint indeſs nicht, als wenn die hiesigen Tücher dadurch noch etwas an Vollkommenheit gewinnen könnten. Die Preſsſpäne von Malmedi sind weiſs und dick, und haben nur wenig Firniſs, weshalb sie auch gegen zwanzig Jahre dauern und dann noch zu anderweitigem Gebrauche dienen können. Ein Vorzug der hiesigen Tücher, den vermuthlich die Orientaler besonders zu schätzen wissen, besteht darin, daſs man sie im Rahmen fast gar nicht reckt, und daſs sie daher auch nicht einlaufen, wenn man sie ins Wasser legt.

Eine in Spanien seit einigen Iahren herausgekommene Verordnung hat nicht nur die

Ausfuhr fremder Tücher nach Amerika, sondern auch den Verkauf derselben in Spanien selbst verboten. Wären die Tuchfabriken von Segovia und Guadalaxara so beträchtlich, daſs sie beide Länder mit ihren Fabrikaten versorgen könnten, so möchte wohl dieser Absatz für die deutschen Manufakturen gänzlich verloren seyn; allein so groſs auch die Aktivität ist, welche man sich bemüht, den inländischen Fabriken dort zu geben, so reicht doch die Menge ihrer Tücher noch nicht hin, und es läſst sich schon berechnen, daſs das Verbot nicht von langer Dauer seyn kann. Die erstaunliche Solidität und der Umfang der hiesigen Anlagen setzen die Eigenthümer in den Stand, einen solchen Zeitpunkt ruhig abzuwarten, und selbst dem gänzlichen Verlust ihres Debits in einem groſsen Welttheile, falls es wider Vermuthen bei dem spanischen Verbote bleiben sollte, gleichgültig zuzusehen. Eine wichtigere Revolution für ganz Europa würde aber alsdann wirklich eintreten, wenn dereinst Spanien aus seiner Lethargie erwachen, alle seine Wolle selbst verarbeiten und die Ausfuhr dieses ersten unentbehrlichen Stoffes schlechterdings verbieten sollte. Da es vortreflich gelegen ist, um den ganzen levantischen Handel an sich zu reiſsen, und da es den amerikanischen, wenigstens so weit seine eigenen unermeſslichen Kolonien gehen, schon in Besitz hat, so würde es im Osten und Westen seine herrlichen Naturprodukte, mit eigenem Kunstfleiſse verarbeitet, wohlfeiler, als bisher alle andere Nationen, absetzen und doch mehr als sie alle dabei gewinnen. England, Holland, Frankreich und Deutschland, die sich jetzt von der Verarbeitung der rohen Produkte Spaniens bereichern, würden, wenn sie von diesen ausgeschlossen wären, ihre Fabriken zu Grunde gehen sehen, und nach Maaſsgabe des Vortheils, den sie ehedem daraus zogen, auch an ihrer politischen Wichtigkeit verlieren. Doch ehe es zu dieser furchtbaren Veränderung kommt, bedarf es zuvor einer Kleinigkeit: die Alleingewalt des Königs muſs eingeschränkt, die Stände müssen wieder hergestellt, die Inquisition muſs abgeschafft, die Freiheit des Gewissens und der Presse unwiderruflich zuerkannt, und die Sicherheit des Eigenthums nebst der persönlichen Unabhängigkeit aller Bürger von willkührlichen Eingriffen in die Macht des Gesetzes fest begründet werden. Der erste Schritt zu dieser groſsen Wiedergeburt der spanischen Monarchie ist — das Verbot aller fremden Zeitungen, und die gewaltthätige Eröfnung aller Briefe! Was gilt die Wette? Die Limburger spinnen noch in hundert Jahren spanische Wolle!

Der immer steigende Mangel an den zur Feuerung unentbehrlichen Brennmaterialien drohet den hiesigen Fabrikanstalten, wie so vielen andern, mit einer Erhöhung ihrer Kosten, welche den zu erwartenden Gewinn beträchtlich schmälern kann. Seit langer Zeit sind die Wälder in diesen Gegenden und in den Niederlanden überhaupt, durch den starken Anbau und die zunehmende Volksmenge verschwunden. Die Natur hat indeſs für das Bedürfniſs der Einwohner durch unterirdische Wälder, ich will sagen: durch ansehnliche Steinkohlenflötze, reichlich gesorgt. Ueberall sieht man schon in hiesiger Gegend Kamine und Steinkohlenöfen, und niemand heizt noch mit *Holz*. Wie aber, wenn auch die Gruben endlich sich erschöpfen lassen und kein neues Substitut erfunden wird, zu dessen Wärme wir im Winter unsere Zuflucht nehmen, und wobei wir unsere Speisen bereiten können? Was unserer mit Physik verbundenen Chemie noch möglich sei oder nicht, wage ich zwar keineswegs zu bestimmen: sie erfindet vielleicht ein Netz, in welchem sich das zarte Element des Feuers fangen und verdichten läſst, so daſs es uns wieder Wärme geben kann, indem wir es befreien; aber das ist auf allen Fall eine höchst unsichere Ausſicht. Wahrscheinlich kommt es mir vor, daſs der Mensch zuletzt die Eis- und Nebelländer und die von Waldung ganz entblöſsten Gegenden des so genannten gemäſsigten Erdstriches, als unbewohnbar wird verlassen müssen. Wir fragen immer, wann doch endlich die Türkei, sowohl in Europa als in Asien, im schönen Lichte der sittlichen Kultur wieder aufblühen, wann gebildete Völker Afrika bewohnen werden? Mich dünkt, die Antwort könnte man sich leicht erträumen: Hunger und Kälte werden dereinst gewaltiger und unaufhaltsamer, als vor Zeiten der Fanatismus und der Ehrgeiz, wirken, um die Völker von Europa in hellen Haufen über jene barbarischen Welttheile hinzuströmen. Wir werden uns in die Wälder des Hämus, des Taurus und Amanus, ja wohl gar des Kaukasus und Emaus stürzen, die dortigen Barbaren bezwingen oder verdrängen, und die Fackel der Wissenschaft wieder in jenen Kreis zurücktragen, in welchem sie zuerst dem Menschen in die Hand gegeben ward. Dünkt es Dich ein Frevel, daſs ich mich so in die Zukunft hineinträume? Was kann ich dafür, daſs meine Phantasie mir Wahrscheinlichkeiten vorrechnet und sich ein mögliches Bild daraus formt? Zwar besteht alles nun schon so lange in unserm Norden; so schöne Blüthen und in solcher Menge sind bei uns aufgegangen; so manche herrliche Frucht des Geistes ist gereift; das Menschengeschlecht hat hier eine Bildung gewonnen, die es, wenn wir eins ins andre rechnen, noch nirgends hatte; wir schreiten vorwärts auf einem so schönen Wege; alles scheint unserer jetzigen Form des Wissens, und unseren politischen Verhältnissen Dauer zu verheiſsen! Ich gestehe Dir, dieses Raisonnement kommt mir nicht viel besser vor, als die Hoffnung eines langen Lebens, womit alte Leute sich schmeicheln, die immer desto stärker an dem Leben hangen, je näher sie seinem Ziele rücken. Mir bürgt die Vergänglichkeit der Dinge dafür, daſs, je älter eine menschliche Verfassung wird, ihr Ende um so näher sei. Wir können das Menschengeschlecht nur mit sich selbst vergleichen; und obschon der Theil seiner Geschichte, den wir kennen, gleichsam nur von gestern ist, so enthält er doch schon Begebenheiten genug, die uns lehren können, unter ähnlichen Umständen einen ähnlichen Ausgang zu erwarten. Die allgemeine Bildung und Entwickelung unserer Kräfte laſst sich fast nicht höher treiben. Können wir den Bogen stärker spannen, ohne daſs er bricht? Kann unsere Vernunft noch scharfsinniger geprüft, können unsere gröſseren und kleineren, öffentlichen und häuslichen Verhältnisse noch genauer berechnet werden? Sind wir dem höchsten Gipfel der Verfeinerung nicht nahe? — Wenn man aber den Berg erstiegen hat, so bleibt in dieser Ixionswelt nichts übrig, als wieder Kopf über, Kopf unter, das Rad in die Tiefe zu rollen, und von unten auf sich über ein neues Gebirge zu schleppen. Thöricht wäre es allerdings, eine allgemeine Revolution in Europa, die den Zusammensturz politischer, sittlicher und wissenschaftlicher Formen mit sich brächte, im Ernste *nur* vom Holzmangel herzuleiten, der *mich* hier darauf geleitet hat. Aber als mitwirkende Ursache kann er immer bestehen, wenn schon das unübersehbare System unserer Kenntnisse, die Auflösung der Sitten, das Miſsverhältniſs der Religionsbegriffe und der Regierungsformen zu dem jetzigen Zeitalter, der Verfall der Hierarchie, das zerstörte Gleichgewicht der Mächte, die Treulosigkeit der Politik, die Veränderungen des Handelssystems, die herannahende Blüthezeit des Amerikanischen Freistaates und solche wichtige Ursachen mehr, noch ungleich schneller und kräftiger zu jenem Ziele wirken. Übrigens — zum Trost aller armen Sünder auf und unter dem Throne — sind vielleicht tausend Jahre zu einer solchen Revolution die kürzeste Frist.

Über die Unbeständigkeit der Verfaſsungen nachzudenken, ist wohl nirgends natürlicher, als in Aachen, wo die Reichsinsignien den Fremden an die tausendjährige Dauer des deutschen Reiches, das jedoch in diesem Zeitraum so wesentliche Veränderungen erlitten hat, recht lebhaft erinnern. Ich habe die Kathedralkirche besucht. Sie ist mit kleinlichen Zierathen überladen, mit denen die Säulen von Marmor, Granit und Porphyr sonderbar genug kontrastiren. Der Stuhl, worauf seit Karls des Groſsen Zeit so mancher deutsche Kaiser gekrönt worden ist, besteht aus schlechtem weiſsem Marmor, und hat eine so unzierliche Gestalt, daſs man ihn für eine Satire auf alle Throne der Welt halten möchte. So sehr uns der Vorzeiger bat, uns darauf zu setzen, spürte ich doch nicht die geringste Versuchung dazu, und wünschte nur manchem deutschen

Fürsten das Geſühl, womit ich da vor dem Stuhle stand. Die Geschichte der letzten Jahrhunderte war so eben vor meinem Gedächtnisse vorübergegangen. Was man in Wien, in Regenspurg und in Wetzlar für ganz verschiedene Vorstellungen von den wesentlichen Bestandtheilen der Reichsverſassung hegt; wie allmälig die Kaiserwürde durch alle Metamorphosen, bis zu ihrer jetzigen Form, wo ihr nur der Schatten ehemaliger Herrschermacht geblieben ist, sich hat einschränken lassen; wie die zahlreichen, freien Stände, jetzt unter der unwiderstehlichen Uebermacht von wenigen Allesvermögenden aus ihrer Mitte, nur noch am Namen der Freiheit sich begnügen, und den gesetzgebenden Willen dieser Wenigen gutheiſsen müssen: dies Alles erfüllte mich mit der niederschlagenden Ueberzeugung, wie wenig Willkührliches in den Schicksalen der Völker, wie wenig der Würde denkender Wesen Angemessenes, sich im groſsen Gange der Weltbegebenheiten zeigt, und wie das Glück und die Wohlfahrt der Millionen, die auf dem Erdenrund umherkriechen, von todten Buchstaben, von eigensinnigem Bekleiben an bedeutungsleer gewordenen Ceremonien, von Nichtswürdigkeiten welche leeren Köpfen Importanz geben, stets abhängig bleibt, und keinesweges in ihrer eigenen Kraft und That besteht!

Die Thore von Erz an der Kollegiatkirche sind zersprungen; allein diesen Spalt zeigt man hier als ein Siegeszeichen, zum Gedächtniſs der Ueberlegenheit der *pfäffischen* Verschmitztheit über die *teuflische.* Die Bürger von Aachen, erzählt uns die Legende, hatten, weil es ihnen an Mitteln zur Beendigung des Baues dieser Kirche fehlte, vom Teufel Geld geborgt, und ihm dafür die erste Seele, die zur Kirchthüre hineingehen würde, zum Eigenthum überlassen. Als nun der Bau vollendet war, fand sich kein Mensch, der das Opfer dieses frevelhaften Vertrages werden wollte; die Furcht vor Satans Krallen wirkte so mächtig in dieser gläubigen Stadt, daſs die Kirche wahrscheinlicher Weise bis auf den heutigen Tag hätte leer stehen müssen, wenn nicht ein Priester auf den klugen Einfall gekommen wäre, einen Wolf, den man zu gutem Glück lebendig gefangen hatte, durch die Kirche zu jagen. Der Teufel schlug aus Verdruſs, sich überlistet zu sehen, die Thore von Erz hinter sich zu, daſs sie zersprangen. Den Unglauben zu beschämen, der etwa sich erdreisten möchte, den Spalt im Erz durch einen Windstoſs, der die Flügel zuwarf, natürlich zu erklären, stehen drauſsen vor demselben Thore zwei in Erz gegossene Denkmäler, wovon das eine den Wolf, das andere aber seine verdammte Wolfsseele, in Gestalt eines ungeheuren Tannzapfens, vorstellt. Um übrigens von der Wirkung auf die Ursache zu schlieſsen, müſste man nur wie ich, heute die Charfreitags-Prozession gesehen haben. — Bei einem schneidenden Nordwinde gingen die frommen Büſsenden, mehr als dreihundert an der Zahl, und schleppten baarfuſs und unter ihren dünnen Kitteln ſast nackend, hölzerne Kreuze von gewaltigem Gewichte den Lauſsberg hinan. Ihr werdet freilich schreien: besser, etwas weniger Büſsung, und keine Wolle gestohlen! Allein, es ist doch immer ein bewundernswürdiges Schauspiel, wie viel die Religion über unsere phlegmatische Natur vermag. Weise und tugendhaſte Lehrer hätten ein solches Volk eben so leicht *ehrlich* als *andächtig* gemacht.

XI.

Lüttich.

Es kommt mir vor, als wären wir durch den Schlag einer Zauberruthe in ein anderes Land versetzt; so unendlich verschieden ist alles, was ich hier um mich sehe, von demjenigen, was ich noch vor wenigen Stunden in Aachen verlieſs. Schon der erste Anblick der Stadt war überraschend. Man wird sie aus der Ferne nicht gewahr; denn sie liegt in einem tiefen Thal an der Maas, die in mehrere kleinere Arme zerspringt. Es giebt wenig schönere Aussichten auf eine gleichsam unter den Füſsen liegende Stadt, als diese, die ich von der Karthause hinunter, indem wir hineinfuhren, genoſs. Ich weiſs nicht wie es kam, aber ich hatte mich auf ein kleines Städtchen gefaſst gemacht; und wie erstaunte ich nun, als ich eine groſse Stadt erblickte, die hunderttausend Einwohner enthalten kann und wirklich enthält. Wunderschön schlängelt sich die Maas, die hier noch von mittlerer Breite ist, hindurch, und nähert sich bald auf der einen, bald auf der andern Seite dem Abhange der Berge, zwischen denen sich das Thal als eine ebene, so weit das Auge trägt, mehrentheils mit Hopfen bepflanzte, und mit einigem Wiesewachs vermannichfaltigte Fläche zieht. Nach allen Richtungen ist die Stadt mit Steinkohlengruben umgeben, ja, sie steht zum Theil auf den bereits abgebauten, ausgehöhlten Kohlenbergwerken. Zu beiden Seiten des Flusses, jedoch so, daſs auf die Exposition nach Süden Rücksicht genommen wird, an den in einiger Entfernung sich erhebenden Gehängen des Thals, erstrecken sich weitläuftige Weinberge, die also wieder, wie die bei Hochheim, auf Steinkohlen liegen. Die Flötze sind sehr beträchtlich, und an manchen Stellen tief unter dem Bette der Maas bereits ausgeleert. Die entfernteren Hügel sind mit Ulmen, Pappeln und andern Bäumen bewachsen und mit Landhäusern, Schlössern, u. s. f. reichlich verziert. Am Ufer des Flusses erstreckt sich ein *quai*, der sich in eine schöne hochstämmige Allee endigt.

Die Straſsen von Lüttich sind enge, winklicht, krumm und nicht sehr reinlich; es giebt indeſs doch mehrere schöne Gebäude: an dem *quai*, an den offenen Plätzen und auf der so genannten Insel hinter der St. Jakobskirche bemerkte ich eine Menge guter, neuer Häuser. Der bischöfliche Pallast ist ein Viereck, dessen inwendiger Hof rundum einen Säulengang hat, wenn man anders die abscheulichen, kurzen, bauchigen Dinge, mit Kapitälern und Fuſsgestellen, so nennen will. Die äuſsere Facciate hingegen, nach der Kathedralkirche zu, ist desto schöner, in einem guten Geschmack, mit rein jonischen Pilastern. Die Dominikanerkirche mit einer schönen, runden, einfachen Kupole, die nach einer in Rom kopirt ist, zeichnet sich ebenfalls vortheilhaft aus. Die alte gothische Kathedralkirche bot uns dafür desto weniger Bemerkenswerthes dar.

Der beständig fortdauernde Lärm und das Gewühl in den Straſsen zeugt von einer auſserordentlichen Betriebsamkeit. Dieses Schauspiel von durcheinander laufenden geschäftigen Menschen, so schmutzig auch die meisten ausſehen, gewährt mir einen auſserordentlichen, sehr lange entbehrten Genuſs. Die Köhler, die Messer- und Waffenschmiede und die Spiegelmacher sind ein rohes, aber rüstiges, lebhaftes, heftiges Volk, deren Thätigkeit mit dem Phlegma der Aachner schneidend kontrastirt. Die Volksphysiognomien haben hohe, gerade in die Höhe gehende, an den Seiten zusammengedrückte Stirnen, breite Jochbeine, schwarze nicht gar groſse Augen, wohlgebildete, zuweilen ein wenig aufgeworfene Nasen, und dicke Lippen, bei einem nicht gar reinen Teint. Sie nähern sich also den französischen, und unterscheiden sich auffallend von den jülichischen, die gewöhnlich, bei einer sehr weiſsen Hautfarbe und blondem Haar, durch die länglichtfleischige Form des Gesichts und die weicheren Züge eine gewisse Verwandtschaft mit den Niederländern verrathen. Die Lütticher können ihr französisches Blut nicht verläugnen; sie sind eben so leichtsinnig-fröhlich, eben so gutmüthig, eben so mit einer, ich möchte sagen, angebornen Höflichkeit begabt, und sprechen auch einerlei Sprache, wiewohl so durchaus mit Provinzialismen verdorben, daſs ein Mitglied der

Pariser Akademie sie schwerlich für Brüder erkennen würde. Auſserdem spricht das gemeine Volk eine Art Kauderwelsch, welches man unter dem Namen der wallonischen Mundart kennt. Dieses ist den Fremden völlig unverständlich, indem die ursprünglich altfranzösischen Wörter ganz verunstaltet, bald abgekürzt, bald mit anderen Endungen, und in einer ganz besondern Construktion erscheinen. So zum Beispiel heiſst: *lei po wei*, laſst mich sehen; statt des französischen: *laissès moi voir;* und wieder: *serre l'hon*, mach die Thüre zu, statt: *ferme la porte.* In dem letztern Ausdruck ist *hon* das altfranzösische *huis*, wovon noch *à huis clos* und *huissier* übrig sind. Französische Eleganz habe ich in den Kleidertrachten, zumal der geringeren Klasse, freilich nicht bemerkt; doch diese würde man auch in Frankreich selbst bei dieser Klasse vergebens suchen. Die Lütticher Weiber tragen kurze gestreifte Röcke; Leibchen oder auch eine Art weiter Jacken von Kattun mit Ermeln, die mit demselben Zeuge frisirt sind, und Kattunmäntel, die aber nur bis an die Taille reichen. Wenn sie ausgehen, binden sie ein roth und gelbgefleckktes Baumwollentuch über die Haube um den Kopf; doch gehört dieser Putz vermuthlich nur zu den Verwahrungen, die der noch immer fortdauernde, scharfe Nordwind nothwendig macht.

Unsere Fahrt von Aachen hieher, auf der Diligence, zeichnete sich wenig aus. Wir hatten die ersten Plätze; allein beim Einsteigen fanden wir drei Frauenzimmer darauf; folglich schwiegen wir von unseren Ansprüchen, und setzten uns, wo wir zukommen konnten. Einmal saſsen elf Personen in diesem ungeheuren Wagen, weil unterweges einige Passagiere abstiegen und mehrere hinzukamen. Die Gespräche über politische Gegenstände nahmen kein Ende. Es freute mich indeſs, die erstaunliche Menge neuer Ideen in Umlauf anzutreffen, da sie vor zehn Jahren zuverlässig allgemeines Aufsehen, oder gar die Indignation der Majorität auf den Postwägen in Deutschland und Brabant erregt hätten.

Nachdem wir durch einen schweren Sandweg in einer tiefen Schlucht die Höhe des Berges, der das Gebiet der Stadt Aachen von der Provinz Limburg scheidet, erreicht hatten, lag dieses herrliche Land wie ein Garten vor uns; und je weiter wir hineinkamen, desto reizender ward die Aussicht auf die kleinen umzäunten Wiesen und Viehweiden, welche die sanften, wellenförmigen Hügel bedecken. Ueberall ist diese Gegend mit einzelnen, oder höchstens zu drei und vier beisammengestellten Hütten gleichsam besäet, die zum Theil massiv oder von Backsteinen, zum Theil von Fachwerk gebauet, ein wohlhabendes Völkchen andeuten, das hier von der Viehzucht und vom Wollspinnen lebt. Auf viele Meilen weit sieht man die wogichen Hügel überall mit lebendigen Heerden, und hier und dort auch mit hochstämmigen Bäumen geziert; auf Meilen weit liegen, ein paar gute Büchsenschüsse von einander, die einzelnen Bauerhütten. Es ist unmöglich, sich hier etwas anderes, als Einfalt und Gleichheit der Einwohner, zu denken; man irrt in Gedanken von Haus zu Haus, und erblickt überall fleiſsige Spinner, frohe Hirten und reinliche Käsemacher. Die Ufer der Maas begränzen endlich diese Ausſicht, indem sie unweit Mastricht in der Ferne den jähen weissen Absturz dem Auge darbieten, der

BIBL. UNIVERS. LIPS.

mit seinen häufigen Petrefakten den Naturforschern unter dem Namen des Petersberges bekannt ist. Clermont, ein artiges Dörfchen, liegt am Wege, und in dieser Gegend schien uns die Limburgische Landschaft vorzüglich reich und schön. Auf den ersten Blick hat es etwas einladendes, wenn man so die zerstreuten Wohnungen sieht, wo jeder um seine Hütte her sein Fleckchen Landes besitzt, sein Vieh darauf weiden läſst oder auch, wie es weiter hin nach Lüttich zu der Fall ist, seinen Weizen säet. Man denkt sich dabei eine natürliche Bestimmung des Menschen, die Erde zu bauen und zu besitzen. Allein diese Vereinzelung kann ihn nicht bilden, und der zehnte Theil aller in ihn gelegten Kräfte wäre für den Hirten hinreichend gewesen. Sollte der Mensch inne werden, was es sei, das sich in ihm regt, so muſste sich in verschiedenen Einzelnen bald diese, bald jene Fähigkeit entwickeln, auf Kosten jener allzueinfachen Bestimmung, welche die Wohlthaten des geselligen Lebens nicht kennt, weil seine Bedürfnisse ihm fremd sind. Ich habe die guten Limburger nicht in der Nähe beobachten können; allein ihre Vereinzelung giebt mir Ursache zu vermuthen, daſs ihr Ideenkreis äuſserst eingeschränkt seyn müsse.

In den Städten mag es indeſs schon anders beschaffen seyn. Hier sahen wir zum erstenmal die brabantische Kokarde, dieses furchtbare, nun aber so oft ohne ächten Freiheitssinn nachgeahmte Freiheitszeichen; auch begegneten uns einige brabantische Truppen, deren Anblick indeſs keine Ehrfurcht einflöſste. Sie schienen völlig undisciplinirt, wuſsten ihr Gewehr nicht zu regieren, und sollen auch von der im Dienste unentbehrlichen Subordination gar

keine

keine Begriffe haben. Ihre Kleidung ist ein bloſser Ueberrock, der schlechterdings kein militairisches Ansehen hat. Auſser diesem einzigen Stücke, welches ihnen eine gewisse Uniformität giebt, sieht ihr übriger Anzug buntscheckig und oft zerrissen aus. Die meisten, die uns zu Gesichte kamen, waren junge Leute, und einige konnte man beinahe noch Kinder nennen. Ihre Erscheinung in der Provinz mag indeſs die Staaten von Limburg über ihre eigene Sicherheit ein wenig beruhigt haben; denn, weil sie sich gewisse Rechte anmaſsten, die das Volk ihnen nicht zugestehen will, zogen sie bisher von einem Orte zum andern, von Herve nach Battice, und von da noch näher an Aachen, in das Dorf Henri-chapelle, wo sie in einer elenden Schenke ihre Versammlungen halten.

Der Abstich von jenen erbärmlichen Rotten des brabantischen Pfaffendespotismus zu diesen rüstigen Lüttichern gehörte mit zu den Dingen, die uns gleich bei dem Eintritt in die Stadt in Erstaunen setzten. Sowohl die eigentlichen besoldeten Stadttruppen, als die Freiwilligen, sind gut und zum Theil recht schön gekleidet. Es ist ein allgemeines Regen und Gähren unter ihnen und im Volke, wegen des bevorstehenden Abmarsches der Preuſsen. Vielleicht hat auch die Gegenwart und das Beispiel dieser musterhaften Truppen dazu beigetragen, ihnen die Begriffe von Disciplin, Subordination und Taktik näher zu bringen, als sonst geschehen wäre; vielleicht haben sie ihnen das Exerciren abgesehen, und sich geschämt, im Beiseyn ihrer Meister schlecht zu bestehen; vielleicht kann man endlich auch vermuthen, daſs Menschen, deren Gewerbe in der Fabrikation von Gewehren und in den anstrengenden Köhlerarbeiten besteht, eines Theils mit den Waffen selbst vertrauter, andern Theils aber beherzter und gleichgültiger gegen die Gefahr seyn müssen, als die brabantischen Bauern und die limburgischen Hirten. Wirklich scheint es, wenn Muth den Mangel an Disciplin ersetzen kann, daſs sie nur eines geschickten Anführers bedürfen, um für die Verfassung, die sie sich selbst gegeben haben, mit Nachdruck zu streiten.

Wir wanderten durch die Straſsen und suchten uns so viel als möglich mit dem Volk in Unterredung einzulassen, um uns durch eigene Erfahrung von der herrschenden Stimmung zu überzeugen. Es bedurfte keiner Künste, um die Leute zur Sprache zu bringen. Sie waren durchgehends von ihren politischen Verhältnissen bis zum Überströmen voll, hingen daran mit unglaublichem Eifer, und schienen sich im gegenwärtigen Zeitpunkte, wie alle freie Völker, mit den öffentlichen Angelegenheiten beinahe mehr, als mit ihren Privatbedürfnissen zu beschäftigen. Die Namen des *Königs von Preuſsen*, des Grafen *v. Herzberg*, des *Generals von Schlieffen* und des *Herrn v. Dohm* wurden nicht anders als mit einem Ausdruck der Verehrung und Liebe, mit einer Art von Enthusiasmus genannt. Man hatte uns schon in Aachen erzählt, und hier bestätigte es sich, daſs der letztere den Umarmungen der Köhlerweiber, welche hier die Pariser Poissarden vorstellen können, mit Noth entgangen sei. Zum Lobe der preuſsischen Truppen und ihrer vortreflichen Mannszucht vereinigten sich alle Stimmen. *Ils sont doux, comme des agneaux,* sagten sie, und hinterdrein erscholl die wahre französische Ruhmredigkeit, mit der Betheurung, daſs, wenn sie es nicht wären, *on leur feroit* *voir du païs;* denn die Zuversicht, womit sie auf ihre eigenen Kräfte trotzen, geht ins Hyperbolische, und reiſst sie zu Aeuſserungen hin, die in ihrem Munde nichts bedeuten, aber doch wie Beleidigungen klingen. Bei dem natürlichen Hange der Menschen, das Langgewohnte für etwas Nothwendiges und Gutes zu halten, folglich ihre Vorgesetzten, bloſs weil es die ihrigen sind, und man es ihnen so gelehrt hat, zu ehren und zu lieben, muſs in der That eine schrecklich empörende Miſshandlung des Volks hier vorhergegangen seyn, um dieses Band zu zerreiſsen und den hohen Grad von Erbitterung, der sich durchgängig äuſsert, gegen den Bischof zu erwecken. Die Wuth — man kann es kaum anders nennen, was sie bei dem Nennen seines Namens augenblicklich entflammt — die Wuth ging so weit, daſs sie sich gegen ihn der härtesten Ausdrücke bedienten und ohne alle Zurückhaltung von ihm als von einem verworfenen, des Fürstenstuhls unwürdigen Menschen sprachen. Eben so kühn und trotzig wütheten sie gegen das wetzlarische Kammergericht und die deutschen Fürsten, die ihre vermeinte Nothwehr gegen die Tyrannei, wie einen Aufruhr behandeln; diese wurden nicht ohne Verwünschungen genannt, und wir sahen die eifrigen Patrioten auffahren bei dem Gedanken, daſs ihnen eine unwillkommene Coadjutorschaft bevorgestanden habe. Mit dem Fürstenhasse verbindet sich zugleich ein allgemeines Miſsfallen an dem ganzen Priesterstande, das beinahe in Verachtung und Indignation gegen diese Klasse, und, weil der rohe Haufe weder unterscheidet noch prüft, bei vielen auch gegen die Religion selbst übergeht. Wie das Volk seine Religionsbegriffe bloſs auf Treu' und

Glauben, nicht nach vernünftiger und freiwilliger Prüfung angenommen hat, so muſs seine Anhänglichkeit an dieselben endlich geschwächt werden, wenn das Vertrauen auf seine Lehrer verschwindet. Der *état primaire*, worunter das Domkapitel verstanden wird, hat sich, durch den Vorschlag einer Kopfsteuer, welche auf die ärmeren Volksklassen zurückfallen würde, statt des von ihm erwarteten Darlehns, bei den Einwohnern nicht zum besten empfohlen.

In den Wirthshäusern und Kaffeehäusern sahen wir fleiſsige Zeitungsleser, und selbst der gemeine Mann politisirte bei seiner Flasche Bier von den Rechten der Menschheit, und allen den neuen Gegenständen des Nachdenkens, die seit einem Zeitabschnitte von ein paar Jahren endlich auch auf dem festen Lande in Umlauf gekommen sind. In den müſsigen Zwischenräumen, welche die Sorge für die Befriedigung des physischen Bedürfnisses übrig läſst, fordert der Geist Beschäftigung. Entweder muſs er seine Phantasie mit hyperphysischen Träumen wiegen, die er nicht zergliedern und nach dem Gesetze des Widerspruchs beurtheilen kann; oder ein Wort — zum Beispiel: *Freiheit* — das ohne Metaphysik unverständlich ist, muſs sich seiner bemächtigen und ihn im Kreise umherwirbeln, das Spiel einer fortwährenden *petitionis principii.* Indeſs, so unfähig die Lütticher auch sind, einen Streit über die Grundsätze des geselligen Lebens, den die Philosophen selbst noch nicht ins Reine brachten, abzuurtheilen; so genau sind sie doch von den Thatsachen unterrichtet, welche ihre gegenwärtigen Angelegenheiten betreffen, und hier, wie überall, entscheidet das Gefühl augenblicklich, ehe noch die Vernunft, die das Vergangene und das Zukünftige bis an die äuſsersten Gränzen der Zeit, mit in ihre Entscheidungsgründe einschlieſst, sich aus dem Chaos entgegengesetzter Verhältnisse herauswirren kann.

Die wichtigen Fragen, worüber wir hier deraisonniren hörten, kann zwar ein Köhler oder ein Schwerdtfeger nicht entscheiden; allein unter allen Menschen, denen diese Fragen zu Ohren gekommen sind — wie viele giebt es, deren Vernunft für kompetent zur Entscheidung gelten kann? Und werden diese kompetenten Richter unter sich einig seyn? Wahrhaftig! wenn niemand sich unterstehen dürfte, über Dinge zu sprechen, oder vielmehr seine Verstandeskräfte an Dingen zu üben, die er nicht rein bis auf die letzten Gründe sich entwickeln kann; so gehörte die groſse Masse der fürstlichen Automaten, des ungebildeten und ausgearteten Adels, der juristischen Tröpfe, der

Theologen, die ihre Dogmatik nur auswendig wissen, zu den ersten, denen man Stillschweigen gebieten müſste, indeſs nur wahre Weise sprechen, und — was mehr ist — regieren dürften. Neben so vielen Rechten, welche die Menschen veräuſsern und übertragen konnten, um den Vortheil der Vereinigung zu einem Staate zu genieſsen, giebt es auch andere, welche ihrer Natur nach unveräuſserlich sind; und unter diesen stehet das Recht, ihre Geistesfähigkeiten durch Entwicklung, Übung und Ausbildung zu vervollkommnen, oben an. Wenn ein Vertrag die Sklaverei gut heiſsen, und den unumschränkten Willen eines Tyrannen für rechtmäſsig erklären könnte, so darf doch selbst das Leibeigenthum, welches jemand besitzt, ihm nicht zum Vorwande dienen, seine Sklaven an der Erreichung ihrer Bestimmung als Menschen zu verhindern. Oder geht die Anmaſsung der Tyrannei so weit, daſs sie ihren Opfern auch diese Bestimmung abspricht? darf sie im Ernste der Natur so schrecklich spotten, und ohne Hehl den Sklaven zum Thier herabwürdigen wollen? Darf sie sich das *Recht* zusprechen, einem Menschen Vernunft und Menschheit auszuziehen? Dann rege sich Alles, was noch Menschheit im Busen fühlt, gegen das Ungeheuer, das seine Gröſse nur auf Zerstörung bauet!

Wenn wir nicht auf Inkonsequenzen verfallen wollen, die alle Bestimmung unmöglich machen und den Grund aller Verträge und aller Rechte untergraben; so muſs selbst die despotische Regierungsform eben den Zweck haben, den die Natur mit einem jeden einzelnen Daseyn eines vernünftigen Wesens erreicht wissen wollte, den Zweck, den unsere Vernunft uns unaufhörlich vor

Augen hält: den höchstmöglichen Grad sittlicher Vollkommenheit, durch die Entwickelung aller in uns gelegten Anlagen, zu erreichen. Dem Bande der Gesellschaft, durch welches diese Entwickelung auf eine vollkommnere Art, als im gesetzlosen Zustande, erreicht werden kann, opfern wir gewisse Mittel zur Ausbildung freiwillig auf; wir leiden gewisse Einschränkungen unserer äuſserlichen Freiheit, unserer Handlungen; wir thun Verzicht auf die vollkommene Gleichheit unserer Rechte, um im Staate vereinigt, mit desto gröſserer Sicherheit auf dem Wege der moralischen Vervollkommnung ungehindert fortzuschreiten. Die Erbärmlichkeit, womit unzählige Menschen, durch falsche Vorstellungen geleitet, an der bloſsen Existenz, als an dem höchsten Gute hangen, mag vielleicht dazu mitgewirkt haben, bei den unumschränkten Herrschern den hohen

Grad von Verachtung gegen ihre Unterthanen zu erregen, vermöge dessen sie ihnen unendlich viel Gnade zu erzeigen glauben, wenn sie ihnen nur das Leben und die Mittel zu seiner kümmerlichen Erhaltung schenken. Allein, wie gesagt, hier ist nicht die Rede von den Irrwegen, auf welche der menschliche Geist gerathen kann, wenn er sich selbst als alleinigen Zweck, und alles andere, die Menschen sogar nicht ausgeschlossen, als um seinetwillen geschaffen wähnt; sondern wir suchen hier den einzig möglichen Grund, auf welchem die schon bestehenden Verträge zwischen den Gliedern der Gesellschaft beruhen, und auf welchen die Herrscher im Staate vor dem Richterstuhle der Vernunft ihr Recht beziehen können. Ein Vertrag ist nichtig, der die Sittlichkeit verletzt, und eine Staatsverfassung hat keinen Augenblick eine rechtmäſsige Existenz, wenn sie sogar ihren Gliedern die Möglichkeit einer sittlichen Vervollkommnung raubt. Diese Vervollkommnung aber setzt den uneingeschränkten Gebrauch der Vernunft und des gesammten Erkenntniſsvermögens voraus; sie heischt sogar Freiheit des Willens, worauf nur da Verzicht gethan werden darf, wo gewisse Handlungen der fremden Willkühr zum gemeinschaftlichen Besten Aller, das heiſst, zur Beförderung der allgemeinen Vollkommenheit, unterworfen werden müssen. Jede Einschränkung des Willens, die nicht zur Erhaltung des Staats unentbehrlich ist, wird der Sittlichkeit seiner Glieder gefährlich, und die Gefahr einer solchen Verwahrlosung der eigentlichen Herrscherpflicht ist groſs genug, um weisen Despoten ihren Weg vorzuzeichnen, und sie aufzufordern, ihren Unterthanen die uneingeschränkte Religions-

Gewissens- Unterredungs- und Preſsfreiheit zuzugestehen, ja sogar über die Verhältnisse des Staats, über seine Mängel und die Mittel ihnen abzuhelfen, keines Menschen Nachdenken und Bemühung sich und Andere zu unterrichten, ein Ziel zu stecken. *Friedrich der Einzige* war auch in diesem Stücke konsequent und allen künftigen Alleinherrschern ein Muster.

Immerhin mögen die Vertheidiger des Despotismus über die gehoffte Vervollkommnung des Menschengeschlechts lachen! Ich lache gern mit ihnen, wenn von der Realisirung eines Ideals der sittlichen Vollkommenheit die Rede ist. Wie das Ideal des sinnlichen Vollkommenen, kann es nur in der Phantasie des Philosophen existiren, und hat nicht einmal den Grad von Realität, dem der Künstler im Bilde dem Idealischschönen geben kann. Allein es heiſst zu früh gelacht, wenn *nicht* der höchste denkbare Punkt der Vollkommenheit als wirklich erreichbar angenommen, sondern nur die Freiheit, in der Entwicklung jedes Einzelnen so weit zu kommen, als Organisation, inneres Kraftmaaſs und natürliche Beziehungen es jedesmal gestatten, von dem Staate und seinen Herrschern gefordert wird. Erfahrung und Geschichte lehren unwidersprechlich, daſs die Menschen zu allen Zeiten von den Vorschriften, die sich aus dem Wesen der menschlichen Vernunft ableiten lassen, abgewichen sind, um einem willenlosen Begehrungsvermögen zu gehorchen; überall sehen wir die Vernunft im Streite mit bloſs thierischen Kräften, und in unzähligen Fällen bemerken wir den Sieg der gesetzlosen Sinnlichkeit. Aber im innersten Grunde unseres Wesens liegt der Maaſsstab, womit wir Alles messen und würdigen können, das eigenthümliche moralische Gefühl, welches keinem einzigen Vernünftigen fehlt, und in welchem die Unterschiede des Guten und Bösen, wie die Unterschiede des Schönen und Häſslichen im Sinnengefühl, ursprünglich gegründet sind. Auf ein solches, Allen gemeinschaftliches Gefühl, welches den Operationen der Vernunft eine unabänderliche Norm ertheilt, nicht auf einzelne Erscheinungen aus der wirklichen Welt, lassen sich die unbedingten, allgemeinbindenden Bestimmungen gründen, ohne welche die physische Gewalt nicht bloſs ein untergeordnetes Mittel wäre, rechtmäſsige Ansprüche geltend zu machen, sondern selbst zum höchsten Gesetz und zur alleinigen Quelle des Rechts erhoben werden müſste. Wie furchtbar aber wäre dieses Recht des Stärkeren allen Staatsverfassungen, die nicht auf eine gleichförmige Vertheilung der Kräfte gegründet sind, sondern in denen wenige, schwache Einzelne ihr Herrscheramt von der unsicheren Trägheit oder Convenienz der Menge abhangen lassen, und dem Volke, beim ersten Erwachen des Bewuſstseyns seiner Übermacht, weichen müſsten?

Es schmälert nichts an der Vollkommenheit und Allgemeinheit der Regel, daſs sie unaufhörlich übertreten wird. Willkührliche Gewalt mischt sich in die meisten Handlungen der Völker und der ungleichartigen Bestandtheile eines Staats gegen einander. Auch kann nichts anders erwartet werden, so lange es keine vollkommen vernünftige Menschen giebt, die aller Vorsicht ohnehin entübrigt seyn könnten. Wir haben inzwischen doch den groſsen Fortschritt gewonnen, von der rohen Thierheit zur Anerkennung der Majestätsrechte der Vernunft. Alles erweiset der Vernunft die höchste

Ehre; keiner will sich der Gewalt bedient haben, bloſs weil er sich *stärker* fühlte, sondern weil er *besser*, *richtiger*, *weiser* dachte, und es dem anerkannten Rechte schuldig zu seyn glaubte, dem blinden Gegner mit derben Faustschlägen die Augen und das Verständniſs zu öffnen. Mit diesem feinen Unterschiede ist es aber im Grunde noch nicht weit her; denn weil die allgemeingültige Vernunft nirgends geltend gemacht ist, so trift das Compliment jedesmal nur die *eigene* Vernunft des einzelnen Menschen; ihr huldigt er, denn sie ist das Höchste was er hat, so unvollkommen sie auch seyn mag. Von den Prämissen, die sie ihm darbietet, muſs er ausgehen; denn sie sind ihm in Ermangelung des Besseren unfehlbar, und was er daraus fortschlieſst, das sind ihm eben so unfehlbare Schlüsse. Wie entscheidet man nun aber zwischen zwei streitenden Parteien, die sich beide auf ihr, in Vernunft gegründetes Recht berufen? Wo man nicht überreden kann, braucht man Gewalt; und siehe da! — *der Stärkere behält Recht.* Ist die Vernunft also wohl mehr als ein bloſser Vorwand? sie nämlich, die sich im einzelnen Menschen, nach dem Maaſse von Empfindungskräften, welche Natur und Zeit und Umstände ihm verliehen, so leicht von seinen Leidenschaften bestechen oder wenigstens besiegen läſst? Vielleicht dürfte man aber auch eben deswegen mit gutem Fug behaupten, daſs in der natürlichen Ungleichheit der Menschen, in Absicht auf Organisation, physisches Kraftmaaſs und Seelenvermögen, und in ihrer, von keines Menschen Willen gänzlich abhängigen, Verschiedenheit der Ausbildung, welche ganz verschiedene Grade von Leidenschaft und alle die unendlich nüancirten

Charaktere des wirklichen Lebens hervorbringen, der groſse Kunstgriff liegt, vermöge dessen die Natur den Menschen einzig und allein vor dem Herabsinken in einen todten Mechanismus von Formeln und Schlüssen bewahren konnte. Ein jeder soll nur Kräfte zur Vollkommenheit ausbilden; darum wird er mit bloſsen Anlagen, ohne alle Entwicklung geboren. Leuchtete Allen schon dieselbe moralische Sonne im Busen; erfüllte und wärmte sie Alles mit ihrer unüberwindlichen Wahrheit: dann glichen wahrscheinlich auch unsere Handlungen dem Sternentanze, der nach «groſsen, ewigen, ehernen Gesetzen» abgemessen, nicht die kleinste Spur von Freiheit und eigener Kraft des Willens zeigt, sondern auf ewige Zeiten hin vorausberechnet werden kann. Ach! daſs uns ja das edle Vorrecht bleibe, inkonsequent und inkalkulabel zu seyn!

Die politische Lage von Lüttich veranlaſste diese Streiferei in das philosophische Gebiet, und mag sie nun auch entschuldigen. Du weiſst, daſs der *General von Schlieffen* mit sechstausend Mann Preuſsen seit ungefähr vier Monaten die Stadt Lüttich und ihre Citadelle besetzt; jetzt muſs ich Dir erzählen, warum das geschehen sei und Du wirst Dich wundern, daſs die Sache, von der man so viel Aufhebens macht, so einfach ist. Der im Jahr 1316 zwischen allen Ständen und Klassen des Lütticher Volks abgeschlossene Vertrag oder Friede *(paix)* von Fexhe enthält die Grundverfaſsung dieses Hochstifts. Wie zu jenen dunklen Zeiten ein Vertrag zu Stande gekommen seyn mag, dessen Vortrefflichkeit man sogar mit der brittischen Constitution zu vergleichen wagt, will ich unerörtert lassen; genug, er ward mit Gewalt errungen und mit vergossenem Bürgerblute besiegelt, und war nicht das Werk einer allgemeinen, freien, zwanglosen Ueberzeugung. Ein mächtiger Bischof, der zugleich Kuhrfürst von Kölln und Bischof von Hildesheim war, that im Jahr 1684 einen gewaltsamen Eingrif in diese Verfassung, indem er den dritten Stand gänzlich von sich abhängig machte und in politischer Rücksicht gleichsam vernichtete, das Recht die Magistratspersonen in den Städten zu ernennen, dem Volk entriſs und an sich zog, also zugleich den anderen höheren Ständen furchtbar ward. Indeſs beſaſs die Geistlichkeit zwei Drittheile des Bodens im ganzen Hochstift, und war von Abgaben frei; ein Umstand, welcher mit der behaupteten Ähnlichkeit zwischen der hiesigen Verfassung und der englischen lächerlich kontrastirt. Die Geistlichkeit sah also bei ihrem sichren Genusse gleichgültig zu, daſs die Lasten des Volks sich täglich vermehrten. Allein der Zeitpunkt rückte heran, wo zur Erleichterung desselben geschritten werden muſste. Der jetzige Fürstbischof sah sich genöthigt, im vorigen Jahr (1789) eine Versammlung der Stände zusammenzuberufen und zugleich der Geistlichkeit für die Zukunft die Übernahme ihres Theils an den Abgaben anzumuthen. Wiederholte Äuſserungen der immer mehr um sich greifenden Eigenmacht des Bischofs, hatten während der Zeit den Bruch zwischen ihm und den Ständen so sehr erweitert, daſs das Beispiel von Frankreich und Brabant kaum nöthig war, um eine von jenen gewaltsamen Krisen zu bewirken, welche allenthalben, wo es dem Despotismus noch nicht gelungen ist, die unterjochten Völker um alle Besonnenheit zu bringen und unter die Thierheit hinab zu stoſsen, früher oder später die unausbleibliche Folge des zu weit getriebenen Drukkes ist.

Das Domkapitel sah wohl ein, daſs dies nicht der Zeitpunkt wäre, wo es sich weigern dürfte, zur Tilgung der auf ungeheure Summen angehäuſten Staatsſchuld beizutragen, und beſchloſs auf den ersten Wink des Fürsten, seinen bisherigen Exemptionen zu entsagen. Das Volk von Lüttich aber drang bei dieser Veranlassung der Quelle der Malversationen näher; und um das Übel mit der Wurzel auszurotten, forderte es die Abschaffung des Edikts von 1684, zwang den bisherigen Stadtmagistrat, seine Ämter niederzulegen und ernannte, seit mehr als hundert Jahren zum erstenmal, wieder neue Magistratspersonen.

Eine Veränderung von dieser Wichtigkeit, so heftig auch die Bewegung war, die sie in den Gemüthern vorausſetzt, konnte dennoch ohne irgend eine, das Gefühl empörende That vollbracht werden, sobald das Volk Einigkeit mit sich selbst hatte, und niemand es wagte, ihm Widerstand zu leisten. Dies war hier wirklich der glückliche Fall. In der Nacht vom siebzehnten auf den achtzehnten August schrieb der Fürstbischof ein Billet, worin er zu Allem, was man vornehmen möchte, vorläufig seine Einwilligung gab; und noch an dem Tage der neuen Wahl begab er sich, auf die Einladung einer Deputation aus dem Magistrat, von seinem Lustschlosse Seraing nach dem Rathhause, wohin das Volk seinen Wagen zog.

Diese Freude und der Taumel, den sie verursachte, waren jedoch von kurzer Dauer; denn bereits am sieben und zwanzigsten August entwich der Bischof heimlich aus seinem Lustschlosse Seraing nach der bei

Trier gelegenen Abtei St Maximin. Hatte es also auch zehn Tage lang die Maaſsregeln seines Volkes gebilligt, die Wahl der neuen Bürgermeister als rechtmäſsig anerkannt, diese an seine Tafel eingeladen, sie in seinem Wagen fahren lassen, mit ihnen Rath gepflogen, und den Ständen schriftlich bezeugt, daſs er um seiner Gesundheit willen verreisen müsse, aber im Angesicht der ganzen Welt alle Klagen, die vielleicht in seinem Namen angebracht werden könnten, für null und nichtig erkläre: so bleibt es doch immer möglich und wahrscheinlich, daſs er zu allen diesen Schritten durch Furcht vor unangenehmen Folgen gezwungen zu seyn glaubte. Das Reichskammergericht in Wetzlar mochte wohl den Vorgang in Lüttich aus diesem Gesichtspunkte angesehen haben, indem es bereits am Tage der Entweichung des Bischofs, aus eigener

Bewegung und ohne daſs ein Kläger aufgetreten wäre, gegen die Lütticher, als Empörer, Exekution erkannte. Da auch der Bischof nicht säumte, die kreisausſchreibenden Fürsten um die unbedingteste Vollstreckung dieses Urtheils zu ersuchen, so leidet es weiter keinen Zweifel, daſs er aufhörte, die Rechtmäſsigkeit des Verfahrens seiner Untergebenen anzuerkennen, sobald er sich vor ihrer Ahndung sicher glaubte.

Gewalt also, nicht der sanft überredenden Vernunft, sondern der physischen Überlegenheit, brachte in diesem kleinen Staate, wie in jedem andern, alle Veränderungen hervor, so weit sie sich hinaufwärts in das dunkle Mittelalter verfolgen lassen, und wie sie noch vor unseren Augen entstehen. Gewalt begründete den Frieden von 1316, den Despotismus von 1684 und die wiedererrungene Volksfreiheit von 1789; Gewalt soll den Richterspruch von Wetzlar unterstützen; und *sie* ist es eben, *nicht* die Vortreflichkeit und innere Gerechtigkeit der Sache, die vielleicht den Lüttichern ihre Verfassung zusichern wird. Das ist der Lauf der Weltbegebenheiten, wobei sich nichts so zuträgt, wie es sich nach der *a priori* entworfenen Vernunftregel zutragen sollte. Gesellschaften und Staaten bildeten sich schon zu der Zeit, da die Vernunft im Menschen noch unentwickelt lag, da sie seinen thierischen Kräften unterworfen war. Kampf ging den Verträgen zuvor. Siegte auch die billigste Partei, so ward dennoch den Anmaaſsungen der Besiegten Zwang angethan. Waren Herrschbegierige die Sieger, so entstanden tyrannische Unterschiede im Volk, und die feudalische Abhängigkeit verwandelte sich nur langsam in eine hartgemischte Verfassung von mehreren Ständen, die immer nicht in gleichem Maaſse die Last des gemeinschaftlichen Bundes trugen. Selbst in England, bei einer Verfassung, zu welcher die Völker Europens mit Neid und Begierde hinaufſehen, wird das Volk nicht vollkommen repräsentirt, und seine beinahe uneingeschränkte *bürgerliche* Freiheit ist bei den Gebrechen der *politischen* immer noch in Gefahr. Allerdings hing es nicht von der Willkühr des Volkes ab, sich eine vollkommnere Verfassung zu geben; alles entstand nach und nach, unter mehr oder minder günstigen Umständen; da es die Macht in Händen hatte, mangelte es ihm an Einsicht, und als es Einsicht erlangte, war die Gelegenheit ihm entschlüpft.

Wohin führen uns diese Erfahrungssätze? Etwa zur Festsetzung des Begriffes von *Recht*? Nein; dieser ist bestimmt, und unerschütterlich auf die uns bewuſsten Formen der Sittlichkeit gegründet, nach welchen wir Befugniſs zu allen Handlungen haben, die zu unserer sittlichen Vollkommenheit unentbehrlich sind, ohne der Vervollkommnung Anderer im Wege zu stehen. Aber *das* können, und sollen hier jene aus der Erfahrung entlehnten Thatsachen beweisen, daſs der Zwang, wodurch ein Recht behauptet werden muſs, von willkührlicher Gewalt nicht unterschieden werden kann, sobald das Recht nicht auſser allem Zweifel anerkannt ist. Wenn aber die Parteien, die zusammen einen Vertrag geschlossen haben, über ihre Rechte in Streit gerathen — wer soll dann oberster Schiedsrichter seyn? wessen Vernunft sollen beide für weiser und vollkommner als die ihrige erkennen? wessen Ansprüche sollen sie als wahr und der Natur der Dinge gemäſs befolgen? Wie, wenn die Eine Partei durch die Gründe des Schiedsrichters nicht zu überzeugen ist, wenn sie ihn für ungerecht, bestochen, oder nicht für aufrichtig und mit sich selbst einig hält? Wird sie, wenn er der andern Partei das Zwangsrecht zugesteht, jedes Bestreben, sie zu zwingen, nicht für unerlaubte Gewaltthätigkeit halten? Wo bleibt alsdann die Entscheidung? Ist es alsdann genug, daſs die eine Partei zahlreicher und stärker ist, um alle Wahrscheinlichkeit für sich zu haben, daſs das Recht auf ihrer Seite sei? Ist es, zum Beispiel, hinreichend, daſs in dem Falle von Lüttich, die ganze Nation gegen Einen Menschen streitet, um zu beweisen, daſs er wirklich Unrecht habe? Oder tritt der Fall nicht mehrmals ein, wo der Philosoph und der Geschichtschreiber mit dem Dichter ausrufen müssen:

> *Victrix caussa Diis placuit, sed victa*
> *Catoni!*

Die vom Schicksal begünstigte Partei hatte den Rechtschaffenen zum Feinde? Giebt es überhaupt ein anderes untrügliches Kennzeichen eines gegründeten Rechts, als die *freiwillige* Anerkennung desselben, von demjenigen selbst, gegen den man es behauptet? Dies ist der groſse, himmelweite Unterschied zwischen den unbedingten Sätzen einer theoretischen Wissenschaft, und ihrer Anwendung auf das praktische Leben; *so* schwer, *so unmöglich* ist es, in bestimmten Fällen apodiktisch über Recht und Unrecht zu entscheiden!

Welcher Mensch, dem ein Unrecht geschehen ist, oder — was hier gleich gilt — der ſest überzeugt ist, daſs man ihm Unrecht gethan habe, wird warten, bis er seinem Widersacher dieses Unrecht begreiflich machen kann, wird sich auf Überredung einschränken, wenn sich ihm andere, kräftigere Mittel darbieten, sein Recht zu behaupten? Ist das Unrecht von der Beschaffenheit, daſs es ihm mit Verlust des Lebens, oder mit Verstümmelung, oder mit Beraubung der Zwecke des Lebens, mit der Unmöglichkeit seine wahre sittliche Bestimmung zu erreichen drohet, so verstehet es sich von selbst, daſs er es nicht darauf ankommen läſst, ob die Drohung in Erfüllung gehe, wenn er es anders noch verhindern kann. Es muſs also von einem Augenblick zum andern im menschlichen Leben geurtheilt und gerichtet seyn, ohne daſs man abwarten kann, ob das Gericht und Urtheil von allen Menschen gebilligt, und als übereinstimmend mit der allgemeingültigen Vernunft anerkannt werde.

Auf dieser Nothwendigkeit beruhen ja wirklich alle Gesetzgebungen und politische Verträge. Freiwillig, oder aus Noth, zu

Vermeidung eines gröſseren Übels, erkannte man eine weisere Einsicht, als die eigene, die jeder selbst besaſs; man wollte nun nicht länger in der Ungewiſsheit leben, nicht länger Recht gegen Recht aufstellen, und sich in endlosen Zwist verwickeln; Eines Mannes Vernunft sollte nun einmal Allen für untrüglich gelten; oder man schuf sich auf die möglichen Rechtsfälle, die zur Entscheidung vorkommen möchten, eine wörtlich bestimmte Vorschrift, und setzte die Verhaltnisse aller Glieder im Staate untereinander fest. Man bevollmächtigte sogar denjenigen, dessen Einsicht man sich anvertraute: jedem, der sich etwa weigere diesem Vertrage gemäſs zu handeln und den Gesetzen Folge zu leisten, mit Gewalt dazu zu nöthigen und durch Strafen jede Übertretung zu ahnden. Wenn indeſs ewiges Beharren in einem und demselben Geleise die Absicht dieser Verabredungen war, so beweiset nicht nur der Erfolg die Vergeblichkeit eines solchen Bemühens, sondern es läſst sich schon aus dem unsteten Grunde, worauf wir hier die Verfassungen und Gesetzgebungen ruhen sehen, ihre Vergänglichkeit voraus verkündigen. Nicht einmal eine Verfassung, welche auf vollkommene Sittlichkeit wirklich abzweckte, würde ihrer Dauer sicher seyn, sobald sie mächtige Nachbaren hätte, die nicht auf diesen Zweck hinarbeiteten; wie viel weniger kann man solchen Verfassungen Dauer versprechen, die auf die sittliche Vollkommenheit des Menschen nicht ihr vorzüglichstes Augenmerk richten! Je weiter sie sich davon entfernen, desto unsicherer ist ihre Existenz; denn die Zeitfolge entwickelt Begebenheiten, verändert innere und äuſsere Verhältnisse, bringt Krisen hervor, welche dem unvollkommen organisirten Staate allemal gefährlicher sind und früher auf ihn eine nachtheilige Wirkung äuſsern, als auf einen solchen, dessen Bürger, da ein gemeinschaftlicher Zweck sie fest verbindet, mit einander im Gleichgewichte stehen.

Was aus Noth oder Überdruſs am Streite und mit Aufopferung der eigenen Einsicht sowohl, als der eigenen Rechte entstand, das liegt als unverbrüchliches Gesetz, als heilig zu bewahrende Form, unter dem Siegel des Vertrages, und drückt auf diejenige Hälfte der Bürger im Staate, die von ihren Rechten das meiste fahren lieſs. Waren nun unter den Punkten, die sie aus Kurzsichtigkeit versprachen, auch *unveräuſserliche* Rechte, solche nämlich, deren Aufopferung schlechterdings der Erreichung ihrer sittlichen Bestimmung widerstreitet; so ist die Verfassung schon ihrer Natur nach vor dem Richterstuhle der Vernunft null und nichtig, und kann sich nur durch verübte Gewalt, ohne alles Recht, gegen die bessere Einsicht behaupten, die der unterdrückte Bürger schon mit schmerzlicher Erfahrung erkaufen wird. Hier tritt also der Fall ein, wo das buchstäbliche, verabredete, *positive* Recht dem wahren, in den ursprünglichen Denkformen des Verstandes festgegründeten, *natürlichen* Rechte widerspricht, wo also der Zwang, der zur Behauptung des ersteren verübt werden darf, die Gestalt der Gewaltthätigkeit annimmt, und, insofern ein jeder auf seinem Rechte besteht, nicht von demselben unterschieden werden kann. Viel muſs man zwar gutwillig erdulden, um nicht durch voreilige Widersetzlichkeit, indem man dem kleineren Übel abhelfen will, das gröſsere, den Umsturz des Staats und die gänzliche Auflösung der Bande der Gesellschaft, zu bewirken. Die Erfahrung lehrt auch, daſs aus Unwissenheit, aus Liebe zum Frieden, aus Trägheit und Gewohnheit, aus Scheu vor den Folgen, aus religiosem Vorurtheil, unendlich viel geduldet wird. Die Erfahrung lehrt wohl noch mehr. Durch sie werden wir inne, daſs, so lange die Gebrechen des Staats noch nicht zu einer unheilbaren und dem blödesten Auge sichtlichen Krankheit herangewachsen sind, es ungleich leichter ist, den einmal vorhandenen Umschwung der Staatsmaschine zu erhalten, als ihn gänzlich zu hemmen und eine andere Bewegung an seiner Stelle hervorzubringen. Das Geheimniſs aller anmaſsenden Regenten, auf dessen Untrüglichkeit sie getrost fortsündigen, liegt in dem Erfahrungssatze: daſs der Mensch, der einmal ein unveräuſserliches Recht aus den Händen gegeben hat, sich unglaublich viel bieten läſst, was er als Freier nimmermehr geduldet hätte. Er fühlt sich ohnmächtig gegen die herrschende Gewalt; wo er hinblickt, sieht er seine Brüder erniedrigt wie sich selbst, durch Vorurtheil und Sklavenfurcht und Anhänglichkeit an das Leben vielleicht schon auſser Stande, zu ihrer Befreiung zu wirken; endlich sinkt er selbst in seiner eigenen Achtung durch die Verläugnung seines Verstandes, oder er zweifelt, daſs eigene Empfindung und Einsicht ihn richtig leiten, wenn er einsam da steht, und niemand auf seinem Wege erblickt, der ihn verstände.

Die strengsten Herrscher hüten sich indeſs, wenn sie nur ihr Interesse kennen, daſs sie das göttliche Fünkchen Vernunft, welches den Menschen vor allen leblosen Werkzeugen und vor allen Lastthieren den entschiedensten Vorzug giebt, nicht ganz und gar ersticken. Unter allen Nationen in Europa haben die Polen allein die Unwissenheit und Barbarei so weit getrieben, in ihren Leibeigenen beinahe die letzte Spur der Denkkraft zu vertilgen; dafür aber tragen sie selbst die härteste Strafe, theils indem der viehische Unterthan ihnen kaum den zehnten Theil der Einkünfte liefert, den der freiere, glücklichere, vernünftige Bauer ihnen eintragen würde, theils weil sie selbst ohne alle Unterstützung und Beihülfe von der unterjochten Volksklasse, durch ihre Ohnmacht der Spott und das Spiel aller ihrer Nachbarn geworden sind. Die weitausſehende Verschmitztheit der gewöhnlichen Despoten läuft also darauf hinaus, der Vernunft des Volks gerade nur so viel Spielraum zu lassen, als zur Beförderung *ihres* selbstsüchtigen Genusses nöthig scheint, übrigens aber sie mit Nebel zu umhüllen, durch furchtbare Drohungen ihr Schranken zu setzen, durch Zeitvertreib sie zu zerstreuen und durch allerlei Gespenster sie in Schrecken zu jagen.

Diese armselige Politik treibt ihr inkonsequentes Spiel, so lange es gehen will; glücklich, wenn sie das Wesentliche von dem Unbedeutenden abzusondern versteht, und das Volk nicht bloſs zu amüsiren, sondern auch zu füttern weiſs. Im entgegengesetzten Falle wird doch zuletzt der Druck unerträglich: er bringt den Grad von schmerzhafter Empfindung hervor, welcher selbst das Leben wagen lehrt, um nur des Schmerzes los zu werden; und wenn dann alle Gemüther reif und reizbar sind, so bedarf es nur jenes Menschen, der im *Palais Royal* zu Paris auf einen Schemel stieg und dem Volke zurief: *„Ihr Herren, ich weiſs, man hängt mich auf; aber ich wage meinen Hals, und sage Euch: greift zu den Waffen!"*

Büffon erklärte sich die abstoſsenden Kräfte in der Physik, indem er vorausſetzte, sie würden nur alsdann wirksam, wenn die Theilchen der Materie, die einander anziehen, so lange sie in gewisser Entfernung von einander bleiben, plötzlich allzunahe, innerhalb des Kreises der Anziehung, an einander geriethen; alsdann, meinte er, stieſsen sie sich mit eben der Gewalt zurück, womit sie sonst zusammenhielten. Dies kann wenigstens als Bild auch für die Erscheinungen der Sittlichkeit gelten. Es giebt einen Kreis, innerhalb dessen die Macht des Herrschers nie muſs fühlbar werden, bei Strafe ihren Namen zu verändern, und negativ zu heiſsen, so positiv sie vorher war. Der Funke, der auf einer gleichartigen Substanz erlischt, kann einen Brand erregen, wenn er brennliche Stoffe schon entwickelt findet; und heterogene Materien können sich unter Umständen sogar von selbst entzünden. Ich erinnere mich hierbei einer Stelle im Kardinal *Retz*, wo er sagt: zur Entstehung einer Revolution sei es oft hinreichend, daſs man sie sich als etwas Leichtes denke *). In der That, welche Auflösung, welche Gährung setzt diese Stimmung der Gemüther nicht voraus? Über wie viele, sonst abschreckende Ideenverbindungen muſs ein Volk sich nicht hinausgesetzt haben, ehe es in seiner Verzweiflung diesen Gedanken läſst? Alle jene Übel, welche vor Alters zur Vereinigung in einem Staat, zur Unterwerfung unter die Gesetze, vielleicht unter den Willen Eines Herrschers, so unaufhaltsam antrieben, werden vergessen; das gegenwärtige Übel verschlingt diese Erinnerung; jede Partei reklamirt ihre Rechte mit Gewalt, und der Kampf geht wieder von vorn an.

---

*) Die ganze Stelle ist so schön, daſs ich sie wieder nachgeschlagen habe, und hier einrücke: «Ce qui cause l'assoupissement dans les états qui souffrent, est la durée du mal, qui saisit l'imagination des hommes et qui leur fait croire qu'il ne finira jamais. Aussitôt qu'ils trouvent jour à en sortir, ce qui ne manque jamais lorsqu'il est venu à un certain point, ils sont si surpris, si aises et si emportés, qu'ils passent tout d'un coup à l'autre extrémité et que bien loin de considérer les revolutions comme impossibles, ils le croient faciles, et cette disposition toute seule est quelquefois capable de les faire.»

Die Gebrechen einer Staatsverfassung können indeſs eben so wohl auch ohne eine heftige Erschütterung gehoben werden, wenn man sich in Zeiten guter Vorbauungsmittel bedient und unvermerkt dem ganzen Staate die rechte Richtung nach seinem wahren Ziele sittlicher Vervollkommnung giebt. In Despotien haben wir das Beispiel, daſs weise Regenten es ihre vorzügliche Sorge seyn lieſsen, die bürgerliche Gesetzgebung zu vervollkommnen, und sich dann selbst den neuen Codex zum unverbrüchlichen Gesetze machten, damit auch einst, wenn eingeschränktere Einsichten den Staat regieren sollten, eine Richtschnur vorhanden seyn möchte, um ihnen ihren Weg vorzuzeichnen, und das Gefühl von Recht und Unrecht bei dem Volke zu schärfen. Allmälig bilden sich in solchen mit Weisheit beherrschten Staaten neue, von der obersten Gewalt immer unabhängigere Kräfte; die verschiedenen Volksklassen dürfen die ihnen im Gesetze zugestandenen Vorrechte behaupten; der Wohlstand, der eine Folge milder und zweckmäſsiger Politik ist, giebt ihnen Muth und Kräfte, jedem eigenmächtigen Eingriffe Widerstand zu leisten; Stände und Municipalitäten erhalten einen Wirkungskreis, und es geht zwar langsam, aber desto sicherer, eine allgemeine und allen Gliedern des Staats gleich vortheilhafte Veränderung der Verfassung vor sich. Offenbar zwecken viele Einrichtungen, sowohl des verstorbenen *Königs* als seines *Nachfolgers* in den preuſsischen Staaten dahin ab; und dies ist der Grund, weshalb in jenen Staaten auch nicht die entfernteste Besorgniſs einer Gährung im Volke vorhanden ist.

Ich habe mir es nicht versagen können, Dir wenigstens etwas von den Ideen mitzutheilen, die mir zuströmen, seitdem ich über die jetzige Lage von Lüttich nachdenke. Von allen jenen Vordersätzen wage ich es indeſs nicht, die Anwendung auf diesen individuellen Fall zu machen, und die eine oder die andere Partei zu verdammen. Um das zu können, müſste man in die Geheimnisse der Kabinette eingeweihet und bis zur Epopsie darin gekommen seyn; ein Punkt, wo, nach dem Ausſpruche der Geweiheten, die Entscheidungsgründe, womit wir Layen uns so gern befassen, in tiefes Stillschweigen begraben, die Urtheile hingegen, mit der unfehlbaren Autorität von Orakelsprüchen, der profanen Welt verkündigt werden. Demüthiger als ich bin, will ich mich gleichwohl nicht stellen; Du weiſst, ich halte nichts von Tugenden, die sich mit Gepränge anmelden; und, Scherz beiseite, wenn ich alles erwäge, was ich so eben hingeschrieben habe, kommt es mir mehr als problematisch vor, daſs diese Sache so von der Hand sich aburtheilen lasse, wofern man nicht gewohnt ist mit Machtsprüchen um sich zu werfen, oder auf morsche Grundlagen zu bauen. Der wüthigste Demokrat und der eigenmächtigste Despot führen heutiges Tages nur Eine Sprache; Beide sprechen von der Erhaltung und Rettung des Staats, von Recht und Gesetz; Beide be-

rufen

rufen sich auf heilige, unverletzbare Verträge, Beide glauben eher alles wagen, Gut und Blut daran setzen zu müssen, ehe sie zugeben, daſs ihnen das Geringste von ihren Rechten geschmälert werde. Mich dünkt, etwas Wahres und etwas Falsches liegt auf beiden Seiten zum Grunde; Beide haben Recht und Unrecht zugleich. Ein Staat kann nicht bestehen, wenn jeder sich Recht schaffen will. Ganz richtig; aber nicht minder richtig ist auch der Gegensatz der demokratischen Partei: ein Staat kann nicht bestehen, wenn kein Geringer Recht bekommt. Gegen den Landesherrn sich auflehnen, ist Empörung; die Herrschermacht miſsbrauchen, ist unter allen Verbrechen das schwärzeste, da es in seinen Folgen dem Staate tödtlich und gleichwohl selten ausdrücklich verpönt ist, sondern, weil man auf die sittliche Vortreflichkeit des Regenten volles Vertrauen setzte, seinem zarten Gefühl von Pflicht anheimgestellt blieb. Jeder unruhige Kopf kann die verletzten Rechte des Bürgers zum Vorwande nehmen, um einen Aufstand zu erregen und seine ehrgeizigen Absichten durchzusetzen; jeder Despot kann aber auch, unter der Larve der Wachsamkeit für die Erhaltung des Staats, die gegründeten Beschwerden des Volks von sich abweisen, und dessen gerechtestes Bestreben seine Vorrechte zu erhalten oder wieder zu erlangen, als einen Hochverrath oder einen Aufruhr ahnden. In erblichen Monarchien kann der Fürst, wenn seine Unterthanen ihm den Gehorsam aufkündigen, vor Gott und Menschen gerechtfertigt, sein Erbrecht behaupten und die Rebellen als Bundbrüchige zur Rückkehr unter seine Botmäſsigkeit zwingen; allein die Insurgenten werden ihn erinnern, daſs der Erbvertrag die Bedingung voraussetzt: der Herrscher solle der weiseste und beste Mann im Staate seyn; wenn es sich nun aber fände, daß der Wechsel der Zeiten und Generationen die Beherrschten weiser und besser gemacht, den Regenten hingegen hätte an Herz und Verstand verarmen lassen; wenn sie sich nicht so schwach an Geiste fühlten, als ihre blödsinnigen Voreltern, so frage es sich: müsse sie da der Vertrag noch binden, oder müsse nicht vielmehr der Fürst mit ihnen seine Rolle vertauschen? — Du siehst, die Politik hat ihre Antinomien wie eine jede menschliche Wissenschaft, und es giebt in der Welt nichts Absolutes, nichts Positives, nichts Unbedingtes, als das für sich Bestehende, welches wir aber nicht kennen. Nur Bedingnisse des Wesentlichen können wir wahrnehmen; und auch diese modificiren sich nach Ort und Zeit. Die Philosophie darf daher jene Einfalt belächeln, womit mancher die einseitigsten Beziehungen für unabänderliche Normen hält, da ihn doch ein Blick auf das, was von jeher geschah und täglich noch geschieht, so leicht von dem bloſs relativen Werthe der Dinge überzeugen kann.

Kein Mensch verstände den andern, wenn nicht in der Natur aller Menschen etwas Gemeinschaftliches zum Grunde läge, wenn nicht die Eindrücke, die wir durch die Sinne erhalten, eine gewisse Ähnlichkeit bei allen einzelnen Menschen beibehielten, und wenn nicht wenigstens unabhängig von allem objektivem Daseyn, die Bezeichnung der Eindrücke, nach welcher wir gut und böse, recht und unrecht, widrig und angenehm, schön und häſslich unterscheiden, in uns selbst als Form aller Veränderungen, die in uns vorgehen können, schon bereit läge. Welche bestimmte Eindrücke nun aber diese oder die entgegengesetzte Empfindung in uns hervorbringen sollen, das hängt von Organisation und zum Theil auch von Erziehung oder Gewöhnung ab, und man begreift wohl, wie am Ende die Verschiedenheit der Gefühle und folglich der Gesinnungen bei manchen Einzelnen schlechterdings nicht zu heben oder auf einen Vereinigungspunkt zurückzuführen ist. Aus einem gewissen Standorte betrachtet, kann es allerdings nicht gleichgültig scheinen, ob dergleichen unüberwindliche Unterschiede fortexistiren sollen oder nicht; es kann sogar einen Anstrich von höherer Vollkommenheit für sich haben, wenn alle Meinungen sich nach einer gemeinschaftlichen Vorschrift bequemten, und dann durch das ganze Menschengeschlecht nur Ein Wille herrschen und nur Ein Pulsſchlag in der groſsen sittlichen Welt, wie in der kleinen physischen des einzelnen Menschen, regelmäſsig Alles in Umtrieb erhalten dürfte.

Den kürzesten Weg zur Hervorbringung dieser Gleichförmigkeit hatten unstreitig diejenigen erfunden, die den groſsen Entwurf einer Universalmonarchie mit dem kräftigen Glauben an eine geistliche Unfehlbarkeit des höchsten Alleinherrschers und an sein überirdisches Daseyn, als eines sichtbaren Stellvertreters der Gottheit, zu einem der Zeit und der unruhigen Vernunft Trotz bietenden Ganzen verschmolzen zu haben wähnten. Ein Wille, Eine Weisheit, Eine moralische Gröſse über alles, deren Macht zu widerstreben Thorheit, deren Recht zu läugnen Unvernunft, deren Heiligkeit zu bezweifeln Gotteslästerung gewesen wäre, konnten, wenn es überhaupt möglich ist, bis auf den Punkt sich aller Gemüther zu bemeistern, zuerst das Ziel erreichen, welches auch die ausschweifendste, von dem Schicksal auf Einen kleinen Planeten gebannte Herrschgier sich stecken muſste; das Ziel eines, über alle die Tausende von Millionen vernünftiger Wesen, über alles was sich regt, was hervorsproſst und was ruht auf dieser runden Erde, unumschränkt gebietenden Zepters!

Planlos war diese Macht herangewachsen; ohne tief in die Zukunft zu blicken, hatten die stolzen Halbgötter die Gegenwart genossen. Zu spät ging endlich das vollendete System hervor; denn die Kraft des Glaubens war von ihm gewichen, dieser zarte, flüchtige Hauch, der sich in dem schwachen und immer schwächeren Gefaſse der menschlichen Natur nicht länger aufbewahren lieſs. Die neue Theokratie scheiterte endlich an der Verfassung von Europa. Ihre Vasallen waren Könige; ein anderes Mittel zu herrschen vergönnten ihr die Zeitläufte nicht;

allein die mächtigen Satrapen spotteten zuletzt der geistlichen Zwangsmittel, wodurch sie ehedem allmächtig war.

Seitdem die Unfehlbarkeit, und mit ihr die Möglichkeit einer Universalmonarchie, verschwunden ist, bliebe der Versuch noch übrig, ob ein entgegengesetztes System von republikanischen Grundsätzen etwa leichter eine allgemeine Verbrüderung des Menschengeschlechts zu einem allumfassenden Staatenbunde bewirken könnte, und ob sich endlich *alle* Menschen bequemen möchten, den allgemeingültigen Grundsätzen, die eine solche Verbindung vorausſetzt, ohne Widerrede zu huldigen? Die Folgen dieser, wenn sie möglich wäre, höchst wichtigen Zusammenstimmung, hat wohl schwerlich jemand in ihrem ganzen Umfang und Zusammenhang überdacht. Bei der vollkommenen Gleichförmigkeit in der praktischen Anwendung jener Grundsätze, scheint mir diejenige Einseitigkeit und Beschränktheit der Begriffe unvermeidlich, welche wir schon jetzt an Menschen wahrnehmen, die unter sich über gewisse Regeln einverstanden oder an eine besondere Lebensweise gebunden sind. Ein politischer Mechanismus, der durch alle Individuen des Menschengeschlechts ginge, würde den Bewegungen aller eine Bestimmtheit und Regelmäſsigkeit vorschreiben, welche sich mit der Art und Weise, wie unsere Kräfte sich entwickeln, nicht wohl zusammen denken läſst. Je auffallendere und mannichfaltigere Abweichungen wir in der Denkungsart der Menschen bemerken, um so viel reicher sind wir an Ideen und ihren Verknüpfungen; ein groſser Theil dieses Reichthums aber ginge unwiederbringlich für ein Zeitalter verloren, welches mehr Einstimmiges in unseren Gedankengang brächte. Wie viele Kräfte unseres Geistes fordern nicht zu ihrer Entwicklung auſserordentliche Veranlassungen? Dort, wo alles einen gemeſsneren Schritt als bisher halten müſste, dort würden diese Kräfte schlummern oder doch nie zu ihrer Reife gelangen; Geister, wie die eines *Perikles*, eines *Alexander*, eines *Cäsar*, eines *Friederich*, hätten keinen Schauplatz mehr. Wo die Spontaneität der Handlungen wegfällt, verliert man auch die Übung der Verstandeskräfte; nur im Streit entgegengesetzter Begierden und Vorstellungsarten offenbart sich die Vernunft in ihrer erhabenen Gröſse; durch ihn bewährt sich die Vollkommenheit des sittlichen Gefühls als die rührendschöne Blüthe der Menschheit. Nehmen wir die Kontraste des menschlichen Charakters hinweg, geben wir allen Einzelnen mehrere Vereinigungspunkte und einerlei Bestimmung: wo bleibt dann die Spur jener Götterweide, die *Laktanz* darin setzte, einen groſsen Mann gegen ein feindseliges Geschick ankämpfen zu sehen? Wo wir aufhören zu unterscheiden, da sind die Gränzen unserer Erkenntniſs: wo nichts Hervorstechendes ist, kann die Einbildungskraft keine Kennzeichen sammlen, um ihren Zusammensetzungen Gröſse, Erhabenheit und Mannichfaltigkeit zu geben. Excentricität ist daher eine Bedingung, ohne welche sich der höchste Punkt der Ausbildung gewisser Anlagen nicht erreichen läſst; ein allgemein vertheiltes Gleichgewicht der Kräfte hingegen bleibt überall in den Schranken der Mittelmäſsigkeit. Eine Verfassung des gesammten Menschengeschlechts also, die uns von dem Joche der Leidenschaften und mit demselben von der Willkühr des Stärkeren auf immer befreite, indem sie Allen dasselbe Vernunftgesetz zur höchsten Richtschnur machte, würde wahrscheinlich den Zweck der allgemeinen sittlichen Vervollkommnung dennoch eben so weit verfehlen, wie eine Universalmonarchie. Was hülfe es uns, daſs wir Freiheit hätten, unsere Geistesfähigkeiten zu entwickeln, wenn uns plötzlich der Antrieb zu dieser Entwickelung fehlte?

Doch dieser Antrieb wird uns nimmermehr entrissen werden, wenigstens nicht in dieser einzigen, uns denkbaren Welt, wenigstens nicht, so lange sich alle dreiſsig Jahre das Menschengeschlecht verjüngt, und wieder emporwächst von den bloſs vegetirenden Keimen zu der thierischen Sinnlichkeit, und von dieser zu der gemischten physisch-sittlichen Bildung. Buchstaben, Formeln und Schlüsse werden nie im jungen Spröſsling den mächtigen, dunkeln Trieb überwiegen, durch eigenes Handeln die Eigenschaften der

Dinge zu erforschen und durch Erfahrung zur Weisheit des Lebens hinanzusteigen. In seinen Adern wird sich, ihm unbewuſst, ein Feuerstrom der Macht und des Begehrens regen, den nichts als Befriedigung bändigen und kühlen, den der Widerstand fremder Selbstheit nur reizen und erzürnen, dem ihre Gewalt allein Schranken setzen und durch diese das Bewuſstseyn wechselseitiger Befugniſs wecken kann. Die erwachsene Vernunft mag ringen mit diesem Sporn zur Wirksamkeit: Auflösung folgt ihrem Siege, und in jedem neuen Organ fesseln sie des frischen Lebens stärkere Bande. Ewig schwankt daher das Menschengeschlecht zwischen Willkühr und Regel; und wenn gleich in wenigen groſsen Seelen beide vereinigt liegen und aus ihnen beide vereinigt in angeborner, stiller Harmonie hervorgehen; so werden sie dennoch, nur vereinzelt, die Götzen der halbempfänglichen Menge. Auch Schwung und Anziehung stellte die Natur einander so entgegen; ewig ringen auch diese Urkräfte des Weltalls. Darf diese hier, und jene dort der andern etwas abgewinnen; dürfen sie in gleichen Schalen gewogen, die wunderähnliche Harmonie der Sphärenbahnen erzeugen; sind die Phänomene der Auflösung und der in neuen Bildungen sich wieder verjüngenden Natur die Folgen ihres unaufhörlichen Kampfes: so darf ja dieser Kampf nicht enden, wenn nicht das Weltall stocken und erstarren soll!

Schön ist das Schauspiel ringender Kräfte; schön und erhaben selbst in ihrer zerstörendsten Wirkung. Im Ausbruch des Vesuv, im Gewittersturm bewundern wir die göttliche Unabhängigkeit der Natur. Wir können nichts dazu, dafs die Gewittermaterie sich in der Atmosphäre häuft, bis die gefüllten Wolkenschläuche der Erde Vernichtung drohen; daſs in den Eingeweiden der Berge die elastischen Dämpfe sich entwickeln, die der geschmolzenen Lava den Ausweg bahnen. Das Zusehen haben wir überall; glücklich, daſs Zeit und Erfahrung uns doch endlich von dem Wahne heilten, der diese groſsen Erscheinungen nur für Werkzeuge der göttlichen Strafgerechtigkeit hielt. Wir wissen, daſs Kalabrien ruht, indeſs der Mongibello wüthet; wir wünschen unseren Pflanzungen Gewitterregen, wenn gleich zuweilen durch den Blitz ein Dorf zum Raube der Flammen wird, ein Menschenleben früher welkt, oder ein Hagel die Saaten niederstreckt.

Mit den Stürmen in der moralischen Welt hat es genau dieselbe Bewandniſs, nur daſs Vernunft und Leidenschaft noch elastischer sind, als Schieſspulver oder elektrische Materie. Die leidenschaftlichen Ausbrüche des Krieges haben ihren Nutzen wie die physischen Ungewitter; sie reinigen und kühlen die politische Luft, und erquicken das Erdreich. Wenn die Selbstentzündungen der Vernunft in einem ganzen Volke nichts als den erstickenden Dampf zurücklassen, so wäre es zwar allerdings erfreulicher, den Witz nur zu rechter Zeit als ein unschuldiges Freudenfeuer auflodern oder in schönen Schwärmern steigen zu sehen; doch wer weiſs, was auch in solchen Fällen noch Gutes in dem *Caput mortuum* übrig bleibt? Auch hier ist es daher verzeihlich, Begebenheiten, an denen man nichts ändern kann, als Schauspiele zu betrachten. Beleidigte etwa diese anscheinende Gleichgültigkeit eine weichgeschaffene Seele? Im Ernst, sie sollte es nicht; denn ob *Heraklit* über alles weint, oder der *abderitische Weise* über alles lacht, ist im Grunde gleichgültig,

weil

weil es nur auf eine gewisse maschinenmäſsig angewöhnte Ideenverbindung ankommt. Warum rührt uns die Schilderung eines Unglücks, das irgend ein Dichter seinen Helden erleben lieſs, und warum weinen wir nicht, wenn wir lesen, so viele blieben dort in der Schlacht, so viele flogen mit ihrem Schiff in die Luft, so viele hauchten ihr elendes Leben aus in Feldhospitälern, alles um den Geier *Ehrgeiz* zu mästen? Allerdings wird es uns leichter, uns mit Einem als mit Vielen zu identificiren. Gewöhnten wir uns aber, die Idee des menschlichen Elends immer gegenwärtig zu haben, so würden uns nicht nur diese Begebenheiten Thränen entlocken, sondern wir würden beinahe allem, was wir sehen und hören, eine traurige Seite abgewinnen, und einen jammervollen Roman aus den alltäglichsten Ereignissen des Lebens machen.

Es ist nun Zeit, noch einen Blick auf Lüttich zu werfen. Am letzten Tage unseres Aufenthalts genossen wir die Ausſicht von der Citadelle. Das westliche Ufer springt hier in einem Winkel vor, und zwischen dieser Höhe und dem Flusse liegt die Stadt. Die Espen am Wege, wo wir hinauffuhren, blüheten so dicht und grün, daſs man sie für belaubt halten konnte. Der Umfang der Citadelle ist nicht beträchtlich; ihrer Lage hingegen fehlt es nicht an Festigkeit, der man mit trocknen Gräben noch zu Hülfe gekommen ist. Die preuſsischen Truppen halten jetzt diese Festung, so wie die äuſseren Barrieren der Stadt, besetzt; in der Stadt selbst aber und an den Thoren stehen die Lütticher Nationaltruppen. Von der Spitze eines Bastions genossen wir den Anblick der kleinen Welt von Wohnungen unter unseren Füſsen, und der umliegenden Gegend. Die Maas schlängelte sich durch das Thal, wirklich romantischschön, hier hellgrün, wo die Sonne sich darin spiegelte, und dunkelblau in der Ferne gegen Norden, wo sie sich in vielen Krümmungen verliert und immer wieder zum Vorschein kommt. An ihren Ufern sahen wir, so weit das Auge reichte, die Hopfenstangen in pyramidalische Haufen zusammengestellt. Der Hopfenbau giebt den Lüttichern Anlaſs ihr gutes Bier sehr stark mit dieser Pflanze zu würzen; bekanntlich gehört auch dieses Bier zu den berühmtesten hiesigen Ausfuhrartikeln. Die Weinberge um die Stadt sind zwar auswärtig nicht bekannt; denn wer hätte je den Wein von Lüttich nennen gehört? Allein man kauft den Burgunder und den Champagner hier sehr wohlfeil; und der böse Leumund sagt: nicht die Schiffahrt auf der Maas sei die

Ursache dieses billigen Preises, sondern die Lütticher wüſsten aus dem Safte ihrer Trauben jene französischen Sorten zu brauen. Dies ist indeſs nicht die einzige Art, wie man sich hier die Nähe von Frankreich zu Nutze macht. Der hiesige Buchhandel wird ebenfalls mit lauter Produkten des *französischen Geistes* getrieben, den die Nachdrukkerpresse viel ächter als die Kelter darzustellen vermag. Die besten Pariser Werke werden hier gleich nach ihrer Erscheinung neu aufgelegt und in Holland, in den östreichischen Niederlanden und zum Theil auch in Deutschland, statt der Originalausgaben, verkauft. Dieser Zweig der hieſigen Betriebsamkeit beschäftigt eine groſse Anzahl von Handwerkern, und einige Künstler, die ihre reichliche Nahrung bei den Verlegern finden. Was er zur Aufklärung sowohl des Lütticher Staats, als seiner Nachbarn gewirkt hat, liegt am Tage, und war auch wohl vorauszusehen. Doch mit den eigenen Produkten des Geistes, die hier fabrizirt werden, dürfte es wohl etwas schlechter stehen, wenigstens, wenn man den zum Sprichwort gewordenen hiesigen Almanach zum Maaſsstab nehmen darf.

Wir muſsten endlich wieder hinuntersteigen in die engen schmutzigen Gassen. Unser Weg führte uns bei einem Hause von gutem Auſsehen vorbei, welches das Eigenthum einer sehr zahlreichen Lesegesellschaft ist; und man wollte uns zu verstehen geben, daſs hier die bedenkliche Lage der öffentlichen Angelegenheiten des Hochstifts zuerst ventilirt worden sei. Wie es sich aber auch damit verhalten mag, so ist wohl nicht zu zweifeln, daſs Privatleidenschaften einzelner Menschen hier so gut, wie bei einer jeden Revolution, im Spiele gewesen sind. Das Wenige, was wir aus der alten Geschichte wissen, läſst uns die kleinen Triebfedern so mancher groſsen Veränderung in Athen und in Rom noch jetzt erkennen, und lehrt uns, zwischen diesen und der allgemeinen Neigung sowohl, als dem allgemeinen Bedürfnisse zu einer Revolution, ohne welche sie nicht wirken können, genau zu unterscheiden. Die äuſserst kritische Lage der Lütticher wäre in diesem Augenblicke noch ungleich bedenklicher, wenn ein solches Bedürfniſs und ein lebhaftes Gefühl von unerträglichen Lasten sie nicht wirklich zu einem gemeinschaftlichen Zwecke verbände, wenn nur Parteigeist und Privathaſs das Volk ohne hinreichende Ursach in der Bewegung zu erhalten suchten, die es sich einmal gegeben hat. Das Schicksal von Lüttich hängt zu fest an dem Schicksal Deutschlands, um sich davon absondern zu lassen, und das Interesse der Nachbarn wird es nicht leiden, daſs die Lütticher ihre Sache allein ausfechten dürfen. Unser bisheriger Standpunkt war überhaupt für die Politik des Tages viel zu hoch; wir übersahen dort zu viel, unser Horizont hatte sich zu sehr erweitert und die kleineren, näheren Gegenstände entzogen sich unseren Blicken. Hier unten ist von allem, was uns dort so klar, so hellglänzend vor Augen schwebte, von den Rechten der Menschheit, der Entwicklung der Geisteskräfte, der sittlichen Vollendung, vor lauter Gewühl der Menschen und ihrer kleinen, eigennützigen Betriebsamkeit wenig oder gar nichts mehr zu sehen. «Wie? erinnert nicht der Anblick fremder Kriegsvölker» — — woran? Doch nicht an den Schutz, den die Groſsmuth des Mächtigen dem Schwachen angedeihen läſst? an die seltene Freiheitsliebe eines unumschränkten Herrschers, der die gerechte Sache des Volks gegen die Anmaſsungen des Despotismus vertheidigt? an den Patriotismus eines Reichsstands, womit er der Verzweiflung wehrt, daſs sie, durch ein strenges Verdammungsurtheil gereizt, sich vom deutschen Staatssystem nicht losreiſse, sich der benachbarten Empörung nicht in die Arme werfe? — Oder erinnert uns etwa nichts an die Klugheitsregeln einer in die Zukunft schauenden und die Zukunft selbst bereitenden Politik? an Verkettungen von Begebenheiten in allen Enden von Europa, die es bald erheischen können, dem nahen Brabant zu Hülfe zu eilen, seine Unabhängigkeit zu befestigen, sie durch die Vereinigung mit Lüttich zu stärken und dagegen Handelsvortheile und Arrondissemens zu ärndten? Fast möchte man glauben, diese letzteren Antriebe lägen näher, wären dem gebieterischen Bedürfnisse des Augenblicks angemessener und, wenigstens in der Sprache des Staatsmannes, dem Scharfblicke der Kabinette rühmlicher, als die Schwärmerei für demokratische Freiheit.

Wie aber das individuelle Interesse *eines* Hofes sich vollkommen mit der Begünstigung der Volkspartei reimen läſst, so zeichnet die Selbsterhaltung *andern* einen entgegengesetzten Gang der Affairen vor. Mit jedem Eingriff in die Rechte eines geistlichen Fürsten, mit jedem Vortheil, den sich der dritte Stand erringt, mit jedem Schritte, wodurch er sich dem Kapitel und dem Adel an die Seite zu stellen und neben ihnen geltend zu machen sucht, wird die Verfassung geistlicher Wahlstaaten in ihren Grundfesten erschüttert und mit einem nahen Umsturz bedrohet. Gesetzt also, das Volk von Lüttich hätte wirklich nur in der

Form gefehlt, indem es aus eigener Macht und Gewalt die Usurpation des Edikts von 1684 aufhob, und nicht durch regelmäſsige Wahl, sondern im Enthusiasmus des Augenblicks durch eine allgemeine Akklamation sich selbst neue Magistratspersonen schuf; so wird doch, wo so viel, ja wo alles von Heiligung der Form abhängt, die Unregelmäſsigkeit der Procedur ihre Aufhebung und Annullirung bewirken müssen. Das preuſsische Kabinet scheint diese Nothwendigkeit endlich einzusehen; und weil es weder mit dem deutschen Fürstenbunde brechen, noch auch plötzlich gegen die Lütticher, die es bisher beschützte, Zwangsmittel brauchen mag, zieht es endlich seine Truppen in wenigen Tagen zurück und überläſst den andern niederrheinischen Fürsten die Ausführung des Wetzlarischen Exekutionsdekrets. Die Kosten einer Exekution, die ein so starkes Corps von Truppen erforderte, häufen sich zu sehr beträchtlichen Summen an, deren Abbezahlung das Hochstift mit neuen Schulden belasten wird, wiewohl der König, wie es heiſst, die eigentlich so genannten Exekutionsgelder, die sich täglich auf dreizehnhundert Thaler belaufen, und worin der Unterhalt der Truppen nicht mit begriffen ist, dem armen Lande groſsmüthig erlassen hat.

Bald dürfte man nunmehr ernsthafteren Auftritten, als den bisherigen, entgegen sehen. Das Gefühl mag tief erseufzen über die bevorstehende Verheerung dieses blühenden Landes und die schrecklichen Ungerechtigkeiten, welche von jedem feindlichen Überzug unzertrennlich sind; Übel, deren Wirkung unendlich schmerzhafter ist, als das Unrecht, dem man steuern will, auf wessen Seite das auch immer sei; der gesunde Menschensinn mag einsehen, daſs wer auch Recht behält, die Entscheidung auf alles was zur wesentlichen Zufriedenheit und Perfektibilität eines jeden Lüttichers vom Bischof bis zum Köhler gehört, keinen sichtbaren Einfluſs haben werde; die Philosophie mag betheuern, daſs auf ihrer Wage gewogen, ein Menschenleben mehr werth sei, heiliger geachtet zu werden verdiene, als die ganze Rechtsfrage, worüber man streitet; das zarte Gewissen frommer Religionsbekenner mag endlich erbeben vor der schrecklichen Verantwortung über das bei einer so frivolen Veranlassung vergossene Menschenblut: so wird doch die Politik, von den Furien des Ehrgeizes und der Selbstsucht gegeiſselt, beide Parteien mit Wuth gegen einander erfüllen, und keine zur Nachgiebigkeit stimmen lassen, bis nicht Bürgerblut geflossen ist. Armes Menschengeschlecht! so spottet man deiner, indem man Gefühl und Vernunft, Philosophie und Religion im Munde führt, und deine heiligsten Güter, Leben und Endzweck des Lebens, für nichts achtet, sobald es auf elendes Rechthaben ankommt!

Das Lütticher Volk sehen wir jetzt sich mit Eifer zur Gegenwehr rüsten. Alles trägt das Freiheitszeichen, eine aus Schwarz, Grün, Weiſs und Roth zusammengesetzte Kokarde; man spricht einander Muth und Vertrauen ein, indem man sich schmeichelt, der *König von Preuſsen* werde mit seinen Truppen dem Volke nicht zugleich auch seine Gunst und seine Fürsprache im Nothfall entziehen. Der Bürgermeister *von Fabry*, ein siebenzigjähriger Greis, für dessen Rechtschaffenheit und Einsicht das allgemeine Zutrauen seiner Mitbürger spricht, arbeitet bei diesen bedenklichen Umständen mit unermüdeter Thätigkeit, um das Beste seiner Mitbürger zu bewirken. Dies ist keine leichte Sache, wenn man den erhitzten gewaltsamen Zustand der Gemüther und die dupkle Ausſicht in die Zukunft erwägt. Die Ausſchweifungen des Pöbels lassen sich nicht berechnen, sobald er einmal aufgeregt ist, und das mit Zügellosigkeit so leicht von ihm zu verwechselnde Wort: *Freiheit!* zu seinem Wahlspruch genommen hat. Der Auflauf vom siebenten Oktober, welcher einem jungen Freiwilligen das Leben kostete, und wobei der Pöbel vom Kirchspiel St. Christoph den Magistrat nöthigte, eine milde Stiftung, deren Interessen sonst jährlich vertheilt wurden, auf einmal unter die jetztlebenden Armen auszuspenden, beweiset, was man von dem lebendigen Werkzeuge befürchten müsse, dem man das Bewuſstseyn seiner Kräfte leichter beibringen kann, als den Begriff von geſetzmäſsigem Betragen.

Auſser jenem Todesfalle, scheint bis jetzt der härteste Schlag, den das Schicksal hier austheilte, den vortreflichen *Anführer des preuſsischen Heeres* getroffen zu haben. Auf dem Marsch von Lüttich nach Mastricht glitt sein Pferd an einer abschüssigen Stelle, wo unter dem aufgethauten Schnee noch eine Eisrinde lag, so daſs es zweimal überschlug und seinem Reiter das Bein zerschellte. Dieser Vorfall, der uns schmerzhaft und unangenehm, wegen der gehemmten Thätigkeit war, hätte dem General leicht tödtlich werden können, da er seine Arbeiten in Mastricht mit unablässigem Eifer betrieb, und sich dadurch eine schwere Krankheit zuzog, die indeſs über seinen heiteren philosophischen Sinn nichts vermochte, und endlich seinem guten Naturell weichen muſste. Ich habe ihn hier wieder gesehen. — — Unter den Empfindungen, welche Menschengröſse weckt und Worte nicht entheiligen dürfen, giebt es eine so zarte, daſs sie selbst die Dankbarkeit verstummen heiſst.

XII.

Löwen.

Sobald man von Lüttich aus die steile Höhe erreicht hat, die sich längs dem linken Ufer der Maas erstreckt, findet man oben eine Ebene, welche nur in geringen wellenförmigen Wölbungen sich hier und da erhebt und ein reiches, fruchtbares Saatland bildet, das an einigen Orten eine ziemlich weite Aussicht gewährt. Verschwunden sind nun hier die lebendigen Hecken, welche jenseits Lüttich die Äcker, und im Limburgischen die Wiesen und Weiden umzäunten. Oft sieht man auf sehr weiten Strecken nicht einen Baum; oft aber zeigen sich Dörfer in Espen- und Ulmenhainen halb versteckt. Der Frühling kämpfte ritterlich mit dem verzehrenden Ostwinde; denn die Blüthen von Birnen, Äpfeln, Kirschen, Schwarzdorn, Ulmen und Espen drangen trotz der Kälte hervor; die von den Obstsorten indeſs nur an warmen und geschützten Wänden.

Durch das kleine Städtchen St. Trond im Lütticher Gebiet, kamen wir nach Thienen oder Tirlemont, wo wir zu Mittag aſsen. Auf dem Wege dahin nahmen wir eine Wirthin aus einer Dorfschenke in den Postwagen. Sie fing sogleich ungebeten an, indeſs die übrige Gesellschaft schlief, mir von einer berühmten Ostertagsprozession zu erzählen, von welcher wir die Leute so eben zurückkommen sahen. Mehr als tausend Pilger zu Fuſs, und mehrere Hunderte zu Pferde ziehen über einen Acker, und zertreten die darauf stehende grüne Saat. Allein jedesmal wird der Glaube des Eigenthümers reichlich belohnt, indem sein Acker dieses Jahr ungewöhnlich reichliche Früchte trägt.

Ein Bauer, der nicht glauben wollte, und sich die Prozession verbat, ward von Gottes Hand gestraft und sein Acker blieb unfruchtbar. Ich begreife, sagte ich, daſs das Niedertreten des jungen Korns ihm nichts schadet. Sie sah mich mit groſsen Augen an; *oui*, rief sie endlich in einem bedeutungsvollen Tone, *la puissance de Dieu est grande!* Ich verstand und schwieg.

Die Dörfer in dieser Gegend sind schön. Man bemerkt zwar noch manche leimerne Hütten, doch auch diese sind geräumig und in ihrem Innern reinlich; aber fast noch öfter sieht man Bauerhöfe ganz von Backsteinen erbauet. Die Einwohner haben in dieser Gegend etwas Edles und Schönes in der Physiognomie; der gemeine Mann hat ein schönes Auge, eine groſse gebogene Nase, einen scharfgeschnittenen Mund und ein rundes männliches Kinn. Wir glaubten die

Originale zu den edleren Bildungen der flammändischen Schule zu sehen. Die Frauenzimmer zeichnen sich bei weitem nicht so vortheilhaft aus: ich habe hier noch kein schönes angetroffen, doch wäre dies auf einem so schnell vorübereilenden Zuge wirklich auch zu viel verlangt. Munterkeit, Thätigkeit, mit einem Behagen an sinnlichen Empfindungen und einer gewissen Ungezwungenheit vergesellschaftet, schienen mir an diesen Menschen hervorstechende Charakterzüge. Ich spreche nur vom Volk; aber das Schicksal der zahlreichsten Klasse hat auch den ersten Anspruch auf den Beobachter, und wenn ich mich in meiner Prognosis nicht geirrt habe, so deuten jene Züge zusammengenommen auf einen ziemlich glücklichen Zustand des Landvolks.

Tirlemont ist eine reinliche, gutgebaute, kleine Stadt, mit vielen massiven Gebäuden, die ihren ehemaligen Wohlstand noch bezeugen. Jetzt scheint sie von ihrer Nahrung viel verloren zu haben; doch werden hier noch wollene Waaren, Flannelle nämlich und Strümpfe, verfertigt. Der starke Anbau des Ölrettigs, den man auf französisch *Colsat* oder *Colza* nennt, welches offenbar aus unserm *Kohlsaat* entstanden ist, beschäftigt hier ein Dutzend Ölmühlen. Auf die vortreflichen Wege, die wir überall seit unserm Eintritt in die östreichischen Niederlande gefunden hatten, folgte itzt eine Chaussee, welche bis nach Löwen in gerader Linie fortläuft und unzerstörbar zu seyn scheint. Espen, Ulmen und Linden, oft in mehreren Reihen neben einander, beschatten diesen Weg und begleiten auch an manchen Stellen jeden Acker. Die häufigen Landhäuser und Dörfer, bald am Wege, bald in einiger Entfernung, zeugen von der starken Bevölkerung dieses fruchtbaren, schönen Landes, welches sich jedoch hier immer mehr bis zur vollkommnen Ebene verflächt. An einigen Stellen sahen wir die Äcker und Wiesen mit Gräben umzogen; Saatland und Kleeäcker und Ölsaamen, wechselten mit den bereits zur Sommersaat gepflügten Feldern ab. Alles, was romantisch ist, mangelt dieser Gegend; dafür zeigen sich aber Überfluſs und Kultur eines leichten, fruchtbaren, mit Sand gemischten Bodens.

Um der Sicherheit willen versahen wir uns hier mit der Kokarde von Brabant, die wir vielleicht noch länger hätten entbehren können; denn so kindisch froh noch alles in Brabant mit der neuen Puppe der Unabhängigkeit spielt, so ist gleichwohl die erste Wuth des Aufruhrs verraucht, und man dürfte es leicht dem durchreisenden Fremden verzeihen, daſs er nicht das patriotische

Abzeichen aufsteckt. Allein, um der Gefahr einer Miſshandlung von einzelnen, unbändigen Menschen nicht ausgesetzt zu seyn, ist es immer rathsamer, sich lieber nach Landesart zu bequemen. Wir hatten überdies noch einen muthwilligeren Antrieb, den die abentheuerliche Erscheinung eines unserer Reisegefährten veranlaſste. Die Gesellschaft bestand in einem alten französischen Chevalier de St. Louis, seiner Gouvernante, und einem saarbrückischen Spiegelarbeiter, der wie ein ehrlicher Bauer aussah. Unterwegs gesellten sich noch ein französischer Kupferdrucker aus Lüttich und seine niederländische Frau dazu.

Der alte Ritter hatte wenigstens seine sechzig Jahre auf dem Rücken, und war ein kleines, vertrocknetes Gerippe, mit einem sauren Affengesicht und einer Stimme, die etwas zwischen Bär und Bratenwender schnarchte und knarrte. In seinen Zügen lag alles Eckige, Mürrische und Schneidende von *Voltaire's* Karrikaturgesicht, ohne dessen Satire, Risibilität und Sinnlichkeit. Den ganzen Tag kam der Alte nicht aus seinem verdrieſslichen, kurz abgebrochenen, trocknen Ton; nicht ein einzigesmal schmiegten sich seine verschrumpften Wangen zu einem wohlgefälligen Lächeln. Eine entschiedene Antipathie wider alles, was nicht auf seinem vaterländischen Boden gewachsen war, ein aristokratisches Miſsfallen an der unerhörten Neuerung, daſs nun auch der Pöbel, *la canaille,* wie er sich energisch ausdrückte, *Rechte der Menschheit* reklamirte, und ein ungeberdiges Bewuſstseyn seiner Herkunft und Würde, welches sich bei allen kleinen Unannehmlichkeiten der Reise äuſserte, schienen den Grund zu seiner üblen Laune auszumachen, die dadurch noch sichtbarer und lächerlicher ward, daſs er offenbar in sich selbst einen innern Kampf zwischen der Lust zu sprechen, und der Abneigung sich der Gesellschaft mitzutheilen fühlte. Er saſs da in einem kurzen, ganz zugeknöpften Rock vom allergröbsten Tuch, das einst weiſs gewesen war, und das unsere Bauerkerle nicht gröber tragen; im Knopfloch das rothe Bändchen, auf dem Kopf eine runde, weiſsgepuderte Perücke und einen abgetragenen, runden Hut mit flachem Kopf und schmalem Rande, der ihm folglich nur auf der Spitze des Scheitels saſs, so oft er ihn auch ins Gesicht drückte. Die Gouvernante war eine ziemlich wohlgenährte französische Dirne, mit einem wirklich nicht unebenen Gesichte, das eher feine Züge hatte, und mit einer Taille, worüber nur die Verläumdung dem erstorbenen Ritter einen Vorwurf machen konnte. Sie schien ohne alle Ausbildung, bloſs durch Nachgiebigkeit, und indem sie sich in die Launen ihres Gebieters schickte, ihn doch packen zu können, wo er zu packen war. Den ganzen Weg hindurch disputirte er mit ihr, verwies ihr Dummheit und Unwissenheit, belehrte sie mit unerträglicher Rechthaberei, und behielt am Ende immer Unrecht. Er affektirte von seinen Renten zu sprechen, und zankte mit jedem Gastwirth um seine Forderungen. Diese vornehme Filzigkeit brachte ihn mit den Zollbeamten in eine verdrieſsliche Lage. Ein halber Gulden hatte unsere Koffer vor ihrer Zudringlichkeit gesichert; allein ob sie ihn schon kannten, oder hier ihre berüchtigten physiognomischen Kenntnisse an den Mann brachten: genug, als hätten sie geahndet, er werde nichts geben, packten sie seine Habseligkeiten bis auf das letzte Stück Wäsche aus, und lieſsen ihm den Verdruſs, sie unsern Augen preis gegeben zu haben, und wieder einzupacken, wofür er denn, sobald sie ihn nicht mehr hören konnten, eine halbe Stunde lang über sie fluchte. Durch eine ziemlich leichte Ideenverbindung kam er auf den Finanzminister *Necker*, und ergoſs den noch unverminderten Strom seiner Galle über ihn: «der Mann, sagte er, «empfängt immer, und zahlt niemals; lebte «ich nicht von meinen Renten, ich müſste «zu Grunde gehen, denn meine Pension «bleibt aus.» Zu St. Trond fingen wir an, von Kokarden zu sprechen; dies setzte ihn, der den Beutel so ungern zog, in Angst und Verlegenheit, zumal, da wir äuſserten, daſs man sich leicht eine Miſshandlung zuziehen könne, wofern man ohne dieses Schiboleth der Freiheit sich auf den Straſsen sehen lasse. Da wir es indeſs doch für gut fanden, ohne Kokarde bis Tirlemont zu fahren, beruhigte er sich wieder. Hier aber steckten wir nach Tische die patriotischen drei Farben, schwarz, gelb und roth, an unsern Hut, und versicherten mit bedeutender Mine: jetzt sei nicht länger mit den wüthenden Brabantern zu scherzen. Zwischen Furcht und Knauserei gerieth unser Ritter in neue Bedrängniſs; mit der Gouvernante ward förmlich Rath gepflogen; sie stimmte für den Ankauf, und schon war er im Begriff das Geld hinzuzählen, als die Liebe zu den vierzehn Stübern siegte und er sich, freilich mit etwas banger Erwartung, ohne Abzeichen in den Wagen setzte. Die Menge der Kokardenträger, die uns Nachmittags begegneten, beunruhigte ihn aber so sehr, daſs er, wiewohl wir schon in der Dämmerung zu Löwen eintrafen, noch beim Abendessen mit einem vierfärbig gestreiften Bändchen um seinen schäbigen Hut, wie ein alter Geck, der auf dem Theater eine Schäferrolle spielt, zum Vorschein kam, und nach hiesiger Landesart, ob wir gleich unbedeckt waren, und in Gesellschaft einer von Antwerpen angekommenen Französin da saſsen, ihn bei Tische auf dem Kopfe behielt. Die Gouvernante, die im Wagen neben ihm saſs, hatte doch nicht die Ehre, mit ihrem Herrn aus einer Schüssel zu essen, sondern muſste in der Küche mit des Kutschers Gesellschaft vorlieb nehmen; ein Zug, der seinen Stolz desto mehr charakterisirte, weil sonst der Kutscher schon oft der Gegenstand seines Zorns gewesen war: er fuhr ihm zu langsam, er hielt zu oft an, er war ein viel zu hübscher Kerl, und schäkerte zu viel mit den Mädchen in den Schenken.

Unser Kupferdrucker war ein Original von einer ganz andern Art. Was im Gesichte des alten Ritters fehlte, war das einzige herrschende Wahrzeichen des seinigen: ein tiefer Einschnitt auf beiden Wangen, um den Mund, welcher die Gewohnheit, denselben in die Falte der Freundlichkeit zu legen, andeutete. Sein, übrigens auch hageres Gesicht, hatte einen Ausdruck von Geschmeidigkeit ohne Falschheit, von der Weichheit und sanften Gefälligkeit, die aus einem dunklen Gefühl von Schwäche und Furcht entspringt, versetzt mit einer wahrhaft parisischen Reizbarkeit für den leichtsinnigsten Genuſs der Minute, einer feinen Scherzlustigkeit und einem Sinn für das Groteskkomische. Er hatte sich noch nicht zurecht gesetzt, so kündigte er sich schon an, und lieſs uns nicht länger in Ungewiſsheit über seine Schicksale, sein Gewerbe, seine Vermögensumstände, seine Verwandtschaft, seine Ausſichten und seine Gebrechen. Einen Topf, in ein Tuch gebunden, behielt er sehr sorgfältig in der Hand. «Dieser Topf, sagte er, sei mit einem vortrefflichen Ölfirniſs angefüllt, den er bereiten könne, und der zum Kupferdrucken unverbesserlich sei.» Daher war auch der Schluſsreim seiner Erzählungen immer: «ich weiſs zuverlässig, man wird mich in Lüttich sehr vermissen.» Sein Handwerk nannte er ein *talent*, und versicherte sogar, daſs er drei *talens* besäſse, nämlich das Kupferabdrucken, das Buchdrucken und das Formschneiden in Holz. Weiter als St. Trond wollte er nicht gehen; «dort sei er gesonnen zu bleiben, bis es da nichts mehr zu thun gebe. Einen Theekessel führe er überall mit sich; es sei das einzige unentbehrliche Geschirr, weil er seinen Kaffee selbst koche.» In Deutschland rühmte er sich einer guten Aufnahme; er war bis Andernach gekommen, wo man ihn nach Vermögen in einer kleinen Schenke bewirthet, und ihm sogar über die Streu ein Leintuch gedeckt hatte; dafür habe er auch der Magd, *comme un généreux François,* beim Weggehen etliche Kreuzer geschenkt. Sein Vater war Zolleinnehmer gewesen; er nannte ihn einen *petit Monsieur, qui a mangé soixante mille francs.* Hätte der kleine Herr nicht beträchtliche Schulden hinterlassen, die seine Wittwe und Kinder bezahlen muſsten, so hätte sein Sohn studirt und wäre wieder ein *Régisseur* geworden; allein wenigstens seine Schwestern lebten *dans le grand monde.* Seine Frau konnte fast gar kein Französisch und war so häſslich, daſs sogar unser alter Erbsenkönig, als sie in den Wagen stieg, ein *ah Dieu! qu'elle est laide!* zwischen den Zähnen murmelte, ohne an seine eignen Vorzüge zu denken. Um uns das Räthsel zu lösen, wie man zu einer unfranzösischen Frau kommen

men könne, eröffnete uns der Kupferdrucker, daſs sie zwölftausend Gulden erben würde, und daſs er im Begriff stehe, diese Erbschaft zu heben. «Mit dem Gelde, fuhr er fort, bin ich ein reicher Mann, kaufe mir ein Pferd und einen *brancard* dazu, führe mein Weib nach Paris, zeige ihr alle Herrlichkeit der Welt und etablire mich dann in der Provinz.» Nun fing er an uns alle Sehenswürdigkeiten der unvergleichlichen, einzigen Hauptstadt zu beschreiben. Zuerst nannte er die Tuillerien, weil der König jetzt darin wohnt; sodann die Sternwarte: «hier, sagte er, steigt man dreihundert Stufen tief hinab in einen Keller, und gukt «dann durch drei Meilenlange Röhre am «hellen Mittage nach dem Mond und den «Sternen. Aber lassen Sie sich nichts weiſs «machen, wenn Sie hinkommen; es sind «keine wahre Gestirne, die man dort zu «sehen bekommt; sie sind von Pappe aus-«geschnitten und werden vor die Sehröhre «geschoben.» Eben so klare Begriffe hatte er vom königlichen Naturalienkabinet, «wo man in einem Zimmer alle Thiere und Vögel, im andern alle Pflanzen der Erde beisammen sieht.» Besonders aber pries er die Wunder des Invalidenhauses, und das Merkwürdigste von allem, nämlich die Küche. «Hier steht eine *marmite* von ungeheurer Gröſse, und hundert Bratspieſse, *et sur chacune vingt gigots de mouton.*" Hätten wir einen Engländer bei uns gehabt, er würde den Zug charakteristisch gefunden haben, da man in England immer über das Hungerleiden der Franzosen spottet. — Während der Mann von Paris plauderte, hatte sein ganzes Angesicht sich zur Mine des höchsten Entzückens verklärt, und er beschloſs mit der Betheurung, daſs er die Stadt vor seinem Ende wiedersehen und sich seiner guten Tage dort erinnern müsse. Dann pries er uns seine glückliche Ehe; und als einer bemerkte, daſs der Ehesegen ausgeblieben sei, wäre er mit der ernsthaften Versicherung, dies sei auch der einzige Streitpunkt zwischen ihm und seiner Frau, gut durchgekommen, wenn sie nicht zur Unzeit von vier Jungen, so groſs wie er selbst, aus ihrer ersten Ehe gesprochen hätte. Jetzt muſste er sich aus der Sache ziehen so gut er konnte; er that es indeſs mit der besten Art von der Welt, und mit der feinsten französischen Galanterie gegen seine wirklich ausgezeichnet häſsliche Hälfte. Endlich lenkte er das Gespräch auf seine Armuth, spottete über den Inhalt seines Koffers, und wiederholte aus Annette und Lubin: *tu n'as rien, je n'ai rien non plus; tiens, nous mettrons ces deux riens là ensemble et nous en ferons* *quelque chose;* und da ihm dies die Sache nahe legte, müſste er weniger leichtes Blut gehabt haben, als ein Franzose wirklich hat, um nicht von diesem Dialog den Übergang zum Singen zu machen und sehr zärtlich zu quaken. Im ersten Wirthshause, wo wir abstiegen, produzirte er uns aus einem Päckchen etwas von seiner Arbeit. Es waren einige Kupferabdrücke, die er zu einem Lütticher Nachdruck von *le Vaillants Reisen* gemacht hatte. Bei dieser Gelegenheit kam auch der Nachdruck der Encyklopädie in Erwähnung, die er kaum nennen hörte, als er schon ausrief: *ah! l'exellent ouvrage, que l'Encyclopédie!* «Aber schade, setzte er hinzu, daſs ich es nicht bei mir habe, das schöne Blatt, welches ich auch noch in Lüttich druckte: *le Capsignon parmi ses disciples!*» Hätte ich den *Anacharsis* nicht kürzlich in Händen gehabt, so wäre es mir nicht eingefallen, daſs dies die Ausſicht vom Minerventempel auf dem Vorgebirge Sunium seyn sollte, wo *Plato* mit seinen Schülern steht.

Das Glück, sich mit einer Landsmännin von Stande in Gesellschaft zu sehen, hatte sichtbaren Einfluſs auf unsern Ritter; er nahm ein Air von Würde an, das in der That ins hohe Komische gehörte. Die Dame aus Antwerpen war indeſs in ihrer Art wenigstens eine eben so auffallende Karrikatur wie er selbst. Sie reisete ohne alle Bedienung mit einer achtjährigen Tochter, und mochte wirklich von Stande seyn, wofür sie der Ritter hielt; denn sie war für eine Modehändlerin zu gelehrt, und für eine französische Komödiantin nicht ungezwungen genug in ihrer Coquetterie. Ihr langes, bleiches Gesicht machte noch Ansprüche auf Schönheit, die aber ihre lange, hagere Figur schlecht unterstützte; im Grimassiren, Gestikuliren und Moduliren des Tons war sie Meister, so daſs sie alle Beschreibung zu Schanden macht. Sie politisirte über alle Angelegenheiten von Europa mit einer Dreistigkeit und einer Fülle von Kunstwörtern, die mancher für Sachkenntniſs genommen hätte. Auf ihrer Reise in Holland hatte Rotterdam ihr gefallen; vom Haag hingegen behauptete sie, daſs es den Vergleich mit Versailles nicht aushielte. Doch rühmte sie den Diamantenschmuck der Erbstatthalterin. Alles war entweder ganz vortreflich oder ganz abscheulich, und ihre Superlativen bestanden immer in einer dreifachen Wiederholung des Worts, welches sie das erstemal langsam, die beiden folgendenmale aber äuſserst schnell ausſprach,

z. B. *superbe* — $\overbrace{\textit{superbe} \text{ — } \textit{superbe!}}^{\text{prestissimo.}}$

Als der alte Chevalier seine Magd aus dem

Zimmer zum Essen schickte, riſs die Donna die Augen weit auf, und blickte starr hinter ihr her, bis sie schon längst zur Thür hinaus war; dabei schraubten sich Mund und Nase zu einem unbeschreiblichen Ausdruck der hochmüthigsten Verachtung. Sprach ein Bedienter sie bei Tische an, so antwortete sie ihm mitten in der heftigsten Deklamation, wobei sie gemeiniglich um Eindruck zu machen im Tenor blieb, mit einer ſanften, unschuldigen Diskantstimme und einem Ton der unerträglichsten Gleichgültigkeit. Mit eben dieser zarten Stimme und einem affektirten, ganz gefühllosen Zärtlichthun addressirte sie auch von Zeit zu Zeit an ihr Hündchen unter dem Tisch einige süſse Worte. Kurz, es wäre verlorne Mühe gewesen, an diesem Geschöpfe nur noch eine Faser Natur zu suchen.

Unter solchen Menschen leben wir, lachen wo wir können, und wälzen uns durch eine Welt, die uns fremd bleibt, bis der Zufall hier oder dort ein Wesen erscheinen läſst, an dessen innerem Gehalt der lechzende Wanderer sich erlaben kann. Daſs solche Erscheinungen fast überall möglich sind, wird man ohne die auffallendste Einseitigkeit nicht läugnen wollen; daſs aber mehr als Glück dazu gehört, sie gleichsam im Fluge zu treffen, indem wir schnell vorüber eilen, das, dünkt mich, versteht sich von selbst. Trift man sie aber nicht an, so sind dergleichen Verzerrungen, wie ich sie hier geschildert habe, willkommner als die ganz alltäglichen, platten Geschöpfe, die keine Prise geben, weil ihnen sogar alles fehlte, was des Verschraubens fähig war. In Löwen machten wir keine Bekanntschaft; ich muſs mich daher bei meinen Bemerkungen ziemlich auf das Äuſsere und Leblose einschränken.

Eine alte Mauer von Backsteinen umringt diese Stadt, und in Büchsenschuſsweite von einander sieht man noch alte runde, massive Thürme, die, so wie die Mauer selbst, verfallen sind. Die hiesige Kollegiatkirche zu St. Peter ist ein schönes, gothisches Gebäude; die Höhe der Bogen, die weiſse Farbe, und die Einfalt des ganzen Inneren, machen einen herrlichen Effekt. Es war schon zu finster, um das Altarblatt und überhaupt irgend etwas von den vielen Gemälden in den hiesigen Kirchen und Klöstern zu sehen. *Crayers* beste Stücke trift man hier in der St. Quintins-, der St. Jacobs- und der Karmeliterkirche an. Allein auſser diesen und einigen älteren Blättern von *Matsys*, *Coxis* und *Otto Venius* findet man hier bei weitem nicht das Vorzüglichste aus der flammändischen Schule.

In dem sehr groſsen und geräumigen Universitätsgebäude wurden wir bei Licht herumgeführt. Die Hörsäle sind von erstaunlicher Höhe und Gröſse; an den Wänden stehen die Sitze stufenweis übereinander, und die Katheder sind mit kostbarem Schnitzwerk reichlich verziert; allein im Winter muſs man hier entsetzlich frieren, da es kein Mittel giebt, diese weitläuftigen Säle zu erwärmen. Im Conciliensale und im medicinischen Hörsal hangen eine Menge Schildereien; in einem andern Sale sieht man einen prächtigen Kamin von Marmor, von ungeheurer Gröſse. Der Bibliotheksal schien mir nur auf eine kleine Sammlung eingerichtet. Die Bücher, die seit zwei Jahren in Brüssel waren, sahen wir nur zum Theil wieder hier; allein sie standen noch in Verschlägen unausgepackt. Die Professoren sind gröſstentheils noch abwesend; denn viele halten die kaiserliche Partei, und haben sich daher seit den Unruhen auſser Landes begeben. Dahin gehört vorzüglich der Rektor der Universität, *van Lempoel*, ein geschickter Arzt, und ein Mann von reifer Einsicht, den *Joseph der Zweite* fähig erfunden hatte, seine wohlgemeinte Verbesserung des hiesigen akademischen Unwesens durchzusetzen. Die Miſsbräuche, die hier auſs höchste gestiegen waren, machten eine neue Einrichtung unumgänglich nothwendig; allein diese griff natürlicherweise in die Vorrechte ein, welche man in dunklen und barbarischen Zeiten der schlauen Geistlichkeit zugestanden hatte, und der erste Schritt der jetzigen Regierung war daher die völlige Wiederherstellung der uralten, wohlthätigen Finsterniſs, bei der man sich bisher so wohl befunden hatte. Ein Geistlicher, Namens *Jaen*, ist gegenwärtig zum Rektor ernannt, und alles ist wieder auf den alten Fuſs gesetzt. Die

Doktorpromotionen kosten, mit Inbegrif der institutionsmaſsigen Schmäuse, acht bis zehntausend Gulden, und die gesunde Vernunft hat in allen Fällen genau so wenig zu sagen, wie in diesem. Es war lächerlich, wie man unsere Vorstellungen von der Anzahl der hier Studirenden umwandelte. In Lüttich hatte man uns gesagt, wir würden deren bei dreitausend finden; hier in der Stadt hörten wir, es wären kaum dreihundert, und der Pedell bewies uns endlich aus seinen Verzeichnissen, daſs ihrer noch nicht funfzig wären. In der That hatten sich beim Ausbruch der Empörung eine sehr groſse Anzahl der damals in Brüssel befindlichen Akademiker für ihren Wohlthäter, den Kaiser, erklärt, und sogar für ihn die Waffen ergriffen. Bei der bald darauf erfolgten gänzlichen Vertreibung der kaiserlichen Truppen aber, muſsten diese jungen

Krieger, die freilich besser daran gethan hätten, den friedlichen Musen ununterbrochen zu opfern, ihre Rettung in der Flucht suchen.

Mit allen ihren Fehlern und Gebrechen, hatte die Universität Löwen doch immer einen groſsen Namen, und ward von Einheimischen und Fremden fleiſsig besucht. Da man, ohne in Löwen promovirt zu haben, schlechterdings kein öffentliches Amt in den östreichischen Niederlanden bekleiden, ja nicht einmal in den Gerichtshöfen advociren kann, so ist es am Tage, weswegen man sich ohne Widerrede den ungeheuren Kosten der Promotion unterwarf, und zugleich wie man durch diesen Aufwand einem strengen Examen entging. Zum Scheine war dieses Examen allerdings abschreckend genug; man muſste auf eine ungeheure Anzahl Fragen in allen Disciplinen antworten. Allein es gab auch Mittel und Wege, die schon vorher bestimmten Antworten auf diese Fragen (die einzigen Antworten, welche die Profeſsoren gelten lieſsen, weil sie selbst oft keine andere auswendig gelernt hatten) sich vor dem Examen zuflistern zu lassen; man lernte sie auswendig, antwortete dreist und prompt, und ward Doktor. An diesem Beispiele läſst sich abnehmen, wie leicht die besten Vorkehrungen gemiſsbraucht, und der Vortheil des Staats, den man zur Absicht dabei hatte, durch den Eigennutz einzelner Gesammtheiten in demselben, vernachlässigt werden kann. Wer hätte nicht geglaubt, daſs es ein vortrefliches Mittel sei, lauter geschickte und gelehrte Beamten zu erhalten, wenn man es ihnen zur Bedingung der Beförderung machte, daſs sie in Löwen graduirt seyn müſsten? Allein die schlaue Klasse von Menschen, denen mit der Ausbildung weiser Staatsdiener kein Gefallen geschieht, die Klasse, die immer nur im Trüben fischen will, und nur durch die Unwissenheit ihrer Mitbürger ihre Existenz zu verlängern hoffen kann, wuſste schon jene so gut ausgedachte Anstalt zu vereiteln, und ihre eigenen Einkünfte zugleich zu vermehren. Der ganze Zuschnitt der Universität war theologisch. Alle, selbst die weltlichen Professoren, waren zur Tonsur und zum Cölibat verbunden; denn nur unter dieser Bedingung konnten sie gewisse Präbenden, statt der Salarien, erhalten. Die Bibliothek ward allein von den Beiträgen der Studirenden vermehrt; kein Wunder also, wenn sie unbedeutend geblieben ist. Eben so entstand aus dem jährlichen Beitrage von acht Kronthalern, den jeder Studirende erlegen muſste, eine Kasse, in welche sich die Professoren theilten, und wobei sie sich allerdings sehr gut stehen konnten, wenn die Anzahl der Akademiker sich auf mehrere Tausende belief. Viele Fremde, insbesondere die Katholiken aus den vereinigten Niederlanden, haben diese Universität immer fleiſsig besucht und auf ihr beträchtliche Summen verzehrt. *Van Lempoel* selbst war, wenn ich nicht irre, aus den Generalitätslanden gebürtig.

Joseph erkannte bald, daſs ohne eine bessere Form der öffentlichen Erziehungsanstalten, sich an keine gründliche Aufklärung in seinen belgischen Provinzen denken lasse; er erkannte zugleich, daſs vermehrte Einsicht der einzige Grundstein wäre, auf welchem seine Reformen in dem Staate sicher ruhen könnten. Daher verlegte er die weltlichen Fakultäten der Universität nach Brüssel, um sie dem Einflusse des theologischen Nebels zu entziehen und der Aufsicht seines Gouvernements näher zu rücken. Diese eines groſsen Regenten würdige Einrichtung, welche schon allein beweiset, wie tief der Kaiser in das Wesen der Dinge schaute, und wie sehr er den rechten Punkt, worauf es ankam, zu treffen wuſste, würde vielleicht noch durchgegangen seyn, wenn es ihm nicht auch am Herzen gelegen hätte, die Finsterniſs, in welche die niederländische Geistlichkeit sich selbst und ihre sämmtlichen Mitbürger absichtlich hüllte, durch kräftig hineingeworfene Lichtstralen zu zerstreuen. Unglücklicherweise waren es nur Blitze, deren grelles Leuchten bloſs dazu diente, die Schrecken der Nacht recht fühlbar zu machen; hier und da sengten sie mit ihrem kalten Stral, zündeten und zerstörten, und lieſsen dann alles so wüst und unfruchtbar wie zuvor. Der groſse Grundsatz, daſs alles Gute langsam und allmälig geschieht, daſs nicht ein verzehrendes Feuer, sondern eine milderwärmende Sonne wohlthätig leuchtet, die Dünste zertheilt und das schöne Wachsthum der organischen Wesen befördert, scheint *Joseph's* Kopf und Herzen gleich fremd gewesen zu seyn; und dieser Mangel Eines wesentlichen Grundbegriffs zertrümmerte alle seine groſsen und königlich erdachten Plane.

Von dem Augenblick an, da der Kaiser die Privilegien der Geistlichkeit in seinen Niederlanden antastete, von dem Augenblick an, da er den theologischen Unterricht von seinen gröbsten Schlacken reinigen, und den Sauerteig der *Bollandisten* ausfegen wollte, war ihm und allen seinen Maaſsregeln Verderben geschworen. Zu einer Zeit, wo das ganze katholische Europa, Rom selbst nicht ausgeschlossen, sich der auſserwesentlichen Zusätze schämte, die das Heiligthum der Religion entehren und nur so lange gelten, als man noch durch die Macht des Aberglaubens herrschen kann — am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts, wagte es die belgische Klerisei, die krassesten Begriffe von hierarchischer Unfehlbarkeit zu vertheidigen und im Angesicht ihrer hellsehenden Zeitgenosssen selige Unwisssenheit und blinden Gehorsam zu predigen. Mit dem Bewuſstseyn, daſs ihr Wirken in allen Gemüthern die Vernunft entweder ganz oder halb erstickt habe, und daſs sie auf Ergebenheit der zahlreichsten Volksklasse, des gemeinen Mannes, sicher rechnen dürfe, trotzte sie auf ihre unverletzbaren Rechte. So kehrte man schlau die Waffen der Aufklärung gegen sie selbst; denn war es nicht unser Jahrhundert, das die Heiligkeit der Rechte in das hellste Licht gesetzt hat? *Recht* ist ein so furchtbares Wort, daſs es den gewissenhaften Richter erzittern macht, selbst wenn Irrthum und Betrug es gegen Wahrheit und Redlichkeit reklamiren. *Joseph's* Grundsatz, nach welchem er sich verpflichtet glaubte, *seine* Wahrheit zum Glück der Völker mit Gewalt anzuwenden, verleitete ihn zu einem Despotismus, den unser Zeitalter nicht mehr erduldete; dies wuſste der belgische Klerus, und laut und muthig ertönte seine Stimme. Gleichwohl klebte dem Kaiser dieser Grundsatz wahrscheinlich noch aus seiner Erziehung an, und hatte sich in gerader Linie von eben jener Hierarchie, die ihn zuerst ersann und ausübte, auf ihn verpflanzt. *Joseph* hatte Unrecht; aber die Vorsehung übte durch ihn das Wiedervergeltungsrecht! Wären nur auch die Staaten von Brabant und der ganze belgische Congreſs durch diese Beispiele toleranter geworden! Allein es ist zu süſs zu herrschen, zumal selbst im Verstande der

Menschen zu herrschen; und Löwen, das durch *Joseph's* Generalseminarium im Grunde an wahrer Aufklärung wenig oder nichts gewann, soll jetzt wieder lehren, was es schon bei der Stiftung der Universität im Jahr 1431 lehrte.

Das Rathhaus in Löwen, eins der prächtigsten gothischen Gebäude, die noch jetzt existiren, ist um und um mit kleinen Thürmen verziert, ja ich möchte sagen, aus lauter solchen Thürmen zusammengewachsen; aber das unermeſslich Mühsame dieser Bauart macht am Ende, wenn es in solchen groſsen Gebäudemassen dasteht, doch einen starken Effekt. Wir hatten kaum Licht genug, um die Umrisse dieses Rathhauses noch ins Auge zu fassen, und muſsten auf die Besichtigung des Innern Verzicht thun. Im Vorbeigehen bemerkten wir noch an dem so genannten *Collegium Falconis* ein sehr schönes, edles einfaches Portal von griechischer Bauart.

Das Flämische, welches hier gesprochen wird, kommt dem Holländischen sehr nahe, und sowohl in den Sitten als im Ameublement der Häuser nähern sich auch die Einwohner sehr merklich ihren Nachbaren, den Holländern. Ich bemerkte als einen auszeichnenden Zug sehr viel Dienstfertigkeit und Höflichkeit unter den gemeinen Leuten. Die Lebensart, zumal was die Küche betrift, ist indeſs noch nicht holländisch; man bereitet die Speisen mehr nach französischer Art, trinkt aber schon mehr Bier als Wein. Das Bier in Löwen wird bis nach Holland verführt, und hat einen Ruhm, den es meines Erachtens nicht ganz verdient. Wenn indeſs, wie billig, der Debit hier den rechten Maaſsstab angiebt, so muſs es vortreflich seyn; denn man erzählte uns von mehr als vierzig Bierbrauereien und von einer jährlichen Ausfuhr von hundert und funfzigtausend Tonnen, ohne was in der Stadt selbst getrunken wird. Daher bezahlen auch die Brauer allein vierzigtausend Gulden zu den Einkünften der Stadt, die sich auf hunderttausend Gulden belaufen sollen. Dieses Gewerbe und einige Wollenfabriken nebst einem ziemlichen Speditionshandel, geben ihr noch einigen Schein von ihrer ehemaligen grofsen Aktivität und ihrem hohen Wohlstande; allein was sind dreifsig oder fünf und dreifsigtausend Einwohner gegen die Volksmenge vor der Auswanderung der Tuchmacher nach England im Jahr 1382? Damals hatte Löwen viertausend Tuchfabriken, in welchen hundert und funfzigtausend Menschen ihre Nahrung fanden, und des Abends, wenn die Arbeiter nach Hause gingen, ward mit einer grofsen Glocke geläutet, damit die Mütter ihre Kinder von den Gassen holten, weil sie in dem Gedränge hätten ums Leben kommen können. Die Errichtung der Universität hat der Stadt den Verlust dieser Manufakturen und ihrer ungeheuren Bevölkerung nicht ersetzt; und was *Lipsius* nicht vermochte, werden schwerlich seine Nachfolger bewirken.

XIII.

Brüssel.

Eine sehr bequeme Barke geht täglich um sieben Uhr Morgens von Löwen nach Mecheln ab. Wir bedienten uns dieser angenehmen Art zu reisen, schifften uns ein, und beschäftigten uns wechselsweise mit Schreiben und Umherschauen. Der Kanal ist schön, und seine Ufer sind überall mit Bäumen bepflanzt. Die ganze Gegend ist eine mit Bäumen reichlich beschattete Ebene, wo man ſolglich nirgends eine Ausſicht in die Ferne genieſst, aber gleichwohl beständig in einem Lustwäldchen zu ſahren glaubt. Die Barke hat hinten, nach dem Steuerruder zu, ein Zimmer; in der Mitte ein zweites Gemach, wo eine kleine Küche nebst andern Bequemlichkeiten vorhanden ist, und vorn eine Stube mit einem sehr guten Kamin, worin man ein schönes Steinkohlenfeuer unterhielt. Die Kosten dieser Fahrt sind so mäſsig, daſs uns der ganze Transport von Löwen nach Mecheln, die Bagage mit einbegriffen, auf wenig mehr als einen halben Kronthaler zu stehen kam. Thee, Kaffee, Butter und Käse kann man auf diesen Barken jederzeit haben. Auf dem halben Wege kommt eine Barke von Mecheln dieser entgegen; die Passagiere nebst ihren Sachen wandern aus der einen in die andere, und setzen hierauf ihre Reise nach ihrem jedesmaligen Bestimmungsorte fort. Es reiseten eine Anzahl Mönche mit uns. Einer, ein junger Mann von einer vortheilhaften Gesichtsbildung, ward aufmerksam, als er uns Englisch sprechen hörte, und fand sich bewogen, unsere Bekanntschaft zu suchen. Seine Sanſtmuth und Bescheidenheit war mit vielen Kenntnissen gepaart. In

Irland, seinem Vaterlande, waren ihm *Cook's* Reisen und die Namen seiner Gefährten nicht unbekannt geblieben. In seinen Zügen las man klösterliche Tugenden, unvermischt mit dem Zurückstoſsenden der Mönchsnatur. Er war bestimmt, als katholischer Priester nach Irland zurückzukehren.

In fünftehalb Stunden erreichten wir Mecheln. Diese nicht gar groſse Stadt würde mit ihren geräumigen Straſsen und ihren weiſsgetünchten Häusern einen weit besseren Eindruck auf den Fremden machen, wenn sie nicht so öde wäre und beinah eine Todtenstille darin herrschte. Ich will gern glauben, daſs die sitzende Lebensart der Einwohner, die in den ansehnlichen Hutmanufakturen Beschäftigung finden, mit dazu beiträgt, das Phänomen der Stille hervorzubringen; allein es war wirklich zu auffallend, um nicht noch tieferliegende Ursachen zu haben. Schauerlich ist es, lange Straſsen zu durchwandern, und weder einer menschlichen Seele noch einem Thiere zu begegnen, ja nicht einmal das mindeste Geräusch in den Häusern zu hören. Man glaubt sich in irgend eine bezauberte Stadt aus den morgenländischen Erzählungen versetzt, deren Einwohner alle ausgestorben oder verschwunden sind. Die hiesige Bauart ist die alte, wo die Giebel der Häuser gegen die Straſse zugekehrt stehen und spitz in die Höhe laufen. Fast durchgehends ist alles von auſsen weiſs angestrichen, welches im Sommer bei hellem Sonnenschein den Augen sehr nachtheilig seyn muſs.

Die groſse Kathedralkirche zu St. Romuald (Rombaut) hat einen Thurm von auſserordentlicher Höhe, und inwendig ist sie eins der reichsten gothischen Gebäude. Im Schiff stehet an jeder Seite die Bildsäule eines Apostels und über derselben eine Reihe Termen, welche die Religion, den Glauben, die Liebe und mehrere allegorische Wesen vorstellen. An den Wänden und im Chor sieht man Gemälde von *P. de Nery*, *Crokaert* und Andern, die aber keiner Aufzeichnung werth sind. Hier standen wir, als der *Kardinal Erzbischof von Mecheln* hereintrat, und uns die Benediktion ertheilte. Er war in einen langen Scharlachrock und Mantel gekleidet, mit einem rothen Käppchen auf der Perücke; ein Mann von ziemlich ansehnlicher Statur und schon bei Jahren, mit einem weichen, schlaffen, sinnlichen Gesicht. Er kniete hinter dem groſsen Altar und betete, besah aber dabei seine Ringe, zupfte seine Manschetten hervor, und schielte von Zeit zu Zeit nach uns, die wir, in groſse Mäntel gehüllt, vielleicht ein verdächtiges Ansehen hatten.

In der Johanneskirche fanden wir am Hochaltar einige Stücke, angeblich von *Rubens:* einen Johannes, den Evangelisten, der sein Buch schreibt und auf die Eingebungen seines Adlers zu horchen scheint; auf der Rückseite dieser Füllung, den Märtyrertod dieses Apostels in siedendem Öl, nach der Legende; gegenüber, die Enthauptung Johannis des Täufers und die Taufe Christi; in der Mitte endlich die Anbetung der Weisen, eine große, verwirrte, uninteressante Composition. Diese fünf Blätter nebst drei kleinen Skizzen, welche am Altar angebracht sind, gehören nicht zu den auszeichnenden Werken von *Rubens*, und sind auch schon sehr verblichen. Sie mißfallen überdies noch durch etwas Unvollendetes in den Umrissen, welches nicht ganz die Schuld der veränderten Farbe zu seyn scheint.

In der ehemaligen Jesuitenkirche, deren

Portal mit vieler Ostentation, aber desto weniger Geschmack, am groſsen Markte prangt, hangen eine Anzahl Gemälde, welche auf die Geschichte der jesuitischen Ordensheiligen Beziehung haben, von denen aber keines uns in Anspruch nahm. In der Kirche unserer lieben Frauen von Hanswyk bewunderten wir die aus einem ungeheuren Baum geschnitzte Kanzel, die den Fall der ersten Eltern im Paradiese vorstellt und in der That, wenn man alles erwägt, ein Werk von erstaunlicher Anstrengung ist. Die Figuren sind zwar plump, aber sehr brav gearbeitet, und das Ganze hat sehr viel Effekt. In den unzähligen Kirchen und Klöstern von Mecheln beſindet sich noch eine groſse Menge von berühmten Gemälden, worunter einige auch wohl Verdienst haben mögen; allein was wir gesehen hatten, reizte uns nicht, unsern Aufenthalt zu verlängern, um auf Gerathewohl nach Kunstabentheuern umherzuwandern. Die Einbildungskraft der Künstler hat sich in diesem so tief in Aberglauben versunkenen Lande mehrentheils mit Gegenständen aus der Legende beschäftigt, die selten an sich reich und anziehend genug sind, um die Mühe des Erzählens und Darstellens zu verdienen. Es herrscht durch alle diese Mythologien eine klägliche Dürftigkeit der Geisteskräfte, die wunderbar gegen den Ideenreichthum und die Eleganz der griechischen Dichterphantasie absticht. Ein Maler, der höhern Sinn für den Werth seiner Kunst hätte, müſste sich schämen, wenn man ihm auftrüge, den heiligen Bernhard zu malen, der sich die Milch der Muttergottes aus ihren Brüsten in den offenen Mund regnen läſst; gleichwohl hat *van Thulden* dieses Süjet für die hiesigen Bernhardinernonnen ausgeführt, und vielleicht wäre es gefährlich gewesen, dem Pfaffen, der es angab, über die Unschicklichkeit etwas merken zu lassen. Ist es aber zu verwundern, wenn ein solcher Gegenstand die ohnehin schwerfälligen Niederländer nicht begeistern konnte, wenn sie nichts anders, als ein gemeines Weib in einer unanständigen Handlung begriffen, und einen eben so gemeinen Mönch darstellen konnten, ohne auch nur zu versuchen, ob in diese Figuren, die in einem so ekelhaften Verhältnisse gegen einander stehen, ein anderes Interesse zu bringen sei? Das weit edlere Süjet von Cimon und seiner Tochter ist schon auſserhalb der Gränzen der Malerei, wenigstens was den Zeitpunkt betrift, wo sie dem alten Vater ihre Brust zu trinken giebt. Zu geschweigen, daſs die Handlung, so edel sie in sich wirklich ist, ihren ganzen Werth verliert, sobald man sie sich offenbar vor aller Augen denkt, und daſs es zum Beispiel empörend wäre, sie auf dem Theater wirklich vorgestellt zu sehen; so ist es doch unmöglich, der Figur des Vaters dabei das mindeste Interesse zu geben. Ein alter Mann, der eine Weiberbrust ausſaugt, bleibt ein ekelhafter Anblick, und die ganze Stellung sowohl, als die Disposition der Gesichtsmuskeln zum Saugen, raubt ihm jeden andern als den bloſs thierischen, erniedrigenden Ausdruck. Bei einem Gemälde, welches diesen Gegenstand vorstellte, könnte gleichwohl noch ein rührendes Interesse für die Tochter empfunden werden; man würde nicht umhin können, die kindliche Liebe zu bewundern, die einem alten, durch Hunger entkräfteten Manne das Leben rettet. Von dem allen aber kann schlechterdings in einer Vorstellung des eben erwähnten Zuges aus St. Bernhards Legende nichts ausgedrückt werden, weil die Erfindung gar zu abgeschmackt ist. Sobald man die weibliche Figur ins Auge faſst, verliert sie bei jedem Manne von Gefühl ihre Ansprüche auf Jungfräulichkeit und Weiblichkeit. So lächerlich es auch ist, wenn *van Dyk* in seinem Gemälde vom heiligen Antonius bei den hiesigen Barfüſsermönchen, einen Esel vor der Hostie knieen läſst, so ist es doch immer noch erträglicher; man wird nicht indignirt, man lächelt nur, weil alles was zur innern Vortreflichkeit des Menschen gehört, unabänderlich bleibt, hingegen konventionelle Begriffe, die man mit gewissen Dingen verbindet, der Veränderung unterworfen sind. Wem indeſs das gröſste Kompliment dabei gebührt, den Erfindern dieses plumpen Scherzes, oder dem Volke, das sich daran erbaut, ist nicht leicht ausgemacht. Unserer Logik klingt es absurd, wenn jemand behaupten will, der Gegenstand, vor welchem ein unvernünftiger Esel knieet, verdiene die Anbetung des vernünftigen Menschen; aber es hat einmal einen Grad von Einsicht gegeben und in Brabant existirt er noch, dem dieser Schluſs die stärkste Beweiskraft zu haben scheint. Bündigere und anständigere Beweisarten für die Heiligkeit des Altarsakraments können für einen höheren Grad der Vernunft berechnet seyn; wiewohl keine Vernunft das Übernatürliche richten darf, und es folglich ein überflüſsiges und widersinniges Bemühen ist, Dinge bei ihr rechtfertigen zu wollen, welche nur durch die Gabe des Glaubens erkannt werden können.

Die ganze Volksmenge von Mecheln gab man uns auf zwanzigtausend Menschen an, und dieses auffallende Miſsverhältniſs der Bevölkerung zum Umfange der Stadt erklärte besser als alles andere, die ausgestorbene Leere, die wir überall bemerkten; denn nimmt man an, daſs die Welt- und Ordensgeistlichen, die Nonnen und Beguinen, nach einer sehr gemäſsigten Berechnung, zusammen den fünften Theil dieser Anzahl ausmachen, so begreift man leicht, wie nur so wenig Menschen übrig bleiben, die ihre Geschäfte zwingen, sich auf den Straſsen sehen zu lassen. Wollte man fragen, wie es möglich ist, daſs das berühmte, mächtige Mecheln so tief herabgesunken seyn könne; so würde ich auf eben diese ungeheure Anzahl von Geistlichen verweisen, die allmälig alle Bewegung gehemmt haben, und, indem sie sich auf Kosten der Einwohner erhielten, fast allein übrig geblieben sind. Auſser den sechs Pfarrkirchen giebt es sechs Mannsklöster, zwölf Nonnenklöster und zwei Beguinenhöfe, in welchen letzteren allein nah an tausend Beguinen wohnen. Die Einkünfte dieser Geistlichkeit belaufen sich auf ungeheure Summen; die des Erzbischofs schlägt man auf hunderttausend Gulden an. Mich wunderte es daher nicht, daſs auf unser wiederholtes Anfragen nach den Sehenswürdigkeiten von Mecheln, ein jeder uns an die Kirchen und Klöster verwies, und wir zuletzt bei dieser allgemeinen Armuth an Gegenständen, welche die Aufmerksamkeit des Reisenden verdienen, in eine Sägemühle an der Dyle geführt wurden. Nunmehr war es wirklich Zeit, unsern Schauplatz zu verändern. Wir eilten also in unser Quartier zurück, und nachdem wir noch zuvor in einigen Buchläden die fliegenden Blätter des Tages, deren jetzt eine ungeheure Menge ununterbrochen herauskommen, gekauft hatten, stiegen wir in einen Wagen und fuhren in starkem Trab auf dem schönsten Steindamm, durch Alleen von hohen

Bäumen, die hier jedes Feld und jeden Rain begränzen, nach Brüssel.

Von Vilvoorden, einem kleinen, an dem Kanal zwischen Antwerpen und Brüssel gelegenen Städtchen, fuhren wir längs diesem Kanal in gerader Linie nach der Residenzstadt fort. Zu beiden Seiten erblickt man Landsitze mit prachtvollen Gebäuden, Gärten und dazu gehörigen Tempeln und Lusthäusern. Alles verkündigt die Annäherung zu einem reichen, groſsen Orte, dem Wohnsitze eines zahlreichen, begüterten Adels und eines für den Genuſs des Lebens empfänglichen Volks. Kurz vor der Stadt geht der Weg über den Kanal, durch eine Pflanzung von hohen Bäumen, die zugleich als öffentliche Promenade dienen kann. Die Gegend um Brüssel fängt wieder an, sich in kleinen Anhöhen angenehm zu erheben, deren einige sich den Mauern so sehr nähern, daſs die zur Befestigung der Stadt nöthigen Auſsenwerke zum Theil darauf angelegt sind. Wir hatten gern gewünscht, diese Gegend in ihrem Sommerschmuck zu sehen, wo sie wahrscheinlich für den Freund des Schattens höchst anmuthig seyn muſs. Um die Walle läuft ein herrlicher Gang mit hohen Espen beschattet, und innerhalb der Thore öfnet sich dem Anblick eine Stadt, die den groſsen Residenzen Deutschlands, was Umfang, Volksmenge und, im Durchschnitt gerechnet, auch Pracht und Schönheit der Architektur betrift, vollkommen an die Seite gesetzt zu werden verdient. Wir fuhren lange durch breite und enge, reine und schmutzige Straſsen, über groſse und kleine Plätze, bei stattlichen, öffentlichen Gebäuden und schönen Privathäusern vorbei, und kamen endlich über den groſsen Markt, wo das Rathhaus, eins der bewundernswürdigsten gothischen Gebäude steht, vor welchem wir die Freiwilligen von Brüssel und die neuerrichteten Dragoner sich eben versammlen sahen. Die brabantische Kokarde, die jedermann bis hinab auf die gemeinsten Tagelöhner aufgesteckt hatte, und dieses Militair, welches sich link genug bei seinen Waffenübungen benahm, nebst der Menge von Zuschauern, die uns zu erkennen gaben, daſs dieses Schauspiel ihnen noch neu seyn müſste, waren die einzigen Kennzeichen, an denen sich die Revolution allenfalls errathen lieſs.

Unser Gasthof war voll von Engländern; auch ging ziemlich allgemein die Sage, daſs man im Begrif sei ein englisches Hülfskorps zu errichten, womit es jedoch wohl zu keiner Zeit Ernst gewesen seyn mag. Die Anwesenheit des *Herzogs* und der *Herzogin von Devonſhire* schien auf die politische Lage von Brabant keine Beziehung zu haben. Wir hörten hie und dort, daſs dies eine gewöhnliche englische Reise aufs feste Land sei, wodurch man Zeit zu ökonomisiren gewinnt; denn allzugroſser Aufwand erschöpft zuletzt auch die ungeheuersten Einkünfte. Allein schwerlich konnte dieser Fall hier eintreten, weil der Herzog bei einer solchen Reise eben nicht spart. Diesen Zoll müssen indeſs die Groſsen jederzeit von ihren disproportionirten Reichthümern und Besitzungen an das Publikum zahlen; ich meine, daſs man, wegen der Höhe, die sie bestiegen haben, und von welcher sie auf das übrige Menschengeschlecht herabsehen, die Augen unaufhörlich auf sie gerichtet hält, ihre Bewegungen, eben weil sie sich nicht verbergen lassen, stets bewacht und ihnen allerlei Motive andichtet, von denen sie selbst sich oft nichts träumen lieſsen.

Ein jeder allzureicher Privatmann, wird schon durch die Mittel zu wirken, die er in Händen hat, ein wichtiger Mensch im Staate, und in so fern muſs er sich billig dem Urtheile seiner Mitbürger in dem Grade, wie die in öffentlichen Ämtern stehenden Personen, stellen und unterziehen. Die Natur verübt auch hierin die ihr eigene Gerechtigkeit. Das wahre, ächte, einzige Eigenthum ist in unserm Herzen und Verstande. Auf alle anderen erworbenen äuſserlichen Güter behält der Nebenmensch immerfort einen natürlichen Anspruch, der, wenn man sich auch vermittelst des bürgerlichen Vertrags dessen begiebt, sich dennoch in der Freiheit und Unausbleiblichkeit des Urtheils über seine Anwendung immer wieder äuſsert. Je überwiegender der Einfluſs ist, den ein Wesen in die Schicksale der Menschen hat, desto allgemeiner wird dieses Wesen für Alle ein Gegenstand des Nachdenkens, des Lobes und des Tadels. Daher giebt es nichts in der Welt, worüber täglich und stündlich so viele, und zugleich so schiefe Urtheile gefallt werden, als über die Sonne, die Natur und Gott.

XIV.

Brüssel.

Wir sind einige Tage nach einander ausgewesen, um die Stadt zu besehen. Sie ist sehr unregelmäſsig gebauet: die Straſsen laufen krumm, kreuz und queer durcheinander; viele sind indeſs ziemlich breit, und fast durchgehends sieht man schöne oder wenigstens solide Häuser, die ein gutes Ansehen haben. Die meisten Privathäuser sind nach der Straſse hin sehr schmal, und mit Giebeln, welche sich stufenweise zuspitzen, versehen. Fast alles, die groſsen, massiven Gebäude ausgenommen, ist wie in den übrigen Brabantischen Städten, mit weiſser Tünche überzogen. Die Gegend um den Park ist eine der schönsten, und würde in jeder groſsen Stadt dafür gelten. Massive, groſse Gebäude, von einfacher aber geschmackvoller

Bauart zieren sie. Der Königsplatz, wo eine kolossalische Bildsäule des Prinzen *Karl von Lothringen* in Erz, vor der St. Jakobskirche, in einer Linie mit dem kühnen, leichten Spitzthurm des Rathhauses steht, ist mit eben solchen Gebäuden umringt. Der Gerichtshof von Brabant, oder das sogenannte *Conseil,* hält in einem neuen, von den Ständen errichteten Pallast, der nach dem Park hinsieht, seine Sitzungen. Die Hotels des *Herzogs von Aremberg,* des *Vicomte von Walkiers,* des englischen Gesandten, imgleichen das Wappenhaus u. a. m. stehen sämmtlich in dieser Gegend.

Seit sechzehn oder achtzehn Jahren hat Brüssel, zumal um den Park herum, eine neue Gestalt gewonnen. Die alten Gebäude, die man hier noch sieht, wie zum Beispiel die Reitbahn, stehen beinah unter der Erde; die neuen hingegen haben zwei oft drei

Keller oder Souterrains über einander, indem man das Erdreich bis zu einer Höhe von dreiſsig Fuſs und drüber aufgeschüttet hat, um die ehedem vorhandenen Unebenheiten auszufüllen. Der Park ist daher jetzt schon vollkommen geebnet, bis auf zwei Vertiefungen, welche noch vor kurzem Sümpfe waren, jetzt aber mit schönem, hohem Gebüsch bekleidet und mit festen Sandgängen ausgelegt sind. In einem dieser Gründe sahen wir eine Grotte mit einem Springbrunnen, der aber jetzt nicht floſs. Das viereckte Becken von Stein unter der Nische, (worin eine lesende weibliche Figur von Marmor liegt) hat auf seinem Rande folgende merkwürdige Inschrift: *Petrus Alexiowitz Czar Moscoviae Magnus Dux margini huius fontis insidens illius aquam nobilitavit libato vino hora post meridiem tertia die* XVI. *Aprilis anni* 1717. Der groſse

Stifter des russischen Kaiserthums hatte nämlich bei einem Gastmal, welches man ihm zu Ehren gab, ein wenig zu tief ins Glas gesehen. Indem er nun hieher spatzierte, um in der frischen Luft die Dünste des Weins verrauchen zu lassen, fiel er in das Wasserbecken, und es geschah, was die Inschrift sehr zierlich und fein mit dem *libato vino* ausdrückt.

Der sogenannte groſse Markt ist wirklich nicht so groſs, wie man ihn sich nach diesem Beinamen vorstellen möchte; allein das Rathhaus mit seinem hohen gothischen Thurme ziert diesen Platz und giebt ihm Ansehen. Das Einfache pflegt selten die stärkste Seite der gothischen Bauart auszumachen; bei diesem Thurme halten jedoch die vielen kleinen Spitzen und einzelnen Theile den Beobachter nicht ab, *Einen* groſsen Eindruck von kühn und leicht emporstrebender Höhe zu empfangen. Es wird immer den Gebäuden in diesem Geschmack zum Vorwurf gereichen, daſs ihre Gestalten stachlicht und gleichsam zersplittert scheinen, zu scharfe, eckige, in die Länge gezerrte Verhältnisse und Formen darbieten und dem Auge keine Ruhe lassen. St. Michael steht nicht übel auf der Spitze dieses Thurms in kolossalischer Gröſse, die jedoch von unten immer noch klein genug erscheint, und mit dem besiegten Feinde zu seinen Füſsen. Auf dem benachbarten Giebel des Brauerhauses steht des Prinzen *Karl von Lothringen* vergoldete Bildsäule zu Pferde lange nicht so schön, und gewiſs nicht an ihrem Orte; allein die Brüsseler scheinen diesen Fürsten so lieb gehabt zu haben, daſs sie ihn gern über ihren Köpfen reiten lieſsen.

Zu den Veränderungen in Brüssel muſs man noch die seit der Aufhebung der Klöster angebauten Plätze rechnen, auf denen jetzt schon eine groſse Anzahl neuer Häuser stehen. Eins von diesen Klöstern, welches innerhalb der Stadt ansehnliche Gärten beſaſs, brachte durch seine Aufhebung zum erstenmal den Einwohnern und ihrem Handel einen wichtigen Vortheil, indem der Kaiser daselbst einen schönen, geräumigen Platz zum Kornmarkte einrichten lieſs, auf welchem jeder Gattung von Getreide ihr besonderer Ort angewiesen ist; es stehen Pfähle errichtet, mit Brettern daran, worauf man «Bohnen, Buchweizen, Weizen, Roggen, Hafer, Gerste,» u. s. w. liest. In einer andern Gegend baute man nur noch im vorigen Jahre mehr als zwanzig neue Häuser auf den Schutthaufen eines Klosters. Diese Veränderungen und Verschönerungen einer Stadt, die, wenn man einzelne Gebäude ausnimmt, im Ganzen bereits an Schönheit mit Berlin verglichen werden darf, werden jetzt eine Zeitlang ins Stecken gerathen; wenigstens werden die noch übrigen Klöster vor der Hand wohl mit dem Schicksal, das *Joseph der Zweite* ihnen drohete, verschont bleiben. Das fromme, katholische Volk von Brabant hängt mit ganzer Seele an seinem Herkommen in der Religion wie in der Politik, und wenn man es aufmerksam beobachtet, so begreift man nicht, wie es möglich und wirklich geworden ist, daſs dieses Volk mit der Anstrengung eines Augenblicks seinen Oberherrn vertrieben hat.

Die groſse Masse des Volks in Brüssel ist, so viel ich nach dem Hauſen urtheilen kann, der sich in den Straſsen sehen läſst, nichts weniger als eine schöne Race. Sei es verderbte Lebensart, Eigenheit des hiesigen Bodens, oder Einwirkung der Verfassung und anderer zu wenig bekannter

Umstände; aber gewiſs ist es, daſs das gemeine Volk eher unter, als über der mittleren Statur gerechnet werden muſs. Besonders ist dies an dem andern Geschlechte auffallend sichtbar, das überdies noch im Verhältniſs des Körpers kurze Arme und Beine hat. Ihre Gesichtszüge kann man nicht eigentlich häſslich nennen; allein bei einer ziemlich regelmäſsigen Bildung ist etwas Schlaffes und Grobfleischiges zugleich bemerklich, welches das physiognostische Urtheil von gutmüthiger Schwäche und uninteressanter Leere nach sich zieht. Jene schönen vollwangigen Gesichter mit hoher Stirne und schöngebogener Nase, mit Feuer im groſsen Auge, starken Augenbraun und scharfgeschnittenem weitem Munde, die uns im Limburgischen und selbst noch in dem an Lüttich gränzenden Tirlemont gefielen, sahen wir hier nicht wieder. Es scheint, als hätte auf dem niederländischen Grunde der französische Firniſs die Züge nur mehr verwischt, nicht charakteristischer gemacht. Dies kann vielleicht paradox, vielleicht gar unrichtig klingen; allein ich bin für mein Theil überzeugt, daſs auch ohne wirkliche Vermischung der Racen, bloſs durch das Allgemeinwerden einer andern als der Landesſprache, durch die vermittelst derselben in Umlauf gekommenen Vorstellungsarten und Ideenverbindungen, endlich durch den Einfluſs, den diese auf die Handlungen und auf die ganze Wirksamkeit der Menschen äuſsern, eine Modifikation der Organe bewirkt werden kann. Rechnen wir hinzu, daſs von alten Zeiten her Ausländer über Brabant herrschten; daſs Brüssel lange der Sitz einer groſsen, glänzenden Hofſtatt war; daſs auch mancher ausländische Blutstropfe sich in die Volksmasse mischte; daſs der

Luxus und die Ausſchweifungen, die von demselben unzertrennlich sind, hier in einem hohen Grade, unter einem reichen, üppigen und müſsigen Volke seit mehreren Jahrhunderten im Schwange gingen: so kann die besondere Abspannung, die wir hier bemerken, sich gar wohl aus natürlichen Ursachen erklären lassen. Es ist indeſs nicht der niedrige Pöbel allein, dessen Gestalt zu jener Skizze paſst; das ganze Corps der freiwilligen Bürger, das wir täglich auf dem Markte sehen, und dessen Glieder wenigstens bemittelt genug sind, um auf eigene Kosten alles, was zu ihrer Equipirung gehört, sich anzuschaffen, ja, unter denen viele ein reichliches Einkommen haben; dieses Corps, sage ich, so schön es gekleidet ist, so eine kriegerische Mine es macht, und so viel Standhaftigkeit und Edelmuth es wirklich beseelen mag, besteht gleichwohl durchgängig aus kleinen, schmächtigen Menschen, auf deren Wange selten einmal etwas von einer martialischen Farbe glüht.

Die Hauptkirche zu St. Gudula ist ein ungeheures, altes Gebäude von ehrwürdigem Ansehen, inwendig mit einer sehr groſsen Anzahl von Kapellen ausgeschmückt. Die vornehmste, des wunderthätigen Sakraments, bot uns den schönsten Rubens dar, den wir bis jetzt gesehen hatten, den schönsten, ich sage es dreist heraus, den ich von seiner Hand nicht übertroffen zu sehen erwarte. Das Süjet, welches er sich gewählt hat, ist Christus, indem er Petro die Himmelsschlüssel übergiebt. Es herrscht eine erhabene, göttliche Ruhe in dieser schönen Gruppe von Köpfen, deren Kraft und Glanz so frisch ist, als wären sie gestern gemalt. Die Farben haben einige Härte, die man aber über den Eindruck des Ganzen nicht merkt. Der Christuskopf ist schön und sanft, nur diesmal gar zu still und unbeseelt. Die Künstler scheinen mannichmal zu wähnen, daſs die Sanftmuth des Dulders sich nicht zu innerem Feuer gesellen dürfe, durch welches sie doch erst ihren gröſsten Werth erhalten muſs; denn sanft sind ja auch die frommen Thiere, die einen hier, am unrechten Orte angebracht, um das allegorische: *weide meine Schafe!* anzudeuten, wirklich ärgern. Die linke Hand des Heilands ist von groſser Schönheit, (wie jene berühmte Hand von *Carlo Dolce* in Düsseldorf.) Petrus, der sich über die rechte Hand seines Herrn beugt, ist ein Kopf voll Hingebung, Vertrauen, Glauben und Festigkeit. Jakobus ist alt und ehrwürdig; die andern beiden Köpfe, von weniger Bedeutung, dienen jedoch zur Verschönerung der so groſs gedachten Gruppe. Das Bild ist nur ein Kniestück. Von den vielen Gemälden von *Crayer*, *Coxis*, *van Cleef*, *Champagne*, *Otto Venius* und Andern, welche die zahlreichen Kapellen dieser Kirche zieren; von den Statüen der Heiligen, den kostbaren Altären, den gemalten Fenstern, und den Mausoleen kann ich nach dem Anblick eines solchen ächten Kunstwerks nicht sprechen. Das wahrhaft Vollendete der Kunst füllt die Seele so vollkommen, daſs es für geringere Gegenstände keinen Platz darin läſst.

In der zum groſsen Beguinenhofe gehörigen Kirche sahen wir an dem Altar zur Rechten ein schönes Gemälde von *Crayer*; es war eine Kreuzigung Christi. Der Kopf des Erlösers war edel und sogar erhaben; Johannes nicht schön, aber von bewundernswürdigem Ausdruck. Den Blick auf den Gekreuzigten gerichtet, scheint er fast noch mehr als dieser zu leiden. Die Muttergottes ist nicht so glücklich gefaſst, aber dennoch von vorzüglicher Kraft, und schön drappirt, zumal um den Kopf. Die Magdalene zu den Füſsen des Kreuzes ist ebenfalls ihres Platzes in diesem Stücke würdig, wiewohl sie mit dem Johannes nicht verglichen werden kann. Die Farbe des Stücks ist wahr, und der Ton in schöner Harmonie. Die Gruppe ist einfach und natürlich; kurz, so wenig es mir gegeben ist, mit Enthusiasmus und Liebe an einer der Kunst so heterogenen Wahl zu hangen, so unverkennbar ist *Crayers* Verdienst in der Behandlung. Unmöglich konnte man einen Gegenstand, der an sich das Gefühl so fürchterlich verletzt, wie die Marter des menschlichen Körpers, auf eine interessantere Weise darstellen, so daſs man über den Geist und den Adel der Charaktere beinahe die Gräſslichkeit des körperlichen Leidens und der vom Henker verzerrten Gestalt vergiſst.

Die St. Jakobskirche am Königsplatz, sonst auch die Kirche vom Kaudenberg genannt, überraschte uns nach so vielen theils gothischen, theils in einem barbarischen Geschmack mit Kleinigkeiten und Spielereien überladenen Kirchen, auf eine sehr angenehme Art. Ihre äuſsere Facciate ist edel und groſs, und hat nur den Fehler, daſs sie zu beiden Seiten zwischen Häusern steckt, die zwar nicht übel gebaut, aber doch keinesweges an ihrem Platze sind, und den übrigen Bau der Kirche verstecken. Die Basreliefs im Fronton und über der Thüre sind unbedeutend; aber in der schönen korinthischen Architektur ist Reichthum mit Simplicität auf die glücklichste Art verbunden. Noch mehr gefiel mir der Anblick des Inneren von diesem höchst regelmäſsigen Tempel.

Die Proportionen der korinthischen Säulen sind untadelhaft, ihre Kapitäler schön geschnitzt, und die Dekorationen der Kuppel, der Bogen und der Soffiten von ausgesuchter Schönheit und Eleganz. Die ganze Form des Schiffs, und die Verhältnisse des Kreuzes entzücken das Auge, und diese durch keine kleinliche, unnütze Zierrathen verunstaltete, durch nichts Heterogenes gestörte Harmonie wird durch die weiſse Farbe, womit die ganze Kirche überzogen ist, noch erhöhet. Hier ruhet das Auge und der Geist; hier fühlt man sich wie zu Hause, und glaubt an die Verwandtschaft des Bewohners mit unserm Geiste; hier ist nichts Finstereres, nichts Schauerlicherhabenes. Gröſse ist es, mit gefälliger Grazie, mit Schönheit und Liebe umflossen. Die Verschwendung der köstlichsten Marmorarten in den hiesigen Kirchen beklagten wir erst recht lebhaft, nachdem wir dieses schöne Gebäude betrachtet, und uns vorgestellt hatten, welch einen herrlichen Effekt es machen würde, wenn man sie hier angewendet und die Vollkommenheit der Form durch die Pracht und Vortreflichkeit des Stoffs erhöhet hätte. Aber, daſs sich nur niemand in Zukunft auf den Geschmack der vermeinten Kunstkenner verlasse! Diese Kirche und *Crayers* Gemälde bei den Beguinen, hatte man uns mit Achselzucken genannt. Dafür loben sie uns das Portal der Augustinerkirche und Landschaften von *Breughel!*

Der Abbé *Mann*, ein alter Engländer, verschaffte uns Gelegenheit, das Gemäldekabinet des hiesigen Banquiers, Herrn *Danhot*, zu sehen, und ich kann nicht zu früh von dieser vortreflichen Sammlung sprechen, die mich mitten in Brüssel so angenehm an italienische Kunst und ihre Vollkommenheit erinnerte. Ich sage Dir nichts von dem schönen *Lukas van Leyden*, dessen Verdienst in seinem Alterthum besteht; von den kleinen Stücken, worunter ein *Miris* befindlich ist, der dem Eigenthümer viertausend Gulden gekostet hat; von den meisterhaften Landschaften des wackern *van Goyen*; von dem *Salvator Rosa*, dem *Bassano*, den *Teniers* groſs und klein, fünf an der Zahl, so schön ich sie je gesehen habe; von dem S. Franziskus von *Guido*, und einer Jungfrau, angeblich von demselben Meister, die ich aber beide für Kopien halte; von den zwei Obst naschenden Knaben des *Murillo*, die, wie alles von diesem Künstler, aus der Natur leibhaft ergriffen sind; ich mag nicht von *van Dyk's* schönen Skizzen sprechen, worunter besonders die Abnehmung vom Kreuze so lieblich gedacht ist, daſs man den Tod des Adonis zu sehen glaubte, wenn nicht ein Priester im Meſsgewande vorn die Illusion zerstörte; nicht von *Rembrandts* zwey unnachahmlichen Portraten, dem Maler und dem Philosophen; nicht von dem vermeintlichen *Raphael*, der diesen Namen nicht verdient; nicht von *Rubens* Sabinerraub, von seiner Bürgerschaft von Antwerpen vor Karln dem Fünften; nicht einmal von seiner Rückkehr aus Ägypten, mit Figuren in Lebensgröſse, wo Gott der Vater sehr gemächlich in den Wolken sitzt, der Christusknabe hingegen mit einem lieblichen Kopf, eine vorzügliche Leichtigkeit im Gange hat. Was konnte ich von diesem Reichthum noch sehen, nachdem ich eine Danaë von *Tizian*, und ein Porträt der Frau des Malers *Joconde*, von *Leonardo da Vinci's* Hand gesehen und verschlungen hatte? Die Danaë ist eine köstliche Figur; sie liegt da und lebt. Mehr wird kein Mensch zu ihrem Lobe sagen können. Farbe, Gestalt der Muskeln, Frische und Sammetweiche der Haut, sind wahr bis zum Angreifen, und in der Fülle der Reize. Es ist nur Schade, daſs der groſse Meister diesem schönen Körper keine Seele schuf; der leere Kopf mit den geschlossenen Augen ist auszeichnend häſslich; man möchte ihn aus dem Bilde herausſchneiden, damit er dessen Harmonie nicht störte. Frau Joconde erinnerte mich augenblicklich an mein Lieblingsbild in der Landgräflichen Galerie zu Cassel, wo dem Künstler genau dasselbe Gesicht zu einer himmlischen Madonna gedient haben muſs. Das Kolorit des hiesigen Stücks hat indeſs vor jenem einen entschiedenen Vorzug. Sie hält die eine Hand mit einer Aglaienblume ein wenig steif nach Art der älteren Maler empor; in der andern hat sie blühenden Jasmin, und im Schooſse liegen noch einige Blumen. Ein wenig Härte und Trockenheit mag immer der Pinsel beibehalten haben; es ist doch unmöglich eher daran zu denken, als bis man an den Wundern der Zeichnung geschwelgt hat, und einen Vorwand sucht, um endlich sich loszureiſsen. Umsonst! diese kleinen Unvollkommenheiten, die so innig mit der Schönheit und dem Seelenadel des Weibes verwebt sind, werden bei ihr zu neuen Fesseln für unser Auge und für das Herz. Man überredet sich gern, daſs etwas so Vortrefliches nicht anders, als wie es ist, vortreflich seyn könne, und liebt den Flecken um des Platzes willen, den man ihm beneidet. Die Natur hat die Talente nicht vereinigen können, nicht *Tizian's* Sinn für den zarten Hauch des Lebens, mit unseres *Leonardo's* leiser Ahndung des Seelenausdrucks! Sie gehen also wohl nicht beisammen, und wir begnügen uns, — begnügen? so vermessen dürften wir vom Genusse der edelsten Schöpfungen des Genius sprechen? — wir sind überglücklich, uns in den Gesichtspunkt eines jeden einzeln zu versetzen, und ihre Seele in einer Sprache von unausſprechlichen Ausdrücken mit der unsrigen in Gemeinschaft treten zu lassen. Ein jeder wähle, was ihm frommt! ich halte mich hier an den Zauberer, der *Geister* vor mir erscheinen läſst; wohlthätige Erscheinungen, die, einmal gesehen, ewig unvertilgbare Spuren ihres Daseyns im Innern des Schauenden hinterlassen. Ist das eines Malers Frau? dann werft eure Palletten weg, ihr anderen Maler, wenn ihr Madonnen und Engel, die seligen Bewohner des reinen Äthers, malen sollt. Sie hat in sich die Fülle alles dessen, was Andern Regel und Muster ist; ihr selbst unbewuſst, denn sie kennt weder Regel noch Muster. Ihr Sinn ist Jungfräulichkeit, ihr Thun lauter, wie das Element, in dem eure Götter athmen; Sanftmuth und die äuſserste Feinheit umschweben ihren wahren, zarten Mund; unbeschreiblich leise sinnt es nach in ihr, im Eindruck des Kopfs um die Gegend der Schläfe; heilig und rein ist das groſse niedergeschlagene Augenpaar, das die Welt in sich aufnimmt, und sie schöner wiedergiebt. Wer möchte nicht unsichtbar sie umschweben, in ihrer dunklen Grotte, deren Grund fast nicht zu erkennen ist, wo sie einsam und in stiller Ruhe die Natur der Blüthen ergründet, sie selbst die zarteste und schönste der Blüthen! Die Mauerraute wuchert in den Ritzen der feuchten Felsenwand, und die Ranken des Zimbelkrauts hangen üppig daran herunter und wollen gedrückt seyn von Ihr! Alles ist vollendet, und bis auf die zartesten

Merkzeichen ausgemalt, alles in seinen unbedeutendsten Umrissen wahr und bestimmt. O *Carlo Dolce!* wehe dem, der von einem solchen Meister wie *Leonardo da Vinci* nicht lernte, die Sorgfalt der Natur von der ekelhaften Pinselei der Manier unterscheiden!

Ende des ersten Bandes.

Gedruckt bei Johann Friedrich Unger.

Inhalt des erſten Bandes.

I.

Boppart.

Rheinfahrt. Frühlingsblüthen. Bildung des Rheinbettes. Weinbau im Rheingau und Armuth der Rheinländer. Abentheuer. . . . . S. 1

II.

Andernach.

Koblenz und Ehrenbreitſtein. Gefangene daſelbſt. Ungenähtes Hemde Chriſti. Lederfabriken. Neuwied; Herrnhuter. Seelenunzucht. Menſchenrace des Niederrheins. . . . . S. 16

III.

Kölln.

Gebirge zwiſchen Bingen und Bonn. Bimsſteinlager bei Andernach. Vulkaniſtiſche Hypotheſen. Baſaltberge, insbeſondere der Baſaltbruch bei Unkel. Naturalienkabinet des Kuhrfürſten von Kölln in Bonn. Fälſchlich ſo genannter foſſiler Menſchenſchedel. Charakteriſtik unſeres Zeitalters. . . . . S. 36

IV.

Kölln.

Der Dom, oder die Kathedralkirche. Verſuch über die Humanität des Künſtlers. . . . . S. 70

V.

Düsseldorf.

Anblick von Kölln. Pöbel und Geistlichkeit. Bettelei und Intoleranz. Pferdeknochen unter den Gebeinen in der Ursulakirche. Klimatischer Unterschied in der Religion. Kreuzigung Petri von Rubens. Neuangelegte Stadt bei Düsseldorf. Über die Regierungskunst und über Regentenkünste. Kloster la Trappe. . . . . S. 90

VI.

Düsseldorf.

Über die Mittheilung der Eindrücke des Gesehenen. — Wie bildet sich der Künstler? Erste Ansicht der Bildergallerie. Rubens jüngstes Gericht. . . . . . S. 114

VII.

Düsseldorf.

Fernere Erinnerungen aus der Galerie. Rubens. Albrecht Dürer. Gerard Douw. Teniers. Schalken. Gasparo (Dughet). Snyers. Van der Werff. Crayer. Van Dyk. . . . . S. 163

VIII.

Düsseldorf.

Vom Ideal. Italienische Malerei. Susanna von Domenico Zampieri (Dominichino,) und von Annibal Caracci. Heilige Familien von Raphael und von Andrea del Sarto. Pietro da Cortonas Ehebrecherin. Carlo Dolce. Johannes in der Wüste von einem Ungenannten. Guido Reni's Himmelfahrt der Jungfrau. Aretin von Tizian. Christus mit der Dornenkrone von Corregio. Barbarei. . . . . S. 196

IX.

Aachen.

Lage von Julich. Verminderte Volksmenge von Aachen, und deren Ursachen. Kaiserliche Kommission seit 1786. Neuer Konstitutionsplan des Herrn von Dohm. Das Zunftwesen mit seinen Folgen. Verfall der Tuchmanufaktur. Flor der benachbarten Fabriken. Armuth und Bettelstand in Aachen. Mögliche politische und sittliche Freiheit. . . . . S. 281

X.

Aachen.

Lage von Burscheid. Nadelfabrik und Tuchfabrik daselbst. Tuchfabriken in Vaals. Färberei. Tuchhandel. Ideen über den künftigen Zustand von Europa. Krönungsstuhl von Marmor in der Kathedralkirche. Zerspaltene Thore von Erz, nebst der dazu gehörigen Legende. Charfreitagsprozession. . . . . S. 284

XI.

Lüttich.

Ausficht der Stadt. Französische Nationalzüge in Bildung und Charakter der Lütticher. Wallonische Sprache. Reise von Aachen nach Lüttich. Ansicht des Limburgischen. Brabantische Miliz. Abstich der Lüttcher Nationaltruppen dagegen.

Stimmung des Volks. Freiheitsſinn. Apologie der uneingeſchränkten Denk- und Sprechfreiheit. Definition der Beſtimmung des Menſchen. Abweichung des wirklich Exiſtirenden vom hypothetiſchen Unbedingten. Politiſche Verfaſſung von Lüttich ſeit 1316 bis 1789. Miſsbrauch der Gewalt. Von willkührlicher Gewalt nicht zu unterſcheidender rechtmäſsiger Zwang. Grund der wirklich beſtehenden Verfaſſungen. Unveräuſserliche Rechte des Menſchen. Urſachen von dem Unbeſtande der Verfaſſungen. Antinomien der Politik. Gleich unausführbare Entwürfe zur Univerſalmonarchie und zum allgemeinen Staatenbunde. Ringende Kräfte im Menſchen und in der ganzen Natur. Blick über Lüttich von der Citadelle. Politik der Nachbaren. Vertheidigungsanſtalten. Unfall, der den preuſsiſchen General betroffen hat. . . . . S. 326

XII.

Löwen.

Anſicht der Gegend von Lüttich bis Löwen. La puiſſance de Dieu eſt grande! Schöne Dörfer und Menſchen. Tirlemont. Anbau. Reiſegeſellſchaft. Univerſitätsgebäude in Löwen. Unausgepackte Bibliothek. Doktorpromotionen. Methodiſche Ignoranz. Joſephs des Zweiten Reform. Neue Barbarei. Das Rathhaus. Collegium Falconis. Flämiſche Sprache. Löwener Bier. Volksmenge. . . . . S. 417

XIII.

Brüssel.

Fahrt von Löwen auf der Barke nach Mecheln. Irländischer Mönch. Todtenstille in Mecheln. Kathedralkirche zu St. Romuald. Kardinal-Erzbischof von Mecheln. Gemälde von Rubens in der Johanniskirche. Prunkendes Portal der Jesuitenkirche. Geschnitzte Kanzel zu U. L. F. von Hanswyk. St. Bernhard und die Muttergottes. Vor der Hostie knieender Esel. Schwarm von Ordensgeistlichen. Ansicht der Gegend zwischen Mecheln und Brüssel. Recht der Geringen über die Groſsen zu urtheilen. . . . . S. 457

XIV.

Brüssel.

Ansicht von Brüssel. Pracht der Gebäude. Anekdote von Peter dem Groſsen. Veränderter Zustand der Stadt seit achtzehn Jahren. Kühner Spitzthurm des Rathhauses. Prinz Karls Statue zu Pferde auf dem Giebel des Brauerhauses. Neue Häuser an der Stelle aufgehobener Klöster. Kornmarkt. Physiognomische Anzeichnungen über den Pöbel von Brüssel. St. Gudulakirche. Vortreffliches Gemälde von Rubens. Kreuzigung Christi von Crayer in der Kirche des groſsen Beguinenhofs. St. Jakobskirche zum Kaudenberg. Herrn Danhots Gemäldesammlung. Danaë von Tizian. Porträt eines Frauenzimmers von Leonardo da Vinci. . . . S. 477

Druckfehler.

Seite 6. Zeile 5. nach *Rheingau* ein Comma.
-- 28. -- 4. Coristen *lies:* Christen.
-- 47. -- 15. charakterische *l.* charakteristische.
-- 81. -- 17. ies *l.* sie.
-- 121. -- 16. Asthetisches *l.* Ästhetisches.
-- 165. -- 6. unendlichen *l.* unendlich.
-- 171. -- 11. der Mann *l.* den Mann.
-- 187. -- letzte Z. nach gebildet l. nachgebildet.
-- 244. -- 6. umgehen *l.* umgeben.
-- 310. -- 16. Korien *l.* Karden.
-- 316. -- 10. Wahrscheinlich *l.* Wahrscheinlicher.
-- 331. -- 13. ⎫ *hon* l. *hou.*
-- -- -- 14. ⎭
-- 334. -- 7. wogichen *l.* wogichten.
-- 351. -- 19. dem der Künstler *l.* den der Kunstler.
-- 367 -- 4. Anspruche *l.* Ausſpruche.
-- 386 -- 1. sestzte *l.* setzte.

ANSICHTEN

VOM

NIEDERRHEIN,

VON

BRABANT, FLANDERN, HOLLAND, ENGLAND UND FRANKREICH,

IM APRIL, MAI UND JUNIUS 1790.

VON

GEORGE FORSTER.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

ZWEITER THEIL.

BERLIN 1791.
IN DER VOSSISCHEN BUCHHANDLUNG.

ANSICHTEN.

XV.

Brüssel.

Niemand soll mir wieder mit dem elenden Gemeinplatze kommen, den jetzt so mancher Apostel des Despotismus umherträgt, und den ich schon zum Ekel von Nachbetern wiederholen hörte: daſs die Aufklärung Schuld an politischen Revolutionen sei. Hier in Brüssel sollen sie mir ihren Satz einmal anwenden! Ja, wahrlich, vollkommner war keine Unwissenheit, dicker keine Finsterniſs, bleierner drückte nie das Joch des Glaubens die Vernunft in den Staub. Hier hat der Fanatismus Aufruhr gestiftet; Aberglaube, Dummheit und erschlaffte Denkkraft sind seine Werkzeuge gewesen.

Was Revolutionen im Staat hervorbringt, ist gänzlich unabhängig von dem jedesmaligen Grade der Einsicht des revoltirenden Volkes. Wenn seine Leidenschaften aufgeregt sind, (das geschehe nun durch den unerträglichen Druck der Tyrannei oder durch die Aufwieglungskünste boshafter und herrschsüchtiger Menschen:) dann ist die Revolution zur Reife gediehen; nur mit dem Unterschiede, daſs jene besteht, weil sie einen wesentlichen Grund, eine materielle Veranlassung hat, diese hingegen wieder in ihr Nichts zurücksinkt, sobald die Täuschung aufhört.

Die Kirchen und Klöster in Brüssel sind zu allen Stunden des Tages mit Betenden angefüllt — und an den Thoren der Tempel lauert der Geist der Empörung ihnen auf.

Hier läſst der Congreſs seine Mandate und Verordnungen anschlagen; hier lesen wir die täglich herauskommenden Aufforderungen an das Volk, gegen die so genannten Verräther des Vaterlandes, nämlich gegen die Demokraten, mit Feuer und Schwert zu wüthen; hier lästert die Zunge der Verläumdung den braven *Van der Mersch;* hier stöſst man Verwünschungen aus gegen die Holländischen Flüchtlinge, denen man die Freiheitsliebe zum Verbrechen macht; hier erdreistet man sich sogar, den heftigsten Ausbrüchen der Wuth, womit die aristokratische Partei die andere verfolgt, den Anstrich frommer Handlungen zu geben und die rechtgläubigen Einwohner im Namen ihrer Religionspflichten dazu anzusporncn! Unverkennbar ist der Geist, der in diesen Anschlagszetteln spukt; es giebt nur Eine Klasse von Menschen, die auf solche Weise Menschliches und Göttliches unter einander wirſt, um die blöden Augen der Menge zu blenden und ihre schwache Vernunft durch kasuistische Cirkelschlüsse zu hintergehen.

Das Siegel eines weit ärgeren Despotismus, als derjenige war, dem die Niederlander entronnen sind, klebt noch an ihrer Stirn, und ein Jahrhundert wird es nicht abwaschen können. Mit ihrer neuerlangten Freiheit wuſsten sie nichts anzufangen; sie war ihnen lästig: sie können ohne Beherrscher nicht bestehen. *Nous ne voulons pas être libres,* "wir wollen nicht frei seyn," antworten sie uns, wenn wir sie um ihrer Freiheit willen glücklich preisen; ohne doch vermögend zu seyn, uns nur etwas, das einem Grunde ahnlich gesehen hätte, zur Rechtfertigung dieses im Munde der Empörer so paradoxen Satzes vorzubringen. *Nous ne voulons pas être libres!* Schon der Klang dieser Worte hat etwas so

Unnatürliches, daſs nur die lange Gewohnheit *nicht* frei zu seyn, die Möglichkeit erklärt, wie man seinen tückischen Führern so etwas nachsprechen könne. *Nous ne voulons pas être libres!* Arme, betrogene Brabanter! das sagt ihr ohne Bedenken hin; und indem ihr noch mit Entzücken euren Sieg über die weltliche Tyrannei erzählt, fühlt ihr nicht, wessen Sklaven ihr waret und noch seid? Schon recht! ihr könnt auch nicht mehr frei seyn; ihr seid geborene Knechte: Einem Herrn entlauſt ihr; aber des andern Zeichen ist euch eingebrannt, an welchem es jedem Klügeren spottleicht wird, euch wieder zu kennen und einzufangen, wähntet ihr gleich, ihr wäret frei!

Wie der Vogel, der den Faden bricht,
und zum Walde kehrt:
er schleppt des Gefängnisses Schmach,
noch ein Stückchen des Fadens nach;
er ist der alte, freigeborne Vogel nicht —!

Aberglaube heiſst der Faden, der allerdings nur gar zu oft auch vom weltlichen Despoten ergriffen wird, und an dem er die gefesselten Nationen lenkt. Ein gefährliches Unterfangen! denn es darf sich nur die Hierarchie an den Faden hängen, so schwingt sie das Volk und den Herrscher nach ihrer Willkühr umher.

Brabant ist seines Aberglaubens wegen berühmt, Dank sei es *Philipps* grausamer Politik, die das Schwert in den Eingeweiden seiner selbstdenkenden Unterthanen wühlen lieſs und jedem Andersgesinnten den Scheiterhaufen zuerkannte. Die Rechtgläubigen, die allein in dem entvölkerten Lande übrig blieben, mochten wohl erblassen über ihrer eigenen Hände Werk. Triefend vom Blut ihrer Brüder, flohen sie vor dem grellen Lichte ihrer strafenden Vernunft und den Qualen einer vergeblichen Reue. Sie eilten, die Bürde des verwundeten Gewissens im mütterlichen Schooſse der Kirche abzuwerfen, und die Zauberin verwandelte den Brudermord in ein gottgefälliges Opfer. So ziemte es ihr, Verbrechen zu heiligen, die sie zuerst gebot. Zitternd vor ihr, die *damals* das Menschengeschlecht eher vertilgen als ihrem Herrscherrecht entsagen wollte, huldigten sie der unerforschlichen Weisheit, womit die Kirche alle Widersprüche vereinigte, und schrieben der lästigen Zweiflerin *Vernunft* einen ewigen Scheidebrief.

Das schöne Vorrecht einer Religion des Friedens, dem Verbrecher im Namen der versöhnten Gottheit Verzeihung und Gnade darzubieten, erstreckt sich nicht bis zur Aufhebung der *natürlichen* Folgen des Übels. *Geistliche* Zurechnung mag sie dem Sünder erlassen; aber weder Reue noch Seligsprechung können ungeschehen machen, was geschehen ist, können aus der Kette der Dinge ein einziges Glied reiſsen, das hier Wirkung war und dort wieder Ursache wird. In Brabant, wo die vorgeblichen Vertrauten der Götter nicht bloſs zu verzeihen, sondern zu billigen, ja zu gebieten wagten, was die Natur als Verbrechen verabscheuet — werden hier allein die Verirrungen der wider sich selbst wüthenden Menschheit ohne Folgen geblieben seyn? Nimmermehr! Lieber läugne man allen Zusammenhang und jede Beziehung in der Natur; man lästre die unverbrüchliche Treue, womit sie an ihren Gesetzen bekleibt, ehe man zweifelt, ob das Verzichtthun auf den Gebrauch der Vernunft, und ob die Betäubung des moralischen Gefühls eine andere Wirkung haben könne, als immer zunehmende Entartung!

Seit jener unglücklichen Epoche, da hier die *Philippe* und die *Albas* mordeten, da das

Blut der freien Edlen auf dem Richtplatze floſs, erwähnt die Geschichte dieser Provinzen nur dann, wenn fremde Kriegesheere sie zum Kampfplatz wählten, oder wenn sie, als ein Erbgut, aus einem Fürstenhause in das andere übertragen wurden. Nie wieder erwachte in ihnen ein eigenthümlicher Geist, nie erhob sich aus ihrer Mitte ein groſser Mann! In Unthätigkeit versunken, behaupteten sie nie die Rechte der Menschheit gegen die übermüthigen Nachbaren, die ihrem Oberherrn das harte Gesetz vorgeschrieben hatten, die Flüsse seines Landes zu verschlieſsen, und seinen Städten mit dem Handel auf dem Meere Wohlstand, Volksmenge und Mittel zur Bildung des Geistes zu rauben. Bei *Josephs* Versuche, dieses widernatürliche Joch abzuwerfen, verhielten sich die Brabanter leidend, und die Flammänder sträubten sich; jene glaubten, am Speditionshandel hinlänglichen Ersatz für die gesperrte Schelde zu besitzen, oder hatten sich schon gewöhnt, in ihren angeerbten Schätzen unerschöpfliche Quellen des eingeschränkten, stillen, müſsigen Genusses zu finden; diese wollten ihr Ostende dem Flor von Antwerpen nicht opfern. Der Adel in beiden Provinzen befürchtete im vermehrten Wohlstande des Bürgers Verminderung seines Einflusses und Ansehens; und die Geistlichkeit, die in einigen Provinzen zum Besitz der Hälfte, und in Brabant voller zwei Drittheile von dem ganzen Landeigenthum gelangt war, begnügte sich an dem sichern Ertrage des fruchtbaren Bodens.

Eine Zeitlang hatte zwar aus den Schutthaufen der Freiheit die Kunst noch hervorgeblühet. Statt des Schwertes, das den Belgiern aus der Hand gesunken war, hatten sie den Pinsel ergriffen; denn plötzlich erlischt die Energie des menschlichen Geistes nicht: in ihrem Wirken unterbrochen, wirft sie sich gern erst in neue Kanäle. Der Luxus der Hauptstadt, der gehemmte Umlauf ungeheurer Kapitalien in den Handelsstädten, die Politik und die Hoffart der Klerisei und der geistlichen Orden gaben anfänglich den Künstlern Beschäftigung; allein auch diese Periode war bald verflossen. und alles neigte sich unter dem narkotischen Fittig der Pfaffenerziehung zum langen Geistesschlafe. Um Gestalten hinzaubern zu können als lebten sie, um Menschen handelnd darstellen, ja in Thaten grofs auch nur ahnden zu können, müssen frühzeitig die Bilder des Mannichfaltigen den unbefangenen Geist zur Thätigkeit wecken und die Begierde zu *schaffen* in seinem Innern hervorrufen. Das träge Blut des Belgiers vermochte dies nie von selbst. Als der Rausch, den ihm die kriegerischen Zeiten zurückgelassen hatten, gänzlich verdünstet, als *Van Dyk* nach England verpflanzt und zu früh gestorben war, da welkte die Niederländische Kunst, und jene so genannten Malerakademien, welche noch jetzt in Mecheln und Antwerpen bestehen, sanken in eine Geringfügigkeit, die ärger als Vernichtung ist.

Die mechanischen Künste haben sich länger gehalten, weil die Art des Fleiſses, welche kein Nachdenken erfordert, sondern das Werk der Übung und Gewöhnung ist, phlegmatischen Völkern zur andern Natur werden kann. Ihre Existenz in dieser, wie in jeder Rücksicht, ist maschinenmäſsiger, als die Existenz der lebhafteren, geistreicheren Menschen, deren unstätes Wesen mehr von eigenen Antrieben abhängt und daher öfter die Erscheinung des Müſsigganges bewirkt. Noch giebt es in allen Belgischen Provinzen anſehnliche Wollen- und Leinenfabriken, obwohl die ersteren in Vergleich mit ihrem Flor im vierzehnten Jahrhundert, als Löwen und Ipern jedes viertausend, Mecheln über dreitausend, und Gent vierzigtausend Weberstühle beschäftigen konnten, gleichsam nur armselige Trümmer der ehemaligen Wirksamkeit verrathen. Lange vor dem Ausbruche des Religionskrieges wanderten aber schon Tausende von Fabrikanten nach England, und während der Unruhen öffnete *Elisabeth* ihre Häfen den fleiſsigen Flüchtlingen, die um ihres Glaubens willen ihr Vaterland verlieſsen. Andere Zweige des städtischen Fleiſses sind durch das Emporkommen auswärtiger Fabriken in Verfall gerathen, wie die Seidenmanufakturen in Antwerpen; oder der Wankelmuth der Mode hat ihren Absatz vermindert, wie dies mit den Brabantischen Spitzen und mit den gestickten Teppichen von Brüssel der Fall ist, an deren Stelle die Blonden und Papiertapeten gekommen sind.

Der Landmann allein ist geblieben, was er war: der arbeitsame, geduldige Bauer des fetten ergiebigen Erdreichs. Seine Saaten füllen die Scheuren des Adels und der Klöster; seine Heerden bedecken unübersehbare Weiden, und seine Gespinnste, das Werk seiner Nebenstunden, beschäftigen sowohl die noch übriggebliebenen einheimischen, als auch die benachbarten auswärtigen Fabrikanten. Aus diesen Quellen des Reichthums, so schlecht man sie auch benutzte, flossen jährlich noch Millionen in die Schatzkammern des Hauses Östreich. Hätten weise Führer durch zweckmäſsige Bildung der Jugend, hätten groſse Regenten durch Erweckung eines edlen Wetteifers, den Einflüssen der Sumpfluft und des nordischen Nebels entgegengegenarbeiten wollen; warum sollte es ihnen weniger geglückt seyn, als in dem benachbarten England? Allein die Vervollkommnung des dritten Standes war jederzeit, bis auf *Joseph den Zweiten*, dem stolzen Hofe zu klein, dem Adel und der Geistlichkeit ein Greuel.

Oft indessen zwecken die unberechneten Folgen der Leidenschaft mehr als absichtliche Vorkehrungen auf die Hervorbringung des Guten. Nirgends treibt die Habsucht mit weniger Zurückhaltung ihr Spiel, nirgends häuft sich die Zahl der Processe so ins Unendliche, als in Ländern, wo ein ungebildeter, zahlreicher Adel, und eine nicht minder rohe, nicht minder zahlreiche Geistlichkeit den Besitz des Landes unter sich theilen. In den katholischen Niederlanden, wie in Polen und Ungarn, nehmen diese Streitigkeiten, bei dem geschwächten moralischen Gefühl welches unausbleiblich die versäumte Entwickelung der Vernunft begleitet, unter den Begüterten kein Ende. Daher schwang sich endlich aus dem Bürgerstande die unentbehrlich gewordene Klasse der Rechtsgelehrten empor, und in diesem, allerdings nicht erlesenen Haufen, entwickelten sich gleichwohl die ersten Keime des Belgischen Patriotismus. Unter der furchtbaren Kohorte von drei- bis vierhundert Advokaten, die dem Geiste der Unverträglichkeit in Brüssel das tägliche Opfer bringen, fanden sich einige Männer, deren Studien und Amtsgeschäfte den glücklichen Erfolg für sie selbst hatten, ihre Begriffe von Recht und Pflicht jenseits des todten Buchstabens der Gesetze zu berichtigen und aufzuhellen. Mit dem Lichte, das ihnen plötzlich zuströmte, und das sie freilich weder in den Kreuzgängen der Jesuitenschulen noch in der finsteren Universität zu Löwen je erblicken konnten, prüften sie die Ansprüche des Fürsten, wenn er, selbst in guter Absicht, aus den Schranken heiliger Verträge trat, und sich nach seiner Überzeugung für berechtigt hielt, die Gemüther der Menschen eigenmächtig zu ihrem wahren Vortheil zu zwingen. Mit demselben Lichte erkannten sie das Verhältniſs des Volkes zu seinen Repräsentanten, und vertheidigten die Rechte des Bürgers gegen die Eingriffe der Prälaten und Ritter. Der Enthusiasmus, das Kind des Druckes und der verkannten Wahrheit, goſs Feuer in ihre Reden und Entwürfe; allein ihre Beredsamkeit und ihr Beispiel waren verschwendet an ein Volk, das sie nicht ſassen konnte und gewohnt war, blindlings zu ſolgen. *Joseph* durſte die *Joyeuse entrée* vernichten und den Ständen ihre Vorrechte schmälern; das Volk hätte sich nicht geregt. Er nahm dem geweihten Müſsiggänger seine überflüſsigen Schätze — und das Volk ſtieſs ihn vom Thron.

XVI.

Brüssel.

Seitdem das Haus Östreich in engere Verbindung mit Frankreich getreten war, hatten die schönen Belgischen Provinzen von den ehemaligen feindlichen Überzügen ausgeruhet, und, eingeschränkt wie ihr Handel blieb, bloſs durch ihren inneren Reichthum einen hohen Wohlstand erreicht. *Karl von Lothringen*, der eine lange Reihe von Jahren als Generalgouverneur seinen Hof zu Brüssel hielt, ward von den Niederländern so enthusiastisch geliebt, wie es fast immer bei Fürsten der Fall ist, die sich an der Bereitwilligkeit der Nation zur Erlegung groſser Subsidien genügen lassen, ohne sich durch Neuerung und Reform einen Namen erwerben zu wollen, ohne durch stetes Miſsbilligen dessen, was Andere thaten, ihre Einsicht auf Kosten der Selbstachtung ganzer Millionen von Menschen geltend zu machen, ohne Macht und Gewalt blicken zu lassen, wo die Gesetze allein entscheiden sollten, oder wo Alles durch Güte auf dem gebahnten Wege zu erlangen war.

Der Minister *Stahremberg* theilte mit dem Prinzen die Zuneigung des Volkes, und beide wuſsten seine Vorurtheile zu schonen, seinem Geschmacke zu schmeicheln und seine Gutwilligkeit ohne Geräusch zu benutzen. Der glänzende Hof des Fürsten; seine Liebhabereien; der so leicht und um so geringen Preis zu erkaufende erhabene Name eines Beschützers der Wissenschaften und Künste; die von ihm angefangene Verschönerung der Stadt, und seine Sorgfalt für die Unterhaltung und die Vergnügungen des Volks: das waren seine Ansprüche auf eine Liebe, die ihm Bildsäulen zu Fuſs und zu Pferde, an öffentlichen Plätzen und auf den Giebeln öffentlicher Gebäude, erwarb. Die Belgier zogen ruhig auf der breiten Heerstraſse der Gewohnheit fort, und verrichteten willig und mechanisch ihr Tagewerk, ohne sich um die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten zu kümmern. Ihr Vertrauen in die weise Führung der höhern Stände ging so weit, daſs verschiedene Brabantische Städte von ihrem Recht, Abgeordnete zur Versammlung zu schicken, keinen Gebrauch machten und der dritte Stand folglich zuletzt wenig mehr als dem Namen nach existirte. Die Geistlichkeit hatte beinahe in allen Provinzen, als erster und zahlreichster Landstand, ein entschiedenes Übergewicht. Ihre treue Ergebenheit gegen den Hof beruhete auf einem gemeinschaftlichen Interesse. Die süſse Herrschaft über die Gemüther, in deren Besitze man sie nicht störte, war immer einige dem Landesherrn gezollte Millionen werth. Man versichert, daſs *Maria Theresia* während des siebenjährigen Krieges an wirklich bewilligten Subsidien und an negoziirten Darlehen gegen hundert Millionen Gulden aus den Niederlanden gezogen habe; und noch kurz vor dem Ausbruche der Unruhen schätzte man den jährlichen Ertrag der kaiserlichen Einkünfte aus diesen Provinzen auf die unglaubliche Summe von sieben Millionen.

Der Kaiser hatte seine Niederlande selbst besucht und mit seinem Kennerblicke die tief eingewurzelten Miſsbräuche ergründet, die sich dem gröſseren Flor derselben widersetzten. Er fand das Volk ungebildet, in Aberglauben versunken, träge und ungelehrig im Gebrauche seiner Geisteskräfte; übrigens aber mit physischen Vorzügen ausgestattet, stark und arbeitsam, und geneigt zum frohen, groben Sinnengenusse. Dem angeborenen Phlegma war Gutmüthigkeit zugesellt, eine glückliche Eigenschaft, durch die sich auf den Charakter noch wirken lieſs; gleichsam wie ein schwerer Körper Beweglichkeit bekommt, wenn man ihn mit einem leichteren verbindet. Allein die bisherigen Erzieher dieses Volkes bedurften selbst einer sorgfältigeren Bildung. Mit dem Deutschen und Französischen Klerus war der Belgische nicht fortgeschritten; er war um mehr als ein Jahrhundert zurück, und der Abstich auffallend zwischen seinen, auf die Blindheit des Volkes berechneten Anmaſsungen und der Lichtmasse in dem übrigen Europa, vor welcher kein erkünstelter oder unächter Heiligenschein bestehen kann.

Hier war indeſs Beides, die hierarchische und die politische Macht des Staates, in den Händen der Geistlichkeit. Ihre Häupter herrschten in den Versammlungen der Stände; ihre Schlauköpfe wuſsten in Schulen und Akademien die Dummheit methodisch fortzupflanzen, und Alle, vom Höchsten bis zum Geringsten, lenkten das Gewissen der Einwohner nach ihrer Willkühr. Es forderte *Josephs* ganze Thatkraft und seinen Herrschergeist, um hier nicht an Läuterung zu verzweifeln, sondern sie wirklich anfangen und durchsetzen zu wollen.

Er fing zuerst mit Ersparnissen an, auf welche man unter der vorigen allzumilden Regierung nicht geachtet hatte. Durch seine Bündnisse mit *Frankreich* gesichert, und durch den Augenschein überzeugt, daſs der Verfall der Gränzfestungen den Barrierentraktat von 1715 *wesentlich* schon aufgehoben habe, vermochte er im Jahr 1781 die Republik der vereinigten Niederlande dahin, diesen Traktat auch *förmlich* aufzuheben und ihre Besatzungen aus allen darin benannten Festungen zurückzuziehen. Sobald er diesen Punkt gewonnen hatte, der die Generalstaaten im Grunde nur von einer unnützen und lästigen Ausgabe befreite, wurden alle niederländische Festungswerke, ausgenommen die von Luxemburg, geschleift und die Summen, die ihr angeblicher Unterhalt dem Staate jährlich gekostet hatte, in Zukunft für das Ärarium gewonnen. Ähnliche Reformen bedurften und erhielten jetzt alle Theile der Administration, und selbst die Gouvernantin der Niederlande, eine Schwester des Kaisers, wurde nebst ihrem Gemahl, dem Herzoge von Teschen, in ihren Einkünften auf eine bestimmte Summe eingeschränkt.

Von dem Charakter des Volkes lieſsen sich vortheilhafte Veränderungen hoffen, wenn man es in neue Thätigkeit versetzte; es war vielleicht nur eine äuſsere Veranlassung nöthig, um in demselben schlummernde Kräfte zur Wirksamkeit zu berufen. Schon die Eröffnung der Schelde allein hätte diesen Erfolg haben müssen, da die Erscheinungen, die ihre Verschlieſsung hervorbrachte, für ganz Europa so wichtig gewesen sind. Aber die eifersüchtige Politik der Nachbaren vereitelte diese glänzende Ausſicht um so viel leichter, da die Belgische Nation nicht einen Funken der Begeisterung blicken lieſs, womit jedes andere Volk, das fähig gewesen wäre seinen eigenen Vortheil zu erkennen, bei einer solchen Veranlassung dem Landesherrn alle Kräfte dargeboten hätte.

Diese Fühllosigkeit muſste der Kaiser tief empfinden; sie muſste ihn auf die Wurzel des Übels zurückführen und ihn in der ihm nur allzugegenwärtigen Überzeugung befestigen, daſs seiner höheren Einsicht das groſse

Werk, seine Unterthanen wieder zu beseelen, allein aufbehalten sei. Wenn er wenig Achtung für die Vernunft des groſsen Haufens besaſs; wenn er den Beruf in sich fühlte, seine Unterthanen, die ihm unmündige Kinder schienen, mit der ganzen Authorität des Vaters zu ihrem Besten anzuführen: wer findet den Irrthum nach solchen Beispielen nicht verzeihlich? wer bedauert nicht den Monarchen, dessen Volk so weit hinter ihm zurückgeblieben war, daſs er sich zu seinen Bedürfnissen nicht mehr herablassen konnte? Die Gleichgültigkeit der Belgier gegen die Maaſsregeln des Kaisers, die keinen andern Zweck als den gröſseren Flor ihres Vaterlandes hatten, und bald hernach die störrige Widersetzlichkeit, die sie gegen seine vorgenommenen Neuerungen äuſserten, erklären auch ein anderes Phänomen, welches sonst bei einem Fürsten, der so strenge Begriffe von Regentenpflicht hatte, befremdend scheinen möchte; ich meine das bekannte Projekt von einem Ländertausche, wodurch er diese so sehr verwahrloseten Menschen ihrem Schicksal überlassen wollte. Wenigstens ist es einleuchtend, daſs einem Monarchen, der die unüberwindlichen Hindernisse, welche sich der Ausführung seiner Vervollkommnungsplane in den Weg legen würden, jetzt schon anfing zu ahnden, der Gedanke nahe liegen muſste, diese Bürde von sich zu werfen, um seine unermüdete Thätigkeit mit mehrerem Vortheil, und vielleicht mit glücklicherem Erfolge, anderen, ihm näher liegenden Provinzen zu widmen. Erst als dieser groſse Plan vereitelt ward, und der Deutsche Bund sogar in Zukunft seine Ausführung unwahrscheinlich machte, gewannen die Reformen des Kaisers in den Niederlanden ein ernstlicheres Ansehen.

Wie, weit ging denn nun des Kaisers Befugniſs und Recht, seine Neuerungen durchzusetzen? Über diese Frage ward bereits lange und wird auch noch gestritten. Du weiſst, was ich von solchen Fragen halte, wobei jede Partei gewisse Positionen, als ausgemacht, zum Grunde legt, und keine bis auf die letzten Vernunftgründe zurückgeht. Denkende Männer, nicht bloſs die maschinenmäſsigen Aktenleser, denkende Männer, die sich sonst von den Fesseln des Vorurtheils frei zu erhalten wissen, können sich doch in einem solchen Falle, wo das Glück eines Volkes von den Maaſsregeln eines Fürsten abhängt, vor einer kaltblütigen Erörterung scheuen und wohl gar verlangen, daſs das Herkommen, die Gewohnheit, das Ansehen der Person, und die einmal bestehende Authorität als unantastbare Heiligthümer gelten sollen. Das Gefühl, welches sie zu dieser Forderung verleitet, macht ihrem Herzen Ehre; indeſs freilich nur auf Kosten des Verstandes. Sie verwechseln nämlich *handeln* und *denken*, und ohne es selbst zu wollen, begünstigen sie dadurch einen ärgeren Despotismus, als denjenigen, den sie bestreiten. Die Folge der kaiserlichen Reformen war Widerstand, Aufruhr, Krieg; das Blut von Tausenden muſste flieſsen, die Ruhe von Millionen ward geopfert — für was? — für den Einfall eines Monarchen. Rühmlich und gut war seine Absicht; aber bei einem zweifelhaften Erfolg, und wenn so vieler Menschen Wohl auf dem Spiele steht, darf niemand selbst das Gute nicht durch gewaltsame Mittel erzwingen, dem Volke die gewissen oder eingebildeten Vortheile, die es schon genieſst, nicht eigenmächtig entreiſsen, so lange es in demjenigen, was man ihm an ihrer Stelle darbietet, keinen

Gewinn erkennt. Im Gegentheil, man soll die goldene Regel des frommen *Bonafides* befolgen:

> Wenn an das Gute,
> das ich zu thun vermeine, gar zu nah
> was gar zu Schlimmes gränzt: so thu' ich lieber
> das Gute nicht; weil wir das Schlimme zwar
> so ziemlich zuverläſsig kennen, aber
> bei weitem nicht das Gute. —

Noch mehr: der Thron schützt so wenig vor Irrthum, daſs er unter gleichen Umständen oft eine Quelle desselben wird. Der Kaiser konnte wirklich irren, er konnte wohl gar in guter Absicht etwas wollen, das an sich ungerecht und in allen seinen Folgen schädlich war. Wohlan! jene Maximen wollen wir einstweilen gutheiſsen, diese Möglichkeit zugestehen. Allein, wenn gleich der Kaiser in den Niederlanden nichts hätte ändern sollen, so durfte er darum doch *einsehen*.

sehen, was recht und gut, was der Bestimmung des Menschen und seiner ganzen Natur gemäſs sei oder nicht. Mehr fordern wir auch nicht für uns; aber dies Wenige darf man uns nicht verweigern, wenn man nicht allen Fortschritt der Erkenntniſs hemmen und uns dem Rechte des Stärkeren unterwerfen will. Ein anderes ist es, erkennen und öffentlich bekennen, was wahr, gut und recht genannt zu werden verdient, die Vernunft dort anwenden, wo sie am unentbehrlichsten ist, zur Prüfung der wichtigsten Verhältnisse des Lebens; ein anderes, die Welt nach dieser Erkenntniſs, die sich nur allmälig einimpfen, nur langsam mittheilen und verbreiten läſst, plötzlich umschaffen und mit Gewalt vervollkommnen wollen.

Überdieſs lieſse sich auch noch Manches gegen die Allgemeinheit der Regel des guten

Kloſterbruders in *Leſsings Nathan* einwenden. Sie iſt an ihrer Stelle in der Sittenlehre des einfachguten, ſtillen, beſchränkten Menſchen, der ſich vom Geräuſche der Welt zurückgezogen hat, in ihre Händel ſich nicht miſchen mag und den Reſt des Lebens frommen Übungen widmen will. Allein, wer darf behaupten, daſs dieſe Regel für alle Klaſſen von Menſchen, nach der jetzigen Lage der Sachen, zur Richtſchnur tauge? Andere Kräfte, andere Gaben, andere Erfahrungen und Ausbildungen haben auch eine andere Sittenlehre, wie einen ganz verſchiedenen Beruf. *Leſsing* ſagt an einem andern Orte ſehr ſchön, ſehr wahr und edel: *was Blut koſtet, iſt gewiſs kein Blut werth;* allein man würde ſeinem Geiſte unrecht thun, wenn man ihm die Folgerung andichten wollte, daſs er alles Blutvergieſsen für entbehrlich gehalten habe. Sein durchdringender Verstand wuſste zu wohl, daſs alles, was geschehen ist, hat seyn müssen. Für Meinungen ward ja von jeher Blut vergossen; und können wir läugnen, daſs ohne die gewaltsamen Mittel sie fortzupflanzen, wir vielleicht in unsern Wäldern noch Eicheln fräſsen und Menschen, wie die Thiere, jagten? Der sanftmüthige Stifter des Christenthums sah voraus, daſs er nicht den Frieden, sondern das Schwert und die Zwietracht brächte; und dennoch folgte er seinem inneren Berufe. Wer wollte auch eines *Luthers* Feuereifer nach *Bonaſides* Sanftmuth richten! Allerdings giebt es Fälle, wo man den Blick über die etwanigen Nachtheile hinaus, die im gegenwärtigen Augenblick aus einer Reform entspringen können, auf die guten Folgen richten darf, welche die Zukunft erst reifen und offenbaren wird. Allerdings darf man säen auf Hoffnung der zukünftigen Erndte. Die Frage ist nur, welches sind die privilegirten Menschen, die es wagen dürfen, sich über die vorhin erwähnte Einschränkung hinwegzusetzen und ihrem eigenen Blick in die Zukunft zu trauen? Wer darf die jetzige Ruhe in Erwartung der zukünftigen Wohlfahrt stören? Giebt es Merkmale, an welchen sich diese überlegenen Geister im voraus erkennen lassen? oder bleibt es nicht immer in der Welt bei der alten Einrichtung, daſs ein jeder nach seiner Einsicht und seinem Gefühle handeln müsse, *auf seine Gefahr?*

Wenn die Speculation einen Grundsatz aufstellt, so giebt sie ihm eine Allgemeinheit, die er in der Anwendung nicht behalten kann, wo unaufhörlich entgegengesetzte Tendenzen von Principien, die an sich gleich richtig, gleich gut und gleich allgemein sind, den Handelnden wo nicht in Verlegenhi[illegible]setzen, doch zu Rücksichten nöthigen, die seine absolute Wirksamkeit einschränken. So mag es denn auch mit dem Begriffe von Volksglückseligkeit beschaffen seyn, den man zuweilen so fest an die Erhaltung einer ruhigen Existenz zu knüpfen pflegt. Kein Bewegungsgrund — so will man behaupten — soll stark genug seyn, den Vortheil zu überwiegen, der aus dem ungestörten Genusse der physischen Befriedigung entspringt. Auf die Gefahr, den Menschen in seiner einförmigen Lebensweise zu stören, soll es nicht erlaubt seyn, ihn in neue Verhältnisse zu versetzen, die er bloſs der Neuheit wegen haſst. Wie aber, wenn jemand einsähe, daſs, indem alles jetzt beim Alten sein Bewenden hätte, das Miſsverhältniſs bald zu einer Höhe steigen müſste, wodurch die Bande des Staats gewaltsam aufgelöset würden? Wie, wenn das ungestörte

Beharren in einem Zustande der unvollkommenen Bildung, die den Menschen der Thierheit näher läſst als jenem Ziele, welches ihm in der Perfektibilität seiner Geisteskräfte gesteckt ist; wenn dieses schläfrige, träge Vegetiren endlich Unfähigkeit zur Vervollkommnung bewirkte; eine solche Erstarrung der Organe, die zur Vervollkommnung dienen, zuwege brächte, daſs die sinnliche Maschine keinen sittlichen Werth mehr erlangen, keiner subjektiven Ausbildung mehr fähig seyn, sondern bloſs zu thierischen Funktionen tauglich bleiben könnte? Dann dürfte doch einem Manne, der groſse Macht in Händen hat, und den Beruf in sich fühlt, mächtig in die Schicksale der Menschheit zu wirken, die Pflicht näher liegen, den Menschen Fähigkeit und Würdigkeit zum Genuſs ihres Daseyns zu verschaffen, als jene, ihnen einen Genuſs zu sichern, der ihnen den Weg zum Ziel ihrer höheren Bestimmung abschneidet. Wer den Zweck will, muſs auch die Mittel wollen. Ist die *innere, sittliche* Freiheit die wahre Grundlage menschlicher Glückseligkeit; ist alles Glück unsicher, auſser demjenigen, welches in dem Bewuſstseyn der moralischen Unabhängigkeit besteht: so hintergeht man uns, wenn man in *allen* Fällen auf die Erhaltung des gegenwärtigen Zustandes dringt und den hohen Genius anfeindet, der vielen Menschen Veranlassung gab, durch ungehemmte Wirksamkeit dor Geisteskräfte sich zu jenem Bewuſstseyn emporzuschwingen.

Die aristokratische Partei schreiet über Entweihung ihrer Rechte. Allein, "in einem Staate, wo das Volk nicht wirklich repräsentirt wird," erwidert die Gegenpartei, "dort existirt, strenge genommen, keine rechtmäſsige Gewalt; alles ist Usurpation, und selbst die freiwillige Ergebung des Volkes in den höchsten Willen der Aristokraten setzt eine schon früher an seinem Verstande verübte Gewaltthätigkeit voraus, ist ein Beweis von gekränkter Menschenwürde und verletztem Menschenrecht." Alle so genannte Souverainitätsrechte, behaupten die Demokraten ferner, sind ihrer Natur zufolge allen Menschen unveräuſserlich eigen, und jede unwiderrufliche Übertragung derselben, wann und wo sie auch erschlichen ward, ist nur ein Kennzeichen von menschlicher Ohnmacht und Unwissenheit. Diese beiden Eigenschaften sind allerdings so allgemein durch unsere Gattung verbreitet, daſs sie gleichsam ihre charakteristische Bezeichnung ausmachen und allen Herrschern der Erde, statt des wirklichen Rechtes, welches sie nimmermehr erweisen können, ein im verjährten Besitz und in fortdauernder Schwäche der Völker gegründetes, der Vernunft sogar furchtbar gewordenes *Scheinrecht* ertheilen. So lange die groſse Masse des Menschengeschlechts in einem Zustande der Unmündigkeit bleibt — und es hatte noch unlängst den Anschein, daſs sie es ewig bleiben würde — so lange kann dieser Unterschied subtil und überflüſsig scheinen; für denkende Menschen aber und für Völker, welche anfangen sich zu fühlen, ist er ohne Zweifel sehr gegründet und sehr erheblich zugleich. Nach diesen Vorausſetzungen wäre es demnach offenbar: wer *Josephs* Recht, in den Niederlanden nach seiner Erkenntniſs des Bessern zu herrschen, in Zweifel zieht, und seine Reform gewaltthätig nennt, der darf ihm wenigstens nicht das usurpirte, im Stumpfsinn und im Aberglauben des Volkes geschöpfte Recht der Stände entgegensetzen.

Doch die Frage von Recht bei Seite, so

läſst sich allerdings noch bezweiſeln, ob es der Klugheit des Regenten gerathen war, im gegenwärtigen Falle den Despotismus der Aristokratie entgegen zu stellen und es darauf ankommen zu lassen, auf wessen Seite das Volk sich neigen würde. — Das Volk? Trägt es nicht überall die Fesseln der Gewohnheit als einen angeerbten Schmuck, den zu veräuſsern oder gegen eine schönere und nützlichere Zierde zu vertauschen, es für ein Verbrechen hält! War es nicht in den Niederlanden insbesondere gleichgültig gegen jede Neuerung, auch wenn sie ihm, wie die Eröffnung der Schelde, mit keinem Umsturz seiner Verfaſsungen drohete, und vielmehr reinen Gewinn zu bringen versprach? Konnte man vergessen, daſs es in der Hand seiner Beichtväter ein bloſs leidendes Werkzeug ist? Vielleicht verachtete der Kaiser die wirklich auffallende Erschlaffung selbst dieser Theokraten, die dicke Finsterniſs, in welcher ihre Geisteskräfte schlummern, die Feigheit, die so oft die Gefährtin eines bösen Gewissens ist; er glaubte vielleicht, die Sybaritenseelen würden zittern vor dem Ernst eines Mannes. Diese Überzeugung wäre dann ein neuer Beweis des Scharfblicks, womit *Joseph* die Menschen durchschaute. Wirklich zitterten sie, so oft er ihnen in furchtbarer Herrschergestalt erschien. Erst nach dem unglücklichen Feldzuge wider die Türken im Jahr 1788 wuchs ihr Muth gegen den sterbenden Kaiser, und selbst dann bedurfte es genau des ganzen Zusammenflusses von Begünstigungen des Schicksals, um ihnen das Zeichen zum Aufruhr zu entlocken.

Die Lieblingsidee des Kaisers, eine völlige Gleichförmigkeit des Administrationswesens und der Gesetzgebung in allen seinen Staaten einzuführen, ist ebenfalls nicht frei von Tadel geblieben. Es scheint in der That natürlicher, die Formen nach dem verschiedenen Genie der Völker abzuändern, als alle Völker in Eine Form zu zwängen. In Italien, Deutschland, Böhmen, Ungarn und Belgien sind die Menschen viel zu weit von einander verschieden in physischen und moralischen Anlagen, in Sitten und Gewohnheiten, um gleichen Handlungen denselben Werth oder Unwerth beizumessen. Die Verschiedenheit des Bodens, der Lage, des Himmelstrichs bestimmt diese Mannichfaltigkeit im Menschengeschlechte, wie in der ganzen organischen Schöpfung, die nur durch sie desto reicher und schöner unseren Augen und unserem Verstande entgegenglänzt. Sie durch irgend einen Mechanismus einschränken wollen, scheint beinah eine Versündigung an der Natur. Allein zur Rechtfertigung des Kaisers mufs man sich erinnern, daſs er am Rhein und an der Donau, am Po wie an der Maas und Schelde, eine weit unbegreiflichere Gleichförmigkeit als die war, die er einführen wollte, wirklich errungen sah: eine Gleichförmigkeit des Glaubens an unsichtbare, die Vernunft und ihre Formen weit übersteigende Dinge, eine allgemeine, unbedingte Gleichförmigkeit, die sich bis auf die individuellsten Bestimmungen erstreckt, die sich ein Recht der unumschränkten Herrschaft über alle Gemüther des Erdkreises anmaſst und keinen Widerspruch erträgt. Die Entstehung eines ähnlichen Systems* in politischer Hinsicht, in dem Verstande eines Monarchen, ist also leicht begreiflich, wenn man gleich bedauert, daſs er es für so wichtig halten konnte. Ein solches Maschinenwerk hätte seinen Stolz beleidigen, es hätte seinem Geiste zu klein seyn müssen. Der groſse Mann nimmt die Menschen wie sie sind, und indem er ihnen den Glauben an ihre Spontaneität und Selbstbestimmung läſst, weiſs er sie, unfühlbar wie die Gottheit, nach seinem Willen und zu seinem Zwecke zu lenken.

Bereits im Jahre 1785 fing der Kaiser an, dieses System, welches er in seinen Deutschen Staaten zum Theil schon gegründet hatte, auch in den Niederlanden einzuführen. Das Verbot der Einfuhr fremder Fabrikate und der Ausfuhr der rohen inländischen Produkte fiel dem Speditionshandel dieser Provinzen sehr zur Last, indem es die Transportkosten durch die Erhebung starker Transitozölle um ein merkliches erhöhte. Die Eintheilung des Landes in neun Kreise, nach dem Muster der Östreichischen, die Ernennung der Intendanten in den Kreishauptmannschaften, die Einführung des neuen Gerichtssystems durch den *Freiherrn von*

Martini, der dieses Geschäft in den Italienischen Besitzungen des Kaisers bereits glücklich beendigt hatte, und die Abstellung verschiedener in den Privilegien zwar gegründeten, aber durch die Länge der Zeit in Miſsbräuche ausgearteten Einrichtungen, bedrohete den Adel und die höheren Stände überhaupt mit einer groſsen Schmälerung ihrer bisher genossenen Vorrechte und des überwiegenden Einflusses, den sie seit undenklichen Zeiten im Lande behauptet hatten. Es war des Kaisers Absicht, allen seinen Unterthanen, ohne Ansehen des Ranges, des Standes und der Person, gleichen Schutz des Gesetzes angedeihen zu lassen und von allen einen gleichförmigen Beitrag zu den Bedürfnissen des Staates zu fordern. Diesen gerechten und billigen Vorsatz konnte er aber nicht anders bewerkstelligen, als indem er den bisherigen Gang der Geschäfte in den

Gerichtshöfen abänderte; wo derselbe zu verwickelt war und ihm gar zu viele Schwierigkeiten in den Weg legte, die Tribunale selbst aufhob, und zur Erhebung der neuen Steuern andere Beamten, mit anderen Vorschriften und Vollmachten als die vorigen, einsetzte.

Beinahe noch wichtiger war derjenige Theil seiner Reform, welcher die Diener der Religion betraf. In ihrer Person wollte er dem Volke bessere Erzieher und Führer bereiten, und stiftete zu dem Ende überall in seinen Landen, mithin auch in den Belgischen Provinzen, ein *Generalseminarium*, ein Erziehungsinstitut für künftige Priester und Pfarrer, wo sie nach besseren Grundsätzen als bisher gebildet, und in den Pflichten nicht bloſs des hierarchischen Systems, sondern auch der Menschheit und des Bürgers, zweckmäſsig unterrichtet werden sollten.

Löwen,

Löwen, diese alte, einst berühmte, durch die Freigebigkeit ihrer Stifter vor allen andern begüterte Universität, die jetzt in den Pfuhl des ultramontanischen Verderbens gesunken war, erheischte die ganze Aufmerksamkeit und Sorgfalt des Monarchen und seiner Studiencommission. Die beinah uneingeschränkten Gerechtsame dieser hohen Schule hatten daselbst in den Händen herrschsüchtiger Priester ein System von Miſsbräuchen, eine Verschwörung wider die Menschheit und was sie adelt, die Denkkraft, erzeugt, dessen schauderhafte Wirkungen ohne gänzliche Umschmelzung der Universität nicht vertilgt werden konnten. Es wurden anfänglich vier Direktoren in den vier Fakultäten ernannt, um die Studien nach einem neuen Plan daselbst einzurichten; allein diese Vorkehrung, welche bei einem von der Geistlichkeit und dem pabstlichen Nuntius unter den Studenten angezettelten Tumult, und in der Folge bei jeder Veranlassung, den heftigsten Widerspruch erlitt, ward zuletzt unzulänglich befunden.

Die Erziehung des Volkes, der Hauptgegenstand von *Josephs* väterlicher Fürsorge, konnte nicht ohne groſse Kosten auf einen besseren Fuſs gesetzt werden; die neuen Besoldungen der Schullehrer und Seelsorger beliefen sich auf ansehnliche Summen, zu deren Bestreitung der Fond erst ausgemittelt werden muſste. Den Kaiser führte sein Plan hier, wie in Östreich, Ungarn und der Lombardei, zu den todtliegenden oder gemiſsbrauchten Schätzen der Klöster. Die frommen Gaben und Stiftungen, womit die Vorzeit der Heiligkeit des monastischen Lebens fröhnte, zugleich aber sie wahrscheinlich auf die Zukunft hin untergrub und in wollüstigen Müſsiggang verwandelte, sollten nunmehr ihre bisher verfehlte Bestimmung erreichen und, in einen allgemeinen Religionsfond gesammelt, dem Bedürfnisse des Volkes, geläuterte, einfache Begriffe von Gottesdienst und Christuslehre zu empfangen, heilig seyn. Die Klöster erhielten also den Befehl, den Betrag ihres Vermögens anzugeben; zugleich bestimmte man die Dörfer, wo neue Pfarren angelegt werden sollten: und um den Anfang der Rückkehr zur ursprünglichen Einfalt und Reinheit des Christenthums zu begründen, erschien das Verbot der Processionen und Wallfahrten, die den Müſsiggang, den Aberglauben und die Immoralität im Volk unterhielten; die Andächtelei der Brüderschaften verschwand; die überflüſsigen Feiertage wurden abgestellt, und solchergestalt ward mancher Faden zerschnitten, durch welchen es der Römischen Seelentyrannei vor Zeiten gelungen war, ihr weites Reich auch in den Niederlanden zu begründen. Endlich schritt der Kaiser zur Aufhebung der entbehrlichsten Klöster, und lieſs die Güter der erledigten Prälaturen für Rechnung des Religionsfonds administriren. Alle diese Neuerungen brachten die Geistlichkeit in den Niederlanden mehr als in allen übrigen Provinzen seines Reiches wider ihn auf; und da sich alle Stände und alle Volksklassen zu gleicher Zeit für gekränkt und in ihren Rechten angegriffen hielten, alle nur erst das Unbequeme und die Last der Reformen empfanden, ohne in die Zukunft, wo ihnen wahre Vortheile winkten, hinausblicken zu wollen oder zu können, so erhob sich hier gleichsam eine allgemeine Stimme der Miſsbilligung, der Weigerung und des Unwillens.

Diese Uebereinstimmung gab den Vorstellungen, welche die Stände gegen die Verordnungen ihres Landesherrn einschickten, einen kühnen, zuversichtlichen, trotzigen Ton. Geduld und Güte waren die Beruhigungsmittel, deren sich der Kaiser anfänglich dagegen bediente. Den *Nuntius Zondadari*, als den Urheber der Unruhen in Löwen, hatte man aus dem Lande gejagt; aber den *Kardinal von Frankenberg*, der sich dabei nicht minder thätig bewiesen, behandelte *Joseph*, nachdem er ihn vor sich nach Wien hatte berufen lassen, mit ausgezeichneter Langmuth, und dem *Bischofe von Namur* verzieh er sein noch größeres Vergehen. Die neue gerichtliche und politische Verfassung nahm mit dem ersten Januar 1787 ihren Anfang; der Staatsrath, der geheime und der Finanzrath wurden abgeschafft, und an ihre Stelle ein einziges Generalgouvernement mit einem dazu gehörigen Rath eingesetzt, worin der bevollmächtigte Minister des Kaisers den Vorsitz führte und über die sämmtlichen politischen und ökonomischen Angelegenheiten des Landes entschied. Alle Deputationen oder immerwährende Ausſchüsse der Stände in den Niederlanden hob der Kaiser mit einem Federstrich auf, und lieſs dagegen einige Abgeordnete von den Ständen als Beisitzer in den Gouvernementsrath eintreten. Alle bis dahin subsistirende Gerichtshöfe, den hohen Rath von Brabant mit einbegriffen, alle Gerichtsbarkeiten der Gutsbesitzer auf dem platten Lande, alle geistliche Tribunale und nicht minder die Gerichte der Universität Löwen[1] annullirte er zu gleicher Zeit, um einem souverainen Justizhofe (*conseil souverain de justice*) Platz zu machen, der in Brüssel residiren, und als höchste Instanz in erforderlichem Falle die Revision der ebenfalls zu Brüssel oder zu Luxemburg, in den dortigen Appellationsgerichten entschiedenen Processe übernehmen sollte. Die Eintheilung der sämmtlichen Östreichischen Niederlande in neun Kreise war mit der Aufhebung aller bisherigen *Grands-Baillis*, Kastellane und anderer Beamten verbunden, und schien berechnet, um die vorige Eintheilung nach den Provinzen gänzlich aufzulösen. Die Gubernialräthe oder Intendanten und ihre Kommissarien erhielten die Oberaufsicht über alle Magistratspersonen und alle Administratoren der öffentlichen Einkünfte, nebst einer Jurisdiktion, welche ihnen die summarische Justiz anvertraute.

Dieses furchtbare Heer von neuen Verfügungen drohete den Ständen augenscheinlich mit dem Verlust ihrer ganzen Authorität; einer Authorität, die, so sehr sie mit dem wahren Interesse des Belgischen Volkes stritt, ihnen gleichwohl durch langwierigen

Besitz und durch die feierliche eidliche Bekräftigung aller ihrer Privilegien, von jedem neuen Thronbesteiger, und namentlich auch von *Joseph dem Zweiten* im Jahr 1781, zugesichert worden war. Der Adel, nebst dem dritten Stande, dessen Zustimmung unter den jetzigen Umständen leicht gewonnen ward, verbanden sich mit der Geistlichkeit zu gegenseitigem Beistande; sie wurden einig, zuerst das politische und gerichtliche System des Kaisers anzugreifen, und sobald ihnen dieses gelungen seyn würde, mit vereinigten Kräften von neuem auf die Zurücknahme aller Verordnungen zu dringen, welche die geistliche Reform zum Ziele hatten.

Eine betrügliche Ruhe ging dem Ausbruch dieser verabredeten Bewegungen vorher. Der Kaiser hatte seinen Entschluſs bekannt gemacht, seine erhabene Freundin, *Katharina die Groſse*, auf ihrem Zuge nach

Taurien zu besuchen, und die Niederländer warteten den Zeitpunkt seiner Entfernung ab, um ihr Vorhaben auszuführen. Am 11ten April hatte der Kaiser seine Residenz verlassen; am 17ten versammelten sich die Brabantischen Stände, und am 26ſten weigerten sie sich die gewöhnlichen Subsidien zu bewilligen, es sei denn, daſs alle neue Einrichtungen, als unverträglich mit ihren Vorrechten, wieder aufgehoben würden. Das vom Kaiser abgesetzte Conseil von Brabant erklärte am Sten Mai die neuen Gerichte für verfaſsungswidrig und alle ihre Proceduren für nichtig. In Flandern, Hennegau, Tournesis, Mecheln und Geldern folgte man diesem Beispiele; nur Limburg und Luxemburg blieben ruhig und äuſserten ihre Zufriedenheit mit der neuen Verfaſsung. Das Vorrecht der Niederländer, nur in ihrem Vaterlande gerichtet zu werden, war in der

Person eines Seifensieders, *de Hont*, verletzt worden. Er sollte Betrug an einer landesherrlichen Kasse verübt haben; man hatte ihn in Verhaft genommen und nach Wien geliefert. Das Volk, gestimmt und gereizt durch die Widersetzlichkeit der Stände gegen das Gouvernement, bediente sich dieses Vorwandes, um mit einem allgemeinen Aufruhr zu drohen. Schon umringte es das Rathhaus, und schickte zu den versammelten Ständen hinauf, um anzufragen, ob es zu den Waffen greifen solle; schon sah man Vornehme und Geringe, ohne Unterschied des Geschlechts, sich unter diesen Pöbel mischen, um ihn zu Gewaltthätigkeiten anzufeuern; schon schleppte man Strohmänner, mit dem daran befestigten Namen "Kreishauptmann" durch die Straſsen, und verbrannte sie auf öffentlichem Markt; man warf dem Minister, *Grafen von Belgiojoso,* und anderen Kaiserlichen Beamten die Fenster ein, und bewog dadurch den Präsidenten des souverainen Justizhofes, *von Crumpipen*, seinen Posten zu resigniren. Die Concessionen, wozu sich die Erzherzogin *Christine* nebst ihrem Gemahl genöthigt sah, schienen das Volk und die Stände nur beherzter zu machen. Am 30ſten Mai erfolgte in Brüssel ein neuer Auflauf, der mit den fürchterlichsten Symptomen ungezügelter Wuth im Pöbel, und mit einer ungestümen Forderung von Seiten der Stände an die Generalgouverneurs begleitet war. Die peremptorisch verlangte und noch denselben Abend erfolgte Entschlieſsung, von der man schwerlich erfahren wird, wie viel davon erzwungen, und wie viel freiwillig oder absichtlich zugestanden war, enthielt die Versicherung, die Privilegien, Freiheiten, Herkommen und Gebräuche, wie sie seit zwei hundert Jahren bestanden hätten, unverändert aufrecht zu erhalten und alles zu annulliren, was dawider geschehen sei. Das Volk ging am andern Morgen von einem Extrem zum andern über, von aufrührerischer Wuth zu ausgelassener Freude. Sechshundert junge Brabanter, aufs prächtigste gekleidet, zogen die Generalgouverneurs in ihrem Wagen unter Begleitung der Musik in die Komödie; die Stadt war erleuchtet, man lösete die Kanonen und läutete mit allen Glocken.

Des Kaisers beschleunigte Rückkehr nach Wien verwandelte die schönen Hoffnungen, womit man sich schon wiegte, in Trauren und Zagen. Er berief die Generalgouverneurs und den Minister *Belgiojoso* zurück, und forderte von den Ständen eine Deputation, die ihm ihre Beschwerden vorlegen sollte. Die Stände sowohl als auch der Magistrat von Brüssel machten Mine, die Erzherzogin und den Herzog zurückzuhalten; sie weigerten sich sogar die Deputirten abzuschicken. Der Kaiser erneuerte seinen Befehl, und man gehorchte. Nach der Abreise der Generalgouverneurs und des Ministers vereinigte Graf *Murray* auf Verfügung des Kaisers in seiner Person die Befehlshaberstelle über die Truppen mit der Würde eines Interimsgouverneurs. Er lieſs die Besatzungen der verschiedenen Städte ausmarschiren, Lager im Felde beziehen und sich mit Munitionen und Artillerie versehen. Diese Maaſsregeln hielten die Bürgercorps, die sich hier und dort zu formiren und zu bewaffnen angefangen hatten, in einiger Furcht, welche sich auf die gewisse Nachricht, daſs der Kaiser ein beträchtliches Kriegesheer nach den Niederlanden beordert habe, noch um ein Merkliches vermehrte. Die von Wien zurückgekommenen Deputirten bewogen endlich die Stände, sich dem Willen des Kaisers zu unterwerfen und alles wieder auf den Fuſs herzustellen, wie es vor dem ersten April gewesen war. Alle Provinzen fügten sich einer Verordnung, welche die beleidigte Monarchenehre als Genugthuung befolgt wissen wollte, und bewilligten endlich die noch immer vorenthaltenen Subsidien. Die Bürgerschaft in Brüssel allein hatte sich in ihre Uniformen und Kokarden verliebt, und weigerte sich sie abzulegen. *Murray* lieſs am 19ten September Truppen einmarschiren, und der Schwindel der Einwohner ging wirklich so weit, daſs sie sich zur Gegenwehr setzten. Die ganze Stadt war eine Scene des wüthendsten Aufruhrs. In diesem schrecklichen Augenblick entwarf ein kaiserlicher General den Plan einer allgemeinen Plünderung und Verheerung der Stadt. Das Schwert würde *Joseph den Zweiten* fürchterlich an den Einwohnern von Brüssel gerächt haben, fürchterlicher, als sein im Grunde menschliches Herz es je ertragen hätte, wenn nicht der *Herzog von Ursel*, schon damals der eifrigste Gegner despotischer Maaſsregeln, ins Mittel getreten wäre. Sein Ansehen und seine Geistesgegenwart retteten die Stadt. Nachdem der Auflauf zwei Personen das Leben gekostet hatte, gelang es dem Herzog am 20ſten, die Bürgerschaft zu ruhiger Folgeleistung zu bereden.

Die Nachgiebigkeit der Generalgouverneurs hatte jedoch den Kaiser zu sehr kompromittirt, als daſs er im Ernst daran hätte denken können, seinen Reformationsplan durchsetzen zu wollen. Kaum war also jeder Widerstand besiegt und der Nacken der Sträubenden unter das Joch gebeugt, als bereits am 21ſten September, vermöge einer zu dieſem Behuf ſchon fertig liegenden Depeſche, den Ständen alle ihre Forderungen zugeſtanden wurden, und die alte Landesverfaſsung, bis auf wenige, zu näherer Verſtändigung aufgehobene Punkte, in ihre ehemaligen Rechte trat. Ohne Zweifel hatte der zwiſchen Ruſsland und der Pforte jetzt ausgebrochene Krieg, woran der Kaiſer thätigen Antheil nehmen muſste, einen nicht geringen Einfluſs auf dieſe Entſchlieſsung. Damit indeſs künftighin die Güte und Sanftmuth der Generalgouverneurs vor ähnlichem Miſsbrauch geſichert werden möchte, ſchickte der Kaiſer den *Grafen von Trautmannsdorf*, mit einer erweiterten Vollmacht, als ſeinen Miniſter nach den Niederlanden; und wie der Erfolg zeigte, ſo lag ein Theil dieſer Sicherung in der Art des Verhältniſses, welches der Kaiſer zwiſchen

ſeiner

seiner Schwester, ihrem Gemahl und diesem Minister festgesetzt hatte. Der General *d'Alton* erhielt zu gleicher Zeit das Kommando aller in den Niederlanden befindlichen Truppen, an der Stelle des zurückberufenen Grafen *von Murray*. Gegen das Ende Januars 1788 kehrten der *Herzog Albert* und die *Erzherzogin Christine* in ihr Generalgouvernement nach Brüssel zurück.

Die Stände der Belgischen Provinzen hatten nunmehr in politischer Rücksicht ihren Endzweck völlig erreicht, und es wäre ungerecht, ihnen so viel Einsicht abzusprechen, als dazu gehörte, sich an diesen Vortheilen zu begnügen und die vorbehaltenen Punkte, nämlich die Einrichtung des Generalseminariums und die Angelegenheiten der Universität Löwen, des Kaisers Willkühr zu überlassen. Unter den edlen Familien in Brabant und Flandern gab es unstreitig auch einzelne gebildete und aufgeklärte Personen, denen die Reformen des Kaisers im geistlichen Fache in ihrem wahren, wohlthätigen Licht erschienen, und die es folglich gern sahen, daſs das Erziehungswesen eine bessere Einrichtung bekam. Allein die Geistlichkeit erinnerté jetzt ihre Verbündeten an den vorhin mit ihnen abgeschlossenen Vertrag; sie forderte von ihnen unbedingte Unterstützung zur Wiedererlangung aller ihrer Privilegien, und wuſste es dahin zu bringen, daſs man sich verpflichtet glaubte, diese treue Bundesgenossin, die sich zur Aufwiegelung des Volkes so geschaftig erwiesen hatte, nicht zu verlassen.

Auf diesen Beistand trotzten die Bischöfe, indem sie auf die Erhaltung ihrer Priesterseminarien drangen und sich jeder Neuerung, die der Kaiser zu Löwen vornehmen wollte, muthig widersetzten. Bei der Eröffnung seines Generalseminariums am 16. Januar 1788 ſanden ſich keine Zuhörer ein, um die Vorlesungen der neuen Professoren zu hören Das Gouvernement lieſs hierauf die biſchöflichen Seminarien verſchlieſsen und den Lehrern bei Strafe verbieten, daselbst Vorlesungen zu halten; allein der *Kardinal-Erzbiſchof von Mecheln* wagte es, gegen dieses Verbot einen förmlichen Proceſs anhängig zu machen. Schon einige Zeit vorher hatte auch der Universitätsmagistrat versucht, sich als einen unmittelbaren Landstand anerkennen zu lassen, eine Anmaſsung, welche in den Privilegien keinen Grund hatte und daher auch bald durch ernste Maaſsregeln zurückgewiesen ward. Dessen ungeachtet äuſserten viele der vorigen Universitätsglieder eine so halsstarrige Widersetzlichkeit, daſs man sie in Verhaft nehmen muſste; andere entfernten sich, um diesem Schicksal zu entgehen, und die Studenten zogen haufenweise fort. Dies bewog den Kaiser, am 17ten Julius eine neue Verordnung ergehen zu lassen, vermöge deren er die medicinische, juristische und philosophische Fakultäten nach Brüssel verlegte, die theologische hingegen sammt dem Generalseminarium zu Löwen lieſs, und dem Kardinal, der seinen Proceſs mittlerweile verloren hatte, nebst den anderen Bischöfen anbefahl, sich dorthin zu begeben und die daselbst vorgetragene Lehre zu prüfen, um sich von ihrer Orthodoxie zu überzeugen. Die allgemeine Bewegung, welche diese Verfügungen in Brabant verursachten, lieſs sich leicht auf ihre Quelle zurückführen, und die militairische Gewalt dämpfte die Unruhen, welche darüber in Brüssel, Mecheln und Antwerpen entstanden.

Diese Tumulte waren indeſs nur das Vorspiel zu wichtigeren Auftritten. In Hennegau und Brabant hatte die Geistlichkeit alle Gemüther gestimmt, mit dem Adel und den Ständen alles gekartet. Wenige Monate zuvor hatten diese letzteren dem Kaiser in den unterwürfigsten Ausdrücken ihre gänzliche Rückkehr zu seiner väterlichen Huld bezeugt, und ihn angeflehet, die Spur aller vorhergegangenen Irrungen durch die Wiederkehr seines Zutrauens zu vernichten. Jetzt bewilligten die beiden höheren Stände die Subsidien, von denen sie jedoch voraus wuſsten, daſs der so genannte dritte Stand, der nur aus den Abgeordneten der drei Städte Brüssel, Mecheln und Antwerpen besteht, der Abrede gemäſs, die Zahlung verweigern würde. Den Vorwand zu dieser Verweigerung schämte man sich nicht von der unterbliebenen Herstellung der Processionen und Brüderschaften zu entlehnen; man forderte die Zurückgabe aller aufgehobenen Klöster, und die unbedingte Zurücknahme aller Neuerungen im geistlichen Erziehungswesen. Der Kaiser setzte dieser muthwilligen Forderung am 26. Januar 1789 eine sehr ernsthaſte Erklärung entgegen, wodurch er sich von allen seinen übernommenen Verpflichtungen, wegen der ohne Grund verweigerten Subsidien, loszusagen drohte. Die Stände von Brabant, denen es noch nicht Ernst war, den Klerus bei einer so frivolen Veranlassung in Schutz zu nehmen, beugten sich von neuem unter den Zepter, bewilligten die Steuern, und fleheten um Verzeihung und Gnade. Zu Mons hingegen im Hennegau, wo die Entlassung des *Herzogs von Aremberg* von seinem Ehrenposten als *Grand-Bailli* und die Wiederbesetzung dieser Stelle durch einen Ausländer, den verhaſsten General *von Arberg*, die Erbitterung schon weiter getrieben hatte, beharrten die Stände auf ihrer Weigerung, und es blieb kein anderes Mittel übrig, als die Cassation ihrer Versammlung und ihrer Privilegien, und die Gefangennehmung der vornehmsten Miſsvergnügten.

Bei dem Kreislauf der Kenntnisse, welcher seinen Einfluſs über alle Gegenden von Europa erstreckt, bei der Menge von statistischen Begriffen, welche durch die fortwährenden Miſsverständnisse von mehreren Jahren zwischen dem Volk und dem Monarchen immer genauer entwickelt werden muſsten, wäre es in der That eine beispiellose, unbegreifliche Höhe und Allgemeinheit der Unvernunft gewesen, wenn unter zwei Millionen Menschen die gute Seite der kaiserlichen Reformen *keinem* eingeleuchtet hätte. So wenig Nachdenken im Allgemeinen unter den Niederländern Statt finden mochte, so tief sie auch gebeugt waren unter das Joch der Vorurtheile und des Aberglaubens, so gewiſs muſsten sich dennoch einzelne Menschen finden, die in eigener Thätigkeit des Geistes zu reinen, unumstöſslichen Resultaten gelangten, und Andere, die einer besseren Ueberzeugung, sobald sie sich ihnen darbot, offen und empfänglich waren. Solche Einzelne fanden sich wirklich, wie ich schon erwähnt habe, unter dem zahlreichen Heere der Niederländischen Rechtsgelehrten. Die Bürger, wenigstens die wohlhabendsten unter dieser Klasse, blieben nicht durchgehends ohne Empfänglichkeit für ihren Unterricht. In den Maaſsregeln des Kaisers — so sehr sie einen despotischen Geist verriethen, und aus der Vorausſetzung zu flieſsen schienen, daſs der Zweck in des Monarchen Hand die Mittel heiligen könne — erkannte man dennoch ein Bestreben, den aristokratischen sowohl, als den hierarchischen Einfluſs einzuschränken und dem Volk ein gröſseres Gewicht beizulegen, mithin eine gewisse Annäherung zu dem Ziele der kleinen Anzahl von Patrioten, die eine vollkommnere Repräsentation für die einzige Grundfeste der Volksfreiheit hielten. Man hatte sich geschmeichelt, daſs der Kampf zwischen dem Kaiser und den Ständen diese vortheilhafte Wendung nehmen würde; allein durch die plötzliche Wiederherstellung der alten Verfassung ging diese Ausſicht verloren und es blieb nur noch der schwache Schimmer einer Möglichkeit, jene demokratischen Grundsätze im Stillen unter dem Volke zu verbreiten. So entstanden von jener Zeit an die patriotischen Versammlungen, wo die Advokaten *Vonk*, *Verlooy* und verschiedene andere auf ihre Mitbürger zu wirken suchten. Es gab sogar einzelne Personen vom höchsten Adel aus den ersten und berühmtesten Häusern, denen die Absichten dieser Demokraten nicht unbekannt blieben, und die sie unter der Hand begünstigten; entweder, weil sie selbst, von einem viel zu richtigen Gefühle geleitet, den Gedanken verwarfen, Theilnehmer an der aristokratischen Tyrannei zu werden, oder weil ihr Ehrgeiz bei der Demagogenrolle besser seine Nahrung fand.

Das Schicksal arbeitete indessen für diese Partei noch früher, als sie es erwarten konnte. Die Unterwürfigkeit der Stände bei der letzten Veranlassung war so weit gegangen, daſs sie sich sogar zu einiger Abänderung der Grundverfassung geneigt erklärt hatten. Dem Kaiser blieb es noch in frischem Andenken, daſs die fehlerhafte Constitution des dritten Standes Schuld an der neulichen Verweigerung der Subsidien gewesen war. Er benutzte daher den günstigen Augenblick, um eine neue Verfassung dieses Standes in Vorschlag zu bringen, die ihn vor dem überwiegenden Einflusse der beiden andern sicher stellen und den Stolz der drei bisher allein repräsentirten Städte herabstimmen sollte. Einen Vorschlag von dieser Art hatte man nur erwartet, um das vorige Miſstrauen in seiner ganzen Stärke zu äuſsern und die Larve des guten Vernehmens mit dem Monarchen wieder abzuwerfen. Da der Kaiser zu gleicher Zeit die Absicht zu erkennen gab, die Bewilligung der Subsidien auf ewige Zeiten, wie man sie bereits im Jahr 1754 in Flandern ein- für allemal zugestanden hatte, auch in Brabant durchzusetzen; und da er sich für berechtigt hielt, von dem hohen Rath *(Conseil)* oder Justizhofe von Brabant die Promulgation seiner Edikte, wenn sie nicht mit den beschwornen Privilegien stritten, unverweigerlich fordern zu können: so versagten die versammelten Stände ihre Einwilligung zu allen diesen Zumuthungen, und beharrten auf ihrem Entschlusse, selbst nachdem der *Kaiser*, zum höchsten Zorn gereizt, das Conseil von Brabant und die Deputationen der Stände kassirt und alle Rechte und Privilegien der so genannten *Joyeuse Entrée* oder des Grundvertrags zwischen ihm und den Belgiern, förmlich widerrufen und vernichtet hatte. Hierauf erfolgte noch am 18. Junius (1789) die Aufhebung der Stände selbst, wie im Hennegau.

Eine so schnelle, so plötzliche Umstimmung der Gemüther konnte nicht bloſs einem Anfall von übler Laune beigemessen werden; vielmehr muſste sie schon von fernher vorbereitet gewesen seyn. In der That hatte die Priesterschaft seit der Verschlieſsung der bischöflichen Seminarien das Volk zur Aufkündigung alles Gehorsams unabläſsig angefeuert. Überall hörte man jetzt gegen die Person des Kaisers die gehäſsigsten Beschuldigungen des Unglaubens und der Ketzerei. Der *Erzbischof* und *Kardinal von Mecheln* fuhr fort, das Generalseminarium als irrgläubig zu verdammen und den Professoren verfängliche Fragen vorzulegen. Diesem Trotz folgte endlich die vom Minister dem Prälaten angedrohete Strafe, ihn von allen seinen Würden zu entsetzen, und die Zurückforderung der Ordenszeichen, womit die verstorbene Kaiserin ihn beschenkt hatte. Noch ungleich gefährlicher und ahndungswerther muſste dem Generalgouvernement das Betragen des *Bischofs von Antwerpen* erscheinen, indem, es diesem sogar Hausarrest ankündigte. Wie kräftig die Ermahnungen dieser Friedensapostel gewesen seyn müssen, zeigt die fast unmittelbar darauf im Volk hervorgebrachte Gährung. Der Pöbel in Tirlemont, Löwen und Diest rottete sich zusammen, plünderte die Häuser der Kaiserlichgesinnten nebst den landesherrlichen Kassen, und feuerte, unter Anführung der Mönche, die ihnen das Beispiel gaben, auf die daselbst in Besatzung liegenden Truppen. Unstreitig trug die Fortdauer des Krieges gegen die Türken, die den Kaiser nöthigte, seine ganze Macht an den östlichen Gränzen der Monarchie zusammenzuziehen, nicht wenig dazu bei, die Niederländer so beherzt zu machen. Der unvermuthete Umsturz der monarchischen Verfassung in Frankreich, welcher genau in diesen Zeitpunkt traf, vermehrte ebenfalls den Schwindel dieses miſsgeleiteten Volkes. Endlich hatte auch die Eifersucht gewisser Europäischen Mächte gegen *Joseph* und seine *groſse Bundesgenossin* sichtbaren Antheil an der Verwegenheit, womit die Unterthanen des Kaisers in allen seinen Staaten sich gegen seine Verordnungen auflehnten. Der Advokat *Heinrich van* *der Noot* negociirte heimlich im Namen des Belgischen Volkes, dessen bevollmächtigten Agenten er sich nannte, an einigen benachbarten Höfen, und körnte seine angeblichen Commitenten mit erdichteten oder auch wirklich erhaltenen Versprechungen.

Unter allen diesen mitwirkenden Ursachen, die das Feuer der Empörung heimlich anfachten, war keine dem Kaiser so wichtig und so bedenklich, als die unbedingte Macht der Geistlichkeit über die Meinungen des Volkes. Er erkannte jetzt zu spät, daſs, die Zeit allein etwa ausgenommen, nichts vermögend sei, den nachtheiligen Eindruck auszulöschen, den der Fanatismus in einem abergläubischen Volke gegen ihn heraufzaubern konnte. So lange die Reformen nur die bürgerlichen Verhältnisse des Staats und seiner Glieder betrafen, hatte man sich zwar widersetzt, jedoch nicht aufgehört, den Landesherrn zu ehren und alle Pflichten gegen ihn zu erfüllen. Hingegen von dem Augenblick an, wo die Priesterschaft seinen Glauben verdächtig machen und seinen Einrichtungen den Anstrich gotteslästerlicher Eingriffe in die Mysterien der Religion geben konnte, verwandelte sich die Achtung seiner Unterthanen in Abscheu und Haſs. Die furchtbare Beschuldigung der Ketzerei hatte noch jetzt in den Niederlanden dieselbe Kraft, wie vor dreihundert Jahren im übrigen Europa; sie lösete alle Bande der Pflicht und der Menschheit, und raubte dem Beschuldigten alle Rechte. *Joseph* empfand also noch am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts die ganze unwiderstehliche Gewalt der theologischen Zauberformeln, die vor Alters seine Vorfahren auf dem Kaiserthrone so tief gedemüthigt hatten. Er empfand vielleicht noch mehr; vielleicht schmerzte ihn

ihn wirklich, in dem zerrütteten Zustande worin sich seine ganze Organisation so kurze Zeit vor ihrer Auflösung befand, die verlorne Liebe dieses verblendeten Volkes. Das Glück der Unterthanen hatte ihm bei allen seinen Reformen am Herzen gelegen; sie hatten dieses Ziel verfehlt, und er nahm sie zurück. Am 14ten August erschien wirklich ein neues Edikt, wodurch die Universität zu Löwen in alle ihre Gerechtsame wieder eingesetzt und die bischöflichen Seminarien von neuem eröffnet wurden. Allein der Zeitpunkt, worin diese Handlung die Gemüther hätte besänftigen können, war verstrichen; das Zutrauen des Volkes war dem Monarchen entrissen; eine leidenschaftliche Erbitterung hatte sich aller Klassen bemächtigt und sie alle gegen ihn unempfindlich gemacht. Man schrieb der Ohnmacht, der Furcht, der Verstellung eine Nachgiebigkeit zu, woran diesesmal die Güte wirklich Theil gehabt haben konnte; und im Taumel der Freude über diesen Triumph fing man an zu glauben, das Volk dürfe nur wollen, um von seinem Herzog unabhängig zu seyn.

Die demokratische Partei blieb bei dieser Lage der Sachen nicht unthätig. Der Advokat *Vonk* entwarf den berühmten Plan einer Association, die er *pro aris et focis* nannte, und wozu er sich nur mit sieben anderen Verschwornen (*Verlooy*, *Torfs*, *Kint*, *Wenmals*, *Daubremez*, *Fisco* und *Hardi*) verband. Diese beeidigten jeder anfänglich sieben bis zehn neue Mitglieder, welche wieder andere aufnahmen, und so ging es fort ins Unendliche. Jeder Verschworne gab sich einen Namen, den er auf eine Karte schrieb; derjenige, der ihn aufgenommen hatte, schrieb den seinigen dazu, und lieſs die Karte auf diese Art an die ursprünglichen Häupter des Bundes gelangen. Solchergestalt übersahen diese auf einen Blick die Anzahl der Verbündeten, und auſser ihnen wuſste niemand den ganzen Zusammenhang der Verschwörung. Städte und Dörfer wurden auf diesem Wege zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereinigt; man leitete alles dahin ein, zu gleicher Zeit im ganzen Lande durch eine gewaltsame und plötzliche Anstrengung die Macht des Kaisers zu bezwingen, ohne zuvor das geringste von diesem Vorhaben ahnden zu lassen. So wurden zu Mecheln dreitausend Menschen in drei Tagen für die Association gewonnen; ganz Löwen gehörte in acht Tagen dazu; in den anderen Stadten von Brabant und Hennegau warb man ebenfalls die Majorität der Einwohner an.

Fast zu gleicher Zeit beschloſs die patriotische Versammlung in Brüssel, an den Gränzen der Niederlande ein kleines Heer zu versammlen. Wer für das Vaterland die Waffen ergreifen wollte, ward heimlich in die Gegend von Hasselt im Lütticher Gebiete geschickt und dort aus einer Kasse, wozu die reichen Klöster und Abteien, die Kaufleute von Antwerpen und andere Privatpersonen groſse Summen gaben, bis zur gelegenen Zeit unterhalten. In der Holländischen Gränzstadt Breda und ihrer Nachbarschaft versammelte sich ein zweiter Haufe von Flüchtlingen, den die patriotische Versammlung zu Brüssel in der Folge ebenfalls in Sold nahm. *Van der Noot*, dessen Vollmacht einige Mitglieder des Prälaten- und des Bürgerstandes unterzeichnet hatten, fuhr noch lange fort, sich zu schmeicheln, daſs eine auswärtige Macht den Niederländern Hülfstruppen bewilligen würde; doch endlich verschwand sowohl diese Hoffnung, als die noch weniger gegründete auf Französischen Beistand.

So kühn und wohl ersonnen diese Maaſsregeln scheinen mögen, so wenig hätten sie gleichwohl gegen sechzehntausend Mann regulärer Truppen vermocht, welche *d'Alton* in den Niederlanden kommandirte. Allein zu den Unglücksfällen, welche die letzten Monate von *Josephs* Regierung bezeichneten, gehörte vorzüglich auch dieser, daſs unter seinen Bevollmächtigten der Geist der Zwietracht herrschte. Die unumschränkte Macht des Ministers *Trautmannsdorf* muſste ihn bei denen verhaſst machen, die sich durch ihn von einem wirksamen Antheil an der Regierung ausgeschlossen fühlten; es konnte sogar das Interesse einiger Mitglieder des Gouvernements geworden seyn, den Unternehmungen der Niederländer den glücklichsten Erfolg zu wünschen, so lange nicht die gänzliche Unabhängigkeit, sowohl der Sache als dem Namen nach, der letzte Endzweck der Insurgenten war. Das Miſsverständniſs zwischen dem *General* und dem *Minister* hatte den Punkt erreicht, wo man so leicht die Pflichten gegen den Staat und den Landesherrn aus den Augen setzt, um den Eingebungen des Hasses und der Privatrache zu folgen. *Trautmannsdorf* erhielt beständig die freundschaftlichsten Ministerialversicherungen von dem Gesandten der Generalstaaten, daſs seine Souveraine keinen Antheil an den Bewegungen der Niederländer nähmen, und affektirte daher, die bedenklichen Nachrichten, die ihm *d'Alton* von Zeit zu Zeit einschickte, für unbedeutend zu halten. Es war indeſs nicht zu läugnen, daſs die Belgischen Flüchtlinge zu Breda unter der Hand allen Vorschub erhielten, der nicht für einen offenbaren Friedensbruch gelten konnte. Die Generalstaaten weigerten sich auch, den Niederländischen Emissar *van der Noot*, der sich im Haag aufhielt, auf Ansuchen des Kaiserlichen Gesandten, auszuliefern. Allein so lange die ganze Gefahr eines Angrifs nur von einem so kleinen, so schlecht gekleideten und bewaffneten, so gänzlich undisciplinirten Haufen, wie der zu Breda, herrühren sollte, war der Minister zu entschuldigen, daſs sie ihm verächtlich schien. Vielleicht schmeichelte auch seinem Selbstgefühl der Gedanke, alles noch ohne Zuthun des Feldherrn beilegen und beruhigen zu können. So begreiſt man wenigstens, warum er den Kaiser von dieser Möglichkeit bis auf den letzten Augenblick zu überzeugen und ihn zu gütigen Maaſsregeln zu stimmen suchte, indeſs er die kritische Lage der Sachen entweder verhehlte oder selbst nicht in ihrem ganzen gefahrvollen Umfang überſah. Der Mann, der, im Gefühl ſeiner ihm anvertrauten Vollmacht, zu ſeinen eigenen Kräften leicht ein groſses Zutrauen faſsen mochte, gab auch wohl eine Seite ſeines Charakters Preis, die man benützen konnte, um ihn in ſeiner Täuschung zu erhalten. Die doppelte und ſchwer zu vereinigende Abſicht, dem Kaiser ſeine Provinzen und ſich ſelbst den ganzen Einfluſs ſeines Postens zu ſichern, ward unausbleiblich eine Quelle ſchwankender, unzuſammenhängender, widerſprechender Handlungen, welche nur dazu dienten, der Nation die Schwäche und innere Zerrüttung des Gouvernements noch deutlicher zu verrathen.

Die Auswanderungen wurden indeſsen immer häufiger, und erregten endlich die Aufmerkſamkeit der Regierung. Am 30ſten September wurden ſie bei Strafe des Todes und der Einziehung der Güter verboten. Bald darauf marschirte der General *Schröder* mit einem ansehnlichen Detaschement nach Hasselt, um die daselbst versammelten Insurgenten zu zerstreuen; allein bereits am 6. Oktober hatten sich diese nach den Städten und Dörfern des Holländischen Brabants gezogen und machten nunmehr mit dem zwischen Breda und Herzogenbusch entstandenen Haufen ein Heer von vier- bis fünftausend Mann aus. Um die Geistlichkeit auſser Stand zu setzen, diese Truppen fernerhin zu besolden und mit Kriegesmunitionen zu versehen, erschien am 15. Oktober ein Edikt, welches die Einkünfte von zwölf begüterten Abteien, *Tongerloo, St. Bernhard, Affligem, Gembloux, Villers, Vlierbeek, St. Gertrud, St. Michael, Diligem, Grimbergen, Everboden* und *Heylissem*, sequestrirte und einer kaiserlichen Administration unterwarf.

Von allen Seiten lieſen jetzt Denunciationen gegen viele verdachtige Personen von allen Ständen bei der Regierung ein. *Vonk* und *Verlooy* entkamen aus Brüssel in dem Augenblick, da man sich ihrer bemächtigen wollte; einige von ihren Verbündeten waren nicht so glücklich und geriethen in die Hände ihrer Verfolger. Allmalig wurden sogar die ersten Familien im Lande verdächtig gemacht. Fünf Mitglieder der Staaten von Brabant, die Grafen von *Spangen*, *Lannoy*, *Duras*, *Coloma* und *Prudhomme d'Hailly*, kamen in Verhaft; man bewachte die *Herzoginnen von Aremberg* und *von Ursel* in ihren Pallästen, und warf sowohl den Schriftſteller *Linguet*, als den kaiserlichen Fiskal *le Coq* und den Schweizer *Secretan*, Hofmeister der Söhne des Herzogs von Ursel, ins Gefängniſs. Ganz Brüssel erbebte von dem Gerüchte einer Verschwörung, welche in ihren Wirkungen der Sicilianischen Vesper geglichen hätte; eine Anzahl Häuser, hieſs es, sollten in die Luft gesprengt, die Officiere der Besatzung, die Glieder der Regierung und der Rechnungskammer zu gleicher Zeit ermordet werden. Wie viel Wahres oder Erdichtetes in dieser Beschuldigung lag, könnten nur die Protokolle jener Zeit erweisen; allein was auch immer die Ursache gewesen seyn mag — dem Schweizer *Secretan* ward die Todesstrafe zuerkannt; man schleppte ihn in das finstere Behältniſs, wo überwiesene Missethäter die Vollziehung ihres Urtheils abwarten müssen, und erst nach einer zweimonatlichen Gefangenschaft rettete ihn endlich die Revolution. Alle Gefängnisse in Brüssel waren jetzt mit Personen aus allen Ständen, mit Priestern, Kaufleuten und Adelichen angefüllt, die man insgesammt irgend eines Verbrechens wider den Staat beschuldigte. Alles verkündigte die allgemeine Gährung, das gänzlich verlorne gegenseitige Zutrauen und die nahe Entscheidung.

Die patriotische Armee setzte sich nun den 20. Oktober wirklich in Bewegung. *Vonk* hatte ihr in der Person seines Freundes, des ehemaligen kaiserlichen Obristen *van der Mersch*, einen geprüften Führer erworben. Ihre ersten Unternehmungen waren gegen Turnhout und die unbesetzten Schanzen Lillo und Liefkensbock an der Schelde gerichtet. Der General *Schröder*, der ihnen am 27. nach Turnhout entgegenkam, hatte anfänglich einigen Vortheil; als er aber in die Stadt einrückte, empfing man seine Truppen mit einem heftigen Feuer aus den Fenstern und von den Dachern, welches ihn nach einem blutigen Gefechte zum Rückzug nöthigte. Die Insurgenten verliefsen jedoch freiwillig alle diese Postirungen wieder, um von einer andern Seite, jenseits der Schelde, einen Versuch auf Flandern zu wagen. Überall, wo sie erschienen, verbreiteten sie ein kühnes Manifest, welches *van der Noot* entworfen und unterzeichnet hatte, worin sie den Kaiser der Herzogswürde verlustig erklärten und ihm allen Gehorsam förmlich aufkündigten. Um diese Zeit hatte sich ein Ausſchuſs oder Comité der Stände von Brabant nach Breda begeben und dirigirte von dort aus die Operationen des Patriotenheers. Hieher hatte eine streifende Partei auch den Kanzler *von Crumpipen* gefangen geführt, den jedoch die Generalstaaten, auf Ansuchen des kaiserlichen Chargé d'Affaires, wieder in Freiheit setzen lieſsen.

Am 13. November ward Gent von den Insurgenten besetzt, die sich nach einem fürchterlichen viertägigen Kampfe, wobei ein Theil der Stadt eingeäschert ward, in dieser

Hauptstadt von Flandern behaupteten. Zu gleicher Zeit erklärten sich alle Städte dieser Provinz gegen den Kaiser. Die Wirkungen der Vonkischen Verbrüderung äuſserten sich plötzlich in allen Gegenden von Flandern, Brabant und Hennegau; Bürger und Bauern griffen zu den Waffen, und vertrieben oder vertilgten die kaiserlichen Besatzungen. *Van der Mersch* rückte jetzt zum zweitenmal an der Spitze von fünftausend Mann aus den Holländischen Gränzen bei Hoogstraaten in Brabant ein. Die Bestürzung über die von allen Seiten drohende Gefahr war bei den Anhangern der kaiserlichen Partei in Brüssel so groſs, daſs die Generalgouverneurs bereits am 18. November die Stadt verlieſsen und sich über Namur und Luxemburg nach Koblenz flüchteten. Verschiedene kaiserliche Beamte, nebst einigen Personen vom hohen Adel, folgten diesem Beispiel. Der Minister lieſs alle Gefängnisse in Brüssel, Antwerpen, Löwen und Mecheln öffnen, und die Verhafteten, die sich in die Hunderte belieſsen, von welchem Range und Stande sie auch waren, ohne alle Bedingung in Freiheit ſetzen; er vernichtete am 20. das Generalseminarium zu Löwen, den Stein des Anstoſses der Niederländischen Geistlichkeit; er widerrief am 21. im Namen des Kaisers das Edikt vom 18. Junius, stellte am 25. alle Privilegien von Brabant in ihrem ganzen Umfange wieder her, versprach eine allgemeine Amnestie, dehnte sie am 26. auf alle Provinzen der Niederlande aus, und verbürgte sich mit seiner Ehre, daſs der Kaiser den ganzen Inhalt aller dieser Deklarationen genehmigen würde. Allein diese Maaſsregeln brachten jetzt auch nicht die geringste Wirkung hervor, und änderten nichts in dem entschlossenen Gange der Gegenpartei. Schon am 23.

November versammleten sich zu Gent die Stände von Flandern, und am 25ſten beschlossen sie vor allen übrigen Provinzen, daſs der Kaiser aller Hoheitsrechte über die Grafſchaft Flandern verlustig sei, und daſs den sämmtlichen Provinzen der Vorschlag zu einer Niederländischen Union gethan werden solle.

Nachdem *van der Mersch* über Diest und Tirlemont gegen Löwen vorgerückt war und den General *d'Alton* genöthigt hatte, daselbst Vertheidigungsanstalten zu treffen, nahm er am 29ſten seine Stellung bei Leau, woselbst noch an eben dem Tage der Oberste *de Brou* mit Friedensvorschlägen eintraf. Am 2. December ward auf zehn Tage ein Waffenstillstand geschlossen, den *van der Mersch* auf zwei Monate zu verlängern versprach, wofern die Stände von Brabant zu Breda diese Verlängerung genehmigen nigen würden. Der Minister schmeichelte sich umsonst, auf diese Art zu neuen Unterhandlungen Zeit zu gewinnen; weder die Stände von Flandern, noch der Committé von Breda wollte seine Vorschläge hören. Der ganze Vortheil des Waffenstillstandes blieb auf der Seite der *Patrioten;* sie hatte man dadurch gleichsam förmlich anerkannt, man hatte ihnen in dem deshalb aufgesetzten schriftlichen Vergleiche diesen ehrenvollen Namen zugestanden, und man lieſs ihnen Zeit, ihre Armee durch Freiwillige und vor allem durch die schaarenweise einkommenden Überläufer aus dem kaiserlichen Lager zu verstärken.

Die Entfernung der Generalgouverneurs, die Nähe der patriotischen Armee, die Wichtigkeit die man ihr durch einen erbetenen Waffenstillstand gegeben hatte, endlich die täglich auf einander folgenden Concessionen des Ministers muſsten der Gegenpartei Muth machen, alles zu unternehmen. Selbst die Vorkehrungen, welche *d'Alton* zur Erhaltung der Ruhe in der Stadt getroffen hatte, dienten den Patrioten zur Erreichung ihres Endzweckes.

Die Klöster, in denen die Truppen einquartiert lagen, boten die beste Gelegenheit dar, sie zum Überlaufen zu gewinnen; man drückte sogar den Schildwachen Geldstücke in die Hand, nahm ihnen ihre Waffen ab, und schaffte sie heimlich zur Stadt hinaus. Das Miſsverständniſs zwischen ihrem *General* und dem *Minister* ward den Östreichischen Kriegern ein dringender Bewegungsgrund, ihre Fahnen zu verlassen, und dahin überzugehen, wo die Freigebigkeit der Patrioten ihnen auſserordentliche Vortheile, und die Klugheit der Maaſsregeln gröſsere Sicherheit für ihr Leben bot. Am 7. December hatte

Trautmannsdorf den Einwohnern die Aufsenwerke Preis gegeben, welche *d'Alton* kurz zuvor hatte aufwerfen lassen, um die Stadt vertheidigen und zugleich in Furcht halten zu können. Von diesem Augenblick an verwandelte sich die Feigheit des Pöbels in das entgegengesetzte Extrem des tollkühnen Muths. Am 10. December ward in der Hauptkirche zu St. Gudula für das Glück der patriotischen Waffen eine feierliche Messe celebrirt. Gegen das Ende des Gottesdienstes steckte jemand die Nationalkokarde an seinen Hut, und hob ihn, allen Anwesenden zum Signal, auf seinem Stock in die Höhe. In wenigen Minuten trug Alles in der Kirche, in wenigen Stunden Alles in der Stadt die Kokarde.

In diesem furchtbaren Zeitpunkt der allgemeinen Ungebundenheit konnte nur Ein Gegenstand die Vorsorge des Gouvernements erheischen; man muſste Brüssel vor seinem eigenen Pöbel retten. Dahin war es aber zwischen *d'Alton* und dem *Minister* gekommen, daſs dieser die Stadt in den Händen der Bürger sicherer glaubte, als unter dem Schutz eines Militairs, dessen Treue durch wiederholte Desertion von einer Stunde zur andern verdächtiger, dessen Macht auch aus demselben Grunde immer unzulänglicher ward. Am Abend gab daher *Trautmannsdorf* den Bürgern ihre Waffen wieder; die Bürgerkompagnien zogen noch in derselben Nacht auf die Wache, und am folgenden Tage verlegte der General, nach einigen unbedeutenden Scharmützeln, alle seine Truppen in die höhere Gegend der Stadt. Der Waffenstillstand war jetzt verstrichen; der Ausſchuſs zu Breda hatte sich standhaft geweigert, die vorgeschlagene Verlängerung zuzugestehen, und *d'Alton* muſste befürchten, wenn er noch länger in Brüssel zögerte, dem General *van der Mersch* in die Hände zu fallen. Ein schneller Abzug rettete ihn vor einem allgemeinen Aufstand und Angriffe des Volkes. Er eilte so sehr, daſs seine Kriegeskasse und drei Millionen an baarem Gelde im königlichen Schatze zurückblieben. Die Flucht des *Ministers* verrieth dieselben Symptome der Übereilung; erst als er schon zwei Meilen von Brüssel entfernt war, erinnerte er sich seines Versprechens an die auswärtigen Minister, ihnen den Tag seiner Abreise zu notificiren. Der Abend dieses merkwürdigen Tages, des 12. Decembers, ward in Brüssel mit Freudenfeuern, Erleuchtungen und andern Feierlichkeiten begangen, und bereits am folgenden Morgen stellte man den hohen Justizhof von Brabant wieder her. An eben diesem Tage räumten die Kaiserlichen die Stadt Mecheln, und am 14ten zog *van der Mersch* wie im Triumph zu Löwen ein. Namur ward von den Patrioten besetzt und das sehr verminderte Heer des Kaisers concentrirte sich, nachdem es alle zerstreute Kommandos und alle Besatzungen an sich gezogen hatte, in Luxemburg und der umliegenden Gegend. Die miſslungenen Versuche der Patrioten, etwas in freiem Felde gegen diese geübten und disciplinirten Veteranen auszurichten, bestätigten die Vermuthung, daſs die bisherigen Fortschritte der Niederländer nicht sowohl ihrer Tapferkeit als vielmehr der Uneinigkeit unter den kaiserlichen Anführern, und ihren widersprechenden Maaſsregeln zugeschrieben werden müſsten.

Am 18. December intonirte der *Kardinal-Erzbischof von Mecheln*, der während der letzten Unruhen, indeſs man ihn in Frankreich glaubte, bei einem Krämer in Brüssel versteckt geblieben war, ein feierliches *Te Deum* in der Gudulakirche. Die Stände von Brabant waren zugegen; der Advokat *van der Noot* ward überall, als Befreier des Vaterlandes, vom Pöbel im Triumph umher geführt und bald hernach zum Minister der Brabantisch[illegible] Stände ernannt. In allen Städten der abgefallenen Provinzen publicirte man sein Manifest, und der ehrwürdigste Name, den das achtzehnte Jahrhundert ausgesprochen hat, der Name *FRANKLIN*, ward entheiligt, indem man diesen Priestersklaven damit schmückte. Jetzt eilten Deputirte aus allen Provinzen nach Brüssel, um einen allgemeinen Niederländischen Congreſs zu bilden, welcher sich an die Stelle des Souverains setzte und das groſse Werk der Union am 11ten Januar 1790 vollendete. Die Vorschläge, die der *Graf von Cobenzl* vom Kaiser mitbrachte, wurden ungehört verworfen, und die neue Macht der *vereinigten Belgischen Staaten* schien einen Augenblick ihre Unabhängigkeit vom Habsburgischen Stamme behaupten zu können.

XVII.

Brüſsel.

In Paris, wo das Bedürfniſs mit dem Publikum zu sprechen so allgemein, und der leidige Autortrieb so unüberwindlich ist, wird nach Verhältniſs der Gröſse des Orts kaum mehr geschrieben, als während der jetzigen Periode in den Niederlanden. Die Pressen überschwemmen täglich die Stadt mit einer Ladung von Pamphlets und fliegenden Blättern, die man, so lange das Revolutionsfieber währt, in allen öffentlichen Häusern begierig verschlingt; und obgleich die herrschende Partei nur solche Schriften duldet, die ihrer eigenen Sache das Wort reden, so werden dennoch unter der Hand von den Colporteurs auch die Aufſätze der so genannten *Vonkisten* verbreitet. Seitdem wir uns in Brüssel aufhalten, ist kein Tag hingegangen, der nicht etwas Neues in dieser Art hervorgebracht hätte; allein unter dem ungeheuren Wuste von neuen politischen Controversschriften, den wir in den Buchläden ansehen müssen, giebt es auch nicht ein einziges Blatt, das den Stempel eines höheren, über das Gemeine und Alltägliche auch nur wenig erhabenen Geistes trüge. Plumpheit im Ausdruck, der gewöhnlich bis zu Schimpfwörtern hinuntersteigt, ein schiefer oder vollends eingeschränkter Blick, ein mattes, oberflächliches, einseitiges, abgenutztes Raisonnement, und auf der aristokratischen Seite noch zu diesem allem ein blinder Fanatismus, der seine Blöſse schamlos zur Schau trägt — das ist die gemeinschaftliche Bezeichnung aller Niederländischen Hefte des Tages. Der Stil dieser Schriften ist unter aller Kritik; ein Franzose würde in dem Schwall von Barbarismen kaum seine Sprache wiedererkennen. Ich wüſste nicht, was hier eine Ausnahme verdiente; gewiſs nicht das Manifest der Stände von Hennegau, das immer noch vor anderen gerühmt zu werden verdient; nicht *Linguets* Vertheidigung der Aristokratie, die so schal und dürftig ist, wie der Gegenstand es mit sich bringt; nicht die unzähligen Addressen an das Volk, und die Briefe der verschiedenen Demagogen, endlich auch nicht die Manifeste, Edikte und Staatsſchriften des Congresses, der Stände und ihrer Minister.

Unter dem Neuen von dieser Art, das mir eben in die Hände fällt, ist aber eine sehr ernsthafte Vorstellung bemerkenswerth, wodurch man bei dem Congreſs auf die Wiederherstellung des Jesuiten-Ordens in den Niederlanden anträgt. *(Mémoire à leurs hautes et souveraines Puissances, Nosseigneurs les Etats-unis des Pays Bas Catholiques, sur* *le rétablissement des Jésuites.* 1790. 8. 48 S.) Ihr Verfasser rügt die Illegalität der Proceduren bei der Aufhebung des Ordens, und erklärt das päbstliche Breve für nichtig und null, sowohl was das göttliche, als das natürliche, peinliche und geistliche Recht betrift. Diesen Satz führt er sehr weitläuftig und bündig aus; denn im Grunde ist wohl nichts leichter, als der Beweis, daſs Macht und Gewalt in diesem Falle die Stelle des Rechts vertreten haben, wie wohlthätig auch immer die Folgen für die Fortschritte der Erkenntniſs gewesen sind. Merkwürdig ist die Stelle, wo der Verfasser diesen Ausspruch von *Pius* VI anführt: "indem man die Je-"suiten zerstörte, hat man alles zerstört; "diese *umgestürzte Säule* ist die Hauptstütze "des heiligen Stuhls gewesen." (S. 41.) Wenn diese Äuſserung so gegründet wäre, als sie auffallend ist, so hat der heilige

Stuhl in der That schon lange sehr unsicher gestanden; denn dieser Orden, so viel Verdienst auch einzelne bessere Mitglieder desselben besaſsen, war doch im Grunde, wie alle übrige Mönchsorden, einzig und allein auf die Dummheit der Nationen berechnet, und sein Sturz selbst ist der überzeugendste Beweis von der Geringfügigkeit der in ihm vereinigten *moralischen* Kräfte, von dem Mangel an Geist und an Ausbildung im groſsen Hauſen seiner Glieder. Nichts kann daher den traurigen Zustand der Gemüthskräfte in den Niederlanden anschaulicher und nachdrücklicher schildern, als dieses so lebhaft und dringend geäuſserte Bedürfniſs des Jesuitischen Unterrichts. Man möchte hier wirklich mit einem biblischen Ausdruck ausrufen: "wenn das Licht, das in euch ist, finster ist, wie groſs wird denn die Finsterniſs seyn!"

Hier habe ich noch einen ähnlichen Fang gethan. Ein gewisser Abbé *Ghesquière* hat eben eine *Notion succincte de l'ancienne constitution des Provinces Belgiques* drucken lassen, die ich Dir doch bekannt machen muſs. Er ist in der That einzig, dieser Abbé; denn er findet die Vorrechte der Niederländischen Klerisei ganz klar im *Tacitus* aufgezeichnet. *Tacitus* sagt im siebenten Kapitel seines Aufsatzes *über die Sitten der Deutschen*, daſs ihre Könige nicht unumschränkte Herrscher waren *(nec regibus infinita aut libera potestas.)* *Also* hatten die Belgier damals einen geistlichen, adelichen und dritten Stand, deren Repräsentanten die königliche Macht in Schranken hielten! Wer wollte die Bündigkeit dieses Schlusses antasten? Wer wollte noch in Zweifel ziehen, was ein gelehrtes Mitglied der Seelandischen Akademie, vermöge seiner seltenen Gewandheit in der

Auslegungskunst, ergründet hat? Den Unglauben hat er indeſs vorausgesehen, und tritt mit einem zweiten Citat auf, hinter welchem er unüberwindlich ist. Nicht erst im *Tacitus,* im *Julius Cäsar* steht schon der Beweis, daſs die Staaten von Brabant die rechtmäſsigen Souverains dieses Landes sind. Der König der Eburonen, *Ambiorix*, sagt der erhabene *Überwinder des Pompejus*, hatte nicht mehr Antheil an den öffentlichen Entschlüssen und Unternehmungen, als die Menge des Volkes. *(Suaque ejusmodi esse imperia, ut non minus haberet in se juris multitudo, quam ipse in multitudinem.)* Die Eburonen waren bekanntlich Belgier; die Belgier haben jetzt Bischöfe und Prälaten; *also* hatten die Eburonen einen Klerus, der zugleich erster Landstand war! Das ist klar wie die Sonne! Und wer es nicht glaubt, der sei *Anathema* zu Löwen und

Douai und überall, wo man Beweise führt, wie der fromme *Bollandus*!

Wenn es wahr wäre, daſs die Bataven und Eburonen bereits *vor* Christi Geburt so christliche Zuchtmeister hatten, so müſste man aufhören sich über ihren treuherzigen Glauben zu wundern, und vielmehr erstaunen, daſs ihnen doch noch mancher Zug von Menschlichkeit geblieben ist. In Ernst, je mehr ich die Brabanter kennen lerne, desto mehr söhne ich mich auch mit ihrer indolenten Gutmüthigkeit aus. Was Gutes an ihnen ist, könnte man mit dem Dichter sagen, ist ihnen eigen; ihre Fehler und Mängel fallen ihren Erziehern zur Last. Das Volk ist bescheiden, gefällig, höflich, und selbst dann, wenn es gereizt wird, in seinen leidenschaftlichen Ausbrüchen noch menschlich und schonend. Die Revolution hat diesen Charakter in vielfältigen Beispielen bewährt.

Als

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Als die Generalgouverneurs flohen, der Minister und der Feldherr des Kaisers durch bewaffnete Bürger vertrieben wurden, blieben ihre Häuser unberührt; niemand versuchte, niemand drohete, sie zu zerstören, oder auch nur auszuplündern. So oft man es auch dahin zu bringen wuſste, daſs die niedrigsten Volksklassen in der furchtbaren Gestalt von Aufrührern erschienen und mit allgemeiner Zerstörung droheten; so selten sind gleichwohl die Fälle, wo ihrer Wuth ein Mensch geopfert ward. In dem Aufruhr vom 16. März dieses Jahres erbrach der Pöbel fünf Häuser von der demokratischen Partei, und plünderte sie; dies war das einzige Beispiel von Zügellosigkeit seit dem Anfange der Belgischen Unruhen. Allein dies veranstaltete ein geringer Haufe von etwa dreihundert zusammengerafften Menschen aus den Hefen der Stadt; keinen von ihnen trieb ein lebhaftes Gefühl von vermeintlichem Unrecht dazu an, sondern listige Anführer hatten sie durch Bestechungen und Verheiſsungen bewogen, eine Plünderung zu unternehmen, wobei für sie sehr viel zu gewinnen und wenig oder nichts aufs Spiel zu setzen war. Dieser verworfene Haufe hätte dennoch die Wohnung des Kaufmanns *Chapel* gänzlich verschont, wenn nicht in dem Augenblick, da eine beredte Stimme sich zu seinem Vortheil hören lieſs, an sein Verdienst um seine Mitbürger erinnerte und bereits Eindruck zu machen anfing, drei Franciskanermönche, die sich in der Mitte des Tumults befanden, die Umstehenden angefeuert hätten, den Mann, der ihre Partei nicht hielt, zu bestürmen. Ein Ältester von einer der neun Gilden, *Chapels* Nachbar, fiel jetzt über dessen Vertheidiger her, warf ihn zu Boden, und lieſs das Volk, nach seinem Beispiel, ihn zertreten.

Vor den Schreckbildern des gegenwärtigen Zeitpunkts verfärben sich allerdings die Sitten; sie bekommen einen Anstrich von Miſstrauen, Zurückhaltung und Strenge. Die Unsicherheit der politischen und bürgerlichen Existenz bringt diese Erscheinungen da hervor, wo sonst die Üppigkeit ihren Wohnsitz aufgeschlagen zu haben schien. Die Freuden der Tafel sind verschwunden, alle Arten von Pracht und Aufwand eingestellt; genau, als ob man zu wichtigeren Bedürfnissen Mittel aufsparen müſste oder durch eitles Gepränge die Augen des Volkes jetzt nicht auf sich ziehen möchte. Nur Ein Artikel der hier im Schwange gehenden Ausschweifungen konnte keine Verminderung leiden, weil die einzige Subsistenz einer allzu zahlreichen Klasse von Unglücklichen darauf beruhet. Auch die Folgen der gar zu ungleichen Vertheilung der Güter, Armuth und Bettelei, muſsten in ihrer ganzen Widrigkeit sichtbar bleiben; die Zahl der Bettler steigt, wie die Zahl der Mädchen, die ihre Reize feil bieten, bis in die Tausende. Wahrscheinlich auch in Beziehung auf jene despotischen Naturtriebe, die sich durch eine politische Revolution nicht so leicht, wie andere Gattungen des Luxus, bannen lassen, ist die Zahl der Modehändlerinnen hier so auſserordentlich groſs; ich erinnere mich nicht, einen Ort gesehen zu haben, Paris nicht ausgenommen, wo die zum Verkauf und zur Verfertigung des Putzes dienenden Kramläden in allen Straſsen so zahlreich wären. Das schöne Geschlecht in Brüssel verdient vielleicht auch den Vorwurf, daſs es sich durch öffentliche Unruhen und Calamitäten in den wichtigen Angelegenheiten der Toilette und des Putzes nicht irre machen läſst. Allein ich fange jetzt an, unter der wohlhabenden Klasse einige hübsche Gesichtchen zu entdecken, denen man diese Schwachheit verzeiht; ich sehe einige schlankere Taillen, einige Blondinen von höherem Wuchs. Nur vermiſst man den Prometheischen Feuerfunken in ihrem Blick; diese schönen Automaten können nur sündigen und beten.

Phlegma und überall Phlegma! Ich behaupte sogar, daſs sich dieses charakteristische Phlegma in den Spielen der Kinder auf den Straſsen wahrnehmen läſst. Wenigstens ist es merkwürdig, daſs wir bisher in allen Brabantischen Städten, wo wir gewesen sind, ohne Ausnahme, die Mädchen von sieben bis dreizehn Jahren jeden Abend denselben Zeitvertreib vornehmen sahen; es war das bekannte Hüpfen über ein Seil, welches man sich im Kreise über den Kopf und unter den Füſsen wegschwingt. Bald schwang jede ihr Seil für sich allein; bald waren es zwei, die ein längeres Seil um eine dritte bewegten. Diese lebhafte Bewegung ist vermuthlich eine Wirkung des Instinkts, der für die Erhaltung eines Körpers wacht, in welchem sonst die Spontaneität fast gar nicht bemerklich ist. Eine weit allgemeinere Erfahrung lehrt, daſs gerade die trägsten Kinder, wenn sie einmal in Bewegung sind, am längsten und heftigsten toben. Ich erinnere mich nicht, in Brabant einen Knaben bei diesem Spiele gesehen zu haben, und auch das ist eine Bestätigung meiner Hypothese.

Bei den Erwachsenen ist diese Langsamkeit des Temperaments nicht zweifelhaft; allein sie äuſsert sich am stärksten in Absicht auf den Gebrauch der Vernunft. Oft haben wir uns über die gleichgültige Ruhe gewundert, womit die Brabanter in die Zukunft sehen. Die Möglichkeit eines Östreichischen Angrifs scheint ihnen verborgen zu seyn, und fast durchgehends werfen sie jetzt den Gedanken von der Unentbehrlichkeit eines auswärtigen Beistandes sehr weit weg. Vorgestern, als ein Gerücht sich verbreitete, daſs Preuſsische Truppen von Lüttich nach Huy marschirten, in der scheinbaren Absicht, sich Luxemburg zu nähern, entstand eine allgemeine Miſsbilligung dieses Schrittes; so wenig Begrif hatte man von der Wichtigkeit einer Cooperation dieses mächtigen Nachbars mit ihnen gegen ihren ehemaligen Landesherrn. Von den politischen Gesprachen der hiesigen gesellschaftlichen Kreise läſst sich, nach dem bisher Gesagten, wenig mehr als Ungereimtheit erwarten. Die Französische Dreistigkeit, über solche Gegenstande ein eignes Urtheil zu fällen, zeugt wenigstens, auch wenn es ungehirnt genug klingen sollte, von einer gewissen eigenthümlichen Beweglichkeit der Geisteskräfte. Hier hingegen merkt man es jedem Wort und jeder Wendung an, daſs diese Kräfte bisher brach gelegen haben. Könnte man die verschiedenen Urtheile jedesmal bis an ihre Quelle verfolgen, so würde sichs ausweisen, daſs sie alle in drei oder vier Köpfen von der einen oder der andern Partei, ja, was noch merkwürdiger ist, zum Theil in *fremden* Köpfen entstanden sind. Die gewöhnliche Gewandheit in Vertheidigung, selbst angenommener Meinungen, die von einigem Nachdenken unzertrennlich ist, vermissen wir hier in einem kaum glaublichen Grade. Die Eingebungen sind so kenntlich, daſs man den Hauch zu bemerken glaubt, mit dem sie aus einem Kopf in den andern übergingen. Die Verfechter der Stände, bei weitem die zahlreichste Partei, führen nur die alte Verfassung und die *Joyeuse Entrée* im Munde; sie sträuben sich heftig gegen die Freiheit, und kennen kein gröſseres Übel, als eine Nationalversammlung. Umsonst versucht man es, ihnen begreiflich zu machen, daſs zwischen einer oligarchischen Tyrannei und einer Französischen Demokratie noch ein drittes, eine verbesserte Repräsentation des Volkes, möglich sei: sie denken nichts bei den Ausdrücken, auf welche sie geschworen haben, und desto gewissenhafter beharren sie darauf. Allein, man glaube ja nicht, daſs es der blinden Nachbeter in der andern Partei wenigere giebt. Neulich hörte ich einen eifrigen Demokraten sehr ernsthaft behaupten: die neuen Belgischen Staaten könnten das aristokratische System nicht behalten, — weil es schon in Holland angenommen sei. Also hätte sein Vaterland nach dieser Logik am Ende gar keine Regierungsform bekommen müssen; denn unter den angränzenden Staaten giebt es auch schon Demokratien und Despotien! In dem heftigen Wortstreit, den man fast täglich an öffentlichen Orten hören kann, werfen die Parteien einander, und wie es scheint mit Recht, gänzlichen Mangel an Grundbegriffen vor; das heiſst: aus Erfahrung kennen sie einander genau; doch damit ist dem Übel nicht abgeholfen. Es ist indeſs unläugbar ein gewisser Enthusiasmus vorhanden, der nur darum fremden Impulsionen folgt, weil er mit einer so ungewöhnlichen Leere der Phantasie, und einer gänzlichen Unfähigkeit, sich nach eigener Einsicht zu bestimmen, verbunden ist.

Dieser Mangel an Spontaneität ist nirgends offenbarer, als in dem entschiedenen Siege der Aristokraten über die demokratische Partei. *Van der Noot*, der auch in Brabant den Ruf eines mittelmäſsigen Kopfes hat, war gleichwohl schlau genug, gleich bei der Gründung der Belgischen Unabhängigkeit diese Wendung vorauszusehen. Seine Talente machten ihn dort unentbehrlich, wo sie, wie er wuſste, immer noch ohne Rivalität hervorleuchteten; allein sie hätten ihn nicht gerettet, wenn er es gewagt hätte, sich dem alles hinreiſsenden Strome des geistlichen Einflusses zu widersetzen. Um an der Spitze zu stehen, und alles, wenn nicht dem Namen nach, doch in der That zu lenken, muſste er also zu dieser Fahne schwören. Der Groſspönitenziar von Antwerpen, der so berüchtigte *van Eupen*, ein Bonze vom gemeinsten Schlage, dessen ganze Superiorität in niedriger Verschmitztheit und heimlichen Ränken besteht, ward sein Vertrauter und Gehülfe. Der schwache *Kardinal* war alles was man wollte in jedermanns, und blieb es folglich auch in ihren Händen.

Die einzelne Stimme des *Bischofs von Antwerpen*, eines Prälaten, dem man Einsicht und Festigkeit des Charakters zuerkennt, verhallt ungehört im *Fauxbourdon* einer Majorität von Mönchen, die im Gefühl ihrer Talentlosigkeit Alles der Anordnung ihrer Minister überlassen und nur dafür sorgen, daſs ihr heiliges Interesse auf jedem Votum zuoberst schwimmt.

Bei allen Vortheilen, in deren Besitz die Partei der Stände sich behauptet hat, bietet indeſs dieses unglückliche Land, und vorzüglich die Hauptstadt, dennoch das Schauspiel der innerlichen Zerrüttung dar. Das mannichfaltig verschiedene Interesse der Einwohner; die Verbitterung, die bei den Siegern vom Widerstand, bei den Besiegten vom Gefühl des erlittenen Unrechts herrührt; die Eifersucht, womit ein Nachbar den andern belauscht; die Hinterlist, wovon die Stände selbst das Beispiel geben; die Hoffnung endlich, welche den Bedrückten noch immer neuen Zunder giebt und sie auf eine glücklichere Zukunft vertröstet: — dies Alles wirkt zusammen, um den Niederländern die Früchte ihrer Anstrengung zu rauben und vielleicht in kurzem wieder den Schatten einer Unabhängigkeit zu entreiſsen, dessen Wesen sie noch nicht besitzen. So empörend auch die Anmaſsung der Brabantischen Stände scheinen muſste, die sich die gesetzgebende und die ausübende Macht zugleich zugeeignet haben, so unglücklich scheint der Zeitpunkt gewählt, die Rechtmäſsigkeit ihrer Forderungen zu untersuchen oder die Verfassung neu zu organisiren. Innere Einigkeit und festes Zusammenstimmen zum gemeinschaftlichen Zwecke der Erhaltung konnte ganz allein das Zutrauen der auswärtigen Mächte gewinnen, und die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit beschleunigen. Trennung und Zwietracht können allein dem Östreichischen Hofe den Weg zur Wiedereroberung der Niederlande bahnen. Nicht umsonst bemerkt man hier noch geheime Emissarien von verschiedenen mächtigen Höfen, statt der öffentlich akkreditirten Gesandten, die mit den Generalgouverneuren fast zu gleicher Zeit verschwunden sind. Von einigen Mächten gehen sogar mehrere Personen mit verschiedenen und zum Theil entgegengesetzten Aufträgen herum; Kanzellisten, Kaufleute, Juden korrespondiren auf verschiedenen Wegen mit demselben Minister, in so fern er hier die aristokratische Partei, dort die Patrioten, und noch an einem dritten Orte eine dritte Klasse von politischen Sektirern sondiren läſst. Die Vereinbarung der Moral mit der Politik der Kabinette, deren Möglichkeit ich nicht bezweifeln will, ist wenigstens bis jetzt noch immer Spekulation geblieben, wenn man nicht etwa in dem hohen Grade Neuling ist, die öffentlichen Protestationen von Redlichkeit der Absichten, und die Lobsprüche, die mancher Hof, mancher Fürst, manches Departement sich selbst ertheilt, für baare Münze zu nehmen. Thöricht wäre es also, glauben zu wollen, daſs irgend ein Europaisches Kabinet die Ausnahme machen, und allein in einem Spiele, wo es darauf ankommt nach der Regel zu gewinnen, eine zwecklose und ihm selbst nachtheilige Groſsmuth ausüben werde. Ich erhalte hier Winke und Aufklärungen, die es auſser allem Zweifel setzen, daſs sowohl von einem auswärtigen Erbstatthalter des katholischen Belgiens, als auch von einem unabhängigen Belgischen Herzoge, aus der Mitte des Niederländischen Adels, zu seiner Zeit sehr ernsthaft die Rede gewesen ist. Allein die Auftritte vom 15. bis 19. März, zusammengenommen mit dem, was eben jetzt bei der Armee in Namur vorgeht, müssen, für den gegenwärtigen Zeitpunkt wenigstens, den Eifer der Nachbaren, sich in die Belgischen Angelegenheiten zu mischen, bis zur Gleichgültigkeit abkühlen.

Auſser den Anhängern der Stände und der Geistlichkeit, auſser den Freunden der Demokratie, die aber durch die vorgestern erfolgte Entwafnung des Generals *van der Mersch* den empfindlichsten Stoſs erlitten haben, giebt es hier noch eine starke kaiserliche Partei, wozu besonders die reichsten Banquiers und Handlungshäuser gehören. Bisher blieben sie hinter der Larve der Demokratie versteckt; allein jetzt ist es gar nicht unwahrscheinlich, daſs selbst die eifrigsten Freunde der Volksfreiheit lieber

mit

mit den Royalisten, die Wiederkehr des alten Systems zu befördern suchen, als unter dem eisernen Zepter der Stände länger geduldig leiden werden. Diese Gesinnung ist wenigstens bei allen Freunden der hohen Häuser *Aremberg* und *Ursel* offenbar; sie geben sich kaum noch die Mühe, sie zu verhehlen. Diese beiden Häupter des Niederländischen Adels haben sich jederzeit standhaft gegen die Usurpation der Stände erklärt und die Volkspartei mit Enthusiasmus ergriffen; nie haben sie den Ständen den Huldigungseid, wozu man sie bereden wollte, abgelegt, und der flüchtige Gedanke einiger Patrioten, dieser Familie den Belgischen Fürstenhut zu ertheilen, so fern er auch von der Ausführung war, beruhte wenigstens auf einer wirklichen Anerkennung ihrer persönlichen sowohl, als ihrer angestammten Vorzüge.

Der *Herzog von Ursel* diente im kaiserlichen Heere vor Belgrad und Orsova. Als die Revolution ausbrach, suchte der Kaiser ihn durch die schmeichelhafteste Begegnung zu gewinnen; allein umsonst. Der Herzog schlug alle Gnadenbezeigungen aus, eilte nach Brüssel, entsagte allen seinen militärischen Verhältnissen, und schickte seinen Kammerherrnschlüssel zurück. Die Stände übergaben ihm das Kriegsdepartement, indem sie ihm den Vorsitz darin ertheilten; sobald er aber merkte, daſs ihre Minister es sich anmaſsten, auch hier ohne sein Vorwissen Verfügungen zu treffen und ihn von aller eigenen Wirksamkeit auszuschlieſsen, (wovon die Ernennung des Generals *von Schönfeld* zum zweiten Befehlshaber der Armee das auffallendste Beispiel war;) resignirte er sogleich seinen Posten, und erklärte sich bald hernach, wie sein Schwager der *Herzog von Aremberg*, für die demokratische Partei. Am

8. März, bei der Ablegung des Eides, dessen Abfassung die Parteien heftig erbittert hatte, bis endlich eine von beiden Seiten gebilligte Formel angenommen ward, erwählten die Freiwilligen von Brüssel den *Herzog von Ursel* mit einstimmiger Akklamation zu ihrem Generalissimus, und zum Zeichen des Friedens umarmte ihn *van der Noot* auf öffentlichem Markte. Allein am 16ten, als der Herzog in die Versammlung der Stände ging und Vollmacht forderte, um die Ruhe in Brüssel wieder herzustellen, erhielt er die stolze Antwort, es würde schon ohne sein Zuthun geschehen; und als er vor etlichen Tagen mit dem *Grafen la March* nach Namur reisete, um die Armee unter *van der Mersch* zu besänftigen, wurden beide in Verhaft genommen, sobald es dem *General von Schönfeld* gelungen war, sich Namurs zu bemeistern. Man ist noch ungewiſs, ob er

sie mit dem General *van der Mersch* hieher nach Brüssel schicken werde, oder nicht.

Dies ist ein Beispiel der Eiferſucht, die es den beiden Freunden, *van der Noot* und *van Eupen*, zur wichtigsten Angelegenheit macht, jeden gröſseren Mann, es koste was es wolle, vom Ruder entfernt zu halten. Der Wettstreit mit der demokratischen Partei, in welchem sie die Oberhand behielten, giebt hiervon noch einen vollständigeren Begrif, und beweiset zugleich, wie tief das Volk gesunken seyn muſs, dem bei einer allgemein bekannten Ruchlosigkeit in der Wahl der Mittel, die Augen über das Betragen dieser herrschsüchtigen Menschen dennoch nicht aufgegangen sind. Die Unionsakte war kaum unterschrieben, die Unabhängigkeit der Provinzen kaum ſeierlich angekündigt worden, als der Ausſchuſs der Stände schon die Versammlungen der patriotischen Gesellschaft, der man den glücklichen Erfolg der Revolution fast einzig verdankte, unter dem Vorwande der Gehäſsigkeit und Gefahr geheimer Zusammenkünfte verbieten wollte. Allein damals trotzte die Gesellschaft auf ihre gute Sache: "*Den* Tag und *die* Stunde," lieſs man dem Committé zur Antwort sagen, "wird *öffentliche* Sitzung gehalten; alle ruhige Bürger, alle Freunde des Vaterlandes dürfen zugegen seyn und die Berathschlagungen mit anhören, die nur das allgemeine Wohl zum Ziele haben." Der Vorwurf des Geheimnisses traf also nicht eine Gesellschaft, welche aus den Banquiers und reichen Kaufleuten, aus dem ganzen nicht repräsentirten Adel, aus den Bürgern mehrerer Städte, verschiedenen Mitgliedern des dritten Standes von Brüssel, und den vornehmsten Advokaten dieser Stadt bestand.

Allerdings hatte die Aristokratie wohl Ursache, gegen diese Gesellschaft die heftigsten Maaſsregeln zu ergreifen, wenn sie sich in ihrer angemaſsten Oberherrschaft behaupten wollte. Den Patrioten gnügte es nicht, den Kaiser vertrieben zu haben; sie wollten Freiheit in den Niederlanden, nicht die alte Tyrannei unter einem neuen Namen. In dieser Absicht entwarfen sie eine Bittschrift an die Stände, welche bald von zwölfhundert der angesehensten Männer in der Provinz unterzeichnet ward. Sie stellten ihnen darin die Nothwendigkeit vor, nach dem Beispiele der Stände von Flandern *die Souverainität des Volkes* feierlich anzuerkennen, die Finanzadministration zu verbessern und die Lasten des Volkes zu erleichtern, das Kommerz zu beleben, die Armee zu organisiren, die Preſsfreiheit zu bewilligen, und alle Stellen und Ämter nur *ad interim*, bis zur Versammlung der Nation, zu besetzen.

Nie hatten die Forderungen *Josephs des Zweiten* dem Ansehen der Stände furchtbarer gedrohet, als diese Bitten jetzt zu drohen schienen, denen *Vonk* in seinen *Considérations impartiales sur la position actuelle du Brabant* durch unumſtöſsliche, mit Bescheidenheit und Maſsigung vorgetragene Gründe, den gröſsten Nachdruck verlieh. Der erste und fruchtbarste Gedanke, den *van der Noot* und seine Gehülfen diesem patriotischen Vorhaben entgegensetzten, war natürlicherweise der, daſs man suchen müſste, den Eindruck jener billigen und vernünftigen Vorstellungen durch den Einfluſs der Geistlichkeit auf die Gemüther zu verwischen, indem man jede Neuerung unter den jetzigen Umständen als gefährlich und feindselig gegen das Vaterland schildern lieſse.

Es ward sogleich ein Cirkularschreiben an alle Pfarrer im ganzen Lande erlassen, worin man ihnen anbefahl, eine Gegenaddresse an die Stände, welche auf Bestrafung der Neuerer und Störer der öffentlichen Ruhe drang, in ihren Kirchspielen unterzeichnen zu lassen. Zwei Brabantische Officiere reiseten mit dieser Addresse im ganzen Lande umher, und bedienten sich allerlei unerlaubter Mittel, und sogar der Gewalt, um Unterschriften zu erzwingen. Der Kanonikus *du Vivier*, Sekretär des *Kardinals*, arbeitete mit einem frommen Eifer zu demselben Zweck; und solchergestalt brachte man in kurzer Zeit die Namen von viermal hunderttausend Brabantern zusammen, welche diese Gegenaddresse unterstützten.

Durch diese Spiegelfechterei lieſs sich indeſs die patriotische Gesellschaft nicht irre machen; vielmehr setzte sie ihre Versammlungen fort, und bemühte sich, ihre republikanischen Grundsätze in ein helles Licht zu stellen. Die sechs Kompagnien von Freiwilligen, welche zu den fünf so genannten *Sermens* oder Bürgerinnungen von Brüssel gehörten, und keineswegs die Oberherrschaft der Stände begünstigten, waren vielleicht den Aristokraten vor allen übrigen Einwohnern furchtbar, weil sie die Waffen trugen und die Sicherheit der Stadt ihnen allein anvertrauet war. Sie durften nur wollen, und die ganze oligarchische Tyrannei verschwand. Um sich ihrer zu versichern, ward ihnen am 6. Februar ein Eid deferirt, den sie den Ständen, als ihrem rechtmäſsigen Landesherrn, leisten sollten. *Eduard von Walkiers*, ein reicher Banquier, der unter der vorigen Regierung den Titel eines Vicomte erhalten hatte, widersetzte sich dieser Zumuthung als Ältester (*doyen*) der Innung von St. Sebastian und

Chef der einen zu dieser Innung gehörigen Compagnie von Freiwilligen. Auch die übrigen Compagnien weigerten sich, diese Eidesformel anzunehmen, die ihre Absicht gar zu deutlich an der Stirne trug. *Van der Noot* sah sich also genöthigt, einen günstigeren Zeitpunkt abzuwarten.

Mittlerweile kehrte der *Herzog von Aremberg* aus dem südlichen Frankreich in sein Vaterland zurück, und nahm am 10ten von den sämmtlichen Freiwilligen, die auf dem groſsen Platze vor dem Rathhause versammelt waren, den Ehrennamen ihres *Élu des élus* (Erwählten der Erwählten) unter lauten Freudensbezeugungen des Volkes an. Am folgenden Tage leistete er in dieser Eigenschaft den Bürgerinnungen einen Eid, aber nicht, wie man auch von *ihm* gefordert hatte, den Ständen, deren Rechtmäſsigkeit er zu gleicher Zeit in Zweifel zog. Ohne der patriotischen Gesellschaft förmlich beizutreten, billigte er nebst seinem Bruder, dem *Grafen de la Marck*, nicht nur alle ihre Schritte, sondern äuſserte auch bei mehreren Gelegenheiten seine ausgezeichnete Hochachtung für verschiedene Mitglieder dieses demokratischen Bundes und namentlich für den Advokaten *Vonk*, den eifrigen Verfechter der Volksfreiheit.

Von diesem Augenblick an erhob die demokratische Partei das Haupt, und schien sich mit groſsen Hofnungen zu schmeicheln. Die patriotische Gesellschaft wählte Herrn *Vonk* zu ihrem Präsidenten, sie wählte einen Sekretär, sie führte nach dem Beispiel ähnlicher Clubs in England und Frankreich eine gewisse Ordnung ein, nach welcher ihre Versammlungen gehalten wurden, sie entschied über die vorkommenden wichtigen politischen Fragen durch Mehrheit der

Stimmen, und lieſs die Generale *van der Mersch, de Rosières* und *Kleinberg* durch eine Deputation feierlich zum Beitritt einladen. Alles schien zu erkennen zu geben, daſs sie sich für eine Kopie der Französischen Nationalversammlung und vielleicht sogar für das Vorbild einer Niederländischen angesehen wissen wollte. Desto unglücklicher war es für sie, wenn ihre Absichten wirklich rein und auf das wahre Wohl des Vaterlandes gerichtet waren, daſs ein unreifer Enthusiasmus in einigen Köpfen brauste, und am 25. Februar, an dem Tage nachdem der General *van der Mersch* ganz unverhoft in Brüssel von der Armee eingetroffen war, einen Auflauf bewirkte, wobei es auf nichts geringeres als eine Gegenrevolution angesehen schien. Ein dunkles Gerücht verbreitete sich am Abend des 21ſten durch die ganze Stadt, daſs man eine neue Kokarde — die

Kokarde der Freiheit wurde sie emphatisch genannt — in der Kirche zu St. Gudula aufstecken wolle, und dabei sagte man sich die Absicht ins Ohr, — die Stände müsse man vom Ruder des Staats entfernen. Am folgenden Morgen strömte alles nach St. Gudula, und *Eduard Walkiers* versammelte, auf allen Fall, seine Compagnie. Diesmal zitterten die neuen Minister für ihre politische Existenz. Die ehrwürdige Stimme des Priesters war nochmals ihre einzige Zuflucht; sie schickten dem Pfarrer der Hauptkirche diese schriftlich abgefaſste Erklärung: "Wir
"Unterzeichneten versichern, daſs das Mani-
"fest des Brabantischen Volkes nach allen
"Stücken seines Inhaltes befolgt werden soll;
"daſs alles, was vorgeht, im Namen des
"Volkes geschieht, in welchem die Souve-
"rainität inwohnend ist, und wogegen die
"Stände sich nie etwas haben anmaſsen wol-

"len." *Van der Noot* und *van Eupen* hatten diesen Aufsatz eigenhändig unterschrieben, und der Pfarrer las ihn von der Kanzel ab. Eine so unerwartete Nachgiebigkeit von Seiten der Stände veränderte plötzlich die Stimmung des zusammengerotteten Volkes, und beim Weggehen aus der Messe, anstatt die Aristokratie zu bestürmen, fielen einige fanatische Köpfe über einen demokratischgesinnten Officier her, den *Walkiers* aber mit seinen Freiwilligen sogleich aus ihren Händen riſs. In der Kirche hatte hier und dort einer versucht, die neue Kokarde aufzustecken, und einige wurden in Verhaft genommen, bei denen man sie in der Tasche fand. Noch jetzt ist es daher gefahrlich, sich mit einer andern, als der ächten Brabantischen dreifarbigen Kokarde sehen zu lassen; und es ist uns selbst widerfahren, daſs ein Freiwilliger uns höflich anredete:

wir wären vermuthlich Fremde und wüſsten nicht, daſs das weiſse Bändchen an unserer Kokarde verboten sei.

Niemand in Brüssel wollte etwas um diesen Auflauf gewuſst haben; man setzte ihn auf Rechnung der Royalisten, denen man die Absicht beimaſs, sie hätten dadurch alles in Verwirrung bringen wollen; als ob durch diese Verwirrung, zu einer Zeit, wo keine Östreichische Truppen sie benutzen konnten, etwas für die Sache des Kaisers wäre gewonnen worden? Den Ständen und ihren Ministern schien der Schlag von einer ganz andern Seite her zu kommen; allein ohne die deutlichsten Beweise war jetzt eine öffentliche Beschuldigung von dieser gehässigen Art nicht rathsam. Zudem stand ihnen *Walkiers* mit seinen Freiwilligen und seinem thätigen, unternehmenden Geist überall im Wege. Gern hätte man ihm diesen

Auftritt vom 25. Februar Schuld gegeben; es wurden sogar in dieser Absicht Briefe zwischen dem Kriegesdepartement und ihm gewechselt; allein diese Korrespondenz schlug ganz zu seinem Vortheil aus, indem er den Winken und Anspielungen der Ministerialpartei den Ton eines beleidigten Mannes, der seiner guten Sache gewiſs ist, mit allem Trotze dieses Bewuſstseyns entgegensetzte. Die eben bekannt gewordene nachdrucksvolle Remonstranz der demokratischen Partei an die Stände, worin man ihnen nochmals vorhält, daſs die gesetzgebende und die vollziehende Macht ohne Gefahr für den Staat nicht länger in einer Hand vereinigt bleiben dürfen, gestattete jetzt keine andere als indirekte Maaſsregeln gegen einen so mächtigen Feind. Man wuſste den Stadtmagistrat dahin zu bewegen, daſs er am 28. Februar die Compagnie von *Walkiers* aufhob,

hob, unter dem Vorwande, daſs jeder *Serment* deren nur Eine haben könne; allein die Freiwilligen eilten am folgenden Morgen mit Ungestüm auf das Rathhaus, und auf ihre Vorstellung nahm der Magistrat seine Verordnung zurück. *Walkiers*, an dem die Reihe war, zog mit den Seinen auf die Wache, und triumphirte im lauten Beifall des Volkes.

Es war nunmehr nöthiger als jemals, die Freiwilligen beeidigen zu lassen. Man berathschlagte sich über die zu adoptirende Formel, und *van der Noot* bot die Hände zu einem Vergleiche mit der patriotischen Societät. So wichtig schien diese Ceremonie in den Augen Aller, daſs man nicht Behutsamkeit genug anwenden zu können glaubte, um keine Zweideutigkeit übrig zu lassen, hinter welche sich die eine oder die andere Partei flüchten könnte. Endlich, nachdem man mehr als Einen Vorschlag verworfen, nachdem *van der Noot* vergebens die versammelten Freiwilligen auf dem groſsen Platze haranguirt hatte, ward eine ganz kurze Formel in allgemeinen Ausdrücken adoptirt, die Alles so unbestimmt lieſs, wie beide Parteien es wünschen konnten, um bei einer scheinbaren Übereinkunft sich zu überreden, man habe auf keinen Anspruch Verzicht gethan. Diese Feierlichkeit, wobei sich, wie ich Dir schon erzählt habe, der *Herzog von Ursel* und *van der Noot* zum Zeichen der Versöhnung beider Parteien umarmten, ward am 9. März vollzogen, und gleich darauf wies auch der hohe Rath oder Justizhof von Brabant die Bitte um Aufhebung der patriotischen Gesellschaft als unstatthaft zurück. Dagegen aber kassirte der Congreſs, als Souverain der Niederlande, bereits am 13. März ein Regiment von besoldeten Truppen, welches den Einfall gehabt hatte, nach dem Beispiele der Freiwilligen, *dem Volke* den Eid der Treue schwören zu wollen.

Walkiers hatte indessen den Ehrgeiz der Minister und der Stände zu tief beleidigt, und sein hochfliegender Patriotismus war ihnen zu furchtbar geworden, als daſs sie nicht vor allem seinen Sturz hätten beschlieſsen sollen. Man grif ihn von der einzigen Seite an, wo er verletzbar blieb, das ist: man wirkte durch eine Überschwemmung von fliegenden Blättern, und durch öffentlich ausgestreute Beschuldigungen auf die *Leichtgläubigkeit* des unwissenden und immer noch von Priestern beherrschten Volkes. Es gelang den Emissarien der Geistlichkeit und der Aristokratie, den Saamen des Miſstrauens unter die Bürger von Brüssel und sogar unter die Freiwilligen auszustreuen; es gelang ihnen, sie zu trennen, indem man den Grund einer verabscheuungswürdigen Verschwörung aufdeckte, einer Verschwörung, wodurch eine geringe Anzahl von Ehrgeizigen, unter dem Vorwande das Volk in seine Souverainitätsrechte einzusetzen, sich selbst der Regierung zu bemächtigen gedächten. *Walkiers*, sagte man, sei das Haupt des Komplots; die Officiere der Freiwilligen wären seine Verbündeten, und eine Nationalversammlung, die man berufen wolle, würde nur als Werkzeug ihrer Tyrannei, nach dem Beispiel der Französischen, alle Rechte der Bürger umstoſsen, die Altäre berauben und die heiligen Diener der Religion miſshandeln.

Hatte denn, wirst Du fragen, das Volk von Brüssel in einer so langen Periode von politischer Gährung noch nicht gelernt, gegen Verläumdungen auf seiner Hut zu seyn, und seinen Verdacht aus reineren Quellen als den Brochüren des Tages zu schöpfen?

hatte es noch nicht Gelegenheit genug gehabt, den Charakter der verschiedenen Häupter der Parteien zu ergründen, und ein Urtheil über sie zu fällen, welches nicht von jedem Hauche verändert werden konnte? Unstreitig muſs sich jedem Unparteiischen bei einer so plötzlichen Umstimmung der Gemüther der Gedanke lebhaft vergegenwärtigen, daſs gerade die Wahrscheinlichkeit der Beschuldigung diese groſse Wirkung hervorgebracht habe. Auch ohne etwas von wirklich vorhandenen geheimen Absichten, von einem trüglichen *dessous des cartes* zu ahnden oder zu glauben, konnte gleichwohl die Schilderung wahr und treffend seyn, die man im voraus von einer Niederländischen Nationalversammlung entwarf. Sie muſste, wenn sie Gutes bewirken wollte, die bisherige Verfassung vernichten und die Miſsbräuche ausrotten, welche der moralischen

Freiheit, dieser einzig wahren Quelle der bürgerlichen, entgegen wirkten; sie wäre folglich dem Klerus und besonders der Ordensgeistlichkeit furchtbar geworden. Nach dem Zustande der Aufklärung in den Belgischen Provinzen, und nach der Seltenheit gründlicher Einsichten und groſser Talente zu urtheilen, war endlich auch, ohne dem Patriotismus der Demokraten zu nahe zu treten, die Prophezeihung, daſs die Nationalversammlung nur ein Instrument in den Händen weniger Demagogen werden könne, die unverdächtigste Lobrede aus des Feindes Mund auf das Verdienst und die Fähigkeiten eines *Walkiers*, eines *Vonk* und der übrigen Häupter der patriotischen Gesellschaft.

Unter den jetzigen Umständen war die ausgestreute Besorgniſs, daſs die Religion in Gefahr sei, gleichsam eine Losung für die Majorität der Bürger von Brüssel, die demokratische Partei zu verlassen und für die Erhaltung des einmal bestehenden Regierungsſystems zu eifern. Kaum war *van der Noot* dieser Stimmung gewiſs, so sprang die Mine, die er seinen Nebenbuhlern bereitet hatte. Es kam jetzt darauf an, welche Partei der andern zuvorkommen würde, und er hatte seine Maaſsregeln so gut berechnet, daſs er sein Vorhaben ausführte, ehe die Armee die Bewegungen in Brüssel unterstützen konnte. Am 15. März überreichte die patriotische Gesellschaft den Ständen eine Bittschrift, worin sie zwar sehr bescheiden, jedoch mit Ernst, auf eine neue Organisation der Verfassung antrug und den Ständen gleichwohl, wegen ihres bekannten Widerwillens gegen eine Nationalversammlung, die Art der Zusammenberufung der Volksrepräsentanten gänzlich anheimstellte. Diese Bittschrift war kaum überreicht und gelesen, so verbreitete man im Publikum ein Verzeichniſs der Störer der öffentlichen Ruhe, deren ganzes Verbrechen in der Unterzeichnung jenes Aufſatzes bestand, welchen man sich indeſs wohl hütete, durch den Druck bekannt zu machen. Dagegen aber las man an den Kirchthüren überall einen Anschlagszettel, worin man das Volk aufforderte, sich am folgenden Morgen um neun Uhr zu versammeln, indem eine Verschwörung wider den Staat und die Religion im Werke sei. Ähnliche Zettel verurtheilten die *Herzoge von Aremberg* und *Ursel*, den *Grafen la Marck*, *Eduard Walkiers*, *Vonk*, *Herries* und *Godin* zum Laternenpfahl. Früh am 16ten erschien der Pöbel und insbesondere die Bootsknechte, Träger und anderes Gesindel, welches sich in der Nähe des so genannten Hafens aufhält, und unter dem Namen *capons du rivage* bekannt ist, vor dem

Rathhause, unter Anführung der beiden Ehrenmänner, die vor einiger Zeit so viele Unterschriften für die berüchtigte Gegenaddresse eingetrieben hatten. Die Gildemeister standen auf den Stufen, und schwenkten dem Haufen, der den Staaten und *van der Noot* ein Vivat über das andere brachte, mit Hüten und Schnupftüchern Beifall zu. Auf dieses Signal ging die Plünderung der Häuser an, welche man zuvor zu dem Ende gezeichnet hatte. Der Kaufmann *Chapel* kam mit eingeworfenen Fenstern und Thüren davon; hingegen fünf andere Häuser wurden nicht nur erbrochen und gänzlich verwüstet, sondern auch in einem der Besitzer tödtlich verwundet. *Walkiers* mit seinen Freiwilligen gab verschiedentlich Feuer auf diese Banditen; allein die anderen Compagnien, anstatt ihn zu unterstützen, droheten vielmehr, ihre Waffen gegen ihn zu kehren.

Am 17ten erkaufte *van der Noot* die Ruhe der Stadt von den Plünderern mit einem Versprechen von dreitausend Gulden, die ihnen richtig ausgezahlt wurden; allein noch nicht zufrieden mit diesem Opfer, und ihrer Instruktion getreu, forderten sie den Kopf ihres Widersachers, *Walkiers.* Man lud ihn in der Dämmerung vor die versammelten Stände, stellte ihm vor, seine Compagnie habe den Haſs des Volkes auf sich gezogen, und bewog ihn durch diese bloſse Vorstellung, sie abzudanken. *Van der Noot* geleitete ihn mitten durch den aufgebrachten Pöbel nach Hause. In derselben Nacht verlieſs er Brüssel, und mit seiner Abreise erlosch die letzte Hofnung der Demokraten. Der hohe Rath von Brabant publicirte noch an demselben Tage das Aufhebungsdekret der patriotischen Gesellschaft, und ihre Häupter entflohen theils zur Armee in Namur, theils nach Lille im Französischen Flandern. — So gewaltsam dieses Mittel auch war, wodurch die Stände über die Freunde der Volksfreiheit den Sieg behielten, so hätte man es ihnen dennoch in einer solchen Krise verziehen, wenn nur auch ihre Regierung von nun an die wohlthätigen Wirkungen geäuſsert hätte, um derentwillen es sich verlohnte, dem Kaiser die Oberherrschaft zu entreiſsen. Allein von einer so übel organisirten Versammlung durfte man sich keinen edlen Gebrauch der Kräfte versprechen. Sie benutzte den ersten Augenblick, in welchem sie sich ohne Nebenbuhler fühlte, um vermittelst tyrannischer Maaſsregeln die Möglichkeit eines abermaligen republikanischen Kampfes zu verhüten. Die Preſsfreiheit, das Palladium freier Völker, ward unverzüglich abgeschaft; eine strenge Büchercensur wachte für die Erhaltung politischer und geistlicher Finsternisse, und das Verbot aller auswärtigen Zeitungen, welche demokratische Grundsätze begünstigten, krönte diese des achtzehnten Jahrhunderts unwürdige Verordnungen. Der Schleier des Geheimnisses deckt alle Berathschlagungen der gesetzgebenden Macht; feindseliger Haſs verfolgt die Überreste der patriotischen Gesellschaft; aus Furcht vor strenger Ahndung werden die Namen *Vonk*, *Walkiers*, *Ursel* und *la Marck* an öffentlichen Orten nicht ausgesprochen, und der Enthusiasmus der noch glühet, und noch zuweilen ein paar hitzige Disputanten an einander bringt, wird allmälich erkalten und in jene todte Gleichgültigkeit gegen das gemeine Beste ausarten, welche überall herrschen muſs, wo nicht von den Gesetzen, sonder von der Willkühr und den Leidenschaften der Regenten das Leben und das Eigenthum des Bürgers abhängt.

3

XVIII.

Brüssel.

Gewöhnlich bedaure ich nicht die unterjochten Völker; ihre Sklaverei sei auf ihrem eigenen Haupte! Gegen die Löwenkräfte des freien Menschen, der seine Freiheit über alles liebt, sind alle Höllenkünste der Tyrannei unwirksam. Der Übermuth der Römischen Eroberungsſucht konnte ja nicht einmal das kleine Saguntum bezwingen. Heldentod in den Flammen und unter den Schutthaufen ihrer einstürzenden Gebäude war der letzte und edelste Sieg dieser ächten Republikaner!

Heute dauert mich gleichwohl das Schicksal der Brabanter. Unter besseren Führern wären Menschen aus ihnen geworden; der Stoff liegt da in ihrem Wesen, roh, vom Gift einer allzu üppigen Kultur noch nicht durchdrungen, sondern nur das Opfer des unüberwindlichen Betrugs. Heute haben wir sie in einer Aufwallung von republikanischem Geiste gesehen, die gänzlich unvorbereitet und nur desto rührender war. Wir kamen von *Schooneberg*, dem Landhause der Generalgouverneurs, zurück, und in allen Straſsen sahen wir ganze Schaaren von Menschen in die Buchladen stürzen, und mit unbeschreiblicher Ungeduld nach einem Blatte greifen, das eben jetzt die Presse verlieſs. Es war ein Brief des Generals *van der Mersch* an die Staaten von Flandern, worin er ihnen seine Ankunft in Brüssel meldet, und auf die strengste Untersuchung seines Betragens dringt. Die Neugier des Publikums spannte um so mehr auf dieses Blatt, da seit einigen Tagen die wüthendsten anonymischen Affichen und Handbillets gegen den General ausgestreuet werden, worin er ein Verrather des Vaterlandes genannt und absichtlich zum Gegenstande der allgemeinen Indignation aufgestellt wird. Die lebhafte Theilnahme an seinem Schicksal, die, so verschieden auch der Beweggrund seyn mochte, durch alle Klassen der Einwohner zu gehen schien, hatte wenigstens mehr als Neugier zum Grunde, und verrieth einen Funken des Freiheitsgefühls, wovon man sich in Despotien so gar keine Vorstellung machen kann. Es war ein erfreulicher Anblick Alles, Alt und Jung, Männer, Weiber, Kinder, Vornehme und Geringe hinzu strömen zu sehen, um die erste Sylbe der Rechtfertigung eines Angeklagten zu lesen! Diese Bewegung dauerte mehrere Stunden; die Druckerei konnte nicht schnell genug die hinlängliche Anzahl Exemplare liefern; man riſs einander den Brief aus der Hand, man stritt sich, wer das erste von dem neuankommenden Vorrathe besitzen sollte, man drang den Buchhändlern das Geld im Voraus auf, man bot doppelte, zehnfache Zahlung, und wartete, wie dies unter andern unser eigener Fall war, Stundenlang auf einen Abdruck. So ging es fort bis spät in die Nacht.

Van der Mersch ist gestern Abend hier eingetroffen; dies ist der vollendende Schlag, welcher das Gebäude der Aristokratie in den Niederlanden befestigt. Die Armee in Namur war bisher noch immer eine Stütze der Volkspartei geblieben; mit den Waſſen in der Hand hatte sie die Bittschrift der patriotischen Gesellschaft gebilligt. Sie war in ihrem Eifer noch weiter gegangen. Eine unbegreifliche Gleichgültigkeit der Brabantischen Stände sowohl, als des mit ihnen einstimmigen, ebenfalls von *van der Noot* inspirirten Congreſſes, hatte die Armee an allen Bedürfniſſen, an Pferden und Geschütz, an Geld, an Lebensmitteln und Kleidungsstücken den äuſsersten Mangel leiden lassen; ein groſser Theil der in Namur liegenden Truppen hatte weder Uniformen, noch Schuhe. Vielleicht empfanden die vereinigten Provinzen schon jetzt die groſse Schwierigkeit, zu den Vertheidigungsanstalten, die ihre Lage erforderte, die nöthigen Summen herbeizuschaffen; vielleicht war auch die verdächtige Treue dieses Heeres die Ursache, daſs die Stände säumten und zögerten, um es nicht wider sich selbst zu bewaffnen. Wahr ist es indessen, daſs ein allgemeines Miſsvergnügen unter den Truppen zu Namur ausgebrochen war, daſs der Mangel häufige Veranlassung zu den gröſsten Unordnungen und zur Desertion gab, und daſs *van der Mersch*, nachdem seine wiederholten Vorstellungen an den Congreſs nichts gefruchtet, den Entschluſs gefaſst hatte, seine Befehlshaberstelle niederzulegen. Bei diesen Umständen versammelten sich am 31. März alle Officiere der dortigen Besatzung, und äuſserten einmüthig das Verlangen, daſs *van der Mersch* den Oberbefehl der Armee behalten, der *Herzog von Ursel* wieder an die Spitze des Kriegesdepartements gesetzt werden, und der Graf *la Marck* zum zweiten Befehlshaber ernannt werden möchte. Zugleich schrieben sie an alle Provinzen um ihre Mitwirkung zur Abschaffung der Miſsbräuche und Wiederherstellung der guten Ordnung. Diese Wünsche mit der am 1. April von dem General erhaltenen schriftlichen Zustimmung, überschickten die Officiere dem Congreſs in einem Briefe, worin sie ohne Umschweif behaupten, das einzige Rettungsmittel für den kranken Staat darin gefunden zu haben, daſs sie einigen Ehrgeizigen ihre über die ganze Nation usurpirte Macht zu entreiſsen beschloſsen hätten. Um zu gleicher Zeit das Schreckbild einer Nationalversammlung zu entfernen, erschien am folgenden Tage eine Erklärung, welche die nach Namur geflüchteten Patrioten *Vonk*, *Verlooy*, *Daubremez* und *Weemaels* unterzeichnet hatten, worin sie nochmals versicherten, daſs sie in der Bittschrift vom 15. März auf eine Versammlung dieser Art keinesweges angetragen hätten, sondern im Gegentheil auf die Verfassung der drei Stände fest zu halten gesonnen wären, und lediglich eine mehr befriedigende Repräsentation als die jetzige, nach dem Beispiele von Flandern, verlangten. *Dieser* Erklärung ertheilte die Armee am 3. April ihre Zustimmung. *Sie* war um so merkwürdiger, da das Projekt des Congresses, oder, wie er sich selbst nannte, der *Belgischen Generalstaaten*, vom 31. März mit ihr gleichen Inhalt hatte, den einzigen Umstand ausgenommen, daſs der Congreſs behauptete: noch sei es zu früh, an eine verbesserte Repräsentation zu denken, indem auf die Vertheidigung gegen den auswärtigen Feind alle Kräfte und alle Sorgen gerichtet werden müſsten; wenn aber der Zeitpunkt gekommen seyn würde, wolle man selbst die Nation dazu auffordern, und mittlerweile wünsche man die Zustimmung und Garantie aller Provinzen zu diesem Entwurfe. Die Stände von Flandern säumten nicht, diesem Vorschlag ihren Beifall zu ertheilen, indem sie sich zugleich vorbehielten, in ihrer Provinz mit der bereits angefangenen Verbesserung der Konstitution fortzufahren und sie zu vollenden, ohne die Aufforderung des Congresses abzuwarten. Diese Äuſserung war um so schicklicher, da es mit dem ganzen Vorschlage des Congresses nur darauf angesehen war, dem Volke Staub in die Augen zu werfen, und die

Stände von Brabant nicht die geringste Rücksicht darauf nahmen, sondern fortfuhren, ihre vermeinten Ansprüche auf die Souverainität dieser Provinz geltend zu machen.

Die Nachricht von den demokratischen Gesinnungen der Armee erschütterte nicht nur die Stände von Brabant, sondern auch die bisher so eifrigen Freunde des Generals *van der Mersch*, die Stände von Flandern. Sie forderten den Congreſs auf, alle Kräfte anzustrengen, um die Gefahr abzuwenden, die von dorther dem Vaterlande drohte, und sie waren es auch, welche den Vorschlag thaten, den General nach Brüssel vor den Congreſs fordern zu lassen, damit er von seiner Aufführung Rechenschaft gabe. Im Weigerungsfalle wollten sie ihm die noch kürzlich bewilligte Zulage von zweitausend Gulden zu seiner Besoldung entziehen *). Von einer andern Seite erboten sich die beiden patriotischen Freunde, der *Herzog von Ursel* und der *Graf de la Marck,* in einem Schreiben an den Congreſs, sich nach Namur zu begeben, und vermittelst des Vertrauens, welches ihnen die Armee bezeigt habe, den Ausbruch des Unglücks zu verhüten. Da sie gleich bei ihrer Ankunft das vorhin erwähnte Projekt des Congresses vom 31. März der Armee bekannt machten, so gelang es ihnen, eine Erklärung unter dem 5. April von derselben und von dem General *van der Mersch* zu erhalten, worin sie ihre völlige Zufriedenheit mit dem Inhalt dieses Projekts in Absicht auf die künftige Reform der Verfaſſung zu erkennen gaben. Allein *van der Noot*, wuſste ein zuverläſsigeres Mittel, für die Erhaltung seiner Partei zu sorgen. Er lieſs ein Korps von fünftausend Mann, welches bisher in Löwen gestanden hatte und den Ständen von Brabant ergeben war, unter Anführung des Generals *von Schönfeld* nach Namur marschiren. *Van der Mersch*, der von dieser Maaſsregel keine Nachricht aus Brüssel erhalten hatte, rückte mit seiner in drittehalbtausend Mann bestehenden Besatzung dem andern Korps entgegen. Bald erfuhr er indeſs durch die an ihn geschickten Adjutanten, daſs der Congreſs nicht nur diese Truppen beordert habe, sondern daſs sich auch deputirte Mitglieder des Congresses an ihrer Spitze befänden, vor denen er sich stellen müsse. Er begab sich sogleich zu ihnen, und da er inne ward, daſs der ganze Anschlag hauptsächlich auf seine Person gemünzt war, so beschloſs er auf der Stelle, der Congreſs behauptete: noch sei es zu früh, an eine verbesserte Repräsentation zu denken, indem auf die Vertheidigung gegen den auswärtigen Feind alle Kräfte und alle Sorgen gerichtet werden müſsten; wenn aber der Zeitpunkt gekommen seyn würde, wolle man selbst die Nation dazu auffordern, und mittlerweile wünsche man die Zustimmung und Garantie aller Provinzen zu diesem Entwurfe. Die Stände von Flandern säumten nicht, diesem Vorschlag ihren Beifall zu ertheilen, indem sie sich zugleich vorbehielten, in ihrer Provinz mit der bereits angefangenen Verbesserung der Konstitution fortzufahren und sie zu vollenden, ohne die Aufforderung des Congresses abzuwarten. Diese Äuſserung war um so schicklicher, da es mit dem ganzen Vorschlage des Congresses nur darauf angesehen war, dem Volke Staub in die Augen zu werfen, und die

---

*) Die Provinzen hatten ihm ein jährliches Gehalt von funfzigtausend Gulden nebst zehntausend Gulden Tafelgeldern zugestanden.

Stände von Brabant nicht die geringste Rücksicht darauf nahmen, sondern fortfuhren, ihre vermeinten Ansprüche auf die Souverainität dieser Provinz geltend zu machen.

Die Nachricht von den demokratischen Gesinnungen der Armee erschütterte nicht nur die Stände von Brabant, sondern auch die bisher so eifrigen Freunde des Generals *van der Mersch*, die Stände von Flandern. Sie forderten den Congreſs auf, alle Kräfte anzustrengen, um die Gefahr abzuwenden, die von dorther dem Vaterlande drohte, und sie waren es auch, welche den Vorschlag thaten, den General nach Brüssel vor den Congreſs fordern zu lassen, damit er von seiner Aufführung Rechenschaft gäbe. Im Weigerungsfalle wollten sie ihm die noch kürzlich bewilligte Zulage von zweitausend Gulden zu seiner Besoldung entziehen *). Von einer andern Seite erboten sich die beiden patriotischen Freunde, der *Herzog von Ursel* und der *Graf de la Marck*, in einem Schreiben an den Congreſs, sich nach Namur zu begeben, und vermittelst des Vertrauens, welches ihnen die Armee bezeigt habe, den Ausbruch des Unglücks zu verhüten. Da sie gleich bei ihrer Ankunft das vorhin erwähnte Projekt des Congresses vom 31. März der Armee bekannt machten, so gelang es ihnen, eine Erklärung unter dem 5. April von derselben und von dem General *van der Mersch* zu erhalten, worin sie ihre völlige Zufriedenheit mit dem Inhalt dieses Projekts in Absicht auf die künftige Reform der Verfassung zu erkennen gaben. Allein *van der Noot*, wuſste ein zuverläſsigeres Mittel, für die Erhaltung seiner Partei zu sorgen. Er lieſs ein Korps von fünftausend Mann, welches bisher in Löwen gestanden hatte und den Ständen von Brabant ergeben war, unter Anführung des Generals *von Schönfeld* nach Namur marschiren. *Van der Mersch*, der von dieser Maaſsregel keine Nachricht aus Brüssel erhalten hatte, rückte mit seiner in drittehalbtausend Mann bestehenden Besatzung dem andern Korps entgegen. Bald erfuhr er indeſs durch die an ihn geschickten Adjutanten, daſs der Congreſs nicht nur diese Truppen beordert habe, sondern daſs sich auch deputirte Mitglieder des Congresses an ihrer Spitze befänden, vor denen er sich stellen müsse. Er begab sich sogleich zu ihnen, und da er inne ward, daſs der ganze Anschlag hauptsächlich auf seine Person gemünzt war, so beschloſs er auf der Stelle, vor dem Congreſs in Brüssel zu erscheinen. So vermied er den Ausbruch eines Bürgerkrieges, in welchem Brüder gegen Brüder hätten fechten müssen. Der *Herzog von Ursel* und der *Graf la Marck* haben nur wenige Stunden lang Arrest gehabt und sind wieder auf freien Fuſs gestellt. Das ist die Geschichte jenes merkwürdigen Tages, die heute die ganze Stadt beschäftiget. Gestern und vorgestern waren die Nachrichten über dieses Ereigniſs noch zu unbestimmt und widersprechend.

---

*) Die Provinzen hatten ihm ein jährliches Gehalt von fünfzehntausend Gulden nebst zehntausend Gulden Tafelgeldern zugestanden.

Ich kann es der demokratischen Partei nicht verdenken, daſs sie hier noch einen Versuch wagte, sich wieder emporzuschwingen. In dem leidenschaftlichen Zustande, den der Parteigeist vorausſetzt, den die Treulosigkeit der Gegner unterhält und den die getäuschte Hofnung so leicht bis zur Wuth erhöhet, wäre es unbillig, ganz überlegte, mit kalter Besonnenheit nach dem richtigen Maaſsstabe der Bürgerpflicht abgemessene Handlungen, selbst von edleren und besseren Menschen zu erwarten. Im Gegentheil, je reiner und herzerhebender das Bewuſstseyn der Demokratenhäupter war; je inniger sie ihre moralische Überlegenheit über einen *van der Noot* und einen *van Eupen* fühlten: desto flammender muſste ihr Eifer sie begeistern, das bethörte Volk von Brabant aus den Händen solcher Anführer zu erretten. Dies vorausgesetzt, lassen sich auch gewisse Unregelmäſsigkeiten leichter entschuldigen, die bei dieser Gelegenheit vorfielen, und deren Verhütung nicht allemal in der Gewalt der Gutmeinenden ist, die sich an die Spitze einer Partei stellen. Unstreitig wagte die Armee einen dreisten Schritt, als sie einige Mitglieder des Congresses, die mit Depeschen nach Namur gekommen waren, gefänglich einzog.

ihre Briefe las und sie öffentlich im Druck erscheinen lieſs, wenn es gleich die Absicht dieser Emissarien war, ihnen eine Eidesformel hinterlistigerweise aufzudringen, welche die Freiwilligen in Brüssel längst verworfen hatten. *Van der Mersch* selbst, im Vertrauen auf den Beistand seiner Truppen, sprach am 3. April aus einem Tone, der den Ständen von Brabant feindselig klingen muſste; und es ist noch die Frage, ob er nicht am 5ten das Schwert zur Entscheidung gezogen haben würde, wenn nicht *van der Noots* Emissarien den Augenblick seines Auszuges aus Namur benutzt hätten, um den Magistrat dieser Stadt umzustimmen, und den Pöbel mit einer ansehnlichen Summe, die Einige auf funfzigtausend Gulden angeben, zu erkaufen. Daher fand der General, als er wieder in die Stadt ziehen wollte, die Thore gegen sich und seine Truppen verschlossen, und dieser Umstand, sagt man, bewog ihn zum gütlichen Vergleich. Eben so wenig läſst es sich läugnen, daſs die Reise des *Herzogs von Ursel* und seines Freundes, in einem Zeitpunkte, wo *Vonk* und seine Verbündeten sich wirklich schon zu Namur aufhielten, den Anschein hatte, daſs es ihnen mehr darum zu thun war, die Gährung der dortigen Armee zu benutzen, als sie stillen zu helfen. Nehmen wir aber an, daſs sie gegen die Usurpation der Stände die gute und gerechte Sache zu haben wähnten, wer könnte sie tadeln, wenn sie sich der Mittel bedienten, welche das Schicksal ihnen darbot, um sie geltend zu machen?

Weit schwerer, ich glaube sogar unmöglich, wird es seyn, sie in einer andern Rücksicht zu entschuldigen. Das Vorurtheil des Volkes muſste ihnen ehrwürdig seyn, wenn es unheilbar war, wenn sie vorausſehen konnten, daſs seine Anhänglichkeit an die Stände sich weder durch Gründe noch durch Gewalt bezwingen lieſs; in diesem Falle war folglich ihre Widersetzlichkeit zwecklos und ungerecht. Hatten sie hingegen die Möglichkeit in Händen, durch eine groſse Anstrengung die aristokratische Tyrannei zu stürzen, so bleibt ihnen ewig die Reue, aus Kleinmuth die Gelegenheit verfehlt zu haben, das Vaterland zum zweitenmal zu befreien. Alle absolute Bestimmungen sind Werke der Spekulation, und nicht von dieser Welt; hier hängt alles von Verhältnissen und Umständen ab; das Wahre und Gute entlehnt, wie Recht und Gerechtigkeit, seine Farbe von der Zeit und den Dingen. Die Beistimmung der Welt zu unseren *Grundsätzen* können wir daher nicht erzwingen; allein die Schuld ist an uns, wenn sie unserm *Charakter* keine Hochachtung zollt.

Besser ist es, die Waffen für eine gute Sache nicht ergreifen, als wenn man sie einmal ergriffen hat, nicht lieber mit den Waffen in der Hand zu siegen oder zu sterben.

Wenn uns da noch Unvollkommenheiten betrüben, wo gröſsere und edlere Menschheit uns anzieht, wie werden wir den Blick mit Widerwillen wegwenden von jenen Unglücklichen, deren sittliche Miſsgestalt kein Zug von guter Bedeutung mildert? Der glückliche Erfolg ihrer Unternehmungen kann aus ihrem Namen die Brandmale nicht tilgen, womit die Wahl der niedrigsten Mittel, Doppelzunge, Arglist, Bestechung, Verrath, Aufwiegelung und Miſsbrauch der Gottesfurcht des Pöbels, Plünderung und Mord der Bürger, sie gezeichnet hat. Gewiſs, die Brabanter sind bedauernswerth, daſs Menschen von dieser Gattung ihre

Führer geworden sind und ihr ganzes Vertrauen besitzen! Sie waren es, die dem Volk einen so tödtlichen Haſs gegen die ganze Verwandtschaft seines ehemaligen Fürsten einflöſsten, daſs *Josephs* Tod und *Leopolds* strenge Miſsbilligung aller seiner Neuerungen noch keinen Eindruck auf die Herzen haben machen können, so empfänglich sonst die unverdorbene Natur des Menschen für sanftere Empfindungen zu seyn pflegt, wenn der Tod des Beleidigers Genugthuung giebt und alle seine Schulden tilgt. Die groſsen Anerbietungen des *Königs von Ungarn und Böhmen* haben zwar hier in Brüssel und noch mehr in Flandern die Partei der so genannten Royalisten verstärkt; allein die Masse des Volkes hat von seinen Seelsorgern gelernt, den Namen *Leopold* mit Abscheu zu nennen und mit demselben, wie mit *Josephs* Namen, den furchtbaren, dunklen Begrif der Irrgläubigkeit zu verbinden. Diese Schreckbilder mögen hinreichend seyn, um den Ständen den Gehorsam der Brabanter zuzusichern; werden sie ihnen aber auch einst Kraft und Muth einflöſsen, *Leopolds* Krieger zurückzuschlagen? In der That, der Anblick der Freiwilligen, die wir hier täglich aufziehen sehen, und was wir von dem Zustande der Disciplin und der Taktik bei der Armee vernehmen können, läſst diese Vermuthung nicht aufkommen. Die einzige gegründete Hofnung der Stände von Brabant und der übrigen Provinzen auf die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit, liegt in der Eifersucht der Mächte Europens gegen das Haus Östreich.

Auf eine oder die andre Art ist diesem zerrütteten Lande die Wiederkehr der Ruhe zu wünschen. Es ist betrübt zu sehen, wie verscheucht und verwildert alles in wissenschaftlicher Hinsicht hier ausſieht. Zwar hatte der fromme Eifer von jeher gesorgt, daſs des Guten in diesem Fache nicht zu viel werden möchte; allein unter dem Prinzen *Karl* hatten wenigstens die Erfahrungswissenschaften ihre ersten unverdächtigen Blüthen gezeigt. Man hatte wohl etwas von wunderbaren Bastarten zwischen Kaninchen und Hühnern gefabelt; indeſs war doch die Menagerie vorhanden, wo dieses Monstrum, das im Grunde nur das bekannte Japanische, frisirte Huhn war, unter vielen andern Thieren vorgezeigt ward. Diese Menagerie, das Naturalienkabinet des Prinzen, seine Gemäldesammlung, sein physikalischer Apparat, seine Bibliothek; von dem allem ist kaum noch eine Spur geblieben. Wir besuchten eine so genannte königliche Bibliothek unter Aufſicht des Abbé *Chevalier*, die höchstens in zwölftausend Bänden besteht. Die Eintheitheilung in *Theologia*, *Humaniora*, *Jurisprudentia*, *Historia*, *Scientiae et Artes*, mag zur Beurtheilung der Ordnung und selbst des Inhalts dienen. In demselben Hause zeigt man auch ein öffentliches Naturalienkabinet, in einem dunklen, einäugigen Zimmer. Es besteht in etlichen Petrefakten und Krystalldrusen, einigen ausgestopften Schlangen und Vögeln, einigen Schubkasten voll Konchylien, Schmetterlingen und Mineralien ohne Ordnung und Auswahl, einem Scharlachrock mit Gold, deſs einst ein König getragen hat, und einem Grönländischen Kanot. Dies und einige physikalische Instrumente, die wir in des Abbé *Manns* Behausung fanden, sind die Reste der groſsen Sammlung, die Prinz *Karl* hier angelegt hatte. Die Akademie der Wissenschaften, bei welcher derselbe Abbé *Mann* der Sekretär ist, verhält sich bei den jetzigen Zeitläuften ganz still, wie es Philosophen geziemt; allein sie war immer von friedliebender Natur und hat wenig Aufsehen in der Welt machen, am wenigsten durch ein zu schnell verbreitetes Licht der Vernunft den Glauben gefährden wollen. Herr *Mann* ist ein Mitglied der erloschenen Gesellschaft, um deren Wiederherstellung man sich in den Belgischen Staaten schon so viele Mühe gegeben hat, und auſser seinen physikalischen Arbeiten auch durch die Bekehrung des Lord *Montague* berühmt.

Von dem Verfall der hiesigen Manufakturen habe ich schon bei einer andern Gelegenheit etwas erwähnt. Die Englischen und Französischen Kamelotte haben dem Absatz der hiesigen, die ehemals so berühmt waren, so starken Abbruch gethan, daſs es jetzt keine groſse Unternehmungen in dieser Gattung von Waaren mehr giebt. Die

Quantität der Kamelotte, die jährlich fabrizirt werden, ist daher nicht mehr so beträchtlich wie ehedem. Von den nicht minder berühmten Brüsseler gewirkten Tapeten existirten vor wenigen Jahren noch fünf Fabriken; jetzt ist die des Herrn *van der Borght* nur noch allein im Gange, und es arbeiten nur noch fünf Fabrikanten darin. Dennoch klagt man über die groſsen Vorräthe, die dem Eigenthümer auf den Händen bleiben. Die Arbeiter sitzen zwei und zwei an einem Stuhl, wie es bei der *Basse-lisse* gewöhnlich ist. Die Tapeten waren schön gezeichnet und mit ungemeiner Präcision ausgeführt. Man zeigte ein vortrefliches Stück nach *Teniers*, ein anderes nach *le Brün*, u. s. f. Die Elle von solchen Tapeten kostet zwei Karolin. Von den zwei groſsen Zuckerraffinerien der Herren *Rowis* und *Danhot*, die in ihrer Art gut eingerichtet sind, will ich nichts sagen; aber eine in Europa wahrscheinlich einzige Kutschenfabrik verdient, daſs ich sie Dir näher beschreibe. Herr *Simon*, ihr Eigenthümer, hat gewöhnlich hundert bis hundert und zwanzig Arbeiter, die in weitläuftigen, durch groſse Fenster schön erleuchteten Sälen sitzen und einander in die Hand arbeiten. Die Höhe des Saals erlaubte ihm, eine Galerie oben rund herum zu führen, auf welcher, so wie unten, die Arbeiter um ihre Tische sitzen. Die gegenwärtigen Unruhen haben indessen die Zahl der Arbeiter bis auf die Hälfte vermindert. Alles was zu einer Kutsche gehört, das Eisenwerk, Leder, Holz, der Lak, die Vergoldung, und Farbe, alles wird hier innerhalb des Bezirks dieser Einen Fabrik verfertigt. In den Sälen hangen Tafeln, auf welchen die Gesetze geschrieben stehen, denen sich jeder Handwerker, wenn er hier arbeiten will, unterwerfen muſs. Es wird darin bestimmt, wenn man sich einfinden, wie lange man arbeiten soll; auf das Ausbleiben, auf überlautes Plaudern bei der Arbeit, u. s. w. stehen Geldstrafen; aber dem gesetzmäſsigen Betragen wird dagegen auch eine Belohnung zu Theil. Der Holzvorrath, den wir hier sahen, ward allein auf achtzigtausend Gulden geschätzt; er bestand unter andern in einer groſsen Menge Ahorn aus der Schweiz, und einer ansehnlichen Quantität Mahogany, welches Herr *Simon* schon deswegen so stark verbraucht, weil er seinen guten Lak auf kein anderes Holz setzt. Die Fasern unseres Büchen- und Rüsterholzes werden unter dem Lak immer wieder sichtbar und machen ihn rissig. Die Schmiede hatte sechs Essen, wovon jetzt aber nur zwei noch brannten. Mit diesen Vorkehrungen verbindet der Eigenthümer die höchste Solidität und Eleganz, ja, was mehr als alles mit Bewunderung erfüllt, einen erfinderischen Scharſsinn, einen mechanischen Instinkt möcht' ich es nennen, entwickelt und vervollkommnet durch wirkliches Studium der Naturgesetze und der angewandten Mathematik, wodurch die Vertheilung der Lasten zu einem hohen Grade der Vollkommenheit getrieben und der enge Raum einer Kutsche auf eine ſast unglaubliche Weise benutzt wird. Für einen Mann, der öfters lange Reisen machen muſs, wüſste ich nichts Unentbehrlicheres als einen Reisewagen, wie ich ihn hier gesehen habe, worin man Tisch und Bett und alle ersinnliche Bequemlichkeiten vereinigt hat. Wenn der arme *Li-Bu* aus den Pelew-Inseln sich schon über eine Londoner Miethskutsche extasiiren und sie ein *Haus zum Fahren* nennen konnte — was hätte er nicht beim Anblick dieses

Wunderdinges gesagt! Es ist in der That ein angenehmes Schauspiel, den menschlichen Geist auch auf diese Art glücklich gegen Schwierigkeiten kämpfen und sie besiegen zu sehen! Herr *Simon* pflegt zwanzig bis dreiſsig Wagen vorräthig zu haben, und alle Europäische Höfe bestellen ihre Gallawagen bei ihm. Sein Name stand auf der berüchtigten Proskriptionsliste vom 15. März; denn auch er hatte die Addresse an die Staaten unterzeichnet und war ein so eifriges Mitglied der patriotischen Gesellschaft, daſs er bereits unter des Kaisers Regierung hatte die Flucht ergreifen müssen. Die Zerstörung seines Hauses und seiner Fabrik war ihm zugedacht; allein er machte die ernstlichsten Vertheidigungsanstalten, und lieſs in der Stadt bekannt werden, er habe Pulverminen gelegt, und wolle, auf den Fall eines Angriſs, seine Feuerspritzen mit Scheidewasser laden. Diese schreckliche Drohung war hinreichend, *van der Noots* Myrmidonen die Lust zum Plündern hier zu vertreiben. Gleichwohl ist Herr *Simon*, um seiner persönlichen Sicherheit willen, vor einigen Tagen, nach dem Beispiel anderer Demokraten, aus dem Lande gegangen.

Es kann nicht fehlen, daſs nicht auch der Handel unter der gegenwärtigen Tyrannei der Stände und der gewaltsamen Anstrengung, wozu die Selbsterhaltung sie zwingt, wesentliche Einschränkungen leiden sollte. Die Entfernung eines Partikuliers wie *Eduard Walkiers*, dessen Vermögen man auf dreiſsig Millionen Gulden schätzt, muſs auf die Aktivität seiner Handelsgeschäfte, mithin auf die ganze Cirkulation in den Niederlanden, einen nachtheiligen Einfluſs haben. Man rechnet, daſs *Walkiers*, um die Revolution in Brüssel am 11. und 12. December vorigen Jahres zu bewirken und *d'Altons* Truppen durch Bestechung zu entwafnen, beinahe eine halbe Million verwendet haben soll. Nächst ihm sind die Herren *Overmann* und *Schumaker* die reichsten Kaufleute in Brüssel. Sie bewiesen dem Kaiser, daſs sie ihm jährlich gegen funfzigtausend Gulden Abgaben zahlten und den inländischen Fuhrleuten beinahe sechzigtausend Gulden zu verdienen gäben. *Romberg*, der den Speditionshandel von Brüssel nach Löwen zu verlegen suchte, besteht noch ebenfalls als einer der vermögendsten Niederländischen Banquiers. Unser Aufenthalt ist viel zu kurz gewesen, als daſs er uns gestattet hätte, in diese merkantilischen Verhältnisse und ihre Verwickelung mit dem politischen Interesse einen tieferen und mehr ins Detail dringenden Blick zu thun. Morgen verlassen wir Brüssel; doch zuvor will ich Dir, so müde ich auch bin, von unserer heutigen Spatzierfahrt ein paar Worte sagen.

Eine halbe Stunde vor der Stadt, an dem Kanal von Mecheln, liegt das Lustschloſs *Schooneberg*, bei Laken, welches wir heute in Augenschein nahmen. Vor acht Jahren erndtete man auf dem Platze, den jetzt ein Pallast und ein Park mit hohen Bäumen und geschmackvollen Tempeln zieren, noch den herrlichsten Waizen. Der Herzog *Albert von Teschen* und seine *Gemahlin*, die Gouvernantin der Niederlande, die Lieblingstochter der *Kaiserin Maria Theresia*, kauften gleich nach ihrer Ankunft das Landgut, welches diesen Platz okkupirt, mit dem alten darauf befindlichen Schlosse, das ihnen zum Absteigequartier diente, so oft sie herauskamen um den Bau zu dirigiren. Die ganze neue Anlage ist ein Werk des Herzogs, ein herrliches Denkmal seines Geschmacks, seines Kunstgefühls und seines ordnenden Geistes. Nach seinen eigenen Handzeichnungen ward das Schloſs in allen seinen Theilen aufgeführt. Es ist ein schön proportionirtes Gebäude mit einer Kupole in der Mitte, die über einem prächtigen Peristyl von zwölf Korinthischen Säulen steht. Dieser schöne Saal ist ganz von weiſsem Stein erbauet, mit Verzierungen nicht überladen, wohl aber reich geschmückt und von den entzückendsten Verhältnissen. Der Fuſsboden ist mit vielfarbigem Marmor ausgelegt, und die Kamine von Karrarischem Marmor, mit Basreliefs nach den schönsten antiken Mustern, meisterhaft verziert. Die Einrichtung und das Ameublement der übrigen Zimmer ist eben so schön als prächtig und geschmackvoll; besonders sind die Spiegel aus den Pariser Gobelins von ungeheurer Gröſse. Was mir am meisten gefiel, war die edle, elegante Simplicität der kleinen Privatkapelle; sie ist ein Viereck mit einer halben Kuppel zur Nische, worin eine mit sehr viel Geist gearbeitete und sehr sorgfältig nach einem Römischen Original vollendete Muse oder Göttin von Karrarischem Marmor, mit Krone und Zepter zu ihren Füßen, unter dem Namen der heiligen *Christina*, die Hausgottheit vorstellt. Der Bild hauer *le Roy* in Namur ist der Urheber dieses schönen Kunstwerkes. Über ihrem Haupte ist ein leuchtender Triangel im Plafond angebracht; und in der Mitte des Zimmers schwebt eine Taube an der Decke, schön gearbeitet und den übrigen, reichen Palmyrenischen Verzierungen gar nicht heterogen. Man glaubt wirklich in einem Tempel des Alterthums zu seyn, und die Illusion wird noch vollkommener werden, wenn erst statt des hölzernen, angemalten Sarkophags, der den Altar vorstellt, einer von Porphyr da stehen wird. Die Stühle und Schirme in mehreren Zimmern hat die Erzherzogin selbst mit reicher Stickerei geschmückt. Nie sah ich eine glücklichere Anwendung der Japanischen oder Chinesischen Porzellantöpfe, die man gewöhnlich in fürstlichen Pallästen antrift, als hier. Eine groſse Urne war in herrlich vergoldetes Bronze gefaſst, das sich in ein antikes dreifüſsiges Untergestell vom schönsten Geschmack endigte. Über derselben stand ein langes, cylindrisches Porzellangefäſs, mit dem unteren durch die Einfassung verbunden, welche sodann als ein prächtiger Leuchter mit vielen Armen empor stieg und in der Mitte sich in ein Bündel Thyrsusstäbe endigte.

Der Park hat schöne Partien und gab uns einen angenehmen Vorschmack des Vergnügens, welches wir in England, dem Va terlande der wahren Gartenkunst zu genieſsen hoffen. Ein gegrabener Kanal, der mit dem schifbaren Kanal von Vilvoorden zusammenhängt, hat völlig das täuschende Ansehen eines sich schlängelnden Flusses. Die Kaskade, die freilich nur vermittelst einer Feuermaschine von der neuen Boltonschen Erfindung spielt, ist kühn und wild, und steht mit einer eben so schönen unterirdischen Felsengrotte in Verbindung. Der Cylinder der Feuermaschine hat vier und vierzig Zoll im Durchmesser, und wenn die Kaskade anderthalb Stunden laufen soll, werden sechzig Centner Steinkohlen verbrannt. Die botanischen Anlagen zeichnen sich durch Kostbarkeit, vollkommene Erreichung des Zweckes, und Seltenheit der exotischen Pflanzen aus. Ein Botaniker würde davon urtheilen können, wenn ich ihm nur einige nennte, die ich in den Treibhäusern sah. *) Die Orangerie, die Blumenbeete, die Officen, die Menagerie, der Chinesische Thurm, sind in ihrer Art zweckmäſsig und schön. Der Thurm hat in elf Etagen zwei-

---

*) Unter andern bemerkte ich im Grünhause: Cycas circinalis, Yucca filamentosa, Dracaena Draco, Phyllis Nobla, Gardenia Thunbergia, Cerbera Manghas, Aucuba japonica, Myrtus pimentosa et Pimenta (latifolia), Taxus elongata, Ficus racemosa, Mesembryanthemum Aitonis, Plumbago undulata, Illicium anisatum, Elate sylvestris, Chamaerops humilis, Tamarindus indica, Ficus benghalensis, Melia Azedarach, Cassia occidentalis, Jatropha urens et Manihot, Sterculia platanifolia, Aletris uvaria et hyacinthoides, Camellia japonica, Ilex asiatica, Achras Sapota, Arum pictum, Columnea ſcandens, Agave foetida, Crescentia Cujete, Carica Papaya, Polypodium aureum et lusitanicum. — Im heiſsesten Treibhause: Mimosa nilotica, glauca, farnesiana, Hura crepitans, Bixa orellana, Ficus indica, maxima, religiosa, lucida, pumila et malabarica, Passiflora maliformis, quadrangularis, et suberosa, Erythrina Corallodendron, Cassia Fistula, Annona muricata et squamosa, Hibiscus Rosa sinensis, Dracaena terminalis, ferrea et Stochia, Cocos arabicus, Phyllanthus Epiphyllanthus,

hundert ein und dreiſsig Stufen, und ist über hundert und zwanzig Fuſs hoch. Die Ausſicht auf dem oberſten Gipfel iſt unermeſslich: wir ſahen den Thurm von St. Romuald

in

Hernandia sonora, Hamellia coccinea, Solanum verbascifolium, Tradescantia discolor, Guaiacum officinale, Cestrum nocturnum et vespertinum, Plumeria alba, Ehretia tinifolia, Bignonia scandens, Nyctanthes Sambac, Juglans baccata, Duranta Ellisia, Heliocarpus americana, Portlandia hexandra, Plumbago rosea, Trollius asiaticus, Malpighia glabra, Spigelia marilandica, Psidium pyriferum, Callicarpa americana, Grewia americana, Laurus Borbonia, Murraya exotica, Petiveria alliacea, Vinca rosea, Justicia hyssopifolia, Asclepias nivea et fruticosa, Calophyllum Calaba, Thea viridis et Bohea, Alstroemeria peregrina, Geranium laevigatum, Senecio populifolius, Iberis gibraltaria, Arum seguinum, Olea fragrans, Atragene indica, Lycium japonicum, Crinum americanum et zeylanicum, Pancratium amboinense et caribaeum, Amaryllis Belladonna, aurea, radicans, regina, crispa et vittata, Lychnis coccinea, Abrus precatorius, Smilax Sarsaparilla, Columnea humilis, Nerium gardenifolium.

in Mecheln, so trübe auch das Wetter war; wenn aber der Horizont heiter ist, sieht man Antwerpen.

Alles in dieser Anlage verräth nicht bloſs das Kunstgefühl und den Geschmack der erhabenen Besitzer, sondern auch ihre besondere Liebe für dieses Werk ihrer schönsten Stunden, wo sie ausruheten von der traurigen Geschäftigkeit eines politischen Verhältnisses, welches sie groſsentheils zu blinden Werkzeugen eines fremden und von ihren Herzen wie von ihrer Einsicht nicht immer gebilligten Willens herabwürdigte. So manche Eigenthümlichkeit in dem Detail der hiesigen Gärten führt ganz natürlich den Gedanken herbei, daſs je mehrere von ihren Ideen sich hier realisirten, desto werther auch dieser ländliche Aufenthalt ihnen werden muſste, desto vollkommener und inniger der Genuſs eines von den Fesseln der Etiquette und der falschen Freundschaft entbundenen Lebens, das ihrem edleren Sinne angemessen war. Ich läugne daher nicht, daſs es mich schmerzte, hier sowohl, als im Schlosse zu Brüssel, die Dienerschaft der ehemaligen Generalgouverneurs in voller Arbeit anzutreffen, um alle Mobilien, mit Inbegrif der Tapeten, einzupacken und zufolge einer von den Ständen erhaltenen Erlaubniſs auſser Landes zu schicken. Der Lieblingswissenschaft der Erzherzogin, der Kräuterkunde, der sie hier mit so groſser Freigebigkeit ihre Pflege hatte angedeihen lassen, sollte nun auch dieser Schutz entzogen werden; dergestalt, daſs in kurzem keine Spur von dem schöpferischen Geiste übrig seyn wird, auf dessen Geheiſs diese Steinmassen sich im schönsten Ebenmaaſse der Griechischen Baukunst erhoben, und tausendfaches Leben aus allen Welttheilen in diesen Gärten blühte! — Dies ist das Schicksal der allzuzarten Blume der Geisteskultur; die Sorgfalt und Mühe von ganzen Menschenaltern sie groſs zu ziehen, zerstört ein Hauch der Unwissenheit! Wie viele Jahrhunderte würden wohl hingehen müssen, ehe diese feisten Mönche von Sankt Michel, von Tongerloo und Everbude, von Gembloux, Grimbergen, Sankt Bernard, Vlierbeck und wie die dreizehn Abteien heiſsen, den ächten Menschensinn wieder erlangten, daſs es etwas mehr in der Welt zu thun giebt, als den Leib zu pflegen und das Gebet der Lippen zu opfern? Ehe sie erkennen lernten, daſs — . . . . Nein! wozu sollt' ich die Danaidenarbeit fortsetzen und berechnen, wenn die Unmöglichkeit möglich werden kann? Wer den Genuſs kennt, wo Gefühl und Verstand, durch täglichen Kampf und täglichen Sieg bereichert, einander unaufhörlich berichtigen, der darf nicht rechten mit dem Schicksal, welches oft die Völker mitten in ihrer Laufbahn aufhält und ihre Entwickelung zu höheren Zwecken des Daseyns eigenmächtig verspätet. Die Menschheit scheint hier nicht reif zu seyn zu dieser Entwickelung. Sie ist nicht unempfänglich für das Gute; allein ihr Wille wankt, und ihr Geist ist gebunden. Ganz Brabant vergötterte den Herzog *Albert;* es war nur Eine Stimme über seine Tugend; mitten in den heftigsten Ausbrüchen des Aufruhrs blieb die Liebe des Volkes ihm treu und äuſserte sich im lauten Zuruf: *Albert lebe!* Aber nie dachte dieses Volk ohne eigene Energie den Gedanken, sich den Fürsten, den es liebte, statt der Tyrannen zu wählen, die seine Priester ihm gaben.

XIX.

Lille.

In ein paar regnichten Tagen sind wir von Brüssel durch das Hennegau nach dieser Hauptstadt des Französischen Flanderns gekommen. Einige unbedeutende, wogichte Erhöhungen des Erdreichs abgerechnet, läuft die Heerstraſse überall in einer schönen ebenen Gegend fort, und ist auch überall so vortreflich und dauerhaft, wie jenseits Brüssel gebauet; der Boden hat völlig dasselbe Ansehen von Ergiebigkeit, und der Anbau verräth eben den Fleiſs. Mehrentheils sind die Wege mit hohen Espen bepflanzt; stellenweise zeigen sich ziemlich groſse Waldungen und verschönern den Aufputz der Landschaft. Die kleinen Städte folgen so nahe auf einander, als wenn sie hingesäet wären, und wir freueten uns des Anscheins von Wohlstand, der darin herrschte.

Wenige Stunden brachten uns nach Enghien, wo der *Herzog von Aremberg* sich jetzt aufhält. Sein Schloſs ist alt und baufällig, aber mit weitläuftigen Nebengebäuden versehen und mit einem Park von sehr groſsem Umfang umgeben, der zum Theil im Geschmack von *Le Notre,* zum Theil im Englischen Geschmack angelegt ist, und einen schönen Fluſs oder eigentlich einen Kanal enthält, der zu Lustschiffahrten dient. Auf einer von diesem Wasser gebildeten Insel überraschte uns eine Kolonnade mit einer Menge Bildsäulen und Brustbilder von Marmor. Die Treibhäuser, wohin uns der Herzog selbst führte, sind ebenfalls von der neuesten Englischen Einrichtung. Wir wanderten lange Zeit unter schönen Kirschbäumen, die mit ihren reifen Früchten prangten und neben denen die Erdbeerbeete ihren Überfluſs zur Schau legten. Ein Englischer

Gärtner, ein Schüler des allgemein berühmten *Browne*, war der Zauberer, der hier im April den Reichthum des Julius hervorzubringen gewuſst hatte. Fast noch vollkommner in ihrer Art sind die Stalle des Herzogs, wo wir eine Anzahl vorzüglich schöner Reitpferde sahen, die ihr Eigenthümer mit Namen kannte, und deren besondere Platze er zu finden wuſste, obgleich ein unglücklicher Schuſs auf der Jagd ihn vor mehreren Jahren beider Augen beraubt hat.

Dieses harte Schicksal dünkt einen zehnfach härter, wenn man den liebenswürdigen Mann persönlich kennt, den es betroffen hat. Seine Gesichtsbildung gehört zu den selteneren, wo Zartheit und Harmonie des Edlen den Ausdruck einer höheren Empfänglichkeit hervorbringen; er ist noch jetzt ein schöner Mann. Die Moralität seines Charakters entspricht, wie es sich von selbst versteht, diesen Zügen. Was man schon so oft an Blinden bemerkte, jene innere Ruhe und eine Fähigkeit zum frohen Genusse des Lebens, fand ich in ihm wieder bis zur Vollkommenheit erhöhet; man möchte sagen, die Einbildungskraft der Blinden sei unablässig so geschäftig, wie es die unsrige nur in den Augenblicken ist, wo wir die Augen freiwillig schlieſsen, um, von äuſseren Eindrücken ungestört, die Bildervorräthe des inneren Sinnes schärfer zu fassen. Dieser glückliche Blinde hat mich wiederholt versichert, daſs ihn keine Langeweile und kein Unmuth verfolgt; er ist immer von der heitersten Laune und hat seine übrigen Sinne gewöhnt, ihm den Verlust des zartesten und edelsten erträglich zu machen. Ohne ihn genau anzusehen, wird man in seinen Handlungen nicht leicht gewahr, daſs er seines Gesichtes beraubt ist; er spielt alle Kartenspiele, er reitet sogar auf die Jagd, und seine Phantasie scheint ihm Gestalten und Farben mit ihrem ganzen mannichfachen Spiel so lebhaft zu malen, daſs er mit Wärme, als von einem gegenwärtigen Genusse, davon sprechen kann. Ich glaube, man thut dem Manne unrecht, dessen Geistesauge so hell sieht und alles mit einem so heitern Strale beleuchtet, wenn man ihm einen Ehrgeiz andichtet, der nur mit einer allzuschlechten oder allzuguten Meinung von den Menschen bestehen kann. Erst müſste man ihm seine Augen wiedergeben; dann dürfte es verzeihlicher scheinen, zu zweifeln, ob er eine angebotene Krone ausschlagen könne? Allein die meisten Köpfe finden es unbegreiflich, wie man eine Krone ausſchlägt; so fern ist man noch in unseren vermeintlich erleuchteten Zeiten von einer richtigen Schätzung der Dinge. Sollen wir es den

Völkern verdenken, daſs sie sich von der Fürstenwürde verkehrte Begriffe machen? Die Geschichte ist Schuld daran. Sie lehrt, daſs, bis auf wenige seltene Ausnahmen, Miſsbrauch und Nichtgebrauch der Sinne das begleitende Kennzeichen gekrönter Häupter war. Wie unvermeidlich führt nicht diese Thatsache auf die Folgerung, daſs man auch *ohne* Sinne gar wohl eine Krone tragen könne!

Wir fanden hier den Bruder des Herzogs, Grafen *la Marck*, und verschiedene eifrige Anhänger der demokratischen Partei; insbesondere den feinen, besonnenen und zugleich kühnen *Secretan*, der beinahe das Opfer seines Patriotismus geworden wäre. Der feurige Graf *la Marck*, der im vorigen Kriege an der Küste Koromandel gegen die Engländer gefochten hatte, weckte durch seine Erzählungen manches ruhende Bild von meiner Reise mit *Cook.* In diesem geistvollen Cirkel, wo jeder so viel galt, als er seinem innern Gehalte nach werth ist, eilten die Stunden schnell vorüber; es war Mitternacht, ehe wir das gastfreie Schloſs verlieſsen.

Die Einwohner des Hennegaus gefielen uns auf den ersten Blick, zumal die Männer, mit ihren gesunden, festen, muskulösen Gesichtern und der starkgezeichneten Nase und Mund, die wir im Limburgischen schon gesehen hatten, die uns aber in Brabant wieder verschwunden waren. Ihr Charakter ist lebhaft, gutmüthig und fest; so lautete das einstimmige Zeugniſs des Herzogs und seiner Gesellschaft. Allein woran mag es liegen, daſs wir auch in dieser Provinz noch keine schöne Weiber sahen? Überall herrscht die vollkommenste Ruhe, und der Landmann, wie der Städter, läſst sich in der Ausübung seines gewohnten Fleiſses nicht stören. Das kleine Städtchen Ath und das noch kleinere Leuze, durch welche wir kamen, handeln mit Leinwand und Wollenzeugen von ihrer eigenen Arbeit. Leinwand ist auch das Hauptprodukt des Städtchens Enghien, wo der *Herzog von Aremberg*, wie er uns selbst erzählte, von jeder Elle Leinwand, die dort verkauft wird, eine Abgabe erhebt, die in einem halben *gigot*, das ist, dem Sechzehntheil eines *sol*, besteht. Diese Abgabe ist für jährliche funfzehnhundert Gulden verpachtet, wobei der Pächter wahrscheinlich noch eben so viel wie der Herzog gewinnt. Nach dieser Berechnung würden aus Enghien allein 960,000 Ellen Leinwand verkauft, welches wirklich übertrieben zu seyn scheint. Die Flandrische Leinwand, sowohl die grobe als die feine (*toile au lait*) wird wenig oder gar nicht kalandert; sie ist fester und dichter als die Schlesiche, und geht hauptsächlich nach Spanien. Die Wollenzeuge, die man in Leuze verfertigt, sind meistentheils Kamlotte; auch werden daselbst viele wollene Strümpfe gewebt, und in der umliegenden Gegend von dem fleiſsigen Landmanne in seinen Nebenstunden gestrickt.

Durch die Ruinen der weitläuftigen Festungswerke von Tournai, kamen wir um Mittag in diese groſse, aber wenig bevölkerte Hauptstadt des Ländchens Tournesis, welches eine eigene Belgische Provinz ausmacht. Die Gegend hier herum schien uns nicht so sorgfältig angebauet, wie es gewöhnlich in den Niederlanden der Fall ist; und selbst die Demolition der Festungswerke trug etwas dazu bei, das Bild der Verwüstung greller zu zeichnen. Wenn man sich freuen soll, daſs diese unnatürlichen Denkmäler der zügellosen Leidenschaft unserer barbarischen

Vorältern endlich als unnütz abgeschaft werden, so muſs wenigstens das schöne Schauspiel des Fleiſses und der emsigen Betriebsamkeit uns für den angenehmen Eindruck entschädigen, den der Anblick aller groſsen durch Menschenhände ausgeführten Werke uns gewährt. Lieber lasse man uns die alten Bastionen und Gräben, als diese öden Schutthaufen, welche die Ohnmacht und das Phlegma der Nation so widrig bezeichnen. Diese Eigenschaften drangen sich uns indeſs in einer noch ungleich verächtlicheren Gestalt auf, als wir in Erwartung unseres Mittagsmahls einen Spatziergang in der Stadt machten und auf dem groſsen Markte die Freiwilligen exerciren sahen. Es ist nicht möglich, das Lächerliche dieser grotesken Gruppe mit Worten zu schildern; selbst *Hogarths* Talent hätte verzweifeln müssen bei dieser trägen, charakterlosen Unordnung. Was ich sah, war eine übelgewählte, buntscheckige, und zum Theil wirklich abentheuerlich gekleidete Wachtparade, aber ohne alle Einheit, ohne diese Anziehungskraft, diesen Geist des Ganzen, der die Bestandtheile bindet und zu einem lebendigen Körper beseelt. Man sah augenscheinlich, nicht nur, daſs Soldat und Soldat nichts gemein hatten, sondern daſs der Mensch, sein Rock und sein Gewehr heterogene Theile waren, die bloſs der Zufall zusammengehäuft, nicht das Gesetz der inneren Nothwendigkeit zu einer unzertrennlichen Individualität erhoben hatte. Die Officiere waren so unansehnlich wie die Gemeinen, und trieben ihr Handwerk mit einer Lässigkeit und Lauigkeit, die uns vom Lachen bis zum Unmuth brachte. Unter vier bis fünfhundert Menschen sahen wir nicht Einen von ansehnlicher Statur; dagegen eine Menge

Knaben von funfzehn Jahren. Der einzige Mensch, der einen Begrif von seiner Pflicht zu haben schien, und folglich der einzige, der diese todte Masse noch ein wenig zu beleben vermochte, war der Regimentstambour.

Tournai hat einige schöne Plätze und Gebäude, aber nicht über 24,000 Einwohner, bei einem Umfange, der eine ungleich gröſsere Volksmenge verspricht. Die vortheilhafte Lage der Stadt an der schifbaren Schelde hat ihren Handel dennoch nicht empor bringen können; dagegen gedeihen hier die Priester, Mönche und Nonnen von allen Benennungen und Farben, und geben das bekannte gute Beispiel ihrer nützlichen Thätigkeit. Auch wimmelte hier alles von Bettlern, bis *Joseph der Zweite* ihr einträgliches und dem Staate so *vortheilhaftes* Gewerbe verbot. Verhältniſsmäſsig ist indeſs mehr Leben auf den Straſsen von Tournai, als

als in Mecheln und in den Brabantischen Städten, durch welche wir gekommen sind, wenn gleich der gröſste Theil der Einwohner sich von Fabrikarbeiten nährt. Die hier verfertigten Kamelotte und Berkane sieht man überall; die Weiber gehen nie ohne einen langen Mantel von diesem Zeuge aus, der bis an die Knöchel hinunter geht, mit einem groſsen Capüchon versehen ist und in Schmutz und Regen so gute Dienste leistet, wie im Sommer gegen den Staub. Diese graue Tracht hat zwar nichts Zierliches; sie ist aber viel erträglicher, als die schwarzen Kappen, womit man die Weiber in Brüssel gespensterähnlich umherschleichen sieht. Ich glaubte mich an die Ufer des Kokytus versetzt, als ich zum erstenmal diese scheuſslichen schwarzen Hüllen auf dem Markt erblickte, wo sie in allen Graden der Vortreflichkeit, ganz abgenutzt und zerlumpt oder ganz neu, von wollenem oder halbseidenem Stoffe oder gar vom besten Gros de Tours neben mir hinzogen. - Ein solcher Anblick läſst wenigstens für den Kunſtsinn des Landes, wo man damit überrascht wird, nicht viel hoffen.

Zu Pont à Tressan, auf dem halben Wege zwischen Tournai (Doornik) und Lille, betritt man die Französische Gränze und vertauscht das Niederländische Phlegma mit Französischer Leichtigkeit. Unser Postillion schwatzte unaufhörlich und brachte uns in Einem Jagen nach der Stadt. Vor drei Tagen war hier alles in der fürchterlichsten Unordnung. Die Besatzung in der Citadelle, die aus den Dragonern von *Colonel-Général* und den *Chasseurs à cheval de Normandie* besteht, hatte mit den beiden Infanterieregimentern in der Stadt, *Royal Vaisseaux* und *la Couronne*, einen heftigen Streit angefangen, wobei es zu offenbaren Feindseligkeiten gekommen war. Den 8ten und 9ten April waren wirklich einige Dragoner auf dem Platze geblieben, und die Infanterie hatte wegen der engen Gassen augenscheinlich den Vortheil. Die Reiter zogen sich in die Citadelle zurück und lieſsen durch einen Anschlagszettel vom 11ten April, der jetzt an allen Ecken der Straſsen zu lesen ist, den Bürgern kund thun: sie würden sich ruhig verhalten, aber ohne Befehl vom König und der Nation die Citadelle an niemand, am wenigsten an Truppen von der Miliz, abliefern. Die Bürgerschaft, die am ganzen Handel keinen Antheil genommen, sondern nur sorgfältig ihre Kramläden und Thüren verschlossen hatte, schickt jetzt Deputirte nach Paris, um Verhaltungsbefehle einzuholen, und vermuthlich werden die verdächtigen Dragoner an einen andern Ort verlegt werden müssen. Die Officiere von *Colonel-Général* sind als Feinde der neuen Constitution bekannt, und man versichert allgemein, daſs sie nichts unversucht gelassen hätten, um ihre Leute zum Streit mit der Infanterie, die sich entschieden für die Volkspartei erklärt hatte, zu reizen. In allen Vierteln von Lille waren die Schenken offen, und die Dragoner konnten darin unentgeldlich zechen. Ein Infanterist ſiel einem Hauſen der Betrunkenen in die Hände, und ward von ihnen ermordet. Dies brachte die andern Regimenter auf. Wo sich Dragoner blicken lieſsen, gab man Feuer auf sie; und da diese zuletzt mit Wuth gegen die Infanterie anrückten, so entstand ein ordentliches Scharmützel. Ein *Garde national* soll ums Leben gekommen seyn, weil seine Uniform ihn einem Dragoner ähnlich machte. Nunmehr aber sind zwölftausend Bürger in den Waffen und auf viele Meilen weit ist keinem Hahn eine Feder übrig geblieben, denn man hat die *panache* mit drei Livres bezahlt.

Das Gerücht hatte diese Schlägerei so ungeheuer vergröſsert, daſs niemand in den Niederlanden uns rathen wollte, die Reise nach Lille fortzusetzen. Wenn man den muthvollen Anhängern der Brabantischen Stände hätte Glauben beimessen wollen, so war es nichts Geringeres, als die offenbare Gegenrevolution, die in jener Gränzfestung zuerst ausgebrochen seyn sollte; man malte uns ganz Frankreich in Flammen, und Paris in einen Schutthaufen verwandelt. Wir versicherten, es sei uns darum zu thun, das Schauspiel groſser Begebenheiten mitzunehmen, wo es sich auf unserm Wege fände, und eine Gegenrevolution sei nun eben unsere Sache. Je näher wir Lille kamen, desto unbedeutender wurden die Berichte, die wir von dem Tumult einziehen konnten; und als wir uns nun hier innerhalb der Thore befanden, hatte alles das Ansehen der tieſsten, bürgerlichen Ruhe: alle Läden waren offen, alle Straſsen wimmelten, des Regenwetters ungeachtet, von geschäftigen Menschen, und nur das Schauspielhaus blieb heute noch verschlossen, um nicht zu neuen Händeln Veranlassung zu geben. Du wirst also wissen, woran Du Dich zu halten hast, wenn die Zeitungen, wie gewöhnlich, von einem schrecklichen Blutbade schreiben, und die politischen Kannengieſser von Verwirrung und Anarchie sprudeln werden. Es ist der Mühe nicht werth, die Armseligkeit zu widerlegen, womit einige verworfene Schriftsteller unter uns die wenigen unvermeidlichen Unglücksfälle, die eine groſse Revolution nothwendig mit sich bringen muſste, als

Enormitäten der ersten Gröſse und als Schandflecken der Geschichte darzustellen bemühet sind, indeſs sie den systematischen Mord von Tausenden, durch den Ehrgeiz kriegführender Despoten, und die langsame Vergiftung der Freuden von Hunderttausenden, durch die Erpressung unerschwinglicher Abgaben für nichts achten, oder wohl gar als ruhmvolle Thaten mit ihrem feilen Lobe vor dem Fluch der gegenwärtigen und kommenden Generationen zu sichern hoffen.

Es war schon spät, als wir hier eintrafen; wir haben aber doch noch einen Gang durch die Stadt gemacht und uns ihres schönen, wohlhabenden Anblickes erfreuet. Ganze Straſsen haben ein regelmäſsiges Ansehen, als wären alle Häuser Theile eines Ganzen. Die Häuser sind durchgehends drei und mehr Stockwerke hoch und von massiver Bauart. Die öffentlichen Gebäude, wie das *Hôtel* oder *Bureau des Comptes*, und selbst das groſse, ganz isolirte Theater, sind neu und schön, wenn gleich nicht fehlerfrei. An der Esplanade zwischen der Stadt und der Citadelle läuft eine sehr schöne, breite Allee längs der Stadt hin, und bietet den Einwohnern einen herrlichen Spazierweg dar. Das Gewühl auf den Straſsen war uns nach dem todten Brabant ein erfreulicher Anblick; allein man rechnet auch, daſs Lille hunderttausend Einwohner hat, und es ist bekannt, daſs es einen starken Handel treibt. Auch die Vorstadt (*Fauxbourg aux malades*) ist weitläuftig und die Gegend ohne Erhöhungen dennoch bewundernswürdig schön, und gleichsam einem Garten ähnlich. Auſserhalb dieser Vorstadt zählten wir gegen hundert Windmühlen, und vielleicht verbarg uns der Wald eben so viele andere. Der Rübsamen, den wir hier und schon durchgehends in

Brabant und Hennegau mit seinen goldgelben Blüthen groſse Strecken Landes prächtig schmücken sahen, wird auf diesen Mühlen gepreſst, und das Öl ist ein wichtiger Handelsartikel für Lille, indem es sowohl zum Essen, als zum Brennen in Lampen gebraucht wird. Die frühzeitigen Blüthen dieser Ölpflanze beweisen schon die Anwesenheit ihres innerlichen Wärmestoffs, der sich noch deutlicher im Öl offenbart. Diese Eigenschaft sichert die Pflanze gegen den Frost.

Auf unserm schnellen Fluge haben wir nicht Zeit, die hiesigen Kirchen zu besehen, wo noch manche gute Stücke von Flammändischer Kunst aufbewahrt werden. Eben so wenig können wir uns aufhalten, die Spiegelfabriken, die Tabaksfabriken, u. s. f. zu untersuchen, die hier nebst so manchen andern viele tausend Arbeiter beschäftigen. Merkwürdig ist es indeſs, daſs in der hiesigen Gegend fast gar kein Tabak gebauet wird, so geschickt, auch der Boden dazu zu seyn scheint, und so zahlreich auch die Fabrikorte hier herum, nämlich Lille, Dünkirchen, St. Omer, Tournai, Ath, Leuze u. s. f. sind, wo man diese Pflanze verarbeitet. — Morgen eilen wir weiter.

XX.

Antwerpen.

Endlich haben wir erfreuliche Sonnenblicke statt des ewigen Nebels und Regens, der uns das Vergnügen unserer Küstenfahrt ein wenig schmälerte. Nur in Dünkirchen lächelte die Sonne einmal zwischen den Wolken hervor, und diesen heitern Zwischenraum lieſsen wir nicht unbenutzt. In den fünf Tagen, die wir auf der Reise von Lille hierher zugebracht haben, sind uns indeſs so viele Gegenstände von mancherlei Art vor dem äuſsern und innern Sinne vorübergegangen, daſs Du Dich auf einen langen Bericht gefaſst halten muſst. Wir ruhen hier aus, ehe wir von neuem unsere Augen und unsern Geist zur Beobachtung dieser groſsen Stadt anstrengen, die ihren Ruhm überlebt hat. Es giebt vielleicht keine Arbeit, welche so die Kräfte erschöpft, als dieses unaufhörliche, mit aufmerksamer Spannung verbundene Sehen und Hören; allein, wenn es wahr ist, daſs die Dauer unseres Daseyns nur nach der Zahl der erhaltnen Sensationen berechnet werden muſs, so haben wir in diesen wenigen Tagen mehrere Jahre von Leben gewonnen.

Der Weg von Lille nach Dünkirchen führte uns über Armentieres, Bailleul, Cassel und Bergen. Es regnete beinah unablässig den ganzen Tag; allein ob uns gleich die Aussicht dadurch benommen ward, bemerkten wir doch, daſs sie im Durchschnitt denen im Hennegau ähnlich bleibt. In Armentieres hielten wir uns nicht auf, so gern wir auch die dortigen Leinwandbleichen in Augenschein genommen hätten, wo man bereits die wichtige Erfindung des Französischen Chemikers *Bertholet*, mit dephlogisticirter

Salzsäure schnell, sicher und unübertreflich schön zu bleichen, in Ausübung gebracht haben soll. Die Preuſsischen Bleichanstalten im Westphälischen folgen bereits diesem Beispiel, und selbst in Spanien wird diese Methode schon angewendet.

In Bailleul hörten wir das Volk auf dem Markte schon wieder Flämisch sprechen, und diese Sprache geht bis Dünkirchen fort. Das Französische in dieser Gegend ist ein erbärmliches *patois* oder Kauderwelsch; es ist nicht sowohl ein Provinzialdialekt als eine Sprache des Pöbels, der nicht seine eigene Muttersprache, sondern eine erlernte spricht. Die hiesige Menschenrace ist groſs und wohlgebildet; vielleicht bezieht sich die Französische Redensart, *un grand flandrin*, auf diese Gröſse, wiewohl sie auch den Nebenbegrif des Tölpischen oder Ungeschickten mit sich führt. In allen diesen Städtchen tragen die Weiber jene langen Kamelottmäntel, wie im Hennegau; nur daſs wir unter vielen grauen auch einige scharlachfarbene sahen.

Wir hielten unsere Mittagsmahlzeit zu Cassel, (*Mont-Cassel*) das wegen seiner romantischen Lage auf einem Berge so berühmt, übrigens aber ein unbedeutender kleiner Ort ist. Im Sommer, an einem hellen Tage, wäre es fast nicht möglich, sich von diesem Anblick loszureiſsen. Die nächsten Hügel haben malerische Formen und sind ganz mit Wald gekrönt. Die unabsehlichen Gefilde von Flandern, Hennegau und Artois liegen ausgebreitet da, und verlaufen sich in die dunkelblaue Ferne, wo nur die hohen Kirchthürme von Bergen, Dünkirchen, Fürne, Ipern und anderen Städten wunderbar hinausragen und ein Gefühl von Sicherheit und ruhiger Wohnung in dieser schattigen, mit unendlichem Reichthum abwechselnder Formen geschmückten Gegend einflöſsen. O dies ist das Land der lieblichen, der kühlen Schatten! Hier begränzen die hochbewipfelten, schlanken Ulmen, Espen, Pappeln, Linden, Eichen und Weiden jedes Feld und jeden Weg, jeden Graben und jeden Kanal; hier laufen sie meilenweit fort in majestätischen Alleen, bekleiden die Heerstraſsen, oder sammeln sich in Gruppen auf den weiten Ebenen und den Anhöhen, um die zerstreuten Hütten und um die stillen Dörfer. Die Anmuth, die Mannigfaltigkeit und Pracht dieser hohen, schön gestalteten Bäume verleiht den hiesigen Landschaften einen eigenthümlichen Charakter. Der Teppich der Wiesen ist in diesen nassen Tagen herrlich grün geworden; die Weizenäcker schimmern mit einer wahrhaften Smaragdfarbe; die Knospen der Bäume wollen trotz dem kalten Hauch der Nordwinde ihren Reichthum nicht länger verschlieſsen; die Kirsch- und Birn- und Äpfelbäume in den Gärten, die Pfirsich- und Aprikosenbäume an den Mauern öffnen mitten im Regen ihre Blüthen. Bei dieser üppigen Pracht des Frühlings entbehrten wir dennoch den Anblick der Dünen und des Meeres, den uns der Nebel neidisch verhüllte. Jener unermeſsliche blaue Horizont, der sich an die Wölbung des azurnen Himmels anschlieſst, muſs der hiesigen Aussicht eine erhabene Vollkommenheit geben, die nur in wenigen Punkten unserer Erde erreicht werden kann. — Der Hügel, von welchem wir diesen Anblick genossen, scheint ein bloſser Sandhügel zu seyn, deren es hier mehrere giebt, die weiter durch das Artois in die Picardie hinein fortsetzen und vermuthlich auf Kalk stehen. Vor Lille und in der dortigen Gegend findet man sehr weiſsen

Kalk-

Kalkstein, und in der Picardie bekanntlich, wie in England, Kreide.

Die Schönheit der Landschaft war plötzlich, wie durch einen Zauber, verschwunden, sobald wir die kleine Festung Bergen (oder St. Winoxbergen) hinter uns gelassen hatten. Wir befanden uns auf einer niedrigen, offenen Fläche, wo, auſser einigen Reihen von abgekappten Weiden in allerlei Richtungen, sonst kein Baum und keine Hecke zu sehen war. Die ganze ungeheure Ebene bestand aus Wiesen und Viehtriften, und war längs dem Seeufer von nackten weiſsen Sandhügeln, den so genannten *Dünen*, umgeben. An einigen Stellen stach man Lehm zu Ziegeln, die sich gelb brennen lassen; übrigens aber schien uns alles öde und leer, zumal nach dem Anblick einer solchen Gegend, wie wir eben verlassen hatten. Der Steindamm, auf welchem wir fuhren, war indeſs unverbesserlich, und bald erreichten wir das kleine geschäftige Dünkirchen, welches, wie sein Name deutlich zu erkennen giebt, in den Dünen angelegt worden ist. Durch die Länge der Zeit und durch den Anbau ist aber alles dergestalt weggeebnet und abgetragen worden, daſs man keine Erhöhung mehr gewahr wird und nur in einiger Entfernung zu beiden Seiten der Stadt die Hügel fortstreichen sieht.

Die unregelmäſsige Gestalt dieser Sandhaufen, die sich wie die stürmischen Wellen des Meeres, das sie bildete, dem Auge darstellen, höchstens aber vierzig Fuſs in senkrechter Linie über die Wasserfläche hinausragen, und mit einigen Pflänzchen spärlich bewachsen sind, giebt der Gegend etwas Befremdliches, Verödetes, Abschreckendes. Ihre Veränderlichkeit verursacht den Einwohnern dieser Küsten manche Besorgniſs; die Winde können den Flugsand, woraus die Dünen bestehen, stellenweiſs ganz verwehen und eine Lücke machen, wo das Meer bei auſserordentlichen Fluthen leicht durchbricht, sich in die niedrige Fläche ergieſst und den lebendigen Geschöpfen sowohl, als dem Lande selbst das Daseyn raubt. Wo diese fürchterlichen Katastrophen auch nicht erfolgen, sind wenigstens die angränzenden Äcker und Wiesen dem Versanden ausgesetzt, welches sie auf ganze Jahrhunderte hinaus unbrauchbar macht. Nicht weit von Dünkirchen, auf der Flandrischen Gränze, zeigte man uns ein merkwürdiges Beispiel von der Wirkung der Stürme. Ein Kirchthurm stand im Sande vergraben und nur seine Spitze ragte noch hervor. Das Pfarrhaus war gänzlich verschwunden, und man hatte sich genöthigt gesehen, weiter östlich von den Dünen das ganze Dorf neu anzulegen. Auch die Kaninchen, die in diesen Sandhügeln häufig graben und wühlen, tragen zur Schwächung dieser Vormauer gegen die See das ihrige bei.

Wir hofften vergebens, beim ersten Anblick von Dünkirchen, den Gegenstand der Eifersucht einer groſsen Nation an irgend einem auffallenden Zuge zu erkennen. Die Stadt ist nichts weniger als glänzend, ob sie gleich dreiſsig tausend Einwohner zählt, die mehrentheils von der Schiffahrt leben. Allein die Nähe der Englischen Küste begünstigt hier den Schleichhandel, und in Kriegeszeiten die Kaperei so sehr, daſs England mehr als Einmal auf die Vernichtung des Ortes bedacht gewesen ist, und in seinen Friedenstraktaten mit Frankreich die Demolition des Hafens und der Festungswerke bedungen hat. Von Seiten Frankreichs aber hat man diese Bedingung jederzeit unerfüllt gelassen; und im Grunde giebt es auch kein wirksames Mittel gegen den Schleichhandel, das einzige ausgenommen, dessen sich der Minister *Pitt* durch den Commerztraktat bedient hat, die Herabsetzung der Zölle, wodurch der rechtmäſsige Kaufmann einen reichlicheren Absatz gewinnt, indem das Risico des Contrebandiers zu groſs wird.

Dieser Traktat scheint wirklich schon auf den Wohlstand von Dünkirchen einige nachtheilige Wirkungen zu äuſsern, wiewohl die vielen Fabrikanstalten es noch aufrecht erhalten. Es sind hier verschiedene ansehnliche Englische Handlungshäuser etablirt, und das reichste Comptoir im ganzen Orte gehört der Irländischen Familie *Conolly*. Auch sieht man mehrere Englische Kaffeehäuser, wo alles nach der in England üblichen Art eingerichtet ist, und nichts als Englisch gesprochen wird. Eine der gröſsten Fabriken, die Gärberei vor der Stadt, ist ebenfalls eines Engländers Eigenthum. Gleich daneben liegt ein groſses Glashaus, welches Flaschen von grünem Glase liefert.

Einer von den wichtigsten Handelsartikeln in Dünkirchen ist der Wachholderbranntwein (*genièvre*), wovon ansehnliche Quantitäten nach England gehen, und, weil noch immer eine sehr schwere Abgabe darauf haftet, mehrentheils auf verbotenem Wege hineingeführt werden. Dort, wie in den Niederlanden, hält man dieses Getränk für eine Panacee in Magenbeschwerden; ein Vorurtheil, das schon manches Leben verkürzt hat. Vor diesem zog man allen Wachholderbranntwein aus Holland; jetzt destilliren ihn die Einwohner von Dünkirchen selbst, seitdem sie einige Holländer, die sich darauf verstanden, zu sich herüber gelockt haben.

Nicht minder wichtig für Dünkirchen ist die Raffinerie des Kochsalzes, welche gegen zwanzig Siedereien beschäftigt. Eine übelverstandene Geheimniſskrämerei scheint jedoch bei den Eigenthümern obzuwalten; denn man wies uns von zweien, sogar mit einiger Ungefälligkeit, zurück, wiewohl das ganze hiesige Geheimniſs vermuthlich nur darin besteht, daſs man statt der viereckigen Pfannen runde braucht. Das Salz wird aus Französischem Steinsalz bereitet und ist verhältniſsmäſsig sehr wohlfeil. Man leitet das Seewasser unmittelbar in die Behälter, wo jenes Salz aufgelöset wird; allein diese Bequemlichkeit der Lage wird durch das Ungemach, an gutem Trinkwasser Mangel zu leiden, gar zu theuer erkauft. Keiner von den Brunnen ist nur erträglich, und die Einwohner müssen sich kümmerlich genug mit Regenwasser behelfen. Im Sommer ist daher Dünkirchen ein ungesunder Aufenthalt.

Das Portal der Pfarrkirche hat mir dort gefallen. Ein schönes Fronton von richtigen Verhältnissen ruht auf einer Reihe prächtiger, korinthischer Säulen; und wäre nicht die Füllung mit häſslichen, pausbackigen Engelsköpfen und steinernen Wolken verunstaltet, und ständen nicht über den Ecken des Frontons ein paar verunglückte pastetenähnliche Thürmchen, so wäre es wirklich, mit dem einfachen: *Deo S.* statt aller Aufschrift, eins der schönsten, die ich gesehen habe. Die Gemälde von *Reyns*, *Porbus*, *Elias*, *Leys* und *Claaſsens*, die das Innere der Kirche verzieren, kann ich füglich mit Stillschweigen übergehen. Daſs aber eine Stadt mit dreiſsigtausend Einwohnern nur Eine Pfarrkirche hat, ist ein trauriger Beweis von dem verkehrten Einfluſs der Mönche, denen es hier an Klöstern nicht gebricht.

Seit zwölf Jahren zum erstenmal begrüſste ich hier wieder das Meer. Ich werde Dir nicht schildern können, was dabei in mir vorging. Dem Eindrucke ganz überlassen, den dieser Anblick auf mich machte, sank ich gleichsam unwillkührlich in mich selbst zurück, und das Bild jener drei Jahre, die ich auf dem Ocean zubrachte, und die mein ganzes Schicksal bestimmten, stand vor meiner Seele. Die Unermeſslichkeit des Meeres ergreift den Schauenden finstrer und tiefer, als die des gestirnten Himmels. Dort an der stillen, unbeweglichen Bühne funkeln ewig unauslöschliche Lichter. Hier hingegen ist nichts wesentlich getrennt; ein groſses Ganze, und die Wellen nur vergängliche Phänomene. Ihr Spiel läſst nicht den Eindruck der Selbstständigkeit des Mannichfaltigen zurück; sie entstehen und thürmen sich, sie schäumen und verschwinden; das

Unermeſsliche verschlingt sie wieder. Nirgends ist die Natur furchtbarer, als hier in der unerbittlichen Strenge ihrer Gesetze; nirgends fühlt man anschaulicher, daſs, gegen die gesammte Gattung gehalten, das Einzelne nur die Welle ist, die aus dem Nichtseyn durch einen Punkt des abgesonderten Daseyns wieder in das Nichtseyn übergeht, indeſs das Ganze in unwandelbarer Einheit sich fortwälzt. — —

Der Hafen von Dünkirchen ist klein, beinahe gänzlich durch Menschenhände gebildet und so seicht, daſs er nur kleine Schiffe aufnehmen kann. Innerhalb desselben ist ein vortreflich eingerichtetes Bassin, wo die Schiffe ausgebessert und neue vom Werft hineingelassen werden. Wir sahen und bewunderten die mechanischen Kräfte, wodurch man eine von diesen groſsen Holzmassen auf die Seite legte und ihr einen neuen Boden statt des ganz vermoderten gab. Die Sandbänke vor dem Eingang des Hafens, und seine Krümmungen zwischen den Steindämmen *(jetées)* zu beiden Seiten, gewähren den Schiffen vollkommene Sicherheit, so sehr sie ihnen auch das Ein- und Auslaufen erschweren. Die Dämme erstrecken sich weit ins Meer hinaus und bestehen aus eingerammelten Pfosten, die mit verflochtenem Strauchwerk oder so genannten Faschinen verbunden sind und zwischen deren Reihen man alles mit Granit- und schwarzen Jaspisblöcken ausgefüllt hat. Auf jeder Seite des Hafens liegt eine kleine Schanze, welche den Eingang bestreicht. Es war jetzt Ebbezeit, und auf dem entblöſsten Sande lagen Seesterne, Meernesseln, Korallinen, Madreporen, Muscheln, Seetang, kleine Krebse, kurz allerlei, was in den Fluthen Leben hat, in Menge angeschwemmt. Insbesondere erstaunten wir über die vielen viereckigen, gehörnten kleinen Beutelchen, von einer glatten, schwarzen, faserigen, lederartigen Substanz, die man Seemäuse nennt, ob sie gleich eigentlich die Hülsen oder Eierschalen der jungen Rochen sind. Wir beschäftigten uns einige Zeit mit der Einsammlung dieser Naturalien. Plötzlich umleuchtete uns die Sonne. Die düstre graue Farbe des Wassers verwandelte sich in durchsichtiges, dunkelbläuliches, auf den Untiefen blasseres Grün; die Brandung an den äuſsersten Sandbänken schien uns näher gerückt und brauste schäumend daher wie eine Schneelavine, groſse Strecken des Meeres glänzten silberähnlich im zurückgeworfenen Licht, und am fernen Horizonte blinkten Segel, wie weiſse Punkte. Eine neue Welt ging uns auf. Wir ahndeten in Gedanken das gegenüber liegende Ufer und die entfernten Küsten, die der

Ocean dem kühnen Fleiſse des Menschen zugänglich macht. Wie heilig ist das Element, das Welttheile verbindet!

Die wiederkehrende Fluth, die allmählig alle Sandbänke bedeckte, rief uns von unserm Staunen in den engern Kreis der menschlichen Geschäftigkeit zurück. Wir trockneten unsere eingesammelten Schätze am Feuer, und machten uns zur Abfahrt nach Fürnen *(Veurne)* fertig. Ehe ich aber mit meiner Erzählung weiter eile, will ich Dir mit zwei Worten das Theater beschreiben, das wir noch am Abend unserer Ankunft in Dünkirchen besuchten. Truppe, Orchester und Publikum — alles schien uns Karrikatur. Das Parkett, der Balkon und fast alle Logen waren mit Officieren angefüllt; denn es liegen hier zwei Regimenter in Besatzung. Von der lärmenden Konversation, die uns in den Ohren gellte, hat man keinen Begrif;

man hätte denken sollen, morgen würde den Herren ewiges Stillschweigen auferlegt und hier bedienten sie sich zum letztenmal der Ungebundenheit ihrer Zunge. Sobald die Vorstellung anging, ward es noch ärger; der ganze Schwarm sang oder heulte alle Arien der Operette nach. Zum Glück waren die Schauspieler so schlecht, daſs es ziemlich gleichgültig seyn konnte, *wer* uns die Zeit vertriebe. So urtheilte aber das hiesige Publikum nicht; vielmehr schien es an dem Geplärr, den Gestikulationen und dem ziemlich derben Scherz seiner Histrionen groſses Wohlbehagen zu finden. Ich glaube, dieser ungebildete Geschmack bezeichnet nicht bloſs den Unterschied zwischen der Provinz und der Hauptstadt; die Verschiedenheit der Abstammung trägt gewiſs auch das ihrige dazu bei. Die Flämischen Organe sind um einige Grade gröber als die Französischen, und bekanntlich je roher der Mensch, desto plumper muſs die Erschütterung sein, die seine Sinne befriedigt. *Mozart's* und *Paesiello's* Kunst wird an die Midasohren verschwendet, die nur für *Ditters* Gassenhauer offen sind. Eben so unempfänglich bleibt ein schlaffes, ungebildetes Publikum für das Talent des Schauspielers, der die Natur in ihren zartesten, verborgensten Bewegungen erforscht und ihre Bescheidenheit nie überschreitet; wenn hingegen der Kasperl mit lautem Beifall Possen reiſst, oder, was noch ärger ist, ein mittelmäſsiger Akteur die abentheuerlichsten Verzerrungen und die schwülstigsten Deklamationen als ächte dramatische Begeisterung geltend macht. Irre ich indeſs nicht, so sind die hiesigen Einwohner von manchem Französischen Nationalfehler frei, ob sie gleich in Gesellschaft weniger glänzen; die ungezwungene Artigkeit ihrer südlichen Nachbarn gattet sich sehr angenehm zu ihrer eigenen Simplicität und Bonhommie, und bildet zwischen den Flämingern und Franzosen eine Zwitterrace, der man leicht die gute Seite abgewinnt. —

Die Barke nach Fürnen geht täglich um drei Uhr Nachmittags auf dem Kanal von hier ab, durch eine ärmliche, wenig bebaute und fast gar nicht beschattete Fläche, über welche diesmal ein scharfer, kalter Wind hinstrich, der uns, trotz unseren Mänteln, ganz durchdrang. Dazu trug freilich die Gebrechlichkeit des Fahrzeuges viel bei. Der innere Raum desselben stand voll Wassers, und erhielt den Fuſsboden beständig angefeuchtet; auch waren in der Kajüte alle Fenster zerschlagen und der Wind hatte überall freies Spiel. Desto mehr bewunderten wir den Fleiſs unserer Gesellschafterinnen, einer reichen Kaufmannsfrau aus Dünkirchen und ihrer achtzehnjährigen Tochter, die in einem fort strickten. Bei dem Dorfe Hoyenkerken befanden wir uns wieder auf Flandrischem Boden, und wurden von den Zollbedienten visitirt. Abends gegen neun Uhr traten wir zu Fürnen im Stadthaus oder vielmehr in der *Conciergerie* ab, welche fast durchgehends in allen Flandrischen Landstädten ein Wirthshaus vorstellt. Wir hatten diesmal Ursache, mit unserer Bewirthung vollkommen zufrieden zu seyn, und bezahlten die Ehre, auf dem Schlafzimmer unserer Reisegefährtinnen zu speisen, bloſs mit der geduldigen Aufmerksamkeit, die wir ihrer Familiengeschichte widmen muſsten.

Das kleine Städtchen hatte am Morgen ein freundliches Ansehen; die Häuser verkündigten, ihrer altmodigen Bauart ungeachtet, einen gewissen Wohlstand, und die Straſsen waren so breit und so reinlich gehalten, daſs man es ihnen nicht anmerkte, welcher Handelszweig die Einwohner bereichert. Fürnen ist der gröſste Viehmarkt in Flandern, der die angränzenden Provinzen von Frankreich mit fetten Ochsen versieht, und die Kastellanei, der dieser Ort seinen Namen giebt, hat die vortreflichsten Weiden im ganzen Lande. Die umliegende Gegend wird von Kanälen nach allen Richtungen durchschnitten, und auf einem derselben schiften wir uns wieder nach Nieuport ein. Unsere Barke war jedoch nicht besser, als die von Dünkirchen, und selbst der Kanal hatte ein vernachlässigtes Ansehen, woraus man ziemlich sicher schlieſsen darf, daſs diese Reiseroute nur selten besucht wird.

Der ärmliche Anblick von Nieuport führte uns nicht in die Versuchung, so lange da zu bleiben, bis die Barke nach Ostende abginge; wir mietheten lieber ein kleines Fuhrwerk mit einem Pferde, das unbehülflichste Ding, in dem ich je gefahren bin, und setzten unsere Reise zu Lande fort. In dem kleinen Hafen zählten wir nur funfzehn Fahrzeuge von ganz unbedeutender Gröſse, die jetzt während der Ebbe insgesammt auf dem Sande trocken lagen. Der hiesige Handel ist übrigens so geringfügig, daſs sich mitten am Tage fast niemand auf der Straſse regte. Unter den Fischerhütten, aus denen das kleine Städtchen besteht, bemerkten wir kaum ein gutes Gebäude. Jetzt fuhren wir also über eine weite, kahle Ebene, wo die Viehtriften, die Gräsereien und Wiesen mit einigen Äckern abwechselten. Die groſse Anzahl der umherliegenden, mit Gemüs- und Obstgärten umgebenen Dörfer bezeugte gleichwohl die starke Bevölkerung dieser Gegend von Flandern. Allein so nahe an den unfruchtbaren Dünen waren die Kühe auf der Weide sehr mager und klein, die Pferde kurzbeinig und von plumper Gestalt. Die kümmerliche Nahrung dieses Sandbodens scheint dem genügsamen Esel angemessener zu seyn; auch sahen wir diese Thiere überall haufenweis am Wege, und zu mehreren Hunderten auf den Marktplätzen in Dünkirchen und Ostende, mit den Erzeugnissen des Landes beladen.

Wir hatten gelacht, als man uns in Brüssel erzählte, daſs, wenn die Niederländer ihre Unabhängigkeit nicht mit Würde behaupten könnten, sowohl England, als ein anderer Nachbar die Gelegenheit wahrnehmen dürfte, um ihnen das Schicksal ohnmächtiger und uneiniger Republiken zu bereiten, wovon dieses Jahrhundert schon mehr als Ein Beispiel sah. Bei unserer Ankunft in Ostende aber schien uns der Anfang zur Ausführung schon gemacht und dieser Ort in eine Englische Seestadt verwandelt. Das dritte oder vierte Haus ist immer von Engländern bewohnt, und nicht etwa nur Kaufleute und Mäkler, sondern auch Krämer und Professionisten von dieser Nation haben sich hier in groſser Anzahl niedergelassen. Daher bemerkt man auch in den Sitten und der Lebensart der hiesigen Einwohner eine sichtbare Übereinstimmung mit denen der Brittischen Inseln, die sich bis auf den Hausrath, die Zubereitung der Speisen und die Lebensmittel selbst erstreckt. So wahr ist es, daſs diese unternehmende Nation, die bereits den Handel der halben Welt besitzt, keine Gelegenheit unbenutzt lassen kann, um sich eines jeden neuen Zweiges, der etwa hervorsproſst, zu bemächtigen. Wo ihre Schiffe nicht unter ihrer eigenen Flagge fahren, müssen fremde Namen sie decken. Mit ihren Kapitalen und unter ihrem Einfluſs handelt Schweden nach Indien und

China, und indeſs Holland durch die Auswanderung so vieler reichen Familien, durch die nachtheilige Verbindung mit Frankreich und eine Reihe von zusammentreffenden Unglücksfällen einen unheilbaren Stoſs erlitten hat, indeſs Frankreichs Handel wegen seiner inneren Gährung danieder liegt, indeſs Dännemark ungeachtet eines funfzigjährigen Friedens von seinen Administratoren zu Grunde gerichtet ist, und Spanien und Portugal durch Piastern und Diamanten weder reich noch mächtig werden können, blüht Englands Handel überall, umfaſst alle Welttheile und hat seit dem heilsamen Verlust der Kolonien einen unglaublich groſsen Zuwachs erhalten. Diese bewundernswürdige Thätigkeit ist so augenscheinlich das Resultat der bürgerlichen Freiheit und der durch sie allein errungenen Entwickelung der Vernunft, daſs selbst die äuſserste Anstrengung der Regierungen in anderen Ländern, dem Handel aufzuhelfen, bloſs an den Gebrechen der Verfaſsungen hat scheitern müssen. Was ein Monarch für die Aufnahme des Handels thun kann, hat *Joseph der Zweite* hier groſsmüthig geleistet. Der Hafen von Ostende ist ein Denkmal seiner thätigen Verwendung für die Wohlfahrt der Niederlande. Doch Vernunft und vernünftige Bildung konnte die Regentenallmacht nicht schaffen; das Gefühl von eigener Kraft und eigenem Werth, das nur dem freien Menschen werden kann, vermochte selbst *Joseph* nicht herauf zu zaubern.

Ostende ist übrigens nur ein schlechter Ersatz für die geschlossene Schelde. Die Küste läuft in gerader Richtung, ohne Einbucht fort, und der Zugang zu dem Hafen wird durch viele Untiefen erschwert und unsicher gemacht. Zwischen zwei Dämmen sieht man die kleine, enge, unbequeme Öffnung, die nur bei gewissen Winden und nur mit der Fluth zugänglich ist. Daher steht am Eingang, auf der Batterie, die ihn bestreicht, ein hoher Flaggestock errichtet, wo man eine Flagge ganz zu oberst wehen läſst, so lange es hohes Wasser ist; bei halber Ebbe läſst man sie am halben Stocke herunter, und sobald das Wasser den niedrigsten Standpunkt erreicht, wird sie ganz eingezogen. Alsdann liegen die Schiffe beinahe trokken im Hafen. Wir zählten in allem nur vierzig Fahrzeuge, obgleich der Hafen eine weit gröſsere Anzahl aufnehmen kann. Eigentlich ist er nur ein tief ausgegrabener Kanal, mit einem dauerhaften *pilotis* zu beiden Seiten, zwischen welchem ein festes Geflecht von Strauchzäunen in vielen Reihen über einander fortläuft. Dadurch sucht man zu verhindern, daſs die Ebbe und Fluth den Hafen nicht versande, indem sie den Sand vom Ufer mit sich fortreiſst. Über jede *jetée* stehen Baaken aufgepflanzt, und links an der Mündung des Hafens dient eine Säule mit groſsen, klaren Laternen den Schiffenden des Nachts zum Merkzeichen. In den Hafen öffnen sich mehrere geräumige Bassins; allein bei allen diesen kostbaren Einrichtungen kämpft man vergebens mit den Schwierigkeiten der Lage, mit der geringen Tiefe, mit der unvermeidlichen Verschlemmung und mit der Veränderlichkeit der Sandbänke längs der Küste.

Ostende hatte nur einen glänzenden Augenblick; den nämlich, als es der einzige neutrale Hafen an der Küste war, als während des Amerikanischen Krieges England, Frankreich und Holland wechselseitig ihren Handel der feindlichen Kaperei Preis geben muſsten und des Kaisers Flagge allein unangefochten den Ocean beschiffte. Die

Geschäftigkeit und der Wohlstand jenes Zeitpunkts verschwanden aber mit dem Friedensschlusse um so plötzlicher, da sie nicht sowohl Wirkungen der eigenen Belgischen Betriebsamkeit, als vielmehr täuschende Erscheinungen waren, welche fremde Kaufleute hier zuwege gebracht hatten. Auch die freie Schiffahrt nach Ostindien, welche *Joseph der Zweite* diesem von ihm so sehr begünstigten Hafen trotz der Holländischen Reklamation zusicherte, blieb so unbedeutend, daſs sie auf den Flor von Ostende keinen Einfluſs hatte.

Ist es nicht erlaubt, bei jener widersinnigen Einschränkung des Belgischen Handels, bei dem Verbot nach Indien zu schiffen, bei der Verschlieſsung der Schelde, über den Ton mancher Publicisten zu lächeln, die das heilige Wort *Recht* noch auszusprechen wagen? Diese unnatürliche Forderung der

Holländer an ihre Nachbarn ist der siegreichste Beweis, daſs die Eifersucht der Staaten, wo sie sich zür Übermacht gesellen kann, ohne Bedenken alle, selbst die evidentesten Rechte der Menschheit, verletzt und alle Gränzen des Völkerrechts willkührlich überschreitet. *Josephs* Vorfahren muſsten sich diese, durch keinen Vorwand zu beschönigende Gewaltthätigkeit gefallen lassen, weil das Schicksal es so wollte. Und wer forderte dieses unbillige Opfer? wer verbot den Brabantern auf ihren eigenen Flüssen in See zu fahren? Dasselbe Volk, das über Ungerechtigkeit schrie, als Englands Häfen ihm nicht offen blieben, das über *Cromwells* berühmte Navigationsakte, dieses Bollwerk des Englischen Seehandels, die Welt mit seinen Wehklagen erfüllte. Die Geschichte ist ein Gewebe von ähnlichen Inkonsequenzen und Widersprüchen; die Verträge der Nationen unter einander, wie die der Fürsten mit ihren Untergebenen, sind fast nirgends auf natürliches Recht, auf Billigkeit, die der Augenschein und der gerade Verstand zu erkennten geben, gegründet; überall zwingt der Übermuth des Mächtigeren dem Schwachen eine Aufopferung ab, die kein Mensch von dem andern zu fordern berechtigt ist und die dann auch nicht länger gelten kann, als die Gewalt fortdauert, welche sie ertrotzte. Wir wundern oder ärgern uns, daſs jedes Jahrzehend uns immer wieder dasselbe Schauspiel giebt, welches bereits seit Jahrtausenden die Völker entzweite; daſs die Gränzstreitigkeiten, die man längst beigelegt glaubte, immer von neuem ausbrechen; daſs die Federn der Diplomatiker und Staatsmänner unaufhörlich mit Deduktionen beschäftigt sind, worin man sich auf beschworene Verträge, auf anerkannte Vergleichspunkte und darin gegründete Ansprüche beruſt; daſs die streitenden Höfe zu einer subtilen Auslegungskunst, zu bequemen Reticenzen, zu schwankenden, vieldeutigen Ausdrücken ihre Zuflucht nehmen und endlich doch den verworrenen Knoten mit dem Schwerte lösen. Allein die fruchtbare Quelle ihrer Miſshelligkeiten strömt unvermindert fort; und wer begreiſt nicht, daſs sie nie versiegen kann, so lange man von Friedenstraktaten, Verfaſsungen und Gesetzen ausgeht, die, weil sie nicht auf dem unerschütterlichen Grunde der allgemeinen vernünftigen Natur des Menschen ruhen, sondern Convenienzen des Augenblickes oder Blendwerke politischer Sophismen sind, die Feuerprobe der Wahrheit nicht bestehen können? Keiner Nation, keiner Macht, keinem Stande wird tausendjähriger Besitz ein unveräuſserliches Recht übertragen; die Ansprüche der Vernunft auf alle

Menschenrechte dauren ewig und werden durch gewaltthätige Übertäubung eher verstärkt als verjährt. Nach tausend und zehntausend Siegen der räuberischen Übermacht, die nur das Maaſs ihrer Ungerechtigkeit häufen, kehrt der wahre, dauernde Friede dann erst zurück, wenn jeder Usurpation gesteuert worden und jeder Mensch in seine Rechte getreten ist.

Wir würden den Tyrannen verwünschen hören, der dem einzelnen Menschen das freie Verkehr auf offener Heerstraſse, auſser den Mauern seines Hauses oder den Gränzen seines Erbstückes, untersagte; unser Gefühl empört sich wirklich, wenn wir nur von Verboten dieser Art lesen, die ein Asiatischer Herrscher ergehen läſst, so oft es ihm gefällt, seine Heerde von Beischläferinnen frische Luft schöpfen zu lassen. Wer indeſs zugeben will, daſs eine despotische Gewalt rechtmäſsig seyn könne, dem lieſse sich auch diese willkührliche Anwendung derselben als gesetzmäſsig erweisen. Die Verordnungen der Japanischen und Chinesischen Kaiser, die von ihren Reichen alle Fremden entfernen, scheinen uns zwar elende Verwahrungsmittel einer feigen, miſstrauischen, kurzsichtigen Politik; allein wir bestreiten nicht das Recht dieser Despoten, innerhalb der Gränzen ihres Landes jedem Ausländer den Zutritt zu wehren oder zu gestatten. Hingegen das ausschlieſsende Eigenthumsrecht irgend eines Volkes zum Ocean ist eine so lächerliche Absurdität, daſs der Übermuth gewisser Seemächte, statt einer Anerkennung ihrer Anmaſsungen, nur den Haſs, den Neid und Groll der Nebenbuhler hat erregen können. Wo bleibt also nun der Schatten des Rechts, kraft dessen die Holländer ihren Nachbarn die Schelde verschlieſsen und den Handel denken. Allein das Schlimmste vorausgesetzt, so hatten doch die Belgier nicht verdient, statt ihres Herrschers zu büſsen. Wenn also die unerbittliche Nothwendigkeit ihnen damals eine stillschweigende Einwilligung in die Verschlieſsung ihrer Flüsse abdrang — wird heute etwas anderes, als dieselbe Furcht vor feindlicher Überlegenheit, ihre Enkel abhalten können, ihr angebornes, nie zu veräuſserndes Recht zurückzufordern und den schimpflichen Vergleich zu zerreiſsen? Ein zerrissener Vergleich! ein Riſs im Westphälischen Frieden! Das sind freilich gräſsliche Worte am Ohr des Aktenlesers, der über dieses Lesen seine Menschheit verwelken und verdorren lieſs; allein wie mancher Schwertstich hat nicht schon das alte Pergament durchlöchert? Was die Potentaten von Europa einander garantirten, sollte freilich ewig dauern müssen; nur Schade, daſs die

Erfahrung hier die Theorie so bündig widerlegt, und jedem Fürstenvertrage keine längere Dauer verspricht, als bis zur nächsten Gelegenheit, wo er mit Vortheil gebrochen werden kann. In der Seele der Politik ist ein Friedenstraktat vom Augenblick der Unterzeichnung an vernichtet; denn in diesem Augenblick hatte sie ihren Endzweck durch ihn erreicht.

Gegen die Theorie selbst möchte der gesunde Verstand auch wohl erhebliche Einwendungen machen. Wie? es hätte nur der Übereinkunft etlicher hohlen oder schiefen Köpfe bedurft, um einem Volke den Gebrauch eines untheilbaren Elements einzuräumen und ihn dem andern abzusprechen? Dann könnte es wohl auch einem Friedenskongreſs einfallen, diesem oder jenem Volke Luft und Feuer zu verbieten, oder ihm vorzuschreiben, wo und wenn es athmen solle?

Doch es ist unmöglich, die Anmaſsungen der Politiker hypothetisch weiter zu treiben, als sie wirklich in der Ausübung getrieben worden sind. Hat man sich doch, allem, was der Menschheit heilig ist, zum Hohn, nicht entblödet, in Friedensschlüssen vorzuschreiben, welche Modifikationen des Denkens und Glaubens erlaubt seyn sollen! Es mag ein köstliches Ding um das Bündniſs von 1648 seyn, das doch bekanntlich den Ausbruch von zehn oder mehr blutigen Kriegen nicht verhindert hat; es mag einer gewissen Klasse von Menschen bequemer seyn, den Krüppelbau der Politik auf seinem morschen Grunde fortzusetzen, als die ewigen Pfeiler, *Natur* und *Vernunft*, zu Stützen eines unerschütterlichen Friedenstempels zu wählen; einträglicher, den Stoff zu neuem Zwist und Kriege beizubehalten und die Beschlüsse der Unwissenheit und der Despotenarroganz für Quellen des Rechtes und Gesetzes auszuschreien, als jenes unselige Joch der Autoritäten abzuschütteln: nur hoffe man nicht, daſs eine Gesetzgebung, der es an innerer Gerechtigkeit gebricht, aus Überzeugung befolgt werden könne; nur beschuldige man die Völker nicht des Mangels an Moralität, wenn sie Traktaten verletzen, deren Erhaltung einzig und allein auf Furcht und Eifersucht beruhte. Der Ocean ist keines Menschen Eigenthum; er ist und bleibt allen gemein, die ihn benutzen wollen. Mit diesem *refrain* will ich Ostende verlassen.

Wir fahren zu Lande nach Brügge. Bis an das Dorf Gessel sieht man immerfort jene kahle Fläche, die mit wenig Abwechselung für das Auge von den Dünen bis an die etwas höher gelegene Ebene von Flandern reicht. Zwischen Gessel und Jabick wechseln groſse Strecken Heide mit Eichen-

und Buchengebüsch, nebst einigen Fichten und einem reichlichen Vorrath von Pfriemen *(Spartium scoparium)*; näher hin nach Brügge verdichtet sich der Eichenwald. Die Stadt ist von mittlerer Gröſse und nach altflämischer Art zum Theil sehr gut gebauet. Allein umsonst bemühten wir uns, in ihr die Spur des berühmten Handels-Emporiums zu erblicken, das im vierzehnten Jahrhundert alle nordischen Nationen mit Waaren des Luxus versorgte. Wir bestiegen die mit Recht gepriesene Barke, welche die Staaten von Flandern für die Fahrt nach Gent unterhalten. Hier vergaſsen wir das Ungemach der bisherigen Reise; denn bequemer ist *Kleopatra* auf dem Cydnus, und *Katharina* auf dem Dnepr nicht gefahren. Sowohl im Hintertheil als im Vordertheil dieses sehr geräumigen Fahrzeuges findet man eine schön getäfelte Kajüte mit groſsen Fenstern und weich gepolsterten Bänken. Die Reinlichkeit gränzt hier überall an Pracht und Eleganz. Eine dritte noch geräumigere Abtheilung in der Mitte diente den Reisenden aus der geringen Volksklasse zum Aufenthalt; daneben sind Küchen, Vorrathskammern und Bequemlichkeiten aller Art zur Verpflegung der Passagiere angebracht. Das Kaminfeuer in unserer Kajüte verbreitete eine wohlthätige Wärme, bei welcher wir in Erwartung der Mittagsmahlzeit unsere Anzeichnungen über das am vorigen Tage Geschehene ins Reine brachten.

Die Tafel wurde sehr gut und um billigen Preis servirt. Die Gesellschaft, die zuweilen funfzig Personen stark seyn soll, war diesmal zufalligerweise sehr klein, und bestand aus einem Priester, einem Officier der Freiwilligen von Brügge, einem Französischen Nationalgardisten und Kaufmann aus Lille, und einer Spitzenhändlerin aus Gent. Am Ton des Flämischen Officiers konnten wir sogleich abnehmen, daſs er nicht zur aristokratischen Partei gehörte, die überhaupt in Flandern weder so viele, noch so eifrige Anhänger, als in Brabant, haben soll. Die Ungezogenheit seiner Ausfälle gegen die Geistlichkeit, in Gegenwart eines dem Anschein nach bescheidenen Mannes von diesem Stande, konnte nur durch die Erbitterungen des Parteigeistes entschuldigt werden. Der Franzose hinterbrachte uns die Neuigkeit, daſs der König von England nach Deutschland reisen würde, um seine Güter unweit Straſsburg zu besehen. Wir versuchten es ihm begreiflich zu machen, daſs vom Kurfürstenthum Hannover die Rede sei; allein es war verlorne Mühe, seine geographischen Kenntnisse berichtigen zu wollen: Hamburg und Straſsburg galten ihm gleich; genug, beide sagen jenseits der *Allemagne françoise.* Diese Unempfänglichkeit darf man indessen nicht geradezu Beschränktheit nennen; vielmehr ist sie nur die Folge jenes, Alles vor sich hinwerfenden Leichtsinnes, dem es so lächerlich scheint, in der Bestimmtheit gewisser, für den jetzigen Augenblick nicht interessirender Begriffe ein Verdienst zu suchen, als wir die Verwirrung finden, die aus solchen Vernachlässigungen entspringt. Wir wissen freilich mehr, und thun uns viel darauf zu gute; allein ist es wohl eine Frage, wer von beiden an dem, was er hat, durch schnelle Verarbeitung und mannichfaltige Verbindung, der reichste ist?

Der Kanal ist sehr breit und wohl unterhalten; seine Ausgrabung zwischen den hohen Ufern muſs groſse Summen gekostet haben. Anstalten dieser Art, die zuerst die Erhaltung des trocknen, dem Ocean abgewonnenen Landes, demnächst den Handel und zuletzt die Bequemlichkeit zur Absicht hatten, können nur nach und nach zu ihrer jetzigen Vollkommenheit gediehen seyn. Fünf Pferde zogen uns in den stillen Gewässern dieses Kanals, ohne daſs wir die leiseste Bewegung spürten. Der Wind begünstigte uns überdies, so daſs wir ein groſses Segel führten und in etwas mehr als sechs Stunden Gent erreichten. Hier standen schon mehrere Miethskutschen in Bereitschaft, um die Reisenden in ihr Quartier zu bringen.

Gent ist eine groſse, schöne, alte Stadt. Ihre Straſsen sind ziemlich breit; die Häuser massiv, zum Theil von guter Bauart; die Kirchen zahlreich und mit groſser Pracht geschmückt. Alles scheint hier den ehemaligen Wohlstand der Einwohner, und Spuren von dem jetzigen zu verrathen; doch ist die Volksmenge, wie in allen Niederländischen

Städten, nach Verhältniſs des Umfanges zu gering und es fehlt überall an Betrieb. Der erste Anblick einer Stadt, wobei man so lebendig in verflossene Jahrhunderte und ihre Begebenheiten versetzt wird, hat gleichwohl etwas Einnehmendes, das zuweilen bis zur Erschütterung gehen kann. Ich wurde recht lebhaft an den Stolz *Karls des Fünſten* auf sein blühendes Gent, und zugleich an die Tyrannenleidenschaft erinnert, womit er selbst dem Wohlstande desselben den tödlichsten Streich versetzte, als ich sein Standbild auf einer hohen Säule am Marktplatz erblickte. Als Kunstwerk betrachtet, macht es keinen vortheilhaften Eindruck. Der Kaiser steht wirklich sehr unsicher auf dieser gefährlichen Höhe; das Zepter und der Reichsapfel von ungeheurer Groſse scheinen ihn völlig aus dem Gleichgewichte zu bringen; seine Kniee sind gebogen, und bald möchte ich fürchten, er sei in Begriff herabzugleiten. Im Glanz der Abendsonne, welche diesen vergoldeten Koloſs bestrahlte, konnte ich mich einer Reminiscenz aus *Blumauers* travestirter Äneis nicht erwehren; ich dachte an jenes Backwerk, wo der fromme Held zuoberst »ganz von Butter« stand. Es hat schon etwas Unnatürliches, Statuen auf den Dächern unserer Häuser anzubringen, die nicht, wie im Orient, zum Aufenthalt der Menschen eingerichtet sind; allein noch ungleich widersinniger scheint es, einen Menschen auf den Gipfel einer Säule zu stellen, den nur ein Verrückter oder ein Phantast, wie *Simeon Stylites*, bewohnen kann. Wenn gleich die Alten uns das Beispiel solcher Denkmäler gegeben haben, so bin ich doch nicht der Meinung, daſs wir ihrem Muster jederzeit blindlings folgen sollen. Auch war bereits der gute Geschmack in Verfall gerathen, als man z. B.

in Alexandrien auf die schöne Porphyrsäule die Statue des Kaisers *Severus* stellte. Die Aufmerksamkeit, die ein groſser Mann bloſs durch die Höhe seines Standorts erregen kann, ist sicherlich seiner nicht werth. Allerdings giebt es aber auch Fürsten in Menge, die man nicht hoch genug stellen kann, damit sich nur jemand ihrer erinnere. Die Nachwelt vergiſst die Wohlthaten, sie vergiſst aber aber auch die Ungerechtigkeit der Regenten; wie wäre es sonst möglich, daſs Kaiser *Karl* auf dieser Säule noch über den Köpfen einer so tief beleidigten Gesammtheit sicher steht? Für den philosophischen Geschichtsforscher verwandeln sich freilich unter solchen Umständen die Ehrensäulen in Denkmäler der Schande.

Der Brand vom 14. und 15. November des vorigen Jahres hat in der Gegend des Schlosses fürchterlich gewüthet. Viele der schönsten und prächtigsten Gebäude sind ein Raub der Flammen geworden, womit die Kaiserlichen damals die Stadt in einen Schutthaufen zu verwandeln drohten und ihren Vorsatz auch ausgeführt hätten, wenn das Regenwetter ihnen nicht so ungünstig gewesen wäre. Wenn es im Kriege erlaubt ist, sich aller Mittel ohne Unterschied gegen den Feind zu bedienen; (ein Satz, der doch auch seine vielfältige Einschränkung leidet) so gehörte es gleichwohl zu den unglücklichen Verkettungen des Schicksals, welches den verstorbenen Kaiser so rastlos verfolgte, daſs sich unter den Befehlshabern seines Niederländischen Heeres ein Mann befinden muſste, der eine entschiedene Neigung äuſserte, die härtesten Maaſsregeln zu ergreifen, und dem das Blut seiner Mitbürger ziemlich feil zu seyn schien. Jene schauderhafte Vernichtung von Brüssel, welche der *Herzog von Ursel* am zwanzigsten September 1787 so glücklich verhütet hatte, wollte jetzt der Erfinder dieses grausamen Anschlags mit Gent wirklich beginnen. Es war nicht etwa ein zügelloser Pöbel, wie der Parisische, der sich einen Augenblick vergaſs und an einzelnen Opfern die tausendjährige Schuld seiner Unterdrücker rächte; Deutsche Soldaten, denen die Flammänder noch vor kurzem die gastfreieste Pflege hatten angedeihen lassen, wurden hier von ihren Officieren angeführt zur Plünderung ihrer Wohlthäter, zur Einäscherung der Stadt und zum nächtlichen Kindermord. Die Ereignisse jener zwei schrecklichen Nächte sind von der gräſslichen Art, daſs sie in die Geschichte der feudalischen Zerrüttungen, nicht in das achtzehnte Jahrhundert, zu gehören scheinen, daſs sie neben den übrigen Atrocitäten, welche das Ungeheuer der willkührlichen Gewalt ausgebrütet hat, ihre Stelle verdienen *). Neun und siebzig Kinder und Erwachsene wurden von den Soldaten theils getödtet, theils mit ihren Häusern verbrannt. Die Unmenschlichkeiten, die dabei vorgingen, mag ich nicht nachschreiben; aber sie gehören der Geschichte, welche der Nachwelt die folgenschwere Wahrheit beurkunden muſs, daſs, wenn gleich die Aufwallungen der Ungebundenheit in einem lange gemiſsbrauchten Volke zuweilen in blutige Rache ausarten können, sie gleichwohl von der barbarischen Fühllosigkeit des rohen Söldners weit übertroffen

---

*) Ich habe vor mir das Bulletin officiel van wege het Comite - Generael aengesteld binnen de stad Gant, unterzeichnet G. B. Schellekens, Greffier van het Comité-Generael der Nederlanden, d. 25. November 1789. 15 S. in Oktav, welches über die verschiedenen Vorgänge bei der Einnahme von Gent und der Vertreibung der Kaiserlichen einen umständlichen Bericht abstattet.

troſſen werden. Traurig ist die Wahl zwischen zwei groſsen Übeln; allein es liegt schon in der Natur der Sache, daſs die Folgen der Anarchie, wie schwarz die Miethlinge des Despotismus sie auch schildern mögen, nur Kinderspiele sind gegen die Schandthaten beleidigter Sklaventreiber. Ihre Erbitterung wird giftiger durch die vermeinte Kränkung ihrer Herrscherrechte; ihr Zweck ist nicht bloſs Unterjochung, sondern zugleich Rache und Strafe; sie sind immer Krieger und Henker zugleich; sie zerstören und verwüsten aus Grundsatz und nach einem vorher bedachten Plan.

Ich begreife jetzt, wie der Anblick solcher Greuel den Muth der Bürger und Freiwilligen bis zur Tollkühnheit entflammen muſste. *Arberg* verfehlte gänzlich seinen Endzweck, und sah sich genöthigt, unter Begünstigung der Nacht das Schloſs zu räumen und seinen

Rückzug anzutreten. Das kleine Patriotenheer, verstärkt durch die junge Mannschaft, die aus Courtray den Gentern zu Hülfe gekommen war und die Kaiserlichen von einem Thore vertrieben hatte, stürzte am sechzehnten, nachdem es, unter den Waffen stehend, dem im Portal der Nikolauskirche gefeierten Hochamte beigewohnt und sich durch die allgemeine Absolution zu seinem Unternehmen gestärkt hatte, mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Kasernen los, und erstieg die dort befindlichen Batterien. Buben von siebzehn Jahren stachen die Kanoniere über den Haufen, die mit brennender Lunte in der Hand das Geschütz gegen sie lösen wollten. Schon hatten sie das Thor erreicht und schleppten Stroh zusammen, um die Kasernen in Brand zu stecken, als die Östreichischen Officiere unbewaffnet und mit entblöſstem Haupt ihnen entgegen gingen und sich zu Kriegesgefangenen ergaben. Die Flammänder waren in diesem leidenschaftlichen Augenblick besonnen genug, ihrem Unwillen, der so hoch gereitzt worden war, zu gebieten. Sie nahmen ihre Feinde in Schutz, als hätten diese mit *erlaubten* Waffen und *nur gegen Männer* gefochten.

Die Einwohner haben das Schloſs demolirt, weil es nicht länger haltbar war; dagegen erfreute uns der Anblick vieler neuen Häuser, die bereits überall aus den Ruinen hoch emporstiegen und vom Reichthum der hiesigen Bürgerschaft ein gutes Vorurtheil bei uns erweckten. Ich weiſs nicht, war es diese zufällige Scene der Geschäftigkeit, oder lag es vielmehr wirklich im Charakter der Flammänder, daſs wir uns gleich auf den ersten Blick einen günstigeren Begriff von ihnen als von ihren Brabantischen Nachbarn abstrahirten. So viel ist wenigstens gewiſs, daſs diese Provinz, ob sie gleich weit später als Brabant gegen die Bedrückungen der Regierung reklamirte, dennoch früher und mit mehr Entschlossenheit zu entscheidenden Maaſsregeln griff; daſs sie zuerst sich zu Gunsten des Comité von Breda und der Unabhängigkeit öffentlich erklärte, bei der Errichtung der freiwilligen Corps den gröſsten Eifer bewies und an der völligen Vertreibung der Östreichischen Armee den stärksten Antheil hatte. Eine Spur von Seelenadel konnte wirklich den Flammändern ihre freiere Verfassung aufbewahrt haben. In der Versammlung ihrer Stände sind der Geistlichkeit zwei, dem Adel zwei, den Städten drei, und dem platten Lande ebenfalls drei Stimmen zugetheilt; dergestalt, daſs der dritte Stand allemal sicher auf die Mehrheit rechnen kann, sobald es ihm ein Ernst ist, sich dem aristokratischen Einfluſs zu entziehen. Die Wiederherstellung des Adels, als eines votirenden Standes, in der Staatenversammlung, ist ein Werk der Revolution. Seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts hatte der Flandrische Adel Sitz und Stimme verloren, weil er eine Zeitlang die ganze Macht der Stände usurpirt hatte. Da es ihm nicht gelungen war, unter der Östreichischen Regierung seine Rechte wieder zu erlangen, so hatte er sich auf einem andern Wege zu behaupten und sein Interesse dadurch zu sichern gesucht, daſs er so viele seiner Mitglieder als nur möglich war, zu Deputirten der gröſseren und kleineren Städte wählen lieſs. Diese Einrichtung dauert noch fort, und erklärt die eifrige Theilnahme der Staaten von Flandern an der in Brabant gegen die demokratische Partei so glücklich ausgeführten Verfolgung. Das Volk und die Bürger murren indessen über die Gefangensetzung des Generals *van der Mersch*, und fordern laut von ihren Ständen, daſs sie sich seiner gegen den Kongreſs annehmen sollen.

Das Raschere, das Entschiednere im Charakter dieses Volkes ist auch in den Gesichtszügen ausgedrückt, und wohlgebildete Männer sind uns in diesem Theile von Flandern häufiger als in Brabant vorgekommen; allein ihre Erziehung ist der Brabantischen zu ähnlich, um uns hoffen zu lassen, daſs sie mit ihrem Jahrhundert weiter als jene Nachbarn vorgerückt seyn könnten. Auch hier giebt es keinen Namen, den man im übrigen Europa mit Achtung oder mit Bewunderung nennt. Zwar können ganze Völker bei dieser Mittelmäſsigkeit glücklich seyn, so lange sie ruhig bleiben; doch wehe den Empörern, an deren Spitze kein gröſserer Mensch einhergeht!

Auch unter dem hiesigen Frauenzimmer habe ich manches hübsche Flämische Gesicht bemerkt und in einem Buchladen glaubte ich an der Frau vom Hause das Ebenbild einer von *Rubens* Frauen zu sehen; nur Schade, daſs diese schönen und zum Theil auch ſeinen Züge, dieses völlige Gesicht mit den groſsen, offenen braunen Augen, den starken Augenbrauen, der kleinen, geraden Nase, den zarten rosenrothen Lippen und der durchschimmernden Röthe auf dem lebendigen Weiſs des Teints — so stumm und seelenlos erscheinen und von jener Empfänglichkeit, die überall das Erbe des Weibes seyn sollte, nichts verrathen. Ferne sei es, daſs ich hier die ausgebildeten Reize des ideenreichen Weſens fordern sollte, die nach den Umständen unmöglich hier anzutreffen sind; aber Seele könnte doch das Auge stralen, leise, sanft und innig könnten auch ungebildete Mädchen empfinden. Von diesem allem zeigt das Äuſsere der Flammänderinnen keine Spur. Eine Schlaffheit des Geistes, die sich in Europa kaum abgespannter denken läſst, scheint sie für jeden Eindruck, der auſser dem Bezirk des mechanischen Hausregiments und der eben so mechanischen Religionsübungen liegt, durchaus unempfindlich zu machen. Wenn nicht die Nähe von England und Frankreich, der Handel von Ostende und die Fabriken, die aus jener besseren Zeit im Lande noch übrig geblieben sind, Französische und Englische Moden einführten, würde man es hier kaum merken, daſs der Begrif des Putzes auf den Begrif des Schönen eine Beziehung hat.

Die Beschreibung der öffentlichen Gebäude und Kirchen, die man aus so vielen Reisebeschreibungen kennt, wirst Du mir gern erlassen; ich schweige also von dem ungeheuren Rathhause, von den dreihundert Brücken, die alle Theile dieser von Kanälen durchschnittenen Stadt verbinden, und selbst von der groſsen Gothischen Masse der Kathedralkirche zu St. Bavo, mit den daran geklebten Stücken von Griechischer Architektur, die den Eindruck ihrer Gröſse stören. Die Verschwendung von weiſsem und von schwarzem Marmor in dem Innern dieses Tempels würde mir indeſs aufgefallen seyn, wenn mich nicht auf eine weit angenehmere Art die Kunst beschäftigt hätte. Die zahlreichen Kapellen enthalten einen Schatz von Flämischen Gemälden der ersten Klasse, von denen ich Dir wenigstens ein Paar bekannt machen muſs, die für mich etwas Merkwürdiges hatten. Zuerst nenne ich die Auferstehung Lazari, ein Meisterwerk von *Otto Venius*,* einem Lehrer des gepriesenen *Rubens.* Dieses in Absicht auf die Composition sehr

* d.i. Otto van Veen

fehlerhafte Stück, dessen Umrisse zum Theil verzehrt, dessen Schatten schon ein wenig schwarz geworden und dessen Farben trocken sind, hat dennoch einzelne schöne Partien. Die Hauptfigur, der in der Mitte stehende Christus, ist wie gewöhnlich verfehlt; er ist kalt, jüdisch und uninteressant; seine Draperie ist schwer und ungeschickt geworfen, seine aufgehobene Hand ruft nicht, winkt nicht, segnet nicht. Lazarus liegt halb im Schatten, wirklich schön von Angesicht und Gestalt; er blickt edel und seelenvoll zu seinem Retter auf und ist ungleich besser als alles übrige kolorirt. Seine Schwester Maria sitzt an seiner Gruft im Vordergrunde. Ihr Gesicht und die ganze Figur machen mit dem übrigen Bilde den merkwürdigsten Kontrast; denn ihre Züge, ihre Kleidung und das ganze Kostume sind gänzlich aus der Römischen Schule entlehnt. Man glaubt eine Madonna von *Raphael* kopirt zu sehen, so ruhig und doch so edel gerührt ist dieser schöne Kopf. Martha und Magdalena sind dagegen hübsche Flammänderinnen im kurzen buntseidenen Korsett. Petrus bückt sich, um dem Lazarus heraus zu helfen; sein blaues Gewand über dem breiten Rücken thut vortrefliche Wirkung. Die übrige Gruppe von Köpfen ist gar zu gedrängt voll und geht zu hoch in dem Bilde hinauf; auch fehlt es ihr an Auswahl.

Du erinnerst Dich des schönen Sebastian von *van Dyk* in Düsseldorf. Hier ist einer von *Hondhorst*, der viel Verdienst hat. Aus dem schönen Körper zieht eine schwarz gekleidete weibliche Figur die Pfeile aus. Sehr leicht ruht ihre Hand auf dem zarten, verwundeten Körper; aber ihr Gesicht ist ohne Ausdruck, und mit eben den Zügen würde sie Spitzen waschen. Die Alte, ebenfalls ein gemeines Gesicht, empfiehlt Behutsamkeit mit Blick, Stellung und Hand. Das leidende Gesicht Sebastians ist edel und voll unbeschreiblicher Milde; sein Auge ist schön, sanft redend und voll Vertrauen. Die Farbengebung ist zwar nicht ganz natürlich, aber weich und von einem harmonischen, modesten Ton. Doch die Stellung des angebundenen, aus einander gedehnten Körpers zieht zuerst den Blick des Zuschauers auf sich, und man muſs in der That unparteiisch das Verdienst hervorsuchen wollen, wenn dieser erste Eindruck nicht wegscheuchen und alle nähere Untersuchung verhindern soll. Daſs die Künstler es nicht fühlen, wie diese Manier den Zuschauer leiden läſst, und wie unmöglich es ist, mit einigem Gefühl ein solches Kunstwerk lieb zu gewinnen! Übrigens hat es mir wohl gethan, hier das Studium Italienischer Meister und *Hondhorsts* langen Aufenthalt in Italien zu erkennen; wo ich nicht irre, habe ich schon etwas von *Michel Angelo* gesehen, woran mich die frei und fest gezeichnete Figur dieses Sebastians erinnerte.

Der St. Bavo von *Rubens* hat mir ungleich weniger gefallen; das Stück ist in zwei Gruppen über einander getheilt, wovon die unterste aus vielen ziemlich ekelhaft durch einander gewundenen Figuren besteht. Links im Vordergrunde stehen ein Paar plumpe Dirnen von Fleisch und Blut. Auch der Zeitgenosse von *Rubens*, der um den Ruhm eines groſsen Künstlers mit ihm wetteifernde *Crayer*, leistete mir hier kein Genüge. Die Kreuzigung, die man von ihm in der Bischofskapelle bewundert, ist schön kolorirt; aber der Körper ist verzeichnet. Sein Hiob ist interessanter: er blickt auf voll Vertrauen, das sogar an Extase und Freude gränzt; dagegen hört er auch nicht, was sein Weib, eine sehr gemeine Hexe, ihm sagt. Von den drei Freunden sitzen zwei mit niedergebücktem Haupte, und träumen, indeſs der dritte mit den Fingern spricht. Noch ein gepriesenes Gemälde dieses Meisters ist hier die Enthauptung des Täufers Johannes; aber welch ein Anblick! Eine zerrissene, unzusammenhangende Composition, verwischte Farben, ein scheuſslicher Rumpf und ein Bologneser Hündchen, welches Blut leckt! Solch ein Gegenstand und solch eine Phantasie schicken sich für einander, und um alles zu vollenden, gehört nur noch der Zuschauer dazu, der mit uns zugleich vor dem Bilde stand und voll Entzücken ausrief: *ah quelle superbe effusion de sang!*

Unter einer groſsen Anzahl von Gemälden, wovon die besten von *Seghers*, *van Cleef*, *Roose* und *Porbus* gemalt sind, keines aber hervorstechende Vorzüge besitzt, halte ich ein uraltes Stück von den Gebrüdern *van Eyk* noch für nennenswerth, weil es vielleicht das erste war, das in den Niederlanden mit Ölfarben gemalt wurde. Der Gegenstand ist aus der Offenbarung Johannis entlehnt: die Anbetung des Lammes. Der Composition fehlt es, wie man es sich von jener Zeit vorstellen kann, sowohl an Ordnung und Klarheit, als an Wirkung und Gröſse. Bei aller Verschwendung des Fleiſses bleibt die Zeichnung steif und inkorrekt; Perspektive und Haltung fehlen ganz und gar; die Farben sind grell und bunt und ohne Schatten. So malte man aber auch in Italien vor *Perugino's* Zeiten, und was uns dieses Gemälde merkwürdig macht, ist daher nicht der Geist, womit es ersonnen und ausgeführt worden ist, sondern die wichtige Erfindung der Ölmalerei, die damals in den

Niederlanden zuerst an die Stelle des so lange üblich gewesenen *al Fresco* trat, wenn sie auch in Deutschland bereits weit länger bekannt gewesen seyn mag. Ich bin zwar weit entfernt, den Koloristen einen Vorzug vor den richtigen Zeichnern einräumen zu wollen; allein ich halte es wenigstens im Angesicht der Meisterwerke des Flämischen Pinsels für ein gar zu hartes Urtheil, die Erfindung, worauf der ganze Ruhm dieser Schule beruht, mit *Lessing* um des Miſsbrauchs willen, der damit getrieben worden ist, lieber ganz aus der Welt hinweg zu wünschen. Der Vorwurf einer üblen Anwendung, selbst einer solchen, welche völlig zweckwidrig ist, trift wohl mehr oder weniger eine jede menschliche Erfindung; und wenn es nicht geläugnet werden kann, daſs die Erlernung der beim Ölmalen erforderlichen Kunstgriffe manchen wackern Künstler mitten in seiner Laufbahn aufgehalten und in die Klasse der Mittelmäſsigkeit geworfen oder gar vom rechten Ziel der Kunst entfernt hat, so bleibt es doch auch unbestritten, daſs mit Ölfarben manches unnachahmliche Bild auf die Leinwand hingezaubert worden ist, dessen Schönheiten bei jeder andern Behandlung verloren gegangen wären. Am Kolorit, als solchem, ist freilich so viel nicht gelegen; aber durch die Verschmelzung der Farbenschattirungen, welche nur ihre Vermischung mit Öl möglich machte, sind feine Nüancen des Ausdrucks erreicht worden, wodurch die Kunst selbst an Würde gewonnen hat und für den Psychologen lehrreich geworden ist.

Der Wunsch, in den übrigen Kirchen, Klöstern, Prälaturen, auf dem Rathhause und in den Privatsammlungen zu Gent den Denkmälern der Flämischen Kunstepoche nachzuspüren, muſste für itzt der Nothwendigkeit unseres Reiseplans weichen. Mit Tagesanbruch eilten wir durch die reichste Gegend von Flandern hieher nach Antwerpen. Der Weg ging über eine herrlich bebaute Ebene. Triften, Wiesen, Äcker und Heerstraſsen waren mit hohen Bäumen und Gebüschen eingefaſst; der Steindamm war den gröſsten Theil des Weges so gut, wie im übrigen Brabant und Flandern. Die Vegetation schien indeſs kaum noch weiter vorgerückt, als wir sie in unserer milden Mainzer Gegend verlassen hatten; die Saaten allein prangten mit ihrem frischen Grün, und des Ölrettigs dichte, goldgelbe Blüthen bedeckten oft unabsehliche Strecken. Das Erdreich war an vielen Stellen leicht und mit Sand gemischt, mithin gewissen Gattungen von Getreide vorzüglich angemessen. Überall sahen wir den Anbau zu derjenigen Vollkommenheit getrieben, wo bereits der Wohlstand der Einwohner durch ihren Fleiſs hervorschimmert. Wie leicht müſste nicht hier, bei einer bessern Erziehung des Landvolkes und gehöriger Anleitung von Seiten der Gutsbesitzer, die Landwirthschaft mit der Schwedischen und Englischen wetteifern können! Allein es ist ja alles hier gleichsam darauf angelegt, den alten Vorurtheilen einen Charakter heiliger Unfehlbarkeit aufzuprägen. Mit Erstaunen und Freude muſsten wir indeſs einander bekennen, daſs wir solche Flecken und solche Dörfer, als womit dieser Weg und die ganze Gegend gleichsam besäet ist, auf dem festen Lande noch nicht angetroffen hätten. Lockeren, St. Nikolas, u. a. m. beschämen die Städte vom dritten und vierten Range, die man in anderen Ländern über ihres gleichen rühmt. Sie sind beinahe Viertelmeilen lang, durchaus von Backsteinen sauber erbaut, mit breiten Straſsen, gutem Pflaster und Reihen von Bäumen wohl versehen. Ordnung und Reinlichkeit, die unverkennbaren Begleiter des Wohlstandes, herrschten im Innern der Häuser, und der treuherzige Ton der Bewillkommung, den wir von den Einwohnern vernahmen, bestätigte uns in der guten Meinung von ihrer Wohlhabenheit. Wir fanden alle Hände mit der Verfertigung von grober Leinwand zu Segeltuch, Gezelten u. d. gl. aus selbst gezogenem Hanf und Flachs beschäftigt. Dieser Anbau, nebst den darauf beruhenden Manufakturen und dem reichlichen Ertrage des Getreidebaues, scheint die Hauptquelle des hiesigen Reichthumes zu seyn.

Eine halbe Meile vor Antwerpen verschwanden die Bäume, Gebüsche und eingezäunten Felder; die Gegend verwandelte sich in eine weit ausgebreitete *Lande*, eine kahle Ebene, wo Viehweiden und Wiesen an einander gränzten, und an deren Horizont wir ringsum beschattete Dörfer, in der Mitte aber Antwerpen in seiner imposanten Gröſse liegen sahen. Ein Wald von Thürmen, und vorzüglich der ungeheure Gothische, wie Filigran gearbeitete Spitzthurm der Kathedralkirche, ragte hoch empor; die Citadelle auf einer kleinen Erhöhung vergröſserte und verschönerte diesen Anblick, und die Bewegung auf- und absegelnder Barken auf der Schelde, die wir zwischen ihren Ufern noch nicht sehen konnten, hatte etwas Zauberähnliches. Bald erblickten wir ihre gedemüthigten Gewässer, und seufzten von neuem über Europäische Politik und Europäisches Völkerrecht. Der schöne, herrliche Fluſs ist, wie die Themse, zum Handel gleichsam geschaffen; die Fluth steigt darin zwanzig Fuſs hoch vor den Mauern der Stadt, und verdoppelt alsdann seine Tiefe. Hier ist er nicht so breit, wie der Rhein vor Mainz;

aber er trägt wegen des beträchtlichen Steigens und Fallens keine Brücke. Etliche Meilen weiter hinabwärts breitet er sich aus zu eines Meerbusens Weite. Wir sahen einen Hafen, wo zweitausend Schiffe Raum finden würden, mit einigen kleinen Fahrzeugen besetzt. In wenigen Minuten führte uns ein kleiner Nachen von dem so genannten Haupt (oder der Spitze) von Flandern hinüber in die Stadt.

XXI.

Antwerpen.

Es kostet eben keine groſse Mühe, in einer Stadt, die Raum für zweimal hundert tausend Menschen enthält, zwischen den übrig gebliebenen vierzig tausend Einwohnern sich hindurch zu drängen; das bloſse Sehen ist es, was uns am Abend ermüdet auf unser Zimmer zurück treibt, wo ich Dir heute noch erzählen will, welche Schätze der Flammändischen Kunst in diesen Paar Tagen vor uns die Schau und Musterung haben aushalten müssen. Was wir gesehen haben, ist nur ein sehr geringer Theil der in Antwerpen noch vorhandenen Gemälde; alle Kirchen, Abteien und Klöster, deren es hier mehr als dreiſsig giebt, sind über und über mit den Meisterwerken Niederländischer Maler behängt; das weitläuftige Rathhaus, die

Säle der Bürgerkompagnien, und die Börse, enthalten manches groſse und von Kennern gepriesene Werk, und auſserdem zählt man verschiedene erlesene Privatsammlungen von kleineren Stücken. Wenn die Menge dieser Kunstgebilde mit ihrem Werth in einem direkten Verhältniſs stände, so müſsten sowohl Maler als Liebhaber der Malerei nach Antwerpen wie nach Rom wallfahrten und Jahre lang sich an dem Fleiſse, der Geschicklichkeit und der Erfindungskraft der Niederländischen Meister weiden; doch daſs es wirklich nur zu selten geschieht, das setzt die hiesigen Schulen tiefer unter die Italienischen herab, als meine Lobsprüche sie wieder heben können.

Die Malerei umfaſst einen so groſsen Kreis von Fertigkeiten und Kenntnissen, daſs unter Hunderten, die sich ihr widmen, kaum Einer zu irgend einer auszeichnenden Stufe gelangt, und folglich wahre Künstlergröſse auf diesem Wege so schwer zu erringen ist, wie in jener von *Homer* und *Pindar* betretenen Laufbahn. Ob ein Marmorblock, oder zerriebene Farben, oder die Elemente der Sprache den rohen Stoff ausmachen, den der Künstler bilden soll: dies kann in so weit gleichgültig seyn, als nur die Arbeit den Werth des Kunstwerks bestimmt; und diese Arbeit nun — nach welchem andern Verhältnisse läſst sie sich schätzen, als dem *gedoppelten*, des innern Werthes und Reichthumes der schaffenden Seele, und des Grades der Vollkommenheit, in welchem sie sich mit ihrer Schöpfung identificirte? Oder sollte es hier wirklich nicht auf das erstere, nicht auf die Humanität des Künstlers ankommen? sollte nur die Gabe darzustellen, gleichviel was dargestellt würde, den Meister bezeichnen? Dann freilich giebt es keine gröſseren Maler als *Douw* und *Miris* und *Metsü;* dann könnte es sich treffen, daſs ein Harlekin der gröſste Schauspieler genannt zu werden verdiente; dann hieſse das Geklingel und Geklapper der Sylben, und die, wie *Paul Denners* Köpfe, bis auf jedes Härchen mühsam, ekelhaft und geschwätzig nach dem Leben kopirten Sittengemälde unserer Idyllenschmiede das *non plus ultra* der Dichtkunst.

Unstreitig hat die bloſse Nachahmung der Natur schon ihr groſses Verdienst; sie ist die unnachläſsliche Bedingung zu weiteren Fortschritten. Es setzt sogar in allen drei Künsten, die ich eben erwähnte, ein weit getriebenes Studium, einen gewissen Umfang der Kenntnisse, der Erfahrung und Übung voraus, um nur den Mechanismus, so der Farbenmischung und Farbengebung, wie der metrischen Bewegungen und ihrer Anwendung, oder endlich der Mimik und Deklamation, auf die höchste Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Vielleicht aber liegt es schon in der Natur menschlicher Anlagen, daſs gemeinhin bei der Concentration aller Kräfte auf diese mechanischen Vorübungen, die Fähigkeit zu den höheren Zwecken der Kunst hinanzusteigen, verloren geht oder wohl gar von Grund aus schon fehlt. In der Mechanik der Kunst konnten die Niederländer selbst einen *Raphael* übertreffen; allein wer seine Formen sieht, in seinen Gemälden Gedanken liest und Gefühle ahndet, den umfassenden, erschöpfenden wählenden Sinn darin erkennt, womit der hohe Künstler den Menschen und sein Treiben durchschaute — wird ihm der nicht die kleinen Mängel seiner Palette gern erlassen? Ich möchte fast noch weiter gehen, ich möchte mich überreden, daſs den gröſsten Meistern so viel von diesem Machwerk zu Gebote gestanden, als sie gerade zur Vollkommenheit *ihrer* Darstellung bedurften, daſs die üppige, wollüstige Vollendung eines *Tizian* den Eindruck hätte stören können, den *Raphaels* erhabener Ernst hervorbringen sollte. So viel ist wenigstens gewiſs, daſs die Darstellung der Griechischen Gottheiten darum bereits auſserhalb der Gränzen der Malerei zu liegen und ein ausschlieſsendes Eigenthum der Bildhauerei zu seyn scheint, weil das irdische Kolorit groſsentheils die Täuschung vernichtet, welche das idealisirte Ebenmaaſs allein bewirken kann; die vortreflichsten *gemalten* Göttinnen und Götter sind weiter nichts, und machen keinen andern Eindruck, als schöne Frauen und Männer. Wenn ich diese Bemerkung auf solche Gegenstände anwende, die der Malerei vorzüglich angemessen sind und in deren Bearbeitung sie eigentlich ihre höchste Vollkommenheit erreicht, so dünkt es mich auch hier, daſs der heroischen Natur, der idealischen Schönheit, der ästhetischen und sittlichen Gröſse eine gewisse Täuschung, nicht nur der Formen, sondern auch der Farbengebung, nothwendig zugestanden werden müsse, welche mit dieser Einschränkung noch gedenkbar, und gleichwohl über jede gewöhnliche und bekannte Natur hinwegschwebend, den Charakter des Erhabenen ausdrückt. Würde nicht, zum Beispiel, die Wärme, womit es erlaubt ist eine Danae, eine Leda oder eine Kleopatra zu malen, dem Bildniſs einer Heiligen übel anstehen? Oder dürfte sich der Maler schmeicheln, wenn er die Himmelfahrt der Jungfrau schildert, die Phantasie des Zuschauers befriedigen und bestechen zu können, wofern er nicht die Vorstellung eines schweren, materiellen Körpers von Fleisch und Blut so viel als möglich durch die Illusion des Kolorits zu entfernen suchte? *)

Den Künstlern kann man es nicht oft genug wiederholen, daſs die treue Nachahmung der Natur keinesweges der Zweck der Kunst, sondern nur Mittel ist; daſs Wahrscheinlichkeit ihr mehr als Wahrheit gilt, weil ihre Werke nicht zu den Wesen der Natur gehören, sondern Schöpfungen des menschlichen Verstandes, Dichtungen sind; daſs die Vollkommenheit dieser Geistesgeburten desto inniger empfunden wird, je unauflösbarer die Einheit und je lebendiger die Individualität ihres Ganzen ist; endlich, daſs Schönheit ihr vollendendes äuſserliches Gepräge und zugleich ihre inwohnende Seele bleiben muſs.

---

*) Hiermit wäre also die Frage, welche Lessing im Anhang zum Laokoon S. 380 aufwirft, vorläufig beantwortet und Richardsons Hofnung, daſs Raphael übertroffen werden könne, vereitelt.

Vermittelst dieser Bestimmungen erklärt man sich leicht, warum in ächten Kunstwerken die Darstellung zuweilen so treu und wahr seyn kann, wie in bloſsen Kopien nach der Natur; da hingegen umgekehrt der genielose Fleiſs, auch wenn er täuschend genau darstellt, auf den Namen der Kunst, im höheren Verstande, keinen Anspruch machen darf. So würde es ebenfalls die Scheidung des Wesentlichen in der Kunst von dem Zufälligen sehr erleichtern, wenn man erwöge, daſs sogar die rohesten Völker, die entweder einen höchst unvollkommnen oder noch gar keinen Trieb zu materiellen Kunstgebilden äuſsern, bereits wahre Poësien besitzen, welche, verglichen mit den geglätteten und künstlich in einander gefügten dichterischen Produkten der verfeinerten Kultur, diesen oft den Preis der Gedankenfülle, der Stärke und Wahrheit des Gefühls, der Zartheit und

Schönheit der Bilder abgewinnen. Man begreift, wie diese Eigenschaften das einfache Hirtenlied, die Klagen und das Frohlocken der Liebe, den wilden Schlachtgesang, das Skolion beim Freudenmale und den rauschenden Götterhymnus eines Halbwilden bezeichnen können; denn sie gehen aus der schöpferischen Energie des Menschen unmittelbar hervor und sind unabhängig von dem Vehikel ihrer Mittheilung, der mehr oder minder gebildeten Sprache. Spröder ist der todte, körperliche Stoff, welchen der bildende Künstler auſser sich selbst suchen muſs, um seine Einbildungskraft daran zu offenbaren. Statt des conventionellen Zeichens, des leicht hervorzubringenden Tones, muſs er die Sache selbst, die er sich denkt, den Sinnen so darzustellen suchen, wie sie sich im Raum geberdet, und hiermit werden alle Einschränkungen seiner Kunst offenbar. Die mechanischen

nischen Vortheile in der Behandlung des rohen Materials, die aus dem inneren Sinne zur äuſsern Wirklichkeit zu bringende, richtige Anschauung der Formen, die Erfahrung, welche den Künstler lehren muſs, seinen Tiefblick durch die Veränderungen der äuſsern Gestalt bis in die Modifikationen der Empfindung zu senken, und jene sinnlichen Erscheinungen als Zeichen dieser inneren nachzubilden —, dies alles fordert einen ungeheuren Aufwand von Zeit und vorbereitender Anstrengung, wovon der Dichter, der sich selbst Organ ist, nichts zu wissen braucht. Je schwerer also die Darstellung und je längere Zeit sie erfordert, desto strenger bindet sie den Künstler an Einfalt und Einheit; je einfacher aber irgend eine Geburt des Geistes, desto mächtiger muſs sie durch die Erhabenheit und Gröſse des Gedankens auf den Schauenden wirken. Daher ist die lebendige Ruhe eines Gottes der erhabenste Gegenstand des Meiſsels, und ein Augenblick, wo die Regungen der menschlichen Seele schön hervorschimmern durch ihre körperliche Hülle, ist vor allen des Pinsels groſser Meister würdig.

Wenn ich mit diesen Vorbegriffen die Werke der Niederländischen Schulen betrachte, so hält es, wie mich dünkt, nicht schwer, das rechte Maaſs ihres Verdienstes anzugeben. Ich sehe groſse Anlagen, Riesenkräfte, die unter einem glücklichern Himmel, in einem gröſsern Wirkungskreise, bei einer andern Erziehung und anderen bestimmenden Verhältnissen Wunder der Kunst hervorgebracht hätten. Hier verzehren sie sich im Kampfe mit den Schwierigkeiten des Mechanismus, und wenn sie diese ganz besiegt haben, ist der Gedanke, den sie darstellen wollen, des Sieges nicht werth. Als Trophäen können wir indeſs diese Werke nicht nur gelten lassen, sondern auch mit Dank und Bewunderung annehmen; Trophäen nämlich, wie der Mensch sie auf seinen Zügen bis an die äuſserste Gränze seiner Herrschaft über die sinnliche Welt erbeuten kann. Das Gesetz der Mannichfaltigkeit scheint eine Zusammenschmelzung aller Gattungen der Vollkommenheit in einem Menschen so wenig wie in einem Werke zu gestatten; wo Licht und Schatten, Haltung, Effekt, wahre Färbung, treue Nachahmung gegeben werden, dort müssen wir nicht allein Verzicht thun auf die hohe ästhetische Begeisterung, die sich bis zur Darstellung der Harmonien zwischen dem sinnlichen und dem sittlichen Schönen emporschwingt, sondern wir müssen uns auch zufrieden geben, wenn das sehr löbliche Bemühen Effekt herauszubringen, zu dem sehr anstöſsigen Fehler falscher

Umrisse verleitet, der gerade dann am unverzeihlichsten ist, wenn er nicht durch Schönheiten einer höhern Ordnung vergütet wird. Die Niederländer haben gezeigt, was sich mit Farben machen läſst, aber freilich nur mit Niederländischem Geiste und an Niederländischer Natur. Ist es nicht Rechtfertigung genug für sie, daſs auch unter den Italienern die Meister in der Farbengebung weder in der Composition, noch in der Zeichnung, noch in der Erfindung, und am wenigsten im Erhabenen Meister waren? Was können sie dazu, daſs eine reizende Venezianerin in der Cyprischen Rangordnung so hoch über einer handfesten Flämischen Dirne zu stehen kommt? — Jetzt, dünkt mich, wären wir in der rechten Stimmung, um Niederländische Bilderkabinette zu besuchen.

Man führte uns zuerst in die Privatsammlung des Herrn *Huybrechts*, der uns aber den

Genuſs seiner vaterländischen Kunst beinahe verleidet hätte, indem er mit einem *Corregio* prunkte. Zwar er selbst ahndete nichts von der gefährlichen Überlegenheit des Italieners; denn er besaſs gewiſs *eben so theure* Stücke von Niederländischen Meistern! Zum Glück hatte dieses Gemälde so wenig von der belobten Anmuth des zarten Allegri, die *Yorick* in seiner Laune durch ein patronymisches Wort, *the* CORREGIESCITY *of Corregio*, so schön individualisirt, daſs die Flammänder noch mit heiler Haut davon kamen. Wenn das Stück ein Original ist, wofür ich es doch nicht halte, so hat es sich vortreflich conservirt. Es stellt eine Mutter vor, mit dem schlafenden Kinde. Sie scheint nach der Natur gezeichnet; allein vielleicht eben darum sind die Züge so plump und haben die zurückstoſsende Bezeichnung der Dummheit. Auch dem Maler des seelenvollen Reizes ist es also nicht immer gelungen, ihn zu haschen im flüchtigen Augenblick der Beobachtung, oder, daſs ich es wahrer sage, ihn einem Körper einzuhauchen, dem die Natur ihn versagte. Das Kind hingegen ist ein schlafender Amor, so schön und lächelnd im Schlafe, mit der Gesundheit Frische auf den Wangen.

Unter den Niederländischen Gemälden in dieser Sammlung haben die Seestücke ein ausgezeichnetes Verdienst. *Backhuisen* entwarf die segelnden Fahrzeuge mit vieler Wahrheit, und *Bonaventura Pieters* war vor andern glücklich, wenn er die durchsichtigen Wellen des aufgeregten Elements in ihrer groſsen Verbindung, gleichsam als belebte Theile eines unermeſslichen Ganzen, schilderte.* Die schöne Aussicht der Stadt Briel hatte vorzüglich diese Erhabenheit, welche mit der Idee von Leben und Bewegung in den Fluthen verbunden ist. Die Darstellung architektonischer Perspektiven im Innern Gothischer Kirchen ist ebenfalls ein besonderes Niederländisches Talent, und obwohl die Gebäude selbst, die hier so zahlreich sind, nur treu kopirt werden durften, so erhöht es doch den Werth der Gemälde und gereicht der künstlerischen Phantasie zum Ruhme, dafs sie den Gesichtspunkt der Diagonallinie wählte, um die Einförmigkeit der parallel laufenden Pfeiler brechen und malerische Kontraste hineinzaubern zu können. Insbesondere gefiel mir hier ein kleines Stück in dieser Gattung, von *Flinck*, wegen der vortreflichen Vertheilung des Lichtes.

Von dem sorgfältigen *Gabriel Metsü* zeigte man uns eine Violinspielerin, an welcher aufser ihrem Atlasrocke nichts Bewundernswürdiges war; der Rock hatte freilich die täuschendste Ähnlichkeit mit dem schönsten ächten Atlas. Wie gefährlich hätte der Künstler mit diesem Talent zum Nachahmen seinen berühmtesten Mitbrüdern werden können, wenn er es auf edlere Gegenstände angewendet hätte! Allein das Schicksal, welches ihm diesen beneidenswerthen Pinsel verlieh, fesselte seine Einbildungskraft an einen Kleiderschrank, oder legte den malerischen Bildungstrieb in die Seele eines Schneiders. — Die Kenner sagen, daſs die Holländische Schule keinen gröſseren Künstler als *Franz Miris*, den ältern, hervorgebracht hat. Ein altes Weib mit einer halb ausgeleerten Weinflasche rühmte hier die Kunsterfahrenheit dieses Meisters. Man könnte an diesem Bilde die Transsubstantiation *ad oculum* demonstriren und im Gesicht der Alten genau angeben, wohin der fehlende Wein aus der Flasche gekommen sei. Die gröſste Empfänglichkeit, verbunden mit dem seltensten

Beobachtungsgeiste und einer groſsen Kraft im Darstellen, können folglich ohne alle Feinheit des Geschmackes und der Empfindung bestehen. An diesem ekelhaften Gemälde ist vorzüglich die sichere Nachahmung der Natur zu bewundern, wobei sich *Miris* so ganz auf sein richtiges Auffassen und festes Zeichnen verläſst, und keinen Effekt, obwohl in einem so kleinen Stücke, durch Manier hat erzwingen wollen. Das Gegentheil bemerke ich hier an einem Bauerngelage von *Cuylenburg*, das zwar in *Teniers* Geschmack gemalt ist, aber weder seine Leichtigkeit noch seine Wahrheit hat.

Zu den gröſseren Stücken in dieser Sammlung gehört eine nackte, weibliche Figur, von schöner Farbengebung, von *Peter van der Werff*, einem Bruder des Ritters *Adrian*. Eine Königin von England und ein kühn skizzirtes Portrat des Bildhauers *Feuherbe* verdienen als Werke *van Dyks* genannt zu werden. Auch leuchtete uns hier ein Stral aus *Rembrandts* Phantasie, in Gestalt eines prächtigen Sultans, entgegen. Die Tochter des Blumenmalers *Seghers* und eine Nonne (*hospitalière*) von *Rubens*, hatten seine bekannte Kraft im Porträt. Die Frische der Farben in dem letztern Bildniſs war unübertrefflich; man möchte glauben, es käme nur eben von der Staffelei. Daſs dieser wichtige Theil der Vorkenntnisse, welche die Malerei voraussetzt, die Wahl dauerhafter Farben, heutiges Tages so sehr vernachlässigt wird, gereicht unsern Künstlern schon jetzt zum Vorwurf, und bringt sie einst um den Ruhm, den sie von der Nachwelt ärndten könnten.

Das Kabinet des Herrn *van Lancker* enthält einen noch ungleich gröſseren Schatz von Niederländischen Schildereien. Die Landschaften von *Both*, *van Goyen*, *Cuyp*, *Berghem, Wynants, Roos* und anderen, eine reicher, niedlicher, vollendeter als die andere und jede mit dem eigenthümlichen Verdienst ihrer Urheber bezeichnet, buhlen hier um den Beifall des Kenners. Unstreitig hat die Phantasie des Landschaftsmalers ein groſses, weites Feld; die allgemeine Lebenskraft des Welltalls, die regen Elemente des Lichtes, des Äthers, des Wassers und der allgebärenden Erde geben ihr das begeisternde Schauspiel jenes gröſsten, anbetungswürdigsten Wunders, einer immer jungen, aus ihrer Zerstörung stets wieder erstehenden Schöpfung. Das Verhaltniſs aber zwischen der Landschaftsmalerei und ihrer älteren Schwester, der Menschenbildnerin, scheint mir am besten dadurch bezeichnet zu werden, daſs in der einen alles schon deutlicher, ungränzter Gedanke ist, was in der andern noch unbestimmbares, zartes, ergreifendes Gefühl bleiben muſs.] In der Landschaft wirken allgemeine Harmonie, durchgeführte Einheit des Ganzen, groſse Kontraste, zarte Verschmelzungen, alles aber zu einem unnennbaren Effekt, ohne abgeschnittenen, bleibenden Umriſs. Weder Lichtmassen noch Wolken, Luft und Gewässer, noch Felsen, Gebirge und Unebenheiten des Bodens haben beständige, ihnen angeeignete Formen; selbst Bäume und Pflanzen sind in unendlich höherem Grad als die Thiere der Veränderlichkeit des Wuchses und der Gestalt unterworfen, und ihre Theile, Blüthen und Laub, verlieren sich mit ihren bestimmteren Formen in der Entfernung, aus welcher sie dem Auge begegnen, und flieſsen zusammen zu Gruppen und Massen, denen der Künstler kaum auf dem Vordergrunde die Bestimmtheit der Natur mittheilen darf. In dämmernder Ferne hingestellt, kommen die Urbilder schon hieroglyphisch bezeichnet an unsere Sehorgane; um so viel mehr ist die Bezeichnung, womit wir sie nachahmen können, in unserer Willkühr, wofern sie nur ihren Zweck, nämlich den täuschenden Effekt jener schönen Verwirrung der Umrisse und jenes lieblichen Licht- und Schattenspiels, hervorbringt. Auch in dieser Gattung von Kunstgebilden kann indeſs die Phantasie des Malers ihre Gröſse und Stärke zeigen; auch sie ist einer edlen, dichterischen Behandlung fähig, wenn nur das wesentliche Ziel der Kunst, die Zusammenstellung des Schönen und die Belebung des gesammelten oder erfundenen Mannichfaltigen zur unauflösbaren Einheit, dem Künstler immerfort vor Augen schwebt. Der Mangel unabänderlicher Formen hat zwar die Folge, daſs es für die Landschaft kein bestimmtes Ideal geben kann; allein dagegen ist die Freiheit des Künstlers desto unumschränkter; das weite Reich des Natürlichen und Wahrscheinlichen liegt vor ihm, und es hängt von seiner Willkühr ab, gefällige Bilder, sanfte Harmonien, erhabene Phänomene, mächtige Bewegungen, erschütternde Wirkungen daraus zu schöpfen. Etwas von diesem unbestimmten Schönen der Natur findet man in den Werken aller vorhin genannten Landschaftsmaler; aber wenn es auf die Feuerprobe der Kritik ankommt, haben wir nur Einen *Claude*.

Diese Sammlung enthält auch einen unvergleichlich schönen *Wouwermanns*, den ich aber nicht mit der ekstatischen Bewunderung ansehen kann, die ihm der Kenner zollen mag. Ist das Getümmel einer Schlacht, das Gewühl der Kämpfenden durch einander, der Anblick entseelter Leichname, sind die unbändigen Rosse, die durch den Dampf des Geschützes hervorstürzen — sind diese gewaltigen Bilder nicht fähig, die Einbildungskraft zu spannen und ihr den schauervollen Gegenstand, der dem Künstler vorschwebte, zu vergegenwärtigen? Dies alles gebe ich zu, und dennoch, auf die Gefahr der Verwöhnung beschuldigt zu werden, verweile ich mich bei keinem Kunstwerk, das nur Verwirrung schildert. Was soll ich denn in diesem Gedränge? Für wen wird hier gestritten? Wer ist der Sieger und wessen die fliehende Fahne? Eine Schlacht kann uns interessiren, wenn wir um ihre Veranlassung wissen, wenn wir der einen Partei den Sieg wünschen, oder wenn sich etwas dabei ereignet hat, was mitten in dem unmenschlichsten Geschäft an edlere Empfindungen, an die bessere Seele im Menschen, erinnert. Daher wählen alle groſse Meister, wenn sie eine Schlacht vorstellen sollen, eine historische Episode, wodurch sie sich von andern unterscheiden läſst, und, was noch wichtiger ist, wodurch sie den Zuschauer in Anspruch nehmen kann. Ohne diese Charakteristik ist die Schilderung des wilden Gemetzels so uninteressant wie ein Zeitungsartikel, und ich sehe nicht ein, warum die Künstler mehr als andere Leute gegen die Conventionen der guten Gesellschaft sollen verstoſsen dürfen. Dem wahren, schöpferischen Geiste gnügt es nicht, alles bilden zu können, was ihm einfällt; er will darstellen, was Anderen zu denken giebt und womit sich ihre Phantasie vorzugsweise beschäftigt. — Könnte man doch auch unseren Dichterlingen so etwas begreiflich machen!

Herr *van Laucker* besitzt einen sehr schönen *Teniers*. Wenn die Malerei die magische Kraft hätte, die man ihr wohl eher angedichtet hat, nicht bloſs ästhetisch, sondern auch moralisch zu wirken, so möchte man

jedem

jedem Fürsten den täglichen Anblick dieses Gemäldes wünschen; es sollte ihn erinnern an das Bedürfniſs des Volkes, nach vollbrachter Arbeit zu genieſsen und des Lebens froh zu werden, an den Beruf des Herrschers, den Sinn für Freude zu erwecken und rege zu halten, an die groſse Erfahrung, daſs die Menschen mit leichten Ketten spielen, die schweren aber zerbrechen oder unter ihrer Last hinsinken. Auſserdem nähmen sich freilich die Belustigungen der zahlreichsten Klasse des Menschengeschlechts im Leben besser aus als auf der Leinwand, wenn der Künstler (wie es hier der Fall ist) nur Karrikaturen einer tölpischen Fröhlichkeit schaffen kann. — *Ostadens* Bauern sind noch plumper, noch grotesker ungeschickt, als die von *Teniers*; in einem von seinen Gemälden zeigte man uns sogar, als etwas Verdienstliches, eine kleine menschenähnliche Figur im

Hintergrunde, die, ihrer Unförmlichkeit ungeachtet, den Kennern ihren Urheber verräth.

Das vorhin erwähnte Weib mit der Weinflasche soll nicht den zehnten Theil so viel werth seyn, als hier der eingeschlafene Leiermann von demselben Meister. Er schläft so fest, so süſs über seinem Instrument, und alles um ihn und an ihm ist mit ermüdender, ärgerlicher Treue, die nicht des kleinsten Striches vergiſst, nicht mit englischer, sondern was zum Glück etwas anderes bedeutet, mit *Holländischer* Geduld vollendet. Wer noch mehr von diesem Bilde wissen wollte, würde mich in Verlegenheit setzen; denn ich habe Dir in der That alles gesagt: es ist ein schlafender Leiermann. In allen Künsten des Schönen bleibt es das unverkennbare Zeichen von Kleinlichkeit des Geistes, wenn ihr Gebilde so beschaffen ist, daſs die Phantasie nichts mehr hinzusetzen, nichts weiter darin suchen und ahnden, ihr luſtiges Spiel damit nicht treiben kann. Ich beneide den ehrlichen *Franz Miris* nur um seine Zeit.

Was mag man wohl zu loben finden an diesen kleinen nackten Figürchen von *Poelenburg*, mit ihren eckigen, breiten Schatten, ihren bunten Gewändern und der todten Kälte, womit sie die uninteressantesten Handlungen begehen, sich baden oder nach dem Bade sich ankleiden? Ich habe so wenig mit ihnen zu schaffen, wie mit dieser Magdalene von *Paul Veronese*, deren Ächtheit ich nicht untersuchen will, weil sie der Untersuchung nicht werth ist. Lieber betrachte ich daneben das schöne Porträt von *van Dyks* vortreflicher Arbeit; Du weiſst, welch ein Lob dieser Name einem Portät geben kann.

Von *Rubens* ist in dieser Sammlung eine Madonna mit dem Kinde, genau dieselbe, die auch in der Galerie zu Düsseldorf befindlich ist und die mein Freund *Hesse* so schön gestochen hat; nur sind im hiesigen Gemälde noch einige Nebenfiguren und die Ausführung ist schlecht gerathen. Es waren noch ein Paar andere Stücke von *Rubens* im Zimmer, nicht ohne das ihm eigenthümliche Verdienst; allein ich hatte nur Augen für seine kleine, niedliche Skizze von Mariens Himmelfahrt. Die Stellung der zum christlichen Olymp hinauffahrenden Göttin ist wirklich schön; sie hält die rechte Hand empor und senkt die linke halb, gleichsam bereit mit Entzücken zu umfangen. Ihr Blick ist Wonne, ohne die Bescheidenheit der Demuth, aber auch ohne die Arroganz der Selbstsucht. Die Gruppe wäre gut gedacht, wenn nur die Engel fliegen könnten. Daſs doch immer etwas Unvollkommenes oder Unpassendes die Freude verderben muſs, die *Rubens* geben kann!

Die Ausnahme von dieser Regel fanden wir bei Herrn *van Haveren;* die drei unvergleichlichen Porträte von *Rubens* Hand, die er besitzt, gewähren in der That den reinsten Genuſs des ganzen Umfanges seiner Kunst. Zwei davon sind die Frauen, das dritte, wenn ich recht verstand, die Geliebte des Künstlers. Unmöglich kann man der Natur mit mehr Gewandtheit ihre gefälligsten Züge ablauschen und wieder geben. Diese drei wohlbeleibten Flämischen Schönen lieſsen sich mit dieser durchschimmernden Sinnlichkeit die Liebkosungen des feurigen Künstlers gefallen, und ihm gnügten diese materiellen Reize, wenn er die Spannung vor der Staffelei durch eine andere ablösen wollte. Die täuschende Wahrheit der Kunst, die ganz etwas anderes ist, als die knechtische Treue eines *Denner*, eines bloſsen Abschreibers der Natur, hat *Rubens* hier zur höchsten Vollkommenheit gebracht, es sei im Kolorit oder besonders in dem Farbenspiel des Gesichtes, oder in der bestimmten Gestalt einzelner Züge und ihrer zarten Verschmelzung. Der wunderschöne Schatten, den der Strohhut *) auf das schönste von den drei Gesichtern wirft, und die küssenswerthen Hände der beiden anderen Huldinnen des Künstlers haben ihres Gleichen nicht, und beweisen unwidersprechlich, daſs er sie mit Liebe malte.

Man brachte uns von hier zu Herrn *Lambrechts,* der nicht bloſs Liebhaber, sondern zugleich Künstler seyn will, indem er seine Muſse damit hinbringt, die alten Stücke seines Kabinets mit einem glänzenden Firniſs zu bepinseln, welches oft die schlimmste Wirkung thut. Er besitzt einige gute Porträte von *van Dyk, Rubens, Rembrandt* und *Jordaens;* von dem Letztern insbesondere den Kopf einer alten Frau, mit mehr Ausdruck und feineren Details, als man ihm zugetraut hätte. Auch sahen wir einen Italienischen, alten Kopf von *Spagnoletto*, ein Paar groſse, köstliche *Berghems*, einige *Poelenburgs, Ostaden* und *Teniers;* eine Menge Landschaften von verschiedenen Meistern, eine Aussicht von Antwerpen und der Schelde, das schönste, was ich von *Bonaventura Pieters* noch gesehen habe, und ich weiſs nicht wie viel Herrlichkeiten mehr, die man angafft, um sie gleich wieder zu vergessen. Auf einem groſsen Gemälde hafteten unwillkührlich unsere Blicke; es war nicht nur den Stücken dieser Sammlung, sondern überhaupt allem, was man uns in Antwerpen zeigen konnte, gänzlich fremd. Kein Niederländer konnte den weiblichen Körper so denken, denn keine Niederländerin war je so gebaut; in meinem Leben sah ich nichts Schöneres als diese unbegreifliche Leda, bei einer so gewaltigen Figur; so denke ich mir die Gespielin eines Gottes. Der unselige Firniſs hätte uns diesmal unwillig machen können; gern hätten wir uns die etwas schwärzeren Schatten gefallen lassen, und der Schnee des Schwans wäre uns weiſs genug geblieben, hätte man nur dem elastischen Leben dieses Wunderwerkes seine ursprüngliche Weiche und den reinen Ton der Tizianischen Carnationen gelassen. Eine andere Unvollkommenheit muſste mich über diese ästhetische Sünde trösten: der häſsliche Kopf von widriger, zurückstoſsender Gemeinheit; derselbe, den wir schon in Brüssel an *Tizians* Danaë so abscheulich gefunden hatten. Wie mag es wohl möglich seyn, die Vorliebe für ein Modell so weit zu treiben? Wenn die Reize des Körpers blind machen können gegen die Miſsgestalt des Gesichts, darf man denn nicht wenigstens vom Künstler fordern, daſs er den Augenblick seiner Illusion nicht zum Augenblick der Beurtheilung mache? Doch die wahre Ursache dieses Gebrechens liegt wohl darin, daſs *Tizians* Phantasie mit seiner Darstellungsgabe in umgekehrtem Verhältnisse stand.

---

*) Kunstliebhaber kennen den chapeau de paille von Rubens; es bedarf aber kaum des Erinnerns, daſs auf dergleichen zunftgerechte Benennungen hier weiter keine Rücksicht genommen wird.

In der reichen Prämonstratenserabtei St. Michael, wo wir das Thor zum Zeichen des Hohns über den verstorbenen Kaiser, der sie hatte einziehen wollen, mit den drei Brabantischen Revolutionsfarben neu angestrichen fanden, zeigte man uns eine Menge Gemälde, die ich Dir nicht alle herzählen mag. In den Wohnzimmern des Abts hangen die kleineren Stücke; doch hat der Segen Melchisedeks, von *Rubens*, Figuren in Lebensgröſse. Abraham steht seltsam mit einem Stück Teppich über dem Kopf verhüllt und gebückt vor dem Priester zu Salem. Könnte das Süjet diesem bunten Stück einen Werth verleihen, so müſste diesmal die Kunst wirklich bei der Religion darum betteln. *Van Dyks* Taufe Christi hat etwas mehr Anziehendes; Johannes wenigstens ist eine schöne, männliche Figur und in seine Jüdische Physiognomie hat der Künstler etwas Feines und Groſses gelegt. Die Stellung ist graziös, und der braune Farbenton treflich behandelt, um den von der Sonne verbrannten Asceten in der Wüste zu bezeichnen. Für den Maler hat auch das Mechanische der Ausführung in diesem Gemälde, die Arbeit des Pinsels, einen unschätzbaren Werth. Der Christus hingegen ist, wie gewöhnlich, verfehlt. Der Kopf wäre noch schön genug; allein seine

Demuth ist geistlos und ohne Würde; die Stellung hat etwas kläglich Zusammengekrochenes und der ganze Körper ist platt, ohne Haltung und Ründung. Die Nebenfiguren verdienen, wie die Anordnung des Ganzen, keine Erwähnung. Eine Abnahme vom Kreuz, ebenfalls von *van Dyk*, und die Ehebrecherin von *Tintoret* wollen wir übergehen, weil sich nichts Gutes von ihnen sagen läſst. Aber ein Paar Blumenstücke muſs ich noch bewundern, die in ihrer Art vollkommen sind. Der Meister, der sie verfertigte, *Peter Faes*, ist ein jetzt lebender Maler in Antwerpen. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daſs er sein Muster, den berühmten *van Huysum*, vollkommen erreicht, wo nicht gar noch übertrift.

Das ungeheure Refektorium ist mit fünf ungeheuer groſsen Schildereien von *Erasmus Quellinus* dem Jüngern tapezirt. Diese Stücke haben in einer gewissen Ferne erstaunlich viel Effekt; die Figuren springen gleichsam aus der Wand hervor und scheinen zu leben. In jedem Stück ist ein Aufwand von prächtigen Portalen, Hallen, Säulen, Treppen, und in jedem wird geschmauset, vermuthlich um den Mönchen ein gutes Beispiel zu geben. Warum *Quellin* den reichen Mann des Evangeliums als Kardinal geschildert hat, wird sich wohl aus irgend einem Privathaſs erklären lassen. Mit diesen gemeinen Figuren dürfte indeſs wohl nur ein Heiſshungriger sympathisiren, wenn ihm nicht Lazarus die Lust zum Essen benimmt, der hier so ekelhaft erscheint, wie die Parabel ihn beschreibt. In der zur Abtei gehörigen Kirche hängt noch ein Bild von diesem Meister, in demselben Geschmack und von gleichem Verdienst. Es stellt die Heilung des Gichtbrüchigen vor; allein die Figuren verlieren sich in einer prächtigen Masse von Architektur, denn das Stück ist vierzig Fuſs hoch und nach Verhältniſs breit. Einem Maler, der nach diesem Maaſsstabe arbeitet, fehlt es wenigstens nicht an Feuer und gutem Muth; von Feinheit und Ausbildung wollen wir schweigen.

Unser Führer lieſs uns in der Augustinerkirche drei Stücken huldigen, weil sie von *van Dyk*, *Rubens* und *Jordaens* gemalt worden sind. Das Gemälde des erstern prangt mit schönen Engeln und einem heiligen Augustin, der in seiner Ekstase den Himmel offen sieht; ich glaube indeſs, ein so kläglicher Christus, wie der über ihm sitzende, hätte den stolzen Bischof von Hippo bei aller seiner politischen Demuth auſser Fassung bringen können. Das groſse Altarblatt von *Rubens* sagt mit allen seinen Figuren nichts, und könnte eine Olla potrida von Heiligen heiſsen. *Jordaens*, im Märtyrerthum der heiligen Apollonia, ist abscheulich, ekelhaft und verworren. Im Vorbeigehen besuchten wir noch die Begräbniſskapelle von *Rubens* in der St. Jakobskirche; sie ist wegen des Gemäldes berühmt, wo er sich selbst und seine Familie als Heilige und Andächtige travestirt hat. Er selbst ist ein heiliger Georg und seine beiden Frauen stehen ihm zur Seite. Die Erfindung mag ihn nicht viel Kopfbrechens gekostet haben; man kann aber nichts Meisterhafteres von Ausführung sehen.

Ich komme endlich zur Kathedralkirche, deren Schätze, an Zahl und Werth der Gemälde, diesseits der Alpen mit nichts verglichen werden können. Der Kapellen und Altäre in diesem Einen Tempel ist eine ungeheuer groſse Anzahl, und alle sind mehr oder weniger mit Schnitzwerk, Bildhauerei und Gemälden ausgeschmückt, an denen man

BIBL. VNIVERS. LIPS.

die Geschichte und den Fortgang der Kunst in den Niederlanden studiren kann. Hier sieht man die Werke der älteren Maler, eines *Franz de Vrindt* oder *Floris* und des in *de Vrindts* Tochter verliebten Grobschmiedes *Quintin Matsys*, den diese Liebe zum Maler schuf, des *ältern* und des *jüngern Franck*, des *Martin de Vos*, *des Quillins*, des *Otto van Veene* (*Venius*), der *Rubens* Lehrmeister war, und einer groſsen Menge anderer aus späteren Zeiten. Das Verdienst der älteren Stücke ist mehrentheils ihr Alterthum; denn an Composition, Gruppirung, Haltung, Perspektive, Licht und Schatten, Stellung, Leben, Schönheit der Formen und Umrisse, Wahl der Gegenstände u. dgl. ist nicht zu denken. Bei *Martin de Vos* fängt indeſs schon eine gute Periode an; er wuſste von allem diesem etwas in seine Gemälde zu bringen, ob mir gleich seine witzige Erfindung, sich selbst als den Maler und Evangelisten Lukas vorzustellen, wie er die vor ihm sitzende Madonna mit dem Kinde malt, indeſs sein Ochse hinter der Staffelei wiederkäuet, eben nicht gefallen wollte. *Coebergers* Sebastian hat schon mehr Interesse; er wird eben erst angebunden und seine Figur ist nicht übel gerathen, so fehlerhaft auch das Ganze ist.

Von *Rubens* Arbeit sieht man hier die schönsten Stücke sorgfältig hinter Vorhängen oder auch hinter übermalten Flügelthüren verwahrt. Wir drängten uns während der Messe vor den Hochaltar, und knieten mit dem Haufen andächtiger Antwerper hin, um das groſse Altarblatt, welches die Himmelfahrt der Jungfrau vorstellt, mit Muſse anzusehen, ohne Ärgerniſs zu geben. Ich rathe indeſs jedem, der seinen Glauben lieb hat, diesen Vorwitz nicht nachzuahmen, und vielmehr nach dem Beispiel der frommen Gemeine, die

die uns umgab, sich an die Brust zu schlagen und den Blick auf die Erde zu heften, als den Gegenstand seiner Andacht verwegen ins Auge zu fassen. So lange man nicht weiſs, was man anbetet, kann man sich seine Gottheit so göttlich träumen wie man will; ein Blick in dieses Empyräum, und es ist um alle Täuschung geschehen. Die dicke Lady Rubens sitzt zum Skandal der Christenheit leibhaftig in den Wolken, so gemächlich und so fest wie in ihrem Lehnstuhl. Ob sie sich nicht schämen sollte, eine Göttin vorzustellen — und eine Jungfrau dazu? Es scheint in der That nicht, als ob etwas vermögend wäre, sie aus ihrer gleichgültigen, phlegmatischen Ruhe zu bringen und in Entzücken oder wenigstens in Erstaunen zu versetzen; eine Himmelfahrt oder eine Fahrt auf der Treckschuit, alles ist ihr gleich. Was könnte denn auch Lady Rubens auf einer solchen Luftreise Merkwürdiges sehen? Nichts als das blaue Firmament und einige Wolken, deren nähere Bekanntschaft sie nicht interessiren kann; sodann eine Menge runder Kinderköpfe mit Flügeln und eine groſse Schaar von kleinen fliegenden Jungen in allerlei Posituren, die am liebsten eine ungeheure, nicht allzu präsentable *partie* zum besten geben, womit die Dame wohl eher in der Kinderstube bekannt wurde, die aber leider zum Fliegen gar nicht gemacht ist. In Italien, sagt man, hätten die Weiber Augen zu mehr als Einem Gebrauch: dort sind es die schönen Fenster der Natur, hinter denen man die Seele lieblich oder göttlich hervorstralen sieht; aber in Antwerpen! hier ist das Auge ja nur ein *oeil de boeuf* am Gewölbe des Schedels, um ein wenig Licht hineinzulassen!

Unter dieser lieben Frau, die allen Gesetzen der Physik spottet, steht eine Gruppe von bärtigen, ernsthaften Männern, die mit der äuſsersten Anstrengung ihrer Augen auf ein weiſses Tuch sehen, das vor ihnen liegt. Von dem, was über ihnen, in den Lüften vorgeht, scheinen sie gar keine Ahndung zu haben; sonst hätte doch wohl einer hinaufgeguckt und noch gröſsere Augen gemacht. Kein Mensch begreift, was sie wollen; hätte man nur die Legende darunter geschrieben, so wäre nichts in der Welt so leicht zu verstehen gewesen. War es etwa ein politischer Kunstgrif des Malers, die Geschichte nur denen zu verrathen, die das Geheimniſs schon wissen?

Dieses prunkende Gemälde wird von allen Kennern bewundert, von allen Künstlern mit tiefer Ehrfurcht angestaunt, von allen Reisenden begafft und auf das Wort ihres Miethslakaien gepriesen. Ich setze noch hinzu: sie haben alle Recht. Nicht nur die

Ausführung eines Kunstwerkes von solchen Dimensionen ist etwas werth, sondern man verkennt auch an diesem Meisterwerke nicht den Genius des Künstlers. Alles, was hier vorgestellt wird, findet man einzeln in der Natur: solche Menschen, solche Kinder, solche Gestalten und solche Farben. Die Wahrheit, Leichtigkeit und Zuverlässigkeit, womit *Rubens* sie, aus der Natur aufgefaſst, durch seine Hand verewigen konnte, bilden eine künstlerische Gröſse, worin er keinen Nebenbuhler hat. Auf diesem ungeheuren Altarblatte umschweben nicht etwa nur ein halbes Dutzend Engel, wie in *Guido's* Gemälde, die Jungfrau; sie bleiben nicht halb im Schatten, nicht halb hinter ihr verborgen, um die einfache Gröſse des Eindruckes nicht zu stören; hier ist sie von einem ganzen himmlischen Hofstaat umringt; unzählige Kinderfiguren, immer in anderen Stellungen und Gruppen, Köpfe mit und ohne Körper, flattern auf allen Seiten um sie her, und verlieren sich in einem Meer von Glorie. In der zweiten, irdischen Gruppe sieht man wieder eine Menge Figuren in Lebensgröſse zu einem schönen Ganzen verbunden; und welche Varietät der Stellungen, welche Harmonie der Farbenschattirungen, vor allem, welche Wahrheit und welcher Ausdruck herrschen auch hier in allen Köpfen! Doch die gröſste Überlegenheit des Künstlers besteht darin, daſs er zur Verfertigung dieses groſsen Gemäldes nur sechzehn Tage bedurfte. Erwägt man den Grad der Thätigkeit und des Feuers, der zu dieser erstaunlichen Schöpfung gehört, so fühlt man sich geneigt, ihr alle ihre Gebrechen und Mängel zu verzeihen.

In der Kapelle der Schützengilde wird die berühmte Abnehmung vom Kreuz aufbewahrt, die so allgemein für das höchste Kunstwerk von *Rubens* anerkannt und um zwölf Jahre älter als die Himmelfahrt ist. Ich kann mich auf keine detaillirte Beschreibung dieses so oft beschriebenen, ohne Einschränkung und mit so groſsem Rechte gepriesenen Gemäldes einlassen; doch Du kennst es schon aus dem schönen Kupferstich. In Absicht auf lebendige Darstellung bleibt es ein Wunder; alles, was ich je gesehen habe, weicht zurück, um diesem Ausdruck Ehre zu geben. Die Zeichnung ist korrekter, als *Rubens* gewöhnlich zu zeichnen pflegte; die Composition einfach und groſs; die Gruppe schön, so schön, daſs man darüber das Kreuz vergiſst, dessen unbezwingbare Steifigkeit sonst aller malerischen Grazie so nachtheilig zu seyn pflegt. Die Stellungen, die Gewänder, die Falten, das Licht, der Farbenton und die Carnationen — alles ist bis auf Kleinigkeiten meisterhaft ersonnen und ausgeführt. Die Mutter und der

Johannes sind wahrhafte Italienische Studien oder Reminiscenzen; bei dieser edleren Natur wird man den Übelstand kaum gewahr, daſs Petrus, zu oberst auf dem Kreuze, im Eifer seiner Geschäftigkeit, den Zipfel des Tuches, worin der Leichnam ruht, *in seinen Zähnen* hält. Vielleicht ist die kalte Bewunderung, die der Anblick dieses Bildes mir abnöthigte, ein gröſseres Lob für den Künstler, als der Enthusiasmus, der darüber bei andern durch Nebenideen entstehen kann. Der Begrif des Erbaulichen darf schlechterdings bei der Beurtheilung eines Kunstwerkes von keinem Gewichte seyn. Vergiſst man aber einen Augenblick die Beziehung des vorgestellten Gegenstandes auf die Religion, so wird man mir zugeben müssen, daſs die Wahl nicht übler hätte getroffen werden können. Die Hauptfigur ist ein todter Leichnam, und die Verzerrung seiner Glieder, die keiner willkührlichen Bewegung mehr fähig sind, sondern der Behandlung der Umstehenden gehorchen, ist mit dem ersten Augenmerk des Malers, der Darstellung des Schönen, schlechterdings nicht zu reimen. Doppelt ungünstig ist der Augenblick, wenn der Leichnam einen gekreuzigten Christus vorstellen soll; denn es ist eben derselbe, wo alles Göttliche von ihm gewichen seyn und der entseelte Überrest der menschlichen Natur in seiner ganzen Dürftigkeit erscheinen muſs. Es giebt Momente in der Mythologie des Christenthums, die dem Maler freie Hände lassen: Scenen, die eines groſsen, erhabenen Styls, ohne Verletzung des Schönheitssinnes, fähig sind und zu der zartesten Empfänglichkeit unseres Herzens reden; allein wessen mag die Schuld seyn, daſs die Flämischen Künstler sie nicht wählten? Liegt sie an ihnen selbst, oder an den Aufbewahrern dieser Mysterien? Haben jene den feinen Sinn nicht mitgebracht, der zu einer solchen Behandlung nöthig ist? oder haben diese den Gegenständen eine so plumpe Einkleidung gegeben, daſs jedes Bemühen der Kunst daran scheitern muſs? Bloſs in dieser einen Kathedralkirche habe ich zweimal die Visitation der Jungfrau durch einen unverschämten Fingerzeig der alten Elisabeth bezeichnet gesehen, und eins von diesen sauberen Stücken war übrigens ein gutes Bild von *Rubens.* O der Niederländischen Feinheit!

Hier breche ich ab. Es giebt noch unzählige Gemälde, sowohl in Kirchen als in Privatsammlungen, wovon ich nichts gesagt, es giebt sogar viele, die ich nicht gesehen habe. Allein von dieser Probe läſst sich ein allgemeines Urtheil über den Geist und Geschmack der Flämischen Schule abstrahiren.

XXII.

Antwerpen.

Wie froh bin ich, daſs unsere Pferde nach Rotterdam nun endlich auf morgen früh bestellt sind! Ein längerer Aufenthalt unter diesen Andächtlern könnte wirklich die heiterste Laune vergiften. Noch nie habe ich die Armuth unserer Sprachen so tief empfunden, als seitdem ich hier von den Menschen um mich her mit den bekanntesten Wörtern eine mir ganz fremde Bedeutung verbinden höre. Man liefe Gefahr gesteinigt zu werden, wenn man sich merken lieſse, daſs die Freiheit noch in etwas anderem bestehen müsse, als *van der Noots* Bildniſs im Knopfloche zu tragen, daſs Religion etwas mehr sey, als das gedankenlose Gemurmel der Rosenkranzbeter. Die traurigste Abstumpfung, die je ein Volk erleiden konnte, ist hier die

Folge des verlornen Handels. Selbst im Äuſsern zeigt die hiesige Race nichts Empfehlendes mehr. Am Sonntage sah ich in den verschiedenen Kirchen über die Hälfte der Einwohner versammelt, ohne nur ein Gesicht zu finden, auf dem das Auge mit Wohlgefallen geruhet hätte. Leere und Charakterlosigkeit, die in Brabant überhaupt so durchgehends herrschen, äuſsern sich hier in einer noch unschmackhafteren Gestalt als anderwärts, und nicht einmal eine Varietät in der Kleidertracht zieht die Aufmerksamkeit von dieser Ausartung der menschlichen Natur hinweg. Mit dem gehemmten Geldumlauf muſste die Industrie zugleich ins Stocken gerathen, und auſser einigen Salz- und Zuckerraffinerien, einer Sammetfabrik und ein paar Baumwollenmanufakturen, enthält diese groſse Stadt keine hinreichende Anstalt, um die Hände der geringen Volksklasse zu beschaftigen. Die schönen breiten Straſsen sind leer und öde, wie die zum Theil sehr prächtigen, massiven Gebäude; nur an Sonn- und Festtagen kriecht die träge Menge aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um an den zahlreichen Altären die Sünde des Müſsigganges durch einen neuen abzubüſsen. Die Klerisei beherrscht dieses erschlaffte Volk mit ihren einschläfernden Zauberformeln; denn nur die Andacht füllt die vielen müſsigen Stunden aus, die nach dem Verlust des Handels ihm übrig blieben. Die Wissenschaften, die einst in Antwerpen blühten, sind bis auf die letzte Spur verschwunden. Die Niederländischen Künste, deren goldenes Zeitalter in die Periode der gehemmten merkantilischen Thätigkeit fiel, wurden nur auf kurze Zeit von dem brachliegenden Reichthum zu ihrer gröſsten Anstrengung gereizt; es währte nicht lange, so fand der Kapitalist, der seine

Gelder nicht an auswärtige Spekulationen wagte, die Fortsetzung eines Aufwandes miſslich, der zwar, gegen seine Millionen gerechnet, mäſsig scheinen konnte, aber gleichwohl ein todtes Kapital allmälig aufzehrte. Antwerpen also ist nicht bloſs erstorben in Absicht des Handels, sondern auch der ungeheure Reichthum, den einzelne Familien noch daselbst besitzen, verursacht nicht einmal die kleine Cirkulation des Luxus. Der reichste Mann bringt seine Nachmittage, von Mönchen und Pfaffen umgeben, bei einer Flasche von Löwenschem Biere zu, und bleibt jedem andern Zuge der Geselligkeit verschlossen. Die Privatsammlungen von Gemälden schmelzen je länger je mehr zusammen, indem viele der vorzüglichsten Meisterwerke an auswärtige Besitzer gekommen sind, und selbst der Überfluſs an Diamanten und anderen Juweelen, weswegen Antwerpen so berühmt ist, wird in Kurzem nicht mehr bedeutend seyn; denn man fängt an, auch diese Kostbarkeiten zu Gelde zu machen.

Was der Eigennutz nicht mehr vermochte, das hat die Geistlichkeit noch bewirken können; sie hat diesen Klötzen Leben und Bewegung eingehaucht und sie bis zur Wuth und Tollkühnheit für das Hirngespinst ihrer Freiheit begeistert. Ein Hirngespinst nenn' ich es; nicht, daſs ich vergessen könnte, im Empörer das Gefühl der beleidigten Menschheit zu ehren, sondern weil *Josephs* Alleinherrschaft menschlicher noch war, als die Oligarchie der Stände, und weil seit der Revolution die Befreiung des Volkes unmöglicher als zuvor geworden ist. Wer die Räthsel des Schicksals lösen mag, der sage mir nun, warum dieser furchtbare Gährungsstoff von unübertrefflicher Wirksamkeit, warum die Religion, in den Händen der hiesigen Priester das Wohl und die Bestimmung ihrer Brüder immer nur hat vereiteln sollen? Welch eine wohlthätige Flamme hätte man nicht durch dieses Zaubermittel anzünden und nähren können im Busen empfänglicher, lehrbegieriger, folgsamer Menschen! Wie reizend wäre das Schauspiel geworden, wo Beispiel und Lehre zugleich gewirkt und in reiner Herzenseinfalt die zarten Keime des Glaubens gereift hätten zu vollendeten Früchten menschlicher Sittlichkeit! Daſs der Miſsbrauch jener an Stärke alles übertreffenden Triebfeder, indem er endlich der Humanität mit gänzlicher Vernichtung droht, die hartnäckigste Gegenwehr veranlassen, daſs in diesem Kampfe die kalte, unbestechliche Vernunft sich aus ihren Banden freiwickeln, und den menschlichen Geist auf ihrer Kometenbahn mit sich fortreiſsen muſs, wo er nach langem Umherkreisen zuletzt im Bewuſstseyn seiner Beschränktheit, durch neue Resignation sich seinem Ziele wieder zu nähern strebt — das rechne man den Priestern nirgends zum Verdienst. Das Gute, was ihren Handlungen folgte, das wirkten sie von jeher als blinde Werkzeuge einer höheren Ordnung der Dinge; ihre eigenen Absichten, ihre Plane, alle Äuſserungen ihres freien Willens waren immer gegen die moralische Veredlung und Vervollkommnung ihrer Brüder gerichtet. Hier, wo ihr Werk ihnen über Erwartung gelungen ist, wo der Aberglaube in dem zähen, trägen Belgischen Temperament so tiefe Wurzel geschlagen und jedem Reis der sittlichen Bildung den Nahrungssaft ausgesogen hat, hier wird man einst desto kräftiger dem hierarchischen Geiste fluchen. Je länger sich die Erschütterung verspätet, um so viel zerrüttender dürfte sie werden, sobald die Sonne der Wahrheit

auch

auch über Brabant aufgeht. Die Hartnäckigkeit der Phlegmatiker bezwingt nur ein gewaltsamer Schlag, wo die Beweglichkeit eines leichter gemischten Blutes gelinderen Berührungen schon gehorcht.

Mit geweiheten Hostien, mit Sündenerlassungen und Verheiſsungen jenseits des Grabes, mit der ganzen Übermacht ihres Einflusses auf die Gewissen, und, um ihrer Sache sicher zu seyn, auch mit jenem vor Oczakow erprobten Begeisterungsmittel, mit reichlich gespendetem Branntwein, haben die Mönche von Antwerpen ihre Beichtkinder zur Freiheitswuth berauscht. Der Ausschuſs von Breda ward von hier aus mit groſsen Geldsummen unterstützt, wozu theils die Kapitalisten und Kaufleute, theils die reichen Prälaten selbst das Ihrige beitrugen. Schon dieser Eifer giebt den Maaſsstab für die Gröſse des Gegenstandes, den sie sich erkämpfen wollten; einen noch bestimmteren haben wir an der Summe, die sonst jeder neu ernannte Prälat bei seinem Antritt dem Kaiser erlegen muſste: der Abt zu St. Michael, hier in der Stadt, opferte achtzigtausend, der zu Tongerloo hundert und dreiſsigtausend, und der zu Everbude hundert und funfzigtausend Gulden. Diesen Tribut hat die neue Regierung der Stände abgeschafft; dem so eben erwähnten Abt zu St. Michael ist bereits dieses Ersparniſs zu Gute gekommen, und wie er es anzuwenden wisse, beweiset die prachtvolle, wollüstige Meublirung seiner Apartements. Der königliche Schatz, den man in Brüssel bei *Trautmannsdorfs* Flucht erbeutete, und die Abgaben des Volkes, die seit der Revolution um nichts erleichtert worden sind, haben den Prälaten ihre Vorschüsse mit Wucher ersetzt. Wenn also das Land von der neuen Staatsveränderung einigen Vortheil genieſst, so kann er nur darin bestehen, daſs die sieben, oder, nach anderen Nachrichten, gar zwölf Millionen Gulden, die sonst jährlich nach Wien geschleppt wurden, nun hier bleiben und wegen der Kriegsrüstungen in Umlauf kommen müssen. Wie viel indeſs von diesem Gelde auch noch jetzt auf Schleifwegen ins Ausland geht, wo diejenigen, die es sich zuzueignen wissen, ihrem Patriotismus unbeschadet, es sicherer als in Brabant glauben, wage ich nicht so nachzusprechen, wie ich es hier erzählen hörte. Schon allein die Einnahme der Citadelle von Antwerpen soll ungeheure Summen gekostet haben, die in Gestalt eines goldenen Regens den Belagerten zu Theil geworden sind.

Der Macht der Belgischen Klerisei hat diese Eroberung die Krone aufgesetzt. Die Festung war mit allen Kriegsbedürfnissen und mit Lebensmitteln auf Jahre lang reichlich versehen, und was ihre Mauern nicht in sich faſsten, hätte sie zu allen Zeiten durch angedrohte Einäscherung der Stadt erhalten können; denn ihre Batterien bestrichen alle Quartiere, und sachkundige Männer von beiden Parteien kommen darin überein, daſs sie nicht anders als durch eine regelmäſsige Belagerung bezwungen werden konnte. Bei der allgemeinen Überzeugung von ihrer Unbezwingbarkeit war die Übergabe ein Wunder in den Augen des Volkes; Vornehme sowohl als Geringe glaubten hier deutlich Gottes Finger und seine Begünstigung der Revolution zu sehen. Ihre Priester hatten sie zu diesem Glauben vorbereitet und gestimmt; sie bestärkten ihn jetzt und fachten ihn an zur lodernden Flamme. Vom Tage der Capitulation an, bemächtigte sich ein Schwindel, der zum Theil noch fortdauert, aller Köpfe, und am Tage der Übergabe liefen aus den umliegenden Dörfern mehr als zehntausend bewaffnete Bauern zusammen, um Augenzeugen des neuen Wunders zu seyn. Noch jetzt sehen wir auf allen Straſsen von Antwerpen hohe Mastbäume stehen, mit den drei Farben der Unabhängigkeit, roth, gelb und schwarz angestrichen; von ihrer Spitze wehen Wimpel und Flaggen mit allerlei geistlichen Devisen und biblischen Sprüchen, und ganz zu oberst hängt der groſse, schirmende Freiheitshut. Im Taumel der Freude über den glücklichen Erfolg der Belgischen Waffen hatten die Antwerper diese Siegeszeichen errichtet und ausgelassen um sie herumgetanzt; allein, was halfen ihnen ihr Wunderglaube und ihr sinnbildernder Rausch? Statt des edlen Selbstgefühls, statt des Bewuſstseyns angeborner Rechte, womit die Herzen freier Menschen hoch emporschlagen müssen, regte sich in ihnen nur blinde Vergötterung ihrer neuen Regenten;

wo andere Völker aus eigenem innerem Triebe, kühn, stolz und freudig riefen: »es lebe *die Nation!*« da lernten sie erst von Mönchen ihre Losung: »es lebe *van der Noot!*«

Unsern Wunsch, die Citadelle selbst in Augenschein zu nehmen, konnte man für diesesmal nicht befriedigen; ein Verbot der Stände macht sie jetzt, wegen des dahin geführten Staatsgefangenen, *van der Mersch*, allen Fremden unzugänglich. Zwar versprach uns ein hiesiger Kaufmann, der zugleich eine wichtige Demagogenrolle spielte, uns den Eingang zu gestatten, wenn wir noch einige Tage länger bleiben wollten, bis er nämlich die Wache dort hätte; allein die Befriedigung der bloſsen Neugier war ein so groſses Opfer nicht werth. Uns hatte vielmehr alles, was wir bisher in den Niederlanden gesehn und gehört und die Hunderte von politischen Zeitschriften, die wir hier gelesen hatten, bereits die feste Uberzeugung eingeflöſst, daſs in dieser gährenden Masse, statt aller Belehrung für den Menschenforscher, nur Ekel und Unmuth zu gewinnen sei, und wir beneideten diejenigen nicht, die, um den Kreis ihres Wissens zu erweitern, (mit einem apokalyptischen Ausdruck) des Satans Tiefen ergründen mögen. Wenn in irgend einem Lande der Geist der Zwietracht ausgebrochen ist, dann richtet die Vernunft, ohne alles Ansehen der Person, nach ihren ewig unumstöſslichen Gesetzen, auf wessen Seite Recht, und was die gute Sache sei; es darf sie dann nicht irre machen, daſs die erhitzten Parteien gemeiniglich ein verzerrtes Bild des moralischen Charakters ihrer Gegner mit ihren Gründen zugleich in ihre Schale werfen. Auf einem weit gröſseren Schauplatz, im aufgeklärten Frankreich selbst, ist dieser schlaue Unterschleif nicht immer vermeidlich, obwohl auch dort die scheinheilige Verläumdung, der Meuchelmord des guten Namens, die allgemeine, schwankende Beschuldigung der Unsittlichkeit und des Unglaubens, die leidenschaftliche Wehklage über Entweihung der Heiligthümer, Zernichtung der Vorrechte, Raub des Eigenthums, nur von der Einen Seite kommen, die jederzeit den strengen, kaltblütigen Erörterungen der Vernunft durch diese Wendung ausgewichen ist. Allein unter den Vorwürfen und Rekriminationen der Belgischen Parteien verschwindet sogar die Frage von Recht. Die augenscheinliche Unfähigkeit sowohl der Kaiserlich als der Ständisch Gesinnten, mit ruhiger Darlegung der Gründe ihre Sache zu führen, erhellt aus ihren gegenseitigen, gröſstentheils bis zur Evidenz dokumentirten, persönlichen Invektiven, und zeugt von jenem allgemeinen Gräuel der Pfaffenerziehung, die hier alle Gemüther tief hinunter in den Pfuhl der Unwissenheit stürzte und in ihnen durch Sündentaxen alles moralische Gefühl erstickte. Wo Verbrechen und Laster nur so lange das Gewissen drücken, bis eine mechanische Büſsung und das *absolvo te* es rein gewaschen haben, da scheinen sie nur schwarz, wenn man sie an der Seele des Nächsten kleben sieht; wo man durch jene, allen feil gebotene Mittel die Gottheit leicht versöhnen kann, da nimmt man auf die *beleidigte Menschheit* beim Sündigen keine Rücksicht; Ehre folglich und Schande hören dort auf, die Triebfedern des Handelns zu seyn, und bald verliert sich sogar jede richtige Bestimmung dieser Begriffe. Was diese Menschen einander seyn können, lasse ich dahingestellt; aber ohne Geisteskräfte, die man bewundern, ohne Ausbildung, die man schätzen, ohne Herzen, die man lieben darf, sind sie dem Wanderer todt, der traurend eilt aus ihren Gränzen zu treten.

XXIII.

Haag.

Wir verlieſsen Antwerpen, wie wir hineingekommen waren, ohne daſs man uns die gewöhnlichen Fragen im Thore vorgelegt hätte; auch hatte man uns auf der ganzen Reise durch Brabant, Hennegau und Flandern nur Einmal nach unseren Pässen gefragt. Ich will glauben, daſs diese Sorglosigkeit unserm unverdächtigen Aufzug Ehre macht; denn man hat Beispiele genug, daſs die neuen Souveraine von Belgien gegen den Charakter der durchreisenden Fremden nicht gleichgültig geblieben sind.

Kaum waren wir eine Strecke gefahren, so befanden wir uns schon auf einer traurigen, weit ausgebreiteten Heide, wo das Auge nur am Horizont und in sehr groſsen Entfernungen von einander etliche Kirchthürme entdeckte. Harte, dürre Gräser, Heidekraut, einzelne zerstreute Birken und kleine Gruppen von jungen Fichten waren die einzigen Pflanzenarten dieser öden, sumpfigen, versandeten Ebene, die uns lebhaft an gewisse Gegenden des nördlichen Deutschlands und Preuſsens erinnerte. In Zeit von sieben Stunden befanden wir uns auf Holländischem Gebiet. Die Einwohner eines Dörfchens, wo man unsere Pferde füttern lieſs, hatten häſsliche, scharfgeschnittene Physiognomien, die aber viel Munterkeit und Thätigkeit verriethen; insbesondere bemerkten wir einige flinke, rasche Dirnen, die sich des Kutschers und der Pferde mit gleichem Eifer annahmen und mit der Brabantischen Schlaffheit sehr zu ihrem Vortheile kontrastirten.

Der sandige Weg ging auf dem Rücken eines hohen Dammes bis nach dem kleinen Städtchen Zevenbergen, welches unweit des

Busens liegt, der hier den Namen *Hollands Diep* erhält. Nach allen Seiten hin öffnete sich uns jetzt eine freundliche Aussicht: an einer Stelle war der Horizont seewärts unbegränzt; die Menge der hin und her segelnden kleineren und gröſseren Fahrzeuge, die Fischerleute in ihren Kähnen, die Seevögel, die in groſsen Zügen über der Fläche des Wassers kreuzten, die langen Weidenalleen, die darüber hinaus ragenden Kirchthurmspitzen und rothen Dächer in der Ferne, machten zusammen einen angenehmen Effekt. Zu Moerdyk, das nur aus wenigen Häusern besteht, fuhren wir über den *Hollands Diep* und erinnerten uns an die furchtbare Überschwemmung im funfzehnten Jahrhundert, (1421) die hier einen Bezirk von zwei und siebenzig Dörfern verschlang, ein Meer an ihrer Stelle zurück lieſs und Dordrecht vom festen Lande trennte. Auch an den jungen

Prinzen von Oranien, *Johann Wilhelm Friso*, erinnerten wir uns, der (1711) im vier und zwanzigsten Lebensjahr auf eben der Fahrt, die wir jetzt glücklich zurücklegten, ertrunken ist.

Jenseits des Busens zerstreute der Anblick des ersten saubern Holländischen Dorfes diese trüben Erinnerungen. Reinliche, nette Häuserchen, Straſsen mit Kanälen durchschnitten, an den Seiten mit Linden bepflanzt und überall mit *Klinkern* oder kleinen Backsteinen gleichförmig und niedlich, wie bei uns zuweilen der Boden des Vorsaals, gepflastert, und was diesem Äuſsern entsprach, gesunde, gut gekleidete, wohlhabende Einwohner, gaben uns in Stryen das Zeugniſs, daſs wir auf dem Boden der wahren, nicht der eingebildeten Freiheit, und im Lande des Fleiſses angekommen wären. Drei starke, wohlgenährte Pferde waren nöthig, uns auf dem schweren Wege fortzubringen, der an manchen Stellen so tiefe Geleise hatte, daſs wir dem Umwerfen nahe waren. Als wir aber hernach durch das Dorf Haaringsdyk fuhren, das wenigstens eine halbe Stunde lang und wie eine Tenne mit Klinkern gepflastert ist, freueten wir uns wieder des reizenden Wohlstandes, der uns auf allen Seiten anlachte, und des Landes, wo der Mensch seine Bestimmung, des Lebens froh zu werden, erreicht, wo der gemeinste Bauer die Vortheile einer gesunden und bequemen Wohnung genieſst, wo er auf dem beneidenswerthen Mittelpunkte zwischen Noth und Überfluſs steht. Kann man diese Menschen sehen und fragen, ob es besser sei, daſs mit dem Blut und Schweiſse des Landmannes, der in elenden Hütten sein kümmerliches Leben hinbringt, die stolzen Palläste der Tyrannen zusammengekittet werden?

Nachdem wir über die so genannte alte Maas, vermuthlich ihr ehemaliges einziges, jetzt aber zu einem schmalen Arm geschwundenes Bett, gekommen waren, befanden wir uns gegen zehn Uhr Abends an dem Ufer der eigentlichen Maas, zu Kattendrecht, wo wir die Stätte von Rotterdam durch eine unendliche Reihe von Laternen längs dem jenseitigen Ufer bezeichnet sahen. Die späte Stunde bewog uns indeſs, diesseits in einem kleinen, ländlichen Gasthofe zu bleiben, wo die einfache aber gesunde Bewirthung unserm müden, hungrigen und vom Nordostwinde beinahe vor Kälte starrenden Körper wohl zu Statten kam. Hier setzten wir uns um den gemeinschaftlichen Feuerherd, und freueten uns der altmodigen Simplicität des Hausherrn und seiner Tischgenossen. Man bewillkommte uns mit Herzlichkeit, zog uns die Stiefeln ab und präsentirte jedem ein

Paar Pantoffeln, die wenigstens dreimal schwerer als die Stiefeln waren. Die treuherzige Güte des Wirthes bewog ihn, mir die besondere Gefälligkeit zu erweisen, seine Pantoffeln, weil sie schon ausgewärmt wären, von den Füſsen zu ziehen, um sie meinem Gebrauch zu überlassen. Das geringste, was ich thun konnte, war wohl, mich zu hüten, daſs ich ihn nicht merken lieſse, seine gut gemeinte Höflichkeit könne nach den Satzungen der feinen Welt ihm vielleicht gar zum Verstoſs ausgelegt werden. Was hatte ich auch zu befürchten in diesem Wohnort der Gesundheit und Reinlichkeit? Unsere eklen Sitten zeugen oft nur von ihrem gränzenlosen Verderben. Die für lecker gehaltenen Kibitzeier, nebst Seefischen und Kartoffeln, machten unsere Abendmahlzeit aus, wozu wir den Wirth seine Flasche Wein, die übrige Familie aber gutes Bier trinken sahen.

Das

Das Schlafzimmer, welches man uns einräumte, war zugleich das Prunkzimmer dieser Leute. Auf allen Seiten und insbesondere über dem Kamin, waren eine Menge zierlich geschnitzter und bemalter Brettchen über einander befestigt, worauf die irdene Waare von Delft, sauber und zierlich in Reihen geordnet, die Stelle der schlechten Kupferstiche vertrat, womit man bei uns die Wirthsstuben zu verzieren pflegt.

Daſs ich den ersten schönen, warmen Frühlingsmorgen nicht vergesse, den wir auf unserer Reise noch genossen haben, bedarf keiner Entschuldigung bei den Vertrauten der heiligen Frühe. Könnte ich nur auch den Reichthum der Aussicht beschreiben, die wir von der Morgensonne beleuchtet, aus unserm Fenster, über das kleine Gärtchen des Wirthes hinaus, erblickten. Der lebendige Strom, fast eine Englische Meile breit, floſs sanft vorbei in leichten, versilberten Wellen, und trug auf seiner Azurfläche das hundertfältige Leben der Schiſſe, der Brigantinen, der Schnauen, der kleineren Fahrzeuge von aller Art, die hinauf- und hinabwärts, oder hinüber und herüber segelten und ruderten, mit mannichfaltiger Richtung, Schnitt und Anzahl ihrer Segel, langsam gegen die Fluth an, oder pfeilschnell mit Wind und Strom und Fluth zugleich sich bewegten, oder auch mit eingezogenen Segeln und schwanken Masten, malerisch gebrochen durch die Horizontallinie der Raaen und den Wald von Tauwerk, in des Flusses Mitte vor Anker lagen. Jenseits, im Sonnenglanze, hoben sich nah und deutlich die Gebäude von Rotterdam über dem Wasser; der groſse, viereckige Pfarrthurm, die weitläuftigen Admiralitätsgebäude, der herrliche, mit hohen Linden auf eine Stunde Weges besetzte Damm, der das

Ufer begränzt, die Menge zwischen den Häusern hervor ragender Schiffsmasten, die unzähligen Windmühlen in und neben und jenseits der Stadt, zum Theil auf hohen thurmähnlichen Untersätzen errichtet, um den Wind besser zu fangen; endlich, die Vorstädte von Landhäusern und Gärten, die links und rechts in langer Reihe längs dem Strome sich erstrecken!

Wir eilten, uns über den Fluſs setzen zu lassen, und brachten den Tag damit zu, die Stadt kennen zu lernen und sie ganz zu umgehen, welches einer der angenehmsten Spaziergänge ist, die man sich denken kann. Der Umfang von Rotterdam ist mittelmäſsig, und seiner reinlichen Schönheit und Niedlichkeit haben die Reisenden nur Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wenn man sich seinen Wohnort wählen könnte, so käme die Straſse am Hafen und längs der Maas, die so breit und mit majestätischen Ulmen und Linden so köstlich beschattet ist, gewiſs unter die Zahl der Competenten, die mir die Wahl erschweren würden. Die Aussicht auf den Fluſs ist wirklich so anlockend, daſs man sich kaum daran satt sehen kann. Nach der Landseite hin bemerkten wir eine Menge Leinwandbleichen, eine gröſser und schöner als die andere, und in der Stadt selbst freute uns das Gewühl am Hafen, auf den Straſsen und in den Kanälen; abgehende, ankommende Schiffe, Hunderte von befrachteten Kähnen, groſse so genannte Prahmen, reihenweis gestellt, um den Schlamm der Kanäle aufzunehmen und sie schiffbar zu erhalten; Karren, Schleifen, Schiebkarren, Träger, rollende Fässer, Ballen von Waaren, das Zeichen des Betriebes und der Handelsgeschäftigkeit; dann auf der kleinen, netten Börse und in den Kaffeehäusern umher, die ein- und ausströmenden Schaaren von Kaufleuten, Maklern, Schiffskapitainen und Fremdlingen aus allen Welttheilen, ein Bild der friedlichen Vereinigung des Menschengeschlechtes zu gemeinsamen Zwecken des frohen, thätigen Lebensgenusses!

Hier war es nicht leicht möglich, an äuſseren Merkmalen den tiefen, unheilbaren Verfall des Holländischen Handels zu erkennen, der gleichwohl seit dem Jahre 1779 durch eine in ihrer Art einzige Reihe von Unglücksfällen beschleunigt worden ist. In den hundert Jahren, die seit der Ermordung der beiden groſsen *de Wits* (1672) verflossen sind, hatten die wiederholten Kriege mit *Ludwig dem Vierzehnten*, und die unter *Wilhelm dem Dritten* und seinen Nachfolgern so schnell empor wachsende Handelsgröſse von England, die Einschränkung des Holländischen Handels allmälich bewirkt und seinen jetzigen Verfall unmerklich vorbereitet. Die Neutralität der Niederlande während des siebenjährigen Krieges eröffnete ihnen eine Zeitlang vortheilhaftere Aussichten, die sich mit noch gröſseren Hoffnungen beim Ausbruch der Streitigkeiten zwischen England und seinen Kolonien erneuerten. Als Frankreich und Spanien sich für die Unabhängigkeit von Nordamerika erklärten und Ruſsland seine bewaffnete Neutralität ersann, der die Mächte des Europäischen Nordens so folgsam beitraten, stieg der Handelsflor der vereinigten Provinzen plötzlich auf eine Höhe, wo sie das Maaſs ihrer politischen Kräfte verkennen lernten. Die unvorsichtigen Verbindungen mit Frankreich reizten die Englische Nation zu einem Kriege, wobei für sie augenscheinlich mehr zu gewinnen als zu verlieren war. Der Erfolg rechtfertigte die politische Nothwendigkeit dieser Maaſsregeln.

Funfzig Millionen Gulden an Werth, das Eigenthum der Republik, waren in unbewaffneten Kauffahrern auf dem Meere, und die gröſsere Hälfte dieser reichen Beute ward den Englischen Kapern und Kriegesschiffen zu Theil. St. Eustathius, Essequebo und Demerary fielen in Amerika, so wie Negapatnam in Ostindien, den Engländern in die Hände, und das Brittische Kabinet hatte noch überdies einen so entschiedenen Einfluſs in die Administration der Niederländischen Affairen, daſs die nach Brest bestimmte Holländische Hülfsflotte zum offenbaren Nachtheil des Staates nicht auslaufen durfte. Kaum war der demüthigende Friede mit England wieder hergestellt, so muſste man dem Kaiser noch gröſsere Opfer bringen, um ihm das reklamirte Recht der freien Scheldefahrt von neuem abzukaufen. Die Millionen, womit man ihn für seine Forderung entschädigte; die Millionen, welche die Zurüstung zu einem Landkriege verschlungen hatte; die lange Gewohnheit der reichen Kapitalisten, ihr baares Geld auſser Landes zu verleihen, anstatt es im vaterländischen Kommerz in Umlauf zu bringen; und mehr als alles noch, der verderbliche Nothbehelf während des Krieges mit England, unter fremder Flagge zu fahren, wodurch ein groſser Theil des Zwischenhandels in andere Kanäle kam und auf immer für Holland verloren ging: alles vereinigte sich, um nicht nur in den Schatzkammern des Staates eine gänzliche Erschöpfung zu verursachen, sondern auch den Stillstand der Geschäfte zu bewirken, und in der allgemeinen Trauer, in der erzwungenen Ruhe, die Erbitterung der Parteien, die einander die Schuld beimaſsen, aufs Höchste zu spannen. Auf der einen Seite die hartnäckige Verblendung der Handelsstädte, womit sie auf ihrem Bündniſs mit Frankreich bestanden, ohne dessen nahen Sturz, durch die gänzliche Zerrüttung seiner Finanzen, vorher zu sehen; auf der andern die strafbare Anmaſsung gewisser Staatsbeamten, die Allianz, die sie nicht mehr verhindern konnten, durch Ungehorsam gegen ihren Souverain; Verrath des nun einmal zum Staatsinteresse angenommenen Systems und widerrechtliche Versuche gegen die Freiheit der Verſassung selbst, allmälich zu untergraben: dies waren die Extreme, deren Wiedervereinigung sich ohne Blutvergieſsen nicht länger vermitteln lieſs. Der Ausbruch des Bürgerkrieges und die bewaffnete Dazwischenkunſt des *Königes von Preuſsen* füllten das Maaſs der Leiden, welche über die Republik verhängt zu seyn schienen, und raubten ihr, was die Versehen einer kurzsichtigen Staatskunst noch verschont hatten: den häuslichen Wohlstand und den innern Frieden der Familien. Selbst nach dem Abzuge der Preuſsen verschlang die Überschwemmung vom Jahre 1788, welche von den im vorigen Jahre durchstochenen Dämmen nicht länger abgewehrt werden konnte, in vielen Gegenden von Holland die aus den Verwüstungen eines feindlichen Überzuges mit Noth gerettete Habe; zwei andere Überschwemmungen, die auf jene noch im Jahre 1789 folgten, verursachten bei Gorkum und an anderen Orten einen Schaden von einer halben Million; und endlich forderte die Zerrüttung der öffentlichen Finanzen eine auſserordentliche Hülfe, welche durch die auferlegte Schatzung des fünf und zwanzigsten Pfennigs erzwungen ward und wovon ein nicht geringer Theil in die Privatkassen der Partei geflossen ist, welche in diesem für Hollands Flor so unglücklichen Kampfe die Oberhand behalten hat. Die unweise

Rache einer unvollkommenen Amnestie und die darauf erfolgten häufigen Auswanderungen vieler begüterten Familien vollenden dieses Gemälde der Zerstörung, dessen Folgen schon im nahen Untergange der Westindischen und dem fast eben so hülflosen Zustande der Ostindischen Kompagnie am Tage liegen *). Aber dem geduldigen, beharrlichen Fleiſse voriger Generationen, ihrer Maſsigkeit und Sparsamkeit, ihrem freien Sinne, ihrem tapfern Muthe, ihren kühnen Unternehmungen und ihrer rastlosen Thätigkeit ist es gelungen, eine solche Masse von Reichthümern in ihrem selbst geschaffenen Vaterlande zu häufen und unsern Welttheil so sehr an ihren

---

*) Hierzu kam noch seit 1790 die Überschwemmung bei Rotterdam, und der Brand der Admiralitätsmagazine zu Amsterdam, ingleichen die Gefahr der Ostindischen Kompagnie und die Ernennung zweier fürstlichen Kommissarien nach Batavia.

Waarentausch zu gewöhnen, daſs noch jetzt, nachdem man überall mit dem in Holland erborgten Gelde einen eigenen Aktivhandel zu begründen versucht hat, jenes bewundernswürdige Phänomen der Handelsindustrie nicht aus den gröſseren Städten gewichen ist. Noch sind die Holländer, wenn gleich in geringerem Maaſse als sonst, die Mäkler von ganz Europa, und bestimmen die Gesetze des Geldhandels; noch schreibt Amsterdam den handeltreibenden Nationen den Wechselkurs vor!

Wir verlieſsen Rotterdam den folgenden Morgen, nachdem wir der Bildsäule des vortrefflichen *Erasmus* unsere Andacht gezollt hatten. Wenn sie gleich auf künstlerisches Verdienst keinen Anspruch machen kann, so freute sie uns doch als ein Beweis der Dankbarkeit, womit Rotterdam die Gröſse seines gelehrten Mitbürgers erkannte und ehrte. Wir fuhren auf dem Kanal nach Delft, und sahen an demselben eine Boltonische Feuermaschine erbaut, um das Wasser aus den niedrigen Wiesen in den Kanal zu heben. Es sollten zwei solche Maschinen hier errichtet werden; aber nur Eine ist zu Stande gekommen, und hat ungefähr hunderttausend Gulden gekostet. Linker Hand lieſsen wir das Städtchen Schiedam mit seinen zahlreichen *Genewer-* (oder Wachholderbranntwein-) Brennereien liegen. Man wollte uns versichern, daſs gegen zweihundert Brennereien dort eingerichtet wären, welche täglich fünfhundert Oxhoſt dieses Getränkes versendeten. So übertrieben diese Angabe scheint, so gewiſs ist et doch, daſs die Fabrikation und Consumption dieses Artikels sehr beträchtlich bleibt, und den Reichthum von Schiedam, als des einzigen ächten Brauorts, ausmacht. Das Verhältniſs der

Wachholderbeeren zur übrigen Gahre ist nicht bekannt; sie geben aber unstreitig dem Fruchtbranntwein beides Geschmack und Geist. Der Genuſs dieses Branntweins, wovon der gemeine Mann in Holland so groſse Quantitäten verbraucht, muſs auf die Leibeskonstitution zurückwirken; wie er aber wirke, können nur einheimische Ärzte nach einer durch viele Jahre fortgesetzten Beobachtung entscheiden.

In dem netten, freilich aber etwas stillen und erstorbenen Delft besuchten wir eine Fayencefabrik, deren die Stadt gegenwärtig nur acht besitzt, indem das Englische gelbe Steingut dem schon längst verminderten Absatz dieser Waare den letzten Stoſs gegeben hat. Der Thon, sagte man uns, käme aus Brabant über Brüssel, ob man gleich den Ort nicht bestimmt anzugeben wuſste. Der Ofen, als das Wichtigste, weil er dem Porzellanofen vollkommen ähnlich seyn soll, besteht aus drei Kammern über einander. In die mittlere wird das Geschirr in Muffeln eingesetzt, und in der untersten das Feuer angemacht. Die Flamme schlägt durch Löcher zwischen den Muffeln durch, und die oberste Kammer bleibt für den Rauch. So geschmacklos die Mahlerei und selbst die Form an dieser Fayence ist, verdient sie doch manchen so genannten Porzellanfabriken in Deutschland vorgezogen zu werden, die oft die elendeste Waare um theuren Preis verkaufen und gewöhnlich zum Nachtheil der herrschaftlichen Kammern bestehen.

Es blieb uns noch so viel Zeit übrig, daſs wir die beiden Kirchen besehen konnten. In der einen dienen die Grabmäler der Admirale *Tromp* und *Pieter Hein* zur Erinnerung an die Heldentugenden dieser wackern Republikaner. Des Naturforschers *Leuwen-*

hocks Porträt in einem schönen einfachen Basrelief von Marmor, ihm zum Andenken von seiner Tochter gesetzt, gefiel mir in Absicht auf die Kunst ungleich besser. In der andern Kirche prunkt das kostbare, aber geschmacklose Monument des Prinzen *Wilhelm des Ersten von Nassau*, unter welchem zugleich die Gruft der Erbstatthalter befindlich ist. Schön ist jedoch eine Viktorie von Erz, die auf einer Fuſsspitze schwebt. „Vor wenigen Jahren hat man auch dem edlen *Hugo de Groot* (oder *Grotius*) hier ein Denkmal errichtet.

Wir kamen zur Mittagszeit im Haag an, und benutzten das Inkognito, wozu das Ausbleiben unseres Gepäckes uns nöthigte, um das am Meere gelegene Dorf Scheveningen nach Tische zu besuchen. Sobald man zum Thore hinaus ist, — denn der Haag ist eine Stadt, und hat seine Barrieren, so wie seine

Mu-

Municipalität, wenn gleich die Reisenden einander beständig nachbeten, es sei das schönste Dorf in Europa, — also, wenn man zum Thor hinaus ist, befindet man sich in einer schönen, schnurgeraden Allee von groſsen schattigen Linden und Eichen, die durch ein Wäldchen bis nach Scheveningen geht, und wo die Kühlung im Sommer köstlich seyn muſs. Der Anblick des Meeres war diesmal sehr schön; so still, und unermeſslich zugleich! Am Strande suchten wir jedoch vergebens nach naturhistorischen Seltenheiten; die Sandhügel waren leer und öde. Wir konnten uns nicht einmal von der Behauptung einiger Geologen vergewissern, der zufolge ein Thonlager unter dem Sande liegen soll. Das Meer, welches in Holland überhaupt nichts mehr ansetzt, hat im Gegentheil hier einen Theil vom Strande weggenommen, und die Kirche, die sonst mitten im Dorfe lag, liegt itzt auſserhalb desselben unweit des Meeres. Die vier Reihen von Dünen, etwa eine halbe Viertelmeile weit hinter einander, die man hier deutlich bemerkt, unterscheiden sich durch verschiedene Grade der Vegetation, welche sich in dem Maaſse ihrer Entfernung vom Meere und des verringerten Einflusses der Seeluft vermehrt. Auf den vordersten Dünen wächst fast nichts als Schilf und Rietgras, nebst einigen Moosen und der gemeinen Stechpalme; da hingegen die entfernteren schon Birken, Pfriemen, den Sanddorn (*Hippophaë*) und mehrere andere, freilich aus Mangel der Nahrung immer noch zwergartige Pflanzen hervorbringen. Der Nähe der Seeluft glaube ich es auch zuschreiben zu müssen, daſs hier (im Haag) noch alle Bäume mit völlig verschlossenen Knospen nackt da standen, indeſs wir sie in Flandern und selbst in Rotterdam schon im Ausschlagen begriffen gefunden hatten. Die Argumente also, welche man von den verschiedenen Stufen des Pflanzenwachsthumes zu entlehnen pflegt, um die Entstehung der Dünen aus dem Meere selbst, das ihnen jetzt zu drohen scheint, darzuthun, fanden diesmal bei uns wenig Eingang, und wir fühlten uns geneigt, die Bildung dieser Sandhaufen so unentschieden zu lassen, wie die Frage, ob ihr Sand bei Kattwyk, wo sich der Rhein verliert, so viel Gold enthalte, um die Kosten einer Wasche für Rechnung des Staates, wie man behauptet hat, mit einigem Gewinn zu vergüten? Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen wanderten wir zur Stadt zurück, ohne ein anderes Abentheuer, als den Anblick der heimkehrenden Fischweiber, die uns begegneten und die unmöglich irgendwo verwünschter oder hexenmäſsig häſslicher und unfläthiger aussehen können.

XXIV.

Haag.

Was man von der anmuthigen Lage dieses Ortes und den übrigen Vorzügen sagt, die ihn zum angenehmsten Aufenthalt in den vereinigten Provinzen machen, ist keinesweges übertrieben. Die Gegend um die Esplanade und unweit derselben zeichnet sich durch groſse, bequeme und zum Theil prächtige Wohnhäuser aus, wovon einige beinahe den Namen Palläste verdienen. Die Reinlichkeit und eine gewisse, bis auf die kleinsten Bequemlichkeiten sich erstreckende Vollständigkeit der äuſsern und innern Einrichtung, welche jederzeit den sichersten Beweis von Wohlhabenheit, verbunden mit einem feinen Sinn für Eleganz und Genuſs des Lebens giebt, verschönern selbst die einfacheren Gebäude. Unter den hochbewipfelten Linden, die oft in mehreren Reihen neben einander stehen und der Stadt einen ländlichen Schmuck verleihen, geht man fast zu allen Jahrszeiten trocknes Fuſses spazieren, und die Aussicht von der Straſse nach dem freien Felde, wo gewöhnlich die hiesige Garnison ihre kriegerischen Frühlingsübungen hält, erquickt besonders jetzt das Auge durch das frisch hervorkeimende Grün der fetten Wiesen, die von allen Seiten ein hochstämmiger, reizender Lustwald umfängt. Rings umher ist die Natur so schön, wie ein vollkommen flaches Land sie darbieten kann, und selbst mit dem verwöhnten Geschmack, den ich aus unseren Rheinländern mitgebracht habe, muſs ich bekennen, daſs die hiesige Landschaft einen eigenthümlichen, groſsen, wenn gleich keinesweges romantischen Charakter hat.

Die Volksmasse im Haag ist so gemischt,

daſs man es kaum wagen darf, den Schluſs von ihrer Lebensweise, ihren Sitten und ihren Anlagen auf die Holländische Nation zu machen. Zu meinem groſsen Vergnügen bemerkte ich jetzt ſast gar keine Bettler auf den Straſsen, die vor zwölf Jahren so stark damit besetzt waren, daſs ein Fuſsgänger sich des Unwillens über ihre Zudringlichkeit kaum erwehren konnte. Desto auffallender ist gegenwärtig das zahlreiche Militaire; den ganzen Morgen manoeuvriren die verschiedenen Regimenter unter unsern Fenstern; den ganzen Tag über hat man sie beständig vor Augen, und man kommt in keine Gesellschaft, wo man nicht Officiere sieht. Solchergestalt ist wenigstens die neuerdings befestigte *Freiheit* sehr gut bewacht! Auch trägt man hier allgemein ihr Siegeszeichen, die Orangekokarde, oder ein Band von dieser Farbe im Knopfloch, und der Pöbel duldet keinen

Menschen ohne dieses Symbol der Conformität auf der Straſse.

In den Sitten und der Lebensweise herrscht, ungeachtet der Residenz eines Hofes, noch manche Spur der alten republikanischen Einfalt und Tugend. Die späte Stunde der Mittagsmahlzeit scheint durch die Verbindungen und Beziehungen der vornehmeren Einwohner mit dem Prinzen, den Versammlungen der Generalstaaten und der höheren Dikasterien allmählig Sitte geworden zu seyn. In den meisten Häusern iſst man nicht vor drei Uhr, in den vornehmeren erst um vier; die arbeitende Klasse der Bürger macht indeſs hier, wie überall, eine Ausnahme, weil sie fester am alten Brauche hängt und im Grunde auch die Zwischenräume ihrer Mahlzeiten nach der Erschöpfung des Körpers abmessen muſs. Die Tafel wird in den besten Häusern mit wenigen, gut zubereiteten Speisen besetzt, und, so viel ich höre, hat das Beispiel der auswärtigen Gesandten und einzelner Familien des begüterten Adels den prassenden Aufwand und die leckere Gefräſsigkeit unseres Jahrhunderts noch nicht eingeführt. Das gewöhnliche Getränk bei Tische ist rother Wein von Bordeaux, dessen man sich doch mit groſser Mäſsigkeit bedient, theils weil man mehrere Stunden bei der Mahlzeit zubringt, theils auch, weil zwischen den Mahlzeiten bei der Pfeife Wein getrunken wird; denn diese behält durchgehends ihre Rechte und ist kaum noch aus einigen der ersten Häuser verbannt. Vielleicht wird sie bei der hiesigen feuchten, nebeligen Seeluft nöthiger und zuträglicher oder wenigstens unschädlicher als anderwärts, so sehr sie auch die Zähne verdirbt. Schwarze Zähne sieht man aber auch bei dem Frauenzimmer; sie werden vielleicht mit Unrecht auf Rechnung des täglich zweimaligen Theetrinkens gesetzt, da die hiesige alkalescirende Diät mir weit eher die Schuld zu tragen scheint.

Nun ich einmal des Frauenzimmers erwähnt habe, erwartest Du wohl ein Wort zur näheren Bezeichnung desselben; allein ich beziehe mich auf meine vorige Bemerkung: die gemischte Race im Haag gestattet mir kein allgemeines Urtheil. Die vielen, durch die Verbindungen des Hofes hieher gebrachten fremden Familien, die Französische reformirte Kolonie und die Mischungen der Niederländer selbst aus allen Provinzen tragen auf eine fast nicht zu berechnende Art dazu bei, den hiesigen Einwohnern eine mehrentheils angenehme, wenn auch nicht charakteristisch nationale Gesichtsbildung zu geben. Die Französische Mode herrscht übrigens, wie bei uns, mit unumschränkter Gewalt, und bestimmt die Bestandtheile, die Form und den Stoff des Anzuges. Bei der Mittelklasse scheint der Luxus nach Verhältniſs des Ortes und der Umstände sich noch ziemlich in Schranken zu halten; hier sah ich die Englischen groſsen Baumwollentücher oder *Shawls* in allgemeinem Gebrauch. Die Weiber aus der geringen Volksklasse und die Mägde erscheinen dagegen in einem den Fremden äuſserst miſsfälligen Costume. Ein kurzes, öfters weiſses Mieder, dessen Schöſse, wenn es deren hat, nicht zum Vorschein kommen, bezeichnet ungefähr die Holländische, zum Umspannen nicht gemachte Taille; allein die Anzahl der Röcke und ihre Substanz geben diesem Anzug etwas Ungeheures, so daſs die untere Hälfte des Körpers, von den Hüften bis an die Waden, in einer Art von kurzer, dicker Tonne zu stecken scheint. Auf dem Kopfe eine dicht anschlieſsende

Haube und bei den Landleuten darüber ein Strohhut, der um Rotterdam hinten gar keinen Rand, im Haag hingegen rundum einen gleich breiten Rand hat, aber jederzeit mit dunkelfarbigem bunten Kattun gefüttert ist, vollenden diesen Anzug. Die Tracht der Mannspersonen ist weniger ausgezeichnet und fast allgemein von der gröſsten Simplicität. Das Volk hat eine Vorliebe für die braune Farbe; fast alle Schifferjacken und Schifferhosen sind von braunem Tuch oder Boy. In der Klasse der Handwerker und Krämer sind groſse Perücken noch sehr gebräuchlich, und man sieht oftmals einen ehrbaren Bürger, der mit einem spitzen dreieckigen Hut auf der groſsen, runden Perücke und in einer bloſsen Weste mit Ärmeln gravitätisch über die Straſse geht.

Es wird uns schwer werden, wieder von hier wegzukommen; die Stunden gehen uns schnell wie Minuten hin, theils indem wir alle Sehenswürdigkeiten der Natur und Kunst in Augenschein nehmen, theils indem wir aus einer Gesellschaft in die andere gerathen, wo zwanglose Gastfreundschaft herrscht und die Forderungen eines an Geistesgenuſs gewöhnten Reisenden in vollem Maaſse befriedigt werden. Die Annehmlichkeit und Leichtigkeit der Haager im Umgang verräth den Einfluſs des Auslandes und des Hofes; allein der gebildete, lehrreiche Ton des Gespräches versetzt sie auf eine höhere Stufe sowohl der Anlagen als der Bildung, und giebt ihren Zirkeln gleichen Rang mit den gebildetsten in England und Frankreich. In gewisser Rücksicht haben sie vielleicht vor beiden einigen Vorzug; man wird weder durch Leichtsinn und sprudelnden Witz, noch durch düstere Zurückhaltung und Taciturnität in Verlegenheit gesetzt. Ein groſser

Reichthum von Ideen aller Art, hauptsächlich der statistischen und politischen, doch auch zugleich der im engern Verstande wissenschaftlichen, ist in beständigem Umlauf; vorzüglich sind hier, und überhaupt in Holland, naturhistorische Kenntnisse nebst klassischer und humanistischer Gelehrsamkeit allgemeiner als in manchen anderen Ländern verbreitet.

Den *Plato*, nicht etwa nur der hiesigen akademischen Schattengänge, sondern unseres Jahrhunderts, den eleganten und gelehrten *Hemsterhuis*, fanden wir sterbend und konnten ihn nicht mehr besuchen *). Wenn es noch eines Beweises bedürfte, dafs Feinheit der Empfindung, Reichthum und Wahl der Ideen, Politur des Geschmackes, verbunden mit der Fertigkeit und den subtilen Stacheln des ächten Witzes, mit der lichtvollen Ordnung einer herzlichen Philosophie und dem Dichterschmuck einer Alles verjüngenden Einbildungskraft, nicht an irgend eine Erdscholle gebunden sind, so würde wenigstens ein Mann, wie dieser, beweisen, daſs Holland nicht aus der Zahl der Länder ausgeschlossen ist, wo die edelsten Kräfte und die zartesten Empfänglichkeiten der menschlichen Natur den höchsten Punkt ihrer Entwickelung erlangen und die reiſsten Früchte bringen können. Der Geist, der in diesem schwachen Körper wohnt, ist so empfindlich für Harmonien aller Art, und leidet so im eigentlichen Verstande bei jedem Miſsverhältniſs in der sinnlichen, wie in der sittlichen Natur, daſs er sich sogar seiner vaterländischen Mundart nicht zum Vehikel seiner Gedanken bedienen konnte, sondern alle seine Werke Französisch schrieb und auch diese Sprache zu seinen Zwecken gleichsam umbildete, indem er ihr seinen eigenen Styl aufdrang. Seine Schriften sind unter uns weniger bekannt; als sie es verdienen; allein man muſs sie in der Ursprache lesen, wenn man von ihrer Attischen Eleganz, die oft nur ein unnachahmlicher Lebenshauch ist, nichts verlieren will.

---

*) Er ist kurz nach unserer Abreise gestorben.

Petrus Camper, einer der merkwürdigsten Männer, welche die Niederlande hervorgebracht haben, war durch einen unzeitigen Tod wenige Wochen vor unserer Ankunft seinem Freunde *Hemsterhuis* vorangegangen. Seine ausnehmenden Verdienste um die Naturgeschichte, die Anatomie und Wundarzneikunst sind allgemein bekannt; die Universalität seiner Kenntnisse und Fähigkeiten, und insbesondere sein richtiger Sinn für das Schöne der Kunst, sind es schon weniger. Er bossirte, wuſste den Bildhauermeiſsel zu führen, malte in Ölfarben und zeichnete auſserordentlich fertig mit der Feder. Er schrieb in vier Sprachen und arbeitete nicht nur mit unermüdeter Thätigkeit, sondern auch mit einem Feuer, dessen nur wahres Genie fähig ist. An seinem Beispiele konnte man abnehmen, was sich für die Wissenschaften ausrichten läſst, sobald eifriger Wille und hinreichende Mittel zusammentreffen. Ihm verdankt man in Holland die Einführung der Blatternimpfung und der in jenem Lande nicht minder wichtigen Impfung der ansteckenden Krankheit, die das Hornvieh hinwegrafft; sein rastloser Eifer bestritt und seine Kuren besiegten das thörichte Vorurtheil, welches die Vorsorge für die Gesundheit für einen Eingrif in die Rechte der Vorsehung hielt, wie man in der Türkei vor Zeiten das Löschen bei einem Brande anzusehen pflegte, bis die Erfahrung gelehrt hatte, daſs die Vorsehung in allen diesen Fällen auf die Anwendung der gesunden Vernunft mitgerechnet habe, und eben sowohl den Menschen, wie die Elemente und die Krankheitsmiasmen, zu ihren Werkzeugen gebrauche. Wenn *Camper* in irgend einer wichtigen Untersuchung begriffen war, konnte nur die Unmöglichkeit ihn hindern, sie durchzuführen; weder kleine noch groſse Hindernisse, wenn sie nicht unübersteiglich waren, schreckten ihn zurück, und wenn es ihm darauf ankam, ein Paar Gerippe von Thieren mit einander zu vergleichen, achtete er die Entfernung von London und Paris für nichts. Reisen überhaupt, diese groſse, unvergleichbare Quelle der sichersten Belehrung durch die eigenen Sinne, suchte er, so weit es anging, mit seinen Geschäften zu vereinbaren. Bei der brennenden Begierde das Gute, oder was er dafür hielt, zu wirken, war ihm die wissenschaftliche und selbst die praktisch medizinische Laufbahn zu enge. Er besaſs ein eigenes Vermögen von einer halben Million, und konnte folglich in dieser Rücksicht den Hof entbehren; allein er opferte dem Ruhm und der Ehre, mit einem Geiste, der freilich auch diese Leidenschaft adeln kann; und sowohl seine Bekanntschaft mit den inneren Angelegenheiten seines Vaterlandes, als seine auswärtigen Verbindungen, empfahlen ihn zu wichtigen Ämtern im Staate. In seiner Provinz Friesland hatte er Sitz und Stimme im Admiralitätskollegio, und gleich nach der Rückkehr des Erbstatthalters, dessen Rechte er eifrig verfochten hatte, ward er zum Mitglied des hohen Staatsrathes (*Raad van Staaten*) ernannt. Diese Anhänglichkeit an die Oranische Partei hätte indeſs für die Wissenschaften eine sehr nachtheilige Folge haben können. Schon wollte man in Francker sein Haus zu Klein

Lankum, wo er die unschätzbarste Präparaten- und Naturaliensammlung besaſs, mit Kanonen in den Grund schieſsen. In der Eile wurden die kostbarsten Stücke in Kisten gepackt oder vielmehr geworfen und fortgeschafft oder auch zum Theil vergraben. Als die Gefahr vorüber und die Ruhe wieder hergestellt war, strafte er seine Landsleute dadurch, daſs er ihnen seine Gegenwart und sein berühmtes Kabinet entzog.

Diese lehrreiche Sammlung haben wir hier mehrere Tage nach einander mit Bewilligung seines jüngsten Sohnes, des jetzigen würdigen Besitzers, sehr fleiſsig studirt, ob sie gleich für den Zergliederer, den Arzt, Wundarzt und Naturforscher Beschäftigung und Belehrung auf viele Wochen gewähren kann. Sie ist vorzüglich reich an solchen seltenen Stücken und Präparaten, welche die Funktionen der Theile des menschlichen

Körpers durch die Vergleichung mit ähnlichen, aber anders proportionirten Theilen verschiedener Thiere erläutern. So manche Einrichtung in der menschlichen Organisation muſste unerklärbar bleiben, bis ihr Nutzen an irgend einem Thiere, welches sie etwa in einem eminenteren Grade besaſs oder wo sich deutlicher die übrige Gestalt und Beschaffenheit des Körpers darauf zu beziehen schien, endlich offenbar ward und somit in der Behandlung gewisser Krankheiten ein neues Licht aufging. Zur Geschichte der Krankheiten, so fern ihre materielle Veranlassung an gewissen Theilen der Eingeweide sichtbar ist, hatte *Camper* viele der seltensten Präparate aufbewahrt, und mit nicht geringerem Fleiſs und Glück auch die Abarten der Menschengattung durch die abweichende Bildung ihrer Schedel zu erläutern gesucht *), wiewohl seine Sammlung in diesem Betracht weder so zahlreich ist, noch so viele Nationen in sich faſst, wie das Museum der Göttingischen Universität. Die Aufmerksamkeit auf den Knochenbau der Thiere, den man bisher zu sehr vernachlässigt hatte, ist seit kurzem fruchtbar an Entdeckungen gewesen. Zum erstenmal bewunderte ich hier die groſse Verschiedenheit des kleinen Orangutangs von dem groſsen, dessen Ankunft aus Borneo mir der selige *Camper* selbst vor mehreren Jah-

---

*) Den Beweis hiervon giebt die so eben herausgekom-

---

mene Schrift: Peter Camper über den natürlichen Unterschied der Gesichtszüge in Menschen verschiedener Gegenden und verschiedenen Alters; über das Schöne antiker Bildsäulen und geschnittener Steine; nebst Darstellung einer neuen Art, allerlei Menschenköpfe mit Sicherheit zu zeichnen. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von seinem Sohne, Adrian Gilles Camper. Übersetzt von S. Th. Sommerring. Mit zehn Kupfertafeln. 4. Berlin, 1792.

ren mit Frohlocken gemeldet hatte. Dieses Thier, das über vier Fuſs hoch wird, kommt in einigen Stücken dem Menschen noch näher, als der kleine, gewöhnliche Orangutang; hingegen weicht es in andern wieder mehr ab und geht in die Paviansgestalt über. Alles an seinem ungeheuren Schedel zeugt von Riesenstärke: der aufstehende Rand auf der Scheitel und über den Augenhöhlen, woran die Schläfemuskeln gesessen haben, das furchtbare Gebiſs und die gewaltigen Kinnbacken, welche zur Vertheidigung gegen die gröſsten Tiger völlig hinreichend zu seyn scheinen. Das Schaltbein des Oberkiefers, *(os intermaxillare)* welches keinem Thiere fehlt, war hier so verwachsen, daſs man es schlechterdings nicht erkennen konnte. Neben dieser Asiatischen Seltenheit will ich nur noch einer Afrikanischen erwähnen, nämlich eines Affen oder eigentlich einer

Meerkatze mit einer langen Nase; zum Belage der Behauptung, daſs auch dort, wo die Analogie und die Bildung des Schedels eine solche Conformation dieses Theiles höchst unwahrscheinlich machen, die Natur dennoch eine Gestalt ausprägen kann, deren Möglichkeit wir erst zugleich mit ihrer Wirklichkeit aus der Erfahrung lernen müssen. Ich übergehe den Unterschied zwischen dem Asiatischen einhörnigen und dem Afrikanischen zweihörnigen Nashorn, der hier an den beiden Schedeln, unter andern auch darin so auffallend ist, daſs diesem die Schneidezähne gänzlich fehlen, die jenes besitzt. Eben so wenig will ich Dich mit dem so offenbaren specifischen Unterschiede zwischen dem Asiatischen und Afrikanischen Elephanten, zwischen den Bären, die wir jetzt kennen, und jenen wenigstens viermal so groſsen, deren Gerippe man aus den Höhlen im Bayreuthischen aufgegraben hat, zwischen dem furchtbaren, unbekannten Thier, das ehemals am Ohio in Nordamerika existirte, und von dessen Knochen man in diesem Kabinet einige schöne Stücke antrift, und dem kaum halb so groſsen Elephanten, länger aufhalten. Der jüngere *Camper* hat diesem Kabinet noch eine prächtige, zum Theil auf seinen eigenen Reisen zusammengebrachte Mineraliensammlung einverleibt; auch besitzt er noch den unschätzbaren Nachlaſs von seines Vaters Handschriften, Zeichnungen, Kupferplatten und zum Drucke fertig liegenden Schriften, die der wahrhaft groſse Mann aus keiner andern Absicht zurücklegte, als um seiner Arbeit immer noch gröſsere Vollständigkeit zu geben. Der jetzige Besitzer des Kabinettes geht in wenigen Wochen damit nach Friesland auf sein Landgut zurück, weil ihm der Aufenthalt im Haag zu kostbar scheint;

ein Umstand, der zugleich den Maaſsstab der hiesigen Theurung und des hiesigen Aufwandes giebt.

Lyonnets vortreffliches Conchylienkabinet hatte ich schon vor zwölf Jahren gesehen; jetzt hatte es seinen gröſsten Werth für uns verloren, denn der Sammler selbst, der unnachahmliche Zergliederer der Weidenraupe, der ihre drittehalbtausend Muskeln zählte und das Werk vieler Jahre, die vollständige, bis an die äuſsersten Gränzen sowohl der menschlichen Sehkraft als des geduldigen Fleiſses getriebene Untersuchung dieses Insekts, mit eigener Hand in Kupfer ätzte, der berühmte *Lyonnet*, ist nicht mehr. Seine bewundernswürdigen Arbeiten waren nur die Frucht seiner Nebenstunden; den Generalstaaten diente er als geheimer Sekretair und Déchiffreur. Allein man respektirt in republikanischen Verfasssungen den individuellen

Charakter der Menschen und ihr freies Beginnen, anstatt mit dem Despotismus von dem falſchen Grundsatz auszugehen, daſs die Menschen nur für den Staat geschaffen und als Räder in der Maschine anzusehen sind, die ein Einziger bewegt. Daher ist dort dem Staate selbst die Muſse der Beamten heilig, während man in Despotien so viele traurige Beispiele sieht, daſs sie ohne Rast, und mit Aufopferung ihrer Individualität, ihrer Nachtruhe und ihrer Gesundheit das schwere Joch der Staatsgeschäfte tragen und als bloſse Werkzeuge ihren Verstand, ihr Herz und ihren Willen verläugnen müssen.

Wenn die wissenschaftliche Aufklärung hier groſse Fortschritte gemacht hat und einige wissenschaftliche Begriffe mehr als anderwärts in Umlauf gekommen sind, so darf man nicht vergessen, wie viel das Beispiel einzelner Männer dazu beitragen kann, wenn entweder ihr Charakter Achtung einflöſst oder ihr Standpunkt die Augen Aller auf sie richtet. Auſser dem Einfluſs, welchen *Hemsterhuis*, *Camper* und *Lyonnet* auf ihre Landsleute behaupteten, hat der Eifer, womit der ehemalige Russische Gesandte, Fürst *Dimitri Gallizin*, sich mehrere Jahre lang in allen Zweigen der Physik und neuerdings in der Mineralogie die gründlichsten Kenntnisse erwarb, unstreitig viel gewirkt, um sowohl diesen Wissenschaften selbst, als denen, die sich ihnen widmeten, in den Augen des hiesigen Publikums einen günstigen Anstrich zu geben. Das Mineralienkabinet des Fürsten enthält die Sammlung eines Kenners, der hauptsächlich dasjenige aufbewahrt, was in seiner Art selten und seiner Beziehungen wegen lehrreich ist. Wir bewunderten darin ein anderthalb Fuſs langes Stück von dem seit kurzem erst wieder bekannt gewordenen beugsamen Sandstein des *Peiresk*, der aus Brasilien gebracht wird, und wurden durch die Experimente des Fürsten überzeugt, daſs die decomponirten Granitarten des Siebengebirges bei Bonn, noch stärker als Basalte vom Magnet gezogen werden. In der Mineraliensammlung der Herren *Voet*, Vater und Sohn, überraschte uns nicht nur die Schönheit und Auswahl der Stufen, sondern auch die hier ganz unerwartete Vollständigkeit.

Ich nenne zuletzt ein Museum, welches in jeder Rücksicht die oberste Stelle verdient, und in der Welt kaum zwei oder drei Nebenbuhler hat, die man ihm mit einigem Recht an die Seite setzen kann: das wahrhaft fürstliche Naturalienkabinet des *Prinzen von Oranien*. Wenn man bedenkt, wie weit die Anlegung einer Sammlung von dieser Art die Kräfte des reichsten Privatmannes übersteigt, wie leicht hingegen ein Fürst, auch nur mit mäſsigen Einkünften, sich statt eines andern Vergnügens dieses Verdienst um die Wissenschaften erwerben kann, und endlich, wie unentbehrlich diese Anhäufungen aller bekannten Erzeugnisse des Erdbodens, zur allgemeinen Übersicht, zur zweckmäſsigen Anordnung, zur speciellen Geschichte der einzelnen Naturkörper und folglich zur Vervollkommnung der ersten, unentbehrlichsten unserer Kenntnisse sind; so erstaunt man, wie es möglich ist, daſs so viele Privatpersonen den Versuch gewagt haben, sich ein Naturalienkabinet zu sammeln, und daſs im Ganzen genommen die Potentaten gegen diesen wichtigen Zweig ihrer Pflichten so gleichgültig haben bleiben können. Freilich mag die widersinnige, oder, daſs ich richtiger schreibe, die negative Erziehung, die man den meisten Fürsten giebt, wohl Schuld daran seyn, daſs ihre Begriffe von der Wichtigkeit, dem Nutzen und der Nothwendigkeit der Dinge sehr oft mit denen, die andere vernünftige Menschen darüber hegen, in offenbarem Gegensatz stehen. Wie dem auch sei, so trift der Vorwurf jener Sorglosigkeit keinesweges den hiesigen Hof. Die Pracht, die Seltenheit, die Auswahl, der Aufputz und die sorgfältige Unterhaltung der Naturalien des Erbstatthalterischen Kabinets fallen nicht nur beim ersten Anblick auf, sondern die Bewunderung steigt, je länger und genauer man es untersucht. Die Geschenke, welche der Prinz zuweilen von den Gouverneuren der verschiedenen Holländischen Besitzungen in Indien erhält, so ansehnlich sie auch sind, verschwinden in der Menge und Mannigfaltigkeit dessen, was für seine Rechnung aus allen Welttheilen hinzugekauft worden ist. Das mühsame Geschäft, ein so berühmt gewordenes Museum an einem von Reisenden so frequentirten Orte täglich vorzuzeigen, würde bald, da es ganz auf Einem Manne ruht, dem überdies die Sorge für die Erhaltung und Vermehrung des Ganzen übertragen ist, die Kräfte dieses Einen erschöpfen, wenn man nicht zwischen dem groſsen gaffenden Haufen und dem Naturforscher von Profession einen Unterschied machte. Die gewöhnlichen Neugierigen eilen hier, wie im Brittischen Museum zu London, in Zeit von zwei Stunden durch die ganze Enfilade von Zimmern. Gelehrte hingegen haben freien Zutritt, so oft und so lange sie wollen: eine Erlaubniſs, die man zuweilen mit Unbescheidenheit gemiſsbraucht hat, der wir aber auch schon die wichtigsten Aufschlüsse, zumal im Fache der Thiergeschichte, verdanken. Hier war es, wo *Pallas* zuerst den Grund zu seinem nachmaligen Ruhm als Naturforscher legte. Herr *Vosmaer* führte uns freundschaftlich zu verschiedenenmalen in diesem reichen Tempel der Naturwissenschaft umher, und zeigte uns auch die neu hinzu gekommenen Stücke, die noch nicht an ihrem bestimmten Orte aufgestellt waren, wie z. B. das Skelet eines der gröſsten Krokodile aus dem Nil, und auf dem Boden das Gerippe des *Camelopardalis* der Alten oder der Giraffe der Neuern, dieses seltsamen Thieres, das mehr einem Traum der Einbildungskraft, als einem Glied in der Naturkette ähnlich sieht, und von dessen Trab, wie man sagt, der Springer im Schachspiel seinen Gang entlehnt. Sein ungeheuer langer Hals, der vorzüglich dazu beiträgt, ihm eine Höhe von achtzehn Fuſs zu geben, besteht doch nur, wie bei allen vierfüſsigen, säugenden Thieren, aus sieben Wirbeln; so streng beobachtet die Natur selbst in ihren excentrischen Gestalten das Gesetz der Analogie. Von dem groſsen Orangutang, wovon *Camper* bloſs den Schedel besitzt, enthält das fürstliche Museum das vollständige Gerippe mit ungeheuer langen Armen, wie der bekanntere langarmige Affe, (*Gibbon, Golok* oder *Lar.*) Es wäre thöricht, in Ernst das Merkwürdigste aus einem Kabinet ausheben zu wollen, wo dem Naturforscher *alles* merkwürdig ist, und wo man dem Nichtkenner mit leichter Mühe jedes einzelne Naturprodukt von einer wichtigen und interessanten Seite darstellen kann; es wäre unmöglich und ermüdend zugleich, das lange Verzeichniſs des ganzen Vorraths abzuschreiben. Genug, das Kabinet, wo man mit Vergnügen die Nashörner und Fluſspferde neben dem kleinsten Spitzmäuschen und Kolibritchen bemerkt, und wo, des groſsen, schon vorhandenen Reichthums ungeachtet, noch immer für neue Vermehrungen gesorgt wird, verdient in jeder Rücksicht die Aufmerksamkeit des Dilettanten und des Kenners. Die Menagerie des Prinzen im Loo hat den Fehler einer ungesunden Lage, und dient daher zu wenig mehr, als zur Pflanzschule für das Naturalienkabinet.

Ich könnte Dir jetzt noch etwas von den Versammlungszimmern der Generalstaaten und der hohen Dikasterien, im alten Schloſs, im Oraniensaal, u. a. O. sagen, wenn ich nicht Vorkehrungen zu unserer Abreise treffen müſste, die noch diese Nacht vor sich gehen soll. Ein wahrer *Deus ex machina* ist herabgefahren, um die Bande zu lösen, die uns an den Haag gefesselt hielten. Morgen um zwölf Uhr stehen wir auf dem Admiralitätswerft in Amsterdam, und sehen den neuen Triton vom Stapel laufen; kaum bleibt uns so viel Zeit, daſs wir von jedermann Abschied nehmen und uns über den Schmerz der allzu frühen Trennung beklagen können.

XXV.

Amsterdam.

In einer Nacht hat sich unser Schauplatz so sehr verändert, daſs nichts gegenwärtig Vorhandenes eine Spur des gestrigen in unserm Gedächtniſs weckt. Wir leben in einer andern Welt, mit Menschen einer andern Art. Wir haben zwei Schauspiele gesehen, die ich Dir zu schildern wünschte, um Deiner Einbildungskraft den Stoff zu einigen Vorstellungen von Amsterdam zu liefern. So spät es ist, will ich es noch diesen Abend versuchen; die Gespenster des Geschehenen sind noch wach in meinem Kopf, und gönnen mir keine Ruhe.

Wir standen auf dem Werft der Admiralität; uns zur Seite stand das prächtige Arsenal, ein Quadrat von mehr als zweihundert Fuſs, auf achtzehntausend Pfählen ruhend, und ganz mit Wasser umflossen. Schon waren wir durch seine drei Stockwerke gestiegen und hatten die aufgespeicherten Vorräthe für ganze Flotten gesehen. In bewundernswürdiger Ordnung lagen hier, mit den Zeichen jedes besondern Kriegesschiffs, in vielen Kammern die Ankertaue und kleineren Seile, die Schiffblöcke und Segel, das grobe Geschütz mit seinen Munitionen, die Flinten, Pistolen und kurzen Waffen, die Laternen, Kompasse, Flaggen, mit Einem Worte *alles*, bis auf die geringsten Bedürfnisse der Ausrüstung *). Vor uns breitete sich die unermeſsliche Wasserfläche des Hafens aus, und in dämmernder Ferne blinkte der Sand des flachen, jenseitigen Ufers. Weit hinabwärts zur Linken hob sich der Wald von vielen tausend Mastbäumen der Kauffahrer; die Sonnenstralen spielten auf ihrem glänzenden Firniſs. Am Ufer und nah und fern auf der Rhede lagen theils abgetakelt und ohne Masten, theils im stolzesten Aufputz mit der Flagge, die im Winde flatterte, und dem langen, schmalen Wimpel am obersten Gipfel der Stengen, die gröſseren und kleineren Schiffe der Holländischen Seemacht. Wir ehrten das Bewuſstseyn, womit uns der Hafenmeister die schwimmenden Schlösser zeigte und mit Namen nannte, deren Donner noch zuletzt so rühmlich für Holland auf Doggersbank erscholl. Mit ihm bestiegen wir den Moritz von vier und siebenzig Kanonen, ein neues Schiff, das schon im Wasser lag, und staunend durchsuchten wir alle Räume, wandelten umher auf den Verdecken, und betrachteten den Wunderbau dieser ungeheuren Maschine. Zur Rechten lagen die

---

*) Dieses ganze Gebäude mit allen seinen Vorräthen brannte im Jahr 1791 ab, wodurch dem Stat ein Verlust von etlichen Millionen verursacht worden ist.

Schiffe der Ostindischen Kompagnie bis nach der Insel Osterburg, wo ihre Werfte sind. Die ankommenden und auslaufenden Fahrzeuge, sammt den kleinen rudernden Booten belebten die Scene. Um uns her auf dem geräumigen Werfte feierten die Tausende von Kattenburgern *) von ihrer Arbeit; in mehreren groſsen und kleinen Gruppen ging und stand die zehntausendköpfige Menge von Zuschauern; ein buntes Gewühl von See- und Landofficieren in ihren Uniformen, von Zimmerleuten in ihrem schmutzigen Schifferkostume, von müſsigen, umhertobenden Knaben, von ehrsamen Amsterdammer Bürgern und Frauen, von Fremden endlich, die aus allen Ländern hier zusammen treffen und einander oft so sehr überraschen, wie uns

---

*) Die Einwohner der Insel Kattenburg, worauf die Admiralitätswerfte liegen, sind mehrentheils Arbeiter in denselben.

hier eben jetzt die Erscheinung unseres *R.* aus Göttingen.

Endlich naht der entscheidende Augenblick heran. Man stellt uns vorn an den Kiel der neuen Fregatte, so nah daran, daſs der getheerte Bauch über unseren Köpfen schwebt. Völlig sicher stehen wir da und bewundern diese Kunst der Menschen, die jeden Gedanken von Gefahr entfernt. Könnte das Schif umwerfen, statt abzulaufen, so lägen hier Hunderte von uns zerschellt. Jetzt werden die Blöcke weggeschlagen, worauf es noch ruht; jetzt treibt man hinten einen Keil unter, um es dort höher zu heben; man kappt das Tau, woran es noch befestigt war — und nun, als fühlte der ungeheure Körper ein eigenes Leben, nun fängt er an, erst langsam und unmerklich, bald aber schneller sich zu bewegen; schon krachen unter ihm die kleinen, untergelegten Bretter, und sieh!

jetzt gleitet er mit immer zunehmender Geschwindigkeit ins Meer! Tief taucht sich der Schnabel ein, bis das Wasser die ganze Masse trägt; eben so tief versinkt jetzt wieder das Hintertheil; die Fluthen laufen hoch am Ufer hinauf, und die umliegenden Schiffe schwanken hin und her. Es jauchzt und frohlockt die Menge der Waghälse, die auf dem neuen Triton über unseren Köpfen wegfahren; sie schwenken ihre Hüte und ein lauteres Jubelgeschrei vom Lande übertönt ihre Stimmen. So hebt sich himmelan das Herz von stolzer Freude über das Wollen und Vollbringen des menschlichen Geistes!

Ich weile noch einen Augenblick auf diesem Schauplatz der umfassendsten Geschäftigkeit; denn sie ist es, der die Stadt und selbst die Republik ihr Daseyn und ihre Gröſse verdanken, und in der Betrachtung dieses Phänomens werden zugleich die Hauptzüge des Nationalcharakters offenbar. Welches andere Volk in Europa hatte den ausdauernden Muth gehabt, mit *Philipp* dem Tyrannen, dem mächtigen Beherrscher beider Indien und seinen Nachfolgern den achtzigjährigen Krieg zu führen? Welches Volk hätte nicht in dem unglücklichen Jahr 1672, als *Ludwig der Vierzehnte* schon bis Muiden vorgedrungen war, ich will nicht sagen, sich ergeben, sondern zu zahlen aufgehört? Nur mit ihren durch den Handel erworbenen und concentrirten Kräften, mit ihren vorsichtig aufgehäuften Materialien zum Schiffbau und zur Ausrüstung ihrer ungeheuren Flotten, konnten die Niederländer so lange der vereinigten Seemacht von Frankreich und England die Spitze bieten; allein ohne die freiwillige Einschränkung auf die ersten Bedürfnisse des Lebens, diese hohe Republikanertugend, die hier wenigstens in eben dem Maaſse raisonnirt als klimatisch und körperlich war; hätten sie zu einem solchen langwierigen Wettstreit weder physische Kräfte noch Stärke der Seele gehabt. Wahrlich, die Besonnenheit, die mit unermüdetem Fleiſse, mit dem redlichen Bestreben nach einem Vermögen, welches der Erwerb ihrer eigenen Hände sei, mit Geschicklichkeit in den mechanischen Künsten und Talent zu ihrer Vervollkommnung, mit Kühnheit auf dem Meere, mit Tapferkeit im Kampfe, mit Standhaftigkeit in Gefahr, mit Beharren in Widerwärtigkeit, mit Enthaltsamkeit im Überfluſs, und, was über dieses alles geht, mit unauslöschlicher Freiheits- und Vaterlandsliebe verbunden ist — die darf man wohl etwas mehr als bloſses Phlegma nennen!

Also, nicht dem Auge allein, sondern auch dem Verstand erscheint Amsterdam von der Wasserseite in seinem höchsten Glanze.

Ich stelle mich in Gedanken in die Mitte des Hafens, und betrachte links und rechts die Gruppen von vielen hundert Schiffen aus allen Gegenden von Europa; ich folge mit einem flüchtigen Blick den Küsten, die sich nach Alkmaar und Enkhuisen erstrecken und auf der andern Seite hin, den Busen des Texels bilden. Die Stadt mit ihren Werften, Docken, Lagerhäusern und Fabrikgebäuden; das Gewühl des fleiſsigen Bienenschwarmes längs dem unabsehlichen Ufer, auf den Straſsen und den Kanalen; die zauberähnliche Bewegung so vieler segelnden Schiffe und Boote auf dem Südersee, und der rastlose Umschwung der Tausende von Windmühlen um mich her — welch ein unbeschreibliches Leben, welche Gränzenlosigkeit in diesem Anblick! Handel und Schiffahrt umfassen und benutzen zu ihren Zwecken so manche Wissenschaft; aber dankbar bieten sie ihr auch wieder Hülfe zu ihrer Vervollkommnung. Der Eifer der Gewinnsucht schuf die Anfangsgründe der Mathematik, Mechanik, Physik, Astronomie und Geographie; die Vernunft bezahlte mit Wucher die Mühe, die man sich um ihre Ausbildung gab; sie knüpfte ferne Welttheile an einander, führte Nationen zusammen, häufte die Produkte aller verschiedenen Zonen — und immerfort vermehrte sich dabei ihr Reichthum von Begriffen; immer schneller ward ihr Umlauf, immer schärfer ihre Läuterung. Was von neuen Ideen allenfalls nicht hier zur Stelle verarbeitet ward, kam doch als roher Stoff in die benachbarten Länder; dort verwebte man es in die Masse der bereits vorhandenen und angewandten Kenntnisse, und früher oder später kommt das neue Fabrikat der Vernunft an die Ufer der Amstel zurück. — Dies ist mir der Totaleindruck aller dieser unendlich mannigfaltigen, zu Einem Ganzen vereinigten Gegenstände, die vereinzelt und zergliedert so klein und unbedeutend erscheinen. Das Ganze freilich bildet und wirkt sich ins Daseyn aus, ohne daſs die Weisesten und Geschäftigsten es sich träumen lieſsen; sie sind nur kleine Triebfedern in der Maschine und nur Stückwerk ist ihre Arbeit. Das Ganze ist nur da für die Phantasie, die es aus einer gewissen Entfernung unbefangen beobachtet und die gröſseren Resultate mit künstlerischer Einheit begabt; die allzu groſse Nähe des besonderen Gegenstandes, worauf die Seele jedes Einzelnen, als auf ihren Zweck, sich concentrirt, verbirgt ihr auch des Ganzen Zusammenhang und Gestalt. —

Nachmittags machten wir nach unserer Gewohnheit einen Spaziergang durch die Stadt. Die Aussicht von der Amstelbrücke hält den Vergleich mit der Maas bei Rotterdam nicht aus; dagegen sind die Hauptstraſsen an den groſsen Kanälen (*Heerengraft*, *Printzengraft*, *Keyzersgraft* u. a. m.) weit länger und breiter als selbst der schöne *Boompaes*, und ihre Häuser sind groſsentheils Palläste. In einer kleinen Stadt fällt das Gewühl mehr auf, als hier, wo man Raum hat, einander auszuweichen; allein es giebt auch in Amsterdam Gegenden, wo man sich nur mit Mühe durch das Gewimmel in den engen Gassen durchdrängen kann. Den ganzen Tag herrscht überall ein unaufhörliches Getöse; die unzähligen Equipagen der Bürgermeister und Rathsherren, Staatsbeamten, Direktoren der Ostindischen Kompagnie, Ärzte und üppig gewordenen Reichen, der ununterbrochene Waarentransport und die deshalb so oft aufgezogenen Zugbrücken sperren den Weg und verursachen ein beständiges Rufen und Gerassel; vom frühen Morgen an schreien Männer und Weiber auf allen Straſsen mancherlei Sachen zu verkaufen aus; die Kirchthürme haben Glockenspiele, und des Abends wandern Leiermänner und singende Weiber umher.

Im Rathhause, diesem groſsen, prächtigen, mit architektonischen Zierathen und Fehlern überhäuften Gebäude, welches gleichwohl einige sehr schöne Säle und Zimmer enthält, sahen wir unter vielen Gemälden eins von *Rembrandt*, und eins von *van Dyk*, die als Porträtsammlungen einen hohen Rang behaupten. Es ist auffallend, wie die besten Stücke von *Bakker*, *Flinck*, *van der Helst*, *Sandraert* und andern guten Malern wegfallen, wenn man den *van Dyk* gesehen hat. Composition ist indeſs in keinem; denn es sind lauter an einander gedrängte Bildnisse von bekannten Männern, manchmal vierzig, funfzig und noch mehr auf Einem Gemälde. Die allegorischen Schildereien und Bildsäulen, sowohl im Gerichtssaal als im groſsen Bürgersaal und in der Bürgermeisterkammer, sind leider! keine Ausnahmen von der allgemeinen Regel, die der modernen Allegorie eben nicht zum Ruhm gereicht. . . .

Den Beschluſs unseres heutigen Tagewerkes machte die Holländische Komödie. Man gab *Merciers Zoë*, ein Drama, (*Toneelspel*) in gereimte Verse übersetzt. — Wie ich den ganzen Tag auf die physische Bildung und die Gesichtszüge des Volkes aufmerksam gewesen war, so lieſs ich mir auch auf diesem Sammelplatz der Amsterdammer Bürgerwelt die Fortsetzung meiner Beobachtungen angelegen seyn. In der That hält es schwer, die charakteristischen Umrisse bestimmt anzugeben, worin das Unterscheidende der Holländischen Nationalgestalt liegt. Der ganze Körper ist gewöhnlich sehr robust, und man

wird

wird selten eine Figur von feinen, eleganten Proportionen und zartem Knochenbau gewahr. Das Überfütterte aber, das Schlaffe, Abgespannte, wodurch die Brabanter uns so zuwider wurden, habe ich hier nur als seltene Ausnahme bemerkt; gewöhnlich ist hier alles feste Faser und derbes Fleisch. Der blonde Teint hat die starke Kirschenröthe der blutreichsten Gesundheit, wobei die Haut nur selten so zart zu seyn pflegt, wie unsere Weichlinge sie verlangen und unsere Mädchen, diesem Geschmacke zu gefallen, sie sich wünschen und durch tausend fruchtlose Künste zu schaffen suchen. Das blaue oder graue Auge hat unter den dichten Augenbrauen einen festen, kalten Blick. Lange Nasen und gerade Profile sind nicht ungewöhnlich, und die Mundwinkel laufen selten scharf zu, sondern bleiben gutmüthig breit, womit zuweilen ein Ausdruck von Beschränktheit verbunden ist. Wie verschieden aber auch der Schnitt der Lippen sei, (denn es giebt deren, die allerdings sonderbar geschnitten sind und zumal unter dem Pöbel etwas Keckes, oft auch etwas Hartes verrathen,) so scheint mir doch um den Mund und an dem Halse das allgemeine physiognostische Wahrzeichen, welches die Holländer kenntlich machen kann, am deutlichsten ausgeprägt. Ohne Scherz, ich glaube, daſs die Theile, welche die Sprache bilden, wieder von ihr und für sie gebildet werden, und die hiesige ganz eigene vokalenreiche Mundart, mit ihren vielen breiten Doppellauten, ihren Gurgeltönen und ihrem weichen Gezisch, ertheilt der Kehle, der Zunge, den Mundmuskeln, Halsmuskeln und Wangen die eigenthümliche Bewegung, die mit der Zeit auf die Gestalt dieser Theile wirkt. Man hat, wenn ich mich recht erinnere, die Bemerkung schon eher gemacht, daſs die republikanische Verfassung den Sitten und zugleich dem Ausdruck der Gesichtszüge etwas Einförmiges giebt; ich finde hier das Phänomen bestätigt, was es auch für eine Bewandniſs mit der Ursache haben mag. Indeſs herrscht doch in den hiesigen Physiognomien ein bestimmter Charakter, der mit der Erziehung und Lebensweise, mit der Denkungsart und der Ausbildung im engsten Verhältnisse steht. Man sage nicht, weil überall nur eine kleine Anzahl von Begriffen unter den geringeren Volksklassen in Umlauf kommt, daſs es gleichviel sei, worin diese bestehen und von welcher Art sie seyn mögen. Die überwiegende Stärke, womit hier gewisse moralische Grundsätze auf die Handlungen des groſsen Haufens einflieſsen, die ebenfalls in Gefühl übergegangenen Ideen von Freiheit, die davon unzertrennliche Selbstachtung und die gefürchtete Gerechtigkeit der öffentlichen Meinung oder der allgemeinen Stimme des Publikums, wirken, nebst vielen anderen Ursachen, um diese Menschen auf eine Stufe der Humanität zu heben, welche vielleicht von anderen Völkern mit glänzenderen Eigenschaften nicht immer erreicht wird und über den Standpunkt der faden Racen unendlich erhaben ist, die, gegen den Sporn der Ehre und der Schande unempfindlich, ihre Leere und moralische Nullität nur mit dem Firniſs der Nachahmung und eines aberwitzigen Leichtsinnes übertünchen. Es ist wahr, man vermiſst hier ziemlich allgemein jene leichte, spielende Flamme des Geistes, die aus dem Sterne der Augen leuchtet, im Aufschlag der Wimper proteusähnlich sich verändert, in den ſeinen Fältchen der Stirne lauscht und des Mundes gedankenreiche Stille umgaukelt; jenen leisen Lebensathem, der alles durchhaucht, jene Empfindung, die *nur* empfunden werden kann, jenen Blitz, der in einem Augenblick zehn entfernte Ideen zündet und in die Feuerkette des Gedankens knüpft! Hier ist der Geist in der Masse gebunden und mit ihr verkörpert; roh, schwerfällig und einseitig ist der Volkssinn, aber nicht ohne Originalität und Energie. Das Vertrauen in eigene Kräfte, die selbstzufriedene Behaglichkeit, gewinnt oft das Ansehen von kalter Unempfindlichkeit; die langsame bedächtige Gleichmüthigkeit kann zuweilen in Trägheit und Amphibienzähigkeit ausarten; das entschiedene Wollen geht über in Starrsinn, und die nüchterne Sparsamkeit in Habsucht und Geiz. Solche Karrikaturen dringen sich durch ihre eckigen Züge dem Gedächtniſs am leichtesten auf, und darüber vergiſst nicht selten der Beobachter die Tugenden anzumerken, aus denen sie entspringen.

Diese unvollkommenen Entwürfe sind von den geringeren und mittleren Volksklassen entlehnt, aus denen im Holländischen Theater der gröſste Theil der Zuschauer besteht. Was reich ist und vornehm thut, besucht die Französische oder auch die Deutsche Truppe. Eine so unpatriotische Lauigkeit gegen die vaterländische Bühne hat die natürlichen Folgen der Vernachlässigung gehabt und dieses Schauspiel zu einer plumpen Volksbelustigung herab gewürdigt. Die einzige Entschuldigung, die man vorbringen könnte, liegt in dem Dilemma: ob es besser sei, dem Volke auf die Gefahr seiner Sittlichkeit, etwas mehr ästhetisches Gefühl einzuflöſsen, oder ihm mit seiner Unmanierlichkeit seinen fest ausgesprochenen Charakter zu lassen? Die ungebildete Sinnlichkeit bedarf jederzeit eines kräftigen Stachels, womit sie aufgeregt und gekitzelt werden muſs; es gehören in der That nicht nur gesunde, sondern auch dicke Nerven dazu, um das Gebrüll und Geheul der hiesigen Schauspieler zu ertragen und so fürchterlich zu beklatschen. In meinem Leben habe ich nichts Entsetzlicheres als ihre Deklamation gehört. Deklamation war es vom Anfang bis zum Ende des Stückes, ohne einen Moment von wahrem Ausdruck der Empfindung, ohne einen Zug von Natur — und dennoch war augenscheinlich dieses Geplärr ein Kunstwerk, dessen Erlernung den Schauspielern unglaubliche Anstrengung gekostet haben muſs, ehe sie ihre brutale Vollkommenheit darin erlangten. In der Sprache liegt wenigstens Eine Veranlassung, wiewohl gewiſs keine Rechtfertigung, dieser beleidigenden Art des dramatischen Vortrages; die häufigen, stets wiederkehrenden Vokale und Doppellaute (*a, aa, ae, ai, o, au, oo, ou, ow* u. s. f.) verursachen eine Monotonie, welcher man nicht anders abzuhelfen wuſste, als vermittelst einer Modulation, die in lauter Dissonanzen forthüpft; ein Ohr, das Harmonie gewohnt ist, hat dabei völlig die Empfindung, wie wenn mit der gröſsten Wuth ein Contrebaſs unaufhörlich gestimmt wird. Die Mimik entsprach genau dieser Deklamation. Wären die Holländischen Schauspieler so ehrlich, wie die Kamtschadalen, die ohne Hehl die Bären für ihre Tanzmeister erkennen, so würden sie gestehen, daſs sie von den Windmühlen gestikuliren gelernt haben. Ihre Arme waren unaufhörlich in der Luft, und die Hände flatterten mit einem krampfhaften Zittern und ausgespreizten Fingern in einer Diagonallinie vor dem Körper vorbei. Die Stellung der Herren lieſs mich oft besorgen, daſs ein heftiges Bauchgrimmen sie plagte; so bog sich mit eingekniffenem Unterleib der ganze obere Theil des Körpers vorwärts, indeſs die Arme senkrecht, den Schenkeln parallel, herabhingen. Geriethen sie aber in Affekt, so warfen sie sich auf den ersten besten, der ihnen nahe stand, gleichviel von welchem Geschlecht; und hatten sie etwas zu bitten, so wälzten sie sich im Staube, umfaſsten — nicht die Kniee — sondern die Waden und Knöchel und berührten fast mit der Stirne die Erde. Die Heldin des Stückes stieg auch wieder einmal eben so mit dem Kopf und den Händen, in bestimmten *tempi*, an den Beinen und Schenkeln ihres Vaters hinan, bis bald in seine Umarmung; unglücklicher Weise konnten sie damals noch nicht einig werden, und er stieſs sie endlich mit beiden Händen zur Erde, daſs sie wie ein Sack liegen blieb. Diese Schauspielerin besaſs gleichwohl noch die meiste Kunst und, wenn ich das Wort nicht entweihe, sogar einigen Sinn für die Kunst; allein sie blieb doch mit den andern auf Einen Ton gestimmt. Sie hatte eine hübsche Figur und wuſste sie vortheilhaft zu zeigen; ihre Stimme, wie ich fast durchgehends an den Holländerinnen bemerke, war ein tiefer Tenor. Die Mannspersonen hatten, nach Holländischer Sitte, den Hut beständig auf dem Kopf, welches jedoch im Parterre weit unerträglicher als auf der Bühne war. Von der Feinheit des Betragens im Parterre lieſse sich ein artiger Nachtrag zum *Grobianus* schreiben; ein unaufhörliches Plaudern war das geringste, worüber ein Fremder hier in Erstaunen gerathen konnte. Die unbequeme Einrichtung der Sitze veranlaſst manchen Auftritt, der anderwärts genau wie eine Indecenz aussehen würde; denn an Gefälligkeit und Achtung, die ohne persönliche Rücksicht ihrem Geschlecht erzeigt werden müſste, dürfen die hiesigen Frauenzimmer nicht denken.

Ich habe über diese Erinnerungen an die mannigfaltigen Auftritte, die wir heute mit angesehen, nicht daran gedacht, Dir zu erzählen, wie wir hergekommen sind; Du wirst es nicht mehr so wunderbar finden, daſs ich hier schon in die dritte Stunde schreibe, wenn Du erfährst, daſs wir die vorige Nacht ganz ruhig geschlafen haben, während der Genius dieses wasserreichen Landes, in Gestalt eines wackern Schiffers, uns sanft vom Haag nach Harlem führte. Der Graf *B.* von B. hatte uns die prächtige Jacht verschafft, die den Bürgermeistern vom Haag gehört. Wir fanden beim Einsteigen zwei saubere Betten, mit allem versehen, was die verwöhntesten Sinne von Eleganz und Bequemlichkeit verlangen können. Kaum hatten wir uns ausgekleidet, (es war gleich nach Mitternacht) so ertönte überall in den Gebüschen längs dem Kanal das Lied der Nachtigallen, und sang uns in den Schlaf. Am folgenden Morgen erwachten wir eben, indem die Barke bei Hartekamp vorbeifuhr, jenem Garten des reichen *Clifford*, wo der groſse *Linné* sich so manche botanische Kenntnisse erwarb. Es kostete einen Wink, so lieſs unser Palinurus die Betten verschwinden. Wir blickten auf die umliegende Gegend durch zehn Fenster, deren jedes in einer überaus groſsen Scheibe von prächtigem geschliffenem Spiegelglase bestand, und fast schien sie uns dadurch einen besondern Grad von Anmuth zu erhalten. Der Morgen hatte Thränen im Auge; doch kamen auch Sonnenblicke und beleuchteten die Wiesen und Triften, die Dünen, die Meierhöfe und die Lustgärten, zwischen denen wir mit unmerklicher Bewegung hinschlüpften. An den Ufern bald auf dieser, bald auf jener Seite lagen ruhig wiederkäuend die schönen Niederländischen Kühe. Schon zeigten sich die Thürme von Harlem, als der Capitain auf einem zierlichen Bord von Mahagoni das silberne Theegeschirr der Herren Bürgermeister hereinbrachte; nie hat man wollüstiger auf weich gepolsterten Sitzen im Angesicht einer lachenden Landschaft gefrühstückt. Vor den Thoren von Harlem stand, unsrer harrend, ein schönes Kabriolet, mit ein Paar unvergleichlichen Harttrabern bespannt; denn *B*— wollte nichts zur Hälfte gethan haben. Wir verlieſsen also unsern lieblichen Käfig und fuhren oder flogen zwei Stunden lang auf einem vortreflichen Wege. Von Zeit zu Zeit sahen wir Leute mit Schaufeln stehen, womit sie die fast unmerklichen Fahrgeleise zuwarfen; andere schöpften Wasser aus dem Kanal und bespritzten den Weg, damit der wenige Staub sich legte. So eilten wir längs dem Harlemer Meer bis an den Punkt, wo nichts als der Straſsendamm es von dem gröſseren *Y* scheidet. Auf dieser Stelle hat die Aussicht eine erhabene Gröſse; beide Gewässer sind von so weitem Umfange, daſs man ihre entfernten Gränzen am Horizont nicht erkennen kann; man glaubt auf einem kleinen Eiland im unermeſslichen Meere zu stehen. Indeſs näherten wir uns dem geschäftigen, volk- und geldreichen Amsterdam; eine Menge Windmühlen zeichneten uns am Horizont seinen Umfang vor; in einer katholischen Stadt von dieser Gröſse hätten hundert Kirchen mit ihren stolzen Thürmen den Anblick aus der Ferne verschönert. — Aus der Ferne! —

XXVI.

Amsterdam.

In dem entnervenden Klima von Indien gewöhnen sich die Europäischen Eroberer nur gar zu leicht an Asiatische, weichliche Uppigkeit und Pracht. Treibt sie hernach das unruhige Gefühl, womit sie dort vergebens Glück und Zufriedenheit suchten, mit ihrem Golde wieder nach Europa zurück, so verpflanzen sie die Orientalischen Sitten in ihr Vaterland. Man straubt sich zwar in Republiken eine Zeitlang gegen die Einführung des Luxus; allein der übermäſsige Reichthum bringt ihn unfehlbar in seinem Gefolge. Wenn gleich nüchterne Enthaltsamkeit mehrere Generationen hindurch die Ersparnisse des Fleiſses vervielfältigte, so kommt doch zuletzt das aufgehaufte Kapital an einen lachenden Erben, der über die Besorgniſs hinaus, es nur vermindern *zu können*, die Forderungen der Gewinnsucht mit der Befriedigung seiner Sinne reimen lernt. Unglücklicherweise pflegt dieser Aufwand selten anders als barbarisch und geschmacklos zu seyn, da der Sinn des Schönen, wodurch der Luxus allein erträglich wird, eine frühzeitige Bildung voraussetzt, die dem Sohn eines kargen Reichen nicht zu Theil werden kann. Von dieser Seite hat die Ämsigkeit, wovon man hier so viele Beispiele sieht, der das Sammeln, statt bloſses Mittel zu bleiben, alleiniger engherziger Zweck geworden ist, etwas Empörendes; man erkennt an ihr zu deutlich den Übergang einer vereinzelten tugendhaften Gewohnheit durch ihr Extrem in das verwandte Laster, die Metamorphose der schönen, edlen Sparsamkeit in niedrigen, verächtlichen Geiz. In dieser traurigen Abgestorbenheit, die alle Verhältnisse des Menschen, bis auf

das

das Eine mit seinem Mammon, gänzlich vernichtet, geht nicht nur die Möglichkeit der individuellen Ausbildung verloren, sondern auch die Erziehung des künftigen Besitzers wird so sehr vernachlässigt oder verschroben, daſs, wenn Temperament und Beispiel ihn in der Folge zum Prasser machen, sein Miſsbrauch der ererbten Schätze genau so unmoralisch bleibt, wie es des Vaters Nichtgebrauch derselben war.

Ich mache diese Betrachtung, indem ich erwäge, welche unzählige Verbindungen von nie vorherzusehenden Ursachen zur Entstehung eines Volkscharakters mitwirken können, und wie sehr man Unrecht hat, den spaten Enkeln eine Schuld beizumessen oder auch ein Lob zu ertheilen, wovon der Grund vor Jahrhunderten in einer nothwendigen Verkettung der Umstände gelegt worden ist. Die Widerwärtigkeiten, womit die Holländer in früheren Zeiten zu kämpfen hatten, stärkten in ihnen den hartnäckigen Geist der Unabhängigkeit. Ihre Freiheitsliebe führte sie zu groſsen Aufopferungen; ihre Enthaltsamkeit ward ihnen zur andern Natur. Indeſs alle Nationen Europens bereits einer Üppigkeit fröhnten, die, gleich einer ansteckenden Seuche, weder Geschlecht, noch Alter, noch Stand verschonte, blieben sie allein unangefochten von ihrem verführerischen Reiz, in rauher, unzierlicher, republikanischer Einfalt. Aber ihr Muth, der ihnen das reiche Batavia schenkte, ihr Handelsfleiſs, dem alles Gold von Asien und Europa in der Hand zurückblieb, ihre Sparsamkeit selbst, die ihnen wehrte, die gesammelten Schätze wieder zu zerstreuen, bereiteten die jetzige Anwendung derselben vor. Jetzt befinden sich die Holländer in der Lage aller spät reifenden Völker; indem sie aus jenem vegetirenden Leben erwachen, sehen sie ihre Vorgänger in der Laufbahn des Genusses als Muster an, denen sie mit verdoppelten Schritten, oder vielmehr mit einem Sprunge, nacheilen wollen, und diese unglückliche Nachahmung stört sie in dem ruhigen Gange der ihnen angeeigneten Entwicklung.

Dem physischen und klimatischen Naturell der Holländer, wie ihrem besonnenen Gemüthscharakter, ziemte die äuſserste Simplicität; ihre Kultur durfte sich nie von dieser Grundlage entfernen; sie muſste lediglich darauf gerichtet seyn, dem Einfachen Eleganz und Gröſse beizugesellen. Der bunte, kleinliche Luxus der Mode, der glatte Firniſs herzloser Sitten, die wortreiche Leere der Ideen des Tages, stehen ihnen wie erborgte Kleider. Witz, Laune und Geist können unsere Aufmerksamkeit von diesen Miſsverhältnissen des Welttons abziehen; ihr munteres Spiel kann wenigstens auf einige Augenblicke ergötzen, wenn schon nicht entschädigen für den Mangel an Schönheit und Harmonie; Französische Leichtigkeit endlich, scheint zu diesem Flitterstaate zu passen, wie Schmetterlingsflügel zum Schmelz der brennendsten Farbenkontraste. Bei anderen Nationen können zwar diese flüchtigen Blüthen des Französischen Charakters als einzelne Erscheinungen hervorsprossen; sie gehören aber nie zu dem specifischen Gepräge, womit die Natur und das Schiksal sie von einander ausgezeichnet haben. Allen Deutschen und Nordischen Völkern (fast möchte ich auch die Engländer mit einschliefsen) macht daher ihre Organisation und ihre ganze Geistesanlage einen edleren Ernst und eine überlegte Einheit des Betragens zur natürlichen Pflicht; jede Abweichung von dieser Norm bestraft sich selbst durch die davon unzertrennliche Lächerlichkeit, die niemanden so komisch auffällt, wie dem leichtsinnigen Volke, dessen Tracht und Manieren man ungeschickt nachahmen will. Selten wird ein Franzose sich die Zeit nehmen, den eigenthümlichen Werth des Deutschen, Holländischen und Englischen Nationalcharakters auszuforschen und anzuerkennen; kein Wunder also, wenn ihm auf den ersten Blick die meisten fremden Gesellschaften eine Ähnlichkeit mit einem Abderitischen Maskenball zu verrathen scheinen, wo niemand Talent und Versatilität genug besitzt, um dem gewählten Charakter gemaſs seine Rolle zu spielen, sondern jeder treuherzig den ganzen Scherz darin sucht, hinter einer bedeutenden Larve ein Schafsgesicht zu verstecken.

Es ist nicht etwa eine neue Ketzerei, die ich da predige; von allem unserm Beginnen gilt die Regel, daſs eigene Empfindung sich damit gleichsam identificiren muſs, um es mit einer gewissen Würde zu stempeln. Die Religion selbst ist eben darum so tief herabgesunken, weil sie bei den meisten Menschen als ein bloſs überkommenes Erbstück im Gedächtniſs haftet und nicht bis ins Herz und aus dem Herzen wieder, als eine schöne Blume der individuellen Menschheit, an das Licht gedrungen ist. Die Wissenschaften werden verächtlich im Munde des Lehrers, der sie mechanisch erlernte, um sie mechanisch herzuleiern. Die Formeln des gesitteten Umganges ekeln uns an, wenn kein Gefühl des Schicklichen, keine wahre Achtung für die eigene und die fremde Moralität sie länger würzt, ob sie gleich ursprünglich daraus entstanden. Der nachgeahmte Luxus, der nicht mit originellem Kunstsinn bezeichnet ist, kann eben so wenig einen angenehmen Eindruck machen, wie jene Papageien- und Pudelkünste;

er erscheint nie an seiner rechten Stelle, und bleibt dort immer fremd, wo man ihn nicht erfand. Ich trete nur an den Putztisch des Frauenzimmers, um mir noch einen Beleg zu dieser Wahrheit zu holen. Unsere Kleidermoden entlehnen wir von Frankreich; allein wer dieses Land je betreten hat, wird mir bekennen müssen, daſs ihre Extravaganz und Unnatürlichkeit dort lange nicht so unerträglich scheinen, wie auſserhalb seiner Gränzen. Wie wenig Sinn für das ächte, Einfachschöne der Natur man immer den Französinnen zugestehen mag — einen Sinn für das Passende und Gefällige des Anzuges wird man ihnen schwerlich abstreiten können. Sie sind gleichsam Eins mit ihrem Putz, und die Erfindung des Tages erhält unter ihren Händen das richtige Verhältniſs zu ihren persönlichen Reizen. Wenn hingegen eine fremde Tracht zu ihren Nachbarinnen herüberkömmt, bringt sie fast immer das empörende Schauspiel einer unbedingten Nachahmung zuwege; im Theater, in den Assembleen, in den Concert- und Tanzsalen sieht man nur lebendige Puppen, die ohne die mindeste Rücksicht auf ihren verschiedenen Körperbau und ihre Gesichtszüge, mit völlig gleichförmigem Putz *behangen* sind.

Dieser Kontrast zwischen der erborgten Kleidung und der Gestalt so wie dem Charakter des Frauenzimmers, scheint mir hier noch auffallender als bei uns zu seyn und zuweilen an Karrikatur zu gränzen. Wir haben die schöne Welt von Amsterdam im Französischen Theater versammelt gesehen, welches hier auf Subskription von einigen der vornehmsten Häuser unterhalten wird, und wo niemand Zutritt haben kann, der nicht von den Theilnehmern Billets bekommt. Der Unterschied der Sitten zwischen diesem Publikum und jenem in dem Holländischen Schauspielhause zeigte schon, daſs hier die erlesenste Gesellschaft versammelt war. Alle Mannspersonen waren sauber gekleidet, zum Theil reich geputzt, und niemand lieſs es sich einfallen, den Hut aufzusetzen. Unter den Damen zeigte sich manches hübsche Gesicht, dem nur etwas von jener allgemeineren Belebung fehlte, die eine zarte, rege Empfänglichkeit verräth. In Amsterdam mag wohl nicht der Geist auf den Wassern schweben; er schwebte nicht einmal in dem Walde von Strauſs- und Hahnenfedern, nicht in den Bändern, nicht in den Halstüchern, worin sich diese schöne Nixen, wie in Wolken, hüllten. Ihre Schuld ist es indeſs auch nicht, wenn sich überall der *Ixion* findet, der die *Wolke* für *Juno* selbst ansieht.

Zum Abstich laſs Dir eine Erscheinung

einer andern Art beschreiben: ein Mädchen, jung und schön, mit einem Teint von Lilien und Rosen, Lippen von Korall, gesunden schönen Zähnen und feinen, regelmäſsigen Zügen des kleinen Mediceischen Kopfes; kurz, ein Geschöpf, als hatt' es *Prometheus* geschaffen — und *seinen* gestohlenen Feuerfunken mocht' es auch schon empfinden. Ihr Haar verbarg sie unter einer dicht anliegenden Kappe von feiner Gaze. Drei längliche, gebogene, goldene Spangen von getriebener Arbeit, die sich durch ihre Elasticität fest anschlossen, schienen diese Kappe am Gesicht fest zu halten; die eine ging über die Stirn hin und drückte sich nicht weit vom linken Schlaf ein; die beiden anderen lagen über den Ohren und knippen die vollen Wangen. In den Ohrläppchen hingen kleine viereckige Zierathen von Metall, wie kleine Vorhängeschlösser, und über beiden

Schläfen, an den Augen hinab, spielten feine, spiralförmig gewundene Schlängelchen von Silberdrath. Um den Hals ging eine dicke Schnur von rothen Korallen, vorn mit einem goldenen Schlosse. Eine unförmliche Juppe von Kattun mit langen abstehenden Schöſsen und an den Ärmeln einem kleinen zusammen genähten Flügel; sodann die häſslichen, bauschigen Unterröcke und ein Paar Pantoffeln ohne Hackenstücke dazu, vollendeten den ganzen Anzug. Nicht wahr? man muſs auſserordentlich schön seyn, um es in diesem Wildenschmuck noch zu bleiben? Wäre diese Dirne einem Reisenden in Ost- oder Westindien begegnet, so hätte er ihren barbarischen Kopfputz einer Abbildung werth geachtet und über das Ungeheure und Abentheuerliche im Geschmack der ungebildeten Völker lang und breit disserirt; denn wir bedenken nie, wie ähnlich wir den Wilden sind, und geben diesen Namen sehr uneigentlich allem, was in einem anderen Welttheile nicht Parisisch gekleidet ist. In Alkmaar und Enkhuisen, und überhaupt in Nordholland, ist die Tracht dieses Mädchens allgemein üblich. Wir sahen sie in dem durch *Peter den Groſsen* so berühmt gewordenen Sardam, wo sonst die Weiber über die gewöhnliche Holländische Kleidung mit schwarz seidenen Nonnenkappen erscheinen, die hinten und vorn den Hals und die Schultern bedecken und wunderhäſslich aussehen.

Sardam oder *Zaandam*, wie es sonst eigentlich heiſst, verdienet so wenig wie der Haag ein Dorf genannt zu werden; es ist ein groſser Flecken, der allmälig zur Gröſse einer Stadt herangewachsen ist und seine eigene Regierung hat. Die Einwohner sind auch nichts weniger als Bauern, wofür man sie gewöhnlich auszugeben pflegt, sondern reiche Kapitalisten, Schiffbaumeister, Handwerker aller Art und Arbeiter in den unzähligen Fabriken, Werften und Mühlen. Der Ort ist überaus niedlich und reinlich; fast ein jedes Haus mit seinem Gärtchen ist eine Insel und wird von einem Kanal umflossen. Da indeſs das Wasser in diesen Kanalen jederzeit mehr oder weniger stockt, so halte ich die Luft hier keineswegs für gesund. Die Straſsen sind äuſserst sauber und regelmäſsig mit kleinen Backsteinen gepflastert; es ist aber dessen ungeachtet von der übertriebenen Reinlichkeit keine Spur, worin, wie man uns versichert hatte, Sardam mit dem schönen Dorfe Broek übereinkommen soll. Broek wird von reichen Kaufleuten aus Amsterdam bewohnt, die dort der ländlichen Ruhe genieſsen und nur — noch täglich auf der Börse erscheinen. So ein *Holländischer Alfius* hat also, wie Du siehst, noch über den Römischen zu raffiniren gewuſst und verbindet das Landleben mit dem Aktienhandel, da *Horaz* dem seinigen nur die Wahl läſst:

jamjam futurus rusticus,
omnem relegit Idibus pecuniam;
quaerit Calendis ponere.

Dort soll man wirklich die Schuhe ausziehen müssen, ehe man durch die Hinterthür in den Tempel der Holländischen Reinlichkeit eingelassen wird: dort sind die Häuser und die Bäume mit bunten Farben bemalt; die Eigenthümer selbst genieſsen die altmodigen Herrlichkeiten nicht, die sie dort angehäuft haben, und — sonderbar genug! — sie wissen nicht einmal von jenem Genusse der Ostentation, die so gern mit ihren Schätzen prunkt; das Bewuſstseyn, sich einen solchen Raritätenkasten erbaut zu haben, genügt ihnen so vollkommen, daſs ein Fremder selten

Erlaubniſs erhalten kann, seine Neugier darin zu befriedigen. Um sie her herrscht eine Todtenstille; kein lebendiges Geschöpf darf sich dem Dorfe nähern, aus Furcht es zu verunreinigen; alle Thüren sind verschlossen, die kostbaren Vorhänge tief herab gesenkt, und nichts regt sich, auſser dem Wucherer, der im verborgensten Kämmerchen in seinem Golde scharrt.

Wir nehmen diese Beschreibung auf Treu' und Glauben; denn es bleibt uns keine Zeit übrig, uns durch eigene Erfahrung von ihrer Richtigkeit zu überzeugen. In Sardam, wie gesagt, geht es mit Menschen und Thieren so natürlich zu, wie in der übrigen Welt. Die Häuser sind nach Maaſsgabe der Bewohner sehr verschieden; ich habe sehr ärmliche, hölzerne Hütten und groſse steinerne Häuser gesehen; breite Straſsen und enge Gäſschen; einfache und mit Farben angestrichene Bäume, und einen Wald, oder, mit dem *Ritter von la Mancha* zu reden, eine Armee von beinahe zweitausend Windmühlen, worin alles, was nur durch diese Vorrichtung bereitet werden kann, bis zur Übersättigung der Wiſsbegierde fabricirt wird. Der Schiffbau ist noch jetzt ein wichtiger Zweig der hiesigen Betriebsamkeit, wiewohl er seit einiger Zeit sehr abgenommen hat. Die Einwohner, oder eigentlich der Pöbel von Sardam, besteht groſsentheils aus so genannten Patrioten, die sich während der letzten Unruhen geweigert haben, für die Prinzlichgesinnten zu arbeiten und jetzt, zur Strafe, von diesen keine Arbeit bekommen. Das Häuschen, wo der Schöpfer der Russischen Despotie gewohnt hat, ist winzig klein und mit einem ärmlichen Hausrath versehen. Seine Schlafſtelle ist in der Wand angebracht, und ich glaube nicht, daſs seine lange Figur darin hat ausgestreckt liegen können. Man zeigt den Fremden sein *éloge historique*, Französisch gedruckt, sein Bildniſs in Kupferstich, das jemand aus Paris hieher geschenkt hat, und eine kleine goldene Denkmünze, etwa funfzehn Dukaten schwer, ein Geschenk der jetzigen Russischen Kaiserin. Es ist merkwürdig genug, daſs dieser auſserordentliche Mann gerade das aus seinem Staate gemacht hat, was er hat machen können und wollen. Eine andere Frage ist wohl, ob es nicht zu wünschen wäre, er hätte etwas anderes gewollt und gekonnt? Ruſsland hat nun eine Marine — aber hat es auch Sitten? Damals war vielleicht so etwas zu versuchen; jetzt dürfte selbst *Peters groſse Nachfolgerin* die Aufgabe nicht mehr ausführbar finden; denn die feine Verderbniſs der neuesten Kultur auf den rohen Stamm der Barbarei geimpft, ist nur ein Hinderniſs mehr. —

Wenn auf der einen Seite die Verminderung des Holländischen Handels, die Stokkung des Geldumlaufes, die Einführung des Luxus und die Erschlaffung der vaterländischen Sitten ein trauriges Bild der Vergänglichkeit menschlicher Einrichtungen und des unausbleiblichen Verfalles der Reiche im Gemüth des Beobachters zurücklassen; so giebt es doch auch Gegenstände in Amsterdam, die zu erfreulicheren Betrachtungen Anlaſs geben und den Zeitpunkt der gänzlichen Auflösung so weit in die dunkle Zukunft hinauszurücken scheinen, daſs die Einbildungskraft wieder Feld gewinnt, sich noch ein blühendes Zeitalter der Republik, wenn auch nicht in politischer Hinsicht, so doch mit Beziehung auf die Privatglückseligkeit der Einwohner, als Resultat einer höheren Kultur und eines geläuterten Geschmackes, mit frischen Farben auszumalen. An Mitteln zur

Erreichung dieses Endzweckes wird es nicht fehlen, wenn auch der Handel noch ungleich gröſsere Einschränkungen leiden sollte; die Zinsen der bereits angelegten Kapitalien sind fast allein hinreichend, die Einwohner zu ernähren. Im Jahr 1781 hatten sie nicht weniger als achthundert Millionen Gulden in Europa ausgeliehen. Die ungleich gröſseren Summen, die im Waarenhandel oder in den kostbaren Anlagen unzähliger Fabriken sich verinteressiren, die Fonds, womit die Wallfisch- und Heringsfischereien betrieben werden, die der Ost- und Westindischen Compagnien, die eigenen Staatsschulden der vereinigten Niederlande, endlich der Ertrag des Erdreiches, wovon ich nur beispielsweise anführen will, daſs Nordholland allein auf den drei Märkten von Alkmaar, Hoorn und Purmerend, in einem Durchschnitt von sieben Jahren, jährlich an Käse vierzehn Millionen

Pfunde verkauft hat, — machen zusammen eine Masse von Reichthum aus, wobei es den Niederländern, und sollte sich ihre Anzahl auch auf drittehalb Millionen belaufen, um ihre Existenz nicht bange werden kann.

Es fälllt aber auch in die Augen, daſs seit einigen Jahren die Wissenschaften und Künste in Holland und insbesondere in Amsterdam merkliche Fortschritte gemacht und von den reichen Kaufleuten auſserordentliche Unterstützung genossen haben. Die öffentliche Lehranstalt, das so genannte Athenäum, welches seit anderthalb Jahrhunderten mit verdienstvollen Männern besetzt gewesen ist und dem Staate manchen vortreflichen Kopf gezogen hat, zeichnet sich noch gegenwärtig sowohl durch seine nützlichen Institute, als durch geschickte Lehrer in allen Fächern aus. Das schöne anatomische Kabinet, welches *Hovius* sammelte, steht jetzt unter der

Aufsicht des gelehrten Professors *Bonn*. Der botanische Garten, wo ehedem *Commelin* die Wissenschaft so sehr bereicherte, ist gegenwärtig dem nicht minder berühmten *Burmann* anvertraut, der sein thätiges Leben gänzlich der Erhaltung seiner Mitbürger weiht und vom frühen Morgen an, bis in die Nacht, die einzige Stunde des Mittagsessens ausgenommen, seine Kranken besucht. Dies ist das Loos aller hiesigen Ärzte von einigem Ruf und insbesondere des als Physiker so allgemein geschätzten Dr. *Deiman*, dem man die neuerlichen pneumatisch-elektrischen Experimente verdankt. Die ungesunde Lage von Amsterdam und die starke Bevölkerung kommen zusammen, um die Zahl der Kranken, zumal in den Sommermonaten, hier so stark heranwachsen zu lassen, daſs ein Arzt, der sehr *en vogue* ist, mehrmal im Tage Pferde wechseln muſs. Unter den Gelehrten, die wir hier kennen lernten, nenne ich mit wahrer Achtung einen *Wyttenbach*, dessen philologische Verdienste man auch bei uns und in England zu schätzen weiſs, einen *Nieuwland*, dessen Bescheidenheit noch gröſser ist, als das auszeichnende Genie, womit er sich selbst zum Mathematiker und Sternkundigen gebildet hat, endlich den würdigen *Cras*, der mit der Jurisprudenz eine so ausgebreitete als gründliche Belesenheit in vielen anderen Zweigen der Litteratur, eine allgemeine humane Theilnahme an allem, was unserer Gattung frommen kann mit dem gebildetsten Ton, und wahre Gastfreundschaft mit dem Wohlstand, der sie möglich macht, ohne Anmaſsung verbindet. Ich könnte Dir noch den wackern *Hieronymus de Bos* rühmen, dem die ernsthaften Beschäftigungen eines Geheimschreibers *(Clerk)* der sechs und dreiſsig Rathsherren den feinen Sinn für Römische Dichtkunst nicht benommen haben; ich könnte lange bei dem wunderschönen Kabinet des Schatzmeisters der Ostindischen Compagnie, Herrn *Temminck*, verweilen und Dir die unnachahmliche, anderwärts noch nie erreichte Vollkommenheit in der Kunst die Vögel auszustopfen, anschaulich zu machen suchen; ich könnte Dir die Menge und Schönheit der neuen Gattungen von Vögeln rühmen, womit der edle Sonderling, *le Vaillant*, diese Sammlung seines ersten Wohlthäters und Beschützers bereichert hat; allein es ist Zeit, daſs ich noch mit einigen Zeilen eines Instituts erwähne, welches vielleicht nur in Amsterdam so schnell entstehen und zur Reife gedeihen konnte, — ich meine das prachtvolle *Felix meritis* *).

---

*) Der Sinnspruch, der die Interessenten dieses Unternehmens vereinigte und womit sie auf das Glück an-

Vor ein paar Jahren hatten einige der reichsten Einwohner von Amsterdam den Gedanken, für die wissenschaftliche Bildung und die Erweckung des Kunstsinnes unter ihren Mitbürgern zu sorgen. Jene Leere, welche dem Kaufmann, nach vollbrachter Arbeit, in seinen Nebenstunden bleibt, sollte nun ausgefüllt und sein Kopf mit Ideen bereichert werden, die zum Glück des Lebens so viel mehr als todte Schätze beitragen können und um deren Erwerb die vorige Generation sich gleichwohl so wenig bekümmert hatte, daſs auch die jetzige ihren Mangel noch nicht hinlänglich fühlte. Die Beschaffenheit des Unterrichtes sollte zu gleicher Zeit für das Bedürfniſs des schönen Geschlechtes berechnet seyn, und indem man dieser empfänglicheren Hälfte

---

spielten, welches wissenschaftliche Verdienste gewähren, ist zugleich der Name des Instituts geworden.

unserer Gattung die Quellen der Erkenntniſs eröffnete, glaubte man mit Recht auf eine dreifache Art für die Männer zu sorgen, theils durch Erweckung eines edlen Wetteifers zwischen beiden Geschlechtern, theils weil man ihrem häuslichen Glück durch die Vervollkommnung ihrer Gattinnen und Töchter zu vernünftigen und wohlunterrichteten Gesellschafterinnen einen wesentlichen Zuwachs verschaffte, theils aber auch, indem man die ersten Erzieherinnen der künftigen Generation mit zweckmäſsigen Kenntnissen ausrüstete und ihre Urtheilskraft schärfte und übte. Man umfaſste die ganze Masse der Belehrung, deren man zu bedürfen glaubte, in den fünf Klassen der Philosophie, der Mathematik, der schönen Wissenschaften, der Tonkunst und der Zeichenkunst. Zur Philosophie rechnete man Naturkunde, Physik und Chemie, so wie zur Mathematik noch die Sternkunde.

Die Ausführung dieses Planes war dem Umfange und der Bestimmung desselben, so wie der Stadt und des Publikums würdig. Eine Million Gulden — ich sage noch einmal: *eine Million Gulden!* — wurden zusammengeschossen, und an der *Heerengraft*, der vornehmsten Straſse in der Stadt, erhob sich ein prächtiger Bau, durchaus zu diesem Endzweck eingerichtet, an dessen Fronton der Sinnspruch der Gesellschaft: *Felix meritis*, in groſsen goldenen Buchstaben prangt. Jede Klasse hat hier ihre eigenen Säle und Zimmer, ihre Instrumente und anderweitigen Erfordernisse. Der Concertsaal ist eine schöne Rotunde, die beinahe neunhundert Menschen enthalten kann und wo das Orchestra nebst den Öfen und Luftzügen dem Baumeister vorzüglich Ehre macht. Der Saal, wo man nach lebendigen Modellen zeichnet, hat ebenfalls eine zweckmäſsige Einrichtung und Beleuchtung. Das physikalische Kabinet und die Sternwarte im obersten Stock waren noch nicht fertig; überall aber herrschte Vollständigkeit, Eleganz und reiner Geschmack. Die gelehrten Mitglieder bezeigen ihren Eifer durch die Vorlesungen, die sie zur Belehrung der anderen halten. Einen schöneren Bund der Menschen als diesen kann man sich nicht denken, wo jeder in die gemeinschaftliche Masse bringt, was er auf seinem Wege fand, es sei nun Gold oder Wissenschaft. Die Anzahl der Interessenten soll sich gegenwärtig beinahe auf eintausend belaufen.

Wie ungeduldig oder wie spöttisch würde man bei dieser Erzählung in vielen Gesellschaften fragen, ob denn dieses Institut gar keine Mängel habe? Es ist so leicht, indem man tadelt, einige Kenntnisse geltend zu machen, dafs man gewöhnlich zuerst an allen Dingen das Fehlerhafte hervorsucht und darüber oft ihre wesentlichen Vorzüge vergiſst; recensiren und tadeln sind daher im Wörterbuche manches jungen Gelehrten vollkommene Synonymen. Ich gebe zu, daſs eine strenge Prüfung auch hier verschiedene Gebrechen entdecken würde; allein ich kann mir jetzt den Genuſs nicht schmälern lassen, den ein so lebhafter Enthusiasmus für das Gute gewährt. Man nannte uns einige demokratisch gesinnte Kaufleute als die Hauptstützen dieses Unternehmens. Die heitere Aussicht in die Zukunft, welche diese Anwendung ihrer Kapitalien ihnen eröffnet, sollte ihnen das traurige Andenken an ihre miſslungenen politischen Plane aus dem Sinne schlagen helfen. Es kann nun gleichgelten, welche Partei das Recht auf ihrer Seite hatte: das erste Bedürfniſs des Staates ist Aufhellung der Begriffe und Läuterung des Geschmackes; denn nur auf diesem Wege wird ein richtiges Urtheil über das wahre Interesse des Bürgers möglich. Unwissenheit ist der groſse allgemeine Unterdrücker aller gesellschaftlichen Verträge, und diesen zu stürzen durch sanfte, wohlthätige Verbreitung des Lichtes der Vernunft, ist fürwahr die edelste Rache.

Reine Vaterlandsliebe kann überall nur das Eigenthum einer geringen Anzahl von Auserwählten seyn und in unseren Zeiten, wo auf der einen Seite blinde Anhänglichkeit an altes Herkommen, auf der andern tiefes Sittenverderbniſs und vermessene Neuerungssucht herrschen, wäre es kein Wunder, wenn diese erhabene Tugend beinahe gänzlich ausgestorben schiene. Der Kampf des unvernünftigen Vorurtheils mit aufgeblasenem Halbwissen bringt überall der wahren Bildung der Nationen mehr Schaden als Gewinn, und hält die Menschheit vom Ziele ihrer Vervollkommnung entfernt. Ohne die zarteste Reizbarkeit des moralischen Gefühls kann die Entwickelung der übrigen Geisteskräfte genau so gefährlich werden, als ihre Vernachlässigung es bis dahin gewesen ist; die Ertödtung aber jenes Gefühls, diese unverzeihliche Sünde des religiösen und politischen Despotismus, der die Menschheit in den Ketten der mechanischen Gewöhnung gefangen hält, bereitet jene furchtbaren Zerrüttungen vor, die von der jetzigen Art der Fortschritte im Denken unzertrennlich sind. In Holland hält die Orthodoxie gebunden, was die freiere Staatsverfassung vor weltlicher Übermacht beschützte. Natürlicherweise ging daher das Bestreben der wenigen redlich gesinnten Patrioten auf die Befreiung des Volkes vom schweren Joche der Meinungen; sie wünschten den Einfluſs der orthodoxen Geistlichkeit zu vermindern und den Zeloten unter ihnen Schranken zu setzen. Allein diesen uneigennützigen Charakter konnte die Partei nicht beibehalten, sobald sie das Süſse der Herrscherrolle gekostet hatte; um die Oberhand, um das Ruder im Staate, galt der Kampf, und *eine* Aristokratie wollte die andere vertreiben. Im Taumel des Sieges hätte man die Stimme der Mäſsigung nicht gehört und manchen willkührlichen Schritt gethan, die Herrschaft der Vernunft zu erweitern, die gleichwohl nur über freiwillige Untergebene gebieten kann. Der Hof kannte die Macht der Geistlichkeit über die Majorität der Gemüther; er wuſste sich diese Stütze zu sichern und gab dadurch einen Beweis von Regentenklugheit, den man nur deshalb weniger achtet, weil er nicht ungewöhnlich ist. Thörichter kann in der That kaum eine Forderung seyn, als diese, die man jetzt so oft machen hört, daſs in einem Zeitpunkt, wo Eigennutz und Privatinteresse mehr als je mals die Götter des Erdenrundes geworden sind, gerade die Fürsten der Lieblingsneigung des menschlichen Herzens, der Herrschsucht, und den Mitteln, wodurch sie ihrer Befriedigung sicher bleiben, freiwillig entsagen sollen.

Die Vernunft der Wenigen, die ein Herz sie zu wärmen hatten, ist auch hier zu der edlen Reife gediehen, die sich selbst genügt, still und ruhig wirkt, auf Hoffnung säet und mit Vertrauen harrt. In schwächeren Köpfen gährt und braust der Reichthum neuer und heller Begriffe mit den ungezähmten Leidenschaften, und gebiert riesenhafte Entwürfe, wilde Schwärmerei, ungeduldigen Eifer. Das Volk ist nirgends, mithin auch hier nicht, reif zu einer dauerhaften Revolution, weder der kirchlichen noch der politischen Verfassung; überall fehlt das Organ, wodurch der Geist der Gährung in dasselbe übergehen, sich mit ihm verbinden und eine gemein-

schaft-

schaftliche, vorbereitende Stimmung bewirken soll; überall scheitern die Versuche, sowohl der namenlosen Ehrgeizigen, als der gröſsten Menschen, eine neue Ordnung der Dinge einzuführen. In Holland herrscht noch die intolerante Synode von Dordrecht, und ein *Hofstede* darf ungestraft verfolgen, verurtheilen und verfluchen. Selbst in England wagt es die gesetzgebende Macht nicht mehr, seit *Gordons* Aufruhr zu Gunsten der bedrückten Religionsparteien etwas zu unternehmen. Was *Friedrich der Groſse* und *Joseph der Zweite* in ihren Staaten der Vernunft einräumen wollten, wird entweder von ihren Nachfolgern vorsichtig zurückgenommen oder von ihren Unterthanen ungestüm vernichtet. Hier müssen allmalig Religionsedikte und Katechismusvorschriften erscheinen; dort (in Brabant) wiegelt der Clerus das Volk zur Empörung auf und usurpirt die Rechte des Regenten. In Italien versinkt die Synode von Pistoja in ihr voriges Nichts; am Rhein wird an *Josephs* Sterbetage die Emser Punktation zerrissen. Spanien und Portugal schlafen noch den Todesschlaf der betäubten Vernunft; und ob in Frankreich die Heiligkeit der Hierarchie versinken wird vor der gröſsern Heiligkeit des Staatskredits, liegt noch vom Schleier der Zukunft tief verhüllt. Diese allgemeine Übereinstimmung ist nicht das Werk des Zufalls: eine allgemeine Ursache bringt sie hervor; und warum wollten wir der Politik den Sinn absprechen, die Zeichen der Zeit zu erkennen? Warum wollten wir von der Weisheit der Kabinette verlangen, daſs sie eher das unmündige Menschengeschlecht sich selbst überlassen sollte, als jene unverkennbare Majestät der Wahrheit hervorleuchtet, gegen welche die Willkühr ohnmächtig und ihr Widerstand eitel ist?

Eine ganz andere Frage ist es aber, ob die herrschende Partei in allen Ländern und von allen Sekten weise handelt, ihre Übermacht noch jetzt in ihrem äuſserſten Umfange geltend zu machen, oder ob es nicht rathlicher wäre, zu einer Zeit, wo sie noch mit guter Art Concessionen machen kann, dem Genius der Vernunft ein Opfer zu bringen? Es sei die Bewegung, die einmal entstanden ist, auch noch so schwach, so ist sie doch durch keine Macht mehr vertilgbar. Vom Druck erhalten Parteien und Sekten ihre Spannkraft; der Widerstand erhärtet ihren Sinn, die Absonderung giebt ihnen Einseitigkeit und Strenge; Miſshandlung macht sie ehrwürdig; ihre Standhaftigkeit im Leiden flöſst Enthusiasmus für sie ein; ihre Kräfte, extensiver Wirksamkeit beraubt, wirken in ihnen selbst subjektive, romantische Tugend. Alsdann bricht plötzlich ihr Feuer unaufhaltsam hervor und verzehrt alles, was sich ihm widersetzt. Die Revolutionen, welche gewaltsamer Druck veranlaſst, sind heftige, schnelle, von Grund aus umwälzende Krämpfe, wie in der äuſsern Natur, so im Menschen. Es ist unmöglich, dem Zeitpunkt einer solchen Veränderung zu entgehen; allein ihn weit hinaus zu rücken, bleibt das Werk menschlicher Klugheit, welche die Gemüther durch Nachgiebigkeit besänftigt und, wo sie nicht uberreden kann, wenigstens den Zwist vermeidet, der die unausbleibliche Folge einer unbilligen Behandlung der Andersgesinnten ist.

Die in Holland wieder hergestellte Ruhe hat unläugbare, wohlthätige Folgen für seine innere und äuſsere Betriebsamkeit hervorgebracht; man hat einem zerrüttenden Bürgerkriege vorgebeugt, dessen Ausgang ungewiſs war, der aber in dem jetzigen Zeitpunkt, wo

England ohnehin schon allen Aktivhandel an sich reiſst, unheilbare Wunden geschlagen hatte. Wie sehr ist es nicht bei dieser guten Wendung der Sache zu bedauern, daſs die siegende Partei keine Schonung kannte, sondern sich vielmehr für berechtigt hielt, die beleidigte zu spielen und die Hälfte der Nation für ihre — Meinungen zu bestrafen! Meinungen, in so gleichen Schalen gewogen, daſs eine Nation sich ihrentwegen in zwei beinahe gleich starke Hälften theilt, können ohne Ungerechtigkeit keiner von beiden zum Verbrechen gedeutet werden. Man hatte nun einmal auf beiden Seiten das Schwert gezogen für etwas — wie chimärisch es immer sei — was man für Freiheit hielt. Besiegt zu werden und den Irrthum eingestehen zu müssen, ist unter solchen Umständen schon Strafe genug; hier eine desto empfindlichere Strafe, je gewisser die besiegte Partei durch ihre entschiedene Mehrheit ihren Endzweck zu erreichen hoffen durfte, wenn eine fremde Dazwischenkunft nicht der Schale gegen sie den Ausschlag gegeben hätte. Allein die Rachsucht der Sieger hat in Holland dreihundert der angesehensten Familien zu einer freiwilligen Verbannung aus ihrem Vaterlande gezwungen; fünfhundert andere hat die Entsetzung von den Ämtern, die sie bisher bekleideten, zu Grunde gerichtet. In Friesland geht die Verbitterung noch ungleich weiter und die häufigen Confiscationen, wären sie auch nur Wiedervergeltungen für den von den Patrioten zuvor verübten Miſsbrauch ihrer Übermacht, erhalten doch dadurch, daſs sie nach geschlossenem Frieden, gleichsam mit kaltem Blute vorgenommen werden, einen gehässigeren Anstrich. Auch ist das Feuer, das vorhin aufloderte, noch keinesweges gedämpft; es glimmt überall unter der

Asche und wird durch jede neue Miſshandlung der Patrioten genährt. Das Andenken an empfangene Beleidigungen ist im Busen des Niederländers beinahe unvertilgbar; der tiefe, mit ihm alternde Groll ist von seinem Charakter unzertrennlich und, wie schon andere mit Recht erinnert haben, in seiner ganzen Organisation gegründet. So tief wird schwerlich ein anderer Europäer gekränkt, wie man einen Holländer kränken kann. Diese Kränkungen sind die unzerstörbaren Keime einer neuen Revolution, die nach einem Jahrhundert vielleicht erst reifen wird; allein auch alsdann noch wird die Rache den Kindern der Unterdrückten zurufen: »*man schonte eurer Väter nicht!*«

XXVII.

Helvoetsluis.

In wenigen Stunden gehen wir zu Schiffe; aus dem Fenster, wo ich schreibe, kann ich unser Packetboot liegen und sich durch seinen schlankeren Bau von den kleinen Holländischen Fahrzeugen auszeichnen sehn. Während daſs die Reisegesellschaft sich hier versammelt, will ich unsere Abschiedsbemerkungen über Holland, auf der Fahrt von Amsterdam hierher, so im Flug' aufzeichnen, wie wir sie im Fluge angestellt haben.

In Amsterdam, wie im Haag, nahte die Abschiedsstunde zu früh für unsere Wünsche heran. Kaum hatten wir die Hälfte der Merkwürdigkeiten besehen, welche man in dieser groſsen Stadt den Fremden zu zeigen pflegt, kaum fingen wir an, eine Menge der interessantesten Bekanntschaften zu machen, so erwachte der Maimorgen, auf den unsere Abreise unwiderruflich festgesetzt war. Von allen Regeln, deren Beobachtung dem Reisenden oft unmöglich wird, ist keine so leicht übertreten, als diese gewissenhafte Eintheilung der Zeit, und keine, wobei die Standhaftigkeit der Entschlüsse sich selbst besser belohnt. Wir fuhren um fünf Uhr Morgens mit der Barke nach Harlem. Hier war unser erster Gang zum Landhause des in allen Welttheilen bekannten Herrn *Henry Hope*, der uns in Amsterdam den Erlaubniſsschein dazu gegeben hatte, einen Talisman, ohne welchen man in Holland selten ein Privathaus besehen darf. Ein angenehmer Spaziergang durch ein Gehölz führte uns bis an das Gebäude, dessen Äuſseres weniger verspricht, als man im Innern findet. Die winkelige Form verräth noch den seltsamen Geschmack des ehemaligen Besitzers, und das feuchte Klima löset unaufhörlich den Gipsüberzug ab, womit die Mauern beworfen sind. Inwendig fällt sogleich eine prächtige Treppe vom schönsten, weiſsen Marmor ins Auge, die in der That alle Forderungen der Kunst befriedigt. Die Zimmer sind sehr reich meublirt und mit Zierathen fast überladen. Ein Parquet von kostbaren Ost- und Westindischen Hölzern, und Kamine, von gelbem, Parischem Marmor verriethen uns den königlichen Reichthum des Besitzers. Auf einigen groſsen Tischen ahmte der feinste Lackfirniſs den Parischen Marmor so vollkommen nach, daſs wir mit den Augen allein den Unterschied nicht entdeckt hätten.

Drei prächtige Säle, die gröſstentheils von obenher erleuchtet werden, bilden eine Gemäldegalerie, die wir eigentlich, zu sehen, hergekommen waren, und die uns dennoch sehr überraschte. Die Stücke sind nicht nur zahlreich und erlesen, sondern auch groſsentheils aus der Italienischen Schule. Zwar kann nicht alles in einer so groſsen Sammlung von gleicher Vortrefflichkeit seyn; Mannichfaltigkeit gehört zu einer Galerie, und um einen Künstlernamen mehr darin nennen zu können, räumt man oft einem Bilde einen Platz ein, das die Forderungen des Kenners und des Malers befriedigt, wenn es auch den Kunstliebhaber gleichgültig läſst. Indessen bleibt immer so viel zu bewundern, daſs Du bei den folgenden Anzeichnungen wohl inne werden wirst, welch ein Fest der Augen und des innern Sinnes ich in einem Lande genoſs, wo ich seit langer Zeit nur Flämische und Holländische Kunstwerke gesehen hatte.

Im ersten Zimmer ruhte ich vor allem auf drei groſsen Landschaften des groſsen *Poussin*, den schönsten, die ich noch von ihm gesehen hatte. Sein so gänzlich von dem sanften *Claude* verschiedener Styl, das Riesenhafte, Einfache und Erhabene seiner Phantasie, war dunkel genug, um sich mit ihr zu vertiefen, und doch klar und göttlich genug, um sich nie ganz zu verlieren! Das Blau des Ultramarins, welches in dem einen Stück zu sehr hervorsticht, giebt ihm jetzt eine Härte und etwas Trocknes, womit es sicherlich nicht aus der Hand des Meisters kam.

Von einem ganz verschiedenen Werth, doch in ihrer Art auch treflich behandelt, ist *Backhuisens* Aussicht von Rotterdam und der Maas, mit herrlichen Wellen und Schiffen und einem meisterhaften Effekt des zwischen trüben Wolken hervorbrechenden Lichtes. In einem Paar von *Rubens* skizzirten Landschaften herrscht sein wildes Feuer; die Menschen und Thiere darin sind übrigens unförmlich, und von der Ausführung läſst sich gar nicht sprechen. Seine Ehebrecherin im Tempel, ein groſses Kniestück, hat das Verdienst, welches man seinen guten Werken nicht absprechen kann, Ausdruck und Wahrheit in den Köpfen, aber ein livides Kolorit und viel häſsliche Natur.

Im zweiten Zimmer fand ich eine Susanna von — oder nach — *Dominichino*, sehr frisch und wohlbehalten, von jener in Düsseldorf ganz verschieden, aber nichts edler gedacht; eine fleischige, Rubensische Dirne, ohne alle Jungfräulichkeit. Es ist wahr, diese Masse von Fleisch und Blut scheint zu leben, und die Maler glauben oft, man dürfe weiter nichts an sie fordern. Ist es denn gleichviel, ob *Gibbon* und *Schiller* eine Geschichte erzählen oder der Zeitungsschreiber? *Ariost* und *Wieland* oder *Grecour?*

Wie reich ist dagegen für die Empfindung und den Verstand diese schöne, einzelne Figur, die stehend oder wankend, ihren rechten Arm auf einem Kissen ruhen und das göttliche Haupt voll Leiden und Liebe zurücksinken läſst! Ihr Auge bricht von einem brennendern Schmerz, als dem des Schlangenbiſses an ihrer Brust. Sie steht da in vollendetem Ebenmaaſs, in unverbesserlichen Umrissen, ein Wesen höherer Art. Eine andere Stellung konnte sie nicht wählen; diese reine, zwanglose Grazie, diese einfach wahre Natur ist edel und schön zugleich. Sie ist ganz unverhüllt, ein wenig marmorn von Substanz und Farbe; doch was ist Farbe gegen Form, und was ist Bekleidung gegen Blöſse, wenn diese Form sie heiligt? Malen für den denkenden Geist und malen für den thierischen Sinn, *Zampieri's* Susanna und *Guido's* Kleopatra schaffen — wem das einerlei seyn kann, wer wohl lieber dort zugreifen, als hier von Seele zu Seele empfinden mag, — den wollen wir doch freundlich bitten, an dieser *heiligen* Magdalena unseres *Guido* schnell vorüber zu gehen. Es ist eine ganze, sitzende Figur in Lebensgröſse, mit einem Kopf, der schöner wird, je länger man ihn ansieht. Im Kolorit ist der Künstler hier ungewöhnlich glücklich gewesen; der ganze, milde Farbenton des Stückes ist gut gewahlt. Diese Gestalt muſste drappirt werden, denn sie hat sinnlichen Reiz; der zart unterscheidende Meister empfand dieses Gesetz der höheren Kunst; nun ist das Gewand nicht glücklich geworfen. Im Gesicht ist alles ausgedruckt, was man von einer reuevollen Magdalena erwartet; doch wird es nicht durch Leidenschaft entstellt, wodurch die Stümper in der Malerei gewöhnlich den Affekt bezeichnen müssen. Für die Menge der Beobachter geht der zartere Ausdruck des Seelenzustandes gänzlich verlofen; sie merken nicht, daſs man traurig ist, wenn man nicht heult und schluchzt oder sich wüthend zur Erde niederwirft; sie kennen keine Freude, ohne das Grinzen des Satyrs, und so geht es durch alle Modificationen des Gemüthes. — Mit Vergnügen betrachtete ich hier noch einen schönen Engelskopf von *Guido*, und damit ich alle seine Bilder zusammenstelle, im dritten Zimmer einen kolossalischen Christuskopf, mit einem Adel angethan, den nur das Studium der Antike geben konnte, und ein wunderschönes, schlafendes Kind im Arm der Mutter, die so ganz liebende Mutter ist.

Der Eid des Brutus bei Lukreziens entseeltem Körper, von *Hamilton*, hat richtige Zeichnung und schöne Farbengebung; das weiche Fleisch des eben erst durchbohrten Leichnams ist gut gehalten; das Ganze, wie solche Geschichten, wenn nicht der höhere Ge-

Genius der Malerei hinzukommt, immer behandelt zu werden pflegen, eine kalte Deklamation. *Carlo Maratti's* schlafende Venus verdiente wohl ein gutes Wort. Es ist nicht möglich, einen schönern weiblichen Kopf zu bilden, und schön ist auch die ganze Gestalt, so daſs der Adonis gänzlich vor ihr verschwindet. Männliche Schönheit glückt überhaupt den Künstlern seltner, vielleicht weil sie wirklich seltner ist. *Winkelmann* würde sagen, die vollkommenste Form muſs auch die seltenste seyn. Das Kolorit dieses Stückes hat übrigens etwas gelitten; ein Unfall, der auch einer Venus mit dem Amor, von *Tizian*, widerfahren ist. Schöner ist von diesem Meister die Tochter Cymons erhalten, die ihren alten Vater im Gefängniſs aus ihren Brüsten tränkt; leider ist diese Geschichte kein schicklicher Gegenstand für die Malerei. In der Nähe hängt ein kleines Brustbild einer Lukrezie, die sich ersticht; sie ist nicht schön, sie ist nicht edel, mit Einem Worte: es ist die wahre Lukrezie nicht; aber sie lebt und ersticht sich. An dem Busen dieses Weibes sollten sich die Maler blind studiren, bis sie von *Tizian* lernten, wo Natur und Wahrheit sich scheiden von Manier.

Der sterbende Gladiator mit einem Antinouskopf, der wild aufblickt, mit offenem Munde, und den linken Arm hinter sich ausstreckt, ist eine schöne, riesenhafte Figur, deren Härte übrigens trotz dem dunkelbraunen Kolorit ihr marmornes Urbild verräth. Ich hätte es nicht errathen, daſs dieses aus Antiken zusammengesetzte Bild einen Johannes in der Wüste vorstellen soll, und möchte den groſsen *Caracci* gern gefragt haben, was nun ein solches Machwerk zum Johannes charakterisirt? Bei einem andern groſsen, gräſslichen Gemälde, das den Herkules und Kakus vorstellen soll, müſste ich eine ähnliche Frage an den Künstler thun. Vom Kakus sieht man den blutenden Hinterkopf, nicht das Gesicht; woher soll man erfahren, ob er ein Bösewicht ist, der sein Schicksal verdient? Kein Zug auf Herkules Gesicht bezeichnet den Rächer der beleidigten Menschheit. Was unterscheidet hier den Halbgott von einem Banditen? Ich sehe nur einen wilden Kerl, der mit beiden Händen eine Keule über dem Kopfe schwingt, um einem Unglücklichen, dem er den Fuſs in den Nacken setzt, den letzten Streich zu geben. Wahrlich, wenn ich Heldenthaten verrichtet hätte, ich würde mir Meister *Annibal's* Biographie verbitten.

Der alte *Perin del Vaga* gefällt mir besser in seiner *santa famiglia;* das schönste Kind küſst eine holde, gute, sanft duldende Mutter; Elisabeth ist alt, aber nicht widrig.

und der kleine Johannes von untergeordneter Schönheit. Welch ein Abstich dieses Bildes aus der ältesten Italienischen Kunstepoche, gegen die geschmacklosen, hölzernen Gruppen der ersten Niederländischen Künstler! — Hier ist übrigens noch eine Madonna mit dem Kinde, angeblich von *Raphael*.

Zwei Landschaften von *Claude le Lorrain*, vereinigen mit Ägyptischen und Orientalischen Gebäuden seine Wärme, seinen Reichthum, seine Klarheit und sein Vermögen für die Phantasie des Zuschauers zu malen. Das eine Stück, wo Pharao's Tochter den kleinen Moses findet, ist köstlich; das andere aber noch viel vortreflicher. Die Palläste sind wahre Feenpalläste.

Ein kolossalischer Mannskopf, von *Mengs*, mit einem Ausdruck von heftigem Schmerz im offenen Munde, ist brav gemalt, aber kalt. Ich eile weg von ein paar groſsen Bildern, welche die Venus bei dem erschlagenen Adonis vorstellen sollen. Was nur die Venus des *Trevisano* an ihrem getödteten Freunde so ängstlich zu untersuchen haben kann? Die von *Paul Veronese* scheint aus einem Amsterdammer *Müsiko* entlaufen zu seyn.

Zum Beschlusse noch ein erotisches Gedicht. Amor spielt mit einer reizenden Nymphe, die ihr Gesicht zur Hälfte mit der Hand verbirgt, aber den lieben, schalkhaften Blick des schönen Glanzauges so hervorstralen läſst, wie Sonnenstralen hinter dem Wolkensaum. Hingegossen ist die ganze Figur, Grazie ihre Stellung und all' ihr Regen. Das Gewand, woran Amor zupft, ist nymphenhaft, phantastisch und von den Charitinnen angelegt. Ein Kolorit, so frisch, wie von der Staffelei! Das lose Mädchen erröthet nicht bloſs auf der Wange. Im Grase vor ihr, hebt ein buntes Schlängelchen den Kopf in die Höhe: *latet anguis in herba!* Eine feine Allegorie und desto unnachahmlicher, weil der Zuschauer schon sie denkt, eh' er noch den Wink des Künstlers gewahr wird. Dieses Gemälde ist modern; aber seines Platzes unter den Werken des Italienischen Pinsels würdig. Es ist von *Sir Joſhua Reynolds.*

Wir spazierten hierauf in die Gegend, wo die berühmten Harlemer Blumengärten liegen. Wohl mag es wahr seyn, daſs der Wind ganze Tagereisen weit die würzhaften Wohlgerüche des glücklichen Arabiens den Schiffenden im Ocean zuführt, da wir in diesem nördlichen Klima schon von fern den Duft der Hyacinthen und Aurikeln verspürten. Es war ein warmer Vormittag; die Sonne schien am heitern Himmel, und in ihrem Lichte bewunderten wir die Farben der Natur, deren Pracht und Glanz alle Nachahmung und allen Ausdruck so weit übersteigen. Wir übersahen die ganze Fläche eines groſsen Blumengartens, wo Tulpen von verschiedenen Farben in langen Beeten mit einander abwechselten und ein streiſiges Band von Feuerfarb, Citronengelb, Schneeweiſs, Karminroth und vielen andern Schattirungen darstellten. Die minder glänzende Hyacinthenflor befriedigte das Auge fast noch mehr bei einer näheren Untersuchung der Gröſse, Zahl und Gestalt ihrer Glocken, und ihrer mannichfaltigen Farbenstufung. Wie man sonst einen zu groſsen Werth auf diesen Zweig der Gartenkunst legte, so wird er jetzt beinahe zu sehr verachtet. Es ist doch keine Kleinigkeit, daſs der Mensch die Wesen der Natur modificiren kann, ohne sie bloſs zu verunstalten! Das ehemalige Aktienspiel, wozu die seltenen Tulpenzwiebeln nur die eingebildete Veranlassung oder eigentlich nur die Form und Einkleidung hergaben, hat ganzlich aufgehört.

Jetzt wollten wir noch die typographischen Instrumente in Augenschein nehmen, womit man hier vor der Erfindung der beweglichen Lettern druckte; allein der jetzige Eigenthümer des Kosterschen Apparats, Herr *Enschede*, war entweder nicht zu Hause, oder lieſs sich verläugnen. Nach Tische besuchten wir das so genannte Teylerische Institut. *Peter Teyler van der Hulst*, ein reicher Kaufmann, der in seinem Leben keine besondere Neigung für die Wissenschaften geäuſsert hatte, vermachte sein ganzes Vermögen den Armen und der Physik. Zu diesem doppelten Endzweck haben die Curatoren des Vermächtnisses beinahe hunderttausend Gulden jährlicher Einkünfte zu verwenden. Wir sahen die Bibliothek, eine Kupferstichsammlung, einen unvergleichlichen Apparat von physikalischen Instrumenten und ein bereits sehr ansehnliches und prächtiges Naturalienkabinet.

Die groſse Elektrisirmaschine, die in ihrer Art einzig ist, kennt man aus dem trefflichen Bericht des *D. van Marum*, der über das Kabinet die Aufſicht führt. Sie steht in einem groſsen, mit Geschmack dekorirten Saal, und ihre Scheiben haben gegen sechs Fuſs im Durchmesser. Mit solchen Werkzeugen lassen sich Erscheinungen hervorrufen, die bei jedem schwächern Apparat unmöglich sind. Die Anwendung der Elektricität auf die Schmelzung und Verkalchung der Metalle und auf die Scheidung der Luftarten liefert hiervon mehr als Einen Beweis, und mit der Zeit, wenn wir dem Himmel seine Geheimnisse nicht ablernen, wozu es freilich nicht viel Anschein hat, werden unsere Wissenschaften doch überall den Punkt genauer treffen, wo das Sinnliche in das Übersinnliche, das Materielle in das Immaterielle, Effekt in Ursach und Kraft übergeht. Die neuesten Versuche, die Herr *van Marum* hier angestellt hat, liefern den Beweis, daſs eine gänzliche Beraubung der Reizbarkeit mit der Tödtung der Thiere durch den Blitz allemal verbunden ist. Der Aal, zum Beispiel, dessen abgesonderte Stücke, wenn man ihn zerschnitten hat, sich nach langer Zeit noch krümmen und bewegen, blieb steif und an allen den Theilen unregsam, durch welche der tödtende Stral seinen Weg genommen hatte.

Die Administratoren dieses Vermächtnisses könnten ohne Zweifel, wenn wahrer Eifer um die Wissenschaft sie beseelte, noch weit gröſsere Ausgaben in dem Geiste des Stifters bestreiten, ohne Besorgniſs, sich von Mitteln entblöſst zu sehen, oder auch nur die jährlichen Zinsen des ungeheuren Kapitals zu erschöpfen. Allein die Versuchung bei einer solchen Geldmasse ist zu groſs zum Vermehren und Anhäufen, als daſs man ihr widerstehen könnte; wenn aber einmal ein Fond zu einer disproportionirten Gröſse herangewachsen ist, wer sichert ihn dann vor jener räuberischen Staatsnothwendigkeit, der in einem Augenblick des öffentlichen Miſskredits alle Bedenklichkeiten weichen müssen? Hatte nicht die Universität Leiden bereits eine halbe Million erspart, womit sie während der neulichen Unruhen den Entschluſs faſste, ein neues akademisches Gebäude zu errichten? Würde der Groſspensionar *van Bleiswyk* diesen der Universität so unentbehrlich gewordenen Bau nicht durchgesetzt haben, wenn er aus dem Schiffbruche seines Einflusses bei dem Siege der Oranischen Partei mehr als den bloſsen Ehrentitel eines Curators gerettet hätte? Jene ungeheure Contribution von achtzig Millionen verschlang die kleinen Ersparnisse der Wissenschaften, und keine Stimme klagt in Europa über diesen — mehr als Kirchenraub. Wie darf man es wagen, nach einer solchen That noch von den eingezogenen Gütern müſsiger Prälaten und Mönche in Frankreich zu sprechen?

Zuletzt führte uns Herr *van Marum*, der uns sehr freundschaftlich aufnahm, auch in das Naturalienkabinet der Harlemer Societät der Wissenschaften, welches zwar minder glänzend, aber durch seine zweckmäſsige Einrichtung und die genau befolgte Linnäische Methode vorzüglich lehrreich ist. Der zoologische Theil enthält besonders viele seltene Stücke und ist in den Klassen der Säugthiere, der Vögel und der Zoophyten ziemlich vollständig. So verstrich uns die Zeit bis zum Abend, da wir ein leichtes Fuhrwerk bestiegen, das uns in drei Stunden unter beständigem Wetterleuchten und Blitzen nach Leiden brachte. Wir eilten so schnell davon, daſs uns der heftige Patriotismus der Harlemer während der letzten Unruhen kaum eingefallen wäre, wenn uns nicht das Symbol desselben, die Menge der Spitzhunde (Holländisch: *Keeſsen*) auf allen Straſsen daran erinnert hätte. In allen Volksbewegungen scheint es gefährlich zu seyn, gegen die Partei, die der Pöbel begünstigt, zu viel Verachtung blicken zu lassen. Die Spottnamen, womit man sie zu erniedrigen meint, verwandeln sich leicht in ehrenvolle Benennungen, wodurch das Band der Vereinigung nur noch fester wird. Die Mehrheit behauptet unwiderlegbar das Recht, den Sprachgebrauch zu bestimmen. Als die von *Philipp dem Zweiten* unterdrückte Partei freiwillig den Namen *Geusen* (*gueux*, Bettler) adoptirte, ward sie dem Tyrannen furchtbar; als die Neuengländer nach den Gefechten bei Lexington und auf Bunkershill mit ihrem und mit

Brittischem Blute den Vorwurf der Feigheit abgewaschen hatten, der auf dem Namen *Yankies* haftete, setzten sie ihren Stolz darin, sich ihre Feinde von *Yankies* besiegt und durch diesen Namen noch tiefer gedemüthigt zu denken. So kannten auch bald die Holländischen Patrioten kein Wort, das sie stärker begeistern konnte, als das Anfangs gehässige *Kees;* als eine Anspielung darauf, trugen die Weiber ein goldenes oder porzellanenes Hündchen an ihrem Halsgeschmeide; die Männer trugen es als Breloque an der Uhrkette, und so ward es ein Abzeichen, woran man sich einander zu erkennen gab.

Mit der Besichtigung der Sehenswürdigkeiten in Leiden und im Umgange mit den dortigen Gelehrten haben wir ein paar vergnügte Tage zugebracht. Wer mit allen Vorurtheilen gegen die Niederländer, die man zumal in Deutschland bis zum Überdrufs wiederholt, plötzlich hieher verschlagen würde, dem könnte wohl ein Zweifel aufsteigen, ob er sich auch auf Holländischem Boden befände; so vereinigen sich hier die gründlichsten Kenntnisse mit ächter Urbanität und milden Sitten, vor allem aber mit der Bescheidenheit und der aufmerksamen Achtung gegen Fremde, die sich auf ein Gefühl vom eigenen Werthe gründen und nie zur kleinlichen Eitelkeit des Pedanten herabsinken. Der gute Ton unter den hiesigen Professoren ist eine natürliche Folge dieser Selbstachtung, verbunden mit der willigen Anerkennung ihrer gegenseitigen Verdienste. Vielleicht trägt auch der Umstand, daſs die meisten eigenes Vermögen besitzen und einige zu den wohlhabendsten Einwohnern des Ortes gezählt werden, etwas dazu bei, den kleinlichen Neid und die Scheelsucht zu verbannen, die bei einer gröſseren Ungleichheit sowohl der Talente als der Glücksgüter beinahe unvermeidlich sind. Die Universität ist wirklich noch mit Männern besetzt, die ihrem alten Ruhm Ehre machen. *Pestel*, *Ruhnken*, *Schultens*, *Luzac*, sind Namen, die unter Gelehrten keiner Empfehlung bedürfen; sie würden sich in jeder Gesellschaft Aufmerksamkeit und Achtung erwerben, und wir ehrten in ihnen allen noch mehr den Menschen als den Professor. Es freute mich besonders, meinen alten Bekannten, den am Vorgebirge der guten Hofnung geborenen D. *Voltelen*, einen geschickten Chemiker, als Rektor der Universität wiederzusehen; dagegen muſsten wir auf die Bekanntschaft des treflichen Naturforschers *Brugmans*, der eben nach dem Haag gereiset war, für itzt Verzicht thun. *Sandifort*, der thätige Nachfolger des groſsen *Albinus*, zeigte uns freundschaftlich seines Vorgängers und seine eigenen anatomischen

Schätze,

Schätze, seine reiche Bibliothek und sein groſses osteologisches Werk, wozu er bereits eine beträchtliche Anzahl Kupfertafeln fertig liegen hat. Den feinen Genuſs, den die höchste Ausbildung des Geistes und die zarteste Empfänglichkeit des Gefühls gewährt, durften wir uns vom Zufall und einem Aufenthalt von wenigen Stunden nicht versprechen; desto schöner war die Überraschung, die uns in Herrn *M—s* Wohnung erwartete. Ich wage es nicht, die Empfindung zu beschreiben, womit wir gewisse Saiten berühren und erbeben fühlten, die während unserer ganzen Reise kaum aus ihrer Ruhe gekommen waren. Unserm Vergnügen fehlte diesmal nichts; wir gingen berauscht von unserm Glücke davon, das uns mit einem so wohlthätigen Eindruck von der in diesem Hause herrschenden Harmonie, aus Holland entlieſs. Wir hatten nun in diesem Lande an der

Seite eines mit Kenntnissen reichlich ausgerüsteten, an Kopf und Herz gleich schätzbaren Mannes, auch das gefunden, was in allen Ländern so selten ist: eine Gefährtin von Gefühl und Verstand, von gebildetem Urtheil, ohne Anmaſsung, mit sanfter Weiblichkeit und jener glücklichen, mit sich selbst einigen Ruhe der besseren Menschheit!

Einen frohen, geselligen Abend brachten wir bei Herrn *van G* —, einem jungen Manne von vortreflichem Charakter zu, der hier der Mennonitischen Gemeine als Prediger vorsteht. Diese Mennoniten sind nicht mehr die alten fanatischen Wiedertäufer; es giebt in den Niederlanden keine aufgeklärtere und vernünftigere Menschen. Überhaupt macht man in freien Staaten oft die Bemerkung, daſs die schwärmerischsten Sekten, indem man ihnen Zeit zum Gähren läſst, sich endlich in stille, weise, nützliche Bürger verwandeln. Die Wohlfahrt des Staates hat keine herzlicheren Freunde, die Freiheit der Verfassung und der Vernunft keine eifrigeren Verfechter, die Wissenschaft keine thätigeren Beförderer als diese, jetzt in ihrer Kleidung von den anderen Einwohnern nicht mehr zu unterscheidenden Mennoniten. Sie zählen viele der reichsten Familien in Holland zu ihrer Gemeinschaft, deren jetziges religiöses Band wohl eher in einem bescheidenen und schüchternen Gebrauche der Vernunft bei allen unauflösbaren Zweifeln des Übernatürlichen, als in dem ehemaligen Mysticismus besteht.

Des starken Regens ungeachtet, der gleich nach unserer Ankunft fiel, war doch am folgenden Morgen das Pflaster so rein, wie es nur in Holland und in einer Stadt möglich ist, wo die Reinlichkeit und die stille Handthierung der Einwohner zusammentreffen. Wirklich ist in Leiden wenig Bewegung auf den

Straſsen; die vielen Fabriken beschäftigen die für ihren Umfang ziemlich beträchtliche Volksmenge, und die Zahl der Studirenden ist verhältniſsmäſsig nur gering. Wir konnten also gleich unsere Gänge durch die schönen, mit Bäumen bepflanzten und mit Kanälen durchschnittenen Straſsen vornehmen. Wir besahen das alte, baufällige akademische Gebäude, die Universitätsbibliothek, den botanischen Garten und das Naturalienkabinet; lauter Institute, die einer kräftigen Unterstützung bedürfen, ehe sie einigermaſsen ihrem Endzwecke werden entsprechen können.

An einem schönen Abend machten wir endlich nach unserer Gewohnheit einen Spaziergang rund um die Stadt. Die Sorgfalt, womit der breite Weg, bloſs für Fuſsgänger, wie eine Gartenallee unterhalten wird; die überall willkommene, nirgends ängstlich erkünstelte Reinlichkeit; die heiligen Schatten ehrwürdiger Linden und Ulmen, unter denen wir wandelten; die Pracht der Blüthen in den Obstgärten rund umher; die balsamische, mit Wohlgerüchen erfüllte Luft, in welcher kein Blättchen sich bewegte und kaum die Nachtigallen zu flöten wagten; die gut und einfach gekleideten Bürger, die uns einzeln oder paarweis begegneten und uns zuletzt in der Dämmerung ganz allein lieſsen; der unverhoffte Anblick des Rheins, der hier ein stiller, kaum merklich flieſsender Kanal von unansehnlicher Breite geworden ist; das Heer der Gedanken, das sich bei diesem Genuſs in uns regte; die Heiterkeit des traulichen, einsamen Gespräches, der kühne Flügelschlag der Phantasie, von dieser zauberischen Gegenwart hinüber in die Gefilde der Erinnerung, und nun, heilige, beglückende Schauer der sanftesten Schwermuth — wer vermag das Bewuſstseyn zu beschreiben, das so ergriffen wird?

Um sechs Uhr Morgens verlieſsen wir Leiden. Von allen Seiten um uns her ertönte ununterbrochener Gesang der erwachenden Vögel. Die Sonne vergoldete die Thürme hinter uns. Unsere Barke umflatterten die Kibitze, die Brachvögel, die Schnepfen, die Meerschwalben, und alles jauchzte und jubelte in der Luft und auf den Wiesen. Das bunte Vieh, in hundert kleinen, zerstreuten Heerden bedeckte die unermeſsliche Ebene, die mit frischem smaragdfarbenem Grün dem reinen blauen Himmel entgegen lachte; ein leichtes Lüftchen liebkosete die spiegelglatte Fläche des Kanals, worauf wir hinglitten, und ein Spiegel in der Kajüte malte uns immer wieder zum zweitenmal die Aussichten, die in entgegengesetzter Richtung vor unserm Auge vorüberflogen. Sogar die wortkargen Schiffer fühlten den Einfluſs des belebenden Frühlings und glückwünschten einmunter naiv und energisch zum köstlichen Wetter.

Diese Schiffer auf den Kanälen, die ich sorgfältig von den Schiffenden zur See unterscheide, dürften leicht die langsamsten, phlegmatischsten unter allen Einwohnern von Holland seyn, und weil die meisten Reisenden sie beständig vor Augen, vielleicht auch von ihrer Indolenz am meisten zu dulden haben, ist vermuthlich auch von ihnen der so allgemein bekannte Nationalcharakter abstrahirt, der keineswegs so genau auf die übrigen Volksklassen paſst. Ihnen begegnet nie etwas Ungewöhnliches auf ihren Fahrten; ruhig sitzen sie da, lassen sich und ihren Nachen vom Pferde ziehen, und fühlen kaum, daſs sich das Fahrzeug unter ihnen bewegt. Alle Gegenstände sind ihnen unterweges bekannt, alle kehren zur gesetzten Minute wieder vor ihr Auge zurück; sie sehen auf dem Hin-

und Herwege von einer Stadt zur andern nichts Neues, die Passagiere ausgenommen, die ihnen so gleichgültig sind, wie die Bäume am Rain der Kanäle. Ihr ganzes Geschäft heischt nicht die mindeste Anstrengung; der eine führt das Ruder, der andere vorn giebt Acht auf das Seil, löset es ab, wenn die Barke unter einer Brücke hinzieht, und greift es, sobald sie hindurch ist, auf der andern Seite wieder auf. Einige Augenblicke vor der Ankunft sammelt der Steuermann die Bezahlung von den Passagieren ein. So treibt er es den ganzen Tag und am folgenden Morgen geht es wieder so fort. Hieraus entspringt jene Gemessenheit und Langsamkeit in allen Bewegungen, die einen lebhaften Menschen oft in Verzweiflung bringen möchte. Alles geschieht zu seiner Minute, aber gewiſs auch keine Sekunde früher. Kein Muskel verzieht sich in dem festen, dicken, ruhigen, rothen Gesicht, wenn auch auf der Wange des Fremden die Farbe zehnmal geht und kommt. Eine bei uns ganz ungewöhnliche Höflichkeit, ohne die mindeste Affektation oder Ziererei, kann man indeſs diesen Menschen so wenig, wie ihren Landsleuten überhaupt, absprechen. Sie grüſsen die Vorübergehenden sehr herzlich und freundlich, ziehen vor dem Geringsten den Hut ab, antworten mit Gefälligkeit und Bereitwilligkeit auf alle Fragen, weisen einen gern zurecht und äuſsern also in ihrem Betragen, wie in ihrer Kleidung und in allen anderen Verhältnissen, die Art von *Rechtlichkeit*, die nur wohlhabenden Nationen eigen ist. Die Politik ist ihr liebstes Gespräch, ihre einzige Lektüre die Zeitungen, ihr Zeitvertreib die Tabakspfeife, und ihr Labsal ein Glas Wachholderbranntwein. Auf ihre Ehrlichkeit kann man sich vollkommen verlassen;

mit der gröſsten Aufmerksamkeit sorgen sie, daſs man alles aus dem Schiffe mitnimmt und nichts vergiſst. —

Ohne in Delft anzuhalten, gingen wir zu Fuſs um die Stadt, und setzten uns auf der andern Seite in die Barke, die nach Maas-Sluis abgeht, woselbst wir zu Mittag eintrafen. Dort waren wir von Helvoet noch drei Stunden Weges entfernt; weil aber die hiesige Bewirthung nicht die beste und billigste ist und das Packetboot erst heute abgehen sollte, entschlossen wir uns, daselbst in einem sehr bequemen Gasthofe zu übernachten. Maas-Sluis ist ein niedlicher kleiner Flecken, dessen Hafen mit Fischerfahrzeugen angefüllt war, indem von hier aus und dem benachbarten Vlaardingen der Kabeliau- und Heringsfang betrieben wird. Nichts giebt einen so klaren Begrif von Holländischer Reinlichkeit als der Umstand, daſs man sie auch in einem Fischerstädtchen, ungeachtet der von den Beschäftigungen der Einwohner fast unzertrennlichen Unsauberkeit, in einem hohen Grade noch antrifft. Das Schauspiel der Arbeitsamkeit unterhielt uns eine geraume Zeit, indem wir hier umhergingen. Wir bemerkten unter andern, was man uns bereits in dem Admiralitätswerfte zu Amsterdam gelehrt hatte, daſs der Theer, der aus Steinkohlen geschweldt wird, allmälig an der Stelle des aus dem Tannenharz bereiteten in Gebrauch kommt, indem er vor diesem letztern wesentliche Vorzüge hat. Von zwei Kriegesschiffen, die man nach Ostindien geschickt hatte, kam das mit Holztheer bestrichene von Würmern ganz zerfressen nach Holland zurück, da hingegen das andere, welches man mit Steinkohlentheer überzogen hatte, fast gar nicht angegriffen war. England bereitet gegenwärtig noch allein diesen Theer, und von dort aus wird er nach Holland ausgeführt.

Nach dem Essen machten wir einen langen Spaziergang durch die Wiesen und Viehweiden an der Maas, und lagerten uns auf dem üppig hervorgrünenden Klee an einem Damme, um die Sonne im Strom sich spiegeln zu sehen. Seine ganze Oberfläche war wie der Sternhimmel, nur unendlich dichter, mit funkelnden und flimmernden Punkten besäet, indem der leichte Wind die Oberfläche des Wassers kräuselte und in jedem Bändchen, das sich erhob, ein Stral zurückgeworfen ward. Dichter und dichter gesäet, verschränkten sich in Reihen und Glieder die Funken, bis sie senkrecht unter der Sonne zusammenflossen in ein Silbermeer von Licht, das blendend vor uns lag. Die zarten Blüthen unseres Rasenbettes hielten wir über uns in das Licht, gegen den Azur des Himmels; da schien uns ihr Rosenroth in das unermeſsliche Blau hineingehaucht; von der Sonne durchschimmert, schien ihr Wesen von ätherischer Substanz; so rein und zart sind die Farben und die Gewebe der Tausendkünstlerin Natur!

Auf diesen schönen Abend folgte ein trüber, neblichter Morgen. Wir lieſsen uns über die Maas setzen, und fuhren in einem offenen Wagen über die Insel Rosenburg an den südlicheren Arm desselben Flusses, wo wir nochmals übersetzen muſsten, um unsern Einzug in die nette kleine Festung *Briel* zu halten, den ersten festen Platz, den die Niederländer den Spaniern entrissen. Ein anmuthiger Weg von wenig mehr als zwei Stunden, durch frische Saaten, fette Wiesen und unabsehliche Felder von Ölrettig, führte uns endlich hierher nach Helvoetsluis, wo wir eine Anzahl der schönsten Holländischen

Kriegesschiffe theils im Hafen vor Anker, theils im Werfte abgetakelt liegen sahen. Die niedrige Gewinnsucht, die sich hier den Zeitpunkt zu Nutze macht, wo die Reisenden, indem sie den guten Wind oder die Abfertigung des Packetbootes abwarten müssen, ohne Rettung in ihren Krallen liegen, scheint in der That das moralische Gefühl der hiesigen Einwohner fast ganz erstickt zu haben; indeſs sind es nicht die Einheimischen allein, sondern auch Ausländer, die jene verächtliche Rolle spielen und ihre kleine Tyrannei ungeahndet an den Vorüberziehenden ausüben. Wir sind von dem allgemeinen Loose der Reisenden an diesem Orte nicht verschont geblieben; aber keine Miſshandlung, die uns noch begegnen kann, wird den guten Eindruck schwächen, den unsere Reise durch Holland in unserm Gedächtnisse zurückläſst. Das Bild einer freien und arbeitsamen, gesunden und wohlgekleideten, genügsamen und reinlichen, gutgearteten und durch Erziehung zu einer auf Grundsatz ruhenden Tugend gebildeten Nation — sei auch mit ihrer Ruhe Gleichgültigkeit und Kälte, mit ihrer Einfalt Einseitigkeit und Beschränktheit, mit ihrer Ämsigkeit kleinliche Liebe des todten Eigenthumes zuweilen unvermeidlich verbunden — bleibt uns dennoch ein erfreuliches, versöhnendes Exemplar der Menschheit, das uns zumal für jenen scheuſslichen Anblick belohnt, den die erschlaffte, zur herz- und geisttödtenden Sklaverei unter dem Joche der papistischen Hierarchie so tief herabgesunkene menschliche Natur in Brabant, bei so viel mehr versprechenden Anlagen, uns gewährte.

Ende des zweiten Bandes.

Inhalt des zweiten Bandes.

XV.

Brüssel.

Revolution aus Unwissenheit. Fanatismus. Nous ne voulons pas être libres. Wirkungen des Verfolgungsgeistes auf die Anlagen im Menschen. Kein groſser Mann in Brabant. — Gleichgültigkeit und dummer Widerstand der Niederländer gegen Josephs Wiedereröffnung der Schelde. Vergängliches Phänomen des Kunstsinnes. Phlegma. Mechanische Künste und Ackerbau. Proceſssucht. Erwachen des Begriffs von den Rechten der Menschheit bei den Rechtsgelehrten. Einfluſs der hierarchischen Seelentyrannei. S. 3

XVI.

Brüssel.

Zustand der Belgier unter Pr. Karl von Lothringen. Staatseinkünfte aus den Niederlanden. Josephs Ersparnisse. Aufhebung des Barrierentraktats. Schelde- und Tausch-Projekte. Über die Rechtmäſsigkeit von Josephs Maaſsregeln. Wer auf Hofnung säen dürfe. Miſsbrauch des Princips, das von Erhaltung der Ruhe ausgeht. Usurpation des Adels und des Klerus. Chimären der Gleichförmigkeit in Verfassung und Gesetzgebung, wie in der Religion. Einfühführung des neuen politischen Systems und des Generalseminariums. Kampf mit dem Aberglauben. Ausbruch der Widersetzlichkeit während des Kaisers Aufenthalt in Cherson. Nachgiebigkeit der Generalgouverneurs. Widerrufung aller Neuerungen. Rebellion der Geistlichkeit. Weigerung der Subsidien. Aufhebung der Joyeuse Entrée. Mönche schieſsen auf die Truppen in Tirlemont. Volks patriotische Verbrüderung. Emigranten in Hasselt und Breda. Uneinigkeit zwischen d'Alton und Trautmannsdorf. Einnahme von Gent. Waffenstillstand von Leau. Unruhen in Brüssel. Die vergebliche Milde des Ministers. Räumung der Hauptstadt und Flucht der Kaiserlichen. Van der Noots Triumph. Unabhängigkeitsakte der vereinigten Belgischen Staaten. . . . . S. 20

XVII.

Brüssel.

Brabantische Broschüren. Vorgeschlagene Wiedereinsetzung der Jesuiten. Der Abbé Ghesquière. Charakterzüge der Brabanter. Einfluſs der Revolution auf die Sitten. Phlegmatisches Temperament. Politik der Nachbarn. Kaiserliche Partei. Die Patriotische Gesellschaft und ihre Bittschrift an die Stände. Erzwungene Gegenaddresse. Walkiers. Mordbrennerei in Brüssel von den Söldnern der Stände. Ihr Sieg über Walkiers. Aufhebung der patriotischen Gesellschaft. . . . . S. 105

XVIII.

Brüssel.

Bedauernswerthe Lage des Brabantischen Volkes. Aufwallung über den Brief des Generals van der Mersch. Geschichte seiner Entwafnung. Schwankendes Betragen der Volkspartei. Aristokratische Verblendung gegen Leopolds Anerbietungen. Zustand der Wissenschaften in Brüssel. Königliche Bibliothek. Verfall der Manufakturen und des Handels. Simons Wagenfabrik. Beschreibung des Lustschlosses Schonenberg. Allgemeine Liebe des Volkes für den Herzog Albert. . . . . S. 157

XIX.

Lille.

Reise nach Enghien. Aufenthalt daselbst bei dem Herzog von Aremberg. Ansicht des Hennegaus. Demolition der Festungswerke von Tournai. Verächtliche Miliz daselbst. Kamelottmäntel und schwarze Kappen. Pont à Tressan; Französische Gränze. Tumult in Lille. Die Stadt und umliegende Gegenden. S. 157

XX.

Antwerpen.

Lebensdauer. Bleichen in Armentieres. Grands Flandrins. Aussicht von Mont-Cassel. Dünkirchen. Dünen. Schleichhandel. Wachholderbranntwein- und Salzsiedereien. Portal der Pfarrkirche. Ansicht des Hafens und des Meeres. Karrikatur eines Theaters. Fahrt auf der Barke nach Fürnen, Nieuport und Ostende. Digression über das Volkerrecht und die geschlossene Schelde. Brügge. Die Barke von Gent. Geographische Kenntnisse eines Franzosen. Gent. Standbild Karls des Fünften. Der Brand und Kindermord vom 14. und 15. November 1789. Verfassung der Provinz Flandern. Charakter der Flamänder und Flamänderinnen. Gemälde zu St. Bavo. Reise durch Lockeren und St. Niklaas nach Antwerpen. Erste Erblikkung dieser Stadt. . . . . S. 219

XXI.

Antwerpen.

Schätze der Niederländischen Kunst. Über die Mechanik der Malerei. Gränzen der Koloristen. Sammlungen der Herren Huybrechts und van Lancker. Angeblicher Correggio. Seestücke. Architekturstücke. Metsü und Miris. Landschaftmalerei. Bataillenstücke. Bauerngelage. Le chapeau de paille und zwei andere Porträte von Rubens, bey Herrn van Haveren. Sammlung des Herrn Lambrechts. Leda von Tizian. Prämonstratenserabtei. Van Dyks Taufe Christi. Peter Faes, jetztlebender Blumenmaler. Quellins ungeheure Gemälde. Augustiner- und St. Jakobskirche. Kathedralkirche. Himmelfahrt Mariä von Rubens, und dessen Abnahme vom Kreuz. . . . . S. 263

XXII.

Antwerpen.

Andächtelei und Stumpfsinn. Frugalität aus Geiz. Prie sterintriguen und Priestereigennutz. Einnahme der Citadelle von Antwerpen. Allgemeines Sittenverderbniſs in Brabant. Abschied von den Östreichischen Niederlanden. S. 346

XXIII.

Haag.

Abfahrt von Antwerpen. Ankunft im Holländischen Gebiete. Moerdyk. Hollands Diep. Johann Wilhelm Friso. Das Dorf Stryen. Holländische Sauberkeit. Kattendrecht. Hospitalität und Sitteneinfalt. Ein Frühlingsmorgen an der Maas. Aussicht von Rotterdam. Verfall des Holländischen Handels. Schiedam und sein Wachholderbranntwein. Tapetenfabrik und Denkmäler in Delft. Ankunft im Haag. Spaziergang nach Scheveningen. . . . . S. 352

XXIV.

Haag.

Schöne Lage des Ortes. Gemischte Einwohner. Zahlreiches Militair. Späte Essensstunde. Mäſsigkeit. Tabakspfeife. Kleidungsauszeichnungen. Guter Ton im Haag. Hemsterhuis, Camper und Lyonnet. Campers, Lyonnets, Gallitzins, Voets und des Erbstatthalters Naturalienkabinette. . . . . S 358

XXV.

Amsterdam.

Werfte der Admiralität. Die Fregatte Triton läuft vom Stapel. Holländischer Nationalcharakter. Wirkung und Gegenwirkung des Handels und der Schiffahrt und der darauf angewendeten Geisteskräfte. Spaziergang in der Stadt. Das Rathhaus. Die Holländische Bühne. Physiognomisches Urtheil über die Holländer. Etwas von der hiesigen dramatischen Kunst. Sitten im Parterre. — Reise auf der Bürgermeisterjacht vom Haag nach Harlem, und von da nach Amsterdam. . . . . S. 419

XXVI.

Amsterdam.

Wanderung der klimatischen Üppigkeit aus Indien nach Europa. Entstehung des Luxus in Freistaaten. Verschiedenheit des nordischen und des Französischen Charakters. Ungelenkigkeit der Holländer bei Französischen Sitten und Moden. Französische Bühne in Amsterdam. Portrait einer Nordholländerin. Saardam und Broek. Peter der Große. Aufklärung und Läuterung des Geschmacks in Amsterdam. Das Athenäum und dessen jetzige Lehrer. Mühsame Beschäftigung der Ärzte. Felix meritis. Patrioten. Holländische Orthodoxie. Symptome der Unreifheit für Aufklärung im Volke, durch ganz Europa. Regentenklugheit. Unausbleibliche Gährung. Pflicht der menschenfreundlichen Regenten. Rachsucht der in Holland obsiegenden Partei. Charakteristische Empfindlichkeit. . . . . S. 437

XXVII.

Helvoetsluis.

Abreise von Amsterdam. Regel für Reisende. Henry Hope's Landsitz und Gemäldegalerie bei Harlem. —

Landschaften von Poussin und von Rubens. Susanna von Dominichino. Guido's Kleopatra und seine Magdalena. Venus von Carlo Maratti. Lukrezie von Tizian. Caracci's Johannes; dessen Herkules und Kakus. Perin del Vagas heilige Familie. Claude le Lorrain. Venus und Adonis, von Trevisano und von Paul Veronese. Latet anguis in herba, von Sir Joshua Reynolds. — Harlemer Blumenflor. Kosters Druckproben. Teylers Institut. Willkührliche Anwendung des Fonds der Universität Leiden. Naturalienkabinet der Harlemer Societät der Wissenschaften. Keessen. Sehenswürdigkeiten in Leiden. Professoren. Herr und Madame M—. Mennoniten. Metamorphose des Fanatismus. Reinlichkeit der Stadt Leiden. Verfall der Universitätsgebäude und öffentlichen Institute. Spaziergang um die Stadt. Abreise von Leiden. Schöner Morgen. Skizze zum Porträt eines Holländischen Schiffers. Maassluis. Theer von Steinkohlen. Naturschönheit. Reise über Briel nach Helvoet. Gewinnsucht der Einwohner von Helvoet. Erinnerung an Holland und Bild seiner Bewohner. . . . . S. 488

Gedruckt bei Johann Friedrich Unger.

B. III. 161.

ANSICHTEN

vom

NIEDERRHEIN,

von

BRABANT, FLANDERN, HOLLAND, ENGLAND und FRANKREICH,

im April, Mai und Junius 1790.

von

GEORGE FORSTER.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

DRITTER THEIL.

BERLIN 1794.
IN DER VOSSISCHEN BUCHHANDLUNG

Grabschrift auf G. F.

Weltumsegler, du suchtest auf pfadlosem Ocean Zonen,
Wo die Unschuld der Ruh böte vertraulich die Hand —
Edler Forscher, was fandest du dort? Die Kinder der Erde
All' an Schwachheit sich gleich, alle dem Tode geweiht.
Sohn der Freiheit! Du öffnetest ihr die männliche Seele,
Ihr die vom Himmel herab sandte der Vater zum Heil —
Ach, es wandte die Göttin sich schnell von der blutigen Erde!
Forster, du schwebtest mit ihr hin wo dein Glaube sich lohnt.

F. Brun, geb. Münter.

Vorrede des Herausgebers.

Zu dem Verlust, den unsre Litteratur durch Forsters vorzeitigen Tod erlitten hat, gehört es unstreitig auch, daſs er seine *Ansichten* unvollendet lassen muſste. Ich darf indessen hoffen, mit den gegenwärtigen, aus dem Nachlaſs des Verstorbenen geretteten Fragmenten, die er während der Reise, und gleichsam in dem Augenblicke des Anschauens selbst, aufgezeichnet hatte, dem Publikum eine Art von Ersatz für *diesen* Verlust zu verschaffen.

Als *Anhang* ist die *Geschichte der Kunst in England* beigefügt, die For-

STER für ARCHENHOLZ *Annalen der Brittischen Geschichte* (Band III. S. 122. u. f.) geschrieben hat, und die, wenn nun einmal (was wirklich geschieht) seine Schriften gesammelt werden sollten, hier ganz am rechten Orte steht. Ihr sind übrigens noch die kurzen Notizen angehängt, die sich FORSTER bei seinem letzten Aufenthalte in London in der *Shakspear-Gallery* und in *Sir Ashton Livers'* Museum aufgezeichnet hatte. Der Herausgeber trug Bedenken, sie mitten unter den etwas sorgfältiger gezeichneten Ansichten aufzustellen; aber er konnte sie auch nicht verloren gehen lassen, da sie manchem Kunstliebhaber gewiſs willkommen seyn werden.

In Ansehung der überdachteren Verarbeitung, der mühsameren Aneignung, der mannichfaltigeren Kombination der Ideen, die FORSTER von jener Reise mitgebracht hatte, würde dieser dritte Band freilich mit den zwei ersten keine Vergleichung aushalten; es sind aber *Ansichten* im eigentlichen Verstande des Wortes, die man hier erhält: es sind Gegenstände von allgemeinem Interesse, die gerade mit der Leichtigkeit und Abwechselung hier vorübergeführt werden, mit welcher sie vor den Augen des unterrichteten und gefühlvollen Reisenden vorübergingen. Durch die eigenthümliche Art, wie FORSTERS Geist gebildet worden war, lag überhaupt bei ihm der Trieb und die Fähigkeit aufzufassen mit der berufsmäſsigen Arbeit, das Aufgefaſste wieder zu geben, gewissermaſsen in fortwährendem Streit. Er war weit mehr für die thätige Betreibung seiner Wissenschaften, für eine rastlose Erfahrungsjagd in ihrem unermeſslichen Revier gemacht, als für den stillen Kreis der Stubengelehrsamkeit; und so wie diese Stimmung seines Charakters einen wichtigen, bisher noch nicht genug in Anschlag gebrachten Einfluſs auf seine letzten Schicksale gehabt hat, so kann sie, wenn ich nicht irre, auch die Wirkung haben, daſs man ihn hier mehr in seinem Element erkennen wird, als in der ausgearbeitetern und zusammenhangenderen Manier der ersten Bände.

An dieser Manier haben Deutsche Kritiker in den letzten Zeiten sehr viel auszusetzen gefunden. Wie viel oder wie wenig Grund ihr Tadel hat, gehört nicht hieher zu untersuchen; aber es sind manche traurige Miſsverständnisse und Ideenverwechselungen dabei vorgefallen, die zur Ehre unsrer Litteratur nicht aus unnöthiger Furchtsamkeit unbemerkt bleiben dürfen. Die Herausgeber der Jenäischen Allgemeinen Litteraturzeitung haben geglaubt, sich über die Einrückung einer Französischen Anzeige von FORSTERS Tod in ihrem Intelligenzblatte verantworten zu müssen. Hoffentlich wird eine Zeit kommen, wo Männer von ihrem Werthe, die an der Spitze einer Anstalt von so allgemeinem und verdientem Rufe stehen, es nicht überflüſsig finden werden, sich über das auffallende Stillschweigen zu verantworten, das die Allgemeine Litteratur-Zeitung so viele Jahre hindurch über die

Forsterschen Schriften beobachtet hat, um endlich zu einer Zeit, wo des Verfassers persönliche Verhältnisse sein eignes Vaterland gegen ihn aufbrachten, mit Anzeigen loszubrechen, die freilich nicht früher hätten geliefert werden können, da sie fast jede Zeile, die FORSTER vor Jahren *schrieb*, nach dem Maſsstabe dessen, was er späterhin *that* oder *litt*, beurtheilen; da sie überall, wo zwischen seinen frühern Meinungen und seinen nachmaligen Handlungen ein Zusammenhang wahrzunehmen ist, die einen wechselsweise um der andern willen verdammen, und aus dem entgegengesetzten Grunde wiederum überall, wo der *Schriftsteller* nicht mehrere Jahre voraus errieth, was dem *Menschen* bevorstand, beide herabwürdigen; da sie sogar die heilige Empfindung des Mitleidens zu unedeln, oder, wo sie nicht dafür erkannt werden, unverständlichen Persönlichkeiten miſsbrauchen. Wahrlich, es war nicht der Mühe werth, die Anzeigen der *Ansichten* und der *Erinnerungen* zu verspäten, bis der Verfasser ein Staatsverbrecher geworden war, wenn man die Grundsätze der Kritik, der litterarischen Ehre und Gerechtigkeit so über den Haufen werfen wollte, sich in diesen Anzeigen gleichsam mit unter die Exekutoren des politischen Strafurtheils, das Georg Forstern traf, zu drängen.

Dieses ganze Verfahren hat ein so unwürdiges, ungroſsmüthiges, unlitterarisches Ansehen, es widerspricht so sehr den Grundsätzen jener edlen Freimüthigkeit, durch welche die Allgemeine Litteratur-Zeitung sich sonst so rühmlich auszeichnet, und ohne welche es um die Wissenschaften gethan wäre, daſs eine Erklärung darüber ungleich wichtiger seyn wird, als die undankbaren statistischen Kritteleien, die Exklamationen u. s. w. über die Anzeige eines zwar zum Theil falsch unterrichteten, zwar republikanischen, aber doch, wie es scheint, von herzlicher Theilnehmung für FORSTER durchdrungnen Franzosen im *Moniteur*. Wenn es auf den Grad der Unrichtigkeit und sogar der Gehässigkeit in Zeitungsanekdoten ankäme, so würde die Rechnung zwischen dem Deutschen und dem Franzosen sicherlich wenigstens aufgehen; wer aber Deutscher und Mensch genug war, um

Forstern zu bedauern, daſs er von seinem *alten* Vaterlande losgerissen ward, der muſste es für ein Unglück weniger ansehen, daſs in seinem *neuen* Vaterlande sein Andenken doch nicht mit seinem letzten Athemzuge verhallte; und *dieser* Gesichtspunkt wäre für die Anzeige im *Moniteur* unstreitig der richtigste und würdigste, dem wahren kollegialischen Geiste, dem besseren Geiste der Litteratur, um so angemessener gewesen, als er von Forsters politischem Verhältnisse gegen seine Nation vollkommen unabhängig gewesen seyn würde. Aber eine Deutsche Regierung versagt dem unschuldigen Nachlasse des achtungswürdigen Schriftstellers, der das Unglück gehabt hat, sich als Bürger ihrer schwersten Ahndung auszusetzen, ihren erhabenen und weisen Schutz nicht; und eine Deutsche Litteraturzeitung, die bis dahin dem Publikum ihre Schuld abzutragen versäumte, hat seit dem Augenblick seines bürgerlichen Todes angefangen, ihn als vogelfrei zu behandeln!

Dies ist aber noch nicht alles: die Kritik der Anzeige im *Moniteur* ist selbst von Unrichtigkeiten nicht frei; und das ist an der Kritik unstreitig ein gröſserer Fehler als an der Anzeige. Hätten die Verfasser der ersten gewuſst oder überlegt, in welchem Verhältnisse sich Forster nach der Einnahme von Mainz befand, so würden sie es nicht allein für sehr natürlich erkannt haben, daſs ein Franzose ihn *à la tête de l'université* angestellt glaubte, sondern sie hätten sogar eingesehen, daſs kein Franzose, der nach der Übergabe dieser Stadt an *Cuſtine* in Mainz gewesen war, es anders glauben noch wissen konnte. Die erste und hauptsächlichste Quelle von FORSTERS Unglück war es eben, daſs ihm alle Geschäfte der Universität mit dem Französischen General und dem Kommissariat, folglich alle damals vorkommenden Geschäfte der Universität überhaupt, aufgetragen wurden. Man hielt mit Recht dafür, daſs seine bekannte Vorliebe für die Sache der Französischen Revolution, und seine vertraute Bekanntschaft mit der Französischen Sprache, wie überhaupt mit jeder Art von ausländischem Geist, ihn vorzüglich dazu geschickt machten, das Interesse der sich selbst überlassenen Universität gegen die Ubermacht der Fremden so viel als möglich zu schützen, und nach Maſsgabe der Umstände bei dieser Gelegenheit sogar auszubreiten. Dies verhinderte ihn, gewisse Plane zu seiner Entfernung von Mainz, die von einigen seiner Freunde aus besorgtem Eifer entworfen wurden, zu genehmigen; und ich erinnere mich, daſs er gegen das Ende des Monats Oktober 1792 in Höchst zu mir sagte: »er habe bisher so wenig für die Universität thun können, und sei deshalb mit so manchen ungerechten Vorwürfen überladen worden, daſs es in diesem Augenblicke, wo seine Kollegen seiner bedürften, und ihn dringend aufforderten, der Universität Dienste zu leisten, zu denen er sich nicht untüchtig fühlte, ihm schlechterdings unmöglich wäre, seiner persönlichen Konvenienz zu Liebe, (und aus Furcht vor den gefährlichen Alternativen, zwischen denen man voraus sah, daſs er sich in Mainz noch gedrängt finden möchte) seinen Posten gerade unter den einzigen Umständen, die ihn darin nützlich und wichtig gemacht hätten, zu verlassen.» Verminderung der Kontributionen, und überhaupt manche andre Schonung erhielt er für die Universität, deren Dankbarkeit damals manche Rücksichten beseitigte, nach denen er freilich in der Regel nicht dafür gelten konnte, an der Spitze der Universität zu stehen, die aber den fremden Ankömmlingen, bei denen er immer und in allen Angelegenheiten der Universität, als Wortführer und Geschäftsträger derselben auftrat, unbekannt bleiben muſsten. Mehrere Personen könnten dies alles bezeugen. Es ist voraus zu sehen, daſs es wenige *wollen* werden, aber es giebt deren, die sich im Nothfalle nicht weigern würden es zu thun; und diese erste Epoche in Forsters traurigen bürgerlichen Miſsverhältnissen ist wichtiger, als die psychologischen Erklärungen derselben, auf welche mit zweideutigem Mitleiden angespielt wird, und zu denen sein Tod freilich einen weiten Spielraum öffnen könnte, da er, wenn er gelebt hätte, wenigstens dieser versteckten Wendung der Lieblosigkeit gegen ihn sich entgegen gestellt haben würde, weil sie Andre als ihn treffen konnte.

Neuburg, im Jul.
1794.

L. F. Huber.

ANSICHTEN.

I.

London.

1.

Ausstellung der königlichen Akademie.

Die Überschrift des Verzeichnisses scheint anzudeuten, daſs die Akademisten selbst wohl gefühlt haben, wie gering die Anzahl groſser Stücke in der diesjährigen Ausstellung ist. Das: *In tenui labor*, ist in so fern richtig, wie hier eine groſse Menge kleiner, unbedeutender Sachen hangen, die freilich auch ihnen Antheil von *Arbeit* kosteten. Aber ist auch mehr als *Arbeit* darin? Vor dieser Frage fürchteten sich die Brittischen Künstler wohl selbſt, als sie ihr zweideutiges Motto aufdruckten. Es ist wahr, die Zimmer sind voll; aber, so schönes Licht sie auch, insbesondere das Hauptzimmer, von oben erhalten, sehr klein, und der Indolenz der Herren Akademiker angemessen. Eine sehr kleine Anzahl von groſsen Gemälden würde sie ausfüllen; daher exhibiren die groſsen Meister nichts, und lassen dem kleinen Troſs mit seinen Staffelei- und Kabinetstückchen den Platz.

Reynolds Fleiſs ist vor den übrigen doch bemerkenswerth. Wenigstens hangen verschiedene Porträte von seiner Meisterhand da, die seine reiche, mannigfaltige Phantasie, seinen gebildeten Geist, seinen Sinn für das Idealischschöne, und seine Grazie verrathen. *Mistriſs Billington's* Apotheoſe hat groſses Verdienst. Die ganze schöne Figur steht da in zauberischer Einfalt; und was hat er nicht alles aus dem Leben gehascht, was nicht alles in dieses Gesicht gelegt, das *sie selbst* ist, und doch auch sie, in jenen Augenblicken, wo sie *mehr als sie selbst* ist! Ihr Gewand ist so ganz ohne alle Koketterie des Pinsels einfach schön, daſs es nicht das Auge wegzieht von dem schönen seelenvollen Kopfe; und selbst die Hände können, meint man, das Notenbuch nicht anders halten. Es ist so recht; und man denkt nicht weiter dran, sondern hängt mit Ruhe und Genuſs an diesem Auge, diesen Lippen, diesen Harmonieen himmlischer Gestalten, welche sich auf ihrem Antlitze zu einem hohen Einklange verschmelzen. Die kleinen Genien, die ihr Haupt umschweben, mögen nur plärren und gestikuliren; ich sehe sie nicht und höre sie nicht: und wer könnte das vor einem solchen Wesen!

Die sechs andern Porträte haben eigne Kraft im Ausdruck, Mannigfaltigkeit in der Darstellung, und Kennzeichen der ſesten, geübten Hand des erfahrnen Meisters. —

Rigauds Werke verdienen hier die nächste Stelle. Simson, der seine Bande zerreiſst, ist eine vortreffliche *Akademie*; es ist mehr: ein sehr edles *Gemälde*. Simsons Kopf ist schön gedacht, der Kopf eines schönen Mannes, der hohe Indignation haucht, indem er sich von den Folgen einer niedrigen Ueberlistung befreiet. Die Nebenfigur ist nicht so interessant, und wohl nicht erschrocken genug, wenn es die Verrätherin seyn soll. Doch in diesen Fallen verzeihet man dem Künstler immer lieber zu wenig als zu viel Ausdruck, wenn er nur Schönheitssinn blicken laſst.

Ein schöner Kopf nach der Natur, von ebendemselben, ist mit *Guido's* Engeln verwandt; aber er hat mehr *rosige* Wärme als sie. Des Künstlers eigene Familie ist sehr brav gemalt.

Hodges. Auch der Landschaftsmaler kann phantasieren, dichten, und aus den schönen Zügen der Natur das Vollkommenste erlesen und vereinigen, das Erhabene fassen, und den Zuschauer mit sich fortreiſsen in idealische Welten. Wer wird diesem Künstler Genie absprechen können? Seine Figuren sind indeſs nicht mit seinen Landschaftsmalereien zu vergleichen.

Marlow. Auſserordentlich schön und treu nach der Natur kopirt. Aussichten! Man möchte bei diesen Bildern oft fragen: ist dies von diesem Meister, jenes von jenem? so unähnlich scheinen sie sich, und so wahr ist jedes in seiner Art. —

Hamilton. Salomons Bewirthung der Königin von Saba! Dieses Stück gehört zu denen, von welchen der Künstler zu urtheilen pflegt: sie haben Verdienst. Allein dieses Verdienst ist Machwerk, und sonst nichts. Was läſst sich auch von einem Gastmahl Interessantes erwarten? Man sitzt bei Tisch und iſst, oder sieht einander an. Warum wählen aber die Maler solche Süjets? Je nun! Sie *müssen* wohl, wenn sie historische Stücke malen wollen. Der Lord, der dieses bestellte, that es aus Eitelkeit. Es ist gleichsam nur Carton zu einem Gemälde auf Glas, welches Se. *Lordship* in dem Fenster der Kirche auf seinem Landsitze anbringen läſst. — Mylord hat das Vergnügen, seiner Eitelkeit zu fröhnen, indem er die Kirche beschenkt; und er selbst sitzt da porträtirt als der weiseste König. Die Königin von Saba ist seine Nichte, *Mistriſs Howard*; und eine dritte Figur ist ebenfalls aus seiner weiblichen Verwandtschaft. Das giebt denn freilich, einen Salomon und eine Königin, die der Kunstliebhaber nicht bewundern kann! —

2.

Westminster - Abtei. Messias, am 5ten Junius.

Ein Bild von der Beschäftigung der Seligen im Himmel. Das Chor der Sängerinnen sitzt sehr gedrängt: es ist wenig Platz im Himmel: daher muſs man sich in Zeiten um *Tickets* bei den Geistlichen bemühen.

Über der Orgel im Fenster stehen die Patriarchen in Glasmalerei, welches die Ähnlichkeit mit dem Himmel noch vollständiger macht! Die hellen durchsichtigen Farben — So werden sie dort leuchten und zuhören; und da sie sonst nichts zu thun haben, so können sie eben so wohl auch nur in Glas gemalt da stehen.

Das Orchester ist an dem Amphitheater über dem westlichen Eingange. Zuoberst im Hintergrunde steht die Orgel; noch höher, auf einem schmalen Gange, mit dem Gipfel der Orgel gleich, die Heerpauken. Dann ſolgen die Instrumente, und vorn die Stimmen. Die Bänke sehr hoch über einander: die höchste Bank eine Reihe Knaben.

Um eilf Uhr war das Haus schon voll, und alle Bänke besetzt. Ich wurde in einen Gang gepreſst, wo ich anfangs verzweifelte, irgend etwas aufzeichnen zu können; und nur die leidige Wahrnehmung, daſs immer mehr Zuhörer zuströmten, konnte mich überzeugen, es sey eine stärkere Kompression möglich. In einem Avertissement wird versprochen, daſs man Sorge tragen will, nicht mehr *Tickets* auszutheilen, als es die *Convenience* der Gesellschaft erlaube. Mich schauderte, wenn ich bedachte, was *Mr.*

John Ashley, der *assistent conductor*, einen ungemächlichen Zustand nennt, da er diesen noch gemächlich findet. Für den hohen Preis einer Guinee könnte man allerdings Bequemlichkeit verlangen; aber die menschenfreundliche Absicht, den Fonds für arme Tonkünstler, Söhne von Geistlichen, und das *Middlesex-Hospital* so viel als möglich zu vermehren, ist schon einer kleinen Aufopferung werth.

Ueber die Hüte ist hier ein Anathema gesprochen. *No Ladies*, heiſst es in dem Reglement, *will be admitted with hats.* Aber die Damen wissen sich durch sehr hohen Kopfputz zu rächen, und das Uebel ist eben so groſs. Auch Federn sind verboten; doch, da man die Grausamkeit gegen die *hoops* nicht hat allzu weit treiben wollen, so erlaubt man wenigstens kleine Federn. Eine Dame, die zur *royal Society of Musicians* geht, ist also in allen Dimensionen, in der Länge und Breite, bestimmt. Man sollte sie durch ein ausgeschnittenes Loch durchschikken, und die, welche nicht das Maſs hätten, zurückweisen. Dieses Verbot von Federn ist in einem Koncert, wo man Genuſs für das Ohr sucht, sonderbar, da in allen andern Schauspielen so wenig für eine ungehinderte Aussicht gesorgt wird. Der Anblick so vieler tausend Menschen in *full dreſs* ist sehr angenehm. Die Damen sind fast alle weiſs gekleidet.

Ein Viertel vor Zwölf ward das Thor der Abtei geschlossen, und keiner mehr eingelassen. Zwei *Yeomen* mit groſsen Hellebarden wurden unter die königliche Loge, und zwei unter das Amphitheater gestellt. Die letztern muſsten, um sich stattlicher auszunehmen, auf eine Bank steigen, wo sie so sehr gedrängt wurden, daſs sie mit dem einen Fuſse gewöhnlich in der Luft ſchwebten. Sie ſind, wie wohl aller Hofſtaat der Könige, geſchmacklos gekleidet: in rothen Mänteln mit blauen Sammetſtreifen beſetzt, den Namen des Königs auf der Bruſt, und den Namen Gottes an einem Orte, wo er nicht ſchicklich verherrlicht werden kann. Da dieſe *Yeomen of the guard* ihre beſchwerliche Stellung nicht lange aushalten können, ſo löſen ſich mehrere ab.

Nur ein Theil der Abtei iſt zur Muſik beſtimmt; der andere iſt abgeſchlagen: theils um die Monumente nicht beſchädigen zu laſſen, theils um mehr Eingänge zu gewinnen. Die Gänge ſind mit Argantiſchen Lampen erleuchtet; für gewiſſe Bedürfniſſe der Herren und Damen iſt, da die Thüren verſchloſſen ſind, ſehr ſchicklich geſorgt.

Die königliche Loge iſt mit rothem Taffent bekleidet, auf den das königliche Wapen und andere Verzierungen in Gold gestickt sind. Gerade um zwölf Uhr erschien der *König* von den *Prinzessinnen* begleitet, und der *Herzog von Gloucester* mit dem Prinzen *William* und seinem jüngeren Sohne. Der König war sehr steif geputzt in Französischer Kleidung, nicht in der Windsor-Uniform. Er scheint für die Musik wenig Ohr zu haben; denn er war immer beschäftigt, mit dem Fernglase seine königliche Neugierde zu befriedigen.

Die Musik war in der Ausführung weit vorzüglicher als die vorige, die wir hörten; auch in den Texten und in der Composition mehr Einheit. Bald nach der Ankunft des Königs fing die Musik mit einer prächtigen Ouverture an, gegen die das stille tröstende Recitativ der *Mara: comfort ye, my people, saith your God*, einen schönen Kontrast machte. Die Sängerin ging mit vieler

Kunst von jenen milden wohlthätigen Tonen über, zu den befehlenden: *prepare ye the way of the lord.* Schade, daſs in der darauf folgenden Arie der Dichter bei dem Bilde des Wegbaues bleibt, Thaler ausfüllen und Berge abtragen läſst, um dem Gotte einen — *high way* zu bahnen! Wie viel erhabener ist das Recitativ, das Herr *Salle* so meisterhaft ausführte: *This saith the lord of Host*... In den Worten *I will shake the heavens and the earth, the sea and the dry land* sind alle Künste der musikalischen Malerei erschöpft; der Komponist bleibt bei der Handlung stehen. In der Handlung: *a Virgin shall conceive*, war dies unmöglich. Die Musik drückt die Freude über die Empfängniſs aus; da aber gleich darauf die Jungfrau wieder selbst den Namen *Emanuel* ruft, so ist der Effekt zerrissen. Der Komponist durfte, wenn er der obigen Schwierigkeit so auswich, nicht auf dem *shall call his name* ruhen. Eben dieser Fehler ist auch in der Deklamation, der artikulirten Musik, nur allzu häufig. Die Schauspieler drücken im Erzählen erst ihre eigne Empfindung aus, und dann ahmen sie doch wieder die Stimme des Erschlagenen, des Fürchtenden, des Fröhlichen nach.

Die schönste Stelle in dem ersten Theile ist von dem Chore: *For unto us a Child is born*, bis zu der Arie: *rejoice o daughter of Zion.* Hier ist am meisten Gedachtes in der Komposition. Die Worte: *Wundervoll, Richter, Allmächtiger*, sind von ungemeiner Kraft; sie kündigen ein furchtbares Wesen an, bis die sanften Töne: *everlasting Father*, daran erinnern, daſs der Allmächtige auch ein gütiger Friedensfürst ist. Zwischen dem Recitativ und dem Chor ist eine lange Zwischenmusik, deren Wirkung auf den edleren Theil des Publikums sichtbar war. Alles Liebliche und Harmonische der Tonkunst ist aufgeboten, um die unschuldigen Freuden des Landlebens zu schildern. Endlich beginnen die Worte: *there were shepherds abiding in the field*.... Die Stimme einer *Storace* mit jenen Flötentönen verschmolzen: dieser Zauber läſst sich nur fühlen. — Der Engel erscheint; die Musik hebt sich nach und nach, und der Lobgesang *Glory to God in the highest, and peace on earth*, korrespondirt gleichsam mit dem obigen: *for unto us a Child is born.*

In dem zweiten Theile hat der Text wenig Zusammenhang. Dennoch ist die Musik im Einzelnen nicht minder schön. *Miſs Cautels* erregte in der unpoetischen Arie: *but thou didst not leave his soul in hell*, allgemeine Bewunderung. Sie zeigte einen Umfang der Stimme, den ich ihr nicht zugetrauet hätte. Die darauf folgenden Doppelchöre verfehlen ihre Wirkung nie, besonders die Worte: *Who is this King of Glory? The Lord strong and mighty, the Lord mighty in battle.* Sie erinnerten mich an die Manier der Alten, die eben so ihre Strophen und Antistrophen sangen. Auch ist die Sprache des Dichters hier kräftig und edel. *Mr. Griffiths* konnte mit aller seiner Kunst dennoch nicht den Miſsklang des *thou hast led captivity captive* vermeiden. Wie leicht könnte der Text geändert werden! Und die Ketzerei wäre nicht groſs, da die Bibel doch nicht zum Gesange bestimmt ist.

In den zwei letzten Chören zeigen sich alle Vorzüge eines solchen vollstimmigen Koncerts. Das Chor *let us break their bands asunder* stürmte mit einer Gewalt ein, daſs mehrere Damen vor Schrecken zusammenfuhren. Aber die Musik der Worte: *Halle-*

lujah, the lord God omnipotent reigneth, sind viel erhabener und tiefer empfunden. Die feierliche Pause bei der zweiten Wiederholung macht, nach dem Donner der Pauken, und dem Schmettern der Trompeten, einen wunderbaren Effekt.

Der dritte Theil drückt die Wirkung der Erlösung aus. Madame *Mara* wetteiferte in der Arie: *I know that my redeemer lives* Sie schien einer so glänzenden Versammlung sich doch auch in ihrem Glanze zeigen zu wollen. Sie machte Laufe und Kadenzen, die nur *sie* unternehmen und ausfahren konnte; und wenn alle glaubten, ihre Stimme sei erschöpft, so überraschte sie doch noch mit einem neuen Triller — alles mit einer Leichtigkeit, einem scheinbaren Mangel an Anstrengung, als wenn nur diese Töne ihre Sprache waren.

Der Text zu diesem dritten Theil ist auffallend schlecht und zerrissen. Wenn es bei einer geistlichen Kantate einmal des Dichters Wille ist, sie aus biblischen Stellen zusammen zu flicken, so sollte er doch vorsichtiger in seiner Wahl seyn. Die Orientalischen Bilder: wie ein Topf zerschlagen, in den *twinkling of an eye* verwandelt zu werden, die wiederholten Vergleichungen zwischen Gott und einem Schafe, und so fort, sind uns jetzt eben so widrig als das Italienische *Concetto*:

The sting of death is sin
and the strength of sin is the law. !!

Das letzte Chor: *Worthy is the lamb*, hält man für den schönsten Theil der Musik. Kunstreicher und kräftiger ist er freilich, als das *Hallelujah for the Lord*; ob es aber so tief und dauernd auf die Empfindung wirkt?

3.

Erziehung und Theater der Engländer. Litteratur. Beaux Stratagem.

Die Engländer haben Gutherzigkeit, Empfindsamkeit, Rohheit und Sinnlichkeit beisammen. Daher ist in ihren Schauspielen auch so viel Vortrefflichkeit, Naivetät, neben so vieler Indecenz. Die Franzosen nehmen Rücksicht auf die *bienséances*, und sagen öffentlich nichts, was eine honette Frau nicht wiederholen dürfte. Daher sind ihre Weiber wirklich frei im Ausdruck; denn sie sagen *alles*, was im Publikum gesagt wird.

Die Engländer nehmen auf dem Theater, wie in ihren Gesellschaften, keine Rücksicht auf die Weiblichkeit. Sie sind indecent; und die Weiber, die Dinge hören müssen, welche ihnen zu wiederholen nicht ziemt, werden ängstlich, steif, pretiös und prüde.

Die Erziehung raubt den Engländern die Gelegenheit, ihr Herz und ihren Geist *auszubilden* und reinen Geschmack zu erlangen. Sie sind daher alle geniemaſsiger, und haben keine allgemeine Regel des Betragens: immer plump, unfein, unachtsam auf sich und andre, und oft embarassirt in honnetter Gesellschaft; ja fast durchgehends bei honnetten Frauenzimmern. — Denn ihr vieles Absondern, ihre vielen bloſs männlichen Gesellschaften, in denen sie sich gar nicht genieren, gewöhnen sie an keine Egards. Hingegen, sobald das Herz spricht, sobald es auf das Empfinden von sinnlichen Eindrücken oder zarten Verhältnissen ankommt, sind sie oft auch wahr, naiv, empfindsam.

Die *Siddons* hatte London längst verlassen, ehe wir ankamen, weil ihr Engagement schon aus war; und mit ihr sind die schönsten Trauerspiele für dieses Jahr vorüber. Von neuen Stücken ist dies Jahr nichts von einiger Bedeutung erschienen. *The Crusade* ist eine Art Oper, die man doch selbst nur *dramatische Romanze* nennt. *The haunted Tower*, von *Cobb*, soll eben dasselbe seyn: artige Musik, aber kein Menschenverstand im Stücke. *No Song no Supper*, eine musikalische Farce, ist von eben der Art, und wird nur durch die Stimme und das Spiel der *Storace*, einer Italienischen Sängerin, die vortreflich Englisch gelernt hat, interessant. Die Musik ist von ihrem Manne komponirt: aus *Pleyel*, *Gretry*, *Giordani* zusammen gestohlen, aber sehr hübsch. *The Dramatist*, von einem jungen Manne, Namens *Reynolds*, der sich selbst darin geschildert hat, ist voll Witz und Anspielungen auf hiesige Sitten, aber ohne Dialog. Auf guten Dialog wird gar nicht mehr gesehen; Effekt ist alles, was man verlangt. Man geht in die Komödie, um zu *sehen*, kaum mehr zu *hören*; und die *Kotzebue*, wenn sie sich eine Dosis Salz könnten eintrichtern lassen, würden auch hier Glück machen. *The rivals*, von *Sheridan*, die ich vor der Farce: *No Song no Supper*, spielen sah, gehört unter die ältern Stücke, und ist schon ins Deutsche übersetzt. Miſs *Farren* spielte die Julie ganz gut; nur bewundert man sie zu viel: ein Fehler, den jetzt alle Zuschauer von allen Nationen gemein haben. In den mehr hochkomischen Rollen reicht sie nicht an die *Abington*, die aber jetzt nicht mehr spielt. Die Deklamation im Tragischen ist sehr vervollkommt, sehr präcis, rein und deutlich; aber bei *Kemble*, dem ersten hiesigen Schauspieler, zu monotonisch, und bei *Holman* (wie man versichert, denn ich habe ihn noch nicht gesehen) zu wild und *ranting*. *Garrick* und seine Schule hatten mehr wahres Feuer der Empfindung, oder wuſsten es beſser zu *spielen*: hier ist zu viel Kalte, und zu viel gesuchter Nachdruck im Hersagen. Dennoch spielt *Kemble* verhaltniſsmäſsig sehr gut, und was ihm, besonders wo es auf Würde ankommt, sehr nützt: er spricht langsam, wenn der Affekt keine schnelle Sprache fordert. Seine Deklamation ist nicht *Gesang*, aber mehr als gemeines *Reden*. Diese Würde, diesen Anstand in Königs- und Heldenrollen, sah ich auf den Deutschen Theatern nie, weil man dort bei diesen Gelegenheiten nicht natürlich genug, oder auch wohl *zu* natürlich ist; mit Einem Worte: weil man den Sinn eines groſsen Menschen nicht hat.

Ich möchte faſt glauben, daſs die Familiarität des Umganges zwischen Menschen aus allen Ständen in England, und das Edle, welches bis in die letzte Klasse hinab hier in Bildung und Charakter so unverkennbar ist — mag es mit Einseitigkeit und Unwissenheit über gewisse Gegenstände auch noch so sehr versetzt seyn — den Schauspieler hier natürlich veredeln. Allein die allgemeine Klage, die wir über unsre Litteratur führen, höre ich auch hier im Munde der besten Köpſe: es fehlt im Publikum an Geschmack, und in den schönen Wissenschaften an einem kompetenten Tribunal. Mit *Johnsons* Tod, so einseitig und schneidend er auch war, hat man nichts mehr, und es geht drunter und drüber in den Gefilden der Litteratur. Wenn schon ein solches Tribunal zuweilen ein ungerechtes Urtheil fällt, so ist es doch sehr nützlich, daſs etwas *in* *terrorem* da stehe, um die elenden Skribenten in Zügel zu halten. Anekdotenjagerei ist jetzt so allgemein, daſs man von berühmten Männern jedes Visitenkartchen drucken läſst, wie bei uns; und wenn man einem Gelehrten etwas Schlimmes nachsagen kann, so glaubt man, wie bei uns, daſs er nun kein groſser Mann mehr seyn könne. So einen elenden Begriff macht man sich von menschlicher Gröſse, daſs man sie verkennt, wo sie wirklich vorhanden ist, und *Friedrich* für einen gewöhnlichen Menschen hält, sobald man weiſs, daſs er physische Bedürfnisse hatte, wie jeder Sterbliche. Muſs man denn die groſsen Gegenstände so mit dem Mikroskop betrachten? Oder muſs man von einem berühmten Manne sich nicht mit einem Konterfei seines Kopfes begnügen, sondern ein Konterfei von der ganzen nackten Figur verlangen, und alles, was an ihm miſsgestaltet und ekelhaft ist, hervorsuchen? — —

An dem herrlichen Lustspiel *Beaux Stratagem* konnte ich recht augenscheinlich den Unterschied zwischen dem Styl der theatralischen Darstellung vor zwölf Jahren, und dem jetzigen wahrnehmen. Mr. *Lewis* als *Archer*, Mr. *Quick* als *Scrub*, und Mrs. *Pope*, die ehemalige Miſs *Younge*, als Mrs. *Sallen* — gaben mir in der That einen sehr schwachen Begriff von *Garrick*, *Weston* und Mrs. *Barry* in eben diesen Rollen. Mr. *Lewis* war nicht, was er seyn sollte: ein als Bedienter verkleideter *Gentleman*; sondern ein Bedienter, der *Gentlemans* - Manieren affektirte. *Scrub* sollte ein dummer, unwissender Bauerlümmel seyn, dem zuweilen eine Idee bis in das Gehirn trifft; *Quick* hingegen spielte ihn so, daſs er immer zu viel zu ahnden und zu errathen schien. *Weston* wuſste gar wohl, daſs man dieser Rolle nicht alle *Anlagen* nehmen müſste; allein er lieſs sie leer an wirklich erworbenen Begriffen, an Übung der Geisteskräfte: und dies war die achte Art, sie zu spielen. Mrs. *Pope* endlich, eine für mich sehr angenehme Schauspielerin, hat für die Rolle von Mrs. *Sallen* weder Lebhaftigkeit, noch Laune genug. Sie spielt sie mit Anstand, aber nicht mit komischem Nachdruck.

Die Farce: *Love in a camp*, war an Plattheit und Jammerlichkeit unausstehlich.

4.

Westminſterhall. — *Warren Hastings Prozeſs.*

Die ganze Halle ist bekanntlich mit Sitzen eingerichtet: rothen für die *Peers* und ihre *Tickets;* grünen für das Unterhaus. Die Verschläge für die *Managers* heiſsen: *Zimmer;* sind aber ganz finster, und werden durch Lampen und Lichter erleuchtet. Das Zimmer für den Gefangenen (*Prisonner's-room*), wo *Hastings* sitzt, bis er gerufen und vom *Blackrod* vorgeführt wird, ist wirklich ein finsteres trauriges Loch, und nach vorn zu hat es zwei kleine Fensterchen mit eisernen Stangen davor. Im *Managers-room* sahen wir mehr als zwanzig groſse Folianten von Akten. Überall brannten groſse Feuerbecken. Jedesmal, bei jeder Sitzung, muſs *Hastings* auf die Knie fallen, wenn er hineinkommt. Dann heiſst ihn der Kanzler aufstehen, und erlaubt ihm zu sitzen. Die Gröſse eines Indischen Despoten so erniedrigt, das mag wohl schmerzen; aber jetzt ist er daran gewöhnt. So stumpft sich jedes Gefühl endlich ab! — Wohlthätige Natur, die für unsere Erhaltung sorgt auf Kosten unserer Reitzbarkeit! Aber noch unendlich wohlthätiger in jenen groſsen Seelen, die eine einzige Verletzung ihres Selbstgefühls nicht wieder ruhig werden läſst.

Den 7ten Junius. Ich möchte wohl zugegen gewesen seyn, wenn das heilige Volk von Athen so einen Aktus vorhatte, um einen Vergleich mit dem anstellen zu können, der hier vorgeht. So glänzend wie Westminsterhall, war freilich wohl die Versammlung dort nicht; es fehlten die Damen, die hier ungleich zahlreicher als die Mannspersonen sind. Welch ein Anblick! Die Hyacinthenflor in Harlem war nicht prachtvoller, und duftete nicht stärker! Fast alles ist weiſs: wenigstens lauter weiſse Enveloppen und Kopfzeuge, und beinahe kein anderes als rosenfarbenes und himmelblaues Band. Nirgends ist ein Hut zu sehen; denn hier ist alles *full dreſs'd*, was den Kopf betrifft. Der Platz, den das Oberhaus selbst einnimmt, ist verhältniſsmäſsig klein. Die Zuschauer, auf vielen Reihen von Bänken umher und über einander, können vielleicht zweitausend ausmachen. Und wie oft haben nicht schon 2000 Menschen die Stelle von andern 2000 hier eingenommen! Es können wenigstens 500,000 Britten Zeugen von dem Gerichte gewesen seyn, welches hier über ihren Mitbürger gehalten wird. Göttliche Publicität! erhabne Würde der Gerechtigkeit, die nicht das Licht scheuet! Daſs kein Volk, kein Land, keine Stadt es wage, sich *frei* zu nennen, so lange ihre Richter bei verschlossenen Thüren über das Schicksal ihrer Mitmenschen entscheiden! Ich hasse das ewige Kreischen von Freiheit, das Gekrächz derer, die nicht wissen, was frei seyn heiſst, und des goldenen Vorrechtes nicht werth sind; ich hasse die Sklaven, die nur *sprechen*, und nicht *handeln.* Aber kein Ausdruck ist zu hart, um Abscheu gegen den Tyrannen zu erwecken, der seines Volkes *Vater* zu seyn vorgiebt, und es im *Verborgenen* richtet. Im Verborgenen richten, ist *Meuchelmord;* und kein Zusatz von Umständen, keine Modifikation, kann dieses Verfahren je so weit entschuldigen, daſs sie ihm diesen Namen wieder nehmen könnte. Jeder, den ein Rechtsurtheil traf, das im Verborgenen gefällt und

motivirt

motivirt wurde, ist ein Tyrannenopfer, gegen das man alle Gerechtigkeit aus den Augen setzte; mithin ist er zurückgeſtoſsen aus dem Bunde der bürgerlichen Geſellschaft, in die Sphäre des natürlichen Lebens, wo jeder sein eigner Vertheidiger und Rächer ist.

Um 9 Uhr wurden die Thüren geöffnet, und um halb 12 Uhr fanden wir das Haus schon über die Hälfte voll. Und was machen denn die Damen in einem Hause, wo sie nicht recht hören können, was gesprochen wird; wo ſie nicht verstehen, was sie hören; und bis zwei Uhr, also gegen vier Stunden, warten müssen, ehe es angeht? Kommen sie hin, um sich sehen zu lassen? Schwerlich; denn man erkennt und trifft einander nicht in diesem groſsen Saale, wo die Sitze nach verschiedenen Richtungen laufen, und nicht alle einander in's Gesicht sehen können. Kommen sie, um zu plaudern? Eine so groſse Versammlung so still zu finden, war vielleicht das Erstaunlichste am Ganzen. Man scheint einen Sinn für das Schickliche mitzubringen, der an dem Orte, wo wir uns befanden, kein Gespräch duldet. Wie soll man sich also das Räthsel dieser Erscheinung erklären? Durch Langeweile, Neugier und guten Ton. In *Hastings* Verhör geht man, weil es *Sitte* ist, und weil man wenigstens auf eine entfernte Art zeigen kann, daſs man mit eines Lords Familie bekannt ist, und Billets bekommen kann, — wiewohl wir die unsrigen für eine halbe Guinee erkauften, weil wir keinen Lord darum ansprechen mochten. *Neugier* — um doch davon sprechen zu können; um zu sehen, wie man sich heute kleidete; um das Schauspiel einmal genossen zu haben; um zu wissen, wie ein Kanzler auf seinem Wollsack, die Lords in ihren Manteln, die Herolde in ihren buntgestickten Kleidern, die zwölf Richter und der Sprecher des Unterhauses in ihren Perücken sich ausnehmen; um den Mann, von dem alle Welt spricht, *W. Hastings*, oder die berühmten Volksredner *Burke*, *Fox* und *Sheridan*, einmal von Angesicht zu Angesicht zu schauen. *Langeweile* — doch, bedarf es hier noch einer Erklärung?

„Das wäre denn alles," wird mir mancher Geck zurufen, der hier mit leichter Mühe zu der Ehre zu kommen hofft, auch einmal den Verdacht eines eigenen Gedankens auf sich zu ziehen — „alles, was die gepriesene Publicität wirkt? Ob Weiber hören oder gaffen — die Juristen machen, was sie wollen." — Nicht also, mein feiner Herr! Es giebt unter diesen Damen auch verschiedene, die lebhaften Antheil an dem Processe nehmen. Man sieht sie allemal, so oft er fortgesetzt wird, mit Papier und Bleistift Bemerkungen aufzeichnen, und den Gang der Sache, die Beschuldigungen, Vertheidigungen, Gegenaussagen nie aus dem Gesichte verlieren. In England, in einer Republik, zumal in einer so blühenden, so thätigen, die alle individuellen Kräfte hervorruft und entwickelt, ist der Zusammenhang des Interesse tausendfältig, und wo man es nicht erwarten sollte, zeigt sich Theilnahme aus eigenem Bedürfnisse. Doch wozu dieser Beweis? Hat man denn vergessen, daſs auch Mannspersonen Zuschauer und Zuhörer sind? daſs die Freunde des Angeklagten und der Kläger sich anwesend befinden, und jedes Wort niederschreiben? daſs das ganze Unterhaus mit anhört, wie seine Mitglieder den Proceſs führen? daſs endlich das ganze Oberhaus, der Adel des ersten Landes in der Welt — ein Adel, zu welchem Verdienst unfehlbar den Weg bahnt — hier sitzt, um zu hören, zu entscheiden, und zu richten?

Um zwei Uhr endlich erschien ein Theil der Mitglieder des Unterhauses auf ihren Sitzen; und bald kam auch das ganze Oberhaus in Procession: voran die zwölf Richter in ihren Perücken und Mänteln, dann die Lords, endlich die Herolde, der Siegel- und der Insignienträger, und der Kanzler. Jeder ohne Ausnahme, wie er dem Thron gegenüber kam, neigte sich gegen denselben, obgleich niemand da saſs. Hierauf rief der Insignienträger (*Mace-bearer*) dreimal: *Oyés*, und befahl den Anwesenden bei Gefängniſsstrafe, im Namen des Königs, Stillschweigen an. Hierauf citirte er *Hastings*, zu erscheinen; und nachdem der *Uſher of the blackrod* gegangen war, ihn abzuholen, erschien *Hastings* an seiner Stelle, machte drei Verbeugungen, knieete nieder, stand aber sogleich wieder auf, und setzte sich in den für ihn bestimmten Lehnstuhl.

Der Kanzler eröffnete hierauf die Sitzung, indem er den *Managers* sagte, daſs sie fortfahren möchten. Nun folgten Verhöre von Zeugen; ein *Clerk* muſste viel vorlesen, welches endlich manchen Zuhörern so viel Langeweile verursachte, daſs sie sich entfernten. Die Lords sitzen nicht sehr ſtill, verlassen ihre Plätze, sprechen mit einander und mit den Mitgliedern des Unterhauses und scheinen unter der Last ihrer Hermelinmantel bei diesem Wetter nicht sehr beneidenswürdig zu seyn. Einer von den *Managers* (Mr. *Anstruther*) sprach sehr widrig: er stieſs immer einige Worte aus, und hielt dann wieder inne, alles sehr monotonisch. Des Kanzlers deutliche, volle Baſsstimme, ist überall vernehmlich.

5.

Zünſte.

In Deutschen Büchern steht bald, England *habe* Zünſte; bald, England habe *keine* Zünſte. Beides ist wahr, beides falsch. Man verstehe sich nur! Deutsches Zunſtwesen herscht in England freilich nicht. Warum? weil das Municipalwesen in England anders als auf dem feſten Lande ist, weil England weniger als Deutschland und Frankreich das Unglück hatte, Italienisch-ägyptische Laster anzunehmen. — — Die Englischen Zünſte zielen wenig auf die vermeintliche Vervollkommnung der Künste ab, wie in Deutschland; sie haben bloſs politische Zwecke: denn keiner braucht sich da einzunſten zu lassen, wohin er seines

Handwerks wegen gehört. Ein Buchdrucker kann sich zu den Malern, Backern etc. halten. In der *city of London* und in jeder Stadt, wo Incorporationen sind, darf keiner ein Gewerbe für sich treiben, der nicht zu einer Zunft gehört. In eine Zunft gelangt man, wenn man die Freiheit der Stadt erwirbt, oder *Freeman of the city* wird. Dieſe Erwerbung der Freiheit geschieht entweder durch sieben Lehrjahre bei einem incorporirten Meister, oder durch Kauf. Die Freiheit der Stadt kostet im Durchschnitt dreiſsig Pfund Sterling. Bei einigen Incorporationen ist sie wohlfeiler, und kostet nur vier und zwanzig Pfund Sterling; deshalb hält man sich gewöhnlich zu einer wohlfeileren Zunft, zum Beispiel zu den *Musicians*, da es einem Schustergesellen frei steht, sich zu der Zunft zu halten, zu welcher er will. Dieses Einzunften als *Freeman of the city* geschieht durch Einschreiben in der *Guildhall* (dem Rathhause) und der Zunfthalle. Wer *Freeman* durch die sieben verflossenen Lehrjahre oder durch Erkaufung der Stadtfreiheit ist, kann für eigne Rechnung, wie wir sagen, als Meister sein Handwerk treiben. Ein *Freeman*, ob er gleich zu einer Zunft gehört (was *Vollmann* in seinem ersten Theil, Seite 225 fälschlich leugnet), nimmt noch keinen Theil an Parlamentswahlen; dazu gehört das Pelzkleid. Ein *Freeman*, der also auch diesen Vorzug genieſsen will, muſs *Liveryman* werden, welches abermal einige Pfunde kostet. Besondere Geschicklichkeit aber, wie *Vollmann* wähnt, gehört gar nicht dazu; die Englischen Zünfte haben Vervollkommnung der Zünfte kaum zum Nebenzweck. Keine Zunft ist geschlossen, jeder Meister, er sey *Freeman* oder *Liveryman*, kann so viele Gesellen halten, als er will.

Meisterstücke kennt man in England auch nicht. Zwischen Lehrjungen und Gesellen ist ebenfalls keine Scheidewand. Gesellen (ich nenne die Leute so, die nicht auf eigne Rechnung arbeiten) lassen sich, wenn sie auſser Arbeit sind, in der Halle einschreiben. Ein Meister, der Gesellen nimmt, muſs gerade die nehmen, die zuerst eingeschrieben sind, er mag sie für geschickt halten oder nicht. Will er sich welche auswählen, so muſs er ein gewisses Geld dafür erlegen. Das Gesellenlohn ist nur bei einigen Zünften, zum Beispiel bei den Schneidern, durch eine Parlamentsakte bestimmt; ein Meister, der mehr Lohn giebt als vorgeschrieben ist, kann gerichtlich belangt werden. Fast jede Innung hat ihre Armenhäuser. Das Geld dazu flieſst aus der Zunftkasse, in welche jeder Geselle, *Freeman* und *Liveryman* jährlich einige Schillinge zahlen muſs. Ein Geselle, der diese Schillinge nicht gezahlt hat, muſs sie alle nachzahlen, wenn er Meister werden will, sei es nach Ablauf der sieben Dienstjahre oder durch Erkauf der Freiheit.

Die *Royal Society* eine *Zunft* zu nennen, wie einige Deutsche Schriften thaten, ist sehr lächerlich. Sie ist indeſs allerdings eine durch *Charter incorporated Society*, das heiſst: sie gehört zu der allgemeinen Klasse von dem Staat untergeordneten Gesellschaften.

In allen Städten, wo keine Incorporationen sind, kann jeder nach Belieben jegliches Gewerbe treiben; zum Beispiel in ganz Westminster, und in den *Liberties* der corporirten Städte. Dieser Umstand macht allen auch in ungeschloſsnen Zünften noch möglichen Schaden nichtig; denn die Waare des unzünftigen Meisters concurrirt immer mit der Waare des zünftigen. In Westminster zum Beispiel, kann jederman Schneider oder Schuster seyn, oder aus einem Schneider morgen ein Schuster werden, u. s. w. Hier ist auch keine politische Verbindung unter den Handwerkern; die Parlamentsglieder werden in Westminster bloſs von den Hausbesitzern gewählt. Ein Jude kann in England alle Handwerke treiben, nehmlich die, welche von keiner Corporation sind. Daſs das Mosaische Gesetz sich auch wohl damit verträgt, zeigen die vielen jüdischen Handwerker in Westminster, besonders die vielen jüdischen Schlächter in *Goodmansfield.* Man findet einen beschnittenen Schlächter nicht unreinlicher, als einen unbeschnittenen.

Auf dem platten Lande kann jegliches Gewerbe getrieben werden, und nur in der Gerichtsbarkeit corporirter Städte muſs ein Handwerker sich zu einer Incorporation dieser Stadt halten.

Das Unwesen eines blauen Montags ist in England so arg als in Deutschland.

Warum ist genaue Kenntniſs des Englischen Zunftwesens in Deutschland so nöthig? —

6.

The Monster.

Den 12. Mai.

Wie sich die Neuigkeiten hier jagen! Wie immer frische Nahrung für das gefräſsige Thier mit achtmal hunderttausend Schlünden herbeigeschafft werden muſs! Gestern ist der König von Schweden an einem Gallenfieber gestorben; heute ersticht man die Kaiserin von Ruſsland; die Spanier haben Jamaika weggenommen; Frankreich rüstet zwanzig Linienschiffe aus. Bald erschallen wieder durch die ganze Stadt lauter Friedensgerüchte! Diese widersprechenden Erdichtungen sind auf den nächsten Kreis um die Londoner Börse berechnet; die öffentlichen Fonds steigen und fallen, je nachdem man dieses oder jenes Gerücht wahrscheinlich zu machen weiſs; authentische Briefe, gerichtliche Aussagen von Schiffskapitainen, Ministerconfidencen, nichts wird dabei gespart, um *Wirkung* hervorzubringen; und wenn es endlich nun einmal gelingt, diejenigen, die sich die Weisesten und Vorsichtigsten dünken, zu übertölpeln, so ist der Gewinn schon entschieden. — Man fragt sich also schon immer bei jeder neuen Mahre, wohin sie zielt, und welchen Effekt auf die Barometer des öffentlichen Kredits sie haben könne; und wahrlich! künstlich muſs der Mäkler seyn, der jetzt noch seinen Zweck erreichen will. — Allein der gröſsere Kreis des Publikums, der zur bestimmten Stunde seines Frühstücks die Zeitung liest, und die Zeit theils mit dieser Lektüre, theils mit der Conversation, wozu sie den Stoff giebt, zu tödten sucht, hat noch einen ganz andern Heiſshunger nach Neuigkeiten, und eine gesegnete Gabe der Verdauung, die mit dem Wunderglauben in eine Klasse gesetzt zu werden verdient. Seit vier Wochen spricht ganz London von dem *Ungeheuer*; die Zeitungen sind voll davon; die Theaterdichter unterhalten das Volk davon auf der Bühne; die Damen fürchten sich davor; der Pöbel sieht jeden Vorübergehenden schärfer darauf an, ob er nicht in ihm das Ungeheuer entdecken könne; alle Wände sind mit Ankündigungen und Darbietungen einer Belohnung für denjenigen, der das Ungeheuer greifen wird, beklebt; freiwillige Subskriptionen sind eroffnet worden, um es fangen zu lassen, Mrs. *Smith*, eine Dame *du bon ton*, hat es mit einem Pistol hinters Ohr geschossen, — es hat sich verkleidet, geht in vielerlei Gestalten umher, verwundet schöne Frauenzimmer mit einem eigends erfundenen Instrument, mit Haken in Blumensträuſsern verborgen, mit Packnadeln, u. s. f. — und dieses Ungeheuer ist nichts mehr und nichts weniger als — ein Unding, womit man die müſsigen Einwohner von London amüsirt. Ein Taschendieb, der vermittelst eines Instruments die Taschen umzukehren und auszuleeren gelernt hatte, konnte vielleicht eine Dame verwundet haben, indem er dieses Kunststück an ihren Taschen probierte; dieser unbedeutende Zufall war hinreichend, um eine ganze Geschichte von einem Ungeheuer darauf zu gründen, welches gegen weibliche Schönheit wüthete, und eine Verschwörung zwischen mehreren Geschöpfen dieser Art wahrscheinlich zu machen, die aus Bosheit, oder Rache, oder verkehrtem Geschmack, das ganze Geschlecht, oder doch den schöneren Theil desselben, vernichten sollten.

7.

Naturgeschichte. Banks.

Auſser der Botanik ist alles kläglich bestellt; die Mineralogie am schlechtesten. Es giebt fast gar keine Liebhaberei, und schlechthin keine Kenntniſs. *Hawkins* ist der einzige Mineraloge. Mr. *Greville* zeigt acht oder vierzehn Tage lang an seinem Kabinet. Mr. *Macie* und die übrigen, studieren Mineralogie nur um der Luftchymie willen, und wissen von den neuen Entdeckungen nichts. *Greville* ist in der Opposition, und hat nichts zu leben. *Raspe* arbeitet in Schottland, ist aber auch nicht mit den neuen Entdeckungen, und überhaupt mit der heutigen Form der Wissenschaft bekannt Zoologen giebt es sehr wenige. *Pen-*

nant war nicht tief; *Latham* hat seine Vögel vollendet; *Yeats* hat ein Insektenkabinet.

Botanik hingegen ist *en vogue*. *Martyn* übersetzte *Rousseau's* Briefe, und that vier und zwanzig neue hinzu, zierte sein Werkchen mit Kupfern, und die Damen kauften es, so dürr auch der Inhalt ist. *Curtis* las den Damen Botanik, schrieb für sie ein botanisches Magazin, und gab seine *Flora Londinensis* heraus. *Smith* liest auch Botanik, und fährt fort, *Linné's* Kräuterbuch, welches er an sich gekauft hat, zu publiciren. *Dickson* giebt Moose, Farrn und Schwämme heraus. *Bauer*, der vortreffliche Zeichner, den der junge *Jacquin* nach England brachte, wird die seltenen Pflanzen des *Hortus Kewensis* herausgeben; sie sind herrlich gezeichnet: klar, richtig, deutlich und schön. Eine Mrs. *Margaret Meen* ist ihm indeſs zuvorgeeilt, und hat auf dem allergröſsten Atlasformat eine Nummer von vier Blattern herausgegeben, welche seltene und gemeine Pflanzen zugleich enthalt, z. B. *Strelitzia Regina*, und die *Solandra speciosa*: dann aber auch *Plumbago rosea* und *Cypripedium album*. Die Ausführung ist nicht zu ruhmen. Nichts ist botanischrichtig gezeichnet, und die vier Pflanzen kosten 16 Shilling.

Das groſse Werk von *Banks* ist noch immer ein Gegenstand, der die Konversation lebendig erhalt. Er wird, sagt und schreibt er seinen Freunden, es nie verkaufen, sondern nur wenige Exemplare abziehen lassen, und sie verschenken. — Es sollen schon beinahe alle 17 bis 1800 Platten fertig seyn. Woran der fernere Aufschub liegt, weiſs kein Mensch zu sagen; *Dryander* selbst scheint es nicht sagen zu können oder zu wollen.

8.

Kapitain Bligh. Reisen nach Nordwest-Amerika.

Cook gebrauchte den Kapitain *Bligh* bei seiner letzten Reise, um Landkarten zu machen und Aussichten aufzunehmen; und er hat fast alles, was während dieser langen Reise in diesem Fache gearbeitet worden ist, allein gethan. Nach seiner Rückkehr kamen seine Zeichnungen in die Hände der Admiralität. *Roberts* erhielt von dieser den Auftrag, die Karten für den gedruckten Bericht der Reise darnach auszusuchen und zusammenzutragen. Aber er hatte zu eben der Zeit das Kommando über einen Zollhaus-Kutter bekommen, und fand das Handwerk, Schleichhändler zu verfolgen, einträglicher, als das Kartenmachen. Durch seine Nachlässigkeit ward die Herausgabe des Werkes verzögert, und die Admiralität muſste ihm einen gemessenen Befehl zuschicken, heraufzukommen und seine Arbeit zu vollenden. Die elende Generalkarte ist die Frucht dieses übereilten Geschäfts, auſser einer Menge Fehler in andern Karten. Kapitain *Bligh* hat versichert, daſs zwischen den Originalzeichnungen und den herausgegebenen Karten ein sehr groſser Unterschied sey.

Die Canadischen Kaufleute und die Hudsonsbay - Kompagnie sind einander entgegen. — Ein gewisser *Turner* ward von der letzteren ausgeschickt, um geographische Entdeckungen zu machen. Er war ein guter Astronom, nahm viele Längen und Breiten, und bestimmte unter andern die Lage von *Hudsons house* Hernach brauchte ihn die Kompagnie in Handelsgeschäften; da hatte er über die Branntweinfässer zu befehlen, fing an zu trinken, und gerieth darüber mit seinen Rechnungen in Unordnung. Die Kompagnie hat ihn dessen ungeachtet nochmals ausgeschickt; und wenn er nur seinen Branntwein bald austrinkt, so kann er noch etwas leisten.

Die Canadier stahlen ihm das erstemal seine Journale; wenigstens will man wissen, daſs ein ungetreuer Beamter diese Journale an die Canadier verkauft hat. Diese haben drei Leute nach Westen geschickt, wovon einer über den *Slavelake* (Sklavensee) bis nach *Cooks River*, und von da nach Kamtschatka gekommen ist.

9.

Dr. Johnson. Warton.

Als man *Johnson* fragte, was der König mit ihm gesprochen hatte, sagte er: *The questions of His Majesty were* MULTIFARIOUS; (so sehr war er gewohnt, Lateinische Wörter in der Englischen Sprache zu adoptiren, und sogar im gemeinen Leben einzuflicken) *but, thank God! he answered them all himself* *).

Warton spricht in seinem Buche über Englische Dichter lang und breit über ein Miniaturportrait von *Milton*, welches Sir *Joshua Reynolds* für 100 Guineen gekauft haben soll. *T. Brand Hollis* behauptet: es sei das Portät von *John Selden*, und ärgert sich, daſs *Warton* mit keinem Worte der vier Köpfe von *Milton* in den *Memoirs of Mr. Hollis* erwähnt, die doch acht sind.

---

*) „Se. Majestät fragten mancherlei; aber, Gottlob! Sie beantworteten alles selbst.“

10.

Etwas von den Sitten. Veränderung der Sitten. Nägel. Ranelagh. Boxing. Dr. Mayersbach.

Die Verschiedenheit des Essens am östlichen und westlichen Ende der Stadt ist bemerkenswerth. Der ganz Fremde würde indeſs wenig Unterschied finden; denn überall geht es gleich steif und unbeholfen zu. Man sitzt vor Tische unbeweglich im Stuhl, spricht wenig, schlagt die Arme über einander, und hat Langeweile, bis zur Tafel gerufen wird. Dann ziehen die Weiber wie die Kraniche ins Speisezimmer; niemand führt sie. Man fodert zu trinken, wie in einem Wirthshause, oder macht Partie mit jemand, um ein Glas zu trinken; und nach

Tische werden Gesundheiten getrunken. Auch erscheint, sobald die Damen sich entfernt haben, überall der Nachttopf. Suppe ist nirgends zu sehen. Man setzt noch immer Gläser mit Wasser auf den Tisch, und jedermann spült sich, Angesichts der ganzen Gesellschaft, den Mund und wascht sich die Hände. Bis Thee und Kaffee im Nebenzimmer servirt werden, sitzt man am Tisch, und trinkt Wein. — Nur im Westen giebt es Servietten, die in der *City* durchgehends wegbleiben. Kleine Schüsseln findet man auch nur an dem vornehmen Ende der Stadt; am östlichen iſst man mancherlei durch einander und mit einander.

Die Engländer pflegen ihre Hospitalität zu rühmen, und nennen ihr Land das *gastfreieste* in der Welt. Ausländer hingegen beklagen sich, daſs, wenn sie zu Hause den durchreisenden Engländern alle erdenkliche Höflichkeit erwiesen haben, diese, wenn man sie in England besucht, den Fremden zu einem Mittagsessen im Wirthshause bitten, und ihn alsdann seine Zeche mit einer halben, oder gar mit einer ganzen Guinee bezahlen lassen. Anfänglich lachte ich selbst über diesen, wie es mir vorkam, ganz verkehrten Begriff von Hospitalität. Allein ich habe der Sache nachgedacht, und ſinde manches zu erinnern, was sie in ein ganz anderes Licht stellen kann. Erstlich also, ist es wenigstens von den Einwohnern auf dem Lande sehr buchstablich wahr, daſs sie gegen Fremde, die ihnen empfohlen werden, die Gastfreiheit in einem hohen Grade ausüben. Zweitens sind die Veranlassungen zu einem Mittagsmahl in dem Wirthshause in London häufiger als anderwärts, indem so mancher daselbst kein Haus hält, sondern

Jahr aus Jahr ein täglich in ein öffentliches Wirthshaus geht, um dort zu essen. Drittens glaubt mancher seinem Gaste mehr Freiheit zu lassen, wenn er ihn an eine Tafel führt, wo er seinen freien Willen behält, und fordern kann, was ihm beliebt, als wenn er ihn nöthigte, sich nach seinem Geschmacke zu richten. Endlich auch in London selbst, sind die Falle gar nicht selten, daſs Fremde in den Häusern ihrer Bekannten bewirthet werden, wie es mir selbst vielfaltig widerfahren ist. — Mehr aber, als dies alles, lieſse sich noch zur Entschuldigung oder Rechtfertigung des Englischen, mir sonst so paradox scheinenden Begriffes von Hospitalität sagen, der zuletzt auf die Definition hinausläuft, daſs man in England für Geld haben kann, was man will. Schöne Gastfreundschaft! sagte ich, als ich diesen Ausdruck zum erstenmal hörte; und tausend

Ausländer für Einen werden in Versuchung seyn, denselben Ausruf zu thun. Ich gestehe gern, daſs ich nicht mehr so verächtlich von dieser Gastfreiheit urtheile, welche jedem für Geld verschafft, was er nur zu Bequemlichkeit und Genuſs verlangen kann. Es ist nichts Geringes, den Fremdling, den Reisenden, den Käufer, der im Laden etwas kaufen will, mit Freundlichkeit und Dienstfertigkeit aufzunehmen. Diese Attention ist aber in England recht eigentlich zu Hause. Kauft man für eine bloſse Kleinigkeit, für zwei Schilling z. B., in einem Laden, so ist der Kaufmann erbötig, das Gekaufte selbst nach Hause zu schicken; gleichviel, ob in die nächste Straſse, oder durch den ganzen Diameter der unermeſslichen Hauptstadt zu gehen ist. Kauft man für mehrere Pfund Sterling, so wird man fast unfehlbar von dem Kaufmann zu Tische gebeten. Im Laden präsentirt man dem Kaufer einen Stuhl, ein Glas Wein, eine Tasse Chokolade, oder andere Erfrischungen. Um eine Kleinigkeit abzusetzen, laſst sich der reichste Kaufmann keine Mühe verdrieſsen; man mag hundert Stücke Zeug um- und durchwühlen: er wird nicht müde, immer wieder andere herbeizuschaffen. — In den Wirthshäusern ist alles Aufmerksamkeit, und der gewöhnlichste Passagier wird wie der erste Lord bewirthet. Die Aufwärter laufen an den Wagen, so bald sie jemand ankommen sehen; der Wirth selbst erscheint und bewillkommt seine Gäste. Er bedient sie bei Tisch, und das Kammermädchen sorgt bestens dafür, daſs die Betten frisch und rein sind. Fährt man fort, so ist man wieder eben so mit dem Wirthe, der Wirthin, und den Aufwärtern umgeben. Jedes hat im Hause sein bestimmtes Amt. *Boots* ist bei der Hand, Schuh und Stiefeln abzuziehen, zu putzen, und dem Fremden Pantoffeln zu präsentiren. Kommt man zu Pferde an, so hat der *Horseler*, oder wie das Wort gewöhnlich ausgesprochen wird, *Ostler*, die Sorge für die Pferde. Will man ausfahren, so hat jeder Gastwirth mehrere nette Postchaisen und etliche Züge Pferde im Stall, deren sich ein Deutscher Edelmann nicht schämen dürfte. Fast Jahr aus Jahr ein brennt ein Feuer in dem Kamin; und die Wirthshäuser sind schon darauf eingerichtet, daſs man, auſser dem Schlafzimmer, für jede Gesellschaft ein besonderes Wohnzimmer hat, ohne daſs die Kosten darum besonders erhöhet würden. — Tische und Stühle sind durchgehends vom schönsten Mahagonyholz, mit roſshaarnen Küssen; und der Teppich von der vortrefflichen Wollenmanufaktur in Wiltshire, oder wenigstens

nigstens ein Schottischer, liegt den Winter hindurch in jedem Zimmer; so wie vor jedem Bette Jahr aus Jahr ein, und in den zierlichern Gasthöfen auf allen Treppen, ein schmaler Streif von eben diesem Tuche liegt. Des Silberzeugs, des Tafelgeschirrs ist kein Ende; nur Servietten muſs man nicht erwarten. Wahrlich das Land ist gastfrei zu nennen, wo es Menschen sich so angelegen seyn lassen, andern das Leben bequem und angenehm zu machen, Reisende nach einem beschwerlichen *Cahotage* zu erquicken, und ihnen einigen Ersatz zu verschaffen für die liebe Heimath, von der sie sich entfernen müssen. Wer empfunden hat, wie der Reisende in andern Ländern in sich selbst zurückgetrieben wird; wie er so gar keine Theilnahme erweckt, so gar kein freundliches Gesicht ihn bewillkommen sieht, für sein Herz so gar keine Nahrung findet, wenn er sich einmal von den Seinigen entfernt; wie es den Gastwirthen gar nicht um seine Bequemlichkeit, sondern lediglich um ihren Gewinn zu thun ist: der muſs den Vorzug des Reisens in England empfinden, wo ihn so manches freundliche Wort, so viel ächte Urbanität in den Sitten der Menschen, mit denen er auf der Reise umzugehen genöthigt ist, unaufhörlich mit dem ganzen Geschlechte versöhnt und in eine zufriedene Stimmung versetzt! Ein gutes Gesicht, und Bereitwilligkeit, jeden seiner Wünsche zu erfüllen, lassen sich wahrlich nicht mit dem Gelde erkaufen, das er für seine Zehrung zahlt. Allein die Begriffe, daſs man als Gastwirth verbunden sei, für die Bequemlichkeit und das Wohl der Gäste zu sorgen, daſs man wirklich die Rechte der Hospitalität an ihnen ausüben müsse, und ein schönes Gefühl von Unabhängigkeit und Gleichheit;

womit man sich bewuſst ist, daſs man nicht bloſs vom Fremden lebt, sondern ihm auch wirklich das geben kann, was seine Börse nicht bezahlt: — dies wird schon mit der Muttermilch eingesogen, und mit den Anfangsgründen der Erziehung in den Gemüthern entwickelt. Dazu kommt noch, daſs hier nicht leicht ein hungriger Abentheurer einen Gasthof anlegt, sondern daſs dieses Geschäft insgemein den Besitz eines ansehnlichen Vermögens voraussetzt; daſs folglich die Gastwirthe selten so gröblich unwissend wie in andern Ländern sind, und im Gegentheil die Erziehung, die ihrem Vermögen angemessen war, genossen haben; mithin, daſs die Ueberzeugung, Zufriedenheit und Glück müsse nur in einer bestimmten Geschäftigkeit gesucht werden, den Entschluſs leitet, auf irgend eine Art das Vermögen anzulegen und zu einem gemeinnützigen

Endzwecke damit zu wirthschaften. Dieser Geist der Thätigkeit unterscheidet den Engländer, wie mich dünkt, am meisten von allen andern Nationen. Ein Deutscher, ein Franzos, ein Italiener von gewöhnlichem Schlage, der dreiſsig- oder vierzigtausend Thaler hätte, würde sich erniedrigt glauben, wenn er ein Gewerbe oder eine Hantierung triebe; der Engländer fängt damit erst recht an, und hält das Geld nur für eine Federkraft in seinen Händen, wodurch er für seine Thätigkeit Platz gewinnen und in eigenem Wirken und Schaffen sich selbst gefallen kann. Ich weiſs, es giebt auch auf dem festen Lande einige Ausnahmen; allein zu geschweigen, daſs diese eigentlich, wie immer, die Regel bestätigen, so ist doch in den Gelenken unserer Gastwirthe eine natürliche Steifigkeit, die sich nur durch die Zauberkraft einer Equipage mit Sechsen, oder eines adlichen Wapenschildes vertreiben läſst. Die Huldigung, die sie dem Reichthum leisten, möchte man ihnen noch verzeihen: sie hat wenigstens einen Gegenstand; allein die Furcht vor der privilegirten Klasse der Nation ist ein Schandfleck von angestammter Niederträchtigkeit, der die menschliche Natur entehrt, am meisten da, wo der Adel durch keinen Zügel, weder durch Eigennutz, noch durch Begriffe von Ehre und Schande, sich gehalten fühlt, mithin, weil er die oberste Stelle ohne sein Verdienst besitzt, dem eigenthümlichen Werthe nach auf die allerunterste Stufe hinabgesunken ist, und die Verachtung aller übrigen, die alle *besser* und *edler* sind als er, in vollem Maſse verdient.

Es sind nun zwölf Jahre verflossen, seitdem ich in England war. In diesem Zwischenraume kann eine wesentliche Veränderung der Sitten in einem Volke Statt finden, dessen Wirksamkeit einen so raschen Umschwung hat. — *A priori* laſst sie sich sogar erwarten, und *a posteriori* möchte man aus allerlei Auftritten in der neuesten Geschichte sich davon versichert halten. — Bei einer sehr genauen Untersuchung lieſsen sich unstreitig auch einige Abweichungsgrade bestimmen, die vielleicht in der Folge mit wachsender Geschwindigkeit zunehmen, und wesentlichere Umwandelungen auf die Bahn bringen können; allein für den allgemeinen Eindruck ist gleichwohl der Zwischenraum, den ich hier angegeben habe, noch zu unbedeutend, und England ist noch *das alte*, wie seine Einwohner es emphatisch zu nennen pflegen. Ich darf dieses mit desto gröſserer Zuversicht sagen, da ich wirklich eine merkliche Veränderung erwartet hatte, und mich in dieser Erwartung sehr getäuscht finde. Ich bin so wenig fremd in London, weder in Absicht auf die Phraseologie, noch im Punkte der Lebensart und Sittenstimmung, daſs diese Identität der erneuerten Eindrücke mit den alten Vorstellungen mich gewissermaſsen in der Eigenschaft des Beobachters stört, indem mir das gewohnt und alltäglich in der Erinnerung scheint, was ich mit Rücksicht auf Dich, da Du nie in England warst, als merkwürdig, und von unserer Art zu leben verschieden, anzeichnen sollte. Um mit der Sprache anzufangen, so ist es zwar gewiſs, daſs die Büchersprache epigrammatischer geworden ist, und daſs auch im gemeinen Leben manche neue Wörter, zumal in Beziehung auf Indien, in Cours gekommen sind; allein die Aussprache ist völlig unverändert, und die groſse Masse der Redensarten, die Sprichwörter, die Benennungen der Dinge, bleiben dieselben. Fast ein wenig höflicher, als sonst, scheint mir der gemeine Mann zu sprechen, wie er auch in Absicht auf fremde Kleidertracht, ausländische Sitten und Sprachen, die sich seinen Sinnen auf den öffentlichen Straſsen darstellen, toleranter geworden ist. Diese Ausbildung ist unstreitig eine Folge der in England so allgemeinen Zeitungslektüre, und ein Beweis für die Milde des ächtenglischen Charakters, der am Ende der Vernunft doch immer Gehör giebt, so laut auch seine Vorurtheile, seine üblen Gewohnheiten, und seine Leidenschaften zuweilen dagegen reden.

Die Toleranz gegen die Ausländer, und zumal die Franzosen, scheint auch mit einem gröſseren Umfange in Befolgung und Nichtbefolgung der Moden, als ehedem, in Verbindung zu stehen. So stark auch die

Nachahmung wirkt, so sieht man doch unzählige Menschen in den Straſsen, die sich in ihrer Kleidung nicht irre machen lassen, sondern ihren Rock noch so tragen, wie sie ihn vor zwanzig Jahren zu tragen gewohnt waren. Vielleicht ist auch die schnelle Succession der Moden schuld, daſs sie nicht allgemein werden können, sondern sich bloſs auf die höheren Kreise der verfeinerten Gesellschaft einschränken. Eine bekannte allgemeine Revolution in der Kleidung der Mannspersonen, ist die Abschaffung des Degens, den man sonst überall zu sehen gewohnt war, und jetzt nur noch bei Hofe sieht; die allgemeine Einführung der kurzen Westen, und jetzt die fast gänzliche Vertauschung der dreieckigen gegen runde Hüte. Das Militair und die Officiere von der Flotte tragen fast ganz allein ihre dreieckigen Uniformhüte. Kinder kleidet man noch, wie ehedem. Ihr rund geschnittenes, ins Gesicht gekämmtes Haar, wird in der Welt Mode bleiben, wo nur immer der Menschenverstand genug aufdämmert, um die Absurdität einer koeffirten Diminutivfigur zu empfinden. Ganz junge Kinder, bis ins vierte Jahr, erhalten aber hier noch immer keine Strümpfe, obgleich das Klima augenscheinlich diesen plötzlichen Übergang von Wärme zur Kälte verbietet. Es ist aller Erfahrung zuwider, daſs der menschliche Körper diese Extreme zu gleicher Zeit ausstehen kann, ohne eine gröſsere oder geringere Zerrüttung seiner Organisation zu erleiden. Von der Blutwärme, die das Kind vor der Geburt überall umschloſs, ist der Uebergang zur Temperatur der atmosphärischen Luft in England, zumal im Winter, so groſs, daſs ich mich nicht wundern würde, wofern künftige Physiologen in der plötzlichen

Kalte, der man die zarte Organisation des Kindes aussetzt, die erste Veranlassung zu der in England so hauſigen Gicht entdecken sollten. Allein in diesen Theil der Erziehung mischen sich die Ärzte: mithin die Theorie, die Systemsucht, und die gelehrte Rechthaberei. Gesunder Menschensinn laſst sich in dieser Gesellschaft nicht antreffen.

Die gewöhnlichste Haube der Frauenzimmer hat einen ungeheuer breiten *Strich*, und ist überhaupt so weitlauftig, daſs ich eher alles von ihr sagen und glauben mochte, als daſs sie schön sei, und ziere. Die vornehmste Frau und das gemeinste Madchen tragen diese Haube; mit dem Unterschiede, daſs diese nie ohne dieselbe gesehen wird, da sie hingegen bei jener nur das tieſste Negligé andeutet. Hohe Hute von Filz, von allen Farben: weiſs, rosenroth, braun, grün, himmelblau, und *col de ca-*

nard, — am meisten aber schwarz, mit einem runden schmalen Rand, und hohem spitzer zulaufenden Kopf, einer Bandkokarde oder einem Federbusch zuoberst, und einem goldenen, oder seidenen, farbigen und mit Gold gewirkten Bande unten, sind jetzt die allgemeine Tracht des Frauenzimmers, fast von allen Ständen. Zum vollen Anzuge gehört es aber noch jetzt, wie immer, daſs man ohne Hut erscheint; und in diesem Falle ist eine sehr vollständige Frisur mit vielen Locken im Toupet, und einem Bande oder einer Agraffe von Juwelen im Haar, oder eine hohe, sich vorn über thürmende, turbanähnliche Haube, der Putz, womit Junge und Alte prangen. Die Hüte sind an Gestalt völlig denen ähnlich, die man auf *Rubens* und *Vandyks* Portraten bemerkt. Die Hauben sind äuſserst verunstaltend; und es fehlt nicht viel, so werden sie den Fontangen ähnlich seyn, die man in *Ludwigs XIV.* Zeiten trug. — Viele, zumal junge Frauenzimmer, gehen ungepudert; es ist indeſs keine allgemeine Mode, und am wenigsten zur vollen Kleidung anwendbar. — Eine Art Negligé ist es auch, wenn man vollstandig frisirt ist, statt der Haube aber nur ein kleines Küssen oben auf dem Kopfe trägt, welches der Haube eigentlich zum *point d'appui* dient, und wie Vesta's oder Cybelens Thurm aussieht. Dabei trägt man noch immer die ekelhaft groſsen Halstücher, so zusammengeschlagen, daſs die obersten Falten mit dem Munde in gleicher Höhe stehen, und es beinahe so viel Kunst erfordert, einen Bissen, ohne das Halsbollwerk zu beschmutzen, in den Mund zu steuern, als mit Chinesischen Stäbchen zu essen. Ein anderer Grauel des hiesigen Anzuges sind die Schnürbrüste, die so allgemein wie jemals getragen werden, und jetzt nur wegen der fürchterlich hohen Florbusen eine Exkrescenz vor der Brust bilden, welche wenigstens diesen zarten Theil vor Beschädigung sichert, aber zur Schönheit der weiblichen Figur nichts beiträgt. Poschen gehören nur zum vollen Anzuge. Sonst hängt das Kleid so lang und schlank an den Schenkeln hinunter, wie nur etwas hangen kann. Groſse baumwollene Tücher tragen die mittleren Stände, und *Shawls*, in Nottingham, nach den Indischen verfertigt, die vornehmeren, gegen die kalte Luft. Diese *Shawls* werden jetzt weit länger gemacht als ehemals, weil man sie, nachdem sie über die Brust zusammengeschlagen worden sind, hinten in einen Knoten schlägt und die Zipfel wie eine Schärpe herabhangen läſst. Groſse Flortücher mit Blonden oder gehackten Spitzen gehören zum vollen Anzuge, der sehr oft aus Crepflor, oder überhaupt ganz weiſsen

Zeugen besteht. Um die Taille schlieſst ein elastischer Gürtel, den die Erfindsamkeit der Englischen Putzhändler einen *Cestus* nennt, mit einem Schlosse, oder nach der neusten Mode, drei Schleifen und brillantirten Knöpfen von Stahl. Anstatt dieses Putzes tragen viele Frauenzimmer eine zur Taille passende ausgeschweifte Binde von seidenem Stoff, und ein breit seidnes Band als Schärpe. Unmöglich kann ich alle die eleganten oder doch prätensionsvollen Negligés und Karakos beschreiben, in denen die Petite-Maitressen auf der Schaubühne, in den Logen, und in Ranelagh und Vauxhall erscheinen. Genug, die unermüdete Anstrengung der Fabrikanten in Nottingham und Manchester erfindet immer neue Stoffe, und die Modehändlerinnen geben sich die Tortur, um nicht minder erfinderisch zu seyn, als ihre Französischen Nachbarinnen.

Die Schuhe der Engländerinnen haben das Besondere, daſs die Absätze weiter nach hinten stehen, als an unsern Französisch-Deutschen Damenschuhen. Man trägt jetzt zierliche Rosetten von Stahl darauf, die sehr gut kleiden. Die Herren haben ihre Schnallen meistens mit Springfedern, so daſs das Herz von dem Theile der Schnalle, der bloſs für das Auge dient, gänzlich getrennt ist, und nur an Einem Charnier, und dann durch eine Feder, damit zusammen hängt.

Durchgehends bemerke ich, daſs die Engländer jetzt die Nägel ungeheuer lang wachsen lassen; am längsten und spitzigsten die, welche in Ostindien gewesen sind, woher auch die Mode augenscheinlich nach Europa herüber gekommen ist Man hat wenigstens eben so vornehm scheinen wollen, als ein

vor-

vornehmer Indier, dessen Nägel die Stelle seines Stammbaums vertreten. Es ist aber eine haſsliche Mode, und ein wahres Emblem der Faulheit, da man mit solchen Krallen unmöglich irgend ein Geschaft verrichten kann, das nur einige Anstrengung erfordert. Aber auf dem Sofa zu sitzen und dem lieben Himmel den Tag zu stehlen: dazu sind sie ersonnen.

Erst um 10 Uhr fangt jetzt die Gesellschaft an, sich in Ranelagh einzufinden. Das *Coup d'oeil* ist immer zauberisch. Die Vertheilung der Lichter gieſst so etwas Festliches, Heiteres umher, daſs die trübste Seele dadurch erhellet werden muſs. Im Garten war mir so wohl zu Muth; es war so dunkelblau der Himmel, so niedlich das Blinkern der Lampen, so balsamich erquickend der Duft von unzähligen Eglantin-Rosenhecken, herbeigewehet von einem mildsäuselnden West; die Töne des Orchesters in der Rotonde verhallten dort so gedämpft; — es war der erste ungetrübte Genuſs, seitdem ich in England bin.

Mendoza, der nur durch Verabredung den Kampf mit *Humphries* als Sieger bestehen konnte, da ihn sonst *Humphries* in fünf Minuten zu Grunde richten würde, — begegnete neulich einem Bauerkerl, und schlug ihn. Der Bauer nahm es übel, und widerstand. Er schlug ihn nochmals nieder, weil er agiler, als der Bauer war. Hierauf entschloſs sich der Bauer zu einem ordentlichen Kampf, zog seine Kleider aus, und drang auf seinen Gegner dergestalt ein, daſs diesem seine Geschwindigkeit nichts half, sondern er eine gewaltige Tracht Schläge bekam.

Dr. Mayersbach, dieser Quacksalber ist wieder hier, wohnt in *Red lion square*, und hat noch immer Zulauf wie ehedem. Er war Postschreiber in — , und wuſste nichts von der Medicin: allein er associirte sich mit einem gewissen Apothekergesellen, Namens *Koch*, der die Hallischen Medicamente zu bereiten gelernt hatte, und ward in England durch Lord *Baltimore's* Empfehlung als Arzt bekannt. Durch die elendesten Künste erwarb er sich die Reputation, aus dem Urin alle Krankheiten wissen zu können. Ein Londoner Arzt, Dr. *Lettsom*, schickte ihm etwas Urin von einer Kuh zu, worauf er sogleich die Patientin für eine schwangere Frau erklärte — wie er es von dem Bedienten des Doktors erfahren hatte. — Sein Zulauf war unglaublich. Nachdem er sich ein schönes Vermögen erworben hatte, ging er nach Deutschland zurück. Jetzt ist er wieder da, und das liebe London laſst sich aufs neue von ihm betrügen.

II.

Reise nach Windsor. Slough.

1.

Windsor.

Eine schöne Lage, eine herrliche Aussicht, und immer nur die ewige Wiederholung des Schönen und Herrlichen, die es einem so begreiflich macht, daſs der unvergeſsliche *Lessing* sich die Langeweile so lebhaft mit der allgenugsamen Existenz in Verbindung denken konnte! Was ist es denn nun mehr, daſs ich von dem Dach des Gefangenthurms in *Windsor* zwölf Grafſchaften dieses Feenreichs überschaute? — Der blaue Strich da ist *Bedfordshire*; jener ist *Sussex*; diese kleine Erhabenheit liegt in *Kent*; dort neben *Harrow* könnte man an einem hellen

Tage die Spitze der Paulskirche sehen! — Ich sehe beinahe rings um den Horizont einen dunkelblauen Kreis, worin ich keine Gegenstände mehr unterscheide; diesseits ist alles ein herrlicher Wald von schönem, dunkelgrünem Laube, mit lieblichen Gefilden von lichtem Grün durchwirkt. Zu meinen Füſsen windet sich die Themse, ein wasserarmes, seichtes, schmales Flüſschen, über ihre halbtrockenen Kieselbetten hin. Jenseits, umringt von säulenförmigen Ulmengruppen, liegt das Gothische, klösterliche *Eton*, in dessen finstern Hallen die Blüthe der Brittischen Jugend ihre erste Erziehung erhält. Welch eine Erziehung! — Ist es möglich, daſs dieses eiserne Joch von freigebornen Kindern getragen wird? Ich meine nicht das Joch des Unterrichts und der Disciplin; beide, so unzweckmäſsig sie sind, so mechanisch sie den Menschen machen, lassen noch die Möglichkeit eines unbefleckten Charakters übrig. Nein, ich denke an die entsetzliche Tyrannei, welche die alteren Buben hier über die spateren Ankömmlinge ausubten. Dadurch gerathen sie unwiederbringlich in einen Abgrund von Niedertrachtigkeit, aus welchem sie nur, vermöge eines günstigen Schicksals, sich zu tugendhaften Mannern entwickeln; oder sie müssen ungewohnlich reiche Anlage hineinbringen, um, beim Selbstdenken zu edlen, groſsen Vorstellungen zu kommen. — — Wohin gerathe ich? — *Windsors* hohe Thürme liegen unter mir, und streben umsonst zu gleicher Höhe mit diesem, auf welchem ich stehe, hinan. Die Privatwohnung des koniglichen Paars (*Queen's Lodge*) mit dem Nebengebäude, welches den zahlreichen Sproſslingen ihres gesegneten Ehebettes gewidmet ist (*Royal Nursery*), einfach und rein auf seinen Rasenplätzen, steht zwischen mir und dem dunklen Park, der sich über den nahen Hügel hinwegzieht. Hier senkt sich das kleine, nette Städtchen *Windsor* am Rücken des Hügels gegen die Themse hinab; und alles, alles lacht, grünt und lebt um mich her.

Etwa hundert Stufen tiefer kam ich auf die Terrasse des Schlosses. Eine auf dem Hügel erbauete Mauer läuft weit über den fernen Horizont hinaus; die ganze Gegend liegt unter mir und ihr, und neben dem schönen breiten Gange steigen nun die hohen Mauern des Schlosses, wie ein Feenpallast, in die Lüfte.

Die Zimmer.

Das Bett der Konigin ist schön mit Blumen gestickt. Eben so schöne und noch schönere Blumenstickerei sieht man auf dem Thron im *Drawing-room.*

Die alten Zimmer enthalten allerlei Gemälde von wenig Werth. Die zwei neuen Zimmer sind sehr geschmacklos bunt. *Wests* Gemälde bleiben weit unter meiner Erwartung. Nur zwei sind groſs: die Schlachten von *Crecy* und *Poitiers;* beide stellen den Zeitpunkt nach geendigter Schlacht vor. Sie haben hölzerne Pferde, und überhaupt eine gewisse Steifigkeit, einen gänzlichen Mangel an Haltung. Die Stiftung des Ordens ist auch ein groſses Gemälde. Es sind einige schöne Weiber in dem Gefolge der Königin; allein das Ganze sieht aus, als hätte der Künstler, um die Costümen der Zeit anzubringen, eine Menge Manequins gemalt. —

Die übrigen Stücke sind klein. Die Schlacht bei *Nevils-croſs* finde ich schlecht erzählt. Das Pferd der Königin baumt sich so, daſs sie wahrscheinlich, anstatt so kerzengrade zu sitzen, herunter gefallen wäre. Und ein Pferd ist es — daſs Gott erbarme! Hinter der Königin sieht man den Bischof zu Pferde im Harnisch. Es giebt keine heterogenere Figur in der moralischen so wohl als in der physichen Welt.

Die St. Georgs-Kapelle ist sehr schön. Prächtige Fascikel von Gothischen Pfeilern schieſsen auf in einer langen unabsehlichen Reihe, und breiten oben ihre Arme umher, dem schönen Gewölbe zur Stütze. Alles ist neu aufgeputzt; die ganze Kapelle neu gepflastert; auch die Orgel neu. — *West* hat sich am Altar übertroffen. Es ist unstreitig das Schönste, was er je malte. Sein Christus hat Leben, Geist und Ausdruck; groſser Adel, hoher Schwung, kühner Enthusiasmus und erhabene Ruhe liegen in diesem Kopfe. Johannes ist ein vollkommen glücklicher Schwärmer, in der Demuth und Hingebung; Judas ein Meisterstück von Gröſse und Kraft, bei seiner Bosheit: schön gedacht; edel muſste er seyn, wenn gleich nicht rein. — Die übrigen interessiren weniger.

Darüber, nach *Wests* Zeichnung, das Fenster von *Jarvis* gemalt, die Auferstehung: ein weit gröſseres Werk, was die Dimensionen betrifft; nur nicht so einfach in Gedanken und Gröſse des Dichters, als jenes, — doch immer mit vieler Besonnenheit gemalt. Man sieht, daſs diese Gegenstände fähiger sind, diesen Künstler zu begeistern, als profane Geschichte. Seine Liebe für den König, sein vertrauter Umgang mit ihm, seine eigene Neigung vielleicht — und was sonst alles konnte zusammen wirken, um ihn für diese Scenen zu begeistern, und seinen Vorstellungen ungewöhnliche Energie zu verleihen! In der

Flämischen Schule sucht man umsonst nach dem Edeln dieses Altarblattes. Es schadet ihm indeſs, wenn man in eben jenen Zimmern, die ich vorhin erwähnte, die hohe Einfalt von *Raphaels* Cartons bewundert hat. Ich mag diese Bilder nicht; sie sind in Absicht des Gegenstandes zum Theil widrig, wie der Tod des Ananias, wo Petrus wirklich etwas vom Giftmischer hat, und der andere mit dem Finger drohende Apostel etwas vom gemeinen Pfaffen, — weil allerdings die Sache ziemlich pfaffisch ist — ferner die Heilung der Blinden und Lahmen im Tempel, von deren ekelhaften Gestalten ich noch jedesmal, so oft ich diese Cartons (nun zum drittenmal, und im Kupfer noch öfter) betrachte, den Kopf abwenden muſste. — Ich sage: ich mag sie nicht; allein ich bewundere sie wegen einer Kraft, die kein anderer Künstler erreicht. Paulus, dem die Griechen in Klein-Asien opſern, ist aber auch ein schönes Bild; und Paulus, der den Athenern vom unbekannten Gotte predigt, ist eine göttliche Figur. — Der Fischzug gehört zu den minder edlen. —

2.

Slough. (Herschels Teleskop.)

Das *Herschelsche* Teleskop sieht man von weitem, wenn man hierher kommt; denn das Gestell ist wenigstens so hoch, als der Tubus lang ist, also 40 Fuſs. Balken streben gegen Balken in entgegengesetzter Richtung; und zwischen ihren Fugen bewegt sich das Seherohr, dessen Durchmesser 4 Fuſs 10 Zoll betragt, von der wagrechten in die senkrechte Lage mit der Leichtigkeit, daſs ein einziger Arm es heben und richten kann. Man hat Musik in dem Teleskop gemacht.

Das ganze Gestell liegt auf einigen Kreisen von Steinplatten, und rollt, vermittelst angebrachter Walzen, darüber hin.

Zwischen den Balken hangt noch zu jeder Seite des Rohrs ein hölzernes Haus.

Eins heiſst: *the Observatory*; hier sitzt Miſs *Herschel*, und schreibt die Beobachtungen ihres Bruders auf. Das andere, *the Workhouse*, ist der Aufenthalt des Bedienten, der die Bewegung des Instruments verrichtet, und dazu, vermittelst eines 40 Fuſs langen Sprachrohrs, von seinem vor der Oeffnung des Tubus sitzenden Herrn die jedesmaligen Befehle erhält. Eine Gallerie ist vorn vor dieser Oeffnung angebracht, und auf derselben ein Sitz für den Astronomen, welcher nun zu unterst an der obern Oeffnung des Seherohrs mit seinem Okularglase die Gegenstände, die sich 40 Fuſs tiefer in dem groſsen Hohlspiegel zeigen, wieder auffaſst und beobachtet. Die Gallerie mit dem Sitze des Beobachters wird durch einen leichten Mechanismus wagerecht erhalten.

Dies ganze Werk nun, welches mit den zwei Häuschen, den Balken, und der

Vorrichtung, um es den ganzen Kreis des Horizonts beschreiben zu lassen, gegen 60000 Pfund wiegt, drehet ein Mensch, ein schwächliches Frauenzimmer sogar, mit einer Hand. Eine Scheibe mit Gradabtheilungen bestimmt dem Aufwärter, wie er alles stellen soll; ein Quadrant, unten am Rohr befeſtigt, und mit seiner Wasserwage versehen, miſst die Grade der Höhe über dem Horizont; Gegengewichte von Blei verursachen, daſs in jeder Höhe das Instrument gleich leicht bewegt werden kann.

Der groſse Metallspiegel hat 4 Fuſs 2 Zoll im Durchmesser, und wiegt über 2000 Pfund. Er ist in der Röhre mit einer Blechkappe bedeckt, welche abgenommen, und hierauf der Spiegel selbst mit Hülfe eines Krahns ausgehoben werden kann, um von neuem geputzt und poliert zu werden. Der vorige, dessen Politur ich sah, ist nicht zerbrochen,

sondern

sondern nur nicht concav genug gechliffen: (ein Fehler, dem man noch abhelfen könnte) er war aber nicht so schwer.

Es ist zum Erstaunen, welche Kunst und wie viel Genie in den Erfindungen liegt, die Bewegungen des Instruments nicht nur möglich, sondern auch leicht zu machen, und wie glücklich der vortreffliche Erfinder alle Schwierigkeiten überwunden hat. Was man bei einem gewöhnlichen Instrumente mit eigner Hand bei dem Beobachten leicht verrichten kann, das halt hier so schwer, daſs man daran beinahe verzweifeln möchte, wenn nicht *Herschels* mechanisches Genie so reich an Hülfsmitteln wäre. Man glaubt, am Rande eines Zauberkreises zu stehen, wenn man den Kieselgang an dem Cirkel von Stein betritt, und die Walzen sieht, auf denen sich von einer schwachen Hand 60000 Pfund umschwingen lassen! Der Tubus selbst ist ganz mit Eisenblech überzogen, eisengrau mit Oelfarbe angestrichen.

Bei kleinen Teleskopen hat man die Vorrichtung oft gemacht, daſs das ganze Dach des Observatoriums, wo sie stehen (wie ich bei dem kleinen Instrument in Oxford bemerkte), umgedrehet werden kann, wodurch es denn möglich wird, in allen Gegenden des Himmels, durch die im Dache befindliche Oeffnung zu beobachten. Allein ein Haus zu bauen, das ein Instrument von 40 Fuſs Höhe in sich faſste, und Raum für dessen Beweglichkeit gäbe, wäre nicht leicht thunlich gewesen. Wie geschickt hat der Künstler nicht dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen gewuſst, indem er auf dem Gestelle des Instruments selbst die nöthigen Zimmer zur Beobachterswerkstatt anbrachte! Er konnte nicht das Haus über dem Instrument bewegen; wohlan! so versetzte er es auf das Instrument *en miniature*, und schob es mit demselben herum.

Groſse eiserne Barren liegen am Ende der Röhre unter dem Objektivspiegel oder Reflektor; und hier bewegt sich auch der Tubus auf einer dicken eisernen Achse, die an jedem Ende auf einer kleinen Walze ruhet. Vermöge der eigenthümlichen Bewegung, welche der Beobachter diesen Walzen mittheilen kann, ist er im Stande, ohne das Teleskop selbst durch den gröſseren Mechanismus fortrücken zu lassen, dem Rohr eine kleine Bewegung seitwärts oder aufwärts mitzutheilen, vermöge deren er ein Objekt vier bis fünf Minuten verfolgen kann, ehe er das Rohr stellen läſst. Dieser Vortheil ist von unbeschreiblicher Wichtigkeit bei dem Beobachten; denn das Stellen unterbricht jedesmal die Beobachtung, hingegen diese kleine unmerkliche Veränderung der Richtung hindert nicht, daſs man fort betrachte.

Das zwanzigfüſsige Teleskop ward früher als das vierzigfüſsige aufgerichtet; und da es dieselbe Vorrichtung, nur im Kleinen, erheischte, so gab es dem Erfinder die Abänderungen und Zusatze zu dem Mechanismus des groſsen an die Hand. Ein zehnfüſsiges, welches wir ebenfalls sahen, soll sehr scharf die Objekte darstellen. Ein ganz kleines drittehalbfüſsiges, womit Miſs *Herschel* neulich den Kometen entdeckte, ist sehr portativ; sie trägt es bald hier-, bald dorthin mit sich herum, auf den Boden, in den Garten, — und nennt es *her little Sweeper*. weil sie damit den Himmel *kehrt*. *Herschel* nennt seine Schwester: *His little Comet-catcher.* — Dr. *Herschel* macht noch immer dergleichen Teleskope, unter andern jetzt ein siebenfüſsiges für den Herzog von Orleans. — Er laſst jetzt vermöge eines Mechanismus das Schleifen des Spiegels von zwei Arbeitern verrichten, wozu er sonst zwanzig brauchte. So simplificiren sich nach und nach die schwersten Operationen! Er kann mit dem groſsen Teleskop nicht in den Mond sehen, weil dieser ihn blendet, und fast eben so wie die Sonne Flimmern vor den Augen verursacht. Schon im zwanzigfüſsigen ist der Mond sehr blendend, und länger als eilf Minuten hält man es nicht aus. Saturns Ring bleibt schon im zwanzigfüſsigen immer sichtbar.

Die Bewegung des Teleskops geschieht auf dem Durchmesser des Gestells, in gerader Linie, dergestalt, daſs es bei einem kleinen Winkel, den es mit dem Horizonte macht, mit seiner Achse nahe an der Peripherie des Gestelles liegt, hingegen dem Centro näher rückt, so wie es sich in die Höhe richtet.

3.

Richmond.

Richmond — fürwahr ein reicher Hügel! von dessen Höhe, über dieses Gärtchen mit weiſsen und rothen Rosen, mit Nelken überschüttet, und von weiſsem Geländer zierlich eingefaſst, das Auge hinunter streift durch das wilde blühende Rosen- und Holundergebüsch; dann längs den hohen Wänden von schlanken tausendförmigen Ulmen die abgemäheten Wiesen, die duftenden Heukegel besucht, und zwischen den mit Laub umwundenen Stämmen die halbversteckten Wohnungen erblickt, von deren Dächern über die dunkeln Wipfel der bläuliche Rauch hindampft. Höher jetzt und dichter, mit immer üppigerem Schatten, reihen sich die Bäume mit mannichfaltigem Grün, daſs zwischen ihnen die fernen Wiesen kaum wie zarte Linien erscheinen. Und vor dem ganzen Hügel rechts her windet sich die Themse mit ihren Inseln, und hier und dort einem segelnden Kahn zwischen grasreichen Weiden, hinab nach *Pope's* Häuschen, *Twickenham;* und an ihren grünen Ufern, auf hervorspringenden Landspitzen, sehe ich durch die glatten reinen Stämme der rund bewipfelten Baumgruppen hin auf den smaragdfarbigen Sammetteppich, an dessen Rande sich aus dem Gesträuch in mancherlei Lagen und Gestalten die Hütten und Palläste glücklicher Bewohner — solcher, meine ich, die glücklich seyn könnten — erheben. Dann verliert sich das Auge in unabsehlichen Schatten und Reihen über Reihen von palmenähnlichen Ulmen, bis an den heiligen Kreis, wo die blauumnebelten Hügel den Horizont begränzen. — Daſs es auch eben ein grauer Tag seyn muſs, der mich in dieses Reichthums Fülle nicht vollkommen schwelgen laſst! Blickte wenigstens nur verstohlen die Sonne aus den Wolken, liebäugelte mit diesem Wasserspiegel, beleuchtete in blendendem Glanze diese jenseits der Themse so schön sich ausbreitende Ebene mit ihren Bäumen und Heerden, und zöge dann die dunkeln Schlagschatten über den Saum der glühenden Landschaft! — —

III.

Reise in das Innere von England.

1.

Weg nach Birmingham.

Der Weg von *London* nach *Bath* wird am häufigsten besucht; daher ist er allmählich mit vielen Häusern von netter Bauart besetzt worden. Mehrere fanden hier Nahrung, baueten und meublirten sich niedlich; andere ahmten nach, bekamen Geschmack an Gärtnerei, an zierlichem Ameublement u. s. w.

Bath ist eine artige Stadt, und ganz von Kalk (*Free - stone*) gebauet. *Aspler - stone*, eine kompakte Art, kann mit einer Axt gebrochen werden, härtet sich aber in der Luft. Er wird von 20 bis 30 Meilen hergeschafft; der gemeine *Free-stone* findet sich auf der Stelle, wie auch Backsteinthon. Der Sandstein (blauliche), der zu Platten für die Fuſsbänke gebraucht wird, bricht unter dem Kalk (*Free-stone*), einem wahrem Hammit oder Rogenstein. Er ist sehr hart und kompakt; doch läſst sich das Korn erkennen. Im Hammit sind hier und da sehr schmale Spatklüfte, etwa ½ Zoll breit. Die Bauleute unterscheiden sehr die verschiedenen Arten nach Dichtigkeit und Zusammenhang, wo der Mineralog nur geringe Varietät sieht.

Der Luxus ist in *Bath* so groſs, als in London. Man rechnet 800 neu erbauete Häuser, und Häuser, an denen noch gebauet wird. Man lebt hier übrigens bloſs für Ergötzlichkeiten, nicht für Politik.

Miſs *Pulteney*, eine Dame von zwanzig tausend Pfund Einkünften, hat eine groſse Besitzung, *Laura-place*, welche jetzt bebauet wird. Das Erdreich fing an nachzusinken von dem Absturze des Berges; daher bauet man jetzt mit Faschinen, rammt Pfähle ein, u. s. w., um zu verhindern, daſs die Häuser nicht in Gefahr kommen.

Der Weg von *Bath* nach *Bristol* ist hügeliger, als der bisherige. Wir fanden an einem Orte in der Mauer eines Hauses groſse *cornua Ammonis* befestigt.

Bristol ist ein häſslicher, schmutziger, schlecht gebaueter Ort; hat aber eine sehr schöne Lage an der *Avon*. Längs diesem Flusse laufen die *Quays* eine ziemliche Strecke hinabwärts; und hier liegen die kleinen Fahrzeuge, deren jedoch keine groſse Anzahl vorhanden zu seyn scheint. Hier sind auch die Werfte, wo neue Schiffe erbauet, und alte ausgebessert werden. Unter andern sah ich hier einen so genannten *dry Dock.* Vermittelst einer Schleuse wird bei der Fluth das auszubessernde Schiff hineingelassen; dann läſst man das Wasser ablaufen, und schlieſst die Schleuse, so daſs das Schiff auf dem Trockenen bleibt, und die Zimmerleute überall bequem beikommen können. Die Seiten dieses Bassins sind stufenweis ausgearbeitet, so daſs man von einer Stufe zur andern bis auf den Boden hinab kommen kann.

Die Ebbe steigt und fällt hier in der *Avon* sehr ansehnlich, ob sie gleich erst mehrere Englische Meilen unterhalb der Stadt ihre Mündung in den groſsen Severnfluſs hat. Dort gehört die Fluth zu den stärksten, die es in der bekannten Welt giebt. — Es ist indeſs sehr merkwürdig, daſs die weiten Mündungen der Englischen

Flüsse mit ihrer inländischen Gröſse nicht in Verhältniſs stehen: denn nur wenige Meilen hinaufwärts sind sie gemeiniglich sehr unbedeutend, so z. B die Themse bei *Maidenhead*, die Severn bei *Glocester*, u. s. f. - Eigentlich kann es also wohl von ihnen heiſsen: sie ergieſsen sich in groſse Meerbusen, die wegen ihrer Tiefe und Weite der Schifffahrt viele Bequemlichkeiten verschaffen.

Der Handel von Bristol ist bekanntlich seit einigen Jahren sehr in Abnahme gerathen, fast in dem Verhältnisse, wie der von Liverpool gestiegen ist. Die Ursachen dieses Verfalles liegen tiefer, als daſs ich sie hier entwickeln könnte. Vielleicht gehört die unbequeme Einfahrt in die Rhede, *Kings road*, vielleicht auch die Emancipation von Irland unter die wesentlichsten.

Wir übernachteten im *white Lion*, einem elenden Wirthshause, wo wir indeſs doch eine Bristolsche Zeitung im Kaffeezimmer fanden, wie denn nicht bloſs diese, dem Range nach zweite oder dritte Handelsstadt in England, sondern beinahe jedes kleine Landstädtchen mit dieser Bequemlichkeit versehen ist.

Den andern Morgen (8. Jun.) muſsten wir schon um halb vier Uhr heraus und um vier Uhr ging der Postwagen nach Birmingham durch das schöne Glocestershire ab. — Einige Meilen von Bristol, in der Gegend von Stone, auf einer Anhöhe, zeigte sich uns plötzlich der ganze schöne lang ausgestreckte Meerbusen des Severnstroms, der Somerset und Glocestershire von dem Fürstenthum Wales trennt. Dieser Prospekt ist einer der reichsten in der Welt; und wäre es nicht trübe auf den Hügeln und am Horizont gewesen, so müſsten wir hier einen Anblick ohne seines Gleichen gehabt haben: denn schon bei allem Nachtheiligen des bewölkten, halb in Nebel geschleierten Morgens entzückte er uns. Der Busen der Severn lag mehrere Deutsche Meilen lang, so weit das Auge reichte, vor uns da, und dehnte sich immer mehr aus, wie er sich dem Ocean nahte. Die Berge von Wales hüllten ihre Gipfel in die Wolken; aber die niedere Gegend blieb sichtbar, und auf ihr leuchteten in Sonnenblikken, welche verloren durch die Wolken schlüpften, einzelne Thürme, Landhäuser oder Städtchen. Das Wasser, wo es uns am nächsten war, verlor sich hinter einem schönbewachsenen Hügel, und kam wieder jenseits desselben als ein schöner See zum Vorschein. Der Rhein im Rheingau hat nirgends diese Breite. Diesseits war der

Vordersaum eine zauberische mit hellbelaubten Eschen bepflanzte Anhöhe, und ein unendliches Thal, welches sich gegen den Severn hin in eine Ebene verflächte, ausgelegt in köstliche Wiesen, und umzäunt mit lebendigen Hecken, und hoch emporstrebenden Buchen, Ulmen und Eichen. Hätten wir dazu die Verzierung des Lichts und Schattens gehabt, so wäre dies der reitzendste Prospekt gewesen, den ich je gesehen.

Nun kamen wir durch das fette Glocestershire, das wegen seiner Viehzucht und wegen seiner Käse berühmt ist. Eine Frau aus der hiesigen Gegend, die mit uns reisete, zeigte uns mehrere Bauern von ihrer Bekanntschaft, die an dem Wege wohnten und vier- bis fünfhundert Pfund Sterling an jährlichen Einkünften haben. Sie gehen aber ganz bäurisch gekleidet, folgen ihrem Vieh, und füttern es; ihre Weiber und

Töchter

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Töchter melken und machen Käse. Mancher Bauerhof in dieser Gegend hat siebzig und mehr Kühe, und in einer Familie von zehn Kindern hält man nur Eine Magd. Die Wohnungen der Landleute in dieser Provinz haben ein schlechtes, vernachlässigtes Ansehen, und sind mit ihrem Reichthum in keinem Verhältniſs. Mir ist es wahrscheinlich, daſs Menschen, die sich beständig mit der Viehzucht beschäftigen, für die Annehmlichkeit einer netten, reinlichen, zierlich möblirten Wohnung wenig Sinn haben können, weil sie bei ihrer unreinlichen Beschäftigung theils nicht darauf verfallen, theils auch, wenn sie alle Bequemlichkeit hätten, sie nicht genieſsen, ihrer nicht froh werden könnten, ohne ihr Gewerbe zu vernachlässigen, und solchergestalt in eine Lebensart überzugehen, die von ihrer jetzigen Sparsamkeit das Widerspiel wäre. Wo es einmal Sitte geworden ist, den Vorzug eines Individuums vor dem andern in der Zahl seiner Heerden zu suchen, da wird nicht mehr der Endzweck, *weshalb* man überhaupt Viehzucht treibt, nämlich froher bequemer Genuſs des Lebens, im Auge behalten, sondern das Mittel wird Zweck, und das Leben ist mehr nicht als ein emsiges Bemühen, durch frühe und späte Anstrengung und karge Frugalität, jeden Sohn und jede Tochter mit einer eben so groſsen Habe auszustatten, als der Hausvater ursprünglich hatte. Mich dünkt, diese Stimmung muſs den Kreis der Ideen verengen, muſs für den Kopf und das Gefühl nachtheilig wirken, und, wo nicht geradezu eine unmoralische Engherzigkeit, doch eine üble Einseitigkeit im Denken zuwege bringen, die vielleicht auch hier wirklich sichtbar genug ist. Ihr kann man es zuschreiben, daſs der Anbau dieser schönen, reichen Provinz so sehr vernachlässigt wird; daſs über das Bestreben reicher zu werden, der Landmann die Vortheile einer neuen, weisen, einträglichern Methode nicht einsehen will, lieber bei seinem alten Herkommen hartnäckig bleibt, und es ja nicht wagt, sein Vieh anders als er es bisher gewohnt war, zu füttern, aus Furcht, der Käse möchte schlechter ausfallen, oder was der albernen Einwendungen mehr sind. Wir sahen hier das schönste Rindvieh von der Welt bis an den Bauch in Blumen auf der Weide gehen, so daſs einem Deutschen Oekonomen, wie z. B. dem Edlen Herrn *vom Kleefelde*, das Herz über diese Verschwendung der Grundstücke geblutet hätte. Bald möchte man glauben, daſs auf dieser Insel alles, auch selbst das Vieh, im Genusse schwelgen soll; denn sicherlich könnte man, bei einer zweckmäſsig eingerichteten Stallfütterung, von dem Ertrage derselben Oberfläche zwanzigmal so viel Kühe und Schafe ernähren, und der Landmann folglich zwanzigmal reicher seyn, als er ist.

Mir scheint indeſs in dieser Unvollkommenheit der Englischen Landwirthschaft eine sehr glückliche Aussicht für die Zukunft zu liegen. Der Umlauf der Begriffe ist zu stark in diesem Lande, und die ökonomischen Schriftsteller schreien schon seit funfzig Jahren zu laut über die Vorurtheile, welche noch in diesem Fache der Englischen Staatswirthschaft obwalten, als daſs man nicht, sobald die Veranlassung näher gelegt wird, auch hier eine Veränderung treffen sollte. Es kommt sicherlich ein Zeitpunkt, wo man den Ackerbau und die Viehzucht nach den Regeln einer gesunden

Theorie einrichten, und in ein gehöriges Gleichgewicht mit den Kräften der Natur in diesem Lande bringen wird. Alsdann — welch eine glückliche Aussicht für England! — alsdann, wenn sein auswärtiger Handel (der, nach dem unabänderlichen Laufe der Dinge, einmal abnehmen und in mehrere Hände vertheilt werden muſs), den Manufakturen keinen Absatz mehr darbietet, — alsdann wird der Reichthum des Landmannes und die Anzahl seiner Produkte in dem Maſse zugenommen haben, daſs er die Fabrikwaaren in einem ungleich gröſseren Verhältnisse verbraucht, und England wird in sich selbst, in seiner eignen Unabhängigkeit, schöner aufblühen, als es mit Hülfe seiner allumfassenden Schiffahrt und seines auswärtigen Debits je blühte!

Die Wiesen in Glocestershire sind für das Auge schön, was auch der Landwirth daran tadeln mag. Einen üppigeren Graswuchs wird man nirgends sehen: nirgends so schöne Abwechselung und Mannigfaltigkeit der Lagen, der Gestalt der Felder, und der hohen, prachtvollen Bäume, die sich um jedes Feld, mit lebendigen Hekken verbunden, erheben. Hügel und Thal sind mit dem anmuthigsten Grün bekleidet, und man fährt zwischen zwei Gebirgsreihen, der einen links jenseits der Severn, der andern rechts in Worcestershire; beide so schön und reich, als möglich. *Glocester* selbst ist ein ärmlicher, unansehnlicher Ort. — *Tewksbury*, das Vaterland des besten Englischen Senfs, ist, dem äuſseren Ansehen nach, schon etwas besser, und *Worcester* ein sehr nettes Landstädtchen. Die Gothischen alten Kirchen in diesen Städten sehen sich sehr ähnlich: es sind lange einfache Gebäude, aus deren Mitte sich ein viereckiger, Gothisch verzierter Thurm erhebt. Das Landvolk spricht in diesen Gegenden einen groben, indeſs noch ziemlich verständlichen Dialekt, und scheint mir etwas bäurischer, als auf der westlichen Route und um London zu seyn. Auch herrschte in den Physiognomieen weniger Schönheit, weniger Phantasie; besonders dünkte mich der Mangel bei dem andern Geschlechte auffallend sichtbar.

Nachdem wir in *Worcester* zu Mittage gegessen hatten, kamen wir durch *Droitwich* (wo beträchtliche Salzpfannen sind) nach *Bromsgrow*, einem niedlichen Landstädtchen, und von da über einen hohen Bergrücken, mit einer unabsehbaren öden Gemeintrift, — in *Warwickshire* und nach *Birmingham*. Diesen letzten Theil der Reise, von *Droitwich* an, hatten wir ein junges Frauenzimmer zur Gefährtin, deren

Anzug keine gemeine Herkunft, wenigstens keinen Mangel verrieth, und die uns den Wagen mit Wohlgerüchen aller Art erfüllte. Sie war nicht uneben gebildet, und nicht kokett, aber mit einer vornehmen Anmaſsung reichlich begabt, die nur durch ihre Liebe zur Konversation ein wenig gezügelt werden konnte. Ich war boshaft genug, so bald ich es merkte, mit meinen Worten äuſserst sparsam zu seyn, ohne ins Unhöfliche zu verfallen; und diese Sprödigkeit gelang so gut, daſs die schöne Dame wirklich ihr pretiöses Wesen um vieles herunter stimmte, und ihre Reisegesellschafter wohl beinahe für Geschöpfe von gleicher Natur mit sich selbst gelten lieſs. Es zeigte sich, daſs sie wirklich sehr wohl erzogen war, sehr viele Kenntnisse besaſs, und ihre Wiſsbegierde auf nützliche Gegenstände gerichtet hatte. Wunderbar, daſs bei solchen Vorzügen ein so lächerlicher Stolz sich in ihren Charakter mischen, und ihr einen kalten Egoismus eingieſsen konnte, der die Menschen von ihr entfernen muſste! Ich kann mir die Entstehung desselben indeſs leicht erklären. Wenige Menschen wissen sich selbst Würde zu geben, ohne den Anstrich von Kälte und Geringschätzung gegen Andere zu bekommen; und in seiner Würde muſs ja das Englische Frauenzimmer sich behaupten, wenn es auch darüber in die unerträglichste Prüderie verfallen sollte. Unser Damchen nahm ihren Hut ab, warf ihn mit *Würde*, oder doch mit dem Etwas, das hier Würde vorstellen sollte, vor sich hin auf den Sitz, schüttelte ihre blonden Locken um sich her, daſs sie, wie Jupiters Haar, die Atmosphäre mit Ambraduft erfüllten, und spielte mit dem Kutschfenster, welches sie ohne

Unterlaſs bald aufzog, bald niederlieſs, um ihre Alleinherrschaft im Wagen, die ihr niemand streitig machte, zu behaupten. Dann sprach sie von Bath, und versicherte: es sei, ohne gute Gesellschaft, der langweiligste Ort von der Welt; und im Sommer könne man es dort gar nicht aushalten. Sie pries hierauf das Wetter, und den Weg als zum Reiten vortrefflich; weil es ein wenig geregnet und der Staub sich gelegt hatte. Reiten muſste bekanntlich ein so vornehmes Frauenzimmer! Einen jungen Menschen, der ihr Begleiter war, entdeckten wir erst bei dem Absteigen in Birmingham. Er hatte drauſsen auf der Kutsche gesessen, kam aber jetzt zu uns ins Zimmer, und trank mit seiner Schönen und uns einen Thee, worauf wir Abschied nahmen, und sie sich zu ihren Verwandten führen lieſs.

Birmingham kündigt sich nicht sehr vortheilhaft an. Es wimmelte zwar von

Menschen auf den Straſsen; allein sie sahen alle so ungewaschen und zerlumpt aus, daſs wir wohl merkten, wir kämen in eine groſse Fabrikenstadt. Die Straſsen in einigen Quartieren der Stadt sind enge, kothig, und mit elenden Häusern bebauet, die den armen Handwerkern und Tagelöhnern zum Aufenthalte dienen. Mitten in der Stadt sieht man indeſs ansehnlichere Häuser und schönere Straſsen; unter andern giebt es hier, wie in andern Städten Englands, vortreffliche Wirthshäuser. Ich bemerkte insbesondere die *Shakspear-Tavern*, ein stattliches Gebäude, wo äuſsere und innere Eleganz vereinigt sind. Indeſs fiel sie mir nicht so wohl wegen dieser Eleganz, als wegen ihrer Benennung auf. Wie schön, und in welchem vortheilhaften Lichte, erscheint nicht die allgemeine Kultur in diesem Lande selbst darin, daſs die groſsen Männer, die es hervorgebracht hat, auf diese Art mit den Helden in eine Klasse gesetzt werden! Wann wird man es sich wohl in Deutschland einfallen lassen, einen Gasthof anzulegen, mit *Lessings*, *Göthens*, *Schillers*, *Wielands* Kopfe zum Schilde? — Dies ist gewiſs keine so gleichgültige Sache, wie man denkt. Der Genius eines Volkes zeigt sich auch in diesen Dingen. Die Phantasie der Holländer erhebt sich nicht leicht über den *Gaaper* (Maulaſſen): ein Lieblingsschild, das man auf allen Straſsen sieht, und das einen Kopf mit schrecklich weit aufgerissenem Maule vorstellt. Das gekrönte Butterfaſs (*'t gekroonte botervat*) und das goldene ABC sind ebenfalls Beweise von Holländischer Erfindungskraft. In England sieht man *Pope* und *Dryden*, *Ben Johnson*, *Shakspeare*, u. s. f.

2.

Birmingham und Soho.

Birmingham am *Rea* liegt unter 52° 33′ N. B., hundert sechzig Meilen von London, faſt in der Mitte von England, zwischen Lichfield, Coventry und Worcester. Ungeachtet des Kohlendampfes und der metallischen Ausdünstungen, ist Birmingham, selbst nach den Aussprüchen des unglückweiſsagenden Doktors *Price*, eine der gesundesten Städte in England, da es einen trockenen Boden hat, und auf Hügeln liegt, die vom Winde bestrichen werden. Dabei sind die Arbeiter nicht so zusammen gedrangt, wie in einigen Deutschen Manufakturstadten, zum Beispiel Aachen, Berlin und Schmalkalden, wo einer dem andern die Luft vergiftet.

Vor 1676 war Birmingham noch keine *Market town*, während daſs *Wolverhampton* längſt dieses Privilegiums genoſs. Im Jahre 1690 hatte es, nach der Anzahl der Gestorbenen und Gebornen zu rechnen, kaum viertausend Einwohner; 1778 waren, nach *Thom. Hanson*, schon siebentausend zweihundert Häuser, und zwei und vierzigtausend fünf hundert und funfzig Einwohner. 1789 zählte man gar sechzigtausend Einwohner und eilftausend Häuser. Also hat die Bevölkerung in einem Jahrhundert funfzehnmal zugenommen. Birmingham hatte vor dem Jahre 1690 allerdings schon Manufakturen, aber nur in groben Eisenarbeiten, Nägeln u. d. gl. Gleich nach der Revolution stieg die Industrie. Es wurden Gewehrfabriken angelegt. Die Regierung lieſs sich die Waffen für die Armee aus Birmingham liefern, und gab Verbote gegen Französische Metallwaaren.

Nun wurden Knöpfe, Schnallen, Uhrketten u. s. w. in England selbst verfertigt. Birmingham und London wetteiferten in der Fabrikation derselben. Aber die Hauptstadt, in der das Geld immer wohlfeiler, und der Arbeitslohn immer theurer wurde, muſste bald weichen. In der Mitte dieses Jahrhunderts war noch kein Kaufmann in Birmingham, der direkte Verbindung mit dem Auslande hatte. Die Londoner Negozianten trieben den *commerce d'entrepôt* mit Birminghamer Fabrikaten. Jetzt verschreiben Russische und Spanische Kaufleute ihre Bedürfnisse unmittelbar aus Birmingham. Bequemere Ausfuhr durch Verbindung schiffbarer Kanale und Flusse, ist für keine Art der Manufakturen so nothwendig, als für Metallfabriken, die eine Menge Brennmaterialien, und schwere, rohe, unverarbeitete Waaren bedürfen. . . . . . Birmingham hat seit 1768 eine bequeme Ausfuhr nach allen Meeren, welche die Insel umflieſsen. Die Steinkohlen sind seit dem Abzuge des *Old Canal* (1786) nach den Kohlengruben von *Wednesbury* beinahe um die Halfte wohlfeiler geworden. Gegenwartig (1790) kosten 112 Pfund nur 5 Penny. Die Kohlenschiffe sind ungemein lang und schmal, die Kohlen selbst mürbe und stark mit Adern von Schwefelkies durchzogen. Die neu eröffnete Schifffahrt von Wednesbury nach London hat auch Gelegenheit zu einem Absatze jener Steinkohlen nach der Hauptstadt gegeben, wodurch die Newcastler gezwungen sind, ihren Kohlenpreis zu erniedrigen. (Zu einem ähnlichen Zwecke schlug der Berlinische Minister *Heinitz* einen Kanal im Forste Schweidniz vor, um den groſsen Manufakturen eine wohlfeilere Feuerung zu verschaffen). Der *Old Canal* wurde 1772 bis

bis Autherley verlängert, wodurch eine Verbindung mit der Savern, nach Shrewsbury, Glocester und Bristol, und mit der Trent nach Gainsborough, Hull und London, entstanden ist. Ein Arm dieses verlängerten Kanals führt auch in die *Grand Line*, die durch Staffordshire flieſst, und nach Manchester und Liverpool geht. England hat den natürlichen Vorzug, daſs nicht etwa, wie in Deutschland und selbst in Schottland, die Abdachung nach einer Seite geht, sondern daſs es in der Mitte der Insel (Derbyshire) am höchsten (nach *Bilkington*, ungefähr 1500 bis 2500 Fuſs über die Meeresfläche) erhoben ist. Daher laufen die Englischen Flüsse nach allen Weltgegenden aus. Die Kunst brauchte diese Ströme nur unter sich zu verbinden, um England auch von innen schiffbarer als alle anderen Europäischen Staaten zu machen.

Noch scheint eine direktere Schiffahrt nach London zu fehlen; aber auch dieser Mangel wird durch den *new Canal* ersetzt, der durch Tazely, Fishenwik, Tamworth, Polesworth, Atherstone, Nuncaton und Coventry nach Oxford, und von da durch die Themse nach London führt.

Da Birmingham keine *chartred privileges* hat, so schickt es auch keine Repräsentanten ins Parlament. Daſs 60,000 Menschen, deren Wohl in so manchen auswärtigen politischen Verhältnissen gegründet ist, und die wiederum einen so wesentlichen Einfluſs auf den Reichthum Englands haben — daſs diese 60,000 keinen Antheil an den öffentlichen Berathschlagungen nehmen dürfen, während daſs die armseligen Einwohner von Oldborough über die Herrschaft des Meeres entscheiden: dieses Recht, oder Unrecht, ist weder in dem republikanischen

System des *Plato*, noch in andern klugen Träumereien neuerer Weisen gegründet. Der Fehler einer ungleichen Repräsentation ist der Englischen Verfassung zu oft vorgeworfen, um ihn hier nochmals zu rügen! Nur die triviale Widerlegung, „daſs England sich bei dieser Verfassung bisher wohl befunden habe," verdient eine eben so triviale Antwort: daſs jedes endliche Gute kein höheres ausschlieſst, und daſs es Unwissenheit verräth, Werke des Zufalls, wie doch alle Regierungsformen der bekannten Welt sind, für vollendete Werke menschlicher Überlegung zu halten.[12] Der Verfasser des *present state of Birmingham* hält den Mangel der Repräsentation für einen der gröſsten Vorzüge dieser Manufakturstadt, weil die Industrie der Arbeiter nie durch Partheigeist und Elektionen gestört wird. Nach einer gewissen Moral, die in allen

Übeln einen Trost findet, mag dieses Raisonnement sehr philosophisch seyn; auch konnte ein Einwohner von Aachen, der Deutsche Zunftideen nach England überträgt, dazu verleitet werden. Wie unbeträchtlich aber im Ganzen diese nach sieben Jahren erst wiederkehrende Störung gegen den schöneren, edleren Gewinn an inneren Kräften ist, das kann nur der fühlen, den eigene Erfahrung gelehrt hat, wie sehr die Arbeit gewisser mechanischen Künste die Seele stumpf läſst; wie streng auch in den freiesten Ländern die Disciplin einer groſsen Manufaktur ist, und wie sehr der durch stete Nahrungssorgen gedrückte Geist es bedarf, wenigstens periodisch erweckt, auf gröſsere Zwecke geleitet, und des wohlthätigen Gefühls von seinem eigenen Werthe kundig zu werden.

Soho, die kleine Manufakturstadt der Herren *Bolton*, *Watt* und *Fothergill*, liegt eine halbe Englische Meile von Birmingham in einer angenehmen Gegend, die durch Wasser und Hügel durchschnitten ist. Die Gebäude sind nicht prächtig, weniger schön als die Preuſsischen Seidenmanufakturen an der Oder bei Frankfurt, aber auch nicht so kleinlich als die Frankenthaler. Sie sind solid, geräumig, wohl erleuchtet, und ihrem Zwecke gemäſs eingerichtet. An tausend Menschen werden hier beschäftigt, worunter viele Kinder, und zum Polieren auch Weiber sind. Der wöchentliche Gewinn eines gemeinen Arbeiters ist im Durchschnitt ungefähr vierzehn Schilling bis eine Guinee, folglich zwei- bis dreimal so groſs als in Deutschland: ein Satz, dessen Nothwendigkeit sich nach der hiesigen Wohlfeilheit des Geldes, und der Theurung der

Bedürfnisse gleichsam demonstriren läſst. Das Arbeitslohn muſs in den verschiedensten Beschäftigungen der Menschen, sobald sie von keiner besondern Geschicklichkeit abhangen, gleich seyn. So weit ich es berechnen konnte, pflegte es im nördlichen Deutschland ungefähr sieben bis neun Groschen täglich zu betragen. Sobald eine Art der Arbeit vortheilhafter als die andere wird, so zieht die Hoffnung gröſseren Gewinnstes mehrere Menschen an, und durch die Concurrenz der Arbeiter fällt unmittelbar darauf der Lohn für die Arbeit. Das ist der natürliche Gang der Dinge. In despotischen Regierungen, wo das Gesetz seinen einzigen Zweck, Hindernisse zu entfernen, verfehlt, und dadurch selbst Hindernisse verursacht, kann ein Zweig der Industrie bisweilen gewinnreicher seyn, als der andere. Aber auch dieser Vorzug ist gewöhnlich nur momentan.

Um sich von den mannichfaltigen Beschäftigungen in *Soho* einen Begriff zu machen, muſs man die Manufakturen als aus zwei fast ganz abgesonderten Theilen bestehend, betrachten. Erstlich die Knopfmacherei. Diese Arbeit ist die einträglichste, und ernährt den gröſsten Theil der Fabrikanten. Das rohe Materiale, das Kupfer, kommt aus Cornwall und aus den neuen unerschöpflichen Kupferwerken der Insel Anglesey. Es wird durch Walzen und Streckwerke zu Lamellen gezogen, und die einzelnen Knöpfe, wie bei Stückelung der Münzen, durch einen mit Schrauben und Schwungeisen niedergedrückten scharfen Stempel ausgeschlagen. Zu dem Glätten des Randes sind einige Menschen bestimmt, welche den ausgeschlagenen Knopf zwischen zwei bewegliche Wellen spannen, und indem sie — — — — — (*Caetera desunt*).

3.

Theater in Birmingham.

Es ist ein herrliches Ding um ein Theater für Reisende, die den langen Abend an einem fremden Orte, ohne Bekanntschaft, nicht besser hinzubringen wissen. Wir waren hier in diesem Falle; denn um 12 Uhr Mitternacht sollten wir abreisen, und der ganze Abend war noch vor uns. Zum Glück ward heute das Theater hier eröffnet. Ein schönes, mit vieler Zierlichkeit erbauetes Schauspielhaus, verkündigte von auſsen viel Unterhaltung. Wir gingen hinein, und fanden ein sehr artiges Amphitheater, fast ein wenig zu viel mit Zierathen im Geschmack von *Wedgwoods terra cotta* beladen, und mit einem scheuſslichen Plafond-Gemälde verunziert, wo *Terpsichore* in einer verzerrten Stellung, mit einem Fuſs in den Wolken, tanzte, *Thalia* auf beiden Knieen, und *Melpomene*, um sich leichter erstechen zu können, auf dem Rücken lag, ein geschundener *Apoll*, und eine *Pallas Shakespeare's* Brustbild *en medaillon* empor hielten, und ein Schiff, der Himmel weiſs woher und zu welcher Absicht, in den Lüften segelte. — Als der Vorhang in die Höhe ging, zählten wir vierzehn Personen im Parterre; doch in der Folge erschienen mehrere, und füllten das Haus noch ziemlich. — Lange vorher hatte sich indeſs das Krethi und Plethi auf der Gallerie des Privilegiums seine Ungeduld zu äuſsern, bedient, und uns hatte der Lärm von einer geringen Anzahl Menschen *lächerlich* geschienen, da der von den Theatern in London nur *widrig* ist. — Die Stücke, womit man debütirte, waren nicht die glänzendsten des Englischen Theaters: *the Country girl* und *the Romp*; jenes ist eine Farce in fünf Akten, dieses in einem Akt. Eine Medam *Davis* aus Manchester spielte die Rolle des unerzognen Landmädchens mit auſserordentlicher Kraft und einer unerschöpflichen Beweglichkeit; sie kam fast nie aus dem Springen und Hüpfen, und ihre Stimme hatte eben so viel Modulation, als ihre Beine und Arme Schwung- und Schnellkraft. Ein wenig chargirt waren ihre Rollen allerdings; allein der Dichter mochte einen Theil der Schuld haben. Von den übrigen Schauspielern mag es hinreichendes Lob seyn, zu sagen, daſs sie mich lebhaft an gewisse Truppen in Deutschland erinnerten; zum erstenmal seitdem ich Deutschland verlieſs!

4.

Leasowes.

Hoch in den Ulmenwipfeln sauste der Wind, rauh und kühl streifte er an uns vorüber, und die grauen Wolken von vielen Schattirungen jagten sich, stürzten sich schnell über einander her, lieſsen Sonnenblicke durchfallen, und das Blau des Himmels zeigte sich von Zeit zu Zeit durch zerriſsne Oeffnungen des Gewölkes. Da umfing uns ein dunkler Schattengang von allerlei Laubwerk. Noch sauste der Wind über uns; aber er berührte uns nicht mehr: wir vernahmen das sanfte Rieseln des Waldbachs, an dem unser Pfad sich hinschlängelte, und stiegen an mancherlei Gebüschen hinab in das Thal, bis wo sich der Bach zu einem stillen Flüſschen sammelte und leise dahin schlich im Gebüsche. Bald, zwischen den überhangenden Zweigen, öffnete es sich in einen stillen Wasserspiegel, dessen Gränze man nicht übersah. — Wenige Schritte brachten uns an den lieblichen See. Hinter uns war ein schöner Grashügel, vorn ein Dorfkirchthurm, und seitwärts blökende Lämmer mit ihren Müttern. Hier stürzte sich ein neues Gewässer ins Becken.

Eine Moosgrotte am Bach, der in unendlichen Kaskaden zwischen dem Gebüsch und grünen Kräutern silbern herabfällt. Am Sitze steht die Inschrift:

GULIELMO SHENSTONE
QUI HUJUSCE RURIS AMOENITATES
NEC GRATAS OLIM NEC COGNITAS
INGENIO SUO INDAGAVIT
LITTERIS EXORNAVIT
MORIBUS COMMENDAVIT
SEDEM CUM RIVO
DEDICAT
E. M.

Und gegenüber auf einer Anhöhe zwischen Taxus und hohen Eichen eine schöne Urne:

GENIO LOCI.

Weiter durch einen Kranz von Eichen, Buchen und Weiſspappeln wand sich der Pfad hinan um eine Waldwiese, längs den Gränzen dieses Zaubergebiets, längs Hügeln mit Acker, Weide und Schatten gekrönt, bis wir an einen schönen Grashügel kamen, wo, umringt von hohen Fichten ein alter Krug auf einem hölzernen Gestelle steht. — Hier schwebte das Auge hin an die äuſserste Gränze des Horizonts, und ruhete zuerst auf den *Wrokin*, dem fernen Gebirg' im blauen Nebelduft, und zog sich dann näher in die durch einander kreuzenden Berge und Thaler. Diese zeigten in unbeschreiblicher Mannichfaltigkeit ihre Zierde von hundertfaltig schattirtem Grün, und ihre stets abwechselnden Umzäunungen, ihre schönen Formen, ihre Waldungen, ihre hoch emporstrebenden schwarzen Thurmspitzen, ihre weiſsen von der Sonne beschienenen Kirchthürme, Windmühlen, groſse weit ausgebreitete, in den Thälern ruhende Dörfer, zerstreuete Wohnungen, und den unnennbaren Reichthum in ewig abgeänderter Schönheit des Wuchses, der Gruppirung und des Laubes emporstrebender Bäume. Näher endlich unter unsern Füſsen das ganze liebe Dichterland, und groſse Hügelrücken prangend mit grünen Saaten, und der Bach, der sich breit um den Hügel windet, von Erlen beschattet, die ihre Zweige in das Wasser senken, und Reihen schlanker, junger, leichtbewipfelter Eichbäume, die den Umkreis in allerlei Richtungen durchschneiden, und blühendes Gebüsch, welches die Wohnung des Eigenthümers halb versteckt.

Einige Schritte weiter öffnet sich eine neue Aussicht. — Ein Sitz in einem Gothischen offenen Kapellchen, zu beiden Seiten mit hohen Eichbäumen, deren Äste sich gatten. Zwischen ihnen geht die Aussicht über eine beschränkte, aber nicht minder schöne Gegend von groſsem Reichthum.

Bei einer weit ausgebreiteten Wiese, wo man das Wasser im Gebüsche halb versteckt sieht, giebt ein kleines Wäldchen rechts, *Lions walk*, dichten Schatten. Das Wasser bildet einen Teich, der sich an den Gipfeln unter die Bäume zieht, und von mehreren Seiten kleine rieselnde Zuflüsse aus den Gebüschen erhält. Unter den verflochtenen Wurzeln einer schönen Buchengruppe, an einem moosigen Felsen, läuft ein silbernes [illegible] Wasser, und stürzt sich einige Schuhe tief plätschernd hinab. Über die Wurzeln der Bäume stiegen wir den Hügel hinan. Wie braust der Sturm, wie stürzt der Regen hinab! Kaum schützen uns hier die dichten Buchenschatten. Auf dem Sitze steht:

Hic latis otia fundis
Speluncae vivique lacus, hic frigida Tempe,
Mugitusque boum mollesque sub arbore somni.

Hilf Himmel, welch ein Guſs! Dieser dicht belaubte Gang schützt uns nicht mehr! Dort seh ich ein *Sacellum.* Wir wollen die Laren um Erlaubniſs bitten, an ihrem Herde zu stehen. Es ist Pans Tempel.

Pan primus calamos cera conjungere plures
Edocuit; Pan curat oves, oviumque magistros.

Auf dieser modernden Bank laſst es sich ruhen und verschnaufen, und den langen, langen geraden Pfad durchsehen, den wir so schnell hierher durchlaufen sind. Hier können wir uns trösten über die plötzliche schneidende Kalte in diesen Irrgängen. Ist es doch, als paſsten sich Ort und Wetter und Benennung! Siehe da ein heller Sonnenblick! Wir eilen weiter.

Wir steigen herab an der Gränze, längs Wiesen und Schatten, die sich weit hinter den Wohnhäusern hin ziehen. Plötzlich ein Wald! Ein Pfad windet sich schnell hinab in die jähe Tiefe; unten rauscht kühner und mächtiger der klarste Waldstrom dieses Ortes; ein schäumender Sturz über die dickbemooste Felsenbank aus einer heiligen Grotte mit Epheu bekleidet, mit Stechpalmen umwunden, schleunigt seinen Lauf; und immer wieder stürzt die Welle mit neuer Jugendkraft die Bahn der Zeit sich hinab. Wer ist der Schutzgeist dieser Schatten? wem spielt die Najade? wen verkündigt diese feierliche Stille des Waldes? Ha! ein Obelisk!

GENIO P. VIRGILII MARONIS
LAPIS ISTE CUM LUCO
SACER ESTO.

Und ein Sitz!

CELEBERRIMO POETAE
JACOBO THOMSON
PROPE FONTIS ILLI NON FASTIDITI
G. S.
SEDEM HANC ORNAVIT.

Quae tibi, quae tali reddam pro carmine dona?
Nam neque me tantum venientis sibilus austri,
Nec percussa juvant fluctu tam litora, nec quae
Saxosas inter decurrunt flumina valles.

Am Baum:

Sweet Najad in this crystal wave
Thy beauteous limbs with freedom lave,
By friendly shades encompass'd fly
The rude approach of vulgar eye;
Yet grant the courteous and the kind
To trace thy footsteps unconfin'd,

And grant the swain thy charms to see,
Who form'd these friendly shades for thee.

R. DODSLEY.

Diesen wunderschönen Hügel krönt eine Gruppe blühender, dickbelaubter Roſskastanien. Wir müssen uns ihren heiligen Schatten nahen. Wie? diese Schatten verbergen einen Tempel? Umhüllt mit blühendem Geisblatt, umpflanzt mit Kiefern und Tannen, steht hier eine alte Abtei in Gothischem Geschmack, deren Inneres zum Wohnhaus einer alten Dienerschaft eingerichtet ist. Ein Zimmerchen hat der Besitzer für sich. —

5.

Hayleypark.

Dieser prächtige Landsitz ist jetzt das Eigenthum des Lords *Westcote*, eines Bruders von dem berühmten Lord *George Lyttelton* der die Anlage machte. Es hält schwer, ihn mit den lieblichen *Leasowes* zu vergleichen; denn er ist in einem ganz andern Styl, und muſste es nach seiner Bestimmung, zum Aufenthalt der Dannhirsche, auch seyn. — Hier ist alles festlicher, geputzter, weitläuftiger, als in den *Leasowes.* Um das Wohnhaus des Lords (*Hall*) zieht sich ein sammetweicher Grasplatz (*Lawn*) weit hinauf an den Hügel, hier und dort durch einzelne Gruppen von Buchen mit üppigem Wuchs, von Laube strotzend, verziert. —

In der Ferne auf einem hohen mit Gras bedeckten Berge steht ein prächtiger Obelisk, der in der ganzen Gegend sichtbar ist. Die Bäume im Walde stehen weitläuftig gepflanzt, und sind alle vom stolzesten Wuchse; königlich streben sie empor, ragen an den Gehängen der Hügel stufenweis über einander hinaus, und bilden gleichsam Wolken von grünem Laube, welche in unaussprechlicher Fülle über dem grünen Rasen sich thürmen. — Das Gras zwischen ihnen ist so sammetweich, als auf den Wiesen um das Haus, und mit Waldkräutern fast ganz unvermischt: das schönste Futter für die niedlichen Dannhirsche, die hier mit ihrem bunten Fell, ihren muntern Köpfchen, schlanken Körpern und schlankeren schnellen Füſsen in Heerden von mehrern Hunderten den Fremden ganz nahe kommen lassen, ehe sie sich in leichten

Sprüngen, als flögen sie dahin, von ihm entfernen. — Dieses festliche geputzte Ansehen giebt mir einen Vergleich an die Hand, den ich nicht vergessen will. Die *Leasowes* fand ich in einem reitzenden Negligé, wie eine Schöne, die ihrer natürlichen Grazie mit kaum merkbarer Kunst Einheit zu geben, und Blick und Gedanken auf sie beständig zurückzuführen weiſs. Bei Hayleypark fiel mir der Herr Ceremonienmeister in Bath wieder ein, der eine stattliche, wohlgewachsene Dame vom Lande in ein schweres *Full-dreſs* Atlaskleid vom schönsten Gewebe und Dessein wohl eingepackt hat, und sie mit aller ihrer Herrlichkeit steif da sitzen und keuchen läſst. — Noch ein anderer Vergleich — denn eine Idee giebt die andere — läſst sich aus der Dichtkunst hernehmen, weil hier doch von Dichtern die Rede ist. Hayleypark ähnelt einer modernen Pindarischen Ode mit ihrer gemessenen Zahl von Strophen, Antistrophen und Epoden, die weiter nichts als diese Abtheilungen und der hochtrabende Gang ihrer Verse zu einem Gedichte machen; die *Leasowes* sind die schöne ungekünstelte Ergieſsung des kühnen Dichtergenies in einem glücklichen Augenblick. Jeder Schulmeister in einer Lateinischen Schule weiſs ein Recept, nach welchem man eine Ode verfertigen kann; und in der That sind die Ingredienzien, bis auf das Eine, das Genie des Dichters, überall zu haben. Eben so läſst sich von jedem Gärtner lernen, daſs zu einem schönen Englischen Park Bäume und blühendes Gebüsch, rieselnde Waldbäche, schlangelnde Pfade, Tempelchen, Moossitze, Inschriften, Denksäulen, Begräbniſsurnen, und, so Gott will, auch Ruinen, gehören. Dies alles findet man denn in so manchem Garten in England, wie in so manchem auf dem festen Lande, der im Englischen Geschmacke seyn soll. Allein, daſs dies Alles auch ein *Ganzes* bilden sollte, daran wird selten gedacht; weil man sicher glaubt, diese Absicht werde schon durch die Hecke, die das Grundstück vom nachbarlichen Gebiete trennt, vollkommen erreicht. Was ich hier sage, soll dem guten Lord *Lyttelton* zu keinem Vorwurfe gereichen. Friede sey mit seiner Asche! *Nemo dat quod non habet.* — Aber jetzt können wir wohl sagen, was uns besser gefällt, so wie er es sich selbst herausnehmen konnte, seinen Freund *Alexander Pope* den elegantesten, lieblichsten Englischen Dichter, den angenehmsten Lehrer der Weisheit, und wer weiſs was alles, zu nennen. — Ich finde in seiner Anlage nicht die Einheit, die einen Zauber durch das Ganze haucht;

wohl aber einzelne schöne Partieen, die, wenn sie schicklicher an ihrem Orte wären, wirklich Effekt haben, und entzücken würden. So z. B. ist die Urne zu *Pope'ns* Andenken, die am Pfade steht, schön und in herrlichem Geschmack. Allein warum just dort? fragt man immer, und fragt umsonst. Liegt er etwa dort begraben, oder ward er dort erschlagen? Denn sonst hat die Stelle schlechterdings nichts Auszeichnendes, nichts das auf den *elegantissimum dulcissimumque poëtam* hindeutete. — Die Grotte des Eremiten, mit der schönen Stelle aus *Milton's Penseroso*, sollte in tiefes heiliges Dunkel vergraben seyn, um die Schwermuth zu bezeichnen, die der herrschende Gedanke ist. Statt dessen steht sie an einem Orte, wo man aus dem Park ins freie Feld geht. — Die Inschrift: *Omnia vanitas*, findet man in einem Häuschen, welches in einer ganz beschränkten Gegend steht. Vielleicht wäre sie an dem schönen Thurm, wo man die halbe Welt überschaut, weit treffender gewesen. — Dieser Thurm ist in der That das Schönste im ganzen Garten. Er ist sehr hoch und auf einer Seite mit Epheu höchst malerisch bekleidet; es hängt mit dicht verflochtenen Zweigen wie ein Pelzmantel daran herab, und übersteigt seine höchsten Zinnen. Oben hat man eine Aussicht, deren Umfang wie ihr Reichthum unermeſslich ist. Die *Mawbernhills* in Worcestershire, die *Blackmountains* in Südwales, *Radnorthump* in Radnorshire, dreiſsig Englische Meilen entfernt, die *Haberleyhills* in Worcestershire, die *Cleehills* und der *Wrekin* in Shropshire, endlich *Dudley* und *Rowley* liegen alle umher; und ein unendlicher Garten Gottes zu den Füſsen des Wanderers, der auf dieser Warte schaut, streckt sich weit und breit bis hin an jene Gebirge. Eine Rotonda, eine Säule, auf welcher eine Statue zu Fuſs des verstorbenen *Prinzen von Wales* steht, ein bedeckter Sitz *Thomson* zu Ehren, eine Kaskade, die zwischen überhangenden Wipfeln der Bäume in ein Becken stürzt, sind liebliche Partieen dieses groſsen Lustgartens, den auch ein gutes anmaſsungsloses, und gleichwohl der Würde des Besitzers angemessenes Wohnhaus ziert. Ein Leichenhof ist in diesem Garten angebracht; doch auch der steht nicht an seiner Stelle: die Idee ist nicht eingeleitet, nicht vorbereitet. Ein schönes Pfarrhaus, wie eine Kirche in Gothischem Geschmack, auſserhalb des Parkes, doch daran stoſsend und damit zusammenhangend, macht ebenfalls eine angenehme Verzierung. Das haufigere Wasser in den *Leasowes* ist dort auch besser benutzt worden, so wie die tieferen Gründe zwischen den Bergen vieles zur natürlichen Schönheit dieses Lieblingsplätzchens beitragen, was man daher von Hayley nicht einmal fordern kann.

6.

Reise von Birmingham nach Derby.

Um 12 Uhr Mitternacht, den 12. Junius, reisten wir in der Manchesterkutsche mit vier andern Passagieren ab. Es ward schon um 2 Uhr hell. Um 6 Uhr, Morgens, kamen wir in dem kleinen Städtchen *Uttoxeter* an, welches aber *Utcheter*, oder auch wohl *Hutcheter* ausgesprochen wird. Zwischen diesem Orte und *Cheadle* vermehrte sich die Kutschgesellschaft bis zu dreizehn Personen, indem fünf auf der Kutschimperiale, und einer neben dem Kutscher auf dem Bocke ſaſs. In *Cheadle*, einem kleinen Orte, frühstückten wir. Es brechen daselbst Steinkohlen, deren es überhaupt in Staffordshire einen groſsen Uberfluſs giebt. Auch ist daselbst eine Schmelzhütte, wo Garkupfer gesotten wird, und eine Messingdrath-Fabrik. Zwischen diesem Orte und Litchfield, im Dorfe Tane, ist eine groſse Manufaktur von Linnenband (*tape*). Mitleid und ein wenig ausländische Artigkeit gegen ein Frauenzimmer, das weder schön, noch einnehmend war, bewogen mich hier, ihr meinen Platz im Wagen einzuräumen, und bis Leake, zehn Englische Meilen weit, oben auf der Imperiale zu sitzen. Dieser Sitz ist im Sommer bei gutem Wetter, wegen der freien Luft und der freien Aussicht, so angenehm, daſs kein Mensch im Wagen würde sitzen wollen, wenn man Sorge trüge, die Sitze drauſsen so bequem einzurichten, als es mit leichter Mühe geschehen könnte. Geflissentlich läſst man also diese Sitze sehr ungemachlich; und ich fand sie so in dem Grade, daſs ich es mir nicht leicht anders als aus Noth werde gefallen lassen, je wieder drauſsen Platz zu nehmen. Man sitzt zwar auf dem Kutschkasten erträglich, aber sehr hart, und hält sich an einem krummen Eisen, das wie ein Geländer am Rande befestigt ist; die Füſse aber muſs man gegen einen festen Punkt am Kutschbock stemmen, welches dem ganzen Körper eine sehr heftige Erschütterung mittheilt. Man sitzt keinen Augenblick fest, und, so bald man den eisernen Griff losläſst, keinen Augenblick sicher. Nie sitzt man bequem, und daher kann man kaum fünf Minuten in einerlei Stellung aushalten. Kurz, ich weiſs nur die Pein eines Deutschen Postwagens, die damit zu vergleichen wäre. Die zehn Meilen wurden jedoch überstanden, und die Aussicht auf die Vorberge von Derbyshire entschädigte und zerstreuete mich. Die schöne reiche Gegend von Staffordshire fing an, hinter Cheadle allmahlich zu verschwinden. Wir ſuhren bergan, und sichtbarlich ward alles Laubholz und alles Gesträuch krüppelhafter um uns her: es zeigten sich groſse Heiden, Sandsteinfelsen, und einzelne darauf umher irrende Schafe, mit ihrem Pelz in Lappen herabhangend. — In Leak, einem kleinen wohlgebaueten Landstädtchen, dem seine Manufakturen von gesponnenen Knöpfen und Bändern viel Aktivität geben, setzten wir uns in eine Postchaise, und ſuhren nach Buxton. Gleich Anfangs ging es in einem fort bergan. Hecken von lebendigem Gestrauch hatten wir schon eine geraume Strecke Weges nicht gesehen; alle Befriedigungen und Abmarkungen des Eigenthums bestanden aus Mauern von lockern, bloſs auf einander gepackten Steinen. Die ganze Gegend ward öde und traurig um uns her; die Baume verschwanden ganz und gar, und die

die Oberfläche der Felsen war mit der verdorrten Heide des vorigen Jahres, in groſsen schwarzen Flecken, und dazwischen mit groben Gräsern bewachsen. Der röthlich graue Sandsteinfels, aus welchem das hiesige Gebirge besteht, ist ziemlich grobkörnig, und nicht allzufest von Gefüge, wenigstens an den Orten, wo er zu Tage aussteht und der Verwitterung ausgesetzt ist. In ein Paar Stückchen dieses Sandsteins wurden wir kleine Bläschen Bleiglanz gewahr. Er bildet hier sehr hohe und breite Bergrücken, zwischen denen an einigen Orten ein nicht minder hohes Kalkgebirge ruhet. Die Kühlung der Luft, und der Zustand des Pflanzenwachsthums, lieſsen uns auf eine sehr ansehnliche Höhe dieser Sandsteinberge schlieſsen, und unser ununterbrochenes Berganfahren scheint die Sache auſser Zweifel zu setzen. Etwa vier Englische

Meilen von Leak, an einem Orte, der, glaub' ich, *Upper Hulme* heiſst, stellte sich uns einer der bewundernswürdigen Anblicke dar, die man nur in hohen Gebirgsgegenden sehen kann. Das Sandsteingebirge zog sich hier als ein hoher Kamm von Mitternacht nach Mittag herab; drei bis vier hoch aufgethürmte, bogenförmige, aber wie Messerrücken zusammengedrückte Gipfel standen furchtbar in einer Reihe da, und hoben ihre nackten, schwarzen, zerklüfteten Häupter in malerischen Formen der Zerstörung empor. Es waren so wohl wagrechte, etwas in die Teufe streichende Ablosungen, als senkrechte Spalten der Verwitterung an ihnen sichtbar, so daſs der Fels, bald schiefrig, bald säulenähnlich zertrümmert, sich aus einander gab. Auf einander ruhende Gelenke von Felsen, von ungeheurer Gröſse; Zacken oder Zinken, die in schräger Richtung spitzig und kühn hinauflieſsen, und leicht fünfzig Fuſs lang seyn mochten; überhangende Gewölbe von moderndem Stein, die den Einsturz drohten, und unter deren Obdach alle andere Gegenstände vor Kleinheit verschwanden; abgerissene, hinunter gestürzte Felsmassen, die in ihrem Fall einen Pallast zerschmettert hätten, und rings umher eine Saat von kleineren und gröſseren Steinen, die nicht von der belebenden Hand Deukalions und Pyrrhens geworfen, sondern von dem Genius der Unfruchtbarkeit und der Zwietracht, oder im Titanenkriege, herabgeschleudert schienen. Die herausstehenden schroffen Spitzen und Trümmer dieser Felsenkämme sind insgesammt nach Morgen gerichtet; gegen Abend hin verliert sich der Fels unter einer sumpfigen Decke von Torf, die an einigen anderen Stellen des

Sandsteingebirges nur wenige Fuſs dick ist, aber dennoch gestochen und zum Nutzen verwendet wird. Es lieſse sich also muthmaſsen, daſs entweder plötzliche Revolutionen, oder allmähliches Ausspühlen der Regengüsse, die von Morgen her kommen, hier das Phänomen, wovon wir eben sprachen, hervorgebracht haben müsse. Schrecklicher Zeitpunkt, den man ohne Schauder nicht denken kann! Wie sah es damals in der Welt um die Sicherheit des Menschengeschlechtes aus, als die Berge sich wälzten aus ihrer Stätte! — Ich stieg auf einen der höchsten hinausragenden Punkte dieses Gebirges. Die höchste Gegend umher war weit und breit in die Farben der erstorbenen Natur gekleidet; die Thäler und niedrigeren Bergrücken prangten noch mit grünenden Wiesen, aber ohne die schöne Zierde der Bäume, und überall mit todten Steinmauern, wie mit Lavagüssen, umzäunt. Von den Kalkbergen, die sich durch ein lebhafteres Grün und hervorstehende weiſse Felspunkte verriethen, dampften hier und dort die Kalköfen. Näher um uns her weideten einzeln etliche Schafe, die jetzt ihr Winterkleid ablegten, und halb nackt, halb bepelzt, die Lappen hinter sich her schleppten; zwischen dem Heidekraute, das noch nicht wieder grünte, und dem häufigen harten Moose, fanden sie einige Grashalme und einige Futterkräuter. Fern wie das Auge hier reichte, unaufgehalten durch die zunächst umliegenden Berge, die insgesammt niedriger sind, sahen wir nach allen Seiten die langen Bergrücken reihenweis sich einander umgürten. Ihre Gehänge sind mehrentheils ziemlich gewölbt, und verflachen sich gelinde in die geräumigen flachen Thäler. Weit in Nordosten ragte die hohe

Kuppe des *Mam Tor* bei Castleton über den umliegenden Horizont. Unten rollte unser Wagen einsam auf einem gebahnten Wege, durch die unermeſsliche Leere. Wir stiegen wieder hinab, und blickten mit Staunen vom Fuſs dieser hoch über unsern Häuptern furchtbar hinaus schwebenden Felsmassen nach ihren drohenden kühnen Gipfeln und Zacken. Wie still, wie ruhig ist alles in der Natur mitten unter diesen Schrecknissen! Tausendjahriges Moos wächst auf den Spitzen des Gebirges, wohin sich der verwegenste Fuſs von Menschen und Thieren nicht wagt. Die kleine Tormentille, die Hyacinthe, das gelbe Veilchen, blühen zwischen den Klippen, die, von dem Gipfel abgerissen, einst donnernd hinunterstürzten. Das Vieh wandert friedlich und sicher über die Abgründe, und schwebt gleichsam in der Luft auf einem morschen Gewölbe. Wir selbst, hier unter der Wölbung, die jeden Augenblick zusammenstürzen und uns zerschmettern könnte, standen sorglos, und verlieſsen uns auf die Baukunst der Natur; wir würden hier Schutz gegen den Gewittersturm gesucht haben, wenn er uns überrascht hätte.

Um 3 Uhr kamen wir endlich zu Buxton an, und stiegen im *White Hart* ab, wo eben die Gesellschaft zu Tische gehen wollte. Es ist hier gewöhnlich — zum erstenmal sah ich es in England — *à table d'hôte* zu speisen. Die Gesellschaft bestand aus etwa zwanzig Personen, Herren und Damen von Stande, die hierher kommen, theils um wirklich das Bad ihrer Gesundheit wegen zu brauchen, theils um dem Todfeinde der Reichen, der Langenweile, zu entfliehen, die sie von Bath nach London, von London nach Buxton, und von hier auf ihr Landgut verfolgt, und wie eine Harpye unablässig an ihnen zehrt. — Hier sind allerlei Mittel dieses immer wieder wachsende Ungeheuer zu tödten: öffentliche Zimmer, öffentliche und Privatbäder, gemeinschaftlicher Tisch, ein Schauspielhaus, Karten, Bälle, Promenaden, die Poolshöhle unter der Erde, und eine öde, nackte Gegend, welche die Anwesenden zu einiger Anstrengung nöthigt, um sich Unterhaltung zu ersinnen, und sie einander näher bringt, um das gemeinschaftliche Bedürfniſs zu befriedigen und dem gemeinschaftlichen Peiniger mit vereinten Kräften Widerstand zu leisten. Im Julius und August ist es hier am vollsten; dann giebt es hier mehrere Hundert Badegäste. Auch jetzt wäre die Gesellschaft schon zahlreicher, wenn das Parlament nicht so lange Sitzungen hielte, wodurch eine müſsige Menge in London zurückgehalten wird, die sonst früher dieses Bergthal, Bristol und Tunbridgewells, Brighton, Margate, Harrowgate, Cheltenham und noch einige andere Orte der Art, überschwemmen. — Der Herzog *von Devonshire*, Eigenthümer der meisten Grundstücke in dieser Gegend, hat vieles zur Verschönerung des Ortes und für die Bequemlichkeit der Badegäste gethan. Der *Crescent*, ein halb mondförmiges Gebäude von groſser Eleganz, welches lauter Arkaden, und oben eine Reihe gereifelter Dorischer Pilaster hat, enthält öffentliche und einzelne Bäder, Aſſemblee-, Tanz- und Spielzimmer, und Bequemlichkeiten aller Art. Dieses Gebäude ist zwar nicht so groſs wie der *Crescent* in Bath, aber dem Endzwecke vollkommen angemessen, ob es gleich, wie die meisten modernen Gebäude in England, in den Verhältnissen gegen alle Regeln der

Baukunst sündigt. Unweit dieses Gebäudes ist ein kleiner Spaziergang, von einigen hundert Bäumen und Sträuchen angenehm beschattet, und in der That desto angenehmer, je öder die umliegende Gegend ist. Etwas höher liegt ein kreisförmiges Gebäude von groſser Pracht, ebenfalls vom Herzoge *von Devonshire* errichtet. Wer hätte, nach den schönen Dorischen Säulen, die rings um das erste Geschoſs gehen, wohl erwartet, daſs dieses Gebäude die Bestimmung hat, den Pferden der Badegäste (die etwa mit eignen Pferden herkommen) einen Aufenthalt zu verschaffen! Es ist hier Platz für 112 Pferde, und an zwei Seiten geht in einem halben Viereck eine Wagenremise um den Stall, in gehöriger Entfernung von dem Gebäude. Der Herzog verpachtet diesen Stall und die Remisen an einen Menschen, der wieder einzelne Stallungen vermiethet und zugleich eigne Lehnpferde hält. Auf diese Art wird allmählich der Zeitpunkt herannahen, wo das Kapital, welches der Bau kostete, sich ersetzt, und alsdann reine Interessen abwirft.

Buxton liegt in einem von den flachen Thälern des hiesigen Gebirges, und in einer traurigen Gegend, wo man weit und breit, auſser dem angepflanzten Spaziergange, keine Bäume sieht. Man geht über ein paar Felder, die durch Mauern von auf einander gelegten Steinen abgesondert sind, nach dem Eingange einer Kalkhöhle, welche *Pool's hole* heiſst. Drei alte Weiber standen hier schon bereit, uns in den unterirdischen Schlund zu führen, gaben jedem von uns ein Licht in die Hand, und gingen selbst mit brennenden Lichtern vor uns her. Ich dachte lebhaft an die Zauberschwestern im Makbeth; und die unterirdischen Stygischen Gewölbe, wohin sie uns führten, waren wahrlich gemacht, um dieser Idee ihren gehörigen Grad der Lebhaftigkeit zu geben. Man kommt durch einen engen, niedrigen Eingang in verschiedene Höhlen, die sich bis 669 Yards in den Felsen hinein winden, und an einigen Stellen eine beträchtliche Höhe haben. Die berühmte Baumannshöhle am Harz ist an Gröſse mit dieser nicht zu vergleichen; hingegen hat sie einen wesentlichen Vorzug in Absicht des Sinters, den die Wasser darin absetzen. Die dortigen Stalaktiten, auf hartem rothem Marmor abgesetzt, sind schneeweiſs; die hiesigen überziehen einen groben, grauen, dichten Kalkstein, und sind von einer schmutzigen Farbe, ohne irgend etwas Auszeichnendes an Gestalt: denn die vorgeblichen Aehnlichkeiten mit einer Schildkröte, einer Speckseite, einem Löwen, einer Orgel, einem Sattel, u. s. f., gehören zu den Absurditäten, die man von unwissenden Menschen zu hören gewohnt ist. — Wir gingen, immer über Schutt und lockere Steine, die von den durchhin strömenden Fluthen irgendwo losgerissen, und in dem Boden der Höhle zurückgelassen, oder auch von oben hinabgestürzt waren, ungefähr 569 Yards tief hinein. Jenseits dieser Stelle kann man noch bis an den Bauch im Wasser 100 Yards weiter gehen, wo die Höhle sich schlieſst, oder wenigstens nicht weiter gangbar ist. — Von oben träufelt es beständig in allen Theilen der Höhle; folglich ist es auf dem Boden überall unbequem und feucht zu gehen. Nicht fern vom Eingange hat die Höhle einen Querschlag oder ein doppeltes Gewölbe. Man geht durch das höhere hinein, und kommt durch das unterste wieder heraus. Ein kleiner Bach rieselt aus der Höhle hervor, und führt das Wasser aus ihrem Hintergrunde ab. Es giebt in derselben weder Petrefakte noch Knochen; nur mufs man sich nicht durch die Sprache der hiesigen Führer irren lassen, die den Sinter ein Petrefakt nennen, so wie unsere Megären, oder eigentlich die Hekate dieses Avernus selbst, nach der Analogie des Wortes *icicle* (Eiszapfen), ein neues Wort bildete, und die Stalaktiten *watericles* nannte. Beim Austritt aus dem unterirdischen Gange umringte uns eine Schaar von Weibern und Kindern, die so ungestüm bettelten, dafs wir froh waren, mit dem Verlust einiger Shillings von ihnen loszukommen.

Die angenehme Tischgesellschaft im weifsen Hirsch, konnte uns nicht verleiten, die Nacht hier zuzubringen, zumal da wir schlechthin gar keinen Bekannten unter diesen Herrschaften hatten, die doch den Nationalcharakter durch einen Trunk Wasser in Buxton nicht, so wie die Griechischen Helden und Halbgötter ihr Gedächtniſs in einer Schale voll Lethe, ertränkt zu haben schienen. Sobald wir uns also mit einem Thee erfrischt hatten, den man in der Regel fast in allen Englischen Wirthshäusern vortrefflich und mit dem vortrefflichsten Rahm oder Sahne bekommt, fuhren wir zwölf Englische Meilen weiter nach *Castleton*, dem Hauptsitze der sogenannten Wunder des *Piks* in Derbyshire. Ueber die Anzahl dieser Wunder ist man nicht einig; man zählt ihrer in Büchern sieben, weil dies eine geheimniſsvolle und wunderschwere Zahl ist, mithin der Wunder auch im Pik nicht weniger seyn dürfen. Allein die hiesigen Einwohner wissen nichts von dieser mystischen Sieben, und bringen bald sechs bald nur fünf Wunder heraus: nämlich die drei unterirdischen Höhlen, *Peak's hole*, *Eldenhole* und *Poole's hole*; den Brunnen, der in Zeit von ein' paar Stunden steigt und fällt; und den höchsten Berg in dem ganzen Gebirge, dem seine Wallisische oder Kambrische Benennung *Mam Tor*, der Mutterberg, geblieben ist. Bei dieser Gelegenheit erinnert es sich am besten, daſs das hiesige Gebirge sehr uneigentlich den Namen eines Piks (*Peak*) trägt, indem hier nirgends ein Spitzberg zu sehen ist, welcher, wie die von Teneriffa, Piko, u. s. f., den mit diesem Worte insgemein verknüpften Begriff erweckte. Allein ich vermuthe wohl, daſs hier eine weit ältere und allgemeinere Bedeutung des Wortes *peak'd* zum Grunde liegt, vermöge deren es alles was *hoch und steil* ist, bezeichnen kann. Das hiesige Gebirge ist gewissermaſsen ein, drei-

dreitausend Fuſs über die Meeresfläche erhöhtes *plateau*, worin zwar Berge und Thäler, aber gleichwohl keine sehr beträchtliche Unebenheiten bemerklich sind: eine einzige hohe Gebirgsmasse, in mehrere kleinere auf ihrer Oberfläche ausgespühlt.

Wir kamen bei dem Lustwäldchen von Buxton und hernach bei einigen in den Dörfern angepflanzten Bäumen vorbei. Es fiel äuſserst auf, wie wenig die ganze Vegetation hier noch vorgerückt war. Die Büchen, und etliche andere Bäume, insbesondere aber die Eschen, kamen eben erst aus ihren Knospen hervor. Dieser Baum erinnerte uns hier herum durchgehends, daſs der Frühling hier eben begönne. Der kalte Wind und der kalte Gewitterregen gaben ein bestätigendes Zeugniſs. Unser Weg war indeſs noch immer ziemlich gebahnt, und dicht vor *Castleton* zog er sich romantisch durch einen tiefen, tiefen Abgrund, wo ungeheure Felsmauern zu beiden Seiten furchtbar in der Höhe schwebten, und auf der einen Seite des Weges einen hervorspringenden Winkel bildeten, wo gegenüber ein hineingehender war. Die ungeheure Höhe dieser Riesenmauern, ihre malerische Gestalt, die Schafe die sich oben am Rande sehen lieſsen, der abschüssige Weg, den wir nur mit gehemmtem Rade zurücklegen durften, und das eintretende Dunkel des Abends machten diese Naturscene feierlich und eingreifend. Bald hernach langten wir zu *Castleton* an, und nahmen unser Quartier im *Castle-inn*, wo wir die beste Bedienung fanden, und nach einem so ermüdenden Tagewerke die Nachtruhe unser Hauptaugenmerk seyn lieſsen.

Den 13. Jun. Einen Tag wie den heutigen in dem unbeständigen Klima dieses Gebirges schenkt der Himmel den auserwähltesten Naturforschern nicht; allein wir sind gute Kinder, und hatten schon längst einen schönen Spieltag abverdient. Wenn Neuseeland, und das Feuerland, wenn die Eisſelder des Südpols, und vor allem die Ebenen von Taheiti mit den Lustgärten der Freundschaftsinseln ihre Eindrücke in der Einbildungskraft zurückgelassen haben: dann muſs der Tag schon reich an Wundern seyn, der *unvergeſslich* genannt zu werden verdient. Was ich heute sah, hab' ich noch nie gesehen. Dies ist zu wenig gesagt. Ich will hinzusetzen, daſs es alle meine Erwartungen und Vorstellungen weit überstieg; und auch dann spreche ich mehr zu meiner eigenen Erinnerung, als zur Belehrung Anderer, die nicht wissen können, was ich zu erwarten oder mir vorzustellen vermochte. Schon unser Erwachen war Gemuſs der romantischen Gegend. Aus dem kleinen Gärtchen unsers Gasthofes erblickten wir längs dem Gipfel des steilen daran stoſsenden Berges, die ehrwürdigen Trümmer einer uralten Burg. Eine Mauer mit Überbleibseln von Thürmen an jeder Ecke, erstreckte sich längs dem jähen Gehänge; in der Mitte war sie eingestürzt, und über der Öffnung hatte sich ein Hügel von Schutt und Gräsern gebildet. Aus der Mitte des innern Bezirkes hob sich ein schöner viereckter Thurm, der einst mit Quadersteinen ganz bekleidet gewesen war, jetzt aber von unten hinaufwärts diese Bekleidung schon verloren hatte. An jeder Ecke ging ein zarter schlanker Pfeiler in die Höhe; über ihm sprang die Mauer einen Stein dick weiter hervor, und bildete ein etwas vorstehendes Viereck. Die Zinnen des Thurmes waren eingestürzt; aus seinen zerrissenen

Wänden sproſsten Bäume und Pflanzen. Epheu schlang sich üppig über seine Vormauern und längs den Ritzen und Spalten. Rechts öffnete sich hart an der Burgmauer selbst ein tiefer weiter Schlund, dessen senkrechter Absturz aus einer weiſsen Felsenwand bestand, auf welcher bogenförmig ein Hügel sich wölbte; und längs dem Rande desselben strebte malerisch ein schöner Hain von Buchen, Eschen und Fichten empor, und krönte mit seinen Schatten die ganze Bogenlinie des hinabgleitenden Hügels. In diesem Schlunde, dessen untere Gegend der Schloſsberg uns hier verdeckte, sollten wir den Eingang zu der unermeſslichen Höhle des Piks antreffen.

7.

ΟΙΣ ΘΕΜΙΣ ΕΣΤΙ.

Castleton.

Stille! heilige Stille umher! Auch ich bin der Geweihten einer, und spreche von der unterirdischen Weihe, und schweige von den unaussprechlichen Dingen. Ich war im Reiche der Schatten, und durchwandelte die Nacht des Erebus. Die stygischen Vögel umflatterten mein Haupt mit ſurchtbarem Gekrächz. Die Erde öffnete ihren Schooſs, und umfing mich. Felsen wölbten sich über mir, und der Abgrund stürzte hinab in schwindelnde jähe Tiefe, neben dem engen schlüpfrigen Pfade. Ich sah die ſurchtbaren Schwestern, mit allen Schrekken der Hölle, mit Nacht und Miſsgestalt gerüstet, die Fäden des Lebens spinnen und messen. Das Auge der Unterwelt liehen sie einander, und hoben es hoch empor, um mich zu schauen, — Parzen und Furien zugleich. In Charons Nachen ausgestreckt, schwamm ich unter dem tief hinabgesenkten Felsengewölbe an das jenseitige Ufer des schwarzen Kokytus. Ich ging durch alle Elemente des stets sich wandelnden Chaos. Ein Staubbach netzte mein Haupt. Kalte Lüfte weheten mich an, und immer, immer rauschte es neben mir und über mir und unter mir, wie der Sturz der Waldbäche über den zerklüfteten Felsen. Meine Lampe erlosch; ich versank in die ewige Finsterniſs des Tartarus. Mir war es, als nähme mich ein Riese auf seine Schultern, und trüge mich durch die gähnenden Schlünde. Plötzlich durchleuchtete ein Blitz die schauerlichen Bogen des Felsens; ein krachender Donner betäubte mein Ohr; die Gewölbe wankten hin und her, und zitterten über mir, und dreimal kehrten die rollenden Donner durch die Schneckengänge des Gewölbes wieder. Da öffneten sich die Grüfte in der Höhe, und helles erquickendes Licht strömte durch die schwarzen Hallen: siebenfach war das Licht, sieben glänzende Funken wie Sterne: und der Chor der Wissenden stimmte nun an den hohen belehrenden Hymnus. Mir ward die Schale voll des schäumenden Göttertranks; ich kostete vom Quelle des Lebens, und mein Dankopfer floſs den unterirdischen Mächten. Neue Kraft durchströmte die Adern des Ermatteten, und der Hierophant begann nun die Weihe. —

Fünf Tage, nachdem Lady *Craven* in die Höhle von Antiparos gestiegen war, kam Dr. *Sibthorpe* daselbst an. Sein Führer erzählte ihm: die Lady habe beym Hinabsteigen sehr gezittert; sobald sie aber in die herrliche Grotte mit den wunderschönen Stalaktiten gekommen sei, habe sich plötzlich eine so lebhafte Begeisterung ihrer bemächtigt, daſs sie auf der Stelle die Feder ergriffen, und ein Gedicht auf dieses entzückende Schauspiel der Unterwelt verfertigt habe. Ich kann mir einen sehr lebendigen Begriff von diesem Uebergange aus einem Extrem der Empfindung zum andern machen, und physisch ist die Spannung die natürlichste Reaktion, die auf jene gewaltsame Erschlaffung der Furcht unausbleiblich folgen muſs. Daher sind die ärgsten Poltrons immer so viel tapfrer, als andere Leute, sobald die Gefahr überstanden ist.

8

Von Castleton bis Middleton.

Steil geht der Weg von Castleton in einem Winkel von 38 Graden an dem Gehänge eines noch weit steileren Berges hinauf. Das schöne Thal von Castleton mit seinen unzähligen Wiesen und Weiden, die doch wieder durch lebendige Hecken begränzt sind, hat in der Mitte einen lieblichen runden Hügel, rechts von dem kleinen Dörfchen *Hope*, und windet sich dann nach Osten um den Berg, an der entgegengesetzten Seite von hohen Sandsteinrucken umgeben. — Sobald man oben ist, sieht man das ganze Kalkgebirge in einer erstaunlich groſsen Ausdehnung flach vor sich liegen, und wir fuhren gegen neun Englische Meilen auf dieser erhabenen Ebene, fast ohne eine bedeutende Vertieſung anzutreffen. Die Gebirgszüge umher gingen sichtbarlich von Abend nach Morgen; und wo wir schroff emporstehende Wande sahen, waren es, so viel wir aus der Farbe, und nach der Analogie von *Mam Tor* schlieſsen konnten, Sandsteinmassen. — Die Gange streichen meistens in derselben Richtung von Abend gegen Morgen, und setzen, wie es die Haldenzüge zu erkennen gaben, oft mehrere Englische Meilen über die Ebene fort. Weiter hin nach Middleton sahen wir jenseits des Thals auf der Morgenseite einen mitternächtigen Gang. Die Gange gehen an den meisten Orten unter einem sehr wenig von der Perpendikularlinie abweichenden Winkel in die Teufe. Eine Englische Meile vor Middleton ging es endlich wieder bergab durch eine romantische Kluft, wo die

Felsmassen von weiſsem Kalkstein, mit ihren regelmäſsigen, zum Theil über mannshohen Schichten, bekleidet mit Epheu und Strauchwerk, Moos und blühenden Pflanzchen, wie Thürme auf einer langen Strecke zu beiden Seiten hervorragten. Augenscheinlich ward hier alles durch die Gewalt der Fluthen einst abgestürzt und durchgerissen; allein die öde Oberfläche des Kalkgebirges nährt keinen Bach; und wo ehedem die Wogen des Meeres wüthend hindurch strömten, da fuhren wir jetzt auf dürrem Boden und gebahntem Wege. —

9.

Matlock.

Endlich ist sie hinabgesunken hinter die himmelan strebenden Berge im Westen, diese Sonne, die mich blendete, wärmte, bezauberte durch ihre vermannichfaltigte Beleuchtung dieses Wunderthals, seiner Felsen und seiner Haine. Sei mir gegrüſst, holde Dämmerung, und du blauer Abendhimmel, mit den Purpurstreiſen im Westen, und willkommner als sie, göttliche Kühle, rauschend in dem wogenden Meere von Wipſeln, lauter als die lispelnden Fluthen der sanften Derwent, und überstimmt nur von einzelnen schmetternden Tönen der Nachtigallenchöre, die in jenem Schatten das Lied der glücklichen Liebe singen! Gebt mir stillen Genuſs; umrauscht mich sanft zur nachsinnenden, nachempfindenden Ruhe! Ich bin des Schauens für heute satt, und erliege unter der Unerschöpflichkeit der Natur; ich sehne mich nach mir selbst. — Des heutigen Tages tausendfältige Bilder einen Augenblick nur im Vorübergehen aufzufassen, ohne sie festhalten zu können, ist Herabwürdigung zum leblosen Spiegel: sie alle zu verzehren, alle ins eigene Wesen verwandeln zu wollen, stürmisches Schwelgen, ohne Zweck, wie ohne Empfindung. Wie wohl ist mir in dieser Einsamkeit! Hier will ich nicht mehr mit umherspähendem Blick den Gegenständen nachjagen; nicht mit Anstrengung und Spannkraft haschen, was mir links und rechts entfliehen will; nein, ich entbinde meine Sinne ihres Dienstes, und überlasse mich leidend dem all-eindringenden Berühren der Natur.

Ich will nicht mehr unterscheiden, nicht zergliedern die Gestalten, die Töne, die Farben ihres Himmels und ihrer Erde; Ein Lied, Ein unnennbares, untheilbares Bild ströme sie mir durch Aug' und Ohr, und fülle meine lechzende Seele mit der Wonne, die keine Zunge stammeln kann! Dies ist die allgemeine Zauberei der schönen Natur, Allen fühlbar, wenn gleich nicht von Allen erkannt; die wohlthätige Macht, die uns Alle hält und nährt und erfreuet, und deren Wirkungen die Vernunft nicht fassen kann; denn des Genusses Gränze ist Zergliederung des Eindrucks. Dennoch! — wunderbares Gesetz der Menschenform! — dennoch sind die Weiseren unter uns glücklich nur wie ein Kind, das, wenn es die Blume sieht, ihrer lieblichen Gestalt und Farbe einen Augenblick froh wird, sie dann bricht und zerpflückt. Heilige Pflegerin! mehr Blüthen als wir zerstören können, schufst du um uns her; und den Quell der ewig wiederkehrenden, ewig sich verjüngenden Wesen verbargst du vor unserm verzehrenden Geiste? O, ich wähne dir nachzuwandeln auf deinem verborgenen Pfade, und Absicht und Mittel, wie in dem Lebensgang eines Menschen, darauf zu erblicken. Er ist nicht ohne Zweck, dieser Trieb des Forschens und Sonderns, den du in uns legtest, der schon im Kinde sich regt, der bis ins Alter uns begleitet. — Du durchbebst die Saiten der thierischen Bildung, du führst den Aetherstrom des Lebens in ihren Adern umher, und das ferne Geblöke, das jetzt aus den Triften emporsteigt und in den säuselnden Abendwind tönt, — und diese Jubelgesänge in den hochbelaubten Buchenästen, sind der Widerhall deiner alles erquickenden Freude. Aber ein anderer

Genuſs

Genuſs wartet des sinnenden, sondernden Menschen: im Labyrinthe der Gefühle sucht er das empfindende Wesen; im unendlichen Meere von Bildern den Seher; in der duldsamen Materie den gebietenden Willen; in Allem auſser ihm, sich selbst.

Ich finde hier Ähnlichkeit mit dem Plauenschen Grunde bei Dresden. Die Partie der Brücke in Plauen ist romantischer, und fehlt hier; auch hat es einen schönen Effekt, daſs die Felsenwände an einigen Orten bis ins Wasser senkrecht stehen, und folglich gröſsere einfachere Wände bilden; der Kontrast des Lichtes wird durch die groſsen winklichten Brüche des Thales romantischer und lieblicher; die Mühlen sind dort angenehme ländliche Bilder. Die Aussicht nach Darand ist wegen des weiſsen Thurms und der malerischen Gipfel des

Sonnen- und Königsteins, des weit durch das Thal sichtbaren sich schlängelnden Flüſschens, und vor allem des Reichthums der goldenen Saaten, von entzückender Schönheit.

Hingegen hat Matlock den Vorzug, daſs es zwischen ungleich höheren Bergen liegt; daſs in den schönen Partien das Thal noch enger zusammentritt, und daſs die Vegetation ohne allen Vergleich reicher, üppiger, und eigentlich mit verschwenderischer Hand auf die Felsenmassen hingeworfen ist. Die Derwent läuft ruhig und auf ebenem Bette, auſser wo sie über Kiesel in gelinden Fällen hinrieselt. Die Bäume mit dem dicksten Laube wölben sich über sie hinaus; ihre Zweige stehen wie Schirme über einander; die untersten tauchen ihre Spitzen in den Fluſs, und der ganze mit Wald gekrönte Berg spiegelt sich im Wasser, wie man von der andern Seite die weiſsen Gebäude darin erblickte. Die weiſsen Felsmauern kommen nur hier und dort mit hervorspringenden Ecken durch das Gebüsch, welches aus ihren Klüften mit unbeschreiblicher Uppigkeit herauswächst, zum Vorschein. An andern Stellen zeigen sie sich von einer unermeſslichen Höhe. Die Gebirge im Westen sind einige der höchsten in Derbyshire. Die Abrahams-Höhe (nach der bei Quebek so genannt, wo *Wolfe* und *Montcalm* blieben) hinan, geht ein schlängelnder Pfad, dessen Länge zwar ermüdet, wofür man aber, wenn man ihn zurücklegt, mit einer herrlichen Aussicht über den ganzen Lauf der Derwent durch alle Windungen des Thals, über die schönen, reichen Hügel und Thäler mit ihren Heerden, u. s. f. über das nahe Dorf Matlock, belohnt wird. Die Natur ist hier so verschwenderisch mit den schönsten Formen der Landschaft, der Bäume, mit Licht und Grün, daſs man sich umsonst nach einer ähnlichen Gegend im Gedächtniſs umsieht. Die schönen Aussichten bei Münden im Hannöverischen haben den Vorzug der breiteren Weser und der am Zusammenflusse der Werre und Fulda malerisch liegenden Stadt mit ihren alten Thürmen; hingegen fehlen ihnen die hiesige endlose Abwechselung und die schönen Felswände, die sich zwar wieder bei Allendorf an der Werre, jedoch ohne die Begleitung des reichen, unbezählbaren Schattens finden lassen. Die Badehäuser sind zum Empfange der Gäste sehr bequem angelegt, und eben nicht gar theuer. — Das Bad ist lau und sehr erfrischend, ich badete Nachmittags mit der besten Wirkung, und fühlte mich auſserordentlich dadurch gestärkt. Das Wasser ist nur reines Quellwasser. — Die Haine sind insbesondere wegen der vielerlei Arten von Bäumen so wunderschön; Eichen, Eschen, Buchen, Hainbüchen, Tannen und Lärchen wechseln mit einander ab.

10.

Chatsworth.

Von Middleton an geht es im Thale der Derwent hinab, welches immer schöner und reicher wird. Der Kontrast, nachdem wir so geraume Zeit nichts als öde Gebirgsrücken gesehen hatten, war über alle Beschreibung erfreulich. — Wir hatten schöne Weiden, Saatfelder, herrliche malerische Umzäunungen und Raine, mit hochstämmigen Eichen, Eschen und Buchen, Linden und Ahorn, auch hier und dort längs den Höhen ein Wäldchen. Je näher an Chatsworth, desto reicher wird die Gegend. Die Waldung an beiden Seiten des Thals, so wohl hinter dem Hause als gegenüber, ist dicht und überschwänglich an Wuchs; zwischen dem Laubholze streben überall schlanke Tannen und pyramidische schwarze Fichten in die Höhe. Der herzogliche Park liegt auf einer Anhöhe am linken Ufer der Derwent, in welcher wir Gruppen von Kühen sich kühlen sahen, indeſs die schönen Wiesen zu beiden Seiten mit diesen malerischen Heerden bedeckt waren. Man fährt auf einer steinernen Brücke über den Fluſs durch den Park nach dem Schlosse. Beides, Park und Schloſs, sind vor achtzig Jahren auf der Stelle, wo das alte Schloſs Chatsworth stand, angelegt worden, und haben viel von der Pracht jener Zeit. Das Schloſs ist ganz eines so groſsen Englischen Peers würdig. Auf die Architektur mag ich mich nicht einlassen; die ist nun einmal in England, auch da, wo sie Geld genug gekostet hat, nicht fehlerfrei. Die Zimmer sind reich, doch nicht mit dem Geschmack, den wir in

Schooneberg bewunderten, möblirt; viele haben auch noch das alte Ameublement, von achtzig Jahren her. — Der Bau ist erst kürzlich ganz fertig geworden; denn man hat nach- und angebauet. — Ein Theil des Gebäudes heiſst noch: *the Queen of Scot's apartment*. Die Zimmer der unglücklichen *Marie* sollen wirklich in dieser Gegend gestanden haben. Das Einzige, was man aus jenen Zeiten aufbewahrt hat, ist ihr Bett mit Vorhängen und Decke von rothem Sammet mit Gold. Wer kann sich entbrechen, bei dem Anblick eines Bettes, worin diese unglückliche Prinzessin so oft geschlafen, geruhet, gesonnen, geweint, gewacht, geträumt — und den ganzen Kreis ihrer regen Leidenschaften durchlaufen haben mag, in Gedanken zuweilen sich in jene Zeiten zu versetzen, und für die schöne Dulderin den Athem ein wenig gepreſst zu fühlen?

Der Garten hat eine schöne Kaskade, mit allerlei davon abhängigen Fontainen und Wasserkünsten. Die höchste Fontaine soll achtzig Fuſs hoch springen; sechzig glaube ich selbst, daſs sie bei stillem Wetter in die Höhe gehen kann. — Für die Phantasie ist hier keine auſserordentliche Nahrung, wenig Sublimes, Romantisches, Poëtisches; aber eine reiche, geschmückte Natur, und ein Aufenthalt, wo man ein Vermögen von 40 bis 50,000 Pfund Sterling wohl genieſsen kann. —

So schön als jenseits, ist auch das Thal unterhalb Chatsworth, welches sich immer weiter südostwärts zieht. Die Sandsteingebirge umschlingen es überall auf der östlichen und südlichen Seite. Innerhalb sieht man Kalkgebirge. Endlich öffnet sich eine Reihe Hügel gegen den Fluſs, und ihre abgestürzten senkrechten Felswände stehen somantisch, mit Waldung bekleidet, an seinen Ufern. Vom Dorfe Matlock, zwei Englische Meilen weit bis nach Matlock Bath, zieht sich dieses verengte wunderschöne Kalkthal in verschiedenen Krümmungen, und läſst hier und da dreieckige Wiesen in den Zwischenräumen der Hügel. — Drosseln und Nachtigallen hielten hier ihr immerwährendes Koncert im Walde.

11.

Fortsetzung der Reise.

Den 15. Jun.

Von Matlock fuhren wir heute um 1½ Uhr Nachmittags ab. Der Weg ging bis *Cromford*, wo ein neuer schiffbarer Kanal angelegt wird, in dem schönen Derwentthale fort. Gerade Cromford gegenüber, an einer sehr schön gewählten Stelle, bauet sich jetzt *Sir Richard Arkwright* ein neues Landhaus. Hinter Cromford kamen wir auf einen sehr hohen Bergrücken von Sandstein, von dem wir nicht nur rechts das nahe, in einem reichen Kessel gelegene niedliche Stadtchen *Wirksworth*, sondern auch vor uns und links das ganze südliche Derbyshire, nebst Nottingham und Leicestershire, und einen Theil von Warwickshire übersahen. Jenseits dieses Berges kamen wir an verschiedenen Orten vorbei, wo man die Erdschollen mit einem Schälpfluge abstach, und zum Dünger verbrannte. Derbyshire hat in dieser Gegend schon viel angenehme Abwechselung, ob es gleich nicht so fett ist, als andere Provinzen. Die Stadt Derby (16 Meilen), die wir um 4 Uhr erreichten, ist von geringer Bedeutung. Man hatte eben heute die so genannte *Canvaſs* vorgenommen, d. i. die Herren, welche Parlamentsglieder als Repräsentanten der Stadt werden wollen, waren zu allen Stimmgebenden herumgelaufen, sie um ihre Stimme zu bitten. Eine Formalität, der sie sich unterwerfen müssen.

Den 16. *Jun.* Um 8 Uhr Morgens reiseten wir von Derby ab, nach *Burton*, einem kleinen eilf Meilen entlegenen Städtchen. Der Weg ging noch über Gebirge von Sandstein, die also auch von der Südwestseite den Kalkdepot des Piks umgeben. An einigen Stellen bemerkten wir viel Sand. Zwischen *Atherstone* und *Burton* übersahen wir vom Gipfel eines nicht gar hohen Hügels wieder das schöne *Warwickshire;* allein wir blickten in die weite Ferne, weil eine Ebene vor uns lag. — Hier sind wir auf klassischem Grunde. Links blieb uns in einer Entfernung von drei bis vier Meilen *Bosworth* liegen, wo der *Herzog von Richmond*, hernach *Heinrich VII*, den König *Richard den Dritten* schlug, welcher auf der Wahlstatt blieb. — Von *Derby* nach *Burton* sind eilf Meilen; nach *Allerstone* zwanzig; nach *Coventry* vierzehn Meilen. Coventry mit seinen drei langen spitzen Thürmen, worunter die berühmte Kathedralkirche oder *Coventrycroſs* die gröſste ist, hielt uns nur eine halbe Stunde Nachmittags auf, während daſs wir aſsen. Von da eilten wir durch eine, wie *Berkshire* angebaute und überaus schöne Gegend nach *Warwick.* Unterweges blieben uns rechts, in einer schönen schattenreichen Gegend, die Überreste von *Killingworth*-Schloſs in drei groſsen Thurmmassen liegen. Aber das Schloſs von *Warwick* (zehn Meilen) verdiente näher gesehen zu werden. Wie erinnerte mich hier alles an die thatenreiche, charaktervolle Englische Geschichte: an den *Warwick*, der gröſser als ein König war; indem er Könige absetzte oder machte; und — vor allem — an den unsterblichen Dichter, der das Groſse dieser Idee so ganz zu fassen, und in seinem *King Henry the Sixth* so göttlich darzustellen gewuſst hat! — Gleich bei dem Eingange in die Stadt über dem Stadthor, erinnerte mich der wilde Eberskopf auf einem Speer (seit undenklichen Zeiten das Wapen der *Warwicks*) an den groſsen Ritter, der dieses siegreiche Panier so oft vor sich wehen lieſs. Wir besahen das Schloſs. Unter allen Überresten des zehnten Jahrhunderts hat keins in England sich so herrlich erhalten. — Der jetzige Graf wohnt sogar darin, und hat sich die Zimmer sehr schön einrichten lassen, auch einige Nebengebäude in demselben Geschmack, um der Gleichförmigkeit willen, aufgeführt. Die Mauern sind an einigen Orten vier Ellen dick. Eine Enfilade von Zimmern enthält etliche schöne, und etliche lehrreiche Porträts, z. B. die *Königin Elisabeth*, *Essex*, die *Königin Marie von Schottland*, die *Gemahlin Karls I*, und diesen unglücklichen *König* selbst; die *Infantin von Parma*, und viele andere mehr. *Elisabeth* sieht ihrem Vater doch sehr ähnlich, und dieser Zug ist ihrem Charakter nicht günstig. *Essex* hat eine *fausse ressemblance* von Herrn *Koch*, dem

Schauspieler in Mainz. — *Marie von Schottland* ist entweder nicht getroffen, oder in einer sehr späten Periode ihres Lebens gemalt.

Die Aussicht aus den Fenstern ist sehr reich und lieblich.

Die Rüstkammer erinnert an den kriegerischen ritterlichen Genius der ehemaligen Bewohner dieser Burg. Wir sahen das lederne Wams, welches *Robert Lord Brooke* an hatte, als er bei *Lichfield* erschlagen ward. Auch Südsee-Sachen giebt es hier; ferner eine schöne Büste in Marmor von *Edward dem schwarzen Prinzen*, nach einem Gemälde; einen schönen Kopf der Pallas; Glasmalerei nach *Rubens*; *Anna* und *Maria Boleyn* von *Holbein*, vortrefflich erhalten.

Den Garten sahen wir nicht, denn wir eilten (acht Meilen) nach *Stratford*, wo wir um 7 Uhr ankamen, und die elende

Hütte

Hütte wo *Shakespear* geboren ward, den Stuhl in welchem er zu sitzen pflegte, und vermuthlich dichtete, das Stadthaus mit seiner Statue in einer Nische von auſsen, sein Portrat inwendig, von *Garrick* hin geschenkt, — und sein Grabmal in der Kirche besahen. Der Stuhl ist jetzt in die Wand gemauert, damit er nicht ganz zerfallen möge. Seit funfzehn Jahren, daſs ich ihn nicht sah, ist er sehr beschädigt.

Den 17ten Jun., um halb 10 Uhr Vormittags, fuhren wir weiter durch *Shipston* und *Chapel* nach *Woodstock*, und — fast ermüde ich es zu schreiben — wieder durch eine schöne liebliche Gegend. England hat keine Waldungen, weiſs jeder Schüler in der Geographie und Länderkunde zu erzählen; — aber daſs beinahe ganz England wie Ein fortwährender Lustwald aussieht, wo Wiesen und Triften, Äcker und Anger, und die lieblichen Ufer der Flüsse mit dem herrlichsten blühenden Gebüsch und den schattenreichsten Bäumen in ewiger Abwechselung prangen, das sollte man dabei zu erinnern nie vergessen. Wie manchen schönen Landsitz Englischer Landedelleute fuhren wir nicht heute vorbei! wie manches in Haine gleichsam vergrabenes Dorf! Hier hatte einer sein niedliches Haus auf einen reichbeblümten Rasen gebauet. Dahinter zog sich ein kleiner Wald; seitwärts wölbte sich eine zierliche weiſse Brücke über einen Graben; jenseits der Heerstraſse stürzte sich ein Flüſschen einige Schuh tief über einen Damm; und auf dem schönen Teiche, der vor dem Rasenplatze seinen Spiegel ausbreitete, und um grasreiche Ufer, zwischen den Blumen der Wiese, erblickten wir manchen schönen Schwan, an dessen stolzer Form der Eigenthümer dieses Gütchens vermuthlich sein Vergnügen fand. — O Natur, was ist erquickender und zugleich erlaubter, als deine Werke zu lieben und ihrer froh zu werden! Was kann unschuldiger seyn, als die Freude an diesem schönen, in seiner Pracht des Gefieders stolz daher segelnden Vogel! Wenn es einen Genuſs auf Erden giebt, den keine Macht verbieten, keine sich ausschlieſsend zueignen darf, der allen ewig gemein bleiben muſs, und zu dem man berechtigt ist, indem man Sinn dafür hat: — so ist es der Genuſs dieses Anblicks. — Doch ich vergesse, daſs der Schwan ein *königlicher* Vogel ist, und daſs es Länder giebt, wo niemand einen Schwan halten darf, als der König, d. i. derjenige, der wahrscheinlicher Weise nicht zu empfinden weiſs, wie liebenswürdig die Natur in diesem Thiere ist. — Ich gönne den Groſsen das Wild, das sie hegen: es ist billig, daſs diejenigen unter ihnen, die nicht durch Wohlthaten des Herrscheramtes würdig sind, wenigstens zum Scheine fortfahren den Nutzen zu stiften, weshalb man sie zuerst als Beschützer der Wehrlosen über Andere erhob; und wenn es heutiges Tages keine Raubthiere mehr giebt, um derentwillen man Heroen oder Halbgötter zu Hülfe ruft, so mögen ihre Abkömmlinge meinetwegen Hirsche in ihren Parks einsperren, oder ihren Unterthanen verbieten einen wilden Eber zu tödten, damit sie an einem gesetzten Tage ihn vor ihrem Richterstuhl vorbei jagen lassen, und mit eignen Händen erlegen können, wie der Kaiser von China jährlich einmal den Pflug mit hoher Hand berührt, zum Zeichen, daſs vor mehrern tausend Jahren ein Kaiser durch dieses Werkzeug den Namen eines Landesvaters verdiente. Aber, daſs ein Mensch sich erfrecht, allen andern den Besitz eines zahmen Vogels zu verbieten: das scheint so arg, als wollte er ihnen die Fenster an den Häusern, oder die Augen im Kopfe verschlieſsen; und daſs Menschen dies von einem dulden, beweiset nur, wie tief die Menschheit sinken kann.

So kamen wir um drei Uhr nach *Woodstock*, wo die ganze Stadt in Bewegung war, weil die Wahl zweier Repräsentanten heute vor sich ging. Alles, bis auf die Straſsenjungen, trug Kokarden, gleichviel von welcher Farbe; die Frauenzimmer, jung und alt, häſslich und schön, reich und dürftig, hatten ihre Feierkleider an, und von allen Seiten ertönte ein ewiges Huzzah! Vor unserm Gasthofe weheten hoch in der Luft drei groſse, weiſs - seidne Fahnen, worin die Wapen der Bürgerschaft und der neuen Parlamentsherren, nebst allerlei emblematischen Verzierungen in Farben prangten; denn heute speiste die Bürgerschaft mit den Neugewählten in dem Gasthofe, nachdem man diese letztern, wie die Sitte es mit sich bringt, in groſse Armstühle gesetzt und herumgetragen hatte. Uebrigens war hier keine Uneinigkeit, keine Gegenparthei; der Einfluſs des *Herzogs von Marlborough* ist in Oxfordshire so unwiderstehlich, daſs man die Parlamentsglieder, sowohl für Woodstock als für die Grafſchaft selbst, ohne Widerrede nach seinem Wunsche wählt. Sein ältester Sohn, der *Marquis Blandford*, wird in diesem Parlamente die Grafschaft Oxford, und ein jüngerer, *Lord Henry Spencer*, die Stadt Woodstock repräsentiren. Die Betrachtungen, die sich bei dieser Veranlassung über die Konstitution von England machen lassen, und die wir wirklich zu machen uns nicht enthalten konnten, will ich nicht alle hierher setzen. So viel ist indeſs gewiſs, daſs die blinden Vertheidiger und übertriebnen Lobredner eben so weit vom Ziele sind, als die plumpen Tadler dieser berühmten und in der That merkwürdigen Verfassung. —

12.

Blenheim.

Wie mag dem groſsen *Churchill* zwischen diesen unaufhörlichen Apotheosen zu Muthe gewesen seyn! Etwa wie *Ludwig XIV* bei den ewigen Fêten und Vergötterungen in Versailles? Die menschliche Natur kann das nicht ertragen. *Ludwigs* Schicksal ist bekannt. Seine Imbecillität datirte von diesem Zeitpunkte. *Marlborough* ward aber auch kindisch und furchtsam vor seinem Ende; und ich möchte nicht dafür schwören, daſs nicht die Tapeten das Ihrige dazu gethan haben. Wie aber, wenn er in dem Augenblicke, da er seiner Geisteskräfte noch nicht beraubt war, mitten unter diesen ungeheuren Bildern seiner Groſse das Loos der

Menschheit tragen, und in körperlichem Schmerz sich winden, von Gicht oder Kolik gequält werden muſste; wie klein und verächtlich mochte er sich da fühlen! Ich für mein Theil bin froh, daſs ich nicht *Marlborough* bin, und seine Thaten gethan habe, um so zu Schanden gemacht zu werden mit der Geschwätzigkeit des Ruhmes. Ich gestehe, der üble Geschmack, womit man ihn in der groſsen Halle zwischen den kleinen lachenden Faun und die Mediceische Venus hingestellt hat, ist mir wegen der Lächerlichkeit noch die willkommenste von allen diesen Vergötterungen. Ich lache heute über diese Eitelkeit — indeſs vielleicht morgen ein Recensent dafür meinen Leichtsinn und meine Fühllosigkeit straft —; allein, zwischen heute und morgen habe ich beides, gelacht und geweint: über mich selbst, über ihn, und über die ganze Welt. Ist es nicht

Thorheit, die Schriftsteller richten zu wollen wegen einzelner Empfindungen eines Augenblicks, wo man vielmehr ihre Offenherzigkeit, das Herz des Menschen aufzudecken, bewundern sollte? Wenn sie einen Fehler dabei begehen, so ist es nur eine unschickliche Wahl in der Darstellung der Eindrücke, die ihr Gefühl bestürmten. Die schnellen tausendfachen Übergänge in einer empfänglichen Seele zählen zu wollen, die sich unaufhörlich jagen, wenn Gegenstände von aufſen, oder durch ihre lebhafte Phantaſie hervorgerufen, auf sie wirken, wäre wirklich verlorne Mühe.

13.

Oxford.

Den 16. Jun.

Einen Englischen Musensitz erkennt man leicht an den schwarzen viereckten Biretten der Studierenden, und an ihren langen schwarzen Mänteln mit kurzen weiten, oder sehr langen engen Ermeln. Man glaubt, die Schüler eines Jesuiter-Kollegiums zu sehen; und in gewisser Rücksicht sieht man sie in der That. Ich wurde sehr lebhaft an Wilna in Litthauen erinnert, als ich diese possierlichen Gespenster an mir vorüber flattern sah.

Ich weiſs wohl, die Kleidung allein thut nichts zur Sache; sie ist aber auch nicht so gleichgültig, als man denkt: sie steht in unmittelbarer Verbindung mit Gesetzen, Formalitäten und Zwangssystemen, welche eine Falte in den Charakter biegen, deren Spur auf Zeitlebens unauslöschlich bleibt.

Die monastische Ordnung, welche auf den Englischen Universitäten eingeführt ist, hat man oft in Deutschland als musterhaft gepriesen — weil man sie nicht kannte. Die Strenge geht hier so weit, daſs man kein Gesetz mehr beobachten kann. Dieser Fall ist in England nicht selten. Die Gesetze gegen die Katholiken sind so drückend, daſs man sie schlechterdings nicht mehr in Ausübung bringt; und dennoch hat man nicht den Muth, sie abzuändern. Kein Volk hängt so blindlings an alten Formen, wie das Englische; es knüpft den Begriff seiner politischen Existenz daran. Sagt ihm, die Abschaffung eines einzigen Gesetzes gegen die Katholiken sei gefährlich, so rottet sich der Pöbel noch heute zusammen, und *Gordons* Wahnsinn wirkt zum zweitenmal eine furchtbare Empörung. — Die Studenten in Oxford müssen sich so manchen Erbärmlichkeiten unterziehen, daſs sie im Wesentlichen mehr Freiheit genieſsen, als andere Studenten auf Deutschen Universitäten; und wohl dem Lande, daſs dem also ist! Zwischen dem blinden Gehorsam des Schulknaben, und dem freien Willen des Mannes, muſs es einen Mittelzustand geben, in welchem der Miſsbrauch der Selbstherrschaft so wenig üble Folgen für das Gemeinwesen hat, als möglich. Sonst wird, wenn der Jüngling auch noch Sklav bleibt, erst der Mann im Amte sich seinen Ausschweifungen überlassen, und sein Toben wird von üblen Folgen für das gemeine Beste seyn. Wenn hingegen ein Student seine Freiheit miſsbraucht, so schadet er höchstens sich selbst, und gewinnt unter seines Gleichen bald so viel Erfahrung, als er zur Lebensnothdurft bedarf.

Ich weiſs zwar wohl, daſs es theoretische und praktische Erzieher giebt, welche den Zögling nie genug einzuschränken und zu fesseln glauben: Menschen, die sich vorstellen, man dürfe die menschliche Seele im Erziehungsinstitute treiben, wie man Spargel im Lohbeete treibt, und die dann auch wirklich nur saft- und kraftlose, ekelhafte Geschöpfe in die Welt liefern, unfähig, sich auf einen Augenblick von ihren auswendig gelernten Regeln zu entfernen, und selbststandig zu denken, Maschinen in jeder Bedeutung des Wortes! An ihren Werken müssen wir sie erkennen. Es ist eine leichte Kunst, Maschinen aus Menschen zu schnitzen; aber die menschliche Natur in ihrer Würde zu lassen, und Kräften, die eine höhere

Hand schuf und in die einzelnen Keime legte, zu ihrer freien vollkommenen Entwickelung behülflich zu seyn, anstatt ihnen unwürdige, verunstaltende Fesseln anzulegen: — das ist die groſse Kunst, wozu die wenigsten Erzieher Geduld, Billigkeit und Selbstverläugnung genug besitzen. Anstatt den Zögling den Gebrauch seiner Anlagen zu lehren, wollen sie immer nur, daſs er sie *nach ihrer Art* gebrauchen soll, und machen ihn zur schlechten Kopie eines elenden Originals. Ihr kurzsichtiger, enger Egoismus ist nicht zufrieden, Menschen in verschiedenen Graden der Intension, ihrer verschiedenen Organisation und der damit verknüpften Kräfte genieſsen zu sehen, und sich des mannigfaltigen, unerschöpflichen Reichthums der Natur zu freuen; sondern es ist ihr armseliger Ehrgeitz, nach ihrem Bilde alles um sich her modeln zu wollen.

Ich brauche nicht zu sagen, wie sehr diese Methode auf die Verewigung der Vorurtheile und Irrthümer abzwecken muſs: denn ich behaupte sogar, daſs, wenn ein solches Unding, wie ein *vollkommnes System*, möglich wäre, die Anwendung desselben bei der Pädagogik für den Gebrauch der Vernunft dennoch gefährlicher als jedes andere werden müſste. Die Idee des Unverbesserlichen zieht einen lähmenden Mechanismus nach sich, welcher mit dem Chinesischen Sittengesetz am besten exemplificirt wird und den Begriff von Tugend ganz aufhebt. Der Erzieher hätte meines Erachtens wenig Verdienst um die Menschheit, der die Jugend dahin gebracht hätte, alles zu thun oder zu lassen, je nachdem es dem gewohnten Herkommen gemäſs ist oder nicht, oder, was auf Eins hinausläuft, nachdem es mit den Regeln, die er von seinem Lehrer lernte, übereinstimmt, oder ihnen widerspricht. Alle dogmatische, alle geistliche Erziehung hat mehr oder weniger diese Tendenz, und ihr nachtheiliger Einfluſs, der allerdings hier durch viele andere Umstände gemildert wird, äuſsert sich doch wirklich noch kenntlich genug in der Denkart und den Handlungen der Engländer. Es ist ihnen freilich eben nicht anzusehen, daſs sich alle nach dem Geläute des *Tom* richten müssen, so wenig es den jungen Edelleuten einen Adelstolz einflöſst, daſs sie bei den Mahlzeiten an einem eigenen Tische sitzen, und durch allerlei kleine Vorrechte, wie z. B. den Gebrauch der kollegialischen Bibliotheken, vor den Bürgerlichen ausgezeichnet werden. Unstreitig ist ihre Anzahl zu unbedeutend, als daſs sie unter sich bleiben, und die groſse Masse der Studirenden ganz entbehren könnten; daher müssen sie ihre

Vorrechte fahren lassen, und wenigstens im Umgange sich der Vorzüge entäuſsern, welche die monastisch-pfaffische Einrichtung, ihnen mit Hinsicht auf einen möglichst zu unterstützenden Despotismus verlieh. Hingegen ist es sehr die Frage, ob da, wo die Eigenliebe des groſsen Haufens der Studenten nicht in Kollision kommt, nicht der Grund zu jener blinden Anhänglichkeit an religiöse Vorurtheile gelegt wird, wodurch die Engländer sich auszeichnen, und worauf unter andern ihr Beharren bei der unsinnigen *testact* beruhet. Ich meines Theils begreife nicht, wie junge Männer der Alternative des Aberglaubens oder des Unglaubens entgehen können, wenn sie sich hier sechs bis acht Jahre lang *viermal täglich* zum Gebet in der Kapelle ihres Kollegii einstellen müssen. Dieses *Opus operatum*, wovon sich die guten Wirkungen in der Kapelle von *Christchurch College*, drei Schritte weit vom Altar, an den in die Bank geschnitzten Eselsköpfen, Namen u. s. f. erkennen lassen, muſs einen geistigen Stumpfsinn bewirken, wenn es wirklich zur Gewohnheit wird.

Wer schön erhaltene Gothische Gebäude sehen will, komme hierher. Oxford nimmt sich, nach London, vielleicht unter allen Städten Englands aus der Ferne — und fast möchte ich hinzusetzen, auch in der Nähe — am besten aus. Ein Wald von Gothischen Thurmspitzen ragt aus den schattenreichen Gängen und Gefilden an der Kam und Isid hervor, und zwischen ihnen prangt mit allem Pomp der modernen Baukunst der Dom von *Radcliffs* Rotônda, und das schöne Achteck seiner Sternwarte. Wandelt man auf den reinlichen, wohlgepflasterten, und meistens mit guten neuen Häusern bebaueten Straſsen, so erstaunt man, überall die weitläuftigen Klostergebäude zu erblicken, welche der Brittischen Jugend, aber noch mehr dem theologischen Wohlleben, gewidmet sind. Aus einem geräumigen Vorhof, aus einer Halle tritt man in die andere, und es giebt hier Kollegia, wie z. B. das von *Christchurch*, die aus vier groſsen an einander stoſsenden Vierecken bestehen. Der Umfang dieser prächtigen Werke des Alterthums ist so ungeheuer, daſs man nicht weiſs, ob man mehr über die Verwegenheit des Eifers, oder über den Miſsbrauch der Kosten erstaunen soll. Die groſse westliche Facciate des gröſsern Vierecks in *Christchurch College* hat eine Länge von 382 Fuſs, und seine Gothischen Thürmchen steigen leicht und kühn in die Luft. Nichts kann einen angenehmeren Effekt machen, als der schöne weite Bogen, der sich über dem Thor von *Merton College* wölbt, mit den Schnirkeln und Verzierungen, die den innern Raum des Bogens füllen, und den hohen krausen Gipfeln des breiten, viereckten Thurms, durch den Ulmenhain gesehn, der dieses Gebäude umgiebt. *Allsouls College* ist beinahe das shönste Gothische Gebäude an Einfachheit und schlanker Kühnheit seiner rund um das Viereck aufsteigenden Pfeiler, und der beiden hohen, wie Cypressengipfel sich verlängernden Thürme. Nirgends war mir die Ähnlichkeit dieser Bauart mit einem angepflanzten Walde so auffallend, als hier und vor dem Stufengange, der zum groſsen Speisesaale in *Christchurch College* führt. Hier ruhet der Mittelpunkt des Gewölbes auf einer zarten schlanken Säule, deren Äste sich oben palmenförmig ausbreiten, zierlich wölben, und den Wölbungen des Schwibbogens nach allen Seiten hin entgegen streben.

Die Gothische Bauart, wie auffallend auch ihre Miſsverhältnisse sind, ergreift die Phantasie auf eine unwiderstehliche Weise. Wie leicht schieſsen diese schlanken Saulen so himmelhoch hinan! Durch welche Zauberkraft begegnen sich ihre höher sprossenden Äste, und schlieſsen den spitzen kühnen Bogen! Romantische Gröſse, schauervolle Stille, lichtscheue Schwermuth und stolzes Bewuſstseyn füllten die Seele, die sich in diesen Formen gefiel, und in ihnen sich äuſserte; — denn diese Formen wecken jene Gefuhle in einem Sinne, der sie wieder auffaſst. —

Die Kollegia sind indeſs nich auf einmal zu ihrer jetzigen Gröſse und Pracht gediehen. Dies laſst sich schon im vorausvermuthen, und oft giebt es auch der bloſse Anblick, und die heterogene Einmischung Römischer Architektur zwischen den altgothischen Steinmassen. *Peckwater court* in *Christchurch College* ist ein modernes mit *Radcliffe's* Vermächtniſs erbautes Viereck; *Magdalen College* hat ebenfalls eine moderne Partie, u. s. f. Allein sehr alt sind freilich die hiesigen Gebäude nicht. *Magdalen College* ward als ein Hospital von *Heinrich III* gestiftet, erst 1456 in ein *Collegium* verwandelt, und von *Wolsey* endlich mit dem Thurme verziert. *Wolsey* hat auch *Christchurch College* erbauet. Von *University College* ward der Bau erst 1634 angefangen, und durch Dr. *John Radcliffe* vollendet. *Allsouls College* ward 1437 gegründet; *Brasenhose College* in 1507. *Hertford College* fing man erst vor siebzig Jahren an wieder aufzubauen. *Watham College* ward erbauet 1613; *Trinity* 1594; *Balliol* 1284; *St. John's* 1557, und später; *Worcester* 1714; *Exeter* 1316; *Jesus* 1571; *Lincoln* (1717) — *Oriel* 1324. — *Corpus Christi* 1706; *Morton* 1610; *Pembroke* 1620.

Der Aufſwand im Innern dieser Gebäude ist nicht minder ungeheuer, und nicht minder gothisch als die barbarische Pracht ihrer Mauern und ihrer unermeſslichen Säle. Marmorne Statüen der Stifter und Wohlthäter sieht man überall; Portraits der berühmten Gelehrten und Staatsmänner, die in den verschiedenen Kollegien jedesmal studierten, verzieren die Wände. Dazu kommt noch, daſs fast jedes Kollegium seinen eignen Garten hat. — *Magdalen College* hat sogar einen Park mit vierzig Stück Damhirschen, von denen die Herren sich gütlich thun. Es ist allerdings eine schöne Sache um diese schattenreichen Gänge, dieson Ακαδημιαις bei jedem Kollegium, der Betrachtung und Philosophie geweihet; allein diejenigen, die des Umherlaufens in Gärten am meisten bedürften, sind eben die, welche davon ausgeschlossen sind. — Nur die wohlbeleibten und mit reichlichen Einkünften versehenen *Fellows* haben Erlaubniſs dieses Heiligthum zu betreten, und ihnen wird vermuthlich auch allein das feiste Wildpret zu Theil.

Die Glasmalerei ist ein anderer Luxus in diesen Gebäuden; beinahe eine jede Kapelle hat etwas von dieser Art aufzuweisen, und eine wetteifert darin mit der andern. Einige Fenster sind so alt, daſs man das Datum ihrer Verfertigung nicht weiſs; die meisten sind aus dem 16ten, 17ten und Anfang des 18ten Jahrhunderts. Einige, zumal in *Allsouls-College*, sind von ausgezeichneter Schönheit, und noch immer fährt man fort in dieser kürzlich wiedererfundenen Kunst neue Stücke ausarbeiten zu lassen, und die ungeheuren Einkünfte der Kollegien für bunte Glasscheiben zu verthun.

Eine Seltenheit von ganz besonderer Art sind die emblematischen in Stein gehauenen Figuren, welche in dem Viereck von *Magdalen College* rund umher an den Wänden angebracht sind. Die bizarren Erfindungen des Sicilianischen Prinzen, von welchem *Brydone* erzählt, können nicht toller aussehen, und man brauchte ihretwegen nicht so weite Reisen zu thun. Hier giebt man sie für Allegorieen aus. Vielleicht sollen auch jene Sicilianischen einen Sinn haben, und es kommt nur darauf an, daſs jemand sich die Mühe giebt ihn herauszubringen, und hinterdrein auszurufen: *if this be madneſs, yet there's method in't.*

Christchurch College.

Dieses Kollegium war anfangs ein Nonnenkloster unter *S. Frideswiden;* hernach ward ein Mannskloster von *Regularibus,* Augustinern, daraus; und erst spät bei der Aufhebung desselben stiftete *Wolsey* das Kollegium, welches in der Folge, als man in Oxford ein Bisthum stiftete, sammt der dazu gehörigen Kirche zum Kapitel und zur Kathedralkirche erhoben ward. In der Kapelle zeigt man noch Monumente vom Jahre 740 und älter.

Die hiesige Bildergalerie soll 35000 Pfund gekostet haben; der General *Guise* hat sie hierher geschenkt. Auf die Vortrefflichkeit und Ächtheit einer Damaskenerklinge hätte er sich vielleicht besser verstanden; denn diese Bilder sind groſsentheils Kopieen, so viel man sich auch darauf zu gute thut, und zum Theil sehr schlechte Kopieen. Das beste ist unstreitig ein verblichener Carton von *Andrea del Sarto*, eine heilige Familie, von exquisiter Zeichnung. *Annibal Caracci's* Bild von seiner Familie, als Fleischer gekleidet, war mir wegen der plumpen Phantasie des Malers merkwürdig. Dieser Mensch konnte nicht dichten. Hier ist ein Fleischerscharrn mit groſsen Fleischstücken abgebildet, und die Söhne des alten *Caracci's* sind die Metzger. — Dies ist auch der ganze Charakter seiner Werke; Fleisch und Blut konnte er nachbilden, aber nicht den lebendigen Geist. Es sind allerdings unter dieser zahlreichen Sammlung einige Originale; allein es ekelt einen über allen Ausdruck, den Führer je zuweilen eine Kopie eingestehen zu hören, oder mit dem Ausdruck: *nach Raphael*, *nach Titian*, *nach Guido*, der Lüge zu entgehen, indeſs er sich bei diesen Geständnissen das Recht vorbehält, die ärgsten Sudeleien für Meisterwerke von der Hand der gröſsten Künstler auszugeben. Von *Holbein* sah ich hier ein paar schöne Köpfe, wie denn überhaupt seine besten Arbeiten in England anzutreffen sind. Es ist in diesen weniger Härte, als ich ihm sonst zugetrauet hätte, und eine unübertreffliche Treue. Kein Strich, kein Zug ist vergessen; aber von dem Seinen ist nichts hinzugekommen: denn was der Künstler hinzuthun soll, *Genie* in der Darstellung und Idealisirung, das hatte er nicht. Fleiſs und Anstrengung sind unverkennbar.

Eine sehr zahlreiche Sammlung von Gemälden befindet sich in einem akademischen Gebäude, neben der Bodleyischen Bibliothek. Hier ist ein Gemisch von Gutem, Mittelmäſsigem und Schlechtem zusammen gehäuft, dessen vorzüglicher Werth nur darin besteht, daſs selbst ein schlechtes Porträt doch einige Idee von einem berühmten Manne, den es vorstellen soll, erweckt. Was hier auſser den Porträten vorhanden ist, verdient keine Erwähnung.

In *Magdalen College* wird die Kapelle jetzt reparirt. Wir sahen daher das schöne Altarblatt in der alten Bibliothek, wo die Bücher noch, nach der beliebten Methode der Klosterherren, an Ketten liegen. Der *Guido* ist in der That dieses Ganges werth, und eins der vortrefflichsten Werke von diesem Maler. Es ist ein Christus, der sein Kreuz trägt, in Lebensgröſse In dem Kopfe liegt ein wunderbarer Reichthum von Seelenausdruck, der den Zuschauer, welcher auch von dem dargestellten Gegenstande nichts wüſste, doch mit Entzücken über den Dichtergeist des liebevollen Künstlers erfüllen muſs. Es ist fast der vollendetste Christuskopf, den ich je gesehen habe. Man erstaunt, daſs der Künstler dieses Interesse unter den übrigen nachtheiligen Umständen der darzustellenden Geschichte erwecken konnte. Die Stellung unter dem schweren Holze, das Christus trägt; die unmalerische Figur dieses Holzes selbst; die Entstellung der Gesichtszüge durch die livide Farbe, welche von den Wunden der Dornenkrone verursacht wird; der Strick um den Leib, der auf der Erde schleppt: — alles scheint sich verschworen zu haben, den edlen Gegenstand unter den ungünstigsten Verhältnissen so unedel als möglich erscheinen zu lassen. Dennoch hat der Geist des Künstlers gesiegt, wo er ungefesselt blieb. Schade nur, daſs er gerade diesen Zeitpunkt wählte! Doch wie oft ist es der Fall, daſs der Künstler wahlen darf? Ein Mönch oder ein Pfaffe, oder, was noch arger als beide ist, ein Andächtler, bestimmt das Süjet, und dem Maler bleibt nur das Verdienst übrig, die neue Schwierigkeit, die aus der Wahl eines unschicklichen Gegenstandes entspringt, durch seine Kunst zu überwinden.

In *Allsouls College* sieht man ein Altarblatt von *Rafael Mengs.* Es ist ein Heiland im Garten, nach der Auferstehung. Magdalene liegt vor ihm auf den Knieen, und seine Linke gebietet ihr, ihn nicht zu berühren. Dieses berühmte *Noli me tangere* ist unstreitig besser gemalt als der *Guido;* allein es läſst den Zuschauer kalt, weil ihm die theatralische Stellung nicht den Ausdruck ersetzt. Es ist fast nicht möglich einen schönern Körper als den des Heilands zu sehen; jeder Zug ist der Natur abgeborgt; das Ganze ist — eine sehr schöne Akademie. Auch wüſste ich nicht, daſs *Rubens* etwas wahrer und schöner kolorirt hätte. Ich finde die Draperie edel, die Verkürzung des Arms meisterhaft, den Christus-, oder besser, den bärtigen Bacchuskopf von groſser Schönheit, und selbst die knieende Magdalene hat genug von einer Niobes-Tochter, um vor Kenneraugen Gnade zu finden. Allein dieser behagliche Christus-Kopf sagt mir nichts, erzählt nichts von seiner Geschichte; und die Magdalene mit den Thranen im Auge, scheint zu weinen, weil sie zurückgeſtoſsen wird, nicht weil sie ein Wunder ahndet.

Die Ausführung und Vollendung dieses schönen Gemaldes geht übrigens bis in die geringsten Details. Die Blumen und Kräuter, die Cypressen in der Mitte, und die Wipfel der Palme in der einen Ecke des Bildes zeugen von der Sorgsamkeit des Künstlers, auch in diesen *hors d'œuvres* nichts was täuschen konnte zu vernachlassigen.

Botanischer Garten zu Oxford.

Der Garten enthält fünf *acres.* *Henry d'Anvers Earl of Darby* kaufte den Grund von dem Magdalen-College, und schenkte ihn der Universität. Das Thor am Eingang, von *Inigo Jones* gebauet, ist mit den Statüen Karls des Ersten, Karls des Zweiten, und des Grafen von Darby geziert. *Dillenius*, der von Gieſsen berufen wurde, *Scheuchzer*, der erste, der vor *Leers* Gräser kannte, *Sherard*, der sich lange in Smyrna aufhielt, waren Aufseher dieses Gartens. Dr. *Sherard*, aus dessen Stiftung der Prof. Botanices ein Gehalt bekommt, führte ein eignes Gebäude im Garten auf; der geräumige Saal darin dient zur Büchersammlung, zu den Herbarien, und zu den öffentlichen Demonstrationen. Die Büchersammlung ist wahrscheinlich die vollständigste in Europa. Am reichsten ist sie an ältern Schriften, die *Sherard* aufs mühsamste bis zum Jahre 1726 sammelte.. An neuern Schriftstellern wird sie bis jetzt noch von der Banksischen Bibliothek übertroffen; doch hat Professor *Sibthorpe (of Lincoln College)* auch diesem Mangel abzuhelfen gesucht. *Rudbeck's campi Elisii* sind vollständig hier; sie existiren aufserdem nur in Upsal und bei *Sir Joseph Banks*, alle andere Exemplare sind verbrannt. Die Orchis, Serapias, und Irisarten sind in Holzschnitten vortrefflich darin abgebildet.

Eine Sammlung ausgemalter Zeichnungen von Japanischen Pflanzen ist überaus sauber, und ohne Vergleich deutlicher als die oft citirte Sudelei von *Menzel*, die man *Flora Japanica* nennt. Ein Japanese, der nach Oxford kam, hat mehrere dieser Pflanzen benannt.

Etliche Volumina Indischer Pflanzenzeichnungen, die *Boerhave* kaufte, und die noch ungestochen sind.

Herbaria. Das von *Dillenius*, aus dem viele Pflanzen durch Raub in die Heinische Sammlung kamen. Originalzeichnungen von *Dillenius* zum *hortus Eltamensis*, zur *historia muscorum*, ebenfalls noch ungestochen. Sammlung von Kryptogamisten, aufgeklebt, eben so wie sie in der *historia muscorum* gestochen sind. — *Herbarium* von *Sherard*, nebst dem Banksischen und Linnéischen wohl das erste in der Welt. Als Dr. *Sherard* Konsul zu Smyrna war, schickte er junge Leute durch den ganzen Orient, um Pflanzen zu sammeln; auch vergröſserte er seine Sammlung ansehnlich durch Ankauf aller Dubletten aus dem Tournefortschen Herbarium, und durch Geschenke. *Sir Joseph Banks* erstaunte, als er von der Südsee zurückkam, hier Pflanzen aus Neuholland zu finden. Sie waren von *Dampier* hierher geschenkt. Dr. *Sibthorpe* ist damit beschäftigt, das groſse Sherardische Herbarium nach dem Linnéischen System zu ordnen. Es enthält auch viele Pflanzen von *Vaillant*, *Bocconi*, und *Micheli Fiorentino*. — *Herbaria* von *Morison* und *Scheuchzer*.

Der botanische Garten enthält einzelne Seltenheiten; im Ganzen aber weder eine solche Varietät von Pflanzen, als der Göttinger oder Salzwedelsche, noch so alte und prächtige Exemplare, als der Berliner oder Amsterdammer. Eine groſse Zierde dieses Gartens ist die vollständige Sammlung inländischer Englischer Gewächse, welche auf einem eigenen Quartiere kultivirt werden. Mehr Grasarten sind wohl kaum in Erlangen zu finden, als hier. Zwei Gewächshäuser, gröſser als die Göttinger, aber ohne Vergleich kleiner als die Berliner. Eine neue Grasart, deren Blätter wie Citronen riechen, vermuthlich eine *Agrostis*, hat nie geblühet. Aus dem Archipelagus hat *Sibthorpe* viele neue Species gebracht, neue *Hesperis*, *Thymus*, *Verbascum*, *Campanula*, neue Gräser — alle wohlriechend. Nachdem er den gröſsten Theil von Spanien, Frankreich, Deutschland und der Schweiz durchreist war, ging er mit *Bauer* (dessen Bruder mit dem jungen *Jacquin* nach London zu *Banks* kam) von Wien nach Neapel; von Neapel im Sommer auf einem Englischen Schiffe nach dem Archipelagus. Dort schifften sie mit einem kleinen Boote, das von fünf Mann gerudert wurde, von einer Insel zur andern. Sie besuchten den Peloponnes, einen kleinen Theil von Macedonien (wegen der Unsicherheit), Negropont, Rhodus, Cephalonia, das dürre Cypern] u. s. w. und Candia, die pflanzenreichste Gegend im Ionischen Meere. Den Winter brachten sie in Pera zu, wo ihnen *Hawkins* nachkam; und den zweiten Sommer gingen sie mit *Hawkins* und einem Englischen Kapitain auf einem Venetianischen Schiffe wieder nach den Griechischen Inseln und Klein-Asien. Im Herbst kehrten sie über Italien zurück. *Morina Persica* bedeckt den ganzen Parnaſs. Der *Helleborus* der Alten ist eine neue Species, ein Mittelding zwischen *Helleborus niger* und *viridis*; doch dem letzteren näher. *Arbutus Andrachne* ist es, dessen *Dioscorides* erwähnt, nicht *Arbutus Unedo*, wie die Kommentatoren glauben. Es ist der gemeinste, aber wegen seiner glatten, vielfarbigen Rinde, auch der schönste Baum auf den Griechischen Inseln. Weder *Dianthus caryophyllus*, noch *Rosa centifolia*, fand *Sibthorpe* irgendwo wild, wohl aber den seltenen, und über alle Beschreibung prächtigen *Dianthus fruticosus* und *Dianthus arboreus*. Bei Paros, an einem Tempel, fand *Sibthorpe* noch denselben *Laurus nobilis*, den *Pausanias* beschreibt. Überhaupt wird *Sibthorpe* an 500 neue Species aus dem Griechischen Meere herausgeben. Zeichnungen brachte er gegen 1000 mit.

Lizari ist korrumpirt von *Rizari*, schlechtweg die *Wurzel*, wegen der Wichtigkeit der Pflanze. Diese wahre *Rubia tinctorum* fand *Sibthorpe* noch eben da in der Gegend von Athen, wo *Dioscorides* ihre Kultur beschreibt. — Ein Grieche versicherte *Sibthorpe'n* im Archipelagus, dafs der obere Theil der *Euphorbia Apios* Erbrechen, der untere Durchfall verursache. Das grofse Specimen von *Myrtus Pimenta* im Oxfordischen Garten hat *folia decussata opposita*. Die Türken essen die Frucht vom *Prunus Lauro-*

cerasus. *Sibthorpe* selbst konnte nicht ausfindig machen, welche Gattung von *Papaver* das Opium giebt. Es scheint ihm *Papaver orientale* zu seyn. Er zeigte *Ladanum* vor, das er selbst vom *Cistus creticus* gesammelt; auch ächtes *Balsamum Meccae*, das dem Englischen Gesandten aus dem Serail geschenkt war. *Sibthorpe* glaubt, es komme von *Amyris Opobalsamum*: eine Fabel, die ja schon *Gleditsch* widerlegt hat.

Der botanische Kursus in Oxford dauert nur sechs Wochen.

14.

Dover.

Den 28ſten Jun. Abends 9 Uhr.

Diesen Spaziergang am Strande gäb' ich nicht um vieles! Es war etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang; der Himmel blau und heiter und wolkenleer über uns. Das Meer rauschte auf den Kieseln des abschüssigen Strandes fast ohne Wellen; denn ein ſanfter Morgenwind hauchte nur längs seiner Oberfläche hin, und die Ebbe milderte die Gewalt der majestätisch anprellenden groſsen Kreise, die der Krümmung des Ufers parallel in schäumenden Linien verrauschten. — Hinter uns hing Shakspeare's Felsen hoch und schauervoll in der Luft: eine thurmähnliche senkrecht abgestürzte Masse, fünfhundert Fuſs über der Meeresfläche erhaben, weiſs, und nur mit etwas daran hangendem Grün verziert. Links auf einer ähnlichen doch etwas mindern Höhe, über dem Kieselstrande, straubten sich im magischen Lichte der Dämmerung die malerischen Thürme des Schlosses von Dover, gleichsam vor dem Sturz, an dessen Rande sie standen. Und jenseits des blauen Meeres, das links und rechts im unabsehlichen Horizont sich verlor, lag Frankreichs weiſse und blaue Küste in manchen hervorspringenden Hügeln vor uns hingestreckt. So wie wir dieses Schauspiel betrachteten, und von einem Gegenstande zum andern unsre Blicke wandern lieſsen, wachten neue Empfindungen in uns auf. — Plötzlich, indem ich die felsenähnlichen Spitzen des Schlosses betrachtete, that mein Reisegefährte einen Schrei — des Erstaunens und Entzückens. Ich wandte mich um, und sah über dem Ufer von Calais ein aufloderndes Feuer. Es war der Vollmond, welcher göttlich aus dem Meere stieg, und allmählich sich über die Region der dichtern Dünste erhob. Welch ein Anblick von unbeschreiblicher Einfalt und Pracht! Bald höher und höher emporschwebend, schickte er von Frankreichs Ufer bis nach Albion herüber einen hellen Lichtstreif, der, wie ein gewassertes Band, zwischen beiden Ländern eine täuschende Vereinigung zu knüpfen schien. Im Dunkel das längs der Felsenwand unter dem Schlosse herrschte, flimmerte ein Licht romantisch hervor; aber *Shakspeare's Cliff* hing ein schöner Stern im weiſsesten Glanze nieder. O Natur! die Gröſse womit du die Seele erfüllst, ist heilig und erhaben über allen Ausdruck. *Shakspeare's Cliff* nannten uns die Knaben, wie sie am Strande spielten, bei diesem geliebten Namen.

IV.

Rückreise von England.

1.

Fahrt von Dover nach Calais.

Am 29. Jun.

Zur Rechten von Dover am Ufer ist *Shakspear's Felsen;* zur linken *Dover Cliff,* sehr abgestürzt. Auf der Flache in der Mitte des Busens ist die Stadt gebauet, und hinter der Stadt sieht man wieder einen hohen Kreidefelsen, der nackt und fast ohne alle Vegetation ist. Am Ufer liegen unzählige abgerundete Feuersteine.

In dem Kanale giebt es unzählige Delphin. Phocaena, sechs bis sieben Fuſs lang, die sich walzen, u. s. w. Sie sollen Sturm prophezeien, weil sie nur bei stiller See zum Vorschein kommen. Die Franzosen essen sie, und machen auch Oehl daraus.

Am Ufer findet man keine Conchylien, keine Zoophyten, auch bei Calais nicht, da sie doch bei Dünkirchen so häufig sind. Die Fluth treibt sie wohl durch den Kanal, und wirft sie an die vorstehende Belgische Küste.

Während der Überfahrt bei Sonnenschein bemerkten wir sonderbare leuchtende Punkte im Wasser, die eigenthümliches Licht zu haben schienen.

Die Ufer von Calais sind niedrig, und haben nicht, wie die entgegengesetzten, vorstehende Kreidefelsen; daher kann man von Dover aus wohl die hohen Felsen bei Boulogne, aber nicht die Küste von Calais sehen. Auf dieser Küste liegen auch keine Feuersteine.

2

Auf der Reise nach Paris.

Den 30. Jun. setzten wir in einer plumpen, schweren, achtsitzigen Frantzösischen Kutsche die Reise durch die Picardie fort. Die Kreideberge zu beiden Seiten des Kanals ähneln sich vollkommen. Welche Katastrophe zerriſs sie? Abstürze auf beiden Seiten zeigen sich hier und da; doch mehr in einem fort an der Englischen Küste.

Wir sahen den Ort, wo der unglückliche *Pilatre du Rosier* mit seinem Gefährten *Romain* hinunterstürzte. Seine Geliebte erwartete ihn in Dover, ward wahnsinnig, und starb. Schon schwebte er weit über dem Kanal, als plötzlich der Wind sich in der obern Region änderte, und ihn wieder über das Land führte. Auf einmal sah man den Ballon Feuer fangen, und stürzen.

In *Boulogne sur mer*, einer ziemlich groſsen Stadt, an einem kleinen unbequemen Fischerhafen, frühstückten wir. Die unendliche Munterkeit der Französischen Soldaten, in einer Schenke uns gegenüber, ergötzte uns sehr. Sie sangen ohne Aufhören. Der Franzose, der bei uns war, lieſs von Zeit zu Zeit aus dem Wagen oder aus dem Fenster des Gasthofes ein lautes: *Vive la Nation!* erschallen, welches mit allgemeinem Jauchzen erwiedert ward.

Die Kutsche fährt langsam, höchstens anderthalb *Lieues* in einer Stunde. — Der Weg ging durch eine schöne, reich bebauete, offne Gegend. Die Landschaft hat einen andern Charakter, als die Englische, weil die Felder nicht mit lebendigen Hekken umzäunt sind.

Zwischen Abbeville und Amiens ist ein groſser Torfmoor. Den Jahrmarkt, der eben in Amiens war, fanden wir sehr ärmlich, und hörten groſse Klage über den Stillstand der Plüchefabriken und anderer Wollenmanufakturen, wegen des Kommerztraktates. Die Stadt ist ansehnlich, und hat schöne Promenaden.

Es giebt in der Picardie viele Englische Schafe. Die beste Wolle findet man bei Calais; doch ist sie schlechter, als die Englische. Liegt die Ursache hiervon im Klima? Schwerlich. Oder in der Behandlung? der Fütterung? Die Weiden sind hier freilich gewiſs schlechter, als am Avon.

3.

Rückreise von Paris.

Von *Paris* reisten wir den 6. Julius über *Livry* und *Cloye* nach *Meaux*, welches eine alte, sehr schöne Kathedralkirche hat. Die Straſse ging durch eine reiche Gegend, mit schönem Anbau und einer herrlichen Allee von Bäumen längs dem Wege. — *La Ferté sous Jouarre* ist hübsch gelegen. — Hier giebt es viele Berge, Sandstein; wenig Anbau. Die Marne und ihre Ufer sind sehr schön. Bei *La Ferté* ist eine Manufaktur von Mühlsteinen. — *Chateau Thierri* hat eine herrliche Lage — Ein groſses Thal der Marne, in welchem die Stadt und die Masse von Thürmen aus dichtem Gebüsche hervorragen. Das Schloſs steht in der Mitte auf einem Hügel. Die besonders schönen Ulmen machen die Aussicht vorzüglich pittoresk und reich. — Der Fleiſs und die Arbeitsamkeit des Landvolkes in dieser Gegend geben gute Hoffnungen für die Zukunft, wenn es Früchte seiner Arbeit ernten wird, und sie nicht mehr von Andern verschlungen seyn werden.

Den 7. Jul. Wir fuhren um drei Uhr ab. Die gestrige Diligence von Metz war voll Deputirter, die nach Paris zogen; auch begegneten uns viele Extraposten mit diesen Herren. Ein reitzendes Thal von weitem Umfange öffnete sich vor uns, mit Kalkhügeln umgeben, worauf der Weinbau sehr stark getrieben wird. Die Hügel sind schön gelegen, und haben einen vortheilhaften Abhang; ihr kreidenartiger Boden scheint ebenfalls dem Weinbau zuträglich zu seyn. Im Thale, welches eine groſse, breite, und mehrere Meilen lang zwischen den Hügeln sich hinziehende Ebene bildet, schlängelte sich die Marne zwischen Sandufern, wie ein Band von Silberstoff, indem die Morgensonne sie beschien. Die Äcker, Wiesen und Triſten dieses Thals sind von groſsem Reichthum und unbeschreiblicher Schönheit; über die Rebenhügel ragt ein höherer, wieder mit Korn bebaueter Rücken hervor, der oben mit Waldung, und zuweilen mit Städten und Dörfern gekrönt ist. Dieses Thal reicht bis *Epernay*, welches sehr malerisch am Fuſse der östlichen Hügel liegt, wo sie sich auf einer unabsehlichen Ebene verlieren. Wir erreichten diesen Ort um 10 Uhr, und setzten uns schon um halb eilf zu Tische, nachdem wir etwa zwölf Lieues zurückgelegt hatten. Nach *Chalons* flogen wir auf einer acht Lieues langen Ebene von herrlichem Getreidebau, und um vier Uhr kamen wir dort an, um unser Nachtlager zu halten. *Chalons* hat alte schöne Kirchen; ein prächtiges *Hôtel de ville;* eine schöne, feste, einfache Brücke über die Marne; schöne, regelmäſsig angepflanzte Promenaden; viele gute Gebäude. Aber die Straſsen sind todt, und die Einwohner fehlen. Uberhaupt giebt es in Frankreich mehr groſse Städte, als in England. Aber der Schmutz in den Wirthshäusern, die schlechte Bedienung, das grobe Tischzeug machen das Reisen hier ungleich beschwerlicher. Das Volk in dieser Gegend ist im Ganzen phlegmatischer, als in der Picardie. Man findet im Allgemeinen unter den Franzosen vielleicht weniger Naturgaben — Phantasie ausgenommen — als unter den Engländern, aber mehr Kultur durch gesellschaftlichen Umgang: daher mehr Leichtigkeit und Artigkeit, und zugleich mehr Gleichgültigkeit gegen

Reinlichkeit, Bequemlichkeit u. s. w., weniger Luxus.

Den 8. *Jul.* Die Ebene geht gegen sechs bis acht Lieues fort; sie ist überall bebauet, und man sieht fast nirgends einen Baum. Ein, fünf Viertel-Lieues langes Dorf liegt längs dem Wege in einiger Entfernung rechts, an einem Bach, überall mit Pappeln und Weiden umgeben, die denn hier zur Feuerung dienen. Das Erdreich ist hier sehr arm; kaum drei bis vier Zoll tief, so ist man auf der Kreide. Daher wird schnell gepflügt und viel bestreift; es scheint viel brach zu liegen.

Man brennt in der hiesigen Gegen Steinkohlen, die unweit *Sainte Ménéhould* und bei *Troies* gegraben werden. Bei *Sainte Ménéhould* (10 Lieues von *Chalons*) fangt es wieder an hügelig zu wetden. Ein Wald von Obstbäumen erstreckt sich fast ein Paar Lieues zwischen *Sainte Ménéhould* und *Clermont;* dieser letztere Ort verkauft in guten Jahren für 12000 Livres Kirschen. — Auf den Bergen von *Clermont* findet man schöne Waldungen, wovon die vielen Glashütten um *Clermont* guten Gebrauch machen. Das Erdreich ist grauer Kalkmergel.

Von *Clermont*, wo wir zu Mittag aſsen, bis *Verdun*, fährt man fünf Lieues, und über ein Mergelgebirge, welches aus langgestreckten wogigen Rücken besteht, und wovon das Gestein näher nach *Verdun* zu immer grauer wird, und in Thonmergel überzugehen scheint. Hier liegt sehr viel Land brach, weil das Erdreich nicht ergiebig ist. Man sieht indeſs doch schöne reiche Saaten, welche oft ganze Ebenen oder Rücken, meilenweit ohne etwas das den Anblick unterbricht, bedecken. Bei *Verdun* liegen einige sehr schöne Rebenhügel, worauf guter Wein wächst. *Verdun* ist kleiner als *Chalons*, aber ungleich schöner gelegen und besser gebauet. Die Festungswerke werden nicht mehr unterhalten. Die Stadt liegt auf Hügeln, die Citadelle sehr hoch. Die Maas flieſst langsam mitten durch die Stadt. Die Walle, die mit Linden und Hagebuchen herrlich bepflanzt sind, machen den schönsten Spaziergang; die Citadelle mit ihren hohen Wällen und Gräben, und schönen Gebäuden, der Fluſs, die Stadt unter den Füſsen — geben ein schönes Gemälde. In *Verdun* macht man berühmte Dragéen von allerlei Art. Der bischöfliche Pallast, das *Hôtel de Ville* und einige Kirchen sind in der That nicht übel.

Den 9ten Julius. Bis *Mauheule* kamen wir über ebenes, wogiges, schön bebautes

Land. Die hohe Ebne ist schön gelegen. Hier giebt es keinen Weinbau, aber köstliche Wiesen und Äcker.

Von *Mauheule* bis zu dem Dorfe, wo wir zu Mittag aſsen, hatten wir meistens dieselbe Gegend. Schönen Effekt machen in Lothringen die flachwinkeligen Dächer. Überhaupt sind die Dörfer hübsch, und es scheint Wohlstand unter den Leuten zu seyn. In *Mauheule* wollte man für ein Butterbrot nichts von uns nehmen.

Wir langten um halb drei Uhr in *Metz* an. Ungefähr anderthalb Lieues vorher kommt man durch eine tiefe Schlucht, welche zum Theil durch einen zwanzig bis dreiſsig Schuh hohen Steindamm ausgefüllt ist, über einen Bergrücken, an dessen jenseitigem jähem Absturz sich das weite schöne Moselthal öffnet. Hier zeigten sich viele schöne Dörfer in Gärten gelegen, Nuſsbäume, köstliche Rebengebirge ringsum: eine herrliche Aussicht auf die Mosel und Metz. In der Schlucht ein fester splittriger hornartiger Sandfels, darüber gelber Sandstein, mit Austerschalen, die noch ihr Email hatten. *Metz* ist eine schöne groſse und gut gebauete Stadt. Das Gouvernement ist prachtvoll; der bischöfliche Pallast unvollendet. Um die alte Kathedralkirche gehen viele Alleen, Gräben und Walle. Die Festung wird für die beste in Frankreich gehalten.

ANHANG.

I.

Geschichte der Kunst in England.

Vom Jahre 1789.

Mit ganzen Nationen verhält es sich oft, wie mit einzelnen Menschen; will man sie mit Billigkeit richten, so muſs man ihre Handlungen gegen ihre Kräfte abwägen, und nicht von verschiedenen Kraftmassen gleiche Resultate verlangen. Eine ruhige, partheilose Untersuchung würde uns auch bald belehren, daſs diese Kräfte selbst, von Organisation, vom Klima und anderen Lokalumständen zwar immer nicht unabhängig, durch Verfassungen gleichwohl am wesentlichsten afficirt, und entweder zur Wirksamkeit hervorgerufen, oder zur Unthätigkeit gebunden werden können. Wollte man demnach Vergleichungen wagen, so würde unseres Bedünkens, unter übrigens gleichen Umständen, der Maſsstab der Vollkommenheit kein anderer seyn, als der Grad der Annäherung zu jenem Ziele der Menschheit, welches wir in der Perfektibilität unserer Anlagen so deutlich erkennen. Irrthum und Wahrheit sind für uns fast so unzertrennlich wie Seele und Leib, wie die Kraft und die Schranken des Daseyns; allein von menschlichen Dingen menschlich zu reden, bliebe doch das Land, das Volk, die Verfassung, unserer höchsten Achtung werth, wo das wenigste Vorurtheil herrscht, wo der meiste Gemeinsinn, der thätigste Verstand, der blühendste Wohlstand, sich gleichförmig ausgebreitet haben und nicht etwa nur eine privilegirte Klasse von Menschen auf Kosten des groſsen Haufens beglücken.

Hätte mancher schwarzgallichte Kritiker, der überall nur Mängel in England zu erblicken weiſs, auf diese allgemeine Spannung und Entwickelung aller Geisteskräfte, diesen schnellen Umlauf der Begriffe, diesen sittlichen Reichthum *durch alle Stände* Rücksicht genommen; wahrlich, er hätte betroffen schweigen, oder bewundern müssen, was er jetzt mit aristarchischem Tadel herabzuwürdigen sucht. Der ungeheure Zulauf, den man in London überall, wo etwas Besonderes zu sehen ist, bemerkt; dieses rastlose Ringen nach neuen Vorstellungen aller Art, mag ich weder zur Wiſsbegierde erhöhen, noch zur langweiligen Neugier erniedrigen. Wie unbillig wäre es aber, nach dem Glück, welches die unzähligen Schaustellungen dort machen, Schaustellungen, die man sieht, um sie gesehen zu haben, und wo nur der groſse und kleine Pöbel seine Bewunderung zollt, ein allgemeines Urtheil über den Kunstsinn der Engländer zu fällen? Aussprüche von dieser und ähnlicher Konsequenz hat man sich indessen erlaubt. — Doch ein jeder habe seine Weise; wir wollen zufrieden seyn, wenn man uns die unsrige läſst.

Die Fortschritte der Kunst im modernen Europa, und insbesondere ihr letztes Aufblühen in England, lassen sich nicht nach dem Maſsstab ächtgriechischer Kunst beurtheilen. Dies glauben wir, nach dem bereits Gesagten, im voraus als ausgemacht annehmen zu dürfen. Was in Griechenland geschah, konnte nur einmal geschehen; dieselben Verhältnisse kommen in dem ganzen Leben der Menschengattung nicht wieder. Unsere neuere Kunst ist eine Pflegetochter des Luxus, und das *Conventionelle* ist ihr höchstes Gesetz; weil unsere Künstler, anstatt den Geschmack des Publikums zu bilden, von dem Strom der heutigen Sitten, der erkünstelten Bedürfnisse, der weichlichen Bequemlichkeit, an Ketten unauflöslicher Verhältnisse fortgerissen werden, und sich nach den Launen reicher Käufer richten müssen.

Die bürgerlichen Kriege verhinderten in England, wie ehedem im alten Rom, das Emporkommen der bildenden Künste. Die Epoche des höchsten Wohlstands, des überschwänglichen Reichthums, den der Besitz beider Indien, die Schifffahrt und der Handel nach allen Weltgegenden in England zusammenhäuften, sah endlich die erste Morgenröthe des Künstlergenies hervorschimmern. Allein so oft die Lüsternheit nach groſsen Reichthümern sich früher als der Sinn für das Schöne entwickelt, so oft leidet der Nationalgeschmack unter diesen Verhältnissen. Die Römer, deren Kunstepoche sich erst mit dem Verlust ihrer Freiheit anfängt, befanden sich in diesem Falle; und wenn sie unter ihren Cäsarn manches groſse, manches edle Kunstwerk vollbrachten, so dürfen wir auch nicht vergessen, welche göttliche Muster sie vor Augen hatten, und wie geläufig ihnen die erhabenen Vorstellungen der Griechen geworden seyn muſsten, nachdem die Schätze der Kunst aus Sicilien, Griechenland und Kleinasien in Rom zusammengeflossen waren. Bedenkt man aber, wie sehr das Klima von Italien und die Natur überhaupt den Künstler dort begünstigen, so wird man bald gewahr, wie es gröſstentheils an jenen politischen Verhältnissen lag, daſs Rom in Absicht der Kunst kein zweites Athen werden konnte.

Ein anderes Klima, eine andere Natur, und weit verschiedene Sitten, äuſserten im Norden ihren Einfluſs auf die Erzeugnisse des geschäftigen Triebes, der so gern die Bilder von empfangenen Eindrücken wieder sinnlich zu machen sucht. Von dem Ilissus, und selbst von der Tiber, bis an die Themse war der Abstand zu groſs. Im schönen Ideal des Griechen hätte der Britte, wenn ihn nicht etwa der Anblick einer andern Natur im südlichen Europa für dasselbe vorbereitete und humanisirte, die Wahrheit der Natur vermiſst, oder verkannt. Die Freiheit hat überdies ihren besondern Eigensinn; ihr Land mit seinen Produkten, ihre Sitten, ihre Moden sogar, sind ihr heilig; und Trotz sei dem geboten, der Vollkommenheit, es sei in welcher Hinsicht es wolle, auſser den Gränzen der glücklichen Insel sucht! Wie schwer muſste es da nicht halten, dieses Volk für eine ihm fremde Gröſse der Kunst empfänglich zu machen!

Von den Niederlanden und aus Deutschland wanderte die Kunst zuerst nach England hinüber. Die Talente eines *Holbein*, *Rubens*, *Vandyk* und *Kneller* fanden bei einzelnen gebildeten Menschen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts groſsen Beifall, und wurden zum Theil reichlicher als in ihrem Vaterlande belohnt. Allein diese Verpflanzung fremder Künstler blieb von eingeschränkter Wirkung, bis die Engländer häufiger das Ausland und zwar hauptsächlich Italien besuchten, und dorther theils den Geschmack an besseren Kunstwerken, theils kostbare Sammlungen zurückbrachten.

Das Glück der fremden Künstler und die ihnen erwiesene Achtung, die Vervielfältigung guter Muster, die Läuterung des Geschmacks und, mit demselben das steigende Bedürfniſs vorzügliche Kunstwerke selbst zu besitzen: dies alles zusammengenommen, muſste endlich eine *Brittische Künstlerschule* ins Daseyn rufen.

Im Jahre 1754 entstand schon eine Privatgesellschaft, welche die Aufmunterung der bildenden und mechanischen Künste, der Manufakturen, des Handels und des Landbaues zum Augenmerk hatte. So heterogen diese Gegenstände scheinen, so gehören sie doch alle in den groſsen Plan der allgemeinen Staatswirthschaft, und das Merkwürdige des Unternehmens besteht nur darin, daſs einzelne Patrioten hier dasjenige thaten, was man anderwärts der Regierung zu überlassen pflegt. Die edle

Absicht, der Industrie neue Bahnen zu eröffnen, ist schon an sich der Bemühung freier Menschen werth, und wird nur noch wichtiger in einem kleinen, volkreichen Staate, dessen Seele diese Industrie geworden ist. Goldene und silberne Denkmünzen und Palletten wurden von dieser Gesellschaft unter junge Zeichner, Bossirer, Kupferstecher und andere Künstler, die sich rühmlich ausgezeichnet hatten, ausgetheilt, und dergleichen Preisvertheilungen werden noch jährlich fortgesetzt. Die Brittischen Künstler selbst traten zu einem ähnlichen Endzweck zusammen; sie bemühten sich ihre Schüler zum Wettkampf anzufeuern, und fingen an, nach dem Muster des Auslands, in jährlicheh Schaustellungen ihre eigenen Fortschritte dem Publikum bekannt zu machen.

Endlich fand die Kunst in *Georg dem Dritten* einen eifrigen und freigebigen Beschützer. Er hatte gefühlt, wie weit die einheimischen Künstler noch hinter denen auf dem festen Lande zurückgeblieben waren, und sah die Nothwendigkeit des Beispiels ein, um das Nationalgenie zur Nacheiferung zu entflammen. In dieser wohlthätigen Absicht stiftete er, vor etwa zwanzig Jahren, die königliche Akademie der Künste, und besetzte die meisten Stellen darin mit geschickten Ausländern. Die Italiener: *Cipriani*, *Carlini*, *Zuccarelli*, *Zucchi*, *Bartolozzi*; die Deutschen, *Zoffani*, *Moser* und *seine Tochter*, *Meyer*, *Angelika Kauffmann*; der Schwede *Nollekens*, gehörten alle zur ersten Stiftung. Im Sommerset-Pallast, der seit Kurzem erst wieder auf seinen Ruinen nach einem modernen Plan hervorgestiegen ist, ward ein groſser Flügel den Hörsälen der Akademie und einer reichen Sammlung von den besten Abgüssen antiker Bildsäulen und Brustbilder eingeräumt. Die Würde eines Akademikers ward eine ehrenvolle Auszeichnung, und der Ritterschlag, womit die Könige aus dem Hause *Stuart* das Verdienst eines *Rubens* und *Vandyk*, eines *Lely* und *Kneller* geadelt hatten, muſste auch dem Präsidenten der Akademie, Sir *Josua Reynolds*, seinen Glanz verleihen.

In der Künstlerschule, welche unter Aufſicht der Akademie hervorzukeimen begann, wurden besoldete Lehrer angestellt, und der berühmte Doktor *Hunter* lehrte daselbst die Zergliederungskunst, diese erste, unentbehrlichste Grundlage der artistischen Vorkenntnisse. Die Akademie hatte inzwischen an der gröſseren Gesellschaft der Brittischen Künstler (*Society of*

Artiſts) eine thätige, und zum Theil aufgereitzte Nebenbuhlerin, und England verdankt den Ruhm, den seine Künstler sich erworben haben, groſsentheils der Eifersucht, womit diese beiden Partheien ihre Kräfte anstrengten, um es einander zuvorzuthun. Ihre jährlichen Schaustellungen stritten lange um den Vorzug, und das Publikum, welches nicht frei von allem Vorurtheil gegen die Ausländer war, und zugleich mit der Vorstellungsart der einheimischen Künstler sympathisirte, sträubte sich lange, der Akademie die Palme zuzuerkennen. Indessen gewannen die akademischen Schaustellungen mit jedem Jahre sichtbarlich an vorzüglicher Behandlung und an der Zahl der Stücke; es traten einige der stärksten Gegner über; die Schale sank, und in dem Augenblick war die alte Künstlergesellschaft gesprengt. In der That ist die öffentliche Schaustellung ein vortreffliches Mittel, die Fähigkeit der Künstler zu prüfen. Hier, wo das Schlechte und Mittelmäſsige neben dem Meisterhaften sogleich in sein Nichts zurücksinkt, hier den Sieg davon getragen, und die Forderungen des schwer zu befriedigenden Kenners erfüllt zu haben, ist ein Lob, um welches der Künstler es der Mühe werth achtet, seine Phantasie und alle seine Kräfte aufzubieten. Oft versucht auch der bloſse Dilettant, den Künstlern von Profession nachzueifern, und man hat in allen Schaustellungen sogar Frauenzimmer gesehen, die den Pinsel zu führen wuſsten; ja, noch neuerlich gaben Miſs *Boyle* und Mrs. *Damer* auch das Beispiel einer seltnen Geschicklichkeit in der Führung des Hammers und des Meiſsels. Seitdem die Akademie das Feld allein behalten hat, und

von

von den Ausländern viele weggestorben, oder abgegangen und durch Einheimische ersetzt worden sind, will man es an ihren Exhibitionen bemerkt haben, daſs der Eiſer nachzulassen scheint, und durch eine neue Rivalität wieder geweckt zu werden verdiente.

Indessen, dieser Vorwurf sey gegründet oder nicht, so viel ist wenigstens gewiſs: die Entstehung einer eigenthümlichen, durch den besondern Charakter ihrer Werke ausgezeichneten, Brittischen Künstlerschule, verdankt man lediglich der Stiſtung der königlichen Kunstakademie. Der Stolz, und wenn das Wort nicht zu hart klingt, die Miſsgunst der Künstler auf dem ſesten Lande, scheint den Engländern ungern diesen Namen einer *Schule* zuzugestehen; allein die Dauer hat ihn bereits bestätigt, und der überhandnehmende Geschmack an Englischen Kunstwerken druckt ihm sogar ein ehrenvolles Siegel auf, welches dadurch noch bedeutender wird, daſs in unsern Zeiten kein anderes Volk durch die Zahl seiner Künstler, den Werth und die Mannichfaltigkeit ihrer Werke, auf den Besitz einer Künstlerschule Anspruch macht.

Der Charakter der Brittischen Schule ward theils durch die Stimmung der Nation, theils durch ihre ausländischen Lehrer bestimmt. Zwischen dem Kunstgefühl des einzelnen Menschen, und dem Geschmack eines ganzen Volkes, findet man aber nicht leicht die Gränzen des gegenseitigen Eigenthums. Der feinere Sinn, welcher das Erbtheil weniger Glücklichen ist, deren Anlage und Ausbildung zweckmäſsig zusammenstimmten, läſst sich vom groſsen Haufen nicht erwarten; und selbst in Athen war nicht ein jeder Bürger ein Kunstkenner, viel weniger ein Künstler. Aber wahr ist es dessen ungeachtet, daſs Ein Volk vor dem andern empfänglicher ist, mehr Einfalt, Wärme und Adel der Empfindung hat, und, was vielleicht nicht minder wichtig seyn kann, durch Verhältnisse richtiger geleitet wird. Im Norden von Europa ist der bedeckte menschliche Körper in seinen Verhältnissen theils weniger bekannt, theils wirklich minder schön. Der Britte, dessen Nahrung hauptsächlich in Fleisch und starkem Biere besteht, wird fleischig, ſaftreich, mit Fett durchwachsen, und bietet folglich keine so bestimmt gezeichnete, keine so straffe Muskeln dar, als der Körper des äuſserst mäſsigen, nackten, hagern Süd-Europäers, bei dem die ſesten Theile mit den flüſsigen mehr im Gleichgewichte stehen. Eine unmittelbare Folge dieser Verschiedenheit der Sitten und der Organisation ist die den Brittischen Künstlern so oft und mit so groſsem Rechte vorgeworſene Inkorrektheit der Zeichnung: ein Fehler, dem das fleiſsigste Studium ihrer übrigens wohlgebauten akademischen Figuren nicht abhelfen kann. Die Antike zwar, könnte diesen Mangel ersetzen; allein der junge Künstler wird zu wenig für den Fleiſs belohnt, den er etwa darauf wenden möchte, indem sein Richter nicht sowohl *Styl*, als nur *Effekt* von ihm verlangt. Der Brittische Kenner selbst beurtheilt die Kunst nur nach einer *ihm* geläufigen Natur; und da ihm das Nackte fremd ist, so läſst er sich eine konventionelle Charakteristik anstatt desselben gefallen, oder fordert sie wohl gar, weil er die angenommenen Zeichen besser versteht, als die Wahrheit des Lebens, die ihm, gegen die Auswüchse der Manier gehalten, nicht Ausdruck genug zu haben scheint.

Kein Wunder also, wenn unter den bildenden Künsten in England die *Bildhauerei* auf der niedrigsten Stufe der Vervollkommnung steht. Auf Einheit des Gegenstandes und dessen Einfalt eingeschränkt, bleibt die höchste Harmonie der Umrisse ihre wesentlichste Vollkommenheit; und gerade sie ist es, die weder der Künstler noch das Publikum recht ergriffen zu haben scheint. Dies sey indeſs kein Vorwurf, der die Englischen Bildhauer ausschlieſsend treffen soll. Ihre Kunst muſste fallen mit dem Sturz der Griechischen Mythologie, mit den Sitten und dem Costume des Alterthums. In der That wäre es Vermessenheit zu behaupten, daſs es dem Meiſsel der Neuern je gelingen dürfte, die Meisterwerke des Griechischen zu erreichen; und die Zweckwidrigkeit des Versuchs, der Bildhauerkunst moderne Gegenstände unterzuschieben, bedarf nicht erst eines Beweises. Unsere erträglichsten Statuen sind diejenigen, wo der Künstler es wagen durſte, sich über die Formen des Gothischen und des heutigen Zeitalters hinwegzusetzen, und einem Deutschen oder Gallischen Fürsten das Sagum der Römischen Feldherrn, einem christlichen Heiligen ein Griechisches Gewand anzulegen. Dadurch geht aber alles Charakteriſtische verloren, oder es entsteht in vielen Fällen eine heterogene Mischung des Alten und Neuen, die das Gefühl des Kenners beleidigt. Wo nun gar der Held in Ritterrüstung erscheint, oder die Wahl auf empörende Gegenstände fällt, deren Werth bloſs religiöse Nebenbegriſſe bestimmen, dort sind die Geschöpfe des Bildhauers nur von relativer Vortrefflichkeit, welche mit der Antike keinen Vergleich aushalten kann. Die Kräfte unserer Bildhauer verschwendet aber der kleinliche Egoismus der Zeitgenossen gröſstentheils an Mausoleen, die mit dem Wunderwerke, welches *Artemisia* ihrem Gemahl errichten lieſs, nur den Namen gemein haben, und wo die Decenz, die Eitelkeit, der Wahn, und tausend Bedenklichkeiten dem Genie Fesseln anlegen, und es in einen engen Kreis von anmuthslosen Bildern bannen. In England müſste die Bildhauerkunst wahrscheinlich betteln gehen, wenn sie nicht die Kirchen mit Grabmählern füllte, an denen Grazie und Schönheit, Erfindung und Anordnung, den Zuschauer selten mehr befriedigen, als die Armseligkeiten an dem prunkvollen Grabe des *Marschalls von Sach-*

sen in Strasburg, oder die matte Nahlische Erfindung zu Hindelbank. Die berühmtesten Bildhauer in England, *Bacon* und *Banks*, müssen, wie die vom zweiten Range, *Wilton*, *Moore* und Andere, dieser Thorheit des Zeitalters fröhnen. Die beiden ersteren sind Künstler von einigem Verdienst. Man sah vor wenigen Jahren einen Mars in Marmor, von *Bacon's* Hand, der viel Kraft, Kenntniſs des Nackten und des Alterthums verrieth; und nicht minder glücklich fand man das Modell eines Achilles von *Banks*. Versuche dieser Art zeigen, was der Künstler hatte werden können, hatte er zu *Alexanders* oder zu *Augusts* Zeiten gelebt; gelebt in Ideen, die ihn begeistern, und dem Kenner die Augen öffnen müssen. Wer bewundert heut zu Tage einen Mars oder Achill? Wer fühlt die Macht des zerstörenden Gottes, wer den Zorn des Helden, beide in männlicher Schönheit erhaben? Allein der bessere Künstler fühlt es tief, daſs nur Werke dieser Art ihm genügen können, weil er nur an ihnen seine Kunst erschöpft. An ihnen entschädigt er sich daher auch für die dem falschen Geschmack geopferte Zeit und Kraft. Das von *Bacon* für *Sterne's Eliza*, die bekannte Mrs. *Draper*, in der Kathedralkirche zu Bristol verfertigte Denkmahl zeichnet sich jedoch von den gewöhnlichen Werken dieses Faches vortheilhaft aus, und das Grabmahl des Dr. *Markham* wird ebenfalls unter seine besten Arbeiten gezählt.

Den berühmten Männern ihrer Insel, Staatsmännern, Helden und Gelehrten haben ihre Freunde oder ihre Verwandten in einer Ecke der Westminsterkirche bekanntlich dergleichen Denkmähler geweihet. Diese

Anerkennung des Verdienstes um den Staat und seine Bürger, dieser *public Spirit*, der gewöhnlich nur Privatpersonen beseelt, ergreift auch zuweilen ganze öffentliche Corpora, und selbst die Repräsentanten des gesammten Volkes. So hat man die Stadt London ihrem patriotischen *Beckford* in dem Rathhause eine Statue errichten sehen, und so verewigte die Nation neulich in der Westminsterkirche die Verdienste des in Indien verstorbenen Generals *Coote*, und ihrer Seehelden, Lord *Robert Manners*, Capitain *Blair*, und Capitain *Baynes*. Britannia, vom Ruhme begleitet, empfängt aus des Oceanus Händen die Namen dieser Edlen, die den Tod fürs Vaterland starben. So lieſs die Marine-Societät, welche die Aufnahme der Seehandlung zu ihrem Augenmerk gewählt hat, fast zu gleicher Zeit dem in England berühmten Freunde der Nothleidenden, dem Kaufmann *Jonas Hanway*, in derselben Kirche von den Gebrüdern *Moore* ein Denkmahl errichten; und nur die jungfräuliche Bescheidenheit des rechtschaffenen *Howard*, der die Leiden der Menschheit im Kerker so rührend darstellt, und so dringend um die Minderung ihres Elendes fleht, konnte die ihm zugedachte Ehre eines ihm bei seinen Lebzeiten zu errichtenden Standbildes verbitten. So ward jüngst, bei der Gedächtniſsfeier der errungenen Freiheit, im Taumel patriotischer Freude beschlossen, daſs auf jener Runnemede, wo König *Johann* die *Magna Charta* unterschrieb, hinfort eine Denksäule den Triumph der Menschheit verkündigen sollte. Endlich, um ein Monument nicht zu vergessen, von welchem Britten nur mit Begeisterung sprechen, so weihte der König und das Parlament mit einem groſsen

Aufwand von Kosten dem ruhmvollen *Pitt* dem Vater des jetzigen Premierministers, unter dessen Staatsverwaltung Groſsbritannien den höchsten Gipfel seiner Wohlfahrt und seines Glanzes erstieg, ein allegorisches Kunstwerk, welches unter vielen andern in der Westminsterkirche prangt, und *Bacon's* Namen für sich hat. Der groſse Mann steht in der Nische einer abgestumpften Pyramide; unter seinen Füſsen trauern die Staatsklugheit und die Beständigkeit um seinen Sarg; hier sitzt Britannia, zu ihren Seiten das Glück und der Ocean. Doch, wie gesagt: nur als Zeugnisse des Nationalstolzes, welcher die Befriedigung seiner Eigenliebe selbst in der Dankbarkeit gegen die groſsen Männer seines Volkes sucht, können diese geschmacklosen Arbeiten einen Werth haben, der ihnen von Seiten der Kunst immer fehlen wird. Allongeperücken und moderne Amtskleidungen vermag selbst der talentvolleste Künstler mit den Regeln des Edlen und des Schönen nicht zu reimen; allein das Gold ist hier der Schiedsrichter des Geschmacks geworden, und für Gold verräth man die Kunst.

Wirken nicht diese Verhältnisse der Sitten, mit jenen der Natur und des Himmelsstriches zusammen, so wäre vielleicht auſser Italien kein Ort so glücklich wie London mit allem ausgerüstet, was den Bildhauer zu einem hohen Grade der Vervollkommnung führen kann. Auſser der Sammlung von Abgüssen, welche sich in den Sälen der Akademie dem jungen Zeichner darbietet, besitzt der Herzog *von Richmond* eine zweite, die an Vollständigkeit wenige ihres Gleichen hat. Noch ungleich lehrreicher aber sind die Museen einzelner geschmackvoller Privatmänner, die aus dem Schutt des alten Roms, vermittelst des allmächtigen Talismans ihres Goldes, ächte, edle Kunstwerke hervorgezaubert, und nach England herübergeführt haben. Die schöne Villa des Lords *Besborough*, und die nicht weit davon entlegene des Mr. *Browne* enthalten einige treffliche Stücke. Den Pallast des Marquis *von Lansdowne* in London zieren mehrere herrliche Bildsäulen, unter andern ein Theseus von vorzüglicher Arbeit. Allein vor allen verdient der Antikensaal, den *Townley* mit gleichgrofsem Aufwand, Glück und Geschmack den auserlesensten Proben der Bildhauerey vom edelsten Styl gewidmet hat, die Bewunderung des Kenners. Nicht leicht wird man in Italien, die Sammlungen des Vatikans und die anbetungswürdigen Meisterwerke der Florentinischen Gallerie abgerechnet, in einem fürstlichen Pallast so viel Vortreffliches beisammen finden, als eines nicht einmal auſserordentlich begüterten Engländers Liebhaberei hier gleichsam in ein gemeinschaftliches Heiligthum gestellt hat. Es sind der köstlichsten Werke des antiken Meiſsels zu viele, als daſs wir sie hier verzeichnen könnten; aber eine Cybele und eine Dione müssen wir wenigstens nennen, beide über Lebensgröſse, deren Göttlichkeit den *Zuschauer* auf den ersten *Blick* ergreiſt; einen schönen Bacchus, dem Ampelus zur Seite steht; eine Thalia, ganz was sie seyn soll, Grazie; eine Nachahmung der Astragalizonten des Polyklet; zwei liebliche Faunen; die Brustbilder der Minerva, der Klytie, des Antinous, des Bacchus, des Herkules, des Trajan, des Apollo, des Mark Aurel. Man denke sich diese heiligen Ueberbleibsel der Griechischen Phantasie in einer Reihe von Zimmern, die der klassische Geschmack des Besitzers mit reicher Einfalt verzierte, zwischen Säulen und Vasen, Sarkophagen, Inschriften, Basreliefs, Sphinxen, Löwen, Hetrurischen Urnen, Lampen, Opfergefäſsen, von Granit und Porphyr, von Erz und Marmor und gebrannter Erde; wo nichts den Eindruck stören kann, den das Gefühl von idealischer Schönheit, hoher Würde und Vortrefflichkeit empfängt!

Die kostbare Sammlung von antiken Gemmen, hauptsächlich Intaglien, welche *Townley* ebenfalls besitzt, ist nicht minder vortrefflich und sehenswerth in ihrer Art. Fragt jemand, warum der Anblick dieser Wunderwerke den Brittischen Künstler nicht zum Nacheifern reitzt? Dem müssen wir antworten, daſs zwar die leidenschaftliche Liebhaberei, aber nicht der verschwenderische Luxus die groſsen Werke der Kunst bezahlen kann. *Locatelli*, ein Italienischer Bildhauer, verfertigte für den Grafen *von Oxford* eine kolossalische Gruppe, wo Herkules und Theseus den Cerberus hervorschleppen aus den Regionen der Hölle. Nach vollendeter Arbeit forderte der Küustler zweitausend vierhundert Pfund Sterling, oder beinahe funfzehntausend Reichsthaler; allein den Lord überraschte die ungeheure Forderung: er lieſs sich vor Gericht verklagen, und als beide Partheien endlich sich dem Spruche der Schiedsrichter unterwarfen, muſste *Locatelli* den gehofften Gewinn von seiner Arbeit verschwinden sehen. Wenn es demnach zuweilen einzelne Beispiele von einer ungewöhnlichen Schätzung des Künstlerverdienstes giebt; wenn man auch den Eigenthümern des Gartens zu Vauxhall für

Roubillac's Bildsäule des berühmten Deutschen Tonkünstlers *Händel* siebenhundert Pfund Sterling geboten hat, so sind doch diese Fälle zu selten, um das Genie zur Wirksamkeit zu entflammen. Das begreift man aber, daſs jene reiche Sammlung von Campanischen fäſsen im Brittischen Museum, welche das Parlament bei guter Laune für achttausend Pfund Sterling von dem Ritter *Hamilton* kaufte, von Englischen Mechanikern eifrig nachgeahmt, die Urbilder zu unzähligen Geräthschaften der Bequemlichkeit und des Luxus lieferte. Das Schöne des Alterthums muſs nur die Hülle des Nützlichen borgen, so gefällt es noch allenfalls! Wenn es aber mit dem Sinn für das Schöne dahin kommt, dann verfällt man nur gar zu leicht auf ein Nützliches, welches nicht mehr schön ist, auf die tausend Künste der Gewinnsucht und jeder andern niedrigen Leidenschaft. —

Die *Malerei* hat in England mehr Liebhaber als die Bildhauerkunst, in dem Maſse, wie es leichter ist, mit dem Pinsel als mit dem Meiſsel den Forderungen des Auges Genüge zu leisten, und wie man mit gleichem Aufwande leichter eine Gemäldegallerie als eine Sammlung antiker Statuen anlegen kann. Gründliche, gefühlvolle Kenner sind überall seltene Erscheinungen; die Litteratoren der Kunst, wenn uns dieser Ausdruck vergönnt ist, die mit dem Zirkel und Maſsstab in der Hand, wie *Sterne* im Tristram Shandy sie schildert, den ganzen Schwall von Terminologieen im Munde führen, und alles was zur Beurtheilung eines Gemäldes nöthig ist, nur nicht Gefühl, besitzen, sind in England unter den Künstlern und den

Liebhabern, wie auf dem festen Lande, häufig genug, und geben den Ton bei den fast wöchentlich vorfallenden Gemäldeversteigerungen. Die Menge der Halbwisser und der reichen Unwissenden ist freilich noch gröſser; allein mit Unrecht hat man behaupten wollen, daſs man in England durchgehends von der Beurtheilung der Malerei nichts wisse, und immer nur von gewinnsüchtigen Mäklern hintergangen werde. Es giebt in London eine groſse Anzahl von trefflichen Werken Italienischer Meister, die in den Häusern begüterter Privatpersonen zerstreuet und zum Theil wenig bekannt sind. Die Herzoge *von Devonshire, Northumberland* und *Marlborough* nebst vielen andern Adelichen besitzen einzelne Stücke und ganze Sammlungen von anerkanntem Werth. Endlich ist der Geschmack des Königs an diesem Theile der

Kunst in seiner auserlesenen Sammlung sichtbar, welche die Zimmer des Pallasts der Königin ziert. Hier werden auch jetzt die herrlichen Kartons von *Raphaels* groſsen Meisterwerken aufbewahrt, die ehedem im Schlosse zu Hamptoncourt zur Vergessenheit verurtheilt schienen. In einem so reichen Lande, wo man seines Ueberflusses froh zu werden weiſs, und sich zugleich eines hohen Grades der Ausbildung rühmen darf, ist der Handel mit Schildereien ansehnlich genug, um eine ganze Klasse von spekulirenden, sowohl ausländischen als einheimischen *Brocanteurs* zu beschäftigen, und zu bereichern. Wenn aber vor Zeiten die Betrügereien dieser Leute ungeahndet hingingen, so ist dieses heut zu Tage nicht so leicht der Fall. Das Eigenthümliche der verschiedenen Meister, die Seltenheit ihrer Stücke, und alle dahin gehörigen Anekdoten, wissen einzelne Kunstverständige in London so genau zu bestimmen, als der schlauste Italiener. Dessen ungeachtet findet allerdings auch das Schlechteste seinen Käufer, wie das Beste. Wenn *Albano's* Loth und seine Töchter, wegen der ihm eignen Lieblichkeit und Grazie, dem *Bischof zu Bristol* mehr als dreitausend Thaler entlockt,[1] so genügt es hingegen manchem eitlen Weltmann ein Bild um des berühmten Namens seines Urhebers willen an sich zu bringen; indeſs der ungleich gröſsere Haufe sich an elenden Sudeleien ergötzt, bloſs weil Farben und Gestalten seinem Blick entgegenschimmern; seine Zimmer mit illuminirten Kupferstichen oder mit Mr. *Booth's* neuerfundenen Kopieen von Oelgemälden schmückt, und in Ermangelung der Mittel, sich diese Kostbarkeiten zu verschafffen, in alle Schaustellungen und Auktionen läuft, und vor jedem Bilderladen ganze Stunden lang gaffend stehen bleibt.

Wenn man dasjenige, was wir von dem Studium des Nackten und Idealischschönen in England bereits gesagt haben, in Erwägung zieht, so wird man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vorausbestimmen können, in welcher Gattung von Malerei die Englischen Künstler die stärksten Fortschritte gethan haben. Wo es darauf ankommt, Götter und Heroen zu schildern, die menschliche Natur geahndet in der Vollkommenheit des Möglichen, oder auch nur ergriffen auf der höchsten Stufe des wirklichen Schönen; auf der Leinwand in die Phantasie der Zuschauer wirken zu lassen: dort stehen sie überall weit vom Ziele zurück. Die Ausländer, die als Mitglieder der neuen Akademie zur

Bildung der Englischen Schule beitragen sollten, waren zwar verdienstvolle Künstler; allein gerade in diesem edelsten Theile der Malerei gehörten sie nicht zu den Meistern in der Kunst. *Cipriani*, der sie in der Zeichnung alle übertraf, kämpfte mit seinem Schicksal, und ward nur durch den Grabstichel seines Freundes *Bartolozzi* bekannt. Die Deutsche Muse, *Angelika*, verbarg die Inkorrektheit und das Einerlei ihrer allzuschlanken Figuren unter dem Schleier der Grazie und Unschuld. Diese Muster, die Modelle, welche die Venus Pandemos, oder die Herberge der Sänftenträger hergiebt, und die Gipsabgüsse des akademischen Antikensaals, sind die Hülfsmittel, wodurch der Britte sich in London zum historischen Maler bildet.

Indessen genofs der vorzüglichste Englische Künstler im historischen Fache, *Benjamin West*, eine geraume Zeit hindurch das Glück, in Italien die Meisterwerke seiner Kunst zu studieren. Dieser Mann, von Geburt ein Nord-Amerikaner, und ein Mitglied der ernsthaften, stillen, steifen, aber ehrwürdigen Gemeine der Quäker, ist bereits durch die vielen Kupferstiche, die nach seinen besten Werken verfertigt worden sind, unter uns rühmlich bekannt. Seine älteren Arbeiten, der Abschied des Regulus, Scipio's Enthaltsamkeit, der Eid des Römerfeindes Hannibal, die traurende Agrippina, der betroffene Aegistheus, der heilige Stephanus, der Erzengel Michael, haben in der That bei aller Kälte, allen Mängeln der Zeichnung, allen Fehlern des Kolorits, allem Flickwerk der dem *Poussin* und andern groſsen Malern knechtisch nachgemachten Draperien, die man einigen dieser Stücke vorwerfen kann, unverkennbare Züge einer edlen, keuschen, für das Groſse und Reine sehr empfänglichen Einbildungskraft. Seine Gegenstände sind gemeiniglich gut gewählt, und haben jene Würde, die sie der Kunst empfiehlt; seine Anordnung ist überdacht, seine Komposition zuweilen reich; seine Figuren zeichnen sich durch Anstand aus, und es herrscht in seinen Gemälden die Einheit des Gedankens, die sie zu einem Ganzen schafft. Allein zur Wahrheit der heroischen Empfindung hat er sich nur selten hinaufzuschwingen gewuſst; seine Gesichter sind oft nur allzu leer an Ausdruck, und verrathen, wie die kalten Stellungen, den miſslungenen Versuch, durch Uebertragung des Griechischen Marmors auf seine Leinwand, Griechische Erhabenheit und Ruhe der zur Göttlichkeit erhöheten Lebenskraft zu erzwingen.

Wir könnten die Charakteristik dieses Künstlers noch kürzer fassen und sagen: daſs seine Darstellung des heroischen Schönen zwar niemals unedel ist, aber es auch nie erschöpft. Das erhabenste Werk seiner Phantasie ist der Ugolino, den er wahrscheinlich noch in Italien dichtete; man empfindet mit der Wonne der Wiedererkennung, daſs der Künstler hier Reminiscenzen aus dem Studium der Antike mit Genie benutzt, und Züge vom Jupiter und vom Laokoon entlehnt hat, ohne der Originalität seines eigenen Gedankens zu nahe zu treten.

Wests neuere Werke haben einen ganz verschiedenen Charakter. Gegenstände, die aus unseren Zeiten und Sitten entnommen waren, hatte er bereits mit groſsem Glücke behandelt. Sie waren seinen Talenten angemessen, sein Gefühl konnte sich leichter hinein versetzen, und sein Publikum ihn besser verstehen. Ein undankbares, an malerischer Grazie verarmtes, ganz auſser dem Bezirk des Edlen liegendes Sujet, die erste Zusammenkunft *William Penns* mit den Wilden in Nord-Amerika, hätte wenigstens denjenigen Werth, den die getreue Darstellung des Costume und einer übrigens moralisch guten Handlung geben kann. Die Glaubensverwandten des Künstlers fanden sich in diesem Gemälde sehr geschmeichelt, und mit ihrem Beifalle hätte er vielleicht für diesesmal seine Absicht erreicht. Gegen dieses kalte Blatt machte die herrliche Scene, wo der General *Woulfe*, ein junger Brittischer Held, als Sieger vor Quebeck den Tod fürs Vaterland stirbt, den auffallendsten Kontrast. Dieses Meisterwerk in seiner Art, dessen schöne Komposition und rührender Ausdruck allgemein bekannt sind, kann gewissermaſsen die Höhe bestimmen, die der Brittischen Schule in historischen Gemälden erreichbar ist. Ganz bekleidete Figuren, Sitten und Gewänder unserer Zeit, und wahre sittliche Empfindung des wirklichen Lebens, die einer gewissen Zartheit und eines gewissen Schwunges bei ihrer Lauterkeit und naiven Unbefangenheit wohl fähig ist, setzen das Brittische Künstlergenie in das vortheilhafteſte Licht.

Mit der Vorstellung der beiden Schlachten bei La Hogue und an dem Boyne eröffnete sich *West* eine neue Laufbahn. Vielleicht konnte der Vorwurf, daſs in seinen bisherigen Arbeiten zu viel Kälte und Monotonie geherrscht, daſs es manchen an Ausdruck und kräftiger Farbermischung gefehlt habe, zugleich aber auch der ausdrückliche Wunsch des Königs, von seinem Hofmaler die vorzüglichsten Scenen der Brittischen Geschichte dargestellt zu sehen, diese Veränderung bewirken. Beide Schlachten kennt man bereits aus den schönen Kupferstichen, die darnach verfertigt sind. Es fehlt ihnen nicht an Handlung und Ausdruck; jene fällt sogar ins Theatralische, und diese hat schon die Verzerrungen einer falschen Charakteristik. Die Wirkung der Farben dieser Stücke ist auffallender, als sie es in *Wests* früheren Arbeiten war; doch scheint er im Kolorit keine besondere Stärke erreichen zu können. Die wichtigsten Unternehmungen der Brittischen Truppen während des letzten Krieges in Amerika, hat dieser geschickte Maler auf sechs Gemälden vorgestellt, oder vielmehr von seinem Schüler *Trumbull*, ebenfalls einem gebornen Nord-Amerikaner, der sich auch durch seinen Ausfall der Garnison von Gibraltar gut angekündigt hat, in einer sehr animirten Manier ausführen lassen. Uebrigens gehört *West* unter die wenigen Künstler, deren Talent nicht nur anerkannt und belohnt, sondern deren Charakter auch geehrt, und deren Umgang selbst von den Groſsen der Erde gesucht wird. Der König, der ihn vorzüglich schätzt, hat ihm die Verzierung der neuen Zimmer im Schlosse zu Windsor aufgetragen, und bezahlt ihm jedes Stück besonders, ungeachtet ein Jahrgehalt von tausend Pfund Sterling, wie man sagt, mit dem Titel eines königlichen Historienmalers verbunden ist. Der Fleiſs des Malers und die Freigebigkeit des Monarchen erhöhen seine jährliche Einnahmen solchergestalt, bis auf vierfach diese Summe. Wie glücklich ist doch der Künstler, wenn er, anstatt nur immer Madonnen, oder dreifache Kronen und Kapuzen zu malen, durch die Wahl des Gegenstandes selbst begeistert wird, der seine Phantasie, sein Herz und seinen Verstand zugleich beschäftigt! Der neuen Gemälde zu Windsor sind sechs an der Zahl, und sie beziehen sich auf die Geschichte des groſsen Königs, *Edwards des Dritten*. Die Scene des ersten ist bei Cressy, wo *Edward* nach der Schlacht seinen siegreichen Prinzen umarmt, der dem König von Böhmen das Leben und seinen Federbusch mit dem Wahlspruch: *Ich dien*, fortan dem Wapen des Englischen Thronfolgers, genommen hatte. Die Schlacht bei Nevil's Croſs macht den Gegenstand des zweiten Stücks. Während daſs *Edward* Calais belagerte, siegte seine Gemahlin *Philippa* über den König *David* von Schottland, der eine Diversion hatte machen wol-

wollen, und nahm ihn selbst gefangen. Man sieht die Königin auf einem Zelter, umringt von Baronen und Bischöfen, die man an ihren Fahnen und Helmen erkennt; und in der Ferne den Schottischen König, der sich an Sir *John Copeland* ergiebt. Im dritten Blatt legt *Philippa* für den *Eustache von St. Pierre* und die sechs beherzten Bürger von Calais nach der Uebergabe des Ortes bei ihrem Gemahl eine Fürbitte ein. Das vierte Stück verewigt die Einsetzung des Ordens vom Hosenbande. *Edward* mit seinen Rittern knieet am Altar, wo der Bischof von Winchester das Hochamt hält. Seitwärts ruhet das Auge auf der knieenden Königin und einer Gruppe von jungen Damen aus den edelsten Geschlechtern. Unter den Zuschauern erblickt man den Schottischen König *David*, einen Marschall von Frankreich nebst andern vornehmen Französischen Gefangenen, und *Edwards* jüngere Kinder. Den glorreichen Augenblick, wo nach der Schlacht bei Poitiers, der König *Johann von Frankreich* mit seinem Sohne *Philipp* gefangen in das Zelt des *schwarzen Prinzen* geführt wird, hat *West* in seinem fünften Gemälde geschildert. Das sechste, in der Mitte des Ordenszimmers, ist der Sieg des Schutzheiligen von England, St. Georg, über den Drachen: eine Scene, die hier ein neues Interesse gewinnt, indem eine schöne weibliche Figur im Vorgrunde durch die Dazwischenkunſt des Helden von dem Ungeheuer errettet wird. Auſser diesen groſsen Arbeiten, welche noch nicht vollendet sind, spricht man noch von einem Vorhaben des Königs, das Grabmahl des Kardinals *Wolsey* von demselben Meister verzieren zu lassen.

Durch solche Bestellungen erwirbt sich *Georg der Dritte* mit Recht den Namen eines Beförderers der Brittischen Kunst. Hier ist das Feld, wo diese Schule durch Sorgfalt, Studium und Genie sich mit Ruhm behaupten kann, wenn es nur möglich ist, sie von verdienstloseren, aber einträglicheren Beschäftigungen abzuhalten. Allein die ungeheure Anzahl von sechshundert Künstlern, welche London in sich faſst, wird mehr von der Selbstliebe des Publikums, als von seinem Geschmack ernährt. Desto ruhmwürdiger sind die Versuche einzelner Kunstliebhaber, das Talent auf eine geziemendere Art zu beschäftigen, und zur Behandlung ächter Kunstwerke aufzumuntern. Der Aldermann *Boydell*, selbst ein geübter Zeichner und Kupferdrucker, der ehedem einen starken Handel mit Kupferstichen trieb, ist der Urheber eines Unternehmens, wodurch er den Geschmack des Publikums zu bilden, und der Kunst in seinem Vaterlande aufzuhelfen sucht. In Pallmall, einer der Hauptstraſsen der Residenzstadt, erbaute er im vorigen Jahr ein Kunstmuseum, welches einen Raum von 140 Fuſs in der Länge und 30 in der Breite einnimmt, und aus drei groſsen, 40 Fuſs hohen Zimmern besteht, die ihr Licht von oben erhalten. Unter diesen Zimmern, welche lauter Gemälde von Brittischen Künstlern enthalten sollen, wird zu ebener Erde eine ähnliche, ebenfalls in drei Zimmer getheilte Gallerie angelegt, die den Englischen Kupferstichen bestimmt ist. Dieses Gebände, welches hinfort durch die Benennung der *Shakspeare-Gallery* seine Bestimmung ankündigt, ist von dem Baumeister *Dance* entworfen und aufgeführt worden, und die

Baukosten desselben hat man auf fünftausend Pfund Sterling angeschlagen. Die Facciate nach der Strafse, die Treppen, das Licht, das Stucco machen ihrem Künstler Ehre. Ueber den Eingang kommt in ganz erhobener Arbeit ein allegorisches Kunstwerk von *Banks* zu stehen, welches den Lieblingsdichter der Britten, ihren unnachahmlichen *Shakspeare*, vorstellt. Er sitzt auf einem Felsen, und empfängt von der Dichtkunst zu seiner Rechten den Lorbeerkranz. Zur Linken steht die Muse der Malerei, und zeigt auf ihn als ihr Vorbild in der Darstellung der Natur.

Es war in der That ein schöner, fruchtbarer, patriotischer Gedanke, die Scenen dieses grofsen Schauspieldichters, des kühnsten logischen Zeichners der Natur, der je existirte, als Modelle für den Maler aufzustellen, und plötzlich alle durch einiges Talent bereits bekannt gewordene Künstler der Brittischen Schule zu einem edlen Wettkampfe zu wecken. Der Enthusiasmus der Nation für ihren *Shakspeare*, die innige Bekanntschaft aller, selbst der niederen Stände, mit seinen Charakteren, seinen Situationen, seinen für die Dauer gestempelten Ausdrücken, und die lange Gewohnheit auf der Bühne seine göttliche Bezeichnungskunst von geübten Schauspielern, und fast alle Hauptrollen in der Person ihres bewunderten, unersetzlichen *Garricks* dargestellt, mit Aug' und Ohr zu Herzen zu nehmen: dies zusammengenommen, mufste eines Theils für die malerische Behandlung ein unbeschreibliches Interesse erregen, und von der andern Seite die Künstler von der Kompetenz ihrer Richter überzeugen. *Shakspeare's* dramatisirende Phantasie begegnet überdies dem Maler auf halbem Wege, indem sie die hervorspringenden Züge so treffend charakterisirt, und dadurch die Künstler-Phantasie mit scharf bestimmten, lebendigen Bildern erfüllt. Die Sitten des mittleren Zeitalters, wohin der Dichter den Schauplatz seiner besten Stücke verlegt, und zumal die vaterländische Geschichte, die ihm so reichhaltigen Stoff geliefert hat, begünstigten endlich noch die eigenthümliche Richtung der Brittischen Schule. *Wirkung* ist ihr höchstes Ziel, und um dieses zu erreichen, verschmähet sie keine Mittel. Das Schöne ist ihr nur Nebensache; am liebsten will sie erstaunen und überraschen, niederdrücken durch gigantische Gröſse, oder erschüttern durch die Extreme der Leidenschaft; sie hascht nach der Wahrheit der Natur in ihren gräſslichen Augenblicken, und erlaubt ihrer

Phantasie den verwegenen Flug, nicht in das schöne Feenland des Ideals, sondern in die verbotene Region der Geister und Gespenster. Allein was von jeher ein Vorzug der Engländer war, mechanisches Genie, welches zusammensetzt und vervollkommnet, dies äuſsert sich auch in einem hohen Grade in den Werken ihrer bildenden Muse. Sie verstehen sich auf das Machwerk des Pinsels, und spielen mit der Farbe, um Wirkung herbeizuzaubern, die, wenn sie gleich nicht immer das lautere Gefühl befriedigt, doch, wie die Liebe, die Menge der Fehler und Mängel verdeckt. Ein glänzendes Kolorit, sprechender, aber oft übertriebener Ausdruck, und eine glückliche Zusammenordnung der Figuren, sind die Vorzüge einer übrigens fehlerhaften Manier, die ohne Zeichnung bezeichnen, und ohne Schönheit gefallen will.

Von den drei Zimmern seiner Shakspeare-Gallerie eröffnete *Boydell* dieses Jahr die beiden ersten, die mit einem ansehnlichen Schmuck von Gemälden prangten. Nach dem Plan des Eigenthümers war es nicht wohl möglich, daſs alle hier zur Schau gestellten Stücke von gleichen Ansprüchen seyn konnten. Eine Scene wirkt vor der andern mächtiger, und neben anerkannten Meistern sollten auch die Zöglinge hier zur Uebung und Bekanntwerdung Gelegenheit finden. *West*, *Barry* und *Füeſsli* haben Scenen aus dem *König Lear* behandelt. Der erstere schildert die Unterredung des Königs mit Glosters Sohn Edgar, welcher sich rasend stellt. Diese angenommene Raserei, verbunden mit der Fülle des Gefühls, die ihm der Dichter so freigebig zutheilt, war der Talente eines groſsen Künstlers würdig. Gloster, Kent und der Hofnarr, der zwar von der Bühne verwiesen, hier aber an seiner Stelle ist, sind im Ausdruck zum Theil verfehlt, und zum Theil übertrieben. Der König selbst ist von kolossalischer Gröſse, und bei einem Alter von mehr als achtzig Jahren noch mit herkulischer Stärke begabt. Seltsam genug, daſs diese Vorstellung auch bei *Barry* und *Füeſsli* herrschend geworden ist, vielleicht weil alle Drei das Ungeheure mit dem Erhabenen verwechselten. Eine Fackel in Gloster's Hand wirft das Licht mit malerischem Effekt. *Barry*, der jetzige Professor der Malerei an der königlichen Kunst-Akademie, ein Mann von unbezweifelt gründlichen theoretischen Kenntnissen, der auch zu den besten Zeichnern der Brittischen Schule gehört, aber den Grazien nicht geopfert hat, und im Kolorit selten glücklich ist, verfällt hier in den Fehler seiner Landsleute, den der Geschmack des Publikums heiligt: mit Vernachlässigung der Anmuth, der Schönheit und der edlen Gröſse, buhlt er um jenen verzerrten Ausdruck der an Karikatur gränzt, und daher die Organe der Menge zu reitzen vermag. Alle Figuren seines Gemäldes sind Kolosse, und unter diesen ist der König ein Riese. Es ist die Schluſsscene, wo die drei Töchter des unglücklichen Fürsten nebst dem Bastard Edmund, als Opfer der Leidenschaft und der theatralischen Gerechtigkeit todt umher liegen, Albany und Edgar sich wehmuthsvoll dem Anblick dieser Zerstörung überlassen, und Lear mit der schauderhaften Dumpfheit seines unendlichen Schmerzes sich ganz verlassen und sein Herz verödet fühlt. Eine Venus Anadyomene von demselben Meister ist bereits seit langer Zeit in dem Portefeuille eines jeden Kupferstich-Sammlers. Sie steigt in der That mit einem schönen Körper aus dem Meeresschaum hervor; nur Schade, daſs die Wahl dieses Augenblicks uns belehren muſs, die Göttin selbst sey minder reitzend gewesen, ehe die Hand ihrer Gespielinnen sie schmückte und ihre goldenen Locken band.

Der Beifall, welchen *Füeſslis* Gemälde in England erhalten, bezeichnet mehr als alles die Ueberspannung des dortigen Kunstgeschmacks. Dieser junge Schweizer, der sich wegen der Englischen Aussprache jetzt *Fuzeli* nennt, brachte nebst der Kenntniſs akademischer Modelle sein malerisches Kraftgenie mit sich über das Meer; seiner Phantasie ward es wohl unter wilden Traumgestalten und Bildern des Ungewöhnlichen. Diese Stimmung, die, von reifer Urtheilskraft gezügelt, zu kühner Groſse gediehen wäre, verführte ihn nur gar zu bald zu allen Ausschweifungen der Manier. Es ist zwar leicht das Alltägliche zu vermeiden, indem man Kontorsionen darstellt; allein das Lob, welches man dafür einerntet, das Lob der Londoner Zeitungsschreiber, ist wahrlich für den ruhmbegierigen Künstler lose Speise. Auſser dem Lear, dem *Füeſslis* Talente nicht recht angemessen waren, fand er in *Shakspears* Traum einer Sommernacht (*Midsummernight's dream*), im *Hamlet* und *Macbeth* die Befriedigung seines Hanges zum Uebernatürlichen, und zugleich das unfehlbare Mittel, die Bewunderung seines Publikums zu fesseln. *Shakspeare's* Magie ist von der erhabenen Gattung, die, auf Volkssage und Volksglauben tief gegründet, durch ihre furchtbare Gröſse dem

Leser nicht Raum laſst, von seiner Illusion zurückzukehren. Kein Dichter, sagte schon *Ben Johnson*, darf seinen Zauberkreis betreten, keiner wagt es, seine Schrecken nachzubilden. Selbst die Vorstellung auf der Bühne erreichte ihn nicht, obgleich seine Macht über die Gemüther jeden Schlag seines Zauberstabes vor dem Lächerlichen sicherte. Allein zwischen der Malerei und der Poësie, dünkt uns, sei eine Scheidemauer gezogen, die der ersteren nicht gestatte, die phantastischen Wesen'des Dichters, „der das luftige Unding mit Namen nennt," in materielle Umrisse zu fassen, und den hinschwindenden Gebilden der Täuschung Form und Dauer zu verleihen. Dennoch überschritt der Deutsche Künstler diese Gränze. Der Geist im Hamlet steht auf seiner Leinwand, wie ihn freilich kein Schauspieler vorstellen kann, ein himmelanstrebender Koloſs; seine Füſse berühren die Woge des Meeres, und sein Haupt reicht an den blaſsschimmernden Mond. Wie durch einen Nebel erblickt man die kriegerische Schreckengestalt, und wie Schatten im ungewissen Mondenschein, glaubt man sie immer gröſser werden zu sehen. Im Macbeth hat ebenfalls der Augenblick, wo die drei Hexen in der Luft zerrinnen, den Künstler begeistert. Hingegen bot ihm das Feenreich, Oberon und Titania mit ihrem Elfengefolge, (im Traum einer Sommernacht) eine lieblichere Gattung von luftigen Fabelwesen dar. Die Verwegenheit, solche Spiele der Einbildungskraft sichtbar zu machen, würde indessen schwerlich hinreichend gewesen seyn, dem Ausländer *Füeſsli* Beifall in England zu erwerben, wenn er sich nicht zu gleicher Zeit so eifrig nach dem Eigenthümlichen der dortigen Schule gebildet hätte, daſs man ihn nunmehr füglich dazu rechnen kann. Kürzlich hat er ein groſses Gemälde angefangen, welches 52 Fuſs breit und 38 Fuſs hoch ist; er stellt darauf einen Marsch der Schatten in den eliseischen Feldern, nach dem *Lucian*, vor. Ein solches Sujet muſste für seine Phantasie ein herrlicher Fund seyn. Die Seelen der Abgeschiedenen ziehen hier bei Tausenden in verschiedenen Abtheilungen, vier Mann hoch, mit ihren Fahnen umher.

Doch ist ihm die Darstellung geistiger Gestalten nicht ausschlieſsend eigen; sie scheint vielmehr eine Liedlingssache der dortigen Künstler zu werden. Selbst der Präsident der königlichen Akademie, Sir *Joshua Reynolds*, hat in *Boydells* Gallerie sowohl einen Macbeth im magischen Augenblick seiner Visionen, den leidigen

Satan in eigner Person, in jener Scene aus Heinrich dem Sechsten vorgestellt, wo der König und die Grafen Salisbury und Warwick um den sterbenden Kardinal Beaufort stehen. Wer sich mit dem Gedanken aussöhnen kann, daſs der gräſsliche Tod eines verstockten Bösewichts, mit dessen Seele der Teufel zur Hölle fahrt, ein Gegenstand für die Kunst seyn dürfe, wird in der Komposition das Feierlichgroſse, welches Eindruck machen kann, neben *Reynolds* übrigen Vorzügen nicht verkennen. Sein Geschmack in der Wahl und Behandlungsart, die Kultur seines Geistes, endlich seine Farbengebung, die, wenn sie Dauer hätte, mit *Rembrands* um die Palme stritte, setzen ihn ohne Widerrede an die Spitze der Brittischen Künstler, und in die erste Klasse aller jetzt lebenden Söhne der Kunst. Ihm war es gegeben, die Stimmung des

Zeitalters mit dem Sinne für Schönheit glücklich zu verbinden, und mit festem Schritte seinen eigenen Weg zum Ruhme zu gehen. Man wird es nicht oft genug wiederholen können, daſs die Stufe der jetzigen Kultur mit allen ihren unzertrennlichen Verhältnissen keine Maler vom ersten Range, wie *Raphael*, *Domenichino*, *Guido*, *da Vinci* erwarten läſst, und daſs der Sinn für ihre Gröſse in dem Grade, wie die Möglichkeit ihr Talent wieder aufleben zu sehen, sich unter unseren Zeitgenossen verliert. Allein, wir müssen gleichwohl gestehen, die Natur sey noch lange nicht erschöpft, und so lange es Menschen giebt, unerschöpflich. Die Gestalten, die sie dem Anschauungsvermögen des Künstlers vorhält, treu aufgefaſst und versinnlicht, erregen auch alsdann noch Bewunderung, wenn wir die Vollkommenheit des Ideals an ihnen vermissen; ja, die meisten Menschen werden leichter von dem Individuellen angezogen, welches, seiner Disharmonie ungeachtet, ihnen näher liegt, als das lautere Allgemeine der Abstraktion. *Corregio* wird seinen Ruhm behaupten, so lange seine Werke bleiben. Grazie, Empfindung und die unendliche Zartheit der Liebe wird ewig gefallen, auch da, wo man Zeichnung und die höheren Grade der Schönheit entbehren muſs. Vermag nicht auch ohne diesen Zauber, der in *Corregio's* Pinselspitze entzückt, die bloſse Wahrheit und Wärme des Kolorits, und jenes üppige, zur Schau gelegte Nackte, das von Lebenskraft emporzuschwellen scheint, in *Tizians* Gemälden die Sinne des Zuschauers gefangen zu nehmen, und sogar den Kenner selbst zu verführen? Laſst uns noch gestehen: die hohe Kultur des Geistes in einem freien Volke hat ihre eigene Organisation, und es giebt in England eine weibliche Schönheit und Jungfräulichkeit der Gesichtszüge, eine Mannichfaltigkeit des Ausdrucks von Geisteskraft und von verfeinertem Gefühl im Umriſs der männlichen Köpfe, woraus der Künstler sich eine besondere Gattung des Reitzenden, des Einnehmenden, des Interessanten, des *Wahren* mit Einem Worte, sammeln kann, welches zwar, hauptsächlich für die Empfänglichkeit verwandter Brittischer Organe berechnet, dort am meisten gefallen, aber auch auf dem festen Lande eben so wenig, als die Originale, von denen er es abstrahirte, seine Wirkung verfehlen wird.

Sir *Joshua Reynolds* ist der Maler der *Brittischen* Grazien; das Naive, Unbefangene, das zart und fein Empfindende, das

das unschuldsvolle Schalkhafte, das natürlich ohne Anmaſsung, Gefallende, stiller heiterer Genuſs, sanfte Leidenschaft, umfassender Sinn, selbstgeschaffene Gedankenfülle, Unabhängigkeit und innerer Reichthum des treuen, festen und stets empfänglichen Herzens, die edle Weiblichkeit seiner Landsmänninnen, hat seine ätherische Phantasie aus der Natur zu schöpfen, und sein Pinsel oft glücklich darzustellen gewuſst. Seine Portrate sind Gedanken, in denen man beide, die Seele des Meisters und des dargestellten Gegenstandes, liest; und seine Familienstücke möchte man zuweilen eine besondere Gattung von elegischen und erotischen Gedichten nennen. In diesem Fache besitzt er seine gröſste Stärke, und durch seine Behandlungsart wird es für die Kunst geadelt; seine Gruppen und Stellungen sind natürlich und schön; seine Köpfe edel und reich, und seine Gewänder, zumal bei weiblichen Figuren, so leicht geworfen, daſs man die Mängel nicht ahndet, die sie bedecken müssen. Ungern sieht man daher einen so geschickten, so liebenswürdigen Künstler, der auch als Redner und Schriftsteller Verdienste besitzt, aus den Schranken treten, wo er mit Beifall gekrönt, vor seinen Zeitgenossen den Vorrang behält, um in der historischen und heroischen Gattung der Malerei sich unter die Menge zu verlieren. Zwar wird es ihm leicht, in seiner eigenen Schule sich neben *West* zu stellen, und über den Troſs von Englischen Historienmalern eine gewisse Ueberlegenheit zu behaupten; aber mit gröſseren auswärtigen Künstlern verglichen, kann das Blendwerk von Manier gegen die Wahrheit des Styls nicht bestehen. Sein Gemälde für die groſse *Kaiserin von Ruſsland*, die ihm sowohl die Wahl des Gegenstandes, als die Bestimmung seiner Belohnung ganz überlieſs, scheint einer so erhabenen Aufforderung nicht angemessen zu seyn. Es ist indessen lehrreich, und hier, wo wir den Kunstgeschmack der Engländer schildern wollen, sogar zweckmäſsig, den Kontrast zwischen dem Urtheile der dortigen enthusiastischen Verehrer des Präsidenten, und dem Tadel eines fremden Kritikers herzusetzen. „Dreisteren Fluges," so hebt der Panegyrikus an, „schwang sich die „Phantasie des Künstlers empor, als sie jenen Knaben schuf, der mit Götterstärke „die junonischen Schlangen erwürgt. Seht „diese Umrisse, diese Proportionen! Ruft „nicht jede Faser euch entgegen: dieses „Kind ist Herkules! Hier eilt ein schönes „Weib herzu, von Angst und Entsetzen

„entstellt. Wie sie ihre Arme nach dem „Säugling ausstreckt! Die bebende Lippe, „die starren, voranstürzenden Augen! Wer „verkannte noch die Mutter? Vier weib„liche und sieben männliche Figuren, der „Hund, der Hintergrund mit seinen Pallä„sten, die Luft: alles ist groſs und „herrlich in diesem Bilde, alles lebt, „von Wahrheit und von Geist durchath„met und durchdrungen.“ Jetzt vernehmen wir auch die strenge Herabwürdigung desselben Kunstwerkes aus dem Munde eines Vertrauten der Kunst: „Er (der junge „Herkules) liegt nicht in einem Schilde, „sondern in einer Wiege, oder etwas ähn„lichem. Der Kopf des Herkules ist alles, „was in diesem Bilde Vorzug verdient. „Der Körper gleicht einem Schlauch, und „würde schicklicher für einen Silenus seyn. „Das Kind ist so ungeheuer groſs, daſs es

„die Mutter, mit Beihülfe einer Magd, „nicht heben kann; doch der letztern ist „weislich eine Menge beigefügt. Schatten „und Licht sind äufserst verwirrt. Juno „in den Wolken ist das Schlechteste im „Bilde.“ *)

Unseres Bedünkens scheiterte *Reynolds* schon in der Wahl seines Gegenstandes. Ein Kind, dessen unentwickelte Verhältnisse der Idee des Schönen so sehr zuwiderlaufen, zur Hauptfigur zu erheben, bestimmte schon das Schicksal des ganzen Gemäldes. Dieses Kind sollte ein Herkules seyn, folglich mufste seine Kraft der herrschende Zug des Ganzen bleiben, und durch die Schönheit der Nebenfiguren nicht verdrängt werden können. Jetzt durfte nur eine unglückliche Bezeichnung hinzukommen, so war der Ausdruck gänzlich verfehlt, und in der That konnte der Künstler sich nicht härter an der Hermeneutik seiner Kunst versündigen, als indem er Kraft durch ungeheure Dimensionen anzudeuten wagte. Daſs er, vielleicht aus Gefälligkeit gegen den Nationalgeschmack, einen *Deus ex machina* in den Wolken zeigte, war schon traurig genug; aber gewiſs noch trauriger, daſs seine Juno ihre Göttlichkeit auf dem Olymp zurücklassen muſste, um in seinem Bilde eine müſsige Nebenrolle zu spielen. Die Beschäftigung mit diesem Kunstwerke scheint jedoch die Phantasie des edeln Mannes zu ähnlichen Versuchen begeistert zu haben; denn auſser seinem vorhin erwähnten Kardinal *Beaufort*, hat er auch in die diesjährige akademische Schaustellung mehrere Dichtungen seiner Muse geliefert, unter andern die Enthaltsamkeit des Scipio, Cupido und Psyche, Cymon und Iphigenia. Eine Augenkrankheit, die ihn im Sommer mit gänzlichem Erblinden bedrohete, lieſs die Eitelkeit aller Schönen und aller liebenswürdigen jungen Herren in den glänzenden Kreisen der Hauptstadt vor der Gefahr erzittern, ihren Reitzen von *Reynolds* Pinsel nicht mehr Gerechtigkeit widerfahren zu sehen; allein zur Beruhigung dieser Trauernden versichert man, daſs er bereits wieder zu malen angefangen hat *).

---

*) S. Meusels Museum für Künstler und Kunstliebhaber, 4tes Stück, S. 17.

Romney, der, von *Hayley* besungen, als Porträtmaler seinem Muster *Reynolds* nahe kommt, und dessen Draperieen selbst von strengen Kritikern gelobt werden, hat in der Shakspeare-Gallery eine Scene aus dem Sturm (*the Tempest*) gemalt. Der Dichter laſst auch hier eine Art von Mittelgeschöpfen aus dem Geisterreich auftreten, welche die Einbildungskraft eines Englischen Malers begeistern kann. *Ariel* ist ein sanftes, liebevolles, einschmeichelndes Wesen, dem *Romney* gefällige Reitze verleihen durfte.

---

*) Bekanntlich ist er seitdem gestorben.

Ein anderes neues Mitglied der Kunst-Akademie, der Maler *Northcote*, hat diese Sammlung mit mehreren Stücken bereichert, die sich auf *Shakspeare's* historische Schauspiele beziehen. Die von ihm gewählten Scenen sind aus dem König *Johann*, aus *Heinrich dem Sechsten* und aus *Richard dem Dritten* entnommen. Seine Kompositionen sind nicht ohne Verdienst. Der zugleich mit erwählte Akademiker *Opie*, der im Kolorit nach *Rembrandt* arbeitet, im Charakter der Köpfe aber so weit von ihm abweicht, wie die Brittische von der Niederländischen Grazie, liefert hier eine Scene aus *Romeo und Julie*, und eine aus dem *Winter-Mährchen*; doch wäre zu wünschen, daſs er in der Zeichnung nicht so gar weit zurückgeblieben wäre. Aus dem letztgenannten Stück hat auch *Wheatley* den Stoff zu seinem Gemälde entlehnt. *Hamilton*, der erst dieses Jahr zum Mitglied der Akademie erkohren ward, wählte die Heirathsscene aus dem Lustspiel *Much ado about nothing*, und von ihm sieht man in dieser Sammlung noch zwei andere Gemälde, das eine aus *Love's Labour lost*, das andere aus dem in England vorzüglich beliebten *As you like it*. Der Reichthum des Dichters, der seine Scenen aus den verschiedensten Verhältnissen des Ortes, des Ranges und Charakters bildete, ist besonders anwendbar auf die ganz verschiedenen Talente der Künstler. So gab in diesem Stück die Scene, wo der melancholische Jaques im Walde klagt und philosophirt, eine schöne Gelegenheit, den traurigen, einsamen Hirsch, wovon er spricht, durch den bekannten Thiermaler *Gilpin* trefflich darstellen zu lassen, denselben *Gilpin*, der sich mit seinem Entwurf der Swiftschen Houynhms so viel Ruhm erwarb, indem es wirklich schien, als hätte er seinen Pferden verschiedene Charaktere zugetheilt, und ihnen die Gabe der Rede verliehen.

Es führte uns zu weit, und ermüdete vielleicht unsere Leser ohne Absicht, wenn wir die sämmtlichen Gemälde der Shakspeare-Gallery hier durchgehen wollten. *Josiah Boydell*, ein Neffe des Aldermanns, hat mit gutem Erfolg die Scene im Garten erzählt, wo *Richard Plantagenet* und *Sommerset* die *rothe* und *weiſse Rose* pflückten, und dadurch ihren Partheien von *York* und *Lancaster* die berühmten Abzeichen gaben, welche sechs und dreiſsig Jahre lang die Nation entzweiten, und um deren Erhöhung während dieses Zeitraums in zwölf entscheidenden Schlachten Brittisches Bürgerblut strömte. Aus dem Titus Andronicus, einem Trauerspiele, welches vielleicht mit Unrecht *Shakspeare'n* zugeschrieben wird, hat der junge *Kirk* eine gräſsliche Scene zu mildern gesucht; allein so sehr er auch für das Gefühl der Zuschauer gesorgt zu haben glaubt, indem er die verstümmelten Arme der *Lavinia* unter dem Gewande verbirgt, so ekelhaft bleibt dessen ungeachtet auch dieser Anblick, der weder für den Pinsel, noch für das Theater, noch selbst für die Lektüre gehört. *Peters*, der jetzt den Maler und den geistlichen Seelsorger in einer Person verbindet, ein Künstler, dessen Phantasie ihre Bilder nur aus einer grobsinnlichen Natur entlehnt, und dessen Farbengebung sehr übertrieben, wenn gleich nicht ohne Verdienst ist, schildert hier die Scene aus *Much ado about nothing*, wo Beatrix die Unterredung zwischen Hero und ihrem Mädchen behorcht. Den schlauen Ernst der Hero, die scherzlustige Zustimmung der Magd, und die miſstrauische Neugier der Horcherin ganz zu erreichen, hätte vielleicht tieferes Studium des menschlichen Herzens, und gröſsere Fahigkeit, dessen leiseste Bewegungen zu ſassen und anzudeuten vorausgesetzt. Eine niedrigere, aber nicht minder launige Scene dieses Lustspiels, wo Dogberry und Verjuice glänzen, hat *Smirk* ziemlich humoristisch ausgeführt, und eine andere des Grotesk-komischen, der wohlbeleibte Ritter Falstaff mit seinen Spieſsgesellen und Rekruten vor dem Friedensrichter Shallow, ist dem Maler *Durno* nicht übel gerathen. Diese Anzeige ist hinreichend, um von dem gemeinnützigen Institut der Shakspeare-Gallery einen richtigen Begriff zu geben, und jeden Kunstverständigen selbst urtheilen zu lassen, wie sehr die eigenen Geisteskräfte der Englischen Künstler dadurch zur Thätigkeit geweckt werden, und welchen Erfolg man sich von dieser Anstrengung versprechen darf.

Das Gegenstück zu *Boydells public Spirit*, und ein neuer Beweis der allgemeineren Kunstliebhaberei in England ist dort der originale Einfall eines gewissen *Macklin*, auch die übrigen Brittischen Dichter durch Brittische Künstler erläutern zu lassen, und die in solcher Rücksicht veranstaltete Sammlung von Gemälden dem Publikum zur Schau zu stellen. Diese Exhibition ward bereits im April des vorigen Jahres eröffnet, und enthielt damals neunzehn Gemälde, die hier wenigstens angeführt zu werden verdienen. *Gainsboroughs* Lavinia, aus *Thomsons* Jahrszeiten, behauptet vor allen die erste Stelle. Der Geist dieses nunmehr verstorbenen Künstlers, der im Porträt und in der Landschaftmalerei gleich berühmt war, seine Leichtigkeit, sein *Chiaroscuro*, seine transparenten Farben, und eine große Einfalt der Komposition und Ausführung empfehlen dieses Gemälde. Die Natur hatte diesen Mann zum Maler bestimmt, und schon als Knabe gab er Proben von einer lebhaften Einbildungskraft, und von einem besondern Talent der Nachahmung. Er war zu gleicher Zeit ein guter Tonkünstler. An seinen Porträten rühmt man die vollkommenste Aehnlichkeit, wiewohl es ihm bei seiner leichten, sorglosen Manier auf die Striche nicht anzukommen schien. Er malte in einem halbdunkeln Zimmer mit sehr langen Pinselstecken, weit von der Staffelei, und daher wirkten seine Gemälde erst in einer gewissen Entfernung. Unter seinen neuesten Arbeiten verdienen insbesondere die Bildnisse des *Prinzen von Wallis*, des *Marquis von Lansdowne* und des Admirals *Lord Rodney* genannt zu werden. Seine Landschaften sind in einer groſsen, leichten, einfachen Manier. In der Macklinischen Sammlung befindet sich noch ein zweites Stück von seiner Hand, Hobbinol und Ganderetta, nach dem Idyllendichter *Sommerville*, welches ebenfalls eine rühmliche Erwähnung verdient. Von Sir *Joshua Reynolds* bewundert man hier eine *Vestalin*, aus *Gregory's Ode to Meditation.* Eine etwas schlaukere

Gestalt zu diesem schönen Gesichte, hätte dem Beobachter die Idee von Heiligkeit näher gelegt; oder sollte man bei einer Vestalin noch an etwas Irdisches denken? *Füeſsli* hat sich, wie gewöhnlich, an Visionen geübt. Die eine ist der Traum des Prinzen Arthur aus *Spensers Fairy Queen*; die andere der Traum der Königin Catharina nach *Shakspeare's Heinrich dem Achten*. Beide haben alle Fehler und alles Anmaſsliche seines bekannteren Entwurfes von Theseus und Ariadne. *Spenser's* Britomartis, welche Amoretten befreiet, ist hier unter *Opie's* Händen verunglückt; und *Peters* hat in seiner nach *Milton* geschilderten Scene aus dem Paradiese eine Eva hingestellt, die wahrlich nicht Adams jungfräuliche Braut, sondern, vielleicht um seine philologischen Studien zu erkennen zu geben, die Mutter der Lebendigen ist.

Sansloy, der den Löwen erlegt, eine *Spenserische* Allegorie hat *Cosway*, und die Stunden, nach *Gray's* Ode an den Frühling, seine Frau, eine ziemlich glückliche Künstlerin, ausgeführt. Für die schöne Ode *to Mercy* von *Collins*, und für *Pope's* Lockenraub sieht man hier ein Paar Stücke von *Artaud*, von sehr verschiedenem Werthe; der ernste Gegenstand des ersteren überstieg die Kräfte dieses Künstlers. *Rigaud*, ein Mitglied der Akademie, der zwar aus der Französischen Schweiz gebürtig ist, aber seit langer Zeit mit dem Ruhm eines fleiſsigen Porträtmalers in London arbeitet, hat hier nach dem Vater der Englischen Dichtkunst, dem alten *Chaucer*, die Constantia sehr gut geschildert. Dieser anspruchlose Künstler malt mit einem kräftigen, wahren Pinsel, der die Kunstgriffe seiner akademischen Mitbrüder verschmähet, und vielleicht eben darum das Auge derer nicht auf sich zieht, die sich nur von dick aufgetragenen Lichtern und grellen Kontrasten fangen lassen; und was noch mehr ist, er bleibt der Zeichnung getreuer, als so mancher angehende Englische Maler, dessen kühne Übertretungen die Unwissenheit für Geniestreiche hält. *Mallets* Amyntor und Theodora, von *Stothard* gemalt, gehört unter die besseren Stücke dieser Sammlung. Die übrigen sind *Hamilton's* zwei Gemälde, Palemon und Arcite, und Arcitens Tod aus dem *Chaucer*; *Addisons* Cato, von *Brown*; *Parnell's* Einsiedler von *Nixon*; der Hof des Comus, nach *Milton*, von *Martin*; und *Jagos Goldfinches*, von einem jungen Hannoveraner *Ramberg*.

Außer der Aufmunterung, welche diese Privatmänner, und der König selbst der Englischen Malerschule angedeihen lassen, werden jetzt die Beispiele häufiger, daſs der begüterte Adel seine Palläste und Landhäuser von Brittischen Künstlern verzieren läſst. Eine frühzeitige Bekanntschaft mit klassischer Litteratur kann dem wohlhabenden Britten wenigstens die ersten Begriffe des guten Geschmacks einflöſsen; der Enthusiasmus der Vaterlandsliebe kann ihn bewegen, die Eingeweiheten der Kunst in seiner Insel zu gröſseren Werken aufzufordern; ein stolzes Gefühl seiner Unabhängigkeit und seiner Macht kann ihn von seinem Reichthum einen glänzenden Gebrauch machen lassen. Allein es liegt auch schon im Volks-Charakter dieser freien Insulaner ein gewisser Enthusiasmus für jede Gröſse und jedes Verdienst um das gemeine Beste, der seine Dankbarkeit gern auf eine unzweideutige Art an den Tag legt. Die Stadt London zeichnete sich von jeher, wenn gleich nicht immer durch guten Geschmack, doch wenigstens durch die Wärme ihres Patriotismus in solchen Fällen aus. Sie stellte, wie wir bereits erwähnten, *Beckfords* Bildsäule in ihrem Rathhause auf, als er ihre Rechte im Senat verfochten hatte; sie beschenkte den Admiral *Keppel*, als das über ihn gehaltene Kriegsgericht ihn auf die ehrenvollste Art losgesprochen hatte, mit dem Bürgerrechte in einer allegorisch verzierten Dose, und sie lieſs auch neulich zum Andenken der Rettung von Gibraltar zwei groſse Gemälde verfertigen, worauf der Maler *Copley* nicht allein die Heldenthaten der Land- und Seetruppen, sondern auch die Bildnisse der vornehmsten Officier mit der ihm eignen Treue vorgestellt hat. Um diesen Endzweck ganz zu erreichen, muſste er sogar nach Hannover reisen, wo er die Bildnisse der Deutschen Generale, die in Gibraltar mitgedient hatten, zur Ergänzung seines Gemäldes verfertigte. *Elliot* (der jetzige Lord *Heathfield*), die Generale Sir *Robert Boyd*, *Delamotte* und *Green*, und überhaupt achtzehn, sowohl Brittische als Hanöverische Befehlshaber, bilden hier eine Gruppe, die sich mit dem Schauspiele der vernichteten schwimmenden Batterieen und der darauf folgenden Rettung der unglücklichen Feinde beschäftigt. Unter denen, die sich jenem menschenfreundlichen Werk unterzogen, erkennt man den See-Capitain Sir *Roger Curtis*, dessen Thätigkeit ein solches Denkmahl verdiente. Das zweite Stück schildert die Ankunft der groſsen Flotte unter dem Admiral Lord *Howe*, welche den Transport von Mund- und Kriegesvorräthen im Angesicht der kombinirten feindlichen Macht glücklich bis in den Hafen hinein leitet.

Auf den Nationalstolz hatte *Copley* schon zuvor eine glückliche Spekulation gegründet, indem er den rührenden Tod des groſsen *Chatham*, der zuerst den Namen *Pitt* durch sein persönliches Verdienst verherrlichte, mit eben der knechtischen Wahrheit, wie hernach den Entsatz von Gibraltar, schilderte. Lord *Chatham* verschwendete im Oberhause die Donner seiner Beredtsamkeit für die Sache der Amerikanischen Staaten gegen *Norths* Ministerium, und verkündigte mit prophetischem Geiste, was bald hernach in Erfüllung ging. Sein von Krankheit zerrütteter Körper unterlag mitten in diesem Kampfe seines Geistes gegen die Ungerechtigkeit; er sank sterbend in die Arme seiner umstehenden Freunde. Weder die moderne Kleidung, noch die Mäntel der Parlamentsherren könnten Theilnehmung für diese Scene erwecken, wenn die Geschichte selbst nicht jedem Britten ins Herz geschrieben wäre. Um sie von *Copleys* Hand vorgestellt zu sehen, und so viele Porträte als Lords im Parlamente gegenwärtig waren, zu betrachten, eilte ganz London in die deshalb besonders eröffnete Schaustellung, und jetzt, da wir schreiben, wird der nach jenem Gemälde auf Subskription verfertigte Kupferstich von *Bartolozzi* mit fünf und zwanzig Guineen bezahlt. Der Tod des Majors *Pearson*, ebenfalls von *Copley* gemalt, hat, wie die vorhergehenden Stücke, durch die Porträte die darauf vorkommen, einen konventionellen Werth.

Nach allem, was wir bisher gesagt haben, und etwa noch hinzufügen könnten, läſst es sich gleichwohl nicht läugnen, daſs diejenigen Zweige der Kunst, welche dem Maler Gelegenheit geben, seinen inneren

Reichthum zu zeigen, mit Erfindung, Anordnung, Auswahl, mit Gestalten und Farbenschattirungen, die seine Phantasie sich vom Wirklichen abstrahirt hätte, zu glänzen, theils vom Publikum nicht allgemein geschätzt, theils von Liebhabern nicht gesucht, theils auch von den Künstlern selbst noch nicht mit vorzüglichem Glücke behandelt werden. In dem Grade, wie ein Gemälde sich der bloſsen Nachahmung bekannter oder beliebter Gegenstände nähert, in dem Grade gewinnt es für die Engländer an allgemeinem Interesse. Die Künstler, denen diese Sonderbarkeit des Geschmacks nicht unbekannt ist, befleiſsen sich daher, die Bildnisse solcher Personen aufzustellen, die durch ihre Thaten Gegenstände des Volks-Enthusiasmus geworden sind. *Elliot*, der Held von Gibraltar, ward von Sir *Joshua Reynolds*, von *Brown* und mehreren Andern nach seiner Wiederkehr ins Vaterland gemalt. Das von *Brown* verfertigte Porträt, nebst seinem Gegenstücke, welches den zweiten Commandanten der Festung, den ehrwürdigen Sir *Robert Boyd*, vorstellt, ist nach Spanien bestimmt, wo man vermuthlich auch begierig ist, die Helden, die man nicht besiegen konnte, näher ins Gesicht zu fassen. Mit ähnlichem Eifer bewarb man sich um *Rodneys* Bild, der von allen im letzten Kriege angestellten Admiralen allein den Muth, das Glück oder den guten Willen hatte, die Ehre der Brittischen Flagge durch entscheidende Siege zu behaupten. Einem höheren, mit Achtung und Liebe vergesellschafteten Ausdruck des patriotischen Hochgefühls widmete sich der Maler *Wheatley*, indem er den Menschenfreund *Howard*, in seinem edlen Geschäfte, die Wohnungen des Elends und des Kummers zu besuchen, für die akademische Schaustellung schilderte. Die Stimme des Publikums erhebt zuweilen auch den Schauspieler, wenn vorzügliche Talente ihn auszeichnen, zum Gegenstand der allgemeinen Verehrung; und in solchen Fällen schmeichelt die Kunst dem Modegeschmack, indem sie das Porträt des Schauspielers mit seiner glänzendsten Rolle verbindet. *Hamilton* erwarb sich vielen Beifall dadurch, daſs er die beinahe angebetete *Siddons* als Isabella, und ihren Bruder *Kemble* als Richard den Dritten malte. Oft ist es schon hinlänglich, den Liebling des Parterre und des Theater-Paradieses, auch ohne Beziehung auf den Charakter, worin er gefiel, mit Wahrheit darzustellen, um theils durch ihn Celebrität zu erlangen, theils, wenn man dieses Mittels nicht mehr bedarf, sich selbst im Namen des Volkes zu einem Pflegevater des theatralischen Verdienstes zu erheben. In dieser verschiedenen Rücksicht beeiferten sich *Beach*, *Hamilton*, *Hoppner*, *Russel*, *Wheatley* und Sir *Joshua Reynolds* selbst, die berühmte Mrs. *Wells*, die das Talent der Nachahmung bis zum höchsten Täuschungsgrade besitzt, für das Publikum abzubilden. Bei der jüngsthin dem Präsidenten zugestoſsenen Augenschwache bedauerte man nichts so sehr, als daſs nunmehr das Bildniſs der Mrs. *Billington*, einer andern Lieblings-Aktrice, unvollendet bleiben würde. *Opie*, der als Portätmaler eine unbestechliche Treue beſitzt, und sich dadurch bei dem schönen Geschlechte nicht immer empfiehlt, machte dem Londoner Publikum ein sehr willkommnes Geschenk mit dem charakteristischen Gesicht des Veteranen *Macklin*.

Die getreue Nachahmung der Natur bleibt immer noch ein groſses Künstlerverdienst, auch wenn sie mit der Erfindungskraft, und dem mächtigen Triebe, die eignen Kinder der Phantasie mit wirklicher Gestalt und materiellem Daseyn zu begaben, in keiner Verbindung steht. Die Nachahmungskunst ist vielmehr der Grund, den auch der genievolleste Künstler bei seinen Bildern legen muſs, er dichte mit dem Meiſsel oder dem Pinsel in der Hand. Das wirklich Vorhandene muſs ihm so geläufig seyn, sich so mit seinem Wesen identificiren, daſs er es wie ein mechanisches Triebwerk in seine Theile zerlegen, und diese nach einer willkührlichen Veränderung oder Vervollkommnung wieder zusammenfügen könne, zu einem völlig ähnlichen nur zierlicheren, schöneren, edleren Ganzen. Jeder wahrhaft groſse

Künst-

Künstler im heroischen und historischen Fach, mufs wenigstens Porträte malen *können*, wenn schon sein Geist diese knechtische Nachbildung des Individuellen in der Natur verschmähet, und sich nur in eigenen Schöpfungen genügt. Zu einem guten Porträt gehören in der That so viele wesentliche Künstlertalente, dafs wir die Vermessenheit derer, die sich ohne im Besitz derselben zu seyn, dem Gelüste ihrer Phantasie überlassen, in keinem vortheilhaften Lichte darstellen können. Wenn man indessen nach der ungeheuren Menge von Porträten im Durchschnitt ein allgemeines Urtheil fällen sollte, so scheinen wohl die wenigsten Porträtmaler etwas von den Schwierigkeiten geahndet zu haben, die wir bei ihrem Geschäfte voraussetzen, und eine Menge von Kenntnissen bei dem Kopieren nach der Natur dürften ihnen höchst überflüſsig und entbehrlich vorgekommen seyn. Das Wohlgefallen der Menschen an ihrem lieben Selbst, sobald sie es auf einer ausgespannten Leinwand erblicken, mag wohl zu dieser künstlerischen Sorglosigkeit nicht wenig mitgewirkt haben. Sir *Godfrey Kneller*, der Deutsche Maler, den nach *Lelys* Tode kein anderer Nebenbuhler zum Wetteifer reitzte, ward übermüthig genug, die Eigenliebe der Engländer zu miſsbrauchen, seinen Ruhm der Gewinnsucht aufzuopfern, und eine Porträt-Fabrik, im eigentlichen Wortverstande, anzulegen. Seine Deutschen Handlanger muſsten an dem Bilde, wovon er lediglich die Gesichtszüge malte, alles übrige ausführen. Der eine malte die Perüke, ein anderer den Hut, der dritte den sammetnen Rock; dieser reichte das Gemälde einem vierten, der die Knöpfe darauf setzte;

unter den Händen des fünften kamen die Spitzenmanschetten und das Halstuch hinzu, und solchergestalt entstand ein Machwerk und ein Flickwerk, woran es, trotz der Ähnlichkeit der Gesichtszüge, oft unmöglich seyn mochte, das Original zu erkennen. An Mannichfaltigkeit in den Stellungen, an Wahrheit und charakteristischer Zeichnung des Körpers, an Harmonie im Ton der Farben, an Ausdruck in den Zügen, Feuer im Auge, kluge Wendung des Gesichts, und Disposition der Schatten und Lichter, um die Ähnlichkeit sprechender zu machen, und die Seele durch ihre körperliche Hülle leuchten zu lassen: an alle diese Erfordernisse der Kunst hatte weder der goldgierige Künstler, noch sein Publikum, welches so gern von ihm gemalt seyn wollte, je gedacht. Auch *Hudson*, der nach *Knellern* den gröſsten Zulauf hatte, gab allen seinen Bildern dieselbe ruhige, zufriedene, bedeutungsleere Miene; und da er einst ein Porträt mit einem gebieterisch ausgestreckten Arm zu Stande gebracht hatte, posaunten es seine Freunde und seine Schüler durch ganz London umher, daſs *Hudson* eine neue Stellung erfunden hätte. *Hayman* wagte schon einige Veränderungen, und hatte auch Anlage, wenigstens Dreistigkeit genug, zum historischen Maler, wie man aus seinen Gemälden zu Vauxhall, und aus den nach seinen Zeichnungen verfertigten Kupferstichen zu der groſsen Ausgabe von *Miltons* verlornem Paradiese, zum Don Quichotte, und anderen Werken, noch abnehmen kann.

Allein vor *Reynolds* Zeiten hatte England keinen Maler, der dieses Namens werth gewesen wäre; ihn darf man mit

Recht für den Vater und Stifter der jetzigen Brittischen Künstlerschule halten, die seit dreiſsig Jahren so groſse Fortschritte gethan hat. Als Porträtmaler wird man ihn zwar nicht mit *Tizian* und *Vandyk* vergleichen, doch auch nicht weit unter sie setzen. Er hatte mehr dichterische Phantasie und Feinheit als der erste, mehr sogar als der zweite; nur an Wahrheit übertrafen ihn beide. Sein Geschmack lieſs sich nicht fesseln durch das Ungraziöse unserer modernen Kleidung; er drapirte seine Porträte mit einem ihm eigenen Sinn für Schönheit und Eleganz. In seinen Stellungen, in seinen Physiognomien und Beleuchtungen liest man eine seltene Gabe, das Eigenthümliche eines jeden Charakters zu entwickeln und im vortheilhaftesten Licht erscheinen zu lassen. Die meisten seiner Porträte sind daher zugleich als Werke der Einbildungskraft zu betrachten; und wenn der Name des Individuums, nach welchem er malte, längst vergessen ist, wird man immer noch den Geist, der es beseelte, darin erkennen. London ist jetzt an Privatmalern von ausgezeichnetem Verdienste wirklich reicher, als jede andere Stadt in Europa. Nächst *Reynolds* sind die vorzüglichsten: *Romney*, *Dance*, *Opie*, *Northcote*, der Amerikaner *Stewart*, *Austin*, *Beechy*, *Rigaud*, *Lawrence*, *Brown*, *Nixon*, *Hamilton* und *Hoppner*. Der Tod des vorhin erwähnten *Gainsborough* wird noch immer bedauert; denn als Porträtmaler setzte man ihn dem Präsidenten an die Seite. Ein anderer berühmter Künstler in diesem Fache, der Maler *Pine*, starb neulich in Amerika. Der beste Miniaturmaler in England war ein Deutscher, *Jere-*

mias Meyer, der ebenfalls im Jahr 1788, als Mitglied der Akademie, gestorben ist; *Cotes*, *Humphry*, *Sheller*, *Engleheart* und *Bowyer* ersetzen diesen Verlust nicht völlig und nicht mit gleichem Glücke. Unter den Zeichnern in Pastell verdient *Russel* vorzüglich genannt zu werden; man bewunderte in den späteren akademischen Schaustellungen seine Ruth und Naemi, und das mit einer Treue, die uns anekeln würde, nach der Natur kopirte Porträt einer bekannten Bettlerin. *Downman* ist ein anderer Pastellmaler, dem man bei aller Einförmigkeit seiner Porträte, wenigstens einen hohen Grad von Delikatesse nicht absprechen kann. Zur Verzierung des Privat-Theaters im Pallast des *Herzogs von Richmond* malte er die Bildnisse der *Herzoginnen von Richmond* und *von Devonshire*, der Lady *Duncannon*, der Lady *Elisabeth*

Foſter, und der beiden Schauspielerinnen Miſs *Farren* und Mrs. *Siddons*; und diese Bildnisse wurden in der That eben so viele Meisterwerke in ihrer Art. Von eben demselben Künstler hat man auch eine schöne Zeichnung, wo Mrs. *Wells* und der Schauspieler *Edwin* in theatralischen Rollen erscheinen.

Ein weites Feld öffnet sich dem Maler, sobald er die idealischen Höhen des Schönen, und die menschliche Gestalt als seinen eigentlichen Gegenstand verlassen, und zu den tausendfaltigen Abstufungen der Thier- und Pflanzengebilde hinabsteigen will. Auch in dieser Sphäre kann die schöpferische Phantasie des Künstlers sich noch thätig erweisen, und neben der treuen Nachahmung bleibt es ihr unbenommen, durch die Zusammenstellung der Formen, die Art des Vortrags, die Distribution des Lichts, ein schönes Ganzes zuwege zu bringen, welches ihr Eigenthum ist, und in den Theilen des Gemäldes nicht gegeben war. Für die Kunst wäre vielleicht schon viel gewonnen, wenn die verschiedenen Grenzen der Einbildungskraft bei verschiedenen Künstlern, von ihnen selbst erkannt, und ihre Kräfte folglich nicht an Versuche verschwendet würden, denen sie nicht gewachsen sind. Wie manchem Maler, der sich erkühnte Göttinnen und Helden auf seiner Leinwand hinzuzeichnen, möchten wir zurufen, dafs er sich begnügte, die individuellen Züge seiner Zeitgenossen zu kopiren, und Gedanken, die schon in der Natur zur Wirklichkeit gelangten, mit unverwandtem Blicke zu verfolgen, aufzufassen, darzustellen! Manchem andern, der es wagte, das Meisterstück der Natur, den Menschen, den Denker, nachzubilden, möchten wir wünschen, er hätte nur thierische Begierden und thierische Leidenschaften, mit *Snyers* und *Hondecoeter*, geschildert! Wer endlich auch zu dieser Darstellung lebendiger Kräfte nicht in sich selbst Energie genug fühlt, dem bleibt die Kunst noch übrig, an ihren entseelten Formen sein Talent der Nachahmung zu üben, oder die ruhigen Umrisse von Früchten und Blumen, wie *van Huysum*, durch den Zauber des Pinsels mit natürlichen Farben glühend, saftreich, durchscheinend, mit frischem Thau betropft, ins Daseyn zu rufen. Man wird es nicht von uns erwarten, daſs wir die Künstler nennen sollen, deren Genie sich nicht über diese Sphäre hinwegschwingt, nachdem wir mit Stillschweigen bei der Klasse von Malern vorübergegangen sind, die ihr Talent im Grotesken, im Darstellen der niedrigsten Gewerbe des Lebens, oder in der Nachahmung einer Natur suchen, die der Zeit und der Kräfte des Künstlers unwürdig ist. England hat seinen *Stubbs*, dessen Talent in lebendiger Schilderung der Thiere nie übertroffen, und selbst von unserm *Ridinger* nicht erreicht worden ist. Sein Tiger, seine kämpfenden Rosse und Stiere, sind hinreichend ihn zu verewigen, wenn auch nicht jeder Liebhaber des Pferderennens die sprechendsten Abbildungen seiner Lieblingsrenner, von ihm gemalt, in seinen Zimmern aufbewahrte. *Gilpin*, dessen Houynhms und Yahus nach Dr. *Swifts* bekannter Satire, wir bereits angeführt haben, verdient diesem Meister, hauptsächlich was die charakteristische Schilderung der Pferde betrifft, an die Seite gestellt zu werden. *Elmer* malt wildes und zahmes Geflügel mit einer Treue, die den

Niederländischen Malern in diesem Fache auf dem Fuſse folgt, und die Deutsche, *Marie Moser*, ein Mitglied der königlichen Akademie, die sich aber von Jugend auf in England gebildet hat, besitzt in Blumenstücken eine bewundernswürdige Gabe der täuschenden Darstellung. Die geschmackvollen Dekorationen einiger neuen Zimmer im königlichen Pallast zu Windsor sind von ihrer Hand. Ihre Figuren hingegen, zu denen sie von Zeit zu Zeit immer wieder zurückkehrt, sind ihr jederzeit miſslungen.

Diese hier angeführten Namen, denen wir mehrere, nicht ganz unverdiente hinzufügen könnten, beweisen wenigstens, daſs die Brittische Künstlerschule auch in den kleinsten Nebenzweigen der Malerei etwas geleistet hat. Die Landschaftsmalerei endlich, wird in England ebenfalls mit groſsem Glücke behandelt, und beschäftigt daselbst eine sehr ansehnliche Künstlerzahl. Die Gröſse des Gegenstandes und das Mannichfaltige, welches man hier in einem Gemälde zusammenfassen kann, ersetzen zum Theil, was ihm an Würde abzugehen scheint. Die groſsen Phänomene der Natur erheben die Seele des Zuschauers; und groſs ist auch *der* Künstler, der, wenn er nicht den edleren Gegenstand der Kunst, die allumfassende Menschenvernunft, durch ihre Hülle leuchten zu lassen vermag, wenigstens das Regen der allgemeinen Lebenskraft im Weltall anschaulich zu machen weiſs. Was bei der Darstellung der menschlichen Natur uns fehlerhaft dünkt, das Haschen nach Wirkung mit Hintansetzung der Korrektheit im Umriſs, wird in der Landschaftsmalerei das Wesentliche der Kunst. Der Landschaftsmaler schildert nur unbestimmtere formlose Gegenstände, oder solche, deren bestimmtere Form durch die täuschende Ferne verloren ging. An ihre Stelle setzt er Zeichen, deren Illusion das Auge in der Natur schon kennen lernte, die es zu entziffern, und unter denen es, wie das Ohr unter den Lauten der Sprache, die Wesen der Natur zu verstehen weiſs. Vielleicht also, weil hier alles Manier, oder künstlerische Zeichenschrift bleiben muſs, gelingt es den Brittischen Künstlern, den Ausdruck der Natur so glücklich nachzubilden, und die geschäftige Phantasie des Zuschauers durch Schilderungen, die sie sich ausmalen oder in deren Mitte sie sich hineinträumen kann, zu fesseln und zu ergötzen. An die Namen berühmter Englischer Landschaftsmaler können wir indessen nicht denken, ohne zuvor einen Ausländer anzuführen, der seit vielen Jahren in London wohnt, und wo nicht die *erste* Stelle, doch unstreitig *eine* der ersten in diesem Fache behauptet. Der Elsasser *Loutherbourg* gehört in der That zu den genievollesten Künstlern, die es jemals wagten, die Natur im Groſsen zu kopiren. Er war mit allen zu diesem Fache erforderlichen Anlagen und Talenten, vor allem aber mit einer hohen komischen Laune begabt, welche seinen Werken auch den Beifall derer erwarb, die für die höhere Schönheit seiner Gemälde keinen Sinn zu haben schienen. Daſs die äuſserste Reitzbarkeit gegen jedes Miſsverhältniſs, ohne welche jenes schnelle Auffassen des Lächerlichen nicht gedacht werden kann, in Absicht seiner selbst plötzlich verschwinden konnte, als er im Jahr 1788 ganz unvermuthet die Rolle eines Wunderthäters zu spielen, und Taube und Blinde zu heilen begann, gehört zu jenen seltsamen und zugleich schaudervollen Erscheinungen der menschlichen Natur, deren Vervielfältigung in unseren Tagen uns belehrt, wie nahe die stärkste Spannung des Nervensystems an den Wahnsinn gränzt, und wie traurig das Loos des denkenden Wesens ist, welches befürchten muſs, indem es seinen kühnsten Flug nun wagt, aus seiner leichten Sphäre zu stürzen, und ein Spott der verächtlichen Menge zu werden, über deren Häuptern er einst so hoch empor schwebte!

Den verstorbenen *Gainsborough* haben wir bereits als einen verdienstvollen Landschaftsmaler genannt. Seine Landschaften hatten das Gepräge einer in diesem Fache nur an groſse Gegenstände gewöhnter Phantasie, und waren mit der ihm eigenen Leich-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

tigkeit und Einfachheit gemalt. Des bereits früher verstorbenen *Wilsons* Talente vererbten sich auf seinen Schüler *Hodges*, und wucherten bei ihm. Den Grund zu seinem Ruhme legte er durch seine Weltumschiffung mit *Cook*, und befestigte ihn durch einen langen Aufenthalt in Bengalen, nach dessen Endigung er im vorigen Jahr unter die Zahl der Akademisten aufgenommen ward. Auf der langen Seereise um die Welt und auf der Fahrt nach Indien ward er mit dem Anblick des Oceans bekannt, und lernte ihn in allen seinen Gestalten schildern. In seinem Gemälde für *Boydells* Gallerie hat er diese Kenntniſs benutzt, um die schaurige Scene lebhaft zu versinnlichen, wo Antigonus in *Shakspeare's Winter's Tale* das Kind und den Bären findet. Die Figuren in diesem Stücke sind von *Hamilton*. Ein Italienischer Künstler, der in Seestücken eine bewundernswürdige Stärke zeigt, *Domenico Serres*, ist durch seinen langen Aufenthalt in England gleichsam naturalisirt; was *Vernet* in der Französischen Schule war, ist *Serres* in der Englischen. Die Rückkehr des Königs von Neapel, von einer Seereise hat unter andern groſse Verdienste. Das Meer wimmelt von Schiffen und Fahrzeugen, groſs und klein, aufgeputzt in ihrer höchsten Herrlichkeit. An den Matrosen in den Booten unterscheidet man die Nationen, zu welchen sie gehören. Die allgemeine Feier; die helle unbewölkte Luft; die Durchsichtigkeit und Flüſsigkeit des Meerwassers, und der malerische Effekt eines groſsen Leuchtthurms machen dieses Gemälde zu einem der vorzüglichsten in seiner Art. *Wright* in Derby ist der Maler eines andern Elements, des Feuers nämlich und des Lichts, dessen Wirkungen er bis zur Täuschung nachzuahmen versteht. Die Girandole auf der Engelsburg zu *Rom*, der Ausbruch des Vesuv, Feuersbrünste, Gewitterscenen, Nachtstücke aller Art und von bewundernswürdigem Effekt, erheben diesen Künstler zu einem Liebling der Englischen Kenner. In verschiedenen Fächern der Landschaftsmalerei haben übrigens noch *Barret, Marlow, Farrington, Sandby, Burgeſs*, ein entschiedenes Talent; und wenn die Verdienste einer Schule nach der Anzahl ihrer Zöglinge berechnet werden könnten, so würden wir unsere Leser auf das jährliche Verzeichniſs der akademischen Schaustellung verweisen, welches mit mehreren hundert Namen wenigstens den Grad der Geschäftigkeit beweiset, worin der Geldumlauf, der Luxus, die Eitelkeit und die

Liebhaberei die Englischen Künstler versetzen.

Die Malerei und Zeichenkunst sind überdies die Lieblingsbeschäftigungen eines groſsen Theils der höheren Stände, und das Dilettanten-Verzeichniſs in England prangt mit den Namen des *Königs* und der *Königin*, der *Kronprinzessin*, der *Herzogin von Marlborough*, der *Marquise von Lothian*, der Miſs *North*, und vieler der angesehensten Personen. Immerhin mag man also beweisen, daſs die Kunst zu ihrer Vollkommenheit in England noch weit zu steigen hat, der Geschmack noch einer groſsen Läuterung bedarf, und daſs beide vielleicht, tausend mitwirkender Ursachen wegen, nicht viel höher kommen werden: so ist es wenigstens nicht mehr zu bezweifeln, daſs im Verhältniſs mit den Zeitgenossen, England allein mehr für die Aufnahme der

Malerei und Bildhauerkunst, mehr für die Bildung der Künstler selbst, und die Erweckung ihres Talents leistet, als ganz Europa zusammen. Auſser England giebt es kein Beispiel von jenen öffentlichen Denkmählern, wovon die ganze Nation, oder die ansehnlichsten Städte das Verdienst ihrer Mitbürger um den Staat verewigen. Auſser England sucht man umsonst nach Privatmännern, wie *Boydell* und *Macklin*, die mit einem regen Eifer für das allgemeine Beste ihre Kapitale daran wagen, um die Kräfte der Künstler zum Wettkampf aufzufordern, und zur Ehre ihres Volks edlere Kunstwerke hervorbringen zu lassen. Auſser England endlich findet man unter den wohlhabenden Bürgern und selbst unter dem Adel, *selten* einen Liebhaber der Kunst, der seinen Überfluſs dem guten Geschmack dienstbar machte, der mit einer

Sammlung von antiken Statuen, oder auch nur von Abgüssen, seine Villa zierte, der die Werke groſser Meister aus den schönen Jahrhunderten Italiens vom Untergang zu retten, und in seinem Pallast zusammenzustellen suchte; ja, was ungleich auffallender ist, auſser England sieht man *nie* einen Beschützer der *einheimischen* Kunst, keinen Fürsten, der die Künstler seines Landes beschäftigte, der sie zu groſsen Arbeiten aufmuntern, erhabene Marmorbilder von ihrem Meiſsel, und rührende Scenen, wo Menschengröſse Beispiel giebt und zur Nachahmung aufruft, von ihrem Pinsel fordern möchte.

Vergebens wandern unsere Künstler in das beneidete Italien; vergebens weiden sie ihre Blicke an den Wunderwerken eines *Raphael*, eines *Domenichino*, eines *Leonardo da Vinci*, eines *Giulio Romano*, eines *Michel Angelo*, eines *Bernini*, eines *Guido*, eines *Tizian*, eines *Corregio*, eines *Caracci;* vergebens studieren sie den edlen Wuchs, den gliederreichen Bau des menschlichen Körpers an jenem Volke der Sonne, wie an jenen Überbleibseln des Griechischen Meiſsels, dem Apoll im Belvedere, dem Farnesischen Herkules, dem Laokoon, der Mediceischen Venus, der Niobe und ihren Kindern: — bei der Rückkehr in ihre Vaterstadt müssen sie sich überglücklich schätzen, das Bildniſs ihres Landesherrn entwerfen zu dürfen, und mit den Porträten jetztregierender Potentaten, gleichviel nach welchem Kupferstich oder nach welchem Tabatierendeckel kopirt, seinen Audienzsaal zu schmücken. Unsern *Mengs* belohnte Don *Carlos der Dritte* von Spanien! Wer aber ruft die Namen so mancher verdienstvollen Deutschen Künstler aus der Obscurität, worin sie verschmachten, oder zu Porträtmalern hinabsinken müssen, durch Aufträge, die eines Malers würdig sind, hervor? Warum giebt uns Rom und Neapel nicht unsern *Trippel*, unsern *Hackert*, unsern *Tischbein* zurück? Weil die Vergessenheit ein härteres Loos für den Künstler ist, als die Verbannung; weil dort das Verdienst sich noch der belebenden Huld *Katharinens* der Groſsen zu erfreuen hat.

Wir haben bisher den Nationalgeschmack der Engländer in Sachen der Kunst mit aller Strenge beurtheilt, und seine Schwächen aufgedeckt. Es giebt heutiges Tages Künstler, die sich über die Sphäre der Brittischen Schule hinausgeschwungen haben; es giebt in Deutschland selbst und wie viel mehr noch in Italien! — Liebhaber und Kenner von richtigerem, ächterem Gefühl, als der groſse Künstlerhauſe in London es besitzt. Allein von Ausnahmen kann hier nicht die Rede seyn. Es kömmt darauf an, den Sinn für das Vollkommene der Kunst im Durchschnitt des ganzen Volkes, und ohne Rücksicht auf besondere Klassen, mit dem Kunstsinne des Auslands, oder namentlich (weil doch kein Volk sich jetzt so dreist wie das Deutsche Schriftstellervölkchen die Richtermine anmaſst) mit Deutschem Kunstsinn zu vergleichen. Fragen wir den Einwohner von London, welches neue Kunstprodukt seiner Landsleute ihm am besten gefällt; so wird er uns hundert für eins zu nennen wissen, die er gestern im Vorbeigehen an den Fenstern der Bilderladen begaffte: wir fragen in allen unseren Hauptstädten, und man zeigt uns die Fratzen irgend eines Taschenkalenders. Doch wir müssen billig seyn; nach unserer Periode des Nürnbergischen und Augsburgischen Geschmacks kann auch diese Spielerei schon ein Fortschritt heiſsen. Wenn Deutscher Patriotismus einst so warmen Antheil an vaterländischen Helden, Staatsmännern und Menschenfreunden nehmen wird, wie das Brittische Volk an den seinigen, dann wird auch der Name des Künstlers, der ihre Thaten oder ihre Gesichtszüge verewigen kann, denselben Grad der allgemeinen Achtung erlangen, den wir jetzt an den Zeichner fremder oder erdichteter Handlungen in den beliebten Monatskupferchen und in den Titelblättern unserer genie- witzreichen Moderomane verschwenden.

Denselben Gegenstand, welchen der Bildhauer mehreren Sinnen zugleich darstellen kann, dessen *Erscheinung* schildert der Maler dem Auge ganz allein; und hierin liegt vielleicht ein Grund, weswegen es dem ersteren so viel schwerer wird, alle Forderungen zu befriedigen. Wenigstens gilt die Analogie bei einer dritten Kunst, welche mit der Malerei in einem ähnlichen Verhältnisse steht, wie diese zur Bildhauerei, und von der es zweifelhaft ist, ob sie der Bildung des guten Geschmacks mehr Vortheil als Nachtheil gebracht haben kann. Die Erfindung, durch Abdrücke von einer Kupfertafel, auf welcher man Zeichnungen eingräbt, die Werke des nachahmenden Pinsels zu vervielfältigen, scheint in der That um so viel leichter einen gewissen Grad der Vollkommenheit zu erreichen, als bei derselben die Schwierigkeit der Farbenmischungen wegfällt, und Licht und Schatten nur als Modifikationen der allgemeinen Behandlungsart hervorgebracht werden. Was aber durch die Kupferstecherkunst an allgemeiner Verbreitung der Hauptideen des Malers gewonnen werden mag, das, und noch mehr, verliert man wieder, sobald die leichte und wohlfeile Befriedigung der Dilettanten durch gutgestochene Blätter sie gegen das höhere Verdienst des Malers gleichgültig macht, oder wohl gar, wie jetzt, zumal in England, so häufig der Fall ist, den Maler zwingt, nur mit Rücksicht auf den Grabstichel zu arbeiten, und nur von diesem die Verewigung seines Namens zu hoffen. England ist jetzt der Hauptsitz der Kupferstecherkunst, indeſs die Spuren ehemaliger Präeminenz in diesem Fache sich allmählich bei andern Völkern verlieren, und Deutschland erst anfängt, sich von neuem darin hervorzuthun. Durch den ungeheuren Vertrieb der Englischen Kupferstiche, so wohl in als auſserhalb Landes, erlangen wir einen anschauenden Begriff von der erstaunenden Aktivität, womit die Malerei zu diesem Endzweck in England betrieben wird, von dem Grad ihrer Vollkommenheit, von der Ausbreitung der Kunstliebhaberei über jene Insel, und von der Anerkennung des Brittischen Kunsttalents auch im übrigen Europa. Ohne die Ausländer, an deren Spitze sich *Francesco Bartolozzi* seit 1765 befindet, und ohne die Landkartenstecher zu zählen, die es in der Kunst, Buchstaben in Kupfer zu graben, den Künstlern aller anderen Nationen zuvorthun, arbeiten jetzt in England ungefähr siebzig Meister in der Kupferstecherkunst. Die Söldner der Buchhändler, die Vignettenstecher, die Subalternen aller Art, kommen hier noch, wie billig, nicht in Anschlag. Mit diesen und den Lehrlingen dürfte leicht die Zahl der Kupferstecher in England bereits auf dreihundert und darüber angewachsen seyn.

In einer so zahlreichen Zunft finden sich allerdings die sämmtlichen Schattirungen zwischen dem bloſsen Handwerker und dem wahren Künstler von Einsicht und Gefühl. Da indessen der Kupferstecher nur *nachempfinden* muſs, was die Phantasie des Malers, sein Geist und Herz, auffassen und darstellen konnte; da er eigentlich nicht zu erfinden, sondern nur mit Verstand und Wahrheit nachzuahmen hat, was bereits in seinem ganzen Zusammenhange vor ihm liegt, wobei es sodann zunächst auf die Richtigkeit des Augenmaſses, die Geschicklichkeit in mechanischen Handgriffen, auf anhaltenden Fleiſs und stets gespannte Aufmerksamkeit ankommt: so begreift man leicht, daſs es der Betriebsamkeit des Britten vor andern gelingen müsse, in dieser Kunst den Gipfel der Vollkommenheit zu ersteigen, sobald die Früchte der Anstrengung erringenswerth sind. Dieses müssen sie aber wohl in einem Lande seyn, wo *Bartolozzi* für eine einzige Platte eine Summe von 6000 Rthlr. erhielt, die so mancher Deutsche Künstler und Gelehrte zufrieden wäre, seine ganze Habe zu nennen.

Bartolozzi ist unstreitig einer der gröſsten und zugleich der fleiſsigsten Künstler in diesem Fache; gleich vortrefflich in mehreren Manieren, und im Zeichnen so geübt, daſs nicht selten die Mängel des inkorrekten Gemäldes, nach welchem er arbeitet, unter seiner Behandlung im Kupferstich verschwinden, oder wenigstens gemildert erscheinen. Durch die groſse Anzahl der von ihm gebildeten, geschickten Zöglinge verdient er mit Recht ein Stifter der Englischen Kupferstecherschule genannt zu werden; auch gehört er zu den ältesten Mitgliedern der königlichen Kunstakademie. Seine Talente sind unter Kennern und Liebhabern auſserhalb England hinlänglich bekannt; wir wollen uns also nur begnügen, einige seiner neuesten Werke anzuführen, die er entweder ganz allein, oder zum Theil mit Hülfe seiner zahlreichen Lehrlinge vollendet hat. Das wichtigste für den Nationalstolz der Engländer ist der Tod *Chathams* von *Copley* gemalt, den wir bereits oben angeführt haben: ein sehr groſses Blatt, dessen gute Abdrücke schon jetzt mit hundert und funfzig Thalern das Stück bezahlt werden. Mit dem Stich der historischen Gemälde desselben Meisters in Guildhall, welche den Entsatz von Gibraltar betreffen, ist er noch jetzt beschäftigt. Auſserdem aber lieferte er im vorigen Jahre noch die Bildnisse des Lords *Lansdowne* und *Ashburton*, dieses nach *Reynolds* und jenes nach *Gainsborough*; den Tod des Sir

Phi-

Philipp Sydney nach einer Zeichnung des verstorbenen *Mortimer;* zwölf geätzte Blätter nach Skizzen von seinem verstorbenen Freunde *Cipriani;* zwey Scenen aus *Fieldings* Roman, Joseph Andrews, nach *Hearne;* *Edward* den *Prinzen von Wallis,* der seinem Vater König *Edward dem Dritten,* seinen Gefangenen, den König von Frankreich nach der Schlacht bei Poitiers vorstellt, und die erste Niederlassung der Sachsen in Brittannien unter *Vortigern* und *Rowena,* beide nach *Rigauds* Gemälden; ferner das Bildniſs Lord *Heathfields* und fünf kleine ovale Porträte von bekannten Personen. Ferner übernahm er noch den Stich des Hamiltonschen *Kemble* in der Rolle Richards des Dritten, des Bacchus, der die Nymphen lehrt, nach der *Angelika Kauffmann,* und neuerlich das Bildniſs der Mrs. *Billington* nach dem nunmehr vollendeten Gemälde des Sir *Joshua Reynoldt.* Allein es ist Zeit, daſs wir einige der berühmtesten Englischen Kupferstecher nennen, einen Sir *Robert Strange*, den der König im vorigen Jahr zum Ritter schlug, einen *Woollet* unsterblich schon allein durch seinen nach *Wests* Gemälde gestochenen Tod des General Wolfe; ferner *Sharpe*, *Hall*, *Sherwin*, *Byrne*, *Pouncy*, *Basire*, *Caldwall*, *Simon*, *Ogbourne*, *Legatt*, *Fittler*, u. a. m., die sich des Grabstichels und Scheidewassers bedienen.

Von der sogenannten schwarzen Kunst oder *Mezzotinto*, die man mit mehrerem Rechte die *Englische Manier* zu nennen pflegt, indem sie vorzüglich von Englischen Künstlern gewählt und vervollkommnet worden ist, bleiben die Werke des *John Raphael Smith*, der beiden *Green*, und der Kupferstecher *Dixon*, *Dickinson*, *Facius*, *Pether*, *Jones*, *Watson*, *Pollard*, *Earlom*, *Burke*, *Collyer*, *Dupont* und *Hayward* vortreffliche Monumente. In *Acquatinta* oder der neuen Erfindung, getuschte Zeichnungen im Kupferstich nachzuahmen, steht *Sandby* unerreichbar an Weichheit und trefflich nüancirtem *Chiaroscuro*. Der Maler *Barry*, der Kupferstecher *Jukes*, die Geschwister *Green* und kürzlich Mrs. *Prestell*, haben sich ebenfalls mit gutem Erfolg darin versucht. Von der letzteren hat man einige Blätter, welche *Cooks* dritte Reise erläutern, nach Zeichnungen des Schweizerischen Künstlers, *Weber*, der ihn auf dieser letzten Fahrt begleitete. *Gilpins* herrliche Aussichten in Westmoreland, in Schottland, und an den Ufern des Wyeflusses, sind ebenfalls in dieser angenehmen Manier. Die punktirte Kupferstecherei, das *Opus mallei*, ist vorzugsweise in den

Händen Englischer Künstler. Man erinnert sich hier gewiſs der schönen Arbeiten, die der unglückliche *Ryland* nach den gefälligen Bilderchen der *Angelika* zu verfertigen pflegte. Die vorhin erwähnten sechs Pastellgemälde von *Downman* konnten nicht gröſsere Bewunderung erregen, als die darnach vollendeten Kupferstiche in dieser Manier, wo *Bartolozzi*, *Burke*, *Collyer*, *Tomkins* und Miſs *Karoline Watson* mit einander einen rühmlichen Wettstreit hielten, und sich selbst zu übertreffen schienen. Unter den kürzlich erschienenen Kupferstichen können wir ein schönes Blatt von *Young* nicht unberührt lassen, welches eine Scene aus *Garricks* kleiner Posse *Lethe* nach *Zoffanis* Gemälde darstellt, und worin der Schauspieler *Parsons* in seiner komischen Karikatur erscheint. *Duponts* Bildniſs von Lord *Rodney*, nach *Gainsboroughs* Gemälde; die Schauspielerin *Siddons* von *Hayward* nach *Reynolds*, *Sharps* Porträt des berühmten Wundarztes *John Hunter*, und ein Blatt desselben Meisters nach *Michel Angelo*; *Halls*, *Collyers* und *Sharps* drei Ovale nach *Stothard*, welche sich auf den Roman, *the Sylph and Emma* beziehen; *Greens* Königin *Eleonora* oder die Geburt Edwards, des ersten Prinzen von Wallis, und dessen Königin *Philippa*, welche für die Bürger von Calais bittet, ein paar treffliche Stiche in schwarzer Kunst; *Earloms* zwölf Blätter nach *Cipriani*; *Stapiers* Cleopatra auf dem Cydnus, dem Mark Anton entgegen schiffend; die niedlichen Aussichten von Englischen Landhäusern, von *Angus*; die Schraffirungen nach seltenen Zeichnungen in Irelands Sammlung; *Burkes* Prinz von Wallis nach *Cosways* Miniaturgemälde, und die von *George Townley*

Stubbs nach dem berühmten Maler *Stubbs* vortrefflich gearbeiteten kämpfenden Rosse und Stiere, verdienen unter anderen Produkten der neuesten Kunst erwähnt zu werden. Um den Begriff von der Kunstliebe der Engländer, insbesondere für Kupferstiche, zu ergänzen, denke man sich noch den Luxus dieser Nation in den Verzierungen ihrer Bücher hinzu; man erinnere sich an *Bells* prächtige Ausgabe des *Shakspeare*, an welcher *Cipriani* mit andern geschickten Malern, und *Bartolozzi* mit den besten Kupferstechern gearbeitet haben, und man betrachte endlich noch die Kupferstiche, welche mit *Cooks* Reisebeschreibungen erschienen, diese Denkmähler der Pracht und Grofsmuth des Brittischen Volkes.

Was die Kupferstecherkunst für die Vervollkommnung der bildenden Künste Nachtheiliges wirkt, indem sie ihnen die Aufmunterung des Publikums entzieht, müssen wir um des Vortheils willen, daſs sie den Geschmack an besseren Kompositionen allgemeiner verbreitet, schon hingehen lassen. Allein die geschäftige Industrie bleibt freilich nicht immer in diesen Gränzen stehen; oft, vor lauter Begierde, sich nach dem Eigensinne der Mode zu bequemen und zugleich des eigenen Vortheils wahrzunehmen, verfällt sie auf Erfindungen, welche nicht einmal jene Entschuldigung für sich haben, und vielmehr dem Kunstgefühl Vernichtung drohen. Zu diesen Miſsbräuchen gehört das in England jetzt so gewöhnliche Gewerbe, die Kupferstiche mit Oel- oder Wasserfarben zu illuminiren; und irren wir nicht sehr, so dürfte die wichtige Erfindung des Quakers *Joseph Booth*, Oelgemählde um einen wohlfeilen

Preis zu vervielfältigen, die eine so genannte *polygraphische Societät* dem Publikum nicht dringend genug empfehlen kann, und wovon sie die Proben bereits zum drittenmal zur Schau gestellt hat, der ächten Kunst eben so wenig Vortheil bringen. Dieser *Polyplasiasmus*, wie man ihn nennt, wird mit Hülfe des Pantographs bewerkstelligt, und zuletzt wird jede Copie mit dem Pinsel aus freier Hand retouchirt und vollendet. Man beruft sich dabei laut auf das Zeugniſs der Kenner, die das Original von dem Abdruck nicht haben unterscheiden können, ohne zu bedenken, daſs man nach einem solchen Ausspruch berechtigt wäre, entweder den Scharfsinn dieser vermeinten Kenner, oder den Werth der so vervielfältigten Originale in Zweifel zu ziehen. Daſs die gekleckten Sudeleien manches Artisten, wo es auf das mehr und weniger der hingeworfenen Farbenmassen nicht ankommt, auch in der Kopie noch ihren Ausdruck und ihre Wirkung, wenn es anders erlaubt ist, diese Worte hier zu miſsbrauchen, unverändert beibehalten können, läſst sich begreifen; allein wir möchten den *Corregio*, den *Tizian*, den *Vandyk* wohl sehen, den die Gemälde-Fabrik des Meister *Booth* geliefert hätte.

Nicht viel reitzender ist die Aussicht, welche die in England so beliebte Karikatur eröffnet. Wenn die Künste, zufolge einer glücklichen Allegorie des Philosophen *Hemsterhuis*, ihren Ursprung den Göttern verdanken, die sich mit den Seelen der Sterblichen vermischen, so entsprang gewiſs, wie er sehr schön hinzufügt, dieses traurige Talent, den Mängeln und Verunstaltungen der Natur nachzuspüren, und die Bitterkeit des Herzens an

Ungeheuern zu weiden, aus der unzüchtigen Umarmung irgend einer stygischen oder ägipanischen Gottheit. Die Satire des Malers ist zwar mit der des Dichters genau verwandt, und in England flieſsen beide aus jener glucklichen Verfassung, wo jedweder Bürger ein lebhaftes Interesse an den politischen Auftritten nimmt, und die Handlungen der Diener des Staats ein Gegenstand der strengſten öffentlichen Sichtung bleiben müssen. Allein es giebt dessen ungeachtet einen sehr wesentlichen Unterschied zwischen beiden Gattungen der Satire. Mit der dichterischen verträgt sich die höchste Vollkommenheit der Kunst: die Elemente, aus welchen sie ihre Bilder zusammensetzt, sind logisch richtig; ihre Anordnung kann rhytmisch und sonst poetisch schön und vollkommen seyn. Die zeichnende Satire hingegen beleidigt die Grundregeln der Kunst durch jeden unedlen oder verzerrten Zug; sie sündigt wider das Ebenmaſs, wider die Schönheit, wider ein jedes Gefühl, das den Urstoff zu diesen Begriffen in sich trägt. Betrachtet man sie auch in ihren heilsamen Wirkungen als eine Geiſsel, welche die Thoren züchtigt und den Verbrecher den Lohn seiner Unthaten anticipiren laſst, so hat sie doch auch hierin den groſsen Fehler, daſs sie in ihren Strafen kein Verhaltniſs beobachtet, und beide, den Gegenstand, den sie belächeln, so wie jenen, den sie zertreten sollte, nur verächtlich macht. Endlich, wie ein jeder Miſsbrauch zur ergiebigen Quelle des Uebels wird, so bringt auch dieser das Ungeziemende in seinem Gefolge, daſs die tadelhaſte Handlung von der Person nicht getrennt, ja jene nur vermittelst dieser geschildert werden kann, wodurch Satire sich unfehlbar in Pasquill verwandelt.

Wenn man, gerüstet mit dieser Theorie, sich in das Gewühl der Menschen wirft, die vom frühen Morgen bis in die Nacht die Straſsen der larmenden Hauptstadt durchströmen; wenn man sie um die Kupferstichladen zu allen Stunden des Tages in groſsen Haufen, die sich immer wieder ergänzen, versammelt sieht, um die neuesten Erfindungen eines *Bunbury* oder *Gillray* anzugaffen; wenn man endlich der Versuchung nachgiebt, mit prüfendem Blick den Gegenstand zu betrachten, der das geschäftige Volk in seinem raschen Gange aufzuhalten und hier zu fesseln vermag: alsdann, — welcher Zauber ist es, der plötzlich die Falten der Stirne zertheilt, und Aug' und Mund zum Ausdruck des heiteren Wohlgefallens spannt? Dem treuherzigen Volk und dem schalkhaften Satyr des Künstlers möchte man zurufen, daſs sie sich immerhin an diesen Ausgeburten des leichtfertigen Witzes und der gutmüthigen Laune ergötzen dürfen. Die heilsame Erschütterung des Zwerchfells scheint die Hauptabsicht der Englischen Karikatur zu seyn, wodurch die Sittlichkeit und selbst die Kunst wohl schwerlich mehr gefährdet werden, als durch Harlekins und Pantalons Erscheinung auf der Bühne, und deren Macht, die Lache des wohlgenährten Volkes zu erregen. Bei einem ärmeren Blut, schärferen Säften, bitterer Galle, bleibt dieses Mittel unwirksam, und der Witz schal, der nicht von Bosheit trieft. Es giebt allerdings auch boshafte Englische Karikaturen; allein diese sind für den Horizont eines kleinen leidenschaftlichen Kreises berechnet, und befriedigen nicht den allgemeinen Geschmack. Die jetzigen Satirenzeichner liefern auch gewöhnlich keine absichtliche Sittengemälde in *Hogarth's* Manier, wo Beobachtungsgeist und Kenntniſs des Herzens reichen Stoff zum Nachdenken geben. Sie suchen vielmehr den Ereignissen des Tages, die jedermann im Munde führt, eine lustige Seite abzugewinnen, und mit dieser nähren sie noch einen Augenblick länger die gute Laune des gemeinen Mannes. Der Franzose, welcher bei dem Faustkämpfer *Humphries* eine Lehrstunde nimmt, ist zum Beispiel ein Entwurf, der die *vis comica*, welche auf Brittische Nerven wirken soll, in vollem Maſse enthält. Der Redner *Burke* mit einer magischen Laterne, ist ein anderer glücklicher Einfall. Hier zeigt er zweien Lords einen Bengalischen Floh zum Berge vergröſsert, und mehrere geringfügige Gegenstände in Ungeheuer verwandelt, in Anspielung auf die Hyperbolen seiner Anklage des ehemaligen Generalgouverneurs *Hastings*. Die Minister und ihre Handlungen sind aber das Hauptziel, wogegen diese Pfeile des Künstlerwitzes gerichtet werden; vorzüglich ist man in abentheuerlichen Vorstellungen des Staatsministers *Pitt*, und des bekannten Oberaufsehers der Ostindischen Compagnie, *Dundas*, beinahe unerschöpflich. Man hat es immer bemerkt, daſs der Kitzel welcher den Witzling antreibt, seine Einfälle an Mann zu bringen, sich durch die Erwägung des Schicklichen nicht zügeln läſst; über den Sinn für das Lächerliche geht das Gefühl der Menschlichkeit oft verloren. Die häufigen Karikaturen, welche während der Krankheit des Königs erschienen, und den Partheigeist auf die unanständigste Weise nährten, sind neue Beläge dieses Satzes. Wie verächtlich wird die Moralität eines Menschen, der die Zerrüttung der Organisation mit ihrem Miſsbrauche verwechseln, und über jene nicht weniger als über diese spotten kann! Um den ächten Gehalt des Witzes dürfte es auch dann etwas miſslich stehen, wenn die Vorstellungen bis zur Länge von sechs Fuſs gedehnt werden, wie es mit dem sogenannten langen Menuet, dem Cotillon, und der Fortpflanzung der Lüge der Fall ist. Diese Stücke enthalten zwar eine launigte Darstellung von Charakteren, die der Natur treu nachgezeichnet sind; allein auf den ungeheuren Dimensionen der Platte kann nur der Müſsiggänger aus langer Weile ein Treibjagen nach lustigen Einfallen anstellen. Daſs der Erfinder dieser Karikaturen, *Bunbury*, ein Gentleman ist, der als Dilettant bloſs für seinen Zeitvertreib ar-

bei-

beitet, entschuldigt im Grunde wenig. Wenn *Englefield*, ein bekannter Zeichner und Kupferstecher, der das Unglück hatte, ohne Arme und Beine geboren zu werden, etwas in seiner Art Unvollkommenes lieferte, so wäre es ihm eher zu verzeihen. Dieser arme Mensch verdiente noch unter den Beispielen der Brittischen Industrie erwähnt zu werden, da eine besondere Stärke des Geistes dazu gehört, bei einer so verunglückten Organisation sich lieber Fertigkeiten zu erwerben, als von der Schaustellung seines Körpers leben zu wollen. Wie weit müſsten es gesunde, vollkommen gebildete Menschen nicht bringen, wenn der Trieb sie beseelte, der in diesem Krüppel so mächtig ward?

Die Gränzen der Perfektibilität, sagt ein vortrefflicher Deutscher Schriftsteller, kennen wir so wenig, als die der Anlagen im Menschen; und man könnte hinzufügen, oft kommt es nur auf die rechte Triebfeder an, so beginnt eine bis dahin schlafende Kraft zu wirken. Noth, sagt das Sprichwort, ist die Mutter der Erfindung; aber Begierde ist ihre Amme, und Leidenschaft ihre Erzieherin. Dies ist auch der Gang der Industrie. Ist ihr erster Endzweck, die Erhaltung, erreicht, so erwacht erst ein höheres Bestreben, und dieses füllt allmählich die ganze Seele, je näher es dem Ziele kommt. Nirgends erscheint aber die Industrie unter so mancherlei Gestalten als in London, auf dem groſsen Schauplatz, wo die seltensten Fähigkeiten sich entwickeln und zur Reife gelangen. *Eine* Gattung, die wir hier im Sinne führen — denn sie veranlaſste diese Reflexionen — ist die im vorigen Jahre verschiedentlich wiederholte Schaustellung von musikalischen Kindern. Der junge *Crotch* aus Norwich machte bereits im Jahr 1777 großses Aufsehen. Jetzt erschienen zu gleicher Zeit zwei Brüder, Namens *Bryson*, aus Newcastle gebürtig, von denen einer fünf, der andere nur zwei Jahre alt war, als Virtuosen auf der Orgel und dem Pianoforte. Der ältere besaſs dabei im Dambrett eine solche Stärke, daſs wenige Spieler in London sich mit ihm messen konnten. Einige Monate später trat aber eine kleine dreijährige Miſs *Hoffmann* auf, die alle ihre Vorgänger übertraf. Sie war Meisterinn auf dem Flügel, dem Pianoforte und der Orgel, und berührte diese Instrumente mit der Delikatesse (sagt unsere Urkunde) eines *Haydn* oder eines *Just*. Wenn auch dieses Lob ein wenig übertrieben wäre, so ist es doch immer merkwürdig genug, daſs sie die schwersten Stücke ohne Anstoſs spielte, zu einer Zeit, wo sie kaum erst sprechen gelernt hatte. Vielleicht würden diese Beispiele von musikalischen Kindern noch häufiger vorkommen, wenn die Hoffnung, etwas damit zu gewinnen, die Aufmerksamkeit der Erwachsenen mehr darauf richtete. Oder giebt es irgend einen geheimen Kunstgriff, den Kindern die Tonkunst anzuzaubern, der nur den Eingeweihten bekannt ist; etwa eine *musikalische Desorganisation?*

Wie das Wohlgefallen an der *Musik* in einem gebildeten Volke zum herrschenden Geschmack und sogar zur Leidenschaft werden könne, ist schon begreiflicher. Nie hatte diese Kunst in England eine glänzendere Epoche. *Händels* Gedachtniſsfeier, die einer Apotheose nicht unahnlich sieht, die Italienische Oper, die groſsen Musiken im Pantheon, alles ist prächtiger als je zuvor; und mit dem Herzoge *von Bucking-*

ham hat sich der Enthusiasmus auch über Irland verbreitet. Man ist bereits verwöhnt genug, um kein Concert mehr hören zu wollen, wo das Orchester nicht wenigstens aus dreihundert Künstlern besteht. Dem Sänger *Marchesi* zahlten die Entrepreneurs der Italienischen Oper für einen Winter funfzehnhundert Pfund Sterling, nebst dem Gewinn einer Vorstellung, freiem Tisch und freier Equipage. Die *Mara* und die *Storace* wurden verhältniſsmäſsig eben so königlich von diesem Volk von Königen belohnt. *Noverre* erhielt zum erstenmal in England das daselbst ganz ungewöhnliche Zeichen des Beifalls, daſs er vom Publikum herausgerufen ward, nachdem *Vestris* sein neues Ballet, Cupido und Psyche, getanzt hatte. Diese Symptome zeugen von etwas mehr als bloſser Modesucht: sie bezeichnen uns den Reichen und Groſsen, der Langeweile hat, und die Spannung einiger Augenblicke nicht theuer genug bezahlen kann; sie schildern die unnatürliche Weichlichkeit, zu welcher die Völker auf der höchsten Stufe der Kultur, durch Ueppigkeit und schwelgenden Genuſs entarten. Es ist wahr, wir empfinden mit dem Ohre, wie mit dem Auge, Harmonie der Töne wie Harmonie der Farben und Gestalten; das Vollkommene dringt in unsern innersten Sinn, und verschmelzt sich mit ihm, gleichviel durch welches äuſsere Werkzeug es aufgefaſst ward. Dennoch sind wir unabhängiger durch das Gesicht, als durch das Gehör; denn das Auge erfaſst einen mannichfacheren Umfang von bestimmteren Verhältnissen der Dinge, und mit Hülfe desselben dringen wir gleichsam tiefer in ihr Wesen hinein. Die Erschütterungen durch das Gehör sind auch in demselben

Maſse gröber und unbestimmter, als die durch die Sehenerven, wie das Medium der Luft körperlicher ist, als jenes des Lichts. Dunkle, leidenschaftliche Gefühle des Tonkünstlers berühren unser Ohr in verschiedenen Folgen von Tönen; dunkle, leidenschaftliche Gefühle widerhallen in unserem Sinn. *Plato* hielt daher die Musik für gefährlich, und insbesondere verbannte er die weiche Lydische Tonart aus seiner Republik. Minder streng als der für Tugend schwärmerische Philosoph, erkennt unser Zeitalter den Werth einer jeden Leidenschaft, und sicher in seiner Abspannung, besorgt es keine gewaltsame Wirkungen von dem Reitze der Musik. Wollüstiges, schmachtendes, hinsterbendes Girren, vorgetragen mit dem Silberton eines Entmannten; mehr braucht es nicht, um ohnmächtige Nerven zu einem schnell vorüberfliehenden Entzücken zu kitzeln.

Diese Musik wird indessen verhältniſsmäſsig nur von Wenigen geschätzt; der allgemeine Geschmack ist männlicher, und die Vorliebe für *Händel* beweist es schon. Das Volk in England ist nicht musikalisch, und seine Nationalmusik, wenn anders die Gassenlieder dahin gerechnet werden dürfen, ist keinesweges zu rühmen. Seit der Einführung der Deutschen und Italienischen Musik fehlt es zwar nicht an gründlichen Kennern, wovon der bekannte Dr. *Burney* als Beispiel genannt werden kann; allein die einheimischen Tonsetzer sind noch selten, und eben nicht sehr berühmt. Wenn man bedenkt, durch welche Aufopferungen von mehr als Einer Seite dieser Ruhm mehrentheils errungen wird, so steht man wenigstens an, ob man den Britten über diesen Mangel Vorwürfe machen, oder ob man ihnen dazu Glück wünsehen soll. Die Namen *Arne*, *Shields*, *Dibdin*, *Arnold*, *Jackson*, sind indessen nicht ohne musikalisches Verdienst, und es giebt unstreitig mehrere Künstler in diesem Fache, deren Kompositionen auch vor ausländischen Richtern Gnade finden würden. An musikalischen Seltenheiten fehlt es nicht; *Billington* setzte *Youngs* Nachtgedanken in Musik, und ein zweiter Tonsetzer, dessen Excentricität anderweitig bekannt ist, der reisende *Twiſs*, beschenkte das Publikum mit zwölf neuen Tänzen, die so possierlich wie ihre höchstpossierlichen Ueberschriften lauten. Bei der allgemeinen Sitte, die Musik als einen Theil der guten Erziehung anzusehen, konnte es auch nicht fehlen, daſs sowohl Sänger und Sängerinnen, als auch Virtuosen auf verschiedenen Instrumenten sich in England bildeten, die zuweilen den Ausländern zu die Seite gesetzt zu werden verdienen. *Harrison* durfte sich im Pantheon neben *Marchesi* hören lassen; *Kelly* und Mrs. *Billington* werden in ganz London mit Entzücken genannt; *Linley* behauptete seinen Platz unter den geschicktesten Violinisten, und *Crosdill* ist Meister auf dem Violoncell.

Die schwärmerische Neigung des Adels zur Italienischen Musik, verbunden mit der Prachtliebe, die sich jetzt auch bei der Verzierung der Hauptstadt mit ansehnlichen Gebäuden geschäftig erweiset, führten vor einiger Zeit zu einem grofsen Entwurf, ein neues Opernhaus zu erbauen. Der Adel hatte bereits, wie man versichert, fünf und zwanzig tausend Pfund Sterling dazu subskribirt, als das bisherige Gebäude ein Raub der Flammen ward, und die Unmöglichkeit, die Vorstellungen fortzusetzen, jenen Plan für jetzt wieder zernichtete. So glänzend das Zeitalter eines *Jones* und *Christoph Wrens* für die *Baukunst* in England gewesen ist, so scheint sie doch noch jetzt mit glücklichem Erfolg daselbst studirt zu werden. *Wyatt*, der Architekt des Pantheons, die Gebrüder *Adam*, Sir *William Chambers*, der den neuen Sommerset-Pallast erbaute, *Dance*, *Taylor*, *Carr*, *Sandby*, *Dawkins*, *Hurst*, *Payne* und einige Andere sind durch ihre Werke in- und außerhalb London als Männer von Geschicklichkeit und Einsicht bekannt. Einer von diesen Künstlern, Sir *Robert Taylor*, starb im November des letztverflossenen Jahres. Er war anfänglich ein Bildhauer, und man zeigt mehrere Stücke von seiner Arbeit, unter andern die Bildsäule der Britannia in der Bank von England, und ein Basrelief im Fronton des Mansionhauses. Als Baumeister erwarb er sich aber weit gröſseren Ruhm und zugleich ein Vermögen von hundert und achtzig tausend Pfund Sterling (mehr als eine Million Rthlr.) Die geschmackvollen Zusätze zum Bankgebäude sind sein gröſstes, und Asgills Villa zu Richmond sein schönstes Werk.

Das Parlament sorgt zuweilen selbst für die Verschönerung der Stadt durch die Baukunst; noch kürzlich bewilligte es 6000 Pfund Sterling zur Reparatur der von *Jnigo Jones* erbauten kleinen Paulskirche in Conventgarden. Zu gleicher Zeit erneuerte die Stadt London ihr altes Rathhaus, Guildhall, jedoch mit Beibehaltung der gothischen Architektur, aus Ehrfurcht für das graue Alterthum. Das Mausoleum des *Marquis von Rockingham*, welches ihm jetzt auf seinem ehemaligen Landsitze Wentworth errichtet wird, ist eins der schönsten Gebäude des Baumeisters *Carr*, und von vortrefflichem Effekt. Auf ein Dorisches Erdgeschoſs folgt das mittlere Korinthische, und über diesem auf zwölf Römischen Säulen die Kuppel. Inwendig hat es zu ebener Erde ein Gewölbe auf zwölf Dorischen Säulen ruhend, mit Statüen berühmter Brittischer Staatsmänner, worunter auch die des Marquis, des Sir *George Saville*, u. a. m. befindlich sind. Im mittleren Geschosse, welches neunzig Fuſs hoch ist, steht nach antiker Art ein prächtiger Sarkophag. Ein zweites Mausoleum wird jetzt von dem Architekten *Wyatt* für Lord *Darnley* zu Cobham errichtet. London kann sich weder in Absicht der öffentlichen noch der Privatgebäude mit Italien messen; sogar Paris ist an Pallästen ungleich reicher, wenn es gleich keine Paulskirche aufzuweisen hat.

Allein der Brittische Adel glaubt sich nur auf seinen Gütern zu Hause: dort sind seine Stammhäuser, seine geräumigen Wohnungen, seine Palläste; und nie prangte eine so kleine Insel in allen ihren von der Hauptstadt entfernten Gegenden mit so zahlreichen Landhäusern, wo Pracht und Eleganz sich zur Bequemlichkeit gesellen, wo der Eigenthümer, ermüdet von den lärmenden Lustbarkeiten des Winters, mitten in einer schönen Natur die süſseren Vergnügungen des Landes genieſst, und wo der abgespannteste Wüstling sich mit der einfachen Bestimmung der Menschheit wieder aussöhnt, oder wenigstens die Sommermonate hindurch seinen Geist neue Kräfte sammlen läſst, um sie den nächsten Winter desto glänzender zu verschwenden.

Dieser Gedanke, das Land für die rechte Heimath anzusehen, scheint das seinige zur Erhaltung jenes *public spirit* beizutragen, den die freie Verfassung geboren hat, und der ohne einen lebhaften Sinn für alles Edle und Gute nicht gedacht werden kann. Aus diesem Sinn entspringt die Vermählung der Kunstliebe mit dem Gefühl für Vaterlandsehre, wodurch man sich zuweilen noch in England über alle Bedenklichkeiten des Eigennutzes hinwegsetzt, um vaterländisches Verdienst zu krönen und Beispiele zur Nachahmung aufzustecken. Rührende Vereinigung des sittlichen mit dem sinnlichen Schönen! Wie viele Züge von menschlicher Vollkommenheit und Gröſse gehen nicht aus ihr hervor, die man im Lande der Freiheit allein bewundern kann! Zwar giebt es einen Gesichtspunkt, aus welchem diese Vorzüge zu unendlich kleinen Gröſsen hinabsinken. Wollen wir den Menschen als ein schwaches, inkonsequentes Geschöpf betrachten, so laſst uns nur seine Kräfte und Anlagen berechnen, das *mögliche* Ziel seiner Vervollkommnung bestimmen, und dann zürnend über ihn und seine Führer, den ungeheuren Abstand messen, in welchem er von jenem Ziele zurückbleibt. Allein dem gedemüthigten Selbstgefühl stehet es übel an, zu diesem traurigen Hülfsmittel zu greifen, um die beneidete Gröſse zu necken, und durch Herabwürdigung dessen was andere thaten, dem Bewuſstseyn des eigenen Unvermögens zu entgehen.

II.

Artistische Notizen,

in London aufgezeichnet.

1.

Shakspear Gallery.

Von auſsen hat sie eine hohe schmale Front, mit einem auf zwei Palmyrenisch-Ionischen Pilastern ruhenden Fronton. Die groſse Füllung zwischen den Pilastern bleibt noch für die Gruppe von *Banks*. Unter den Pfeilern zu beiden Seiten sieht man eine Leier *en Basrelief*, in einem dicken Lorbeerkranze. Der Eingang ist bogenförmig mit Glasthüren. Unten befindet sich ein Kupferstichladen, wo ein unermeſslicher Vorrath von Kupferstichen in Portefeuillen, oder an den Wanden in Rahmen, nebst Kopieen von Gemählden u. s. w. umher hangen, an denen zum Theil die Preise bemerkt sind. Man geht eine Treppe hinauf, und kommt in das mittelste Zimmer. Die Enfilade besteht aus dreyen von ziemlich gleicher Gröſse; sie erhalten ihr Licht von oben. Die oberen Gemälde hangen schief, um es besser aufzufassen.

Erstes Zimmer wenn man herauf kommt.

König Heinrich der Achte, Akt V. Scene 4.

OPIE. Nr. 52.

Die Taufe der Prinzessin Elisabeth.

Ein groſses Stück mit Figuren in Lebensgröſse. Cranmer ist die Hauptfigur; sie hat viel Anstand und Ausdruck, doch ist sie ein wenig zu sehr gewunden. Seine schöne Kleidung gab dem Künstler vielen Vortheil. Das Gesicht ist sprechend und beseelt, aber nicht edel; Rembrandtisch. Heinrichs Portrait, wie er war: *fühllos*, mit der linken Hand über die Brust ausgespreitzt. *Dumm* hätte OPIE ihn doch nicht machen sollen. Die Herzogin ist zwar hübsch, aber leer — wie die andern Figuren alle. Die Gruppe ist hinter einander geschichtet, breit, die Farben bunt, Licht und Schatten wenig verstanden, die Draperieen fleiſsig, und, so viel das Costume erlaubt, gut geworfen. —

Jaques, as you like it.

Akt II. Scene 1. Nr. 13. HODGES. Eine schöne romantische Landschaft. Ein Waldstrom kommt aus dunkel beschatteter Tiefe des Waldes fern herab. Vorn an einem Absturz, wo die Fluthen die Erde von den Wurzeln einer knotichten Eiche weggespühlt haben, liegt Jaques mürrisch und melancholisch. Der verwundete Hirsch geht ins Wasser; jenseits steht noch einer, in der Ferne mehrere. Laub, Licht und Schatten und Wasser sind vollkommen gut behandelt, in groſsen Massen. Das Ganze hat Einfalt und schauerliche Einsamkeit. Hinter der Eiche blickt noch eine Figur hervor. Die Thiere sind schön charakterisirt: das verwundete matt und leidend; das gesunde leichtfüſsig, horchend, und furchtsam umherblickend. Jaques ist ein roher Entwurf, doch gut harmonierend mit dem andern. Er hebt den Kopf von dem Arme, der ihn stützt, und denkt nach über das Schauspiel, das er eben betrachtete.

Beaufort.

Reynolds. Viel läſst sich für des Künstlers Arbeit sagen, wenn man sich mit seiner Wahl aussöhnen kann. Der zähneblökende Kardinal ist meisterhaft, aber abscheulich. Die Hände im Krampf sind gut gezeichnet, aber der Arm schlecht verkürzt. Der König steht so, daſs er, indem er den Arm gerade in die Höhe hebt, sein Gesicht ganz bedekt. Die zwei andern Köpfe haben viel Ausdruck. Der eine ist gerührt, und sucht ein Auge, dem er sein Gefühl des mitleidsvollen Entsetzens mittheilen kann; der andre blickt unverwandt hin, und scheint zu denken: er stirbt wie er gelebt hat. Im Schatten zwischen den Bettvorhängen über dem Kopfe des Kardinals sieht ein Teufelskopf mit zwei langen Zahnen und Satyrsohren, nebst einer Kralle auf dem Kopfküssen, hervor. Ich gestehe gern, daſs er mich in diesem gräſslichen Bilde nicht so skandalisirt, als Andere. Er gehört gewissermaſsen dazu; und da ihn die christliche Mythologie einmal hat, und selbst die Künstler verleitet, solche Süjets zu wählen, so mag er die Geschichte erzählen helfen. Vorn auf einem Tabouret liegt der Kardinalshut. Farbe, Licht und Schatten sind einfach und Rembrandtisch.

Hubert und Arthur.

Nr. 20. Das Schöne dieses Stückes ist Huberts Gesicht, das wirklich spricht, wie der Dichter ihn bezeichnete: ein für den Knaben schmelzendes Herz; die rechte Hand greift voll Schmerz die Stirn, die linke mit geballter Faust stützt sich auf den Tisch, wo Crucifix, Gebetbuch und Stundenglas schön erzählen. — Die Thür des Gewölbes ist halb offen; vorn das Feuerbecken, und die zwei Kerle, von denen einer das glühende Eisen hält. Der Knabe kniet, umfaſst Huberts Knie, und zeigt mit der Linken auf das Eisen, weint, ist aber nicht erschrocken und nicht so agitirt, wie es die Scene fordert. Daſs der Kerl mit dem Eisen knieet, ist der Gruppirung wegen gut, sonst aber ein wenig gezwungen. Die Geschichte ist übrigens sehr gut behandelt, das Costume gut beobachtet, Licht, Schatten und Farbenton sehr gut, und verständig. Eine edle Natur, gut nüancirt durch die verschiednen Klassen von Ständen. *Vandyk* fällt einem doch ein. — Johanns Brief liegt auf der Erde mit dem Namen.

Troilus und Cressida.

Von der ANGELIKA; in ihrer bekannten antiken Manier, mit allen ihren Vorzügen und Fehlern. Das Stück hat schlechte Zeichnung des Nackten. Die Wahl ist nicht gut gerathen; die gute ANGELIKA konnte diese buhlerische Scene nicht darstellen. Diomedes ist ganz verfehlt.

All's well that ends well.

Wheatley. Mit Figuren in halber Gröſse. Gar zu flüchtig, gar zu manierirt und theatralisch; eine bloſse Skizze.

Loves labour's lost.

Nr. 9. Hamilton. Auch sehr leicht traktirt und skizzenähnlich: alle Figuren im Tanzschritt, mit einem Fuſs auf der Fuſsspitze zurückstehend, Puppengesichter ohne Ausdruck: wahre moderne Schönheit.

As you like it.

Nr. 38. Von der Angelika. Kalt. Celia in Mannskleidern, ein wahrer Jüngling mit einem Weibergesicht, ein Hermaphrodit.

Romeo and Juliet.

Nr. 56. Northcote. Es war unmöglich, diese Scene ganz zu verſehlen; doch bei allen Mängeln ist hier viel, was den Beobachter freuet. Die Geschichte ist gut erzählt. Der Mönch steigt die Stufen hinab in die Gruft, stützt die Rechte auf den Spaten, und hält mit der Linken die Fackel in die Höhe, deren brennendes Ende aus dem Bilde hinaus geht. Voll ängstlicher Besorgniſs scheint er Julien sanft zu rufen. — Julie ist eben erwacht; sie liegt halb aufgerichtet auf dem linken Arm, und streckt den rechten dem Mönch entgegen. Die Todten, Romeo und Paris, hat sie noch nicht gesehen. Der letztere liegt halb im Schatten längs den Füſsen ihres Lagers. Romeo ist hingestürzt auf seine Knie; ein Arm hängt über ihrem Lager, die Hand krampfhaft geschlossen, der Kopf hinabgesunken, todt. Die Rechte hält noch das leere Giftglas; er ist also kaum erst gestorben. Julie liest im Auge des Mönches ahndend, und ist dem Künstler sehr geglückt.

Hinter ihr geht ein groſses Grab in die Höhe, und darauf liegt in völliger Rüstung mit gefalteten Händen eine Ritterfigur. Dieses Bild ist noch schöner als das von Hubert und Arthur; und so wenig auch alles ausgeführt ist, so guten Effekt thut es doch. Die Figuren (in ganzer Lebensgröſse) haben ziemliche Zeichnung; die Composition ist untadelhaft, das Colorit warm, die Draperie in einem edlen Styl. Eine Laterne auf den Stufen, (vermuthlich lieſs Romeo sie da) ist sehr gut angebracht, um Licht dahin zu bringen. REYNOLDS ist der Meister, zu dem NORTHCOTE aufblickte: das sieht man.

Nr. 43. JOSIAH BOYDELL. Heinrich der Fünfte nimmt die Krone. Aber mich dünkt, er ist ein Dieb. Ich sehe nicht, daſs er mit ihr spricht. Sonst ist das Gemälde nicht übel behandelt.

Nr. 22. Skizzenhafte Figuren in halber Groſse, in der Art wie Hamilton.

Julia.

Opie. Besser als sein Heinrich der Achte. Julie ist schön, aber elend gezeichnet; die Arme hölzern, die Draperie schlecht, das Bett ein Gesudel von Farben. Die Mutter wäre sehr gut, wenn sie nicht so wunderlich ummäntelt wäre, und so schlecht verkürzte Arme hätte; sonst ist der Ausdruck gut getroffen, wahr. Sie ist nur nicht alt genug: ein verzeihlicher Fehler; zumal bei Opie, der nicht schmeicheln kann. Die Ausführung hält in der That keine Kritik aus, und erwartet auch wohl keine. Aber wie *Shakespear* erzählt, so kann es ihm auch ein Stümper nachsagen, und es bleibt noch etwas vom ursprünglichen Gehalt.

Nr. 37. *Ferdinand and Miranda. Tempest.*

Wheatley. *Angelika's* Art und Kunst.

Nr. 29. *Lear.*

Fuessly. Es sind nicht Menschen, die dieser Künstler phantasiert, sondern Ungeheuer in halbmenschlicher Gestalt, mit einzelnen sehr groſs gezeichneten und sehr verzerrten, verunstalteten Theilen und Proportionen: ausgerenkte Handgelenke, aus dem Kopfe springende Augen, Bocksphysionomien u. s. f. Die Draperien sind nach dem Marmor kopiert, naſs, schön, aber hart, und das Nackte entweder eben so sklavisch von der Bildhauerei entlehnt, oder verfehlt.

Lear hat einen Jupiters-Bart: es ist aber Jupiter Ammon, der Kretensische, der die Ziegenbocksgestalt hat.

Nr. 34. *Hamlet.*

Fuessly. Eine einfache Composition, aber eben so übertrieben. Der Geist macht Eindruck; wäre er nur besser gezeichnet, und nähme er nicht so ungeheure Schritte. Das Mondlicht hinter ihm ist gut; sein Blick vortrefflich, das vorwärts weg gestreckte Scepter sprechend. Aber der Bart wird nicht zerwühlt vom Winde, sondern der Wind geht aus ihm hervor, und weht ihn nach allen Richtungen.

Hamlet straubt sich brav, und sein Freund halt ihn brav. *Michel Angelo* hatte in dieser Art gearbeitet und ein Meisterstück geliefert; *Füßly* ist zu extravagant, um Ausdruck, Kraft und Feuer zu erzwingen.

Nr. 3. *Merry Wives of Windsor.* Akt. I. Sc. 2.

Nr. 21. 2. *Part of Henry IV.* Akt. III.
Sc. 2.

Durno. In Rom gemahlt. *Battoni's* kalte, trockne Manier nachgeahmt, die Draperien Italienisch, so mühsam gefaltelt, oder mit so gesuchter Eleganz gezeichnet, dafs sie steif sind.

Nr. 10. *Measure for Measure.*

Smirke. Karrikatur.

Zweites oder Mittel-Zimmer.

Nr. 16. *Winters-tale.*

Opie. Die Köpfe haben viel Wärme und Charakter.

Nr. 28. *Titus Andronicus.*

Kirk. Gut gruppirt, mit vielem Studium der Antike. Der Kopf des Markus ist wie ein Periander, oder Plato; Titus mit dem Helm auch antik. Laviniens Kopf ist eine Baccha, und daher der Ausdruck ganz verfehlt. Die Verstümmelung ist verhüllt; aber nun weiſs man auch nicht, was es seyn soll.

Nr. 42. *Midsummernights dream.*

Reynolds. Ein Knabe mit Faunsohren sitzt auf einer groſsen Cypräe oder Schildkrötenschale, (welcher, weiſs ich nicht), und hält Viola tricolor in einer Hand, und hebt die andere hoch. Ein häſslicher Einfall, das zu wählen!

Nr. 56. *Tempest.*

Fuessly. Miranda ist Kordelia; Prospero Lear; Kaliban die Grundfigur für *Füſsly's* Imagination.

Nr. 17. *Winter-tale.*

Hodges. Nicht sein bestes Stück. Die Figur des von Bären Gefreſsnen ist häſslich.

Nr. 12. *As you like it.*

Downman. Nichts Besonderes. Gemein.

Nr. 5. *Comedy of Errors.*

Rigaud. Schöne Figuren, schönes Costume, sehr edle Komposition.

Nr. 2. *Merry wifes of Windsor.*

Peters. Schlecht. Ein Speelhuis.

Nr. 6. *Much ado about nothing.*

Peters. Unausgeführt; immer nur lockre Nymphchen.

Nr. 15. *Taming of a Shrew.*
Wheetley.
Nr. 18. *Winter-tale.*
Wheetley.
Nr. 46. *Twelfth night.*
Hamilton.
Nr. 39. *Merry wifes of Windsor.*
Smirke.
ut supra.

Nr. 93. *Antonius and Cleopatra.*

Tresham. Ein schönes edles Werk der Kunst. Die Karnation ein wenig zu hart:

hart; einfach schön; die Komposition im hohen Styl; die Köpfe meisterhaft; die Draperien groſs, und mit einem verständigen Rückblick auf die Antike gemahlt. In einigen Jahren wird es ein vortreffliches Gemälde seyn. Kleopatra vom Schmerz überwunden sinkt in die Arme eines ihrer Mädchen in bittender Stellung. Markus Antonius sitzt, wendet den Kopf weg, legt die Hand an die Stirn, und blickt auf, voll Verzweiflung. Schade, daſs das Auge fehlerhaft aus dem Kopfe starrt!

Nr. 50. Boydell. Eine Skizze, aber schwach erzählt. *Quo musa tendis? desine pervicax referre sermones Deorum.* —

Nr. 24. Northcote. Nichts besonders Sprechendes. Der Moment ist nicht gut gewählt. Hübsche Leute; Heinrich ist zu jung.

Nr. 10. Fuessly. Hier ist er in seinem Elemente. Wie kann ein Künstler über die Gränzen seiner Kunst so unwissend seyn? *Sunt certi denique fines.* Was der Dichter sagen kann, darf der Maler nicht darstellen!

Nr. 54. Opie. Wie gewöhnlich seine Komposition ist; doch nicht übertrieben: sie ist einfach und warm. Hier erzählt er schlecht; denn die Nüancen der Charaktere sind sehr fein.

Nr. 4. Kirk. Zerrissene Komposition.

Nr. 26. Northcote. Matt, bis auf den Richard, der über die vor ihm liegende Krone hin die Knaben ansieht.

Nr. 43. Hodges. Ein liebliches Gedicht. Stiller Abend in einem schönen Garten, mit Mondschein, der sich im Wasser spiegelt. Die Architektur des Hauses im Vorgrunde wird von einer Lampe erleuchtet. Im Hintergrunde stehen Lusttempel, *Zypressen*, Babylonische Weiden, Terebinten. Die beiden Liebenden sehen sich nur im Gespräch.

Nr. 30. WEST. Wunder konnte Shakespear wirken; denn nur er konnte diesen kalten *West* begeistern, bis er *so* dichtete. Unstreitig ist das Stück eins seiner besten Werke, sowohl was Gedanken, als was Komposition, Ausführung und Ausdruck betrifft. Die Köpfe Glosters und Lears sind voll eines edeln Feuers; Edgar blickt finster tiefsinnig hervor, in sich gehüllt; der Narr ist charakteristisch genug; Kent ist ein Schmerzenskopf, und leidet für seinen König, indem er ihn hält. Eine Art von Christuskopf.

Nr. 19. *Macbeth.*

FUESSLY. Er wiederholt sich. — Die Figuren sind geschunden und in verzerrter

Stellung. Banquo ist abscheulich verzeichnet. Die Hexen oben in der Luft verschwinden spottend.

Nr. 47. Rigaud. Der Prinz von Wales, ein edler Jüngling. Es ist *le Bruns* Alexander in einem etwas veränderten Costum, mit mehr Jugend und mehr Feuer; eine durchaus überlegte Dichtung. Die Stellung sehr edel, graziös ohne den Fuſs so tanzen zu lassen, wie die Herren *Hamilton* und *West*. Percy liegt und stirbt und blickt auf zum Sieger in seiner Agonie. Hinten deckt sich Falstaf mit seinem Schilde, und liegt auf der Erde. Heinrich ist schön, kühn, und mild wie ein Gott. In der Ferne Schlachtgetümmel, aber wie ich es mag: es stört nicht.

Nr. 51. Stothard. Heinrich hat hier mehr Bewegung und Leben als bei Opie; sonst ist nichts sehr Besonderes im Stück.

Aus dem mittleren Zimmer kommt man durch eine kleine Thür in einen Gang, der, so wie zwei groſse Zimmer, zu denen er führt, ganz mit Handzeichnungen behangt ist. Es sind Kopieen aller in England gewesenen und noch vorhandnen guten Stücke von fremden und einheimischen Künstlern.

2.

Sir Ashton Liver's (Mr. Townley's) Museum.

Dining-room.

1) *Candelabrium. Bas-relief.* Ein Lotusstamm aus seinem Calix wiedersprossend, steht auf einem Tripodium mit Löwentatzen; oben bildet die Blume das Gefaſs für das Feuer. Von den Griffen fallen emblematische Bander. Es ist 2 Fuſs hoch,

20 Zoll breit, und aus dem *Frigidi Gabii*, zwanzig Meilen von Rom.

2) *Griechische Inschrift* auf einem runden Schilde; 3 Fuſs im Durchmesser. Sie enthält die Namen der *Epheboi* von Athen unter dem *Alkamenes*, nebst der Tribus, wohin sie gehörten. Dr. *Ant. Askew* brachte den Schild aus Athen nach England.

3) *Cippus sepulchralis.* 2 Fuſs 1 Zoll.

4) *Terminus* mit dem Bilde eines jugendlichen *Merkurs*. Der Petasus mit Flügeln; an den Seiten der Caduceus und Hahn. 5 Fuſs hoch, in *Frascati*, 1770 gefunden.

5) *Hermaphrodit*, von der Mitte herabwärts Terme. In der rechten Hand hält er seine Traube, woran ein Ibis pickt, den er unter dem linken Arme hält. 3 Fuſs, 6 Zoll; im Jahre 1774 am *Lago di Nemi* gefunden.

6) Vase, 3 Fuſs hoch, mit Griffen. Darauf ein Bacchanal *en Bas-relief*, und Symbole der Eleusinischen Mysterien.

7) *Libera* oder *weiblicher Bacchus*, in natürlicher Groſse. Ihr zur Seite springt der Leopard; der Thyrsus liegt auf der Schulter. Epheukranz, lange Tunica und kurzes Kleid darüber. Gürtel über die rechte Schulter zwischen den Brüsten hin. Zu *Roma Vecchia* 1774 gefunden.

8) *Pan.* Terme, drapirt, auf der Flöte spielend, mit langem spitzem Barte. 3 Fuſs 6 Zoll. Aus der *Villa Antonini Pii.*

9) *Septimus Severus.* Eine Büste.

10) *Isis.* Semi-terme. Kopf, Arme, Körper verschleiert, nicht das Gesicht. 3 Fuſs hoch. Im Jahre 1776 sieben Meilen von Tivoli am Wege nach Praeneste gefunden.

11) *Musa bacchans.* Nasse Draperie. Natürliche Gröſse. Die linke Hand mit den meisten Fingern ganz, sehr weich. Ganz gekleidet. Schöner Kopf, mit einem Ephenkranz.

12) *Bacchus barbatus.* Büste als Terme. Edel und groſs. Offner Mund. Vitta. Krauser langlockiger Bart.

13) 2 *item.* Mit längerem schlichterem Bart und langen Haarlocken, die vorn herüber kommen. Aeltere Manier. Als Philosophen - Kopf in *Plato's* Charakter.

14) *Junger Bacchus*, mit Weinlaub gekrönt. Büste. Bandschleife des Haars, wovon die Enden nach vorn gehen.

15) *Paris*, schlafend. Sehr schön. Petasus mit einer Schnur.

16) *Sphynx*, sitzend, geflügelt: die Flügel gehen von der Brust zurück über die Schulterblätter.

17) Brunnen von Marmor, mit Bas-relief: *Hermaphroditen* und *Faunen*. 3 Fuſs hoch, 5 Fuſs im Durchmesser.

18) *Trunkner Faun.*

> — *tibi cum sine cornibus adstas*
> *Virgineum caput est.*

19) *Junger Bacchus*, mit Epheu bekränzt, auf den Androgynen *Ampelus* sich stützend, nehmlich einen alten Weinstockstamm mit Früchten und Laub, aus dessen Mitte eine weibliche Figur herauswächst. Ihre Brüste sind Trauben; in einer Hand hält sie an Bacchus Leib ihm eine Traube dar. Seine Linke ruhet über ihrer Schulter auf ihrer linken Traube. Der Leopard springt an den Weinstock hinauf. Eine Vitta auf der Stirn. Schönes jungfräuliches Gesicht, mit vorwärts gesenktem Haupte. Schöne Jünglingsfigur. Das Pantherfell über die rechte

Schulter geknüpft, deckt den linken Arm. Sandalen an den Füſsen. 1500 bis 2000 Jahre alt.

20) *Libera* — oder *Ariadne*. 5 Fuſs 10 Zoll. Nackt bis zur Mitte, unten bekleidet. Im Jahr 1775 in den Ruinen der Seebäder des *Claudius* zu Ostia gefunden. Ein wahrhaft göttlicher Körper und schöner Kopf, nicht abgebrochen. Hals und Schultern schön.

21) *Isis*, 6 Fuſs 6 Zoll. Lotoskelch oder Topf auf dem Kopf: ihr Symbol. Rosenkränze, und andre Zeichen der Fortpflanzungskraft daran. Wie jene erste (kleinere) *Libera* drapirt. Zwei Meilen jenseits des Grabes der *Cecilia Metella*, an der *Via Appia*, unter dem Pontifikat *Sixtus des Fünften*, in dessen Villa gefunden; — vererbt auf die *Negroni*.

22) *Kleiner Bacchus-Knabe* von 3 Fuſs. Epheukranz, Ziegenfell, die Beine davon in einem Knoten unter dem Bauch. Aus der *Villa Antonini Pii.*

23) *Hadrians Büste*, auf einem Theil seiner *Villa* bei *Tivoli* gefunden.

24) Bas-relief. *Castor*, das Pferd lenkend, hinter ihnen ein Hund. 3 Fuſs □. Aus *Hadriani villa Tiburtina.*

25) *Büste*, ähnlich der Medaille von *Gordianus Africanus, pater.* In der Toga, latus clavus. Im Jahre 1770 gefunden.

26) Gruppe. *Aktäon* von zwei Hunden angegriffen, 3 Fuſs hoch. Im Jahre 1774 in der *Villa Antonini Pii* gefunden.

27) *Junger Bacchus.* Wie oben. Der obere Theil des *Ampelus* hat die Form eines Genius. Traube auf seiner Wange. Eidechse am Stamm. Der Leopard hat ein Epheuhalsband. Gefunden 1772, zu *la*

Storta, erste Poststation von Rom nach Florenz.

28) *Alter trunkner Faun* oder *Silen*, ähnlich dem von Bronze im *Mus. d'Ercolan.* p. 161.

29) *Adonis*, weichlicher Jüngling, schlafend auf einem Felsen. Petasus unter dem Kinn zugebunden. *Chlamys cum fibula*, auf der Schulter befestigt, deckt zum Theil den Körper. Sandalen mit Binden, die bis auf das halbe Bein gehen. Gefunden zu *Roma vecchia*, 1774.

30) *Thaleia*, die Hirtenmuse. Reiche Draperie. Aeuſseres loses Gewand. Die Tunica so fein, daſs die Gestalt durchscheint. Zu Ostia 1775 gefunden.

31) *Bacchantin*, oder *Mystes*. Bas-relief. In der Rechten, die sie über den Kopf hält, ein Dolch; in der Linken eine Hinterhälfte von einem Ziegenbock.

32) Bas-relief. *Bacchanalprocession.* Die Mystes voran, den Kopf zurückgeworfen, spielt auf dem *tambour de basque.* Ein Faun folgt ihr, spielt die doppelte Tibia, und dann ein betrunkner Faun, der den Thyrsus in der Rechten trägt, und die Linke mit einer Löwenhaut ausstreckt. Der Leopard zu seinen Füſsen. Auch die beiden andern Figuren sind mit Löwenhäuten bedeckt. Im Jahre 1775 am Wege nach Frascati gefunden.

33) *Diana*, natürliche Gröſse. Den Spieſs werfend, oder eine Fackel haltend (*lucifera*)? Ungewiſs, weil der Arm restaurirt ist. Wahrscheinlicher das letzte, weil ihr Haar wie Flammen auf dem Scheitel gebunden ist, wie man es auf Medaillen sieht. Gefunden 1772 bei *la Storta*, wo *der junge Bacchus* war.

34) Kolossalischer Kopf des *Herkules*, von

ältester, sehr ängstlich ausgeführter, harter Arbeit, die schon vor der siebzigsten Olympiade ausser Gebrauch war, 500 Jahre vor Christi Geburt. Aus der *Villa Hadriani.* Vermuthlich hatte der Kaiser ihn dahin gestellt als Probe von alter Arbeit.

35) *Periander*, Tyrann von Korinth, einer der sieben Weisen. In der Villa *Sixtus des Fünften.* Unbekannt, bis man eben so einen mit dem Namen fand in der *Pianura di Cassio* bei *Tivoli.*

Street Drawing-room.

1) *Apollo Musagetes Kopf.* Aehnlich einer Muse, im Haarputz und Charakter des Gesichts; gehörte zu einer Statüe, ähnlich der im *Mus. Capitol.* (Tom. III. tab. 15) gestochenen. Der verstorbne Mr. *Lyder Browne* brachte ihn von Rom.

2). *Apollo Philesias Kopf*, gehörte zu einer Statüe, ähnlich der im *Mus. Capit.* (T. III. tab. 13.) gestochenen. S. *Winkelmann Monum. ined. Trattato prelimin. p.* 52.

3) *Cupido* schlafend auf einer Löwenhaut. Gehörte sonst dem Kardinal *Alexander Albani*.

4) *Perikles-Kopf*. Die Inschrift auf dem Terminus giebt ihn zuerst an. Dieser Kopf, und ein schlechterer ihm ähnlicher wurden 1780 in der *Pianura di Cassio* unweit *Tivoli* gefunden.

5) *Antinous-Kopf*, über natürlicher Gröſse. Dieser Kopf mit dem gröſsten Theile der Statüe, zu welcher er gehörte, wurde 1770 in einzelnen Stücken gefunden, die als Steine in einer, während der barbarischen Zeiten errichteten Mauer gebraucht waren, in den Gründen, die gegenwärtig *Tenuta della Tedeſca* genannt werden,

unweit der *Villa Pamfili.* Die alte Mauer lag zum Theil unter dem Wege, der zum S. Pankrazthore von Rom hinaus nach *Palo* führt.

6) Ein *Priapeischer Genius*, ruhet mit Brust und Händen auf dem Ichneumon, und hält die Beine gerade in die Höhe: der Ichneumonschwanz geht auch hinter ihm in die Höhe. Das Thier scheint halb Ichneumon, halb Krokodil, hat kleine Ohren, starkes Gebiſs, gekerbten Schwanz.

7) *Amazon saucia.* Büste.

8) Kolossalische Büste einer *Roma*, mit Helm. Die Augäpfel fehlen.

9) *Faustina.* Büste.

10) *Genius des Schlaſs*, mit Flügeln. Eine Keule liegt links neben ihm, eine Eidechse kommt unter seiner Löwenhaut an den Daum der linken Hand; eine andre auf dem Schwanze der Löwenhaut berührt

berührt seine rechte groſse Zehe. Neben ihm rechts ein Kocher.

Dressing-room.

Die Wände mit Friesen und mit Basreliefs bedeckt; überall umher Köpfe, Büsten, Inschriften, ganze Statüen.

Büste der *Messalina.*

Lassata viris nec dum satiata recessit.

Hier kann man ästhetische Physiognomik und Pathognomik studieren. Wie soll man Leidenschaften und Spuren von lange gewohnten Lastern bilden ohne Verzerrung? *Hoc opus hic labor.*

Kleines Vorzimmer (hall) daneben, gleich an der Hausthüre.

1) Schöner Sarkophag von graulich schwarzem Basalt, welcher ein Granit von

unendlich zarten Theilchen scheint, so ſein wie Sandstein, und von der schönsten Politur.

2) Herrliches Bas-relief. Bekleideter, bärtiger, fetter *Bacchus*, unterstützt von einem Faun, indeſs ein anderer etwas an seinen Sandalen macht. Hinter ihm trägt einer den ungeheuern Thyrsus. Vor ihnen *Trimalcion* auf einem Bett. Im Hintergrunde Gebäude. Aus der *Villa Negroni.* Findet sich bei *Santo Bartolo* und im *Montfaucon.*

Library.

3) Zwei *Homers - Büsten.* Eine göttlich. Die Falten der Stirn gehen quer und schräg aufwarts vom rechten Schlaf. Der Bart voll Geist. Zwei groſse Büschel Locken über den Ohren. Schöner sprachreicher Mund. Tiefe, doch sanfte Au-

gen, scharfblickend. Falten tief hinab zwischen den Augenbraunen. Zu *Bajä* 1780 gefunden.

4) Schöne Büste von *Perikles* mit Helm.

5) Torso einer kleinen *Venus.* Wunderschön! Ohne Kopf, äuſserst schöne Brüste, Arme, Schenkel. Sie bindet sich die Armilla am Fuſs, und der andre Arm, so weit er vorhanden ist, scheint auf einer Priapus-Terme geruhet zu haben. Der Körper sowohl als der rechte Schenkel sind vorwärts gerichtet.

6) *Cupido*, den Bogen spannend. Der Kopf ganz, ein kleines Stück von den Füſsen modern, und die Flügel halb restaurirt. Ueber seinem Köcher hängt eine Löwenhaut, und dient zur Stütze. Der Kopf, die Figur sind, wie nur die Antike sie bilden konnte. Er ward in einer groſsen Vase gefunden, und Theile

daneben, zu *Castel Guido*, ehemals *Lorium*, wo *Antoninus Pius* starb, und *Galeria Faustina*, seine Gemahlin, eine Villa hatte, deren Andenken noch durch den Namen der dortigen Kirche, *Madonna della Galeria* erhalten wird.

7) *Faun*, ganze Statüe, klein, hält eine Syringa; ein Ziegenfell hängt über seiner Schulter. Linker Arm und beide Beine restaurirt. Trockner Körper, bocksartig.

8) *Faunskopf*, schön lächelnd, mit sprossenden Hörnchen.

9) *Faun und sträubende Nymphe*, von wunderschöner Arbeit. Der weibliche Körper über allen Begriff weich.

10) *Dianakopf*. Das Haar sehr schön, hinten gebunden, und das von der Seite auf die Scheitel. Längliches, kaltes, ernstes Gesicht, sehr schön.

11) Kopf einer *Baccha*.

12) *Marcellus?* Portrait gewiſs. Ganz mit

dem Piedestal. *Litibus judicandis Decemviri St.* Büste.

13) *Diomedes?* Büste. Wildes straubiges Haar. Der Heros blickt so wild und trotzend auf; und so schön ist der Trotzkopf! so männlich groſs! Aus der *Villa Hadriani.* Im Vatikan ist eine viel schlechtere Kopie.

14) *Lucius Verus.* Schöne Büste, *cum paludamento.* Aus der *Villa Maffei. Vid. Mus. Maff.*

15) *Musenkopf* mit Lorbeerkranz. Unterhalb *Frascati* gefunden.

16) *Isis* oder *Fortuna*, mit der rechten Hand auf dem Ruder; in der linken korrumpirt. Drei Fuſs hoch. Weite Draperie. Zu *Roma vecchia* 1775 gefunden.

17) Zwei Windhunde.

18) *Dioskuruskopf.*

19) Schöne kleine Statüe der *Venus.* Nur die Arme restaurirt. Das Kinn etwas schadhaft. 4 Fuſs hoch. Zu *Ostia* 1775

gefunden. — Die allgemeine Idee der Liebesgöttin; der Körper ruhet auf einem Fuſs, der andre ist zurückgezogen, und die Schenkel schlieſsen dicht an einander: so flieſsen die Linien göttlich rein zusammen. Am obigen Torso waren die Hüften weit stärker. Hier der Leib in der Nabelgegend etwas eingebogen, der Unterleib schön gewölbt, und die Umrisse des ganzen Körpers so weich, so zart, so symmetrisch, von so lieblichen Formen, daſs man erstaunt, wie ein solches Gebilde unter der Hand des Meisters durch Meiſsel und Hammer entstehen konnte. Anmuth und Lieblichkeit der Gestalt ist sicher ganz etwas anders als Ebenmaſs; wir haben nur *Sinn* dafür, und nicht *Begriff*. Wahrscheinlicher ist es eine *Leda*. Der Schnabel des Schwans berührte das Kinn, wovon noch die Spur zu sehen ist; er war vermuthlich klein, und sie hielt ihn mit beiden Händen. Die Sandalen sind auch der Leda mehr eigen, so wie die schmächtigere Figur.

20) Kleiner sitzender *Herkules.*

21) Bas-relief über dem Kamin. Der Centaur *Nessus* und *Dejanira.* Aus dem Pallast *Verospi.*

22) Gegenüber von Bronze ein kleiner *Herkules imberbis*, mit den Äpfeln. Hinter ihm der Baum mit der Drachenschlange. Gefunden zu *Gebelet* in Syrien, unweit *Byblos.* Dr. *Swinney* schickte die Stücke 1779 nach London; er hatte sie von einem Griechen in Konstantinopel gekauft. 2 Fuſs 6 Zoll hoch.

Park Drawing-room.

1) Kopf von Decebalus, kolossalisch. Vom *Forum Trajani.*

> *What though the field be lost?*
> *All is not lost; th'unconquerable will*
> *And study of revenge, immortal hate*
> *And courage never to submit and yield,*
> *And what is else not to be overcome;*

That glory never shall his wrath or might
Extort from me.

Has conditiones Decebalus deductus ad Trajanum invitus accepit. Dio Cassius.

2) *Astragalizon.* Eine Figur, ein *Jüngling*, der auf dem Boden sitzt, und das Ueberbleibsel eines Arms beiſst. Ein Leder um seine Hüften ist ganz Leder in den Falten. Es scheint der Überrest einer Gruppe von zwei jungen Leuten, die sich bei dem Knöchelspiel zanken; ein Knöchel (*talus*) ist noch übrig in der Hand, die zu der fehlenden Figur gehört. Gefunden während des Pontifikats *Urbans* VIII in den Bädern des *Titus*, wo eine ähnliche Gruppe von *Polyklet* gestanden haben soll. Der Kardinal *Franz Barberini*, Neffe dieses Papstes, stellte es in seinem prächtigen Pallast auf, wo es blieb, bis 1768, da es nach England gebracht wurde. Es ist gemeine Natur, ein Straſsenjunge —

aber wie ausgesucht! Der ausgestreckte Fuſs ist schön gezeichnet.

3) Kolossalische Büste von *Marc Aurel.* — *Velato capite*, mit Ähren gekrönt. *Studium Philosophiae serium et gravem reddidit, non tamen prorsus abolita in eo comitate.* JUL. CAPITOLIN.

4) *Antinous*, als Bacchus, kolossalische Büste. Apotheosis. Epheu.

5) Göttlicher *Minervakopſ*, von Marmor. Mr. *Townley* hat ihr Helm und Aegis von schöner Zeichnung von Bronze gegeben. Ihr Haar ist zurückgestrichen. Der Hals schön. Wunderbares Vorwärtsstreben des ganzen Kopfes, Halses und Blickes, und des sich öffnenden Mundes Aufmerken. Mehr ein Bild menschlichen Forschens, als göttlichen Wissens. Gefunden 1775 in der *Villa Casali*, vermuthlich den Badern des *Olympiodorus.*

6) *Clytia*, Büste, aus einer Sommerblume hervorblühend. Kostet 1000 Pfund Ster-

ling. Weiches, schön gescheiteltes Haar, schmachtendes, wunderschönes Gesicht.

7) Kolossalische Büste eines jungen *Herkules.* Sehr machtig. Aus dem Pallast *Barberini.*

8) *Trajans* Büste. 1776 gefunden.

9) Eine *Isis*, aus dem Lotos hervorblühend. Aus dem Pallast *Laurenzani* in Neapel. Ich möchte Worte finden, die diesen Kopf, oder besser das ganzè Brustbild, *malten;* denn gemalt müſste es werden, damit man es fühlte. Ich will erst am Äuſseren verweilen. Ihr Haar, an der Stirne gescheitelt, fällt zurück, und über die Schlaſe, nah an den Augbraunen vorbei, in nassen wellenförmigen Locken und Flechten, die auf dem Nacken sich schlängeln. Das Gewand von ſeiner Leinwand ist naſs, und läſst die Gestalt durchscheinen; es deckt den rechten Arm und zum Theil die Schulter, und ist vorn den Arm hinab mit vier runden Spangen zugeheftet; dann

flieſst es in einer schrägen Wellenlinie über den reichen nährenden Busen, und schlüpft um die Mitte des linken Arms, wo wieder eine Spange zum Vorschein kommt. Die Blätter des Lotoskelches, unten fest vereinigt, gehen erst schräg breiter werdend hinauf, und biegen sich dann schon divergirend in lieblichen Formen um. Aus diesem Kelche steigt die Büste hervor. Bezaubernd ist die rechte Brust, durch das Gewand fühlbar; an der linken nackten vergehen die Sinne. Den Hals wollüstig emporhaltend, üppig, voll und weich, neigt sich ihr Haupt kaum merklich zur rechten Seite; schön und voll sind die Wangen; im Munde ist ein Reichthum der Affektsprache, der sich nicht ausdrücken läſst; sehen muſs man diese dem Sinne entgegenkommende Oberlippe, wie viel Leben in ihr verborgen ist, wie viel mannichfaltige Kraft der Bewegung in ihrer festen Wölbung, und welche Ruhe, welche sanfte, milde, nichts begehrende, aber mild empfindende Form der Schönheit in allen seinen Proportionen und Theilen! Die feine lange Nase ist noch Isisähnlich, ohne mehr Ägyptisch zu seyn; das Gesicht ist idealisirt: Ägyptische Schönheit mit dem schmachtend-melancholischen, sinnenden Ausdruck, mit einem Blick voll Liebe und wärmender Kraft zu trösten und zu beseelen.

10) *Clytia.*

11) Liegende *Diana*, mit nasser Draperie. Klein; sehr schöner Körper. Gefunden in der *Villa Verospi*, ungefähr in der Lage von *Sallusts* prächtigen Gärten.

12) Hand von der schönsten Arbeit, die einen noch nicht ganz entwickelten Schmetterling bei den Flügeln hält.

Inhalt des dritten Bandes.

I. London.

1. Ausstellung der königlichen Akademie. . . . . S. 1
2. Westminster-Abtei. Messias, am 3. Junius. . . . 8
3. Erziehung und Theater der Engländer. Litteratur. Beaux Stratagem. 20
4. Westminsterhall. — Warren Hastings Prozeſs. 29
5. Zünfte. 39
6. The Alien r. 46
7. Naturgeschichte. Banks. 50
8. Kapitain Bligh. Reisen nach Nordwest-Amerika. 53
9. Dr. Johnson. Warton. 56
10. Etwas von den Sitten. Veränderung der Sitten. Nägel. Ranelagh. Boxing. Dr. Mayersbach. 58

II. Reise nach Windsor. Slough.

1. Windsor. . . . . S. 83
2. Slough. (Herschels Teleskop.) 94
3. Richmond. 104

III. Reise in das Innere von England.

1. Weg nach Birmingham. . . . . S. 105
2. Birmingham und Soho. 115
3. Theater in Birmingham. 135
4. Leasowes. 139

5. Hagleypark. . . . . S. 148
6. Reise von Birmingham nach Derby. 157
7. ΟΙΣ ΘΕΜΙΣ ΕΣΤΙ. Castleton. 181
8. Von Castleton bis Middleton. 186
9. Matlock. 189
10. Chatsworth. 198
11. Fortsetzung der Reise. Den 25. Jun. 205
12. Blenheim. 216
13. Oxford. 219
14. Dover. Den 28. Jun. 250

IV. Rückreise von England.

1. Fahrt von Dover nach Calais. Den 29. Jun. S. 253
2. Auf der Reise nach Paris. 255
3. Rückreise von Paris. 258

Anhang.

I. Geschichte der Kunst in England. S. 3

II. Artistische Notizen.

1. Shakspeare-Gallery. . . . . S. 161
2. Sir Ashton Lever's (Mr Townley's) Museum. . 181

Johann Georg Forſter's
Briefwechſel.

Erſter Theil.

Johann Georg Forſter's Briefwechſel.

Nebſt

einigen Nachrichten von ſeinem Leben.

Herausgegeben
von
Th. H., geb. H.

In zwei Theilen.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1829.

Hirzel G. B. A 432:1
JR 6175

Vorwort.

In den erſten Jahren nach Forſter's Tode war der Drang der Begebenheiten ſo gewaltſam, ſie waren durch ihren Charakter ſo eingreifend in die Schickſale der Zeitgenoſſen, daß der Einzelne, welcher aus der Maſſe der einen oder der andern Partei hervorragte, unvermeidlich ein Gegenſtand des Beifalls, oder des Haſſes werden mußte. Außer der Parteilichkeit, welche Forſter's Andenken durch das perſönliche Unbehagen des größten Theils ſeiner damaligen Zeitgenoſſen erwarten mußte, bewogen noch beſondere Urſachen zum Schweigen über ihn. Der Mann, deſſen Andenken die folgenden Bogen zurückrufen ſollen, hatte ſich mit den damals beſtehenden Regierungen in ein ſo mißliches

Verhältniß geſetzt, daß es ein unziemender Trotz geſchienen hätte, das Publicum von ſeiner Perſönlichkeit der Wahrheit gemäß, das heißt zu ſeinen Gunſten, zu unterhalten. Dieſe Betrachtungen fanden bei ſeinen Hinterlaſſenen Eingang, und ſie verwieſen ihre Sehnſucht, von dem Gegenſtand ihrer Verehrung und ihres Leides zu ſprechen, auf eine ruhigere Zeit.

Dieſes Reſultat ruhiger Ueberlegung und Freundesrath ward durch andere, nur ihr Gefühl betreffende, aber nicht weniger mächtige Gründe unterſtützt. Wenn Forſter, was ich nicht im Einzelnen anzugeben weiß, von den Behörden damaliger Regierungen verurtheilend erwähnt wurde, ſo konnte es die Seinen weder verletzen noch befremden; dieſe Behörden thaten, wozu ihre Stellung ſie berechtigte. Anders war es mit literariſchen Ausgeburten in mancherlei Form, die damals erſchienen — aufgefordert, bezahlt, oder aus innerm Antrieb, iſt mir unbekannt und war Forſter's Freunden immer gleichgültig zu ergründen, dieſe ſprachen aber von dem, ihrer Meinung nach, dem Geſetze Verfallenen mit einer eben ſo unmenſchlichen Gehäſſigkeit, als ekelhaften Gemeinheit, und dieſe ſchloſſen ſeinen Hinterlaſſenen den Mund. — — Dieſes Schweigen der tiefſten Verachtung iſt eine der unauslöſchlichſten Empfindungen in des Menſchen Bruſt. Die Vernunft vermittelt wohl die niederträchtige That, welche den vom Schickſal Geſchlagenen zum Gegenſtand ſtrafloſen Uebermuths macht, ſie erkennt, wie der nothwendige Zwieſpalt des Ungleichartigſten von Furchtſamkeit, Speichelleckerei oder Hochmuth angetrieben, dergleichen Geſinnungen, mögen ſie ſich in Schrift oder Rede kund thun, zu erzeugen vermag, die Zeit bedeckt auch die empfangene Wunde durch Herzensgüte und Mitleid mit dem harten Beleidiger, aber dieſe Erfahrung trägt den Begriff vom Einzelnen auf das ganze Menſchengeſchlecht über, er denkt nicht mehr, Dieſer oder Jener war ſolcher Unthat fähig, ſondern er weiß nun, daß der Menſch gern den Henkersknecht der Uebermacht ſpielt, um dem Geſtürzten, Gefallenen, Zertretenen — ſeinem freiwillig aufgenommenen Berufe gemäß, den Gnadenſtoß zu geben. — Und darin liegt die gräßlichſte Folge niederer Anklage und Verleumdung.

Dieſen Urſachen des Stillſchweigens über Forſter's Andenken folgte die Zeit der hinreißenden

Theilnahme an den öffentlichen Vorgängen während des heftigſten Sturmes der Revolution, die bei der kleinen Zahl redlicher Schwärmer — wie dieſe Menſchen ſich jetzt gern ſelbſt, wenn gleich mit tiefem Herzensweh, nennen — alle Perſönlichkeit verdrängte. Marc Aurel drückt in ſeinen Maximen irgendwo den Gedanken aus: „von dem Weihrauch, den du auf den Altar der Götter ſtreuſt, wird ein Korn früher, eins ſpäter, von der Flamme verzehrt — was thut das? ſie verglühen alle zur Ehre des Gottes.“ — Für jene redlichen Schwärmer war Gut und Leben und Liebſtes ein verglühendes Weihrauchkorn, und die Ehre des Gottes und die Heiligkeit des Altars wuchs nur darum, daß ihr Herz blutete, indem der Weihrauch verglühte. Solche Gefühle, ſolches Schwärmen wendet von Schreiben und Kundmachen ab.

Mit dem Verlauf der Jahre gewann die Betrachtung immer mehr Herrſchaft über das Gefühl. Die Perſönlichkeit ſchämte ſich vor dem Allgemeinen. Bei dem ungeheuern Einſturz des längſt ſchon wankenden Beſtehenden, bei den Erſcheinungen, welche die Kraft eines Rieſengeiſtes während dieſes Einſturzes hervorrief, während einer Zeit, wo jeder

Wackre für das Ganze leben ſollte, und die belebende Ausſicht in die Zukunft hatte, für das Ganze in eine geſetzliche Wirkſamkeit treten zu können, während ſo einer Zeit wäre es eine kleinliche Anmaßung geweſen, die Aufmerkſamkeit der Deutſchen für einen Einzelnen aufzurufen, deſſen Zeitgenoſſen faſt alleſammt das Grab deckte ſo wie ihn, einen Einzelnen, den das jüngere Geſchlecht ſchon nicht mehr kannte. — Jetzt endlich ſcheint der Zeitpunkt gekommen, wo Forſter's Andenken erneuert werden darf. Er gehört der Menſchengeſchichte an, den Menſchen nicht mehr; zwiſchen ſeiner Zeit und der unſern ſtrömt der Styx, über deſſen Geſtade Niemand und Nichts wiederkehren kann — aber kein Lethe ſoll fließen zwiſchen keiner Zeit und dem Andenken, dem Streben, Gelingen und Erliegen keiner menſchlichen Kraft.

Forſter's gedenkt man kaum mehr, aber ſein edler Freiheitsſinn lebt noch unter dem Volke, dem er angehörte, ſeine Irrthümer ſind, wenn gleich unter ſehr verſchiedenen Formen, wieder ins Leben getreten und werden es, bis der Weg zum allgemeinen Beſten, den ſie bezwecken, wird gefunden ſeyn. Was bis dahin jedem Wackern obliegt, iſt, ſich und Andere für jenes Beſſere zu erziehen, und dazu kann die nähere Kenntniß von Forſter's Geiſtes- und Herzensbildung ſowie von ſeinen Schickſalen beitragen. Die ihm nahe genug ſtanden, um durch eigne Beobachtung und Erfahrung dieſer Anſicht genügen zu können, müſſen aber eilen, denn ſie ſtehen der Pforte ſehr nahe, die ſich ihm ſchon ſo früh geöffnet hat. Der Verlauf der Zeit und der Gang der Begebenheiten hat unſern jüngern Zeitgenoſſen die Reife des Verſtandes, die Ruhe des Urtheils geben können, welche ihnen Forſter's Schickſale und Seyn zu einer reichhaltigen Belehrung für ihr inneres und äußeres Leben machen müſſen. Während der Bemühungen, aus dem Schutt der Vergangenheit eine neue Zukunft nach dem Muſter des Alten zu erbauen, kann der müßige Zuſchauer nichts Beſſeres thun als ſeinen Standpunkt gegen die Bauherrn und in dem zu errichtenden Gebäude kennen zu lernen; deßhalb ſind alle Nachrichten von Männern, die ſich ehedem in den alten Bau nicht fügen konnten oder wollten, zur Lehre und Warnung zu benutzen.

Indem ich mich nun endlich zu der Abfaſſung von Forſter's Leben und der Herausgabe ſeines noch vorhandenen Briefwechſels entſchloß *), folgte ich Anſichten von den Erforderniſſen zu einem ſolchen Unternehmen, welche mir Mißbilligung zuziehen können, ſey es, daß ich die Phantaſie irgend eines wackern Menſchen ſtöre, der ſich ein Ideal von Forſter dem Weltumſegler, dem Freiheitsmärtyrer, gemacht hat, oder daß ich einem Altrechtgläubigen in politiſcher oder religiöſer Hinſicht Aergerniß gebe. Ich kann nicht umhin meine Geſinnung in dieſer Rückſicht durch eine altväteriſch fromme Redensart auszudrücken: ich glaube die Ehre Gottes und ſeines Menſchen nicht beſſer befördern zu können, als indem ich mich der Wahrheit befleißige,

---

*) Daß unter den Briefen an Forſter mancher ſeinem Inhalt nach unwichtig iſt und mit Forſter's Schickſal nichts zu thun hat, werden mir beſonnene Leſer nicht vorwerfen. Ich glaube, daß man Lichtenberg, Heyne oder Johannes Müller mit Theilnahme ſich in vertraulichem Briefſtyl ausdrücken ſieht, welchen Gegenſtand ſie auch behandeln. Joh. Müller erſcheint in ſeinen franzöſiſchen Billets von einer ganz andern Seite, wie in ſeinen Briefen an ſeinen Bruder; Lichtenberg finden wir in jeder Zeile ſo wieder, wie er in ſeinen Schriften den Beifall ſeiner Landsleute erwarb; von Heyne's Briefen wurde, ſo viel mir bekannt iſt, noch keiner gedruckt; mit Freude werden ſeine noch lebenden Freunde in den hier gegebenen Brieffragmenten den Mann wieder erkennen, den ſein würdiger Schwiegerſohn Heeren (S. Heyne's Biographie) ſchilderte, und ſeinem Andenken auch ihre Verehrung weihen.

und zu dieſem Endzweck die Wechſelwirkung der Umſtände und der Individualität des Menſchen, ohne Licht zu fürchten, noch Schatten zu ſuchen, darzuſtellen bemüht bin. Wenn ſo ein Gemälde gelänge, müßte es ja jedesmal Liebe zu dem Menſchen und Anbetung ſeines Schöpfers bewirken; denn wie beſchämt es unſer Urtheil und unſer Verdammen!

Ich möchte durch meine Arbeit zweierlei bewirken; einmal, daß bei ſo mancher Veranlaſſung, welche die folgenden Blätter darbieten, der Leſer die Hand auf ſein Gewiſſen lege und mit ſich ſelbſt zu Gericht gehe, und weiter, daß ihm am Schluß dieſer Bogen das hinreißende, erhebende und doch in Wehmuth auflöſende Gefühl hoher Freude ergreife, dieſen Mann voll Edelmuth und Selbſtſucht, voll Ausdauer und Schwäche, allen Erdenbanden entnommen zu wiſſen, zu wiſſen, daß er nun im Lichte erkennt, was er hier im Dunkel zu erreichen ſo treulich bemüht war.

Eigne Ueberzeugung und Schonung für Anderer Meinung legte mir noch immer Rückſichten auf: obgleich von den Menſchen, die in Forſter's Schickſal verflochten waren, kaum Ein oder der Andre noch lebt, und keiner mit ſeinem Namen in den folgenden Blättern genannt wird, werde ich dennoch dem Einen zu viel, dem Andern zu wenig gethan haben. Da dieſes Urtheil von perſönlicher Anſicht abhängt, mußte ich mich ihm, ſobald ich die Arbeit unternehmen wollte, im voraus unterwerfen. Was ein Mann für die Wiſſenſchaften, für den Staat gethan hat, wie weit er dadurch gelangt iſt, kann die Herzählung ſeiner Schriften, die Stufenleiter ſeiner Würden kund thun; wie er aber zu ſeinem Beruf fähig oder unfähig ward, warum Gelingen ſein Beſtreben lohnte, oder Mißlingen ſeinen Geiſt abmattete, warum das Glück ihm Kränze zuwarf, oder der eiſerne Fuß des Unglücks alle die armen Blumen, die er mühſelig an ſeinem Wege pflanzte, zertrat, das erfahren wir nur, wenn wir ihn in ſeinen Familienverhältniſſen ſehen, wenn wir einen Blick in ſein Herz thun dürfen. Aber dieſer Blick ſey voll ehrerbietiger Scheu, wie ſie der Prieſter hegt, der vor den Altar tritt — denn wir erſpähen mit ihm den Funken der Gottheit in des Menſchen Bruſt.

Rückſichtlich meiner Theilnahme an dieſen Blättern, wiederhole ich die Worte, welche Forſter in einem ſeiner letzten Briefe über ſich ſelbſt ſagte. Sich ſcherzend der üblichen Ausdrücke jener Zeit bedienend, ſchreibt er: ſein Bewußtſeyn werde ihm beim Eintritt in jene Welt als carte de civisme, qu'il avoit bien merité de l'humanité, dienen — und mit ähnlichem, zwiſchen Zuverſicht und Wehmuth getheiltem Gefühl wird mich das Andenken dieſer Arbeit dahin begleiten, wo ich Ihn wiederzuſehen hoffe.

Th. H., geb. H.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einige Nachrichten von Johann Georg Forſter's Leben . . 1

Briefwechſel.

I. Forſter an ſeinen Vater 151
II. Forſter an ſeinen Vater 154
III. Forſter an ſeine Mutter 155
IV. Forſter an ſeine Mutter 161
V. Forſter an ſeine Schweſtern 164
VI. Forſter an ſeinen Vater 166
VII. Forſter an Jacobi 172
VIII. Forſter an ſeinen Vater 175
IX. Forſter an ſeinen Vater 176
X. Forſter an ſeinen Vater 179
XI. Forſter an Jacobi 183
XII. Forſter an ſeinen Vater 189
XIII. Forſter an ſeinen Vater 191
XIV. Forſter an ſeinen Vater 194
XV. Forſter an Jacobi 199
XVI. Forſter an den regierenden Fürſten von Deſſau . . 208
XVII. Forſter an Jacobi 209
XVIII. Forſter an H. v. Erdmannsdorf in Deſſau . . . 215
XIX. Forſter an Jacobi 220
XX. Forſter an ſeinen Vater 229
XXI. Forſter an Jacobi 230
XXII. Forſter an Jacobi 239

Seite
XXIII. Forſter an ſeinen Vater 243
XXIV. Forſter an Jacobi 245
XXV. Forſter an Jacobi 248
XXVI. Camper an Forſter 251
XXVII. Camper an Forſter 253
XXVIII. Forſter an Jacobi 255
XXIX. Forſter an Jacobi 256
XXX. Forſter an Jacobi 259
XXXI. Forſter an Jacobi 260
XXXII. Forſter an Jacobi 262
XXXIII. Jacobi an Forſter 264
XXXIV. Forſter an Jacobi 267
XXXV. Jacobi an Forſter 273
XXXVI. Forſter an Jacobi 279
XXXVII. Forſter an Jacobi 282
XXXVIII. Forſter an ſeinen Vater 285
XXXIX. Forſter an ſeinen Vater 288
XL. Forſter an ſeinen Vater 290
XLI. Forſter an ſeine Schweſter 293
XLII. Forſter an ſeine Schweſtern 299
XLIII. Forſter an Jacobi 303
XLIV. Forſter an Jacobi 312
XLV. Forſter an ſeinen Vater 313
XLVI. Forſter an Jacobi 314
XLVII. Forſter an ſeinen Vater 320
XLVIII. Forſter an Jacobi 322
XLIX. Forſter an ſeinen Vater 328
L. Forſter an Camper 330
LI. Forſter an Jacobi 339
LII. Forſter an Jacobi 342
LIII. Forſter an ſeinen Vater 347
LIV. Forſter an ſeinen Vater 348

Seite
LV. Forſter an Lichtenberg 349
LVI. Forſter an Jacobi 353
LVII. Forſter an Lichtenberg 356
LVIII. Lichtenberg an Forſter 359
LIX. Forſter an Jacobi 361
LX. Michel Comte Poniatowsky, Evêque de Plock, Primat, au Docteur Czempinski. 365
LXI. Forſter an Heyne 370
LXII. Forſter an ſeinen Vater 372
LXIII. Forſter an ſeinen Vater 375
LXIV. Forſter an Jacobi's Schweſter 376
LXV. Forſter an Th. H. in Göttingen 383
LXVI. Forſter an Th. H. in Göttingen 387
LXVII. Forſter an Heyne 389
LXVIII. Forſter an Heyne 392
LXIX. Forſter an Th. H. in Göttingen 395
LXX. Forſter an Heyne 406
LXXI. Forſter an Th. H. in Göttingen 413
LXXII. Forſter an Th. H. in Göttingen 421
LXXIII. Forſter an Heyne 437
LXXIV. Forſter an Th. H. in Göttingen 442
LXXV. Forſter an Th. H. in Göttingen 448
LXXVI. Forſter an Th. H. in Göttingen 450
LXXVII. Forſter an Th. H. in Göttingen 452
LXXVIII. Forſter an Heyne 454
LXXIX. Forſter an ſeinen Vater 460
LXXX. Forſter an Jacobi 465
LXXXI. Forſter an Th. H. in Göttingen 469
LXXXII. Forſter an Heyne 478
LXXXIII. Forſter an Th. H. in Göttingen 484
LXXXIV. Forſter an Th. H. in Göttingen 492
LXXXV. Forſter an Th. H. in Göttingen 496

Seite
LXXXVI. Forſter an Heyne 511
LXXXVII. Forſter an Heyne 515
LXXXVIII. Forſter an Heyne 516
LXXXIX. Forſter an Heyne 518
XC. Forſter an Th. H. 523
XCI. Forſter an Th. H. 528
XCII. Forſter an Jacobi 530
XCIII. Forſter an Heyne 536
XCIV. Heyne an Forſter 541
XCV. Forſter an Lichtenberg 543
XCVI. Forſter an Lichtenberg 552
XCVII. Forſter an Heyne 560
XCVIII. Forſter an Heyne 561
XCIX. Heyne an Forſter 564
C. Forſter an Heyne 567
CI. Forſter an Heyne 570
CII. Forſter an Heyne 57
CIII. Forſter an Heyne 57
CIV. Forſter an Lichtenberg 57
CV. Forſter an Heyne 58
CVI. Forſter an Heyne 58
CVII. Forſter an Heyne 59
CVIII. Forſter an Heyne 59
CIX. Forſter an Heyne 59
CX. Forſter an Heyne 59
CXI. Forſter an Heyne 60
CXII. Forſter an Camper 60
CXIII. Forſter an Heyne 61
CXIV. Heyne an Forſter 62
CXV. Heyne an ſeine Tochter 62
CXVI. Forſter an Heyne 62
CXVII. Baron Scheffler an Forſter 62

Seite
CXVIII. Forſter an ſeinen Vater 631
CXIX. Forſter an Heyne 633
CXX. Forſter an Heyne 635
CXXI. Forſter an ſeinen Vater 636
CXXII. Lichtenberg an Forſter 638
CXXIII. Lichtenberg an Forſter 639
CXXIV. Lichtenberg an Forſter 641
CXXV. D'Elhuyar an Forſter 644
CXXVI. Hofrath von Born an Forſter 649
CXXVII. Lichtenberg an Forſter 652
CXXVIII. Lichtenberg an Forſter 653
CXXIX. Lichtenberg an Forſter 655
CXXX. Mulowsky, Flottencapitain, an Forſter . . . 656
CXXXI. H. v. Siniavin (von der ruſſiſch-kaiſerl. Admiralität) an Forſter 657
CXXXII. Forſter an D'Elhuyar 658
CXXXIII. Lichtenberg an Forſter 664
CXXXIV. Forſter an Heyne 666
CXXXV. Forſter an Heyne 668
CXXXVI. Graf von Anhalt an Forſter 670
CXXXVII. Lichtenberg an Forſter 671
CXXXVIII. Forſter an ſeine Frau 674
CXXXIX. Forſter an ſeine Frau 681
CXL. Lichtenberg an Forſter 686
CXLI. D'Elhuyar an Forſter 688
CXLII. Johannes von Müller an Forſter 692
CXLIII. Oberpoſtmeiſter von Zimmermann an Forſter . 696
CXLIV. Johannes v. Müller an Forſter 700
CXLV. Johannes v. Müller an Forſter 702
CXLVI. Forſter an Jacobi 703
CXLVII. Forſter an Jacobi 704
CXLVIII. Joh. v. Müller an Frau Forſter 708

Seite

CXLIX. Forſter an Jacobi 709
CL. Joh. v. Müller an Forſter 714
CLI. Joh. v. Müller an Forſter 716
CLII. Joh. v. Müller an Forſter 717
CLIII. Joh. v. Müller an Forſter 718
CLIV. Heyne an Forſter 719
CLV. Forſter an Bieſter 720
CLVI. Heyne an Forſter 721
CLVII. Joh. v. Müller an Forſter 722
CLVIII. Joh. v. Müller an Forſter 723
CLIX. Jaquin (Botaniker) an Forſter 724
CLX. Forſter an ſeinen Vater *) 725
CLXI. Forſter an Heyne 727
CLXII. Forſter an Jacobi 729
CLXIII. Forſter an Jacobi 739
CLXIV. Forſter an Jacobi 741
CLXV. Forſter an Heyne 751
CLXVI. Forſter an Jacobi 752
CLXVII. Hofrath von Born an Forſter 756
CLXVIII. Forſter an Heyne 758
CLXIX. Forſter an Jacobi 759
CLXX. Forſter an Heyne 762
CLXXI. Forſter an Heyne 765
CLXXII. Forſter an Jacobi 767
CLXXIII. Joh. v. Müller an Forſter 776
CLXXIV. Joh. v. Müller an Forſter 777
CLXXV. Forſter an Heyne 778
CLXXVI. Forſter an Jacobi 780
CLXXVII. Heyne an Forſter 786

---

*) Der Leſer entſchuldige die Verſetzung dieſes Briefes, der mehrere Jahre früher ſeinen Platz hätte finden ſollen.

Seite
CLXXVIII. Heyne an ſeine Tochter 787
CLXXIX. Heyne an Forſter 790
CLXXX. Forſter an Heyne 790
CLXXXI. Joh. v. Müller an Forſter 792
CLXXXII. Forſter an Heyne 793
CLXXXIII. Heyne an Forſter 794
CLXXXIV. Forſter an Heyne 796
CLXXXV. Forſter an Heyne 798
CLXXXVI. Heyne an Forſter 801
CLXXXVII. Forſter an Jacobi 802
CLXXXVIII. Forſter an Heyne 804
CLXXXIX. Heyne an ſeine Tochter 805
CXC. Lichtenberg an Forſter 806
CXCI. Forſter an Heyne 807
CXCII. Heyne an Forſter 808
CXCIII. Forſter an Heyne 810
CXCIV. Heyne an Forſter 812
CXCV. Forſter an Heyne 813
CXCVI. Forſter an Heyne 814
CXCVII. Heyne an Forſter 816
CXCVIII. Heyne an Forſter 817
CXCIX. Forſter an Heyne 819
CC. Forſter an Jacobi 820
CCI. Heyne an ſeine Tochter 821
CCII. Forſter an Heyne 826
CCIII. Heyne an Forſter 828
CCIV. Forſter an Heyne 829
CCV. Forſter an Heyne 830
CCVI. Forſter an Jacobi 832
CCVII. Forſter an Jacobi 834
CCVIII. Lichtenberg an Forſter 836
CCIX. Forſter an Heyne 838

Seite
CCX. Forſter an Jacobi 841
CCXI. Forſter an Jacobi 842
CCXII. Forſter an Heyne 843
CCXIII. Forſter an Heyne 845
CCXIV. Forſter an Jacobi 846
CCXV. Heyne an Forſter 850
CCXVI. Forſter an Jacobi 851
CCXVII. Forſter an Jacobi 853
CCXVIII. Forſter an Jacobi 854
CCXIX. Forſter an Heyne 855
CCXX. Forſter an Heyne 856
CCXXI. Joh. v. Müller an Forſter 858
CCXXII. Forſter an Heyne 859
CCXXIII. Forſter an Jacobi 860
CCXXIV. Heyne an Forſter 861
CCXXV. Joh. v. Müller an Forſter 863
CCXXVI. Heyne an Forſter 864
CCXXVII. Joh. v. Müller an Forſter 866
CCXXVIII. Forſter an Heyne 867
CCXXIX. Amtmann Bender an Forſter 869

Einige Nachrichten

von

Johann Georg Forſter's Leben.

Wen Gott niederſchlägt, der richtet ſich nicht ſelbſt wieder auf. Ich weiß am beſten, was auf meinen Schultern liegt. Unglück bin ich gewohnt zu dulden. Und jetzt iſt's nicht Weislingen allein, nicht die Bauern allein, nicht der Tod des Kaiſers und meine Wunden. — — Es iſt alles zuſammen. — —

Götz von Berlichingen.

Forſter's Vorältern hatten während der bürgerlichen Kriege in Großbritannien für das Haus Stuart, Schottland, wo andre Zweige ihrer Familie noch in Anſehen ſtehen, verlaſſen, und gleich ſo vielen andern ihrer geflüchteten und geächteten Landsleute in Preußen eine neue Heimath geſucht. Sie ſcheinen das Talent und die Vorliebe für den Advocatenſtand aus Schottland mitgebracht zu haben; denn vom Urgroßvater an waren ſie als vorzügliche Rechtsgelehrte geachtet. Einige dieſem ſehr ehrenvollen Stande oft vorgeworfene Eigenheiten, Starrſinn und Widerſpruchsgeiſt, waren ihrem jüngeren Abkömmling, Georgs Vater, Johann Reinhold, vorzüglich zugefallen. Der Geiſt eigenen Urtheils und eigenen Entſchluſſes, welcher durch bürgerliche Unruhen entwickelt wird, mochte vielleicht nach einem halben Jahrhundert in dem Forſter'ſchen Blut noch nicht ganz erloſchen ſeyn, und auf Joh. Reinh. fortgeerbt, bei dem beengenden, von aller allgemeinen Wirkſamkeit abgeſchnittenen Leben, welches ihm zu Theil ward, das ihm eigene Streben ins Weite, das ihn zu keiner bürgerlichen Ruhe kommen ließ, hervorbringen. Sein Vater hatte von jeher die ſchlechte Methode gemißbilligt, nach welcher damals den Knaben in der Schule das Latein gelehrt ward; er verfiel auf einen damals ganz neuen Gang des Unterrichts, er ſprach ausſchließend nur Latein mit dem Kinde und verbot auf das ſtrengſte, je in ſeiner Gegenwart ſich der Landesſprache, des Deutſchen, zu bedienen. In Dirſchau, ſeinem Wohnort, ſechs Stunden von Danzig, nahe an der polniſchen Grenze gelegen, iſt die polniſche Sprache nicht ganz fremd, J. Reinhold bekam eine polniſche Wärterin, und ſeine Mutter fügte ſich dem ausdrücklichen Willen ihres Mannes, nur polniſch mit ihm zu reden. Seine Schweſter hingegen, ein Kind aus der Mutter erſter Ehe, lernte mit dem Bruder das Latein, die Kinder unterhielten ſich in dieſer Sprache zuſammen, ſo daß Joh. Reinhold im vierten Jahre lateiniſch und polniſch mit gleicher Leichtigkeit ſprach. Wie er in das Alter kam, wo man Knaben nicht mehr von allem Verkehr mit ihres Gleichen abhalten kann, hielt ihn die Nachbarſchaft für ein Wunderkind, weil er ſich als Hausgebrauch der Sprache bediente, die große Jungen von ſechzehn Jahren, welche ohne Unterlaß die Schule beſuchten, nur mit Mühe zu leſen vermochten. Erſt im ſechſten Jahre lernte Joh. Reinhold von ſeinen Geſpielen nun Deutſch. In dieſer Zeit ſah ſich ſein Vater durch eine langwierige Krankheit genöthigt, ſeinen Unterricht zu unterbrechen, er ward bis zu deſſen Wiederherſtellung der Leitung eines geſchickten jungen Mannes, der eigentlich die Heilkunde ſtudirt hatte, übergeben. In allen Vorkenntniſſen wohlunterrichtet, bezog Joh. Reinhold 1744 das Joachimsſtift in Berlin, vier Jahr ſpäter, im neunzehnten ſeines Alters, ging er, die Rechte zu ſtudiren, nach Halle. Seine Neigung ſtimmte aber mit den Abſichten ſeiner Familie keineswegs überein, er haßte die Rechtswiſſenſchaft und von dem Studium ſeines ehemaligen Lehrers wahrſcheinlich angezogen, beſuchte er die mediciniſchen Hörſäle; da aber ſein Vater ſich beſtimmt weigerte, ihn bei dieſer Wiſſenſchaft zu unterſtützen, ſtudirte er Theologie. Es wäre wohl ſehr unnütz, ſich bei dieſem ehemals häufigen Irrthum der Aeltern, bei der wiſſenſchaftlichen Entwickelung ihrer Söhne nicht deren Neigung zu Rathe zu ziehen, aufzuhalten. Wer aber Joh. Reinhold in ſeinen kräftigen Jahren kannte, dem konnte die Bemerkung nicht entgehen, daß er als praktiſcher Arzt ohne Zweifel ſein Glück gemacht haben würde. Er war ein ſchöner, großer Mann, mit lebhaften Augen, ſonorer Stimme, leichter, lebhafter Rede, gegen das ſchöne Geſchlecht ſehr verbindlich — welches damals, im ehrbarſten Sinne, galant hieß, er beſaß die Gabe, ſeine Talente zu zeigen und ſeine eigene günſtige Meinung von ihnen an den Tag zu legen. Die Theologie mochte wohl in keiner Rückſicht dem jungen Reinhold behagen, gewiß diente ihr Studium aber dazu, ſeine vielſeitigen Kenntniſſe zu vermehren, ja, durch das Bibelſtudium ſeinen naturhiſtoriſchen und völkerkundlichen Forſchungen ſehr nützliche Geſichtspunkte zu geben. Dieſe blieben ſeinem Sohn Georg ebenfalls nicht fremd, und machten ihre Mittheilungen für Männer, wie Herder und Michaelis, ſo anziehend und wichtig *). In ſeinem vier und zwanzigſten Jahr erhielt J. Reinhold eine kleine Patronats-Pfarre in Naſſenhuben, einem ärmlichen Dorfe in der Nähe von Danzig. Zugleich heirathete er ein Geſchwiſterkind, die treue Gattin, die ſieben Kinder gebar, die unter nie ſorgloſen Verhältniſſen mit unermüdeter Geduld ſeine Eigenheiten ertrug und, vergeblich auf ruhige Tage hoffend, den ruheloſen Mann nach vieljährigem Kampf mit ſelbſtgeſchaffenen Hinderniſſen zur Ruhe eingehn ſah.

Georg, ſein älteſter Sohn, ward durch die Umſtände ſein Liebling und Schüler. Der Knabe war mit auffallenden Anlagen des Geiſtes geboren. Er kroch als kleines Kind in des Vaters Studirzimmer umher und heftete ſeine Aufmerkſamkeit auf die großen goldenen Titelbuchſtaben der Foliobände, welche das untere Fach des Büchergeſtells einnahmen. Dieſe Titel wurden ſein

---

*) Die beiden Forſter waren die erſten Deutſchen, die dieſen um das Verſtändniß alter Sagen ſo verdienten Männern ihre Fragen über die Menſchheit im Stand der Natur in lebendiger Rede beantworten konnten. Und wie befriedigend mußten dieſe Antworten ſeyn, da die Befragten, ihrer Wiſſenſchaft nicht fremd, ihnen mit Geiſt und Herz entgegenkamen. Seitdem folgten ſo viele Reiſende ihrer Spur, bahnten ſie zu betretenen Wegen, und manche ihrer Entdeckungen beſtätigte unſrer gelehrten Landsleute geiſtvolle Ahnungen in der Urgeſchichte des Menſchengeſchlechte.

A B C Buch, aus dem er ohne niedliche Kindergeſchichtchen und läppiſche Sprüchelchen, wie ſie in unſern Tagen überfließen, ſehr früh leſen lernte. Joh. Reinhold freute ſich ſeiner Aufmerkſamkeit und gab ihm in ſehr zarter Kindheit einigen Unterricht im Lateiniſchen, Franzöſiſchen und der Rechenkunſt. Dieſe Beweiſe väterlicher Zuneigung hielten ihn nicht ab, ſich auch im Verhältniß zu ſeinen Kindern, beſonders zu ſeinem Sohn Georg, ſeiner Leidenſchaftlichkeit zu überlaſſen. Sie zeigte ſich oft durch ſehr harte körperliche Züchtigungen, die mehr ſeinen Zorn, als das Maß des Vergehens bewieſen. Doch muß in dem Betraggn und den Geſinnungen des Mannes eine Kraft gelegen haben, ſich die Zuneigung und Achtung ſeiner Kinder zu erwerben und Tugenden in ihnen zu entwickeln. Die in der Folge dargelegten Briefe Georg Forſter's beweiſen, wie die Zeit und die Verhältniſſe die kindliche Liebe und Ehrerbietung nie in ihm ſchwächten, ſelbſt nicht, wo des Vaters ſelbſtſüchtige Heftigkeit in deſſen Geſchäfts- und bürgerliche Verhältniſſe ſtörend eingriff. In leidenſchaftloſen Momenten, in ſolchen, wo angenehmere Empfindungen ihn zerſtreuten, war Joh. Reinhold auch in ſeinem Familienkreiſe ein freundlicher, das Gute anerkennender und durch Güte gewinnender Mann; bei der Anerkennung ſeines wiſſenſchaftlichen Verdienſtes, welche ihm das Publicum nie verſagte, mußte die hohe Meinung, welche ſeine Familie von demſelben hatte, ſeine vielen Fehlſchlagungen ſelbſt, in ihren Augen manchmal ſein Unrecht verſöhnen.

Es iſt ein ſchöner Zug im Menſchenherzen, daß es willig dem, der es verwundete, ſeine Unbilligkeit um ſeiner Leiden willen vergiebt.

Anziehend wäre es zu wiſſen, wie Joh. Reinholds Amtsverhältniſſe als Pfarrer geweſen; ob er als Prediger und Seelſorger ſeine Pflichten erfüllt hat. Die Kenntniß davon fehlt mir gänzlich, der Charakter des Mannes, der Widerwillen, mit dem er Geiſtlicher geworden, und die Bereitwilligkeit, mit der er ſeine Pfarre verließ, ſo wie ſein folgendes Schickſal, machen jedoch ſehr wahrſcheinlich, daß er mit ſeiner Gemeine nicht ſehr innig verbunden ſeyn mochte. 1765 machte ihm der ruſſiſche Reſident in Danzig, Herr von Rehbinder, den Vorſchlag, die neuangelegten ruſſiſchen Colonien an der Wolga zu bereiſen. Joh. Reinhold übernahm den Auftrag, begab ſich in Begleitung ſeines eilfjährigen Sohnes Georg nach Petersburg, und bereiſte in deſſen Begleitung die neuerworbenen ruſſiſchen Beſitzungen bis Saratof, welches damals ihr Mittelpunkt war. Er unterſuchte ihren Boden, ihre Lage, ihre Bedürfniſſe, ihre Beſchwerden, die ſehr zahlreich waren, und drang bis zum See Elton vor, aus dem Rußland einen großen Theil ſeines Salzes bezog. Die über alle dieſe Gegenſtände geſammelten Bemerkungen gaben ihm Stoff zu einer Denkſchrift, der er eine Karte des von ihm bereiſten Landes und erläuternde Vorſchläge über die beſſern Einrichtungen und den beſſern Anbau jeder einzelnen Colonie beifügte. Unter andern machte er auch auf das

Bedürfniß aufmerkſam, ein eigenes, den Verhältniſſen der Colonien angemeſſenes Geſetzbuch zu verfaſſen. Mit dieſer Schrift, die ſo viel Gutes hätte ſtiften können, verſperrte er ſich aber den Weg zu allem Gelingen am Petersburger Hof. Sie machte die Kaiſerin mit dem Unrecht, das ihre Colonien erlitten, bekannt; damit zog ſich aber ihr Wortführer den Haß des Gouverneurs von Saratof zu, eines bösartigen, tyranniſchen und eigennützigen Mannes, der die Colonien in der knechtiſchſten Abhängigkeit hielt, um ſie zu plündern und ſeinen Seckel zu füllen.

Joh. Reinhold harrte lange in Petersburg auf einen Erfolg ſeiner Vorſtellungen, auf einen Lohn ſeiner Mühſeligkeiten und Arbeiten. Seine Familie in Naſſenhuben war durch ſeine lange Abweſenheit in Armuth gerathen. Joh. Reinhold mußte ihre und ſeine eignen dringendſten Bedürfniſſe durch literariſche Arbeiten decken, wozu auch ſein Sohn, der kaum der Kindheit entwachſene Georg, beitragen mußte. Dieſer lieferte Ueberſetzungen für den Druck — wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt, ſo waren es Uebertragungen aus dem Franzöſiſchen ins Ruſſiſche, obſchon dieſer Erinnerung ſeiner mündlichen Erzählungen ſeine ſpätere Unkunde dieſer Sprache widerſpricht. Die Thatſache, daß er als zwölf- bis dreizehnjähriger Knabe durch Schriftſtellerei ſeine Familie nähren half, bleibt immer dieſelbe.

Wie Joh. Reinhold die Ungunſt ſeiner Verhältniſſe einſehen lernte, bat er um eine Entſchädigung für die in

Rußlands Dienſt verwendete Zeit und um die Erlaubniß, in ſein Vaterland zurückkehren zu dürfen. Statt ihm zu willfahren, übertrug man ihm die Verfertigung eines Geſetzbuches für die Colonien. Der reformirte Prediger in Petersburg, Herr Dilthey, ward ihm bei dieſer Arbeit zugeſellt, und Joh. Reinhold vollbrachte ſie mit einem Eifer, der ſeine Liebe für die Sache beurkunden mußte. Die Papiere, aus welchen gegenwärtige Nachrichten gezogen ſind, drücken ſehr zuverſichtlich die Ueberzeugung aus, daß dieſes Geſetzbuch in der Kaiſerin die Idee zu ihrem großen Geſetzeswerk zuerſt angeregt habe. Wie dieſe Arbeit, wenn ſie wirklich vor ihre Augen kam, aufgenommen worden, iſt uns durch keine Nachricht klar geworden. Der ruſſiſche Hof war damals der Tummelplatz aller, aus allen Enden der civiliſirten Welt herbeiſtrömenden Projectmacher und Abentheurer *), die mit ihren zahlloſen Projekten den praktiſchen Sinn jener Halbbarbaren eben ſo verwirren mußten, wie ſie es verſchuldet haben mögen, deren moraliſchen Geſichtspunkt über Geiſtesbildung und Verfeinerung der Sitten verrückt zu haben. Es iſt kein Wunder, wenn mancher eingereichte Plan gar nicht geleſen ward, auch nicht, wenn man den Projectmacher oft vergaß, indeß manche Idee ſeines Projects benutzt ward. Von Joh.

---

*) Der Aufenthalt Bernardin's de St. Pierre, den ſeine neuerdings bekannt gemachten Memoiren ſo anziehend ſchildern, fällt in eben dieſe Zeit.

Reinholds Unbedachtſamkeit läßt ſich ohnehin fürchten, daß er weder die nöthige Vorſicht bei ſeiner Bewerbung, noch die nöthige Geduld zum Abwarten von deren Erfolg gehabt habe. So viel ſagen unſre Notizen, daß er ungeduldig ward und bei Graf Gregori Orloff nochmals um Erlaubniß bat, in ſeine Heimath zurückkehren zu dürfen. Orloff beſchied ihn den andern Morgen um ſechs Uhr zu ſich, Joh. Reinhold ſtellte ſich ein, der Graf war aber ſchon vor einer Stunde auf die Jagd gegangen. Nun glaubte jener deutlich zu ſehen, daß man ihn nur hinzuhalten gedenke; er bereitete ſich alſo unverzüglich zur Abreiſe, machte dieſe, dem Gebrauche gemäß, dem Publicum durch einen dreimal wiederholten Artikel in der Petersburger Zeitung bekannt, und nahm ſchriftlich vom Grafen Orloff ſeinen Abſchied. Der Graf ſchickte darauf einen Secretair an ihn mit der Frage: was er für ſeine Dienſte verlange? Joh. Reinhold gab zur Antwort: er glaube zweitauſend Rubel verdient zu haben (der Silberrubel hatte damals den Werth eines Albertthalers), ſetzte aber hinzu: wenn ihm der Graf eine Kopeke über tauſend Rubel gebe, wolle er auch zufrieden ſeyn, aber die abgeſchloſſene Summe von tauſend Rubel allein nähme er nicht an. — Darauf ließ man ihn abreiſen, ohne ihm die geringſte Belohnung zu geben.

Seine Pfarre war durch ſeine lange Abweſenheit verſcherzt, Deutſchland bot ſeinen herumſchweifenden Gedanken keinen Stützpunkt; er ſchiffte ſich deßhalb, ohne ſeine Familie zu beſuchen, mit ſeinem Sohne nach England ein. Es fehlte ihm dort gänzlich an Bekanntſchaften, er war aber ſo glücklich, vielleicht durch Empfehlungen, die er in Petersburg erhalten, mit einigen angeſehenen Männern in Verkehr zu kommen. Dieſe ſchlugen ihm vor, auf Koſten Lord Baltimore's nach Nordamerika zu gehen, um den jetzigen Staat Maryland zu unterſuchen; Lord Shelburne bot ihm eine Predigerſtelle in Penſacole an, endlich ward er auch zu einem Lehrſtuhl an das College von Warrington in Lancaſter, einer Anſtalt, die zur Bildung diſſentirender junger Geiſtlichen beſtimmt iſt, berufen. Auf den Rath eines würdigen engliſchen Gelehrten wählte er dieſe Stelle, wo er in Naturgeſchichte und Sprachen Unterricht gab, und ließ ſeine Frau mit ihren ſechs übrigen Kindern, von denen das jüngſte kaum ſechs Jahr alt war, zu ſich kommen. Wenn der Aufenthalt in Naſſenhuben während der langen Abweſenheit ihres Mannes Frau Forſter ſorgenvoll und drückend geweſen war, mochte ſie in Warrington doch wohl auf ihn als die ruhigſte Zeit ihres Lebens zurückſehen; ſie war doch in ihrem Vaterlande, in der Nähe ihrer Verwandten, von beſchränkten Verhältniſſen umgeben; jetzt ſah ſie ſich dürftig in dem Lande des Reichthums, fremd unter einem Volk, das damals noch mehr als jetzt den Fremden nur zu gern mit dem Hergelaufenen verwechſelt, ſobald er nicht Geld mitbringt oder Geld erwerben hilft.

Joh. Reinhold gerieth bald mit den Vorgeſetzten der Anſtalt in Zwieſpalt, unfähig Widerſpruch zu dulden und ſich in Menſchen, die er zu überſehen glaubte, zu fügen, hielt er ſich für verfolgt, für beeinträchtigt in der Freiheit ſeiner Denkart und gab ſeine Stelle auf, obgleich er dem Verdienſt der übrigen Profeſſoren Gerechtigkeit widerfahren ließ und dem Inſtitut die Ehre zugeſtand, ſehr tüchtige Schüler gebildet zu haben. Auch blieb er fortwährend in Warrington und ſuchte ſich durch Privatunterricht zu erhalten. Während ſeines Aufenthalts daſelbſt war Joh. Reinhold bemüht, ſein Einkommen durch verſchiedene Ueberſetzungen ins Engliſche zu vermehren. Sein Sohn Georg war ihm dabei von weſentlicher Hülfe; unter ſeinen damaligen Arbeiten befanden ſich Osbeck's Reiſe nach Indien und Kalm's Reiſen in Amerika, die von Boſſu an den Miſſiſipi und von Löffling nach Cumana in Südamerika. Der Vater ſchrieb auch eine Mineralogie für Schulen, deren Handſchrift aber bei einer Feuersbrunſt in London bei dem Buchhändler, der ihren Verlag übernommen hatte, verbrannte. Außer der Hülfe, die Georg Forſter bei dieſen Ueberſetzungen leiſtete, ſuchte er die Sorge ſeiner Mutter auch durch den Erwerb, welchen ihm der Unterricht verſchaffte, den er in einem nahe bei Warrington gelegenen Penſionat für Knaben gab, zu erleichtern. Der größte Theil ſeiner Schüler, denen er Franzöſiſch lehrte, war viel älter und ſtärker als er. Meiner Anſicht treu, ſeinem Charakter in ſeinen früheren Aeußerungen nachzugehen, theile ich hier einen Zug mit, den ich ihn ſelbſt erzählen hörte. Georg ging, um ſich in jenes Penſionat zu begeben, täglich vor einem Bäckerladen vorbei, wo er ſeinen Hunger oder ſeine Naſchhaftigkeit häufig mit einigen kleinen Paſtetchen befriedigte. Da er ſeine Sparpfennige dabei nicht berechnete und ſich vielleicht von dem Bewußtſein, auf einen Erwerbszweig zu gehen, verleiten ließ, machte er Schulden und hatte die Kränkung, auf dieſem unvermeidlichen Gang von der Bäckerfrau gemahnt zu werden; bald wußte er ſeiner Noth keine Hülfe mehr. Wie er nun wieder einmal auf ſeiner Rückkehr vom Penſionat vor dem geſcheuten Bäckerladen vorbeigehen ſollte, betete er recht dringend um höheren Beiſtand. Sein Weg führte ihn über einen Feldſchluß, indem er hinüberſteigt, ſieht er etwas im halbtrockenen Kothe, im Tapfen eines Pferdehufes liegen, langt danach, und findet eine Guinee. Die Ideenverbindung führte ihn darauf, ſeinen glücklichen Fund für die Wirkung ſeines Gebets zu halten; er ging ſchnell ſeine Schulden zu bezahlen, aber ſein Bedürfniß, auch an Andrer Freude ſich einen Genuß zu verſchaffen, hinderte ihn den anſehnlichen Ueberſchuß der Guinee zu eigenem Gebrauche aufzubewahren, er kaufte ſeiner Schweſter Wilhelmine, der nachmaligen Sprengel, die er ſehr liebte, einen goldenen Fingerhut dafür. In dieſem kleinen Vorfall ſcheint ſich die Anlage ſeiner ſpäteren Gefühl- und Denkweiſe zu verrathen.

Dalrymple, durch ſeine große Kenntniß der indiſchen Meere, ſeine herrlichen Landkarten, ſeine umfaſſenden Arbeiten zur Beförderung der Erdkunde bekannt, lud Joh.

Reinhold ein, ihn nach Oſtindien zu begleiten, wohin er mit dem Rang eines Schiffskapitains als Gouverneur von Balanbangan, einer kleinen Inſel nordöſtl. von Borneo, geſchickt werden ſollte, indem die oſtindiſche Compagnie unter ſeiner Direction eine Niederlaſſung anzulegen gedachte. Dieſer Vorſchlag, der Joh. Reinholds Lieblingsſtudium, die Naturgeſchichte, ſehr begünſtigte, ward mit der größten Freude von ihm angenommen, und er reiſte ſogleich nach London ab, ſeine Zurüſtungen zu machen. Allein Dalrymple's Verdienſt hatte Neider, die ſeinem Plan viel Widerſpruch erregten, und es endlich dahin brachten, daß ihm ganz neue, von den erſten verſchiedene Bedingungen gemacht wurden. Entrüſtet gab er deßhalb das ganze Unternehmen auf, und ſomit waren auch Joh. Reinholds Ausſichten zerſtört. Sein Erwerb in Warrington war abgebrochen, er hoffte in London Mittel zu neuem zu finden, und ließ ſich deßhalb mit ſeiner Familie in der Hauptſtadt nieder. Zufällige Umſtände brachten ihn damals auf den Einfall, ſeinen Sohn Georg dem Handel zu widmen; vielleicht ſah ihn ſeine kühne Phantaſie ſchon als reichen Großhändler unter Goldſäcken ſitzen. Georg ward, ohne allen Widerſtand von ſeiner Seite, in eine Tuchhandlung gethan, mußte Waaren packen, und oft mit dem grünen Einſchlagtuch unter dem Arm das große London durchlaufen. Sein damals noch zarter Körperbau hielt eine durch keine Geiſtesthätigkeit unterbrochene Ermüdung nicht lange aus; vielleicht ſah es auch der Vater ein, daß ſeine wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe ihn einen günſtigeren Weg führen könnten, als der Handel ohne alles eigne Capital verſpricht, denn Georg kehrte bald zu ſeiner Familie zurück und nahm die Feder von neuem zur Hand. Eine Ueberſetzung von Bougainville's Reiſen in das Engliſche war ſeine nächſte Arbeit, während Joh. Reinhold eine Beſchreibung amerikaniſcher Inſecten, eine Fauna und eine Flora eben dieſes Welttheils in lateiniſcher Sprache herausgab, und Noten zu der engliſchen Ausgabe von Cronſtedt's Mineralogie machte. Mehrere andre mineralogiſche und naturhiſtoriſche Aufſätze, die aus ſeiner Feder kamen, will ich der Kürze wegen übergehen; auch ging er Pennant bei ſeiner Naturgeſchichte zur Hand, und theilte H. Donnes Barrington einige Anmerkungen mit zu ſeiner Ausgabe des Oroſius in angelſächſiſcher Sprache, den König Alfred der Große überſetzt haben ſoll. Die Landkarte am Ende dieſes Werks iſt von Joh. Reinholds und Georgs Arbeit.

So verfloſſen einige Jahre in ſtetem Kampf gegen Bedrängniß, und bei ſieben heranwachſenden Kindern, in dem theuern, unwirthbaren London, ohne alle Sicherheit des Erwerbs und Gleichmäßigkeit der Einnahme. Endlich im Jahr 1772 ward ihm der Vorſchlag zur Begleitung des Capitain Cook bei ſeiner Entdeckungsreiſe nach dem Südpol gemacht. Er bedung ſich die Erlaubniß aus, ſeinen damals ſiebzehnjährigen Sohn Georg als Gehülfe mitzunehmen, und ſicherte ſeiner Familie durch Anweiſung auf einen Theil ſeines ſehr mäßigen Reiſegehalts eine ſpärliche Subſiſtenz zu. Georg Forſter's Geſundheit war damals noch nicht befeſtigt, er war ſpät gewachſen, — vielleicht hatte die der frühen Jugend ſo wenig angemeſſene Geiſtesanſtrengung und die Sorge, die er ſo innig mit ſeiner Familie theilte, einer kräftigen Entwickelung Abbruch gethan, und er ward vielleicht deßhalb empfänglicher für den nachtheiligen Einfluß des Seelebens, denn die Folgen des ſkorbutiſchen Uebels, dem er bei ſeiner erſten Ankunft in Othaheite faſt unterlegen wäre, begleiteten ihn durch ſein ganzes Leben. Seine Hypochondrie, ſeine rheumatiſchen Beſchwerden, ſeine gefährlichen Koliken ſchrieb er ihm zu. Seine Diät war immer darauf abgeſehen dieſem traurigen Uebel entgegenzuarbeiten, und er würde ihm ohne dieſe Sorgfalt, ohne ſeine große Mäßigkeit in der Nahrung, ſeine männliche Abhärtung und Einfachheit in Kleidung und Heizung der Zimmer, und der ſorgfältigſten Reinlichkeit, nicht ſo lange widerſtanden haben. Gegen das Ende ſeines Lebens gingen ſeine Leiden in wirkliche Gicht über, die auch endlich ſeinen Tod herbeiführte.

Auch auf dieſer Reiſe ward ſein weiches Herz oft von peinlichen Empfindungen bedrängt. Seines Vaters jähzorniges und anmaßendes Weſen kam mit der Stellung und dem Charakter des Capitain Cook in häufigen Zwieſpalt. Einmal ward die Reibung ſo heftig, daß Cook ſeine Autorität geſetzlich gegen Joh. Reinhold aufrecht halten mußte. Georg, dem Cook perſönlich ſehr wohlwollte, befand ſich dabei im bitterſten Gedränge.

Wenn der Vater ſich enthielt ſeinen Unwillen über Cook zu bezeigen, ſo mußte der Sohn die daraus entſtehende üble Laune über ſich ergehen laſſen. Unter ſolchen Umſtänden iſt die kindliche Unterwürfigkeit, die Georg ſeinem Vater bis zu einer ſehr ſpäten Zeit bezeigte, ein um ſo rührenderer Beweis ſeines moraliſchen Gefühls.

Die wiſſenſchaftlichen Erfolge dieſer Reiſe und der gelehrte Ruf, den deren Beſchreiber, Georg Forſter, durch ſie erworben, ſind allgemein bekannt. Nach ihrer Rückkehr gerieth Joh. Reinhold in die traurigſten Mißverhältniſſe zum Lord der Admiralität, Lord Sandwich, und auf dieſem Wege zur Regierung. Ihr eigentlicher Zuſammenhang iſt mir nie klar geworden, Georg Forſter hatte aber auf keinen Fall den geringſten Antheil daran *).

---

*) Ich glaube den Leſer über Forſter's Anſicht dieſer Verhältniſſe nicht beſſer belehren zu können, als durch das, was er ſelbſt in der Vorrede zu ſeiner Reiſebeſchreibung (Berlin bei Haude und Spener 1778) darüber ſagt. Dort heißt es:

„Joh. Rh. Forſter ſammelte ſeine Bemerkungen, feſt entſchloſſen den Endzweck ſeiner Sendung auszuführen und dem Publicum ſeine Entdeckungen mitzutheilen. Es waren nach ſeiner Rückkehr kaum vier Monate verſtrichen, als er ſchon dem Könige die Erſtlinge ſeiner Arbeit widmete und überreichte. (Characteres Generum Plantarum u. ſ. w. London et Berol. apud Haude et Spener 1776.) Die Reiſegeſchichte, das Hauptwerk, welches man von ihm verlangte, ließ er darauf ſein angelegentlichſtes Geſchäft ſeyn. Anfänglich wollte man, daß er aus ſeinen eignen und des Capitain Cook's Tagebüchern nur Eine Erzählung machen ſollte, worin die wichtigen Bemerkungen eines Jeden an ihrer Stelle, und zum Unterſchied verſchiedentlich bezeichnet, erſcheinen ſollten. Mein Vater empfing einen Theil des Cook'ſchen Tagebuchs, und ſetzte ei-

Einige unſerer Leſer können der Meinung ſein, daß dieſes „alte Geſchichten“ ſind, die Niemand mehr intereſſiren. Wir bemerken dagegen, daß der ſeelenkundliche

---

nige Bogen zur Probe auf; allein da man bald darauf wieder andern Sinnes ward und jedes Tagebuch für ſich wollte abdrucken laſſen, ſo ward dieſer Plan nicht weiter ausgeführt. Die Lords des Admiralitäts-Collegiums beſchloſſen, die neue Reiſegeſchichte mit einer großen Menge Kupfer zu zieren, welche nach der Zeichnung des Mahlers, der mit am Bord geweſen, geſtochen werden ſollten; und ſchenkten die ganzen Unkoſten des Stichs zu gleichen Theilen dem Capitain Cook und meinem Vater. (Die Unkoſten beliefen ſich auf 2000 Pfd. Sterl.) Am 13. April 1776 ward ein Vergleich zwiſchen Beiden geſchloſſen und von dem Grafen Sandwich (Präſes des Admiralitäts-Collegiums) unterzeichnet, darin einem Jeden ſein Theil der Beſchreibung angewieſen und Beiden das Geſchenk der Platten von Seiten des Admiralitäts-Collegiums geſichert ward. Dem zufolge überreichte mein Vater dem großen Sandwich eine zweite Probe ſeiner Reiſebeſchreibung; mußte aber auch dieſen Verſuch, zu ſeiner großen Verwunderung, von ihm mißbilligt ſehen. Endlich ward er inne, daß, weil man in gedachtem Vergleich das Wort „Erzählung“ gefliſſentlich vermieden hatte, er nicht berechtigt ſein ſollte, eine zuſammenhängende Geſchichte der Reiſe zu ſchreiben, und man kündigte ihm nun auch förmlich an, daß er ſich, bei Verluſt ſeines Antheils an den Kupfern, ſtrenge nach dem Buchſtaben des Vergleichs richten müſſe. Zwar hatte er immer geglaubt, er ſey hauptſächlich ausgeſchickt worden die Reiſe zu beſchreiben, indeſſen bequemte er ſich zu dieſer Vorſchrift und ſchränkte ſeine Arbeit bloß auf einzelne philoſophiſche Bemerkungen ein, um nur ſeine Familie nicht von jenem glänzenden Vortheil auszuſchließen. (Sollte denn dieſer Antheil von 1000 Pfund der einzige Gewinn von viertehalb Jahre Lebensverbrauch, Gefahr und Arbeit ſeyn? — Doch ſchienen mir auch in den letzten Jahren die Erforſcher des Nordpols nicht weniger kärglich von der Regierung des goldreichen Englands belohnt.) Allein ſo viel Selbſtverleugnung ihm dieſer Schritt gekoſtet hatte, ſo fruchtlos blieb er doch; man verwarf nämlich ſeine

Theil dieſes Buches wirklich mehr für die Jugend, als für das Geſchlecht beſtimmt iſt, welches noch des alten Forſter's Zeitgenoß war. Unſre Jugend bleibt aber über vieles Wichtigere aus der nächſten Vergangenheit, als eines Einzelnen Leiden und Leben, in Unwiſſenheit, es iſt alſo zweckmäßig, für ſie dieſes Umſtandes hier zu erwähnen, da er auf Georg Forſter's Gemüth großen Einfluß hatte und ſein Schickſal zunächſt beſtimmte.

Joh. Reinhold ſelbſt hatte ſein Unrecht, falls ihm irgend ein ſolches vorzuwerfen war, ſicher nicht aus Habſucht noch mit Bewußtſeyn von Unrechtmäßigkeit gethan, ſondern im Gefühl *erlittenen* Unrechts und aus Selbſthülfe und rechtmäßigem Bewußtſeyn ſeines Verdienſtes.

Arbeit von neuem, und entzog ihm endlich das verſprochene Anrecht auf die Kupferplatten ganz und gar. Vielleicht wollte man ihm durch dieſe Begegnung fühlen laſſen, daß er ein Ausländer ſey; vielleicht fand man ſelbſt in den wenigen Reflexionen, die er vermöge des Vergleichs doch gewagt hatte, ſeine Denkart zu philoſophiſch frei; vielleicht iſt es auch das Intereſſe eines Dritten geweſen (Cooks ſelbſt? das hörte ich Forſter nie äußern. Weſſen ſonſt?), ihm das Geſchenk des Admiralitäts-Collegiums völlig zu entziehen.

Ich geſtehe, es ging mir zu Herzen, den Hauptzweck von meines Vaters Reiſe vereitelt und das Publicum in ſeiner Erwartung getäuſcht zu ſehen. Da ich während der Reiſe ſein Gefährte geweſen war, hielt ich es für meine Schuldigkeit, wenigſtens einen Verſuch zu wagen, an ſeiner Stelle eine philoſophiſche Reiſebeſchreibung zu verfertigen. Alles verſtärkte mich zu dieſer Unternehmung, welche nun nicht mehr in *ſeiner* Willkür ſtand. Ich hatte hinreichende Materialien während der Reiſe geſammelt, kein Vergleich band mir die Hände, und ſelbſt derjenige, den mein Vater eingegangen, erwähnte meiner nicht mit einem Wort und entzog mir nicht im mindeſten ſeinen Beiſtand u. ſ. w."

Sein Vertrag mit der Admiralität lautete dahin, daß keiner der mitreiſenden Gelehrten, namentlich Joh. Reinhold, Reiſenotizen publiciren ſollte, bevor die Regierung nicht die ſämmtlichen wiſſenſchaftlichen Reſultate dieſer Seereiſe dem Publicum mitgetheilt hätte. Der Ertrag dieſes von der Regierung ausgehenden Werkes ſollte nach einem billigen Maßſtab unter die gelehrten Theilnehmer an der Reiſe vertheilt werden. Die Admiralität beſchuldigte Joh. Reinhold dieſem Vertrag zuwider gehandelt zu haben, und begründete auf dieſen Vorwurf, den Georg Forſter, wie mehrere ſeiner Briefe, unter andern an Herrn von Erdmannsdorf, beweiſen, für ungerecht hielt, ihren Beſchluß, ihn ſeines Antheils an der verſprochenen Belohnung zu berauben. Dieſes veranlaßte ihn zu ſeiner Entſchädigung ſeine eigenen Reiſenachrichten bekannt zu machen. Beide Forſter glaubten Recht zu haben, ſonſt würde Georg nicht, wie ſich in mehreren ſeiner Briefe Spuren finden, durch ſeine Freunde, und zuletzt noch 1791 bei ſeiner letzten Anweſenheit in London, Verſuche gemacht haben, einen Theil jener Reiſebelohnung zu erhalten.

Joh. Reinholds Lage mußte nun noch trauriger werden als vor ſeiner Reiſe. Seine Kinder waren herangewachſen, aber außer Georg ſcheint keiner zum Unterhalt der Familie haben beitragen zu können. In dieſen Jahren fiel ein Zeitpunkt ein, wo ſeine Bedrängniß ſo groß ward, daß ſeine Gläubiger ihn in Kingsbench einſchließen ließen. Die genaue Angabe der Zeit, wo dieſes ſtattfand,' ſo wie aller näheren Umſtände fehlen mir; das Unglück ſcheint aber bei Georgs Abreiſe nach Deutſchland ſtattgefunden zu haben. So genau und lange ich mit Georg Forſter verbunden war, erfragte ich nichts über das Schmerzliche ſeiner Vergangenheit, und er theilte mir nichts mit, als was zufällig zu meiner Kunde kam. Wir hatten Beide Unrecht — Freunde ſollten dieſes Zartgefühl dem größeren Gut, der Klarheit ihres Verhältniſſes, aufopfern. Forſter's Freunde würden ihn beſſer verſtanden, berathen, beurtheilt haben, wenn ſie mehr von ſeinen beſondern Schickſalen, ſeinen beſondern Sorgen gewußt hätten. Dieſes Verhehlen gegen ſeinen Nächſten verleitete ihn bei ſeinem weichen Gemüth nothwendig zur Inconſequenz — er äußerte ſich mehr gegen fremdere Menſchen, weil dieſe ſeinen Kummer weniger fühlten als jene, denen er gern hätte lauter Freude machen wollen. So hatten zum Beiſpiel ſeine Hinterlaſſenen den Schmerz, erſt lange nach ſeinem Tode in ſeinem Briefwechſel mit Fremden die peinigenden Verlegenheiten, in welche ihn ſein Geldmangel ſetzte, kennen zu lernen, da eine fortgeſetzte, offene Darlegung ſeiner Einnahme das einzig wahre Mittel zur bürgerlichen Unabhängigkeit: Angemeſſene Beſchränkung, möglich gemacht hätte. Die gedrängte Notiz von Joh. Reinholds Leben im Converſationslexikon ſagt mit Zuverläſſigkeit, der alte König Friedrich habe ihn aus dem Schuldgefängniß befreit. Dazu hätte dieſer König wohl keinen Beruf gehabt — es war, wie es Georg Forſter in einem ſeiner Briefe an

Jacobi ſagt, Herzog Ferdinand von Braunſchweig, der, wie ſich auch in andern Briefen ein Wink findet, durch freimaureriſche Beihülfe der armen Forſterſchen Familie Rettung brachte. Unerachtet der Bedrängniß ihrer Lage nahm ſie während ihres Aufenthalts in London nach der Reiſenden Rückkehr Fremde, beſonders deutſche Reiſende, welche die Weltumſegler eifrig aufſuchten, freundlich auf. Dieſe Beſuche waren Georg Forſter, wie mancher ſeiner Briefe vermuthen läßt, ſpäterhin von großem Nutzen und mochten in der Zeit ſelbſt den armen Bedrängten zur Erheiterung gereichen. Ich finde in dieſer Zwiſchenzeit, von Georg Forſter's Rückkehr aus der Südſee bis zu ſeinem, October 1778 erfolgten Uebergang nach Deutſchland, unter ſeinen Papieren das Fragment eines engliſch geſchriebenen Tagebuchs von London nach Paris, vom October 1777. Er erwähnte dieſe Reiſe oft im Geſpräch und es war merklich, wie er damals Frankreich und die franzöſiſche Nation ganz im Geiſt und mit den Vorurtheilen eines Engländers betrachtet hatte. Ihr Zweck mag wohl der Verkauf mitgebrachter Seltenheiten und die Herausgabe irgend einer die Reiſe betreffenden Schrift geweſen ſeyn. Er ging von Harwich nach Dieppe, durch die Normandie, von der er einige Punkte, z. B. die Umgebungen von Rouen, ſehr anziehend beſchreibt, nach Paris, wo er alte Bekannte — von London aus — findet, mit Franklin, dem Amerikaner, ſpeiſt, den er, ganz abſichtslos, ſehr anziehend darſtellt. Die wenigen ihn angehenden Zeilen mögen hier einen Platz finden: „Der ehrwürdige Philoſoph der weſtlichen Welt war gegenwärtig; ſein ſilbergraues Haar, ſeine offene Stirne, ſichern ihm Ehrerbietung und Vertrauen zu. Ueberredungsgabe und Güte ruht auf ſeinen Lippen, und das Wohlwollen, welches ſein ganzes Weſen ausdrückt, iſt bewundrungswürdig. Er ſprach wenig und vorzüglich über philoſophiſche Gegenſtände, war einfarbig in Hellgrau gekleidet, ſcherzte viel mit Madame * * und erzählte eine Menge luſtige Geſchichtchen. Nach Tiſch hielt er ein Mittagsſchläfchen, während dem ich mich mit dem Hausherrn unterhielt, bald kam aber mehr Geſellſchaft, und nun war der Papa — wie Franklin in dieſer Familie genannt wird — ſogleich auf den Beinen und unterhielt ſich mit Jedermann.“ —

Georg Forſter ſuchte ſchon damals Buffon auf, der ſich bei dem erſten Beſuch zwei Stunden lang mit ihm unterhielt — und hier endet die kleine Handſchrift. Seltſamerweiſe erwähnen Georgs Briefe dieſes Aufenthalts in Paris niemals wieder. Dennoch kann keine Verwechſelung mit der Reiſe, die ihn nach Deutſchland führte, dabei ſtattfinden, wie der ganz verſchiedne Weg beweiſt, den er damals nahm. Der Ton dieſes kleinen Tagebuchs iſt ſo heiter, daß er mit der Lage, in der ſeine Familie ſich damals befand, auffallend abſticht und mich faſt glauben macht, er habe dieſen Blättern einen Platz in irgend einem engliſchen Journal beſtimmt. So viel iſt wohl ſicher, daß er gar keinen Vortheil aus dieſer Reiſe zog, und diejenige, welche ihn in Deutſchland einheimiſch machte, das Jahr darauf antrat.

Die Abſicht dieſer Reiſe war von Seiten Georg Forſter's, wie ſeine Briefe beurkunden, Hülfe für ſeinen Vater zu ſuchen. Seine Hinopferung für dieſen ging ſo weit, daß er, zum Beiſpiel in Caſſel, in Gefahr ſtand, ſeine eigene Verſorgung zu verſcherzen, weil er von der Bemühung, die ihm angebotene Stelle jenem zu verſchaffen, gar nicht abließ. Seine fortgeſetzte Bemühung, die Bedürfniſſe ſeiner Familie zu decken, hinderte ihn, hauptſächlich nach ſeiner Anſtellung in Caſſel, Ordnung in ſeine Angelegenheiten zu bringen, denn der Gewinnſt ſeiner literariſchen Arbeiten blieb ihr zum größten Theil gewidmet. Bald gerieth er auf den traurigen Irrthum, ſeinen Wohlſtand auf die Größe ſeiner Einnahme, nicht auf die Beſchränkung ſeiner Ausgaben gründen zu wollen — ein Irrthum, den er nie berichtigen lernte und der ein Hauptgrund ſeiner unaufhörlichen Unſtätheit und Unzufriedenheit mit ſeiner Lage blieb. Es iſt ſeltſam, daß dieſe Beſchränkung einem ſtets in Nahrungsſorgen aufgewachſenen Mann ſo ſchwer ward und ſo verhaßt blieb. Jedesmal daß er, bis an ſeinen Tod, von Entſagung ſpricht, iſt dieſe immer relativ, und Entbehrung des Ueberfluſſes, nie des Nothwendigen, in einem vernünftigen Sinn. Dieſes Streben nach Ueberfluß mochte wahrſcheinlich auch ſeine Ordensverbindungen herbeiführen und ihn in das Labyrinth von religiöſer Schwärmerei verwickelt haben, die einige Jahre ſeines Aufenthalts in Caſſel ſeine Zeit in Anſpruch nahm. Da er nicht die Charakterkraft hatte, ohne Mißmuth zu entbehren, da er ſich nicht über ſeinen theilnehmenden Kummer, über die Bedrängniß ſeiner Aeltern emporſchwingen konnte, ergriff er den überirdiſchen Troſt und die Ausſicht auf wunderthätige Hülfe, welche der Roſenkreuzerorden ihm bot, mit ſehnſüchtigem Eifer. Er betete, hoffte mit Geiſtern in Verbindung zu kommen und war unaufhörlich mit chemiſchen Arbeiten beſchäftigt, die zur Entdeckung des Steins der Weiſen führen ſollten. Der Einfluß der ihm damals eigenen Denkart, vom Jahre 1779 bis 1783, iſt in ſeinen Briefen an ſeine Familie und an Jacobi ſichtbar, und es iſt bemerkenswerth, daß ſeine Briefe an Lichtenberg, in eben dieſem Zeitpunkt, keine Spur von jener religiöſen Exaltation haben. Bannte Lichtenbergs klare Vernunft dieſen frommen Dämon, oder wollte er mit ihr, als mit einer hölliſchen Macht, nicht in Berührung kommen? Bei den ſeinem Herzen ſo naheliegenden Gründen zu dieſem Forſchen muß das Spannende der Hoffnung ſehr peinigend geweſen ſeyn, und die frömmelnden Uebungen, welche er von ſeinen Obern erhielt, waren gewiß eine ſehr nothwendige Maßregel, um die Anſprüche der Vernunft durch die myſteriöſe Thätigkeit der Phantaſie abzuwehren.

Denjenigen, welche ſich mit der Geſchichte des Ordensweſens jener Zeit befaßt haben, werden manche Details nicht fremd ſeyn, die mich in dem Zeitpunkt, da ich in Forſter's Nähe lebte, im Allgemeinen nicht anzogen und die ich in Beziehung auf ihn mit großer Discretion behandelte. Er gab ſeinen vertrauteſten Umgebungen das Beiſpiel von ihr, indem er ſeiner Ordensverbindungen nie anders als rückſichtlich des Einfluſſes gedachte, den ſie auf ſeine Entwickelung gehabt hatten. Seine Briefe an Jacobi und ſeine Familie, die dieſen Zeitpunkt einſchließen, geben davon einen Beweis. Als Forſter's Wittwe im Jahre 1821 deſſen Briefe zum Zweck der Herausgabe zu ſammeln begann, bat ſie einen ſeiner vertrauten Freunde um Mittheilung eines Theils derer, die er von Forſter in Händen haben mußte. Der wackere Mann, der während Forſter's Ordenseifer ſeine Beſchäftigungen getheilt hatte, ſchien bei ſeinem langen Umgang mit dem Verſtorbenen deſſen Zartgefühl, dieſen Gegenſtand zu behandeln, nicht kennen gelernt zu haben, denn er gerieth bei dem Gedanken, daß der Herausgeber der Forſter'ſchen Briefe auch ſeine Ordensverhältniſſe erwähnen möchte, in ein paniſches Schrecken, und beſchwor die Wittwe mit Drohen und Bitten, dieſes Punktes in Forſter's Lebensnachrichten gar nicht zu erwähnen. Dieſe Zumuthung beweiſt, welchen Begriff ſich — außerdem geſcheute Menſchen — von einer biographiſchen, beſonders pſychologiſchen Darſtellung machen, wenn ſie eine der wichtigſten Epochen des Lebens übergehen, einen der wirkſamſten Gährungsſtoffe des Geiſtes verſchweigen zu können glauben — beweiſt, daß ſie alſo von der Verpflichtung zur Wahrhaftigkeit keinen Begriff haben. Des Mannes Anſicht mag aber wohl die häufigere der Biographen ſeyn. — Er ſuchte ſie zu bereden, daß die Rache einer unſichtbaren Macht ſie und ihre Kinder treffen würde, wenn ſie die ihr von Forſter anvertrauten Geheimniſſe bekannt machte. Dieſe Warnung und Drohung konnte ihr nur lächerlich vorkommen, allein deßhalb blieb doch die Möglichkeit übrig, daß es außer dem erwähnten wackern Mann auch andre wackere Leute geben möchte, die den Gedanken hegen könnten, als hätte Forſter ſeiner Frau von Ordensgeheimniſſen vorgeſchwatzt, und dieſe Frau könnte die Unwürdigkeit begehen, das Publicum damit zu unterhalten. Um dieſe über Forſter's und ſeiner Hinterlaſſenen Denkart über dieſen Punkt zu beruhigen, ſollen hier einige Sätze aus der Antwort ſeiner Wittwe auf des wackern Mannes Brief ſtehen.

„Rückſichtlich der Ordensverbindungen ſcheinen Sie zu glauben, Forſter habe mir Geheimniſſe derſelben anvertraut. Er ſprach mit mir von der Wirkung des Ordens auf ſeine intellectuelle Bildung, auf ſein Schickſal — nie von deſſen Weſen und allgemeiner Wirkſamkeit. Ein gewiſſes Käſtchen mit Ordenspapieren war in meinen Händen ſo ſicher, wie in denen eines Ordensobern. Daß ich Forſter's Freund zu ſeyn fähig war, iſt ja das Band, was uns bis zu ſeinem Tod feſt und unauflöslich verknüpfte. Forſter theilte mir von jenen Dingen nichts mit. Ich werde in ſeinen Lebensnachrichten kein Detail des Ordens berühren, weil mir keins bekannt iſt; kennte ich deren, ſo würde ich ſie verſchweigen, weil ich den Schwur achten würde, den

Forſter um meinetwillen zu brechen die Schwäche gehabt hätte. Dieſe ganze Sache kann nur, inſofern ſie auf Forſter's geiſtige Bildung Einfluß hatte, berührt werden, alſo nie auf eine Weiſe, die ſeine ehemaligen Brüder beunruhigen wird. Ihre Furcht über dieſen Punkt theile ich keineswegs. Ich lebte ſeit dem Jahre 1791 in mancherlei Verhältniſſen unter Menſchen der höchſten Claſſen, unter dem Volk, unter Menſchen jeder Partei, jeder Nation; mit der Kühnheit meines Charakters, und der Unvorſichtigkeit meines Geſchlechts, und habe nie Urſache gefunden mich zu fürchten. Der wackere Mann wird von Schurken, vermöge ihrer beiden inwohnenden Gegenſätze verfolgt; vereinte ſie ein Orden — um ſo ſchlimmer! — allein der wackere Mann im Orden wird den wackern in und außer dem Orden in keinem Fall verfolgen; der Schurke außer und in ihm wird es unter gegebenen Umſtänden immer thun. Sie haben andre Erfahrungen gemacht, die ich ehre, denen zufolge ich Ihnen ſogar alle Ihre Briefe, auch Ihren letzten an mich, zu Ihrer Beruhigung zurückſende; ich habe, um meinem Gedächtniß nachzuhelfen, eine Abſchrift davon behalten, die Ihren Namen nicht trägt."

Was der Orden, von dem Forſter's profane Freunde, Obigem zufolge, nichts wiſſen, für Wirkung auf ſein Schickſal und ſeine Entwickelung gehabt hat, äußerte er ſelbſt ſehr oft, und es konnte ſeinen innigeren Umgebungen nicht entgehen. Eine der ſchädlichſten war der Zeitverluſt, der ihn an ſoliden Arbeiten hinderte, und die baaren Koſten, die er auf mehr als eine Weiſe veranlaßte. Das Mißverhältniß ſeiner Ausgabe und Einnahme ward dadurch jährlich größer, und die quälende Verlegenheit, die daraus entſtand, verſtrickte ihn wieder feſter in dem heilloſen Beſtreben, durch müßiges Gebet Troſt, und durch myſtiſches Forſchen nach den Naturkräften Gold und höhere Weisheit zu erhalten. Das Thörichte der Mittel klärte ihn endlich über die Thorheit des Zweckes auf, und er trennte ſich in dem Jahre, eh' er Caſſel verließ, von jener Verbindung *).

Menſchen, die Forſter's Verſtand hochſchätzten, haben vielfach ihr Erſtaunen bezeigt, daß ein Mann wie er in ſolche Verſtandesirrthümer verfallen konnte. Ich erklärte es mir jedoch ſehr genügend. Sein Vater trennte die Philoſophie ebenſo vom Chriſtenthum, wie dieſes vom praktiſchen Leben. Eine Handlungsweiſe, die ſich der größte Theil der ſogenannten guten Menſchen zu ſchulden kommen läßt. Er ertrug die Uebel des Lebens nicht wie ein Philoſoph, er verzieh ſeinen Feinden nicht wie ein Chriſt, allein er war ein gutherziger, ein leichtherziger und ein geiſtvoller Menſch; daher wollte er nie das Böſe, daher drückte ihn wenig das Ungemach des Lebens, daher vergaß er leicht ſeine Feindſeligkeiten, ſeine

---

*) Für mehrere unſrer Leſer wird es nicht unnöthig ſeyn zu bemerken, daß hier vom Freimaurerorden nicht die Rede iſt. Zu dieſem gehörte er noch viele Jahre nach ſeinem Austritt aus dem hier erwähnten, und es iſt mir nicht bekannt, ob er ihm je förmlich entſagt habe.

Galle, ſobald die geiſtige Seite eines Dinges, eines Menſchen ihn anzog. Bei dieſem Charakter hatte er die Gewohnheit der orthodoxen Aeußerungen aus ſeinem Predigerberuf beibehalten; er behandelte noch in ſpätern Jahren — vielleicht mit Recht — eine freie Denkart über das Ueberſinnliche als ein Ordensgeheimniß, und äußerte ſich wohl über kirchliche Dinge wie über Obſervanzen der guten Lebensart, die ohne weitere Erklärung unerläßlich ſind. Bei dieſer Denkart iſt es zu erwarten, daß er ſeinem Sohn bis zu ſeiner Aſtrachaniſchen Reiſe den Katechismusunterricht jener Zeit gegeben habe. Während dieſer Reiſe, ſeines Aufenthalts in Petersburg und England, bis zu ſeiner großen Seereiſe, war Georg durch ſeinen früh ihm abgenöthigten Lebensernſt dem Schulunterricht entzogen, der Katechismus mochte in den Hintergrund treten, allein ſein Verdienſt um ſeine Familie, die Frömmigkeit ſeiner guten Mutter und der Druck des Schickſals führten ihn zu einer Religioſität, die, wie er oft äußerte und ſeine Briefe bis 1778 beweiſen, ihn zur Schwärmerei hingeneigt hatte. Die Bereicherung ſeines Geiſtes durch die Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften, vor allem ſein vertrauter Umgang mit der Natur während ſeiner Seereiſe, hatten ſeine religiöſen Anſchauungen weit über die früher eingeprägten Katechismusformeln erhoben, aber ſein weiches Herz keineswegs gegen eigene Entbehrung, noch die ſeiner Familie geſtählt, und ſeine abhängige Lage hatte ihn keine Widerſtandskraft gegen fremde Anſprüche, noch Unabhängigkeit von fremdem Urtheil gelehrt. Von der Bedrängniß ſeiner Familie leidend, durch ſeine ſchlechtrechnende Weichherzigkeit in Schulden verwickelt, bot ihm jene Verbrüderung Nahrung für ſeine Gefühlsfrömmigkeit und Hoffnung, auf dem Wege der Wiſſenſchaft das Mittel zu finden, welches ihn dem Druck der Umſtände entzöge, und er ergriff beides mit der Sehnſucht der Hülfloſigkeit. Die häufigen Ortsveränderungen, zu denen Georg Forſter ſeit ſeiner Kindheit genöthigt war, veranlaßten noch eine ſeltſame Zufälligkeit in ſeinem Leben. Er, der Sohn eines Pfarrers, war nie confirmirt, und der ſchwärmeriſch religiöſe Jüngling, der aſcetiſch fromme Mann war nie in ſeinem Leben zu des Herrn Tiſch gegangen Bevor er ſeinen Vater auf der ruſſiſchen Landreiſe begleitete, hatte er das, beſonders bei den Reformirten ſehr vernünftiger Weiſe, ſpät beſtimmte Alter der Confirmation nicht erreicht, nachher mochte die Unſicherhei des Aufenthalts und die Kümmerniſſe der ganzen Familie dieſe Förmlichkeit verhindern, ſpäter gerieth ſie, d keine bürgerliche Verpflichtung ſie erforderte, in Vergeſſenheit. Georg Forſter's, nach ſeiner Niederlaſſung i Deutſchland, gefaßte religiöſe Ueberſpannung gab ihm aber für die Anſicht des ehrwürdigen Kirchengebrauchs von dem hier die Rede iſt, einen ſo hohen Standpunkt daß ihm zufolge kein Kirchendiener würdig war, da höchſte Gut zu vertheilen. Nachdem er ſich aus dieſer die Vernunft verdunkelnden Nebel herausgearbeitet hatt bedurfte er, zu ſeinem Troſte, dieſer Ceremonie nic weiter, und ſo erklärt ſich eine Zufälligkeit, deren er ſich nie gerühmt hat, die aber in jener Zeit unter Proteſtanten etwas Seltenes ſeyn mochte.

Kurz nach der wichtigen Entwickelung ſeines Geiſtes, die ihn von dem Orden trennte, lernte ich ihn kennen und ſpreche fortan aus eigener Erfahrung über ihn. — So ſchmerzlich gekränkt er war, durch den Irrthum ſeines Verſtandes, den er ſo eben entdeckt hatte, ſo wie durch den Verluſt an Zeit und Geld, den er nach ſich gezogen, war doch keine Spur von Bitterkeit in ihm. Ich wußte nichts von jenen Verhältniſſen, und er ſpielte nie darauf an. Seine religiöſen Aeußerungen drückten Ergebung in den göttlichen Willen aus, ſein allgemeines Wohlwollen für die Menſchen ſpiegelte ihm noch bei dem Einzelnen, der ihm lieb ward, einen hohen, ja den höchſten Grad der Vortrefflichkeit vor; deßhalb fand er ſehr häufig: „große Menſchen, vortreffliche Menſchen, an deren inniger Liebe er nicht zweifelte, an denen er keinen Flecken finden wollte, deren wirklich gute Eigenſchaften er mit Entzücken auffaßte und nur für ſie Augen hatte.“

Trotz der vielen Fehlſchlagungen, die er ſchon erfahren hatte, war ſeine Erwartung immer noch leicht zu ſpannen, und der Kraft ermangelnd, aus den in ſeine Hände gegebenen Mitteln ſich eine genügende Lage zu bilden, war er durch ſeine Geiſtesbefreiung bei weitem noch nicht auf einen beſſern Weg zum bürgerlichen Wohlſtand gebracht. Außer den ſchon erwähnten Nachtheilen, die ihm aus ſeinen Ordensverbindungen entſtanden waren, hatte die ausſchließende Beziehung, die Forſter ſeiner Zeit gegeben, auch auf ſeine geſellſchaftlichen Verhältniſſe Einfluß gehabt und auch von dieſer Seite ſeine Lage in Caſſel verſchlimmert. Ohne Parteilichkeit entfernt ein überwiegendes Beſtreben uns von Denen, die es nicht theilen, und ohne Mangel an Nachſicht und Billigkeit entfernen wir uns von Denen, die ein uns mißfälliges Ziel verfolgen. Ein paar ſehr edle, Forſter ſehr zugethane Männer waren ihm fremder geworden, andre Bekannte hatte er vernachläſſigt. Es iſt daher begreiflich, wie erfreut er war, als er den Ruf als Lehrer der Naturgeſchichte auf der Univerſität Wilna in Lithauen erhielt. Der Brief des Biſchofs von Plock, Bruders des Königs und Präſidenten der Studiencommiſſion, der dem Leſer in der Folge mitgetheilt wird, muß allein hinreichen, um Forſter's Entſchluß zur Annahme dieſes Rufs zu motiviren. Die unter ruſſiſchem Einfluß geduldeten Machthaber in Polen glaubten damals einiger Ruhe für ihr Land entgegen ſehen zu können. Seine Nachbarn bezeigten ſich mit dem damals (1772) an ſich geriſſenen Landestheilen fürs erſte befriedigt, Rußland hatte dem noch beſtehenden Polen (1773) eine Conſtitution auferlegt und regierte die Regierung ſo kräftig, daß ihr Ruhe zu einigen Verbeſſerungsplanen zu bleiben ſchien. So freiſinnig Forſter theoretiſirte, ſo wenig fiel es ihm damals ein, in der praktiſchen Staatsverwaltung etwas Anderes als das Vorhandene zu fordern; er hatte alſo, bei den ihm von der polniſchen Studiencommiſſion gemachten Vorſchlägen, Glauben, in des Biſchofs von Plock Eifer und Güte Vertrauen, und für ſeinen Ruf als vortrefflichen, gelehrten, aufgeklärten Mann die höchſte Bewunderung. Einen Theil ſeiner Anſichten theilten ſeine Freunde; Heyne ſelbſt, ſo vorſichtig er war, fand die Ausſichten gut, und den Entſchluß nach Wilna zu gehen heilſamer, als die Ausſicht, in ſeiner oben beſchriebenen Lage in Caſſel zu bleiben. Daß Heyne nie den Gedanken gefaßt zu haben ſcheint, Forſter für Göttingen zu gewinnen, iſt mir jetzt unbegreiflich. Zweifelte er an ſeinen Kathedergaben? — Er hätte ihn ſchon nach Dieze's Abgang *) zum Bibliothekar empfehlen können, wo ein Mann von ſeiner Perſönlichkeit und Ruf ſehr nützlich geweſen wäre, und Zeit und Uebung ihn auch für den Vortrag hätten tüchtig machen können. Seine Ungeſchicktheit zum Vortrag, von der er ſich ſeltſamer Weiſe überzeugt hatte, war beinah unglaublich bei ſeiner Leichtigkeit in der Discuſſion und im wiſſenſchaftlichen Geſpräch. Sie konnte bloß aus Mangel an Uebung und übertriebenen oder unklaren Anforderungen an ſich ſelbſt entſtehen. Ich war mehrere Male Zeuge, daß Fremde nach einer geſellſchaftlichen Unterredung ihre Bewunderung für die Fertigkeit ſeiner Rede ausdrückten

---

*) Der 1783 als Bibliothekar nach Mainz ging, nach deſſen bald erfolgtem Tod Johannes Müller ſeine Stelle einnahm, aber ſehr bald mit Staatsgeſchäften beauftragt wurde.

und dabei bemerkten: dieſes Talent möge er in England — wo damals allein unvorbereitet und öffentlich geredet wurde — ausgebildet haben. Ich erinnere mich nicht, daß er je einen beſtimmten Wunſch nach einer Profeſſorſtelle in Göttingen geäußert hätte, je einen Verſuch darum machte. Ohne Zweifel hätte ſein Schickſal, im Fall einer Anſtellung daſelbſt, eine ganz verſchiedene Wendung genommen; allein die Eigenheiten ſeines Gemüths, die ihm Caſſel zu einem unerträglichen Aufenthalt gemacht hatten, würden auch bald die Sehnſucht, Göttingen zu verlaſſen, in ihm angeregt haben.

Nachdem Forſter's Verhältniſſe in Wilna berichtigt waren, machte er noch einen Beſuch in Göttingen, wo er, ohne vorhergehende nähere Bekanntſchaft, um ſeine nachmalige Frau, Heyne's älteſte Tochter, warb, aber auf ihres Vaters Wunſch ohne eine abgeſchloſſene Verabredung aus Deutſchland ſchied. Das junge Mädchen hatte Forſter bei ſeinen Beſuchen in Göttingen, während ſeines ſechsjährigen Aufenthalts in Caſſel, einigemal geſehen, die innigſte, bis zu ſeinem Tode dauernde Achtung gab ihr Vertrauen zu ihm, Mitgefühl für die vereinzelte Lage, die ihn in dem öden Polen erwartete, Herzlichkeit, Jugendmuth und Stolz ſpornten ſie an mit dem berühmten Mann ein ernſtes Schickſal zu theilen, und ſo gab ſie Forſter vor andern Ausſichten den Vorzug.

Warum in ſpäteren Jahren eine Ehe, in der gegenſeitige Achtung und innige Theilnahme unerſchütterlich blieb, beide Theile nicht beglückte, iſt das Geheimniß der beiden Gatten, in das Niemand ein Recht einzudringen hat. Der ſcharfſinnige Seelenkundige erräth vielleicht, die Zeitgenoſſen haben Thatſachen in der Hand, um ihre Anſicht zu bilden. — Dieſe ſind die innigſte Liebe und das Vertrauen, das Forſter bis zu ſeinem Tod an ſeine Frau band, ſeiner Wittwe pflichterfüllendes Leben, und vier Kinder, die ſie zu würdigen Menſchen erzog. —

Wie wenig in Wilna die Wirklichkeit Forſter's Erwartungen über ſeine Lage entſprach, ſagen ſeine Briefe. Man hielt ihm nicht Wort, wahrſcheinlich keineswegs aus Betrug, ſondern weil man das Unternehmen, Wilna als Univerſität zu heben, nicht recht überdacht hatte, und die unſeligen politiſchen Verhältniſſe ſelbſt dem Redlichdenkenden nicht erlaubten, Ordnung im Gange der Verbeſſerungen zu halten. Allein, nachdem mehr als vierzig Jahre verfloſſen ſind, glaube ich, daß Forſter gewiſſermaßen auch nicht Wort hielt, und wundre mich, daß Heyne ihm damals nicht die Rathſchläge gab, zu denen Forſter's Frau durchaus alle Erfahrung und Einſicht fehlte. Forſter wartete auf die Erfüllung der ihm gethanen Zuſagen, um irgend etwas Großes zu leiſten, und er würde ſich eine viel freiere Stellung erworben haben, wenn er mit den armſeligen, aber ſchon vorhandenen Mitteln das mögliche Kleine gethan, und dabei unaufhörlich auf das Verſprechen gedrungen hätte. Er bewohnte mit drei andern Profeſſoren einen Theil des ehemaligen Jeſuiterkloſters, der daran ſtoßende Garten war zum botaniſchen Garten beſtimmt — er mochte den

Umfang von anderthalb Jauchert haben, war ganz eben, aber ſonnig und luſtig. — Gewiß ein elender Platz — aber Forſter's Inſtruction lautete vorzüglich auf „einheimiſche, der Benutzung fähige Gewächſe"; hätte Forſter dieſen Raum auf die Art bepflanzt — wie ich zu jener Zeit wohl im ökonomiſchen Garten einer deutſchen Univerſität angebaut ſah, hätte er dieſer Anordnung ein wiſſenſchaftliches Anſehn gegeben, ſo hätte er Erwartungen in dem lithauiſchen Publicum erregt, hätte bewieſen, wie unzulänglich Raum und Mittel bisher ſeyen, und hätte nicht das drückende Gefühl gänzlicher Amtsunthätigkeit gehabt. Eben ſo ließ er andre Wege, ſich geltend zu machen, unbenutzt, weil ihm die Geltung fehlte, auf die er Anſprüche hatte, die ihm verſprochen war. Der lithauiſche Adel hatte ihn nach Landesſitte mit zuvorkommender Gaſtfreundſchaft aufgenommen und dadurch Mittel verſchafft, das Volk, den Landbau, die Verhältniſſe der Leibeigenen und Zwingherrn kennen zu lernen — für Deutſchland intereſſante, für ihn lucrative Notizen zu ſammeln, und die Erziehungscommiſſion zu blenden und zu activiren. Ich laſſe hier nicht ohne Abſicht meiner Feder den Lauf, um eine ſpäte Weisheit zur Schau zu legen. Mancher Andere, mit weniger Vorrath an Kenntniſſen, mit weniger Anſprüchen an Unterſtützung, fällt in Forſter's Fehler: — er will erſt dann ſeine Kräfte anſtrengen, wenn ihm alle Hülfsmittel zu Gebote ſtehen; er weigert ſich eine Hütte zu bauen, weil er die Quadern zum Palaſt nicht zur Hand hat. —

Ich ſah zahlloſes Gute auf dieſe Weiſe ungethan bleiben, ſah manchen fähigen Menſchen endlich obdachlos dem Sturme ausgeſetzt, weil er die Hütte zu bauen verſchmäht hatte.

Nach achtzehn Monaten holte Forſter ſeine Frau nach Wilna ab. Sie folgte ihm mit leichten Sinnes gefaßtem, aber ſehr feſtem Entſchluß, jedes Schickſal mit ihm zu theilen. Erſt in Warſchau erfuhr ſie, daß ſie hoffen durfte eine erträgliche Wohnung und den Anfang einer Hauseinrichtung zu finden. Sie erwartete dergleichen nicht, aber vermied Forſter darum zu fragen, da ſie ihm die unangenehme Empfindung, ihr eine traurige Schilderung ihrer künftigen Heimath zu machen, erſparen wollte. Wie ſie dieſelbe fand, wollte ſie ſie gut heißen. Forſter's Briefe ſchildern den Charakter ſeines häuslichen Lebens; er hatte ſeine Frau, bevor er nach Polen abreiſte, ſo wenig beobachtet, daß er, wie er ſie in Berlin aufführte, ſich über ihr Geſchick, in Geſellſchaft aufzutreten, wunderte, und in Warſchau ſeine Eitelkeit durch ſie geſchmeichelt fand. In dem Umgang und den großen Geſellſchaften des polniſchen Adels ward ſie nie einheimiſch. Sie hatte bisher, obgleich ſchon in mannigfachen Verhältniſſen, immer Geiſt und Herz als Element des geſellſchaftlichen Lebens erkannt, Jugendfreude und die Luſt zu gefallen umwebten jene höhern Bedingungen wie flüchtige Blumen; als Forſter's Gefährtin, als Hausfrau, und im zweiten Jahr ihres wilnaiſchen Aufenthalts als Mutter, ſah ſie dieſes ſorglos verblühen;

der Luxus, die Leichtfertigkeit, die Leere des Salons konnten ſie nicht erſetzen; ſie bedurfte das auch nicht; die Mittel zu beglücken, die ihr neuer Stand ihr gab, erſetzten dieſe Freuden und befriedigten ihr Selbſtgefühl. Forſter hätte viel Uebles vermieden, hätte er dieſe Frau zur Theilnehmerin ſeiner ökonomiſchen Sorgen gemacht, ſo wie ſie es ſeiner literariſchen Intereſſen wurde. Allein er ließ ſie bis zu ſeinem Tod über dieſen Gegenſtand im Dunkel. Sie hatte nie Geld in Händen gehabt, und auch nie gelernt, wie man Geld eintheilte; ſie hatte nur beſcheidene Wünſche gelernt, die ihr bei vielfachen geiſtigen Intereſſen jederzeit genügten; ſie hatte die Details, aber nicht die Führung eines Haushalts gelernt; doch ſah ſie Sparen, Schaffen, Erhalten als ihren erſten Beruf an, und ſo ging es gut in ihrem kleinen Kreiſe; allein nie bekam ſie mehr Geld in die Hände, als für den laufenden Tag, und ſo lernte ſie ihres Mannes ökonomiſche Lage nicht kennen. Bei der offenen Mittheilung derſelben, jetzt und ſpäter, würde ſie wahrſcheinlich darauf gedrungen haben, neben dem Streben nach größerer Einnahme, das ſtrengſte Ebenmaß zwiſchen ſeiner jetzigen und ſeiner Ausgabe herzuſtellen — ſein weiches Herz verhinderte ihn, da er die Beſchränkung für ungemein ſchmerzlich hielt, und ſeine ſtets fortgeſponnenen Projecte, Hoffnungen, Erwartungen verleiteten ihn einen andern Ausweg aus dem Labyrinth zu ſuchen. Und in ſpätern Zeiten blieb ſeine Frau nicht ohne Unrecht in dieſer Sache — nicht als habe ſie je viel Geld ausgegeben — ſondern weil nach und nach ſeine Aengſtlichkeit, mehr zu erwerben, ihr ſichtbar wurde, hätte ſie ſollen jedes unſtatthafte Zartgefühl beiſeite ſetzen und eine totale Beſchränkung der Bedürfniſſe erzwingen. Das wäre für ſie gar kein Opfer geweſen, ſie hätte mit eben dem Sinn ſelbſt den Boden geſcheuert, und ein kamelottenes Kittelchen getragen, mit dem ſie ihres Vaters Haus verließ, um in die lithauiſche Wildniß zu ziehen. Allein Forſter ſelber hätten dieſe Beſchränkungen hart getroffen — er hätte müſſen ſeine Reiſen, ſein Bücherkaufen, ſeine Wohnung aufgeben, und das von ihm zu fordern, hatte dieſe Frau nicht mehr den Muth, wie ihre Mittel, ihn glücklich zu machen, nicht mehr ausreichten.

Menſchen, welchen die Charakterſtärke fehlt, ſich, wie das ausdrucksvolle alte Sprichwort ſagt, nach der Decke zu ſtrecken, wird, wie die Erfahrung lehrt, oft durch unerwartete Schickſalswendungen auf eine Zeitlang aus dem Gedränge geholfen. Es iſt dann, als zeige ihnen das Schickſal den Weg, auf dem es ihrer Vernunft leichter werden kann, einen Entſchluß zu faſſen und die Herrſchaft zu erhalten. Meiſtens mißkennt er den Moment in der Zeit ſelbſt; er wird ihm oft nie, oft erſt in der ſpätern Ueberſicht ſeines Lebens ſichtbar. Ich wünſche aber, daß er nie kleinmüthige Reue darüber empfinde, ſondern ſeine Betrachtung über ſich ſelbſt fortſetze; ſo wird er wohl ſehen, daß es damals noch nicht Zeit zur beſſern Einſicht war, daß der Geiſt der

Täuſchung damals nur Wahn gegen Wahn eingetauſcht hätte. Der Moment zur Erkenntniß des Beſſern kommt nie zu ſpät, ſobald ſie redlich und muthig ins praktiſche Leben übertragen wird. So erlebte Forſter, daß eine ehrenwerthe Verbrüderung in Deutſchland ſeines Vaters Schulden in England tilgte, ſo befreite ihn der Ruf nach Wilna und der Vorſchuß, den er von der Erziehungscommiſſion zur Bezahlung ſeiner Schulden erhielt, von ſeinen Verpflichtungen in Caſſel, und wie ſeine Lage in Wilna anfing unleidlich zu werden, erſchien abermals ein Glücksfall, ihn aus Polen zu befreien.

Forſter hatte ſich verbindlich gemacht, acht Jahre in Wilna zu bleiben, nach deren Verfluß er Freiheit hatte, mit der Hälfte ſeiner Beſoldung ſich zurückzuziehn. Nach ſechzehn Jahren hätte er ſeine ganze Beſoldung und völlige Freiheit, ſie, wo er wollte, zu verzehren, behalten — und dies war die Länge der Zeit, die ſeine Frau dort zubringen zu müſſen, bei ihrem Abſchied vom Vaterhaus, glaubte. Doch mußte er während ſeiner Dienſtzeit ſich einen jährlichen Abzug, zur Bezahlung des erhaltenen Vorſchuſſes, gefallen laſſen. Bei den Bedingungen, welche ſich Forſter zu ſeinem ſchriftſtelleriſchen Erwerb geſetzt hatte, wo er ihn ausſchließlich auf die Hülfsmittel, die ihm aus Deutſchland zukamen, gründete, hätte er nie ſeine Ausgaben decken können, da die Herbeiſchaffung von Büchern, Charten, Inſtrumenten, ungeheuer koſtſpielig, langſam, ungewiß war und, des ärmlichen Univerſitätsfonds wegen, zum größten Theil aus ſeinen eignen Mitteln geſchehen mußte. Eine eben ſo koſtſpielige Maßregel vermehrte die Ausgaben ſeines Haushalts. — Er war überzeugt, daß kein lithauiſcher Handwerker noch Kaufmann einen erträglichen Artikel liefern könne, daß man ohne deutſche Dienſtboten nicht auskomme — alſo mußten dieſe Dinge entbehrt oder theuer verſchrieben werden, und zu dieſem Zweck auf andern Seiten die ſtrengſte Beſchränkung, welche dennoch nie conſequent war, ſtattfinden. Wirklich hielt Forſter das erſte halbe Jahr aus Oekonomie keine Pferde, welches in Wilna eine unerhörte Beſchränkung war. Standesmäßig; da keine anſtändige Frau anders als bei Wallfahrten zu Fuße ging; und für die Geſundheit, da man zu Fuß nur ſelten den Koth der Gaſſen zu paſſiren im Stande war. — Auch forderte der lithauiſche Haushalt mancherlei Transporte, zu denen eigene Pferde unentbehrlich waren. Der Rath eines ehrlichen ungariſchen Freundes, praktiſcher Arzt zu werden, zeigte ihm gleich bei ſeiner Ankunft in Polen einen leichten und ſichern Weg, ſich ein reiches Einkommen zu verſchaffen. Forſter's Briefe ſagen mehr davon — warum er dieſen Plan nie ausführte, weiß ich nicht. Seine Frau kannte ihn und ermunterte ihn zu deſſen Ausführung, aber bei ihrer Gedankenloſigkeit über Geldbedürfniſſe, und Unwiſſenheit ihres Habens und Bedürfens, nicht mit hinreichendem Ernſt. Und hätte ſie die Nothwendigkeit, dieſen Plan auszuführen, eingeſehen, ſo hätte ihr eine unüberwindliche Schüchternheit den Muth genommen, ſich in Das zu miſchen, was ſie für einzig männliche Angelegenheit hielt.

Gegen das Ende des dritten Jahres bezeugen Forſter's Briefe an Heyne und Lichtenberg, wie unleidlich ihm der Druck ſeiner Verhältniſſe ward, und wie wenig es ihm glückte, ſie durch einen klugen Gebrauch ſeiner Kräfte zu verbeſſern. Befremdlich iſt es, daß Heyne den Plan zur praktiſchen Arzneikunde nicht dringender empfiehlt, daß er ſeinen Schwiegerſohn nicht mehr zu literariſchen Arbeiten beräth. Forſter's Beharren bei ſeinem Gang auf dem einmal betretenen literariſchen Pfade lag auch in der Denkart jener Zeit. Ein Mann, der ſich einmal in die Reihe der Gelehrten geſtellt hatte, glaubte damals noch, nur mit ſtreng wiſſenſchaftlichen Werken, mit ganzen Büchern auftreten zu dürfen. Forſter entſchuldigte ſich faſt wegen ſeines Aufſatzes über den Brodbaum, über Leckereien u. ſ. w. Der Gedanke, einige kleine Reiſen zu einem halben Dutzend Magnaten zu machen, um von Polens Sitten, Volk, Producten eine anziehende Schilderung zu entwerfen, kam ihm nicht, weil die Idee von Gründlichkeit ſeiner Abneigung gegen dieſe Menſchen die Hand bot. Aus ein paar alten polniſchen Hiſtorienbüchern einen geſchichtlichen Zeitabſchnitt pompös und beweiſend zu fabriciren, hätte er damals für unverzeihliche Anmaßung gehalten. — Seitdem haben es unſre Literatoren beſſer gelernt! Die Wiſſenſchaft mag dabei an Gründlichkeit verloren haben, aber die allgemeine Bildung hat dabei gewonnen. Ich weiß nicht, welchen Ausweg ſich Forſter als möglich dachte, um aus Polen geführt zu werden, ob er wirklich nur das Schickſal abwartete, oder ob er endlich zur Abhülfe ſeiner Sorge mit Ernſt praktiſcher Arzt geworden wäre. Seine Frau wußte es eben ſo wenig, und dachte nicht daran, da jeder Tag ihr genügte, und ihre Sehnſucht nach Aeltern, nach einem cultivirten Lande, nach einem milden Himmel, jeden Tag nur poetiſchen Schwung, keinen Trübſinn hervorbrachte.

Eines Morgens ſah die Frau einen ruſſiſchen Officier auf das Haus zukommen. Ihr Bruder, der als Arzt in der ruſſiſchen Armee diente und 1794 im ruſſiſchen Lager vor Warſchau als Diviſionsarzt ſtarb, befand ſich bei den Truppen, die auf dem Weg der Kaiſerin nach Cherſon aufgeſtellt waren. Sie glaubte einen Augenblick, er habe Mittel gefunden, über Wilna zu gehen; ihr Herz klopfte; aber ſie erkannte die Marine-Uniform und blieb an ihrem Nähetiſch ſitzen. Wie Forſter Mittags zum Eſſen kam, fragte er, die Suppe ſpeiſend: „wenn ich unter der Bedingung, eine vieljährige Seereiſe zu machen, Mittel erhielt, Polen zu verlaſſen und nach meiner Rückkehr ſorglos zu leben, wozu würdeſt Du rathen?“ — „Es anzunehmen.“ — „Nun! heute früh war ein ruſſiſcher Seeofficier bei mir, den die Kaiſerin aus Cherſon abgeſchickt, um mir dieſen Vorſchlag zu thun....“ Darauf theilte er ſeiner Frau denſelben mit, überdachte und beſchloß die zu machenden Bedingungen, und die daraus entſtehende Unterhandlung kam zum Abſchluß. Damals galt der Rubel in Polen einen Albertthaler, danach muß man folgende Bedingungen, die ihm zugeſtanden wurden, ſchätzen.

„Rußland erſtattete der Erziehungscommiſſion den Forſtern verliehenen Vorſchuß, und bewirkte ſeine Entlaſſung aus polniſchem Dienſt.

„Es zahlte ihm zum Transport ſeines Gepäcks bis nach England, von wo die Expediton abſegeln ſollte, ſo wie zu ſeinen Reiſekoſten bis dahin, 4000 Rubel.

„Es ſetzte Forſter'n während ſeiner Seereiſe benebſt gänzlich freiem Unterhalt für ſich und einen Bedienten, 3000 Rubel jährlich aus, von denen 1000 ſeiner Frau zu ihrem Unterhalt ausgezahlt werden ſollten.

„Nach ſeiner Rückkehr wurde Forſter'n ein Jahrgehalt von 1500 Rubel bis zu ſeinem Tod verſprochen, mit der Erlaubniß, ſie zu genießen, wo es ihm gefiel. Sollte er unterwegs ſterben, ſo ſollte ſeine Wittwe dieſes Jahrgeld behalten, und daſſelbe auch, im Fall ſie gänzlich verwaiſt würde, ihrer Tochter bis zu einer Heirath fortgeſetzt werden.

„Die ganze Einrichtung des wiſſenſchaftlichen Theils der Reiſe war Forſter'n überlaſſen. Er ward beauftragt Chemiker, Zeichner, Jäger u. ſ. f. für dieſelbe zu gewinnen, ihre Beſoldungen zu beſtimmen, ihnen Inſtrumente zu geben u. ſ. w."

Um jede Beſorgniß über die Vollziehung dieſes Vertrags zu beſeitigen, erhielt er nicht allein die Unterſchrift der Kaiſerin, ſondern auch des damaligen Großfürſten Paul. Unter ſolchen Umſtänden ſchien der junge Seemann, der den erſten Antrag zu dieſer Reiſe aus Cherſon brachte, ein befreiender Engel zu ſeyn. Er war zum Anführer der Expedition beſtimmt, und ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit, ſo wie ſein Eifer für den wiſſenſchaftlichen Theil des Unternehmens, verſprachen Forſter'n die größte Erleichterung bei ſeinem Beſtreben und den angenehmſten Umgang bei der Einförmigkeit des Seelebens.

Forſter's Frau fühlte das Wagniß, zu welchem ihr Mann ſich entſchloß, das Schickſal, was ihr drohen konnte, die Vorwürfe, welche Forſter's Freunde ihr über ihre willige Zuſtimmung zu dieſer gefährlichen Reiſe machen konnten, wenn er nie von ihr zurückkehrte. Allein Jugendmuth, Ehrgeiz, Unbedachtſamkeit über die möglichen Nachtheile, und die traurige Ausſicht, Forſter in Polen geiſtig und körperlich zu Grunde gehen zu ſehen, erſetzten bei ihr die Vernunft und gaben ihr die nöthige Klarheit der Anſicht, welche uns willig macht, das unvermeidliche Böſe mit dem Guten zugleich über ſich ergehen zu laſſen, ſobald die Erreichung eines Endzwecks es erfordert. Ueber den Ort ihres Aufenthalts, während Forſter's langer Abweſenheit, ward es ihr ſchwerer, ihres Mannes Anſicht zu theilen. Sie wünſchte dieſen Zeitraum in Gotha zuzubringen, wo herzliche Andenken ihrer Mädchenjahre ſie umgaben und ihre liebſte Freundin ſie empfangen hätte. Dort wäre ſie ihren Aeltern nahe geweſen und in einem geſellſchaftlichen

Kreis, den ſie dem ihrer Vaterſtadt vorzog. Forſter beſtand darauf, daß ſie dieſe vier Jahre in Göttingen leben ſollte, wo Vater und Mutter ſie erwarteten. Beide hatten Gründe, die ihren Herzen Ehre machten, aber Forſter's Wille erhielt den Vorzug.

Mit dem Entzücken eines freigelaſſenen Gefangenen verließ Forſter mit ſeiner Frau und ſeinem Töchterchen Polen, in den letzten Tagen des Auguſts 1787. — Die Jahreszeit war dem angrenzenden Schleſien, wegen der Stoppelfelder, nicht günſtig, aber das Land ſchien den Reiſenden ein Paradies, und ſie durchflogen es wie Menſchen, die zum Rechnen keine Zeit haben, denn Forſter machte dieſen Weg von vierhundert Stunden mit ſechs Poſtpferden. Ueberall unterwegs empfingen ihn ſeine Bekannten, als ſey er aus einem ungerechten Exil zurückgekehrt, ſeine nächſte Zukunft zog die lebhafteſte Theilnahme auf ſich — und in einem Taumel von Hoffnungen und Freude trafen die Reiſenden den Tag vor dem Univerſitätsjubiläum in Göttingen ein.

Kaum angelangt, ſo verbreitete ſich die Nachricht vom Ausbruch des Krieges zwiſchen Rußland und der Pforte. Forſter konnte ſich den nachtheiligen Einfluß, den dieſe Staatsbegebenheit auf ſein perſönliches Schickſal haben konnte, nicht verhehlen. So lange er keinen officiellen Widerruf von dem ruſſiſchen Hofe empfangen hatte, durfte er auch keine Abſtellung der Reiſe vorausſetzen, alſo auch die gegebenen Aufträge zu deren Beförderung nicht verſäumen. Dieſe, welche hauptſächlich dahin gingen die nöthigen Gehülfen für ſeine wiſſenſchaftlichen Zwecke zu erwerben, nöthigten ihn zu Correſpondenzen, brachten ihn in Verhältniſſe, die bei der Möglichkeit, ſie alſobald wieder auflöſen zu müſſen, ſehr ſchwierig zu behandeln waren. Sein Gefühl, ſeine Ehre, ſeine Redlichkeit waren in dieſen Verhältniſſen verwickelt, und er brachte eine ſehr peinliche Zeit zu. Doch noch ehe er ſich überzeugen mußte, daß die ſchmeichelhaften Erwartungen, die er ſich in der gehofften Reiſe für ſeinen Ruhm und die Verſorgung ſeiner Familie verſprochen hatte, gänzlich zerſtört waren, eröffnete ſich ihm eine andre Ausſicht, von der er ſich, wenn das Glück ihn begünſtigte, gleiche Vortheile verſprechen konnte. Bei einem kurzen Aufenthalt in Dresden, den er auf dem Rückweg von Wilna nach Göttingen gemacht, lernte er einen bei der Bergwerksdirection in Mexico angeſtellten ſpaniſchen Mineralogen, Elhuyar, kennen, der auf einer wiſſenſchaftlichen Reiſe ſich in Freiberg längere Zeit aufgehalten hatte. Ein junger Mann, deſſen Liebenswürdigkeit und geiſtvolles Weſen von ſeiner Nation die vortheilhafteſte Meinung einflößen mußte. Die beiden Männer gefielen ſich gegenſeitig, und wenngleich Forſter durch manche Erfahrung behutſamer gemacht worden war, und nicht mehr lauter Vollkommenheit vorausſetzte, wo er Wohlgefallen empfand, fühlte er ſich von dieſem edeln Spanier doch unbedingt angezogen. Zwei Monate nach ſeiner Rückkehr nach Deutſchland, gerade wie das Ausbleiben aller Nachrichten von Petersburg ihn in der peinlichſten Spannung hielt, that ihm Elhuyar von Wien aus Vorſchläge, die ihm aufs neue eine ungewöhnliche Zukunft zeigten. Bei aller ihrer Unſicherheit beſchäftigten ſie doch ſeine Phantaſie, und die ſehr geſteigerten Forderungen, die er an Spanien machte, in Vergleich derer, die Rußland ihm zugeſtanden hatte, ſcheinen zu beweiſen, daß die nahe Ausſicht auf eine Fehlſchlagung ſeine Erwartungen nicht gemindert hatte.

Mehr als ein Regent, oder mehr als eines Regenten Miniſter, wurden damals von Verbeſſerungsplanen und Verſuchen beſchäftigt, die man füglich, wie die vom alten Volksglauben gekannten Anzeigen, für Vorboten des bald darauf von den Völkern ausgehenden Ringens nach dem Beſſeren hätte anſehen können. Die ſpaniſche Regierung war von dieſer folgereichen Erſcheinung nicht ausgenommen, ſie wollte den Umfang, den Boden, die Erzeugniſſe ihrer Länder, die Mittel ſie beſſer anzubauen und zu benutzen, kennen lernen. Ob ſie nun keinem ihrer Landeskinder die dazu erforderlichen Kenntniſſe zutraute, oder ihrem alten Regierungsſyſtem getreu, durch damit beauftragte Fremde ſich das Geheimniß über die eingezogenen Nachrichten zu erhalten hoffte — iſt mir unbekannt; genug, ſie gab Elhuyar den Auftrag, Männer, die zu ſo einem Geſchäft tauglich wären, in Deutſchland aufzuſuchen. Forſter ergriff ſeine Eröffnungen mit Eifer, der ſüdliche Himmel der Philipinen lockte ihn an, und ſeine Frau willigte mit Freuden ein, Europa mit ihm zu verlaſſen. Ihre Tochter unter farbigen Menſchen zu erziehen, ſtatt der neueſten Producte der leipziger Meſſe die befremdliche Natur der tropiſchen Pflanzen zu ſtudiren — das war ihr alles gleich, ſobald Forſter'n ein erwünſchtes Loos fiel und ſie ihn Ehre gewinnen ſah. Der über dieſes Project geführte Briefwechſel iſt nur ſehr mangelhaft aufbewahrt, unterrichtet aber hinlänglich von Forſter's Anſichten über ſeine Stellung in jenen fernen Ländern. Elhuyar's weitere Erklärungen bewogen Forſter der Compagnie der Philipinen — denn dieſe war die angewieſene Behörde — Bedingungen vorzulegen, die ich hier einrücke, weil ich in dem Umfang der in ihnen ausgeſprochenen Forderungen eine Zunahme der Täuſchung zu ſehen glaubte, in die ſich Forſter je mehr und mehr bei ſeinem Beſtreben, ſich eine beſſere Zukunft zu bilden, verlor.

Bedingungen zur Philipiniſchen Reiſe*).

„1. Ich werde die alleinige Direction der Expedition haben, und in nichts von dem Gouverneur noch ſonſt irgend jemand auf den Philipinen abhängen, ſondern einzig von S. K. M. und ihren Miniſtern, und die Perſonen, die mich begleiten, ſtehen unter meinen Befehlen.

---

*) Da dieſes Project gar keine Folge hatte, hätten die folgenden Zeilen ohne alles Bedenken ausgelaſſen werden können, wenn ſie nicht auch ein von Forſter's Perſönlichkeit verſchiedenes Intereſſe hätten. Da in Elhuyar's Briefen den Geldkoſten dieſer Bedingungen nicht widerſprochen wird, beweiſen ſie, was Forſter überzeugt war: daß ſein Maßſtab der Koſten einer ſolchen Unternehmung, und des guten Willens ſowie der Kräfte der ſpaniſchen Behörde, richtig ſey. Wahrſcheinlich hatte ihm Elhuyar ſelbſt dieſe Anſicht gegeben. Was Polen und Rußland für Forſter als einen anerkannt werthvollen Mann that, was er von Spanien für die Wiſſenſchaft hoffen zu können glaubte — — von welchem andern Gouvernement ließ ſich ſo viel erwarten? — —

„2. Zu dieſem Zweck wird mir ein paſſender Rang geſtattet werden, der in beſtimmtem Verhältniß zu dem des Gouverneurs und der vornehmſten Officiere auf den Philipinen ſteht, und ſie werden angewieſen werden, in allem, ſoviel in ihrer Macht ſteht und ich ihre Hülfe verlange, die Expedition und die Nachforſchungen, die ich im Lande anſtellen werde, zu begünſtigen, ſowie die Anſtalten, die ich für gut finden werde, zu machen, um die Erzeugniſſe des Landes zu unterſuchen, und mir Truppen in gehöriger Anzahl zu gewähren, um mich gegen die Eingebornen zu ſchützen u. ſ. w.

„3. Man wird mir drei bis vier geſchickte Gehülfen gewähren, einen Secretair und zwei Zeichner, um deſto beſſer den Zweck der Miſſion erfüllen zu können, ſowie Jäger und andre Dienſtboten.

„4. Zu ihrer Beſoldung verlange ich eine jährliche Summe von 2000 Ducaten, die ich unter ſie vertheilen werde, wie ich es für gut erachte, und nach dem Vertrag, den ich mit ihnen werde ſchließen können.

„5. Man wird mir noch anderthalb Jahr zugeſtehen, um die nöthigen Vorbereitungen in Europa zu machen, die nöthigen Perſonen anzuwerben, die Inſtrumente machen zu laſſen, mit einem Worte, um Alles anzuordnen, und da ich deßhalb nach England und durch Deutſchland und Frankreich reiſen muß, ehe ich mich nach Spanien begebe, wird man mich außer meiner Beſoldung, welche von jetzt an, das heißt, den 1. Januar 1788 beginnt, mit dem erforderlichen Geld für die Inſtrumente, Bücher und andre Anſtalten, deren ich bedürfen werde, um den Zweck meiner Miſſion zu erfüllen, verſehen.

„6. Ich erhalte alſo vom 1. Jan. 1788 an, 4000 Ducaten holländ. jährlich ohne allen Abzug, welche Penſion mir fortgeſetzt wird während der ganzen möglichen Dauer meines Dienſtverhältniſſes, und außerdem 2000 Ducaten des Jahrs für die Gehülfen und Andre.

„7. Aber im Fall, daß das Klima meiner Geſundheit nicht zuſagte, wäre ich frei, nach Europa zurückzukehren, die beſagte Beſoldung genießend bis zu einer Ausſchiffung in Spanien, und nach dieſer Zeit einer lebenslänglichen Penſion von 1000 Ducaten holländ. jährlich, für mich und nach meinem Tode für meine Frau ſicher. Das Zeugniß der Aerzte, welche ſich auf den Philipinen befänden, würde als völlig hinreichend und entſcheidend über dieſen Gegenſtand betrachtet werden, ohne daß Veranlaſſung zu Streitigkeiten daraus entſtehen könnte.

„8. Nachdem ich den Zweck der Miſſion völlig erreicht hätte, wäre ich gleichfalls frei, nach Europa zurückzukehren, wo ich noch ein Jahr lang nach meiner Rückkehr die ganze Penſion von 4000 Duc. erhalten würde, worauf ich 1000 Duc. jährlich während meines Lebens und dem meiner Frau, und meine Töchter, bis zu ihrer Verheirathung, erhalten würden.

„9. Man wird mir noch 500 Duc. jährl. gewähren, um denjenigen Perſonen, welche mich begleiteten, als Gehülfen, Secretair, Zeichner und Bediente, Penſionen zu verleihen.

„10. Ich werde völlige Gewiſſensfreiheit haben, ohne auf irgend eine Weiſe in Religionsſachen beunruhigt werden zu können, weder ich noch meine Familie, noch irgend einer von Denen, welche mich begleiten, oder ſich unter meinen Befehlen befinden werden.

„11. Man wird mich mit allen den Perſonen, welche mir angehören werden, auf dem Weg von Cadix bis zu den Philipinen und auf der Rückkehr nach Europa, auf den Schiffen des Königs, freihalten, indem man mir unentgeltlich alle Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten verſchaffen wird, die ich wünſchen kann, und indem man alle Kiſten mit meinen Gütern und naturhiſtoriſchen und andern Sammlungen, die ich gemacht haben würde, an Bord nimmt.

„12. Dieſe Sammlungen ſowie meine Tagebücher ſind ohne Ausnahme zu meiner Dispoſition; jedoch werde ich ein Exemplar von allem, was ich geſammelt, in das naturhiſtoriſche Cabinet S. M. niederlegen und eine Copie meiner Zeichnungen, Landkarten, Tagebücher und Beobachtungen der Behörde übergeben, worauf mir freiſtehen wird, meine Beſchreibungen und Beobachtungen bekannt zu machen (inſofern es weder dem Staat, noch dem Geheimniß, welches über einige Gegenſtände zu beobachten nützlich und billig wäre, nachtheilig ſeyn wird);

eine Bekanntmachung, welche offenbar zum Ruhm S. M. und der erleuchteten Perſonen, unter deren Schutz ich die Unternehmung machen werde, gereichen wird.

„13. Ich werde die Freiheit haben, Handel zu treiben ohne alle Einſchränkung, Schwierigkeit oder Hinderniß, gleich den privilegirten Perſonen, ſowohl auf den Philipinen als in Amerika.

„14. Wenn ich das Glück hätte, eine ſehr nützliche Entdeckung zu machen, deren Ertrag ſehr bedeutend wäre, ſo würde man mir eine dem Dienſt, den ich geleiſtet hätte, verhältnißmäßige Belohnung gewähren, welche in Ehrenzeichen, Titel und einem gewiſſen Antheil an dem Vortheil, welchen man aus meiner Entdeckung zöge, beſtehen würde.

„15. Zu meiner Ausrüſtung wird man mir die Summe von 6000 Duc. (um Rußland zu befriedigen), für die Ausrüſtung meiner Leute 2000 Ducaten geben."

Daß dieſe Unterhandlung ohne Erfolg blieb, beweiſen die mit Elhuyar gewechſelten Briefe.

Ende Decembers 1787 machte ihm einer ſeiner Freunde in Warſchau, der des Geſandten von Stackelberg Secretair war, die vertrauliche Eröffnung, daß der Ausbruch des Kriegs mit den Türken Katharinen bewogen hätte, die beſchloſſene Entdeckungsreiſe auf unbeſtimmte Zeit zu verſchieben *). Forſter ſah nun die Roth-

---

*) Kruſenſtern's Expedition hat mehrere Jahre darauf den damaligen Entwurf einer Seereiſe zur Bereicherung der Wiſſenſchaften verwirklicht.

wendigkeit ein, das Stillſchweigen der ruſſiſchen Regierung zuerſt zu brechen, und ihr begreiflich zu machen, daß ſie ſeine Lage auf eine oder die andre Weiſe feſtſetzen müſſe. Bei der erlangten Kenntniß des Geſchäftsganges am ruſſiſchen Hof, und der billigen Anerkennung, daß, beſonders beim Ausbruch eines Krieges, wichtigere Geſchäfte ſeine Angelegenheiten zurückdrängen müßten, ſah er die Nothwendigkeit ein, ſich einen unmittelbaren Zugang zur Kaiſerin zu verſchaffen. Er begab ſich nach Hannover zu Zimmermann, ihn um ſeine Verwendung bei Katharina zu bitten. Zimmermann's Gunſt bei dieſer Fürſtin iſt bekannt, ihr Briefwechſel mit demſelben war damals ein ſehr wichtiger Gegenſtand des Theetiſch- und Salonsintereſſes der hannövriſchen ſchönen und großen Welt. Katharinen erwarb er ein Körnchen Weihrauch mehr, deſſen Wölkchen ſie gern von der Mitwelt angeſtaunt ſah, indeß ſie ihr Haupt ziemlich unbetäubt darüber emporhielt; für den armen Zimmermann düftete dieſer Briefwechſel aber ſo betäubende Wolken, daß ſie viel beitrugen, ſeinen Kopf — der wahrlich zu etwas Beſſerem berufen war — zu verwirren. Er ging mit der Güte, die ihn auch ohne Eitelkeit für ſeine Freunde beſchäftigt hätte, in Forſter's Intereſſe ein, er ſchrieb unmittelbar an die Kaiſerin zu ſeinen Gunſten, und ſchloß ein Schreiben Forſter's an die große Frau bei, in welchem er ihr ſeine Anſprüche an ihre Billigkeit, ſeine Hoffnungen von ihrer Großmuth vortrug. Bald nach Forſter's Rückkehr nach Göttingen trafen

Briefe aus Petersburg ein, welche die gänzliche Aufhebung des Reiſeprojects amtlich verkündigten, und einige Wochen darauf ſendete Zimmermann durch einen Expreſſen einen Brief des Grafen von Anhalt, damaligen Vorſtehers der kaiſerlichen Erziehungsanſtalten, der, in Erfolg von Zimmermann's Empfehlung und Forſter's Schreiben, dieſem im Namen der Kaiſerin gebot ſogleich nach Petersburg zu kommen, um dort mit Beibehaltung des Jahrgehalts, der ihm während ſeiner Reiſe verſprochen geweſen war, eine weitere Beſtimmung abzuwarten. Vorläufig aber wurde er zu Unterrichtsſtunden beim Corps der Landcadetten aufgefordert. Forſter empfing die Staffette beim Frühſtück. Das naßkalte Februarwetter hatte ſeine rheumatiſchen Uebel erregt, ſeine Frau ſchien einer erklärten Lungenſchwächung entgegen zu gehen — das Grauen vor dem petersburger Winter fügte ſich zu dem Mißfallen an der gänzlichen Unſicherheit der Verhältniſſe, in die man ihn verſetzen wollte. Er berieth ſich einige Minuten mit ſeiner Frau, die den Norden verabſcheuend, bei gänzlicher Nichtachtung der Mühen des bürgerlichen Lebens, die ſie noch nie gedrückt hatten, ohne weiteres Nachdenken verſicherte: nach Petersburg möchte ſie nicht. „Und ich auch nicht!" ſagte Forſter, und fertigte die Staffette mit einem Brief an Zimmermann ab, und einer Antwort an den Grafen Anhalt, die ſo gut wie eine Weigerung, nach Petersburg zu gehen, lautete. Dennoch hielt ſie die Anſprüche aufrecht, die er darauf gründen durfte, auf Anregung der Kaiſerin ſeine Stelle in Wilna aufgegeben zu haben. Sobald es die Zeit erlaubte, erhielt er von der Admiralität die Nachricht, daß die Kaiſerin die Summe, welche ſeinen von der Erziehungscommiſſion in Warſchau erhaltenen Vorſchuß getilgt habe, ihm ſchenke, ihm den verſprochenen Jahrgehalt für die letztverfloſſenen Monate auszahle, über das zu ſeiner Rückreiſe empfangene Geld quittire und ihn aller Verbindlichkeit gegen Rußland ledig erkläre. Von Graf Anhalt erhielt er zugleich ein paar ſehr drollige Zeilen, die wenig Worte mehr enthielten, als das deutſche Sprichwort: „Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich," und einen cordaten Wunſch: „Daß es ihm wohl ergehn möge."

So war der Traum von Ehre, Gefahr, Vortheil, von Verſorgung im Alter, die Forſter als den Erſatz ſeiner ſorgenvollen Jugend angeſehen hatte, verſchwunden. — Aber den wirklichen Gewinnſt, den er brachte, hätten ſeine kühnſten Wünſche ein Jahr vorher nicht zu denken gewagt. Forſter war ganz ſchuldenfrei, in die Mitte von Deutſchland zurückgeführt, und hatte noch eine ſo anſehnliche Summe Geldes in Händen, daß er eine ſichere Verſorgung abwarten konnte, und als Gelehrter einen ſo günſtigen Ruf, daß jede wiſſenſchaftliche Anſtalt ſich freuen mußte, ihn zum Mitarbeiter zu haben. Auch fand er bald eine Lage, die mit mancher äußerlichen Annehmlichkeit ein ſicheres Einkommen verſprach. Schon wie Forſter am Schluß des Jahres 1787 in Hannover war, regte ſein Verwandter, Ernſt Brandes, zuerſt die Idee an, daß Forſter ſich um kurmainziſche Dienſte bemühen ſollte. Auch dort ließen ſich die Vorzeichen der neuen Zeit, durch die Bemühung des Kurfürſten um die Aufklärung ſpüren. Graf Benzel hatte ſich als Curator der Univerſität um deren Aufnahme verdient gemacht; Dalberg, der von ſeiner frühen Jugend an als ein künftiger Lichtverbreiter für das katholiſche Deutſchland angeſehen ward, war zum Coadjutor gewählt, Friedrich Stadion gehörte zu ſeinen Domherrn; dieſer war in Göttingen gebildet, und ſeine Lehrer freuten ſich im voraus, einen ſo vorzüglichen Mann für einen großen Wirkungskreis beſtimmt zu ſehen. Dieze, ein Proteſtant, war zwanzig Jahr lang Heyne's erſter Gehülfe an der göttingiſchen Bibliothek, war vor einigen Jahren an die Univerſitätsbibliothek berufen geweſen, ſein bald erfolgter Tod eröffnete Johannes Müller eine Laufbahn, auf der ihn ſo viele Mühen, ſo wenig Anerkennung und ein früher Tod erwarteten. — Nur wenig Monate war er auf ſeinem Poſten, als ihn der Kurfürſt zu Cabinetsarbeiten brauchte, und dadurch Forſter's Anſtellung in mainziſchen Dienſt auf die unverhoffteſte Weiſe erleichterte.

Forſter's bürgerliche Lage ſchien nun — nach menſchlichen Anſichten — geſichert; denn wenn ſie auch in ſeinen Augen die genügendſte und er der rechtgläubigſte Anhänger des deutſchen Reichsverbandes geweſen wäre, hätte die Eroberung der Franzoſen ihr ſpäterhin dennoch ein Ende gemacht. Bei Forſter's Individualität, bei ſeiner Anſicht der Wiſſenſchaften, bei den Bedingungen, die er, um wiſſenſchaftlich wirkſam und geſellſchaftlich froh zu ſeyn, ſetzte, hätte ſie ſeinem Begehren dennoch nicht entſprochen, wenn ihm auch die verſprochene Unterſtützung bei ſeiner Thätigkeit von der Regierung verliehen worden wäre. Wir wollen uns einen Augenblick bei der Stimmung aufhalten, in der er ſich in dieſem für ſein nachmaliges Schickſal ſo wichtigen Zeitpunkt befand. Von ſeiner Kindheit an bis zu ſeiner Ueberkunft nach Deutſchland war er an häufige Ortsveränderungen, an abwechſelnde Beſchäftigung, an den Anblick großen mannigfaltigen Gewerbes in Petersburg und London, an den der großen Natur auf ſeinen Reiſen gewöhnt. Wie viele Mühſeligkeit, Entbehrung, perſönliche Abhängigkeit auch ſein Loos geweſen, hatte er ſie nur im Familienverein, nicht im Staatsverbande empfunden. Er hatte „von der Hand in den Mund gearbeitet" gelitten, genoſſen — nun kam er nach Deutſchland, gerade in dem Alter, wo die Eindrücke am tiefſten eindringen, weil der reiſende Menſch ſie durch Reflexion feſthält, durch Vergleich ſondert. Forſter war der erſte deutſche Weltumſeegler, den die deutſche gebildete Welt perſönlich kennen lernte. Wir machen uns, bei unſrer jetzigen Ueberhäufung mit berühmten Männern, mit wiſſenſchaftlichen Notizen und der Sattheit des gebildeten Publicums keinen Begriff von der Theilnahme, der Neugier, mit welcher Forſter in jeder Stadt, wo er damals verweilte, aufgenommen wurde. Ich wage die Aeußerung, daß damals (1774) der zahlreiche Mittelſtand und der junge Adel — der katholiſche nicht ausgeſchloſſen — mehr Bildung und Bildungstrieb hatte, als jetzt. Daß das Bedürfniß nach dem Beſſeren bei den Regenten erwacht war, berührte ich oben; die Jugend genoß in den Schulen noch den fehlerhaften aber ernſten Unterricht in Wiſſenſchaften, welcher unſre Gelehrten und Staatsmänner des vorigen Jahrhunderts bildete; die Mehrzahl der Studirenden war noch nicht ſo wie heute zu Tage genothzwängt, ſchnell ſein bischen Brodwiſſenſchaft zu erlernen, um ſo früh wie möglich auf einen Dienſt zu warten anzufangen, während ſeine Familie fortfahren muß, ihn ſtandesmäßig zu erhalten, bis ſeine Jugend und Lebensfreudigkeit dahin iſt, und der Staat ihn endlich in ſeine Tretmühle aufnimmt. Die jungen Männer waren damals geiſtesmuthiger, die Mädchen und Frauen bei ihren Müttern erzogen — denn Töchterſchulen und Penſionen kannte man damals ſehr wenig — waren häuslicher, und da ihnen Niemand die Zeit mit Lectionen in allen Wiſſenſchaften verdarb, waren ſie begierig das Neue, Merkwürdige der Geſchichte und der Welt mit weiblicher Neugier zu erfahren, zu erkunden. Forſter's Perſönlichkeit vermehrte das Intereſſe, das ſeine unerhörte Eigenſchaft eines Weltumſeeglers einflößte; nicht weil er hübſch war — ſeine urſprünglich regelmäßigen Züge waren durch die Kinderblattern eingeſchrumpft und mit Narben bedeckt; der heftige Scorbut, den er auf ſeiner Seereiſe erlitten, und von dem die Maſſe ſeiner Säfte auf immer angeſteckt war, hatte das Weiße ſeiner Augen gefärbt und ſeine Zähne gänzlich verdorben; aber ſobald er durch das

Geſpräch belebt ward, erhielten ſeine Züge den mannigfachſten Ausdruck, und kaum ſah ich je ein Geſicht, das durch den Geiſt und die Empfindung einer größeren Verſchönerung, und eben auch des Gegentheils, fähig geweſen wäre. Ein Ausdruck von Beſcheidenheit und Sicherheit zugleich gab ihm den Anſtand der beſten Geſellſchaft, ſodaß er in dem geiſtvollſten Cirkel gefiel und im vornehmſten an ſeinem Platz war. Unaufgeregt ſprach er nicht, aber ſobald er von einer Idee erwärmt war, drückte er ſich, nicht im Deutſchen allein, ſondern auch im Engliſchen und Franzöſiſchen mit ſo viel Leichtigkeit und in ſo klarem Zuſammenhange aus, daß, wie ich ſchon ſagte, ſeine Unbehülflichkeit, auf dem Lehrſtuhl zu ſprechen, gar nicht zu erklären iſt. Sein Betragen im engen Familienkreis war immer ſo fein und geſittet wie in der Geſellſchaft. Nie hörten die Seinen ein rauhes Wort von ihm, nie vernachläßigte er ſeine Kleidung, ſein Zimmer, noch die Aufmerkſamkeit eines Mannes von ſeinem Ton gegen weibliche Bekannte. Bei dieſem höchſt gebildeten Betragen bezeigte er die gütevollſte Theilnahme an fremden Schickſalen, wurde leicht heimiſch im engern Kreiſe und machte keine Art von geſellſchaftlichen Anſprüchen. Dafür hatte er aber auch das Glück einer Art unſchöner Männer, daß ihm die Frauen auf halbem Wege entgegenkamen, was ihm bei ſeinem ſehr weichen Herzen ſtets den Genuß einer ſehr geſteigerten Freundſchaft gewährte.

So, aus der Unbedeutendheit ſeiner gedrückten Jugend heraustretend, ward er bei ſeiner Ankunft in ſeinem urſprünglichen Vaterland von der Neugier, dem Wohlwollen, dem Enthuſiasmus des gebildeten Deutſchlands empfangen. In den Reſidenzen beſchieden ihn die Fürſten zu ſich, der Adel lud ihn ein, der Mittelſtand drängte ſich zu ihm. Für die Gelehrten hatte ſein Geſpräch ein Intereſſe, für das wir jetzt keinen Maßſtaab mehr haben. Für Michaelis, Heyne, Herder und andre geiſtvolle Forſcher des Alterthums und der Menſchengeſchichte eröffnete er, wie wir ſchon erwähnten, die Wiſſensquelle der Urwelt in der Bekanntſchaft mit den noch von keiner Art Civiliſation gemodelten Südſeevölkern, ſowie in der Kenntniß einer Natur, auf die noch keine Menſchenkraft wirkte. Forſter's Unterredung gab jenen Männern die erſten Spuren der Kenntniſſe, welche ſeitdem Hunderte von Reiſebeſchreibern vermehrt haben, um uns zu belehren, wie wenig wir noch immer von dem Erdenrund und deſſen Bewohnern wiſſen, über die unſre Stubengelehrten ſchon mit apodiktiſcher Zuverſicht beinahe abgeſchloſſen hatten.

In der kleinen Reihe Jahre, die Forſter in Caſſel lebte, kam kein gebildeter Mann durch dieſe, ihrer örtlichen Vorzüge wegen, häufig beſuchte Reſidenz, ohne Forſter aufzuſuchen; wie er ſeinen Weg nach Wilna antrat, erregte Cook's Begleiter auch außer den deutſchen Grenzen, in Böhmen, Oeſtreich und Polen, die lebhafteſte Neugier, die ſeine gewinnende Perſönlichkeit zur herzlichen, dauernden Theilnahme umwandelte.

Nachdem er in Wilna als Inſaſſe eingezogen war, hörte die Neugierde, welche an dieſem halbbarbariſchen Ort nur von einer geringen Anzahl Perſonen ausgegangen war, gänzlich auf. — Sein Amt ſetzte die dahin beziehenden Anſprüche an ſeine Stelle; die großen Häuſer — die einzigen, die Geſellſchaft ſahen und nur im Winter die Stadt bewohnten — nahmen ihn ohne alle Standesunterſcheidung auf, und ebenſo ſeine Frau, denn er gehörte ſeinem Staatsverbande nach in ihre Cirkel; aber ſeine Beſchäftigung und ſeine Art zu ſeyn ließen ihn dort nicht heimiſch werden; Spiel, Leichtſinn, Zeitverluſt, nothwendigen Putz, die windigſten, kleinlichſten Intereſſen konnte er nicht zu ſeinem Augenmerk machen, und in einer Republik, wie Polen war, konnte der Fremde an dem Hauptaugenmerk der Männer, vaterländiſche, politiſche Ränke, nicht Theil nehmen. So entbehrte er die gewohnte Aufmerkſamkeit, den gewohnten Beifall, der ihm bei ſeinem ſchüchternen, weichen Gemüth durch traurigen Irrthum zum Bürgen ſeines Werthes geworden war. Bei weniger gebildetem Geiſt, bei weniger reizbarer Empfindung, die von ſeiner krankhaften, ſeit ſeiner Seereiſe nie ganz geneſenen Geſundheit noch erhöht wurde, hätte er auf manche andre Weiſe ſich auf ſeinem jetzigen Standpunkt zu einem aufgeſuchten Mann machen können; bei mehr Gelenkigkeit des Verſtandes, weniger gewiſſenhaften Anſprüchen an ſich ſelbſt, hätte er als Schriftſteller ſich Beifall verſchaffen können, aber an beiden hinderten ihn Tugenden und Schwächen. Er genoß häusliches Glück und machte ſich ſo lange als möglich glauben, daß ihm dieſes genügte. Seine Briefe beweiſen, daß dem nicht alſo war, daß es ihm an hinreichenden Mitteln zur Wirkſamkeit fehlte, und vor Allem an Talent die wenigen, die ihm zu Gebot ſtanden, zu benutzen. Der Vorſchlag zu der ruſſiſchen Seereiſe gab ihm wieder eine ungewöhnliche Stellung in der bürgerlichen Welt, es wurden ihm wieder Mittel in die Hände gegeben, außer dem gewöhnlichen Wege bemerkt zu werden, zu leiſten, Pflichten zu erfüllen, er erhielt wieder das Gefühl zu wollen und zu können, auf ſeinem Weg. Jedem Mann, der zu einem ſo lohnenden, ſo Ruhm und Vortheil bringenden Unternehmen aufgefordert geweſen wäre, würde deſſen Unterbleiben ſchmerzlich gefallen ſeyn, wie viel mehr ihm, bei den Eigenthümlichkeiten, die wir an ihm kennen gelernt haben! — Daß er, mit dieſen Vortheilen verglichen, die Anſtellung in Mainz als eine karge Entſchädigung anſah, läßt ſich vorausſehen. Die Zeit, wo der Weltumſegler Neugier erregen konnte, war vorüber, er galt nun als Gelehrter, und als ſolcher berechtigte ſein Werth Johannes Müller, ihn dem Kurfürſten als Bibliothekar vorzuſchlagen, allein für die mainzer Hof- und Stadtwelt war das eine ſehr unwirkſame Empfehlung. Außer des Kurfürſten Willen und Müller's Freundſchaft, die nie erkaltete, ſo wenig ſeine Lage ihm erlaubte ſie durch Umgang zu bewähren, hatte Forſter aber auch keine Stütze in Mainz. Niemand ſah die Berufung proteſtantiſcher Gelehrten mit günſtigem Auge, manches noch vorhandene Billet von Johannes Müller zeigt, daß Forſter von Seiten des Publicums mancher Aeußerung des böſen Willens ausgeſetzt war, und der Stand der allgemeinen Bildung war keineswegs von der Art, ſeinen perſönlichen Werth ſchätzen zu können. Der Mittelſtand war (Ausnahmen ſind hier wie überall blindlings eingeräumt) ohne alle geiſtige Bildung, und deſſen Geſellſchaftlichkeit ohne alle geiſtige Mittheilung, der Adel in der vollkommenſten Abſonderung und makelloſer Unſchuld im Bewußtſeyn ſeiner Vorrechte. Die fremden Geſandten hatten die Anſicht, daß ihr Kreis durch wiſſenſchaftliche und weltbürgerliche Bildung an Annehmlichkeit gewinnen könnte, aus Dresden, Berlin, Hannover, dem Haag, nach Mainz gebracht, ſie bemühten ſich hie und da durch anſtändige Annäherung an berühmte Gelehrte, wie Forſter, Sömmerring und Andre, den Vorwurf des Barbarismus abzulehnen, allein es blieb eine ausländiſche Anſtalt für Mainz. Durchreiſende Fremde jeder Nation, deren kein Gebildeter nach Mainz kam, ohne Forſter aufzuſuchen, nährten allein ſein Bedürfniß nach Anerkennung und mündlichem Ideentauſch. Ein paar Freunde, die faſt täglich eine Abendſtunde an ſeinem Theetiſch zubrachten, belebten ſeine Häuslichkeit. Sein eigentlicher Beruf, die Anordnung der Bibliothek, gab ihm keine Genugthuung; ſeine Briefe an Heyne erwähnen den eigentlich ganz elenden Beſtand dieſes Inſtituts, ſowie die unaufhörlichen Hinderniſſe, die ſeine Thätigkeit zu ihrem Beſten hemmten. Vielleicht hätte er ſein Verſprechen, ein naturhiſtoriſches Collegium zu leſen, eifriger halten ſollen, und ſich durch irgend eine geſchickte Wendung ein brillantes Auditorium verſchaffen können. Unter dem jungen Geſandtſchaftsperſonal, unter dem jungen Adel hätte ſich vielleicht eine kleine Zahl Zuhörer gefunden, deren Beifall ihm eine beſſere Stellung zu der Hofwelt gegeben hätte *). Forſter war in der Behandlung der Wiſſenſchaft weit vom alten Profeſſorpedantismus entfernt, aber die Fügſamkeit, die Leichtigkeit, das Ernſte zum Kurzweiligen zu machen, hatte er nicht. Seine zunehmende, auf ſeine Heiterkeit, ſeinen Muth ſo traurig wirkende, ſeine Empfindlichkeit ſchärfende Kränklichkeit verſtimmte ihn immer mehr gegen die Geſellſchaft und gegen ſich ſelbſt. Der Ton des Geſprächs in ſeinem Hauſe, die Art der Unterhaltung, die Einfachheit der Bewirthung, ſonderten ihn von der ächten mainzer Wohllebelei ab. Die Abneigung gegen zahlreiche Landpartien und Tafelhalten, welche ſeine und ſeiner Frau verſchiedene Bildung und ökonomiſche Urſachen gleicherweiſe unterſagten, brachten es bald dahin, daß ſie Beide in der mainzer Welt gänzlich vergeſſen und überſehen wurden, indeß ihr kleiner, aus Ausländern zuſammengeſetzter Cirkel ſehr häufig allen Anforderungen des Geiſtes entſprach.

---

*) Forſter wäre gewiß der erſten Aufforderung zu einem wiſſenſchaftlichen Vortrage der Art gefolgt. Er gab einem Sohn der Frau von Gudenhoven über Jahr und Tag ganz unentgeltlich Unterricht in der Naturgeſchichte. — Es fehlte an Wißbegierigen, nicht an ſeiner Bereitwilligkeit, ſein Wiſſen mitzutheilen. Aber Schüler ſuchen, ſich anbieten — das war ſeinem Weſen nach unmöglich.

Dieſer Gegenſatz mußte Mißfallen an den Bewohnern von Mainz, ein Mißachten ihres Bildungsſtandes erzeugen, das ſpäterhin nicht ohne Wirkung blieb. Nicht ohne Grund ward der Mangel an geiſtiger und geſellſchaftlicher Entwickelung in dem Charakter der Regierung geſucht, und von da bis zur Discuſſion über Verfaſſung und Verbeſſerung zu ſchreiten, war die Tendenz der Zeit. Forſter hatte ſich die Theilnahme am öffentlichen Wohl, den Freimuth, es zu beſprechen, in England, dem er ſeine Bildung verdankte, angewöhnt; ſeines Vaters Denkart hatte ihn dort in die Oppoſition geſtellt, und ſeine Unzufriedenheit mit dem Beſtehenden, ſein Tadel und ſeine Sarkasmen waren von ſeiner Seite Art und Weiſe der Oppoſition. Wenn aber bei Englands Verfaſſung die Maſſe der Oppoſition eine, durch ihre Anſicht berufene, durch Vernunft und Nothwendigkeit geheiligte Controle der Geſetzgeber und der Handhaber iſt, heißt ſie in Staaten, deren unſichere und undeutliche Verfaſſung vor jeder Bemühung verwahrt werden muß, Widerſetzlichkeit, und der Einzelne in ihr Aufrührer. — Die Preſſe war damals viel kühner als das Wort, weil ſie ſpeculativer war. Dennoch dachte man in Deutſchland noch gar nicht daran, daß etwas Gedrucktes etwas Andres als ein Leſebuch ſeyn könnte; Bücher las man von Amerikas Befreiungskrieg, von Roms Kriegen gegen Karthago, ſpäter von den Parlamentsverweiſungen in Frankreich, von der Herabwürdigung der Königin in der Halsbandgeſchichte, von der Berufung der Notabeln — alles mit ruhiger Neugier. Göthe drückte dies nach dem Leben wahr aus, in ſeinem Fauſt, wo die Bürger von dem Genuß des Zeitungsleſens ſprechen, und die Kühnheit der Anſicht und des Ausdrucks manches literariſchen Products jener zehn Jahre (ſeit Joſephs II. Selbſtregierung) ſetzen jetzt in Erſtaunen *).

Einzelne Anſichten und Aeußerungen über eine herannahende Kriſis in den Verhältniſſen der europäiſchen Staaten, die ſich in mancher von Forſter's Schriften damaliger Zeit, auch in ſeinen Briefen finden, blieben durch ihre Vereinzelung und Unzuſammenhang eine Kannegießerei **). Er hatte keine einzige politiſche Correſpondenz, er war mit den in den erſten achtziger Jahren unterdrückten politiſchen Orden nicht in dem allerentfernteſten Verkehr, ſeine Glücks- und Arbeitsplane bedurften, hofften, ſuchten Fürſtengunſt, und ſeine Gewohnheiten und Neigungen hielten ihn von allem Verkehr mit der Volksclaſſe entfernt. Alſo ſpeculativ, theoretiſch, raiſonnirend ſah ihn ſein nächſter Freundescirkel, ſo wie ſeine vertrauteſten Correſpondenten die politiſchen Begebenheiten bis zum Herbſt 1792 behandeln. Seine ökonomiſche Lage hatte ſich in den vier Jahren ſeines mainzer Aufenthalts nicht verbeſſert. Seiner täglichen Hausordnung, wenn man ſie mit ſeinem feſtgeſtellten Einkommen verglich, war dieſes keineswegs zuzuſchreiben, ſein Tiſch war ſehr frugal, ſeine Frau beſchäftigte ſich wenig mit Putz, Beide beſuchten ſelten das Schauſpiel, ſpielten niemals, und ihre Gaſtfreiheit konnte, bei der Einfachheit ihrer Bewirthung, in jener wohlfeilen Zeit gar nicht unter die Unkoſten gerechnet werden. In Wohnung und Hauseinrichtung that er mehr als nothwendig war — ſich überall beengt und verkümmert fühlend, ſuchte er darin einen täuſchenden Erſatz. — Aber er unterwarf ſein Bedürfniß gelehrter Hülfsmittel keiner Berechnung, und ſeine kränkliche Unruhe, ſein zur Gewohnheit gewordenes Bedürfniß eines ſteten Wechſels von äußern Eindrücken veranlaßten Ausgaben und Reiſen, die ihn in ſteter Nothwendigkeit, auf Geldmittel zu ſinnen erhielten. Dieſes Bedürfniß gab auch ſeinem Verlangen England wiederzuſehen, einen anſcheinenden Grund. Er nahm ſich vor — nicht ohne ſich mit einigem Erfolg zu ſchmeicheln — bei der engliſchen Regierung noch einen Verſuch zu machen, ob ſie ihm nicht jetzt einen geringen Theil deſſen auszahlen würde, was rechtenshalber ſeinem Vater und ihm, als Belohnung für ihre Seereiſe mit Cook, hätte zukommen ſollen. Sein zweites Project bei dieſer Reiſe war, Unterſtützung zu einem umfaſſenden

---

*) Zum Beweiſe erinnere ich an die Briefe eines reiſenden Franzoſen, an Fauſtin, an die Marrokaniſchen Briefe, an manches Gedicht von Voß, von Stollberg, an Claudius's erſtaunliche Worte in einem Neujahrsgedicht einer früheren Zeit. Wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, lauten ſie:

Der König ſey der beſte Mann,
Sonſt ſey der Beßre König.

**) Dieſe Anſicht der Dinge theilte er mit den beſten Köpfen und einſichtsvollſten Staatsdienern: man ſehe zum Beiſpiel Joh. Müller's Briefe, 5. Thl. 175. Brief und die folgenden.

Werk über die Südſee zu finden, deſſen großen Entwurf er ſchon 1788 dem Buchhändler Voß in Berlin mittheilte *). Seit ſeiner Niederlaſſung in Deutſchland

---

*) Er mag hier ſeinen Platz finden, um die Gelehrten der jetzigen Zeit von Forſter's damaliger Abſicht zu unterrichten.

Allgemeine Geſchichte der Inſeln im Südmeer, näher auseinanderſetzen, und zugleich die Bedingungen mittheilen, welche ich von Ihnen zu erhalten wünſche, falls Sie den Verlag übernehmen.

Meine Abſicht iſt zunächſt *geographiſch*, d. i., ich gedenke alles genau und vollſtändig zuſammenzufaſſen, was bisher von den erſten Zeiten, d. i. vom Jahr 1511 an, bis jetzt in der Südſee entdeckt worden iſt, mit Inbegriff von Neuholland und Neuguinea, jedoch ſo, daß die eigentlichen oſtindiſchen Inſeln, welche man zu Aſien zu rechnen pflegt, ich meine die Philipinen, die Molucken oder Gewürzinſeln, und die Sundaiſchen Inſeln zwar ausgeſchloſſen bleiben, aber als Grenzpunkt kurz erwähnt werden. Bei jeder einzelnen Inſel wird, ſo wie ſichs thun läßt, ihre geographiſche Lage mathematiſch, nach Länge und Breite beſtimmt, ihr Umfang, ihre Figur, ihre Häfen und ihre Beſchaffenheit beſchrieben, und dabei zugleich auf die Naturproducte, ſo weit es, ohne Weitſchweifigkeit und ohne Langeweile zu erregen, angeht, Rückſicht genommen.

Um aber den Endzweck der Unterhaltung noch vollſtändiger und gewiſſer zu erreichen, muß bei jeder Inſel, oder Gruppe von Inſeln, nicht nur eine kurze Geſchichte ihrer Entdeckung, und von welchen Europäern ſie beſucht worden, vorhergehen, ſondern es muß auch die Verfaſſung des Volks, welches ſie bewohnt, beſchrieben, und die weſentlichſten Beſonderheiten ihrer politiſchen, religiöſen und ſittlichen Einrichtung dargeſtellt werden, ſo daß man allenfalls bei der Leſung unſeres Buchs alle Reiſebeſchreibungen entbehren kann.

Am Ende würde ich 1) eine ganz vollſtändige Tabelle aller Inſeln, mit ihrer Länge und Breite, 2) ein überaus complettes Regiſter aller im Werke vorkommenden Namen von Inſeln, Vergebirgen, Städten, Flecken, Bezirken, Häfen, Menſchen, Naturproducten u. ſ. f. ausarbeiten, wodurch das Buch ſeine Brauchbarkeit um vieles vermehrt erhalten würde.

war das ſein Hauptaugenmerk geweſen; er ließ in London mit ſehr großen Koſten eine große Zahl Handzeichnungen in Tuſche und in gouache von vorzüglichen engliſchen Künſtlern verfertigen *), und durch zahlloſe Exzerpte hatte er dazu vorgearbeitet. Alles aber, was zu dieſem Zweck aufgezeichnet war, konnte nur von Forſter benutzt und verſtanden werden. Dieſe Arbeit, deren Plan mit jedem Jahre durch Vervielfältigung der Seereiſen an Umfang zunehmen mußte, blieb mit vielfachen Abänderungen das Ziel ſeines literariſchen Beſtrebens bis zu ſeinem Tod! —

Forſter ſchmeichelte ſich für dieſes Werk in London einen Verleger zu finden, oder die Unterſtützung eines Privatmannes, um es einem deutſchen Buchhändler in Verlag geben zu können **). Ein drittes Project hätte der Zufall ſehr leicht begünſtigen können: — er wollte ſich nach einem reichen jungen Engländer umſehen, den man ihm zur Erziehung anvertraue, den er auf weiten Reiſen begleiten werde, der ungemein viel Geld bezahlen ſolle. Dieſe Projecte, deren Erfüllung alle im Kreiſe der Möglichkeiten lag, beſtimmten ihn, ein kleines Capital, den Reſt ſeiner von Rußland bezogenen Summen, auf dieſe Reiſe nach England zu wenden.

---

*) Nach Forſter's Tod wurden ſie von dem Herzog Ernſt von Gotha um einen ſehr mäßigen Preis gekauft.

**) Aus Forſter's Briefen ſehen wir, daß er nach ſeiner Rückkehr von London bis kurz vor der letzten Entwickelung ſeiner Verhältniſſe in Deutſchland, eine ſolche Unterſtützung ſuchte.

Die fortſchreitende Zeit hatte nun ſeine Frau mit den Erforderniſſen einer Haushaltung hinlänglich bekannt gemacht, um ſie zu belehren, daß einſeitiges Sparen, Vereinfachen, Eintheilen nicht hinreiche, um Forſter's ökonomiſche Sorgen zu erleichtern. Aber die Befugniß, ſeine Projecte zu durchkreuzen, fiel ihr nicht ein, da ſie deren Ausführbarkeit nicht überſah, und die Betrachtung, daß er in deren Ausführung ſeine Zufriedenheit ſetze, jede andre überwog. Er war froher bei der Ausſicht dieſer Reiſe, er hoffte von ihr, er malte ſich eine bequemere Zukunft nach ſeiner Rückkehr, und wie unſicher ihr auch die Grundlage dieſes Gebäudes vorkam, fand ſie doch nicht hinreichende Gründe, ſich ſeinem Plan widerſetzen zu wollen.

Keine ſeiner Erwartungen ward befriedigt. Seine Briefe thun ſeiner Fehlſchlagungen kund. Es ſchien ihn kein Segen auf keinem Schritt dieſer Reiſe begleitet zu haben. Ihr einziger Gewinn war wohl die Freundſchaft, die ſie zwiſchen ihm und ſeinem Reiſegefährten — dem allverehrten Alexander von Humboldt — ſtiftete. Die einzige Bemühung, die ihm — gar nicht zu ſeinem ökonomiſchen Vortheil — gelang, beſtand in einer Abrede mit einem bekannten Buchhändler, der ihm fortan eine Menge Bücher, Karten, Brochuren bei ihrer Erſcheinung zuſendete, deren Ankauf Forſter immer als ein wohlangelegtes Capital anſah, deſſen Betrieb aber ſeinem unſteten Geiſt nur Nahrung gab, ohne daß deſſen Benutzung hinreichende Zinſen getragen hätte.

Das Project, daß ihm ein reicher junger Engländer zur Erziehung gegeben werden möchte, blieb dennoch nicht ganz ohne Folgen. Es iſt mir nicht bekannt, durch welche Verbindungen in England der Sohn eines angeſehenen Mannes von großer Verwandtſchaft als Koſtgänger in ſein Haus kam. Thomas Brand, jetziger Lord Dacres, bedurfte keiner Erziehung mehr, er war ein Jüngling von ſeltenem Ernſt des Geiſtes, den edelſten Sitten, mit vielen Kenntniſſen und einem lebhaften Trieb nach Wiſſen ausgerüſtet. Seine nächſte Abſicht bei ſeinem Aufenthalt in Deutſchland war die Erlernung des Deutſchen, um Kant's Schriften in ihrer Urſprache leſen zu können. Hier zeigte ſich nun der Gegenſatz zwiſchen Forſter's unaufhörlichen Gewinnſtesprojecten und der Edelmüthigkeit ſeines Benehmens in Geldſachen. Statt ſich die Gelegenheit einer Penſion von einem reichen Engländer zu Nutze zu machen, berechnete er ſie für einen deutſchen Beutel, und jeder Geldvortheil fiel hinweg. Aber auf ganz andre Art wichtig für Forſter's Verhältniſſe ward, wie deſſen ſpätere Briefe zeigen, dieſer ſchätzenswürdige junge Mann.

Die beiden lebhafteſten Eindrücke, die Forſter von ſeiner Reiſe zurückbrachte, waren Mißvergnügen über England, und eine enthuſiaſtiſche Freude über Frankreich, das er in dem günſtigſten Moment ſeiner großen politiſchen Bewegung, in den Tagen des Bundesfeſtes 1790 durchreiſt war. In ſeinen Anſichten drückt ſich der Enthuſiasmus aus, den damals die edelſten Männer mit ihm für die reine Sache der bürgerlichen Freiheit theilten. Dieſe beiden Eindrücke trugen viel dazu bei, ſeiner Theilnahme an der franzöſiſchen Revolution mehr Perſönliches zu geben. Er hatte ihre Erfolge in dem ſchönſten Bilde der freieſten Ergießung von Freude und Einigkeit geſehen. Erſt jetzt war ſie für ihn in die Wirklichkeit übergetreten; alles, was fortan dort vorging, knüpfte ſich an dieſe Wirklichkeit, jeder Handelnde, Redende hatte für ihn ein perſönliches Intereſſe gewonnen. Zwei Jahre lang nährte ſich ſeine Phantaſie und ſein Geiſt mit dieſer großen Begebenheit, und ohne auf die entfernteſte Weiſe mit ihr in Berührung zu ſtehen, bereitete dieſes Intereſſe ihn zu dem Standpunkt vor, auf den ihn die Begebenheiten des Octobers 1792 verſetzten.

Unter manchem häuslichen Unfall verfloſſen die nächſten zwei Jahre; Forſter's Geſundheit ward immer wankender, ſeine Frau verfiel in ein langes Bruſtleiden, das ihr gut that, da es in ihrem zu lebhaften Geiſt durch die Ahnung frühen Todes die Kraft entwickelte, die zu üben ſie ſpäterhin berufen ward. Die Geburt und der frühe Tod von zwei holden Kindern, deren eines an der Einimpfung der Kinderblattern ſtarb, war in dieſen zwei Jahren eine der erſten Anforderungen an dieſe Kraft und gab Forſter's hypochondriſcher Anſicht ſeines Looſes noch mehr Nahrung. Dennoch war ſein häusliches Leben immer das Liebſte, was er und ſeine Frau kannten. Innige Achtung, ſchonende Nachſicht erhielt die Würde ihrer Verbindung; gleiche Denkart über das

Sichtbare und Unſichtbare, was den Menſchen angeht, gleiche Theilnahme an allem Wiſſen, allem Schönen, allem Guten vereinte ſie, gab Forſter'n ſtets neuen Antrieb zu ſeinen Arbeiten, gab ſeinen Mußeſtunden ſtets neuen Stoff zu geiſtiger Unterhaltung. Aus ſolchen Elementen mußte eine Vereinigung beſtehen, die keine Veränderung der Form aufzulöſen vermocht hat.

So wie meine Nachrichten und ſeine Briefe ihn ſchildern, wird der Seelenforſcher mit mir ſich in der Beſorgniß vereinen, daß der Beruf eines auf ſeinen Amts- und Schriftſtellererwerb beſchränkten deutſchen Gelehrten ihm nie Befriedigung gewährt haben würde. Dieſer Seelenforſcher entſcheide auch, welcher andre Beruf einen größeren, ſicherern Einfluß auf ſeine dauernde Zufriedenheit hätte haben können. In ſeinem zweiten Brief an Elhuyar bezeigt er die Luſt, die gelehrte Laufbahn ganz zu verlaſſen und ins adminiſtrative oder diplomatiſche Fach überzugehen. Ob ſeine Fähigkeiten ihn dabei begünſtigt haben würden, könnten ſeine adminiſtrativen Leiſtungen nach der Einnahme von Mainz faſt glauben machen; wahrſcheinlich beförderte ſeine Neigung zu dieſem Fach ſeine Thätigkeit in den Begebenheiten der mainzer Revolution. Der deutſche Stubengelehrte — wie man eine Gattung nun allmälig ausſterbender, ſehr würdiger Männer unter uns nennt — hätte ſich beim Einrücken der Republikaner vorſichtig in ſein Studirzimmer eingeſponnen und fort theoretiſirt; die Natur von Forſter's Geiſtesbildung — ja die Art ſeiner Kenntniſſe machte ihn von jeher zu dieſer Beſchränkung unfähig, und hier darf ich wohl die Abweſenheit einer ſchulgerechten Erziehung zur Wiſſenſchaft als eines der Hinderniſſe nennen, die ihm auch den Lehrſtuhl verhaßt machten. Sein Wiſſen überſtieg wohl das Wiſſen manches großen Kathedermanns, aber der kleinſte möchte leicht mehr Geſchicklichkeit haben, ſeine angelernten Kenntniſſe in Reihe und Glied aufmarſchiren zu laſſen. — Nur das giebt Kathederſicherheit. Eine Stelle als Akademiker, mit völlig freier Anwendung ſeiner Zeit, würde ihm als Gelehrten die möglichſt günſtige Lage verſchafft haben. Aber dabei hätte er der reichſten literariſchen Hülfsquellen bedurft, und ohne beſondere freigebige Beförderung ſeiner literariſchen Plane würde auch da ſeine Zufriedenheit nicht lange gedauert haben. In der Staatsverwaltung möchten ihn ſeine theoretiſchen Anſichten nicht lange mit ſeinen Obern, mit ſeinen Collegen in Eintracht gelaſſen haben, und mit ſo vielen Kenntniſſen ausgeſtattet, hätte er wahrſcheinlich bald mit Bekümmerniß empfunden, daß der praktiſche Staatsmann ſo vieles Wiſſen, was ſeinem Geiſt Schwungkraft gegeben hatte, gar nicht bedarf. Wirklich war eine neue Entdeckungsreiſe, ein Ruf nach den Philipinen, nach Mexiko, eine Fußreiſe durch Indien, wie er ſie in dem letzten Jahr ſeines Lebens beabſichtigte, der einzige Weg, auf dem er den ſtets erneuten Reiz zum Leben gefunden hätte. Ob ſeine Geſundheit einem ſolchen Unternehmen gewachſen geweſen wäre, iſt ſehr zweifelhaft — doch der Tod war ihm nie furchtbar — dieſer ernſten Macht gegenüber verſammelten ſich um ihn alle ſchönen Eigenſchaften ſeines Herzens, alle klaren Anſichten ſeines Geiſtes — ſo hätte er ihn im Seeſturm, ſo in den Thälern der Cordilieren, ſo unter den indiſchen Palmen empfangen.

Neben den ſchwer zu gewährenden Bedingungen, Forſter's äußere Lage ſeinen Bedürfniſſen entſprechend zu bilden, ſtanden manche Verſtandesanſichten über die herzlichen Verhältniſſe des Lebens ihm im Wege, die er nicht ſich ſelbſt abſtrahirt, ſondern, als ſeine Eigenheiten begünſtigend, ſich angeeignet hatte. Da dieſes das Heiligthum des Menſchen iſt, das auch von der behutſamſten Erörterung verletzt wird, bemerke ich nur, daß die Anſichten von Jacobi's Woldemar über Liebe und Freundſchaft wohl ſehr auf ihn gewirkt und ſeine innere Zufriedenheit wenig befördert haben mögen. Mancher gute Kopf jener Zeit abſtrahirte ſich aus dem ſpitzfindigen verbiage dieſes geiſtvollen Buches eine gegen reine Sittlichkeit und der zu ihr erforderlichen Selbſtherrſchaft anſtrebende Art, ſich zwiſchen erhabenen Gedanken, edeln Gefühlen und krankhaft thätiger Sinnlichkeit abzufinden. — Damals wagte man nicht eine ſolche Anſicht Woldemar's zu äußern, „Friedrich Schlegel's vortreffliche Charakteriſtik dieſes Buchs und ſeines Verfaſſers ward von dem größten Theil des Leſepublicums verworfen — und iſt jetzt von ihm vergeſſen, ihm unbekannt; wie ſo vieles Schöne und Geiſtreiche nach zwanzig Jahren bei uns unbekannt wird. — Die einfachen Elemente zu einem ruhigen bürgerlichen Wohlergehn waren alſo, meiner Anſicht nach, Forſter'n verſagt, allein einzelne glückliche Zufälle, wie ſie wohl andern Sterblichen beſchieden ſind, würden ihn bei einem ungeſtörten Gang der öffentlichen Angelegenheiten hingehalten haben. Dazu hätte eine Unterſtützung zur Herausgabe ſeines Werks über die Südſee, um die er ſich noch im Auguſt 1792 durch den bekannten Pariſer **Grimm** bemüht hat, vieles beitragen können. — — Von den näheren Umſtänden dieſes Plans finde ich gar keine Nachricht. Die Verſetzung an eine größere Bibliothek würde ihm Muth gegeben haben, ein größerer Reichthum an gelehrten Hülfsmitteln würde vielleicht ſeine Ausgaben mit ſeiner Einnahme in beſſeres Verhältniß geſetzt haben — ja, wie der Moment der Entſcheidung gekommen war, hätte noch eine Wendung des Schickſals ſtattfinden können, die ihn von ſeinem Uebertritt an Frankreich abgehalten hätte; — der junge Engländer that ihm ſchon damals, nach dem Einzug der Franzoſen in Mainz, den Vorſchlag, der ſpäterhin noch einmal in Anregung gebracht wurde: er wollte Forſter'n mit ſich nach Italien nehmen, ihn der mainzer Revolution gleichſam entführen. Das hätte Forſter'n jetzt gerettet, ihn auf ein Jahr geſichert, und hernach hätte — ſo hoffte ſeine Frau mit altväteriſchem Glauben — hernach hätte Gott weiter geholfen. Auf dieſem Weg war aber ſeine Frau und ſeine Kinder nicht verſorgt. Der junge unmündige Mann durfte ſich einen Reiſegefährten wählen. — Hätte damals ein hülfreicher Sterblicher mit den dürrſten Worten geſagt: „ſchickt Weib und Kinder zu mir, und ſucht außer Frankreich ein Unterkommen", ſo würde Beider Schickſal wahrſcheinlich eine ganz andre Wendung genommen haben. — Doch ein friedliches Glück konnte ihm auch dieſer Ausweg nicht verſprechen, ſchon deßhalb nicht, weil die Umwälzung der Verhältniſſe und der Begriffe, denen er in Mainz entgangen wäre, ihn nach Italien und allenthalben hin verfolgt haben würde, und die heitere Herrſchaft über ſich ſelbſt war er wahrſcheinlich beſtimmt erſt nach noch größeren Stürmen zu finden.

Forſter's Denkart über die öffentliche Sache mußte in den Verhältniſſen, in denen Mainz ſich befand, durch die Geſinnung ſeines Fürſten über die franzöſiſche Revolution und die Nähe der franzöſiſchen Grenzen ſtets neue Nahrung erhalten. Das, was man damals, Jedem verſtändlich, Ariſtokratismus nannte, zeigte ſich dort in ſeiner ganzen Blindheit und Blöße. Die Kurzſichtigkeit der politiſchen Anſichten, die Kleinlichkeit der Maßregeln, die Selbſtſucht der Urtheile drangen das Gefühl der Nothwendigkeit auf, das Ende ſolch eines, die Nation erniedrigenden Zuſtandes zu wünſchen *). Der tägliche Verkehr mit den auch Mainz anfüllenden coblenzer Emigrirten ſättigte mit Verachtung ihrer Elendigkeit, und der da-

---

*) Daß der Kurfürſt durch ſeine Politik den franzöſiſchen Einbruch beförderte, zeigen uns Johannes von Müller's Briefe, z. B. 5. Thl. 175. Brief und die folgenden.

malige Charakter der Revolution erſchien wie die Wiedergeburt des alten Europa. Viele von Forſter's Correſpondenten und Bekannten theilten ſeine Bewunderung derſelben und äußerten ſich weit enthuſiaſtiſcher darüber als er ſelbſt. Sie dachten entweder gar nicht nach — was der Fall ſehr kluger Menſchen iſt — oder ſie glaubten wirklich, daß eine große Nation durch einige herrliche Reden und Beſchlüſſe wiedergeboren werden könne. So lange ſich dieſem angenehmen Schauſpiel gemächlich vom Sopha oder Schreibtiſch aus zuſehen ließ, bewunderten ſie es mit Wohlgefälligkeit, da ſie manches in ſchönen Phraſen hatten drucken laſſen, was jetzt auf der Rednerbühne erſchallte und ſogar edelmüthig zum Geſetz erhoben ward. Wie aber der Streit zwiſchen dem guten und böſen Princip begann, nahmen ſie es erſchrecklich übel, und wollten mit einer Revolution nichts zu thun haben, die, wie alle menſchliche Dinge, Gegenſätze von Böſem und Gutem, von Recht und Unrecht herbeiführte. Forſter hegte freilich enthuſiaſtiſche Hoffnungen, allein er war früh überzeugt, daß der Preis, um den eine beſſere Verfaſſung erkauft werden könne, nicht nach dem gewöhnlichen Marktpreis bürgerlicher Ruhe abzumeſſen ſey. Deßhalb blieb er bei allen Uebeln, die er um der öffentlichen Sache willen der Nation auferlegt ſah, gefaßt, ſo lange er ſie für den Preis jenes Gutes anſah. Wie aber die Erkenntniß der tauſendfältigen Uebel ſich ihm aufdrang, welche Selbſtſucht und Verrath dem Volk auflegte, brach ihm das Herz.

Bei der Annäherung der Cuſtine'ſchen Armee ließ die gänzliche Unerfahrenheit in Kriegsbegebenheiten — nach einem dreißigjährigen Frieden konnten nur noch Greiſe erzählen, wie es im Kriege dem Bürger ergehe — Forſter'n in der unbeſonnenen Ruhe, welche ſeine Briefe ausdrücken. Seine Luſtigkeit in dieſem Moment war von Neugier, von Freude an dem Fortgang der republikaniſchen Waffen, von muthwilliger Schadenfreude über die elende Furcht und Flucht des Adels, von Ekel über die Prahlerei und Inſolenz der vornehmen Emigrirten zuſammengeſetzt. Kein Schatten eines Verhältniſſes weder in Frankreich noch in dem feindlichen Heere fand ſtatt; für die nächſte Zukunft hatte Forſter kein Bild. Hätte man ihn darüber befragt, ſo würde er ſich ein ſolches nach der hiſtoriſchen Erinnerung irgend einer Stadteinnahme aus dem ſiebenjährigen Krieg zuſammengeſetzt haben. Eine Belagerung war nicht zu fürchten, bei den Vertheidigungsmitteln, die ſich in der Stadt befanden, und dem gänzlichen Mangel an einer Garniſon. Die Anſtalten, welche zu einer Vertheidigung gemacht wurden, konnten nur Spott erregen — mit eben dem Recht wie der Ausſpruch mehrerer Schriftſteller, daß die Stadt durch Verrath übergeben worden ſey. Wenn eine Feſtung nicht den vierten Theil der nöthigen Beſatzung hat, nicht Geſchütz, nicht Vorräthe, ſo bedarf es keines Verraths, um durch eine rechtliche Capitulation übergeben zu werden. Dieſe Behaupter bedenken nicht, daß ſie den armen Befehlshaber von Mainz, nachdem er durch

Prahlerei ſich lächerlich gemacht, nun noch dazu durch dieſe Anklage entehren. Hatte ein Verrath ſtatt, ſo war es der des Fürſten, der durch ſeine Politik ſeine Reſidenz dem Angriff des Feindes ausſetzte, ohne ſie in Vertheidigungsſtand zurücklaſſen zu können. — Solche Beſchuldigungen durften damals Partei gegen Partei ſich machen; jetzt gehört dieſe Begebenheit vor das Gericht der Geſchichte.

Bei der Annäherung der franzöſiſchen Truppen war die Flucht der Einwohner ſo allgemein, wie ihre Mittel es erlaubten. Bei der Mehrzahl war es paniſcher Schrecken, bei Andern böſes Gewiſſen, das ſich ſelbſt eine eingebildete Wichtigkeit gab. Dieſe Menſchen fürchteten die Strafe ihrer ariſtokratiſchen Kannegießerei, denn etwas Wirkſameren als Kannegießerei waren ſie gewiß nicht fähig geweſen. Die Mäßigung, mit der die Republikaner in Speier und Worms das Eigenthum und den Privatmann geſchützt hatten, beruhigte nicht; viele führten ihre beſte Habe mit ſich hinweg, nicht nur Koſtbarkeiten — nein, ſehr nichtsbedeutende Menſchen luden ihr ſämmtliches Hausgeräth auf die Wagen, und drückten damit eine Anſicht der Dinge aus, die bis dahin den Franzoſenfreunden ganz fremd geblieben war und Forſter's Spott erregte. Endlich wurde die Stadt von Cuſtine's Heerhaufen eingeſchloſſen. Ob dieſer ſtark genug war, den weitläuftigen Umkreis der Feſtung zu belagern, wußte Forſter nicht, und ſeine Vermuthungen, und die ihm zukommenden Nachrichten, waren, wie auch ſeine Briefe an Huber beweiſen, unſicher und falſch. Huber, der damals als chargé d'affaires des ſächſiſchen Hofes in Mainz lebte, hatte bei der erſten Annäherung des Feindes, da ihm für dieſen Fall keine Verhaltungsbefehle von ſeinem Fürſten zugekommen waren, mit den andern Geſandtſchaften Mainz verlaſſen, um in Frankfurt weitere Verfügungen zu erwarten. Sein Warten war vergeblich, er ging ein paar Mal ab und zu, zwiſchen Mainz und Frankfurt, bis die Bewegung Cuſtine's deſſen Abſicht, Mainz zu beſetzen, nicht mehr bezweifeln ließ, worauf er Frankfurt nicht wieder verließ, bis ihn ſein Hof im folgenden Frühjahr nach Dresden zurückrief.

Wenn die Einwohner von Mainz, und Forſter mit ihnen, über die Zahl der Belagerungstruppen in großer Unwiſſenheit waren, konnten ſie über den Vertheidigungszuſtand der Stadt, der ihnen vor Augen lag, nicht getäuſcht werden. Sie war leer von Truppen, und man ſah keine ſolchen einrücken; es gab keine Magazine, und man ſah keine Magazine anlegen; die Feſtungswerke waren größtentheils ſeit langer Zeit verſäumt, und nicht hergeſtellt worden. Das Fällen der ſchönen Bäume in der Favorite, der Ankauf von einigen Tauſend Palliſaden, einige hundert Klafter Brennholz, welche man, zur Sperrung der Chauſſee von Worms her, unter der Favorite in den Weg warf, konnte unmöglich für Mittel, den Feind abzuhalten, angeſehen werden. Das waren Thatſachen, die, ehe eine feindliche Macht die franzöſiſche Grenze überſchritt, wie hundert andre Gegenſtände des

Geſpräch, mit zufälligen Beſuchern der Rheingegend oft beredet worden waren; mit Männern vom Handwerk aber nie, denn Forſter war mit keinem Militair, noch einem der Männer, die ſpäterhin als Revolutionaire auftraten und vielleicht ſich von dem Zuſtand der Sachen zu unterrichten geſucht hatten, in irgend einem Verkehr. Dorſch*) war ſchon über ein Jahr von Mainz entfernt, den achtungswürdigen Blau**) ſah er ſehr wenig, und der revolutionirte nie, er war nur Republikaner; und mit Wedekind, der nicht ſein, ſondern ſeiner Frauen Arzt war, war er ſo wenig gleich geſtimmt, daß er mit ihm auch nicht über Politik discutiren konnte. Zu dieſen Thatſachen kam der Charakter der Perſonen, welche die Räder der ablaufenden Staatsmaſchine dirigirten — und ſo iſt es begreiflich, daß Forſter's Kannegießerei — denn weiter war es rückſichtlich ſeiner damaligen Wirkſamkeit doch auch nichts — die Einnahme von Mainz ohne förmliche Belagerung mit vollem Recht für unzweifelhaft hielt. Geſchichtliche Nachrichten, denen ich vollkommenen Glauben beimeſſe, verſichern, Cuſtine habe gar kein Belagerungsgeſchütz bei ſich gehabt. Der Commandant hielt es demnach für ſicherer, mit ernſten Maßregeln zu beginnen, und ließ, nachdem die Stadt von dem franzöſiſchen Heerhaufen umgeben war, einen Befehl an alle Einwohner ergehen, zum Löſchen der vom feindlichen Geſchütz entzündeten Häuſer Fäſſer mit Waſſer unter den Dächern bereit zu halten. Nun wies Forſter ſeine Frau an, Wäſche und Schriften in Koffer zu packen, und in die Keller zu ſchaffen, auch ſich ſo einzurichten, daß ſie die Betten der Familie unten zurichten könne. Glaubte er an ein Bombardement? — ich weiß es nicht. Ein Deutſcher unter Cuſtine's Officieren, der Forſter's erſte Einquartirung ward, windbeutelte von glühenden Kugeln, die Cuſtine der Stadt zugedacht habe, wenn die Capitulation verzögert worden wäre; mehr als ein franzöſiſcher Officier, der ſpäter in Forſter's Haus kam, lachte über dieſe Prahlerei, da dieſe glühenden Kugeln weder vorhanden, noch nothwendig geweſen wären. — Forſter's Frau fürchtete ſich nicht; ſie ſah der nächſten Stunde an Forſter's Seite mit eben der Faſſung entgegen, wie ſie ihm vor ſieben Jahren nach Polen gefolgt war. Jugendmuth begeiſterte ſie, der Gefahr entgegen zu gehen, und mit Recht nannten das Leute, die in Sicherheit und kühl waren, Ueberſpannung; nur glaubten ſie, ſie würde von dem jedesmaligen Gegenſtand ihres Strebens erregt, da dieſe Art, eine Sache anzufaſſen, nur Folge des Mißverhältniſſes zwiſchen ihrer Klugheit und ihrer Kraft war, bei dem der Gegenſtand, der ſie bethätigte, kaum in Betracht kam. Ob Mainz belagert werden würde, ob erobert, darüber machte ſie ſich keine Verſtellung; ſie war nur entſchloſſen, jedes Ereigniß mit Forſter zu theilen.

---

*) Früher Prieſter und Profeſſor in Mainz, nachmals im adminiſtrativen Dienſte von Frankreich unter den ſich folgenden Regierungsformen.

**) Ebenfalls Prieſter und Profeſſor. Ein vortrefflicher Menſch! — er ſtarb an den Folgen ſeiner Gefangennehmung, ſeines Transports auf die Feſtung Königſtein, und ſeiner Gefangenſchaft daſelbſt, an einem Zehrfieber.

Ich glaube, Forſter machte ſich auch kein deutliches Bild von der nächſten Zukunft; der Augenblick war ihm erleichtert, denn die Erwartung, die Bewegung um ihn her, die augenblickliche Aufregung der Menſchen aus ihrer dumpfen Alltäglichkeit that ihm phyſiſch wohl, er entzog ihn dem Schreibtiſch, er rechtfertigte es, wenn er bei der allgemeinen Unſicherheit nicht über die Zukunft nachdachte, und wenn ſie ſich ihm einmal darſtellte, bot ſie ſeiner Einbildungskraft Wechſel und Möglichkeiten, die er wie immer in die Berechnung der Wirklichkeit aufnahm. Cuſtine warf einige Kanonenkugeln in die Stadt. Sie fielen zum Theil vor Forſter's Haus, das dem gräflich Schönborn'ſchen Garten gegenüberlag, nieder. Frau Forſter ſaß mit ihren kleinen Mädchen im Hintergrund des Zimmers im Erdgeſchoß, und erzählte ihnen aus Tauſend und eine Nacht; war das Muth? keineswegs! denn dann hätte ihre Vernunft die Gefahr beurtheilen müſſen. Es war das angenehme Gefühl der Kraftübung im Begegnen der ihr ganz undeutlichen Gefahr. Am Abend des Tages begann das Feuern lebhafter zu werden, ihre kleinen Mädchen waren bei einer lieben Geſpielin — da ward ſie bange. Der junge Engländer, deſſen oben Erwähnung gethan ward, eilte über die Gaſſe, brachte beide Kinder nach Hauſe, und in dieſen paar Minuten bezeigte ſie Muth, denn ſie wußte, daß die Kanonenkugeln der Kinder Häupter erreichen konnten, aber ſie blieb gefaßt. Die Kleinen traten luſtig ins Zimmer, denn des Freundes männliche Ruhe hatte ſie mit keinem Schrecken angeſteckt.

Wie die Stadt übergeben war, wandelte Forſter mit einigen Freunden und ſeiner Frau aus dem Thor, um die ungebetenen Gäſte zu betrachten. Jetzt haben nur unſre eilfjährigen Kinder keine Kriegsauftritte geſehen — damals waren ſie jedem Vierzigjährigen fremd, und auch ohne der Republik hold zu ſeyn, war der Anblick der zerlumpten, luſtigen, friedlichen Franken kurzweilig. Am Thor rollten ſich einige luſtige Geſellen die dort am Boden zerſtreuten Kanonenkugeln zu, Forſter wich ihnen aus, und rief grüßend: vive la république! Ein ſchwarzbärtiger Nationalgarde antwortete mit einem derben Fluch: elle vivra bien sans vous. — Jetzt hört man dieſe Dinge mit verächtlich vornehmem Lächeln; ein oder der andre ſeelenforſchende Leſer begreift aber wohl, wie wenig ſolche Laune der Eroberer ihnen das Anſehn der Unmenſchlichkeit geben konnte.

Forſter's Theilnahme an den öffentlichen Geſchäften, und wie er von einer Veranlaſſung zur andern ſich endlich beſtimmt für die Losreißung des Landes vom deutſchen Reichsverband und deſſen Einverleibung mit der franzöſiſchen Republik erklärte, ſagen ſeine Briefe an Heyne, an Voß — beſonnener und zuſammengeſtellter würde es der Brief an Johannes Müller ſagen, deſſen er ein paar Mal erwähnt, den es mir aber nicht glückte mir zu verſchaffen *). Mehrere deutſche Schriftſteller haben das, was Forſter von dem Rath ſagt, den dieſer Mann den Mainzern gegeben, auf die Weiſe beſprochen, deren ſie bei ihrer Anſicht der Menſchen und bei ihrer Darſtellung der Geſchichte bedürfen; Müller's Geiſt ſtand für ſeine Geſchäftsbedürfniſſe wohl immer zu hoch, zu hoch für die phyſiſchen Bedingungen ſeines mangelhaften irdiſchen Daſeyns; der daraus hervorgehende Zwieſpalt mißtönte durch ſein ganzes Leben, und wenn er ihn manchem Urtheil ausſetzte, ſo mußte es dieſen mit ſeltenem Reichthum des Kopfes und des Herzens ausgeſtatteten Menſchen dem Seelenkundigen um ſo merkwürdiger und werther machen. Müller hat das geſagt, was Forſter nachſagte, aber Müller verſtand es auf ſeine Weiſe, und Forſter nahm es, wie ſeine Weiſe es erforderte, das heißt: Müller gab mit ſeinem Rathe das zu, was er nicht zu ändern vermochte, und Forſter ſah dieſes ganz bedeutungsloſe Zugeben als eine Bekräftigung deſſen an, wozu er Bekräftigung bedurfte. Beide hätten, die Hand aufs Herz gelegt, die Selbſttäuſchung entdeckt; in der Folge war ſie aber für Beide nicht gleich wichtig. Müller verließ den Ort, wo ſeine Worte wirken konnten, und ward in den verſchlungenen Pfaden der damaligen Fürſtenpolitik weiter geführt; Forſter blieb, und dieſe Mül-

---

*) Es fand ſich ſpäter die, Voß mitgetheilte, und von ihm Forſter'n zurückgeſchickte Abſchrift deſſelben unter Voß's Briefen, und ſie iſt dem Briefwechſel zugeſellt.

ler'ſchen nichtsmeinenden Worte waren eine Saat, die für ihn gefährliche Früchte trug. Allein das giebt Müller's Worten keine Wichtigkeit. Hätte Forſter nicht ſie aufgefaßt, ſo würde er durch irgend einen andern Umſtand beſtimmt worden ſeyn, denn er hatte ſich den Umſtänden preisgegeben, weil ſie mit ſeinen Neigungen zuſammenſtimmten, und ſo rief ein Schritt den andern hervor, und führte die Begebenheiten viel weniger herbei, als dieſe jene veranlaßten.

Was Johannes Müller bei ſeiner letzten Anweſenheit in Mainz den um ihn verſammelten Bürgern geſagt hat, und was noch neuerlich wieder in einem hiſtoriſchen Artikel abgeleugnet wurde, befindet ſich in einem Brief an ſeinen Bruder, von Wien den 7. December 1792, und heißt wie folgt: „Georg Forſter hat mir einen ſchlimmen Streich geſpielt. Er gab im Klub vor und ließ „drucken, ich habe ſelber den Mainzern den Nationaleid „gerathen; er ließ aber die Kleinigkeit aus, daß ich ihnen dieſes zu thun bloß unter der Klauſel gerathen, „wenn ſie dazu genöthigt werden ſollten und pariſer „Scenen zu fürchten hätten. Forſter iſt ein geborner Enthuſiaſt, der immer nur Eins, eine Seite ſieht. Vor „zehn Jahren kannte ich ihn ſtreng fromm, wie Johann „Arend, jetzt ſpottet er der Bibel wie der Lehre.“ Johannes Müller beweiſt mit der Klauſel, die er bei ſeinem Rath an die mainzer Bürger für ſo wichtig hält, daß er von der Krankheit der ſämmtlichen damaligen Fürſtenpolitik, des Dämmens mit Strohhälmchen, angeſteckt war. Wer ſollte denn beurtheilen, ob die angedeutete Gefahr nahe ſey? mußte dieſe Klauſel ſie nicht für die Furchtſamen vor die Thür rücken? mußten die Kecken nicht unverzüglich mit ihr drohen? Aus dieſen Zeilen von Johannes Müller erhellt nur, daß er ein ſehr ſchlechter, Forſter aber ein tüchtiger Revolutionair war, aber nicht, daß der Erſte einen ſehr gefährlichen Rath gegeben hatte.

Wer ſich Forſter's Charakter aus ſeinen Briefen und dieſer Darſtellung abſtrahirt, wird ihn keiner Unwahrheit verdächtigen, eben weil er der Selbſttäuſchung ſo ausgeſetzt war. Er ging bei ſeiner politiſchen Theilnahme nach der Einnahme von Mainz von der Anſicht aus, daß es eines wackern Mannes Pflicht ſey, für des Landes möglichſte Schonung zu ſorgen, wer auch deſſen Beſitzer werden möchte. Dieſes hat er thätig und uneigennützig gethan. Thätig, das beweiſt ſein damaliger Geſchäftskreis, und möchte durch manche vorgefundene Spur zu beweiſen ſeyn; und uneigennützig, das beweiſt ſeine damalige Geldnoth und die Armuth, in der er ſtarb. Er war als Mitglied der Adminiſtration in dem Fall ſich zu bereichern, denn die mainzer Unterthanen nicht allein — die Beamten der Rheingegenden, ſo weit ſich damals (1792) die franzöſiſchen Armeen verbreitet hatten, mußten es gewohnt ſeyn ihr Recht zu verkaufen, denn ſie fingen alle ihre Unterhandlungen bei der mainzer Verwaltung mit Anerbieten oder Verſprechen von Geld an. Das erſte Geſchäft dieſer Art betraf eine Verminderung von Naturallieferungen und Sauve garde für künftige Zudringlichkeit franzöſiſcher Forderungen von Seiten einer benachbarten Herrſchaft, die ich nicht näher zu beſtimmen weiß. Forſter hatte das Verhältniß noch nie überdacht. Er war einen Augenblick in Zweifel: ob es nicht ein rechtlicher Austauſch von Dienſt und Lohn ſey, wenn er für Tauſende, die er den Herrſchaftsbeamten erſparte, ein Geſchenk annähme? Wie er die billige Erleichterung der Lieferung erhalten und das Gut vor weitern Forderungen geſichert hatte, fand er, daß es nicht Forſter gethan habe, ſondern der öffentliche Beamte ſeinen Beruf erfüllt hatte, und lehnte dieſes Mal und jedes andre Mal jedes Geſchenk ab, ſo entblößt auch ſeine Caſſe war. Da die Details der damaligen Geſchäfte kaum von einem der dabei Betheiligten jetzt mehr erzählt werden können, denn ſie verſtummten meiſt alle im Tod, wird es die Leſer vielleicht intereſſiren zu ſehen, in welchem Ton Forſter mit dem damaligen Oberhaupt der franzöſiſchen Armee, General Cuſtine, verhandelte. Der Mann, welchen die Sache anging, lebte noch vor kurzem in einem geehrten hohen Alter. Ich rücke die dahin gehörigen Schreiben ein.

Von Forſter.

An den General Cuſtine, en faveur de Mieg
à Heidelberg.

Citoyen Général, je vous demande justice au nom de tout ce qui peut vous intéresser, au nom de la République, de la nation, de la réputation

françoise. Je vous la demande pour mon ami, c'est vous dire que j'insisterai avec constance, et qu'il n'y a que le bien de la patrie, qui puisse me faire renoncer au projet de tout sacrifier, de tout oser pour réussir dans mon interposition. Heureusement qu'aujourd'hui ces deux intérets, celui de la patrie et celui de l'amitié, sont confondus dans un seul, puisqu'un désir de justice ne manqueroit pas de flétrir la République, en même tems qu'il combleroit la mésure des malheurs de l'homme respectable dont je vais vous parler.

Le Citoyen **, conseiller administrateur de l'Electeur palatin à Heidelberg possède un bien à *Güntersblum*, entre Worms et Oppenheim. Un de ces hommes sans probité et sans principes, dont il y a malheureusement quelques-uns dans toutes les sociétés, un de ces hommes qui se croyent tout permis, à l'ombre d'une Commission émanée des Autorités militaires, est venu dans cet endroit *neutre*, enlever tous les fourrages et toutes les denrées appartenantes aux nobles qui y sont possessionnés; et non content de cette riche dépouille il a pris au Citoyen ** tout le revenu de sa terre. Que les Grands et les Privilégiés soyent les victimes d'une guerre qu'ils se sont attirée! je ne m'en occuperai pas, tant que le principe *d'épargner le simple Citoyen* sera respecté et maintenu dans toute sa force. Mais peut-on le violer plus ouvertement qu'il l'a été dans la personne de mon ami! Le Citoyen ** n'est ni noble, ni privilégié, il est revêtu d'un emploi public dans les états d'un prince qui conserve des liaisons amicales avec la France, enfin c'est un homme dont le coeur et l'esprit font également honneur à l'humanité, et dont les principes et la philosophie lui vaudroient de l'admiration et des éloges jusque sur les bords de la Seine. Vous conviendrez, Citoyen Général, que les hommes de cette trempe ne sont pas faits pour être abandonnés à l'avidité féroce des Concussionnaires. Le Citoyen ** est père d'une nombreuse famille — je n'en dirai pas d'avantage; il seroit indigne de moi d'accumuler les argumens, il seroit indigne de vous d'en exiger d'autres que ceux que je viens d'avancer.

C'est en se fiant aux promesses des François que le Citoyen ** perd son bien; c'est en se reposant sur la foi des traités qu'il n'a pas voulu retirer la récolte, qu'il avoit fait enmagaziner dans ses granges à Güntersblum. Mais il est tems de le dire, puisque les réclamations arrivent de toutes parts; le brigandage des employés subalternes n'a déjà que trop bien réussi à aliener les esprits, et à les détourner du projet de se donner à la France. La loyauté de la Nation, l'équité, la justice et la génerosité de la République sont mille fois compromises, les décrets de la convention nationale bien loin d'être maintenus, executés et respectés, sont violés de toutes les manières; les campagnes sont dévastées, les pauvres sont dépouillés, les chaumières retentissent de leurs sanglots, de leurs plaintes amères, de leurs imprécations contre des oppresseurs d'autant plus cruels, qu'ils avoient d'abord gagné leur confiance par des protestations de fraternité, de paix, de protection, par l'appas des bienfaits de la liberté, par des louanges fastidieusement prodiguées à l'honneur françois, au respect de la Nation pour les propriétés, à son inviolable fidélité pour ses engagemens. Ah! ils auroient été moins cruellement trompés, si on leur eut dit en arrivant: nous venons pour tout prendre, nous ne voulons point de votre amitié, de votre réunion, de votre neutralité; nous rejettons toute liaison avec vous; aussi ne demandons nous pas qu'on se fie à nos promesses, car nous userons des droits de la guerre.

J'épreuve une consolation, Citoyen Général, en vous parlant à coeur ouvert; je compte jouir d'une autre, bien plus grande encore, je veux dire de l'accueil favorable qu'un guerrier républicain et philosophe fera aux représentations d'un homme libre. J'ai tout abandonné pour concourir à l'affranchissement de mes concitoyens, j'y travaille jour et nuit depuis que vous avez conquis Mayence. Jamais je n'ai connu l'art de feindre, jamais je n'ai eu rien à espérer de cet art tant vanté, et je l'apprendrois aujourd'hui que mon sort est jetté! Non, je dirai ce que je pense, et je serai toujours persuadé que c'est là le vrai moyen d'opérer le bien.

Citoyen Général, *je vous demande justice pour le Citoyen **; je demande restitution complette ou remboursement de tout ce qu'on lui a enlevé, et protection ou sauve-garde pour sa propriété, contre toutes les déprédations ultérieures; mais, que vos ordres à cet égard soyent tellement efficaces, que les concussionnaires, tout effrontés qu'ils sont, n'osent plus les enfreindre.*

A Mayence le 4. Janv. 1793, l'an 1. de la République Françoise.

Le Citoyen Forster.

Antwort von Cuſtine.

Au quartier général à Mayence le 9. Janv. 1793, l'an 1 de la République.

Citoyen, de tous les titres que vous donnez au Citoyen ** pour obtenir de moi la satisfaction qu'il réclame, un seul suffit: c'est la justice de sa demande. Tous les autres sont surabondants. Mais le premier de tous ses titres, à mes yeux, est celui de votre ami, il renferme tous les autres.

Vous pouvez, Citoyen, assurer votre ami, que je viens d'écrire au Commandant de Worms de faire constater la quantité de fourrages qui lui ont été enlevés par le Capitaine Maugis et de faire con-

naître et évaluer le dégât qui a pû être fait chez lui, et de me rendre compte du tout afin de pouvoir donner au Citoyen * * la satisfaction qui lui est due.

Je saisis avec plaisir cette occasion de vous renouveller, Citoyen, l'assurance de l'estime et de l'affection que je vous ai vouées.

Le général en chef d'armées.

Custine.

Wie Forſter in Gemeinſchaft mit dem Commiſſair des Nationalconvents Merlin von Thionville den Ritterzug gegen die Grafen von Leiningen machte, fand ein Auftritt zwiſchen dieſen Beiden ſtatt, wo Forſter ebenfalls bewies, daß er dieſen Auftrag gegen die beiden Herrn Grafen ganz einfach in der Anſicht, daß deſſen Ausführung zum Fortgang des öffentlichen Geſchäfts gehörte, übernommen habe. Merlin mochte vielleicht ein Nebengeſchäft haben abſchließen wollen, was ihm Forſter verdarb — denn der hochfahrende Republikaner ſprach von dieſer Expedition mit einer Art böſer Laune, und nannte Forſter un fier gredin. — Was ſeinen Freunden, wie ein Ohrenzeuge es ihnen erzählte, einen viel ſchmerzlichern Eindruck machte, als die ganze Sache, noch mehr das Wort, werth war: es ſchilderte mit einem einzigen Ausdruck die unerhörte Veränderung in Forſter's Beſchäftigung und geſellſchaftlichen Verhältniſſen, und die Menſchen, die ihn jetzt als Werkzeug brauchen wollten.

Von dem Moment an, wo Forſter zum Mitglied der Adminiſtration ernannt war, wo er ſich zu dem Jacobinerklub geſellt hatte, war ſein Rücktritt zur ſogenannten Unterthanspflicht moraliſch unmöglich. Die Geſchäfte forderten ihn, ſeine meiſten Collegen waren furchtſam, Verräther der franzöſiſchen Sache für ihren alten Herrn, unfähig oder enragés für die franzöſiſche Macht. Dieſe letzte Claſſe flößte durch ihre republikaniſchen Studentenſtreiche allen rechtlichen Leuten Ekel gegen dieſelbe ein, und hemmten ihren Einfluß. Forſter ſchildert in ſeinen Briefen, wie er, immer ſeinen Beruf vor Augen, dieſe Geſchäfte abarbeitete, und wie wenig Lohn, wie viel Bitterkeit er dabei fand. Aber dieſe Bitterkeit ſelbſt, indem ſie ihm täglich das Gefühl ſeines Werthes gab, baute täglich die Scheidewand höher, die ihn von Deutſchland trennte. Dort, in Deutſchland, ſchwieg ihm alles, oder theoretiſirte aus der ſichern Studirſtube her, wie Schloſſer von Karlsruhe aus *), oder gab ihm Rathſchläge der Klugheit, wie ſein würdiger Schwiegervater Heyne, die, auf Forſter's damalige Lage angewendet, ungefähr dem Rath zu vergleichen wären, den ein am

---

*) Forſter's Briefwechſel mit Schloſſer muß ſehr anziehend geweſen ſeyn. Durch ein ſeltſames — procédé, wie die franzöſiſche Sprache es ausdrückt, ward der verſtorbene Huber vermocht, Schloſſer's ſich in Forſter's Papieren befindliche Briefe einem der Schloſſer'ſchen Angehörigen zurückzugeben, und dieſer oder Huber muß überſehen haben, daß Forſter's Briefe an Schloſſer dagegen ausgeliefert hätten werden ſollen. Mit vielem Unmuth ſehe ich dieſe Sammlung deßhalb eines ſo intereſſanten Beſtandtheils beraubt.

trockenen Ufer Stehender einem Mann gäbe, der mit den ſturmbewegten Wogen ränge: er ſolle ſich nicht durchnäſſen und den Rückweg aufs Trockene ſich freihalten. Was die Hervorragenden unſerer Nation damals über Forſter's endlichen Uebertritt zu der franzöſiſchen Republick einer zu dem Andern ſagen mochten, kann man aus einigen bekannt gewordenen Aeußerungen errathen. Ein hochedler deutſcher Fürſt ſagte zu Huber: „Forſter's Entſchluß ſey unbegreiflich! er habe ja nur fordern dürfen, um in Deutſchland verſorgt zu werden.“ In Jacobi's Briefwechſel findet ſich ein Wort von L. F. Graf zu Stolberg über ihn; er ſchreibt Jacobi, den 13. Januar 1793: „Ich bitte Dich, lieber Jacobi, laß dem Mainzer Forſter Deinen Schutz nicht länger angedeihen! laß ſein Andenken zugleich mit Kotzebue's Büſte in irgend einer alten Rumpelkammer vergeſſen ſeyn.“ — Der arme Stolberg! wie er damals Jacobi aufforderte, einen Freund zu verurtheilen, weil er ſeine politiſche Denkart durch die That behauptet hatte, dachte er wohl nicht, wie ihn dieſer Freund einige Jahre ſpäter verurtheilen würde, weil er gleichen Muth für ſeine kirchliche Ueberzeugung erwies. Allein Stolberg erwies doch dieſen Muth; wie viele aber, welche keiner Prüfung ihres Muths ausgeſetzt waren, hielten es damals für einen Beweis ihrer Loyautät, Forſter'n als Reichsverräther zu verrufen.

Die Maßregeln, welche Forſter beförderte, um den Entſchluß, ſich der franzöſiſchen Republik anzuſchließen, zu unterſtützen, werden in ſeinen Briefen erwähnt, und meine Abſicht iſt nicht in ein andres Detail einzugehen, als was zur Entwickelung ſeines perſönlichen Schickſals gehört. Bisher hatten die öffentlichen Angelegenheiten auf Forſter's häusliches Leben nicht den geringſten Einfluß gehabt. Seine Frau lebte einſamer als jemals, ihr geſellſchaftlicher Abendcirkel war durch die Flucht der Geſandtſchaften auf ein paar weibliche Bekannte beſchränkt, und von den franzöſiſchen Gäſten lernte ſie, außer denen, welche als Einquartirung in Forſter's Haus gelegt waren, nur ſehr wenige kennen. Dieſes waren ausgezeichnete Männer, durch Sitte und Kenntniſſe, die ſpäterhin bei der Geſetzgebung und bei der franzöſiſchen Akademie genannt wurden. Der junge Engländer, welcher ſich bei Forſter aufhielt, hatte ſeine Abreiſe noch immer verſchoben. Sein lebendiger Nationalhaß lag mit ſeiner Theilnahme an dem Schickſale Frankreichs, das mit dem der gebildeten Menſchheit zuſammenzuhängen ſchien, in ſeltſamem Widerſtreit, wodurch ſein Geſpräch ein eigenes Intereſſe erhielt, indeß ſein feſtes, kühnes Weſen, bei der Neuheit mancher durch die Umſtände herbeigezogenen Scene, für ſeine Hausgenoſſen ſehr beruhigend war. Unter dieſen Umſtänden fand der glücklich ausgeführte Streich der Preußen gegen Frankfurt ſtatt. Das war das erſte Kriegsereigniß in der Nähe von Mainz, und die Zuſätze, mit denen es daſelbſt erfahren und erzählt ward, trugen ſehr dazu bei, ſeinen Eindruck zu vermehren. Es war den zweiten December an einem heitern Wintertag, der die Gegend mit einer dünnen

Schneelage belegt hatte. Forſter ging in der ſonnigen Nachmittagsſtunde mit ſeiner Frau, ſeiner franzöſiſchen Einquartirung und ſeinem engliſchen Hausgenoſſen an das rechte Rheinufer, um die Feſtungsarbeiten von Kaſtel zu beſuchen. Der Anblick vieler Bauern und franzöſiſcher Soldaten, die mit Haue und Spaten beſchäftigt waren, von Officieren mit Planen oder Meßleinen in der Hand, bot eine anziehende Gelegenheit dar, die nationelle Haltung bei dieſen beiden Menſchengattungen zu beobachten. Ein paar Officiere verſammelten ſich um den mainzer Beſuch und erklärten ihnen einige Theile der Verſchanzungen. — Plötzlich blickte einer von ihnen auf, nach einem Punkt, wo mehrere Soldaten ſich um einen Reiter ſammelten; ſeinem Blick folgten die der andern Officiere. Indeß ſie noch zögerten, ſah man von mehreren Seiten die Soldaten von ihrer Arbeit hinwegeilen und ſich jener Gruppe anſchließen, und pfeilſchnell flogen alle, die um Forſter ſtanden, denſelben Weg — erſtaunt blieb dieſer ſtehen — aber der Reiter war indeſſen näher gekommen, er jagte auf die nahe Rheinbrücke zu, und die Erſtaunten verſtanden nur die Worte: trahison, massacre, vengeance! die von Mund zu Munde gingen. Dieſer Reiter brachte die erſte Kunde von dem Schickſal ſeiner Waffenbrüder in Frankfurt, und ſo wie er es erzählte, ſo wie die franzöſiſchen Krieger es aufnahmen, rückte die Ausſicht von Kampf und Rache damit plötzlich näher. Dieſer Moment regte bei Forſter zum erſtenmal die Nothwendigkeit an, ohne Rückſicht auf die Sicherheit ſeiner Frau, ſeiner Kinder, ſich den öffentlichen Angelegenheiten widmen zu müſſen. Der Engländer, welcher dieſe Anſicht ſchon früher geäußert hatte, doch nur wegen der Wahrſcheinlichkeit der Belagerung von Mainz, die er für nahe hielt, ward über die Spannung betroffen, welche die Nachricht von dem Schickſal der Franzoſen auf Frau Forſter hervorbrachte. Schrecken und Furcht würde er ſehr natürlich gefunden haben, allein bei einem Meinungskrieg erkannte er die moraliſche Gefahr einer Steigerung des weiblichen Muthes, wenn Abſcheu ſich ihm zugeſellt. Die allgemein verbreitete Nachricht, daß der frankfurter Pöbel die franzöſiſchen Krieger ermordet habe, die rohen Ausbrüche des Haſſes, in welchen auch Gebildete ſich gefielen, nun ſie coaliſirte Truppen um ſich ſahen, ließen beſorgen, daß der mainzer Pöbel und die mainzer Gebildeten gleicher Gattung, ſobald ſie eines ſolchen Schutzes ſich erfreuen könnten, gleiche Gattung von Patriotismus üben würden. In dieſem Falle würde Forſter's Familie ſehr ausgeſetzt geweſen ſeyn. Seinen ſtrengen, altengliſchen Begriffen von weiblichem Anſtand grauete vor den Unziemlichkeiten, denen die Frau ſeines Freundes ausgeſetzt ſeyn ſollte, und er drang bei Forſter auf ihre Entfernung von Mainz. Seine Abreiſe nach Göttingen, wo er ein Semeſter zu bleiben gedachte, war von jeher beabſichtigt; um ſeinen Freunden zu dienen, war der größte Umweg für ihn ein unerhebliches Hinderniß. Er bot ſich an, Frau Forſter und ihre Kinder nach Straßburg zu führen. —

Dieſes war der Wendepunkt von Forſter's und der Seinigen Schickſal! Hätte am Tage der Abreiſe jenſeits des Rheins ein großmüthiges Weſen geſchrieben: ſchickt mir Eure Lieben! ſo hätte ſich Forſter ſelbſt eine Anſicht gebildet, die ihm erlaubt hätte, Mainz zu verlaſſen — wahrſcheinlich nach England zu gehen. Aber keine rettende Stimme rief, und Forſter's Frau reiſte mit ihren Kindern und einer Magd, die jetzt (1827) noch im höchſten Alter bei Forſter's Kindern lebt, den ſiebenten December 1792 nach Strasburg ab. Forſter's Ueberzeugung theilend, daß nach wenig Wochen die Vermehrung der franzöſiſchen Streitkräfte und die Ohnmacht der Coalition jede Gefahr von Mainz entfernen, und ſie ſicher in ihre Heimath zurückkehren würden, nahm ſie für ſich und ihre Kinder nur ſo viel Wäſche und Kleidung mit, wie ein beſchränkter Aufenthalt erfordert. Aber ſie reiſte gern, denn ſo beſtimmt ihr Charakter ſie zu Muth und Beſtehen der Gefahr aufrief, ſo unbehaglich fühlte ſie ſich bei ſehr weiblichen Gewohnheiten, bei ſehr gepflegtem Gefühl für häusliche Ordnung und auserleſenen Umgang, durch die jetzigen Erforderniſſe von Forſter's täglichem Leben. Die mainzer Patrioten, welche man ſehr ſchonen mußte, waren ehrenwerthe Männer, aber keine angenehme Theegeſellſchaft; mit den wenigen Officieren, die ihr Zimmer betraten, blieb ſie ſehr fremd, — Forſter's Verhältniſſe führten ſo viele Landleute, Bürger, Beamte ins Haus, daß ſie ſich ganz aus ihrer Sphäre geſtoßen fühlte, und obſchon alles, was ihrer

Abreiſe von Mainz folgen würde, in tiefes, drohendes Dunkel gehüllt war, ſchien es ihr doch ſchon gewonnen, nach Frankreich hineinzugehen und, auf ihre Kinder beſchränkt, ſich ſelbſt wieder zu finden. Hätte aber des engliſchen Freundes Dazwiſchenkommen dieſe einzige Möglichkeit, Mainz zu verlaſſen, nicht herbeigeführt, ſo würde ſie Forſter unzweifelhaft nach Paris gefolgt ſeyn, und dann war wohl ihr Untergang unvermeidlich. Die Deutſchen in Paris waren überzeugt, daß nur der Tod auf dem Krankenlager Forſter vor einem gewaltſamen Ende habe ſchützen können — und das würde er, bei ſeiner Denkart, von der ſeine Briefe zeugen, kaum vermieden haben. Manches Weib, die mehr Klugheit und Beſonnenheit hatte als ſeine Frau, ward während der Schreckenszeit als gefährlich beſeitigt — und ſo würden Forſter's Kinder hülflos umgekommen ſeyn, oder ihren Namen und Abkunft vergeſſen haben, und jetzt als Adoptivkinder eines mitleidigen pariſer Bürgers ihrem Brode nachgehn.

Dieſes — wahrſcheinlich unvermeidliche Schickſal wehrte Thomas Brand von ihnen ab, ein ſehr verſchiedenes, auch ſehr ernſtes, leitete er, ſich und allen unbewußt, ein.

Wie ſich Forſter's Lage in Mainz ausbildete, ſchildern ſeine Briefe. Seine Frau ward von ihrem freundlichen Beſchützer nach Straßburg gebracht. Sein Bediente ritt voraus, um die Poſtpferde zu beſtellen, er ſelbſt fuhr mit einem Landsmann, den der Krieg ebenfalls von Mainz hinwegtrieb, in einer Poſtchaiſe nach, und Frau Forſter folgte in ſeinem eigenen Wagen mit ihren Kindern und ihrer Magd. So reiſten ſie in der Nähe von Weißenburg durch eine Abtheilung von Biron's Armee, die, von Landau kommend, nach Mainz zu ging. Mancher der Freiheitskrieger bemerkte mit halb drohenden, halb ſpottenden Einfällen das Wappen an der engliſchen Berline, aber das dreijährige Töchterchen der Reiſenden hatte bei ihrer beſondern Lebhaftigkeit von den franzöſiſchen Gäſten einige Phraſen gelernt, und rief mit kindiſchem Frohſinn: bon jour citoyen! zum Fenſter hinaus, und lauter Beifall ſchallte der kleinen Thörin nach. An der noch beſtehenden franzöſiſchen Grenzmauth wurde der Reiſekoffer geöffnet. Frau Forſter fürchtete ſich vor allem Unangenehmen, was ihr begegnen könne. Sie hatte nur eine Viſitation erlebt, wie ſie als junge Frau nach Berlin kam. Das ungeſchickt zudringliche Betragen der Mauthner war ihr noch in verhaßtem Andenken. Gleich im Koffer oben lag eine Menge Strickgarn, das ſie zu Kinderſtrümpfen mitgenommen hatte, und baumwollen Zeuch zu einem Röckchen für die kleine citoyenne. Der Mauthner erklärte, ſie dürfe dieſe Dinge nicht nach Frankreich mit hineinnehmen, bat aber um Anweiſung, wohin er ſie zurückſchicken ſolle? Sie gab ihm Forſter's Adreſſe, der Mann hatte Forſter's Namen als guten Republikaner in der ſtraßburger Zeitung geleſen, war voller Artigkeit, und das Garn kam ungefährdet nach Mainz zurück. Der vorausgeſchickte Bediente ward bald unnütz, die Pferde waren für die Armee gefordert, und die Reiſenden mußten nach dem erſten Nachtlager drittehalb Tage auf Relais warten. — Der gute Engländer gab dieſen widrigen Aufſchub, in einem kleinen Orte, beim elendeſten Wetter, der franzöſiſchen Nationalität ſchuld; Frau Forſter ſchrieb ihn dem Marſch der Armee zu, und hätte gern den Weg nach Strasburg zu Fuß vollendet, wenn dieſe fehlenden Pferde den Marſch der zur Beſatzung von Mainz beſtimmten Truppen befördert hätten. Am dritten Morgen ſchlug der Wirth des kleinen Wirthshauſes Thomas Brand endlich ſelbſt vor, ſich zum Maire zu begeben, und ihn um einen Befehl an den Poſtmeiſter zu bitten, daß er ihm die für gelegentliches Bedürfniß der Armee aufbewahrten Pferde zur Fortſetzung ſeiner Reiſe geben möge. Mit anſehnlicher böſer Laune folgte er dem Rath, und die nöthigen Pferde waren in einer Stunde vor die Wagen geſpannt.

Ich würde dieſe unerheblichen Kleinigkeiten nicht einſchalten, wenn ſie nicht dazu beitrügen, das Vertrauen zu erklären, welches Frau Forſter immer in ihrem perſönlichen Verkehr mit dem franzöſiſchen Volk hatte, und das ſehr natürlich auch ſeinen Einfluß bei ihrer Anſicht von Forſter's Entſchlüſſen beimiſchte.

Forſter hatte ſeine Frau Herrn ** in Strasburg empfohlen; einem ſehr thätigen Mann in ſeinem Geſchäft, der dazumal der Partei anhing, welche man die Jacobiner nannte, weil er, wie ſo viele wackere Männer, ſie für diejenige anſah, welche die Rückkehr des alten Unfugs am entſchiedenſten abwehren wollte. Dieſe ſogenannten Jacobiner hatten damals die Feuillans ſchon eingeſchreckt, dieſe ſtanden ihnen aber deſſenunerachtet noch gegenüber, hatten in den Verwaltungsſtellen manchen Bundesgenoſſen, und machten vielleicht die gebildetere Mehrzahl aus. So wie die redlichen Jacobiner die Republik wollten, war der Zweck der redlichen Feuillans gewiß nicht die Rückkehr des alten Unfugs noch der Bourbons — dieſes erwähne ich hier gar nicht als politiſche Erörterung, ſondern inſofern es auf die Verhältniſſe der Forſter'ſchen Familie Einfluß gehabt hat. Frau**, eine der achtungswürdigſten Frauen in jedem Betracht, wenige Jahre älter als Frau Forſter, nahm dieſe gütig auf, richtete ſie nach drei Tagen in einer artigen chambre garnie ein. Hier nahm ihr Reiſebeſchützer von ihr Abſchied. Ein ernſter, bedeutungsvoller Moment, in dem ſie erſt das Scheiden vom Alten, Gewohnten, das Alleinbleiben in der Fremde in ſeiner ganzen Stärke empfand. Wie ſich ihre Thür hinter Thomas Brand ſchloß, ſah ſie ſich in ihrem neuen Zimmer um, und raffte die einzelnen Beſtandtheile ihrer neuen Lage zuſammen. Zufällig bewohnte ſie das nämliche Gemach, welches Caglioſtro vor ein paar Jahren inne gehabt hatte. In der Stille der Nacht, die nur der Zuruf der zahlreich das am Markt gelegene Haus umgebenden Schildwachen unterbrach, trug die Erinnerung an dieſen abenteuerlichen Menſchen dazu bei, ihre Umgebung unheimlich zu machen. Sie entdeckte ſeltſame Zimmerverbindungen durch Wandſchränke, und zu ihrem Erſchrecken fand ſie neben ihrem Bett eine mit der Baſſe-lice der Wandbekleidung verhangene Oeffnung in der Mauer, die durch eine Klappe in dem Lambris in ihr Vorzimmer führte. Dieſe gleichgültigen Eigenheiten der Localität reizten ihre Phantaſie; ſie bemühte ſich ihre Spannung durch die noch größere niederzukämpfen, welche ihre Lage, Forſter's Lage, und die öffentliche Sache in ihr erregen mußten. — Qui vive? tönte es jetzt von der Straße herauf — qui vive? in einiger Entfernung wieder — und die bange Frau, den Ruf in ganz andrer Bedeutung nehmend, faltete weinend die Hände. Der Eigenthümer des Hauſes war einer der eifrigſten Jacobiner, ſeine Tochter, ein ſchon verblühtes Mädchen, nahm lebhaften Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten — das ſoll die Gattin, die Tochter, die Schweſter überall, wo es öffentliche Angelegenheiten giebt, thun, wie beim Landbau ſie Antheil an Wind und Wetter nimmt, die der Ihrigen Feldern Gedeihen oder Verderben bringen. Aber dieſe junge Bürgerin war über den ihrem Geſchlechte angewieſenen Umkreis ihrer Theilnahme irre geworden, und ließ ſich zu den Poſſenſpielen gebrauchen, welche die Jacobiner, mit ſehr ungleicher Zuſtimmung ihrer Mitglieder, aufführen ließen. Sie war als Göttin der Freiheit in einem öffentlichen Umzug aufgetreten. Vielleicht hatten Forſter's Freunde ſeine Frau abſichtlich in dem Hauſe eines ſo erklärten Bundesbruders untergebracht — ſie ahndete oder begriff erſt ſehr ſpät manches, was ihre damalige Lage betraf. Sie war nun mit ihren Kindern allein in einer Stadt, wo ſie keinen einzigen Bekannten hatte. Forſter drang in jedem Brief darauf, daß ſie jede Gemeinſchaft mit andern als Menſchen ſeiner Partei meiden ſolle, und ſeit ſie allein war, flößte ihr alles Parteihalten Abneigung ein, alles Handeln Furcht; ſie fühlte ſich nur ſicher in ihren Zimmern, wo ſie weder zu den Jacobinern noch zu den Feuillans gehörte, ſondern nur für ihren Traum von Republik fürchtete und wünſchte. Die vortreffliche Frau * * lebte ſehr häuslich, bei ihr war ſie gern, und ſah ihrer Beider Kinder zuſammen ſpielen. Sie ſah dort den General Beauharnois, der Kaiſerin Joſephine erſten Gatten, und andre Officiere von Rang, welche in Geſchäften einſprachen, und ihr ernſtes, einfaches Betragen beruhigte ſie. Sie fochten für die Republik, und da ſie die Partei nach einzelnen ihr bekannten Gliedern beurtheilte, beruhigte ſie die edle Perſönlichkeit von Forſter's Gefährten. Frau * * nahm ſie mit in den Jacobinerklub, wo ſehr einfache Weiber in einer getrennten Gallerie ſtill mit ihrem Strickzeug ſaßen und zuhörten — und was damals verhandelt wurde, gab ihr nur den belebenden Anblick einer Verſammlung von Menſchen, die für das allgemeine Beſte thätig ſeyn wollten. Mehr verſtand ſie nicht davon, denn mehr ſuchte ſie nicht darin. Aber das Alles war kein hausmütterliches Leben, kein Geiſtesaustauſch; es gab ihr nicht das Gefühl, unter einem perſönlichen

Schutz zu ſtehen, Jemand anzugehören. Sie fühlte ſich unendlich unheimlich — und die Ausſicht, Forſter nach Paris folgen zu ſollen, ſobald ſein Beruf ihn dahin führte, dort das Gewühl einer ebenſo fremden, noch größeren Stadt, den Kriegslärm, den Meinungsſtreit vertauſendfacht um ſich zu hören, dort ihre kleinen Mädchen im Winter ins Zimmer geſperrt ohne Geſpielen, ſich ohne weibliche Gefährten zu ſehen, Forſter'n bei unſicherm Erwerb, arbeitsunluſtig, unfähig, ſich vielleicht bei zunehmender Kinderzahl von zunehmenden Obliegenheiten gedrückt — dieſe Ausſicht machte ſie ſchaudern. Nicht die Furcht — damals hielt ſie jeden guten Republikaner für ſicher und beſchützt, hielt alle Verfolgte wirklich für Verräther, und da ſie Forſter als einen ſehr guten Republikaner kannte, als den redlichſten, wohlmeinendſten Mann, ſo fürchtete ſie nichts für ihre Sicherheit, nichts für die ſeine, nur das tägliche Leben verurſachte ihr Grauen.

Nach einigen Wochen erhielt ſie einen Brief aus Neufchatel in der Schweiz, von einem Freund ihrer Eltern, und ſeit ihrem vierzehnten Jahr ihrem Freund und Mentor. Es war George von Rougemont, der ihr treuer Freund blieb bis zu ſeinem Tod, und der 1826 als einer der erſten Staatsbeamten ſeines Vaterlandes ſtarb. Er hatte Frau Forſter wenige Wochen vor dem Einmarſch der Franzoſen in Deutſchland in Mainz beſucht, er war von allen ihren Verhältniſſen unterrichtet, und ſehr erſchrocken, wie er durch ſie von Forſter's neuer Lage unterrichtet ward, und ihren Aufenthalt in Straßburg, ſowie ihre wahrſcheinliche Winterreiſe nach Paris erfuhr. Jetzt drang er in ſeinem Brief an ſie, Strasburg, ſo lange es das zunehmende Mißtrauen der franzöſiſchen Behörden noch möglich machte, zu verlaſſen und ſich unter den Schutz ſeiner Familie zu begeben. Er ſtellte ihr die Peinlichkeit ihrer Lage vor, wenn ſie nach Paris verſchlagen würde, und wie nach dem Gang, den Forſter nun beſtimmt gehen müſſe, ihre und ihrer Kinder Gegenwart auch in Paris ſein Fortkommen unendlich erſchweren müſſe. Frau Forſter fühlte die Wahrheit dieſer Bemerkungen mit zunehmender Angſt, aber noch war ſie nie in den Fall gekommen, über irgend Etwas auf ihren eigenen Kopf zu entſcheiden; ſie ſah Herrn von Rougemont's Brief noch gar nicht als einen Gegenſtand der Deliberation an, er trug nur dazu bei, ſie in der Furcht vor ihrer perſönlichen Zukunft zu beſtärken. Schon einige Wochen vor ihrer Abreiſe von Mainz hatte Frau Forſter von ihrem Vater keine Kunde mehr gehabt; ſie wußte, daß er mit Forſter's Denkart und Entſchluß unzufrieden war, und ſeine Rathſchläge und Anſichten, ſo natürlich und ſtatthaft ſie für den achtungswerthen Heyne auch waren, konnten, wie wir ſchon ſagten, auf Forſter's Lage nicht angewendet werden. So lange ſie in Mainz war, hatte das heftige Treiben um ſie her ihr das Gefühl, mit ihrem Vater in einer Art Oppoſition zu leben, nicht merklich gemacht. Daß Verſchiedenheit der Meinung die Herzlichkeit zwiſchen geiſtesfreien Menſchen nicht trenne, hatte er ſie ſelbſt gelehrt, aber jetzt hatten Handlungen und Entſchlüſſe ſie von ihm entfernt, er hatte ſie im Augenblick der Gefahr allein gelaſſen, das vermehrte ihre Vereinzelung! Da erhielt ſie, wenige Tage nach dem Empfang des Briefes von Herrn von Rougemont, einen Brief von Heyne, der mild und theilnehmend war. Er glaubte das Recht auf ſeiner Seite zu haben, und das lag in der Natur der Verhältniſſe; er drückte ſeine Sorge aus, ſie in der großen, politiſch bewegten Stadt ohne einen von ihm als tüchtig angeſehenen Rathgeber zu ſehen, und befahl ihr mit väterlichem Anſehen, ſeinen alten Freund Schweighäuſer ſogleich aufzuſuchen und ſich von ihm berathen zu laſſen. Der Befehl eines Vaters war für die ganz vereinzelte Frau eine Stimme vom Himmel! Die Ausſicht, einen Freund von ihm in Strasburg aufzuſuchen, wie der Anblick des Ufers dem verſchlagenen Seefahrer. Sie machte ſich ſogleich — es war ein Sonntag Morgen — mit einem von Heyne ſeinem Briefe beigelegten Billet nach Schweighäuſer auf den Weg. Im alten Kreuzgang des ehemaligen Thomaskloſters, wo er lebte, kam ihr eine zierliche Frauengeſtalt entgegen, ſah ſie, während ſie fragte, ob ſie recht gegangen ſey, forſchend an, und rief freudig: Ach das iſt die Bürgerin Forſter! — Es war Frau Schweighäuſer; ſie und ihr Mann wußten ſeit längerer Zeit, daß Frau Forſter in Strasburg ſey, aber Schweighäuſer war Feuillant, Forſter Jacobiner, Frau Forſter verkehrte nur mit ſolchen, und wie die Sachen ſtanden, hätten Schweighäuſer's Forſter'n verdächtig machen können, wenn ſie ſeine Frau aufſuchten oder ſich mit den Jacobinern, welche ſie aufgenommen hatten, in unangenehme Berührung bringen können. Nun kam ſie aber in Heyne's Namen zu ihnen, ihre fremde Ausſprache und ihre Aehnlichkeit mit ihrem Vater hatten ſie auf den erſten Blick kenntlich gemacht, und ſie ward mit unendlicher Liebe bewillkommt. Ein Weib, das dieſes lieſt, müßte die Zerriſſenheit aller Verhältniſſe, die Vereinzelung, welche Frau Forſter erlitten, ſelbſt erfahren haben, um zu begreifen, wie wohl es ihr that, ſich plötzlich unter dieſe Menſchen verſetzt zu ſehen. Sie fand bei ihnen alles Edle, Hinopfernde des Republikanismus, aber mit Milde, geiſtvoller Denkart, geſellſchaftlicher Anmuth vereint. Sie machte Schweighäuſer mit ihrer Lage, mit Herrn von Rougemont's dringender Einladung bekannt. Heyne hatte ihm in ſeinem Billet die Bitte ans Herz gelegt, die Tochter und die Enkel in eine ſichere Lage zu bringen — und der ehrwürdige Mann drang in ſie, ſo lange es noch möglich ſey, Frankreich zu verlaſſen und nach Neuſchatel abzureiſen. Jetzt war ſie entſchloſſen. Die Stadt war ſchon ſeit mehreren Wochen in Belagerungszuſtand erklärt, die Militairbehörde rein jacobiniſch, doch der Maire Dürkheim — wenigſtens Feuillant. Das Geſetz gegen die Auswanderung war aufs ſtrengſte ausgeſprochen, und obgleich Frau Forſter in ein neutrales Land reiſen wollte — Neuſchatel war, als Beſtandtheil der Schweiz, nicht gegen Frankreich bewaffnet — ſo hatte doch die jacobiniſche Militairbehörde große Luſt, die Reiſe über die Grenze zu erſchweren; der antijacobiniſche Maire war aber ſehr geneigt, die Frau des Jacobiners Forſter zu chicaniren. Dieſer Maire, ein außerdem, wie man ſagte, ſehr ehrenwerther Mann, war die einzige revolutionaire Behörde, welche der beängſtigten Frau weh that. Sobald die Reiſe nach Neuſchatel beſchloſſen war, mußte ſie die Erlaubniß des Maire dazu einholen; bis dahin hatte ſie gegen ihre früheren jacobiniſchen Bekannten ihre neuen Verhältniſſe mit Schweighäuſer weder geleugnet noch anvertraut; ſie hatte es auch mit billigen, rechtſchaffenen Leuten zu thun, die ſie nicht befragten, allein ihren Entſchluß, nach Neuſchatel zu gehen, hörten ſie mit ſichtlicher Mißbilligung, weßhalb Frau Forſter vermied in Details über ihre Reiſe mit ihnen einzugehen. Wie ſie nun den Gang zum Maire zu machen hatte, wagte ſie nicht, die würdige Frau * * um ihre Begleitung zu bitten; Frau Schweighäuſer glaubte ſie, aus Furcht gegen Forſter's Verbot, mit einer Feuillantin öffentlich zu erſcheinen, nicht um dieſen Dienſt erſuchen zu dürfen; zu furchtſam, um allein aufzutreten, forderte ſie daher unbedachtſamer Weiſe die Tochter ihres Hausherrn, die Göttin der Freiheit, auf, mit ihr zu fahren. Die Audienz bekam etwas Dramatiſches. Herr von Dürkheim mochte freilich nicht begreifen, was die junge jacobiniſche Bürgerin Forſter, von der ihm wohlbekannten eventuellen Freiheitsgöttin eingeführt, im Auslande zu ſuchen habe; er ließ es ſich aber ein wenig ariſtokratiſch merken, und erregte dadurch der ſich auf rechtlichen Wegen wiſſenden Frau Selbſtgefühl ſo lebhaft, daß es die Sprache des Republikanismus annahm und ſich ſehr unerſchrocken ausdrückte. Sie erbot ſich, Bürgen für ihren Civismus zu ſtellen, und eilte zu Schweighäuſer, ihm ihre Fehlſchlagung zu klagen. Man lachte über ihre étourderie, mit der verrufenen Göttin vor dem nicht ſehr revolutionairen Maire erſchienen zu ſeyn. Den andern Tag begleitete ſie Mathieu, der damalige Gemeindeprocurator, zu dem Maire, und Herr von Dürkheim geſtand ihr die erbetene Reiſefreiheit auf die verbindlichſte Weiſe zu.

Es war in der Scheideſtunde des 1792. Jahres, als der ehrwürdige Schweighäuſer Frau Forſter mit ihren Kindern und ihrer treuen Magd an den Poſtwagen begleitete. Wie Unrecht hätte man der Frau gethan, wenn man dieſen Schritt für leichtſinnig gehalten hätte! und wie weit war ſie davon entfernt, die Folgen ihrer Reiſe zu überſehen! Dem Aufenthalt in Paris zu entgehen, ſich unter den Schutz eines älteren, geprüften Freundes zu begeben, und ihres Vaters Beifall zu erhalten — das waren die klaren Beweggründe zu ihrer Abreiſe. Woher ihr Unterhalt kommen ſollte, überlegte ſie gar nicht. Forſter hatte ihr etwas Geld geſchickt, andre Unterſtützung hatte ſie nicht — wie Forſter ihren Entſchluß anſehn würde, vermied ſie zu denken, und das Spannende ihrer Lage, der Gegenſatz von ſchüchternen Gewohnheiten und geſteigertem Geiſtesmuth verhinderte ſie ſich einer ſtrengeren Selbſtprüfung zu unterziehen.

In Kolmar, wo ſie am Abend des folgenden Tages ankam, beſuchte ſie den ehrwürdigen Pfeffel. Der milde Sinn des edeln Blinden that ihr ſehr wohl; er begleitete ſie an das Poſthaus, um ihre Kinder zu ſehen; mit ſeiner Hand leiſe über ihre Geſichterchen ſtreichend, war er bemüht ſich einen Begriff ihrer Züge zu machen, und gab den kleinen Heimathloſen ſeinen Segen.

Ohne irgend eine Störung langten die Reiſenden in Neuſchatel an. Schnee bedeckte das Land, die Kälte war ſo heftig, die Gläſer des Wagen ſo dick gefroren, daß die Mutter ihren gelangweilten Mädchens durch ihren Hauch und die Wärme ihrer Hände Fenſterchen aufthaute, damit ſie ein wenig in die Gegend ſchauen konnten. Kaum waren ſie gegen die Jahrszeit geſchützt. Ein polniſcher Pelz, eine Trümmer ihrer wilnaer Garderobe, hüllte die ganze Reiſegeſellſchaft ein. Die Kinder wußte ſie vor der Kälte zu bewahren, und ſie fror nicht, ſie hungerte nicht, ſie ward nicht müde. Es giebt Momente, wo der Geiſt ſo beſchäftigt iſt, daß der Körper und das Leben in ihm ganz allein ohne den Geiſt fertig wird. In dieſen Momenten erweiſen gute Gewohnheiten im täglichen Beiſammenſeyn ihren Werth. Der Seelenleidende fährt fort ſeine gewöhnlichen Geſchäfte zu thun, für Bedürfniß und Anſtand zu ſorgen, — der Geiſt weiß davon nichts, er gewinnt aber dabei die Muße zum Denken, gewiß auch auf Zwiſchenräume zum gänzlichen Unbewußtſeyn. Dieſer Zuſtand, der als eine Wohlthat anzuſehen iſt, weil er die Zwietracht aufhebt, die zwiſchen einem großen Schmerz und den kleinlichen Erforderniſſen des Lebens beſtehen würde, hört bei einer beſtimmten Anregung des Erinnerungsvermögens plötzlich auf. Das erfuhr Frau Forſter bei dem Anblick ihres alten Freundes, der von ſeinem Landaufenthalt in die Stadt eilte, um ſie zu ſeiner Familie abzuholen. Ihre Faſſung verſchwand bei ſeinem Eintritt, ſie gerieth in eine unſägliche Wehmuth, und hier that ihr Freund, was hart, was unbeſonnen war — er warf ihr Schwäche des Gemüths vor — aber ihr war das heilſam; es tauchte ihre Seele in den Styx, denn es belehrte ſie, nie wieder ſich vor keines, auch keines Freundes Auge der Wehmuth zu überlaſſen. Seit ſie ihre mainzer Häuslichkeit verließ, hatte ſie einigermaßen gelernt, bei den Vorfällen des täglichen Lebens für ſich zu ſorgen, jetzt lernte ſie mit ihren Freunden über ihre liebſten und heiligſten Angelegenheiten nur mit dem Verſtande ſprechen; ihr Gefühl und ihren Schmerz drückte ſie nur in Briefen an ihre innigſten Lieben noch aus. Dieſe Seelendiät, welche ein reizbares Gefühl und Stolz dieſe Frau ſich vorzuſchreiben lehrte, iſt gewiß das Mittel zu großer Kraftentwickelung des Charakters und Haushalten mit dieſer Kraft. Durch das Wort und Wechſelgeſpräch und Thränen geräth die Einbildungskraft in Thätigkeit, und haucht ſich aus. In der Bruſt verſchloſſen unterwirft ſie ſich der Vernunft und verſtärkt, von ihr beherrſcht, die Thätigkeit in Entſchluß und That. Fr. v. Stael, die tiefe Blicke in das Herz that, hat irgendwo eben dieſe Bemerkung gemacht.

Herrn von Rougemont's Schweſtern — weder er noch ſie waren verheirathet — nahmen Forſter's Frau mit der Gaſtfreiheit ihres Landes und dem Zartgefühl auf, das Geiſtesbildung und feine Sitte zur Gewohnheit machen. Unter ihren Augen, in dem achtungswerthen Kreis ihrer Bekannten lebte ſie bis zur Ankunft Huber's, die im nächſten Sommer erfolgte, wie in der 1806 bei Cotta in Tübingen erſchienenen Biographie ihres zweiten Mannes erzählt wird.

Die Unannehmlichkeiten von Forſter's Lage in Mainz nahmen täglich zu. Sein Verſtand belehrte ihn je mehr und mehr, daß ſich keine tugendhafte Revolution machen ließe, aber auch dieſe Erkenntniß ward nur ein Begriff in ſeiner Theorie, ſie machte ihn nicht zum praktiſchen Revolutionair. Die Redlichen unter den Menſchen, mit denen er arbeiten mußte, ſtrebten wohl nach gleichem Zweck wie er, aber nicht zur Verwirklichung einer herrlichen Idee, ſondern zur Erreichung eines beſſern bürgerlichen Zuſtandes, wo es vorzüglich auch ihnen beſſer gehen ſollte. Dieſe Verſchiedenheit geſellte ſich zu der gänzlich verſchiedenen Geiſtes- und geſellſchaftlichen Bildung beider Theile, und dieſe Verſchiedenheit mußte ihre Berührungen bei amtlichen Arbeiten für Forſter ſehr ſchmerzlich machen. Aus Jenen beſtand die Mehrzahl, ſie waren Eingeborene, und ihre Eigenthümlichkeit brachte ſie mit dem mainzer Volk viel leichter zum Verſtändniß als die des fremdartigen Forſter. Forſter ſelbſt wiederholt in ſeinen Briefen: er beſitze das Vertrauen des Volks.

Darin hatte er wahrſcheinlich recht, inſofern es mit ihm verkehrte. Das Volk — das heißt die Beſſeren unter den Bürgern und Gemeindeabgeordneten, die Forſter'n ſprechen hörten — empfand ſicherlich die Einwirkung ſeines anſtändigen, milden, redlichen Vortrags, und ſeine Uneigennützigkeit und thätige Dienſtarbeit gewann ihre Achtung. Seine Collegen hatten aber eben ſo gewiß den Vortheil des gewohnten Ausdrucks, der üblichen Geſchäftsverwaltung vor ihm voraus. Auf dieſe Weiſe ſah er ſich von ſehr mittelmäßigen Menſchen überflügelt und gleichſam zu ihrem Handlanger gemacht. Die Commiſſarien des Convents, welche in Mainz auftraten, mußten bei dem Zweck ihrer Sendung jene eingebornen mainzer Revolutionairs viel brauchbarer und viel bequemer als Forſter'n finden; der franzöſiſche Charakter neigt ſich an und für ſich zu einem Uebergewicht des Praktiſchen, und ihre Sendung ſelbſt hatte mit der Theorie der Freiheit nichts zu thun. Es galt in Frankreich dazumal Leben oder Tod, und die Republik wurde als Mittel zum Leben, nicht als Ideal verfochten. Die Republik ſchien den redlichen Revolutionairs der einzige Weg, der nicht zum alten oligarchiſchen Despotismus unter dem Schutz eines erniedrigten Königs zurückführte. Bei ihnen war die Idee in den Buſen weniger Edeln zurückgedrängt, ſie ſtählte ſie gegen die Gräuel der Zeit, und erhob ſie über die Schrecken des Todes. Die beiden Commiſſarien, welche damals nach Mainz geſchickt waren, hatten ſich wohl nie ernſtlich mit ihr beſchäftigt; ſie waren derbe Arbeiter für die Sache, die ſie befördern wollten, und wollten ſie befördern, weil ihr Wohl mit derſelben verknüpft war. Forſter's Perſönlichkeit, ſein treuer Fleiß, ſeine Arbeitsfähigkeit mußten ihnen Achtung einflößen, mußte ihn nützlich machen, aber brauchen konnten ſie ſeine Collegen viel beſſer; in manchen Fällen mußte er mit ſeiner Perſönlichkeit und nützlichen Eigenſchaften ſie auch geniren — und deßhalb ſah er ſich auch von den Commiſſarien des Convents zurückgeſetzt *). Seine Briefe drücken ſeinen Unmuth darüber aus, und man begreift, wie ſehr er ſich ſehnen mußte, ſeine Verhältniſſe in Mainz abgeſchnitten zu ſehen.

In dem Zeitpunkt, wie Forſter durch die Volkswahlen zum Abgeordneten nach Paris ernannt wurde, um den Wunſch einer Vereinigung der Rheinprovinzen mit der franzöſiſchen Republik dem Nationalconvent auszuſprechen, in dieſem Zeitpunkt ſcheinen die franzöſiſchen Behörden in Mainz ihre Lage nicht gekannt zu haben, über ſie getäuſcht, oder treulos gegen die mainzer Bürgerſchaft geweſen zu ſeyn. Forſter muß dieſe Täuſchung getheilt haben, er muß alle Gefahr einer Belagerung

---

*) Um ganz wahr zu ſeyn, muß ich noch mehr ſagen: — der Fremde, welcher in einer fremden Sache als Revolutionair auftritt, flößt als ſolcher immer eine Art Mißachtung ein. Sein perſönlicher Werth kann von den Eingeborenen vollkommen anerkannt werden, die Gewalthaber können ihn in vielen Fällen vorziehen, aber bei jeder Colliſſion zwiſchen den Eingeborenen und ihm tritt jenes Gefühl hervor. Der rechtſchaffene Fremde iſt es ſich in ſeinem Innern bewußt, und es bleibt ein nagender Wurm an ſeinem Leben.

von Mainz fern geglaubt haben, ſonſt hätte er Sicherheitsmaßregeln für ſein Eigenthum genommen. Wie geſpannt auch ſein Geiſt war, wie kummervoll auch ſein Herz, wie ſtörend ſeine nächſten Umgebungen auf ſeine Faſſung einwirken mochten, ſo würde er doch bei der Ausſicht auf eine Belagerung, und ſeinen dadurch verlängerten Aufenthalt in Paris, nicht ſeine Papiere, Bücher, Karten, Zeichnungen der einzig zurückbleibenden Hausmagd anvertraut, nicht die nothwendigſten Bedürfniſſe an Wäſche und Kleidern zurückgelaſſen haben. Er machte ſich den funfzehnten März 1793 wie zu einer Spazierfahrt auf den Weg; ein kleiner Mantelſack, der die nöthigſte Wäſche enthielt, machte ſein einziges Gepäck — ſogar ſeinen Mantel ließ er zurück, ohne für den Fall der Noth irgend Jemand einen Auftrag über ſein Eigenthum zu geben, oder nur einen Bekannten über den Ort, wo er ſeine verſchiedenen Habſeligkeiten verwahre, zu unterrichten.

In Paris angekommen, führte Forſter, der unter den drei Abgeordneten nach Paris allein der franzöſiſchen Sprache mächtig war, vor dem Nationalconvent das Wort für den Gegenſtand ihrer Sendung; der Nationalconvent beſchloß einmüthig die Einverleibung der rheiniſchen Provinzen, und die Rückkehr der Deputirten hing nur noch von Formalitäten ab. Forſter hatte viel Wahrſcheinlichkeit für ſich, als Deputirter der neuaufgenommenen Provinz an den Nationalconvent von dem Wahlcollegium ernannt zu werden, und ſah, auch wenn dieſes nicht der Fall war, Mainz nicht mehr als ſeine bleibende Stätte an. Allein ſeine Rückkehr dahin ward vereitelt und zugleich die Ausſicht eines neuen Berufs in Paris aufgehoben. Die Preußen ſchloſſen die Stadt ein und belagerten ſie bald darauf. Welcher grauſame Wechſel von Hoffnung, Entſchloſſenheit, Kleinmuth und Ergebung jetzt in Forſter's Seele ſtatt hatte, ſagen ſeine Briefe. Es war nicht die Bekanntſchaft mit den ſcheußlichen Elementen, aus denen ſich die Freiheit entwickeln ſollte, allein; nicht das Schickſal von Mainz allein; nicht die Trennung von ſeiner Familie allein; nicht der Verluſt ſeines literariſchen Beſitzthums allein, was ihn elend machte: es war die vereinte Wirkung von dieſem Allen, durch die ſein Geiſt in Leibesleben eine Kriſis erlitt, wie ſie wahrſcheinlich im Tode uns alle erwartet: — das Aufhören aller Täuſchung, das Erkennen alles Irrthums, die Strenge der ſchonungsloſen Wahrheit war es, die den edeln Menſchen beſtürmte. Sein Geiſt beſtand dieſe Kriſis, wie wir beten mögen, daß wir alle jene beim Erwachen jenſeits beſtehen mögen; er ging heiter, ruhig, himmliſch liebend aus ihr hervor, aber ſein längſt zerſtörter Körper erlag ihr.

Seine Seelengeſchichte wird durch die Folgereihe ſeiner Briefe lebendig geſchildert, mir liegt die Erzählung der ſeinen letzten Lebensabſchnitt begleitenden äußern Vorfälle ob.

Sobald das Schickſal von Mainz ſich ſeiner Entſcheidung nahete, that Frau Forſter alle mögliche Schritte, um ihre und ihres Mannes Habſeligkeiten vor der Rache der rückkehrenden loyalen Mainzer, und der geſetzlichen Ahndung gegen Forſter's Unterthansvergehen zu ſchützen. Auf den Rath einer geiſtvollen Frau, welche in der Literatur unter dem Namen des Abbé de la Tour bekannt iſt (Frau von Charriere, geborne von Tuyl), deren häufigen Umgang Frau Forſter, in der Nähe ihres Landgutes wohnend, genoß, wendete ſie ſich an General Grafen von Kalkreuth, welcher die Belagerung von Mainz betrieb. Die Menſchlichkeit und Courtoiſie, mit welcher er ihre Bitte aufnahm und ſeine Antwort einrichtete, würde in jeder Zeit lobenswerth geweſen ſeyn; allein damals, wo, ſowie wir es einige zwanzig Jahre ſpäter ſahen, Leidenſchaft und Selbſtſucht dieſe Eigenſchaften gemeiniglich unterdrückten, zierten ſie den Mann, den man wohl keines Jacobinismus im Verdacht haben konnte. Er ließ in ſeiner Verhandlung mit der Bittſtellerin Forſter's Mißverhältniß zum deutſchen Reich ganz unberührt, und widmete ſeinen Schutz nur Heyne's Tochter und deſſen Enkelinnen. Wahrſcheinlich war es auf ſeine Vermittelung, daß bei der Einnahme der Stadt von Seite der Preußen, durch eine ſchnell aufgeſtellte Schutzwache Forſter's Haus vor dem Uebermuth des loyalen Pöbels geſchützt wurde. Alle im Hauſe befindlichen Habſeligkeiten wurden unter kurfürſtliches Siegel gelegt — was bei dem von einer dazu ernannten Commiſſion aufgeſetzten Inventarium ſpäterhin, beſonders an Büchern und Naturalien, fehlte, war nicht bei der Unordnung der Stadteinnahme verloren gegangen. Aus Forſter's Briefen erſieht man, daß weder er noch Frau Forſter ein Verzeichniß ihrer Habſeligkeiten unter Händen hatten; ja, wie die Frau die Auslieferung ihrer Ausſtattung und perſönlichen Eigenthums von der kurfürſtlichen Commiſſion erhielt, hatte man bei ihrer Heirath vernachläſſigt, ihre Betten zu zeichnen, und ſie gingen, da dieſer Beweis ihres Eigenthums fehlte, für ſie verloren.

Gleiche Anerkennung, wie des Generals Grafen Kalkreuth's edelmüthiges Betragen gegen die Forſter'ſchen Angehörigen, verdient das einiger Emigrirten, mit denen ſich Frau Forſter im täglichen geſellſchaftlichen Verhältniß befand, und die, obgleich ſie unverhohlen als die Frau eines erklärten Republikaners auftrat, mit gleicher Behutſamkeit wie ſie, jeden Streit und jede Verletzung durch Meinung vermieden. Die Einnahme von Mainz ward, wie billig, von dieſen Leuten für ein höchſt wichtiger Vortheil gehalten; am Morgen, wie die Nachricht dieſes glorreichen Sieges der Coalition ankam, vereinigten ſie ſich eiligſt in dem Hauſe einer eifrigen ariſtokratiſchen — wie man es damals nannte — Familie, um ſich ihre Freude einander mitzutheilen. Der Zufall wollte, daß Frau Forſter, der dieſe Nachricht noch nicht zugekommen war, auf ihrem Weg nach einem benachbarten Landgut bei dieſer Familie vorſprach. Ungeachtet ihr Gemüth durch traurige Gedanken abgezogen war, bemerkte ſie eine beſondere Bewegung unter der dort verſammelten Geſellſchaft, zugleich aber auch eine beſonders herzliche, freundſchaftliche Begrüßung. Sie geboten ihrer Freude Schweigen in Gegenwart ihrer Gegenpartei, denn ſie ehrten in ihr das Geſchlecht und das Unglück. Ohne Argwohn ſetzte Frau Forſter ihren Weg fort, aber kaum in Baumarcus, wohin ihr Weg ging, angekommen, langte ihr gütiger Beſchützer Hr. von Rougemont aus der Stadt an, um ihr die Nachricht der Uebergabe von Mainz ſelbſt zu bringen, und ihr damit die ſchmerzliche Ueberraſchung zu erſparen, welche er für ſie fürchtete, wenn ſie ihr von fremden, untheilnehmenden Menſchen gegeben werde.

Das iſt alles kleinliche, unbedeutende Darſtellung unbedeutender Menſchen und Dinge — aber ſie ſchildert Menſchlichkeit, Edelmuth, in dem Moment feindlichen Zwieſpaltes, und in dieſer Rückſicht greift ſie in die Geſchichte des Menſchenthumes ein.

Forſter hatte endlich, wie die Belagerung von Mainz ſchon begonnen war, einem jungen Mann, der unter ihm in der Adminiſtration gearbeitet hatte, den Auftrag zukommen laſſen, ſeine Papiere einzupacken und in Sicherheit zu bringen. Der gute Mann, dem es an Entſchloſſenheit und an Geſchick fehlen mochte, packte zwar einen großen Theil dieſer Papiere in eine Kiſte, brachte ſie aber nicht aus dem Hauſe, ſondern verbarg ſie in einem zu dieſem gehörigen Nebengebäude. Von allen Geräthſchaften dieſes Hauſes geſellte er ihr nur einen kleinen Schreibſchrank von Acajou zu, der den Stoff zu einer pikanten Erzählung, in der Form der bekannten Abenteuer „eines Thalers“ — „einer Stecknadel“ — u. ſ. w. geben könnte. Dieſer Schrank hatte Forſter'n auf ſeiner Reiſe um die Welt begleitet, er war ihm nach Caſſel, Wilna, Mainz gefolgt, und war nun — obgleich ganz leer — das einzige Meuble, welches der Beſchlagnahme entzogen und auf dieſe Weiſe Forſter's Hinterlaſſenen erhalten ward. In der erſten Nacht nach der Uebergabe von Mainz begab ſich ein junger, nun längſt verſtorbener Hannoveraner, der im Gefolge der Preußen zu dieſem Zweck in die Stadt geeilt war, durch benachbarte Gärten in Forſter's Hof, und entführte glücklich die Kiſte mit Schriften und den weit gereiſten Schreibſchrank aus ihrem Verſteck. Er fand Mittel, ſie einem Freund Forſter's in der ihm ſonſt ſo feindſeligen Stadt Frankfurt zu ſenden, um ſie auf ſichern Wegen früher oder ſpäter Forſter'n zukommen zu laſſen. Nach wenigen Wochen ſtarb dieſer Freund, die Kiſte mit den Schriften wurde bald nach Forſter's Tod — früher erlaubten es die Kriegsunruhen nicht — deſſen Hinterlaſſenen überſchickt, der Schreibſchrank aber blieb unverwahrt in einem Schoppen ſtehen. Da Forſter's Wittwe die ſchweren Koſten von deſſen Ueberſendung ſcheuen mußte, ließ ſie ihn erſt nach ſechs Jahren nach Stuttgart, wo ihr zweiter Gatte, Huber, hingezogen war, herüber kommen. Feuchtigkeit und Vernachläſſigung hatten ihn faſt zertrümmert — ſie wendete mehr, als ſie bei ihren beſchränkten Mitteln auf irgend ein neues Geräth wenden durfte, zu deſſen Wiederherſtellung auf, und der „ſchickſalsvolle“ kleine Schrank begleitete ſie noch bei drei Ortsveränderungen, zu denen ihr rauhes Schickſal ſie nöthigte, und iſt jetzt nach ſieben und funfzig Jahren, ſeit er zu Cook's Weltumſeglung eingeſchifft wurde, ein heiliges Beſitzthum der älteſten Enkelin von Cook's damals jugendlichem Begleiter.

Forſter erlebte die Ueberkunft der von ihm ſo ſehnlich gewünſchten Papiere nicht mehr. Ich will ihre ſpäteren Schickſale hier mit wenigen Worten erzählen. Die obenerwähnte gerettete Kiſte enthielt das Dalrymple'ſche Landkartenwerk und die zahlreichen Handzeichnungen zum Behuf der entworfenen Geſchichte der Völker der Südſee. Beide wurden ſpäterhin durch Heyne's Vermittelung zum Beſten der Kinder verkauft. Außer dieſen Gegenſtänden befand ſich ein kleiner Theil von Forſter's Correſpondenz in der Kiſte. Auf welche Weiſe der zurückgebliebene Theil unterging, und ob er von Werth war, iſt mir unbekannt; was aus dem geretteten Theil zur Darſtellung von Forſter's Charakter und Schickſal dienen konnte, enthalten die folgenden Bogen. Der Mann, der die Kiſte in Mainz packte, hatte redlich Alles, was er zuerſt fand, zuſammengelegt, denn unter den Briefſchaften, welche Intereſſe hatten, befand ſich ein großer Theil ganz unintereſſanter Schreiben von Buchhändlern, Kaufleuten und Schwätzern, wie man ſie in einem ſtäten Lebensgang aufzuheben pflegt. Im Ganzen genommen erſtaunte ich, wie ich zum Behuf der hier erſcheinenden Sammlung dieſe Papiere durchlas, über die Leere, die kleinlichen perſönlichen Intereſſen, mit welchen die Briefe ſehr namhafter deutſcher Gelehrten angefüllt waren. — Wenn die verlorenen nicht reichhaltiger geweſen ſind, verdienen ſie keinen betrübten Rückblick. Friedrich Jacobi hatte die Güte, nach einer langen Reihe von Jahren Forſter's Briefe gegen die ſeinigen auszutauſchen — und ſeltſamer Weiſe gilt auch größtentheils dieſen die obige Bemerkung, wie auch der Umſtand beweiſt, daß der verehrliche Herausgeber des Jacobi'ſchen Briefwechſels ſo wenige dieſer Briefe an Forſter aufzunehmen für gut fand. Die herzliche Hingabe und das geiſtige Intereſſe in Forſter's Briefen an Jacobi machte einen Gegenſatz mit der Mehrzahl von jenen, wenn man ſie mit ſo vielen an andere ſeiner Correſpondenten vergleicht, und deutet, meines Bedünkens, damit die ſtets beſtandene Unfähigkeit dieſer zwei Naturen zu einer gleichſeitigen Innigkeit an.

Eine große Sammlung vorbereitender Notizen und Auszüge zu dem von Forſter beabſichtigten Werk über die Südſee füllte den übrigen Raum der Kiſte an. Sie machten einen anſehnlichen Stoß von Papieren, deren Inhalt aber nur Forſter'n allein zu einem leichten Gebrauch hätte dienen können; ein Andrer hätte die zahlloſen Werke, auf welche die kurzen Notizen deuteten, zum größten Theil wieder durchgehn müſſen, um ſie in ein Ganzes zu verarbeiten. Einzelne Bogen enthielten ausgeführtere Anſichten einzelner Gegenſtände. — Von dem Werth dieſes Nachlaſſes konnte Forſter's Wittwe nicht urtheilen — ſie maß ihn nach der Größe ihres

Kummers um das Schickſal Deſſen, der manches Jahr ſeines Lebens an dieſen Bogen ſchrieb, ſie bat daher ihren Vater um Rath. Sehr zweckmäßig that dieſer einigen Gelehrten den Vorſchlag, dieſe reichhaltigen Notizen zu einem Werke in Forſter's Sinn zu benutzen, und das durch deſſen Druck gewonnene Honorar mit Forſter's Waiſen zu theilen. Die wackern Herren, an die ſich Heyne wendete, hatten Recht, bei dieſem Handel behutſam zu verfahren; ſie thaten es aber auch mit einer ſolchen Umſicht, daß die Wittwe dadurch zu einem ſehr willkürlichen Schritt vermocht wurde. Die Art, wie der damals (1794 und ſchon früher) von Reichard in Gotha herausgegebene Revolutionsalmanach und manche Brochure der legitimen deutſchen Schriftſteller den unglücklichen und nun im Grabe ruhenden Forſter behandelt hatten, die Hartherzigkeit mancher Privatäußerungen von Forſter's ehemaligen Freunden hatten ſie, die den Werth des Mannes ſo über alles hoch ſtellte, dergeſtalt mit Unwillen geſättigt, daß ſie wenig für Forſter's Andenken und Ehre von der Arbeit deutſcher Gelehrten hoffte und mit Widerwillen daran dachte, deſſen Papiere in ihre Hände zu geben. Sollten ſie aufs geradewohl hingegeben werden, ſo wollte ſie dieſe Trümmer ſeines geiſtigen Wirkens dem Verein widmen, in dem er, bei verlängertem Leben und unter friedlichern Umſtänden, mit Nutzen und Ehre gearbeitet haben würde. — Sie überſchickte dieſe Papiere im Namen der Waiſen des Bürgers Forſter als freiwillige Gabe dem Ausſchuß für die Nationalerziehung in Paris. Erſt nach mehreren Jahren erfuhr ſie das fernere Schickſal dieſer Sendung. Ein ehemaliger Graf und damaliger Republikaner, Bürger Joguet, behauptete unmittelbar nach Forſter's Tod in einem Brief an die Wittwe Forſter, mit ihrem verewigten Gatten oft zuſammengekommen zu ſeyn, drängte ſich aufs angelegentlichſte zu ihr, und erbot ſich die Geſchäfte wegen deſſen Hinterlaſſenſchaft zu beſorgen. Wie unredlich er dabei verfuhr, wird die Folge dieſer Blätter lehren; damals bediente ſich aber die Wittwe ohne Bedenken ſeiner Vermittelung zur Ueberreichung der Schenkung, welche ſie dem Erziehungsausſchuß mit den Papieren ihres Mannes zu machen beſchloſſen hatte. Sie erhielt durch ihn die Anzeige der Uebergabe, und hörte darauf nichts mehr, weder von dem Ausſchuß, noch von dem Bürger Joguet. Nach mehreren Jahren ward ein alter Freund der Heyne'ſchen Familie, der verehrliche Domherr Meyer in Hamburg, in den Geſchäften ſeiner Stadt nach Paris geſchickt; bei einem gelegentlichen Beſuch des Locals des Nationalinſtituts, bei welchem ſich Hr. Domherr Meyer mit dem gelehrten Champagny, damals Miniſter des öffentlichen Unterrichts, beſprach, deutete dieſer auf ein Pack Papiere, und erwähnte ihrer als hier deponirte Manuſcripte des verewigten Georg Forſter. Die Art, wie der Ausſchuß zu ihrem Beſitz gelangte, ward nun auch erwähnt, und entdeckt, daß der Bürger Joguet das ſie begleitende Schreiben der Wittwe Forſter unterſchlagen und, als ein vertrauter Freund des

Verſtorbenen, dieſelben als einen Theil von deſſen Nachlaß beim Vaterlande gewidmet hatte. Ob dieſer Menſch je einen Vortheil von dieſem Betrug gezogen, iſt unbekannt geblieben. Der wohlwollende Hr. Meyer, der Forſter'n bei ſeinen Lebzeiten hochgeſchätzt hatte, war ſogleich auf den Vortheil ſeiner Waiſen bedacht; er entdeckte Heyne ſeinen Fund, ſowie Champagny's Aeußerung, daß dieſe Papiere an ihrem gegenwärtigen Ort ganz unnütz wären, und ihre Auslieferung leicht zu erhalten ſeyn würde. Heyne verwendete ſich darauf bei Champagny, und dieſer bewirkte ohne Schwierigkeit die Rückkehr derſelben in die Hände der Frau Huber. Bei deren Unterſuchung zeigte ſich aber, daß ſie während des Beſitzes des Bürgers Joguet, oder bei mancher Ortsveränderung und andern Störung während der unruhevollen Revolutionsjahre, geſichtet und zum Theil zerſtreut worden waren; was übrig blieb, beſtand aus einem Pack dürrer, wenngleich mit unendlicher Mühſeligkeit und Zeitaufwand zuſammengetragener Citate. Vielleicht war die Verſplitterung dieſer Papiere, durch dieſe „freiwillige Vergabung" herbeigeführt, ein Verluſt für die Wiſſenſchaft; vielleicht auch für Forſter's Waiſen, und inſofern thut ſie der Forſter'ſchen Wittwe leid; aber ſie bereuete ſie nicht. Das ſtolze, uneigennützige Gefühl und der unermeßliche Schmerz, mit dem ſie damals dieſen phantaſtiſchen Schritt that, iſt auch etwas werth — iſt viel werth, und gehört zu den Momenten, welche die bürgerliche Ruhe, das bürgerliche Wohlbehagen ſo ſelten beut, die dem Menſchen ein Maß ſeiner moraliſchen Kraft geben und ihn damit für ſeine ganze Zukunft heben. Dieſer Gedanke möge auch Forſter's Waiſen entſchädigen, wenn ihnen jemand bemerklich macht, daß irgend ein deutſcher Gelehrter ihnen dieſe Hefte vielleicht für ein paar Dutzend Ducaten abgekauft hätte, um mit Forſter's Kalbe zu pflügen. Der Ueberlebende aber, der Forſter'n geliebt, blickt auf ſie hin, wie der Freund, der vom Geſtade aus die letzten Trümmer des Nachens treiben ſieht, in dem die Fluthen den Geliebten verſchlangen.

Ich bin der Zeit weit vorgeeilt, um die Nachrichten über das Schickſal des Forſter'ſchen ſchriftlichen Nachlaſſes ununterbrochen zu geben, und kehre jetzt zu dem Zeitpunkt der Uebergabe von Mainz an die Preußen zurück.

Frau Forſter ließ es nicht bei ihrem Bittgeſuch an den General Kalkreuth bewenden, um ihre Habſeligkeiten in Mainz vor Untergang zu ſchützen. Sie hatte ſich ſchon im April d. J. an einen nun verſtorbenen Bürger einer benachbarten Stadt gewendet, der, ein enthuſiaſtiſcher Freund Forſter's, mit ihm, ſeit dieſer Mainz bewohnte, in fortwährendem Briefwechſel und Beſuchverkehr geſtanden hatte. Es war ein poetiſcher Kopf, der die franzöſiſche Revolution von der romantiſch-moraliſchen Seite nahm, ſeine aus den Encyklopädiſten aufgefiſchte Aufklärung in ihr beſtätigt fand, und ſich dergeſtalt an ihr erfreute, daß er nach dem Einmarſch der Republikaner in Mainz ſich ſogar in die vom Reichsfeind beſetzte Stadt bemühte, um als Forſter's Gaſt dem anziehenden Schauſpiel des Jacobinerklubs beizuwohnen. Wie Cuſtine aber ſeiner Stadt Contribution auflegte, ward ihm die Revolution ein Gräuel, und nachdem die Preußen dieſelbe in Beſitz genommen, that er ſeine verbeſſerte Denkart ſo bündig kund, daß er ſich damit bei dem Sieger Anſehen erwarb. Dieſem Mann trug Frau Forſter ihre Bitte vor, ſich des kleinen Eigenthums der Kinder ſeines ehemaligen Freundes bei den Machthabern anzunehmen. Sie erhielt folgende Antwort:

Den 26. April 1793. Madame, das Betragen der Klubiſten in Mainz iſt von der Beſchaffenheit, daß ich nicht abſehe, dem Wunſch ſo Sie mir in Ihrem Brief vom 15. dieſes bezeigen: bei der Einnahme dieſer Stadt die Effecten Ihres Mannes zu reclamiren, ein Genüge leiſten zu können. Die Verirrungen meines ehemaligen Freundes, Ihres Gemahls, werden mich indeſſen nicht abhalten, ſeiner Zeit von Ihrer Majeſtät dem König von Preußen zum Vortheil Ihrer Kinder dasjenige zu erbitten, was der König mit Recht aus Gnade zugeſtehen kann. So wie ich indeß die Sache anſehe, glaube ich nichts für Sie thun zu können. Ich bitte mich mit allen weiteren Briefen zu verſchonen.

Das ſey eines der vielen Beiſpiele, wie die äußern Verhältniſſe damals auf die Menſchen wirkten. Der Schreiber dieſes Briefes hatte nicht nur ſeine Herzensinnigkeit gegen Forſter, nicht nur ſeine Beſuche des mainzer Klubs, ſondern auch alle den hochtrabenden Freiheitsſinn, von dem ein ganzer Stoß von Briefen an Forſter angefüllt war, die gegen die legitime Strenge des obigen Briefes ſeltſam contraſtiren, vergeſſen. Andre Freunde und Gaſtfreunde der mainzer Zeit machten es ſich zur Pflicht, der Frau des damals Geächteten unter eigenhändiger Ueberſchrift, wenngleich anonym, Schmähſchriften und Bettelbriefe für die mainzer Deportirten, deren Unglück ſie Forſter'n allein beimaßen, auf der Poſt zuzuſenden. Sie dachten wahrſcheinlich, daß ihr Einfluß Forſter's Abtrünnigkeit herbeigeführt habe, aber ſie wußten, daß dieſe Frau jetzt ganz verarmt, ganz vereinzelt, dem Unglück preisgegeben war. — Wenn gleiche Verhältniſſe allenthalben zu gleicher Unbarmherzigkeit gegen den vom Schickſal Gebeugten veranlaßt haben — welche Maſſe von kleinen Thaten unmännlicher Grauſamkeit muß damals begangen worden ſeyn! —

Huber's ſchon obenerwähnte Biographie erzählt, wie Forſter das Wohl ſeiner Lieben dieſem Manne übergab, der auch das ihm mit ſo edelm Vertrauen übergebene Gut bis zu ſeinem Tod heilig verwahrte. Nachdem er ſeinen Abſchied aus dem Dienſt ſeines guten Fürſten, des damaligen Kurfürſten von Sachſen, erbeten, kam er nach Neuſchatel, wo er die literariſche Laufbahn begann, auf der er die Achtung des beſſeren Publicums gewonnen hat, und neun Jahre lang ſeines Freundes Waiſen, wie ſeine eigenen Kinder, ohne alle fremde Unterſtützung ernährte. Huber's Biographie erzählt von den damaligen Verhältniſſen dieſer Familie und ihres Beſchützers, ſowie von der nach Forſter's Tod ſtattgefundenen zweiten Ehe der Wittwe, und den in Arbeit und Sorgen glücklichen Jahren, welche dieſe Menſchen in Neuſchatel, dem geliebten Lande der Zuflucht, von der Achtung und Liebe ſeiner edelſten Bewohner erfreut und beſchützt, verlebt haben.

Das gegenſeitige Verlangen Forſter's und der Seinigen ſich wiederzuſehen, welches ſeine Briefe ſo ſchmerzlich ausdrückten, ſcheint in Forſter's Seele einen ahnenden Antrieb gehabt zu haben. Die Umſtände, unter denen es befriedigt ward, müſſen im geordneten Gang des bürgerlichen Lebens ſehr abenteuerlich ſcheinen, und mögen von Menſchen, deren Gefühl nie bis zu einem gewiſſen Umfang entwickelt wurde, oder die es in Welt und Sinnenleben abgeſtumpft haben, nicht wohl begriffen werden können. Meiner Anſicht nach kann die Freude, das Leid und die Würde der damals ſtattgefundenen Zuſammenkunft nur durch die Zerriſſenheit aller gewöhnlichen Verhältniſſe und die damit wiederhergeſtellte Wahrheit der Gedanken und Empfindungen erklärt werden. Wer dieſe begreift und an ſie glaubt, wird ſich den Verein dieſer Verwandten, Ausgewanderten, Heimathloſen, in dem ſchneebedeckten Gebirg des Jura, in der elenden Bauernſchenke von Travers mit Wehmuth vorſtellen; aber nie kann ſo ein Verhältniß in den beglückend ruhigen Gang des geordneten bürgerlichen Lebens aufgenommen werden, nie dürfen Menſchen ein ſolches beabſichtigen, noch auf deſſen Möglichkeit zählen.

Die Verhältniſſe jener Zeit ſind uns durch die Jahre und durch den Gang der Begebenheiten ſo weit aus den Augen gerückt, daß wir heutzutage die unſäglichen Hinderniſſe nicht begreifen können, die es Forſter's Familie erſchwerten, nach Frankreich hineinzugehen, und Forſter'n, die franzöſiſche Grenze zu überſchreiten. Der blinde Eifer, oder die ſchadenfrohe Grauſamkeit einer franzöſiſchen Grenzbehörde hätte Frau Forſter, unter welchem Namen ſie auch in Frankreich erſchienen wäre, als wieder eingeſchlichene Emigrirte anklagen können. Als ſolche wäre ſie dem nächſten Tribunal in die Hände gefallen, und im beſten Falle nach Paris geſchickt worden. Huber, als Unterthan einer mit Frankreich im Krieg begriffenen Macht, war an und für ſich, dem damaligen gegen die Fremden ausgeſprochenen Geſetze gemäß, bei ſeinem Uebertritt über die Grenze geächtet. Die damals beginnende Schreckenszeit verbot aber auch jedem franzöſiſchen Bürger, ohne ausdrücklichen Auftrag ſeiner Regierung über die Grenze zu gehen, bei Strafe unmittelbar als Ausgewanderter behandelt zu werden. Dieſer Schwierigkeit wußte Forſter auszuweichen, indem er ſich als agent du pouvoir exécutif in Pontarlier, der Grenzpoſt, legitimirte; allein er brachte ſeinen Kindern die letzte Geldunterſtützung, die ſie von ihrem Vater erhielten, mit, und dieſe, ſowie ſeine ganze Baarſchaft mußte er bei Lebensſtrafe in Pontarlier anzeigen, worauf ihm nur der ungefähre Reiſebedarf ausgezahlt ward. Wollte er aber mehr Geld über die Grenze führen, als dieſen

Bedarf, ſo mußte er deſſen Beſtimmung angeben. Forſter hatte aufs geradewohl vorgegeben, in ſeiner Eigenſchaft als Agent der vollziehenden Macht eines geheimen Auftrags wegen das Geld mit ins Ausland zu nehmen. Obgleich er ſich gegen ſeine Geliebten über alle dieſe Umſtände nicht ausließ, hatte doch ſchon die Schwierigkeit, dieſe Zuſammenkunſt möglich zu machen, die Vorgänge in Paris, welche täglich an Schreckniſſen zunahmen, den Charakter derſelben beſtimmt. Sie hatte die bedeutungsvolle Heiterkeit und Wehmuth eines letzten Beiſammenſeyns im irdiſchen Leben, Zuverſicht, Milde und Ernſt — wie an dem Todbett des Frommen. — Daß Forſter des Lebens nicht müde war, es nicht gering achtete, daß er, ſo drückend auch die Stunde oft für ihn ſeyn mochte, eine Zukunſt wünſchte und hoffte, bewies auch folgender Umſtand, der in Huber's Biographie erzählt worden iſt, weil er aber zu Forſter's Schickſalen gehört, hier nochmals, wenngleich nur kurz erwähnt werden ſoll. Bollmann, ein junger Hanoveraner, der die Heilkunde ſtudirt hatte, hielt ſich zwiſchen 1791 und 92, um des alten Hofmann's und Sömmerring's willen, einige Zeit in Mainz auf. In dieſer war er, durch ſeine Kenntniſſe und geſellſchaftliche Bildung empfohlen, Forſter'n ein willkommener Beſuch. Er begab ſich im Sommer 1793 nach Paris, wo ihn ſeine jugendliche Theilnahme an den Tagesvorfällen feſſelte. Er war in dem Hauſe des ſchwediſchen Geſandtſchaftspredigers wohlbekannt; Frau von Stael, die den Grafen

Narbonne während der furchtbaren erſten Septembertage (1792) verborgen hatte, ſann auf Mittel, dieſen ihren Freund nach England zu retten, und der Geſandtſchaftsprediger ſchlug ihr dazu den jungen Bollmann vor. Die Nationalverſammlung ſah die Engländer noch als Freunde an, hatte noch eine Art von Vorliebe für ſie. Bollmann's Geſtalt, ſein vertrauter Gebrauch der engliſchen Sprache ſetzten ihn in den Stand, ſich für einen jungen Engländer auszugeben, und Narbonne unter der Maske ſeines Bedienten nach England zu führen. Die in London verſammelten conſtitutionellen Royaliſten nahmen Narbonne mit Entzücken, ſeinen Befreier mit der lebhafteſten Dankbarkeit auf. Der hochherzige deutſche Jüngling glaubte wohl, daß er eine dankeswerthe That gethan, und daß auch die Großen der Erde der Dankbarkeit fähig wären. Bald aber nahm er wahr, daß er für ſie, nach geleiſtetem Dienſt, doch nur der untergeordnete Doctor Bollmann ſey. Seine Briefe an Huber drückten dieſe Wahrnehmung mit edelm Unwillen aus. — Sein Vaterland war ihm durch die Theilnahme, die er in Paris bezeigt hatte, verſchloſſen, aber die Sache der Freiheit — ſo nannten ſie ihre redlichen Anhänger — hatte noch allen Werth für ihn, wenn ihren Vertheidigern gleich ihre Erbſünde immerfort anhing. — Da zeigte ſich eine Gelegenheit, dieſe Menſchen, denen ein lebensgefährlicher Dienſt ihn zugeſellt hatte, durch einen ebenſo gewagten wieder zu verlaſſen. Die ſeltſame Entſcheidung von Lafayette's revolutionairer Laufbahn hatte indeſſen ſtatt gehabt, Preußen hatte ihn in Verwahrung genommen, und ſeine früher nach England geflüchteten Parteiglieder ſannen auf Mittel, den König von Preußen zu Lafayette's Freilaſſung zu bewegen. Zu dieſem Ende richtete Clermont Tonnerre, der jetzt wieder in ſeinem grauen Alter als eifriger Legitimer dem Miniſterium der Bourbons anhängt, eine Denkſchrift an den König von Preußen, welche dieſem den Rechtszuſtand der Sache auseinanderzuſetzen bemüht war. Bollmann übernahm es, dieſes Schreiben zu überbringen, und kein Mittel unverſucht zu laſſen, um die Freiheit des edeln Gefangenen zu bewirken. Bei ſeiner Ankunft in Deutſchland ſendete er, nach einer mit Clermont Tonnerre getroffenen Abrede, eine Abſchrift der erwähnten Denkſchrift an Huber, mit der Weiſung, ſie keinem Menſchen mitzutheilen, bis er ihm den Augenblick melden würde, wo die geflüchteten conſtitutionellen Monarchiſten dieſelbe durch den Druck bekannt zu machen für erſprießlich halten würden. Lafayette's und Bollmann's weiteres Schickſal iſt bekannt *). Wie er in Berlin eintraf, hatte der König von Preußen ſeinen Gefangenen ſchon an Oeſtreich ausgeliefert;

---

*) Nachdem Bollmann ein Jahr ſpäter durch die kühnſte Liſt Lafayette aus Ollmütz befreit hatte, aber eingeholt und über ein Jahr von der öſtreichiſchen Regierung in harter unwürdiger Gefangenſchaft gehalten worden war, ſetzte man ihn ohne Urtheil und Entſchädigung in Freiheit; er ging nach Nordamerika, wo er als Staatsbürger lebt, und im Jahr 1814 (mit Aufträgen ſeiner Regierung?) zur Zeit des Congreſſes in Wien war.

es war nicht mehr Zeit, die Denkſchrift zu übergeben, allein ebenſo wenig war es anſtändig, dieſelbe dem Publicum bekannt zu machen. Huber beobachtete ſtreng des Freundes Befehl, ſetzte aber, da Bollmann mit Forſter nicht weniger vertraut war, voraus, daß er nicht verletzt würde, wenn er dieſem die Schrift mittheilte. Dieſe Mittheilung fand bei ihrer Zuſammenkunft in Travers ſtatt. Unter andern für den Zeitpunkt intereſſanten Notizen enthielt Bollmann's Denkſchrift auch einen thatſächlichen Beweis, daß der alte General Luckner ſich als franzöſiſch-republikaniſcher Bürger eines Verraths ſchuldig gemacht habe. Luckner war ſchon verhaftet, ſein Verbrechen wahrſcheinlich ſchon ſeinen Richtern bekannt, und wie Forſter Paris verließ, erwartete man täglich ihn vor das Tribunal geſtellt zu ſehen. Forſter war nach der Lecture dieſer Blätter einige Momente ſehr nachdenkend, dann zog er Huber bei Seite und erklärte ihm, daß es ſchon gewagt von ihm geweſen ſey, ohne ausdrücklichen Auftrag des Heilsäusſchuſſes über die Grenze zu gehen, daß aber der Umſtand, mit ſo viel weniger Geld zurückzukehren, als er an der Grenze anzeigen gemußt, ihn in die größte Gefahr brächte, ſobald ein böswilliger Subalterne der pontarlierer Behörde (denn des Chefs des Bureau's war er gewiß) die Aufmerkſamkeit des Heilsausſchuſſes darauf hinleiten wollte. Dieſer würde ihm nicht Zeit zu dem ſchweren Beweis laſſen, daß er dieſe Summe ſeinen Kindern zu ihrer Nothdurft zurückgelaſſen habe. Darauf ſchlug er Hudern vor, ihn Clermont's Memoire abſchreiben zu laſſen, um, bei der erſten Wahrſcheinlichkeit zur Verantwortung gezogen zu werden, dieſe Schrift als den Gegenſtand ſeiner Reiſe über die Grenze und ſeines dort gelaſſenen Geldes ausgeben zu können. Luckner würde zu dieſer Stunde ſchon gerichtet ſeyn, und er, Forſter, nur um ſein eigenes Leben zu retten, dieſen Gebrauch von Clermont's Memoire machen. — —

Iſt durch die Lage, in welcher ſich damals Huber und Forſter, und Huber gegen Forſter befand, die kindliche Bitte:

„Führe uns nicht in Verſuchung!“

erklärt, ſo unterlag Huber der Verſuchung, denn er ſetzte ſich mit Forſter hin, das Memoire mit eiligem Fleiß abzuſchreiben. Aber Gott „erlöſte ihn vom Böſen,“ denn Luckner's ergrautes Haupt war gefallen, ehe Forſter nach Paris zurückkehrte, und keine Nachfrage nöthigte ihn von der ſchickſalsvollen Schrift Gebrauch zu machen. Doch vergeblich ſollte Forſter ſie nicht mitgenommen, ungeſtraft ſollte Huber ſie nicht mitgetheilt haben. Ich habe erzählt, wie der Ex-Graf Bürger Joguet ſich gleich nach Forſter's Tod dienſtfertig erboten hatte, die Geſchäfte, welche deſſen Hinterlaſſenſchaft veranlaßte, zu übernehmen. In jener Zeit ungeheuren Dranges und perſönlicher Gefahr wäre es ſchwer geweſen, in der Entfernung, in der Huber ſich befand, und bei dem gänzlichen Mangel an Verbindungen in Paris einen andern Sachwalter zu finden. Bürger Joguet übernahm das Geſchäft, die revolutionairen Behörden machten nicht die mindeſte Schwierigkeit, die in der Stunde von Forſter's Ableben gelegten Siegel wurden aufgehoben, das Inventar des Nachlaſſes der Wittwe geſchickt, Forſter's rückſtändiger Gehalt, als Agent der vollziehenden Macht, ausgezahlt, die Verſteigerung der Effecten gehalten, und Bürger Joguet berichtete nach einigen Wochen, daß er nach Zahlung aller Schulden einige Tauſend Francs in Händen behalten habe, die er nebſt Forſter's ſämmtlichen Papieren ſeiner Wittwe zu ſchicken bereit ſey. — Und nach dieſem Brief ward von Bürger Joguet nie wieder etwas gehört. — Unterlag er dem Revolutionstribunal, ſo geſchah es nicht ſogleich nach der Beendigung dieſes Geſchäfts, denn wenig Monate nach dieſer ſchmerzvollen Begebenheit erhielt Huber einen vorwurfsvollen Brief von Bollmann über die Veruntreuung von Clermont Tonnerre's Denkſchriſt, welche in einem damals in den Rheingegenden erſcheinenden deutſchen Journal in deutſcher Ueberſetzung publicirt worden war. Wie dieſes Journal hieß, hat Forſter's Frau ſich ſpäter nie erinnern können — es war, ſo hat ſie es vor Augen — in klein Octav, und ward auf dem linken Rheinufer gedruckt. Huber empfand die bitterſte Beſchämung über einen ſo verdienten Vorwurf, bei ſo einem reinen Selbſtbewußtſeyn, das höhere Gute gewollt zu haben. Er theilte Bollmann alle Umſtände jenes Vorgangs zu Travers mit, und dieſer hatte zu viel wahre Kraft des Charakters, um Huber's Rechtfertigung nicht für gültig zu erkennen. Aber Huber hatte die Erfahrung gemacht, wie gefährlich es iſt, wenn der Menſch über die Grade des Rechtthuns entſcheidet — und doch nur in dieſer Wahl erweiſt er ſeine moraliſche Freiheit.

Wenn man Forſter's Briefe nach dieſer Zuſammenkunft mit ſeinen Geliebten betrachtet, ſo ſcheint ſie der Zeitpunkt ſeiner Verklärung, das hohe Thal des Jura ſein Tabor geweſen zu ſeyn; denn gläubig, vertrauend gingen die Seinen nach Neufchatel zurück, und Forſter's Briefe drücken ſeitdem Seelenruhe, ja Heiterkeit bei innigſter Liebe aus. Wie ihn ſeine Freunde in Travers ſahen, ſchien ſeine Geſundheit gegen die vorigen Jahre gewonnen zu haben, denn er war raſcher in ſeinen Bewegungen, unermüdet von ſeiner Reiſe, ſein Auge war klar und ſeine Farbe zwar blaß, aber ohne Mißfarbe und Flecken, die ſein ſcorbutiſches Uebel ſo oft verurſachte. Dieſe drei ſo ſeltſam untereinander getrennten, ſo ſeltſam innig miteinander verbundenen Menſchen konnten bei dieſer Zuſammenkunft keinen feſten Plan für die Zukunft bauen; alles um ſie her war Unſicherheit, Gewaltſamkeit, Finſterniß. Nur das wußten ſie, ſie waren Einer des Andern Achtung bedürftig, um ſich zu erhalten, und waren Einer des Andern Liebe gewiß. Bis nicht ihre äußere Lage eine Veränderung erlitt, hielt es auch Forſter für das Beſte, daß die Seinen unter Huber's Schutz, unter der ſtrengen Aufſicht der öffentlichen Meinung in Neufchatel in gänzlicher Einſamkeit ſollten fortfahren zu leben, und hoffend kehrte Forſter auf den Boden der Republik, kehrten die Seinen in ihre ſchweizer Freiſtätte zurück.

Und in tiefer Einſamkeit, wie Huber's Biographie erzählt, lebten Frau und Kinder, bis die Kunde von Forſter's Tod ſie traf. Eine unſelige — oder wohlthätige Gewohnheit, ihn jedes ſeiner kleinen Uebel mit hypochondriſcher Genauigkeit beobachten zu ſehen, war Schuld, daß die Nachrichten, die er ihnen von ſeiner Krankheit gab, ſie anfangs nicht beſonders beunruhigten. Wehmüthig, innig wehmüthig machten ſie Frau Forſter, denn ſie wußte, wie Kränklichkeit ſeinen Geiſt trübte, und die innige Liebe, welche in ſeinen Briefen, neben den Geſundheitsklagen, Platz fand, erhöhte den Schmerz, ihn nicht pflegen zu können. Aber ſie fürchtete nicht. Ueberhaupt war damals nicht die Zeit der Furcht für ſolche Gemüther, welche die Theilnahme am Allgemeinen ergriffen hatte. In der ſchlaffen Ruhe, dem kleinlichen Druck des jetzt Europa beglückenden Friedens, bei unſerm theoretiſchen Geſchwätz, ſyſtematiſch geſchäftigen Müßiggang, ſtaatsdienſtlicher Frohn und politiſcher Diſtelei *) haben wir keinen Begriff von der Stimmung eines tieffühlenden Menſchen von damals. Alles Kleine ward als Kleines geſehn, alles Nothwendige als das Beſte. — Ihr Leben war, wie unſre letzte Stunde ſeyn ſoll: ganz werthlos und unermeßlich wichtig zugleich. Das Erſte, weil ſie

---

*) Wir haben keinen allgemein angenommenen Ausdruck dafür; es iſt ein mühſeliges Tändeln.

einem ſo viel höhern Ziel nachſtrebten; das letzte, weil nur dieſe Stunde ihr Eigenthum war. Wie da nun ganz unerwartet die Kunde von Forſter's Tod kam, ſchmolz der unſäglichſte Schmerz mit dieſer der Zeit angehörenden Spannung ſeltſam zuſammen; er ward Gebet und Entſchluß, und blieb unverlöſcht in ihren Seelen wie die ewige Lampe in der Kirche, die Tag und Nacht den Frommen das Heiligthum anzeigt *).

---

*) Und auch hier ward ihnen der Troſt uneigennütziger Theilnahme. Frau Forſter bewohnte mit ihren Kindern und ihrer Magd ein kleines Gemach bei der Wittwe eines Schloſſers, die einen Sohn hatte, der bei der pariſer Municipalität einen Schreiberdienſt verſah. Ohne in perſönlichem Verkehr mit dieſer Frau zu ſtehen, hatten ihre kleinen Mädchen deren Gunſt gewonnen, und ſie hatte ihrem Sohn von ihren Miethsleuten mit Liebe geſchrieben. Wie Forſter's Krankheit die Seinigen zu beunruhigen anfing, ließ ſeine Frau, in Ermanglung andrer Verbindungen, dieſen jungen Mann durch ſeine Mutter bitten, ſich perſönlich nach Forſter's Befinden zu erkundigen, und dieſer erfüllte ihren Wunſch, in der Stunde ſelbſt ſeines Verſcheidens. Innig betroffen benachrichtigte er ſeine Mutter durch die des Morgens in Neuſchatel eintreffende Poſt, da Frau Forſter die Todeskunde erſt durch die Nachmittagspoſt erhielt. Die theilnehmende Schloſſerwittwe erkundigte ſich, zu der Forſter'ſchen Magd Befremden, an dieſem Morgen zweimal nach dem Befinden ihrer Herrſchaft und bat dann um Erlaubniß, die Kinder ſpazieren zu führen — wie ſie nachher ſagte, hatte ſie ſich ſo herzlich vor dem erſten Eindruck des Schmerzes bei der Frau gefürchtet, und wie ſie vorausgeſehen, daß ihr die Nachricht erſt Nachmittag zukommen werde, habe ſie die armen Kinderchen entfernen wollen, damit ſie ihre Mutter nicht gar zu bitterlich weinen ſehen möchten. Das war eine gemeine Bürgersfrau, ihre Miethsleute waren arm, einſam, machten ſich nichts mit ihr zu ſchaffen, — aber ſie ſah ſie täglich vor Augen, ſtill, fleißig und liebend. — Ihre Theilnahme war ein Tropfen des Troſtes. —

Nicht ohne alles Intereſſe für den größten Theil der Leſer, für die jener Zeitpunkt ſchon längſt ganz hiſtoriſch geworden iſt, wird ein Beweis ſeyn, wie neben der furchtbarſten Gewaltthätigkeit das Geſetz da waltete, wo jene nicht eingriff, und damit des Menſchen natürlichen Hang, ſich dem Geſetz zu fügen, das Geſetz zu erhalten, beurkundet. Er liegt in dem geſetzlichen Gang der Forſter'ſchen Nachlaßverhandlung, in einer Zeit, wo die ausübende Gewalt täglich durch Confiſcation das Gut von Hunderten in Beſitz nahm. In dieſer Rückſicht nehme auch der Todtenſchein des Verewigten hier ſeinen kleinen Raum ein — er iſt ſo pünktlich, als habe es damals keine andern Tode gegeben als die dem leiſen Rufe der Natur gefolgt, abgefaßt.

(Stempel.)

Decès de Forster.

Extrait du Régistre de la municipalité de Paris, au vingt deux Nivose an second de la Republique.

Acte du decès de Georges Forster du jour d'hier cinq heures du soir. Agé de trente neuf ans, domicilié à Paris, rue des Moulins, No. 542. Section de la montagne. Marié à * * * (sa femme absente.)

R^{tre} 18. No. 663.

Suivant la déclaration faite à la maison Commune, par les temoins mentionnés au régistre.

Collationné par moi, officier public.

3. Ventose an 2.

Bergot.

Das Inventar ſeiner Habſeligkeiten, der Rückſtände ſeiner Beſoldung, ſo wie manche Nachricht, welche Forſter's Hinterlaſſenen nach und nach von deſſen Bekannten erhielten, gab ihnen die wohlthuende Gewißheit, daß er bei ſeinen Lebzeiten und in ſeiner Krankheit überflüſſige Mittel und die ſorgfältigſte Pflege und ärztliche Hülfe genoſſen habe. Mancher der wackern Männer, die ihn in ſeinen letzten Tagen beſuchten, bei ihm wachten, ſeine Leiden zu erleichtern bemüht waren, ſuchten in der Folge der Jahre ſeine Wittwe, ſeine Kinder, ſeinen Freund auf; ſie hatten ihre Freundſchaft auf Forſter's Wort auf ſie übertragen. Wie Heyne die Kunde ſeines Todes aufnahm, ſagt ſein Brief, und manches edle Gemüth ward in gleiche Trauer gehüllt. Ob engherziger Tadel über ſeinem Grabe erſchallte, weiß ich nicht, und wenn ichs wüßte, ſollte es hier nicht erzählt werden. Jetzt nach drei und dreißig Jahren werde er durch dieſe Blätter wieder, was er ſein Leben lang war, der Lehrer, Warner, Freund Aller, die ihn kennen lernten, und —

Wer reiner iſt als er, hebe den erſten Stein auf.

Briefwechſel.

No. I.

Forſter an ſeinen Vater. (Aus dem Engliſchen überſetzt.)

Harwich den 22. Oct. 1778.

Beſter Vater! Noch des Morgens um eilf Uhr in Harwich, und vor ein Uhr iſt keine Hoffnung wegzukommen. Das Wetter iſt ſo ſchön als wir es uns wünſchen können, nur iſt das Lüftchen gar zu ſchwach, ob es gleich günſtig, das heißt: weſtlich iſt, und der Capitain darf nicht ohne ſtärkern Wind auslaufen, weil er ſonſt am meiſten Gefahr läuft, gecapert zu werden. Hat er nur Wind genug, ſo kann er den Capern leicht entkommen; denn an Vertheidigung iſt nicht zu denken, weil hier keine Bedeckung von größern Schiffen herumkreuzt, worunter denn der Handel und die Poſt, theils durch wirklichen Verluſt, theils durch Zögerung, viel leidet. Geſtern früh ſind zwei Paketboote und zwei Mails abgegangen, deren eine hier ſchon eine ganze Woche lang auf guten Wind hat warten müſſen.

Ich bin geſund und friſch, geduldig und getroſt, daß uns Gott nicht verlaſſen wird. Er hat ſeine überſchwängliche Güte oft an uns bewieſen, und wird uns auch noch unſerm jetzigen Unglück und den Mühſeligkeiten entreißen, die uns ſeit etlichen Jahren her gedrückt haben. Ich unterwerfe mich allen Prüfungen mit feſter Verſicherung, daß ſie unſer Beſtes zum Zweck haben, und glaube, indem ich alles den Schickungen des beſten Weſens überlaſſe, nicht unrecht oder vorwitzig zu handeln, wenn ich ihn täglich um unſer Aller Ruhe und zeitliches Wohl anflehe, denn auch hier auf Erden können wir einen gewiſſen Grad von Glückſeligkeit erreichen, und warum ſollten wir denn nicht darum bitten? O Gott, es kann uns noch belohnt werden, daß wir ſo lange gelitten, und vielleicht dient uns dann das Leiden, unſer künftiges Glück beſſer zu ertragen, welches noch ſchwerer iſt als Widerwärtigkeit auszuſtehen.

Seit meiner Abreiſe haben mich dieſe und ähnliche Gedanken meiſtens beſchäftigt. Eine Folge des Gemüthszuſtandes, in dem ich wegging, und der viel trauriger und bitterer war, als ich ihn bisher je erfahren. Doch dies mußte auch der Fall ſeyn, da ich vorher noch nie unter ſo bedrängten und betrübten Umſtänden fortgereiſt bin. Möge doch Gott nur Sie und meine arme beſte Mutter und meine Geſchwiſter ſtärken und ihnen Zeit laſſen, einmal von ihren ermüdenden Arbeiten und bittern Nahrungsſorgen auszuruhen.

Ich habe nun auch Nahrungsſorgen und lebe der

Hoffnung, in Holland aus dem Verkauf meiner Pflanzen u. ſ. w. Reiſegeld für mich, und Unterſtützung für Ihre Wirthſchaft zu löſen. Theuer kommt mir die Reiſe bis Harwich wegen des Koffers zu ſtehen; er wog 228 Pfund und der Ballen Pflanzen 68 Pfund, ich habe alſo für 296 Pfund bezahlt 1. Pf. St. 3—4 Sh. Fracht. In Ingelſtone frühſtückten wir, vier Perſonen, um halb fünf Uhr Morgens, in Colcheſter zum zweiten Male um halb zehn Uhr. Colcheſter iſt ein großer Ort, hat viel Putz- und andere Läden, und, wie man mir verſichert, vierzehn Kirchen. Man ſoll daſelbſt ſehr nach der Mode ſeyn. In Colcheſter kamen noch zwei Perſonen in die Kutſche. Alle meine Reiſegefährten ſind Kaufleute. Einer aus Mancheſter bringt ſeines Compagnons Sohn nach Hamburg, und reiſt durch Deutſchland auf Commiſſion, ſchon zum zweiten Mal. Um drei Uhr kamen wir nach Harwich, einem kleinen unanſehnlichen Ort am flachen Strande, hinter dem ſich einige Anhöhen erheben. Die Kutſche kehrt wechſelsweiſe in dem White hart, und The three cups Inn ein, diesmal wars in the three cups, welches aus verſchiedenen Urſachen das beſte Wirthshaus iſt. Denn die Zollbedienten kommen dahin die Bagage zu viſitiren, aber von dem andern müſſen die Sachen in den Zoll gebracht werden. Meinen Pflanzenballen wollten ſie nicht einmal aufmachen, und in meinen Koffer ſteckten ſie nur die Hand. Dafür bekamen ſie einen Schilling, der ihnen gebührt, und zwei Schillinge zum Geſchenk. Unſer Paketboot heißt Earl of Besborough, Capitain Bagot.

Noch haben wir wenig Wind, und man fürchtet, wir werden bis morgen warten müſſen. Die Poſt geht jetzt ab, ein Uhr Nachmittag, und wir ſchweben noch in Ungewißheit. Inzwiſchen haben wir ſchon zu Mittag geſpeiſt. Adieu! Küſſen Sie meine Mutter und Schweſtern.

Ich bin Ihr gehorſamſter und zärtlichgeſinnter Sohn.

No. II.

Helvoetſluis den 24. Oct. 1778.

Theurer Vater! wir ſegelten mit gutem Wind geſtern Nachmittag von Harwich ab, und kamen heute früh vor eilf Uhr in Helvoet an, wo wir Anker warfen, aber vor zwei Uhr nicht landen konnten. Ich war ein bischen, aber nicht ſtark, ſeekrank, und befinde mich nun vollkommen wohl. Wir landeten eben noch bei Zeiten, denn jetzt ſtürmt es alles Ernſtes. Unſere Abſicht iſt, nach dem Briel, Maaslands-Sluys gegenüber, welches nur ſieben Meilen von hier iſt, zu Fuß zu gehen und zu unſerm Gepäck einen Wagen zu miethen. Die Wege ſind ſo abſcheulich, daß eine Chaiſe oder Cabriolet um keinen Preis zu miethen iſt, und für unſern Karren oder Wagen müſſen wir über eine Guinee geben, wobei der größte Theil auf mich fallen wird, da meine Reiſegefährten wenig oder kein Gepäck haben. Das iſt aber jetzt ganz einerlei, fort müſſen wir und ich hoffe das Beſte. Daß wir während unſers zweitägigen Aufenthalts in Harwich artig gepflückt worden ſind, können Sie ſich auch leicht vorſtellen. Adieu, theurer Vater! von Rotterdam ſchreib' ich wieder, obgleich Sie vielleicht dieſe beiden Briefe zugleich erhalten, denn der Sturm wird dem Paketboot keine ſchleunige Fahrt geſtatten. Meine beſte Liebe für meine Schweſtern, und meine ehrerbietige Zärtlichkeit für meine arme, beſte Mutter.

Ihr pflichterfüllter und liebender Sohn.

No. III.

Forſter an ſeine Mutter.

Haag den 29. Oct. 1778.

Ihnen, meine theuerſte Mutter, widme ich die erſten müßigen Stunden, die ich hier habe, um den Verfolg meiner Reiſe zu beſchreiben. Abenteuer habe ich juſt nicht erlebt, ſondern ich bin in einem gewiſſen betäubten, ſchläfrigen Zuſtand geweſen, ich habe an nichts Antheil genommen, ſo phlegmatiſch, daß, wer mich nicht allein geſehen, glauben möchte, ich ſey ein ächter Holländer. Nur der Gedanke an die Meinigen in England hat meine ganze Seele beſchäftigt und mir manchen trüben Augenblick gemacht. Ich war nicht ſo, als ich nach Frankreich reiſte, aber freilich haben ſich die Umſtände ſehr geändert, und ich habe jetzt nicht alle die Beweggründe zur Beruhigung, die ich damals hatte. Dennoch wünſchte ich, ja ich bete faſt darum, daß es mir gelingen möge, den quälenden Sorgen weniger nachzuhängen, indem ich dadurch untüchtig werde, andern Leuten, mit denen ich umgehen muß, Geſellſchaft zu leiſten, und mir ſelbſt in andrer Leute Meinung Schaden thue. Sind Sie geſund, theure Mutter? ſind Sie einigermaßen ruhig? ſchickt Gott Ihnen Troſt und Muth bei den Trübſalen, die Sie ausſtehen müſſen? iſt keine neue Noth auf unſer bedrängtes Haus gefallen? Wenn ich doch das alles wüßte, und ſo beantwortet ſähe, wie ich es mir wünſchte! — Dann könnte ich auch vergnügter ſeyn, und darum will ich machen, daß ich nach Amſterdam komme, wo ich Briefe von Hauſe zu finden hoffe.

Meine Reiſegefährten von London bis Harwich waren Engländer. Einer davon war gewiß aus Wales, nannte ſich auch Jones, dieſes war jedoch, wie ich ſeitdem gehört habe, nicht ſein rechter Name, und er ſoll nach eben dieſen Nachrichten in Geſchäften für Amerika reiſen. Er war ein angenehmer Mann, der viel gereiſt iſt, aber keine fremden Sprachen, hingegen den Handel ſehr gut verſteht. Die beiden andern waren aus Mancheſter. H. S., ein Kaufmann, der ſchon verſchiedentlich in Deutſchland und Holland gereiſt iſt, war ein Mann von dreißig Jahren, und, wie ich alle Urſache habe zu glauben, von einem vortrefflichen Charakter; Gelehrſamkeit und Kenntniſſe wird man bei ihm freilich nicht finden, allein man ſollte ſie auch nicht ſuchen. Doch in ſeinen Geſchäften iſt er geſchickt, er hat ein gutes Herz, ſpricht gut deutſch und etwas franzöſiſch, iſt ein Jahr in Hamburg geweſen, und hat viele von unſern Schriftſtellern in den ſchönen Wiſſenſchaften geleſen. Jetzt führt er ſeines Compagnons Sohn, einen Knaben von eilf Jahren, nach Hamburg, wo er deutſch, franzöſiſch u. ſ. w. lernen ſoll; der Burſche iſt ſehr lebhaft, aber gutherzig und gelehrig. Er kann ſchön ſingen, womit er uns manchmal die Zeit vertrieben hat. In Colcheſter kam zu uns vieren noch ein Kaufmann aus London mit ſeinem Buchhalter in die Kutſche. Der Kaufmann iſt ein außerordentlich ſchnakiſcher alter Kerl, der mehr in Holland als in England zu Hauſe iſt, ſehr viel humor beſitzt, und uns mit ſeinen trocknen Späßen manchmal zu lachen gemacht hat. Wir mußten in Harwich zwei Tage auf guten Wind warten. Der Capitain, der eben keine Luſt haben mochte, von Amerikanern oder Franzoſen gecapert zu werden, wünſchte ſehr bis Sonntag zu warten, um alsdann mit einem andern Paketboot zugleich auslaufen zu können, allein da Freitag ein guter Wind aufſtieg, lieſen wir ihm ſo oft zu Halſe, daß er endlich um drei Uhr Nachmittag an Bord ging, wo wir in einem andern Boot mit unſerm Gepäck folgten. Es blies ſehr heftig, und Sie hätten des Capitains ſaures Geſicht ſehen ſollen, dem das ſchlimme Sturmwetter ſo wenig wie die Caper anſtand. Kaum wollte er mit uns ein Wort ſprechen. Als wir aber aus dem Hafen gelaufen, klärte ſich der Himmel unverhofft auf, und mit ihm des Capitains Geſicht, der nunmehr anfing Taback zu rauchen, Grog zu trinken, und ganz vertraulich zu ſprechen. Nach Sonnenuntergang mußte ich der Kälte wegen in die Cajüte gehen, wo ich mich gleich zu Bett legte, um nicht krank zu werden. Nachts mußten wir das Schiff drei bis vier Stunden lang in Wind legen, um im Finſtern nicht auf die Untiefen am holländiſchen Ufer zu gerathen. Es blies dabei ſehr heftig und einige Paſſagiere wurden ſehr krank, ich litt auch ein wenig, doch dauerte es nicht lange. Bei Tages Anbruch war es ſehr neblicht, doch kriegten wir gleich Land zu ſehen, und ſegelten längs der Inſel Goeree und hernach zwiſchen dieſer und einer andern, worauf Helvoet liegt. Um vier Uhr warfen wir eine Meile vom Ufer Anker und der Capitain ging ſogleich allein mit den londoner Briefen nach Helvoet. Inzwiſchen fing es an erſchrecklich zu blaſen, wir aber mußten warten, bis die Fluth ſteigen ſollte, welches erſt Nachmittag geſchahe. Inzwiſchen waren die Meiſten von uns geſund genug, von unſern zu Harwich eingelegten Lebensmitteln ein gutes Mittagsmahl einzunehmen, ſo daß ſich des Capitains Steward dieſes Mal betrogen fand, da man ihm gemeinhin dieſe Sachen zurückläßt, indem man zu krank iſt, etwas davon zu genießen. In Helvoet tranken wir einen ſehr ſchlechten Kaffee, ſorgten dafür, daß unſre Koffer auf einen Leiterwagen mit vier Pferden gepackt wurden, und gingen zu Fuße ab nach Briel, welches an der andern Seite der Inſel, ſieben engliſche Meilen von Helvoet liegt. Fahren konnten wir ſelbſt wegen der abſcheulichen Wege nicht. Nur noch Tages zuvor waren drei Frauenzimmer, die durchaus ein Carriol haben wollten, in Dreck geſchmiſſen und darin faſt ganz vergraben worden, daß man ſie kaum lebendig hat herausziehen können. Wir hatten zu unſrer Promenade Sturmwind, der uns einigermaßen forthalf, klares Wetter, aber bis auf halben Weg einen ſehr kothigen Fußpfad. Ich ging voran, und ſo ſtark, daß ich nur die beiden Leute aus Mancheſter bei mir behielt, und noch dazu den kleinen Jungen am Arm ſchleppen mußte. In zwei Stunden waren wir in Briel, über und über naß von Schweiß, und ziemlich müde. Meine beiden Begleiter kannten hier einen ſchottiſchen Gaſtwirth, der ein abgedankter Soldat war und allen den Bettelſtolz ſeiner Nation beſaß. Zu unſerm Unglück mußte ein ſchottiſcher Officier eben in dem Hauſe logiren, und zwei von den eben erwähnten Damen ſchliefen die Nacht neben ihm, ſo daß in ſeinem Zimmer, wo fünf gute Betten waren, keiner von uns aufgenommen werden konnte. Ich bekam noch mit genauer Noth ein Kämmerlein daneben, mit einem elenden Bette, wo ich die ganze Nacht an Läuſe, Wanzen und Krätze dachte, und kaum gegen den Morgen einſchlafen konnte. Zwei von unſrer Geſellſchaft mußten aber auf der Erde ſchlafen. Um unſer Geld zu erſparen, ließen wir des Sonntags Morgens unſre Koffer auf eine ſogenannte Packſchuyt bringen, welche nach Rotterdam beſtimmt war, und gingen dann um eilf Uhr ſelbſt nach dem Boot, welches uns nach einer Inſel im Maasſtrom überſetzte. Hier wurden wir alle ſechſe auf einen Leiterwagen geladen und fuhren für ungefähr ſechs Pence engliſch Geld etwa vier engliſche Meilen quer über die Inſel zu einem andern Boote, welches uns für einen andern Zweipence über einen zweiten Arm der Maas nach Maasſluys führte. Hier kamen wir noch zeitig genug an, um die Trekſchuyt vor ein Uhr zu erreichen, und mietheten die Cajüte oder den ſogenannten Roef für uns. Eine Zunge und ein Huhn, welches noch von unſrer Seereiſe übrig geblieben, machten nebſt etwas Brod und Wein, den wir beim Commiſſarius kauften, ein ſehr gutes Mittagsmahl aus, welches wir im Boot ganz gemächlich verzehrten. In drittehalb Stunden waren wir in Delft, einer hübſchen, anſehnlichen und ſaubern Stadt, die ehedem einmal den ſtärkſten Handel in Holland getrieben hat. Hier verließen uns die zwei Londoner und gingen über den Haag nach Amſterdam, und wir fuhrem in einer andern Schuyt nach Rotterdam, mußten uns aber gefallen laſſen in dem äußern Zimmer zu ſitzen, weil der ganze Roef vermiethet war. Meine beiden Geſellſchafter rauchten nebſt etwa dreißig bis vierzig Holländern Taback, ich aber, der das nicht konnte, mußte nebſt dem kleinen Jungen aushalten, auf die Gefahr zu erſticken. Was mich am meiſten wunderte, war, daß verſchiedene Frauensleute im Boote ſaßen, ohne im mindeſten vom Rauche incommodirt zu ſcheinen. Nach einer zweiſtündigen Reiſe kamen wir endlich, da es ſchon finſter war, nach Rotterdam, und gingen in einen Gaſthof, wo mein Begleiter aus Mancheſter ſchon öfters logirt hatte, und deſſen Wirth ein

Franzoſe war. Hier kam uns ein gutes Abendeſſen und ein bequemes Bett ſehr wohl zu ſtatten.

No. IV.

Haag den 31. Oct.

Ich mußte neulich aufhören, weil es ſchon beinahe Mitternacht war, und ſeitdem habe ich nicht einen Augenblick gehabt, den ich hätte allein zubringen können. Jetzt fahre ich fort mein Tagebuch, ſo trocken und unbedeutend es ſeyn mag, zu liefern. Montags mußte ich auf meinen Koffer in Rotterdam ſo lange warten, daß die Zeit, Beſuche zu machen, verging. Dies geſchah alſo Dienſtag. — — — — — Mittwoch wollte ich früh Morgens von Rotterdam wegreiſen, es ward aber doch ein Uhr Nachmittags, ehe ich fortkommen konnte. Ueber Delft, wo ich die Kirchen beſah, kam ich in vier Stunden nach dem Haag, mein Koffer kam zwei Stunden ſpäter in dem ſogenannten Packſchuyt an. Es iſt zwiſchen Treckſchuyt und Packſchuyt ungefähr ſo ein Unterſchied, als wie zwiſchen Stagecoach und Waggon. Donnerſtags machte ich viele Beſuche und Bekanntſchaften. Herrn Camper habe ich hier nicht getroffen, er iſt ſchon abgereiſt. Vielleicht ſehe ich ihn noch in Leyden. Hr. Hemſterhuis hat mir ſeine Karte gelaſſen; es ſoll ihm ſehr ſchwer beizukommen ſeyn. Sir Joſeph York *) iſt auch bei mir

---

*) Engliſcher Geſandter im Haag, nachmaliger Lord Aukland.

geweſen, und hat mir ſeine Karte abgegeben. So weit iſt alles ganz gut; aber meine Hoffnung, hier etwas los werden zu können, hat der Wind verweht. Es iſt dazu platterdings keine Möglichkeit. Ich bin in Gottes des Allmächtigen Hand, und ergebe mich in ſeine Schickung. Ich ſehe nichts als Finſterniß vor mir, aber ſein Wille geſchehe. Amen! O weh mein armes Herz, ich kann jetzt nicht mehr ſchreiben.

Dienſtag den 3. Nov.

Noch bin ich im Haag, und wenn ich ſechs Monate bleiben wollte, würde ich immer Einladungen, Freunde u. ſ. f. finden. Heute Abend war ich zum Thee bei Hrn. J., Bibliothekar des Prinzen von Oranien, deſſen Gouverneur er geweſen iſt. Die Observations hatte man ſchon ſeit einiger Zeit in des Prinzen Bibliothek, und er hat ſie, ſo wie meine Reiſe ſelbſt, geleſen. Folglich keine Möglichkeit, ſie ihm zu präſentiren. Er iſt wegen meiner Note auf Vosmaer erſchrecklich böſe auf uns geworden. Vosmaer ſelbſt hat ſich mit der lobenswürdigſten Freimüthigkeit und Höflichkeit gegen mich betragen, mir den ganzen Verlauf der Orangoutang-Sache erzählt, unzählige Briefe von Camper an Hemſterhuis vorgezeigt, das Thier ſelbſt ausgeſtopft gewieſen; kurz, alles ſo auseinandergeſetzt, daß ich nicht anders ſagen kann, als daß man ihm in dieſem Stücke viel Unrecht gethan hat. Ich konnte als ein ehrlicher Mann nichts Billigeres thun, als ſagen, daß es mir Leid thät, mich mit der Sache bemengt zu haben, die mir nichts anginge, wenn ſie auch wahr geweſen wäre, und daß ich mich überdies noch übereilt hätte, ihn ohne Verhör auf einſeitiges Anklagen zu verdammen. Hemſterhuis hat wegen dieſer Sache ſeinen ganzen Credit bei Hofe verloren, und er verdient es auch. Camper iſt ein großer Mann, das geſteht ein jeder; ſelbſt Vosmaer, aber alle Leute ſagen, er habe einen Stolz, eine Prahlſucht, die unleidlich ſeyn ſollen. Uebrigens iſt Vosmaer's Charakter ganz und gar von dem verſchieden, was man uns hat weiß machen wollen. Er iſt ein kränklicher Menſch, ſehr höflich, iſt beim Cabinet bloß aus Liebhaberei, weil er von eignen Mitteln reichlich leben könnte, und ſich auch wirklich eine ſchöne Sammlung von Büchern, Zeichnungen, Antiken u. ſ. w. gebildet hat, und beſitzt gewiß eine ganz gründliche, obwohl nicht methodiſche Kenntniß der Naturgeſchichte. Sonntag Abend brachte ich wieder beim alten M. zu, wo ſeine ganze Familie verſammelt war. Geſtern führte mich Hr. M. zu Hrn. Lyonnet, der uns ſein Muſchelncabinet zeigte, darin ſich der einzige cedo nulli Admiral befindet. Das Cabinet iſt ſehr ſchön und ausgeſucht. Der Mann iſt ein eigenſinniger, lebhafter, trockner, witziger Alter. Bei Me. ſpeiſte ich zu Mittag, und bei Mr. zu Abend. Nur ein einziges Mal habe ich bisher zu Hauſe geſpeiſt. Nun muß ich aufhören, ſonſt komme ich wieder mit dem Papiere nicht zu. Aus Amſterdam, wo ich ein paar Tage ſeyn werde, ſchreibe ich wieder. Meine Hoffnungen ſind nunmehr nach Caſſel gerichtet, und ich will eilen dahin zu kommen. Etwas wird herauskommen müſſen. Nach dem, was nunmehr hier aufgeklärt worden iſt, könnte ich vielleicht beim Prinzen Zutritt finden, aber ich müßte Zeit und Gelegenheit Wochenlang abwarten. An meine liebe Mutter fing ich den Brief an, allein er iſt von allgemeinem Inhalt, und eigentlich auch für Sie, mein beſter Vater.

Ich bin Ihr gehorſamſter Sohn u. ſ. w.

No. V.

Forſter an ſeine Schweſtern.

Amſterdam den 13. Nov. 1778.

Hier regnet es ſeit vierzehn Tagen unaufhörlich und iſt das trübſte Wetter von der Welt. Das wirds in England auch wohl ſeyn. Ich verderbe mir von Zeit zu Zeit den Magen und hungre mich wieder geſund. Vor Montag geht keine Poſt nach Arnhem, folglich gehe ich erſt morgen nach Utrecht ab. Hier habe ich wahrhaftig vor vielem Briefſchreiben faſt nichts thun, nichts ſehen können. Nicht einmal den Brief an Hrn. * *, der die Sammlung Zeichnungen beſitzt, habe ich abgeben können. Es iſt ganz etwas anderes Pläne zu machen, und ſie auszuführen. Ich habe viel zu viel Recommendationsbriefe, um viel ſehen zu können. Inzwiſchen ſehe ich Menſchen und lerne ſie kennen, was manchmal beſſer iſt als Arſenale, botaniſche Gärten, flämiſche Bauerlandſchaften und Hondhorſt's Nymphen zu ſehen. Bei den mehrſten dieſer Dinge hat man keinen Nutzen, als ſagen zu können, ich hab's geſehen. Selten findet man ein Gemälde, das Eindruck macht und wirklich poetiſch gedacht und rührend iſt. Im Haag wenigſtens habe ich nichts dergleichen gefunden. Auch im botaniſchen Garten und Muſchelcabinet kann man nur ſagen: das iſt ſchön, das iſt vortrefflich. Aber im Detail es zu ſehen, iſt keine Zeit vorhanden, und man iſt kein Haar gebeſſert, wenn man herauskommt. Des alten Dr. Schwenkert kleines Gärtchen im Haag hat mir gefallen, ich ſah daſelbſt manche Pflanze, die mir anderwärts noch nicht vorgekommen war. An A. habe ich Herrn H's. Brief von hier aus mit einem Billet von mir geſchickt, wodurch ich mir die Bekanntſchaft zu machen ſuche. So habe ich es auch mit dem Briefe an den außerordentlichen Mann, den großen Camper gemacht, von dem jedermann ſagt: er ſey groß und wohlgewachſen, ſchön, bärenſtark, ein trefflicher Redner, ein unvergleichlicher Zeichner von ſo fermer Hand, daß dergleichen nie geſehen worden, ein Anatomicus, wie man wenige ſieht, und endlich ein Mann, der von Hochmuth, unleidlich übermüthigem Stolz ganz aufgefreſſen wird, der ſich für den erſten Mann auf dem ganzen Erdboden hält, auf ſein Geld und ſeine rieſenhafte Stärke pocht, und dem man nie zu niederträchtig ſchmeicheln kann. Daß es doch ſo leicht iſt ſich auf Glück und Verſtandesgaben viel zu wiſſen! da man doch am meiſten dafür demüthig und dankbar ſeyn ſollte. Doch ich will es wie jenes alte Weib machen, und hoffen, daß nicht alles ſo ganz wahr iſt, obgleich es von glaubwürdigen excellenten Leuten herkommt.

Holland gefällt mir; nicht wegen der todten Ebenen; doch zu großer Desavantage wird es in dieſer Jahreszeit geſehen. Der Umgang hat mir ſehr gefallen, aber ich bin nicht mit Holländern, ſondern mit Deutſchen und Franzoſen umgegangen.

No. VI.

Forſter an ſeinen Vater.

Düſſeldorf den 24. Nov. 1778.

Nach einer ſehr beſchwerlichen Reiſe auf den heilloſeſten Wegen, durch ein ſehr wenig angenehmes Land, kam ich endlich den 21. November hier an. Ich ſpeiſte noch zu Abend und ging ſehr müde zu Bett. Mein Reiſegefährte fand hier Briefe, ſo daß er ſchon heute früh nach Cöln mußte. Ich ging hernach zum Kammerrath und Director der Maleracademie Hrn. Krahn, an den Hr. H. mir einen Brief mitgegeben hatte. Ein alter würdiger Mann, der Enthuſiaſt für die Künſte iſt und mich ganz gut empfing. Er zeigte mir die Zimmer, wo junge Leute zeichneten und wo die Modelle ſtehen, auch wo Abgüſſe von Antiken ſind, aber nicht ſo ſchön wie in Sommerſethouſe. Dieſe Zimmer ſind über den kurfürſtlichen Ställen, und bedürfen gar ſehr einer fernern großmüthigen Unterſtützung und Aufnahme von Seiten des Landesherrn, die aber bei jetzigen Umſtänden noch vor der Zeit ausbleiben dürfte. Um zwei Uhr auf die Bildergallerie des Kurfürſten. Der Inſpector war nach Mannheim gegangen, ein Bedienter ſchließt die Zimmer auf, der junge Krahn, ein viel verſprechender Menſch, der bald nach Rom geht, um unter Mengs zu ſtudiren, und der ganz Gefühl für die Malerei iſt, kam auch dahin mit mir zu ſprechen, weil ich, ohne recht zu wiſſen wie? vom alten Krahn für einen Kenner angeſehen ward. Es hat freilich etwas geholfen, daß ich manches gute Bild ſchon vorher geſehen habe, und daß ich in K's Zimmer ſogleich die Meiſter von den vornehmſten Stücken nennen konnte, hat mich vermuthlich bei ihm in dieſe Reputation gebracht. Sein Sohn iſt ſchon ein guter Zeichner und hat Anlage zu einem ſanften angenehmen Maler. Ihm gefällt, wie mir, ein Guido viel beſſer als ein Rubens, ohne daß deswegen das feurige Genie, die Stärke des letztern verachtet würde. — Die Gallerie iſt ſehr ſchön. Sie zu beſchreiben iſt hier nicht möglich, iſt nach einem flüchtigen Beſuch von weniger als zwei Stunden, und mit ſo flüchtigen Kenntniſſen von dem eigentlich Wiſſenſchaftlichen der Kunſt, als ich habe, nicht möglich. Ein Guido, die Himmelfahrt Mariä, iſt ſchön über alles, was ich noch in der Kunſt geſehen habe. Es läßt alles in der ganzen ſonſt auserleſenen Gallerie weit zurück, es iſt gegen alles andere wie Himmliſches gegen Irdiſches.

Abends von fünf bis acht Uhr wurden den jungen Leuten in der Akademie Kupferſtiche nach den beſten Meiſtern vorgezeigt. Dies geſchieht zwei Abende in jeder Woche, ſonſt wird Abends nach lebendigen Modellen gezeichnet. Ich ward vom jungen K. hingebeten, und fand diesmal eine vollſtändige Sammlung von Nic. Pouſſin's Stücken aufgetiſcht. Der alte K. beſaß die vollſtändigſte Sammlung von 24,000 Kupferſtichen und 8000 Handzeichnungen der größten italieniſchen Meiſter, dieſe hat er dem Kurfürſten zum Behuf der Akademie um ein Spottgeld, 26,000 Thlr., verkauft. Beim Herausgehen nahm ich vom jungen K. Abſchied, er hatte meinen Namen von ſeinem Vater nicht gehört, zufälliger Weiſe ſprach er von Forſter, der die Reiſe um die Welt auch gemacht hätte, — „das bin ich ja ſelbſt." — Die Verwunderung und Freude hätten Sie ſehen und empfinden ſollen! Er kam zur Tafel in mein Wirthshaus und brachte zwei ſehr würdige und geſchickte Leute mit, die mich durchaus ſprechen wollten. Einer war der Kupferſtecher Herr Heſſe, ein junger überaus geſchickter und fertiger Künſtler, der hier verſchiedne der ſchönſten und hinreißendſten Stücke der Gallerie ſticht, und bald auch die treffliche Himmelfahrt Mariä anfangen wird. Der andere iſt Herr Heinſe, von dem eine Ueberſetzung des Taſſo in Proſa heraus iſt, und eine andere deßgleichen von Arioſt Oſtern übers Jahr herauskommen ſoll; ein überaus witziger, ſatyriſcher Kopf von weitem Umfange, und doch ohne Scheinbarkeit. Dieſe Leute freuten ſich unausſprechlich, daß ich den andern Morgen, Sonntag früh, nicht wegkommen konnte, indem ſie ihrem Freunde, Herrn Hofkammerrath Jacobi, mit meiner Bekanntſchaft ein rechtes Feſt machen wollten. Ich war auch kaum heute früh aus dem Bett, ſo war auch ſchon ein Brieſchen von Jacobi da, worin er mich mit der größten, vertraulichſten und zugleich hochachtungsvollſten Art auf den ganzen Tag zu ſich bat. Ich fand einen überaus einnehmenden, ſcharfſehenden, einſichtsvollen Mann, voll Gefühl fürs Schöne in allen Fächern, ganz voll richtiger Begriffe über die meiſten Gegenſtände. Göthe's Buſenfreund, auch Wieland's, Leſſing's, Klopſtock's, kurz, aller deutſcher Genien Bekannter, Correſpondent und Freund. Seinem Bruder, dem Kanonikus, ſcheint er gar nicht ähnlich, doch ſagt man, daß von dieſem ſeine Schriften gar keinen richtigen Begriff von ſeiner Wiſſenſchaft und Stärke geben. Jacobi hat eine Frau und fünf Kinder, davon die älteſten, zwei Jungen, in Hamburg bei Claudius erzogen werden; auch zwei Schweſtern, die gut, gebildet und gute Geſellſchafterinnen ſind. Es blieb auch den ganzen Tag bei uns ein Graf N., ein ſehr wohlerzogener Herr ohne allen Standesſtolz, ganz voll Geſchmack an allen ſchönen Künſten und in verſchiedenen Wiſſenſchaften nicht unbewandert, ein ſanftes, gutartiges Geſchöpf. — Dazu geſellte ſich noch Herr Heinſe. Ich ging mit ihnen noch einmal auf die Gallerie, um die Madonna des Guido noch einmal zu bewundern — anzubeten hätte ich bald geſagt. Und gewiß, wenn die Katholiken ſolche herrliche Bilder, ſo etwas Seeliſches, über die menſchliche Natur weit Erhabenes in ihren Kirchen ſehen, kann man ihnen die Abgötterei leichter als ſonſt verzeihen. Daß ich hier wieder einen ſchönen Tag genoß, von allen auf den Händen getragen zu ſeyn, auf alle erſinnliche Art fetirt, mit allen neuen Büchern in dem Belles-lettres-Fach und den ſchönſten neuen Gedichten von Göthe unterhalten, mit köſtlichem Champagner, Xeres- und Capwein getränkt zu werden — O wenn das innigſte Gefühl meiner Unwürdigkeit nicht geweſen wäre, ſo hätte ich alles vergeſſen und mich auf eine Zeitlang ganz glücklich gefühlt. Selbſt einen Blick nach Paddington brauchte es dieſen Abend, um meine Seele aus dem Taumel der Freude und Fröhlichkeit zurückzurufen. Es wäre gefährlich, ſich von dieſen ſüßen, ſchmeichelnden Augenblicken berauſchen zu laſſen. Wehe dem, der ſich ſo blenden läßt! Zu Abend kam noch ein Medicus dahin, Hofrath B., ein Freund von vielen Gelehrten, vorzüglich in Göttingen, auch von Achard in Berlin, deſſen vorzüglichen Fleiß er rühmte und zugleich auch ſeine Privatumſtände bedauerte. Er hat einen Brief neulich von Achard bekommen, worin er ihm meldete, daß er nunmehr, vermittelſt fixer Luft, ſo weit gekommen wäre, daß er in kurzem hoffte, Eiſen durch die Kunſt hervorzubringen. Erit mihi magnus Apollo! — Die Erde, die zum Grund läge, ſey eine Thonerde. Er ſoll jetzt unter 16,000 Tiegeln vergraben ſitzen und Erfahrungen über alle mögliche Erdarten, ſowohl reine als metalliſche, machen, und verſpricht ſich, daß dabei ſchon etwas Merkwürdiges an den Tag kommen ſoll.

Den Brief kann ich nicht zu Ende ſchreiben. Ich ſehne mich nach dem Ziel, und fürchte mich daran zu kommen. — Jetzt kann ich nicht länger Umſchweiſe machen. Wie iſts zu Hauſe? — Darf ich der ſüßen Hoffnung Gehör geben, die mir auf einer Seite winkt und mir Troſt und Geduld einſpricht, oder muß ich die ſchrecklichen Träume glauben, die mich nächtlich quälen und ängſtigen? O gewiß, die Wonne, die mich bei Tage umgiebt, muß ich Nachts doppelt büßen, und ſelbſt wenn ich den guten Jacobi zwiſchen ſeinen beiden Schweſtern ſitzend, von beiden geliebt, und ſo ganz glücklich ſehe, gehen mir die Augen über und ich möchte ſogleich vergehen. Gott! ich ſaß ehedem auch ſo! zwar nicht zwiſchen glücklichen Schweſtern, aber doch bei ihnen, half ihren Kummer tragen, half Troſt und Hoffnung einſprechen, die in meinem eignen Buſen nicht wohnten, und jetzt? wo ſind ſie? was wird aus ihnen? wem haben ſie ihr Herz auszuſchütten, wie ſie es ihrem Bruder zu thun pflegten? Laſſen Sie mich, liebſter theuerſter Vater, fragen, wie alles geht; laſſen Sie mich in Caſſel wiſſen, wie Sie ſo geſund, voll Zuverſicht, und von der Vorſehung nicht verlaſſen leben, ſo ruhig und ſtill alles um Sie iſt, damit der Tumult in meiner Seele geſtillt werde, und ich knieend meinem Gotte danken möge. O daß ich keine neuen Beſorgniſſe, keinen neuen Jammer erleben müſſe! wie könnte ich ihn ertragen!

Was macht die beſte Mutter? kann nichts auf der Welt, nicht einmal die Rechtſchaffenheit und Tugend ſelbſt uns vor Unglück ſichern? oder iſt ſie wenigſtens geſund? ich bete für ſie; wenns nur was hülfe! Ich kann in dieſem Augenblick nichts thun als hoffen, denn jetzt wäre mir kein Mittelweg, Hoffnung oder Verzweiflung. Wenn Ihr Brief ankommt, ſo will ich ruhiger ſeyn, Entſchloſſenheit, Geduld und Ergebung beſitzen, um auf alle Fälle bereit zu ſeyn. Und nichts muß mir verborgen bleiben, und wär' es auch noch ſo ſchlimm.

Ich küſſe Ihnen, liebſter Vater, und Ihnen, liebſte Mutter, die Hände. Euch, theure Geſchwiſter, umarme ich und wünſche Euch Ruhe des Gemüths, wenn Ihr keinen andern Troſt haben ſolltet, welches ich doch nicht glauben will. Sollten wir noch nicht bald ausgerungen haben? Ich muß durchaus in Caſſel bei Dohm vor dem 6. December, oder in Braunſchweig vor dem 20. Briefe von Hauſe finden.

No. VII.

Forſter an Jacobi *).

Caſſel den 1. Dec. 1778.

Ich halte Wort, liebſter, theuerſter Jacobi, und mache es zu meinem erſten Geſchäft, Ihnen zu melden, daß

---

*) In der, bei Gerhard Fleiſcher in Leipzig 1825 u. f. herausgekommenen Sammlung der Jacobi'ſchen Briefe befinden ſich mehrere, die in dieſe Sammlung gehören und ſie vervollſtändigen.

ich glücklich, d. i. ohne Hals- und Beinbrechen, angekommen, obwohl ich hundertmal Gefahr gelaufen, und mein Kreuz ganz mürbe geſtoßen iſt. Nun glauben Sie ja nicht, daß es mir eigentlich ums Worthalten zu thun iſt; wenn ich Ihnen ſchreibe, iſts purer Eigennutz; ich möchte ſo gern unaufhörlich um Sie ſeyn, und jeder Augenblick wie der jetzige iſt für mich eine Wohlthat, ein Genuß, den nur die Wirklichkeit übertrifft. In meiner Einbildungskraft ſtehen Sie vor mir. Ich ſchaue in das weite, offene, durchdringende Auge tief hinein, ein heller Lichtſtrom fließt aus Ihrem Blick, den ich begierigſt einſchlürfe. Dann überfällts mich wieder, daß ich die große weitſchauende Seele nicht faſſen kann; das Gefühl eigener Schwäche drückt mich nieder und der Lichtſtrom brennt wie elektriſches Feuer, daß ich nicht länger im Stande bin, ihn zu ertragen — und blinze. Courage mon coeur! wieder aufgeſchaut! nicht in die funkelnden Augen, ſondern auf die ſchöne, hohe, freundliche Stirne, die wieder ſanftes Zutrauen erweckt, die mir meinen Platz in dem edelſten Herzen anwies und meines Jacobi's Hand mir

---

Der Herausgeber dieſer Forſter'ſchen Briefe, welcher die Jacobi'ſchen kennt, findet die getroffne Auswahl gut — ein einzelner Brief Jacobi's an Forſter befand ſich neben einer Abſchrift desjenigen, der ihn veranlaßte, abgeſchrieben; er iſt in der Jacobi'ſchen Sammlung unterdrückt, den Leſern alſo gewiß um ſo viel willkommner; ſowie wir ſie dagegen auf einen Brief des Grafen F. L. zu Stollberg, vom Winter 1792, der ſich in der Jacobi'ſchen Sammlung befindet, aufmerkſam machen. Jacobi's damalige Geſinnung über Forſter wird daraus ſichtbar.

reichte, wo die Sonne ſo warm, wohlthätig und milde ſcheint, und dann verirrt in den vertraulichen, melancholiſchen Wald der ſchwarzen Augenbraunen, daß der ſanften Henriette eine ſtille, ſympathetiſche Thräne geweint, und mit dem lieben Schwärmer Woldemar Arm in Arm die Eine geſucht, die nie gefunden ward und nicht zu finden iſt.

Zurück aus der idealiſchen Welt in die wirkliche. So wie Woldemar ſich die Eine dachte, ſo kann ſie in dieſem unvollkommenen Leben bei unſern Mängeln und Einſchränkungen nicht gefunden werden. Aber dieſe einzige innige Seelenmiſchung beiſeite, gewinnen wir nicht auf eine andere Art dadurch, daß wir fähig ſind, mit mehrern Perſonen Liebe und Freundſchaft zu pflegen, innigſte wärmſte Freundſchaft, zärtlichſte Liebe? So denk' ich wenigſtens jedesmal, wenn ich Ihre beiden trefflichen Schweſtern in Gedanken um Sie ſehe und ſo ganz anſchauend Ihre gegenſeitige Liebe im Innerſten meiner Seele ſich verklärt. Glücklicher, beneidenswerther Fritz, der ſo geliebt wird und keine Trennung befürchten darf. Himmel! und Amalie *)! Für uns gewöhnliche Menſchen wäre ſo viel Wonne zu mächtig. Da erkennt Ihr großen Seelen Eure überwiegenden Kräfte und ſeyd ſtolz darauf! Hat Göthe auch Schweſtern?

Da kommen Beſuche, appointemens, neue Bekanntſchaften, — kurz, ich bin unterbrochen worden und muß ſchließen. Aus Weimar ſchreibe ich wieder. Lieber,

---

*) Jacobi's Gattin.

Beſter, bleiben Sie mein Freund und ſagen Sie Ihrer liebenswürdigen Gattin, Ihren guten Schweſtern, dem lieben Grafen Neſſelrode, dem giftigen Heinſe, dem ſanften Heſſe, — dem ehrlichen Rector, daß ich während meiner fünftägigen Reiſe hieher immer ohne alle Geſellſchaft geblieben und folglich Zeit genug gehabt habe, meinen Verluſt in ſeinem ganzen Umfange zu fühlen. Ach! könnte ich Sie wieder an dies einſame, öde, verlaßne Herz drücken! — Adieu! Ich fühle es, Göthe hat Recht mit ſeinem Menſchen, der auf ſich ſelbſt vertraut. Nur ſchade, daß ichs nicht kann.

No. VIII.

Forſter an ſeinen Vater.

Caſſel den 3. Dec. 1778.

Spät am 30. Nov. bin ich hier glücklich angekommen, vorgeſtern habe ich alle meine Briefe abgegeben, und geſtern habe ich bei Hrn. v. Waiz geſpeiſt. Heute ſoll ich bei dem General von Schlieffen eſſen und Sr. Durchlaucht dieſen Morgen ſchon präſentirt werden. Für diesmal werden Sie ſich mit einem ganz kurzen Briefchen begnügen müſſen. Bei Profeſſor Dohm habe ich den geſtrigen Abend mit Mauvillon zugebracht. Lichtenberg läßt mir durch Dohm ſagen: ich ſoll in Göttingen durchaus bei niemand anders als bei ihm, das iſt in Dietrich's Hauſe, logiren. In Düſſeldorf iſt mirs ganz wohl geweſen; es traf ſich, daß der münſter'ſche Miniſter von Fürſtenberg, von dem Sie wohl als einem ganz trefflichen Mann gehört haben werden, ein Rad an ſeinem Wagen in Düſſeldorf zurecht machen ließ; auf dieſe Art habe ich ihn am Abend zwei Stunden bei Jacobi, und am Morgen zwei Stunden bei ihm im Wirthshauſe geſprochen. Er ſcheint mit mir zufrieden, und erbot ſich zu Dienſten. Mir gefiel er als Philoſoph, der in allen Wiſſenſchaften gründlich bewandert iſt, richtige Beurtheilungskraft, erſtaunliche Beleſenheit hat, vor allen Dingen aber der rechtſchaffne Menſchenfreund, und viel mehr Volks- als Fürſtenfreund iſt.

No. IX.

Forſter an ſeinen Vater. (Aus dem Engliſchen.)

Caſſel den 8. Dec. 1778.

Einen engliſchen Brief! oder ich vergeſſe die Sprache, die mir lange geläufiger war als alle andern. Donnerstags hatte ich die Ehre, Ihre Beobachtungen Sr. Durchlaucht auf dem Kunſthauſe, im Antiquitätencabinet, zu überreichen. Er hat dieſe Sammlung aus Italien mitgebracht, fragte mich über verſchiedne Stücke derſelben um meine Meinung, und ſcheint, ohne beſondere Kenntniſſe davon zu haben, doch ganz darein verliebt. Ich nahm der Gelegenheit wahr, zu äußern, wie glücklich Sie beim Anblick einer ſo großen, ſeltnen, ſchönen Sammlung ſeyn würden, (unter uns verdient ſie dieſes Lob nicht im ganzen Umfang.) Dieſes gab ihm Gelegenheit ſich nach Ihnen zu erkundigen und zu fragen: ob Sie die Alterthümer zu Ihrer Wiſſenſchaft gemacht hätten? Meine bejahende Antwort ſchien ihm Vergnügen zu machen. Seitdem ſprach ich mit dem Baron W. von demſelben Gegenſtand; er iſt Ihr wahrer Freund, ein gutmeinender Mann und wünſchte ſehr Sie hier zu haben, doch fürchtet er, es möchte Ihrer zahlreichen Familie wegen ſchwer ſeyn, da es Sie nöthigen würde einen größern Gehalt zu erwarten, als man hier zu geben gewohnt iſt.

Für das Buch ſoll ich ein Geſchenk an Gelde bekommen. Baron W. befragte mich darüber, und meinte, es würde mir lieber ſeyn als eine goldne Doſe. Es wird ungefähr den Werth von des Königs von Dänemark goldner Medaille haben. Wegen meiner Zeichnungen, die Jedermann und der Landgraf ſelbſt bewundert, wird hier wohl nichts zu thun ſeyn. Hier ſind Alterthümer das Einzige, das Geltung hat. Mir däucht, Sie würden ſich hier wohl befinden, wenn Sie das Studium der Naturgeſchichte und Alterthümer, in denen beiden es keinen Mann von Anſehn giebt, zuſammen verbänden. Der Marquis von Lucheſi iſt ein artiger, angenehmer Mann, fragt aber wenig nach Alterthümern, ſeine Sache iſt hauptſächlich Mineralogie; Hr. Reg. Schminke, welcher die Aufſicht über die Antikenſammlung hat, zeigt auch weder Vorliebe, noch beſondere Kenntniſſe, um irgend etwas in dieſem Fache zu thun; ſein ganzes Studium iſt eigentlich alte Schriften und Urkunden. Nie war eine Stadt ſchöner gelegen als Caſſel; es iſt nicht ſo groß wie Berlin, und in Rückſicht von Geſellſchaft? — was für Geſellſchaft ſehen Sie denn in London? Die Profeſſoren und ihre Frauen leben hier ſehr zurückgezogen, ganz auf ihre Familie eingeſchränkt, und in meinem Leben hat mich nie ſo etwas in Verwunderung geſetzt, wie die Häuslichkeit ihrer Kleidung. Für einen Mann iſt ein ſchwarzer Rock eine anſtändige Kleidung, um an den Hof zu gehen, den Miniſtern aufzuwarten u. ſ. w., übrigens kleiden ſie ſich wie ſie wollen, und halten nur weibliche Bedienten, denen man zehn bis zwölf Thaler des Jahres giebt. Männliche Bedienten erhalten funfzig bis ſechzig Thaler und eine Livrey. Für 200 Thlr. hätten Sie eine zierliche Wohnung im erſten Stockwerk, denn die Häuſer ſind hier nach franzöſiſcher Sitte gebaut, mit einer verſchiedenen Familie in jedem Stockwerk. Wenn ich erſt mehr von der Sache erfahre, ſollen Sie wieder einen Brief erhalten. Der Landgraf beſteht darauf, daß ich bis zur nächſten Sitzung der Geſellſchaft der Alterthumsforſcher bleiben ſoll. Letzten Donnerstag ſpeiſte ich bei General S. zu Mittag; er iſt Ihr Freund in jedem Betracht, und ein wirklich großer Mann. Bei Tiſche ward keine Geſundheit getrunken als die Ihre, die er zu meinem großen Erſtaunen ausbrachte. Es waren fünf Profeſſoren dabei gegenwärtig. Montags ſprach ich ihn wieder über verſchiedene Zweige der Literatur, über die er tief, klar, gelehrt und ſcharfſinnig ſpricht u. ſ. w.

Gott ſegne und beſchütze Sie, lieber Vater, und meine Mutter und Schweſtern.

No. X.

Forſter an ſeinen Vater.

Caſſel den 14. Dec. 1778.

Liebſter Vater, noch immer in Caſſel! Ja, Sie wiſſen, wie es an Höfen geht, daß alles in einer gewiſſen Carriere Schritt vor Schritt und nicht anders ſich bewegt, kurz, daß man warten, hoſiren, wedeln muß, und am Ende vielleicht doch nichts abbringt. Ein Geſchenk von 50 Ducaten, welches der Landgraf mir in Abweſenheit des Hrn. v. W. durch den Marquis v. L. einhändigen ließ, ſoll mit eheſten, entweder von Göttingen oder Braunſchweig aus, Ihnen übermacht werden. Auf Zeichnungen und Pflanzen kann er ſich nicht einlaſſen, weil er jetzt ſo viel auf Alterthümer verwendet. Dagegen ließ er mir vorigen Montag durch den M. v. L. ein Patent als Ehrenmitglied ſeiner Antiquitätengeſellſchaft überliefern, und mir zugleich ſagen: ich möchte doch bis zum Sonnabend, den 12. dieſes, hier bleiben und der Verſammlung beiwohnen. Ich arbeitete in den Abend- und Morgenſtunden, ehe ich Beſuche ablegen ging, an einer Antrittsrede, worin ich etwas von Aehnlichkeit der Sitten des Alterthums mit den Sitten jetziger Völker, auf übereinſtimmenden Staffeln der Civiliſation, handelte. Das Ding gefiel ſehr, ob es gleich ein ganz flüchtiger Aufſatz war, an dem ich nur Abends um acht Uhr, wenn ich vom Schmauſe zurückkam, und Morgens um ſechs Uhr, wenn ich heiß und durſtig erwachte, hatte arbeiten können. Hr. v. S. war ganz beſonders damit zufrieden, und ließ mich des folgenden Morgens zu ſich rufen. Er trug mir von Seiten Sr. Durchlaucht an, daß ich hier bleiben, und eine Stelle beim Carolinum antreten ſollte. Ich hätte dem Herrn außerordentlich gefallen, und obſchon keine Lücke da ſey, käm es ihm darauf nicht an, wenn er das Talent encouragiren wollte. Ich antwortete: daß vermuthlich Sr. Excellenz mit einer freimüthigen Antwort beſſer gedient ſey, als mit einer gekünſtelten, folglich wollte ich ihm aufrichtig meine Lage darſtellen. Ich ſey ein junger Menſch, dem ſeine Freunde in Berlin verſchiedene Ausſichten eröffnet hätten, der theils an der Akademie, theils am botaniſchen Garten daſelbſt anzukommen hoffte, und vermittelſt des Werkes, welches ich unternommen, die Sache abwarten könnte, ohne mich zu beunruhigen. Dagegen wär es meines Erachtens viel beſſer, wenn Se. Durchlaucht verſuchten, Sie herzuziehen, da Sie verſchiedene Zweige der Naturgeſchichte weit beſſer wüßten als ich, mit antiquariſchen Kenntniſſen ſich lange abgegeben, und in Betracht der alten Geſchichte, der Lecture aller alten Schriftſteller, und der ausgebreitetſten Bücherkenntniß auf alle Weiſe nützlich, und vorzüglich zu brauchen wären. Er erwiederte ſogleich, daß Ihre Wiſſenſchaften und großen Kenntniſſe ihm nicht unbekannt geblieben wären, allein für jetzt ſey es keineswegs praktikabel Sie hierher zu ziehen. In der Folge der Zeit könnte ſich eine Lücke ereignen, die Ihnen anſtändig und für Ihre Bedürfniſſe auch hinreichend wäre. Es ſey leicht einen jungen einzelnen Menſchen anzuſtellen, wenn auch keine der gewöhnlichen Stellen vacant wäre, aber mit einem Manne wie Sie, der eine große Familie hätte, ginge das nicht an, indem man ſo viel nicht extra entbehren dürfte. Er hätte Sie ſehr gern hier, nur müßte man die Zeit abwarten; inzwiſchen könnte ich immer eine Stelle annehmen. Ich ſagte: die Naturgeſchichte, mein Fach, habe ja ſchon einen Profeſſor der Botanik und einen der Chemie. Er aber antwortete: wenn es ſich an nichts anderes ſtieße, würde es nicht ſchwer ſeyn, dem Kinde einen Namen zu geben. Ich fuhr fort: mir wäre der Ort gleichgültig, wo ich lebte, wäre ich nur verſichert, daß ich vergnügt und zufrieden ſeyn, und Gelegenheit finden könnte meine Kenntniſſe zu erweitern. Dagegen kriegte ich zu hören: ich müßte wohl zugeben, daß Caſſel ein ſchöner Ort ſey, in einer ausnehmend ſchönen Lage, die Ausgaben ſeyen gering, der Umgang mit gewiſſen ausgeſuchten Leuten angenehm, und in meiner Lage blieb mir zum Studiren immer noch viel Zeit übrig. Ich könnte ja hier ſo gut wie in Berlin am Naturlexikon arbeiten, er ſelbſt beſchäftige ſich mit der Naturlehre, und das iſt wahr, er kennt alles, was darüber geſagt worden iſt, hat Buffon mit connaissance de cause geleſen, und beurtheilt ihn richtig. Dabei weiß er in allen andern Wiſſenſchaften eben ſo viel, und hat eben ſo gründliche Kenntniſſe, alles iſt hell in ſeinem Kopfe. Und er könne mir manchmal wohl eine neue Bemerkung mittheilen. Ich ſagte: wenn alles andere zugegeben würde, ſo fehlte es an Büchern die Naturgeſchichte betreffend in der hieſigen Bibliothek. Dies geſtand er gerne, und noch dazu, daß zur Bibliothek „ein lächerlich kleiner Fonds" beſtimmt ſey, daß aber alles auf einmal nicht geſchehen könne, und daß er künftig vielleicht auch dafür ſorgen würde. Uebrigens ſey Göttingen in der Nähe, und wenn ich von da aus Bücher geliehen kriegte, ſo würde es gewiß nicht das erſte Exempel von der Art ſeyn. Ich hatte nun noch einzuwenden, daß mir damit nicht gedient ſey, wenn man glaubte, daß ich, nachdem ich hier einmal angeſtellt wäre, auf alle auswärtige Ausſicht Verzicht thun müßte. „Mit nichten, ſehen Sie dies als eine erſte Stufe an, ein junger Mann muß doch irgendwo anfangen, Sie bekommen ohnehin beſſere Bedingungen, wenn Sie an einem Orte geweſen ſind. Und ſo ungern ich Sie verlieren würde, ſo lieb wird es mir doch ſeyn, wenn Sie beſſer und glücklicher anderswo verſorgt werden." Ich ſagte noch, meine Reiſe nach Berlin müßte ich auf alle Fälle doch fortſetzen, indem ich dort Geſchäfte zu betreiben hätte, die meine Gegenwart heiſchten. „Er würde keinen Augenblick anſtehen mir völlige

Zeit zur Reiſe zu geſtatten, nach deren Vollendung ich mein Amt hier antreten dürfte. Ich ſollte alles reiflich überlegen, meine jetzige und anderweitige Ausſichten mit dem Anerbieten des Landgrafen aufwiegen und ihm heute um zehn Uhr Beſcheid ſagen." — Jetzt geh ich hin.

Noch nichts! — Zum Profeſſor der Naturgeſchichte will man mich, und nichts oder wenig zu thun; aber auch nur 300 Thlr. Gehalt, dabei ſoll ich Zeit genug haben, das Naturlexikon und Buffon zu bearbeiten. Uebermorgen bekomm' ich die finale Antwort. Wenn mir nicht wenigſtens 500 Thlr. geboten werden, nehm' ich's nicht an.

Der Brief enthält lauter Geſchäfte. Meine Ungeduld und Sehnſucht in Göttingen zu ſeyn, oder Briefe und gute tröſtliche Nachrichten von Hauſe zu bekommen, ſteigt jetzt, da ich ſo lange nichts gehört habe, zu einem unleidlichen Grad. Gott behüte Sie, und gebe Ihnen Stärke und Muth in Gefahren und Nöthen. Viel Glückliches beſcheer' er Ihnen zum neuen Jahre. Ich küſſe meiner lieben Mutter die Hände, umarme meine lieben Schweſtern, und bin unaufhörlich

Ihr zärtlich gehorſamer Sohn.

No. XI.

Caſſel den 17. Dec. 1778.

Ich kann nicht länger anſtehen, mein Beſter, Ihre zwei lieben Briefe zu beantworten, die mich mit dem ſeligſten Gefühl erfüllten. Thränen der Rührung, der Freundſchaft und der Freude. Zuverſicht, daß mir in den Seelen meiner Geliebten auch mein Theil beſchieden iſt, daß ich ganz gekannt werde, daß man mich von der Menge abſondert. O, gewiß, im Gewühl von Menſchen, Geſchäften, Gaſtmahlen, bedurfte mein Gemüth eines ſolchen Balſams, indem es einſam und trauernd umherſchaute, und nicht fand, wem es ſich anvertrauen durfte.

Wie freut es mich ſo inniglich, daß Sie mich nun auch recht lieb haben! Edler, trefflicher Freund! Die Saite tönt hier, welche Sie ſo herrlich berührt haben. Ich gewann Sie unausſprechlich lieb beim erſten Anſchauen. Meine ungeläufige Zunge konnte Ihnen das nicht ſagen, wenns Ihnen mein Blick nicht verrieth, bin ich zu bedauern, und muß mir die Vorwürfe machen, die Sie ſich ſelbſt ſo ungerechter Weiſe zueignen. Gott, wer bin ich, daß Sie ſich meinetwegen etwas vorzuwerfen hätten? Haben Sie nicht alles, alles gethan, was Ihr großes, gefühlvolles Herz Ihnen eingab, alles, was mich in überſchwenglichem Maße bei Ihnen glücklich macht? Daß Sie mich nicht ganz genoſſen haben, davon liegt die Schuld gewiß nicht an Ihrer Empfindungskraft, ſondern an meinem Unvermögen, Empfindungen zu erwecken. Sie erfüllten mich ganz, und dies konnte ich nicht. Aber ein redliches, warmes Herz, das vor lauter Gefühl verſtummte, das konnte ich Ihnen entgegenſetzen und das haben Sie ganz empfunden, denn Sie belohnen es mit der edelſten, zärtlichſten Freundſchaft. Ach, ich wünſche mir auch die vier glücklichen Tage zurück; ſo wenig ich die Gabe zu ſprechen beſitze, ſo ſehr ſollte Ihnen doch Mund und Blick und Händedruck für die Theilnehmung an meinem Schickſale danken. Jetzt bezeuge ich meine Erkenntlichkeit nicht beſſer, als mit dem unbeſchränkteſten Zutrauen. Ihre Liebe verdient dieſen Lohn, der für gemeine Seelen Peinigung iſt.

Mein Wunſch, zwei Jahre für mich zu leben, iſt nunmehr vereitelt, zum Theil, wie ich hoffe, glücklich vereitelt. Nichtsdeſtoweniger zollt Ihnen mein Herz und eine Thräne, die mir aus den Augen ſchießt, verdienten Dank! Ich bin wider alles Vermuthen, und ohne die geringſte Abſicht darauf geworfen zu haben, vom Landgrafen zum Profeſſor der Naturkunde am hieſigen Carolino ernannt worden, und habe die Stelle mit 450 Thlr. Beſoldung angenommen. So ſchwer es mir anfänglich halten wird, mich hier einzurichten, ſo lieb iſt es mir doch, einen feſten Fuß bekommen zu haben, indem ich nicht zweifle, daß ich die Fortſetzungen der Martini'ſchen Werke auch hier ausarbeiten kann. Ich habe mir drei Monate Urlaub ausgebeten und reiſe über Braunſchweig ſo eilig als möglich nach Berlin, um die bewußte Sache ins Klare zu bringen. Was mir die ſtärkſte Hoffnung giebt, daß mir der Buchhändler ſeinen Contract noch läßt, iſt nicht ſowohl meine Kenntniß der Sache, als der kleine Umſtand, daß ich wegen meiner Reiſe, meines Equipements u. dgl. bei ihm in ſtarken

Vorſchuß gerathen bin, den er auf andere Art ſo bald nicht zurückbekommen dürfte. Ueber Weimar und Gotha nehme ich meinen Rückweg hieher. Die zwei Umſtände, die mich am meiſten unglücklich machen, ſind die dringenden Bedürfniſſe meines Vaters und ſeiner großen Familie, denen ich bis jetzt noch nicht im Stande bin unter die Arme zu greifen, und dann das beſonders Drückende, mit Schulden anzufangen, dem ich mich nun durchaus habe unterwerfen müſſen, um vor Unthätigkeit nicht alles zu Grunde gehen zu laſſen. Das Bewußtſeyn, daß in London weiter nichts zu thun, nichts zu hoffen ſey, beſchleunigte meine Abreiſe nach Deutſchland, nicht ſowohl um für mich zu ſorgen, ſondern um für meinen Vater irgend eine Lücke auszuſpähen, wo der unglückliche, betrogene Mann zur Ruhe kommen, d. i. in Sicherheit vor der ſchweren Laſt der Nahrungsſorgen, fortarbeiten, der Welt und ſich ſelbſt wieder nützlich ſeyn könnte. Kaum war ich hier angekommen, ſo ſtellte ich alles ins Werk, ihn hieher zu ziehen; weil ich den Vortheil hatte, behaupten zu dürfen: pater meus major est me, ſchmeichelte ich mir, daß, wenn ich ſo glücklich wäre, für meine Perſon Beifall zu finden, meine Abſicht deſto eher erfüllt werden könnte. Herr v. Schlieſſen, der Maecenas oder der Fürſtenberg von Caſſel, ein ganz vortrefflicher und wahrhaft großer Mann, kannte mich und meinen Vater noch von ſeiner Reiſe nach London her. Er ließ mir unverdiente Ehre widerfahren, und ich hatte das Glück ihm zu gefallen. Eine kleine Antrittsrede in der hieſigen Geſellſchaft der Alterthümer erwarb mir vollends ſeinen Beifall und noch in einem größern Grade das Wohlwollen des Landgrafen, der dort ſelbſt präſidirt. Den Tag darauf wurde mir die Profeſſur angetragen. Ich ſprach umſonſt, daß man meinen Vater herberufen ſollte. Die Antwort war: man könnte für mich eine neue Stelle erſchaffen, aber nicht für einen Mann mit Familie, der wenigſtens dreimal mehr zum Leben brauchte als ein lediger Menſch. Indeſſen machte mir der Miniſter Hoffnung, daß ſich mit der Zeit vielleicht eine Lücke zeigen könnte, die ihm anſtändig und für ſeine Bedürfniſſe zureichend wäre. So weit ſind wir jetzt. Ich reiſe noch zum Theil mit der Abſicht, anderwärts auszurichten, was hier noch zur Zeit unmöglich war. Ein Sohn ſollte nicht vom Vater urtheilen und ſein Lob oder Tadel verkündigen, aber Sie kennen mich. Der meine iſt alſo in allem Betracht ein nützlicher, brauchbarer Mann für die Wiſſenſchaften, der gründliche Gelehrſamkeit, auserleſene Literatur- und Bücherkenntniß beſitzt, dabei ein guter Naturkundiger, Antiquar und auch Theologe, obſchon letzteres ihn nicht mehr beſchäftigt, noch, wie ich glauben kann, ihn als Wiſſenſchaft intereſſirt. Seine Hitze, Heftigkeit und eifrige Verfechtung ſeiner Meinungen haben ihm unermeßlichen Schaden zugefügt, ſo wie es ein Unglück für ihn iſt, daß er die Menſchen nicht kennt und nie kennen wird. Immer mißtrauiſch und leichtgläubig, wo er es gerade nicht ſeyn ſollte. Ich will nicht in Abrede ſeyn, daß dieſe Eigenſchaften nicht etwas beitragen, ſeine Sache mit dem engliſchen Miniſterio zu verderben; aber grauſam und ein Schandfleck für England iſt es, einem Manne, der nichts in re, ſondern in modo fehlte, ſeinen verdienten und immer verſprochnen Lohn ganz und gar abzuſprechen und ihn auf ſolche Art ins Unglück zu ſtürzen. Er hatte alle ſeine Ausſichten aufgeopfert, um ſich in Zeit von zehn Tagen mit mir zu einer Reiſe von ſo langer Dauer, die von ſo vielen unzähligen Gefahren und Mühſeligkeiten wimmelte, einzurichten. — — — Welch eine Beichte! Theurer Jacobi! Sie haben ſie gewollt. Ich verlaſſe mich ganz auf Ihre Freundſchaft, daß Sie mich nicht darinnen verkennen werden. Ich habe jetzt Hoffnung, daß alles ganz gut gehen werde. Nur um ein Bischen mehr von Göthe's Gefühl des Vertrauens auf ſich ſelbſt! Sagt man nicht, und mit Recht, daß dem Menſchen ein jedes Unternehmen gelingt, wenn es recht angefangen und richtig betrieben wird?

Nil mortalibus arduum! Und das innere beruhigende Gefühl der Rechtſchaffenheit, iſt es für nichts zu rechnen? Und der entzückende Gedanke, von den würdigſten Menſchen geliebt zu werden, und jeder Augenblick, den die Seele bei der Ihrigen zubringt, ſich hindenkt in den vertraulichen Cirkel und mitten unter Euch erſcheint und Euer lauſchendes Ohr freundlich begrüßt, — kann er nicht das Andenken eines Mannes von Qualen tilgen und haftet er nicht feſt an unſerm Weſen? — — Aus Mangel der Zeit ſchließe ich. — — O, alles, was die gerührteſte Seele Zärtliches und Nachdrückliches ſagen kann, um ihre Rührung und ihr Freundſchaftsgefühl an Tag zu legen, das ſagen Sie, beſter Mann, den theuren Ihrigen. Ich vergehe vor Wonne und Wehmuth, wenn ich mich jener glücklichen Stunden erinnere.

No. XII.

Forſter an ſeinen Vater.

Caſſel den 27. Dec. 1778.

Liebſter Vater, inliegend iſt eine Aſſignation auf Hrn. v. Natter von 20 Pf. St., welche ich durch gütige Vermittelung des Hrn. v. S. erhalten, und Ihnen alſo, eher als ichs hoffte, remittiren kann. Wenn ich nach Braunſchweig komme und dort etwas habe, ſoll es ſo bald als möglich nach Paddington expedirt werden. — Ich habe endlich hier die Stelle als Profeſſor der Naturkunde am Collegio Carolino angenommen, weil ich nach meiner Einſicht und dem Rath meiner hieſigen Freunde nichts Beſſers thun konnte. Ich bekomme 450 Thlr. und habe Hoffnung bald eine Zulage zu erhalten. Künftigen Sonntag reiſe ich über Göttingen, wo ich mich dieſes Mal gar nicht aufzuhalten gedenke, nach Berlin. Dort gebe ich mir alle Mühe Ihre Sache zu betreiben, und reiſe gewiß bis nach Breslau, es müßte mir denn an dem Beſten, an Reiſegelde, fehlen, doch auch damit müßten mir meine Contracte mit den Buchhändlern aushelfen.

Mit Ausgang des Monat März muß ich mich wieder einfinden und mein Amt antreten.

Möge doch meine Entſchließung Ihren Beifall erhalten! Ich bin vollkommen überzeugt, daß ſie meinen fernern Ausſichten nicht zuwider iſt, im Gegentheil wird man mir mehr bieten müſſen, als ich jetzt habe, wenn man mich anderwärts wohin vocirt, und dies wird um ſo eher geſchehen, wenn man weiß, daß ich in Deutſchland bin, und eine Profeſſur angenommen habe. Uebrigens kann ich in Caſſel gut leben, und würde keinen auswärtigen Ruf ſo leicht annehmen, bis ich nicht gewiß wüßte, daß ich hier nicht eine ebenſo beträchtliche Zulage bekäm, als die, ſo mir dort angeboten würde. Und dieſes iſt bei einem ſo großen, vortrefflichen Mann, als dem G. v. S., nicht anders zu vermuthen.

Schreiben Sie mir doch bald, wie es zu Hauſe ſteht. Ich zwinge mich ruhig und in Faſſung zu bleiben, allein wer könnte das beſtändig? Der Himmel, welcher mein Unvermögen verordnet hat, ſieht, wie ſehr es mein Herz angreift. Allein nunmehr ich feſten Fuß habe, will ich mich emporarbeiten, um unſern Beſorgniſſen und Qualen ein Ende zu machen, oder ich will darüber zu Grunde gehen.

Herr Banks wird wohl Präſident der Societät ſeyn. Ich habe ihm das Stück: der Vaderlandsche Lettero Offeningen, worin Camper's Elephant enthalten iſt, geſchickt. Es kann, nebſt einer trocknen Pflanze, mehr meinen guten Willen, als meine Fähigkeit ihm nützlich zu ſeyn, beweiſen. Künftig kann ich ihm vielleicht nützlicher werden. Grüßen Sie ihn beſtens von mir, und Dryander'n auch.

Krieg oder Frieden! Die große Frage bleibt noch immer in Zweifel ſchweben. Ich fürchte das Erſte, und zwar allgemein über ganz Europa. Die Holländer ſelbſt werden diesmal Partei ergreifen müſſen.

Ich kann in Braunſchweig noch Ihre Antwort bekommen, wenn Sie mit umgehender Poſt ſchreiben. Ach, wenn Sie wüßten, wie ich nach Nachricht ſeufze. Meiner beſten Mutter und meinen Geſchwiſtern ſagen Sie alles, was ein Sohn und Bruder fühlen kann, der ſo zärtlich geliebt wird. Ich küſſe Ihre Hand. —

Ich will hoffen, das Otterngezücht am Ruder von England kriegt noch dieſe Sitzung des Parlaments ſeinen verdienten Lohn. Raro antecedentem scelestum deseruit pede poena claudo.

No. XIII.

Göttingen den 24. Januar 1779.

Liebſter, beſter Vater!

Ich bin vor drei Tagen hier endlich angekommen, und habe ſogleich bei unſerm würdigen Freunde, Herrn Pr. Lichtenberg, in Dietrich's Hauſe logiren müſſen. Ich habe jetzt ſchon alle meine Beſuche abgelegt, und bin zu den vornehmſten Profeſſoren gebeten. Immer wünſche ich, daß Ihnen mein Entſchluß, die Profeſſur in Caſſel anzunehmen, gefallen möge.

Wieder auf Göttingen zu kommen. Von Ritter Michaelis, wo ich geſtern geſpeiſt habe, Hofr. Heyne, Käſtner, Prof. Murray, Feder, Blumenbach, Kulenkamp u. A., die Ihnen alle recht herzlich gut ſind, ſoll ich viele Grüße beſtellen. — Kaum war ich angekommen, ſo erzählte mir Pr. Lichtenberg, Herrn Meiners läge nichts mehr am Herzen, als mir zu geſtehen, er habe mir ſehr Unrecht gethan, und mich ganz unrichtig beurtheilt, weil er durch das Unſchlüſſige in meiner Vorrede (wo ich noch nicht mit der Sprache gegen Sandwich ganz heraus wollte, ſondern nur von weitem anſpielte) auf den Gedanken gebracht worden, wir hätten wirklich nicht das Recht gehabt, eine Reiſebeſchreibung zu publiciren. Durch den Brief an Lord S. ſey ihm aber auf einmal die Sache einleuchtend geworden, alles ſey ihm nun entwickelt, und er habe dieſen Brief ſo recenſirt, daß Heyne es nicht habe drucken laſſen wollen, bis er es etwas gemildert hätte, indem er ſich ſelbſt und der Univerſität durch zu große Heftigkeit auf unſrer Seite ſchaden könne. Heyne iſt Ihnen übrigens ganz gewogen; er iſt auch ein vortrefflicher Mann. Seine Lobſchrift auf Winckelmann hat bei unſrer Caſſelſchen Societät der Alterthümer den Preis erhalten, der darauf geſetzt war.

Geſtern Abends hatten Prof. Lichtenberg und Sprengel, die beide in Dietrich's großem Hauſe wohnen, noch zehn Profeſſoren zu ſich gebeten (nämlich den Prorector magnificus Kulenkamp, Heyne, Käſtner, Büttner, Meiners, Gmelin, Wrisberg, Meiſter, Feder, Blumenbach und Murray). Wir waren ſehr vergnügt und mit einander zufrieden. Ich ſaß zwiſchen den beiden erſten, als denen, die hier allemal die Ehrenſtellen bekommen.

Wie ich Büttner'n beſuchen ging, platzten drei kleine Kuterhunde auf mich los, und plafften ohn' Unterlaß. Er ſaß in einer Wolke von Tabacksdampf, mit einem Wort, ich dachte an den Cerberus und Acheron. Seine Gedanken folgen einander ſehr langſam, ſo daß, wenn man von hundert verſchiedenen Sachen geſprochen hat, er oft die ganze Zeit über bei einem einzigen Gedanken bleibt, und vielleicht nach Verlauf einer halben Stunde wieder davon anfängt, als ſagte er es im Zuſammenhange mit ſeinem letzten Wort. Wir ſprachen geſtern von taheitiſchen Hunden, darauf wurden meine Zeichnungen vorgewieſen; gegen das Ende redete er mich wieder an, und frug mich etwas, was ich auf den vor uns liegenden Vogel deutete; aber es war noch von eben den Hunden, davon ſeit langer Zeit ſchon keiner was geſagt hatte. Er hat neulich wieder in den Comm. Gott. eine Sprachabhandlung drucken laſſen, und es kommen ſieben Kupfertafeln dazu, wovon fünfe fertig ſind. — Er hat Ihre taheitiſchen Sachen nach Backmeiſter's Vorſchrift in der letzten Societätsverſammlung vorgeleſen, und ſie haben großen Beifall erhalten, ſowie auch die peguaniſchen Schriftzüge. — Nächſtens ſchickt er Ihnen wieder das

Blatt, welches Sie verloren hatten, mit ſpaniſchen, mexikaniſchen und peruaniſchen Wörtern.

Von der trefflichen Gatterer'ſchen Geographie hat Ihnen Prof. Lichtenberg ſchon geſchrieben. Schade daß nur ein Band heraus und der Mann ſo kränklich iſt. Seiner Tochter Philippine Gedichte werden Sie durch die Götting. Anzeigen ſchon kennen. Sie ſind ſehr ſchön, und das Mädchen iſt ſo lebendig, ſo witzig, ſo freimüthig, daß mein erſter Beſuch gleich über drei Stunden dauerte, und ich die ganze Zeit faſt allein mit ihr ſprach, während das Lichtenberg die übrige Familie, die ſehr zahlreich iſt, unterhielt. Ihre ältere Schweſter boſſirt niedlich in Wachs, und iſt hübſcher, auch ſehr angenehm im Umgang. Aber Philippinen ſteht das Maul nie ſtill.

No. XIV.

Forſter an ſeinen Vater.

Deſſau den 21. März 1779.

Mein lieber Vater, ſeit ich Ihnen von Potsdam aus geſchrieben habe, werden an vierzehn Tage verſtrichen ſeyn, folglich haben Sie längſt einen andern Brief erwartet, und ich habe auch ſchon das Bedürfniß zu ſchreiben gefühlt. Es hat diesmal nicht an Gelegenheit und Zeit, ſondern bloß an Subject gefehlt, denn ich kanns nicht über mein Herz bringen, daß Sie den Shilling, der beſſer genutzt werden könnte, mit trocknem Munde für mein unbedeutendes Geſchmier hingeben ſollen. Wenn nur der Brief einen Shilling werth iſt, ſchicke ich ihn gern ab. In dem von Potsdam war zwar wenig Troſt, allein ich wollte Ihnen doch den Empfang des Ihrigen melden, und Ihnen Hrn. v. Z's. Gedanken und Entſchlüſſe darüber mittheilen. Gott gebe, daß Ihnen in der Zwiſchenzeit beſſerer Troſt und thätigere Unterſtützung zugefloſſen iſt, daß die wenigen edeln Seelen, die gewiß auch noch in jenem verderbteſten Welttheil anzutreffen ſind, ſich Ihrer ſchon angenommen, und Sie von allen Schwierigkeiten befreit haben mögen. Jetzt, da Sie alle Ausſichten in England für die Zukunft fahren laſſen, da Sie keinem länger im Wege ſtehen wollen, wird man doch wenigſtens Ihre Abreiſe beſchleunigen und möglich machen. Jetzt, ſollte alle Erbitterung und Animoſität aufhören. Ich hoffe und harre mit Schmerzen.

Von Potsdam reiſte ich nach Kloſterbergen zu unſerm vortrefflichen Freunde, dem Abt Reſewitz, deſſen Geburtstag ich mit feiern geholfen, der auf dem Kloſter immer nach altem Brauch als ein hohes Feſt begangen werden muß. Dieſer herrliche Mann — doch Ihnen werd' ich ihn nicht beſchreiben, genug ich verehre ihn als Freund und als Menſch. Von da ging ich hierher nach Deſſau, und fand hier wieder die guten Leute, die wir in Percysſtreet zuerſt geſehen haben. Ich führe bei ihnen ein ziemliches Faullenzerleben, gehe Mittags und Abends zur Tafel, und treibe mich in der Zwiſchenzeit um, wo mirs gefällt. Gewiſſermaßen iſt mir dieſe

Ruhe ſehr nöthig, nachdem ich in Berlin in einem beſtändigen Wirbel gelebt und mein ſelbſt nicht mächtig geworden bin, nachdem man mich dort zu Tode gefragt und mit unzähligen gleichgültigen Bekanntſchaften überſchwemmt hatte. In wenigen Tagen bin ich endlich wieder in Caſſel, und gehe ruhig an meine Arbeit, mit einer Ueberzeugung, daß Fürſten doch wirklich Menſchen ſeyn können, wenn ſie nur wollen. Ein Satz, der ſich mir einmal nicht ſo gar überzeugend dargeſtellt hat. Jetzt bin ich wieder mit dem Geſchlecht der Durchlauchtigkeiten ſo halb verſöhnt, um der guten (ich ſetze da eine Emphaſe drauf), um der guten Fürſten willen, die ich hier faſt noch beſſer finde als damals in England. Und was ſie an mir gethan, iſt ſicherlich nicht um mein ſelbſt willen geſchehen, denn ſo dumm und ſtumm, wie ich hier bin, war ich noch nie (auch weiß ich es keiner äußern Urſache zuzuſchreiben, denn ein leichter Schnupfen kann die Wirkung nicht thun). Mein Gedächtniß iſt mir nicht ſo treu wie gewöhnlich, ich habe mich oft gequält, Sachen zurückzurufen, die zum Geſpräch und zur angenehmen Unterhaltung Stoff hergeben könnten, wenn ich mit dem Fürſten und der Fürſtin ſpazieren geweſen bin; aber umſonſt, in meinem Kopfe war es und iſt es noch wüſte und leer. Mein Herz können ſie nicht ganz verkannt haben, ſonſt wäre es unbegreiflich, daß ſie noch mit mir umgehen. Des Menſchen Seele iſt ein unbegreifliches Ding! Bald Feuer und Aether, bald betäubt und in ſich ſelbſt verſchloſſen. Ich habe Tage, oder beſſer Abende, in Berlin gehabt, bei Nicolai, Engel, Bieſter und dergleichen Leuten, wo ich ausnehmend heiter, voller Hiſtörchen, Einfälle u. dergl. war, und meiner Geſellſchaft Vergnügen machen konnte. Warum kömmt dieſe Laune nicht wieder, wenn ich ſie mir wünſche, bei Perſonen, welche auch heiter ſind, keine ſchwarze, ſtörriſche, ſondern eine ſanfte, himmelblaue und roſenrothe Tugend verehren? — Für das bischen Höflichkeit, das wir ihnen damals in London erwieſen, können ſie ſich nicht oft genug erkenntlich zeigen, und von den paar Lappen taheitiſchem Zeuge, die wir ihnen gaben, habe ich alle Tage hören müſſen. Die Etiqüette am Hofe iſt juſt die ſtrengſte nicht; aber ſie genirt den Fürſten doch, der viel zu edel denkt, um die erzwungenen Bücklinge und Narrenspoſſen leiden zu können. Daher lebt er am liebſten auf ſeinem Luſtſchloß Wörlitz, welches er ſelbſt erbaut hat, wie die Inſchrift über dem Portal zeigt. Hier habe ich mit einem ruſſiſchen Oberſten, der ſeinen Sohn ins Philanthropin gebracht hat, drei Tage mit dem Fürſten en famille gelebt. Die ganze Geſellſchaft war: die Fürſtin, der Fürſt, ſein Bruder Johann Georg, der Oberſter in preußiſchen Dienſten iſt, eine Gräfin Anhalt von eilf bis zwölf Jahren, welche die Fürſtin ſelber erzieht, der Adminiſtrator des Gutes Wörlitz, ein Hr. R., der ruſſiſche Oberſt und ich. Das ſchöne Frühlingswetter erlaubte uns recht oft die Spaziergänge zu beſuchen, des Morgens frühſtückten wir beiſammen, die Fürſtin ſchenkte uns Thee ein, und des Mittags und Abends kamen keine Bedienten ins Zimmer, außer Teller wegzunehmen, und neue Schüſſeln aufzutragen, wozu ſie erſt herbei geklingelt wurden. Ein paar dumb waiter ſtanden neben dem Tiſch und vertraten die Stelle dieſer Automaten. Einen Abend habe ich über die Kunſtſachen aus der Südſee, die der Fürſt dort aufbewahrt, ein Collegium geleſen, und da fiel es mir ein, ich wollte ein ordentliches Verzeichniß davon machen. Den andern Morgen führte mich alſo der Fürſt in ſeine Bibliothek, gab mir Papier und Dinte und ſagte: Ich möchte nicht wieder Gelegenheit haben, Sie allein zu ſprechen; meine Dankbarkeit habe ich Ihnen lange beweiſen wollen, nehmen Sie dies als einen Beweis an (es waren hundert Louisdor), daß ich den Willen habe, Ihnen und Ihrem Hrn. Vater nützlich zu ſeyn. Sie wiſſen, meine Kräfte ſind nicht groß, aber kann ich ſonſt durch meine Freunde in London noch etwas für Sie bewirken, ſo ſagen Sie's, ich habe mich zu allem verpflichtet. (Wir hatten ſchon vorher von Ihren Ausſichten und den Schwierigkeiten, die damit verknüpft ſind, geſprochen.) War das nicht ganz niederſchlagend für mich? Ich erinnere mich, daß ich ſonſt gepredigt habe, man müſſe Andern Obligationen zu haben nicht ſcheuen; man müſſe in dieſem Falle nicht hoffen anders durchzukommen, als indem man ſich auf die Hülfe Anderer verließe, und ſie anzunehmen wiſſe, und damit tröſten, daß man ſich bewußt ſey, daß man Andern wieder auf eine ähnliche Art behülflich ſeyn müſſe. Aber die Ausführung! Ich weiß nicht, wie es mir ſo centnerſchwer geworden iſt, das Geſchenk anzunehmen! da es mir doch mit ſo vieler Delicateſſe gegeben ward, und ich mir auch nicht vorwerfen kann, daß ichs darauf angelegt hatte; im Gegentheil bei ſo vieler Gnade ſchon nichts mehr erwartet hatte, nichts mehr wünſchte. Von Caſſel aus bekommen Sie alſo Remiſſen, die wenigſtens zum Equipement angewendet werden können, das Allernothwendigſte muß damit beſtritten werden können, denn jetzt muß die Ueberkunft nach Halle Ihr erſtes Geſchäft ſeyn. Ich ſchließe, weil die Poſt abgeht. Meiner lieben Mutter küſſe ich die Hände. In Caſſel hoffe ich gute Nachrichten von Ihrer Geſundheit vorzufinden.

Ich bin mit vollem Herzen Ihr gehorſamſter Sohn.

No. XV.

Forſter an Jacobi.

Caſſel den 23. April 1779.

Seit drei Monaten, mein beſter Herzensfreund, habe ich faſt keinen Poſttag erlebt, ohne Ihnen ſchreiben zu wollen, und immer ſchob ichs auf, damit ich etwas Beſtimmteres von mir ſelbſt, von meinem und der Meinigen Schickſal ſagen könnte. Seit den vier Wochen, daß ich wieder hier bin, iſt das Bedürfniß mit jedem Tage dringender geworden, bis endlich der Aprilmonat des deutſchen Muſeums, und das darin enthaltene Stück von Woldemar der Sache den Ausſchlag gegeben haben. Geſtern kriegte ichs ſpät! Wie unbeſchreiblich freute ich mich, aus Ihrer Feder, aus Ihrer Seele etwas darin zu finden! In einem Athem las ich mirs laut vor, und heute früh habe ichs ſchon zum zweiten Male durchgeleſen mit allem Nachdenken, deß ich nur fähig bin, mit Anſtrengung der ganzen Seele. O, und wie viele Vorwürfe habe ich mir nicht ſogleich gemacht, daß ich einen ſolchen Zwiſchenraum zwiſchen dieſem und meinem letzten Briefe laſſen konnte. Die Zeit iſt wunderlich ausgefüllt worden, zum Theil mit nützlichen, angenehmen, lehrreichen Bekanntſchaften, zum Theil auch mit eiteln, höchſt ekelhaften und ermüdenden Beſchäftigungen. Nachdem ich hier die Profeſſur angenommen, und Urlaub erhalten hatte, drei Monate lang zu reiſen, ging ich über Göttingen, Braunſchweig und Kloſterbergen nach Berlin. Mein Freund Lichtenberg (den der vortreffliche Lavater gewiß lieben würde, wenn er ihn kennte) und der Umgang mit ſehr gelehrten Männern machten mir einen vierzehntägigen Aufenthalt in Göttingen recht angenehm. Die Zeit, die ich in Braunſchweig zubringen mußte (um meines Vaters Angelegenheit willen), wurde mir durch Eſchenburg's, Leſſing's und beſonders Jeruſalem's Umgang verſüßt. Auch muß ich Leiſewitz nicht vergeſſen, den Verfaſſer des Julius von Tarent, einen trefflichen Jungen, der eine edle Seele hat. In Kloſterbergen verfloſſen ein paar Tage im lehrreichen und angenehmen Umgang des rechtſchaffnen Abts Reſewitz. So kam ich Ausgangs Januars nach Berlin und blieb da nur fünf Wochen. Ich hatte mich in meinen mitgebrachten Begriffen von dieſer großen Stadt ſehr geirrt. Ich fand das Aeußerliche viel ſchöner, das Innerliche viel ſchwärzer, als ichs mir gedacht hatte. Berlin iſt gewiß eine der ſchönſten Städte in Europa. Aber die Einwohner! — Gaſtfreiheit und geſchmackvoller Genuß des Lebens — ausgeartet in Ueppigkeit, Praſſerei, ich möchte faſt ſagen Gefräßigkeit. Freie aufgeklärte Denkungsart — in freche Ausgelaſſenheit und zügelloſe Freigeiſterei. Und dann die *vernünftigen, klugen* Geiſtlichen, die aus der Fülle ihrer Tugend und moraliſchen Vollkommenheit Religion von Unverſtand ſäubern und dem *gemeinen* Menſchenverſtande ganz begreiflich machen wollen! — Ich erwartete Männer von ganz außerordentlicher Art, reiner, edler, von Gott mit ſeinem hellen Lichte erleuchtet, einfältig und demüthig — wie Kinder. Und ſiehe, da fand ich Menſchen wie andere; und was das ärgſte war, ich fand den Stolz und den Dünkel der Weiſen und Schriftgelehrten. Iſts nicht alſo, daß die Weiſen mit ſehenden Augen nicht ſehen, und mit offenen Ohren nicht hören? — *Spalding* hat mir noch am beſten gefallen; *Nicolai*, ein angenehmer Geſellſchafter, ein Mann von Kopf, freilich von ſich etwas eingenommen. *Engel*, ein launiſches, aber ſehr gelehrtes Geſchöpf, munter und dann wieder ganz ſtill, wie alle Hypochondriker. *Ramler*, die Ziererei, die Eigenliebe, die *Eitelkeit* in eigner Perſon. *Sulzer* — noch vor ſeinem Tode ſprach ich ihn, *heiter* und *theilnehmend* noch, bei anhaltenden Schmerzen und Schlafloſigkeit, — weiter brauche ich nichts zu ſagen. Die franzöſiſche Akademie? Laſſen Sie mich den Staub von meinen Füßen ſchütteln und weiter gehen. — Während der fünf Wochen habe ich wenigſtens in funfzig bis ſechzig verſchiedenen Häuſern Mittag- oder Abendbrod gegeſſen, und jedesmal dieſelbe Geſchichte herableiern, dieſelben Fragen hören und beantworten, kurz tauſend müßigen Leuten die Zeit vertreiben müſſen. Eine wahre Freude iſts, ſich von denkenden Leuten befragen zu laſſen, ihre Fragen, ihre Einfälle ſind wichtig und belehrend, ſie klären mir meine eigenen Begriffe auf, ſetzen Dinge in ein Licht, in dem ich ſie zuvor nicht geſehen und in dem ich nun weiter fortſehen kann, nachdem ich den Geſichtspunkt einmal gefaßt habe. Aber die leeren, ſchalen Köpfe, die Perückenſtöcke, die man zuweilen antrifft, die ſich unter ihren Nachbarn ein Anſehn geben wollen, als wüßten ſie wunder wie viel, und deßwegen zehn Fragen in einem Athem thun, und wieder von neuem anfangen, ehe die erſte abgefertigt iſt, um nur vom Ueberfluß und der ſchnellen Folge ihrer Ideen (ſie ſeyen ſo albern wie ſie wollen) den Naſ' und Maul aufſperrenden Zuhörern das bischen ſaft- und kraftleſe Gehirn einzunehmen, — die ſinds, die mich faſt zu Tode gequält haben, und dergleichen Seccatori hat Berlin vorräthig. Endlich iſt mirs ärgerlich geweſen, daß Alles, bis auf die geſcheuteſten, einſichtsvollſten Leute, den König vergöttert, und ſo närriſch anbetet, daß ſelbſt, was ſchlecht, falſch, unbillig oder wunderlich an ihm iſt, ſchlechterdings als vortrefflich und übermenſchlich pronirt werden muß. An das ſchöne Geſchlecht mag ich dort gar nicht denken. War es je irgendwo allgemein verderbt, ſo iſts in Berlin, wo Eigenliebe, d. i. Coquetterie, zu Hauſe iſt wie in Paris, wo der Ton der guten Geſellſchaften auf eben ſolche fade, abgeſchmackte Witzelei und Complimente und auf das unaufhörliche Erſinnen der ſogenannten jolis riens geſtimmt iſt, wo gar nichts gedacht, und, außer der größten Wolluſt, gar nichts gefühlt wird. — Und dies von dem fürſtlichen Cirkel bis zum bürgerlichen herab. Ausnahmen trifft man in allen Ständen an; unter den Fürſten kann ich eben nicht ſagen, daß ich ſie gefunden hätte, aber unter dem Adel kannte ich ſchon von London her einen jungen Grafen D., und unter den Bürgerlichen einen S., der gewiß ein guter Junge iſt, ob er ſchon ſeinen Fehler hat. Ein einziges Mal befand ich mich in Geſellſchaft mit Hrn. v. Clermont, und ich darfs Ihnen nicht ſagen, wie viele Freude ich dabei genoß. O, glauben Sie es doch, mein Beſter, meine ganze Seele geräth in Feuer, wenn ich nur an Sie denke; welche Freude, von Ihnen ſprechen zu können! Manchmal fällt mir wohl der verzweifelte Gedanke bei: — „Er könnte vergeſſen“ — ſo finſtere Wolken laſſen ſich nicht malen, wie dann meine Seele umhüllen! aber denke ich mir den ganzen Mann, ſteht er da vor mir leibhaftig, wie ich ihn geſehen, wie er mich mit gütigen Blicken, die ſein Herz verriethen, anſah, dann iſts eben ſo ſchnell wieder klarer Sonnenſchein. Und iſts nicht wunderbar, Lieber, meine Einbilbungskraft iſt nichts weniger als lebhaft, ich kann mir das Bild meiner nächſten Anverwandten und der beſten Menſchen aus meiner Bekanntſchaft nicht in Gedanken vorſtellen; von Ihnen allein kann ichs; es iſt mir, als ſähe ich Sie, wie ich Sie in Düſſeldorf ſah. Geſtern Abends, bei Leſung Ihres Woldemars, ganz vertieft in dem Buche, kam ich auf einmal zu mir ſelbſt, und fand, daß ichs mir mit Ihrer Stimme und mit Ihrem eignen Ausdruck laut vorlas, wie ichs in Düſſeldorf gehört und ſo tief in meine Seele geſchloſſen hatte. Sympathie? Was iſt das? Unſre Temperamente ſind ſehr verſchieden, aber unſere Denkungsart nicht. — Ich komme wieder auf Woldemar zurück. Wie oft, wie beſtändig (möchte ich ſagen) trifft er nicht mit meinen Begriffen und Grundſätzen zuſammen! Wie ſehr ſtimmen wir beide nicht in unſern Gedanken von der Seele überein. Wie wahr iſt es, daß mir Berlin vielleicht darum am ekelhafteſten geworden, weil ich mich in gar zu viele, gar zu ſehr verſchiedene Leute habe ſchicken müſſen; und dies hatte ich mir (ich geſtehe meine Sünde) ſogar vorgenommen, um meines Vater Sache kein Hinderniß in den Weg zu legen, dadurch, daß ich bei dieſem oder jenem von mir ſelbſt widrige Eindrücke zurückließ. Ich glaube, man iſt ziemlich mit mir zufrieden geweſen, aber ich habe mir gar zu oft Gewalt anthun müſſen. Das ſonderbarſte iſt, daß die Berliner durchaus dieſe Biegſamkeit des Charakters (wodurch der Menſch ſo leicht zum Schurken und Spitzbuben wird) von einem Fremden fordern. Was

Wunder alſo, daß Göthe dort ſo ſehr allgemein mißfallen hat, und ſeinerſeits mit der verdorbenen Brut ſo unzufrieden geweſen iſt!

Gewiſſe abgeriſſene Worte, gewiſſe Wendungen und Ausdrücke Ihres Woldemars ſind mir aufs Herz gefallen, und ſind mir Bürge, daß Ihre Begriffe von Religion mit den meinigen zuſammentreffen. Was tauſend andere überſahen, nicht merken werden! Aber darum daß es wenige ſehen, iſts nicht deſto weniger wirklich. Wir gehen auf verſchiedenen Wegen einem Mittelpunkt zu — und weil mir dies das wichtigſte auf der Welt iſt, und ich nichts mehr als Belehrung wünſche, — ſo wollte ich, daß Sie mich verſtünden, ſich herabließen dem Erforſchungsgeiſte Ihres Forſter's Nahrung zu geben. — —

Die Rückreiſe von Berlin ging über Deſſau, wo ich mich vierzehn Tage bei den Fürſten aufhielt, die, Gott ſey Dank! Menſchen, gute, edle Menſchen ſind, die ſelbſt vergeſſen und ihre Gäſte vergeſſen laſſen, was Fürſt iſt, wenigſtens im Auge der Welt iſt. Darüber habe ich Weimar und Gotha nicht beſuchen, mithin Ihren Brief an Göthe nicht abgeben können. O! mein wertheſter Freund, ich habe große Schuld bei Ihnen abzubüßen. Ihren Bruder habe ich nicht beſucht, Göthe'n, Wieland, Herder'n nicht. Ich weiß, mein iſt der Verluſt, allein meine gebundene Lage erlaubte mir es diesmal nicht, und aufgeſchoben, wie Sie wiſſen, iſt nicht aufgehoben. Indeſſen habe ich von hier aus Göthe'n Ihren Brief mit ein paar Zeilen im Umſchlage geſchickt, damit das Lied ihm nicht verloren ginge. Werden Sie mirs verzeihen können, daß ich ſo lange damit gezögert, vielleicht Ihre Correſpondenz dadurch ungewöhnlich lange unterbrochen habe!

Hier habe ich wenig Amtsgeſchäfte, denn das Collegium Carolinum hat eine ſehr geringe Zahl Studenten. Allein die Lectionen, die ich an dem neu errichteten Cadettencorps geben muß, binden mich dergeſtalt, daß ich Caſſel keine Woche verlaſſen kann, es ſey denn, daß einer meiner Herrn Collegen die große Verbindlichkeit haben wollte, daß er meine Arbeit in meiner Abweſenheit über ſich nähme. Uebrigens bin ich ziemlich heiter. Die Gegend hier herum iſt reizend ſchön, die Obſtgärten prangen mit einer Verſchwendung von Blüthen, und allenthalben iſts voll Nachtigallen. Wie der frühe Spaziergang mein ganzes Weſen mit herrlichen Gefühlen erfüllt, läßt ſich denken. Nur in Abſicht meines Vaters iſt noch nichts entſchieden. Ein Antrag iſt ihm gemacht worden, Profeſſor der Naturgeſchichte in Halle zu werden; allein es zeigen ſich ſo viele Schwierigkeiten, daß ich glaube, er wirds nicht annehmen können. Dunkel, aber heilſam und weiſe ſind die Wege der Vorſehung! —

Aber Sie, mein Freund, was machen Sie jetzt? wie gehts Ihnen, wie ſtehts mit Ihrer Geſundheit? Ihre Gattin, Ihre Schweſtern, Ihre Kinder? — Der kleine Kreis erleſener Feunde, in dem Sie die Freuden des häuslichen Lebens, ungemiſcht zwar nicht, aber doch ſo rein, als nach irdiſcher Art möglich iſt, zu genießen pflegten? Kein Wechſel der Zeit und Umſtände müſſe Sie in Ihrem Genuſſe ſtören! Sagen Sie mir doch bald, daß Ihnen wohl ſey, benachrichtigen Sie mich von allem, was Ihnen lieb und intereſſant iſt; dann gehts mich auch an; vor allen Dingen ſchreiben Sie, daß Sie mir noch gut ſind. Auf dieſen Beweis Ihrer Freundſchaft harret mit einiger Ungeduld u. ſ. w.

N. S. Der Familie meines Jacobi darf ich mich doch beſonders empfehlen? Auch bitte ich, den Herrn Grafen Neſſelrode zu erinnern, daß ich ein edles Herz nie vergeſſe — und Hrn. Heinſe, daß ich ihm gut bin, weil er Sie liebt, das er nicht könnte, wenn er ſelbſt nicht gut wäre. Apropos, Hr. Hauptmann Mauvillon läßt ihn grüßen, — nein, das eben nicht, aber Ihnen, liebſter Jacobi, will er ſich unbekannter Weiſe empfohlen wiſſen; ſo groß und mächtig iſt der Eindruck, den Ihre Schriften auf ihn gemacht haben. Sein Herz iſt nicht böſe; aber ſeine Grundſätze ſind öfters ſchief und ſeine Paradoxenjägerei thut ihm vielen Schaden vor der Welt. — — Ich habe hier mehrere Beiſpiele, daß das Getraide auf ſteinigten Boden gefallen iſt. Matth. 13. V. 20. NB. Wenn Sie mich hier an den Splitterrichter erinnern ſollten, würde mir vielleicht nicht mehr, als recht iſt, nämlich verdiente Züchtigung widerfahren.

No. XVI.

Forſter an den reg. Fürſten von Deſſau.

Caſſel im Sommer 1779.

Durchlauchtigſter Fürſt,
Gnädigſter Fürſt und Herr!

Lord Barrington's Briefe, wovon Ew. Durchl. gnädigſt geruht haben, mir durch Hrn. von Erdmannsdorf den Inhalt mittheilen zu laſſen, ſind neue Beweiſe, daß die wohlthätigſten Abſichten vereitelt werden können. Dürfte ich mich unterſtehen mein ſehr gerührtes Herz auszuſchütten, ſo würde ich mich vielleicht rühmen können, daß ich dieſe edle, großmüthige Abſicht nie verkannt, und ſtets höher als die Ausführung ſelbſt geachtet habe. — Doch ich ſchweige davon. Wer wie ich das Glück genoſſen hat, der Gnade Ew. Durchl. theilhaftig zu werden, muß wiſſen, daß Tugenden, wie dieſe, ein weit höheres Ziel als unſere Dankſagungen erringen. Möchte es nur Ew. Durchl. nicht gereuen, Sich eines Mannes angenommen zu haben, den man als einen undankbaren, unbilligen, unwürdigen Menſchen ſchildert. Gewiß, gnädigſter Herr, ich verehre die Religion, und mache mirs zum Geſetz, die ſtrengſte Tugend zu üben. Wäre mein Vater der unverdiente Mann, wofür man ihn ausgeben will, ich würde vor Wehmuth vergehen, aber ich hätte ſtill geſchwiegen, und nie ein Wort für ihn geſprochen. Eben dieſe Grundſätze ſind jetzt hinlänglich, mich in Abſicht auf das Schickſal der Meinigen zu beruhigen. Ich bin überzeugt, daß Gott alles wohl macht, und wenn ich auch um Hülfe bete, ſo murre ich doch nicht.

Inſofern ſich das Vergangene zurückbringen läßt, genieße ich ſehr oft bei der Erinnerung an Deſſau die vergnügteſten Stunden. Gern möchte ich auch hievon Anlaß nehmen, Ew. Durchlaucht zu erwähnen, daß die vielfältigen Gnadenbezeugungen, ſo ich damals von Höchſtdero Güte erhielt, nicht an einen undankbaren, fühlloſen Menſchen verwandt worden ſind; — dieſes thue ich, indem ich verſpreche, daß es mir eine ewige Aufmunterung ſeyn ſoll, auf dem Pfad der Tugend fort zu wandeln, und mich des hohen Vertrauens Ew. Durchl. immer würdiger zu machen. Mit dem eifrigen Wunſch, es müſſe Glück und Segen nie dem Fürſtenpaare fehlen, welches ſo viele Menſchen glücklich macht, u. ſ. w.

No. XVII.

Forſter an Jacobi.

Caſſel den 22. Jul. 1779 *).

Ich erhielt Ihren Brief (vom 25. Jun.) eben zur rechten Zeit, mein Beſter, nämlich in einem Zeitpunkte, wo ich Erheiterung bedurfte, und gewiß, wenn Sie mich in die Zahl Ihrer Lieben ſchließen, fühl' ich mein ganzes Weſen erheitert. Sie ſind mein Freund, weil mein Herz

---

*) In Jacobi's Briefen der 105.

Ihnen von einigem Werth zu ſeyn ſchien, nicht weil etwa ein Empfehlungsſchreiben Sie dazu beſtochen hatte; und Freunde dieſer Art, die uns das Glück nur ſchenken kann, ſind immer uns ſo viel näher und lieber. Wenn ich bedenke, wie manches fruchtloſe Empfehlungsſchreiben ich abgegeben und demohngeachtet meine beſten Freunde diejenigen ſind, die ich nicht zu finden hoffte, zu denen ich keinen Weg wußte, — ſo bewundere ich das Labyrinth der Vorſehung und danke Gott im Innerſten der Seele.

Die Nachricht von der Veränderung in Ihrem Aeußern würde mir ungleich intereſſanter geweſen ſeyn, wenn nicht gleich hinterher eine Klage über Geſundheitsumſtände eingelaufen wäre. Gott gebe, daß doch das Pulver des Geheimenraths Hofmann Sie nunmehr völlig wiederhergeſtellt haben möge. Alsdann will ich mich freuen, daß auch Sie ſelbſt glücklicher geworden, als zuvor; denn bisher wird der Zuwachs Ihrer Einnahme nur Andern ein Quell der Freude geweſen ſeyn. Ihr warmes Herz, voll edelſter Menſchenliebe, iſt mir Bürge, daß ſchon Unzählige ſich bei dieſer Gelegenheit gefreut haben. Gewiß ſorgen Sie für Mitgeſchöpfe, die vor Augen ſind, da Sie Ihres entfernten Freundes nicht vergeſſen. — — Guter, Edler! — — Wie komme ich denn dazu, daß Sie ſich meiner annehmen, der ich Ihnen nichts bin, als vielleicht eine gute Seele! Es iſt in dieſem Augenblick, als entflöhe mir jedes Wort, jeder Ausdruck, der Ihnen mein Gefühl darſtellen könnte, und hätt' ich ſie alle, die todten Worte, wie leblos wäre noch immer dieſe Darſtellung! So ſchweig' ich denn lieber von Gefühlen, die ſich nicht beſchreiben laſſen, und tröſte mich mit dem Gedanken, daß Sie den Pulsſchlag dieſes Herzens kennen.

Wenn Sie nach dem Zeitraum zwiſchen dem Empfang Ihres Briefes und dem Dato des gegenwärtigen auf meine Sorge für mein eignes Glück ſchlöſſen, möchten Sie mir freilich viele Gleichgültigkeit zutrauen. Dies iſt eben nicht der Fall; aber wenn ich meine Sünde bekennen ſoll, ſo war es ein innerlicher Streit zwiſchen Kopf und Herz, der mich bisher abgehalten hat, Hand an die Antwort zu legen. — Sind nicht meine Bedürfniſſe gering? kann ich mich nicht noch mehr einſchränken, wenn es Noth wäre? Würde ich demnach nicht meines Freundes Güte mißbrauchen, die an einem Andern beſſer angewandt wäre? Ich ſehe wohl ein, wie ſchief alle dieſe Empfindungen waren, und ſchriebe Ihnen nichts davon, wenn ich Ihnen meine Schwäche verhehlen wollte. Aber ein Freund iſt ja ein Weſen, das uns ganz trägt, mit unſern Fehlern und Mängeln allen; und wenn Sie etwa eine gar zu gute Meinung von Ihrem Theori *) hegen, ſo iſt es mir lieb, daß Sie auch auf dieſe Art berichtigen können, inwiefern er Ihre Liebe und Ihr Zutrauen verdient. Ich ſchrieb Ihnen im December, was ich Ihnen ehemals ſelbſt geſagt hatte, daß ich mir nämlich ein paar akademiſche Jahre frei von allen Geſchäften wünſchte.

---

*) So ſprachen die Otaheiter den Namen Georg aus.

Ich fühle täglich, ſeitdem ich hier das Lehramt angetreten habe, wie richtig dieſer Wunſch auf meine übrigen Kenntniſſe paßte; denn die Routine, die ſyſtematiſche, einmal angewöhnte Art zu lehren und zu dogmatiſiren, die ſo unentbehrlich iſt, und wozu viele theoretiſche Kenntniſſe gehören, iſt mir völlig ein Geheimniß. Vielleicht aber würde ſelbſt ein zweijähriger Aufenthalt auf irgend einer Univerſität (ſo ſehr ich für meine Perſon an Wiſſenſchaft gewönne) mir dieſe Routine nicht geben, weil ich — mich genug zu kennen glaube, um ſagen zu dürfen, daß ich mich fürs Lehramt gar nicht ſchicke. Naturkunde iſt eine Wiſſenſchaft, in der man durchaus fortgehen muß, wenn man Vergnügen davon haben will; das kann der Profeſſor eigentlich nicht, ich muß geſtehen, daß es mir durchaus nicht im mindeſten ſchmeicheln würde, auf der beſten Univerſität Profeſſor zu werden. Aber eine Lage, wo ich viele Muße hätte, in meiner Wiſſenſchaft fortzuarbeiten, und wobei meine Amtsgeſchäfte den Kopf nicht angriffen, kurz, etwan eine Civilbedienung, wozu ein armer Weltumſchiffer von der Linie her noch allenfalls Verſtand genug mitgebracht, — würde ich mit beiden Händen ergreifen: ſo ahndet mir, daß die Ausſicht, davon Sie etwas in Ihrem Briefe erwähnen, vielleicht von dieſer Art ſeyn könnte. Es ſey wie es wolle, der Gedanke, um Sie zu ſeyn, macht mir jede Ausſicht dort intereſſant. Hier leb' ich ſo einſam, daß ich faſt keinen Umgang habe noch ſuche. Zwei oder drei gute Menſchen nehme ich aus, allein ob ſie alle hier bleiben, iſt ungewiß.

Uebrigens iſt der Ort als eine Hauptſtadt theuer, und ich bin für meine Art zu denken viel zu ſehr gefeſſelt, an Etiquette gebunden und nicht einmal im Stande nach Göttingen — eine kleine Tagereiſe! — ohne Urlaub zu gehen, der oft genug abgeſchlagen wird. Dennoch ſind mir dieſe Reiſen unentbehrlich, denn hier iſt keine Bibliothek, wo man ſich Raths erholen könnte, und die hieſige Naturalienſammlung verdient nicht genannt zu werden. Dazu kommt noch, daß mir meine jetzigen Umſtände durchaus nicht erlauben, einen eigenen kleinen Büchervorrath zu ſammeln, deſſen ich allerdings ſehr bedarf, ſeit ich das Unglück gehabt, alle meine aus England nach Hamburg geſendeten Bücher, Kräuterſammlungen, Inſtrumente und andere Sachen auf einem geſtrandeten Schiffe zu verlieren. Bei meiner mäßigen Art zu leben und bei dem Einkommen, wovon Sie ſprechen, würde ich eher im Stande ſeyn, meinen Verluſt zu erſetzen und nöthige Hülfsmittel herbeizuſchaffen. Endlich würde ich alsdann auch eher Vater, Mutter und Geſchwiſtern an die Hand gehen können. Ich kann jetzt unmöglich mehr über dieſen letzten Punkt ſagen, weil ich zu tief fühle, was dieſe Perſonen von der Undankbarkeit der engliſchen Nation gelitten haben und noch leiden.

In der feſten Verſicherung, daß man ein gegebenes Verſprechen halten, und einem Manne, der alle andern Ausſichten einer gefährlichen Reiſe aufopferte, eine Belohnung ertheilen würde, ging mein Vater mit Capitain Cook zu Schiff, und nun ſinds vier Jahre, daß er umſonſt gehofft hat.

In allem Betracht alſo iſt mir die Stelle Ihres Briefes äußerſt wichtig, die mir einigermaßen Hoffnung macht, daß meine Umſtände ſich durch Ihre Vermittlung vielleicht vortheilhaft ändern könnten; und ich bin verwegen genug mir hierüber nähere Nachricht von Ihrer Güte auszubitten. Wenn wir unſre Fähigkeiten gegen das Ideal unſerer Pflichten meſſen, ſo iſt mehrentheils das Reſultat für uns ziemlich demüthigend! Schon hier fühle ich mich nicht geſchaffen, mein Amt zu verrichten, — und meine einzige Beſorgniß bei Ihrem Anerbieten betrifft ebenfalls meine Unfähigkeit. Bleiben Sie mein Freund, ſo vermehren Sie meinen Eifer das zu werden, was ich ſo ernſtlich wünſche, der Welt und den Menſchen nützlich zu ſeyn — aber es iſt zuverläſſig keine falſche Modeſtie, wenn ich geſtehe, daß ich es noch nicht bin. — — Allerbeſter, ich ſchreibe halb ſchlafend, jetzt um ein Uhr des Morgens, nachdem ich den vorigen Nachmittag und Abend einen ſtarken Spaziergang von ein paar Meilen gethan. Ich fühle auch wohl, daß ich halb ſchlafend gedacht habe; allein ich habe keine andere Zeit zu meiner nothwendigſten Correſpondenz, denn ich bin jetzt mit einer Antrittsrede beſchäftigt, die nächſtens gehalten werden ſoll, und mit Ausarbeitung eines Bandes Ueberſetzungen von Buffon, der wo möglich künftige Michaelis erſcheinen ſoll.

Mögen Sie doch immer neu die Wonne fühlen, im Schoß der lieben Ihrigen zu leben! Die wenigen Menſchen, die gleichförmig mit uns denken, ſind uns mehr noch als das ganze übrige Menſchengeſchlecht; ſie ſtärken und befeſtigen uns in unſern eigenen Grundſätzen. Erwiedern Sie alle Grüße, die Sie zu mir kommen ließen, und die für jeden guten, redlichen Menſchen den höchſten Werth haben mußten. Wachend oder im Schlaf bin ich unverändert u. ſ. w.

No. XVIII.

Forſter an Hrn. v. Erdmannsdorf in Deſſau*).

Caſſel im Spätſommer 1779.

Hochwohlgeborner Freiherr,
Hochgeneigter Herr!

Eine kleine Reiſe nach Göttingen, woſelbſt ich die Bibliothek benutzt habe, iſt Urſach, daß Dero gütige und mir ſo ſchätzbare Zuſchrift vom 16. Auguſt erſt ſpät in meine Hände gekommen iſt und ſo ſpät beantwortet wird. Wären die Nachrichten unerwartet geweſen, die Sie mir zu ertheilen geruhen, ſo würde ich den Schlag ſehr hart gefunden haben. Allein ich ahndete im voraus, daß von der Seite keine Hoffnung ſey, und daher bin ich ruhig und gefaßt. Zwar kann meine Ahndung ſelbſt übel ausgelegt werden; man kann ſie dem Bewußtſeyn, daß ich eine mißliche Sache habe, zuſchreiben, und dieſer Auslegung habe ich nichts andres, als mein gutes Gewiſſen entgegenzuſtellen, nebſt dem Troſt, daß edle Seelen auf einen ähnlichen Verdacht nicht leicht gerathen können. So trübe jetzt das Schickſal meines Vaters iſt, bin ich doch feſt überzeugt, daß Gott und ſeine Vorſehung über ihn, ſowie über jeden Menſchen walten, und zu ſeiner Zeit aus allen Nöthen erretten können. So ſehr es aber auch ſchmerzt, in Erwartung eines ſolchen günſtigen Zeitpunktes, Perſonen, die mir theuer und werth ſind, leiden zu ſehen, habe ich mir dennoch, nebſt der Pflicht, alles im Stillen zu verſuchen, um meines Vaters Schickſal zu erleichtern, noch die zweite Pflicht auferlegt, mich ganz demüthig und geduldig in ein jedes Verhängniß zu ergeben, gewiß überzeugt, daß niemanden mehr auferlegt wird, als er tragen kann, ja, nicht mehr, als eine ohne Wunderwerk unüberwindliche Nothwendigkeit erfordert. Ich habe ſeit der Rückkehr Sr. Maj. des Königs von Preußen nach Potsdam alles verſucht, um bei ihm etwas für meinen Vater zu bewirken. Ich habe mich nicht geſcheut, weil Noth keine Geſetze kennt, die Herzogin von Braunſchweig und die Prinzeſſin Amalie, Schweſtern des Königs, nebſt Sr. Durchl. den Herzog Ferdinand von Braunſchweig und Prinzen Carl von Heſſen, um ihre huldreiche Fürſprache zu bitten. Erſterer hat mich durch den Abt Jeruſalem zu wiederholten Malen ſeiner hohen Gnade und Theilnehmung verſichern laſſen, auch verſprochen, beim König alles Mögliche zu thun. Herr von Catt, des Königs Lecteur, ermunterte mich ſehr mit Hoffnungen, und ich bin unermüdet im Briefſchreiben geweſen; habe ſogar auf ſein Anrathen an den König geſchrieben, worauf die Antwort noch ausbleibt. Ich wüßte nichts Irdiſches, das mir größere Freude verſchaffen könnte, als der glückliche Erfolg dieſer Bemühungen; das Verlangen, meinen alten Vater, meine krankende, ſchwache, aber tugendhafte Mutter und unſchuldigen Geſchwiſter endlich in Ruhe zu wiſſen, iſt äußerſt lebhaft in mir. Doch wenns durch mich nicht geſchehen ſoll, ſo bin ichs auch zufrieden, und tröſte mich wenigſtens damit, daß ich kein mir bewußtes Mittel, welches in meiner Gewalt geſtanden, verſäumt habe. — — Einſam und von Menſchen abgeſondert (und doch in einer Hauptſtadt), glücklich genug, einen Herzensfreund daſelbſt zu beſitzen, dabei im Genuß der ſchönen hieſigen Promenaden, und einer beſſern Geſundheit, als ich lange gehabt, weiß ich mich mit Hülfe der obigen Denkungsart zu beruhigen, und in meine kleine unſcheinbare Sphäre einzuſchränken. Ich habe zwar den Unfall erlitten, daß alle meine Sachen aus London, beſtehend in einer Sammlung von nöthigen Büchern, einem vollſtändigen Herbario aus den Südmeerinſeln, einem guten Mikroſkop und andern Inſtrumenten, bei Jütland geſtrandet und völlig vermodert bei mir angekommen ſind; allein ich habe dabei Gott gedankt, daß ich meinen erſten Einfall (zugleich mit meinen Sachen zu Waſſer nach Deutſchland zu gehen) habe fahren laſſen weil ich ſonſt vermuthlich mit dem übrigen Schiffsvolk ertrunken wäre. Jetzt fange ich an, ſo gut ich kann, einige Bücher zuſammen zu ſammeln und meine Arbeiten fortzuſetzen. Ein Band des Buffon wird Neujahr oder ſpäteſtens Oſtern überſetzt herauskommen, und um Neujahr ſoll auch das Journal ſeinen Anfang nehmen, wovon ich mir die Freiheit nehme, die Anzeige beizulegen.

---

*) Dieſer Brief und der folgende, ſowie manche ſpätere an fremde Perſonen außer der Verwandtſchaft, ſind nach Forſter's eigenhändigem Entwurf, der ſich unter ſeinen Papieren vorfand, abgeſchrieben.

Oft, und jedesmal mit inniger Rührung, erinnere ich mich der Huld und Güte Ihres edeln, menſchenfreundlichen Fürſtenpaars. Auf meinen einſamen Spaziergängen beſteht ein großer Theil meines Vergnügens in ſolchen Nacherinnerungen. Dort genieße ich jedes empfangene Gute noch einmal, vielleicht mit lebhafterer Freude als zuvor. Auch iſt faſt jede Allee des weitläuftigen Augartens, wohin ich mich oft verirre, Zeuge des Dankgefühls geweſen, welches mich für den beſten Fürſten beſeelt, Zeuge der reinen Wünſche, die ich für ſein jetziges und zukünftiges Wohl dem Himmel zugebetet habe. Unzählige Mal hat mich der Gedanke beſchäftigt, wie ich dieſe Geſinnungen auch gegen Ihn ſelbſt äußern, wie ich an den Tag legen könnte, daß ſeine unvergeßliche, herablaſſende Güte nicht an einen gefühlloſen, unwürdigen Menſchen verſchwendet worden ſey. Dieſes mit Worten und Ausdrücken zu verſuchen, die durch den Mißbrauch ihren Werth verloren haben, leiſtete mir kein Genüge. Gleichwohl hatte ich mir vorgenommen, an des Fürſten Geburtstag meinen Empfindungen freie Luft zu machen und an Ihn zu ſchreiben. Allein ich hatte die Tage verwechſelt und den 24. September dafür gehalten, und entdeckte meinen Irrthum nicht eher, als bis ich einen Calender zu ſehen bekam, und der 10. Auguſt verſtrichen war. Möchten Sie ſich bei dieſer Gelegenheit gütigſt meiner annehmen, und dem Fürſten den ganzen Umfang meiner vollkommenen Ehrfurcht, und ich muß hinzuſetzen, meiner treuen Liebe, bezeugen, denn ſo muß die Vortrefflichkeit ſeines Herzens empfunden werden. Jeder eifrige Wunſch für das Wohl des tugendhaften Fürſten und ſeiner für ihn geſchaffenen huldreichen Gemahlin wird bei mir rege, wenn ich daran denke, daß Menſchen wie ſie in unſern verderbten Zeitläufen als Muſter vorangehen, und ſichs angelegen ſeyn laſſen, *gute Menſchen* zu ſeyn. —

Ich bin Bürge für die wahre Rührung, womit mein Vater das großmüthige Geſchenk des Fürſten empfangen hat, und für die Dankbarkeit, die in ſeinem Herzen ſchlägt. Hat er dieſe noch nicht ſchriftlich bezeugt, ſo iſt es wohl eher ſeiner bedrängten, unglücklichen Lage, und auch der Ueberzeugung, daß Se. Durchl. weit über alle Dankſagung hinaus ſind, zuzuſchreiben, als ein neues Beiſpiel von der conduite ingrate, die er gegen Lord Sandwich ſchon ſoll gehalten haben. Es ließe ſich über dieſen Punkt, ſowie über alle die künſtlich gewählten Ausdrücke in Lord Barrington's Briefe vieles erinnern; auch behalte ich mir vor, Erklärungen zu geben, falls Sie ſelbige verlangen ſollten.

No. XIX.

Forſter an Jacobi.

Caſſel den 10. Oct. 1779.

Ich ſtieg eben in einen Wagen, um auf einige Tage nach Göttingen zu fahren, als Ihr lieber Brief, mein Theuerſter, mir gereicht wurde. Ich begleitete einen jungen Doctor Hausmann dahin, den ich ſchon in London gekannt hatte, der nun durch Frankreich aus England kam, und von deſſen Geſicht und ganzer Figur ich gern die Blicke der Meinigen zuſammenfaſſen wollte, wie Werther am Rocke ſeines Jungen that, der von Lotte zurückkam. — Wenn ich eine richtige Bemerkung kenne, ſo iſt es dieſe, nicht als bliebe wirklich etwas kleben, wenn man einen anſieht, ſondern man erinnert ſich ſo viel lebhafter an alle die Verhältniſſe, worin man den Anweſenden mit dem Abweſenden geſehen, es werden eine Legion Empfindungen rege und das giebt eine Art wollüſtigen Getümmels und Gewimmels in der ganzen Seele, deſſen Werth man kennen lernt, wenn man es ſo ſelten genießt, wie ich. Der Beſuch des lieben Grafen Neſſelrode war mir auch in dieſer Rückſicht ein ſchätzbares Geſchenk. Sie können leicht denken, daß ich, ſeinem guten Herzen unbeſchadet, auch den Mann in ihm ſah, der zuletzt meinen lieben Jacobi geſehen und geſprochen hatte. Ich bedaure nur, daß ſein Aufenthalt in Caſſel ſich durchaus nicht verzögern ließ, und daß ich mit Amtsgeſchäften überdies noch ein paar Stunden verlieren mußte, die ich ſo gern in ſeiner Geſellſchaft genoſſen hätte. Ich hatte ihm ſo viel zu ſagen, daß es mir damit ging, wie es in ſolchen Fällen zu gehen pflegt: ich konnte gar nichts vorbringen — und wie er von mir ſchied — es war ſo plötzlich geſchehen, ich wußte kaum ein Lebewohl zu ſprechen.

Was Hausmann von mir mag gedacht haben, wie ich im Wagen ſaß und Ihren Brief wohl dreimal hintereinander las, das weiß ich nicht, daß er aber ganz mit mir fühlte, auch da er von mir hörte, daß der Brief nicht von einem Mädchen, ſondern von einem lieben Freund wäre, das that er, weil er ſelbſt ein lieber Freund iſt. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen einen ganz fremden Menſchen zweimal genannt habe, es iſt doch erlaubt, einen würdigen Mann einem andern zu nennen, ſo lange dieſes Geſchlecht nicht zahlreicher wird.

Meine fortgeſetzte Ueberſetzung des Buffon iſt Urſache, daß ich dann und wann ein paar Tage abmüßige, um auf der vortrefflichen göttingenſchen Bibliothek die unentbehrlichſten Collectaneen zu ſammeln, und Stoff zu Anmerkungen, Zuſätzen und zuweilen kleinen Verbeſſerungen aufzuſuchen. Wenn ich da bin, verläuft eine Stunde wie ein Augenblick und des Bibliothekars Erinnerung, daß es Zeit zum Eſſen zu gehen, oder zum endlichen Verſchließen ſey, kömmt gewiß immer zu früh und unverhofft. Jahrelang möchte ich da wohnen, wie jener Philoſoph in Samarkand, von dem in Tauſend und einer Nacht erzählt wird. Dies war denn auch die Veranlaſſung meiner letzten Spazierfahrt dahin; ich logirte bei Lichtenberg und erzählte ihm, was ich ſchon oft gethan hatte, die Geſchichte unſerer Bekanntſchaft, nun noch mit dem Zuſatz, daß Sie ihn hochſchätzten, wozu mich Ihr Brief berechtigt hatte. Daß er gegen alles von dieſer Art die lebhafteſte Empfindung äußert, können Sie aus dem Charakter abnehmen, der in ſeinen Schriften herrſcht und der das feinſte Gefühl verräth. Wenn Sie wollen, auch davon, daß er mich liebt, weil ich ihn liebe. Sie kennen das; denn Ihre Freundſchaft gegen mich verdanke ich gewiß derſelben Feinheit des Gefühls. So oft ich ihn ſehe, ſetzt mich ſein Reichthum an Gedanken in Verwunderung. Die thätigſte, lebendigſte Seele im krüppelhaften Körper! So einen Mann ſehe man, höre man und leugne dennoch, daß der Körper ein Kerker der Seele iſt, — wenn man kann! Mit dem äußerſt feinen Tact verbindet er einen förmlichen Abſcheu gegen die neuere Empfindſamkeit, die eigentlich dem guten Leſſing'ſchen Worte einen böſen Stempel aufgedrückt und deſſen Cours im Lande der wirklich Empfindenden verboten hat. — Nun noch das merkwürdigſte: ſo heiter, ſo aufgehellt es in ſeinem Verſtande ausſieht, ſo lebhaft und originell er denkt, ſo wenig fällt er doch ins andere Extrem der Genieſchaft. Mit einem Worte, er ſchwärmt gar nicht. Soll ich treuherzig ſagen, was ich davon denke, auf die Gefahr ausgelacht zu werden? Ich wollte lieber, er ſchwärmte ein ganz klein wenig. Ich weiß, ich ſchwärme ſelbſt ſo wenig als ein Menſch auf Erden (freilich aus einer andern Urſache), allein ich finde es ſo liebenswürdig, beſonders ſo lange man ſich ſelber bewußt iſt, daß man ſchwärmt. Wenn es dieſe Grenzen überſteigt, ſo phantaſirt man im hitzigen Fieber.

Es iſt für unſer projectirtes Magazin vielleicht zuträglich, daß wir in manchen Fällen ganz verſchieden denken und verſchiedene Grundſätze haben. Gar zu genaue Uebereinſtimmung in der Denkart könnte den Ton dieſes Journals zu einſeitig werden laſſen. Ueber Phyſiognomik ſowohl als Religion möchte ſich zwiſchen uns ein merklicher Unterſchied finden. Allein niemand kann toleranter ſeyn als Lichtenberg, und in meiner Natur liegt gar keine Intoleranz. Daß Ihnen die Ankündigung unſeres Magazins gefallen hat, war mir eine große Freude, denn ſo darf ichs wagen, Sie unter die Gönner dieſes Werkes zu zählen. Abgerechnet, was ein Kopf wie Lichtenberg vermag, bedürfen wir gewiß aller möglichen Beihülfe und Unterſtützung, wenn unſer Vorhaben nicht ſcheitern ſoll. Wollen Sie mirs verzeihen, daß ich Sie auch um eine milde Beiſteuer anſpreche? Doch nein, liebſter Freund, ſo unverſchämt bin ich nicht, zu fordern, daß Sie gerade zu dieſem Endzwecke etwas ausarbeiten mögen, ſondern wenns ſich ſo trifft, daß Sie einen Gedanken hingeworfen haben, welcher in Ihre übrigen Werke nicht gleich fürs erſte paßt und doch nicht verloren gehen ſoll, ſo ſchicken Sie ihn mir. Jede Zeile von Ihnen iſt mir und dem Publicum ſchätzbar, die Mephiſtophiloſophen mögen krächzen was ſie wollen. Ganz recht urtheilen Sie, daß ich von dieſem niederträchtigen Gewäſche nichts gewahr worden bin. Ich lebe einſam und ohne Umgang. Meine genaueſten Bekannten in Caſſel klagen über meine Einſiedlerſchaft. Wenn ich in Göttingen bin, ſehe ich Mittags und Abends Lichtenbergen, und in den Zwiſchenſtunden Diezen und die Bücher unter ſeiner Aufſicht, und bin ſehr vergnügt und heiter, von nichts weiter entfernt, als von Mißmuth oder Hypochondrie. Wem eine Tafel mit tauſend Niedlichkeiten gefällt, der laſſe ſichs wohlſchmecken; ich bin mit einem nahrhaften Gericht zufrieden, und wer weiß, ob ich gar die ſtarke Speiſe vertragen könnte, wenn ich ſie nicht ſo ſelten genöſſe. Kein Wunder alſo, daß ich viel Gutes, aber auch viel Böſes, was in der Welt geſchieht, nicht weiß.

Ich komme auf mein altes Thema zurück: können Sie unter Ihren Bekannten dem neuen Magazin Correſpondenten und Mitarbeiter ſchaffen, ſo erzeigen Sie mir und Lichtenberg einen großen Gefallen. Wir müſſen fleißig ſammeln wie die Ameiſen, ſchrieb er mir neulich, ich trage meine Puppen von einem Tiſch zum andern, wenn ſie nur der Guckuck nicht holt. — In dem Tone kriege ich faſt alle Wochen einen Brief. Aus dem beiliegenden Circulare erſehen Sie noch das übrige, was in der Ankündigung des Buchhändlers nicht ſteht. Daß die Stimmung dieſes neuen Journals etwas ernſthafter (ſolider meine ich) als die neuerliche des deutſchen Muſeums ſeyn, und mehr die Wiſſenſchaften als die gaukelnde Literatur unſeres Jahrzehends in ſich faſſen und befördern ſoll, wird Ihnen der Plan ſchon angekündigt haben.

Vor vier Wochen war Göthe, nebſt dem Kammerherrn von Wedel und dem Oberforſtmeiſter von Wedel bei mir. Ich ſoupirte mit ihnen, ohne zu wiſſen, daß der letztgenannte der Herzog von Weimar wäre. Zum Glück bewahrte mich mein guter Genius, daß ich ihm keine Sottiſe ſagte, wiewohl ich von großen Herren überhaupt mit großer Freimüthigkeit ſprach. Ich wette, es hat Göthe'n Mühe gekoſtet, bei einigen Gelegenheiten über meine Treuherzigkeit nicht loszupruſchen. Den Tag darauf beſahen ſie den Garten zu Weißenſtein; ich ſollte die Partie mitmachen, allein ich war zu ſehr beſchäftigt. In der Zwiſchenzeit erfuhr ich, daß der Herzog in der Geſellſchaft ſey. Den andern Morgen kam Göthe wieder zu mir, und der Kammerherr bald hernach, wir gingen zuſammen nach dem landgräflichen Cabinet der Alterthümer und der Kunſtkammer, wohin der Herzog ſich nachher auch begab. Ich mußte bei ihnen bleiben und mit ihnen ſpeiſen, und gleich nach früh eingenommenem Mittagsmahl reiſten ſie davon. Da ſich Göthe anfangs nicht genannt hatte, ſo kannte ich ihn nicht, und — erkundigte mich nach ihm, — bei ihm ſelbſt. Sie kennen ihn, und wiſſen, was es für ein Gefühl ſeyn kann, ihn kaum eine Stunde lang zu ſehen, nur ein paar Minuten lang allein zu ſprechen und als ein Meteor wieder zu verlieren. Sagen läßt ſich das nicht. Von Ihnen haben wir viel geſprochen, er bat mich, Sie recht herzlich zu grüßen. Iſt mir recht, ſo haben Sie bei ihm eine Antwort zu gut. Der Herzog hat mir gefallen. Er frug ſehr viel, und doch keinmal albern; gewiß, das heißt alles mögliche z[illegible]ſiren.

Dohm geht nach Berlin als Kriegsrath und bekommt das Secretariat am geheimen Archiv. Er verläßt das Lehramt alſo, und zwar von Herzen gern, weil er ſeine Zeit auf eine weit nützlichere und angemeſſenere Art mit Ausarbeitung zubringen kann. Er hat mir die herzlichſten Empfehlungen an Sie aufgetragen. Es thut ihm leid, daß er Böſes geſtiftet und Gutes verhindert haben ſoll; Abſicht war es nicht, ſondern unrichtige Vorſtellung. Was das phyſiokratiſche Syſtem anbetrifft, wird es allenthalben angegriffen. Prof. Schlettwein in Gießen hat es in ſeinem Werke gethan, und der Hauptmann Mauvillon ſchreibt an ihn, ſeinen vertrauten Freund, *phyſiokratiſche Briefe*, welche jetzt gedruckt werden. Noch verlangt Dohm von mir, ich möchte Ihnen doch melden, es würde ihn unendlich verbinden, falls er der neuen Verordnungen in Baiern wegen Abſchaffung der Leibeigenſchaft und Frohndienſte, wenn Sie Anlaß gegeben, habhaft werden könnte. Er iſt gewiß ein gründlicher Gelehrter und hat ein gutes Herz; ſchade, daß wir der neuern franzöſiſchen Philoſophie einen Grad von Leichtſinn zu verdanken haben, der immer das Kind mit dem Bade verſchüttet.

Es iſt ein gutes Wort, welches Sie aus dem Tacitus anführen; allein ich darf Sie denn doch lieben und loben, daß Sie ſo ein alter Deutſcher ſind? Die alten Deutſchen konnten ſich auch mit wenigern begnügen, und von der Seite mache auch ich Anſpruch auf dieſen Ehrentitel. Ich weiß Bequemlichkeit und unſchuldiges Vergnügen zu ſchätzen, aber es geht bei mir nicht vor andern Dingen her, die ihm freilich ſonſt nachzuſtehen pflegen. Wenn ich Ihren freundſchaftlichen Bemühungen Glück wünſche, ſo iſt es um der höhern Freuden willen, welche die Freundſchaft gewährt; um des Vortheils willen, Muße zum Lernen und Vervollkommnen und Nachdenken zu erhalten; um des Mißvergnügens willen, welches mir eine Beſchäftigung verurſacht, der ich nicht gewachſen bin und die mir eben deßwegen läſtig fällt, da ich unmöglich das Zutrauen zu mir ſelbſt faſſen kann, als Lehrer in vielen Worten ſehr wenig zu ſagen. Und endlich — den einzigen Beweggrund zu nennen, der mich eine Verbeſſerung meiner ökonomiſchen Umſtände wünſchen läßt: die höchſt traurige Lage meines Vaters und der Seinigen in London, die mich wirklich melancholiſch und vielleicht miſanthropiſch machen könnte, wenn ich nicht das Glück hätte, durch beruhigende Grundſätze geſichert zu ſeyn. Ich hätte Ihnen vieles, ſehr vieles über dieſen Punkt zu ſchreiben, wenn es die Billigkeit und die Liebe gegen meinen Freund erlaubte. Es ſey genug, daß ich nur noch herſetze, die Lage dieſes bedrückten und doch nicht unverdienten Mannes iſt ſo äußerſt unglücklich, daß ich mich, mein Glück, meine häuslichen Freuden aufopfern wollte, um ihm zu helfen, wenn ich Mittel dazu wüßte. Wie vielmehr alſo wird mich eine Gelegenheit erfreuen, wo ich mein eignes Wohl zugleich mit der Ruhe der Meinigen befördern könnte. Schon längſt habe ich im Sinne gehabt, ein paar von meinen Schweſtern zu mir zu nehmen. Noch hat es nicht gehen wollen. Meine Stelle vermag es nicht. In der Folge thu' ich es gewiß, ich bleibe hier, oder nicht. — Die Wonne, bei Ihnen zu ſeyn, des Lebens zu genießen, — ich will mich nicht wiegen mit Hoffnungen, die gar zu leicht fehlſchlagen können, aber — gewiß ſie wäre groß und größerer Leiden werth, als ich bisher erfahren habe. Trauen Sie Ihrem Freunde nur ja nicht zu viel zu. Es iſt nicht aus falſcher Demuth, die er verabſcheut, daß ihm der Gedanke an ſeine Unbrauchbarkeit und ſeinen Mangel an Kenntniſſen lebendig wird, wenn er nachſinnt, was es wohl für eine Beſchäftigung ſeyn könne, der er gut vorſtehen würde? Der Graf Neſſelrode hat mir nichts davon geſagt, weil ich nicht Zeit hatte, mit ihm davon zu ſprechen.

Briefe von der Länge bekommt niemand von mir, außer wem ich Geduld genug zutraue, ſie durchzuleſen. Doch Geduld kann auch gemißbraucht werden; und das ſcheint mir, habe ich heute ſchier gethan. Wenn man ſo geſündigt hat, wie ich, iſt das Beſte, ſeine Verzeihung dadurch zu erhalten, daß man zeigt, wie die Schuld noch leicht hätte größer werden können. Der Verſuchung, noch ein Blatt anzubringen, widerſtehe ich ungerne, weil ich heute recht con amore an Sie ſchreibe und noch lange nicht ausgeplaudert habe. Allein ich muß noch einige andere Briefe ſchreiben, und es iſt halb zehn Uhr

Abends. So leben Sie denn recht wohl, theuerſter, liebſter Freund, und mit Ihnen die werthen Ihrigen. Wenn gleich das Jahresfeſt unſrer Bekanntſchaft zu feiern unmöglich iſt, ſo will ich doch in Gedanken bei Ihnen ſeyn und Sie an mein treues Herz drücken.

No. XX.

Forſter an ſeinen Vater.

Caſſel den 21. Oct. 1779.

Es freut mich, daß Sie Buffon's Epochen geleſen haben. Allein mir däucht, es ſchmeckt nicht nach dem kühlen Mann, ſondern nach dem franzöſiſchen Hypotheſenkrämer, doch hievon mehr, wenn ich einen Aufſatz darüber im göttingenſchen Magazin vorlege. Gewiß muß man die Geſchichte der Natur einen Roman nennen. Der gute Theil daran ſind die eingeſtreuten Thatſachen, und es iſt daneben auch nützlich, zu ſehen, wie Andere eine Thatſache anſehen, und wozu ſie nützt. Aber ſeine brennende Welt iſt nur zum Lachen. Charpentier's Buch, das Sie geſehen haben, wird manche Angabe enthalten, die den Buffon widerlegt.

Göthe iſt ein geſcheuter, vernünftiger, ſchnellblickender Mann, der wenig Worte macht; gutherzig, einfach in ſeinem Weſen. Pah! Männer, die ſich aus dem großen Haufen auszeichnen, ſind nicht zu beſchreiben. Der

Charakter eines Mannes von hohem Genius iſt ſelten wetterleuchtend und übertrieben, er beſteht in einigen wenigen Schattirungen, die man ſehen und hören muß, aber nicht beſchreiben kann. Der Herzog iſt ein artiger kleiner Mann, der ziemlich viel weiß, ſehr einfach iſt und geſcheute Fragen thut. Für einen zweiundzwanzigjährigen Herzog, der ſeit vier Jahren ſein eigner Herr iſt, fand ich viel mehr in ihm als ich erwartete. Ich ſpeiſte einmal mit ihnen zu Abend, ohne daß ich den Herzog kannte, der ſich für einen Oberforſtmeiſter von Wedel ausgab; daher ſprach ich unbefangner als ich ſonſt gethan hätte, und ohne Zweifel war ihnen das lieb. Des andern Tages ſah ich ſie nicht, ſie beſuchten den Weißenſtein, wohin ich ſie, Geſchäfte wegen, nicht begleiten konnte. Den folgenden Morgen ſahen wir das Muſeum zuſammen, und ich aß mit ihnen zu Mittag. Dann reiſten ſie nach Darmſtadt ab. —

No. XXI.

Forſter an Jacobi.

Caſſel den 2. Nov. 1779.

Ihr Brief, mein Beſter, iſt geſtern Abends eingetroffen. Es ward mir ſo feierlich, als ich die Worte las *):

---

*) Dieſer Brief betrifft einen damals zwiſchen Göthe und Jacobi ausgebrochnen Zwiſt, bei welchem Göthe ſehr heiter zu bleiben ſchien, deſſen Veranlaſſung ſich aber Jacobi mehr zu Herzen gehen ließ, als die Sache erforderte, und die Philoſophie rechtfertigte.

„in kurzem werde ich der verſchloſſenſte, ſtillſte, duldſamſte unter den Menſchen ſeyn.“ — Ich müßte Sie nicht kennen, wenn ich nicht alles fühlte, was dieſe trocknen Worte ſagen wollen, und — ich müßte Sie nicht lieben, wenn ich Ihnen nicht wenigſtens zuriefe, ſich über das Schwache, Unvollkommene, Widerſprechende im Menſchen ganz hinauszuſetzen und ſich nicht jener duldenden, verſchloßnen Stille, die nur zerrüttenden Sturm androht, ſondern vielmehr ganz der wahren Heiterkeit und der beglückten Ruhe zu überlaſſen, die aus dem Bewußtſeyn Ihrer Redlichkeit fließt. Wenn Sie es ſähen, wie nah' mirs geht, daß eine Wolke Ihren Himmel trübt, ſähen, wie mich der Gedanke quält, daß ich Sie nicht am rechten Zipfel zu faſſen weiß, würden Sie nicht eher glauben, daß ich in der Verwirrung nicht finden kann, was ich Ihnen ſchreibe, als — daß ich „kalt von Weisheit trieſe?“ — Unmöglich beſchreib' ich Ihnen, wie mirs im Kopfe herumläuft. Bald denk' ich, Zwietracht ſtiften iſt auch ein Geſchäft für dieſe Welt. Sie könnten wohl hintergangen worden, zu ſehr ins Feuer gerathen ſeyn, Ihr reizbares Herz beunruhigt ſich vielleicht zu früh, es iſt nicht ſo viel an der Sache; jener Verklagte iſt noch nicht ungetreu. Sie kennen und lieben iſt ja eins, zumal wenn man ſelbſt ein Herz hat. — Dann geb' ich Ihnen wieder recht, die Menſchen ſind mir Räthſel, alles muß man von Menſchen gewärtigen, alles iſt Schwachheit und Unvollkommenheit, leidiger Kitzel, nur ſich zu hören, nur ſeinem Witz den Zügel zu verhängen, und hin über Freund und Feind ohne anderes Gefühl als verdammte Selbſtliebe, die das hohe Ebenbild auf Zeitlebens verhunzt, und die es immerdar verbeut, daß der Menſch ſeine urſprüngliche Würde erreiche. Dieſe Würde iſt in der Welt nicht mehr vorhanden, oder wenn ſie noch lebt, ſo iſt ſie vor den Augen der meiſten Menſchen verborgen, gehüllt in unſcheinbare Demuth, die im Verborgenen nicht einen Augenblick ſich ſelbſt, ganz aber dem Schöpfer vertraut, durch Ihn Berge zu verſetzen, ohne Ihn kein Glied zu rühren, vielweniger Gedanken zu erſchaffen glaubt. — — Ich entſcheide nichts. Ich habe Göthe'n geſehen, aber nicht genug, um ihn zu kennen. Sein Freund Beriſch in Deſſau hat mir ſeine ausgelaſſene Laune nicht verhehlt, ich aber habe ihn nicht darin gefunden. Hier war er ernſthaft, machte wenig Worte, frug mich wegen der Südländer, über deren Einfalt er ſich freute, und hörte die meiſte Zeit zu, da mich der Herzog befragte, in deſſen Gegenwart wir uns faſt immer nur geſehen haben. Hätte ich vermuthen können, ja nur geahndet, daß Göthe Ihnen, mein Beſter, ſo lieblos und ungerecht begegnen könnte, ich hätte doch auf meine und ſeine Worte beſſer Acht gegeben. Allein ich habe auch nichts gemerkt, das Unbilligkeit gegen Sie verrathen hätte. Als ich Ihnen ſchrieb, wir hätten viel von Ihnen geſprochen, ſollte ich eigentlich geſagt haben, ich habe viel von Ihnen geſprochen; ich ſprach von der Art, wie wir bekannt wurden, wie ſich Ihr Herz mir öffnete, wie lange ich bei Ihnen blieb und wie ungern ich Sie verließ. Es war, indem wir aus des Landgrafen Antiquitätenſammlung in den Gaſthof zurückgingen. Der Herzog war mit jemand andern einige Schritte voraus. Göthe hörte mir mit Theilnehmung und in Gedanken zu. Ich erzählte, daß Sie mir aus Woldemar vorgeleſen hätten, und ſagte, was mein Herz mir eingab. Ganz lakoniſch gab er zuweilen ein „ja“ drauf, welches meinem Urtheil ſeinen Beifall zu ertheilen ſchien. „Der erſte Theil iſt nunmehr gedruckt“ ſagte er. Auch ſind, erwiederte ich, vom zweiten Theile Bruchſtücke im Muſeum erſchienen. — „Daß er doch nicht hat warten können!“ rief er aus; „warum Bruchſtücke? Konnt' ers nicht erſparen, bis der zweite Theil ganz fertig geweſen wäre?“ — Ich ſagte etwas gleichgültiges dazu, mich dünkt, daß doch manchem die Stücke ſchon viel Freude gemacht hätten. Wir hatten eben den Gaſthof erreicht. — Er hatte nur noch Zeit, zu fragen, ob ich kürzlich Briefe gehabt, und bald an Sie ſchreiben würde? Ich ſollte Sie doch von ihm grüßen. Nun ſpeiſten wir mit dem Herzoge, und kaum war das Mittagseſſen verzehrt, ſo fuhren ſie ab. Faſt ſein Letztes war, den Gruß an Sie zu wiederholen. Er nannte Sie noch immer Fritz.

Der Kriegsrath Merk iſt hier durchgegangen und hat mich beſucht. Er iſt Lichtenberg's genauer Freund, der ihn mir zuſchickte. Seine Reiſegefährten waren zwei Herren von Einſiedel, einer ein Officier, der viel Beleſenheit und einige Kenntniß von Naturhiſtorie hatte. Merk ſprach mehr von der Kunſt, und frug, wie faſt ein jeder pflegt, der zu mir kommt, nach der Königin Oberea und was dazu gehört. Ich hatte keine Zeit ihm ſeinen Teufel anzuſehen, denn ich zeigte ihm einige Zeichnungen vor, führte ihn in die Menagerie und ſahe ihn darnach abreiſen. Der erſte Brief, den ich hier von Ihnen, wenige Tage nach meiner Abreiſe aus Düſſeldorf bekam, enthielt Folgendes: „ich möchte doch Herder'n viel Gutes von Ihnen ſagen, wie ſehr Sie ihn ſchätzten, denn Sie vermutheten, ein gewiſſer Mephiſtopheles könne ihm etwas Nachtheiliges von Ihnen hinterbracht haben.“ Das Wort war mir aber auch ſonſt in malam partem bekannt, und daher brauchte ich es in meinem vorigen Briefe; nicht daß Sie mir etwas von dieſem böſen Geiſte erzählt hätten. — —

Um alles in der Welt, mein liebſter Herzensfreund, laſſen Sie ſich von ſolchen Menſchen die Ruhe nicht nehmen. Ach! wenn Wünſche was vermöchten! dann müßten Sie Ihr Herz den Freuden ganz öffnen, die nur auf Ihren Wink warten, um ſich Ihnen zu nähern. Jede Wonne, jeden Lohn der Tugend erfleh' ich für meinen Freund!! Ich gehorche hinfort Ihrer Liebe, in Betracht alles deſſen, was ſie für mich gethan hat und noch thut, — ich ſchweige, weil ſich ohnehin nicht ſagen läßt, was ich denke und fühle. Ich wollte, ich könnte gleich jetzt an Ihrem Halſe hängen und mich ſatt weinen.

Für meinen Vater fang' ich an einige Hoffnung zu hegen. Die vortrefflichſten Menſchen nehmen ſich ſeiner an. O, freuen Sie ſich indeß mit mir, daß es ihrer noch ſo viele giebt, und freuen Sie ſich zugleich über die anbetungswürdige Führung Gottes. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen geſagt habe, daß das engliſche Miniſterium ihm nicht die mindeſte Belohnung hat zukommen laſſen. Vier Jahre lang hat er jetzt umſonſt gewartet, in jenem unglaublich theuern Lande, dem der Luxus und die immer ſteigenden Auflagen den Untergang drohen. Neben dem Wenigen, was meine Reiſebeſchreibung einbrachte, hat er beträchtliche Schulden machen müſſen. Ich verließ ihn in der Abſicht, hier für ihn zu arbeiten, da der Krieg in England aller Autorſchaft ein Ende machte. Es iſt nunmehr ein ganzes Jahr verfloſſen. Rathen Sie, von was er gelebt hat? Von Zeit zu Zeit erhielt er bald von einem, bald vom andern Orte eine geringe Summe von dieſem oder jenem Fürſten, dem er Raritäten aus dem Südmeer, ohne Abſicht, geſchenkt hatte, und wunderbar! dieſe Beihülfen kamen allemal ganz unerwartet, allemal, wenn ſeine Hoffnung für den morgenden Tag ganz verlöſchen wollte. Noch neulich ſchrieb er mir, ſo ſchlecht ſeys ihm noch nie gegangen, er müſſe ſchon an Allem Mangel leiden, und bald würden ihm Lebensmittel auch fehlen. In eben dem Augenblicke ſchrieb mir einer der beſten Menſchen (nebenher iſt er auch ein Fürſt) *), er würde für meinen Vater ſorgen,

---

*) Der Herzog Ferdinand von Braunſchweig; auch der Weg, welchen dieſer gütige Mann dazu einſchlug, wird irgendwo in dieſen Briefen erwähnt.

und habe ihm ſchon vor einigen Tagen eine (anſehnliche) Rimeſſe geſchickt. Er iſt es, ich darf ihn nicht nennen, der den Plan gemacht hat, meinen Vater aus ſeinem Labyrinthe zu ziehen, ſeine Gläubiger zu befriedigen, und ihn nach Halle zu bringen, woſelbſt ſeine Profeſſur noch offen bleibt. Wollen Sie glauben, was mir dabei am ſchwerſten wird? — Meinen Vater an ſein Schickſal zu gewöhnen und ihn zu überreden, daß die Vorſehung hier ſichtbarlich für ihn wirkt. Im vollen Gefühl der Ungerechtigkeit, welche die Engländer an ihm ausüben, in der feſten Ueberzeugung, daß er gerechte Forderungen hat, will er gar nicht davon hören, daß er großmüthigen, edeldenkenden Seelen etwas koſten ſolle. Er will ihre angebotene Hülfe nicht, er verlangt Fürſprache und Unterſtützung, um ſeine gerechten Forderungen geltend zu machen. Er bedenkt nicht, daß politiſche Urſachen das alles unmöglich machen, und daß man zufrieden ſeyn muß, auch wenn man Recht hat und keine Gerechtigkeit findet. Hier, mein Beſter, bewundere ich wenigſtens die Vorſehung am meiſten. Der Mann, — es iſt mein Vater, den ich liebe und ſchätze, und der ein viel beſſerer Menſch iſt als ich, — hatte ſein Herz an die Belohnung gehangen, die er erwartete, er wollte damit in philoſophiſcher Independenz leben; er hat Anlage zur Selbſtliebe, zum Stolz und zu einer gewiſſen Eitelkeit, der jene Unabhängigkeit ſicherlich Nahrung gegeben hätte, — und ſiehe da! aller Bemühungen ungeachtet wird alles ſo geleitet, daß er ſeinen Wunſch nicht erlangt, vielmehr wird ſein Feuer gedämpft, er wird durchs Unglück ſo lange mürbe gemacht, bis ſeine Gedanken ſich wieder ganz dahin lenken, von wo ſie nicht hätten abweichen ſollen; er ſoll nicht zu Grunde gehen, er ſoll vielmehr gewahr werden, daß für ihn gewacht wird, daß er durchaus nicht auf ſich ſelbſt allein vertrauen ſolle, — und ſo geſchieht, was geſchehen iſt. — Bin ich erſt ſo glücklich ihn in Halle zu wiſſen, ſo wird es leichter ſeyn ihn zu unterſtützen. In jenem theuern Lande, wo er ſich jetzt verzehrt, ſinds Tropfen ins Meer, die man ihm zuſchicken kann. — Genug, — es iſt die weheſte Stelle in meinem Herzen, die ich berührt habe.

Wie wahr iſt alles, was Sie vom deutſchen literariſchen Parteigeiſt ſchreiben! Mir iſt es ein nicht zweideutiges Vorzeichen einer wahren gänzlichen Veränderung von Grund aus. Es kann ſo nicht bleiben. Alle Symptome ſind da und zwar nicht nur in der gelehrten, ſondern auch in der theologiſchen und politiſchen Welt. So ſehr meine Seele ſonſt Ruhe wünſcht, ſo wünſcht ſie dieſe Kriſis herbei, worauf ſie eine große Hoffnung gebaut hat.

Dohm iſt als preußiſcher Kriegsrath, am geheimen Secretariat der auswärtigen Affairen, in Berlin beſtallt und vor einigen Tagen abgereiſt. Was Sie ihm beſtimmen, werd' ich ihm nachſchicken.

Warum der zweite Theil meiner Reiſe nicht erſcheint, iſt mir ſo räthſelhaft als Ihnen. Auf Oſtern konnte er nicht fertig werden, allein was es dieſe Meſſe verhindert, das weiß ich nicht. Seit langer Zeit iſt Spener mir

Antwort ſchuldig. Vielleicht iſt er aber ſchon heraus, und ich weiß nur nicht darum.

Ich danke Ihnen vorläufig auch in Lichtenberg's Namen für die verſprochene Unterſtützung des göttingenſchen Magazins. Ich behalte mir vor, von dem, was Ihr edles Herz Ihnen in Anſehung Lichtenberg's eingiebt, nicht eher ausführlich zu ſprechen, als bis ich ihn ſehe. Er ſoll Sie nicht verkennen, oder er muß Sie gar nicht kennen. Seine Freundſchaft mit Mephiſtopheles ändert auch etwas, — und ich erwarte Ihre weitere Aeußerung darüber.

Sagen Sie Ihrer vortrefflichen Gattin und Ihren werthen Schweſtern, daß es mich unausſprechlich freut, in ihrem Andenken noch zu leben, daß ich lebenslang ſinnen werde, mich würdig der Freundſchaft der beſten Menſchen zu machen, und daß ich ſie recht inſtändig bitte unſern theuerſten Fritz ganz aufzuheitern, ihn zu überführen, daß ſein Leben Freude die Fülle hat und es der Mühe werth ſey, ſie zu empfinden, anſtatt dem einſamen Vergnügen nachzuhängen, ſich ganz in ſeinen Schmerz zu verſchließen. — Lieber! — Ich muß mich von Ihnen reißen. Leben Sie wohl, leben Sie Ihren Freunden, Sich und Gott.

No. XXII.

Forſter an Jacobi.

Caſſel den 29. Nov. 1779.

Wie mich dünkt, mein theuerſter Freund, haben Sie in Anſehung * * ganz recht gehandelt. Ihre Einlage klärt mir vieles auf, was ich freilich vorher geargwöhnt, aber nicht geglaubt hatte. Ich kenne kein unglücklicheres Geſchöpf als den Menſchen, wenn er, von Eigenliebe und Eitelkeit ſtrotzend, keinen neben und über ſich leiden kann. Iſt es möglich, daß ſo ein Menſch Freunde haben kann? Ihre gutherzige Freundin ſchreibt: „in der Liebe iſt er nicht rein,“ ſie wollte nicht ſagen, er liebt nur ſich in allem andern. Wenn dieſes mit * * der Fall iſt, ſo wünſche ich Ihnen Glück zur Trennung. Der Engländer iſt etwas phlegmatiſch und miſcht daher nie das geringſte Leidenſchaftliche in ſeine Freundſchaft; dafür iſt er ſelten unglücklich in der Freundſchaft, und wen er lieb gewinnt, welches mit Bedacht geſchieht, deſſen Freund iſt er auf alle Probe. * * ſchrieb Ihnen „feurige Liebesbriefe,“ und konnte ſich erlauben — — —

Ich weiß, die bedächtige Freundſchaft des Engländers iſt nicht für jedes Temperament geſchaffen, allein je weniger Leidenſchaftliches hineingeſtellt wird, deſto dauerhafter iſt ſie. Ich glaube, ich habe da einen Gemeinplatz angebracht, daß Leidenſchaften bloß für eine kurze Zeit ſind, und wie alle heftige Bewegungen (des Leibes ſowohl als der Seele) entweder der Ruhe Platz machen, oder alles zu Grunde richten müſſen. Göthe würde mir ihn nicht verzeihen, allein von Ihnen darf ich Nachſicht hoffen.

Warum giebt es Menſchen in der Welt wie Merk? Ich kann ſagen, mir ſchaudert. Oder ſollte mir nicht vielmehr vor unſerm Jahrhundert ſchaudern, das nur ſolche Seelen bildet und ſich wünſcht, das nur für den Kopf ſorgt und das Herz vernachläſſigt oder gar verachtet? Ein gelehrter Mann, ein witziger Kopf, einer, der ſeine Feder und ſeine Sprache in der Gewalt hat, den nennen wir groß und vortrefflich, wenns auch ein Kerl von Leder iſt. — Ich bin gewiß kein Miſanthrop, aber wenn ich nicht ſo ſchöne Ueberzeugung hätte, daß in unſerm übergeſitteten Welttheile doch auch noch rechtſchaffene, herzliche und gottesfürchtige Männer wohnen und ſich finden laſſen, ſo entflöhe ich heut' oder morgen in eine Ecke von Aſien oder Afrika, unter wilde oder ganz ſimple Völkerſchaften. Aber gerade wenn das Verderben am höchſten ſteigt, giebt Gott die ſtärkſten Gegenmittel, Pfeiler, woran man ſich halten kann; und umher mags toben und brauſen — das Gebäude ſteht darum doch. In meinem ſechsundzwanzigſten Jahre wird man mich doch keinen verdächtigen Zeugen nennen, daß ich über die Verſchlimmerung der Zeiten klage.

An dem ſchändlichen Kupferſtich von Zimmermann hat Lichtenberg keinen Antheil. Dies iſt ganz zuverläſſig; denn er hätte die Satyre beißender und feiner gemacht, deren Grobheit ihn ſehr geärgert hat. Käſtner iſt auch wohl unſchuldig; allein einige ſeiner Freunde dürften nicht ſo leicht zu entſchuldigen ſeyn. Mir thut es doch ſehr leid, daß L. und Z. ſich entzweit haben, wiewohl es an Hetzhunden nicht fehlt, die ſie aneinander gebracht haben. Der Fürſt, den ich meine, der ſo gut und vortrefflich denkt und handelt, iſt nicht der Fürſt von Deſſau. Daß Sie fehl gerathen haben, freut mich, weil es nur Beweis für die Güte unſerer Fürſten iſt, daß mehrere bei dieſer Gelegenheit in Betracht kommen konnten. Es iſt (im engſten Vertrauen) der Herzog Ferdinand von Braunſchweig.

Mit der fahrenden Poſt ſchick' ich Ihnen den göttingenſchen Kalender, weil ihn Lichtenberg ſchreibt, und rathen Sie — das Leben des Dr. Dodd's *), eine Broſchure, die mich zum Verfaſſer hat. Nicht, theuerſter Freund, daß ich die Narrheit hätte, mir etwas darauf zu wiſſen, ſondern weil es einmal ausgeſchwatzt worden iſt, daß die Scharteke von mir iſt, und es Ihnen zu Geſichte kommen und ohne den nöthigen Vorbericht einen falſchen Eindruck machen könnte. Ich ſchrieb es auf Verlangen des Verlegers, gleich nach Hinrichtung Dodd's in vierzehn Tagen, ohne alle Feilung und Politur. Zwei Jahre läßt ers liegen, und nun endlich giebt ers heraus. Da könnte man glauben, ich hätte was rechts daran gefeilt, und iſt doch nichts weniger an der Sache. Selbſt

---

*) Eines engliſchen Predigers, der für Wechſelverfälſchung mit dem Strange beſtraft wurde.

nach meinen Grundſätzen (gewiß ſolidere, als ich damals hatte), wenn nicht nach meinen Einſichten, hätte ich jetzt den Gegenſtand in manchen Fällen noch anders behandelt. Allein Unvollkommenheit iſt das Loos menſchlicher Arbeiten. Sie bekommen dieſen Brief von einem Convaleſcenten, ſonſt würde er ſo lange auf den Ihrigen nicht ausgeblieben ſeyn. Aus eben der Urſache muß ich mich zwingen, und ihn kürzer machen als den vorigen. Ich bin bei der gräßlichen Witterung ſeit vierzehn Tagen krank geweſen, vorige Woche war es beſonders arg mit Kolik und Verkältung. Jetzt gehts wieder, nur fürchte ich wieder einzufallen und halte doch meine Stunden fort.

Empfehlen Sie mich Ihrer Gattin und Ihren Schweſtern. Es fällt mir aufs Herz, daß es jetzt ein Jahr iſt, daß ich bei Ihnen war, und ſo viel Gutes, ſo viel Freundſchaft, ſo ganz unerwarteter, unverdienter Weiſe genoß. Möge der Himmel Ihnen alle die Seligkeiten, die ich damals empfand, und die wahre Freude lohnen, womit mich Ihre Zuneigung noch beſchenkt. Wer ſo reichlich verdient hat glücklich zu ſeyn, müſſe wenigſtens den Schwachen zum tröſtenden Beiſpiel auch Glück genießen.

No. XXIII.

Forſter an ſeinen Vater.

Caſſel den 29. Dec. 1779.

Ich will das Mögliche für Herrn d'Hamarville verſuchen. Er muß ſich nicht wundern, daß ich ſo manche von den ſchönen Statuen in der Wallmoden'ſchen Sammlung in Hannover nicht ſah, da ein großer Theil davon, ehe ich kam, nach Wien geſchickt war. Ich möchte nur wiſſen, ob er meinem Urtheil über die Gruppe von Perſeus und Andromeda ſeinen Beifall giebt? Wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, ſah ich einen ſchönen, jungen Bacchus in dieſer Sammlung. Der Apollo mochte unter den Stücken ſeyn, die fortgeſchickt waren.

Ich wünſchte alle Manuſcripte zu haben, welche den botaniſchen Theil unſrer Beſchreibungen angehen. Ich habe hier nur Sparrmann's Papiere, um aber das Werk zu beginnen, müßte ich die Handſchriften zu Rathe ziehen können, die ich ſchon auf dem Schiff geſchrieben habe. Nächſte Oſtern erſcheint ein Theil von Buffon von mir überſetzt. Prof. Murray hat mir vor langer Zeit eine **Cercodia** gezeigt, war aber ſehr betrübt, wie ich ihm ſagte, daß es nicht die **Haloragis** ſey. Aus ſeinem Briefe an Sie ſeh' ich, daß er mir nicht Glauben beigemeſſen hat. Er iſt doch ein ſehr guter Botaniker. Prof. Schreber war vor kurzem in demſelben Fall. Er ſchickte mir ein Specimen der **Cercodia** mit der Frage: ob es nicht die **Haloragis** ſey? Sie beachten den Unterſchied nicht zwiſchen drupis nucleo 4spermo, welcher der Haloragis zukommt, und semen tetragonum, welches den Charakter der Cercodia ausmacht. Was ſie irre macht, iſt, daß ſich die Cercodia nicht in unſern „Genera" befindet.

Hier erhält man keinen Brief von den heſſiſchen Officiers in Amerika, welcher nicht voll Lobes wär von den amerikaniſchen Soldaten; ſie vergleichen ſie in jedem Punkt ohne Ausnahme mit unſern beſten deutſchen Truppen, ſie behaupten, daß die engliſchen Truppen in keinem Stücke den Vergleich mit ihnen aushalten könnten, da dieſe nichts von einem Soldaten haben, als perſönliche Tapferkeit. Dieſe Briefe drücken einen Grad von Verachtung gegen die engliſchen Officiers aus, der kaum zu glauben iſt. In einem derſelben las ich dieſer Tage: man hoffte nächſtens Toiletten in den Laufgräben zu finden, und den Befehl zu erhalten, das Pulver zu parfumiren. Der Schreiber ſagte, daß weder der engliſche General noch ſeine Adjutanten je die Poſten beſuchen, noch recognoſciren gehen, indeß die Amerikaner keinen Theil der Diſciplin vernachläſſigen, und gegen jede Gefahr abgehärtet ſind. Der Ueberfall des Forts Strongpoint wird von Sachverſtändigen für ein Meiſterſtück gehalten. Wie die letzten Briefe abgingen, waren 3000 Kranke in Neuyork. Hr. v. Eſtaing ſcheint in Georgien mit einem blauen Auge davon gekommen zu ſeyn — es iſt ſehr ſchade, daß er nicht mehr Zeit auf dieſes Unternehmen wenden konnte. Ich fürchte, er wird, als ein wahrer Franzoſe, allen Ruhm für ſich haben behalten wollen und Gen.

Lincoln's Ankunft nicht abgewartet haben. Der Verſuch iſt indeſſen in ſeiner Hand. Veränderungen in dem engliſchen Miniſterium werden, wie ich fürchte, nicht ſtatt haben, und wenn ſie nicht alles in ſich begreifen, was können ſie dann helfen? Wie wollen ſie Irland in Ruhe halten? Amerika iſt, meiner beſcheidenen Meinung nach, für England verloren. Was Frankreich und Spanien anbetrifft, ſo haben ſie nun einen ganzen Feldzug durch geſchwatzt und gepocht, und haben nichts gethan. Amerikas glücklichen Fortgang erwarte ich nur von ſeiner eignen Kraft und Muthe.

No. XXIV.

Forſter an Jacobi.

Caſſel den 14. Febr. 1780 *).

Gewiß, mein Beſter, ich hätte Ihnen, auch ohne weitere Nachricht von Ihnen zu erhalten, in dieſen Tagen geſchrieben, weil ich mich nach Unterredung mit Ihnen ſehnte. Die Gelegenheit dazu ſollte beigehendes Verzeichniß ſeyn, welches ich nur abgewartet habe, um Ihnen zugleich einen Beweis zu liefern, daß ich Ihren Auftrag nicht vernachläſſigte. Lieber, loben Sie mich nicht wegen Dodd's Leben, denn Ihr Lob iſt meiner Demuth

---

*) Jacobi's Briefe, der 107.

gefährlich; gegen Andrer Beifall bin ich ſicherer, aber wie ſoll ich mich vertheidigen, wenn Freundesmund mir das ſüße Gift reicht? Es freut mich, daß Ihnen Lichtenberg's Kalender gefallen hat. Dem erſten Stück des göttingenſchen Magazins fehlt es an Mannigfaltigkeit; daher macht es keinen großen Eindruck; in der Folge werden wir jederzeit eine gute Auswahl zu liefern ſuchen. Sie werden den Ton etwas ernſthafter und wiſſenſchaftlicher als das Muſeum und den Merkur geſtimmt finden. Schreiben Sie mir gelegentlich Ihre unparteiiſche Meinung davon, damit das Publicum, wenn Sie Verbeſſerungen vorſchlagen ſollten, davon den Vortheil haben möge. Ich wünſche gewiß den Mängeln ſo viel wie möglich abzuhelfen; allein wenn Lichtenberg nicht alles thäte, nicht ſo eifrig daran arbeitete, nicht ſo guten Geſchmack hätte, würde es bei dem Wunſche ſein Bewenden haben. Was mein Vater über Buffon's Epochen der Natur geſchrieben hat, iſt keine Beleuchtung. Die Hypotheſe, die in dieſem Werke herrſcht, iſt ihm nur das Motto zu einem kleinen antiquariſch-phyſiſchen Aufſatze geweſen. Die Epochen verdienten freilich wegen ihrer einnehmenden Schreibart, und wegen des erſtaunenden Fleißes, womit Buffon alles hervorſucht, was ſein Syſtem befeſtigen, ſeine Sätze verbinden, den Leſer hinreißen und täuſchen kann, beleuchtet und widerlegt zu werden. Von meinem Vater aber erwarte ich keine ſolche Widerlegung, denn ſeine Einbildungskraft iſt zu ſehr mit im Spiele. Dieſe iſt es, die ihn noch jetzt unter den drückendſten Leiden erhält, bis die vom Herzog Ferdinand verſprochene Hülfe ihm zu Theil wird. Gleichwohl hat er ſchon die Hälfte ſeiner Bücher, welche man eben durch dieſe Hülfe retten wollte, veräußern müſſen, und zwar um ein paar ungeduldige Gläubiger zu befriedigen, hat er ſie um ein Drittheil ihres Werthes verkaufen müſſen. Ich hoffe demungeachtet, daß er, wenn kein unerwartetes Unglück zuſtößt, dieſes Frühjahr oder dieſen Sommer nach Halle kommen werde. Und wäre dieſes nicht, bleibt denn dem ehrlichen Manne nicht eine Hoffnung, die nicht zu Schanden werden kann? — Ob er in Halle glücklich ſeyn werde, iſt eine andere Frage, die mir zweifelhaft vorkommt; denn Halle iſt jetzt von Parteien und Zänkereien zerrüttet, welche gar zu leicht einen heftigen Mann mit in ihren Strudel ziehen können. Indeſſen, einer geht ſeinen Weg ruhig, der andere balgt ſich durch die Welt, und beide erreichen daſſelbe Ziel.

Was mich betrifft, denke ich völlig wie Sie, — wer nur für ſein Ich zu ſorgen hat, darf um nichts bange ſeyn. Der Verluſt meiner Sachen aus London und die ungeſchickten Rathſchläge einiger hieſigen Freunde haben gleichwohl die Maſſe der Schulden, welche einen jeden Anfänger aus Nichts zu drücken pflegen, bei mir unnöthig vergrößert. Nun werden zwar meine Arbeiten, wenn ich abgearbeitet habe, was ich an Büchern nehmen müſſen, auch in der Folge das Nöthige zu Löſung dieſer Feſſeln abwerfen, allein bis dahin leide ich doch an meiner Unabhängigkeit, welche keinem Amerikaner theurer ſeyn kann, als mir. Tugend wohnt an unſerm Hofe nicht, und wie könnte ich nur den Anſchein haben, einen Menſchen zu ehren und zu lieben, der ſie mit Füßen tritt? Ich glaube alles gethan zu haben, wenn ich Ehre gebe, dem Ehre gebührt, aber man fordert mehr, und ich kann nicht ſchmeicheln. Wäre ich von jenen Feſſeln frei, ſo wäre mir ein kleines Stübchen neben der göttinger Bibliothek lieber, als die beſte Wohnung in Caſſel, ſo viel ſchöner auch die hieſige Gegend iſt. Doch ich bin auch wohl etwas ungerecht, ich beſitze hier eine Entſchädigung, welche mir in Göttingen fehlen würde, einen Freund, den ich mit ganzem Herzen liebe, wie ich Sie liebe. Wünſche gelten nichts ohne Fortunatus Hütchen, ſonſt ſäße ich an dieſem trüben Regentage bei Ihnen und vergäße meine üble Laune. Es ahndet mir indeß, daß ich Ihnen bald wieder ſchreiben werde, weil ich in der Welt nichts lieber thue. Leben Sie wohl, liebſter Freund, und empfehlen Sie mich den lieben Ihrigen.

No. XXV.

Forſter an Jacobi.

Caſſel den 17. März 1780.

Nach vielem Hin- und Herſchreiben habe ichs endlich dahin gebracht, daß die von Ihnen, mein beſter Freund, verlangten Stämme mit der Poſt abgegangen ſind. Noch hoffe ich, daß Sie ſie zeitig genug erhalten werden, um mit Ihrem Commiſſionair nicht gar unzufrieden zu ſeyn. Es hat mich recht geſchmerzt, daß ich von andern Leuten abhing, Ihnen die Bäume zu liefern, und daß ich folglich bei aller Liebe und allem Eifer für Sie ſo ſpät, vielleicht zu ſpät, alles bewerkſtelligen konnte. Wenn ich nur erſt wüßte, daß Sie ſie gut verwahrt erhalten haben, daß Sie damit zufrieden ſeyn können, und ob Schwarzkopf, wie er mir verſprochen hat, eine gute Auswahl getroffen? Die Rechnung habe ich noch nicht.

Seitdem ich Ihnen ſchrieb, feſſelt mich ein neues Band an Caſſel, der Landgraf hat mir nämlich, mit hundert Thlr. Zulage, die Aufſicht über ſeine Naturalienſammlung anvertraut. Dieſes Cabinet iſt freilich eines der magerſten, das ſich denken läßt, indeſſen, ſo gering es iſt, kommt der Eigenthümer täglich herein und will dort unterhalten ſeyn, und ſo ſoll ich ihm die Langeweile vertreiben helfen. Auch finde ich dieſes kleine Cabinet in der unerhörteſten Unordnung, ein Werk meines Vorgängers, folglich wird es mich viel Zeit koſten, das wieder gut zu machen, was er verdorben hat. Darüber habe ich dem Buchhändler die Fortſetzung des Martiniſchen Lexikons aufgekündigt; und ob ich gleich auf dieſe Art mehr hätte verdienen können, ſo bin ich doch froh, aus der Galeere eines Lexikographen loszukommen, und begnüge mich mit dem wenigern Gewiſſen.

Mein Vater wird hoffentlich im Juli in Halle ſeyn.

Es haben ſich zwar neue Schwierigkeiten gefunden, hauptſächlich, weil ſeine Schulden größer ſind, als ich anfangs ſelbſt geglaubt, allein der Edelmuth und die Menſchenliebe ſeiner Schutzengel benimmt mir alle Zweifel, und beſänftigt ſelbſt die Unruhe, welche der Gedanke in mir erregte, daß ſie uns vielleicht eines Mißbrauchs ihrer Güte in Verdacht haben könnten. Wie viel Schmerz mich dieſer Gedanke gekoſtet, wie viel ich überhaupt bei dieſem traurigen Geſchäfte leide, können Sie errathen, aber, ohne alle Verhältniſſe genau zu kennen, doch nicht dem ganzen Umfange nach faſſen. Es hier zu erzählen, wäre zu weitläufig und unintereſſant. Es iſt für einen verdienten, wenn ſchon nicht immer gegen mich billigen Vater, für die beſte Mutter und die beſten Geſchwiſter! — und damit werde ich wieder ruhig und heiter.

Kann ich eine Frage wagen, mein Theuerſter, die viele mit mir eben ſo theilnehmend, eben ſo gerührt Ihnen thun möchten? Wann dürfen wir hoffen den zweiten Theil Ihres Woldemars ganz zu leſen? Ich freue mich darauf, wie auf jede Zeile, die — aus Ihrem Herzen floß; denn ich weiß, Sie ſchreiben keine, welche nicht aus dieſer Quelle käme! —

Im zweiten Stück des Magazins iſt Cook's Leben, nach meinen und meines Vaters Nachrichten entworfen, von Lichtenberg. Von Seite 284 an iſt der Stoff faſt gänzlich von mir. Ich glaube, ihm iſt Gerechtigkeit widerfahren. Das Bildniß iſt ſprechend.

No. XXVI.

Camper an Forſter.

La Haye le 15. Avril 1780.

Monsieur! La lettre que Vous m'avez fait l'honneur de m'ecrire m'est venue dans le commencement de cette année: je l'ai envoyée à mon ami Hemsterhuys, comme Vous le voyez par sa réponse, que je prends la liberté de Vous envoyer.

Je prends la liberté de Vous dire que mon mécontentement n'est pas fondé sur quelque chose de desagreable que Vous m'avez faite directement, j'ai desapprouvé Votre conduite vis à vis de Mr. Vosmaer dans Votre note, je l'ai considerée comme une imprudence, qui auroit-été excusable. Mais Votre conduite observée a La Haye, et la lettre que Vous avez bien voulu donner à Mr. Vosmaer, sans avoir vu, ni parlé à ceux à qui Vous deviez du moins du respect, m'a rendu Votre caractère suspect.

Le Prince de Gallitzin ne Vous a pas fait chercher à La Haye, Vous avez tort Monsieur! de vouloir que ce seigneur Vous envoya des invitations, Vous étiez informé à Londres par Mr. Magellan que ce Prince seroit charmé de Vous voir, il ne falloit aucune autre demarche pour Vous attirer chez lui. Mais confessez la verité, Vous avez choisi des personnes mal instruites du passé, Vous étiez charmé de pouvoir trouver des excuses, et dès que Vous n'alliez pas voir et rechercher ces Messieurs, jétois sûr de ne pas Vous voir chez moi: l'excuse de la saison avancée ne signifie peu, puisque Vous auriez pu aller plus facilement et plus commodement par Bremen et par consequent par la Frise que par une autre route: mais toutes ces demarches étoient des suites nécessaires de celle, que Vous faisiez à La Haye.

Il n'est pas possible de debrouiller tout cela si non que Vous ayez la bonté de m'informer comment, et par qui Vous êtes introduit chez Mr. Vosmaer, que Vous aviez offensé si mal à propos? Ce point là étant éclairci je pourrai juger de la probité avec laquelle Vous dites avoir agi. Dès que Vous me donnez cette satisfaction, je Vous rendrai toute la justice que Vous prétendez de mériter à present.

L'estime que Vous me faites l'honneur d'avoir pour mes petits talens m'est fort flatteuse; je puis Vous assurer Monsieur! que j'admire, comme Vous le méritez, Vos connoissances; mais dès qu'il s'agit de nous donner l'amitié, il s'agit du caractère moral, qui n'a aucun rapport avec celui de l'intelligence et du savoir. Soyez persuadé que j'aye été bien faché d'avoir dû me passer de Vos lumières lorsque j'etois à Cassel, mais je ne dissimule pas, je Vous craignois d'un coté et je ne voulois pas me rendre suspect auprès de mes amis par une conversation avec Vous, dont ils avoient lieu d'être très mecontents.

J'attendrois donc de Votre part des éclaircissemens, afin de Vous rendre justice auprès de mes amis qui dans le fond de leur coeur Vous plaignent, puisqu'ils s'imaginent que Vous avez été seduit et que Vous êtes tombé dans la Scylla pour éviter la Charybdis.

Les mensonges que Mr. Vosmaer avoit inserées sur mon sujet dans un Mémoire que Vous aurez vu dans la bibliothèque du Prince d'Orange, ont été retractées par lui par ordre du Prince, après que j'avois demontré la fausseté de ses remarques. J'ai agi avec prudence dans cette affaire puisqu'il y avoit tant de personnes de qualité interessées.

J'ai l'honneur d'être avec toute la considération que méritent Votre savoir et Vos rares talens etc.

No. XXVII.

Camper an Forſter.

Alem Laukum le 26. d'Aout. 1780.

Monsieur! c'est dans ce moment que je viens de recevoir dans l'enveloppe la lettre de mon ami Soemmerring du 23. Aout Votre lettre du 23. May. Je prends la liberté de Vous en avertir par cette lettre toute courte qu'elle puisse être, afin de Vous tirer d'une inquietude, qui naturellement devoit être la suite de Votre demarche ouverte, et de Votre apologie raisonnable. Je puis vous assurer Monsieur! que Votre lettre a effacé en moi tous les soupçons que j'ai eues auparavant, je suis faché qu'une pareille catastrophe ait été cause de l'indifférence, avec laquelle je Vous ai traité. Je serai charmé après cette explication convaincante, si Vous voulez bien m'honorer de tems en tems avec Vos lettres et de m'accorder Votre amitié comme je Vous offre la mienne; il n'est pas douteux qu'elle ne sera plus constante et plus réelle après avoir passée par le creuset de la sincerité, qui a lieu tant de Votre part, que de la mienne.

Ayez la bonté de dire a notre ami Soemmerring, que je me porte bien, que je l'aime, et qu'il aura bientôt tout ce que je lui ai promis. Mais je dois partir pour quatre jours, après quoi je serai de retour, et je ne manquerai pas de lui répondre sur toutes ses questions. Adieu Monsieur! oubliez notre différend, et aimez moi, qui Vous a toujours admiré, et à qui il a fait peine de devoir Vous soupçonner d'une foiblesse, que Vous avez si bien montré ne pas avoir eu lieu dans Votre demarche.

No. XXVIII.

Forſter an Jacobi.

Caſſel den 24. Sept. 1780.

Nur zwei Worte, Ihr glücklichen Bewohner des Pempelfort'ſchen Paradieſes; ich habe Eure lieben Briefe mit innigem Vergnügen geleſen und den Hrn. v. Knebel geſtern und heute mit vieler Theilnehmung an ſeiner Art zu ſehen und zu denken geſprochen. Ich bin in Hannover und Göttingen ſchon geweſen, es war das Werk von ſechzehn Tagen. Hrn. Fritzen will ich alle das Lob nicht wieder erzählen, was ich von ihm hören mußte, — er ſoll es gar nicht wiſſen, daß ihn auch Lichtenberg einen ganz vortrefflichen Mann genannt hat; dieſes Blatt bleibt bloß unter uns Uebrigen, damit der Mann nicht allzu hoch über uns ſchweben möge. Ich habe in meines lieben Fritzen's Seele Bürgern geklagt, daß er ihn nicht ſah, und wie weh ihm dies gethan. Ich war draußen bei Bürgern, als er ſein Erntefeſt feierte, und weil ich nie tanze, entwarf ich dort einen Brief an Ihre Betty während des Tanzes, der aber ſo zugerichtet iſt, daß ich ihn erſt wieder abſchreiben muß, ehe er fortgeſchickt werden kann. Ich habe keine Minute Zeit mehr, ausgenommen, daß ich mit Ihnen keife, lieber Fritz, warum Sie ſagen können, Sie wären irgend jemand unter uns zur Laſt geweſen; und daß ich Ihrem Lenchen verſichere, meine Braut ſey gewiß und wahrhaftig keine andere als die göttinger Bibliothek, mit der ich mich allenfalls und ohne Murren allein in vier Wände einſperen ließe. Wer in aller Welt kann der Reiſende geweſen ſeyn, der mich ſo gut kennen will, daß er mir ſogar Bräute zuſchanzt! O, liebſter, beſter Jacobi, ich habe nichts, gar nichts wider das Heirathen, ich wünſche es vielmehr, aber es iſt mir, wenn ich ſo das Gemälde in meinem Kopf und Herzen überſehe, als würde ich nie das Urbild finden.

No. XXIX.

Forſter an Jacobi.

Caſſel den 28. Jan. 1781.

Hoffnungen, mein Beſter, die nunmehr in alle Winde zerſtreut ſind, haben mich vom Schreiben abgehalten. Ihr Anerbieten iſt mir ein neuer redender Beweis Ihrer Freundſchaft, Ihrer Denkungsart, die ich ſchon ſo lange kenne; allein wie ich Ihnen meine Lage ſchilderte, dachte ich an nichts weniger, als unmittelbare Hülfe von Ihnen, ich ſuchte guten Rath, und ich machte mir etwas Luſt. Sie ſagen, Ihr Vorſchlag hat nur eine Seite, und rathen mir, Ihren Vorſchuß von jährlich 25 Piſtolen anzunehmen, und ich finde ihm noch mehr als eine andre Seite, die mir dieſe Annahme ſehr widerräth, wenn gleich ein Scheingrund mehr auf Ihrer Seite, dieſer iſt, daß meine Schweſter aus Wien jetzt bei mir wohnen will, weil ſie es mit den unbilligen Leuten, bei denen ſie noch iſt, nicht länger ausdauern kann. Aber — (unerlaubt iſt es, Ihnen von dieſem Zeug ſo viel zu ſchreiben, wenn ichs nicht müßte, um mich zu rechtfertigen) — Sie ſcheinen zu glauben, daß ſchon die ganzen 1000 Thlr. auf einen Gläubiger transferirt ſind, und dies iſt nicht, ſondern das ärgſte von der Sache iſt, daß ich 400 Thlr. an kleinen einzelnen Poſten hin und wieder ſtehen habe, und von jenem nur 600 Thlr. habe bekommen können, und eben darin beſteht meine Klage; denn die kleinen Poſten quälen mich am meiſten, und da ich ſchon mehr als zuviel zur Tilgung der größern Summe entbehren muß, bleibt hiezu nichts übrig. Nähme ich nun Ihr Anerbieten an, ſo erleichterte ich mir zwar die Abzahlung des Capitals von 600 Thlr. nebſt den Zinſen, ließe aber immer die übrige Schuld ſtehen, und machte der Plage kein Ende. Laſſen Sie mich alſo gehen, es wird ſich doch irgendwo ein Ausweg zeigen; denn ich habe mich noch nie bei dem Grundſatz übel befunden, wo menſchliche Hülfe nicht zureicht, auf Gott zu vertrauen. Im Grunde iſt die Sache der Mühe nicht einmal werth, die Sie ſich ſchon darum gegeben haben, der meinigen, die ich drauf verwandt habe, zu geſchweigen. Ich freue mich über eine Bemerkung, die ich an mir ſelber mache, daß, je mehr der Sturm ſauſt, deſto ruhiger alles in meiner Seele wird. Sie iſt mir Vorbote eines heitern und ſanftern Wetters.

Die Franzöſin mit dem deutſchen Namen, die Hr.

Hofrath Brinkmann engagirt hat, kennt Hr. Raſſin, ihr vorgeblicher Stiefvater, nicht. Ich habe lange nicht gewußt, wie ich an dieſen Mann gelangen könnte; endlich fand ich einen Verwandten von ihm, der die Nachfrage desfalls thun mußte. Danken Sie dem Hrn. Hofrath vorläufig für das Geſchenk ſeines Buchs, womit er mich ſo ganz unverhofft und unverdienter Weiſe beehren will. Die Toleranz iſt ein gut Ding, wenn nur in dieſem toleranten Jahrhunderte nicht ſo viel davon geſprochen würde. Die Toleranzprediger haben oft eine ganz eigne Art von Intoleranz. Zudem ſind wir heutiges Tages durch die Toleranz ſo weit gekommen, daß beinahe keine Religion mehr unter uns exiſtirt; erwünſchte Periode der neuern Philoſophen!

Noch immer hab' ich Schwartzkopfen nichts gegeben; ich erfahre ſo eben, daß er meine Reiſe gern leſen möchte; und ich denke, wenn ich ihm ein Exemplar ſchenkte, da käme ich wohl am beſten weg? Medikus in Mannheim hängt ſich mir an, wie eine Klette; er will allerhand Commiſſionen ausgerichtet haben, und Sie habens leider! erfahren, wie ſchlecht ich mich zum Commiſſionair ſchicke. Bei den Südländern wäre ich allenfalls noch zu gebrauchen, in einer Welt, wo Brodfrucht und Baumrinde alle Sorgen des Lebens in ſich faſſen.

Grüßen Sie doch Ihre Familie mit dem herzlichſten Gruß von mir.

No. XXX.

Forſter an Jacobi.

Caſſel den 7. Febr. 1781.

Haben Sie denn Bahrdt's Ketzeralmanach geſehen? Wie trägt er doch die Livree des achtzehnten Jahrhunderts ſo ſichtbarlich! Die theure Philoſophie unſerer neuen Reformation iſt mir doch auch keinen Kreuzer werth, denn ſie iſt doch auch nicht um ein Haar breit von der Philoſophie der Encyklopädiſten verſchieden; Voltaire im ſchwarzen Rock und mit dem Paſtorenbeffchen! —

Gefällt Ihnen der procès de trois Rois, als Satyre über die Fürſten, oder ſehen Sie den Zuſtand der Welt mit andern Augen an? Der Duc de Chaulnes ſoll es geſchrieben haben, woran ich doch ſehr zweifle.

Wir werden hier bald den jugendlichen Biſchof von Osnabrück ſehen. Er iſt ja auch in Düſſeldorf geweſen. Mich ſoll doch wundern, ob er etwas Außerordentliches iſt, wie manche behaupten. Meines Erachtens läßt ſich von St. James nichts Kluges erwarten, und dann wäre es zuſammenhängend mit der übrigen Politik jenes Cabinets, daß ein Knabe zu Negociationen geſchickt wird.

Nicht wahr! Sie lachen, daß ich mich in Staatsſachen miſche? Ich fing ſelbſt an zu lachen, als ich mich jetzt eben befrug, wie ich dazu käme? Doch ich habe den Faden entdeckt, der dieſe politiſchen Gedanken in mir erregte. Eben habe ich einen Brief von meinem Vater bekommen, worin er mir Nachricht giebt, daß er um

Weihnachten vorigen Jahrs mit zwei Manuſcripten, an 500 Seiten ſtark, fertig geworden, davon das eine Tableau de l'Angleterre pour l'année 1780, und das andere Essai sur la félicité de l'Europe et particulièrement des Etats prussiens betitelt iſt. Dieſe hat er auf einen Wink des Königs verfertigt, und nach Potsdam geſchickt, und von dieſen erwartet er Wunderdinge. Sähe er die Welt mit meinen Augen, er hätte die Arbeit unterwegs gelaſſen. Die Großen laſſen ſich alles ſagen, und thun denn doch nach ihren einfachen mechaniſchen Grundſätzen, ohne ſich an das Geſagte zu kehren. Aber freilich ſieht ein jeder — — — mit ſeinen eigenen Augen.

No. XXXI.

Forſter an Jacobi.

Caſſel den 17. Juli 1781.

Nichts von alle dem, was Sie, mein inniggeliebter Freund, vermuthen, habe ich gedacht. Ich war Ihrer zu gewiß, um einen Augenblick zu zweifeln, und an Contrecoups, die kein Scharfſinn vorherſehen kann, zu ſehr gewöhnt, um die Geduld zu verlieren. Der ſchlechte Zuſtand des göttingenſchen Magazins iſt mit Urſache geweſen, daß ich dort einige Tage zugebracht habe; ſonſt wäre Ihr lieber Brief bereits vor zwei Poſttagen beantwortet.

Laſſen Sie mir die Gerechtigkeit widerfahren, daß ich nicht Schuld an den Girtanner'ſchen und Becker'ſchen Wechſelbälgen bin. Wohl mögen Sie ausrufen: che robba. Wenn es ſo leicht iſt zu philoſophiren, dann mag ich mich gar nicht dran machen. Das beſte davon iſt, daß die Becker'ſche Schrift eine Antwort von Schlözer'n in eben dem Magazin veranlaßt, welche vieles von Waſer's Schickſal noch aufklären wird. Ich kann dem Magazin aber nicht aufhelfen. Ich habe auf der göttinger Bibliothek Excerpte aus wenig bekannten Reiſebeſchreibungen gemacht, welche ſucceſſive im Magazin erſcheinen ſollen. Keine Speculation, keine Wortgepränge, ſondern bloß ein Paar Facta zur Menſchen- und Länderkunde. Die ganz wiſſenſchaftlichen Stücke, wie z. B. Kritter's Wittwenkaſſen, Reimarus metaphyſiſche Grillen, H. Meiſter's Wolkenbilder u. dergl. ſind eben ſo wenig für das Magazin, als jene flüchtigen und einſeitigen Charaktere. Das utile dulci müßte doch bei einer Monatſchrift immer Hauptzweck ſeyn.

Ihrer ſo gütigen Beihülfe ſehe ich entgegen. Ich wage es nicht Ihnen mehr darüber zu ſchreiben, als nur, daß ich Dank fühle und Dank ſage. Ich ſchränke mich immer mehr ein und finde darin eine Beruhigung mehr, daß ich dies und jenes entbehren kann. Könnte der Menſch durch Entſagung ſeiner Anſprüche auf gewiſſe Arten des irdiſchen Genuſſes das ſittliche Vergnügen allemal erhöhen, und ſich ſelbſt mehr fühlen, was und wozu er iſt, wie glücklich, dünkt mich, würde er ſeyn!

Das merke ich nun nach gerade, daß die Liebe nicht getheilt werden kann, ohne im Grad der Vollkommenheit zu leiden. Ich war in Göttingen ſo zerſtreut, und durch ſo mancherlei Geſellſchaft und Beſchäftigung mir ſelbſt entriſſen, daß ich mich nach Hauſe ſehnte, wo ich wieder des Gedankens an alle meine Freunde lebhaft genießen konnte.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und Schweſtern beſtens von mir. Ich ſehe den Beſtellungen entgegen, die Ihnen Mlle. Helene auftragen wollte, und wobei Sie ganz recht gethan haben, ſie von der Hand, und geradeswegs an mich zu weiſen.

Der Himmel erhalte Ihnen Geſundheit und mache Ihnen nie eigne Sorgen, die Sorge für Andere iſt ſüßer, nicht weil ſie äußerlich mehr belohnend iſt, ſondern weil ſie unſere Beurtheilungskraft unbefangener und unſern Geiſt ruhiger läßt.

No. XXXIII.

Forſter an Jacobi.

Caſſel den 21. Juli 1781.

Es iſt ein Ding im Werke für mich, ich glaube, ich habe es Ihnen ſchon geſagt, es ſoll aber noch nicht unter die Leute kommen, nämlich ein vortheilhafter Ruf nach — denken Sie — nach Mitau in Curland, als

Profeſſor der Philoſophie, an die Stelle des nach Darmſtadt gegangenen Oberhofpredigers Stark. Das Anerbieten iſt ſehr vortheilhaft, für 400 Species habe ich wöchentlich nur vier Stunden zu leſen, bekomme daneben ein gewiſſes Deputatum an Weizen, Korn, einen fetten Ochſen ꝛc. und gewiſſe Matrikelgelder, hundert Ducaten Reiſegeld und die Gnade des Herzogs obendrein, ſoll dort Erlaubniß und Unterſtützung zur Anlegung eines botaniſchen Gartens, wozu das Terrain ſchon beſtimmt iſt, haben, mit einem Worte: allerlei Annehmlichkeiten will man mir bei der Lage verſchaffen. Wenn ich dieſe Offerte zu nichts brauchen ſollte, ſo müßte ſie mir wenigſtens meine hieſige Lage verbeſſern helfen, und was denken Sie, wenn ich hinreiſte, wäre es nicht Nahrung für einen thätigen Geiſt? Außer meinem Freunde Sömmerring und Ihnen, weiß kein Menſch noch zur Zeit das Mindeſte davon und ſolls auch nicht, bis es damit zu mehrerer Reife gedeiht.

Herder's theologiſche Briefe habe ich nicht geleſen, ich will mich drum bemühen, daß ich ſie habhaft werde. Ganz iſt Herder doch mein Mann nicht. Vielleicht aber, wie es manchmal zu gehen pflegt, ſind die Briefe beſſer als er. Ihre Aufrufung, warum Gott den Menſchen ſo nah und fern iſt, erfordert eine andere Feder, einen andern Briefſteller und einen längern Bogen Papier. Ich fühle noch zur Zeit mein Unvermögen und ſchweige, doch mit der feſten Verſicherung, daß es mir nicht mehr einfalle, dergleichen Fragen zu thun. Ich ſuche unten im

Thal, und verſuche es, den Berg hinanzuſteigen, wenn ich einſt oben bin, ſehe ich die ganze Gegend auf einen Blick. Steigen muß ich aber! Gott erhalte Sie mir, mein Beſter, und laſſe Sie Ihres Daſeyns froh werden.

No. XXXIII.

Jacobi an Forſter.

Pempelfort den 30. Juli 1781.

Ihre Briefe vom 17. und 21., mein lieber Forſter, habe ich zugleich erhalten am verwichnen Mittwoch, und am Sonnabend den vom 23.

Ich hoffte ſchon, daß aus Ihrer Reiſe nach Curland nichts werden ſollte, und freue mich, von Ihnen ſelbſt in dieſer Hoffnung beſtärkt zu werden.

Vielen Dank für den Bogen aus dem göttingenſchen Kalender, welchen Sie einliegend zurückerhalten. In Ihrem Aufſatz hat mich der wohlverdiente Backenſtreich, den Sie der Berliner Akademie ertheilen, nicht wenig gefreut. Wenn doch ein Hogarth dieſe Akademie in dem Augenblick zeichnete, da ſie das wirklich Schah Bahamiſche Urtheil fällte.

Uebrigens muß ich Ihnen geſtehen, daß ich mit Ihrem Aufſatze nicht ſehr zufrieden bin. Der Plan hat etwas Geſuchtes, und die Verbindung der Ideen etwas Mühſames.

Ich habe auch das Vorhergehende geleſen, und bin aufgefahren vor Unwillen, bei der Stelle gegen Voß. Wahrhaftig, ich werde in Abſicht der Gelehrten bald ein zweiter Rouſſeau, da ich täglich mehr erfahre, daß ſie nur huren und buben wollen mit der Wahrheit, und keiner an ihr mit treuer Liebe hängt. — Die griechiſche Ausſprache macht mir wenig Kummer, und den Rector Voß habe ich in meinem Leben weder geſehen noch geſprochen; aber in ſeinen Schriften erſcheint er überall als ein Mann von ſeltener Gelehrſamkeit, von ſeltenen Talenten, und von äußerſt ſeltner Würde des Charakters. Darum, eben darum muß er nun ausgehöhnt und ausgeziſcht werden. Der unnütze, halsſtarrige Menſch will ſich auf das, was er für Recht und wahr hält, verlaſſen. Man muß ihn klein machen, man muß ihn Mores lehren. Er ſoll fühlen und erfahren, daß alles umſonſt, alles vergebens iſt, daß er bucken und kriechen muß. Gerade dies, mein Freund, was in Deutſchland ſo gemein iſt, geht mir immer durch die Seele, daß unartige Leute einen vortrefflichen Mann vor unſerm albernen Publico mit ſeiner Vortrefflichkeit auslachen können; in ihrer abſcheulichen Seele darüber triumphiren können, daß ſie auf ihn die Verachtung zu bringen wußten, die ihnen ſelbſt gebührte, daß ſie ihn bezwungen haben. — Die ärgerliche Stelle iſt ſicher nicht von Lichtenberg, ſondern von Käſtner'n; ſchon allein der Ton iſt mir dafür Bürge. Aber der Kalender heißt nun doch einmal nach Lichtenberg, und Theil an der Unart hat er immer. Dies und mehreres iſt mir leid. Ernſt, Ernſt geziemt vor allen Dingen dem Manne; und wo viel Muthwillen iſt, da iſt ſicher Leichtſinn — — — — Was ich geſchrieben habe, dürfen Sie Lichtenbergen zeigen, wenn Sie wollen. Er weiß, und Sie wiſſen noch beſſer, daß ich ihn ehre und liebe. Ich aber bin, der ich bin, und mag kein Anderer ſcheinen.

Sie haben Müller'n bekommen. Was iſt er Ihnen, oder was glauben Sie, daß er Ihnen werden kann?

Warum haben Sie die Bitte, die ich Ihnen wegen meiner Abhandlung über Recht und Gewalt gethan habe, in keinem Theile erhört? Sie haben es wohl vergeſſen, und das iſt Beweis genug, daß mein Aufſatz in Ihrer Gegend keinen Eindruck gemacht hat.

Von Reichardt's Anzeigen hatte ich die eine ſchon geſehen, aber nicht die andere.

Wenn bei Ihnen Gelegenheit iſt, ſo ſubſcribiren Sie doch auf Göckingk's Gedichte in meinem Namen. Ich habe es ſeit Jahr und Tag thun wollen, und hab' es immer vergeſſen. Zufolge einer letzten Nachricht hoffe ich, daß es noch Zeit iſt. Subſcribiren Sie auch in meinem Namen auf zwei Exemplare von Bürger Tauſend und eine Nacht.

Leben Sie wohl, mein Beſter. Wir alle grüßen Sie von ganzem Herzen, und ich umarme Sie mit brüderlicher Treue.

No. XXXIV.

Forſter an Jacobi.

Caſſel den 8. Aug. 1781.

Ich danke Ihnen, mein Liebſter, Beſter, für Ihren herrlichen Brief, ſo ganz nach meinem Sinn, was den Grundſatz betrifft. In der Anwendung ſind wir vielleicht nicht ganz einer Meinung. Denn Voß hatte Lichtenbergen im deutſchen Muſeum gröblich beleidigt, und iſt der hochmüthigſte Gelehrte, aus ſeinen Schriften zu urtheilen, den ich kenne. Das geht mich ſo wenig an, als Sie, und iſt übrigens eine ſolche Kleinigkeit, daß Herr Voß darüber nicht ſo in Harniſch gerathen mußte, wie er bisher gethan und wodurch er Lichtenbergen zu dem bittern Spott gereizt hat; denn er iſt ſo ganz ſein eigen, und Käſtner hat keinen Antheil daran; es weiß auch bis jetzt niemand etwas davon, weil der Kalender noch nicht circulirt, auch noch nicht fertig iſt. Bis dahin laſſen Sie die Geſchichte nicht weiter, damit ich keine Indiscretion zu verantworten habe.

Hiemit vertheidige ich Lichtenbergen nicht. Er iſt aus Muthwillen und Leichtſinn zuſammengeſetzt, wie Käſtner, nur ſo dreiſt iſt er nicht, und dies fällt vielleicht auf Rechnung des Körpers. Ich ehre ſeine Talente, ſeine mathematiſche Wiſſenſchaft, ſeine Schreibart, ſeinen Witz und ſeine muntre Laune, ſeinen oft philoſophiſchen Blick; — aber ich finde ſchlechthin nichts für mein Herz bei ihm, und unſere Freundſchaft, die, ich weiß nicht wie (durch eine gewiſſe Wärme, womit er ſich meiner bei meiner erſten Ankunft in Göttingen annahm) entſtand, kriecht jetzt wieder in die Schranken der gewöhnlichen Bekanntſchaft zurück; weil ich eben ſo wenig als Sie — ſcheinen mag, was ich nicht bin. Laſſen Sie uns die Wahrheit ſuchen, um ſie feſt zu halten und zu küſſen, nicht um ſie ungenoſſen und unerkannt, weil wir ſie in dieſem oder jenem ſchlechten Gewand nicht vermutheten, unſern Händen entſchlüpfen zu laſſen. Nicht bloß Menſchliches iſt mir ehrwürdig. Lichtenberg iſt Menſch und Voß iſt Menſch; beide ſind die ärgſten Sklaven der Leidenſchaft, und dünken ſich theils frei, theils glücklich durch ihre Kette. Dies iſt der Fall mit dem ganzen großen Haufen der jetzigen Welt, beſonders der ſcribleriſirenden. Wenn ich daher ſo einen Vorfall wie eben den, der Sie ärgerte, unterwegs antreffe, ſo werde ich nicht mehr aufgebracht. Gott! Mitleiden iſt alles, was ich dabei empfinden kann; daß ſich doch immer einer um den andern, und keiner um ſich ſelbſt kümmert! Ein Geſchäft, wie die Sorge um Andere, iſt daher das Heiligſte auf Erden; es ſetzt Menſchen zum voraus, die dem Ziele der Vollkommenheit ſo nahe ſind, daß ſie auch andern den Weg weiſen können. Nach dieſer Definition wird mir allerdings alles oder doch das meiſte von dem, was heutiges Tags Philoſoph, Lehrer, Profeſſor, Prieſter, Prediger u. ſ. f. heißt, zum Ekel. — Welche Menſchen, die ſich erkühnen andere zurecht zu weiſen; welche Splitterrichter! welche blinde Leiter! Wenn wir keinen untrüglichern

Wegweiſer zur Wahrheit, zur Weisheit, zur Glückſeligkeit, als dieſe hätten, ſo wäre es beſſer, nicht zu ſeyn. Ich danke Gott, daß ich erkenne, daß die Wahrheit vom Menſchen ganz frei und unabhängig iſt! daß keiner im Stande iſt, ſie dem Suchenden zu geben, und viel weniger vorzuenthalten! Daß der, der ſie erkannt hat, bei ihrem eigenen Lichte wandelt, und nicht irren kann, ſo er von dieſem Führer nicht muthwillig weicht! — Rouſſeau hat ſie ſicherlich nie erkannt, — nur bisweilen geahndet; ſo wie einer, der die verſteckte Stecknadel ſucht, und in dem Augenblick, wo man ihm ſagt, daß er ganz nahe dabei iſt, wieder Meilen weit davon läuft. Welch' ein wankender Menſch, wie ungetreu ſeinen Grundſätzen, wie ganz der Knecht ſeiner Leidenſchaften! Was heute wahr iſt, war es geſtern, wird es morgen, wird es ewig ſeyn! Dieſe Wahrheit und die höchſte Tugend, Weisheit, Glückſeligkeit, ſind ein und daſſelbe Ding. Aber freilich Ernſt, wie Sie ganz recht ſagen, iſt die erſte Eigenſchaft des Suchenden; er hat nicht Zeit, an jeder Straßenecke ſtill zu ſtehen, um ſich über die Thorheiten, die er unterwegs antrifft, ſatt zu lachen. Zu Hauſe giebt es noch mehr, über die er manche bittre Thräne verlieren muß, ehe er ſie los wird. Ihr Urtheil über meinen Aufſatz iſt ganz richtig. Ich werde auch nie etwas ſchreiben, womit ich zufrieden ſeyn könnte, weil das, was ich Ihnen eben geſagt habe, nicht gedruckt werden kann, ohne ausgepfiffen zu werden. Die ganze Tournure des Dings iſt zu geziert, aber es iſt das Werk einer halben

Stunde, folglich nicht mühſam geſucht; nur dies war der herrſchende Gedanke drin, daß ich für Lichtenbergen ſchrieb und für einen Kalender; folglich, daß ich etwas in ſeinem Geſchmack epigrammatiſiren, und den lieben Kalenderleſern zu Gefallen ein paar artige Sprünge machen wollte, und das doch nicht, ohne zugleich meiner Empfindung und meinen Ideen vom Nützlichen freien Lauf zu laſſen, mit einem Worte, es war Lichtenbergen um einen Aufſatz von mir im Kalender zu thun. Ich hatte nichts als das Preisverzeichniß, und dieſem todten Körper fehlte die Seele. Ich wählte die erſte beſte, die ich finden konnte, ohne mich drum zu kümmern, ob ſie weiß, grün, roth oder buntſcheckig wäre. Sie iſt freilich von der letzten Art, aber ich bin zufrieden, daß es doch eine Seele geworden iſt. Doch dies iſt zu viel über einen ſolchen Wiſch. — An Bürger'n ſchreibe ich ſelbſt mit zwei Zeilen, um Ihre Subſcription einzuſchicken. Wo man aber auf Göckingk's Gedichte ſubſcribirt, muß ich mich erſt erkundigen, denn ich weiß es nicht, und gedenke auch an nichts weniger als Dichtelei, zumal die ſchale, verliebt ſeyn ſollende; Göckingk habe ich ſelbſt geſehen, und es iſt mir ſchon Charakters genug für ihn, daß er Schlözer's Freund und Correſpondent iſt, und für ihn auf die Anekdotenjagd reiſet. Pfui, Pfui! Ich bekomme hier kein Buch zu ſehen und zu leſen, wenn ich es nicht kaufe. Niemand lieſt in Caſſel; und ich würde es gern verzeihen, daß ſie den Schund, der unſre Meſſen beſchimpft, ungeleſen laſſen, — wenn ſie ſonſt die edle

Zeit zu nützen wüßten. Aber leider! — — — Wie kommt es, daß ich Ihre Abhandlung über Recht und Gewalt noch nicht geleſen habe? Sie ſteht im Muſeo, und Hr. Kriegsrath Dohm, von dem ich, laut Abrede, das Muſeum gegen das göttingenſche Magazin bekomme, hat für gut befunden, ohne mich davon zu benachrichtigen, eine preußiſche Oekonomie zu machen und mir das Muſeum ſeit Anfang dieſes Jahres nicht mehr zu ſchicken. Endlich habe ich mich vor drei Wochen genöthigt geſehen, par représaille zu verbieten, daß das göttingenſche Magazin ihm auch nicht mehr geſchickt werde. — Ich will mein möglichſtes thun, um das Stück habhaft zu werden, worin Ihre Abhandlung ſteht, auch das, worauf ſie ſich bezieht, ohne welches vielleicht eins und andres mir undeutlich bleiben möchte. Ob es hier Senſation gemacht hat, kann ich nicht beantworten. Ich ſpreche hier mit keinem Menſchen außer Sömmerringen und ein paar andern Herzensfreunden, — den andern ſage ich guten Tag und guten Weg, und an ihrem Urtheil iſt mir ſo viel als nichts gelegen. Herr Johannes Müller iſt hier Profeſſor auf ſein eignes Anſuchen geworden, nicht, wie überall in Zeitungen ſteht, er ſey hergerufen. Ich habe viermal mit ihm in Geſellſchaft geſpeiſt, er iſt einmal vor acht oder neun Wochen bei mir geweſen; ich bleibe ihm die Gegenviſite ſchuldig. Er iſt mir nichts und kann mir nichts werden, ſo wie ein jeder, der den Mantel nach dem Winde hängt und mit beiden Schultern trägt. Er ſchimpfte in meiner Gegenwart auf ſein Vaterland und verſpottete deſſen Freiheit, und machte das Eloge des Deſpotismus, — um dem Miniſter von Schlieſſen zu ſchmeicheln. — Er blasphemirte beim franzöſiſchen Geſandten, und Mauvillon erzählt von ihm, daß man ihm die Sokratiſche Liebe ſchuld giebt. — Witz und Voltairiſche Antitheſe und Scheinphiloſophie kann man ihm nicht abſprechen. Wie wohl, mein Lieber, wäre mir in meinem Schneckenhäuschen, wenn nicht jeden Augenblick jemand käme und mich hervorrufte. Bald werde ich es wie andere Schnecken machen müſſen, die ſich nur deſto feſter verſchließen, jemehr man ſie heraus haben will. Und dann ſchreien die Leute über Miſanthropie, wenn man ihnen nicht eine Sprache ſprechen mag, die ſie nun einmal nicht verſtehen können. Heute hab' ich den ganzen Tag mit Leuten verſchleudern müſſen, die mir ſo fremd ſind, als Perſer und Elamiter, oder als Gog und Magog. — Manchmal denk' ich dann: „in Curland würdeſt du ſo etwas nicht zu befürchten haben.“ Allein auch das iſt Thorheit, denn dafür wäre wieder eine andere Unbequemlichkeit, eine andere Noth, ein anderes Leiden, und die Hieſigen kenne ich nun einmal ſchon. Und ohne Leiden lernt man nicht genießen. Wie mach' ich es wohl, daß ich gewahr werde, wann die Fürſtin nach Hofgeismar kommt? Denn wo ſie mirs nicht ſagen läßt, weiß ich in der That nicht, wie ichs erfahren ſollte. Ich habe mit keinem Menſchen Connexion, der etwa wiſſen könnte, was in Hofgeismar geſchieht, und ich verſäumte ungern die Gelegenheit, wenigſtens einen Tag bei ihr zuzubringen. Camper kommt im September her, und logirt in dubio bei mir, d. h. in einem Hauſe mit mir.

No. XXXV.
Jacobi an Forſter.

Pempelfort den 4. Oct. 1781.

Ihnen und mir Wort zu halten, lieber Forſter, beantwortete ich Ihren letzten Brief nicht, ob ich gleich öfter dazu verſucht war, und Ihnen ſogar gerne etwas von meinem Dank geſagt hätte, und wie viele Freude Sie mir dadurch gemacht haben. Jetzt komme ich bloß, wie immer, ein Unglücksbote, die üble Zeitung hinter mir drein, daß unſer kranker Fritz wieder einer andern Hand bedarf, um Sie an ſich zu erinnern und von der Unſchuld ſeines Stillſchweigens zu verſichern. Kurz nachdem er Ihnen zuletzt geſchrieben hatte, bekam er das Fieber, und obgleich der Ausbruch der böſen Materie bald genug gehemmt wurde, ſo ſpukt ſie doch noch ſehr ſchmerzhaft im ganzen Körper herum und läßt ihn keines Tages froh werden. Meiner Schweſter iſt es gerade eben ſo ergangen, und bei meiner Schwägerin meldete ſich auch zu gleicher Zeit beſonders ſtark ihr altes Uebel, welches in einer gewiſſen Nervenſchwäche, hauptſächlich am Gehör beſteht, und ſie oft ſehr niedergeſchlagen macht, ſo daß Ihnen nichts Tröſtliches von hier aus zu melden blieb. Sie aber hätten unterdeſſen Ihr an

Amalien gegebenes Wort halten, und uns ein Wörtchen von den ſchönen Stunden ſagen ſollen, welche Sie neben ihr, in Hofgeismar zubrachten, und die hoffentlich Ihrer Miſanthropiſchen Laune einen kleinen Stoß gegeben haben; verzeihen Sie mir das Wort, mit dem Sie mich wahrſcheinlich auch unter die böſen Leute verweiſen werden. Nehmen Sie ſich aber in Acht, daß es Ihnen nicht wie den zehrenden geht, die allein ihr langſam tödtendes Gift nicht an ſich bemerken. Ihr letzter Brief an Fritz hat uns wirklich erſchreckt und für Sie geängſtet. Ein ſo finſterer Blick im Frühling, was für eine Faltenſtirn läßt uns der nicht im Winter von Ihnen erwarten! Ich bin wahrlich nicht zur Schwärmerei geneigt und darum ſehr einig mit dem, was Sie von dem kalten, gemeſſenen Schritt ſagen, der allein die Richtigkeit unſeres Weges ſichert; aber Ihre Mauern und Schlöſſer, mit denen Sie ſich gegen alles zu verwahren ſuchen, was zur unrechten Thür in Ihr Herz will, wird leider Ihr Herz endlich zu einer Feſtung bereiten, von der Sie als Gouverneur général zwar alle Thore vor dem Feinde verſchließen, aber zugleich auch durch ihn ſich jede Zufuhr abſchneiden laſſen, die doch der Beſatzung Unterhalt und Stärke geben muß. Fritz iſt freilich dagegen nur ein unbewehrter Flecken, jeder Eingang dahin offen; aber dafür iſt ein bischen Plünderns alles, was ihm widerfahren kann, und ſeinen Einwohnern droht weder Hunger noch Verwüſtung. Mißdeuten Sie nur dieſen ſcherzhaften Ton nicht, mein Freund. Ich mag es Ihnen nicht ſo ernſthaft ſagen, als es uns ernſtlich drum zu thun iſt, daß Sie zu einer gewiſſen Unbefangenheit zurückkehren, die allein uns hier zufrieden machen kann. So haben wir wieder 14 angenehme Tage mit Kleuker'n aus Osnabrück zugebracht, den auch Sie kennen. Seine treue Redlichkeit in jeder Miene, und Offenheit in jedem Worte, nahm uns alle gleich für ihn ein, und wir gaben willig dem ſüßen Eindrucke Raum. Was ſagen Sie zu Srikmann? Er war ſehr begierig, Ihre Bekanntſchaft zu machen, und ſeines Urtheils über Sie bin ich gewiß, nur möchte ich gern auch hören, was Sie von ihm denken. Es war mir recht leid, daß ich Ihnen wegen Hemſterhuis nicht Wort halten konnte. Ich glaubte für feſt gehört zu haben, daß er den ganzen Sommer mit der Fürſtin zubringen würde. Daß unſer kranker Graf ſich eine Wärterin zugelegt hat, und darum nicht gekommen iſt, werden Sie wohl gehört haben. Es iſt ein ſehr liebenswürdiges, noch ganz unverdorbenes Mädchen von neunzehn Jahren, voll Grazie der Seele, und die einzige vielleicht in unſerer Gegend, die für ihn paßte. Ihr Talent auf dem Clavier überſteigt weit das ſeinige auf der Violine, und jeder, der ſie hört, bewundert ihre erſtaunende Fertigkeit, verbunden mit ſo vielem Ausdruck und Geſchmack; und ſo hatte ſie unvermuthet ſein Herz weggeſpielt. Vorigen Montag geſchahe die Copulation hier in dem benachbarten Stifte, wo ſie ſich aufhielt, und aus der Kirche entführte er ſie nach ſeinem Landgute. Was macht Ihre älteſte Schweſter? Iſt die Hochzeit vor ſich gegangen und ſie ſchon nach London? Und Wilhelmine, darf ich nach ihr fragen? Und Ihre ſchwäbiſche Schweſter, iſt ihre Heimreiſe nicht verſchoben worden? Ihre liebe Mutter, hoffe ich, wird Ihnen Gott noch erhalten. Was ich von auswärts höre, läßt mich vermuthen, daß ſie zufriedener, wie ſeit lange her leben muß. Zu Camper's Beſuch wünſchen wir Ihnen von Herzen Glück. Das wird eine angenehme Unterhaltung für Ihren Geiſt und überhaupt eine gute Zerſtreuung für Sie ſeyn. Müller'n hat mein Bruder, der Kanonikus, vorigen Winter in Halberſtadt kennen lernen, und aus verſchiedenen Urſachen gleich großen Verdacht in ſeine Moralität geſetzt, doch hat er nicht von ihm geglaubt, daß er aus Schmeichelei oder Menſchenfurcht ſeine Meinungen verleugnen könnte, da er ihm oft Leuten gerade heraus widerſprechen hörte, deren Beifall ihm wichtig und nöthig war. Seinen Witz ſchätzt der K. am wenigſten, und findet darin jeden Franzoſen ihm gleich; aber ſeinen ſcharfen Blick in vielen Dingen, und ſeine große Gelehrſamkeit, verglichen mit ſeinem Alter, haben im Preußiſchen alle diejenigen, die ihn kannten, bewundert. Daß Sie und Lichtenberg lange auf einen gewiſſen Grad verbunden bleiben konnten, war nicht wohl möglich, wenn nicht alles Verleumdung iſt, was die Meiſten ihm nachgeben. Eine ſaubere Bekanntſchaft, der wir dieſen Sommer entgangen ſind, iſt die von Nicolai. Jeder hatte ſie uns angekündigt, und wir ſelbſt glaubten, daß er ſeinen Weg durch dieſe Gegenden nehmen würde, und waren ſehr begierig, die Augen zu ſehen, mit denen er Fritz in die ſeinigen ſchauen dürfte. Als er durch Emmendingen kam, hat er unſern jetzigen Onkel Schloſſer beſucht, deſſen große Hunde ihn ſehr angebellt haben, die unſrigen hätten gewiß eine eben ſo gute Naſe gezeigt; aber er hat ſie nicht auf die Probe geſtellt, ſondern ſcheint von Manheim aus gerade nach Berlin gereiſt zu ſeyn.

Das Jahresfeſt unſerer Reiſe haben Fritz und ich ſehr gefeiert, und mein Journal bei jedem Tage genau nachgeſehen.

Leben Sie wohl. Alles grüßt Sie zu tauſend Malen, und gewiß kann niemand wahrern, herzlichern Antheil an Ihnen nehmen als Ihre Jacobi's.

H. Jacobi.

Ich wollte dieſen Brief nicht abreiſen laſſen, ohne noch etwas anzuhängen, und darum mußte er geſtern, weil mir der Kopf gar zu wüſte war, liegen bleiben. — Heute Morgen ging mirs nicht beſſer, und dabei hatte ich verſchiedene Briefe, worauf nothwendig einige Zeilen Antwort abgehen mußten. — Gott erhalte Sie geſund, mein Lieber, denn darüber geht nichts. — Ueber Voß bin ich ganz andrer Meinung als Sie. Ich kenne zwanzig Gelehrte, die zwanzigmal ſtolzer ſind als er, und zwanzigmal weniger Urſache dazu haben. Sein drittes Verhör ſcheint mir ein Meiſterſtück in jedem Betracht. Das vierte iſt freilich nicht, wie es ſollte, aber die Hundejungen, mit denen ers zu thun hat, verdienen doch, daß man ſie unter die Füße tritt. Verdienen ſie etwas beſſeres: ſo laß ſie ihren Namen ſagen. Sie werden ja nur darum ſo mißhandelt, daß ſie herauskommen, wenn ſie ſich ſehen laſſen dürfen. —

Was Lichtenbergen angeht, ſo begreife ich nicht, wie Sie ſagen mögen, Voß hätte L. gröblich beleidigt. — Wer hat denn angefangen? Und verdient nicht derjenige, der mir aus Muthwillen einen Rippenſtoß giebt, eine Maulſchelle zur Antwort, ja eine Tracht Schläge, und nach dem der Fall iſt, ein kaltes Eiſen durch die Rippen, oder ein laues Blei durch das Hirn? — Heyne, auch der hat ſich als ein Schleicher gegen Voß bewieſen, wie in der Voßiſchen Rüge gegen den göttingenſchen Recenſenten am Tage liegt. Mir iſt auch nicht bange, daß der ehrliche wackere Kerl nicht am Ende durchkommen, und vor den Augen Aller ſo erſcheinen wird, wie er vor den meinigen da ſteht.

Verzeihen Sie meinen Eifer. Wie ich Ihnen ſchon neulich ſagte: ich kenne Voß nur aus ſeinen Schriften; aber da iſt er mir auf ewig lieb und werth geworden. — Leben Sie wohl, mein Beſter, ich umarme Sie mit unveränderlicher, treuer, zärtlicher Freundſchaft. Ihr

Fritz Jacobi.

No. XXXVI.

Forſter an Jacobi.

Caſſel den 12. Oct. 1781.

Tauſend Dank, mein Beſter, für Ihre liebreichen Zeilen. Ich wollte Ihnen immer ſchreiben und ſchob es immer auf, weil ich noch keine Nachricht von meinem künftigen Schickſale erhalten hatte. Erſt vor acht Tagen habe ich hierüber völlige Gewißheit; ich bleibe in Caſſel und nehme eine kleine Zulage lieber, als dort in der Ferne ein glänzenderes Gebot. Ueber meine Privatumſtände habe ich jetzt vollkommen Urſache ruhig zu ſeyn, ich kann auskommen und meine Schulden noch daneben abzahlen: der Landgraf hat mir zu dem Ende einen Vorſchuß ohne Zinſen gethan, gerade ſo, wie ich es vor einiger Zeit wünſchte. Wäre er nur um 200 Thlr. ſtärker geweſen, ſo hätte ich auch Ihnen, mein Theuerſter, Ihre Beihülfe zurückzahlen können, wiewohl es mir lieber iſt, daß ich es noch nicht thue. Gott ſey Dank! Den einzigen Wunſch in der Welt, jedermann das Seinige geben zu können, hatte ich nur, und auch den unterwarf ich ſeiner beſſern Führung. Jetzt wird er mir ohne mein Zuthun erfüllt, auf die bequemſte Art für mich, und wenn einmal alles rein abbezahlt iſt, genieße ich einen Gehalt von 800 Thlr., hier ſchon etwas Anſehnliches, wenn man ſchon nicht weit damit kommt. Dafür ſind meine Bedürfniſſe auch wenig und es bleibt mir immer noch ſo viel, daß ich thun kann, was Pflicht und Gefühl mir gebieten.

Es iſt mir ordentlich ſchmerzlich, daß wir über irgend etwas ſo gerad' entgegengeſetzter Meinung ſeyn müſſen, wie über Voß und Lichtenberg, — und ich mußte doch erwarten, daß ſo verſchieden geſtimmte Menſchen einmal verſchieden denken müßten. Es war einmal ein trüber Tag im Jahr 1776. Da ſchrieb ich an meiner Reiſebeſchreibung, und gerieth in eine Digreſſion von der Rache und Wiedervergeltung, — wo ich auch in Eifer entbrannte und auf neuſeeländiſch für jeden Rippenſtoß zehnfache Rache üben wollte. Aber es ſey dem Himmel gedankt, für ſeinen Sonnenſchein! mich dünkt, wenn ich den ſehe, wie er Gerechte und Ungerechte erquickt, wie er den Frieden in der ganzen Natur erneuert, ſo weicht jeder feindſelige Gedanke, und ich kann mich nicht überreden, um einen Rippenſtoß meine Ruhe hinzugeben. — Das muß ich den warmen Leuten überlaſſen.

Ich mag in der ganzen querelle V. contra L. nichts entſcheiden, ſie iſt mir gleichgültig; bei einem großen Theil des Publicums thut ſie den Effect eines Stiergefechts oder eines Katzenkriegs, man amuſirt ſich, man lacht auf Koſten beider ſtreitenden Parteien. Ich kenne Voß nicht; ſeine Gelehrſamkeit habe ich immer rühmen hören, ſein menſchenfreundlich ſanftes Herz noch nie. L. mag ich nicht vertheidigen. Aber Heyne'n verehre ich als einen der reſpectabelſten Menſchen, einen Mann, der nicht bloß die Seele und der Verſtand, ſondern auch das Herz von ganz Göttingen iſt.

Wer hundertmal moraliſch handelt, ehe er einmal davon ſpricht, das iſt, Sie werden mirs geſtehen, ein Menſch, den man ſegnen und herzen möchte. Ich bin weit entfernt, ihn darum für fehlerfrei zu erklären; das plus et minus, und der Grad des Beſtrebens nach Vollkommenheit und Tugend, beſtimmt aber den Werth des Menſchen.

Ich traure über die Nachrichten von Ihrer Unpäßlichkeit, die immer ſo fortdauert. Iſt denn gar kein Mittel, dem Uebel Einhalt zu thun, oder mögen Sie die Mittel, die der Arzt anräth, nicht verſuchen — oder was ſonſt kann die Urſache ſeyn, daß Sie immer kranken? Freilich, wenn man Sie methodo mathematica curiren will, ſo habe ich wenig Hoffnung zu Ihrer baldigen Geneſung. — Zeigen Sie mir einen einzigen Trugſchluß in meinem Buch von den Pocken, rief Hofmann einſt, ich werds mit Dank erkennen. Hr. G. R., war die Antwort: in der Natur läßt ſich von Urſache auf Wirkung und vice versa nicht ſchließen, weil die wirkenden Kräfte in der Natur noch nicht bekannt ſind. — Das Geſetz der Schwere, ſagte Hofmann wieder, beweiſt alles a priori. Auch die Wirkung des Schießpulvers? fragte der Andere. — Wenigſtens wäre dies eine Converſation, welche hätte verfallen können. Gott gebe Ihnen Geſundheit und fröhlichen Muth. Ich umarme Sie von ganzer Seele.

No. XXXVII.

Forſter an Jacobi.

Caſſel den 11. Dec. 1781 *).

Ich danke Ihnen, mein theuerſter Freund, für Ihren lieben Brief, der mich in Stand ſetzt, Ihre Schriften nächſtens in den göttinger Zeitungen — anzuzeigen. Behüte mich der Himmel, daß ich den Mänteln der philoſophiſchen Facultät auf den Saum treten ſollte.

Ihre Freunde ſagen Ihnen viel Wahres, Liebes und Gutes von Ihren Schriften. Ich beſitze weder das Recht noch das Talent, bei dem Zeugenverhör den Richter zu ſpielen, auch weiß und mag ich von den Herrlichkeiten der Philoſophie mehr nicht wiſſen, als was zu meinem Frieden dient. Claudius Urtheil wird nach jedes unbefangenen Menſchen Empfindung immer das treffendſte ſeyn, denn es iſt getreue Darſtellung einer Empfindung, ſo gut ſich Empfindung darſtellen läßt, und ohne Commentar, der die Sache verdirbt, weil er aufhört Bild des empfangenen Eindrucks zu ſeyn. Der Weiſe ſucht Weisheit — nicht leeres Wort — ſondern lebendige Gotteskraft, nahrhafte Lebensſpeiſe, und wenn er ſie findet, wo die Welt ſie nicht des Aufhebens würdigt, ſo iſt des Frohlockens in ſeiner Seele kein Ende. Hr. Reimarus hat zugebiſſen, und den Mund voll Spähne gekriegt; iſt es Ihre Schuld, daß er die Süßigkeit des Kerns nicht

---

*) Jacobi's Briefe, der 120.

geſchmeckt? Philoſophen und kein Ende! Mich dünkt, die Herren ſchwächen ihr Empfindungsvermögen, indem ſie ihre Vorſtellungskraft unnatürlich erhöhen wollen. So gerathen ſie unvermerkt in lauter Spitzfindigkeiten und dreſchen ewig Stroh. Sie lernen immerdar und können nimmer zu Erkenntniß der Wahrheit kommen, ſagt der göttliche Paulus. Oder, — um *Ihrer* Sprache in dem Briefe von Lavater'n näher zu kommen — ſie verkaufen uns *Ideen* für *Gegenſtände*. Sie können auch keinen Gedanken weniger dulden, als den des Paſſivverhaltens. Noch ehe ſie einmal einen Eindruck ganz weg haben, erhebt ſich ſchon in ihnen die Frage, wem iſt er gleich? — und ſiehe da, es entſteht eine Aehnlichkeit, ein *Bild von einem Bilde*, das mit dem Gegenſtande unſerer Empfindungen faſt gar nichts mehr gemein hat. Der Brief an Lavater gefällt mir ſehr. Empfinden iſt alſo eigentlich leben; die Empfindung aber erſchöpft gewiß noch nicht den Gegenſtand, viel weniger wird ihn die Vorſtellung, die unſer Bildermacher in uns davon abzieht, erſchöpfen. Gleichwohl iſt das der Irrweg, auf dem er uns zu *Wahrheit* leiten will. — —

Wo gerathe ich hin, lieber Fritz? Ich muß das Philoſophiren noch verreden. Wir gehen immer noch von einem unrechten Punkte aus, ſo lange wir nicht mit Claudius das zum Grunde legen: Gutes mit Böſem gemiſcht, Gutes von Böſem gefeſſelt, eingeſchränkt. Es *beleben, lebendig machen* kann niemand, als der ungemiſcht *gut* iſt! *Das Leben in uns ſelbſt ha-*

ben von dem, der allein *Leben* iſt! — Uns ein Geheimniß! Es giebt aber auch in der weiten Welt keine andern Geheimniſſe, als die Geheimniſſe der Liebe. — Mit Reimarus haben Sie ſich viel Mühe gegeben; wenn ſie nur nicht überflüſſig iſt, — denn der gute Mann *weiß ſo vieles!* Kleuker iſt ſcharfſinniger und unbefangener, — —

Wegen Ihres Auftrages ſchreibe ich morgen an Lichtenberg. Ich glaube, einen Mathematiker müßten Sie leicht in Göttingen bekommen können. Die Wiſſenſchaft iſt ſo dürre, weil ſie aus lauter abgezogenen Begriffen beſteht, wird nicht ſo ſehr geſucht.

Meine Heirath iſt ein bloßes Gerücht ohne den mindeſten Grund. Wer in Göttingen einen Profeſſor beſucht, der eine mannbare Tochter hat, der muß gleich ein Auge auf die Tochter haben wollen, und die alten Weiber beiderlei Geſchlechts verkuppeln ſie. — Ich habe noch nicht das Weib geſehen, das ich heirathen möchte — ſonſt glaube ich auch, daß ichs heirathen müßte. Wenn Sie aber jemals hören, daß ich verheirathet bin, ſo freuen Sie ſich, daß ich glücklich bin, und lachen Sie, wenn Sie wollen, über die Art, *wie ichs* bin. — So wie ich jetzt denke, heirathe ich nie.

Der Schluß Ihres Briefes iſt mir ſo ſüß, daß ich ihn Ihnen zurückhalte; auch ich hoffe auf Gott, mein Lieber. Ich freue mich, daß Sie ſo wohl ſind, und bitte den, von dem ſich ſo was hoffen läßt, daß Sie immer ruhiger und froher werden. Lieber Gott, was iſt mir ſo wohl, daß ich von den Stelzen der Philoſophie auf meine eigenen Fußſohlen herabgekommen bin, und wieder ganz im Gefühl lebe, daß ich Ihnen, und Sie mir lieb ſind.

N. S. Von Wieland's Briefe habe ich ganz vergeſſen zu ſchreiben. Es giebt eine Aufklärung über gewiſſe Scenen im menſchlichen Herzen, die ſehr demüthigend für alles, was menſchliche Größe heißt, ſeyn müſſen.

No. XXXVIII.

Forſter an ſeinen Vater.

Caſſel den 30. März 1782.

Man ſollte dieſes für eine ſehr unglückliche Zeit für raubſüchtige Staatsbediente halten. Ihr H. v. G., deſſen Schickſal nun entſchieden iſt, iſt nicht der einzige. Der Miniſter v. * in H., der des Betrugs gegen ſeinen Herrn überwieſen worden iſt, wurde zu achtjährigem Gefängniß verurtheilt, in Wien muß ein Graf, deſſen Name mir nicht bekannt iſt, aus ähnlichen Urſachen die Gaſſen kehren, hier ſind zwei Beamte eingezogen, und eine Unterſuchung über ſie erkannt.

Der arme D * iſt allgemein bedauert wegen ſeiner zahlreichen Familie. Wenn ſein ganzes Verbrechen darin beſtand, 12,000 Thlr. von einem Manne zu borgen, dem er wohl ſo viel Vermögen zutrauen konnte, ſo iſt er ſehr ſtrenge behandelt. Allein man ſagt, der König von Preußen neroniſire auf ſeine alten Tage. Vielleicht treiben die Wolken, welche ſich von allen Seiten ſammeln, einen Mann aufs Aeußerſte, der den Sturm als unvermeidlich, und ſeinen Ausgang für ungewiſſer als je anſieht. Europa ſcheint auf dem Punkt einer ſchrecklichen Revolution. — Wirklich, die Maſſe iſt ſo verderbt, daß nur Blutlaſſen wirkſam ſeyn kann. Vom Throne bis zum Bauer ſind alle zwiſchen inne liegende Stände von dem, was ſie ſeyn ſollten, herabgeſunken, und keiner mehr als unſre vorgeblichen Gottesgelehrten; von ihnen kann man wohl ſagen, daß ſie wolfsartiger in ihren Schafskleidern ſind, als Phariſäer und Schriftgelehrte je waren; unwiſſender im Geiſte der heiligen Bücher, abgewendeter von Gott und dem Heiland, als die armen Neger, welche, nichts beſſer erkennend, ihren Fetiſch anbeten. Es hilft Deutſchland wenig, ſo viel von der Erziehung der Jugend zu ſprechen; ſeine Geiſtlichkeit, bei der man nur die Kenntniß Gottes und ſeiner Werke ſuchen ſollte, iſt ſo verderbt, daß ſie nichts von ihm, von ſeinen Wegen und ſeiner Schöpfung weiß, und es iſt den Ungläubigen unſrer Tage nicht zu verargen, wenn ſie ihre Scheinheiligkeit und dogmatiſchen Abgeſchmacktheiten nicht ſchätzen. Sie denken wie der arme König Atapalida: „wenn ſolche Elende die Lieblinge des Himmels ſind, und dahin gelangen ſollen, ſo iſts der Mühe nicht werth, dahin zu ſtreben.“

Vor kurzem war der Herzog von Braunſchweig hier; wahrſcheinlich, um mit der Herzogin von Würtemberg zu ſprechen, deren Sohn *) ſeine Tochter geheirathet hat. Ich hatte die Ehre, vor ihm, der Herzogin, ihrer Tochter, der Prinzeſſin Eliſabeth, und ihrer Schweſter, unſrer Landgräfin, in der Geſellſchaft der Alterthumsforſcher eine Rede zu halten. Der Landgraf ließ mir ſeinen Wunſch, daß es geſchehen möchte, nur drei Tage vorher wiſſen; es koſtete mir alſo einige Anſtrengung. Wie Sie leicht denken können, war das Ganze ein Gewäſch, und wohlbemerkt, enthielt es kein Wort über Alterthümer. Dieſe Freiheit dürfen wir uns bei ſolchen Gelegenheiten nehmen. Die kleine Prinzeſſinn iſt ſehr ſchlank, hat ein lächelndes ſanftes Geſichtchen, iſt ſehr liebkoſend gegen ihre Tante; und ſcheint es gar gut zu meinen. Ihre Tante dagegen, unſre Landgräfin, iſt ungleich ſchöner geweſen. Einige Tage darauf führte ich die Damen in unſer Muſeum, die Landgräfin ließ ihre Schweſter mit dem alten Herrn S., und unterhielt ſich die ganze Zeit mit mir über meine Reiſe, die ſie nun leſen will. Sie war im ganzen ſehr guter Laune, welches ſelten der Fall ſeyn ſoll.

---

*) Der nachmalige erſte König von Würtemberg.

No. XXXIX.

Forſter an ſeinen Vater.

Caſſel den 7. April 1782.

Herrn Nicolai's Buch iſt nicht ohne Verdienſt. In Rückſicht der Tempelherrn hat er Thatſachen geſammelt, die in ihren Folgerungen ſehr wichtig zu ſeyn ſcheinen, obſchon alle, die er daraus zieht, nicht daraus zu entſtehen ſcheinen. Z. B. er erklärt, daß die verſchiedenen Ausſagen aus den verſchiedenen Graden der Einweihung entſtanden wären. Das iſt ſehr artig, aber wie iſt das möglich, daß man dieſes erſt jetzt entdeckt hat? Die Richter, welche die Tempelherrn verdammten, waren argliſtig genug, diejenigen zu confrontiren, welche verſchiedne Dinge ausſagten, und iſt es denkbar, daß einer, der zwei oder drei Grade hatte, in der Confrontation mit einem aus dem erſten Grade, zur Bewährung ſeiner Ausſage nicht ſollte geſagt haben: dieſer iſt nicht in derſelben Claſſe, in der ich bin. . Hierin ſcheint eine Hauptſchwierigkeit zu liegen. Noch ein Umſtand iſt dieſer, er ſagt: die Geſchichtſchreiber hätten weder die Acten des Proceſſes, noch die verſchiedenen Ausſagen zu Rathe gezogen. Aber dies iſt falſch, den die Protocolle ſind ausführlich in du Puy und Gürtler zu finden, und die beſten Geſchichtſchreiber machten Gebrauch von ihnen. Die Wahrheit iſt, daß ſie uns alle in einem ſo verſtümmelten Zuſtand zugekommen ſind, daß ein Geſchichtſchreiber wenig daraus machen kann, und wenn nicht die Archive in England, Spanien, Mainz und Sonneiberg einige weitere Erklärungen über dieſen Gegenſtand geben können, ſo wird alles, was wir von Frankreich erhalten, nicht hinreichen, denſelben ins Licht zu ſtellen. Weiter ſind dieſe neu aufgetretenen Schriftſteller von ihrem Selbſtbetrug ſo gekitzelt, daß ſie Wunder gethan zu haben glauben, wenn ſie dem Dinge einen Namen geben. So beſchuldigt Nicolai, wegen einer fernen Aehnlichkeit von Ausdrücken, Figuren u. dergl., die keineswegs als Thatſachen erwieſen ſind, die Tempelherrn Gnoſtiker geweſen zu ſeyn. Die Wahrheit zu ſagen, meint er ihnen ein Compliment damit zu machen, daß er ſie Gnoſtiker nennt, aber nichts kann ſchwankender ſeyn, als dieſes Factum und dieſe Benennung. Aber es war ſeine Lieblingsidee, die Tempelherrn zu Unitariern zu machen, und die Leute zu überreden, der Gegenſtand aller Myſterien vom griechiſchen Alterthum bis zu der Freimaurerei unſerer Tage ſey die Lehre des einigen Gottes. Ich ſehe durch den Schwall von Worten und ſeinen Krümmungen wohl durch. Dieſes waren auch Leſſing's Begriffe in ſeinen Geſprächen von Ernſt und Falk, und ſeinem Nathan dem Weiſen. Sie wollen keine Chriſten haben, ſondern nur Menſchen, Menſchen ohne Vorurtheile, weder der Vernunſt noch Moral, Religion und Politik; Menſchen, die nach meiner Meinung auf dem Wege, die Wahrheit zu ſuchen, ſich die Mittel, ſie zu finden, abſchneiden ſollten.

Die Majorität im Hauſe der Gemeinen iſt keineswegs ein Kunſtgriff der Miniſter, ſie kommt ihnen ganz ungelegen, und vielleicht erhalten wir in wenig Tagen die Nachricht, daß ſie auf Hrn. Ronſe's Motion hin ausvotirt ſind. Alt England iſt mir ſo theuer, daß ich wünſche, die Veränderung des Miniſteriums möge von guten Folgen ſeyn; aber ich fürchte, ſie nutzt nichts! Das arme Land ſcheint zu einem tiefen Falle verurtheilt zu ſeyn, denn alles, was es nun thun kann, ſelbſt der allerdemokratiſchſte Schritt, kann ihre Lage im Auslande gegen ihre Feinde nicht beſſern. Was Hrn. de Graſſe anbetrifft, ſo fürchte ich, dem ſeinen Herrn wirds übel bekommen, und er wird nicht lange mehr den Hektor machen, ſobald Rodney und Hood zuſammen geſtoßen ſind. — —

No. XL.

Forſter an ſeinen Vater.

Caſſel den 19. Sept. 1782.

Wenn Sie einen Franzoſen kennen, der geläufig Unſinn reden kann, und eine eherne Stirn hat, ſo ſenden Sie ihn hierher, und in Jahresfriſt wird er ein angeſehener Mann. Wir haben hier eine bettelhafte franzöſiſche Marquiſe, deren verſtorbener Mann ein ſpaniſcher Grande war. Anfangs ſagte man, ſie ſey unermeßlich reich; nun hör' ich, daß ſie auf eine Penſion vom Landgrafen Jagd macht. Sie kam hierher, unter dem Vorwand, dem Landgrafen einige Geiſter zu zeigen, that aber bis jetzt nichts, weil er, wie ſie behauptet, nicht fromm genug iſt, um vom Teufel in körperlicher Geſtalt verſucht zu werden. Dieſe alte Hexe erhielt von ihm eine Doſe, 150 Louisdor an Werth, zur letzten Auguſtmeſſe. Sie iſt ungefähr ſiebzig Jahr alt, und hat einen alten Franzoſen bei ſich, der ein halber Narr iſt, und empfindſame Dramen ſchreibt, die, obgleich unerhört langweilig, doch auf unſerm franzöſiſchen Theater geſpielt werden. Er iſt auch einer von jenen ſchlauen Taſchenſpielern, und ſagt den Leuten, daß die heilige Dreieinigkeit auf ſie herabgekommen ſey, als ſie getauft wurde, und beſteht darauf, daß ein jeder, der recht fromm ſeyn will, katholiſch werden müſſe. Eigentlich treibt ſie und ihr alter Franzoſe Teufel von den Beſeſſenen aus. Er erzählt eine Geſchichte, wie er einſt, über den Pont-neuf gehend, eine beſeſſene Frau ſah. Ihre Lage bemitleidend, berührte er ſie im Vorübergehen leiſe mit dem Ellbogen, worauf ſie ſogleich in Convulſionen verfiel und zu ihrer Schweſter gebracht wurde. Er folgte ihr und legte ſeine Hand auf ihre Bruſt; darauf ging der Teufel in den Bauch hinab, von wo er ihn, mit der Hand immer weiter herabgleitend, von einer Verſchanzung zur andern trieb, bis der böſe Geiſt ſo weit gekommen war, daß unſer Beſchwörer ein Nachtgeſchirr forderte, und das Weib ihn mit dem Urin von ſich gab. — Iſt das nicht eine gute Geſchichte, um ſie in Deutſchland zu erzählen? — Lichtenberg ſchreibt mir mit der letzten Poſt, daß ein Dr. Price eine Verwandlung von Queckſilber in Gold bewirkt hat, in Guilford in Eſſex, vor einer ſo großen Anzahl competenter Richter, daß er nicht mehr an der Thatſache zweifelt. Er ſagt, es ſey ein Buch darüber herausgekommen. Der Mann iſt . . . . . und Doctor der Arzneikunde, aber ich finde in der Liſte von 1779 keinen andern Dr. Price, als den berühmten Freiheitsmann, der Doctor der Theologie iſt und kein Chemiker. — Dies ſcheint mir merkwürdig; Lichtenberg ſetzt hinzu, daß Proben von dem verwandelten Golde dem König vorgelegt wurden, — er ſagt, Dr. Price behandle die Sache als Chemiker und Philoſoph, ohne andern Vorwand — auch ſieht man daraus nicht, ob das Ding vortheilhaft iſt oder nicht. Ein Gran röthliches Pulver verwandelt zwanzig Gran Queckſilber in Gold, welches die ſpecifiſche Schwere von 20 zu 1 hat, wenn das Waſſer 1 iſt; mithin einen beſſern Gehalt als Gold. Ich weiß nicht, was ich von der Geſchichte denken ſoll. Wenn ſie wahr iſt, ſo werden Sie es gewiß bald durch Ihren Freund Hrn. Hudſon erfahren, und ich durch Hrn. Banks. Laſſen Sie mich Ihre Meinung darüber hören.

No. XLI.

Forſter an ſeine Schweſter.

Caſſel im Sommer 1782.

Der gütige Schöpfer gönnt uns auch jede Art des Seelenvergnügens, wenn wir nur ſo billig wären, die Bedingungen einzugehen, die mit einer jeden Art des Genuſſes verknüpft ſind. Bei dem Geben iſt es zum Beiſpiel nothwendig, daß wir unſere Bedürfniſſe einſchränken, uns dieſen oder jenen Ueberfluß verſagen, hie oder dort unſere Eitelkeit, unſere Eigenliebe und unſre Sinnlichkeit kreuzigen, damit wir am Ende jedes Vierteljahrs gerade ſo viel übrig behalten, als zur Befriedigung unſeres Seelenbedürfniſſes hinreichend ſeyn mag. Eine andere Erforderniß iſt Mäßigung in allen Dingen, in allem Genuß, ſo auch in allen Seelenfreuden. Wer mehr giebt, als ihm die Vorſehung nach Abzug ſeiner nothwendigſten Bedürfniſſe übrig läßt, verſündigt ſich an der Mäßigung, und wird die unausbleibliche Strafe davon ſchon fühlen. Dieſer Fall iſt äußerſt ſelten, der meinige iſt es gar nicht. Hingegen habe ich mir allerdings den ernſten Vorwurf zu machen, daß ich gegen mich ſelbſt nicht ſtreng genug bin, daß ich der Mode, der Gewohnheit, dem äußerlichen Schein und zuweilen auch der Lüſternheit etwas aufgeopfert habe, welches ich beſſer hätte anwenden können. Zwar hatte ich immer, da ich dieſe oder jene Ausgabe beſchloß, einen ſogenannten dringenden Bewegungsgrund dazu, der auch in irgend einem Gefühl gegründet war, denn ſonſt hätte er mich nicht überwinden können; allein unſere ſchlimmſten Feinde pflegen ſich auf dieſe Art immer in Engel des Lichts zu verkleiden, das Sinnliche nimmt einen geiſtigen Schleier um, und iſt uns in dieſer Hülle zu mächtig. Ich kenne nur einen Weg, nur ein Mittel, ihm zu widerſtehn, das iſt, in einer unbefangenen Stunde alles kalt zu überlegen, und was Pflicht ſey, zu beſtimmen; darnach aber bei ſich ſelbſt zu beſchließen, auch die Grundſätze, die man ſich ſo feſtgeſetzt hat, zu jeder Zeit, am meiſten aber, wenn unſer Gefühl ſich dawider empören will, feſtzuhalten. Jener philoſophiſche Kaiſer, Marcus Aurelius, ſagte wohl mit Recht, eine Feſtung, welche ſich in Unterhandlungen mit den Belagerern einläßt, iſt der Uebergabe nahe. Wenn wir unſere Grundſätze dann erſt durch neues Raiſonnement prüfen wollen, wenn es gerade Gelegenheit giebt, ſie gegen unſer ſinnliches Gefühl in Ausübung zu bringen, ſo ſind wir ſo gut als verloren. Ich geſtehe Dir meine Schwäche, ich, ein Mann von dreißig Jahren, der manches erlitten und erfahren hat, der gegen die Welt und ihre Reize gleichgültiger ſeyn, der ſo mancher Thorheit ſpotten ſollte, ich kann noch nicht immer dies Herz, das ſeinen eignen Willen hat, im Zaume halten, und laſſe es nur gar zu oft nach einem kaum merklichen Widerſtand mit mir davon traben, wohin es will. Ich bin zu weich, um mein eigner Herr zu ſeyn; als Sklave eines Andern würd' ich vielleicht tugendhafter ſeyn. So wie ich jetzt bin, laſſe ich mich von allen hinreißen, und wäre hier Jemand, der drauf ausgehen wollte mich zu bevortheilen, wahrlich, er würde einen leichten Sieg davon tragen, wenn er meine Eigenliebe auf irgend eine Art ins Spiel zu bringen wüßte.

Du ſiehſt, daß ich mich eben nicht ſchone. Gottlob! der Stolz iſt meine Leidenſchaft nicht, und kann auch mit jenen Geſinnungen nicht beſtehen. Wo viel Stolz iſt, da iſt aber auch viel Vertrauen auf ſich ſelbſt, und dies hat die gute Folge, daß es vor manchem Fehltritt bewahrt, wenn es gleich von einer andern Seite etwas Menſchenfeindliches hat und zu Gleichgültigkeit und kalter Verachtung anderer führt. Hingegen iſt Demuth oft mit einer Schwäche vergeſellſchaftet, die allen Eindrücken offen ſteht, und wo moraliſches und ſinnliches Gefühl dunkel ineinander übergehen. Jedes Temperament hat ſo ſeine Vortheile und ſeine Nachtheile, und iſt ein redendes Beiſpiel, daß der Schöpfer allen vernünftigen Geſchöpfen den Weg zur Vollkommenheit frei gelaſſen, jeden vom Ziele ohngefähr gleichweit abgerückt hat. —

Ich rechne es mir zu einer großen Glückſeligkeit, daß ich mich ſeit einigen Jahren ſchon zu beobachten gelernt, und, weil ich nicht gewohnt bin, mir etwas dabei nachzuſehen (welches auch zu nichts helfen könnte), ſchon manche Entdeckung gemacht habe. Es iſt wahr, wir ſind immer parteiiſch, wenn es auf Beurtheilung unſerer ſelbſt ankommt, allein ſtufenweiſe erreicht man hierin, ſowie in andern Uebungen, eine gewiſſe Fertigkeit und

Vollkommenheit. Alle unſere Leidenſchaften, alle unſere Triebe laſſen ſich auf einige Hauptbeſtimmungen unſeres Daſeyns zurückbringen, und ſind folglich in der Natur deſſelben gegründet. Die Vernunft iſt dabei nicht im Spiel, oft ſpricht ſie ſogar dagegen, wenigſtens räth ſie überall Mäßigung und Gleichmüthigkeit an, aber ſie wird ſo leicht verſtrickt und gefangen genommen, daß es im Menſchen am Ende doch wohl nicht viel beſſer hergeht, als im Thier, welches bloß nach Trieb handelt und handeln muß, weil es keine Vernunft zur Regel hat, wonach es ſich beſtimmen ſollte. Nichts, ich bin es vollkommen überzeugt, nichts außer ächter Religion, das iſt ächter Verehrung Gottes, worin der Begriff einer grenzenloſen, alle andere Liebe überſteigenden Liebe zu ihm zum Grunde liegen muß, kann uns ſtärken, alles, was ſinnlich an uns iſt, zu bekämpfen und beſiegen. Allein auch dieſes edle, reine, innige Gefühl der Seele will Uebung, ſtete Uebung haben, wenn es nicht in der Stunde der Anfechtung ſich aus unſern Augen verlieren, oder ſo leiſe werden ſoll, daß wir nicht mehr im Stande ſind, ihm Gehör zu geben. — Wenn ich das bedenke, ſo finde ich immer noch keine Urſache, von demjenigen Begriff des wahren Glücks, deſſen wir hier fähig ſind, abzugehen, das ich in meinem letzten Briefe an Dich erwähnte. — Doch genug hievon für diesmal; glaube ja nicht, daß ich mir üble Laune mache, oder mein Leben durch unnütze Vorwürfe verbittere. Nein! auch dafür iſt in meinem Temperament geſorgt, daß Kummer, welcher

Art er auch ſey, nicht lange bei mir haftet. Die beſte Reue, ja die einzige, die etwas werth iſt, iſt der feſte Vorſatz zur Beſſerung. Ich weiß übrigens wohl, daß das, was ich an mir beurtheilt habe, nicht ſowohl Fehler, als Schwachheiten ſind, die allen Menſchen mehr oder minder anhängen, und die man gerade am beſten überwindet, wenn man ſie nicht zu leicht behandelt, ſondern immer daran putzt und feilt. Wie ſehr es übrigens Pflicht ſey, ſo wachſam auf jeden Flecken und deſſen Ausrottung zu ſeyn, erhellt aus den Worten: ſeyd vollkommen, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt. Das Ziel, welches ein Menſch ſich ſteckt, kann gewiß nicht fern genug ſeyn, wenn es dieſe Vollkommenheit in ſich faſſen ſoll. Mit dem Alter geht die Heftigkeit unſerer Triebe gemeiniglich verloren, allein nichts deſtoweniger pflegen wir in der einmal erhaltenen Richtung fortzugehen, wenn wir nicht in der Jugend dieſen Lauf zu hemmen geſucht haben. Gerade ſo wie eine Kugel, die man gleich anfangs immer im Laufe unterbrochen hat, wenn ſie am Ende ihre Kraft verliert, viel leichter ganz zur Ruhe gebracht werden kann, als eine, die durch nichts aufgehalten iſt, und noch am Ende ihrer Bahn mit Heftigkeit widerſtößt. —

Nur noch ein Wort über dieſe Materie, damit Du mich nicht mißverſtehſt. Wenn ich vom Kampf mit den Leidenſchaften rede, ſo bin ich gar nicht der Meinung, ſie ganz ausrotten zu wollen. Nichts iſt umſonſt da, keine Anlage, die nicht entwickelt, auf das rechte Ziel gerichtet, und gehörig eingeſchränkt, zum Beſten des Geſchöpfes gereichen ſollte. Alle, ſelbſt die gröbſten Triebe haben ihren Nutzen, und ebendaher iſt ihre Befriedigung von einem gewiſſen Grad des angenehmen Gefühls unzertrennlich, denn alles, was zum Leben und deſſen Erhaltung gereicht, ſetzt den Geiſt in Ruhe. Wir können nicht eſſen, ohne uns geſtärkt und erquickt durch unſer ganzes Weſen zu fühlen, und dieſes Gefühl iſt angenehm, ſo ſelten uns auch die Unmäßigkeit es bemerken läßt. — Wie die Jugend aber gerade der Zeitpunkt iſt, wo wir heftiger jeden Reiz empfinden, wo die Ausbildung unſeres Weſens am ſchnellſten von ſtatten geht, ſo iſt gerade in dieſem Zeitpunkt ein jedes Gefühl gefährlicher, da es ſo leicht ins Uebermaß ausarten kann. Die edelſten Gefühle, Liebe und Freundſchaft, ſind, ſo lange ſie Gefühl und nicht Raiſonnement ſind, immer in gewiſſem Grade ſinnlich, und folglich des Mißbrauchs fähig. Kein Jüngling, der mit Enthuſiasmus in der Freundſchaft empfand, hatte je einen häßlichen Freund. Ich will ſagen, den er häßlich fand. Iſt er kalt genug, auf bloße Uebereinſtimmung der Geſinnungen Freundſchaft zu gründen, ſo wird auch unfehlbar alles Enthuſiaſtiſche, alles Sinnliche dabei wegfallen, ſobald ſein Freund ſo häßlich iſt, daß er es ſich ſelbſt nicht ableugnen kann. Im entgegengeſetzten Fall wird er ihn körperlich ſchön finden, wenn ers gleich nur dem Geiſt nach iſt. —

No. XLII.

Forſter an ſeine Schweſtern.

Caſſel den 27. Sept. 1782.

Es macht mich ſehr glücklich, daß mein letzter Brief Euch ſo viel Befriedigung gab, und Euer Gemüth zu dem Weſen erhob, das zu allen Zeiten der Gegenſtand unſrer Liebe ſeyn ſollte, und deſſen Wohlthaten wir mit jedem Athemzug genießen. Es giebt keinen andern Weg, um zu der innern Ruhe zu gelangen, und zu dem Grad von Vollkommenheit, der unſre größte Glückſeligkeit ausmacht, als beſtändig der Allgegenwart Gottes eingedenk zu bleiben, ſtets beſorgt, dieſem gütigen und liebreichen Schöpfer zu mißfallen, der der Urquell aller Dinge, aller Weſen iſt, und deſſen Wille, ſo weit unſre kurzſichtigen Gedanken reichen, uns ohne Zweifel unausſprechlich glücklich machen wollte, wie er ſelbſt es iſt. Denn jedes Geſchöpf iſt mehr oder weniger ein Abbild der Vollkommenheiten ſeines Schöpfers, der ſich im Hervorbringen ſeines eigenen Bildes ſelbſt verherrlicht. Wir beſitzen nichts, als was er uns gab, und wenn wir das Gegentheil empfinden, ſo können wir gewiß ſeyn, daß dasjenige, was wir unſer eigen nennen, und wovon wir ſagen können, es komme nicht von Gott, nicht gut iſt und nicht zu unſerm Glück führt, ſondern vielmehr böſe und dem Willen des Schöpfers und unſrer wahren Vollkommenheit gerade entgegengeſetzt. Laßt uns alſo mit der Demuth beginnen, die aus wahrer Selbſterkenntniß entſpringt, und unſre Fähigkeiten, und das wenige Gute, was wir in uns ſelbſt bemerken mögen, Ihm zuſchreiben, der deſſen Urheber iſt, von dem allein wir einen Zuwachs an Vollkommenheit erhalten können. Wir ſind nicht unſer eigen, wir ſind ſein Eigenthum, und ſind nie ganz glücklich, bis wir ihm ganz ergeben ſind, und uns als die Werkzeuge betrachten, durch die er ſeinen heiligen Willen vollbringt. Dieſe Geſinnung, indem ſie uns von Eigenliebe frei macht, muß zugleich unſre Liebe für unſre Mitgeſchöpfe erhöhen. Jede gute Eigenſchaft, jede Art von Vollkommenheit, die wir an ihnen bemerken, die wir bewundern und zum Vorbild zu nehmen wünſchen, betrachten wir alsdann als einen Zug des erhabenen Bildes, in dem der Schöpfer ſeine eigenen unſichtbaren Vollkommenheiten uns offenbarte. Wir können alſo, indem wir unſre Mitgeſchöpfe lieben, nur den Schöpfer in ihnen lieben, und nie ſo blind ſeyn, ſie um ihrer ſelbſt willen zu lieben, denn das hieße ihre Unvollkommenheiten lieben. Geduld und Langmüthigkeit, Güte und Sanftmuth, Selbſtbeherrſchung und Selbſtverleugnung, alle dieſe Eigenſchaften erfolgen aus dem einen Grundſatz, und wir können ſicher ſeyn, daß, jemehr wir den Schöpfer lieben, deſto gleichgültiger und ſtrenger wir gegen uns ſelbſt ſeyn werden. —

Ihr ſchließt mit Betrachtungen über ein zukünftiges Daſeyn, die ich ſehr übereinſtimmend mit meinen eigenen Vorſtellungen finde. Wir ſind im allgemeinen gleichgültig gegen Dinge, die nicht in unſrer Gewalt ſtehn, und es wäre offenbare Thorheit anders zu ſeyn; aber wir ſind geneigt, uns durch Gewohnheit feſſeln zu laſſen, und in dieſer Rückſicht ſind die Freuden der Welt unſerm Herzen gefährlich. Der ſicherſte Weg iſt, uns durch lange Uebung zu gewöhnen, unſre Vorliebe nur auf ſolche Gegenſtände zu wenden, die Vernunft und Religion uns anweiſen. Jeder Anfang iſt ſchwierig, aber eine Sache iſt halb gethan, wenn der Anfang gemacht iſt. Wenn wir die Kürze dieſes flüchtigen Lebens und die Vergänglichkeit ſeiner unvollkommenen Freuden im Auge behalten, können wir das rechte Ziel nicht wohl verfehlen, nach dem all' unſre Gedanken und Begierden ſtreben ſollten. Meine Gedanken über die Zukunft ſind kurz dieſe: daß wir dort den Eigennutz verlieren, der noch in uns bleiben mag, wenn wir die Welt verlaſſen; wenn wir ihn früher verloren, ſo ſind wir deſto glücklicher, indem wir unmittelbar zu einem Zuſtand von Vollkommenheit übergehn, der keine Veränderung zuläßt, wo nicht, ſo müſſen wir nicht erwarten, ſogleich glücklich zu werden. Denn Glückſeligkeit iſt nach meiner Meinung die Annäherung zur Gottheit, und wie können wir ihr nahen, wenn unſre Liebe zu ihr nicht rein, wenn unſer Wunſch, in ihrer Gegenwart ſelig zu ſeyn, nicht aufrichtig iſt, und unſre Seele nicht ganz erfüllt, ſo daß jeder andre Gedanke, jedes andre Gefühl dadurch ausgeſchloſſen wird. Wie können wir ihm nahen, wenn wir ihm nicht ähnlich ſind? — Seyd heiter, ſeyd liebreich und freundlich gegen Jedermann; es iſt das Merkmal der unverdorbenen menſchlichen Natur und beſonders Eures Geſchlechts. Heftige Leidenſchaft paßt nicht zum zartern Gewebe der weiblichen Seele und des weiblichen Körpers. Tugend und Unſchuld ſind nicht hart und rauh; wahre Religion iſt nicht unduldſam und tyranniſch; ſie iſt im Gegentheil demüthig, zufrieden und voll Liebe zu unſern Mitgeſchöpfen. — Was mich betrifft, obgleich ich meine eigenen Grundſätze habe, ſo wünſche ich doch nie das Betragen Anderer darnach zu meſſen. Wie kann ein ſo armes und blindes Weſen, wie wir arme Sterbliche ſind, für alle ſeine Mitmenſchen entſcheiden, was ſie denken ſollen? — Alles, was ich weiß, iſt dies: daß ein Geſchöpf nichts haben kann, was es nicht von ſeinem Schöpfer erhielte, daß mithin die Wahrheit nur in ihm zu finden ſey. Ich gebrauche die Mittel, die er mir gewährte, um ſie zu finden, und handle danach, doch bei jedem Schritt bin ich genöthigt zu geſtehen, daß, was wir Vernunft und Verſtand nennen, ſehr unzulänglich zu dem großen Unternehmen ſind, zu entſcheiden, was Wahrheit in jedem einzelnen Punkte ſey, und daß wir uns ſtets dem Urtheil des Höchſten unterwerfen ſollten, wenn wir glauben Recht zu haben, oder wenn wir ungewiß über irgend etwas ſind. Wir müſſen unſre Stütze nicht los laſſen, welche die Liebe zu Gott iſt. Indem wir alle unſre Handlungen nach unſerm beſten Wiſſen Ihm unterwerfen, können wir nur durch Unwiſſenheit fehlen, aber wir müſſen nicht unſern Nächſten richten und verurtheilen, weil er anders denkt und handelt als wir.

Alles, was wir zu thun haben, iſt, zu verhüten, daß ſeine Denk- und Handlungsweiſe Einfluß auf die unſrige erlange. Wenn wir ſehen, daß unſre Grundſätze uns glücklich machen, und uns Seelenfrieden geben, während Andre nicht ſo glücklich, ſo zufrieden, ſo ruhig bei ihren Grundſätzen ſind, dann mögen wir ſchließen, daß wir das Glück einer genaueren Annäherung zur Wahrheit genießen, und wir mögen wünſchen, daß unſre Nächſten eben ſo glücklich wären wie wir, durch die Befolgung derſelben Denk- und Handlungsweiſe. — Ich bin zu dieſer Abſchweifung gekommen, weil ich nicht wollte, daß Ihr denken ſolltet, wie viele Leute zu thun ſcheinen, man könne nicht fromm ſeyn, und ſtets der Gegenwart Gottes eingedenk, ohne finſter und menſchenfeindlich zu ſeyn. Es iſt ein weiter Unterſchied zwiſchen der Nachſicht mit den Unvollkommenheiten Anderer und dem Sündigen mit ihnen. — Es giebt geſellſchaftliche Pflichten, die wir erfüllen müſſen, ſo gut wie moraliſche, und ſie widerſprechen einander nicht durchaus.

No. XLIII.

Forſter an Jacobi.

Caſſel den 16. Nov. 1782.

Die Prinzeſſin (Gallizin), mein Theuerſter, hat mirs geſagt, wie viel Sie den vorigen Sommer gelitten; ſie hätte mir auch Stellen aus Ihren Briefen gezeigt, und nach dem allen hätte ich längſt an Sie ſchreiben müſſen, wenn die Prinzeſſin nicht zu gleicher Zeit verſprochen hätte, mich wiſſen zu laſſen, wenn es mit Ihrer Reiſe nach Münſter gewiß wäre, damit ich auch hin käme, und mich einmal wieder Ihrer Gegenwart freuen möchte. Allein von ihr iſt kein Brief gekommen und auch nicht der mindeſte Laut von irgend einem ihrer Leute. Mußte ich nicht glauben, die Excurſion habe ſich zerſchlagen? Sie ſind aber auch dort krank geweſen, mein Lieber, und da iſt mirs beinahe lieb, daß mich die Fürſtin nicht hat kommen laſſen, weil wir einander dort am wenigſten und unter ſolchen Umſtänden noch weniger hätten genießen können. Sie ſagen mir, Sie hätten ſich viel nach mir erkundigt, aber wenig von mir erfahren. So viel weiß ich, daß ich während der Fürſtin Anweſenheit in Caſſel täglich um ſie geweſen bin, — das iſt freilich noch kein Beweis, daß ſie etwas von mir zu erzählen gehabt.

Den Sommer hindurch habe ich mich mit Ueberſetzung oder vielmehr Umarbeitung der Obſervationen meines Vaters über die Südländer beſchäftigt, und darüber, weil es zur Michaelismeſſe fertig werden mußte, alles andre, Correſpondenz mit eingeſchloſſen, an die Seite gelegt. Auch Ihnen konnte ich alſo nicht fleißig ſchreiben, hatte mir aber vorgenommen, ein Exemplar des Buchs Ihnen zu ſchicken, welches aber bis jetzt vom Verleger nicht angekommen iſt. Sobald ich es bekomme, ſoll es nachkommen. Auch habe ich den ganzen Sommer, nur nicht gefährlich, gekränkelt. Um Pfingſten, da ich Ihnen zuletzt von Göttingen aus ſchrieb, hatte ich das epidemiſche Flußfieber bekommen, welches zwar bei mir nicht heftig war, aber vielleicht eben deßwegen allerlei üble Folgen hatte, denn ich bekam böſe Schwären an den Fingern, worüber ich zwei Nägel verlor, und als dieſe heil waren, fiel die Schärfe auf die Zehen, dergeſtalt, daß ich ſechs Wochen lang das Zimmer hüten mußte und mich zuweilen kaum vom Bette zum Schreibtiſch ſchleppen konnte. Das Alles hätte man Ihnen zu meiner Entſchuldigung ſagen können, wenn ich in Ihren Augen einer guten Entſchuldigung bedürfte.

Warum zürnen Sie mir über Voß und ſeinen Streit? Glauben gar, ich wolle Ihnen die Freude über ſeine Rechtfertigung verdorben haben? — Liebſter Freund, nichts iſt entfernter von meinem ganzen Weſen, als Rechthaberei; tauſendmal leide ich lieber Unrecht, ehe ich mir das Recht erzanken ſoll. Wie viel weniger werde ich in einer mich gar nicht intereſſirenden Streitigkeit, die Voß und ſein Antagoniſt weit beſſer ſelbſt unterließen, Partei ergreifen wollen. Mag Voß, mag Lichtenberg, mögen alle Beide Recht oder Unrecht haben, mir kann es, bis auf die Wahrheit, ganz gleichgültig ſeyn. Aber eben, weil ich nicht Partei genommen hatte, ſchrieb ich Ihnen den unvorſichtigen Brief aus Göttingen. Ich war zu zerſtreut, um mir es einfallen zu laſſen, daß Voß Ihr Freund wäre (die Wahrheit zu ſagen, von Ihrer perſönlichen Bekanntſchaft wußte ich auch noch nichts), und ſetzte die Nachricht über ihn als bloße Neuigkeit hin. Ich ſehe ganz wohl ein, daß ein Zeugniß, welches bei mir einiges Gewicht zu haben ſchien, für Sie nichts weniger, als gültig ſeyn konnte. So lange ich nicht in dem Falle war, zu glauben, daß mein Zeuge löge, ſo brauchte ich die Urkunden, worauf er ſich bezog, nicht zu ſehen und konnte ihm doch Glauben beimeſſen. Bei Ihnen iſt es ganz umgekehrt, Sie kennen Voß und haben ein gegründetes Zutrauen auf ſeinen Edelſinn, — und kennen meinen Gewährsmann nicht. Ich ſehe daher ein, daß Sie gerade das Gegentheil von dem, was ich dachte, denken konnten. Daß ich Ihnen davon ſchrieb, ohne Belege, war unüberlegt und übereilt. Jetzt kann ich, ohne ſelbſt gegen Voß bei Ihnen zu handeln, dieſe Belege nicht von Göttingen aus fordern. Giebt es keine ſolche, ſo darf ich mich vollends an meinen unzuverläſſigen Gewährsmann nicht wenden. Dieſe Sache bleibt alſo unaufgeklärt und muß es bleiben, bis ſie ſich von ſelbſt aufklärt. Ich habe noch die Abſchrift meines Briefes an Voß, worin ich ihm zum Frieden rieth, jetzt wünſchte ich, daß Lichtenberg ſchweigen möchte, allein die Streiter ſind erhitzt, vielleicht auch aufgehetzt und laſſen ſich nicht rathen. Lichtenberg will nicht ſchweigen. — Dazu kann ich nichts. — Er hat viel Leidenſchaft und iſt rechthaberiſch. Voß, ſo viel wenigſtens ſeine Streitigkeiten mit Recenſenten ausweiſen, giebt ihm darin nichts nach. Woher ſoll der Friede nun kommen? — In meinen eigenen vier Wänden hätte ich Ihnen übrigens geſammelter und bedachtſamer geſchrieben, als ich es bei der Zerſtreuung, die in Göttingen unvermeidlich iſt, thun konnte. Wenigſtens nehme ich gern den harten Ausdruck gegen Voß zurück, wo ich ſagte, daß ich keine Achtung weiter für ihn hätte. Wenn alles wahr wäre, was man mir gegen ihn beigebracht, ſo war dieſer Ausſpruch doch viel zu hart. Je länger ich lebe und Erfahrungen mache, je mehr überzeuge ich mich, daß einzelne Handlungen weder für, noch wider die Menſchen beweiſen, — das Ganze muß hier entſcheiden, weil am Ende doch kein anderer Maßſtab für den Charakter iſt, als das Verhältniß des Willens zum Gewiſſen, oder Gefühl von Recht und Unrecht, Gut und Böſe. In einzelnen Fällen kann dieſes Verhältniß ſehr verſchieden ſcheinen von dem, was es gewöhnlich iſt. — Es iſt eine üble Angewohnheit, daß man ſagt, den kann ich nicht leiden, den haſſe, den verabſcheue ich, den bete ich an, gerade als ob wir alle ganz böſe oder gut wären; der liebenswürdigſte iſt der, der ſich ſelbſt am vollkommenſten beherrſcht, denn das iſt Gerechtigkeit gegen alle Mitmenſchen; aber ſchätzbar bleibt immer der Mann von heftigen, zuweilen tyranniſirenden Leidenſchaften, und weil er lebhafter fühlt und empfindet, liebt man ihn oft noch viel mehr, als jenen.

Für das überſchickte Büchelchen danke ich Ihnen recht ſehr. Der Verfaſſer iſt bei mir in guten Händen; ſagen Sie ihm, daß ich ihn nicht verrathen werde. Wie können Sie aber auf mein Urtheil begierig ſeyn? Ich müßte Juriſt ſeyn — oder meinen Sie es etwa ſo, wie La Fontaine mit ſeinen Poeſien, die er ſeiner Köchin vorlas? Wollen Sie nur wiſſen, ob der ſchlichte Menſchenverſtand das auch wird faſſen können, was der Verfaſſer im vertrauten Umgange mit dem Spinoza, dem Macchiavell, dem Hobbes ſo gelehrt, ſo tiefdenkend und philoſophiſch entworfen hat? Wohlan! — Ich glaube, ich habe begriffen, daß der Verfaſſer die Begriffe von Freiheit, von Recht und Gewalt ſehr einleuchtend auseinander geſetzt und gezeigt habe, wohin jedes gehört. Dies hat er nicht allein gethan, ſondern auch mit einem Nachdruck, und ſo viel ich beurtheilen kann, einer Präciſion und in einem Geiſte, die ihm eigen ſind. — Sehr ſchön hat er Müller'n unterſtützt, ſehr ſchön den Schwanengeſang deutſcher Freiheit geſungen, — aber umſonſt. So lang es wahr bleiben wird, daß die größte Anzahl Menſchen mehr ſinnlich oder thörig als vernünftig leben und handeln, ſo lange wird Deſpotismus bleiben, und das geduldigere Thier ſich vom unbändigern leiten, treiben, quälen und ausſaugen laſſen. — Sie ſagen noch in Ihrem Briefe, der Papſt habe am Verfaſſer den rechten Freund noch nicht gefunden, — und das iſt auch wahr. Da ich nicht weiß, was Febronius wider die päpſtliche Gewalt geſagt, kann ich auch nicht beurtheilen, inwiefern Leſſing Recht hat, wenn er ſagt: eben das gelte doppelt und dreifach auch den weltlichen Fürſten. Der politiſche Deſpotismus iſt freilich eben ſo arg wie der religiöſe, aber nur inſofern er mit dieſem einerlei unbefugte Gewalt ausübt. — Mir ſcheint es jedoch, daß die innere Sanction oder Autorität, hinter welche er ſich verſchanzt, dieſer Heiligenſchein, womit er blenden will und wirklich blendet, ihn in den Augen des Menſchenfreundes noch gehäſſiger, als den weltlichen Tyrannen machen muß. „Unglaube ſey gefährlicher als Aberglaube in unſern Zeiten.“ — Dies iſt mir nicht glaublich, auch nicht wahrſcheinlich. Ich denke immer, eins iſt ſo ſchlimm wie das andere. Aberglaube iſt unmöglich der Weg zur Wahrheit, und führt auch nicht näher dazu als Unglaube. Ich kann mir nichts ſchrecklicheres denken, als die Autorität eines Menſchen, der in einer nähern Relation mit unſichtbaren Kräften ſtehen will (und gleichwohl nicht ſteht), und kraft dieſes Verhältniſſes über die Vernunft und das Gewiſſen der Menſchen uneingeſchränkt regieren will. Der Fürſt giebt am Ende doch nur vor, daß er ein Menſch wie andre iſt, daß er ein älteres Recht nur habe, zu herrſchen, es ſey Primogenitur oder Wahl. Der Papſt, oder der Pfaff überhaupt — unſere proteſtantiſchen nicht ausgeſchloſſen, — herrſcht vermöge der unſichtbaren Kraft, die ihn über alle ſeine Mitgeſchöpfe unendlich erhebt, und ihn der Geheimniſſe einer andern Welt und einer höhern Stufe des Wiſſens und des Schauens theilhaftig macht. Giebt es wirklich einen ſolchen Menſchen, der vertrauter iſt mit der Kraft, die alles ſchafft, alles wirkt, alles erhält, ſo iſt dieſer, wenn er ſich zum Führer und Herrſcher der Menſchen ſelbſt berufen fühlen ſollte, gewiß derjenige, der das vollkommenſte Recht darauf hat. — Aber es bleibt zu beweiſen, daß ein Papſt oder Pfaff ein ſolcher Heiliger ſey. Bei uns, zumal bei unſern neuen Reformatoren, ſucht man dieſen Beruf nicht mehr; die letztern ſagen es ſelbſt deutlich genug, daß ſie nicht, Apoſteln ähnlich, die Gabe des heiligen Geiſtes haben; und eben darum ſuchen dieſe von ſich demungeachtet eingenommenen und aufgeblaſenen Lehrer uns zu überreden, daß es nie dergleichen Begabte gegeben hat. Aber bei uns hat auch der Prieſterſtand ſein Anſehn nicht nur bei Vornehmen, ſondern auch bei gemeinen Leuten verloren; der Prieſter iſt ein Menſch wie ſie, ſchwach, ſündlich, leidenſchaftlich, thieriſch, unheilig wie ſie. — Bei den Katholiken beſteht man noch auf jenem Vorzuge, man vergiebt Sünden, verkauft und verſchenkt Ablaß, man opfert Meſſen, kurz man thut alles, was die Autorität eines ſichtbaren Untergottes befeſtigen ſoll, und man erhält ſich im Anſehen, ohne ein Untergott zu ſeyn, ohne eine Kraft mehr zu beſitzen, bloß durch verfluchte Zauberei, nämlich Betrug und Lüge. Was iſt nun erträglicher?

Verſtehen Sie mich auch nicht unrecht. Ich gehöre nicht zu Ihren Unglaubigen, die alle unſichtbaren Kräfte wegleugnen. Ich müßte nicht Naturforſcher ſeyn, wenn ich das thäte. Ich gehe wohl noch weiter und glaube: was der Menſch ſucht, das findet er, was er will, das kann er, was er ſich erbittet, das erlangt er; — nur muß er nicht incompatible Dinge verlangen, nicht zugleich nach Norden und nach Süden ſegeln wollen. Wenn ich mir denke, was iſt Gott? was iſt Zeit? was iſt Raum? was iſt die Seele des Menſchen? was die Materie? was iſt Liebe zum vollkommenſten Weſen? — dann iſt mir, als ob alles möglich ſeyn müßte, was man ſonſt rund wegleugnet und für unmöglich hält. Wer Gott liebt, der — ſo ſcheint es mir wenigſtens — muß ihm nahe ſeyn, und zwar in dem Grade näher, wie er ihn in allem liebt, ſeine Kraft in allem fühlt, und ſich ſelbſt von allem andern unabhängig erhält. Wo der Geiſt iſt, da iſt Freiheit — das ſagt Paulus, und das ſagt auch der Verfaſſer des Etwas. Wenn unſere Erzieher die Seelenkräfte des Zöglings ſo bilden und entwickeln wollten, daß ſie ihm keine Schranken vorzeichneten: bis hieher kannſt du kommen und nicht weiter, — wenn ſie ihm bloß die Laufbahn anwieſen — — doch unſre Erzieher wiſſen ſchon alles, und brauchen nur in abstracto zu dogmatiſiren, — vielleicht ſähen Sie dann einen Staat entſtehen, wie Sie ihn ſich denken, oder Ihr Freund der Autor.

Wenn Sie mit meiner franzöſiſchen Rede nichts weiter vorhaben, ſo ſchicken Sie mir ſie gelegentlich zurück. Es iſt mir lieb, daß Sie damit einigermaßen zufrieden ſind. Sie iſt das Werk der Gelegenheit, oder des Augenblicks. Folglich thun Sie recht wohl, ſie nicht der ſtrengen Kritik auszuſetzen. Was die Complimente an meine ſchönen Zuhörerinnen betrifft, ſo bedauern Sie mich mit Recht, inſofern das ein Tribut iſt, den ich nicht ſowohl der Schönheit und dem Verſtande, als den Namen bringen mußte.

Um Ihrer Freimüthigkeit willen habe ich Sie wo möglich noch lieber, als zuvor. Sie ſehen, daß ich Ihrem Beiſpiele gefolgt bin, und wenn ich das nicht könnte, ſo wär ich Ihrer Liebe nicht werth. Heuchelei iſt etwas Kindiſches, was ich von je und je gehaßt habe. Zergliedern Sie mich, und unter tauſend Mängeln und Schwachheiten finden Sie wenigſtens dieſen Fehler nicht. Ich kenne aus Erfahrung mein ſchwaches und gar zu weiches Herz — und fühle auch noch anderwärts eine Leere, die theils durch meine eigne Schuld, theils durch die Schuld anderer geblieben iſt; da habe ich alſo Grund zu einem demüthigen Mißtrauen gegen mich ſelbſt, welches gewiß iſt, und mir unfehlbar ſchon zuweilen (was man ſo zu nennen pflegt) nachtheilig geweſen iſt; aber es ſichert mich wenigſtens vor dem geiſtlichen Stolze, zu ſcheinen, was ich nicht bin.

No. XLIV.

Forſter an Jacobi.

Caſſel den 23. Nov. 1782.

Jetzt überlas ich den Brief noch einmal, und nun gefällt er mir nicht — doch ſchick' ich ihn ab, weil ich nicht im Stande bin einen andern zu ſchreiben. Was darin ſchwankend ausgedrückt, ſchlecht philoſophirt iſt, werden Sie, ſo wie die Unähnlichkeit der beiden Bogen Papiers, auf Rechnung eines elenden Kopfwehes und verdorbenen Magens ſetzen, womit ich mich heute geplagt habe. — Apropos — von eben dem Verfaſſer, der das Buch über Irrthümer und Wahrheit geſchrieben, welches unſer ehrlicher Claudius überſetzt hat, ſoll noch ein zweites Werk herausgekommen ſeyn, welches ungefähr den Titel hat: Tableau naturel des rapports entre dieu, l'homme et l'univers. In Mannheim ſoll man es bekommen können. Ich habe dorthin keine Correſpondenz. Könnten Sie mir es verſchaffen, ſo würden Sie mich dadurch ſehr verbinden. Man muß alles leſen, — auch zuweilen Unſinn, wenn er an Vernunft grenzt. Man will mich verſichern, dieſes zweite Buch ſoll viel verſtändlicher, als das erſte ſeyn; und freilich ſchien es Noth zu thun, denn das erſte iſt eine zweite Apokalypſe.

Schreiben Sie mir doch bald wieder. Sie wiſſen nicht, wie ſehr Briefe von Freunden zu meinen Bedürfniſſen gehören. — Gott erhalte Sie geſund und heiter.

No. XLV.

Forſter an ſeinen Vater.

Caſſel den 3. Dec. 1782.

Ich habe vorigen Sonnabend in der Verſammlung der Alterthumsforſcher ein mémoire sur les pigmées geleſen, das ich Ihnen ſenden, und Ihre Meinung und Verbeſſerungen dafür ausbitten will. Sie müſſen bedenken, daß ich ohne Bücher, ohne Zeit, ohne irgend Jemand um mir zu helfen und mich zurechtzuweiſen, ohne irgend ein vorbereitendes Studium ſchreibe; wenn ich alſo Unſinn ſchreibe, iſt es verzeihlich; auch bin ich nicht ſtolz, obgleich der Landgraf und ſein Sohn mir Complimente über meinen Verſuch machten, denn ſie können ihn nicht beurtheilen. Unſer Profeſſor der Geſchichte, Herr Müller *), der eine Geſchichte der Schweiz geſchrieben hat, verläßt ſeine Stelle als Profeſſor und wird hier Buchhändler mit dem Titel: Rath. Ein guter junger Mann von wahrem Talent. Der zweite Band ſeiner Schweizergeſchichte iſt nächſtens fertig.

No. XLVI.

Forſter an Jacobi.

Caſſel den 11. Febr. 1783.

Ihr lieber Brief vom 26. Januar und das Tableau naturel kamen faſt zu gleicher Zeit an, mein innig geliebter Freund! Ich danke Ihnen herzlich für beides, und auch namentlich für das letztere, denn ich hatte es

---

*) Johannes von Müller. Die darauf folgende Nachricht, daß er Buchhändler werden wolle, iſt dem Herausgeber nie zu Ohren gekommen.

noch nicht bekommen können. Caſſel iſt eine ordentliche Wüſte, wenn es auf neue Bücher ankommt, denn der Fonds, aus welchem neue Bücher für die fürſtliche Bibliothek angeſchafft werden ſollen, beſteht aus jährlich 400 Thlr. Was kann man dafür kaufen? Zumal da in allen Fächern entſetzliche Lücken vorkommen? Unſer lieber Müller, der jetzt bei dieſer Bibliothek als Rath und Bibliothekar ſteht, kann ſich bei ſo bewandten Umſtänden ſeiner neuen Aufſicht nicht ſehr freuen, und im Vertrauen geſagt, ich glaube, er kehrt, ſobald ſeine Umarbeitung der Schweizergeſchichte fertig iſt, wieder nach Genf zurück. Ich freue mich, Ihnen ſagen zu können, daß ich dieſen guten Menſchen jetzt recht lieb habe, weil Sie ihn auch ſchätzen, obgleich es unmöglich iſt, daß Sie ihn von der Seite kennen ſollten, die ihn mir genähert hat. Ehedem ſchrieb ich Ihnen ganz anders in Betreff ſeiner, und hatte damals Recht; allein es hat ſich vieles geändert, und Müller wird ſich zeitlebens an Caſſel mit Rührung und anbetendem Dank gegen Gott erinnern. Er verdankt dem Aufenthalt hier ſeine ganze moraliſche Glückſeligkeit. — Doch hievon bleibt alles unter uns beiden, mein Beſter! Es freut mich, daß Sie meine Aeußerung über Voß und Lichtenberg vergnügt hat. Seitdem iſt erſt L's letzte Antwort erſchienen, die ich nicht geſchrieben haben möchte. Rache iſt ein abſcheuliches Ungeheuer. Ihre Stelle aus Spinoza iſt göttlich, es iſt Chriſti Geiſt wahrhaft drinnen, und pfui der Theologiaſters, die ihn verkennen! Fahren Sie fort, mein Lieber, in der angefangenen Laufbahn. Es muß bei allem Mißverſtande, dem man ſich auch bei ſehr gelehrten Leuten ausſetzt, immer ſehr ſüß ſeyn zu wiſſen, daß Menſchen, welche ächten Wahrheitsſinn beſitzen, gerade die Wenigen, die entweder gar dünn auf Erden geſäet, oder ſo hoch über ſie erhaben ſind, daß ſie ſich nicht mehr mit ihren Eitelkeiten abgeben, Ihr Buch richtig beurtheilen, faſſen und mit Beifall aufnehmen.

Seit ich Ihnen letztens ſchrieb, habe ich über den Inhalt Ihrer Schrift mehr nachzudenken Gelegenheit gehabt, und finde immer mehr Wahrheit in allem, was Sie darin ſagen; es iſt wahr, daß zu viel glauben nicht ſo gefährlich iſt, als zu wenig glauben, nur ſcheint es mir im Weltlichen wie im Geiſtlichen gleich gefährlich, daß man gezwungen wird, an Menſchen, nicht an Sachen oder Sätze allein zu glauben. Der Fürſt will es, alſo iſt es recht; der Prieſter ſagt es, alſo iſt es wahr: in beiden Fällen ſehe ich die Grenzen des Deſpotismus nicht ab, ſobald der Prieſter aus keinen beſſern Gründen die Sache für wahr, oder der Fürſt Sachen für rechtmäßig ausgiebt. Wer iſt Bürge, daß der Pfaff, der allein im Beſitz iſt, Wahrheit zu verkündigen, nicht dieſen Aberglauben ſich zu Nutze macht, um den ſchrecklichſten Deſpotismus einzuführen und zugleich Pfaff und Fürſt zu werden? Beiſpiele ſind überall auf der Erde häufig. Braminendeſpotismus und päpſtliche Alleingewalt haben Aſien und Europa beinahe Jahrtauſende in Dummheit und Elend verſenkt erhalten.

So viel ſcheint indeſſen auch wieder recht, daß in unſerm Zeitalter mehr von weltlichen Deſpoten, als von den Nachfolgern Hildebrand's zu befürchten ſteht, und da muß freilich die vernünftige und philanthropiſche Oppoſitionspartei es allezeit mit dem halten, der der unſchädlichſte iſt, wider den, der alles verſchlingen will, — bis ſich das Blatt wieder umdreht.

Hier, möchte ich faſt ſagen, iſt die Vorſehung am bewunderungswürdigſten. Alles iſt Inſtrument in ihrer Hand, jetzt Papſt, dann Kaiſer; — aber der einzige Glückliche iſt der, der es ſich bewußt iſt, daß er Inſtrument iſt und auf den Werkmeiſter und auf ſein großes, immer in der Stille fortſchreitendes Werk ſieht, und doch etwas von ſeinem ſchönen großen Plane errathen kann. Wenn die Wahrheit gekreuzigt wird, ſteht ſie am dritten Tage herrlicher wieder auf.

Was ſagen Sie zum Türkenkriege? Wenn er zu Stande kommt, welch' eine neue Scene für das künftige Jahrhundert! Von Recht und Billigkeit, von Menſchenliebe und Religion laſſen Sie mich ſchweigen. Allein auf beiden Seiten, oſt- und weſtwärts nach Aſien und Amerika zu gleicher Zeit, Wiſſenſchaft, Kunſt, Cultur, ſchnellere Umdrehung der trägen, in Aſien faſt ſtockenden Maſchinen gebracht, welche neue Modificationen des Denkens, welche Schritte zum denouement! Eine zweite und letzte Barbarei, in dem Sinne, wie ſie Hunnen und Gothen mitbringen können, befürchte ich gar nicht wieder, denn Hunnen und Gothen und alles ihnen ähnliche giebt es gar nicht mehr.

Heyne'n werde ich ſchreiben, was Sie mir an ihn auftrugen. Er iſt ein braver Mann. Urtheile, außer dieſem in den göttingenſchen Anzeigen und jener im Hamburgiſchen Correſpondenten von Ihrer Schrift, habe ich noch nicht zu ſehen bekommen.

Wenig Nachrichten haben mich ſo erfreut, als die von Ihrer Verſöhnung mit Göthe. Ich habe ſo viel Gutes von dem Manne gehört, daß, wenn nur die Hälfte wahr iſt, er immer ein Menſch bleibt, den man gerne lieben möchte. Es hat mich ſehr geſchmerzt, Sie beide entzweit zu wiſſen, ob ich gleich wußte, wie dies Göthe's Schuld allein geweſen iſt. Ohne Indiscretion zu verrathen, möchte ich gern näher unterrichtet ſeyn, wie er es bei Ihnen angefangen hat, um ſich Ihre Freundſchaft von neuem zu erwerben? Ich habe während dieſer Zeit, nämlich vor drittehalb Jahren, mit Göthe einige Briefe wechſeln müſſen, welche einige Handzeichnungen betrafen, die er bei mir geſehen hatte, die meinem Vater gehörten, und die der Herzog von Gotha auf Anrathen Göthe's kaufen wollte. Das waren alſo bloß mercantiliſche Briefe, und ich muß geſtehen, daß ich in Rückſicht unſerer Freundſchaft alles ſo kalt als möglich einrichtete, obgleich Göthe mir ſehr freundſchaftlich geſchrieben hatte.

Mein Verleger hat mir meine Obſervationen noch nicht geliefert, ſobald ich ſie habe, ſoll das Exemplar für Sie abgehen. Ach, daß es doch möglich wäre, Sie irgend anderweit als gerade in Münſter zu ſprechen, wo Sie nicht mein ſind und ſeyn können, wo wir unterbrochen werden müſſen, von unſern lieben arithmetiſchen Weltweiſen, denen ſelbſt Camper nicht Mathematik genug verſteht, um in ſeiner ganzen Größe zu glänzen. Freund! demonſtriren und empfinden ſind zweierlei, und eine Empfindung iſt, trotz allem, was die Charitin Amalia *) dawider ſagen mag, zehntauſend Demonſtrationen werth. Was würde aus allen Zahlen werden, wenn nicht Dinge exiſtirten, die ihnen Realität geben? Dies ſchrieb ich nach Tiſche, welches freilich die Stunde iſt, wo dieſer Planet Empfindung regiert, und allem kalten Experimentiren und Calculatoren Hohn ſpricht. Aber es iſt darum nicht minder wahr zu allen Zeiten.

Daß Sie immer kranken, mein Lieber, iſt mir eine traurige Nachricht. Ich wollte Ihnen gern etwas von meiner Geſundheit abgeben; ſeit Neujahr bin ich beſonders glücklich über dieſen Punkt. Ich kann über gar nichts klagen, als über zu viel Geſundheit, die mit meiner Einſamkeit ſich übel verträgt. O welch ein Capitel, wovon ich wenigſtens eine Woche lang mit Ihnen ſchwatzen möchte, und nicht bloß ſchwatzen, ſondern auch das Geſagte praktiſch anwenden. Es iſt wirklich ein ganz eignes to be or not to be, welches davon abhängt. Allein heute nicht weiter. Geſtern, wenn ich geſtern hätte Muth und Kraft genug gehabt, an Sie zu ſchreiben, würden Sie geglaubt haben, ich wäre erzhypochondriſch, und es

---

*) Die Fürſtin Gallizin.

iſt nichts weniger als das; ſondern die Theorie der Glückſeligkeit und die Praxis ſind bei mir nicht in aequilibrio, weil es mit der Empfindung nicht richtig iſt, und die iſt das Zünglein an der Wage.

No. XLVII.

Forſter an ſeinen Vater.

Caſſel den 18. Febr. 1783.

Der Landgraf iſt jetzt ſehr heiter und glücklich, da er ſeine drei Söhne, die er ſeit neun und zwanzig Jahren nicht geſehen hatte, um ſich hat. Der Erbprinz kam geſtern von Hanau. Es ward ſo viel vor Freude geweint, daß alle Soldaten unter den Waffen auf der Parade in Thränen waren, als der Landgraf ſeinen älteſten Sohn zum Generallieutenant aller heſſiſchen Truppen erklärte. Er ſelbſt weinte lange, und ſo thaten alle Prinzen; Prinz Carl und Friedrich gingen bei ihren Bekannten unter den Officieren herum, und ſagten: „Gott Lob und Dank! nun ſind wir wieder beiſammen!“ — Mit einem Wort, alles iſt voller Freude, und der Landgraf ſehr glücklich, von ſeinen Kindern umgeben zu ſeyn. Unſre preußiſche Junta konnte dieſen Schlag nicht länger abwenden, oder die Wahrheit zu ſagen, ich glaube die Junta iſt nicht mehr ſo einig wie früher. General Jungheim wird ſich wahrſcheinlich zuerſt zurückziehn, denn unſer Freund

Schlieffen ſteht gut mit allen Parteien, wie ein Mann von Geiſt und Verſtand, der nach Grundſätzen handelt. Ich bewundere ſeinen Charakter, je länger ich ihn kenne. Es iſt ſchade, daß ſeine Grundſätze über die chriſtliche Religion nicht ſo geſund ſind, als ſein Verſtand zu verſprechen ſcheint.

Die große nordiſche Allianz ſcheint nichts zu thun zu haben, da die Feigheit der Türken ihnen alles gewährt auf die bloße Anfrage. — Daß der König von Preußen Sachſen bekommen ſollte, iſt etwas unwahrſcheinlich, beſonders da, wie Sie ſagen, der Kurfürſt Böhmen erhalten ſollte. Der Verluſt würde für den Kaiſer zu groß ſeyn, vorzüglich da er den Sperling in der Hand wagen würde für die Taube, die noch auf dem Dache ſitzt. Es iſt wahrſcheinlicher, daß der König den Strich von Polen erhält, der dieſſeits einer geraden Linie liegen würde, die man von den Grenzen von Memel oder Tilſit zum ſüdlichen Ende von Schleſien zöge, Warſchau u. ſ. w. einſchließend. Sic transeunt felicia regna! So viel iſt gewiß, daß die Welt ſich mit eiligen Schritten der Entwickelung einer großen Weltbegebenheit nähert. Die zunehmende Macht der Ruſſen auf dem ſchwarzen Meer wird früher oder ſpäter das Verderben der Türken werden, denn es iſt die Sache von fünf Tagen, von Cherſon nach Conſtantinopel zu ſegeln, und letzteres kann bombardirt und in Aſche gelegt werden, ohne den Verluſt eines einzigen ruſſiſchen Muſhik. Amerika und Kleinaſien zu gleicher Zeit in Thätigkeit gebracht, Wiſſenſchaften, Landbau, Künſte, europäiſcher Luxus auf beiden Seiten eingeführt, — das iſt in der That ein großer Schritt zu der großen Revolution des Erdballs. — Sömmerring empfiehlt ſich Ihnen beſtens. Capieux in Leipzig ſticht einige vortreffliche Blätter zur Anatomia comparata für ihn, die dieſes Jahr herausgegeben wird.

No. XLVIII.

Forſter an Jacobi.

Caſſel den 14. Febr. 1783.

Dieſen Augenblick, mein Theuerſter, erhalte und leſe ich Ihren Brief vom 9. und Ihre Erinnerungen. Ich freue mich über die Maßen, daß dieſe letztern ſo ſehr mit Einigem, was ich Ihnen geſtern ſchrieb, übereinſtimmen. Auffallend iſt der Schlußabſatz, wo Sie von den anſcheinenden Unwahrſcheinlichkeiten im Gange der Weltregierung ſprechen, mit der Stelle meines Briefes einerlei, wo ich von den Menſchen als Werkzeugen der Vorſehung ſprach. So iſt auch die Stelle: „auch wäre wohl noch eher zu bedenken, was uns jetzt am mehreſten bedroht und wirklich in die Enge treibt," mir aus der Seele geſchrieben, und es ſteht etwas Gleichbedeutendes in meinem geſtrigen Briefe. Daß ich hier wohl nicht im Gefühl der Eitelkeit triumphire, wiſſen Sie, aber Einen Sinn mit Ihnen zu haben, für Wahrheit, iſt doch tröſtlich. Ich geſtehe, dies macht mir Muth, Ihnen einige Worte abzuſchreiben, die ich neulich aufſetzte. Sie ſind aus dem Zuſammenhang geriſſen, allein das iſt nichts zur Sache. „Die natürlichſte, ja die rechtmäßigſte Oberherrſchaft in der ganzen Schöpfung iſt dieſe Fürſorge des Weiſern und Beſſern und in ſich ſelbſt Vollkommneren für den Schwachen, der ſeines Schutzes bedarf, den Unmündigen, deſſen Seelenkräfte er erſt entwickeln, den Unvollkommneren und Dürftigen, den er ausbilden, dem er die Quelle ſeines innern Reichthums öffnen, den er mit einem Worte in ſich ſelbſt glücklich machen ſoll. Je vollkommener das Weſen, je ſchönere Harmonie in ſeinen Geiſteskräften liegt, und Regel ſeines Wirkens iſt, deſto fähiger und würdiger iſt er, den Kurzſichtigen hellſehend zu machen, den Gebundenen zu entfeſſeln, dem Irrenden zu ſeinem eigenen und dem allgemeinen Beſten Schranken anzuweiſen, und Grenzpfähle zu ſtecken, von denen er ſich nicht entfernen darf. Das Urbild dieſer Vormundſchaft in aller ſeiner heiligen Einfalt und Würde erlebte das Menſchengeſchlecht zuerſt im patriarchaliſchen Zelte.“

„Dort war der ehrwürdige Hausvater zugleich der Urheber, Beſchützer und Erhalter, der Führer und Lehrer ſeiner ganzen Nachkommenſchaft. Sein kleiner Reichthum von Erfahrung, die auf phyſiſche, geſellige und ſittliche Glückſeligkeit Einfluß hatte, ward ihnen nach und nach durch Beiſpiel und Unterricht zu Theil. Wie der Acker allen Bedürfniſſen des Lebens genügt, wie der Menſch die Thiere des Feldes zu Gehülfen ſeiner Arbeit macht, wie er mit wenigem zufrieden lebt, und dann mit einer frohen Hoffnung auf die beſſere Zukunft ſtirbt, — dieſe erſten felſenfeſten Grundlehren aller Kunſt und Wiſſenſchaft ſammelten die Söhne von den Lippen des Erzvaters, und wurden, nach ſeinem mächtigern Vorbilde, nicht nur Hirten der Thiere, ſondern auch Hirten hervorkeimender Völker.“

„Lebendig und friſch im Gedächtniß waren dem jungen Menſchengeſchlechte die Ereigniſſe ſeines Anfangs und ganz im kindlichen Geiſte nannte es Gott ſelbſt ſeinen Vater. Kindlich waren alle ſeine erſten Begriffe, die Welt des großen Allvaters Haushalt, der Himmel ſein Gezelt, alle ſichtbare Dinge ſein Eigenthum und ſeiner Hände Werk, jede Erſcheinung, jedes Hervorbringen der Natur ſeine unmittelbare Wohlthat; und ſo ward kindliches Vertrauen, kindliche Liebe der erſte Gottesdienſt. Nur Eine Familie war das Menſchengeſchlecht, Ein Völkchen von Brüdern, und ihr Vater Gott. Der ſichtbare Stellvertreter, der Erſtgeborne, der Vertraute des Vaters und ſein Mitregent, ein grauer Patriarch, im Kreiſe ſeiner Enkelsenkel.“

„Dieſe glückliche Verfaſſung der erſten Geſellſchaft, in ihrer Einfalt ſo ſchön, ſollte gleichwohl von keiner Dauer ſeyn; bald verſchwand ſie, wie eine ſüße Traumgeſtalt, und ließ kaum eine Spur zurück. Gegen den beſten Funken der Liebe, von deſſen Pflege das Wohl der Menſchheit abhing, empörten ſich unlenkſame Leidenſchaften, und oft erſtickten ſie ihn. Bald wimmelte es von ſolchen Weſen auf Erden, die zwar mit Willen, Einbildungskraft und Vernunft begabt, jedoch ohne alle Entwickelung ihres angeborenen Verbindungsmittels, nur als vernünftige Raubthiere lebten. Jedes derſelben exiſtirte für ſich allein, wähnte ſich ſelbſt den Mittelpunkt, um den die ganze Welt ſich drehe, für deſſen Genuß ſie lediglich geſchaffen ſey; keins war mit dem andern durch das mindeſte Mitgefühl verbrüdert, keins kannte eine andere Freude, als die Empfindung eines vernichtenden Widerſtandes. Die unſeligen Begriffe des Eigenthums und der Alleingewalt tränkten die Erde mit Strömen von Blut, und wie jene fabelhaften aus Drachenzähnen entſtandenen Ungeheuer ſich vor den Augen des Kadmus verzehrten, ſo ſchien zuletzt die gänzliche Aufreibung dieſer feindſeligen Creaturen untereinander unausbleiblich zu ſeyn."

„Jedoch die Weisheit, die das Schickſal der Menſchen abwägt, hatte auch hier bereits dem Toben ihrer Leidenſchaften ein Ziel geſteckt. Aus der blutigen Erfahrung, daß nichts im ganzen Umfange der Natur ſo fähig ſey dem Menſchen zu ſchaden, als ein anderer Menſch, leuchtete endlich die unvermeidliche Nothwendigkeit geſellſchaftlicher Verträge hervor. Der heiße Wunſch, im ungeſtörten Genuſſe des Eigenthums zu bleiben, knüpfte zwiſchen jenen geſetzloſen Horden das erſte ſchwache Band, und legte ihrer Raubbegierde Zaum und Gebiß an: ſo ward gemeinſchaftlicher Schutz beſchloſſen, und die Gewalt des Einzelnen durch die Gewalt der ganzen Bundesgenoſſenſchaft entkräftet. Allein den unnatürlichen Grund einer bloß auf Zwang und Furcht beruhenden Verfaſſung bezeugt der Umſturz ſo vieler aufeinanderfolgenden Reiche, denn was vermochte je in Herzen, wo die Bruderliebe längſt erloſchen war, der Wuth unerſättlicher Begierden Einhalt zu thun, ſobald ſich durch irgend einen günſtigen Vorfall die Uebermacht wieder auf ihre Seite lenkte?"

„Durch keinen äußerlichen Zwang — nein! auf dem einzig möglichen Wege durch Erweckung des Wahrheitsgefühls im Menſchen, durch ſanfte Ueberredung und liebreich dargebotene Mittel zur Glückſeligkeit, ſorgte die Vorſehung für die Dauer und das Wohl der Staaten. Bald hier, bald dort ſtanden Weiſe und Menſchenfreunde auf, nahmen ſich ihrer verwilderten Mitbürger an, weckten ihr Gewiſſen zur Anerkennung natürlicher Rechte, zur hohen Ahndung der Unſterblichkeit, zum Gedanken an Gott, als Schöpfer und Vater, und riefen ſie zur erſten kindlichen Liebe zurück. Solche Erzieher, Geſetzgeber und Lehrer ſchenkten faſt jedem Volke Cultur und ſittliches Gefühl. Die Nachkommenſchaft aber des großen Glaubenshelden, dem Gott, als ſeinem Freunde, die wunderreichſten Verheißungen that, erhielt ſogar begeiſterte Boten Gottes, und den Herrn der Herrlichkeit ſelbſt, den Fürſten des Friedens, den Mittler und Verſöhner der ganzen Welt, den das All der Schöpfungen nicht faßt!"

„Wo dieſe letzte, mit allen Siegeln der Allmacht und Weisheit bekräftigte Offenbarung viele freudige Bekenner fand, die nach dem Muſter ihres göttlichen Ueberbringers in der Selbſtbeherrſchung und Aufopferung, im Glück des Nebenmenſchen, in Stillung fremder Schmerzen, im Segnen und Wohlthun, kurz in der ſchönen Tugend des Himmels, in Gottes- und Menſchenliebe, durch Lehren und Exempel, bis in den Tod, theils eigene Beruhigung ſuchten, theils Andern ſie empfohlen, zeigt uns die Geſchichte glückliche Länder, dort entſpringt aus dem Glücke aller einzelnen Bürger das dauerhafte Glück des ganzen Volks.“

Wo alle dieſe Gedanken her genommen ſind, braucht Ihnen, liebſter Freund, nicht erſt geſagt zu werden; denn Sie ſind auch da geweſen, und haben dort weit länger verweilt, und mit weit mehr Nutzen als ich. Auch iſt es bloß zu meiner eigenen Erbauung geſchehen, daß ich ſie ſo zuſammengeſtellt habe. Mir kommt es als eine Art von Note unter Ihren Text vor.

Gott erhalte Sie, mein Beſter, in Ihrer Geiſtesthätigkeit; ich wünſchte mir oft, recht oft, etwas davon. Ich bin oft durch meine Unthätigkeit und Mangel an Muth, Trieb, Kraft und Fähigkeit etwas, es ſey was es wolle, zu arbeiten, mir ſelbſt unausſtehlich, und kann es doch nicht ändern. Haben Sie dieſen Zuſtand erfahren, ſo wiſſen Sie, daß er eine Höllenpein iſt. Ich bin nur am Leibe geſund. —

No. XLIX.

Forſter an ſeinen Vater.

Caſſel den 2. März 1783.

In dieſem Augenblick erhalte ich Ihren Brief vom 26. Februar, für den ich Ihnen beſtens danke, denn da es Sonntag iſt, habe ich meinen trüben Tag, wo ich am ſchmerzlichſten die Entfernung und Trennung von all meinen Freunden und Verwandten empfinde, und obgleich die Religion mir bis jetzt Troſt und Beruhigung gewährte, ſo giebt es doch Augenblicke, wo ich fühle, daß trotz aller Ergebung doch eine Leere im Herzen bleibt. Ein heftiger Rheumatismus, der mir auf der Bruſt liegt, vermehrt jetzt noch die ſchmerzlichen Gefühle meiner Einſamkeit. Ich hoffe, daß meine Bemühungen, die Herrſchaft über mich ſelbſt und mit ihr die innere Ruhe, die meine einzige Stütze in dieſer Lage iſt, wieder zu erlangen, nicht vergeblich ſeyn werden. Vernunft und die tägliche Erfahrung von Gottes beſonderer Güte und Fürſorge für uns gebieten mir, mich ganz ſeiner Führung zu überlaſſen, ihm zu vertrauen, ihn zu lieben, der die unerſchöpfliche Quelle und erſte Urſache aller Vollkommenheit, über alle andre Gegenſtände erhaben iſt. Dieſe Ueberzeugung wird, wie ich hoffe, mit der Zeit zum Gefühl werden, denn wenn ich meinen Schöpfer mit dem Verſtand und nicht mit dem Herzen anbete, werde ich nie glücklich ſeyn. Wie viel mehr muß ich mich bemühen, dieſen Segen zu erlangen, da alle andre Mittel, zu genießen, nicht in meiner Gewalt ſind. Es iſt gewiß das größte aller Leiden, deutlich den Weg zu ſehen, den man nehmen ſollte, und doch Augenblicke, Stunden und beinahe ganze Tage zu haben, wo man eine völlige Trägheit und Unfähigkeit fühlt, ihn zu verfolgen, und die Seele mit Wünſchen nährt, die nie erfüllt werden können. Darum war es gut, daß Ihr Brief kam, daß er mich belehrte, wie die Vorſehung ſtets wacht, um jeden von uns mit den nöthigen Bedürfniſſen des Lebens zu verſehen, und zugleich, wie Andre mitten in dem Kreiſe leiden, in dem ich oft zu ſeyn wünſche. — Gott leite Ihre Geſchichte der nördlichen Seefahrten! Ich bin auch beſchäftigt, Voyage autour du monde, par M. Pagès, zu überſetzen. Es iſt ein merkwürdiges und ziemlich unterhaltendes Werk. Eben ſo die Reiſe des Hrn. de Kerguelen, auf dem Roland, obgleich er den Anführer nicht nennt, der vielleicht bei der franzöſiſchen Admiralität nicht beliebt iſt.

Der Schröter, von dem Sie reden, hat ſchon viele Tractate über die Muſcheln geſchrieben, doch bis jetzt hauptſächlich über die Foſſilien. Er iſt Diakonus in Weimar. All' dieſe Mikrologie geht in Deutſchland vortrefflich ab, trotz der angeblichen Fortſchritte der Wiſſenſchaften in dieſem Lande.

Ich danke Ihnen für die Nachrichten vom türkiſchen Krieg. Alle Zeitungen ſind voll Frieden, ſelbſt von der Seite; ja die heutige hamburger Zeitung ſagt, daß der deutſche Kaiſer und die Kaiſerin von Rußland beide an

Hrn. v. Vergennes Briefe voll Dankſagungen für ſeine Verdienſte bei dieſer Verhandlung geſchrieben hätten, ihn le pacificateur de l'Europe nennend. Noch einige Poſttage werden dies alles aufklären. Gott ſegne Sie, mein theurer Vater, das iſt das ſtets herzliche und aufrichtige Gebet Ihres u. ſ. w.

No. L.

Forſter an Camper.

Cassel le 19. Mars 1783.

Monsieur! Je m'étois proposé de Vous écrire lorsque Vous seriez entierement arrangé dans Votre nouveau domicile à la Haye et dans cette idée je vis l'année passée s'écouler sans que j'eusse repondu à Votre lettre pleine de bontés touchantes, et sans que je Vous eusse accusé l'arrivée de tous ces cadeaux si précieux et si chers, puisqu'ils me viennent d'une main que je respecte avec le plus tendre attachement. Agréez, monsieur et très cher ami, agréez des sentimens de pure reconnoissance qui sont vifs et sincères, et que je porterai avec moi jusqu'au tombeau; la différence qu'il y a entre nos ages seroit seule suffisante pour autoriser la véritable vénération qui entre dans ces sentimens, mais tout ce que Vous me dites, et tout ce que Vous venez de faire pour moi m'y fortifie à chaque moment. J'ai Votre portrait toujours sous mes yeux à coté de celui de mon père, et Vous êtes le plus souvent le seul sujet du discours que je tiens avec notre bon et respectable Soemmerring, lorsque nous dinons ensemble, car nous faisons notre ménage à frais communs, pour avoir le plaisir de nous voir et de nous parler tous les jours. Votre éléfant moulé en plâtre fait également un des ornémens de ma chambre. J'y admire ce qu'il faut admirer dans tous Vos ouvrages, quels qu'ils soient, cette facilité avec laquelle Vous combinez des connoissances de tout genre, et avec laquelle Vous forcez pour ainsi dire l'art et les sciences de s'entreaider. C'est dans ce sens que j'ai pris le plus vif intérêt à la lecture de Votre admirable ouvrage sur l'Orang, sur le Rhinoceros et sur le Renne. Je ne peux pas me flatter de posséder Votre langue assez parfaitement pour saisir toutes les beautés que renferme Votre discours qui precéde le traité sur le Rhinoceros, mais je crois en savoir assez pour en avoir senti quelques-unes, et pour y discerner cette eloquence mâle qui tombe en partage exclusivement au vrai génie, qui embellit les sujets les plus arides, et qui fait repandre un nouvel intérêt même sur les choses qui sont pleines d'attraits en elles mêmes. Vous liez la connoissance des anciens, de leurs moeurs, et de leur façon de penser à l'étude de la nature, et Vous indiquez par ce moyen la vraye manière de travailler dans ce genre. J'ai envoyé l'exemplaire de cet ouvrage, que Vous avez eu la bonté de me donner, à mon père pour lui causer le plaisir que sa lecture ne manquera pas de lui faire. Il m'en a déja écrit dans les termes les plus satisfaits.

Depuis le nouvel an j'ai été plongé dans une foule d'occupations, étrangères à la science que je cultive, et qui en m'occupant sans rélache m'ont privé jusqu'ici du bonheur de Vous écrire, et de me livrer plus parfaitement aux instrùctions d'un maître tel que Vous!

La main d'ours doit avoir causé bien du chagrin à Monsieur Allamand, qui s'y est trompé si lourdement. Cette avanture qui rend une justice si éclatante à Vos talens et à Vos connoissances, doit apprendre aux naturalistes, qu'il s'agit de consulter la nature un peu plus loin, que par rapport aux parties extérieures de ses productions. Avec les connoissances d'anatomie comparée que Mr. Allamand auroit pu s'acquerir en Vous consultant, il n'auroit jamais faite une bévue si singulière.

Je m'occupe dans ce moment de la lecture d'un manuscrit allemand, qui contient le journal du voyage de mon bon ami le Docteur Sparrmann, dans l'intérieur de l'Afrique, traduit du Suédois. L'original n'a pas encore paru, mais il s'imprime actuellement; la traduction allemande paroîtra à peu près dans le même tems. Cette relation quoique privée des agrémens du stile, est enrichie d'un très grand nombre de bonnes observations relatives à l'histoire naturelle, surtout des quadrupèdes, et des détails instructifs au sujet de la colonie du Cap, lesquels pourroient peut-être intéresser en quelque sorte les patriotes de Votre pays. Je ne puis me défendre de Vous marquer, que j'y ai trouvé à mon grand étonnement quelques indices, qui servent à constater, que la Licorne qu'on a toujours regardée comme un être fabuleux, pourroit bien se trouver encore un jour dans l'intérieur de l'Afrique. Voici ce qu'il en dit: Jacques Kock, un des colons les plus attentifs, qui avoit parcouru presque toutes les régions de cette extrémité de l'Afrique, me raconta, que les nommés Hottentots-chinois (à cause de leur teint jaunâtre) avoient tracé la figure de la Licorne sur le plan d'un rocher taillé à pic, situé dans leur pays. Cette figure, lui dirent-ils, représente un animal semblable au cheval pour la forme, mais muni d'une seule corne sur le front. Les animaux de cette espèce sont très rares, et très légers à la course; ils sont en même tems très méchans et si dangereux qu'on se garde de les attaquer en champ ouvert. Le meilleur moyen d'attrapper la licorne c'est de monter sur un tas de rochers, et de l'attirer au moyen d'un grand bruit, puisqu' étant extrêmement curieuse, elle accourt pour voir ce que c'est, et alors les Hottentots lui décochent des flèches empoisonnées. Mr. Pallas, auquel Mr. Sparrmann avoit communiqué cette relation, lui écrivit à ce sujet dans les termes suivants: „Quod Monocerotem in interioribus Africae partibus etiamnum latere suspicionem moves, id quidem mihi haud inexspectatum; certoque jam dudum persuasus sum, non ex nihilo apud veteres illam fuisse famam, sed vel casu unicornes Antilopas ansam dedisse, vel peculiarem forte speciem unicornem nobis hucusque ignotam antiquitus innotuisse, quando interiora Africae itineratoribus Europaeis erant frequentiora. Si non incidisti forsan in locum relationis Ludovici Barthema, ubi monocerotes duos Meccae ad templum in theriotropheo visos describit, vide illam quaeso, in Vol. I. collectionis Ramusii pag. 151. 6. Nescio quid hominem excitare potuisset ad fingenda quaeque non ita male cohaerent.“ Je me souviens aussi d'avoir lu quelque chose par rapport à la Licorne dans Ludolphe qui a écrit l'Histoire de l'Abyssinie. Tous ces témoignages réunis monteroient peut-être à une assez forte probabilité. Je souhaite beaucoup que cette petite remarque fut encore neuve pour Vous, afin qu'elle Vous fasse quelque plaisir.

Les bois du Moose-deer, dont Vous m'écrivez avoir vu une exemplaire chez Mylord Preston, sont

Bibl. Univers. Lips.

infiniment plus grands que ceux de l'Elan que j'ai vu jusqu'ici. Nous avons ici au cabinet un bois d'Elan, mais malheureusement le crâne ne s'y trouve pas, de sorte que je n'ai pas été en état d'examiner si les trous sous les os lacrymaux s'y trouvent.

Je m'occuperai cette année dans mes heures de loisir de mes descriptions des nouvelles espèces de plantes que j'ai cueillies pendant mon voyage autour du monde. C'est bien peu que tout ce que je pourrai dire à ce sujet; car le veritable naturaliste ne peut pas être infiniment édifié d'une sèche nomenclature, et d'une suite de descriptions detaillées et methodiques, au lieu des éclaircissemens qu'il souhaiteroit de recevoir sur l'application et l'usage de toutes ces productions de la nature. Mais d'un côté il n'est guères possible de s'instruire chez les natifs dont à peine on a appris à bégayer la langue, au sujet de l'emploi qu'ils font des productions de leur pays, d'un autre côté, les momens qu'on passe à terre sont précieux, ils sont tous pour ainsi dire comptés, l'on ne sait pas trop quelquefois au milieu d'une foule d'objets nouveaux, par où commencer ses recherches. D'ailleurs je crois, que quoique la gloire que ces pauvretés me remporteront, sera assez mesquine, je ne dois plus hésiter à contribuer cette obole à l'accroissement des sciences, surtout lorsque je refléchis, que c'est au risque de ma vie et de ma santé que j'en ai fait l'acquisition.

Tout ce que Vous me dites au sujet de la vente de la Collection de Mr. Hoffmann, et ce que j'ai ressenti en parcourant le catalogue du cabinet de Van der Meulen, m'inspire quelquefois l'envie de me retrouver dans une situation où je serois environné des moyens de satisfaire à ma propre curiosité et d'être utile à la république des lettres par l'usage que je pourrois faire de ces objets de l'histoire naturelle. J'ose Vous confier à cette occasion une idée qu'on m'a communiquée, sous condition de n'en parler à personne, mais dont je Vous fais part, puisque je m'en repose entièrement sur Votre discrétion, et sur l'amitié dont Vous m'avez donné le temoignage avec des preuves si éclatantes. En un mot, Mr. Vosmaër m'écrivit au mois de Juillet de l'année passée: „ik word oud en valetudinair, en zag graeg dat myne genomene moeiten naar myn overlyden in goede handen verviel. Uwe cordate behandling heeft my geheel en al voor U ingenomen, en ik wilde zien (als U zulks convenierde?) Uwed. tot myne opvolger te doen verklaaren. Denkt er eens over, en zegt my franchement Uwe gedachten. Onze Bibliothecaris is een zeer oud man, als die post door den tyd eens by het kabinet gevoegd wierd, dan was het eene excellente zaak.“

Je Vous avoue que l'idée de diriger un jour un cabinet qui doit être l'un des plus complets, et des plus beaux en Europe, a quelque chose de fort attrayant pour moi, quoique les conditions de ce poste, tels que Mr. Vosmaër me les dépeint (Het tractement alhier, waar alles vry duurder als denkelyk by U is, is maar f. 600 holls. met vrye wooning, vuur en licht, een vry domestik en brieve post, en vrye tafel an het Hof) bien loin de me mettre plus à mon aise, tendroient plutôt à m'en rebuter. Tout ce que je pouvois lui repondre alors, ce fut, que le poste avoit des attraits pour moi, et que lors qu'il en seroit question, les circonstances décidéroient si je pourrois l'accepter ou non. J'ai depuis reçu une autre lettre, où il m'écrit que le moment de parler de cette affaire n'étoit pas venu, puisque les affaires publiques occupoient à présent l'attention de tout le monde.

C'est à Vous, Monsieur et respectable ami, que j'ai cru devoir confier cette circonstance. Je suis sûr de la bonté paternelle (passez-moi, je Vous en supplie, ce mot), avec laquelle Vous me voulez du bien, et je sais que Vous connoissez à présent le fond de mon coeur, et de mon humeur paisible, qui me porte à vouloir du bien à tout le monde, et à n'offenser personne. Je peux donc être persuadé, que Votre avis sur ce sujet m'éclaircira sur la conduite que j'aurois à tenir, si l'on me feroit effectivement des ouvertures sérieuses au sujet de ce poste. Il est vrai que je me trouverai toujours plus heureux à mésure que je pourrois mettre mes petites connoissances à profit pour le bien public, mais en même temps je crois qu'en détériorant ma situation par rapport à l'aisance, je pourrois ne pas être si utile, que je le souhaiterois, et ainsi je manquerois l'objet même pour lequel j'aurois quitté ma station d'ici. Comme je ne voudrois pas manquer à Mr. Vosmaër, qui m'a recommendé le plus profond secret, au sujet de cette affaire, je m'en remets entièrement à Votre prudence, et à Votre amitié pour moi, qui ne permettront pas qu'il transpire quelque chose de l'ouverture que je Vous en ai faite.

Ma situation d'ici est assez agréable. J'ai 800 écus de ce pays, et mes occupations pour l'ordinaire me donnent encore quelques heures de loisir pour l'étude particulière. Mon maitre me veut du bien, et avec un petit nombre d'amis choisis, je n'ai pas que je sache, un ennemi décidé, ni quelqu'un qui me porte rancune. Vous connoissez d'ailleurs le beau pays que c'est que Cassel; — mais il n'y a ni bibliotheque, ni collection, ni amateurs dans mon genre d'étude. Je Vous demande mille pardons de tous ces details, qui ne Vous parlent que de moi-même; mais si je n'étois pas d'avance bien fortement persuadé de Votre indulgence, je me serois bien gardé de Vous en avoir tant dit. Il est tems d'achever, en Vous assurant que je

ne cesserai jamais d'être avec le plus profond respect, et le plus sincere attachement etc.

No. LI.

Forſter an Jacobi.

Caſſel den 24. Mai 1783.

Ihr lieber Brief, mein Beſter, war mir, wie immer, ein Feſt, und nur deſto willkommener, je länger ich darauf geharrt hatte. Der Himmel will alſo nicht, daß wir uns ſehen und genießen! — Das verſpreche ich Ihnen, wenn ich frei wäre, ich käme bald zu Ihnen, aber nichts weniger als das — ich hatte nie ſo viel zu thun, und, wie es zu gehen pflegt, that nie ſo wenig, war nie ſo unzufrieden über mich ſelbſt, und ſo ſehr lebhaft überzeugt als jetzt, daß der Menſch eine gleichſam zweifache Seele hat, die da thut, was er nicht will, und will, was er nicht thut. Mit einem Wort, ich zweifle faſt, ob ich jetzt einmal ſelbſt in Ihrer Geſellſchaft erträglich wäre.

Müller hat vor ſeiner Abreiſe gewiß verſprochen, wiederzukommen. Seitdem er weg iſt, hat er an niemand von ſeinen Freunden, wohl aber an einen Menſchen geſchrieben, von dem er weiß, daß er ſelbſt an ihm (an M'n) niederträchtig gehandelt hat, nämlich an Luchet. Wer den guten Müller nicht kennte, würde ihm das verübeln; allein er hat wahrſcheinlich ſelbſt kein Arges draus. Faſt mit moraliſcher Gewißheit muß ich Ihnen aber ſagen, daß nicht Schlözer, ſondern er ſelbſt, unſer Müller, der Verfaſſer jener Recenſion iſt, wogegen Ihr Aufſatz gerichtet iſt. Ich glaube mit völliger Gewißheit ſagen zu können, daß ich mich erinnere es aus ſeinem eigenen Munde zu haben, daß ihm Heyne das Buch zum Recenſiren geſchickt habe. Doch, das thut nichts zur Sache, denn wer wollte Sie nicht gern zum Gegner haben, der nur Liebe für Wahrheit im Herzen trägt — und die hat Müller, ſowie Selbſtverleugnung und Demuth in hohem Grade. Was Sie behandeln, gewinnt immer ſo viel durch das Licht, welches Sie hineintragen, daß man ſich freut geirrt zu haben, um ſo zurecht gewieſen zu werden. Darf ich eine Erinnerung machen? ſo wünſchte ich, Sie hätten den Satz Seite 39 — „Wer kann leugnen — daß Religion, als äußerliches Mittel gebraucht, von Schwärmerei und Aberglauben unbegleitet, nichts, in dieſer Begleitung aber lauter Böſes wirket," — etwas beſtimmter ausgedrückt; ſoll es heißen, ohne Schwärmerei und Aberglaube wirkt die Religion als äußerliches Mittel überall gar nichts oder nichts Böſes? Erſteres wäre doch wohl zu viel geſagt. Sonſt iſt alles auf dieſen letzten Seiten Ihres Aufſatzes ſo herrlich und zu ſeiner Zeit geredet, wie was ſeyn kann. Was Sie von Wieland über Enthuſiasmus und Schwärmerei citiren, müßte man an die Milchſtraße ſchreiben, damit es Jedermann läſe und zu Herzen nähme. Oder vielmehr, es ſteht wirklich ſchon da, nur in einer Sprache, die jeder Menſch ſprechen und verſtehen ſollte, und die leider unſere Pfaffen, unſere Volkslehrer, unſere Menſchenfreunde gänzlich auszurotten bemüht ſind. — Aber ſo lange es einen blauen geſtirnten Himmel giebt, wird es troß ihnen Leute geben, die da leſen und ſich freuen werden, daß man ſie Enthuſiaſten ſchimpft. Wohl iſt es entſetzlich und ein Greuel über alle Greuel, daß heutzutage Religion nichts weiter heißen ſoll, als Fürbitte um Regen und Sonnenſchein, um Brod und Wein und Kleidung und Obdach, und was der Armſeligkeiten mehr ſind, die unſer himmliſcher Vater auch den Thieren giebt, die ihn nicht drum bitten, wie viel mehr uns, die er gelehrt hat um ganz was anderes vertraulich ihn anzugehen?

O wie vieles iſt hierüber zu ſagen, und wie vieles an den heutigen Menſchen zu beſſern! Allein — ſeit einiger Zeit, mein Liebſter, fange ich an, ſehr deutlich überzeugt zu werden, daß alles Sagen und Lehren zur Beſſerung der Welt nichts beiträgt. Es iſt nur ein Heilmittel vorhanden, das iſt: — Gutes thun, ſo viel an uns iſt. Beiſpiel predigt beſſer als Lehre, und das, weil es ſo viel ſchwerer iſt. In der That, theuerſter Freund, es iſt viel, ja unendlich viel ſchwerer, als ich mir vorgeſtellt habe, und ich glaube, daß ich jetzt erſt die Schwierigkeit recht zu fühlen anfange. Wer kann ſagen, daß er Herr ſeiner ſelbſt wäre? Und wie glücklich, wer das ſagen könnte.

Auf Ihren zweiten Theil bin ich äußerſt begierig

Bald erwarte ich nun die Exemplare der immer noch nicht fertig gedruckten Obſervationen, und dann geht das Ihrige ſofort ab. Grüßen Sie die theuren Ihrigen von mir auf das herzlichſte — und Gott — Gott gebe Ihnen Geſundheit. — Sie wiſſen, was ich ſagen will, es iſt etwas beſſeres, als das Horaziſche ſtoiſche ſtolze Det vitam, det opes: aequum mi animum ipse parabo.

No. LII.

Forſter an Jacobi.

Caſſel den 29. Aug. 1783.

Zürnen Sie nicht, mein innig geliebter Freund, daß ich ſo lange kein Zeichen des Lebens von mir gab. Ich bin auch in der That nicht im Stande dazu geweſen. Meine Geſchäfte häufen ſich mit jedem Tage, der Fremden, die hier durchreiſen, und denen ich theils ex officio, theils weil ſie mir empfohlen ſind, die hieſigen Herrlichkeiten zeigen muß, ſind dieſes Jahr ſo unzählich viel, und meine Fähigkeit zu Geſchäften aller Art nimmt ſo ſichtbarlich ab, daß ich mich manchmal fragen muß, ob ich noch der Alte bin. Ruhe des Geiſtes, freudige, heitere Empfindung des Daſeyns ſind ſo von mir verſcheucht, daß ich in meinen trüben Stunden darum traure, wie man um Freunde trauert, die man nie wieder zu ſehen hofft! Ich wende mich auf alle Seiten, und werde nur dunkle Ausſichten gewahr; es iſt ſchrecklich, aber wahr, daß auch das einzige Gefühl, welches mich ſonſt bei meinem Leiden ſtärkte und tröſtete, welches mich zum Stoiker, und mehr als Stoiker, zum chriſtlichen Helden umzuſchaffen pflegte, jetzt ſo erkaltet, ſo leiſe und ſchwach iſt, daß alle meine Anſtrengung es nicht anfachen kann. Muthloſigkeit, Trübſinn und Zweifel haben ſich meiner Seele bemeiſtert, bald kann ich nicht mehr dawider kämpfen! -- Das Einzige, was ich dabei gewonnen zu haben glaube, iſt Toleranz, das iſt, ein inniges, wehmüthiges Gefühl eigner Schwäche, Unvollkommenheit und Dependenz von einem unaufhaltſamen Schickſal! Organiſation, Erziehung, Localumſtände (um nicht Klima zu ſagen), wie viel thun die nicht zur Denkungsart und Vorſtellungsart, zur Wirkſamkeit, links, rechts, gerade aus, aufwärts oder abwärts? Gott! und da gehts dann mit der ganzen vielrädrigen Maſchine der Welt gerade ſo und nicht anders, als es getrieben wird. Da hat man gerade ſo viel Gefühl und ſo viel Verſtandeskräfte; bald ſchlägt jene Wagſchale, bald dieſe an den Balken; der arme Menſch thut, was er thun mußte, und will, was er vermöge jenes urſprünglich feſtgeſetzten Verhältniſſes zwiſchen ſeiner Einſicht und ſeinen Trieben wollen mußte, nicht, was das Beſte an ſich iſt, nicht, was zu ſeinem Frieden dient; ja er denkt nicht anders, als wie er, vermöge ſeiner Verbindung mit dem Ganzen, denken lernte; nach einem methodiſchen, oder nach einem eigenen Zuſchnitt, iſt gleich viel, denn alles iſt vorher beſtimmt.

Von etwas anderm zu reden, Sie haben mir um Pfingſten mit der Bekanntſchaft des guten Hausmann ein Vergnügen zugedacht, welches ich nicht genießen konnte, wie ich gewünſcht hätte. Er kam zu mir, gerade am letzten Tage ſeines Hierſeyns, gerade als er im Begriff war, mit ſeiner Geſellſchaft nach Weißenſtein zu fahren, um dort die Waſſer ſpringen zu ſehen. Ich wäre mitgefahren, allein ich hatte mich ſchon zu eben derſelben Reiſe an den ruſſiſchen Legationsrath von Königsfeld aus Warſchau verſagt; droben kamen wir freilich wieder ein paar Mal zuſammen, aber doch nur im Vorbeigehen. Er iſt, ſo viel ich ihn kennen gelernt habe, ein lieber, würdiger junger Mann.

Wegen Müller's konnte ich Ihnen noch vor wenig Tagen nichts Gewiſſes ſagen. Jetzt weiß ich, daß er ſeinen Abſchied gefordert und erhalten hat. Die Urſache wird wohl dieſe ſeyn, daß er ſich nicht entſchließen kann, ſeinen alten Freund, den Procureur-général Tronchin, einen achtzigjährigen Greis, der ſein zweiter Vater iſt und der ihn zärtlich liebt, zu verlaſſen. An mich hat er noch nicht Einmal geſchrieben, und an andre Freunde auch ſehr ſparſam.

Ich danke Ihnen für den Verfolg Ihres Aufſatzes, den ich im Muſeum noch nicht geleſen hatte, weil ich das Muſeum nicht mithalte. Sie ſind immer ein liebenswürdiger Eiferer für die Freiheit, auch dann, wenn Sie mit Feuer dafür eifern. In abstracto mag alles ſeine Richtigkeit haben; leider! hat es in der Anwendung noch nie damit fortgewollt, denn es ſetzt etwas voraus, was ſich noch nirgends fand, ein ganzes Volk, oder wenigſtens eine große Majorität, von tugendhaften Menſchen. Doch vermochte Trieb und ſinnlicher Reiz immer unendlich mehr über die Menſchen, im Ganzen genommen, als Raiſonnement und einleuchtendſte Wahrheit; noch immer führte die Welt Sittenſprüche im Munde, und handelte nach leidenſchaftlichen Eindrücken; wenn es am beſten ging, täuſchten ſich die guten Leute ſelbſt, und waren bei ihrer Menſchenliebe ſo ſelbſtſüchtig, bei ihrem Patriotismus ſo tyranniſch, bei ihren Adlersblicken ſo blind, wenn es auf ihre Schwachheiten und Lieblingsneigungen ankam, daß ich die Weisheit der Mönchsregel bewundere: **sine res vadere, sicut vadunt**; d. h. laß geſchehen, was du nicht ändern, noch hindern kannſt. Zur Vervollkommnung des Ganzen, wenn es je eine giebt, ſcheint mir in der That kein anderes Mittel übrig, als das, mit Eifer, unabläſſig, an ſich ſelbſt zu arbeiten. Dies ſey das Geſchäft aller Menſchenfreunde, welches ſie ſelbſt treiben, und der ganzen, ganzen Welt, ſo laut ſie nur immer reden können, empfehlen müſſen. Iſt die Welt erſt tugendhaft, dann wird ſie von ſelbſt frei. Sonſt wechſeln wir nur mit Tyrannen, und gewinnen nichts, ſo ſchön der Anſtrich immer ſeyn mag. Es hing nicht von mir ab, das zu werden, was ich wollte, mir die Verhältniſſe zu wählen, unter denen ich in der Welt erſchien. Ich ward geboren, erzogen, meiner Denkungsart ward eine Falte geſchlagen, eine Richtung gegeben, ganz unvermerkt, ganz ohne mein Zuthun, und ſiehe! nun dachte ich ſo und nicht anders. Ich mußte endlich in die Welt unter Umſtänden, die wiederum aus meiner nicht erwählten Lage floſſen, ich konnte und ſollte dieſe Verhältniſſe nicht durchbrechen, und beugte alſo meinen Nacken dem Schickſal. Geſetzt aber, ich hätte dieſe Feſſeln aufgelöſt oder zerſchlagen, vielleicht hätte ich da mir ſelbſt einen weitern Kreis verſchafft (vielleicht auch nicht), dagegen mußte ohnfehlbar der Kreis vieler Andern beengt werden. Es bleibt alſo nichts übrig, als alles gehn zu laſſen und nur pro re nata zu handeln, Glückſeligkeit und Zufriedenheit aber da zu ſuchen, wo ſie von äußern Verhältniſſen unabhängig ſind, die wahre Baſis des ächten, tugendhaften und frommen Aſcetenlebens! Auch hier finden ſich Schwierigkeiten in der Ausübung, die man ſchlechterdings in der Theorie nicht gewahr wird. Das edle Streben des Geiſtes vermag oft nichts gegen den mächtigern Trieb, und die Ausſicht in das wahre Land der Freiheit wird ſo trüb und geſtaltenleer! — —

Endlich, mein Beſter, kann ich Ihnen ein Exemplar meiner längſt verſprochenen Ueberſetzung der Obſervationen meines Vaters ſchicken. Wenn Ihnen die Durchleſung eine unterhaltende Stunde gewährt, ſo wird es mich ſehr freuen. Ich habe auf die Umarbeitung mehr Zeit, Sorgfalt und Mühe verwandt, als auf ein Originalwerk. Ganz kann es nicht für Sie ſeyn, denn es iſt zu ſehr für die gewöhnlichen Leſer, denen man auch die Reflexionen vormachen muß, die aus den Factis fließen;

denkende Köpfe machen ihre eigenen Reflexionen, und da ſtören ſie nur die gedruckten. — Ich weiß nicht, ob ich je wieder etwas Eignes ſchreiben werde. So entblößt von Hülfsmitteln, Büchern, Naturalien, Inſtrumenten und Muße, wie ich bin, müßte einem wohl die Schreibluſt vergehen, wenn man nur ein Fünkchen Gewiſſenhaftigkeit und Achtung fürs Publicum hat. Jetzt iſt die Zeit, wo ich pflügen und ſäen ſollte und ſie geht ungenutzt vorbei. Das iſt doch traurig! Wollen Sie glauben, daß ich ſchon darauf geſonnen habe, alle meine ſonſt gehegten Begriffe von häuslicher Glückſeligkeit aufzuopfern, wenn ich dadurch das Mittel erlangen könnte, in meinem Berufe nützlich zu werden? — Ich muß nichts mehr davon ſagen, um mich und Sie nicht weichherzig zu machen.

No. LIII.

Forſter an ſeinen Vater.

Caſſel den 8. Sept. 1783.

Die Karten, die Sie mir ſchickten, waren mir ſehr willkommen, denn ich habe keine, und auch nicht Mittel, ſie zu kaufen. Ich weiß nicht, was ich thun ſoll, um Karten und Bücher zu bekommen in dieſem verwünſchten Lande. Ich fühle täglich mehr den Mangel daran, und muß ſie haben, wenn ich in der Welt vorwärts gehen will, denn ſonſt geh' ich den Krebsgang. Ich muß noch viel lernen, ehe ich ein gutes Buch ſchreiben kann; und wenn ich nicht bald anfange, werde ich nicht im Stande ſeyn, zu ſtudiren, und meine beſten Jahre werden verloren ſeyn. Ich beſitze nicht Ihren lebhaften Geiſt, der durch Schwierigkeiten nur angeſpornt wird; der meinige, wie Sie wiſſen, ſchrickt zurück und verliert ſeine Thätigkeit, wenn er großen Hinderniſſen begegnet. Ich wünſchte in der Welt nützlich zu ſeyn — was kann ich dazu thun? Dieſe Gedanken gehen mir ſeit zwölf Monaten im Kopfe herum. Dies iſt die Zeit der Saat, wenn ich ſpäter ernten will.

No. LIV.

Forſter an ſeinen Vater.

Göttingen den 12. Oct. 1783.

Dr. Price, der Goldmacher, hat ſich aus dem Staube gemacht, indem er ein Nöſel concentrirtes Lorbeerwaſſer (Laurocerasus) getrunken hat, an einem zweiten Experiment verzweifelnd, und nachdem er ſein Teſtament gemacht, das mit den Worten anfängt: Da ich mich wahrſcheinlich bald in einem beſſern Aufenthalt befinden werde. (NB. Er war als Atheiſt bekannt.)

Die Zeitungen ſagen uns, daß die königliche Societät dem König geſagt habe, die neuerfundene, mit brennbarer Luft gefüllte Luftmaſchine, die ſich in der Atmoſphäre erheben kann, würde von keinem Nutzen ſeyn. Dies iſt ein ſolcher Zug von Albernheit und unphiloſophiſcher Dummheit, daß es eine gute Züchtigung verdient. Ich habe ihnen einen kleinen Streich in dem letzten Heft des göttingenſchen Magazins gegeben, was wahrſcheinlich bald in dem göttinger Anzeiger angezeigt werden wird. Sobald ich Zeit habe, werde ich daran denken, ein Specilegium oder vielmehr eine Aufzählung unſrer Werke über die Pflanzen zu machen. Ich mache hier einige Excerpte für meinen Aufſatz über die Pygmäen, und auch für einen Aufſatz über die Brodfrucht; item für einen über die Paradisia. Profeſſor Sömmerring iſt mit mir hier; wir machen, vereint mit Prof. Lichtenberg, Erfahrungen mit einem Kubus brennbarer Luft, aber bis jetzt gelang es uns noch nicht, den Taſſt ſo vollkommen zu firniſſen, daß die brennbare Luft nicht durchdringen konnte.

No. LV.

Forſter an Lichtenberg.

Caſſel den 23. Oct. 1783.

Liebſter Freund! Am Sonnabend ſind wir hier glücklich um neun Uhr des Morgens angekommen, und anßer einem etwas triefenden Auge ſpüre ich nicht die mindeſte Unbequemlichkeit von unſerm nächtlichen Ritt. Ich habe bei dieſer Gelegenheit gelernt, daß man auch auf dem Pferde ſitzend ſchlafen kann. Denn mehr als einmal haben wir alle beide genickt, und ſind zu halben Stunden lang mit geſchloſſenen Augen geritten. Freilich läßt ſich ſo etwas am leichteſten auf den ſchönen hanöverſchen Chauſſeen thun. Nun, beſter Mann, danke ich Ihnen von Grund meines Herzens für die herrlichen vierzehn Tage, die Sie mir in Göttingen verſchafft haben. Wie werde ich je im Stande ſeyn, Ihnen gleiches zu vergelten? Ihnen zu zeigen, wie ſo innig ich Ihre Freundſchaft und Liebe empfinde, und wie ſehr ich davon wahrhaft gerührt bin? Iſt ein Gedanke, der mich bei ſo vieler Güte beunruhigt, ſo wäre es die Beſorgniß, daß Sie, aus zu vieler Schonung, mir nicht haben merken laſſen, wenn ich Ihnen läſtig geworden bin. Ich bitte Sie um alles, liebſter Freund, mir dies niemals zu verbergen, wenn ich künftig (ſehen Sie, ſchon ſpreche ich vom Zukünftigen) wieder einmal zu Ihnen hinüberkomme, es würde mich unbeſchreiblich ſchmerzen, wenn ich Ihnen je einen Augenblick raubte, wo Sie hätten allein oder in anderer Geſellſchaft ſeyn wollen. Nie, ich wiederhole es mit Vergnügen, nie habe ich fröhlichere Tage in Göttingen gelebt; ich bin zufrieden; ich habe meine Zeit gut angewendet, mehr gearbeitet, als ich ſeit geraumer Zeit hatte thun können, meine Freunde genoſſen, und in der That durch den Umgang mit Ihnen und einigen Andern meinen Kopf mit manchen neuen Ideen bereichert; noch mehr, ich habe mir gute Laune auf eine Zeitlang geholt, und durch den Contraſt, den ich zwiſchen dem Umgang in Göttingen und in Caſſel immer fand, jetzt aber, wegen der längeren Abweſenheit, deſto lebhafter fühlte, mich mit der Einſamkeit meines Zimmers wieder ausgeſöhnt. Ich bin wirklich ein ziemlich geſelliges Geſchöpf; die pflegen ſich an alles zu gewöhnen, und in jeder Lage geduldig zu ſeyn; allein wenn man ſich in ſein Elend ergiebt, ſo verſauert man gemeiniglich drinnen, und wird untüchtig, etwas beſſeres zu genießen. Ich würde mit der Zeit mich in die hieſige Lebensart geſunden haben, und dann wäre es vollends mit mir ausgeweſen; man hätte mir wohl gar zuletzt ein Seil um die Hörner (ominous phrase!) geworfen, und ich wäre ein mit Sorgen und Armuth niedergedrückter und zu aller moraliſchen Wirkſamkeit untüchtiger Ehekrüppel geworden! Das alles konnte ein Spazierritt nach G. verhüten!

Noch am Sonnabend ließ uns der General Schlieſſen zum Eſſen bitten. Die Generalität von Caſſel war bei ihm verſammelt, um den braven alten Boyd zu empfangen. Sömmerring und Rocatini (der Unterbibliothekar) waren mit mir die einzigen gelehrten Convives. — Sie hätten den alten Boyd ſehen ſollen! Lauter Feuer und Fröhlichkeit, bei einer Menge von Runzeln in dem offenen ehrlichen Geſicht, und den ſchneeweißen ehrwürdigen Haaren. Seine Munterkeit belebte den ganzen Tiſch. Schlieſſen iſt ſein Duzbruder noch von alten

Zeiten des ſiebenjährigen Kriegs her. Es kamen eine Menge Abenteuer, die beide zuſammen beſtanden, zum Vorſchein; Einer erinnerte den Andern. Es wurde brav gelacht und mäßig bis zur Fröhlichkeit getrunken. Boyd ſagte bei der Gelegenheit: die Welt ſey zum Lachen gemacht, und man könne nicht glücklicher ſich hindurch winden, als indem man lachte und ſo viel Gutes thäte, als man könnte. Er ſpricht franzöſiſch und deutſch, beides ſehr gut, und erſteres ſogar mit einer Vollkommenheit, die ich ſelten bei Engländern bemerkt habe. Beim Deſſert prangte auf dem Tiſch ein Gemälde, welches die Vernichtung der ſchwimmenden Batterien vorſtellte, in einem Kranz von lebendigem grünen Lorbeer eingefaßt, und darauf ein: Vivent les defenseurs de Gibraltar! in altem Tokayer getrunken! Boyd's Kenntniſſe erſtrecken ſich weiter als ſein Handwerk; das macht ſeine Unterredung ſehr unterhaltend. Unter andern erzählte er uns, er habe die glückliche Periode ſeines Lebens erreicht, wo man von keinem Geſchlecht mehr iſt, und ſo viel Runzeln man auch in ſeinem Geſicht wahrnehmen möchte, ſo wenig wären an einem andern Theile zu ſehen, der ſich im Unterleibe wieder ganz verloren habe.

Geſtern Nachmittag war ich bei Hrn. Hofrath R., der eben angekommen war. Was die Geldſumme betrifft, die er empfangen haben ſoll, ſcheint wohl übertrieben geweſen zu ſeyn. Aber er iſt fürſtlich belohnt und auch beſchenkt worden, und ſpricht vom Kurfürſten von Trier mit Enthuſiasmus.

Leben Sie wohl, beſter Mann, ich danke Ihnen nochmals, und in meinem Herzen auf ewig, für Ihre freundſchaftliche Aufnahme. Sömmerring wird Ihnen ſelbſt ſchreiben, wie ſehr er mit mir in allen dieſen Empfindungen ſympathiſirt. Empfehlen Sie uns Hrn. Groſett. Ich umarme Sie von Herzen und bin ganz der Ihrige.

No. LVI.

Forſter an Jacobi.

Caſſel den 13. Nov. 1783.

Liebſter Freund, lange iſt es ſchon, daß ich nichts von Ihnen oder irgend jemand unſerer lieben Pempelforter gehört habe. Ihr Bruder, der Kanonikus, iſt der letzte, der mir geſchrieben hat, dem ich auch pünktlich und prompt geantwortet habe. Ich bekenne, daß der Trübſinn, der mich in dieſem Jahre quält, mich nicht ſo wie ſonſt zum Schreiben kommen läßt, allein Ihr langes Stillſchweigen beunruhigt mich zu ſehr. Sie ſind krank, mein Beſter, oder in Arbeiten vertieft, die Ihnen Zeit und Luſt benehmen Ihren Freunden mehr zu leben, — oder — ich weiß ſelbſt nicht, was ich denken ſoll. Auch die gute, mitleidige Helene, die mich ſonſt in Ermangelung ihres Bruders mit einiger Nachricht von Ihm und den Seinigen zu tröſten pflegte, ſchweigt nun ganz und gar. Habe ich durch mein gar zu ſeltenes Schreiben mich an Euch verſündigt, Ihr Lieben, ſo verzeiht mir doch um des Kummers und des Mißmuths willen, die mich plagen, und worüber ich ſo gerne Freundes Rath und Troſt, ja, wenn Ihrs nöthig erachtet, auch Ermahnung und Strafe, zu Herzen nehmen wollte, wenn Ihr ſie mir geben wolltet. In der That iſt es noch, was den Punkt betrifft, mit mir beim Alten, ich bin unruhig über die Unthätigkeit und die Mißanwendung meiner Zeit, und ſinne auf Mittel, ein brauchbarer, ein beſſerer Menſch zu werden. Vielleicht muß ich in der Abſicht noch dieſes Jahr zu einem Freunde verreiſen, der ſich meiner nun ſchon ſeit zehn Jahren annimmt, und alsdann will ich Ihnen treulich berichten, wie es weiter um mich ſteht.

Eine Neuigkeit, die ich eben erfahre, muß ich Ihnen doch ſagen, wiewohl es ſeyn könnte, daß Sie ſie ſchon wiſſen. D'Alembert iſt vor ſeinem Ende in größter Angſt und Unruhe geweſen und hat ſich die letzte Oelung geben laſſen. Sein Freund Condorcet hat ſich alle erſinnliche Mühe gegeben, daß dieſer Schimpf, der der theuren Philoſophie widerfährt, nicht ruchbar werden ſollte, und hat daher bis auf den letzten Augenblick gewacht, um die Prieſter vom Sterbenden zu entfernen. D'Alembert's Tod ward durch den Stein verurſacht, wovon er ſein Lebenlang nichts hatte ſagen wollen.

Darf ich Sie, beſter Fritz, oder Ihre liebe Schweſter bitten, mir auf beigeſchloſſene Ankündigung einige **Subſcribenten** zu verſchaffen? Eggers iſt ein junger guter Menſch, meines Vaters Freund und der meinige, und verdient Unterſtützung. Der Graf N., der Hofrath Brinckmann, und vielleicht unſere münſterſchen Freunde, nebſt andern, die ich nicht kenne, hätten vielleicht Luſt ein Buch zu leſen, welches von Island, jenem Wunderlande des Naturforſchers, handelt, doch auch darum dem Menſchenkenner merkwürdig iſt, weil zu einer Zeit, da unſer liebes Vaterland noch ſanft ſchlummerte in tiefer Barbarei, die Wiſſenſchaften in dieſem nordiſchen Winkel ſo plötzlich, ſo ſchön zu blühen anfingen, daß ganz Europa ſeine Blicke dahin richtete. Als Menſchenfreund und Beförderer alles Guten und Nützlichen werden Sie ſich dieſes kleine Geſchäft nicht verdrießen laſſen, und auf dieſe Art bin ich ſicher allernächſtens wenigſtens Geſchriebenes von Ihnen zu leſen, worauf ich ſchon lange gehofft habe. Erzählen Sie mir dann doch auch, wie Ihnen meine Ueberſetzung gefallen hat, mit ein paar Worten.

Vor ſechs Wochen war Göthe hier am Hofe, und beſuchte Sömmerringen fleißig in der Anatomie. Ich habe ihn nur wenig geſehen, da wir verſchiedene Wege hatten. Er ſchien mir ernſthafter, zurückhaltender, verſchloſſener, kälter, magerer und bläſſer als ſonſt, und doch mit Freundſchaft und einem Etwas, welches zu ſagen ſchien, er wolle nicht verändert ſcheinen. Sein Dichten und Trachten war Wiſſenſchaft und Kenntniß. Naturgeſchichte ſchien er neuerlich ſehr fleißig zu ſtudiren, denn er wußte vieles davon zu ſagen.

No. LVII.

Forſter an Lichtenberg.

Caſſel den 24. Nov. 1788.

Beſter Freund, heute werden Sie meinen Brief von geſtern erhalten, und ſchon heute ſchreibe ich wieder, und ſchicke Ihnen beiliegend einen Aufſatz fürs *, der ſchon lange fertig lag, und nur des Abſchreibens bedurfte, weil ich in der Eile des Ueberſetzens, △, Ω, ☿, ♄, ⊙, ▽ u. dergl., ſtatt der Worte geſetzt hatte. Mich dünkt, die Experimente werden Ihnen nicht mißfallen; ſie gehen ins Feine, und es ſcheint, Madame Iſis mag noch ſo jungfräulich thun, und noch ſo viel von ihrem undurchdringlichen, oder unaufheblichen Peplus ſchwatzen, das kann einmal in Aegypten wahr geweſen ſeyn, wenn die unternehmenden Genien des achtzehnten Jahrhunderts drüber kommen, iſt es anders, und ſie dürfte nicht mehr lange Jungfrau bleiben; wenigſtens hat ihr mancher ſchon den Peplus gelüſtet.

Ihre Erfahrungen harmoniren mit den unſrigen, mit der inflammablen Luft, durchaus. Doch muß ich bemerken, daß es ſich bei uns beſtätigte, daß die Blaſe ſich allmälig nach dem Ofen zieht, wenn ſie frei gelaſſen wird. — Daß die Blaſen, wenn ſie zum dritten oder vierten Mal gebraucht werden, ſich nicht mehr ſo lange halten als zuvor, ſollte das nicht einer Scheidung, die in der enthaltenen Luft ſelbſt vorgeht, zuzuſchreiben ſeyn, indem ſich etwa das noch dabei ſeyende ſaure

Principium in die Blaſe zieht, und dieſe entweder ſchwerer macht, oder doch ſo angreift, daß die Luft beſſer hindurch kann. Dem ſey wie ihm wolle, es geht manche neue Entdeckung los, wenn dieſe Verſuche fortgeſetzt, und mit aufmerkſamen philoſophiſchen Augen beobachtet werden. — — Die elektriſchen Experimente ſind herrlich; auf dieſen Theil müſſen wir hier gänzlich Verzicht thun, aus der ſimplen Urſache, weil wir keinen elektriſchen Apparat, von welcher Art es ſey, beſitzen. Sollte die Mündung der Blaſe nicht auch etwas dazu beitragen, daß ſie ihre Elektricität nicht ſobald verliert, als etwa ein zugeſpitzter Körper?

Sie ſchicken mir Geld, beſter Freund, ohne daß ich es noch verdient hätte; ich habe nicht einmal das abgearbeitet, was ich ſchon empfangen habe. Indeſſen liegen allerhand Sachen fertig, die ich nur zuſammenſetzen darf, um Ihnen Beiträge zu liefern. Allernächſtens etwas vom Senegal, vom Dr. Schotte. — Die fahrende Poſt habe ich heute zwar ankommen ſehen, allein ich kann nicht hinſchicken, weil mein Bedienter krank iſt, bekomme daher Ihren Brief erſt ſpät, und vermuthlich nicht vor Abgang des gegenwärtigen. Sie fragen mich, was ich den Leuten in Braunſchweig gegeben, allein Sie werden ſich erinnern, beſter Mann, daß Sie die Correſpondenz mit Hrn. Heinze in Helmſtädt (deſſen Beiträge ich durch Du Roi in Braunſchweig erhielt) hernach ſelbſt betrieben haben; ſeine beiden Aufſätze ſtehen im dritten und vierten Stück von 1781 oder zweiten Jahrgang, die ich Ihnen ſchon berechnet habe; Sie werden aber auf der Rechnung nicht finden, daß ich dieſe Aufſätze darin in Anſchlag gebracht. Haben Sie etwa Hrn. Heinze vergeſſen? Doch wo mir recht iſt, ſo erinnere ich mich, daß Sie mir einmal ſchrieben, Sie hätten ihn bezahlt. —

Sehr traurig iſt, was Sie mir von Geisler's wenigem Applauſe ſchreiben; in ſeiner Lage iſt doch applausus nothwendig. — Auch ich bin der Meinung, daß er ſich von ſeiner Miniſterial-Influence zu viel verſpricht.

Spatia — Spatia — ich muß eine Viertelſtunde Wegs durch dick und dünn waten, um Collegium zu leſen, und bin alſo weit übler dran als ein göttinger Profeſſor, der ſein Auditorium im Hauſe hat.

Wegen einer Verbeſſerung oder Verſchlimmerung, durch eine Verſetzung von hier, ſage ich vorerſt Tempus docebit; denn im Grunde läßt ſich jetzt nichts thun und nichts ſagen, bis ich höre, wie man geſinnt iſt. —

O, ſagen Sie doch, wer hat das erwieſen, daß unſer Sonnenſyſtem nach dem Hercules fortrückt, und wodurch iſt es erwieſen? Harmoniren die Obſervationen damit, die man von der eigenthümlichen Bewegung des Arcturus und anderer Sterne hat? Ich bin gar ſehr begierig, über dieſen ſo äußerſt wichtigen Punkt Auskunft zu bekommen. Vale, Carissime.

No. LVIII.

Lichtenberg an Forſter.

Göttingen 1783 (?)

Liebſter Freund, nur herbei mit Ihrem Guinea und Sooloo, es mag ſo groß ſeyn als es will, Sie haben zu befehlen, aber nur bald. Denken Sie nur, das nächſte Stück iſt ſchon bis auf anderthalb Bogen ganz fertig. Allein dieſe anderthalb Bogen werden mir zu ſchaffen machen! Ich werde ſie mit Nachrichten von Mexico aus D. Saverio Clavijero Storia antica del Messico anfüllen. Ich habe in meinem Leben noch nichts aus dem Italiäniſchen überſetzt.

Hier ſchicke ich Ihnen das Polit. Journal St. 6 und 8. Sie haben Recht, es iſt eigentlich nicht ſchlecht, ſondern gar nichts. St. 8 habe ich beigelegt, weil da einige Verbeſſerungen ſtehen *). Ob ich die Bibliotheksbücher ſchicken kann, weiß ich nicht, geſtern war die Bibliothek ſchon zu, als ich Ihren Brief bekam, und jetzt, da ich ſchreibe, iſt ſie noch nicht offen.

Den Crawford will ich noch ein klein bischen behalten. Er kommt mit dem verlangten Magazine. Magellan hat im Mai des Rozier 1781 eine artige Abhandlung über des Crawford Syſtem geliefert. Im Junius ſoll noch mehr ſtehen, den habe ich aber noch nicht. Zimmermann's Reiſe habe ich geleſen. Ich glaube, Schwan

---

*) Ich ſchicke alles was heraus iſt, ſo vergeſſe ich nichts.

ipse hat ſie jetzt digerirt. Wiſſen Sie, daß Sparmann die Ihrige aus dem Magazin ins Schwediſche überſetzt hat?

Es iſt doch recht gut, daß Sie bei — dem ausgeſtopften Elephanten bleiben.

An Köhler (Buchhändler) iſt alles beſtellt, und er und his scabbard ſind vorgeſtern nach Leipzig — — geſchwommen, das waren drei Tage, gütiger Himmel! Unſer Nil iſt übergefloſſen, und aus dem Schlamm wird manches Compendium, Programm, Disputation ꝛc. half formed insects hervorkriechen.

Wo bleibt Ihres Hrn. Vaters Abhandlung? Ich glaube es war über eine Art zu ätzen, nicht wahr? O, machen Sie doch.

Herrn Tiedemann's Empedokles iſt gedruckt im Magazine, ſagen Sie ihm das doch. Mich dünkt, die Abhandlung iſt ſehr gut, wird aber wenig Leute intereſſiren. Ich ſage gut, und verſtehe: ſo gut als eine ſolche Abhandlung ſeyn kann. Sonſt aber iſt dieſe Phyſik der Alten wirklich ſcheusliches Zeug.

Von de Luc habe ich einen ſchönen Brief aus Paris erhalten, wo er ſich jetzt der raſtloſen République de poche (ſeines Vaterlandes) wegen aufhält. Er ſagt, die Sachen ſeyen zu einer ſolchen Höhe geſtiegen, daß ein Citoyen nicht gleichgültig mehr ſeyn könne. Voilà mes travaux physiques suspendus, ſagt er. Wenn nur der wackere Mann ſeinen Hals wahrt.

No. LIX.

Forſter an Jacobi.

Caſſel den 20. Dec. 1783.

Sie haben wohl Recht, mein Beſter, man verſtändigt ſich in Briefen immerfort, ohne ſich am Ende doch zu verſtehen. Sie ſchreiben überdies von einer Sache, die Ihnen, ihrem ganzen Zuſammenhange nach, gegenwärtig iſt, die Sie durchdacht und unzählige Mal, bald von dieſer, bald von jener Seite betrachtet haben; ich hingegen werfe Ihnen die flüchtigen, oft vielleicht unbeſtimmt ausgedrückten Gedanken eines Augenblicks aufs Papier. Wollte uns ein günſtiges Geſchick auf ein paar Stunden zuſammen zaubern, ich glaube es verginge keine halbe, ſo wären wir einverſtanden. Ich geſtehe gern, daß ich unfähig bin, Ihre Sätze zu prüfen und zu beurtheilen, wie ein Schulgelehrter, ich habe nie eine Logik geleſen und gehört, nie eine Metaphyſik und nie ein Naturrecht. Alles, was ich davon weiß, iſt wahrhaftig nicht viel mehr als bloße Empfindung. Meine ganze Philoſophie iſt gewiß nach der chriſtlichen Moral gebildet, und auch ich fühle das: „wo euer Schatz iſt, da iſt auch euer Herz,“ als große und lebendige Wahrheit und Wegweiſer zur wahren Glückſeligkeit. Daß es Heroen in der Hand der Vorſehung geben könne und wirklich giebt, quibus de meliori luto finxit praecordia Titan, durch deren Wirkung auf das gros des Menſchengeſchlechts die Denkart der Jahrhunderte vorbereitet und umgeſchaffen wird, iſt ſchon recht; wer ſich berufen dazu fühlt, der ſey es; iſt aber jemand unwiſſend, der ſey unwiſſend, wie Paulus (1 Kor. 14. V. 38.) ſagt; der thue, was recht iſt, nach ſeiner Einſicht, und laſſe Andere handeln, wie ſie für gut finden; ſo errettet er ſeine Seele. Das, und mehr nicht, wollte ich mit der Mönchsregel ſagen, die Ihnen ſo übel gefällt. Unglückſelig waren die Zeitalter der Gewaltthätigkeit, wo die Heroen, ſo gut ſie es immer meinen mochten, ſo zahlreich waren, als jetzt die Schwärme von Officieren, die den Thron unſerer Deſpoten umringen und ſeine Werkzeuge ſind. Sollte es der ſtillen, friedliebenden und friedfertigen Seele nicht vergönnt ſeyn, ſich in die Unſchuld und Reinigkeit ihrer eigenen Tugend zu hüllen, ſich mit dem Schatze, den ſie droben hat, begnügend, ihr Herz dorthin vorauszuſchicken, und die Leidenſchaften Anderer brauſen zu laſſen, in der feſten Ueberzeugung, daß die Hand, die ſie losließ, ihnen auch Maß und Ziel ſetzen werde, wenn es gleich ihr (dieſer ſanften Seele) Beruf nicht iſt, dazu gebraucht zu werden? Johannes, der edle, ſanfte, liebenswürdige Johannes hatte einen ganz andern Beruf als Petrus, und doch war er in ſeiner Art nicht verwerflicher als dieſer. Wenn Leſſings Satz: was Blut koſtet, iſt nicht Blut werth, wahr iſt, und mir ſcheint es faſt, daß er mehr als glänzende Antitheſe iſt, — ſo finde ich darin einen Grund mehr, auf die innere Beſſerung des Individui mich mehr zu verlaſſen, und mehr Gutes davon zu hoffen, als von allgemeinen noch ſo guten politiſchen Einrichtungen, welche nie ohne Gewaltthätigkeit vorgenommen werden können. Ich glaube gern mit Ihnen, daß ſich die Welt, wie ſie da liegt, nie ganz als tugendhaft denken läßt, und glaube daher auch wohl, daß die Grillen, womit ſo viele andächtige Einfältige ſich getragen haben — ſie werde einmal, wie eine alte Treſſe, ausgeſchmolzen werden, — nicht ſo ganz abſurd ſind, wie ſie auf den erſten Anblick ſcheinen. Ich glaube, dem Erdball und ſeinen Bewohnern ſteht einſt, wann? — das weiß Gott! eine Veränderung, du tout au tout, bevor, und das iſt eben die Urſache, warum ich an dem vollkommen glücklichen Erfolg aller Reformatoren zweifle. Das, was Sie verpeſtete Luft nennen, wird nie aufhören zu ſeyn, bis die jetzige Beſchaffenheit der Dinge geändert wird — aber freilich können Umſtände bisweilen, auf eine Zeitlang, einen Wetterwechſel verurſachen, der doch verhindert, daß nicht alles verloren geht.

Ich laſſe dieſen Theil Ihres Briefes, mit der herzlichen Bitte, daß Sie es meiner Unwiſſenheit in dieſen Dingen zu gut halten wollen, wenn ich Ihnen ungereimt vorkomme. Ich ſuche mich ſelbſt zu belehren, und da kenne ich keinen beſſern Weg, als gerade zu ſagen, wie ich jetzt die Dinge betrachte; nach dem Geſichtspunkt, den ich angab, kann die Belehrung eingerichtet werden.

Ich bin ſchon, Gott ſey Dank! wieder ſehr über alles, was ich Ihnen Trübes von meiner Gemüthslage ſchrieb, beruhigt. Eine Wendung, eine Ausſicht, eine

Hoffnung, — weniger und auch mehr als das Alles: eine innere Regung, ein Zuſammenhang unſerer Kräfte, gelenkt von der unſichtbaren Hand eines guten, ſtets über uns wachenden Weſens — iſt manchmal hinlänglich, die Wolken vom ganzen Horizonte zu verwehen, oder in einem ſtärkern menstruo aufzulöſen — das iſt der Menſch!

Was mich betrübte, war mehr als leere Einbildung, mein Beſter! Ich fühlte mich in der That von einer gewiſſen Strenge gegen mich ſelbſt, die mein ganzes Glück ſonſt ausmachte, zurückgekommen mit unmerklichen Schritten, und ich erſchrak wirklich ſehr über dieſe Demüthigung. Ich glaubte viel mehr Herr meiner ſelbſt zu ſeyn, als ich jetzt weiß, daß ichs bin, dieſe Sicherheit iſt Manchem ſchon ſchädlich geweſen. Ich fand wirklich, daß ich wie Cyrus eine zweifache Seele hätte, und daß die unartige noch laut mitſprechen könne. Kein Wunder, daß ich eine Zeitlang dadurch ganz zerrüttet wurde. Das Nähere hievon läßt ſich nicht ſchreiben. —

Doch ich faßte mich, und mich tröſtete der Gedanke an meine Kinderjahre, wie oft ich da gefallen, und doch wieder aufgeſtanden und gelaufen wäre, bis ichs endlich gelernt hätte. Darauf folgte nun noch ganz kürzlich eine Ausſicht, welche für meine künftige Laufbahn viel verſpricht und mich in diejenige Thätigkeit zu verſetzen das Anſehen hat, welche ich mir nach Maßgabe meiner Kenntniſſe und Studien wünſchen muß. Noch kann ich mich nicht weiter darüber auslaſſen, denn noch iſt es bloße

Ausſicht, die ſich wieder verwehen läßt; allein ſobald ich ſelbſt eine Antwort erhalte, ſollen Sie der Erſte ſeyn, dem ich alles erzähle. Wo ich bin, iſt mir gleich, wenn ich nur nützlich und jedem gerecht ſeyn kann. Hier würde ich, den einzigen Fall einer Heirath ausgenommen, nur mit äußerſter Mühe wieder aufs Reine, frei von Schulden, und in eine Lage gekommen ſeyn, meine wiſſenſchaftliche Kenntniſſen praktiſch zu erweitern. Nach dem Lichte zu urtheilen, was mir jetzt aufgeht, werde ich dieſen doppelten Zweck, der mir nächſt der Sorge für eine unwandelbare Glückſeligkeit ſo nah am Herzen liegt, auf einem leichtern Weg erreichen. Gott gebe, mein Beſter, daß ich diesmal zu meinem Beſten wählen müſſe! Heinſe grüßen Sie herzlich.

Von Göthe und dem Herzog habe ich ſeitdem Briefe gehabt, letzterer dankt bloß für mein Buch; Göthe's ganzer Brief roulirt auf wiſſenſchaftlichen Sachen. Er will, ſagt er mir, vom Granit ſchreiben!

No. LX.

Michel Comte Poniatowski, Evêque de Plock, Primat, au Docteur Czempinski.

Au Chateau le 23. Janvier 1784.

Monsieur Czempinski, les courses que Vous avez été obligé de faire à la campagne pour secourir

un ami malade, Vous ayant empêché de répondre jusqu'ici à Mr. Forster, je profite de ce delais pour Vous rappeler quelques articles, que la commission proposé à l'éducation nationale Vous a chargé d'exprimer à ce professeur renommé à si juste titre. Quoique la commission soit composé de membres, qui ne retirant aucun bénefice de leurs charges, ne paraissent devoir travailler, que pour la gloire et que celleci paraisse la récompense la plus flatteuse pour des gens d'honneur, nous avons néanmoins cherché à éviter les accueils que le désir immodéré de l'approbation publique fait souvent rencontrer à ceux qui en étant trop avides, sacrifient à ce désir la solidité et les avantages réels, qu'une marche lente et réfléchie peut procurer à un pays, dont on ne peut faire le bien que doucement et en procédant avec beaucoup de prudence. Nous cherchons à inspirer le même esprit à ceux qui concourent avec nous au grand ouvrage de l'éducation nationale, autant que cela est compatible avec le maintien d'une noble émulation nécessaire pour les progrès des connaissances, et toute espèce d'amélioration. Les fondements adaptées aux besoins et à l'étendue d'un bâtiment, sont toujours la première chose à laquelle il faille songer, ainsi que les matériaux nécessaires pour ce bâtiment. Dans tout cela il y a peu de brillant, ni guère de quoi satisfaire l'amour propre actuel de ceux, qui dirigent et sont employés à l'exécution de l'ouvrage, l'amour de la patrie et la reconnaisance de nos neveux pour encourager au travail, dans lequel nous rencontrons souvent des obstacles, et que nous sommes obligé de subordonner au peu d'étendue de nos projets. Heureusement que Mr. Forster est un homme, qui n'a plus besoin de se faire une réputation, ses voyages et ses ouvrages l'ont assez fait connaitre dans le monde. Ceux qui le connaissent particulièrement rendent justice aux qualités de son coeur. Il ne peut manquer par consequent de revenir avec plaisir en Pologne, et de se rendre avec empressement aux invitations que lui fait *la Patrie* par notre bouche, pour venir concourir avec nous à *son Bien*, et partager la réconnaissance de la posterité dont nous briguons le suffrage. Il travaillera avec zèle dans un point de vue pareil, et il ne lui coutera par consequent pas de sacrifier quelquefois le brillant aux recherches les plus adaptées à nos besoins et facultés présentes, qui s'étendront insensiblement. L'état actuel de la caisse destinée a l'instruction publique, ne nous permet par exemple pas d'en tirer d'abord le montant de la somme que S. A. Mr. le Landgrave a généreusement avancée à Mr. Forster. Mais sentant tout le prix de *l'acquisition* à faire pour le pays dans sa personne, quoiqu'un peu jaloux de ne pas la faire pour l'université de Cracovie dont je suis le chancelier, je me suis pressé d'offrir cent ducat de ma poche, plusieurs de mes collègues donnent plus au moins et le roi même auquel nous devons notre existence et qui daigne être le protecteur et premier président de notre commission s'est fait un plaisir de concourir à cette souscription. Lorsque nous recevrons la détermination positive de Mr. Forster, dont je ne veux pas douter, cet argent sera renvoyé à l'adresse qu'il nous indiquera, ainsi que deux cent ducat pour les frais de son voyage. Pour ce qui est de sa pension, nous ne pouvons pas la lui faire toute que lorsqu'il sera rendu sur les lieux à Wilna, la moitié d'avance au premier d'octobre et l'autre moitié 15 jours ou trois semaines après la St. Jean. Mais je me charge en revanche de sa personne dès ce qu'il sera arrivé a Cracovie, où il peut envoyer d'avance ses effets et les adresser en toute sureté au professeur Jankiewicz, par les charretiers qui vont souvent de Dresde à Cracovie par la Bohème, depuis que les chicanes des douanes Russiennes les ont forcé à ce petit detour. Je Vous prie de lui faire un *portrait fidel* de notre bon Jankiewicz d'après *lequel* il sera certainement bien aise de faire sa connaissance et de s'assurer dans sa personne un correspondent utile et nécessaire pour les progrès des connaissances polonaises en fait d'histoire naturelle. Il verra en même tems aux environs de Cracovie et sur sa route pour Varsovie, la partie la plus riche et la plus curieuse de notre pays en ce genre. Vous sentez le plaisir qu'aura de son coté notre honnête Jankiewicz à faire ou renouveller connaissance avec Mr. Forster et avec qu'elle avidité il profitera de ses conseils. Il trouvera ensuite à Varsovie ou nous ferons sa connaissance, un ancien ami bien tendre dans la personne de Scheffler, qui ira certainement à sa rencontre, si sa santé le lui permettra. Jankiewicz enverra ses effets par la Vistule à Varsovie, d'où nous aurons soin de les faire passer à Wilna. Il en pourra faire passer une partie par Hambourg à Königsberg, d'où le transport à Wilna n'est pas difficile. Tout cela diminuera les frais et embarras de son voyage de façon que, quoiqu'il ne soit pas en notre pouvoir de faire courir sa pension avec le commencement de l'année, je me flatte, que cela ne l'empechera pas de venir, d'être à Cracovie au mois de Juin ou Juillet, de passer à Varsovie à la fin du dit mois ou dans le courant d'Août, pour être à Wilna et avoir le tems de se reconnaître pendant le mois de Septembre et commencer à travailler et tirer sa pension au mois d'Octobre. Je voudrois deja être au mois de Mai ou de Juin et savoir Mr. Forster à Cracovie; en attendant, quoique je ne le connaisse pas, je Vous prie de lui faire mes complimens et de nous procurer au plutôt l'assurance de l'avoir, et je suis tout à Vous etc.

No. LXI.

Forſter an Heyne.

Caſſel den 16. Febr. 1784.

Niemandem kann ich früher als Ihnen, beſter, ewig verehrungswürdiger Freund, die Nachricht von der Entſcheidung meines Schickſals geben. Das Loos iſt nun geworfen und meine Verſetzung nach Wilna gewiß. Ich lege Ihnen eine Abſchrift des Briefes bei, den der Bruder des Königs, der Fürſt-Biſchof von Plock an Hrn. Dr. Czempiuski in Anſehung meiner geſchrieben, und den letzterer mir im Original mitgetheilt hatte. Ich habe bloß einige für mich zu gütige Stellen weggelaſſen. — Sie werden daraus ſehen, mit welch' einem edeln Mann ich es zu thun haben werde. Das beruhigt mich ſehr, ſo wie alles was mir Herr Czempiuski und der Herr Bergrath von Scheffler ſchreiben. Ich komme in der Oſterwoche, wills Gott, nach Göttingen, um ein paar gute Stunden zu guterletzt in Ihrer freundſchaftlichen väterlichen Unterredung zu genießen. Nie fühle ich ſo, was ich verliere, als ich jetzt es täglich mehr fühle. Ich darf es mir nicht erlauben, dieſe Saite ferner zu berühren. Von Göttingen gehe ich nach dem Harz, nach Weimar, Halle und Leipzig, dann nach Freiberg und dem Erzgebirge, nach Dresden, Prag, Krakau, und Warſchau. Vielleicht habe ich die Freude, daß mein lieber Sömmerring mich auf den Harz und bis Weimar begleitet. — Wenn ich es machen könnte, wenn ich nur ein paar Tage Zeit behielte, würde ich von Prag aus nach Wien hinüber rutſchen, um wenigſtens Jacquin, Born, Ingenhouß, Störk, Holl, Scopoli und eine Menge gelehrter Männer perſönlich kennen zu lernen, und die dortigen Naturalienſammlungen zu überblicken. Der Umweg iſt gering, die Zeit aber, fürcht' ich, etwas zu kurz.

Nun eine Bitte: hier iſt mein Ruf noch nicht bekannt; ſoll es auch bis gegen Ende des März nicht werden, wozu ich häusliche Urſachen habe, indem einem Abreiſenden alle Rechnungen erhöht zu werden pflegen. Ich ſuche alſo unter der Hand erſt zu bezahlen, was zu bezahlen iſt, ehe man meine Abreiſe muthmaßet; ſo auch mit den Dingen, die ich mir zur Reiſe anſchaffen muß. — Daher bitte ich, daß Sie ſich davon nichts merken laſſen wollen, es möchte ſonſt das Gerücht bis hieher wandern und meine kleinen Maßregeln vereiteln. Hrn. Hofrath Brandes, der ſo gütig iſt einigen Antheil an meinem Schickſal zu nehmen, können Sie es vielleicht unter der Reſtriction wiſſen laſſen; — doch das werden Sie am beſten wiſſen. — Etwas tumultuariſch geht es allerdings jetzt in meinem Kopfe zu, daher werden Sie verzeihen, wenn ich ſo unzuſammenhängend ſchreibe.

Ihre Verkältungen, hoffe ich, ſind doch ganz vorüber? Ich ſpüre noch immer etwas Einfluß der Witterung, doch hinderts mich nicht mehr am Ausgehen. — Unſer lieber Doctor*) iſt, Gott Lob! recht wohl. Wir waten geſtern zuſammen bei einem braven Manne, dem Hrn. Münzmeiſter Fulda.

---

*) Heyne's älteſter Sohn, der 1795 als Diviſionsarzt in ruſſiſchen Dienſten ſtarb.

Könnte ich wohl das jüngſt in den göttingenſchen Anzeigen recenſirte italieniſche Buch von den Miſſionsgeſchichten, worin Stücke aus der Geſchichte von Pegu, Ava, Siam vorkommen, auf einige Tage von der Bibliothek geliehen bekommen?

Ganz und auf ewig der Ihrige.

No. LXII.

Forſter an ſeinen Vater.

Caſſel den 5. März 1784.

Ich habe, wie ich Ihnen ſagte, die Stelle in Wilna angenommen, aber hier noch nicht meine Entlaſſung gefordert, was ich nächſte Woche thun werde. Ich habe nicht die geringſte Hoffnung, daß ſie mir etwas anbieten könnten, was auf irgend eine Weiſe für das, was man mir in Polen anbietet, entſchädigen könnte, denn ich kenne hier die Lage der Dinge zu gut. Die erſten paar Jahre werde ich in Polen nicht viel übrig haben, aber mit der Zeit ſoll es mir ſchon gelingen.

Der Biſchof von Plock hat Czempinski einen Brief geſchrieben, den dieſer mir mittheilte, worin er ſehr freundlich von mir ſpricht, und verſpricht einen beſondern Antheil an meinem Wohlergehn zu nehmen. Ich habe auch

Briefe von Scheffler erhalten, der mich einladet zu kommen, und mich verſichert, daß er ſehr glücklich iſt, daß ich den Vorſchlag angenommen habe. Ich hoffe, Gott wird alles zum Beſten wenden. Ich ſuchte die Stelle nicht, aber ſie kam von ſelbſt. Viel beſſer wär es, wenn wir hätten zuſammen ſeyn können! Das wär in der That glücklich geweſen! Ich muß mich in das harte Loos, aus meiner Familie verbannt zu ſeyn, finden; ein Unglück, das ich nie ſchmerzlicher empfand als dieſen Winter, da ich recht krank am Rheumatismus war, und Pflege und Erheiterung bedurfte und ſie nicht hatte. Es iſt nicht das Loos des Menſchen, in dieſer Welt vollkommen glücklich zu ſeyn: das Einzige, was uns übrig bleibt, iſt, aus dem, was wir erhalten und erreichen können, den beſten Vortheil zu ziehen und ſo nützlich und glücklich zu ſeyn, als unſre Lage zuläßt.

Die Hauptabſicht der Erziehungscommiſſion, indem ſie die Stelle eines Profeſſors der Naturgeſchichte errichtet, iſt die Anwendung der inländiſchen Producte bekannter und allgemeiner zu machen. Ich werde mich, wie ſichs verſteht, bemühen, die Producte des Landes, ihren ökonomiſchen, landwirthſchaftlichen und mediciniſchen Nutzen, ihre Anwendung für Künſte und Handwerke, Färberei, Manufacturen und Handel, ihre Verbeſſerung, leichteſte Culturmethode, Erhaltung u. dergl. zu ſtudiren. Ich hoffe, Sie werden mir Ihren gütigen, väterlichen Rath über dieſe Gegenſtände nicht vorenthalten, da ich aufrichtig wünſche, in dem neuen Wirkungskreis, zu dem ich berufen bin, thätig und nützlich zu ſeyn. Obgleich es leicht iſt, in einem ſo wenig aufgeklärten Lande wie Polen Etwas zu ſcheinen, ſo möchte ich doch wirklich nützen und nicht ſcheinen. Sie wiſſen, daß unſere Südſeereiſe nicht darauf abgeſehen war, mir eine Einſicht in den praktiſchen und angewandten Theil der Naturgeſchichte zu verſchaffen, und früher hatte ich weder Zeit noch Gelegenheit, darin Fortſchritte zu machen; deßhalb wird dies neue Feld einige Arbeit erfordern.

Ich werde Sie bitten, mir gelegentlich Ihre Gedanken über die Anlegung eines kleinen botaniſchen Gartens mitzutheilen, der nicht viel fremde, und beſonders nicht Treibhauspflanzen, ſondern inländiſche Pflanzen enthalten ſoll; wie man ihn am nützlichſten einrichten kann. — Ferner: welche Bücher Sie mir vorzüglich empfehlen, in Bezug auf den Ackerbau, Pachtungen, die Bienenzucht, Schaafzucht, Rindviehzucht u. ſ. w., mit einem Wort, auf den ganzen Umfang der landwirthſchaftlichen Naturgeſchichte. Vielleicht, da Sie mit der polniſchen Landwirthſchaft bekannt ſind, können Sie mir einige leichte, einfache, wichtige Verbeſſerungen angeben, die dort mit Nutzen einzuführen wären. Wenn ich in Warſchau bin, werde ich genauer erfahren, was zu erwarten und zu thun iſt, und was fehlt. Welcher von den Botanikern des letzten Zeitalters iſt der deutlichſte und genaueſte, in Bezug auf den Nutzen der Pflanzen, ihre Geſchichte und Anwendung im Leben? Es iſt eine traurige Sache, daß ich ſo weit zurück bin in der Geſchichte unſrer Wiſſenſchaft. Es wird auch eine langweilige Arbeit ſeyn, meine Vorleſungen alle ins Lateiniſche zu überſetzen, doch werde ich das leicht überwinden, denn ich werde die Schwierigkeiten beſiegen, indem ich weiter komme.

No. LXIII.

Forſter an ſeinen Vater.

Caſſel den 22. März 1784.

Was die Religion anbetrifft, ſo bitte ich Sie, völlig ruhig zu ſeyn. Ich werde nie katholiſch werden, und obgleich meine Meinungen weder mit denen der Lutheraner, noch Calviniſten, noch Katholiken, noch Griechen, noch irgend einer andern chriſtlichen Secte übereinſtimmen, ſo werde ich doch fortfahren, mich zu der Kirche zu bekennen, in der ich geboren und auferzogen ward. Die römiſch-katholiſche Religion iſt mir vor allen andern zuwider, wegen ihres deſpotiſchen Geiſtes und ihrer Unduldſamkeit. Deßhalb machte ich mir es zum Grundſatz, ſie nie aufzumuntern, in welcher Geſtalt es auch ſeyn mochte. Der Biſchof von Plock hat einen ſo vortrefflichen Ruf, daß ich von ihm keinen ähnlichen Vorſchlag fürchte, den ich, könnte ich vorausſetzen, daß er ihn im Ernſt machte, ein für allemal abweiſen würde, durch das Geſtändniß, daß ich entſchloſſen ſey als Calviniſt zu leben und zu ſterben. — Unſer General Schlieſſen, der in Polen war und den Prinzen perſönlich kennt, verſichert mich, daß er der liberalgeſinnteſte Mann von der Welt und höchſt liebenswürdig in ſeinem Betragen iſt. Er ſagte mir, ich könnte verſichert ſeyn, mehr in ihm zu finden, als meine lebhaften Erwartungen mich könnten hoffen laſſen, und der General, der mein Freund iſt, iſt gar nicht zum Loben geneigt. Ich hoffe, theurer Vater, daß alles, was ich Ihnen geſagt habe, hinreichend ſeyn wird, Ihre Sorgen über dieſen Punkt zu ſtillen. Ich wiederhole es, ich werde nie Katholik werden, weil ich die Grundſätze und Lehren dieſer Kirche der Vernunft und der Menſchlichkeit widerſprechend finde.

No. LXIV.

Forſter an Jacobi's Schweſter bei dem Tode von Jacobi's Frau

Caſſel den 9. März 1784.

Welch ein trauriger Abend für mich, liebſte Freundin, war der, da ich Ihren Brief empfing! Viele Thränen habe ich der Unvergleichlichen geweint, und mich mit dem Gedanken von allem, was Sie und Ihr geliebter Kreis von Freunden leiden, in noch tiefere Trauer verſetzt. Ach! dachte ich bei mir ſelbſt, armer Einſiedler, der du ſeit mehr als fünf Jahren keinen häuslichen Geſellſchafter kannteſt, der du die Süßigkeiten des häuslichen Umgangs ſo lange entbehren, und bei ſo manchen harten Vorfällen, wo Andere gerade den ſeligſten Genuß von ihren Hausgenoſſen, Troſt, Aufmunterung, Zerſtreuung, Beruhigung erhalten, dich allein behelfen, dich von allem, was die Freundſchaft und geſellige Liebe Beglückendes hat, entwöhnen mußteſt — du biſt nicht fähig den Schmerz zu fühlen, den ein ſolcher Verluſt in den Seelen der Verlaſſenen hervorbringt. Ich gebe Ihnen völlig Recht, beſte Freundin, daß man erſt den Schatz, den man verliert, nach ſeinem ganzen Werth gekannt haben muß, um ihm recht mit Sinn und Seele nachzutrauern; und doch ahnde auch ich, was Ihnen allen die Selige, die Verklärte war! Ich weine, ich klage mit Ihnen, nicht daß ich die Edle, die engelreine Freundin meines Freundes dem ganzen Gehalt ihrer Tugend nach in den wenigen Stunden unſeres Umgangs hätte faſſen können, ſondern Ihr Schmerz, meine Geliebte, iſt es, der auch der meinige wird; kann ich Sie leiden und klagen, kann ich Sie der Freuden des Lebens, deren es ohnehin ſo viele für den erhaben Denkenden nicht hat, beraubt ſehen, ohne mit Wehmuth in Ihre Thränen die meinigen zu miſchen? Gott ſtärke Sie alle, und gebe Ihnen Kraft und Muth, die Reſourcen, die er Ihnen noch in Ihnen ſelbſt gelaſſen hat, um deſto emſiger hervorzuſuchen und zum Genuß des Lebens anzuwenden. Das iſt ja wahrer Adel, wahre Erhabenheit unſeres göttlichern Theils, unſeres Geiſtes, daß er über alles Leiden und über alle Bitterkeit durch in ihm wohnende, ihm angeeignete Kraft zu ſiegen vermag. Vielleicht ſollte unſer Leben einem frohen Tanze ähnlich ſeyn, wo bisweilen Einige ausruhen, bis das Geſetz des Tanzes ſie wieder in Bewegung ſetzt und mit den Andern verſchränkt; die Andern tanzen unterdeſſen muthig fort, in der gewiſſen Erwartung, wenn ſie die Reihen durchgetanzt, den Ruhenden wieder die Hände bieten zu können. Dort, jenſeits — gewiß dies iſt ein unendlich beglückender und eben deßwegen ein wahrer Gedanke — dort treffen ſich Freunde und Geliebte wieder, und wandeln vereinter und vollkommener und glücklicher fort. Sie müſſen ſich einander jetzt noch mehr nähern und einander wo möglich noch mehr zu werden ſuchen, als Sie ſich je zuvor geweſen ſind. Die Kinder unſers lieben Fritz werden gewiß das Band ſeyn, welches dieſes innigere Seelenbündniß knüpft. Sie erwarten von Ihnen und ihrem Vater das göttliche Geſchenk der Bildung; dieſe Schuld, welche Sie der Verewigten noch nach ihrem Hinſcheiden abtragen müſſen, dieſe Schuld, die Sie den armen Mutterloſen zurückzahlen müſſen, dieſe Schuld, die auch die Welt und das Vaterland von Ihnen fordern darf, wird Ihnen gewiß Veranlaſſung geben, wieder thätig an Ihrer eigenen Ruhe zu arbeiten. Ihre Geſchäftigkeit wird Sie durch glücklichen Erfolg belohnen, und Sie werden wieder die ſanften Regungen der Freude genießen, deren Sie alle ſo würdig ſind! Laſſen Sie mich, theure Helene, bald Gutes und Tröſtliches von ſich hören. Ihrer

Philoſophie und Fritzens Stärke des Geiſtes traue ich alles zu. Noch kann ich ihm doch nicht ſchreiben, er geht mir zu nah. Gott richte ihn auf!

Und nun, meine lieben Düſſeldorfer! was werdet Ihr ſagen, — wenn ich von Euch Abſchied nehme, um in ein anderes weit abgelegenes Land zu ziehen, wo unſere Liebe untereinander zwar nicht geſchwächt werden wird, aber ſich doch ſchwerlich ſo oft als bisher wird ergießen und mittheilen können. Ich habe Alles wohl überlegt, ich habe meinen Sömmerring, der genau meine Lage kennt, und gelehrte Freunde, die von meinem Ruf urtheilen konnten, befragt; und nun übergebe ich mich Gott und ziehe nach Litthauen. Auf die angehende Univerſität Wilna will mich der König von Polen und ſein Bruder, der vortreffliche Prinz Michael Poniatowski (Biſchof zu Plock), als Lehrer der Naturgeſchichte hinziehen. Ich bekomme 400 Ducaten Gehalt, freie Wohnung und Geheimenraths-Charakter. Noch hat man 200 polniſche Fl. für Correſpondenz zugelegt, und mir die Dispoſition eines jährlichen kleinen Fonds, zur Vermehrung des Naturaliencabinets und der dabei ſeyenden Bücherſammlung, zur Unterhaltung des botaniſchen Gartens und zu lithologiſchen und botaniſchen Excurſionen, überlaſſen. Ich gehe über den Harz und das ſächſiſche Erzgebirge, um mich mit den dortigen Bergwerken genau bekannt zu machen, und dann über Krakau nach Warſchau. Ich erwarte von dieſer neuen Laufbahn nichts Glänzendes, und bin ſehr zufrieden, wenn ſie mich dahin bringt, daß mein Haushalt ordentlicher und meine Sorge für Auskommen und für Befriedigung Derer, die an mich noch zu fordern haben, weniger ängſtlich wird. Ich fühle, daß wir Mannsperſonen ſelten zum Wirthſchaften Anlage haben, zumal iſt dies bei Studirenden und Gelehrten der Fall; ich fühle auch Lücken in meinem Herzen, die nun ausgefüllt werden müſſen: wundern Sie ſich alſo nicht, wenn dieſe Veränderung des Wohnorts bald auch Veränderung meiner bisherigen einſamen Lebensart nach ſich ziehen ſollte. Ich habe bis jetzt noch keinen Gegenſtand, allein bisher hab' ich nicht geſucht; wenn es mit dem Suchen Ernſt zu werden anfängt, dann hat man gemeiniglich auch bald gefunden. Für das Publicum dort werde ich mit einiger Anſtrengung, wie ich wenigſtens hoffe, in kurzem ein brauchbares Werkzeug werden können, und wenn dies nur möglich zu machen iſt, ſo habe ich über meine Verſetzung ein ruhiges Gewiſſen. Ich nehme den Troſt mit auf den Weg, daß Sie und Lottchen und Fritz und ſo viele andere theure redliche Seelen mich nicht vergeſſen, und je zuweilen einen Wunſch für mich werden aufſteigen laſſen, der Erhörung vom Himmel bringen und mich auch in der Entfernung glücklich machen wird.

In meinem Denken iſt noch ganz kürzlich eine Revolution vorgegangen, die, wie ich hoffe, ſehr zu meiner Zufriedenheit in Zukunft beitragen wird; ich habe eine gute Portion Schwärmerei noch fahren laſſen, und danke Gott, daß dieſe Entladung noch vor meinem zurückgelegten dreißigſten Jahre geſchah. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, um wie vieles ich mich dadurch in meinen geſellſchaftlichen und bürgerlichen Pflichten geſtärkt fühle, — denn aller falſchen Schwärmerei Wirkung iſt es, Menſchen von Menſchen zu entfernen, und wo ſo viele äuſserliche Urſachen meiner beſondern individuellen Lage mitwirkten, iſt es mir räthſelhaft, daß ich nicht noch weiter mich verirrte und noch zurückzukehren fähig geweſen bin. Nun hoffe ich erſt, in Grundſätzen ein Mann, und in ihrer Befolgung ein Menſch zu werden; und auch dazu wird mir Veränderung des Orts heilſam ſeyn.

Ich werde vermuthlich mit Anfang Maimonats in Weimar, mit dem 20. Mai in Leipzig und ſpäter in Halle, Deſſau und Dresden ſeyn. Göthe hat mir Wohnung in ſeinem Hauſe angeboten; hat Fritz etwas dahin zu beſtellen, ſo wünſche ich die Briefe hieher unter Couvert an Prof. Sömmerring adreſſirt zu haben. Sobald ich in Leipzig bin, mache ich mir einen Commiſſionair aus, der alle meine Briefe aus dieſer Gegend weiter ſpedirt und den ich Ihnen dann nennen werde. Hier ſchicke ich Ihnen vier Exemplare meiner Abhandlung vom Brodbaum, wovon Ihnen der erſte Theil Vergnügen machen wird. Geben Sie doch eins dem Grafen Neſſelrode mit meinem herzlichen Gruß.

Meine Schweſter Wilhelmine iſt mit ihres kleinen Knaben Erziehung beſchäftigt und in einer ziemlich eingeſchränkten Lage, doch ziemlich zufrieden. Meine in England verheirathete Schweſter iſt laut der letzten Nachrichten, die aber ſchon alt ſind, recht wohl geweſen.

Sie lebt überhaupt wenig für uns, ihr Mann iſt ihr Alles. Meine mittlere Schweſter iſt vorigen Sommer (als Erzieherin der Kinder des dortigen Gouverneurs) nach Surinam gegangen, von ihrer Ankunft aber iſt noch keine Nachricht. Da der Gouverneur Texier geſtorben iſt, wird die Gouverneurin, bei der ſie ſich aufhalten ſollte, wieder zurück nach Europa kommen, und da könnte es leicht ſeyn, daß meine Schweſter ſelbſt die erſte Nachricht von ſich mitbrächte. Meinen Aeltern geht es noch nicht zum erwünſchteſten. Mein Vater iſt in Halle nicht am beſten Orte, er kann außer ſeinem Gehalte nichts verdienen, und ſein Feuer macht ihn zu langwierigen mechaniſchen gelehrten Arbeiten unfähig. Auch ſtumpft manche Sorge ſeinen Geiſt ab, und iſt Urſache, daß die ganze Lebhaftigkeit ſeines Temperaments eine etwas bittere und menſchenfeindlichere Wendung zu nehmen ſcheint, als wirklich noch niemals. Verzeihen Sie mir, liebe Freundin, daß ich Gutes und Böſes mit Ihnen ſo freimüthig theile, ich weiß, Sie halten es mir zu gute, denn wen habe ich ſonſt, dem ich klagen dürfte, was mich drückt? Ich wünſche, daß auch dazu meine Reiſe nach Polen dienen möge, den Meinigen mehr Zufriedenheit auf ihre alten Tage zu verſchaffen, und vielleicht wird mein Wunſch erhört.

Nun leben Sie wohl, und nehmen Sie mit dem vorlieb, was ich ſo mitten unter Geſchäften und verſchiedenen Gemüthsbewegungen, zwar aus dem Herzen, aber nicht zweimal bedacht, hingeworfen habe.

No. LXV.

Forſter an Th. H. in Göttingen.

Leipzig den 22. Mai 1784.

Im Grunde iſt es Krankheit, wenn der Menſch, der geſchaffen iſt im Nu, im gegenwärtigen Augenblick zu leben, aus dieſen Schranken herausgeht, und immer im Vergangenen oder Zukünftigen ſeyn, oder gar auch dort nur düſtere Bilder ſammeln will. Ich ſpreche nicht gegen meine eigene Empfindung, ob ich gleich gar wohl fühle, daß es Zeitpunkte giebt, wo es wahre und einzige Freude iſt, ſich entweder ins Vergangene oder Zukünftige zu verſetzen; dann müſſen es aber frohe Ideen ſeyn, die uns dahin locken, Hülfsmittel, die uns das Schickſal reichte, um uns auch in trüben Ereigniſſen des Lebens aufrecht zu erhalten und zu ſtärken. Ich laſſe mir hiebei nichts von Täuſchung einfallen; ſo lange meine Begriffe von Zufriedenheit und Glück nicht überſpannt ſind, bin ich ſicher, daß ich meiner Beſtimmung gemäß lebe, wenn ich mir den Genuß des Lebens entweder durch das Gegenwärtige oder durch des Vorherigen und Kommenden Darſtellung leichter mache. — Schwermuth, Kummer, Sorgen, Leiden ſehe ich als Würze an, die den Geſchmack an wahrer Lebensfreude erhöhen ſollen; für ſich allein nagen ſie am Leben, und wirken ſo unſerer erſten Beſtimmung, — zu ſeyn und uns in unſerer Lage zu erhalten, ruhig zu ſeyn, — und unſerer Pflicht der Selbſterhaltung entgegen. Soll ich ſchweigen, ſoll ich fortfahren gegen mein eigenes Wohl zu ſchreiben? Ich erkenne dieſes ſanfte, dieſes innige Theilnehmen und Wiederergießen Ihres Herzens, dem ich ſelbſt all' mein jetziges Glück, meine ganze Beruhigung, meinen lebhafteſten Sporn zum Fortſchritte auf einem ungebahnten Wege zu verdanken habe — wie darf ichs tadeln? Auch iſt es kein Tadel, der hier meiner Feder entfließt, es ſind leiſe Wünſche, ängſtliche Beſorgniſſe für Ihre Zufriedenheit, für Ihre Geſundheit, es ſind hingeworfene Gedanken, die ich Ihnen aus Dankbarkeit und Liebe nicht verſchweige, die Sie prüfen, und durch deren Prüfung Sie mich ſo belehren, mir ſo nützen, mich ſo beſſern und vervollkommnen müſſen, wie jene andern Freunde, an deren Schickſal Sie warmen Antheil nehmen. Sie ſagen ſelbſt, liebe Freundin, daß die Führung der Gottheit Ihnen ein Beweis ſeiner Liebe iſt, Sie erkennen weiſe Anlage in dem Gewebe Ihres Schickſals, Anlage, die auf Vollkommenheit abzweckt. Sey es Schmerz oder Freude, was Sie in dieſer oder jener Stunde empfanden, ſey es Wahrheit oder Irrthum, die Sie in dieſer oder jener Periode des Lebens leiteten, jetzt finden Sie, daß alles zweckmäßig, alles gut, alles Ihnen heilſam iſt. Einen Schritt weiter, und Sie werden ſich ſchon mehr beruhigen können. Mit jedem Menſchen in der Welt muß, wie es ſcheint, dieſer Gang gegangen werden, damit er werde, was er werden kann, und ſo giebt es eigentlich keinen Schmerz, deſſen Endzweck uns nicht bekannt wäre; er führt alle, die ihn fühlen, zu einer höhern Vollkommenheit, zu richtiger Schätzung der Dinge und zur Entwickelung ſeiner Geiſteskräfte überhaupt. Paulus, der ein guter Kopf war, und auch ſelbſt dachte, hat eine Stelle, die mir paſſend dünkt und wahr iſt; er ſagt nämlich: ſo lange wir litten, ſey unſer Zuſtand ſo ſchmerzlich, daß wir den Nutzen des Schmerzes nicht abſähen, erſt hernach brächte es uns Beruhigung, gelitten zu haben und unter der Zuchtruthe geweſen zu ſeyn. Sehr natürlich und richtig, wie mich dünkt! Alſo keine ſtolze ſtoiſche Unempfindlichkeit, nichts Gleichgültiges gegen den Schmerz, wenn er da iſt, — aber auch eben ſo wenig Unempfänglichkeit und Kälte gegen die Freude, kein Verſchließen gegen die Eindrücke der lieben Mutter Natur, wenn ſie uns zum Genuß, zum frohen, ungemiſchten, heitern Genuß ruft. Ich laufe Gefahr, bei Ihnen in den Verdacht jener erſten Art der Gleichgültigkeit, der Kälte, der Behaglichkeit, des — ich wills nicht nennen, wie Sie es einſt nannten, — zu kommen, indem ich Ihnen hier zu verſtehen gebe, daß ich mirs angelegen ſeyn laſſe, glücklich zu ſeyn; allein ich glaube zur Richtung meiner Denkart hat Leiden vieles beigetragen. Sie wiſſen, daß ich von Jugend auf vieles gelitten, daß ich die Sorgen einer zahlreichen Familie, die noch dazu unglücklich war, getragen habe, daß ich in dem Alter, wo man ſich dem lachenden, einladenden Ruf der Natur ſonſt überläßt, wo man ganz Gefühl zu ſeyn, und kein Geſchäft, als Genuß des Lebens und Vorbereitung zu dieſem Genuß zu haben pflegt, anhaltend gearbeitet habe, und dadurch als

Knabe und Jüngling ein ziemlich trübes, niederdrückendes, alle Leibes- und Geiſteskräfte erſchlaffendes Leben geführt, ſo zum einzigen, was mir übrig blieb, zur religiöſen Schwärmerei hinüber getrieben, und allgemach gewöhnt worden bin, Leiden für gut und zuträglich, Genuß für gefährlich, wo nicht gar ſchädlich, anzuſehen. Mein von Natur lebhaftes und flüchtiges Temperament mußte unter der Zucht und dem Druck eines noch heftigern, bei dem beſtändigen Anblick des Unheils, welches dieſes letztere, ſich ſelbſt gelaſſen, anrichtete, ſo von gegenwirkenden Kräften und Grundſätzen eingeſchränkt und in meine Gewalt gebracht werden, daß es jetzt ein ſtilles, ruhiges, gleichgültiges oder doch gleichmüthiges Anſehen hat. Meine Freunde, die mich genau kennen und durchſehen, verſichern mich aber, daß ich deſſenungeachtet noch choleriſchen Temperaments bin, und überführen mich auch durch Beiſpiele, wo ich nicht auf der Hut bin und nicht Acht auf mein Thun habe, ſondern wo der Lebensgeiſt ungehindert wirkt. Ich fange jetzt ſeit einem halben Jahre an, ſo zu leben und zu denken, wie ich wünſchte, daß ich meine letzten fünf bis ſechs Jahre her gelebt und gedacht hätte, allein ich fühle und begreife wohl, daß das einmal in der Reihe der Dinge lag, die ich zu durchlaufen hatte, eh' ich aus dem Dunkel ans Licht kommen konnte; ich bin mir ſelbſt, ſo wie Sie ſich, Beweiſes genug, daß der Weg, den die Vorſehung mit mir ging, der einzige beſte war, auf dem ein Geſchöpf wie ich, und in meiner Lage, unverdorben bleiben und zuletzt die Erfahrung ſammlen mußte, die ihm die rechte Richtung gab. Iſt es bei der Art von Erziehung, die ich nicht von Aeltern, ſondern von Gott erhielt, befremdend, daß der Werth der Dinge und der Gefühle, in Beziehung auf mein Ich, jetzt ſich etwas richtiger beſtimmen läßt, daß mein Blick feſter den ganzen Cirkel unſerer Verhältniſſe überſieht und dann auf den Abſchnitten ruht, die mir zum wahren Glücke unentbehrlich ſcheinen?

No. LXVI.

Forſter an Th. H. in Göttingen.

Dresden den 4. Jun. 1784.

Die große, wirklich große Anzahl von Menſchen, die mir Freundſchaft und Liebe ſchenken, beweiſen etwas für meinen Charakter und etwas für die Empfänglichkeit und angeborne Güte des Menſchen überhaupt. Ich muß ſchließen, daß ich gefalle, weil ich ohne Prätenſion bin, und Jedermann Wohl, Keinem Uebel wünſche; und da dieſe Denkungsart ſo ſicher iſt, den Beifall der Menſchen zu gewinnen, ſo muß ich folgern, daß die Menſchen im Grunde gute Geſchöpfe und mit wenigem zu befriedigen ſind, daß Güte des Herzens immer den bleibendſten Eindruck auf ſie macht und uneigennützig ſcheinende Liebe ſie immer am tiefſten rührt. Folgere ich weiter, ſo ſehe ich, daß mir die Vorſehung mit dieſem Herzen und mit dieſer Demuth wahrlich kein kleines Geſchenk gemacht hat; ſie trägt ſo viel zu meiner Glückſeligkeit bei, und lehrt mich, daß der größte Vortheil des Menſchen iſt, theilnehmend und liebevoll gegen die Welt zu ſeyn. Nun aber auch den Revers dieſes ſchönen Stempels. Ich glaube, der Nutzen, den ich von dieſen ſchönen Eigenſchaften habe, verleitet mich oft, beſſer zu ſcheinen als ich bin, und das thue ich auch gegen Sie. Ich habe Ihnen noch nie einen ſo freimüthigen, offenherzigen Brief als dieſen geſchrieben, und gleichwohl mach' ich mir den Vorwurf, daß ich noch nicht ganz darin anzutreffen bin. Ich denke nach über das, was ich Ihnen ſchreibe, und wann meine Wünſche einſt erfüllt werden, kommt die Zeit, wo Sie auch Das von mir hören werden, was ich nicht überdacht habe; werden Sie da nachſichtsvoll ſeyn und ſich ſelbſt ſagen, das hat der alberne Menſch nicht bedacht! Werden Sie nicht vielmehr zürnen, indem Sie bedenken, das hätte er ja billig bedenken ſollen? Nein! — das werden Sie nicht, denn Sie ſind immer viel zu gütig gegen den armen Forſter, und ich traue es Ihrem Herzen zu, daß Sie es immer ſeyn werden. Mit der Güte zieht man ihn, und mit der Zeit wird er ſich ſchmeicheln dürfen, Ihrer Nachſicht werth zu ſeyn, Ihre Güte zu verdienen.

No. LXVII.

Forſter an Heyne.

Dresden den 7. Jun. 1784.

Es iſt Zeit, mein beſter, gütigſter Freund, daß ich Ihnen von Ihren Adreſſen Rechenſchaft gebe, und ob ich gleich wenig noch ſagen kann, ſo eile ich doch, es zu Papier zu bringen, weil es mir ſo tröſtlich iſt, bei der Trennung von allen meinen Lieben, mich mit Ihnen unterhalten zu können. Verzeihen Sie mir, guter, inniggeliebter Mann, wenn ich Ihre edle Zeit etwa mißbrauchen ſollte. Ich ſollte einem Gelehrten, einem richtigen Schätzer alles deſſen, was den menſchlichen Geiſt beſchäftigt, Sachen ſchreiben, die den Kopf bereichern können, und immer wird, wenn ich Sie vor mir denke, meine Sprache Ausdruck des Gefühls und richtet ſich an Ihr Herz. Das iſt Forſter's Fehler. Ich wollte Sie, der Sie alles über mich vermögen und deſſen Führung ich jede gute Wirkung auf mich zutraue, könnten mich davon heilen, könnten die Falten, die mir eine unvollkommene Erziehung, eine zu früh angefangene Brodarbeit und eine Verwickelung in das Schickſal leidender und zum Theil durch ſich ſelbſt unglücklich gewordener Menſchen in mein Gemüth geſchlagen haben, wieder ausglätten. — Doch ich arbeite ſchon daran; ich halte ſchon dem Arzt recht ſtill, der mir verſpricht, daß ich durch Geduld Geſundheit erkaufen kann. Nur freilich kommt der Tag und die Stunde, wo auch das Herz ſeine Rechte behauptet, und der heutige Mittag war ſo ein Zeitpunkt.

Herr Hofrath Jahn war in Pilnitz, und Herr Bibliothekar Cantzler war auch nicht zu Hauſe. Ich hoffe beide noch einmal zu beſuchen und anzutreffen. Von da ging ich vors Wilsdruſer Thor. Ich danke Ihnen wahrhaftig eine Scene, welche nicht ſtärker ſeyn konnte, um die Hoffnung und den Wunſch der Unſterblichkeit bei mir rege zu machen; der Anblick des hohen Alters iſt hiezu doch vorzüglich geſchickt, und wie viel mehr, wenn man ſieht, wie der ehemals feurige, thätige und wirkſame Geiſt mit ſeinem zerrütteten und entkräfteten Kerker unzufrieden iſt, wie er noch das Bedürfniß einer Maſchine, eines Inſtrumentes fühlt, auf dem er ſein herrliches, wunderbares Gedankenſpiel treiben und alles ausführen könne, was ehedem geſchah, ſo lange der Körper vollſtändig, geſund und jedes zarte Fiberchen und Fädchen, durch welches der Geiſt ihn anregte und lenkte, an ſeinem Orte und in ſeiner Ordnung war! Ihre ehrwürdige Mutter freute ſich, von Ihnen zu hören; ſie ward auf dem Bette, wo ſie lag, gleichſam ganz wieder geſtärkt durch Alles, was ich ihr von Ihnen und den Ihrigen ſagte. Sie wären täglich und oft ſtündlich in ihren Gedanken, ſagte ſie. Oft mußte ich ihr wiederholen, wie viele Kinder Sie hätten. Sie wünſcht ihr Ende, klagt, daß ſie bei ihrer Blindheit und der Ermattung, die beſtändig ſie im Bette zu liegen zwingt, ſolche Langeweile habe, weil ſie ſich nicht mehr wie ſonſt mit ihren

Gedanken beſchäftigen könne. Es ginge in ihrem Kopf ſo verwirrt herum (eine pſychologiſche Bemerkung, die mir wenigſtens auffallend war und mich ſehr rührte), ſie möchte ſo gerne denken, z. B. an Gott, und könne es nicht im Zuſammenhang. Sonſt war ſie in ihr Schickſal ergeben, und dankte Gott, daß ſie keine Schmerzen empfände. Die ganze Zeit über hatte ſie meine Hand in ihre beide gefaßt, und wenn ſie etwas von Ihnen ſagte, drückte ſie ſie mit aller Kraft, die ſie noch hatte. Zuletzt rief ſie um einen reichlichen Segen zu Gott über ihren geliebten Sohn, und ſegnete ſogar den Boten, der ihr dieſe Nachricht von Ihnen brachte. Wer konnte bei dieſem Anblick und bei dieſen Worten ſeine Thränen zurückhalten! Ich riß mich nun weg, empfahl mich Ihrem Bruder herzlichſt und eilte fort, um mich auf dem Rückwege meinen Gedanken und Gefühlen überlaſſen zu können. Ihr Bruder iſt mit allen den Seinigen wohl und geſund. Es that mir leid, daß ich vergeſſen hatte, mir von dem einen, der etwas Clavier ſpielt, vorſpielen zu laſſen, um von ſeinem Talent urtheilen zu können.

Ewig Ihr dankbarer ꝛc.

No. LXVIII.

Forſter an Heyne.

Freiberg den 10. Jul. 1784.

Ihre neulichen Zeilen, gütigſter und verehrungswürdigſter Freund, enthalten einen Ausdruck Ihres fortdauernden Wohlwollens für mich, von dem ich Ihnen bloß ſagen will, daß ich ihn als meine größte Ermunterung bei den mancherlei Scenen, die ich noch durchzukämpfen habe, anſehe. O, bleiben Sie mir gut, mein beſter Freund, denn nur die Liebe ſolcher Männer kann mich zu dem, der ich ſeyn ſollte, machen.

Der Aufenthalt hier in Freiberg iſt mir, wie Sie vermuthen, ſehr wichtig, und es iſt außer Zweifel, daß gründliche Kenntniſſe vom Bergbau das Glück eines Mannes jetzt ſehr befördern können. Allein dazu wird Zeit und Erfahrung erfordert; ich bin gerade lange genug hier, um zu wiſſen, was ich alles hier lernen könnte. Ich glaube, ein Aufenthalt von wenigen Monaten hier würde mir ſehr nützlich ſeyn. Herr Mönch aus Frankfurt an der Oder, der nach Berlin als Oberbergrath gekommen iſt, hat ſich hier auf Befehl des Miniſters beinahe ein halbes Jahr aufgehalten, bloß um ſich mit dem Maſchinenweſen und mit dem praktiſchen Bergbau, inſofern die Kenntniß deſſelben für den Maſchinenbau unentbehrlich iſt, zu beſchäftigen. Man rühmt ihn durchgängig hier als einen Mann von gutem Herzen, vortrefflichem Kopf und ſehr ſchönen mathematiſchen Kenntniſſen. Der hieſige Maſchinenbauer, Hr. Kunſtmeiſter Mende, ein unſchätzbarer Mann in ſeinem Fache, hat ihn ſehr lieb gewonnen und ihn durch ſeine vortrefflichen hieſigen Einrichtungen in Erſtaunen geſetzt. Werner iſt als Mineralog ſehr groß, ich möchte ſagen, ohne ſeines Gleichen; ſo ein ſyſtematiſcher Kopf war ſelbſt Linné nicht; dabei iſt er ein guter gründlicher Philoſoph, und hat Kenntniſſe in der Bergwerkskunde, die ihn ſehr brauchbar machen würden, wenn er Vorgeſetzte hätte, die mit ihm umzugehen wüßten. Er wird hier vernachläſſigt, ſchlecht beſoldet, nicht geehrt und von Leuten, die er überſehen kann, gedrückt und zurückgeſetzt. Könnte er ſich überwinden, ſo fleißig zu publiciren, wie er fleißig arbeitet, beobachtet und aufſchreibt, und hätte er dann Luſt ſein Vaterland (an dem er trotz aller Philoſophie und aller Unbilligkeit doch hängt) zu verlaſſen, ſo würde man ihn in der ganzen Welt mit offenen Armen aufnehmen. Ueber die Bearbeitung der Naturkunde hat er eigne, und mich dünkt ſehr richtige Ideen, ſo wie über den Umfang dieſer Wiſſenſchaft und die Anzahl der dazu gehörigen verſchiedenen Diſciplinen, ihren Inhalt, ihre Grenzen, ihren ihnen angemeſſenen Vortrag, oder die Eintheilung und Ordnung der Lehrſätze ꝛc. Das Praktiſche des Bergbaues ſcheint Charpentier's Fach mehr zu ſeyn, der jetzt Bergrath geworden iſt und faſt immer in Geſchäften bald hie, bald dorthin verreiſt. Dienſtfertigkeit habe ich bei Werner und Mende gefunden. Höflichkeit in Worten bei Charpentier. Der Kammerherr von Heinitz, jetzt

Berghauptmann, iſt nur ein paar Tage hier geweſen, ſonſt hält er ſich Sommers auf ſeinem einige Meilen entlegenen Landgute auf. Ihre beiden Freunde habe ich noch nicht geſprochen, man will mir ſogar verſichern, daß beide abweſend wären, Herr Tielke auf Urlaub, und Hr. Hauke im Bade.

Mit dem Fürſten Poniatowski, der auch in Göttingen geweſen iſt, habe ich hier geſprochen, und er hat mich über Wilna in manchem Betracht beruhigt. Indeſſen muß viel Parteigeiſt in Polen herrſchen; denn der Fürſt ſprach verkleinerlich von Scheffler's Einſichten ins Bergweſen, da doch der König ihn jetzt mit Ehrenbezeugungen überhäuſt; im Grunde mag der Fürſt wohl Recht haben; er hat ſich auch mir ſo ganz ſcharfſichtig und einſichtsvoll bewieſen, als Ihnen.

Ihren Rath, mich mit Caſſel in guter Verbindung zu erhalten, werde ich mir zum Geſetz machen. Inzwiſchen iſt mir des General Schlieſſen's eigne Verſicherung, daß ich auf allen Fall bei dieſer Gelegenheit nicht hätte verhältnißmäßig verbeſſert werden können, Beweiſes genug, daß meines guten Sömmerring's Vermuthungen, als ob ich hätte dableiben können, ſo gegründet nicht ſind, wie er glaubt. Wenn er erſt in Mainz *) ſeyn wird, glaube ich, wird er die Sache aus einem andern Geſichtspunkt anſehen. Auch Herrn Runde läßt man,

---

*) Herr Sömmerring war als Profeſſor der Anatomie dahin berufen.

ohne einen Verſuch zu machen, aus Caſſel gehen. Ich wünſche Göttingen Glück zur Acquiſition dieſes Mannes, den ich aufrichtigſt verehre, und ich hoffe, Sie werden ſich ſeiner freuen.

No. LXIX.

Forſter an Th. H. in Göttingen.

Freiberg den 7. Jul. 1784.

An demſelben Tage, da ich meine Briefe an Sie expedirt hatte, am Sonnabend den 5. Juli, hatte ich noch ein kleines Geſchäft in Dresden zu beſorgen. Ich wollte ſchon deßhalb an Freund Neumann ſchreiben; allein es fiel mir plötzlich ein, ich könnte ja wohl ſelbſt nach Dresden reiten. Es war ſechs Uhr Abends, ich beſtellte augenblicklich ein Pferd, und ritt die vier Meilen in der Kühle, ſo daß ich noch um halb zehn Uhr meinem lieben Neumann, ſeiner Frau und ſeiner Schwägerin den Friedensgruß brachte und ihnen durch dieſe Ueberraſchung eine Freude verurſachte, die ſie lange nicht gefühlt hatten, und deren ſie gerade, wegen einiger unangenehmer Vorfälle, ſehr bedurften. Montags früh ſetzte ich mich wieder zu Pferde und kehrte hieher zurück, wo ich mit lauter Steinen und mit Menſchen umgehe, die zum Theil etwas von der Natur der Gegenſtände, womit ſie am meiſten zu thun haben, angenommen haben. Ich muß hier freilich Ausnahmen machen. Der Inſpector Werner iſt ein guter, vortrefflicher Kopf und zugleich ein ſehr communicativer, dienſtfertiger Mann, und der Kunſtmeiſter Mende ein Mann, der, bei großer Wiſſenſchaft im Fach der Bergmaſchinerie, ein gefühlvolles Herz beſitzt. Mit ſolchen Leuten iſts eine Freude umzugehen; Andre hingegen ſind höflich und glattzüngig, ohne Realität, und noch Andre, von denen man Gaſtfreiheit und Freundſchaft zu erwarten hatte, ſind filzig, und beinahe möcht' ich ſagen, unhöflich geweſen. Was ich Ihnen nicht Alles ſchreibe? Die täglichen Wechſel des Schickſals, die gemeinſten Vorfälle im Erdenleben; Freude und Sorge, Verdruß und Troſt durcheinander! So iſt es! und alles unſer Streben, alles Eifern um Tugend und Wahrheit und Erkenntniß bringt es nicht weiter, hebt nicht dieſen ewigen Cirkelſchwung des Glücksrades auf, der bald Gutes, bald Böſes aus der Tiefe hervor und auf den Gipfel bringt. Das Beſte, was ſich aus dieſer allgemeinen Betrachtung unſers Erdenlebens abſtrahiren läßt, bleibt immer noch dieſes, daß, wenn ja einmal etwas recht Böſes obenauf kommt und uns eine Weile plagt, es doch unmöglich lange dauern kann, ſondern bald von etwas minder Böſem oder etwas Gutem, ja ſogar vielleicht etwas ſehr Gutem verdrängt werden kann. Das große Triebrad, welches alle die einzelnen Räder in Bewegung ſetzt, und in deſſen Bewegung wir vielleicht den Zweck des ganzen Baues erkennen könnten, iſt unſern Augen verborgen; wir können nur vermuthen, nur aus allen

Punkten, die von verſchiedenen Gegenden darauf zielen, mit großer Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß es exiſtire und zu irgend einem großen Endzweck wirke. Wer ſonſt keinen Beweggrund hat, groß, edel, tugendhaft zu ſeyn und zu handeln, dem ſey dieſe Wahrſcheinlichkeit ſtatt eines Beweggrundes; der überzeuge ſich, daß die Wahrſcheinlichkeit Wahrheit, daß ſie unumſtößliche Gewißheit ſey. Es iſt das Schickſal der meiſten Menſchen, zu ihrem großen Glücke in dieſer Ueberzeugung zu leben. Wer aber gefühlt hat, daß auch ohne dieſe Ausſicht, deren Süßigkeit Niemand verkennen wird, Tugend und Rechtſchaffenheit wahre Weisheit iſt und wahres Glück des Lebens, ſo gut wir es einmal haben können, der liebe Tugend und Rechtſchaffenheit um ihrer eignen Schönheit willen, und ſey feſt und unerſchütterlich auf dieſem Wege, wenn auch Tauſend abgleiten zu ſeiner Rechten und Zehntauſend zu ſeiner Linken. Alles an uns Menſchen iſt erzwungen, iſt nothwendige Folge der Einrichtung, die nicht von uns abhing; der Freie iſt alſo nicht derjenige, der von allem Zwang befreit iſt, denn das iſt kein Geſchöpf, ſondern der dem wenigſten Zwang, dem natürlichſten (wenn ich ſo ſagen darf), allein gehorcht. Für den blindeſten Menſchen ſind menſchliche Geſetze, ſind Galgen und Staupbeſen, ſind Ordensbänder und Ehrentitel Zwangmittel zur Rechtſchaffenheit; für den mehr fühlenden, mehr nachdenkenden Himmel und Hölle; aber für den Selbſtdenker, den Wahrheitsforſcher, den, der alles unparteiiſch mit dem Maße mißt, welches die

Vorſehung ihm gab, mit ſeiner Vernunft, für den iſt in der ewigen, feſtgeſetzten, unabänderlichen Verbindung der Tugend mit wohlthätiger, beglückender Empfindung, des Laſters mit ſchrecklicher innerer Zerrüttung und dem bitterſten Leiden des Gewiſſens, natürlicher Zwang genug, um ſeinen geraden Weg zu gehen; und dieſer Weg hat den Vortheil, daß er Niemandes Weg durchkreuzt, da hingegen man auf den andern Wegen alle Augenblicke das Intereſſe verſchieden geſinnter Menſchen zuſammenſtoßen und heftige Erſchütterungen leiden ſieht. Ich wüßte nicht, was wir unſerm Freunde, — verzeihen Sie, daß ich Ihren Freund auch den meinigen nenne, ich dächte ein Herz wie das Ihres Forſter's hätte wohl einigen Anſpruch — unſerm Freunde zu ſeiner Beruhigung anders, als dieſes ſagen könnten. Handeln und leben nach beſter Einſicht macht glücklich (immer im Vergleich mit dem, der nicht ſo handelt); abſolut glücklich, oder abſolut irgend etwas, iſt ein Begriff, der in einem Menſchen keinen Raum findet; kein Menſch kann uns dies glückliche Gefühl nehmen, welches das Bewußtſeyn, recht gehandelt zu haben, uns giebt. Auf alles Andre aber müſſen wir Verzicht thun, wenn wir dieſes in ſeiner ganzen Stärke fühlen wollen; wenigſtens alles Andre als Gewinn und Beute, als zufälliges, überzähliges Glück annehmen. Wir ſind immer nur Werkzeug im ganzen Zuſammenhange; das Gute, was wir einſehen und bezwecken wollen, geſchieht nicht; allein das hindert uns nicht, jenes Gute zu thun, welches unſer jedesmaliger

Einfluß ins Ganze hervorzubringen vermag und welches wir eben ſo einſehen. Es folgt bloß, daß das Gute, welches nicht geſchieht, noch nicht in die Zeit, nicht in die Reihe der Dinge paßte. Gutes und Böſes bleibt darum nicht minder, was jedes für ſich iſt. Hunderttauſend Menſchen ſind elend, die glücklich ſeyn könnten und ſollten; aber ich kann funfzig, zwanzig, zehn, einen glücklicher machen, als er ohne mich geworden wäre; ſoll ich dies unterlaſſen, weil ich dem Elend der Hunderttauſende nicht abhelfen kann? Das Schickſal verſagte mir die Kräfte, dies möglich zu machen, auf meinen Schultern ruht dieſe Laſt nicht. Aber es hat mir die kleinere Bürde aufgelegt, die ſoll ich tragen. Alexander weinte um Welten, die er nicht erobern konnte, Heraklit weinte um das Unglück und Elend des Menſchengeſchlechtes, dem er nicht abhelfen konnte, — was ſollen wir in dieſem ſo ganz gleichförmigen Falle thun? nicht auch lächeln, daß ein Weiſer ſo irre ſehen kann, ſo groß ſeyn will, als noch kein Menſch geweſen iſt; daß er die Ordnung der Dinge aufgehoben wiſſen will, weil ſie ſeinen Begriffen von Recht und Unrecht (die immer nur relativ ſind und die er immer mit abſoluten verwechſelt) nicht zu entſprechen ſcheint? Doch immerhin laſſen wir ſie beide weinen, wenn ſie nur darüber nichts beſſeres verſäumen! Aber wenn die gutherzigen, mitleidigen Thränen ſo lange fließen, bis ſie den ganzen Menſchen erweicht, erſchlafft, unthätig gemacht, ſeine Kraft dem Einzelnen geraubt haben, für deſſen Schutz, oder Troſt, oder Erhaltung ſie beſtimmt war, dann ſind es ſtrafbare Ergießungen eines ungeduldigen Herzens, das nie auf dem Weg ruhig ſeyn will, der ihm angewieſen ward, nie da, wo es iſt, zu Hauſe ſeyn will. Der Sieg des Böſen über das Gute, das Unglück und das Elend des Menſchengeſchlechts, kann nicht kräftiger befördert werden als dadurch, daß auch diejenigen, die noch in ihrer Sphäre, wie klein oder groß, gleichviel, Gutes wirken könnten und ſollten, die Hände aus Unmuth ſinken laſſen und den Wahlplatz räumen, weil ſie nicht wie Hercules die Hydra mit Stumpf und Stiel ausrotten, oder den verzweifelten Rieſen, den Erdenſohn Antäus, in ihren Armen auf einmal erdrücken können. — Werden Sie Ihren Forſter erdulden können, wenn er lange ſo fortfährt und ſeinen ganzen Vorrath von praktiſcher Philoſophie auf einmal auskramt? Ich habe noch kein Verbot von Ihnen über dieſen Punkt, und ich halte ihn für wichtig, weil doch Eins und Anderts, zumal durch Ihre überredende Erklärung modificirt, zur Beruhigung Ihres Freundes beitragen könnte, und ich mir nichts Süßeres als die Beſchäftigung, nichts wahrhaft Nützlicheres denken kann. Sollte ich zu meinen hier geäußerten Gedanken Ihre Beiſtimmung erhalten, ſo würde michs freuen; wäre ich damit auf einer unrechten Spur, ſo iſt Berichtigung und Zurechtweiſung und beſſerer Einſicht Mittheilung das Erwünſchteſte, was ich mir durch meine Freimüthigkeit erwerben kann. Zürnen werden Sie auf keinen Fall, daß ich Sie heute mit philoſophiſchen Unterſuchungen unterhalte, da Sie wiſſen, daß meine Abſicht gut iſt, und fühlen, wie ſehr dieſer Umſtand alle Irrungen des Verſtandes beſchönigen hilft. Ein anderer Grund, warum ich juſt jetzt ſo weitläufig über dieſen Gegenſtand bin, iſt dieſer, daß zufälligerweiſe ein Spaziergang, den ich vorgeſtern mit Werner'n machte, ähnliche Betrachtungen aufs Tapet brachte, wo wir die Sache ganz durchgingen, und da iſt mir noch Alles ganz friſch im Kopfe. Mich dünkt, theure Freundin, der Hr. v. * müßte als beſtimmter Erzieher des zukünftigen Regenten einige Zufriedenheit empfinden, weil es doch ſicherlich in ſeiner Gewalt ſtehen wird, dem jungen Fürſten viel Gutes einzuflößen, und ſolchergeſtalt ſchon jetzt den Grund zur Abhelfung jenes großen Uebels zu legen, welches ihn ſo ſehr niederſchlägt. Er muß ſich nun einmal, und vor allen Dingen als Politiker, gewöhnen, die Periode des Drucks, des Jammers und des Leidens mit Muth zu ertragen, mit Schweigen vorübergehen zu laſſen, und in der Erwartung einer zum Theil durch ſeine Bemühungen ſelbſt zu bewirkenden Veränderung zu thun, was Tugendliebe und Pflicht ihm gebieten. Es giebt der Beweggründe mehr. Einmal, wie ich ſchon geſagt habe, richtet das bloße Mitleiden, das unfruchtbare Klagen nichts aus, hilft der Sache nicht ab und benimmt noch alle übrige Spannkraft zu künftiger Wirkſamkeit. Dann, ſo darf ein Mann von ſeinem Blick nicht auf eine kleine Spanne Zeit, ſondern weit um ſich her, ins Verfloſſene und Zukünftige ſchauen und dies nach jenem beurtheilen; er muß nicht ſowohl auf individuelle Menſchen, als auf die ganze Maſſe ſeine Wirkſamkeit berechnen; jetzt ſäen auf Hoffnung, damit der Enkel freudig dereinſt ernten möge. Dieſe Art Ausſaat mißlingt ſehr ſelten. Ferner kann es ihm unmöglich entgehen, wenn er mit unparteiiſchem Geiſte forſcht, daß das Leiden der Menſchen nie ſo groß iſt, als es ſich der Patriot und Eiferer für Glück und Tugend wohl vorſtellt. Er ſtellt ſich gewöhnlich mit ſeinem feſſelfreien, aufgeklärten Geiſte, mit ſeinem zarten, verfeinerten Gefühl, mit ſeiner ganzen Reizbarkeit und Empfänglichkeit, mit ſeiner feurigen brennenden Tugendliebe, mit ſeiner deutlichen Erkenntniß und der daraus entſpringenden ſtarken Verabſcheuung des Unrechts und Laſters — an die Stelle des Leidenden; da wird ihm freilich zu heiß, und es dünkt ihn unerträglich, was er dort Alles dulden muß. Allein derjenige, der auf dieſen Platz hingeſetzt wurde, iſt vom Schickſal ſchon geharniſcht mit einem gewiſſen Grad von Unempfindlichkeit, von Vorurtheil, von Blindheit; anſtatt über und über verwundbar, und auch von allem, was auf ihn unaufhörlich wirkt, in der That verwundet zu ſeyn, lebt er ziemlich ruhig, und ſpringt nur dann und wann in die Höhe, wenn der Stachel des Treibers wirklich durch das Fell bis ins empfindliche Fleiſch dringt. Ich ſage hier nichts Neues, nichts, das Ihnen hart ſcheinen dürfte, denn ich erinnere mich noch gar wohl, wie Sie mir einſt ſagten: „das ſey ein Jammer, daß die Menſchen nicht werth wären, daß man ſich um ſie Mühe gäbe; ſie fühlten nicht, wenn man ihr Beſtes wolle, weil ſie nicht einmal fühlten, wenn man ihnen wirklich wehe thäte.“ Ferne ſey es von dem Menſchenfreunde, ſeine Brüder um dieſer traurigen Unempfindlichkeit willen, zu der ſie durch Unterdrückung und Aberglauben hinabgeſunken ſind, ihrem Schickſal zu überlaſſen. Sie bedürfen alsdann gerade die meiſte Hülfe, je weniger ſie ihre Krankheit fühlen; nur muß es dem Arzte immer noch lieb ſeyn, daß ſie nicht ſo ſehr leiden, nicht den Umfang ihres Uebels kennen und fühlen. Der gute Arzt wendet an mit feſtem, ruhigem, überlegtem Gange, was ſeine Kunſt ihn lehrt, ſey die Krankheit ſchmerzhaft oder ſchleichend, hitzig oder kalt; er thut ſeine Pflicht, und überläßt ſich nicht ſeinem mitleidigen Gefühle auf Rechnung ſeines Gewiſſens. Der Erfolg ſteht in höherer Hand. Nichts iſt edler, nichts ſo eine ſichere Anzeige von der Gewalt der Tugend über das Herz, und auch von der Kraft, die der Schöpfer in manche Seele gelegt hat, zum Wohl der Menſchheit thätig zu ſeyn, als der Enthuſiasmus für Freiheit und Volksglückſeligkeit, die der Jüngling zumal am lebhafteſten fühlt; und gleichwohl iſt nichts gewöhnlicher, als das Erlauen und Erkalten in einem nur wenig vorgerückten Alter, ſobald man die Hinderniſſe empfunden hat, die die vielfaſſenden Ausſichten eines ſolchen Patrioten in einen ſehr engen Wirkungskreis zurückweiſen. Ich kenne hier nur einen Mittelweg. Die Natur knüpfte ein unauflösliches Band zwiſchen unſern Pflichten und unſerm Intereſſe glücklich zu ſeyn. Es darf nicht die Frage ſeyn: können wir Gutes ſtiften, können wir Mißbräuche abſtellen, können wir Früchte unſerer Bemühungen zur Wohlfahrt des Staats oder der Geſellſchaft, in der wir zu wirken beſtimmt ſind, erleben? — Nein, dies Alles hängt nicht von uns, hängt nicht von Menſchen ab, es liegt im Rath der Götter beſchloſſen und im heiligen undurchdringlichen Dunkel des Schickſals verhüllt. Aber es kann und muß die Frage täglich aufgeworfen werden, ob wir heute thaten, was nach unſerm Gefühl und Verſtande das Beſte ſchien, das Beſte des Staats unter den Umſtänden, worin er, worin wir uns befanden, das Beſte des einzelnen Menſchen, mit dem wir beſonders zu thun hatten; denn das Beſte unſers eignen Selbſt, welches uns am nächſten angeht, iſt Reſultat dieſer beiden, und folgt unmittelbar daraus. Nicht was wir erzielt haben, ſondern was wir mit Anwendung aller uns verliehenen Kräfte und Einſichten haben erzielen wollen, ſoll uns Beruhigung geben. Dieſe Beobachtung iſt der Ordnung der Dinge gemäß, in ihr gegründet; dies iſt wahr, warum wollen wir uns die Welt anders denken und alle Augenblicke mit Schmerzen gewahr werden, daß wir uns täuſchten? Das Bewußtſeyn: „ich that, was ich vermochte,“ — ſoll es nun einmal ſeyn, was uns Troſt und Zufriedenheit in allen Dingen giebt. — Schade für dieſes kalte Raiſonnement! wird vielleicht Ihr Freund * ſagen; wenn man lebhaft empfindet, ein zärtliches, reizbares, ſtets für die Menſchheit pochendes Herz hat, da überwältigt einen die Empfindung, da wird man unwiderſtehlich hingeriſſen, da bricht man in Klage und Trauer aus über jede neue Zeitung des Jammers, die man erhält, jede neue Scene des Verderbens, wovon man Zeuge iſt. — Auch dies empfinden, auch ſo gerührt werden, iſt Natur. Ich fühle, liebe Freundin, die ganze Stärke dieſes Einwurfs um ſo mehr, da ich ſelbſt wohl reizbar genug geweſen bin, um mich über mein Unvermögen, Andern zu helfen, zu betrüben, da ich noch jetzt zuweilen von dieſer ſo natürlichen Schwachheit Anfälle habe. Wer bemerkt es nicht an ſich ſelbſt, daß wir zwiſchen Empfindung und Handlung uns theilen müſſen; daß bald dieſe, bald jene ſtattfinden muß? aber wer wird nicht auch eingeſtehen müſſen, daß es Sache des vernünftigen Mannes ſey, auf beide Acht zu geben und beide zu ihrer Zeit herbeizurufen, oder wieder in ihre Schranken zu weiſen? Ich weiß, daß alles Raiſonnement nur ungefähr ſo wirkt, wie eine gute Diät; ſie erhält einen geſund. Gegen wirkliche Zufälle muß man Heilmittel gebrauchen, und welches Mittel kann es ſeyn, wovon man ſich Hülfe verſpricht, gegen dieſe zu große Reizbarkeit, gegen das Uebermaß des Gefühls? Unſer Schickſal wäre wohl wirklich grauſam, wenn nicht ein ſolches Mittel vorhanden wäre, — doch ich will nichts davon rühmen, ich will Ihnen bloß ſagen, was mir und einigen Freunden in ähnlichen Fällen heilſam geweſen iſt; vielleicht wirkt es auch bei andern wieder. Hier iſt mein Elixir! Man kann die Heftigkeit einer jeden Empfindung ſehr ſchwächen und manche gänzlich vertreiben, wenn man ſich ein Geſetz und eine Gewohnheit macht, der Quelle einer jeden Empfindung, die in uns entſteht, nachzuſpüren. Es iſt unglaublich, was das für Wirkung thut. Man pflegt den Zornigen zu rathen, ſie ſollten, ehe ſie ſich der Leidenſchaft überließen, nur ein Vaterunſer beten, oder auch nur zwanzig zählen, und dies iſt ohngefähr etwas Aehnliches. Kaum hat man ſich erinnert, daß man auch ein denkendes, nicht bloß empfindendes Weſen ſey, ſo herrſcht ſchon eine Stille in der Natur und die unbändigen Empfindungen ſchweigen vor ihrem Herrn, der Vernunft, ſo wie Wind und Wetter vor dem ernſten Kopfſchütteln und Dreizackſchwingen Neptuns.

No. LXX.

Forſter an Heyne.

Prag den 25. Jul. 1784.

Seit vorgeſtern, verehrungswürdigſter Freund, beſahe ich die Merkwürdigkeiten der großen und größtentheils ſchönen Stadt, und gehe mit Männern von Verdienſten um, die ich hier nicht geſucht hätte. Der Bibliothekar, **Dr. Raphael Ungar**, ein Prämonſtratenſer, der aber, ſo viel ich geſehen habe, kein geiſtlich Kleid trägt und ziemlich die Statur eines wohlgemäſteten Fleiſchers hat, iſt ein freimüthiger, offener, dienſtfertiger Mann, der den

Socin neben den Auguſtin in ein Gefach geſtellt hat und mit herzlichem Eifer gegen die ehemaligen Beſitzer der Bibliothek, die Jeſuiten, loszieht. Er ſcheint in der böhmiſchen Literatur wohl bewandert zu ſeyn, aber in der allgemeinen Bücherkenntniß möchte er doch etwas zurück ſeyn. Außerdem iſt er ein ſehr geſchickter Phyſiker; ſeine Elektriſirmaſchine iſt von außerordentlicher Stärke, hat ihn gegen 2000 Fl. gekoſtet, und er machte damit viele intereſſante Verſuche in Gegenwart des Fürſten. Poniatowski, mit dem ich hier nochmals zuſammentraf. Von zwei böhmiſchen Malern, Mutina und Theodor, hat man hier Oelmalereien aus dem dreizehnten Jahrhunderte gefunden, wovon einige nach Wien und zwei auf die hieſige Bibliothek gebracht worden ſind. Die Oelfarben ſind erſtaunlich dick aufgetragen, das Colorit, die Zeichnung und Haltung ſind ſchon leidlich. Alſo hat man hier dieſe Kunſt weit früher, als die Zeit des angeblichen Erfinders Jan van Eyk, gehabt. Eines der prächtigſten Manuſcripte, die ich hier ſahe, war ein Evangelienbuch der Huſſiten mit koſtbaren Miniaturgemälden, großen Buchſtaben und in Muſik geſetzt, wobei mir unter andern die ſchöne Allegorie auf einem Gemälde gefiel, wo Wikleff vorgeſtellt wird, wie er Feuerſtein und Stahl zuſammenſchlägt, Huß, wie er ein Hölzchen anzündet, und Luther bereits mit hellbrennender Fackel daſteht. Der überall unter die libros perditos gerechnete Thomas Cantopratenſis, der von Thieren, Pflanzen, den vier Elementen, Planeten ꝛc. handelt, und circa

1240 geſchrieben hat, iſt hier in Manuſcript. Mir fiel darin, wie ich hin und her blätterte, eine Stelle auf, wo er faſt augenſcheinlich zu verſtehen giebt, daß die Erde ſich um ihre Achſe bewegt; dies bei dem Ptolemäiſchen Syſtem, und ſo lange vor Copernikus Zeit, iſt gewiß eine Seltenheit. Vom Plinius iſt hier der ſchöne Codex, den Melanchthon auf eine Zeitlang von hier borgte und collationirte; ſonſt in dieſem Fach nicht viel Merkwürdiges. Die ganze Bibliothek enthält erſtlich die Jeſuiterbibliothek, in einem ſchönen Saale, der die übrige Univerſitätsbibliothek und die fürſtlich Kinsky'ſche einſchließt. Zuſammen ſind es oder ſollen es gegen 130,000 Bände ſeyn. Bis jetzt ſtehen ſie in ziemlicher Unordnung, allein der P. Raphael wird ſie ſchon noch ordnen. Einige 1000 Fl. können jährlich zur Vermehrung der Bibliothek angewendet werden. Der mathematiſche Saal enthält viele Inſtrumente nach Angabe des berühmten Tycho de Brahe, von einem damaligen ſehr geſchickten Mechanikus Habermel verfertigt. Die Sternwarte beſitzt zwei ſechsſchuhige Mauerquadranten und eine Menge anderer, meiſtentheils hier gemachter optiſcher und aſtronomiſcher Inſtrumente, die der ehemalige Aſtronom Stöpling auf ſeine Koſten machen ließ und der Univerſität vermachte. Das Gebäude iſt aber nicht bequem dazu. Dieſe und einige andere zur Experimentalphyſik gehörige Sachen ſtehen unter Aufſicht des Profeſſors Strnadt, eines gebornen Böhmen, der aber jetzt ziemlich gut deutſch ſpricht und mir überaus viel Freundſchaft erwieſen hat.

Aſtronomie iſt wohl ſein Hauptfach. Das Naturaliencabinet, welches eigentlich aus Mineralien beſteht, denn die wenigen zoologiſchen Sachen wollen nichts ſagen, iſt reich an böhmiſchen und ungariſchen Erzen, und ein Geſchenk des hieſigen Fürſten Fürſtenberg. Ein gewiſſer Medicus, Profeſſor Tſchauſmer (ich weiß nicht gewiß, ob ich den Namen recht ſchreibe), hat die Oberaufſicht, allein er ſcheint in der Mineralogie nicht ſehr zu Hauſe und hat die Mineralien nach einer von ihm ſelbſt erfundenen neuen Claſſification ſehr durcheinander geworfen; auch läßt er ſich wenig darüber aus und zeigt ſelten das Cabinet, ſondern Hr. Profeſſor Mayer, ein überaus verdienſtvoller, liebenswürdiger Mann, der hier Naturgeſchichte lehrt und lange am Cabinet in Wien geſtanden hat, iſt zugleich Aufſeher des hieſigen Naturaliencabinets. Mayer's Enthuſiasmus für die Wiſſenſchaft iſt ſo groß, daß er entſchloſſen war, mit Profeſſor Märter und Haidinger die große Reiſe anzutreten, welche der Kaiſer auf vier Jahre entworfen hatte. Hernach änderte aber der Kaiſer den Plan, die Zeit des Außenbleibens wurde auf **acht** Jahre ausgedehnt und einige andere unannehmliche Umſtände traten ein, ſo daß ſich die Geſellſchaft zerſchlug und Prof. Märter mit einem Zeichner allein reiſte. Er iſt jetzt in Nordamerika. Mayer und ſein Bruder, der polniſche Hofrath und hieſige berühmte Arzt, auch ein edler, guter, aber ſtiller Mann, beſitzt ein ſchönes Privatcabinet, und ihre Verdienſte um die Naturgeſchichte von Böhmen ſind ſehr groß. Der Hofrath Mayer arbeitet an einer Flora Bohemica, die mit verſchiedenen neuern Gattungen erſcheinen wird. Er giebt das Werk auf eigene Koſten heraus, ohne Abſicht auf Vortheile, bloß aus Liebe zur Botanik. Die hieſige Privatgeſellſchaft, welche bereits eine Sammlung hat drucken laſſen, iſt nunmehr durch ein Diplom oder Patent des Kaiſers beſtätigt worden, und Hofrath Mayer wird ſich vor der Hand dem Secretariat unterziehen. Ich rechne dieſe beiden vortrefflichen Brüder unter meine würdigſten Freunde; ſie nahmen mich mit offnen Armen auf und erzeigten mir eine ſo thätige Freundſchaft, die ihre Wirkungen bis auf meinen Aufenthalt in Wien erſtrecken wird. Der Fürſt von Fürſtenberg, ein würdiger alter Herr, zu dem ſie mich führten, hatte ſehr verlangt, mich zu ſprechen. Er beſitzt eine ſchöne, ausgeſuchte Bibliothek, worin viele Manuſcripte von claſſiſchen Schriftſtellern, vom Horaz, Virgil, Perſius, Cicero de officiis ꝛc. vorhanden ſind. Horaz iſt ſein Lieblingsautor, von dem hat er alle Ausgaben. Die verwittwete Gräſin Wallis mit ihren beiden Söhnen mußte ich auch beſuchen. Sie iſt eine, dem Anſcheine nach, ſehr beleſene und aufgeklärte Dame und giebt ihren Söhnen eine vortreffliche Erziehung. Der eine junge Graf Sternberg beſitzt ebenfalls viele Kenntniſſe und iſt ein ſehr artiger Herr. Den hieſigen botaniſchen Garten hat die Ueberſchwemmung vom 28 Febr. faſt ganz verwüſtet. Ich habe den Prof. Mikan, der Botanik und Chemie lehrt, noch nicht geſprochen; er war verreiſt. Bei dem Probſt von Schulſtein, dem Gründer der hieſigen Normalſchulen, fand ich heute Mittag ein paar ſehr aufgeklärte Köpfe, den Profeſſor **Fiſcher** der Hermeneutik, und den Profeſſor **Royko**, den Hiſtoriker. Fiſcher denkt ſehr frei, doch hat er noch in ſeiner Auslegung des Neuen Teſtamentes etwas zurück gehalten, daher ihm Royko oft freundſchaftlich verweiſt, daß er nicht frei genug geſchrieben habe. Die Freimüthigkeit und Toleranz geht hier in der That ſehr weit. Auf der Redoute im Winter kam eine Geſellſchaft Masken wie Mönche gekleidet, einer mit dem Crucifix, und tanzten; eine andere Maske, als die Aufklärung, oder wenn man will, die Toleranz charakteriſirt, trieb ſie mit Peitſchenſchlägen im Saal herum und das übrige Publicum lachte. Der Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften, Herr Rath **Seibt**, iſt ebenfalls ein feiner Mann, der ſich aber mit mir auf ſein Fach nicht einließ, ſondern hauptſächlich vom Kaiſer ſprach und mit ſeiner übergroßen Thätigkeit nicht recht zufrieden ſchien. Er ſelbſt mochte wohl ein wenig bequem ſeyn, wenn der Schluß vom glatten äußern Anſehn gelten dürfte. Der Prälat **von Schulſtein** hat eine geläufige Zunge, aber auch viel richtige Einſicht, und bekannte, daß alle Einwürfe gegen die Normalſchulen, die in der Allgem. deutſchen Bibliothek gemacht worden, ſehr gegründet wären, allein man müſſe bedenken, daß es darauf angekommen ſey, mit **Nichts**, ohne **Fonds**, den erſten Stoß zu geben, Leute willig zu machen, die man nicht erhalten oder beſolden konnte, folglich die Lehrmethode ihren verſchiedenen Fähigkeiten zu überlaſſen, und froh zu ſeyn, wenn doch nur ein Anfang gemacht wurde, nur etwas geſchah. In der auf ſeine Veranlaſſung eingerichteten jüdiſchen Normalſchule war ich Nachmittags und beſuchte alle vier Claſſen. So unvollkommen der Unterricht immer ſeyn mag, iſt er doch zuverläſſig weit beſſer als der, den das Volk bisher genoß. Die Juden lernen eine ſchöne deutſche Hand ſchreiben, wovon in meiner Gegenwart die Proben abgelegt wurden. Sie lernen die deutſche Sprache rein und durchaus grammatikaliſch gebrauchen, man bringt ihnen Anfangsgründe der Moral bei, und dadurch, daß ihnen die Lehrer aus allerlei nützlichen Büchern vorleſen, bekommen ſie Geſchmack an der Lecture. Es gehen auch wirklich bereits Juden auf die Bibliothek und laſſen ſich Bücher geben. Die künftige Generation wird alſo zuverläſſig anders denken und urtheilen als die jetzige, und das iſt gerade, was bewirkt werden muß. Ueberhaupt wird im Oeſterreichiſchen noch wenig für die Wiſſenſchaften von Seiten des Kaiſers gethan, alles Bisherige ſind Privatbemühungen aus Patriotismus. Prochaska hat gar kein anatomiſches Theater, er muß ſich mit einem kleinen Zimmer behelfen, wo er arbeitet. Man hofft, daß der Kaiſer, wenn ſeine übrigen Veränderungen zu Stande ſeyn werden, auch auf die Verbeſſerung der Akademien und Vermehrung ihrer Fonds kommen werde.

No. LXXI.

Forſter an Th. H. in Göttingen.

Prag den 25. Jul. 1784.

Seyn Sie verſichert, liebſte Freundin, ich empfinde mit innigem Danke, was Sie für mich nachſinnen und was Sie mir, mit Rückſicht auf mein Glück und auf die richtige Schätzung der Welt, ſagen. Ich höre gern guten Rath, und höre ihn von niemand lieber, als von Ihnen, die ihn lediglich aus Beſorgniß für mein Wohl ertheilt. Noch mehr, ich befolge ihn auch gern, wenn ich ſeine Zweckmäßigkeit einſehe; mir gnügt es, daß ich den ſchlichten Menſchenverſtand Anderer nachzufühlen vermag, wenn ſo viele Männer in dem Wahne zu ſtehen ſcheinen, nichts ſey Menſchenverſtand, als ihre eigenen Eingebungen, und ſich wohl gar etwas zu vergeben glauben, ſollten ſie ſich je vom Frauenzimmer rathen laſſen. Ich kenne dieſen unbilligen Unterſchied zwiſchen den Geſchlechtern nicht; die Natur hat Grenzen geſtellt, aber ſie ſind durchaus nicht von der Art, daß ſie dem richtigen Denken und Beurtheilen Abbruch thäten. Anmaßung, Prätenſionen, ſey es von einer oder der andern Seite, ſind das einzige, was vermieden werden muß, und ob es vermieden werde, zeigt ſich gar bald. Iſt wechſelſeitige Glückſeligkeit, iſt Liebe zur Erkenntniß der Wahrheit die Abſicht, in der man handelt oder ſpricht, ſo wird nicht gefällige, weiche Nachgiebigkeit und Biegſamkeit ohne Beweggrund den rathgebenden Theil zufrieden ſtellen; freie ungezwungene Ueberzeugung muß hier, ſo wie allenthalben, vor der Annahme und Ausbildung des Guten vorhergehen. Wenn ich einen Rath zu ertheilen habe, iſt es mir lieber, er werde gar nicht angenommen, ſo lange ſeine Vorzüglichkeit nicht einleuchtend iſt; habe ich aber den ſelbſtſüchtigen, pfäffiſchen Zweck, die Gemüther gefangen zu führen, dann iſt mir auch mit blinder Annahme meiner Vorſchriften, ja vielmehr mit nichts als dieſem blinden Gehorſam gedient, und die Folge einer ſolchen Annahme iſt immer unausbleibliche Geringſchätzung der Einſichten deſſen, der da ſo ungeprüft annimmt. Mich dünkt, gemeinſchaftliche Rathpflege über Gegenſtände im gemeinen Leben wäre eine der großen Wohlthaten, die mit dem Ehebündniß vergeſellſchaftet ſind. Giebt es Gelegenheiten, wo der Mann bloß für ſich beſchließen muß, ſo giebt es andere, wo der Rath des liebenden Weibes ein unſchätzbarer Vortheil bleibt. Sie ſehen, ich halte es nicht „wider den Lauf der Dinge, daß das junge Mädchen Forſter'n bittet, mehr Schurken in der Welt zu glauben, als er ſichs denkt, *mehr feſt, mehr mißtrauiſch* zu ſeyn." Ich laſſe mir gern ſagen, daß mein Charakter nicht Feſtigkeit genug hat, ich fühle dieſen Vorwurf als ſehr gegründet, darum mag ich gern erinnert ſeyn. Wie ich zunehme an Alter, Weisheit und Verſtand, werde ich hoffentlich dieſen Fehler ablegen, wir werden je älter, deſto unbiegſamer, deſto eingebildeter und eigenſinniger, je weiſer, deſto ſtärker im Selbſtvertrauen. Was den andern Punkt des Mißtrauens betrifft, ſo iſt damit bereits ein löblicher Anfang gemacht worden, und ich lache mich ſelbſt ſo herzhaft aus, wenn ich nach ſo vielmaligem Anrennen mich noch einmal anführen laſſe, daß ich wirklich verſprechen kann, Sie werden einmal Freude an Ihrem Schüler erleben. In meinem vorigen Briefe ſchrieb ich Ihnen mein Glaubensbekenntniß, daß man nämlich das Beſte thun müſſe, was man weiß, und ſich dabei das Intereſſe der Menſchen ſo angelegen ſeyn laſſen als möglich, ſie mögen es werth ſeyn oder nicht. Ich habe mich zuweilen in Anſehung meines Charakters geprüft, und ich glaube gefunden zu haben, daß mir nie ſo wohl iſt, als wenn ich mit meinen Nebenmenſchen ganz ausgeſöhnt bin, wenn ich Liebe für ſie fühle, ohne weitern Anſpruch auf ſie. Sind die armen Menſchen nicht deſto bedauernswerther, je mehr ſie ihr eignes Beſtes verkennen, je mehr ſie irren und fehlen? Sollte man darum aufhören ihnen gut zu ſeyn und ihr Beſtes zu beſorgen, ſo weit es nach unſern Einſichten geht? Die beſten Menſchen erkennen nicht immer das Gute, welches die Vorſehung an ihnen thut, ſie aber läßt ſich nicht irre dadurch machen. Bin ich, was ich glaube ſeyn zu müſſen, ſo leiſte ich mir ſelbſt ein Genüge, macht mir das Freunde, ſo ſind dieſe baarer Gewinn. Eben weil ich die Menſchen nach mir beurtheile, wie Sie, eben darum habe ich Nachſicht mit ihnen; verzeihe ich mir doch alles Böſe, was ich thue, ſo leicht, ſo gern, ſo oft ungebeten! Auf dieſe Art, denke ich, kann neben dem wärmſten Pulsſchlage für das Wohl aller Menſchen ein gerechtes Mißtrauen gegen ſie beſtehen. Fürchten Sie übrigens nichts von meiner Beſcheidenheit und von der

Güte, die Andere für mich haben; die erſte iſt ſo groß nicht, wie Sie denken; die andere hat ohnehin, bei meinem Hang das Herz der Menſchen zu beobachten, die Folge, daß ich an der Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit der meiſten Menſchen zweifle und ſehr auf meiner Hut bin, damit nicht bloße Biegſamkeit gegen ihre Meinungen und Schwachheiten ihre Selbſtliebe kitzeln und ſolchergeſtalt den einzigen Beweggrund ihrer Liebe zu mir abgeben möge. Es giebt wenige Menſchen, die mich um meinetwillen lieben, auch weiß ich Unterſchied zu machen. Aber doch giebt es mehr ſolcher, als ich gedacht hätte, und ich ſage das mit deſto mehr Ueberzeugung, jemehr ich es ſelbſt in Prag zu erfahren glaube. Unerwartet fand ich hier die beſte Aufnahme und erfuhr viel Freundſchaft von einigen edlen liebenswürdigen Männern, die ich noch gar nicht kannte, von denen ich nie gehört hatte, an die ich nicht adreſſirt war, die mir gleichwohl uneigennützigerweiſe Gutes erzeigen und deren Freundſchaft mir noch in Wien vortheilhaft ſeyn wird. — Ich verweilte zu lange auf der letzten Seite Ihres Briefes; nun gehe ich noch zur erſten zurück, und danke Ihnen für die Schilderungen für Herz und Geiſt, die Sie mir da ſchenken. Ich wünſchte wohl, mit Ihnen am Waldſtädter See geſtanden zu haben; ſo wie ich heute vor acht Tagen ſehnlichſt wünſchte, daß Sie neben mir ſtünden, als ich vom Gipfel des Borsbergs bei Pilnitz die ſchönſte, reichſte Gegend von Sachſen überſchaute und nichts, gar nichts davon genießen und empfinden konnte, wohl aber anfing, die Natur wieder lieb zu gewinnen, als man mich auf einem heimlichen Schattenpfade, zwiſchen bemooſten Felſen, durch hohe Buchen und Pappeln und ſchlanke Tannen, längs dem rieſelnden, rauſchenden und plätſchernden Waldbach hinabwärts führte. Es ſchloß ſich um mich her, es nahm mich aus dem Gewirr jener vor mir offen liegenden Welt, es drückte mich innig an den Buſen der Mutter Natur, die hier einſam und dunkel, doch nicht grauerlich, ſondern nur ſanft, nur gleichförmig und ſtillgleitend, nur ſüß melancholiſch und mittrauernd, das Gegenbild der in dunkeln Gedanken verwebten Seele war! O, für jede Art des Schmerzes liegt im ewigen Mancherlei der Natur ihrer Bildungen irgendwo ein heilender Balſam. Ich bin jetzt faſt immer ganz ernſthaft, ſelten munter, noch ſeltener luſtig, ausgelaſſen aber nie; ich weiß die Zeit, wo ich luſtig und ausgelaſſen und der Freude recht empfänglich war; ich weiß, es kommt die Zeit, wo ichs wieder ſeyn werde. Abwechſelungen und Ungleichheiten, Ebbe und Fluth in unſerm Betragen, in unſerm Temperamente, in unſerm Gemüthe müſſen ſeyn. Wo die Ebbe tief fällt, da ſteigt die Fluth am höchſten. Aber es iſt mit uns doch etwas anderes, wie mit dem Meere, da iſt Jahr aus Jahr ein einerlei Steigen und Fallen; wir verändern uns, und unſere Perioden des Lebens ſind bald gleichförmiger und ruhiger, bald rauher und ſtürmiſcher. Sie wollen ein Gebot von mir, daß Sie möchten frömmer und gleichmüthiger ſeyn. Nein, das wäre ein trauriger Zwang, den ich Ihnen anthun müßte, dieſe Abänderung wird — oder ich bin ein armſeliger Naturforſcher — von ſelbſt kommen. Wenn Ihnen die liebe Mutter Schonung Ihrer Geſundheit predigt, ſo haben beide ganz Recht, und ich bin ihr unendlichen Dank ſchuldig. Sie ſollen nicht in naſſen Schuhen ſitzen bleiben und heftige Trauerſpiele declamiren, nicht mit dem Kopf im Feuer und mit den Füßen im Eiſe ſtecken. Aber Ihren Launen Zwang anthun, möchte vielleicht Ihrer Geſundheit weniger helfen, als nachtheilig ſeyn; was darin zu ändern iſt, bewirkt die Zeit, die in ihren Wirkungen ſo zuverläſſig iſt. Mir iſt um Ihre Augen bange; — alſo folgen Sie uns hübſch und verkälten Sie ſich die Füße nicht. Vom Spiel der Einbildungskraft und der mannigfaltigen Abwechſelung der Bilder, womit ſich Ihre Seele am Guckkaſten des Gedächtniſſes beſchäftigt, werden Sie weder Rheumatismus noch Ophthalmie bekommen, und ich wette, Ihr Arzt wird mir darin Recht geben. Ein Anderes wäre, wenn Sie wirklich ſchon krank wären; den Kranken verbietet man alle Gemüthsbewegung, weil ſie ohne Körperbewegung nicht abgeht. Ich erlaubte z. B. nicht, daß man bei ſchmerzenden Augen ſich über der Lecture eines Trauerſpiels bis zum Weinen hinreißen ließe, es möchte gleich damit einem Amerikaner oder Otaheiten ein Gefalle geſchehen. Doch mich dünkt, ich könnte das Ihrem Arzt überlaſſen und nur bei der Beſorgniß ſtehen bleiben, die Ihre Augenſchmerzen mir verurſachen.

Ich bin jetzt recht geſund und nur zu viel mit Sehenswürdigkeiten, zu ſehr mit dem Gegenwärtigen an jedem Orte, wo ich hinkomme, beſchäftigt, um meinen entferntern Freunden ſo zu leben, wie ichs wünſche. Wenn der Tag mit Beſehen und Beſprechen, mit Frag' und Antwort hingebracht iſt, ich müde und erſchöpft dem Schlaf in die Arme ſinken will, dann ſitz' ich und ſchreibe langweilige Epiſteln, wie gegenwärtiges Schreiben davon des Breiteren belehrt. Nehmen Sie kein Aergerniß, meine gütige Freundin, an Allem, was ich gähnend und ſeufzend ſchreiben muß, rechnen Sie mir keine Fehler zu, wenn Ihnen dergleichen, wie ich nicht zweifle, aufſtoßen ſollten. Apropos, Sie haben bei Gelegenheit Ihres Streits mit * die ſchöne Abhandlung von Garve über das Intereſſirende erwähnt. Sie iſt ungeachtet deſſen, was Sie aus Muthwillen behauptet haben, eine vortreffliche Schrift, ſowie die Abhandlung von der Prüfung der Fähigkeiten es noch mehr iſt. Ich würde, wenn ich im Beſitz des Rechts wäre, Ihnen Bücher zur Lecture vorzuſchlagen, keines früher als dieſe empfehlen. Zuverläſſig iſt Garve der größte jetzt lebende Philoſoph, und ſeine Schreibart iſt ſo ſchön als deutlich. Nächſt dieſem iſt mir neulich noch ein wichtiges Buch aufgeſtoßen, wovon ich in Dresden nur die Hälfte leſen konnte; es ſind Herder's Ideen zur Geſchichte der Menſchheit. Wie Ihnen dieſes Buch eines Ihrer Lieblingsſchriftſteller gefallen wird, bin ich ſehr begierig zu erfahren. Wenn ich phyſiſche Unrichtigkeiten ausnehme, die er nicht vermeiden konnte, weil er kein Naturkundiger von Profeſſion iſt, ſo hat das Buch doch einen großen Werth für mich, und Herder iſt mir dadurch noch lieber geworden, als er es zuvor war. Aus dem Geſichtspunkte iſt mir der Menſch und die Schöpfung am intereſſanteſten, und ſo ungefähr müßte man die Wiſſenſchaften behandeln, um ſie allgemein geliebt und folglich allgemein nützlich zu machen. Ich trage mich ſchon lange mit der Idee, die Naturgeſchichte einmal auf eine einladende und faßliche Art zum Unterricht für Kinder, dem Frauenzimmer in die Hände zu ſpielen; doch es würde kein Spielwerk, keine leichte Arbeit ſeyn, ſie ſo, wie ichs mir denke, zu liefern. Faſt wäre ich nach der Leſung von Herder's Buch zurückgeſchreckt worden — aber ich will es noch bedenken. Sie dürften, da von dem, was Frauenzimmer leſen ſollen, die Rede iſt, Ihre Stimme darüber immerhin ohne Beſorgniß geben; aber wir haben andere Sachen in unſern Briefen abzuhandeln; ich behalte es mir vor, mündlich davon mit Ihnen zu ſprechen.

Sachſen iſt ein ſchönes Land, und waren ſchöne Leute drinnen, die ich da kennen lernte, und gute, die ich lieben mußte. Nun bin ich in Böhmen, das iſt auch herrliches Land, zwar nicht ſo ſchön als Sachſen, ſind aber auch gute Leute drinnen, auch unter den vielen finſtern ſchon manche helle Köpfe, aber von Schönheit kann ich nichts rühmen, und das Barometer des Geiſtes ſteht beim Frauenzimmer, ſo weit ichs beurtheilen kann, auf Null. Doch ſoll es unter den Vornehmſten Ausnahmen geben. Bald gehe ich nun nach Wien, übermorgen nämlich; da komme ich wieder in eine andere Welt, dort giebt es zwar ſchöne, aber man ſagt, nicht viel geſcheute Frauenzimmer, und dann komme ich nach Polen, da ſind die Damen beides, ſchön und klug.

No. LXXII.

Forſter an Th. H. in Göttingen.

Wien den 1. Aug. 1784.

Seit drei Tagen bin ich in der großen Kaiſerſtadt, und heute früh öffnete ich mit einer Freude, die ſich nur denken läßt, Ihren Brief. Wollen Sie mit meinen Freunden in einen Bund wider mich treten und mich durch Ihr Lob eitel und ſtolz machen? Sie werden mich einſt in der Nähe ſehen, Zeuge aller meiner Handlungen ſeyn, und inſofern, weil ich mich vor Ihnen fürchten werde zu ſündigen, wie ich mich vor meinem T. fürchtete und mich dadurch von manchen Fehlern entwöhnte, — aber einſt ſtehe ich einmal im Moment der Uebereilung als armſeliger Sklav der Leidenſchaft da — und dann, — wird ſie nicht wieder von mir weichen, dieſe jetzt ſo ganz hoch geſpannte Achtung, und mich um ſo viel unglücklicher laſſen, als ich zuvor bei Ihrer Parteilichkeit glücklich und ein Schwelger im Genuß des Selbſtgefühls war? Bös — bin ich nicht, aber doch ſo voller Fehler, wie ſich

Hamlet ſeiner Ophelia beſchreibt: with more offences, at my beck, then I have thoughts to put them in imagination to give them shape, or words, to give them utterance. Ich weiß ungefähr, was recht und gut wäre für mich, aber ich verſtoße unaufhörlich gegen dieſes beſſere Wiſſen, und Gott weiß, es iſt nicht falſche, nicht wahre Demuth, ſondern die Treue, die ich Ihnen geſchworen habe, die mich Ihnen bekennen läßt, daß ich eben dieſes Bewußtſeyns halber unter dem wehmüthigen Gefühl erliege, wenn meine Freunde mich loben. Nicht, daß dieſes Lob mir ſchmeichelte; es thut es freilich, denn gerade in dieſem Punkt bin ich der ſchwächſte Menſch: aber alles in mir ſtraft meine Eigenliebe Lügen, ſo oft ſie ſich unterſteht, es als ihr Recht anzunehmen. Der Beweis Ihrer Zärtlichkeit, den ich einſt von Ihnen fordere, iſt ungleich größer, als alle Erwiederung, wozu Sie mir Veranlaſſung geben können. Ich habe bei Ihnen bloß ein wenig Ungleichheit des Temperaments zu ertragen, eine Ungleichheit, die auf einer Seite ſo viel belohnt, als ſie auf der andern etwa ſchmerzen könnte. Aber die Fehler, mit denen Sie an mir Nachſicht haben, die Sie liebreich beſſern ſollen, ſind häßliche Fehler, die ſo tief im Fleiſch ſitzen, daß ſie Ihnen manchen Seufzer, ich will nichts verſchweigen — vielleicht manche Thräne auspreſſen werden. Ein Narr ſagte mirs einmal in der Periode meiner größten Heiligkeit auf den Kopf zu, ich wäre ein ſinnlicher Menſch. Kinder und Narren ſprechen die Wahrheit; ich glaubte, daß er Recht hätte, prüfte mich genauer und fand, was auch noch wahr iſt, — daß er wirklich Recht hatte. Einem Bruder Schwärmer mußte ich einſt ſagen, was ich für meinen größten Fehler hielte, und da dachte ich hin und her und betrübte mich, daß ich ihn unter den vielen nicht ausfindig machen konnte, indem er mir geſagt hatte, es ſey ein gar böſes Zeichen, wenn man nicht ſo viel Selbſtkenntniß beſäße. Endlich ging ich hin und ſagte ihm, es ſey, wie mich dünke, die Eigenliebe. — „Ja, das iſt eben der Teufel," erwiederte er, „der ſo tief eingewurzelt und eingeroſtet im menſchlichen Herzen ſitzt, daß man ihn manchmal nicht entdecken, geſchweige austreiben kann." — Nehmen wir hinweg, was er ſich dabei gedachte, ſo hatte er im Grunde auch Recht. Eitel, erbärmlich eitel, eigenſüchtig und ſinnlich dazu! — das iſt Ihr Marc Aurel! — o die liebe Mutter! ſie hat gewiß nicht geglaubt, daß ſich eine Thräne aus meinem Auge auf dies Wort hin verlieren würde. — Auf! ſind wir nicht, was wir ſeyn ſollten und könnten, ſo wollen wir Hand in Hand dem Ziele näher gehen, wollen einander wechſelſeitig unterſtützen, wenn Eins von uns wankt, aber uns des Wankens ſo viel als möglich enthalten, uns ſchämen, dem Andern Sorge, Mühe, Schmerz oder Beſchäftigung, noch über jene, die uns die Natur auferlegt, zu verurſachen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich bei vielen vorzüglichen Menſchen, und namentlich und individuellement bei uns beiden, die Ehe für das beſte Mittel der Vervollkommnung halte. Mit ſo viel gutem Willen, wie wir uns beiderſeits gewiß bewußt ſind, werden und müſſen wir Einer des Andern guter Engel ſeyn. Der richtige Geſichtspunkt, aus dem wir die Angelegenheiten der Menſchheit anſehen, der Wunſch, unſere Einſicht zu erweitern, um darnach handeln zu können, wird uns beſtändig einer des andern Hochachtung erhalten, und ſo lange dieſe dauert, wird auch das Gefühl der Scham dauern, ſich auf einem Fehltritt ertappen zu laſſen von demjenigen, den man hochachtet. So werden wir, indem wir uns ſo wenig als möglich uns ſelbſt anvertrauen, in beſtändiger Uebung der Wachſamkeit über unſere Temperamentsfehler bleiben, und uns hoffentlich allmälig davon ganz, oder doch mehr und mehr losreißen. Des Menſchen Herz iſt ein trotziges und verzagtes Ding, ſagt ein Jude in der Bibel. Ich kenne in ſo wenig Worten keine Wahrheit, die mehr Kenntniß dieſes ſo trotzigen und verzagten Dinges verriethe. Heut z. B. wollte ich Ihnen eben ſo unbefangen guten Morgen bieten, als ich geſtern um Mitternacht gute Nacht ſagte; ich konnt's ſchon nicht ſo gut. Allerlei Gedanken, auf denen ich mich ertappte, ſtörten die Andacht, womit ich mein Herz erheben wollte, und mein Gewiſſen rügte ſie ſogleich und ſagte mirs, wer ſich ſo etwas einfallen ließe, könne nicht einen unbefangenen guten Morgen wünſchen. Das iſt Beichte, liebe Freundin, und nun ertheilen Sie mir Ablaß und Vergebung der Sünden, dann biet' ich Ihnen den ſchönſten Morgengruß.

Schon ſeit mehreren Stunden wimmelts gerade vor meinem Fenſter vor dem Eingang der Kapuzinerkirche, die heute ſeit Aufgang der Sonne ſchon Ablaß für die vergangenen und zukünftigen Sünden verkauft haben. Das arme blinde Volk kniet ſchon mitten auf der Straße, nur das Geſicht nach der Gegend gerichtet, wo ſeine Verblender ihm ſeine Götzen ausſtellen. Der Menſch iſt ein weichherziges Thier, Verſöhnung und Frieden ſucht er ſo gern, und iſt ſo froh, wenn er ſie erlangt zu haben glaubt! Das wußten die Menſchen wohl, die ſeinem Geiſte Feſſeln ſchmiedeten, welche noch jetzt ſo feſt, ſo unauflöslich ſind. Die Selbſttäuſchung, die man ſo emphatiſch Glauben nennt, bewirkt hier eben das, was bei mir die gewiſſe Ueberzeugung. Ich will die Augen wegwenden von dem häßlichen, traurigen Bilde des Aberglaubens, das ſich dort lebendig gruppirt, und ſie wieder auf Ihren Brief heften, der ſo viel reine, wahre Gefühle für das Weſen enthält, dem wir die Entſtehung alles deſſen, was iſt, zuſchreiben müſſen, und das, ſobald wir dieſes glauben, zugleich das wirkſamſte, thätigſte, vollkommenſte, weiſeſte, liebevollſte, das die Liebe ſelbſt ſeyn muß. Wenn Sie fragen, ſo iſt es Pflicht zu antworten, nicht mit Aphorismen und Dogmen, ſondern mit dem, was ich zu ahnden glaube und gern beſſer wüßte. Sie haben einen redlichen Geiſt des Forſchens nach Wahrheit. O, daß er nie dadurch laß würde, daß ſo viele Schranken dem menſchlichen Forſchen geſetzt ſind, die ihm überall entgegenſtehen! Das Feld iſt deſſenungeachtet weit genug für uns, uns, ſo lange die Schnellkraft unſerer Organe dauert, zu beſchäftigen. Die Gegenſtände, mit denen Ihr Brief ſich beſchäftigt, ſind gerade unter allen ſpeculativen die wichtigſten — wohl bedacht, daß ſie immer nur ſpeculativ ſind, und daß uns Alles in unſerm ganzen Weſen erinnert, daß wir mehr zum Handeln als zum Speculiren hier ſind, mehr durch Gefühle, als durch Abſtractionen angeregt werden, mehr in die gegenwärtigen Verhältniſſe uns ſchicken, als neue, noch ſo wahrſcheinliche, uns erträumen dürfen. Verzeihen Sie mir immer meine kalte Philoſophie, wie Sie ſie nennen; ſie iſt doch die Philoſophie eines warmen Herzens. Sie wiſſen, ich war ein Schwärmer, aber wie ſehr ichs geweſen bin, welchen hohen Grad ich erſtiegen hatte, das konnten, weil ichs für Pflicht hielt es zu verbergen, ſehr wenige Menſchen wiſſen. Ich habe Alles geglaubt. Die Ueberzeugung, daß diejenigen, die mich zu dieſem Glauben verführten, keine moraliſch guten Menſchen wären, öffnete mir die Augen, ich glaubte nun das ganze aufgethürmte Glaubensgebäude auf einer Nadelſpitze ruhend zu ſehen, und wie ich die unterſuchte, fand ich ſie auch verroſtet und unſicher; ich war wie einer, der aus ſchweren Träumen erwacht und einer Todesgefahr entronnen iſt. Was ich je von Einbildungskraft hatte, ſpielte immer in ſanften, roſenfarbenen Bildern; mit Liebe, mit ſanften Empfindungen konnte man mich locken, wohin man wollte. Meinem Verſtand ſchmeichelte es, Wahrheit zu erkennen, ſie auszuforſchen, und meinem Herzen, ſie da zu finden, wo ich ſie ſo gern ſuchte. Nichts iſt berauſchender für einen ſo eiteln Menſchen, wie ich war, als das Glück, den großen Zuſammenhang des Schöpfungsplanes zu überſehen, Gott nahe, in ihm gleichſam anſchauend Alles zu leſen und concentrirt zu überſehen, was in anſcheinender uns unbegreiflicher Unordnung da vor uns liegt, ein Vertrauter der Geiſterwelt und ſelbſt ein kleiner Halbgott, ganz Herr der Schöpfung, alle, auch die noch verborgenen Naturkräfte zu kennen, ihnen zu gebieten, und dies Alles durch das leichteſte Mittel von der Welt, durch gränzenloſe ſeraphiſche Liebe gegen das vollkommenſte Weſen, innige Vereinigung im Geiſte mit ihm, Selbſtverleugnung im höchſten Grad, Verachtung alles deſſen, was die ſchnöde Welt hochachtet, Entſagung aller Eitelkeit, beſtändige aſcetiſche Gemeinſchaft mit ihm, contemplative ſowohl als praktiſch experimentirende Erforſchung der Natur ꝛc. Von dieſer Höhe war, wie leicht vorherzuſehen, der Fall ſehr unſanft. Ich bin indeſſen weit entfernt, ſo nachtheilig von der einen Seite dieſe Periode für meinen Kopf geweſen iſt, ihr das Verdienſt abzuſprechen, welches ſie um meine Bildung gehabt hat. Nie wär ich im Studium meiner ſelbſt ſo weit gekommen, nie hätte ich gelernt ſo über mich ſelbſt zu wachen, mich zu prüfen, jede meiner Handlungen ihrer rechten Triebfeder zuzuſchreiben, nie hätte ich, bei aller guten Anlage, meinen Charakter, der im Grunde doch choleriſch war, ſo zur Geduld und zu den geſelligen Tugenden geſtimmt, meine Verſtandeskräfte ſo anzuſtrengen gelernt (wenn gleich die Anſtrengung eben damals nicht ganz zweckmäßig war), als durch dieſe Periode ſchwärmeriſcher Uebung geſchehen iſt. Endlich entſtand ein Zweifel, ob ich denn wirklich ſeit ſo langer Zeit mit meiner Philoſophie auf rechtem Wege wäre, ein Zweifel, deſſen ich mich anfangs erwehren wollte, der aber bald völlig ausgebrütet wurde und ſein völliges Wachsthum erlangte. Es kam zur Reviſion, wobei ich inne ward, bisher habe ich auf willkürlich angenommenen, noch nicht erwieſenen Grund gebaut. Das war ärgerlich, und war es um ſo mehr, da ich nun auch entdeckte, daß ich gerade das, was ich zu erreichen gewähnt, verfehlt hatte, daß ich in der Ueberzeugung, mich alles Rechts auf die Menſchen zu wirken begeben zu haben, mehr als jemals *mittelbar* auf ſie gewirkt hatte, und Beiſpiele von Intoleranz und Parteilichkeit in meinen Handlungen fand, wo ich mir wohl gar zu der Zeit, als ſie geſchahen, des Gegentheils bewußt war. — Im Vorbeigehen geſagt, ich glaube, Intolerantſeyn iſt von allen Arten der Ueberzeugung, daß man die Wahrheit kenne, unzertrennlich. Aus Gutherzigkeit wollen wir die uns beglückende Wahrheit auch unſern Freunden aufdringen. Es choquirt uns, wenn wir, aus uns fremden Grundſätzen, anders als wir gewohnt ſind, ſie handeln ſehen; und das verbieten wir, ſobald wir Macht haben und nicht überzeugen können oder wollen. Ja, wenn unſre Grundſätze nicht immer auf unſre Lage in der Welt, auf unſer praktiſches Verkehr mit den Menſchen einen ſo weſentlichen Einfluß hätten, dann könnte ſchon Jedermann ſeines Glaubens leben. Bei aller unſerer Toleranz aber ſind wir faſt beſtändig dem König von Preußen ähnlich, welcher auch ſagt, in meinem Lande mag jeder glauben, was er will, wenn er nur ein ehrlicher Mann iſt; — was aber zum ehrlichen Mann gehöre, hängt ja gerade ſo ſehr von eines jeden Glauben ab! Solche Cirkel machen wir oft. — Was mir in der Lage, worin ich mich befand, durchaus wahrſcheinlich vorkommen mußte, aus Liebe zur Wahrheit, aus Mißtrauen gegen mich und Hochachtung für Köpfe und Herzen, die ich für beſſer als die meinigen hielt, geprüft zu haben, gereicht mir nicht zur Schande, ob ich gleich im erſten Augenblick der Rückkehr meinen Stolz gedemüthigt fühlte und einige Furcht hatte, verachtet zu werden, folglich auch damals das Geſtändniß, welches ich jetzt thue, nicht leicht abgelegt hätte. Jetzt ſehe ich wohl ein, daß es bei dem guten Willen, zu dem meine geringe Erfahrung und Einſicht kein ſchickliches Verhältniß beobachteten, zu meiner Belehrung und Aufklärung ſehr nothwendig geweſen ſey, daß ich erfahren und prüfen mußte, ehe ich aburtheln konnte. Ich bin alſo über das Vergangene ruhig, und behalte noch immer ein brennendes Verlangen, die beſten Einſichten, deren mein Weſen fähig iſt (oder was wir Wahrheit nennen), zu erlangen; mein Freund *) nennt das an ſich kommen laſſen, oder der Ueberzeugung ſtets von allen Seiten unparteiiſch offen bleiben, nichts poſitiv, anders als aus Erfahrung

---

*) Jacobi.

weder zu verwerfen, noch anzunehmen. Noch giebt es viele Dinge, deren Wirklichkeit zu glauben mir ein Vergnügen macht, ſo wenig dieſe Wirklichkeit erwieſen werden kann. Möglich iſt ihr Seyn und auch ihr Nichtſeyn, und gerade die letztere Möglichkeit iſt doch wohl ein hinreichender Grund, an die Entſcheidung, ob ſie ſind oder nicht ſind, keinen einzigen Faden meines Glücks und meiner Zufriedenheit feſt zu knüpfen. Unſterblichkeit — Vervollkommnung — Verſenkung ins Meer der Liebe und Erkenntniß des Schöpfers — endliche Vereinigung alles Lebenden zu einem rein guten, von allem Uebel und aller Unzufriedenheit gereinigten Ganzen! — alle dieſe Ausdrücke, die mir von meiner ſchwärmeriſchen Periode her noch geläufig ſind, und die ich in Ihrem Seelenwanderungsſyſtem wiederfinde, ſind auch mir ſo ſüß, ſo beruhigend! Sie müſſen ſich auch leicht einſchmeicheln, anſchmiegen an Herzen, die eines weichen, theilnehmenden Gefühls für alle Creaturen fähig ſind, ſich daher ſo gern einen Ausweg im Dunkel des Schickſals erträumen, die Vorſehung nach menſchlichen Begriffen von Recht und Unrecht, Gerechtigkeit und Billigkeit rechtfertigen, und vom Gewebe des Ganzen gern mehr als die wenigen Maſchen, die ihnen offenbar werden, kennen möchten! — — Glauben heißt bei allen Religionsverwandten eine Gabe Gottes, das heißt etwas, was man ſich ſelbſt nicht geben kann; mich dünkt aber, auch dies gehört noch zur Definition: Glauben heißt Dinge für wahr oder wirklich annehmen, von deren

Wahrheit und Wirklichkeit wir nie durch die Organe, die wir jetzt beſitzen, überzeugt werden können — oder von deren Klarheit und Wirklichkeit nur äußerſt wenige Menſchen durch das Zeugniß ihrer Organe vergewiſſert worden zu ſeyn vorgeben, und daher fordern, daß man ihnen mehr als jenen vielen, die dieſe Erfahrung nicht gehabt, trauen ſolle. Wohl dem, der ruhig glauben kann! Wer dies nicht vermag, wer über unbewieſene Dinge unentſchieden bleiben muß, der ſey auf jeden Fall gefaßt. Was auch morgen geſchehen könne, wir handeln heute, nach heutigem Gefühl und heutiger Ueberzeugung, und in uns ſpricht die untrügliche Richterſtimme des Gewiſſens, ob unſer Thun uns dem Glück und dem Genuß, deren wir fähig waren, näher brachte, oder nicht. Schon dies allein iſt hinlänglich zu beweiſen, daß es eine falſche, zum Zurückſcheuchen von aller Nachforſchung erdachte Lehre ſey, daß dem, der keine Wiedervergeltung nach dem Tode glaubt (unerwieſen annimmt), nichts als Befriedigung jeder Leidenſchaft übrig bleibe, ja, zur Pflicht werden müſſe. O, nichts weniger als das; unſere bürgerlichen Verhältniſſe, und mehr als Alles, unſer inneres Gefühl ſteht nicht mit dieſem oder jenem Lehrſatz in ſo enger Verbindung; aber freilich iſt jene ſophiſtiſche Lehre mit der verrätheriſchen Philoſophie verſchwiſtert, die uns das Gegenwärtige um einer ungewiſſen, unerwieſenen Zukunft willen ganz verſtoßen lehrt! Der Moment, in dem wir leben, iſt unſer, das Vergangene iſt ein Traum, und das Zukünftige exiſtirt erſt, wenn es nicht mehr zukünftig iſt. An Leib und an Seele ſind wir heute nicht mehr, was wir geſtern waren, morgen nicht mehr die heutigen. Alles iſt Kreislauf, alles Veränderung, und doch gründet ſich das Angenehme, das Einſchmeichelnde der Idee von Fortdauer nur auf die Idee der Identität. Dieſe weggenommen, ſo kann es gleichviel ſeyn, ob der Lichtfunke, der mich heute beſeelt, über ein kleines im Aether der Milchſtraße, oder im Lichtmeer der Sonne, oder in einem Atom des Veilchens lebt, das auf meinem Grabhügel wächſt — oder ob er ſich neue Organe aneignen, neue Eindrücke annehmen, ein neues Gedächtniß ſich bilden und in neuen Verhältniſſen ſchweben kann. Zurück, zurück, o Menſch, aus jenem Labyrinth von Ideen, aus dem für dich kein Ausweg gefunden iſt! Die armen Schwärmer

Nennen hier auf Erden leben — ſchlafen,
Und den Körper ihrer Seele Grab,
Und vergeſſen, daß, der ſie geſchaffen,
Ihnen auch zur Arbeit Hände gab.

Streben deine Plane zu durchſpähen,
Und zu ſehn dein göttlich Angeſicht;
Ach, und kennen ſich und überſehen
Dieſe Spanne ihres Lebens nicht.

Drum, o Gott, bewahre vor dem Wahne
Mich, der ſtolz ſich bis zu dir erhebt;
Lehre mich, wie man nach deinem Plane
Hier in dieſem Erdenthale lebt.

Nie, o Herr, wird ſich mein Geiſt betrüben,
Wenn er dir auch nie ins Antlitz ſchaut;
Aber immer werd' ich jenen lieben,
Der mir dieſe ſchöne Welt gebaut.

Viele wagtens Weſen zu bezwingen,
Die ihr blödes Auge gar nicht kennt,
Und die weite Kluft zu überſpringen,
Die den Menſchen von den Geiſtern trennt.

O, laß nie den Standort mich vergeſſen,
Wo du mich als Menſchen ſtellteſt hin,
Laſſe nie mit einer Welt mich meſſen,
Deren Glied ich nicht geworden bin.
(Blumauer.)

Ich weiß wohl, daß man von den Seligkeiten, die ſich Liebhaber und Geliebte in der Ehe verſprechen, einen unbarmherzigen Rabatt zu machen pflegt, allein Alles werden ſie uns nicht rauben können; die Ruhe, die aus dem vollen Vertrauen auf wechſelſeitige Liebe entſpringt, die iſts, die uns unſer Glück zuſichert. Ich habe nur noch zwei Epochen vor mir, die der Ehe, und die der Auflöſung; und ich danke es Ihnen, daß Sie mich über die erſte durch Ihre Zärtlichkeit ſo ganz beruhigen. Wenn ich an Sie als meine künftige liebe Gattin denke, ſo macht mich Ihr gefühlvolles Herz und Ihr ſtrenger Begriff von Pflicht, dem Sie ſo willig folgen, für jedes Ereigniß unbeſorgt; o, die Liebe iſt langmüthig und geduldig und läßt keinem bittern Gedanken Raum! Wenn ich mir nicht umſonſt ſchmeichle, daß man mich mit ſanfter Güte zu einem guten Menſchen machen könne, ſo ſehe ich die frohe Ausſicht vor mir, an Ihrer Seite an dem, was wir Menſchen Tugend nennen, zu wachſen, und von Ihrer Hand gepflegt, einſt ruhig und gutes Muthes zu entſchlafen. —

Sie ſpotten, liebe Freundin, daß ich Ihnen von Wilna und von Concerten ſchrieb, und ich kann nicht beſchreiben, mit welcher unerſchütterlichen Gleichmüthigkeit ich Ihren gutmüthigen Spott las, weil ich bei jener Aufzählung deſſen, was ich von Wilna wußte, gewiß mehr die Abſicht hatte, Ihre Wißbegierde zu befriedigen, als Sie mit dem Orte auszuſöhnen. Ich habe hier eine Nachricht von Wilna erhalten, die für mich wenigſtens etwas mehr werth iſt. Hr. v. Jacquin, der hieſige berühmte Naturforſcher, hat ſeit mehrern Jahren den Auftrag gehabt, Bücher an die dortige Bibliothek zu liefern, und er verſichert mich, er habe an Büchern, die die Naturhiſtorie betreffen, für mehr als 4000 Fl. ſchon geliefert; ein Umſtand, der mir ſehr zu ſtatten kommt. Wenn ich Bücher habe, ſo kann ich arbeiten, und wenn ich meine Freundin habe, kann mich meine Arbeit froh und glücklich machen.

Ich ſagte zu Anfang dieſes ungeſchickt langen Briefes, daß ich von meinen Freunden verzogen würde, und unter dem Vorwande, daß ich Ihnen von Allem, was mich betrifft und was Erhebliches mit mir vorgeht, Rechenſchaft geben müſſe, will ich meiner Selbſtliebe das Opfer bringen und noch etwas von mir erzählen. Was ich zu ſagen hatte, iſt kürzlich dieſes: ſchon in Dresden wünſchte man mich beizubehalten. Der Miniſter von Wurmb ſoll ſich zu meinem Vortheil ausgedrückt haben; der Miniſter von Gutſchmidt ſagte mir ſelbſt, er wolle mein Freund ſeyn, ich ſolle nur an ihn ſchreiben, wenns in Polen nicht ginge, wie es ſollte. Was meine Freunde darüber deraiſonnirt haben, will ich nicht wiederholen. In Prag, wo ich nur vier Tage war, ſagte mir jeder, und jeder auf ſeine Art (alle konnten nicht bloß Complimente machen, oder lügen), er wünſchte, ich könnte da bleiben, oder wenigſtens in k. k. Dienſte treten. Der Hofrath Meyer, ein verdienſtvoller Arzt, der mit ſeinem Bruder ganz mein Freund ward, bat mich an ihn zu ſchreiben, wenn mirs in Polen nicht gefiele. Hier endlich höre ich aus jedem Munde wieder daſſelbe; am wichtigſten war, daß der Hofrath von Spielmann, der des Fürſten Kaunitz rechte Hand iſt, ein ernſthafter Geſchäftsmann, der keine Complimente macht, mich geradezu beim erſten Beſuch fragte, womit man mir in den Erblanden dienen könne? Ich habe ſeitdem erfahren, daß man mich gern entweder in Ungarn auf die Univerſität Ofen, wohin Hißmann berufen iſt, oder ſonſt placiren möchte. Auf allen Fall werde ich von dieſen gütigen Geſinnungen den Gebrauch machen, daß ich mir vorbehalten darf, im Fall mir Polen nicht behagt, hier mein Andenken zu erneuern. Aufrichtig zu reden, wär es mir aber um ſo lieber, wenn ich vorerſt eine Weile in Polen bleiben könnte, denn durch das Hin- und Herziehen gewinnt man nichts.

Wien iſt ein angenehmer Aufenthalt, und ich kenne es doch noch wenig, wegen der Abweſenheit des Herrn von Born, der erſt übermorgen aus Klagenfurt zurückkommt. Dieſer Mann hat hier unter Allem, was ihn kennt, nur Eine Stimme für ſich. Alle nennen ihn ihren lieben Vater Born. Er hat gewußt, daß ich kommen würde; und hat ſich ſo darauf gefreut, daß ich ſeine Wiederkunft kaum erwarten kann. Seine zwei Töchter ſind ein paar liebenswürdige Frauenzimmer, von viel Beleſenheit und Aufklärung. Mimi, die älteſte, hat etwas beſonders Gefälliges und iſt dabei munter und witzig; ich habe ſie nur einmal beſucht, wenn aber der Vater wieder kommt, werde ich öfter da ſeyn und das in Wien ſeltene Glück genießen, mit vernünftigen und verſtändigen Frauenzimmern umzugehen. Doch ich kenne ſchon ein zweites Haus hier, wo ich vortreffliche Frauenzimmer angetroffen habe; es iſt aber auch in ſeiner Art das einzige. Die Gräfin Thun iſt eins der beſten Frauenzimmer, die es je gegeben hat, Jedermann, der Einſicht und Verſtand hat, giebt ihr dieſes Lob; der Kaiſer, Kaunitz, die Engländer, die ſich hier aufhalten, beſuchen oft ihre Cirkel.

No. LXXIII.
Forſter an Heyne.

Wien den 1. Sept. 1784.

Geſtern, mein theuerſter, verehrungswürdigſter Freund, hatte ich die Freude, unſern lieben Karl hier zu umarmen; ſeine Ankunft war vorgeſtern in Begleitung der Herren Mönnich und Münter. Ich habe ihn ſogleich dem Hofr. von Born, meinem lieben, gütigen Freunde, zugeführt, und ich zweifle nicht, dieſer edle, vortreffliche Mann wird ſich ſeiner mit Wärme annehmen. Auch der Frau von Sonnenfels habe ich ihn vorgeſtellt und empfohlen (der Hr. v. Sonnenfels war eben nicht zu Hauſe), weil ich wünſche, daß er in dieſem Hauſe Zutritt haben möge, und wußte, daß ſie jetzt auf fünf Wochen nach Böhmen zum Biſchof Hey, Bruder der Frau von S., verreiſten, ich folglich keine Gelegenheit haben würde, weder ihn noch ſie zu ſehen. Er iſt Ihnen bekannt, ein Gelehrter von Verdienſt, der auch das beſte Herz hat, nur den einzigen Fehler eines fatalen Egoismus, der ihn beſtändig von ſich ſprechen macht. Sie iſt eine brave, rechtſchaffene, gebildete Frau in geſetzten Jahren, und mit der Freimüthigkeit, die ihr eigen iſt, und die ſie mit der ſanfteſten Gemüthsart verbindet, ſcheint ſie mir recht geſchickt, zur Bildung eines jungen Mannes etwas beitragen zu können. Hr. Prof. Hunczovsky von dem militair-chirurgiſchen Inſtitute, einer von den geſchickteſten, rechtſchaffenſten und beliebteſten Männern, die ich kenne, wird ganz unſers lieben Karls Freund und Rathgeber werden, heute werde ich ſie bei mir zuſammenbringen. Hr. Hofrath Stoll, den ich geſtern Abends bei Hrn. Hofrath v. Spielmann antraf, will ebenfalls bei mir einſprechen, um es gewiß zu machen, daß wir ihn nicht verfehlen; denn dieſer liebenswürdige, in aller Rückſicht vortreffliche Mann iſt vom Morgen bis in die Nacht geplagt, und hat faſt keinen Augenblick, den er ſeinen eigenen nennen kann. — So werde ich ihn auch bei den Antipoden jener Männer, bei B. und Q. aufführen; letzterer hat ſehr viel Freundſchaft für mich, und meine Maxime iſt es überhaupt, mich von keinem Parteigeiſt regieren zu laſſen, bis es mir ſo nahe gelegt wird, daß ich einen von beiden Streitenden verlaſſen und den andern allein wählen muß. B. hat nirgends einen guten Charakter, und ſo viel ich urtheilen kann, ſcheint ſein Betragen Anlaß dazu zu geben; allein er hat als Leibwundarzt und einziger wirklich conſulirter Arzt des Kaiſers viel Einfluß und viel Anhang. Q. iſt ein geſchickter Mann, aber von heftigen Leidenſchaften, denen er zuweilen mehr als der Vernunft und Billigkeit gehorcht. Als Director des neuen großen Hoſpitals iſt er ein wichtiger Mann für unſere Reiſenden.

Ich gehe nun binnen ein paar Tagen nach Polen ab. Mein verzögerter Aufenthalt in Wien war eine nothwendige Folge der Bekanntſchaften, die ich hier machte, der vorzüglichen Freundſchaft und ich muß ſagen Achtung, womit man mich aufnahm, und der Ausſichten, die ſich mir für die Zukunft öffnen. Vom Kaiſer an bis zu den Gelehrten ſagt mir ein jeder, daß er mich einmal hier zu ſehen hofft, und ich geſtehe es, ich habe keine Abneigung gegen Wien, ungeachtet Hr. Nicolai und Riesbeck (Verfaſſer der Briefe eines reiſenden Franzoſen), und das lepidum caput, Hr. Sander, es ſo verſchrieen haben. Der Kaiſer ſprach ungefähr zehn Minuten ganz allein mit mir in ſeinem Zimmer und fragte eins und anderes von meiner Reiſe. Auf die Polen iſt er nicht gut zu ſprechen. Wenn Sie arbeiten wollen, ſagte er, werden Sie's dort nicht lange aushalten, die Polen ſind eigenſinnig und dumm. Das beſte iſt, daß man ja den Weg heraus weiß, wie man hineingekommen iſt. Ich denke, ich ſehe Sie bald einmal wieder hier; denn ich glaube nicht, daß Sie der Mann ſind, der ſich bloß, um der größern Beſoldung zu genießen, verändern würde; ich glaube nicht, daß Sie der Mann ſind. — Nein! Eure Majeſtät, ſagte ich, ich habe nur den Wunſch, glücklich zu ſeyn, um recht arbeiten zu können. — Nun, Sie werden in Polen nicht bleiben. Und damit machte er eine kleine Verbeugung, die das Zeichen zum Weggehen war. Der liebe Hofrath von Born iſt ſo ganz mein Freund, daß er ſich den Gedanken gar nicht nehmen läßt, mich bald hier zu haben. Hr. Baron von Gemmingen, des Präſidenten von der Studiencommiſſion, Hrn. van Swieten, intimeſter Freund, der alte Hofrath von Spielmann, ein Mann, der ſich der Gelehrſamkeit im hieſigen Lande mit wahrem Eifer annimmt und zugleich der wichtigſte Geſchäftsmann im Departement des Fürſten Kaunitz iſt, dieſer große Miniſter ſelbſt, der keine Complimente macht, ſein College, der gute, ſanfte Graf Cobenzl, der alte Feldmarſchall Haddick, der General Graf Noſtitz, die Gräfin Thun, die vortrefflichſte, aufgeklärteſte Dame in Wien, und Alles, was ihr anhängt, dieſe und viele andere Perſonen von Wichtigkeit fällen ein eben ſo günſtiges Urtheil von mir, und ſchenken mir ihre Freundſchaft, zum Theil in dem Grade, daß ich auch ohne weitere Abſicht und Ausſicht mich glücklich ſchätze ihnen bekannt geworden zu ſeyn.

In der Gelehrſamkeit fängt es an Tag zu werden; es iſt Gährung in den Köpfen, und es ſcheint, die Leute gehen ihren eignen Weg im Denken. Man muß ſich nicht wundern, daß ſie ihrem Publicum Wahrheiten vortragen, die in unſerm nördlichen Deutſchland ſchon ſo lange geſagt worden ſind, daß ſie ſchon zur Maſſe der allgemeinen Kenntniſſe gehören, ſchon, ſo zu ſagen, mit der Milch eingeſogen werden. Das hieſige Publicum bedurfte noch eines ſolchen Unterrichts, und die Einkleidung iſt wenigſtens homogener und eindringender, wenn ſie von einem einheimiſchen Schriftſteller kommt. Mich dünkt es juſt nicht nöthig, Alles über einen Leiſten zu ſchlagen und die Arbeit der hieſigen Schriftſteller zu verdammen, weil ſie nicht den Schnitt der proteſtantiſchen hat. — Blumauer iſt ein beſſerer Philoſoph als Dichter, und ſolche Leute giebt es unter der neuern Generation mehrere. Von der ältern läßt ſich freilich wenig hoffen. Für die Univerſitäten ſorgt man; jedoch hat Herr Baron van Swieten, wie man ſagt, nicht Activität und Hardieſſe genug, um etwas durchzuſetzen. Der Kaiſer wollte ſchon vor ein paar Jahren eine Akademie der Wiſſenſchaften errichten, und hatte bereits wirklich einen Fonds von jährlichen 24,000 Fl. dazu beſtimmt; allein van Swieten getraute ſich nicht die Leute zu nennen, die berufen werden ſollten, und ſagte, es ſey noch nicht Zeit an Akademien zu denken, wo man noch keine Schulen hätte. — Als ob dieſe beiden Dinge etwas gemein hätten, und als ob es nicht vielmehr zur Anſtimmung des Tons in einem Lande vom größten Nutzen wäre, wenn eine Geſellſchaft ausgeſuchter Männer gemeinſchaftlich auf den Zweck losarbeiteten, wodurch dann endlich mehr Lehrer gebildet werden würden, als durch ſchlechte mechaniſche Normalſchulen. Inzwiſchen glaubt man, die Errichtung der Akademie ſey demungeachtet nicht gar zu weit entfernt. — In Freiburg, im ſchwäbiſchen Oeſterreich oder Breisgau, wo die Univerſität ſchöne Fonds beſitzen ſoll, zieht man jetzt auswärtige Lehrer an ſich, und ſie werden gut beſoldet. Der bisherige Kanonikus Jacobi in Halberſtadt veräußert ſein Kanonikat und nimmt in Freiburg den Lehrſtuhl der Aeſthetik an. Der arme Hißmann, der ſo früh bei Ihnen ſtarb, war nach Ofen oder Peſth engagirt. Die Univerſität wird nämlich von Ofen nach Peſth verlegt; d. i. nur an das entgegengeſetzte Ufer der Donau, denn die beiden Städte liegen einander gerade gegenüber. In Lemberg ſorgt man auch für Lehrer und Bibliothek

Aus des Duc de la Valliere Bibliothek hat der Kaiſer für die *hieſige* gegen 4000 Ducaten Werth an primis impressis und ſeltenen Büchern kaufen laſſen und das Geld dazu hergegeben, da der der Bibliothek zuſtehende Fonds zu andern Ankäufen verwendet wird.

No. LXXIV.

Forſter an Th. H. in Göttingen.

Wien den 3. Sept. 1784.

Recht geſcheut, meine liebe Freundin, war es, daß ich Sie bat, Ihre Briefe an X. zu ſchicken, und recht geſcheut, daß X. ſie immer noch hieher ſchickt. Ihr Forſter reiſt ſeinem kalten Beſtimmungsorte nicht ſo eilig zu, wie Sie es vermuthen. Gern ſäh' ich die Wünſche und die freundſchaftlichen Bitten meiner hieſigen Freunde in Erfüllung gehen, gern bereitete ich uns hier einen angenehmen, einen Ihrem Kopfe, Ihrem Herzen, Ihrer Geſundheit angemeſſenern Aufenthalt, als das ferne, wüſte Wilna, — und da ich dieſes für jetzt nicht kann, ſo erlauben Sie mir, daß ich wenigſtens auf die Zukunft hin einen Grund lege, als ein kluger Baumeiſter, damit in der Folge, wenn ja Polen das Land nicht ſeyn ſollte, wo wir unſer Leben zu endigen wünſchten, uns ein Zufluchtsort offen bleibe, wo Freundſchaft, Achtung und Herzlichkeit uns mit ausgebreitetem Arm empfangen möge. Ich ſcheine mir ſelbſt zuweilen ein Müßiggänger, daß ich etliche Tage länger vom Ziele meiner gegenwärtigen Beſtimmung entfernt bleibe; ſobald ich mir aber wieder ſage, und mit Wahrheit kann ich es, daß ich für unſere Ruhe, für unſer Glück hier zögere, daß ich uns Freunde zu gewinnen ſuche, die einſt, wenn eine günſtige Ausſicht ſich darbietet, für uns ſorgen, und aus Verlangen, ihr eignes Glück zu mehren, uns näher in ihren Kreis ziehen werden, ſo bin ich beruhigt. — So denkt Forſter, der Forſter, der ſonſt zu ſtolz oder zu demüthig oder zu ſehr ein Feind aller Künſte war, um ſich zu einem Etabliſſement zu drängen, der eine ſo große Süßigkeit darin fand, Alles der Hand der Vorſehung, die ihn immer ſicher und gut führte, zu überlaſſen, und alle Veränderungen, alle Glücks- und Unglücksfälle dankbar von ihr zu erwarten, unverhofft und unvorbereitet. Jetzt, wie verändert! jetzt, da ſeine Sorge nicht mehr das geringfügige Selbſt betrifft. Ich habe es wohl eher für eine Sünde gehalten, irgend jemand gefallen zu wollen; — ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehen — ich meine, wenn ich mich ſelbſt nur einigermaßen auf der That ertappte, die dem Menſchen ſo natürlich (zu ſeinem Glück ſo natürlich! zu ſeiner geſelligen Freude ſo unentbehrlich!) iſt, etwas geſagt oder gethan zu haben, damit dieſer oder jener es hören oder ſehen und gut von mir denken ſollte — (und dergleichen ſeine Abſichten liegen oft bei unſern Handlungen zum Grunde, ohne daß wir uns deſſen bewußt ſind), — ſo verdammte ich mich als einen Betrüger und Heuchler. Jetzt finde ich, daß ich das Widerſpiel von meiner vorigen Denkart in vielen Stücken, ſo auch in dieſem angenommen habe. Ich will gefallen, will Freunde gewinnen, mich ihnen anſchmiegen, nothwendig machen, den Wunſch in ihnen lebhaſt erregen: ach hätten wir doch den Forſter auf immer bei uns! ja, er muß, er muß zu uns kommen! Es iſt wahr, die Menſchen, denen ich zu gefallen wünſche, ſind es auch werth, daß man ſich um ſie bewirbt, und das mindert die Schuld, wenn eine darin liegt, faſt ums Ganze. Der Weg, den ich zur Erreichung meiner Abſicht einſchlage, iſt vielleicht auch ſo unſchuldig, daß ich vollends von Ihnen Erlaubniß erhalte, ihn zu wandeln. Ich mache es wie Othello, wenn er die Desdemona gewinnt; ich ſpiele keine künſtliche Rolle, ſondern eine natürliche; ich ſage den Leuten, was ich denke, und damit laſſen ſie ſich beſtechen. Nichts iſt ſo unwiderſtehlich als Wahrheit, als Natur. Wie ich von je und je ein duldendes, menſchenliebendes, kirres Geſchöpf geweſen bin, das gewohnt iſt, an jedem Dinge und an jedem Menſchen die beſte Seite aufzuſuchen und, um dieſer willen, alles Uebrige zu vergeſſen, ſo iſt mirs hier leicht, mich in die Leute zu ſchicken, und es iſt unglaublich, wie ſehr das attachirt. Ich ſage mir oft, daß ich die Menſchen durch nichts Weſentliches, durch nichts, das ſich ausdrücken läßt, gewinne, und wundere mich, daß ſie mir ſo gut ſind, daß es mir ſo nach Wunſch geht. Diejenigen, die ich gewünſcht habe mir zu Freunden zu machen, ſinds geworden. Ich habe ſie im Briefe an Ihren lieben Vater genannt. Wenn ich die hieſigen Großen gegen jene kleiner Herren kleine Diener halte, ſo gewinnen ſie unendlich. Sie glauben nicht, wie herablaſſend, wie freundſchaftlich man iſt. Kaum merkt mans, daß man unter Leuten von Stande iſt, und jeden Augenblick möchte mans vergeſſen, und ſie auf den vertrauten Fuß der gleichgebornen Freunde behandeln — *betaſten* nenne ichs hier, wenn ich bei der Gräfin Thun bin, dem beſten Weibe von der Welt, und ihren drei Grazien von Töchtern, wo jede ein Engel von einer eigenen Gattung iſt. Die Mutter iſt eine der vortrefflichſten Mütter, die ich kenne; die Kinder ſind lauter unbefangene Unſchuld, heiter wie die Morgenſonne, und voll natürlichen Verſtandes und Witzes, den ich ſo mit Stillſchweigen bewundere, wie den Verſtand und Witz eines gewiſſen lieben Mädchens an der Leine. Die feinſte Unterredung, die größte Delicateſſe, dabei eine völlige Freimüthigkeit, eine ausgebreitete Lecture, wohl verdaut und ganz durchdacht, eine ſo reine, herzliche, von allem Aberglauben entfernte Religion, die Religion eines ſanften, ſchuldloſen und mit der Natur und Schöpfung vertrauten Herzens. — Ich las ihr neulich, als ich mit ihr im Prater ſpazierte, die Stelle Ihres Briefes vor, die Hißmann betrifft. Sie war entzückt von dem Inhalt der Wendung und wards noch mehr, als ſie hörte, es ſey von einem zwanzigjährigen Mädchen. Zehn Küſſe müſſen Sie ihr gleich von mir ſchicken, ſagte ſie. Wenn wir je das Glück haben, meine Freundin, hier einen

Theil unſers Lebens zuzubringen, ſo werden Sie dieſes herrliche Weib wie eine Mutter lieb haben. Geſtern war ich mit ihr und ihrer Geſellſchaft zu Dornbach, dem ſchönen Landſitz des Feldmarſchalls Laſcy, wovon Nicolai mit ſolchem Entzücken ſchreibt. Es iſt ein recht ſchöner engliſcher Park und Garten.. Da ſpazierten wir miteinander, frühſtückten auf dem grünen Raſen und ſpeiſten dann im Augarten bei Wien um fünf Uhr Nachmittags. Faſt alle Abend zwiſchen neun und zehn Uhr kommen dieſe Leute bei der Gräfin Thun zuſammen, da wird allerlei witziges Geſpräch geführt, es wird Clavier geſpielt, deutſch oder italieniſch geſungen, auch wohl, wenn die Begeiſterung die Leute überfällt, getanzt. Stellen Sie ſich Ihren unbeholfenen Forſter vor, wie er einſt zuſahe, und auf einmal, weils an der achten Perſon zu einem Cotillon fehlte, trotz aller Proteſtationen am Arme gepackt und von einer Tänzerin zur andern geſchoben wurde. Nicht wahr, das heißt auch in Saus und Braus gelebt? Mir Armen aber gehts gar übel, ich muß den ganzen Tag, um Allen Alles zu ſeyn, wie ich mir vorgeſetzt habe, auf den Beinen ſeyn oder im Wagen von einer Thür zur andern rollen. Hier iſt des Einladens bei vornehmen Leuten kein Ende. Bei dem Fürſten Kaunitz habe ich ſchon viermal gegeſſen. Wider Vermuthen fand ich ihn ſanft, und, ſeine Singularitäten beiſeite, einen vortrefflichen Charakter. Die Frau von Sonnenfels würden Sie auch lieb gewinnen, ich bin ihr vom erſten Augenblick gut geweſen; ſie iſt vor ein paar Tagen nach

Böhmen gereiſt. Schönheiten und artige Mädchen giebt es hier im Ueberfluß, mitunter auch liebenswürdige. Der Hr. von Born, mein beſter Freund, ein Mann, der ſeit ſechs und zwanzig Jahren ein Märtyrer der Naturwiſſenſchaft ward, und von Arſenikdampf gelähmt, noch immer nicht ohne Hülfe gehen kann, hat ein paar Töchter, gute Mädchen. Eine Hofräthin von Raab hat zwei Töchter, die ältere heißt Eleonore, wird aber immer Laura genannt, und zwiſchen ihr und dem lieben Born exiſtirt eine ſanfte Freundſchaft, oder etwas, das ich an die Stelle der platoniſchen Liebe ſetzen möchte, auf gegenſeitige Hochachtung gegründet. Sie iſt ein Mädchen von überaus ſanftem Charakter, von neun und zwanzig Jahren, ſingt ſchön, und hat einige Lecture und Kenntniß, auch eine Mineralienſammlung. Ihre Schweſter iſt eine muntere und doch ſehr ſanfter Gefühle fähige Brunette von zwanzig Jahren, mit etwas wilden (oder ſchielenden), ſonſt ſchönen Augen. Beide ſind mir gut und zanken mit mir, wenn ein Tag verſtreicht, wo ich nicht wenigſtens auf einen Augenblick zu ihnen komme. Mit Born gehe ich öfters hin. Bei Sonnenfels habe ich die Schauſpielerin Mademoiſelle Katharina Jacquet kennen gelernt, die Nicolai ſo ſehr rühmt, doch nicht mehr als ſie es verdient, denn ſie iſt in allem Betracht vollkommen in ihrer Kunſt, und was noch mehr iſt, ein Mädchen von edlem Charakter und in den beſten Geſellſchaften beliebt. Auch ſie iſt ſchön, beſonders im Profil. Außerdem habe ich noch eine Menge Frauenzimmer geſehen, aber nicht ſo kennen gelernt, um mich auf irgend eine Art für ſie zu intereſſiren.

No. LXXV.

Forſter an Th. H. in Göttingen.

Warſchau den 13. Oct. 1784.

Ich wohne hier bei einem Freunde, den ich ſeit dreizehn Jahren zum erſtenmal wieder ſah, und deſſen nachdrückliche Empfehlung bei dem Bruder des Königs, dem jetzigen Fürſten Primas von Polen, die erſte Veranlaſſung zu meiner Herbeirufung geweſen iſt. Es iſt mein zärtlicher und verehrungswürdiger Freund, Baron von Scheffler, deſſen Herz ſo warm für mein Glück iſt, als es das Herz eines Mannes ſeyn kann, der meine Denkart geprüft, mich in London in einer traurigen Lage gekannt, und geſehen hat, wie ſeine eigenen damals ſehr unangenehmen und niederſchlagenden Schickſale mich deſto feſter an ihn ketteten. Das Haus, in welchem ich mich befinde, gehört einem Regimentschirurgus Otto, einem verehrungswürdigen Greiſe, der mich bloß aus den Nachrichten meines Freundes ſchon in Affection genommen hatte, und jetzt, wie ich glaube, um meiner Einfalt willen liebt. Ich zweifle alſo nicht, daß der Fortgang, ſo wie der Anfang, gut ſeyn werde, ich wünſche und ſuche ohnehin nichts weiter, als Unterſtützung in meiner wiſſenſchaftlichen Laufbahn, und es iſt mir ziemlich gleichgültig, wo ich bin, wenn ich nur in der That nützlich ſeyn, und vor allen Dingen Mittel finden kann, in meinem Fache meine Kenntniſſe zu erweitern. Daß Sie für Wilna ein günſtiges Vorurtheil hegen, iſt mir unendlich viel werth. Aller Anfang iſt ſchwer, und ſo kann es ſeyn, daß Ihnen Polen im erſten Anblick, ſo wie mir, nicht gerade den günſtigſten Eindruck macht; allein Sie haben ſelbſt geſagt, daß es vor allen Dingen die größte Beruhigung ſey, ſeine Pflicht erfüllt zu haben, und ich weiß nicht welch' ein blindes Vertrauen ich in Ihren Geiſt ſetze, daß er ſich in jedes Land, jedes Klima, jedes Volk, jede Lebensart zu ſchicken wiſſe. Was mich betrifft, ſo kann ich gar nichts ſagen, das mich ſo vollkommen beruhigte, als dieſes, daß ich feſt überzeugt bin, in Ihrer Gegenwart werde jeder Ort mir gleichgültig ſeyn, der Ihnen nicht unausſtehlich iſt. Ich bin übrigens ganz einſtimmig mit Ihnen, daß jetzt nicht an Wien zu denken war, ich glaube dort ſo herzliche, ſo zärtliche Freunde mir erworben zu haben, daß ich mir ſchmeichle, ſie würden Alles für mich anwenden, wenn ich in den Fall kommen ſollte, ihres Beiſtandes zu bedürfen; mehr habe ich nicht geſucht. Eben geht vom Fürſten Primas aus Grodno ein Brief an Scheffler meinetwegen ein, worin er ſich meiner Ankunft freut, mich nach Grodno einladet, wo der König und alle Magnaten zum Reichstage verſammelt ſind, und mir auch mit der ihm eigenen Sorgfalt meinen Begleiter nach Wilna beſtimmt, der mich dort introduciren ſoll. Einer der erſten Gegenſtände unſerer Unterredung wird ſeyn, daß ich ihm meine Ausſicht, für mein häusliches Glück zu ſorgen, bekannt mache, und mir alſo im voraus ſchon den Weg bahne, künftiges Jahr Deutſchland wieder beſuchen zu dürfen.

No. LXXVI.

Forſter an Th. H. in Göttingen.

Grodno den 12. Nov. 1784.

Endlich geht morgen der Reichstag ganz zu Ende, der König reiſt zu Ende der folgenden Woche ab, und ich hoffentlich ſchon im Anfang derſelben; zwei Tagereiſen bringen mich an meinen Beſtimmungsort; ich werde anfangen zu arbeiten und ruhiger zu ſeyn. Hier habe ich, trotz der Ehre, die mir widerfährt, oft die ſchrecklichſte Langeweile, denn was hilfts mir, mit dem König zu Abend zu eſſen, und die Gnade zu haben, Sr. Majeſtät eine Stunde von der Inſel Otaheite vorzuplaudern, da ich dieſes in meinen Augen dennoch nicht ſehr beneidenswerthe Glück dadurch erkaufen muß, daß ich, wie Jedermann hier, in einer ſchlechten Kammer übel logirt, den ganzen Tag lauern muß, ob ich einen Wagen erhaſchen kann, um in dem Ocean von Koth herumzuſchiffen, der hier alle Straßen überſchwemmt. Dies abgerechnet, daß ich gern in Wilna wäre und mich einrichtete, ſo gut es meine Lage erlaubt, bin ich ziemlich glücklich; mein Körper erhält ſich in der dauerhafteſten Geſundheit; der Bruder des Königs, jetzt Primas von Polen, iſt mit mir zufrieden, der Unterkanzler Chreptowicz, dem der Flor der Univerſität Wilna am meiſten am Herzen liegt, iſt mein Freund, und jeder will mir wohl. Ich fange an die erſten Grundlinien der ſchweren polniſchen Sprache zu lernen, und mache mir Hoffnung, in einem Jahr ziemlich fertig ſprechen zu können, wenn mich nur mein Gedächtniß unterſtützt; mit der Ausſprache geht es ſehr gut. Allmälig fange ich auch an, die Sitten dieſes originellen Volkes gewohnt zu werden; die erſte Neuheit iſt vorbei, ich kann es ſchon ohne Aerger anſehen, daß man ſich vor jedem bis zur Erde bückt, und jedem, der höhern Ranges oder auch wohl nur von gleichem Range iſt, mit der Hand nach dem Knie oder den Füßen greift, weil dies hier nicht mehr als bei uns den Hut abnehmen bedeutet; und mitten unter den mancherlei Mängeln, die die gar zu ungebundene Reichsverfaſſung mit ſich bringt, freue ich mich doch auch herzlich der Freiheit, die jeder edle Pole genießt. Hier iſt gleichſam der Adel von ganz Polen und Litthauen, wenigſtens der Kern, in einem Städtchen, das einem Dorfe gleicht, verſammelt; man ſieht faſt durchgehends Männer von großer Statur und wohlgewachſen, auch die Geſichtsbildung hat etwas Edles und Offenes, oft aber auch viel Wildes und Rohes. Die lange Tracht iſt noch erträglich, wiewohl nicht die ſchönſte, aber die geſchornen Köpfe, ſo reinlich und bequem das immer ſeyn mag, ſehen nicht gut aus und verunſtalten manchen ſchönen Mann. Das Frauenzimmer ſcheint mir nicht ſo ſchön, wie man es rühmt, der Teint iſt zwar ſehr weiß, der Wuchs oft ſchlank, und einzelne Züge ſchön, allein ſelten iſt das Ganze einnehmend, und zumal nicht der Mund. Zum Scherz pflege ich zu ſagen, daß die harte Sprache den Lippen eine Mißbildung giebt, und natürlicherweiſe will mir kein Einheimiſcher einräumen, daß das Factum richtig iſt, und noch weniger, daß die Sprache ſchuld daran ſey. Sie halten erſtaunlich auf ihre Sprache. Von Sitten hingegen iſt das Frauenzimmer artig und ſanft, zum Theil auch beleſen, wenigſtens was franzöſiſche Lecture betrifft, denn alles ſpricht franzöſiſch in Polen, was nur einigermaßen Erziehung hat.

No. LXXVII.

Forſter an Th. H. in Göttingen.

Wilna den 18. Nov. 1784.

In Wilna — wird mir wohl ſeyn, ſobald die Schwierigkeit der Einrichtung überwunden ſeyn wird. Erfahrung iſt hier wieder meine Lehrmeiſterin, wiewohl ſie ſich ihre Lectionen etwas theuer bezahlen läßt. Meine Wohnzimmer ſind klein, allein ich hoffe ſie bequem genug einzurichten, und da ich ſehe, daß von meinen Collegen niemand beſſer daran iſt, ſo kann ich mit deſto leichterm Herzen zufrieden ſeyn. Einen großen Fehler habe ich begangen, daß ich keinen Bedienten aus Deutſchland mitgenommen habe. Wenn ich künftiges Jahr wieder heim reiſe, und mein letzter Bedienter hat Luſt mit mir zu gehen, ſo nehme ich ihn gewiß, und es ſoll mich nicht abhalten, daß er verheirathet iſt. Hier ſind die Dienſtboten beiderlei Geſchlechts meiſtentheils unleidliche, unwiſſende Geſchöpfe, die daneben allerlei häßliche Fehler, z. B. Branntweinſaufen, Faulheit, Gefräßigkeit u. ſ. w. haben. Wenn Sie je in dies Land kommen, ſo würde ich Ihnen unmaßgeblich rathen, eine deutſche Köchin und ein deutſches Mädchen zur Aufwartung mitzunehmen. Ein zweiter Fehler iſt der Verkauf meiner wenigen Meubles, die ich in Caſſel ſchon hatte; ſo koſtbar der Transport geweſen wäre, ſo groß wäre gleichwohl die Erſparung geweſen, die ich gemacht hätte, wenn ich ſie hätte herkommen laſſen, anſtatt hier neue anzukaufen, wo Sachen dieſer Art ſehr theuer und faſt nicht zu haben ſind. Es bleibt nichts übrig als dieſes, nicht Alles auf einmal anſchaffen zu wollen, ſondern langſam und bedächtig zu Werke gehen. Dennoch ſind gewiſſe Sachen ganz unumgänglich nöthig, und auch dieſe fordern alle meine Kräfte auf. Meine Collegen ſind durchgehens gute Leute, aus allerlei Volk. Die einheimiſchen, und an deren Spitze der Rector der Univerſität, ſind lauter Exjeſuiten, aber Leute von guter Denkungsart, die ſich die Liebe aller ihrer ausländiſchen Collegen zu erwerben gewußt haben. Zwei der letztern ſind Italiener, einer iſt ſchon ſeit langen Jahren in Polen und verheirathet, ein alter braver, treuherziger Mann, der andere eben angekommen, ein feiner Mann, der außer dem Franzöſiſchen auch gut engliſch ſpricht. Einer iſt ein Ungar, Hr. Langmeyer, der ſpricht alſo deutſch, und ſeine Frau iſt eine echte Wienerin. Dieſe Leute ſind die wieneriſche Treuherzigkeit ſelbſt. Er iſt ein Mann, der in ſeinem Fache, der praktiſchen Heilkunde, geſchickt genug iſt. Sie iſt eben nicht gelehrt oder beleſen, aber gutherzig, und wie es ſcheint ſehr wirthſchaftlich. Noch ein paar, die ich noch nicht kenne, ſind Franzoſen. Alle die Polen aber ſprechen franzöſiſch, einer deutſch und ein paar engliſch. Die Lage von Wilna iſt angenehm, es iſt die ſchönſte, die ich in Polen gefunden habe; doch will das nicht viel ſagen, weil das übrige Polen faſt lauter Ebene iſt.

No. LXXVIII.

Forſter an Heyne.

Wilna den 20. Nov. 1784.

Endlich, mein verehrungswürdigſter, gütigſter Freund, ſchreibe ich Ihnen aus meinem neuen Wohnorte, den ich vorgeſtern erſt erreichte. Eher hat man mich von Grodno nicht weglaſſen wollen, als bis der Reichstag geendigt und alles reiſefertig war. Meine vorigen Briefe werden nun ſchon in Ihren Händen ſeyn, daher kann ich mich deſto kürzer über Alles, was ſeither mit mir vorging, faſſen. Der König und ſein Bruder, der Fürſt Primas, begegneten beide mir ſehr gnädig; bei der Schweſter des Königs, der Wittwe des Feldherrn Branicki, die man hier gewöhnlich Madame de Cracovie nennt, weil ihr ſeliger Gemahl zugleich Caſtellan von Krakau war, habe ich ein paar Mal mit dem König zu Abend geſpeiſt und ihn von Otaheiti und den übrigen Gegenſtänden meiner Reiſe unterhalten. Er iſt ein überaus liebreicher Mann, deſſen Herz immer auf der Zunge iſt, und zugleich ein Mann von ausgebreiteter Kenntniß, ein großer Freund von England und von Allem, was Engliſch iſt. Urtheilen Sie von der Art, wie er ſich mit Gelehrten benimmt, ſchon daraus, daß er mir ſagte: man wird Ihnen die nämlichen Fragen viele hundertmal gethan haben, daher müſſen Sie des Antwortens müde ſeyn, und ich mache mir ein Gewiſſen daraus, Sie zu fragen. Ein andermal ſagte er: ich bin der einzige Mann in Polen, der Ihrer Anweſenheit am wenigſten genoſſen hat, aber ich will mich ſchadlos halten und Sie einmal in Wilna beſuchen. Im Senat ging er einmal auf und ab (weil der Senat nichts zu thun hat, als bis die Landboten irgend ein Concluſum gefaßt haben), und ſahe mich mit dem Fürſten von Naſſau ſtehen, der mit Bougainville die Reiſe um die Welt gemacht und hernach eine ſchwimmende Batterie vor Gibraltar commandirt hat, gleich kam er auf uns zu und unterhielt ſich von unſern Reiſen. Auf einmal wurden die Landboten in ihrem Saale ungewöhnlich laut; darauf wandte er ſich zu mir und ſagte: Sie haben viele Stürme erfahren, aber nicht wahr, noch keinen von dieſer Art? Er hat übrigens viel Urſache mit dem diesmaligen Reichstage ganz zufrieden zu ſeyn; Alles iſt ihm nach Wunſch gegangen, und die Partei, die ſonſt noch gegen ihn war, fühlte ſich jetzt ſo geſchwächt, daß ihre Häupter gar nicht einmal auf den Reichstag gekommen ſind. Seit des Königs Regierung iſt kein Beiſpiel eines freien Reichstags (eines ſolchen, der nicht unter Conföderation gehalten und auf welchem alſo das liberum veto gegolten hätte), der ſo viele Geſchäfte wirklich verrichtet, und auf dem es ſo ordentlich zugegangen wäre. Der Primas, Bruder des Königs, iſt mehr zurückhaltend, gegen mich war er indeſſen überaus freundlich, und erwies mir gleich dadurch wirklich Theilnahme, daß er aus eigenem Antrieb ins Detail meiner Angelegenheiten ging, mir Anweiſung gab, wie dies und jenes zu machen ſey, mir die Charaktere verſchiedener Leute ſchilderte, mit denen ich zu thun haben werde, mir endlich auch Verſicherungen gab, daß er Alles thun wolle, um mich zu unterſtützen und mir meine Lage zu erleichtern; nur gab er mir zu bedenken, daß Alles noch im Werden ſey, Alles in einem Lande, wo ſo viele Sinne als Köpfe gelten, langſam und ſchwer von ſtatten gehe, daß es Mühe koſte, gewiſſen Leuten die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit gewiſſer Koſten und Ausgaben begreiflich zu machen, daß die Commiſſion, welche das Erziehungsweſen beſorgt, nicht viele Mittel habe, indem ſie nur dasjenige von den Jeſuiterfonds adminiſtrirt, was aus den räuberiſchen Händen der erſten Adminiſtratoren, die gleich bei der Sequeſtration ſich ſelbſt auf die unverſchämteſte Weiſe bedacht und das Publicum geplündert hätten, gerettet worden ſey. Zuletzt bat er mich wiederholt, bei den Schwierigkeiten, die ein jeder Anfang mit ſich brächte, den Muth nicht zu verlieren, und überzeugt zu ſeyn, daß Alles ganz nach meinem Wunſche gehen würde, wenn gleich nicht Alles auf einmal geſchehen könne. Der Unterkanzler von Litthauen, Graf Chreptowicz, der ſich eigentlich mit der meiſten Wärme der hieſigen Univerſität annimmt, iſt ein guter, ganz einfacher, gerader, alter Mann, der bloß den Fehler hat, daß er das Spiel bis zur Leidenſchaft liebt und darüber gegen andere Sachen gleichgültig oder nachläſſig wird, ſobald ihm ſein Verluſt zu denken giebt. Auch dieſer Mann, bei dem ich in Grodno logirt habe, überhäufte mich mit cordialer Behandlung und verſicherte mich ſeiner Unterſtützung. Ein Mann, den ich nunmehr etwas näher kenne, und von deſſen Kenntniß und Liebe zur Wiſſenſchaft ich mir faſt noch mehr als von dem Unterkanzler verſpreche, iſt der junge Fürſt Poniatowski, Großſchatzmeiſter von Litthauen, der Sie dieſes Jahr auf ſeiner Durchreiſe beſucht hat. Er iſt der Sohn des älteſten Bruders des Königs und ein Herr, der unter die Reichſten in Polen gehört. Sein Kopf iſt gewiß unter den hieſigen am zweckmäßigſten ausgebildet, über ſein Herz ſind die Meinungen getheilt. Daß er Wiſſenſchaften liebt und die Nothwendigkeit der Aufklärung ſeines Vaterlandes einſieht, davon ſind mehrere Beiſpiele. Der Rector der hieſigen Univerſität iſt der alte Abbé Poczebut, der Ihnen als einer der gelehrteſten und genaueſten Sternkundigen bekannt ſeyn wird; ein kränklicher, ſanfter Mann, der ſeine Kräfte und ſeine Geſundheit für das Wohl der Akademie und ihren Fortgang aufopfert, und der die allgemeine Liebe der ganzen Univerſität beſitzt. Die Herren Abbé's Strzecky und Narmuß hatte ich ſchon in London gekannt, der erſte iſt jetzt Profeſſor der Aſtronomie, denn der Rector lieſt keine Collegia mehr. Zugleich iſt er Stadtpfarrer und ein ſehr braver Mann, der des Rectors vices vertritt und vermuthlich einmal an ſeine Stelle kommen wird. Die übrigen Profeſſoren ſind ebenfalls Exjeſuiten, das Collegium medicum ausgenommen, welches ſo genannt wird, wiewohl es als ein ſolches nicht exiſtirt, da hier aller Unterricht in zwei Facultäten, die phyſiſche und die moraliſche, getheilt wird. Die Lehrer, die nicht Geiſtliche ſind, ſind meiſt Ausländer. Profeſſor Biſio, ein Italiener, lehrt Anatomie und Phyſiologie, Sartoris, auch ein Italiener, der eben angekommen, iſt Prof. der Chemie, hat ſich lange in Frankreich und England aufgehalten und ſcheint ein artiger, guter Mann zu ſeyn. Hr. Langmeyer iſt Prof. praxeos und erſt im Februar aus Wien hiehergekommen. Dieſer und Hr. Biſio ſind verheirathet. Außerdem iſt noch ein Profector, Hr. Briotet, und ein Chirurgus, Hr. Regnier, beides Franzoſen, die beide Vorleſungen halten; letzterer iſt verheirathet.

Das Obſervatorium iſt vielleicht ohne alle Ausnahme an koſtbaren und genauen Inſtrumenten das reichſte; es hat erſtaunliche Summen gekoſtet, auch finde ich darin nicht nur Stücke von den beſten engliſchen Meiſtern, ſondern auch ſolche, die in ihrer Art einzig ſind, um die uns die engliſchen Sternkundigen ſelbſt beneiden. Mein mir anvertrautes Naturaliencabinet iſt ein Kind in der Wiege, und nicht einmal ein ſchönes Kind. Die Bücherſammlung iſt ſehr klein, doch im botaniſchen Fache ſchon ziemlich gut. Der botaniſche Garten iſt von meinem unordentlichen Vorgänger, einem gewiſſen Gilibert, in einer elenden Verfaſſung hinterlaſſen worden, überdies iſt er klein und man ſpricht von der Acquiſition eines zweckmäßigen Platzes. Nicolai hat in Deutſchland ſo heftig gegen die Jeſuiten declamirt, daß ich ein wenig ſchüchtern war, hier mitten unter ſie zu gerathen. Allein ich bin überzeugt, es hat hier gute Wege. — Doch was plaudere ich Ihnen da Alles vor! Ich kann Ihnen noch nichts Umſtändliches von der Verfaſſung der Akademie ſagen, nächſtens will ich einmal davon mit Sachkenntniß ſprechen.

Von Allem, was in Deutſchland im wiſſenſchaftlichen Fache geſchieht, bin ich ſehr unwiſſend, da ich ſeit April kein Journal und keine gelehrte Zeitung leſe. Nun werde ich aber wieder anfangen, ſobald ich nur meine Correſpondenz im Gange habe. Die göttinger gelehrten Anzeigen kennt man freilich in Wilna noch nicht, weil man höchſtens nur ein franzöſiſches Journal lieſt; allein ich werde ſie mir doch mit kommendem Jahrgang verſchreiben, indem ich ſie für unentbehrlich halte. Die kriegeriſchen Anſtalten des Kaiſers, die mir aus Privatbriefen von Wien beſtätigt werden, drohen Europa mit einem vielleicht allgemeinen Kriege, dem ich mit Schaudern entgegenſehe, ſofern ich wahrſcheinlich in der Nähe der Operationsſcenen bleiben werde. Schrecklich iſt der Gedanke, wie Menſchen ihr Leben um Hirngeſpinnſte aufs Spiel ſetzen.

No. LXXIX.

Forſter an ſeinen Vater.

Wilna den 22. Nov. 1784.

Ich kam den 18. dieſes Monats hier an, nachdem ich in Grodno noch das Ende des Reichstages erlebte, mit dem der König und alle Uebrigen ſo zufrieden ſind, weil es der erſte freie Reichstag geweſen iſt, welcher ziemlich thätig und regelmäßig in ſeinem Verfahren war. Sie haben für den König eine neue Beiſteuer, oder vielmehr eine Fortſetzung der frühern, von 700,000 poln. Gulden, auf zehn Jahre votirt, zur Bezahlung ſeiner Schulden, und haben als eine hohe Gunſt dem Prinzen von Naſſau, der eine polniſche Dame geheirathet, und dem Prinzen von Anhalt-Köthen, der Ländereien in Polen kaufen will, das Indigenat zugeſtanden. Ein Herr von Schall, der auch das Indigenat zu erhalten wünſchte, mußte darauf Verzicht thun, und der berühmte Banquier, Hr. Ferguſſon Tepper, dem nichts fehlte als vorher geadelt zu werden, konnte es nicht erlangen. Das Indigenat wird fremden Edelleuten gegeben; die es nicht ſind, können durch die Republik geadelt werden, und werden novi homines, erhalten dabei das Recht, Güter zu kaufen und zu beſitzen, aber nicht das Recht, vor der dritten Generation Anſprüche auf irgend einen Staatsdienſt zu machen. Die Herren Tepper, Blanc und Cabril, die drei erſten Banquiers in Warſchau, haben ſchon die Berechtigung von der Republik, Güter zu kaufen und zu beſitzen, obgleich ſie nicht polniſche Edelleute ſind; weil ſie öfter in den Fall kommen, Güter als Bezahlung von inſolventen Schuldnern anzunehmen. Aber Hr. Tepper hatte Luſt auch ein novus homo zu werden, und ſah ſich in ſeiner Hoffnung getäuſcht. Seine Frau iſt eine Mlle. Vallentin, und ſagte mir, ſie glaubte Sie gekannt zu haben, als Sie in oder bei Danzig lebten. Sie iſt jetzt ziemlich dick, doch hat ſie noch Spuren von dem, was ihre Züge früher ſeyn mochten, behalten. — Titel und Rang, an ſich ſelbſt betrachtet, ſind gewiß das elendeſte Ding auf der Welt, wenn ſie uns aber als Mittel dienen können, unſern Weg in der Welt zu erleichtern, oder uns Gelegenheit geben, mehr Gutes zu thun, als wir ſonſt zu thun im Stande wären, dann bin ich nicht ſo dagegen eingenommen, daß ich ſie nicht annehmen möchte; der Adel iſt ein bloßes Phantom von menſchlicher Erfindung; der Adel des erſten Fürſten in der Welt hatte einen Anfang, und ſollten wir ihn auch in der Zeit von Noah's Arche aufſuchen. Einige ſind von älterer, andere von neuerer Erſchäffung, eine große Anzahl wird täglich erſchaffen, nicht daß die angeborenen Eigenſchaften eines Mannes veredelt würden, ſondern er erhält dadurch einige politiſche Vortheile, die das Vorurtheil ausſchließend dem Adel zugeſtanden hat. Zwar giebt der König zuweilen den Baronstitel, wie er kürzlich bei Scheffler that, doch gewährt dieſer Titel keins der Vorrechte des polniſchen Adels, unter dem, außer dem Unterſchied der Titel: Baron, Graf, Marquis oder Fürſt, völlige Gleichheit herrſcht. Sie haben in der That viele Grafen und Fürſten, doch gelten dieſe Titel nichts in der Republik, und die Tochter des kleinen Edelmanns iſt eben ſo vornehm als die Tochter des Fürſten; ja der Fürſt iſt oft ein Bettler, und der bloße Edelmann ohne Titel ein wichtiger Mann im Staat. Ueberhaupt iſt der Grafentitel in Polen nur uſurpirt, jeder Staroſt will jetzt ſo genannt werden, und jeder Caſtellan iſt ein Monſeigneur und eine Excellenz.

Der König empfing mich in Grodno ſehr gnädig. Ich wurde ihm nach Tiſch vorgeſtellt; nachher folgte ich ihm in den Saal des Senats, wo ich ihn auf dem Thron ſitzend ſah. Ich ging alsdann in das Unterhaus und hörte ſie toben und Reden halten.

Der Reichsmarſchall iſt mit einem langen Stab von hartem Holz bewaffnet, mit welchem er auf den Boden ſchlägt, um Stille zu gebieten, und jeden Tag zerbricht er mehrere Stäbe, beſonders wenn die Berathſchlagungen heftig ſind. Die Marſchälle im Senat haben auch ſolche Stäbe, ſie brechen ſie aber nicht ſo leicht. Indem ich an demſelben Abend noch einmal in den Senat zurückkehrte, nachdem ich den Prinzen Stanislaus Poniatowski beſucht hatte, fand ich den Prinzen von Naſſau, der mit Bougainville um die Welt ſegelte, eine ſchwimmende Batterie angeführt hat, und jetzt von Conſtantinopel kam. Wir ſprachen von Otaheite und der Südſee, während der König im Zimmer auf- und abging (denn während das Unterhaus berathſchlagt, haben die Senatoren nichts zu thun); als er uns ſo beiſammen ſah, kam er und ſprach eine gute Weile mit uns, und einmal, als der Lärm in dem andern Hauſe ſehr laut wurde, wandte er ſich zu mir und ſagte: Vous avez vu bien des orages, mais Vous n'en aurez pas vu de cette espèce. Während meines Aufenthalts in Grodno ſpeiſte ich zweimal mit ihm zu Abend, in den Zimmern ſeiner Schweſter, der Wittwe des Großmarſchall Branicki, die ich ſchon in Bialyſtock beſucht hatte, wo ich zwei Tage mit ihr und dem Cardinal Archetti zubrachte, der von St. Petersburg nach Italien zurückkehrte. Ein angenehmer, verſtändiger und freundlicher Mann. Sie iſt die beſte Frau von der Welt, völlig frei von jeder Prätenſion auf die ſteife Ehrerbietung im Betragen, welche vornehme Perſonen ſo geneigt ſind von Untergebenen zu verlangen. Der König und ſein Bruder, der Primas, ſind eben ſo; letzterer iſt ein ſehr unterrichteter Mann, aber er ſcheint ſehr mit den politiſchen Angelegenheiten Polens beſchäftigt, und nimmt ſich den Vortheil des Landes und den Unterricht der Einwohner ſehr zu Herzen. Der Vicekanzler von Litthauen, Graf Chreptowicz, bei dem ich in Grodno wohnte, iſt ein guter, einfacher alter Mann und der beſondere Beſchützer von Wilna, wie der Primas von Krakau. Ich fand auch in Grodno unſern Freund Bukati, der verſprach mich hier zu beſuchen. Der König hatte durch ihn ein Exemplar von Cook's letzter Reiſe erhalten, deſſen Kupfer er mit mir durchſah. Alles iſt hier noch im Entſtehen, wie man leicht denken kann. Gilibert *) hat Alles in Unordnung verlaſſen, ausgenommen ſeine Herbarien, die in der That beträchtlich ſind. Meine Wohnung iſt klein, doch hoffe ich ſie bequem einrichten zu können.

Der alte Radzivil gab dem König eine Jagd, auf der eine große Anzahl Elenthiere und mehrere wilde Ochſen getödtet wurden. Einige Weibchen von den letzteren wurden, wie der König ſelbſt mir ſagte, eingefangen und einige Zeitlang bei Grodno eingeſperrt. Sie waren nicht ſehr muthig, haben kurze, krumme Hörner und einen Buckel. Einen zahmen Stier, den man in der Zeit, da man ſie in der Brunſt glaubte, zu ihnen ließ, haben ſie ſogleich umgebracht. Sie werden Żube genannt (mit

---

*) Forſter's Vorgänger als Lehrer der Naturgeſchichte in Wilna; ein Franzoſe.

dem Ż, nicht Z), die andere Art iſt Niemand bekannt. Doch dies ſind Dinge, die für künftige Nachforſchungen gehören. —

No. LXXX.

Forſter an Jacobi.

Wilna den 7. Dec. 1784.

Nicht vergeſſen, liebſter Freund, nicht vergeſſen kann Forſter ſeine Jacobi's. Wenn ich im Ernſte glaubte, daß Sie mein Stillſchweigen für unverantwortlich halten, würde ich es mir nie verzeihen, es würde mir tief in der Seele weh thun. Von Sömmerring müſſen Sie in Hofgeißmar einen Theil meiner Reiſefata erfahren haben, das Uebrige iſt bald erzählt; ich ging am 16. September, nach ſechswöchentlichem Aufenthalt, von Wien über Krakau nach Warſchau und Grodno, und bin endlich, heute vor vier Wochen, in Wilna angekommen. Meine Reiſe war ſehr lehrreich, und den böſen Rheumatismus abgerechnet, den ich erſt im Töplitzer Bade loswurde, ſehr aufheiternd und angenehm. Ich habe eine Menge brave Leute in allen Winkeln des Erdſtrichs, den ich durchzog, kennen gelernt, manche ehrliche Seele erfreut und von mancher wieder zum Lohne Erquickung erhalten. Oft habe ich auch die Freude gehabt, von Ihnen zu ſprechen, z. B. mit Neumann in Dresden, der den Text zu Naumann's Cora und Amphion gemacht hat, und Sie unbekannterweiſe als den Verfaſſer von Allwill's Papieren anbetet; mit Gemmingen in Wien, und mit Werthes, dem Verfaſſer von Lord Bomſton, der jetzt in Ungarn Profeſſor geworden iſt.

Hier in Polen geht es mir bis jetzt noch recht nach Wunſch. Zwar geſtehe ich Ihnen, ſo gefaßt ich auf Alles, ſo vorbereitet ich auf den Abſtich war, erſchrak ich doch heftig bei meinem Eintritt in dieſes Land, es war der Verfall, die Unſlätherei im moraliſchen und phyſiſchen Verſtande, die Halbwildheit und Halbcultur des Volks, die Anſicht des ſandigen mit ſchwarzen Wäldern überall bedeckten Landes, die über alle Vorſtellungen gingen, die ich mir hatte machen können. Ich weinte in einer einſamen Stunde über mich, — und dann, wie ich allmälig zu mir ſelbſt kam, über das ſo tief geſunkene Volk. Es war eine Thorheit mehr, aber ich habe mich ſchon gebeſſert, und folglich darf ich ſie ſchon bekennen. Andere Sitten, andere Lebensart, andere Sprache und Kleidung, Verſchiedenheit der Regierungsform, kurz, Alles, was anfänglich auffallend war und mich anekeln wollte, weil ich ſchon eine üble Stimmung hatte, iſt jetzt ſchon nicht mehr widerlich, als inſofern dieſes oder jenes wirklich anſtößig und fehlerhaft iſt. Wo findet aber der Blick des unparteiiſchen Beobachters nicht Mängel und Unvollkommenheiten! Auf der andern Seite zeigt man ſich bis jetzt ſehr willig, mich in meinen Geſchäften, ſo viel wie möglich, mit den erforderlichen Hülfsmitteln zu unterſtützen, und mir auch das Individuelle meiner Lage, nebſt der Einrichtung meiner Wohnung ꝛc. ſo erträglich als möglich zu machen. Die Exjeſuiten, aus denen die größte Anzahl hieſiger Profeſſoren beſteht, ſind höfliche, beſcheidene, zum Theil gelehrte, dienſtfertige und gutmüthige Männer, denen Wiſſenſchaft und Aufklärung ſo ſehr am Herzen liegen, daß ſie ſolche, nachdem man ihnen die Adminiſtration der Ordensgüter genommen und ſie zu dieſer Abſicht angewendet hat, auch noch ferner aus eignem Enthuſiasmus, wenn jene nicht zureichen oder die jetzigen Adminiſtratoren zu karg ſind, mit ihrem Privatvermögen kräftigſt befördern. Mögen ſie hernach ſo viel ſeltſame Träume und Projecte über die Auferſtehung ihres Ordens hegen, als ſie wollen oder als ihnen Nicolai Schuld giebt, mir ſind ſie, oder wenigſtens die hieſigen, als Beförderer der Wiſſenſchaften reſpectabel. Wenn man wirklich das hält, was man mir verſpricht, ſo werde ich hier in meinem Fache beſſer arbeiten, als ich es in Deutſchland im Stande war, und dies iſt ja ſchon kein geringer Vortheil. Ein größerer wird der ſeyn, wenn ich ſo glücklich bin, dadurch wirklich Nutzen zu ſtiften, oder ein oder das andere gute Saamenkorn auszuſtreuen. Unter den Vornehmen iſt bis jetzt alles auf franzöſiſchem Fuß erzogen worden, das heißt, ſehr oberflächlich und encyklopädiſch. Es giebt einige redliche Männer, die wohl anfangen zu wittern, daß ſie auf Abwegen ſind, und wenn man dieſes Gefühl allgemeiner machen könnte, wäre viel gewonnen. Aber leider iſt man hier noch in dem Grade der Krankheit, wo der Kranke ſelbſt glaubt, daß ihm wohl ſey, und keine Arznei nehmen will.

Ich ſollte Ihnen auch von meinem Innern Rechenſchaft geben. Unſere liebe Helene befürchtete, daß ich, indem ich meine ehemalige Schwärmerei verließ, auf einmal ins andere Extrem ſtürzen würde. Das war ſo natürlich, daß ich es ſelbſt vorausſah, als ich mich entſchloß, oder als mir, um ſchicklicher zu reden, mit einem Mal die Schuppen von den Augen fielen. Ich habe daher auf meine Gemüthsbewegungen Acht gegeben, und gefunden, daß allerdings die Neigung gleichſam mechaniſch ins andere Extrem führte, ſo wie ein Pendel, welchen man in Bewegung ſetzt, nachdem er durch irgend eine Kraft in einem Extrem des Cirkelſchnitts, den er beſchreiben konnte, eine Zeitlang feſtgehalten worden war, ſogleich zum andern äußerſten Punkt hinübereilt. Allein allgemach hat ſich Alles geſetzt; ich bin ganz ruhig, ich laſſe an mich kommen, wie Sie es nur immer wünſchen mögen, und Herder's letztes vortreffliches Werk hat, alle ſeine Mängel und Hypotheſen abgerechnet, manches dazu beigetragen, mich ins Geleis zurückzubringen. Wie wünſchte ich, mein Beſter, nun einmal mit meiner reifern Ueberlegung und Erfahrung vor Ihren Richterſtuhl treten und erfahren zu dürfen — nicht welcher Ring der ächte, oder ob ein ächter überhaupt vorhanden iſt, — ſondern ob es nicht Finger geben kann, auf welche der Ring, welcher es auch ſey, nicht paßt, und ob der Finger darum nicht auch ein guter brauchbarer Finger ſeyn könne.

Mit welcher Sehnſucht ich Nachrichten von Ihnen und allen unſern Lieben entgegenſehe, können Sie leicht denken. Schicken Sie, wenn Sie an mich ſchreiben wollen, Ihren Brief nur an Prof. Sömmerring nach Mainz. Ich bin jetzt noch zu ſehr in Unordnung, um zuſammenhängend ſchreiben zu können, allein länger wollte ich es nicht aufſchieben, denn ich verlange nach ein paar troſtreichen Zeilen von Ihnen.

No. LXXXI.

Forſter an Th. H. in Göttingen.

Wilna den 13. Dec. 17 8.

Dank Ihnen für Ihr Reiſejournal, für Ihre Nachrichten von Ihrer Auguſte, und tauſend Dank für Ihre Warnungen wegen Wien. Allerdings ſind meine Verpflichtungen gegen Polen von der Art, daß ein halbes Wunder hätte geſchehen müſſen, wenn ich, ohne ſie zu verletzen, oder ohne meinen guten Namen aufs Spiel zu ſetzen, jetzt Wilna liegen gelaſſen hätte und in Wien geblieben wäre. Ich habe Alles, was Sie mir ſagen, gefühlt, und der Beweis iſt — ich bin wirklich in Wilna, wirklich in der guten Abſicht, meine Obliegenheit nach Möglichkeit zu erfüllen, nicht als ein Vorübereilender, ſondern als einer, der hier Hütte bauen und wohnen bleiben will. Ich habe fürjetzt keine anderweitigen Plane, und Alles, was ich in Wien that, zweckt nur dahin ab, den Rücken frei zu behalten, wenn es einmal in Polen ſchief geht und die Univerſität darunter leidet. Daß mir Wien gefiel, weil ich dort nicht ſowohl Bewunderer (um bei Rouſſeau's und Rochefoucauld's Antitheſen zu bleiben, die Sie anführen), als Freunde fand, weil das Land ſchön, und die Stadt für einen Gelehrten vortheilhaft iſt, — leugne ich nicht, ich verließ in Deutſchland keinen Ort mit ſchwererm Herzen. — Allein ich wußte im voraus, daß ich ihn verlaſſen würde; nur müßte ich nicht ſo empfindlich ſeyn für die Freundſchaft, als ich es bin, wenn ich gleichgültig weggegangen wäre.

Wenn Ihnen Ihr Freund, Ihr ehemals ſchwärmeriſch frommer Freund, der ſichs übrigens beigehen läßt, zu behaupten, daß er noch jetzt ohngefähr ſo viel Frömmigkeit beſitzt, als in die Wirthſchaft taugt, wenn der Ihnen ſchreibt, daß ihm Ihre Sittenlehre und das Gericht, welches Sie über Monſieur Parvenu und die faden * * *, ergehen laſſen, doch etwas ſtreng geſchienen, werden Sie ihm die Frechheit, es Ihnen ins Geſicht zu ſagen, wohl zu gute halten. Ich beurtheile gern Hrn. * * *, wie ihn mein Freund, mein Rathgeber, mein beſſeres Ich, mein X. zu beurtheilen pflegt. Hr. * * * hat das Gute in ſeinem Charakter, daß er Familienfreuden kennt und ganz darin lebt. Sein Weib, die dieſe Liebe ſchwerlich verdient, und ſeine Kinder ſind ſeine Glückſeligkeit; wie hängt er nicht an ihnen, freut ſich ihrer Freude! Wie wenig kann er ohne ſie leben, wie unruhig iſt er, wenn er von ihnen ſeyn muß! In ſeiner Organiſation, in ſeinem Temperamente lag Trägheit, Leichtſinn und gröbere Sinnlichkeit. Er heirathete, und ward auf Zurathen des würdigſten Mannes fleißig und nachdenkend, arbeitete mit Macht, um Lücken, die er bei ſich fühlte, auszufüllen, gab ſeine Bibliothek heraus, und ſchwang ſich durch einen effort, den er ſich ſelbſt wohl ſchwer genug abgewann, zu dem Rufe empor, der ihn jetzt durch Deutſchland begleitet. Nachdem er durch dieſe Anſtrengung ſeinen Zweck erreicht hat, glaubt er, an Eifer nachlaſſen zu dürfen, genug gethan zu haben, und ohnedies wirkt die mit den Jahren zunehmende Trägheit jetzt ſtärker. An rechten einleuchtenden Begriffen von dem, was zur Glückſeligkeit weſentlich iſt, hat es ihm immer gefehlt, er kennt den wahren Gebrauch der Reichthümer nicht, er ſucht Genuß, wo er ihn nie finden wird, und iſt ſtolz und aufgeblaſen, nicht weil ihn ſein Temperament dazu verleitet, ſondern weil ihn das Publicum nun einmal verdorben hat. Einmal war N. auf gutem Wege mit ihm, aber ſo lieb ich den guten N. habe, ſcheint er mir doch nicht auf Hrn. * *'s Charakter recht prise gehabt zu haben; vielleicht hätte ein feurigerer Mann mehr ausgerichtet. Auch hatte der liebe N. eine Frau, und die liebe kleine Frau bei aller Zuckerſüßigkeit ihr eignes Köpfchen. Ich wünſchte, ich wäre allemal kalt und billig genug, um die Menſchen auf folgende Art beurtheilen zu können, nämlich nach dem Guten, was ſie geleiſtet haben, nicht nach dem, welches ſie hätten thun können, wenn ſie anders organiſirt, unter andern Verhältniſſen in die Welt geſetzt, und unter Umſtänden, die ihre Bildung mehr begünſtigt hätten, aufgetreten wären. Der Menſch kann ſich nun freuen, wenn er Doppellouisd'or zählt; das iſt eine armſelige Freude. Allein wenn ich gleich weiß, daß ich Freude an manchen Dingen habe, die es werth ſind, ſo ſtehe ich nicht dafür, daß Sie auch einſt einmal entdecken, daß ich an einer Armſeligkeit hange, und dann würde meine Freundin um des einen Fehlers willen den Mann, den ſie ſonſt zu lieben und zu ſchätzen gewohnt war, gewiß nicht ſo ganz verachten und verwerfen. Ich weiß nicht, welcher kluge Mann geſagt hat: alle Menſchen wären Narren, nur im Grade der Narrheit und in ihrer Art verſchieden; und wenn ich mir denke, daß wohl kein Gehirn iſt, das nicht irgend wo eine Unregelmäßigkeit in der Organiſation hätte, ſo kommt mir der Satz ſo parador nicht mehr vor, ob er gleich immer abſcheulich klingt. Nun weiter; trotz dieſes Fehlers im Hirn, der bei Hrn. * * ſo auffällt, hat der Mann ſchon unzähligen Menſchen Leben, Geſundheit und Freuden des Lebens geſchenkt, manchem Staat ſeine nützlichen Bürger erhalten, mancher Familie ihre Stütze, ihr einziges Gut wiedergegeben, und ſein Unterricht hat für ganz Deutſchland Aerzte gebildet, die die Zuflucht der leidenden Menſchheit ſind. Nun verachte mir einer den Menſchen, wenn er kann! ich geſtehe es, ich ſehe ihn mit Hochachtung und Dankbarkeit dafür an, und beneide ihm das Selbſtgefühl, welches er haben muß, und welches ich in meinem engern Wirkungskreiſe, bei meinen Beſchäftigungen nicht haben kann. Sie glauben nicht, in welcher Verſuchung ich bin, mit allen Kräften noch Medicin zu ſtudiren und mich examiniren und zum Doctor machen zu laſſen, um doch auch mir die ſüße Beruhigung auf meinen Lebensabend zu bereiten, daß ich nicht umſonſt dageweſen bin. — Will man ſagen, Hr. * * ſey bloßes Werkzeug in der Hand der Vorſehung, ſo ſtimme ich gleich mit ein; aber ich beweiſe zugleich, daß Haller und Boerhaave und alle Menſchen, groß und klein, nur ſolche Werkzeuge ſind, daß das Gute, was wir zu thun glauben, daß der erhabenere Schwung, den wir uns gegeben zu haben wähnen, wahrſcheinlich doch nur Nebenſachen im Plane des Ganzen ſind, und daß Exiſtenz, Daſeyn, Leben und Erhaltung der Art, wie mit den Thieren, ſo mit den Menſchen die Hauptſache iſt, auf den die Natur Rückſicht nimmt. Ich weiß es, ich fühl' es ſo innig, ſo überzeugend gewiß, daß mein wahres Glück von dem Augenblick erſt anfängt, wo ich wieder werde bei Ihnen ſeyn, daß ich den Augenblick nicht erwarten kann. Alles war Vorbereitung bis dahin, meine erſte Jugend, meine frühe Reiſe nach Rußland, mein Aufenthalt und meine Arbeiten in England, meine Reiſe mit Cook, meine ſchwärmeriſche Epoche, mein fünfjähriger Umgang mit meinem unerſetzlichen X., meine diesjährige Reiſe, mein Briefwechſel mit Ihnen, mein erſter Kampf hier mit den kleinen Schwierigkeiten der erſten Einrichtung, — nun wird das Leben kommen und ſein Ziel! Der vertraute Umgang mit Ihnen, meine liebe Freundin, lehrt mich gewiß ſo leben, wie man leben ſoll, um dereinſt auch fortzuleben jenſeits der großen Verwandlungsperiode. Sie werden meiner Seele das zarte Gehäuſe bauen helfen, welches ſie als ihre einzige Beute einſt aus dieſer Welt in jene übertragen wird; ein Gewebe von den reinſten, den beſten Ideen, den auserleſenſten Gefühlen, Gedanken und Thaten, in denen ſie, ſich dort wieder ihrer ſelbſt bewußt, ihr Weſen fortreiben wird. Uebereinſtimmung mit Ihnen, innigſte Seelenvereinigung mit Ihnen wird der Gürtel, das Band ſeyn, wodurch alles jenes zuſammengehalten wird. Manchmal wandelt mich eine kleine Furcht an: was wagſt du das junge Mädchen aus ihrem Vaterlande hieher zu führen? hier wird ſie noch weniger Umgang finden, der ihrer werth wäre, als dort, hier wird ſie nicht einmal ihren Blick an der ſchönen Natur weiden können und an der ſchönen Kunſt, wie dort. Sand und Fichten ſtatt der reichen Aecker und der dickbelaubten Buchen und Linden! Hier ſoll ſie eine ehemals volkreiche, jetzt verfallene Stadt mit vielen öden Häuſern und Schutthaufen, hier ſoll ſie die Menſchheit in einem deſto verzweifeltern Zuſtand erblicken, je weniger man es ſelbſt einſieht, daß man krank iſt, hier ſoll ſie mit den Mängeln der Halbwildheit das Verderben der policirten Nationen gepaart ſehen! Hier ſoll ſie lernen, wie langſam es zugeht, mit welchen unmerklichen

Schritten man vorwärts dringt, wenn man ſolchen Völkern aufhelfen will; lernen, daß ihr Freund ſehr ohnmächtig iſt, wenn ſeine Schultern an dieſer Laſt heben ſollen! — Hier ſoll ſie Bequemlichkeiten, Annehmlichkeiten des Lebens entbehren lernen, die anderwärts ſo gemein ſind; ſie ſoll einen Schritt zurück thun und ſich zum halbwilden Leben herablaſſen. — Doch nicht immer ſieht es ſo finſter in meinem Kopfe aus. Wenn ich nur Ihre Briefe überleſe, ſo iſt mir wieder wohl, ich beruhige mein banges Herz und werde heiter. Es giebt auch hier noch Menſchen, man kann auch hier gemächlich leben, wenn es gleich unendlich mehr Mühe koſtet, es dahin zu bringen, als in einem Lande, wo Niemand gewöhnt iſt, Dinge zu entbehren, die hier der Edelmann nicht begehrt, — weil er ſie nicht kennt. Der Mangel an guter Geſellſchaft rückt die Stände näher an einander, der Umgang mit den vornehmſten Perſonen, den einzigen, die Bildung und Erziehung haben, iſt auf dem ungezwungenſten Fuß; von Adelſtolz und Ahnenſtolz iſt nichts zu ſehen, und wo er ja ſich merken läßt, verlacht man ihn kräftigſt, und dieſes gilt nicht etwa für Männer allein, ſondern auch das Frauenzimmer genießt eben dieſe Vortheile. Sonſt wimmelt Alles von Juden und Pfaffen, und die beſten unter den letztern ſind unſere Erjeſuiten an der Univerſität. In Religionsſachen herrſcht neben tiefem Aberglauben doch eine faſt vollkommene Toleranz. Franzöſiſch iſt die einzige fremde Sprache, die hier ziemlich allgemein geſprochen wird, doch haben wir an der Univerſität auch einen Deutſchen und ein paar Italiener. Wienerdeutſch werde ich Sie nicht lehren, Sie werden es ſelbſt aus dem Umgang mit Madame Langmeyer, der Frau des Profeſſors der Medicin, lernen müſſen, denn ſie iſt die einzige Deutſche hier, und eine gute Frau, obgleich ohne Beleſenheit und ohne Ausbildung des Verſtandes. Das Weib des einen Italieners iſt eine Polin und ſpricht gut franzöſiſch, taugt aber nicht viel, denn ſie hat eine giftige Zunge. Ein Profeſſor hat ein kleines italieniſches Weibchen aus Rom mitgebracht, die ein gutes Geſchöpf zu ſeyn ſcheint, und hier zur Zeit noch traurig genug lebt, weil ſie kein Franzöſiſch kann. Madame R., eine andere Profeſſorsfrau, iſt eine ganz artige Statue, deren einziges Verdienſt wohl in ihrem Vermögen beſtehen mag; daneben ſpielt ſie das Clavier und ſpricht franzöſiſch, italieniſch und ein paar Worte deutſch. Langmeyer iſt ein ganz kleines Männchen aus Ungarn, aber von dem edelſten Herzen, ich finde zwiſchen ihm und X. die meiſte Analogie; wenn er gleich nicht ſo gelehrt iſt und ſo mancherlei weiß als jener, ſo iſt er doch eben ſo ehrlich, und gerade ſo ein Feind der Unwahrheit und der Charlatanerie. Er iſt hier der einzige gute Arzt und, was noch mehr iſt, der einzige gewiſſenhafte Arzt. An unſern Wohnungen wäre mancherlei auszuſetzen, zu allen möglichen Reparaturen iſt man indeſſen von Seiten der Akademie willig, ſo wie wir überhaupt uns der beſten Behandlung rühmen können. — Ich bin jetzt recht geſund, ob ich gleich wegen des noch immer anhaltenden Regenwetters faſt gar nicht ausgehe. Die Witterung iſt nicht ſehr von der in Deutſchland verſchieden, nur wenn einmal der Froſt recht anfängt, bleibt er in einem fort bis zum Frühling. Um halb fünf oder fünf oder ſpäteſtens um ſechs Uhr ſtehe ich des Morgens auf und arbeite den Vormittag, wenn ich nicht Beſuche geben oder empfangen muß, bis halb Eins; dann gehe ich über den Hof zu Langmeyer und eſſe da zu Mittag. Aus einer Garküche kann man hier nichts bekommen; es war alſo kein Mittel übrig, ſo lange ich keine eigene Wirthſchaft habe, als bei Langmeyer'n zu eſſen, und eigne Wirthſchaft, das nicht abgerechnet, daß Küche und dergleichen noch reparirt werden müſſen, würde ich ohne deutſches Geſinde nicht gern anfangen. Die hieſigen ſind zu nichts zu gebrauchen. Nachmittags gehe ich etwa um drei Uhr nach Hauſe und bleibe da bis um ſieben, wenn ich nicht in Geſellſchaft gehe; alsdann komme ich wieder zurück zu Langmeyer und bleibe dort, bis es Zeit iſt zu Bette zu gehen. Zuweilen bleibe ich dann noch eine oder zwei Stunden länger wach, als ich ſollte, ſchreibe oder leſe noch etwas, welches ich nicht thun würde, wenn ich nicht allein wäre. Mit dem Polniſchen gehts gar langſam, weil ich mir keine Zeit dazu nehme; noch kann ich ſo gut als nichts. Es iſt auch eine ſchwere barbariſche Sprache, worin alle die Conſonanten zu viel ſind, die die Otaheiten zu wenig haben.

No. LXXXII.

Forſter an Heyne.

Wilna den 16. Dec. 1784.

Ich bin mit dem Entſchluß hergekommen, auf das gewiſſenhafteſte meinen neuen Obliegenheiten ein Genüge zu thun, und hier in meinem Fache zu leiſten, was in meinen Kräften ſteht, und ſo viel man mich mit den unentbehrlichſten Hülfsmitteln unterſtützen wird. Wär ich aber von ſelbſt lauer und gleichgültiger geweſen, als ichs bin, ſo würde ein Wink von Ihnen, mein lieber, gütiger, väterlicher Freund, mich ſchnell wieder zu mir ſelbſt gebracht haben. Was kann, was will ich denn auch anders thun, als hier arbeiten, ſo gut es ſich thun läßt! Ich bin meinen hieſigen Vorgeſetzten Dank ſchuldig, denn ſie haben mich in Caſſel aus einer mißlichen Lage geriſſen; ich hatte nicht mit Vorſicht und ſtrenger Ordnung gewirthſchaftet, und vor der Hand ſchien mir kein Mittel nahe, um Alles wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Ich habe hier überdies einen Gehalt, welchen ich anderwärts ſo leicht nicht bekäme, und wenn er gleich den Bedürfniſſen des Orts angemeſſen iſt, und hier alle Collegia publice gegeben werden, folglich auf Nebenverdienſt nicht gerechnet werden kann, ſo iſt doch bei gehöriger Einſchränkung und Ordnung das Auskommen wohl möglich, und mit der Zeit wird auch die Feder Hülfe leiſten, wenn ich erſt eingerichtet bin und meine übrige Zeit auf literariſche Arbeiten verwenden kann.

Wäre ich ſo glücklich, praktiſcher Arzt zu ſeyn, hätte nicht mein ungünſtiges Geſchick mir die Zeit, wo ich hätte ſtudiren können und ſollen, zu andern Arbeiten genommen, ſo könnte ich hier mit Nutzen prakticiren, denn Hr. Prof. Langmeyer iſt hier der einzige Arzt, der den Namen verdient. Der Profeſſor der Anatomie, Biſio, ein Italiener, hat ſein ganzes Leben hindurch hier prakticirt, iſt reich durch ſeine unmäßigen Forderungen geworden, die man ihm hat zugeſtehen müſſen, weil er lange der einzige war, und doch verſteht er nichts. Seitdem Hr. Langmeyer das Voraushandeln und Vorausbezahlen der Curen abgeſchafft hat, iſt Hrn. Biſio's Praxis eingegangen. Zwei Juden, die in Königsberg promovirt haben, ſind neben dieſen die einzigen Aerzte, und von dieſen iſt der Eine ein Erzignorant, und der Andere zwar ein gutwilliger Menſch, der aber nicht viel gelernt hat. Doch das iſt nun einmal ſo in meinem Schickſal geſchrieben, überdies hab' ich auch fürs erſte mit meinem Fach Beſchäftigung genug. Einen neuen Platz zum botaniſchen Garten hat man im Auge, der gegenwärtige iſt viel zu klein und außerdem in aller Rückſicht untauglich. Zum Naturaliencabinet wollen die Jeſuiten ihr ehemaliges Sommerrefectorium hergeben, einen Saal, der groß genug iſt. Meine kleine Wohnung will man, ſobald die Witterung es zuläßt, nach meiner Abſicht ausbeſſern und einrichten laſſen, und wenn ich meine Bücher mit den hier vorgefundenen zuſammennehme, habe ich wirklich ſchon, obgleich nur einen Anfang, dennoch einen beſſern Vorrath als mancher Profeſſor auf andern Univerſitäten, wo die öffentliche Bibliothek nicht ſo wie in Göttingen verſehen iſt. Es liegt nur an der Commiſſion der Erziehung, an deren Spitze virtualiter der Primas iſt, daß die Mittel zu den Einrichtungen des Gartens und zum Ankauf eines Cabinets (denn der hieſige Vorrath ſagt nichts) hergegeben werden. Allein die Commiſſion iſt karg, und man ſpricht ſehr laut, der Primas verwende das Geld zu eignem Nutzen. Auf dem Reichstage iſt man jüngſt über die abgelegte Rechnung ſchnell hingeſchlüpft und hat ſie unbeſehen genehmigt. Verſchiedene Landboten, die darin blätterten, fanden ſeltſame Artikel von vielen tauſend Fl. unter der Rubrik, „Allerlei Ausgaben,“ angeführt, und wollten es unterſucht haben, allein man überſchrie ſie. Die Gelder, welche dieſer Univerſität beſtimmt ſind, betragen gegen 300,000 poln. Gulden oder über 16,000 Ducaten jährlich. Allein der Primas hat eine Prädilection für Krakau, und nimmt die Hälfte dieſer Einkünfte, um die andere Univerſität beſſer damit zu unterſtützen; ſo leidet hier Manches Aufſchub. Da er indeſſen für mich ſehr viel Güte hat, ſo hoffe ich, daß er mich in meinem Anliegen unterſtützen wird. Die Anzahl der Studirenden iſt ſehr unbeträchtlich. Außer ſechs königl. Alumnis, die nun ſchon ins achte Jahr Medicin ſtudiren, und gleichwohl noch weder Praxis noch Chemie gehört haben, weil noch kein Spital und kein Laboratorium vorhanden war, ſind wenige in der Abſicht etwas zu lernen hier. Die Phyſik und Naturgeſchichte finden

Zuhörer unter den Einwohnern, die etwa Unterhaltung darin ſuchen. Wenn Etwas Studirende herzuziehen vermögend ſeyn wird, ſo müſſen es die neuen Anſtalten ſeyn, die noch gemacht werden ſollen.

Ich ſchrieb Ihnen ſchon, daß die Sternwarte ſchöne Werkzeuge hat. Sie ſind nicht von der Erziehungscommiſſion, ſondern von einem Vermächtniß von 12,000 Ducaten angeſchafft worden, wodurch eine alte Dame ſich den Himmel verdient hat. Inzwiſchen hat es nicht zugereicht. Der gute alte Rector, Hr. Poczebut, hat bereits eine beträchtliche Summe aus eigenen Mitteln hergegeben und noch liegt der Bau unvollendet. Die Phyſik hat verſchiedene gute Inſtrumente; der Lehrer iſt auch ein Exjeſuit, doch nicht ſo gelehrt als die beiden Aſtronomen Poczebut und Strzecki. Von den übrigen Profeſſoren wird Ihnen Prof. Sömmerring, den ich ſchon davon unterrichtet habe, Nachricht geben; ich ſuche daher die Wiederholung zu vermeiden. Jedes Collegium wird dreimal die Woche und zwar ein und eine halbe Stunde lang geleſen. Der Profeſſor der Chemie kann wegen Mangel des Laboratoriums, welches jetzt erſt gebaut wird, noch nicht leſen, und mit meinen Vorleſungen hat es ebenfalls Anſtand bis nach Neujahr. Alles arbeitet (Handwerker meine ich) mit einer unbeſchreiblichen Trägheit und Ungeſchicklichkeit; ich habe noch keinen Schrank zu meinen Mineralien gemacht bekommen können, folglich ſind ſie auch noch nicht ganz ausgepackt. Dazu kommt, daß ich noch nicht polniſch kann, welches unentbehrlich iſt, wenn man einigermaßen mit dem hieſigen Volke aus der Stelle will. Man muß ſich aber nicht irre machen laſſen durch dergleichen Anſtöße; am Ende geht es doch, nur Alles langſam; man ſpürt die Unbehülflichkeit der republikaniſchen Regierungsform bis in den Lauf der täglichen Hausverrichtungen. Das hieſige Geſinde geht ſeinen langſamen Gang fort, und wer nicht auf gut polniſch drein ſchlägt, iſt ſchlecht bedient. Unſere liebe deutſche Reinlichkeit vermiſſe ich noch ſehr. Bei uns nennen wir England und Holland, wenn von Reinlichkeit die Rede iſt, hier iſt Alles, was rein iſt, auf deutſchem Fuß.

Der hieſige Biſchof Maſſalsky *) iſt ein überaus artiger Herr, der die Mitglieder der Univerſität gern um ſich hat. Sein Haus iſt hier das beſte, und wenn ſeine Nichte, die Fürſtin Maſſalska, eine geborne Fürſtin Radziwil, hier iſt, pflegen auch die Profeſſorfrauen dort zu ſpeiſen und Beſuche abzulegen, denn von Adelſtolz weiß man hier nichts, und die Frauenzimmer unſerer Univerſität haben durchgehends mit dem Adel Verkehr. Ich wollte wohl, daß das immer gute Geſellſchaft wäre! Doch ſind überall einige Perſonen, die ſich durch ihre Lecture und ihre Sitten auszeichnen. Mit allen meinen

---

*) Dieſer Mann zog ſich durch ſein ſehr zweideutiges Betragen in dem Zeitpunkt des polniſchen Freiheitskrieges unter Koſziuſzko das ſchreckliche Schickſal zu, im Mai 1795 als Opfer der Volksrache in Warſchau aufgeknüpft zu werden.

Collegen lebe ich im beſten Vernehmen, ſo viel Neid und Zwiſt ſich auch bei einigen eingeſchlichen hat; allein Hr. Langmeyer iſt ein Mann, mit dem ich als Freund umgehe, und deſſen Grundſätze mit jenen unſers Sömmerring's viel Uebereinſtimmung haben. Da ich noch keine eigene Wirthſchaft haben kann, bis Küche und Kammern eingerichtet ſind, und es hier keine Garküche und kein Wirthshaus giebt, gehe ich bei ihm zur Koſt, welche ſehr frugal iſt; ſo kommen wir täglich zweimal zuſammen. Er iſt hier allgemein geſchätzt und er verdient es als Arzt und als Menſch; er iſt gerade, ohne Umſchweif und ohne die mindeſte Charlatanerie. Im Winter verurſacht das oberſte Tribunal, welches hier jährlich ſechs Monate gehalten wird, einen Zufluß von Menſchen aus den Provinzen. Gewöhnlich iſt der Marſchall des Tribunals (oder der Oberrichter) ſehr gaſtfrei, giebt täglich bei ſich zu eſſen, auch wohl Abends Redouten u. dgl.; das iſt die Reſſource der hieſigen Einwohner. Der diesjährige iſt arm und lebt daher einſam, das iſt eine Ausnahme. Werky und Zagreb, ein paar Landhäuſer des Fürſtbiſchofs, ſind die Sommerpromenaden, und ich muß geſtehen, in Polen ſah ich die Natur noch nicht ſchöner, obgleich die Fichten- und Tannenwälder immer dem Ganzen einen traurigen Anſtrich geben. Indeſſen iſt es doch Natur, und bei ihr findet man immer Stoff zum reinſten Genuß des Lebens.

No. LXXXIII.

Forſter an Th. H. in Göttingen.

Wilna den 22. Jan. 1785.

Meine Antrittsrede iſts, die ich ausarbeite, und die mich am Schreiben hindert; ich kann deutſch, franzöſiſch, zur Noth noch engliſch ſo ſchreiben, daß man nicht ausſpuckt und ſagt: daß Gott erbarm! — allein Latein zu ſchreiben, Reden lateiniſch zu ſchreiben, war ich nicht gewohnt, und ungewohnte Arbeit macht Schwielen. Schlecht muß ſie durchaus nicht werden, folglich koſtet ſie Zeit, die ich meiner Freundin ſtehle. Iſt es, weil ich hier allein bin und den Freund vermiſſe, der mich je zuweilen mit mir ausſöhnte, oder liegt es daran, daß ich wirklich ſeit meinem Hierſeyn, durch den Anblick der hieſigen Lage, von der ich mir ein anderes Bild in meiner Phantaſie entworfen hatte, außer meiner gewöhnlichen Ruhe des Geiſtes bin, und nichts mit der Zufriedenheit an meinen Fähigkeiten betreibe, die zwar ſonſt niemals exceſſiv, aber doch mehr als jetzt zu ſeyn pflegte; — allein gewiß iſts, ich war nie im Ganzen genommen unzufriedener mit mir ſelbſt, mit Allem nämlich, was im Kopf und Herzen bei jedem Anlaß hier vorgeht, als gerade jetzt. Wenn nicht der Gedanke an Sie wäre, meine Freundin, ich verlöre oft die Schnellkraft und ſänke bei dem kleinſten Anſtand, dem geringſten Hinderniß muthlos hin. Ich habe mich ſorgfältig geprüft und glaube nun zu wiſſen, woher dieſe ſonderbare Ungeduld mir kommt. Sie iſt auch Folge meiner ehemaligen Schwärmerei. Voll Unwillen über ſie, daß ſie mich ſo viele Jahrelang vom unſchuldigſten Genuß des Lebens, und was noch weit ärger iſt, von der Entwickelung meiner Geiſteskräfte zurückgehalten hatte, legte ich ſie ab, und zitterte nun in mir ſelbſt vor dem Gedanken: du biſt für manches innige Gefühl, für die Art des Genuſſes, den die volle Jugendblüthe giebt, wohl ſchon zu alt geworden; du wirſt mit jedem Tage älter, eile alſo jeder unſchuldigen Freude entgegen, und beſtrebe dich glücklich zu leben und des Glückes zu genießen, weil es noch Zeit iſt. Dieſer Grundſatz, auf den ich hernach ſo nicht Acht gegeben habe, ſcheint unvermerkt eine tiefe Wurzel gefaßt zu haben in meinem Kopfe und Herzen. So oft nun irgend etwas meinen Lieblingswünſchen zuwider iſt, oder den Zeitpunkt, wo ich zufrieden werde leben können, weiter hinausrückt, oder mir ein neues Hinderniß in den Weg wirft, ſo werde ich ungeduldig, mißmuthig, und murre mit dem Schickſal, oder wenn ich mir das auffallend Verſchiedene der hieſigen Lage, des hieſigen Umgangs, der Lebensart, der Wirthſchaft denke, zu lebhaft von einer Seite denke, die meinen Erwartungen von einem heitern Frieden des Lebens zuwider ſind, dann leide ich; und ſo habe ich hier ſo manche einſame Abendſtunde mit finſtern Beſorgniſſen gekämpft und manchmal über mein Schickſal, manchmal über meine ſo ſehr vermißten Geiſteskräfte geweint.

Den 24. Jan. 1785.

Nicht immer, meine liebe Freundin, nicht immer bin ich ſo ein unartiger, kleinmüthiger Forſter, wie ich ihn geſtern gemalt habe. Stellen Sie ſich vor, dieſer Sauertopf geht in Wilna auf die Redoute! Ich habe dieſe verfloſſene Nacht darauf ſeyn müſſen. Wer zwingt mich denn auf die Redoute zu gehn? — Ein Befehl einer Dame. So! immer ſchöner? Eine unter den wenigen Damen hier, deren Umgang erträglich iſt, die verwittwete Gräfin Przezdziecka (wenn Sie das einmal werden ausſprechen können, iſt die halbe Schwierigkeit der polniſchen Sprache überwunden), geborne Fürſtin Radziwil, bat mich, diesmal mit einem meiner Collegen hinzukommen; wir fanden zufälligerweiſe einen jungen franzöſiſchen Grafen Buſſy, der nach Rußland reiſt, und eben vom Schlitten abgeſtiegen war, und ſein Wind, ſeine geläufige Zunge, ſein Witz hielt uns bis um zwei Uhr dort auf. Die Gräfin iſt eine Dame von ſechs und zwanzig Jahren, und im Zuge des Mundes ſieht ſie Ihnen ſo ähnlich, daß ich faſt an Phyſiognomien zu glauben anfange, und an dem Munde ſeinen Witz, Bemerkungsgeiſt, etwas ſpitzige Satyre und unendliche Lebhaftigkeit ausgedrückt finde. In dem Allen hat ſie Aehnlichkeit mit Ihnen, in dem ſolidern Geſchmack für Wiſſenſchaften ebenfalls, ſonſt iſt der Unterſchied der Erziehung und der Lebensart zwiſchen Euch. Sie wird vermuthlich bald wieder heirathen, ihres Schwagers Bruder iſt ihr Liebhaber, und wie ich glaube, begünſtigt ſie ihn; denn ich war einmal einen Abend mit ihm ganz allein bei ihr, und da plauderten wir ſehr herzlich von allerhand Dingen bis zwei Uhr. Ich las ihr auch einige geſchriebene Aufſätze vor. Ueberhaupt fehlt es ihr an allem dem, was den Großen zu erwerben ſo ſchwer wird, und zumal den polniſchen Großen, die gewohnt ſind, Menſchen bei tauſenden als Sklaven um ſich zu haben. O, das iſt ein häßliches Ding um die verfluchte Leibeigenſchaft! bis in die Wurzel tödtet und ſtumpft ſie das Menſchengefühl. Gleichwohl unter den übrigen hieſigen iſt die Gräfin ein Phönix, und ſie ſpielt kein Pharao, welches doch ſonſt — hui, wie wird Sie das freuen! — alle Männer und Weiber, groß und klein, mit einer ſchrecklichen Spielſucht, und ohne die allermindeſte Scheu hier treiben. — Die Redoute war etwa fünfhundert Perſonen ſtark, aber wie das bunt ausſieht und ſchmierig, das glauben Sie kaum, weil doch eine Fürſtin Radziwil darauf war. Schwerlich waren zwanzig Perſonen maskirt, und wenigſtens ein halb Dutzend Banken ſtanden als ſo viel Schlünde zum Verderben offen. Bei dem Fürſtbiſchof von Wilna, einem Manne, der beinahe 60,000 Ducaten jährliche Einkünfte, aber unendlich durchs Spiel verloren hat und noch verliert, iſt während des Carnevals zweimal die Woche Aſſemblee und Alles voll Spieltiſche. Bei dem Marſchall des oberſten Tribunals von Litthauen, welches hier ſitzt, iſt ebenfalls zweimal die Woche Aſſemblee, wo geſpielt wird. Weiber von meiner Bekanntſchaft, die nichts weniger als Geld wegzuwerfen haben ſollen, verſpielen oft Abend für Abend ihre zwanzig, dreißig, funfzig und mehr Ducaten, und würden ohne das verwünſchte Spiel, welches alle Geiſteskräfte lähmt, oft manche liebenswürdige Seite haben. Unter andern iſt hier eine Gräfin Przesiecka (der Name iſt etwas anders als jener ihrer), ein ſchönes, äußerſt luſtiges, muthwilliges, dickes Weib, die ohne dieſen Fehler, mit weniger Beleſenheit und Verſtand als die Przezdziecka, durch ihren natürlichen Witz und ihr gutes Herz mehr gefallen könnte; ich ſage es ihr manchmal, aber wir predigen tauben Ohren. Sie iſt von ihrem Manne, einem ehemaligen Conföderirten, geſchieden; noch eine feine polniſche Seite; nichts iſt ſo häufig als Eheſcheidung. Die Mädchen heirathen oft, um ihre eignen Herrinnen (darf ich das Wort brauchen) zu werden, und dann laſſen ſie ſich geſchwind wieder ſcheiden, und leben ohne Zwang, und manchmal ohne ſelbſt das äußere decorum zu beobachten. Dieſe iſt nun freilich nicht von der Claſſe, und doch möchte ich nicht ſchwören, daß die Veranlaſſung zur Eheſcheidung ſehr Stich halten würde, wenn es auf genaue Unterſuchung ankäme. Sie iſt von einer ſehr vornehmen Familie, der des Schatzmeiſters Tyzenhauſz, iſt aber arm, und einer unſerer Profeſſoren, ein Exjeſuit und Stadtpfarrer, der eine vortreffliche Seele hat, iſt faſt ihre einzige Stütze; doch ſpielt ſie und verſpielt. Durch ihn bin ich mit ihr bekannt geworden, denn er wünſcht ſie auf gute Art durch Umgang mit ſoliden Leuten zurückzubringen. Das iſt doch wieder edel und groß gedacht. Sie wohnt, wie viele Leute ihres gleichen, hier in einem Kloſter, wo ſie außerhalb der Clauſur ein paar

Zimmerchen hat. Doch ganze Bogen reichen nicht zu, um Ihnen einen Begriff von dem zu geben, was in den angrenzenden Gegenden Deutſchlands, mit einem emphatiſchen Ausdruck, polniſche Wirthſchaft genannt wird. Noch ein Wort von mir. Ich bin äußerſt geſund, und werde, wie ich glaube, von der mäßigen und ordentlichen Diät, die ich in Langmeyer's Hauſe führe, täglich ſtärker; ſogar, daß ichs an meinen Kleidern ſpüre. Der Fürſtbiſchof, zugleich Präſident der Erziehungscommiſſion, von welcher beide Univerſitäten abhangen, will mir wohl, und ſonſt iſt mir jeder gut. Es iſt wider meinen Plan, daß ich mich um Umgang mit den hieſigen Herrſchaften bewerben muß, allein die Lage der Sache bringt es mit ſich. Die Commiſſion iſt der Akademie nicht günſtig, folglich, will man neue Anſtalten durchſetzen, ſo muß man Freunde haben. Der Fürſtbiſchof, als Präſident, hat gleichwohl an der Adminiſtration des Geldes, der Hauptſache, keinen Antheil. Der active Mann iſt der Primas, der mir zwar gewogen iſt, aber, wenn es wahr iſt, was mir hier Alle ſagen, dem Gelde des Publicums, welches er in der Erziehungscommiſſion adminiſtrirt, noch gewogener ſeyn muß, und für Krakau eine Vorliebe hat, dergeſtalt, daß gegen 4000 Ducaten jährliche litthauiſche akademiſche Einkünfte der hieſigen Akademie entwandt und jener in Krakau zugewandt werden, aus welcher gleichwohl nie etwas werden kann, weil die kaiſerliche Univerſität Lemberg zu nahe iſt. Daher giebt er zu neuen Einrichtungen für die hieſige Akademie nichts aus der Caſſe her, ſondern verlangt, Alles ſolle aus der akademiſchen hieſigen Caſſe beſtritten werden, worin kein Ueberſchuß und oft Leere iſt. Mir hatte man verſprochen: das Naturaliencabinet, der botaniſche Garten und die Bücherſammlung zur Naturgeſchichte ſollten in Aufnahme kommen, durch jährliche Anlegung eines dazu beſtimmten Fonds; allein dieſer Fonds beträgt jährlich kaum dreihundert Thaler, und nichts iſt außer Büchern vorräthig, auch nicht einmal ein ſchicklicher Platz zum Garten und zum Cabinet. Es wird alſo wohl einige Zeit währen, ehe ich hier ſo nützlich ſeyn werde, als ichs wünſche, und faſt zweifle ich, ob ichs je werde ſeyn können. Ich bin aber, wie Sie wiſſen, durch ein Verſprechen engagirt. Die Commiſſion hat für mich in einer Privatrückſicht (obgleich für den Profeſſor nichts) viel gethan. Ich hatte in Caſſel Schulden, deren Entſtehung ich Ihnen einſt erzählen kann; ſie tilgte ſie und ſchenkte mir die Summe. Gleichwohl gehört zu meiner Einrichtung ſo Manches, zu der Reiſe nach Deutſchland und unſerer Rückreiſe hieher ſo viel und mancherlei, daß ich wahrlich mit meiner Vorkehrung noch nicht einen Ausweg gefunden habe. Wie nöthig mir das Wohlwollen des Publicums unter dieſen Umſtänden ſey, iſt wohl auffallend. Ich ſehe die Jahre, die ich hier zu bleiben verſprochen habe, als eine neue Vorbereitungszeit für mich an, in welcher ich mich für eine dereinſtige beſſere Lage, wo ich mehr Gelegenheit zu nützen finden möchte, durch meine Studienfortſetzungen anſchicke. Kann nebenher ein und anderes Gutes hier geſtiftet werden, ſo iſt das reiner Gewinn. Von einer Akademie, wie die hieſige, läßt ſich kein anpaſſenderer Begriff, als der einer Jeſuiterſchule geben; das iſt ſie noch und das bleibt ſie bei allem guten Willen der Exjeſuiten, weil ſie einmal aus ihrem Schlendrian nicht herauskönnen und mögen, theils wegen der Gehäſſigkeit, womit die Erziehungscommiſſion ſich bei jeder Gelegenheit gegen die Exjeſuiten benimmt, wodurch die Akademie in eine kindiſche Kleingeiſterei und ſklaviſche Dependenz verfällt, welche ihrem Aufkommen immer ſchaden müſſen. Meine Collegen, bis auf Langmeyer, ſind armſelige Schächer. Wollen Sie mit der Nobleſſe umgehen, ſo ſteht es nur bei Ihnen, ſtolz iſt ſie nicht, und zudem genießt ein Profeſſor alle Rechte des polniſchen Adels. Er kann Güter kaufen und beſitzen, und ſeine Kinder ſind geborne polniſche Edelleute. Dies iſt freilich eine Armſeligkeit, wo es aber dazu dient uns à notre aise mit den Leuten zu ſetzen, mit denen man umgehen ſoll, da iſt es etwas werth. Polniſcher Adel an ſich iſt etwas gar Jämmerliches. Comteſſen kämmen ſich sauf le respect etc. die Läuſe zum Fenſter hinaus, Ritter des Stanislausordens ſchneuzen ſich in des Fürſtbiſchofs Aſſemblee die Naſe mit den bloßen Fingern, vornehme Schnurrbärte mit ihren Säbeln an der Seite haben ſtatt Strümpfe Stroh in den Stiefeln, wenigſtens ſagte mir dies Madame Przesiecka. Hoſpitalität iſt hier wie in allen uncultivirten Ländern in hohem Grade; aller Umgang iſt ohne die mindeſte Gêne, ſelbſt in der Kleidung iſt man weit weniger als anderwärts delicat. Die Toleranz iſt vollkommen. Franzöſiſche Litteratur iſt ſehr bekannt, doch nicht von großem Umfange.

No. LXXXIV.

Forſter an Th. H. in Göttingen.

Wilna den 16. Febr. 1785.

Sie fragen in einem Ihrer vorigen Briefe, ob es denn wirklich ſo ſchwer iſt, polniſch zu lernen? Ich glaube bejahend antworten zu müſſen; noch kann ichs nicht, kann kaum ſo viel, daß ich nicht verhungere, kann noch nicht mit Handwerksleuten ſprechen, kann noch keine Unterredung ganz im Zuſammenhange verſtehen, vielweniger ſelbſt eine führen. Allein zu geſchweigen, daß ich erſt ſeit October in Polen bin, habe ich mich in der erſten Zeit gar nicht und hernach ſehr wenig um Erlernung der Sprache bekümmern können, denn meine Arbeit fordert viel Zeit, meine Correſpondenz ebenfalls, und nie verloren ſich die Tage ſo geſchwind und ſo unfruchtbar für mich als jetzt. Es kommt mir vor, daß ich hier in der nämlichen Zeit weniger thue als in Caſſel; allein vielleicht liegt das nur am Aelterwerden und an den verſchiedenen Begriffen, die man ſich von Arbeit und Zeit macht, denn ſchon in Caſſel glaubte ich ſteif und feſt, ich könnte lange nicht ſo viel thun, oder die Arbeit förderte nicht ſo ſehr als in London. Vielleicht liegt auch Vieles daran, daß, wenn ein gewiſſes Maß von Arbeit zu einer geſetzten Zeit fertig ſeyn muß, es uns immerfort ſcheint, daß dies ſchwerer zu bewerkſtelligen iſt, als wenn wir unbeſtimmt, nachdem wir aufgelegt ſind, arbeiten. Daß ich armer Menſch mit meinem Kopf vom Wetter, vom Magen und von den Dingen, die außer mir ſind, nur zu ſehr abhänge, wiſſen Sie ſchon. Wenn Sie mich von dieſer Dependenz befreiten, der ich ſo gerne entübrigt ſeyn möchte, ſo würden Sie Wunder an Ihrem Forſter bewirken. Denn ich ärgere mich oft über mich ſelbſt, daß es mit der Feder, oder beſſer, mit den Gedanken nicht aus der Stelle will. Da iſts, als wäre mir eine Wand vor dem Verſtande und ich könnte nichts aufſchließen, nichts herauslangen. So war mir noch vor einigen Tagen, bis ich (zum erſtenmal in meinem Leben) mir aus der Ader Blut ließ; ich wollte meinem Auge, das wieder ſehr entzündet iſt, weil ich des Morgens meiſt von fünf Uhr bei Licht arbeite, Erleichterung ſchaffen. Mein Kopf iſt ſeitdem offener, und vielleicht wäre es ohne den Aderlaß mit dem Auge ſchlimmer. —

Wovon ſprachen wir denn? — von der polniſchen Sprache? Nun, an und für ſich iſt ſie wohl ſo ſchwer nicht, nur die Ausſprache iſt ſehr ſchwer, wegen der unendlich gehäuften Conſonanten. Ich ſpreche zwar mit der größten Leichtigkeit, und die Polen ſagen, vollkommen; — aber ich bin ja in Polen, bei Danzig geboren, und die Nahrung und Luft, die man zehn Jahre lang genoſſen hat, mag doch wenigſtens Anlage machen; aber

Fremden wird es ſchwer. Die Conſtruction iſt leicht, weil man ſie vielfältig transponiren kann; die Verba laſſen ſich ziemlich leicht conjugiren; die Declinationen der Nennwörter ſind aber etwas beſchwerlich. Doch was lernt man nicht Alles, wenn man den Vorſatz dazu faßt! Mir fehlt es nur noch daran, daß ich die neuen Wörter nicht feſt im Gedächtniß behalte, weil die Sprache keine Analogie mit den übrigen europäiſchen hat. Doch genug davon. Wegen der Domeſtiken iſt ſie unentbehrlich. Die Thiere, Menſchen ſind es wahrlich nicht, die einen hier bedienen, machen die größte Plage des hieſigen Haushalts aus. Madame Langmeyer hat aus Wien ein Mädchen zu ihrer Bedienung mitgebracht, das nun auch die Küche beſorgen muß, denn die polniſche Magd, unter dem Namen Köchin, iſt nichts mehr als Küchenmenſch, und andere giebt es nicht. Sie verſtehen ſchlechterdings nichts vom Kochen, ſind trotz Allem, was man thun kann, ſolche Sauen, daß Sie davor erſchrecken werden, und beſaufen ſich, ſo Weibsbilder als Mannsperſonen, zum wenigſten wöchentlich einmal himmelhagelvoll in Branntwein. Dazu eſſen ſie ihre eigenen Gerichte, und ſind nie zufrieden; in der Faſtenzeit ſtinken ſie auf zehn Schritt, wenigſtens auf drei Schritte weit, nach dem ranzigen Oel, womit ſie alles freſſen. Dies iſt der Grund, weßhalb ich mir deutſche Leute gewünſcht habe und noch wünſche. Dabei iſt nur hauptſächlich, wenn ſie ſonſt gut ſind, darauf zu ſehen, daß ſie auch attachirt an ihre Herrſchaft ſeyn mögen; denn Niemand, ſelbſt Leute, die ſich Freunde nennen, machen ſich kein Gewiſſen daraus, einem die Dienſtboten abſpenſtig zu machen und ſie zu überreden in ihre Dienſte zu gehen. Zu ſpät werden es die armen Leute dann gewahr, daß ſie ſich betrügen ließen, und daß ſie es bei einem Polen nicht halb, nicht viertels ſo gut haben, als bei unſer einem, der gewohnt iſt mit Bedienten wie mit ſeines gleichen umzugehen, da hingegen die Polen Alles wie Leibeigene behandeln. Aber ſchmeicheln, lügen und vorſpiegeln können ſie, bis ſie den Gimpel im Netze haben. Was den Punkt der Meubles betrifft, ſo iſts wie mit den Bedienten, und ich ſchrieb im ganzen Ernſt, daß ich wünſchte die meinen mitgenommen zu haben. Handwerker können und wollen nicht arbeiten; ihre Arbeit iſt unter aller Kritik und ihre Preiſe ſind enorm. Es giebt zwar einige Kaufleute, die Meubles aus England ſogar kommen laſſen, weil der polniſche Adel ſie kauft, allein dieſe chriſtlichen Juden fordern ſo unchriſtlich, und tyranniſiren dergeſtalt den Käufer, daß es Thorheit wäre, ihnen etwas abzukaufen. Ich gedenke, einige der nothwendigſten Meubles mir in Berlin durch meinen Freund Spener zu verſchaffen, ſie über Stettin und von da zur See bis Liebau in Kurland gehen zu laſſen, von wo ſie zu Lande auf Schlitten, oder auch zu Wagen nur noch funfzig Meilen bis hieher haben.

No. LXXXV.

Forſter an Th. H. in Göttingen.

Wilna den 3. März 1785.

Heute erhalte ich Ihren am 16. Februar abgegangenen Brief, meine beſte, meine einzige Freundin, und hier ſitze ich trotz des Doctors Verbot, der mir um meiner Augen willen Leſen und Schreiben verbietet, und ſchreibe mit einem Auge, weil ich vor dem andern einen Deckel trage, damit ich es nicht zu ſehr reize. Sie werden nun ganz gewiß zwei Briefe von mir haben, allein demungeachtet haben Sie ein Recht, ſich über die Nachläſſigkeit Ihres Forſters zu beklagen, haben ein Recht, ihn an ſeine Ungeduld zu erinnern, da er eine Zeitlang auf Nachricht von Ihnen nicht durch Ihr Verſchulden harren mußte, haben ein Recht, ihm den Ausdruck: ſollte Thereſe mich weniger lieben als meine Wiener Freunde, den Ausdruck, deſſen er ſich ſo ſchämt, der ihn jetzt ſo demüthigt, zurückzugeben. Ich habe dies Alles und mehr verdient, meine Beſte, da ich Sie warten und durch die Zögerung in Ihnen ſo traurige Empfindungen aufſteigen ließ. Verzeihen Sie mir jede Unruhe, jeden Seufzer, den Fehler dieſer Art Ihnen koſten; Sie kennen mich nicht, ich bin ein ſo fehlervolles Geſchöpf, daß Sie wahrlich einmal weit größere Verbrechen mir werden nachſehen müſſen. Sie wollen mir den Preis der Zärtlichkeit ſtreitig machen, meine Freundin! Ich weiß nicht, ob ſich etwas von dieſer Art meſſen und vergleichen läßt, denn wie mirs vorkommt, hat jedes ſeine Art zu lieben und zärtlich zu ſeyn, freilich aber, da Sie in Allem reizbarer ſind als ich, und da Frauenzimmer es überhaupt unſerm Geſchlecht an Empfinden und ſanfter Empfänglichkeit weit zuvor thun, ſo kann ich Ihnen leicht Recht geben; ich glaube nicht, daß Sie ſich je über den zu feurigen Liebhaber beklagen werden, aber den treuen, den gutmeinenden, den dankbaren, den zärtlichen, der nie glaubt erwiedern zu können, was Ihre Liebe ihm ſchenkt, den hoffe ich, werden Sie nicht an mir vermiſſen. — Ich kann von dieſen Sachen nicht ſchreiben; o, wie oft ſagte ich Ihnen nicht ſchon dies? ich fürchte mich immer, ich thue meinem Gefühle Unrecht durch die Art, wie ichs vorbringe. Ich weiß, daß Ihre Liebe zu Ihrem armen Freunde ihm Alles ſchenkt, was ihm das Schickſal ſonſt abgebrochen hat; in dieſem Bewußtſeyn einzig und allein beruhige ich mich, und gewiß, auch nichts Geringeres kann mich hier hinhalten, mich ausſöhnen mit der Welt, dem Schickſal und mir ſelbſt. — In der Liebe iſt viel Verzeihung, meine Beſte, ich ſündige nicht im Vertrauen auf den Ablaß, aber der Ablaß iſt doch, wie Sie ſelbſt ſagen, ein großer Troſt, wenn man geſündigt hat und ſeine eigene Schwäche fühlt. Warum, meine Freundin, warum können Sie noch zweifeln, daß in Ihnen allein mein Glück aufgehoben iſt? Ich ſelbſt, ich zweifle nicht daran, ich bin feſt davon überzeugt, denn was könnte mich ſonſt wohl bewegen, Sie hierher in die Wüſte zu laden? Ich fühle es, ich weiß es, daß Ihre Gegenwart mein Glück ſeyn wird, daß Sie ſelbſt Muth und Liebe genug beſitzen, um Alles um Sie her zu vergeſſen, wenn Sie nur ſehen, daß Sie mein wahrer Reichthum ſind; und gewiß, Liebe, wenn ich ſehe, daß Sie glücklich bei mir ſind, werd' ich es immer ſeyn. Wir ſind ein paar alberne Leute, meine Freundin, wir haben jedes faſt die nämliche Demuth und die nämliche daraus fließende Beſorgniß; wenn wir ganz beiſammen ſeyn werden, wird uns dies Alles Thorheit dünken; wir werden hier ausſtreichen, um dort zuſchreiben zu müſſen; denn in der wirklichen Welt, wenn wir ſie uns wohl noch ſo lebhaft und wahrſcheinlich denken können, geht es doch anders als in der idealiſchen, die wir uns vom Gegenwärtigen auf die Zukunft hinaus abſtrahiren. Ich ſehe wohl, daß Sie über den vernünftigen altklugen Profeſſor lächeln, aber es iſt darum, was er ſagt, nicht minder wahr. Wenn die Liebe auf wahre Hochſchätzung gegründet iſt, ſo mag es indeſſen mit allem Uebrigen ausfallen, wie es will. Und das iſt ſie ja bei uns. Sie ſind mir das edeldenkendſte, beſte Mädchen, das ich je ſahe, ich bin Ihnen ein redlicher Mann von weichem Herzen, von ziemlich richtigem Naturgefühl, der nach einigen allgemeinen Grundſätzen nicht an eine ſklaviſche Tugend glaubt, ſondern nach der jedesmaligen Lage der Sachen das Beſte zu wählen wünſcht und ſtrebt. Wir erkennen Beide, daß dies unter den Menſchen heut zu Tage eben nicht allgemein iſt, wir fühlen uns dadurch einander näher, verſtehen uns, und haben durch Selbſtprüfung und Selbſtverleugnung gelernt, mit der menſchlichen Natur nachſichtsvoll zu ſeyn, nicht zu viel von ihr zu fordern, kleine Irregularitäten zu verzeihen, wenn nur Tugend im Ganzen und mit ihr wahre Glückſeligkeit das Ziel bleibt; wir wiſſen, daß das höchſte, reinſte Glück, deſſen Menſchen auf Erden fähig ſeyn können, in Mittheilungen beſteht, in Liebe, die ſich ſelbſt in Andern empfindet und Anderer Wohl und Freude zum Ihrigen macht. Wir haben endlich auch am Krankenbett, oder ſonſt mit der Zeit erfahren, wie Vieles, wie Alles möcht' ich ſagen, von unſerer Organiſation abhängt, und wie unſer Wohl und Weh, unſere innigſten Gefühle des Schmerzens oder der Freude in der regen Kraft wenigſtens unſers Gehirns und unſerer Nerven zu Hauſe ſind. (Daher es denn auch kommt, daß Kranke, wie Ihre Auguſte, aus innerm Triebe der Natur, aus Inſtinct, den unſer lieber Blumenbach den Menſchen gern abdiſputirte, an nichts mehr als an die Wiedererhaltung der Geſundheit denken, nicht, weil ſie wirklich mehr am Leben hangen, ſondern weil, ſo lange die Gehirnfaſern noch Elaſticität genug haben, die im Gedächtniß ruhenden Ideen herumzuſchütteln, ihre Lieblingsdenkungsart über Leben und Tod u. dgl. ſie allein noch beſchäftigen kann.) Wir haben folglich genug, um uns weder zu geringe, noch zu hohe Begriffe vom Menſchen zu machen, ihn weder ganz Thier noch ganz Ideal ſeyn zu laſſen. — Ich dächte, in dem Allen läge für uns eine ſolche Gewißheit der Glückſeligkeit, ſo weit ſie von uns und nicht von äußern Umſtänden abhängt, daß wir ruhig der frohen, fröhlichen Stunde entgegenſehen müſſen, die uns ganz und unzertrennlich verbindet.

Ich denke, die Bemerkung, die Sie über die Intoleranz machen, womit die Fehltritte des weiblichen Geſchlechts gerügt werden, ließe ſich eben wohl erklären, wenn man das, was ich oben geſtern geſagt, für richtig gelten läßt. Mehr Innigkeit und Richtigkeit des Gefühls lehrt das Weib ihre Pflicht; weniger Nachdenken als innerer Trieb, innerer Sinn. Daher urtheilen Weiber insgemein ſo ſtreng von Perſonen ihres Geſchlechts, die dieſem Gefühl entgegenhandeln, denn die Weiber und nicht die Männer ſind die intoleranten Sittenrichter ihres Geſchlechts. Doch aber auch wir verlangen viel, wie Sie ſagen, weil wir wiſſen, daß ihr viel leiſten könnt. Wenn das andere Geſchlecht von uns da Sinn verlangte, wo die Natur geradezu Vernunft hingepflanzt hat, ſo würde es etwas Unbilliges fordern; wenn wir aber bei dem Frauenzimmer inſtinctmäßigen Sinn erwarten, wo wir ihn ſelbſt nicht haben, ſo iſt das der Einrichtung der Natur gemäß. Was ſie in einem Individuo nicht zuſammenfaſſen konnte, nicht wollte, das vertheilte ſie mit großer Billigkeit ſo, daß aus der Vereinigung beider das dem Vollkommenen möglichſt Aehnliche erwachſen möchte. Es iſt wahr, da der Mann einmal ſeiner Bildung nach zum thätigern Leben, zum heftigern Handeln beſtimmt iſt, ſo ſind auch bei ihm die Ausbrüche der Leidenſchaft heftiger, wie Sie es ausdrücken: plumper. Man ſtößt immer härter an, wenn man anrennt, als wenn man ſachte geht, und gleichwohl iſt der Eindruck minder bleibend in der harten, elaſtiſchen Fiber, als in der weichen, nachgebenden. Ich weiß nicht, meine Freundin, ob wir uns verſtehen, wenn wir uns ſo in einer zweihundert Meilen weiten Entfernung verſtändigen. Ich für meinen Theil bin gleich bereit, all' mein Raiſonnement aufzugeben, wenn es Ihren Beifall nicht hat. Ich bin gar wohl zufrieden, wenn ich nur Wahrheit finde, und wenns auch dieſe wäre, daß wir Männer etwas beſſere Affen ſind. Dazu fehlt mir nur noch die Definition, die mir all' mein Lebenlang den Kopf zerbrochen hat. Uebrigens haben Sie mir, ohne daß Sie es ahnden, durch den Werth, den Sie auf Ihr Geſchlecht ſetzen, eine unendliche Freude gemacht. Wenige Ihres Geſchlechts denken ſo richtig, und unter den Wenigen kenne ich jetzt nur Ihre Denkungsart über dieſen Punkt und die der Gräfin Thun. — Wie glücklich, meine beſte Freundin, wären wir, wenn wir doch nur immer ſeyn wollten, wozu uns die Natur geſchaffen hat. Die Dichter fühlen das, wenn ſie uns durch das Bild eines Menſchen ohne Anmaßung in ſeiner heiligen Einfalt zu rühren ſuchen. Wäre es ausgemacht, daß ihr beſſerer Stoff vom Thier mehr entfernt, mehr erhaben über daſſelbe wäre, als wir, ich ſchwöre Ihnen, ich möchte doch bleiben, was ich bin, bloß weil es für mich keinen andern modus glücklich zu werden geben kann, als den, den die Natur und das Schickſal mir zutheilen. Und gewiß iſt es ein Glück für Menſchen, daß ſie nichts Vollkommneres über ſich kennen, ich meine: wirklich anerkennen, und aus dem Augenſchein erwieſen annehmen müſſen; weil ſie ſonſt unmöglich mit ihrem eigenen Loos zufrieden ſeyn könnten. Ja, Engel, wenn es deren giebt, können meines Bedenkens keine frohe Minute haben, wenn ſie Seraph und Cherub unendlich über ſich erhaben ſehen. Nur Gleiches geſellt ſich zu Gleichem. Jene Vorurtheile, über welche Sie zürnen, verdienen auch meinen ganzen Abſcheu. Ich haſſe Alles, was der Freiheit in den Weg tritt, was einer Knospe, einem Keim verbietet ſich zu entwickeln, Blüthen und Früchte zu tragen. Ich ſehe nicht ab, warum ein Mädchen nicht leſen, ſchreiben, reden, denken kann, was und wie ſie will, ſo lange ſich Alles dies mit ihrem Gewiſſen und ihrem Gefühl reimt.

Den 5. März.

Mit der Fortſetzung meines Briefes geht es ſehr unterbrochen und ſtückweiſe, wie Sie ſehen. Ich danke Ihnen, liebſte Freundin, für Ihre göttinger Nachrichten, denn Niemand ſonſt ſchreibt ſie mir. Ihr guter Vater, von dem ich vorgeſtern auch einen Brief vom 18. Januar erhielt, bezieht ſich immer auf Ihre Briefe, und von Lichtenberg habe ich ſeit meinem Hierſeyn erſt einen Brief. Apropos! weil ich ſeiner erwähne, will ich Ihnen doch auch ſchreiben, was er mir vom Dr. R. darin vorbringt. — „Dieſer Menſch,“ ſagt er, „verſchlimmert ſich täglich ſo ſehr, daß er mir jetzt faſt unerträglich iſt; einen ſolchen Luſt — — der die größten Sottiſen mit einer Miene ſagen kann, als wären es Erlöſungswahrheiten, habe ich nie geſehen, und wahrhaftig, für Ein Land iſt auch immer Einer genug. Neulich war er hier, da fragte er mich: wer iſt der * berg, mit dem Sie reiſen wollen? Ich ſagte, einer der beſten Köpfe, die mir vorgekommen ſind, der Alles faßt, Alles zergliedert und mit Beſcheidenheit über Alles raiſonnirt ꝛc. „Hm!“ war die Antwort, „das iſt eine ſeltene Erſcheinung, ein Schwede von Genie.“ Ich muß ſagen, mir ging die Geduld aus. Ich nannte ihm Linné, Bergmann, Klingenſtierna, Forskål, Palmquiſt, Celſius, Wallerius, Polham, Melander, Wargentin ꝛc. und wiſſen Sie, was er ſagte: „Ja, das iſt freilich wahr“ und zuckte die Achſeln, das war Alles. Schöner wird der Kerl alle Tage, das iſt wahr, vielleicht wird er vernünftiger, wenn er wieder häßlicher zu werden anfängt. Man murmelt ſogar (horribile dictu), er werde hieher kommen, wenn Frank wegginge. Ich hoffe zu Gott, Münchhauſen's Schatten wird Vorſtellung thun und es nicht zugeben.“ — Ich bin alſo, Gottlob, nicht der Einzige, der den neugebacknen Herrn Leibarzt nicht ſchmecken kann, und wie ſpät ich im Ganzen genommen dazu komme, die ſchlimme Seite an irgend Jemand zu entdecken, davon möge mein Leben und Leiden bisher Zeuge ſeyn. — Meine gute duldende Freundin! ſcheint es doch, als ob Sie glaubten, ich könnte eiferſüchtlig ſeyn. über jedes Theilnehmen, jeden Funken Liebe, die in Ihrem Herzen für Andere ſich regt; — und darf ichs ſagen, gerade Ihr zärtliches Gefühl für Mutter, Vater, Geſchwiſter, Freundinnen und Freunde, iſt ja der eindringendſte, ſicherſte Beweis der Zärtlichkeit, womit Sie mich beglücken können. Gott weiß es, ich wünſchte Sie nicht anders, als Sie ſind, theilnehmend an Allem, was Theilnahme heiſcht, und im erſten bangen Augenblick der Trennung von den lieben Unſrigen, in jenem Augenblick, wo Sie ſich ganz Ihrem Forſter anvertrauen, von ihm Erſatz für Alles, was Sie verließen, fordern werden, erwarte ich Sie nicht anders, als wie Sie ſich ſelbſt im voraus fühlen. Ich — glauben Sie mirs doch — ich bin ſo ein häusliches, häuslicher Freuden ſo gewöhntes, an meine Lieben mit ſolchen Banden geknüpftes Geſchöpf, daß mir jener Augenblick faſt eben ſo feierlich ſeyn wird, als Ihnen. Nie, ehe ich hieher kam, fühlte ich ſo, was es heißt, getrennt ſeyn von Allem, was man liebt, und daß man auch die Möglichkeit und Freiheit, des Umgangs unſerer Lieben zu genießen, für einen ſo großen Segen anſehen muß. Ich ſaß in Leipzig in einem Zimmer, deſſen Fenſter in einen mit Blüthe überſchütteten Obſtgarten gingen. Ich ging vielleicht nicht fünfmal in den Garten, aber das Bewußtſeyn, hineingehen zu können, ſo oft ich wollte, war wahrhaftiger Genuß. Ich finde, daß es mit Freundſchaft eben ſo iſt. Claudius wohnte eine kurze Zeit in Darmſtadt. Er hatte einen Freund dort. Manchmal kam er zu ihm, ſaß etliche Stunden bei ihm, ohne etwas zu ſprechen, und ging vergnügt wie von einem Gaſtmahle hinweg. Es genügte ihm, ſeinen Freund geſehen und betrachtet zu haben. Ich fühle, daß ich eben dieſes Vergnügen, ohne mir deſſen zur Zeit bewußt zu ſeyn, oft mit meinen Freunden, und unzählige Mal mit X., genoſſen habe. Jetzt, da ich ſo von ihm geriſſen bin, jetzt weiß ich erſt, was ich Alles von ſeiner Nähe und ſeinem Umgang genoß. Glücklich ſeyn, iſt und bleibt ja unſere erſte Pflicht, ſo wie es, glaube ich, auch unſer Grundtrieb iſt. Alle Thätigkeit, alle Arbeitſamkeit, alle Aufopferung lobe ich und bewundere ich nur, inſofern ſie jenen Zweck erreicht. Ich bin ſo ſehr von dieſem Gefühl und ſeiner Richtigkeit durchdrungen, daß ich oft, gar oft bei meiner Arbeit fühle, daß ſie mich nicht befriedigen, nicht glücklich machen kann; und dies macht ſie mir oft ſo läſtig in meiner Einſamkeit. Mit Ihnen, meine Freundin, trotze ich hoffentlich Allem, was kommen kann; aus dem Schiffbruch das beſte, liebſte Kleinod gerettet, kann ich das Uebrige verſchmerzen.

Was Sie mir von unſerer theuerſten Mutter, von ihrer Krankheit, ihren Beſorgniſſen auf die Zukunft und andern dahin gehörigen Ausſichten ſagen, hat mich ſehr betrübt. Warum ſind doch die beſten Menſchen nicht auch etwas mehr privilegirt, als die Menge der ſchlechtern, warum iſt nicht wenigſtens Stärke der Geſundheit und dauerhafter Genuß der Lohn ihrer Mäßigkeit, ihrer Gleichmüthigkeit, ihrer übrigen Tugenden? Doch laßt uns nicht vor der Zeit ſorgen, nicht zugeben, daß diejenigen, die wir ſo innig lieben und mit ſolchem Recht verehren, ſich ſelbſt mit voreiligen Beſorgniſſen quälen. Die liebe gute Mutter hat immer im Winter viel zu leiden, dieſe Jahreszeit iſt Perſonen von ihrem zarten Bau immer unfreundlicher als der Sommer. Ich habe das Beiſpiel meiner Mutter, die des Winters faſt auf eben die Art leidet; ja, ich ſelbſt trug von je und je ein Verlangen nach einem warmen Klima, weil ich mich ſeit meiner langen Seereiſe mit dem Winter nicht vertragen kann. Unſer Vater ſchreibt mir auch von der wankenden Geſundheit unſerer ſo lieben Mutter; das Arbeiten, ſetzt er hinzu, wird mir oft hiebei ſchwer. Dies iſt mir ein ſchmerzlicher Ausdruck geweſen, da es das Leiden des guten, verehrungswürdigen Mannes ſo augenſcheinlich macht!

Wegen unſers guten S. ſchrieb ich Ihnen ſchon letzthin. Auch jetzt, nachdem ich länger über ſeine Lage nachgedacht, will mir nichts einfallen, was fähig wäre ihn zu ſich zurückzubringen. Iſt es denn nicht möglich, die Tugend, die Schönheit und Vollkommenheit des Menſchengeſchlechts und die Glückſeligkeit der Staaten zu lieben und zu befördern, ohne überſpannte Begriffe davon zu haben? Der gute, liebe S. ſcheint in dem Falle zu ſeyn. Er ſieht, daß, wie die Lateiner ſagen, mundus regitur parva sapientia, die Welt in der That mit einem gar geringen Körnchen Weisheit regiert wird; gleich bringt ihn das auf, gleich nennt er die Könige und Fürſten Theaterkönige u. dergl. Freilich geſchieht nicht der tauſendſte Theil des Guten, was geſchehen könnte, wenn es anders beſſere, vollkommnere Menſchen in der Welt gäbe; allein das Eintauſendtheil muß doch geſchehen, und hierzu muß doch der ehrliche Mann, der dazu da iſt, gleich Hand anlegen, ſonſt geſchieht gar nichts Gutes.

W. hatte ſchon einmal ſolche hohe, hochſchwebende Begriffe von der Allgewalt des menſchlichen Wirkens im Kopfe und hätte bald auf eben die Art an allem Wirken verzweifelt, weil es nun in der wirklichen Welt nicht ſo ging, als er ſich es in der Einbildung gemacht hatte. Er ſcheint doch dieſe abgelegt zu haben, und ich hoffe, S. wird es auch; gebe nur Gott, daß ihm endlich, dem guten Himmelsbürger, der mit unſerer Erde disguſtirt iſt, wieder einmal ein irdiſcher Gegenſtand recht ins Auge leuchtet, und ihn ausſöhnt mit der Welt und mit Nathan's weiſem Spruch:

Dem Menſchen iſt
Ein Menſch doch immer lieber als ein Engel.

Er kommt mir jetzt ſo ungeberdig vor, wie der Tempelherr, und vielleicht ein Jahr Geduld endigt ſeinen Kummer, dem er als Begleiter ſeines albernen oder lüſternen Prinzen ausgeſetzt iſt. Es geht entweder die Rückreiſe ins Vaterland vor ſich, wo er ſich amuſiren kann, auf die Jagd zu gehen und Kohl zu pflanzen, oder es geht die Tour mitunter nach Italien und Frankreich, wo er neue Gegenſtände für ſeinen Spleen bekommt, ein Ding, das doch auch gefüttert ſeyn will; nur daß er nicht endlich in der Befriedigung dieſes Spleens ein finſteres Wohlgefallen fühlt. Verzeihen Sie mir, daß ich da ſo declamire und ſo aufgeräumt bin, wo die Sache ſo ernſthaft und die Gefahr ſo groß iſt. Allein, ſo viel ich ſehe, darf man ja mit S. nicht ſympathiſiren, ihm ja nicht Recht geben, wenn er über die Welt loszieht, ihn durchaus nicht glauben laſſen, daß die Welt nichts an ihn zu fordern habe. Im Gegentheil, mich dünkt, er muß es fühlen, daß Schwärmen, es ſey auf welche Art es wolle, leichter iſt, als gut handeln, und daß, wie mein Orakel, Nathan, ſagt, man gerne ſchwärmt, um nur — iſt man zu Zeiten ſich ſchon der Abſicht deutlich nicht bewußt, — um nur gut handeln nicht zu dürfen. Geduld muß der liebe Mann haben, es kann ja ſo lange nicht mit ſeiner unangenehmen Geſellſchafterei dauern, und in ſeinem edlen, großen Herzen wird er ja doch auch Nahrung genug finden, wenn es ihm hineinzublicken beliebt. — Nur muß man nicht gleich beim erſten ſchiefen Maul, das Madame Fortuna einem macht, verzagen.

Ich predige mir ſelbſt, indem ich Ihnen zu predigen ſcheine, und doch — ſo ſind wir Menſchen — glaube ich mehr Recht zu haben, hier melancholiſch zu ſeyn, als er. Ich finde, daß ich meine Begriffe, die ich mir von der hieſigen Lage gemacht, ganz umſtimmen muß. Ich hatte mir auch geſchmeichelt, hier würde ich Wunder wie viel thun, ausrichten, zum gemeinen Beſten von Polen, und für die Wiſſenſchaft überhaupt thätig ſeyn können. Poſſen! das Schickſal lenkt die Sachen ganz anders; die Geldgier der Einen, das Unvermögen der Andern, die Entfernung von aller Gelehrſamkeit, der Unterſchied in Lebensart und dergleichen Dinge kommen zuſammen, und weder Naturaliencabinet noch botaniſcher Garten wird in mehrern Jahren das ſeyn, was ich erwartet hatte, daß ſie ſchon wären, und wovon ich, als von einem Grundſtein ausgehen wollte. Allein was zu thun? Mit Poltern macht man ſich Feinde, richtet nichts aus, und ich bin einmal da. Ich bin mir meiner guten Abſicht bewußt, mit der ich herkam, ich finde mich zwar betrogen in mancher Erwartung, aber darum weil ich nicht Alles kann, was ich wollte, darum Nichts thun wollen, Alles liegen laſſen, und mit neuem Verluſt zurückgehen, — lauter Einfälle womit ich mich in den Tagen, da ich mit mir ſelbſt kämpfte, herumgetragen habe — dies ſcheint mir nach reiferer, kühler Ueberlegung doch übereilt. Es bleibt mir, wenn ich nicht in großem Kreiſe wirken kann, der kleinere Kreis, wo ich brauchbar ſeyn, auch mitunter den Nächſten Gutes thun kann, offen; im Kreis, der mir näher liegt, meine innerliche Privatglückſeligkeit und das Wohl derer, die innig mit mir vereinigt ſind. Mein Freund Langmeyer dringt täglich in mich, ich ſollte dasjenige, was mir noch an mediciniſchen Kenntniſſen fehlt, nachholen und in Deutſchland irgend wo promoviren, ſodann aber allmälig hier anfangen zu practiciren, und mir dadurch meine häusliche Lage erleichtern. Hier ſind äußerſt wenig Aerzte; außer Langmeyer'n gar kein guter und gewiſſenhafter, und Kranke genug für zwanzig Aerzte. Was ſoll ich thun, meine Beſte? Ich bin faſt entſchloſſen ſeinem Rathe, der auch der Rath vieler andern hieſigen Leute iſt, und dem Wunſch meiner Vorgeſetzten ſelbſt, zu folgen, und wünſche nur noch Ihren Rath, X's und Ihres Vaters Rath hierüber einzuholen. Wird es Ihnen gelegen ſeyn, daß Ihr Mann einen Theil ſeiner Zeit an Krankenbetten zubringt, da er mit ſeiner Wiſſenſchaft, die ohnehin nie Brodwiſſenſchaft war und ſeyn wird, eben nicht ſo beſchäftigt ſeyn kann, als er es wünſchte? Ich bitte alſo um Ihre Meinung, die ich mir gern zum Geſetz machen will, in Ihrem nächſten Briefe. Was habe ich nicht mit mir gekämpft, ehe ich mir dieſen Entſchluß abgezwungen, ehe ich mich in mein Schickſal ergeben habe. Nur die Nothwendigkeit, nur die Gewißheit, daß es vor der Hand kein ſchickliches Mittel giebt, meinen hieſigen Aufenthalt gegen einen angenehmern ohne Verluſt zu vertauſchen, konnte mich dazu nach manchem trüben Tage endlich vermögen.

Ich bin ziemlich geſund, bis auf mein Auge, welches ſich aber auch ſchon merklich beſſert. Freilich erwarte ich erſt vom Sommer völlige Wiederherſtellung, wenn ich friſche Kräuter, friſche Luſt und viel Bewegung haben werde; ich ſagte Sommer, denn Frühling giebt es hier eigentlich nicht. Der Winter dauert mehr oder weniger ſcharf bis gegen Ende des Maimonats. Alsdann iſt der Sommer mit einemmal da, und bis October, Nachtfröſte ausgenommen, bleibt es gut. Seit vierzehn Tagen hat es angefangen kalt zu werden. Wir haben ſchon ein paar Mal 25 Grad Kälte unter 0 gehabt. Und Schnee liegt jetzt ellenhoch. Der fließt in den vier Monaten, ehe ich meine Reiſe antrete, völlig ab. Meine Reiſe! Gott! meine Freundin, wie wird mir ſeyn, wenn ich mich in den Wagen ſetze, mit keiner andern Abſicht, als zu Ihnen zu eilen; wie, wenn ich ausſteige und Sie an mein Herz drücke. — Ich ſchreibe mit dieſer Poſt an Ihren lieben Vater, um ihn wegen des Vorſchlags, deſſen ich ſchon erwähnte, um Rath zu fragen. Von unſerm Anliegen ſage ich laut Abrede noch nichts, indeſſen kann dies eine Vorbereitung ſeyn, ſo wie es ein gutes Zeichen zu ſeyn ſcheint, daß der liebe Vater geſagt hat, man müſſe jene Glückwünſche nur ſchwach ablehnen, da es ohnehin bald bekannt würde.

No. LXXXVI.

Forſter an Heyne.

Wilna den 7. März 1785.

So unangenehm und niederſchlagend es anfänglich für mich ſeyn mußte, zu finden, daß ſelbſt diejenigen Perſonen, von denen ich mir die meiſte Hülfe verſprach, indem ich bloß auf ihr Verſprechen hin mich entſchloſſen hatte herzugehen, daß ſelbſt dieſe, ſage ich, nicht das leiſteten, was ich zu erwarten ein ſolches Recht hatte; daß wohl gar, wenn ich der faſt einſtimmigen Sage Aller, die ſich nur überhaupt zu ſprechen erlauben, trauen darf, Eigennutz die Urſache iſt, weßhalb man die hinlänglich reichen Fonds der hieſigen Univerſität nicht anwenden will, ihr vorenthält und ſelbſt auf dem Reichstage nur obenhin und gleichſam in Bauſch und Bogen berechnet, ſo habe ich doch endlich auch bedacht, daß aller Unwille hierüber zu ſpät kommt und nichts ausrichtet. Die Univerſität ſchmeichelt ſich mit der Hoffnung, dereinſt auf einem künftigen Reichstage die Adminiſtration ihrer Güter wieder zu bekommen, und alsdann nicht mehr auf Koſten Litthauens die Univerſität Krakau ernähren zu müſſen; und wenn dies geſchehen ſoll, ſo kann es nur durch determinirtere Gegner des jetzigen Primas, als es die hieſigen Exjeſuiten ſind, bewerkſtelligt werden. Er haßt ſie, und ſie ſchenken ihm auch nichts. Allein dies iſt ſehr im weiten Felde, und ſo lange die Erziehungscommiſſion die Adminiſtration behält, iſt nichts zu hoffen, als was die leere akademiſche Caſſe leiſten kann. Ihr Rath iſt indeſſen der einzige gute, der Lage angemeſſene, den ich befolgen kann; ich bin einmal da, und weil ich in meinem öffentlichen Verhältniſſe ohne die erforderlichen Einrichtungen den Nutzen nicht ſchaffen kann, mit dem ich mir geſchmeichelt hatte, ſo bleibt mir der engere Kreis meines Privatglücks noch übrig. Meine Vorgeſetzten hatten ſehr gewünſcht, daß ich den Grad eines Doctors der Medicin gehabt hätte. Meine hieſigen Collegen wünſchen es alle, am meiſten aber und ganz aufrichtig der Profeſſor praxeos Hr. Langmeyer. Dieſer geht mich faſt täglich an, jetzt noch nachzuholen, was mir an mediciniſchen Kenntniſſen noch fehlt, da meine Wiſſenſchaft ohnehin ſchon die meiſten Vorkenntniſſe enthielte, und dann, weil ich doch in den Vacanzen nach Deutſchland gedächte, dort irgendwo zu promoviren.

Zehn Aerzte hätten hier Beſchäftigung genug, wenn

Alle ſo billig wären wie Hr. Langmeyer; allein es iſt Sitte geworden, vorher zu beſtimmen, was man haben will, und die Juden ſowohl als ihre unbeſchnittenen Hrn. Collegen ließen ſich mehr als zu oft dreißig bis vierzig Ducaten im voraus zahlen, ehe ſie das erſte Recept ſchrieben. Jetzt verläßt ſie Alles und geht zu Langmeyer, der freilich oft gar nichts bekommt, weil er nimmt, was man ihm giebt, und nie fordert; der aber dadurch, und durch mehrere Curen, wo er Kenntniß und Einſicht bewies, ſowie durch ſein übriges ſtilles, verträgliches und redliches Betragen, ſich in allgemeines Anſehn geſetzt hat, und gleichwohl ohne große Mühe monatlich dreißig bis vierzig Ducaten für ſeine Curen einnimmt. Ich ſehe hier freilich nicht nur eine Beſchäftigung für mich, und einen Weg nützlich zu werden, ſondern auch ein Mittel, mir meine häusliche Einrichtung bequem zu machen, vor mir; es iſt die Frage, ob ich es einſchlagen ſoll, in Erwartung, daß für den botaniſchen Garten und das Naturaliencabinet etwas Reelles geſchieht? Um Ihren väterlichen Rath, ſowie um jenen meines Sömmerring's bitte ich bei dieſer Gelegenheit recht ernſtlich. Alles, was ich Hrn. Langmeyer entgegenſetzte, von meiner Unerfahrenheit in dieſem Fache, hat er dadurch zu entkräften geſucht, daß er mir gezeigt, man müſſe allmälig anfangen; die Polen ſind gewohnt, ſobald ſie eine etwas ernſtliche Krankheit haben, eine Conſultation zuſammenzuberufen; dieſer könnte ich anfangs beiwohnen, alsdann in gewöhnlichen Fällen ſelbſt verordnen, und ſobald mir irgend der kleinſte Anſtand vorkäme, ſogleich an ihn gehen. Er ſtehe mir für Alles, ich ſoll keinen Kranken in Gefahr bringen; ich wiſſe wahrlich ſchon jetzt mehr als die übrigen hieſigen Doctoren, und hätte, was ihnen durchaus abginge, Beurtheilungskraft, einen jeden Fall nach den Umſtänden zu unterſcheiden. Ich ſolle doch meinem eigenen Vortheile nicht im Lichte ſtehen u. dergl. mehr. Was ſoll ich nun thun? So viel iſt gewiß, daß mein Studium immerhin noch nicht Brodſtudium iſt und es nie werden wird, der Arzt hingegen allenthalben zu brauchen iſt. Luſt zu lernen ſoll mich nicht abhalten, und der Wunſch, auf eine Art wenigſtens brauchbar zu werden, wird ſchon das ſeinige thun. Auch die polniſche Sprache, wozu ich wenigſtens die Ausſprache ganz beſitze, werde ich binnen einem Jahre hinlänglich können. Es kommt bloß darauf an, ob ich Schwierigkeiten nicht ſehe, die Sie, mein würdigſter Freund, und die Sömmerring aus der Ferne beſſer beurtheilen können, als ich. Verzeihen Sie mir das Zumuthen, über dieſe meine Angelegenheit Ihren Rath mir zu erbitten! Ich bin ſo in der ſüßen Gewohnheit, nichts ohne Ihren Rath und Ihre Beiſtimmung in Dingen von Wichtigkeit, die auf das ganze Leben Bezug und Einfluß haben, vorzunehmen, daß ich auch jetzt mich nicht zu beſtimmen wage.

No. LXXXVII.

Forſter an Heyne.

Wilna den 7. April 1785.

Was mich betrifft, ſo iſt meine Lage hier noch die nämliche, die ich Ihnen und Sömmerring anfangs beſchrieben habe, nur mit dem Unterſchied, daß man mir Hoffnung macht, meine Vorſtellungen, wegen der nothwendig zu treffenden öffentlichen Anſtalten, würden mit der Zeit ſchon Gehör finden, es werde zwar nur allgemach, inzwiſchen doch etwas für das Naturaliencabinet und den botaniſchen Garten geſchehen. Mit Geduld und auf ſanftem Wege hoffe ich immer mit der Zeit noch etwas ausrichten zu können. Ganz neulich hat mir der gute König ſelbſt auf die gnädigſte Art verſichern laſſen, er wolle ſich auf alle Weiſe beſtreben, zu machen, daß mich meine Reiſe nach Wilna nie gereuen ſolle, und ſofern dies in ſeiner Macht ſteht, glaube ich auch wohl, daß er Wort halten wird, denn er iſt von jeher ein Freund der Wiſſenſchaften und ihr Beförderer geweſen. Jene Aeußerung that er bei Gelegenheit einer Verwendung für meinen Bruder, welcher in Liverpool eine Handlung führt. Ich hatte dem Baron von Scheffler geſchrieben, daß mein Bruder wünſchte, von der Stadt Danzig zu ihrem Conſul in Liverpool ernannt zu werden, und bloß angefragt, ob ich hoffen dürfte, daß Se. Majeſtät ſich ſeiner annehmen würde, wenn ich deßhalb eine Fürbitte einlegte. Scheffler hatte mein Anliegen ſogleich dem Könige hinterbracht, und Se. Maj. hatten augenblicklich an den danziger Magiſtrat ſchreiben laſſen. Mich dünkt, dieſe Gnade zeugt von einer gegen mich im Ganzen huldreichen Geſinnung. Sonſt bin ich wegen der Langſamkeit, womit hier Alles geſchieht, noch nicht ſo weit, daß ich meine Mineralien rangiren könnte, denn nach fünf Monaten ſind die Schubkäſten dazu noch nicht fertig. Auch hat der Profeſſor, der ad interim den Garten zu verſehen gehabt, mir ſolchen noch nicht abgeliefert, welches aber in wenigen Tagen geſchehen wird. Den Winter hindurch habe ich an den Augen ſehr gelitten, jetzt, da es endlich ſeit zwei Tagen anfängt aufzuthauen, bin ich wieder geſund und fahre mit meinen Vorleſungen fort. Ich habe etwa dreißig bis vierzig Zuhörer, worunter auch Dominicaner, Bernhardiner, Auguſtiner und andere Mönche ſind. Allein freilich ſind die Capacitäten der Zuhörer ſehr verſchieden, denn es befinden ſich auch Knaben von vierzehn bis funfzehn Jahren darunter, die noch ſchwerlich ſo viel Latein verſtehen, um das Geringſte von dem, was ich erzähle, zu begreifen.

No. LXXXVIII.

Forſter an Heyne.

Wilna den 1. Mai 1785.

Sie haben mich durch Ihren Brief recht ſehr beruhigt. Allerdings iſt Wiſſenſchaft das Weſentliche und die Sprache nur die Einkleidung. Ich hoffe auch, daß ſich die Schwierigkeit immer mehr und mehr vermindern werde. — Der Fürſt Stanislaus Poniatowski hat mir geſtern geſchrieben, er wolle ſich künftigen Winter in Warſchau bei der Erziehungscommiſſion ernſtlich wegen eines botaniſchen Gartens verwenden und überhaupt Alles dahin einzuleiten ſuchen, daß das mediciniſche Fach bei hieſiger Univerſität, deſſen das Land am meiſten bedürfe, vervollkommnet und unterſtützt werde. Unſer Rector iſt vor einigen Tagen zu dieſem jungen, thätigen Fürſten gereiſt, um in eben der Abſicht ſich mit ihm zu beſprechen. So geſchieht doch nach und nach hoffentlich Etwas, wodurch ich immer mehr und mehr freie Hände bekomme, um die hieſige Natur kennen zu lernen, denn einige botaniſche Excurſionen in der Nähe der Stadt abgerechnet, iſt das Studium nicht ohne Koſten zu betreiben, da ſich Niemand darum bekümmert, mir die Materialien herzuliefern.

Von Martiniſten wiſſen wir hier noch wenig. Es kann ſeyn, daß in Warſchau welche ſind; denn dort giebt es auch deutſche Roſenkreuzer, zu denen ſelbſt der König gehört, der zwar nicht eifrig iſt, aber doch einen Alchymiſten in geheim beſtändig auf den Stein der Weiſen fortarbeiten läßt — — vermuthlich weil eine Tradition in der Poniatowski'ſchen Familie ſagt, der Vater des Königs habe ihn beſeſſen, daß man alſo die Möglichkeit deſto weniger in Zweifel zieht. Die Anzahl von 2000 ſolcher Schwärmer, Betrogenen oder Betrüger iſt für eine einzige Stadt, wenn ſie auch ſo groß wie Moskau iſt, immer ungeheuer. Allein unſer Zeitpunkt ſcheint neben dem hellſten Licht auch das tiefſte Dunkel zum Contraſt zu haben. —

No. LXXXIX.

Forſter an Heyne.

Wilna den 15. Mai 1785.

Eine lange, für meinen Kopf und mein Herz gleich traurige Periode der Ungewißheit iſt endlich glücklich überſtanden, und es iſt mir, als ob ich bei dem jetzt erſt wiederkehrenden Frühling zu neuem Leben und neuem frohen Sinn erwachte. Ich will es Ihnen, mein Verehrungswürdigſter, mein innigſt geliebter väterlicher Freund! nicht länger bergen, daß ich den verfloſſenen Winter ſchwermuthsvoller zugebracht habe, als ſonſt keinen meines ganzen Lebens; Alles, was mich berührete, ſchien recht dazu auserleſen, mich zu ängſtigen. Am meiſten aber ſchadete mir meine Einſamkeit, oder daß ichs beſſer ausdrücke, meine Eingezogenheit; denn auch mitten unter Menſchen, in großen und kleinen Geſellſchaften, unter gleichgültigen Perſonen und unter ſolchen, die Antheil an mir nahmen, war ich abweſend, zerſtreut, iſolirt, und nur ſelten konnte ichs mit aller Macht meiner Philoſophie dahin bringen, daß ich mich vergaß und Antheil am gegenwärtigen Angenblick nahm. So wie alles Moraliſche bei uns wohl irgend wo ſeinen ſichern Grund im Phyſiſchen hat, ſo mochte auch wohl mein bischen Rheumatismus und Ophthalmie, womit ich mich den ganzen Winter über quälte, dazu beitragen, Allem einen ſchwärzern Anſtrich zu geben. Sömmerring ſchreibt mir auch, daß er es an ſich und Andern bemerkt habe, daß gerade Augenkrankheiten den Menſchen in eine empfindliche, verdrüßliche Laune bringen. Allein ich würde doch zuverläſſig nicht ſo finſter, nicht auf ſo lange Zeit niedergeſchlagen geweſen ſeyn, wenn die Haupturſache nicht anders wo gelegen hätte. Ich erinnerte mich immer an meine Lage in Caſſel und rief mir die Urſachen zurück, um derentwillen ich jenen Ort gegen Wilna vertauſcht hatte. Ich hatte auf die Anerbietungen und Verſprechungen des Fürſten Primas hin, von dem ich wiederum, nach der öftern Verſicherung meines Freundes, des Miniſters v. Schlieffen in Caſſel, nichts als Gutes denken konnte, in der feſten Ueberzeugung, hier in volle Activität zu kommen und für Naturgeſchichte alle Unterſtützung zu erhalten, den Entſchluß gefaßt, herzugehen. Dieſes war mein einziger Beweggrund, denn Polens Klima, die Sitten, der Charakter, die mancherlei Unbequemlichkeiten, die ich ſo ziemlich im Allgemeinen kannte, hielten mich ſonſt ab; nur dieſes war überwiegend, da ich in Caſſel nicht Gelegenheit hatte, mich ſelbſt in der Naturgeſchichte zu vervollkommnen. Sie, mein theuerſter, beſter Freund, ſahen die Sache aus demſelben Geſichtspunkte und Lichtenberg auch. Außer Ihnen beiden frug ich Niemand um Rath, und Sömmerring wollte, aus Furcht, ſeine Liebe für mich möchte parteiiſch entſcheiden, weder billigen, noch mißbilligen. Ich ſchrieb alſo, daß die Gewißheit, die man mir anböte, die Naturgeſchichte hier aus allen Kräften und mit aller Unterſtützung durch die erforderlichen Hülfsmittel betreiben zu können, ein Umſtand ſey, der mich über alle Bedenklichkeiten wegſetzte, und ich reiſte hierher. Hier fand ich nun nichts von alle dem, wovon man ſo emphatiſch geſprochen hatte; weder Cabinet noch Garten, und nicht einmal Fonds zu dem Allen, auch endlich, da ich weiter forſchte, keine Dispoſition, einen Fonds herzugeben und auszumitteln. Meine beſten, friſcheſten Jahre ſchienen mir alſo zur Unthätigkeit in einem Fache, welches bisher mein einziges noch war, beſtimmt, und dieſer Umſtand, der alle meine Hoffnungen und Ausſichten vereitelte, dieſer wars, der mich gleichſam vernichtete. Rechnen Sie hiezu, daß auch in dem, was meine Privatlage betraf, Manches anders ausgefallen war, als ich mit Recht erwarten konnte, daß Sömmerring unaufhörlich über unſere Trennung jammerte, daß er dort an ſeinem neuen Aufenthalte Verdruß über Verdruß hatte, nachdem ihm Dr M. noch die letzten Augenblicke Caſſel zu verbittern ſuchte, und endlich daß ich doch auch — wahrlich Sie können mir glauben, lieber vortrefflicher Freund, ich ſpreche ohne Anmaßung — keinen einzigen Schädel hier fand, der dem meinigen hätte Nahrung geben können; ſo wird es Sie ferner nicht befremden, daß ich

Contenance verlor und mich lange nicht faſſen konnte. Es entging mir zwar nicht, daß mir noch der Rückweg offen wäre, daß ich nämlich, wie mir der Kaiſer geſagt, ebenſowohl den Weg aus Polen herausfinden könnte, wie ich ihn hineingefunden; und es fiel mir mehr als einmal dabei ein, daß meine kleine Bücherſammlung allein mehr als hinreichend ſey, für Alles, was man für mich als Privatmann gethan, genug zu thun; ich glaubte auch wohl im Grunde für mich ſelbſt und vor aller Welt gerechtfertigt zu ſeyn, wenn ich, mich und meine ganze Zufriedenheit zu retten, wegginge; allein ſo leicht es mir zu jeder andern Zeit und in jedem andern Verhältniſſe, außer gerade dem einzigen, von dem ich mein wahres Glück erwarte, geweſen ſeyn würde, mich ganz von friſchem mit nichts als gutem Willen und zehn geſunden Fingern wieder in die weite Welt zu wagen, und gleichſam von vorn anzufangen, ſo ganz unmöglich war es mir jetzt, dieſem Gedanken auch nur von fernher Gehör zu geben; denn meine Ruhe und meine einzige Glückſeligkeit iſt ganz in der Zufriedenheit eines Herzens verſchloſſen, deſſen Werth recht zu ſchätzen das einzige Verdienſt iſt, deſſen ich mich rühmen darf. Dieſer Wunſch brachte mich ſchon dahin, daß ich dem Vorſchlag meines Collegen, praktiſcher Arzt zu werden, gern meinen ganzen Beifall gab, und daß ich mich dadurch einigermaßen beruhigen ließ, mich gleichſam mit den wunderbaren Fügungen meines Schickſals ausſöhnte, um ſo eher, da ich am Ende ſelbſt nicht weiß, worin ich bei der ganzen Unterhandlung, die mich hieher ſprengte, etwas Weſentliches verſehen haben könnte, worüber ich mir Vorwürfe zu machen hätte, ſondern vielmehr glauben muß, es ſey ein Weg der Vorſehung, der, ſo dunkel er anfangs ſcheint, gleichwohl irgend wo zu einem guten Ziel führen werde. Es freut mich alſo innigſt, daß Sie in Ihren beiden Briefen vom 27. März und 22. April (wovon ich den letztern heut empfing) dieſen Plan ſo gänzlich billigen und dem zufolge gedenke ich im Ernſt, ſobald die erſte Unruhe meiner häuslichen Einrichtung vorüber ſeyn wird, meine Nebenſtunden zu Erlernung der Medicin anzuwenden, und zwar, ſo wie Sie rathen, in der Stille ohne Geräuſch daran zu arbeiten.

(Die hier befindliche Lücke füllt eine heftige Krankheit, die Forſter'n in Wilna befiel — welche die Aerzte damals ein Faulfieber nannten; — darauf ſeine durch dieſe Krankheit verſchobene Reiſe nach Deutſchland, auf welcher er ſeine Frau holte, in Halle die mediciniſche Doctorwürde erhielt und im November 1785 nach Wilna zurückkehrte.)

No. XC.

Forſter an Th. H. in Göttingen.

Wilna den 23. Juni 1785.

Ich bin recht ruhig, liebe Freundin, und bilde mir ein, daß Sie es auch ſind, weil Ihr Brief es mir ſo gefliſſentlich ſagt. Wenn indeſſen mein letzter Brief ſchon in Ihren Händen wäre, ich glaube doch aus Erfahrung verſichern zu können, daß die Nachricht, die drinnen ſteht, die rechte beruhigende Kraft für uns hat. Es iſt ſo leicht, ſich zu überreden ruhig zu ſeyn, wenn der Hauptanlaß zur Unruhe weggefallen iſt. Ehe das der Fall war, hätten Sie dieſen Winter, wenn Sie mich unbemerkt hätten beobachten können, ſchwerlich einen Zug von dem Ideale an mir erkannt, womit Sie mich etliche Mal zu vergleichen wagten. — Liebe Freundin! der Forſter, der ruhig an ſeinem Schreibtiſche ſitzt und mit ſeinem Mädchen plaudert, ihr die philoſophiſchen Waidſprüche, welche er den alten gelaſſenen Weiſen nachbetet, um ſich ſelbſt zu erbauen, verſagt, und dadurch das Anſehen gewinnt, als wohnte Gott weiß! wie tiefe Ruhe und Zufriedenheit in ſeiner Bruſt, als ſey er durchaus unabhängig von allen äußern Gegenſtänden; — dieſer Forſter iſt doch himmelweit verſchieden von jenem, der ſo oft in ſeinem Zimmer auf- und abläuft und Dinge reimen will, die einmal nicht paſſen, und dann darüber Muth und Munterkeit verliert und mit einer Zerſchlagenheit des

Sinnes, wie betäubt an Leib und Seele daſteht. Ich glaube, Sie werden mich indeſſen gänzlich von dieſen unmuthigen Anfällen heilen, wenn Sie Geduld mit mir haben können. Mit Ihrer Philoſophie bin ich ſo unbekannt nicht, wie Sie zu glauben ſcheinen. Es iſt faſt nicht möglich, in gewiſſem Verhältniſſe genommen, eine gewiſſe Art von Kenntniſſen ſich erworben, und eine gewiſſe Art, die Dinge anzuſehen, mit hinzugebracht zu haben, ohne auf eben die Punkte gerathen zu ſeyn, die Sie mir ſo ſchüchtern noch mit Winken bezeichnen. Wohl iſt Wahrheit für uns nur das, was wir von den Dingen wiſſen. Die Verhältniſſe der Dinge ſind unendlich viele, wir erkennen davon etliche, wir rathen auf etliche andere, und die größte Menge davon bleibt uns unbekannt. Heute erblicken wir eine neue Seite an einer Sache, die unſern Begriff davon dergeſtalt verändert, daß uns der geſtrige unvollkommene ſogar ganz falſch ſcheint. Das Uebelſte dabei iſt der Hang unſerer Einbildungskraft, immer neue Zuſammenſetzungen zu ſchaffen, ſich immer Seiten und Verhältniſſe an den Dingen zu erdenken, ſie an die wirklichen anzuknüpfen und dergeſtalt Wahrheit mit Irrthum zu vermengen. So entſtehen jene ſogenannten heiligen Irrthümer, von denen wir wohl manchmal zu ſagen pflegen: das Menſchengeſchlecht habe zu ſeiner Zeit großen Nutzen davon gehabt, womit doch eigentlich nur bewieſen werden kann, ſie ſeyen an die Stelle noch gröberer, noch mehr verderblicher und gefährlicher Lügen getreten. Kein Irrthum aber iſt je heilig, je gut geweſen, auch alsdann nicht, wenns uns ſo ſcheint. Höchſt wahrſcheinlich, daß der Menſch gerade durch ſeine Einbildungskraft, oder durch das, was ſie ſonſt Schöpferiſches hat, zu ſeinen größten Unglücksfällen gelangt iſt; und gewiß, daß, wie Sie ſagen, das Syſtem unſerer heutigen Wiſſenſchaft viel zu verworren, viel zu weit von der Einfalt und Wahrheit der Natur entfernt iſt. Bei alle dem, meine Freundin, iſt es gut, daß gleichwohl in den meiſten Fällen unſer Glück von dieſen Speculationen nicht abhängt. Unſer Wähnen über Wahrheit, die Geſchäftigkeit unſerer Verſtandeskräfte können uns wohl Unterhaltung gewähren; allein unſere unauflösliche Verbindung mit den Dingen, die uns umgeben, beſtimmt unſere Handlungen und Gefühle. Sie ſehen, daß ich nicht im mindeſten bei Ihrem Forſchungsgeiſt beſorgt bin und es nicht ſeyn kann. Ich laſſe Ihren Kopf unter den Sternen wandern, wenn es ihm einfällt ſich von mir zu verſteigen, und halte mich an Ihr liebes Herz deſto feſter. — Ich verwerfe darum keineswegs die Spiele der Phantaſie. Natur iſt mir Eins und Alles, ſobald es auf Maß und Regel des Guten und des Heilſamen fürs Leben ankommt, und ſie ſchuf nun einmal Phantaſie im Menſchen. Aber ſie ſchuf ſie nicht, um ſie an die Stelle der Wahrheit und der Erkenntniß zu ſetzen; ſie ſollte die muntere, lachende Grazie ſeyn, die eine erhabene Göttin begleitete, ſie ſollte den Menſchen unterhalten, nicht belehren; allenfalls die Saiten ſpannen, ſie aber nicht berühren, keine Klage aus ihnen hervorlocken; denn nur wirkliche Sinnesempfindung iſt Wahrheit, und was unmittelbar aus Empfindung fließt. Sie wiſſen nicht, meine Freundin, wie ſehr mich das alles freut, was Sie über das Theilnehmen am Wohle der Menſchen und jedes Einzelnen ſchreiben. Gewiß läßt ſich damit die herzlichſte Liebe für die beſondern Freunde verbinden, und Eins ſollte bei Gutdenkenden nie das Andere ausſchließen. Beruht nicht jenes allgemeine Theilnehmen und Wohlwollen, ſo wie das beſondere und innigere für gewiſſe Perſonen, auf der Anerkennung deſſen, was uns miteinander verbunden, was wir miteinander gemein haben, worin wir übereinſtimmen, inwiefern wir Eins ohne das Andere nicht ſeyn können? Blinde Liebe, thörichte, aus Laune, Uebermuth, Leichtſinn, aus reizbarem ſinnlichen Gefühl entſtandene und zu einer gefährlichen Stärke gediehene Leidenſchaft gehört nicht hieher; der Rechtſchaffene wird immer zwiſchen dem Triebe ſeines Herzens und den Pflichten, die der Verſtand einſieht, ein Gleichgewicht erhalten. Der Trieb beruht auf Empfindung, die man ſich nicht giebt, Menſchlichkeit, worunter ich die geſelligen Pflichten alle begreife, befiehlt die Vernunft auch da, wo der Trieb ſchweigt. Die größte und innigſte Verbindung iſt aber da, wo der ſtärkſte Trieb mit der größten erkannten Pflicht zuſammentrifft. Dafür kann man nicht, daß man ſich manchmal zu einzelnen Menſchen hingeriſſen fühlt, ohne daß der Verſtand weiß, warum? Das iſt Kraft des Triebes, den wir nicht kennen, deſſen Wirkung uns nur offenbar iſt, und der vielleicht ſehr allgemeinen Anziehungskräften der Natur unterworfen ſeyn kann; das anerkannteſte Ideal der Schönheit iſt oft weit minder anziehend, als eine Geſtalt ohne Anſpruch auf Regelmäßigkeit. Aber wo außer dieſer allgemeinen verborgenen Anziehungskraft nichts iſt, was auch den Verſtand anzöge, wo vielmehr er abgeſtoßen ſich fühlte, da möchte es doch mehrentheils des Menſchen ſelbſt eigene Schuld zu nennen ſeyn, wenn er Trieb für Einſicht gelten ließe. Ich rede nicht gern im entſcheidenden Tone; daher erinnere ich mich, daß bei vielen Menſchen der Trieb unendlich heftiger wirkt, als die Beurtheilungskraft und die Gerechtigkeitsliebe; bei mir, weiß ich, wäre es ſo viel, als das Unmögliche verlangen, wenn ich nicht Eindrücke empfangen und den Trieb empfinden ſollte; aber bei mir wäre es Sünde, ihm nachzugeben, weil er nie ſo heftig iſt, daß Vernunft nichts über ihn vermöchte. Für die Gemälde, die Sie mir mittheilen, nehmen Sie meinen Dank; ich kann verſichern, daß ich ſie ähnlich gefunden, zumal das eine ausgeführte; denn mir ſind ja die Originale bekannt. Das intereſſanteſte bleibt mir das von Ihrem Haushalt, in Abweſenheit unſerer lieben Eltern — allein ich kann Ihnen darüber nichts Schriftliches ſagen. Es giebt ja Dinge, die bloß mit der Stimme, mit dem Auge geſagt werden können, und Sie könnten mich immer noch mißverſtehen, wenn ich hier was herſetzte, ſolange Sie nicht wiſſen, wie ich dabei ausgeſehen habe. Nur das kann ich jetzt ſagen, daß beim Durchleſen, beſonders dieſer Stellen, mir manche Thräne wohlthätig und erleichternd entfiel,

— ich war von Freude gerührt und fühlte doch auch Schmerz, — für Andere, nicht für mich.

No. XCI.

Forſter an Th. H. in Göttingen.

Wilna im Juli 1785.

Die Freude, die ich jetzt habe, beſteht darin, daß ich alle Morgen eine halbe oder nur eine Viertelſtunde in des vortrefflichen Garve Zuſätzen und Abhandlungen zu ſeiner Ueberſetzung der Bücher des Cicero über die menſchlichen Pflichten leſe. Während dieſer Lecture bin ich getäuſcht, ich küſſe manchmal das Buch mit einem heiligen Enthuſiasmus der Ehrfurcht für den Verfaſſer. Aber kaum lege ichs weg, ſo ſage ich mir ſchon, was ſind alle dieſe ſchönen Vorſchriften, wenn man überhaupt das Leben nicht ſchmeckt? Sie können doch das verwundete Herz nicht heilen, aber Liebe kann und wird es. Meine Freundin, das iſt meine ganze Zuverſicht. In Ihrer Liebe werde ich Ruhe finden. Ich bin ein ganz beſonderer Menſch, mein Herz war immer jedem Eindruck offen, von der Seite blieb ich immer einfach. Mein Kopf wollte überall zugreifen, und da entſtand ein ziemliches Quodlibet im Verſtande; von dem komme ich nun auch allmälig zur Einfalt zurück; es iſt ſo ziemlich das Meiſte verdaut, was verdaut werden konnte, ein ſtärkerer Kopf hätte freilich mehr von einem ſolchen Verrath in Saft und Blut verwandelt, aber der meinige iſt nur ſchwach. So geht es mir jetzt in Abſicht auf Kenntniſſe und buntſcheckige Gelehrſamkeit faſt wie Ihnen. Ich halte ſie für ein nothwendiges Uebel, aber für mich wird ſie nachgerade ſchon unbrauchbar. Ich lebe nur noch im Herzen, und wenig mehr im Kopfe. Zuweilen blitzt es freilich noch auf, und es muß auch wieder durch das Herz der Kopf angefacht werden, das iſt ausgemacht; ich lebe aber bloß vom gegenwärtigen Zeitpunkt. Ich kehre zu Ihrem lieben Briefe zurück. Praktiſcher Arzt zu werden, bleibt mein feſter Entſchluß, nur gehört dazu ein paar Jahre Zeit. Mein Freund Langmeyer, der Polen und ſeine Einwohner genau kennt, beſteht aber darauf, daß ich den Doctortitel aus Deutſchland mitbringen müſſe, weil die Meiſten noch nicht wüßten, daß ich ihn nicht habe; es wäre Mißtrauen erweckend, wenn ich erſt nach Erwerbung der mediciniſchen Kenntniſſe nach Deutſchland ginge, um ihn mir zu verſchaffen. Er meint, es werde nicht unmöglich ſeyn, dieſen Titel, *Ehrenhalber*, d. i. als eine bloße Ehrenbezeugung, irgend wo zu erlangen, unter dem Vorwand, er ſey mir hier *unentbehrlich*, um in der *Facultät zu ſitzen*; — denn freilich kann ich mich hier nicht als Doctor examiniren laſſen, da ich von der Medicin außer den Hülfswiſſenſchaften nichts weiß. — Sodann, meint Langmeyer, müßte ich in der Stille meine Studien forttreiben, und er wolle ſchon dafür ſorgen, daß Alles gut ausgehen ſolle. Ich wünſchte ſehr, Sie theilten dies unſerm liebſten, beſten Vater im voraus mit, damit ich ſeinen Rath darüber erhalten möge, wenn ich ankomme.

Was die Bergwerkswiſſenſchaft betrifft, habe ich in den ſechs Wochen, die ich überhaupt zuſammen auf dem Harz und im ſächſiſchen Erzgebirge zugebracht, diejenigen allgemeinen Begriffe erworben, die in ſo kurzer Zeit möglichſt zu erlangen waren. Ich mußte mich aber hauptſächlich bloß auf mineralogiſche Kenntniſſe einſchränken. Die Bergwerkswiſſenſchaft gründlich und wie ſichs gehört zu erlernen, erfordert einen Aufenthalt von wenigſtens zwei Jahren in den Bergwerken. Da ich übrigens verbunden bin eine gewiſſe Anzahl Jahre in Litthauen zuzubringen, ſo iſt mir die detaillirte Kenntniß des Bergbaues um ſo viel entbehrlicher; denn in Polen und Litthauen giebt es durchaus keinen Bergbau, weil es keine metallreichen Gebirge giebt. Ich hoffe, dieſes iſt zu meiner Rechtfertigung über dieſen Punkt auch in den Augen unſers beſten Vaters hinreichend.

No. XCII.

Forſter an Jacobi.

Poſen den 10. Oct. 1785 [*].

Ich befinde mich in der Lage eines Menſchen, der geſtern eine Meile von hier in eine Regenpfütze umgeworſen worden und nun beſchäftigt iſt, ſeine naß und ſchmuzig gewordenen Sachen zu trocknen, und ſich zu tröſten, daß das Unglück ſo groß nicht geworden iſt, als es hätte werden können. Indeß nun in dem Nebenzimmer alles wie am Trödelmarkt aufgehangen iſt, durchſuche ich meine Brieftaſche, und ziehe Ihren lieben Brief vom 9. hervor, den ich erſt in Berlin erhielt und dort wegen meines kurzen geſchäftigen Aufenthalts nicht beantworten konnte. Mein beſter, theuerſter Freund! Wie vieles gäbe ich drum, wenn ich Sie diesmal hätte umarmen können! Es ſollte nicht ſeyn! Ich kam nach Hofgeißmar in voller Erwartung, aber ich kam zu früh. Sie waren noch nicht da. Ich habe meine Reiſe ſehr beſchleunigen müſſen. Selbſt in Göttingen war ich nur ſechzehn Tage; gewiß wenig genug zu dem Geſchäfte, das mich dahin brachte. Ein Faulfieber, welches vom Johannistage an vierzehn Tage lang mich mit dem Tode ringen ließ, und mich zwang, noch vierzehn Tage zu meiner Wiederherſtellung aufzuopfern, raubte mir alſo einen Monat von der zu meiner Reiſe beſtimmten Zeit und mit derſelben das Glück, meine beſten Freunde zu ſehen und in ihren Umarmungen die mancherlei Leiden zu vergeſſen, die ich in der Entfernung von ihnen duldete.

---

[*] Auf ſeiner Rückreiſe von Deutſchland, wo er ſeine Frau abgeholt hatte.

Tauſend Dank zuvörderſt für Ihr zärtliches Theilnehmen an meiner ſo glücklichen Verbindung. Sie, mein Beſter, durften mir zürnen, daß ich ſie Ihnen verſchwiegen hatte, und doch thun Sie es nicht, nur unſere gute Helene läßt mich ganz ſanft fühlen, daß ich geſündigt habe. Doch, mein Beſter, auch wegen dieſes Stillſchweigens entſchuldigt mich meine Krankheit einigermaßen. Ich mußte Ihnen, ſobald ich ſchrieb, ausführlich ſchreiben, mich gegen Sie rechtfertigen über meine Wahl, da ich Ihnen vor etlichen Jahren einmal ſchrieb, ich würde nicht ſo wählen, wie man Ihnen von mir ſchon damals, freilich ohne Grund, erzählt hatte. Das Alles war zu weitläufig; ich hatte vor meiner Krankheit nur eben Gewißheit erlangt, und Erlaubniß, öffentlich von meinem Verhältniß zu ſprechen; ich hoffte Sie irgend wo zu ſehen, um Ihnen zu ſagen, daß ich ſeit jener Zeit meine Thereſe näher kennen gelernt, einen Geiſt und ein Herz, wie ich es nie in der Welt zu finden hoffte, an ihr gefunden, ſie lieb gewonnen, um eben die Zeit auch meine Grundſätze merklich geändert, dadurch ganz zufälligerweiſe noch mehr Uebereinſtimmung zwiſchen ihr und mir entdeckt hatte, kurz, um Ihnen den Urſprung und Fortgang meiner Liebe ganz pragmatiſch vor Augen zu legen. Thun Sie jetzt Verzicht auf alle dieſe Details, mein Lieber, und hören Sie dafür, daß ich ſeit fünf Wochen ein glücklicher Ehemann, mit jedem Tage feſter von der Dauer meines Glücks, von der Vortrefflichkeit meines Weibes, und von der Einfalt meines eigenen Herzens überzeugt werde. Ich konnte Ihnen das gute, liebenswürdige, ſeltene Geſchöpf nicht zeigen; das thut mir ſehr wehe, mein Theurer, denn Sie vor Allen hätten ſich gefreut, das Schickſal Ihres Forſter's in ſolchen Händen zu wiſſen. Meine Thereſe iſt anmuthig und intereſſant, ohne ſchön zu ſeyn; ſie hat das ſeltene Glück gehabt, bei einem emporſtrebenden Geiſte, ganz durch ſich ſelbſt gebildet zu werden, iſt daher frei im edelſten Wortverſtande und ganz Natur in allen ihren Gefühlen und Handlungen; ihr Herz iſt jedem Eindruck des Guten und Schönen offen; ihre Lectüre iſt ausgebreitet und von der größten Mannigfaltigkeit, ihre Kenntniß aber, von dieſer Lectüre abſtrahirt, iſt mit eigener Vernunft und Beurtheilungskraft verdaut und abgeſondert, geſunder Nahrungsſaft durch ſtarke Werkzeuge bereitet; ihr Geiſt wird lebhaft in Geſellſchaft und gedeiht zur unterhaltenden Munterkeit des Witzes; ihre Schätzung der Welt, der Menſchen, des Lebens iſt richtig, iſt mit meinem Gefühl übereinſtimmend, flößt ihr Muth und Entſchloſſenheit ein, alles Mühſelige zu überſtehen, um der Freude willen, Einen Glücklichen gemacht — oder beſſer — einem Unglücklichen ſeine Leiden erleichtert zu haben, und Verachtung oder wenigſtens Gleichgültigkeit gegen die kleinen Bequemlichkeiten des Lebens, gegen die Freuden des Umgangs, gegen die Vorzüge der ſchönen Natur, oder des beſſern Klimas, woran ſo Viele hangen; ſie erkennt den Werth aller dieſer Dinge, weiß ſie zu genießen, kann ſie aber ohne einen Wunſch entbehren, ſobald es darauf ankommt, durch dieſe Verleugnung einem Herzen, welchem ſie Alles iſt, Glück und Ruhe zu gewähren.

Mein muthwilliges Weib, der ich geſagt hatte, daß ich ihren Schattenriß entwürfe, hat der Gelegenheit wahrgenommen, da ich herausgegangen war, um in meinem

Namen noch folgenden Zuſatz zu dem Gemälde zu machen. Ich habe den Zettel dem Untergang entriſſen, und kann Ihnen daher mit einem specimen ihrer Art oder Unart aufwarten. Die Caricatur wird doch immer etwas vom Original verrathen. Sie ſollen nicht wähnen, mein Freund, daß Ihr Forſter unter die gemeine Claſſe der blinden Liebhaber gehört, die Alles an ihrer Geliebten ſchön, vortrefflich und auserleſen finden; Sie ſollen ſich erinnern, daß er, obwohl in manchem Betracht ein Schwärmer, doch immer ein kalter Beurtheiler und Beobachter iſt, daß er einen Sinn hat für das Edle und Gute, ſo weit man hier Sinn dafür haben kann, und daß, wenn es anmaßend von ihm klingt, ſich unter die Wenigen zu zählen, Sie ſelbſt und ſo mancher Andere unter den Wenigen ſelbſt Schuld daran ſind, indem Sie ihn ſo liebten, und ſo gewöhnten, beſſer von ſich zu denken. Nun aber auch kein Wort mehr über dieſen Gegenſtand. Vielleicht bin ich deſto ſicherer, Glück auf die Dauer zu finden, da ich mir keine überſpannten Begriffe machte, und auch jetzt, ſeit ich meine Erwartung übertroffen finde, noch nicht mache.

Von meiner Denkungsart vermuthen Sie, wie ich weiß, daß ich nicht ohne Gefahr der Rückkehr von einem Extrem ins andere übergegangen bin. Ich will hierüber gar nichts Entſcheidendes ſagen, weil ich wirklich nicht weiß, ob es einen Grad von Einſicht geben kann, der mich wirklich zurückführen könnte. Das weiß ich gewiß, daß ichs bei meinen jetzigen Grundſätzen, wie bei den ehemaligen, ehrlich meine, daß ich Wahrheit nie zurückſtoßen werde, um des Gewandes willen, das ſie tragen mag; daß ich ja eigentlich nur mit ihr zu thun habe, nur ſie ſuche oder den Schatten von ihr, der uns Sterblichen zu ſehen und zu faſſen vergönnt iſt, daß ich endlich, ich mag in dieſer Rückſicht denken und wähnen, was ich will, in jeder andern bleiben werde, was ich bin, der Freund meiner Freunde, der nur in ihnen lebt, der Freud' und Leid mit ihnen brüderlich theilt, und der es ſehr gut fühlt, daß, wenn gleich aller Genuß aufhört, wo völlige Vereinigung ſtattfindet, als welche den Verluſt des individuellen Bewußtſeyns vorausſetzt, dennoch keine wahre Freude dem Menſchen gegeben ſey, als die, von homogenen Seelen angezogen zu werden, und ſie anzuziehen.

Nun ſchicken Sie mir Ihre Schrift mit dem Motto: Δος μοι που στω. Wenn ich hierüber noch etwas hinzufügen ſoll, ſo iſt es die mir ſehr wahrſcheinliche Vermuthung, daß ich mein Wähnen über Alles, was die Metaphyſik und Theologie betrifft, wohl nie mehr für etwas Anderes, als bloßes Wähnen wieder halten werde, indem es mir ganz unmöglich ſcheint, hierüber je Gewißheit zu erlangen, ſo lange wir ſind, was wir ſind: Weſen, die nur Eindrücke leiden, nur Bewußtſeyn haben von den anziehenden und abſtoßenden Kräften der Natur, und die weder in das Weſentliche ihres eigenen, noch irgend eines andern Weſens eindringen können. Ich werde an Heyne'n wegen Ihres lieben Sohnes ſchreiben, nun zwar zu ſpät, da Sie ihn jetzt ſchon ſelbſt werden geſprochen haben, aber doch um ihm zu ſagen, daß Sie mich lieben, und daß ich Sie von ganzer Seele liebe.

Sie zanken mit mir über eine Stelle im göttingenſchen Magazin — pfui, ich habe ein häßliches, falſches Wort gebraucht. — Sie beklagen ſich nur über ſeinen langſamen Fortſchritt; der iſt lediglich Hrn. Lichtenberg zuzuſchreiben, da er das Magazin ganz allein dirigirt, und ich, außer meinem Namen als Herausgeber, nichts dabei thue, es ſey denn, daß ich dann und wann einen Aufſatz hineingäbe. Sie werden ſich alſo auch nicht wundern, daß ich Ihnen ſage, der Inhalt des erſten Stücks des vierten Jahrganges ſey mir noch völlig unbekannt. Auch meine liebe Freundin Helene muß mich entſchuldigen, wenn ihr die Buchſtabirkunſt der Mägde mißfällt, worüber Lichtenberg ſo luſtige Anmerkungen gemacht haben ſoll, ich habe keinen Theil an ſeiner Sünde, trotz dem, was der Titel ſagt. Was ich ſonſt noch zu ſagen habe, wird Ihnen Helene aus inliegendem Briefe vorleſen. Jetzt umarme ich Sie und rufe Ihnen nur noch zu, daß ich Sie von ganzer Seele liebe.

No. XCIII.

Forſter an Heyne.

Wilna den 9. März. 1786.

Wir fahren mit allerlei Lecture in unſern Abendſtunden fort; neulich haben wir den zweiten Theil von Herder's

Ideen, Archenholz von Italien, und Ferguſon vom Fortgang und Verfall der Römerrepublik geleſen, und alle dieſe Bücher gewähren uns mannigfaltige Unterhaltung, Belehrung und Stoff zu unſern Geſprächen. Schade, daß das letztere ſo ſchlecht überſetzt iſt! Jetzt leſe ich Mendelsſohn's Morgenſtunden, die ein hieſiger jüdiſcher Arzt mir geliehen hat, ein braver Mann, der nichts weniger ſchätzt, als die traurigen Vorurtheile ſeiner Religionsgenoſſen, und den finſtern Begriff eines leidenſchaftlichen, Furcht und Schrecken verbreitenden Gottes, den ſie ihrem Moſes noch nach ſo vielen Jahrhunderten nachbeten. Die Toleranz iſt hier doch, dem Himmel ſeys gedankt, ſo groß, daß wir neulich, in Geſellſchaft vier anderer Profeſſoren bei dieſem Manne, ohne die mindeſte Gefahr, irgend einem Schwachen Anſtoß zu geben, ſoupiren konnten. Er hat auch eine vernünftige Frau, und in ihrem Hauſe herrſcht Wohlſtand, mit Ordnung und beinahe holländiſcher Reinlichkeit verbunden, die bei Juden ſo ſelten zu ſeyn pflegt.

In meiner gegenwärtigen Lage, wo es mir noch immer am botaniſchen Garten und Cabinet fehlt, läßt ſich in meinem Fache nicht viel Neues thun, wodurch man hoffen könnte, den Gelehrten erinnerlich zu werden. Indeſſen muß ich keine Gelegenheit vorbeilaſſen, um mich mit der Naturgeſchichte des Landes bekannt zu machen, und hiezu habe ich keine andern Mittel als die Vacanz, oder dreimonatlichen Ferien im Sommer, auf Excurſionen zu verwenden. Mit der Medicin geht es ſeinen

Gang, wiewohl ganz ſtille fort, auf Praxis kann ich mich nicht eher ganz einlaſſen, bis es mir mein Gewiſſen erlaubt. Inzwiſchen hab' ich ſchon ein halb Dutzend Conciliis medicis beigewohnt, die hier ſehr gewöhnlich ſind und oft bei trivialen Gelegenheiten angeſtellt werden, wenn es die Convenienz des Hausarztes mit ſich bringt. Meine gegenwärtige Arbeit an einem botaniſchen Aufſatz, für die Facultät zu Halle, den ich jedoch, um alles Aufſehen zu vermeiden, nicht mit dem gewöhnlichen Titel als eine Dissertatio pro gradu drucken laſſen will, da die Pflicht gegen die Facultät durch die bloße Ueberreichung derſelben zur Einſicht erfüllt werden kann, macht mir viel zu ſchaffen; nicht ſowohl wegen des Inhalts, der mir doch ziemlich geläufig iſt, aber wegen der lateiniſchen Sprache, in der ich nicht gewohnt bin zu ſchreiben, und wobei mich meine ſonſtige Fertigkeit, allerlei Sprachen zu ſprechen und zu ſchreiben, ſehr verläßt; eine Folge meiner Erziehung, die mein feuriger Vater in Allem, was Geduld und Anhalten erheiſcht, freilich etwas vernachläſſigt hat. Das wenige Latein, welches ich weiß, verdanke ich bloß meiner Lecture; allein Lecture iſt zum Schreiben nicht hinreichend, zudem iſt es lange her, daß ich nicht lateiniſche Autoren las, und jetzt gebricht es mir an Zeit dazu. Für Wilna iſt mein Latein ſachte gut genug, aber für das Publicum nicht. Ich habe mich geſchämt, gerade Ihnen ſo einen Mangel zu bekennen, bis ich mir recht deutlich vordemonſtrirt hatte, daß dieſe Scheu nur mauvaise honte ſey, die zu nichts hilft und eher ſchadet, da Sie durch Ihren Rath mir hier vielleicht Anleitung geben, wie am ſicherſten dem Dinge abzuhelfen ſey. Ueberdies iſt ja die Schuld nicht mein, ſondern wahrlich liegt ſie an den Verhältniſſen, in denen ich mich jederzeit ohne mein Zuthun befand.

Mein Compendium, von welchem Sie meinen, daß es einen andern Gang nehmen werde, als das Blumenbach'ſche, iſt noch ein Embryo. Es wird freilich weit kürzer ſeyn, denn es ſoll nur als bloßer Leitfaden zur Claſſification der natürlichen Körper dienen, folglich kommt von der Geſchichte der Körper nichts vor, ſondern bloß von ihrer Beſchaffenheit und Beſtandtheilen. Die Geſchichte bleibt der Vorleſung aufbehalten, da es doch unmöglich iſt, hierüber etwas mehr als Bruchſtücke zu geben, ſo lange von einem Compendio die Rede iſt, und die Auswahl auffallender Anekdoten, manchmal etwas abenteuerlich vorgebracht, vielleicht im Publicum gute Wirkung thun, aber nie zweckmäßig werden kann. Denn in der Naturgeſchichte, dünkt mich, iſt ein Zug im Grunde ſo wichtig als ein anderer, und bloß die Beziehung auf unſern unmittelbaren Nutzen macht einen ſcheinbaren Unterſchied. Uebrigens halte ich mich, wenn gleich nicht ſklaviſch an das Syſtem von Linnée, dennoch an ſeine vortreffliche Art es zu behandeln, und in der Botanik folge ich ihm ganz. Den lieben Gott mag ich nicht allenthalben hineinbringen, denn mich dünkt, die Zurückführung auf den zureichenden Grund ſchneide alle Unterſuchung ab; genug, daß man in der That im Studium der Natur immer neue Bruchſtücke zur Kenntniß Gottes liefert, in der Art nämlich, wie wir überhaupt eine Subſtanz kennen können, nämlich, wie ſich dieſelbe gegen uns ſinnlich äußert. Ihre Verhältniſſe zu uns kennen wir, das Ding ſelbſt nicht. Wer die unermeßliche Welt in allen ihren kleinſten Theilen durchaus kennt, würde ſagen dürfen, ſo äußere ſich ihm der zureichende Grund des Ganzen, und doch würde er der Erkenntniß des Weſens dieſes zureichenden Grundes ſo wenig ſich genähert haben, als unſere Metaphyſiker der Erkenntniß des Weſens der Materie, deren Verhältniſſe zu uns wir doch lediglich nur kennen. Daher finde ich denn nun freilich, daß der liebe Bildungstrieb, den der liebe Gott einem jeden Dinge einverleibt haben ſoll, mir gar nichts erklärt, wo nicht noch dieſes einzige, daß wir von Dingen außer unſerm Empfindungs- und Perceptionskreiſe nicht durch neue Wörter auch wirkliche Begriffe erhalten.

Seltſam ſind allerdings die Auftritte in Baiern *). Ich wäre neugierig, die Schrift zur Vertheidigung der Illuminaten ſowohl, als den Brief des Hrn. von Born zu leſen. Die Jeſuiten haben alſo dort ihren Endzweck nicht nur erreicht, ſondern ſie ſcheinen es noch dazu mit offenbarer Gewalt zu treiben. Man hüte ſich vor ihnen deſto mehr, da ſie ſo unpolitiſch ihre Herrſchſucht und Intoleranz triumphiren laſſen. Hier ſind ihnen die Hände

---

*) Die Aufhebung des Illuminatenordens fand in dieſem Zeitpunkte in Baiern ſtatt.

gebunden und doch regieren ſie heimlich noch über unzählige Gemüther. Gut iſt es indeſſen noch, daß der Rector und ein paar der Oberſten ſo gute Leute von perſönlich gutem Charakter ſind, daß der esprit de corps bei ihnen ſich auf eine ſo ſanfte Art äußert.

Wir küſſen Ihre liebe Hand, theuerſter beſter Vater, meine Frau und ich, und empfehlen uns der liebenswürdigen, gütigen Mutter, ſo wie auch unſern lieben Geſchwiſtern. Was macht doch Bruder Karl in Hamburg? Geht es ihm dort nach Wunſche?

Lieben Sie ferner Ihren zärtlich an Ihnen hangenden und gehorſamſten Sohn.

No. XCIV.

Heyne an Forſter in Wilna.

Göttingen den 15. März 1786.

Daß die Abendſtunden einer Lecture zur Erholung beſtimmt bleiben, iſt eine treffliche Einrichtung. Ich wundere mich, wie Bücher, als die genannten ſind, ſobald dorthin kommen; dabei fällt mir ein, ſollte nicht voraus etwa Anſtalt zu treffen ſeyn, daß zur Oſtermeſſe Pakete mit hinauskommen könnten? auch etwa von neuen Büchern? Die Naturgeſchichte von Polen bleibt immer noch ein Werk für Sie, mein lieber Forſter, aus dem Sie einmal einen Eimer ins gelehrte Publicum ausleeren können; ich ſehe dies wirklich als ein Glück Ihrer Lage an. Weit ſchwerer würde es Ihnen in Deutſchland werden, Aufmerkſamkeit zu erwecken; Ihr Briefwechſel dazu macht immer einen intereſſanten Verkehr aus. — Gott ſey Dank, daß jetzt ſo viel Dunkles vertrieben iſt, das jetzt vor dem Jahre über uns Allen hing. Auch meine Geſundheit hat ſich gut gehalten, und die liebe Mama! — O, wie ganz anders war es vorm Jahre!

Das Latein, mein Lieber, laſſen Sie ſich nicht bekümmern. Von Ihnen wird Wiſſenſchaft gefordert. Wenn Sie nur in Ihrem Wilna eine Zeitlang fortfahren lateiniſche Bücher zu leſen, und die erſten Verſuche, welche freilich die ſchwerſten ſind, überſtanden haben, ſo wird es nach und nach ſchon leichter werden. Mediciniſche Bücher müſſen Sie doch leſen, und hier finden Sie gute Uebung in Haller und Boerhaave u. a. So giebt ſich Alles von ſelbſt.

Ihre Gedanken über das Studium der Natur und Ihres Vortrags von demſelben finde ich ſehr gut und ſchön. Ueberhaupt, eingedenk einer erſten Urſache, müſſen wir ſie überall ſehen und ſie überall zum Grunde ſetzen. Allein ſo lange von Forſchungen, Wahrnehmungen, von Erſcheinungen und Verhältniſſen die Rede iſt, ſo müſſen wir uns an das Nächſte, an die Körperwelt, halten, eben ſo wie in der moraliſchen Welt an das Nächſte, Denken und Wollen, als Erſcheinungen einer Kraft, die wir weiter nicht kennen, die aber auch von einer erſten Urſache hervorgebracht und erweckt ward.

Haben ſich die Martiniſten nicht auch in Polen verbreitet? In Moskau iſt ſtark inquirirt worden; es fanden ſich, wie man mir ſchreibt, an 2000 in der Stadt allein. Es iſt eine von der Kaiſerin ſelbſt verfaßte Komödie „der Betrüger“ dort aufgeführt worden, ich habe ſie eben im Deutſchen vor mir.

No. XCV.

Forſter an Lichtenberg.

Wilna den 10. April 1786.

Sie müſſen nicht glauben, liebſter Freund, daß unſere Dintefäſſer in Litthauen eingefroren ſind, ob wir gleich dieſen Winter einmal 30° Kälte nach Reaumur's Thermometer hatten. Wenn ich mich bei Ihnen entſchuldigen müßte, ſo würde ich ſagen, daß ich mehr als der Mann im Evangelio gethan habe, denn ich habe ein Weib genommen und bin in Halle zum Doctor geworden; beides giebt mir Beſchäftigung genug, um mich auf eine Zeitlang faſt allem Umgang mit Menſchen und allem Briefwechſel mit Freunden zu entziehen. So eben habe ich durch einen Kaufmann, der von hier zur Leipziger Meſſe zieht, die Arbeit dieſes Winters, eine kleine botaniſche Diſſertation, nach Deutſchland geſchickt; eine andere, welche auch nur vier bis fünf Bogen ſtark wird, enthält den prodromum zu einer Beſchreibung der auf der Reiſe um die Welt von mir geſammelten Pflanzen, und jetzt, wenn meine Zeit es erlaubt, gedenke ich eine botaniſche Kleinigkeit aus meinem Vorrath auszuheben und mit einigen Zeichnungen begleitet Ihrer Societät vorzulegen. Dieſe kleinen Arbeiten halte ich für nöthig, um doch in der gelehrten Welt nicht ganz und gar vergeſſen zu werden, welches mir ſonſt nirgends leichter als in Wilna widerfahren dürfte. So wenig Ausſicht vorhanden iſt, daß ich unter acht Jahren von hier wegkomme, ſo wenig bin ich gleichwohl geſonnen, einen Augenblick länger, als ich muß, in dieſem Exil zu bleiben. Denn wenn gleich die Zufriedenheit, der animus aequus mich auch zu Ulubrae nicht flieht, ſo iſt es doch immer nur Ulubrae. In dieſer Rückſicht kann es mir nicht gleichgültig ſeyn, meinen Namen von Zeit zu Zeit bei meinen Landsleuten aufzufriſchen, wenn es anders wahr iſt, daß er den geringſten Werth bei ihnen hatte. Noch außer dieſem habe ich dieſen Winter hindurch einen Entwurf oder Syllabus zu meinen Vorleſungen über die Mineralogie gemacht, da mir die vorhandenen Compendien kein Genüge leiſteten. Wahrſcheinlich kommt auch dieſer, ſobald ich das Thier- und Pflanzenreich hinzugefügt habe, im Druck heraus; und zwar nicht, daß er etwas Neues enthielte, ſondern bloß für meine Polacken, die weder Deutſch verſtehen, noch alle den Linneus kaufen können. Bleibt mir Zeit genug, ſo füge ich dieſem Entwurf ein etwas vollſtändigeres terminologiſches Vocabularium der Naturgeſchichte bei, als man wohl bisher beiſammen angetroffen hat, und inſofern möchte denn auch für Deutſchland und ſonſt auswärts das Büchlein brauchbar werden. Sobald unſere hieſigen Ferien angehen, das iſt im Julius, gehe ich an die Ueberſetzung von Cook's letzter Reiſe, davon zur Michaelismeſſe ein Band erſcheint; obgleich ein gewiſſer Wetzel, der wiederholten Ankündigungen ungeachtet, die ich gemacht habe, jetzt eine neue Ueberſetzung auf Subſcription herausgiebt, weil er ſich die durch meinen veränderten Aufenthalt, meine Reiſe, meine Krankheit und meine Heirath verurſachte unvermeidliche Verzögerung zu nutze machte, und indem er ſich in London Abdrücke vom achten Nachſtich der Kupfer erhandelt hat, Hrn. Spener, der in Deutſchland für die Kupfer große Unkoſten gehabt, gleichſam das Geld aus der Taſche ſtiehlt. Mich dünkt, dieſe Art einem Manne den Profit aus dem Munde zu nehmen, der ſichs ſo ſauer werden läßt, dem Publicum beſſer und gewiſſenhafter zu dienen als es gewohnt iſt, oft beſſer als es ſelbſt, ſchon an das Schlechte gewöhnt, wünſchen möchte, iſt doch unter ehrlichen Leuten unerlaubt. Ließe ſich ſo ein Anſpachiſcher Herr Kammerrath vor dem Publicum gar nicht zur Rechenſchaft ziehen?

Soviel von meinen bisherigen literariſchen Beſchäftigungen, die auch um deßwillen nur einen hinkenden Fortgang haben, weil ich alles Bittens, Bemühens, Auftragens und Verſprechens ungeachtet, dennoch keinen einzigen Menſchen gefunden habe, der ſich dahin bringen ließe, mich auf meine eigenen Unkoſten, regelmäßig und prompt, mit Zeitungen, Büchern, literariſchen Erſcheinungen und Neuigkeiten zu verſehen, wovon ich ſolchergeſtalt immer ein halbes und oft ein ganzes Jahr après coup die Nachricht erhalte. Dies iſt die einzige Unannehmlichkeit von einigem Belang, die ich hier fühle, denn alle die andern, die für ſo manche Menſchen ſehr groß, und vielleicht unerträglich ſeyn würden (wie der gänzliche Mangel an Umgang, da es hier zwar an zweifüßigen Thieren nicht, wohl aber an Menſchen, die dieſen Namen verdienten, ſo gänzlich fehlt), ſind für mich, der ich das Glück innerhalb meiner vier Wände finde, nicht fühlbar, oder wenigſtens leicht zu ertragen. Allein das ſchmerzt, daß ich, indem ich Alles aufopfere, und auf Alles Verzicht thue, was man anderwärts ſo reichlich beſitzt, nicht einmal die einzige Reſſource mir zuſichern kann, für meinen Kopf Unterhaltung und Nahrung aus dem Auslande zu haben, da der Ort meines Aufenthaltes dergleichen ſchlechterdings nicht gewährt.

Hätte ich nicht eine Frau, die mir wahrhaftig Alles erſetzt, was ich verlaſſen habe und entbehren muß, ſo würde ich es hier nicht aushalten, und glauben, daß keine Verbindlichkeit groß genug ſey, um mich zu zwingen das zu werden, was in Polen und Litthauen ein jeder iſt. Dazu habe ich nun einmal das vivitur ingenio zu tief empfunden. Allein meine Thereſe nährt und erhält mich in jeder Rückſicht. Was für ein exigeantes Ding das Herz des Mannes ſey, habe ich nicht gewußt, bis ich die einzelnen Wünſche und feinern Nuancen von

Gefühlen, die ſich bei mir ſelbſt nach und nach bis zum deutlichen Bewußtſeyn entwickelten, wahrgenommen, und alle befriedigt gefunden habe. Wo man auf ganz verſchiedenen Wegen zu denſelben oder ähnlichen Reſultaten gelangt iſt, da iſt die Uebereinſtimmung der Gefühle gewiß das köſtlichſte, was ſich unter Menſchen denken läßt; denn wenn gleich das Gefühl einen Augenblick lang als bloßes Gefühl ergötzt, ſo iſt doch der nächſte Augenblick das nähere Eigenthum des Verſtandes und der Theorie; dieſe gewinnt dann ungemein durch die Verſchiedenheit der Geſichtspunkte, aus welchen jeder ſeinen Gegenſtand betrachtet. Wir leben hier in der gänzlichen Eingezogenheit vollkommen vergnügt, weil wir uns beſchäftigen können, und überzeugt ſind, daß die Quelle des Glücks und der Zufriedenheit in uns liegt, daß keine Geſellſchaft beſſer als ſchlechte Geſellſchaft iſt, daß wir uns vor nichts ſo ſehr fürchten müſſen, als vor dem Polackiſiren, und daß wir von dieſer Seite keine Gefahr leiden, ſolange wir beſtändig für Nahrung unſers Verſtandes ſorgen, und Einer über den Andern unabläſſig wachen, damit uns keine Entartung unvermerkt beſchleiche. Unſere Abende, wenn ich von meinem Schreibtiſch und meine Frau von ihrer Hauswirthſchaft frei iſt, bringen wir mit Lecture zu, die unendlich unterhaltend iſt, weil wir uns die Freiheit nehmen, den Herrn Autor ſo oft zu unterbrechen, als er uns etwa beſonders gefällt oder mißfällt, oder Gelegenheit zu einer Bemerkung giebt. Auf dieſe Weiſe haben wir vorigen Winter hindurch manches neuere und ältere Buch im hiſtoriſchen und philoſophiſchen Fach durchgeleſen, und es iſt nicht zu befürchten, daß wir je über Mangel an Beſchäftigung oder über Langeweile klagen werden, indeß das vornehme Geſindel um uns her nicht begreifen kann, warum wir nicht wie ſie in Aſſembleen erſcheinen und Pharao ſpielen, oder die polniſche Schaubühne, die ungefähr ſo weit in der mimiſchen Vollkommenheit, als die holländiſche gediehen iſt, oder Concerte beſuchen, wofür unſere Ohren büßen müßten. Jetzt kommt uns die Natur und ihr wiederauflebender Frühling zu ſtatten, und täglich durchſtreifen wir Wald und Gebüſch. Ihr Freund dünkt ſich jünger als vor etlichen Jahren; geſünder iſt er ohne Zweifel, denn auch Geſundheit ſteht unter den Geſchenken Amors oben an. Unſere Freuden erhöht die Hoffnung, daß Thereſe in wenigen Monaten Mutter wird. Es iſt äußerſt wenig Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß man hier zu Lande je die Wiſſenſchaften auf eine zweckmäßige Art unterſtützen und betreiben, oder ſie auf einen reſpectabeln Fuß ſetzen werde. Daher bleibt einem Ausländer, der in dieſer Erwartung hieher gezogen iſt, nichts übrig, als zu ſorgen, daß er für ſein Individuum nicht zurückkomme, weder an Kenntniſſen, noch in Anſehung ſeiner äußern Glücksumſtände. Was das Erſte betrifft, ſo ſuche ich hier wenigſtens ſo viel von meinen Vorgeſetzten zu erlangen, als zum Ankauf neu herauskommender Werke in meinem Fach nothwendig iſt, und da ich einmal zu ſehr verwöhnt bin, um mir an meinem Fache genügen zu laſſen, und ſo ziemlich den

Wahlſpruch: Nihil humani a me alienum esse befolge, ſo muß mir meine Arbeit die Unkoſten zu Büchern in andern Fächern erreichen. Der Punkt der Glücksumſtände kann nun freilich nicht anders als durch eine ſtrenge Oekonomie und Frugalität zweckmäßig betrieben werden, und da mein Weib auch in dieſem Stück nicht nur mit mir übereinſtimmt, ſondern auch im Fach der Haushaltungskunſt Kenntniſſe beſitzt, die meine Erwartung weit übertreffen, ſo bin ich wenigſtens ſicher, daß, wenn ich auch einſt nichts aus dieſem Lande mitnehme, ich doch auch nicht ärmer, als ich kam, von dannen ziehen werde, und das iſt Alles, wonach ich trachte, denn ich glaube, daß es im Rath der Götter beſchloſſen worden ſey, daß ich nie, weder reich noch wohlhabend werden ſolle; umſonſt ſchenken ſie nicht Genügſamkeit. Ich weiß gewiß, daß es weder meine Frau noch mich einige Ueberwindung koſten würde, ſobald es nöthig wäre, uns noch mehr als jetzt einzuſchränken.

Nunmehr habe ich Ihnen alles Neue aus Polen und Litthauen, was ich für Sie wußte, erzählt. Das iſt, ich habe Ihnen geſagt, wie Ihr Freund es treibt. Was ſonſt vorgeht, wiſſen Sie entweder aus Zeitungen, oder es hat nicht das mindeſte Intereſſe für Sie. Ich kann Ihnen keine literariſchen Neuigkeiten auftiſchen, denn hier arbeitet kein Menſch anders als mechaniſch, ohne einen Schritt zur Erweiterung der Wiſſenſchaft zu thun. Aber Sie, mein Beſter, könnten mir mit Ihren lehrreichen Briefen manchen frohen Augenblick machen. Wahrlich,

ich wage es kaum, Sie darum mit alle dem Ernſt zu bitten, der mir ums Herz iſt, da ich durchaus keine Schadloshaltung für Sie habe. Allein dann und wann, wenn Sie an Forſter denken, laſſen Sie den Gedanken laut werden, damit er ihn in Wilna hört. Ich möchte Sie gern bitten, da Sie Gelegenheit haben, Inſtrumente aus England zu bekommen, mir von dorther ein recht gutes double Mikroſkop, dergleichen Dollond für acht Guineen verkauft, nebſt guten Mikrometern zu verſchreiben. Ich habe es höchſt nöthig, und erſetze Ihnen unverzüglich die ganze Auslage; wenn es aber nicht gut anginge, ſo würde ich Sie bitten, mich mit einer Zeile davon zu benachrichtigen. Könnten Sie es mir verſchaffen, ſo ſchickten Sie es gleich an Hrn. Spener, den Buchhändler in Berlin, mit dem Bedeuten, es weiter an mich zu ſpediren. — Wie geht es mit dem göttingenſchen Magazin? Sind Sie Willens es fortzuſetzen, und zwar auf welche Art? Wollen Sie, daß es ferner unſre gemeinſchaftliche Beſorgung heißen ſoll, oder iſt es Ihnen ſchicklicher und angenehmer, daß mein Name wegbliebe, da ich in dieſer Entfernung ſo wenig dazu habe beitragen können, als ob ich jenſeits der Cooksſtraße wohnte? Ich habe hierüber ſchlechterdings keine Stimme, und Ihr Wille ſoll mir Geſetz ſeyn. Würde es fortgeſetzt, ſo würde ich mich dieſen Sommer bemühen, einige Aufſätze dazu auszuarbeiten, und mir es ſogar künftig angelegen ſeyn laſſen, meine Beiträge fleißig einzuſchicken; doch dieſes Anerbieten allein kann unmöglich einen hinlänglichen Grund zur Fortſetzung abgeben. — Meine Frau hat von Herrn Dietrich den göttingenſchen Kalender und Muſenalmanach für dieſes Jahr erhalten. Mich dünkt, Hr. Chodowiecki vernachläſſigt ſich ſchrecklich, und ſelbſt die Menge der andern Kupfer ſchienen mir diesmal um eine Note niedriger als ſonſt. Dies liegt gewiß nicht an Hrn. Dietrich, ſondern an den jungen und alten Künſtlern, die der Ruf nachläſſig macht und zu elenden Pfuſchern herabwürdigt. Ihre Nachrichten von Herſchel ſind im äußerſten Grade intereſſant; könnten Sie nicht in einem künftigen Almanach oder in einem Auszug uns van Marum's elektriſche Verſuche mittheilen, oder iſt dies Werk bereits überſetzt? Auch Ihre vortreffliche Erläuterung der Hogarth'ſchen Kupfer las ich mit großem Vergnügen, wenn gleich hie und da eine Stelle Ihren Leſerinnen ein Erröthen abnöthigen muß.

Darf ich Sie bitten, mein Beſter, mir die Freude, die Ihre Antwort mir gewiß machen wird, nicht lange vorzuenthalten? Ich habe Ihnen zwar ſelbſt durch mein langes Stillſchweigen Urſach gegeben mich mit gleicher Münze zu bezahlen; allein Sie ſind reich, und ich bin arm, theilen Sie mir alſo mit; ich will ſchon Alles aufbieten und mein bischen Armuth zuſammenſcharren, um Ihre Geſchenke, wenn nicht aufzuwägen, doch fleißig anzuerkennen. — Ich kann Ihnen faſt nur von mir ſelbſt ſchreiben, und ſo gut ich weiß, daß das unter Freunden das Weſentlichſte iſt, ſo hielt mich doch ſo lange eine mauvaise honte zurück, da ich außerdem ſo gar nichts Ihnen darzubringen hatte.

No. XCVI.

Forſter an Lichtenberg.

Wilna den 18. Jun. 1786.

Ich weiß nicht, mein beſter Freund, ob Sie meinen vorigen Brief erhalten haben; allein wenn Sie ihn auch haben, hält es mich nicht ab, Ihnen wieder einmal zu ſchreiben, ſobald ſich die Gelegenheit darbietet. Kaum war jener Brief abgegangen, ſo kam die hier beifolgende Einlage von Ciechauski's Verwandten an, und dieſe kann ich nicht länger liegen laſſen, da doch wohl ein Brief die einzige Freude iſt, die Ciechauski*) von dieſen Leuten erwartet. Wenn Sie ahndeten, liebſter Freund, wie man in Wilna nach Briefen ſchmachtet und verſchmachtet, Sie hätten ſchon einmal die Phyſik ausgeſetzt, um uns zu erzählen, daß Alles noch beim Alten zwiſchen uns iſt, bis auf die verdammten zweihundert Meilen. O, man läßt uns hier von allen Seiten fühlen, daß wir einander genug ſeyn ſollen; denn den einzigen Sömmerring ausgenommen, haben unſere Correſpondenten in Göttingen, Halle, Wien, Berlin, Dresden und wo nicht ſonſt? entweder Lethe getrunken, oder an ihrer correſpondirenden Kraft eine Lähmung erlitten, und ſowohl meine Frau als auch ich hören kaum alle Vierteljahr einmal, daß unſere Verwandten leben. Ich meines Theils habe mich ſchon darein ergeben, wenn ich es nur dahin bringen könnte, daß die Geiſtesverwandten dann und wann ein Zeichen des Lebens von ſich geben möchten; denn der Geiſt leidet hier eigentlich am meiſten Noth. Ich glaube faſt, er muß in eben dem Grad der Kälte wie das Queckſilber erſtarren, denn ich ſehe eine ungeheure Menge erfrorner Köpſe um mich her, und wenn ich nicht irre, ſcheint das Symptom an mir ſelbſt bereits bemerklich. Im Ernſt, die größte Unbequemlichkeit, die ich hier empfinde, iſt der Mangel an gelehrtem Umgang, an gelehrter Correſpondenz, an Neuigkeiten und Büchern. Was den Umgang betriff', habe ich außer dem Dr. Sartoris, einem Italiener, der das Fach der Chemie verſieht, keinen Menſchen, mit dem ich wiſſenſchaftliche und belehrende Unterhaltung pflegen könnte. Dieſer Einzige hat Kopf, und beſitzt außer ſeinen chemiſchen Kenntniſſen noch eine feine franzöſiſche Politur, von ſeinem langen Aufenthalte in Paris; auch iſt er in England geweſen, und kennt die großen Namen jenes Landes recht gut; allein er iſt bei dem Allen doch ein Piemonteſer, nicht ein herzlicher Deutſcher, gegen den man ſich vertraulich auslaſſen darf; auch iſt er nicht von ſeinen übrigen Collegen zum beſten gelitten. Was bei Exjeſuiten, und wenn es die beſten ſind, und bei denen, die in ihr Horn blaſen, zu holen ſey, werden Sie ſich leicht ſelbſt ſagen; es iſt keine Sylbe eines wiſſenſchaftlichen Geſprächs mit dieſen Menſchen möglich, ſie ſind trotz ihrer unaufhörlichen Verbeugungen, Höflichkeiten und Freundſchaftsbetheuerungen immerfort auf ihrer Hut, immer mißtrauiſch, immer heimlich und hinterrücks wirkſam, äußerſt bemüht, unter dem Anſchein von Geſchäftigkeit ja keinen Fortſchritt zur wirklichen Aufklärung machen zu laſſen, vielweniger ihn ſelbſt zu machen, wohl aber durch ewige Klage, ihnen ſeyen die Hände gebunden, ſchnappend nach mehr Gewalt und Einfluß, und um ſich greifend, unter welchem Vorwand es immer ſey. Dies ſind die hieſigen Erzieher, was läßt ſich da von den Zöglingen erwarten? Wenn ich alſo ein geſcheutes Wort hören will, ſo laſſe ich mir von meinem lieben Weibe eins vorplaudern. Den Correſpondenten verdenke ich faſt gar nicht, daß ſie ſich allmälig aus dem Spiele ziehen, denn hier findet kein Tauſch von Neuigkeiten ſtatt, und immer nur zu erzählen, ohne ſich wieder erzählen zu laſſen, wird man endlich müde. Nun bliebe noch die Reſſource, Bücher herkommen zu laſſen, um zu erfahren, was in der ſchreibſeligen Welt vorgeht, und auf dieſe Art durch neue Ideen einen Stoß zu bekommen. Allein die beſten Maßregeln und Vorkehrungen, die ich deßhalb getroffen zu haben glaubte, ſind durch die Unart meiner Buchhändler und Freunde vereitelt worden. Kaufleute von Wilna ſind in Leipzig zur Meſſe geweſen, haben mit meinen Spediteurs geſprochen, und ſind dennoch leer zurückgekommen, ohnerachtet ich drei Monate im voraus meine Beſtellungen gemacht hatte. Solche unverhoffte Unfälle können einen hier in dieſer ſarmatiſchen Wildniß beinahe außer Faſſung bringen, denn da mein Schickſal mich einmal hieher verſchlagen hat, und ich von Allem, was ich zu finden hoffte und wodurch man mich hieher gelockt hatte, nichts gefunden habe, iſt die Sorge, durch Lecture mit meinen auswärtigen Zeitgenoſſen Schritt halten zu können, das Einzige, was mir zu meiner Sicherheit übrig bleibt. Wenn ich erſt gegen Literatur gleichgültig werde, haben die Jeſuiten gewonnen Spiel und die Welt einen unnützen Bewohner mehr.

---

*) Ein Pole, Litthauer vielmehr, der ſich in Göttingen durch kleine mechaniſche Arbeiten ſehr rechtlich ernährte und zu einiger Wohlhabenheit gelangte. Er ſchickte durch Forſter ſeiner Familie — ganz rohen Litthauer Bauern — doch mit ihren adeligen Vorrechten — als curioſeſtes Geſchenk, ein paar kürbisgroße Luftballons — damals die neueſte Entdeckung — mit einer bogenlangen Beſchreibung, wie ſie zum Steigen zu bringen ſeyen. Sein Bruder kam in ſeinem Schafpelz, ſeinen Säbel als Adelszeichen im Arm, von ſeinem Dorfe herein nach Wilna, und fragte bei Forſter ſehr beſorgt nach: ob ſein Bruder in Göttingen verrückt ſey, oder ſich der Magie ergeben habe, um ſich mit ſo unnatürlichen Künſten abzugeben, bunte Säcke fliegen zu machen.

Oft habe ich mir hier ſchon in vollem Ernſt Ihren Blick, und die vortreffliche Art die Sitten zu malen, gewünſcht. Sie würden an dieſem Miſchmaſch von ſarmatiſcher oder faſt neuſeeländiſcher Rohheit und franzöſiſcher Superfeinheit, an dieſem ganz geſchmackloſen, unwiſſenden und dennoch in Luxus, Spielſucht, Moden und äußeres Clinquant ſo verſunkenen Volke reichlichen Stoff zum Lachen finden; — oder vielleicht auch nicht; denn man lacht nur über Menſchen, deren Schuld es iſt, daß ſie lächerlich ſind; nicht über ſolche, die durch Regierungsform, Auffütterung (ſo ſollte hier die Erziehung heißen), Beiſpiel, Pfaffen, Deſpotismus der mächtigen Nachbarn, und ein Heer franzöſiſcher Vagabunden und italieniſcher Taugenichtſe, ſchon von Jugend auf verhunzt worden ſind, und keine Ausſicht zur künftigen Beſſerung vor ſich haben. Das eigentliche Volk, ich meine jene Millionen Laſtvieh in Menſchengeſtalt, die hier ſchlechterdings von allen Vorrechten der Menſchheit ausgeſchloſſen ſind und nicht zur Nation gerechnet werden, ohnerachtet ſie den größten Haufen ausmachen, — das Volk iſt nunmehr wirklich durch die langgewohnte Sklaverei zu einem Grad der Thierheit und Fühlloſigkeit, der unbeſchreiblichſten Faulheit und ſtockdummen Unwiſſenheit herabgeſunken, von welchem es vielleicht in einem Jahrhundert nicht wieder zur gleichen Stufe mit anderm europäiſchen Pöbel hinaufſteigen würde, wenn man auch desfalls die weiſeſten Maßregeln ergriff, wozu bis jetzt auch nicht der mindeſte Anſchein iſt. Die niedrige Claſſe des Adels, deſſen äußerſte Armuth ihn abhängig macht und zu den verächtlichſten Handarbeiten verdammt, iſt faſt in der nämlichen Lage, was Dummheit und Faulheit betrifft; und in Anſehung der kriechenden Niederträchtigkeit und des zertretenden Mißbrauchs ſeiner etwan bei Gelegenheit ihm zufallenden Macht iſt er noch viel verworfener. Der höhere und reichere Adel bis hinauf zum Throne iſt, im Ganzen genommen, nur eine Schattirung

Bibl. Univers. Lips.

der vorhergehenden Claſſen, mit mehr Gewalt. Jeder Magnat iſt ein Deſpot, und läßt Alles um ſich her fühlen, daß er es ſey; denn nichts iſt über ihm, und ſelbſt die gröbſten Verbrechen büßt er höchſtens mit einer Geldſtrafe oder einem Verhaft von etlichen Wochen, wobei er ein Palais zum Gefängniß hat, und die ganze Zeit mit ſeinen Freunden in Schmauſen und Luſtbarkeiten aller Art zubringt.

Eine tüchtige Magd in Deutſchland arbeitet mehr als drei polniſche Kerle zu gleicher Zeit; ſie trägt eine dreimal größere Laſt, ſie geht dreimal geſchwinder, und ich glaube gar, ſie ſchlüge auch drei ſolche elende Wichte, die wie matte Fliegen herumkriechen, zu Boden. Zwiſchen den hieſigen Weibern der Volksclaſſe und den deutſchen findet durchaus gar kein Vergleich ſtatt; ich kenne nichts Elenderes und Häßlicheres in allen den Kupfern zu Cook's Reiſe. — Daher hat hier auch faſt jedes Geſchäft ſeinen eigenen Bedienten, und wenn ich, wie meine Collegen alle, Pferde hielte, ſo müßte ich, wie ſie, fünf Dienſtleute halten. Mein Ofenheizer und Holzhacker iſt ein Adeliger, der des Jahres hindurch ſeine Koſt und acht Thaler Lohn, nebſt einem Schafpelz und ein paar Stiefeln bekommt, und dem man bei jedem dritten Wort Prügel droht oder Branntwein zum Lohne verſpricht. — Doch ich höre auf, denn zum Pröbchen iſt dies genug, und mehr in dieſer Laune möchte Ihnen Langeweile machen. O, wo ſind jene goldenen Zeiten, da wir einander jeden Poſttag ſchrieben, oft auch reitende Boten abfertigen konnten, oder wo ich aufſitzen und in fünf Stunden bei Ihnen ſeyn und von Rapp's ſchmackhaften Gerichten, bei dem aufmunternden Geſpräch meines Freundes, mit geſchärftem Appetit zehren konnte! Es thut mir wohl, liebſter Freund, mich jener Zeit recht lebhaft zu erinnern, und ich ſehe wahrlich nicht ein, was ich Beſſeres thun könnte, da dergleichen Erinnerungen ein Verwahrungsmittel mehr gegen die Paralyſis des Geiſtes ſind, womit man hier bedroht wird. Vielleicht iſt es auch möglich, nachdem ich hier mein Exilium ausgeſtanden habe, daß wir uns wieder nähern; unwahrſcheinlich, aber nicht durchaus unmöglich, daß wir einmal an einem Orte wohnen könnten. Bis dahin laſſen Sie mich wenigſtens den einzigen Genuß, der mir übrig bleibt:: Ihren Briefwechſel, genießen. Ich bin äußerſt verlangend auf einen Brief von Ihnen, und wenn Sie anders nichts dawider haben, ſo laſſen Sie uns mit einer regelmäßigen Correſpondenz fortfahren. Es findet ſich vielleicht doch wohl noch einer oder der andere Gegenſtand, der Sie unterhalten könnte, wären es auch nur Beiträge zur Geſchichte des Menſchengeſchlechts in Polen. Sie ſind, vermöge Ihrer Lage, reich an Neuigkeiten; ich wünſche mir nur die Broſamen, die von Ihrem Tiſche fallen, denn an wiſſenſchaftlichen frühzeitigen Nachrichten fehlt es mir durchaus; aber nicht dies allein, ſondern jedes Wort und jeder Federſtrich von Ihnen iſt mir intereſſant und theuer.

So trübſinnig auch meine Schilderung von Polen klingt, ſo wenig bin ich doch mit meinem Schickſal unzufrieden; denn ich fühle täglich mehr, daß eine jede Lage etwas Gutes hat, welches ſich herausſinden läßt, wenn man ſich nur die Mühe nimmt, es herauszuſuchen. Ich glaube, im Durchſchnitt gerechnet, keinen bequemern Ort hätte ich wählen können, um mich in der Stille in meinem Fache etwas umzuſehen und mit Begriffen, die mir fehlten, bekannt zu werden. Hier iſt gleichſam alſo die Vorbereitungsſcene; dereinſt kann ich mit mehrerem Vortheil auf der Bühne wieder erſcheinen. Ich weiß, die Rolle eines großen Gelehrten, eines Erfinders, eines tiefſchauenden Denkers, iſt nicht die meinige; aber auch durch Mittheilung von bereits vorhandenen, geſammelten Kenntniſſen kann man nützlich werden, und ich wäre zufrieden es ſo weit gebracht zu haben. Freilich fordert auch das Lehramt Talente, die ich nicht beſitze, und ich geſtehe jetzt noch, was ich Ihnen ſo oft von mir erzählt habe, daß es mir ſchwer fällt zu lehren; allein es muß doch in meiner Compoſition etwas Genießbares ſeyn, ſonſt wären Sie und Sömmerring nicht meine Freunde. Dieſe Reflexion ſühnt mich wieder mit mir ſelbſt aus, und läßt mich von meinem hieſigen Aufenthalt Gutes erwarten.

No. XCVII.

Forſter an Heyne.

Wilna den 3. Juli 1786.

O, wie haben Sie ſo ſehr Recht, daß ich mich aufrecht zu erhalten ſuchen müſſe. Dies iſt mein einziges Trachten, und zu dem Ende ſtrenge ich Alles an, um nur Bücher zu bekommen, denn ohne Literatur iſt es nicht möglich au courant zu bleiben. Ich kann jetzt jährlich funfzig bis achtzig Ducaten auf Bücher für die akademiſche Sammlung in meinem Fache verwenden, und daran will ich es gewiß nicht fehlen laſſen. Bisher habe ich nur über meine Buchhändler zu klagen gehabt, doch hoffe ich, dieſem Uebel läßt ſich abhelfen, wenn man endlich an einen activen, pünktlichen und prompten kommt. Keine Idee werde ich hier in meinem Fache durch Umgang gewinnen, folglich muß Lecture Alles erſetzen. Aber mich ſelbſt in Kenntniß meines Faches feſter ſetzen, nachholen, wozu meine bisherige Lage mir nicht Zeit ließ, dies werde ich hier können, und ſo hoffe ich einſt für eine andere Lage mich geſchickt zu machen. Hier glaubt man freilich, ich gedenke hier zu leben und zu ſterben, und bei dem Glauben laſſe ich es, denn es iſt vortheilhafter für mich, als wenn man mich immer auf dem Sprunge ſtehend glaubte. Allen Muth muß ich aber aufbieten, wenn ich trotz der beſten Vorſtellungen, wie in dieſer Meſſe, doch das Mißvergnügen habe, nichts von meinen Beſtellungen ausgerichtet zu ſehen. Ich habe zur Stunde die Bücher noch nicht, die ich im vorigen September in Halle zurücklaſſen mußte, weil ich ſie nicht alle mitſchleppen konnte!

No. XCVIII.

Forſter an Heyne.

Wilna den 10. Juli 1786.

Mein theuerſter, gütigſter Vater! ich komme bald hinter meinem letzten Paket mit einem Briefe her; denn ich habe ſchon wieder ein Anliegen. Diesmal iſt es wieder ein gelehrtes. Hr. Rath Campe hat aus Salzdahlen ſehr dringend an mich geſchrieben, ich möchte doch für die dort unter des Herzogs von Braunſchweig Protection herauskommende Schul-Encyklopädie ein Handbuch der Naturgeſchichte ſchreiben, welches das Gemeinnützigſte dieſer Wiſſenſchaft, das allen geſitteten Ständen zu wiſſen Nöthigſte, enthielte; folglich hauptſächlich Bearbeitung der vaterländiſchen Naturalien, und dann auch ſolcher fremden, die für uns vorzüglich nothwendig ſind. Er fügt hinzu, das Buch könne ſchon eine ſyſtematiſche Einrichtung, wenn gleich keine ängſtliche, erhalten, weil im neu zu verfertigenden Elementarbuche bereits den Schülern ein Vorſchmack von Naturgeſchichte gegeben werden ſolle.

Die Aufforderung iſt, wie Sie ſehen, ſehr ehrenvoll, und zu ſehr in meinem Plan dem Publicum im Andenken zu bleiben, als daß ich ſie von der Hand weiſen ſollte. Aber ich muß auch nicht aus neun und neunzig Büchern das hundertſte zuſammenſetzen, ſondern hier etwas vorzüglich Zweckmäßiges liefern, und deßwegen einen eigenen Gang gehen. Jetzt wende ich mich alſo an Sie, damit ich wiſſe, welche Einrichtung Sie für Schulen für die zweckmäßigſte bei einem Handbuch der Naturgeſchichte halten, und was Sie hauptſächlich in einem ſolchen Handbuche erwarten. Sie kennen Schulen und ihr Bedürfniß, Sie wiſſen auch beſſer als ſonſt Jemand, mit welcher Art von Grundbegriffen, und wie vorgetragen, man der angehenden Generation zu Hülfe kommen muß, und nicht weniger, wie wichtig es iſt, daß die Wiſſenſchaft, die das Materielle all' unſers Thuns, das Objective all' unſers Denkens in ſich faßt, ſo gelehrt, ſo beim erſten Unterricht entwickelt werde, daß Vorurtheil und Irrthum ſo viel wie möglich vermieden, der Weg dazu inskünftige abgeſchnitten und dem denkenden Kopfe Richtpfähle gepflanzt und Leuchten überall aufgeſteckt werden, dem praktiſchen Arbeiter aber durchgehends die Winke zur Anwendung der Naturproducte auf das Bedürfniß der Menſchen (im allerweitläufigſten Verſtande) ertheilt werden.

Nach meinem jetzigen Begriffe müßte das Handbuch, ohne ſich ſehr ins Specielle einzulaſſen, doch etwas weitläufiger als die bisher vorhandenen ausfallen. Die phyſiſche Anthropologie verdiente wohl eine beſonders ſorgfältige Ausarbeitung. Es können freilich nur Winke für den Lehrer ſeyn, aber Winke von aller Art und in jeder Beziehung. Sodann müßte doch auch naturhiſtoriſch immer auf den Zuſammenhang des Ganzen, auf gegenſeitiges Einwirken, als auf einen Hauptgedanken, immerwährend zurückgeführt werden, damit über dem Speciellen das Allgemeine und Erhebende nicht zu ſehr vergeſſen würde; folglich müßten die Grenzen, wo Naturgeſchichte an phyſiſche Erdbeſchreibung und phyſiſche Aſtronomie ſtößt, ſorgfältig aufgenommen werden. Auf den vielfältigen und verſchiedenen Gebrauch der Naturalien müßte überall hingewieſen werden. Es iſt die Frage, ob nicht die Theile der Wiſſenſchaft beſonders abgehandelt werden müßten; zuerſt die bloße Unterſcheidungslehre, nämlich die Claſſification und Beſchreibung der Naturalien, ſoviel davon zu wiſſen Allen nothwendig iſt; dann zweitens eigentliche Naturgeſchichte, das iſt Geſchichte der einzelnen Arten, ihr Lebenslauf, Lebensweiſe, Verwandlung, Triebe, Kräfte, Nutzen; — endlich nun erſt drittens, als Corollarium aus dem Vorhergehenden, das Zuſammenfaſſen unter einen Geſichtspunkt, die Betrachtung der Natureinrichtung und Oekonomie im Großen, des Zuſammenhangs des Weltalls, und ſo höchſtens noch allenfalls, als letzte Folge der Anſtrengung des menſchlichen Denkens und Beobachtens, ein dunkles Hindeuten auf eine letzte Urſache und Quelle alles dieſes in die Sinne fallenden Vielfachen. Es verſteht ſich, daß dies Alles unter der gehörigen Einſchränkung, die einem Handbuche eigen iſt, vorgetragen würde.

Dies ſind meine vorläufigen Ideen, beſſer, gütigſter Vater! die Ihrer Berichtigung bedürfen, und die Sie auch ganz verwerfen können, wenn ſie nicht paſſend ſind. Laſſen Sie ſich die Zeit nicht gereuen, die Sie allenfalls aus Liebe zu Ihrem Sohne darauf verwenden, dieſe Sache zu durchdenken und mich dann auch recht ausführlich zu belehren. An Fleiß und Mühe will ich nichts ſparen, denn ich habe mir vorgenommen nichts zu übereilen; was ich mir aber nicht geben kann, ſind die richtigen Begriffe von methodiſcher Einrichtung des Werks, die mir bei der Ausarbeitung zum Leitfaden dienen müſſen. Dieſe kann nur der erfahrne Pädagog geben, der allein weiß, wie Kindern und Jünglingen beizukommen iſt, und was das Bedürfniß des Zeitalters heiſcht.

No. XCIX.

Heyne an Forſter in Wilna.

Göttingen den 2. Aug. 1786.

Die Aufforderung zum Handbuche der Naturgeſchichte freut mich nicht weniger als Ihr Plan, den ich mir gleich im voraus ohngefähr ſo dachte. Für die Jugend muß das Einzelne, Individuelle vorausgehen; nichts ungereimter, als die analytiſche Methode für junge Köpfe, in denen noch keine Sachkenntniß iſt; was helfen Abſtractionen, wenn ich die Sachen noch nicht kenne, von denen das Allgemeine abſtrahirt iſt! Alſo recht brav! Kurze Claſſification voraus, dann wird für die Jugend Hauptſache das Zweite, und nun Ihr Drittes, völlig wie Sie es ſetzen, und ſo Ihr Viertes, das nicht zu theologiſch werden muß. Bei dieſem, der erſten Urſache, iſt es wirklich beſſer, im Allgemeinen ſtehen zu bleiben, als die unerkannten Wunder Gottes im Einzelnen anzugeben. Dagegen iſt bei jedem Körper der Gebrauch und Nutzen für Oekonomie, Künſte ꝛc. anzugeben, da iſt das Einzelne intereſſant und inſtructiv. Hinweiſen auf den Zuſammenhang mehreres Einzelnen, der immer anwächſt, führt endlich zu, und erleichtert die Ueberſicht des Ganzen, die Sie nachher geben. — Kunſtwörter müſſen Sie brauchen, dieſen fügen Sie irgendwo einmal Erläuterung bei. — Eine Schwierigkeit ſehe ich darin: ſoll es Leſebuch ſeyn für Lectionen? oder für junge Leute für ſich auf der Stube? oder ſoll es beides werden? Auf dem letztern Wege verdirbt es ſicher. Auf dem erſten, wenn es Leſebuch für Schüler iſt, woher erhält er Hülfe zur Erklärung? Wird für den Lehrer geſorgt, ſo iſt es zu viel wieder für den Lehrling. Eigentlich müßten es freilich zwei Werke werden, eins Handbuch für den Schüler, das andere für den Lehrer, und für den Schüler, der für ſich zu Hauſe weiter fortgehen will. Wie denken Sie ſich hier zu helfen? — und Alles das zu vereinigen? Wollen Sie zwei Theile machen, den erſten für den Lehrvortrag, hintennach den zweiten für den Lehrer, oder Sätze zum Erklären und Scholien für den

Lehrer? — Aber nun weiter. In Naturgeſchichte — was läßt ſich ohne Anſchauen der Körper ſelbſt leiſten! werden Sie Kupfer beifügen? Da kämen wir von der Bahn ab. Sie müſſen alſo ein Naturaliencabinet beim Unterricht vorausſetzen. Hier, mein Lieber, theile ich Ihnen eine Idee mit. Ließe ſich nicht ein Plan zu einem ſolchen Schulnaturaliencabinet entwerfen? was und wieviel hinein gehörte, damit der Lehrer und Liebhaber wüßten, was zweckmäßig für ſie zum Sammeln wäre. Wie? wenn irgend ein Gelehrter die Sache allenfalls als Entreprise, mercantiliſch übernähme, und dergleichen Cabinete für Schulen lieferte! Das wäre eine Seite, die mein Campe bald zu nutzen und der Sache Schwung zu geben wüßte. Aber können Sie ſie nicht ſo modificiren, daß Sie Verdienſt, Nutzen und Ehre davon haben? Ueberlegen Sie dieſe Ideen; ſie können am Ende zwar überflüſſig und unſtatthaft ſeyn, aber Sie ſehen meinen guten Willen. Sonſt ſehe ich aber doch nicht, wie ein Lehrbuch nutzen kann, wo keine Körper jeder Claſſe vorhanden ſind. Sind dieſe aber bei der Hand, ſo kann es der rechte, wichtigſte Theil für Kinder und Jugenderzieher werden, Naturgeſchichte; und wir kommen von dem verdammten kindiſchen Vortrag derſelben von Raff, Götze ꝛc. wieder zurück. Faßlichkeit und Deutlichlichkeit iſt etwas anderes als kindiſches Geſchwätze.

No. C.

Forſter an Heyne.

Wilna den 21. Aug. 1786.

Ueber Alles bin ich froh, daß Ihnen meine Gedanken über das Handbuch der Naturgeſchichte nicht mißfallen haben. Allein Ihre Erinnerung iſt ſehr nothwendig, für wen das Buch beſtimmt ſey? Ich erwarte Hrn. Campe's Antwort, um ihm dieſe Frage vorzulegen. Ich wäre für zwei beſondere Bücher, eins für die Schüler, eins für den Lehrer. Den Punkt, daß ein Lehrbuch in dieſer Wiſſenſchaft ohne ſinnliche Darſtellungen nichts nützt, habe ich allerdings bedacht, ich habe auch Hrn. Campe meine Gedanken deßhalb geſchrieben, vergaß aber Ihnen den Brief abzuſchreiben. Er hatte mich gefragt, ob nicht die erforderlichen Kupfer, um den Preis nicht ſo ſehr zu erhöhen, nach Art derer, die Raff gegeben hat, beigefügt werden könnten? Dagegen erklärte ich mich mit allem Nachdruck, aus dem Grunde, daß fehlerhafte, verworrene Bilder mehr ſchaden als nützen. Hingegen glaubte ich, in etwa zweihundert Kupfern in Quart Alles, was Zoologie und Botanik zur Erläuterung bedarf, als ein eignes Elementarwerk darſtellen zu können. Von einem ſolchen Werk müßte der Lehrer in jeder Schule ein Exemplar zum Vorzeigen und Erläutern ſeines Vortrags haben. Die Kupfer wären ſo eingerichtet, daß ſie erſtlich die Claſſification erläuterten, auch die Kunſtwörter erklärten, zweitens aber die nützlichſten Thiere und Pflanzen, hauptſächlich des Vaterlandes, darſtellten. Denn Botanik kann z. B. nicht nach Sammlungen gelehrt werden, und in der Zoologie dürften gerade die dem Schüler wichtigſten Thiere am ſchwerſten aufzubewahren ſeyn, den größten Platz einnehmen und ihre Unterhaltung am meiſten koſten, z. B. die zahmen Hausthiere u. ſ. w. Hingegen müßte allerdings der Lehrer von Zeit zu Zeit, was er in Kupfer vorzeigt, durch Darſtellung der lebendigen Natur erläutern, und das wäre ja gerade mit einheimiſchen Thieren und Pflanzen am leichteſten und nützlichſten. Entweder ginge er ſelbſt mit ſeinen Schülern zu gewiſſen Zeiten ins Feld und zeigte ihnen die Gegenſtände dort, oder er ließe von Zeit zu Zeit ein Thier vorführen und erklärte, was zu erklären iſt, und brächte lebendige Feldblumen in die Claſſe, und zeigte daran die Anfangsgründe der Botanik. Die Idee eines Schulcabinets fällt darum doch nicht ganz weg; erſtlich, weil Mineralien durchaus nicht anders, als in natura erkannt werden können; alle Abbildungen ſind da unzweckmäßig; zweitens, weil zwar nicht die Thiere und Pflanzen ſelbſt, welche zu ſammeln zu viel Zeit, Raum und Geld koſten würden, aber Präparate zur Erläuterung des wenigen Phyſiologiſchen, was unumgänglich zum Verſtändniß der Claſſification ſowohl, als zur gehörigen Kenntniß der Geſchöpfe ſelbſt und ihrer Theile nothwendig iſt, dem Schüler vorgelegt werden müſſen, z. B. ein Skelet, ein Herz mit ſeinen Kammern und den Hauptadern, die Knochen des Gehörs, das Auge und ſeine Theile, Präparate, die verſchiedenen Syſteme von Gefäßen im Körper zu zeigen. (Es verſteht ſich, daß es hier weder auf Phyſiologie noch Anatomie im Speciellen ankommt, ſondern daß nur der allgemeine Begriff der Maſchine und des Kreislaufs ſowohl als der Bewegung aller Flüſſigkeiten im Allgemeinen erläutert würde.) Ein ſyſtematiſches Naturaliencabinet, worin nur das höchſt Unentbehrliche zu allgemeinen wiſſenſchaftlichen Vorbegriffen enthalten wäre, würde nicht über fünf und zwanzig Thaler zu ſtehen kommen. Das andere Cabinet würde vermuthlich theurer werden, ob es gleich weit weniger Stücke enthielte, denn es giebt gar zu wenige Menſchen, die ein ſolches darſtellen könnten. Es wäre ein Unternehmen für einen jungen Anatomiker, der fürs erſte ſich nicht durchzuhelfen wüßte, als mit Verfertigung ſolcher Präparate. Jedem Schullehrer blieb es ja außerdem noch immer unbenommen, zu ſeinem Vergnügen und auf ſeine Koſten ein vollſtändiges Cabinet, worin die Thiere ſelbſt (ausgeſtopft oder in Spiritus) aufbewahrt würden, anzulegen. Für das unentbehrlich Nothwendige ſorgte aber jede gute Curatel und Schulanſtalt ſelbſt. — Mineralienſammlungen beinahe in dem Sinne, wie ich ſie zum Schulunterricht wünſchte, kann man ſchon zu Freiberg bekommen. Die Bergwerke auf dem Harz haben nicht Mannigfaltigkeit genug dazu, und doch glaube ich, das Nothwendigſte wäre daſelbſt auch wohl zu haben; in dieſem Falle wäre es ein Unternehmen für das Bergwerksdepartement, die Stufen ſammeln und die Sammlungen zu einem geſetzten Tarif verkaufen zu laſſen, ſo wie jetzt in Freiberg der ganze Stufenhandel in Händen der Bergakademie iſt. Dies iſt Alles, was mir ſeit geſtern über Schulnaturaliencabinete eingefallen iſt; es iſt noch ſehr unvollkommen und unbeſtimmt, allein es ſcheint mir doch ſo ziemlich ad rem. Mich verlangt zu wiſſen, was Sie davon halten.

No. CI.

Forſter an Heyne.

Wilna den 31. Aug. 1786.

Herr Campe hat mir ſeitdem ſelbſt geantwortet, daß er ein zweifaches oder gar ein dreifaches Werk zu haben wünſcht; nämlich einen Grundriß, den die Schüler in Händen haben ſollen, kurz und etwa tabellariſch; ſodann das Handbuch, welches dasjenige enthält, was der Lehrer vortragen ſoll, und dem Zuhörer erſt nach geendigtem Curſus in die Hände gegeben wird, und dann noch drittens, in einem Werke, wo dergleichen Vorſchriften mehr vorkommen, eine Anweiſung, wie das Handbuch zu gebrauchen ſey. Meinen Plan von einem Kupferelementarbuche für die Naturgeſchichte ſcheint er ſehr zu beherzigen und Willens zu ſeyn, ein Capital darauf zu verwenden, um die Koſten zu beſtreiten. Es kommt jetzt bloß darauf an, die Subjecte, die gezeichnet und geſtochen werden ſollen, auszuheben und anzuweiſen, woher ſie zu nehmen ſind. Daran werde ich nächſtens gehen.

Daß es mir inskünftige mit meinen Bücherbeſtellungen ordentlicher gehen ſoll als bisher, dafür werde ich ſorgen. Geſtern erhielt ich erſt einen Theil der Bücher, die ich lange Zeit (mehrere Monate) vor Oſtern beſtellt hatte, und unter andern des guten Merks troisième Lettre, wovon ich heute die Anzeige in den götting. Anzeigen leſe. Es macht mir viel Freude, daß der gute Mann ſich meiner ſo freundſchaftlich erinnert. Innerhalb vierzehn Tagen hoffe ich nun von meinem Ueberſetzen, wenigſtens ſo viel das Bedürfniß der Meſſe erfordert, befreit zu werden.

Eine andere kleine Arbeit ſteht mir inzwiſchen bevor, nämlich eine Vorleſung bei Eröffnung des akademiſchen Curſes; es iſt gewöhnlich, eine ſolche Vorleſung öffentlich zu halten, in Gegenwart des Fürſtbiſchofs, des Tribunalmarſchalls und anderer Vornehmen; und der Rector hat diesmal mich darum gebeten. Zum Glück habe ich etwas vorräthig, was nur aufgeputzt werden darf.

No. CII.

Forſter an Heyne.

Wilna den 23. Sept. 1786.

Die berliniſche Monatsſchrift habe ich bis Mai incluſive. Daß an der Sache mit den Jeſuiten etwas und zwar viel Wahres iſt, leidet wohl keinen Zweifel. Von einer andern Seite geht man aber auch wohl hie und da zu weit. Die Roſenkreuzer kann ich unmöglich vom Jeſuitismus freiſprechen, ſo wenig als manche andere Freimaurerſecte. Ich bin ſelbſt durch die Freimaurerei mit den Roſenkreuzern genau bekannt geworden, und weiß am beſten, was ſie Uebles wirken. In Caſſel hat mir die Erfahrung, die ich über dieſen Punkt einſammeln mußte, manchen Tag und manche Stunde geraubt. Stark ſcheint mir alles deſſen, was ihm ſchuld gegeben wird, gar wohl fähig, ich habe ihn auch perſönlich gekannt. Ich fürchte nur, daß es in Berlin gegenwärtig um die gute Sache übel ſteht. Prinz Friedrich von Braunſchweig und ein gewiſſer Kammerdirector Wöllner ſtehen an der Spitze der Roſenkreuzerei daſelbſt, und Wöllner'n hat der neue König ſowohl, als einen andern Roſenkreuzer, den Major von Biſchoffswerder, gleich in den erſten Tagen befördert und ihnen Aufträge gegeben, welche das größte Vertrauen vorausſetzen. Schon längſt wußte man, daß der König noch als Kronprinz mit dieſer Secte zu thun hatte. Das fleißige Kirchengehen des Königs iſt ein gehöriges Symptom.

Die Auftritte in Geldern, wegen Uburg und Hattern, ſind doch äußerſt bedenklich, und dürften am Ende dem Statthalter übel bekommen, wofern fremde Mächte ſich nicht ins Spiel miſchen, und in dieſem Falle gäbe es Krieg. Der Patriotismus der Holländer ſcheint indeſſen ganz aufzuleben.

No. CIII.

Forſter an Heyne.

Wilna den 12. Oct. 1786.

Dieſer Tage hatte ich ein unerwartetes Vergnügen. Graf G., kaiſerl. Kreishauptmann in Gallizien, den ich in Wien gekannt hatte, kam in Geſchäften bis hieher, und mit ihm brachte ich einige vergnügte Stunden zu. Es war das erſtemal ſeit meiner Rückkunft nach Polen, daß ich mich unterredete, wie man in Deutſchland täglich zu thun gewohnt iſt, nämlich ſo, daß man der intereſſanten Gegenſtände des Geſprächs mehr hat, als man abzuthun Zeit finden kann, und deßhalb, wie man zu ſagen pflegt, vom Hundertſten ins Tauſendſte redet. Bei keinem einzigen Polen, den ich kenne, iſt dies noch der Fall geweſen. Die Geſchliffnern wollen glänzen und ſich mit Einfällen hören laſſen, die Uebrigen intereſſirt nichts. Ich erfuhr durch den Grafen, daß der erſte Anlaß zur Freimaurerreform im Oeſterreichiſchen durch die geheimen Zuſammenkünfte der Ungarn, die der neuen kaiſerlichen Einrichtung entgegenarbeiten wollten, gegeben worden ſey. Dieſe Herren hatten nämlich Freimaurerverſammlungen zum Vorwand gebraucht, um ſich über ihre Widerſetzungsmaßregeln zu berathſchlagen. Daher die Verordnung, es dürfe keine Loge, außer in ſolchen Städten, wo Dikaſterien und Tribunale ſitzen, errichtet werden, und jede Verſammlung müſſe deren Gouvernement zuvor angeſagt werden. Uebrigens hat dieſe Geſchichte zu großen Zerrüttungen unter den Freimaurern, ſelbſt in Wien, Anlaß gegeben. Born und Sonnenfels haben ſich darüber ganz entzweit. Born hat unendlichen Verdruß und Aerger von der Sache gehabt, und das Anſehen der Maurerei iſt gänzlich gefallen. Mich dünkt, ſo weit ich im Stande bin die Sache zu beurtheilen, kam dieſer Streich zur rechten Zeit, denn der Myſteriokrypſie war kein Ende.

Die nächſten paar Jahre hindurch werden mir meine Vorleſungen noch unſägliche Mühe machen. Ich muß jedes Wort, welches ich vortrage, vom Papier ableſen, ſonſt weiß ich durchaus nicht aus der Stelle zu kommen. Mein Gedächtniß iſt nur zum Theil Schuld daran; anderntheils iſt es eine unüberwindliche Schwachheit, eine Art Schüchternheit, die mich irre macht. Ich weiß, daß dies Thorheit iſt, und weiß Alles, was dawider Gültiges geſagt werden kann; aber ich fühle, daß nur Zeit und lange Uebung mir aus dieſer Verlegenheit helfen können. Mittlerweile iſt es eine ſchwere Arbeit, jedes Wort aufzuſchreiben, die noch um ſo viel ſchwerer wird, wenn es einem nicht genügt, irgend einem, wenn auch dem beſten Führer ganz allein zu folgen, ſondern nach eigner Beurtheilung, bald hier, bald dort abzuweichen.

No. CIV.

Forſter an Lichtenberg.

Wilna den 5. Nov. 1786.

Endlich, mein theuerſter Freund, bin ich für mein geduldiges Warten belohnt! ich wußte und fühlte, daß Sie mich nicht vergeſſen würden, ich zweifelte keinen Augenblick daran, daß ich zu ſeiner Zeit von Ihnen bedacht werden würde. Ihr Brief war ein Feſt, und ich ſchwelgte, denn in einer Stunde las ich ihn dreimal, und referirte daraus meinem Weibe, die Sie außerordentlich hochſchätzt, und werth iſt, von Ihnen etwas zu hören. Wohnten wir an einem Orte zuſammen, gewiß, mein Freund, Sie würden finden, daß die Erziehungsfehler und Geſchlechtsvorurtheile, die dem Frauenzimmer ankleben, hier nicht gehaftet haben, und daß es ein vernünftiges Weib giebt, die über dem Vernünftigſeyn ihr Gefühl nicht eingebüßt hat. — Doch was ſchwatze ich da von Zuſammenwohnen! ich, den ein Deus ex machina, nichts Geringeres, nach Deutſchland verſetzen müßte! Alles, was mir hier bleibt, iſt Muth, um dem Geiſttödtenden und Drückenden meiner Lage nicht zu unterliegen. Aus den Bären Menſchen zu ſchaffen, dazu gehört weder die Feder noch die Zunge. Die Natur geht ſtufenweiſe zu Werke, und Peter der Große, glaube ich, hatte das Ding beim rechten Zipfel gefaßt, als er ſeine Bären vorerſt durch die Knute und Ukaſen zu Hunden umbildete; ſeine große Nachfolgerin hat noch ein viel zu weiches Herz, um ihnen den thieriſchen — Schwanz mit Stumpf und Stiel zu benehmen.

Täglich freut mich mein Entſchluß mehr, den ich voriges Jahr nahm, meine Heirath kurz abzuthun, und hier nicht erſt unter Menſchen, wovon kein einziger mich faßte, ganz und gar zu verſchmachten. Sie erſtaunen, daß ich dies ſtolze Wort von mir brauche; fürchten Sie ja nicht, mein gütigſter Freund, daß ich verändert bin, daß ich der Eigenliebe, die ſich ſonſt ſo wenig bei mir zu zeigen wagte, nun vollen Lauf laſſe und darüber zum Narren werde. Ach, Gott weiß es, ich bin ganz der Alte, opfere noch immer ſo gern auf jedem Altar des Genius, den ich auf meinem Wege antreffe, erkenne noch immer ſo gern und ſo theilnehmend fremdes Verdienſt, freue mich ſein ohne Mißgunſt, und achte doch mein Wiſſen ſo gering, fühle ſo ſehr meine Nichtigkeit gegen den göttlichen Reichthum des Verſtandes, der Andern zu Theil ward! Allein ich wäre doch auch unfähig Ihr Freund und von Ihnen geachtet zu ſeyn, unfähig, ein Urtheil und einen Vergleich anzuſtellen, wenn ich nicht gewahr würde, daß ich hier iſolirt ſtehe, und kein Menſch iſt, der ſich an mich ſchließt, keiner der mich verſteht, keiner, der mit den Worten dieſelben Begriffe verbindet, keiner, der einen Trieb fühlte, ſein ſogenanntes Fach um einen Fußbreit zu erweitern, eine einzige neue Entdeckung zu machen, keinen, den es kümmerte, ob er je außerhalb der Mauern von Wilna genannt werden wird. Es iſt doch nur eins von beiden möglich, entweder die Herrn Collegen müßten ſich meine Art die Sachen anzuſehen gefallen laſſen, oder ich mir die ihrige; ſo könnten wir zuſammenkommen. Vor dem Erſten werden ſie ſich wohl hüten, und vor dem Letzteren ſchütze mich mein Weib, meine Abſonderung und meine unabläſſige Arbeit.

Ich habe endlich den vorigen Sommer mit vielem Eifer angefangen Cook's Reiſe zu überſetzen, und zu Oſtern ſoll Alles fertig ſeyn, wofern Herr Spener nicht unnöthig zaudert. Eine Ueberſetzung iſt zwar nichts, was ſeinem Verfaſſer großen Namen macht, allein ein ſo wichtiges Buch verdiente doch nicht obenhin überſetzt zu werden. Ich habe viele Anmerkungen eingeſtreut, von denen ich hauptſächlich zu erfahren wünſche, was Sie davon halten. Von des Herausgebers der engliſchen Urſchrift, des Hrn. Douglas, langweiligen Anmerkungen habe ich viel caſtrirt, und manchen, wo er den Kanonikus zu ſehr hatte ſprechen laſſen, ein Wörtlein mit auf den Weg gegeben. Es iſt doch erſtaunend, wie arg es die Engländer im theologiſchen Fache treiben. Dinge, die unſere Theologen ſich ſchämen weiter zu erwähnen, Dinge, die bei uns ausgetrommelt und ausgepfiffen ſind, ſieht man in England noch als Heiligthümer an, und die Reviews vor allen Dingen, die einen ſolchen unerhörten Despotismus über die Urtheilskraft der Engländer in gelehrten Sachen ausüben, verrathen eine Unwiſſenheit, und einen Grad von Bigotterie, der mich immer anekelt. Ich komme auf dieſe Bemerkung, weil ich vor drei Tagen ohngefähr ein Pack Bücher aus London erhielt, welches zwei Jahrelang in der Welt herumreiſt, und in der Zeit beinahe hätte um die Welt reiſen können. So ſchwer hält es, daß etwas Gelehrtes ſich nach Litthauen finden will. Einmal im vorigen Jahre war dies Pack ſchon funfzig Meilen von hier in Liebau, der ſaubere Correſpondent daſelbſt ſcheute ſich vor der Mühe, es durch einen Fuhrmann hieher zu ſchicken, und ließ es lieber an meinen Freund in London zurückgehen. In dieſem Pack nun fand ich unter andern auch einige Reviews, die mich ſo wenig erbaut haben.

Vorigen Winter habe ich eine kleine Abhandlung de plantis esculentis ins. oceani austr. ausgearbeitet und in Halle drucken laſſen. Ich begreiſe nicht, wie mein Vater, der die Correctur beſorgt hat, ſo viele Druckfehler hat hingehen, und in die kleine Abhandlung ſo viele Schnitzer, die ich, auf Ehre! nicht gemacht hatte, hat hineinkommen laſſen. Er hat auch eine Anmerkung in meinem Namen eingeſchaltet, voll großer Bitterkeit, welche ich nimmermehr gelitten hätte, und deßhalb in allen noch nicht verkauften Exemplaren das Blatt habe umdrucken laſſen. Ich habe beſtellt, daß Ihnen ein Exemplar zugeſtellt werden ſollte; ob es geſchehen iſt, weiß ich nicht. Hr. Dietrich wird Ihnen hoffentlich ein Exemplar von einem andern Pamphlet geben, welches er jetzt druckt. Jenes kann Ihnen zwar nichts Neues und dieſes letztere nichts Intereſſantes ſagen, doch werden Sie jenes durchblättern können. Hr. Hofrath Murray hat es nur zu ſehr in den göttingenſchen Anzeigen gerühmt. Mir iſt es indeſſen lieb, daß dieſer Mann, der doch wirklich jetzt als Botaniker ſchwerlich ſeines Gleichen hat, günſtig davon urtheilt, weil auf Urtheile von dieſer Art geachtet wird, und ich einmal mit den Australibus und der Botanik mein Brod verdienen muß.

Jetzt bin ich über etwas ganz Andres aus. Ich bin erſucht worden, für Schulen ein Handbuch der Naturgeſchichte zu ſchreiben. Es verſteht ſich, daß dies eigentlicher ein Handbuch für den Schullehrer als den Schüler ſeyn ſoll, mithin muß es weitläufiger ſeyn, als gewöhnliche Handbücher, und die Details müſſen ſo viel wie möglich vom Nutzen der Naturproducte enthalten. Ich gehe alle meine Freunde deßhalb um Rath an, und fordere daher auch Sie auf, mir Ihre Ideen darüber mitzutheilen; nämlich über die zweckmäßigſte Einkleidung und Behandlung eines ſolchen Werks. Ich habe es mit Schülern zu thun, die nicht länger Kinder ſeyn, und nicht länger ſpielen ſollen, als es die Natur durchaus nothwendig macht, folglich werde ich auch keine Naturgeſchichte à la Raff ausarbeiten, welche eigentlich darauf ausgeht, alle Wiſſenſchaft kindiſch zu behandeln, und damit glaubt, ſie für Kinder eingerichtet zu haben.

Mit dieſen und ähnlichen Arbeiten, liebſter Freund, vertreibe ich mir die Zeit, ſuche mich über das Schickſal, welches mich durch die Verſetzung nach Wilna im Grunde auf eine ſeltſame Art geſoppt hat, zu beruhigen, und mache mir manchmal Hoffnung, dadurch in Deutſchland nicht ganz und gar vergeſſen zu werden. Wenn es nur nicht ſo ſchwer wäre, Hülfsmittel in meinem Fach hieher zu erhalten! und wenn es nur nicht eine ſo ewige Zeit dauerte, ehe ein Transport Bücher durch den fünften und ſechsten Spediteur endlich bis an mich gelangt! Die Briefe meiner Freunde ſind noch meine einzige Erquickung, in ihnen fühle ich, daß ich auch außer Litthauen noch lebe. Sie, und Sömmerring und mein Schwiegervater machen in dieſem Betracht die Summe meiner auswärtigen Quellen des Vergnügens aus. Urtheilen Sie, was ich leide, wenn von Ihnen Dreien zugleich die Nachrichten ausbleiben! Mein gutes Weib kennt, ſo wie ich, keinen ſo frohen, keinen ſo hoffnungsvollen Tag, als den, an welchem die Poſt ankommt. Dem ſehen wir mit Verlangen, oft mit Sehnſucht entgegen. — Was iſt im Grunde der Genuß des Lebens an und für ſich, ohne dieſen Genuß? ohne dieſes weitumfaſſende Theilnehmen an Menſchen unſerer Art? und ohne das allgemeine Theilnehmen an Allem, was das menſchliche Geſchlecht überhaupt angeht? homo sum etc. iſt doch das ſchönſte Motto, was man zur Regel des Denkens und Handelns machen kann.

Ich habe daher wahrlich nicht ohne innige Freude

Ihre Nachrichten von Lavater und Herſchel geleſen. Ihr Urtheil von dem Erſtern und ſein Betragen gegen Sie hat mich nicht befremdet. Mir kommt Lavater wie ein Mann vor, der von ſeinen Ideen ſehr eingenommen iſt, und nachdem er manchen Widerſpruch erlitten und manche Blöße gegeben, jetzt die Gelegenheit wahrnimmt, erſt den Mann geltend zu machen, damit er ſeine Lehren hernach deſto leichter unterſchieben könne. Er ſucht daher nach einem Princip, welches die Koryphäen der Schwärmerei dem heil. Paulus abgelernt haben, Allen Alles zu werden, um nur diejenigen Leute für ſich günſtig zu machen, die bei dem Publicum etwas gelten. Dies Alles kann mit einem hohen Grad von Aufrichtigkeit und Sanftmuth und mit Lavater's großen Talenten gar wohl verbunden ſeyn. Sömmering, Heyne, Meyer, lauter Leute, die aufs Reelle ſehen und ſich nicht irre machen laſſen, ſind eben ſo zufrieden von Lavater wie Sie, und ich ſtehe Ihnen dafür, ich würde es auch ſeyn, denn Verſchiedenheit der Denkart über ſpeculative Gegenſtände, wenn man weiſe genug iſt, ſie ſpeculativ bleiben zu laſſen und nicht die Handlungen und das Betragen gegen Menſchen danach zu modeln, macht den Umgang lebhafter und angenehmer als das Gegentheil, wenn man es übrigens mit einem guten und mit einem denkenden Manne zu thun hat. Lavater muß auf jeden Fall im Umgang ſich ſehr vortheilhaft zeigen. — Was nun Ihre Anrede und Ihre darin geäußerte Idee vom Spinozismus betrifft, ſo gebe ich Ihnen völligen Beifall, wenn

Ihnen an Jemands Beifall gelegen ſeyn kann, der ſeit einiger Zeit manche Stunde in dieſen Träumereien verlebt hat. Mich hat es immer ſonderbar gedünkt, ſeit ich anfing unbefangen darüber nachzudenken (und das war eben nicht gar viele Jahre her), wie man ſich ſo ſehr um Eigenſchaften des Geiſtes und der Materie ſtreiten könne, da Beide doch im Grunde Ein Ding ſind, und wir von Einem ſoviel wie vom Andern wiſſen; die Vorſtellungen, die wir von Dingen außer uns haben (oder zu haben glauben), geben uns zuſammengenommen den Begriff eines Objects, welches wir Körper nennen, inſofern es dieſe Vorſtellung verurſacht. Nun ſind wir aber der Erkenntniß des Weſens des Dinges, welches die Vorſtellung in uns hervorbringt, nicht um einen Schritt näher, wir mögen dieſes Weſen Geiſt oder Materie nennen. Wir können ja, vermöge unſerer Natur, keine andern Begriffe von irgend einem Dinge (Weſen, Körper oder Materie) haben, als die Veränderungen, die es in uns hervorbringt. — Meines Bedünkens hat daher mein Freund, der Düſſeldorfer Jacobi, mit ſeiner Rückkehr unter die Fahnen des Glaubens eine klägliche Rolle geſpielt, indem kein Menſch den Schluß einzuſehen vermag, der ihn zu dieſer Rückkehr geleitet hat. Seine Nothwendigkeit eines theologiſchen Glaubens, weil ein phyſiſcher Glaube nothwendig iſt, ſcheint ein ſehr ſchwacher ſophiſtiſcher Grund; denn anders iſt doch, an dasjenige glauben, was alle Erſcheinungen, zu allen Zeiten, für alle Menſchenorgane gleich darſtellen, und dagegen das, was keines Menſchen Organ ſich je darſtellen kann, und folglich nie einem Menſchen Beweis oder Empfindung ſeines Daſeyns giebt. Aber freilich berufen ſich Schwärmer auch auf Empfindung, die kein geſunder Menſch je hatte. — Ich könnte indeſſen gar gern dem guten Jacobi ſein Raiſonnement, ſo wie ſein Kopfunter, welches eigentlich ein metaphyſiſcher Purzelbaum iſt, ungeahndet hingehen laſſen, wenn er nur nicht eine verhaßte Gewiſſens- und Moralitätsſache daraus gemacht, und mit ſo viel paſtoriſcher Declamation und ſo viel Salbung behauptet hätte, man müſſe ein Schurke ſeyn, wenn man nicht, wie Er, die Augen zudrückte, und dann überlaut ſchriee, man ſehe ein helles Licht! Wann wird es doch einmal dahin kommen, daß Menſchen einſehen lernen, die Quelle der edelſten, erhabenſten Handlungen, deren wir fähig ſeyn können, habe nichts mit den Begriffen zu thun, die wir uns vom lieben Herrgott, und von dem Leben nach dem Tode, und von dem Geiſterreich machen? Wann wird man einſehen wollen, daß Patriotismus, Aufopferung ſeiner ſelbſt, kurz Alles, was wir groß und bewundernswürdig zu nennen pflegen, nichts anderes als edelſtes, reinſtes Selbſtgefühl iſt, und gänzlich auf einer feinern Art zu empfinden und ſein ſelbſt zu genießen beruht? Ich bitte Sie um Verzeihung, liebſter Freund, denn Sie wiſſen, daß Pope dies Alles unnachahmlich ſchön vor langen Jahren geſagt hat; allein ich war einmal ins Feuer gerathen, und ſchwatze ſo gern mit Ihnen über einen Gegenſtand, wovon mich hier mein

Schuhputzer eben ſo gut verſtünde, als einer meiner Collegen.

Bei den Unterredungen, die Sie mit Herſchel gehabt haben, hätte ich zugegen ſeyn mögen! O, das Feſt, ihn von ſeinen Strata of the fix'd stars und ſeinen nebulae zu hören! Wie öffnet ſich einem da der Verſtand, und wie klein kommen einem da die Menſchen vor, die auf ihrem atome de boue, wie Voltaire es nannte, ſich einbilden, der allmächtige Gott ſey ein Jude geworden! Ach, daß wir hier Alles ſo ſpät erhalten! ich fürchte ſehr, Ihren Kalender für 1787 bekommen wir ſo bald nicht zu ſehen, und da wird doch vermuthlich ſchon ſo Manches von Herſchel's neuen aſtronomiſchen Welten ſtehen. Ich danke Ihnen tauſendfach für die Mittheilung ſo mancher wichtigen Stücke, dieſen außerordentlichen Mann betreffend. Daß er Sie lieb gewonnen hat, iſt doch wohl nur Ihnen allein unerwartet geweſen.

Ich harre auf Ihre Entdeckung über die Fortpflanzung der Wärme, und freue mich, daß Prieſtley, de Luc, Sauſſure und ſolche Männer noch arbeiten und die Sachen weiterzubringen ſuchen.

Das Gedicht über Vernunft und Glauben glaube ich zu kennen, denn wo ich nicht irre, iſt es daſſelbe, welches ſchon zu der Zeit, als ich in Wien war, herumging, und ſeitdem in Born's Journal für Freimaurer gedruckt wurde. Es iſt vortrefflich.

NB. Eben ſehe ich im letzten Bande von Nicolai's Reiſe nach, und finde, daß es daſſelbe iſt.

Nun noch ein Wort von meinen Hausgenoſſen. Jedermann gratulirt gewöhnlich zu einer Tochter ſo, als wenn er condolirte, daß es kein Junge iſt. Es muß etwas an der Sache ſeyn, weil ſie ſo allgemein iſt, und weil ſogar die Weiber einen Jungen lieber haben. Vielleicht iſt es indeſſen mehr nicht als ein Erbſtück aus barbariſchen Zeiten, wo unſer Geſchlecht ſich einen großen Vorzug anmaßte über das andere, und es folglich eine Ehre mehr war, als Junge auf die Welt zu kommen. Wenn Sie indeſſen das Mädchen, jetzt ein Vierteljahr alt, ſehen ſollten, ſo würden Sie mit dem Tempelherrn in Nathan rufen: der Schlag iſt auch nicht zu verachten! Das kleine Teufelchen hat ein Vollmondsgeſicht, und dabei ganz der Mutter Lebhaftigkeit. Die Mutter ſtillt es ſelbſt, und alle polniſche Weiber ſchlagen die Hände über den Kopf zuſammen und ſchreien Wunder darüber. Hier iſt es etwas Unerhörtes, daß ein Weib ihr Kind ſtillt, wenn ſie eine Amme bezahlen (und folglich ihrem Kinde die Franzoſen oder gelindeſtens den Scharbock zuſichern) kann. Ich bin bis jetzt nur noch Zuſchauer bei dem Fortſchritte der Bildung dieſes Geſchöpfes, wozu ich freilich noch nichts beitragen kann, und gleichwohl iſt es erſtaunend, wie Vieles, das nicht bloß vegetirende Entwickelung iſt, ſich ſchon nach und nach gezeigt hat. Das Lächeln zum Beiſpiel; davon ſagen die hochweiſen Herren, daß es allemal einen Vergleich vorausſetze, und gründen darauf einen vermeintlichen Unterſchied des Menſchen von den Thieren. Ich kann Ihnen verſichern, daß ich ſorgfältig Acht gegeben, und keine Spur von Wahrſcheinlichkeit gefunden habe, daß das Lächeln beim Kinde einen Vergleich vorausſetzt, ſondern es gehört ſo zur Natur des Menſchen, Wohlbehagen durch dieſes kindiſche Lächeln auszudrücken, wie es dem Hunde eigen iſt, bei derſelben Gelegenheit mit dem Schwanze zu wedeln, oder der Katze, zu purren.

Ich möchte Ihnen gern polniſche Neuigkeiten erzählen. Unſer Reichstag iſt jetzt in Warſchau verſammelt und man zankt ſich brav herum und thut nichts zur Sache. Der König hält ſchöne Reden, und ſein Gegner ſagt ihm die bitterſten Wahrheiten ins Geſicht. Uebrigens bekümmert ſich hier kein Menſch um die Reichstagsgeſchäfte; mich dünkt, dieſer Zug ſchildert die Nation, im Vergleich mit den Engländern; der Unterſchied liegt im public spirit, für den man hier ſchlechterdings keinen Sinn hat.

Ich habe Sie mit einer langen Epiſtel heimgeſucht, liebſter Freund; ſchreiben Sie nun auch fleißig an dem Brief, which you have laid upon the stocks, damit Sie ihn bald vom Stapel laſſen können. Meine Frau grüßt Sie herzlichſt. Ich bin ganz der Ihrige.

No. CV.

Forſter an Heyne.

Wilna den 20. Nov. 1786.

Ich habe jetzt eben auf Herrn Spener's Bitten einen kleinen Aufſatz über Neuholland für ſeinen hiſtoriſchen Kalender gemacht. Auch beſchäftigt mich die Ueberſetzung des übrigen Cook von neuem, da ſie nun vollſtändig zu künftiger Oſtermeſſe erſcheinen ſoll. Sobald ich dieſe Arbeit beendigt habe, fange ich an für Herrn Campe zu arbeiten.

Mit den Bücherſpeditionen geht es jetzt gut. Ich bekomme von den Meſſen meine Beſtellungen in einer billigen Zeit, durch den Buchhändler Kummer in Leipzig, einen überaus artigen und ordentlichen Mann.

Im deutſchen Merkur von dieſem Monat, ſchreibt man mir aus Weimar, ſoll ein Aufſatz von mir über Menſchenracen ſtehen, veranlaßt durch dasjenige, was der Archiſophiſt und Archiſcholaſtiker unſerer Zeit (wie ihn Herder nennt), Hr. Kant, darüber in der berliner Monatſchrift geſagt hatte. Ich wollte nur zeigen, daß ſich die Sache auch aus einem andern Geſichtspunkte anſehen ließe, und daß man nicht mit apodiktiſcher Gewißheit darüber ſprechen könne. Wenn die Sache aufs Reine kommen ſoll, ſo muß ſie pro et contra ventilirt werden. Daß die Menſchen Einer Gattung ſind, iſt wohl ausgemacht, ſobald man den Begriff von Gattung ſo beſtimmt, daß es ſich ausmachen läßt. Ob ſie alle aber

Eines Stammes ſind, folgt daraus noch lange nicht. Die eigentliche Veranlaſſung, weßhalb ich mich mit der Sache befaßte, war die, daß er beſonders über die Südſeeinſulaner viel Unrichtiges geſagt hatte. Herder, dem ich meinen Aufſatz zuſchickte, hat große Freude darüber und ſchreibt mir einen lieben, vortrefflichen Brief.

Wir leben hier recht wohl und Einer im Andern froh. Wilna wird jetzt wieder lebhaft, denn das große Tribunal iſt ſeit dem funfzehnten angegangen. Geſtern ſpeiſte ich bei dem Marſchall des Tribunals, an einer Tafel von hundert und funfzig Couverts. Der Mann hat Luſt ſich ſehen zu laſſen und macht fürſtlichen Aufwand. Der Reichstag in Warſchau iſt geendigt, und hat nichts gethan. Der Krongroßfeldherr Branicki hat dem König die bitterſten Dinge geſagt. Der Fürſt Czartorynski iſt indeſſen wieder mit dem Könige ausgeſöhnt. Man will hier erzählen, daß in Rußland mit den Kaufleuten die allerdeſpotiſchſten Verfügungen getroffen worden: jeder Kaufmann muß ſich ſelbſt ſchätzen und auch beweiſen, wie viel er im Vermögen hat; demzufolge kommt er in eine von drei Claſſen. Allein die Abgabe, welche die beiden erſten Claſſen geben, iſt ungeheuer, und es iſt unmöglich, daß der Handel dabei beſtehen könne. Vielleicht irrt man ſich in den Angaben, allein etwas davon muß wahr ſeyn, denn die reichſten Polen, die nach Riga handelten, ſprechen davon, ſich von dem Orte zurückzuziehen. Mir fehlt es noch immer an hinreichender Kenntniß der polniſchen Sprache, daher muß ich mich begnügen, dergleichen Nachrichten aus der dritten Hand zu nehmen.

No. CVI.

Forſter an Heyne.

Wilna den 7. Dec. 1786.

Ich glaube mich in meiner Lage nicht bloß berechtigt, ſondern auch verpflichtet, jedes Mittel, welches mit dem redlichen Manne übereinſtimmt, zu der Verbeſſerung derſelben nicht ungenützt zu laſſen. Ich kann Polen auf keinen Fall verlaſſen, wenn ich nicht dasjenige erſtatte, was man auf mich gewendet hat (und inſofern iſt es höchſt unwahrſcheinlich, aber doch auch nicht unmöglich, vor dem beſtimmten Termin, wovon nur noch 7 Jahre übrig ſind, wegzukommen); allein ich denke es mit Ehre und Rechtſchaffenheit völlig reimen zu können, wenn ich, ſobald ich jene Erſtattung bewerkſtelligen kann, ein Land verlaſſe, wo man mir außerdem nicht eine einzige verſprochene Bedingung gehalten, kein Cabinet, keinen botaniſchen Garten eingerichtet hat, und ſicher, nach den Aſpecten zu urtheilen, auch nicht einrichten wird; ein Land, wo mir die Hände gebunden ſind, und wo der Nutzen, den ich ſtifte, gerade ſoviel als eine Null iſt. Ich erinnere mich noch gut, daß, als ich Ihnen gleich nach dem Empfang der erſten Anerbietungen ſolche mittheilte, Sie darauf antworteten: „wenn nur Alles ſicher iſt, und es mit den ſchon vorhandenen und noch zu machenden Etabliſſements ſeine Richtigkeit hat!" Darauf drang ich alſo in meiner Antwort und ſagte ausdrücklich, ich könne unmöglich mich einlaſſen, wofern nicht Alles ſo wäre, wie man mir es beſchrieb. Man gab mir die unumſchränkteſte Verſicherung, es ſolle Alles geſchehen, der Fürſt Primas ſchrieb es mir eigenhändig, — und dennoch geſchieht nichts und die Natur der Sache bringt es mit ſich, daß nichts geſchehen kann, da die Gelder zu andern Abſichten verwendet werden. Ich bin deßhalb in meiner Lage gar nicht mißmuthig oder unwillig; ich arbeite vielmehr fort, ob meine Erlöſung nahe oder fern ſey, aber auch ohne zu verſäumen, was ich dazu beitragen kann. Man ſchoß mir zur Tilgung meiner Schulden in Caſſel gegen * * * vor, und erließ mir dieſe Schuld bei meiner Ankunft, man ſchoß mir zu meiner Reiſe nach Göttingen wieder * * * vor, welche in acht Jahren abbezahlt ſeyn werden, durch kleine jährliche Zahlungen. Mehr als * * * hat man alſo an mich nicht zu fordern. Mich dünkt, hat man bei dieſer Gelegenheit Gefälligkeit gegen mich gezeigt, ſo iſt dieſe als eine billige Schadloshaltung für dasjenige, was ich hier litt, indem ich nichts von allem Verſprochenen vorfand, anzuſehen, und ſollte ſich ja der Fall ereignen, wo mein Glück eine Ortsveränderung fordern und zugleich möglich machen ſollte, ſo ſehe ich nicht ab, inwiefern eine ſolche bloße Gefälligkeit (die Wiedererſtattung vorausgeſetzt) mich zwingen könne, ihr mein Glück aufzuopfern, oder wie Ehre und Redlichkeit dabei aufs Spiel geſetzt werden können.

Bei jeder künftigen Ortsveränderung muß allerdings das zweite Sine qua non, ein poſitive Verbeſſerung meiner Lage und Glücksumſtände ſeyn. Wem ich jene Summen ſchuldig bin, ob einem Polen oder Deutſchen, iſt unter gleichen Umſtänden gleichviel; kömmt noch hinzu, daß ich in einer andern Lage bequemes Auskommen, mehr Hülfsmittel für mein Fach und die Vortheile des geſitteten Umgangs genießen kann, ſo ſinkt ſichtbarlich die Wage und ich habe Berufs genug, meinen Standpunkt zu verändern. — Dies, mein guter Vater, iſt der Geſichtspunkt, aus welchem ich die Sache anſehe. Es kann ſeyn, daß ich mich irre und nicht ganz richtig ſehe; belehren Sie mich hierüber; ich verſichere Ihnen, entweder Ihre Einwendungen zu heben, oder ganz bei Ihrem Ausſpruch zu bleiben.

No. CVII.

Forſter an Heyne.

Wilna den 21. Dec. 1786.

Schon bei einer vorigen Gelegenheit habe ich Ihnen gemeldet, wie ich in puncto meines hieſigen Engagements denke, und es Ihnen anheimgeſtellt, ob ich bei meinen bewandten Umſtänden recht denke, jede beſſere

Ausſicht der hieſigen, wo ich doch nie, weder von Seiten der Natur, noch von Seiten der Hülfsmittel viel zu hoffen habe, vorzuziehen, ſobald es in meiner Lage möglich iſt. Ich habe Ihnen auch geſchildert, woran es liegt, und wie groß das Hinderniß iſt, welches ich überwinden muß, ehe ich von hier loskomme; das allerdings ein höchſt wichtiges und dem Anſchein nach nicht leicht hinwegzuräumendes Hinderniß iſt!

Wenn ich aber darum eine Möglichkeit vernachläſſigen ſollte, weil ſie nicht Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, ſo würde ich doch in meinem Falle nicht glauben, daß ich meine Pflicht gegen mich und die Meinigen ganz erfüllt hätte. Einmal kann es doch glücken!

Die Stelle des guten Leske iſt unter den Bedingungen, die Sie mir melden, gewiß ſehr annehmenswerth. Denn ſo unbeträchtlich Marburg an ſich iſt, ſo macht doch die Nähe von Göttingen, wo für mein Fach Hülfe zu finden iſt, Alles wieder gut; das abgerechnet, was unſere Empfindungen uns ſo lebhaft ſagen. Uebrigens wird man ja auch einen ſo gut beſoldeten Profeſſor nicht ganz ohne Unterſtützung in ſeinem Fache laſſen; vielleicht wird man auch etwas für ein allmälig zu errichtendes Naturaliencabinet thun! — Man könnte auch vielleicht einmal, wenn der jetzige Profeſſor Mönch abginge, die botaniſche Profeſſur mit der von der Naturgeſchichte vereinigen. — Doch dies iſt ein bloßer Einfall, einige Gewißheit wegen des Naturaliencabinets und der in dieſem Fach zweckmäßig zu vermehrenden Univerſitätsbibliothek, wäre doch wirklich nicht ganz zu verwerfen. Man könnte z. B. zur Grundlage gleich jetzt der Wittwe des Profeſſors Leske ſein ſchönes Cabinet abkaufen, dies gäbe einen vortrefflichen Anfang zu einem Univerſitätsnaturaliencabinet.

Die Hauptſchwierigkeit iſt, wie Sie leicht denken können, der ungeheure Vorſchuß, den ich hier genieße, und alsdann auch das beträchtliche Reiſegeld, welches ich zu einer ſo langen Reiſe brauchen würde. Ich weiß aus Erfahrung, daß man, wenn man auch noch ſo gut gerechnet hat, bei dergleichen Ueberſiedlungen doch immer einbüßt. Man verkauft die Meubles an einem Orte für Spottgeld und muß ſie an dem neuen Aufenthalte, eben weil man ihrer durchaus benöthigt iſt, theuer wieder ankaufen. Meine Bücher, einige Herbaria und wenige Mineralien erſchweren den Transport um gar Vieles. Ich ſetze, daß ich auch von Memel bis Lübeck zur See ginge, ſo würde mich doch der Transport, Alles zuſammengenommen, wenigſtens 200 Louisd'or zu ſtehen kommen.

Vorausgeſetzt, dieſe Schwierigkeit läßt ſich heben, ſo käme es doch auf die Bedingungen an, die mit jenem Fixo von 1200 Thlr. verknüpft wären; und zwar erſtlich, ob man ſich zu einem Wittwengehalt anheiſchig machen würde; zweitens, ob man geſonnen iſt, den Lehrer durch ein Cabinet zu unterſtützen.

Kleinere Gegenſtände, wie z. B. die Frage, in welche Facultät man mich ſetzen wolle, übergebe ich, weil ich in dieſem Punkt ſo ziemlich gleichgültig bin. Mir wäre es nur darum zu thun, daß ich nützlich ſeyn könnte, welches man in dieſem Falle nicht wohl, ohne etwas vorzuzeigen, ſeyn kann.

Bietet ſich Ihnen die Gelegenheit dar, die Sache einzuleiten, ſo bleibt ohnehin noch Zeit genug, Alles genauer zu beſtimmen, und über Alles nach gehaltener Rückfrage zu berathſchlagen. Die beſte Zeit, hier wegzugehen, iſt im Julius, wo der akademiſche Curſus geſchloſſen wird, der erſt im October wieder anfängt.

Ein Umſtand, der mir vortheilhaft ſeyn kann, iſt die Ernennung zum außerordentlichen Mitgliede der Akademie in Berlin, welche ich dieſen Poſttag ſo eben erfahre, und die mir lieber iſt als manche andere Ehre dieſer Art, weil man in gute Geſellſchaft kommt.

No. CVIII.

Forſter an Heyne.

Wilna den 21. Jan. 1787.

Ich wende mich zu den Ideen, die die hingeworfene Zeile über den Ruf nach Dresden in mir erweckt. Wenn ich abrechne, daß ich nicht wohl einſehe, wie man Ihnen in Sachſen ein annehmenswerthes Aequivalent bieten kann, wie man Sie ſchadlos halten kann für allen Verluſt, der bei einer Ortsveränderung unvermeidlich iſt — ſo iſt eine Stelle, wie die in Dresden, das, was ich Ihnen ſo herzlich wünſchte, eine Stelle, wo Sie freier athmen und die Welt mit Büchern in einem Fache, welches je mehr und mehr verwildert, beſchenken könnten. Sie allein könnten über die erſten Begriffe der Menſchen von Religion und Kosmogenie, über Mythologie, über Sitten und Charakter der Völker des Alterthums, mit einem Worte, über alte Geſchichte, ſchreiben, die Begriffe darüber läutern, berichtigen und feſtſetzen, wo bisher ſoviel Schwankendes war, wo jeder faſelte, was ihm ſeine Phantaſie eingab, und die Ungewißheit immer größer wurde. Ich ſehe wohl ein, daß Göttingen darunter leiden würde, allein dieſer Nachtheil iſt unausbleiblich, früher oder ſpäter, ſobald einmal in Hanover die Angelegenheiten von Jemand beſorgt werden, der ihren wahren Vortheil nicht am Herzen hat, und hoffen, daß dies nie der Fall ſeyn könne, hieße doch des Satzes: Mundus regitur parva sapientia, uneingedenk ſeyn. Die Großen ſind ſich im Ganzen ähnlich und die Ausnahmen ſelten. Doch mein Wunſch kann kein andrer ſeyn, als der ſich mit Ihrer Ueberzeugung verträgt. Die Lage, welche Ihnen den meiſten reinen Genuß des Lebens verſchafft, iſt die einzige wünſchenswerthe. Ob das in Göttingen oder Dresden mehr möglich iſt, kann ich freilich in Wilna nicht erſehen. Die Vorſehung, das Schickſal, die Gottheit, unter welchem Namen wir das allumfaſſende, Alles leitende Weſen nennen, trifft am Ende auch hier ſicherlich die beſte Temperatur, denn nach den Umſtänden handeln, iſt eigentlich doch nach dem Willen der Vorſehung handeln.

Es hat mir große Freude gemacht, daß Ihnen mein Aufſatz im Merkur gefallen hat. Abgerechnet, daß Herr Kant uns hier wirklich im Cirkel herumführte, und einen Begriff zu finden vorgab, den er ſchon in der Vorausſetzung gegeben hatte, ſo glaube ich, daß es nicht ſchaden kann, die Sachen manchmal von einer andern Seite anzuſehen. Es iſt darum noch immer gar wohl möglich, daß alle Menſchen von einem Paare ſtammen, nur läßt es ſich nicht auf die bisher verſuchte Art erweiſen, und was das Beruhigendſte ſeyn muß, es iſt am Ende ſehr gleichgültig, und muß es ſogar dem Theologen ſeyn, wenn er nicht an Vorurtheilen hängt, von denen die beſſern Menſchen dieſes Standes längſt zurückgekommen ſind.

Herr Spener hatte meinen Aufſatz über Neuholland caſtrirt, um Raum zu erſparen, und das Einzige, was ich mein nennen konnte, die Reflexionen, weggelaſſen. Zum Glück ſchrieb er mirs, und ich habe mich ſo darüber formaliſirt, daß er die unterdrückten Bogen nun hat drucken laſſen; ſein Schaden iſt es freilich, allein ich kann ihm nicht helfen. Uebrigens iſt er — wenn er nur kein Buchhändler wäre — einer der vortrefflichſten Männer, die ich kenne, zu gut für dieſe Welt, zu edel für ſeine Sphäre, zu gewiſſenhaft — das drückt noch nicht genug aus — zu ängſtlich für den Vortheil des Publicums beſorgt, um den ſeinigen in Acht zu nehmen.

No. CIX.

Forſter an Heyne.

Wilna den 8. Febr. 1787.

Ich habe die Zeit her etwas mehr Laſt, als ich bequem beſtreiten kann, mit den polniſchen Damen, die etwas von Botanik wiſſen wollen. Bisher habe ich ſie hingehalten mit Vorleſungen über die Phyſiologie der Pflanze, wo ich ihre Aufmerkſamkeit zu unterhalten ſuchte. Nunmehr, da es an die Terminologien geht, ſcheint ihr Eifer ſich zu kühlen, was ich vorher ſah. Wenn ich indeſſen dieſen Sommer Muße habe, ſo möchte ich dieſe Spielerei wohl benutzen und meine Vorleſungen, es verſteht ſich, von neuem durchgeſehen, drucken laſſen *). Ich werde nichts Neues ſagen, allein manchmal iſt auch das Bekannte nicht ſo beiſammen, zumal im Franzöſiſchen.

Die Abhandlung über Cook's Entdeckungen und Verdienſte, die ich ſeiner letzten Reiſe vorſetze, macht mir viel zu ſchaffen, und mißfällt mir durch ihre Aengſtlichkeit am Ende doch. Ich kann mir aber nicht helfen und darf zur Entſchuldigung wohl ſagen:

Quod quicunque leget, si quis leget, aestimet ante
Compositum quo sit tempore, quoque loco.
Aequus erit scriptis, quorum cognoverit esse
Exsilium tempus, barbariemque locum.

---

*) Dieſes franzöſiſch geſchriebene und ebenſo vorgetragene Heft iſt in Paris verloren gegangen.

Man verſichert hier mit der größten Gewißheit, es ſey gar nicht Ernſt mit der Reiſe der Kaiſerin bis Taurien; weiter als Kiow ginge ſie nicht, ſondern die Armee (von 100,000 Mann) ziehe ſich bloß unter dieſem Vorwande zuſammen, um mit dem Frühling ſogleich gegen die Türken zu agiren. Es ſoll auch, nach eben dieſer Nachricht, wahr ſeyn, daß ein ruſſiſches Corps in Podolien eingerückt ſey, um dort Magazine anzulegen. Indeſſen iſt man hier zu Lande ſo gewohnt, dergleichen Neuigkeiten zu erdichten, daß man ſelbſt denen, die große Authentie zu haben ſcheinen, nicht trauen darf. Eine ungleich zuverläſſigere Nachricht iſt folgende: der König hat bekanntlich ein Rendezvous von der Kaiſerin in Kaminieck erhalten. Zu dieſer Reiſe brauchte er aber 100,000 Ducaten, 20,000 hatte er in Caſſa, 20,000 hatte ihm ſein Neffe, der Fürſt Stanislaus Poniatowski vorgeſchoſſen, es fehlen alſo noch 60,000, die er nirgends zu bekommen weiß; dergeſtalt, daß man jetzt verſichert, die Reiſe des Königs werde unterbleiben.

Wie der Brief vom 28. December gegangen iſt, weiß ich nicht. Ich habe ihn wie gewöhnlich an den guten ehrlichen Oberpoſtcontroleur Zimmermann in Warſchau geſchickt, dem ich für die Beſorgung meiner Correſpondenz den größten Dank ſchuldig bin. Die göttinger Zeitungen kommen ganz ordentlich. Vorige Woche erhielt ich auch Ihr Pack von Hrn. Jaruczewski, nebſt einem höflichen Briefe, worin er meldet, daß ſeine Sachen ungewöhnlich lange ausgeblieben wären. Ich danke

Ihnen für die Nova, die Sie mir bei der Gelegenheit ſchicken.

No. CX.

Forſter an Heyne.

Wilna den 2. April 1787.

Es iſt eine Weile her, gütigſter, lieber Vater, daß ich nicht an Sie geſchrieben habe. Endlich iſt meine mühſame Arbeit mit dem Cook am 31. März fertig geworden, und ich athme wieder freier, da ich nun keine Arbeit habe, die auf beſtimmte Zeit fertig werden muß, und keine, wobei es ſoviel auf Stimmung und Laune ankommt. Ich wünſche jetzt nur, daß Sie auch zufrieden damit ſeyn möchten, denn Ihr Beifall iſt mir jetzt Alles; meine Frau bekam täglich zu leſen, was ich ſchrieb, und war zufrieden und munterte mich auf fortzuarbeiten, wenn ich meinen Kräften nicht traute, oder mit meiner Arbeit nicht zufrieden war, und wenn ich frug, wird es auch unſer Vater gut heißen, ſagte ſie mir, ſie glaubte es. Das gab mir Herz. Ich habe wenigſtens ſo viel gethan, ich habe geredet, wie mir ums Herz war, und was mich wahr dünkte, ohne zu beleidigen, wenn ich mißbilligen mußte. Cook habe ich Gerechtigkeit widerfahren laſſen, oder vielmehr erſt verſchafft, denn ſein Verdienſt hat man doch bis jetzt noch unvollkommen erkannt.

Aber ich habe noch etwas gethan, worüber Sie mit mir nicht zürnen müſſen, etwas, was ich nicht gethan hätte, wenn ich nicht meine Pflichten meiner Unabhängigkeit von Fürſtengnade vorzöge. Ich habe den Kaiſer um Erlaubniß gebeten, ihm das Werk dediciren zu können, und er hat mir es in einem ſehr herablaſſenden Briefe erlaubt. Ich wünſchte nun auch, daß die Zueignungsſchrift Ihnen gefallen möchte. Wenn Sie wüßten, wie gern ich mit dergleichen Dingen erſt zu Ihnen liefe, um Sie bei jedem Ausdruck und jeder Sylbe um Rath zu fragen, weil mir Ihre Correcturen ſo lieb und ſo belohnend wären, ſo würden Sie mir auch gern noch jetzt, wenn Sie ſie gedruckt leſen, Ihre Monita mittheilen. Meine Frau iſt zu nachſichtsvoll und tadelt nicht genug, und ich habe außer ihr keinen Menſchen, der mich tadelt und belehrt.

No. CXI.

Forſter an Heyne.

Wilna den 26. April 1787.

Ein Vorfall, der mir Freude machte, iſt dieſer. Herr Bergrath und Profeſſor Jacquin in Wien ſchrieb mir vor etlichen Wochen, Hr. Well, Profeſſor der Naturgeſchichte in Wien, ſey ſterbenskrank. Wolle ich die Stelle annehmen, ſo wolle er ſich darum für mich bewerben. Sie trüge 1200 Fl. wovon aber, wie von allen kaiſerlich Beſoldeten, 5 pr. Ct. Abzug gegeben werden müßte. Meine ganze Lage verbietet mir an dieſe Stelle zu denken; erſtlich iſt der Kaiſer der Mann nicht, der den großen Knoten löſt, welcher mich jetzt hier feſthält, und zweitens iſt jene Beſoldung in Wien gar nichts. Ich antwortete ihm alſo, wie ſehr ich ihm für ſeine Freundſchaft verbunden wäre, wie angenehm es mir ſeyn würde, einmal in Wien zu leben, daß ich aber für jetzt, offenherzig, aus den und jenen Gründen, nicht darauf denken könne. — Vor etlichen Tagen erhielt ich einen anonymen Brief auch aus Wien, mit der Nachricht, Well ſey geſtorben, man wünſche, ich möchte an ſeine Stelle kommen; wenn ichs auch wünſchte, möchte ich mich bei dem Präſidenten der Studiencommiſſion melden. Das allerſtrengſte Stillſchweigen über den Empfang des Briefs wurde mir feierlichſt anempfohlen, und zugleich geſagt, es ſey kein bloß freundſchaftlicher Vorſchlag, ſondern er habe Veranlaſſung. Ob ich nun gar wohl errathe, daß dieſer Brief von Seiten der Anhänger des Hrn. von Born, und vermuthlich mit ſeinem Vorwiſſen, an mich ergangen iſt, ſo bleibt doch nichts Anderes übrig, als mich ganz ruhig zu verhalten; denn an den Hrn. van Swieten hätte ich mich ja nicht gewendet, wenn ich wirklich Luſt gehabt hätte, die Stelle zu erhalten. So lange ich eine Stelle habe, mit der ich einigermaßen zufrieden ſeyn kann, glaube ich wenigſtens, daß es unſchicklich wäre, mich irgendwo anzubieten. Was mich freut, iſt das eifrige Andenken meiner Freunde, und zwar, daß zu gleicher Zeit entgegengeſetzte und feindſelig geſinnte Parteien gleich günſtig für mich denken! Dieſes Vertrauen giebt mir Stärke, denn es iſt Alles, was ich zu verdienen ſuche, und leider giebt es ſo viel Mißtrauen, und ſo viel Urſache zum Mißtrauen in der Welt, daß ich unſchuldigerweiſe, aber oft genug, dieſen Zweck verfehle. Alsdann iſt mein gerades Betragen meine einzige Beruhigung.

Was der Ruf nach Dresden für eine Folge gehabt, war bei Ihrer Denkungsart eine zufällige Nebenſache. Ihre Entſcheidung konnte nie darnach beſtimmt werden; aber bei denen, die in dieſem Falle an Münchhauſen's Stelle nicht wie Münchhauſen handelten, finde ich Ihre zuerkannte Schadloshaltung nicht im mindeſten verdienſtlich. Doch, wie ſollten Leute, die keinen Begriff von Verdienſt und keinen Sinn für alles dasjenige, was im Worte Groß liegt, haben, anders als klein und verdienſtlos, ſelbſt in ihrer Erkenntlichkeit handeln.

No. CXII.

Forſter an Camper.

Vilna le 7. Mai 1787.

Monsieur! J'ai été extrêmement affligé d'apprendre par notre ami Soemmerring, qu'une de Vos lettres s'est perdue en chemin. Ce n'est pas la première

fois que je ressens cet inconvénient de l'éloignement où je me trouve de tous mes amis, et de tout ce qui peut m'intéresser dans le monde. Mais je passe là-dessus pour Vous accuser l'arrivée de Votre chère lettre du 3. Février, que j'ai bien reçue par M. Soemmerring, et à laquelle je me serois empressé de répondre plutôt, si je n'avois voulu auparavant faire quelques démarches pour Vous procurer les animaux que Vous désirez. Je les aurai avec le temps et je ne manquerai pas de Vous les envoyer par la voie de Memel ou de Königsberg: car nous avons une navigation à ces deux endroits. La raison pourquoi je n'ai pas réussi à Vous procurer déja quelque chose, c'est que ni les Castors ni les Bisons n'habitent point le voisinage de Vilna. Les premiers ne se trouvent qu'au palatinat de Novogrodek, environ à 30 lieues au Sudèst de Vilna, et les Bisons sont maintenant bornés à une seule forêt, appartenant au Roi, ils sont en très petit nombre, et on a la précaution de ramasser du foin pendant l'été et de le placer dans la forêt, pour leur fournir de quoi vivre pendant l'hiver; aussi est-on extrêmement jaloux de tuer ces animaux, et il est rare qu'on en obtienne la permission. On confond toujours cet animal avec l'*Urus* ou *Aurochs* des Allemands, mais je crois qu'on a tort. Le Bison ce me semble n'a jamais été l'ancêtre de notre bétail domestique. L'*Urus*, à ce que je crois, est entièrement exterminé, dumoins je ne connois aucun pays où il pourroit encore exister dans son état sauvage. Selon le Jésuite Rzączynski, qui a écrit une histoire naturelle de Pologne dans le commencement de ce siècle, et à la manière d'Aldrovande, il est assez vraisemblable qu'il y avoit autrefois des *Aurochs* en Pologne, car il distingue deux animaux, 1° l'Aurochs, qu'il appelle *Tur* en polonois, et 2° le Bison, que les Polonois nomment *Zubr*. Mais sa description imparfaite désigne évidemment un seul animal, savoir le Bison encore existant.

En attendant que je puisse Vous procurer une tête de cet animal, je Vous en dirai tout ce que j'en appris de la bouche du Roi lui-même et de quelques autres personnes instruites.

1°. Le Bison (Zubr) est plus grand que notre bétail ordinaire, et égale ou surpasse les plus grands boeufs de Podolie et d'Ukraine, dont la race est très grande.

2°. Ses cornes ne sont pas fort grandes, et leurs bases sont très éloignées; entr'elles il y a une touffe de poils frisés, qui sent très fortement le musc.

3°. Le poil qui couvre le col, la poitrine et les épaules est souvent allongé au point de toucher la terre; souvent il a aussi une barbe du même poil.

4°. Il a une espèce de crinière depuis la nuque jusqu'au dos composée d'un poil frisé et allongé.

5°. Il est extrêmement féroce, et on n'est pas parvenu à le faire accoupler avec une vache de l'espèce domestique. Il paroit que ces deux espèces ont une repugnance mutuelle. (Cependant cette aversion a été vaincue en Amerique, où il y a des exemples d'un mélange de Bison avec le betail Européen, et des métis qui en sont resultés.)

S'il se confirme que le Bison de Lithuanie a le caractère que Vous me marquez comme appartenant au Bison, c'est à dire s'il a des fosses lacrymales, la question seroit bien décidée et l'on pourroit dire avec certitude, que l'animal qui se trouve dans nos forêts n'est pas l'ancêtre du bétail domestique. D'un autre coté, il est presqu' incroyable, que l'espèce qui a donné naissance à notre boeuf domestique se seroit entièrement perdue, tandis qu'on trouve le Bison en Ecosse, en Lithuanie et dans le Caucase!

Vous me ferez le plus grand cadeau du monde, en m'envoyant, par l'entremise de Soemmerring, quelquesunes de Vos nouvelles publications, et surtout celles sur les cétacés. Je suis ici dans un coin du monde où toutes les nouvelles littéraires m'arrivent fort tard et où je ne peux pas savoir ce qui se passe dans le monde littéraire, ni quels progrés qu'on y fait. Une combinaison singulière de circonstances m'a fait accepter cette vocation. Quelques liaisons particulières nous avoient dégouté de Cassel, Soemmerring et moi; c'étoit une espèce de tribut qu'il falloit payer pour acquérir de l'expérience. Comme les choses ont tourné depuis, je ne peux pas me plaindre de mon sort, qui m'a fait quitter Cassel, puisque ce séjour auroit été insoutenable sous le sceptre de fer, qui gouverne la Hesse maintenant. Si nous y avions été à l'accession du Landgrave présent, nous aurions été forcés, Soemmerring et moi, d'aller à la misérable université de Marbourg, où nous aurions été fort mal situés. Mais j'avoue, que je n'ai pas trouvé ici les avantages et les agrémens qu'on m'y avoit fait espérer. L'anarchie regne dans ce malheureux pays, dans toute son horreur. Je sais bien qu'il y a des fermentations chez Vous aussi; mais du moins y-a-t'il des lois, des établissemens solides, le bien de l'individu est sacré, et les sciences vont leur train sans se ressentir des secousses politiques. Ici c'est tout le contraire. Il n'y a jamais eu des établissemens pour l'éducation nationale. On a voulu en faire; on y a destiné les fonds des Jésuites. Une Commission composée de plusieurs Grands du Royaume, est nommée par la Diète, pour administrer ces biens, et pour établir des Écoles et des Universités. Cette Commission, rapace comme tout ce qui se nomme *noble* dans ce pays-ci, ne laisse pas échapper une si belle occasion de piller. Elle rend compte sommairement des dépenses à la Diète tumultuaire qui siège tous les deux ans pendant six semaines et qui n'a pas le tems d'entrer dans les détails et d'examiner les comptes. Elle jette de la poudre aux yeux de la nation et de l'étranger, elle fait insérer dans son rapport des établissemens, qui n'existent pas. J'ai lu moi-même dans la Gazette de Leyde, la relation de la dernière Diète, où l'on disoit entre autres, que la Commission de l'Éducation nationale avoit établi à Vilna un Jardin de botanique et un Cabinet d'histoire naturelle très bien fourni; et cependant je peux Vous assurer qu'il n'y a ici ni l'un ni l'autre, et que je sollicite en vain déjà pendant trois ans, pour qu'on fasse ces établissemens, qui étoient les motifs, qui m'ont engagés à venir ici. D'ailleurs figurez Vous, que ce qu'on appelle l'Université de Vilna, n'est proprement qu'une École Jésuitique, encore entièrement sur l'ancien pied; les Étudians sont de veritables écoliers, encore n'y en auroit-il point du tout, si on n'attiroit pas ici la pauvre noblesse, en l'habillant et lui donnant à manger, et en l'élevant *gratis*, aux dépens de la Nation. Il n'y a pas un libraire à l'Université de Vilna, ni dans toute la ville; il n'y a que des brocanteurs de livres ou plutôt de bouquins, même à Varsovie. Il y a ici deux imprimeries, mais je n'ai jamais vu une ligne bien imprimée, et pour imprimer le *Compendium* d'un professeur, de 300 pages, il a fallu employer toutes les deux imprimeries à la fois, pour pouvoir achever ce grand ouvrage dans l'espace d'une demi-année. Il y a une soi-disante bibliothèque de l'Université, qui n'est jamais augmentée d'un seul livre, et qui ne contient que les livres dogmatiques des Jésuites. J'ai cherché en vain les classiques les plus communs, tels que les épitres de Pline, un Homère, un Aristote etc. Cela n'existe point dans toute la ville.

Vilna est situé dans un terrain sablonneux et stérile; entourée de collines qui ne sont que du sable, et couvertes de forêts de sapin. Les excursions de Botanique même n'y rapportent qu'une très mince moisson. Il n'y a absolument rien à faire pour la Zoologie, car le grand Tribunal attire ici des milliers de fainéans, qui ont effarouché jusqu'aux moindres oiseaux, en allant tous les jours à la chasse. Les seigneurs polonois à la ronde sont d'une indifférence extrême par rapport aux sciences, et surtout par rapport à l'histoire naturelle. Ils n'ont du respect que pour la médecine, car jamais je n'ai vu des hommes qui aiment tant la vie, et qui en jouissent d'une si vilaine manière. Ainsi il est impossible, dumoins très rare, de pouvoir engager quelqu'un d'entre eux de m'envoyer un animal ou un oiseau rare, si par hazard on en tue chez lui. Je donne des leçons dix mois dans l'année, et je me vois hors d'état de voyager dans ce pays, pour apprendre à le connoître, puisqu'il n'y a aucune commodité et qu'il faut tout mener avec soi, jusqu'aux vivres et aux lits, car on ne trouve rien chez le paysan. D'ailleurs mes finances ne me permettent point de faire des excursions à mes dépens, de façon que je suis comme enfermé dans cette misérable ville, et avec les mains liées, sans être en état de faire la moindre des choses pour l'histoire naturelle. Tout ce que je peux faire c'est de dépenser une partie considérable de mon salaire, pour soutenir une correspondance avec mes amis en Allemagne, et pour me procurer quelques livres des plus nécessaires. Le seul avantage (sans lequel je n'y tiendrois pas) que ma place m'offre, c'est que je peux dépenser annuellement environ 50 Ducats pour former peu à peu une bibliothèque d'histoire naturelle pour l'Université de Vilna. Moyennant ce secours, je tache de rester au courant des nouvelles découvertes; il est vrai, que je ne le peux qu'imparfaitement, mais toutefois c'est quelque chose. — J'ai été engagé pour un terme fixe, et il me reste encore *six ans*, pour remplir le terme de mon engagement. Mon dessein est de m'occuper le mieux que je pourrois, d'objets d'histoire naturelle, et d'étudier les livres que je pourrai me procurer, afin que, le terme de mon exil passé, je sois en état de repasser dans un pays plus civilisé, et surtout dans un climat moins rigoureux, car celui-ci nuit à ma santé, non seulement par la longueur des hivers, mais encore par l'inconstance des étés, et par l'absence totale de tout ce qui s'appelle fruits, n'y ayant point d'arbres fruitiers qui tiennent contre le froid, et l'industrie n'étant absolument nulle dans ce pays-ci, de sorte qu'il n'y a point de jardiniers qui cultivent les fruits dans des serres chaudes etc. — Aussi la conséquence naturelle de la manière de vivre ordinaire des Polonois se manifeste très évidemment dans le scorbut, dont ils sont tous plus ou moins attaqués, et qui est également dû à leur immondice extrême et à la nourriture salée et corrompue dont ils aiment à se servir. Les acides du chou aigre et des betteraves (Beta Cicla) fermentées, ne suffisent pas pour dompter le mal que font le poisson salé, les viandes salées, l'huile fétide et rance, et la malpropreté.

Je suis marié, oui Monsieur et cher ami, et c'est là le seul bonheur solide qui peut me dédommager de tout ce qu'il faut souffrir, et de tout de choses nécessaires dont il faut se passer ici. Ma femme est un de ces caractères rares parmi les personnes du sexe, qui unit les qualités du coeur à celles de l'esprit, et qui n'en est que meilleure mére et meilleure mére de famille. Il n'y a pas tel sujet intéressant de la conversation, intéressant pour l'homme, selon ce mot de Terence: *homo sum*, *hu-*

mani nihil a me alienum puto, que je ne puisse discuter avec elle. Son ame est élevée au-dessus des préjugés, sans oublier qu'il faut en respecter quelques-uns, parcequ'ils tiennent encore à la félicité publique. Nous passons quelques heures ensemble le soir à lire quelques bons livres et à nous éclairer réciproquement. Cela vaut bien mieux que de nous ennuyer dans des sociétés barbares, ou l'on ne connoît pas les sentimens de l'humanité. Peut-être croirez-vous que je parle le langage du mécontentement et de la prévention; mais je Vous assure que je suis du plus parfait sangfroid, et que pour peindre la corruption de cette nation, qui a joint à sa barbarie et à son ignorance les vices et les extravagances des François, il faudroit de toutes autres couleurs. J'ai une fille de neuf mois, qui s'est toujours bien portée depuis sa naissance, et qui commence à intéresser d'avantage par les efforts de l'esprit pour se développer, qui deviennent de jour en jour plus sensibles. Voilà en quoi consiste mon bonheur domestique, qui est à peu près le seul qui me reste. Car pour ce qui est de mes leçons, à peine y a-t-il deux ou trois jeunes gens capables d'en profiter; les autres auroient mieux fait de diriger le sol et la charrue avec leur *ingenium boeoticum*; et puis qu'est ce que des leçons d'histoire naturelle sans cabinet pour la démonstration! Une autre source de satisfaction, mais dont je ne jouis que rarement, est celle de travailler pour le public. J'ai publié l'année dernière une dissertation sur les *plantae esculentae* des isles de la mer du sud. Je ne sais pas, si notre ami Soemmerring Vous en a fait parvenir un exemplaire, comme je l'en avois prié. Malheureusement étant imprimée loin de moi, elle fourmille de fautes d'impression qui défigurent le sens, et mon père y a ajouté une note polémique contre mon intention. J'ai encore publié l'année passée une petite brochure, intitulée *Prodromus Florulae Insularum Australium*. C'est un catalogue de toutes les plantes que j'ai recueillies pendant mon voyage autour du monde, et que j'ai publié, pour m'assurer mon droit de la première découverte, puisque les Suedois avoient commencé à publier plusieurs de ces plantes que je leur avois communiqué, sans même me nommer. J'ai encore écrit en allemand une petite dissertation, publiée dans un journal, appellé *Teutscher Merkur* (i. e. Mercure allemand) sur ce qu'on peut appeller espèce et variété par rapport aux différentes races des hommes. Cet écrit étoit dirigé contre un Métaphysicien, qui ayant cru que sa métaphysique étoit bonne à toutes choses, avoit voulu nous prescrire des règles pour déterminer les variétés dans l'espèce humaine, règles, que la nature ne reconnoit point. D'ailleurs je me suis occupé de la traduction du dernier voyage de Cook en allemand, et j'y ai ajouté une dissertation préliminaire sur les travaux de ce grand navigateur, laquelle sert à apprécier plus au juste le grand mérite de cet homme unique et vraiment étonnant. À présent je me suis engagé de livrer un *Compendium* d'histoire naturelle pour les petits écoles de l'Allemagne, c'est à dire un livre, qui renfermera les rudimens de la connoissance des êtres de la nature, et surtout de leur usage, pour servir de première instruction à toutes les classes du peuple. Je ne sais si j'y réussirai, car il s'agit de précision, réunie à un stile populaire et facile à comprendre. En m'occupant de cet ouvrage, je sens toute la gêne de ma situation, étant loin d'une bibliothèque bien fournie et loin des amis instruits que je désirerois de consulter dans mille occasions. Entr'autres je voudrois bien recourir à des personnes plus instruites que moi, pour les prier de me donner une bonne et juste définition du mot *Espèce*, également appliquable aux Êtres dans tous les trois règnes de la nature; car c'est sur cette définition qu'on fonde les systèmes; et tout est chancelant dès que ce terme n'est pas fixé immuablement. Or toutes les définitions de ce mot, que nous ayons vu jusqu'ici sont hypothétiques, et rien moins qu'évidentes par elles-mêmes. Lorsqu'on dit que les différentes espèces ne produisent pas ensemble, alors il faudroit convenir que le Serin des Canaries, le Serin d'Europe, le Chardonneret, le Tarin, et plusieurs autres oiseaux sont d'une même espèce, parceque non seulement ils produisent ensemble, mais que leur produit est encore fertile. Et pourtant ces oiseaux que j'ai nommés, diffèrent entr'eux non seulement par le plumage, mais aussi par les proportions et la conformation des parties. Veut-on qu'il n'y à des espèces, qu'autant qu'il en a été créées, je demande, comment on pourra distinguer une espèce créée, d'une espèce qui seroit produite depuis, par le mélange de quelques-autres? Par exemple le Chien; est-ce une espèce créée originairement telle, ou bien devons-nous les races domestiques du chien au melange des loups, des renards, des isatis et des chacals de differents pays, dont il y a une variété assez considérable selon les différents climats qu'ils habitent? D'ailleurs c'est nous perdre dans l'infini et dans l'incompréhensible que de remonter à la création. Jamais nous n'y comprendrons rien, et les définitions qui se fondent sur une base inexplicable, sur un mystère, devroient être à jamais bannis de la science. D'un autre côté, s'il faut avoir recours aux proportions du corps, pour déterminer les différences des espèces, il est difficile de dire, lesquelles sont sujettes à changer et lesquelles sont constantes. Dans les quadrupèdes on compte la couleur pour peu de chose, elle est trop sujette à variation; et dans les oiseaux, on s'en sert pour distinguer les espèces: aussi seroit-il difficile, pour ne pas dire impossible, de distinguer tous les oiseaux, si on ne devroit pas se servir des différences de la couleur pour cet effet. Tout est encore beaucoup plus vague parmi les minéraux; les auteurs n'y sont jamais d'accord sur ce qu'ils doivent appeller genre, espèce ou variété. Ils ne peuvent plus prendre la conformation extérieure pour guide, et ils ne sont pas encore trop au fait des parties intégrantes. Voilà les difficultés que j'entrevois; elles tiennent à notre manière d'envisager les choses; dans la Nature toutes ces systèmes, toutes ces sousdivisions, toutes ces gradations n'existent point, de la manière dont nous sommes obligés de nous le figurer, ou plutôt de le controuver, pour subvenir à la faiblesse de notre mémoire. Car, pour que la définition des mots *genre*, *espèce*, *variété* fût juste, il faudroit que les genres etc. fussent tous également éloignés les uns des autres, et cela ne se trouve nullement et ne peut se trouver. Le genre des *chèvres* est infiniment plus proche du genre des *brebis*, que ces deux genres ne sont du genre des *boeufs* et de celui des *cerfs*. Le genre du *cheval* est absolument isolé. Il en est de même des espèces. L'espèce de l'éléphant est isolée; dans le rhinocéros il y en a deux; dans le cheval trois ou quatre, dans les singes un grand nombre. L'harmonie de la Nature consiste dans le rapport qu'ont toutes ses différentes productions entre elles, pour que la plus grande variété puisse exister sans s'entre détruire; mais non pas dans la gradation prétendue qu'on a voulu y trouver*).

En cas que Vous vouliez avoir l'amitié de me faire parvenir Votre ouvrage sur les Cétacés, ou quelque chose que ce fut, Vous n'auriez qu'à choisir l'addresse, qui Vous seroit la plus commode. De mon côté, je ferai mon possible pour Vous procurer la tête d'*Urus* que Vous désirez, ou plutôt celle du Bison, et le Castor; et je ne manquerai pas de veiller aux pétrifications, et os fossiles, qui pourront venir à ma connoissance. — Dernièrement on a trouvé une dent machelière d'Elephant, sur les bords de la Vilia, vis à vis la ville de Vilna, dans une couche argilleuse, sous laquelle on trouve une pierre calcaire molle et marneuse; elle est en parfaite préservation, c'est la dernière du côté gauche de la machoire supérieure. J'ai été obligé de la placer dans le cabinet. Si jamais il s'en trouve une autre, je la garderai pour Vous.

Je n'ai pas entendu un mot de Mr. Vosmaër, depuis que je suis parti de Cassel; quoique je lui aie annoncé mon départ de cet endroit. Soemmerring m'écrivit, qu'il étoit bien faché contre Mr. Merck, pour avoir fait graver le dessin du squelette de la Giraſſe. Voilà un squelette qui brouille les naturalistes; c'est le pendant du Vôtre, qui les raccomode ensemble.

---

*) Hier folgt die Angabe einiger Adreſſen durch welche Sendungen zu machen.

Encore une fois, pardon de cette lettre énorme, mais en revanche Vous n'en recevez pas souvent de Vilna. S'il falloit Vous écrire, toutes les fois que je pense à Vous, et à l'amitié dont Vous m'honorez, Vous auriez souvent de mes nouvelles; mais ce séjour est trop stérile, pour m'autoriser à empiéter sur Vos occupations. Je n'ai pas d'expression assez forte pour Vous exprimer la véritable vénération dont je suis pénétré pour Vous. Daignez Vous assurer, Monsieur, que s'il suffit d'être infiniment sensible à Votre bienveillance, pour la mériter, je continue d'en être digne encore, et que c'est mon unique consolation que de savoir que je ne suis pas entièrement oublié de mes amis. Je suis avec cet attachement respectueux, que Vos bontés m'ont inspiré, Monsieur etc.

No. CXIII.

Forſter an Heyne.

Wilna den 3. Juni 1787.

Daß ich hier nicht ganz am rechten Platze bin, mein verehrungswürdigſter Vater, wiſſen Sie wohl, und ich habe es längſt gefühlt, aber mich dennoch in meine Lage gefunden. Daß aber auch andere Leute ſo denken, wird

Ihnen lieb ſeyn, und der Beweis davon iſt hier in einem Briefe des Ambaſſadeurs von Stackelberg, den ich ſo eben erhalten habe.

Kioff ce 30. Avril 1787.

La satisfaction que j'ai eue, Monsieur, de Vous connoitre à Grodno m'enhardit à Vous recommander le porteur de cette lettre, M. Moulovsky, Capitaine de Hautbord des Flottes de S. M. Impériale. Passant par Vilna il cherchera à Vous voir et à Vous connoitre, Monsieur. Vous pouvez ajouter entièrement foi à tout ce qu'il Vous dira, et je souhaite que Vos entretiens eussent les succès les plus désirables pour Vous et pour lui. Vos talens et Votre réputation Vous donnent des droits à tous les avantages dans une carrière plus étendue. Je prendrai toujours infiniment de part à tout ce qui peut et ce qui pourra contribuer à Vous mettre à Votre place et je Vous prie d'être persuadé du parfait attachement avec lequel je suis Monsieur, Votre très humble et obéissant serviteur Stackelberg*).

---

*) Zu deutſch: Das Vergnügen, welches mir Ihre Bekanntſchaft in Grodno gemacht hat, ermuthigt mich, Ihnen durch dieſen Brief Hrn. Mulovsky, Flottencapitain Ihrer k. Maj., zu empfehlen. Er wird bei ſeiner Durchreiſe durch Wilna Ihre Bekanntſchaft machen. Sie können Allem, was er Ihnen ſagt, Glauben beimeſſen, und ich wünſche, daß ſeine Unterredung mit Ihnen den für Sie Beide wünſchenswertheſten Erfolg haben möge. Ihre Talente und Ihr Ruf giebt Ihnen alle Anſprüche auf eine ausgebreitetere Laufbahn. Ich werde immer den lebhafteſten Antheil an Allem nehmen,

Capitain Mulowsky iſt ſchon ſeit geraumer Zeit von der Kaiſerin ernannt, um eine Entdeckungsexpedition nach der Südſee anzuführen. Er wird fünf Schiffe unter ſeinem Befehl haben, im September nach England, und etwa im März von England auf die Reiſe abgehen. Auf mich ſcheint bei der ganzen Sache ſehr gerechnet worden zu ſeyn, damit man Jemand, der ſchon in jenen Gegenden geweſen iſt, mit bei der Unternehmung haben möchte. Ob ich da auf meinem rechten Platz wäre, iſt wohl keine Frage. Die Kaiſerin hat die Ausführung der Reiſe gänzlich der Willkür des Capitains überlaſſen; er iſt ein Mann in ſeinen beſten Jahren, in England gänzlich zum Seeweſen erzogen, hat in einem Kohlenſchiffe, wie Cook, regelmäßig ſeine Lehrjahre ausgeſtanden, und ſeitdem ſchon ein Schiff von vier und ſiebzig Kanonen im mittelländiſchen Meere commandirt. Sein Eifer um Wiſſenſchaft und um Erreichung des Endzwecks der Reiſe iſt ſehr groß. Die Capitains der unter ihm ſtehenden Schiffe haben alle auf der engliſchen Flotte gedient. Die Kaiſerin hat bei der Ausrüſtung der Schiffe auf Erhaltung der Mannſchaft faſt noch ſorgfältiger, als die engliſche Admiralität geſehen. In Anſehung meiner zeigte er mir ſeine Inſtruction, worin ihm aufgetragen wird, mit mir wegen der Bedingungen zu ſprechen, und

---

was jetzt und künftig beitragen kann, Sie an Ihren rechten Platz zu ſetzen, und ich bitte Sie, von der vollkommnen Anhänglichkeit verſichert zu ſeyn, mit welcher ich bin, mein Herr, Ihr gehorſamſt ergebenſter Diener.

insbeſondere den Punkt der Verſorgung meiner Frau und meines Kindes feſtzuſetzen.

Betrachte ich mich als frei von Verhältniſſen, ſo iſt wohl kein Zweifel, daß ich dieſes Anerbieten nicht ausſchlagen dürfe. Meine Pflicht, meine häuslichen Verhältniſſe fordern die Verſorgung meiner Frau und unſeres Kindes. Meine hieſigen Verhältniſſe gegen die Erziehungscommiſſion überlaſſe ich dem Ambaſſadeur aufzuheben. Ich kann darüber ſelbſt keinen Schritt thun, ausgenommen, daß ich mich willig bezeige, die Reiſe anzutreten, wenn man mich hier losgiebt. Meine Frau ſelbſt billigt mein Verfahren in allen Stücken, iſt überzeugt, daß ich nicht anders handeln dürfe, wenn ich zugleich für ſie und für meinen Namen ſorgen will, und räth mir alſo ſelbſt zu dem Unternehmen, ſobald die Bedingungen ſo beſchaffen ſind, daß dieſe Endzwecke erreicht werden. Alſo meine Bedingungen müſſen entſcheiden. Ich muß erſtlich ſo viel auf einem Bret bekommen, daß ich hier ganz rein wegkommen und meine Frau mit meinen und ihren Sachen nach Göttingen bringen, auch mich zur Reiſe ausrüſten kann. Demnächſt muß mein Gehalt während der Reiſe dem Endzweck und den Ausgaben angemeſſen ſeyn, und endlich muß meine Frau, ſowohl während meiner Abweſenheit, als auch, im Fall ich nicht wiederkäme, verſorgt werden. Wenn ich auf der Reiſe jährlich 2000 Rubel[*]) und meine Frau jährlich 1000 Rubel bekommt, ſo glaube ich weiter keine Urſache zu haben, die Stelle auszuſchlagen. Andere Bedingungen, die meine Perſon nicht unmittelbar angehen, aber doch nothwendig ſind, wie z. B. daß man mir Zeichner, Jäger und Gärtnerburſche mitgebe, will ich jetzt hier nicht anführen. Kann ich es dahin bringen, daß Freund Sömmerring als Arzt und Oberchirurgus mitgeht, ſo habe ich einen Hauptpunkt gewonnen, der mir ſehr zu ſtatten kommen wird. Der Großfürſt unterſchreibt alle die Reiſe betreffende Papiere und Beſtallungen, zugleich mit der Kaiſerin, als Großadmiral; dieſes iſt eine Sicherheit mehr, im Fall die Kaiſerin auch ſtürbe.

---

[*]) Zu jener Zeit war hier von Silberrubeln die Rede, deren einer einen Albertsthaler galt.

Man wünſcht auch, daß ich einen Aſtronomen vorſchlagen möchte; am liebſten einen Engländer, und wofern der nicht zu haben wäre, einen Deutſchen. Wüßten Sie etwa einen?

Den 4. Juni.

Ich habe ſeit dieſem wieder mit dem Capitain geſprochen. Die Verſorgung meiner Frau ſoll ſich auf unſer kleines Mädchen erſtrecken, im Fall die liebe Mutter ſtürbe, und das Mädchen in dem Falle dieſelbe Penſion ziehen, bis ſie heirathet. Komme ich glücklich wieder, ſo ziehe ich daneben meinen halben Gehalt, d. i. 1000 Rubel, zeitlebens. Dieſe Bedingungen werden der Kaiſerin ſelbſt unmittelbar vorgelegt; billigt ſie dieſelben, ſo iſt Alles entſchieden, und meine Beſtallung wird ſogleich ausgefertigt. Ich gehe nicht nach Petersburg, ſondern bringe meine Frau nach Deutſchland und mache, daß ich im

October in England bin, um dem Capitain bei der Einrichtung zur Reiſe zur Hand zu gehen.

Wie ich Ihnen das Alles ſo trocken weg erzähle, wird Sie nicht befremden, mein Herz iſt zu voll, um meine Gefühle ausdrücken zu können. Der Muth meiner unvergleichlichen Thereſe unterſtützt mich in Allem. Ich rechne auf Ihren Beifall, mein Vater, auf Ihre Aufmunterung. Bisher billigten Sie meine Schritte. Möchten Sie doch auch dieſen billigen, wo ich den Endzweck aller meiner Bemühungen, meines Weibes Verſorgung auf Zeitlebens, vor Augen ſehe. Noch darf kein Menſch von der Sache etwas wiſſen. Meine Frau ſchreibt Ihnen auch ſelbſt. Ich habe noch viel zu ſchreiben und muß alſo ſchon abbrechen.

No. CXIV.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 21. Juni 1787.

Die Briefe vom 3. erhielt ich vorgeſtern. Einen ſolchen Inhalt ahndete ich freilich nicht, und noch, meine liebſten, beſten Kinder, iſt mir es wie ein Traum.

Mein theuerſter Forſter, Ihr Entſchluß iſt männlich und Ihrer würdig. Ich mag Ihren Muth nicht ſchwächen durch das, was ich dabei fühle. Die Sache kömmt Ihnen ſo unerwartet in den Weg, hat ſoviel Reizendes und ſoviel Gewinnvolles für Sie, Sie kommen dabei aus der fatalen Lage in Polen auf eine rühmliche Weiſe heraus, und die Bedingungen dabei ſind auf alle Fälle vortheilhaft.

Ihr Verfahren in Anſehung der Studiencommiſſion, daß Sie ſich leidend verhalten, und den Ambaſſadeur handeln laſſen, iſt das vernünftigſte und das einzige ſchickliche. Die Bedingungen, die Sie anführen, ſind alle ſo, daß Sie nicht davon abgehen können. Für Ihre Frau und Ihr kleines Mädchen wäre geſorgt, da ihnen tauſend Thaler auf jeden Fall ausgeſetzt bleiben. Nur weiß ich nicht in Anſehung Ihrer, ob nach Ihrer Rückkunft nicht noch auf einige Vortheile zu denken iſt. Dieſe ſind vermuthlich dahin verſtanden, daß Sie Ihren Gehalt verzehren können, wo Sie wollen, auch außer dem Lande. Denn im Lande wäre es zu wenig, oder Sie müßten ein anderes Amt daneben haben. Hier mit einem Worte ſehe ich nur Lücken in den gemachten Bedingungen. Außerdem müſſen Sie auch nicht vergeſſen, in welchem ſchicklichen Charakter und militairiſchen Rang Sie angenommen werden ſollen, da in Rußland Alles darnach geſtellt iſt. Sollte nicht auch durch eine Stelle bei der Akademie in Petersburg ein Nebenvortheil zu erhalten ſtehen? Jetzt können Sie Bedingungen machen. Beſcheidenheit wäre jetzt keine Klugheit. An alle mögliche Präcaution zur Sicherheit haben Sie durch Unterſchrift des Großfürſten ſchon gedacht.

Wenn Sömmerring mitgeht, wie ſoll mich das freuen! ich hoffe es auch ganz gewiß.

Einen eminenten Aſtronomen kenne ich nicht. Lichtenbergen zu fragen ſtehe ich an. Beurtheilen könnte ich dann das vorgeſchlagene Subject nicht, und ich habe von dieſem Herrn ſchon andere ſeltſame Empfehlungen geſehen. Sie ſcheinen auch mehr einen Engländer zu wünſchen.

Die Koſten des Abzuges, des Transportes Ihrer Sachen, der Reiſe von dort nach Deutſchland und der Ausrüſtung rechnen Sie um Himmelswillen nicht zu genau.

Ich hoffe nicht, daß Ihr guter Vater ſich ins Spiel mengen wird. Aber zu früh ſollten Sie doch nichts an ihn gelangen laſſen. — Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen Alles ſchreibe, was und wie es mir einfällt.

Da der Werth der Rubel ſo veränderlich iſt, iſt dabei keine Beſtimmung zu erdenken? und wenn außer Landes, wo und wie iſt das Geld zu beziehen? durch Wechſel?

Daß auch Ihre Frau und Ihr Kind die tauſend Rubel außer Landes verzehren können, müßte mit ausgedrückt werden.

Die Freude, Sie zu ſehen — doch daran will ich noch nicht denken, könnte ich dagegen doch jetzt eine Stunde in Wilna ſeyn!

Die gute Mama war verſteinert, wie ich ihr die unerwartete Wendung Ihres Schickſals mittheilte. Ich umarme Sie auf das herzlichſte.

No. CXV.

Heyne an ſeine Tochter.

Göttingen den 24. Juni 1787.

Meine theuerſte, liebſte, einzige Tochter! Wie ſehr hat mich Dein Brief erſchüttert! wie ſehr bewundere ich Deinen Muth! und doch geht mir auch ſelbſt der Gedanke an dieſen und Deine heldenmüthige Entſchließung durchs Herz! Du wirſt zu großen Prüfungen aufgefordert. Gott gebe, daß Dein Muth ſich aufrecht hält.

Daß Sie Beide aus dem unterm Fluche liegenden Lande kämen, war freilich mein täglicher Wunſch. Aber ſo! wer hätte den Weg gedacht? Sieh', welche Kette von Schickſalen! In unſrer kleinen Familie — welche Verflechtung des Geſchicks!

Wohl haſt Du Recht: der Entſchluß des lieben Forſter's iſt ſo beſchaffen, daß in jedem Fall nichts zu bereuen ſeyn kann. Vernunft und Klugheit nach der reifſten Ueberlegung ſprach ihn aus. Aber nun richte auch Dein Auge auf den einzigen Fall der frohen Zurückkunft Deſſelben und des glückſeligen Lebens, das Euer alsdann wartet. Alle Wahrſcheinlichkeit iſt doch dafür da, und was können wir Menſchen mehr, als nach Wahrſcheinlichkeit calculiren?

Dich wieder bei mir zu ſehen, meine liebe, einzige, beſte Tochter! iſt ein ſo froher Gedanke für mich, daß ich mir ihn kaum recht denken, mich dem Frohen, das darin liegt, überlaſſen mag, da ſo Vieles daran hängt, was das Herz durchbohrt.

Sollte mir Gott noch für meine ſpäten Jahre die Wonne beſtimmen, Dich mit Deinem lieben Forſter zugleich bei und um mich zu ſehen; nun ſo wäre mir alles Ungemach meines frühern Lebens erſetzt. Und Dein kleines liebes Mädchen zu ſehen! Ein Glück wird es für dieſe ſeyn, wenn ſie ihre Erziehung lieber hier, als in Wilna erhält. Um die Zeit, da ich dieſes ſchreibe, kann wohl dort die Sache um nicht viel weiter ſeyn. Und doch was gäbe ich um eine Stunde bei Euch zu ſeyn. Sieh' nur dahin und ſorge, daß Dein lieber Forſter nicht zur Unzeit den Großmüthigen ſpielt. Kleine Vortheile ſind auch mitzunehmen und er iſt Herr der Conditionen, da er für die Unternehmung die wichtigſte Perſon iſt.

Gott ſtärke Dich!

No. CXVI.

Forſter an Heyne.

Wilna den 19. Juli 1787.

Heute, mein beſter Vater, iſt Gewißheit aus Petersburg eingelaufen, daß alle meine Bedingungen eingegangen ſind, und daß das Admiralitätscollegium bereits an den Ambaſſadeur geſchrieben hat, um in Warſchau Alles zu berichtigen.

Die Bedingungen ſind ſo beſchaffen, daß ich nicht zu kurz komme. Nach Abbezahlung der Schuld an die Erziehungscommiſſion behalte ich 4000 Rubel zu allen Bedürfniſſen des Transports und des Equipements. Ich bekomme vom erſten October an jährlich 2000 Rubel und meine Frau 1000 Rubel, wovon ein Drittel in Leipzig alle vier Monate an einen Banquier remittirt werden, vermuthlich Frege u. Comp., wo meiner Frau Bevollmächtigter ſie heben kann. Sterbe ich, ſo behält Thereſe zeitlebens (und unſer Kind bis zu ſeiner Ausſtattung, falls die Mutter eher ſtürbe) die Hälfte meines Gehalts, d. i. 1500 Rubel. — Komme ich wieder zurück, ſo bekomme ich zeitlebens dieſe 1500 Rubel zu verzehren, wo ich will. Stürbe ich aber, wie doch möglich wäre, bald nach meiner Nachhauſekunft, ſo bleibt ein Wittwengehalt von 750 Rubel alsdann meiner Frau geſichert, welches auch nach ihrem Tode unſer Kind bis zu einer Verheirathung erhält. Inſtrumente, Bücher u. dergl. gehen für Rechnung der Kaiſerin. Inſofern hoffe ich Alles geſichert zu haben, ſoweit menſchliche Klugheit etwas ſichern kann. — Wenn nun der Ambaſſadeur prompt iſt, ſo kann ich circa den 20. Auguſt von hier abreiſen.

Mein Kopf ſchwindelt heute von der Menge von Ideen, die durcheinander laufen. Ich habe an den Ambaſſadeur und an Mulowsky geſchrieben. Das habe ich Ihnen doch ſchon geſagt, daß Mulowsky der natürliche Sohn des Grafen von Czernicheff, Vicepräſidenten des Admiralitätscollegiums iſt? Daher geht Alles nach ſeinen Wünſchen.

Der Idee, Sie wieder zu ſehen, weiß ich noch keine Worte zu geben. Ach wer hätte ſobald Erlöſung gehofft, und auf dieſe Art! Tauſend Umſtände machen ſie mir erwünſchter als je.

No. CXVII.

Baron Scheffler an Forſter.

Warſchau den 25. Juli 1787.

Mein liebſter, theuerſter Freund, heute vor acht Tagen, da ich eben zum erſten Male nach meiner Wiederkunft von Krakau zum Fürſten Primas fuhr, empfing ich Ihren Brief, der, wie Sie vermutheten, mir ſchmerzlich in mehr als einer Betrachtung war; ich mußte gleich darauf nach Jablonna fahren, kam von dort erſt Sonnabend Abends zurück, und fuhr den Sonntag mit dem Fürſten wiederum nach Jablonna, woſelbſt ich bis vorgeſtern Abends blieb. Dieſes, und daß ich mich um die Sache erkundigt, wegen welcher Sie mir ſchrieben, war die Urſache, daß ich Ihnen nur erſt heute antworten konnte. So wie ich die Sache wegen des botaniſchen Gartens heute erfahren habe, iſt es Folgendes: der Herr Rector ſchrieb hieher wegen Ankauf des Regnier'ſchen Platzes; da der Hr. Unterkanzler die Sache mit allem Eifer unterſtützte, ſo wurden die etwa hie und da gehegten Meinungen, wegen eines andern Platzes, ſehr bald abgeändert, die Commiſſion beſchloß ihn zu kaufen, und frug daher den Hrn. Unterkanzler, wie hoch derſelbe etwa zu ſtehen kommen werde, er antwortete: über 22,000 Fl. würde der Preis nicht ſeyn, demzufolge wurde eine Reſolution von der Commiſſion abgefertigt und dem Hrn. Rector mitgetheilt. Nach einiger Zeit kömmt vom Hrn. Rector ein abermaliges Schreiben, in welchem er berichtete, daß Regnier die Gebäude auf ſeinem Platze zu repariren angefangen habe und deßhalb jetzt den Preis auf 26,000 Fl. ſetze und die Reparaturkoſten bezahlt haben wolle. So lag ſeit kurzem die Sache, und nun, mein Theurer, beſtimmen Sie ſelbſt, an wem die Schuld liege. Hätte der Hr. Rector, da er den erſten Preis dem Hrn. Unterkanzler meldete, da er wußte, daß derſelbe die Sache mit allem Eifer treiben und folglich der Platz gekauft werden würde, nicht dieſes Hrn. Regnier ſagen und dadurch die Reparatur, die Erhöhung des Preiſes ꝛc. verhindern können? So wie dieſes der Sache eine ganz andere Geſtalt giebt, ſo kann ich Ihnen aufrichtig verſichern, daß nach genauer Erkundigung alle die andern Vorausſetzungen, welche Ihnen der Hr. Rector mitgetheilt haben muß, ebenfalls eine ganz andere Geſtalt haben, folglich weder Haß gegen Fremde, und am allerwenigſten etwas vorwaltet, welches gegen Sie gerichtet wäre, denn ich bin ſo ſehr davon überzeugt, daß Jedermann, vom Fürſt und Unterkanzler an, bis auf Alle, die etwas zu ſagen haben, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren laſſe, Ihren Eifer, das Beſte der Akademie zu befördern, und

Ihre Verdienſte um ſelbige erkenne, ſo wie ich nur von irgend einer Sache überzeugt ſeyn kann; Sie köhnten daher mit vollkommner Gewißheit ganz zufrieden ſeyn.

Daß der gute und Sie gewiß ſehr hochſchätzende Fürſt Ihren letzten Brief unbeantwortet gelaſſen hat, nimmt mich freilich Wunder, denn da ich ihn ihm überreichte, ſagte ich beiläufig, daß es Sie betrübt, von ihm ſeit langer Zeit keine Antwort erhalten zu haben. Sie wiſſen, antwortete er mir, mit wie viel Geſchäften ich überhäuft bin, und wenn ich einen Brief nicht ſogleich beantworten kann, daß ich hernach nicht dazu gelangen kann, und hierauf ſteckte er den Brief zu ſich, um ihn ſogleich den Nachmittag zu beantworten, nun mußte ich ſchleunig auf meine Abreiſe nach Krakau denken, alle Anſtalten dazu treffen, und folglich vergaß ich ihn weiter darum zu befragen, ob er geantwortet habe oder nicht, es muß alſo wahrſcheinlich ein Hinderniß ihn den Nachmittag betroffen haben; und ſo häuften ſich die Sachen, biß es hernach nicht mehr möglich war, zudem da der Fürſt ſelbſt die Reiſe zum Könige antreten mußte; alſo, mein Theuerſter, auch dieſe Vorausſetzung, daß dem Fürſten Ihre Briefe nicht willkommen wären, iſt ungegründet, ich bitte Sie daher bei Allem, was Ihnen lieb iſt, entſchlagen Sie ſich doch ſtets ſolcher Gedanken, welche auf Ihre Geſundheit immer ſchädlichen Einfluß haben können und müſſen, und ſuchen Sie ſich durch die ſtärkſten Gründe zu überzeugen, daß es gewiß hier mehrere Perſonen giebt, welche Sie vom Grunde des Herzens lieben und hochſchätzen.

Unſer lieber Alter empfiehlt ſich Ihnen, wie auch meine liebe Frau, wir Alle wünſchen Ihnen und Ihrer theuern Frau Gemahlin, auch Ihrer lieben Kleinen, die dauerhafteſte Geſundheit, wir empfehlen uns Ihrer gütigen Freundſchaft; ich bin mit dem wärmſten Herzen Ihr ꝛc.

No. CXVIII.

Forſter an ſeinen Vater.

Wilna den 6. Aug. 1787.

Theurer, verehrter Vater, ich bin auf dem Punkt, dieſen Ort und Polen zu verlaſſen, da ich mich verbunden habe mit dem Capitain Mulowsky, von der ruſſiſchen Flotte, einer Expedition nach der Südſee mich anzuſchließen. Der ruſſiſche Geſandte, Graf Stackelberg, hat meine Entlaſſung von der Erziehungscommiſſion erhalten, unter der Bedingung, ſie für Alles zu entſchädigen, was mir vorgeſtreckt wurde. Meine Frau kehrt zu ihren Aeltern nach Göttingen zurück, und in dem Fall meines Todes wird ſie lebenslänglich verſorgt, ſo daß ich in Rückſicht auf ſie völlig ruhig bin. Ich muß nun ſo ſehr als möglich eilen, um mich mit dem Capitain in London zu vereinigen, wo er ſeine Ausrüſtung zu vollenden und zu vervollſtändigen gedenkt, um gegen den nächſten Monat März bereit zu ſeyn, in See zu gehen. Er hat eine

Fregatte von ſechs und dreißig, und einige Sloops, ich denke drei, von ſechszehn bis achtzehn Kanonen unter ſeinem Befehl. Die Reiſe ſoll vier Jahre währen, und ſie wollen vorzüglich die ruſſiſche Küſte ſüdlich von Ochotsk, ſowie auch den Theil der amerikaniſchen Küſte unterſuchen, den Cook unerforſcht gelaſſen hat.

Ich werde mich ſehr freuen, im Fall Sie mir irgend einen Rath zu geben haben, wenn Sie mich in Göttingen einen Brief finden ließen. Sie können leicht denken, wie ſehr ich jetzt mit Geſchäften überhäuft bin; meine Rechnungen zu ſchließen, die Foſſilienſammlungen, Bücher u. ſ. w. abzugeben, meine Sachen einzupacken, mein Hausgeräth zu verkaufen und Alles zur Abreiſe zu bereiten. Dieſer Ruf kam eben ſo plötzlich, als er unerwartet war.

Wie ſehr angenehm würde mirs ſeyn, wenn unſre Beſchreibungen von Thieren, oder doch ein kurzes Verzeichniß mit den differentiae specificae der neuen Gattungen jetzt gedruckt wäre! Iſt denn keine Hoffnung, daß es geſchehe, ehe ich Europa verlaſſe? oder iſt eine Möglichkeit da, die Beſchreibung der Thiere abſchreiben zu laſſen? Ich würde gern die Koſten der Abſchrift bezalen.

Ich bin froh über dieſe Gelegenheit, die ſich anbietet, um mich aus dieſem unglücklichen Lande zu ziehen, und aus der unangenehmen Lage, in der jeder Gelehrte ſich hier befinden muß, wenn er in ſeinem Fache thätig ſeyn will.

No. CXIX.

Forſter an Heyne.

Wilna den 16. Aug. 1787.

Ich bin eben im Begriff, eine Meile weit von hier nach Werki, dem Luſtſchloſſe des Fürſtbiſchofs, mit Frau, Kind und meinen Leuten allen, zu fahren, und dort noch zwei oder drei Tage, bis zur Ankunft der letzten Antwort von der Commiſſion, in Geſellſchaft des Fürſten und ſeiner Nichte, der Fürſtin de Ligne, zuzubringen.

Die Commiſſion hat auf Anſuchen des Ambaſſadeurs keine Schwierigkeit gemacht; was mich noch aufhält, iſt theils der formelle Abſchied, theils die Abrechnung, wobei man ein wenig zu ſehr von den Umſtänden zu profitiren Luſt hat, ich aber nicht geſonnen bin, für die ſchönen Jahre, die ich hier habe ſchmachten müſſen, mir noch dazu abkneipen zu laſſen. Man hat ſogar mein Reiſegeld, außer den Vorſchüſſen, zurückzufordern ſich nicht geſcheut, wogegen ich, wie natürlich, proteſtire.

Geſtern habe ich, zu meinem unausſprechlichen Vergnügen, mit der Ablieferung der unter Händen habenden akademiſchen Bücher- und Naturalienſammlung ein Ende gemacht; ein Geſchäft, welches meine Jeſuitercollegen ſolange aufgeſchoben haben, als ſie nur immer konnten, welches aber wegen der Ordnung, worin ich Alles hatte, wie es einmal vorgenommen wurde, kaum acht Stunden gedauert hat. — Gleichwohl wußten ſie dieſe auf drei Nachmittage zu vertheilen!

Hoffentlich geht es Montag, den 20. dieſes, weiter, und hoffentlich ſind wir noch zeitig genug zur Jubelfeier in Ihren Armen. Ich habe noch einen Naturkundigen, außer Sömmerring, vorſchlagen müſſen, und habe einen ſehr bereitwilligen, lebhaften jungen Mann, den Profeſſor Joſeph Mayr in Prag, den ich perſönlich kenne, vorgeſchlagen. Aus England ſchreibt mir der Aſtronom, Herr Bayly, auf mein Anfragen zurück, daß er gegen gute Bedingungen bereit ſey, als Aſtronom mitzugehen. Doch wünſcht er, daß vor der Hand Niemand was davon erfahre. Eine große Beruhigung, da der brave Mann ſchon zwei Reiſen mit Cook gemacht hat.

Tauſend Grüße und Küſſe von uns Allen an Sie, mein theuerſter, unausſprechlich geliebter und verehrter Vater, an die theure gute Mutter, die Schweſter und die lieben Kleinen. — Welcher Freude reiſen wir entgegen!

Unſere Sachen ſind ſchon alle nach Königsberg unterweges, von wo ſie theils für meine Frau nach Lübeck, theils für mich nach Kopenhagen gehn, wo der Capitain bei ſeiner Durchfahrt durch den Sund ſie gleich an Bord nimmt. Meine Meubles habe ich alle verkauft, freilich ums halbe Geld, allein das iſt in ſolchen Fällen unvermeidlich. Wegen Sömmerring iſt Alles ſchon ſo gut als ausgemacht, wiewohl ich von Petersburg auf meine Briefe noch keine Antwort habe.

Ich küſſe Ihre liebe Hand.

No. CXX.

Forſter an Heyne.

Warſchau den 29. Aug. 1787.

Ihren letzten lieben Brief habe ich heute hier vorgefunden, mein theuerſter Vater! Wir freuen uns des Wiederſehens in einem Taumel, der uns die darauffolgende Trennung vergeſſen läßt! Des Schickſals Wege ſind bewundernswürdig, ſo dunkel oft und ſo unerwartet! Mit der Erziehungscommiſſion komme ich ganz freundſchaftlich auseinander. Ich hatte heute das Vergnügen, aus dem Munde des Vicekanzlers von Polen, Biſchofs Garnyſz, zu hören, daß man mich herberufen habe, wegen des Rufs, den ich mir erworben, und als Mitglied mehrerer Akademien, — und daß man mich ungern weglaſſe, weil es ſchwer halten würde, einen andern Mann von gleichen Eigenſchaften herzubekommen, der Wilna einigen Namen machte. Soweit verrieth man mir die kleinen Abſichten der Commiſſion; auch vergaß ſich derſelbe gute Mann noch ſo weit, daß er mir ſagte, man müſſe ſuchen, Gelehrte zu Freunden zu behalten, denn ihre ſcharfe Feder müſſe man fürchten. Er iſt Mitglied der Commiſſion und führt in Abweſenheit des Primas die Geſchäfte.

(Forſter verließ mit ſeiner Familie Wilna den 20.

oder 21. Auguſt und kam den 16. September in Göttingen an. Sein vorzüglichſtes Augenmerk war nun, in Erwartung der Beſtimmung ſeiner Abreiſe nach England, die zu dem Zweck ſeiner Seereiſe nöthigen Gehülfen aufzuſuchen. Indeß verſtrich die Zeit, die Nachrichten von Petersburg blieben aus, die Zeitungen verkündigten den Ausbruch des Krieges zwiſchen Rußland und der Türkei, und die Beſeitigung des großen Reiſeplans. Forſter erhielt keine Antwort auf ſeine Nachfrage in Petersburg, und hielt es demnach für nothwendig, eindringendere Schritte zu thun. Zu dem Zweck begab er ſich nach Hanover, um die Vermittelung des Leibmedicus und Ritter von Zimmermann bei der ruſſiſchen Kaiſerin zu erlangen.)

No. CXXI.

Forſter an ſeinen Vater.

Göttingen den 19. Sept. 1787.

Theurer, verehrter Vater, ich benutze die Rückkehr des Ueberbringers dieſes Briefes nach Halle, um Ihnen meine glückliche Ankunft hier zu melden, wo ich gerade zu rechter Zeit ankam, um am Jubiläum Theil zu nehmen, das ſehr gut ausgeführt und ſehr prächtig war. Die königl. Geſellſchaft that mir die Ehre, mich bei dieſer Gelegenheit zum Ehrenmitglied zu wählen. Ich bin ebenfalls zum Mitglied der Akademie in Neapel ernannt worden.

Ich verließ den König von Polen, den Primas und die übrigen Herrn von der Erziehungscommiſſion als gute Freunde, nachdem ich nur fünf Tage in Warſchau mich aufgehalten, in denen ich zweimal mit dem König ſpeiſte und die Ehre hatte, ihm auf ſein ausdrückliches Verlangen meine Frau in ſeinem Cabinet vorzuſtellen, wo er ſich ungefähr eine halbe Stunde mit uns unterhielt.

Ich hoffe, ich werde hier vierzehn Tage oder drei Wochen bleiben können, da ich nicht abreiſe, ehe ich Briefe von Petersburg habe, die ich hier erwarten muß. Der türkiſche Krieg häuft wahrſcheinlich ſo ſehr die Arbeit bei der Admiralität auf, daß ſie nicht Alles ſo ſchnell wie ſonſt abfertigen können. Wenn Sie irgend Befehle nach England haben, ſo hoffe ich, Sie werden die Güte haben, ſie vor meiner Abreiſe hieher zu ſenden, oder mir Nachricht von Ihnen durch Hrn. Beſt (in London) zu geben.

Ich hatte hier das Vergnügen, drei engliſche Prinzen kennen zu lernen, und ſpeiſte mehreremal bei ihnen und in ihrer Geſellſchaft. Es ſind recht gute, lebhafte junge Leute und ſie machen eine ſchöne Figur im Vergleich mit den beiden franzöſiſchen Montmorency's, die auch hier ſtudiren, aber unanſehnliche Knaben ſind.

Der arme alte Prof. Hollmann ſtarb wenig Tage vor dem Jubiläum, bei dem er, als der einzige noch übrige Profeſſor der erſten Ernennung, an der Spitze der Univerſitätsmitglieder auftreten ſollte. Es iſt ausgemacht, daß der Gedanke daran ihn tödtete, da er unaufhörlich damit beſchäftigt war, was zuviel für ſeine erſchütterten Nerven geweſen iſt.

Meine Geſundheit war nie beſſer als jetzt, und mein Geiſt erhebt ſich bei dem Gedanken an eine neue Reiſe, die, wie ich hoffe, glücklich ſeyn wird. Ich bitte den Himmel, daß er Ihnen Geſundheit und Glück ſchenke, und über die Tage meiner theuern, gütigen Mutter wache, ſo daß ich das Glück genießen möge, Sie Alle bei meiner Rückkehr zu umarmen und mich mit Ihnen zu freuen.

(Billet.)

No. CXXII.

Lichtenberg an Forſter.

Göttingen Herbſt 1787.

Liebſter Freund, o, wenn Sie wüßten, was Sie mir für eine Freude mit Ihrem Cook dem Entdecker gemacht haben! Ich habe lange nichts geleſen, was meiner Vernunft und Phantaſie eine ſo reizende Beſchäftigung gewährt hätte, als dieſer vortreffliche Aufſatz, und es war mir unmöglich, meinen Dank ſo lange zurückzuhalten, bis ich Sie wieder von Angeſicht ſchaue.

Ich befinde mich in der That recht übel an Halsweh und Reißen in den Gliedern. Ich habe bisher noch immer den Prof. Lichtenberg gebraucht, wenn es aber morgen nicht beſſer wird, ſo will ich ihn abdanken und den Stromeyer annehmen. Sollten Sie morgen oder übermorgen Abend einmal ein Stündchen zu verlieren haben, ſo ſchenken Sie es mir. Es iſt mir ſehr leid, daß ich einige Gönner und Bekannte, die hier theils waren, theils noch ſind, nicht habe ſprechen können. Ich weiß, Sie vergeben es mir, daß ich mich durch dieſe Einladung in ein Krankenzimmer dafür zu entſchädigen ſuche.

(Billet.)

No. CXXIII.

Lichtenberg an Forſter.

Göttingen Herbſt 1787.

Liebſter Freund, Herr Clarke war mir geſtern ein etwas unangenehmer Gaſt, weil ich noch ſehr gern etwas mit Ihnen geſchwatzt hätte, welches ich nun jedoch nur im Auszuge ſchriftlich thun will. Erſtlich: ich habe Ihnen geſtern drei Louisd'or bezahlt, und das mußte nothwendig laſſen, als habe ich mich ſo numero rotundo abfinden wollen. Nein, ich weiß, ich habe Ihnen 6 Thlr. für den Bogen verſprochen, und bin alſo noch in Ihrer Schuld, welches ich aber mit dem Uebrigen berichtigen werde. Um die Schnürbruſtgeſchichte bitte ich recht ſehr, doch hat es Zeit bis Sonntag Abend oder Montag früh, ja es wäre ſogar unnütz ſie früher zu haben; ich meine, ich würde ſie bis auf Montag früh in meinem Pult liegen laſſen müſſen. Bei den Schnürbrüſten haben Sie doch die Güte, den Leſer etwas entfernt an die Grenzen zu erinnern, zwiſchen welchen ſie (das Bruſtſtück wenigſtens) zu liegen kommen. Ich wollte die beiden Peſtbeulen für die Sittlichkeit wie Feſtungen zeichnen, sed aurem vellit Apollo. Nun —

Das Zweite: das betrifft die bevorſtehende Hofrätherei. Ich fürchte faſt, lieber Mann, Sie haben mich geſtern ein bischen zum beſten gehabt. Mich intereſſirt die Sache inſofern, weil mir Jemand aus Hanover, der mir von Waldeck ſchreibt, er würde Hofrath werden und Zulage bekommen, auch von Meiners etwas ſagt, räth, ich müſſe mich regen, ja (unter uns!!) ſogar ſagt: ich müſſe dem Hrn. v. B. zu Leibe gehn. Ich ſah dieſes als einen Griff an, mir auf eine gute Weiſe zu ſagen, ich würde übergangen werden, denn daß ich nicht bettle, das weiß man in Hanover ſehr wohl, und ſo hätte man nachher gar gut ſagen können: warum ich nicht geſprochen hätte. Ich muß geſtehen, daß ich an denſelben Mann zurückſchrieb, daß ich mich ſchlechterdings nicht regen würde, daß wenn aber Meiners auf Empfehlung des Don Pomposo Zimmermann, und für ſeine erbärmliche Compilation neuer Zeit, Hofrath würde, ſo ſollte es mich nicht wundern, wenn der viel univerſellere Compilator Krünitz zum Generalfeldmarſchall und Reichsgrafen gemacht würde, und daß, wenn dies geſchähe, nämlich nicht mit Krünitz, ſondern mit Meiners, ich gewiß nicht ſchweigen würde.

Hierauf erhielt ich keine Antwort, und ich fürchte, ich habe beleidigt. Denn nachdem ich den Brief geſtern Abend wieder durchlas, ſo kann das zu Leibe gehen auch hauptſächlich auf die Zulage gezogen werden. Sagen Sie mir alſo, liebſter Freund, von wem, oder wenn dieſes nicht ſeyn kann, mit welchem Grad von Gewißheit wiſſen Sie, daß ich nicht übergangen werden würde, oder ob Sie geſcherzt haben. Daß Alles unter uns bleiben wird, verſteht ſich gewiß von ſelbſt, denn alles Lächerliche ſiele ja bei der geringſten Ausplauderung auf mich allein. Ich erbitte mir hierüber nur ein paar Worte gütige Antwort.

No. CXXIV. (Billet.)

Lichtenberg an Forſter.

Göttingen Herbſt 1787.

Liebſter Freund, hierbei kömmt 1) das letzte Stück British Mercury. 2) Eine phyſikaliſche Beſchreibung von Taurien, die der Fürſt Gallizin aus einem größern Werk ausgezogen und dann Herr von Trebra für die Schriften der Bergakademie, ſo wie ſie hier iſt, überſchickt. Dieſe ließ Herr von Trebra vor geraumer Zeit ins Deutſche überſetzen, und ſchickt mir die Ueberſetzung zu, mit der Bitte, ſie ein wenig durchzuſehen. Ich verſprach dieſes auch, ließ aber die Sache, die ich in einem halben Tage abzuthun gedachte, liegen, bis kürzlich ein Mahnungsbrief erſchien. Ich machte mich alſo dieſen Morgen Glocke ſechs daran. Mein Gott! was für eine Ueberſetzung! Ich lege meine Bemerkungen bei. Ich fing von Anfang an leichte Fleckchen abzuwiſchen und abzublaſen. Auf der zweiten Seite mußte ich aber ſchon das Schabeiſen gebrauchen, und endlich ſah ich, daß ein scavenger geholt werden müſſe, und da ließ ich den Quark liegen. Eine Menge undeutſches miſerables Zeug habe ich in der Handſchrift ſelbſt verbeſſert; mit einem Worte, das iſt keine Ueberſetzung zum ein wenig durchſehen, ſondern zum ein wenig den A . . . . daran zu wiſchen.

Nun, liebſter Freund, wäre meine Bitte, mir ein Teſtimonium zu geben, daß dieſe Ueberſetzung nicht zu gebrauchen iſt, und daß, falls denn doch eine Ueberſetzung gedruckt werden ſoll, eine andere gemacht werden müſſe. Ich merke wohl, unſer lieber Trebra muß ſelbſt kein ſonderlicher Franzoſe ſeyn, denn ſonſt hätte er mir die Sache nicht übertragen, oder hätte wohl das Ganze ſelbſt überſetzt. Ferner ihm, weil viel Zeit verloren werde, mit mir anzurathen, das Ganze franzöſiſch abdrucken zu laſſen. Wollten Sie es aber, beſter Mann, ſelbſt überſetzen, ſo wäre das freilich das Sicherſte. Herr von Trebra muß, und würde bezahlen. — Auf alle Fälle wird es Ihnen aber nicht unangenehm ſeyn, die Schrift zu leſen. Künftigen Donnerstag ſchreibe ich an Hrn. v. Trebra, und bis dahin darf ich wohl eine geneigte Antwort hoffen. — Wieland's Aufſatz, ſoviel davon im Julius ſteht, habe ich geleſen. Er enthält vortreffliche Gedanken. Es iſt aber auch ſehr viel, zumal in der allgemeinen deutſchen Bibliothek, vorgearbeitet. Indeſſen ſcheint es mir doch, als wenn die Grenzlinien auch nicht ſcharf gezogen wären, welche das Draußen ruhig ſtehen laſſen von dem contrains les entrer ſcheiden. Glaube an einen Gott und — und an eine Unſterblichkeit der Seele, ſagt er, ſind nöthig, weil ſo viele Tauſende unglücklich werden würden, wenn dieſe Grundſäulen erſchüttert würden. Soll aber dieſes das Kriterium der Unantaſtbarkeit ſeyn, ſo werden wir ſtatt zwei Säulen bald wieder eine ganze Colonnade haben. Ich habe einen ſehr rechtſchaffenen Mann gekannt, dem Thränen des Entzückens die Backen herabrollten, wenn er dachte, daß er dereinſt die fünf Wunden berühren und ſeine Finger hineinſtecken würde ꝛc. Man ſoll den innern Frieden der Gemüther nicht ſtören, alſo wenn man ihn nie ſtört, was geſchieht einem? und quaeritur ferner, wo geht denn das Stören an? und wer ſoll entſcheiden, daß es angegangen ſey? Mit einem Wort, es ſtellen ſich hier alle die Plackereien ein, die überall mit dem Stehenbleiben auf halbem Wege verbunden ſind.

Meine beſte Empfehlung.

No. CXXV.

D'Elhuyar an Forſter

Vienne ce 10. Nov. 1787.

Monsieur! Dans toute autre circonstance que celle dans laquelle je me trouve, je craindrois que mon silence Vous eût fait commencer à douter de l'attachement et de l'amitié sincère que je Vous ai voué dès le premier moment que j'eus le bonheur de Vous voir à Dresde; mais Vous connoissez trop les embarras dans lesquels on est entrainé par le cérémoniel ennuyeux d'un mariage, et le peu de loisir que l'on a pendant les premiers temps pour penser à rien d'autre qu'aux agrémens du nouvel état, pour ne pas me reposer sur votre indulgence. Je commence à sortir de ces embarras, et je profite de ce premier moment, pour Vous marquer que c'est avec la plus grande satisfaction que j'ai vu par votre charmante lettre les nouvelles assurances que Vous me donnez de votre amitié si précieuse pour moi, et pour Vous réiterer les sentimens d'estime et de la plus tendre affection qui Vous répondent pour toujours de la mienne. L'analogie de nos occupations, une certaine conformité dans notre façon de penser et dans nos caractères, l'estime et l'attachement que Vous portent plusieurs de mes plus intimes amis, tout m'entrainoit vers Vous dans notre première et malheureusement unique entrevue. Il ne m'en couta pas d'obéir à cette douce tendence; je m'y livrai avec autant plus de cordialité et de franchise, que je crus m'appercevoir que des sentimens assez analogues Vous animoient aussi envers moi, et dès ce moment je n'ai pas cessé de regretter le bonheur dont le sort me prive en me plaçant si loin de Vous. Je n'ai pas vu d'abord le moindre ombre d'espérance de Vous revoir un jour, et moins encore la plus legère probabilité, que le destin put nous rapprocher jamais assez pour pouvoir nous livrer aux délices d'une tendre et intime liaison journalière. Je ne crois pas non plus dans ce moment que les circonstances puissent se prêter suffisamment à mes desirs, pourque j'ose me flatter de parvenir même à Vous voir de sitôt, mais j'entrevois la possibilité pour un peu plus tard, et même l'espoir de jouir encore un jour du bonheur que le sort me refuse pour le présent. Cet espoir est fondé sur les troubles qui commencent à se repandre dans l'Europe, sur Votre situation actuelle et sur les dispositions favorables que Vous offrez Vous même.

J'ignore le detail des conditions sous lesquelles Vous Vous êtes engagé avec la cour de Russie pour Votre expédition, mais ce que Vous me marquez dans votre lettre, me fait craindre qu'elle ne vienne à manquer ou plutôt à n'avoir plus lieu, et dans ce cas là je Vous considère comme n'étant plus lié à Vos engagemens. C'est dans cette supposition et guidé par le désir de Vous savoir plus près de moi, et de procurer à ma patrie l'avantage de posséder un savant de Votre mérite, que je prends la liberté de Vous demander en ami, si Vous seriez en état d'accepter des propositions de la cour d'Espagne. Pour le présent je n'ai aucune à Vous offrir: la commission que j'ai pour les deux sujets destinés pour les Philipines, se borne à les trouver et à en faire part au Ministre pour traiter ensuite des conditions. Mais outre cette expédition notre cour en fait d'autres pour l'Amérique, ainsi que pour reconnoitre les produits de ses états en Europe, et il y a d'ailleurs différens etablissemens nouveaux pour les sciences, et entr'autres une académie qui va être créée à Madrid ou Vous pourriez être placé avantageusement. Dites moi donc, je Vous prie si Vous Vous résoudriez à passer en Espagne pour quelqu'un de ces objets où l'on croiroit le plus convenable de Vous employer, ou pour celui que Vous préféreriez, au cas que Vos circonstances Vous le permettent. J'en parlerois au Ministre à mon arrivée à Madrid, je Vous en donnerois aussitôt de nouvelles et Vous marquerois en même temps les conditions qu'on voudroit Vous proposer, au cas qu'il y eût quelque chose de positif. Vous pouvez au reste être persuadé que je ne manquerai pas de faire tout ce qui sera de ma part, pour donner de Votre mérite l'opinion qui Vous est si justement due, ainsi que pour soigner Vos intérêts avec le zèle d'un veritable ami. Cela ne doit pas empecher pourtant que si à Göttingue ou dans quelque autre endroit Vous avez trouvé quelque sujet que Vous jugiez à propos pour l'expédition de Philipines, Vous ayez la complaisance de me marquer son adresse, et s'il étoit possible les conditions qu'il exigeroit, pourqu'à mon retour à Madrid je puisse en parler au Ministre, et Vous rendre réponse. Je ne sais si elle pourroit Vous convenir à Vous, elle doit se faire au nom de la compagnie de Philipines, et non en celui du Roi; à mon retour à Madrid je pourrai Vous donner de nouvelles plus detaillées et plus positives. Je ne m'arréterai ici qu'une quinzaine de jours au plus, je vais ensuite en droiture à Madrid où je compte arriver au commencement de Janvier; je crois donc que ce ne sera que là que je pourrai recevoir Votre reponse: Vous n'aurez qu'à l'adresser simplement à mon nom, et je Vous prie de me marquer sous quelle adresse je dois Vous écrire au cas que Vous passiez en Angleterre.

Je Vous ai la plus vive réconnoissance également qu'à Votre chere et aimable épouse pour l'intérêt que Vous prenez à mon sort, et en particulier au nouvel état que je viens d'embrasser. Les voeux que Vous formez pour ma felicité et celle de ma femme ont commencé deja à se réaliser et s'accomplir, et j'ai lieu de croire qu'à l'avenir nous serons toujours aussi contents l'un de l'autre que nous le sommes à présent. Le prix d'une liaison aussi tendre lorsqu'elle est si bien assortie que la nôtre ne peut être senti que par ceux qui comme Vous ont eu le bonheur de trouver un coeur aussi doux et aussi digne que celui de Votre charmante épouse: j'en fais souvent le parallèle, et les réflexions qui en résultent augmentent chaque jour l'estime et le respect que j'ai pour elle. Dites lui je Vous prie bien de belles choses de ma part.

Ma femme se propose d'ajouter elle même un chapitre à cette lettre, je ne Vous dirai donc sur son compte, si non qu'elle est encore tout aussi méchante que Vous l'avez connue, et qu'elle Vous estime au point, que si Vous étiez plus près, je ne sais si en bon Espagnol (puisqu'on veut que les Espagnols soient jaloux) je ne devrois pas m'armer pour Vous faire la petite guerre. J'aime à croire pourtant qu'il n'en seroit rien; que la tranquillité et la tendresse de nos ménages n'iroit pas du tout mal ensemble, et que ce seroit pour lorsque Vous connoitriez les sentimens de la parfaite estime et de l'attachement sincère avec lesquels je suis et serai toujours etc.

No. CXXVI.

Hofrath von Born an Forſter.

Wien den 20. Nov. 1787.

Mein Liebſter, Beſter! Theuerſter! Ich hoffe, daß nun die Galle, die ich in Ihrem letzten Brief bemerkt, gedämpft ſeyn wird. Der Kaiſer hat Ihnen einen, wie man mich verſichert, prächtigen Brillantenring für Ihre Dedication geſchickt, und dem Fürſten Kaunitz aufgetragen, Ihnen in verbindlichen Ausdrücken Höchſtſeine Danknehmung zu erkennen zu geben. Dieſes Schreiben und dieſen Ring hat man vermuthlich an Hrn. v. Coché nach Wilna geſchickt, weil man nicht wußte, daß Sie ſchon Polen verlaſſen haben.

Man konnte endlich der Wahrheit nicht länger widerſtehen; der Nutzen der Amalgamation zeigte ſich von allen Seiten, und ſo entſchied der Kaiſer, daß man mir nun, ohne weitere Einrede, das Drittel des Nutzens von halb zu halb Jahre zahlen ſollte. Ich erhielt alſo gleich 18,000 Fl. und künftig, da nun die Anquickung beinah ſchon überall in Umtrieb iſt, jährlich 700,000 Fl., wohl auch 800,000 Fl. Ich werde noch ein halbes Jahr meinen Dienſt behalten, dann quittire ich und reiſe nach Welſchland, um meine Geſundheit zu ſuchen.

Wenn aus Ihrer Reiſe nichts werden ſollte, — obſchon man mich verſicherte, daß der Friede zwiſchen England und Frankreich bereits ratificirt ſey, — ſo gehen Sie in ſpaniſche Dienſte, und verlangen Sie die Philipiniſchen Inſeln zu unterſuchen. Man nimmt Ihren Antrag gewiß an, und zahlt Ihnen noch obendrein königlich. Ob Megerle, ohne Ausſicht eines künftigen Unterkommens, mitgehen wird, kann ich heute noch nicht ſagen. Er befindet ſich dermalen noch in Schemnitz, kommt aber nach einigen Wochen zurück, und indeſſen werden Sie auch die Antwort aus Rußland haben.

Hab' ich Ihnen ſchon geſagt, daß mir der Kurfürſt von Sachſen, welcher bei der Anquickung jährlich 60,000 Thaler erſpart, für die Mühe, die ich mir gab, die Beamten, die er hieher zur Erlernung der Amalgamirung ſchickte, zu unterrichten, als ein Merkmal ſeiner höchſten Zufriedenheit eine goldne Doſe von dreißig Ducaten ſchickte, die ſeine Chiffre hatte? Ich habe ſie auf der Stelle dem Hrn. Finanzminiſter Grafen von Wallwitz zurückgeſchickt, unter dem Vorwand, daß ich kein Geſchenk ohne Vorwiſſen meines Monarchen annehmen dürfe, und daß ich es höchſt unangenehm für Seine kurfürſtliche Durchlaucht und höchſt unanſtändig für einen kaiſerlichen Hofrath gehalten habe, einer ſolchen Kleinigkeit wegen bei Sr. Majeſtät anzufragen. Der Herr Kurfürſt muß mich für einen hungrigen Gelehrten anſehen, der in ſeinem Leben keine goldene Doſe gehabt hat. Ich war anfangs willens, dem Hrn. Finanzminiſter 50 Ducaten für ſeine Bemühung zurückzuſchicken, allein weil vielleicht der Tropf nichts weiter gethan hat, als was ſein Herr befahl, ſo ließ ich ihn laufen.

Auch mir haben die franzöſiſchen Chemiſten ihre Nomenclatur geſchickt. Ich habe mich damit herrlich amuſirt. Man muß ein Franzoſe ſeyn, um ſoviel Suffiſance zu haben, daß man der Welt ſo läppiſches Zeug für gründliche Wiſſenſchaft hingeben will. Wer verſteht nicht, was causticum ſey, und ſtatt deſſen ſoll man ſagen: Principium hypotheticum Mayri, das Niemand verſteht. Die lateiniſche Ueberſetzung dieſer Terminologie iſt ein chef d'oeuvre von franzöſiſcher Latinität. Sulfis tungsteni! Bombas argenti! Malas ferri! Unſer lieber d'Elhuyar iſt ſeit vierzehn Tagen verehelicht. Er reiſt in zehn oder zwölf Tagen ab. Täglich ſprechen wir von Ihnen.

Ihre Ueberſetzung von Cook's Reiſe habe ich durch die Gräffer'ſche Handlung erhalten. Ich wußte aber nicht, daß ſie unmittelbar von Ihnen komme. Ich danke Ihnen herzlich dafür; küſſe Ihrer Frau Gemahlin die Hände und umarme Sie brüderlich. Laura, Mimi, Pips, d'Elhuyar, der Ihnen dieſer Tage geſchrieben hat, und ſeine junge Frau grüßen Sie alle aufs freundſchaftlichſte.

(Billet.)

No. CXXVII.

Lichtenberg an Forſter (bei Ueberſendung eines Kupferſtichs von Hogarth.)

Göttingen den 22. Nov. 1787.

Was ſagen Sie, liebſter Freund, zu beikommendem Mädchen? who, tho' Billingsgate. (Hell) born, outsmiles all the angels of St. James's. Ich hätte in Wahrheit nicht gedacht, daß Hogarth Gefühl für ſolche Züge gehabt hätte. Bartolozzi ſelbſt ſchämte ſich nicht ihn zu copiren. Das iſt doch wirklich Raphael und Bauburg beiſammen. Allein vermuthlich hatte der gute Hogarth auch nur Gefühl für dieſe Züge, wenn ſie auf Mädchenfleiſch aufgetragen waren, für welches es einen Schleifſtein ſelbſt im Alter giebt.

Hierbei kommt das verſprochene zweite Stück des Lyceum, worin einiges recht Gute vorkommt, zumal hat mich die ganz eigene Laune in den musical Sketches gefreut, obgleich das Gute darin näher zuſammengerückt beſſer geſchmeckt haben würde. Es iſt zu viel spatius darin (ſo heißen nämlich die Buchdrucker die Stellen, wo keine Wörter hinkommen), und ich glaube, daß man ganz wohl metonymice auch das spatius nennen mag, wo Gedanken ſtehen ſollten, aber keine hinkommen (Spatiuſſe). Welche Spatiuſſe in Schriften, wovon der Setzer nichts weiß!

Ich werde dieſen Abend nach dem Klub gehen. Gehen Sie, liebſter Freund, auch dahin, ſo wäre ich ja halb auf Ihrem Wege. Zwiſchen fünf und ſechs oder ſechs und ſieben? O, kommen Sie ja, mein Beſter, ich führe keine eigene Flagge, und möchte alſo gern unter der Forſter'ſchen einlaufen.

No. CXXVIII.

(Billet.)

Lichtenberg an Forſter.

Göttingen den 25. Nov. 1787.

Verzeihen Sie mir, liebſter Freund, daß ich Ihr geſtriges Billet bloß durch den Mund des Bedienten beantwortet habe. Es wurde zwiſchen zwei und drei gebracht, da ich eben las, und nach der Stunde (als wüßten die Herren, daß man des Sonnabends nach der letzten Stunde freier athmet) zog ſich ein Beſuch aus dem Auditorio mir nach in die Wohnſtube, um mir dieſen Odem, wo nicht ganz zu benehmen, doch wenigſtens das ſüße Schabbesgefühl zu dem des Werktages abzuſtumpfen. Ich las Ihre gütige Einladung, aber ſchriftlich beantworten konnte ich ſie nicht. Ich werde etwa um ſieben Uhr p. m. die Anker lichten, und denke ſieben Uhr funfzehn Minuten über die Leine zu gehen; ſieben Uhr 20′ denke ich Ihr Haus from the mast head zu ſehen, bleibe ich off

Funk's ſtecken, ſo werde ich minute guns feuern, und dann bugſiren Sie mich wohl ja ferner in den Hafen.

Hiebei kömmt der British Mercury. Sie werden da wieder ein unnatural crime finden. Mich freut die Diſtinction immer; ſie ſagt mir ſehr viel. Wo will man am Ende ein natural crime zurechnen? Wenigſtens möchten die natural virtues immer dabei etwas von ihrem Werth verlieren, und Gott behüte einen vor unnatural virtues.

Mit dem Lucrèce Newtonien bin ich nicht ſo glücklich geweſen, als ich dachte, er iſt auf der Bibliothek jetzt nicht zu Hauſe; vermuthlich hat ihn ein Burſche geborgt, weil ich ihn ſehr ernſthaft citirt habe. Er ſteht aber in den Nouv. Mém. de l'académie de Berlin, pour l'année 1782, gedruckt 1784. S. 404.

Olbers! — Er iſt ein vortrefflicher Kopf, — Sie verzeihen mir, liebſter Freund, hier eine Vergleichung (omne simile claudicat). Den Olbers, nach dem, was ich von ihm aus Erfahrung weiß, ſehe ich ſelbſt ſo an, als wären Sie es, der in die Sache verwickelt wäre. Ich bin überzeugt, Olbers verfährt aufrichtig und wahrhaft philoſophiſch. Ich meine, wenn Olbers ſo ſpricht, ſo iſt am Ende Alles zu erwarten, Belohnung auf irgend eine Weiſe gewiß, oder ich wollte nie, nie wieder urtheilen. Einwürfe gegen ſeine Sätze werden ſeiner Vertheidigung die gehörige Richtung geben, da er jetzt bloß ſchwadronirt*), und wohl noch nicht ſelbſt weiß, wohin er ſeine individuellen Hiebe richten ſoll.

---

*) Ein Ausdruck der Fechtſchule.

(Billet.)

No CXXIX.

Lichtenberg an Forſter.

Göttingen 1787 — 1788.

Liebſter Freund, Herrn Dietrich's hier beigehende nähere Erklärung enthält einige ſtarke Metatheſen: seculentis ſtatt esculentis (vielleicht meinte er succulentis), und wünſcht ein deutſches Werk ſtatt eines lateiniſchen. — Alſo haben es ſelbſt die Buchhändler bemerkt, daß der Menſch ſich mehr für vierfüßige Thiere intereſſirt, als für Vögel, Fiſche ꝛc.; ich dachte ſonſt, ſie hätten bloß Intereſſe für das Zweibeinige nicht Eierlegende.

Sollte ſich nicht einiges Vierbeinige aus andern Reiſebeſchreibungen hinzuſetzen laſſen? Geſtern mußte ich in Wahrheit herzlich lachen: Ihr Prodromus Florulae ins. austr. war in einem franzöſiſchen Journal angezeigt, unter der Aufſchrift: Formulae (auch eine Metatheſe) Insularum australium. Bei dem Namen Forſter ſtand: fils du fameux Forster, qui fit le voyage autour du monde avec Capt. Cook. Das hätte doch wenigſtens heißen müſſen: fameux fils du etc. qui firent etc. Mir fiel wirklich eine ſüdländiſche Algebra dabei ein.

No. CXXX.

Mulowsky*), Flottencapitain (der Anführer der vorhabenden Entdeckungsreiſe), an Forſter. (Aus dem Franzöſiſchen.)

Cronſtadt den 26. Nov. a. St. 1787.

Mein Herr, ich habe Ihren Brief vom $\frac{7}{18}$ October erhalten und bin recht bekümmert, Ihnen ſagen zu müſſen, daß aus meiner Expedition nichts wird, deßhalb bitte ich Sie, mir alle die Perſonen bekannt zu machen, mit denen Sie ſchon einen wirklichen Contract abgeſchloſſen haben, ſich aber von den übrigen ſogleich loszuſagen, und Niemand weiter einzuladen. Ich habe von Ihrem Freund S. einen Brief, ſeine Bedingungen enthaltend, erhalten, und ihm eben die Nachricht, die ich hier ausſpreche, geben müſſen. Es thut mir ſehr leid, ein Vorhaben, das ich mit ſo glücklichem Erfolg durch die Verbindung mit Ihnen angefangen hatte, nicht ausführen zu können. Wenigſtens hatte ich doch den Vortheil, Sie perſönlich kennen zu lernen, und hoffe, daß Sie mir die Freundſchaft, welche Sie mir erzeigten, nicht entziehen werden. Ich wünſche es um ſo mehr, da das Wohlwollen von

---

*) Dieſer tüchtige junge Seemann befehligte bei dem Angriff der Schweden auf die ruſſiſche Flotte im Buſen von Wiberg ein Linienſchiff, und fiel, der einzige Todte, auf ſeinem Schiff, ſeinem Poſten als Befehlshaber vorſtehend, von einer feindlichen Kanonenkugel zerriſſen.

Männern Ihres Werthes zu gewinnen, immer das vorzüglichſte Bemühen war, mein Herr, Ihres gehorſamſten Dieners.

No. CXXXI.

Herr von Siniavin (ſeine Würde im Admiralitätscollegium findet ſich nicht bezeichnet) an Forſter.

Petersburg den 3. Dec. a. St. 1787.

Auf Befehl des kaiſerlichen Admiralitätscollegiums benachrichtige ich Sie, mein Herr, daß es Ihre kaiſerliche Majeſtät für gut befunden hat, die Seeexpedition, zu welcher Sie verpflichtet waren, bis auf weitern Befehl zu verſchieben. Demzufolge bitte ich Sie, mein Herr, die Unterhandlungen mit Gelehrten und Künſtlern, mit welchen der Capitain, Herr von Mulowsky, Sie beauftragt hatte, und über welche Sie in Ihrem Briefe von Göttingen ein Ultimatum von dem Collegium forderten, abzubrechen, und mir Ihre Antwort darüber zukommen zu laſſen. Was aber Ihre perſönlichen Verhältniſſe betrifft, ſo wird das Collegium nicht ermangeln, Ihrer Majeſtät der Kaiſerin die nöthigen Vorſtellungen zu machen und um ihre Befehle zu bitten. Sie mit dieſen zu ſeiner Zeit bekannt zu machen, werde ich das Vergnügen haben, und habe die Ehre u. ſ. w.

No. CXXXII.

Forſter an D'Elhuyar.

Göttingue ce 23. Dec. 1787.

Monsieur! Je vais maintenant répondre avec franchise aux questions que Vous m'avez faites sur mon sort, croyant que c'est là le meilleur retour que je puisse faire à la manière noble avec laquelle Vous voulez bien Vous intéresser à moi. Ce que Vous avez vu de moi, et ce que mes amis Vous en auront dit, pourra Vous servir de garant sur la sincérité de la reconnoissance que je Vous ai vouée et sur le zèle avec lequel je m'efforcerai de mériter Votre amitié.

J'étois engagé en Pologne pour huit ans; malheureusement je n'avois pas prévu, qu'on m'y tromperoit, et qu'au lieu de me mettre en activité et de fournir à la chaise d'histoire naturelle les établissemens nécessaires, on me priveroit de tous les moyens d'être utile et de rien entreprendre. Je suis sans fortune à moi, et mon établissement dans ce triste pays m'avoit causé une forte dépense. Pour me dégager de là, et pour satisfaire aux demandes de la Pologne, où le terme de mon contrât n'étoit pas encore échu, la Russie a d'abord payé pour moi 2500 ducats d'Hollande. Elle m'a promis de plus, une pension pour la vie très considérable à commencer du jour où j'ai quitté la Pologne, une somme pour mon equipement, et plusieurs autres avantages, qui ne me laissèrent pas balancer un instant, si je devois accepter ses offres. — Mais depuis que la guerre avec les Turcs a commencé, je n'entends plus le mot de Petersbourg; on ne m'envoye pas mon contrât comme on l'avoit promis, et je n'ai pas reçu encore un sou de ma pension. Ainsi Vous voyez que ma situation est assez critique. J'entrevois même, que si les negociations pour la paix n'ont aucun effet pendant cet hiver, il se pourroit bien, que le voyage de découverte qu'on a projetté, n'eut pas lieu du tout. Dans une pareille situation il ne me paroit pas contraire à mon engagement, de voir si je pourrois être employé ailleurs, et j'avoue que je me sens de l'inclination pour Votre pays et pour son service plutôt que pour un autre. Je crois qu'on peut y être utile et honorablement employé au service de S. M. Catholique. Votre amitié m'enhardit même au point de Vous révéler mon penchant pour les *affaires*, de préférence aux *sciences*. Il s'agit de savoir, si Votre cour a besoin de moi dans cette carrière ou dans une autre; et pour cet effet, je Vous donnerai dans peu de mots quelque notice de moi-même avec toute l'impartialité dont je suis capable. Il est difficile d'être juste vis-à-vis de soi-même; ou l'on pèche par trop de modestie en ne disant pas assez, ou bien on tombe dans l'autre extrême d'en dire trop, et de prendre le ton avantageux de l'amour propre. Mais je parle ici devant le tribunal de l'amitié et je désire remplir en même temps mes devoirs de père et d'époux; par conséquent je tacherai, ni de Vous compromettre en avançant quelque chose d'insoutenable, ni de négliger l'occasion de me produire, de façon qu'on puisse m'appeller à une carrière active où je pourrois être à ma place.

J'ai 33 ans; je me porte bien, et ma figure, sans prevenir en ma faveur, n'a du moins rien de révoltant. J'ai fait le second voyage de Mr. Cook autour du monde, et je l'ai d'écrit. J'ai cultivé toutes les branches de l'histoire naturelle, inclusivement de la physique et de la chymie. Je dessine les plantes et les animaux passablement bien. J'ai quelque connoissance en philosophie, belles lettres et beaux arts. Mais la géographie, l'histoire, la politique, les affaires publiques ont eu de tout temps de l'attrait pour moi, et j'y ai donné toutes mes heures de loisir. J'écris le latin, et je comprends un tant soit peu le grec. Je parle avec facilité et j'écris de même le françois, l'anglois et l'allemand; je lis facilement le hollandois et l'italien; et avec un peu de routine je pourrois me perfectionner dans la connoissance de l'espagnol, du portugais et du suédois, dont je possède les rudimens. Je comprends même un peu de polonois et de russe, donc il me semble qu'on pourroit m'employer utilement dans les negociations et pour les correspondances qui y ont rapport. Peut-être conviennent-elles aussi à mon caractère, car quoique j'aime la conversation, je parle peu pourtant, et je me possède. Mes manières sont douces, et ma vivacité est tempérée de sérieux. Je desire ardemment une carrière active et plus étendue. Je suis fidèle et zélé dans le service auquel on m'employe, et libre des préjugés ordinaires des gens de lettres, qui ne sont que d'assez mauvais politiques; puisque les théories et les hypothéses s'accordent rarement avec le cours des affaires réelles dans le monde. Mon honneur, et l'approbation de mes supérieurs sont les seules régles de ma conduite. J'ajoute encore, que je suis naturellement sobre, que je ne joue point, et que je suis trop heureux dans mon ménage, pour chercher des liaisons illicites. Je ne désire pas d'amasser des richesses, mais je souhaite d'être à mon aise, pour l'honneur et la dignité de mon maitre.

Voilà, mon cher ami, tout ce que j'ai pu dire en ma faveur; mes talens sont bornés, mon esprit n'est pas brillant et sublime; j'ai des defauts, des imperfections, comme tout le monde en a, mais je n'ai pas de vice. — Si Vous trouvez l'occasion de parler de moi, j'aurai secondé Votre désir de me faire du bien, en Vous communiquant cette notice de moi-même. Si le sort veut, que je travaille un jour pour Votre patrie, de quelle manière que ce soit, je m'y livrerai à corps perdu, et je deviendrai Espagnol dans l'ame, car je n'aime point à faire les choses de moitié, et je suis toujours d'opinion, qu'il faut faire tout le bien qu'on peut. Vous concevez bien, que s'il s'agissoit de me détacher de mes engagemens avec la Russie, il faudroit commencer par le sacrifice des 2500 ducats qu'elle a déjà payée pour moi en Pologne, dont je serois obligé de la rembourser. Ce point établi, les autres conditions d'un nouvel engagement s'arrangeroient facilement, puisque la générosité de Votre nation sait proportionner les appointemens aux services qu'elle exige. Comme Vous allez quitter l'Europe, Vous prendrez la précaution, dans le cas de besoin, de me fournir les adresses nécessaires, car je n'ai d'ami que Vous en Espagne. Observez encore, s'il Vous plait, que malgré ma prédilection pour les affaires, je ne me refuse pourtant pas à une carrière littéraire, pourvu qu'elle soit distinguée et qu'on me fournisse les moyens d'être réellement actif et utile. C'est aux personnes à qui il appartient à décider pour quel genre de travail je suis le plus propre.

Tout ce que je viens de dire, pourra ne pas tirer à conséquence; j'en remets le soin à la providence, et je suis tranquille après avoir fait ce qui m'a paru le devoir d'un honnête homme envers sa famille. — Mais qu'il en arrive ce qui pourra, c'est

Votre amitié et Votre estime que j'ambitionne le plus; aimez moi, cher d'Elhuyar, et Vous, aimable Jeannette, conservez moi Votre amitié au delà des mers, et faites ressouvenir Votre digne epoux d'un ami qui est attaché à Vous deux par les sentimens de la plus parfaite estime, et qui ne cessera jamais de faire des voeux pour Votre félicité. L'amour m'a donné des liens et des devoirs; si j'étois garçon, j'irois Vous accompagner au Mexique et je ne ferois point d'autre condition, que de travailler sous Vos yeux et de contribuer à Votre bonheur mutuel par cet attachement sans reserve avec lequel je suis pour la vie etc.

P. S. Ecrivez moi avant Votre départ d'Europe, je Vous en conjure, et adressez Votre lettre ici, simplement à mon nom. — Je renonce au projet des Philipines; mais jai trouvé un savant tel que la compagnie l'exige, et je ne crois pas qu'elle puisse jamais trouver un homme plus actif, et de connoissances plus decidemment calculées pour ses vues; naturaliste habile, et très versé dans l'application de l'histoire naturelle au commerce et aux besoins de l'état. Vous serez surpris quand je Vous le nommerai; c'est mon père! il a 58 ans, mais il est plus vigoureux que moi, et je Vous reponds de son zèle. Il m'a communiqué ses idées par rapport à cette entreprise que Vous trouverez

ſur une feuille ſéparée; il faudra voir si la Compagnie voudra de lui et quelles conditions elle voudra lui offrir.

No. CXXXIII.

Lichtenberg an Forſter in Hanover.

Göttingen den 24. Dec. 1787.

Liebſter Freund, Sie werden ſich wundern, daß ich Ihnen, da Sie kaum in Abrahams Schoß angelangt ſind, zwar nicht aus der Tiefe, doch aus der mittlern Region ein kleines Memorandum nachſende. Es betrifft nicht mich, ſondern unſern gemeinſchaftlichen Freund Bürger, doch thue ich es lediglich aus eigenem Antrieb, denn ich habe ihn ſeit dem angenehmen Abend, den Sie uns machten, nicht geſprochen, auch nicht mit ihm correſpondirt. Sie haben jetzt die herrlichſte Gelegenheit, für dieſen guten und fleißigen Mann zu ſorgen. Es hat hier Jemand, deſſen Namen ich nicht behalten habe, den mir aber Herr von Arnswald als einen Mann von Kopf gerühmt hat und der mehrere Univerſitäten beſucht hat, geſagt, er habe überhaupt noch Niemanden gehört, deſſen Vortrag, auch außer der Gründlichkeit der Darſtellung der Sachen, ſo viel äſthetiſchen Werth hätte als Bürger's. Er iſt gewiß ein vortrefflicher Kopf, und was für Wirkung würde nicht ein Profeſſortitel auf ihn thun! Es iſt nicht nöthig, daß Sie ihn in forma empfehlen, das iſt ein verdrüßliches Geſchäft, ſondern ſagen Sie nur von ihm, was Sie von ihm neulich gehört haben. Mich ſchmerzt es nur, daß man glaubt, er lege ſich jetzt erſt auf Philoſophie. Nein, ein gewiſſer Grübelgeiſt, der ſich nichts weiß machen läßt, ruht ſchon auf ihm, ſo lange ich ihn kenne, und er war von jeher ein Feind der geſchmelzten Waſſerſuppen-philoſophie, die hier faſt allgemein geſpeiſt zu werden anfing. Ich habe einmal geleſen, daß die ſchiefen Hälſe entweder daher kommen, daß ein Muskel ungewöhnlich ſtark zöge, oder daß ſein antagonistes gelähmt würde, und daß beide geſund bleiben müſſen, wenn der Kopf gerade ſtehen ſoll. Das vorſätzliche Schiefhalten wird ja dadurch Niemandem benommen. Bürger hat wirklich ſchon dieſen Winter manches Burſchen Kopf gerade gezogen, der ihn auf der Seite trug, bloß weil es Alexander that. Hoc sub rosa.

Prinz Auguſt behauptet noch immer, er habe es geleſen und hoffe mir die Zeitungen nachzuweiſen *).

Empfehlen Sie mich dem ganzen Brandes'ſchen Hauſe u. ſ. w.

---

*) Wenn künftig einmal meine Epistolae ad familiares etwa in den Schulen des Archipelagus geleſen werden, ſo möchte ich wohl wiſſen, was die Con- und Subrectoren zu dieſer Stelle ſagen mögen.

No. CXXXIV.

Forſter an Heyne.

Hanover den 27. Dec. 1787.

Mein Hauptgeſchäft iſt glücklich eingeleitet, und es kommt nun bloß auf die gute Stunde an, in welcher die Kaiſerin Herren Zimmermann's Brief zu leſen bekommt. Als ich ihm die Sache eröffnete, hatte er bei allem Wunſch, mir zu helfen, die gegründete Bedenklichkeit, daß er noch nie an die Kaiſerin geſchrieben, ohne ihr eine Antwort ſchuldig zu ſeyn. Allein Tages darauf ſchrieb er mir ein äußerſt freundſchaftliches Billet, nannte ſeine Bedenklichkeit Hypochondrie, verſprach demnach an die Kaiſerin zu ſchreiben und forderte von mir ein kurzgedrängtes franzöſiſches pro Memoria, welches den ganzen Vorgang mit mir und die Darſtellung meiner jetzigen Lage enthielte. Er war ſehr zufrieden mit dem Aufſatz, welchen ich ihm noch an demſelben Tage überbrachte, und verſprach, es in originali einzuſenden. Geſtern nahm er mich von Hrn. Geh. R. von Beulwitz, wo wir zuſammen geſpeiſt hatten, mit ſich nach Hauſe, und las mir den Entwurf ſeines Briefes an die Kaiſerin vor, ob noch ein Zuſatz ſtattfände. Er hat ſo lebhaft zu meinem Vortheil geredet, daß es gewiß nicht an ihm liegt, wenn ſeine Verwendung ohne Erfolg bleibt. Er wartet nur auf die Anzeige von Ihnen, um den Brief am Neujahrstage abgehen zu laſſen. Mich dünkt, auf eine oder die andere Art muß denn doch jetzt Entſcheidung kommen, und die mag ausfallen wie ſie will, ſo iſt ſie beſſer, als längere Ungewißheit. Herr Brandes jun. meinte, es ſey gut, auf einen möglichen Fall ſich etwa in Mainz eine Ausſicht zu öffnen, allein ich wüßte dazu kein anderes Mittel, als etwa im Frühling, unter dem Vorwand eines Beſuchs bei Sömmerring, dorthin zu gehen, um perſönliche Bekanntſchaft zu machen; ſo gäbe vielleicht ein Wort das andere. Denn ſich anzubieten, geſchähe es auch durch die dritte Hand, iſt allemal eine Sache, wobei man wenigſtens riſquirt, ein ſchlechtes Anerbieten zu erhalten. Sonſt wäre Mainz wohl ein ganz guter Ort für mich, denn über den Geiſt, der ſich der Aufklärung widerſetzt, habe ich gelernt mich wegzuſetzen, und dort findet man doch einzelne verdiente Menſchen und eine gute Nachbarſchaft; es iſt doch in dieſem Betracht kein Wilna. Ich würde wenigſtens arbeiten können, und das eigentliche Profeſſorleben, wozu ich doch einmal nicht die rechte Anlage und das rechte Geſchick habe, möchte mir dort wohl am wenigſten läſtig fallen, da Ein Collegium wohl Alles iſt, was man dort fordert, oder auch was ſich dort zu Stande bringen ließe. Immer wäre es kein gar zu ſchlimmes pis-aller, allein es iſt damit gar ſehr im weiten Felde!

Nun mein Geſchäft hier abgethan iſt, ſehne ich mich nach Göttingen zurück, muß aber noch der Gaſtereien wegen etliche Tage Topp halten. Das künftige Jahr kann leicht eben ſo entſcheidend für mich werden, als dieſes ſchon geweſen iſt. Verleiht mir Gott Geſundheit, ſo ſehe ich Allem, was kommen mag, getroſt und guten Muths entgegen. Ich rechne auf Ihren väterlichen Rath, Sie kennen mein Herz und wiſſen, wie gern ich Ihrer Führung folge.

No. CXXXV.

Forſter an Heyne.

Mainz den 9. Januar 1788.

Ihre beiden Briefe, mein theuerſter Vater, habe ich erhalten, ſowohl den vom 24. December mit den Büchern, als den vom 31. mit dem Einſchluß des Herrn von Palaſty; dieſes iſt ein edler Ungar, in Wien, ein genauer Freund von Born, welcher Ordre hatte, mich ebenfalls zu ſondiren, ob ich die Stelle in Peſth annehmen möchte. Sie können denken, mit welcher Behutſamkeit ich mich bemüht habe zu antworten, daß ich des Kaiſers Dienſt aus Neigung und Grundſatz allen andern vorziehe, im gegenwärtigen Falle aber nicht glaube, befugt zu ſeyn, das zu fordern, was ich an einem entlegenen und ſo gelegenen Orte, wie Peſth, für eine hinlängliche Compenſation gegen meine jetzige Lage halten würde.

Den Weg nach Wien, wenn ſich einmal dort eine annehmenswerthe Ausſicht eröffnet, möchte ich mir gar nicht verſperren. Ich habe daher auch bei dieſer Gelegenheit an Herrn v. Born geſchrieben, um meinen guten Willen recht deutlich an den Tag zu legen. Allein aus Litthauen nach Ungarn wäre doch im Grunde nur geringer Gewinn!

Ich glaube doch nicht, daß irgend jemand, außer Geh. R. Hoffmann ſelbſt, auf Fiſcher's Recenſion hier Rückſicht genommen hat. Hier lieſt man nicht, und nimmt ſich auch ſelten die Mühe anders, als nach Maßgabe des ſtärkern Intereſſe dieſer oder jener Partei zu urtheilen. Hoffmann's Antwort gegen Strack iſt nun erſchienen und wirklich gut gerathen, nur etwas wortreich. Dieſe Tracaſſerien, die im Orte ſelbſt vorgehen, werden geleſen, weil man darüber ſchwatzen kann, und am Ende denkt und thut jeder doch nicht, was Gründe lehren, ſondern was Verhältniſſe und Privatintereſſe gebieten. Die nähere Bekanntſchaft mit der Bibliothek und ihren Verhältniſſen leitet zu allerhand Bemerkungen, die wahrlich, wenn der Realkatalog zu Stande wäre, doch auch den Trägſten und Stumpfſten aus der Lethargie wecken müßten, wenn wahre Liebe für die Wiſſenſchaft, oder auch nur Oſtentation die Obern beſeelte. Ich glaube nämlich, nach Ueberſicht des alphabetiſchen Katalogs, den ich Buch für Buch (oder Zettel für Zettel) durchgegangen bin, daß von den in der Bibliothek befindlich ſeyn ſollenden 50,000 Bänden ſchlechterdings nicht über 15,000 verſchiedene Werke (Editionen nicht mitgerechnet) vorhanden ſind, und von dieſen ſind gewiß nicht über

4 bis 5000 ſeit Anno 1700 gedruckt; und ſicherlich mehr als die Hälfte (7 bis 8000) theologiſchen Inhalts. Der Nutzen dieſer Bibliothek zum Gebrauch der Lehrer und Lernenden wird durch dieſe Berechnung beinahe null, wenn man ſie gleich noch als einen Raritätenkaſten gelten läßt. — — —

No. CXXXVI.

Graf Anhalt an Forſter. (A. d. Franz.).

Petersburg $\frac{1}{12}$ Februar 1788.

Auf Befehl Ihrer Maj. der Kaiſerin ſoll ich Ihnen melden, daß Sie ſich auf die ſchon mit Ihnen abgeſchloſſenen Bedingungen hierher begeben können, ausgenommen daß Sie, da die Expedition nach Kamtſchatka nun nicht ſtattfindet, hier vielleicht aufgefordert werden, Ihre Kenntniſſe dem Corps der adeligen Landcadetten mitzutheilen. Zur Entſchädigung der Reiſekoſten wird man Ihnen hier in Petersburg zweihundert Ducaten auszahlen. Je früher Sie hier eintreffen, je beſſer, auch für mich, da ich den größten Antheil daran nehme, und die Ehre habe, mit der ausgezeichnetſten und wahrſten Achtung zu ſeyn, mein Herr, Ihr gehorſamſt ergebenſter Diener.

Forſter ſtellte dem Herrn von Siniavin ſowohl wie dem Grafen Anhalt den Unterſchied vor zwiſchen den

Bedingungen, um deren willen er ſeine Stelle in Polen verlaſſen hatte, und der Ungewißheit und Unzulänglichkeit der Lage, die man ihm nun in Petersburg anbot, er machte Bedingungen die nach jenen ihm im Fall der Reiſe verſprochnen abgemeſſen waren, und erhielt dadurch die gänzliche Losſprechung von allen ihm von der ruſſiſchen Regierung gemachten Vorſchüſſen, nebſt einem mäßigen Entſchädigungs-geſchenk und gänzlicher Aufhebung aller gegenſeitigen Anſprüche. Beim Schluß der Unterhandlung erhielt er noch folgende originelle Zeilen vom Grafen Anhalt.

(Franzöſiſch.) Mein Herr, Sie haben es vorgezogen in Deutſchland zu bleiben. (Deutſch fortgefahren.) Des Menſchen ſein Wille iſt ſein Himmelreich. (Franzöſiſch.) Ich wünſche, daß es Ihnen nach Wunſch gehen möge, und habe die Ehre u. ſ. w.

No. CXXXVII.

Lichtenberg an Forſter in Berlin.

Göttingen den 18. Febr. 1788.

Beſter Freund, was für Freude mir Ihr vortrefflicher Brief gemacht hat, iſt unbeſchreiblich. Ich habe Sie in der That, beſter Mann, einiger Schilderungen wegen, förmlich beneidet. Der Magdalenenblick, womit die Frau den Himmel zu verſöhnen hofft, iſt ſo ſchön, daß ich, ſo wenig auch meine Natur nach dieſer Gegend geneigt iſt, gern mit Mühe alles Magdaleniſche in mir zuſammenzwingen wollte, um einmal einen Blick damit nach dem Himmel zu thun, wenn ich wüßte, er brächte auf mich den Segen herab, ſo zu beobachten und zu ſchreiben. Sie können es an jenem Tage nicht verantworten, wenn Sie nicht Ihr großes Talent hierin die Welt genießen laſſen. — Ich weiß wohl, was Ihre Beſcheidenheit hiergegen einwenden wird, allein das alles ſicht mich nicht an, denn ich beſitze in return, nach hinlänglicher Erfahrung, genug gegenwiegende Impertinenz zu behaupten, daß ich recht habe. Ihr Brief war wahrhaftig zu ſchön, um bloß von einer Geliebten und Einem Freund geleſen zu werden, ich habe ihn deßwegen noch einem andern mitgetheilt, dem Obriſten von Malortie. Sie kennen die Verſchloſſenheit dieſes vortrefflichen Mannes, und wenn er aufmacht, ſo iſt es bloß zum Beſten.

Ihre liebſte Thereſe hat Ihrem Brief ein vortreffliches Poſtſcript angehängt. Ich bemerkte es nicht gleich, weil ich Vieles in Ihrem Brief dreimal las, ohne fortzufahren. Am Ende, da ich das herrliche Compliment bemerkt, machte ich in der Verwirrung einen Gegenknix, und habe, fürchte ich, damit ein paar Tiſche umgeworfen. — Vor ſechzehn Jahren, da ich mich einmal bei H. Dieterich befand, kam ein geſundes artiges Mädchen (wenigſtens natürlich artig) vom Lande in unſre Geſellſchaft. Ich bedauerte ſie ſchon beim Eintritt, weil ich gleich bemerkte, daß wir den Teufel alle beſſer kannten als ſie. — Sie ſagte, nachdem ſie ſich geſetzt hatte, wir möchten ihr vergeben, wenn ſie etwas nicht recht machte, ſie wäre nie in honetter Geſellſchaft geweſen — und das mit ſo viel Naivetè und wahrem Ausdruck von Gotteswort vom Lande, daß gewiß keine Mannsperſon gegenwärtig war, die nicht eine honette Zuſammenkunft mit ihr gewünſcht hätte.

Was das gute Mädchen ſagte, aber nicht nöthig hatte, das ſage ich, wenn ich mit Damen rede, nicht, aber hätte es nöthig. Es iſt abſcheulich, was ich für Zeug mache, wenn ich an ein Frauenzimmer ſchreiben ſoll, es iſt, als wenn mir alle Knöpfe abgeſchnitten wären. Ich habe mir auch feſt vorgenommen mir Colom's modèles de lettres anzuſchaffen, und ich hoffe, der Himmel wird mir alsdann ſeinen Segen nicht verſagen.

Neues iſt hier wenig, als daß unſer guter D. Böhmer zu Clausthal geſtorben iſt, und daß der König nächſten Sommer nicht kommt, wie man vor einiger Zeit ſelbſt in meiner Nachbarſchaft glaubte, oder doch zu glauben ſchien, vielleicht als eine nicht bloß unſchuldige, ſondern ſogar nützliche Territion für Ihro K. K. H. H.

Mit Dieterich bin ich ſehr umſtändlich zu Werke gegangen. Sie werden aus Beikommendem ſehen, in wiefern ich reuſſirt bin. Mehr als er hier ſagt, wird nicht leicht von ihm herauszubringen ſeyn.

Empfehlen Sie mich allen Perſonen, die ſich meiner erinnern, hauptſächlich unſerm vortrefflichen Nicolai, der nun weiter nichts mehr zu thun hat, als zu ſterben, um für einen der erſten Köpfe unſres Jahrhunderts gehalten zu werden. Da wir beide aber, und der beſte Theil des Chriſtenvolks, das nicht glaubt, daß man ſeine Schöpfer freſſen kann, während ein Pfaffe die Milchſtraße hinten draus trinkt, ſchon jetzt dafür halten, ſo wollen wir für ſein liebes Leben bitten, damit er noch hier und da vom neunzehnten Jahrhundert zuweilen den Staub wieder von den Stellen wegblaſe, die er im zehnten ſo trefflich polirt hat.

Wir bekommen Sie doch bald wieder zu ſehen? einige Leute hier wollten behaupten, Sie wären dort engagirt und kämen gar nicht wieder. Gegen Letzteres proteſtire ich auf alle Fälle. Leben Sie recht wohl, liebſter Freund, und ſchreiben Sie mir wo möglich noch einmal.

No. CXXXVIII.

Forſter an ſeine Frau in Gotha *).

Mainz den 11. April 1788.

Den Abend, nachdem ich Dir aus Frankfurt geſchrieben, ging ich ins Theater, um die mainzer Truppe kennen zu lernen, die dort ſpielte. Man gab Richard Löwenherz von Sedaine, ein rührendes Sujet mit Gefühl

---

*) Während der Reiſe, die Forſter nach Mainz unternahm, beſuchte ſeine Frau mit ihrem Töchterchen ihre Freundin Reichard, geb. Seidler, in Gotha.

und Geſchmack behandelt. Vom Spiel und den Stimmen ließ ſich nicht viel rühmen. Solche zarte Empfindungen ſind für keinen deutſchen Acteur. Wenn ſie etwas fein Gefühltes, eine ſanfte Leidenſchaft ausdrücken wollen, ſprechen ſie durch die Zähne, und werden gemein, denn was er ſagt kam ihm in ſeiner wirklichen Welt niemals vor. Bei allen dieſen Mängeln rührte mich dieſes Stück, doch beſonders der Wechſelgeſang, an dem ſich Richard und Blondel erkennen.

Am folgenden Morgen fuhr ich mit heftigem Kopfweh, an dem das Theater ſchuld war, aber auf dem ſchönſten Wege durch die reizendſten Gegenden hierher. Als ich an den Rhein kam, fiel mir indeſſen das Herz, als ich flache Ufer ſah und nur in der Ferne, hinabwärts nach Biberich, die Berge ſich hoben. Die Ausſicht, auf die ſich die Mainzer ſo viel zu gute thun, iſt allerdings ſchön und prächtig, aber romantiſch iſt ſie durchaus nicht, und der ganz erſtaunliche Werth der Ländereien ſowohl, als der Mangel an gutem Geſchmack iſt ſchuld daran, daß man nie darauf bedacht geweſen iſt, dieſen großen ſchönen Anblick anders als aus den Fenſtern zu genießen. Kannſt Du glauben, daß es an ſchattigen Promenaden hier faſt durchgehends fehlt, und daß zwar überall reiche Saatfelder, große, oft ſehr weitläufige Weinberge und koſtbare Obſtgärten die Stadt umgeben, aber mitten in dieſer aufs äußerſte bebauten Gegend die liebe Natur mit ihrer reizenden Unregelmäßigkeit, ihrem kühlen Schatten, ihrem grünen Raſen, rauſchenden Gipfeln, rieſelnden Gewäſſern gänzlich vermißt wird? Die Favorite — ſo heißt ein kurfürſtlicher Garten am Rhein — hat herrliche Ausſichten, aber die Sonne brennt überall dem Beobachter auf den Scheitel, und nur eine kurze Allee von Linden, die des Gärtners Hand hat mißhandeln dürfen, bietet einiges Obdach dar. Auf der andern Seite der Stadt geht eine ſchattige Allee am Rheine hinunter, die aber doch das Nachtheilige hat, daß in der Mitte ein Fahrweg iſt, mithin die Fußgänger Staub ſchlucken müſſen. Sie führt zu einem Fichtenwäldchen, wovon die Mainzer auch viel Rühmens machen, weil Fichten hier etwas ſeltenes ſind; hinter dem Wäldchen liegt ein Dorf, wo man Milch und Erfriſchungen haben kann, dann ein Buchenwäldchen. Luſtpartien macht man hier nach den Auen, wie man die Inſeln im Rhein nennt. In zwanzig Minuten ſchifft man nach einer ſolchen Inſel hinüber, die ländlich und anmuthig iſt. In der Stadt ſind ein paar Plätze mit Bäumen, man kann auch auf die Feſtungswerke ſpazieren gehen, wo man ſchöne Ausſichten, aber gar keinen Schatten hat. Auf die Gärten von Privatleuten kann man, wenn man Geſellſchaft vermeiden will, nicht rechnen; es giebt auch Gelegenheit kleine Gärten zu miethen, und darauf will ich denken, um uns ein ſo geſundes, zur frohen Exiſtenz unentbehrliches Vergnügen zu verſchaffen. Ich miethe ihn dann auf mehrere Jahre und wende ein Stück Geld daran, um ihn mit Lauben und Bosketts zu bepflanzen, worin Du und Röschen bequem zu verweilen vermögt. In der Entfernung von wenigen Stunden ſoll es ſchöne romantiſche Situationen geben, wohin man von Zeit zu Zeit kleine Excurſionen machen müßte. Dieſes zu thun, würde im Haushalt und Stadtvergnügungen eine ſtrenge Oekonomie erfordern; da das Letzte Dein Wunſch iſt und häusliche Einfachheit Dir eigen, ſo wird ſich das ſchon alles machen laſſen. An weiblichen Umgang iſt hier nicht zu denken, denn würden wir auch zu Vornehmen eingeladen, ſo kommen ſie doch nicht wieder zu uns; auch mit Männern wird der Umgang ſehr eingeſchränkt ſeyn, und dieſe können mit Thee und Converſation ſich begnügen. Der Kleideraufwand hängt ganz von uns ab. Man geht ſogar zum Kurfürſten, wenn man ihm ſchon vorgeſtellt iſt, im Frack.

Du wirſt Dich vielleicht wundern, daß ich ſchon ſo viel von der Gegend weiß, allein ich geſtehe, daß, da ich in Abſicht von allem Uebrigen von der Annehmlichkeit der hieſigen Vorſchläge überzeugt war, dieſe beim Anblick der flachen Rheinufer meine erſte Sorge wurde. Wir verließen uns ſo ſehr darauf, daß wir hier ſchöne Natur genießen würden, daß ich die Quelle dieſes Genuſſes auf dieſem Flecke erforſchen wollte. Ich fragte deßhalb überall nach, ſtellte mich ſogar weniger befriedigt, als ich es wirklich war, um die Ambition der Mainzer zu ſtacheln und mehr' Nachrichten von ihnen zu erfahren. Böte mir Mainz aber auch keinen andern Vortheil als Muße zur Arbeit und ein ruhiges Leben, ſo würde eine hieſige Stelle ſchon anzunehmen ſeyn.

Ich kann vielleicht nirgend ſo gut wie hier für mich ſelbſt, für die Vermehrung meiner eignen Kenntniſſe in meinem Fache arbeiten, denn in dieſem Stück hat Mainz mit Wilna viele Aehnlichkeit. Bin ich nach Jahren geſchickter und brauchbarer geworden als jetzt, und bietet ſich mir dann eine bequemere, angenehmere Lage dar, ſo hindert mich nichts ſie anzunehmen. Daß wir wenigſtens in Deutſchland ſind, und es mit Leuten von Ehre und Grundſätzen zu thun haben, macht die Lage ungleich beſſer als jene lithauiſche, wenn auch das ſchöne Klima nicht wäre. Manchen Kirſchbaum habe ich hier ſchon blühen ſehen, und heute iſt ein ſchöner warmer heller Tag.

Ich muß Dir doch noch den Gang meiner Angelegenheiten erzählen. Ich kam Mittwoch früh zehn Uhr an, und ließ Müller'n ſogleich davon benachrichtigen. Er benachrichtete mich, daß er erſt um vier Uhr zu mir kommen könne. Um nicht geſehen zu werden, ſpeiſte ich auf meinem Zimmer und las Hermes's Buch „Für Töchter edler Herkunft" vollends aus. (Von dieſem Buche ein ander Mal). Müller kam und war ſo offen und wohlmeinend, wie ich es gewünſcht hatte. Wir ſprachen nun alles ab. Später kam X. und einige andre Fremde, die er mir zuführte. Müller bat mich mit X., dem er ſehr wohl will und bei allen Anläſſen vertheidigt, zum Abendeſſen. Den folgenden Vormittag ging ich in dem kurfürſtlichen Garten ſpazieren bis eilf, wo Müller kam, mich auf den Nachmittag zum Kurfürſten zu beſtellen. Ich fand an dieſem Herrn einen ſiebzigjährigen Greis, der noch munter genug ausſieht, und beſtändig mit uns im Zimmer auf- und abging. Er hat gute politiſche Kenntniſſe, hauptſächlich was die Verhältniſſe der Höfe betrifft; das Uebrige mag oberflächlich ſeyn; doch ſpricht er gut, deutlich, mit Sammlung, ohne Verlegenheit und ſogar freimüthig. Wie ich ihm erzählte, welche Religionsbegriffe die Otaheiter hatten, fing er an, uns etwas daher zu freigeiſtern, wozu wir ſtille ſchwiegen, und uns hernach mächtig darüber wunderten, daß er ſich doch ſo viel — es war allerdings wenig genug — zu ſagen getraut hätte. Er hat eine geſcheute Naſe, einen ehrlichen Mund und ſanfte Augen. Sein Ton iſt ernſthaft, aber nicht ſteif, doch habe ich ihn in einer Stunde ein paarmal lächeln ſehen. Er ſprach viel von der Bibliothekarſtelle (von keiner andern iſt die Rede geſtern geweſen) und den damit verknüpften Geſchäften, zeigte mir die Ausſicht aus ſeinen Fenſtern, und frug mich, ob ich nicht meine, ſie ſey beſſer als die an der Newa? präludirte dann, daß man zwar hier nicht ſo reichlich ſalariren könne wie dort, daß aber hier die Bezahlung ſicher ſey, und daß mit Weniger hier mehr ausgerichtet würde. Endlich entließ er uns mit dem Vorbehalt, mich während der Tage, die ich hier noch zubringen würde, öfter zu ſehen, „man müſſe einander ja kennen lernen.“ — Ich bin nun begierig, durch Müller zu erfahren, wie dieſe Unterredung gewirkt hat. Wahrſcheinlicher iſt es doch wohl, daß er zufrieden iſt. Ich vermuthe alſo, daß ich als Bibliothekar angeſtellt werde; ein höchſt wichtiger

Punkt, da die Profeſſoren vom Rector viel chicanirt werden, und mir dabei weit mehr Muße zum Arbeiten bleibt. Vom Kurfürſten führte mich Müller zum preußiſchen Geſandten, Herrn von Stein, einem offnen Kopf, und zur Generalin von Eudenhoven, bei der er wohnt, einer Frau, die beim Kurfürſten alles gilt und viel Verſtand zu haben ſcheint. Ich werde heute Mittag dort eſſen, und morgen bei dem Coadjutor (Dalberg). Den Abend brachte ich bei dem Geheimenrath Hofmann aus Münſter, des Kurfürſten Leibarzt, zu. Frau v. Eudenhoven hatte ſich von des Kurfürſten Tafel hinweggeſchlichen, und kam auch zu Hofmann (er wohnt im Schloß). Hier hatte ich Gelegenheit, von allerlei Dingen zu ſprechen und einigemal Hofmann's Meinung ſehr genau zu treffen; auch bemerkte ich bald, daß vieles von dem, was mir heute der Kurfürſt geſagt hat, urſprünglich von Hofmann herkam, ein Umſtand, der mir das Geſpräch erleichterte. Der kleine Sohn der Frau von Eudenhoven hat Cook's Reiſen geleſen, und ſoll vor Freuden außer ſich ſeyn, daß ich hier bin, weil er gar ſo gern noch vieles von dem neuen Welttheil erfahren möchte.

Heute werde ich noch einige Beſuche machen. Da Jedermann der Meinung iſt, ich ſey gekommen, um eine Rheinreiſe zu machen, wird man mich nicht länger als einige Tage hier aufhalten wollen. Dazu kommt noch, daß die Langſamkeit der geiſtlichen Höfe es nicht ſchnell zu einer Entſcheidung kommen läßt, und ich folglich die

Bedenkzeit, die man ſich nehmen wird, zu einer kleinen Ausflucht benutzen kann. Bei meiner Rückkehr wird hoffentlich alles in Richtigkeit ſeyn. Müller meint, der Kurfürſt werde mir ſehr gern geſtatten bis Michaelis in Göttingen zu bleiben, um mich dort mit dem Bibliotheksgeſchäft bekannter zu machen u. ſ. f.

No. CXXXIX.

Forſter an ſeine Frau in Gotha.

Mainz den 13. April 1788.

Ich habe geſtern in großer Geſellſchaft bei dem Coadjutor (Dalberg) zu Mittag geſpeiſt. Noch kann ich ſeinen Charakter mir nicht ins Reine bringen. Es liegt, ſo viel ſehe ich wohl, viel Herzensgüte, viel Sanftes darin, und zugleich, was gewöhnlich die oft getäuſchte Güte begleitet, mancher Zug von Mißtrauen in ſeinem Blick. Die Freude am Tiſch ward oft bis zum ſchallenden Gelächter erhöht, in Gang und Stellung hat er etwas Weiches, Vernachläſſigtes, Unfeſtes, welches mir eine gewiſſe Abſpannung des Körpers und Charakters zu verrathen ſcheint; wiewohl ſeine Sprache lebhaft genug und ſeine Theilnahme an wiſſenſchaftlichen und andern Dingen ſehr groß iſt. Sein Geſicht würde ſehr ſchön ſeyn, wenn er nicht zu kleine Augen, faltige Augenwinkel und einen Mundmuskel hätte, der den Mund ſehr widrig öffnet. Hier habe ich auch den Dombechant und den Dompropſt des großen Capitels kennen gelernt, ſo wie den holländiſchen Geſchäftsträger Lucius, einen ſehr aufgeklärten Mann, der eine ſehr auserleſene Bibliothek beſitzen und damit ſehr communicativ ſeyn ſoll. Der hieſige franzöſiſche Geſandte iſt ein Irländer, Graf Okelly, ebenfalls ein guter Mann, von Kenntniſſen, der gar nichts Franzöſiſches an ſich hat, ſondern in ſeinem ganzen Weſen Engländer und Irländer iſt. Graf Fritz Stadion*) iſt hier Domicellar, und wird allgemein für einen vortrefflichen Mann gehalten. Dieſen Ruf ſcheint er mir auch vollkommen zu verdienen, ob ich ihn gleich nur ein halbes Stündchen geſprochen habe. Heinſe, der Verfaſſer des Ardinghello und des Kurfürſten Privatbibliothekar, iſt zuweilen Miſanthrop und gewöhnlich immer Miſogyn und hält den Kopf auf eine Seite aus Naturfehler. Wenn er aber bei Laune iſt, ſagt er herrliche Dinge, und würde Dir gefallen. Müller**) freut ſich auf Dich in Andenken Eurer frühern Bekanntſchaft beim Vater***) und in Genf. Seine Kenntniſſe und ſeinen unterhaltenden Umgang kennſt Du er mag ſeine Unarten haben — wenigſtens ſagt man ihm einige nach — ſo lange ſie nicht erwieſen ſind, nehm ich gern das Beſte an, und wäre auch im ſchlimmſten Fall nicht zum Richter über heimliche Sünder berufen So viel iſt gewiß, daß er ſich mit der größten Offenherzigkeit und Freundſchaft in dieſem ganzem Geſchäft erwieſen hat. Auch X. giebt ihm das Zeugniß der probité gegen ihn und Andere. Man hat hier eine Leſegeſellſchaft von mehr als dreihundert Mitgliedern, wo alle Zeitungen und Journale gehalten werden; jedes Mitglied trägt jährlich zwölf Gulden bei. Indeß iſt dieſe Geſellſchaft etwas berüchtigt, daß dort vielerlei geklatſcht werden ſoll. Man kann ſich, ſollte ich meinen, des Vortheils, den ſie darbietet, bedienen, ohne ſich in ihr Nachtheiliges zu verflechten.

---

*) Nachmaliger k. k. öſtr. Miniſter.

) Johannes von. — *) Heyne.

Der hohe ſtiftsfähige Adel lebt, wie ſich das denken läßt, bloß unter ſich; neulich ſah ich aus X. Fenſtern einer Spazierfahrt — hier nennt mans „eine Piroutſchade“ — zu, wo eben dieſer Adel in dreißig bis vierzig Pirutſchen fuhr und der Janhagel ihm nachſah. Der zweite Adel iſt auch nicht ohne ſeine Grillen und die Bürgerlichen kommen nicht in ſeine Geſellſchaft. Dieſe letztern ſcheinen überhaupt, zumal was die Frauenzimmer betrifft, keine angenehme Unterhaltung zu verſprechen. Alſo werden wir unſerm Wunſch, eingezogen zu leben, wenigſtens im Anfang ein Genüge leiſten können. X. wohnt in der That bequem, und ſeit ich das Local von Mainz kenne, fühle ich den Vortheil, hier bequem logirt zu ſeyn. Wer wollte nicht überall wünſchen, gern und angenehm in ſeinem Hauſe zu ſeyn! Hier aber, wo man durch die weitläuftige Stadt erſt traben muß, ehe man eine Promenade erreicht, iſt es mehr als jemals nöthig eine Wohnung zu haben, die einen ſchadlos hält.

Auch iſt eine freie Lage, wo friſche Luft und Licht des Tages in aller Fülle zu haben iſt, mit unter die erſten Bedürfniſſe des Gelehrten in Beziehung auf Geſundheit des Körpers und Heiterkeit des Geiſtes zu ſetzen. Kann ich eine gute Wohnung bekommen, ſo ſoll es mir auf die Koſten nicht ankommen.

Den 14. April.

Mein Schickſal iſt ſchon entſchieden. Ich werde Bibliothekar an Müller's *) Stelle mit 1800 Fl. Gehalt, eine Entſchädigung für die Wohnung hat mir der Kurfürſt künftig noch zuzulegen verſprochen, nur könne ers nicht gleich thun, weil ohnehin ſchon über den Bibliothekarsgehalt, welcher um 300 Fl. ſtärker ſey als jeder andere, ſehr gemurrt worden ſey. Auch die Erlaubniß, bis Michaelis in Göttingen zu bleiben, wird, da ich mich bis dahin mit den Bibliothekarsgeſchäften dort mehr bekannt machen will, gern bewilligt, und was ich dort thue, gleichſam als Beſchäftigung für den Kurfürſten angeſehn werden. Bei der Univerſität beſteht eine Wittwencaſſe, aus welcher die Wittwen jährlich 300 Fl. bekommen, wogegen ich zwei Procent meines Gehalts jährlich einſetzen muß.

So hätten wir alſo, l. Fr., wieder einen feſten Fuß. Ich ſage nichts von den Vortheilen dieſer Lage, die jedoch manches Unangenehme wohl aufwiegen können; denn ich mache mir ſelbſt keine große Hoffnung, und will

---

*) Johannes von.

auch bei Dir keine große Erwartung erregen. Ruhe und Muße und Unabhängigkeit iſt wohl das Beſte, was wir hier finden werden; das Letzte freilich wird bloß von unſern Maßregeln abhängen. Immer noch genug, aus unſrer vorigen Lage herausgeriſſen zu ſeyn, nicht genöthigt zu ſeyn, weder nach Petersburg zu gehen, noch auch das wenige Geld, das wir haben, in ängſtlicher Erwartung verzehren zu müſſen. Ich will arbeiten und hoffe arbeiten zu können; im erſten Jahre müſſen wir auf eine Zubuße rechnen, denn ich werde dieſes Jahr dem Schreibtiſch nicht ſo viel Zeit widmen, wie ich es wünſchte; neue Bekanntſchaften, neue Einrichtungen und meine leidende Geſundheit werden das nicht zulaſſen; auch muß man ein Jahr ins andere rechnen.

Ich werde auch wieder Collegia über Naturgeſchichte leſen *). Der Kurfürſt hat es zur Bedingung gemacht; ich habe mir dagegen ausbedungen, daß ich zwar dieſes verſprechen und halten wolle, aber nicht als ein Muß, ſondern als etwas Freiwilliges, als eine Privatabrede zwiſchen mir und ihm, ohne allen Univerſitätszwang, der hier ſo arg und noch ärger iſt, als in Wilna.

---

*) Das geſchah nicht, eine Privatſtunde ausgenommen, die Forſter über Jahr und Tag den Söhnen der Fr. v. C. ohne Honorar las.

(Billet.)

No. CXL.

Lichtenberg an Forſter.

Den 4. Juni 1788.

Feuer! Feuer! jam proximus ardet Malegon. — O die Leckerbiſſen, die Leckerbiſſen, liebſter Freund, nur zu einem Bogen, wenn nicht alles fertig iſt; ſo haben Sie wieder Zeit bis zum Dienſtag. Ich bitte recht ſehr, beſter Freund. Hierbei kömmt ein Stück des Merkur, darin ſteht S. 409. eine Anrede des Schauſpielers Smith an die Verſammlung bei ſeinem Abſchied, kurz aber höchſt vortrefflich, und zum Beweis, daß auch Perioden ſchön ſeyn können, wenn ſie gleich nicht mit po—ly ſyl—labi—ſchen Schwänzen einherſteigen*). Wenn Sheridan's Rede durchaus ſo iſt, wie das, was hier ſteht, ſo bin ich nicht ſonderlich begierig darauf.

Mit Dieterich war ich neulich nicht glücklich, er hatte mit Advocatenkälbern gepflügt. Dr. Pohl hat aber gewiß viele Schuld. Was hatte der Urſache Dieterichen zu fragen, ob er Geld an Ihren Herrn Vater zu bezahlen hätte, das verſtand ſich ja von ſelbſt. Sein Verfahren verräth Mißtrauen, da Dieterich doch blos contractmäßig verfuhr. Daß er Ihren Herrn Vater reclamirt, läugnet er ſchlechterdings, und hat Ihrem Herrn

---

*) Das herrliche: When I am off am Ende, fordert Herz und Hände zum Beifall auf.

Vater, falls er ihn deſſen überführt, alle Satisfaction verſprochen. Suchen Sie doch ja alles zum Beſten zu kehren, liebſter Freund; es iſt ja ohnehin eine Kunſt, die Sie vorzüglich verſtehen.

Dieterich hat neulich (NB. freiwillig) angefragt, ob ich das Magazin fortſetzen wolle, er ſey bereit dazu je eher je lieber, könne aber nur 1 Louisd'or Honorarium bezahlen. Was ſagen Sie dazu? Es iſt doch ſchön eine Gelegenheit zu haben, zuweilen etwas zu ſagen, woraus ſich nicht ſogleich ein Buch machen läßt. Wollen Sie mit dabei ſeyn, oder ſoll ich es allein fortſetzen? Sie ſollen dabei mit Dieterich nichts zu thun haben. Ja, liebſter Freund, wenn Sie mir z. B. verſprechen zum nächſten Stück 5, 6 ꝛc. Bogen zu liefern, ſo pränumerire ich Ihnen aus meiner Taſche, Sie können hernach Ihr Verſprechen mit eignen Geiſteswerken oder mit Ihres H. Vaters, H. Sömmerring's, Merk's ꝛc. erfüllen, das iſt alles gleich viel. Mündlich etwas mehr von der Sache, hauptſächlich auch noch von einem andern Bewegungsgrunde dazu. Meine gehorſamſte Empfehlung.

CXLI.

D'Elhuyar an Forſter.

Cadix ce 20. Juin 1788.

Monsieur, je ne veux point partir de l'Europe sans m'acquitter envers Vous d'un devoir que j'aurois souhaité de pouvoir remplir plutôt, mais il n'a pas tenu à moi de le faire; ce que je devois vous marquer dépendoit de la résolution que prendroient d'autres personnes, et ces personnes ne sont pas pressées de me la donner. A mon arrivée à Madrid, je m'addressai à M. de Valdès, Ministre des Indes, pour lui marquer Vos bonnes dispositions pour passer au service d'Espagne, et les avantages que l'étât pourroit retirer de posséder un savant d'un mérite aussi généralement reconnu que le Vôtre. Je n'obtins dabord qu'une réponse insignifiante, mais aussi je ne m'attendois pas à en avoir de bien claire pour ce moment. Il me dit qu'il y penseroit, et pour lui donner l'occasion de se rappeller de cette affaire, et le mettre en étât de mieux juger de Vos intentions, je lui remis les deux lettres que Vous m'aviez écrites, et que je reçus, l'une à Vienne, l'autre à Madrid, y compris l'article des conditions que M. Votre père demandoit, pour passer aux Philipines. Dans les différens voyages que je fis après au Pardo et à Aranjuez, où la cour a fait son séjour pendant que nous sommes restés a Madrid, j'en ai demandé toujours des nouvelles, mais sans pouvoir savoir jamais rien de positif. Enfin peu de jours avant de partir de Madrid, j'insistai à vouloir une réponse, pour pouvoir Vous écrire, et ce ne fut qu'alors que le Ministre me dit, que pour le moment il ne pouvoit penser à aucune expedition, où il pourroit avoir besoin de Vous. Voilà, Monsieur, quelle a été la marche et l'issue de cette négociation: elle a été conduite avec la lenteur ordinaire des affaires de cour, malgré l'empressement que j'ai témoigné de souhaiter savoir s'il y auroit quelque chose à faire ou non, et c'est aussi la raison pourquoi j'ai tant différé de Vous en donner des nouvelles. Elle auroit eu sûrement un meilleur succès l'année derniere, du vivant de M. le marquis de Sonora. Ce n'est pas que le ministre actuel n'ait pas des vues tout aussi grandes, et peut-être même plus fondées, et qu'il n'encourage les sciences autant que lui, mais chargé depuis peu de ce ministère, il est naturel qu'au commencement il s'occupe plus de connoitre l'étât actuel des choses, que d'en faire des nouvelles. Ce ne sont pas non plus les seules démarches que j'ai faites à Votre égard, j'en ai tenté d'autres avec la Compagnie des Philipines et même au sujet de l'Académie; mais cette derniere est encore éloignée de sa véritable fondation, et la première ne veut pas non plus s'engager pour le moment dans des recherches qui lui seroient très utiles, de façon que d'aucune coté je n'ai pas pu trouver un moyen pour satisfaire mes desirs, et pouvoir me flatter de Vous voir établi un peu plus près de moi. J'en ai le plus vif regret, et dans l'impossibilité de rien faire dans les circonstances présentes, il ne me reste que la satisfaction de Vous témoigner, Monsieur, tout l'interêt que je prends à votre sort, dans lequel je Vous souhaite le bonheur le plus complet, de Vous renouveller les sentimens de l'amitié la plus sincère que j'ai conçue pour Vous, et de Vous prier de me conserver la Vôtre que je serai toujours glorieux de posséder.

Notre voyage de Vienne ici a été des plus heureux, quoique pas exempt d'incommodités. La saison et les mauvais chemins et auberges d'Espagne nous en ont donné assez; mais grace au courage et à la résignation de ma Viennoise, nous avons surmonté toutes les difficultés, sans beaucoup de peine. Elle est vraiment faite pour les voyages; elle s'accommode de tout, elle recherche peu les aisances, elle veille lorsqu'il le faut, et cependant rien n'altère sa santé, et ne porte le moindre changement dans sa bonne humeur. Maintenant que nous sommes prêts à nous embarquer, elle envisage le trajet de mer qu'elle doit parcourir comme une bagatelle, et entreprend son voyage avec le plus grand sang froid. Vous voyez si avec ces qualités et celles que Vous lui connoissez, je n'ai pas lieu d'être content de mon choix et de mon destin. Je ne Vous dis ici que ce qui me regarde, elle se reserve le plaisir de Vous dire elle même ce qu'elle sent pour Vous, mais en échange Vous me permettrez j'espère, d'assurer par Votre intermède Votre chère et charmante épouse de mon respect et de l'estime la mieux sentie que je lui porte; je lui suis tout aussi attaché qu'à Vous, Monsieur, ne Vous déplaise, et je ne souhaite pas moins vivement de mériter son estime.

Nous sommes occupés maintenant de notre embarquement, qui aura lieu sous peu de jours, et dans deux mois, ou deux mois et demi, nous comptons être rendus au Mexique. Puisque je serai privé du plaisir de Vous voir de quelques années, je voudrois avoir au moins celui de Votre correspondance; pour la rendre plus sure, je vous prierai de mettre Vos lettres sous une seconde enveloppe à *D. Miguel de Lardizabal*, *Oficial de la Primera Secretaria de Estado*, *Madrid*, et de m'indiquer aussi à quel endroit et sous quelle adresse je pourrai Vous envoyer les miennes. Si Votre expédition a lieu, il est à présumer que notre correspondance ne sera pas bien suivie, mais je souhaite dans ce cas là que Vous veniez échouer bien heureusement sur les côtes de la Californie, ou plus près s'il est possible encore du Mexique, et je Vous invite d'avance de venir Vous reposer et prendre Vos rafraichissemens dans les bras de deux amis qui Vous recevront bien cordialement, et qui s'empresseront de Vous témoigner toute leur affection. En attendant recevez les assurances de l'attachement le plus sincère et de la considération parfaite avec lesquels j'ai l'honneur d'être etc.

No. CXLII.

Johannes v. Müller an Forſter.

Aschaffenbourg 4. Août 1788.

J'ai reçu votre lettre, monsieur et cher ami, à mon retour de Schlangenbad, ou j'étois allé recevoir M. de Dohm, qui ensuite a passé quelques jours ici, pendant lesquels d'autres devoirs n'ont pas permis de vous répondre. Je suis bien aise de voir que vous avez pris du gout pour les appartenances de votre nouvelle charge; je n'ai jamais douté que vous n'y réussissiez parfaitement; les anciens l'ont toujours dit: le sage ne peut pas savoir tout, mais il est propre à tout.

J'ai fait faire le catalogue des doublettes, dont vous soignerez cet hiver l'échange ou la vente. Je fais aussi moi-même la révision du catalogue alphabétique ou j'avois remarqué beaucoup de fautes.

En même tems on travaille à celui des *déductions* qui importe beaucoup, et à celui des *dissertations* qui sera riche et curieux. Vous aurez soins qu'ils soyent achevés par les subalternes, tandis que vous tracerez le plan du catalogue systematique.

Faites prendre copie des réglemens de la bibliothèque de Göttingue, dont il n'y a qu'un certain extrait qui soit publié. Votre premier soin sera de porter l'Electeur à faire construire une maison ou du moins une salle pour y réunir les bibliothèques.

Quand les catalogues seront tous finis, et même avant, le grand Chapitre accordera l'inspection du sien, et les convens de la montagne de St. Jaques, d'Amorbach et d'autres qui ont peu ou beaucoup de livres seront obligés d'en faire autant. Les particuliers qui ont des livres, comme M. le Comte de Welderdorf, peut-être la maison d'Ostein, sûrement les deux Frank etc. y concourront. Il en résultera sous votre inspection un catalogue général, *totius Supellectilis literariae Moguntinensis*; qui fera le grand bien que les gens de lettres pourront exactement savoir tout ce qui se trouve dans la ville et dans le pays, sur chaque objet de leurs études, et que tous ceux qui achètent se procureront d'en avant les livres qui manquent. Ainsi par les ressources réunies de plusieurs, on fera beaucoup avec peu. Je vous conseille de prendre garde, surtout dans les commencemens, de ne pas paroître trop partial pour les branches que vous aimez le plus.

Ne vous embarassez point de la prétendue jalousie des professeurs. Quand je dis *prétendue*, c'est que je n'ai absolument rien entendu dire sur votre compte. Cependant je suis fort éloigné d'en nier l'existence. C'est dans le coeur de l'homme; il ne faut pas y songer un instant. J'ai aussi bien plus de jaloux que peut être je ne devrois en avoir; mais sans autre effet que de m'obliger à d'autant plus de douceur, de prévenance et de modestie, pour désarmer l'envie.

Je ferai mon rapport à S. A. E. concernant ce que vous me dites des frais du voyage. Quand elle aura pris sa résolution, je vous en ferai part. Toujours, comme vous ne comptiez pas partir avant le Septembre, vous la saurez à tems; comptez que je ferai tout ce qui est en moi pour vous rendre content.

Notre université observe avec Leipsic, Jena, et quelques autres une communication réciproque des dissertations, programmes etc.; le Bibliothécaire en est chargé. Vous feriez une chose agréable à l'université et que même j'ai fait esperer de vous, en établissant ce commerce aussi avec Göttingue et Halle. Si cela réussit, nous leur enverrons ce qui a paru depuis notre restauration et eux depuis la même année nous donneroient leurs productions en ce genre. Désormais l'échange se feroit régulièrement vers Pâques, ou quand on voudra. Je suis de coeur et d'âme, très cher ami, le vôtre à jamais.

P. S. du 5. Août. — En composant mon rapport j'ai remarqué:

1) qu'il seroit pourtant plus dans l'ordre de pouvoir le faire sur une requête ou lettre que vous eussiez adressée à l'Electeur vous même; j'en ai fait autant, et c'est ici la marche.

2) Qu'on demandera votre lettre, et qu'on y verra: *a)* que déja les professeurs vous jalousent de vos appointemens; on dira qu'il ne faut pas augmenter ce sentiment; *b)* que vous ne voulez guère plus que Sömmering ou Dieze, dont il s'en faut cependant beaucoup qu'ils n'ayent eu 200 Ducats, et ils n'avoient pas tiré d'avance 6 mois de gages.

D'où je conclus que vous écrirez vous même à S. A. E. soit une lettre, soit une requête, rappellant ses promesses au sujet du premier voyage, et détaillant la necessité du transport de vos livres depuis Copenhague, le voyage avec votre famille, les frais nécessaires de l'ameublement etc., et vous conclurez pr. 200 Ducats le tout en montrant beaucoup de confiance en la générosité de l'Electeur. Vous commenceriez par un *court exposé* de ce que vous avez fait à Göttingue de *relatif à la bibliothèque*. Alors on me demandera un rapport, et je

conseillerai de vous donner autant qu'à Sömmering du fonds de l'université et le reste de la *chatoulle*.

No. CXLIII.

Ober-Poſtmeiſter von Zimmermann an Forſter.

Warſchau den 20. Auguſt 1788.

Wir befinden uns nun jetzo in einer beſondern Lage, der Reichstag iſt vor der Thüre, Rußland und der Kaiſer haben alle Hände voll zu thun, Preußen ſchmeichelt vielen polniſchen Herren, alles iſt türkiſch. Wie kann es anders ſeyn, als daß vielen der Patriotismus in den Kopf gefahren iſt; nur Schade, daß wir immer die Sache am unrechten Orte anfangen. Jan Potocki war der erſte, der da glaubte das Glück des Vaterlandes beſtehe darin, wenn man ſich in die Zeiten der ſchon längſt verfaulten Sarmaten verſetze, in der Abſicht erſchien er in einem Anzuge, der halb Koſack, halb Pole ſeyn ſoll. In ſeiner Hand führt er einen Stock, mit einem Obach verſehen, um die Köpfe der Feinde einſchmeißen zu können, ſeine Lenden ſind mit einem Säbel umgürtet und ſtatt des ſeidenen Strumpfes ziert ſeinen Fuß ein gelber oder rother Stiefel. So wurde er bei Hofe und in der ganzen Stadt belacht und weil ein Patriot viele macht, weil die Krankheit epidemiſch iſt, ſo hatte er auch bald Nachfolger und einige Landſchaften haben ſogar auf den letzten Landtägen keinen zugelaſſen, der ſich den Kopf nicht wollte kahl machen laſſen. Mit dieſem Patriotenfieber angeſteckt, verehrungswürdiger Freund, werden nun die Freunde des Vaterlandes auf dem Reichstage größtentheils erſcheinen, ſich wie gewöhnlich bei Kleinigkeiten aufhalten und zanken und den Zeitpunkt, der vielleicht in einem Jahrhundert nicht wiederkommt, verſäumen, eine Armee zu errichten, ſich das harte aufgelegte Joch etwas zu lüſten und die Nation reſpectabler zu machen. Der König hat gute Abſichten; er läßt ſogar der Oppoſitionspartei freie Hände, aber ich wollte wetten, der Wind im Kopfe wird alles vernichten. Rußland iſt zur Zeit auf dem ſchwarzen Meere ſehr glücklich geweſen und Prinz von Naſſau hatte alles gethan, was man nur von einem herzhaften Mann erwarten kann, ſo viel daß es der Courier du Bas-Rhin nicht glauben kann, und doch iſt alles wahr. Die neueſten Nachrichten aus Finnland trafen am 16ten mit Eſtafette hier ein und beſtehen in folgendem: — Der König von Schweden hatte bei Friedrichsham ein Belagerungscorps ausgeſchifft, auch alle Anſtalten gemacht die Feſtung zu Waſſer und zu Lande zu belagern. Als hierauf General-Lieutenant Michelſon zum Entſatz herbeigeeilt, erfuhr er mit Erſtaunen, daß ſich die ſchwediſchen Truppen auf das geſchwindeſte wieder eingeſchifft und die ganze Gegend verlaſſen hätten. Am 28. Juli (7. Auguſt) wußte man noch nicht die Urſache der Abänderung dieſes Operationsplans, es geht aber ein Gerücht, daß in der ſchwediſchen Armee großes Mißvergnügen ſey und daß mehr als 100 Officiere den Abſchied verlangt hätten. So viel iſt gewiß, daß die ſchwediſche Galeerenflotte nach Abofors zurückgegangen iſt.

Choczim iſt von den Ruſſen und Kaiſerlichen ganz ruinirt, die Magazine verbrannt und die Beſatzung auf das Aeußerſte gebracht. Am 26ſten verlangten die Türken Waffenſtillſtand, der commandirende Paſcha war ſelbſt im Lager bei dem Prinzen v. Coburg; verſprach auch die Feſtung zu übergeben und verlangte freien Abzug. Dieſes wurde abgeſchlagen, die Türken verſprachen ſich zu übergeben, wenn binnen drei Tagen kein Entſatz kommen würde: dies wurde zugeſtanden und auf Anſuchen bis zum 5. Auguſt verlängert. Unter dieſer Zeit war es den Türken erlaubt heraus zu gehen und alles war friedlich. Alles dieſes benutzten die Türken, verſchafften ſich einige Lebensmittel für Menſchen und Vieh, beſſerten unbemerkt wieder aus, machten Batterien auf ruinirten Häuſern und fingen den 5. ½12 Uhr Mitternacht wieder an zu feuern. Dieſes wurde bis zum 8. von beiden Theilen fortgeſetzt, wo das Feuer auf einmal aufhörte, was aber die Urſache davon iſt, wiſſen wir noch nicht. Am 16. brachte auch ein Courier von dem Fürſten Potemkin die Nachricht, daß der Capudan Paſcha mit 47 großen und kleinen Schiffen die ſebaſtopoler Flotte von 36 Schiffen attaquirt und von der letzten zurückgetrieben worden. Die Türken haben ein kleines Schiff dabei verloren, den $\frac{3}{14}$ Juli iſt dieſes geſchehen und noch binnen zwei Tagen hernach hat der Contre-Admiral Wognowitſch den Türken die Schlacht angeboten, die türkiſche Flotte iſt aber ſtets ausgewichen und iſt nach den Ufern von Rumelien verſchwunden, die ruſſiſche warf bei Cherſon Anker. So eben erhalte ich mit der Poſt einen Brief aus der Ukraine, der ſagt, ein zum Kaiſer durchgegangener Courier brächte die Nachricht, die Türken hätten in der Krim gelandet. Die Zeit wird uns Gewißheit davon bringen. Ein zweiter meldet, ein Succurs nach Choczim von 10,000 Mann ſey vom General Elmt geſchlagen und die Türken hätten Jaſſy verlaſſen. Die künftige Poſt müßte das beſtätigen. Graf Brühl hat die General-Feldzeugmeiſter-Stelle an den Woywoden von Rußland Grafen Potocki verkauft, iſt aber noch General-Lieutenant in polniſchen Dienſten geblieben; er iſt jetzt mit ſeiner Gemahlin und ganzem Hauſe nach Prag gegangen. Letzterer legte die Woywodſchaft darum nieder, um Landbote zum nächſten Landtag zu werden. Der Schweizer, von dem ich Ihnen, hochgeſchätzter Freund, einmal ſchrieb, daß er in dem Hauſe des Fürſten Primas ſey, heißt nicht Roko, ſondern Ronka und iſt jetzt Secretair bei dem Unterkanzler Farnysz. Er ſagt mir: er habe die Frau Gemahlin bei Lavater kennen gelernt. Iſt er Ihnen bekannt? Noch bin ich nicht recht klug aus ihm geworden, wenigſtens hat er mir im Anfange in ſeinem Schweizer-Charakter, wie er hier ankam, beſſer gefallen, als in dem jetzigen, den er von den polniſchen jungen

Herren angenommen zu haben ſcheint. Noch muß ich Ihnen ſagen, daß B. Scheffler auf dem Favore einen großen Bau angefangen hat. Er will eine Stahlfabrik anlegen, baut Oefen und Schleifmühle. Eine Fabrik in Warſchau! — Hier geht die Rede, der preuß. Miniſter Schulenburg werde als extraordinairer preuß. Geſandter zum Reichstage kommen.

Das iſt alles, was ich Ihnen von hier zu melden weiß, vergeben Sie mein Geſchmier. Sie befinden ſich doch nebſt der Frau Gemahlin, der ich mich ehrfurchtsvoll empfehle, und Ihrer lieben Tochter recht wohl? Bald hoffe ich Sie nun in Mainz zu wiſſen, von da können Sie in Ruhe auf unſer verwirrtes Polen und auf das Feuer, ſo um uns herum brennt und noch weiter zu greifen ſcheint, blicken, auch manchmal an mich denken, der ich mit der vorzüglichſten Hochachtung die Ehre habe zu ſeyn

Dero
ganz ergebenſter Diener.

No. CXLIV.

Johannes v. Müller an Forſter.

Aschaffenbourg le 16. Sept. 1788.

Vous pouviez bien penser, mon cher ami, que ce n'étoit pas ma faute; j'ai *d'abord* présenté votre

requête, et toujours vos lettres; j'ai pris une part bien vive à toutes vos peines. Mais la chose a été toujours renvoyée; il y avoit une prodigieuse quantité de requêtes sur la table; enfin l'on vient de la vuider. A cette occasion on a assurée l'Electeur qu'au printems vous aviez déja reçu 600 Fl. (outre les quartiers de la pension); j'ai soutenu que vous n'aviez pas reçu un sol; je me suis engagé a payer le décuple si cette assertion avoit le moindre fondement. Puis on a fait valoir la pauvreté du fonds de l'université, et que vous aviez déja tiré deux quartiers. Malgré cela j'ai réussi enfin à obtenir un ordre de l'Electeur à M. de Strauss de vous faire compter 100 vieux Louisd'or, qui font 900 Fl. A présent pour qu'il n'y ait pas de nouveaux retards, faites mois le plaisir de m'écrire *à lettre vue*, si je me suis trompée en assurant que vous n'aviez rien reçu au printems; rémerciez en même tems l'Electeur; mais ne faites rien paroitre de ce que je vous ai dit concernant les oppositions que j'ai éprouvées. J'espère bien que vous aurez la lettre de change auparavant; toutefois ce me sera une nouvelle occasion de presser l'expedition de l'affaire chez M. de Strauss. J'ai effectivement appris qu'on a désaprouvé le choix que l'electeur a fait de vous, non sans vous donner de grands éloges, mais parcequ'on prétend que vous ne serez jamais que pour l'histoire naturelle. C'est comme si l'on avoit voulu dire que moi je n'acheterois que des livres d'histoire de Suisse. Il faut laisser dire; que de sottises ne dit on pas de tous les hommes vivants, surtout des Princes mêmes, et du maitre du ciel et de la terre; il y a de quoi s'en consoler. Adieu, mon ami; je vous souhaite tous les succès que vous méritez, et je ne doute pas que vous ferez taire l'envie.

No. CXLV.

Johannes v. Müller an Forſter.

Sept. 1788.

Mille rémercimens, mon très cher Ami. Je vais lire ce livre incessamment dans tous les momens (malheureusement je n'ai que des momens) libres que je puis trouver. L'absence du ministre des finances m'accable de tous les détails d'un département, qui me prennent d'autant plus de tems, que n'étant pas du métier, il faut y donner plus d'attention. En quatre ou cinq jours je vous dirai avec la franchise de l'amitié l'impression que le livre m'aura faite.

Je suis charmé que vous pourrez bientôt présenter un catalogue des doubles.

Il est certain qu'il n'y a rien à faire que nous n'avons: 1) un fonds, 2) un bâtiment. Dès que M. de Uckendorf sera de retour, nous nous occuperons particulièrement du chaos des finances de l'université. Outre cela il est essentiel, à mon avis, qu'un homme éclairé et instruit soit chargé de veiller sur l'université, qui aujourdhui est comme un troupeau sans pasteur. J'ai eu lâdessus diverses idées, mais jusqu'ici il n'a pas encore été possible de les faire goûter. Cela viendra, j'espere.

J'ai dit qu'il faut, 3) des livres. C'est que vous me consolez beaucoup en disant qu'avec quelques chambres de plus à la bourse, on pourra pour un tems se passer encore de bâtiment.

Tout à vous.

No. CXLVI.

Forſter an F. Jacobi.

Mainz den 11. Oct. 1788.

Seit etwas mehr als acht Tagen bin ich hier in meinem neuen Wohnorte, wo ich hoffe, daß der zwieſache Menſch in mir, der literariſche und der häusliche, oder der öffentliche und Privatmenſch ſich beſſer befinden ſoll, als im wilden unholden Lithauen, und als im ſteifen ungeſelligen Göttingen. Wie auch das Schickſal mich herumgeworfen haben mag, fühle ich doch, daß ich in

der Wurzel noch immer derſelbe bin, den Sie in Düſſeldorf und Caſſel kannten, und ſo lange auch unſere Correſpondenz geruht hat, war doch meine Liebe und Verehrung ſtets ungeändert. Ich glaube mich auf unſere jetzige Nähe in mehr als einem Betracht mit vollem Rechte freuen zu dürfen. Einmal, hoffe ich, knüpft ſie unſern Briefwechſel wieder an, und dann habe ich die Ausſicht des Wiederſehens nicht mehr in ſo dunkler Ferne als bisher.

In Frankfurt lernten wir Schloſſern kennen und lieben, mein gutes Weib und ich: das war ein Gewinn mehr als wir gerechnet hatten. Ueber meine jetzigen Arbeiten wünſchte ich wohl einmal mit Ihnen plaudern zu können; denn nur von Ideen werden Ideen erzeugt, und die Ideenväter ſollen doch hier zu Lande etwas ſelten ſeyn.

No. CXLVII.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 10. Nov. 1788.

Ihre Einladung, mein Beſter, ſchlage ich nicht in den Wind, und mein Weibchen wird mich ſchon daran mahnen, wenn ich es mir einfallen ließe, nicht folgen zu wollen. Alſo freun wir uns im Voraus der Blüthenzeit! Humboldt hat mir verſprochen im Frühling wieder zu kommen; ſind wir dann noch nicht bei Ihnen geweſen, und er gefällt mir noch wie damals, als Sie Ihren Brief ſchrieben, ſo muß er mit. Ich habe in Göttingen einen recht wackern Jungen an ihm kennen gelernt. Noch hat der Faullenzer nicht geſchrieben.

Von Ihren Schriften habe ich ſeit dem Spinoza und der Nachſchrift zu demſelben wider Mendelsſohn nichts eigen. In Göttingen las ich Ihr goldenes Zeitalter. Sie erzeigen mir alſo eine wahre Wohlthat, wenn Sie mir dieſes letztere, und was ſonſt von Ihnen erſchienen iſt, mittheilen wollen. Die Bedingung zu leſen, die Sie mir erlaſſen, iſt mir gerade das Einzige, warum ich Ihre Schriften ſelbſt beſitzen mag. Ihren Spinoza habe ich in Polen dreimal, und hier in Mainz ſtellenweiſe, wieder durchgeleſen. Ich weiß in der That nicht, womit ich Ihnen die Zumuthung, nicht zu leſen, vergelten ſoll, als etwa mit einem ſchriftſtelleriſchen Ausfall. Denn für wen ſchreiben wir, lieber guter Jacobi? Nicht für den großen Haufen, ſondern für Wenige, die es verſtehen. Nun fragen Sie ſich ſelbſt, wohin mich Ihre Diſpenſation verſetzt. Sie können mich für ſehr eitel halten, allein laſſen Sie mich Ihnen immer nicht beſſer ſcheinen wollen, als ich bin. Ich meines Theils kann den Wunſch nicht bergen, daß die Schreibereien, womit ich etwas mehr als Brod zur Abſicht gehabt habe, von Ihnen geleſen und beurtheilt werden möchten; denn wen können ſie lebhafter intereſſiren, als den Freund?

Iſt mein Cook, der Entdecker, bis zu Ihnen gekommen? Haben Sie etwa eine Spielerei von mir, über Leckereien geleſen? Dies ſind außer ein paar trocknen botaniſchen Aufſätzen, die in den göttinger Commentarien ſtehen, meine einzigen Arbeiten ſeit langer Zeit. Ich überſetze jetzt von fünf bis ſieben Uhr alle Morgen aus dem Engliſchen die Geſchichte des Schiffbruchs einiger Engländer auf den Pelews-Inſeln, ohnweit den Philippinen; eine Nachricht, die für die Kenntniß des Menſchen manches Intereſſante enthält. Daneben habe ich eine etwas weitläufige Arbeit unter Händen, nämlich eine complette Geographie der Südſeeinſeln, wozu ich die Materialien in Göttingen geſammelt und bereit liegen habe; alles Alte und Neue, was zwiſchen China und Peru je entdeckt worden iſt, wird man da in Eins zuſammengefaßt antreffen, und wenn ich kann, will ich verhüten, daß man es nicht gar zu langweilig finde. Außer dieſem hatte ich Herrn Campe in Braunſchweig, als ich noch keine Hoffnung, Polen zu verlaſſen, vor mir ſah, eine Naturgeſchichte für Schulen zugeſagt; der Mann hält mich beim Wort, und zwar mit der Einſchränkung, daß mein Compendium in den Schulen für gebildete Stände gebraucht werden ſoll. Ich habe einige Ideen zu dieſer Arbeit im Kopf, allein ich wünſchte ſehr, einige Stimmen von Leuten, die ohngefähr das wahre Bedürfniß der Schule kennen, und das mit einem Blick auf die Verhältniſſe der Geſellſchaft, in die es ſo ſehr eingreift, zuvor gehört zu haben. — Schloſſer, glaub' ich, iſt hier ganz zu Hauſe, und ich bin ſo gut als entſchloſſen, ihn zu befragen, ſobald ich Muße habe. Wenn wir uns ſehen, liebſter Freund, ſprechen wir unter anderm auch hievon. In Nebenſtunden ſammle ich vielleicht dieſen Winter ein Bändchen meiner kleinen Aufſätze aus Magazinen und Merkuren, mit ein paar Verbeſſerungen hie und da.

Meine Bibliotheksgeſchäfte ſind noch nicht beträchtlich und vor der Hand bloß politiſch. Ich muß nämlich es dahin zu bringen ſuchen, daß die Bibliothek aus dem Staube hervorgezogen, in gehörig eingerichtete Zimmer gebracht und brauchbar gemacht werde. Noch iſt immer kein Platz dazu beſtimmt, und meine Vorgänger haben ſich eben keine Mühe gegeben durchzudringen. Dieze war bequem, und Müller hatte andere Abſichten, wozu er ſich durch Ménagemens den Weg bahnen mußte. Ich hoffe indeſſen, da das Bedürfniß der Univerſität mittlerweile aufs höchſte geſtiegen iſt, daß ich um ſo viel leichter das Verdienſt haben werde, etwas zu Stande zu bringen. Alsdann geht meine Arbeit erſt an; wir müſſen die Bücher ordnen, die Kataloge machen, und die Lücken überſehen, die noch ausgefüllt werden müſſen. — Daß ich kein Literator bin, ficht mich nicht ſo ſehr an, ich habe einige Fächer doch ziemlich inne, und mit den übrigen werde ich chemin faisant bekannt. Zudem iſt Ordnung und bibliothekariſche Polizei hier am meiſten nothwendig, und damit hoffe ich aufwarten zu können.

(Billet.)

No. CXLVIII.

Johannes von Müller an Forſter.

Den 16. Nov. 1788.

Madame, es iſt allerdings in der Ordnung dem Rector ein Billet zu ſchreiben. Indeſſen da Herr Forſter morgen wieder kommt, ſo wird am beſten ſeyn, er mache ihm dann einen Beſuch, und entſchuldige ſich mit ſeiner Neuheit in hieſigen Formen, auch daß er ſchnell habe abreiſen müſſen, um den Prinzen noch zu finden, ꝛc. Gewiß wird der dreiſſigjährige Krieg nicht hieraus wieder entſtehen; indeſſen iſt freilich gut die Leute nicht vor den Kopf zu ſtoßen, und wenn er den R. nicht antrifft, ſo kann er ihm dann ſchreiben. Dies deucht mir ſo.

Beiliegendes Billet hatte ich eben ſchicken wollen.

Vous êtes bien aimable de vous addresser à moi, faites en toujours autant, il n'est pas possible qu'il existe ni d'homme qui aime plus votre mari, ni qui vous soit plus dévoué, ma chere et aimable Dame.

No. CXLIX.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 19. Nov. 1788.

Ihren Hume eigen zu beſitzen, liebſter Freund, dazu hat es mir geholfen, daß ich ihn neulich unter den von mir geleſenen Büchern nicht nannte. Ich finde es abſcheulich, daß er mir nicht eingefallen iſt, und bitte Sie, weiter nichts darüber zu denken, als daß ich zu Zeiten ein treuloſes Gedächtniß habe. Sie würden mir auch auf jeden andern Fall Unrecht thun, allein ich ſetze Sie lieber in die Möglichkeit, mir dieſes Unrecht zu thun, als daß ich das Leſen Ihres Idealismus und Realismus und das herzlich gefühlte Vergnügen, welches er mir machte, leugnen möchte. Es iſt ſogar wahrſcheinlich genug, daß ich, ehe ich dieſen Brief vollende, zu dem ich mich den Augenblick nach Leſung des Ihrigen hinſetze, Ihr Buch noch einmal durchleſen und Ihnen noch etwas darüber ſagen werde; denn ein armer *αὐτοδίδακτος* in der Philoſophie, der ſich mit Mühe und Angſt in dieſem Labyrinth ein wenig fortgeholfen hat, darf wohl hie und da ſeine Unwiſſenheit oder ſeinen Unverſtand auskramen, wenn er nur willig iſt und ſich weiſen läßt. Ich bin wirklich in dieſem Fall, da ich nie einen Profeſſor der Philoſophie erklären hörte, was ein Ding und eine Subſtanz und eine Entelechie ſey; ich, der nie ein Collegium hörte und in allen Stücken mir ſelbſt auf gut Glück überlaſſen worden bin. Meinen philoſophiſchen Curſus habe ich zuerſt in Wilna, in einigen Nebenſtunden, für mich allein gemacht, und dabei unzähligemal gefühlt, wie glücklich ich ſeyn würde, wenn ich mich bei einem Freunde, der mehr wüßte als mein Compendium, mündlich Raths erholen könnte, wo ich einen Anſtand hatte. Aus Mangel an philoſophiſchen Vorkenntniſſen und faſt noch eigentlicher, weil ich den philoſophiſchen jargon nicht verſtand, gerieth ich mit Kant in Streit und laufe jetzt Gefahr vor Vieler Augen einen Sandreiter abzugeben, indem er ſich mit ſeiner Kunſtſprache in die unüberwindlichſte, ſtachlichſte Form des gehetzten Igels zuſammengerollt hat, daß man glauben könnte, ihm ſey gar nicht beizukommen. Allein im Grunde ſind es doch nur Klopffechterſtreiche, und er wird mich durch alle Winkelzüge nicht bereden können, daß er in der Sache von den Menſchenracen recht habe. Wenn ich mehr Zeit habe, will ich mich noch einmal an dieſen Gegenſtand machen, jedoch nicht in polemiſcher Art. Mein nächſtes Studium, wenn ich Muße gewinnen kann, ſoll ſeyn die Kantiſche Philoſophie, mit der ich gar gerne aufs Reine wäre. Noch kenne ich ſie nur, ſo zu reden, durch den dritten Mann, nämlich nach Sulzer's und Reinhold's Darlegung, und ſehe einſtweilen nur ſo viel ein, daß der Mann eigentlich noch keinen Widerſacher gefunden hat, der ihm gewachſen wäre. Sie gehen alle um den Brei, und fürchten ſich vor dem Verbrennen. Weißhaupt's neueſte Schrift habe ich noch nicht. Eberhard iſt ein gar lieber Mann und ein guter Kopf, nur in dieſer Beziehung, als Kant's Gegner, bin ich ſein nicht ſicher. Feder löſet ſeine Schuhriemen nicht auf und der Polterer Meiners kann nichts mehr als ſeinen ungeheuern Collectaneenſack voll Erudidäten ins Publicum ausleeren. Denken und Kritik hat er längſt verlernt. Ulrichs ſchimpft trotz ihm, und Abel ſcheint mir kein heller klarer Denker zu ſeyn. Wollen Sie gegen Kant zu Felde ziehen? Sie können ihn aber zu gut leiden, bis an den Punkt, wo ſich der Weg ſcheidet. Ich werde alſo wohl ſelbſt zur Fahne ſchwören müſſen. Bald hätte ich unſern Freund Herder vergeſſen, der es auch mit dem Archiſophiſten und Archiſcholaſtiker des Jahrhunderts zu thun hat. Allein es iſt mir immer, als ob die Charitin, die am Ende ſeiner Geſpräche über Gott ſich leibhaftig ins Spiel miſcht, auch von Anfang unſichtbar dabei präſidirt habe. Seine Göttin heißt Phantaſie, und iſt ein ſchönes Kind, das man küſſen, und dem man den Willen thun muß, wider beſſere Ueberzeugung.

Sie kennen dieſes Hineinplumpen, liebſter Mann, alſo keine Entſchuldigung, daß ich im erſten Eifer ſo bis über die Ohren hineinſtürze. So ein Untertauchen ſtärkt den ganzen Mann, und nun können wir auf der Oberfläche fortplätſchern. Die Reſultate von Witzenmann beſitze ich ſchon, hatte ſie ſchon in Wilna, hingegen den Alexis und Ihre Aufſätze im Muſeum nicht, um die ich Sie bitte. Auf Ihren Spinoza freue ich mich recht ſehr, denn ich habe eine Art von Ehrfurcht für ihn, die nichts, was auch mit Recht gegen ſeine tiefſinnigen Raiſonnements eingewendet werden könnte, ſchmälern kann.

Ich habe es wohl vorausgeſehen, daß ich mit einem Briefe an Sie in dieſen kurzen Tagen ſobald nicht fertig werden könnte. Da ſind mir Arbeiten, Beſuche und Geſellſchaften unvermeidlich dazwiſchen gekommen, und meine Correſpondenz liegt darnieder. Was mir die meiſte Mühe macht, iſt ein dummer Streich. Das iſt ohnehin das Eigenthümliche der dummen Streiche. Ich habe jemandem einen Aufſatz über die engliſche Literatur des letztverfloſſenen Jahres (1788) verſprochen, der leider, à point nommé, in wenigen Tagen fertig ſeyn muß. Es iſt das letzte Mal, daß ich mich zu einer Arbeit für einen beſtimmten Termin verſtehe. Schon mit den Leckereien brannte es mir auf die Nägel, denn Lichtenberg ſprach mich nicht eher an, als bis es auch bei ihm Noth an Mann war, jam proximus ardebat Ucalegon! Ich bin um eine Spanne höher geworden, ſeitdem ich Ihren Beifall in Abſicht auf dieſes Product erhalten habe. Den etwanigen Materialismus darin will ich gern auf meine Hörner nehmen; überhaupt könnte man vielleicht von dem ganzen Aufſatz das Nämliche ſagen, was vom menſchlichen Leben gilt, daß es nämlich voll Widerſprüche iſt. Sie thun mir aber doch zuviel Ehre an, daß Sie es anfänglich für Lichtenberg's Werk hielten. Ich glaube, ſein Witz iſt 100 Procent leichtfüßiger; hingegen läßt er ſich zuweilen auf einer Zote ertappen. Lichtenberg muß in die Länge bei ſeiner Eingezogenheit verderben, er ſieht niemand, außer ſeinen Perückenmacher, ſeinen Barbier und den alten Sünder von einem Buchhändler, in deſſen Hauſe er wohnt. Zu keiner Seele geht er aus, und oft ſieht er es nicht einmal gern, daß jemand zu ihm kommt. Er hat mir in den Ausdrücken des gerechteſten Beifalls von Ihnen und Ihrem Kopf (denn das iſt es eigentlich, wofür er Sinn hat) geſprochen, und in dem Stück kann ich mich auf ihn verlaſſen. Uebrigens hat unſere Correſpondenz mit meiner Reiſe nach Polen aufgehört, ſo ununterbrochen ſie zuvor täglich fortging. Im Grunde iſt nichts als Geiz bei ihm Schuld daran. Einen Groſchen verwendete er gern dran, um auf den nächſten Tag einen Brief damit zu erkaufen, aber zweihundert Meilen weit her die Antwort zu erhalten, dazu dauerte ihn das Poſtgeld. Einmal hat er mir nach Polen geſchrieben. In Abſicht auf das göttingiſche Magazin iſt mit ſeiner Faulheit nichts anzufangen.

Da Sie meinen Cook noch nicht geleſen haben, müſſen Sie jetzt bis Oſtern warten, wo ich ihn in den kleinen Schriften will erſcheinen laſſen. Er ſteht vor dem erſten Bande meiner Ueberſetzung von Cook's letzter Reiſe, wo ihn kein Menſch gewahr wird. Ich hatte in Polen einmal das Gallenfieber, wenige Wochen ehe ich nach Deutſchland reiſete, um meine Frau zu heirathen. Hernach befand ich mich jedes Frühjahr gegen den Sommer übel, weil die galligen Schärfen ſich im Körper herumtrieben, ob ich gleich die Rückkehr eines Fiebers zu verhüten gelernt hatte. Allein ich glaube das bemerken zu müſſen, weil die Anmerkungen, die ich zu jener Ueberſetzung machte, etwas Scharfes haben, welches ich ganz materiell erkläre. Ich arbeitete zwar ſehr con amore daran, und fühlte mich leicht und froh, wenn ich eine recht böſe Note zu Papier gebracht hatte, doch das war eben Folge der aufgelöſten Säfte. — Was dünkt Ihnen zu dieſem Capitel aus der Medicina spirituum?

Den Grundriß von Prieſtley's Philoſophie kenne ich nicht. Es wäre wirklich recht gut, wenn er einen herausgäbe, denn nach einer ganz eigenen Philoſophie ſcheint er zu ſchreiben. Allein ſyſtematiſcher Kopf iſt er nicht, und es würde mich alſo nicht befremden, wenn ſie Lücken hätte. Er ſchreibt zu viel und zu mancherlei. Was Müller'n betrifft, ſo haben Sie wohl Recht. So lange man ihn ſo ſehr nothwendig braucht, hat er nichts zu beſorgen. Aber des Menſchen ärgſte Feinde, ſagt die Schrift, ſind ſeine eigenen Hausgenoſſen. —

No. CL.

Johannes v. Müller an Forſter.

25. Nov. 1788.

J'ai deux choses à vous demander, mon cher ami. La première c'est une prière à faire à votre beau-

père. J'ai été à Fulde, comme vous savez, au mois d'Octobre, là j'ai été persécuté par un jeune homme, étudiant en médecine, fils du bourguemaître (et en même tems aubergiste) Hinkelbein, pour le récommander à M. Heyne afin de jouir d'un Freitiſch l'été prochain. Ce sont de braves gens et le jeune homme semble avoir des talens et beaucoup de zèle; d'ailleurs Bibra s'y interesse aussi et je crois que le nouvel évèque lui payera le voyage, etc. Ainsi si vous écrivez à Göttingue, voyez s'il y auroit moyen de lui procurer ce qu'il desire tant, et dites bien à M. Heyne que c'est à regret que je me suis chargé de cette récommandation, mais que je n'ai pas pu l'éviter, et qu'au reste je n'abuserai jamais de son amitié pour de telles choses.

Le second article concerne un bréviaire. J'ai été prié par un ami de Suisse, de lui acheter occasionnellement un Breviarium romanum (de 4 volumes) qui n'a pas besoin d'être neuf pourvu qu'il ne soit pas trop gâté. Il croyoit que dans une aussi sainte ville tout en regorgeoit, cependant je ne sais où lui en trouver un. Il y en a une quantité considérable à la bibliothèque des Jésuites, dont je voudrois que vous puissiez m'en ceder un pour un prix raisonnable. Il est vrai que je ne sais pas si vous en avez le pouvoir; reflechissez-y, demandez si vous voulez, à Dichtel si Diezo peut-être a fait cela quelquesfois; ou bien — faites ce que vous croirez le mieux. Seulement si vous pourriez le faire, je serois bien aise que cela fût avant le départ de Huger, qui va en Suisse et que j'en chargerois. Il part dans une quinzaine de jours. Si vous voulez, je demanderai à Horix la permission.

Mille pardons de tout cela, qui vous prouve bien que je compte beaucoup sur votre amitié, laquelle fera paroitre tout simple ce qu'on appelleroit à juste titre indiscrétion. Je suis à jamais de coeur et d'âme, tout à vous.

S'ils savoient à Berlin que je cherche à acheter un Bréviaire! et à semer de tels livres en Suisse! Il ne suffiroit pas du Cryptocatholicisme, j'aurois le grade de Missionnaire cryptojésuitique; et l'Américain de même! il seroit le colporteur du papisme.

No. CLI.

Johannes v. Müller an Forſter.

26. Nov. 1788.

Je vous suis bien obligé mon très cher F. de l'une et l'autre complaisance que vous avez bien voulu avoir. J'eccepte l'éxemplaire de Dichtel pour six flor. et je lui en serai obligé. Ce qui m'empéche quelquefois le soir de sortir, c'est l'incertitude si je ne serai pas appelé, et le jour c'est le nombre de choses que j'ai trop négligées et qu'il faut étudier à present.

A la bonne heure qu'il y ait quelque retard au convent de S. Claire, pourvu qu'on voye du mouvement et que vous poussiez l'affaire *tant que possible*.

Je suis du meilleur de mon coeur, à vous mon cher F. pour toujours.

Au rèvoir au premier jour.

No. CLII.

Johannes v. Müller an Forſter.

28. Nov. 1788.

Je suis bien affligé, très cher ami, de votre indisposition, je tacherai si je puis de venir voir aujourdhui moi-même comment cela va. Mille remercimens du Bréviaire; j'ai fait donner les six flor. à votre domestique. Nous allons donc être reçus vous et moi, dans la propagande.

Pour moi, je crois qu'il n'y a pas deux hommes de la même *réligion;* que c'est l'affaire du coeur, et que *l'église* est une affaire de police. Je suis pour la providence *la plus spéciale*, parceque le contraire m'a toujours paru très peu philosophique; nous créons un Dieu à notre image, en croyant qu'avec le soin de l'ensemble il ne sauroit réunir celui des parties dont il est composé; d'ailleurs, *l'ensemble* est un mot, il n'existe que dans les *parties.* Cela fait croire aussi que Dieu conduit chacun aux idées et aux sentimens qu'il doit avoir selon le rôle qui lui est assigné ici-bas, et que c'est pour cela qu'il y a autant de réligions que de mortels.

Je pense que nous sommes fort loin de ces beaux jours de liberté parfaite, même je doute que les hommes soyent faits pour ce beau don.

Je suis de coeur et d'âme, mon bien cher Forster, tout à vous.

No. CLIII.

Johannes v. Müller an Forſter.

1. Dec. 1788.

Je suppose que M. de Strauss vous aura dit de remettre *à lui* ce mémoire. En le lui portant, ou en le lui envoyant vous ferez bien de lui représenter encore, combien la chose est *pressante*, et qu'à cet égard il n'y a qu'un cri du public d'ici et de l'étranger. Puis il ne faut pas cesser les instances pour avoir une *résolution*, et à cet égard je serai de moitié avec vous. Votre plan est parfait

Je suis bien aise que vous soyez quitté de votre colique.

Nous sommes dans le même cas tous deux d'avoir beaucoup à faire; et tant mieux; on ne vit qu'autant qu'on agit. Nous nous verrons quand nous pourrons, et toujours nous saurons nous trouver quand l'un aura besoin de l'autre. Vale.

No. CLIV.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 10. Dec. 1788.

Haben Sie Dank für alle gute Nachrichten, die Sie mir geben. Ja wohl haben Sie Recht! der ſicherſte Grund für unſere Glückſeligkeit und Ruhe iſt von Andern weniger erwarten, von ſich ſelbſt Alles fordern. So wird Alles, was man allenfalls mehr erhält ein erfreulicher Gewinn. So iſt es im Danke bei erzeigten Wohlthaten, in der Freundſchaft und Liebe, und ſogar in Ehrenbezeigungen. Und denke ich mir am Ende hinzu: und ſo mag die Welt hingehen, wo ſie will. Das iſt, wenn Sie wollen, Troz. Auch der iſt gut und beſſer als unbehagliche Empfindlichkeit.

Eine Recenſion von Voyage en Suisse und Lettres sur l'Italie von Dupaty ſollen mir lieb ſeyn. Was Ihr Memorial für Folgen haben wird, bin ich begierig. Ich hoffe, gute. Mich, freut daß Sie nicht gezögert haben. Das war für Sie ſo wichtig! auch bei Ihren Neidern.

CLV.

Forſter an Bieſter in Berlin *).

Mainz den 19. Dec. 1788.

Haben Sie den ſchönſten Dank, mein Lieber, für Ihre Mittheilung. Ich habe gewiß nicht gelacht, wohl aber mich gefreut, denn Sie treffen den Nagel auf den Kopf, indem Sie meinen Aufſatz als ein Beruhigungsmittel für ſchwache Gewiſſen anſehen, die der fromme Eiferer etwas geängſtet haben könnte. Indeſſen erlauben Sie mir diesmal, daß ich ihn lieber ohne alle Gloſſe zum Druck hingebe, denn durch Ihren Salvum conductum würde ich den Anſchein erwecken, den ich durchaus zu vermeiden gedenke, *daß mirs durchaus um das Incognito zu thun ſey*. Nein, ich bleibe incognito, wenn es ſich nach den Umſtänden thun läßt, weil der Name diesmal nichts zur Sache thut, und weil von Leuten, die ſo ſchlecht denken, wie der Schriftſteller, der gegen S. in dem Tone ſchreiben konnte, im Grunde nicht viel Billigkeit zu gewärtigen ſteht: allein ich würde jede Zeile zerreißen, zu der ich mich nicht im *erfor-*

---

*) Der Aufſatz über Proſelitenmacherei ſcheint die Veranlaſſung zu dieſem Briefe zu ſeyn.

derlichen **Fall** bekennen möchte. Sie verſtehen mich; ein anderes iſt, gern unbekannt bleiben; ein anderes, die Entdeckung ſcheuen. Meine Freunde, die meine Lage und Verhältniſſe und die Malignität der Intoleranz kennen, werden von ſelbſt wohl ſchweigen, um mir Verdruß zu erſparen. Iſt einer indiscret, ſo muß ich es hingehen laſſen und **auf das Gute, was ich ſtiften wollte** und ſicher ſtiften werde, trotzen.

Anmerk. — Der Aufſatz über Proſelytenmacherei ſcheint die Veranlaſſung zu dieſem Briefe zu ſeyn.

No. CLVI.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 21. Dec. 1788.

Wegen Ihres Bibliothekplatzes bin ich auf eine ſonderbare Weiſe compromittirt. Ich erhalte vor ein paar Wochen ein Schreiben der mediciniſchen Facultät in Mainz an die Societät der Wiſſenſchaften, worin die Erfahrungen verlangt werden, auf welche man ſich in den göttinger Anzeigen 171. Stück, in der Recenſion der Hofmanniſchen Schrift beruft: von der Schädlichkeit einzelner Zimmer eines Hoſpitals für einzelne Kranke; beigelegt war Copia Rescripti Eminent. an die Facultät. Fatal war es: die Recenſion war von Fiſcher, und der iſt nicht hier. Die Societät konnte hier nicht Rechenſchaft geben für eine Privatgeſinnung, noch weniger konnte ſie die Erfahrung eines Andern ſuppliren. In

dieſem Sinne habe ich auch zurückgeantwortet. Leid thut es mir, daß nun Herr Fiſcher ins Gedränge kommt, aber es iſt nicht zu helfen.

CLVII.

Johannes v. Müller an Forſter.

22. Dec. 1788.

J'ai aussi un hôpital chez moi, il n'y avoit de bien portant que mon individu. Cependant je vous aurois répondu, si je n'avois compté le faire de bouche, ce qui n'a pu s'exécuter.

Veuillez en attendant m'envoyer un compte que vous devez avoir, du libraire Andreä, et qui est dans la même catégorie. Alors je les présente ensembles à la Députation, et je verrai si elle ne veut pas payer. Les deux questions ci-jointes que je vous prie, mon cher ami, de vouloir envoyer à la Bibliothèque, pour être répondues par Dichtel, viennent l'une de l'Electeur, auquel on a offert cette piece (rare et très spirituelle; ce qui ne se trouve pas communément ensemble), l'autre de M. de Salis, ministre de France aux Grisons, qui est interessé de savoir où ce document est imprimé ou s'il l'est.

Plura coram, quand je pourrai; *dès que je pourrai.* Adieu, tout à vous.

1) Ob Pasquillorum libri 2, gedruckt 1543 in Duodez, auf einer unſrer Bibliotheken vorhanden ſind?

2) Ob in Georgiſch Regestis diplom. ad A. 1518. nicht eine lateiniſche Urkunde angeführt iſt, wodurch Maximilian I. dem Biſchof zu Chur Veltlin, Bormio und Chiavenna beſtätigt?

No. CLVIII.

Johannes v. Müller an Forſter.

23. Dec. 1788.

J'ai bien reçu votre billet, cher ami, mais je vous renvoye l'incluse, n'étant pas ce qu'il me faut. Il est question d'un compte de 100 fl. pour des livres de *médecine*. Celui-ci n'est que de 71. et pour des livres *d'économie*. Vous en achetez encore pour une 30me de fl. et puis vous l'envoyez tout simplement à la Députation qui sera bien obligée de payer. Moi je me charge des comptes, qui sont devenus complets pendant mon administration et je n'attends que celui que je vous demande, pour envoyer la dite note à la Députation.

N'avez vous pas aussi un très petit compte d'Alex. pour 11 fl. livres de théologie?

Adieu; fac valeas, c'est l'essentiel; de tout le reste je n'ai aucun doute; tout à vous.

CLIX.

Jaquin an Forſter.

Wien den 24. Dec. 1788.

Hochedelgeborner
inſonders hochgeehrteſter Herr,

Ich habe gehört, daß Euer Hochedelgeboren ſich anjetzo zu Mainz befinden, und bei der kurfürſtlichen Bibliothek angeſtellt ſind, auf welchem Fuße und unter welcher Verbindung weiß ich nicht. Ich ſchreibe daher vielleicht dieſen Brief umſonſt; allein es ſey. Vor einigen Tagen ſtarb zu Peſth in Ungarn Herr Piller, Profeſſor der Naturgeſchichte allda. Die Kanzel iſt folglich erledigt. Ich glaube daß ſein Nachfolger, da die Profeſſur nun zur mediciniſchen Facultät gehört, den übrigen Profeſſoren der Medicin gleich, zwölf hundert Gulden jährliche Beſoldung erhalten wird. Wenn vielleicht dieſe Kanzel Euer Hochedelgeboren angenehm ſeyn ſollte, ſo belieben Dieſelben mir ſolches zu melden, damit ich für Sie agiren kann, und im Falle dieſe Beſoldung nicht anſtändig ſeyn ſollte, mir Ihre Bedingungen zu äußern; womit ich in Erwartung einer baldigen Antwort die Ehre habe, mit aller Hochachtung zu verharren,

Euer Hochedelgeboren

gehorſamſter Diener.

CLX.

Forſter an ſeinen Vater.

Wilna den 27. Dec. 1784.

Theurer, verehrter Vater,

Ich habe jetzt die Bekanntſchaft des Prinzen Maſſalsky, Biſchofs von Wilna, gemacht, und ſpeiſe gewöhnlich ein- oder zweimal die Woche bei ihm. Er iſt ſehr leutſelig und war ehemals ſehr freigebig, als er noch etwas zu geben hatte. Jetzt iſt ſein Tiſch alles, was von ſeiner frühern Größe übrig bleibt, denn er hat ungeheuer viel im Spiel verloren, was er noch immer fortſetzt. Sein Landſitz in Werki, ungefähr drei Viertelſtunden Weges von der Stadt, iſt ein hübſcher romantiſcher Fleck, den er nach Art eines engliſchen Gartens einrichtet. Sein Gärtner war ehemals in des Königs Dienſt in Herrenhauſen, bei Hanover. Er klagt über die Nord- und Oſtwinde, die alle Vegetation hier tödten, und alle Früchte zu reifen verhindern.

Was meinen eignen botaniſchen Garten betrifft, ſo bedeutet er gar nichts; ein kleiner Fleck, kaum groß genug um Kohl darauf zu pflanzen; doch iſt die Rede von einem andern Platz, der gekauft werden ſoll, vielleicht wenn der König nächſten Frühling hierher kommt, was er wiederholt verſprochen hat. Die Naturalienſammlung iſt gleichfalls noch von keinem Werth, da Gilibert, mein Vorgänger, kein Mineralog war; es ſind eine

Menge Herbarien da, die eine große Anzahl Pflanzen enthalten mögen. Ich denke, ich werde mich nächſten Sommer daran machen, um ſie zu ordnen. Für jetzt habe ich genug zu thun meine eigene Sammlung in einige Ordnung zu bringen, was langſam geht, wegen des Mangels an guten Arbeitern, und der Unmöglichkeit Schränke ſchnell genug machen zu laſſen. Ich bin ſehr beſorgt, weil die Mineralien, Bücher, Otaheitiſchen Zeuge ꝛc., die Sie für mich abgeſchickt haben, noch nicht angelangt ſind. — Ich habe meine Lectionen noch nicht angefangen, und kann es nicht thun, eh meine Sammlung aufgeſtellt iſt; Herr Sartoris, der Profeſſor der Chemie, iſt in demſelben Fall und kann ſeinen Curſus nicht anfangen, bis ſein Laboratorium fertig iſt. Ich bin froh, wenigſtens einen Freund unter meinen Collegen gefunden zu haben, mit dem ich auf einem herzlichen Fuß bin; das iſt der Profeſſor der praktiſchen Arzneikunde, ein achtungswerther kleiner Mann, auf deſſen Kopf und Herz man ſich gleich gut verlaſſen kann. —

Die deutſchen Handelsmonopoliſten werden diesmal wahrſcheinlich die Koſten tragen müſſen; Frankreich, obgleich ihr Verbündeter, wird ihnen ſchwerlich bei ihrem jetzigen Streit beiſtehen, da die Eröffnung der Schelde den andern europäiſchen Mächten gleichgültig ſeyn mag, und im Gegentheil der Handel überall frei ſeyn ſollte, wie der König von Preußen es behauptet hat; indem er den freien Verkehr auf der Weichſel gegen die monopoliſirenden Danziger verlangte, die gern allein durch den Handel mit Polen reich werden wollten. Wenn der Krieg, gegen alle Erwartung, allgemein würde, dann wird Europa noch keinen ſo harten Kampf geſehen haben als dieſen. Die beiden kaiſerlichen Höfe, mit England und Dänemark verbunden, bilden ein furchtbares Bündniß. Doch iſt zu hoffen, daß es nicht zum Aeußerſten kommen werde.

Ich ſchrieb Ihnen neulich von dem Büffel, der Żube genannt wird, mit dem Ż; aber ich höre, daß dies ein Fehler iſt, obgleich der König es ſo ausſprach; es muß ein bloßes Z ſeyn. Der Tur iſt ganz ausgeſtorben. Biber und Elenthiere werden noch gefunden, ſo wie der Polatucha. Ich habe einen Virginiſchen in Weingeiſt mitgebracht, um ſie genau mit den inländiſchen zu vergleichen.

No. CLXI.

Forſter an Heyne.

Mainz den 1. Jan. 1789.

Für die Gel. Anz. 1788 danke ich ſchon im voraus. Hrn. Hofmanns *) Eigenliebe mußte freilich von jener Re-

---

*) Kurfürſtlicher Leibmedicus und Director des Medicinalweſens

cenſion ſeines Pamphlets leiden, und auf ſeine Inſtigation hat der Kurfürſt reſcribirt und die Facultät ſich an Sie wenden müſſen. Allein ich fürchte in der That, der alte Mann wird mit ſeinem Hoſpital durchfallen, und Stark iſt noch gar nicht ſo ſchachmatt, wie man es wohl anfänglich geglaubt hat. Er hat eine ſtarke Partei für ſich, und der Coadjutor ſteht oben an. Hr. von Strauß, der bei dem Kurfürſten die Stelle eines Miniſters der innern Angelegenheiten vertritt, iſt auch für ihn, und das iſt denn der Grund, weßwegen die Angelegenheiten wegen des Bibliothekgebäudes ins Stocken gerathen. Man ſucht durchaus die Entſcheidung des Kurfürſten zu verzögern, damit alles in Statu quo bleibe, und das Hoſpital dennoch vollendet werden möge, ſobald Hofmann entweder ſtirbt oder mit ſeinen ſchlechten Anſtalten auf den Sand geräth. Dies iſt denn für mich eine äußerſt verdrießliche Lage der Sachen; dazu kommt noch das Deficit bei der Univerſitätscaſſe, daß nämlich jährlich eine beträchtliche Summe mehr ausgegeben als eingenommen, mithin ganz offenbar vom Fonds gezehrt wird. Bei ſolchen Umſtänden iſt die Univerſität außer Stand zu bauen, welches ſie vollends ruiniren würde. Mir bleibt freilich nichts übrig, als wiederholte Vorſtellungen zu thun, daß etwas geſchehen müſſe, und daran will ich es nicht fehlen laſſen. Allein ſo lange nicht Geld da iſt, und eine mächtige Partei die einzig mögliche Art, wie die Bibliothek mit wenigen Koſten aufgeſtellt werden könnte, hintertreibt, kann man ſich keine große Hoffnung machen.

No. CLXII.
Forſter an F. Jacobi.

Mainz den 2. Januar 1789.

Danken Sie es der Göttin Nothwendigkeit, mein Beſter, daß Sie nicht ſchon einen zweiten Brief von mir erhalten haben, ehe Sie mir antworteten. Ich bin theils eben ſowohl als Sie ſelbſt ſeit dem 14ten December auf meinem Zimmer ein Gefangener und muß meinen Tribut an eine Witterung bezahlen, die ich von ganzem Herzen haſſe. Theils habe ich eine verzweifelte Arbeit vorgehabt die ich auf den Tag liefern mußte. Jetzt kann ich Ihnen ſagen, was dieſe iſt. Archenholz beſchreibt die Begebenheiten Großbritanniens vom vorigen Jahr, unter dem Titel: brittiſche Annalen vom Jahre 1788. Mich hat er angegangen, um die beiden Abſchnitte, Literatur und Kunſt zu liefern, und zwar auf fünf Bogen. Denken Sie ſich das tolle Unternehmen! Ohne Materialien laß ich mich darauf ein, und ſchreibe, weil ich wirklich einmal, zu meinem Erſtaunen, zur Zunft der Schriftſteller gehöre, das heißt, weil ich Waare fürs Geld liefern muß.

Ich habe meine Stunden, liebſter J., wo ich mir es wünſchte, gar nicht ſchreiben zu dürfen; es iſt mir des Schreibens zu viel, und des Handelns zu wenig in der Welt und unter dem Wuſt geht nicht nur das nahrhafte Korn verloren, ſondern um nur einigermaßen gangbare Münze zu liefern, muß man das Gepräge der Zeit darauf ſtempeln, welches nicht immer das ſchönſte iſt. Zudem weiß ich immer nur noch den zehnten Theil von dem, was ich wiſſen müßte, um ſchreiben zu dürfen. Wenn ich ſo etwas fertig habe, möchte ich nur gleich im nächſten Augenblick ins Feuer damit. Allein es giebt eine Wirklichkeit, die meine Träume zerſtiebt und der ich weichen muß. Unter denen, die da ſchreiben, ſind hunderte, die es noch weniger dürften als ich, für einen, der etwa mehr Befugniß hätte, und das Jahrhundert, wie das Menſchengeſchlecht überhaupt, rückt nicht vorwärts in einem regelmäßigen Schritt, ſondern in einer unaufhörlichen Rotation. Der Ball wird von unzähligen Händen geſchlagen, geworfen, geſtoßen, geſtreift, berührt, und alle dieſe verſchiedenen kleinen und großen Impulſionen treiben ihn fort. Alles iſt Extrem, und muß es bleiben, wie ich im Cook geſagt habe, bis ein Gott, oder Buffon's Erſtarrungsepoche hinzukommt. Wenn ich alſo allein nicht im Centro bin und aus dem Centro wirke, was liegt daran, da das überhaupt nicht der Menſchen Sache iſt? Mein Scherflein muß doch beigetragen werden. Nun kommen noch die Pflichten des engern häuslichen Kreiſes hinzu, und ſo ſteht der complette Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts, und ich muß hinzufügen, deutſcher Nation, denn dieſe Species iſt ſehr auszeichnend, vor Ihren Augen da! — Mein Plaudern nimmt kein Ende, denn ich kann keinen Anfang finden. Hier iſt, weil Sie ihn leſen müſſen, die erſte Hälfte meines Cook. Morgen folgt der Reſt. Ich habe ihn aus dem Buche ausgeſchnitten, weil ich ihn muß abdrucken laſſen, und da fiel mir ein, ich könnt ihn Ihnen erſt ſchicken. Leſen Sie ihn bald durch und ſchicken mir ihn wieder, ſobald Sie nur können, denn er muß gleich nach Leipzig, ſobald er von Ihnen zurückkommt, und ich hätte doch gern Ihre Animadverſionen vorher, wenn etwa hin und wieder ein beſſerer Sinn herausgebracht werden könnte. Mit der verzehrenden Anſtrengung, womit ich dieſen Aufſatz ausgearbeitet habe, habe ich nie etwas gemacht; meine Frau glaubte, es würde mir das Leben koſten. Der Winter war böſe, ich war in Polen oder eigentlich in Lithauen, hatte drei Monate lang einen Huſten, der der Lunge drohte, und meine einzige Erholung war, jeden Abend meiner Frau vorzuleſen, was ich den Tag über gemacht hatte, und dann ein paar Stunden lang an einem reichhaltigen Buche uns beide zu ergötzen.

Sie und Leibnitz haben gut ſprechen. Sie müſſen nur bedenken, daß ich über dreißig Jahr alt war, ehe ich ein Compendium der Logik in die Hände bekam, und nun mußte ich zu gleicher Zeit meine Vorleſungen lateiniſch ausarbeiten, polniſch lernen, eine andere Wirthſchaft, einen Haushalt in Lithauen anfangen, ein Weib nehmen u. ſ. w., da kommt man wohl in der praktiſchen Philoſophie weiter, aber nicht ſo leicht in der Speculation. Ich bekenne, daß ich nicht Urſache zu klagen habe, denn aus einem Geſchöpf, organiſirt wie ich, und ſituirt wie ich in meinen erſten vier und zwanzig Jahren war, konnte nach aller Wahrſcheinlichkeit auf keine andere Art etwas Beſſeres werden, als ſo geworden iſt. Allein, mein Freund, daß ich die Mängel und Lücken nicht gewahr werden ſollte, daß ich nicht merken ſollte, wo eigentlich ein Organ mehr, oder eine Receptivität mehr ſeyn ſollte, als ich habe — oder (denn eben übereilte mich ein Schreiben) daß ich nicht ahnden ſollte, was geworden wäre, wenn Organe, wovon die Spur noch vorhanden iſt, von früh an geübt worden wären, — das Gefühl kann und mag ich mir nicht nehmen.

Ich glaube daher, und das iſt nicht etwa kindiſche Ziererei, ich glaube alles Ernſtes, Sie thun mir zuviel Ehre an, indem Sie mir Ihre Beilagen zum Durchſehen und Durchkritiſiren ſchicken. Das Erſtere macht mir unbeſchreibliche Freude; an das Letztere reicht meine Kraft wenigſtens jetzt nicht. — „Es iſt ſchrecklich, ſagen Sie, wie unwiſſend dieſe Leute ſind.“ — Ja wohl, Lieber, das glaube ich Ihnen gern und bitte Sie nur, mich mit zu dieſen Unwiſſenden zu zählen, denn ich müßte wahrlich die Weisheit per inspirationem empfangen haben, wenn ich etwas wiſſen ſollte. Den gottloſen Leuten kann man ihre Unwiſſenheit nur nicht ſo leicht verzeihen wie mir, weil ſie ſie nicht ſo gern eingeſtehen. Sehen Sie, von Carteſianiſcher und Leibnitziſcher Philoſophie weiß ich aus eigener Prüfung noch nichts. Es iſt unmöglich, daß ich noch hätte dazu kommen können, den Einen oder den Andern zu leſen. Aber ehe ich funfzig Jahre alt bin, ſoll es geſchehen, das verſpreche ich mir.

Was Sie in Ihrem lieben Hume gegen Kant ſagen, hat mir ſehr eingeleuchtet. Ich habe es neuerdings wieder durchgeleſen, und nun iſt es mir wieder gegenwärtig. Was Sie insbeſondere S. 229. Z. 7 — 14 ſagen, iſt ſo wahr, daß Lichtenberg, der ſehr an Kant's Philoſophie hängt, auch ganz richtig für den Egoismus entſchied, weil er einſah, daß das Syſtem ohne dieſen nicht conſequent ſeyn könne. Ich wünſchte, nicht für mich, aber für Andere, daß Ihr Beweis gegen die Kant'ſche Hypotheſe, daß Raum und Zeit nicht bloß in der Vorſtellung, ſondern in den Dingen ſelbſt gegeben ſind, auch wo möglich dem ſchwächſten Faſſungsvermögen näher gebracht werden könnte. Ich habe, was mich betrifft, keine lebendigere Ueberzeugung als dieſe, daß keine Vorſtellung mir das Reale als real darſtellt, da doch die unmittelbare Wirkung des Realen auf mich gar nicht zu leugnen iſt, und ich eben deßwegen die Gegenwart dieſes Realen außer mir, wo es iſt, ſo unwiderſprechlich fühle. Der Fehler, den Sie in der mir mitgetheilten Beilage rügen, wird alle Tage begangen, und wenn ihn ein Mann wie Herder begeht, ſo ſcheint er überhaupt einige Nachſicht zu verdienen, weil es wirklich ſchwer ſeyn muß, ihn zu vermeiden. Von der Form der organiſchen Weſen, dem Realen, Subſtanziellen, was ihnen zum Grunde liegt, können wir uns keine Vorſtellung machen; denn das iſt eben ihr Weſen, daß ſie ſich von allen Vorſtellungen und Empfindungen unterſcheidet. Gleichwohl iſt ſie immer das einzige Weſentliche, die wirkende Urſache ſelbſt, die in uns Vorſtellungen hervorbringt. Nun geht alſo alle Augenblicke in uns dieſe Verwechſelung der Form oder Subſtanz mit ihrer Art und Weiſe, uns offenbar zu werden, vor ſich.

Sie müſſen über meine unphiloſophiſche Art zu philoſophiren auch nicht lachen; denn ich decke Ihnen den vielleicht verworrenen Gang meiner Vorſtellungen auf, damit Sie ſehen, wie viel ich von der Sache gefaßt habe, und mich zurechtweiſen können, wo es nöthig iſt. — Haben wir von endlichen Weſen, inſofern ſie wirklich ſind, keine Vorſtellung (wohl aber das innige Bewußtſeyn ihrer Exiſtenz, weil ſie allein uns das Bewußtſeyn unſerer eigenen Erfahrung gaben und geben konnten), ſo begreife ich wenigſtens nicht den Verſuch, ſich von dem unendlichen Weſen, von Gott, eine Vorſtellung machen zu wollen. Und gleichwohl, kaum fangen wir nun an, die Idee: Gott, zu denken, ſo wollen wir ſie auch ſchon in unſern Kreis bannen, in den Kreis, wo alles nur nach Einheit und Vielheit, nach Thun und Leiden, nach Ausdehnung und Succeſſion erkannt wird.

Dies mit einem Weſen, welches von der Sphäre, von der Einſchränkung frei iſt, wovon jene Begriffe die angebornen Folgen ſind? Ich geſtehe, das ſchien mir von jeher ungereimt und unphiloſophiſch. Was das Leben ſey, welches in uns iſt und außer uns auf uns zurückwirkt, wiſſen wir nicht, und des Lebens Leben möchten wir gern begreifen wollen? Oder was heißt es, Gott eine Vorſtellungskraft, ein Bewußtſeyn, ein Denken, ein Handeln nach Abſichten beilegen? Jedes von dieſen Attributen iſt und bleibt, wenn wir uns überhaupt nur etwas dabei denken, Attribut des endlichen Weſens. Wenn wir von Gott geſagt haben, Er iſt, ſo haben wir, glaube ich, das Einzige geſagt, was wir ohne Anthropomorphismus ſagen können, und dieſes Einzige iſt wirklich Alles. Zu ſeyn ohne Einſchränkung, muß wirklich herrlicher ſeyn, als zu ſeyn mit Einſchränkung, und Empfinden, Denken ſind nur Arten des letztern. Ich weiß alſo auch nicht eigentlich, was Mendelsſohn ſo ſehr an Leſſing's Genuß außer dem Begriff auszuſetzen fand. „Es iſt ein Sprung über ſich ſelbſt hinaus!“ Und was denn mehr? Sobald ich mir erlaube, ein Weſen, das nach aller einſtimmigen Anerkennung außer dem Begriff liegt, zu denken, d. h. in den Begriff zu bringen, ſo begehe ich freilich ſchon den erſten Solöcismus und nun folgen die andern ganz natürlich; nun denke ich mir auch ſeinen Genuß, ſeine Art und Weiſe zu ſeyn, d. h. ich thue ihm die Ehre an, mich an ſeiner Stelle zu denken. Iſt aber das Weſen außer dem Begriff, ſo iſt es auch ſein Genuß. Die Vorſtellung hat hier nichts zu ſchaffen; aber Empfindung iſt ja exquiſiter als alle Vorſtellung, ſie iſt ja der Friede, der höher iſt als alle Vernunft! Etwas hievon ſagte ich einmal, wiewohl in einem andern Zuſammenhange, dem berühmten Herrn Meiners. Er verſicherte mich, dies ſey Atheismus, und wer keinen Gott annehme, welcher denken und nach Abſichten handeln könne, der ſey ein Atheiſt. Ich erwiederte, wie ich mir Gott dächte, könne er noch etwas viel Beſſeres, als denken rc. „Das, ſagte er: begreife ich nicht" — und er hatte freilich vollkommen Recht. Der Fehler lag nur auch darin, daß ers begreifen wollte.

Ich geſtehe, angewandt auf die Gottheit, kann ich der Stelle aus Kant's einzig möglichem Beweisgrund S. 43 und 44, die Sie in der Note zu der Beilage anführen, keine Stringenz abgewinnen. Ich habe keinen Begriff von dieſer Rangordnung, von dieſen zur Vollkommenheit nothwendigen Eigenſchaften, und ich will mich gern gefangen geben, wenn Kant den Satz, den er als Axiom hinſchreibt, klar beweiſen kann: daß nämlich, wenn Verſtand und Wille, nur durch die Gottheit, an andern Weſen als Folgen, nicht als ihre beiwohnenden Beſtimmungen anzuſehen ſind, die Natur eines ſolchen Urweſens nicht das ſey, was man ſich denken muß, wenn man einen Gott denkt. Ich ſetze voraus, daß Kant ſich hier nicht mit meiner eigenen Methode hilft, und dieſe Phraſis, einen Gott denken, durch ein perimpossibile erklärt, wodurch wir mit einander zuſammentrăfen. Iſt dieſes nicht, ſo möchte ich wiſſen, wie er mir begreiflich machen will, daß *Verſtand und Wille*, als *ſolche*, dem unendlichen, ewigen Weſen beiwohnen, für welches Succeſſion und Ausdehnung, Leiden und Wirken, oder Einſchränkung aller Art, nichts ſind. *Wirken, Handeln, Thun* können wir uns nie denken, ohne Zeit und Raum zur Conſtruction des Begriffs hinzuzunehmen, und das Unendliche widerſtrebt dieſen Vorſtellungen, die nur im endlichen Weſen gegeben ſind. Nur für uns ſind jene Beſtimmungen, denn wir ſind endlich und begränzt. Die Gottheit, von deren *Art zu ſeyn* wir ſchlechterdings keinen Begriff haben, iſt darum nicht ein *blindlings* nothwendiger, ſondern ein *lebendiger*, unendlicher, ewiger Grund aller Dinge. Gott iſt *der da iſt*; wir ſind in ihm, obgleich *wie* wir in ihm ſind, uns unbegreiflich bleiben muß. Ich weiß nicht, ob Sie folgendes Beiſpiel einigermaßen in Parallele bringen können: Das Sonnenlicht können wir freilich weder riechen, noch ſchmecken, weder betaſten, noch (ohne Verdichtung) ſehen; iſt es darum minder die Quelle des Riechbaren, Schmackhaften, Fühlbaren und Farbigen im Apfel? Wenn unſer Bedürfniß hier eine Rangordnung ſtiftet, und den Apfel zu etwas Vollkommnern als das Licht erhebt, ſo iſt doch das ſchwerlich die Rangordnung der Natur. Wie viel weniger dürfen wir dieſen Maßſtab anwenden, wenn von einem Weſen die Rede iſt, welches, wenn wirs *ahnden* oder *empfinden*, das Weſen κατ' ἐξοχὴν genannt werden muß? Gedacht werden kann es im ſtrengſten Verſtande gar nicht. Das haben Sie ſelbſt bewieſen. Die Frage von Freiheit und Nothwendigkeit begreife ich eben ſo wenig. Sie liegt außer unſerm Kreiſe. Was iſt Zeugung? Das konnt' ich in der Naturgeſchichte noch nie begreifen, denn ich kam immer an den Punkt, wo das Endliche mit dem Unendlichen, das Zeitliche mit dem Ewigen, das Unſichtbare, Unbegreifliche mit dem Ausgedehnten — wie ſoll ich ſagen, angränzt, oder zuſammenhängt, oder ſich ſcheidet? Nur Eins weiß ich: wo der Geiſt iſt, da iſt Freiheit; je mehr wir des Lebens in uns haben, deſto freier ſind wir.

Nun, mein beſter Freund, retten Sie mich aus meinen Irrthümern, wenn es Irrthümer ſind. Ich glaube im Grunde, daß ich leicht zu retten bin, denn Unwiſſenheit iſt mehr mein Fehler als falſches Wiſſen.

Ich muß, ob ich mich gleich entſetzlich verſpätet und verplaudert habe, noch ein Wort über eine Stelle Ihres Briefes ſagen. Bei allen endlichen Naturen, ſagen Sie, muß das Es oder Er und das Du vor dem Ich geſetzt werden. Im Hume S. 177. ſagten Sie in der Anmerkung: das Ich und das Du wird gleich bei der erſten Wahrnehmung unterſchieden. Aber in dem Maße, wie das Du deutlicher wird, wird auch das Ich deutlicher. Dies iſt beſtimmter und, wo ich nicht irre, etwas verſchieden von dem, was Sie mir ſchreiben, wenigſtens leuchtet es mir mehr ein.

No. CLXIII.
Forſter an Jacobi.

Mainz den 3. Januar 1789.

Sie werden gelächelt haben über meinen geſtrigen Brief? Ich war ins Schreiben gekommen und konnte nicht aufhören. Wie anziehend und anſteckend dieſe Sucht ſey, über Dinge, die eigentlich wie Tantalus Äpfel ſo hangen, daß wir ſie nicht erreichen können, zu deraiſonniren, müſſen Sie nur an meinem Beiſpiel errathen. Von einer andern Seite weiß ich auch wieder keine Beſchäftigung, welche die Geiſteskräfte mehr ſchärfte und übte. Der Zweck der geſunden Philoſophie muß doch wenigſtens dahin gehen, ein für allemal auszumachen, wie weit die Gränzen unſerer verſchiedenen Kräfte reichen, und was außer ihrem Gebiete liegt, und ich denke immer, Ihre Philoſophie hat eben darin etwas ſehr Großes geleiſtet, daß ſie der Empfindung zurückgegeben hat, was die Denkkraft uſurpirt hatte.

Eberhard's Recenſion Ihrer Schriften iſt mir nicht zu Geſicht gekommen, bis ich ſie heute durchlas. Er muß geglaubt haben dem Andenken Mendelsſohns dieſe Parentation ſchuldig zu ſeyn, anders erkläre ich ſie mir nicht, und auch alsdann iſt ſie mit dem Parteigeiſt abgefaßt, der immer unbillig zu ſeyn pflegt. Ich hätte nicht geglaubt, daß er ſo heftig ſchreiben könnte. Meine Aeußerung, ihn betreffend, als eines gar lieben Mannes, beruht auf etlichen Converſationen, die ich in Halle mit ihm gehabt habe, wo er mir ſo geſchienen hat. Ich habe ihm den vorigen Sommer geſchrieben, allein er hat mir nicht geantwortet; ich kann alſo nicht eigentlich ſagen, daß ich in Correſpondenz mit ihm ſtehe. Wollen Sie mich überhaupt wohl lehren, wenn man ſtreitet oder polemiſirt, wie am Ende eine gewiſſe Wärme oder Heftigkeit vermieden werden ſoll? Ich geſtehe, ich kann es nicht dahin bringen, und ſie thut kein Gut, wenn ſie gleich oft das Argument näher ans Herz zu legen pflegt, als die ganz kalte Disputation. Oder, läßt es ſich zwingen, daß man ſich nicht entrüſte über einen Angriff, der einem offenbar ungerecht, unbillig, unprovocirt zu ſeyn ſcheint, und daß man, um die Indignation auszudrücken, nun wohl ſelbſt etwas anzüglicher wird, als man in einer gleichgültigen Discuſſion geworden wäre? Ich glaube wahrhaftig, daß ſo etwas in der beſten Welt ſeyn muß.

Mit meinen Arbeiten hier, als Bibliothekar, ſteht es noch im weiten Felde. Des Kurfürſten Unentſchloſſenheit, der Geldmangel der Univerſität, der böſe Wille entgegengeſetzter Parteien, und die mainziſche vis inertiae überhaupt, ſind ſchwere Hinderniſſe. Man kann immer nicht dahin kommen, ein Gebäude zur Bibliothek zu beſtimmen und zu aptiren, und mittlerweile frißt ſie der Staub. Geſtern erhielt ich einen Ruf nach Peſth in Ungarn von Wien aus. Ich glaube, wenn ich mir die Gelegenheit zu Nutzen machte, könnte ich dort ein anſehnlicheres Gehalt bekommen, allein Peſth und Ungarn und Lehramt gefallen mir nicht. Ich habe die Erfahrung einmal mit Lithauen gemacht. Mit dieſen ſlaviſchen und hunniſchen Barbaren iſt nichts anzufangen.

Das Wort, womit Sie ſchließen: was wir einander zu erzählen haben werden, wenn wir zuſammenkommen! wiederhole ich mit gleicher Emphaſis. Sie ſind, ſeitdem wir uns ſahen, in England geweſen! und ich hoffe immer noch dieſes göttliche Land noch einmal mit den Augen des Mannes wieder zu ſehen. Zwar iſt es mancherlei, was ich hoffte. Eine Reiſe nach Italien iſt auch unter meinen Hoffnungen. Wenn man ſeine Tage froh hinlebt im häuslichen Kreiſe, alſo nicht ängſtlich hofft, ſind dieſe Spiele der Phantaſie eher ergötzlich.

CLXIV.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 16. Jan. 1789.

Sie werden aus den Blättern, welche Ihre Beilagen begleiten, wenn ſonſt nichts, doch ſo viel gewiß erſehen, liebſter Freund, daß Ihre Schriften mich vom Augenblick an, wo ich Ihren letzten Brief erhielt, bis jetzt beſchäftigt haben. Ich ſollte es nicht thun, denn ich fühle zu ſehr, daß ich mich in ein Feld wage, wohin ich nicht gehöre, und ich ſtehle überdies die Zeit meinen gewöhnlichen Beſchäftigungen; allein wer kann für das Hinreißen? Ich fühlte ein wahres Bedürfniß, meine Begriffe, meine Art die Sache anzuſehen, ſo verworren das alles ſeyn mag, Ihnen darzulegen. Vielleicht lerne ich auf dieſe Art mehr Metaphyſik und leichter, als aus den Büchern.

Ihr beſtändiges Kränkeln ſchmerzt mich ſehr, denn ich denke, in dem Mittelalter pflegt ſich die Geſundheit, auch bei ſchwächlichen Conſtitutionen, zu ſetzen, und einen Grad von Stärke mehr, wäre es auch nur ein klein wenig mehr Unempfindlichkeit gegen die Witterung, zu gewinnen. Allein ich wette, Sie ſtören die Verdauung durch Anſtrengung des Kopfs und das reibt uns auf.

Herzlich danke ich Ihnen für die Aufſätze aus dem Muſeum, die ich noch nicht geleſen hatte. Auch mir will der poſitive Deismus nicht ganz gefallen, ſo wenig ich im Stande bin aus Starke und ſeiner Orthodoxie etwas zu machen. Ich habe, wie Sie ſehen werden, keine Einwürfe gegen Ihre Beilage Nr. 2., ſondern ſtimme, was Herder betrifft, ganz mit Ihnen überein. Sie gehen einmal von dem wahren Satz aus: Menſchen können von Gott und überſinnlichen Dingen doch immer nur menſchlich ſprechen, denn ich gebe zu, wenn nicht mein Fall Gnade finden kann, daß es beſſer wäre, lieber gar nicht, als in unaufhörlichen Contradictionen zu ſprechen. Nun raiſonnirt aber Herder friſch drauf los über Gott, und meint Wunder, wie deutlich und faßlich er alles gemacht habe. Sie zeigen ihm alſo, dünkt mich, ſehr gut, daß er ſo inconſequent iſt — wie ein jeder andere ehrliche Mann über dieſes Capitel. Ich wiederhole indeſſen meine Bitte, mir *meine Anſicht* der Sache nicht als Vorwitz zu deuten; ich glaube nur, daß ich Sie dadurch auf den rechten Geſichtspunkt führe, wo Sie beurtheilen können, wie weit ich gekommen, und wie weit ich zurück bin. In unſerer Welt ſteht das Entfernteſte, was dem Anſchein nach nichts gemein hat, oft in ſo enger Beziehung, daß ich mir nicht mehr getraue, wie wohl ehedem, die Metaphyſik als unnütz, zeitverderblich und unfruchtbar zu verwerfen. Allein ich geſtehe doch bei alle dem, daß ſie mir auch jetzt außer dem Nutzen, die Verſtandeskräfte zu ſchärfen, im Leben ziemlich entbehrlich ſcheint! Das Schlimmſte iſt, ſie gewöhnt den Geiſt ſo ſehr an einen gewiſſen entfernten Geſichtspunkt, der alles faßt, daß man ſich hernach zu den gewöhnlichen Verhältniſſen des ſublunariſchen Daſeyns ordentlich herablaſſen muß.

Anmerkungen.

Perſon — **Persona** geht auf den Schall, den die Larve modificirt und der ſie durchdringt. Die unmittelbare Ableitung hievon, die dramatiſche Perſon, das Individuum, welches ein anderes Individuum vorſtellt, führte zur letzten, abgezogenſten Bedeutung, in welcher das Wort genommen werden konnte: ein Individuum, das ſich — ſich ſelbſt vorſtellt (ſeiner ſelbſt bewußt iſt). So ward Bewußtſeyn ein Element des abſtracten Begriffs, Perſönlichkeit.

Wer die Gottheit als ein vernünftiges Weſen (Intelligenz) anerkennt, geſtehet ihr alſo eo ipso die Perſönlichkeit zu; denn nach dem Sprachgebrauch der Philoſophie iſt Perſönlichkeit ein Daſeyn mit Bewußtſeyn, das iſt ein vernünftiges Daſeyn.

Was ſcheuet und bäumt ſich denn der Herder'ſche Pegaſus vor der Perſonalität Gottes? Warum werden die drei theologiſchen Perſonen mit ins Spiel gezogen, die unſerer Frage, ſollt' ich meinen, ganz fremd ſind? Rathe ich recht, ſo greift man die Perſönlichkeit an, um nicht das Anſehen zu haben, als verwerfe man die Intelligenz, übrigens aber wohl wiſſend, daß dieſe mit jener ſteht oder fällt; man trennt daher, wo nicht zu trennen iſt.

Unter dieſer Vorausſetzung iſt das aut — aut der Beilage ganz am rechten Orte. Wer ſich einmal darauf einläßt, die Vernunft zur Richterin über die Art und Weiſe der Exiſtenz Gottes zu erheben, dem darf man getroſt zurufen: entweder conſequenter Theismus, oder conſequenter Spinozismus! Entweder ein vernünftiger Gott oder ein nicht vernünftiger, d. i. ſo gut als gar keiner.

Was ich dabei zu erinnern habe, iſt eben das, wo ich nicht irre, was Leſſingen den Ausruf abnöthigte, „da muß ich etwas ganz Neues zu hören bekommen!“

Leſſing bezog ſich damit gewiß nicht auf die von ſeinem Freunde behauptete Perſönlichkeit Gottes allein, ſondern auch auf die beinahe völlig ſynonyme Eigenſchaft des Verſtandes, den er ihm beigelegt hatte. Ein perſönlicher, d. i. ein verſtändiger Gott war der Vernunft Leſſing's unbegreiflich; ob er ihn darum geleugnet habe, iſt eine ganz andere Frage. Als etwas ganz Neues erwartete er von ſeinem Freunde eine Demonſtration, die ihm jene verſtändige Urſache der Welt begreiflich machen ſollte, eine Demonſtration, die ſein Freund ihm nicht geben konnte und nicht zu geben verſuchte.

Leſſing erblickte nämlich auf beiden Seiten nur unbefugte Anmaßungen der menſchlichen Vernunft. Wie wir uns auch krümmen mögen, ſo bleibt der Verſuch, eine Rangordnung der Energien feſtzuſetzen, allemal abſurd. Die Macht vor dem Willen, oder der Wille vor der Macht, was iſt das Begreiflichſte von beiden? Das Dilemma bleibt unantaſtbar: entweder büßen wir alles ein, was die Idee der Gottheit für uns Intereſſantes hat, indem wir ſie auf Subſtantialität einſchränken, oder wir modificiren ſie nach Einſchränkungen der Zeit und des Raumes (des Fließenden und des Ausgedehnten) zu einem widerſprechenden, anthropopathiſchen Hirngeſpinnſte. Die Vernunft kann keinen dritten Weg einſchlagen, ſobald ſie ſich die Entſcheidung anmaßt. Iſt ſie beſcheiden und umfaſſend genug, ſo erkennt ſie ihre Schranken, und hüllt ſich in ihre Unwiſſenheit. Ich glaube, dies war Leſſing's Fall, denn er behauptete von einer höhern Kraft, daß ſie unendlicher, vortrefflicher ſeyn müßte, als dieſe oder jene Wirkung, und daß es für ſie eine Art des Genuſſes geben könne, der nicht allein alle Begriffe überſteigt, — ſondern völlig außer dem Begriffe liegt.

Dieſelbe Vernunft, der im Spinoza der perſönlich vernünftige Gott ein Widerſpruch dünkt, der alſo Atheismus zu ſeyn ſcheint, dieſelbe Vernunft entſcheidet im Theiſten, daß Spinozismus, Fatalismus, Determinismus alle ebenfalls auf Atheismus hinauslaufen. Wenn man die Reſultate zuſammennimmt, ſo ergiebt ſich gleich auf den erſten Blick, daß die Vernunft viel leichter beſtimmen könne, was Gott nicht iſt, als was und wie er iſt. Woher kommt aber das Beſtreben der Vernunft, ſich über dieſen Gegenſtand zu unterrichten? und wie ſoll man dem Mißbrauch Einhalt thun?

Was den Mißbrauch betrifft, ſo iſt er in allen endlichen Dingen bei dem Gebrauch unvermeidlich; wir müſſen uns gefallen laſſen, beide zuſammen hinzunehmen, wo wir irgend eine Fähigkeit hinnahmen; und wenn im gegenwärtigen Falle der Gebrauch gar zu leicht, ohne daß wir es gewahr werden, Mißbrauch (d. i. unzweckmäßige Anwendung) wird, ſo könnte vielleicht am Ende der Mißbrauch ſelbſt, indem er das Denkbare endlich erſchöpft, zum Zweck führen, und in gewiſſer Rückſicht doch rechtmäßiger Gebrauch ſeyn. Irgend ein Fünkchen Wahrheit findet die Vernunft überall, wenn es auch überall in der Hülle des Irrthums ſteckt; und verfehlt ſie, wie es nicht anders ſeyn kann, den Fang, den ſie ſo dreiſt zu thun gedachte, fängt ſie die Gottheit wie in ihrem Netz, ſo fängt ſie wenigſtens Alles, worauf ſie ſelbſt anwendbar iſt. Ich möchte nicht gern Bilder gebrauchen, allein es iſt nicht thunlich, ohne ſie fortzukommen; alſo noch eins. Die Vernunft iſt mir ein lebendiger Spiegel der Realität, und ihr discretives Vermögen, welches uns Bewußtſeyn verſchafft, kann ſich nur in ſo fern äußern, nur dadurch Bewußtſeyn geben, daß es die Einſtrahlung des Realen zurückwirft.

Wenn ſich alſo das Reale unaufhörlich der Vernunft offenbaret und in jeder objectiven Vorſtellung gegeben iſt, ſo wundern mich die unabläſſigen Verſuche nicht, womit die Vernunft ſich beſtrebt, ihm näher zu kommen. Sie kann der Macht und Herrlichkeit der Offenbarung nicht widerſtreben; das Reale, Wirkende iſt da, dem ſie nirgends entfliehen kann.

Nun aber folgt des ſeel. Hamann's: quot capita tot sensus. Jeder Spiegel reflectirt anders, muß anders reflectiren, entweder weil ſeine innere Beſchaffenheit verſchieden iſt, oder weil er anders gerichtet ward.

Der kindiſchen Vernunft des Wilden iſt das Wirkende im Einzelnen ein Gegenſtand der Verehrung. Er betet an die Kraft des Baums, des Raubthiers, des Windes, des Oceans, des Donners, der Sonne, und des Mondes u. ſ. f. Sehr natürlich iſt die Vorſtellung, daß Dasjenige, was vom Menſchen unabhängig wirkt, nicht geringer ſeyn könne, als der Menſch; ſehr natürlich, ſich Das mächtiger zu denken, von deſſen Wirken der Menſch ſich abhängig fühlt. Was nicht geringer iſt als ein Menſch, muß wenigſtens alles beſitzen, was dem Menſchen eignet, alſo menſchlichen Verſtand; der Uebergang vom Menſchen zur Organiſation iſt gar zu leicht; alſo menſchlich gebildete Götter.

Die Vernunft der Perſer und ihre Phantaſie nahm einen andern erhabnern Flug. Sie allegoriſirte, jedoch ohne bei dem Bilde ſtehen zu bleiben; ihren Gott faßte keine Geſtalt; das Licht, allumherſtrahlend und alldurchdringend, war das Medium ſeiner Anſchaulichkeit, und menſchliche Energie, von ihren Schranken befreit, ſein Weſen.

Der Moſaiſche Gott war noch ſchärfer abſtrahirt und vom Sinnlichen noch mehr geläutert, dagegen aber ganz nach dem melancholiſch-choleriſchen Temperament des jüdiſchen Geſetzgebers zu einem furchtbaren, Rache athmenden und auf ſeine Alleinherrſchaft eiferſüchtigen Weſen gebildet.

Die Platoniſche Gottheit mit ihrem νοῦς und ihrer Weltſeele war auf orientaliſche Vorſtellungsarten gepfropft. Wohin die Philoſophie nach ferner kommen konnte, indem ſie auf den Flügeln des Abſtractionsvermögens das Reale ganz verließ, läßt ſich begreifen.

Unter allem, was die Vernunft gebären konnte, mußte auch der Atheismus möglich ſeyn; er iſt wenigſtens eben ſo conſequent als der Spinozismus, der Deismus und der bloß vernünftige Theismus. Eine

Vernunft, welche ſich feſt an ſinnliche Erſcheinung hält, und nach der Einſchränkung ihres Weſens, oder nach ihrer Natur, die Succeſſion vom Daſeyn nicht trennen kann, iſt in ihrer Art berechtigt, gränzenloſe Ausdehnung für Unendlichkeit, und Folge der Momente ohne Anfang und Ende für Ewigkeit anzunehmen. Es giebt ſchlechterdings nichts, was ſie zwingen kann, aus dieſen Schranken herauszutreten, wenn ſie ſich einmal darin feſtgeſetzt hat, und wenn das Gefühl der eigenen Schwäche nicht ein *Bedürfniß des Glaubens* erzeugt. Kann der Materialiſt ſich über die Schwierigkeit wegſetzen, auf einem Stäubchen im Weltall, zum lebendigen Spiegel dieſes Alls organiſirt zu ſeyn, ohne Aufſchluß über ſeine Harmonie zu verlangen, ſo würde er inconſequent ſeyn, dieſen Aufſchluß ſich auch nur als möglich zu denken, und ſo bleiben die Gränzen der Sinnlichkeit für ihn auch die Gränzen alles Daſeyns. Kann der Idealiſt ſtolz genug ſeyn, um conſequent zu bleiben, ſo muß die transſcendente Unwiſſenheit ſeines Egoismus für die Idee einer Gottheit ebenfalls unzugänglich bleiben. Daher will mir die Witzelei des Provincial (Muſ. Febr. 1788 S. 169) nicht gefallen. Einem Mann, dem die ſinnliche Offenbarung nichts ſagt, dem würde jene *ebenfalls ſinnliche Offenbarung* auf Sinai gewiß auch nichts geſagt haben. Wem die Stimme des Donnerers zu erkennen giebt, daß ein Herr und Gott iſt, der braucht nicht am Fuß des Sinai zu ſtehen, um dieſe Ueberzeugung zu erlangen. Wenn die *Offenbarung* und die Empfänglichkeit beiſammen ſind, ſo iſt das Wunder geſchehen. D'Alembert bliebe alſo nicht auch im Gewitter am Sinai noch Atheiſt, und darum kam er auch einige tauſend Jahre ſpäter auf die Welt. Chriſtus endlich verſuchte es nie, die Gottheit begreiflich zu machen. Das einzige Bild, das er ſich erlaubte und zugleich das hinreißendſte, war die Liebe. Er empfahl Glauben an Gott, und Vertrauen auf die Liebe deſſen, der ſelbſt lauter Liebe iſt; und er verſprach in dieſem Glauben eine Vereinigung, durch welche Erkenntniß allein möglich wird. Damit öffnete er eine Thüre, zur Beruhigung Aller, die ſich an ihrer Unwiſſenheit und an der Hingebung in das Bewußtſeyn einer alles erfüllenden Realität begnügen; und zur ausſchweiſendſten Schwärmerei Aller, die ſich einer zügelloſen Einbildungskraft überlaſſen, weil ſie die Vernunft als Richterin des Unendlichen verwerfen, und nicht zugleich gewahr werden, daß auch der Einbildungskraft der Eingang in jenes Heiligthum nicht offen ſteht.

Wer alſo für Offenbarung empfänglich iſt, der freue ſich ihrer; wer ſich ohne Offenbarung nicht zu rathen weiß, der bitte um Glauben oder um Geduld, und hüte ſich vor Schwärmerei. — Keiner verachte den Andern.

CLXV.

Forſter an Heyne.

Mainz den 19. Jan. 1789.

Hiebei erfolgt die Anzeige von Iſert's Reiſe nach Guinea. Wie gern, wenn ich noch unverheirathet wäre, würde ich mich zur Erforſchung jenes Welttheils entſchließen. Ich ſtelle mir vor, den Negerhandel allmälig zu unterdrücken, wäre kein beſſeres Mittel, als die Neger zu lehren, die Waaren, welche ſie von den Europäern für Sklaven eintauſchen, in ihrem eigenen Lande zu bereiten. Einen gewiſſen Grad von Induſtrie haben dieſe Menſchen doch ſchon. — Es hat mich gefreut zu ſehen, daß Iſert ſehr vortheilhaft von dem Gefühl und den Geiſtesfähigkeiten der Neger ſpricht, die Herr Meiners zu Halbmenſchen herabzuwürdigen ſich nicht geſcheut hat. Vorige Woche ſprach ich mit dem Kurfürſten. Er ſagte mir ſelbſt, die vorläufige Frage wegen des Hoſpitals müßte erſt entſchieden ſeyn, ehe das Gebäude zur Bibliothek beſtimmt würde. Hofmann's Gegenantwort iſt nun heraus, und widerlegt Hrn. Strack ſehr gut, nebenher zeigt er auch Herrn Strack's Unbekanntſchaft mit der Phyſik. Die Mainzer, die es indeſſen nicht leiden können, daß Einer der Ihrigen Unrecht haben ſoll, ſchreien über die Grobheit des Hofmann'ſchen Scriptums, ohnerachtet es nichts weniger als Grobheiten enthält. Es ſoll nun bald in Hofmann's Zimmer und in ſeiner Gegenwart eine Conferenz gehalten werden, wegen der Bibliothek, wozu der Kurfürſt auch den Coadjutor ziehen will, weil dieſer von neuem die Jeſuiterkirche in Vorſchlag gebracht hat. Ich ſagte dem Kurfürſten: wohin die Bibliothek käme, ſey mir gleichgültig, wenn ſie nur einen ſchicklichen Platz erhielte, allein darauf müſſe ich bringen, daß bald Anſtalt auf eine oder die andere Art gemacht würde, die äußerſte Nothwendigkeit ſpreche ja für ſich ſelbſt u. ſ. f. Dies gab der Kurfürſt zu und verſicherte, es ſey ſein ernſtlicher Wille, die Bibliothek einzurichten. Ich muß nun abwarten, was darauf folgen wird.

Die Einnahme von Oczakow wird hoffentlich den Frieden beſchleunigen. Ich habe mit Thereſe an den guten Carl gedacht, wie der nach einem ſo blutigen Sturm mag zu thun gehabt haben, um die Verwundeten zu beſorgen! — — —

No. CLXVI.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 22. Januar 1789.

Inliegend erhalten Sie, liebſter Freund, Ihren Brief an und von Nicolai zurück. Sie fordern kein Urtheil von mir, aber heißt das auch ſo viel, als Sie verbitten es, wenn ich auch Luſt hätte, etwas darüber zu ſagen! Ich glaube nicht! Weil ich indeſſen nichts thun möchte, was

Ihnen unangenehm ſeyn könnte, will ich hier weiter nichts ſagen, als daß Sie augenſcheinlich in dieſer Correſpondenz den Vortheil haben, da Nicolai weder ſchreiben, noch ſeinen Satz sensu strictissimo behaupten kann.

Ueber den frommen Betrug habe ich mich gegen Sie ſchon einigermaßen geäußert. Ich ſtimme Ihnen bei, ſobald Sie den Charakter des Oberhofpredigers Stark nicht vertheidigen, und bin ſehr der Meinung, daß nichts als das Vorſchützen einer gewiſſen Unbeſonnenheit, die vom Parteigeiſt unzertrennlich zu ſeyn ſcheint, die Mißhandlungen, die man ſich gegen den Mann erlaubt hat, gewiſſermaßen entſchuldigen kann. Man ſetzt ſich eine Sache in den Kopf, und glaubt feſt davon überzeugt zu ſeyn, daß nämlich Plan und Abſicht ſey in allem, was Katholiken thun, und daß Zuſammenhang ſtattfinde, wo man ihn nicht vermuthen ſollte. Man glaubt ſich verpflichtet ihn aufzudecken, und die menées sourdes an das Tageslicht zu bringen, die Jeſuiten verdächtig zu machen und die Proteſtanten zu warnen. Nun findet man den Klericus Archidemides und deſſen zweideutiges Klericat. Man glaubt gewiſſe Spuren darin zu finden, die einen Verdacht begünſtigen — und wagt den Sprung, ohne Beweis, den Mann, einen proteſtantiſchen Geiſtlichen, bei dem Publicum anzuklagen und auf den bloßen Verdacht hin ſein ganzes Glück aufs Spiel zu ſetzen. Ich halte dies für die äußerſte Unüberlegtheit. Der Mann ereifert ſich darob, weil er ſich vermuthlich nicht auf dem beſten Wege ertappt fühlt, und trotzt, weil er weiß, daß man juriſtiſch ihm nichts beweiſen kann; und ſo geht die Fehde ihren Gang; ſeine Gegner erhitzen ſich immer mehr und er par contrecoup ebenfalls. Jetzt, und vielleicht von Anfang an, konnte man ſagen: peccatur intra Iliacos muros et extra. Aber gewiß bleibt es immer, daß die Herausgeber der Berliner Monatsſchrift, auf Veranlaſſung des Herrn Sprengeiſen, zuerſt etwas Unverantwortliches, etwas Unbefugtes thaten, einen Mann vor ihren incompetenten Richterſtuhl zu ziehen, wozu ihnen ſicherlich das Recht nicht übertragen war. Die Folge von dieſer gewaltſamen Art gegen vermeintliche Feinde des Proteſtantismus zu Felde zu ziehen, kann keine andere ſeyn, als noch plumpere, intolerantere Ausfälle von der andern Seite zu veranlaſſen, und daran hat es auch nicht gefehlt, denn ſowohl hier in Mainz ſind die Katholiken ſeitdem intoleranter geworden, als auch in proteſtantiſchen Ländern ſelbſt ſcheuen ſich die vorgeblich Rechtgläubigen nicht, das Haupt von neuem zu erheben, in der Ueberzeugung, daß derjenige Recht behalten werde, der das lauteſte Geſchrei erhebt und die beſte unverſchämteſte Lunge hat. Die Denk- und Gewiſſensfreiheit wird ſowohl in dem Preußiſchen als Hanöverſchen wieder eingeſchränkt, und wenn es ſo fortgeht, haben wir einen proteſtantiſchen Ablaßkram ſo ſehr, als jenen katholiſchen zu befürchten.

Ich habe mit der Zurückſendung dieſer beiden Briefe etwas gezögert, weil ich glaubte, in der Zwiſchenzeit würde noch ein Brief von Ihnen, mit dem Ueberreſt meines Cook's ankommen. Dieſer bleibt aus, und ich fürchte, nach allem, was Sie mir von Ihrer Geſundheit ſchrieben, ſind Sie nicht wohl genug geweſen, um ihn abgehen zu laſſen. Vielleicht macht Ihnen auch der Vater Rhein etwas zu ſchaffen, denn es könnte ſeyn, daß er Ihnen einen unangenehmen Beſuch zugedacht hätte. Hier räumen die Leute, die am Waſſer wohnen, ſchon die untern Stockwerke ihrer Häuſer, indeſſen denke ich, es wird gnädiger ablaufen, als im Jahr 1784.

Die Zeit fehlt mir an allen Ecken, und geht mit elenden, nichtswürdigen Geſchäften hin, wodurch für mich und Andere durchaus nichts gefördert wird. Iſt das nicht verdrießlich? Könnte ich doch einigermaßen zu einer Art Independenz gelangen! — liebſter Himmel! ich muß nur ſelbſt über meine Beſcheidenheit lachen; einigermaßen! und eine Art von Independenz! — damit ich die etwa noch übrigen Jahre zweckmäßiger verarbeiten könnte! Allein, es iſt nicht anders; das Gute, welches geſchieht, iſt das Minimum deſſen, welches wir uns vorſtellen können, und unſere Wünſche ſind überall weit vor der Ausführung voraus. Wenn mein Cook Ihnen bis zum Ende gefällt, ſo bin ich damit beſſer zufrieden, als je. Alle Stellen, die Sie angeſtrichen haben, habe ich geprüft und geändert, ſo daß ich hoffe, es wird nichts Weſentliches übrig geblieben ſeyn, was man in Anſpruch nehmen könnte. Haben Sie recht herzlichen Dank, mein Beſter, für Ihre freundſchaftlichen Monita.

Neulich ſprach ich den Kurfürſten. Es war von den jetzt lebenden deutſchen Philoſophen die Rede, alſo auch vorzüglich von Ihnen. Er äußerte groſe Verehrung für Sie und den Wunſch, Ihre Bekanntſchaft einmal perſönlich zu machen. Wenn Ihr Weg Sie einmal nach Mainz oder Aſchaffenburg führt, können Sie ihm vielleicht Genüge leiſten.

No. CLXVII.

Hofrath von Born an Forſter.

Wien den 22. Jan. 1789.

Mein verehrteſter Freund!

Obſchon Peſth ein nicht ganz ſo arger Ort iſt, als Sie ſich vielleicht vorſtellen, die Häuſer und Wohnungen ſchöner als jene von Mainz ſind, und obſchon Ihre Frau in casu mortis 300 Fl. Penſion erhalten würde (welches freilich wenig iſt), ſo kann ich Ihnen doch nicht verargen, daß Sie dieſen Ruf nicht angenommen haben. Auch ich würde Ihre Lage in Mainz jener in Peſth vorziehn. Sollte einmal ein Platz für Sie in Wien offen werden — es dürfte aber kein andrer als jener des Jaquin ſeyn, — ſo müſſen Sie ihn annehmen; und nun nichts weiter von dieſem Rufe.

Mit meiner Geſundheit iſt es nun ſo weit gekommen, daß ich zwar ohne Führer nicht gehen kann, daß ich manchmal viele Schmerzen leide; ſonſt aber iſt mein Körper geſund, und würde noch geſunder ſeyn, wenn ich unter einem ſanfteren und wärmeren Himmelsſtrich wohnen könnte. Daß meine Tochter mit ihrem Mann jetzt in Wien iſt, das hätte Ihnen Füger ſagen ſollen. Grüßen Sie den lieben Mann und ſagen Sie ihm, daß hier alle ſchöne Damen nach ihm fragen. Laura iſt geſund und das gute Mädchen, das ſie von jeher war. Sie trägt mir auf, Ihnen zu ſagen, daß ſie ſehr bedaure, daß Sie nicht ſchon vorigen Winter, wo ſie durch Mainz reiſte, da waren. Sie kam damals von Strasburg, wohin ſie ihre Schweſter begleitete, die, wie Sie wiſſen, den braven, lieben Elhuyar heirathete, und nun in Mexico wohnt, wo er Generaldirector der Bergwerke von Mexico geworden iſt; wäre damals nicht allgemein bekannt geweſen, daß Sie eine Reiſe um die Welt machen ſollen, ſo hätte Elhuyar Sie engagirt auf Koſten des Königs von Spanien, die Philipiniſchen Inſeln in Abſicht auf die Naturgeſchichte zu unterſuchen. Ich weiß, Sie würden dieſen Ruf lieber angenommen haben als jenen nach Peſth, beſonders da der König von Spanien ſo königlich zahlt und keine Koſten ſcheut; auch in jenen Gegenden eine ſo reiche Ernte an natürlichen Seltenheiten und an Ruhm zu machen wäre. Ich weiß nicht, wie der jetzige König und ſein neues Miniſterium denken werden; Schade wäre es, wenn das Licht, das in Spanien aufzugehn ſchien, auf einmal verſchwinden ſollte. Bleiben Sie indeſſen zu Mainz, liebſter Forſter!

Unter Dalberg's Regierung muß es allen Leuten von Kopf und gutem Herzen gut gehen. Meine Tochter Laura und alle Ihre Freunde ſchicken Ihnen tauſend Segen und Wünſche. Ich aber umarme Sie recht brüderlich. Empfehlen Sie mich dem Andenken Ihrer würdigen Gemahlin. Ewig bin ich

Ihr Freund
Born.

No. CLXVIII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 23. Januar 1789.

Der gute Herr von Born hat mir ſchon geantwortet, und billigt es, daß ich den Ruf nach Peſth nicht angenommen; an meiner Stelle hätte er es auch nicht gethan. Aber wenn einmal ein Ruf nach Wien käme, räth er mir ſehr ihn anzunehmen. — Ich denke, nach dem er iſt.

Ich habe geſtern den Herrn Coadjutor in Rückſicht der Bibliothek geſprochen. Er ſieht die ganze Lage der Sache ein, kann aber keinen activen Theil nehmen. Mit allem, was er mir ſagte, habe ich übrigens Urſache ſehr zufrieden zu ſeyn.

Unſer Rhein iſt noch gefroren und man geht noch hinüber. Am Sonntag Nachmittag zwiſchen drei und vier Uhr und am Dienſtag Morgens zwiſchen eilf und zwölf Uhr hat man hier eine kleine Erderſchütterung verſpürt. Wir ſind aber nichts davon gewahr worden; ein Beweis, daß ſie ſehr unbedeutend ſeyn mußte. In der Nähe des Rheins iſt ſie indeſſen etwas merklicher geweſen, als da, wo wir wohnen. Der Sitz dieſer Erdbeben iſt aber ſicherlich jenſeits des Rheins, in der Gegend von den heißen Quellen von Wiesbaden, Schwalbach, ꝛc. Das Waſſer vom geſchmolzenen Schnee, welches in die Höhlen der Erde dringt und mit Eiſenkies eine Erhitzung und Entwickelung elaſtiſcher Dämpfe verurſacht, iſt wohl die nächſte Urſache.

Aus dem untern Stock der Häuſer am Rhein nehmen die Einwohner alle Meubles heraus, um ſie vor der zu erwartenden Ueberſchwemmung zu ſichern. Durch den Aufbruch der Moſel ſind bei Coblenz, von hundert größern und kleinern Fahrzeugen, ein und neunzig zu Grunde gerichtet worden.

No. CLXIX.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 24. Januar 1789.

So gern ich es geſehen hätte, liebſter Freund, wenn mein letzter Abſchnitt Ihren Beifall in dem Maße, wie die beiden erſten erhalten hätte, ſo lieb iſt es mir, daß

Sie Ihr Mißfallen nicht verbergen. Ich bin ſelbſt Ihrer Meinung und geſtehe gern, daß vielleicht zu große Anſtrengung eben in dieſem Theil des Werkchens einen ängſtlichen Effect hineingebracht hat. Allein ich fühle mich unvermögend dieſen Abſchnitt neu umzuarbeiten und muß ihn, with all its imperfections on its head, in jene Welt ſchicken. Die Zeit iſt erſtlich zu kurz und die Mühe belohnet ſich nicht; denn mein Hauptſatz bleibt wahr, wenn ich auch an der Wendung und Einkleidung nichts ändere.'

Daß Sie doch immer leiden müſſen! Ich weiß nicht, ob ich nicht am Ende Ihren Arzt beſchuldigen ſoll, daß er Sie nicht recht behandelt. Mich dünkt, Sie müßten, nach der Regel, geſund ſeyn. Irre ich mich, ſo iſt es wieder ein Argument gegen die beſte Welt, deren es ſo unzählige giebt, an die ich nicht denken mag, um nicht ohnmächtig wüthen zu müſſen. Ich trage mich gleich jetzt mit einem, welches mich nah angeht und mich beinah aus meiner Faſſung bringt. Künftig, bei Gelegenheit muß ich Ihnen etwas davon ſagen.

Ihre vierte Beilage erfolgt hier zurück. Sie müſſen für Sachkundige Ihrem Gegenſtande die höchſte Klarheit gegeben haben, denn ſelbſt mir Unwiſſenden oder Profanen hat es gewaltig eingeleuchtet, wie Leibnitz mit Spinoza zuſammentreffe, und wie nicht, ohnerachtet es mir noch ſchrecklich an den nöthigen Vorkenntniſſen fehlt und ich Ihnen mit aller Mühe nicht nachkommen kann.

Es iſt mir dabei eingefallen, ob wohl alle meine vorhin geäußerten Schwierigkeiten einzig und allein darin liegen, daß ich die Sache aus einem ganz beſondern Geſichtspunkte ſehe. Faſt begreife ich nicht, daß Andere, daß große Philoſophen eine Art zu ſehen, die meines Bedünkens ſogleich aus den erſten Prämiſſen folgt, nicht längſt an den Schuhen abgeriſſen haben ſollten, und ſtelle mir daher vor, ſie müßten wohl das Mittel gefunden haben, ſich über meine Unwiſſenheit hinaus zu einer Gewißheit zu ſchwingen, wovon ich noch keinen Begriff habe. Allein ich fürchte doch im Ernſte, daß ich von Leibnitz's Harmonia praestabilita ſo wenig begreifen werde, als von irgend einem andern Syſtem, das ſich nur erdenken läßt. Menſchen können nur menſchlich philoſophiren, das fühle ich; nun bleibt immer meine Frage: ob die Weſen, welche die Philoſophie zum Vorwurf ihrer Betrachtungen wählt, je andere als ſolche ſeyn können, wozu ſie einen Maßſtab hat? Wie will ſie meſſen, was ſich nicht meſſen läßt? Dieſe Betrachtung macht mir alle Dogmatik zur Lüge.

Ich habe keine Abneigung gegen das neue Muſeum, und wenn ich etwas weiß, das nicht mittelmäßig iſt, ſo will ich es gern hergeben. Allein ich habe eine Krankheit, die Verzweiflung an eigenen Kräften, welche mich nur ſelten glauben läßt, daß ich fähig ſey, mich über das Mittelmäßige zu erheben. Zudem ſind die Begriffe vom Vortrefflichen ſehr verſchieden, und ich fürchte den Fall, wo Freund Boje und ich etwa darüber verſchiede ner Meinung wären. Mein Element, als Schriftſteller, iſt Freiheit, und wie Mancher glaubt nicht in dieſem Worte die Zahl des Thieres der Offenbarung zu leſen? Doch im Ernſte, was ich kann, werde ich auf Ihr Geheiß thun.

Für heute, liebſter, beſter J., entlaſſen Sie Ihren Diener in Frieden. Ich bin ſo müde von Arbeit, daß ich nicht mehr kann, als Ihnen die Fülle der Geſundheit wünſchen, und Sie von ganzer Seele umarmen.

No. CLXX.

Forſter an Heyne.

Mainz den 2. Febr. 1789.

Auf das Zeugniß der gedruckten Statuten unſerer hieſigen Univerſität glaubt man auswärts, die Privatbibliothek des Kurfürſten und die Sammlung von Kupferſtichen des Oberhofmeiſters ſeyen der Univerſität vermacht. Allein hier iſt jedermann feſt überzeugt, daß dieſe Verheißungen, wie manche andere, Staub ins Auge ſind und daß die Familie ſchon wiſſen werde, ſich im Teſtamente dieſe Koſtbarkeiten zuzuſichern. Dem Kurfürſten iſt die Univerſität, ſeitdem ſie ſeinen Erwartungen nicht entſpricht, ſehr verhaßt; er hört nicht einmal gern davon ſprechen; und die Wahrheit zu geſtehen, ich kann es ihm nicht verdenken. Kein Menſch hatte mehr guten Willen als er, allein er fand keine Seele, die ihn unterſtützte. Der ſelige Benzel ging von der Idee aus, eine Univerſität in aller Vollkommenheit zu errichten, ohne Rückſicht auf den Maßſtab zu nehmen, den der Fonds an die Hand gab. Dazu kam, daß die Adminiſtration der Fonds nicht in ſeinen Händen war und die Adminiſtration nur darauf ſann, ſeinen Plan in Stocken zu bringen, um ihn bei dem Kurfürſten verhaßt zu machen. Der gute Mann trug ſich ohnehin mit der Idee, wenn der Fonds nicht zureiche, könne man ja nur fortfahren noch andere Klöſter aufzuheben, welches doch auch ſeine großen Schwierigkeiten hat. So iſt es gekommen, daß man das Geld im Anfang verſchleuderte, mit dem Ueberflüſſigen anfing, ehe man das Nothdürftige hatte, ein Medaillencabinet anlegte, ohne die Bibliothek in guten Stand zu ſetzen, dreißig Profeſſoren mehr anſetzte, als nöthig geweſen wären, kurz, überall recht unbedacht verfuhr und doch die Entſchuldigung behielt, daß Alles, was man that, einen Theil des Plans ausmache. Von den Veruntreuungen und unnützen Ausgaben anderer Art will ich nicht einmal reden. Die Folge von allem iſt, daß die Adminiſtration des Fonds die ganze Univerſität tyranniſirt und, der Sache nach, Oberhaupt iſt, wodurch denn, da die Ausgaben die Einnahme überſteigen, und man doch keine weſentliche Reform unternehmen will, die den Krebsſchaden (ſo drückte ſich neulich der Coadjutor gegen mich aus) von Grund aus heilte, alles ins Stocken geräth, und z. B.

ich, den die Buchhändler und Buchbinder, welche auf Müller's Beſtellung im vorigen Jahr Bücher und Arbeit geliefert haben, täglich um Bezahlung überlaufen, dieſe Bezahlung von der Cameraldeputation (ſo werden die Adminiſtratoren des Fonds genannt) nicht auswirken kann. Man erreicht den Endzweck alſo ganz vollkommen, Thätigkeit, Arbeitſamkeit und Aufklärung im gelehrten Stande wie überhaupt zu unterdrücken, Alles in der alten Confuſion hübſch zu erhalten, den Ausländern ſelbſt, die der Kurfürſt aus gutem, beſtem Willen herrief, die Hände zu binden, und dann ſagen zu können: ſie thun ja nicht mehr als wir, es iſt durch ihre Herberufung nichts für Mainz geſchehen. Mich dünkt, unter ſolchen Umſtänden bleibt uns nichts übrig, als, nachdem wir alles gethan haben, was man uns thun läßt und was hauptſächlich nur in mechaniſcher Scheinpflicht und opus operatum beſteht, ruhig unſere Penſion zu ziehen, und für uns und das auswärtige Publicum zu arbeiten; die Acten aber zu unſerer Rechtfertigung ſorgfältig aufzubewahren.

Die Doublette des Psalterii von 1459 iſt da. Allein es ſind darin mehrere Lücken, welche mit Manuſcript erſetzt ſind. Ein drittes Exemplar hat der ehemalige Bibliothekar Günther nach Paris an die königliche Bibliothek verkauft.

No. CLXXI.

Forſter an Heyne.

Mainz den 7. Febr. 1789.

Alle Hoffnung will ich nicht aufgeben, und thun, was ſich in Bibliothekſachen thun läßt. Ich gehe jetzt an den Realkatalog, ſo gut er ſich nämlich aus dem alphabetiſchen formiren läßt, und will ihn ganz ſelbſt bearbeiten. Dadurch werde ich zugleich mit der Bibliographie bekannter. Täglich vier Stunden mit dieſer Arbeit hingebracht, ſollen ſie wohl fördern, denke ich. Es iſt mir hauptſächlich auch darum zu thun, den Zuſtand der Bibliothek darzulegen, und unwiderleglich zu zeigen, wie wenig Brauchbares wir noch haben. Vielleicht erbarmt ſich dann einmal der Coadjutor des kläglichen Inſtituts, und auf jeden Fall iſt etwas Nützliches geſchehen.

Den Aufgang des Rheins habe ich geſehen, jedoch nicht den erſten Aufbruch, welches eigentlich wohl das Intereſſanteſte iſt. Ein paar Tage hernach war das Waſſer ſehr hoch, es ſtieg an die Mauer der ſogenannten Favorite (Gartenhaus des Kurfürſten). Wie trotzte da der Fluß allem, was Menſchen vermögen! Mich dünkt, von dieſer Betrachtung zur Anbetung der inwohnenden, über alle menſchliche Gegenwehr erhabenen Macht iſt ein ſo natürlicher Uebergang im Gemüthe eines ungebildeten Menſchen, daß man ſich doch nicht wundern ſollte, woher die Religionsbegriffe entſtanden ſind und warum ſie ſich an allen Enden der Erde ſo ähnlich ſehen. Sobald ich mit den übrigen Büchern fertig bin, werde ich ſehen, daß ich Ihnen, liebſter Vater, den ganzen Ballen durch einen Fuhrmann zurückſchicke. Der Schöpf erfordert eine umſtändliche Anzeige, wozu ich bis jetzt die Zeit nicht finden konnte.

Meine Ueberſetzung der Pelew Islands wird für die Oſtermeſſe fertig. Auch das erſte Bändchen meiner kleinen Schriften, welches Cook den Entdecker, O-Taheiti, aus dem götting. Magazin gezogen, etwas über Neuholland aus dem hiſt. Calender, den Brodbaum, und den kleinen Aufſatz über die Leckereien enthalten wird. Drittens wird auch der erſte Band, wo nicht gar beide, von meiner Ueberſetzung der Lettres sur l'Italie *) fertig; ſo hoffe ich, dem Publicum im Andenken zu bleiben. Die Aufſätze für Archenholz nicht zu rechnen. Mein Privatissimum über Naturgeſchichte, welches ich dem jungen von Kudenhoven leſe, geht immer ſeinen Gang darneben fort. Wenn es mir nichts einbringt, ſo macht es mir immer Freude und ich gewinne doch auch ſelbſt durch die Repetition und die Uebung.

---

*) Forſter und Huber hatten ſich in dieſe Arbeit getheilt. Der zweite Band war des Letztern Arbeit.

No. CLXXII.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 8. Februar 1789 *).

Sie haben mir herzliche Freude gemacht, liebſter Jacobi, durch Ihren letzten Brief. Ich bin ein zu alter Bekannter von meiner eigenen Wenigkeit, um mir alles ſo anzurechnen, wie es meiner Eigenliebe ſchmeichelt; allein ich kann mir immer die Möglichkeit denken, daß in Ihrer Hand, oder eigentlich in Ihrem Kopfe Das zu etwas werden konnte, woraus ich ſo gut wie nichts machen kann. Ich habe in der That eine ſeltſame Klage über mich zu führen, die Ihnen als Seelenſpäher nicht gleichgültig ſeyn kann. So ſchneidend wie die Beſchuldigung daſteht, werden Sie mir tauſenderlei darwider einwerfen; allein hören Sie nur weiter. Ich ſpreche bloß aus Vergleichungen, die ich zwiſchen den Operationen in meinem Gehirn (oder wenn Sie den materialiſtiſchen Ausdruck dulden können, meines Gehirns) und in andern wahrnehme; und da finde ich, daß es Menſchen giebt, bei denen die Ideen ein eigenes Leben haben, immer unaufgerufen, von ſelbſt im Kopfe umherſpuken, ſich kreuzen, anſtoßen, widereinander rennen, ſich gatten und junge Ideen hecken, kurz, einen regen, lebendigen Staat, ſeys Deſpotie oder Republik bilden, und in einem beſtändigen Streben ſind, auszufließen oder auszuſtrömen.

---

*) Hierher gehört der 172. Brief der Jacobi'ſchen Sammlung.

— Meine Ideen haben dieſe Beweglichkeit nicht; wenn ich ihrer bedarf, muß ich ſie hervorrufen, mühſam, mit ungeheurer Anſtrengung aus ihren Schlupfwinkeln herausſtöbern, und wenn ich ſie nun — denn ſie haben eine vis inertiae, die unüberwindlich iſt — aneinander reihen will, ſo äußern ſie keine Zuneigung zu einander, ſie wollen ſich nicht verbinden, ſie ſind und bleiben unfruchtbar, und über den effort, den ich mache, ein paar von ihnen aneinander zu ſchmieden, reißt mir der Faden, als wenn er von Sande wäre. Ich vermuthe, das liegt an der Mucoſität, der Zähigkeit der Materie meines Gehirns, deſſen Fibern und Fäſerchen nicht die eigene Elaſticität beſitzen, welche zu jenen unaufhörlichen unwillkürlichen Schwingungen erforderlich iſt. Dies iſt für mich eine Quelle von unſäglicher Pein und von niederdrückendem Mißmuth. Ich kann bei philoſophiſchen Nachforſchungen und überhaupt bei jeder Auseinanderſetzung irgend einer Materie die Sache nie im ganzen Zuſammenhang, im Detail überſehen, und alle Operationen meines Gehirns gehen nicht über die zweite oder dritte Schlußverbindung hinaus. Mangel an Ordnung iſt mit Schuld an dieſem Jammer; darum pflege ich zuweilen zu lamentiren, daß man mich in meiner Jugend keine Logik lernen ließ, aber die Hauptſache bleibt immer die Trägheit der Ideen ſelbſt, die ich mir zuweilen wie Infuſionsthierchen in ihrem Elemente denke. Iſt dieſes flüſſig, ſo haben ſie freie Bewegung; iſt es eine zähe Maſſe, ſo haspeln die armen Dinger, und können nicht von der Stelle. Daher geſchieht es mir, daß ich mich immer orientire, ehe ich mich noch verlaufen habe; und ob der Armuth an beweglichen Ideen bleibe ich immer ſo im Allgemeinen. Es iſt mir nicht gegeben, ſtillſitzend zu meditiren, und gehe ich auf und ab, ſo läuft die phyſiſche Exiſtenz von einem Augenblick zum andern mit der Denkkraft davon. Ich ſtelle mir bei Andern ein Denken vor, welches das Phyſiſche beherrſcht, und bei ſehr eifrigen Denkern geht es ja wirklich ſo weit, daß ſie über Das, was in ihnen vorgeht, das Aeußere ganz vergeſſen. Meine Diſtractionen kommen nie oder ſehr ſelten von zu großer Vertiefung, ſondern von getheilter Aufmerkſamkeit her. Laſſen Sie michs noch von einer andern Seite aufſtellen. Der Kampf zwiſchen Geiſt und Materie iſt mir ſchon nicht recht. Der Geiſt ſollte herrſchen; es iſt aber ohne Vergleich die behaglichere Exiſtenz, für mich, mechaniſch und inſtinctmäßig zu leben, und die Denkkraft nur zum Aſſaiſonnement, zur Würze zu gebrauchen. Der Zuſtand des Genuſſes iſt der, wo die Denkkraft feiert; für mich wenigſtens iſt es ſo. Noch mehr, die Zeiten, wo ich am leichteſten, am zuſammenhängendſten denke, z. B. gleich jetzt, da ich Ihnen dieſen Brief ſchreibe, ſind nicht die Zeiten, wo ich der vollkommenſten phyſiſchen Geſundheit genieße. Ein gelinder kränklicher Reiz der Nerven erleichtert mir die Geiſtesgaben aller Art, ungeachtet gerade mit der Anſtrengung des Kopfs in dieſer kränklichen Periode nichts für die Wiederherſtellung der Geſundheit zu gewinnen, ſondern vielmehr etwas zu verſchlimmern ſteht. Sonſt, in geſundem Zuſtande, bin ich mehr Thier als Geiſt, und wenn ich meinen Körper, den Bau des Menſchen überhaupt anſehe, ſo dünkt mich zuweilen, zu meiner Beruhigung: es ſollte auch wohl ſo ſeyn. Ihr habt es gut, Ihr dürren Herren! Ihr waret ja von jeher die ſcharfſinnigſten Denker, Euer Geiſt fliegt mit Eurem minimum, der Materie, davon, als ob es nichts wäre. Aber wartet nur, ich werde auch noch die Zeit erleben, wo ich das überflüſſige Phlegma verdünſten und ganz abſetzen werde, dann wollen wir ſehen! Ihr lieber Brief, mein Beſter, hat mich auf dieſe Sprünge gebracht, indem Sie ſagen, das ſey Ihr Haupteinwurf gegen meine Anmerkungen, daß ich noch immer anzunehmen ſcheine, es laſſe ſich ein Genuß ohne Perſonalität, d. i. ein Genuß, der außer dem Begriffe läge, gedenken.

Vielleicht behagt es Ihnen beſſer, wenn ich, nach Anleitung meiner oben angeführten Erfahrungen, ſage: das Weſen des Genuſſes (alſo der *Genuß* überhaupt) iſt außer allem Begriff; *Genuß* läßt ſich nicht *definiren*. Iſt das nur ein Wortſpiel, mein Lieber, oder kommen wir hier der Sache wirklich auf die Spur? Ich weiß es ſelbſt nicht, aber ich will ſuchen mir deutlich zu machen, was ich denke, um auch Ihnen deutlich zu ſeyn. Ich glaube immer, ich abſtrahire vom Genuß, um mir des Genuſſes bewußt zu ſeyn. Der Moment des Genuſſes iſt *vor* dem Augenblick, wo ich die Reflexion mache, das war ich, der da genoß. Genuß ſelbſt ſcheint mir alſo als Empfindung ohne Bewußtſeyn gedacht werden zu müſſen. Genuß iſt das vollkommene Daſeyn; Bewußtſeyn iſt Modification. Genuß iſt Vereinigung; Bewußtſeyn iſt Trennung, Unterſcheidung, Unterſcheidung des Ich, erkannte Beſchränktheit. Im Genuß ſind daher auch Zeit und Raum verſchwunden, die nur mit der Einſchränkung, mit der Contraction, d. i. mit dem perſönlichen Bewußtſeyn zurückkehren, nur in und mit ihm gegeben ſind. Die Erfahrung, daß während des Genuſſes die Stunden verfließen wie Minuten, gehört gewiſſermaßen hieher.

Sie werden mir einwenden, durch das Bewußtſeyn kämen wir aber erſt zu der Erkenntniß, daß jener Zuſtand wirklicher Genuß war, mithin ſey nun doch der Genuß nichts, wenn ihn nicht das Gefühl der Individualität begleite. Das iſt alſo mit andern Worten, ohne Unluſt keine Luſt, ohne Schmerz kein Vergnügen, ohne Leiden kein Genuß; ohne Finſterniß kein Licht, ohne Böſes kein Gutes; kurz, ohne Modification keine Erkenntniß. Ich gebe das zu, und verlange nur zu wiſſen, wie man damit die Idee eines Gottes reimen will? — Ich ſehe keine Auskunft zwiſchen Perſonalität und Modification, und eine Gottheit, die der Veränderung unterworfen iſt, die Zuſtände unterſcheidet, die jetzt nicht mehr iſt, was ſie im Augenblick vorher war — und wäre ſie der Ausdehnung nach unendlich, ich fände doch nur einen ungeheuren Menſchen an ihr.

Wir mögen es anfangen, wie wir wollen. Geben wir vom Intellectuellen aus, ſo begreifen wir die Materie nicht; gehen wir von dieſer als etwas Realem aus, ſo begreifen wir das Immaterielle nicht. Zwei Welten, eine materielle und intellectuelle, begreifen wir eben ſo wenig. Es iſt der alte Streit, den niemand entſcheiden kann, und worüber alſo jeden ſein Gefühl weiter führen mag, wenn er über die Grenze nun doch hinauswill, über welche die Vernunft nicht hinauskann.

Meine Auskunft — der unbegreifliche Genuß — gebe ich für nichts Beſſers aus, als was ſie iſt, ein Traum, eine Ahnung des Gefühls, die vielleicht ihren Grund in einer Vorſtellungsart hat, an die ich mehr als an eine andere mich gewöhnt habe, wie es einem jeden mit der ſeinigen auch geht. Wenn ich Ihnen den ganzen Umfang meiner Schwärmerei darlegen ſollte, ſo iſt es dieſer: Die Perſonalität, offenbar das Reſultat der Einſchränkung, oder eigentlich dieſe Einſchränkung ſelbſt, iſt das Ungöttliche an uns; und eben daß wir mit oder durch Perſonalität genießen, halte ich für eine Unvollkommenheit mehr. Das Ergötzen an unſerer Individualität iſt mir eine Art geiſtiger Onanie, wenn ſie gleich von unſerer Exiſtenz unzertrennlich und oft ihre einzige Reſſource bleibt. Im Grunde iſt der Genuß mit Bewußtſeyn mehr nicht als ein: ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie dieſer Zöllner und Sünder ꝛc., und nicht einmal ſo viel, weil man dabei ſelten Gott dankt. Was ich eben geſagt habe, erklärt mir den Gang verſchiedener Schwärmer, und die Art, wie ſie zu ihrer Schwärmerei gekommen ſind. Was Peter Poiret und Antoinette Burignon und Jakob Böhm und ſo viele Andere mehr oder weniger abenteuerlich vortrugen, das ſagte ja auch die Schurmann und auch Fénelon ſelbſt, und das gründete ſich freilich auch auf die von Chriſto ſelbſt gegebene Vorſtellung von Gott, als der Liebe, die alles einigt. Die ſollte man, behaupteten denn die ehrwürdigen Schwärmer wie Fénelon u. A., um ihrer ſelbſt willen, und ja nicht um ſein ſelbſt willen lieben, nur die kranke hyſteriſche Einbildungskraft der Burignon und der Mad. Guyon malte das nun mit ſinnlichen Bildern aus, bis es wirklich anſtößig ward. Wollte man die Seligkeit ſchildern, ſo ſchilderte man einen Zuſtand, worin man ganz auf Selbſtheit Verzicht gethan, in die Gottheit eingegangen und wieder ganz von ihr durchdrungen war. Die Phantaſie wirkte aber dort zu lebhaſt, um der Vernunſt zu der Reflexion Raum zu geben, daß hiemit alles individuelle Bewußtſeyn aufgegeben ſey. Doch hat es auch Menſchen gegeben, die ſich durch dieſe Vorſtellung nicht haben ſchrecken laſſen und an eine Abſorption aller Weſen in die unendliche Subſtanz Gottes geglaubt haben.

In der That, wenn man bedenkt, daß Raum und Zeit nur zu unſerer bedingten Exiſtenz gehören, und an ſich nichts ſind, ſo kommt man auf einen Punkt, wo die Streitigkeiten über die Unſterblichkeit der Seele auf ein bloßes Wortſpiel hinauslaufen. Die Folge (Reihe) iſt nur Schein, ſcheint uns etwas Reelles für den, der in der Einſchränkung begriffen iſt; dieſe hinweggenommen, und es bleibt vollkommene Freiheit, Unbeſchränktheit, vollkommneres Daſeyn und Gemeinſchaft, ohne die Möglichkeit eines Begriffes von Zeit und Raum, d. i. alſo ohne die Möglichkeit eines Begriffs (nach menſchlicher Art) überhaupt. Hier verſinkt alles, Urſach und Wirkung, Folge und Ausdehnung, Perſonalität und Denken, in Einen Abgrund des unendlichen Daſeyns. Fühlen wir dies, ſo ſind es Worte ohne Begriff, aber das iſt es auch alles, was wir von jenen Dingen, die außer unſerer Vorſtellungsart liegen, je erlangen können; Schatten, ſtatt des Weſens. Drum wollen wir nicht aufhören zu ſchreien: Freiheit, Freiheit, gränzenloſe Freiheit in Allem, was über das in empiriſcher Anſchauung des Objectiven Gegebene hinausgeht. Jeder wähle ſich ſeinen Weg, ohne daß es auf ſeine politiſchen Verhältniſſe Einfluß habe, jeder glaube ſo wenig oder ſo viel, als er kann, jeder ſage frei und ohne Furcht, was er glaubt, keiner erfreue ſich bloß der Duldung, ſondern jeder des anerkannten Rechts zu denken, wie und was ſein ganzes Weſen mit ſich bringt, nur der ſey ausgeſchloſſen von unſerm Bunde, der auf dem allein ſelig machenden Wege zu gehen und das compelle intrare zu mißbrauchen ſich unterſteht; denn er iſt der Feind Aller, und deßwegen ſey jedermanns Hand wider ihm.

Wenn ich Ihre Geduld nicht ſchon über die Gebühr geübt hätte, ſo würde ich Ihnen jetzt weitläufig auf Ihres Briefes übrigen Inhalt antworten. Ich will es kurz machen. Mit Verlangen erwarte ich Ihre No. 5, denn daß ich einmal den verkehrten Geſchmack an dieſen Unterſuchungen habe, kann ich nicht leugnen; nur Kant's Wortkram iſt mir ermüdend, ſonſt mag ich gerne dieſe Gegenſtände, die ſo in die Tiefen unſers Weſens gehen, bearbeitet ſehen. Ueber das, was Sie dadurch zu gewinnen hoffen, daß Sie mir Ihre Beilagen mittheilen, werden wir uns noch lange zanken, mein Lieber, darin bin ich aber mit Ihnen einverſtanden, daß die certaine science, ſie mag herkommen aus Rom oder aus Berlin, aus welcher Quelle ſie will, nichts taugt, und daß eine jede pleine puissance in Abſicht der Mittel eine Abſcheulichkeit iſt, ſie mag von Wöllner oder von Nicolai herrühren.

Ich will zu Ihnen kommen, mein Vorſatz iſt es; alſo beſchuldigen Sie mich keines böſen Willens. Allein im April muß es geſchehen, und vor Ende Aprils muß ich wieder hier ſeyn. Auf Ihren Gegenbeſuch freue ich mich gar herzlich. Sömmerring wird gewiß mich zu Ihnen begleiten.

Ueber das, was ich von Ihrer Geſundheit ſchrieb, müſſen Sie ſich keine Unruhe machen. Ich glaube, mein Ausdruck: bei Gelegenheit müſſe ich Ihnen etwas ſagen, bezieht ſich, wenn Sie den Zuſammenhang nachſehen wollen, auf Beobachtung über mich ſelbſt, die ich Ihnen lieber mündlich erzähle. Wenigſtens beſinne ich mich jetzt nicht, in welcher Rückſicht ich mich der Worte bediente: auf keinen Fall iſts etwas, das Sie ängſtigen darf.

Wenn ich Müller'n etwas zu ſagen habe, ſchreibe ich ihm; wir ſehen einander nie, als zufällig am dritten Orte. Er kommt zu keinem Menſchen und ich mag ihn nicht überlaufen. Hier iſt ſeine ſchriftliche Antwort auf das, was Sie ihm durch mich ſagen ließen. Wozu muß man ihm denn noch gratuliren? Zu ſeiner jetzigen Stelle? Frau von Eudenhoven habe ich noch nicht geſehen; ich will heute noch beſtellen laſſen, was Sie mir auftragen. Leben Sie tauſendmal wohl, Beſter. Ich muß eilig ſchließen.

(Billet.)

No. CLXXIII.

Johannes v. Müller an Forſter.

Ce 9. Fevrier 1789.

Il est sans doute pitoyable d'être obligé d'écriturer pour les misères; voici en attendant tout ce que je puis en dire, mon cher Ami.

Il court d'ailleurs d'assez mauvais bruits sur la bibliothèque; on dit que vos aides trouvent souvent plus commode de dire que les livres n'y sont pas que de les chercher; par exemple dernièrement l'histoire diplomatique de Fulde, par Schannat, qui y est sans doute. Au reste ce sont des vétilles encore; quand il y auroit enfin une place, il pourroit y avoir de l'ordre, et puis l'on trouveroit tout.

Un autre bruit bien mayençois, c'est que vous et moi, ensembles, nous allons être chargés du département des affaires intérieures de cet état.

Ich weiß gar nicht, wie ich dazu komme, Ihnen das dumme Zeug alles zu erzählen; indeſſen wäre ein langer Brief damit anzufüllen.

Veuillez dire à Jacobi que je ne pardonne qu'à ceux qui se corrigent; mais qu'en son cas particulier la mauvaise conscience me dicte pour réponse: *veniam petimus damusque vicissim.*

Et vous corrigez vous de votre mal de gorge. M. de Stein en a aussi un dont il est alité; je vais lui prêcher cette même doctrine.

No. CLXXIV.

(Billet)

Johannes v. Müller an Forſter.

Ce 9. Fevrier 1789.

Vous êtes bien bon, mon Ami, d'entrer en tant de détails; cependant je m'en servirai dès ce soir ou demain. Au reste Schannat H. Wormatiensis doit y être; car faisant l'été passé l'extrait du catalogue pour moi, je trouve sur ma liste le nom du livre, avec l'indication de l'année 1734, ainsi que du lieu de l'impression. Peut-être l'a-t-on prêté; alors il se trouvera au catalogue des livres prêtés.

Je ne serai pas plus que vous à la tête des affaires intérieures, et en vérité je ne m'en soucierois pas non plus; il y a des détails infinis qui prennent tout le tems; et puis il faut donner bien des réfus, chose qui me répugne toujours. Je forme bien d'autres voeux; c'est pour une vie tranquille et libre; mais il est tout à fait vraisemblable qu'il ne seront jamais, ou de longtems pas remplis.

Vale.

No. CLXXV.

Forſter an Heyne.

Mainz den 10. Febr. 1789.

Die Wichtigkeit des Themas, welches Hermes in ſeinem neuen Buche behandelt, hat Stoff zu mancher Unterredung in unſerm kleinen Kreiſe gegeben. Die Frage, was ſoll aus Gelehrtentöchtern werden, iſt nicht ſo leicht entſchieden. Sein (des Hermes) großes Verdienſt bleibt individuelle Schilderung von Charakteren; aber nicht einmal den Gegenſtand hat er recht gefaßt, vielweniger geleiſtet, was zu leiſten war. Er ſchadet dem guten Effect, den er hervorbringen will, indem er Ausnahmen von der Regel zur Regel ſelbſt erhöht. Wo

findet man eine ſolche Schneiderfrau und ſolch einen Schneider? — Es iſt, wie Sie ſagen. Die Handwerker haben ja ohnedies Mädchen genug, aus denen ſie wählen können. Und die Schwierigkeit liegt nicht in dem plus oder minus von Lecture, welches ſich beſtimmen läßt, ſondern in dem Gefühl, deſſen Ausbildung wir nicht verhindern können, ohne es ganz zu verſchrauben, oder auch es für jeden, ſogar den niedrigſten Stand untauglich zu machen.

Der Fehler ſteckt da; es ſtudiren zu Viele. Dies iſt aber nur eines von den vielen unheilbaren Uebeln unſerer jetzigen Verfaſſung, die alle miteinander zuſammenhängen, auch zum Theil nothwendige Uebel geworden ſind. Uebrigens was gegen die Töchter der Gelehrten geſagt wird, gilt von dem Frauenzimmer in allen Ständen. Es wird von Jahrzehend zu Jahrzehend ſchwerer und unmöglicher eine Frau zu ernähren, wes Standes man ſey, und wie dem abzuhelfen ſey, ſehe ich nicht ein; am wenigſten können es Palliative, wie die von Hermes vorgeſchlagenen. Wie ſoll das andere Geſchlecht aufhören, eitel zu ſeyn, ſo lang es dem unſrigen auf dieſem Wege noch am leichteſten gefällt?

No. CLXXVI.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 12. Februar 1789.

Was ich Ihnen, liebſter J., in meinem letzten Briefe über das Denken ſchrieb, finde ich viel treffender in einem franzöſiſchen Buche geſagt: On pourroit je crois établir, que *l'homme superieur* n'a pas besoin du secours des passions pour développer son esprit; qu'il est nécessaire à ceux qui sont au *second rang*, et que le *stupide* est celui, qui même avec ce secours, ne montre pas quelque étincelle d'esprit. (Considérations sur les moeurs et l'esprit pag. 20 und 21).

Dieſes Buch iſt überhaupt, ſo weit ich es bis jetzt geleſen habe, keines von den ſchlechten. Das Mittelgut (second rang) iſt das häufigſte, die erſte Claſſe bei weitem die ſeltenſte; ja, ich glaube, es giebt zu wenige *hommes superieurs*, um eine Claſſe daraus zu machen, und man müßte ſie nur Ausnahmen nennen.

Den 17. Februar

Hatte ich die gute Abſicht weiter zu ſchreiben.

Den 20. Februar

kam es aber erſt dazu, nachdem ich mehrere Tage in Saus und Braus mit einigen Bekannten zugebracht, und in der Freiſtunde Ihre Beilage No. 5 zwei- oder dreimal durchſtudirt, auch, wie Sie ſehen, ein klein wenig darüber commentirt hatte. Sie haben mir damit und mit Ihrem lieben herzlichen Briefe eine ausnehmende Freude gemacht. Keine von Ihren Beilagen habe ich mit ſo viel Theilnahme, als einen Schatz der metaphyſiſchen Erkenntniß, verſchlungen und wiederholt geleſen, und ich begreife jetzt, was ich vorhin nicht ſo deutlich einſah, daß Sie mir ſagen konnten, wir wären nicht gar weit auseinander. Worin wir von einander abweichen, habe ich auf dem beiliegenden Blatte auszudrücken geſucht, und dieſe Verſchiedenheit hält mich nicht ab, Ihnen zu bekennen, daß Ihre ganze 5te Beilage für mich durchaus vortrefflich iſt. Was ich darwider einzuwenden habe, kann ich nicht beweiſen, es iſt mir ein *bloßes Dünken*, und um die Intelligenz, in *Ihrem Sinne*, dürften wir uns auch wohl nicht ſtreiten. Sie ſprechen von einer Intelligenz comme il n'y en a point, wie Sie von einem Werden von Ewigkeit her und einer Schöpfung von Ewigkeit her ſprechen, — und wo ich nicht irre, ging ich davon aus, die Subſtanz für vortrefflicher als alles aus ihr Gefloſſene, oder in ihr Gegründete, und ihren Genuß für exquiſit außer allem Begriff zu erklären. Meinetwegen nenne man die höchſte Vortrefflichkeit *Intelligenz*, ſobald Intelligenz aufhört ein Weſen *unſerer* Art zu bedeuten, und ſobald wir durch den Namen weiter nichts erklären wollen, wo ſich nichts erklären läßt. So bliebe nur noch der Unterſchied zwiſchen uns, daß Ihre Gottheit ſupra- und extramundan iſt, welches mir nicht einmal nöthig ſcheint; denn der Mechanismus, den wir wahrnehmen, iſt ja nur ein

Reſultat des Verhältniſſes, in dem wir mit dem Ganzen ſtehen, und nicht als ſolcher (d. i. als Mechanismus) ein eigenes Daſeyn, ſondern bloß die einzig mögliche Anſchauungsform des Daſeyns, für unſere Eingeſchränktheit. Die Unabhängigkeit des Princips ſteht dabei, ſo viel ich ſehen kann, ganz ſicher, und ich habe dabei noch den Vortheil, daß es mir wirklich näher iſt, als ein ſupra- und extramundanes Princip. Allein auch dieſes liegt nun wieder an unſerer Vorſtellungsart und kann ſich anders verhalten. Die Vernunft findet hier keine Auskunft, keine endliche Entſcheidung — und das Gefühl dünkt mich eine gar zu unzuverläſſige Quelle, es ſcheint mir damit ungefähr darauf hinaus zu laufen, daß ein jeder ſich ſelbſt die Götter ſchafft, die er anbeten ſoll; denn wo wäre das Kriterion, um Schwärmerei der Einbildung von Einwirkung des wahrhaft Uebernatürlichen (Theopnevſtie) zu unterſcheiden? Unſer Werkzeug des Unterſcheidens iſt ja ſchon vorhin als unzulänglich über dieſen Gegenſtand verworfen worden; die Vernunft iſt hier nicht Richter, mithin keiner, und ein jeder muß ſich an eine innere Exiſtenz der Ueberzeugung halten, die der Schwärmer ſo gut haben kann, wie der Inſpirirte, und von jeher auch hatte, weil ſonſt keine Verſchiedenheit der Meinungen über dieſen Punkt ſtattfinden könnte. Oder iſt eine jede Religion wahrhaft göttlich? Noch einmal, die Vernunft kann hier nichts entſcheiden. Da wir nun aber ſo beſchaffen ſind, daß alle unſere Handlungen vernunftgemäß ſeyn müſſen, d. i. nach dieſer ſymboliſchen

Erkenntniß, welche Unterſchiede ſetzt und aufhebt, ſich richten müſſen, ſo folgt, daß unſere ſittliche Verfaſſung von unſerm Religionsgefühl unabhängig bleiben müſſe, und es unter allen Mißbräuchen des Despotismus der ſchrecklichſte iſt, die Freiheit dieſes Gefühls dadurch einzuſchränken, daß man ihm einen Einfluß auf die ſittliche Verfaſſung zugeſtehen will. Bloß ſubjectiv kann ein ſolcher Einfluß wohl geſtattet werden; es kann mir nicht gewehrt werden, kann im Gegentheil ſehr heilſam ſeyn, daß ich von meinem Religionsgefühl Beweggründe entlehne, die mich ſchneller zum Guten determiniren; allein das Gute, welches ich zu thun habe, iſt in Verhältniſſen gegründet, mithin für mich ſo poſitiv, wie die Sätze der Mathematik. Es giebt nur eine Moral und es kann ſo viele Religionen geben, als verſchiedene Arten oder Modi des Gefühls ſind.

Den 21. Februar.

Nun will ich auch kein metaphyſiſches Wort weiter ſagen. Sie haben mich ſo dreiſt gemacht, daß ich Alles, was mir in den Kopf kommt, ohne Bedenken vor Ihnen ausplaudere, es mag ſo ungereimt ſeyn, als es will. Ein paar Stellen Ihrer Beilage, die mir etwas auffielen, habe ich angezeichnet; ein Werk von dieſer Art darf keiner Mißdeutung fähig ſeyn, denn es iſt ja ganz darauf calculirt, Mißverſtand mit der Wurzel auszurotten. Zu Ihrem Briefe, mein Beſter, nur noch ein paar Worte. Ich bin mir ſelbſt nicht bewußt, was es ſey, das Ihnen im meinigen ſo viel Freude gemacht hat, aber genug, daß er dieſe Wirkung hatte. Ich wollte, meine Briefe hätten immer dieſe Zauberkraft, denn ſo würde ich zu Ihrer Geſundheit, indem ich auf Ihre Nerven wirkte, ſicher etwas beitragen. Ich wiederhole Ihnen, daß Sie mir lange nicht durch irgend etwas eine ſo große Wiedervergeltung geben konnten, wie durch Mittheilung Ihrer 5ten Beilage. Um Sie nicht aufzuhalten, erfolgt ſie jetzt zurück. Schwerlich werde ich früher, als in den Oſterferien ſelbſt bei Ihnen ſeyn können; denn ich bin ein Sklave meiner Verhältniſſe und ich mag mit Urlaub bitten nicht anfangen. Von meiner lieben Frau müßte ich freilich ſchweigen. Dieſe erſte Excurſion nach Pempelfort, welcher, ſo Gott will, mehrere bald folgen ſollen, kann ſie aus Haushaltungsurſache nicht mitmachen. Ich müßte Ihnen ſehr viel Unnützes erzählen, wenn ich Sie ganz au fait ſetzen wollte, warum ſie diesmal nicht darf. Die wichtigſte Urſache iſt die: Wir bekommen auf Oſtern eine neue Magd, die unſer kleines Mädchen warten muß. Dieſer das Kind allein gleich anfangs anzuvertrauen, ſcheuen wir uns um ſo mehr, da Thereſe das kleine Geſchöpf, welches viel Anlage hat, folglich leichter als jedes andere zu verderben iſt, auch unter den vortheilhafteſten Umſtänden nicht gern aus den Augen läßt. Wie wäre es, wenn wir auf den Herbſt wieder zu Ihnen hinab wallfahrteten?

Ich freue mich zehnfach auf unſere Zuſammenkunft, denn ich bedarf Landluft und Erholung von Arbeiten und vom Winter. Kälte iſt mein Tod, und Näſſe lähmt meine phyſiſchen und moraliſchen Kräfte. Seit acht Tagen zerfließe ich wieder von Schnupfen, nachdem ich mich kaum von einer Schlafloſigkeit, die ernſthafte Folgen drohte, erholt habe. Etwas zu viel habe ich dieſen Winter krumm am Schreibpult geſeſſen; dafür iſt aber auch eines und das andere fertig geworden. Die brittiſchen Annalen von Archenholz werde ich in ein paar Tagen erhalten. Mein Literaturartikel wird Ihnen als flüchtige Ueberſicht vielleicht gefallen. Archenholz ſchickt mir fünf und zwanzig Exemplare hieher zum Abſatz für ſeine Rechnung. Soll ich Ihnen etwa eins ſchicken? Die Anfrage iſt blos mercantiliſch, und heiſcht alſo auch eine Antwort aus eben dem Geſichtspunkt; auch bin ich ſelbſt nicht weiter in der Sache des Verkaufs intereſſirt.

Die Nachricht von den Pelew-Inſeln, die ich überſetze, wird Sie ebenfalls intereſſiren. Das ſind Naturmenſchen, die wahrlich uns beſchämen. Ueber mein Handbuch der Naturgeſchichte für Schulen müſſen wir in Pempelfort vieles abſprechen. Ich fordere ſchlechterdings Ihr videtur über die zweckmäßigſte Behandlungsart. Ihre lieben Schweſtern wieder zu ſehen, iſt keins der kleinern Feſte, die ich mir verſpreche. Was wollen wir mit einander philoſophiren und des Lebens dabei nicht vergeſſen! Grüßen Sie mir die Guten, und beſonders meine Freundin Lene, die mit mir ſympathiſirt. Das **Mitleiden** mit unſerm **göttlichen Weſen** wollen wir Ihnen ſchon vertreiben. Sie ſollen froh ſeyn, zum **Mitgenuß** zu gelangen. Den braven lieben

Schenk, den ich noch mit herzlicher Achtung im Andenken trage, grüßen Sie auch von mir. Ich umarme Sie innigſt.

No. CLXXVII.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 13. Febr. 1789.

Daß mein Antrag wegen der Kunſtſammlung großen Anſtand finden müßte, konnte ich mir wohl denken. Die ganze Lage der Sachen dort ſtellte ich mir doch nicht ſo arg vor. Und doch, wo iſt etwas Glänzendes, das nicht in der Nähe ganz oder zum Theil verſchwindet! Machen Sie es indeſſen, mein lieber Forſter, wie ichs in den meiſten Fällen zu machen pflege: mit ſehr ſchlechter Erwartung eines Erfolges mache ich doch den Verſuch, um mir weder ſelbſt Vorwürfe zu machen, noch mir von Andern machen zu laſſen. Daß die Hoffnung zum Pſalterium vereitelt iſt, thut mir doch weh.

Den 15. Februar.

Ich erhielt ſeit Obigem noch Ihren lieben Brief vom 7ten. Sehr erfreut mich Ihr vernünftiger Entſchluß, den Realkatalog auszuarbeiten. Sie werden ſehen, wie vielfache, augenſcheinliche Vortheile es Ihnen bringen wird. Sie arbeiten ſich in die literäriſche Geſchichte hinein, bekommen den Faden, woran Sie andere Kenntniſſe mehr anreihen können; bekommen neue Autorität und Credit für Ihre Stelle, und für die Folge Zeit, mit größerm Nachdruck für die Bibliothek zu wirken. Was wiſſen Sie, ob Sie nicht einmal in eben der Carriere in Wien Ihren Weg machen? Auch das iſt ſehr gut calculirt, daß Sie ſich im Andenken des Publicums erhalten.

Daß Sie ein Collegium über die Naturgeſchichte leſen, wußte ich nicht. Das muß Ihnen ja wohl auch Freude machen?

Dem Herrn Grafen von Waldersdorf kann ich nicht unbekannt ſeyn, ich habe ihm aufgewartet, und von ihm den Schattenriß vom verſtorbenen Curator, Graf Benzel Sternau, erhalten. Haben Sie Gelegenheit, ſo bezeigen Sie ihm meinen Reſpect.

Zum Krieg iſt alles geſtimmt und das Fatalſte, daß der König in Schweden durch ſeine Harangues ſo viel gewirkt hat.

No. CLXXVIII.

Heyne an ſeine Tochter.

Göttingen den 13. Febr. 1789.

Es iſt und bleibt mir ſelbſt ein Räthſel, warum mein Brief an Madame Bethmann zum Beſten des unglücklichen D. keine, und vielmehr eine gegentheilige Wirkung gehabt hat. Wie er mir ſchrieb, was für Ausſichten er in dem Hauſe habe, ſo glaubte ich als Freund, der ſeinen Mann kennt, zu zweierlei verbunden zu ſeyn: einmal dem gutem D. ſelbſt einige Lehren und Warnungen der Klugheit und ſeines Verhaltens zu geben, daß er ſich durch Mangel an Conduite ſein Glück nicht wieder verſcherzen möchte. Dann aber ſchrieb ich an Madame Bethmann einen Brief zur beſtmöglichſten Empfehlung, mit allem, was der Eitelkeit der Dame ſchmeicheln, oder ihr gutes Herz in Bewegung ſetzen konnte. Was ihr darinnen hätte mißfallen können, wüßte ich auf keine Weiſe zu denken. Und doch hat ſie mir nicht darauf geantwortet. Es bleiben mir nur Folgerungen übrig: entweder D. hatte in eben der Zeit bereits dumme Streiche im Hauſe gemacht; oder M. B. befürchtete, der Mann möchte ihr forthin ganz auf der Schulter liegen bleiben. Letzteres wäre an ihrer Stelle meine Betrachtung auch geweſen. Gäbe es Gelegenheit dazu, ſo wünſchte ich, Du könnteſt den Zuſammenhang dieſer Geſchichte entdecken. Daß ich dem D. nicht habe ſchaden wollen, brauche ich wohl nicht zu bezeugen. Aber ich halte mich doch auch feſt überzeugt, daß mein Brief die Wirkung nicht gehabt hat. Ich kenne die Verhältniſſe der M. B. nicht, ſonſt gäbe es vielleicht einmal (aber ja keine Uebereilung) Gelegenheit nur zu fragen: inwiefern ich mit Recht den Vorwurf trage, daß nach Empfang meines Briefes D. zurückgeſchickt worden iſt. Ich wünſche, daß D. meine guten Lehren auch in ſeiner übrigen Lage beherzigen möge. Er braucht es, denn er iſt ein eitler, unmoraliſcher Menſch von Grund aus, und ich zweiſle immer noch, daß die Widerwärtigkeiten ſichere Grundſätze in ihm erzeugt haben werden. Ich will gern vergeſſen, was ich an ihn verwendet habe, ich that es ohnedem meiner Verhältniſſe wegen, nicht weil er es verdiente, und bin froh, daß er nun in Brode iſt. So lange er ganz verlaſſen war, konnte die Frage nicht ſeyn, ob er es verdiene, ſondern daß er darbte und wie ſein Elend zu lindern ſey.

Deine Raiſonnements über die Frage, welche Hermes in ſeinem Roman „für Eltern und Eheluſtige" endlich ins Publicum gebracht hat (fürwahr auch ein Verdienſt) und über ſeine unzulängliche Beantwortung, habe ich mit Vergnügen geleſen. Unſtreitig die kürzeſte und ſimpelſte Beantwortung: vermindert den Luxus, den Aufwand und Unwirthlichkeit in allen Ständen. Aber eben hier ſitzen wir. Im Allgemeinen läßt ſich ſchön raiſonniren, aber in jedem einzelnen Fall finden ſich Hinderniſſe. Nimm nur die einzige Lage der Familien in Göttingen. Gebe der Himmel, daß Du Dein Wort an Deinem Töchterchen wahrmachſt. Ich küſſe das kleine Ding in Gedanken und umarme Dich.

No. CLXXIX.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 8. März 1789.

Profeſſor Schneider ſchrieb mir kürzlich ſeinen Kummer; er habe ſeine Reliquien Friderici II. dem Könige dedicirt, ihm ein ſchönes Exemplar zugeſchickt und gebeten um ein Buch aus der königlichen Bibliothek; er erhielt ein Cabinetsſchreiben vom Cabinetsſecretair Bayr: ſein Geſuch finde nicht ſtatt und hier ſey ſein Dedicationsexemplar wieder: dies kömmt dabei zurück. So etwas iſt doch ohne Beiſpiel.

Mayer iſt Leibmedicus und alles worden, was ſein Vorgänger war. Sey doch jeder froh mit ſeinem kleinen Plätzchen, aus dem er in die Welt hinausgucken und über ſie lachen kann! Miſchte ſich nur nicht immer Galle drein!

No. CLXXX.

Forſter an Heyne.

Mainz den 9. März 1789.

Von Thierry de Menonville kann ich mit völliger Zuverſicht behaupten, daß ich ihn zurückgegeben habe, ſobald ich ihn recenſirt hatte, welches noch vor dem April vorigen Jahres geſchehen iſt, da er nur noch brochirt war. Ich erinnere mich, ihn ſeitdem eingebunden auf dem Fache geſehen zu haben.

Die Bücher, welche ich von der Bibliothek habe, ſollen nächſtens in einem Pack, mit denen, die Herr Sömmerring mir zugeſtellt hat, abgehen. Es hat bisher an Gelegenheit gefehlt, auch in Abſicht des Schöpf an Zeit.

Mirabeau's **Histoire secrète de la Cour de Berlin** werden Sie vermuthlich ſchon geleſen haben. Sie iſt sanglant, allein ſie trägt die unverkennbaren Merkmale der Wahrheit. Es iſt unmöglich . . . . . . zu ſeyn als jener Hof, vom Höchſten bis zum Geringſten, und man ſieht augenſcheinlich, daß der franzöſiſche Hof, der dieſes Werk im pariſer Parlament pro forma verurtheilen läßt (NB. ohne einen rechten Grund, außer der den Höfen gebührenden Achtung, anzugeben), es ſelbſt hat herausgeben laſſen, denn es ſind miniſterielle Depechen, ganz ohne Schmuck, aber mit viel natürlicher Energie niedergeſchrieben, und überall ſind Lücken an Stellen, welche vermuthlich nicht vor das Auge des Publicums gebracht werden ſollten. Niemand und ſicherlich auch diejenigen nicht, die Mirabeau darin lobt, werden wünſchen darin gelobt zu ſeyn.

Allein ein Zug iſt durchs Ganze auffallend: daß nämlich der Herzog von Braunſchweig und das preußiſche Miniſterium dem durchtriebenen Franzoſen in Abſicht auf Holland eine Naſe gedreht haben; und ein anderer,

deſſen jämmerliches, in jedem Briefe geäußertes Verlangen, accreditirt zu werden.

(Billet.)

No. CLXXXI.

Johannes v. Müller an Forſter.

Ce 16. Mars 1789.

Je vous serois bien obligé, mon cher ami, si vous vouliez bien, dans une occasion, envoyer l'incluse que je viens de recevoir, à M. Heyne, qui a eu la bonté de me promettre par vous un Freitiſch pour le suppliant. Peut-être suffisoit-il que ce dernier ait rempli la formalité requise, et une réponse n'est pas nécessaire. Si vous croyez cela, veuillez, au lieu d'incommoder encore une fois votre beau-pére qui a tant de meilleures choses à faire, me le dire seulement pour que je rassure le pauvre garçon. Nous ne nous voyons à peu près point, et ce n'est pas notre faute: toute cette année je n'ai rien pû lire de suite, pas pû satisfaire à mes correspondences, et je n'ai pas été à moi, par conséquent guere à mes amis. *Sic vita trahitur.* Il faut espérer que cela ne sera pas toujours ainsi, et que cette indépendance, notre château en Espagne, finira par nous dédommager de tout un jour. En

attendant je ne vous aime et ne vous suis attaché pas moins, que si nous étions ensembles tous les jours au dépens de nos affaires. Adieu, cher Forster. *Tuus*.

P. S. En ce moment je reçois votre billet. Demain je dirai cela à l'E.; je ne doute pas du plaisir qu'il en aura; comptez que vous lui en ferez un bien grand.

No. CLXXXII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 17. März 1789.

Ich empfinde ganz das Glück, Ihnen, beſter Vater, den vergnügten Augenblick verſchafft zu haben, von dem Sie ſchreiben. An Liebe und Fleiß will ich es bei der guten kleinen Schwägerin nicht fehlen laſſen, der Himmel gebe dann das Gedeihen. Am Ende iſt das Glück, welches wir in dem engſten Kreiſe um uns her verbreiten können, immer noch bei aller Ungewißheit am ſicherſten in unſerer Hand, und daher arbeite ich auch ſo gern auf dieſes Ziel hin, zumal wenn ich ſehe, wie ſehr man in Abſicht auf ein umfaſſenderes Wirken gefeſſelt iſt, und trotz aller Anſtrengung immer nur ein Minimum ausrichtet. Es iſt wahr, auch dieſes Minimum geſchähe nicht ohne die Anſtrengung; allein wenigſtens intereſſirt es uns wegen der Geringfügigkeit nicht mehr ſo ſehr, wenn es auch endlich errungen wird. Beſſer allemal, ſo viel die Umſtände es verſtatten, dahin gewirkt, wo Erfolg ſichtbar iſt. Doch die Materie iſt unerſchöpflich.

Ich bin feſt überzeugt, daß das preuſſiſche Cabinet für alles Feine durchaus kein Gefühl hat, ſonſt müßte das Scheermeſſer in den G. G. Anzeigen den rechten Fleck getroffen haben; aber Klötze zu ſchneiden, iſt es zu gut. Die feine Perſiflage wirkt jedoch immer im Publicum, und das iſt alles, was jetzt zu thun übrig bleibt, bis einmal wieder ein Menſch an das Ruder kommt.

Daß Gedike und Bieſter nicht ruhig bleiben konnten, iſt auch empörend genug. Ueber dem leeren Geſchwätz von nichtigen Gegenſtänden wird für wahre Erweiterung der Kenntniſſe nichts geleiſtet und endlich muß man glauben, daß Leute, die nichts anders, als die Vertheidigung Berlins, oder die Jagd auf Jeſuiten, oder die Verfolgung eines Stark im Kopf haben, ſelbſt leer ſind und nichts Beſſeres mehr liefern können.

No. CLXXXIII.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 18. März 1789.

In London muß noch nichts in rechter Ordnung ſeyn; wir hören hier noch nichts. Mich traf es die Zeit auch, ich hätte ſonſt von einem Vorfall Vortheil zu ziehen verſucht; ich ward ausgeforſcht: ob ich nicht unter beliebigen Vortheilen die Canzlerſtelle der kopenhagener Univerſität annehmen wolle? Mit ſechzig Jahren auf dem Rücken erſt nach Norden zu wandern, unter eine fremde Nation, in einer Hauptſtadt, auf einem Boden zu ſeyn, der erſt zubereitet werden muß! Das bischen Leben, worauf ich noch rechnen kann, verlohnt ſich der Unruhe nicht. Wäre der Prinz von Wales Regent geworden, ſo hätte ich noch andere Vortheile vorausgeſehen. Aber ſo — iſt alles eitel.

Die Histoire secrète (von Mirabeau) haben Sie alſo geleſen; unbegreiflich iſt mir es doch, wie der franzöſiſche Hof es könnte haben drucken laſſen, wenn er nicht alle Ausſicht und Hoffnung zur Wiedervereinigung mit dem berliner Hof aufgeben will. Daß es ein Bubenſtück von Mirabeau iſt, war mir wahrſcheinlicher. Beſſern wird es indeſſen allem Anſehen nach in Berlin nichts. Dort wird man nur deſto mehr gereizt werden, über das Cenſuredict noch ſtrenger zu halten.

Die armen Aufklärer in Berlin ſind doch gewaltig ins Gedränge gebracht. Zu eben der Zeit, daß Mirabeau und Mauvillon ſo viel verderben, kommt nun auch von Sacken dazu, und es ſcheint, die Litt.-Zeitung erklärt ſich auch wider ſie.

Hatten Sie nicht ehemal von den Zweiundzwanzigern auch Einladung erhalten? Freuen Sie ſich, daß Hr. N. nicht auf das Beſte ſtehet.

No. CLXXXIV.

Forſter an Heyne.

Mainz den 4. April 1789.

Am Mittwoch, den 1. April, wurde Joh. Müller heftig krank, ein Gallenfieber und, wie man ſagt, auch zurückgetretene Hämorrhoiden ergriffen ihn mit der äußerſten Heftigkeit. Der Kurfürſt ſchickte ihm den Geheimenrath Hofmann; allein es ſcheint, daß alle mediciniſche Hülfe ihn nicht wird retten können und man erwartet, daß er den heutigen Mittag nicht überleben wird. Ein außerordentlicher Schlag für den Kurfürſten und für die hieſigen Proteſtanten dazu!

Der gute Müller hatte auf ſeine Geſundheit getrotzt, und ſich durch eine Anſtrengung, die am Ende tödtlich werden mußte, eine ſolche Kataſtrophe bereitet. Er war erſtaunlich vollblütig und aß und trank mit gewaltigem Appetit; der junge von K., bei deſſen Mutter er wöchentlich einige Mal zu Tiſche ging, ſagte mir: im Feuer der Unterredung tränke er ein Glas Wein nach dem andern, ohne darauf Acht zu geben, und mit dieſem erhitzten Blute ſetzt er ſich dann an die Arbeit. Davon wurde er ſehr corpulent, aber von einer etwas ſchwammigen Art war die Corpulenz. Man hat ihm mehrere Mal Ader gelaſſen. Ich kann mich über dieſe Begebenheit noch nicht wiederfinden, liebſter, beſter Vater, und bin ganz verwirrt. Man ſagt auch, daß etwas Aergerniß bei ihm hinzugekommen ſey. Ein anonymes Geſchmier, unter dem Titel: Beiträge zu dem Etwas über die Wahlcapitulationen, enthält einen höchſt ungezogenen, groben Ausfall auf ihn; dieſe elende Scharteke ſoll den Rector der Univerſität, von Horrik, zum Verfaſſer haben, wo nicht, ſo ſoll ſie unter ſeiner Führung geſchrieben ſeyn. Müller'n, ſagt man, der ſich immer ſo behutſam aufzuführen ſuchte, daß er niemandem Raum zur Beſchwerde gab und ganz unparteiiſch blieb, ſoll es gekränkt haben, der Zunge des Läſterers doch nicht entgehen zu können. — Er hätte freilich nicht darauf achten ſollen, allein er hatte auch niemand, der ihm dazu hätte rathen können, denn außer ſeinen politiſchen Freunden, ... zog er ſich von aller Welt zurück und ſprach nie von ſeinen Angelegenheiten mit irgend jemand. In der Vereinzelung wirken ſolche Lumpenſachen, die ihn ſonſt nicht hätten afficiren können, ungleich heftiger.

Wie die Verhältniſſe mir vorkommen, war freilich durch eine Verſetzung nach Kopenhagen, außer einer Verbeſſerung der Einkünfte, nichts zu gewinnen, und ſo manches mußte eingebüßt werden! Das böſe Wort: Norden, legt ein Uebergewicht in die verneinende Wagſchale, ohne noch der andern Gründe zu gedenken.

Der König wird ja nach Hanover kommen, ſchreibt man aus London und Hanover. Dann kommt er auch nach Göttingen. Vielleicht iſt das der Univerſität heilſam, und vielleicht denkt der König auch an Sie beſonders, wenn die Veranlaſſung ihm ſo nahe kommt.

Eine Idee für Göttingen, — da der dauernde Ruf

Göttingens immer beſſer auf bleibende Inſtitute als auf Gelehrte, die nur kurze Zeit blühen, gegründet wird, — wäre die Errichtung eines Künſtlerinſtituts, einer Zeichenakademie, wobei der Ankauf der Brandes'ſchen Kupferſtichſammlung zum Grunde gelegt werden müßte, nebſt einer Sammlung von Abgüſſen. — Vielleicht, da große Herren gern ein Andenken hinterlaſſen, hätte des Königs Eigenliebe hier einen Gegenſtand, der ſeiner würdig wäre.

Die Herren Jeſuitenjäger mögen wohl endlich einſehen, daß ſie ſich ihre Jagd zu eifrig angelegen ſeyn ließen, und darüber Jeſuiten zu finden glaubten, wo keine waren. Das Verdienſt, Aufmerkſamkeit auf Schwärmereien und Mißtrauen darwider erregt zu haben, bleibt ihnen immer; peccatur extra Iliacos muros et intra, mag es übrigens heißen. In Extremen geht einmal alles in der Welt, ob es gleich viel beſſer auf ebenem Wege und in gleichförmiger ſanfter Bewegung fortrücken würde.

No. CLXXXV.

Forſter an Heyne.

Mainz den 25. April 1789.

Vorgeſtern, mein theuerſter Vater, ſind wir von Düſſeldorf wieder glücklich angekommen, und Ihr Brief, der mich nicht mehr in Düſſeldorf erreicht hatte, war früher hier als wir ſelbſt. Denjenigen, welchen Sie nach Mainz hatten abgehen laſſen, habe ich von Düſſeldorf aus beantwortet und Ihnen zugleich von unſerm lieben, edlen Jacobi die herzlichſten Verſicherungen ſeiner Hochachtung und Ergebenheit überſchickt.

Wir haben neun frohe Tage bei Jacobi verlebt. Das Wetter war ganz erträglich, obſchon noch alles ſehr zurück iſt. Hier blüht jetzt der Kirſchbaum, aber es iſt noch kalte unfreundliche Luft und man friert in den ungeheizten Zimmern und bekommt Kopfweh und Schnupfen in geheizten. Doch in wenigen Tagen, hoffe ich, wird der arge Nordwind überwunden ſeyn.

Jacobi's neue Ausgabe ſeiner Briefe über den Spinoza, um die Hälfte vermehrt, iſt jetzt fertig und ſicher das Beſte, was er geſchrieben hat. Ich glaube ſchwerlich, daß wir in Deutſchland einen helleren tieferen Denker, mit der Wärme und Richtigkeit des Gefühls und der ächten Billigkeit, die jedem ſeine Meinung läßt und mehr nicht als Conſequenz fordert, außer ihm beſitzen. Es iſt wirklich ärgerlich, daß man in Berlin und Halle ſo unartig gegen ihn verfährt; denn es verdient wohl kein Menſch weniger unter die Schwärmer gezählt zu werden, als er.

Vor ein paar Tagen kam die Nachricht, daß der Kaiſer, mit allen Sacramenten verſehen, am Tode läge; der Kurfürſt ſoll darüber ſehr betroffen geweſen ſeyn, und in der That iſt der Augenblick fatal, da Müller juſt krank iſt. Indeſſen hat man wieder Nachricht, daß der Kaiſer etwas beſſer iſt.

Ihr Univerſitätsactus iſt höchſt verdrießlich. Die großen Herren bedenken aber das nicht, daß die Feierlichkeiten, die ſie ſo ſehr kitzeln und die ſie ſelbſt beſtellen, Andern ſo läſtig ſind. Daß der König ſo wenig aus dem Seinigen für die Univerſität thue, wußte ich auch nicht. Aus ſeiner Reiſe nach Hanover wird vielleicht nichts, zumal wenn der Kaiſer ſterben ſollte. Käme er aber, ſo wünſchte ich, es könnte ihm beigebracht werden, daß mein Vater und ich ſchlechterdings in Abſicht auf jene Reiſe mit Cook und die daraus erfolgten Transactionen nichts gemein haben, und daß, wenn man an ihn nicht denken wolle, doch kein Grund da ſey, warum nicht an mich gedacht werden ſollte. Es iſt doch arg, bei einer Gelegenheit, wo alle Andere verſorgt wurden, ſo ganz leer ausgehen zu müſſen. Könnte ich nur 50 Pf. St. Penſion bekommen, ſo wäre es ſchon eine Hülfe. Manchmal iſt die Gelegenheit da, ſo etwas einfließen zu laſſen, wenn ſie nur immer gleich genützt würde.

Vom Anacharſis iſt noch wenig geleſen worden. Er bleibt doch immer ſehr franzöſiſch und ich freue mich, daß Sie Hand anlegen wollen, um ihn zu berichtigen, ſowie ich mich freue, daß Heeren und Tychſen ihn überſetzen, denn eine Bearbeitung von Sachkundigen war er werth.

No. CLXXXVI.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 26. April 1789.

Ich danke Ihnen für die Nachricht von den Verhältniſſen auswärtiger Mitglieder zu London. Man ſchrieb mir, mein Name hängt im Saal angeſchlagen: welches ſo viel heiße, als es werde über mich ballotirt werden. Nun es ſo iſt, wie Sie ſagen, à la bonne heure! Camper's Tod hat mich gewaltig frappirt; das iſt ein großer Verluſt! Was muß es dem guten Sömmerring für eine Nachricht geweſen ſeyn? Ich wußte, daß er ſehr krank war.

Wer will es endlich mit Ihren Geſellſchaftstiteln aushalten! Alſo: Associé de la société royale de l'Agriculture! — Gut, daß Sie nun wenigſtens einen zwanzig Schritt großen Garten haben! Sie pflanzen Kohl, und ich koch' ein Gericht zuſammen, das weder Kraft noch Geſchmack hat: eine Rede und ein Programm für die morgende Feierlichkeit; heut feiert das ganze Land des Königs Geneſung, und morgen die Univerſität einen Actus de sa façon.

Zwei Adreſſen an König und Königin noch im Handel obendrein.

Den 7. Junius ſoll der König aus London abgehen. Was für ein luſtiger Sommer das werden wird!

No. CLXXXVII.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 27. April 1789.

Tauſendfachen herzlichen Dank, mein Beſter, für Ihren Spinoza. Ich habe bereits Ihre Vorrede mit Ihren Sätzen über die Freiheit, und unter den Beilagen die ſiebente, mit allem Bedacht wieder geleſen. Wenn es mir vergönnt iſt, über dieſe Gegenſtände meine Meinung zu ſagen, ſo will ich dreiſt behaupten, daß es hinfort Ihre Schuld nicht iſt, wenn man Sie nicht verſteht oder mißverſteht. Entweder will man dann nicht verſtehen, oder man kann überhaupt nicht verſtehen, und muß bekennen, daß man keinen Beruf zur Metaphyſik hat.

Sie haben allerdings der 7ten Beilage jetzt eine vortheilhaftere Stellung verſchafft, wiewohl, wie Sie mir auch ſelbſt ſagten, keine neue Stringenz hinzugekommen iſt. Es iſt mir unmöglich, jetzt etwas über Ihre Philoſophie zu erinnern, das Ihres Anhörens werth wäre; mein Kopf iſt jetzt mit zu vielen heterogenen Dingen gefüllt, und am Ende iſt es bloß die Verſchiedenheit der geläufigſten Anſchauungsart, die uns trennt. Ich will ſeyn, um zu denken, und Sie wollen denken, um zu ſeyn; das iſt, im Grunde und genau unterſucht, ein bloßes Wortſpiel. Für die nachgeſchickten Briefe danke ich Ihnen beſtens. Es iſt meine Schuld nicht, wenn theils meine Freunde, die mir von hier aus die Briefe nachſchicken, nicht rechnen können, theils die K.

Reichspoſt manchmal länger unterwegs iſt, als ſie ſollte. Sonnabend vor meiner Abreiſe von Ihnen ſchrieb ich an Frau Deſter in Vallendar bei Coblenz, um ihr den Tag meiner Ankunft zu melden, der Brief war am Freitag darnach noch nicht angekommen! — Dies mag denn Lene beherzigen, wenn Sie den Commentar, daß ich vermuthlich unter allen am meiſten über die frühe Abreiſe gelitten habe, nicht noch hinzuſetzen wollen, um das Gefühl der Reue über ihre Liebloſigkeit in ihr zu wecken. Ich hatte zuerſt und allein den Verdruß daß mir der Kurfürſt meine Ferien abkürzte, bloß um den Herrn de mauvaise grace zu ſpielen; ich mußte alſo dieſen Streich des Despotismus verſchmerzen. Ich war die letzten Tage bei Ihnen und auf der ganzen Rückreiſe kränker, als ich ſagen mochte, und wäre ſchon darum gern länger geblieben, um Erholung abzuwarten; ich mußte endlich wider mich ſelbſt, wider meine Art, wider das Bitten meiner Freunde ſtandhaft bleiben, um zu thun, was nun einmal recht, obgleich nicht billig war; ich mußte Andern und mir Freude rauben, und bei einem ſolchen Geſchäft leidet doch wohl Der am meiſten, der es fühlt, was er thut! Dieſer Commentar kommt auf Rechnung der rothen Tinte, der ich nichts ſchuldig bleiben darf. Ich hoffe, mein einziger J., Sie wiſſen beſſer, wie es um und mit uns ſteht, als alle Commentare in der Welt ſagen können. Wenn ich mit Ihnen rechte, ſo muß es aus Ihrer eigenen Philoſophie gerechtet ſeyn. Es kann wahr ſeyn, daß wir durch Bedingung erſt das

Unbedingte recht erkennen lernen, aber einmal erkannt, bedürfen wir dieſer Vermittlungen nicht mehr; jede Kraft iſt dann doch für unſern Sinn eine ſpecifiſche Kraft, deren Eigenthümlichkeit wir unterſcheiden, ohne juſt Verhältniſſe hinzudenken zu müſſen.

No. CLXXXVIII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 9. Mai 1789.

Geſtern, liebſter Vater, erhielt ich Ihren Brief vom 26. April. Wir wären freilich gern länger in Düſſeldorf geblieben; allein ich war auf 14 Tage ſeltſam limitirt. Kurz vor der Abreiſe ging ich zum Kurfürſten, nicht um Urlaub zu bitten, welches in den Ferien hier nicht gewöhnlich iſt, ſondern Geſchäfte halber. Beiläufig ſagte ich, ich wolle dieſe Erholungsreiſe machen. Da äußerte er ſich, er wolle Sitzung wegen der Bibliothek halten, eine ſeit zwei Jahren ſo oft Müller'n und mir verſprochene Sitzung; ich möchte doch ja nicht länger als 14 Tage ausbleiben. Alſo pünktlich kam ich zurück, ließ mich melden, und nun wird nach aller Wahrſcheinlichkeit gar nichts aus der Sitzung. Jener Einfall war ſo ein alltäglicher Kniff der Großen, um ihre Autorität geltend zu machen und etwas Gutes nach ihrer Art de manvaiſe grace zu thun. Was kümmert es mich! Ich kann Gottlob dazu lächeln und ſchweigen.

No. CLXXXIX.

Heyne an ſeine Tochter in Mainz.

Göttingen den 17. Mai 1789.

Meine liebe kleine Enthuſiaſtin erſcheint ganz in ihrem Briefe. Aber wohl iſt kein Enthuſiasmus unſchuldiger und verzeihlicher, als der bei Betrachtung und Genuß der ſchönen Natur. Das habe ich mir oft gedacht, wie ich die Gegenden von Mainz ſah, wie ſchön ſie erſt im Frühlinge ſeyn müßten, und drum freute ich mich, wie Euch, liebe Kinder, das Loos beſtimmt war, dort zu leben. Ich habe mich in Deinem Briefe ganz in die Gegend verſetzt, und geſucht, den Geſichtspunkt zu faſſen, den Du dort vor Dir hatteſt. Aber freilich, Nacht, Stille, heiterer Himmel, wie ſehr und überſchwenglich kann das Alles verſchönern! Auch das fühle ich mit Dir, keine beſſere Bekehrung von Leichtſinn, Skepticismus und Unglauben über die Grundwahrheiten unſerer Würde und unſerer Glückſeligkeit, als Betrachtung und Gefühl bei einer ſchönen Naturſcene. Man ſieht alsdann, daß der Menſch gemacht iſt, mehr durchs Herz als durch den Kopf glücklich zu ſeyn; aber weiſe wird man mehr durch den Kopf als durchs Herz. Dieſes führt irre, wenn es vorangeht und den Kopf zum Schwanz macht. — Aller Welt gut zu werden, — das iſt wohl die Hauptbaſis von dem innern Frieden, und wenn man ſich in der Gemüthslage findet, ſo kann man mit ſich zufrieden ſeyn. Alles Uebrige giebt ſich dann von ſelbſt.

No CXC.

Lichtenberg an Forſter in Mainz (durch Gelegenheit eines Reiſenden).

Göttingen den 19. Mai 1789.

Liebſter Freund,

Ihren vortrefflichen Brief über die 11,000 Jungfrauen, über Jacobi und Köln kann ich nicht genug leſen. Wenn nur die erſten Seiten nicht wären. Sie haben mir wirklich weh gethan. Das, was ich jetzt in Ihren Briefen und Aufſätzen ſo ſehr bewundere, den geraden immer gleich ſtarken Strich, erkenne ich zwar und er entzückt mich ſo wie der Gang eines ſchönen Mädchens, aber war nie der meinige, das fühle ich; aber ich ſelbſt, Du gerechter Gott! — ich kann nichts Schlimmeres ſagen, ich gehe ſo wie mich leider Gott geſchaffen hat.

Ich will ſo eben auf den Garten, und der brave Kypper will morgen früh weg, ich kann alſo nichts weiter ſagen, ſo willig ich auch wäre, mich über Ihren herrlichen Brief, den ich auch Malortie mitgetheilt habe, einmal recht auſzubreiten. — Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Liebſten und Herrn Sömmerring recht herzlich. Ich bin Willens an den Letzteren eine Bitte zu wagen, ſondiren Sie ihn doch, ob er wohl ſo etwas für mich unternimmt. Ich möchte gern ein Model von einem Ohr haben, von der Muſchel an bis an das äußerſte Ende der Schnecke, nicht im Kleinen, dafür habe ich unſres Freundes vortreſſliches Präparat; ſondern im Großen, etwa anderthalb oder zwei Fuß lang. Es könnte hier Gyps, Blech, Blei und ſo weiter abwechſeln. Die Demonſtrationen des Ohrs an der Tafel taugen nichts. Wollte unſer Freund ſo etwas bei mainziſchen Künſtlern bloß dirigiren? Für die Direction kann ich freilich nichts bezahlen, als Gegendienſt, aber für das Model wollte ich ſehr gern drei oder vier Louisd'or geben, wenn unſer Sömmerring die Direction übernimmt.

No. CXCI.

Forſter an Heyne.

Mainz den 22. Mai 1789.

Ihren lieben Brief vom 17. Mai, liebſter, beſter Vater, habe ich geſtern Abends erhalten. Wie freue ich mich, daß unſer Jacobi Ihnen mit dem Adel ſeiner Seele ſo viel ſeyn kann. Noch mehr werden Sie einander bei perſönlicher Zuſammenkunſt ſeyn. Ich kenne in der That wenige Menſchen ſeines Gleichen. Seine Wiſſenſchaft hat er ganz gefaßt, das iſt mehr, als was man von manchem ſogenannten Philoſophen ſagen kann, denn eine auswendig gelernte Terminologie iſt doch noch nicht die Wiſſenſchaft. Aber auch außer der Philoſophie und Metaphyſik iſt er ein ganzer Mann, der mehrere Seiten mit Ihnen gemein hat. Wenn man wie Sie die Gränzen der Metaphyſik oder unſeres Verſtandes erkannt hat, ſo iſt es wohl nicht mehr zu verwundern, daß man zur Praxis immer wieder zurückkehrt und über den Regeln und Grundſätzen nie vergißt, warum man ſie erſann. Ihr Programm über das Gebet hat mich außerordentlich ergriffen und durchdrungen, Müller'n und Herrn v. Stein ebenfalls.

No. CXCII.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 27. Mai 1789.

Von dem aller meiner Verehrung würdigen Jacobi habe ich ein liebevolles Schreiben erhalten, worin er mir Hoffnung macht, daß ich ihn dieſen Sommer ſelbſt werde kennen lernen, indem er Göttingen beſuchen wird. Ich geſtehe es, daß ich mich auf dieſe Bekanntſchaft freue. — Darf ich es ſagen, mehr als auf die von K. Auch ſein Buch hat er mir geſchickt, der edeldenkende Mann, den ich immer noch mehr als den tiefdenkenden in ihm verehre. Alle Tiefdenker treffe ich doch nicht weiter, als bei den großen Grenzpfählen des menſchlichen Verſtandes an, wo alles Jenſeits bloß entweder ahnen, oder rathen, oder träumen iſt; einer träumt nun ſehr ernſthaft, der andere mit Leichtſinn und mit Selbſtgenügſamkeit. Ich armer Teufel habe mit der ſinnlichen Welt ſo viel zu thun, daß ich in die intellectuelle ſelten weit mich verlaufen kann.

Diokles an Diotima iſt für mich ein ſehr vergnügender Aufſatz geweſen. Er iſt nach meiner eigenen Theorie in Hemſterhuis's Sprache abgefaßt.

Ueberhaupt gehet mir das bei den Herren Philoſophen gar zu oft ſo: ich leſe etwas ſo tiefſinnig Geſchriebenes, verſtehe anfangs nur einzelne Worte, ſtudire mich mühſam hinein, und am Ende muß ich mir ſagen: Ja, das dachte ich lange auch! Aber in *den* Worten dachte ichs nie.

Auch dies gehört in die engen Grenzen unſres Verſtandes. Der Umfang des Gedachten vervielfältigt ſich durch den mannigfaltigen Gebrauch der Zeichen, der Ausdrücke und ihrer Stellung.

Nun ja, Metaphyſik ſteckt an!

Jetzt habe ich weit dringendere Sorgen. Es heißt, der König ſey ſchon den 13ten abgereiſt, und das iſt doch ganz unglaublich! Es mußte doch dem Parlament vorgelegt werden: — allem Anſehen nach ſoll die ganze

Reiſe dazu dienen, der Regentſchaft eine beſtimmte Form zu geben.

Nicht wahr, am Ende des Jacobi'ſchen Buchs iſt Jacobi's Bild, und auf dem Titel Mendelsſohns und Leſſings?

No. CXCIII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 11. Juni 1789.

Hier erfolgt der Brief des armen Carl und die Abſchrift ſeiner Beſtallung zurück. Es iſt ſchwer zu rathen, oder vielmehr leichter zu rathen als zu helfen. Denn ob er gleich noch ganz der Alte iſt, und ſelbſt in ſeinem Briefe zu ſeyn ſcheint, ſo hat er doch erfahren, was für ein Unterſchied zwiſchen rohen und geſitteten Menſchen ſtattfindet, und daß man am Ende bei jenen nicht aushalten kann. Sein Glaube an ſeine eigene mediciniſche Brauchbarkeit freut mich ſehr, denn eitel war er nie, alſo iſt ihm darin zu trauen. Gouvernementsmedicus wäre ſehr gut, nur daß es nicht gar zu weit nach Sibirien hineingehe; denn je weiter er ſich entfernt, deſto ſchwerer iſt die Rückkehr, worauf doch alles ankommt, denn er kann nicht bleiben in jenem traurigen Lande. Welches Glück, daß ich die Stelle in Petersburg nicht annahm, vielleicht hätte auch ich jetzt fünf Tertiale Gehalt zu fordern! Der gute Zimmermann, mit ſeinen ſanguiniſchen Hoffnungen und ſeiner ſchön ausmalenden Phantaſie! der wird nun wohl nicht Rath wiſſen!

Ich zweifle nicht, wenn unſer Carl nur ein wenig noch warten kann, daß ſich für ihn auch noch in Deutſchland etwas hoffen läßt. Das Schlimmſte iſt, daß man nicht ſchnelle Hülfe leiſten kann.

Nur noch ein Wort von Kopenhagen. Ihre Erwartung, daß Alles hinter Ihnen zuſammenſtürzen muß, ſobald Sie zum Thor hinaus ſind, iſt die ganz unausbleibliche Folge, die Ihre Abreiſe haben muß; allein es iſt die Frage, ob es nicht noch kränkender ſey, ſelbſt bei dem Zuſammenſturz, der nun doch erfolgen wird, Sie gehen oder bleiben, Zuſchauer zu ſeyn und nicht helfen können? Bei der Lage der Sachen in Hanover und der Mühe, die Herr M. ſich giebt, der Sie nichts als Ihre Rechtſchaffenheit entgegenſtellen, iſt es zu erwarten, daß man Sie verkennen werde; beſſer kann man ſagen, man hatte nie Kopfs genug, um Sie gehörig zu ſchätzen, man hatte wohl nur Scheu, und wenn es endlich heißt: H. kann nicht von Göttingen, ſo hört dieſe auch auf.

Sechzig Jahre ſind allerdings ein Gegenargument, welches vieles wiegt. Allein man hat doch ſicherlich die Abſicht, etwas Rechtes für die Erziehung zu thun, wenn man die Sache ſo ernſtlich betreibt; und thut man hernach nicht, was man ſollte, ſo ſind nicht Sie, ſondern die Leute ſelbſt übel dran, und Sie hätten für ältere Tage ein ruhiges, bequemes Auskommen. Es kommt darauf an, wie ſicher man Ihnen alles machen kann, und wie man die Ihrigen verſorgen will.

Sie müßten bleiben, ohne einen Augenblick ſich zu bedenken, wenn man in Hanover nur für das Wohl der Univerſität einigermaßen richtige Begriffe hätte, Ihnen nur die Ausführung des Guten nicht abſichtlich erſchwerte, und Leuten, die Ihre Schuhriemen nicht auflöſen können, nicht Vertrauen ſchenkte.

Doch es ſey dem Schickſal überlaſſen; kein Weg kann ſicherer zu Ihrer Beruhigung führen, als die überlegte Correſpondenz mit dem Prinzen von Auguſtenburg, wo alles ventilirt und jede Schwierigkeit proponirt und gehoben werden kann.

No. CXCIV.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 12. Juni 1789.

Den Ruf nach Kopenhagen wünſche ich zu einem Nutzen für Sie anwenden zu können, denn ich ſelbſt werde ſchwerlich auch den geringſten Nutzen davon ziehen; denn einmal kann ich nicht im Ernſte daran denken, und in Hanover und London iſt alles in einer Lage, wo ſich nichts thun läßt, ohne es auf Aeußerſte anzuſehen: und dann iſt mehr Wahrſcheinlichkeit, daß man mir antworte, man könne nichts thun, und ſo müßte ich nach Kopenhagen geben. Gründe darwider und dafür, moraliſche und politiſche Vortheile für mich und für die Meinigen, Wahrſcheinlichkeiten und Beſorgniſſe, alles erwogen, iſt Kopenhagen nicht der Ort, wo ich ſicherer wirken kann, als hier? noch iſt der Däne unter dem Verlauf einer Generation der Beſſerung fähig; ich aber bin unfähig mit beſchränkten Menſchen, Theologen, Cabalen zu ſtreiten; Hof, Klima, nichts iſt einladend, — Alles giebt den Gründen für das Bleiben den Ausſchlag und es gehört mit unter die ſonderbaren Fügungen, daß ſich glänzende Ausſichten mir dreimal gezeigt haben, ohne meine Lage dadurch beſſer machen zu können; daß hingegen die Vortheile meiner Lage alle Frucht meines Fleißes ſind.

Seit geſtern hört unſere abſcheuliche Witterung wieder auf; ſie war ſo troſtlos; und in Dänemark ſoll ſie neun Monate des Jahres alſo ſeyn.

No. CXCV.

Forſter an Heyne.

Mainz den 18. Juni 1789.

Ich habe vor etlichen Wochen bei dem Kurfürſten angehalten um zwei Reihen Repoſitoria auf dem alten Bibliothekſaal, den Sie geſehen haben; durch dieſes Palliativ hoffte ich, mittelſt einiger anderer Kunſtgriffe im Arrangement, Platz zur Anordnung und Stellung unſeres ganzen Büchervorrathes, excluſive der Doubletten, zu erlangen. Es hat Allen, und ſelbſt dem Kurfürſten vollkommen eingeleuchtet. Der Univerſität iſt es anbefohlen worden, die Anſtalten zu treffen; allein ſie regt ſich nicht, und der Geldmangel iſt ſo groß, daß ſie nicht Luſt hat, auch nur eine ſo geringe Ausgabe von höchſtens einigen hundert Gulden zu übernehmen. Ich lege alle meine Vorſtellungen und Plane ad acta, um ſie dereinſt zu meiner Legitimation dem Coadjutor vorlegen zu können. So viel fehlt, daß die Bibliothek ein eigenes Gebäude bekommen ſollte.

No. CXCVI.

Forſter an Heyne.

Mainz den 19. Juni 1789.

Sömmerring hat mir Ihren Brief mitgetheilt. Die Bedingungen des Rufs nach Kopenhagen verdienen doch alle Aufmerkſamkeit. Ich hatte ſie mir ſo beträchtlich nicht vorgeſtellt. Die Vortheile Ihrer jetzigen Lage kenne ich nicht genug, um zu wiſſen, inwieferne ſie jene 4000 Thlr. und freie Wohnung ꝛc. aufwiegen. Neun Monate dauert der Winter wohl nicht in Kopenhagen; ich glaube, man kann die Beſtändigkeit der dortigen Witterung nicht rühmen, aber jedermann lobt ihre Mildigkeit; das Klima von England iſt mit dem ſeeländiſchen ziemlich einerlei und das engliſche iſt gewiß ungleich milder, als das göttingiſche. Die Gegend iſt eine der ſchönſten; die Ausſicht nach der von Conſtantinopel eine der reizendſten; ganz Seeland iſt ſehr bebaut, hat ſanfte Anhöhen und iſt außerordentlich fruchtbar; es kann alſo nicht anders als von dieſer Seite angenehm ſeyn.

Die Dänen ſind noch zurück, allein um ſie weiter zu bringen, können ſie nie einen beſſern Mann bekommen, als einen Mann von moderirter Denkungsart, der es ſo innig fühlt als Sie, daß mit der ſchleunigen, raſchen, gewaltſamen Aufklärung nichts gewonnen iſt; der aus Erfahrung weiß, daß in der ganzen Welt nur wenig Gutes geſtiftet wird, und daß man zwar aus allen Kräften nach Grundſatz und Ueberzeugung zu wirken ſuchen muß, was man für gut hält, aber auch zufrieden ſeyn kann, wenn das Schickſal dieſem Wirken Gränzen ſetzt, durch den Einfluß, den es der Dummheit und dem Eigennutz verlieh. Sie kämen in eine Loge, wo Sie mit niemandem in Colliſion kommen können, und will man am Ende Sie nicht hören, ſo genießen Sie Ihre Muße und arbeiten für das größere Publicum. Ohnedies kömmt es darauf an, daß Sie erſt Ihre Einrichtung in Gang bringen und dann den Herbſt des Lebens in Ruhe genießen. Wo man ſo weit zurück iſt, wie in Dänemark, da iſt auch eine geringere Verbeſſerung wichtiger Gewinn. Bekannte haben Sie gewiß in Menge in Kopenhagen, folglich auch von dieſer Seite keinen Verluſt bei Ihrem Tauſch; und wie viel

Umgang genießen Sie denn jetzt bei Ihren gehäuften Arbeiten? Auf die Pflege Ihrer Geſundheit können Sie mehr verwenden als bisher. Als Vereinigungspunkt von Kenntniſſen iſt Kopenhagen wegen ſeines Handels gut gelegen; die Schifffahrt erleichtert alles. Der Hof mag ſeyn wie er will, er wird Sie nicht incommodiren, wenn Sie es nicht wollen. Wenn Sie in Göttingen mehr an einzelnen Köpfen thun können, ſo iſt dort dafür Ihr Wirkungskreis ſo viel größer. — Vorausgeſetzt, daß Sie Reiſekoſten erſetzt und Verſorgung für Frau und Kinder zugeſichert erhalten, ſcheint mir auch jetzt die Stelle zu Kopenhagen noch annehmlich, wenn nicht Gewöhnung an Ihre jetzige Lage Ihnen jede Veränderung überhaupt unmöglich macht.

No. CXCVII.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 24. Juni 1789.

Daß Sie in Ihrer Thätigkeit Ihre Zufriedenheit ſuchen, freuet mich. Allmälig, ſehe ich, werden Sie auch von der Chimäre geheilt, in der man ſich ſo gerne verſteckt: als müßten wir alle in das Große, in das Ganze wirken: ſonſt hätten wir Urſache mißvergnügt und mit dem Gang der Dinge unzufrieden zu ſeyn, wenn wir einen kleinen Wirkungskreis haben. Ich weiß keinen ſichtbarern

Beweis von Schwäche als eben dieſelbe. Der Kreis, in dem ich wirken ſoll, iſt nicht mein Werk, iſt mir angewieſen. Dieſe Dinge müſſen nie Kummer machen; ſondern ſie geben mir Sicherheit in meinem angewieſenen Tagewerk. Glaube ich nun ein Uebermaß an Kräften zu haben: gut, ſo muß ich meinen Kreis erweitern; dann iſt es Verdienſt, wenn ich dies bewirke. Ein kranker Mißmuth, daß ich auf keinem höhern Poſten ſtehe, führt zu nichts, als nur dahin, daß ich auch den eingeſchränkten Kreis ſchlecht ausfülle; und ein höherer Geiſt, wie muß der nicht meiner kleinen unanſtändigen Eitelkeit ſpotten!

No. CXCVIII.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 3. Juli 1789.

Ein fatales katarrhaliſches Fieber hat mich einige Tage ſehr zurückgeſetzt. Es fehlte an Luſt zu allem. Und arbeiten mußte ich doch. Wir haben aber auch ein ſo abſcheuliches Wetter, kalt, rauh, daß man im November zu ſeyn glaubt. Die Regen, die uns der Winter ſchenkte, erhalten wir nun zurück. Immer Gewitter und dadurch abgekühlte Luft. Sollte die den Winter in Oſten und Norden zurückgehaltene elektriſche Materie auch zum kalten Winter beigetragen haben?

Daß Sie bei der Bibliothek nichts ausrichten können, iſt freilich betrübt. Indeſſen können Sie ſich beruhigen, daß es Ihre Schuld nicht iſt. Und nun brauchen Sie Ihre Zeit für ſich, als beſoldeter Müßiggänger.

Ihre Rheinfahrt und Reiſe nach dem Schlangenbad habe ich Ihnen beneidet, aber dabei auch in Gedanken mitgenoſſen.

Wegen Kopenhagen iſt noch nichts entſchieden; ich bin mit dem Herzog von Auguſtenburg in Correſpondenz getreten. In Hanover fürchten ſich die Miniſter an den König zu gehen, der das vorigemal die Antwort gegeben haben ſoll: „Heyne hat ſchon genug.“ Hiezu kömmt, daß der König auf drei Monat abweſend ſeyn wird. Alles iſt Fatalität.

Es wäre weitläuſig alle die Gründe pro et contra von Kopenhagen anzuführen; das ärgſte Argument iſt doch immer, ſechzig Jahr auf dem Buckel; und nun erſt ein neuer Lebensplan! alle Projecte, die man noch hat, bei Seite zu legen! und etwas, warum man faſt dreißig Jahre lang ſo viel Mühe und Plackerei ertragen hat, hinſtellen, juſt in dem bedenklichſten Moment, wo es hinſtürzen muß, wenn ich zum Thor hinaus bin.

No. CXCIX.

Forſter an Heyne.

Mainz den 30. Juli 1789.

Was hat Ihnen denn zu der Revolution in Frankreich gedünkt? Daß England ſie ruhig hat geſchehen laſſen, iſt ſehr viel Treuherzigkeit und ſehr wenig Politik. Die Republik von vierundzwanzig Millionen Menſchen wird England mehr zu ſchaffen machen als der Despot mit dieſer Menge Unterthanen. Schön iſt es aber zu ſehen, was die Philoſophie in den Köpfen gereift und dann im Staate zu Stande gebracht hat, ohne daß man ein Beiſpiel hätte, daß je eine ſo gänzliche Veränderung ſo wenig Blut und Verwüſtung gekoſtet hätte. Alſo iſt es doch der ſicherſte Weg, die Menſchen über ihren wahren Vortheil und über ihre Rechte aufzuklären; dann giebt ſich das Uebrige wie von ſelbſt.

Wir bekommen hier keine gute Ernte und gar keine Weinleſe. Alles wird ſehr theuer werden. Am theuerſten iſt ſchon das Brennholz. In Frankreich iſt der Getreidemangel ſchon ſehr merklich. Aus Liverpool führt man Korn nach Bordeaux. Die großen kaiſerlichen Armeen freſſen auch viel auf und thun nichts.

No. CC.
Forſter an Jacobi.

Mainz den 31. Juli 1789 *).

Ihren Brief, liebſter Freund, erhielt ich en passant, denn ich wohnte auf dem Lande, und war zufällig in die Stadt gekommen, um ein paar Freunde, die ich erwartete, zu empfangen. Da fand ich den Herrn Baggeſen und Graf Moltke an der table d'hôte. Ich konnte ihnen keine Höflichkeit in meinem Hauſe bezeigen, denn Frau und Kind war auf dem Lande. Sie haben aber mit mir geplaudert und verſprochen aus Italien wieder nach Mainz zu kommen; beide ſcheinen intereſſante Menſchen zu ſeyn. Baggeſen hat mir mit ſeinem ſanften und doch leidenſchaftlichen Weſen gar ſehr gefallen.

Habe ichs Ihnen nicht vorausgeſagt, Zimmermann und ſein treffliches Weib würde Ihnen gefallen! Ich kann mir Ihr Leben in Pyrmont wohl vorſtellen. Allein Ihr lieben Metaphyſiker ſorgt immer nicht genug für den Körper, weil Eure Seele ihn ſo despotiſch beherrſcht; und wenn Ihr nur Seelenfutter habt, ſo mag der Körper zu Grunde gehen. Iſt es denn ein Wunder, daß er ſich rächt? Ich bitte Gott, daß er dem ehrlichen Claudius und dem guten Reimarus eingebe, beſſer für

---

*) In dieſer Zwiſchenzeit, im Monat April, machte Forſter mit ſeiner Frau, von Sömmerring begleitet, einen Beſuch in Pempelfort.

phyſiſchen Theil meines Freundes zu ſorgen, indem
en geiſtigen etwas kürzer halten.
Daß Ihnen mein Aufſatz nicht mißfällt, freut mich
Ich correſpondire jetzt unmittelbar mit Boje, ſeit
n mich geſchrieben hat. Humboldt hat mir ſchon
s von dem Weſen in Hanover geſchrieben, und meine
eſter von dem in Pyrmont. Ich wußte wohl, daß
Freude an Ihnen haben und Ihnen Freude geben
e, an beiden Orten. Seit ich von Pempelfort zu-
war, konnte ich nicht ſchlafen, auch nicht arbeiten;
h ſchlief ich, aber ich erwachte mit ſchwerem Kopf.
nfang Julius entſchloß ich mich 2 Stunden von
ns Rheingau zu gehen. Landluft und Baden im
haben mich zu einem neuen Menſchen gemacht.
ann wieder arbeiten, deß freut ſich mein Dupaty.

No. CCI.

Heyne an ſeine Tochter.

Göttingen den 2. Auguſt 1789.

Verſetzung nach Kopenhagen hätte freilich viel An-
es — es ließ ſich auch am Ende wohl über alle
htungen, welche meine Jahre, Gefahr der Ver-
ng des Klima und der Lebensart, Umſchmelzung
Gebrauchs der Seelenkräfte in einem ganz neuen
ftsgang, Aufgebung aller literariſchen Entwürfe

und Ueberlebung meiner ſelbſt bei lebendigem Leibe und, dergleichen mehr an die Hand geben, hinwegkommen — wenn nur in Kopenhagen die Sachen ſelbſt das wären, was ſie ſeyn ſollten! Aber dort ſtehet alles zehnfach ſchlimmer, und ſie leben in einer Unſicherheit, vor der einem ſchaudert. Der Staat verſchuldet, die Krone ohne Credit, ein nachtheiliger Bancocurs, kein baares Geld, Hemmung im Handel durch Monopolien, drückende Auflagen — nun noch ein Krieg, deſſen Ausgang noch nicht abzuſehen, der Geldmangel aber nach dem Frieden gewiß iſt; die Nation voll Haß und Verachtung gegen Fremde; die Univerſität voll verjährter und geheiligter Mißbräuche durch alle Claſſen; alſo aus Intereſſe allgemeiner Haß und Empörung gegen mich von einem Gemeinweſen, das ſeine Rechte hat für ſich unabhängig zu handeln nach ſeinen Statuten. Nun dazu: Als Corpus hängt ſie von der Canzlei ab; um etwas ausrichten zu können, ſoll ſie ihr entriſſen werden. Aber das iſt nur Project des Curators, des Erbprinzen von Auguſtenburg. Und das ſoll durch mich ausgeführt werden! Welch eine Ausſicht für mich? Der Erbprinz von Auguſtenburg iſt ein junger, feuriger, zwar edeldenkender Kopf, voll guter Abſichten. — Aber iſt das zum Ausführen hinreichend? Kann er es ausführen! und würde es ausgeführt, läßt es ſich lange behaupten? Ich ſoll alſo das Werkzeug ſeyn, wider eine Canzlei etwas durchzuſetzen als Ausländer, eine Univerſität umzuformen, die keine Unterwürfigkeit kennt! Und was hülfe es, alle Entwürfe zu machen, es iſt niemand zur Ausführung da, als diejenigen, die eben darwider ſind. Die ganze jetzige Generation müßte abgedankt werden und ausſterben. Aber an ihrer Stelle woher andre nehmen? Sie müßten erſt gebildet werden, und wo? die Schulen ſind die verdorbenſten in der Welt. Darüber müßte ich Inſpector werden. Bis jetzt ſtehen ſie überall unter den Biſchöfen. Despotiſch müßten ſie dieſen genommen werden. Wer ſoll das ausführen? Der Erbprinz verläßt ſich darauf, daß er Schwager des Kronprinzen iſt und in gutem Verſtändniß mit ihm lebt. Aber wenn es ſich ändert! wenn er in ſeinem Wege ſtecken bleibt! ſo bin ich als Ausländer das Opfer ihrer Abneigung. Nicht einmal auf Sicherheit der Beſoldung kann ich dann rechnen. Der Erbprinz weiß die Stunde noch nicht, wo ſie herkommen ſoll: ſie ſoll auf eine königliche Caſſe gelegt werden. Aber, aber; wäre ich nicht ein Thor, wenn ich mich auf eine ſo ſtürmiſche See begeben wollte! und was gewinn ich? An Glücksvortheilen nichts, mit viertauſend Thalern käme ich in Kopenhagen nicht weiter, als hier mit zweitauſend, nur daß ich dort für Pferd und Kutſche und Domeſtiken neue Sorgen und Verdruß hätte. An Einkommen gewänne ich nichts und verlöre meine literariſche Exiſtenz. Von Anfang an gab mir es der erſte Blick, daß es ein Donquixote's-Project des Prinzen war. Auch das ſah ich, daß Herr Moldenhawer die Idee veranlaßt hatte. Aber der will gern durch mich ſeine Herrſchſucht befriedigen. Mit ihm würde ich am Ende die größte Noth haben

Vermuthlich rechnet er auch weiter und denkt: gehe ich einmal ab, ſo iſt dann meine Stelle für ihn. Ich konnte alſo gleich das ganze Weſen von mir weiſen. Indeſſen dachte ich, die Kugel mag laufen! Ich zog nähere Erkundigung von allem ein, ich erhielt keine Nachricht, die etwas Tröſtliches enthalten hätte. Endlich ſchrieb ich an den Erbprinzen ſelbſt, entwickelte ſeinen ganzen Plan mit der Vorſtellung: ob alles das vorbereitet ſey, was dazu gehöre? ob für Umſchaffung der Schulen ſchon Mittel in den Händen ſeyen; ob Macht und Mittel für Umſchaffung der Univerſität, Abſchaffung der Mißbräuche und Abänderung der Lehrmethode, ob auch für den Beſtand der Sache (denn ſie erfordere ein Menſchenalter, ſo lange lebte ich nicht) geſorgt ſey, denn bloß zum Umkehren ſey ich durchaus der Mann nicht — ob es auch jetzt der rechte Zeitpunkt ſey u. ſ w. Es ſind ſchon mehrere Wochen vorbei, der Prinz hat mir noch nicht geantwortet. Er mag nicht antworten können. Vermuthlich überſah er den Plan ſelbſt noch nie in ſeinem ganzen Umfang.

Herzlich wäre zu wünſchen, daß ich doch hier einige Vortheile daraus ziehen könnte. Ich habe nichts verabſäumt. Aber alles in der Welt hängt von Zeit und Umſtänden ab. Sind dieſe nicht günſtig, was kann man thun? — Durch eine Doppelrolle könnte ich das Spiel noch einige Zeit hinhalten. Aber was wider meinen Charakter läuft, iſt moraliſch unmöglich. Für Söhne wäre eine Ausſicht in Dänemark, ſie erhielten das Indigenat. Aber für Töchter noch weniger als hier. Hingegen ungleich größere Sittenverderbniß, Thorheit und Eitelkeit für die Mädchen.

Nach dem Grundgeſetz erhielt ich für Wittwe und Kind mehr nicht, als ich hier bereits habe. Daß es den Miniſtern in H. ſo leicht wird, mich zu halten, daß ſie nicht erfahren, was ſie an mir haben, muß ich geſchehen laſſen; ich wäre ja ein Thor, wenn ich mir ſchlechter bettete, bloß um es Leuten fühlen zu laſſen, die ſich die nächſte Stunde darüber tröſten würden. Und daß man hier Anſchläge auf die Vortheile und das Einkommen meiner Stelle machen dürſte: ja das kann nicht fehlen. Das iſt Weltgang und macht die Menſchen nicht ſchlechter. Hier kann ich mich in der Lage erhalten, daß ich jede Stunde, ohne Verluſt bürgerlicher Ehre und der Achtung des Publicums, mich in mein Schneckenhaus zurückziehen kann. Vielleicht deſto beſſer! ſo lebe ich noch einige Zeit mir. Viel zurücklegen werde ich nie, wenn ich auch dreimal ſo viel einnähme.

Die ganze Lage iſt alſo dieſe: es ſey in perſönlicher Rückſicht, oder in Betrachtung der Meinungen, in Wahrſcheinlichkeit der künftigen Wirkſamkeit, des Erfolges und des Genuſſes, in keinem Stücke habe ich rechte Gewißheit, als da, wo ich bin.

Theile dieſen Brief Deinem Forſter mit und hebe ihn auf zur Rechtfertigung meiner Geſinnungen. In dem Erfolg der Dinge können Umſtände eintreten, welche vielleicht wünſchen ließen: hätte man doch niemals anders entſchieden! Aber dies Vielleicht kann der Maßſtab nicht für jetzt ſeyn.

No. CCII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 15. Auguſt 1789.

Welch eine Sitzung war die vom 5. Auguſt, von der franzöſiſchen Nationalverſammlung! Ich glaube, ſie iſt noch in der Welt ohne Beiſpiel. An Vollkommenheit, zu der es in menſchlichen Dingen gebracht werden könnte, glaube ich freilich nicht mehr; allein es giebt doch Grade und Stufen des mehr oder weniger Unvollkommenen, und wenn da nur das Beſſere errungen wird, ſo iſt alles geleiſtet, was man von der Menſchheit verlangen kann. Das Ideal denken wir uns, ſtellen es uns zum Ziel, und ohne es je zu erreichen, kommen wir denn doch ſo weit wir können, und weiter als ohne Ideal. Ich wünſchte daher nicht, daß jener Enthuſiasmus, den Manche gewiß für ſehr übertrieben und deplacirt halten, vernichtet würde. Ohne ihn, was würde nun gar aus der Menſchheit in unſerm Welttheil? Wie lange würde es währen, ſo könnten wir die Verfaſſungen von Aſien und Afrika auch bei uns eingeführt ſehen, und wehe dann den Menſchen, wenn man nicht etwa glauben will, daß ſie nur da ſind, um zu eſſen und zu trinken.

Auf der Bibliothek treibe ich jetzt ein ſehr mechaniſch ſcheinendes Werk, ich gehe die Titel aller auf der Carthauſe befindlichen Bücher, die noch auf einzelnen Zetteln ſtehen, ſorgfältig durch, comparire ſie mit drei andern Verzeichniſſen, lege Profanſcribenten, Theologen und Doubletten jedes apart; und laſſe dann darnach die Bücher ſelbſt repartiren, einen Theil auf die Univerſitätsbibliothek und einen andern auf die Jeſuitenbibliothek bringen, und ſolchergeſtalt die gar zu entlegene Carthauſe ganz ausräumen, welches ohnehin geſchehen muß, weil der Kurfürſt ſie der Univerſität abgekauft hat; — freilich — ohne noch einen Pfennig vom Kaufpreiſe zu bezahlen!

Ich habe nach allem wiederholten Treiben endlich ſo viel erhalten, daß mir zur Zuſammenſtellung der Doubletten — ein Boden eingeräumt wird; mehr konnte ich nicht kriegen; indeſſen habe ich genommen, was man mir gab, weil ich dadurch meinen Endzweck doch zu erreichen und die Bibliothek in Ordnung zu bringen gedenke. Je ſchwerer man mirs macht, deſto eher wird man mit mir zufrieden ſeyn, wenn ich deſſenungeachtet etwas zu Stande bringe.

Ich hätte allerdings auch noch länger auf dem Lande zu bleiben gewünſcht; allein dieſe Arbeit, wozu man mich jetzt durch Bewilligung des Bodens in Stand ſetzt, iſt Urſache, daß ich ſogleich wieder in die Stadt zog, indem ich Mühe haben werde, die Bücher noch vor den Ferien in die Stadt zu ſchaffen. Hätten wir nur Platz, ſo wären alle dieſe Umſtände nicht nöthig; man würfe die Bücher in der Carthauſe zuſammen, und es wäre am Ende keine große Arbeit, höchſtens ſieben oder achttauſend Bände Stück vor Stück durchzugehen und auf dieſe Art zu ſondern. Allein hier muß ich mich nach der Lage bequemen. Meine Leute ſind gutartig, aber träge, und mögen nicht über ihr gewöhnliches Penſum zur Arbeit angehalten werden. Ich darf hierin nichts innoviren, aus Furcht, daß ſie mir aufſäſſig werden, wodurch bei der Unordnung, worin alles ſteckt, ſchlechterdings alles in Verwirrung geriethe; habe ich einmal Ordnung gemacht mit den Büchern, dann läßt ſich auch an ein beſſeres Regulativ für das Perſonale denken. — Hierüber ließen ſich ganz unglaubliche Dinge erzählen.

No. CCIII.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 23. Auguſt 1789.

Wo bleiben jetzt die Engländer gegen die Franzoſen? Wenn zu dem 4. und 5. Auguſt noch das kömmt, daß die Gerichte die militairiſche Gewalt zur Execution ihrer Ausſprüche imploriren können: ſo iſt mir ferner nicht bange, daß die Ruhe nicht hergeſtellt werden ſollte.

Viel iſt es immer, daß kein böſer Dämon dem engliſchen Miniſterio eingiebt, Frankreich in ſeinem großen Plan zu hindern. Politiſch betrachtet (nach der elenden Cabinetspolitik, wo man die Größe des Staats in der comparativen Schwäche des Nachbars, nicht in der innern wahren Stärke ſucht), verliert England unendlich dabei.

No. CCIV.

Forſter an Heyne.

Mainz den 28. Auguſt 1789.

Die Dedication an den Kurfürſten hatte weiter keinen Endzweck, als dem hieſigen Publicum einen Geſichtspunkt anzugeben, unter welchem es meine Herberufung anſehen kann. Hierin und in dem Wunſch, dem Kurfürſten ein kleines Vergnügen zu machen, glaube ich, meinen Endzweck erreicht zu haben. Er iſt ſehr zufrieden geweſen und Müller auch.

Von meiner Operation mit den Büchern hoffe ich auch Gutes. Sie wird indeſſen unter einem Jahr, vielleicht in anderthalb oder zwei Jahren, nicht geendigt ſeyn, da ſich hier nichts übertreiben läßt.

Hr. v. Poſt hat ſich noch nicht eingeſtellt. Wenn er kommt, wird er mir willkommen ſeyn. Ich erwarte jetzt den guten Humboldt*) aus Paris hier zurück.

---

*) Den älteren der zwei Brüder, nachmaligen königl. preuß. Staatsminiſter.

Die franzöſiſche Revolution iſt angefangen, aber noch nicht geendigt. Wenn man nur nicht zu raſch verfährt! Es iſt wohl gewiß, daß die gänzliche Unterdrückung des Adels eine große Verwirrung verurſachen mußte; wie Mancher hat gar keine andern Einkünfte, als die von den devits seigneurieux entſpringen. Vollkommener kann es indeſſen nicht werden; immer genug, wenn es in ſeiner Art etwas Gutes und Großes wird. Der Zeitpunkt iſt für England betrübt, denn ich traue Pitt's Adminiſtration nicht Größe genug zu, um den einzigen Weg einzuſchlagen, der hier übrig bleibt, nämlich weiſe Oekonomie der Kräfte. Das Einzige, woran ich zweifle, iſt, ob Fox in dieſem Zeitpunkt anders handeln würde? Der Mann iſt doch augenſcheinlich aus Leidenſchaften zuſammengeſetzt und handelt nicht nach rein moraliſchen Grundſätzen; er würde, dünkt mich, daſſelbe thun, was Pitt, nur auf eine andere Weiſe.

No. CCV.

Forſter an Heyne.

Mainz den 7. Septbr. 1789.

Ich habe mit großem Leidweſen geſehen, daß Hr. Meiners im 135. Stück der Anzeigen Ludwig's Reiſen nach Surinam recenſirt, und den Herausgeber eher lobt als tadelt, daß er den Sklavenhandel billigt. Dieſer

Elende ſchämt ſich nicht in der Vorrede zu ſagen: der Sklavenhandel ſey in der Bibel geboten, und ſchreibt: ein Menſch könne ſein Bruder in Chriſto ſeyn, und im leiblichen Verhältniß *ſein Knecht*. Diſtinctionen läßt Hr. Meiners hingehen, ſo pfäffiſch ſie ſind, und ſo wenig ſie auf unſere heutigen Begriffe von der Religion paſſen. Wahrhaftig, ſolche ſchändliche Parteilichkeit möchte einem alles Recenſiren verleiden. Die göttingiſche Zeitung iſt das Vehikel, wodurch die Billigung ſolcher abſcheulichen Grundſätze mit Nachdruck ins Publicum kommt, und auf deren Urtheil man ſich laut beruft. Lange hat mich nichts ſo indignirt.

Der gute Herr von Humboldt iſt ſeit etlichen Tagen hier. Er kam mit Campe von Paris, den wir bei dieſer Gelegenheit hier auch einen halben Tag genoſſen. Das iſt auch einer von den Mohren, die man nicht weiß waſchen kann, und die gleichwohl die Gunſt des Publicums ungetheilt und unangefochten genießen, und im Beſitz ſind, ihm die ſchädlichſten Grundſätze beizubringen, durch allgemein geleſene Bücher. — Liebſter Himmel, muß man nicht erſtaunen, daß es in Deutſchland noch Menſchen giebt, wenn ſolche Männer wie Campe, Salzmann, Villaume ꝛc. die Erzieher ſind! *)

---

*) Da, ſeit dieſes geſchrieben wurde, ein neues Geſchlecht erſtanden iſt, dem die Begebniſſe jener Zeit zum Theil fremd ſind, liegt es dem Herausgeber ob, zur Ehre Forſters und der hier genannten, um das Gute ſo rühmlich bemühten Männer zu bemerken, daß des Briefſtellers Eifer keineswegs die Perſönlichkeit der damaligen Er-

Ganz unvermuthet und unverhofft kam Herr Planta aus London geſtern hier durch. Er läßt ſich ein paar Monate lang, nebſt einem jungen Engländer, der vermuthlich die Koſten trägt, durch die kaiſerlichen Niederlande und durch Holland ſchaukeln, um ſich eine Bewegung zu machen, denn einen andern Zweck hat ſeine Reiſe nicht. Der gute phlegmatiſche Menſch iſt zu wenig zu gebrauchen.

Vorgeſtern hatte ich auch einen Beſuch von Prof. Jäger aus Mietau in Kurland, wo er funfzehn Jahr lang Geſchichte gelehrt hat, und jetzt in ſein Vaterland Schwaben, als Oberamtmann des ehemaligen Kloſters Hirſchau (wo Trithemius ſein Chronicon Hirsaviense ſchrieb), zurückkehrt. Ein ſolcher Ruheplatz auf dem Lande, wo er ſeine eigene Oekonomie hat und gleichſam in die erſte Beſtimmung der Menſchheit zurückkehrt, iſt nicht zu verſchmähen.

No. CCVI.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 21. Septbr. 1789.

Der Wanderer Wilhelm Humboldt iſt noch bei uns, liebſter Freund, und erzählt uns zwar nicht mehr von

---

zieher, ſondern einzig und allein ihre Erziehungs- und Unterrichtsmethode betrifft, denen Forſter gänzlich abgeneigt war.

der pariſiſchen — nicht paradieſiſchen Freiheit, aber hilft uns doch das Leben würzen, welches ohne ſolche Würze in der That inſipid iſt.

Herzlich freue ich mich, Sie wieder in unſerer Nähe zu wiſſen, denn mit Ihnen an einem Fluſſe zu wohnen, iſt doch eine Art von elektriſcher Communication, weil das Waſſer ein guter Conductor iſt. Ihre Reiſe, wie ich aus Ihrem Briefe an H. ſehe, hat Ihnen doch manche Unterhaltung gewährt: ich wünſche, daß Ihre Geſundheit eben ſo ſehr dabei gewonnen haben möge. Ihre lieben Reiſegefährten, groß und klein, werden doch hoffentlich auch ihr Theil Vergnügen und Freude und Geſundheit mit zurückgebracht haben.

Wenn Sie rathen könnten, was ich treibe, während daß Humboldt hier iſt! Ich ſchreibe an meinem Aufſatz gegen Bieſter. Er betrifft den Brief eines Mannes aus Eltwill im Rheingau, den er in der Monatſchrift hat abdrucken laſſen, und deſſen Einrückung mich doch verdroſſen hat. Täglich, wie ich weiter rücke in meiner Arbeit, leſe ich vor, was ich gemacht habe. Ich werde Bieſter'n den Aufſatz für die Monatſchrift ſchicken, denn ich habe es nicht mit ihm, ſondern mit ſeinen Meinungen zu thun, und bekenne mich auch von Herzen zu denen, die ihn keineswegs für einen Sch. — halten. Der weltliche Despotismus ſoll bei mir übel ankommen.

Hiernächſt erhalten Sie mit der fahrenden Poſt meine Pelew-Inſeln. In der Vorrede geht es gegen den Hypotheſenfreund **Meiners** los, ich habe es ihm nicht ſchenken können. Das Buch wird Sie, als Darſtellung eines äußerſt einfachen, guten Volks, gewiß intereſſiren, beſonders wird Li Bu's Schickſal Sie dauern.

Stellen Sie ſich vor, daß ich des Marquis de Condorcet Buch noch dieſe Stunde nicht habe erhalten können. Woran das wohl liegen mag? Können Sie mir das Ihrige leihen?

No. CCVII.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 23. Septbr. 1789.

Geſtern, mein Theuerſter, iſt Herr v. Humboldt zu Oppenheim aus unſern Umarmungen geſchieden. Die gute, reine Seele! Ich habe mich ſeines jugendlich warmen Gefühls bei ſo männlichem Geiſte, ſo reifer, vorurtheilsfreier Vernunft recht herzlich erfreuet.

Ich danke Ihnen herzlichſt im voraus für den Condorcet. Der Cook und die Pelew-Inſeln erfolgen auch mit dem nächſten Poſtwagen. Meiners hat der Bedauerer mehr. Meine Frau, als ich ihr vorlas, daß Sie ihm die Stellung eines Geprügelten zuſchreiben, fing auch an Mitleiden mit ihm zu haben, und da dieſe Empfindung etwas Schnupfenartiges hat, ward ich auch davon angeſteckt. Ich erinnere mich doch beiläufig, daß der Ausfall in den Pelew-Inſeln ſchon vom März iſt, folglich mein allererſter. Ueber ſeinen dummen Aufſatz haben wir zu ſeiner Zeit was Redliches gelacht, und über ſeine Gewährsmänner — im pays de Vaud; warum nicht gar Cretins! — Ich werde Ihnen die Abſchrift meines Aufſatzes contra die Berliner Monatſchrift ſchicken, ſobald ſie fertig iſt, damit Sie nicht ſo lange warten müſſen *). Uebrigens, Beſter, fordere ich nicht von allen Menſchen Adel der Seele, ſonſt wäre dieſe Eigenſchaft weniger werth. Bieſter's Wahrheitsliebe? Auch da bin ich mit Ihnen nicht einig. Er hat eben zu viel davon, nicht zu wenig. Sie läuft ja immer mit ſeinem Verſtande davon; er ſchwärmt ja ewig für das armſelige Ding, das er für Wahrheit hält. Daß er es redlich aber dafür hält, dafür verbürge ich mich, weil ich ihn ja perſönlich kenne. Daher iſt es auch meine Abſicht zum Theil, ihm den Staar zu ſtechen. In die Monatſchrift mußte ich den Aufſatz ſchicken, weil ich wollte, daß eben da, wo der Angriff geſchehen war, auch die Abfertigung erſchiene. Was er einzuwenden haben mag, kümmert mich nicht; es war nicht meine Abſicht, einen Streit anzufangen, ſondern meine Meinung zu ſagen, und das mit allen Gründen, die ich dafür weiß. Ich kann nichts hinzuthun zu dem, was ich ſchon geſag

---

*) Ein Aufſatz der Berliner Monatſchrift hatte damals einen kurfürſtl. katholiſchen Beamten im Rheingau ſehr inquiſitionsmäßig beſchuldigt, ein paar proteſtantiſche Kinder zu ſeiner Kirche beſchwatzt zu haben.

habe, und laſſe nun das Publicum urtheilen. Wenigſtens, woran mir allerdings auch gelegen war, wird man mich nun nicht in Mainz für einen von den Einſendern halten, die auf Beiſpiele von Proſelytenmacherei ſo erpicht ſind.

No. CCVIII.

Lichtenberg an Forſter.

Göttingen den 25. Sept. 1789.

Jetzt, da die Ferienzeit für einen großen Theil deſſen, der Collegia lieſt und hört, anrückt, und Reiſende von allerlei Art umherziehn, um durch oft verdrüßliche Beſuche bei Gelehrten die Taxen zu heben, womit der Himmel ihren Ruhm belegt hat, nehme ich mir die Freiheit, Ihnen, beſter Freund, einen jungen Menſchen zu empfehlen, der dieſe Bezahlung von Ihnen wenigſtens mit großer Beſcheidenheit verlangen wird. Es iſt ein junger Herr Engel aus Preßburg, der hier ſtudirt, und dieſe Tour hauptſächlich macht, den dortigen Weinbau zu beobachten. Seine glückliche Phyſiognomie und geſetzter, präciſer Ausdruck werden ihn ſogleich empfehlen. Er bezeigte ein außerordentliches Verlangen, Sie zu ſehen, und gewiß, ich müßte die Bitte, durch ein kleines Vorſchreiben von mir bei Ihnen eingeführt zu werden, allen Menſchen abſchlagen, wenn ich ſie dieſem vortrefflichen jungen Menſchen nicht gewährt hätte. Beſchwerlich wird er Ihnen nicht fallen, gehen Sie ihm nur mit Ihrem gütigen Rath wegen Einrichtung ſeiner Reiſe an die Hand, und ſtellen ſie ihn unſerm lieben Sömmerring vor.

Ihrer ehemals mir gegebenen Erlaubniß zufolge habe ich mir die Freiheit genommen, mir den zweiten Theil von Cook's Reiſe geben zu laſſen. Gerechter Himmel, was für Kupferſtiche (etwa die Charte ausgenommen), und welche Ueberſetzung! Ich kann mich nicht ſatt ſehen und leſen. Das Sandwichmädchen hat ſtets die Wirkung auf mich gethan wie eine Banknote. — Aber der gute, liebe Spener kennt wahrlich unſer Publicum noch nicht: das iſt alles viel, viel zu gut. — Gern würde ich Ihnen gegen Ihr Geſchenk von Ananas mit ein paar Suppenkartöffelchen von Calenberg für Sie und Ihre Thereſe aufgewartet haben, allein es war mir ganz unmöglich ein paar zum Verſenden zu erhalten; auch wollte ich ſie Ihnen nicht zuſchicken, weil ſie dieſes Jahr ohne einige Zuthaten von Wickerholdt *) gar nicht zu genießen ſind. In dieſen Ferien ſchreibe ich Ihnen gewiß einmal recht umſtändlich, aber bei mir ſind ſie nicht allein noch nicht angegangen, ſondern es iſt alles jetzt viel gedrängter und gedrückter bei mir als ſonſt. Empfehlen Sie mich den lieben Ihrigen, und dem Unſrigen, der ſeinen Jenaiſchen Recenſenten ſo gar ſchrecklich ſecirt hat, der ich voll Hochachtung und Ergebenheit verharre ꝛc.

---

*) Dem Buchbinder.

No. CCIX.

Forſter an Heyne.

Mainz den 3. October 1789.

Vor Intoleranz iſt es wirklich nicht leicht, ſich zu verwahren, ſobald man an den Sätzen, die ein Anderer leugnet, ein gewiſſes Intereſſe nimmt. Es iſt nicht möglich, in Meinungen Uebereinſtimmung zu erzwingen, wenn es auch erlaubt wäre, und daher wird man wohl immer verſchieden denken. Herrn Meiners müſſen wir alſo ſein Weſen treiben laſſen und mein Eifer war übereilt. Indeſſen, nicht ſowohl darum, daß er in Ludwig's Reiſe Grund gefunden, zu behaupten, die Neger als Sklaven wären beſſer daran, als man glaubte, ſondern darum hatte er mich geärgert, daß er die häßliche Vertheidigung des Sklavenhandels nicht rügt, welchen nämlich der Herausgeber dieſes Buchs auf Bibelſprüche gründen will. Weil St. Paulus lehrt: „Wer zum Freien berufen iſt, der ſoll ein Freier, und wer ein Knecht berufen iſt, ein Knecht ſeyn, beides in Chriſto“ — ſo behauptet dieſer Prediger, daß es recht und chriſtlich ſey Sklaven zu erhandeln und zu halten. Ich ſetze das bloß hieher, damit Sie ſehen, daß mein Eifer doch nicht ganz ohne Veranlaſſung war, oder eine wichtigere hatte, als Herrn Meiners's alberne Hypotheſe.

Die guten Mainzer haben mir wieder einen Beweis gegeben, wie ſchlecht es um ihre Politik beſtellt iſt. Wenn ſie etwas wünſchen, ſo denken ſie ſichs auch ſchon als wahrſcheinlich und täuſchen ſich ſelbſt mit Umſtänden, die ihrem Wunſche ſchmeicheln. So verrathen ſie ihr Geheimniß an jedermann. Müller'n beneidet Alles, was mainziſch iſt, ſie können es nicht leiden, daß der Kurfürſt zu einem Fremden Zutrauen hat, und thun doch ſo wenig, um es ſelbſt zu verdienen, daß ſie vielmehr durchgehends, ſogar die moderateſten, mit Ungeduld von der Veränderung ſprechen, die unter des Coadjutors Regierung erfolgen ſoll. Während daß ſie nun zwar den Anſchein haben wollen, Müller's Talente zu loben, ſchmeicheln ſie ſich immer mit ſeinem baldigen Tode und erdichten traurige Zufälle bei ſeiner Krankheit, die ſich gar nicht zugetragen haben. Was ich neulich ſchrieb, war allgemeine Sage, der Bruder ſeines Arztes erzählte es mir ſelbſt, und doch iſt kein Wort daran wahr. Müller befindet ſich ſehr wohl, und in ein paar Wochen wird er ganz geheilt ſeyn; er arbeitet ſchon wie zuvor und führt ſeine Correſpondenz wieder fort.

Unruhen giebt es nun überall. Auch in Caſſel hat es ſich geregt; aber diesmal iſt es nicht zum Ausbruch gekommen. Freilich iſt es eine traurige Bemerkung, daß ſelten eine Revolution für die wahre Freiheit der Völker gute Folgen gehabt hat, wie Sie im Programm am Anniversario ſagen; doch mit Unterſchied, nach Verſchiedenheit der Umſtände. Und dann, iſt es nicht ſchon genug, daß doch bei ſolchen Gelegenheiten Kräfte im Menſchen ſich entwickeln, die Individua ſelbſt reifer und zu einer erhöhten Verſtandeskraft gebildet werden.

daß doch nicht alles ſchläft und ſtockt und umſonſt da iſt?

Wie gefällt Ihnen das neue deutſche Muſeum? Mein Scherflein finden Sie darin zu Anfang des dritten Stücks, einen Leitfaden zur Geſchichte der Menſchheit, einen launigen Einfall, den ich auf Jacobi's Bitte eingeſchickt habe.

Iſt Ihnen wohl im Auguſt-Stück der Berliner Monatſchrift der Brief eines Beamten in Eltwill vorgekommen, welcher der Wittwe eines Proteſtanten räth, ihre Kinder katholiſch zu erziehen? Bieſter ſchimpft, wie Sie leicht denken können, über den Proſelytenmacher, ſpricht von Schande, Hinterliſt, Unredlichkeit u. ſ. f. *Zwei Einſender* haben ihm den Brief mitgetheilt. Ich habe vier Wochen in Eltwill gewohnt,[1] wie leicht könnte man auf den Gedanken kommen, ich ſey auch ein Spion der berliniſchen Jeſuitenriecher. Das hat mich veranlaßt, etwas über die Proſelytenmacherei in Beziehung auf dieſen Fall aufzuſetzen, und Bieſter'n für die Monatſchrift zuzuſchicken, worin ich die Befugniß dieſer Herren, ſolche Gegenſtände vor ihr Forum zu ziehen, ein wenig bezweifle. Ich glaube, es wird den Berlinern nicht angenehm ſeyn, aber vielleicht thut es nicht üble Wirkung, und mir ſelbſt und andern Proteſtanten hier war ich es ſchuldig. Humboldt hat es entſtehen geſehen, und wir haben während ſeines Hierſeyns beſtändig darüber philoſophirt.

No. CCX.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 4. October 1789 *).

Der ruhige Augenblick, lieber Jacobi, wird nun wohl gekommen ſeyn, in welchem es Ihnen leid thun muß, mir weh gethan zu haben; ich kann alſo eilen, Ihnen zu ſagen, wie ſehr Sie mir auch Unrecht thaten. Hätten Sie ſich nicht hinreißen laſſen, von meinem Aufſatz nach der erſten Seite zu urtheilen, ſo hätten Sie uns beiden dieſen Schmerz geſpart. Daß jene Stelle wohl von keinem Menſchen ſo gedeutet wird, wie Sie es thun, wenn man die ganze Schrift geleſen hat, das werden Sie ſich leicht überreden, ſobald Ihr Herz mir Gerechtigkeit widerfahren läßt; und auch ohne dieſe Rückſicht werden Sie ſich ſchon geſagt haben, daß ſie wenigſtens einer andern Deutung als der Ihrigen fähig ſey. Ich hätte Ihre Aeußerung abwarten können, aber es iſt mir lieber, daß ich Ihnen zeige, wie gern, wenn es darauf ankommt, ich durch Freundes Hand mich verwunden laſſe, ohne zu zürnen. Darauf reich' ich Ihnen Hand und Mund.

---

*) Wir bedauern hier, daß Jacobi's Brief, der dieſe Antwort veranlaßte, nicht in ſeine Briefſammlung aufgenommen iſt.

No. CCXI.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 17. October 1789 *).

Ich wußte wohl, liebſter Freund, daß Sie bei kühlerer Erwägung unmöglich eine Geſinnung bei mir ſtatuiren könnten, die mit dem, was ein Freund dem andern ſchuldig iſt, was einen Freund an den andern bindet, im Ernſte ſtritte.

Verſchiedenheit der Meinungen, zumal der Principien, gehört nicht in dieſe Claſſe, ſonſt wäre Freundſchaft nicht eher möglich, als bis die Natur alle Individualität aufgehoben hätte. Was alſo in Ihrem Charakter Eigenthümliches liegt, und der Grund iſt, warum Ihnen gewiſſe Dinge und gewiſſe Menſchen ſo und nicht anders erſcheinen, das ſoll fortan mit der Zuneigung, die uns gegenſeitig verbindet, nichts zu thun haben. Dieſe Zuneigung gründet ſich ja, bei mir wenigſtens, auf die Idee in concreto von dem Adel der Seele und der Vortrefflichkeit des Individuums, nicht auf die Uebereinſtimmung in gewiſſen einzelnen Vorſtellungsarten, die bei dem Einen in den ganzen Zuſammenhang ſeines Denkens und Empfindens gehören und ſich feſt anſchließen, dem Andern aber heterogen ſeyn können. Und nun kein Wort mehr über dieſen Punkt.

Daß Ihnen die Pelew-Inſeln Genüge leiſteten, freut

---

*) Hierher gehört No. 180 der Jacobiſchen Sammlung.

mich gar ſehr. O, es iſt Einem ſo wohl, Einfachheit und Güte zu ſehen, wenn Einfachheit und Rohheit ſo oft zuſammen ſich findet! Ich arbeite jetzt an einigen Zeilen über die Kunſt. Es freuet mich dieſe Arbeit, weil ich mir meine Empfindungen dadurch — wie ſoll ich ſagen? deutlicher oder beſtimmter mache, oder wenigſtens, da das nicht möglich iſt, ihr Verhältniß untereinander mir klar vorſtelle. — Wenigſtens glaube ich in meinem Aufſatz zu finden, daß mein Raiſonnement ganz in dem Gefühl gegründet iſt, womit ich Werke der Kunſt auffaſſe. Wären nicht zuweilen dieſe kleinen Erholungen an eigner Compoſition, warlich man möchte zu Grunde gehen an dem ewigen Ueberſetzen, welches doch unſer Einem Lebensunterhalt iſt.

In Frankreich muß es jetzt ausgähren. Ich ſehe Mirabeau nur als den Sauerteig an, der im Grunde immer doch eine ekelhafte Subſtanz, aber eine ſehr unentbehrliche iſt. Von Necker weiß ich mir gar keine Idee zu machen.

No. CCXII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 24. October 1789.

Die Nachricht von *** lautet ſehr betrübt. Dieſer Schlag fehlte noch, um den armen ſchwachen Mann ganz niederzudrücken. Es iſt aber himmelſchreiend, daß unſere Geſetze, die einem Kranken nicht erlauben ein Teſtament zu machen, ſobald ſeine Verſtandeskräfte durch die Krankheit geſchwächt ſind, einem Pfaffen erlauben, von einer Geiſtesabweſenheit eines Kranken dieſen hinterliſtigen Gebrauch zu machen, und ihn, ſeine Kinder und ſeine Haushälterin durch eine Einſegnung, die wie ein Coup de main ausſieht, unglücklich zu machen. Alle Ehecontracte müßten ſchlechterdings vor Gericht geſchloſſen werden; darnach könnte man einen Geiſtlichen dazu holen laſſen, oder nicht. Ich will wetten, wäre die gerichtliche Ratification nothwendig geweſen, dieſe Ehe wäre unterblieben. Aber die elenden Menſchen ſchämen ſich ihres Schleichens nicht, und glauben Wunder, was für einen Dienſt ſie Gott und der Religion daran thun, da ſie ſich im Grunde die größten Vorwürfe machen müßten. Denn nicht genug, daß der arme Mann jetzt in ſeinen häuslichen Verhältniſſen unglücklich iſt, daß ſeine Kinder verdorbene Hofrathsſöhne werden; er iſt jetzt für das Publicum verloren und bei ſeinem reizbaren Gefühle müßte man heftige Entſchlüſſe erwarten, wenn ſeine traurige Organiſation dergleichen zuließe. Uebrigens kenne ich *** genau genug, um dreiſt behaupten zu können, daß er, den einzigen Punkt contra sextum ausgenommen, ein frömmerer Mann war, als die Heuchler, die ihn ſo überrumpelt haben. Ich beklage ihn von ganzer Seele, wenn gleich dasjenige, was ihm widerfährt, die natürliche Folge ſeiner verkehrten Wirthſchaft iſt. Bei dieſer Art von Verbindung fällt man immer aus einem Fehler in den andern, und wie leicht iſt ein Kranker nicht durch eine Perſon, die ſeine ſchwache Seite kennt, zu einem Schritt beredet, der ihn zeitlebens gereut!

No. CCXIII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 30. October 1789.

In Trier iſt das Volk ſehr unruhig und will ſeinen Beſchwerden abgeholfen wiſſen. Unſere Mainzer halten ſich noch gut; allein der Hunger wird ſie vielleicht zwingen laut zu werden. Der Laib Brod, der acht Kreuzer galt, iſt nunmehr von Woche zu Woche auf dreizehn Kreuzer geſtiegen, und man glaubt, da die Zufuhr aus der Pfalz und aus Darmſtadt geſperrt iſt, es werde noch höher ſteigen. Alle andere Lebensmittel ſind in leidlichen Preiſen; es liegt alſo bloß an unſern Kornjuden. Der Kurfürſt kommt den 3. November aus Aſchaffenburg zurück. —

No. CCXIV.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 1. November 1789.

Auf Ihr Verlangen, liebſter Freund, ſchicke ich Ihnen hier den Aufſatz über Proſelytenmacherei wieder. Den Introitus habe ich weggeſtrichen, weil er auch nicht einmal Ihre Augen zum zweitenmal beleidigen ſoll. Die Weglaſſung iſt in der Anmerkung motivirt. Wegen der Einrückung in Berlin habe ich keine Nachricht. Finde ich den Aufſatz aber nicht im Novemberſtück der Monatſchrift, ſo fordere ich ihn peremtoriſch zurück, und auf dieſen Fall kann die Abſchrift in Ihren Händen gleich an Boje gehen. Ich verlange kein Honorar für dieſen Aufſatz, wie ich auch von Berlin keines nehme, oder im Fall der Einrückung genommen hätte. Daß das Muſeum kränkelt, iſt mir leid, denn wir bedurften ein gutes Journal für eine gewiſſe Auswahl von Schriftſtellern. Ihrer Bemerkung über den perorirenden Reinhold ſtimme ich ganz bei. Ich verkenne ſeine Talente nicht, aber ich mag keinen Deſpotiſmus, auch nicht den der allgemein gültigen Principien. Eine allein ſeligmachende Philoſophie iſt mir ſo zuwider, wie ein allein ſeligmachender Glaube. Immerhin mag er dem Gebäude die Kuppel abwerfen und das Licht von oben herein fallen laſſen; mancher ſah doch ſo gern ſeitwärts zum Fenſter hinaus, und wie darf er jemandem die Ausſicht verwehren wollen? — Dieſe ausſchließende

Rechthaberei hat mich immer revoltirt. Gegen ſie ſchreibe ich den Aufſatz über Proſelytenmacherei, gegen ſie ſchrieb ich, als ich Schiller'n vertheidigte *). Es indignirte mich, daß jemand das Gewicht ſeines Namens zu einem Machtſpruch mißbrauchen wollte, um damit eine Vorſtellungsart, die ihm nicht gefiel, gehäſſig zu machen. Wer kann fordern, daß Allen Alles gefalle? Aber muß man in der gelehrten Welt jenen Ton dulden, dann hat alle Gedankenfreiheit ein Ende.

Ganz ähnliche Veranlaſſung hatte ich gegen Meiners zu ſchreiben, dieſen apodiktiſchen ſchneidenden Rechthaber. Seine Hypotheſe von zweierlei Menſchen, Celten und Mongolen, wovon jene ſittlich und phyſiſch vollkommen, dieſe aber von Natur häßlich und mit böſen Neigungen ausgerüſtet ſind, iſt ihm ſchon ſo geläufig, daß er die Mongolen in einem der neueſten Stücke ſeines hiſtoriſchen Magazins mit dürren Worten die laſterhaften Menſchen nennt. Nach ſeiner Stammtafel müßten aber die Pelew-Bewohner auch mongoliſcher Herkunft ſeyn.

Ueber Frankreich erwarte ich nichts Zweckmäßiges von Campe, der dieſes große Feld nicht überſieht. Wenn

---

*) Herr von Kleiſt, der Verf. des Trauerſpiels: „der Prinz von Homburg" hatte damals ein langes Gedicht zu Widerlegung von Schiller's „Götter Griechenlands" in ein Journal einrücken laſſen. Der Dichter hatte die griechiſchen Götter aus dem kirchlich-chriſtlichen Geſichtspunkt aufgefaßt, wodurch er Forſter'n zu dem hier erwähnten kleinen Aufſatz veranlaßte.

nur der Freiheitsgeiſt auf die Länge Stich hält! Seit den letzten Auftritten fürchte ich wieder Alles für die Freiheit.

So oft ich höre, daß meine Aufſätze denen, die ſie beurtheilen können, nicht mißfallen, ſo oft kann ich mich des Wunſches nicht erwehren, drei Jahre mein eigen nennen zu können, um in der ganzen Zeit durch nachgeholte Lecture, zumal der Alten, erſt Schriftſteller zu werden. Ich fühle es wohl in mir, aber jetzt muß ich es aus mir herausreißen, was ich ſagen will; alsdann würde es ſanft und reichlich hervorſtrömen, es würde mehr ein Ganzes bilden, mehr umfaſſen, mehr individuell bei aller Allgemeinheit ſeyn können, kurz, ich würde um ſo viel mehr ein nützlicherer Schriftſteller ſeyn. Das ſollte aber nun nicht alſo ſeyn! Kein Gedanke ekelt mich ſo an, als der meiner gegenwärtigen literariſchen Exiſtenz und Dependenz von Buchhändlern, vom guten Wetter, von einer guten Verdauung und einer heitern Phantaſie. Daß ich dieſe Stunden jetzt ſuchen muß, nicht ruhig warten kann, bis ſie kommen, auch wohl invita Minerva arbeiten muß, das wirft mich zu Boden.

Sie werden vielleicht lächeln, wenn ich Ihnen ſage, daß ich kein ſchriftſtelleriſches Glück habe, und nichts iſt wahrer. Ich darf mich meines Fleißes, während des Jahres, welches ich hier zugebracht habe, wohl rühmen, und ich ſehe, daß die Faulen um mich her viel weiter kommen als ich.

Meine Schreibart, die einigen denkenden Männern behagt, iſt nicht populair; meine Bücher haben nicht den

Debit von Campen's väterlichem Rath, von Meißner's Skizzen, von Salzmann's Carl von Carlsberg. Dieſe Schmierer, ſo darf ich das Kleeblatt wohl nennen, werden von ihren Büchern reich. Salzmann wird flehentlich von den Buchhändlern um die Fortſetzung ſeines Romans gebeten. Man bittet ihn, doch fünf Louisd'or für den Bogen zu nehmen. Campe iſt mit dieſem Anerbieten nicht zufrieden geweſen und hat ſeinen väterlichen Rath ſelbſt verlegt. Becker hat ſich durch ſein Noth- und Hülfsbüchlein ein Vermögen von 12,000 Thlr. erworben!

Die Zueignung an den Kurfürſten hat bei ihm ein kaltes Lob eingeerntet.

Die jenaiſche Literaturzeitung ſcheint gefliſſentlich von meinen Sächelchen zu ſchweigen. Es iſt wahr, ich habe Hrn. Schütz nie die Cour gemacht.

Verzeihen Sie, liebſter Jacobi, daß ich Sie mit meiner Hypochondrie unterhalte. Der Schlüſſel dazu iſt eine Kolik, die mich dieſe Woche ſehr geplagt hat, nachdem ich ſeit vielen Monaten frei davon geblieben war. Dies ſetzt mich jedesmal ſehr zurück. Wie ſo ganz ich auf Ihre Liebe und Nachſicht zähle, können Sie aus dieſen Klageliedern abnehmen, die ich Ihnen ohne Rückſicht verſinge. Sie zu lieben, mein Beſter, koſtet wahrlich keinen effort; es geht mir ſo frei vom Herzen, wie die Liebe zur Sonne, mit der ich eben jetzt zanke, daß ſie mich blendet und die ich doch von mir getrennt nicht denken kann.

No. CCXV.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 5. Novbr. 1789.

Bei Ihrem vorigen Brief über **g habe ich herzlich gelacht. Sie ereifern ſich ſo arg, als es nur ein Orthodox oder Heidenbekehrer thun kann, und dazu mit eben ſo gutem Grunde. Kein Menſch, noch weniger ein Geiſtlicher, hat dem guten Mann zu dem Schritt gerathen. Der Paſtor iſt dazu gerufen worden, ohne ein Wort davon zu wiſſen. Es ging dem guten **g wie ſo vielen Esprits forts, die ſich ſo viel Mühe geben es zu ſeyn oder zu ſcheinen; bei der erſten Anwandlung von Gefahr überfiel ihn der paniſche Schrecken, und in der Angſt fing er die Sache juſt an dem Zipfel an, wo er am wenigſten nöthig hatte hinzuſehen. Alles das iſt menſchlich und in dem natürlichen Gang der Sachen. Es iſt auch einerlei Schwäche, die Freidenkerei und die Frömmigkeit zu affichiren; Schwäche iſt des Menſchen Erbtheil, und alſo verzeihlich; ſelbſt eine Gattung davon, iſt ſtark ſcheinen wollen.

Die Ausſichten für den Winter ſind nach allen Seiten und Gegenden zu traurig und können bange machen. Der Getreidemangel muß allgemein werden; kommt die Kälte hinzu, was ſoll bei der allgemeinen Gährung unter dem Volk das Aeußerſte aufhalten! Für Mainz muß man aus mehreren Gründen beſorgt ſeyn. Iſt es Ihrer

Frau nicht in Sinn gekommen, auf einen kleinen Kornvorrath zu denken? — — —

No. CCXVI.
Forſter an Jacobi.

Mainz den 15. Novbr. 1789 *).

Gleich nach Empfang Ihres lieben Briefes, mein Beſter, habe ich nach Berlin geſchrieben und dort meinen Aufſatz peremtoriſch zurückfordern laſſen. Ich geſtehe, eine Antwort auf einen freundlichen Brief, womit ich ihn begleitete, hatte ich wenigſtens erwartet.

Es iſt leicht möglich, daß mein Aufſatz etwas Geſchraubtes hat; denn da ich ihn, im Fortſchreiten der Arbeit, Sömmerring und Humboldt dem ältern verlas, und immer corrigirte, was dieſen Beiden nicht beſtimmt genug ſchien, oder nicht verclauſulirt genug, welches beſonders Sömmerring verlangte, ſo konnte ich leicht ängſtlich werden. Das Object brachte ohnedies ſchon etwas von der Art mit ſich; ich wollte ſchlechterdings nur an die Sache und nicht an den Mann, welches mir noch immer die einzig erlaubte Art Controverſe ſcheint. Ich bereue es nicht, die Sache der Katholiken in der Perſon des hieſigen Beamten verfochten

---

*) Antwort auf Jacobi's Brief Nr. 181 der Briefſammlung.

zu haben. Der Angriff auf den Mann war ſo ganz unprovoked und man nannte ihn ſo sans façon, daß es mich wirklich verdroß. Es mag meinetwegen Jeder denken, was er will, oder was er kann; nur muß er niemanden mißhandeln oder gar ſchimpfen, der anders denkt. Man zeige, wo der Andere fehle, was ſeine Lehre dem gemeinen Weſen Schädliches habe, wie ſie einfließe auf Handlungen. Nur kann ich die petitionem principii nicht ſtatuiren, wo jemand ſagt: wer ſo und ſo denkt, iſt darum ſchon ſtrafbar und beſchimpfenswerth, weil ich nicht ſo denke und etwa ein großer Haufe mit mir.

Ihre Grenzenbeſtimmung der Toleranz und Intoleranz werde ich begierig leſen. So gar unmöglich ſcheint mir die Verſtändigung über dieſen Punkt nicht.

Den ganzen Winter muß ich compiliren und überſetzen! Mein Kopf iſt leer, ich weiß der Welt nichts Eigenes mehr zu ſagen. Wer doch auch nach Italien, oder nach England, oder nach Spanien oder noch weiter hin, wo nur irgend Neues zu ſehen iſt, reiſen könnte! Denn am Ende, mehr hat man doch nicht, als was einem durch dieſe zwei kleinen Oeffnungen der Pupille fällt und die Schwingungen des Gehirns erregt! Anders als ſo nehmen wir die Welt und ihre Weſen nicht in uns auf. Die armſeligen vier und zwanzig Zeichen reichen nicht aus; etwas ganz Anderes iſt die Gegenwart der Dinge und ihr unmittelbares Einwirken. Ich werde in dieſen Tagen fünf und dreißig Jahre alt, die beſte, weil die beſte Hälfte des Lebens iſt dahin; und mir wie unnütz verfloſſen! — Ich wende mich weg von dieſer öden Anſicht. —

No. CCXVII.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 23. Novbr 1789.

Endlich iſt das 4te Stück des Muſeums auch hieher gekommen. Ihr Beſenſtiel iſt recht artig und hat uns alle ſehr ergötzt. Schloſſer's Aufſatz über den Adel hat mir wegen zu rechter Zeit geſagter guter Dinge ſehr gefallen; freilich liegt Einem *dieſe* Vorſtellungsart näher, *jene* einem Andern, aber es iſt gut, die Dinge von allen Seiten zu beſehen. Darzuthun, in wiefern das alte gothiſche Gebäude der deutſchen Reichsverfaſſung ſeine gute Seite habe, wie es ſeinen Inſaſſen Ruhe und Wärme geben könne, iſt gar nicht übel. Nur bedenke man auch wieder von der andern Seite, daß wir gar nicht um der Ruhe und Wärme willen da ſind, ſondern daß Anlagen und Kräfte ſich entwickeln müſſen, und die entwickeln ſich am beſten, wo nicht alles ſo genau abgewogen iſt, ſo vollkommen ſich balancirt; ſie werden durch Druck und Gegendruck, durch Zwang und Bedürfniß, durch Mitleiden und Gährung in Wirkſamkeit verſetzt. Wir müſſen dem Menſchen das Ziel weiter ſetzen, als er kommen kann, ſonſt erreicht er nicht einmal den Punkt, wohin ſeine Kräfte ihn bringen könnten. Ich weiß aber auch wohl, daß die Hoffnung, Ruhe und ruhigen Genuß zu erlangen, eine der mächtigſten Triebfedern für viele Menſchen iſt, ohne die ihre Betriebſamkeit nichts wäre. Alſo auch hier wieder ein Ideal, welches den Menſchen täuſcht; und unſer Freund hätte alſo nur bewieſen, daß wir ohne dieſe Ideale nicht ſeyn können, ſo ſehr er gegen ſie eifert.

No. CCXVIII.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 8. December 1789 *).

In der Eile, liebſter Freund, da ich im Begriff ſtehe nach Frankfurt unſern Wilhelm v. Humboldt zu begleiten, kann ich Ihnen nur dieſe ſo eben vom Verleger der berliner Monatſchrift erhaltenen Bogen überſenden, welche Ihnen wegen meines Aufſatzes wenigſtens nicht ganz gleichgültig ſeyn können. Ich habe nun, da die Herausgeber meinen Aufſatz eingerückt haben, geeilt an Göſchen zu ſchreiben, um zu verhüten, daß er nicht zum zweitenmal in dem Muſeum erſcheint. Uebrigens iſt die Antwort ſo beſchaffen, daß ich mich weiter um nichts zu bekümmern habe, ſondern keck auf die Entſcheidung

---

*) Hierher gehört Nr. 182 der Jacobi'ſchen Briefe.

des Publicums warten kann, oder vielmehr auch darauf nicht, weil es mir ums Rechthaben gar nicht, ſondern um Bekanntmachung meiner Meinung nur zu thun war.

Frankreich iſt allerdings höchſt merkwürdig für den Beobachter. Es iſt ein intereſſanter Anblick, nicht, daß es kämpft, ſondern wie es kämpft. Dieſer Strauß des Despotismus mit der Demokratie iſt noch keinem vorigen ähnlich. Die Minen und Contreminen ſind von eigener Gattung und haben das Gepräge des Jahrhunderts der ausgebildeten Vernunft.

No. CCXIX.

Forſter an Heyne.

Mainz den 8. December 1789.

Lüttichs Unterwerfung ſcheint ein glücklicher Umſtand für die Beibehaltung der Ruhe im Reich. Alles ſpannte darauf und wartete, was es dort geben würde. Sehr weislich hat man in Berlin alles durch Negociation mit den Häuptern der Faction vorher abgethan. In Brabant ſteht es deſto ſchlimmer, zumal da der Kaiſer auf alle ſeine Nachbarn nicht rechnen darf, vielmehr ſich alles Schlimmen, was ſie unter der Hand thun können, zu verſehen hat. Ein Glück für ihn, daß die Campagne gegen die Türken ſich ſo glücklich geendigt hat, und dieſe nun gänzlich über die Donau getrieben ſind. — Wenn Herrn Pitt's Politik keine neuen Machinationen in Cenſtantinopel macht, wird es ſich wohl dieſen Winter zum Frieden neigen. Ein ſonderbares Phänomen bei dieſem Kriege ſcheint mir, daß man ſich ſehr wenig um denſelben bekümmert; die Nachrichten ſind ſo unvollkommen, ſo unzuſammenhängend; von den Operationen erfährt man nichts als den Erfolg, und auch den meiſtens ohne Detail. Wenn man nicht wüßte, daß Belgrad und Bender und Akierman ꝛc. gewonnen wären, würde man kaum wiſſen, daß dort etwas vorgeht. Türkiſche Nachrichten giebt es gar nicht.

Von Frankreichs Zuſtand kann man noch nicht beſtimmt urtheilen. Es iſt gewiß, daß die Nationalverſammlung, ohnerachtet ſie von thätigen Köpfen ſich dirigiren läßt, doch auch über dieſer ihre Anmaßungen wacht. Daß ſie dem Catilina Mirabeau den Schritt ins Miniſterium verſperrt hat, iſt ein auffallender Beweis davon. Necker's Rolle iſt dabei klein und unbedeutend, wie vermuthlich der ganze Menſch. — — —

No. CCXX.

Forſter an Heyne.

Mainz den 12. Januar 1790.

Ihren Beifall verdient zu haben, mein theurer, väterlicher Freund, iſt mir, wenn ich ſonſt keinen Beweggrund hätte, Sporn genug, um ſo zu handeln, wie ich thue. Die Wahrheit aber iſt, daß ich mich bei meiner Geſchäftigkeit zu gut ſtehe, um nicht in ihr mein Wohl noch ferner zu ſuchen. Die Langeweile, die Andere empfinden, kenne ich nicht, die Zeit wird mir nur immer zu kurz. Die Freude, die Meinigen vergnügt um mich zu ſehen, und mir ſagen zu können, es ſey zum Theil mein Werk, der innere Umgang mit mir ſelbſt, wobei ich merke, wie viel der immerwährende Zuwachs von Kenntniſſen den Genuß des Daſeyns erhöht, indem man in ſich ſelbſt einen immer reinern Abdruck der äußern Welt gewahr wird, alle Verhältniſſe ſich immer mehr beſtimmen und zu einem hellern Ganzen verbinden — das, und das Vergnügen, in einem unendlich kleinen Kreiſe doch auch etwas für das Ganze thun, einen gewiſſen Einfluß behaupten zu können, muß, dünkt mich, jeden thätigen Menſchen innig überzeugen, daß keine Art der Exiſtenz dieſes Maß von Glück gewährt, deſſen er in ſeiner Thätigkeit theilhaftig wird. Das Inane in unſerm Wirken und Streben, welches uns auf einem gewiſſen höhern Standpunkt ſo ſehr in die Augen leuchtet, muß uns nur nicht verblenden; denn es giebt gewiß, wenn gleich nicht für uns, einen höhern Geſichtspunkt, wo das Trivialſte und gar nichts Scheinende, als Bindungsglied des Ganzen, ſo wichtig iſt, wie das anſcheinend Große. Alſo eingeſchränkt und einſeitig müſſen wir immer handeln; irgendwo anders findet ſich denn doch die Facette, die

an die unſrige paßt, und ſo wird aus anſcheinend widerſprechenden Dingen ein übereinſtimmendes All. — —

No. CCXXI.

Johannes v. Müller an Forſter.

19. Janvier 1790.

Je vous suis bien obligé, mon très cher Ami, et de vos cheres lignes, et de celles de votre beau-père. Je vous serois venu voir déja s'il m'avoit seulement été possible. Je suis en effet parfaitement rétabli, et je jouis pleinement de mes forces physiques et morales, mais j'en ai bon besoin en ce moment-ci, où des occupations difficiles se sont accumulées et augmentent tous les jours encore, dans la crise présente des affaires générales. Adieu, au revoir, le plutôt possible.

Totus Tuus.

Le soir je suis généralement chez moi, à moins que l'Electeur ne m'appelle.

No. CCXXII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 30. Januar 1790.

Ja, ich ſehe ein, daß man nie verlangen muß, mehr und Anderes zu wirken, als nach den Umſtänden, worin man ſich befindet, möglich iſt. Ins Große und Ganze geht doch auch dies und ſicherer vielleicht, als dasjenige, was mehr ins Auge fällt. Wer einen Menſchen erzieht, der hernach in einem größern Kreiſe wirkt, wer ein Buch für viele Leſer ſchreibt, das hernach Einfluß auf ihre Denkart hat, wirkt der nicht ins Ganze und Große? Leidenſchaften müſſen freilich verſchieden ſeyn und verſchiedene Grade in verſchiedenem Alter haben; daher mag ich den Emporſtrebenden nicht abrufen von der Verfolgung ſeines Ziels; aber wer einmal den Geſichtspunkt hat, den wir haben, der kann wohl nicht umhin, es für Verſchwendung der Kräfte zu halten, wenn er ſie nur anwendete, um auf einen höhern Punkt zu kommen, anſtatt damit jetzt gleich zu wirken, wie es die Umſtände mit ſich bringen.

No. CCXXIII.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 18. Febr. 1790.

Ich muß Ihr langes Stillſchweigen unterbrechen, mein Lieber, indem ich Ihnen hier den zweiten Theil des Düpaty überſchicke, der nun zum *viertenmal* in der Allgemeinen Literaturzeitung recenſirt worden iſt, ob man gleich in der vierten Recenſion ſagt, daß es ein Buch ſey, welches des Aufhebens nicht werth ſey, das man davon machte. Dieſe Widerſprüche ſind in der menſchlichen Natur. Ich für meinen Theil bin weit entfernt, den Düpaty einer vierfachen Anzeige in demſelben Blatte werth zu halten. Ich weiß gewiß, daß ich anders ſehen und urtheilen würde, als er, allein ich kann mich ſeiner franzöſiſchen Art und Kunſt erfreuen; mich ergötzt es, den Franzoſen in ihm näher zu ſehen, und ſein Gefühl, wo die Sucht, etwas Neues, Paradoxes oder Tönendes zu ſagen, ihn nicht verführt hat, hält mich für andere Stellen ſchadlos.

Der Winter iſt mir unter mechaniſchen Arbeiten traurig hingegangen. Mein Körper iſt durchaus für die Kälte nicht gemacht; ich fühle, daß ich nur halb, nur im Treibhaus der geheizten Stube lebe. Des Tages geht es noch; aber die Nächte haſſe ich, denn ſie erquicken mich nicht; ſeit einem Jahre iſt mein Schlaf nicht, was er war. — Die Correſpondenz mit allen meinen Freunden liegt darnieder, theils ziehe ich im Joche, theils iſt es ſo unerträglich, nur zu wehklagen.

Wie geht es Ihnen? Sie ſind jetzt dem Krater eines oder vielmehr zweier politiſchen Vulkane näher als ich. Dieſe größern Ereigniſſe in unſerm Ameiſenhaufen müſſen Sie doch einigermaßen intereſſiren, wenn ſchon die Philoſophie gar bald das Salomoniſche Reſultat findet; — und — es geſchieht nichts Neues unter der Sonne.

No. CCXXIV.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 14. März 1790.

Aber, mein liebſter Forſter, Sie beſuchen Diners, und ſind ſo Hypochonder! was für Grillen haben Sie ſich über das nicht Beantworten Ihrer Briefe gemacht? Blumenbach wird es nach dem Schluß der Collegien vermuthlich nachholen; er hat den Winter über viel gearbeitet. Daß die Großmama nicht ſchreibt, laſſen Sie ſich nicht wundern; ſie ſchreibt höchſt ungern, und an die Kinder nicht eher, als bis es eine Familienangelegenheit giebt. Der arme Brandes hat den ganzen Winter an der Gicht jämmerlich gelegen, und da vergeht die Luſt, Briefe, zumal Glückwünſchungen zu ſchreiben.

Herr M. hat mir dieſer Tage auch geſchrieben. Daß noch immer ein finſtrer Ton in ſeinen Briefen iſt, muß uns nicht wundern. Der arme liebe Mann, wo ſoll in ſeiner Lage die Heiterkeit herkommen! Jetzt hat er mein ganzes Bedauern. Aber damals, wie er auf Abenteuer ausging, war es Zeit, über den Genieſtreich ernſthafter nachzudenken. Wo man hindenkt, iſt für ihn keine Ausſicht. Ich rieth ihm, ehe er fremd für Deutſchland würde, ſollte er durch Werke über italieniſche Poeſie und Literatur ſich bei uns im Andenken erhalten und einen Zuſchuß ſich verdienen. Das iſt eben das Traurige in der Welt, man leidet erſt bei den Thorheiten ſeiner Freunde, wenn ſie ſie begehen, und dann wieder bei den Folgen derſelben für ſie ſelbſt.

Jetzt haben Sie dort viel Trauerfeierlichkeiten, wegen des armen Kaiſers Joſeph, der von ſeiner Höhe herab ſo gar tief fiel! Ein frappantes Beiſpiel von irdiſchem Glückswechſel! Mama und alle grüßen Sie; ich umarme Sie.

Dieſen Brief hatte ich voraus geſchrieben; jetzt erfahre ich von Herrn von Humboldt, daß Sie eine Reiſe nach London projectirt haben. Für Ihre Hypochondrie wird ſie hoffentlich die beſten Dienſte thun, und ſo freue ich mich, daß Sie dieſen Arzt gewählt haben. Könnte doch die gute Thereſe von der Partie ſeyn! Wie ſehr wünſchte ich ſie dagegen in der Zeit bei mir! Ach die böſen danari! danari?*)

No. CCXXV.

Johannes v. Müller an Forſter.

14. Mars 1790.

Mon cher Ami, j'ai la satisfaction de vous apprendre que S. A. E. consent à ce que vous vous absentiez pour trois mois, afin de satisfaire le desir que vous avez d'aller en Angleterre. La seule clause qu'Elle a ajouté, c'est qu'Elle compte qu'au bout de ces trois mois vous reviendrez sans demander prorogation de congé; et sur cela j'ai aussi cru pouvoir rassurer l'Electeur. Vous sentez quel plaisir j'ai de vous apprendre ceci, et combien de voeux je fais pour votre départ, voyage, retour, succès en tout genre. Adieu.

---

*) Benebſt dem, was bei dieſer Klage verwunderlich bleiben kann, muß der Leſer heutigen Tages bedenken, daß damals — alſo vor ſiebenunddreißig Jahren — das Reiſen gewiß um das Dreifache theurer und die Reiſeanſtalten ohne Vergleich beſchwerlicher waren. Die Hanoveraner kannten damals die Miethkutſcher (Lohnrößler) kaum; wenn ein Schwabe oder Pfälzer mit ſo einem Fuhrweſen in Göttingen anlangte, ſagte man etwas vornehm: das kommt aus dem Reich! — und eine Frau von dieſem Stande hätte nie den Poſtwagen beſteigen dürfen. Man reiſte mit Extrapoſt, und ſobald der Wagen mehr als zwei Menſchen und mehr als einen Koffer hatte, erforderte er vier Pferde, alſo zwei Poſtillons — darum blieb man meiſtens zuhauſe. — Bei den gerechten Klagen, daß ſo vieles herrliche Alte einſank, vergißt man gern das zahlloſe kleine Gute, welches aus ſeinem Schutt aufgebaut wurde. — Dahin gehören ſicherlich auch alle Mittel, ſich von einem Orte zum andern zu bewegen. — Vielleicht hat der Charakter- und Anlagenunterſchied der ſüdweſtlichen Deutſchen gegen die nördlichen ſeinen Grund großentheils in dem ſchon lange gebräuchlichen leichten und häufigen Verkehr von Städtchen zu Stadt, von Vetter zu Ohm, vermöge der Lohnrößler und des freundlichen Gaſtrechts.

Totus Tuus.

No. CCXXVI.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 16. März 1790.

Es fällt mir ein, daß ich Sie doch billig über einen Handel präveniren ſollte, über den Sie vielleicht zufällig angegangen werden könnten, ſo daß es unſchicklich wäre, wenn Sie nichts wüßten.

Schon ſeit vorigem Herbſt ſtehe ich in einer Unterhandlung mit den Buchhändlern Which und Sohn. Wie der Virgil erſchienen war, vereinigten ſie ſich mit mehreren Buchhändlern und kündigten ohne weiteres einen neuen Abdruck von dieſem Virgil an. Durch M. Dornford ließ ich ihnen Vorſtellungen thun. Sie lachten darüber. Der arme Fritſch war zu bedauern, er hatte ſich angegriffen, mehr als ein anderer deutſcher Buchhändler. — Ich nahm daher folgende Maßregeln: ich ließ ſie bedrohen und bewirkte endlich, daß Which dem Fritſch ſeine Exemplarien alle mit den Platten um 800 Pfund abkaufte. Nun glaubten die Herren, ſie hätten alles gethan, und nun könnten ſie ihre neue große Ausgabe ohne weiteres veranſtalten. Ich ließ ihnen vorſtellen, Kauf der Exemplarien ſey noch kein Kauf des Eigenthums. Davon wollten ſie nichts hören. Nach langem hin und her Schreiben ſchlug ich vor, ich wollte es ihnen als eine neue Ausgabe bearbeiten, ſie ſollten mir das Honorarium geben wie in Deutſchland, das etwa 200 Pfund betrüge. Nein. Endlich ſind 100 Pfund von ihnen offerirt worden, und ich ſoll ein corrigirt Exemplar dafür ſchicken, und mit einer vorzuſetzenden Erklärung, daß der Druck mit meinem Willen geſchehe; in acht Jahren aber ſoll ich in Deutſchland keine neue Ausgabe veranſtalten. Auf dem Punkt ſteht es noch. Die Geſellſchaft wendet über zweitauſend Pfund an die Ausgabe und geizet mit mir, als Eigenthümer, ſelbſt da ich die Arbeit verbeſſern und ihnen ihren Vortheil vergrößern kann.

Nun nochmals meinen väterlichen Segen!

No. CCXXVII.

Johannes v. Müller an Forſter.

18. Mars 1790.

Mon cher Ami, je demanderai demain à l'Electeur quand vous pourrez le voir encore; j'en viens, et je ne sais s'il me rappellera aujourd'hui. Je ne puis pas savoir certainement quand je serai chez moi, mais je le suis généralement après diner et ordinairement alors tout le reste du jour; le plus sûr est le tems que l'Electeur dine, c'est celui où il ne me fait appeler que rarement. Depuis mon retour je n'y ai encore mangé que deux ou trois fois. Je vous prierai de vous charger de quelques livres pour un de mes amis à Londres, et je vous prie de me laisser les *Recherches Asiatiques* à votre départ pour les lire en attendant (à moins que vous ne veuillez les lire en chemin). Adieu, cher Ami; il faut vous aimer beaucoup pour ne pas vous porter envie du voyage que vous allez faire dans le pays de la vraie liberté, le plus heureux de l'Europe. Adieu. Tuus.

No. CCXXVIII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 20. März 1790.

Unſer Freund, Herr Prof. Fiſcher *) ſchickte mir inliegenden Brief aus Piſa an Sie, den ich hier befördere. Der gute Prinz Auguſt ſchrieb mir zu gleicher Zeit und ſchickte mir eine Empfehlung an ſeinen Bruder, den Prinzen von Wales, und noch eine an jemanden, der mich introduciren ſoll. Von Ihnen, liebſter Vater, ſchrieb er mir: his kind letter made me very happy. Seine Antwort an Sie iſt in Hrn. Fiſcher's Brief eingeſchloſſen.

In ein paar Tagen werde ich nun der Ankunft des Hrn v. Humboldt **) entgegenſehen. Ich habe vom Kurfürſten Urlaub auf drei Monate, und kann folglich fünf Wochen in London bleiben, welches mir eben recht iſt. Zur Erdbeſchreibung hoffe ich manches einzuſammeln, was in meinen Kram dient. Zur Naturgeſchichte, des Menſchen und Affen insbeſondere, wird ſich ebenfalls in den Cabinettern von Holland und London mancher Fund auftreiben laſſen. Schon lange ſammle ich mit Sömmerring Materialien zu einer Pithecologie mit Rückſicht auf die Verwandtſchaft der Thiere mit dem Menſchen, in

---

*) Der nachmalige, nun verſtorbne Leibarzt des Königs von Baiern. Prinz Auguſt von England iſt der jetzige Herzog von Suſſex.

**) Alexander von Humboldt, der mit Forſter die Reiſe machte, die zu des Letztern Anſichten den Stoff gab.

Hoffnung darüber, wenn nicht etwas Ganzes, doch wenigſtens alles bekannt gewordene und hier und dort einen intereſſanten Geſichtspunkt mittheilen zu können. Ueber die moderne Kunſt in England wird ſich auch noch einiges aufzeichnen laſſen.

Unſere Trauerfeier *) will nicht viel ſagen. Wir haben drei Tage lang ein Castrum doloris in dem Dom errichtet, das eben nicht prächtig war, wenn man die Menge der ſilbernen Leuchter abrechnet, die drum herumſtanden; und wir werden ſechs Wochen lang täglich eine Stunde mit allen Glocken läuten. Von einem neuen Kaiſer hört man noch nichts, indeſſen iſt wohl nicht zu zweifeln, daß es der König von Ungarn und Böhmen wird. Daß er ſich wenig darum zu bekümmern ſcheint, iſt ziemlich politiſch. Die Brabanter haben ihm eine ſchnöde Antwort gegeben, und mit Preußen ſcheint der Ausbruch der Feindſeligkeiten nahe. — Herr von Herzberg politiſirt, dünkt mich, ſehr ſchlecht; nachdem er beinahe zwei Jahre mit den Polen in Unterhandlung geſtanden, endlich noch auf eine ſo plumpe Art die Katze aus dem Sack zu laſſen und Danzig und Thorn zu verlangen, iſt eben nicht ſehr würdig eines Miniſters, der ſich rühmt, daß nur ſeine Plane dem König Friedrich ſeit 1745 gelungen wären. Bei Lüttich iſt auch ein Bock geſchoſſen worden und der König um das Zutrauen des Reichs gekommen.

Was ſagen Sie zu unſerm Zimmermann und ſei-

---

*) Für den Tod des Kaiſers Joſeph.

nen Fragmenten? Es iſt ihm doch nicht möglich eine Mitte zu halten. Wie manche artige Bemerkung und intereſſante Anekdote iſt in dem Meer von Schimpf, das gegen ſeine Gegner von ihm ausſtrömt, erſäuft!

Im Kölniſchen beſtürmt das Domcapitel den Kurfürſten mit orthodoxen Remonſtranzen. Der Kurfürſt von Trier hat dem emſer Verein entſagt und in Coblenz eine Commiſſion niedergeſetzt, die einer Inquiſition nicht unähnlich ſeyn ſoll. Es iſt, als ob man nur auf Joſephs Tod gewartet hätte, um wieder überall mit dem alten Aberglauben hervorzutreten. Das kölniſche Domcapitel ſagt in ſeiner Vorſtellung, die ich geleſen habe: daß auf der Univerſität zu Köln über Feder's Compendien geleſen würde, der ſogar bei den Proteſtanten wegen ſeiner gefährlichen Lehren in üblem Rufe ſtünde! — Das läßt ſich der gute Feder wohl nicht träumen, und die proteſtantiſchen Philoſophen eben ſo wenig.

No. CCXXIX.

Amtmann Bender an Forſter.

Eltvill den 22. März 1790.

Wohlgeborner, Hochgelehrter,
Inſonders hochverehrteſter Herr Hofrath!

Freunde ſagen mir, — ich leſe die berliner Monatsſchrift nicht — daß dieſe eine bündige Schutzſchrift von

Ew. Wohlgeboren wegen dem unberufenen Verkünder eines Briefes von mir an die Wittib des von Langwertiſchen Verwalters Kramer dahier enthalte. Kaum habe ich zwar die Ehre Ew. Wohlgeboren von Perſon bekannt zu ſeyn, fühle aber die Kraft einer Handlung, womit Sie die Vertheidigung eines ehrlichen Mannes mit eben ſo viel Wärme eines edeln Herzens, als Beurtheilungskraft, nicht gebeten, ſondern aus der Sache ſelbſt, alſo ohne Parteigeiſt zu übernehmen ſich bemühet haben. Ich muß Ihnen dafür danken, und ſchmeichle mir, daß Sie dieſes Vergnügen mir zu gute halten. Bewußtſeyn der ſich ſelbſt genügenden Redlichkeit wog die ſcharfgereizte Empfindlichkeit auf. Die gute Sache würde mir vielleicht die Kraft nicht verſagt haben, den anmaßenden berliner Menſchen-Richtern etwas zu ſagen. Ich ſchwieg, und meine Gelaſſenheit hatte die ſchönſte Folge, daß ein edler Mann dieſe Herren Wahrheit lehrte, welche aus meiner Feder in mannigfältiger Rückſicht eben ſo mannigfältigen Verdacht hätte leiden müſſen. Wie vollunterrichtend würde dieſe Mühe der beleidigten Menſchenfreundlichkeit Genugthuung verſchafft haben, wenn Ew. Wohlgeboren die charakteriſirenden Züge der Geſchichte hätten bekannt ſeyn können. So unangenehm mir immer jede Erinnerung derſelben iſt, ſo würde ich doch Ihren rechtſchaffenen Charakter mit Undank verkennen, wenn ich ſie Ihnen nicht aufdecken, und dadurch, wie ich hoffe, ein Vergnügen machen wollte; vielleicht finden Sie daraus, daß Sie für keinen unwerthen Mann ſich an den Pult geſetzt haben. Sie werden ſich wundern, wenn ich Ihnen ſage, daß der unreiſe Ausſpender meines Briefes, der noch minderjährige Freiherr von Langwert, ein Sohn desjenigen iſt, welcher mir in einem Lauſe von mehr als zehn Jahren nicht nur ſeine Freundſchaft, ſondern ſein ganzes Vertrauen bis an ſein Lebensende geſchenkt hatte; wenn ich hinzuſetze, daß dieſe ſeine Zuneigung in meiner ihm immer bereiten, thätigen und nützlichen Dienſtbegierde in manchen wichtigen Angelegenheiten ſich gründete, ſo will ich dadurch dem edeln Herzen des Dahingenommenen nicht zu nahe treten. — Nein, — auch außerdem würde ich ihm noch werth geweſen ſeyn: er war ein Mann von Kopf und Herzen. Auch die Vormundſchaft ſeines hinterlaſſenen Sohnes verkannte mich nicht, und der oft ſchwankende Verwalter Kramer ſuchte in mir den ehrlichen Rathgeber, und fand ihn allezeit, noch an ſeinem Sterbebette, wo ich wohl keinen Proſelyten-Jäger, ſondern den Freund machte, ſeine Sachen, ſo viel es die letzten Stunden zuließen, in Ordnung brachte und ihn noch eine Stunde vor ſeiner Auflöſung mit dem Troſt verließ, daß der durch meine Einleitung geſuchte lebenslängliche Unterhalt ſeines Weibes und ſeiner Kinder geſichert ſey. Sogar der minderjährige Freiherr von Langwert verkannte den Freund ſeines braven Vaters nicht, er trat, wenigſtens ſchien es ſo, in die Wege ſeines Zutrauens gegen mich, und meine Dienſtbefliſſenheit begegnete auch ihm auf jedem Schritte. Nur meine Amtspflicht in Hinſicht auf ſeine vermeinten Rechte kam in Weg; wenigſtens war dies der Zeitpunkt, wo er kalt ward, und kurz darauf der ſchon ein paar Jahre alte Brief, von dem jungen Manne gehaſcht, zum Werkzeuge der unmündigen Rache gebraucht wurde. Freilich war ihm und ſeinen Helfershelfern ganz unerwartet, daß meine Gegenrache ſich in den Worten befaßte: Retour, an den ungebetenen Einſender. — Dies war alles, womit ich das mir zugeſchickte Heft, welches den Abdruck des Briefes enthielt, an die berliner Splitterrichter zurücklaufen ließ. So weit gehet die Geſchichte. — Ich würde Ew. Wohlgeboren zu nahe kommen, wenn ich ſolche mit den Bemerkungen begleiten wollte. Ob die Herren Berliner zwiſchen **Religio politica** und **Religio viatoris** einen Unterſchied machen, weiß ich nicht, im erſten Falle ſollten ſie doch aufrichtig und kurz und gut ſagen: das Geſetz oder der darin verkündete Geſammtwille des Volks beſtimmt ſie; dann bleibt aber aller Proſelytenmachergeiſt eitele Bemühung und die Furcht der Herren Berliner iſt Kinderfurcht; im andern Fall dächte ich, daß jeder Anhänger einer der drei im deutſchen Reiche verbürgerten Religionsſyſteme das ſeinige doch wohl ungeahndet für das beſte halten, und denen, welche ihn darum zu Rathe ziehen, es auch bieder und rechtſchaffen ſagen, das weitere aber dem innern Richter des Fragenden überlaſſen dürfe; und dann iſt aufrichtige Berathung doch wohl kein ſo ſchreckendes Ding, wofür die eifernden berliner Apoſtel als Männer ſich zu fürchten und gegen den Wind zu fechten hätten. Sie verzeihen mir dieſe einzige Bemerkung; ich dächte, dieſer Satz laſſe ſich ſowohl im theologiſchen als juriſtiſchen Kreiſe rechtfertigen, wenn es je ein verkündetes poſitives Religionsſyſtem für das Gewiſſen des Wanderers geben und ſolche nicht etwa nur ein politiſches Band der Geſellſchaft ſeyn ſoll. Ob die berliner Dreifüßler das Recht haben, über eines oder das andere ihr Urtheil der Welt aufzudringen, glaube ich wenigſtens nicht, ohne Furcht heterodox zu werden.

Ich bin mit unbegränzter Verehrung
Euer Wohlgeboren
gehorſamſter Diener.

Berichtigungen.

Seite 6 Zeile 1 von unten, in der Anmerkung lies von ſtatt in
— „ — 9 l. die ihm ſieben ſt. die ſieben
— 12 — 12 v. u. l. für Frau Forſter ſt. Frau Forſter
— 25 — 1 v. u. l. die während einiger Jahre ſt. die einigt Jahre
— 26 — 8 v. u. l. die ihm ſeine Obern auflegten
— 37 — 4 v. u. l. Verſprochne ſt. Verſprechen
— 38 — 6 l. den ſt. im
— 39 — 1 v. u. l. dieſe ſt. dieſes
— 42 — 6 v. u. l. da ſt. wo
— 73 — 13 v. u. l. ſeine ſt. ſeiner
— 77 — 13 l. beſonders ſt. beſondere
— 79 — 2 v. u. l. durfte ſich nur —
— 91 — 4 v. u. l. erkaufen ſt. verkaufen
— 93 — 8 l. réfus ſt. désir
— 106 — 13 v. u. l. anſehnlich ſt. anſehnlicher
— 122 — 4 l. aufgeſchoben ſt. aufgehoben
— 124 — 11 v. u. l. einen höchſt wichtigen
— 162 — 1 v. u. l. mich ſt. mir
— 166 — 8 l. mir nicht ſt. mir; nicht u. ſ. w.
— 183 nach No. XI iſt ausgelaſſen, Forſter an Jacobi
— 185 — 12 v. u. l. ſo ſchwer es anfänglich ſt. ſo ſchwer es mir u. ſ. w.
— 188 — 4 v. u. l. Meeres ſt. Mannes
— 253 — 5 v. u. l. klein ſt. Alem
— 275 — 9 l. Brinkmann ſt. Srikmann
— 337 — 8 v. u. l. savoit ſt. seroit
— 365 heißt es in der Aufſchrift des Briefes No. LX. Czempinsky ſt. Czempiusky
— 366 — 4 l. préposée ſt. proposé
— „ — 6 l. composée ſt. composé
— „ — 11 l. écueils ſt. accueils
— 368 — 2 l. plus ou moins ſt. plus au moins
— „ — 7 l. fidèle ſt. fidel
— 648 — 3 v. u. l. pour lors que ſt. pour lorsque
— 660 — 12 l. décrit ſt. d'écrit
— 663 der Brief No. LXXXV. Mainz 9 Januar ſoll die Jahrzahl 1789 haben
— 686 Zeile 1 l. Ucalegon ſt. Malegon
— 693 — 14 l. convenu ſt. couvenu
— 708 Oben ſoll es heißen Johannes von Müller an Frau Forſter
— 720 fällt die Anmerkung weg.
— 727 Zeile 10 l. Zahr ſt. Zahe
— 771 — 5 fällt das doppelte: Unterſcheidung, weg
— 773 — 1 v. u. l. nur ſt. und
— 791 — 9 l. secrète ſt. serrète
— 830 — 6 l. droits ſt. devits
— „ — 7 l. Vollkommnes ſt. Vollkommener

Johann Georg Forſter's
Briefwechſel.

Zweiter Theil.

Johann Georg Forſter's
Briefwechſel.

Nebſt
einigen Nachrichten von ſeinem Leben.

Herausgegeben
von
Th. H., geb. H.

In zwei Theilen.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1829.

Inhaltsverzeichniß.

Seite
CCXXX. Forſter an Jacobi 3
CCXXXI. Forſter an Heyne 5
CCXXXII. Forſter an Heyne 9
CCXXXIII. Forſter an Heyne 10
CCXXXIV. Joh. v. Müller an Forſter 13
CCXXXV. Heyne an Forſter 15
CCXXXVI. Forſter an Heyne 16
CCXXXVII. Forſter an Heyne 18
CCXXXVIII. Heyne an Forſter 21
CCXXXIX. Forſter an Heyne 24
CCXL. Heyne an Forſter 26
CCXLI. Forſter an Heyne 27
CCXLII. Lichtenberg an Forſter 33
CCXLIII. Forſter an Heyne 36
CCXLIV. Heyne an Forſter 38
CCXLV. Forſter an ſeinen Vater 39
CCXLVI. Forſter an Jacobi 42
CCXLVII. Lichtenberg an Forſter 45
CCXLVIII. Forſter an Jacobi 46
CCXLIX. Joh. v. Müller an Forſter 47
CCL. Heyne an Forſter 48
CCLI. Forſter an Heyne 48
CCLII. Heyne an Forſter 49
CCLIII. Heyne an Forſter 50
CCLIV. Forſter an Heyne 52
CCLV. Forſter an Jacobi 53

		Seite
CCLVI.	Heyne an Forſter	55
CCLVII.	Forſter an Heyne	56
CCLVIII.	Forſter an Heyne	58
CCLIX.	Forſter an Heyne	59
CCLX.	Forſter an Heyne	60
CCLXI.	Forſter an Heyne	63
CCLXII.	Forſter an Jacobi	64
CCLXIII.	Forſter an Heyne	66
CCLXIV.	Forſter an Heyne	68
CCLXV.	Lichtenberg an Forſter	70
CCLXVI.	Forſter an Heyne	73
CCLXVII.	Forſter an Heyne	74
CCLXVIII.	Forſter an Heyne	80
CCLXIX.	Forſter an Heyne	82
CCLXX.	Forſter an Jacobi	83
CCLXXI.	Forſter an Heyne	85
CCLXXII.	Joh. v. Müller an Forſter	86
CCLXXIII.	Forſter an Heyne	88
CCLXXIV.	Forſter an Jacobi	89
CCLXXV.	Forſter an Heyne	92
CCLXXVI.	Forſter an Heyne	94
CCLXXVII.	Joh. v. Müller an Forſter	96
CCLXXVIII.	Heyne an Forſter	98
CCLXXIX.	Forſter an Heyne	99
CCLXXX.	Heyne an Forſter	101
CCLXXXI.	Forſter an Heyne	102
CCLXXXII.	Heyne an Forſter	109
CCLXXXIII.	Heyne an Forſter	110
CCLXXXIV.	Forſter an Heyne	111
CCLXXXV.	Forſter an Heyne	113
CCLXXXVI.	Heyne an Forſter	115
CCLXXXVII.	Forſter an Heyne	117

Seite

CCLXXXVIII. Forſter an Heyne 119
CCLXXXIX. Heyne an Forſter 120
CCXC. Dohm an Forſter 122
CCXCI. Forſter an Heyne 126
CCXCII. Forſter an Jacobi 127
CCXCIII. Heyne an Forſter 128
CCXCIV. Heyne an Forſter 130
CCXCV. Forſter an Heyne 131
CCXCVI. Heyne an Forſter 137
CCXCVII. Heyne an Forſter 138
CCXCVIII. Forſter an Heyne 140
CCXCIX. Forſter an Jacobi 141
CCC. Forſter an Heyne 143
CCCI. Forſter an Lichtenberg 144
CCCII. Forſter an Heyne 148
CCCIII. Heyne an Forſter 150
CCCIV. Forſter an Heyne 152
CCCV. Heyne an Forſter 152
CCCVI. Heyne an Forſter 154
CCCVII. Forſter an Heyne 155
CCCVIII. Heyne an Forſter 157
CCCIX. Forſter an Heyne 158
CCCX. Forſter an Heyne 159
CCCXI. Heyne an Forſter 161
CCCXII. Heyne an Forſter 162
CCCXIII. Forſter an Heyne 163
CCCXIV. Forſter an Heyne 164
CCCXV. Heyne an Forſter 165
CCCXVI. Forſter an Heyne 167
CCCXVII. Forſter an Jacobi 167
CCCXVIII. Joh. v. Müller an Forſter 169
CCCXIX. Forſter an Heyne 170

Seite
CCCXX. Lichtenberg an Forſter 171
CCCXXI. Forſter an Heyne 174
CCCXXII. Heyne an Forſter 180
CCCXXIII. Forſter an Heyne 181
CCCXXIV. Forſter an Heyne 182
CCCXXV. Forſter an Heyne 185
CCCXXVI. Heyne an Forſter 186
CCCXXVII. Heyne an Forſter 187
CCCXXVIII. Forſter an Heyne 188
CCCXXIX. Heyne an Forſter 189
CCCXXX. Forſter an Heyne 190
CCCXXXI. Forſter an Heyne 192
CCCXXXII. Heyne an Forſter 192
CCCXXXIII. Forſter an Heyne 193
CCCXXXIV. Forſter an Heyne 196
CCCXXXV. Forſter an den Staatsminiſter Grafen von Herzberg 197
CCCXXXVI. Heyne an Forſter 202
CCCXXXVII. Forſter an Heyne 203
CCCXXXVIII. Forſter an Jacobi 204
CCCXXXIX. Grimm an den Kriegsrath Reichard . . 209
CCCXL. Heyne an Forſter 211
CCCXLI. Forſter an Heyne 212
CCCXLII. Heyne an Forſter 215
CCCXLIII. Forſter an Heyne 217
CCCXLIV. Heyne an Forſter 220
CCCXLV. Miniſter Graf v. Herzberg an Forſter . . 222
CCCXLVI. Forſter an Heyne 224
CCCXLVII. Forſter an Heyne 226
CCCXLVIII Forſter an Heyne 227
CCCXLIX. Forſter an Heyne 229
CCCL. Forſter an Huber 230

Seite
CCCLI. Forſter an Huber 232
CCCLII. Huber an Forſter 235
CCCLIII. Forſter an Huber 236
CCCLIV. Forſter an Huber 238
CCCLV. Forſter an Heyne 240
CCCLVI. Heyne an Forſter 241
CCCLVII. Forſter an Heyne 243
CCCLVIII. Forſter an Heyne 246
CCCLIX. Forſter an Heyne 252
CCCLX. Forſter a. d. Buchhändler Voß in Berlin . 253
CCCLXI. Forſter an Heyne 275
CCCLXII. Heyne an Forſter 278
CCCLXIII. Forſter an Huber 279
CCCLXIV. Forſter an Heyne 284
CCCLXV. Forſter an Huber 285
CCCLXVI. Forſter an Huber 290
CCCLXVII. Heyne an Forſter 294
CCCLXVIII. Forſter an Huber 297
CCCLXIX. Heyne an Forſter 299
CCCLXX. Forſter an Huber 300
CCCLXXI. Dohm an Forſter 303
CCCLXXII. Forſter an Heyne 306
CCCLXXIII. Miniſter Gr. v. Herzberg an Forſter . . 311
CCCLXXIV. Heyne an Forſter 315
CCCLXXV. Forſter an Joh. v. Müller 317
CCCLXXVI. Forſter an Heyne 321
CCCLXXVII. Forſter a. d. Buchhändler Voß in Berlin . 326
CCCLXXVIII. Forſter an ſeinen Vater 331
CCCLXXIX. Heyne an ſeine Tochter 334
CCCLXXX. Forſter an Huber 335
CCCLXXXI. Forſter an Huber 336
CCCLXXXII. Forſter an Huber 341

		Seite
CCCLXXXIII.	Forſter an ſeine Frau in Strasburg . .	342
CCCLXXXIV.	Forſter an ſeine Frau „ „ . .	346
CCCLXXXV.	Forſter an ſeine Frau „ „ . .	349
CCCLXXXVI.	Forſter an ſeine Frau „ „ . .	351
CCCLXXXVII.	Forſter an Huber	352
CCCLXXXVIII.	Forſter an Huber	353
CCCLXXXIX.	Forſter an ſeine Frau in Strasburg . .	355
CCCXC.	Forſter an ſeine Frau „ „ . .	358
CCCXCI.	Forſter an Huber	360
CCCXCII.	Forſter an ſeine Frau in Strasburg . .	363
CCCXCIII.	Forſter an Huber	366
CCCXCIV.	Forſter an ſeine Frau in Strasburg . .	368
CCCXCV.	Forſter an ſeine Frau „ „ . .	371
CCCXCVI.	Forſter an Huber	374
CCCXCVII.	Forſter an ſeine Frau in Strasburg . .	376
CCCXCVIII.	Forſter an ſeine Frau „ „ . .	381
CCCXCIX.	Forſter an ſeine Frau in Neufchatel . .	388
CCCC.	Forſter an ſeine Frau „ „ . .	392
CCCCI.	Forſter an ſeine Frau „ „ . .	403
CCCCII.	Forſter an ſeine Frau „ „ . .	411
CCCCIII.	Forſter an ſeine Frau „ „ . .	415
CCCCIV.	Forſter an ſeine Frau „ „ . .	417
CCCCV.	Forſter an ſeine Frau „ „ . .	421
CCCCVI.	Forſter an ſeine Frau „ „ . .	423
CCCCVII.	Forſter an ſeine Frau „ „ . .	424
CCCCVIII.	Forſter an ſeine Frau „ „ . .	426
CCCCIX.	Forſter an ſeine Frau „ „ . .	430
CCCCX.	Forſter an ſeine Frau „ „ . .	434
CCCCXI.	Forſter an ſeine Frau „ „ . .	438
CCCCXII.	Forſter an ſeine Frau „ „ . .	442
CCCCXIII.	Forſter an ſeine Frau „ „ . .	444
CCCCXIV.	Forſter an ſeine Frau „ „ . .	447

Seite
CCCCXV. Forſter an ſeine Frau in Neufchatel . . 449
CCCCXVI. Forſter an ſeine Frau = = . . 453
CCCCXVII. Forſter an ſeine Frau = = . . 462
CCCCXVIII. Forſter an ſeine Frau = = . . 466
CCCCXIX. Forſter an ſeine Frau = = . . 467
CCCCXX. Forſter an ſeine Frau = = . . 469
CCCCXXI. Forſter an ſeine Frau = = . . 473
CCCCXXII. Forſter an ſeine Frau = = . . 477
CCCCXXIII. Forſter an ſeine Frau = = . . 485
CCCCXXIV. Forſter an ſeine Frau = = . . 494
CCCCXXV. Forſter an ſeine Frau = = . . 500
CCCCXXVI. Forſter an ſeine Frau = = . . 505
CCCCXXVII. Forſter an ſeine Frau = = . . 511
CCCCXXVIII. Forſter an ſeine Frau = = . . 519
CCCCXXIX. Forſter an ſeine Frau = = . . 524
CCCCXXX. Forſter an ſeine Frau = = . . 527
CCCCXXXI. Forſter an ſeine Frau = = . . 532
CCCCXXXII. Forſter an ſeine Frau = = . . 538
CCCCXXXIII. Forſter an ſeine Frau = = . . 544
CCCCXXXIV. Forſter an ſeine Frau = = . . 548
CCCCXXXV. Forſter an ſeine Frau = = . . 557
CCCCXXXVI. Forſter an ſeine Frau = = . . 560
CCCCXXXVII. Forſter an ſeine Frau = = . . 566
CCCCXXXVIII. Forſter an ſeine Frau = = . . 572
CCCCXXXIX. Forſter an ſeine Frau = = . . 576
CCCCXL. Forſter an ſeine Frau = = . . 580
CCCCXLI. Forſter an ſeine Frau = = . . 584
CCCCXLII. Forſter an ſeine Frau = = . . 588
CCCCXLIII. Forſter an Huber = = . . 595
CCCCXLIV. Forſter an ſeine Frau = = . . 597
CCCCXLV. Forſter an ſeine Frau = = . . 600
CCCCXLVI. Forſter an ſeine Frau = = . . 602

Seite
CCCCXLVII. Forſter an ſeine Frau in Neufchatel . . . 606
CCCCXLVIII. Forſter an ſeine Frau . . . 610
CCCCXLIX. Forſter an ſeine Frau . . . 613
CCCCL. Forſter an ſeine Frau . . . 616
CCCCLI. Forſter an ſeine Frau . . . 624
CCCCLII. Forſter an ſeine Frau . . . 633
CCCCLIII. Forſter an ſeine Frau . . . 637
CCCCLIV. Forſter an ſeine Frau . . . 641
CCCCLV. Forſter an ſeine Frau . . . 646
CCCCLVI. Forſter an ſeine Frau . . . 652
CCCCLVII. Forſter an ſeine Frau . . . 656
CCCCLVIII. * * an Huber . . . 657
CCCCLIX. * * an Huber . . . 659
CCCCLX. Heyne an Huber . . . 662

Anhang.

Dreizehn Brieſe von Sparrmann an Forſter . S. 671—752
Sechs Brieſe von Camper an Forſter . . . S. 753—788
Zwei Brieſe von Thunberg an Forſter . . . S. 789—793
Zwölf Brieſe von W. v. Humboldt an Forſter . S. 794—830

Weltumſegler! Du ſuchteſt auf pfadloſem Ocean Zonen,
Wo die Unſchuld der Ruh' böte vertraulich die Hand!
Edler Forſter! was fandeſt Du dort? Die Kinder der Erde
All' an Schwachheit ſich gleich, alle dem Tode geweiht.
Sohn der Freiheit! Du öffneteſt ihr die männliche Seele,
Ihr, die vom Himmel herab ſandte der Vater zum Heil
Ach! es wandte die Göttin ſich ſchnell von der blutigen Erde.
Forſter! Du ſchwebteſt mit ihr hin, wo Dein Glaube ſich lohnt.

Friederike Brun geb. Münter.

No. CCXXX.

Forſter an Jacobi.

Aachen den 2. April 1790 *).

Oft, mein Theuerſter, ſchied ich von Ihnen, aber nie mit dem Grade von wehmüthiger Liebe, als am Dienſtag Abends. Ich danke Ihnen und Ihren guten lieben Schweſtern mit der innigſten Empfindung für die genoſſenen guten, glücklichen Stunden. Lieber Jacobi! ich ſagte es unſerm Humboldt, indem wir aus Ihrem Hofe fuhren: ſolche Menſchen finden wir auf der ganzen Reiſe nicht wieder! und ich fühlte mich dankbar gegen mein Schickſal, daß es mich fähig machte, ſolchen Werth zu faſſen. — Was iſt das Leben, wenn es nicht Kraft iſt, das Aeußere in uns zu bilden, und wo leſen wir dieſes Aeußere beſſer, als im ſchönen Spiegel einer edlen menſchlichen Seele? Wenn ich einen großen, einen guten Menſchen in meinem

---

*) Hierher gehört No. 185 der Jacobi'ſchen Briefſammlung. Forſter hatte ſeitdem mit Alexander von Humboldt die Reiſe nach den Niederlanden, England und durch Frankreich angetreten, die er in ſeinen „Anſichten" beſchreibt. Sie führte ihn den Rhein herab zuerſt zu Jacobi nach Pempelfort.

Herzen und in meinem Sinne trage, iſts mir, als trüge ich die Welt in mir, in einem ſchönen umfaſſenden Bilde. Noch einmal, mein Lieber, ich danke Ihnen, daß Sie mich hielten, länger als ich mirs beſtimmt hatte, aber kürzer als ichs wünſchte. Vorzüglich war ich in den letzten Tagen froh und heiter, und fähig Eindrücke anzunehmen; und ich empfing ſehr reichlich und ſchwelgte im Genuß. Heute möchte ich gern davon lang und breit noch plaudern, aber ich muß fort nach Burſcheid und der Oſtwind und eine aachner Indigeſtion machen mir ſeit zwei Tagen ein Kopfweh, daß ich hinſinken möchte lieber, als ſehen wie ein neugieriger und ſchreiben wie ein empfindſamer Reiſender.

Geſtern, — nur noch dies — war ich in Vals, und fand alles noch weit über meine Erwartung; insbeſondere fand ich an dem Alten ungleich mehr, als ich, warum weiß ich ſelbſt nicht, erwartet hatte. Leonore iſt ein edles, feſtes Geſchöpf. Für Fritzen, wenn ſie ledig wäre, gäbe ich gleich meine Stimme, daß X. um ſie werben möchte; wie fein weiblich, wie geiſtreich, talentvoll und unbefangen zugleich. Aber Chriſtel! Wetten wollt ich, daß unſer X. dem Totaleindruck nicht widerſtehn, und gleich auf das erſte Feuer ihrer Artillerie unfähig ſeyn würde, mit ihrem Charakter eine zergliedernde Analyſe vorzunehmen. Dann Gnade Gott! Was das muthwillige Mädchen aus dem gefangenen Mann machen möchte, iſt nicht abzuſehen; aber ich für meinen Theil würde mich fürchten an ſeiner Stelle ſo auf Gnade und

Ungnade mich in ihre Hände zu liefern. Ich kenne X. ziemlich genau; es iſt ihm nicht gleichgültig, für wen er ſeine Individualität verleugne, und das Mädchen muß klug und weiſe ſeyn, daß es ihm wieder zu ſich ſelbſt den Weg offen laſſe, und nicht lieber mit ihm ſpiele, wie mit der Maus die Katze. Heute ſehen wir uns bei Dohm noch einmal; ich rechne auf ſehr viel Freude, aber kaum hoffe ich eine Aenderung in meinem Urtheil bewirkt zu ſehen. Chriſtel iſt ein liebes Mädchen, aber ſie muß einen Mann haben, der *ſie* führt, nicht der von ihr geführt wird. Es kommt darauf an, ob X. dieſes ascendant behaupten kann.

No. CCXXXI.

Forſter an Heyne.

London den 24. Mai 1790.

Den herzlichſten Dank, mein theuerſter Vater, für Ihre lieben, gütigen Zeilen vom 9ten Mai. Ich habe hier von Hrn. Dornford erfahren, daß Sie mit den hieſigen Buchhändler*juden* einig geworden ſind *); ſo ſchlecht die Ihnen gemachten Bedingungen auch ſind, iſt es doch beſſer, Sie nehmen, was Sie bekommen können, da die Herren in puncto des Eigenthumsrechts nichts weniger als gewiſſenhaft zu ſeyn ſcheinen. Ihr Homer wird hoffentlich Ihre Mühe beſſer belohnen. Nur, daß gutes Papier gewählt werde; denn über dieſen Mangel können ſich die Engländer nicht beruhigen. Ich lebe hier nicht ſo angenehm, wie auf der Reiſe durch Brabant, Flandern und Holland, weil die Unermeßlichkeit der Stadt ſo viel Zeitverluſt verurſacht, und ich auch ſeit meiner Ankunft noch nicht zu geſunden Kräften kommen kann. Indeſſen wirds doch noch wohl gehen. Die Engländer ſind aber zu zurückhaltend, zu mißtrauiſch, zu gleichgültig gegen Auswärtige, oder überhaupt fremde Bemühungen, um in der kurzen Zeit meines Aufenthaltes gewonnen zu werden, etwas zur Beförderung meiner literariſchen Unternehmungen zu thun. Ich muß mich alſo mit dem ſehr Wenigen, was ich hie und da ut canis e Nilo erſchnappen kann und welches wenig genug iſt, begnügen. Der gute, ehrliche Woida iſt wenige Stunden nach meiner Ankunft geſtorben, ohne daß ich ihn geſehen habe.

---

*) Ueber eine engliſche Ausgabe des Virgil.

Den inliegenden Brief bitte ich dem guten Prinzen Auguſt zuzuſtellen, und mich zugleich kräftigſt bei ihm zu entſchuldigen, daß ich damit ſo lange gezögert habe. Ich habe in der That unterwegs nicht Zeit gehabt, denn ſeit ſechs Wochen waren wir nie vier Tage an einem Orte; und hier wollte ich doch erſt ſehen, wie ich aufgenommen würde, um es ihm melden zu können, und das hat gar ſehr gezögert, wie es mit den Audienzen bei Großen zu gehen pflegt. Ich bin auch noch nicht dazu gekommen, den Prinzen von Wales zu ſehen, ſondern habe nur den Brief abgegeben und ſoll nun warten, bis er mich rufen läßt. Alſo vermuthe ich, daß ich durchfalle. Das Unglück iſt am Ende nicht groß. Weit unangenehmer iſt, daß der Verfaſſer des Tableau d'Angleterre die Gemüther auch gegen mich mißtrauiſch gemacht zu haben ſcheint; denn etwas von dem odium pflanzt ſich fort von dem Vater auf den Sohn. Es giebt ſogar ein Buch, wo mir an dieſem elenden Pasquill Antheil zugeſchrieben wird. Sie denken recht, daß ich mich dagegen protestando hören laſſe, zumal da der Verfaſſer das Buch hier unter ſeinem Namen an mehrere Leute geſchickt, folglich nicht einmal die gewöhnliche Vorſicht gebraucht hat. Wie Sie hingegen von Allen, die Sie kennen, geliebt und geehrt werden, davon können Sie ſich kaum eine Vorſtellung machen. Neulich, bei Hrn. Paradiſe, hatte ich die Freude, eine Geſellſchaft von guten Köpfen mit Enthuſiasmus von Ihnen ſprechen zu hören. Unter andern the hon. Mr. Frederic North, einen jüngeren Sohn des Lord North, einen ſehr gelehrten Griechen, der das Griechiſche mit Geläufigkeit ſpricht, und ſehr viel Cultur, aber eine ſchwächliche Geſundheit hat. Herr v. Humboldt und ich und Dornford frühſtückten bei ihm. Er geht als Geſandtſchaftsſecretair nach Schweden, und wünſcht einmal durch Göttingen, um Ihrentwillen, zu kommen. Er verlangte deßhalb Empfehlungsſchreiben von mir, die wohl überflüſſig ſind.

Townley's Sammlung werde ich erſt Sonntags ſehen. Die diesjährige Schauſtellung von neuen Kunſtwerken iſt unbefriedigend. Unſere Abreiſe von hier iſt auf den 19ten Juni angeſetzt, vorher aber machen wir einen Abſtecher nach Birmingham und Oxford.

Die Correſpondenten, die ich mir in London verſchafft habe, werden dann Gewinn für mich ſeyn. Ich habe einige fruchtloſe Verſuche gemacht, etwas, ſo wenig es immer ſeyn möchte, vom König in Beziehung auf meine unbelohnt gebliebene Reiſe zu erlangen; allein die Zugänge ſind verſperrt, und ohne ſehr nachdrucksvolle Fürſprache iſt nichts zu hoffen. Mein Wunſch dabei war nur, mich aus dem Ueberſetzerjoch zu ziehen und ſo viel zu gewinnen, daß ich an eignen Arbeiten mit Muße ein paar Jahre feilen könnte. Vielleicht bringe ich noch die Ausſicht mit nach Hauſe, daß ich eine geographiſche Geſchichte der Inſelwelt (alle oſtindiſche und Südſeeinſeln) engliſch ausarbeiten kann und daß mir die Mühe belohnt wird. Doch auch dies iſt nur ein Vielleicht! *) Sir Joſeph Banks iſt höflich und kalt, wie er gegen jeden Gelehrten iſt; aber im Herzen iſt er eines Jeden Feind, der etwas über die Südſee weiß. Sogar die beiden Künſtler Hodges und Webber führen bittre Klagen über ihn. Mein Pflanzenwerk findet daher in England keinen Verleger.

---

*) Welches nie Folge hatte.

No. CCXXXII.

Forſter an Heyne.

London den 28. Mai 1790.

Mit Vergnügen habe ich nun auch die deſultoriſchen Einfälle des guten Brandes über die Wirkungen der franzöſiſchen Revolution in Deutſchland geleſen. Sie enthalten manche Bemerkung, die der Titel nicht vermuthen ließ. Freilich iſt alles, wie gewöhnlich, unzuſammenhängend, und bloß für den hanöverſchen Horizont calculirt. Ich machte mich anheiſchig mit nichts als mit ſeinen eigenen Worten eine nachdrückliche Vertheidigung der Revolution zu ſchreiben, ſo wenig das mein Thema iſt. Uebrigens, was kann es doch wohl zur Rechtmäßigkeit erblicher Ungleichheit beweiſen, daß man ſo ängſtlich für die individuelle Ungleichheit ſtreitet. Und dann, — an wen wendet ſich Herr Brandes in ſeinem Werke? an den Adel ſelbſt, der von ſeinen Vorzügen hinlänglich überzeugt iſt? oder an die Schriftſteller, Gelehrten und vermeintlich Aufgeklärten, die er nur ſchimpft und ſchmäht? oder an das Volk, das er ſo ſehr für unverbeſſerlich hält, ſo ſehr zum blinden Glauben verdammt, daß er nicht, ohne inconſequent zu ſeyn, direct darauf zu wirken hoffen darf? Es ließe ſich wahrlich ganz anders, weit kräftiger und bündiger für die privilegirten Stände ſchreiben, und dieſe allgemeinen Vertheidigungen, die den Adel in einem heiligen Halbdunkel der Ehrwürdigkeit zu halten ſuchen, aus welchem er doch ſchon längſt in ſchamloſer Blöße von ſelbſt herausgetreten iſt, ſchaden mehr, als ſie helfen. Der gute Ramdohr macht uns mehr Spaß. Er ſchreibt wenigſtens mit einigem Reſpect für die Grammatik, und dann iſt er ein ſo präciſer, profeſſorialiſcher Beobachter, ein ſolcher Kenner, ein ſolcher ſuperfeiner Weltmann, und das alles mit dem allerliebſten Univerſitätskopf, ohne die geringſte, einem ſo feinen Herrn und Hofmann nach franzöſiſchem Zuſchnitt nicht anſtändige Einmiſchung von Herz, Gefühl und Einbildungskraft! Und welch eine Freude zu ſehen, wie die Herren Rehberg, Brandes, Ramdohr ſich das Wort gegeben haben, jetzt aus Leibeskräften auf ihren einſt angebeteten Rouſſeau loszuſchlagen!

No. CCXXXIII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 13. Juli 1790.

Ich eile, mein theuerſter Vater, Ihnen zu melden, daß ich ſeit vorgeſtern wieder geſund und glücklich zu meinen Lieben zurückgekommen bin. Herr von Humboldt, der ſich Ihnen beſtens empfiehlt, iſt bei mir und hat ſich die Reiſe hindurch ziemlich, jedoch nicht ſo gut, als ich wünſchte, gehalten. Er ſagt zwar, daß er ſeit fünf Jahren immer krank ſey, und nur unmittelbar nach einer großen Krankheit ſich etwas beſſer befinde, dann aber immer wieder ſchlechter würde, bis der Ausbruch einer neuen Krankheit ihn von neuem von dem Uebermaß verdorbener Säfte auf einige Zeit befreit; ich bin aber feſt überzeugt, daß bei ihm der Körper leidet, weil der Geiſt zu thätig iſt, und weil die logiſche Erziehung der Herren Berliner ſeinen Kopf gar zu ſehr mitgenommen hat *).

Meine kleinen Reiſenachrichten ſollen gedruckt werden, das iſt im Rath meiner hieſigen Freunde beſchloſſen, und die Ausarbeitung derſelben iſt nun meine erſte Beſchäftigung.

Von dem Aufenthalt in England hab' ich weniger Vortheil gezogen, als ich hoffte, weil ich überall zu viel Zurückhaltung und Kälte fand, und nach einem zwölfjährigen Aufenthalt in Deutſchland an dieſen fatalen Zug des engliſchen Nationalcharakters nicht mehr gewöhnt war. Die einzigen Menſchen, die mir in England freundſchaftlich begegneten, ſind in London Mr. Paradiſe und in Oxford Dr. Sibthorpe. Indeſſen habe ich zuſammengerafft, was ich konnte, und bin mit meiner kleinen Ausflucht ſehr zufrieden. Für die Zukunft habe ich einige gute Correſpondenten, durch deren Hülfe ich das Neue frühzeitig zu erfahren hoffe. Daß das elende Tableau

---

*) Alexander von Humboldt verzeihe das Beibehalten einer gänzlich perſönlichen Erwähnung! Es iſt für jeden Strebenden zu ermuthigend und anziehend zu lernen, wie der Geiſt den Körper ſtärken kann, als daß es nicht ein allgemeines Intereſſe hätte, zu erfahren, daß der unermüdliche Reiſende und Forſcher, der noch im ſpäten Mannesalter mit jugendlichem Geiſte ſchafft, als Jüngling ſeine Freunde für ſeine Lebensdauer beſorgt machte.

d'Angleterre etwas beigetragen hat, manchen meiner Bekannten mißtrauiſcher zu machen, als er ſonſt geweſen wäre, iſt mir in einigen Fällen ſehr anſchaulich geworden.

Der ſchnelle Flug durch Frankreich iſt wenigſtens hinreichend geweſen mich zu überzeugen, daß an keine Gegenrevolution dort zu denken ſey. Alles iſt ruhig, alles verſpricht den beſten Erfolg der neuen Einrichtungen. Der Anblick des Enthuſiasmus im Volke, und vorzüglich auf dem Champ de Mars, wo man die Zubereitungen zum großen Nationalfeſte machte, iſt herzerhebend, weil er ſo ganz allgemein durch alle Claſſen des Volks geht, und ſo rein und einfach auf das gemeine Beſte mit Hintanſetzung des Privatvortheils wirkt. Wir leiden manches, ſagten mir Viele, und kämpfen jetzt mit vielem Ungemach; ſelbſt unſer Vermögen wird eine große Verminderung leiden; aber wir wiſſen, unſere Kinder werdens uns danken, denn ihnen kommt es zu gute. Bei dieſer Selbſtverleugnung, die einen hohen moraliſchen Genuß nicht ausſchließt, läßt ſich auf eine beſſere Zukunft ſchließen. Mr. Townley in London — es geht nun ſchon etwas durcheinander in dieſem Briefe, — hat mir viel Gefälligkeit erwieſen. Seinen Homer Ihnen zu communiciren ſchien er nicht abgeneigt, nur ſagte er, er hätte das Manuſcript dem britiſchen Muſeum zugeſagt, und könne es alſo jetzt ohne Einwilligung der Trustee nicht wegſchicken. Wenn Sie durch Ihre Freunde in England darum anhalten ließen, ſo glaube ich, Sie erhielten das Manuſcript zur Einſicht nach Göttingen. Es ſcheint Townley'n zu ſchmeicheln, daß er als Antiquar und Beſitzer der Antikenſammlung immer bekannter werde. In Abſicht der Mythologie iſt er ſehr von den Hancarvilliſchen Ideen eingenommen, die jetzt Sir W. Jones in Indien durch ſeine Bemerkungen über die älteſten Religionsbegriffe der Indier ſo ſehr beſtätigt. Es kann immer nichts ſchaden, die Aehnlichkeiten wahrzunehmen und zuſammenzurücken; es giebt wenigſtens eine neue Anſicht, zumal wenn es mit mehr Sachkenntniß geſchieht, als von den ältern Antiquaren geſchehen iſt.

No. CCXXXIV.

Johannes von Müller an Forſter.

Aschaffenbourg 14. Juillet 1789.

Je me réjouis beaucoup, mon excellent Ami, de la relation que vous ferez de votre voyage. Dans quel moment plus intéressant eussiez vous pu voir çe pays! Quant à Dichtel, je l'ai d'abord recommandé; je viens de lui écrire. Je ne puis repondre de l'effet, ne pouvant convenablement me méler d'affaires ecclésiastiques; mais je ferai toujours ce que je pourrai pour lui. Je crois qu'il vaut mieux ne parler d'augmentations qu'après la cessation des dépenses prodigieuses que Liège et un nouvel em-

pereur occasionnent extraordinairement. Du moins j'éprouve des frequens refus, en présentant des mémoires de cette espèce, depuis quelque tems, et l'on a de nouveau une disette à craindre. Or je n'aime pas faire des demandes pour mes amis, sans quelqu'espoir de succès. Dès que je pourrai concevoir celui-ci, j'en profiterai pour vous, mon cher ami. Je lis depuis deux mois les recherches Asiatiques, et je n'ai plus besoin que de quelques heures pour les finir; si je ne les trouve pas dans l'espace de trois jours, je vous renverrai le livre malgré cela; si je l'acheve pendant ce tems, tant mieux. Je mène une vie bien pénible en ce moment, et je languis d'en être délivré. Pardonnez ma brièveté, vraiment je n'en peux plus. C'est aujourdhui le grand jour des François! Ce n'est pas leur oeuvre; *Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή*. On dit que cela ne durera pas; moi je dis que cela durera, et que cela se propagera. On n'a pas cru en 1517 que Luther se maintiendroit. Je vois la destinée en tout ceci, ou comme je dirois moins philosophiquement, les voyes de la providence, qui enfin veut *parcere subjectis et debellare superbos.* Adieu.

No. CCXXXV.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 30. Juli 1790.

Wir haben eine Reihe ſehr unruhiger Tage gehabt. Unſere Studenten bedrohten uns mit einer völligen Inſurrection. Am Sonntag den 25. Juli ſteht ein Student auf der Straße, ein Tiſchlergeſelle, der einwandert, fragt ihn nach der Herberge. Der Student findet ſich durch die Frage und durch das Er ſo beleidigt, daß er ihn gleich ſchimpft, ſeine Gilde injuriirt, und ſo kommt es zu Schlägen, von der Herberge kommen ein Paar zu Hülfe und decken den Studenten rechtſchaffen zu. Abends machen die Studenten Lärm, ſtürmen die Tiſchlerherberge und werfen das Schild ab. Den Montag hatten ſich die Tiſchler mit einigen andern Gilden verbunden, und nun hatten ſie die Oberhand. Die Studenten zogen aus auf den Heimberg. Donnerstag Abends kamen ſie wieder zurück. Nun iſt die Inquiſition im Gange *).

---

*) Heyne ſchreibt ſpäter: „Wie gelinde unſere Regierung iſt! ſie hat der Tiſchlergilde zu ihrer neuen Schilderrichtung hundert Ducaten geſchenkt.“

No. CCXXXVI.

Forſter an Heyne.

Mainz den 31. Juli 1790.

Den guten Bryant habe ich leider nicht geſehen. Sibthorpe hat gegen mich und in Geſellſchaft überall, wo ich ihn antraf, mit der höchſten Achtung von der göttingiſchen Univerſität geſprochen, und citirt ſie immer, wenn von den Mängeln in Oxford die Rede iſt, deren es freilich nicht wenige und ſchreiende giebt. Er ſagte unter andern: Wenn er einen Sohn hätte, ſchickte er ihn ohne Bedenken nach Göttingen. Er iſt ſehr beſchäftigt und ſehr fleißig; das mag ihn wohl abgehalten haben zu ſchreiben. Dr. Ford, Principal of Magdalen Hall, der eine Deutſche, eine Nichte des Biſchof Butler, geheirathet hat, ſprach viel und mit hoher Achtung von Ihnen.

Bruce's Reiſen nach Abyſſinien werden in London wohl noch geringer geachtet, als ſie es verdienen, weil der Mann im Umgang ſo inſolent iſt, wie in ſeinem dickleibigen Buche. Das gierige Publicum verſchlang in kurzer Zeit eine ungeheure Menge Exemplare, und bald hernach bot Mancher ſein Exemplar um halben Preis wieder feil. Bei Banks, wo man überhaupt ſehr ſchneidend urtheilt, hat man ihm ſo das Verdammungsurtheil geſprochen, daß man ihn ſogar von Seiten der Glaubwürdigkeit verdächtig gemacht hat. Ignoranz und Anmaßung giebt man ihm ohnedies Schuld. — Ich glaube, man geht zu weit. Etwas Charlatanerie mag in der Darſtellung des Neuen, was er vorbringt, wohl liegen, aber manches iſt doch ungezweifelt ächt. Wenn er ſeine große Charte from actual survey gemacht haben will, ſo verdient er den Spott, den Banks darüber äußerte, indem er ſagte, dies ſey der größte actual survey, den je ein Menſch unternommen. Aber deßwegen mag immer ein Theil der Charte wirklich nach Beobachtungen und Meſſungen aufgenommen ſeyn. Ich werde ſehen, ob ich mit Hülfe der Transact. of the African Society etwas Ganzes über Afrika, ſo weit es uns jetzt bekannt iſt, machen kann, wobei ſich der Bruce benutzen läßt. Weidmann's Erben werden bei ihrer wörtlichen Ueberſetzung ſchwerlich Seide ſpinnen.

Ich war die erſten drei Wochen meines Aufenthalts in London gar nicht wohl, und daher auch zum Schreiben verſtimmt, und da mir meine Frau die Inoculation der Kleinen verſchwiegen, ich ſie aber zufällig im Haag durch einen Mainzer erfahren hatte, war ich über den Ausgang unruhig und quälte die gute Mutter in meinen Briefen. Sie ſind daher nicht ſo lesbar als die vom feſten Lande, die ſie Ihnen geſchickt hat. Indeſſen hat ſie doch Einiges ausgeſucht, welches hiebei kommt und einige Nachrichten enthält, die Ihnen vielleicht Freude machen können. Mehr ſteht in meinen Taſchenbüchern, die aber noch nicht aus England mit meinen übrigen Sachen angekommen ſind.

No. CCXXXVII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 6. Auguſt 1790.

Ich ſchicke Ihnen hier die Asiatic Researches. Der Inhalt iſt mir, bis auf ein paar Aufſätze, fremd; daher ich es auch nicht wage, ihn anzuzeigen. Beim Durchleſen werden Sie leicht anmerken können, was davon zu ſagen iſt. Ich möchte wohl Einiges, was mir in dem Werke ſehr gefallen hat, überſetzen; das Ganze läßt ſich, wenigſtens wie ich jetzt glaube, unſerm Publicum nicht auftiſchen. Wenn Sie, liebſter Vater, das Buch nicht länger brauchen, ſchicken Sie mir es wieder zu, und ſagen Sie mir doch, was Sie von Jones's Abhandlung über die Götter Griechenlands, Italiens und Indiens halten.

Vom Recenſiren bin ich wirklich ein wenig abgeſchreckt. Es iſt während meiner Reiſe manche Reiſebeſchreibung auf eine ſo ganz andere Art, als ich gewohnt bin, in den göttinger Anzeigen recenſirt worden, daß ich wünſchte, es wäre Sitte, daß der Recenſent ſeinen Namen unter ſeine Anzeige ſetzte, um nicht für fremde Arbeit im Publicum verantwortlich zu ſeyn. Es iſt bekannt, daß ich in den gött. Anz. Reiſebeſchreibungen recenſire, und daher ſetzt man auch Recenſionen, die ich nicht gemacht haben möchte, auf meine Rechnung. — Oder es müßte jeder Recenſent ſein beſtimmtes Fach haben, — doch das hat auch Schwierigkeit! —

Ueberhaupt wäre es zu wünſchen, daß für die G. G. A. jetzt etwas geſchähe, was ihnen eine entſchiedene Präeminenz zuſicherte. In Leipzig kommt nächſtens ein neues Blatt heraus, nach einem umfaſſenden Plan. Die Mitarbeiter wollen allemal in einem jeden halben Jahr die ſämmtlichen in der nächſt vorhergehenden Meſſe fertig gewordenen Bücher anzeigen, und werden daher wahrſcheinlich funfzehn Bände jährlich liefern; ſo nämlich, daß jeder Band (ſie machen elf Rubriken) einzeln gekauft werden kann. Sie wollen ſich ſtreng daran binden, jedesmal den Inhalt anzuzeigen, und wo es nöthig iſt, Proben von der Behandlungs- und Schreibart geben. Ich bin eingeladen, allein ich ſtehe noch an; denn ich müßte nach meinen Grundſätzen allen andern Verbindungen mit gel. Zeitungen zuvor entſagen, und als Mitgl. der K. Societät wünſche ich doch vor allem, daß die göttinger G. A. auch durch mein etwaiges Mitwirken ihr Anſehen behaupten mögen. Ein Anderes freilich wäre, wenn ich ihnen nichts nützen kann.

Jetzt nun noch ein Wort von unſerm hieſigen Professor Philosophiae, Herrn Dorſch *), der ſich als ein denkender Kopf ſchon rühmlich ausgezeichnet hat. Der Mann hat hier Verdruß mit den orthodoxen Pfaffen, und wünſcht ſich einen Platz auf einer proteſtantiſchen Univerſität. Er iſt zwar ſelbſt Geiſtlicher, allein über

---

*) Er verließ 1792 den geiſtlichen Stand und diente in Frankreich im adminiſtrativen Fach bis zu ſeinem Tode.

Alles, was dieſen Punkt betrifft, völlig aufgeklärt; ſo ſehr, daß es ihm ſogar recht wäre, ſich an einem proteſtantiſchen Orte zu der Gemeinde der Proteſtanten zu halten, welches aber aus andern Gründen nicht nur unnöthig, ſondern auch unpolitiſch ſcheint. Nun iſt die Frage, brauchen Sie denn gar nicht einen recht ſattelfeſten Lehrer der Kant'ſchen Philoſophie? Dorſch hat einen ſchönen, ausgezeichnet ſchönen Vortrag, wie Sie vom jungen Herrn von Humboldt, der ihn hier gehört hat, genauer erfahren können; er iſt in ſeinem Fach ſehr zu Hauſe, hat ſelbſt eine ſehr ſchöne Bibliothek von Hülfsmitteln zu ſeiner Wiſſenſchaft, und ein kleines eigenes Vermögen. Seit mehrern Jahren lieſt er hier Kant's Philoſophie, und mit ungetheiltem Beifall. Jetzt erwachen die Pfaffen, und er iſt zu ehrlich, um ſeine Grundſätze zu verleugnen. Früher oder ſpäter werden Sie in Göttingen doch einen Lehrſtuhl für die Kant'ſche Philoſophie errichten müſſen, und daß Bürger dieſem Fache nicht gewachſen iſt, brauche ich nicht zu erinnern. Wenn es aber zu auffallend iſt, gerade für die Kant'ſche Philoſophie einen Lehrer anzuſtellen, ſo iſt noch immer ein Ausweg übrig, der den Ruf motiviren kann. Dorſch iſt im Fach des katholiſch kanoniſchen Rechts zu Hauſe, und kann darüber leſen. Wenn es nöthig ſeyn ſollte, daß er ſich über ſeine Kenntniſſe in dieſem Fach legitimire, iſt er erbötig etwas darüber zu ſchreiben, worauf man hernach ſich berufen könnte. Irre ich nicht, ſo iſt ja ſchon einmal an Kolborn das Anmuthen, nach Göttingen als Lehrer des kanoniſchen Rechts zu kommen, geſchehen, und zwar ehe dieſer je etwas geſchrieben hatte. Eben in dieſer Hinſicht würde ich Dorſch rathen, bei ſeiner Kirche zu bleiben, um als Lehrer des kanoniſchen Rechts mehr Autorität zu behalten; wenigſtens ſo, daß er den Ketzermachern nicht ohne Noth mehr Urſache gäbe, über ihn zu ſchreien.

Ich wünſchte, Sie ließen mich einmal wiſſen, was über dieſe Idee zu ſagen iſt, und was vorhergehen müßte, um ſie ausführbar zu machen. Die vorläufigen Schwierigkeiten können ja discutirt werden, bis die Gelegenheit da iſt, wo ſich etwas ins Werk richten läßt. Der Charakter des Mannes verdient alle Achtung und alle Rückſicht.

No. CCXXXVIII.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 16. Auguſt 1790.

Daß in den göttinger Anzeigen Reiſebeſchreibungen ſind recenſirt worden, war eine natürliche Folge, da die Bücher hier, Sie aber außer Landes waren. Daß wenige Fächer ſind, worin in unſern Anzeigen nur Einer arbeitete, weiß man im Publicum zur Genüge; aber dies giebt ihnen auch einen Werth mehr: es verhütet die Einſeitigkeit. Allerdings iſt es einem Jeden überlaſſen, ſeine Recenſion zu bezeichnen, ob und wie er will. Viele ſagen es in andern Blättern an, welches ihre Artikel ſind. Wollen Sie, ſo kann am Ende des Jahres ein Verzeichniß Ihrer Artikel angehängt werden. Daß ich es herzlich wünſche, daß Sie Antheil an den göttinger Anzeigen behalten, können Sie leicht denken; ich will gern aus dem Wege räumen, was ſich räumen läßt. Vor Parteilichkeit muß ich mich aber hüten. Projecte zu Journalen und periodiſchen Blättern, und zu einer alles umfaſſenden Vollſtändigkeit, laſſen ſich leicht machen! Da dürfen wir nur das Beiſpiel der A. L. Z. nehmen.

Wenn das leipziger Project mehr Beſtand verſpricht und für Sie ein beſonderer geſicherter Vortheil dabei iſt, ſo ſehe ich nicht, warum Sie nicht neben den göttinger Anzeigen für jenes mehr populaire Blatt auch arbeiten wollten?

Den Einfall muß ſich doch der gute Prof. Dorſch unter keinen Umſtänden in den Kopf kommen laſſen, daß er eine Religionsveränderung eingehen könne oder wolle, ſo lieb ihm die Exiſtimation der Menſchen iſt, ohne welche doch in der bürgerlichen Geſellſchaft kein Glück und Ruhe ſeyn kann. Sein Wunſch, nach Göttingen verſetzt zu werden, hat große Schwierigkeiten und ihre Entfernung wird Zeit erfordern. Eine Lehrſtelle für die Kant'ſche Philoſophie wäre wohl eben ſo wenig zu bewirken, als zu rathen; ſo wären wir wieder auf dem Weg zur Secte. Lieber wollen wir warten, bis erſt die Gährung ſich geſetzt hat und wir ſehen, was auf dem

Boden ſitzen bleibt. Noch habe ich nichts gehört, was in der Kant'ſchen Philoſophie aufgeſtellt wäre, das der Bonſens einem Jeden, der ohne Brille ſah, nicht längſt gelehrt hätte: nur in der Kunſtſprache, ich will nicht ſagen in dem philoſophiſchen Jargon, drückten ſich Andere nicht ſo aus. Doch den Demonſtrationen der Philoſophie ſetzt ſie einen herrlichen Damm entgegen, und das iſt ihr ganzes Verdienſt: wenn ſie nur nicht ſelbſt anfingen Dogmatiker zu werden; aber das alles gehört nicht zur Sache. Folgendes trifft näher. Es iſt hier kein ſichtlicher Mangel, kein Bedürfniß im philoſophiſchen Fach. Buhle vereinigt bereits Kant'ſche Philoſophie mit ſeinen eigenen Ideen; keine vacante Beſoldung, dagegen Anſprüche und Mangel an Befriedigungen an allen Enden. Hier müßte alſo durchaus alles ausgeſetzt bleiben bis auf die Zeit, daß Feder, oder ein Anderer abgeht. Im kanoniſchen Recht wäre eher etwas zu thun geweſen, wenn der gute Dorſch zum Vorſchein gekommen, damals, da die Sache im Werk und Gang war. Jetzt ſchläft alles, aber es muß ein Zeitpunkt abgewartet werden, wo das Bedürfniß wieder gefühlt wird. Wenigſtens wird dies nach Böhmer's Tod der Fall ſeyn. Wenn alſo der Herr Profeſſor Dorſch ſich in der Zeit in dieſem Fache auszeichnen könnte, ſo ließe ſich alsdann mit Nachdruck für ihn handeln. Als Lehrer des Rechts kann er alsdann ſeine Philoſophie an den Mann bringen, wie es Zeit und Umſtände geben. Ich ſchätze den Mann nach dem, was ich von ihm weiß und geleſen habe, ungemein hoch. Nur wird er, wenn er ſelbſt ein kanoniſches Recht ſchreiben will, alle Vorſicht brauchen müſſen, nie ein Dogmatiker, ſondern bloß Philoſoph zu ſeyn.

No. CCXXXIX.

Forſter an Heyne.

Mainz den 21. Auguſt 1790.

Sie ſind ſo gut, mein theurer, edler Vater, ſo gut, wenn ich brauſe und ſchwärme, daß ich bei Ihrer Güte beſchämt denke, Sie ſehen noch den jungen Menſchen in mir und halten mir daher meine gährende Hitze zu gut. Auch ſehen Sie wohl, durch das Brauſen hindurch, daß es doch ſo übel nicht gemeint ſey und ein Fonds von Ehrlichkeit und Streben zum Guten, als die Quelle meiner Unruhe, mich treibt. Nur will ich mich in Zukunft beſſer hüten, Ihnen die Mühe mit mir zu machen, mir erſt Gründe vorzuhalten, die ich bei mehrerer Beſonnenheit mir ſelbſt hätte vorhalten müſſen, ehe ich meinem Reformatorsgeiſt den Zügel ließ. Es iſt allerdings leichter Mängel einzuſehen, als ihnen abzuhelfen. Ich ſehe ein, und nichts ſtimmt mit meiner Art zu denken beſſer überein, daß Einſeitigkeit zu vermeiden, der Hauptpunkt bei einem Inſtitut wie die G. G. A. ſey, und vielleicht das Einzige, was ſich thun läßt, um eine gewiſſe Art von Vollkommenheit zu erreichen. Alle Singularität wünſche ich in Rückſicht meines Beitrags zu vermeiden, folglich auch meine Artikel nicht am Ende des Jahrs aufzuzeichnen. Es bleibt mir ja unbenommen, ſie weniger auffallend anzuführen und auch zu benutzen. Bald ſollen Sie die verlangten Recenſionen von Meierotto und Proceeding of the Asiatic Society erhalten; ich bin nur jetzt ein wenig beläſtigt mit andern Arbeiten.

Das Project zu einem neuen Recenſionswerk ſoll, nach näherer Erkundigung, von Erlangen herſtammen und hauptſächlich von Illuminaten betrieben werden; ein hinreichender und für mich überwiegender Beweggrund, nichts damit zu ſchaffen zu haben.

Dem Profeſſor Dorſch werde ich beibringen, was Sie mir in Abſicht ſeiner ſo treffend und überzeugend ſchreiben.

Daß Ihnen meine paar Bemerkungen in den Briefen auf meiner Reiſe Vergnügen gemacht haben, freut mich unendlich. In meinen Taſchenbüchern ſteht noch viel mehr zerſtreutes, — insbeſondere ein Verzeichniß von den ſchönſten und auffallendſten Stücken in Townley's Hauſe, zum Theil wie ich ſie ſelbſt geſehen und empfunden habe, zum Theil mit ſeiner Bewilligung aus ſeinem handſchriftlichen Katalog excerpirt. Er hat mir auch einen ſchönen Kupferſtich von einer antiquariſchen Seltenheit, einer Ciſta, die im präneſtiniſchen Fortunentempel gefunden worden iſt, geſchenkt. Bei Gelegenheit ſchicke ich Ihnen dieſes ſchöne Stück, und wenn ich meine Bemerkungen über dieſe ganze Sammlung ausgezogen habe, ſchicke ich Ihnen dieſelben ebenfalls, mit Bitte, ſie gütigſt durchzuſehen und mir ebenfalls Monita zu machen.

Stuwe aus Braunſchweig, Kleuker aus Osnabrück, und Klaproth aus Göttingen ſind mit ihren Frauen auch nacheinander bei uns geweſen, und wir haben, beſonders mit Erſtern, ein paar angenehme Tage zugebracht, und den Letztern Mainz ſo lieb zu machen geſucht, als in unſerm Vermögen ſtand. Der gute Sommer läßt ſich hier vorzüglich genießen. Wäre es doch möglich, daß Sie ſich auf drei Wochen von Ihrem Schreibtiſch losreißen könnten, und nur einige Tage bei uns den Herbſt genöſſen! Für Bücher und Abſonderung, wenn es Ihnen Bedürfniß wäre, allein zu ſeyn, ließe ſich ja ſorgen! Und uns hier kindlich froh zu ſehen, wäre doch auch einer Reiſe werth!

No. CCXL.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 22. Auguſt 1790.

Mit Jones iſt es ein Jammer, da er doch ſo viel aufklären könnte! ſein Kopf iſt ſchon voraus vollgeſtopft voll der ungereimteſten Hypotheſen, überall Aehnlichkeiten Indiens mit Italien und Griechenland zu finden; deßhalb ſieht er alſo nie, was er vor Augen hat, ſondern immer etwas anderes. Seine Schwärmerei iſt zuſammengeſtoppelt aus Bailly, Gebelin und Bryant. Warum doch nicht lieber die Sachen erzählen, wie ſie ſind?

Sie haben Ihre Reiſenachrichten *) angekündiget. Mir wird bange dabei. Wie werden Sie ſie für das große Publicum intereſſant genug machen können! wie werden Sie allen Beleidigungen Eines und des Andern ausweichen! wie werden Sie der Empfindung, der Phantaſie, und dem Hang über Religion zu ſprechen, immer ſteuern können! — Sie gehen auf Kohlen, und ich wünſche, daß Sie nichts ſchreiben, was Ihre Ruhe untergräbt.

No. CCXLI.

Forſter an Heyne.

Mainz den 30. Auguſt 1790.

Daß Ihnen, mein gütigſter Vater, die Asiatic Researches willkommen waren, freut mich ungemein. Auch mir iſt es indeß leid, daß Sir W. Jones nur ſein Syſtem vorträgt, und nicht ſeine Data rein darlegt, damit jeder für ſich folgern könne. Allein dieſe

---

*) Die „Anſichten," von denen Forſter noch die beiden erſten Theile herausgab, der dritte aber nach ſeinem Tode von Huber dem Publicum übergeben wurde.

ſynkretiſtiſchen Ideen herrſchen jetzt mehr als je. Townley lebt und webt darin, wahrſcheinlich, weil ſie ihm d'Hancarville in den Kopf geſetzt hat. Der Mühe werth iſt es immer, zu unterſuchen, wie viel an dieſen Dingen wahr und was davon bloß durch eine Täuſchung der Phantaſie Hervorgebrachtes iſt. Es käme darauf an zu beſtimmen, ob die rohen Völker in allen Weltgegenden ſich ihre eigenen Religionsbegriffe erfanden, oder nur alte Sagen, aus dem Lande des gemeinſchaftlichen Urſprungs, vom Vater auf den Sohn vererbt, und nach der Beſchaffenheit des neuen Wohnortes und ſeiner Beziehungen modificirt, allmälig zu einem eigenthümlichen Syſtem ſich bildeten? In dem letzten Falle ließen ſich Spuren von Uebereinſtimmung erklären, welche ſonſt, auch wenn man in dem Gang der menſchlichen Ideen weit mehr, als gewöhnlich zugegeben wird, einen beſtimmten Mechanismus vorausſetzt, immer problematiſch bleiben. Ich glaube z. B. gern, daß, vermittelſt der ſo beſtimmten menſchlichen Organiſation, eine Analogie im Denken, die bis ins Erſtaunliche gehen kann, zwiſchen Römern, Griechen und Indiern ſtatt haben kann, ohne daß einer vom andern geborgt hätte; allein wenn ein Volk einen Dieſpiter und ein anderes einen Diveſpetir hat, mit den nämlichen Attributen, ſo ſtutzte ich doch erſt, und denke mirs doch, auf den erſten Augenblick wenigſtens, natürlicher, daß der Name und Begriff wahrſcheinlicher mitgetheilt, als an zwei Orten zugleich ſo ähnlich entſtanden ſeyn könne. Wie nützlich und wie ſehr unſern

Bedürfniſſen angemeſſen wäre ein Buch, welches hierüber gründliche Anweiſung gäbe und Grenzen abſteckte? Immer habe ich das von Ihnen gewünſcht, denn nur Sie allein können es liefern.

Ich komme jetzt an die Stelle Ihres lieben Briefes, die meine kleinen Reiſenachrichten betrifft. Ich kann ſagen, daß Sie mich dadurch wider Ihre Abſicht ſehr niedergeworfen haben. Meine Lage als Schriftſteller iſt doch in der That traurig, wenn ich bei den wenigen Gelegenheiten, wo ich mich mit meinen eigenen Arbeiten zeigen kann, ſo ängſtlich beſorgen muß, auf dem Wege, der Andere zur Ehre, zum Ruhm und zu anderweitigen Vortheilen führt, zu ſcheitern und ſogar das Wenige, was ich ſchon genieße, mir zu verbittern. Die ängſtliche Beſorgniß, wenn ich ſie bei meiner Arbeit zur Geſellſchafterin haben ſoll, iſt allein ſchon hinreichend mich mein Ziel verfehlen zu laſſen. Welche Phantaſie kann etwas Erträgliches zum Vorſchein bringen, wenn ſie nicht ganz unbefangen aus ſich ſelbſt ſchöpft und darſtellt, was in dem Augenblick in ihr entſteht, alſo wahr iſt — obgleich nur relativ wahr, wie alles Wahre, was ein Menſch vorbringen kann; denn ein abſolutes Wahre iſt ein Dogma und führt zu einem Despotismus im Denken, wie Sie das bei Gelegenheit der Kant'ſchen Philoſophie bemerkten. Sie, mein gütiger väterlicher Freund, haben bei Ihren Erinnerungen ohne Zweifel meinen wahren Vortheil im Auge. Dieſer, ſo viel ich es beurtheilen kann, beſteht in eigner Ausbildung, in zweckmäßigen Arbeiten für meine Zeitgenoſſen, und im Fortrücken zu einer für mich und die Meinigen vortheilhaftern, bequemern Lage, wodurch uns Allen, ſo viel es wenigſtens an mir liegt, das Zufällige und Abhängige meiner jetzigen weniger drückend wird. Daß dies durch ewiges Ueberſetzen nicht erreicht werden könne, wiſſen Sie am beſten, da Sie mich öfters daran erinnert haben; daß ich manche Gattung von literariſchen Arbeiten aus Mangel von Hülfsmitteln hier weniger als anderswo unternehmen könne, iſt nicht minder einleuchtend. Meine Reiſenachrichten, dachte ich alſo, wären gerade von der Art, daß ſie mich ſo, wie ich nun einmal bin, bekannter machen. Ich hoffte damit einen Theil meiner Reiſekoſten erſetzt zu bekommen, und ſchmeichelte mir, daß ein eigener Ausſchuß von Leſern mit meiner Arbeit nicht unzufrieden ſeyn würde. Ob das größere Publicum ebenfalls meinen Beobachtungen einen Geſchmack abgewinnen könne, mußte ich, wenn ich hoffen wollte, den beſſern Köpfen zu gefallen, dahingeſtellt ſeyn laſſen; allein nach dem guten Eindruck, den meine Aufſätze in Archenholz's Annalen gemacht haben, durfte ich doch nicht ganz an aller guten Wirkung verzweifeln. Uebrigens ſind Reiſenachrichten etwas ſo Gewöhnliches, werden ſo häufig unter allerlei Denomination geſchrieben und gedruckt, daß ich mir nicht vorſtellen konnte, warum es von mir beſonders auffallen würde, wenn ich die meinigen bekannt machte. Schon die Art, wie ich meine Bemerkungen anſtellte, die Kürze der Zeit und die weite

Ausdehnung, die ich ſo ſchnell durchreiſte, mußten, dachte ich, den Geſichtspunkt angeben, aus welchem man mich und meine Arbeit zu beurtheilen hätte, und warum ſollte ich mir das Publicum und meine Richter ſtrenger gegen mich als gegen ſo viele hundert Andere vorſtellen? Wenn ich die Eindrücke und Empfindungen des Augenblicks verſpreche, wer wird Topographien und ausführliche Beſchreibungen von mir erwarten, oder mir einen Vorwurf darüber machen, wenn ich ſie nicht liefere? Sie fragen, ob ich nicht Einen oder den Andern beleidigen werde? Gewiß, mit Vorſatz keinen, und ſicherlich werde ich ſuchen in den Schranken zu bleiben, die Billigkeit und Wahrheitsliebe mir vorſchreiben. Wer ſich dennoch beleidigt fände, — ſollt' ich um deswillen lieber nicht ſchreiben? Sie fragen ferner, ob ich der Empfindung, der Phantaſie und dem Hang über Religion zu ſprechen, werde ſteuren können? Ueber dieſen Punkt kann ich vielleicht nicht ſo befriedigend antworten, da eigentlich das weſentliche Ingredienz meiner Briefe Raiſonnement über das Empfundene ſeyn und die Phantaſie hier eine Hauptrolle ſpielen ſoll. Allein ich hoffe bei Ihnen Phantaſie und Empfindung wohl vertheidigen zu können, ſo lange ſie nicht falſch und erkünſtelt, ſondern wahr und natürlich ſind. Nie war ein Zeitpunkt an Phantaſie und Empfindung der guten ächten Art ärmer als der unſrige, und nie ſtand man wohl mehr in Gefahr, die kalte Vernunft auf Koſten des Gefühls zu einem all angebeteten Götzen zu erheben. Es kann alſo um ſo weniger ſchaden, wenn jemand einmal wieder die Rückſeite der Medaille zeigt. Ueber Religion zu ſprechen iſt nicht meine Abſicht, obgleich dieſer Gegenſtand auch einer von denen iſt, worüber man eben jetzt ſich am meiſten verſtändigen ſollte. Aber, was jeder meiner Leſer etwa alles zur Religion rechnen könnte, darauf werde ich doch nicht Rückſicht nehmen ſollen? — Es kann ſeyn, daß ich mich in dieſer Vorſtellungsart ſehr irre, in dem Falle kann ich nicht zu früh die Feder niederlegen, womit ich meine Reiſenachrichten ſchreiben will, allein alsdann iſt es auch hohe Zeit, ein anderes Mittel zu erſinnen, womit ich meine Einkünfte jährlich bis zum Duplum meines Gehalts erhöhen kann, denn ſo viel koſtet mich meine Exiſtenz hier immer, ſo ſpärlich ſie eingerichtet iſt. Daß ich gern arbeite, darf ich wohl nicht erſt betheuren; bei meiner Arbeit Ihren Beifall zu entbehren, oder beſorgen zu müſſen, daß Sie ihn mir verſagen könnten, iſt mir eine ſo peinliche Empfindung, daß ſie alle meine Geiſteskräfte lähmt und mich unfähig macht, mir die Fortſetzung meiner jetzigen Arbeit auch nur als möglich zu denken. Ich ſehe daher Ihrem väterlichen Rath mit Verlangen und in einer drückenden Stimmung entgegen.

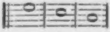
No. CCXLII.

Lichtenberg an Forſter.

Göttingen den 30. Auguſt 1790.

Liebſter Freund!

Ihren meiſterhaften Brief, den Sie mir über die brüſſeler Gemäldeſammlung und über einige fromme Caricaturen zu Köln ſchrieben, habe ich gewiß, aber das Wo? auszumachen, war mir in dieſen Tagen, in welchen ich meine Antwort aufgeſchoben habe, unmöglich. Man verliert zuweilen Sachen à force de les garder, und das iſt hier der Fall. Ich habe ihn, weil die epistola nicht bloß ostensibilis war, ſondern in die höchſte Claſſe der ostendendarum gehörte, häufig ausgeliehen, und ſo kann es gar ſeyn, daß ich einmal zu ſtark meine Aengſtlichkeit, ihn zu behalten, habe merken laſſen, und dieſes hat mich darum gebracht. Vielleicht thut der Zufall, der Vater ſo vieler herrlichen Erfindungen, am Ende das Beſte dabei. Ich werde ihm wenigſtens täglich Gelegenheit dazu zu geben ſuchen. Verzeihen Sie mir, liebſter Freund, daß ich, ſtatt Ihnen Ihren Brief wieder zu verſchaffen, nur den Verluſt deſto empfindlicher mache, und alſo im eigentlichen Verſtande ein leidiger theologiſcher Tröſter bin. Aber warum auch tröſten? Ja, wenn der Kopf nicht mehr wäre, aus dem jenes alles hervorging. Aber das carum caput iſt ja noch da, und wie? wahrhaftig, ob ich Ihnen gleich nicht ſchreibe und nicht mit Ihnen rede, ſo bin ich doch öfter unter den Ihrigen mitten inne, als Sie vielleicht glauben, ich meine den Segen, der aus Ihrem Haupte mit einem Reichthum, als ruheten Abrahamitiſche Verheißungen auf Ihnen, hervorgeht. Und warum ſage ich das? Deßwegen, weil Ihnen ſagen will und muß, aufrichtig, daß ich die Fortſchritte Ihres Geiſtes und den calorem ϑεόπνευστον Ihres Styls bewundere. Ich möchte wiſſen, was für ein Hauch von Philoſophie ſeit einigen Jahren Ihre Sammlung von Kenntniſſen durchweht hat, daß ſie nun mit einer Art von Verklärung hervorgehen, die vielleicht niemand weniger merkt als Sie. Glauben Sie mir, liebſter Freund, Sie ſind ſeit einiger Zeit ſehr viel ſtärker geworden. Ihre Recenſion von Meierotto's Buch über die Entſtehung der baltiſchen Länder möchte ich lieber gemacht haben, als in einer duftenden Geißblattlaube, in einer heitern mondhellen Frühlingsnacht — — den ſchönſten Jungen der ſchönſten Frau auf Gottes Erdboden. Ich rede aufrichtig, ſo wahr der Himmel lebt, oder beſſer als dieſe Verſicherung, ſo aufrichtig, als man es nur meinen kann, wenn man ſich ſelbſt lobt, und Selbſtlob iſt es doch faſt wirklich ſelbſt, wen man ſagt, man habe ſo etwas gefühlt, das ſich ohne eine Art von Geiſtesverſchwiſterung nicht fühlen läßt. Da haben Sie Aufrichtigkeit with a vengeance, noch dazu mit dem Notariatsſiegel des Enthuſiasmus vidimirt, mit dem ich dieſe Seite in etwa eben ſo viel Secunden geſchrieben habe, als ſie Hälften von Zeilen hat. —

Und nun kommen Sie mir (dieſe Worte müſſen langſam geleſen werden)  einmal mit einem Verweiſe über verlorne Briefe. — Für Ihre liebevolle Einladung nach Mainz danke ich Ihnen mit innigſtem Vorgefühl alles deſſen, was aus meiner Hülle werden könnte, wenn ich im Stande wäre die Einladung anzunehmen. Allein ich ſehe gar keine Möglichkeit, wenn nicht die Engel Dieterich's Wohn- oder Vollborth's Gartenhauſe die Ehre erzeigen, die ſie dem Hauſe zu Loretto erwieſen haben, welches mir, wegen des nicht ſonderlich heiligen Geruchs, worin ich und die ſelige Vollborthin bei den lieben Engelchen ſtehen, gar nicht wahrſcheinlich iſt. Gegentheils haben ſichs die Engelchen ſeit einiger Zeit, wie Sie werden gehört haben, nicht undeutlich merken laſſen, daß ſie große Neigung haben, mich eheſtens in einem tragbaren Häuschen nach dem Kirchhof ſchleppen zu laſſen, wohin ich aus einem der obigen nur funfzig Schritt habe. O! Freund! Freund! was ich ausgeſtanden habe dieſe dreiviertel Jahr! Aber Gottlob, ich fühle jetzt eine Kraft und einen Muth, den ich ſeit ſieben Jahren nicht verſpürt habe, ich meine bloß im obern Ende. Bleibt mir dieſe und der, wohlan ſo will ich mein noch übriges Leben die Zeit des neuen Bundes nennen, und meine ganze Krankheit, ſo gedrängt voll von Jammer ſie auch war, anſehen wie Sheridan ſagt: as the blank leaf between the old and new Testament. Aber ich kränkle immer noch, das obere Ende, von dem ich eben ſprach, erinnert mich an das untere. Stille, ich habe eine Frau, die dieſes lieſt, oder leſen möchte, davon alſo künftig einmal, Gott gebe mit einem Gevatterbrief. Von meiner lieben Frau, dem einzigen Geſchöpfe, deſſen Sorgfalt ich mein Leben zu danken habe, von dem einzigen weiblichen, das für mich gemacht war, und meinem kleinen Jungen, meinem einzigen Troſt und dem vermuthlichen Quell meiner Geiſtesgeſundheit, künftig einmal weitläufig.

Grüßen Sie mir Ihre liebe Thereſe recht herzlich, ſo wie auch den braven Sömmerring, und ſagen Sie ihm, er ſoll heirathen. Cato ſchloß ſeine Rede mit dem Refrain: delendam esse Carthaginem, und ich alle Reden und Briefe mit uxorem esse ducendam. Ich ſchreibe ihm vielleicht dieſe Woche noch. Leben Sie recht wohl, beſter Mann, und ſchreiben Sie mir bald etwas, zum verlieren à force de le garder.

No. CCXLIII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 7. Septbr. 1790.

Vielleicht, liebſter Vater, hörten Sie vom hieſigen Tumult und waren unſertwegen beſorgt. Er iſt vorbei und wir ſind alle wohl und unverſehrt Seit mehreren Wochen betrugen ſich die Studenten aus der theologiſchen und philoſophiſchen Claſſe ſehr ſchlecht, ſchwärmten des Nachts, ſchlugen Fenſter ein, mißhandelten Bürger, beſtahlen Obſtgärten ꝛc. Endlich ſtürmten ſie auch eine Handwerkerherberge. Nun rotteten ſich die Handwerksburſchen zuſammen, zogen gegen das Univerſitätsgebäude, brachen ein, ſchleppten die Studenten heraus, wobei auch Profeſſor Voigt ins Gedränge kam und einige harte Schläge auf den Kopf bekam, — zerſchmiſſen alle Fenſter, und trieben ſich nun im Triumph drei Tage auf allen Gaſſen um. Die Zunftmeiſter nahmen die Gelegenheit wahr, ſich gegen einige alte Bedrückungen aufzulehnen und ihre Abſtellung von der Regierung durch die Handwerksleute fordern zu laſſen. Man temporiſirte, verſprach, that freundlich und kleinlaut, ließ die ärgſten Rädelsführer unter den Studenten feſtſetzen und brachte die Leute zur Ruhe. Des andern Tages nach wiederhergeſtellter Ruhe rückte ein Regiment Darmſtädter, auch Naſſauiſche Truppen ein (denn wir ſind wegen Lüttich ganz von Militair entblößt) — der Kurfürſt kam Sonnabend Abends an und ſeitdem donnert die Regierung gegen die Aufrührer, hat einige Hundert Handwerksburſche aus ihren Betten greifen und ins Gefängniß werfen laſſen; die Reſcripte ſprechen viel vom landesherrlichen Anſehen, von Empörung, man behauptet öffentlich, daß man Wort zu halten gegen die Aufrührer nicht gebunden, auch nicht geſonnen ſey; mit einem Wort, man hat wieder Muth und man wird den Deutſchen wohl zeigen, daß ſie keine Franzoſen ſind. Die Art zu regieren geht denn, ſo lange ſie gehen kann. —

No. CCXLIV.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 8. Sept. 1790.

Mein liebſter, beſter Forſter, rechnen Sie es meiner Liebe zu, wenn ich Ihnen zu ängſtlich in meiner Beſorgniß über Ihre Reiſenachrichten ſcheinen mußte. Keine Mißbilligung Ihres Vorhabens konnte und ſollte es ſeyn. Bloß anſtoßen wollte ich Sie und aufmerkſam machen, und wie ich dazu kam, will ich Ihnen auch ſagen, damit Sie ſehen, wie alles zuſammenhängt. Ihre Briefe ſollen ein Werk der Phantaſie und des Gefühls ſeyn; aber beides, wie leicht, wie oft reißt uns eben das dahin, wenn nicht hinterdrein die Zeit, ehe es noch ans Licht tritt, das kalte Blut oder die kalte Hand der Kritik darüber fährt.

Auf den Cirkel der Freunde, in dem man lebt, kommt gar viel an, wenn man im Fache der Empfindung und des Geſchmacks Autor wird. Dieſer kleine Cirkel erhitzt durch ſeinen Beifall, und ehe man ſich es verſieht, ſo verwechſelt man damit den Beifall des großen Publicums. Ich zweifle, ob Sie den Aufſatz in die berliner Monatsſchrift heute noch einſchicken würden.

Sehen Sie, mein Lieber, ſo entſtanden meine Ideen. In Ihrer Lage kann wider das Unternehmen ſelbſt nichts erinnert werden; eben die Lage entſchuldiget auch das Ausbieten an einen Verleger.

Allerdings wahr, ſoll es gefallen, ſo muß das Werk ſo geſchrieben ſeyn, wie Sie es mir bezeichnen, und bewahre Gott, daß ich Sie in Ihren Gefühlen oder im Flug Ihrer Phantaſie ſtören und hemmen wollte; allenfalls einen Wink wollte ich für die Fälle geben, wo Sie den ſtrengen Freund brauchen könnten. Alſo müſſen Sie mich ja nicht mißverſtehen, oder wenigſtens überall der herzlichſten, zärtlichſten Liebe verzeihen.

No. CCXLV.

Forſter an ſeinen Vater.

Mainz den 18. Sept. 1790.

Theuerſter, verehrter Vater!

Ich bin mit Geſchäften aller Art überhäuft, doch eile ich Ihnen fürs erſte ein paar Worte zu ſchreiben, um Ihnen zu ſagen, daß wir wohl und ſicher ſind. Die Geſchichte unſres Aufruhrs *) iſt ſehr verunſtaltet wor-

---

*) Eine elende Balgerei zwiſchen Handwerkern und Studenten, der, bei der damals beginnenden Revolutionsſucht, eine lächerliche Wichtigkeit im anſtoßenden Deutſchland gegeben ward.

den. Es war ein bloßes Poſſenſpiel; der arme Profeſſor Voigt ward allein durch Zufall am Kopf verwundet, entweder weil die betrunkenen Burſchen ihn nicht kannten, oder vielleicht weil ers übernahm, mit ihnen in harten Worten zu ſtreiten.

Die Unordnungen unſrer Studenten müſſen nicht auf eine Linie mit denen anderer Univerſitäten geſtellt werden. Wir haben hier eine römiſch-katholiſche Stiftung, wobei viel von dem jeſuitiſchen Sauerteig geblieben iſt. Die Studenten, die ſich ſchlecht aufführten, ſind nur die, welche man Philoſophen nennt, die eigentlich noch Schulknaben bleiben ſollten; denn da ſie im Gymnaſium ſchon ungefähr dieſelben Lehrſtunden erhielten, die ſie nun auf der Univerſität beſuchen, ſind ſie müßig und unaufmerkſam, und folglich aufrühreriſch und ungezogen. Auf der andern Seite ward in einer Stadt, wo ſich ein zahlreicher Adel ohne Kenntniſſe, und der Kenntniſſe für überflüſſig und gefährlich hält, wo die Regierung eiferſüchtig auf die Univerſität iſt, weil die Profeſſoren gut, ja zuweilen beſſer als die Regierungsräthe beſoldet ſind, wo der Handelsſtand unabhängig von der Univerſität und durch ſeine Prieſter gegen ſie aufgebracht iſt, die Gelegenheit, die Univerſität in den Augen des Kurfürſten verhaßt zu machen, von allen Claſſen ergriffen. Die Polizei war von dem Aufruhr der Knaben unterrichtet und wollte nicht auf die Anzeige achten; ſie reizte lieber die Arbeitsleute zu Repreſſalien. Die Meiſter kamen am Tage des Aufruhrs auf die Polizei und meldeten, daß ſie ihre Arbeiter nicht in Ordnung halten könnten. Man achtete nicht darauf. Die Burſchen waren mehrere Stunden lang in ſehr unbedeutender Anzahl verſammelt, und hätten durch dreißig bis vierzig Soldaten leicht zerſtreut werden können; aber die Polizei wollte dies nicht, um der Univerſitätsgerichtsbarkeit einen Schlag zu verſetzen. Endlich als die Arbeiter ihre Streitkräfte ſo weit verſammelt hatten, daß ſie ihrer einige Hundert waren, nachdem ſie die Fenſter des Univerſitätsgebäudes, wo die Auditorien ſind, eingeſchlagen hatten, fielen die Meiſter ſelbſt auf den Gedanken, ihre Arbeiter anzutreiben, die Regierung um Abſchaffung der Mißbräuche anzugehen. Dieſe unerwartete Wendung machte die Adeligen wanken. Sie verſprachen und gewährten wie Feiglinge, und nachdem ſie nach Darmſtadt um Truppen geſchrieben hatten, fingen ſie an, wie Feiglinge immer thun, ihre Verſprechen zu brechen und die armen Schelme von Schneider- und Tiſchlergeſellen u. ſ. w. zu übertäuben, da dieſe doch nur für ihre Meiſter, nicht für ſich Abſchaffung von Mißbräuchen verlangt hatten. Und nun werden die ſchärfſten Strafen gegen ſie beſchloſſen, und ſie unterwerfen ſich ihnen wie zahme Schafsköpfe und Eſel, die ſie ſind. Ich verſichre Sie, weit entfernt von irgend einer Gefahr, als Plünderung irgend eines Hauſes, war es vielmehr luſtig ſie ſingend durch die Straßen ziehn zu ſehen. Mit funfzig Huſaren hätte ich ſie alle zerſtreuen wollen. Niemand iſt getödtet worden. Gegen zwanzig Studenten haben einen derben Verweis bekommen. Schade, daß es nicht immer die traf, die es am meiſten verdienten. Dies iſt der wahre Stand der Dinge.

No. CCXLVI.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 18. Sept. 1790 *).

Ich habe Ihnen ſo manchmal die franzöſ. Blätter geſchickt, liebſter Freund, und dabei gedacht, wer nur auch gleich ein Paar Zeilen mitſchicken könnte. Aber gewöhnlich erhalte ich ſie beim Eſſen, leſe dann über Tiſch und kriege auch wohl von Thereſen ein wenig Ausgeſcholtenes dafür, und gleich wie ich aufſtehe, behalte ich nur noch Zeit, ſie ins Couvert zu ſiegeln. Die übrige Tagszeit ſitze ich wie in der Galeere an die Feder geſchmiedet, theils um Bibliothekgeſchäfte zu treiben, theils zu überſetzen, theils an meinen Reiſebriefen zu arbeiten, woran ich nur nach Laune ſchreiben kann. Den Stoff habe ich zwar theils im Kopf, theils in den Briefen, die ich an Thereſe ſchrieb; aber nun geht einem ſo viel nebenher durch den Sinn, das man nicht zur Erde mag fallen laſſen, daß die Ausarbeitung doch ihre Schwierigkeit hat, zumal für einen Menſchen, der außer einer Seereiſe und einem Panegyrikus auf einen Seefahrer

---

*) Hieher gehört der Brief No. 190. der Jacobi'ſchen Sammlung.

noch nichts Rechtes geſchrieben hat. Ich denke Sie mir manchmal bei meiner Arbeit, als läſen Sie ſie nun gedruckt; wie Sie hie und da laut über mich lachen, mitunter auch wohl auffahren würden und denn am Ende doch den Gauch noch nehmen, wie ihn das eigenſinnige Schickſal nun einmal gebildet hat.

Es iſt unmöglich, bei einer Affectation von Mäßigung ſo hinten und vorn auszuſchlagen, wie ich es thue. Man wundert ſich, wenn die Schalen links und rechts hoch hinauf und tief herunter geſchnellt wurden, ſo plötzlich das Zünglein in der Mitte fixirt zu ſehen. Schriebe ich aber anders, ſo müßte ich meiner Denkart und dem ganzen Zuſchnitt meines Weſens Gewalt anthun, und machte es doch gewiß nicht einmal ſo gut, als indem ich mich mir ſelbſt überlaſſe.

Eben habe ich heute eine ganz beſondere Vorrede zu der von mir beſorgten Ueberſetzung der Abenteuer des berühmten Benjowsky nach Leipzig expedirt. Eine Vertheidigung aller Aufſchneider und Biographen ihrer eigenen Thaten. Ich will mir den Spaß machen Ihnen eine Abſchrift davon zu ſchicken, ſobald ich ſie fertig gemacht bekommen kann.

Das in den Zug kommen iſt es eben, wobei man zuweilen ganz verzweifeln könnte, und doch kommt man nur gar zu leicht wieder aus dem Zug. Ja, wenn wir nicht die beweglichen, reizbaren Geſchöpfe wären, die wir ſind; wenn es uns nicht Bedürfniß wäre, ſo ganz mit Leib und Seele bei unſerer Arbeit zu ſeyn, und wenn wir dann nicht wieder auch bei jedem Auftritt im Leben mit unſerer ganzen Empfänglichkeit, Theilnahme und Mittheilungskraft zugegen wären! Dafür aber, mein Lieber! ſind wir auch, was wir ſind, und ſind es ganz durch uns ſelbſt.

Uns hat zu Männern geſchmiedet
Die allmächt'ge Zeit
Und das ewige Schickſal. —

Ich kann Ihnen, wenn es ein Troſt iſt, einen Bruder im Leiden zu haben, zum Troſte ſagen, daß ich noch über Ihrer düſſeldorfer Galerie brüte. Weiter bin ich mit meiner Arbeit noch nicht. Doch iſt auch ein Brief über Aachen fertig. Indeſſen, Muth habe ich wie ein Löwe; denn was eigentlich bis jetzt geſtört hat, eine fatale häusliche Angelegenheit, iſt nun in Ordnung, und weiter in den Text hinein geht es beſſer. Ueber die brabantiſchen Unruhen habe ich einige Worte zu ſagen, und in loco einiges dazu geſammelt, ich möchte das aber gern mit mehr connoissance de cause ausführen. Giebt es ſchon etwas darüber, das des Leſens werth wäre? Können Sie mich an irgend etwas verweiſen, das mir zur Grundlage dienen könnte? —

No. CCXLVII.
Lichtenberg an Forſter.

Göttingen den 30. Sept. 1790.

Liebſter Freund!

Ich bettele ſchon wieder; ein neuer Beweis, daß mich der Himmel wieder in meine alte Natur eingeſetzt hat; diesmal iſt es um eine gütige Aufnahme des Ueberbringers, eines H. Ayke aus Danzig, eines ſehr großen Verehrers Ihrer Verdienſte und meines ſehr guten Freundes. Zugleich bitte ich ihn unſerm lieben Sömmerring zu empfehlen. Ich hätte gern an den braven Mann auch geſchrieben, aber ich habe einen ſo entſetzlich großen Bettelbrief in Petto an ihn, daß mir faſt bange wird ihn anzufangen, und ſo ſchiebe ich immer auf, er wird aber doch endlich in den Ferien geboren werden. Präpariren Sie ihn doch im voraus darauf, und grüßen Sie ihn und ſeine Almoſencaſſe einſtweilen.

Alſo Sie haben die Freiheitsinfluenza in Ihrer Stadt auch gehabt? Wir auch, aber doch nicht ſo heftig. Herr Ayke kann Ihnen mündlich davon Nachricht geben, ſo wie ich denſelben gebeten habe, mir die Geſchichte des dortigen Fiebers mündlich zu überbringen. Man ſieht doch immer daraus, was der Menſch eigentlich iſt, und lernt ſeinen Hut immer tiefer vor dem Galgen abziehn; er bleibt doch immer eins der nobelſten Inſtrumente, ſelbſt das Herſchel'ſche Teleſkop nicht ausgeſchloſſen, auf welches die Menſchen je verfallen ſind, und iſt dabei ſo ſimpel. Ich ſehe nicht ab, warum man nicht einen goldenen unter die Reichsinſignien aufnimmt, und ausdrücklich einen neuen Kurfürſten dafür wählt, ihn bei der Krönung zu tragen.

Empfehlen Sie mich Ihrer geliebten Thereſe und vergeſſen Sie nicht Ihren —

No. CCXLVIII.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 4. Oct. 1790.

Von ganzer Seele wünſche ich, daß * * glücklich wählen und gewählt werden möge. Es iſt eine eigene Sache um das Wählen; gemeiniglich weiß man es nicht anzufangen, als bis man es ſchon gethan hat, und alsdann kommt alles Wiſſen zu ſpät. So iſt es aber mit der leidigen Freiheit des Menſchen beſchaffen, mit der uns das Schickſal äfft; denn wo wir meinen recht frei zu ſeyn, packt es uns mit einer eiſernen Nothwendigkeit von zuſammentretenden, ganz von unſerer Willkür unabhängigen Umſtänden, giebt unſerm ganzen Leben eine Richtung, wozu wir nichts können, und macht uns genau ſo unabhängig wie den Schachkönig. Wohl dem alsdann, der zufrieden ſeyn kann mit der Freiheit, daß

ſich ihm niemand bis auf einen Schritt nähern dürfe, ohne ſeine Erlaubniß.

No. CCXLIX.

Johannes v. Müller an Forſter.

17. Nov. 1790.

Vous êtes beaucoup trop bon, mon cher Ami, pour que j'aye besoin de beaucoup dépenses de la liberté que je prends de vous envoyer la feuille ci-jointe de M. de Dalberg (Fritz), frère du Coadjuteur. Les éclaircissemens qu'il desireroit sont relatifs à un ouvrage qu'il écrit. *Si vous avez une heure* pour lui en donner quelquesuns, je serai enchanté de les lui envoyer, parcequ'outre le plaisir que je lui ferai, j'en profiterai, en les lisant aussi.

Ne pourriez-vous pas lui prêter le Hermes de Harris! Je ne sais s'il est ici. Je garantirois la restitution. Faisons tout le bien possible.

Tout à vous.

No. CCL.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 17. Nov. 1790.

Wie geht es denn bei Ihnen? man hört und ſieht nichts von Mainz. So ſehr beſchäftigt Sie Ihre neue häusliche Einrichtung! Das iſt ja wie im Evangelio, Sie gehen hin unter den Sorgen und Reichthümern dieſes Lebens, erſticken und bringen keine Frucht.

Nun können Sie freilich ſagen: ich hätte nur eines im Kopf, die verſprochenen Recenſionen. Kann wohl ſeyn! aber ich bin doch beſcheiden, und will abwarten, bis Sie mit Ihren Tapeten und Meubliren fertig ſind.

Hier ſind wir wieder in unſre Semeſterarbeiten eingetreten. Alles iſt ruhig, nach wie vor. So grimmig ſind wir nicht zu Werke gegangen, um die Ruhe herzuſtellen, wie die Herren Mainzer. —

CCLI.

Forſter an Heyne.

Mainz den 9. Decbr. 1790.

Eben ſind nun die Bücher aus London durch Ihre gütige Beförderung angelangt, wofür ich Ihnen beſtens Dank ſage. Des Burke Reflections on the Revolution in France ſind ſo elendes Gewäſch, daß ich es nicht zu überſetzen wage. In England mag des Verfaſſers Name ſo etwas gangbar machen, aber für Deutſchland, wo dieſes Intereſſe fehlt, fehlt alles Uebrige, was es intereſſant machen könnte. Der Stuart iſt nicht viel beſſer als ein Narr, der ſich, ohne etwas von dem, was Andere dachten und thaten, zu wiſſen, metaphyſiſche Hirngeſpinnſte ſchafft, und glaubt, die güldene Zeit, wo das wahre Princip ſittlicher Handlungen entdeckt werden ſoll, nahe jetzt heran. Ein gutes Buch war doch in dem Pack, nämlich Adam Smith's Theory of moral sentiments, die 6te Edition. Ich glaube nicht, daß er die Sache erſchöpft, oder dem ſyſtematiſchen Geiſt unſerer Philoſophen Genüge leiſtet, aber er liefert ein lesbares Buch, wie Ferguſon, Poyley ꝛc., und das können unſere deutſchen Philoſophen noch nicht lernen.

No. CCLII.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 18. Dec. 1790.

Burke iſt nicht zum Ueberſetzen und iſt für die deutſchen Köpfe nicht zugeſchnitten; auch ein wenig declamatoriſch, aber ſo ganz verwerflich würde ich ihn nicht finden. Ich bin wenig beleſen in den Schriften der franzöſiſchen Revolution; in ihm fand ich zuerſt den Aufſchluß, daß alles von den Capitaliſten, den Advocaten und den

Philoſophen in die unſelige Lage, wo keine Ausſicht weiter iſt, gebracht worden ſey. Was iſt das für eine Schrift, von Stuart? Dieſe, wenn ſie vom politiſchen Schriftſteller dieſes Namens iſt, und den Smith will ich Ihnen wieder abnehmen, wenn dieſe Bücher und andere Sie beläſtigen. Andere Menſchen haben andere Köpfe als wir; aber jeder kann in ſeiner Art ſcharf und gut denken.

No. CCLIII.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 22. Dec. 1790.

Ich habe immer fragen wollen, mein liebſter Forſter, ob Sie nicht die Sacontala für und durch unſre Gelehrte Anzeigen bekannt machen wollten? Da Sie ſie überſetzen, kann es keine große Mühe machen. Das Stück lockt mich ſehr: könnte ich nur dazu kommen; und doch fürchte ich, faſt habe ich bereits den Sinn für alles das verloren.

Ueber Bruce ſind die Urtheile ſo verſchieden, daß ich noch nicht weiß, was ich denken ſoll. Möchte Leichtgläubigkeit und Eitelkeit ſeyn: aber es kommt mehreres zum Vorſchein, was ihn als Betrüger verdächtig macht. Man muß alſo ſein Urtheil noch zurückhalten.

Er ſoll die Reiſe eines Andern, der jetzt außer Europa iſt, im Manuſcript gehabt haben. Herr Zimmermann in Braunſchweig will es von Sir Joſeph Banks gehört haben. Allein das langt nicht zu, eines Andern Ehrlichkeit in Verdacht zu bringen. Ich ſehe immer als ſeinen Hauptfehler die Narrheit an, überall ſich darzuſtellen, aber nicht die Natur, das Volk, u. ſ. w.

Gegen B** gehen Sie zu weit, ſollte ich faſt glauben. Von unſerm guten Humboldt habe ich nun auch die Verſicherung ſeines freundſchaftlichen Andenkens erhalten. Der liebe junge Mann iſt mir ungemein werth.

Herr Meiners hat im neueſten Stücke des hiſtoriſchen Journals ſein Thema verfolgt und vom ſlaviſchen Stamm am Schluſſe geſagt: dieſem nach könne er Ruſſen und Polen für keine vollbürtigen Brüder halten. Des Widerſpruchs und des Unſinns ſoll kein Ende ſeyn.

Was ſagen denn die Mainzer zu dem lüttichiſchen Angriff. Der Leute müßten viele ſeyn, denen daran liegt, daß es zum Aeußerſten kommen ſoll.

Der arme Prinz Auguſt hat wieder nach Hieres wandern müſſen. Profeſſor Fiſcher kommt zurück. In ſeiner Familie iſt unſer K. ein wahrer Sultan; und alles um ihn iſt Sklav, ſo frei ſich das Volk dünkt.

CCLIV.

Forſter an Heyne.

Mainz den 25. Decbr. 1790.

Wegen Scarpa werde ich mit F. ſprechen, — der Stuart, von dem ich Ihnen ſagte, iſt zwar ein politiſcher Schriftſteller, aber nicht der bekannte. Er hat allerlei Ideen, die er nicht recht in Worte zu faſſen weiß, und declamirt gegen die Immoralität des Zeitalters. Von einer ganz uneingeſchränkten Demokratie hofft er alles. Hin und wieder hat er freilich gute Einfälle und vieles ſieht er nicht falſch, aber das Ganze iſt ein confusum Chaos. Ich bin mit dem Leſen noch nicht fertig. Um den Smith hat Sömmerring mich gebeten. Mein Burke iſt die erſte Ausgabe. Allerdings iſt die Arbeit eines ſolchen Mannes immer nicht in Bauſch und Bogen zu verwerfen, doch ſcheint er mir hier unter ſeine gewöhnliche Höhe geſunken zu ſeyn.

Nun iſt der kürzeſte Tag überſtanden!

Ueber Müllers Dimiſſion hat Ihnen Thereſe vorige Poſt geſchrieben. Jetzt geht die Rede, er ließe ſich wieder bereden da zu bleiben. Ich glaube es gern, denn er iſt nicht feſt. Seine Exiſtenz iſt getheilt zwiſchen ſeinen Papieren und der Lecture irgend eines alten Buchs. Er geht mit keinem Menſchen um. Ich habe ihn ſeit meiner Reiſe nur einmal, am dritten Orte geſehen, und treffe ihn nie zu Hauſe, weil er ſich aller Welt verleugnen läßt.

No. CCLV.

Forſter an Jaobi.

Mainz den 26. December 1790.

Immer beſſer, nicht ſchreibluſtig, als krank, mein Beſter! Ich bin heute ſo elend, daß ich kaum die Feder halten kann. Sie ſollen doch ein paar Worte des Danks haben, weil ich eben ſowohl verſuchen kann zu ſchreiben, als nichts zu thun. Ich habe ſonſt keinen Begriff gehabt von dieſem Vermögen, das nie zur äußern Wirklichkeit gelangte; jetzt lehrt mich die Noth ein anderes Lied ſingen. Zwei Stunden Schlafs mehr als ſonſt, mein Lieber! freuen Sie ſich, Sie ſind ein Liebling der Götter; in dieſer Welt kann man kaum etwas Beſſeres thun als ſchlafen, wenn man nicht das Bewußtſeyn einer ſolchen Spontaneität mit ſich herumträgt, die mehr werth iſt, als alle äußere Erſcheinungen zuſammen. Ich habe die vorige Nacht vor heftigem Kopfweh kein Auge geſchloſſen; ich weiß, wie man den Schlaf ſchätzen muß.

Müller hat ſchon mehrmal ſeit der Kaiſerkrönung den Abſchied gefordert. Die Veranlaſſung weiß ich nicht, man ſagt, ihm ſey mehrmal mit Härte und Grobheit begegnet worden. Sehr wahrſcheinlich; denn, um mich eines energiſchen Ausdrucks zu bedienen, den ich neulich hörte, als von dem Kyrfürſten die Rede war: il a *le besoin* d'être ingrat. Man ſagt auch, wegen Lüttich ſey er mit Vorwürfen überhäuft worden, man beſchuldige ihn, mit Dohm darüber correſpondirt zu haben. — (Wohl hat er correſpondirt, aber warlich nicht ſo, daß man hier Urſache gehabt hätte unzufrieden darüber zu ſeyn!) Man ſagt ferner: über den Brief, den der Kurfürſt neulich an den König von Frankreich geſchrieben habe, wegen der Beſitzungen der Reichsfürſten im Elſaß, ſey man mit Müller'n uneins geworden. Endlich, und was mir das Wahrſcheinlichſte dünkt, Müller hat nicht wollen des Herrn von * Schreiber ſeyn, eines Menſchen, der jetzt Alles in Allem hier iſt, und der an jedem andern Orte nichts ſeyn würde. Wie dem auch ſey, ſeit etlichen Tagen geht die Rede, man habe Müller'n wieder bitten laſſen, ſeinen Poſten nochmals anzunehmen, und durch Vermittelung der Fr. v. C. ſey Friede! Das finde ich wieder wahrſcheinlich, denn Müller iſt weich in weltlichen Verhältniſſen und läßt ſich zu Inconſequenzen wohl bringen. Ich muß Ihnen das alles auf Hörenſagen erzählen, denn ich ſehe ihn nie; er geht zu keinem ſeiner Bekannten, und läßt ſie auch nicht zu ſich, und ich bin nicht gewohnt den Leuten die Thüre einzurennen, wenn ſie ſie nicht gutwillig öffnen.

Die Humboldte ſind beide wohl, aber beide auf eine ganz verſchiedene Art. Der älteſte iſt Legationsrath und zugleich Beiſitzer am Kammergericht in Berlin, wo er ſeinen Probecurſus macht. Wenn ſein Jahr herum iſt, will er ſich in Halberſtadt anſtellen laſſen und wahrſcheinlich heirathen. Der jüngere iſt bei Büſch in Hamburg, ſtudirt das Praktiſche des Comptoirweſens, morſondirt ſich unter allen den trefflichen Köpfen in Hamburg, hat Chriſtian Stolbergen beſucht und iſt voll ſeines Lobes, geht zuweilen aus, um Mooſe zu ſammeln, die im Winter blühen, und ſchreibt poſſierliche Briefe voll Laune und Gutmüthigkeit und Empfindſamkeit. Der älteſte iſt immer noch der brave Mann, der er war.

No. CCLVI.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 31. Dec. 1790.

Liebſter Forſter, Sie ſollen den letzten Federzug in dieſem Jahre haben. Könnte ich Ihnen doch damit, mit einem Federſtrich auch alles das Glück übermachen, das Ihnen mein ganzes Herz für alle Zukunft wünſchet!

Daß Thereſe doch auf gutem Wege zur Beſſerung iſt, dies iſt mir eine erfreuliche Nachricht.

Müller's Abſchied fiel mir, wie Sie leicht denken können, gewaltig auf. Ich will gern ſehen, was man einmal für Licht darüber erhalten wird.

Haben Sie den unartigen Artikel von Dieterich, (aus Bürger's Feder) wider Dr. Girtanner in der A.

L. Z. geſehen? Dies elende Blatt iſt zu dem Platz geworden, wo ſich Jeder mit einigen Groſchen die Freiheit erkaufen kann, einen Andern mit Koth zu bewerfen, die Ehre abzuſchneiden, und wo nun auch Buchhändler gegen Gelehrte auftreten. Wie wenig verdienen Gelehrte die Preßfreiheit!

Leben Sie wohl und vergnügt, und legen Sie gleich mit Anfang des Jahrs eine Probe davon ab.

No. CCLVII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 1. Januar 1791.

Von der Sacontala werde ich Ihnen eine Anzeige einſchicken; dieſes Stück iſt wirklich, wenn man nur unſere Formen und unſern Geſichtspunkt vergeſſen kann, ſehr intereſſant als Beiſpiel von einer eigenthümlichen Ausbildung menſchlicher Geiſteskräfte, modificirt nach Lage und Ort und begleitenden Umſtänden, die allerdings etwas anderes als in Europa zuwege bringen mußte. Sie verbinden mich ſehr, wenn Sie mir das näher bekannt machen, was, wie Sie ſchreiben, *Bruce als Betrüger verdächtig macht*. Es intereſſirt mich um ſo mehr dies zu erfahren, da ich nun bald im nächſten Bande der Archenholz'ſchen Annalen davon ſprechen muß.

Burke iſt allerdings nicht ſo ſchlecht: nur war es im erſten Augenblick verdrüßlich, ſo getäuſcht zu ſeyn. In Theſi ſtimme ich ihm gerne bei, nur nicht in der Art der Ausführung. Es ſind ſchon drei Widerlegungen von Scott, Price und Geddes erſchienen. — Von Gilbert's und von Bligh's Reiſen folgen nächſtens Anzeigen. Der gute Herr Meiners iſt unverbeſſerlich. Wer ſich durch die Erinnerungen eines ſolchen Recenſenten, wie der in der A. L. Zeitung war, nicht zurechtweiſen läßt, iſt wirklich übel dran, denn er muß ſchrecklich in ſein Beſſerwiſſen verliebt ſeyn. Es iſt doch Schade um den Mann, der ſo viel Kenntniß und ſo viele Anlagen hatte! Daß Müller weggeht, iſt nun wohl gewiß. Mir iſt es lieb, daß er keine Thorheit begeht und ſich wieder engagiren läßt. Lüttich iſt vielleicht eine der Urſachen ſeines Weggehens, wiewohl mit Unrecht, denn er hielt immer strenue die Partei gegen Preußen. Der General Hatzfeld wird hier allgemein gehaßt, und ſein neulicher Angriff hat es nicht beſſer gemacht; allein bei Hofe vermag er alles. Preußen iſt die dupe dieſer Sache, wie überhaupt der ganzen Negociation mit Oeſtreich. Es muß eine traurige Zerrüttung in dem preußiſchen Cabinette ſtattfinden, daß alle Maßregeln Herzberg's zu Waſſer werden. Herzberg iſt freilich nicht das, wofür er ſich ſelbſt ausgiebt; allein hier war es doch nicht möglich zu irren. Hätte Preußen im Frühling losgeſchlagen! Jetzt, verlaſſen von Schweden, nicht unterſtützt von England, zum Beſten gehabt von Oeſterreich, muß es zuſehen, daß die Ruſſen ihre Plane gegen die Türken doch durchſetzen. — —

No. CCLVIII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 8. Januar 1791.

Müller geht in wenigen Tagen. Ich hoffe, ihn noch vor ſeiner Abreiſe zu ſehen. Seine Abſicht war es längſt, nach der Krönung ſeinen Abſchied zu fordern; allein es iſt doch die Frage, ob er kein anderes Engagement anderwärts hat. — Ich weiß von guter Hand, daß er ſchon im hieſigen Staatskalender als geheimer Staatsrath und Reichsritter ſoll geſtanden haben; das Blatt hat müſſen umgedruckt werden, denn er iſt weggelaſſen, und ſtatt deſſen haben wir drei neue Miniſter, die am 5. Januar feierlich declarirt worden ſind. Es gehen hier Sachen vor, wovon man in keinem deutſchen Lande, das nach Geſetzen regiert wird, einen Begriff hat. Es giebt kein willkürlicheres, deſpotiſcheres Verfahren in der Welt. Wohl dem, der nirgends ſolchen Maßregeln im Wege ſteht. —

Das Intelligenzblatt der A. L. Zeitung iſt wirklich etwas Scandalöſes, und ich begreiſe nicht, wie die Unternehmer ſo etwas neben einem ehrbaren Journal können in die Welt gehen laſſen. Domeier ſchimpſt wieder auf

Wedekind, wie Dieterich und Bürger auf Girtanner'n, und beide mit gleicher Ehre. Ich kenne Herrn Dieterich und habe Girtanner'n gleich anfangs bei der erſten Auflage gewarnt. Es war ſchändlich, welch ein elendes Honorar er ihm gab. Domeier ſchimpft und klatſcht und entfernt ſich ganz von der eigentlichen literariſchen Klage, die Wedekind gegen ihn führte und worauf er noch kein Wort zu ſeiner Rechtfertigung geſagt hat. Dr. Bahrdt mit der eiſernen Stirne gehört auch hieher. Es wäre doch gut, wenn der Verfaſſer herauskäme und nach Verdienſt geſtraft würde. Die Flegelei der Herren in Berlin iſt freilich auch groß. Ueberhaupt ſcheint es, unſere Gelehrten können das Schimpfen nicht laſſen.

No. CCLIX.

Forſter an Heyne.

Mainz den 15. Januar 1791.

Müller iſt noch hier und bleibt, ſagt man, bis Faſtnacht. Es wird geſchwatzt, er habe einen Ruf nach Wien; wie gegründet das ſeyn mag, weiß ich nicht. Er beſucht niemand. Vor ein paar Tagen ſoll er noch mit dem Kurfürſten geſpeiſt haben. Unſerer Univerſität ſteht eine Veränderung bevor, indem Hofrath Frank, der bisherige Prorector, als Reichsreferendar nach Wien geht. Man ſpricht auch in dieſer Rückſicht von Oekonomiſiren und Sparen, welches, ſeitdem wir einen Finanzminiſter haben, nichts Unerwartetes iſt. Von den Revolutionen, die bei uns vorgehen, läßt ſich darum nichts ſagen, weil ſie ſich zu ſchnell folgen, um conſequent zu ſeyn. Ich danke Ihnen ſehr für die Nachricht von Bruce; aus Herrn Banks Studirzimmer ſind dieſe Beſchuldigungen äußerſt verdächtig. Allerdings zu weit getrieben iſt der Egoismus und die Selbſtgefälligkeit, immer von ſich zu ſprechen; allein dieſe Verwebung ſeiner eigenen Geſchichte mit dem, was er von dem Beobachteten ſagt, und von Auftritten, in denen er mitſpielende Perſon war, giebt eine individuelle Authenticität, welche das müßige anti-ſchottiſche Geſchwätz bei Sir Joſeph Banks nicht ſchwächen kann. Ich nehme den Bruce, wie er iſt, mit ſammt ſeiner Eitelkeit und finde immer noch, daß er viel geleiſtet hat. — —

No. CCLX.

Forſter an Heyne.

Mainz den 22. Januar 1791.

Müller geht Montag fort, wie die Sage geht. Er ſpeiſt noch oft bei dem Kurfürſten auf ſeinem Zimmer und ſcheidet alſo in Frieden. Ich habe ihn noch immer nicht geſehen. Wenn es nicht Bedürfniß für ihn iſt, mit Menſchen umzugehen, ſo kann es noch weniger das meinige ſeyn, ihm nachzulaufen. Ich finde in ihm immer ein trauriges Beiſpiel von verfehlter Beſtimmung. Und am Ende entgeht man ſich ſelbſt doch nicht. Für den Sommer habe ich ein großes Stück Arbeit an der *Geſchichte der Inſeln* zwiſchen Aſien und Amerika (die im Norden, von Japan an, ausgeſchloſſen). — Ich kann nämlich Geſchichte der Südſeeinſeln und Geſchichte der an Aſien grenzenden Inſelgruppen (Sunda-Inſeln, Borneo, Celebes, Philippinen, Molucken) nicht von einander trennen. Noch exiſtirt nichts *Zuſammenfaſſendes* über dieſes Ganze, und es iſt doch gut ins Reine zu bringen, was und wie viel wir davon bis jetzt wiſſen. Ich habe ſchon eine Weile dazu geſammelt, werde aber noch Materialien brauchen und dazu vielleicht die Oſterferien anwenden.

Das arme Lüttich büßt nun für ſeinen Freiheitsſinn. Die deutſchen Fürſten wiſſen die Händel, in welche ſie ſich unter dem Vorwand der Aufrechthaltung der Conſtitution miſchten, als eine Finanzoperation zu nutzen.

Wir fordern	Fl.	400,000.
Trier	—	200,000.
Köln	—	1,000,000.
Pfalz	—	1,200,000.
	Fl.	2,800,000.

Dieſe enorme Summe muß das Land erſchwingen, und dann wundere man ſich nicht, wenn in ein paar Jahren die raſenden Contributionen alles wieder in dieſelbe Gährung verſetzen, die man jetzt ſo eigenmächtig und ſo gewinnſüchtig hat unterdrücken wollen. — Das nennt man Gerechtigkeitspflege! Offenbar gewinnt doch jeder wenigſtens den vierten Theil ſeiner Forderungen als baaren Profit. In Wetzlar hat man ſich die allerungeziemendſten Ausdrücke vom König von Preußen erlaubt. Dieſe elenden Rabuliſten möchten ſich gern für die höchſte geſetzgebende Gewalt in Deutſchland angeſehen wiſſen. Das iſt denn die Verfaſſung, worauf man in Deutſchland ſo ſtolz iſt! Die Corruption iſt wirklich ſo weit gekommen, daß man ſich wundern muß, wie alles noch zuſammenhält. Deſto eher ſtürzt alles mit einemmal über den Haufen. Die Ruſſen ſpotten der Unentſchloſſenheit der eiferſüchtigen preußiſch-engliſchen Allianz und machen immer größere Fortſchritte. Ich vermuthe noch, es wird in Bulgarien gehen, wie in Finnland. Ehe man ſichs verſieht, wird der Separatfriede fertig ſeyn.

Das war einmal wieder der politiſche Kannegießer! — Man ſchreibt hin, was einem in dem Augenblicke durch den Kopf fährt. Es iſt darum nichts weniger als Beſchäftigung des Kopfes. Aber im Schreiben kann man nicht wie im Sprechen auf andere Gegenſtände kommen, denn ehe man ſichs verſieht, iſt das Papier zu Ende.

No. CCLXI.

Forſter an Heyne.

Mainz den 29. Januar 1791.

Heute habe ich eben nichts Neues zu ſchreiben, liebſter Vater, als daß Müller endlich wieder umgeſtimmt iſt und nun hier bleibt. Herr v. W. vereinigte ſich mit der . . . ſchen Partei gegen den Herrn von Albini, und auf dieſe Weiſe ward alles zu Müller's Zufriedenheit arrangirt. Er iſt geheimer Staatsrath und das Cabinetsarchiv, nebſt der oberſten Direction über alle andere Archive, ihm übergeben, und iſt, damit er mit Albini nichts zu thun bekomme, dem Finanzminiſter von Seckendorf ad latus gegeben. Einige ſagen, es wäre wahrſcheinlich, daß er auch an Frank's Stelle das Rectorat der Univerſität bekommen werde. Mir iſt alles gleich, denn mich dünkt, wenn ich meinen Abſchied genommen und erhalten hätte, könnte mich, zumal in M. 's Verhältniß, eines ledigen Menſchen, nichts bewegen, wieder anzubeißen. Allein freilich, jeder urtheilt anders. Herr v. Albini, um ſich eine Stütze zu verſchaffen, hat den Weihbiſchof Heimes, der in Ungnade gefallen war, wieder mit dem Kurfürſten ausgeſöhnt.

Der kaiſerliche Hof verfährt in der Lütticher Sache mit einer unerwarteten Geringſchätzung des Königs von Preußen, allein das berliner Cabinet iſt, durch ſeine innerlichen Zerrüttungen und den entgegengeſetzten Einfluß verſchiedener Miniſter und der Weiber, auch überall verächtlich geworden, und faſt ſcheints, als dürften die Kaiſerhöfe ihren Plan doch noch durchſetzen, zumal wenn Rußland, Schweden und Dänemark einig ſind, die Engländer nicht in die Oſtſee zu laſſen. —

No. CCLXII.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 5. Febr. 1791.

Wollen und Können ſind freilich durch eine große Kluft getrennt. Sonſt, lieber Jacobi, hätten Sie längſt meine Anſichten geleſen, aber ſo ſind ſie mir noch zu zwei Dritttheilen in der Feder ſtecken geblieben. Ich muß dieſe Arbeit aufſchieben, um Meare's Reiſe nach Nordweſtamerika und Schriften über den Rauchhandel zwiſchen jener Küſte und China flugs zu überſetzen. Ich habe zwei neue Charten dazu aus eigenen beſſern Subſidien gefertigt, und ſchreibe eine Einleitung, welche die großen Fortſchritte der Engländer in der Geographie jenes Welttheiles im Zuſammenhange hinſtellen ſoll. — Auch das, hoffe ich, wird Sie intereſſiren.

Das erſte Bändchen der Anſichten iſt indeſſen ſeiner Erſcheinung nahe, und ſo bald ich es habe, fliegt es Ihnen zu.

Gar ſehr wohl thut es mir, mein Theuerſter, daß mein Coup d'essai in der Allgemeinen Literatur-Zeitung Ihnen gefallen hat. Nichts iſt erfreulicher, als ſolche Beſtärkungen der eigenen Denkungsart. Wenn man ſchon den Muth hat, ſeine Meinung für ſich zu haben, ſo iſt es doch, als gewönne ſie etwas in unſern eigenen Augen, wenn ſie Eingang findet bei denen, quibus placuisse summa laus est.

So macht es auch Freude etwas zu leſen, das uns aus der Seele geſchrieben iſt. Ich hatte neulich dieſe Freude an Schiller's Recenſion von Bürger's Gedichten in eben der Allgemeinen Literatur-Zeitung.

Dieſe Zeitung könnte gut werden, wenn man die ſchlechten Recenſenten allmälig abdankte und wenn man es dahin bringen könnte, die polemiſchen Infamien aus dem Intelligenzblatt zu verbannen. Ich habe mich auch in dieſer Rückſicht mit etwas public spirit gewaffnet und eine Herausforderung an die Herausgeber geſchickt, welche, wenn ſie ſie einrücken, das abſcheuliche Einmiſchen von Perſonalitäten in literariſche Streitigkeiten endlich verbannen ſoll — wenigſtens aus dieſen Blättern.

Müller iſt wieder engagirt und nach langem hin und her Negociiren bleibt er. Man wollte ihn mit ſeinen Kenntniſſen des Innern, oder dessous de cartes, dem wiener Hofe doch nicht überlaſſen! Man hatte Unrecht. Denn wenn man Inconſequenz ſpielt, ſo kann niemand etwas verrathen. Unſere Politik iſt, alle Leute zu betrügen, mit allen zu negociiren und keinem Wort zu halten. Das geht ſo lange, wie man uns noch einige Importanz zugeſteht. Herr von W. vereinigte ſich mit Frau v. C., um gegen A. die Beibehaltung Müller's durchzuſetzen.

Sömmerring harret Ihrer. Möchten Sie doch endlich der Erkältungen los ſeyn! Ich leide auch meinen Theil daran und ſehne mich nach Frühlingswetter.

No. CCLXIII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 18. Febr. 1791.

Daß Müller bliebe, habe ich Ihnen ſchon geſchrieben. Er war um Unterkunft nichts weniger als verlegen. Man hat ihn wirklich unter den vortheilhafteſten Bedingungen nach Wien verlangt, um ihn vermuthlich in Rückſicht des Fürſtenbundes zu benutzen. Dies iſt ein Hauptgrund geworden, weßhalb man ſich hier alle Mühe gegeben hat, ihn wieder zu feſſeln.

Der Herzog von Würtemberg hat vorgeſtern hier am Hofe geſpeiſt. Er reiſt ſeiner Geſundheit wegen, das heißt, um auf eine Kurwürde Jagd zu machen, da wir Heſſen hintergangen haben; und auch, um nicht den Anſchein zu haben, als ob er Antheil nähme an den Zurüſtungen des Prinzen von Condé zu einer Gegenrevolution, zu welcher ſehr ſtark geworben wird. Der Frühling dürfte alſo wohl unruhig genug werden. —

Im Preußiſchen hofft Alles ſehnlich auf den Krieg, als das einzige Rettungsmittel gegen die Cabale, die den König beherrſcht und ſein Cabinet überall ſo verächtlich macht, ungeachtet ſeines großen politiſchen Gewichts.

Der preußiſche Geſandte und ſein Geſandtſchaftsſecretair ſind vorige Woche im Zorn nach Berlin gereiſt. Der Geſandte hat ſich äußerſt indignirt gezeigt und im Eifer ſich ſogar des Worts Fripon von jemand bedient; — ich vermuthe aber doch, daß er in ſechs Wochen wieder da ſeyn wird, denn ſolche Ereiferungen haben unter Freunden nichts auf ſich, wenigſtens nicht in der Politik und bei Hofe. —

Vorgeſtern hat der Fürſtbiſchof von Lüttich hier einen langen Beſuch bei unſerm Kurfürſten abgelegt, um ſich für geleiſtete Hülfe und Unterſtützung zu bedanken. Er hat es auch wohl Urſache.

Ueberall heißt es jetzt, Friede ſoll werden! Ich traue indeſſen noch nicht ganz. — Der Biſchof von Baſel iſt in einer üblen Lage. Sein Volk zu Porentru oder Pruntrut, ſeiner Reſidenz, hat revoltirt und der Canton Baſel, mit Zuziehung von Bern und Schaffhauſen, hat ſich geweigert, die öſterreichiſchen Truppen, die er zu Hülfe gerufen hat, durch das eidgenoſſiſche Gebiet zu laſſen, indem alle dreizehn Cantons darüber allein beſchließen könnten. Er wird ſich alſo wohl flüchten müſſen, und vielleicht zu uns kommen, da wir jetzt alle ariſtokratiſche Flüchtlinge aufnehmen. Der Prinz Condé hat von unſerm Kurfürſten das biſchöfliche Schloß zu Worms geliehen bekommen, und in kurzem wird alles von expatriirten Franzoſen dort und hier wimmeln.

No. CCLXIV.
Forſter an Heyne.

Mainz den 8. März 1791.

Die Sacontala iſt nun abgedruckt, bis auf meine Prolegomena, wobei ich mich ſchon hundert Mal nach Göttingen wünſchte, um Sie und Herrn Eichhorn wegen Parallelſtellen aus der griechiſchen und orientaliſchen Literatur zu befragen. — Bei einer etwanigen künftigen Edition werde ich doch darum bitten. Es iſt äußerſt intereſſant zu ſehen, wie die frühen Völker in Ausdrücken, die der Natur unmittelbar entnommen wurden, und in Vorſtellungsart aus eben dieſer Veranlaſſung, ſich gleichen. Hoffentlich werden Sie auch an dieſem erſten unvollkommenen Verſuche ſchon einige Freude haben. Daß Ihnen mein Artikel in der A. L. Z. gefallen hat, macht mir große Freude; denn Ihnen wird er doch der Mäßigung halber, die ich darin immer zu beobachten ſuchte, und die im Grunde ſo viel unſchätzbaren Vortheil beim Argumentiren giebt, vorzüglich lobenswerth geſchienen haben, und gerade um dieſes Lob iſt es mir am meiſten zu thun. — Für meine Reiſe-Anſichten kann ich nicht bürgen, daß ſie überall ſo ausfallen, wie die Probe, die

Sie leſen. Man iſt in ſolchen Fällen zu ſehr abhängig von Eindrücken und Vorſtellungen des Augenblicks und dieſe reißen hin zu einem Raiſonnement, das manchmal zu ſehr auf die Spitze zu ſtehen kommt. Doch, das abgerechnet, werden Sie wohl noch hie und da mit der Behandlungsart zufrieden ſeyn können. Ich bedaure nur, daß zur Meſſe ſchwerlich mehr als der erſte Band erſcheint.

Für den politiſchen Frieden ſcheinen die Ausſichten wieder günſtiger. Preußen ſacrificirt die Lütticher, und der arme Dohm iſt nun die dupe davon. Graf Görz, der preußiſche Geſandte in Regensburg, hat ihm einen Brief geſchrieben, welcher einen Miniſterialwiſcher enthält und in Abſicht auf Styl und Raiſonnement ein Meiſterſtück von Erbärmlichkeit iſt, aber gleichwohl die Stimmung des preußiſchen Cabinets an den Tag legt. Er circulirt überall in Abſchriften und es ſollte mich nicht wundern, wenn er bald gedruckt erſchiene. Das neue Buch vom Legat.-Secretair Küſter über dieſe Sache iſt ausführlich und gründlich, denn die Kölln'ſche Schrift war höchſt elend; aber wo man nicht ſehen will, iſt alles zu ſpät. Durch das ſchwache Zaudern hat Preußen alles verloren. So wird es auch noch in Sziſtowe gehen, denn die Kaiſerlichen ſind einmal im Vortheil.

No. CCLXV.

Lichtenberg an Forſter.

Göttingen den 1. Juli 1791.

Werthgeſchätzter Freund!

Wenn es mir vor zehn Jahren möglich geweſen wäre, Vergehungen gegen Sie, mein Theuerſter, mit Vergehungen ſo zu häufen wie jetzt, ſo hätte ich Ihnen auch gewiß in meinem Leben nicht wieder geſchrieben. Allein weil ich ſeit einiger Zeit faſt nichts mehr thue, was ich thun ſoll (Gott weiß warum! es iſt ein complicirtes Uebel), ſo habe ich auch das herrlichſte Fell dazu, dem Beleidigten unter die Augen zu treten, ſobald ich nur gehen kann, welches mir nicht immer gelingt. Mein Zuſtand iſt unbeſchreiblich, könnte ich ihn ſo ganz ſchildern, wie er iſt, ich glaube, meine Feinde ſelbſt würden mir vergeben, was ich bisher non agendo verübt habe. Wenn ich ein paar Pfunde Blei trage, ſo habe ich nichts zu überwinden, als das Gewicht davon, denn ein Element *) deſſelben trägt das andere mit unerforſchter Kraft, ohne daß ich das mindeſte dazu beitrage. Sollte ich auch die Kräfte hierzu hergeben, wer wüßte, ob meiner Zehntauſende im Stande wären das Blei über meinen Schreibtiſch zu heben. So geht es mir jetzt oft im Moraliſchen. Wenn ich etwas ſeyn will, ſo muß ich mich erſt dazu machen und erhalten, — das ermüdet entſetzlich! Ich habe aber auch geſehen, daß der Menſch viel mehr vermag, als ich ihm ſonſt zutraute. Was müßte nicht aus dem Mann werden können, der ſehr vieles iſt, ohne es zu wiſſen, wenn er nun noch Kraft von der Art anwendete zu Selbſterſchaffung und Erhaltung. Aber ich fürchte, man lernt jene Fähigkeit des menſchlichen Geiſtes nicht kennen, als in dem Zuſtande von kränklicher Empfindlichkeit und kränklich ſchärfer Bemerkungsgabe, die wieder von einer Seite die Ausführung erſchwert. Liebſter Freund, was ich zwiſchen meinen vier Wänden hierin gethan habe, würde mich verewigen können, wenn ich entweder ſchreiben könnte wie Sie, oder dieſe Kräfte auf Gegenſtände anwenden, die mehr ins Auge fielen. Allein man ſetzt niemandem Ehrenſäulen, der mit Heldenmuth bloß verhindert, daß er nicht — zum alten Weibe wird. — Für Ihr vortreffliches Geſchenk, ich meine für Ihre Anſichten und Ihre Sacontala, danke ich Ihnen vielleicht mit größerer Herzlichkeit, als es ſonſt gewöhnlich iſt für Geſchenke von Büchern zu danken. Ich ſage Ihnen eben ſo aufrichtig als gerade heraus, daß ich Ihre Anſichten für eins der erſten Werke in unſerer Sprache halte. Ich bin aber auch ſtolz genug zu glauben, daß ſie nicht von jedem Leſer ſo verſtanden und ſo innigſt anerkannt werden möchten als von mir. Ich habe einmal in einem Feenmährchen eine ſehr angenehme Vorſtellung geleſen; der Held nämlich reiſet, und unter der Erde reiſt ihm beſtändig ein Schatz nach, wohin er auch geht. Bedarf er etwas, ſo pocht er nur leiſe an die Erde, ſo ſteht der Schatz ſtill und öffnet ſich ihm. Sie ſind mir, beſter Freund, auf Ihrer Tour hundertmal ſo vorgekommen, wie jener Glückliche in der Feenwelt. Auch da, wo Ihr Stab den Boden nicht anſchlug, ſah ich immer den Schatz Ihnen folgen. Wer Ihre Worte zu wägen weiß, kann es auch unmöglich überſehen. Die Gabe, jeder Bemerkung durch ein einziges Wort Individualität zu geben, wodurch man ſogleich erinnert wird, daß Sie die Bemerkung nicht bloß ſprechen, ſondern machen, habe ich nicht leicht bei einem Schriftſteller in ſolchem Grade angetroffen. Dazu kommt noch bei mir, daß ich alles als das Werk meines Freundes leſe, deſſen immer ſteigendem Ruhm ich mit einer Art von Wolluſtgefühl zuſehe, jeder Ausdruck, jede Wendung, die mich frappirt, freut mich als mein eigen. Nun bedenken Sie, Freund, was Sie mir für ein Vergnügen gemacht haben. O, die innigſte Theilnahme an allem, was den Verfaſſer angeht, verbreitet über das Werk ein unbeſchreiblich angenehmes Licht! Manche Ihrer trefflichen Bemerkungen würden mir aus dem Munde des Mongolen Meiners gewiß als wenigſtens unangenehme Wahrheit geklungen haben, dieſes Menſchen unbändiger Eigendünkel würde mir alles entſtellen. Zum Glück giebt es bei ihm nichts zu entſtellen. Ich ſoll Ihr Buch für die hieſige Zeitung recenſiren. Ich habe den Antrag auf gut Glück angenommen; allein was kann man in einem ſo engen Blättchen ſagen! — Wenn mir nur mein ſeltſames Befinden des Morgens die gehörige Ruhe geſtattete, des Nachmittags nimmt mir mein Collegium, da ich einen neuen Gehülfen anlernen muß, ſehr viel Zeit weg, und dann bin ich zwar nicht für das Leſen, aber für das Schreiben verloren. Indeſſen wenn auch die Recenſion etwas ſpät kommt, ſo läßt ſich das ja mit einer Zeile entſchuldigen. Wenn ich nur den Rieſen von Thätigkeit, Ihren Herrn Schwiegervater, nicht immer ſo bona fide betröge. Wenn ich verſpreche, ſo glaube ich auch, ich könnte leiſten, und dann ſchwindet aller Muth wieder. Doch es wird ja gehen. Die Sacontala habe ich noch nicht geleſen, weil jetzt meine Neigung in der Leſeſtunde nicht da hinaus liegt. Das Wörterbuch aber habe ich keinen Tag ungeleſen gelaſſen, denn es kam von Ihnen, und ich konnte vergleichen, mir anpaſſen, lernen ꝛc.

---

*) So ſteht es aufs deutlichſte in der Lichtenberg'ſchen Handſchrift.

Empfehlen Sie mich Ihrer Freundin als
Ihren treuen Freund.

No. CCLXVI.

Forſter an Heyne.

Mainz den 9. Juli 1791.

Wir haben hier die Nachrichten aus Frankreich ziemlich früh; die Flucht des Königs hat die Hände der Nationalverſammlung ſehr geſtärkt. Jetzt fehlt nur noch ein auswärtiger Krieg und die europäiſchen Fürſten ſcheinen unbeſonnen genug, um ihn doch noch anfangen zu wollen. Wir hätten noch ein Jahrhundert ohne Revolution ausgehalten; der Krieg beſchleunigt ihre Erſcheinung um mehr als funfzig Jahre; allein der deutſche Adel iſt ganz blind vor Wuth, und ſtatt den Zeitpunkt wahrzunehmen, um durch vernünftige Entſagungen alles zum Vergleich zu ebenen, hetzt er die Fürſten an zum Kriege gegen Frankreich, zu Ausübung willkürlicher Gewalt gegen die Unterthanen und beſchleunigt alſo die Gährung. Er thut hier, was der franzöſiſche Adel in Frankreich bei der erſten Zuſammenberufung der Stände that; er wird ſich ſelbſt zuſchreiben müſſen, wenn es ihm nicht beſſer geht, als dort.

No. CCLXVII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 12. Juli 1791.

Herr von St. ſprach neulich ſehr ernſtlich wegen der Juden in Göttingen. Er wünſchte angelegentlich, daß dieſe heilloſen Menſchen, welche die jungen Leute zu Grunde richten, aus der Stadt weggeſchafft werden könnten; er meinte, es ſey unmöglich, daß Chriſten ihre Dienſte, ihre Mäkelei, ihre Waaren den Studenten ſo aufdringen könnten, wie es die Juden thun, die den jungen Menſchen auf die Stuben nachlaufen, keine Mißhandlung ſcheuen, um nur ihren Vortheil zu erhaſchen. Er glaubt, es könne faſt bewieſen werden, daß Menſchen, von denen man es kaum glaublich finden würde, bei dem ſchändlichen Judenhandel intereſſirt wären; und war auch der Meinung, daß die Polizei in Hanover eine ſträfliche Connivenz hierin ſich zu ſchulden kommen laſſe. — Ich referire getreulich, was er ſagte. — Ich äußerte den Gedanken, daß man etwas einer Leihbank Aehnliches, für die Studenten in Göttingen errichten müßte, wo ſie gegen geringe Proviſion auf Sachen und auf gute Wechſel Geld bekommen könnten; dagegen müßte aufs ſtrengſte verboten werden, zu hauſiren und ihnen Geld und Waare gegen Verſchreibungen anzubieten, oder gar aufzubringen. Es iſt freilich ſchwer, zwiſchen dem Bedürfniß der jungen Leute und der Begünſtigung des Wuchers die Linie zu ziehen, aber beſſer, als ſie jetzt gezogen iſt, könnte ſie es doch ſeyn.

Ich habe von Lichtenberg auch endlich einen Brief. Er iſt doch wahrlich zu bedauern, der unglückliche Mann. Laſſen Sie ihm nur volle Zeit mit jener Anzeige von meinen Anſichten. Bücher von dieſer Art kann ich nicht ſelbſt anzeigen. Einer bloßen Anzeige, daß ſie exiſtiren, bedarf es Gottlob nicht, und was ich eigentlich für mich ſelbſt und für das Publicum wünſchen muß, iſt die Stimme eines competenten Kritikers über meine Arbeit. Das ganze Recenſionsweſen iſt keinen Schuß Pulver werth, wenn es bloß als Avertiſſement behandelt wird, oder auch, wenn ein ſolches Rudel von jämmerlichen Recenſenten es betreiben, wie in der A. L. Z. auftreten, wo man 10, auch 20 Bogen durchleſen kann, ehe man einen ſachkundigen Aufſatz findet. Für Ihre gütige und lehrreiche Recenſion der Sacontala danke ich Ihnen tauſendmal. —

Die politiſche Welt geht genau ſo, wie man es nach dem, was vorher gegangen iſt, erwarten kann. Man hat die Menſchen als freie unmündige Weſen lehren, erziehen, zu reifen Weſen bilden ſollen, und man hat ſie ſchändlich gemißbraucht, ſie dumm und blind zu machen geſucht, ſich Herrſchaft über freie Intelligenzen angemaßt und ſeine Leidenſchaften dabei befriedigt. Iſt es ein Wunder, daß die Ausbrüche des endlich erwachten Gefühls nun nicht ganz rein und ungemiſcht ſeyn können? Für meinen Theil kann ich nicht aufhören zu bewundern und in das äußerſte Erſtaunen zu gerathen, daß ſo viel Mäßigung, ſo viel reine, ächte Tugend, nämlich politiſche Tugend, noch in einem Volke möglich iſt, welches Jahrhunderte lang unter den elendeſten Despoten und unter einem ſo ganz aller intellectuellen Vorzüge und jedes innern Werthes beraubten, tief herabgeſunkenen Adel ſeufzte. Solche Werke, wie Herr Girtanner ſie ſchreibt, ſind mir daher das Verächtlichſte, was ich kenne, denn ſie huldigen einer Claſſe von Menſchen, die durchaus nur durch das Gewicht ihrer eigenen Immoralität, ohne alles andere Zuthun zu Boden geſunken iſt. — In der Welt kann nie von abſoluter Vollkommenheit die Rede ſeyn; es wird nie zu erwarten ſeyn, daß Menſchen anders als menſchlich handeln; wenn aber die Sachen mit einer gewiſſen Form auf das Aeußerſte gekommen ſind, wenn Mißbrauch, Verderbniß, Infamie, Charakterloſigkeit, kurz die völligſte Unſittlichkeit alles durch dieſe Form zerrütten, ſo darf man um der paar Unvollkommenheiten willen, die man an der neuen, jener nachfolgenden Form bemerkt, nicht die Dauer jener Abſcheulichkeit wünſchen. Ueber hundert Jahre oder in 200 Jahren, oder es ſey auch früher, werden ſich die Unvollkommenheiten der neuen franzöſiſchen Staatsreform zu Mißbräuchen der erſten Größe erheben — wenn ſie nicht zuvor abgeſchafft werden. — Aber bis ſie dahin kommt, haben die guten Einrichtungen offenbar das Uebergewicht, und wenn das Böſe an den Tag kommt, und wirklich eine eben ſo arge Zerrüttung droht, als der zeitherige Despotismus und Ariſtokratismus, wem wird es zuzuſchreiben ſeyn, als der bittern Nothwendigkeit, dem unvermeidlichen Geſetze der Natur, vermöge deſſen es unmöglich iſt, ohne in andere Extreme zu gehen, die Wirkung eines Extrems aufzuheben? Kein Fehler, kein Irrthum, kein Mißbrauch iſt, deſſen die Nationalverſammlung beſchuldigt werden kann, wovon nicht der Fluch auf den vorhergehenden Despotismus zurückfällt. Daß einzelne Menſchen von der despotiſchen Partei Mitleid verdienen, wer leugnet das? Daß Schurken in der Nat.-Verſ. ſitzen, daß in der Volkspartei viele Schurken ſind, wer zweifelt daran? Allein entweder darf man über die Ereigniſſe im Großen und Ganzen gar nicht raiſonniren, oder dieſe Baſis reicht nicht zu. Herr Girtanner iſt wüthend für die alten Einrichtungen, weil er am vierzehnten Juli auf dem Champ de Mars ein paar Rippenſtöße unter der neuen Verfaſſung erhielt. Wer hatte ihm den falſchen Schluß gelehrt, daß ein demokratiſches Gedränge nicht eben ſo gut ein Gedränge iſt, wie jedes andere? Wäre er auf dem Gerüſt geſtanden, das bei den Freudenbezeigungen über die Geburt des Dauphins einſtürzte, und hätte er ſich eine Zehe oder Finger verrenkt, ſo würde er eine Apologie des Königsmords geſchrieben haben. — Ich kann daher das Urtheil nicht unterſchrieben, ſein Werk ſey für das große Publicum. Es belügt das große Publicum und thut alſo ganz unüberſehbaren Schaden. Der Enthuſiasmus hat immer etwas Theatraliſches, das vom franzöſiſchen Nationaltheater noch erhöht werden muß. Aber es iſt erbärmlich, wenn die Leute immer nur bei dieſem Repräſentiren ſtehen bleiben und ſich wirklich einbilden, man ſpiele nur die Freiheitskomödie in Frankreich. Dieſe Komödie wird ſo gut geſpielt, daß der Bauer durch das ganze Frankreich von der baaren Hälfte ſeiner Laſten befreit iſt. Darum fühlt er ſich, darum iſt er glücklicher, als zuvor. Er kann ſich ſatt eſſen, er kann ſich kleiden, das konnte er nicht unter dem Harpyenregimente. Darum vermögen auch die päpſtlichen Bannſtrahlen nichts mitten in einem katholiſchen Lande, darum that die Flucht des Königs keine andere Wirkung, als die allgemeine

Stimmung der Nation für die jetzige Verfaſſung deutlich an den Tag zu legen, den Ariſtokraten alle Hoffnung zu nehmen, und der N. V. die Hände durch das vollkommenſte Vertrauen zu ſtärken. Ohne irgend eine andere Macht, als dieſes Vertrauen, herrſchen ſie jetzt unumſchränkt und darf ſogar die executive Gewalt den König ſuspendiren, ohne daß ſich jemand im ganzen Lande regt. Das könnte nicht geſchehen, wenn das Volk nicht glücklich wäre. Für die unermeßlich große Claſſe von Menſchen, die bloß aus der Hand in den Mund zu leben hat, ſind zwei gute Jahre überflüſſig hinreichend, die Vortrefflichkeit der Conſtitution in Abſicht ihrer ſelbſt zu prüfen. Sie haben zu leben; das iſt das große Argument für die neue Verfaſſung. Man bedenke nur, wie die Ariſtokraten nach und nach ihre Einwürfe abgeändert haben, wie die Thatſachen ſie immer widerlegt haben, wie ſie anfangs ſagten, der Bauer würde unter der neuen Einrichtung nicht glücklicher ſeyn als unter der vorigen; wie ſie hernach die Unvollkommenheit der Repräſentation zum Beweiſe machen wollten, daß die zwölfhundert Repräſentanten auch nur Despoten wären; wie ſie jetzt nur noch Mitleid und Bedauern zu erregen ſuchen und ſich in ohnmächtigen Schmähungen Luſt machen, und dann urtheile man, wie es in Frankreich wirklich ausſieht. Doch der Erfolg wird es zeigen, wenn die deutſchen Truppen ihren Zug gegen die franzöſiſchen Bürger antreten. Was vernünftige Menſchen in andern Ländern, insbeſondere in Deutſchland anzufangen haben,' iſt eine andere Frage. Bei uns ſind Mängel, Mißbräuche, Bedrückungen, Ausſaugung des Unterthans u. ſ. w. zwar auf einen hohen, aber noch nicht auf den höchſten Punkt geſtiegen. Man kann es noch aushalten, es iſt alles noch ruhig. Allein die adel'ge Partei hat eine wahrhafte Wuth, ihr Uebergewicht zu behaupten und fühlen zu laſſen, die zuverläſſig den Umſturz unſerer Verfaſſungen um ein halbes Jahrhundert beſchleunigen wird. Es iſt alſo wohlgethan, wie mich dünkt, den Fürſten zu rathen, daß ſie auf die Uſurpationen der zwiſchen ihnen und dem Volke ſtehenden Adelsclaſſe Rückſicht nehmen, weil der Grund der Revolution in ihr liegt. Ein Fürſt, welcher die Geſetze geltend macht und den dritten Stand ſchützt, hat ſicherlich nichts von einer Revolution zu fürchten. — —

No. CCLXVIII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 25. Juli 1791.

Der nordiſche D* Q* in Aachen giebt ſich alle Mühe, die deutſchen Fürſten gegen Frankreich aufzuhetzen. Weil er ſelbſt kein Geld und keine Soldaten hat, möchte er gern mit andern Truppen ſeinen Namen berühmt machen. Es iſt betrübt, wenn einmal ein paar große Leute in einer Familie geweſen ſind; das Beſtreben, ſich auch einen Namen zu machen, vererbt ſich dann je zuweilen, wie eine Familienkrankheit. Indeſſen muß man dem Menſchen doch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er noch Feuer und Regſamkeit hat; aber London und Berlin! Die ariſtokratiſchen Flüchtlinge gehen ſeit einigen Tagen mit einer wichtigen Angelegenheit ſchwanger, die ſie ganz von allen andern Conſiderationen abzieht; nämlich mit dem Project, — ihren Fürſten, dem Monſieur, dem Artois und dem Condé, andere Maitreſſen ſtatt der jetzigen, mit denen man unzufrieden iſt, zu geben! — Haben Sie ſchon den Kreuzzug gegen die Franken geleſen?

Aus den zwölf auf dem Marsfelde gebliebenen Elenden hat die hieſige lächerliche Zeitung 600 gemacht. Ueberhaupt ſucht man die paar Unglücksfälle, die durch die Ungebundenheit des Pöbels entſtanden ſind, als Abſcheulichkeit der erſten Größe vorzuſtellen, um der Revolution ihren Werth zu benehmen. Wenn man einen König Stunden lang auf ſeinem Schloß auf ſeine Unterthanen mit kaltem Blute ſchießen ſieht, das iſt nichts. Aber einen Kopf eines Gardo du Corps auf einer Pieke vor einem König getragen — liebſter Himmel, das iſt unerhört barbariſch, das verdiente eine Contrerevolution! — Was hierarchiſche und ariſtokratiſche Wuth für ganz andere Schauſpiele geben, als die bisherigen in Frankreich, ſieht man in Birmingham. Und es giebt Menſchen, die verworfen genug ſind, dieſen ausgearteten Claſſen das Wort zu reden! Ja, es giebt Fehler und Gebrechen auf beiden Seiten. Aber wer Vernunft und Gefühl hat, und nicht wählen kann, den bedaure ich.

Der Zeitpunkt, den wir jetzt erleben, iſt äußerſt wichtig und intereſſant. Alle Räder und Triebwerke der alten Formen ſtockten. Der unwiſſende Adel mußte der beſſern, edlern Mittelclaſſe weichen. Er hatte nicht mehr Energie genug, um ſich in ſeiner Uſurpation zu erhalten. Wenn unſere Fürſten es nicht laſſen können, ſich in die franzöſiſche Sache zu miſchen, ſo kommt uns um funfzig Jahre zu früh die Revolution über den Hals. So entſetzlich blind ſind ſie aber, daß ſie ſich von den Ariſtokraten regieren laſſen, anſtatt ſelbſt zu regieren, indem ſie den übermüthigen Adel in Schranken hielten. Nur Leopold ſcheint es zu verſtehen, ſo ſehr er auch jetzt lavirt. — — —

No. CCLXIX.

Forſter an Heyne.

Mainz den 6. Auguſt 1791.

Ich habe dieſen Sommer wieder vergebliche Verſuche gemacht, die Bewilligung eines Bibliothekgebäudes durchzuſetzen. Kein Menſch, der nicht die abſolute Nothwendigkeit fühlte. Aber unſere Wirthſchaft iſt ſo confus geweſen, daß jetzt auf einige Zeit alle neue Ausgaben ſiſtirt werden müſſen. Denken Sie, daß von einem Fonds von drei bis vier Millionen, welcher aus den aufgehobenen Klöſtern entſtand, 750,000 Gulden geradezu weggefreſſen ſind, ohne daß die Univerſität ſagen kann, ſie hätte einen weſentlichen Vortheil davon! Iſt das nicht abſcheulich? Dagegen iſt die hanöverſche Indolenz noch gülden, ob ſie gleich auch unverantwortlich iſt. Bei ſo bewandten Umſtänden will der Kurfürſt und der Finanzminiſter Seckendorf von keinen neuen Ausgaben hören; man iſt vielmehr drüber aus, eine Menge Profeſſoren auf eine andere Art zu verſorgen, um die Univerſität zu erleichtern, und man ſpricht auch von Aufhebung der Wittwencaſſe der Univerſität, indem ſie höchſt fehlerhaft eingerichtet iſt und eigentlich auf *nichts* ruht. Das iſt dann freilich ein großer Lärm, aus dem am Ende wenig oder nichts folgt. Der ärgſte Sauerteig wird wohl dem armen Dalberg *) zum auskehren übrig bleiben. Er hat, zumal an der Zerrüttung im Camerale des Staats, ſein Leben lang genug zu thun, ohne Spielraum zu behalten zu irgend einer neuen großen Anſtalt.

No. CCLXX.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 6. Auguſt 1791.

Das war in der That eine lange, lange Pauſe, liebſter Freund. Ich habe Stolbergen wirklich weſentliche Verbindlichkeit„ daß er Sie zum Schreiben veranlaßt hat. Aber daß die ganze Kleriſei nur einen Tag hier geweſen iſt, hat mich geärgert; dadurch bin ich um vieles von meinem Genuſſe gekommen. Ihren Georg habe ich faſt gar nicht geſehen, er war nur ein halb Stündchen mit den Andern bei mir; geſprochen hab' ich ihn noch weniger, denn ich mußte mit Stolberg ſchwatzen. Daher iſt auch N* nicht aus ſeinem Futteral gekommen, und ich habe mich begnügen müſſen, ihn anzuſehen, wie ein Zauberkäſtchen, von dem man viel hofft und erwartet, ohne eigentlich zu wiſſen, wo es ſteckt. Am böſeſten bin ich aber wegen der Gräfin. Die ſah ich nur Nachmittags, als ich Gegenbeſuch machte, und da ging es mir gerade umgekehrt wie mit N*, denn was ſie iſt, trägt ſie im Auge und im Munde und auf der Stirne. Aber einen ſolchen Himmel offen zu ſehen, und nicht einmal herzutreten zu dürfen, nicht einmal anbeten zu dürfen, — das iſt ja Tantals Schickſal! Sie war die Stunde nicht geſprächig, ſie hörte uns bloß reden, und es iſt in ihrer Natur, die Leute erſt herankommen zu laſſen. Sie war mir ſchon wichtig und intereſſant, eh ich ſie ſah, als die Schweſter des trefflichen Reder, der jetzt in London iſt und den ich hier auf ſeiner Rückkehr aus Spanien kennen lernte. — Eigentlich müßte ich mit Ihnen keifen, daß Sie dieſe Leute ſo lange bei ſich behalten haben, — nun blieb ihnen für Mainz nichts übrig und vielleicht für neue Freunde kein Bedürfniß.

---

*) Coadjutor.

Auch mir hat Göthe dieſe Stanze von Sacontala geſchrieben. Das liebe Geſchöpf muß Herzen erbeuten, weil es ſo prätenſionslos iſt.

Schloſſer'n hoffe ich näher gekommen zu ſeyn, denn ich liebe ihn ſehr. Unglücklicherweiſe war ich den zweiten Tag meines Aufenthaltes in Carlsruhe elend, krank und folglich ungenießbar. Ihr liebes Clärchen fand ich blühend wie eine Roſe.

An meinen Anſichten bin ich jetzt in voller Arbeit; ſo auch an der Ueberſetzung des Robertſon.

Alexander Humboldt iſt in Freiberg und fängt an mir abzuſterben. Wilhelm iſt längſt todt für mich; er heirathet in Erfurt ein Fräulein von Dacheröden und will in ſeiner Stimmung aller-öffentlichen Wirkſamkeit entſagen, welches bei ſeinen Talenten zu bedauern iſt. Alexander wird deſto mehr wirken und treiben wollen, und hat den Körper nicht dazu.

No. CCLXXI.

Forſter an Heyne.

Mainz den 9. Auguſt 1791.

Der Kreuzzug gegen die Franken ſoll von Poſſelt ſeyn. Er zeigt hauptſächlich die Ungereimtheit der Bemühungen kleiner deutſcher Fürſten gegen Frankreich, und macht bemerklich, daß das Aufhetzen gegen die neue Verfaſſung hauptſächlich der nicht beeideten Geiſtlichkeit zuzuſchreiben ſey.

Wenn ein Angriff geſchehen ſollte, ſo muß ſichs entſcheiden, wie ſtark die Nation an der neuen Einrichtung hängt; denn das meiſte wird auf freiwillige Exertion ankommen, da die Nationalverſammlung keine coercitive Gewalt hat, folglich die Ausführung ihrer Decrete immer noch unvollkommen und zögernd von ſtatten geht. Ihren ganzen Nachdruck kann ſie nur der innern Beiſtimmung der großen Volksmaſſe verdanken. — Der oberrheiniſche Kreis hat den vorgeſchlagenen Cordon von Truppen gegen die franzöſiſchen Grenzen per majora verworfen. Daß dem Marquis von Noailles, als franzöſiſchem Geſandten in Wien, der Hof verboten wäre, iſt eine plumpe hieſige Erdichtung.

No. CCLXXII.

Johannes von Müller an Forſter.

Aſchaffenburg den 30. Auguſt 1791.

Ihr Brief, liebſter Freund, hat mich ſehr gerührt; ich denke mich ganz in die Lage eines Mannes, der nach tagtäglicher Kopf- und Händearbeit ſich am Ende des Jahres gleichwohl in ſo einem Rückſtande ſeiner Finanzen findet. Zugleich iſt leidig, daß eben jetzt alle Fürſten ihr Geld brauchen, und überall die Ausgaben außerordentlich, die gewöhnlichen Hülfsmittel aber in dieſen Zeiten theils unanwendbar, theils unergiebig ſind. Mein Sparpfennig iſt in den kaiſerlichen Fonds. Das Wenige, was ich habe, iſt pro praesente usu. Ich habe eine artige, aber für Mainz, für Jemanden, der Bücher kauft und ſonſt Verſchiedenes anſchafft, nicht reiche Beſoldung von 2500 Fl., wovon ich kaum etwas zu erübrigen weiß. Ich denke hin und her, auf einen Rath für Sie, ohne einen andern zu finden, als den Sie ſchon von ſelber benutzt: literariſche Speculationen, und eine ſo genaue Oekonomie, daß Sie von den 200 Carolin jährlich etwa 500 Fl. bezahlen könnten, ohne die Schuld anderſeits zu vermehren. Durch gelehrte Arbeit habe auch ich mir ehemals geholfen. Der ſelige Reich hat mir zweimal einen merklichen Vorſchuß gethan. Die Unternehmung, ein großes Werk zu überſetzen (die Biographia Brittan., die franzöſiſche Suite de Mém. pour servir à l'hist. de France), würde einen Buchhändler, der gute Fonds hat (vielleicht die Orell, Geßner und Füßli), zum Vorſchuß eines Theils der Summa (pour les dettes criardes) wohl bewegen. Ueberſetzen kann man immer, denken und ſchreiben aber nicht. Ueberdem ſind obige Werke lehrreich, angenehm, populair.

Was die engliſchen Bücher betrifft, ſo ſenden Sie mir ein Verzeichniß derſelben nebſt einer Vorſtellung an den Kurfürſten, auf daß die Zahlung befohlen werde. Uebrigens werde ich über den erſten Gegenſtand nachzudenken nicht unterlaſſen, und wenn ich eine Idee entdecke, wodurch der Sache ſchneller zu helfen wäre, ſie Ihnen mitzutheilen. Leben Sie wohl, beſter Forſter, meiner innig theilnehmenden Liebe gewiß.

No. CCLXXIII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 1. Novbr. 1791.

Herr Leß wird ja nun wohl Abt zu Lockum werden? Der Mann hat ſeinen Weg gemacht. Das geiſtliche Handwerk iſt denn doch wenigſtens noch einträglich. Solche Beſoldungen darf unſer einer nicht hoffen zu erzielen.

In Frankreich ſind ſie endlich auf dem rechten Wege mit den nonconformiſtiſchen Pfaffen. Es wird den Kirchſpielen erlaubt, ſie zu behalten, aber wie alle Diſſidenten, müſſen ſie ſie ſelbſt beſolden, dahingegen der Staat die beſoldet, die den Eid abgelegt haben. Dieſer Ausweg iſt billig.

Die neue Nationalverſammlung bekommt allmälig mehr Energie. Es entſteht mehr Reibung, die allein Wärme geben kann. Der Unſinn der Contre-révolutionnaires iſt indeſſen unglaublich! Sie vermehren ſich noch immer, glauben noch immer etwas ausrichten zu können, und inſultiren in einem fort die Deutſchen, die ihnen Hoſpitalität erweiſen. — Alles iſt hier jetzt theurer als voriges Jahr zur Zeit der Kaiſerwahl und Krönung; das iſt der ganze Vortheil, deſſen wir uns von den Flüchtlingen zu verſehen haben. —

No. CCLXXIV.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 6. Novbr. 1791.

Nemo ante obitum beatus! Glauben Sie ja nicht, liebſter Freund, daß es Uebermaß von Glück iſt, was mich reiſen macht. Ich habe mich vielleicht in meinem Leben in keiner drückendern Lage befunden als jetzt. Das ganze Jahr hindurch habe ich unabläſſig mit eiſernem Fleiß und großer Anſtrengung des Geiſtes gearbeitet. Meine Kräfte ſind erſchöpft, mein Körper iſt keiner Anſtrengung mehr fähig, mein Geiſt iſt erlahmt und ich habe die betrübteſte Ausſicht auf den Winter und auf das künftige Jahr vor mir. Es iſt, als ob mir alles zu Waſſer werden müßte, nichts gedeiht mir, je mehr ich arbeite, je mehr ich hoffe zu gewinnen, deſto ärger zerrinnt mirs unter den Händen, und ich ſtehe jetzt mit leeren Händen da, unfähig wie bisher zu arbeiten, und doch nicht im Stande ohne die Fortſetzung der bisherigen Anſtrengung mit meinem Haushalt auszukommen. Die letzte Reiſe, die ich eben gemacht habe, war à mon corps déscendant, ich hatte eben einen Anfall von einer ſchleimigen Auflöſung der Säfte gehabt, der nur das Fieber fehlte, um Faulfieber zu heißen; nun mußte ich auf Befehl des Arztes vom Pulte weg und in die Luft und in Zerſtreuung. Das brachte mich zu Schloſſer'n, weil er mir noch ſo ziemlich nahe iſt. Der Umgang mit ihm hat mich unſäglich gelabt, obwohl ich noch immer ſehr ſchwach bin und dieſe Woche wieder etliche Tage auf der Naſe gelegen habe, weil jeder Katarrh, jede böſe Luft mich heimſucht.

Sagen Sie mir nicht das gewöhnliche: „arbeitet nicht ſo viel, ſpart Euch für die Länge der Zeit auf!" Ich weiß das, fühle das und ſehe nur nicht, wie ich es realiſiren ſoll Voriges Jahr reiſete ich nach England, um wo möglich etwas dort, noch von der Reiſe um die Welt, mir allenfalls nach den Regeln der Billigkeit Zuſtändiges zu erſchnappen; meine Hoffnung ſchlug gänzlich fehl. Ich wünſchte die Buchhändler zur Herausgabe meiner Pflanzenbeſchreibungen aus der Südſee zu bewegen. Die Furcht, einen Mann wie Sir Joſeph Banks, der das Monopolium der Südſeepflanzen zu haben glaubt, dadurch zu beleidigen und ſein bedeutendes Verdammungsurtheil auf mein Buch zu laden, hielt ſie zurück. In Deutſchland fände ich wohl einen Verleger, aber keinen, der mich bezahlte. Umſonſt ſehe ich mich nach irgend einem Mäcenas unter unſern Großen und Fürſten um, der wenigſtens die Eitelkeit, in einer Dedication als Unterſtützer des Werks zu prangen und im Reich der Wiſſenſchaft unſterblich zu werden, mit ein paar hundert Louisd'or bezahlen möchte. Aus Liebe zu den Wiſſenſchaften thut es ohnehin keiner. Wenn ich es ja dahin brächte, daß ich einen fände, der mich bei der Ausgabe dieſes Werks ſo unterſtützte, daß ich ein Jahr nicht zu arbeiten brauchte, ſo hätte ich Zeit, neue Kräfte zu ſammeln. Die Herausgabe dieſes Werks nenne ich nicht Arbeit, weil die Materialien meiſtens vorräthig ſind und nur geordnet, die Kupfer nur ausgemalt werden müſſen ꝛc. Allein ich beſitze die Zudringlichkeit nicht, die nothwendig iſt, um ſo etwas durchzuſetzen, habe keine Hofconnexionen und kann an einigen Orten, wie z. B. bei uns hier, meine Grundſätze nicht verleugnen, was doch durchaus zum Fortkommen, in dem Sinne der Welt, nöthig iſt. An den Orten, wo ich ſonſt gewohnt habe, fand ich Reſſourcen, hatte Bekannte und Freunde, die mir mit Rath und That zur Hand gingen, hier hat die Nothwendigkeit, mich abzuſondern, die Leere der Menſchen, die für mich keinen Berührungspunkt hatten, zugleich alle dieſe Hülfsmittel abgeſchnitten.

Das, mein Lieber, iſt die Lage eines Menſchen, den Sie nun wohl nicht glücklich werden nennen können. Eins bitte ich Sie, wenn Sie dieſen Punkt in Ihrem Briefe berühren, ſo thun Sie es doch auf einem beſondern Blatte. Was ich zu leiden habe, leide ich gern allein, und da Ihre lieben Briefe das ſind, wornach wir alle gerne haſchen, ſo möchte ich ſonſt niemanden, der mir nahe iſt, etwas darin finden laſſen, was Unruhe und Kummer verurſachen könnte.

Der zweite Theil der Anſichten und der erſte Theil von Ramſay über die amerikaniſche Revolution ſind nicht fertig geworden. Damit fällt alſo ſchon ein Theil Ihrer Verwunderung weg. Bei Anburey's Reiſen und bei der Ueberſetzung von Robertſon bin ich auch nur der Reviſor und Herausgeber, nicht der eigentliche Ueberſetzer. Folglich iſt der Arbeit weniger, als Sie glauben, obwohl mich das Revidiren faſt ſo viel Zeit koſtet, als das eigene Ueberſetzen, und ich am Ende nicht ſo zufrieden mit der Arbeit bin, als wenn ich ſie ſelbſt gemacht hätte. Allein man jagt jetzt einander die überſetzten Bücher vor den Augen weg.

Die Ausſicht, Sie hier zu umarmen, iſt mir ſehr erfreulich. Machen Sie nur, daß aus Ihrem Reiſeplan was wird. Mich verlangt nach Menſchen, daß ich ſie mit der Laterne ſuchen möchte. Bis dahin umarme ich Sie herzlich in Gedanken *).

No. CCLXXV.

Forſter an Heyne.

Mainz den 11. November 1791.

Endlich folgt auch, mein gütigſter Vater, die längſt verſprochene Anzeige des Robertſon. Sie iſt aber et-

---

*) Hierher gehört No. 206 und 208 der Jacobi'ſchen Briefſammlung.

was lang geworden, weil das Buch doch Aufmerkſamkeit verdient und ſich, bei aller Unvollkommenheit, gut leſen läßt, welches nicht immer das Verdienſt der gründlichen Schriftſteller iſt. Ich habe immer gern Achtung und Nachſicht gegen einen Autor, von dem ich lerne, und deſſen Ideengang mir forthilft und vorgreift. Das ſcheint auch Ihr Grundſatz, ſonſt hätten Sie den ehrlichen Volney mit ſeinen Ruinen nicht ſo leicht durchſchlüpfen laſſen. Die Lecture dieſes Buchs hat mir viel Vergnügen gemacht, ob ich gleich ſeine Deutung und ſeine Symbolik nicht billigen konnte und überall den Franzoſen durchgucken ſah. Uebrigens ſind einem Deutſchen dieſe Ideen nicht neu, Wünſch hat ſchon ähnliche in ſeinem Horus zu Markte gebracht. Der leichte Ton des Franzoſen wird aber mehr Glück machen, als der ſchwerfällige deutſche Witz. Deſto mehr kann mich Sprengel mit ſeinem eingeſchränkten Geſichtspunkt verdrießen, womit er den Townſend beurtheilt; immer nur als Statiſtiker, und leider auch nur als deutſcher Profeſſor der Statiſtik. Weil er die Angaben, die er ſuchte, ſchon in andern Büchern fand, iſt ihm das Buch unnütz; und ſein Bourgoing iſt doch auch nur ein aus dem Poes gemachtes Buch. Dagegen iſt Townſend der erſte, der mir einen recht anſchaulichen Begriff von ganz Spanien gegeben hat. Gerade die Wiederholungen, die Sprengel tadelt, ſind mir äußerſt ſchätzbar. Das Buch iſt trocken und langweilig geſchrieben, und hat dennoch ſo viel Gutes, daß man die Schreibart vergißt, um ſich an den Inhalt zu halten. — So viel Köpfe, ſo viel Sinne! Jeder urtheilt anders; aber der iſt doch am beſten dran, der die meiſten Berührungspunkte hat, die meiſte Empfänglichkeit für allerlei Claſſen von Ideen. Ich wußte nicht, daß die Abtei zu Lockum ein *Wahlreich* wäre; aber der König muß doch wohl erſt *beſtätigen*?

Zur glücklichen Eheverbindung der Jungfer wünſchen wir Glück. Ich hoffe nun auf Neujahr auch einen Mund ohne Hände (wenigſtens für mich ohne Hände) durch Verheirathung los zu werden, und das iſt immer ein Object von einigem Belang.

Potemkin's Tod — (wie Potemkin auf die Jungfer folgt, mag der Himmel wiſſen) wird in Rußland vieles umändern.

No. CCLXXVI.

Forſter an Heyne.

Mainz den 19. November 1791.

Vielmals danke ich Ihnen, mein theuerſter, inniggeliebter Vater, für die gütige Beſorgung von H. Abel's Angelegenheit. Ich habe alles Hrn. Jacobi zugeſchickt und muß nun abwarten, ob man ſich das *ungünſtige* Reſponſum nun noch ausbitten wird; ich vermuthe wohl nicht. Seine Sünden in der Curart möchte ich allenfalls auf mich nehmen, denn da kommts doch nur auf Meinung gegen Meinung an, und die mediciniſche Orthodoxie iſt nicht beſſer und die mediciniſche Intoleranz nicht um ein Haar erträglicher, als die theologiſche. Wenn man es allemal zur Regel machte, einem Kranken nichts zu geben, was er nicht mag, ſo würden noch zehnmal mehrere ſterben, als jetzt. Die Ausnahme darf nicht Regel werden, und überhaupt halte ich jeden Arzt für einen Charlatan, der von der Wirkung ſeiner Curart mit apodiktiſcher Gewißheit ſpricht und uns glauben machen will, daß man mit einer allgemeinen Regel für alle Umſtände und Temperamente auskommen könne. Ich rede diesmal aus Erfahrung. Wir haben unſern beiden jüngſten Kindern die Pocken einimpfen laſſen, weil bösartige Blattern graſſiren. Alles ſchien gut zu gehen, allein das ſchwache, ſechsmonatliche Louischen bekam unter dem Ausbruch der Blattern Convulſionen, die ſonſt dabei ein unſchädliches, meiſt noch für günſtig gehaltenes Symptom ſind. Diesmal waren ſie es nicht. Donnerstags Morgens hatte ſie den erſten Anfall und nun folgten immer ſtärkere, die trotz aller angewandten Gegenmittel, Moſchuspulver, Campher, Klyſtir, Weinbähung, Opium, nicht weichen wollten und das arme Würmchen um ſechs Uhr Abends tödteten. Man weiß nicht, wie weh das thut, bis man es erfahren hat. Meine Frau hat ſich dabei indeſſen ſehr brav gehalten, nur iſt ſie von der Spannung jetzt matt und ſchwach, mehr als ſie es uns geſtehen mag. Ein paar gute Nachtruhen werden doch viel zu ihrer Stärkung thun.

Das ältere Mädchen hatte, wie bei ihrem inflammatoriſchen Temperament zu erwarten war, ſehr ſtarkes Fieber, und da ſie unbändig und widerſpenſtig iſt, auch mehr Blattern, als ſie ſonſt bekommen hätte; ſonſt aber geht mit ihr alles ſeinen guten Gang. Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen eher nichts zu ſchreiben, als bis alles glücklich geendigt geweſen wäre; allein jetzt mußte ich ſchreiben, aus Furcht, daß Sie die Trauerpoſt durch einen Andern erfahren möchten. Nächſten Dienſtag erhalten Sie wieder Nachrichten, und dann iſt hoffentlich alles gut mit der Kleinen und die ganze Krankheit abſolvirt. Was ſie an Lebenskraft zu viel hat, hatte das arme Kleinſte zu wenig.

Meine Geſundheit hält ſich trotz dieſer Unruhen und Leiden ganz gut; nur bin ich nicht im Stande geweſen, die Recenſenda ſchon zu abſolviren. Nächſte Woche hoffe ich gleichwohl fertig zu werden.

No. CCLXXVII.

Johannes v. Müller an Forſter.

21: Nov. 1791.

Premièrement, mon cher Ami, je vous demande pardon, de ne vous avoir pas écrit plutôt; je vous

supplie de ne l'attribuer qu'au nombre toujours croissant de mes occupations.

Secondement, je vous serois bien obligé, de vouloir ordonner à Dichtel de parcourir nos catalogues, pour voir s'il ny auroit pas un exemplaire du *Vocabularius* imprimé à Eltvil 1469, in duplo. Car il trouveroit un acheteur qui le payeroit bien. Vous n'avez qu'à me faire dire de bouche par le bon Ohler, si vous avez une telle doublette ou non. Il me trouvera toujours à la chancellerie, soit en sortant de la bibliothèque à midi, ou le soir à six heures, et si par hazard j'étois chez l'Electeur, il n'a qu'à attendre un peu.

Quant à ce que vous m'avez demandé, mon très cher Ami, je desirerois de savoir à combien pourroit monter la somme dont vous desireriez d'être soutenu. C'est pour pouvoir juger avec plus de sureté si la chose est proposable.

Vous connoissez l'état du fonds de l'université, et vous devinerez bien qu'un an après l'élection d'un empereur, et avec les dépenses en tout genre qu'on fait chaque jour, nos autres caisses ne sont guère mieux fournies. Cependant dites moi de quoi il s'agit, cest-a-dire, de combien d'argent. Si la chose est *possible*, je l'essayerai, si non, je ne vous compromettrai pas.

Dites moi en même tems aussi où vous en

êtes avec le catalogue de la bibliothèque, que vous étiez intentionné de rédiger.

Je fais tout ce que je peux pour procurer un édifice à la bibliothèque.

Je suis, n'en doutez, je vous prie, jamais, votre bon et fidèle ami.

No. CCLXXVIII.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 23. Novbr. 1791.

Die Nachricht von dem unglücklichen Erfolg der Blatterninoculation hat mich ſehr betrübt gemacht. Freilich war ich bereits, ſo ſehr ich dagegen arbeite, in einer düſtern Stimmung der Seele. Aber es ging mir doch unſäglich nahe, wenn ich an das liebe kleine Geſchöpf dachte, es noch ſo lebhaft vor mir ſah, und nun denken mußte, es ſey nicht mehr. Und meiner lieben Kinder Leiden und Kummer dazu zu denken!

Was mich noch aufrichtet, iſt, daß ich Sie beide in Ihren Briefen ſo gefaßt ſehe; gefaßter als ich bin. Thereſe kennt meinen unglücklichen Hang, recht im Innern des Kummers zu wühlen und ihn recht feſt zu halten.

Geben Sie mir ja mit der erſten Poſt Nachricht, wie es mit Clärchen geht. Das gute, liebe Kind! Gott gebe gute Nachricht. An Lebenskraft kann es ihr nicht fehlen, wenn ſie deren nur nicht zu viel hat! — Für Thereſen macht mich nur die Anſtrengung bange. Aber was hilft quälen! — Zur Ableitung der Gedanken will ich hier einen Brief von Carl beilegen, der doch beſſer lautet als ich fürchtete.

No. CCLXXIX.

Forſter an Heyne.

Mainz den 26. Novbr. 1791.

Unſere gute Thereſe wird Ihnen, liebſter, beſter Vater, am Dienſtag geſchrieben haben, wie es mit der kleinen Blatterkranken nun beſſer ginge. Jetzt iſt es nun beinah ganz beſſer mit ihr, die Blattern trocknen ab, die Geſchwulſt des Geſichtes iſt fort, ihre Augen ſind offen und unbeſchädigt und — was das Beſte iſt — ſie bleibt ohne Narbe. Ich hoffe alſo, ſie wird nach dieſem ſchweren Kampfe nur noch geſunder als zuvor, und ich ihrer deſto ſicherer ſeyn. Was ich aber dabei für mich gelitten habe, will ich nicht ſagen. Ich weiß nicht gut, wie ich den Verluſt ertragen hätte. Selbſt der leidige Troſt, daß die Blattern natürlich, nicht als Folgen der Impfung, entſtanden ſeyn ſollen, welches auch alles zuſammengenommen ſehr wahrſcheinlich, ich möchte ſagen, gewiß iſt, würde mich nicht mehr beruhigt haben. Gottlob! daß es ſo vorübergegangen iſt. Die arme kleine Louiſe iſt der Tribut geweſen, den wir für die übrigen haben zahlen müſſen. Daß ſie ſehr wenig gelitten hat und bis zum Pockenfieber immer geſund, wenn gleich ſchwach geweſen iſt, gereicht mir zur größten Beruhigung. So iſt ihr Daſeyn hier doch nicht eine Qual für ſie geweſen. Wie viel Spannen jedem zugemeſſen ſind, müſſen wir einer höhern Willkür oder Nothwendigkeit überlaſſen; aber eine ſchmerzliche Exiſtenz iſt ein trauriger, geiſttödtender Gedanke. Die Aeltere zu verlieren, wäre mir doppelt und zehnfach hart gefallen, weil ſie ſo viel ausgeſtanden hat.

Hier iſt die Anzeige von **M. de la Borde.** Sie verzeihen, daß ich noch nicht mit den andern fertig bin. Jetzt werden ſie folgen. Bei meinen jetzigen Umſtänden griff das Hauskreuz meinen Kopf zu ſehr an; ich konnte nicht arbeiten. Meine Frau ſagt mir, daß ſie Ihnen von unſern fausses alarmes geſchrieben hat. Ich brauche alſo wohl nichts davon zu erwähnen. Indeſſen thut der Streich große Wirkung. Die Franzoſen ſind gegen ihre leichtgläubigen Führer äußerſt aufgebracht, fangen an zu begreifen, daß man ſie mit leeren Hoffnungen täuſcht und werden wahrſcheinlich die noch offene Thür ins Vaterland ſuchen. —

No. CCLXXX.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 4. Decbr. 1791.

Wie niedergeſchlagen müſſen die dortigen Ariſtokraten ſeyn, daß ſie ſich einer unwahrſcheinlichen Mähre ſo unvorſichtig überlaſſen haben! In Paris muß aber doch etwas vorbereitet geweſen ſeyn, da man ſo viel Argwohn gegen den König geäußert hat; ich bin begierig zu hören, was für einen Grund die ganze Botſchaft gehabt hat.

In unſerm Lande täuſchen wir uns; wir ſchlafen nicht. Eine ſo allgemeine Unthätigkeit wird uns bei dem erſten Choc ganz betäubt und kraftlos daſtehen laſſen. Auch der Winter täuſcht uns! Was ließ der trockne Sommer fürchten! Nun hört man, in Schweden und Rußland iſt eben ſo gelinde Witterung wie bei uns.

Nun das möchte alles ſeyn! Könnte der Menſch ſich ſelbſt auch immer über alles täuſchen, was ihn drückt und das Leben zur Laſt macht.

Fanden Sie bei dem Verluſt Ihres guten kleinen Töchterchens nicht, wie traurig es iſt, daß wir im Denken über eine gewiſſe Linie hinausgegangen ſind! und wie troſtlos es iſt, ſich nicht — ich will nicht ſagen, überzeugen — ſich nicht täuſchen zu können, daß wir das liebe Kind wieder an unſer Herz drücken werden. O wie viel haben wir durch unſere Weisheit verloren! So ausgemacht iſt es: Religion ſollte Sache des Herzens, der Gefühle bleiben; keine Speculation des Verſtandes. Wie glücklich der, der auf dem rechten Punkte ſtehen blieb! und wie grauſam einen ſolchen einen Schritt weiter führen zu wollen. Was gäbe ich darum, mich über das Wiederſehen nur zur größern Wahrſcheinlichkeit zu erheben!

Vielen Dank für Ihre Recenſion von Robertſon und la Borde. Den letztern verlangte Herr Meiners, von dem Sie wieder eine ſcharfe Recenſion von Herder's Ideen leſen werden. Wenn Ihnen der vierte Band in die Hände kommt, legen Sie ihn nicht weg. Leſen Sie vorzüglich das Hauptſtück vom Chriſtenthum. So frei ſchrieb noch kein Theolog.

Hätte ich gewußt, daß Sie Volney laſen, ſo hätte ich ihn Ihnen gelaſſen. Mit Vergnügen habe ich ihn doch geleſen. Dahin, wo er war, kommt man bald; aber ſich wieder zurückzufinden, und an ſeiner Gemüthsruhe für gewiſſe Vorfälle nichts zu verlieren, das hält nun etwas ſchwer.

No. CCLXXXI.

Forſter an Heyne.

Mainz den 10. Dec. 1791

Nun ſcheint es, mein beſter Vater, daß Ruhe und Geſundheit und das, wovon wir Gelehrten mit unſerer erkünſtelten Exiſtenz immer abhängen, gutes Wetter, zugleich zurückkehren und bleiben wollen. Unſer Töchterchen erholt ſich ſichtbarlich; ſie iſt in der Krankheit ſehr gewachſen und zugleich hat ſie ihren ganzen embonpoint zugeſetzt, ſo daß es eine Zeit lang dauern wird, ehe wir das vorige kugelrunde Ding an ihr haben. Ihre gute Laune iſt wieder da, aber noch nicht die vorigen Kräfte, und was mir am meiſten nahe geht, auch nicht die vorige Stimme. Gewiß, die Blattern ſind eine abſcheuliche Zuchtruthe des armen Menſchengeſchlechts! — Ihre Reflexionen über das jenſeits der Grenze dieſes Lebens liegende Dunkel haben mich ſehr ergriffen, ſowohl da, wo ich mit Ihnen empfinde, als da, wo ich glaube, daß die Sache, aus einem andern Geſichtspunkte geſehen, eine beruhigendere Anſicht gewährt. Religion ſcheint mir, wie Ihnen, bloß Sache des Herzens, der Gefühle zu ſeyn. — Wäre ſie es doch immer in den Händen der Menſchen geblieben, nie ein Mechanismus geworden, wodurch ränkevolle Menſchen und Geſellſchaften ihre herrſchſüchtigen Abſichten erreichen wollten! — Jetzt ſcheint es unvermeidlich: ſie muß den ganzen Cirkel durchwandern, um wieder auf den rechten Punkt zu kommen, von dem ſie ausging. Oder mit andern Worten, für den vernünftigen und wahr empfindenden Mann bleibt ſie noch, was ſie immer geweſen und immer hat ſeyn ſollen; da ſie aber unglücklicherweiſe gegen die Abſicht Chriſti in das Syſtem der bürgerlichen Regierung verwebt worden iſt, ſo mußten alle die unſinnigen Folgen entſtehen:

zuerſt Mißbräuche des Begriffs vom Vertrauen und Glauben, zu einer Aufſtellung menſchlicher Infallibilität, ſodann aber der beinah noch ungereimtere Verſuch zur Läuterung der ſogenannten Vernunftreligion, bei der ſchlechterdings nichts für das Herz übrig bleibt. — Es wird, ſo hoffe ich, doch noch einmal dahin kommen, daß der ganze Umfang der menſchlichen Moralität, inſoferne ſein Princip vernünftig iſt, der Geſetzgebung untergeordnet und von ihrer Abſicht abhängig gemacht wird. Alle Erziehung muß ihrer Natur nach mit der politiſchen und bürgerlichen Verfaſſung im engſten Verhältniſſe ſtehen. Nun aber das Complementum, die Zugabe, die ſich ſchlechterdings niemandem vorſchreiben läßt, weil ſie von der individuellen, jedesmal verſchiedenen Empfänglichkeit des einzelnen Menſchen abhängt, die Ahnung, Erwartung, Anerkennung, Empfindung, oder der Glaube außerordentlicher und zukünftiger Dinge, die Vorſtellungen von Gott, Unſterblichkeit, oder Fortdauer nach dem Tode; — dies muß alles als ein freiwillig anzunehmendes oder zu verwerfendes Syſtem von intellectuellen Möglichkeiten daſtehen bleiben, jedem zugänglich, der ſein bedarf, aber keinem, der es nicht bedarf, zum Aergerniß und Anſtoß. Ich bin überzeugt, ſo hätten wir mehr ächte Religion, abgeſondert von allem theologiſchen, hierarchiſchen und ceremoniellen Unrath; mehr reine Tugend und Humanität, als jetzt bei der unſeligen Einverleibung der Religion in das bürgerliche Regierungsſyſtem möglich iſt. Die Religion ſollte nie Triebfeder werden in der Maſchine des Weltregiments; ſie ſollte lebendige, ſtärkende Kraft, unverdientes Geſchenk, Gnadenlohn ſeyn, dem, der ſie überkam und der ſie faſſen konnte.

So viel für das allgemeine Bedürfniß, und jetzt ein Wort von unſerm eigenen. Ich kenne keine Weisheit, d. h. kein vernünftiges Raiſonnement, welches mir den Gedanken einer Wiedervereinigung mit meinem Kinde nehmen, aber auch keins, das mir ihn geben kann. Das pro und contra iſt hier völlig im Gleichgewicht. Was hindert mich denn nun, den Ausſchlag dahin zu geben, wo meines Herzens Bedürfniß hindeutet? Doch nicht etwa, daß dieſer Gedanke mit öffentlichen Vorſtellungen, die ſich unmittelbar aus dem natürlichen Gebrauch meiner Verſtandeskräfte ergeben, incompatibel iſt, wie z. B. daß ich mir ohne Beibehaltung der jetzigen Organe die Modification von Gedächtniß nicht denken kann, bei welcher dieſes Kind mir das noch bliebe, was es mir vorher war; oder daß es bloßes Spiel unſerer Phantaſie iſt, wenn ich mir den Zwiſchenraum zwiſchen unſerer Trennung und Wiedervereinigung ganz hinwegdenke und ſo jenſeits des Grabes etwa über zehn Jahre noch das ſechsmonatliche Würmchen zu finden hoffe; oder daß ich, dem die bloße Außenſeite, die materielle Hülle dieſes lieben Weſens bekannt war, nicht mir ſchmeicheln darf, dort, wo dieſe wegfällt, einen Gegenſtand an ihm zu erkennen, der mir einſt werth war? — Wenn ſolche Gründe mich abhalten, den Wunſch des Wiederſehens zum Glauben zu erhöhen, ſo ſcheint es mir nicht, daß ich, um dieſen Glauben zu haben, meinen Verſtand gern dranzugeben wünſchen ſollte. Allein, wenn meine Vernunft mir wehrt, Vorſtellungsarten der ſinnlichen Welt in die metaphyſiſche zu übertragen, ſo geſtattet ſie mir doch immer noch eine Ideenfolge, bei welcher ich ruhig erwarten kann, was die Zukunft erſt enthüllen wird. Das Weſen, das durch mich und von mir ward, hat eine nähere Verwandtſchaft mit meinem Weſen als jedes andere; zwiſchen dem Gleichgearteten herrſcht eine Verbindung, die ich mir nicht wegleugnen kann. So wenig alſo ich im Stande bin, mir die Art meiner Exiſtenz nach dem Tode zu denken, ſo wenig ich begreife, was aus der Seele meines Kindes wird, das vor mir ſtirbt, ſo unumſtößlich bleibt mir der Satz, daß es wegen ſeiner Homogeneität mit mir nicht aufhört in einem engern Verhältniſſe mit mir zu ſtehen; ſo klar die Wahrſcheinlichkeit, daß verwandte Weſen ſich da leichter wieder an einander ſchließen, wo ſie einander wieder antreffen. Wir wollen freilich unſer jetziges Bewußtſeyn, unſer jetziges Gedächtniß, wir wollen menſchlich, ſinnlich, körperlich fortleben, in einer neuen, überſinnlichen, intellectuellen Welt, das alles iſt ſehr natürlich, weil wir keine andere, als ſinnliche Vorſtellungen haben; aber ob es auch billig iſt, Forderungen zu Gründen, etwas mehr als tröſtendes Spiel der Phantaſie daraus zu machen, iſt eine andere Frage. So organiſirt, wie wir ſind, und unter ſolchen Verhältniſſen in die Welt geſtoßen, daß wir von einer Entwickelung unſerer Geiſteskräfte zur andern nothwendig fortſchreiten müſſen und nicht eher ruhen können, als bis wir damit jede mögliche Stufe der Vervollkommnung durchwandert haben, kann ich es nicht für grauſam halten, wenn das heute geſchieht, was unvermeidlich doch einmal bei dieſer nothwendigen Entwickelung geſchehen muß, das heißt, wenn Begriffe entwickelt und ſcharf beſtimmt werden, wobei die Ruhe des Einen oder des Andern in ſeinen unrichtigen Vorſtellungen zerſtört wird. Wer ſich irre machen läßt in ſeinem Glauben, der glaubte nie recht, er laſſe ſich die Mühe nicht verdrießen, alles noch einmal frei durchzudenken, bis er auf einen feſten Grund des Glaubens gelangt, ſo verdankt er dem Zweifel eine deſto feſtere Ueberzeugung. Es giebt überdies, wie die Theologen ſagen, keinen Glauben ohne Prüfung und Anfechtung; ſiebenmal muß das Gold im Tiegel ſich bewähren, und wie es weiter lautet. Was wahr iſt, muß wahr bleiben, ihm werde noch ſo ſehr widerſprochen; im Gegentheil, die Einwürfe tragen dazu bei, das Wahre deſto reiner und ſchneller herauszuheben über alle Einwendungen und Zweifel. Auch ſind wir, dünkt mich, ſchon dahin gekommen, ſeitdem die Philoſophie das Gebiet der Vernunft ſo feſt umzäumt hat, daß ſie über das Weſen der Dinge jenſeits des Kreiſes der Sinnlichkeit nicht abſprechen darf. Der Phantaſie, dem Gefühl, dem Ahnen und Glauben iſt die Unermeßlichkeit überlaſſen; nur in dem Reiche der Vernunft dürfen ſie keinen Unfug treiben, ſondern müſſen als gute Bürger ſich dem Geſetz unterwerfen. Man frage doch einen Menſchen, der in ſeinem Glauben irre iſt, was ihn ſtörte? ſo wird ſichs zeigen, daß es nicht ſowohl die fremde Vernunft, als vielmehr ſeine eigene war, denn, wäre ihm das Raiſonnement des Andern unvernünftig vorgekommen, ſo hätte es nicht auf ihn gewirkt. Und dem Himmel ſey es gedankt, daß man ſo noch wirken kann! Der ächten geläuterten Vernunft können wir nie zu viel haben; leider haben wir noch immer mit Unvernunft zu kämpfen, wohin wir ſehen. Man hält überall, trotz beſſerm Wiſſen und Gewiſſen, an den dümmſten Vorurtheilen, und ſelbſt in Frankreich iſt das Eine Verſehen, die Nachgiebigkeit der vorigen Nationalverſammlung, eine Nationalreligion zu diſtinguiren von den übrigen, und ſie in die Verfaſſung einzuſchalten, die ergiebige Quelle der zerrüttendſten Unruhen und des bevorſtehenden bürgerlichen Krieges geworden. Nun entſtanden beeidete und nicht beeidete Prieſter, und damit unvermeidlicher Zwieſpalt, der nicht ſo leicht beruhigt werden kann, als man ihn durch vollkommene Billigkeit gegen alle Religionen von Anfang vermieden hätte. Frankreich ſcheint endlich die Maßregel zu ergreifen, die es einzig retten kann vom Bankerott, es will nicht länger umſonſt alle ſeine Kräfte und Schätze aufwenden in der Ungewißheit, ob es angegriffen werde oder nicht. Wenn die Flüchtlinge nicht ſogleich von den kleinen Fürſten an der Grenze ihr consilium abeundi erhalten, ſo können wir eines Angriffs von Frankreich gewärtig ſeyn; denn zu deutlich ſieht man in Frankreich ein, daß die Politik der großen

Höfe Zögerung iſt, und Erhaltung der Unruhen und Beſorgniſſe und Verſchwendung der Nationalſchätze auf die Vertheidigungsanſtalten längs der Grenze.

No. CCLXXXII.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 16. Decbr. 1791.

Recht ſehr haben Sie mich, liebſter Forſter, durch Ihre beiden Recenſionen heute erfreut; ſie ſollen im Anfang des neuen Jahres paradiren. Aber noch mehr vergnügt es mich zu ſehen, daß Sie ſich wieder erhoben, und wieder anfangen an der Arbeit Geſchmack zu gewinnen. Ich kenne dieſe unſelige Lage, die immer von körperlichen und außerkörperlichen Urſachen zugleich und zuſammen veranlaßt zu werden pflegt; lieber will ich Schmerzen jeder Art als eine ſolche Apathie dulden, in welcher das einzige Gefühl Ekel, Verdruß und ennui iſt. Nur Zeit, Beſtreben und befeſtigte Geſundheit kann dabei helfen.

Nun haben Sie das Vergnügen, Ihre liebe muntere Clärchen wieder um ſich hüpfen zu ſehen; und das liebe Thereschen; ſehr gegründet iſt Ihre Bemerkung, daß der ſchnelle Wuchs, oder doch dieſe ganze Epoche gar ſonderbar auf die Kinder wirkt. Wieviel hundert Kinder werden in dieſer Periode mißhandelt und verwahrloſet!

Frankreich thut einen mächtigen Schritt, wenn es angreifender Theil wird! Leider iſt nur jetzt aller Geiſt von Mäßigung und Klugheit von der N. V. gewichen! Viel tauſend Empfehlungen an meine liebe Thereſe.

No. CCLXXXIII.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 24. Dec. 1791.

Nun wünſche ich Ihnen muntere Kräfte, um an Ihre *Anſichten* wieder zurück zu gehen. Wenn Sie nur einmal wieder hineingekommen ſeyn werden, ſo wird es ſich geben. Mir geht es auch wohl ſo, daß die erſten Entſchließungen, an die Sache zu gehen, am meiſten koſten. Man muß ſich oft täuſchen, mit ſich capituliren, bis man dem Thiere den Zaum über den Kopf geworfen hat. Wenn Sie dort nur nicht durch die Revolutioniſten auf ſo vielerlei Art litten, ſo ließe ſich das Spiel wohl noch anſehen, ob es einem gleich wehe thut, daß ſo Viele leiden.

Was in aller Welt war denn der *Frank* in Offenbach für ein Abenteurer? was ſeine Söldner? Mich wundert, daß uns nicht mehr davon bekannt geworden iſt.

No. CCLXXXIV.

Forſter an Heyne.

Mainz den 27. Decbr. 1791.

Frank in Offenbach, nach dem Sie mich fragen, war eine räthſelhafte Erſcheinung. Er iſt als ein Jude geboren, und hat ſich irgendwo in den kaiſerlichen Staaten taufen laſſen. In Brünn hatte ihm der Kaiſer einen Aufenthalt verſtattet; allein weil er ſich dort zu ſehr in ſeinen Uebungen eingeſchränkt glaubte, ging er noch bei deſſen Lebzeiten fort und ließ ſich in Offenbach nieder. Hier wohnte er ſeit drei Jahren und drüber, hielt ſich eine Leibwache von Uhlanen, polniſch gekleidet, und zog aus Polen und den dort angrenzenden Ländern eine große Anzahl jüdiſche, polniſche, auch ſagt man griechiſche Familien an ſich, von denen er gewiſſe Abgaben ſoll erhoben haben. Oeffentlich bekannten ſie ſich zur katholiſchen Kirche und gingen in den nah gelegenen katholiſchen Flecken Bürgel, um Meſſe zu hören. Sommers badeten ſich alle wenigſtens ein paarmal des Tags im Main. Sie hingen außerordentlich an Frank; wenn er ausging, folgte ihm gemeiniglich der halbe Haufe; die letzte Zeit ſollen bei 600 Menſchen oder noch mehr um ihn geweſen ſeyn. Katholicismus iſt indeſſen wohl nicht ſeine eigentliche Religion geweſen; man erzählt vielmehr, daß ſeine Leute geſagt haben ſollen, wenn eine griechiſche Kirche ihnen in der Nähe wäre, würden ſie vorzugsweiſe dahin gehen. Frank erhielt, vielleicht von entfernt wohnenden Anhängern, ſehr große Summen Geldes und machte großen Aufwand, aber auf eine ſchmuzige polniſche Art. Täglich fuhr er in den Wald, ſtieg aus, ließ einen Teppich ausbreiten und betete ſtundenlang unter freiem Himmel, es mochte Wetter ſeyn, wie es wollte. Er ſoll auch viel laborirt haben als Alchymiſt, und trank täglich große Portionen Hoffmann'ſchen Liquor, welches ihn, wie ſeine Leute glaubten, unſterblich erhalten ſollte. Nun er aber geſtorben iſt, hört man die Unſterblichkeit ſo erklären, daß es eine tibetaniſche Seelenwanderung ſeyn ſoll, denn nach neun und vierzig Tagen ſoll ſein Geiſt auf ſeinen jüngern Neffen fallen, der dann an ſeiner Statt das Haupt der Secte wird. Ueberhaupt ſcheinen die Frankfurter von den Hauptſatzungen dieſer Leute wenig zu wiſſen und ſich wenig darum zu bekümmern, denn auf meine wiederholte Erkundigung habe ich nie etwas Gewiſſes darüber erfahren können.

Wir ſind nun in täglicher Erwartung eines conſtitutionellen franz. Geſandten, der bisherige Ariſtokrat iſt endlich fortgeſchafft. In Coblenz hat Vergennes dem Kurfürſten ſeine Abberufung bereits bekannt gemacht; der Kurfürſt hat ihn ſelbſt eingeladen, als Privatmann dort zu bleiben, und im Herausgehen aus dem Zimmer des Kurfürſten ſteckte Vergennes die weiße Kokarde auf. Es iſt doch betrübt, daß der franz. Hof ſo lange ſolche treuloſe Geſandten überall hat unterhalten müſſen. König und Königin ſcheinen jetzt ernſtlich ſich die Aufrechthaltung der neuen Verfaſſung angelegen ſeyn zu laſſen; der Kaiſer iſt wahrſcheinlich ehrlich mit einverſtanden; folglich werden die kleinen Herrchen am Rhein wohl nachgeben müſſen. Die ausgewanderten Franzoſen ſind indeß noch immer gutes Muths, ſie und ein vernünftiger Gedanke über ihre Lage kommen nie zuſammen. Uebrigens ſind ſie unterhaltend genug. Doch ich höre auf mit Plaudern, und bin Ihr dankbarer und gehorſamer Sohn.

No. CCLXXXV.

Forſter an Heyne.

Mainz den 7. Januar 1792.

Hier kommen die Bogen über Göttingen wieder zurück, mein beſter Vater. Ich möchte wohl des Mannes ſcharfen Blick haben, wenn er ihn auch verleitet, oft da etwas zu ſehen, wo nichts iſt, der gewöhnliche Fehler des Scharfſinnes, der immer tiefer und ſubtiler zergliedern will, als die Natur der Sache geſtattet. Es iſt nicht leicht ſo viel Wahres über Göttingen geſagt worden auf eine ſo originelle, einen ſo guten, denkenden Kopf verrathende Art. Geſchmack indeſſen, äſthetiſches Gefühl und Kenntniſſe im mediciniſchen und phyſikaliſchen Fache ſcheinen zu fehlen, und die erſtern werden nur unvollkommen durch Operationen der Vernunft erſetzt. — Ich kann auch die moraliſche Unempfindlichkeit nicht gut leiden, womit man ſich ſolche perſönliche Urtheile erlaubt, viel weniger die, womit man ſie drucken läßt. Wer doch immer in ſeinen eignen Buſen griffe? Endlich ſchimmert zwiſchen dem Schein von Unparteilichkeit doch auch immer ſehr viel beſtimmter böſer Wille gegen Göttingen hervor. Es wäre zu wünſchen, ein unparteiiſcher kaltblütiger Mann, dem man die Facta mittheilte, welche der Verfaſſer verunſtaltet hat (und wo er offenbare Unrichtigkeiten angiebt, z. B. wegen der Koſten des Accouchirhauſes und dergleichen), ſetzte ſich hin und ſchriebe etwas ganz Ruhiges nicht ſowohl zur Widerlegung als zur Berichtigung dieſes Schriftſtellers, worin man unter anderm zeigte, daß nach ſeiner Methode wohl ſchwerlich irgend einer andern Univerſität viel Ehre übrig bleiben würde, wenn man ſie ſo ſichtete; wohl ſchwerlich irgend einer menſchlichen Einrichtung. Die Vernunft muß am Ende doch Recht behalten.

Unſere Neuigkeiten ſich unbedeutend. Die Anarchie in Frankreich ſo lange als möglich zu unterhalten, iſt die einzige Politik der deutſchen und übrigen europäiſchen Fürſten; und zu bedauern iſts, daß der Parteigeiſt im Innern ihnen dazu behülflich iſt. Was die Emigrirten thun können, iſt ſoviel als nichts; ſie ſind nur geringe Werkzeuge der kaiſerlichen Politik. Ich lache indeſſen über dieſe Weisheit, die am Ende doch nur nach den Ereigniſſen handelt, folglich nicht frei iſt, ſondern von einer höhern Verkettung der Dinge abhängt, wobei wir immer nur das Zuſehen haben. Wenn die franzöſiſche

Revolution wichtige Folgen haben ſoll, werden es dieſe armen Politiker nicht hindern. Das Ende der Unruhen kann indeſſen erſt in zwanzig Jahren abgeſehen werden.

No. CCLXXXVI.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 13. Jan. 1792.

Viele Freude haben Sie mir, mein lieber Forſter, mit den Asiatic researches gemacht; da ich Sie aber ſelbſt derſelben beraube und Sie vom Gebrauche abhalte, ſo liegt mir es ſchwer auf dem Herzen, daß ich das Buch nicht gleich mit der erſten Poſt wieder ſenden kann. Es ſoll aber mit der zweiten geſchehen. Aber recenſiren hätten Sie es ſollen! Sie konnten und mußten etwas Beſſeres darüber ſagen als ich, da ich zumal flüchtig darüber wegeilen muß. Ein paar Länder lerne ich darinnen kennen, Aſan und Nepal, wo ich weinen möchte, daß die Natur ſo viel à pure perte thut, und uns hingegen ſo ſtiefmütterlich behandelt, um es uns entgelten zu laſſen, daß wir im geſellſchaftlichen Leben ein paar Schritte vorwärts gethan haben.

Ueber Jones muß man ſich ärgern! Wenn der Mann doch nie ein Wort von der Bibel gehört hätte, ſo würde er um vieles vernünftiger verfahren. Wie ſo ein Mann ſo orthodox ſeyn kann, iſt mir unbegreiflich.

Nicht nur keine Univerſität behielt ein Stäubchen Ehre, wenn es dem Verfaſſer des letzten Werkes nachging, ſondern es wäre gar keine Univerſität möglich. Der gute Menſch weiß gar nicht, was er will. Er ſchwatzt von Haller und Mayer, von großen Genies und Erfindern, aber die machen keine Univerſität und ſind deßwegen keine guten Profeſſoren. Eine Univerſität aus ſolchen Profeſſoren zuſammengeſetzt, was würde aus dieſer werden? Wie der Mangel an feinem Geſchmack und an feinem Gefühl ſich bei ſo vielem Scharfſinn finden kann, iſt unbegreiflich; der letztere iſt aber unſtreitig von böſem Willen und von ſchwarzer Galle geſchärft. Den Verfaſſer können Sie geſehen haben, er ging als Hofmeiſter mit den drei Herren von Graſſow und heißt Ribini, ein Ungar, der hier viel Höflichkeit genoß, mit Lichtenberg vertraut war. Was er von der Sch. ſagt, iſt die ſchändlichſte Lüge.

Wie es ſcheint, ſind Sie (in Anſehung der franzöſiſchen Angelegenheiten wenigſtens) ein Fataliſt geworden. Wie man es nimmt! Ich glaube, wenn wir den ganzen Zuſammenhang von Allem wiſſen könnten und wüßten, ſo würden wir bald einſehen, wie ſich die Sache ganz natürlich endigen muß und wird. Nun ſehen wir wenig Fäden von dem Gewebe, und die Scheere, die dazwiſchen fahren kann, noch weniger; alſo iſt es Folge meines eingeſchränkten Verſtandes, deucht mir, mehr als irgend eine Nothwendigkeit, die ich fatal oder abſolut nennen möchte. Daß wir armen Sterblichen die Contlngentln nicht wiſſen, hemmt unſer ganzes ſonſt richtiges Raiſonnement und macht es an und für ſich nicht unrichtig, ſondern nur weil noch etwas dazu kommt, das kein Sterblicher in Anſchlag bringen kann, als unter der Claſſe von Möglichkeiten, bei denen alle unſere Berechnung aufhört.

Wie ſich in Berlin die ſcandalöſe Edictsgeſchichte endigen wird, ließe ſich wohl ſagen, wenn nicht tauſend Dinge damit in Verbindung ſtünden und noch hinzukommen werden, die ſich nicht berechnen laſſen.

Ich komme alſo bei meinen Speculationen immer dahin zurück, wie eingeſchränkt, ſchwach, kümmerlich mein Bischen Verſtand iſt, und wie ich mich durchaus einem höhern Verſtand unterwerfen muß, der Millionen Combinationen mit einem Blick überſieht, wo ich kaum Einer halb und dunkel folge. Ein ſo verſtändiges Weſen muß auch gut ſeyn, unendlich mehr, als ich es bei meinem ſchwachen Verſtande bin. Nun bin ich geborgen! —

No. CCLXXXVII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 21. Januar 1792.

Mein Fatalismus in Anſehung Frankreichs iſt ſo arg nicht; ich laſſe nur gehen, was ich nicht beurtheilen kann, und glaube überhaupt, daß die Menſchen, denen die

Völker anvertraut ſind, ſich ganz in dem nämlichen Falle befinden; ſie überſehen nur andere Verhältniſſe, aber bei weitem nicht alle; daher iſt ihr Wirken eben ſo blind in den Tag hinein und hat ſo ganz andere Folgen, als ſie ſelbſt hofften. — Die europäiſchen Mächte, denen es doch im Grunde wegen der Aufklärungsepidemie bange iſt, werden ſich wohl hüten, Frankreich angreifen zu wollen; ihnen iſt mehr damit gedient, es in ſeinem jetzigen Zuſtande der politiſchen Ohnmacht und der innern Zerrüttung zu erhalten, ſo wird es, ſtatt das Beiſpiel von Europa zu werden, die Fabel von Europa, und ihr Zweck iſt erreicht. Freilich iſt darum die gute Sache nicht ſchlechter geworden; aber welcher große Haufe geht bis auf den Grund? Das allgemeine Reſultat; dabei bleibt er ſtehen. Dies iſt wahrſcheinlich jetzt die Art, wie die Cabinette die Lage von Frankreich betrachten; aber wenn nun die Vorſehung, nach Ihrem Ausdrucke, mit der Scheere dazwiſchen fährt, dann nimmt die Sache doch eine andere Wendung und kann doch zum Wohl der Humanität ausſchlagen, ſo wenig es jetzt den Anſchein hat und ſo wenig die Monarchen und die Oligarchen das wollen. — Die Noth kann auch ſo wirken, zurückführen auf einfachere ſtrenge Sitten; kann Einſchränkungen erzwingen, die nächſte Generation vor der Corruption der gegenwärtigen bewahren, wenn Gemeingeiſt der Freiheit und der Bürgertugend allgemeiner darin wirken. Alsdann wäre die Revolution nicht nur geborgen, ſondern auch heilſam geworden. Die Losreißung der Colonien in Weſtindien kann, ſo ſchmerzlich die Wunde iſt, dennoch die Geſundwerdung des Ganzen beſchleunigen. Die franzöſiſche Induſtrie wird ihren Markt immer finden, wenn Frankreich auch keine auswärtigen Beſitzungen hat; der franzöſiſche Manufacurier iſt genügſamer und im Grunde fleißiger, oder doch eben ſo fleißig als der engliſche; er kann alſo wohlfeilere Waare geben. Auch der Ackerbau könnte in Frankreich noch viel höher getrieben werden. Das iſt kein Unglück, wodurch die Menſchen ſich genöthigt ſehen, fleißig zu werden und ihre Kräfte anzuſtrengen. Iſt doch die Anſtrengung jetzt möglich, was ſie bei dem vorigen Regierungsſyſtem nicht war. —

No. CCLXXXVIII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 28. Januar 1792.

Der arme Herr Meiners! Nun ich hoffe, er wird ſich doch beſänftigen laſſen. Ich konnte ihm warlich nicht helfen. — Haben Sie wohl die Recenſion des Briſſot in der A. L. Z. geleſen? Es iſt doch betrübt, wenn Gelehrte ein Buch bloß mit Rückſicht auf ſich ſelbſt und ihr Fach recenſiren. Ich fand nichts Neues (für mich); folglich iſt im Buch nichts Neues, und es taugt nicht für zehntauſend Andere (die doch das nicht wiſſen, was ich weiß, die auch ganz was Anderes ſuchen können, als die Paar ſtatiſtiſchen Brocken, für die ich allein Sinn habe). — Wie muß doch ein Menſch geſtimmt ſeyn, welche Empfänglichkeit muß er beſitzen, der ſich zwei oder dreimal in einer Recenſion von Briſſot's Reiſe über Langeweile beklagen kann. Was iſt doch die jämmerliche Folge der methodiſchen oder pedantiſchen Stimmung, in welche unſere Profeſſoren ſo leicht verfallen. Sie wollen immer nur ſtoppeln, ſammeln. Darüber geht der allgemeine Blick verloren und ihr moraliſches Auge wird an eine betrübte Myopie gewöhnt. Nichts nährt da den Geiſt. Der dürre Buchſtabe giebt keine Nahrung, wenn man nicht die zarte Empfänglichkeit mit dem Stolz des Bewußtſeyns zugleich erhält.

In Frankreich ſieht es ſchwierig aus. Briſſot's Philippica gegen den Kaiſer verdient geleſen zu werden. Es iſt kein unnützes Wort darinnen; keine leere Declamation und Rednerfiguren, wie in Burke's Reden gegen Haſtings. — —

No. CCLXXXIX.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 30. Januar 1792.

Auch das gehört zu dem Stricken aus Sande der großen Weltmaſchine, daß die Ihnen nöthigen Bücher hier und Sie in Mainz ſind. Daß Sie die Abhandlungen des Jones ausheben und zuſammen überſetzen, iſt immer ein herrlicher Gedanke, aber mehr würde ich doch nicht rathen, als ſie nur für den Gebrauch unſerer Gelehrten hinzuſtellen, bloß Winke beizufügen und auf das Willkürliche und Lückenhafte aufmerkſam zu machen. Unmöglich würden Sie alles verbeſſern und ausfüllen können, es belohnte Sie nicht, und mit einer Aſſociation einiger Gelehrten kömmt nichts heraus. Herrn Niebuhr könnte manches anders ſtellen; beſonders von den Arabern und Perſern. Von den Tartaren iſt alles gar zu ſinnlos; das müßte aber unſägliche Mühe koſten beſſer zu machen.

Sie haben recht, von Allem bleibt den Franken doch übrig Boden und Hände, und ſo kommen die Sachen doch wieder ins Gleis. Ueberhaupt ſprechen Sie ſo tröſtend über Frankreich, daß mich Ihr Brief gewiſſermaßen beruhigte, denn ich ſchäme mich nicht zu ſagen, die Lage des armen Volkes verleitet mich oft zu bekümmerten Betrachtungen. Was ſoll man aber zu alle dem Unſinn denken? Das neue wiener Journal und die berliner Predigerinquiſition daneben! Noch gehe ich nicht von meinem alten Grundſatze ab, mich in meine kleine häusliche Welt (das Arbeitszimmer macht das Centrum) einzuſchränken, und von da aus, ohne zu ſtaunen, noch mich zu ärgern, das Narrenſpiel in der großen Welt durch ein klein Fenſterchen oder Ritze mit anzuſehen.

Wären Sie mir nur näher, daß wir nochmal drüber ſchwatzen könnten!

No. CCXC.

Dohm an Forſter.

Aachen den 6. Febr. 1792.

Ihr liebes Schreiben vom 7ten v. M., mein theuerſter Freund, habe ich zu Pempelfort erhalten, wo ich mit Frau und Kindern fünf ſchöne, ſchnell verfloſſene Wochen zugebracht habe. Ich wollte Ihnen immer von dort mit unſerm Jacobi gemeinſchaftlich antworten, es kam aber nicht dazu, indeß ſollen Sie doch von uns beiden zugleich etwas erhalten, deßhalb ſchicke ich dieſes über Pempelfort.

Was Sie von Ihrer Geſundheit, von der Nothwendigkeit, übermäßig zu arbeiten, uns ſchreiben, hat uns recht niedergeſchlagen, liebſter Forſter. Sie haben Alles in ſich, was Sie aufrichten und ermuntern kann. Sie haben auch das, was das Wichtigſte iſt von Allem, den Willen und feſten Entſchluß, ſich durch die äußern Dinge nicht unterdrücken zu laſſen. Sie genießen dabei auch einer Unabhängigkeit und eines Gebrauchs Ihrer Zeit, daß Sie Ihre Lage ſchwerlich irgendwo in Deutſchland verbeſſern könnten. Dieſe Umſtände machen es ſchwer, Ihnen irgend etwas zu ſagen, das Troſt oder Rath ſeyn könnte, und doch möchte man das ſo gern auch dann, wenn man weiß, daß der leidende Freund dieſes von uns nicht erwartet, noch bedarf. Indeß eben dieſe Umſtände ſind auch wieder ermunternd für uns geweſen. Wenn die ökonomiſche Lage unſers Forſter's, ſagten wir uns, nur einmal ſo iſt, daß er mit der fixen Einnahme und dem Ertrag mäßiger Arbeit auskommen kann, ſo wird er ſeiner Geſundheit, ſich ſelbſt, Gattin und Kindern leben und glücklich ſeyn können, wozu er die innere Anlage ſo ganz und von der äußern auch ſo Vieles hat. Jene Bedingung würde nun unſtreitig durch Herausgabe Ihres botaniſchen Werkes erreicht werden können. Traurig, daß Sie auf England keine Hoffnung mehr ſetzen zu können glauben. Da der König ſelbſt ein Freund dieſer Wiſſenſchaft iſt, ſollte denn kein Mittel ſeyn, die Sache unmittelbar bei ihm durchzuſetzen, ohne daß Banks es hindern könnte? Oder wäre es nicht möglich, die Eitelkeit dieſes Mannes mit Ihrem Intereſſe zu verbinden? Sollte ihm nicht vielleicht lieb ſeyn in Ihnen einen Solander wieder zu finden, dem er auch die Herausgabe ſeines Werks, das mit dem Ihrigen dann in Verbindung zu ſetzen wäre, anvertrauen könnte? Sie müſſen freilich, da Sie Local und Perſonen kennen, am beſten wiſſen, ob dies thunlich ſey? Vermuthlich haben Sie hierüber ſchon alles durchdacht und nicht ausführbar befunden. Auf den Fall ſind mir zwei Gedanken entſtanden, die ich Ihnen doch mittheilen will. Ich habe in der Zeitung geleſen, daß der Kaiſer eine beträchtliche Summe zu neuen Reiſen in ferne Erdtheile, um die Naturkunde zu erweitern, beſtimmt habe. Sollte es nun nicht möglich ſeyn, aus dieſem Fonds etwas zur Unterſtützung Ihres Vorhabens zu erhalten? Mir ſcheint es ſo natürlich, daß der Monarch, der neue Sammlungen machen laſſen will, auch zu bewegen ſeyn müſſe, etwas herzugeben, um eine ſchon gemachte Sammlung der Welt nützlich werden zu laſſen, daß ich glaube, es würde nur auf einen guten Canal ankommen, um die Ideen an den Kaiſer zu bringen, wozu ich aber in Wien keinen Rath geben kann. Ich wünſchte wenigſtens, daß Sie ſich ermuthigten, wozu es Ihnen an Mitteln nicht fehlen kann. Ein anderer Fall iſt, daß man verſuchen könnte, von der berliner Akademie eine Unterſtützung zu erhalten. Ich baue zwar nicht viel darauf, indeß wenn es nur darauf ankäme, bloß ſo viel zu erhalten, daß ein Buchhändler bewogen würde, die Sache mit deſto mehr Antheil für Sie zu unternehmen, ſo wäre es doch vielleicht nicht unmöglich. Wollen Sie dieſen Verſuch machen, ſo ſchreiben Sie an den Grafen Herzberg und ſchicken mir den Brief, den ich alsdann mit einer nachdrücklichen Empfehlung begleiten werde. Es wäre aber gut, wenn Sie den Buchhändler ſchon vorher gefunden hätten, der zugleich mündlich die Sache betreiben könnte. Voß wäre dazu recht gut und er hat allenfalls noch andere Canäle, um die immediate Genehmigung zu erhalten, obgleich dieſe bei einem Vorſchlage des Grafen Herzberg nicht leicht geweigert werden wird. Es thut mir wahrlich leid, mein

Theuerſter, daß ich Ihnen nicht etwas ſicher und gerade zum Ziel Führendes vorſchlagen kann. Indeſſen man muß nichts unverſucht laſſen. Ueberlegen Sie dieſe Einfälle, die ich Ihnen doch wenigſtens mittheilen wollte. Ihren Gedanken über die Begebenheiten, die neben uns vorübergehen, ſtimme ich ganz bei, ſo auch Jacobi. So intereſſant von einer Seite die Zeit iſt, in der wir leben, ſo trübe iſt doch die Ausſicht, daß wir die Entwirrung von alle dem noch zu ſehen nicht hoffen dürfen. Selbſt die Erfahrung der Vorzeit reicht nicht hin, um uns zu ſichern Schlüſſen zu leiten. So große Aehnlichkeiten zwiſchen den jetzigen und ältern Vorfällen (vorzüglich den engliſchen) ſich auch finden, ſo waren doch Verkettungen äußerer und innerer Verhältniſſe noch nie ſo da als jetzt. — Das Uebelſte iſt, daß dieſe Ungewißheit des allgemeinen Zuſtandes in der nächſten Zeit auch in die eignen Angelegenheiten und Entwürfe faſt jedes Privatmannes etwas Schreckendes und Unſtätes bringt. Doch ich mag hierüber nichts mehr ſagen.

Ich ſchicke Ihnen hiebei ein Buch über Surinam. Aus der Vorrede und dem beikommenden Briefe, den ich mir wieder zurückerbitte, ſehen Sie, wie ich dieſes Buch veranlaßt habe und wie die Verfaſſer deſſen Bekanntwerdung wünſchen, auf eine Art, wie ſie ihre guten Abſichten verdienen. Da das Buch durch ſeinen ſtatiſtiſch-hiſtoriſchen Inhalt immer intereſſant iſt, ſo bitte ich Sie eine Anzeige davon in die Göttinger und Literatur-Zeitung zu beſorgen oder doch zu veranlaſſen.

Vielleicht können Sie auch für Ihre Sammlung von dieſer Schrift Gebrauch machen, die Sie auf allen Fall in Ihrer Bibliothek gern aufbewahren werden.

Meine Frau grüßt mit mir herzlich Ihre Thereſe. Möge der Verluſt, den Sie erlitten, Ihnen durch deſto ungetrübtere Freuden an den Kindern, die Ihnen erhalten ſind, erſetzt werden.

No. CCXCI.

Forſter an Heyne.

Mainz den 12. Febr. 1792.

Im alten Jeſuitercollegio wird die Bibliothek endlich eingerichtet werden. Die Kirche will man nicht dazu geben. Das Publicum hängt noch zu ſehr daran, und man hat ſogar der Univerſität einen anonymen Drohungsbrief zugeſtellt, worin unter andern ſtand: ſo viele Kirchen habe man ihnen ſchon entriſſen, nun wolle man auch die Lieblingskirche zur Bibliothek machen; iſt das der Dank des Proteſtanten für das gute mainzer Brod, das er genießt? — Kurz, man findet in dieſem Moment unpolitiſch gegen das Vorurtheil anzuſtoßen, oder noch eigentlicher, die Herren Exjeſuiten haben es mit ihrem savoir-faire im Miniſterio und bei dem Kurfürſten dahin zu bringen gewußt, daß ihre Lieblingskirche nicht aufgeopfert wird.

No. CCXCII.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 14. Febr. 1792.

Solche Zuſammenkünfte, wie die Ihrige mit Dohm, weiß ich zu ſchätzen. Eigentlich regenerirt man ſich dadurch, man wird ſich ſelbſt neu und lieber, denn man hat oft Urſache zu ſagen, daß man nicht von ſich geglaubt hätte, daß ſo mancherlei in einem ſteckte! Es gehört aber gerade ſo ein *idio-elektriſcher* Körper dazu, um Funken aus uns hervorzubringen. Eine Zeitlang geht es wohl, daß man ſich ſelbſt excitirt, aber in die Länge taugt es nicht. Dieſe Ruhe, die ſo fünf Wochen lang fortdauert, und worin man ſich einander nicht ſpannt, ſondern alles dem natürlichen Zug der Umſtände überläßt, die täglich neue Unterhaltung zu bereiten, die iſt köſtlich genug, um mir beneidenswerth zu ſcheinen; ich wäre alſo gern der dritte Mann in Ihrem gaſtfreien Hauſe geweſen. Auch das Bewußtſeyn, daß ich es hätte ſeyn können, iſt indeſſen etwas werth und muß mich dieſes Mal, wie in ſo manchen andern Fällen, wo mir mein Schickſal verſagt, tröſten für das, was ich nicht genieße.

Ich freue mich indeß auf Ihr verſprochenes Perimoguntian — ich war im Begriff Perichelion zu ſchreiben, da fiel mir ein, daß Mainz keine Sonne iſt, wenigſtens in Betracht Ihrer nicht, — und meine Frau freut ſich mit mir darauf. Wer nur mit Ihnen könnte bis Carlsruhe! Allein dieſes Jahr muß ich mir alles Reiſen aufs höchſte verbieten. Was Sie ſchreiben, lieber Jacobi, iſt mir noch immer eine willkommene Erſcheinung geweſen. Sie können alſo denken, wie ich auf Ihr neues Werk ſpanne. Die Einleitungen zu meinen neueſten Reiſeſammlungen will ich Ihnen doch empfohlen haben, weil Schloſſer ſo zufrieden damit iſt.

Heinſe thut ſich trefflich bene! So gern ich ihn lieb hätte, ſo unmöglich macht er mirs doch an ihn zu kommen. Das Futteral, das er anhat, iſt nicht von Holz, ſondern von Leder und das zieh ihm der Teufel ab. Ich fürchte auch ſehr, wenns endlich herunter wäre, würde er einen eher jammern, als anziehen, denn ich glaube, das Leder hat ſich mit ſeiner eigenen Subſtanz ziemlich identificirt. In der That, ſein Egoismus iſt bewundernswerth, weil er ſich wohl und glücklich dabei befindet; aber er deſeſperirt alles um ſich her, was nicht geradezu gemacht iſt, einem ſolchen Egoismus zu fröhnen.

No. CCXCIII.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 16. Febr. 1792.

Was iſt denn an der Nachricht von dem einzuführenden politiſchen Inquiſitionsgerichte? Unmöglich ſcheint es freilich nicht. Eben darum bitte und beſchwöre ich

Sie, daß Sie Ihren eigenen Freiheitseifer ſo ſehr mäßigen und zurückhalten, als es nur immer die Klugheit erfordert, damit Sie nicht einmal ein Opfer davon werden, ohne dadurch den geringſten Nutzen zu ſtiften. Ich höre, Sie überſetzen den Briſſot; laſſen Sie ſich nicht hinreißen, von dem Ihrigen etwas einzumiſchen, oder etwas beizufügen! Verzeihen Sie mir dieſen Ausbruch meiner zärtlichſten Liebe für Sie. Ihre Recenſion von dem Buche läßt mich alles fürchten, ſie charakteriſirt gewaltig; ſie iſt auch überall ſo aufgefallen, daß von allen Orten her Fragen nach dem Verfaſſer geſchehen und dies mit der Beifügung: daß der Umſturz der etablirten Gouvernements in einigen Stellen ſo ziemlich klar geprediget werde. Das iſt freilich nicht erlaubt, kann auch nie gut thun. Käme die Recenſion nach Mainz und würde ſie dort auch ſo angeſehen, ſo müßte ſie Ihnen Verdruß machen und dort den gegen Sie bereits gefaßten Argwohn in Abneigung verwandeln. Glauben Sie nur, den großen Haufen erleuchten wir über das Politiſche ſowohl, als über das Theologiſche nie, nur Autorität, Faction und Fanatismus ſetzt ihn in Bewegung. Die Vernünftigen wiſſen, woran ſie ſich zu halten haben; und mich und die Meinigen über eine unausführbare Grille aufzuopfern, oder auch nur in Gefahr zu ſetzen, iſt zu viel.

Ich kenne Ihren ſchönen edlen Enthuſiasmus, der in Ihrem Hauſe je zuweilen mehr angefacht wird als gut iſt; ich weiß an meinem eigenen Beiſpiel, wie leicht man, in einem ſolchen Fall zumal, ſich hinreißen läßt. Ich liebe Sie zu ſehr, als daß ich Ihnen im nicht voraus zu Hülfe kommen ſollte.

No. CCXCIV.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 17. Febr. 1792.

Was Sie mir von Halle ſchreiben, wußte ich nicht; ich beklage den guten Vater herzlich, und noch mehr die arme Mutter. Wie viel Sie dabei leiden, kann ich mir leicht denken, und doch, wie iſt hierbei zu helfen!

Gott erhalte uns beiderſeits die nöthigen Kräfte! ſo wollen wir mächtig drauf los arbeiten, daß wir den Unſrigen einen ähnlichen Kummer nie machen. Zwar habe ich leider die Erfahrung gemacht, da es nur zwei Wege giebt, bei vermehrten Ausgaben durchzukommen, entweder mehr zu erwerben, oder die Ausgaben einzuſchränken, daß für mich das Zweite doch ſchwerer wird, als das Erſte.

Voriger Tage waren wir von Profeſſor Arnemann und ſeiner engliſchen Frau zur Geburtstagsfete eingeladen; ich habe mich innerlich ergrimmt über den engliſchen Luxus, den die Familie etalirte! Der Mann mit 200 Thlr. Gehalt, ſein Väterliches auf Reiſen zugeſetzt, die Habe der Frau für die Einrichtung aufgewendet, und nun ein Gaſtmahl, das uns Alle beſchämte, und es unmöglich machte ſie wieder bei uns zu bewirthen. Ein eben ſo böſes Beiſpiel für den Luxus geben einige Andre. So etwas fehlte noch, um uns in G. ganz zu Grunde zu richten.

Kannten Sie wohl durch eigene Anſicht des ſeligen Murray Herbarium? Ich wünſchte es der Univerſität zuzuwenden, aber es findet ſich eine gewaltige Concurrenz, ſelbſt aus England, wie man ſagt, mit unbeſtimmter Vollmacht. Wenn nur Herr Hoffmann hier wäre! Dieſer wird mit Ende des Monats kommen. Die Bücherauction iſt dieſe Woche angefangen — auch hier iſt der Zulauf gewaltig und die Bücher gehen theuer weg.

No. CCXCV.

Forſter an Heyne.

Mainz den 21. Febr. 1792.

Den Briſſot überſetze ich nicht und habe ihn nie überſetzen wollen. In meinem Hauſe wird ſo viel und mehr ariſtokratiſirt, als für die andere Seite geſprochen, und was mich perſönlich betrifft, ſo gehöre ich in keinem Falle zu den enragés weder der einen, noch der andern Seite. Gerade dieſe Billigkeit aber iſt allen Narren oder Schurken, die Partei ergriffen haben, verhaßt. Dieſe mögen denn auch wohl vermöge der löblichen Conſequenzmacherei, die ihnen eigen iſt, in meiner Anzeige von Briſſot den Umſturz der Regierungen gepredigt finden. Ich kann mich unmöglich um das Urtheil ſolcher Menſchen bekümmern, ſondern appellire an Ihr Gefühl und an Ihren Verſtand, mein beſter Vater, ob billiger und vernünftiger Weiſe eine ſolche Auslegung meinen Worten gegeben werden könne. Wie ſollte mir es einfallen einen Umſturz predigen zu wollen, den ich ſelbſt nicht wünſche, ſondern vielmehr für ein ſo großes Unglück in Deutſchland halte, daß ich alles aufbiete, um es abzuwenden, und daher insbeſondere die lügenhaften Recenſenten table, die durch ihre Parteilichkeit das Publicum nur erbittern, indem ſie ſich die Miene geben, als ob es ihnen auf ihr Wort glauben müßte. Solche jämmerliche, gewiſſenloſe Anzeigen, wie die in den göttinger G. A. von Burke's Appeal to the oldwhigs, von Payne's Rights of man, thun offenbaren Schaden. Die Bücher werden doch von Tauſenden geleſen, man findet ſie ganz anders, als die hanöveriſchen Speichellecker der Ariſtokratie ſie darſtellten, und verachtet dann das leidenſchaftliche Recenſentenweſen. Glaubt man einem Publicum, das auf den Punkt aufgeklärt iſt, wie das unſrige, oder um beſtimmter zu reden, wie das Publicum, welches die göttinger Zeitungen lieſt, Staub in die Augen werfen und eine Naſe drehen zu können durch eine Recenſion, die nach dem ſchlechten Parteigeiſt ſchmeckt? O da muß man doch erſt ſchreiben lernen, und nicht bloß etwas daher ſalbadern, was allenfalls in einer hanöveriſchen Theegeſellſchaft bewundert werden kann.

Meine Art zu recenſiren war immer, daß ich mich bemühte den Geiſt des Autors darzuſtellen, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Wer ſetzt mich zum Richter über ſeine politiſchen Grundſätze? Aber ſowohl in der Allgem. Literatur-Zeitung, als in beſſern gelehrten Zeitungen ſchleicht ſich immermehr der pedantiſche Ton ein. Man glaubt, man müſſe im Tadeln ſeine Weisheit zeigen, oder man lobt blindlings; beides iſt freilich leichter als gewiſſenhaft excerpiren und darlegen. Ich begreife indeſſen wohl, daß man Ihnen gegen den gottloſen republikaniſchen Recenſenten Klage über Klage einſchickt, ſobald es die Abſicht iſt, der götting. Zeitung einen entſchieden ariſtokratiſchen Ton zu geben und auf alle Unparteilichkeit Verzicht zu thun. Iſt das der Fall, ſo kann ich es geſchehen laſſen; man wird ja noch wohl Recenſenten finden, die für Geld und gute Worte gerade ſo recenſiren, wie es die Weisheit der hanöveriſchen Univerſitätscuratel und die Unmündigkeit des Publicums verlangt.

Schweigen kann ich, aber nicht gegen meine Ueberzeugung und Einſicht ſchreiben. Niemand kann weniger als ich geneigt ſeyn, mich und die Meinigen einer ſpeculativen Meinung aufzuopfern; aber geſetzt, man könnte mir die Recenſion des Briſſot hier ſogar verdenken, ſo iſt doch das nicht gleich Hals ab; wer ſo die Wahrheit ſagt, iſt hier nicht gleich in die Acht erklärt, wie laut auch Parteigeiſt und Intoleranz in Hanover ſchreien mögen. Und auf die Gnade von Hanover werde ich doch nicht Rückſicht nehmen ſollen! Als die Logen in ganz Deutſchland vom Herzog Ferdinand von Braunſchweig aufgefordert wurden, einen Beitrag zu geben, um meines Vaters Schulden in England zu bezahlen, waren Hanover und Göttingen die einzigen Orte, die keinen Pfennig hergaben. Von England habe ich, ungeachtet meiner gerechteſten Anſprüche, nichts zu erwarten; von Hanover ebenſo wenig, da man dort, bei einer Vacanz in Göttingen, wozu ich qualificirt war, nicht einmal an mich gedacht hat. Wenn ich alſo auch fähig wäre, mein Gewiſſen meiner Convenienz zu opfern, ſo exiſtirt doch hier nicht dieſe Convenienz. Ferne ſey indeſſen von mir der Gedanke, Ihnen in Ihren dortigen Verhältniſſen Verdruß zu machen. Wenn das die Folge von meiner Art zu recenſiren iſt (und faſt ſcheint es, ſonſt würden die Ohrenbläſer nicht ſo geſchäftig geweſen ſeyn, Zeter über mich zu ſchreien und Ihnen Beſorgniſſe zu verurſachen, ja dieſe Geſchäftigkeit ſelbſt iſt ſchon zuviel Verdruß), ſo ſchicken Sie mir nur immer die Recenſionen zurück, die nicht durch das hanöveriſche Sieb gehen, oder, was noch beſſer iſt, weil ich dann auch nicht Zeit und Mühe umſonſt anwende, erlauben Sie mir, daß ich der Faction, die ſich von den Broſamen von Herrn Burke's Tiſche nährt, den Platz gänzlich räume. Dieſe Leute machen Faction, nicht ich; wir haben in Deutſchland nichts mit dem Parteigeiſt Frankreichs zu ſchaffen; wir ſollten frei und unbefangen alles anhören können. Wo die *öffentliche Ventilation* aufhören muß, fängt die *heimliche Machination* an; dahin bringen es die ungeſchickten politiſchen Dogmatiker. Wüßte ich nicht, daß ich Ihrer Liebe nicht unwerth bin, indem ich ſo denke und ſchreibe, ich hätte lieber gar nichts auf Ihre liebreiche Erinnerung geantwortet. Halten Sie mich nicht für hartnäckig und unempfänglich, mein theurer, lieber Vater. Ihr Herz iſt mir immer ehrwürdiger, je länger ich es kenne, meine Liebe und Ergebenheit gegen Sie ſind keines Zuwachſes mehr fähig. Ich nehme Ihre Warnung gewiß mit Dank an, und ſo gewiß wie es ſchon vorher mein feſter Entſchluß war, in allem, was ich thue, ſo zu Werke zu gehen, daß ich mir hier keinen Verdruß mache und vor dem Publicum mit Ehren beſtehe, ſo gewiß ſoll das, was Sie mir ſchrieben, mich in dieſem Vorſatze beſtärken und mich nur noch behutſamer machen. Allein ich bekenne Ihnen offenherzig, daß ich im Bewußtſeyn, bisher dieſer Regel des Benehmens getreu geblieben zu ſeyn, und dabei ſo viel Gutes geſtiftet zu haben, als nach den Umſtänden möglich iſt, unmöglich die Drohungen fürchten kann, die man von Hanover aus durch Sie an mich ergehen läßt. — Sie ſelbſt haben in meinem Aufſatz nichts Verfängliches gefunden, ſonſt hätten Sie ihn nicht drucken laſſen; ich bin feſt überzeugt, Sie können auch jetzt das Gift nicht darin finden, das man ihm andichtet. Warum ſollte ich alſo nicht meine ganze Indignation und Verachtung gegen die Unart der Leute äußern, die Ihnen durch falſche Vorſtellungen von der Tendenz meiner Recenſion unnöthigen Verdruß machen? Kein Menſch iſt eiferſüchtiger auf Ihre Liebe und gute Meinung und zugleich auf die Erhaltung Ihrer Ruhe und Zufriedenheit, als ich. Ich fühle mich alſo empfindlich verwundet und bitte Sie, mich nicht ungehört und unverglichen zu verurtheilen.

Aus Halle habe ich keine weitere Nachricht. Zu thun iſt freilich gar nichts. Wir haben das Zuſehen, da wo wir nichts ändern können, bis die Umſtände eintreten, wo unſere Mitwirkung möglich wird. Auf dieſe Art ſind wir immer in der Hand des Schickſals; denn die Kette von Urſachen und Wirkungen, die von der Handlungsweiſe und freien Wahl Anderer abhängt, bindet uns ſo allmächtig, wie die fatalſte Nothwendigkeit. In dieſer Abhängigkeit aber habe ich noch immer die größte Beruhigung in Abſicht auf pſychologiſche und theologiſche Speculation gefunden. Die Veranlaſſung zum Handeln, die mein Wirken nicht herbeiführte, die unberechnete, nie zu berechnende Ereigniſſe mir gaben, brachte immer Gutes für mich (auf irgend eine Art) in ihrem Gefolge.

No. CCXCVI.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 24. Februar 1792.

In Frankreich gehen die Sachen täglich ſchlechter, vielleicht endlich ſo ſchlecht, daß es brechen muß. Das iſt doch ein ſo arger, fanatiſcher, demokratiſcher Pöbel, der die Nationalverſammlung anſtellt, daß es mir leid thut, ſolche Männer als die verächtlichſten darin zu ſehen, wie ein Condorcet und Briſſot u. A. ſind. So kann ich es mir recht gut vorſtellen, wie endlich — — und das Beil zuſammenkamen. Hätte der Jacobinerpack nur einen Cromwell. Der unerſetzliche Nachtheil, den alle der Unfug der Verbreitung richtiger Grundſätze von Denk- und politiſcher Freiheit bringt, jammert mich am meiſten. Der Despotenpöbel hat nun zehnfach recht.

Unſer B. iſt in London dem König vorgeſtellt und gut empfangen worden, er hat viel nach dem Obſervatorium gefragt und geſchloſſen: ja, ſo könnte aus dem Obſerviren nicht viel werden und man müßte ein neues Gebäude haben. Nun ſollte er dem Könige vortragen: Ja, das geht mich nichts an, antwortete dieſer, der Antrag muß von Hanover kommen. Nun ging es acht Tage lang an ein Treiben. Endlich iſt es doch gelungen. Riſſe, die zwei Jahre lagen, ſind nun abgegangen. Das Spiel wird aber erſt vollſtändig werden, wenn die Antwort erfolgt: der König werde es gern geſchehen laſſen, wenn der Bau aus der Univerſitätscaſſe erfolgen werde.

No. CCXCVII.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 27. Februar 1792.

Mein liebſter, beſter Forſter. Kein Wort würde ich Ihnen über die bewußte Recenſion (denn zu Briſſot kam die von Ehrmann hinzu) geſchrieben haben, wenn ich ſicher gewußt hätte, daß Sie den Briſſot nicht überſetzten oder überſetzen ließen. Bloß von dieſer Seite fing ich an beſorgt zu werden. Denn ſonſt das, was die Verfaſſer ſelbſt anlangt, war mir zum Lachen: ich ſehe das Spiel der kleinlichen Leidenſchaften. Der gute E. B., der vorher ſchrecklicher Demokrat war, nun aber Herrn Burke eine entgegengeſetzte Partie nehmen ſieht, fällt auf einmal in das andere Extrem. Herr Sp. will gern noch Miniſter in Hanover werden, lenkt auch um, ſo wie R., und die Sachen ſind und bleiben doch das, was ſie waren: einige gute und ſichere Principia, und Betrüger und Betrogene, Böſewichter und Unſchuldige, Thoren in der Anwendung, freilich nun endlich wirklich Raſende. Das alles würde mich doch weniger gerührt haben, wenn nicht das Miniſterium ſelbſt aufmerkſam geworden wäre und mich reſponſabel gemacht hätte.

Nun wiſſen Sie, daß ich jedem ſein Urtheil überlaſſe, auch ſelbſt leidend dabei mich verhalte, wenn er mir ſelbſt es aufdringen will, ſobald ich ſehe, ich richte nichts damit aus, wenn ich ihn beſtreite; ich weiß aber auch aus eigner Erfahrung, wie leicht man von dem, wovon man lebhaft durchdrungen iſt, hingeriſſen werden kann, daß man mehr ſagt, als man ſagen ſollte. Für mich iſt es ein Grund mehr, warum ich ſo wenig Neigung habe, Menſchen zu ſehen und zu ſprechen; werden Lappalien geſprochen, ſo ſchäme ich mich meiner, wird von ernſthaften Dingen geſprochen, ſo geht meine Denkungsart von andrer gar zu oft ab und dann habe ich nicht das kalte Blut, meinen Satz auf ſich beruhen oder ungereimte Raiſonnements ungeahndet zu laſſen. Wie ich über die franzöſiſchen Angelegenheiten und verwandte Gegenſtände denke, lieber Forſter, das wiſſen Sie. Nun iſt die Sache ſo verſchroben und verleidet, daß man nichts mehr darüber ſprechen kann, ohne mißverſtanden zu werden. Die Menſchen, die jetzt die Angelegenheiten ſo übel führen, verdienen den Fluch ihrer Zeit und der Nachwelt auf immer. Das ſchönſte Werk iſt ein Narrenſpiel und Bubenſtück geworden.

No. CCXCVIII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 17. März 1792.

Sobald ich Bligh's Reiſe ganz habe (bis jetzt habe ich nur ſechs Bogen mit der Poſt erhalten), ſollen Sie die Anzeige bekommen. Ich werde auch nächſtens einmal die Voßiſche Sammlung von Reiſen, die ich herausgegeben habe, und das Magazin der Reiſen anzeigen. Ließe ſich Lichtenberg wegen der Anſichten einmal wieder mahnen? Es iſt doch ſonderbar, daß das Buch noch nirgends angezeigt iſt. Ich weiß, es hat ſeine Fehler, ſeine Mängel und ich glaube dieſe kenne ich nunmehr ziemlich genau, ſowohl was Stoff als Einkleidung und Styl betrifft; aber ein ſchlechtes Buch iſt es doch nicht, und wenn es das wäre, ſieht man nicht täglich, daß ſowohl in der A. L. Z. als in der Allg. D. Bibliothek die ſchlechten Bücher zuerſt angezeigt werden, um des Vergnügens willen, ſich über ſie herzumachen? Ich möchte wiſſen, was es damit für eine Bewandniß hat?

Der Emigranten und der immer angedrohten, nie ausgeführten Gegenrevolution fängt man an ziemlich allgemein überdrüßig zu werden, auch unſer Kurfürſt wird lau gegen die gute Sache der Ariſtokraten. Franz ſoll mehr auf Joſephs als auf Leopolds Grundſätze fortbauen wollen. Man wird ja ſehen! Die Kaiſerwahl iſt für den Julius beſtimmt.

No. CCXCIX.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 6. April 1792.

Ich danke Ihnen, beſter Jacobi, für Ihr liebes Geſchenk. Sobald mein Kopf eine Lecture verträgt, wobei ich denken muß, leſe ich es, und ſchreibe dann Ihnen ohne Hehl meine Empfindung Wir kennen uns ja ſo lange, lieber alter Freund, und haben ſo manchmal unſere Köpfe und unſere Herzen erprobt, daß wir ſicher ſeyn können, an allem, was wir wirken, die Seiten herauszufinden, die ſich an uns anſchließen und die es immer verhindern mußten, daß das uns etwa Fremdartige uns nicht im Genuſſe ſtört. Auch das, daß wir nicht in allen Punkten zuſammentreffen, iſt gut und recht und ſoll ſo ſeyn, denn Sie müſſen Fritz und ich muß Teori bleiben. Es iſt mir lieb, daß meine Einleitungen Ihnen Freude gemacht haben. Leſen Sie immer bei Gelegenheit auch die kleinere zum Ende. Es kann wohl ſeyn, daß ich hie und da in den Fehler gefallen bin: brevis esse laboro, obscurus fio, allein dem Ganzen wird dadurch kein weſentlicher Abbruch geſchehen ſeyn. Der Schluß der letztern iſt kürzer, als ich wollte; allein meine Krankheit zu Anfang des vorigen Octobers ſetzte mir das Meſſer an die Kehle. Ich will herzlich gern Ihnen Rede ſtehen, wenn Sie kommen. Es iſt ſchon ein gutes Zeichen für mich, daß Sie mit Schenk eben ſo wie ich in die „unabſehbare Zukunft" blickten, noch ehe Sie meine Einleitung geleſen hatten.

Der zweite Band der Anſichten iſt fertig. Ich warte nur auf Exemplare, um Ihnen das Ihrige zuzuſchicken. Doch muß ich Ihnen nur im voraus melden, daß noch keine Zeile von England drin ſteht. Er betrifft die öſterreichiſchen Niederlande und Holland. Für das allgemeine Publicum hat er mehr Abwechſelung als der erſte; auch iſt der Styl weniger geſpannt. Das Uebrige überlaſſe ich Ihrem eigenen Urtheil. Ich verlange jetzt ein neues Maß von Kräften, um den dritten, der England betrifft, ſo recht in einem Erguß zu vollenden. Allein dazu gehört noch eine Doſis Zephyrhauch, Blüthenduft, Frühlingsſonne, Nachtigallengeſang und Augenweide am hervorſproſſenden Grün, nach welchem allen ich mich unausſprechlich ſehne.

Neulich bin ich indeß ſo ſehr erſchreckt worden, wie ein armer Schriftſteller nur erſchrecken kann — Göthe ſchickte mir ſeinen Groß-Cophta, den er uns ſchon lange und mit einiger Emphaſe angekündigt hatte. — Wir waren ſehr darauf geſpannt, hatten lange, lange kein gutes Buch geleſen. Ich that einen Sprung, als ich das Petſchaft aufriß und ſah, daß es der Groß-Cophta war. Und nun! o what a falling-off was there! Dieſes Ding ohne Salz, ohne einen Gedanken, den man behalten kann, ohne eine ſchön entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter, für den man ſich intereſſirt, dieſer platte hochadelige Alltagsdialog, dieſe gemeinen Spitzbuben, dieſe bloß höfiſche Rettung der Königin, — doch Ihnen hat er es gewiß auch geſchickt, was beſchreib' ich es alſo noch weiter. Ich habe die Wahl zwiſchen dem Gedanken, daß er die Leute in Weimar, die ihn vergöttern, zum Beſten hat haben, hat ſehen wollen, wie weit die dumme Anbetung gehen könne, und dabei das Publicum zu ſehr verachtet, um es auch nur mit in Anſchlag zu bringen — und dem, daß der Erzbiſchof von Sevilla im Gilblas hier wieder leibhaftig vor uns ſteht. Geſchieht das am grünen Holze, dacht' ich aber, was wird an ſo einem dürren Reiſe, wie ich, geſchehen!

No. CCC.

Forſter an Heyne.

Mainz den 7. April 1792.

Wir haben in dieſen Tagen den Groß-Cophta, ein Luſtſpiel von Göthe, erhalten; allein hier iſt leider alles dahin, was uns ſonſt an ſeinen Arbeiten freute; kein Funke Geiſt, Einbildungskraft, äſthetiſchen Gefühls; alles iſt ſo platt wie der Schamane der Kaiſerin von Rußland *). Iſt es möglich, auch dieſer Mann hat ſich ſo überleben können? Oder iſt das eine Art über die dumme

---

*) Ein Schauſpiel, das dieſe Monarchin zur Verfaſſerin hatte, und ſich, wie einige andre zugleich erſcheinende, durch die größte Nüchternheit auszeichnete.

Vergötterung, die Manche ihm zollen, und über die Unempfänglichkeit des Publicums für die Schönheiten ſeines Egmont, ſeines Taſſo und ſeiner Iphigenie ſeinen Spott und ſeine Verachtung auszulaſſen? Ich weiß nicht, welches von beiden ich wählen ſoll. Schade um Druck und Papier!

Daß der König von Schweden ſehr verhaßt ſeyn muß, beweiſt die neuliche fürchterliche Kataſtrophe. Der Mörder ſcheint ein elender Kerl zu ſeyn, daß er ſein Vorhaben bei ſo günſtigen Umſtänden ſo ſchlecht ausführte.

No. CCCI.

Forſter an Lichtenberg.

Mainz den 8. April 1792.

Endlich, mein liebſter Freund, erſcheint wieder ein Bändchen Anſichten, und mit ihm die Antwort auf Ihren mir ſo lieben Brief — — vom vorigen Jahr! Sie würden mir bitteres Unrecht thun, wenn Sie glaubten, daß mein Stillſchweigen mit der Fortdauer meiner Freundſchaft und Liebe zu Ihnen in irgend einem Verhältniß ſtünde. Ich kann nicht ſchreiben, wenn ich nicht froh bin; ſehen Sie da den ganzen Grund, warum Ihr Brief bis heute unbeantwortet geblieben iſt. Es iſt zum Erſtaunen, was man nicht alles über ſich muß ergehen laſſen, was man nicht alles erfahren muß, bloß um es erfahren zu haben — denn ſonſt weiß ich keine andere Abſicht, die das Schickſal mit uns haben kann, wenn es die empfindlichſten Leiden über die reizbarſten Gemüther verhängt. Ich glaube, ich bin ſeit Jahr und Tag wenigſtens um zwanzig Jahre älter geworden, und das nicht im beſſeren Sinn des Worts; ich fühle mich erſtorbener als ichs ſollte; wie eine Pflanze, die vom Froſt gerührt iſt und ſich nicht wieder erholen kann. Ihre Erfahrungen an ſich ſind denen ähnlich, die ich an mir ſelbſt habe machen müſſen. Faſt möchte einem bei ſolchen Empfindungen der Gedanke wahrſcheinlicher werden, als er einem geſunden Menſchen je werden kann, daß alle dieſe Erfahrungen, Wahrnehmungen und Experimente, welche die Natur mit uns vornimmt und wobei ſie uns *zuſehen* läßt, künftig irgendwo in einem neuen Compendium der hyperphyſiſchen Phyſik (Verzeihung wegen des Nonsens; wenn man von Dingen ſpricht, die nicht in sensu gegeben ſind, iſt er unvermeidlich) erläutert und praktiſch gemacht werden ſollen. Doch geſtehe ich Ihnen aufrichtig, daß meine Vernunft noch nicht geſund — oder krank — genug iſt, um jene Fortdauer, welcher die jetzige Exiſtenz mit ihrer Erfahrung zu ſtatten kommen könnte, für wahrſcheinlich oder nur möglich zu halten. Doch laſſen wir das. Auch dann, wenn wir lange nicht mehr dieſe Alexanders-Vermeſſenheit in uns fühlen, alles thun, die Welt erobern, oder was gleich gilt, ſie umſchaffen zu wollen, wenn wir auf das Bewußtſeyn unſerer Ohnmacht zurückgeführt worden ſind, bleibt uns unſer eigenes Ich; es ſcheint doch alles in der Natur darauf berechnet, daß der Menſch nach Verlauf der Jugend mehr an ſich ſelbſt als an allem andern außer ihm haben ſoll, und dazu ſind die leidigen Wahrnehmungen gut, die einen oft unſanft genug von dem Rückfall in jugendliche Schwärmereien heilen.

Ich bin vorigen Sommer über alle Gebühr beſchäftigt geweſen. Im Herbſt wurde ich krank, gegen den Winter bekamen zwei von meinen Kindern die Blattern, und ich verlor das jüngſte. Ich brachte einen kläglichen Winter in Abſpannung und Unthätigkeit zu, und verfiel im März wieder in eine Krankheit, die mich acht Wochen lang hingehalten und alle meine Kräfte ausgeſogen hat. Ich fühle meinen Kopf ſo leer wie einen ausgehöhlten Kürbis, und ich kann leider von meinen Schenkelknochen nicht rühmen, daß ſie noch Mark hätten; indeſſen dies kommt wieder, aber für meinen Kopf bin ich bange in allem Ernſt. Es iſt mir ſeit geraumer Zeit ganz unmöglich etwas Ordentliches zu ſchreiben. Wie der zweite Band der Anſichten noch fertig geworden iſt, begreife ich ſelbſt nicht. Ich darf ihn nicht ſelbſt beurtheilen, aber faſt fürchte ich, man wird ihn matter finden als den erſten. Was Sie mir über dieſen ſagten, iſt mein größter Genuß von meiner Arbeit geweſen, ich weiß gar wohl, daß ich den Ton in dieſem Buch verfehlt habe, der den Beifall vieler Leſer erlangt, dazu müßte man Bücher ſchreiben wie Girtanner's Geſchichte der franzöſiſchen Revolution. Aber das principibus placuisse viris iſt mir auch mehr werth als zehn Editionen. Ich kann unmöglich prätendiren, daß alles meinen Richtern gefallen ſolle; vieles gefällt mir ſelbſt nicht mehr in dem Augenblick, wo ich es gedruckt ſehe; allein ich bin froh, wenn der Totaleindruck nicht unangenehm iſt. Vom zweiten Theil muß ich noch erinnern, daß ich das Manuſcript immer von Poſttag zu Poſttag fortſchickte, folglich heut nicht mehr nachſehen konnte, was ich geſtern geſchrieben hatte. Daher ſind mir auch ein paar ähnliche Wendungen ſchon aufgeſtoßen. Eine Art von Autors-guignon habe ich mit dem Buche, daß es kein Menſch hat recenſiren wollen. Endlich hat ſich Heyne darüber hergemacht. Glauben Sie ja nicht, daß ich Ihnen hier einen Vorwurf machen will, ſo gern ich auch von Ihnen recenſirt worden wäre; mein liebſter Freund, in dieſen Sachen habe ich a fellow feeling; ich kann eben auch nicht zum Recenſiren kommen, und im Grunde iſts eine undankbare Arbeit. Auch würde ich es weit ruhiger anſehen, daß die Anſichten noch kaum irgendwo angezeigt worden ſind, wenn ich nicht troz aller Anſtrengung ein armer Teufel bliebe, und folglich auch dieſe Mittelchen vorwärts zu kommen nicht ganz verſchmähen dürfte. Der Himmel mag wiſſen, wie es zugeht, aber ſo viel ich auch erarbeite, ſo gebe ich doch noch mehr aus, und die künſtliche Exiſtenz, wo man einen ſchwächlichen Körper und Geiſt hätſcheln und pflegen muß, daß er nicht hinſinke, koſtet am Ende viel. Bald iſt es eine kleine Erholungsreiſe, bald ſind es Bücher, Landkarten und dergleichen, die ich für ſchweres Geld aus England kommen laſſe; kurz, ich kaufe meine Reputation eines raſchen Arbeiters ſehr theuer.

Seit drei Wochen bin ich Vater eines kleinen Knaben. Die Thorheit, Kinder von einem Geſchlecht denen des andern vorzuziehn, habe ich nie gekannt, oder das Angenehme davon nie empfunden. Aber es iſt mir lieb, daß nun ein Junge da iſt, weil es eine Ausſicht eröffnet zu einer Art der Mittheilung von Ideen, welche bei Mädchen gar nicht möglich iſt. Meine Frau iſt nun wieder vollkommen geſund, was ſie lange nicht war, und auch das erheitert mir den Blick in die Zukunft.

Sömmerring iſt, wie Sie wiſſen, auch in unſern Stand getreten und a married man geworden. Die Wittwe Böhmer, des ſeligen Michaelis Tochter, iſt ſeit Anfang des Mai hier und lebt eingezogen und zufrieden; außer unſerm Hauſe kommt ſie nicht aus ihrer Wohnung. Es iſt ein geſcheutes Weib, deren Umgang unſern häuslichen Cirkel bereichert.

No. CCIII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 10. April 1792.

Es ſcheint doch, daß man es in Schweden ſehr einfältig angefangen haben muß. Wir, denen die Gegenwart und die unbeſchreibliche Feigheit des franzöſiſchen Adels ſo ärgerlich iſt, wir helfen uns damit, daß wir ſagen, es ſey eine ariſtokratiſche Conſpiration geweſen, folglich müſſe Unwiſſenheit und Feigheit dabei die Hauptrollen geſpielt haben.

Alles wimmelt jetzt hier von Franzoſen zwiſchen Mainz und Coblenz. Der ganze Rheingau iſt davon gepfropft voll; alle Wirthshäuſer ſind angefüllt und folglich den Mainzern jede Luſtbarkeit dahin unmöglich gemacht. Das wäre noch zu ertragen. Allein ſie vertheuern uns alles; alles koſtet doppelt ſo viel als ſonſt, und das junge Gemüſe, worauf man ſich den ganzen Winter vertröſtete, iſt gar nicht zu haben, weil die reichen Familien es à tout prix wegkaufen, ſo daß es nicht einmal mehr zu Markte kömmt, ſondern die Landleute ſchon den Weg wiſſen, es den Franzoſen ins Haus zu bringen. — Möchte doch nur bald etwas Entſcheidendes geſchehen, damit wir dieſes Heuſchreckenheer los würden! — In Coblenz haben ſich die Weiber, insbeſondere die Maitreſſe des Monſieur, eine Mm. Balbi, ſo ganz ſchamlos betragen, daß der Kurfürſt von Trier ſich endlich hat erklären müſſen, er könne ſie nicht länger bei Hof admittiren, und ſähe es gerne, daß ſie wegginge. Man hat hierauf Mainz ſondirt, allein der Kurfürſt hat ſich ebenfalls den Beſuch verbeten. Nun geht alſo Madame nebſt der Balbi, die ihre Hofdame iſt, und überhaupt alle die Weiber, die in Coblenz Klein Verſailles ſpielten, nach Turin zurück. Das ſind die Menſchen, für die ſich Europa intereſſiren ſoll.

No. CCCIII.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 12. April 1792.

Nun, mein lieber Forſter, iſt es gewiß um ein Theil beſſer, und Ihr fataler Katarrh iſt zum Weichen gebracht. Jeder heitere Wechſel der Luft erinnert mich an Sie und belebt mich mit neuer Hoffnung. Ganz gewiß ſind Sie nun in das Freie und ſtärken ſich durch die Luft. Dann nimmt Ihr Geiſt auch einen neuen Schwung und Sie fühlen wieder Spannkraft und Muth. Warten Sie nur alles ruhig ab. Zählen Sie die Tage nicht. Setzen Sie ſich in eine Apathie, ſehen Sie auf die Naſenſpitze, und wenn Sie wollen, können Sie da den ganzen Sphärentanz, das Univerſum erblicken, recht anſchaulich, und alles, was Sie weiter ſchauen wollen, den König von Schweden dazu auf dem Paradebett; und läge doch ſeine Frau Nachbarin neben ihm! Daß der Schurke, der Ankarſtröm die zweite Piſtole nicht auf ſeinen Schädel losgebrennt hat, iſt ärgerlich. Wenn aber ſo viele Familien verwickelt ſind, ſehe ich auch nicht, was aus der Inquiſition werden ſoll. Hier können die Sachen leicht zur Revolution gedeihen. Zu Geſle war es gar nicht ſo ſchön zugegangen, als man uns in den Zeitungen ſagte. Auch gegen Dänemark wollte es losbrechen. Der Biſchof Troil ſoll hart wider den König geſprochen haben. Graf Bielke hat noch planmäßig gehandelt. Aber in welcher Lage mögen jetzt manche Familien dort ſeyn! Nein, dafür iſt es doch beſſer, die großen und die kleinen Narren machen laſſen, und ein wenig leiden. Bei dem allen zweifle ich, ob Schweden um einen Fuß weiter kommen wird.

Der Groß-Cophta hätte alſo zur Vergrößerung des Ruhms ſeines Verfaſſers wenig beigetragen. Daß Göthe das Publicum ſo verächtlich behandelt und es ſo mit Narrheiten zum Beſten hat, hat mich oft in Unwillen geſetzt. In ſeinem Fauſt ſind ſchöne Stellen; aber nebenher kommen Dinge, die nur der in die Welt ſchicken konnte, der alle Andere neben ſich für Schafsköpfe anſah. Von Ihren *Anſichten* habe ich nun eine Recenſion ſelbſt verfertigt, und habe bald die erſte Abneigung überwunden; es ſind gewiß herrliche Stücke darinnen. Kürzen Sie die metaphyſiſchen und politiſchen Raiſonnements forthin ein wenig ab, ſo kann es Ihnen an dem allgemeinen Beifall des Publicums nicht fehlen und es muß Senſation machen, auch bei denen, die bloß amuſirt ſeyn wollen: und dieſe machen doch den größten Theil aus.

Wie ſchön muß es heut am Rhein ſeyn? Wir armen Sterblichen ſind von Allem außer uns abhängig, ſelbſt wenn wir es am wenigſten glauben: aber die härteſte Abhängigkeit iſt doch die von der Witterung! Das iſt phyſiſcher Despotismus, gegen den ſich noch weniger etwas ausrichten läßt als gegen den politiſchen. Nun ſetzen Sie ſich in die Sonne und ſehen Sie in Gottes weite Welt! Ein vierzehn Tage ſo zugebracht — probatum est!

No. CCCIV.

Forſter an Heyne.

Mainz den 14. April 1792.

Der König von Schweden iſt alſo drauf gegangen. Wieder ein König mehr, den die höhern Stände mordeten. Seit Karl dem erſten von England ſind ſo viel Könige theils umgebracht, theils angefallen worden und keiner vom Volk, ſondern allemal entweder von ihres Gleichen, oder vom Adel oder von Pfaffen, und dennoch ſchreien die elenden Kriecher gegen das Volk.

No. CCCV.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 16. April 1792.

Nun ſtelle ich mir Sie, liebſter Forſter, um vieles geſünder und heiterer vor. Ich hoffe, Sie gehen recht fleißig in die Luft, wenn es auch anfangs mit Widerwillen geſchieht. In Ihrem Hauſe ſcheint auch alles wieder ins Gleis zu kommen; und ſo können Sie Muth faſſen, denn das Uebrige giebt ſich, wenn Sie nur geſund und froh ſind. Eßluſt und Arbeitsluſt findet ſich dann auch wieder ein, und für das Uebrige ſorgt dann Ihr Kopf und Fleiß.

Herr * iſt nun auch angekommen — ganz ein Gentleman, und faſt fürchte ich, er bringt auch die Krankheit der engliſchen Eleganz mit. Das wäre ein großes Unglück für ihn und für ſeine Familie; denn bei uns läßt ſich ſo etwas nicht ausführen, und ſo verbittert ſich einem das Leben. So geht es dem armen F**, ſo dem D. S***, ſo dem Arnemann, der ſich mit ſeiner engliſchen Eleganz zu Grunde richtet. Es iſt doch noch thörichter, als wenn man ſonſt als ein Fat von Paris zurückkam. Vieles entbehren muß man einmal in der Welt lernen — freilich noch weit mehr, wenn man in häuslicher Geſellſchaft lebt, allein in ſolchen kleinen Entbehrungen liegt eben ſo wohl der große Gewinn, als in der Befriedigung ein ſo großer Theil der Ausgaben. Aber den Herren iſt ſchon nichts recht, wenn es nicht Mahagony, engliſche Façon u. ſ. w. iſt. Angewöhnt iſt ſo etwas bald; aber abgewöhnen mag deſto ſchwerer ſeyn.

Könnte ich doch jetzt mit meinen lieben Kindern einen Spaziergang nach der Inſel machen! — Denken Sie auf dem Wege längs dem Rhein zuweilen an mich!

No. CCCVI.

Heyne an Forſter.

Göttingen, ohne Datum, aber in eben der Zeit.

Mein lieber beſter Forſter, das war wirklich ein harter Gang, den zweiten Theil Ihrer Anſichten mit nicht völlig heiterm Geiſte zu ſchreiben. Sie bekümmern mich herzlich, ſo ſehr ich mich freue, daß Sie dennoch den Kampf beſtanden haben. Für den letzten Theil wächſt doch nun der Muth, für den mir überhaupt nie bange iſt; wenn ich im letzten Drittel oder Viertel einer Arbeit bin. Aber das Fruchtloſe Ihrer Bemühungen wegen der Descriptio Plantarum geht mir nahe; da es zumal ſcheint, Sie haben viel darauf gebauet. Bauen Sie weiter nicht darauf, aber ſehen Sie die Sache auch noch nicht als ganz verloren an; vielleicht läßt ſie ſich einmal erneuern, wenn Biſchoffswerder wieder in Berlin ſeyn wird. Die andere Reſſource iſt in Ihrem eigenen Fleiße, iſt Ihnen deſto ſicherer, zumal da Sie ſich wieder geſund und voll Kraft fühlen. Dem Frühling gehen wir ohnedem entgegen. Verlangen Sie nur nicht, daß gleich alles, was ſich aufgeſummt hat, auf einmal aufgethan ſeyn ſoll. Stößt Ihnen eine jählings dringende Noth auf, ſo wiſſen Sie, daß ich Sie nicht verlaſſen werde.

Von Bligh's Reiſebeſchreibung könnten Sie mir wohl eine kleine Anzeige zukommen laſſen, zur Beruhigung für mich, daß ſie Ihnen nicht ganz verhaßt geworden ſind.

No. CCCVII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 21. April 1792.

Ich danke Ihnen ſehr, mein gütigſter Vater, für Ihre beiden aufmunternden Briefe. Es wird beſſer mit mir, aber freilich mit langſamen, faſt unmerklichen Schritten, zumal da es dieſe ganze Woche hindurch wieder Sturm, Regen und Kälte bis zum Gefrierpunkte abgeſetzt hat. Endlich ſcheint es heut, als ob gute Witterung wiederkommen wollte; allein es iſt noch unfreundliche, rauhe Luft. Die Apathie, die Sie empfehlen, um vorerſt nur wieder zu Kräften zu kommen, iſt freilich das Beſte; wäre nur nicht Herr Voß mit jedem Poſttag da um Manuſcript, und ſollicitirte nicht mein Beutel noch nachdrücklicher als er. Daß Arbeit das Einzige iſt, was mir helfen kann, erkenne ich wohl. Indeß verſpüre ich einen ordentlichen Widerwillen am Ueberſetzen und zwinge mich bloß mit Gewalt dazu. An eigene Arbeit iſt noch gar nicht zu gedenken, dazu muß der Trieb von innen kommen, und mein Kopf iſt jetzt leer, wie nur etwas leer ſeyn kann. Dieſe Abſpannung, verbunden mit ſo mancherlei traurigen Erfahrungen, die ich ſeit etwas mehr als einem halben Jahre gemacht habe, vermindert dann allerdings das Intereſſe, das man an dem elenden Leben hat. Wäre doch noch das Bewußtſeyn, daß man nützlich in der Welt ſey, daß man Gutes ſtifte! Aber Andern glückt es mit tauſendmal geringerer Mühe immer beſſer; denn Anerkennung iſt doch hier der einzige gültige Beweis des Verdienſtes.

Ich danke Ihnen ſehr, daß Sie ſich der Anſichten haben annehmen wollen. Vielleicht hat der zweite Band die Fehler nicht, die den erſten ſo ungenießbar für Viele machen. Zum dritten aber fühle ich gar keinen Trieb mehr. Ich möchte nicht gern Homilien wie der Biſchof von Sevilla im Gilblas ſchreiben, denen man die Apoplexie anmerkte.

Die fehlenden Stücke der G. A. habe ich richtig erhalten, und bin Ihnen dafür ſehr verbunden. Hier iſt eine Recenſion von einem Buche, welches Herr von Dohm mir in dieſer Abſicht zugeſchickt hat. Es iſt immer merkwürdig, daß Juden, und zwar in Surinam, ein ſolches Buch ſchreiben konnten. Der ganze Ton hat etwas Gedrücktes, aber doch auch Beſcheidenes, Billiges, Aufgeklärtes, womit man ſympathiſiren kann. Ich hoffe nicht, daß ich durch dieſe Anzeige jemandem vorgreife. Ich habe mich aller auffallenden Ausdrücke enthalten. Guter Himmel, hätte ich doch nur die Bücher, die ſo mancher hat und nicht braucht! Hier iſt an nichts Literäriſches zu denken. Sie werden wohl bald aus unſern Pflugſcharen Säbelklingen machen; denn nun ſpricht man von Tag zu Tag gegen Frankreich eine vernehmlichere und trotzigere Sprache. — Meinetwegen mag doch geſchehen, was immer will, es iſt nicht der Mühe werth, daß man ſich um Fürſten noch um Nationen bekümmert. Klötze mit Scheermeſſern ſchnitzeln wollen, macht nur das Meſſer ſtumpf, der Klotz bleibt, was er war. Wo alle unmittelbare Theilnahme am Schickſal der Menſchen ein Verbrechen iſt, dort giebt es keinen Gemeingeiſt, dort bleibt keine Pflicht, als für ſich ſelbſt und für die Seinigen zu ſorgen.

No. CCCVIII.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 27. April 1792.

Wie können Sie nur den Gedanken in ſich aufkommen laſſen, daß Sie nicht das Bewußtſeyn hätten, Sie ſtifteten durch Ihre Arbeit Gutes! Das iſt wahre Hypochondrie — ſonſt würde ich es Sünde wider den guten Geiſt nennen. Iſt nicht alles, was Sie ſchreiben und überſetzen, Vorbereitung, Berichtigung, Erhellung von Begriffen und Kenntniſſen, welche für die Menſchheit, für Bildung und Richtung des Urtheils, des Geſchmacks, des ſittlichen Sinnes wichtig und gutthätig ſind? Glauben Sie, ohne poſaunt zu werden, erwerbe man ſich kein Verdienſt? Bewahre mich der Himmel vor einem ſolchen Ruhm! je lauter, deſto ſchneller verflogen. Ich bin mir außerdem ſelbſt der beſte Zeuge von dem, was ich thue; ich weiß, unter welchen Umſtänden, mit welcher Abſicht, mit welcher Aufopferung ich etwas thue. — Alles übrige ſteht nicht bei mir, und was nicht bei mir ſtehet, was ich von Andern erwarten muß, iſt Glücksfall für mich. Ob Andere gerecht oder ungerecht ſeyn wollen und ſind, haben ſie zu verantworten, nicht ich.

No. CCCIX.

Forſter an Heyne.

Mainz den 28. April 1792.

Der Krieg iſt nun ausgebrochen und es verbreitet ſich die Nachricht, daß die Franzoſen bei dem Verſuche, in Brabant oder vielmehr in Hennegau einzubringen, geſchlagen worden ſind. Lehrgeld werden ſie wohl geben müſſen. Unſer Kurfürſt wird wahrſcheinlich, ſobald ein franzöſiſches Corps gegen unſere Stadt und Gegend anrückt, nach Erfurt gehen. Allein wir haben auf keinen Fall etwas zu befürchten; denn da weder Lebensmittel in der Stadt ſind, noch die Feſtungswerke ſich vertheidigen laſſen, ſo öffnen wir gewiß jedem die Thore, der ſich uns nähert, und keiner kann ſich im Fall eines Angriffs hier halten. Doch ſcheint es noch immer nicht, als ob ſich der Krieg in dieſe Gegend ſpielen wird. Man muß es abwarten. Dinge, die nicht zu ändern ſind, muß man ergehen laſſen, wie Gewitter, Froſt und Schnee, Regen und Sturmwetter.

No. CCCX.

Forſter an Heyne.

Mainz den 1. Mai 1792.

Mir fängt es auch wieder an beſſer zu gehen. Ein wenig ſind mir die Eingeweide noch wie zerſchlagen, allein ich fühle Beſſerung und wiederkehrende Kräfte; dann wird es auch gleich heller im Oberſtübchen! Wie abhängig ſind wir nicht von Organiſation! Haben Sie meinen innigſten Dank, theuerſter, gütigſter Vater, für ſo manches zärtliche Wort des Troſtes und der Aufmunterung, das Sie mir in dieſer betrübten Zeit ſo liebreich zugerufen haben, und verzeihen Sie es mir, wenn ich lieber aus meinem Herzen ſchreibe, was darin iſt, wenn es auch nichts erfreuliches iſt, als daß ich mich verhehlen ſollte. Es iſt nicht ſowohl der Beifall meiner Zeitgenoſſen, deſſen Mangel ich mit Unluſt empfände. Manchmal denke ich, in meinen hypochondriſchen Zeiten, daß ich meinen liebſten Freunden, denen ich ſo gern viel ſeyn möchte, gar nichts ſeyn kann, daß mein Kopf und Herz ſie nicht intereſſirt, daß ich im Wege bin, wenn andere Dinge und Perſonen ſie mehr intereſſiren könnten, und dann komme ich mir vor wie ein inutile terrae pondus. Könnte meine Vernunft immer ausreichen, ſo hätte ich Gründe genug, um dennoch immer auf meinem Wege ohne Murren fortzugehen und zu denken, daß ich eines fremden Herrn Knecht ſey; aber das Blut, das langſamer fließt, pflegt auch gewöhnlich mit einer ſchwächern

Willenskraft und Entſchließungskraft verbunden zu ſeyn. Was ich denke, thue ich nicht immer; dazu gehört nach meiner Meinung ein heftigeres Temperamente als ich es habe. Ich ſehe oft Leute, die in derſelben Minute von bitterm Schmerz zur Freude, und umgekehrt, übergehen, und jeder verſchiedenartigen Empfindung offen ſind, wie ſie ſich ihnen darſtellt. Ich kann das von mir nicht ſagen, eine Empfindung bemächtigt ſich meiner und hält mich lange Zeit ab, in eine entgegengeſetzte Stimmung zu kommen. Und je mehr mein Körper von Krankheit geſchwächt iſt, deſto mehr nimmt dieſe fatale Stimmung überhand. Das ſind Beiträge zur Seelenpathologie. Es iſt ſchon gut, wenn der Patient über ſeine Krankheit frei raiſonniren kann. Mich dünkt, ich wäre ſo krank nicht mehr.

Vom Kriege läßt ſich noch nichts ſagen. Es iſt doch ein verdammtes plauderhaftes Volk, die Franzoſen, ſowohl die Demokraten, als die Ausgewanderten. Immer prahlen ſie, was ſie thun wollen, aber die Ausführung? Da haperts. Es wird nun bei Trier das Lager der Emigrirten zu Stande kommen.

No. CCCXI.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 3. Mai 1792.

Herrn Jacobi's Allwill haben Sie ja wohl auch erhalten? Stehen Sie nicht mehr mit ihm in Verbindung? Es iſt viel Geſchwärmtes darin, aber auch herrliche Blicke und oft ein lebhaftes Colorit.

Wer nur erſt ein ganzer Stoiker geworden wäre! ſagen Sie, lieber Forſter; das ſollen Sie nicht ſeyn, noch werden. Sie haben auch die Anlage nicht dazu. Es wäre auch in vielem Betrachte nicht gut. Seyn und bleiben Sie, wozu Sie die Mutter Natur gemacht hat, ein Mann mit einem fühlenden empfindbaren Herzen, voll Liebe und Wohlwollen gegen alle, die in Ihren Kreis kommen. Nur von einer Seite ſtumpfen Sie ſich mehr ab: thun Sie Gutes, aber erwarten Sie es von Andern nicht. Suchen Sie Ihren Werth in ſich und nicht in der Meinung Anderer. Stehen Sie Ihrem Mann und laſſen Sie Andere wie die Penguins daſtehen. Vor allen Dingen kein Zutrauen zu den Großen, keine Projecte, die ſie zur Baſis haben.

Die Jacobiner ſind das verächtlichſte Volk auf Gottes Erdboden, ſie ſpielen den Oeſtreichern und Preußen alles in die Hände. Daß die Nation den Druck dieſer wüthenden Menſchen fühlt, und daß Abneigung an allen Orten gegen ſie herrſcht, iſt zu deutlich. Das ärgſte von allem iſt die Deſertion ganzer Regimenter. Kann noch ein Schimmer von Rettung erſcheinen, ſo iſt es von Seiten Lafayette's, der ſeine Leute zu diſciplinirten Truppen zu machen ſucht. Man ſpricht von einem Waffenſtillſtand. Was aber dieſer bringen ſoll, verſtehe ich nicht.

No. CCCXII.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 4. Mai 1792.

Was hypochondriſche Anfälle ſind, weiß niemand beſſer als ich, und von der Seite iſt niemand beſſer vorbereitet Theil zu nehmen und Mitleiden zu tragen als ich. Drum bewaffne ich mich immer mit dem Grundſatz und rufe mir ihn in den Sinn zurück: das Leben und ſeine Vortheile nach dem gegenwärtigen Augenblick allein zu ſchätzen, die böſe Stunde vorüber gehen zu laſſen; ſo finde ich es am Ende — ſchön und wünſchenswerth zwar nie, aber wohl erträglich; und weiter bringe ich es in der Welt doch nie.

Der Krieg iſt nun von Seiten Frankreichs erklärt, ein großer, aber unter den Umſtänden nothwendiger Schritt. Eine Freude iſt es, jetzt die Unterhaltungen, die Gründe pro et contra und die argumenta moventia ſo plan vorgelegt zu leſen.

Wann in aller Welt ſind Sie doch mit dem zweiten Theil der Anſichten fertig geworden? Immer klagten Sie, daß Sie zu nichts kommen könnten. Ich glaube, Sie arbeiten wie die Maulwürfe unter der Erde.

Da lobe ich mir unſere Brüder in der Autorſchaft, die fein krähen, eh das Ei noch reif iſt. Mit dieſer Woche gingen unſere Collegia wieder an. Sie können alſo denken, daß wir uns für beſchäftigte Leute halten.

No. CCCXIII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 5. Mai 1792.

Unſere Lage ſcheint für jetzt nicht länger bedenklich. Es iſt offenbar, die geiſtlichen Kurfürſten erlauben den Emigrirten nicht eher, ſich zu bewaffnen, als bis die wirklich verſprochenen 56,000 Preußen die Rheingegenden decken. So lange ſpielen ſie Neutralität. Die Feſtungswerke werden ausgebeſſert, die Gräben mit Waſſer gefüllt und die Kornmagazine ſollen ſchon auf zwei Jahre Frucht erhalten. Uns kann folglich nur eine Armee von 30 bis 40,000 Mann, mit Belagerungsgeſchütz, belagern, und ehe das geſchieht, müßten die preußiſchen Truppen geſchlagen ſeyn, die uns hier decken ſollen. Denn vor der Hand können die Franzoſen eine ſo ſtarke und ſo gut verſehene Armee nicht aufbringen. Im Hennegau und vor Tournay ſind ihnen ihre erſten Angriffe mißglückt. Allein ſo ſanguiniſch wie man hier aus dieſem Scharmützel ſchon der franzöſiſchen Freiheit den Untergang prophezeit, ſind meine Erwartungen nicht. Der Krieg kann viele Jahre dauern — und ſich zuletzt in einen Krieg zwiſchen Preußen und Oeſterreich auflöſen.

---

* No. CCCXIV.

Forſter an Heyne.

Mainz den 8. Mai 1792.

Seit den paar von den Oeſtreichern ſo ungeheuer vergrößerten Scharmützeln vor Mons und Tournay iſt weiter nichts vorgefallen. Hier wird nun täglich Villars als franzöſiſcher Geſandter erwartet, um Vorſchläge zu thun, welche unſer Kurfürſt nicht annehmen wird. Alsdann werden wir geradezu für Feinde gehalten; allein die Gefahr iſt eben nicht groß, da die Heſſen ganz in der Nähe und auf den Wink bereit ſtehen, die Stadt zu decken. Halten kann ſich freilich die Feſtung nicht; allein die Beſatzung kann ausfallen, und erſt wenn ſie geſchlagen werden ſollte, kann capitulirt werden. — Noch marſchiren die Preußen nicht, ſo marſchfertig ſie auch ſeyn ſollen. Wenn Lafayette mittlerweile Lüttich beſetzt, ſo marſchiren ſie vielleicht gar nicht, oder die Politik müßte ihre treuloſe Natur verleugnet haben.

Meinen Rochow ſchicke ich Ihnen bloß wegen der Vorrede, die einige Ideen über unſere deutſchen Recenſenten enthält, welche vielleicht nähere Prüfung verdienen. — In Zeit von vierzehn Tagen hoffe ich Bligh's Reiſe fertig überſetzt zu haben. Es geht übrigens ganz gemach mit meinen Kräften beſſer; nur glaube ich deutlich wahrzunehmen, daß durch dieſen langen Anfall von Unpäßlichkeit, wobei der Kopf ſo viel litt, mein Gedächtniß geſchwächt worden iſt. Auch das kann indeſſen, wenn die Faſern ſich ſtärken, wieder in integrum reſtituirt werden, wenigſtens kommt nun die Zeit, wo ich es auf die Probe ſtellen muß, indem ich an meine eigenen Ausarbeitungen gehe.

No. CCCXV.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 10. Mai. 1792.

Die guten Nachrichten, die Sie mir geben, lieber Forſter, kann ich mit der andern erwiedern, daß es mit dem Eduard auf dem guten Wege fortgeht. Die große Hitze (es iſt unglaublich, wie ſchnell ſie hier zugenommen hat, geſtern und heut zum Erſticken!) iſt nicht zuträglich. Von der Schwäche und Kraftloſigkeit, in der er liegt, kann man ſich kaum eine Idee machen, und das alles ſo ſchnell!

Vom Schnellen auf's Langſame und Träge in unſern öffentlichen Angelegenheiten. — Die Atonie und Erſchlaffung fällt gewaltig auch dem rohen Theile auf.

Noch iſt weder wegen der Dimiſſion, noch Wiederbeſetzung der Stelle von Fiſcher etwas gethan, ungeachtet vorgeſtellt iſt, daß dieſe Profeſſur, das Hoſpital und das Oekonomiſche keinen Verzug leidet. Kein Ende wird gemacht, den Profeſſor Arnemann zufrieden zu ſtellen, indeſſen hat er ſich eine Vocation nach Erfurt ausgewirkt.

Das hatte ich erwartet, daß Preußen ſich nicht ganz verblenden laſſen und Polen der Kaiſerin Preis geben würde. Der Fürſtin hätte nichts gelegener kommen können, als den Abenteurer Guſtav nach Frankreich geſchickt, die Oeſterreicher und Preußen dazu, und nun über Polen hergegangen.

Aber man iſt doch ſelbſt ein Narr, daß man ſich bei dieſen * * * der Großen ſo intereſſiren kann. Mehr am Herzen liegen ſollte jedem ſein Haus und Weib und Kind, und ein lieber Forſter dazu, den ich herzlich umarme.

No. CCCXVI.

Forſter an Heyne.

Mainz den 15. Mai 1792.

Unſere politiſchen Angelegenheiten haben noch immer ihren beruhigenden Aſpect — Auf die engliſche Mediation rechne ich noch wenig. Alles ſcheint zu beweiſen, daß man von beiden Seiten geſonnen iſt, eine Schlacht zu wagen, um den Negociationen den Weg vorzuzeichnen, den ſie nehmen ſollen. Die Oeſterreicher wollen Lafayette angreifen mit aller Macht, die ſie in den Niederlanden aufbieten können, und er zieht alle Truppen in der Nähe an ſich, um ihnen entgegen zu gehen. — Preußen bewacht die Schritte Rußlands, in Abſicht auf Polen; folglich kommen ſeine Heere nicht in unſere Gegend. Ich fürchte nur am meiſten vom franzöſiſchen Leichtſinn und Schwindel, wenn Lafayette einen entſcheidenden Sieg erfechten ſollte. Nun würden ſie glauben, die halbe Welt müſſe ihnen zufallen. —

No. CCCXVII.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 18. Mai 1792.

Ihr Buch, liebſter Jacobi, iſt an Herrn Prof. Schmid ohne Verzug abgegangen, obgleich ich Ihnen erſt heute die Nachricht darüber ertheile. Sie erhalten hierbei meinen zweiten Band der Anſichten, der länger, als ichs erwartete, ausgeblieben iſt. Geſundheit iſt bei dem unſtäten kalten Wetter unſers nordiſchen Himmels kaum möglich, wenn man, wie wir, den Körper an allen Enden zugleich anbrennt und abnutzt, zumal am obern Ende, wo die Abnutzung gefährlicher als anderwärts für das bloß phyſiſche Wohlſeyn iſt. — Was ich thun kann, thue ich pro virili; ich arbeite aus allen Kräften den elementariſchen Einflüſſen Trotz zu bieten. Das iſt jetzt um ſo viel mehr nothwendig, da eine ſchwere Laſt von ſchriftſtelleriſchen Beſtellungen auf mir liegt, die unmöglich vor dem October von mir genommen werden können.

Die altgriechiſche, Ariſtophaniſche Deutlichkeit (alias Plattheit) iſt wohl zuverläſſig das Modell, welches dem Verfaſſer des Groß-Cophta vorgeſchwebt hat, und dieſe Erklärung iſt mir lieber, als wenn ich glauben müßte, er habe ſein Publicum verſpottet. Allein die Scherze des Hiſtrionen hatten wenigſtens ihre Beziehung auf die Zeitgenoſſen und würzten ſein Drama mit bitterer Satyre; was hat der Groß-Cophta zum Erſatz? Auf den zweiten optiſchen Verſuch von Göthe ſpanne ich nicht minder als Sie.

No. CCCXVIII.

Johannes v. Müller an Forſter.

Mayence 21. Mai 1792.

Mille pardons de ne vous avoir pas repondu plutôt, cher et excellent ami! moi aussi j'ai été malade, et la perte seulement de peu de jours me rejette fort en arrière du courant de la multitude des affaires qui se pressent en ce moment-ci.

J'avois lu avec indignation le mémoire contre les sophismes et contre les incartades cyniques duquel vous vous défendez si victorieusement; il a excité le même sentiment chez tous ceux qui l'ont lu et qui m'en ont parlé encore. Vos bonnes raisons et votre exposé aussi vrai qu'énergique, des faits, feront taire, j'y compte, à jamais le détracteur obscur de votre mérite reconnu, qui dissimulant l'état des choses, vous accuse de ce qu'il ne dépend point de vous de changer, et qui vous impute le fantôme de son imagination malicieuse. Soyez sûr que je ne repliquerai rien pour vous faire rendre justice, et si le tems aujourdhui me force de finir, n'en comptez pas moins, aussi longtems que je resterai l'ami du vrai et du bon, c'est à dire aussi longtems que Dieu me fera la grace de me conserver le bon sens, je demeurerai, et je me montrerai aussi en tous les événemens, votre fidèle ami.

No. CCCXIX.

Forſter an Heyne.

Mainz den 26. Mai 1792.

Die politiſchen Aſpecten ſind allerdings nicht erfreulich, da Preußen nun wirklich zur Bezwingung von Frankreich mitwirken will. So abſurd das an ſich ſcheint, ſo iſt es wohl am Tage, daß alles mit Rußland im voraus gekartet iſt. Man läßt Polen dem Ehrgeiz Katharinens, und ſpielt gegen die kleinen deutſchen Fürſten den Allmächtigen. England iſt eiferſüchtig auf dieſe Allianz, aber es kann, wie man ſchon voriges Jahr erfahren hat, nicht nach Petersburg und Berlin Schiffe ſchicken; alſo bleibt auch ihm nichts übrig, als im Trüben zu fiſchen, wozu der Anfang in Oſtindien gemacht iſt. Die falſche Nachricht von Cornwallis's Sieg wird ſich wohl über kurz oder lang beſtätigen, denn Tippo hat keine Hülfe.

In Frankreich, wo Preußen und Oeſtreich alles für geendigt anſehen, wird jetzt erſt die Revolution, aber freilich eine blutige, angehen. Für das Leben der königlichen Familie gebe ich keinen Groſchen. Die Wuth der Jacobiner iſt zu allem fähig und ſie trotzen auf ihre Macht. Wenn die Kriſis aufs höchſte gekommen iſt, werden ſie gewiß hervortreten. Conſtitution und conſtituirte Mächte ſind ihnen dann nichts mehr, und das iſt der Punkt, wo ſie es haben wollen. Freilich war es ſchlimm, daß bei der Lage der Sachen die vorige Nationalverſammlung zuletzt ſo ſehr auf die monarchiſche Seite hing. Nun endigt alles gewaltſam; es wird alles unter die bewaffnete Demokratie der Klubiſten ſich beugen müſſen, und wer weiß, wie toll es dabei hergeht. Wir können freilich nun das Alles ruhig anſehen und denken: wenn nicht alles Ungefähr und blinder Zufall iſt, ſo wird es wohl aus dieſem Nebel und dieſer Verwirrung einmal ein Licht geben, wovon die Hauptacteurs, die das Schickſal in Händen zu haben wähnen, ſich nichts träumen laſſen.

No. CCCXX.

Lichtenberg an Forſter.

Göttingen den 27. Mai 1792.

Liebſter Freund!

Tauſendfältigen Dank für den zweiten Band Ihrer Anſichten. Ich erhielt ihn zwar ſchon heute vor acht Tagen, habe aber vorſätzlich die Lecture auf die Pfingſtferien verſpart, die ich auf dem Garten zubringe, wo Laube, reiche Blumenbette und meine Lebensluſt ſich beſſer an Didot'ſchen Druck und Forſter'ſche Empfindungen und Gedanken anſchließen, als hier die Atmoſphäre von Philiſtäa und ſeine Wurſtbiere. Allein wahrhaftig nun im Ernſt geſprochen, liebſter Mann, es wundert mich höchlich, daß Ihnen, dem großen Herzen- und Nierenkenner und Prüfer, die Erfahrung, daß das omnibus satisfacere, sibi autem nunquam satisfacere posse gerade das rechte Kriterium eines großen Schriftſtellers iſt, noch nicht ſo geläufig geworden iſt, wie andere unendlich feinere, die mir Ihre neueren Schriften zu einem wahren Geiſtesfeſt machen. Cicero, glaube ich, ſagt es von ſich und dafür iſt es auch Cicero. Lächeln mußte ich geſtern, da ich eine Recenſion dieſes zweiten Bandes Ihres Buchs im Hamburger Correſpondenten las und mit Ihrem Brief verglich. Der Recenſent merkt nämlich an, daß ihm der zweite Band faſt beſſer gefallen hätte als der erſte, und ſo wird es mir gewiß aus ſehr bekannten äſthetiſchen Gründen auch gehen, denn den zweiten lieſt man nur, den erſten hat man geleſen. Nein, lieber Freund, wer Ihnen den Ruhm eines unſerer erſten Schriftſteller, ja in vieler Rückſicht den des erſten, nicht zuerkennt, muß Ihre Schriften nicht mit Aufmerkſamkeit geleſen haben, oder weiß nicht, was er ſagt.

Sie müſſen, dünkt mich, jetzt nicht mehr weiter ſpannen. Sie würden zwar ſelbſt alsdann noch viele Leſer behalten, und mich immer darunter, die gerne leſen, was die Aufmerkſamkeit nicht bloß unterhält, ſondern ſehr ſtrenge fordert; allein ein eigentlich ſogenannter beliebter Schriftſteller, ſelbſt im guten Verſtande, bleibt man alsdann nicht mehr. Doch hiervon künftig einmal mehr, und vielleicht einmal ex professo. Daß, was ich von Ihrem ſchriftſtelleriſchen Verdienſt geſagt habe, aus dem Herzen kommt, können Sie und werden Sie verſichert ſeyn, widrigenfalls muß ich es mit einem Geſtändniß belegen, das zwar wieder eine Verſicherung iſt, aber doch von der Art, daß es mehr als andere die Zeichen ſeines Urſprungs an der Stirn trägt, und das iſt dieſes: daß ich mich von keinem Schriftſteller ſo gern genannt leſe, als von Ihnen. Iſt das wahr geſprochen oder nicht? ſagen Sie. Bei mir hat das Geſtändniß auch der kleinſten Eitelkeit, als Beleg geſprochen, Eideskraft. Sehen Sie, das heiße ich Stolz, und Wahrheit.

An Ihren Schickſalen, widrigen und guten, finden Sie immer in mir den herzlichſten Theilnehmer. O, ich habe Theil nehmen gelernt, und lerne es immer mehr, mein Beſter. Wegen Ihrer kränklichen Umſtände werden Sie Rathgeber genug haben, und einer mehr oder weniger kann alſo nicht ſchaden. Vielleicht hat Ihnen aber noch niemand gerathen, was ich Ihnen rathen werde. Eſſen Sie einmal ſo wenig, daß Sie im eigentlichen Verſtand aufhören, wenn Andere erſt recht anfangen, und des Abends etwa acht Löffel voll Heringſalat oder etwas Sardellen mit Aepfeln, oder kalten gallertigen Braten-Jus mit bloßem Brod; ſollte es Ihnen recht herzlich zu ſchmecken anfangen, ſo hören Sie ja auf, amputando, ich meine abgedeckt und hinausgetragen. Ich bin überzeugt, der größte Theil des menſchlichen Geſchlechts ißt zwei Drittel mehr als er eſſen ſollte, zumal die, die nicht im Schweiß ihres Angeſichts, ſondern in den ätheriſchen Verdampfungen ihres Nervenſafts ihr Brod eſſen. Ferner lernen Sie ja die Kunſt (denn ſie kann erlernt werden), ſich der Sorgen zu entſchlagen. Man muß freilich als treuer Hausvater dem Quell derſelben entgegen arbeiten, aber ohne an die Sache ſelbſt zu denken; ſo wie Sie nach Frankfurt gehen können, ohne den ganzen Weg nur ein einziges Mal daran zu denken. Es iſt freilich nicht ganz leicht, aber bei weitem nicht ſo ſchwer, als auf dem Seil zu tanzen, es geht am Ende gewiß. Warum will man ſolche Künſte nicht lernen, die ſo nöthig in der Welt ſind und ſo nützlich? Von meiner Diät habe ich zuweilen ſo augenblickliche Hülfe geſehen, daß ſich zuweilen Stammbaumerweiterungstriebe ziemlich heftig einſtellen, wo ich bloß Kräfte zum leidigen — — verlangte.

No. CCCXXI.

Forſter an Heyne.

Mainz den 5. Juni 1792.

Ein Wort von Politik, ſo wenig es auch jetzt möglich ſcheint, ſich aus einer ſolchen Ferne zu verſtändigen, wo immer zu vielerlei bis auf den Grund discutirt werden müßte, ehe man mit einem Punkt wirklich aufs Reine käme. Ich kann gern zugeben, daß keine Partei in Frankreich, ſie heiße wie ſie wolle, fehlerfrei handelt, —

denn es ſind *Parteien* und ſie müſſen heftig aneinander gerathen, alles iſt ein geſpannter, leidenſchaftlicher Zuſtand. Einer Partei mehr Schuld geben als der andern, heißt alſo gegen ſie Partei ergreifen. Wenn das nun ſo iſt, und nicht anders ſeyn kann, ſo bekenne ich gern, daß ich allemal lieber *für* als *wider* die Jacobiner bin, man mag gegen ſie toben wie man will. Ohne ſie wäre offenbar die Gegenrevolution in Paris ſchon ausgebrochen und mit dieſer die unbedingte Zurückbringung des Zuſtandes von 1789. Nicht ſie, ſondern die Königin ſpielt Oeſtreich und Preußen alles in die Hände. Soll nicht alles verloren gehen, was man bisher errungen glaubte, ſo müſſen ſie durchaus ſo handeln, wie ſie thun. Die Colluſion zwiſchen dem geheimen Cabinet, den Emigrirten und den auswärtigen Höfen kann nur durch Mittel entkräftet werden, welche den zerrütteten Zuſtand aller moraliſchen Kräfte in Frankreich zu erkennen geben; alle Bande ſind gelöſt, müſſen gelöſt ſeyn, wenn man nicht die alten Feſſeln wieder tragen ſoll. Dem Hofe iſt es ſchlechterdings nur um ſeinen ehemaligen Glanz und ſeinen Despotismus zu thun; alles mag zu Grunde gehen, nur der ſoll auf den Trümmern ſtehen bleiben. Die fremden Mächte mögen Frankreich zerſtückeln, wenn nur das Stück, das dem Hofe bleibt, wieder unter das Joch gebeugt wird. Allein, Das geſchieht nicht, und wenn auch für den erſten Augenblick alles gelingen ſollte, was die Ligue gegen Frankreich unternimmt. Die Emigrirten ſelbſt wiſſen das zu gut und tragen nicht das geringſte Bedenken mehr, ſich laut von Preußen und Oeſtreich für betrogen zu erklären. Unter den drei großen Mächten iſt alles wieder verabredet. Die Kaiſerin theilt Polen, ſtatt ihre Truppen nach Frankreich zu ſchicken; Preußen wird ſicherlich ſeinen Theil bekommen. Oeſtreich und Preußen ſuchen Franzöſiſch-Flandern, Elſaß und Lothringen wegzunehmen. Viel weiter werden ſie nicht gehen. Triebe man auch die Republikaner wie ein Heerde Schafe vor ſich her, irgendwo müſſen ſie doch zuletzt ſich zuſammendrängen und den Kampf der Verzweiflung kämpfen, wovon man lieber die Emigrirten das Feuer wird ertragen laſſen; dieſe werden eher nicht zum Agiren kommen, bis die auswärtigen Mächte im Beſitz der Provinzen ſind, worauf ſie ein Auge geworfen haben. — Das Aergſte bei dem allen iſt die Verachtung gegen alle Beibehaltung auch nur eines Scheins von Billigkeit oder von Grundſatz. In Schweden iſt die Kaiſerin ariſtokratiſch, in Polen demokratiſch, in Frankreich monarchiſch. Welcher Widerſpruch, oder vielmehr, welche unverſchämte politiſche Convenienz, die alles, was Grundſatz heißt, mit Füßen tritt! Preußen hat den rheiniſchen Kreiſen ſagen laſſen: es würde für die Lieferungen mit Proviantſcheinen zahlen, wobei man ſich des aus dem ſiebenjährigen Kriege (durch die ſchlechte Zahlung der vormaligen franzöſiſchen) verhaßt gewordenen Wortes bordereaux bedient hat; nicht genug, es hat angekündigt, die Truppen würden Fouragirungen halten auf den Fuß der Executionstruppen. Die Kreiſe ſind ohnmächtig und müſſen alles über ſich ergehen laſſen, was den Mächtigen gefällt, denen an ihrer Schwächung gelegen iſt; ſie haben ſichs auch durch ihre unbeſonnene Protection der franzöſiſchen Emigrirten zugezogen, ohne welche Oeſtreich und Preußen nie einen Vorwand gefunden hätten, Frankreich anzugreifen.

Es iſt leicht geſagt, daß die Jacobiner zu weit gehen, aber wer kann leugnen, daß, ſo wie ſie das Heft aus den Händen geben, die Gegenrevolution gemacht ſey? Freilich wird dieſe von Allen gewünſcht, die gegen die Jacobiner ſprechen. In einem Augenblick, wo ein ſolch ſchweres Gewicht in dieſe Schale geworfen wird, haben ſie Anſtrengung, Ueberſpannung, wenn man will, nöthig, um die andere zu ſenken. — Und von einem ſolchen gewaltſamen Zuſtande, wo jeder, der nicht Freund ſeyn will, Feind iſt, fordert man bloße kalte Vernunftſchlüſſe! Uebereilung, wo nur Handeln gilt, wo man ſeit vier Jahren vergebens die Macht der Vernunft aufgeboten hat und wo immerfort mit gänzlicher Verwerfung alles deſſen, was Vernunft und Billigkeit fordern, offenbar und heimlich gegen die Sache der Revolution gehandelt worden iſt! Nein! das heißt mehr als chriſtliche Reſignation fordern, mehr als das Darbieten des zweiten Backens nach empfangenem Backenſtreich. Wer wird das Uebel, was aus dem Bürgerkrieg entſtehen kann, nicht beklagen, wer wird leugnen, daß es ſchändliche Menſchen zu vielen Tauſenden giebt, die ſich des Vorwands der Freiheit bedienen, um Abſcheulichkeiten zu begehen? Aber er iſt nun da, und der Hof, der Adel, die Prieſter und die auswärtigen Höfe haben ihn ganz allein auf dem Gewiſſen.

In vierzehn Tagen dürften fürchterliche Exploſionen in Paris vorgehen; alles, die verdoppelten Wachen, die beſtändigen Sitzungen der Nationalverſammlung, die Orgien der königlichen Garde, verkündigen es. Wenn der Hof es aufs Aeußerſte treibt, wer mag für die Folgen ſtehen? Das Volk kann man nicht zügeln, wenn es einmal in Bewegung iſt — und doch hat die Freiheit keine andere Stütze in dieſem Augenblick. Wie ſehr wird man ſich irren! Aus dem zerſtückelten Frankreich wird eine Republik, aber niemals eine Monarchie! — Die Jacobiner, ſagt man, hätten mehr thun ſollen, ſie ſind aber erſt ſechs oder acht Wochen am Ruder. — „Sie ſollten längſt losgebrochen ſeyn.“ — Aber ſie wollen erſt alles verſuchen, ehe es zum letzten Mittel kommt, ſie wollen auch die öffentliche Meinung für ſich haben; ſie wollen, daß nicht ihr Wille, ſondern die Nothwendigkeit der Umſtände die Maßregeln befehle, welche, wenn dazu gegriffen werden muß, alle die Feſſeln zerſprengen, welche ſich die Nationalverſammlungen zu Gunſten des Königs noch haben anlegen laſſen. Die Blindheit und Tollheit iſt auf Seiten der Partei, die nicht ſehen will, daß der König noch mehr Gewalt hat, als er haben ſollte, mehr als freie Menſchen ihm eigentlich einräumen ſollten, und daß es höchſte Politik des Hofs wäre, damit zufrieden zu ſeyn und ihn die Rolle des patriotiſchen Königs ſpielen zu laſſen. Nun folgt gewiß Abſchaffung der Königswürde, wenn es zu einer zweiten Revolution kommen muß. —

Dies iſt die Anſicht der Sachen, die wir hier nach Maßgabe deſſen, was wir täglich hören und ſehen, von Frankreichs künftigem Schickſal haben können. Andere haben andere Geſichtspunkte; welcher der richtigſte ſey, muß der Ausgang entſcheiden. Aber gewiß iſts, daß man keine einzelne Handlung irgend einer Partei richten und ihre ganze Tendenz darnach abmeſſen darf. Alles was geſchieht, hat ſeine Beſtimmung vom Vorhergehenden und Beziehung aufs Zukünftige. Nimmt man hinzu, wie anders alles in franzöſiſchen Köpfen ſich zuſammenſtellt, gährt und ſprudelt, als in deutſchen, ſo hat man, glaube ich, alle Urſache, von allen Seiten Uebertriebenes, Schiefes und Hartes zu erwarten. Alsdann kommt es immer doch darauf an, wo die beſſere Sache (in thesi) und wo mehr Rechtſchaffenheit und Tugend (in praxi) angetroffen wird, ehe man ein Verdammungsurtheil ſpricht; und da ſehe ich in beiden Fällen keine entfernte Möglichkeit, daß die Theilhaber des Halsbanddiebſtahls ſich mit den Jacobinern, die Freiheit mit dem Despotismus meſſen dürfte! — Jacta est alea! Wir wollen nun aufhören, von Principien zu ſprechen. Die Appellation an das Recht des Stärkern iſt geſchehen. Wir wollen ſehen, wer der ſeyn wird.

No. CCCXXII.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 10. Juni 1792.

Nun ich wieder ſehe, mein lieber Forſter, daß Sie ſo lebhaften Antheil an politiſchen Dingen nehmen, habe ich wieder gutes Zutrauen zu den wiedererlangten Kräften. Nur machen Sie uns den Streich nicht, daß Sie nach Strasburg und Paris gehen und Jacobiner werden.

Durch die verſprochene Recenſion werden Sie mich ſehr erfreuen. Ich danke Ihnen auch für die Mühe wegen der Auctionsbücher. Weitere Mühe möchte ich Ihnen nicht machen. Aber geſetzt, Sie könnten unbeſchwert dem Nickel ein Gebot von einem Carolin für den Plinius machen laſſen, ſo wäre es wohl des Verſuches werth. Die verkauften Bücher haben alſo, wie es ſcheint, mit den Ihnen anvertrauten nichts gemein gehabt! War auch kein Ausſchuß daraus für Ihre Bibliothek zu machen?

Daß Sie Alle wohl ſind, macht mir viel Freude; auch daß der kleine Menſch ſich anläßt als wenn er das Leben verſuchen wollte. Ehe er Böſes und Gutes unterſcheiden wird, müſſen ja die Weſt-Franken ihren Rauſch ausgeſchlafen haben.

Eduard iſt wieder hergeſtellt. Ich umarme Sie herzlich.

So wüſte bin ich im Kopfe, daß ich nicht mehr weiß, ob ich Ihnen geſchrieben habe, daß ich eine kleine

Excurſion zum Herrn von Brabeck nach Hildesheim, zu ſeiner Bildergallerie gemacht habe. Da gehörte ſo viel Entſchloſſenheit dazu, als die Franken an den Grenzen von Brabant noch nicht bewieſen haben.

CCCXXIII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 13. Juni 1792.

Wir hatten geſtern Herrn von Archenholz hier, auf ſeinem Rückwege von Paris. Er wird ſich nun wieder und, wie er ſagt, auf immer in Hamburg niederlaſſen, geht aber über Leipzig und Berlin dahin. Er hat uns viel von Frankreich erzählt; das Weſentlichſte, daß die Jacobiner ſeit dem Feſte, das den Soldaten vom Regiment Chateau vieux gegeben ward, in der öffentlichen Meinung ſehr verloren haben; daß indeſſen die Amis de la Constitution im ganzen Reiche nicht in die überſpannten Ideen der Jacobiner eingehen; daß Condorcet, Briſſot und verſchiedene Andere zwar noch ihren Beitrag als Mitglieder des Jacobinerklubs bezahlt haben, aber nicht mehr hineingehen. Daß die eigentlichen Anhänger der Revolution und Conſtitution dennoch die ſehr große Mehrheit in Frankreich ausmachen; daß die Ligue der fremden Mächte vielleicht die Franzoſen aus dem Felde ſchlagen, aber ſicherlich nicht, wiewohl der Hof ſich deſſen ſchmeichelt, in Frankreich weit vordringen und feſten Fuß gewinnen könne, da das franzöſiſche Landvolk nicht dazu gebracht werden könne, die Fuhren zum Nachſchleppen der Lebensmittel und anderer Bedürfniſſe herzugeben, daß folglich dieſes Jahr nichts Wichtiges gegen Frankreich geſchehen könne; daß im Winter die verbündeten Mächte ihre Koſten überſchlagen und, mit den Schwierigkeiten ihres Unternehmens beſſer bekannt, ſuchen würden, einen Vergleich einzugehen; endlich, daß im März, wo die jetzige Nationalverſammlung ihre Sitzungen endigt und die Mitglieder der erſten wieder erwählt werden können, die Sachen im Innern, wenn inzwiſchen keine großen Convulſionen entſtehen, von ſelbſt eine andere, beſſere Wendung nehmen müſſen. — Dies Raiſonnement hat Manches für ſich und iſt bei Archenholz um ſo viel unverdächtiger, da er ſehr lebhaft gegen alle anarchiſche Unordnung, die freilich unter den jetzigen Umſtänden unvermeidlich iſt, declamirt. Auf Lafayette beruht allerdings die beſte Hoffnung des Staats, wenn von Abwendung des bürgerlichen Kriegs die Rede iſt.

No. CCCXXIV.

Forſter an Heyne.

Mainz den 16. Juni 1792.

Von unſern Doubletten wird noch in langer Zeit nichts verkauft. Auf jedes einigermaßen gute Buch, welches ehemals den Jeſuiten gehört hat, ſind die hier noch vorhandenen Glieder der Geſellſchaft ſo eiferſüchtig, daß es ſcheint, als ob man ihnen ein Stück aus dem Leibe ſchneiden wollte, wenn man von der Veräußerung deſſelben ſpricht. Die meiſten übrigen Doubletten ſind ſolch elendes Zeug, daß wir uns ſchämen müſſen den Katalog drucken zu laſſen. Daher müſſen wir überhaupt damit anſtehen, bis die Sonderung ganz vollendet iſt. Dieſe aber wird durch den Umſtand, daß die Bücher in zwei verſchiedenen Gebäuden ſtehen, daß überall ſo viel in ein und denſelben Band gebunden iſt ꝛc., ſehr erſchwert. Alles überzeugt mich, daß es der Univerſität, den Jeſuiten und Allen, die hier in ſolchen Sachen etwas mitſprechen dürfen, kein Ernſt mit einem Bibliothekgebäude iſt, und noch weniger mit einer zweckmäßigen Vermehrung der Bibliothek, die doch ſeit Anfang dieſes Jahrhunderts eigentlich nichts zugekauft hat. Die Barbarei geht weiter als man glaubt; Leute, von denen man ein ganz anderes Urtheil erwarten ſollte, ſagten auf jene Vorſtellung: „Laßt ſie doch nur erſt die alten Bücher alle ausleſen." — Wo es aus dem Ton geht, kann ich wohl nur ſchweigen und warten.

Ihre Excurſion nach Hildesheim wird Ihnen doch hoffentlich Vergnügen gemacht haben. Könnten Sie doch auch einmal nach Düſſeldorf machen! Doch Sie haben ja die Gallerie in Dresden geſehen. Herr von Brabeck ſcheint wohl mehr deutſche und niederländiſche Studien, als italieniſche zu haben; und überhaupt iſt es wohl ein ganz anderes Ding, wenn ein Kunſtkenner ſammelt, dem es darum zu thun iſt, die Vervollkommnung der Malerei in der Behandlung des Mechaniſchen zu verfolgen, und wenn dagegen ein elegans formarum spectator, ein Dilettant bloß für den Sinn des Schönen und mit dieſem Sinne hie und da ein Bildchen aufſucht. —

Ich habe geſtern ſeit zehn Tagen wieder den erſten ſchönen Tag gehabt, ſo lange hat es geregnet, geſtürmt und iſt kalt geweſen. Wir hielten uns gut, bis zuletzt; da ſetzte es Flüſſe ab. Der meinige fiel auch auf einen hohlen Zahn, den ich geſtern habe ausreißen laſſen. Es iſt lächerlich, bei einem ſo kleinen Verluſt an das allmälige Abſterben zu denken, und doch kann man in dem Augenblick, wenn man den Höllenſchmerz des Ausreißens erlitten hat und nun die Lücke fühlt, ſich einer ſolchen Reflexion nicht erwehren. Da wünſchte ich denn immer nur auf dem Punkte zu ſeyn, daß, wenn es einmal nicht länger mit dem baufälligen Leimhüttchen zuſammenhalten will, ich wenigſtens mit einem beruhigenden Abſchiedsblick auf diejenigen, die ich zurücklaſſe, und die mir beſonders anvertraut waren, hinſcheiden könnte. Ich glaube, lieber Vater, eine ſolche Sinnesart und ein ſolcher Wunſch iſt wohl die ſicherſte Verwahrung gegen das Jacobinerwerden, weil doch das wohl am allerweiteſten liegt — gegen jede zu excentriſche und gewagte Anwendung meiner wenigen Kräfte. — Dieſe Kräfte ſind nun nicht mein, ich darf ſie nur zu ſolchen Zwecken anwenden, die klar und deutlich vor mir liegen, und dann habe ich wahrhaftig noch genug zu thun, ohne mich in fremde Händel zu miſchen. Aber Gott ſey es gedankt, daß ich noch über das, was Menſchen ſind, nachdenken, und an dem, was ſie treiben, in meinem Verſtande Theil nehmen kann.

No. CCCXXV.

Forſter an Heyne.

Mainz den 19. Juni 1792.

Wir genießen Gottlob alle der Geſundheit, die doch der Sommer mit ſeiner belebenden Wärme nie zu ſtärken ermangelt! Wie hat man je gegen ein mildes Klima eifern können. Als die Nationen in heißern Himmelsſtrichen gut regiert wurden, waren ſie thätig, glücklich und bauten ihre Geiſteskräfte an, ſo gut wie man es jetzt in kältern Ländern thut und ehemals es ſogar in Island gethan hat.

Lafayette ſcheint ſein Heer an das feindliche Feuer gewöhnen zu wollen, ehe er etwas unternimmt. Die beiden jetzt vereinigten Armeen von Lafayette und Luckner ſind beinahe 80,000 Mann ſtark. Die Oeſtreicher ſagen von ſich ſelbſt, ſie wären nur 25,000, allein wahrſcheinlich haben ſie doch auch 35,000. Wenn vor der Ankunft der jetzt auf dem Marſch begriffenen Truppen ein großer entſcheidender Schlag geſchieht, ſo kann noch

Alles eine unerwartete Wendung nehmen. Iſt das nicht, ſo bleibt den franzöſiſchen Generalen nichts übrig, als devenſive zu agiren, wobei wahrſcheinlich die verbündeten Mächte des Spiels bald überdrüßig werden möchten: Hier macht man große Zubereitungen, um die Könige von Preußen und von Ungarn zu bewirthen. Der letztere wird, wie es heißt, eine Zeitlang ſich hier aufhalten.

No. CCCXXVI.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 22. Juni 1792.

Alles, was ich von Zubereitungen, es ſey Krieg oder Krönung, in dortigen Gegenden höre, macht mich wegen der Theurung beſorgt, die Ihnen doch fühlbar werden muß. Gott erhalte nur Geſundheit! damit iſt guter Muth und Kraft, alle Reſſourcen zu brauchen, ſo nahe verbunden, und wenn man dieſe ſucht und braucht, kommt man auch durch. Wir müſſen uns ſelbſt am wenigſten täuſchen, was wir durch unſern Willen auch vermögen.

Ich wünſche dem guten Lafayette das Beſte; das iſt doch der einzige Franke, dem ich ſeine Tugend beneide, und den ich wünſche bis ans Ende bewundern zu können.

Die Anzeige des Lemprière war mir ſehr angenehm. Das Buch haben wir nicht erhalten, es wäre out of point. Halten Sie es mit den Jeſuiten immer auf einen erträglichen Fuß; wir erleben es ſicher, daß der Orden wiederhergeſtellt wird.

No. CCCXXVII.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 29. Juni 1792.

Was für ein Verfahren in Berlin! Das Urtheil des Kammergerichtes hat der König caſſirt, den Kammerräthen iſt die Gage auf drei Monate zur Strafe genommen, mit dem Bedeuten, ſie hätten verdient caſſirt zu werden, und ſollten nie zu einer Beförderung gelangen. Freilich iſt es auf der andern Seite wahr: hätten die Herren nicht triumphirt und bravirt, und hätte der Zopfprediger *) ſeine Aufklärung in der Stille und anſtändiger betrieben, ſo wäre das Alles nicht erfolgt. Den Herren liegt nicht ſowohl an Denkfreiheit, als daran, daß ſie laut den anders Denkenden Hohn ſprechen können. — Was für Folgen es haben werde, bin ich begierig. Aber es kann ſehr wohl ſeyn, daß es gar keine

---

*) Spottname, den ſich ein Prediger, Schulz, ſogenannter heterodoxer Lehren angeklagt, durch die Art, wie er ſeine Haare trug, zugezogen hatte.

hat, wie ſo viel andere Dinge, wo man denken würde, was für Folgen ſie haben müßten.

Die Bewegungen wegen der Studentenorden in Jena haben auch bei uns Einfluß. Alles iſt wider einander und der Duelle iſt kein Ende. Vor einigen Tagen ward ein von Marſchall, der auf ein paar Tage wieder hieher gekommen war, im Duell tödtlich verwundet und iſt nun geſtorben; er war ſchon als Auditor in Giſſhorn angeſtellt. Eine große Anzahl Studenten iſt in die Sache verwickelt und doch iſt ihnen nicht beizukommen.

No. CCCXXVIII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 30. Juni 1792.

Die Krönung wird ſich wohl bis nach der dritten Woche im Julius verzögern. Darnach kommen die großen politiſchen Beſuche, Zuſammenkünfte, Gaſtmahle und daraus hervorgehende Entſcheidungen der Schickſale der Völker, die dazu gemacht ſind, zuzuſehen und abzuwarten, was aus ihnen werden ſoll. Wie ganz anders aber fällt es demungeachtet oft aus, als es die Erdengötter berechnet und in leimerner Allmacht beſchloſſen hatten!

Die Theurung iſt allerdings ſchon zu ſpüren und nun wird ſie bald noch fürchterlicher werden. Die preußiſchen Truppen in Coblenz allein werden täglich

14,000 Pf. Fleiſch brauchen, Brod, Wein und andere Bedürfniſſe, ſammt dem Futter für die Pferde ungerechnet. — Mit den franzöſiſchen Progreſſen geht es ſehr gemach, und in Paris deſto ſchrecklicher. Es iſt unbegreiflich, daß die Nat.-Verſ. nicht Energie genug hat, den wüthenden, aufgehetzten Pöbel in Schranken zu halten, und eben ſo unbegreiflich, daß der Parteigeiſt ſo blind iſt, nicht zu ſehen, daß man damit nichts ausrichtet, ſondern nur der guten Sache einen häßlichen Anſtrich giebt.

No. CCCXXIX.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 2. Juli 1792.

Sehen Sie, mein lieber Forſter, wie viel fleißiger Sie geweſen ſind, als Sie glaubten. Sie haben für Recenſionen ganze 28 Thlr. 8 Gr. 3 Pf. einzunehmen! Die andere Rechnung laſſen Sie dem Herrn Sömmerring zukommen und geben mir Ihren Willen wegen des Geldempfanges zu erkennen.

Die Nachrichten von Paris ſind ſehr ſchreckend, die enragés wollen das Trauerſpiel durchaus ausſpielen. Das heißt, in ſeinen Eingeweiden wühlen. Dieſer Tage hat man einen Jacobiner-Emiſſair auch im hieſigen Lande ergriffen, der in einem Dorfe bei Brüggen Aufruhr und pariſer Menſchenrechte predigte, auch Preußen auf dem Marſch zur Deſertion verleitet hatte.

Der halbkluge Menſch bleibt doch ein größerer Narr als der ganz dumme.

Erſt dieſer Tage bin ich wieder ans Leſen gekommen und bin nun Ihre Anſichten bald durch. Wie wüſte muß das in den brabantiſchen Köpfen ausſehen!

No. CCCXXX.

Forſter an Heyne.

Mainz den 3. Juli 1792.

In der wirklichen Welt geht es immer verkehrter, als in unſern Theorien; die Leidenſchaften ſpielen immer mit. So geht es auch in Berlin, in Wien, in Paris und überall. Die Demokraten und Aufklärer ſind enragés und die Ariſtokraten und Deſpoten nicht minder. Wenn ſich jetzt gleich keine Folgen von dem intoleranten Verfahren gegen das Kammergericht wahrnehmen laſſen, ſo bleiben ſie doch in der Länge nicht aus, und ich fürchte nur, daß Abſtellung der Mißbräuche, die ſo leicht war, wenn man ſie unter der Hand vorgenommen hätte, endlich auch in Deutſchland wie in Frankreich das Werk einer Gährung ſeyn wird, die in deſto längere Anarchie ausarten muß, je gewiſſer es iſt, daß wir nirgends einen großen Mann haben, der ſich zum Haupt einer Partei aufwerfen und als ſolches behaupten könnte. Eben ſo wenig wahre Größe iſt unter den wirklichen Machthabenden in der Welt anzutreffen. Es iſt zu wünſchen, daß dieſer kritiſche Zeitpunkt nicht in unſere Zeiten falle; aber der Gang der Begebenheiten von allen Seiten zeugt überall von Uebereilung, Uebertreibung, Frühreife.

Der Zuſtand der Univerſitäten und der Gelehrſamkeit überhaupt ſteht damit in Verbindung. War je Reform nöthig, ſo iſt es hier, im Syſtem unſerer Erziehung für Junge und Erwachſene. Allein daran denken unſere Regenten nicht, und ſo bringt der gewaltige Umſchwung der Dinge endlich die Veränderungen zu ihrem Erſtaunen von ſelbſt. Dann krümmen und winden ſie ſich, thun trotzig und verzagt, und verrathen ihre Unfähigkeit und Nullität in allen Ecken. — Das elende Duelliren ſollte doch mit aller Strenge den unbärtigen Jungen verleidet werden.

Wir ſind nun der Entwicklung der franzöſiſchen Angelegenheiten nahe. Alles iſt aufs äußerſte geſpannt und die letzten Gräuel in Paris beweiſen den Grad der Erbitterung. Jetzt nur Tollheiten von Seiten der deutſchen Ligue, ſo geht das Gemetzel an. Allein zu gemäßigten Vorſchlägen iſt Alles von beiden Seiten zu heftig und tauſend Zwiſchenauſtritte müſſen dazu beitragen, die Wuth zu verſtärken. Es kann gut gemeint ſeyn mit Englands Mediation, aber daß ſie jetzt Luckner'n unthätig macht, wird die Franzoſen vollends zur Raſerei bringen.

No. CCCXXXI.

Forſter an Heyne.

Mainz den 10. Juli 1792.

Das arme Frankreich iſt ſeiner gänzlichen Zerrüttung nahe. Leider hat es keinen Kopf. Wenn nur Einer geweſen wäre! gleichviel auf welcher Seite, ſo hätte er den Bürgerkrieg verhütet. Jetzt iſt es unmöglich.

Lafayette mit ſeiner Armee iſt, wie man eben hört, in vollem Marſch nach Paris. Dies wird den Knoten zerhauen. Wenn der König und die Seinigen mit dem Leben davon kommen, ſo haben ſie Glück. Im Süden von Frankreich wird dann die Anarchie noch eine Zeit lang fortwüthen. — —

No. CCCXXXII.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 13. Juli 1792.

Morgen gehe ich auf acht Tage nach Ilfeld; ich muß Ihnen heute noch ein paar Worte ſchreiben, damit Sie mich, lieber Forſter, in der Zeit nicht vergeſſen.

Die ſchönen Sommertage müſſen ja wohl zu Ihrer Aufheiterung dienen; brauchen Sie ſie nur, und wenn Sie auf die Inſel kommen, ſo denken Sie an mich.

Eben erhalte ich Ihren Brief mit den quittirten

Rechnungen. — Daß Lafayette auf Paris losgeht, iſt eine erſtaunliche Neuigkeit. Das arme Frankenvolk! es dauert mich von Herzen. Wir wollen uns dagegen unſerer Ruhe und Sicherheit freuen. — Die Polen ſind brave Leute. Wer hätte erwartet, daß ſie den Ruſſen nur unter die Augen gehen, geſchweige ſie ſchlagen würden. Der Poniatowsky, der die Armee anführt, iſt denn das derjenige, der Ihnen ſo viel Gnade erwies?

Leben Sie wohl und zufrieden.

No. CCCXXXIII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 17. Juli 1792.

Es geht ſchon wieder in Paris durcheinander, wie bei uns in Deutſchland — auf eine andere Art — nicht minder. Die enthuſiaſtiſche Ausſöhnung aller Parteien in der Nationalverſammlung wird nicht viel helfen, ja ich bin zweifelhaft, ob ſie bis zum 14. lebt. Ich fürchte ſehr, daß Lafayette, der Einzige, dem man noch zu vertrauen wünſchte, daß er ſich vor den Riß ſtellen könne, gar nichts ausrichten wird. Sein vorgeblicher Marſch nach Paris beſtätigt ſich nicht. Seine perſönliche Erſcheinung in Paris war Folge eines Einfalls der Frau von Stael, die mit Narbonne in genauer Verbindung ſteht und viel in Paris politiſirt. Narbonne iſt bekanntlich Lafayette's intimſter Freund. Daß dem alſo ſey, weiß ich aus Briefen von Augenzeugen.

Ich bin am Krönungstage mit Huber und meinem Engländer in Frankfurt geweſen. Alle Welt ſagte, es ſey viel voller als bei Leopolds Krönung. Der Kaiſer ſieht ſo jung, gutartig und unſchuldig aus, daß ſein Anblick zu Pferde, mit der Hauskrone auf dem Haupt, wie er in die Kirche zog, mir und Andern unwillkürlich die Thränen in die Augen brachte. In Wien ſtreitet ſich Alles, was groß iſt, darum, wer ihn beherrſchen ſoll. Man läßt von Seiten des Miniſterii nichts aus der Acht, um ihn beſorgt zu machen; ſo wurden an den beiden Tagen der Krönung verſchiedene Franzoſen arretirt, unter dem Vorwande, es ſey ein Complott gegen ſein Leben im Werke. Morgen kommt er nun hierher, nebſt dem König von Preußen, der aus Anſpach eintrifft auf ſeiner Reiſe nach Coblenz. Der franz. Geſandte, Villars, iſt zuvor höflichſt erſucht worden, ſich hinweg zu begeben, indem man ihm länger keinen Schutz verſprechen könne, und der furchtſame Haſe hat ſich auch ſo abweiſen laſſen, ohne jetzt ſeinem Hofe ſagen zu können, Mainz iſt neutral, oder Mainz hat ſich gegen uns declarirt. Seit der ganzen Zeit lebte er hier in völliger Abſonderung von allem Umgange und in gewaltiger Furcht vor den Emigrirten, die freilich auch Unrecht hatten, das Völkerrecht in ſeiner Perſon gar nicht reſpectiren zu wollen, ſo wie der hieſige Hof ſehr übel daran that, ihn in der Qualität als Geſandter aufzunehmen, und doch weder zu ſchützen, noch als einem Geſandten höflich zu begegnen. Grobheit und Beleidigung iſt hier, was anderwärts Kälte wäre. — Es gehen unzählige unverbürgte Gerüchte über die Schickſale Frankreichs und der Rheinländer. Man ſpricht von einem neuen Coadjutor, indem man Dalbergen mit einer Entſchädigung abfinden will. Oeſterreichiſche und preußiſche Prinzen ſollen auf dieſe Art verſorgt werden. Elſaß und Lothringen ſoll Monſieur, franzöſiſch Flandern der Graf von Artois bekommen und dann wahrſcheinlich das übrige Frankreich ſeiner innern Gährung überlaſſen werden, bis es in kleine Republiken zerfällt. Dies iſt wenigſtens das Einzige, was England und Holland wollen geſchehen laſſen. Denn da der Deſpotismus in Frankreich ohne Bankerott nicht etablirt werden kann, ein Bankerott aber nach zehn Jahren die Wirkung hat, Frankreich, wenn es ungetheilt bleibt, zum mächtigſten Staat von Europa zu machen, ſo iſt es Englands Intereſſe, bei dem auf jeden Fall ganz unvermeidlichen Bankerott, daß Frankreich zerſtückelt werde, damit jener Bankerott keinen engliſchen, durch die zu große Präponderanz der neuen franzöſiſchen Macht, nach ſich ziehe. Zu dem Ende ſucht England ſchon, wie es ſcheint, eine Gegenconföderation von Mächten zu Stande zu bringen, die den deutſchen Fürſten ſage: bis hieher und nicht weiter! — Spanien und Holland ſind ſchon ziemlich mit England einverſtanden.

Der General Poniatowsky, nach dem Sie fragen, iſt ein ſehr junger Mann und heißt Joſeph, der Sohn eines verſtorbenen Bruders des Königs. Mein Poniatowsky heißt Stanislaus, ein Sohn des noch lebenden Groß-Kronkammerherrn, älteſter Bruder des Königs und ein Mann, der in philoſophiſcher Stille lebt, viel von ſeiner Zeit in Italien zubringt und wahrſcheinlich auch bei dieſer Gelegenheit weiter ſieht, als ſeine Landsleute. Ich bin ſehr zweifelhaft, ob der polniſche Patriotismus lange gegen die ruſſiſchen Soldaten Stich halten werde. Wahrſcheinlich kommts zum Vergleich und irgend ein ruſſiſcher Prinz wird zum Thronfolger des Königs Stanislaus erwählt.

Bei allen dieſen neuen und abwechſelnden Auftritten, und bei mancherlei Beſuchen der reiſenden Officiere, Feldärzte, Feldprediger ꝛc. und der Benutzung des Sommerwetters zu Erholungsgängen, liegt meine Arbeit ziemlich ſtill. Indeſſen will ich Geduld haben.

No. CCCXXXIV.

Forſter an Heyne.

Mainz den 24. Juli 1792.

Ich komme dieſen Augenblick von Coblenz zurück, mein beſter Vater, wohin ich Herrn und Madam Reichard aus Gotha begleitet habe. Wir haben zwar nicht das beſte, aber doch noch erträgliches Wetter getroffen, und unſere Fahrt iſt vergnügt geweſen. Oft habe ich gedacht, wären Sie doch bei uns. Myl. Frederic North, der dritte Sohn des Grafen Guilford, ehemaligen Lord North, war mit uns, nachdem er etliche Tage bei uns in Mainz ſich aufgehalten hatte, ein drolliger Menſch, voll der ſeltenſten Kenntniſſe, ſowohl von Sachen als Menſchen und Sprachen. Faſt hat er mir Luſt gemacht, ihn auf ſeiner im Jahr 1794 vorzunehmenden Reiſe nach Griechenland zu begleiten, wenn es bis dahin etliche tauſend Thaler in meine Caſſe regnet, was wahrſcheinlich der Haken iſt, an dem die ganze Reiſe von meiner Seite ſcheitern muß.

No. CCCXXXV.

Forſter an den Staatsminiſter Grafen von Herzberg.

Mainz den 27. Juli 1792.

Hochgeborner Graf, gnädiger Herr Staatsminiſter! Eure H. G. Excellenz geruhen gnädigſt mir zu erlauben, daß ich Hochdenſelben für das durch Herrn Voß erhaltene Geſchenk Ihrer Werke den gerührteſten Dank abſtatte und zugleich dieſe mir ſo unſchätzbare Gelegenheit ergreife, Ihnen meine ununterbrochene hochachtungsvollſte Anhänglichkeit und Ergebenheit hier gehorſamſt auszudrücken. Aus der Mittheilung desjenigen, was Ew. Exc. Herrn Voß zur Antwort geſchrieben haben, erſehe ich, daß der kleine hiſtoriſche Verſuch, welchen ich auf ſein Verlangen über die Begebenheiten des Jahres 1790 entwerfe, leicht in einem andern Lichte geſehen werden könne, als dasjenige, worin ich ihn ſelbſt betrachte. Unſer liebes, launiges Publicum zwingt oft den Schriftſteller, der von den Launen deſſelben abhängig iſt, ſeinen Geſchmack zu befriedigen, wenn er auch gleich in ſeiner eigenen Ueberzeugung eine ganz andere Form der Bearbeitung vorziehen möchte. Ein Taſchenbuch und ein Kalender ſind dem Ernſt und der Würde der Geſchichte wenig angemeſſen; allein man verlangt heut zu Tage, daß auch die Kleinigkeiten für die Toiletten der Damen den ernſthafteſten wiſſenſchaftlichen Ideen eine Einkleidung geben ſollen, welche ſie der Flüchtigkeit und dem Leichtſinn unſerer Zeitgenoſſinnen empfehlen mögen. Ich würde mich freilich glücklich ſchätzen, wenn dasjenige, was ich in gedrängter Kürze auf einige wenige Kalenderbogen über das Jahr 1790 ſagen kann, unter der Larve der Frivolität dennoch einen guten Geſichtspunkt zur Beurtheilung unſres Jahrzehends geben könnte; allein ich darf nimmermehr hoffen, daß eine ſo unbedeutende Arbeit, welche höchſtens das Verdienſt haben kann, den großen Haufen der Leſer, der ſelbſt nicht zu urtheilen verſteht, auf eine richtige Anſicht der Dinge zu führen, für den Staatsmann, den erfahrnen Lenker der politiſchen Angelegenheiten einer großen Monarchie, den gelehrten Geſchichtskenner und den erſten Mitwirker in den politiſchen Ereigniſſen unſerer Erde, mit einem

Wort, für einen Herzberg, das mindeſte Intereſſe haben, oder ihm auch nur eine Idee darbieten könne, welche ſein Scharfblick nicht ſchon längſt aus der genaueren Kenntniß und Ueberſicht aller geheimen Triebfedern der Cabinette richtiger und treffender geſchöpft hätte. Wir Laien in der Politik können nur nach dem Erfolg, nur nach dem Geſchehenen, von den Begebenheiten und ihren Urſachen urtheilen. Sie, Hochgeb. Herr Graf, ſtehen im Mittelpunkt des Wirkens und überſehen alſo ganz, wie die Fäden des geheimen politiſchen Gewebes zuſammenhängen. Was wir errathen, wiſſen Sie mit apodiktiſcher Gewißheit; wo wir im Dunkeln fehl greifen, lächeln Sie über unſern Irrthum und wiſſen oft, wie eine Thatſache, die uns von fernher vorbereitet ſchien, in der Willkür oder Laune eines einzigen Menſchen ihren zureichenden Grund hat. Daß Herr Voß ſeinem Verlagsartikel alle Vollſtändigkeit wünſcht, deren er fähig iſt, verſteht ſich von ſelbſt; daß aber die eingeſchränkte Form eines Kalenders nur leicht hingeworfene Skizzen geſtattet, liegt eben ſo klar am Tage, und ich würde ſehr betrübt ſeyn, wenn Ew. Exc. von einem Unternehmen dieſer Art Erwartungen hegten, die ich vermöge meiner geringen Fähigkeit, zugleich aber auch aus Mangel an den wichtigſten Aktenſtücken und Privatanekdoten und wegen der Beſchaffenheit der mir vorgeſchriebenen Form eines Kalenders nicht werde befriedigen können. Da Herr Voß ſeinen Kalender mit dem Bildniß Ew. Hochgräfl. Excellenz zu zieren wünſchte, ſo war es natürlich, daß ich ihn um einige Data anſprechen mußte, welche mir die Erläuterung deſſelben erleichtern könnten. Allein nie iſt es mir eingefallen in wenig Zeilen die Schilderung zu erſchöpfen, die vielleicht mehr als einen Band erfordern würde. Dürfte ich meinen Wunſch, Hochdenſelben meinen Dienſteifer und meine aufrichtigſte Hochachtung zu bezeigen, an die Stelle des Talents ſetzen, ſo würde ich noch hinzufügen, daß ich mich durch eine Arbeit von dieſer Wichtigkeit äußerſt geſchmeichelt finden würde. Allein im Gefühl meiner geringen Kräfte vergönnen Sie mir nur die Aeußerung, daß ich den Geſchichtſchreiber glücklich ſchätze, der einſt die vollſtändigen Materialien zur Biographie eines Miniſters erhalten wird, deſſen überwiegendes Verdienſt ganz Europa anerkennt und deſſen hoher Werth ſelbſt dann, wenn der Monarch einen Augenblick lang glauben kann, ſich der Einſicht und des Raths eines ſolchen Mannes entſchlagen zu können, dadurch nicht im mindeſten geſchmälert wird, ſondern vielmehr, wenn man die Triebfedern dieſer gewiß nur vorübergehenden Täuſchung erwägt, noch einen neuen Glanz erhalten muß.

Meine äußerſt eingeſchränkte Lage verſetzt mich in die Nothwendigkeit, allerlei literariſche Arbeiten nicht aus eigener Wahl, ſondern wie die Verleger ſie verlangen, zu unternehmen. Ich beſcheide mich daher gern, daß zu einer Geſchichte des Jahres 1790, wie ſie allenfalls mit vollſtändiger Connoissance de cause und nach genommener Einſicht aller Acten und aller Cabinetscorreſpondenzen geliefert werden könnte, ganz andere Kräfte, Verbindungen und Hülfsquellen gehören, als diejenigen, aus welchen ich jetzt ſchöpfen kann; ich beſchränke mich alſo auch gänzlich auf ein philoſophiſches Raiſonnement über die Begebenheiten, inſofern ſie entweder öffentlich, oder mir durch Zufall bekannt geworden ſind. Nun mag ein ſolches Raiſonnement zuweilen weit vom Ziele vorbeiſchießen, wenn geheime Triebfedern wirkten, die ich nicht kenne; mithin iſt mein Verſuch nur inſofern von einigem Werth, als ich durch meine Schreibart zeigen kann, was ich unter günſtigern Umſtänden geliefert haben würde. Ein guter Geſchichtsforſcher muß beides beſitzen, ſowohl genaue Sachkenntniß, welche leider einem Contemporaneo, wenn er nicht Mitwirker war, abzugehen pflegt, als auch einen guten Vortrag und hellen Blick, um jene Materialien gut zu benutzen. Es ziemet mir nicht, zu beurtheilen, ob ich von dieſer Seite je zum hiſtoriſchen Schriftſteller qualificirt ſeyn werde, oder nicht; ich bin eher geneigt die Negative zu behaupten; allein, wie geſagt, ich habe nun einmal einen Verſuch wagen müſſen, weil mein Verleger es ſo haben will. Wenn Ew. Excellenz meine Verwegenheit, etwas Hiſtoriſches zu ſchreiben, durch dieſe Nothwendigkeit meiner Lage entſchuldigen wollen, ſo habe ich den Endzweck dieſes Briefes erreicht. Was ich unter Anleitung und Belehrung eines großen Miniſters in dieſem Fache, unter einem Chef wie Ew. Excellenz hätte leiſten können, iſt gegenwärtig nicht zu beſtimmen, ich kann nur für meine Lernbegierde und meinen Fleiß bürgen. Dankbar und gerührt werde ich jedes Merkmal Ihres Wohlwollens und Ihrer gütigen Aufmunterung ſowie die bereits erhaltenen Mittheilungen entgegennehmen, und indem ich mich Ihrem Schutz und im erforderlichen Fall Ihrer gütigen Fürſprache angelegentlichſt empfehle, beharre ich mit ehrfurchtsvollſter Devotion

Ew. Hochgräflichen Excellenz
gehorſamſter Diener.

No. CCCXXXVI.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 30. Juli 1792.

Alſo ſind Sie, liebſter Forſter, doch auch noch Ariſtokrat geworden! Denn leugnen Sie es nur nicht, deßwegen ſind Sie nach Coblenz gereiſt. Reichard's Begleitung mußte nur den Namen hergeben!

Im Ernſt, es möchte einen wohl der Jacobiner Unſinn zu den Emigrirten hinüberjagen. Beſſer wäre es aber doch noch, die erſten aufgeknüpft und dieſe in dem Rhein ſchwimmen zu ſehen.

Ja wohl hätte ich lieber bei Ihrer Rheinfahrt als in Ilfeld ſeyn mögen. Ihr Frederic North möchte ſchon eine Geſellſchaft auch für mich ſeyn, — ſelbſt nach Griechenland. Aber wenn er Sie zur Begleitung wünſcht, ſo müßte er Ihnen die paar tauſend Thaler aus ſeiner Caſſe regnen laſſen.

War denn Prinz Auguſt wirklich in Mainz, wie es in den Zeitungen ſtand? Sie werden ja ein ſehr welterfahrner Mann: nun haben Sie auch eine Kaiſerkrönung geſehen. Da Sie noch ein Stück zu leben haben, ſo iſt Alles mitzunehmen. Ich beneide Ihnen doch mehr, daß Sie die Häupter von Otaheiti geſehen haben.

Ihre Geſundheit muß durch dieſe Veränderungen gewonnen haben. Sammeln Sie immer für den böſen Winter voraus ein.

Herzlich umarme ich Sie.

No. CCCXXXVII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 4. Auguſt 1792.

Wie es uns ſeither ergangen iſt, werden Sie aus meiner Frau Briefe geſehen haben. Ich konnte es nicht übers Herz bringen, Sie auf Ihrer Rückkehr von Ilſeld mit dieſer Trauerpoſt zu bewillkommnen. Jetzt haben wir unſern Verluſt verſchmerzt. Die Ausſicht, ein elendes, kränkliches Geſchöpf zu behalten, tröſtet doch einigermaßen für den frühen Verluſt, in einem Alter, wo es noch wenig gelitten und erfahren hatte und unfähig war, die ihr erzeigte Liebe zu erwiedern. Doch raiſonniren läßt ſich nicht über Dinge dieſer Art; ſonſt iſt des Fragens kein Ende: warum gerade hier dieſe Verkettung, hier der Schlag? Man muß dulden und ſchweigen.

Sie werden durch Herrn Fiſcher das Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig erhalten haben. Wenn etwas die enragés auf der jenſeitigen Grenze entſcheidet, ſo iſt es dieſer Beweis, daß man dieſſeits eben ſo ſehr enragé iſt. Wahrhaftig, wenn man es darauf angelegt hätte, die Franzoſen zur Gegenwehr anzuhetzen, ſo hätte man es nicht klüger anfangen können, jetzt müſſen ſie Schande halber den Kampf der Verzweiflung fechten, und das werden ſie auch thun. So ſchnell, als man ſichs denkt, wird man nicht nach Paris kommen, und Frankreich wird man auf keinen Fall ganz bezwingen. Spinnt ſich aber der Krieg in die Länge, dann iſt es um die Ruhe von Europa geſchehen. Und das ſind die Menſchen, deren Maßregeln man billigen ſoll? Wohl dem, der einen Winkel gefunden hat, wo er ruhig dem wahnſinnigen Treiben zuſehen kann.

No. CCCXXXVIII.

Forſter an Jacobi.

Mainz den 5. Auguſt 1792.

Es treibt mich, lieber Freund, Ihren liebevollen Brief auf der Stelle zu beantworten, ſo wenig ich mich auch überzeugen kann, daß ich Ihnen Freude machen werde. Ihre Beſorgniß, daß ich in dem Falle wäre, Mainz zu verlaſſen, iſt Gottlob ungegründet. Ich danke Ihnen aber, daß Sie darauf verfielen, denn ich leſe in dem bloßen Gedanken die Art und Innigkeit Ihres Theilnehmens an meinen Schickſalen.

Mein Lieber, noch ſtört man mich hier nicht, und vielleicht wird man es nie wollen. Ich nehme ja keinen Antheil an Allem, was vorgeht, ich ſehe mit gleichgültigem Auge, was hier geſchieht, ohne nur meine Meinung darüber zu äußern, und wenn ich fehle, ſo iſt es durch negatives Verhalten, weil ich nicht heucheln und da meine Anhänglichkeit bezeigen kann, wo ich meine Achtung verweigern muß. Freilich giebt es Menſchen, die von dem Spruch, „wer nicht für uns iſt, der iſt wider uns“ eine böſe Anwendung machen, und gern Jeden, der noch ſo gemäßigte Grundſätze im Buſen trägt, für den Anhänger der verhaßten Gegenpartei ausſchreien, gegen welchen jede Verleumdung, jede Verletzung der Treue und des Glaubens gilt. Allein gegen Widerſacher dieſer Art kann ich mich nicht ſchützen und muß alſo geduldig abwarten, was über mich ergehen mag. Für jetzt, wie geſagt, werde ich nicht angetaſtet und wenigſtens über wichtigern Angelegenheiten vergeſſen. Zudem iſt Müller noch immer ein rechtſchaffener Mann, der nicht zugeben wird, daß mir irgend Unrecht geſchehe.

Ich könnte es bei dieſer Erklärung bewenden laſſen, und fühle, daß ich es eigentlich ſollte. Doch will ich jetzt ſehr unphiloſophiſch anders: deteriora sequor. Sie haben mich nun einmal aufgeregt und ich bin nicht krank, aber doch kränklich reizbar und kann mir ſelbſt alſo nicht entgehen. Meine Correſpondenz mit S. betrifft meine ökonomiſchen Umſtände. Ich arbeite mich zu Tode und komme doch rückwärts. Endlich hatte ich es gewagt, ihm meine Lage zu eröffnen und ihn um einen Beiſtand zu bitten, der mich in Stand ſetzen könnte, nur etwas ruhiger fortzuarbeiten. Er ſchrieb mir, ſeine Lage geſtatte ihm nichts von der Art, er wolle ſich aber anderwärts für mich verwenden. Vor ein paar Tagen kam ſeine Antwort, auch da ſey nichts zu thun. Mein Paket, welches ich Ihnen zuſchickte, enthielt eine Antwort auf ſeinen erſten Brief, und, wenn ich mir gleich nichts Gutes von der anderweitigen Verwendung verſprach, ein paar Ideen, wie ich glaubte, daß ich gebraucht werden könnte, um von meiner Beſoldung leben zu können, ohne von der unſichern Schriftſtellerei abzuhängen. Wenn das Paket noch nicht beim Empfang dieſes abgegangen iſt, ſo können Sie es nur geradeswegs nach Caſſel ſchicken, denn der letzte Brief war ſchon von dorther datirt. Daß ich Ihnen ſchrieb, meine Lage leide keinen Aufſchub, iſt inſofern wahr, weil die Ungewißheit unter allen Qualen auch mir die unleidlichſte iſt und ich ſie gern losſeyn wollte. Ich dachte, iſt es möglich, daß mir auf dieſe Art geholfen wird, dann nur ſobald als möglich — und daher eilte ich, S. meine Arbeiten von ein paar Jahren hinzuſchicken, damit er wüßte, wie ich meine Zeit benutzt habe. — Machen Sie es mir nicht zum Verbrechen, mein Beſter, daß ich Ihnen von dieſem allen kein Wort geſagt habe, bis Sie mich heute ſo freundſchaftlich dazu aufforderten. Ich verſichere Sie, trotz dem Eigenſinn, womit ich oft auf meinen von den Ihrigen abweichenden Meinungen beſtehe, liebe ich Sie von Grund der Seele, das heißt, wie verwandte Seelen es nicht umhin können. Sie ſehen, daß ich mich hier nicht vergeſſe. — Eben deßwegen ſcheute ich mich, Ihnen die unangenehme Empfindung zu machen, die es immer giebt, einen Freund mit widrigem Schickſal kämpfen zu ſehen. Nennen Sie es Schwachheit, oder unüberwindliche Aufrichtigkeit, daß ich mich dennoch einiger Ausdrücke nicht enthalten konnte, die Ihnen Beſorgniß gaben — oder, weil es beſſer iſt, auch hier alle Fäden meines Herzens zu berühren, die es in Bewegung ſetzen, ſo entſchuldigen Sie jene Ausbrüche des Mißmuths, der Hypochondrie und der Traurigkeit damit, daß ich Augenblicke habe, wo eine andere Gattung von Unglück mich das Drückende in meiner äußern Lage tiefer empfinden läßt. Es iſt unbeſchreiblich, was der Menſch erfahren kann, und wenn alles Böſe, was uns widerfährt, wie ich nicht zweiſle, zu unſerer Beſſerung geſchieht, ſo muß ich wirklich ſchließen, daß an mir ganz ungeheuer viel zu beſſern geweſen iſt und noch bleibt. Ich ſchließe auch wirklich ſo und würde, wenn ich keine Frau und Kinder hätte, mich nicht einmal berechtigt halten, einen Verſuch zu machen, um das Kreuz, welches ich trage, leichter zu machen. Aber der Gedanke, daß man durch mich leiden könne, iſt mir unerträglich und läßt mich von Zeit zu Zeit Schritte thun, wozu ich ſonſt zu ſtolz, zu eitel, oder wenn Sie die Antinomien lieben, zu demüthig und zu gleichgültig gegen mich ſelbſt wäre. Das Beſte von Allem iſt ein kleiner Reſt von Muth, der mir noch übrig bleibt, und immer noch wiedergekommen iſt, ſo oft ich nur zu erträglichen phyſiſchen Kräften gelangen konnte. Mit dieſem Muthe ſitze ich jetzt und beſchreibe auf Verlangen meines Buchhändlers das Jahr 1790 in Kalenderformat, weil er auch gern durch dieſe Spielerei das Publicum für ſeinen abenteuerlichen Geſchmack gewinnen möchte. Ich hatte zwar noch am Sonnabend einen heftigen Anfall von cholera morbus, der mich ganz entkräftete; allein Sonntag konnte ich wieder arbeiten, denn mein Kopf war leicht, obgleich meine Beine mich nicht tragen konnten. Heut iſts bis auf ein wenig Mattigkeit vorbei. Indeß dürfen doch dieſe Anfälle nicht wiederkommen.

Zu der Freude, die Sie in Aachen bei den lieben Clermonts, bei Dohms und Herders genoſſen haben, wünſche ich Ihnen von Herzen Glück. Möge doch auch Göthe's Beſuch Ihnen viel Freude geben. Sagen Sie ihm, wir freuten uns hier, ihn bei uns zu ſehen, wie er verſprochen habe.

No. CCCXXXIX.

Grimm an den Kriegsrath Reichard.

Francfort 7. Août 1792.

Je voudrois, Monsieur, mériter ce que vous avez la bonté de me dire dans votre lettre du premier de ce mois, et j'aurois de quoi m'estimer très heureux. J'étois bien mal à mon aise pendant le quart d'heure que vous m'avez fait l'honneur de passer chez moi, à votre retour de Mayence, sans compter que j'avois un courrier sur les bras qui devoit partir la nuit, sans quoi je n'aurois pas laissé repasser Madame R. par Francfort sans avoir l'honneur de la voir. Je vous prie de lui présenter mon respect.

Je ne veux pas différer de vous dire que je ferai ce qui dépend de moi pour faire agréer les propositions de Mr. F., dont le mérite m'est connu depuis longtems. Mais je vous demande, Monsieur, une réponse catégorique sur les points suivans, car il faut parler aux souverains avec la plus grande clarté pour n'avoir jamais à leur parler deux fois de la même chose.

1) Il dit que l'édition de son ouvrage l'occupera pendant quelques années et il veut pour cela s'assurer d'une gratification de deux à trois cents Louis. J'entends que, cette gratification une fois

payée, pour tout le tems que durera l'édition, l'éditeur sera parfaitement content.

2) Quant aux dessins des plantes que Mr. F. désire égalemènt de livrer à l'Imperatrice, je voudrois qu'il me fixoit pareillement une somme pour livrer par exemple tant de dessins, parcequ'il faut que je la demande en gros. Après cela je m'arrangerai avec lui, et autant qu'il me fournira de dessins, autant je lui payerai de doubles Louis par pièce: mais je ne m'engagerài pas à les payer d'avance, parceque je ne puis rénoncer au voeu solennel que j'ai fait il y a nombre d'années, de ne jamais rien payer d'avance. Un homme du mérite et de la réputation de Mr. F. ne peut être blessé par ce voeu et n'y doit voir qu'un homme qui a été sans cesse attrapé par les artistes qu'il a cherché à obliger; mais il sait aussi que les voeux qu'on fait aux dieux ou aux hommes ou à soi-méme n'admettent point d'exception.

Dès que vous m'aurez répondu, Monsieur, sur ces points, je ferai de mon mieux pour les faire agréer. Agréez, je vous prie, l'hommage du tendre et véritable attachement avec lequel j'ai l'honneur d'être, Monsieur, etc.

No. CCCXL.

Heyne an Forſter *).

Göttingen den 9. Auguſt 1792.

Ein Brief von Ihnen, mein beſter, liebſter Forſter, war mir, diesmal mehr als je, eine erwünſchte Erſcheinung; ich wünſche Sie gefaßt zu ſehen, und dem Himmel ſey Dank, daß ich Sie ſo gefaßt finde. Wenn es die arme Mutter nur auch iſt!

Freilich, ins Raiſonniren dürfen wir uns nicht einlaſſen! Hier iſt weder Anfang noch Ende. Müßten wir uns nicht überzeugt halten, daß das Weſen, das Alles ordnet nach einem Generalplan, von dem wir ſo wenig als nichts überſehen, zugleich das beſte und weiſeſte Weſen ſeyn muß, ſo wäre hier kein anderer Fall, als wir ſtünden unter einem Despoten, deſſen ernſter Befehl iſt: Raiſonnire nicht; — und dann wäre doch die höchſte Gottheit über Alles, die Diva necessitas. Ueber das Alles philoſophirten die Alten ſehr conſequent. Aber ſobald jene Idee der beſſern Philoſophie hinzukommt, ſtellt ſich Alles in einem günſtigern Lichte dar, und von der Seite hat die Chriſtenreligion ihren großen, wahren und ſeligen Vorzug, da ſie auf jene Idee ſo ganz gegründet iſt.

Das Manifeſt, das Sie mir im Original geſchickt

---

*) Es war Forſter'n in dieſen Tagen ſein jüngſtes Kind, ein Knabe, plötzlich geſtorben.

haben, iſt freilich ein wenig ſtark. Die enragés werden ſagen, es ſey voll fanfaronades. Ich bin ſehr begierig, wie ſich die Nationalverſammlung äußern wird.

Der arme König ſpielt ein verzweifeltes Spiel. Ich glaube nicht, daß die Drohungen ſein Leben ſichern werden.

Die größte Verlegenheit wird aber doch erſt angehen, wenn man einmal glauben wird, am Ende zu ſeyn. Wenn nun die Prinzen auftreten und die alte Verfaſſung hergeſtellt werden ſehen wollen.

Damit Sie ſich nicht ärgern, will ich Ihnen voraus ſagen, daß Meiners einmal wieder auf eine plumpe Art gegen Sie aufgetreten iſt, im II. Bd. 1. Stück des neuen Gött. Magazins, Abhandl. vom Sclavenhandel und Freilaſſung der Neger. Und zwar über Ihre Recenſion von Amiral's Afrique. Indeſſen halte ich für das Beſte, man achtet nicht darauf, gedenkt der Schrift nicht, bringt aber in den vorkommenden Fällen unbefangen dasjenige bei, was zur Erledigung der Streitfrage dienen kann.

No. CCCXLI.

Forſter an Heyne.

Mainz den 14. Auguſt 1792.

Was Sie ſchreiben, fühle ich innig als wahr, meine Vernunft geht nur ſo weit als ihr Feld, aber es giebt

Dinge, die außer dieſem Felde liegen, die ſo wahr ſind und ſeyn müſſen, als ich ſelbſt bin, und hier bleibt mir zu ahnen, zu hoffen, zu lieben und zu glauben übrig. Das iſt die einzige Art, wie ich mir den Kern der Religion denke, entblößt von Allem, was Menſchen dazu gethan haben, um ihrem Egoismus und ihrer Herrſchſucht ein gutes Spiel zu machen; und ſo iſt ſie Etwas, ſo iſt ſie eine Freundin des Menſchen. Freilich liegt es wohl in der Natur unſerer Entwicklung und der menſchlichen Art zu ſeyn, daß wir immer den Nutzen und den Mißbrauch mit einander ſo hinnehmen müſſen. Nur müſſen wir nicht müde werden, immer nach dem Bedürfniß des Augenblicks zu flicken und abzuändern, wenn irgendwo ein Mißbrauch gar zu grob wird.

Es iſt lauter Wandel und Wechſel in der Welt. Jetzt iſt auf einmal wieder Hoffnung da, daß ich ein Bibliothekgebäude bekomme. Die ſchöne Jeſuiterkirche iſt nun doch wieder in Vorſchlag. Ich bin ſchon wieder mit der Ausmeſſung beſchäftigt geweſen. Wir ſtellen, was wir haben, ohne alle Schwierigkeit, und noch einmal ſo viel dazu, ſobald wir es haben. Ein ſchöneres Emplacement an ſich giebt es nicht, wenn es nur nicht ſo in den engen Gaſſen ſtünde. Doch das iſt auch der einzige Fehler. Der Kurfürſt iſt auf einmal ganz eifrig, und ſo hoffe ich denn, daß Alles endlich in Gang kommt. Vielleicht bringt mich das doch noch dieſen Herbſt auf ein paar Tage nach Göttingen! Wie würde ich mich freuen, Sie wieder umarmen zu können! —

Ein anderer Umſtand beſchäftigt mich jetzt ſehr ernſthaft. Der Profeſſor hist. nat. hat zweimal Blutſturz gehabt und wird in kurzem an einer unheilbaren Lungenſucht ſterben. Der Prorector dringt in mich, daß ich die Profeſſur zur Bibliothekarſtelle noch hinzunehmen ſoll. Ich würde mich um vier- bis ſechshundert, aber gewiß um vierhundert Gulden fixum jährlich verbeſſern. Fixum, glaube ich, iſt etwas, das ich nicht ausſchlagen darf, es ſichert die Lage um ſo vieles. Naturgeſchichte iſt mir geläufig, Botanik auch; zwei Collegia die Woche würden mir doch nicht viel Zeit rauben und ich käme wieder mehr in Connexion mit Gelehrten wegen meiner Wiſſenſchaft. Rathen Sie mir nicht auch, oder finden Sie es bedenklich? Ich will Ihre Antwort abwarten.

Noch entſcheidet ſich Frankreichs Schickſal nicht. Die Preußen und Oeſtreicher finden ſich aber in ihrer Hoffnung, daß ſich die Franzoſen ohne Schwertſtreich ergeben würden, worauf ſie mit der blindeſten Ueberzeugung gerechnet haben, getäuſcht. Daher bieten die Emiſſarien Alles in Paris auf, um die Abſetzung des Königs durchzuſetzen; dadurch hofft man, ſoll ſich die Armee für die deutſche Ligue erklären, und ſo marſchirte man doch nach Paris. Am Leben des Königs iſt ihnen ſo wenig gelegen, daß ſie ihm das Manifeſt nicht einmal auf eine beglaubigte Art zugeſchickt haben. Er muß es alſo der N. V. als etwas, für deſſen Aechtheit er nicht bürgt, angeben. Weiß er, daß es ächt iſt, ſo hintergeht er alſo wiſſentlich die N. V. bis auf den letzten Augenblick; und weiß er es vielleicht nicht, oder hat man jene Zuſendung mit Fleiß ex officio unterlaſſen, ſo macht man ihn doch bei dem Volke der Doppelzüngigkeit immer verdächtiger. Aber freilich könnte man in Europa einen ſchrecklichen Lärmen anheben, wenn man das noch den Franzoſen nachſagen könnte, daß ſie ihren König abgeſetzt, oder gar ermordet hätten. Kommt es dazu, ſo geht der Bürgerkrieg los; ſonſt dürften die Deutſchen nicht viel ausrichten. Die Deſertion iſt ſchon ungeheuer und wird bald noch größer werden. Die Prinzen und alle Emigrirten werden, wie ich vorausſah, von den Preußen mit Verachtung, Hintanſetzung, kurz ohne alle Schonung und Rückſicht behandelt. Auch knirſcht Alles, was noch von Emigrirten hier iſt, Weiber, Abbés und Parlamentsglieder, vor Wuth mit den Zähnen.

Landau hat ſich nicht ergeben wollen und Fürſt Hohenlohe iſt mit der langen Naſe abgezogen. Die Emigrirten hatten die Leute verſichert, man dürfe ſich nur zeigen, ſo würde ihnen Alles zufallen, aber der Erfolg entſpricht der Erwartung nicht.

No. CCCXLII.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 17. Auguſt 1792.

Nun fürwahr, daß unter den jetzigen Zeitumſtänden an ein Bibliothekgebäude dort gedacht werden könnte, ließ man ſich kaum träumen. Sollte es aber gar zur ſchönen Jeſuiterkirche kommen, ſo wüßte ich ſelbſt meine Freude nicht zu bergen. Ein beſſer Gebäude für dieſe Beſtimmung wüßte ich mir nicht zu denken. Gebe doch der Himmel, daß es zum Beſchluß kömmt! Allein der Gedanke iſt zu ſchön, zu vernünftig, als daß ſich hoffen ließ, er werde realiſirt werden. Wer iſts denn jetzt, der die Sache treibt? Könnte man doch etwas beitragen, um ihn ins Feuer zu ſetzen!

Kein Bedenken kann ſeyn, mein beſter Forſter, daß Sie die Profeſſur hist. natur. annehmen; vielmehr muß ich rathen, daß Sie ſich möglichſt darum bewerben. Unſtreitig ſetzt Sie das mehr in Connexion mit Gelehrten, giebt Ihnen von mehrern Seiten Anſehen und Gewicht und bringt Sie aus einer Lage, die freilich ihr Angenehmes hat, aber auch ihr Unangenehmes mit ſich führt, und einmal noch mehreres nach ſich ziehen kann; denn ſie führt Sie endlich zu einem gelehrten Tode. Nun iſt es an und für ſich kein übler Zuſtand, wenn man ſich ſelbſt genug iſt, es ſey durch Philoſophie, oder von Seiten des Glücks. Hätte ich ein Landgut, das mich und die Meinigen nährte — Adieu Akademie! Meine Stelle fülle ein Anderer! — Ich kann Sie alſo nicht genug auffordern, ſich um dieſe Stelle zu bewerben, die Sie in eine Thätigkeit ſetzt, ohne welche Sie nie glücklich ſeyn werden, mit der Sie hingegen auf einmal ein geſunder und froher Mann ſeyn werden. Ich würde Ihnen dazu rathen, wenn auch die Beſoldung nicht dabei wäre; noch mehr mit dieſer. Sie verlieren vielleicht an Muße und Freiheit? Aber in der Welt iſt es nun einmal ſo. Immer Eins gegen das Andere.

An die armen Polen mag man jetzt kaum denken. Was das für eine Welt iſt![*]

No. CCCXLIII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 21. Auguſt 1792.

Die letzten Auftritte in Paris laſſen wenig Hoffnung, daß ſich Alles ſo leicht werde abthun laſſen, als unſere Monarchen es geglaubt haben. Die Pariſer haben die Worte des Manifeſts mit Handlungen erwiedert, und dadurch den Herzog gleichſam herausgefordert ſeine Drohungen zu erfüllen. Ob er es leicht wird können, ſteht dahin. Unbegreiflich iſt mirs, daß man nicht wenigſtens alle diplomatiſchen Maßregeln ergriffen hat, um das Manifeſt als authentiſch und wahr bei dem König und der Nationalverſammlung zu beglaubigen; ſo wie es ihnen jetzt zugekommen iſt, bleibt es für ſie ein bloßes Libell, und wird gar nicht einmal als wirkliche Willensmeinung des Herzogs und der verbündeten Monarchen angeſehen werden. Daher konnte auch der König von Frankreich, indem er der Nat.-Verſammlung Notiz davon gab, bloß ſo davon ſprechen, als ſey es untergeſchoben. Es iſt entſetzlich, wie man ihn aufs Spiel geſetzt hat. Wußte ers, daß das Manifeſt ächt war, ſo hinterging er die N. V. bis auf den letzten Augenblick. Wußte ers nichts, ſo hintergingen ihn die Mächte, die für ihn Krieg zu führen vorgaben. Es iſt unſtreitig, daß die Cabinetspolitik hier entweder abſichtlich oder aus Unwiſſenheit ſolche Maßregeln ergriffen hat. Das Erſte iſt wohl das Wahrſcheinlichſte. Am König iſt ihnen nichts gelegen; wäre er geopfert, ſo hätten ſie den König draußen, in der Perſon des Monſieur; das gäbe allen ihren Unternehmungen eine andere Wendung. Die Demokraten in Frankreich wiſſen das auch wohl und bieten daher Alles auf, um den König unverſehrt in Händen zu behalten. Die Gegenpartei thut Alles, um ihn in Gefahr zu bringen. Noch aus der N. V. hat man ihn wiederholt entführen wollen. Man ſagt, Narbonne und Montmorin haben dieſen Anſchlag ſchon mit dem Leben gebüßt. — Nun kommt Alles darauf an, was die Armeen zur Suspenſion ſagen werden. Ich glaube aber, auch hier wird man falſch gerechnet haben. Die Armeen werden mit dieſer proviſoriſchen Maßregel zufrieden ſeyn, und das iſt genug, um die deutſche Ligue zu deconcertiren.

---

[*] Der Leſer muß ſich erinnern, daß die zweite Theilung von Polen mit dem Krieg der Coalition für die Herrſchaft der Bourbons zuſammentraf.

Die Jacobiner haben nun ihre Miniſter wieder angeſtellt; dieſe werden Herrn Necker's erbärmliches Buch, Du pouvoir exécutif, mit der That widerlegen. Es iſt das Schickſal dieſes von ſeinem Ehrgeiz aufgezehrten Menſchen, jetzt beiden Parteien gleich verhaßt geworden zu ſeyn. Einer der ärgſten Ariſtokraten, Marquis de Beaucours, advocat général au parlement de Bretagne hat hier eine lettre à Mr. Necker über dieſes letzte Buch auf einen Bogen drucken laſſen, welche zum Wahlſpruch hat: Quis tulerit Gracchos, de seditione querentes. — Sie können denken, wie er ihm alles Unheil in die Schuhe ſchüttet. — Klar iſts, daß die ausübende Gewalt ſtockte, weil der König nicht ausüben wollte. Uebrigens iſt man allgemein überzeugt, daß der Hof bei dem letzten ſchrecklichen Auftritt ſicher darauf gerechnet hatte, die Oberhand zu behalten, und die Ankunft des Königs in der N. V. war nichts weniger, als eine Flucht. Man hoffte das Vergnügen zu haben, die N. V. in Schutz nehmen zu können, gegen die ſiegreichen königlichen Verfechter. Der Ausſchlag erfolgte anders.

Wie wird es jetzt noch gehen! Welchen Scenen können wir nicht entgegenſehen! Wie wird der Krieg ſich in die Länge ziehen, und wohin kann das Feuer noch kommen? Welche Folgen für ganz Europa können noch aus dieſen Bewegungen hervorgehen! — In Polen iſt Alles rückgängig, weil die Magnaten, die eigentlichen Großen, der neuen Conſtitution nicht zugethan waren. Es iſt allerdings eine ſonderbare und lehrreiche Welt für den Zuſchauer, der Belehrung zu empfangen bereit iſt.

No. CCCXLIV.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 26. Auguſt 1792.

Wenn juſt in den jetzigen Zeiten aus dem Bibliothekbau Ernſt wird, ſo gehört dies unter die ſonderbarſten Erſcheinungen. Von der Erſcheinung Göthe's und ſeiner Beiwohnung des Feldzugs läßt ſich noch kein Grund angeben, ſo ſonderbar auch dieſe iſt *).

Die Auftritte in Paris ſind, wie ſich bei einem durch Factionen aufgehetzten Pöbel erwarten ließ, es iſt die völlige Ligue. Nur das iſt unausſtehlich, daß das elende Jacobinervolk alle Schuld von ſich auf Andere wälzt und noch Recht übrig hat. Da haben die Schweizer zuerſt geſchoſſen; da iſt der König treulos geweſen, gleich als wenn ſie ehrlich gegen ihn gehandelt hätten.

Indeſſen, Alles das iſt Weltlauf und nun die Sachen ſo weit ſind, iſt an keine Vernunft und Billigkeit mehr zu denken. Alles iſt blinde Wuth und Leidenſchaft.

Daß man aber von dem Vorrücken der Oeſtreicher und Preußen nichts hört, iſt unbegreiflich. Auf Ueberraſchung ſchien doch jetzt viel anzukommen.

---

*) In jenen glücklichen Zeiten fand die Idee, daß ein vernünftiger Mann nur um zu ſehen, zu erfahren, ſein Studirzimmer verlaſſen möge — es müſſe denn zur kühnen Unternehmung einer Schweizerreiſe, aufs höchſte eines Wagſtücks nach Italien ſeyn — noch gar nicht ſtatt.

Wenn die Armee von Lafayette und Luckner geradezu auf Paris losgeht, ſo wäre noch am erſten Hülfe und Rettung zu erwarten, ſonſt iſt wohl an keine Erhaltung weiter zu denken.

Gebe der Himmel, daß es bei uns und bei Ihnen dort in Mainz noch lange beim bloßen Raiſonniren und allenfalſigen Kannegießern bleibt! Wo es indeſſen ſtehen bleiben ſoll, ſiehet man nicht. Ehe die Wuth ſich gelegt und der Freiheitsſinn ſich bis zur Vernunft abgekühlt hat, gehören eine jahrelange Reihe Verwüſtungen, Maſſacren und äußerſtes Elend dazu.

Im Grunde gehet Alles ſo, wie es unter Menſchen gehen kann, gegangen iſt und gehen wird, wenn noch einmal 6000 Jahre verfloſſen ſeyn werden. Das Leben des klügſten Menſchen beſtehet aus einem Gewebe von Unvollkommenheiten, Thorheiten, Uebereilungen, Kurzſichtigkeiten, und die ganzen Geſellſchaften bleiben vielleicht in einer ewigen Minderjährigkeit. Das iſt mein Credo. Alſo erwarte ich auch nichts. Gebe der Himmel, daß Sie dort noch lange von Unruhe verſchont bleiben! Aber auf Theurung bei aller Ruhe müſſen Sie rechnen.

Wir indeſſen, dies- und jenſeits der Leine, leben in Friede und Ruhe — eſſen und ſchlafen.

No. CCCXLV.

Miniſter Graf von Herzberg an Forſter.

Berlin den 28. Auguſt 1792.

Wohlgeborner Herr,
Hochzuehrender Herr Hofrath!

Ich habe Ihr geehrtes Schreiben am 27. Juni wohl erhalten und daraus ſowohl die vortheilhaften Geſinnungen, mit welchen Sie mich beehren, mit Vergnügen und Dankbarkeit, als auch die wahre Abſicht und den Plan erſehen, nach welchem Sie ein Tableau von den Begebenheiten des Jahres 1790 für den hieſigen Buchhändler Voß entwerfen wollen. Der Plan iſt gewiß ſchön und intereſſant, aber auch ſchwer, weil die meiſten ſolcher Begebenheiten noch mit dem faſt undurchdringlichen politiſchen Schleier des Geheimniſſes, welches die Stärke des neuen Staatsſyſtems ſeyn ſoll, verhüllet ſind. Sie würden Vieles aufklären können, wenn ich Ihnen den dritten Theil meiner öffentlichen Schriften, die ich habe drucken laſſen, mittheilen und bekannt machen laſſen könnte, welches mir aber der König auf das ſchärfſte verboten hat. Ich habe große Urſache zu glauben, daß Sie bei dem beſten Willen und der größten Wahrheitsliebe in verſchiedene Irrthümer verfallen, und die Sachen nach den öffentlichen Nachrichten in einem falſchen Lichte vorzuſtellen veranlaßt ſeyn werden. Wenn Ew. Wohlgeboren mit Herrn Voß eine ſolche Einrichtung machen könnten, daß das Werk hier gedruckt oder wenigſtens mir jeder

Bogen des Manuſcripts vor dem Druck nur auf einen oder zwei Tage vorgelegt würde, ſo will ich ſchon dafür ſorgen, daß es intereſſant und völlig wahr und unparteiiſch werden, und nichts darein kommen ſoll, was allen Theilen anſtößig und dem Debit nachtheilig ſeyn könnte, welches Sie gleich aus dem erſten Bogen werden beurteilen können und auch aus der Vorrede meines obgedachten 3ten Theils des Recueil würden abnehmen können, wenn ich Ihnen ſolchen ohne Gefahr des Abdrucks auf einige Tage communiciren könnte. Sie würden darin finden, daß ich die Regierung des jetzigen Königs bis auf den Reichenbacher Tractat darin auf das vortheilhafteſte, jedoch mit Wahrheit geſchildert. Ich bin bei dem Jahre 1790, in welchem mein Miniſterium am thätigſten geweſen, und zumal wenn Sie nach der Meinung des Herrn Voß eine Vergleichung zwiſchen Pitt und mir anſtellen wollen, zu ſehr intereſſirt, als daß ich nicht wünſchen ſollte, daß ſolche auch in einem kleinen Tableau mit treuer Wahrheit geſchehe.

Da ich ſo eben mit Herrn Voß mich beſprochen, ſo höre ich von ihm, daß Ihre Schrift allhier gedruckt werden ſoll, und er mir ſie alſo allezeit zur Durchſicht vorlegen kann. Wäre es vorher im Manuſcript, ſo wäre es deſto beſſer. Er will zwei Kupferſtiche von Pitt und mir dazu machen laſſen. Ich finde den Entwurf von dem meinigen noch nicht gut, ohngeachtet ich ihm ein ſehr ſchönes Portrait geliefert habe. Er will ſuchen es noch anders machen zu laſſen.

Ich habe Herrn Voß eine vermehrte Biographie von mir gegeben, die er Ihnen ſchicken wird. Sie geht bis auf die jetzige Zeit, kann aber nur Winke enthalten.

Ich glaube Ew. Wohlgeboren ſchon geſchrieben zu haben, daß nach einer mir gewordenen Nachricht eine kleine Druckſchrift über meinen perſönlichen Charakter zu Mainz herausgekommen ſeyn ſoll, die aber meine Feinde unterdrückt haben ſollen, weil ſie zu vortheilhaft für mich ſeyn ſoll. Man hat mir ganze Auszüge davon, die aber nicht ganz wahr ſind, mitgetheilt. Sollten Ew. Wohlgeboren dieſe Schrift nicht dort ausfindig machen und mir verſchaffen können? Ich wollte ſie gern ſo theuer bezahlen, als es verlangt wird. Ich verbleibe mit wahrer Achtung

Ew. Wohlgeboren
gehorſamſt ergebenſter Diener.

No. CCCXLVI.

Forſter an Heyne.

Mainz den 1. Septbr. 1792.

Aus Ihren Bemerkungen über die Auftritte in Frankreich weiß ich mich nicht anders zu finden, als indem ich vorausſetze, daß Sie keine andern Zeitungen, als die deutſchen leſen, die ſämmtlich alle Nachrichten verſtümmeln und mit der unerhörteſten Dreiſtigkeit lügen, um ihre loyale Niederträchtigkeit zu bezeigen. Hier erſcheint uns das Alles anders. — Die Armeen ſind von der Verrätherei des Hofes und ihrer Generale vollkommen überzeugt. Lafayette und Lameth ſind durchgegangen, und Luckner wird bald folgen, wenn er nicht ſchon über die Grenze iſt. Wie alle Leute, die nicht kalt und nicht warm in einer Kriſis ſind, wird Lafayette von den Jacobinern und Emigrirten gleich heftig verabſcheut. Er hätte ſich an die Spitze von einer dieſer beiden Parteien ſetzen müſſen, da hätte ſeine Mäßigung Vieles, Alles vielleicht, gut machen können. So wollte er einen Mittelweg gehen, ich glaube wohl in guter Abſicht, und verdarb Alles. Aus Furcht vor der herrſchenden Partei, und wie er ſah, daß die Armee ſich nicht bethören ließ, wollte er mit mehreren Officieren nach Lüttich und von da nach Holland. Ein öſtreichiſcher Vorpoſten hielt ihn an; jetzt ſitzt er gefangen in Nivelles und ſoll, wie man ſagt, nach Antwerpen gebracht werden. Er und Necker ſind die Gegenſtände der gräulichſten Verwünſchungen der Emigrirten; ſo oft ſie von dieſen Beiden ſprechen, gerathen ſie in eine Wuth, die ſie nicht bemeiſtern können. Sie halten dieſe Beiden für die Urheber von Allem, und nicht mit Unrecht. Sie trauten ſich zu, das Schickſal des Staats wie einen Ball in der von ihnen beſtimmten Richtung fortzuſtoßen. Hernach ward ihnen der Ball zu groß und ſie mußten ihn ſich wälzen laſſen, wie der Zufall es wollte. — Was die combinirten deutſchen Armeen ausrichten werden, ſteht nun noch zu erwarten. Bisher geht nur eine Klage, daß die Franzoſen ſich mit dem Muth der Verzweiflung ſchlagen. Das Köhler'ſche Huſarenregiment iſt beinahe zu Grunde gerichtet und Longwy der einzige Ort, der bis jetzt eingenommen iſt. Indeſſen kann eine ſo große Macht von disciplinirten Truppen noch viel ausrichten. Ich würde mich eben nicht wundern, wenn der Herzog von Braunſchweig bis vor Paris käme. Wie er wieder zurückkommen ſolle, das ſehe ich nur nicht ein! Daher will ich auch nicht glauben, daß er es unternimmt, bis ich es erlebe. —

No. CCCXLVII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 22. Septbr. 1792.

Die Kaiſerin von Rußland ſcheint ſich Polen größtentheils zueignen zu wollen. Luccheſini hat an einem Tage nicht weniger als vier Proteſtationen gegen ruſſiſche Anmaßungen eingegeben, — und iſt darauf zum König von Preußen ins Lager gereiſt. Wahrſcheinlich wird Preußen dem nicht ſo ruhig zuſehen; aber die Kaiſerin muß doch ins Fäuſtchen lachen, daß ſie durch ihre großen Demonſtrationen gegen Frankreich ihre beiden Nachbarn ſo weit weg auf die Haſenjagd geſprengt hat, und mittlerweile in Polen thut, was ihr gut dünkt.

No. CCCXLVIII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 2. Octbr. 1792.

Ihr Brief vom 28ſten, mein theuerſter gütigſter Vater, war mir nach ſo langer Pauſe eine wohlthätige Erſcheinung. Herr von Hanſtein, der neulichſt mit Prinz Auguſt hier durchkam, verſicherte mich, Sie hätten nie ſo geſund ausgeſehen, wären nie rüſtiger und munterer geweſen; o bleiben Sie es doch ja, liebſter Vater, und laſſen Sie uns dann nicht zählen, wie viel wir über das Stufenjahr hinaus ſind. Könnten Sie doch jetzt bei uns ſeyn und des ſchönen Nachſommers froh werden! Ich weiß wirklich nicht, ob es mit der Sorglichkeit, welche man ſonſt an die annos climacteres knüpfte, etwas mehr als aſtrologiſcher oder kabbaliſtiſcher Myſticismus iſt; warum ſollten gerade dieſe Jahre bedenklicher ſeyn? Wahr mag es ſeyn, daß von 9 bis 9 oder von 7 bis 7 Jahren die Veränderung in unſerer Organiſation etwas merklicher wird; aber gewiß doch nur, wenn Alles natürlich zugeht, ſehr allmälig, nicht mit einem plötzlichen Verrücken. Laſſen Sie uns doch oft hören, beſter Vater, daß Sie wohl und froh ſind; es entbehren zu müſſen, iſt wirklich ſchmerzhaft.

Speier iſt denn wirklich am 30ſten September von den Franzoſen beſetzt worden, nachdem ſie die mainziſche Beſatzung von 2000 Mann, womit der Obriſt von Winkelmann unbeſonnenerweiſe 12,000 Franzoſen entgegenging, in Stücken gehauen haben. Das große kaiſerliche Magazin war die Hauptabſicht des Unternehmens; ſie führen Alles weg, unter die Kanonen von Landau, thun aber den Einwohnern kein Leids und bezahlen für Alles baar. Lange können ſie dort nicht bleiben, da Prinz Eſterhazy und der Prinz von Condé im Breisgau ſtehen, und wohl auf die Nachricht anrücken werden, um ſie zu delogiren. Allein eine üble Maßregel war es immer, das große Magazin ſo nah an Landau unter ſo geringer Bedeckung ſtehen zu laſſen und den ganzen Rhein von Truppen zu entblößen. — Hier hat man viel Furcht, ich glaube aber, daß ſie nicht gegründet iſt. Die Franzoſen werden ſchwerlich ſich ſo weit wagen, aus Beſorgniß abgeſchnitten zu werden. Indeſſen fuhren geſtern die Pferde des Adels unſere Kanonen aus dem Zeughauſe auf die Wälle und heute kommen etliche 1000 Bauern aus den umliegenden Aemtern, die an den Feſtungswerken arbeiten ſollen. Die Naſſau-Weilburg- und Naſſau-Uſingiſchen, fuldiſchen und wormsſchen Truppen, die uns zur Beſatzung dienten, ein kleines, buntſcheckiges, unbedeutendes Häufchen, ſtehen in Weißenau, und die Bürger thun Wache in der Stadt. Man erwartet heut Hülfe von Darmſtadt, wo aber auch nicht viel Mannſchaft iſt. Wir ſind auf Alles gefaßt; wer kann ſeinem Schickſal entrinnen? Allein ich ſehe keine Gefahr, als überhaupt Uebertheurung im künftigen Winter. Ein fliegendes Corps, wie die Franzoſen von Landau, kann uns nicht bombardiren; und ich glaube, unſere Bürger ergeben ſich bei der erſten Bombe. Gegen bloße Ueberrumpelung, dächte ich, wären wir ſicher — und im ärgſten Fall, würden die Franzoſen den Einwohnern kein Leid thun; allenfalls die Domherren und was dem Kurfürſten gehört, könnte ihnen bonne prise ſcheinen. In Frankreich ſelbſt iſt noch nichts Entſcheidendes vorgefallen; offenbar wird viel negociirt.

Mein Kalender ſollte das Jahr 1790 hiſtoriſch charakteriſiren. Nun aber will das Publicum ſchon um Michaelis den Kalender auf 1793 kaufen, der unſrige wäre, die Buchbinderarbeit mit einbegriffen, vor Neujahr nicht fertig geworden, folglich unterbleibt es für dieſes Jahr. Die Kupfer werden indeß auf eine andere Art mit Erklärungen benutzt, unter dem Titel von *Erinnerungen aus dem Jahr* 1790.

No. CCCXLIX.

Forſter an Heyne.

Mainz den 5. Octbr. 1792.

Alle Emigrirten ſind geſtern geflüchtet, nebſt unzähligen Einwohnern der Stadt, auch der Kurfürſt ſelbſt, der noch um halb zehn Uhr Nachts in der Stille fortging und die Wappen von ſeinem Wagen abkratzen ließ. Alle Koſtbarkeiten und Archive ſind fort. Die Franzoſen ſtehn in Worms und Oppenheim.

Eben dieſen Morgen kommt die Nachricht, daß der öſtreichiſche General Fürſt Eſterhazy, der nebſt Prinz Condé in der Gegend von Baſel ſtand und den 29. Sept. in Freiburg im Breisgau war, die Franzoſen ſchon in Worms ereilt, überfallen und geſchlagen haben ſoll. Wenn es wahr iſt, ſo ſind wir vorerſt ſicher, aber auf wie lange? Das weiß Gott! — Sie ſind indeſſen ganz ruhig und heiter und geſund. Meine Frau war nie geſünder und gefaßter und beſſern Muths. Bleiben Sie alſo auch, beſter Vater, unſertwegen unbeſorgt. Wir umarmen Sie kindlich.

No. CCCL.

Forſter an Huber.

Mainz den 6. Oct. 1792 10 Uhr Morgens.

Nach vielen falſchen Alarmen ſind wir noch nicht weiter. — Die Franzoſen haben in Worms 600,000 Livres verlangt, aber, wie es heißt, auf Gegenvorſtellung ihre Forderung ſehr gemäßigt. — Worms iſt ſehr mit ihnen zufrieden. Ihre Patrouillen gehen bis Guntersblum und Oppenheim. Sie ſind nur 4000 Mann ſtark; allein wahrſcheinlich werden ſie verſtärkt und dann kommen ſie.

Eſterhazy ſoll mit 12,000, Andere ſagen mit 18,000 Mann in forcirten Märſchen den 3. October in Raſtadt angekommen ſeyn und jetzt vor Speier ſtehen. Ein

Courier iſt an ihn abgefertigt worden, der ſo lange reitet, bis er ihn antrifft, und überall geſattelte Pferde für ſeine Rückkehr beſtellt; ſo daß man heute noch gewiſſe Nachricht erwartet, wo er ſey, wie ſtark er ſey, ob er kommen wolle ꝛc. ꝛc.

Wenn man wüßte, wie ſtark die franzöſiſche Macht vor Landau iſt, und wie ſtark das Lager zwiſchen Baſel und Strasburg, welches nur warten ſoll, ins Breisgau zu fallen, falls Eſterhazy es degarnirt, ſo könnte man wahrſcheinliche Vermuthungen machen. Iſt Cuſtine 40—50,000 Mann ſtark, ſo kann er immer 10,000 hierher detachiren und die Oeſtreicher doch aufhalten.

Lapierre thut Alles, was er kann, um den Unentbehrlichen und Nützlichen zu ſpielen. Nach Weſel ſogar hat er geſchickt um Hülfe. Geſtern ritt er noch in der Nacht nach Nordenheim zu den Jägerburſchen.

Suter ritt geſtern bis Nierſtein recognoſciren, und brachte dem Kanzler und Commandanten die ſichere Nachricht, daß noch kein Franzoſe in Oppenheim ſey, und daß ſie nur 4000 Mann ſtark in Worms wären. Einige Minuten früher hatte ein beſoffener Huſar ihnen vorgelogen, er hätte den Feind geſehen, und — darauf geſchah der Alarmſchuß!! Als ob nun ſchon Gefahr geweſen wäre! Als ob die Franken nur heranſprengen könnten! nicht zuvor alle umliegende Dörfer beſetzen und dann die Feſtung auffordern würden! aber keiner hat Kopf. Petrus Nöhlienſis war geſtern Abend ſo feſt überzeugt, daß die Franzoſen in der Nacht Herren von Mainz ſeyn würden, daß er mit der Cocarde tricolore über die Straße ging. Geſtern Abend machte man dergleichen Cocarden zum Verkauf in der Schuſtergaſſe. Geſtern Abend deſertirten 50 Mann Weilburger mit Ober- und Untergewehr vom Vorpoſten. Der Officier iſt zurückgeblieben. Dies iſt zuverläſſig wahr.

Lucius ſagte mir, er ginge nicht vom Flecke und fragte mich, warum Sie gingen? Ich ſagte, die zweideutige Lage des deutſchen Reichs möchte wohl Veranlaſſung ſeyn. Er iſt übrigens ſehr überzeugt, daß es der combinirten Armee übel bekommen wird, in Frankreich eingedrungen zu ſeyn. Albert von Teſchen und Lacy in Wien verbergen ihre Eiferſucht gegen den Herzog von Braunſchweig nicht mehr; die Erzherzogin Chriſtine contrecarrirt ihn, wo ſie kann. Die Oeſtreicher haſſen ihn. Doch das iſt Alles für heute. Was uns betrifft, wird Thereſe geſchrieben haben, der ich geſtern auftragen mußte, meinen Brief zu beendigen. Leben Sie wohl im Exilio und gedenken Sie unſer. Viele Grüße an Möller.

No. CCCLI.

Forſter an Huber.

Mainz den 7. Oct. 1792 10 Uhr Morgens.

Nun ſoll mich doch wundern, lieber Huber, ob ich Ihnen noch oft werde nach Frankfurt ſchreiben müſſen.

Ich fange an zu glauben, daß unſere Correſpondenz hiermit ein Ende haben wird.

Geſtern ſchickte Monſieur Lapierre überall herum und ließ anſagen, die Franzoſen hätten Worms geräumt. Heute beſtätigt ſich dieſe Nachricht und ich fange an ſie für wahr zu halten, denn die Mainzer ſagen ſchon, daß ſie ſich bis auf den letzten Mann wehren wollen, welches ſie zuvor nicht thaten, ſo lange Cuſtine nur fünf Meilen von hier war. Einige ſagen, die Franzoſen hätten weder Bomben noch grobes Geſchütz; deßwegen blieben ſie aus. Das mag vielleicht wahr ſeyn.

Allein eine andere, weit wichtigere Urſache des Ausbleibens könnte die ſeyn, daß, wie es heißt, der Waffenſtillſtand zwiſchen dem König von Preußen und den Franzoſen wirklich ſchon geſchloſſen ſeyn ſoll. Nicht bloß Zeitungen, ſondern Briefe aus Luxemburg, und Ihr ehemaliger Nachbar ſetzte hinzu: andere glaubwürdige Nachrichten, beſtätigen es und geben ihm große Wahrſcheinlichkeit. Schon iſt der Ton der wenigen hier gebliebenen Ariſtokraten ganz umgeſtimmt. „Es ſey doch unverantwortlich,“ ſagen ſie, „daß die deutſchen Zeitungen ſie ſo in Abſicht auf Frankreich hintergangen hätten; die Franzoſen ſeyen, das ſehe man wohl, eine brave, mächtige Nation, und durch den Auftritt vom 10. Auguſt ſey nur das Blut von vielen 100,000 Menſchen geſchont worden!!“ — Es wäre doch Schade, wenn dieſes Volk ſich nicht gleich bliebe! wenn man nicht bei jedem Vorfall hätte berechnen können, was ſie thun und ſagen würden! —

Nun, lieber Huber, was ſagen Sie zu dem Allen? — Wenn es mit dem Waffenſtillſtand ſeine Richtigkeit hat, welche Baſis zum Frieden wird man nehmen? Wer wird die Zeche bezahlen, wer wird das Opfer ſeyn? Ehre iſt nicht mehr das Wort; aber welche Infamie kann noch erſonnen werden, um die Schande zu decken? Ich fürchte für den armen Herzog von Braunſchweig — oder, wenn der ſich aus der Sache zieht, vermuthe ich, daß Oeſtreich plantirt wird. Ohne eins von beiden iſt an keinen Frieden zu denken. — Es heißt, die Preußen liefen haufenweiſe fort; ſie frören, ohne Mäntel, Schuhe und Strümpfe, in zerriſſenen Kleidern, und hätten nicht viel zu beißen.

An Eſterhazy denkt kein Menſch mehr; er iſt und bleibt in ſeinem Freiburg, comme de raison. — Der Kurfürſt iſt in Wetzlar, wo nun auch Alles flüchtet, ſo wie aus Werſtadt Alles fort iſt, und ſelbſt aus dem Hohenlohe-Bartenſteiniſchen bei Heidelberg Alles geflüchtet hat. Es muß die Kerle zu lachen machen, daß ſie einen ſolchen Schrecken verbreitet haben.

No. CCCLII.

Huber an Forſter.

Frankfurt den 7. Oct. 1792 Mittags.

Ich habe Kämmerer geſprochen, die Extrablätter ſind weniger erlogen als wir geglaubt haben. Bei Speier waren 8 Regimenter Linientruppen, unter andern zwei deutſche, quod bene notandum; er kannte viere davon: Piémont, Beauvoiſis, Lamark und Naſſau. Sie hatten nichts als Feldſtücken. Die Ungewißheit iſt überall die nämliche, auch über die combinirten Armeen. In Worms ſind ſie mit möglichſter Stille eingerückt, ſie hatten alle Thore beſetzt, ohne daß man ſie gewahr worden war.

Ich hoffe noch, daß wir ſie bald loswerden, und daß Mainz mit dem Schrecken loskommt. Der Eigenſinn von Vertheidigungsanſtalten, die mir doch, ohne alle Unparteilichkeit, unmöglich ſcheinen, iſt immer das Aengſtlichſte; denn wenn ſie nicht zureichen, erbittern ſie. Nur darum, Lieber, bitte ich Sie, eben ſo wenig unüberlegt zu bleiben, als Sie mit großem Recht bloß der Confuſion wegen nicht fortwollten. Nicht wahr, ich kann hoffen, daß dieſe Rückſicht, die einzige, die verdient, daß man den Fuß von der Stelle ſetze, bei Ihnen immer mit den übrigen concurriren wird? Zwei Orte ſind vollkommen ſicher, Frankfurt und Manheim. Das erſte aus dem nämlichen Grund und in dem nämlichen Maße wie Worms und Speier es waren, das zweite noch mehr, weil ſie es nie beſetzen wollen. Haupt hat Päſſe von der manheimer Regierung angeboten bekommen, er braucht ſie nicht, er würde ſie aber wohl für Andre ſchaffen.

Die Pedro's Nachricht von Zurückgehen wird wohl vor der Hand eben ſo wenig ſicher machen, als ſeine Conſternation furchtſam machte.

Sollte man nicht bald ohne Anſtand wieder nach Mainz zurückkönnen, ſo bleibe ich wenigſtens ganz zuverläſſig hier.

Haben Sie Dank für Ihr Bulletin. Was wir oft vom deutſchen Nationalcharakter ſagten, iſt durch die gegenwärtigen Umſtände mit gehörigen Modificationen rei geworden, wie überhaupt Manches. Ein miſerables Zeitalter bleibt es allewege, der allgemeine Enthuſiasmus iſt noch das Beſte daran, ſo wenig er in ſeinen einzelnen Inſtanzen Werth behält.

Adieu und auf baldiges Wiederſehn.

No. CCCLIII.

Forſter an Huber.

Mainz den 7. Oct. 1792. Abends 7 Uhr.

Mein erſter Brief von heute iſt ſchon fort, als ich den Ihrigen bekomme. Die Ausſichten darin wären mir die willkommenſten, auch ſind die Nachrichten von einer Convention zwiſchen den Armeen ſo allgemein und zum Theil ſo ſcheinbar, daß ich gern daran glaubte. Aber ſeyn Sie nicht zu ſicher; ein propos fiel mir auf; als ich eben Ihren Brief bekommen hatte, ſagte ich zu einem Straßburger, der hier iſt: ſie blieben uns ja vom Halſe, ſo ginge es gut, ich hätte ziemlich ſichere Nachrichten. Er antwortete: Vous croyez! — Et vous pas! — Mais moi .... attendez à demain, à demain vous dis-je.

So früh kann kaum abgeſchloſſen ſeyn, daß Cuſtine ſchon officiell berichtet wäre, ich weiß — faſt zuverläſſig — daß noch zuletzt vom König von Preußen ſelbſt her ſich verbreitet hat, Dumouriez verlange zu capituliren. Die Franzoſen ſagen ziemlich das Nämliche von ihren Feinden; wenn man den Abſchluß ſo auf beiden Seiten ſchon präparirt, wie viel iſt davon zu erwarten? Uud wenn Cuſtine auch nur, wie es faſt nicht anders möglich iſt, durch das Gerücht davon weiß, ſo war es von jeher jedes Feldherrn Intereſſe, gerade vor einem ſolchen Vertrag etwas Entſcheidendes zu erzwingen. Wenn es morgen noch ſo iſt, dann halte ich uns ſelbſt für geborgen. Wo aber nicht, ſo bitte ich Sie die eine Rückſicht nicht zu vergeſſen, die durch die erſchreckliche Falſchheit, die Dummheit und eitle Verblendung und — auch dazu habe ich erhebliche Gründe — durch Verkauftſeyn gewiſſer Leute an das R. Oberhaupt, dem ein ſolches Opfer doch nicht übel ſchmeckte, oder wenigſtens nicht weh thäte, die, ſage ich, durch das Alles wohl nicht zu überſehen iſt. Es wäre vielleicht nur ein Blitz, aber wer weiß, wie weit der treffen kann? Die Leute alle, die entweder ſich kein dementi geben wollen, oder ſich Liebkindchen machen möchten, haben nicht den mindeſten Begriff von Reſponſabilität für das, was kommen könnte, denn ſie ſind zum Flüchten bereit, indem ſie zur Wehr auffordern.

Doch ich hoffe ja, dies Alles ſoll in den Wind geſprochen ſeyn. Und wenn morgen Ihre Briefe ſo noch lauten, und übermorgen noch dazu genommen, ſo glaube ich, daß wir uns nicht mehr zu ſchreiben brauchen. Amen. Adieu und recht vielen Dank.

No. CCCLIV.

Forſter an Huber.

Mainz den 8. October 1792.

Alles wohl erwogen, lieber Huber, können Sie jetzt ohne das mindeſte Bedenken hieher zurückkommen. 1) Sind die Franzoſen nun von Worms weg und haben bloß für den kurfürſtl. Antheil an der Brandſchatzung, die man ihnen geradezu abgeſchlagen hat, zwei kurfürſtl. Räthe als Geiſeln mitgenommen. 2) Sind wir tant bien que mal, doch gegenwärtig in einem ſolchen Vertheidigungszuſtande, daß die Franzoſen mit 12,000 Mann und ſchwerem Geſchütz, welches ſie nicht haben, anrücken müßten, um uns zur Uebergabe zu nöthigen, und auch in dieſem Fall würden ſie uns in den erſten acht Tagen nicht zwingen. 3) Können Sie jetzt leichter bei wirklich annähernder Gefahr fort, da das Gedränge nicht mehr ſo groß iſt, und Pferde leichter zu bekommen ſeyn werden. 4) Nicht zu erwähnen, daß im Grunde, bei der ſtrengen Disciplin, welche die Franzoſen beobachten, auch beim Hierbleiben nicht das Allermindeſte zu riskiren ſcheint.

Anderweitige Nachrichten giebt es durchaus nicht. Die 25 Millionen preußiſche Gelder, welche vor 14 Tagen auf des Brückenmeiſters Jacht, und in Begleitung ſeines Sohnes, von hier nach Coblenz gebracht worden ſind, wurden vorgeſtern, auf Befehl, nicht die Moſel hinauf, ſondern den Rhein hinunter nach Köln gebracht und werden wahrſcheinlich bis Weſel gehen. In Coblenz fürchtet man ſich ärger noch, et c'est tout dire, als bei uns. Es ſind Deputirte von dort gekommen, um ſich hier — Mannſchaft auszubitten. Der kleine Ausfall von Saarlouis nach Merzig hat Alles in Schrecken geſetzt.

Die Lüge, daß Eſterhazy im Anmarſch ſey und bei Raſtadt ſtehe, die Lüge, daß ein preußiſcher Courier nach Berlin geſtern durchpaſſirt ſey und Nachricht von einer gänzlichen Niederlage Dumouriez's und Kellermann's gebracht habe, dieſe und noch mehr Lügen werden gefliſſentlich von gewiſſen Leuten ausgeſtreut, und haben vielleicht das Gute, daß ſie die Schildbürger bei gutem

Muthe erhalten; von keinem Menſchen, der etwas nachdenken kann, werden ſie geglaubt.

Geſtern um acht Uhr Abends kam Feuer aus, das gleich wieder gelöſcht wurde. — Der Alarmſchuß deßhalb war zugleich ein Signal, bei welchem ein Haufen fuldiſcher Soldaten deſertirte. Die neulich durchgegangenen 50 Weilburger ſind im Rheingau von den Bauern und Wildſchützen angehalten und eingebracht worden, haben Prügel gekriegt und dienen wieder auf den innern Feſtungswerken. Wir fangen Spione, als Zimmerleute und Savoyarden verkleidet, die in ihren Leiern eine Menge Briefe haben. Wir ſchicken dagegen auch Spione nach Worms, Speier und Landau; kurz, wir führen Krieg, wie es der Brauch iſt.

Leben Sie wohl. Auf baldiges Wiederſehn!

No. CCCLV.

Forſter an Heyne.

Mainz den 9. October 1792.

Wir ſind noch auf dem alten Fleck, lieber Vater, und unſer Mainz auch. Aber das paniſche Schrecken des Adels und der Pfaffen iſt über allen Begriff. Vier Tage lang hat das Flüchten gewährt und funfzehn Meilen in die Runde hat ſichs verbreitet. Wir ſind jetzt in ſolchem Vertheidigungszuſtande, daß man uns nicht — — überrumpeln kann. Gegen eine Belagerung können wir freilich nichts; auch weiß ich nicht, ob wir noch ſicher ſind, nicht aufgefordert zu werden. In Speier verſchanzt man ſich ſtark. In Worms ſind keine Franzoſen mehr. An beiden Orten iſt Alles mit ihnen äußerſt zufrieden, ſo wie unſere Soldaten ſie nicht genug rühmen können. In Coblenz iſt die Furcht noch weit ärger als hier. Nachen, welche man bis Cöln mit ſieben Gulden bezahlte, haben dreißig Carolin gekoſtet, und zuletzt hätte man gern funfzig gegeben und konnte keinen mehr bekommen. Der ganze Rhein iſt von Kaiſerlichen und Preußen ganz entblößt, ſo daß wir ſchlechterdings der Willkühr der Feinde überlaſſen ſind. In unſerer ganzen Straße iſt nur noch ein Haus außer dem meinigen, wo nicht Alles fortgelaufen wäre. — Die Nachrichten aus Frankreich werden bald ſeltſam lauten.

No. CCCXLVI.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 12. October 1792.

Recht vielen, vielen Dank ſage ich Ihnen, mein liebſter Forſter, daß Sie uns ſo fleißig Nachricht geben. Auch der lieben Frau danken Sie für ihr liebes Briefchen. In der dortigen Lage verhält es ſich mit den Briefen anders als ſonſt. Es iſt eine wichtige Nachricht, wenn man erfährt, daß nichts zu ſchreiben war; und doch bleibt in der Ferne jeder kleine Umſtand intereſſant.

Ich lobe Ihren Muth und Ihren Entſchluß, da zu bleiben, wo Sie ſind, und ſich ruhig zu verhalten. Gewiß iſt dies das Beſte, was Sie thun können für jeden Fall. Selbſt wenn die Franken kämen, ſo können Sie perſönlich nichts zu fürchten, eher zu gewinnen haben. Man geht einem Officier anſtändig entgegen, bewillkommt ihn als Fremden und Gaſt; nicht leicht findet ſich ein roher Menſch, der ſo ein Betragen nicht fühlte. Ihr Name iſt gewiß mehrern bekannt, ſo daß Sie ſich nur zu hüten haben werden, daß man Sie nicht in Verdacht der Vertraulichkeit bringt, die als Einverſtändniß angegeben werden könnte. Denn zu keiner Zeit iſt die Bosheit der Menſchen thätiger. Die, welche ſich entfernen, müſſen mit großen Koſten anderwärts leben und viel Ungemach dulden. Ich verſtehe nicht, wie dort von Landau her ein ſo großes Corps hat kommen können: noch weniger begreift man die Zeitungsnachrichten von der Armee her. Was die Reden bald von Einſchließung des Dumouriez, bald von einer Schlacht und wieder von einem Waffenſtillſtand für Grund haben werden, will ich gern ſehen.

Eines ſolchen paniſchen Schreckens, als ſich dort verbreitet hat, erinnere ich mich aus dem ſiebenjährigen Kriege doch nicht. Und doch waren damals weit erbittertere Feinde. Mit dem plumpen Oeſtreicher ließ ſich noch weniger anfangen, als mit dem pfiffigen Preußen.

Bleiben Sie nur immer geſund und warten Alles ruhig ab. Mehr als in der Folge der Dinge iſt, kommt nicht über Sie, und wer ſich in ſeiner Hütte ruhig hält, leidet weniger. Geben Sie uns von Zeit zu Zeit ferner Nachricht. Hier iſt Alles ruhig und wohl.

No. CCCLVII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 16. October 1792.

Unſere politiſche Lage iſt jetzt ſo, daß wir nicht eher etwas zu befürchten haben, als bis uns eine Armee von wenigſtens 20,000 Mann förmlich einſchließen und belagern kann. Dazu iſt vorerſt kein Anſchein. Cuſtine iſt noch immer mit ſeiner Armee bei Speier, ob er gleich die Stadt geräumt hat. Worms iſt ebenfalls von allen franzöſiſchen Truppen geräumt. Bei uns ziehen noch immer die Bürger auf die Wache. Der Prorector hat ſelbſt zweimal Wachen gethan, um ſich bei dem Miniſterium und dem Statthalter zu empfehlen; allein ich habe dafür lieber meine vierzig Kreuzer bezahlt, denn die Bürger ſind nicht die Dupe dieſer Demonſtration und ärgern ſich, daß man zu einer Zeit, wo keine wirkliche Gefahr iſt, aber aller Verdienſt ceſſirt, ihnen die vierzig Kreuzer nicht zu verdienen geben, ſondern in eigner Perſon Wache thun will, da ſie wohl einſehen, daß das Geld dieſer Herren bereit ſeyn würde, wenn Gefahr wirklich da wäre. In allen ſolchen Fällen ne quid nimis, und ja Nichts, das bloß in die Augen fallen ſoll. Wenn Noth an Mann ginge, und bei Vertheidigung der Stadt etwas zu gewinnen wäre, für das allgemeine Beſte, dann wär es immer noch Zeit, ſich für ſeine Mitbürger wirklicher Gefahr auszuſetzen. — Wenn die Franzoſen mit Capitulation die Stadt bekommen hätten, ſo würde ich es nicht anders gemacht haben, als wie Sie ſagen, und bei der ſtrengen Mannszucht, die ſie beobachtet haben, hätte ich auch nicht die geringſte Beſorgniß gehabt. Wir haben einige Exceſſe, die Cuſtine mit der äußerſten Strenge an ſeinen eigenen Soldaten beſtraft hat, erſt aus den franzöſiſchen Zeitungen erlernen müſſen, ſo wenig haben die Deutſchen ſelbſt geglaubt, daß dieſe Ausſchweifungen der Rede werth wären, und gleichwohl ſind etliche Nationalgarden, nach gehaltenem Standrecht, auf der Stelle erſchoſſen worden. Ueber gute Behandlung, die man von den Franzoſen erfahren hat, erſchallt aus Worms und Speier nur Eine Stimme, ſelbſt von der ariſtokratiſchen Partei. Der Commandant in Strasburg, General Biron, hat auf Vorbitte des Vicarius Dorſch fünf und zwanzig Mainzer Soldaten ihre Freiheit geſchenkt, ſie ſind nun hier, und können des Rühmens nicht müde werden, wie man ſie und ihre Mitgefangenen auf Händen getragen und als Brüder behandelt habe. Wir haben ſeit zwei oder drei Tagen ein paar hundert ungariſche Huſaren in der Stadt, ſchöne, aber brutale Leute, die den Bürger grob und unverſchämt behandeln. Solch ein Contraſt iſt den Oeſtreichern nicht vortheilhaft.

Viele Leute, die aus Mainz nach Coblenz geflüchtet waren, haben alle ihre Habe verloren, indem ſie dort den Schrecken noch in höherm Grade antrafen, als er hier war, ihre Koffer und Kiſten in der Eile ganz unbekannten Leuten anvertrauten und hernach ſie nie wiederſahen. Der Emigrirten ſind wir bei dieſer Gelegenheit ganz los geworden; man duldet ſie nicht mehr in der Stadt. Einige von ihnen ſind zu bedauern, aber der große Haufe iſt verächtlich. Im Felde, da ſie doch Alles auf dem Spiel haben, betragen ſie ſich feig und leiden von Oeſtreichern und Preußen tiefe Verachtung dafür und bittern Spott, der ſie doch nicht muthiger macht. — Wären Sie hier, ſo würden Sie den Widerſpruch der Zeitungsnachrichten längſt nicht mehr räthſelhaft finden. Die armſeligen deutſchen Zeitungen durften nicht Wahrheit ſagen. Alle vortheilhafte Nachrichten von der öſtreichiſch-preußiſchen Armee ſeit dem 14ten September ſind bis auf die letzte Sylbe — erlogen. Mit der Sonnabendspoſt will ich Ihnen ausführlich davon ſchreiben. Gegen die Zeit wird ſich noch mehr entwickeln, was man nicht erwartet hat, wo man ariſtokratiſche Vorurtheile hegte oder dem Zeugniß der Emigrirten blindlings glaubte. —

No. CCCLVIII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 20. Octbr. 1792.

Ich verſprach Ihnen, mein gütigſter Vater, am vorigen Poſttage über den preußiſchen Feldzug in Frankreich mehr zu ſchreiben und ließ mir dabei nicht einfallen, daß heut eine franzöſiſche Armee unſer Mainz einſchließen würde. Geſtern ſchon, wie Ihnen Thereſe geſchrieben hat, kam eine Colonne heran und nahm ihre Stellung ein. Wir thaten den Tag über wohl ein paar hundert Schüſſe, um ſie zu beunruhigen; allein es focht ſie nicht an, und wenn ſie nahe genug waren, ſchoſſen ſie mit geſchliffenen neunpfündigen Kugeln ſcharf herein, mit beſſerm Viſir als unſere ungeübten Kanoniere. Ihr Lager möchte geſtern 12,000 Mann ſtark ſeyn, ob jetzt die übrigen eingerückt ſind, weiß ich nicht. Noch hat man uns nicht aufgefordert, es wird aber wohl nächſtens geſchehen, und da wir höchſtens 3000 Mann haben und nicht gut ſchießen können, werden wir es wohl nicht aufs Aeußerſte ankommen laſſen. Es ſind allerhand artige traits ſchon vorgefallen. Unter andern zog ein Vortrupp bei einer Schanze auf Piſtolenſchußweite vorbei; ſie riefen unſern Leuten zu, ſie wären Emigrirte und ſchrieen: vive le prince Condé! und unſere Leute ließen ſich dadurch bethören, und thaten keinen Schuß auf ſie, obgleich die Erſcheinung von einem Corps Emigrirter eine platte Unmöglichkeit war. Unſere Furcht, unſere

Leichtgläubigkeit und Kopfloſigkeit macht aber Alles möglich. Eine andere Anekdote iſt erfreulicher. Einer von den hieſigen Bürgern hatte für 1000 Fl. Wäſche auf der Bleiche, an einem Ort, wo die Franzoſen Poſto gefaßt hatten. Er ſchickte Weiber mit Körben hinaus, hoffte aber nicht etwas zurück zu erhalten. Die Franzoſen empfingen die zitternden Weiber ſehr freundlich, ſagten, ſie nähmen den Bürgern nichts und thäten keinem etwas zu Leide, nur wollten ſie Mainz haben; darauf halfen ſie den Weibern die Wäſche in ihre Körbe packen und ſchickten ſie in die Stadt.

Die Folgen des unglücklichen Feldzugs in Champagne werden die coaliſirten Mächte, oder wenigſtens Oeſtreich, noch den ganzen Winter hindurch fühlen. Als Dumouriez das Commando übernommen hatte, hatte er kaum 17,000 Mann, auf die er ſich nicht einmal recht verlaſſen konnte, weil Lafayette und ſeine Officiere Alles gethan hatten, um ſie zur Uebergabe zu ſtimmen. Er ſetzte ſich vortheilhaft auf die Höhen von Grandpré und behauptete die Päſſe, wo die preußiſch-öſtreichiſche Armee hindurch mußte. Am 14. September gelang es dem Herzog von Braunſchweig, nachdem er die kaiſerliche Armee unter Hohenlohe und das Corps der Emigrirten unter Monſieur und Artois an ſich gezogen hatte, folglich über 100,000 Mann ſtark war, Dumouriez auf beiden Seiten zu umgehen und zu überflügeln; ein paniſches Schrecken, welches ſich der franzöſiſchen Vorpoſten bemeiſterte, war Schuld, daß 15,000 Mann vor 1200

Oeſtreichern lieſen. Alles war zu einem entſcheidenden Angriff auf den 15. September reif, der die ganze Armee des Dumouriez aufgerieben hätte. Allein in der Nacht fiel ein entſetzliches Gewitter ein, das alle Wege verſchwemmte und den Herzog von Braunſchweig hinderte, den folgenden Tag das Gebirg hinanzuſteigen. Dumouriez benutzte dieſen Zeitpunkt, um eine neue ſichere Stellung zu nehmen, und vereinigte ſich mit Kellermann. Am 20. machte der Herzog einen Verſuch auf Kellermann's Lager, ward aber zurückgetrieben. Am 27. mochte die Stellung des Herzogs vielleicht wieder ſo ſeyn, daß er Dumouriez hätte zur Schlacht zwingen können; dies iſt es, was die Emigrirten für eine Umzingelung ausgeben, allein man weiß jetzt zuverläſſig, daß an keine Umzingelung dabei zu denken war, denn Dumouriez hatte noch die Päſſe, und ſeine mit Kellermann vereinigte Armee war 80,000 Mann ſtark geworden. Der Herzog hatte ſich nun zu weit ins Land gewagt, ſeine Armee verhungerte, ſeine Pferde ſtarben, und die rothe Ruhr verurſachte eine ſchreckliche Niederlage unter ſeinen Leuten, deren 25,000 in Verdun krank lagen. Jetzt fing er an zu unterhandeln, eine Art Waffenſtillſtand ward auf etliche Tage mündlich verabredet; allein dieſe benutzte er nur, um ſein grobes Geſchütz voraus zurückgehen zu laſſen. Um ſeinem Rückzug einigen éclat zu geben, gab er nun ſein drittes Manifeſt heraus, welches wieder nichts als eine Wiederholung der beiden erſten war und den dépit ausdrückte, daß es ihm nicht gelungen war, mit den Franzoſen einen Separatfrieden zu ſchließen, wobei vermuthlich die Oeſtreicher und die franzöſiſchen Ariſtokraten *ſchlecht weggekommen wären*. Der Rückzug ging nun vor ſich; der Herzog zeigte dabei ſeine militairiſche Kenntniß; denn ungeachtet ſeine Pferde zu hunderten fielen und ſelbſt von denen, die noch ihre Waffen ſchleppen konnten, der größte Theil ſo matt und geſchwächt war, daß er täglich nur drei bis vier Stunden Wegs mit ihnen zu machen vermochte, ſo konnten ihm die Franzoſen doch nichts anhaben, ſondern mußten ſich begnügen hie und da zurückbleibende Bagage und kleine Detachements aufzuheben. Seine (ohnehin nicht allzubeträchtliche) ſchwere Artillerie wegzubringen, war wirklich ein Meiſterwerk bei ſchlechtem Wetter und der Seuche unter den Pferden. Die Krankheit und die ſehr ſtarke Deſertion haben wenigſtens die Hälfte der ſchönen Armee aufgerieben; insbeſondere ſind die Huſarenregimenter dadurch und in verſchiedenen Scharmützeln beinah vernichtet worden. Verdun iſt nun auch wieder geräumt und man wird Mühe haben, Brabant und Lüttich zu vertheidigen. Im Oberelſaß ſteht noch ein franzöſiſches Corps von 40,000 Mann, welches die 20,000 des öſtreichiſchen Generals Eſterhazy im Breisgau en échec hält, während Cuſtine ungehindert in dieſer Gegend des Rheins den Meiſter ſpielt. Savoyen und Nizza ſind nun auch in franzöſiſchen Händen, und die Energie der Nation, ſeitdem ſie ſich am 10ten Auguſt von ihren innerlichen Verräthern befreit hat, iſt wirklich bewundernswürdig und muß die

Höfe doch zu ernſthaftem Nachdenken über ihren, aufs Wort der Emigrirten ſo raſch übernommenen Feldzug bringen. Die ſogenannte Prinzenarmee iſt wirklich auseinander gegangen; der Herzog von Braunſchweig hat ſichs gefallen laſſen, die gefangenen Emigrirten nicht mit im Auswechslungscartel zu begreifen, und der König hat ſowohl den Prinzen, als dem General Clairfait die ſchneidendſten Vorwürfe gemacht, daß er von ihnen betrogen worden ſey. — Emigrirte kamen noch bis vorgeſtern haufenweiſe hier durch; man erlaubte ihnen nur vier und zwanzig Stunden hier zu bleiben; ſie fluchten und ſpieen Gift und Galle gegen den Herzog von Braunſchweig, ſagten, er ſey ein Verräther, und verwünſchten alle Preußen; freilich hat man ſie bei der preußiſchen Armee gleich anfangs nicht leiden können, hernach wegen ihrer Lügen gehaßt, und endlich wegen ihrer Feigheit verachtet. Dieſes Emigrirtencorps, deſſen Alles bei dieſem Feldzuge auf dem Spiel ſtand, und das auch im voraus von ſich gerühmt hatte, daß es überall zugegen ſeyn würde, wo man ſich raufen müßte, hat ſich im Gegentheil nach dem Beiſpiel ſeiner Anführer immer in Sicherheit zu halten geſucht und geplündert.

So ſtehen jetzt die Sachen. Alle Lügen, welche die Zeitungen anfüllen, kommen von den Emigrirten und von Brüſſel, wo man ein Intereſſe hatte, die franzöſiſche Sache für verzweifelt auszugeben, um nicht den Inſurgenten neuen Muth zu machen, der ſich doch ſchon wieder zeigt, ſeitdem der Herzog von Teſchen Lille nicht hat einnehmen können. Wir wußten hier durch unmittelbare Communication mit den preußiſch-öſtreichſchen Lagern, vermittelſt der Fuhrleute, die ab und zu gingen, ganz genau, wie es dort ſtünde, und mußten alſo über die Rodomontaden von Einſchließen und Umzingeln herzlich lachen. Aber freilich hießen die vier und zwanzig Millionen Franzoſen in der Sprache der Emigrirten nur immer canaille, geux, brigands, cannibales, weil es unglücklicherweiſe einige ſolche unter ihnen gab. Die Dummen oder die Schurken unter uns beteten es ihnen nach, und kein deutſches Zeitungsblatt durfte es wagen, Nachrichten zu drucken, die den verbündeten Höfen nachtheilig gelautet hätten.

Nachſchrift. — Um 11 Uhr Morgens. — Eben komme ich von dem Stephanskirchthurm, wo man das franzöſiſche Lager überſieht. Es liegt in einem halben Monde außer der Schußweite um die Stadt und man darf es wohl auf 12,000 Mann ſtark ſchätzen. Es heißt, morgen werden 20,000 Mann Verſtärkung, nebſt großem Geſchütz kommen und dann werden wir ſie vermuthlich ſprechen hören. — An Succurs iſt, fürchte ich, nicht zu denken. Noch iſt indeſſen keine feindliche Batterie aufgeworfen.

Wir ſind hier ganz ruhig. Wir können uns gegen die Schüſſe wohl in Sicherheit ſetzen und bei der Uebergabe, die doch wahrſcheinlich durch Capitulation geſchieht, haben wir nichts zu fürchten. Ein angenehmer Umſtand iſt gutes Wetter. Ich will jetzt ſehen, ob ich bei dem unaufhörlichen Lärmen, den jede kleine Nachricht jetzt hier verurſacht, ein wenig arbeiten kann. Freilich thut mir dieſer Beſuch durch den Zeitverluſt ſchon viel Schaden und an fauxfrais wird es auch nicht fehlen.

No. CCCLIX.

Forſter an Heyne.

Mainz den 21. Oct. 1792 Morgens 6 Uhr.

Ich bediene mich der Gelegenheit einer Staffette, die nach Frankfurt geht, um Sie aus aller Verlegenheit zu reißen, mein gütiger Vater. Die Capitulation iſt geſtern geſchloſſen worden, und heute Morgens werden die franzöſiſchen Truppen einziehen. Den Einwohnern iſt für Perſon und Eigenthum vollkommene Sicherheit verheißen. Ich eile, noch einige Kleinigkeiten in Ordnung zu bringen, und werde Ihnen mit Dienſtagspoſt wieder ſchreiben. Thereſe küßt Ihre Hand; ſie iſt nicht einen Augenblick bange, aber wohl geſtern während der Ungewißheit (die für die am Ruder doch auch keine mehr war) ein wenig ungeduldig geweſen. Mehr oder weniger waren wir es Alle. Leben Sie wohl, und haben Sie unſertwegen keine Sorgen.

No. CCCLX.

Forſter an Buchhändler Voß in Berlin.

Mainz den 21. October 1792.

Wollte Gott! man ſähe endlich bei Ihnen ſo klar, wie wir hier es ſehen, und wie wir vor 6, 8, und vor 10 Monaten ſahen, daß die Emigrirten auf nichts anders ausgingen, als die jetzt verbündeten Mächte durch grundloſe Vorſpiegelungen zu hintergehen. Damals wußte jeder vernünftige und unterrichtete Mann hier, daß die Revolution in Frankreich nicht das Werk einer uſurpirenden Cabale, ſondern des allgemeinen Volksſinnes ſey; allein wer bekümmerte ſich um ein ſolches Zeugniß, wenn er einen Duc, Marquis, Comte, oder einen Geſandten, der in Paris nur mit Leuten von Diſtinction umging, zum Gewährsmann hatte. Da war natürlich die Maſſe von 24 Millionen Menſchen, die ſich jetzt unaufhaltſam nach allen Richtungen über ihre eigenen Grenzen hinauswagt, in der Einbildung derer, die nur ſolchen vornehmen Zeugen glaubten, ein tas de gueux, de brigands, de cannibales etc., wovon es wohl freilich einige unter ihnen gab. Die Beiſpiele in Savoyen und hier am Rhein beweiſen doch in Wahrheit, daß die armen Sansculottes mehr wahre Ehre im Leibe haben, als die feigen, lügenhaften, prahlenden Emigrirten, deren Schilderungen von den Republikanern jetzt überall für die grundloſeſten Erdichtungen erkannt werden. Bei dem Volk in Deutſchland thut es der Sache der Fürſten einen ganz unglaublichen Schaden, daß man geglaubt hat, ſie belügen zu müſſen, und daß man noch nicht aufhört, ihnen neue Unwahrheiten aufzubürden, die doch immer wieder mit Schande an den Tag kommen. Ein gewiſſer Geſandter, der ſich geſtern hier aus dem Staube machen mußte, hatte ſich durch die Fertigkeit, womit er das Lügenhandwerk ſeit drei Wochen betrieb, einen ſo übeln Ruf gemacht, daß, wenn er die Axiome der Mathematik bewieſen hätte, unſere Bürger ſie für Erdichtungen und Lügen gehalten haben würden, bloß weil ſie von ihm kämen. So werden die Fürſten bedient!

So viel von dem, was jetzt hier in allen Köpfen gährt und innerhalb 14 Tagen oder drei Wochen durch das ſehr conſequente Betragen der Franzoſen gewiß ſonderbare Wirkungen hervorbringen wird. Ich komme auf mich ſelbſt zurück, wie ich Ihnen ſchon in jenen Zeilen von dieſem Morgen angekündigt habe. Meine Lage iſt jetzt ſo unſicher, als ſie es noch nicht geweſen iſt. Der Kurfürſt iſt jetzt außer Stande, mir meinen Gehalt zu zahlen; ſchon kündigt man den Beamten der Univerſität an, daß ſie auf das nächſte Quartal nicht mehr rechnen.

Den 27. October 1792.

Die Republik Frankreich ſcheint Mainz nicht wieder fahren laſſen zu wollen; eine Freiheitsgeſellſchaft hat ſich unter den Auſpicien des Generals gebildet und die ſich ſelbſt überlaſſene Bürgerſchaft ſcheint ganz geneigt ſich der Republik, ſo wie Savoyen, in die Arme zu werfen.

Nur behalten die Leute noch die Augen offen auf diejenigen unter ihnen, denen ſie Beurtheilung und Einſicht zutrauen und die ſich noch nicht erklärt haben. Ich habe mit mehrern gutgeſinnten Männern bisher von Allem mich zurückgehalten: allein dieſe Neutralität iſt mißlich, die Kriſis naht heran und man wird Partei ergreifen müſſen. Das Beiſpiel Frankreichs hat gezeigt, was das Schickſal der Emigrirten überall ſeyn müſſe, und der durch die gänzliche Vernichtung der combinirten Armee geweckte Revolutionsgeiſt wirkt, wie man vorausgeſehen hat, bereits ſo kräftig, daß für die deutſche Verfaſſung Alles zu befürchten ſteht, wenn man im Frieden nicht die bereits entſcheidend demokratiſch gewordenen Theile ablöſet, oder willig hingiebt. Der Rhein iſt jetzt zum Glück für Deutſchland da; er muß die Grenze ſeyn, die das Land der Republik von Deutſchland abſondert. Raſerei wäre es, wenn man jetzt noch an die alten Träume von Unverletzbarkeit und Unzertrennlichkeit des Reichs dächte. Alles geht verloren, ſobald man etwas zurückhaben will. Das Beiſpiel der königlichen Macht in Frankreich iſt hinreichend, dies zu beweiſen. Die Anſteckung greift unaufhaltſam um ſich, wenn man nicht, coute qu'il coute, einen Frieden erkauft, der die Mächte in den Stand ſetzt, ihrer Unterthanen mächtig zu werden. Kaum läßt ſich auch jetzt dieſes noch verbürgen, da man den unſeligen Zug nach Frankreich unternommen und allem Menſchenverſtande zum Trotz gerade mitten in das Pech gegriffen hat, womit man ſich nicht beſudeln wollte. Truppen und Bürger und Bauern ſind unzufrieden! und die verlorene Ehre der erſtern findet keine Entſchuldigung, außer in dem Worte, daß es unmöglich ſey, gegen die Freiheit zu kämpfen. Dies hat Amerika, dies hat nun Frankreich gezeigt. — Wende man Holland und Brabant nicht ein; ſie kämpften jetzt nicht für Freiheit, ſondern für die Ariſtokratie. In Italien zittert Alles vor den weitern Fortſchritten der franz. Republik, ich weiß es aus dem Munde zuverläſſiger Reiſender; das Volk iſt überall zum Aufſtande bereit. Catalonien wartet auf den erſten Wink. Heſſen und Schwaben harren ihren Erlöſern entgegen. Coblenz iſt in 3 Tagen franzöſiſch. Courtrai in Flandern iſt bereits von Labourdonnaye wieder beſetzt und Dumouriez wird wahrſcheinlich ohne die geringſte Schwierigkeit ganz Oeſtreichiſch-Belgien vor Neujahr unterwerfen. Rußlands Allmacht in Polen iſt für den König und den Kaiſer bedenklich und fordert ihre ganze Gegenwirkung; kurz, Alles heiſcht den Frieden mit Frankreich mit Aufopferung der beiden Bisthümer Trier und Mainz.

In dieſer Lage die Bürgerſchaft, mehr aber noch das Volk auf dem Lande zurückzuhalten, hinzuhalten, von einer Entſchließung abzuhalten, iſt ohne auswärtiges kräftiges Zureden ganz unmöglich. Der Kurfürſt iſt in Hanover, der Coadjutor kommt nicht her, und vom Capitel bekümmert ſich niemand darum, zum Beſten des Adels, der Geiſtlichkeit und der alten Verfaſſung ein Wörtchen zu ſprechen. Die Elendigkeit, womit man noch jetzt an den Lügen der Emigrirten hängt, und ſich nicht getraut unter Menſchen als Menſch unbeſorgt aufzutreten, überſteigt allen Glauben. Feig und adelig fangen an ſynonym zu werden und für diejenigen Adeligen die man kennt, ehrt und liebt, muß man beinahe weinen, daß ihr Stand ſo herabgeſunken und an eigenem innerm Werth ſo verarmt iſt. Sagen Sie, was ſoll daraus werden? Das allgemeine Wohl des Orts, wo man ſich befindet, muß man wollen, dem Willen der Mehrheit muß man folgen, oder ſeine bürgerliche Exiſtenz und ſeine Familie einer blinden Anhänglichkeit an Leute opfern, die für ſich ſelbſt nichts zu thun im Stande ſind, vielweniger ihre Clienten oder diejenigen, die um ihretwillen ins Unglück gerathen, unterſtützen wollen und können. Darf man es in Mainz öffentlich ſagen, daß man für den Kurfürſten ſey, der die Wittwen- und Pupillencaſſe mit ſich genommen hat und von den Thränen der Waiſen ſeines Leibes pflegt! für einen Adel, der Alles, was er Bewegliches hatte, geflüchtet hat und dann von der Bürgerſchaft verlangte, daß ſie ſich wehren ſolle! für eine Geiſtlichkeit, die ſich ſchon lange beim Volk verhaßt gemacht hat und bei dieſer Gelegenheit eben ſo feig und eigennützig wie der Adel ſich zeigte. Nein! beim Himmel, es iſt unmöglich. Der Adel, deſſen Vorrechte ſich einzig und allein darauf gründen, daß er der geborne Beſchützer des Volkes iſt und heißen will, flieht mit ſchändlicher Furcht auf den erſten Anſchein der Gefahr und läßt das Volk im Stich, wohl überzeugt, daß, wenn der Sieger ihm Abgaben auferlegt, er ſich bald wieder am Volk dafür erholen werde; eben ſo der Kurfürſt und die Geiſtlichkeit: nicht zu gedenken, daß das ganze Ameublement des Kurfürſten, ſeine Bibliothek, Gemälde, weichen Polſter, Gärten, Ställe ꝛc. bis auf den kleinſten Nagel ein Eigenthum des Staats iſt, das ihm die Kammer hat anſchaffen müſſen und worüber er nicht disponiren darf! Das Volk ſchmäht ihn, der Adel und die Geiſtlichkeit ſtimmen hiemit ein, weil ſie ſeinen Ehrgeiz und ſeine Parteilichkeit für die Emigrirten für die Urſache ihres Unglücks halten und Recht haben. Alles ſchreit, er ſoll nicht wieder her.

Was denken Sie wohl, daß in einer ſolchen Lage zu thun ſey? Mein Haus und Ameublement, das heißt: was ich in der Welt habe, zu verlaſſen und aufs geradewohl mit Frau und Kind umher zu irren, bis es uns an Mitteln zu unſerer Erhaltung fehlt, — oder hier zu bleiben, die Univerſität aufrecht zu erhalten ſuchen, ſich der Bürgerſchaft anzunehmen, ſie auf vernünftigem gemäßigtem Wege ſo zu führen, daß ihnen bei dem Frieden die Wiedervereinigung mit dem deutſchen Reiche, wenn ſie nothwendig ſeyn ſollte, nicht nachtheilig wird, und bei dieſer Laufbahn zu wagen, was zu wagen iſt? Daß man mich verkenne, verſchreie, für den Haupt-Demagogen halte und dergleichen mehr, da doch jetzt Alles im Begriff ſteht die violenteſten Beſchlüſſe zu nehmen, um ſich von Menſchen, die nichts, nicht einmal Ehre zu verlieren haben, über Stock und Stein führen zu laſſen!

Ich ſehe ein, daß ich das Letztere wählen muß, wenn ein Funken Liebe für das Wohl Aller, wenn einiges Gefühl von Würde in mir ſelbſt, wenn Sorge für die Meinigen mich leitet.

Mainz den 1. Novbr. 1792.

Die Anweſenheit des franzöſiſchen Heeres in unſern Mauern hat mir ſeit 8 Tagen keinen Frieden gelaſſen; mein Bischen Franzöſiſch hat mir die Ehre verſchafft, die Univerſität bei dem General Cuſtine zu vertreten; die Zeit geht mit Aufſätzen, Deliberationen, Briefen an den General-Commiſſair, Deputationen ꝛc. hin. Dazu kommt noch, wie ich Ihnen ſchon im erſten unruhigen Gefühl meiner ungewiſſen Lage gemeldet habe, die Gährung in der Stadt ſelbſt, die nahe Trennung der Bürger in verſchiedene Parteien, die Bemühung, Ruhe, Einigkeit und Geduld unter ihnen zu erhalten, und alle die zeitverſplitternden Schritte, die damit verbunden ſind. Es iſt auch nicht möglich, daß meine Lage ſo fortdauert, da die Univerſität, wenn es ſo fortgeht, in Abſicht der Profeſſoren u. a. inſolvent werden und bleiben muß. Das Land bis nach Würzburg hinauf wird durch Contributionen von allen Lebensmitteln entblößt, mithin können uns die Bauern unſere Gefälle nicht bezahlen und wir befinden uns in einer nicht geringen Verlegenheit. Auf eine oder die andere Art muß ich alſo ſehen, daß ich anderwärts eine hinreichende Verſorgung bekomme. Unſere bisherigen Vorgeſetzten und ſelbſt der eventuelle

Nachfolger des Kurfürſten laſſen noch immer nichts von ſich hören und geruhen uns in der vollkommenſten Unwiſſenheit ihrer Plane und Abſichten zu halten; ein ſo geringer Gegenſtand, wie ein Gelehrter mit Frau und Kindern, verdient weiter nichts, als vergeſſen zu werden, wo es darauf ankommt, die Regierung des ganzen Kurfürſtenthums in Händen zu behalten und für Domcapitel, Vicariat und dergleichen zu ſorgen. Daran denkt man nicht, daß ich Noth leide, ſobald die Univerſität mit ihren Zahlungen ausbleibt, und daß dies der Fall mit zwanzig andern Familien iſt, die dadurch insgeſammt gezwungen werden, zu ihrer Selbſterhaltung ganz andere Maßregeln zu ergreifen, als man ſonſt von ihnen erwarten durfte.

Mainz den 10. November 1792.

Es iſt mir nicht ganz unbedingt leid, lieber, redlicher Mann, daß mein Brief, der den Beweis meiner Unruhe enthielt, Ihnen ſelbſt Unruhe und Beſorgniß um mich gemacht hat; ich würde ſonſt nicht den Beweis Ihrer warmen, ſich immer gleichen Freundſchaft erhalten haben, den Ihr letzter Brief in ſich ſchließt. Es würde mir ſchwer werden Worte zu finden, um meine Empfindung auszudrücken; genug ich glaube, Sie verſtehen mich, wenn ich Ihnen ſage, daß Sie mich mit einer wehmüthigen Freude ganz durchdrungen haben. Wir leben in einem ſeltſamen Zeitpunkte, wo man die Menſchen kaum mehr richtig beurtheilen kann, wenn man ſie nur nach ihren äußern Verhältniſſen richtet; wo die Maßſtäbe, womit wir ſonſt einander zu meſſen pflegten, faſt möcht' ich ſagen, zerbrochen werden müſſen und nur der Eine, der Humanität, allein übrig bleibt. Grundſatz, Charakter, Wandel, Laufbahn, an dem Allen kann man jetzt irre werden. Das Herz ſcheint das Einzige zu ſeyn, welches, wo es vorhanden iſt, das wahre point de ralliement unter redlichen Männern bleibt. Ich hoffe indeß, mein liebſter Freund, daß weder Sie noch meine übrigen Freunde, wenn ſie mich billig beurtheilen wollen, je Urſache haben werden zu glauben, daß ſie an mir irre geworden wären. Es iſt mir höchſt erfreulich, daß ich im Stande bin, Ihnen mit aller Freimüthigkeit über die Regel, die ich mir vorgeſchrieben habe, eine beruhigende Eröffnung zu thun, von welcher ich nach der langen Kenntniß, die ich von Ihnen habe, im voraus überzeugt ſeyn kann, daß ſie Ihnen Genüge leiſten werde. Zuerſt alſo, mein Freund, fürchten Sie nicht, daß ich eine wüthende Rolle zu ſpielen, Luſt, Kraft und Drang hätte. Meinem Briefe, der dieſe Idee allenfalls bei Ihnen rege gemacht haben könnte, müſſen Sie es angemerkt haben, daß er in einem Augenblick von heftiger Spannung und ſichtbarlich mitten in dem Gefühl des Verdruſſes über alles dasjenige, was der Einnahme der Stadt voranging, geſchrieben war. Wirklich iſt es wahr, und ich kann es jetzt ganz ruhig wiederholen, daß die ganze hieſige Ariſtokratie lediglich ihrer eigenen Nullität alle die Unfälle zu verdanken hat, die jetzt durch die franzöſiſche Eroberung über ſie ergehen und nicht zu vermeiden ſind: wirklich iſt es wahr, daß ſchlechterdings keine einzige Maßregel, von der erſten Aufnahme der Emigrirten an, bis auf die Errichtung einer kurfürſtlich mainziſchen Regierung in partibus zu Krautheim, nur von der gemeinſten Fähigkeit, die Verhältniſſe der Dinge zu durchſchauen, Zeugniß giebt. Ich geſtehe Ihnen, daß mich das ſehr verdroß, einmal, weil es meiner guten Meinung von manchen Perſonen, auf deren Feſtigkeit und Charakter ich ſonſt gehalten hatte, einen derben Stoß gab, und zweitens, weil ich vorausſah, daß die nunmehr unvermeidliche Veränderung, wenn nicht mit Lebensgefahr für viele Einwohner verknüpft, wenigſtens ihren Vermögensumſtänden, ihrem ganzen künftigen Glück nachtheilig ſeyn und Plane, die auf einen ruhigen friedlichen Genuß des Lebens bis ans Ende berechnet waren, auf einmal über den Haufen werfen würde. Ich war den Kreiſen großer Revolutionen bisher entgangen, jetzt befand ich mich mitten darinne; die Senſation war neu, überraſchend und — vielleicht darum weniger gefährlich, weil ich die trübe Seite derſelben zuerſt ins Auge faßte.

In den drei Wochen ſeit der Capitulation hat ſich nun Vieles verändert. Die Stimmung gegen die vorige Einrichtung iſt jetzt entſchieden, und beinahe ſo laut entſchieden und ausgeſprochen der Wunſch, auf neufränkiſche Art frei zu ſeyn. Daß den Franken damit gedient ſey, kann man wohl nicht zweifeln, da der Rhein ſo natürlich die Grenze zu machen ſcheint, daß ihnen die Zurundung ihres Freiſtaates bei ihren gegenwärtigen Succeſſen nur eine ganz billige Entſchädigung für ihre Kriegskoſten dünkt. Die falſchen Maßregeln, oder vielmehr die gänzliche Apathie der vorigen Regierung haben unglaublich beigetragen, den Entſchluß der Bürger zu beſchleunigen. Ihre Liebe zu einem ihrer ehemaligen Mitbürger, der nach allerlei Verfolgungen endlich ſeinen Abſchied nehmen und nach Strasburg gehen mußte, und jetzt wieder erſchien; ſodann auch die plötzliche Ankunft des hieſigen k. geh. Staatsraths Müller, der in vier Tagen von Wien hieher kam, wirkten zu dieſer Entſcheidung mit. Müller, der von den Bürgern erſtaunlich geliebt wird, ertheilte allen, die zu ihm kamen, und deren waren bei 400, den Rath dieſe Gelegenheit, frei zu werden, nicht zu verſäumen, da auf jeden Fall Befolgung eines ſehr deutlich bezeugten Willens des Siegers das Mittel zu ihrer Erhaltung und zur Sicherung ihres Eigenthumes ſey, welches ihnen bei einer Rückgabe im Frieden ſo wenig übelgenommen werden könne, als wenn im ſiebenjährigen Kriege ganze Provinzen, die hernach beim Frieden zurückgegeben wurden, den Eid der Treue in die Hände ihrer Eroberer niederlegen mußten. — Was mich betrifft, ſo hätte ich entweder emigriren, oder hier bleiben und mich in nichts miſchen müſſen, oder aber es blieb nur das Dritte übrig, in ſo weit, wie es von mir gefordert wurde, zu wirken. Vor der Capitulation auszuwandern hieß die Feigheit beweiſen, die ich und jeder Gutdenkende an dem Adel und der Geiſtlichkeit verabſcheute; nachher war es ohne eine Verleugnung aller meiner bisher geäußerten Grundſätze und meiner ganzen Denkungsart durchaus nicht möglich. Ich war ſchlechterdings in dem Fall, von mir ſagen zu laſſen, daß ich den Privilegirten, denen ich bisher in meinen Schriften nicht das Wort geredet und von denen ich mich im Umgange ganz zurückgehalten hatte, doch wohl heimlich angehangen haben müſſe, weil ich jetzt, da die Stadt in den Händen der Franzoſen iſt, fortgehen wolle. Nehmen Sie meine Privatumſtände hinzu: ich hätte meine Meubeln faſt um nichts hingeben müſſen, weil niemand jetzt kauft; ich hätte bis nach Altona gehen müſſen, um wenigſtens zu beweiſen, daß ich neben der Ruhe auch Freiheit ſuche, und ich würde es auch ſchon als freier Schriftſteller haben thun müſſen, um frei ſchreiben zu zu können, welches im Hanöverſchen nicht möglich iſt. Welch eine lange Reiſe mit Weib und Kind, welch ein theurer Aufenthalt und welch eine neue Ausgabe, ehe ich mich von vorne wieder einrichtete! Alſo mußte ich in jeder Rückſicht hier bleiben. Die Univerſität trug mir auf, den General in ihrem Namen zu haranguiren und ſie ſeinem Schutz zu empfehlen. Da mir die Anrede an ihn im Franzöſiſchen ſo weit gelang, daß er vielleicht einen kleinen Unterſchied von dem gewöhnlichen franzöſiſchen Jargon der Mainzer gewahr werden mochte, ſo war ich von dem Augenblick an bei ihm in einer gewiſſen Achtung, die ſich ſeitdem, da ich mich, wie es meiner Natur gemäß iſt, nicht zudränge, eher verſtärkt hat.

Meine Verhältniſſe gegen die Univerſität brachten es mit ſich, daß ich auch mit dem General-Kriegs-Commiſſariat zu thun bekam, um unſere Lieferungen zu reguliren, das gab Gelegenheit die Nothwendigkeit der Verproviantirung der Stadt mit Salz und Holz, mit einigem Nachdruck, als eine unumgängliche Maßregel zu empfehlen, und dies nebſt einigen Verhandlungen, wobei die Franken wahrſcheinlich die Bemerkung machen mußten, daß ſie an einen rechtſchaffenen Mann gerathen wären, gewann mir immer mehr Zutrauen, ohne daß ich einen abſichtlichen Schritt gethan hätte.

Das, liebſter Freund, iſt gegenwärtig meine Lage. Ich habe Urſache zu glauben, daß man geſonnen iſt, mich bei der proviſoriſch zu errichtenden Adminiſtration zu brauchen, und ich halte es für meine Pflicht, ein Geſchäft, welches es auch ſey, nicht auszuſchlagen, ſobald es in einem ſolchen Zeitpunkt mich in Stand ſetzt, mich für meine Mitbürger auch vortheilhaft zu verwenden. Alles kommt hier nur auf die einzige Frage an, was jetzt der wahre Vortheil des Landes ſey, und ich beantworte ſie mir ohne alle Rückſicht auf politiſche Verhältniſſe des eventuellen Beſitzes ſo, daß ich glaube, es ſey die Erhaltung des Privateigenthums. Demjenigen, der einſt im Frieden Herr des mainzer Landes wird, wer es auch immer ſey, muß es ein höchſt erfreulicher Gedanke ſeyn, das Land nicht erſchöpft, den Bauer nicht zu Grunde gerichtet, den Handwerker nicht am Bettelſtab zu ſehen. Dies glaube ich, könne man mit ſtrengen Grundſätzen beweiſen, wenn man zugleich den jedesmaligen Stärkern durch Folgſamkeit dahin zu bringen ſucht, mehr zu erhalten, als zu zerſtören. Zum eigentlichen Demagogen, mein Freund, bin ich freilich mit meinem etwas philoſophiſchen Zuſchnitt verderben; daß ich aber den Mainzern von Herzen Freiheit wünſche, will ich Ihnen nicht leugnen, und daher werde ich auch ihren Bemühungen um dieſelbe kein Hinderniß in den Weg legen, des feſten Glaubens, daß, wenn die Frankenverfaſſung jetzt hier angenommen wird und im Frieden Mainz doch wieder deutſch werden ſollte; Frankreichs Garantie uns unfehlbar eine modificirte, immer verhältnißmäßig freie Verfaſſung zuſichern müſſe; dahingegen jetzt ein mezzo termine Frankreich gegen uns ſo wenig günſtig ſtimmen müßte, daß uns beim Frieden nichts übrig bliebe, als uns wieder blindlings dem Reich in die Arme zu werfen. Es fehlt hier nicht an Menſchen, aus allen Claſſen, Handwerkern, Zunftgenoſſen, Kaufleuten, Gelehrten, Geiſtlichen, die mit vollem apoſtoliſchen Eifer die Mainzer zum fränkiſchen Republikanismus bekehren, und ſie haben dabei den erwünſchten Succeß, ohne daß Leute wie ich etwas mehr thun können, als mitgehen — erwägen aber auch nicht, wenn ſie jenes Gute thun wollen, wovon ich eben geſprochen habe. — Sie ſehen aus dieſer Angabe, wie Alles hier liegt oder ſteht und wo mein Poſten iſt. Nur noch ein Strich und die Skizze iſt vollendet; meinem eigenen Gefühle gemäß, bleibe ich jetzt freier Bürger, es mag kommen was wolle; kehrt der Kurfürſt zurück, ſo wird für den redlichen Mann, der nicht umſonſt bezahlt ſeyn will, auch in Frankreich Brod und Unterkommen ſeyn und dahin gehe ich dann; bleibt Mainz frei, ſo liebe ich den Aufenthalt genug, um mich nicht ohne die wichtigſten Beweggründe davon zu trennen. Dieſe Gelegenheit, franzöſiſcher Bürger zu werden, halte ich auf jeden Fall feſt. Das iſt mein ganzes Credo, und nun wünſche ich nur, daß Sie beruhigt ſeyn mögen.

Die Anweſenheit unſerer Sieger, die ganze Summe der Geſchäfte, denen ich mich ohne Undank gegen die Univerſität und die Mainzer ſelbſt, unter denen ich ſo lange gut gelebt habe, nicht entziehen kann, ja, die mir mein Verhältniß zum General zum Geſetz macht, eben weil ich dadurch oft helfen kann, dies Alles hat mich bisher am Arbeiten, wie Sie leicht denken können, gehindert. Nur allein um Sauvegarden auf das Land zu verſchicken, habe ich unzählige Gänge thun, unzählige Briefe leſen und beantworten müſſen. Meine ganze Lebensordnung ändert ſich, ich komme mir faſt wie ein Geſchäftsmann en miniature vor, dabei bin ich aber geſund und heiter und gutes Muths geblieben.

Mainz den 21. Novbr. 1792.

Es giebt keine Verbindlichkeit, die ich mir denken kann (ich ſpreche ſehr ernſthaft, vor Gott), welche mich bewegen könnte, an meinen hieſigen Mitbürgern zum Verräther zu werden. Die mainzer Emigranten, vom

Kurfürſten an, kommen gegen das Wohl des ganzen Landes in keinen Betracht — und übrigens iſt der allgemeine Wille ſchon entſchieden, und jeder Verſuch, die ganze Gegend von Speier bis Bingen von der Freiheit abzubringen, kommt zu ſpät.

Ich habe ſeit geſtern an der öffentlichen Verwaltung des hieſigen Landes von Speier bis Bingen, auf den ausdrücklichen Befehl des Generals Cuſtine, Theil genommen. Meine Ideen darüber finden Sie in der Abſchrift meines Briefes an Joh. Müller, den ich beilege. Das Beſte des uns anvertrauten Landes und ſeiner ſämmtlichen Einwohner wird mein Augenmerk ſeyn, und es gehört nur ein halbes Auge dazu, um zu unterſcheiden, daß politiſche Verhältniſſe darin jetzt nichts ändern und keine Rückſicht verdienen können. Ich erhalte die Habe und den Wohlſtand der Einwohner, hernach bekomme das Land wer will, ſo hat er es in guten Umſtänden. Kommt es zu einem zweiten Feldzug, ſo iſt ganz Deutſchland in einer anarchiſchen Gährung, und ich ſtehe den Fürſten für ihre Thronen nicht. Indem ich dieſen Rath gebe, bin ich ein guter Preuße, ſelbſt in der beſten Bedeutung des Worts, ein Mann, der einſtweilen die Beibehaltung ihrer jetzigen Verfaſſung wünſcht, weil er doch nach nicht von der Reiſe Deutſchlands überzeugt iſt und eine Revolution vor der Reiſe manchen herben Auftritt koſten müßte. Allein, ums Himmels willen! daß man doch nur einſehen möge, wie die Stimmung unſerer Zeiten iſt, wie von lange her die Schickſale dieſes Augenblicks vorbereitet ſind, wie es platterdings unmöglich iſt, daß die morſchen Dämme halten können, die man der Freiheitsüberſchwemmung entgegenſetzt. Es iſt eine der entſcheidenden Weltepochen, in welcher wir leben. Seit der Erſcheinung des Chriſtenthums hat die Geſchichte nichts Aehnliches aufzuweiſen. Dem Enthuſiasmus, dem Freiheitseifer kann nichts widerſtehen, als etwa die in Stupidität verſunkene Verfaſſung Aſiens. Das Alles iſt ſo ſonnenklar, daß es Tollheit und Blindheit wäre, noch daran zu zweifeln. — Ich werde immer Bücher, gemeinnützigen, naturhiſtoriſchen, anthropologiſchen, geographiſchen, ja ſelbſt politiſchen Inhalts ſchreiben können, wenn ich gleich geſonnen bin (was weiter niemand angeht) *als Republikaner zu leben und zu ſterben.*

N. S. — Eben geht Ihr Brief vom 17. ein. Ich bemerke nur noch, daß im voranſtehenden Alles enthalten iſt, was Sie über mich beruhigen kann. In den erſten Tagen nach der Einnahme von Mainz war ſo wenig Anſchein, daß ſich das Volk erklären würde, daß ich allerdings glauben mußte, es ſey durchaus zweckmäßig, wenn der Coadjutor ſich hier in Perſon, oder durch einen beglaubigten Stellvertreter einfände, um ſeine Anſprüche geltend zu machen. Sie werden meinen Briefen Ungeduld darüber angeſehen haben. Vierzehn Tage lang ſtand ich zurück und nahm an Nichts Antheil, ausgenommen, daß ich auf Verlangen der Univerſität mit einer Deputation zum General ging und um Schutz für ihre Beſitzungen anſuchte. Allein nun war es nicht länger möglich zu zweifeln, welche Partei man ergreifen müſſe, da der Volkswille ſich immer deutlicher entwickelte, da die Anſprüche der Abweſenden gar nicht geltend gemacht wurden und ihre Emiſſarien nur im Verborgenen umherſchlichen und endlich die entſchiedene Uebermacht der Republik in dem ganzen Kampfe keine Hoffnung mehr übrig ließ, daß dieſe Gegend zurückgegeben werden könnte. Jetzt wurde es Pflicht, die auch unentſchieden gebliebenen Wenigen vielmehr durch ein Excitans zu einer Entſcheidung aufzufordern, und zwar ihnen die Freiheit in ihrem wahren, wünſchenswerthen Lichte zu zeigen. Ich trug alſo kein Bedenken mehr zur Volksgeſellſchaft zu treten, wo man die Augen ſchon lange auf mich gerichtet hatte, und wirklich habe ich die Beruhigung, die Gemüther geeinigt zu haben.

Auch ich wünſche in Mainz zu bleiben und mein Amt bindet mich einſtweilen auch an dieſen Ort. Wo ich aber auch hingerathe, Ruhe muß doch kommen.

Mainz den 21. December 1792.

Meine Grundſätze ſind (dann) mein einziges Geſetz, und alle Seitenblicke, alle ängſtlichen Rückſichten fallen weg. Um dieſe Unabhängigkeit vollkommener noch zu behaupten, habe ich Frau und Kinder nach Strasburg geſchickt, und handle hier jetzt ſtreng nach dem Inhalt meines Briefes an Müller, wovon ich Ihnen Abſchrift beigeſchloſſen habe. Wenn man hätte können die Mainzer überliſten, auf eine hinterliſtige Art zu einer Freiheitserklärung bringen wollen, oder wenn man überhaupt unerlaubte Ueberredungsmittel bei dieſem ſchwachen, und wie ich täglich mit mehr Bedauern ſehe, gar zu tief durch ſeine Seelſorger herabgewürdigten Volke hätte anwenden wollen, ſo wäre es nach den Savoyern das erſte geweſen, wie es jetzt das letzte, aber darum nicht das ſchlechteſte ſeyn wird. Der Zeitpunkt iſt jetzt gerade der ungünſtigſte; die preußiſche Armee hat durch die Einnahme von Frankfurt einige Beſorgniſſe bei den Einwohnern dieſer Gegend rege gemacht; ſchon ihre Nähe iſt ihnen ängſtlich und die Einſchränkung des Frankenheeres auf das dieſſeitige Rheinufer zwingt zu drückenden Maßregeln, die alle dem armen Landmann zur Laſt fallen. Deſſenungeachtet glaube ich, daß man gerade in dieſem Zeitpunkt der freiwilligen Aeußerung für die Annahme der Frankenfreiheit beinahe einſtimmig entgegen zu ſehen hat. Die Beamten auf dem Lande, die noch alle kurfürſtlich geſinnt ſind, und nun zwei Monat Zeit gehabt haben, die Bauern zu beſchwatzen und durch tauſend nur ihnen zu Gebote ſtehende Mittel gegen die neue Verfaſſung einzunehmen, richten doch nichts aus, und ich glaube nun, es wird in kurzem entſchieden ſeyn, daß wir Franken werden wollen. Ich bleibe dabei, daß Deutſchland zu keiner Revolution reif iſt, und daß es ſchrecklich, gräßlich ſeyn wird, ſie durch das halsſtarrige Beſtehen auf die Fortſetzung des unglückſeligſten aller Kriege unfehlbar vor der Zeit herbeizuführen. Ich möchte bittend vor allen Fürſten Deutſchlands ſtehen und ſie um ihres eignen Lebens und um des Glücks ihrer Völker willen bitten, es bei dem, was geſchehen iſt, bewenden zu laſſen, nicht Alles aufs Spiel zu ſetzen, wo es unfehlbar verloren gehen muß, und zwar wie verloren gehen? Unſer rohes, armes, ungebildetes Volk kann nur wüthen, aber nicht ſich conſtituiren, das blinde Gemetzel allein, die Verheerung aller Beſitzungen, die hernach Niemandem zu Gute kommen, müſſen jedem Vernünftigen als die unvermeidlichen Wirkungen des widernatürlichen Streites vor Augen ſchweben. Von oben herab ließe ſich jetzt in Deutſchland ſo ſchön eine Verbeſſerung friedlich und ſanft verbreiten und ausführen, man könnte ſo ſchön, ſo glücklich von den Vorgängen in Frankreich Vortheil ziehen, ohne das Gute ſo theuer erkaufen zu müſſen. Der Vulkan Frankreichs könnte Deutſchland vor dem Erdbeben ſichern. Giebt es kein Mittel, die wenigen Intriganten zu entfernen, die den unglücklichen K. mißlenkten? Das wäre doch wahrlich ein Verdienſt um die Menſchheit, in dieſem Zeitpunkt, wie noch keiner war, und wie ſanft könnte der ruhen, der das Bewußtſeyn, der Retter Deutſchlands geweſen zu ſeyn, bei ſich im Buſen trüge! Ich ſehe dieſes Alles um ſo eher, ſo anſchaulicher vor Augen, ich weiß ſo überzeugend, was wir zu gewärtigen haben, ich erkenne mit ſchrecklicher Gewißheit die ganze Stärke der Gewitterwolke und möchte ſie ſo gerne ableiten und zertheilen! —

Mainz den 29. Januar 1793.

In meiner jetzigen Lage, liebſter Freund, kann ich Ihnen nur dies ſagen: beruhigen Sie ſich über mich! Man beurtheilt mich falſch und leidenſchaftlich, das muß ich geſchehen laſſen. Ich habe nie geſchimpft und werde nie ſchimpfen. Aber ich glaube ſo gehandelt zu haben, daß alle Parteien mir Achtung ſchuldig ſind. Meine Grundſätze waren vor dem 21. October allgemein bekannt: meine Schriften zeugen davon. Was ich ſeitdem that, kann nur beweiſen, daß ich fähig war, ſo zu handeln, wie ich dachte. Ich werde für mich die Freiheit fordern, zu wählen, was meiner Denkart angemeſſen iſt. — Nie wird man mir aber vorwerfen, daß ich ein Werkzeug geworden ſey, Menſchen zu zwingen, das zu thun, was ſie ohne Zwang nicht gethan hätten. — Bald entſcheidet ſich mein Schickſal hier. Wenn ich ſehe, daß ich nach den eben dargelegten Grundſätzen hier überflüſſig bin, ſo gehe ich fort, aber den Boden, wo man mich verkennt, betrete ich nie wieder. Ich habe keine Cabale, keine Intrigue je gekannt, und halte den Menſchen für den elendeſten ſeines Geſchlechts, der mich einer ſchlechten Handlung fähig glaubt; ich halte ihn für ſo verachtungswürdig, daß ich nimmermehr mit ihm in Verhältniß kommen kann, und wenn er das Schickſal von 20 Millionen Menſchen in Händen hätte. Ich bin arm, aber ich habe mein Bewußtſeyn.

Ich hoffe eine Lage zu erlangen, die mich ruhig arbeiten läßt; ich hoffe, meinen jetzigen öffentlichen Verhältniſſen als Mann von Ehre — worüber NB. nur mein eignes Gefühl Richter iſt — entſagen zu können, und dann lebe ich meiner Familie, mir ſelbſt und dem leſenden Publicum! Ich bitte Sie alſo, ſeyn Sie unbeſorgt in Abſicht meiner. Man kann mich nicht mißhandeln, ohne das Maß der Abſcheulichkeiten, die man ſich ſchon erlaubt hat, voll zu machen. Sterben kann ich nur, und ich glaube, daß der Fluch eines unſchuldigen Mannes mit übernatürlicher Kraft wirken kann. Noch zum dritten Mal bitte ich Sie, ruhig in Abſicht meiner zu ſeyn und ſich wenigſtens über die alltäglichen Geſchwätze hinwegzuheben.

Pontarlier den 8. Novbr. 1793.

Es wird Ihnen vielleicht dereinſt klar werden, daß gerade eine Denkungsart und eine Handlungsweiſe, wobei ich meinem Gefühle nichts und meiner Erkenntniß Alles einräume, mich außer Stand geſetzt hat, Pflichten zu erfüllen, die mir ſehr nahe am Herzen liegen. Man hat geglaubt, den Mann, der nach Pflicht und Gewiſſen handelte, durch ſeinen gänzlichen Ruin zu beſtrafen, und weil er anders dachte und empfand, als man es glaubte fordern zu können, hat man ihn außer Stand geſetzt, je wieder ſeine Kräfte und Kenntniß in der Linie, worauf er Fortſchritte gemacht hatte, zum Beſten ſeiner Mitmenſchen zu verwenden. Ich weiß, was ich von dieſem Allen zu denken habe, und bin bei den Opfern, die mein Schickſal von mir fordert, von ganzer Seele heiter und gefaßt. Ich weiß, daß man ungeſtraft nicht glücklich ſeyn kann, und Glück iſt doch für den Menſchen, der gewiſſe Fortſchritte gemacht hat, nur das Bewußtſeyn, nach ſeiner beſten Ueberzeugung gehandelt zu haben. Aber für Sie und Andere ſchmerzt es mich doch, aus meiner Bahn geworfen zu ſeyn, und das um ſo eher, weil die wenigſten Menſchen das nicht von einem ſehr dunkeln, ſehr ungegründeten Begriff von eigener Schuld trennen können, die dem Freunde des Beſchuldigten immer peinlicher iſt, als ihm ſelbſt. — Wer weiß indeſſen, was ich werden kann? ich ſtürze nicht ſo unbeſonnen in das Meer, dem ich mich jetzt anvertrauen muß, daß ich nicht ungefähr überlegt hätte, wohin ich ſteuern, welches Trockne ich erreichen ſoll. Verlieren Sie mich einige Zeit aus dem Geſichte, ſo laſſen Sie mich wenigſtens nicht aus Ihrem Andenken weichen.

No. CCCLXI.

Forſter an Heyne.

Mainz den 22. Octbr. 1792. Morgens 6 Uhr.

Meinen Brief von geſtern werden Sie, lieber Vater, ſchneller als gewöhnlich erhalten haben, da ihn die hannöveriſche Staffette einen Theil des Wegs mitgenommen hat.

Unſere Ueberwinder ſind nun eingerückt und halten die beſte Ordnung. Die Mainzer ſind noch conſternirt und hängen die Köpfe, weil ſie nicht wiſſen, was ſie ohne ihre Treiber anfangen ſollten. Jetzt, da die Einquartirung repartirt und eine Garniſon von 12 bis 15,000 Mann vorläufig eingerückt iſt, fangen ſie an ſich wieder zu finden, denn es iſt wieder eine Macht da, die ſie ſehen und fühlen.

Ich habe von Glück zu ſagen; mir waren zwanzig Mann zugedacht; allein der Quartiermeiſter, dem mich Dr. K. in Werrſtadt empfohlen hatte, ſtrich ſie aus, und ſetzte ſich ſelbſt an die Stelle. Er iſt ein artiger Mann, und ein Deutſcher aus Braunſchweig. Ich weiß noch nicht, wie er heißt.

Bis jetzt iſt der General noch zu ſehr mit dem Militair beſchäftigt, um an das Civile zu denken, und es wird auch wohl eine Zeit dauern, ehe man recht wiſſen wird, woran man iſt. Die Univerſität hat inzwiſchen ſtarken Verluſt erlitten; ihre Weinberge in der Stadt ſind von den Mainzern geſtern während unſers Interregnums rein ausgeplündert worden, und eben dieſe unſere Landsleute haben uns ſchon bei 200 Klaftern Holz geſtohlen. Dies iſt wenig, aber die Bauern zahlen keine *Zehnten* mehr, die ſo eben fällig ſind und drei Viertel unſerer Univerſitätseinkünfte beſtehen in dieſen Zehnten, mithin ſteht es um unſere Finanzen ſehr übel. Das nächſte Quartal kann nicht bezahlt werden, und wenn uns die Nationalconvention nicht von den Gütern des

Domcapitels von neuem dotirt, ſo muß die mainzer Univerſität eingehen.

Die Einnahme von Mainz iſt ein entſcheidender Streich. In den Händen der Franzoſen, die eine große Beſatzung hineinwerfen können, iſt es eine unſchätzbare Vormauer, und Alles ſcheint zu beweiſen, daß ſie es nicht leicht wieder fahren laſſen werden; es wäre denn, daß ſie einen ſehr vortheilhaften Frieden damit erkaufen könnten. Geſtern Abend ſind dritthalbtauſend Mann nach Frankfurt gezogen, um auch dieſen Ort in Beſitz zu nehmen, und daſelbſt Brandſchatzung beizutreiben, die auch ſchon eine und eine halbe Million Gulden ſtark auf den Wink bereit liegen ſoll. Gegen Coblenz iſt ein anderes Corps d'Armée in vollem Anmarſch, und es hat allen Anſchein, daß die Franzoſen es ohne Widerſtand einnehmen werden. Dann iſt den deutſchen Armeen der Rückzug ganz abgeſchnitten, der Rhein und die Moſel franzöſiſch und in vier Wochen Brabant, Flandern und Lüttich dazu. Wohin verkriechen ſich nun die armſeligen Tröpfe, die uns in Deutſchland eine ſo ganz grundfalſche Idee von den Kräften Frankreichs aufgedrungen und eingekreiſcht haben? Die elenden Schwätzer, die uns weiß machen wollten, ſie hätten Beobachtungsgeiſt!

Die Franzoſen ſehen äußerſt ſchmutzig aus, weil ſie jetzt ſchon ſechs Monat lang campiren; aber es ſind ſehr viel ſchöne Leute darunter und Alles hat den franzöſiſchen Frohſinn und bonhomie im höchſten Grade. Officiere und Gemeine ſind wie Brüder, ein Herz und eine

Seele, und eſſen in den Wirthshäuſern an Einem Tiſche miteinander. Der General Cuſtine iſt ihnen ein Gott, bei dem ſie ſchwören; er hat einen unglaublichen Grad von Liebe bei ihnen und darf ihnen mit unumſchränkter Macht gebieten. Wie in Worms und Speier, ſo hat er auch ſchon auf den Dörfern um Mainz einige von ſeinen Leuten, die etwas geſtohlen hatten, niederſchießen laſſen. Hätten wir nicht capitulirt, ſo würde die Stadt mit glühenden Kugeln beſchoſſen worden ſeyn, unter deren Regen ein Haufen die Feſtung mit Sturm erobert hätte.

Was unſer Kurfürſt jetzt denkt und empfindet, möchte ich keinem Menſchen wünſchen, ich glaube faſt ſelbſt, was hier allgemein geglaubt wird, daß er dieſe revers de fortune nicht überlebt. In welchem Zuſtande, wenn, und ob überhaupt Dalberg dann das Kurfürſtenthum bekömmt, iſt jetzt mit dem Schleier der Zukunft dicht verhüllt.

No. CCCLXII.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 22. Oct. 1792.

Die Veränderung in den Kriegsangelegenheiten iſt groß, aber doch nicht unerwartet. Nur bei dem Detail bleiben einige Dinge unbegreiflich. Nun wird von Congreß und von dem Frieden geſprochen: aber wie das Alles zuſammenhängt, und wie man eine ſolche Declaration an Dumouriez abgeben konnte, wenn man dieſe Geſinnung hatte, verſteht man auch nicht. Indeſſen, erfahren wird man es Zeit genug. Auf zuverläſſige Nachrichten kann man von keiner von beiden Seiten rechnen, am wenigſten in den Zeitungen, es mögen franzöſiſche oder deutſche ſeyn; ich richte mich bloß nach den officiellen Berichten, und laſſe den Zeitungen ihre tronquirten Berichte ſowohl als ihre Windbeuteleien. Daß die falſchen Nachrichten der Emigrirten die Haupturſache von der unglücklichen Campagne ſind, hat alle Wahrſcheinlichkeit.

Wir werden uns hier ſehr freuen, wenn Friede wird, und Sie vermuthlich dort nicht weniger.

Geben Sie bald gute Nachrichten, hier ſind wir Alle wohl.

No. CCCLXIII.

Forſter an Huber.

Mainz den 24. October 1792.

Bald, hoffe ich, wird es mit den Poſten wieder ordentlich gehen, lieber Huber; bis jetzt herrſcht noch eine kleine Unregelmäßigkeit; es iſt zwar geſtern Vormittag die vorgeſtrige Poſt von Frankfurt eingetroffen, am Abend aber keine.

Ich ſchicke Ihnen die hieſige Capitulation in duplo, einmal beſonders gedruckt, und einmal in der erſten Böhmer'ſchen Zeitung. Auch lege ich Ihnen zwei Exemplare von der Marche des Marseillois bei.

Cuſtine iſt geſtern auf dem Stadthauſe geweſen; hätte ichs gewußt, ſo wäre ich auch hingegangen. Er hielt eine Rede, worin er ankündigte, Alles bleibe vorläufig unverändert, allein es ſtehe der Stadt und Bürgerſchaft frei, ſich ſelbſt ihr eigenes Schickſal zu wählen. Wollten ſie länger unter ihrem alten Deſpotismus ſchmachten, ſo könne er ſie nur bedauern; wollten ſie die franzöſiſche Conſtitution annehmen, oder was noch beſſer wäre, da Frankreich groß genug ſey und keine Erweiterung wünſche, ſich zu einer eigenen Republik conſtituiren, welche mit Frankreich verbündet und verbrüdert wäre, ſo verſpreche er ihnen den vollkommenſten Schutz und Garantie der franzöſiſchen Republik und ihren Beiſtand gegen alle Feinde. Es ſollen nur gegen 100 Menſchen zugegen geweſen ſeyn, von denen 12 oder 15 ſchrieen: es lebe die Republik, oder es lebe die Freiheit, ich weiß nicht welches von beiden.

Nachmittags fand ich bei dem neuen Aide-major ein halb Dutzend hieſige Leute verſammelt, die da überlegten, was wohl zu thun ſey? Er hatte darauf angetragen, den Abend um 6 Uhr in den großen Saal im Schloß zu gehen und dort einen Klub zu ſtiften, den Cuſtine ſelbſt eröffnen würde. Niemand war ſeiner Meinung, und ich beſtritt dieſe voreilige Maßregel mit allen Gründen, auf die er entweder nichts antworten wollte, oder nichts zu antworten wußte. Ich berührte die zwei Geſichtspunkte, worauf, dünkt mich, Alles ankommt, öffentliches Wohl und Privatintereſſe, und zeigte, daß weder das eine noch das andere ganz klar durch einen ſolchen Schritt erreicht würde. Es ſollen indeſſen doch ein Haufen Leute hingegangen ſeyn, und der Saal iſt hell erleuchtet geweſen. Cuſtine hat aber für gut befunden, Alles bis auf heute Abend zu verſchieben, wo denn wirklich die Stiftung des Klubs, wie Sie aus der Zeitung ſehen werden, vor ſich gehen ſoll. Ich wäre gewiß hingegangen, um zu hören, was man dort vorzutragen hätte, wenn nicht der Schwindel die Leute ſo weit ſchon getrieben hätte, daß ſie ſich durch einen Eid verbindlich machen wollen. Ich brauche weiter nichts zu ſagen, denn wir verſtehen uns über dieſen Punkt. Wenn ich für gut finde einen Eid zu leiſten, ſo halte ich ihn. Bis dahin aber mag der Maire de Mayence in herbis ſchwören; ich nicht.

Morgen früh werde ich dann mit einer Deputation der hieſigen Univerſität zum General gehen. — Vielleicht werden wir dann näher bekannt, wenn er anders für ſo etwas empfänglich iſt; denn faſt fange ich an zu fürchten, daß man auch die beſſeren Menſchen mit der Naſe darauf ſtoßen müſſe, und daß ſie der flagornerie eines ſolchen Schuſter- und Schneiderenthuſiasmus, wie ihn gewiſſe arme Sünder haben, nicht ganz widerſtehen können. Meine Lage iſt ungewiß; ſie kann unangenehm werden; doch gewiß nicht auf lange Zeit, und daher ſoll mich nichts zu einem falſchen Schritt verleiten.

Ich habe in den drei Kronen gegeſſen, mein Marſeiller war wieder da, er heißt Beſſon und iſt nur zwei und zwanzig Jahr alt. Einige andere artige Leute habe ich auch geſprochen. Es iſt eine Freude, ſie zu ſehen. — Heute geht, zum Theil auf meine Veranlaſſung, die Komödie wieder an; die franzöſiſchen Officiere werden ſich amuſiren und das Publicum humaniſirt ſich wieder. Freilich werden ſie es in ihrer Schafsdummheit die erſten paar Tage für ſündlich halten, bei ſo traurigen Zeitläuften hineinzugehen, aber bald wird die Langeweile ihren gewohnten Behelf gern wieder hervorſuchen lehren. — Es iſt unglaublich, wie ſtupid das Volk iſt; jetzt kommt ihre Leere und Charakterloſigkeit erſt recht zum Vorſchein. Sie wiſſen gar nicht, wie ihnen geſchehen iſt, und vermiſſen ihre gnädigen Herren. Der Stadtrath und die wenigen noch anweſenden Glieder der Regierung unterhalten ſie in Furcht und Zweifel. Noch immer glauben ſie an Hohenlohe mit 30,000 Mann; „da,“ heißt es, „da kommen wir in eine ſchöne Patſche!“

In Caſſel ſind noch die mainzer Truppen, weil die Bürger hier Beſchlag auf die Kriegscaſſe gelegt haben, an welche ſie anſehnliche Geldforderungen machen. Ich vermuthe wohl, daß Cuſtine ſie zwingt, erſt die Schulden zu tilgen. Die Weiber und Mädchen heulen beim Abzug der Soldaten, die nun in Caſſel bramarbaſiren, mit wieviel Franzoſen jeder von ihnen es aufnehmen könnte. Meinem Quartiermeiſter lief dabei die Galle über; er ſtand in einer Gruppe von Leuten. „Es ſind doch ſchöne Kerle,“ ſagte eine von den mainzer Weibern. „Was hilfts,“ ſagte der Quartiermeiſter, „ſie haben doch kein Herz im Leibe.“ Ein mainzer Soldat ricanirte: „Sie reden deutſch!“ — „Ja!“ ſagte der Quartiermeiſter. —

Man ſagt, über den Hundsrück zögen 15,000 Franzoſen nach Coblenz. Mit dieſer Nachricht verbinde ich eine andere, die ſo lautet: Cuſtine hatte Kellermann 15,000 ſeiner Leute geliehen gehabt; jetzt hat er ſie zurückverlangt, und zwar ſo, daß ſie nicht den Umweg durchs Nieder-Elſaß nehmen, ſondern gleich von Saarlouis an der Moſel hinabziehen ſollen. Coblenz iſt alſo auf alle Fälle weg. Hier hat man ſchon geſtern behauptet, Hanau ſey von Neuwinger's Truppen beſetzt. Iſt das wahr? In Aſchaffenburg haben die Bauern dem Kurfürſten ſeine eigene Meierei ganz ausgeplündert. — In unſerer ganzen Gegend erbrechen ſie die Magazine der Univerſität, wo die Zehnten von vorigen Jahren her aufgeſpeichert lagen, und behaupten, das käme ihnen jetzt Alles zu. Die Univerſität wird alſo de facto zu Grunde gerichtet. Fiebig iſt geſtern geſtorben, ohne daß es mir jetzt etwas verſchlägt.

Von der großen zur kleinen geſchmolzenen Armee iſt keine zuverläſſige Nachricht da. So viel ich herausbringen kann, ſind ſie nicht über 60,000 Mann ſtark, Preußen und Oeſtreicher zuſammengerechnet. Ob die

Preußen nach Geldern und Cleve ziehen, weiß ich nicht. Bald muß es da Licht geben.

Das üble Wetter verdirbt mir ein wenig die Laune; ſonſt iſt Alles hier wohl und gutes Muths. Thereſe wird wohl ſelbſt geſchrieben haben, auf allen Fall ihren herzlichen Gruß. Ich umarme Sie von ganzer Seele. —

No. CCCLXIV.

Forſter an Heyne.

Mainz den 25. Octbr. 1792.

Alles iſt nun ſo weit ruhig hier. Ich war heute mit einer Deputation der Univerſität bei dem General Cuſtine, führte das Wort, bat um Schutz für unſere Güter und Einkünfte und um Erlaubniß, in unſern akademiſchen Geſchäften ungehindert fortzufahren. Er antwortete aus dem Stegreif mit einer gut geſetzten Rede, und verſprach uns, was wir wünſchten. Sollte eine neue Einrichtung ſtattfinden, ſo würde man die Univerſität ſchon für den Verluſt der *Zehnten*, die jetzt den größten Theil ihrer Einkünfte ausmachen, zu entſchädigen wiſſen. Er iſt ein wackrer ſchöner Mann von etlichen funfzig Jahren, vom beſten Anſtand und natürlicher Beredtſamkeit, voll Ernſt und Würde, ohne alle Affektation.

Manheim iſt von 5000 Mann Truppen beſetzt, Frankfurt desgleichen. Hanau und Coblenz werden bald franzöſiſch ſeyn. Der Herzog von Braunſchweig hat nun auch Longwy mit Capitulation den Franzoſen zurückgegeben und das Land der Freiheit gänzlich geräumt. Caſſel, das kleine Oertchen jenſeit der Rheinbrücke, wird ſtark befeſtigt; ein neuer Beweis, daß unſere Gäſte lange bei uns bleiben wollen. Es iſt vorgeſtern ein Jacobinerklub vom General errichtet worden, zu dem ich und einige andere gemäßigte Leute noch nicht getreten ſind, bis wir nicht hinlänglichen Grund dazu haben werden. Allein auf das, was wir thun werden, iſt man ſehr aufmerkſam.

Eſterhazy hat das Breisgau geräumt und zieht ſich gegen Oeſtreich zurück. Alles flieht vor der ſiegreichen Fahne der Republik. — Mit Sonnabendspoſt ein Mehreres. Wir ſind geſund und gutes Muths. Auf allen Fall theilen wir ja nur das Schickſal vieler tauſend Menſchen, die jetzt etwas einbüßen müſſen.

No. CCCLXV.

Forſter an Huber.

Mainz den 25. Octbr. 1792 10 Uhr Morgens.

Gern, mein Lieber, hätte ich Ihnen geſtern noch einmal geſchrieben, allein ich ward zu ſehr überlaufen. Dieſen Augenblick komme ich vom General, wo wir zwei Stunden warten mußten. Ich hielt eine kurze Anrede vom Papier ab an ihn, die er ſogleich aus dem Stegreif beantwortete, und zwar mit Bedacht, ohne das Geringſte zu vergeſſen, und wohlgeſetzt. Er iſt etwa 50 Jahr alt, und hat ſehr guten Anſtand. Allein es ſcheint nicht, daß ich ihm dadurch näher getreten bin. Er hat ſich meinen Aufſatz ausgebeten; ich werde ihn ihm ſchicken und vielleicht noch ein paar Worte dazu ſchreiben.

Vorgeſtern iſt doch ſchon eine Art von Klub gehalten worden. Geſtern ſoll Cuſtine ſelbſt ſehr gut geſprochen haben, und, wie zu vermuthen war, hat das ſchon Zutrauen erweckt. Er verſichert, Frankreich werde nie von Mainz laſſen, falls die Bürger ſich unabhängig erklären; es ſey im Werke die franzöſiſchen Waffen bis nach Bonn zu führen, und die Despoten müßten ſich nicht regen können. — Wenn es ihnen gelingt, Belgien noch zu ſäubern und den ganzen Rhein in Beſitz zu nehmen, ſo entſteht eine Föderation der Republiken von der Schweiz bis Holland dieſſeits des Rheins, der kein Teufel etwas anhaben kann, zumal ſobald England mit von der Partie iſt. Ich vermuthe, daß darauf negociirt wird. In Manheim ſind, wie Sie wiſſen, 5000 Franzoſen mit Genehmigung des Kurfürſten eingerückt. Eſterhazy hat ſich durch Schwaben zurückgezogen und läßt die öſtreichiſchen Vorderlande, Breisgau ꝛc. degarnirt. Es glückt den Republikanern Alles. — Verſtärkung geht von hier nach Frankfurt, um Hanau endlich auch wegzunehmen. Der Landgraf von Darmſtadt wird ohne Beſuch nicht wegkommen. —

Die Bürgerſchaft verlangt die Anweſenheit des Coadjutors. — Man iſt gegen den Kurfürſten allgemein erbittert, und will, daß er reſigniren ſoll. Doch gährt noch Alles ſo ſtill und halb, daß man ſich auf nichts verlaſſen kann. Nach dem Coadjutor iſt wirklich geſchickt — aber, ob er wohl kommen wird? um bloß Biſchof von Mainz, nicht Herr und Fürſt zu werden? —

Von den combinirten Armeen weiß ich nichts. Longwy ſoll der Herzog von Braunſchweig durch Capitulation zurückgegeben haben, und Einige wollen wiſſen, daß die preußiſche Armee ſchon ins Cölniſche gerückt ſey. Immer wahrſcheinlicher wird es, daß Kellermann nach Coblenz marſchiren läßt.

Uns antwortete der General ſo günſtig, als wir für die Univerſität wünſchen konnten; insbeſondere verſicherte er, da die Zehnten (worin unſre meiſten Einkünfte beſtehen) ein Theil des gothiſchen Feudalitätsgebäudes wären, ſo könnten ſie freilich bei einer künftigen neuen Ordnung der Dinge nicht beſtehen, allein nach dem Beiſpiel Frankreichs könnten wir abnehmen, daß man andere Fonds ausmitteln würde, um die Univerſität zu unterhalten. Wir ließen in unſrer Anrede wegen der Forderung an Darmſtadt ein Wort einfließen, und er verſicherte ſogleich, bald werde er in ſeiner Macht haben, uns eclatante Gerechtigkeit zu verſchaffen.

Nach meiner Meinung iſt die Conſternation in den deutſchen Cabinetten ſo groß wie in Mainz und Coblenz, und wenn das iſt, kann Frankreich Alles, was es nur will. — Der Kurfürſt iſt nicht mehr in Würzburg, wo ihn weder ſein Bruder noch das Volk wollte, ſondern in Bamberg oder Mergentheim — Andre ſagen, in Hanover! Wenigſtens einen Aufenthalt, der mehr erz-ariſtokratiſch wäre, hätte er nicht wählen können. Den Chevalier Erthal, Premierminiſter, ſagt man hier todt; ob es wohl wahr ſeyn mag? Albini, Gyennich, Domdechant, laſſen keine Sylbe von ſich hören.

Mainz den 26. Octbr. 1792.

Geſtern, mein Lieber, konnte ich nicht noch einmal ſchreiben, weil ich dem Concilio generali der Univerſität beiwohnen mußte, und hernach Vogt, Blanc, Weidmann, Eikemeyer und Dr. Med. Metternich bei mir waren; lauter Leute, die nicht ſchwärmen wollen, aber entſchloſſen ſind zum Beſten zu arbeiten.

An eine Flucht von meinem Poſten iſt noch auf keine Weiſe zu denken, am wenigſten zu einer Zeit, wo ich nicht weiß, wovon Frau und Kind leben ſollten. Bei jeder Unternehmung muß gewagt werden, ich weiß es wohl; nur kommt es darauf an, wo Wahrſcheinlichkeit hindeutet. Auch das wäre gewagt, mit Brand nach Italien zu reiſen; freilich nicht die Haut, aber die bürgerliche Exiſtenz.

In wenig Tagen muß ſich Vieles entwirren. Meine geſtrigen militairiſchen Berichte waren übertrieben; ich will Ihnen heute Abend, alſo früh genug zur morgenden Poſt gewiß ſchreiben, was ich ſeitdem erfahren habe. Jetzt iſt es zu ſpät.

Den Klub fürchte ich nicht; die Leute dort können nichts, fühlen ihre Ohnmacht, und haben kein Zutrauen; allein darum iſt nicht minder die allgemeine Stimme entſchieden für die Revolution. Man verlangt nur, daß wir auftreten ſollen, auch namentlich ich ſelbſt. Dies geſchieht nun aber nicht eher, als bis über einige Verhältniſſe Licht da iſt.

Die Univerſität hat geſtern öffentliche Dankſagungen votirt, und ich vermuthe, daß man mich nach Darmſtadt wegen unſrer Güterforderung ſchicken wird, die Cuſtine zu beſchützen verſprochen hat. —

Die Zeitung für Möller will ich zu beſorgen ſuchen. — Herzlichen Dank für die Abſchrift der Declaration an den dortigen Magiſtrat; heute ſteht die zweite, worin Cuſtine ihnen 500,000 Fl. erläßt, in der hieſigen Zeitung; ein drittes Schreiben, worin er ihnen noch 50,000 Fl. erlaſſen will, wenn ſie ihm alle ihre Kanonen geben, iſt abgegangen. Sie werden doch keine Narren ſeyn? Sonſt leiht er ſie ihnen ab, bis zur Beendigung des Kriegs, denn haben muß er ſie, damit ihn der Feind nicht einmal damit beſchießt. —

Auf Ihre Friedenspräliminarien freue ich mich; die meinigen bringe ich dazu. Alſo auf jeden Fall komme ich mit Thereſe und Brand künftigen Sonntag Morgens um 10 oder 11 nach Höchſt. —

Vom Kurfürſten, der in Hanover iſt, keine Sylbe. Allgemein iſt die Stimme gegen ihn; der Adel ſtimmt ganz mit ein, und gewiß, bei ſeinem poſitiven und eventuellen Verluſt, de bon coeur. Er ſoll nur 6000 Louisd'or mit haben.

No. CCCLXVI.

Forſter an Huber.

Mainz den 26. Oct. 1792 Nachmittags.

Ich habe Ihnen ſchon dieſen Morgen geſchrieben. — Seitdem habe ich Lucius und Gervinus geſprochen. Es iſt gewiß, daß die Einnahme von M. den Frieden beſchleunigen muß, wenn nicht Raſerei in den Cabinetten herrſcht; allein dieſe iſt ſo wenig zu erwarten, daß ich vielmehr glaube, ſie werden bei den vielen Hiobspoſten vollends den Kopf verlieren, den ſie eigentlich nie gehabt haben. In ** cabalirt die Ariſtokratie gegeneinander auf die empörendſte Art, und der K** iſt ein bloßer Ball, den man einander zu- oder wegſpielt. Noch am 6. Oct. ſagte der arme ** einem auswärtigen Miniſter: nun hoffe er bald den König von Frankreich reintegrirt zu ſehen, und er werde nicht nöthig haben noch einen Mann nach Frankreich zu ſchicken. Neulich wollte er mit ſeiner ganzen Familie eine gewiſſe, wie es heißt, talentvolle Frau zur Oberhofmeiſterin; allein die adelige Cabale hintertrieb es aus dem Grunde, daß ihr zu dieſer Charge noch etwas an Ahnen abgehe. — In Preußen ſoll Möllendorf, nebſt den übrigen Generalen, eine ſchriftliche Erklärung an den König unterzeichnet haben, worin ſie ſagen, daß es nicht rathſam ſey, noch einen Mann zur Armee zu ſchicken, und ſie wollten lieber ſämmtlich ihren Abſchied nehmen, als es zugeben. Alle dieſe Nachrichten weiß ich von guter Hand, wo ſie als poſitiv, zum Theil aus officiellen Nachrichten, behauptet wurden.

Iſt das die Lage der Sachen in Wien und Berlin, ſo ſieht es doch windig genug um die Energie von Deutſchland aus. Der Herzog von Braunſchweig muß im höchſten Grad mißmuthig ſeyn, denn heute wollte man die Nachricht haben, daß er ſich ſelbſt entleibt habe. Das glaube ich zwar nicht, aber es indicirt doch eine allgemeine Stimmung.

Wo die combinirte Armee ſich befindet, weiß man nicht; ſo viel iſt gewiß, daß ſie ganz aus Frankreich verjagt iſt. Man behauptet, Namur, Luxemburg, Lüttich, das Cölniſche und Geldern ſey ihr jetziger Aufenthalt. Die preußiſche Armee hat mehr gelitten als die von Clairfait, obgleich dieſe auch nicht leer ausgegangen iſt. Die Stadt Coblenz und die trieriſchen Stände haben geſtern eine Deputation an Cuſtine geſchickt und ihm vorgeſtellt, daß ſie ſich gegen die den Emigrirten bewieſene Parteilichkeit jederzeit aufgelehnt, mithin hofften ſie, er würde ſie verſchonen; übrigens heißt es, ſie hätten ihn eingeladen von der Stadt Beſitz zu nehmen, und verſichert, die Beſatzung auf Ehrenbreitſtein ſey bereit zu capituliren. Wenn es ihm glückt Rheinfels und Coblenz ſammt Ehrenbreitſtein noch vor dem Winter zu beſetzen, ſo iſt er ſo gut als unüberwindlich in dieſen Gegenden. Auch iſt es ein Gewinn für die Franzoſen, daß man in Europa faſt gar keinen General den ihrigen entgegenſtellen kann.

Dabei iſt es aber nicht zu leugnen, daß falſche Maßregeln die einzige Urſache des Mißlingens bei ihren Feinden ſind; ihre Tapferkeit allein würde ihnen nicht durchhelfen. Dies ſcheinen ihre Generale zu wiſſen, und mit aller Kunſt, deren ſie Meiſter ſind, die Nothwendigkeit einer Schlacht überall zu vermeiden. Es iſt ſonderbar, daß Cuſtine nicht über den Rhein hat gehen wollen, um Eſterhazy, dem er ſehr überlegen war, anzugreifen. Sein ganzes Spiel hat darin beſtanden, daß er dem armen Ungar weiß machte, er ginge von Speier wieder den Rhein hinaufwärts. Eſterhazy, der ſchon in der Nähe von Philippsburg war, machte wieder zwei forcirte Märſche nach Freiburg, und ſobald C. ihn in Bewegung wußte, machte er zwei forcirte Märſche hierher, dergeſtalt, daß fünf oder ſechs Tagereiſen zwiſchen ihm und den Oeſtreichern waren. Dieſe Kriegsliſt machte es den Oeſtreichern ganz unmöglich, zum Entſatz hierher zu kommen, wenn ſie es ſonſt gekonnt hätten. Die ganze franzöſiſche Macht in hieſiger Gegend ſoll, ſichern Nachrichten zufolge, nicht viel über 20,000 Mann ausmachen, aber 10,000 Mann Verſtärkung werden wirklich noch erwartet. Unſre Beſatzung wird vorerſt 8000 ſtark ſeyn. Allein das Glück lacht ihnen, und Beſtürzung hat ihre Feinde ergriffen.

Man fängt ja an den Landgrafen in Darmſtadt für ſehr ſtark auszugeben; 5000 Mann ſoll er ſchon beiſammen haben. In dem Fall wird man ihn ſobald wohl nicht angreifen können. —

Cuſtine hatte jedem mainziſchen Officier, der von hier abzog, ein Pferd aus dem Marſtall geſchenkt, und dem Commandanten die 6 Iſabellen, nebſt den zwei beſten Reitpferden. Sobald ſie über die Brücke waren, kündigte Gymnich den Officieren bei Caſſation an, daß die Pferde dem Kurfürſten wieder in Erfurt abgeliefert werden müßten! — Der Kurfürſt hat die Pupillen- und Wittwencaſſe der Stadt mitgenommen, worüber die Bürgerſchaft in Wuth iſt. Es ſcheint allgemein geglaubt zu werden, daß er nie wieder herkommen könne. Weder Coadjutor, noch Stadion, noch Weldersdorf laſſen ſich ſehen, ſo ſehr es ihr Intereſſe war, ſich jetzt der ſchwankenden Gemüther zu bemächtigen. Aber leidige Furcht hat ſich aller Adeligen bemächtigt. — Daß Caſſel befeſtigt wird, wiſſen Sie doch ſchon? Nun leben Sie wohl. Grüßen Sie Möller. Thereſens und meine herzlichen Wünſche begleiten Sie.

No. CCCLXVII.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 31. Octbr. 1792.

Nun ich höre, daß die Poſten wieder gehen, muß ich ja wieder ſchreiben und Ihnen für die Sorgfalt danken, mit welcher Sie mir, ſo oft und ſo viel Sie konnten, Nachrichten und Beruhigung über Ihre dortige Lage gegeben haben.

Die Veränderung iſt groß, aber nicht unerwartet. Da die alliirte Armee Alles an ſich zog, um einen Hauptcoup auszuführen, und eben dieſer mißlang, ſo war im Rücken Alles frei und offen und der Einfall von Landau aus ließ ſich erwarten. Worauf es nun ankommen wird, dürfte ſeyn, wie es Cuſtine anfangen wird, daß ihn kein detachirtes Corps von ſeiner Grenze abſchneide.

Es wird ſich wohl einmal entwickeln, wie es zugegangen iſt, daß die preußiſche Armee ſo gar übel angeführt worden iſt. Denn die entgegengeſtellten Franken haben es nicht allein ausgemacht. Nach Ihrer eigenen Erzählung, lieber Freund, verdankte Dumouriez ſeine Erhaltung am 15ten September bloß einem glücklichen Zufall, dem Sturm in der Nacht. Ein ſolcher Zufall kann eben ſo gut einmal den Andern zu ſtatten kommen. Darum iſt es uns Menſchen ſo angemeſſen, nicht nach dem gegenwärtigen Moment zu entſcheiden, und alle Vorſicht wegen des künftigen aus den Augen zu ſetzen.

Brauchen Sie ums Himmels willen Mäßigung, Vorſicht und Klugheit, daß Sie nicht einmal, wenn die Sachen wieder auf den vorigen Fuß kommen, ſich und Ihre Familie unglücklich machen und gemacht haben.

Die Heftigkeit Ihrer letzten Briefe erſchreckten mich. Man ſollte denken, Sie wären bereits ſchon mit Leib und Seele Jacobiner. Sie werden doch nicht im Ernſte glauben, daß Alles ſo bleiben wird, wie es iſt? Was ſoll das ſchreckliche Schimpfen auf die Gegenpartei helfen? und mit welchem Grund und Rechte! da wir ſo wenig vom Ganzen wiſſen und überſehen. Ich bitte Sie um Ihrer und der Ihrigen willen, mäßigen Sie ſich, und gehen Sie nicht ſo ganz in das Leidenſchaftliche hinein, das Sie unfähig macht, irgend Etwas mit Beſtand der Sache zu beurtheilen. Jetzt hilft Warnen noch etwas. Haben Sie ſich unglücklich gemacht, wer kann dann helfen?

Das Angenehmſte iſt mir, daß Sie Alle geſund, wohl und guten Muthes ſind. Wenn aber keine Beſoldung ausgezahlt wird, ſo möchte doch die Freude, die Franken bei ſich zu ſehen, nicht lange dauern.

Unglückſelige Menſchen ſind und werden leider von allen Seiten gemacht. Unſer Bedauern verdienen ſie alle. Aber nicht weniger elend ſind die, die dieſe Unfälle aus Leidenſchaft verbreiteten und von dieſer geblendet nicht ſahen, daß ſie kommen, und daß ihre Anſchläge dahin führen mußten.

Vor acht Tagen glaubte man allgemein, daß der

Friede zwiſchen Preußen und Frankreich ſo gut als geſchloſſen ſey.

Wenn ich von officiellen Berichten ſprach, ſo meinte ich diejenigen, welche ich in den leydner Zeitungen leſe. Dieſe Zeitungen ſind vernünftig, weil ſie kaltblütig erzählen, und nichts erzählen, als was ſie belegen. Dadurch, daß der Einfall in Frankreich unglücklich abgelaufen iſt, iſt noch nicht erwieſen, daß er an und für ſich raſend und unſinnig war. Daß die Emigrirten den größten Theil der Schuld tragen mögen, ſcheint ſo gut als erwieſen zu ſeyn. Eben ſie ſind die unſchuldigen Urſachen von Terreur panique in den entfernten Gegenden; ſie zogen zu dreißigen und mehrern durch die Dörfer und übten aus Mangel und Noth Gewaltthätigkeiten aus. Wo ſie hingehen mögen, kann man nicht begreifen; ins Hanövriſche kommen ſehr wenig; um ſie abzuhalten, ſoll an der Grenze gegen das Eichsfeld ein Cordon gezogen werden. Mich freut es, daß Sie in Ihrem Hauſe mit der Einquartirung bis jetzt ſo gut durchkamen. Die Ariſtokraten werden hier ſo gut verabſcheut als anderwärts: dem Volk der Franken wird ſeine Freiheit gegönnt und ihm Glück gewünſcht, aber deßwegen verblendet man ſich nicht über alles Uebrige!

Verzeihen Sie mir, lieber Forſter, wenn ich Ihrer gegenwärtigen Gemüthsſtimmung nicht gemäß ſchreibe. Meine Jahre bringen es mit ſich, weiter hin zu denken. Ich habe Revers im ſiebenjährigen Krieg erlebt und geſehen, die größer waren, als gegenwärtige, und die in wenig Monaten auf einander folgten. Der gegenwärtige Moment muß uns nie übers Ziel hinausführen.

No. CCCLXVIII.

Forſter an Huber.

Mainz den 3. Novbr. 1792.

Nichts beſonderes Neues hat ſich ſeit Ihrer Abreiſe ereignet. Hier haben Sie Abſchrift des Briefs, den Cuſtine an die Dikaſterien erlaſſen hat. Die Worte administration de la justice ſind denn nur abzuändern, wo es Regierung, Kammer ꝛc. betrifft; denn dieſer Brief iſt an das Hofgericht. Anfänglich expoſtulirten ſie mit dem General ex capite ignorantiae; allein geſtern hatte ſich Kalkhof anders beſonnen, und ſtimmte die Regierung dahin, daß ſie declarirte, ſie würden lieber ihre Functionen ſuspendiren, als im Namen der franzöſiſchen Nation handeln; ſie beſtänden darauf ſich „Mainziſche Landesregierung“ zu nennen. Kammer und Hofgericht ſtimmen, wie natürlich bei. Allein ich zweifle, ob Cuſtine damit zufrieden ſeyn wird.

Heut Nachmittag will man den Stein am Gerichtshauſe ausgraben, den vor 300 Jahren Kurfürſt Diether von Iſenburg dahin legen und mit eiſernen Reifen und Ketten umgeben ließ, wobei er ſagte: ich leg euch da einen Butterweck hin, wenn ihn die Sonne zerſchmilzt, ſo ſollt ihr eure Rechte und Freiheiten wieder haben. Mainz war freie Reichsſtadt und Diether nahm ihr gewaltſam ihre Rechte. Die Ceremonie unter Begleitung von militairiſcher Muſik wird Aufſehen machen, zumal wenn ſie mit Errichtung eines Freiheitsbaumes verbunden iſt, wie mans vorhat. Das Volk hängt doch an alten Sagen, und ſolche Kleinigkeiten wirken.

Die Beamten im Rheingau haben ſich einen Streich erlaubt, der die Bauern auf die Franzoſen übel zu ſprechen macht. Cuſtine hatte vorläufig anſagen laſſen, man würde die Bauern zum Feſtungsbau in Caſſel brauchen, da ſie nach geendigtem Herbſt doch nichts zu thun hätten. Statt deſſen ſagen ihnen die Beamten, ſie müßten Alles ſtehen und liegen laſſen, der General halte den Bau in Caſſel für nöthiger. Zwei Ortſchaften kommen nach Caſſel, wo ſie niemand erwartet und niemand verlangt; ſie glauben, ſie wären in April geſchickt. —

Nach Ihrer Erſcheinung verlangen wir Alle, und nach der Nachricht, daß Ihre Briefe Ihnen Freiheit laſſen, Ihren alten Poſten zu occupiren. Wo nicht, ſo erwarten wir wenigſtens heut einen Brief. Hofrath Böhmer aus Werſtadt war geſtern den ganzen Tag hier, und hat meine Beine redlich in Bewegung geſetzt, ſo dreckigt es auch war. Es freut mich indeſſen Rüppel'n aus Frankfurt bei der Gelegenheit kennen gelernt zu haben. Für die Schaubühne wird ſich Cuſtine intereſſiren. Hätten wir nur wieder einen Spitzbuben ſtatt des Wolſchowsky!

Iſt es nicht ſonderbar, daß es ſo ſchwer hält Spitzbuben zu finden, ſeitdem — — — —?

No. CCCLXIX.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 5. Novbr. 1792.

Von dem patriarchaliſchen Segen, der über meinem Stamm waltet, wird Ihnen, mein liebſter Forſter, bereits Ihre Frau Nachricht gegeben haben. Es fehlen nur noch die Verheißungen vom gelobten Lande, das mein Stamm beſitzen ſoll. Ich wollte, ich hätte es, ſo ſollten Sie auch ein Erbtheil darin bekommen. Vielleicht liegt es noch hinter dem Ohio hinaus, und wenn die Fürſten ſo fortfahren, wie bisher, nur ſo weit zu ſehen als die Naſe geht, ſo könnte die nächſte Generation wohl ſchon der Fall der Wanderung aus Deutſchland treffen. Sonſt dachte ich immer: ſo lange du lebſt, hält es noch. Aber fürwahr, nun fange ich bald an auch daran zu zweifeln. Indeſſen ſich ruhig verhalten, iſt wohl das Beſte, zumal für uns Gelehrte, denn unſer Stand wird bei Veränderung der Dinge am erſten eingehen und aufgehoben werden, wie bereits die Erfahrung gelehrt hat, und wir ſind leider entwöhnt, uns in der Barbarei eben ſo wohl zu befinden, als in der jetzigen ſogenannten Sklaverei. Jetzt, hoffe ich, ſtocken doch Ihre gelehrten Arbeiten nicht mehr? Ich ſah eine Ueberſetzung aus dem Spaniſchen in Hamburg angekündigt: vermuthlich iſt dieſe von Ihrer Hand zu erwarten? Jetzt iſt aber Arbeiten doppelt nöthig, und ſo lange man zu arbeiten hat und arbeiten kann, wird es noch immer gehen; allein weiter hin, fürchte ich, wird auch dies am Ende ſeyn, und dann ſitzen wir gelehrten Müßiggänger auf den Hefen. Das klingt freilich ſo zum Hören ganz drollig, aber ob auch in der Erfahrung, wollen wir ſehen. Die armen Emigrirten ſind nun wahre Exilirte; aus hieſigen Landen ſind ſie auch verbannt. So wenig gilt Menſchheit, mitten unter dem Aufruf von Menſchenrechten.

No. CCCLXX.

Forſter an Huber.

Mainz den 5. Novbr. 1792.

Lieber Huber, ich habe Sie verſäumen müſſen, und wenn Sie nicht bald kommen, fürchte ich faſt, es könnte in den nächſten Tagen öfters geſchehen. Die Geſchäfte häufen ſich für mich, wie ich nicht zweifle, zu meinem und aller Gegenwärtigen und vielleicht Künftigen Vortheil. Wird Mainz zurückgegeben, und zwar ſo, daß ein ehrlicher Mann es nicht dort aushalten kann, nun dann bleibt doch noch der Weg offen ins Land der Freiheit — und man ſoll auch nicht zu weit in die Zukunft ſchauen, um ſich darüber in Abſicht auf das Gegenwärtige ſchwankend und unzuverläſſig zu machen. —

Mit Ihnen bin ich ganz einſtimmig, daß Sie, au défaut de nouvelles instructions, eben ſowohl hier als in Frankfurt ſeyn können; kommen Sie alſo, melden Sie's mit Ihren Gründen, und bleiben jusqu'à nouvel ordre. Ich wette, man iſt froh, Sie hier zu haben, ohne ſich in der Nothwendigkeit zu ſehen, es Ihnen geradezu befehlen oder verbieten zu müſſen.

An Villemancy habe ich einen recht trefflichen Menſchen für ſein Geſchäft gefunden, mit dem ſich ganz vernünftig ſprechen läßt. Es iſt nun, denn ich blieb geſtern Abend bis 9 Uhr bei ihm, für Salz und Holz in Mainz geſorgt, und das waren ein paar wichtige Artikel für das Volk. Auch hoffe ich, das Contributionsweſen der Klöſter wird auf einen gemäßigten Punkt kommen.

Was Krieg und Frieden betrifft, ſo haben wir nichts Neues. Die Preußen ſtreuen aus, ſie wollten aus Coblenz herkommen, allein man läßt ſich nicht irre machen, wie leicht zu errathen. Der General iſt ſehr bös auf mich zu ſprechen, wenn nämlich V.'s Worte: nous avons dit beaucoup de mal de vous, ſo überſetzt werden könnten. Es wird wahrſcheinlich ſtark negociirt von allen Seiten; wenns möglich iſt, kommt der Friede noch den Winter zu Stande, und auf den Fall könnte Mainz leicht wieder deutſch werden; indeſſen republikaniſirt mans aus allen Kräften, ſo daß es die Fürſten gewiß nicht als res integra wiederbekommen. Allein die innerliche Gährung in Frankreich läßt mich kaum glauben, daß man es zum Frieden wird kommen laſſen wollen. Die Gefahr von außen muß die im Innern dämpfen, und daß dieſes Mittel probat bei Frankreich, wie bei allen Republiken iſt, haben wir ja ſchon geſehen.

Es iſt erſtaunenswürdig, wie man auf Menſchen wirken kann; ich fange an zu glauben, daß, ein wenig Mobilität im Charakter ausgenommen, die Franzoſen ihre Revolution wenigſtens in vielen Stücken nicht unter günſtigern Aſpecten, als wir hier die unſrige, angefangen haben; allein dieſe Maſſen werden doch bewegt, wenn die rechten Hebel kommen. Sie werden Ihr blaues Wunder ſehen, wenn Sie morgen kommen; morgen erwarte ich Sie ſchon, es wäre denn, daß endlich Befehle kämen, die ich nicht mehr für Sie erwarte.

Heute wird in Johannisberg der Wein wirklich verſteigert, und hernach trifft die Reihe den Stall, et sic porro.

Müller ſpricht ganz einfach und wahr: Er für ſeine Perſon könne ſich auf nichts einlaſſen; er ſchade der Sache und ſich, da er Vertrauter des Kf. in politiſchen Verhältniſſen geweſen, obwohl er (wovon er die Details nicht ſagen könne und wolle) täglich gegen ſeine Maßregeln geſtritten habe. Er wünſche uns wohl, rathe tout ou rien, weil man beim Mittelding nichts behalte und Niemanden befriedige, alſo zur Republik und zwar zur franzöſiſchen. Käme es dann beim Friedensſchluß doch dahin, daß wir nicht franzöſiſch blieben, ſo werde man wenigſtens Schutz genug von Frankreich haben, um das Mittelding durchzuſetzen. Er packt ein, und will irgend wohin eine Reiſe machen. — Andere ſagen, er möchte doch gern die Hand im Spiel behalten; was dazu Anlaß giebt, iſt eine Audienz beim General, die er geſtern hatte, auf welche ſich Cuſtine ſehr genau nach ſeiner Brauchbarkeit bei ſeinen Entours erkundigt hat. — Nun basta für heute.

No. CCCLXXI.

Dohm an Forſter.

Empfangen den 9. Novbr. 1792.

Ihr Schreiben vom 29ſten vorigen Monats, mein Lieber, habe ich richtig erhalten. Mit vielem Vergnügen haben wir daraus erſehen, daß Sie bei alle dem, was um Sie vorgeht, ſich heiter und wohl befinden. Große, äußere Erſchütterungen haben oft einen wohlthätigen Einfluß auf unſer phyſiſches Befinden. Wir haben bei denjenigen, die Sie jetzt erfahren, recht oft von Ihnen, und wie es Ihnen dabei gehen möchte, geredet; ich hatte auch ſchon nach Pempelfort geſchrieben, ob man dort nichts wiſſe? Deſto erfreulicher war mir Ihr Brief, da ſein Inhalt ganz, wie ich ihn wünſchen konnte, war.

Unſer Befinden iſt ziemlich wohl, ich weiß nicht, ob ich Ihnen ſchon geſagt, daß ich im Februar eine Erweiterung meines häuslichen Glücks erwarte. Seit dieſe Hoffnung da, iſt meiner Henriette Befinden beſſer. Die Unruhe, in der wir leben, iſt aber ganz unbeſchreiblich und Sie haben ganz einen unrichtigen Begriff von meiner Lage, wenn Sie meinen, ich könnte den ſeltſamen Ereigniſſen, deren Zeitgenoſſen wir geworden ſind, mit der Ruhe des Zuſchauers zuſehen. Ohne zu den Hauptacteurs zu gehören, wird durch das, was mir von dem unſeligen, meiſtens ſehr unnützen Gewirre zufällt, meine Zeit jämmerlich zerſplittert und meine Kraft ohne Nutzen aufgerieben. Indeß ſuche ich zu thun, was ich kann, und das Lehrreiche der jetzigen Begebenheiten wenigſtens für mich zu eigner Bildung zu nützen.

Jacobi's konnten die Rückreiſe nicht über Mainz anſtellen, ſie ſind etliche Tage ſehr vergnügt bei uns geweſen. Wir haben ſeitdem noch nicht Zeit finden können, zu Ihnen zu kommen. Jetzt iſt Göthe in P. und ich hoffe ihn in dieſen Tagen mit Jacobi bei mir zu ſehen oder auch mich auf 24 Stunden loszumachen.

Für den 2ten Band Ihrer Anſichten Ihnen zu danken, habe ich noch keinen Augenblick finden können, und auch jetzt kann ich nicht mit dem Detail, wie ich wünſchte, Ihnen ſagen, wie ſehr mir die eben ſo wahre, als feine Art, wie Sie die belgiſche Revolution behandelt, gefallen habe. Mehr als dieſes habe ich noch nicht leſen können. Mit Verlangen ſehe ich dem, was Sie mir verſprochen, entgegen. Es wird Ihre Geſchichte des Jahres 1790 ſeyn, und ich bin ſehr begierig darauf, bitte alſo es mit nächſter fahrender Poſt abgehen zu laſſen, oder wenn dieſer Lauf nicht ſicher ſeyn ſollte, mit einer Schiffergelegenheit.

Nun noch von dem neuen literariſchen Project, das die jetzigen Umſtände Ihnen eingegeben. Ich billige es ſehr und würde mich ausnehmend freuen, zu deſſen Realiſirung beitragen zu können. Faſt glaube ich vom Himmel hiezu auserſehen zu ſeyn, weil gerade in dem Augenblick, da ich Ihren Brief erhielt, ein Mann bei mir war, der wie gerufen zur Erfüllung Ihres Wunſches erſchien. Sie müſſen wiſſen, daß ich mit dem Verleger, auf den Sie Ihr Auge gerichtet hatten und mit dem ich ehemals in Verhältniß ſtand, ſeit einiger Zeit außer Verbindung bin, und begreifen leicht, daß es ſich für mich nicht ſchickt, dermalen mich direct an ihn zu wenden. Einen Dritten dazu zu finden, wie Sie ſelbſt wünſchten, würde ohne jenen Zufall ſehr ſchwer gehalten haben, da der Verleger hier keine, wenigſtens mir bekannte Kunden hat. Aber ſiehe! ganz unerwartet hatte er unſer altes Verhältniß angeknüpft und wegen eines ihm wichtigen Geſchäfts Jemand an mich adreſſirt. Dieſer war eben bei mir, als Ihr Brief kam, und es fand ſich, daß Sie ihm ſehr gut perſönlich bekannt waren. Ich theilte ihm alſo Ihren Plan mit, den er ſehr billigte und ſeinem Freunde ungemein vortheilhaft hielt. Ich habe auch an dieſen ſelbſt etliche Zeilen ganz nach Ihrem Wunſche geſchrieben, und ich denke, was ich ihm ſchriftlich und ſeinem Freunde mündlich geäußert, werde ihm begreiflich machen, wenn er anders den buchhändleriſchen Blick hat, den ich ihm immer zugetraut, wie wichtig Ihr Werk unter jetzigen Umſtänden, und wie Sie ganz der Mann dazu ſind. Sein Freund iſt den Tag nachher abgereiſt und heut oder morgen ſchon bei ihm. Ich freue mich ungemein, daß ſich dieſes ſo gut getroffen, 24 Stunden ſpäter war die Gelegenheit vorbei. Da es mir jetzt bei meinen Geſchäften unmöglich iſt, das Detail des wirklich abzuſchließenden Contracts durch meine Hände gehen zu laſſen, ſo werden Sie billigen, daß ich hiezu das mit dem Verleger in bekannter Verbindung ſtehende dortige Handelshaus vorgeſchlagen. Doch dies iſt nun ſeine Sache, wenn er Ihren Antrag nützen will, wird er es Ihnen gewiß bald wiſſen laſſen.

Melden Sie bald den richtigen Eingang dieſes Schreibens. Iſt die Gelegenheit ſo, daß Sie gar nicht compromittirt werden können, ſo ſchreiben Sie mir etwas von der dortigen Lage der Sachen.

Ganz der Ihre
Dohm.

No. CCCLXXII.

Forſter an Heyne.

Mainz den 10. Novbr. 1792.

Sie werden nun wohl, mein gütiger, lieber Vater, wenn Sie ſich meines vorigen Briefs erinnern, an der ganzen Stimmung darin erkennen, daß er im erſten Moment des Unwillens und Mißvergnügens über die Urheber des nunmehr nach Deutſchland gebrachten Kriegsunglücks geſchrieben war. Ich fühlte lebhaft, welche Verwirrung dadurch in einem Lande entſtehen mußte, welches ſonſt ruhig geblieben wäre, welches ohne die unſinnigen Angriffe und Ausfälle gegen Frankreich nichts von Revolution, von Krieg, Theurung, Verheerung und vielleicht Epidemie zu befürchten gehabt hätte, jetzt aber nur durch ein unwahrſcheinliches Glück allem dieſen entgehen kann. Ich ſah hier unzählige Menſchen, die ihre Rechnung gemacht hatten, zeitlebens ihr ruhiges Auskommen zu haben, außer Brod geſetzt, in dem Dilemma, ob ſie hier bleiben, oder auswandern ſollten, ganz von bangen Erwartungen und trüben Ausſichten zerrüttet, ich ſah, daß die Stadt, ohne eine Belagerung auszuhalten, wobei ſie ganz zu Grunde gehen müßte, nicht wieder in deutſche Hände kommen würde; ich ſah, daß die Einnahme derſelben vielleicht den Frieden für den Winter unmöglich machen und, bei der Stimmung aller deutſchen Cabinette, dann erſt ganz Deutſchland in eine allgemeine Gährung durch den neuen Feldzug ſtürzen würde. Ich hatte dieſe Folgen der Ariſtokratenwuth vorausgeſagt, unaufhörlich die Blindheit, die Schwäche, den Eigenſinn, die gänzliche Unfähigkeit derer, die unſere Fürſten zum Angriffe aufhetzten, beklagt. — Da war es wohl natürlich, daß ich endlich einmal meinem Unwillen über dieſe Menſchen Luft machte und zugleich dabei tief empfand, wie ſehr ich ſelbſt im Gedränge bin, und um alles Angenehme meiner ruhigen Exiſtenz kommen würde.

Müller, der in vier Tagen von Wien hieher gekommen iſt, um ſeine Sachen einzupacken und in die Schweiz zu gehen, nachdem er vom Kurfürſten ſeinen Abſchied erhalten haben wird, ſagte mir, es ſey ein Elend, wenn man die Leute nur perſönlich kenne, die das Ruder in * und * in Händen hätten, man hielte im Publicum nicht viel auf ſie, aber ſie wären auch unter aller Kritik; ſo ganz ohne alle umfaſſende Idee, von dem ſterbenden * an bis hinunter in die Dikaſterien. Er hat hier allen Bürgern (in drei Tagen waren mehr als 400 bei ihm) den Rath ertheilt, fürs erſte franzöſiſch zu werden und dadurch wenigſtens, wenn Frankreich den Beſitz des Rheinſtroms im Frieden nicht behaupten könne, es durchzuſetzen, daß es ihnen eine mildere Verfaſſung ausbedingen müſſe, da es ſie unmöglich, ohne ehrlos zu handeln, ihrem Schickſal überlaſſen könne, ſobald es ſie einmal geſchützt habe. Durch entgegengeſetztes Benehmen ſey nichts zu gewinnen; ſie brächten nur Frankreich wider ſich auf, machten, daß es ſie feindlich behandle und das Land zu Grunde richte, und müßten ſich endlich ihrem alten Druck wieder fügen. Er ſelbſt würde hier geblieben ſeyn und nach dieſen Grundſätzen für ſie gearbeitet haben, wenn er nicht als geheimer Referendar das Vertrauen des Kurfürſten beſeſſen hätte, und daher ſowohl ſich ſelbſt, als der guten Sache durch ſein Hierbleiben ſchaden zu müſſen befürchtete.

Dieſer Rath hat gewirkt, oder vielmehr, er ſtimmte gar zu gut mit der bereits vorhandenen allgemeinen Stimmung ein, um nicht noch mehr Ueberzeugung zu geben, daß man in den rechten Grundſätzen ſey. In wenig Wochen wird Mainz ſich ganz mit der umliegenden Gegend zur Frankenverfaſſung bekennen, und das Sonderbarſte bei alle dem iſt, daß es ohne Aufwallung, ohne Enthuſiasmus, ſo ganz als eine Sache, die per se geſchah und kommen mußte, ſtattfindet. Ich kann hierzu nichts thun, als mitgehen; dies erfordert die Klugheit. Meine Verwendungen für die Univerſität haben guten Erfolg gehabt. Man ſchont ſie, wo man nur kann, und erleichtert ihr ihre Lage. Es iſt, glaube ich, jedes rechtſchaffenen Einwohners Pflicht, wenn er aufgefordert wird, jetzt für die Erhaltung des Wohlſtandes und des Privateigenthums der Einwohner zu ſorgen; denn es mag hernach Mainz in Hände kommen, welche man will, ſo muß es dem jedesmaligen Regenten lieb ſeyn, ein nicht erſchöpftes, im Genuß ſeiner Kräfte beſtehendes Land zu haben. Einen andern Grundſatz des Handelns habe ich nicht, und er iſt ſo einfach als wahr. Das wird Niemand leugnen, daß, wenn die Mainzer bei dieſer Gelegenheit frei werden können, ſie gewaltige Narren wären es nicht zu thun, und ſo viel bon sens ſcheinen ſie wirklich zu haben.

Meine Schriftſtellerei iſt während der Unruhen liegen geblieben; allmälig findet ſich dazu wieder ein Stündchen. Doch heiſcht der Antheil, den jeder gute Menſch an den öffentlichen Angelegenheiten nehmen muß, Aufopferung aller Art und zuerſt an Zeit und Arbeit. Es iſt unmöglich in einem gährenden Staat neutral zu bleiben; man kann nur dann Gutes wirken, wenn man auf der Seite, wo man ſteht, nach gemäßigten, feſten Grundſätzen verfährt. Emigriren kann ich nicht, ohne Alles, was ich habe, aufzuopfern, meinen guten Namen obendrein, da meine Denkungsart in meinen Arbeiten klar am Tage liegt; und für was, für wen ſollt' ich das Alles hingeben? Doch nicht für die Möglichkeit, einmal nach Jahren dafür belohnt zu werden, wenn der Kurfürſt Mainz wieder bekäme? O, da ſind Andere näher und der Beſcheidenſte kömmt gewiß zu kurz; auch wäre dann Belohnung, ausgenommen auf Koſten des Volks, nicht mehr möglich. — Ich gehe alſo ruhig meinen Gang, thue, was ich kann, um Jedem das Seinige jetzt erhalten zu helfen, greife zum Werk, wo man meine Kräfte fordert, und überlaſſe das Uebrige dem Schickſal. Wenn der Gelehrtenſtand ja eingehen ſollte, ſo wird auch alsdann für Den Rath werden, der ſeinen geſunden Menſchenverſtand zum gemeinen Beſten zu verwenden wußte und gern verwendete. Meine hieſigen Freunde denken auch ſo, und überhaupt iſt die Lage der Sachen ſo wenig verwickelt, daß die Partie, die Jeder ergreifen muß, einem Jeden klar einleuchtet. Außer einigen Hofbeamten und Creaturen des Adels giebt es gar keine Diſſidenten mehr, ſogar die Zünfte ſind einſtimmig. O, der Druck war zu unvernünftig! — Der Kurfürſt iſt in Heiligenſtadt, wie ich höre. Seinen Adel, ſeinen Hofſtaat, ſeine Räthe, ſogar ſeine Hofmuſik, verſammelt er dort um ſich her. Es iſt zu begreifen, aber doch nur als Beitrag zur Stimmung unſerer Zeit, wo es ſcheint, dieſe Claſſe von Menſchen ſey ſo ganz von jedem Genius verlaſſen, daß ihr Ende kommen mußte. —

Nun, das heißt politiſirt. — Ich wäre kürzer abgekommen, wenn ich nicht geglaubt hätte, daß meine Ruhe Sie, mein beſter Vater, über mich außer Sorgen ſetzen würde. Es gereicht ſehr zu meiner eigenen Beruhigung, daß meine Freunde hier das, was ich bisher gethan habe, vollkommen gut heißen. — Montags erhält Cuſtine 15,000 Mann Verſtärkung.

No. CCCLXXIII.

Miniſter Graf v. Herzberg an Forſter.

Berlin den 13. Novbr. 1792.

Wohlgeborner Herr!
Hochzuehrender Herr Hofrath.

Da ich aus Ihren Erinnerungen vom Jahr 1790 erſehen, auf was für eine vortreffliche Art Sie mein Miniſterium geſchildert haben, ſo bezeuge ich Ihnen meine Dankbarkeit dafür, ob ich zwar fürchte, daß es an den meiſten Orten nicht gut wird ausgelegt werden. Sie haben den Sinn meiner Miniſterialgrundſätze zu meiner Verwunderung vollkommen getroffen. Die Welt würde noch mehr davon überzeugt werden, wenn ich die Geſchichte Friedrichs II. und die von meinem Miniſterio frei ſchreiben dürfte, woran man mich aber gänzlich hindert. Ich darf nicht einmal den 3. Theil meiner öffentlichen Schriften, welchen ich ſchon ausgearbeitet und mit großen Koſten habe drucken laſſen, publiciren. Es enthält derſelbe meine Staatsverhandlungen v. J. 1790, und beſonders unſere Allianztractate mit Polen, der Pforte, den Tractat von Reichenbach und die lütticher Verhandlungen, Alles mit hiſtoriſchen, ſogar intereſſanten, aber ſehr mäßigen Noten, und eine Vorrede, in welcher ich mein Staatsſyſtem unter beiden Regierungen entwickelt und gezeigt, daß ſelbiges bloß auf eine feſte und ſtarke, aber ganz offene und ehrliche Politik gegründet und beſonders darauf gerichtet geweſen, daß ein König von Preußen bei ſeiner mittelmäßigen Macht durch den geſchickten und thätigen Gebrauch derſelben, durch die vortheilhafte Lage ſeiner Länder an zwei Meeren, an fünf großen von ihm befeſtigten Flüſſen, im Centro von ganz Europa und von Deutſchland, zwiſchen vielen noch ſchwächern Mächten, die ſich wegen des gemeinſamen Intereſſe und durch das Vertrauen, ſo er ihnen durch eine gute und feſte Politik gegen eine übermächtige ambitieuſe Macht einflößen und ſie zu ſeinen beſtändigen Alliirten machen muß, in Verbindung mit einer andern großen und ein gleiches Intereſſe habenden Macht, als England, Rußland und auch Frankreich, jederzeit nicht eine ſubalterne Macht, ſondern die erſte in ſeinem Syſtem vorſtellen, ſolches leiten und das Gleichgewicht der Macht von Europa führen muß. Daß ſolches König Friedrich II. beſonders ſeit dem Hubertsburger Frieden noch mehr aber König Friedrich Wilhelm unter meinem Miniſterio bis zu deſſelben Ende geführt, durch die glorreiche Revolution von Holland, durch die er Meiſter des Gleichgewichts in Süden geworden, in Norden dadurch, daß er Schweden und Polen vom ruſſiſchen Joche befreit und zu ſeinen Alliirten gemacht, und in Oſten dadurch, daß er die ottomaniſche Pforte gerettet und in Europa erhalten; dieſes Alles aber auf eine gar zu genereuſe Art gethan und ſich nicht eine gerechte Schadloshaltung, die ich ihm bei dem Reichenbacher Frieden, durch die Acquiſition von Danzig und Thorn und einen ſchmalen Strich von Polen, ohne Krieg, ohne Ungerechtigkeit, mit freiem und gutem Willen von Polen, Oeſtreich und Rußland, gegen ein billiges und unſchädliches Aequivalent auf Koſten der ottomaniſchen Pforte, nämlich die ſogenannten limites de la paix de Passarowitz, welches Belgrad und die ſogenannte kleine Wallachei enthält, und dagegen Oeſtreich den dritten Theil von Gallizien an Polen zurückgeben wolle, verſchaffen konnte. Da ich dieſes Alles der Welt nicht vorlegen, noch Ihnen den 3. Theil meiner écrits publics mittheilen darf, ſo ſchicke ich Ihnen indeſſen durch Herrn Voß einige meiner literariſchen, auch politiſchen und ökonomiſchen Schriften, aus welchen Sie wenigſtens im

Großen werden überſehen können, was ich gethan habe. Ich bin aber ganz troſtlos, daß durch die neuern Vorfälle, an welchen ich ſeit dem 5. Jul. 1791 nicht den geringſten Antheil habe, dieſes große und für ganz Europa und Deutſchland ſo wohlthätige Syſtem gänzlich gefallen, und Preußen das nicht mehr iſt, noch werden kann, was es geweſen.

Ich hoffe, daß Ew. Wohlgeboren immer ein ächter Deutſcher und auch ein guter Preuße bleiben werden. Ich werde dazu alles Mögliche beitragen und hoffe auch wohl darunter zu reuſſiren, wenn nur erſt der liebe Friede wiederhergeſtellt ſeyn wird. Ich habe dem Herrn Voß zu zwei Actien beigetragen. Ein Mehreres kann und mag ich nicht ſchreiben. Da Sie ein Mitglied unſerer Akademie ſind, wollte ich Ihnen gern einige Jettons und die große ſilberne Medaille mit des Königs ungemein gut ausgearbeitetem Bildniſſe ſchicken, wenn ich nur wüßte, ob und wie es ſicher geſchehen könnte.

Vor jetzo verſichere ich, daß ich mit der größten Hochachtung bin und verharre

Ew. Wohlgeboren

gehorſamſter Diener

Herzberg.

No. CCCLXXIV.

Heyne an Forſter.

Göttingen den 14. Novbr. 1792.

Ihr Schreiben vom 10ten, mein liebſter Forſter, hat mir ein lebhaftes Vergnügen gemacht und einen großen Theil meiner Sorgen zerſtreut. Sie denken ſo vernünftig, daß ich mich verſichert halte, Sie werden alle Ihre Schritte abmeſſen, um weder zu viel noch zu wenig zu thun, noch auf irgend eine Weiſe ſich auszuzeichnen, ſo daß Sie getroſt jeder Veränderung entgegenſehen können, noch ſich einmal in irgend einem Fall Vorwürfe machen müſſen. So laſſen ſich die Uebel leichter tragen, die uns in der Reihe der Dinge treffen. Ueber die Zukunft hängt eine tiefe Nacht. Möglichkeiten laſſen ſich mehrere denken, und in keinem der möglichen Fälle iſt der Privatmann geſichert, am wenigſten der Gelehrte, der von einer öffentlichen Beſoldung lebt. Geht es ſo weiter fort, ſo iſt es um den gelehrten Stand ſo gut als geſchehen. Auch dies kann wieder ſein Gutes haben — aber wie viel Anderes, was nicht gut iſt! Wenn wir uns überhaupt nur durch die Erfahrung wollten belehren laſſen. Das Uebel, das uns bisher drückte, kann bei einer Veränderung bald gehoben ſeyn, aber die neue Lage, wie viel anderes Drückendes kann dieſe wieder haben! Mit aller der Freiheit und Gleichheit, z. E. in Paris, welche Intoleranz und Despotismus herrſcht gegen Jeden, der nicht ſo denkt, wie es jede Faction haben will! Und wie intolerant iſt ſchon das von allen den von Freiheitsſinn Entbrannten, daß ſie durchaus keinen Andern nach ſeinen eigenen Einſichten wollen denken und urtheilen laſſen, ſondern ihn gleich des Sklavenſinnes, der Beſtechung beſchuldigen, des Laternenpfahls würdig erklären. Kann Jemand in der Lage ſich der Freiheit rühmen, ſagen, ich bin ein freier Mann? War der Zuſtand eines Sklaven am Hofe Ludwigs wohl verſchieden! Das Einzige, was Freiheit ſichern kann, iſt Mäßigung, und nicht eher glaube ich an Freiheit, als bis, und wo ich dieſe Mäßigung ſehe.

Alſo jede Verfaſſung, Lage des Lebens, politiſche und bürgerliche, hat ihre Unvollkommenheit. Sieht man dieſe ein, ſo wird man gar bald zur Mäßigung gebracht.

Gott gebe, daß die Schrecken und Bedrängniſſe einer Belagerung Mainz nicht treffen mögen! Aber entgehen wird es denſelben ſchwerlich, wenn nicht Gott den Frieden giebt.

Wenn ſich Müller jetzt davon ſchleichen kann, ſo gönne ich ihm ſein Glück. Wenn er nur ſo viel davon gebracht hat, daß er als Privatmann leben kann. Sonſt iſt er ſehr unglücklich. — Den * müſſen Sie nach ſeinem individuellen Charakter beurtheilen und behandeln. Daß er juſt ſo denken ſoll wie Sie, iſt ohne Unbilligkeit nicht zu verlangen. Sie ſollten hier unter unſern Gelehrten ſeyn! dann würden Sie erſt ſehen, wie verſchieden jeder die Sachen anſieht, und immer eine Doſis von Eigenſinn, wohl gar Leidenſchaft, bei einigem Ungeſtüm und Intoleranz dabei. Hingegen je vernünftiger der Mann iſt, deſto mehr ſtehet er in der Mitte, jubelt über nichts, wünſcht dem Guten Dauer, der glücklichen Partei Mäßigung und Einigkeit, und dem verblendeten Unglücklichen beſſere Einſichten, beſſere Rathſchläge, beſſerés Loos. Wären wir in ihrer Lage, erzogen und gewöhnt wie ſie, wir wären um kein Haar beſſer. So gut Leidenſchaften auf der einen Seite herrſchen, ſo gut muß man es der andern ja wohl auch zutrauen, daß ſie leidenſchaftlich gehandelt habe und noch handle; wäre dies nicht, ſo wären ſie edlere und beſſere Menſchen, als wir ſelbſt ſind.

Wäre der Anſchlag gegen Coblenz gelungen, ſo müßten die Sachen bereits weiter gediehen ſeyn. Gegen Brabant kommt man nun auch zu ſpät. Eine Wintercampagne mag ihre eigenen Schwierigkeiten haben.

No. CCCLXXV.

Forſter an Johannes v. Müller.

Mayence le 16. Nov. 1792.

Appellé par la necessité des circonstances à prendre une part active à l'organisation provisoire de l'Etat de Mayence, en tant qu'il est actuellement sous la main de la République françoise, j'ai jugé, mon excellent ami, qu'il étoit indispensable de

mettre sous vos yeux les motifs qui m'ont decidé et les principes d'après lesquels je me propose de régler ma conduite.

Vous savez, que la liberté a toujours été et sera toujours à mes yeux, le plus grand, le plus précieux de tous les biens; sans elle à mon avis point de veritable bonheur, point de félicité publique.

Mais le philosophe connoît une liberté morale et interieure, très independante de la liberté politique et exterieure; c'est celle d'Epictéte dans les fers, celle que l'on conserve sous le règne même des tyrans, pouvu qu'on aye la force de *vouloir*. Eh bien c'est celle, qui doit être le veritable objet de notre culte, car celle nous reste, lorsque la sagesse nous fait sentir l'impuissance des moyens à notre disposition pour nous mettre en possession de la liberté politique et civile.

Qui est ce donc qui determinera l'époque où il est de l'homme juste et reflèchi d'essayer la conquête de cette liberté politique et civile, sans laquelle le gros du genre humain ne sauroit jamais atteindre à la perfection de l'Etre intellectuel et moral, à la liberté interieure, vrai but de son existence! Il me semble que ce sont les momens où la volonté générale se déclare, qu'il faut attendre et même saisir, pour prendre l'essor et pour concourir au grand oeuvre de la félicité publique.

Aujourdhui cette volonté n'est pas encore clairement prononcée; mais une autre volonté, armée d'une grande force, celle de nos vainqueurs, a non seulement invité la nation Mayençoise à se declarer pour un régime de liberté, elle a même sequestré l'Etat au nom et pour l'avantage, soit de la nation conquérante, soit pour celui des habitans, devenus libres et desirans de rester tels.

Or il est de la plus grande évidence, que la resistance aux intentions de la République françoise entraîneroit necessairement la ruine de l'état. Quelle que puisse être l'issue des negociations futures pour la paix générale, l'amour du bien public commande imperieusement à tous les vrais citoyens de Mayence, de veiller à ce que les fortunes particulières, qui forment la veritable richesse de l'Etat, restent intactes ou du moins ne souffrent point un délabrement total, qui reduiroit les habitans à la mendicité ou les mettroit dans l'impossibilité de fournir leur contingent aux besoins publics.

La saisie du revenu de l'Etat pour le compte de la République françoise, quelque douloureuse qu'elle puisse être pour les anciens possesseurs, ne pourra jamais produire des conséquences aussi funestes que ne la feroit le devastation générale de toutes les fortunes, qui résulteroit nécessairement d'une conduite refractaire des habitans à l'égard des volontés des vainqueurs.

L'impossibilité absolue de travailler pour l'interêt des possesseurs éventuels de Mayence, sans consulter en même tems et la volonté des possesseurs actuels et la conservation des fortunes individuelles, m'indique la route que j'aurai à suivre dans les fonctions auxquelles la confiance publique m'appelle.

Mes principes sevères, ma probité, sur laquelle j'ose provoquer le témoignage de tous ceux qui ont jamais entendu parler de moi, mon ardent amour du bien public et mon zèle pour la félicité de tous mes concitoyens, voilà les garans de ma conduite. Que l'état de Mayence forme une partie intégrante de la République françoise, qu'il obtienne une constitution indépendante sous l'égide de la France, ou qu'il rentre sous la domination germanique, — l'administration du gouvernement provisoire ne pourra jamais se départir de son grand et unique principe, celui de la conservation des fortunes particulières, sur lesquelles sont assis les revenus publics. Il faudra veiller, je le répète, à ce que l'habitant de Mayence, à l'epoque future de la paix, se trouve à son aise autant que possible, et se ressente le moins possible des malheurs inévitables de la guerre et de la conquête. Or, pour cet effet, il est instant de lui assurer la protection, la bienveillance, la sollicitude paternelle des possesseurs actuels et en même tems de le protéger contre le brigandage des administrateurs, qui pourroient saisir cette occasion pour satisfaire à leur cupidité en mettant leurs excès sur le compte de la sequestration.

J'aime à croire, cher ami, que vous approuverez la résolution que j'ai prise de ne pas abandonner mes concitoyens dans un moment ou je pourrois leur être utile. Je souhaite leur aisance, leur prospérité et je serois indigne du nom d'homme, si je ne désirois pas leur liberté. Mais c'est en veillant sévèrement à la conservation des propriétés que je crois concilier tous mes devoirs et les concentrer dans un seul. Si les événemens politiques sont incalculables, l'impartialité, la justice, la rectitude de notre conduite, enfin toutes les vertus en sont heureusement indépendantes. — Adieu.

No. CCCLXXVI.

Forſter an Heyne.

Mainz den 20. Novbr. 1792.

Ich ſuche einen Augenblick, mein theuerſter Vater, um Ihnen heute noch für Ihren Brief vom 14ten zu danken. — Alles iſt nun im Begriff hier die Organiſation eines franzöſiſchen Departements zu erhalten. Wie Sie aus dem beiliegenden Proclama erſehen, gehört Worms mit Speier auch dazu. Das neue proviſoriſche

Adminiſtrationsconſeil beſteht aus neun Gliedern; ich bin eins davon. Geſtern iſt die alte Regierung vom General aufgehoben und entlaſſen worden, heute wird die neue Municipalität errichtet. Gegen Ende des Jahrs wird wahrſcheinlich der allgemeine Wunſch der Stadt und des Landes, ein Theil des franzöſiſchen Freiſtaates zu werden, an die Nationalconvention abgehen.

Dumouriez iſt als Sieger nach einem zweiten Gefecht in Brüſſel eingezogen, und man ſagt, auch Lüttich ſey ſchon in franzöſiſchen Händen. Wenn das nicht ſeyn ſollte, ſo kann es wenigſtens keine acht Tage länger dauern. Die Schlacht bei Mons löſcht die üblen Eindrücke aus, die vom Muthe der Franken hie und da noch übrig waren. Durch die angekommenen und noch unter Beurnonville vorrückenden Verſtärkungen wird die Armee von Cuſtine dieſe Woche 50,000 Mann ſtark ſeyn. Die Preußen ziehen aus dem Naſſauiſchen ſich zurück und machen ſchon Anſtalt, Coblenz zu verlaſſen, um den Rhein hinunter nach Weſtphalen zu gehen. In vier Wochen wird von der großen combinirten Armee keine Spur mehr ſeyn. Zu Coblenz werden täglich von den preußiſchen Truppen funfzig Todte in den Rhein geworfen. Hanau, Rheinfels, Caſſel und wahrſcheinlich Göttingen werden noch vor Ende des Jahres beſetzt.

Gelehrte Arbeiten liegen freilich ſehr, fürs erſte. Man wird ja ſehen, wie es künftig wird. Bei der Univerſität gehen die Vorleſungen den 26. November endlich an. Ich werde Naturgeſchichte lehren. Thereſe muß

Ihnen weiter ſchreiben, denn ich muß an andere Geſchäfte und umarme Sie mit kindlichem Herzen. —

„Da bleibt mir nicht viel zu ſchreiben, als daß ich Sie um die Ruhe und das Zutrauen auf die Sache der Wahrheit bitte, die ich habe, und die mich Armuth, Unruhe und — wenns ſeyn müßte — Tadel mit Muth erwarten läßt. Ich bin nicht fanatiſch, ich ſah aber, daß dieſes Forſter's Weg war. Johannes Müller hat ihm aufgetragen dieſen Weg dem Volk im Klub öffentlich in ſeinem Namen zu empfehlen. In Gefahr werde ich mich mit meinen Kindern nie ſetzen; ich würde im Fall der Noth nach Frankreich hineingehen, wo ich nur Stützen fände und wo die Menſchlichkeit der Einwohner Stütze iſt, wie unſere Kriegsgefangenen täglich bezeugen. Unſer Weg iſt ernſt und mühſam. — Dieſes Erwachen der edelſten Kräfte anzuſehn, winkt freundlich in jene Welt, wo alle Kräfte in vollem Leben ſtehn. Die Erlaubniß zu ſprechen, entwickelt den Geiſt dieſer verklommenen Mainzer, ſie ſtehen und denken laut über ihre Rechte und fühlen zum erſten Mal die göttliche Wärme eignen Werths und Wollens. Es iſt wenig, was bis jetzt geſchah; das Volk iſt gelähmt, es hat wenig Anlagen, aber wenn dieſer langſame Gang wenig Hinreißendes hat, ſo hütet er auch vor Fanatismus.“

„Ich küſſe den kleinen Menſchen *). Meine Kleinen ſind, Gott ſey tauſend Dank, ſehr wohl. Roſa ging

---

*) Heyne's jüngſtes Kind.

geſtern mit Köhlers nach Werſtadt. Vergangenen Donnerstag feierte ich meiner Louiſe Todestag. Schon ein Jahr wäſcht Thau und Regen ihr Grab, ſchon vier Monate vereinte es ſie mit meinem Engelbilde, meinem Knaben. Gott wußte, daß er mit ſeinem zarten Leben bei der jetzigen geſchäftigen Zeit leiden würde.

Leben Sie wohl, guter Vater! Seyn Sie von unſerer Liebe und Herzlichkeit überzeugt."

Seit Ihrem Briefe vom 22ten, liebſter Vater, wird denn wohl Ihnen auch klar geworden ſeyn, daß die vermeinten officiellen Berichte der Miniſter zu H *.* ſo gut als die Zeitungen lügen. Im Moniteur und überhaupt in allen Zeitungen, die in einem fremden Lande herauskommen, z. B. in allen engliſchen, hat man die officiellen Berichte der franzöſiſchen Generale an die Nationalconvention beſtändig leſen können, aber weil ein Miniſter und ein Speichellecker eines Miniſters in jedem deutſchen Cabinette hinreichend ſind, für das ganze Land den Ton zu geben, ſo glaubte man an die Eroberung von Paris, als ganz Frankreich ſchon über die Räumung des Freiheitslandes Triumphlieder ſang. Die Capitulation des Grafen Kalkreuth mit dem General Kellermann, worin Longwy der franzöſiſchen Republik (dieſe Worte ſtehen in der Capitulation) zurückgegeben wird, iſt nun gedruckt, und auf franzöſiſchem Boden ſteht kein einziger Feind. — Göthe, ſelbſt ziemlich ariſtokratiſch, ſchreibt ſeiner Mutter in Frankfurt, aus Luxemburg: "Keine Feder und keine Zunge kann das Elend der combinirten Armee beſchreiben." — Daß man in * noch am 6ten October Alles im beſten Fortgang glaubte, iſt zuverläſſig; der * ſagte einem Geſandten: er brauche keinen Mann mehr hin nach Frankreich zu ſchicken und erwarte nun täglich Nachricht von der Wiedereinſetzung des Königs. Der Uebergang von dieſer unüberwindlichen Verblendung zur Ueberzeugung von der wahren, ſchrecklichen Lage der Sachen wird bei dieſen Menſchen eine bedauerns- oder doch verachtungswerthe Muthloſigkeit ſeyn, und was alle vernünftige Leute vorausgeſehen haben, Deutſchland, welches noch zu keiner Revolution reif und vorbereitet war, wird durch den Einfall, in Frankreich einzudringen, in Gefahr einer Gährung gerathen, die Alles durcheinander werfen kann, weil nirgends ein Mann iſt, der Kraft und Rath verbände. — Friede verlangen wir, und es iſt nur eine Stimme im ganzen weſtlichen Europa darüber; allein jetzt iſt es zu ſpät, ihn ohne Opfer zu hoffen. Der Rhein bleibt franzöſiſche Grenze, — oder Deutſchland wird ſo frei, wie Alles ſchon jenſeits des Rheins es unaufhaltſam geworden iſt. An die Kurfürſtenthümer Mainz, Trier und Köln muß man im heiligen römiſchen Reiche nicht mehr denken. Schwaben und Heſſen harren ſchon ihrer Erlöſer und die deutſche Verfaſſung mag ſehen, wie ſie ſich erhält, wenn Frankreich künftiges Jahr den Feldzug im Herzen des Reichs eröffnen muß.

Hier iſt nun Alles in Ordnung; der General hat weiter nichts zu thun, als ſeine Eroberungen ſo weit auszudehnen, als es ihm vor Neujahr gut dünkt, denn nirgends giebt es einen Widerſtand.

Die Univerſität zittert wegen ihrer Zehnten, worin ihre meiſten Einkünfte beſtehen; einſtweilen bleibt noch Alles in statu quo; aber die Bauern wollen von keiner Zahlung hören und wir bekommen kein Geld. Auch das macht eine neue Ordnung der Dinge nöthig; denn von Luft kann ich nicht leben. Ob man nicht den Schuften von Recenſenten in der A. L. Z. und den pasquillantiſchen Schriftſtellern über die franzöſiſche Revolution, die ſoviel dazu beigetragen haben, die Arroganz der deutſchen Fürſten durch ihre unverſchämten Darſtellungen zu beſtärken, jetzt zumuthen ſollte, die Leute zu ernähren, die durch die franzöſiſchen Eroberungen um Verdienſt und Brod kommen?

No. CCCLXXVII.

Forſter an Buchhändler Voß in Berlin.

(Nach einer eigenhändigen Abſchrift von Forſter.)

Mainz den 21. Novbr. 1792.

Ihren letzten Brief mit dem Beiſchluß, mein theuerſter Freund, habe ich richtig erhalten. Zugleich kam einer von . . . . . der mich benachrichtigte, ich könne über die . . . Thlr. verfügen. Anſtatt dieſe Summe zu beziehen, ſchrieb ich ihm heute, daß ich erſt von neuem

Antwort aus Berlin abwarten muß. Im Grunde aber hätte ich ihm geradezu ſchreiben können, daß ich von dem Gelde keinen Gebrauch machen würde. Denn Sie ſchreiben mir die merkwürdigen Worte: „ſtimme in des Gr. . Wunſch ein, daß Sie ein guter Preuße bleiben mögen! Das müſſen Sie auch, lieber F., weil ich ſonſt offenbar in Gefahr käme, durch die ſo angenehmen Geſchäftsverhältniſſe mit Ihnen Verdruß zu erfahren."

Vorerſt alſo, l. F., thue ich gänzlich Verzicht auf die edle Unterſtützung, weßhalb Sie ſich meiner ſo freundſchaftlich angenommen haben. Ich kann und will Ihnen keinen Verdruß machen durch eine Handlung, die Sie in der großmüthigſten Abſicht für mich unternahmen.

Was den Punkt betrifft, daß ich ein Preuße bleiben ſoll, ſo könnte ich darüber ſehr Vieles antworten. Hier iſt indeß nur Einiges; die Zeit iſt jetzt koſtbar und nur die Rechtfertigung, die ich mir ſelbſt bei meinen Freunden ſchuldig bin, kann mich bewegen ſie jetzt aufzuopfern. Wenn ich den Wunſch, daß ich ein Preuße bleiben ſoll, recht verſtehe, ſo iſt er eine Zumuthung, die mit meinen Grundſätzen und mit meiner, in ſo vielen Schriften — freilich des Despotismus wegen behutſam — ausgedrückten Freiheitsliebe ganz unverträglich iſt. Ich bin in polniſch Preußen eine Stunde von Danzig geboren und habe meinen Geburtsort verlaſſen, ehe er unter preußiſche Botmäßigkeit kam. Inſofern alſo bin ich kein preußiſcher Unterthan. Ich habe als Gelehrter in England gelebt, eine Reiſe um die Welt gemacht, ferner in Caſſel, Wilna, Mainz meine geringen Kenntniſſe mitzutheilen geſucht. Wo ich jedesmal war, bemühte ich mich ein guter Bürger zu ſeyn, wo ich war, arbeitete ich für das Brod, welches ich erhielt. Ubi bene, ibi patria, muß der Wahlſpruch des Gelehrten bleiben; er bleibt es auch des freien Mannes, der in Ländern, die keine Verfaſſung haben, einſtweilen iſolirt leben muß.

Heißt ein guter Preuße ſeyn, wenn man in Mainz unter franzöſiſcher Herrſchaft ſteht, ſo viel, als allen Preußen Gutes, einen baldigen Frieden, Erholung von allen Uebeln des Kriegs wünſchen, ſo bin ich ein guter Preuße, wie ich ein guter Türke, Chineſe, Marokkaner u. ſ. f. bin; heißt es aber, daß ich in Mainz meine allgemein bekannten Grundſätze verleugnen, mich nicht freuen ſoll, daß es eine freie Verfaſſung erhält, aufgefordert wie ich bin, nicht dazu mitwirken, in einer Gährung, einer Kriſe, wo man durchaus ſich entſcheiden muß, entweder ganz unentſchieden bleiben, oder das mainzer Volk zu überreden ſuchen, es thue beſſer die alten Gräuel beizubehalten als mit den Franken frei zu werden, heißt alſo ein guter Preuße ſeyn, Grundſätze annehmen, die nie die meinen waren, und die nicht das Wohl der Einwohner Preußens, ſondern das Wohl des Cabinets, des Hofes, der Geiſterſeher hier in Mainz im Auge behalten ſollen, ſo verlangt man etwas, wofür ich verdiente an den nächſten Laternenpfahl aufgeknüpft zu werden.

Jetzt begreifen Sie, daß es meine dringendſte Pflicht iſt, auf den angebotenen Vorſchuß gänzlich Verzicht zu thun, obſchon ich nie ſo arm war als jetzt und durch die getäuſchte Hoffnung noch ärmer geworden bin. Ich mag aber lieber alles Elend über mich ergehen laſſen als meinen Grundſätzen ungetreu werden. Wie könnte ich unter ſolchen Bedingungen einen Vorſchuß von .... Thlr. annehmen, da ich ein Geſchenk einer halben Million als Beſtechung ausſchlagen würde!

Den vortrefflichen Mann, von dem der Einſchluß Ihres Briefes war, kann ich unter den jetzigen Umſtänden nicht antworten. Ich kann es um ſo weniger, da der Wunſch, daß ich ein guter Preuße bleiben möchte, urſprünglich von ihm herrührt, und aus ſeinem Munde ſchwerlich eine andere Bedeutung haben kann, als die mir ſowohl wegen meiner bekannten Grundſätze, als wegen meiner jetzigen Verbindlichkeiten nicht ziemt in Ausübung zu bringen, nämlich einer Anhänglichkeit an das Syſtem eines Hofs, mit dem ich nie in Verbindung geſtanden habe, und dem ich keine Verbindlichkeit ſchuldig bin. Ich freue mich, wenn ich bedenke, daß mein jetziges Betragen hätte zweideutig ſcheinen müſſen, wenn voriges Jahr auf meine ſo ſehr gemäßigte Bitte, welche * * * zu beſorgen übernahm, die geringſte Bewilligung von Unterſtützung erfolgt wäre. Zwar würde ich immer den Gelehrten von dem Politiker zu trennen gewußt haben, und es hätten ſich, falls man andrerſeits unbillig genug gedacht hätte, um das nicht zu thun, auch noch Mittel ausfindig machen laſſen, um die geringe Summe, womit man ein ſo großes Opfer hätte kaufen wollen, zurückzuzahlen; allein es iſt ſo beſſer.

Melden Sie meinem verehrten Correſpondenten, daß ich ihm beſonders für die freundſchaftliche, gütige Theilnahme an meinem Schickſale danke. Ich erkenne darin den rechtſchaffenen Mann und den Freund der Wiſſenſchaften; denn in dieſer doppelten Rückſicht habe ich auch nur Unterſtützung verdienen können und wollen. Indem ich auf dieſe Unterſtützung Verzicht thun muß, wünſche ich ſehr, daß ich bei einem Mann, den ich ſo hochſchätze und deſſen Verdienſte um Europa ich ſo unbedingt anerkenne, in geneigtem und gutem Andenken bleibe. Jedes Zeichen ſeiner Gewogenheit werde ich mit dankbarer Verehrung aufnehmen, und ich ſchmeichle mir, wenn er es in nähere Betrachtung wird gezogen haben, wird es ihm ſelbſt einleuchten, daß politiſche Grundſätze und Glaubensbekenntniſſe auf die perſönliche Rechtſchaffenheit, den Charakter und die Tugenden eines Mannes nur inſofern Beziehung haben, als er ſich ſelbſt getreu bleibt, oder nicht. Was ich über ihn in den Erinnerungen geſchrieben habe, iſt aus wahrer Ueberzeugung gefloſſen.

Communiciren Sie ſowohl ihm als den andern Freunden, die ſo freundſchaftlich für mich geſinnt geweſen ſind, das Weſentliche des Inhalts dieſes Briefs, und ſagen Sie ihnen: wenn ich ſo glücklich ſeyn könnte zum Frieden mit Preußen mitzuwirken und die natürliche Allianz zwiſchen Preußen und Frankreich wieder herzuſtellen, ſo würde ich mich außerordentlich freuen. Das wäre meines Erachtens die einzige Hinſicht, in welcher ich ein guter Preuße ſeyn und dieſes Intereſſe mit jenem des freien Volkes, dem ich angehöre, vereinbaren könnte.

Ueberflüſſig iſt nun Alles, was die Vorſchußſache betrifft. Doch bemerke ich, bloß zu Ihrer eigenen Notiz, daß ich die Formulare, wovon Ihr Brief erwähnt und die ſich darin finden ſollten, nicht gefunden habe. Leben Sie tauſendmal wohl!

No. CCCLXXVIII.

Forſter an ſeinen Vater.

Mainz den 28. Novbr. 1792.

Theurer, verehrter Vater!

Ich habe ſo eben Ihren Brief vom 18. dieſes erhalten, und hoffe Ihr informing gentry in Halle wird mir erlauben Ihnen zu ſchreiben, ohne davon Rechenſchaft von Ihnen zu fordern. Auf jeden Fall wird unſre Correſpondenz ſehr unſchuldig ſeyn, denn ich werde weder Staatsgeheimniſſe aufdecken, noch von Ihnen irgend etwas Aehnliches verlangen. So lange Sie in den preußiſchen Staaten bleiben, iſt es natürlich vorauszuſetzen, daß Sie handeln, wie es einem friedfertigen Einwohner geziemt; das war meine Richtſchnur, und ich denke, daß kein Herrſcher mehr verlangen kann. Meine Meinungen ſind mein Eigenthum, meine Handlungen können durch das Landesgeſetz beſchränkt werden.

Ich bin jetzt Unterthan, — nein, das Wort iſt hier verbannt, — Bürger der franzöſiſchen Republik, und eine von den neun Perſonen, welchen die Adminiſtration der neuen, eroberten Departements, von Speier bis Bingen, anvertraut iſt, bis zur Zeit, da das Volk ſeine eigenen Repräſentanten und öffentlichen Beamten wird gewählt haben, was, wie ich hoffe, bald geſchehen wird. Ich habe in der Geſellſchaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit noch nicht präſidirt, aber ich bin ihr Mitglied, und habe darin einige Reden mit Beifall gehalten. Wenn Sie es für jetzt nicht rathſam halten, Briefe von mir zu bekommen, bis Ihr Hof mit unſrer Republik Frieden geſchloſſen hat, wird es hinreichen, daß Sie mir es mit ein paar Zeilen melden; doch glaube ich, daß die Zeit heranrückt, wo Preußen und Frankreich Freunde werden, und ſich vereinigen werden, um Oeſtreich zu demüthigen.

Indem ich in dieſe thätige Laufbahn trat, habe ich nicht bloß meine eigene Neigung und meine Grundſätze, ſondern auch die Umſtände, unter welchen die Franzoſen Beſitz vom Lande nahmen, und die große Wahrſcheinlichkeit, daß ſie es behalten werden, zu Rathe gezogen. Ich habe auch meine Pflicht gegen meine Mitbürger zu Rathe gezogen, um ſo mehr, da ich Gelegenheit hatte, ihr Vertrauen und ihre Achtung zu erwerben, und da ich es für Billigkeit halte, über ihr Wohl und die Erhaltung ihres Eigenthums zu wachen. Was geſchehen würde, habe ich ſchon in meinen Erinnerungen von 1790 vorausgeſagt, und es iſt auf eine viel härtere Weiſe geſchehen, als ich es mir ſelbſt vorſtellen konnte. Die Eroberung von Flandern und Brabant iſt der Schlußſtreich!

Meine Zeit iſt nun mit Geſchäften angefüllt, die mir bisher fremd waren. Es iſt mir gelungen die Univerſität frei von militairiſchen Contributionen zu erhalten, und ich ſitze den ganzen Tag und expedire, was die Natur meiner Stelle erfordert. Gott ſey Dank, meine Geſundheit war nie beſſer als jetzt und ich habe auch die Befriedigung, meine Frau und Kinder geſund und heiter um mich zu ſehen, was nun auch geſchehen möge.

Ich hoffe, Sie werden meinetwegen nicht beunruhigt werden; auf jeden Fall können Sie erklären, daß Sie nicht für meine Meinungen und Handlungen verantwortlich ſind, und wenn Sie es für gut halten, ſie tadeln; ich muß zufrieden ſeyn, und Niemand ſonſt hat das Recht, unzufrieden zu ſeyn. Ihre Geſundheit und die meiner theuren Mutter wird hoffentlich fortfahren zu gedeihen.

No. CCCLXXIX.

Heyne an ſeine Tochter.

Göttingen den 1. Decbr., 1792.

Daß mein Sinn und meine guten Wünſche Dich und Dein Haus unabläſſig zum Gegenſtand haben, liebe Tochter, kannſt Du leicht glauben. Je dunkler und grauſenvoller die Zukunft iſt, deſto größer iſt die Unruhe, die mich begleitet. Daß Forſter die Stelle angenommen hat, läßt ſich freilich unter den Umſtänden auch bei Andersdenkenden entſchuldigen. Was ich indeſſen wünſchen muß, wäre ein gutes procédé gegen ſeinen eigenen Fürſten, an dieſen hätte er billig, ehe er den Schritt that, ſchreiben müſſen, ſonſt bleibt es ein Schritt, von dem der Fleck der Undankbarkeit nicht abzuwaſchen iſt. Auf allen Fall müßte es noch geſchehen, und wenigſtens an den Coadjutor geſchrieben und Bericht erſtattet werden, was unter den Umſtänden nöthig war, aber ohne Darlegung von jenen Geſinnungen, die wenigſtens hier ihre ſchickliche Stelle nicht haben würden.

Eben ſo nöthig iſt es alle mögliche Klugheit anzuwenden, um ſich einen künftigen Aufenthalt, Unterkommen und Verſorgung zu ſichern, wenn einmal die Sachen wieder umſchlagen. Für jeden Fall müßteſt Du alſo auch voraus ſchon wiſſen, wohin Du Dich mit Deinen Kindern zu begeben hätteſt.

Ich weiß wohl, im Taumel des Glücks und der Freude denket man an das Alles nicht, hält auch wohl einen Glückswechſel für unmöglich. Deſto mehr halte ich es für meine Pflicht, Dich und Deinen Mann auf ſolche Gedanken zu leiten, von denen einmal das ganze künftige Glück Eures Lebens abhängen kann.

Warum mußte der gute Forſter nun auch ſeine Reden drucken laſſen! und warum tritt er wider Frankfurt auf! Iſt es ihm denn nicht möglich auf der großen Straße zu bleiben? Wenn nun einmal die Sachen wieder anders ſeyn werden! Bei uns kennt man den Mittelweg eben ſo wenig. Die Sauvegarde ward hier mit allgemeinem Danke angenommen. Das kannſt Du Deinen Mann bitten zu verſichern. Natürlicherweiſe aber mußte eine Regierung die Sache von einer ganz andern Seite anſehen.

No. CCCLXXX.

Forſter an Huber.

Mainz den 1. December 1792.

Wir ſchweben noch in völliger Ungewißheit. Kleine Scharmützel zwiſchen den Vorpoſten ſind vorgefallen, ſie ſind aber noch unbedeutend, und die Preußen ſind zurückgetrieben worden. Man ſagt, der commandirende Officier ihres Trupps Reiterei, der den Angriff machte, ſey gefangen genommen. Bald muß ſichs inzwiſchen entſcheiden. Beurnonville iſt nicht weit von Coblenz.

Cuſtine iſt im Grunde wohl zahlreicher als die preußiſche Armee, deren Anzahl ſehr exagerirt angegeben wird; ſie iſt gewiß nicht über 36,000, wenn ſie ſo ſtark noch iſt. Allein daß es unſere Ariſtokraten an abſurden Erdichtungen *jetzt* nicht ermangeln laſſen würden, war vorauszuſehen. — Kaum glaube ich, daß es zur Schlacht kömmt; wenn aber ja, ſo muß es heut oder morgen ſeyn, und zwar bei Höchſt; da könnte man alſo wirklich von den Thürmen in Frankfurt etwas zu ſehen bekommen!

Caſſel iſt in Vertheidigungsſtand; unglaublich, wie ſchnell es damit gegangen iſt! Freilich nur für den erſten Anlauf, aber das iſt gegenwärtig gegen Feinde, die keine Belagerung anfangen können, ganz hinreichend und mehr als genug.

No. CCCLXXXI.

Forſter an Huber.

Mainz den 4. Decbr. 1792.

Dank Ihnen für den guten Gedanken des Boten. Der arme Schelm ſchien mir ordentlich um vieles menſchlicher geworden zu ſeyn, es war ſo ein Ausdruck von Rührung auf ſeinem Geſicht, der von den Gräueln, die er geſehen hatte, Zeugniß gab; und zudem war es uns ſo viel werth etwas Lebendiges zu ſehen, das Ihnen gehört.

Die Lage der Sachen, durch die Wegnahme von Frankfurt verändert, muß jetzt allerdings meine Aufmerkſamkeit ganz erheiſchen, und was Sie in Ihrem Briefe ſagen, gehört mit in die Berathſchlagung.

Ich habe wahrlich keine ſehr leichte Rolle. Schon die Ehre, wenn auch nicht die angedrohte Rache, macht es mir unmöglich, jetzt Deutſchland zu betreten; das weiß ich, und dem Himmel ſey Dank, es iſt mir nichts Neues.

Die Aufopferung für ein Volk, das durchaus keinen Gebrauch davon macht, iſt eine der alleraugenſcheinlichſten Thorheiten. Man kann und darf es ſich nicht verhehlen, daß die Mainzer, zwar nicht in dem Falle über die Franken als Verräther herzufallen, weil auch dazu nicht Energie genug vorhanden iſt (nicht zu gedenken, daß die ſtarke Garniſon es unmöglich macht), — daß ſie, ſage ich, durchaus ohne den gnädigſten Befehl des Herrn Generals nicht frei ſeyn wollen, und keinen Schritt dazu thun können und werden.

Ich bin alſo ſchlechterdings in meinen Augen nur einſtweilen fränkiſcher Beamter, deſſen Hierbleiben mit dem Weggehen der franzöſiſchen Armee zugleich ein Ende haben muß. Nach den eigenen Grundſätzen der Republik iſt an keine Eroberung zu denken, wenn nicht freie Wahl der Einwohner für Freiheit zuvor entſchieden hat. Alſo dürfte man, zumal jetzt, wo die Nähe der Feinde alle Leute ſchon muthlos macht, das Land nur als ein erobertes ſo lange behaupten wollen, bis es Frieden giebt.

Auf der andern Seite iſt meine Ehre doppelt compromittirt. Niemand ſteht mir dafür, daß es nicht ganz insbeſondere der angelegentlichſte Wunſch des Generals iſt, der Nationalconvention das eroberte Land als ein freiwillig ſich anſchließendes vorzuſtellen. Jeden Schritt von meiner Seite, der das öffentliche Zutrauen ſchwächt, muß er in dieſer Vorausſetzung ſehr übel aufnehmen.

Das Publicum ſelbſt, und dann namentlich der Klub, wird gerecht genug ſeyn, die Sicherheitsmaßregeln, die ich treffe, ſeiner eigenen Lauigkeit zuzuſchreiben. Es wird ſagen: wir ſind verloren, denn Forſter ſchickt ſeine Frau und Kinder ſchon fort; und er hat auch nur das Maul aufgeriſſen, wie die Andern, um uns im Stich zu laſſen, jetzt, da es gilt.

Daß ich von Thereſe das Opfer, mit mir zu leben und zu ſterben, nicht fordern kann, fühle ich; deſto ſchmerzlicher iſt meine Lage. Ich bin auf dem Punkt, wo ich in complicirteren Verhältniſſen ſtehe, als ich noch je hatte, und ſehe die Nothwendigkeit, ſo zu handeln, vor mir, als ob ich der einzige Menſch in der Welt wäre, auf den man rechnen könnte.

Ich kann es und will es. Die Trennung iſt einmal nothwendig und ich bin dazu entſchloſſen. Allein ich werde nichts heimlich, nichts hinterrücks thun; zuerſt declarire ich dem Publicum, daß ich mich dadurch, daß es ſich für die Freiheit nicht erklärt, für entbunden von aller Pflicht des Mitbürgers halte, und jetzt nur noch in meiner Eigenſchaft eines fränkiſchen Bürgers und Beamten zu handeln habe, mithin ihm von keiner meiner Handlungen mehr Rechenſchaft ſchuldig zu ſeyn glaube. Wirkt das wider alle Wahrſcheinlichkeit und wider alle Vermuthung eine Inſurrection der Freiheit, ſo bleibe ich hier mit den Meinigen; wo nicht, ſo kann Thereſe ſogleich fort, und ich richte Alles darauf ein, nicht einen Augenblick länger als die Franken hier zu bleiben.

Was man über mich ſagen und denken könne, muß ich geſchehen laſſen; das Einzige, was von mir abhängt, iſt die offene Art zu Werke zu gehen. Ich halte den Fall, wo Thereſe das Opfer, hier zu bleiben, meiner Ehre bringen müßte, für ſo unmöglich unter dieſen Umſtänden, daß ich glaube, die ganze Welt müßte mir alle Folgen deſſelben verzeihen, wenn ich mich an den Mainzern doch noch geirrt hätte und ſie *nun* doch Charakter zeigten, da ſie ihn unter weit günſtigern Aſpecten nicht hatten.

Indeſſen um irgend eine Operation von Wichtigkeit mit den Meinigen vornehmen zu können, muß ich vor allen Dingen Geld haben. Es gereut mich, daß ich auf das von Berlin wirklich ſchon in Frankfurt für mich zahlbar gemachte Geld nicht vor acht Tagen die Hand gelegt habe. Alle Bedenklichkeiten wegen der Wünſche, die man in B. über meine politiſche Laufbahn äußerte (waren's doch nur Wünſche!), fallen jetzt weg; die Nothwendigkeit gebietet herriſch. In ſechs Jahren zahle ich oder ich liege unter der Erde verſcharrt, und da können die Leute, die zu dem Vorſchuß beigetragen haben, eben nicht viel an mir verlieren.

Von Cuſtine's Benehmen kann ich nicht mit Sachkenntniß ſprechen. Das iſt eine Stimme: hätten die Frankfurter nicht verrätheriſch gehandelt, ſo waren am Sonntag die Preußen geſchlagen, denn die Stellung der Franken ſoll ein Meiſterſtück geweſen ſeyn. Allein da Frankfurt weg war, war der ganze Plan verrückt, die franzöſiſchen Truppen, die dicht unter der Stadt ſtanden, mußten ſich zurückziehn, um nicht beſchoſſen zu werden, und dies machte einen allgemeinen Rückzug nothwendig, wobei Cuſtine nicht mehr als vier Mann eingebüßt hat.

Ein Succurs von 10,000 Mann iſt in vollem Anmarſch hieher, vom Elſaß; dies iſt gewiß. Was Beurnonville macht, habe ich nicht erfahren. Ich ſollte denken, ſo lange er an der Moſel ſteht, kann Hohenlohe nicht näher hieher.

Seit etlichen Tagen kommt keine Zeitung. Ich weiß alſo von nichts, was außerhalb vorgeht. Cuſtine's Hauptquartier iſt in Hochheim; Caſſel iſt fertig. Die Pfaffen heben die Köpfe in die Höhe und jubeln den Frankfurtern Beifall zu. Die Klubiſten haben Angſt, und nur hie und da wagt einer noch ein Wörtchen. — Die Anſtalten zur Vertheidigung laſſen nicht vermuthen, daß den Winter noch etwas mit, oder eigentlich gegen uns anzufangen ſeyn wird. Was Sie empfunden haben und noch anhören müſſen, kann ich mir vorſtellen. — —

No. CCCLXXXII.

Forſter an Huber.

Mainz den 5. Decbr. 1792.

Sie werden in Sorge geweſen ſeyn, mein Lieber, da Johann ſo lange ausblieb. Er kommt dieſen Augenblick mit Wache aus Oppenheim zurück, wo man ihn nicht hat paſſiren laſſen. Ich will ſogleich ihm einen Paß verſchaffen, womit er jetzt, da Alles ruhig iſt, recta zu Ihnen zurückkehren kann.

Indeſſen möchte es doch nicht rathſam ſeyn, ihn wieder herzuſchicken. Ich bitte Sie daher das Geld, welches Sie für mich erheben ſollten, nun nicht in natura zu ſchicken, ſondern irgend einem dortigen Hauſe, etwa Mertens ſelbſt, wenn er Correſpondenz hieher hat, aufzugeben, an einen guten Kaufmann hier den Auftrag zu machen, mir gegen meine Quittung das bewußte Geld auszuzahlen. Sorgen Sie nur, daß der dortige und der hieſige Kaufmann tüchtige Leute ſind.

Jetzt bin ich entſchloſſen Thereſen auf den Sonntag nach Strasburg zu ſchicken. So bin ich der Unruhe überhoben und wir können Alle ruhig, obgleich nicht froh ſeyn. — Hier ein Brief, den Köler bittet auf die Poſt geben zu laſſen.

Ich war geſtern krank und bin es noch, aber doch beſſer. Das Wetter ändert ſich gar oft. Ich weiß nicht, ob Sie in Frankfurt vor einem Angriff ſo ganz ſicher ſind. Faſt wünſchte ich, Sie gingen nach Manheim, oder gar nach Sachſen unter den Umſtänden; doch das wird ſich ja finden.

Das hieſige laue Volk hängt die Köpfe und die Pfaffen krähen Unglück, und drohen Mord und Tod. — Ob aus ſolchen Menſchen je etwas werden könne, mögen Sie ſchließen. Wer alle ſeine Hoffnungen für ſie opferte, da ſie nichts wollen und nichts thun, wäre ein Thor. Ich werde allen Fleiß verdoppeln, um ſelbſt wegzukommen, nach Frankreich verſteht ſich; wo ſonſt wäre Freude, Ehre und Zufriedenheit?

Da die Poſt wieder geht, ſchreiben Sie mir mit der Poſt, freilich Gleichgültiges für Andere, nur was uns intereſſirt. Allenfalls Adreſſe: An Herrn Janſen in Mainz, und dieſe in ein Couvert an Brand, gentilhomme anglois à Mayence. Ich werde Brand ſchon wiſſen laſſen, wer J. iſt.

Adieu, Lieber! Non, si male nunc, et olim sic erit.

No. CCCLXXXIII.

Forſter an ſeine Frau in Straßburg.

Mainz den 8. Decbr. 1792.

Nun haſt Du ſchon ein gut Stück Wegs zurückgelegt und biſt vielleicht doch noch geſtern bis Speier gekommen, kannſt alſo heute Abend in Strasburg ſeyn. Meine Gedanken begleiten Dich und unſre lieben Mädchen. Die ganze Reiſe wird wenigſtens Euch geſund ſeyn, wenn es auch mit der Gefahr nichts ſeyn ſollte, und wer weiß, wie vortheilhaft für unſere künftige Lage ſie noch werden kann.

Mein Schnupfen dauert noch. Geſtern ſpeiſte ich mit unſerm alten Capitain *) am kleinen Tiſchchen allein, Abends kamen die beiden Dedon und die beiden Frauen N. N. und blieben bis elf Uhr bei mir. Mariane (die Dienſtmagd) ſorgt gewaltig für mich, machte mir geſtern, nachdem die Leute fort waren, warme Mehlſäckchen für meine geſchwollenen Halsdrüſen und ſcheint Alles gut zu beſorgen. — Ich war geſtern zweimal auf der Ab-

---

*) Forſters Einquartirung, ein eisgrauer Mann, Zimmermann ſeines Handwerks, aus der Normandie. Wie man in den erſten Tagen ſeiner Anweſenheit von der Nothwendigkeit ſprach, in welcher die Franzoſen wären, Gut und Blut für ihre Sache zu opfern, ſtand er ſtillſchweigend, wie er ins Zimmer getreten war, und hörte zu; bei dieſen Worten näherte er ſich den Sprechenden, nahm ſein Casquet ab, und ſein graues Haupt tief neigend, ſprach er, wie zur Beſtätigung und Abſchluß des Geſagten: „und darum habe ich auch meinen grauen Kopf daher gebracht, und viele mit mir, die auch dem Vaterlande nichts zu geben hatten als ihr Leben.“ — Er gab es ihm in einem der Gefechte vor der erſten Belagerung von Mainz. — Nachdem man uns dreißig Jahre lang mit patriotiſchen Kriegsanekdoten der Franzoſen geſättigt, zucken wir gähnend die Schultern bei ſolchen Geſchichtchen; damals waren es die erſten Ausdrücke eines neuen, noch unbefleckten Lebens, dem ſich die Gemüther unbeſorgt öffneten, und hatten alſo einen ganz verſchiedenen Werth.

miniſtration; Vormittags und Nachmittags. Es heißt, Dumouriez habe nun auch Lüttich befreit, wobei 8000 Oeſtreicher das Gewehr geſtreckt haben ſollen. Wenn auch das letzte nicht wahr wäre, ſo iſt es doch genug, daß Lüttich über iſt. Nun ſteht den Franken nichts mehr im Wege bis Bonn und Cöln, die beide offen ſind, und wenn ſie dort Poſto faſſen, können ſie Coblenz vollends aushungern, ſo daß man wohl die Eroberung des Bezirks zwiſchen Rhein und Moſel als geſichert anſehen kann. Caſſel iſt in kurzer Zeit ganz fertig, und es ſcheint nicht, daß die Preußen uns dieſen Winter etwas werden thun können — ich glaube auch nicht, daß ſie es wollen. Unangenehm iſt es, von allen Nachrichten, Briefen, Zeitungen abgeſchnitten zu ſeyn; doch hoffe ich, daß dieſes nicht lange dauern ſoll.

Die deutſche Trägheit und Gleichgültigkeit erregt die Galle. Noch regt ſich nichts und immer kommen Leute mit Vorſchlägen, wie bald ſich Alle für die Freiheit erklären würden, wenn man ihnen nur alle Abgaben erlaſſen wollte. Gemißhandelt, betrogen, gedrückt werden, das Alles iſt alſo nichts, was einen Menſchen bewegen kann das Joch abzuſchütteln, ſondern vollkommene Zuſicherung, daß man nichts thun, und gar keine Pflichten haben werde. Am Ende werden wir es ihnen doch wohl gnädigſt befehlen müſſen, daß ſie frei werden ſollen — dann gehts. —

Ob und was für Senſation Deine und der Kinder Abreiſe gemacht habe, iſt mir noch nicht zu Ohren gekommen. W. wird vermuthlich ſeine Familie nicht lange mehr hier behalten, denn er wünſcht ſich für ſeine Perſon näher ans Militairhoſpital anzuſchließen. Iſt es nicht ſonderbar, wie in einem Augenblick Alles auseinanderſtiebt, was ſich ſo an einem Ort zuſammenfand? Ich habe das ſchon in Caſſel erlebt, wo Dohm, Müller, Mauvillon, Sömmerring, Tiedemann, Runde, ich, in Zeit von ein paar Jahren auseinanderſtiebten. Hier iſt es nun noch plötzlicher. Ich kann es mir indeſſen noch keineswegs vorſtellen, daß ich meinen hieſigen Aufenthalt werde aufgeben müſſen; wenn Mainz franzöſiſch bleibt, wüßte ich kaum, wo wir beſſer ſeyn könnten, nach der Art und dem Zuſchnitt unſerer Lebensweiſe. Der Vereinigungspunkt mit Deuſchland bliebe es nun einmal gewiß. Meine literariſchen Arbeiten gingen ihren Gang fort, und England wäre auch nicht zu fern, um Bücher, Nachrichten u. ſ. w. daher zu bekommen. Was man aber jetzt ſieht, verliert ſich leicht durch eine andere Stellung der Umſtände aus den Augen. Wir müſſen unſer Schickſal abwarten, nichts leichtſinnig thun, aber auch nicht unentſchloſſen wanken.

Abends. — Den ganzen Tag ſchon wird Königſtein beſchoſſen, allein der General Meunier iſt mit 400 Mann darin und kann wenigſtens zehn Tage gegen etliche Tauſende das Fort behaupten, ja, wenn die Preußen ſich nicht ſehr gut auf das Belagern verſtehen, noch länger. Lüttich iſt nun ſicherlich in Dumouriez's Händen; von Trier war die Nachricht zu voreilig, wenigſtens iſt noch keine

Beſtätigung da. — Künftige Woche ſchicken wir unſre Commiſſarien aufs Land, und in Zeit von acht Tagen wird wahrſcheinlich das Departement des bouches du Mein für die franzöſiſche Freiheit erklärt ſeyn. Nur muß man von den Deutſchen keinen Enthuſiasmus erwarten; Alles geht ſo ſeinen ruhigen Gang. Dieſen Unterſchied mußt Du dem beweglichen Volk, unter dem Du nun lebſt, begreiflich zu machen ſuchen. Dem Lebhaften kommt alle Langſamkeit wie Stumpfheit vor, und da hat er Unrecht. In Savoyen war es ſehr verſchieden; jene Menſchen ſind leichtblütiger, franzöſiſcher als wir. In Brabant und Flandern ſpricht man mehr franzöſiſch, und die alte Conſtitution hatte viel Erinnerung an Volksrechte erhalten. In Lüttich ſind die Einwohner Franzoſen an Geiſt, Charakter und Sprache. Das Alles iſt bei uns ganz anders; aber einmal erklärt, ſo gilt es; zumal wenn die franzöſiſche Nation uns vertheidigt, wie ſie gewiß thun wird. —

No. CCCLXXXIV.

Forſter an ſeine Frau in Strasburg.

Mainz den 9. Decbr. 1792.

Geſtern brachte die Poſt über Manheim und Frankfurt Briefe und Zeitungen, auch inliegenden Brief von Huber an Dich. Huber's Brief an mich iſt von demſelben Tage, wo Johann *) dort abgegangen iſt. Jetzt verlangt mich ſehnlich die Nachricht ſeiner glücklichen Rückkehr zu hören. Ich hoffe heut Abend kommt ſie.

Lüttich iſt denn wirklich in Dumouriez's Händen, und nun wird es wahrſcheinlich mit der coaliſirten Macht dieſſeits des Rheins bald ein Ende haben. General Starrai iſt geblieben. Schloſſer ſchreibt: er habe meinen Brief durch Kröber (der dicke Menſch, der bei uns ſpeiſte) erhalten; wundert ſich aber ſehr über meine Rede, voll Parteigeiſt, wie er meint; und ſetzt auch hinzu: er habe ſogar gehört, ich hätte von einer Volkstribune herab gegen ſeine Vaterſtadt (Frankfurt) declamirt. Nein! ſo etwas wolle er doch von mir nicht glauben, und wenn ich es ihm ſelbſt ſagte. Sodann kommt er mit ſeinen alten Sachen angeſtochen, Griechenlands Freiheit ſey dahin geweſen, als Flaminius die Griechen mit römiſcher Räubermacht habe freimachen wollen, und ſey vollends geſtürzt, als Marius die Rechte der Menſchheit predigte. Man begreift gar nicht, wie vernünftige Leute über dem Studiren des Alterthums dahin kommen können, jene Verhältniſſe mit den jetzigen zu verwechſeln, und unſere Denkart, Sitten, Geſetze, Aufklärung, ganze Verfaſſung, Zuſchnitt, Vorurtheile und Wahrheiten jenen Menſchen unterzuſchieben — oder wie man auch nur jenen Sturz kleiner winziger Republiken, die durch ihren Luxus und

---

*) Huber's Bediente, der ein paar Mal Briefe von Frankfurt nach Mainz und zurück brachte.

ihre fehlerhafte Verfaſſung die Beute einer erobernden, ariſtokratiſch-martialiſchen wie Rom werden mußten, mit einem Freiſtaat, der das einzig mögliche dauerhafte Princip einer Volksrepräſentation annimmt, der aus einer ariſtokratiſchen Monarchie ſich bildet und mitten zwiſchen Republiken liegt (England, Holland, Schweiz), vergleichen kann. Allein das hilft alles nicht, die guten Leute gehen von ihrer Meinung nicht ab, weil ſie glauben ſich ſo ins Alterthum hinein ſtudirt zu haben, daß es ſo gut iſt, als hätten ſie einen Julius Cäſar, Cato, Cicero, Gracchus, Camillus u. ſ. f. perſönlich gekannt. Ich will wetten, beſähe mans im Lichte, ſo ſehen ſie bei dem einen nur immer einen römiſchen Friedrich, bei dem Cato allenfalls einen brummigen Philoſophen, wie ſie dergleichen auf Univerſitäten gekannt haben. Ich ſchenke ihm gewiß nichts.

Heute hört man kein Kanoniren. Ich habe mich geſtern geirrt, nicht General Meunier ſondern Capitain Meyniér commandirt in Königſtein. Manheim wird jetzt wahrſcheinlich von franzöſiſchen Truppen beſetzt, damit ihnen die Feinde nicht zuvorkommen.

No. CCCLXXXV.

Forſter an Huber.

Mainz den 10. Decbr. 1792.

Sie reißen mich durch Ihren Brief vom 6ten aus einer großen Unruhe. Alles was Sie ſagen, weckt lebhafte Mitempfindung in mir; ich verſtehe wohl wie Ihnen ſeyn muß, und wünſche nur, daß der Tag Ihrer Erlöſung bald kommen möge. — Es iſt ſehr beruhigend für mich, daß Sie in meine Gefühle eingehen. — Alles iſt indeſſen ſo ſchlimm nicht, wie es wohl zu Zeiten ſcheinen mag, und ich denke des Tags wohl dreimal, daß Thereſe wohl hier hätte bleiben können. Auch — muß ich Ihnen nur bekennen — glaube ich doch noch an eine *freiwillige* Incorporation, und ich müßte mich ſehr irren, wenn Sie nicht in vierzehn Tagen oder drei Wochen mehr davon hörten; denn unſer Phlegma *hier* iſt doch nicht zu vergleichen mit der hündiſchen Treue *dort*. Die Sache jener elenden Race iſt es aber nun freilich nicht ſo der Menſchheit den Puls zu greifen, und eigentlich zu fühlen warum es gilt. Ihnen iſts gleich, wer ſiegt, wenn der Beutel voll bleibt. Ich ſubſcribire alſo vollkommen l'arrêt du plus profond mépris. —

Von Thereſen hoffe ich übermorgen Briefe zu haben; mittlerweile ſchicke ich ihr alle für ſie einlaufenden nach. Daß ſie in Sicherheit iſt, kann auf keinen Fall überflüſſig ſeyn, ich bin alſo darüber ruhig, wenn ich auch ſchon meine Einſamkeit tödtlich fühle.

Sie ſchreiben mir zwar, meine Quittung käme zurück, aber ſie war nicht im Briefe, ſo wenig wie das legitimirende Zettelchen, mit dem in B. geſchriebenen Namen des Kaufmanns M. in F. Ich bitte Sie, caſſiren Sie jene Quittung, und ſchicken mir das Zettelchen wieder her. Ich werde nun mein Glück hier verſuchen, indem V. mir ſchreibt, daß mir auch nicht im entfernteſten Verſtande die Hände gebunden ſind, und daß ſeine ſowohl als H. Aeußerung ganz unſchuldig geweſen, und nicht jene beunruhigende Bedeutung habe. Das war alſo ein günſtiger Wurf des Schickſals; noch etliche iſt es uns ſchuldig und ich glaube faſt, es wird nicht banquerott an uns werden wollen. Alſo nur Geduld! Ehe Sie weggehen, laſſen Sie michs wiſſen. Auch das, ob ich hier nichts für Sie thun kann.

Ich bitte Sie aber, liebſter Freund, um Sammlung und Ruhe. Noch ſehe ich keins von beiden, und unſer gemeinſchaftliches Intereſſe fordert ſie doch. Das Böſe, was wir leiden, iſt vorübergehend, und muß — ich ſage es muß ſich wandeln in Gutes, wenn wir unwandelbar ſind.

Ein Jammer iſt der Umweg und die Langſamkeit, die daraus entſteht. — Ich habe ewigen Schnupfen und Huſten; ſonſt fehlt mir nichts; Arbeit mehr als ich beſtreiten kann; aber doch auch gute Laune. Leben Sie wohl und grüßen Sie den ehrlichen Johann.

No. CCCLXXXVI.

Forſter an ſeine Frau in Straßburg.

Mainz den 11. Decbr. 1792.

Es ſind geſtern beiliegende Briefe angekommen. Von Huber erhielt ich einen, der mir in Abſicht meiner Angelegenheiten ſehr lieb war; allein ich wünſchte, daß es nun bald mit ihm ſelbſt zu einer Entſcheidung käme, weil er ſonſt gar zu unruhig wird, und zu finſter alles ſieht. Die Preußen hält er für gar gewaltige Kerle, weil ſie bramarbaſiren, und nun, meint er, ſey Mainz keinen Augenblick mehr vor ihnen ſicher. Ich glaube nichts von allen ihren Drohungen, denn ich weiß, in welchem elenden Zuſtand ſich ihre Armee befindet. Wenn ſie nicht 10,000 Heſſen bei ſich hätten, ſo könnten ſie gar nichts ausrichten; der König ſoll bei dem Angriff auf Frankfurt geſagt haben: eine halbe Stunde will ichs noch anſehen, wenn es dann nicht geht, laß ich die Leute zurückführen — wären alſo die elenden Verräthereien der Handwerksburſchen nicht geweſen, ſo wäre Frankfurt noch in franzöſiſchen Händen.

Heute iſt eine feierliche Seelenmeſſe für die in Frankfurt ermordeten Soldaten gehalten worden, um wenigſtens das hieſige Publicum in der Indignation gegen dieſen Vorgang zu beſtärken. — Das feuchte Wetter kommt niemandem zu gut als den Franken, die nun ihre Feſtungswerke bei Caſſel vollenden können. Die arme Beſatzung von Königſtein iſt ſehr in der Enge. Die Nachricht, die ich vorhin ſchrieb, hatte ein lügenhafter Spion mitgebracht; die Wahrheit iſt, daß die Preußen und Heſſen Bomben haben hineinwerfen wollen, die aber alle darüber hinausgeflogen und in das Städchen unten am Berge gefallen ſind. Die Feſtung hat friſch geſchoſſen, drei feindliche Kanonen demontirt und etwa ſechzig Mann getödtet und verwundet. Allein der Beſatzung fehlt es gänzlich an Pulver, alſo hört ihr Schießen von ſelbſt auf. So viel hat man von einem Soldaten erfahren, der von der Feſtung glücklich hierher gelangt iſt. Andere (preußiſche) Nachrichten ſagen: die Feſtung hielte ſich noch, weil man fordere, die Beſatzung ſolle ſich zu Kriegsgefangenen ergeben.

No. CCCLXXXVIII.

Forſter an Huber.

Mainz den 15. Decbr. 1792.

Ich bitte Sie um Alles, was uns heilig iſt, ſchicken Sie mir das Zettelchen*), welches ich Ihnen geſchickt habe, und deſſen Beſitz mir unentbehrlich iſt. Es iſt mir ganz unbegreiflich, wie Sie haben verabſäumen können, es zugleich mit der Quittung mir zurückzuſchicken, wenn Sie nicht geglaubt haben, daß ich etwas kindiſch Ueberflüſſiges that, indem ich es Ihnen ſchickte. Dieſe Tantalsempfindung, eine Summe, die ich ſo dringend bedarf, nun ſeit acht Tagen hier zu wiſſen, ohne ſie, des verwünſchten Zettelchens wegen heben zu können, gönne ich dem Teufel und ſeinen Gehülfen, aber keinem honetten Mann. Ich bitte Sie nochmals, eilen Sie, wenns noch nicht geſchehen iſt, und ſchicken Sie mir das Ding; ich möchte vor Wuth und Unmuth vergehen, daß ich es Ihnen ſchickte. Mein Gott, wie kann man in Geldſachen ſo ſorglos ſeyn, und — ich mag nicht ſagen, wie michs ergreift; aber ein andermal glauben Sie wenigſtens nicht, daß ich etwas Ueberflüſſiges treibe, wenn ich Ihnen einen Zettel ſchicke, der den Inhaber zum Empfang von * Thlr. legitimirt.

---

*) Um das er in drei Briefen gebeten.

Hier iſt nichts Neues vorgefallen, — und von Th. iſt außer dem erſten Briefe, der ihre Ankunft in Straßburg meldete, auch keine weitere Nachricht eingegangen. — Meine Arbeit mehrt ſich, wenn es nur frommt!

Gott gebe, daß Sie froh, geſund und glücklich ſeyn mögen!

No. CCCLXXXVIII.

Forſter an Huber.

Mainz den 16. Decbr. 1792.

Alle Teufel in der Hölle müſſen ſich verſchworen haben, daß ich wieder einen Brief von Ihnen ſehe und keine

Sylbe wegen des Zettels drin. Liegts an Ihnen, oder nicht, ich begreife bei Gott nichts von Allem, ausgenommen, daß ich in einer Höllenpein bin, bis das verfluchte Ding erſcheint. Eher kann ich auch Ihre Poſtrechnungen nicht berichtigen, denn kriege ich das Ding, das Zettelchen nicht, ſo bin ich ſo blank wie eine Kirchenmaus; ich ziehe keinen Pfennig Beſoldung weder bei der Univerſität noch ſonſt woher.

Meine Briefe müſſen längſt bei Ihnen ſeyn. Ich habe ja faſt täglich geſchrieben.

Von Th. habe ich einen einzigen Brief vom 10ten und ſeitdem nicht. Iſts Nachläſſigkeit oder Infamie der Poſten, ich kann nicht dahinter kommen.

Wir beſorgen nichts, aber ich ſehe je länger je mehr, daß hier nichts zu thun iſt. — Ich will nicht bloß Katzenpfote ſeyn, um die Kaſtanien für Andere zu holen. Eben dazu brauche ich ſchleunigſt das verfluchte Zettelchen, damit ich das Mittel der Locomotivität in der Hand habe.

Ihre Briefliſte beſorge ich; die Weiber grüßen. Leben Sie wohl. Wenigſtens kennen Sie jetzt dieſe Tantalserwartung nicht, in der ich ſeit acht Tagen weder vor- noch rückwärts kann. Es richtet meinen Kopf zu Grunde. Mein Gott! Mein Gott! daß es ſo damit gehen mußte.

Um Alles willen! ſäumen Sie mit dem Zettel (Joh. Mertens) nicht länger. Adieu!

Dieſen Augenblick bringt der Bote Ihre Antwort.

Alles iſt recht gut und recht richtig. Aber in der Hauptſache iſt nichts geſchehen. Der hieſige Kaufmann, der mich auszahlen ſoll und für den ich von Joh. Mertens den Brief empfangen habe, weigert ſich es zu thun, bis ich nicht den in Berlin von der Hand des Kaufmann Rauspach geſchriebenen Zettel mit dem Namen Johann Mertens ihm vorlege. Dieſen Zettel habe ich Ihnen nebſt meiner Quittung durch Johann geſchickt. Ich hatte ihn zur Vorſicht mit Siegellack an den Brief feſtgeklebt; Sie haben meine Quittung zurückgeſchickt, den Zettel aber, an dem mir Alles gelegen iſt, nicht. Kann ich mich deutlicher ausdrücken? Schicken Sie mir augenblicklich dieſen Zettel. Es ſteht nichts darauf als der bloße Name Johann Mertens.

No. CCCLXXXIX.

Forſter an ſeine Frau.

Mainz den 18. Decbr. 1792.

Ich werde Deine Sachen fortſchaffen, l. Fr., ſobald die Wäſche fertig iſt; ſie wird jetzt gebügelt. Ob ich zugleich Bücher und Manuſcripte von mir mitſchicke, kann ich nicht ſagen. Gefahr iſt nicht zu beſorgen, denn ich glaube, vor dem Frühjahr kann Mainz nicht angegriffen werden; aber auf allen Fall ſchicke ich Dir, was Du brauchſt. Ich bitte Dich um Alles in der Welt, recht vergnügt und unbekümmert zu ſeyn, und Dirs an nichts abgeben zu laſſen. Ich bin nicht beſorgt und fühle, daß ich keine Urſache habe es zu ſeyn. Deinem guten Vater muß ich ſeine Anſichten laſſen; was er von Undankbarkeit ſpricht, hat mich nicht irre gemacht, und ich glaube doch Sinn für ſo etwas zu haben. War der K. rechtmäßiger Herr über das, was er vergab? gab er nicht Volkseigenthum weg? Wo iſt denn der Undank? und ſeit wann muß denn der Vortheil eines Einzelnen dem Wohl vieler Tauſende vorgehen? und endlich, kann denn ich hindern, was geſchieht, und iſt Er denn der Menſch, der mich entſchädigt hätte, wenn ich hier weggegangen wäre? nicht zu gedenken, wie niederträchtig dieſe Rolle für mich geweſen wäre — wie hätte ich wohl dabei beſtehen können? Er ſpricht immer davon, daß man nur ſehen müſſe, wie man auskomme, immer ſoll man nur für ſich handeln und nicht denken, ob man ein Vaterland habe oder nicht. Und wie hätte ich denn dieſe kluge Vorſchrift befolgt, wenn ich emigrirt wäre? oder meint er, ich hätte ſollen hier bleiben und etwa, wie ſo Mancher hier, den Baum auf beiden Schultern tragen können? Pfui! da will ich doch lieber Alles aufs Spiel ſetzen, als mir ſo etwas zu ſchulden kommen laſſen. — Doch genug davon.

Ich bin einige Tage ſehr übelgelaunt geweſen, Du wirſt es wohl an meinen Briefen gemerkt haben. Die Sachen gingen hier ſehr verkehrt. Wenn man das Gute mit reinem Enthuſiasmus will und ſich überall von Egoiſten umgeben ſieht, ärgert man ſich. Zudem kam noch, daß ich ſeit acht Tagen kein Geld bekam, obgleich es da zum Erheben bereit lag, weil Huber einen Streich de sa façon geſpielt und ein Zettelchen, worauf Alles ankam, vorenthalten hatte; vermuthlich weil ihm dieſes Zettelchen ſehr überflüſſig geſchienen hatte. Ich habe jetzt das Geld, bin alſo ruhig, es mag gehen wie es will. Hier geht es gut; geſtern und heute ſammeln wir die Stimmen der hieſigen Bürgerſchaft für die Annahme der Freiheit, und es hat keinen Zweifel, daß man die große, große Mehrheit erhalten wird. Morgen ſchicken wir Commiſſarien aufs Land zu eben dem Zweck, und in acht Tagen wiſſen wir, woran wir ſind. Alsdann müſſen Deputirte nach Paris, um der Convention die Einverleibung unſeres Landes in die franzöſiſche Republik anzubieten, und ich habe eine Ahnung, wer wohl einer von den Deputirten ſeyn wird. — —

Es thut mir leid, daß Du fortfährſt zu ſorgen. Suche doch Zerſtreuung, Geſellſchaft und Theater. Wenn dieſer letzte Artikel auch etwas koſtet; wenn Du nur einen Begleiter haſt, ſo laß Dich das nicht abhalten dahin zu gehen. Meinetwegen ſey unbeſorgt; ich arbeite den ganzen Tag und habe keine Zeit mich zu langweilen. Im Klub rede ich täglich ex tempore und es geht gut. Des Abends iſt Dedon, ſein Bruder und die Frauen zum Thee bei mir. Alles grüßt, zumal der alte ehrliche Capitain. Lebe wohl und grüße Treuttels.

No. CCCXC.

Forſter an ſeine Frau in Straßburg.

Mainz den 19. Decbr 1792.

Ehe ich auf meinen Poſten gehe, will ich Euch einen guten Morgen ſagen. Ich hoffe, das ſcheußlich ſtürmiſche Wetter greift Eure Geſundheit nicht an. Unendlich leid thut es mir, daß ich den Koffer mit Deiner Wäſche und Winterkleidern noch nicht abſenden kann, und wiederhole meine Bitte, Dir dort Kleider zu kaufen — welch eine Oekonomie iſt das, Deine Geſundheit zu wagen um albernes Geld! — Eben war ein Hr. v. Rothkirch, ein Schleſier, bei mir; er brachte beiliegenden Brief von Amalie und bittet dringend um Antwort. Er ſollte etwas mitnehmen und wünſchte daher ſehr, daß ich den Brief geöffnet hätte, um die Commiſſion darin zu leſen und auszurichten; allein ich hielt es doch für beſſer Dir den Brief zu ſchicken. Iſt er noch hier, wenn Deine Antwort kommt, ſo will ich Deine Aufträge ausrichten. Er iſt ein artiger junger Mann, der ehedem in der Armee gedient hat, ſeitdem in England und Spanien war, hier demokratiſche Grundſätze äußert, und über Alles mit viel Beſcheidenheit und Sachkenntniß ſpricht.

Von Huber habe ich ſeit mehreren Tagen keine Sylbe; vielleicht ſteckt wieder das Felleiſen bei den Preußen. Unſere Ausſichten, ſo lange der jetzige König lebt, ſind nicht friedlich. Er iſt bekanntlich das Werkzeug derer, die ihn umgeben, dieſe hetzen ihn gegen die Möglichkeit auf, daß Mainz der franzöſiſchen Republik könne einverleibt werden. — Deutſchlands Ehre, meinen ſie, leide es nicht. Inſofern könnte alſo noch der Krieg ſehr blutig werden, wenn Oeſtreich und Preußen ſich obſtiniren dieſe Gegend wieder zu bekommen, und die Republik durch ihre Grenzverhältniſſe und ihr Ehrenwort genöthigt iſt ſie zu behaupten. Ich wünſchte daher faſt, daß unſere heute auf das Land geſchickten Commiſſarien nicht das Schickſal hätten, dieſes Krieges Fortſetzung nothwendig zu machen. Vor einem Angriff dieſen Winter ſind wir wohl ſicher, aber auf das Frühjahr wird es etwas Anderes ſeyn. Die beſte Methode wäre, wenn die Franzoſen noch herzueilten, durch einen plötzlichen Effort die preußiſche Armee, ehe ſie noch Verſtärkungen erhält, zu ecraſiren. Das müßte in den nächſten vier Wochen geſchehen, indem eine Armee von 20,000 Mann noch zu uns ſtieße.

Wir leiden viel von dem Druck der Armee, die uns auf dem Halſe liegt und ganz von uns zehren will. Contributionen werden ausgeſchrieben und erpreßt, die nur das harte Wort *Nothwendigkeit* entſchuldigen kann. Indeſſen gegen andere Kriege geht es noch gnädig. Ich leide mit dem armen Landmann, weil ich ihm helfen möchte und nicht kann. Mancher verkauft ſein Vieh, weil er es nicht ernähren kann, — im Frühjahr wird die Noth erſt recht angehen. — Ich wollte, man könnte einen guten Frieden machen. Strenge Maßregeln gegen Spione, Ariſtokraten, Verräther werden täglich unvermeidlicher; der General droht in einer Proclamation, wer von einer Uebergabe von Mainz oder Caſſel reden werde, ſolle auf der Stelle gehangen werden, und die Adminiſtration hat heute beſchloſſen, der Beamte, der einer Treuloſigkeit gegen die Franken überwieſen und deßhalb abgeſetzt wird, ſoll zugleich aus Stadt und Land verwieſen ſeyn. Wir hören täglich von Correſpondenz mit dem Kurfürſten und ſeinen Leuten.

No. CCCXCI.

Forſter an Huber.

Mainz den 20. Decbr. 1792.

Endlich, liebſter Freund, wieder ein Wort von mir, ob ich gleich von Ihnen keine Sylbe mehr ſeit langer Zeit höre. Meine Sorge um das Geld hat ein Ende; ich habe endlich den Kaufmann dahin gebracht, oder vielmehr ſein eignes Intereſſe hat es gethan, indem er die Zinſen ſeines todtliegenden Capitals verlor, daß er ohne Rückſicht auf das berüchtigte Zettelchen mir ausbezahlt hat. Ich ſchreibe deßhalb mit heutiger Poſt an den Kaufmann M. in F., um ihm Nachricht davon zu geben.

Jetzt habe ich aber eine andere dringende Sorge, denn es iſt beſchloſſen, daß ich nie ruhig ſeyn ſoll; die iſt um Sie ſelbſt. Warum ſchreiben Sie nicht? ich will wünſchen, daß eine ſchleunige, keinen Aufſchub leidende Abberufung nach Dresden Schuld daran iſt; wenigſtens mag ich nicht allen trüben Gedanken Raum geben, die mir durch den Kopf ziehen. Unſre Franken glauben zwar, daß man in F. unter lauter Verräthern lebt, allein Sie haben doch weder durch Ihre Grundſätze, noch durch Ihr Betragen Verdacht erregt, und Ihr öffentlicher Charakter ſchützt Sie vor willkürlicher Mißhandlung.

Von unſern Lieben in Straßburg habe ich wenig aber gute Nachricht. Es iſt Alles gut, nur langſamer als wirs wünſchten und glaubten, gegangen, indem die Pferde wegen des Zuges der Armeen überall fehlten. Brand hat geſchrieben — die Revolution ſcheint auch in England ihrem Ausbruch nahe. In Worceſter wollte ſich das Militair gegen die Revolutionsfreunde nicht gebrauchen laſſen! Man befeſtigt den Tower in London, zieht die Bürgermiliz bei London zuſammen und giebt noch andere Symptome des politiſchen Wahns zu erkennen, der die Häupter der Erde ergriffen hat. Brand wünſcht natürlich nach England zurück.

Wir ſind hier ganz ruhig. An einen Angriff von den Preußen denkt hier kein Menſch. Ich glaube faſt, man denkt ihn ſich gar zu unmöglich, und dieſe Sicherheit könnte den Preußen ein ſchönes Spiel machen. Ich wünſchte, ſie blieben nur weg. Es wäre doch Schade, wenn Caſſel uns genommen würde, der Feind ſich dort ſetzte und uns nun ganz und gar von dem jenſeitigen Ufer abſchnitte. Die Mainzer ſind die alten, die Sie kennen; „wer uns gewinnt, der hat uns," ſagen ſie, und damit ſchlafen ſie ruhig, bis irgend ein Alarmſchuß ſie weckt; ſogleich meinen ſie, die Preußen wären ſchon in Caſſel.

Ich ſehne mich nach einigen Zeilen von Ihnen. Es iſt Alles, was ich vermag, in dieſer Einſamkeit gutes Muths zu bleiben. Sie müſſen gemerkt haben, wie es in mir tobte, wie ich in Gefahr war, die einzige Hülfe, welche mich jetzt unabhängig von Allem, außer meinen Grundſätzen, macht, zu verlieren. Jetzt kann ich mit Ehren — bleiben oder gehen. — Hier ſind Ihre Poſtrechnungen quittirt zurück.

An Arbeit von früh bis in die Nacht fehlt es nicht, und das iſt von einer Seite recht gut; man grübelt deſto weniger. Es iſt doch ein ſonderbares Leben in dieſen Zeitpunkten, wo man als öffentlicher Beamter ſo vor aller Menſchen Augen da ſteht, und nicht bloß repräſentiren muß, was ſo Viele konnten, nein handeln, und doch ſeinen Ruf und die Achtung des Volks behalten! Je nun! Einmal lebt man nur; ſo ſey es denn auch honett gelebt, ſo daß man Ehre davon hat!

Leben Sie wohl, Lieber, Guter. Ich wünſche Sie froh, wenigſtens ruhig zu wiſſen. Gott! wer doch jetzt erſt dreißig Jahre alt wäre! — Nochmals leben Sie wohl!

No. CCCXCII.

Forſter an ſeine Frau in Straßburg.

Mainz den 22. Decbr. 1792.

Ich danke Dir für Deine Briefe! ich habe ſie nun alle viere, auch den fünften; aber es iſt äußerſt ſchwer, ſie vom Poſtamt herauszukriegen. — Ich habe heute Briefe von Huber vom 19., worin er mir ſagt, daß er wohl iſt und mich, der ich ſeit zehn Tagen nichts von ihm geleſen hatte, aus aller Verlegenheit reißt. So viel erſehe ich aus ſeinen Briefen, daß er den Preußen Alles glaubt, denn er ſpricht von den vielen Alarmen, die wir hier ſeit dem vierzehnten gehabt haben müßten, wovon wir nichts wiſſen. Die Wahrheit iſt, daß die Preußen ſehr natürlich in Frankfurt das große Maul haben, weil es ihnen wohl in ihrer Haut iſt; hingegen fehlt es dem größten Theil ihrer Armee an Allem. Sie liegen in dem naſſauiſchen Gebirge, retranchiren ſich und haben nichts zu beißen, denn ſie haben keine Magazine, ſondern leben au jour la journée. Ihre Pferde erhalten täglich nur fünf Pfund Heu, alſo eine drittel Ration. Kurz, man iſt in ſo elenden Umſtänden, daß man gar nicht daran denken kann uns nur eine fausse, geſchweige denn eine veritable alarme zu machen. Ich lebe in unaufhörlicher Arbeit, ſehr geplagt, aber geſund und gutes Muths. Die fränkiſche Armee iſt noch bös auf die Frankfurter, das iſt das Einzige, was ſie etwa bewegen könnte, nochmals im Winter zu marſchiren, denn ſonſt ſind ſie der Nachtwachen und der ungeheuern Abmattung müde. Auch ziehn eine große Anzahl Volontairs, deren Engagementszeit verfloſſen iſt, nach Hauſe. Das giebt häßliche Lücken! Ich wünſchte, man machte jetzt bald einen großen Effort, vernichtete die Preußen, ehe der Frühling käme, wo ſie Verſtärkung erhalten müſſen, und nähme Frankfurt wieder ein. In dieſem Fall wären wir der Zuſtimmung dieſes ganzen Landes für die Freiheit ſicher. Dieſen Effort muß die franzöſiſche Republik machen, und ſie kann es, wenn ſie will. Ihre Waffen verbreiten jetzt Schrecken, Dumouriez iſt in Geldern, die Preußen ſind matt, müde, kränklich, ſchlecht verſorgt und fürchten ſich obendrein. Es kommt nur auf 15,000 Mann Verſtärkung an, um etwas Entſcheidendes zu thun.

In dieſem Geſchäft, Stimmen für die Annahme der fränkiſchen Verfaſſung zu ſammeln, fängt der unverſtändige Mr. an, uns offenbar entgegen zu arbeiten, einzig weil er nichts damit zu thun hat. In ſeiner Zeitung vernichtet er unſre Maßregeln und wir haben ihn heute förmlich beim General verklagen müſſen. Er kennt weder den General, noch die Mainzer, noch uns. Aber dem Menſchen iſt nicht zu helfen. Seine elende Zeitung wirkt doch zuviel aufs Landvolk, und er giebt uns darin ein förmliches Dementi. Ich bedaure ſeine arme Frau — aber ſoll man das ganze Geſchäft der Freiſprechung um dieſes verworrenen Menſchen willen zu Grunde gehen laſſen? — Ich wünſche von ganzem Herzen, daß Du zufrieden und froh ſeyſt. Es wäre jetzt

Thorheit, eher, als bis alle Gefahr vorüber iſt, an Deine Rückkehr denken zu wollen. Ich hoffe noch immer, daß der Frühling uns Frieden bringe, zumal da England mit ſchnellen Schritten einer Revolution entgegeneilt und damit die letzte Hoffnung der Coalition zu Grunde geht. Wenn der Krieg fortwährt, warten wir, bis die Sonne des Friedens wieder leuchtet. Mein Geiſt iſt, Gott ſey Dank! unabhängig von Allem, und ich gehe meinen geraden Gang, überzeugt, daß ich nach beſter Einſicht handle; das Uebrige iſt Tand. Es iſt mir lohnend, wie Alles mit mir zufrieden iſt und mit Einer Stimme billigt, was ich treibe. Alle entſcheidende Maßregeln habe ich noch vorgeſchlagen und durchgeſetzt. Es werden noch mehr folgen müſſen! Wir ſind noch zu jung hier, um die Unterabtheilungen der Parteien zu kennen. Alles iſt ſtupid und will befohlen haben — ausgenommen einige Ariſtokraten. Was wird es ſeyn, wenn dieſe armen ſtumpfſinnigen Leute erſt wirklich inne werden und glauben, und daß ſie keinen andern Herrn haben als ihren Willen. Ich glaube, dann kommt etwas viel Tolleres als in Strasburg zum Vorſchein. Aber ich hoffe, im Ganzen geht es; und wenn dann erſt Parteien wie in Frankreich entſtehen, haben wir gewonnen.

Ich danke Dir für Deine Schilderung Deiner neuen Bekannten. Dergleichen kann ich Dir nichts ſchreiben, Mainz wird nicht mehr von Fremden beſucht. P. hat reſignirt — aus Bequemlichkeit. Viele Glieder haben ſich aus dem Jacobinerklub ſtreichen laſſen, weil die Rede davon iſt, die Liſte der Mitglieder an den König von

Preußen zu ſchicken. Vogt, der excellente Kopf, iſt unter ihnen. Es wundert mich dieſes weniger, als daß er ſich einſchreiben ließ. — Im Grunde wunderts mich bei Keinem, denn ſie ließen mich nie erwarten, daß ſie würden eine Prüfung überſtehen.

No. CCCXCIII.
Forſter an Huber.

Mainz den 23. Decbr. 1792.

Mein armer lieber Freund! Ich ſchreibe Ihnen etwas ruhiger, weil ich weiß, daß Sie meinen Brief haben, der Ihnen ſagt, daß ich ausgezahlt bin; aber ich fühle ſehr, wie ich Ihnen wehgethan habe, als ich ſo unmuthsvoll klagte. Gott! Alles hing an dieſer — freilich nur ſehr temporairen — Unabhängigkeit, die ich mir durch die Annahme jenes Geldvorſchuſſes verſchaffen wollte; und nun war mir Alles durchkreuzt und ich wußte nicht, wie täglich und ſtündlich ich in den Fall kommen konnte, wo dieſe Maßregel das Einzige war, was mich von der Verzweiflung retten würde. Dazu kam noch, daß ich das Geld längſt vor der Einnahme von F., den Tag als Th. hinreiſte, ohne die geringſte Schwierigkeit hätte heben können; nun machte ich mir Vorwürfe über meine übertriebene Delicateſſe, nun ärgerte michs doppelt, als B. zur Erläuterung ſchrieb, es ſey nun und nimmermehr die Abſicht geweſen, mich in Betreff meiner politiſchen Grundſätze einzuſchränken, und mich flehend bat, das Anerbieten anzunehmen; nun dachte ich, da ſo Manches mir zugleich durch den Kopf ging, es ſolle und müſſe Alles falſch, ſchief und zu Grunde gehen. — Kurz, Alles ſtürmte in mir auf, ſo daß ich wirklich Höllenqual litt. Verzeihen Sie mir alſo, was ich in dieſer Angſt meines Herzens ſchrieb. — Und — bedarf es noch des ausdrücklichen Bekenntniſſes, daß ich den Umſtand mit dem Zettelchen für etwas ſehr Natürliches halte, was bloß mir unter den jetzigen Verkettungen ſo peinlich war.

Ach Gott, ja wohl muß jeder von uns leiden, wie und was er kann! Daß ich nicht auf Roſenbetten liege, weiß ich am beſten, und was zumal jetzt mich ängſtet und quält, iſt ſchwer Ihnen zu ſagen, und Sie faſſen mich doch eher als jeder Andre. *Ich bin hier ganz allein*; Sie wiſſens und glaubens mir.

Ich halte Contenance, das iſt aber Alles. Zum Glück will Gott der Sache beſſer, als die Tröpfe, die ihr Heil verkennen. Ich bin überzeugt, die Pforten der Hölle überwältigen die neue Freiheit nicht. Machen Sie doch, daß Sie auf jeden Fall reiſefertig ſeyn mögen, wenn Sie je hören, daß man ſich von hier aus dorthin nähert. Denn das wird ſchrecklich ſeyn, und iſt nicht zu vermeiden; die Menſchen ſind einmal nicht Engel, auch wenn ſie ça ira und den marſeiller Marſch ſpielen. Rache iſt ein furchtbares Wort.

Th. iſt wohl und gutes Muthes. Sie zurückkommen zu laſſen, bis vollkommene Entſcheidung da iſt, wäre Thorheit, obgleich ein doppelter Haushalt, in dieſem Augenblick gerade, auch wie Thorheit ausſieht. Es iſt aber nun ſo.

Noch einmal, mein Lieber, verzeihen Sie mir den Schmerz, den Sie durch mich gelitten, und entſchuldigen Sie mich mit den Meinigen. Alles iſt nun gut und ich bin, was ich etliche Tage gar nicht war, Ihretwegen ruhig. Adieu.

No. CCCXCIV.

Forſter an ſeine Frau in Straßburg.

Mainz den 24. Decbr. 1792.

Ich erinnere mich, daß es morgen Weihnachten iſt, und ſende daher Dir und den Kindern beigehende Kleinigkeit, für die Du das Nöthige anſchaffen wirſt. Die zwei Aſſignate von fünf Livres ſind für Liſe beſtimmt, mit meinem Gruß für ihre Liebe und Treue. Ihrer alten Schweſter habe ich, ſo wie Du wünſchteſt, ſechs Franks nach Elfeld geſchickt, und ſechs andere von Liſens Lohn, wie ſie es will, hinzugelegt. Hier halten wir uns gut und wacker. — Ich fand es ſchicklich und angemeſſen, die mir näher ſtehenden Mainzer einmal zu mir zu laden — deßhalb bat ich * * u. ſ. w. geſtern zum Eſſen.

Wir blieben auch zum Thee, bis Abends zehn Uhr beiſammen, ſorglos und luſtig, als gäb' es keine Preußen in der Welt, aber auch ohne von ihnen zu ſprechen, da ich das Pochen verabſcheue.

Alles überzeugt mich je mehr und mehr, daß eine große Anſtrengung uns hier nicht nur Luſt machen, ſondern auch die Freiſprechung unſers dieſſeitigen Landes und vielleicht den Frieden beſchleunigen, ja zuſichern würde. Die Preußen deſertiren ſehr ſtark zu uns; die Frankfurter ſind ſchon mit ihnen unzufrieden; im naſſauiſchen Gebirg haben ſie nichts zu eſſen; alles muß dort herunter aus Franken gebracht werden. Nähme man ihnen Frankfurt und Hanau, ſo müßten ſie verhungern, ſich ergeben, oder nach Weſtphalen gehen. Das Letzte wäre das Beſte, denn Dumouriez kann dort gute Rechenſchaft von ihnen geben. — Er iſt ſchon in Cöln! — Alſo nur 20,000 Mann Hülfe nebſt dem, was ſchon hier iſt, um ſie über den Rhein zu jagen, Frankfurt und Hanau zu nehmen, gegen Franken vorzurücken — ſo wären wir geborgen und keine Gefahr eines künftigen Feldzugs bleibt übrig. In Frankfurt iſt Geld — denn das iſt auch kein gleichgültiger Artikel. Bange iſt ihnen, denn ſie ſchreiben ein über das andre Mal an Cuſtine, um ſich zu entſchuldigen und ſich mit ſchlechten Argumenten weiß zu brennen. Aber er patzt ſie gewaltig ab. Entweder wußte der Magiſtrat, was vorging, ſagt er, oder er wußte es nicht; im erſten Fall verrieth er, im andern war er dumm und ſeines Amts und des

Vertrauens ſeiner Mitbürger nicht würdig. Das iſt ſchwer zu beantworten.

Der Coadjutor iſt in Frankfurt. Nun meinen die albernen Mainzer ſchon bei jedem Trompeter, der einen Paß bringt, er laſſe dem Cuſtine die Stadt abfordern. Weit davon! Dagegen ſchickt der Nationalconvent Commiſſarien und läßt die eroberten Länder nun wirklich in Beſitz nehmen. Die ganze Herrlichkeit hat alſo nun ein Ende, und es iſt gut, daß ſie ſich nur bald erklären, ſonſt *müſſen* ſie frei werden, ſie mögen wollen oder nicht. Die Bauern erklären ſich herzhaft, die wenigſten ausgenommen, wo Pfaffen und alte Beamte ihnen Flöhe ins Ohr ſetzen, und ſie ſich alſo noch Bedenkzeit ausgebeten haben. Denn auch dieſe ſind für die Republik, nur haben ſie nicht Muth.

Von Huber hatte ich geſtern und vorgeſtern Briefe; er iſt voll Mißmuth, wie leicht zu denken iſt, da er, ſo lange ſeine Verhältniſſe dauern, ſeine Anſichten und Denkart ihnen unbedingt zu opfern beharrt. Er will im Frühling fort, wenn man ihn nicht abruft, was er jedoch von Poſttag zu Poſttag erwartet.

No. CCCXCV.

Forſter an ſeine Frau in Straßburg.

Mainz den 25. Decbr. 1792.

Ich hätte eigentlich Deinen lieben Brief geſtern früh bekommen ſollen, dann hätte ich Dir ſeinen Empfang noch anzeigen können. Die erſte Unruhe iſt nun vorüber und mit ihr auch meine Ungeduld, die leider nicht Dir allein läſtig geworden iſt. Ich geſtehe gern, daß ich es etwas weit damit getrieben habe. Ob mich meine Lage ein wenig entſchuldigte, will ich nicht unterſuchen — verzeih Du mir, liebe Frau, den Antheil, der auf Dich gefallen iſt.

Meine Geſundheit erhält ſich noch immer zum Verwundern, da ich bei dieſem unerträglichen Wetter den Tag vier bis fünf Mal im Koth herumſteige und gar nicht darnach ſehe, ob ich naſſe Füße habe oder nicht. Es iſt ohne Zweifel etwas ganz Eignes, mit dieſen Geſchäften ſowohl als mit dem menſchlichen Körper. Manches Jahr fühlt einer nichts, und er darf Alles unternehmen; ein anderes Jahr iſt man krank und frißt die ganze Apotheke aus. — Heute Morgen entſchloß ich mich kurz und gut, ohne einem Menſchen ein Wort davon zu ſagen, meinen Zopf zu verabſchieden. Der Friſeur verrichtete dieſe große Operation, und alle Welt behauptet, daß ich ſehr zu meinem Vortheil à l'Abbé erſcheine, beſonders viel völliger ausſehe. Hier iſt etwas Haar, zum

Beweis, daß die Sache wirklich geſchehen ſey. Ich freue mich wie ein Narr, nun es geſchehen iſt; denn ob ich gleich noch zur Zeit den armen Friſeur beibehalte, ſo iſt es doch nun weit mehr in meiner Macht, mich ſelbſt zu bedienen, wenn es Noth thut. Du fragſt, ob die Leute alle bei mir eſſen? unſer alter Capitain, das verſteht ſich. Debons kommen nur zum Thee, B. glaubt durch ſein Geſchäft ein Recht dazu zu haben, was ich ihm gern einräumen wollte, wenn er ein thätiger und geſchickter Menſch wäre. Er iſt aber nicht fähig einen Beſchluß der Adminiſtration mit Klarheit abzufaſſen. Du haſt aber mit Deiner Ermahnung recht: Küche und Keller werden in Requiſition geſetzt, und ich will bei der nächſten Gelegenheit dem Dinge ein Ende machen, indem ich ſelbſt à table d'hôte gehe.

Indeß dauert es ohnehin nicht mehr lange, denn unſer Reich geht zu Ende. Die neuen Decrete des Nationalconvents vom ſechzehnten December, die Du leſen wirſt, wollen überall proviſoriſche, vom Volk gewählte Adminiſtrationen aufgeſtellt wiſſen, und ſchließen alle diejenigen von der Wahl aus, die vorher zu einem privilegirten Körper gehörten. Dadurch bin ich, Blau, Reuter u. ſ. w. auch von der Möglichkeit, das nächſte Mal wieder gewählt zu werden, ausgeſchloſſen, weil ich zur Univerſität gehöre. Ich habe vielleicht nicht Zeit, dieſes Treuttel zu ſchreiben, alſo ſage Du es ihm, denn dies macht es um ſo viel nöthiger, daß ich mich anderswo hinwende. Von einer Seite, wenn hier nur erſt Ruhe und Sicherheit für Dich wegen Gefahr eines Angriffs wäre, würde mirs am angenehmſten ſeyn, hier vorerſt ruhig fort an meinen literariſchen Beſchäftigungen arbeiten zu können und von öffentlichen Geſchäften eine Zeit lang diſpenſirt zu ſeyn. Das einzige inconvenient beſteht darin, daß man jetzt aus der öffentlichen Laufbahn herausgeriſſen wird, und hernach wieder dieſelbe Mühe hat, ſich in die Arbeit hinein zu finden. Doch ich kann Alles abwarten und bin mit Allem zufrieden, weil nichts kommen kann, worüber ich nicht meine Partei zu nehmen wüßte.

Ich will das Leben der La Motte *) dem Buchhändler Cotta anbieten, und nimmt ers nicht, einem andern. Wenns Dich amuſirt, ſo iſt das ſchon Grund genug, Dich damit zu beſchäftigen. Ums Brod wünſchte ich nicht, daß Du arbeiteteſt; ich kann noch Weib und Kind ernähren, auch wenns Noth thut, einen ganz andern Einſchränkungsplan als bisher befolgen, und möchte nicht, daß Du Dir Dein Leben und Deine Laune mit Ueberſetzen verkümmerteſt. Am wenigſten will ich, daß Du damit Deine Geſundheit ſchwächſt. A propos! nimmt Treuttel ſelbſt nicht die Ueberſetzung an? Du wirſt, wenns nicht mehr als ein Band iſt, leicht ſelbſt damit fertig werden, und kannſt es mir zur Durchſicht ſchicken,

---

*) Mémoires de Madame de la Motte Valois, der Haupt-Intrigante bei der berüchtigten Halsbandgeſchichte.

oder an Huber unmittelbar, wenn Treuttel es nicht druckt *).

Der Klub macht mir auch noch viel zu ſchaffen, weil ich dabei noch immer thätig bin und dem Willigen gern aufgelegt wird. Indeß geht es doch um ſo viel beſſer. Von Hauſe höre ich kein Wort. Ich glaube, ſie getrauen ſich nicht mehr uns zu ſchreiben. —

No. CCCXCVI.

Forſter an Huber.

Mainz den 28. Decbr. 1792.

Es iſt kläglich, mein Beſter, wie langſam die Poſten gehen. Warum kann ich nicht fliegen, um Sie aus Ihrer Unruhe zu reißen? Sie müſſen indeß nun längſt Nachricht haben, daß Alles wieder im Gleiſe iſt. Laſſen Sie mich nun wiſſen, daß Sie wohl ſind und beſſeren Tagen ſo gewiß entgegenſehen, wie wir die Rückkehr des Sommers erwarten können.

Von Thereſen habe ich endlich Briefe; ſie bleiben nur bisweilen bis 10 Tage unterwegs; Gott weiß, wie unordentlich Alles zugeht. Sie iſt geſund und ſcheint ſich ein wenig in die dortige vereinzelte Lage zu finden.

---

*) Dieſe Ueberſetzung ward nicht gemacht; aber Alles, was Forſter damals abrieth, nebſt deſſen Folgen, legte die Pflicht ſpäterhin der Frau auf.

Neuigkeiten kann ich Ihnen nicht ſchreiben. Sie haben den Moniteur ja früher als wir, wenn wir auch Bulletins zuweilen früher haben. Aber das kann ich Sie verſichern, daß wir hier die Butter ſo vortrefflich wie ſonſt zu achtzehn Kreuzer das Pfund eſſen und Alles nach dieſem Verhältniß in ſehr billigem Preiſe iſt. Im März wird es allerdings theurer werden können, aber was kann nicht noch bis dahin geſchehen? vielleicht gar Friede geſchloſſen werden.

Die Decrete des Nationalconvents, welche die Freierklärung aller occupirten Länder betreffen, haben uns doch nicht unvorbereitet gefunden. Von Speier bis Bingen haben ſich faſt alle Stimmen einmüthig für die Annahme der franzöſiſchen Verfaſſung und Einverleibung mit Frankreich erklärt. Hier in der Stadt iſt mehr Lauigkeit, wie zu erwarten war, da die Städter von den Ausgewanderten lebten. Indeſſen geht das nun in Einem hin, denn die diſſentirenden Stimmen in der Stadt ſind in der entſchiedenen Mehrheit des ganzen Landes ein Tropfen, und nach den Begriffen der Freiheit und Gleichheit iſt eine Stimme eine Stimme, und ein Menſch ein Menſch, auf dem Lande ſo viel geltend wie in der Stadt.

Dies wird nun hoffentlich die Ruhe in Europa herſtellen; denn ich glaube nicht, daß man jenſeit des Rheins im Ernſt darauf denken könne, die Leute, die ſich freiwillig trennen, wieder mit großem Aufwand und noch größerer Ungewißheit des Erfolgs an ſich reißen zu wollen. Doch was im Rath der Götter beſchloſſen iſt, wollen wir nicht ergründen; es iſt genug, wir ſehen, was geſchieht.

Zum Verwundern iſt es, daß ich bei dem ſcheußlichen Wetter noch geſund bleibe. Aber es hält ſich damit noch in der That gut, wenn auch zuweilen ein Kopfweh unvermeidlich iſt.

Es liegt ein Pack, aus Jena glaube ich, hier, mit Druckſchriften zum Recenſiren. Nicht wahr, es preſſirt nicht; oder ſoll ichs Ihnen ſchicken? Ich wünſchte doch, daß Poſten und Marktſchiffe in dieſer Jahrszeit, wo alle Kriegsoperationen unmöglich ſind, wieder in Gang kämen.

Nun leben Sie wohl, Lieber, und laſſen Sie mich direct oder indirect von ſich hören, ſo oft Sie können.

No. CCCXCVII.

Forſter an ſeine Frau in Strasburg.

Mainz den 28. Decbr. 1792.

Es iſt ſchon recht ſpät, aber ein ſonderbarer Umſtand hindert mich am Schlafen, und da will ich zu ſchreiben anfangen, um mich zu zerſtreuen. In X. Hauſe logirt eine Compagnie Soldaten, weil er alle ſeine Meubles weggebracht hat, mithin kein Officier da wohnen kann. Heute riecht man Brand im Hauſe; ich komme um zehn Uhr nach Hauſe und begegne Mariane, die mich aufſuchen will; — es brenne bei X. Stell' Dir vor, da hat ſich ein Theil der armen Teufel, um es ſich bequem zu machen, in den neuen Kamin, den X. im hintern Cabinet bauen ließ, gebettet und auch ihre Suppe dort gekocht. Nun iſt aber der Kamin fehlerhaft angelegt, das heißt, zu nahe an einem quer hinlaufenden Balken, der ſchon längere Zeit mag gegleſtet haben und nun in Flamme gerieth. Wir ließen die Bretterbekleidung losreißen und ſahen ihn nun wirklich einige Schuhe weit brennen. Er wurde ausgehauen und das Feuer gelöſcht. Einige Stunden ſpäter, wenn die Nachtruhe die Sache länger unbemerkt gelaſſen hätte, wäre die Neumünſterſtraße in großer Gefahr geweſen. Das war die Folge der übeln Maßregel ſo vieler Emigranten, ihre Wohnungen ausgeleert zurückzulaſſen, weßhalb ſie keinen Officiers gegeben werden können. Es war ſpaßhaft zu ſehen, wie die drolligen Kerle da lagen und zuſahen, während Maurer hauten und die Mägde Waſſer trugen. „Schöne Wirthſchaft, Ihr Herrn, ſagte ich, Ihr habt Euch da etwas Schönes eingebrockt!" — „Wir? wir haben nichts gethan, wir wiſſen von nichts; ſchon geſtern rochen wir Brand, wir ſuchten im Stroh nach; aber es war nichts zu ſehen. Es iſt ein kleiner Lumpenkamin (une petite cheminée de rien), der unſer Suppenfeuer nicht einmal ausgehalten hat." — Als der ausgehauene Balken endlich einſtürzte und der Schaden zu Tage lag, fing ihnen an Angſt zu werden, ſie äußerten Beſorgniß, wie es ihnen bei ihren Officiers ergehen werde, und eigentlich ſind ſie zu entſchuldigen, denn ſie konnten die Unvernunft des Baumeiſters nicht errathen, ſondern folgten dem gemeinen Gebrauch, einen Kamin als Feuerherd zu benutzen. Das Haus ſieht wüſt aus, alle Tapeten ſind herabgeriſſen, alle Wände bekritzelt. — Da das Feuer nun gelöſcht iſt und die Müdigkeit mich überfällt, verſpare ich die Fortſetzung bis morgen.

Den 29. Decbr.

Es iſt nun das Decret vom 22. hier, welches den dritten Artikel des vom funfzehnten zurücknimmt. Das ändert Alles; jetzt kann jedes Mitglied der Adminiſtration wieder gewählt werden, und es könnte leicht ſeyn, daß man mich wählte. In dem Fall bliebe ich hier, nach wie vor, und Du bliebſt in Strasburg, bis es Frieden giebt, oder bis alle Gefahr einer Belagerung vorbei iſt. Dorſch[*] wird ſchwerlich wieder gewählt; die Pfaffen können ihn nicht leiden und haben den Leuten zu viel Flöhe ins Ohr geſetzt. Einer, der Pfarrer Turin von der Ignazenkirche, entſchuldigte ſich letzthin bei allen ſeinen Schaafen, daß er mit Dorſch ſpazieren gefahren ſey und folglich Skandal gegeben habe. So ſieht es hier noch in den Köpfen aus — was wird es jetzt an ein Ausmiſten gehen!

Ich will nur noch mit ein paar Worten auf Deinen Brief antworten. Das erſte iſt: ſchränke Dich doch nicht ſo elend ein! Ich rechne für den Monat auf acht oder zehn Louisdor und dieſe will ich mit Freuden geben, damit Du und die Kinder gut lebſt und Du nicht ſo ſparſt, daß Eure Geſundheit herunterkommt. Was Du Dir etwa mit Ueberſetzen gewinnſt, iſt nebenher. Die Lamotte für Voß iſt ein guter Einfall, und ich nehme deßhalb mein Anerbieten, an Cotta zu ſchreiben, zurück. Dein Koffer liegt mir ſehr am Herzen; aber ich hatte noch nicht Zeit, ihn packen zu laſſen. Beharre doch nicht, mit dem Wenigen, was Du mitnahmſt, Dich zu behelfen.

---

[*] Ein ehemaliger mainzer Prieſter, der die vom Geſetz gegebene Erlaubniß benutzte, die Kirche zu verlaſſen und in den Eheſtand zu treten.

Daß wir en état de siège ſind, heißt doch noch nicht Thore geſchloſſen und Verkehr abgeſchnitten. Sie ſind noch immer offen und man geht aus und ein. Es iſt auch noch nicht theurer; Mariane kauft die Butter noch um achtzehn Kreuzer, und ſo nach Verhältniß Alles. Im Frühjahr könnte es freilich theurer werden. Die Contributionen haben nun ein Ende, und dem Bauer iſt doch etwas übrig geblieben. Man ſpricht von einem Waffenſtillſtand (suspension d'armes), aber ich glaube nicht, daß einer zu Stande kommt, denn meines Erachtens müßte Anerkennung der Republik ein Präliminarartikel ſeyn.

Die Nachrichten, welche mir meine ſtrasburger Freunde durch Dich geben, ſind mir ſehr lieb. Bitte ſie um gütige Fortſetzung; es iſt immer ſehr gut, wenn man ſeine Leute kennt. Bleibe Du, das bitte ich Dich! rein republikaniſch und halte Dich an die demokratiſche Partei, die aber leider auch in zwei Parteien zerfällt — indeß muß ſichs da erſt in Paris entſcheiden, ehe es ſich in Strasburg entſcheidet, welche die andre bezwingt. Ich habe noch immer alle Arbeit des Klubs hier auf dem Halſe. Alles muß ich aufſetzen, weil Keiner kann und Niemand ſich Mühe giebt. Ich bin geſund, unerachtet des ganz unerhörten naſſen Wetters, in dem ich täglich die Straßen durchpatſche.

Ich glaube nicht, daß es dem König gut geht. Paris leidet es nicht, und Frankreich auch nicht. Er wird geopfert werden müſſen, ſonſt giebt es eine neue Revolution. Wir leben in einer ſonderbaren Kriſe, wo es nicht mehr möglich iſt, Mittelſtraße und Mäßigung zu beobachten, wo es ſogar Pflicht wird, zuweilen zu Extremen zu greifen. Nur daß es Männer mit reifer Einſicht und Ueberzeugung, mit umfaſſendem Geiſt und feſtem, vollem Herzen thun; nicht leidenſchaftliche Schwärmer, noch kurzſichtige, ſelbſtzufriedne Thoren. Viel ſtille Freude iſt in einem ſolchen Zeitpunkt nicht zu hoffen. Man wirkt, wird getrieben, man hält ſich und ſorgt nur, ſich ſelbſt nicht zu verlieren. Alles Uebrige hängt nicht von uns ab. Ich denke, vielleicht kommt eine ruhige Zeit wieder. Doch wozu geträumt, wenn das Gegenwärtige Alles abſorbirt? Ich will keiner kleinen Freude, die ich auf meiner Bahn finde, den Rücken wenden, aber auch nicht aus dem Wege gehen, um eine ſolche aufzuſuchen. Mein Weg liegt gar zu beſtimmt vor mir.

No. CCCXCVIII.

Forſter an ſeine Frau in Straßburg.

Mainz den 31. Decbr. 1792.

Dein Plan, nach Neuſchatel zu gehen, machte mich nicht wenig betroffen. Deines guten Vaters Anſichten müſſen Dich zu keinen gefährlichen Schritten verleiten. Das preußiſche Verhältniß von Neuſchatel würde für uns Alle ſehr mißlich ſeyn; und wenn ich mir nun vollends hinzudachte: „ſie conſulirt Türkheim! nun vollends den!“ demnach war mir Deine Nachſchrift ſehr lieb. Es ſey fern, daß ich mir erlauben wolle, Dir einen Wunſch zu verſagen, am wenigſten von dieſer Art, wo es darauf ankommt, eine frohere Exiſtenz unter alten Freunden zu genießen; allein es ſchöbe doch die Ausſicht, mich meinen Kindern wieder zu nähern und froh für ſie arbeiten zu können, zu weit hinaus.

Iſt es nicht ſonderbar, daß gerade die Frankfurter ſo ungehalten auf mich ſind. Doch ich irre ja! preußiſche Officiere ſind es geweſen, die, nach Deinem Briefe, ſo viel Böſes von mir geſagt haben ſollen. Neulich hat der neuwieder Zeitungsſchreiber geſagt: was ich ſeit der Einnahme von Mainz über die Freiheit geſchrieben hätte, ſey meiner nicht werth; und Archenholz ſchreibt in einem Briefe an mich, Zeit und Arbeit ſey dabei verloren, wenn ſchriftſtelleriſche Wirkung der Zweck ſeyn ſollte. Das wäre nun wohl nicht der Fall, wenn ich ihm Manuſcript für die brittiſchen Annalen lieferte. Vielleicht gebe ich mich noch zu guter letzt daran, den Leuten begreiflich zu machen, daß es ja nicht immer für die unſchlüſſigen, mattherzigen, ekeln Leſer geſchrieben, ſondern auch zur rechten Zeit für das Bedürfniß der Gegenwart gewirkt ſeyn müſſe, und daß man darum nicht aufgehört hat Menſch und Bürger zu ſeyn, weil man Schriftſteller war, und es wieder werden kann. Um Deinen guten Vater in Göttingen iſt mirs recht leid! er iſt doch nur darum Ariſtokrat, weil er nicht funfzig Meilen ſüdlicher wohnt. Das Programm zu ſchreiben hatte er ja wohl hohen Miniſterialbefehl erhalten? Ich bin ſehr ungeduldig, es zu leſen.

Daß die Schwierigkeiten des Decrets vom funfzehnten durch jenes vom zweiundzwanzigſten gehoben ſind, ſchrieb ich Dir ſchon vorhin. Es iſt darum noch nicht gewiß, ob ich neu gewählt werde. Man muß es abwarten, denn danach wird mein ferneres Schickſal ſich beſtimmen. Wir ſind jetzt beſchäftigt, eine Inſtruction wegen der Ur- und Wahlverſammlungen zu verfertigen, damit die guten Landleute doch wiſſen, was ſie zu thun haben.

Mit Arbeit geht es mir toller als je; ich werde nicht mehr fertig; dem willigen Eſel wird Alles aufgepackt. In zwei Ausſchüſſen war ich ſchon Präſident; nun haben ſie mich zum Präſidenten der ganzen Geſellſchaft gewählt, und morgen fange ich mein Amt an. Dazu haben wir vor acht Tagen beſchloſſen eine neue Zeitung zu ſchreiben, und morgen erſcheint das erſte Stück, von meiner Mache. Ich entwarf an einem Abend den ganzen Plan, der Redaction, der Finanzeinrichtung und der Verhältniſſe der Intereſſenten und der Geſchäfte der verſchiedenen Fonctionnaires dabei — kurz, Alles, was dazu gehört, ſonſt wäre das erſte Stück erſt im Jahre 1794 herausgekommen. Doch mußt Du nicht denken, daß ich immer die Zeitung ſchreiben werde — es ſind zwölf Redacteren, die löſen ſich ab. Wenn es mir möglich iſt, will ich ſuchen während meiner Präſidentſchaft die Geſellſchaft (den Klub) beſſer zu organiſiren, damit etwas daraus wird. Schon habe ich es dahin gebracht, daß von morgen an darin für die Armen geſammelt wird, welches bisher noch nicht geſchehen iſt. Ich habe auch noch zwei andere Arbeiten übernommen, 1) das Geſetzbuch der Geſellſchaft zu ordnen, 2) für die allgemeine Adminiſtration ein compte rendu zu entwerfen. Alſo ſiehſt Du, daß ich wenigſtens nicht aus Müßiggang fett oder übermüthig werden kann. Ich wollte nun auch gern noch erzählen, was Andere machen, aber wenn man ſo viel Arbeit hat, wird man Egoiſt und bekümmert ſich nicht um den Nachbar. A propos Nachbar! Seit jenem Alarm iſt alles ruhig in X. Hauſe — das heißt, es brennt nicht mehr, denn ſonſt lärmt die Einquartirung hinlänglich. Unſer alter Capitain hat dieſe Nacht noch auf freiem Felde liegen müſſen. Dedon hat ſich auch die Haare abſchneiden laſſen und geht alle Nacht nach Caſſel; ſein Bruder, der Aeltere, iſt ſchon fort nach Landau. Ein alter General, Commandant des Génie, Namens Doyré[*]), beſucht mich zuweilen zum Thee, ein hübſcher, langer Alter, mit ſchönem, geiſtigem Auge und guten Zügen. Er lieſt engliſch. Ich ſahe auch Rivals, der als Legationsſecretair mit dem jungen Cuſtine in Berlin war; dieſer letzte iſt klein, ſchwächlich, zumal gegen den Vater gehalten, hat aber etwas Feines im Geſicht.

Huber ſchreibt mir heute, er finde es nöthig, daß unſere Correſpondenz vorerſt ganz aufhöre, weil man ihn ſonſt zu verdächtig machen könne. Ich glaube, er bildet ſich Manches ein, will ihn aber in ſeinem Glauben nicht ſtören, ſondern ſchweigen. Morgen geht mein Brief erſt ab; ich ſage Dir alſo noch einen guten Morgen im neuen Jahr.

Den 1. Januar 1793.

Proſit Neujahr! Du und meine Kinder! Wenn es uns nicht beſſer geht als im vorigen, ſo wird es auch nicht ſchlimmer gehen, und wir werden dann gewiß noch manche gute Stunde erleben. Haben wir nicht jeden guten Tag des Frühlings und Sommers benutzt? Wenns erſt wieder trocken zum Gehen iſt, das Laub an den Bäumen grünt und die Sonne warm hervorſcheint, giebt es auch wieder wohlfeile und herzlich empfundene Freuden. Was jeder Tag mit ſich bringt, wollen wir froh hinnehmen und nur dafür ſorgen, uns empfänglich für alles Schöne, Gute in der weiten Welt zu erhalten.

---

[*]) Nachmals, während der Belagerung durch die Preußen, Commandant in Mainz.

Kommt vor Schluß dieſes noch etwas vor, ſo ſchreib' ichs noch hinzu. Für jetzt muß ich eine andere Arbeit vornehmen. Das Liedchen, wovon Dein Brief ſagt, Du legteſt es bei, iſt nicht beigelegt. Du wirſt es alſo wohl vergeſſen haben; ſchick es mir im nächſten. Mariane iſt nicht zu bezahlen! ſo fleißig, reinlich, ordentlich und gut. Ich bin, unerachtet des gräulichen Kothes, Schneewaſſers u. ſ. w., durch das ich täglich ſechsmal waten muß, geſund, und das iſt freilich das Beſte, was mir in dieſer Zeit geſchenkt werden konnte, wo Jedermann etwas aufopfern muß. Kaum habe ich indeſſen noch Zeit, meine Theeſtunde einzuhalten. Des Morgens bin ich früh auf, ſpäteſtens um ſechs Uhr, dann geht es von Arbeit zu Arbeit bis Abends eilf Uhr, wo ich mich herzlich ermüdet in mein Bett lege, wobei ich wohl manchmal mit König Salomo denke, daß doch Alles eitel ſey. Soll ich Dir die Wahrheit bekennen? — ich mache jetzt ſonderbare Betrachtungen über mein Schickſal und über das Loos der Menſchen überhaupt. Sie ſtimmen zum Theil mit den Deinigen überein, wo Du ſagſt, daß nur die breiweichen Seelen fortkämen und Freunde fänden. Ich ſtehe jetzt hier in meiner Thätigkeit ganz iſolirt und finde alſo, daß auch der freie Republikaner nicht die Wahl hat, von Menſchen, von ihren Privatabſichten und Leidenſchaften und dem daraus erwachſenden Parteigeiſt unabhängig zu bleiben, bei Strafe, ſich in ſeinem Wirkungskreis von allen Seiten beengt und eingeſchränkt zu ſehen. Ich hange dem General nicht an, nicht den Kriegscommiſſarien, nicht dem Präſidenten der allgemeinen Adminiſtration, und auch nicht den Commiſſarien des Convents, die ſo eben angekommen ſind; ich arbeite aber unausgeſetzt, und ich merke wohl, daß man dieſe Art von Unbeſtechlichkeit mehr fürchtet als ehrt, mithin ſich zwar meinen guten Willen zu nutze macht, aber an mir weiter keinen Theil nimmt, weil ich dem Eigennutz aller dieſer Menſchen nicht diene. Dieſes Betragen iſt nicht von dieſer Welt. Das lerne ich täglich mehr einſehen, und deßhalb ergebe ich mich auch willig in den Gedanken, mich aufs äußerſte einzuſchränken und noch ſo vielen Bedürfniſſen, wie ich immer kann, zu entſagen, um bei meiner moraliſchen Unabhängigkeit nicht ökonomiſch zu Grunde zu gehen. Ich müßte heucheln, wenn ich nicht bekennen wollte, daß ich dieſe Vereinzelung jetzt ſehr drückend empfinde. Es iſt nicht das Bedürfniß, ſich auszuſchütten allein — endlich muß man doch ſich ſelbſt zu genügen lernen, ſondern ich wünſche mir oft einen Freund, der ſich genug um mich bekümmerte, um auch gern meine Ideen über die jetzige Lage der Dinge anzuhören und ſie mit Theilnahme zu prüfen. Es iſt ſo ärgerlich, immer nur ſehen, daß man ſie billigt, weil man nichts dagegen einzuwenden hat, oder ſie beſtreitet, weil ſie einer Privatabſicht in die Quere kommen, und daß man nie Freude darüber hat, ohne Rückſicht und ohne Eigennutz. Der Briefwechſel mit Dir iſt darum meine einzige Reſſource — aber kaum bleibt mir die Zeit dazu. Jetzt genug von dem Allen. So lange mir der Himmel Geſundheit giebt, werde ich es nicht an Fleiß und Anſtrengung fehlen laſſen, um in meinem Kreiſe nach Grundſatz ohne Hoffnung und Ehrgeiz zu wirken. Ehre iſt hier wahrhaftig nicht einzulegen, wohl aber zähle ich auf die Beruhigung, gethan zu haben, was ich vermochte, und wenigſtens ſo viel wie jeder Andre hier. —

Eben erhalte ich von Voß einen lamentabeln Brief. Was er vorausgeſehen, das geſchehe; man verkenne mich; die Gelehrten in Berlin raiſonnirten über mich, man ſey in ganz Deutſchland übel auf mich zu ſprechen, ich paſſire für den Hauptanſtifter alles Uebels in Mainz, er habe mich im Druck ſchon geſchmäht geſehen u. dgl. mehr. Ich bin bei dem Allen ſo ruhig, *als wenn es mich gar nicht anginge*; und das iſt wenigſtens ein Beweis, daß man dort in Berlin die Sache falſch beurtheilen muß. Ich weiß auch gewiß, man thut es; nämlich man urtheilt ohne Herz. Die gelehrte geſchäftige Fainéantise verdirbt dieſe Menſchen in Grund und Boden. Sie können einen Menſchen nicht begreifen, der zu ſeiner Zeit auch handeln kann, und finden mich verabſcheuungswürdig, nun ich nach den Grundſätzen wirklich zu Werke gehe, die ſie auf meinem Papier ihres Beifalls würdigten. Das muß man geſchehen laſſen! Deutſchland ſchimpft und ſchmäht — und was thut denn Frankreich? — Doch wozu immer das ewige qu'en dira-t-on? Ich denke, man thut, was man für recht hält, und damit gut. Von der Erbitterung der Despotenpartei kann ich mir indeſſen einen Begriff machen durch die Warnungen, die man mir ertheilt; die bald wie Drohungen ausſehen. Du lieber Himmel! man nimmt ſich in Acht, ſo gut man kann, und wenn das nicht hilft — wer kann da für Unglück? Aber daß die Leute meinen durch dieſe Aeußerungen etwas auszurichten, malt nur ſie ſelbſt. Wenn man nicht Verzicht darauf thun müßte, bei dieſer Wuth des Parteigeiſtes mit ruhigen Gründen etwas auszurichten, wär ich doch ſehr verſucht einmal auf ſo eine Anſchuldigung öffentlich zu antworten. Allein ich habe die Zeit nicht; und die Appellation an die Nachwelt — dazu müßte ich von hiſtoriſcher Wahrheit einen viel heiligern Begriff haben und ſie der Mühe werth halten. Ich kann doch ruhig und billig mich an die Stelle jener Leute verſetzen; ſie nicht in die meinige. Der Schluß daraus iſt wenigſtens nicht zu meinem Nachtheil.

No. CCCXCIX.

Forſter an ſeine Frau in Neuſchatel.

Mainz den 8. Januar 1793.

Dein letzter Brief vom 24ſten hat mich ſehr überraſcht. Ich kann nichts dawider einwenden, daß Du Deines Vaters und ſeiner Freunde Rath befolgſt und Dich in ein jetzt noch neutrales Land begiebſt. — Aber wie lange dauert das vielleicht. — Doch ich finde mich darein und hoffe, Du ſollſt dort einen ruhigen Aufenthalt finden. Deinen Koffer werde ich nach Deinem Wunſche mit der erſten ſichern Gelegenheit abſenden; Deine Briefe laſſe mir durch Schweighäuſer befördern.

Wir hatten geſtern hier ein Gefecht bei Hochheim, wobei wir eine tüchtige Schlappe bekamen. Ich merke Unrath, den ich immer vermuthet habe, weil gewiſſe Leute das Maul gar zu voll nahmen und den Republikanismus gar zu ungeſtüm affichirten. Indeß iſt nichts zum Beweiſe reif. Man kauft nur alle holländiſche Wechſel auf und ſeit der Einnahme von Mainz hat man nichts gethan als durch einzelne Vorpoſtengefechte zwei- bis dreitauſend Mann nach und nach eingebüßt. Die Commiſſarien des Nationalconvents ſind hier; wir auf der Adminiſtration haben eine Conferenz mit ihnen gehabt. Was es nun weiter geben wird, muß abgewartet werden. Ich verſpreche mir nichts. *Suchen* konnte ich nie, nicht bei Königen, und ſollte es jetzt bei Republikanern? Aber Andere ſuchen und mögen finden. Ich weiß auch nicht, ob die Commiſſarien die Leute ſind, die mich *finden* können, wahrſcheinlich haben ſie in ihrem Leben nicht von Cook und Weltumſegeln reden gehört. Ich zweifle ſehr, daß ich zum Deputirten gewählt werde; eher wählen ſie mich wieder in die Galeere der Adminiſtration, weil ſie nun ſchon gewohnt ſind mich da zu ſehen. Ich mache mir nichts daraus mich ganz aufzuopfern, ich möchte nur, daß es ſich auch der Mühe verlohnte, und daß ich etwas für die Andern damit erwerben könnte; ſonſt iſt ja das Leben, was ich jetzt führe, nicht der Mühe werth, daß man ſich einen Augenblick beſinnt, ob man es hingeben ſoll oder nicht. Ich könnte alle Laternen in Mainz mit mir herum tragen, ohne hier einen Menſchen zu finden. Und eben darum weil ihnen Alles fehlt, glauben ſie, daß ihnen gar nichts fehlt, und wiſſen von keinem Mangel. Jetzt da ich mich um ſie habe bekümmern müſſen, habe ich ſie kennen gelernt. Kein Funke von Willen und Entſchiedenheit, keine Kraft, keine Thätigkeit, keine Vernunft, keine Kenntniſſe, keine Ausbildung, kein Gefühl, keine Zuneigung. Zwei mainzer Freunde giebt es, glaub ich, nicht. In dieſer gänzlich iſolirten Lage thue ich Alles, was ich kann, ohne Hoffnung, etwas Weſentliches zu wirken oder auch nur Dank zu erhalten. Ich bin Mitglied der allgemeinen Adminiſtration, ich präſidire im Klub, ich ſchreibe die neue Zeitung und habe keine Minute mehr, wo ich froh, unbefangen und mir ſelbſt leben kann. Wie geſagt, das Alles wäre federleicht, wenn man Gehülfen hätte; aber nirgend unterſtützt zu werden, nicht aus der Stelle zu kommen, und keinen Freund zu haben, der mich faßt, der meinen Eifer theilt, iſt auf die Länge nicht zu ertragen.

Noch immer bin ich ziemlich geſund trotz des veränderlichen Wetters. Meine Geſchäfte laſſen mich auch wahrlich nicht an Krankſeyn denken. Aus den Parteien in Frankreich werd' ich mich wohl ſo bald nicht finden, bis ich ſelbſt ſehe und höre an Ort und Stelle. Deine Bekanntſchaften mit den Feuillants haben auf Dich gewirkt, wie ich in Deinem letzten Brief ſehe. Die Sache und die Menſchen ſind zweierlei. Doch jetzt iſt freilich der Zeitpunkt, wo es ſchwer wird ſo wählen zu müſſen. In jedem andern ruhigern Moment würde man ſagen, die Republik iſt um der Menſchen willen da; nicht umgekehrt die Menſchen um der Republik willen; allein in der Kriſe, in der Gährung kann es doch kommen, daß man über der Hauptſache, der feſten Gründung der Republik, alle individuelle Rückſichten verbannen muß. Ich mache mir faſt Vorwürfe, daß ich über den Gegenſtand ſchreibe, da ich mich jetzt bloß auf Dinge einſchränken muß, die à la portée dieſer armen Teufel von Landleuten ſind.

K. und ſeine Frau grüßen Dich herzlich. Sie haben den Sonntag bei mir zugebracht. Seine Angſt war unbeſchreiblich, als das Kanoniren bei Hochheim anging; ich lachte ihn aber ſo lange aus, bis er bongré malgré es ſich gefallen laſſen mußte. Sie war ganz unbeſorgt. Den Abend, an welchem ſie kamen, bat ich in der Geſchwindigkeit große Geſellſchaft. Wir blieben bis Mitternacht beiſammen. — Huber hat an Frau * * geſchrieben, daß er ſeiner nahen Abreiſe entgegenſähe. Ich wünſche es ihm von Herzen. Meine ganze Correſpondenz hat nun überhaupt ein Ende; niemand ſchreibt mehr. In England hat die Miniſterialpartei geſiegt, und alles will Krieg mit Frankreich. Am Sonntag iſt bei Hochheim der Capitain Leclerc geblieben, den Du dich erinnern wirſt bei uns geſehen zu haben. Ihm iſt wohl! — Ich werde mich ſehr freuen zu hören, daß Du mit den Kindern ſicher an Ort und Stelle ſeyſt. Grüß mir herzlich die Kleinen.

No. CCCC.

Forſter an ſeine Frau in Neuſchatel.

Mainz den 28. Januar 1793.

Dein Vater ſchreibt mir in einem Brief vom 18ten: ich hätte in dieſer Zeit ein ſchönes, mir beſtimmtes Glück in Berlin verloren. Es iſt lächerlich ſo zu ſchwatzen und dabei von Abkühlung, thörigen Träumen u. ſ. w. zu predigen. Habe ich nicht ruhig auf einen Wink gewartet? War es länger möglich, räthlich, ja nur menſchlich zu warten? Hätte ich nicht alles gewagt? Die ganze Sache ſcheint aus der Luft gegriffen, denn Voß hätte doch etwas davon geſchrieben. Aber nun bittet mich Dein Vater noch, und beſchwört mich meine Stelle niederzulegen, man wiſſe nicht wohin zu denken, aber gedacht müſſe werden. Ich möchte doch vernünftig handeln, und was dergleichen Sprüchelchen mehr ſind, die doch jetzt gar nichts ſagen wollen, als daß ich ein doppelter Schurke ſeyn ſoll, nachdem ich in den Augen der Leute jenſeits des Rheins an ihnen einer geworden bin. Ich begreife doch wahrhaftig nicht, wie Liebe zu einem mechaniſchen Leben, denn mehr iſt es doch nicht, ſo gleichgültig gegen Alles, was wahre Ehre, was wahrer Sinn fürs Gute iſt, machen kann. Ich begreife nicht, wie es möglich ſey, nicht die Begriffe abzuſondern von der Unvollkommenheit, die allem unſern Thun anklebt, und von der Wahl zwiſchen dem mehr oder minder Böſen, welche dennoch übrig bleiben muß. Welch ein Raiſonnement wie dieſes aus eben dem Brief Deines Vaters: „Da Sie doch nun eingeſehn haben müſſen, daß alle Vorſtellung von Vollkommenheit der Menſchheit und der menſchlichen Geſellſchaft thörige Träume ſind, daß ſie am wenigſten auf einen Schlag bewirkt, und auf dieſem Wege das menſchliche Elend unendlich mehr befördert wird (wie ſo?), ſo kann ich hoffen, daß Ihre Betrachtungen Sie kühler machen, und daß Sie mit mir einſtimmen werden, der Beruf war für Sie nicht da, iſt es jetzt noch weniger, ſich und die Ihrigen einem Traume aufzuopfern." — Wenn ich dem allen einen Sinn abgewinnen kann, ſo iſt es der: es giebt keine Exiſtenz, als die ich jetzt führe, indem ich Programme ſchreibe, auf die Bibliothek gehe, Collegien leſe, nach Ilefeld gehe, mich über meine Collegen, meinen Lorenz, meine Kinder alle Tage etliche Male tüchtig ärgere, und doch beim Leſen der Zeitung ſagen kann: Gott ehre mir das Alte! — Hätten Träume von menſchlicher Vollkommenheit mich geleitet, als ich wählte, was ich hier zu thun hätte, wahrlich dann wär' ich der Narr geweſen, für den man mich hält. Ich freue mich aber, Dich und Alles, was damals um mich war, zum Zeugen aufrufen zu können, daß von ſolchen Träumen in meiner Seele kein Schatten ruhte. Es iſt beſſer frei ſeyn, oder nennen wirs nach Freiheit ſtreben, als elend um Brod betteln bei einem Despoten; mehr war es doch nicht, was den Ausſchlag gab und geben mußte. Und dann ſinds dieſe Menſchen wieder, die noch Glauben an Gott, Chriſtenthum, weiſe Lenkung des Schickſals der Menſchheit haben wollen, die ſich allem Neuen, allen Mitteln zur Erleichterung der Bürde, die das arme Geſchlecht trägt, allen Verſuchen der Vernunft, das Joch des Vorurtheils abzuſchütteln, als etwas Ungeheuerm widerſetzen. Menſchen, die auf ein zukünftiges Leben rechnen, weil ſie das Elend des gegenwärtigen erkennen, ſetzen doch nun jetzt einen ſo ungeheuern Werth auf dieſes gegenwärtige Leben, daß die geringſte Gefahr, es anders als im Bett zu verlieren, Töchter zu hinterlaſſen, die, anſtatt einen Profeſſor zu kriegen, einen Schuſter heirathen müßten, ihnen das entſetzlichſte Unglück dünkt! Mein letzter Brief, den ich wahrlich in keiner frohen Stimmung über den Gang der Sachen hier ſchrieb, wird wenigſtens keine Spur enthalten haben, daß ich das Geſchehene ungeſchehn machen möchte. Ich kann ſo herzlich, ſo ernſt, ſo innig als immer meiner Vaterpflichten gedenken, aber ich fürchte nicht, was euch widerfahren kann, wenn ich in Vertheidigung einer Sache, welche mir die gute ſcheint, ſterben ſollte, ſobald ich nur den Troſt habe, mich nicht ohne Zweck geopfert zu haben. Wahr iſt es, nicht jeder iſt für Intrigue, Cabale und die Mühſeligkeiten eines öffentlichen Amtes geſchaffen; allein wenn Alle ſo ſagten, ſo fände man keinen, durch den etwas Gutes geſchähe. Doch nun genug davon, und zu etwas Anderm, das zwar mit der Materie verwandt iſt, aber doch nur inſofern, als es uns betrifft. Ich danke Dir für Deine wohlgemeinte Aufmunterung, ich verlange ſie von Niemand lieber als von Dir *); allein ich kenne die hieſige Lage der Sachen, und ich geſtehe, daß ich ungern die dupe von Leuten wäre, die unter dem Mantel des Republikanismus ihr eigenes Spiel fortſpielen. Ich habe jetzt hier Gelegenheit, Bemerkungen anzuſtellen, wie ich noch keine gemacht habe. Wo Mißtrauen die Seele von Allem iſt, Mißtrauen gegen die Miniſter, gegen die Commiſſarien des Nat.-Con., gegen die Generale, die Officiere, die Truppen, gegen Municipalität und Adminiſtration, gegen die Kaufleute, die Pfaffen, die Weiber, gegen einzelne Bürger, da ſcheint mir uneigennützige Tugend fern zu ſeyn, auch glaube ich gern, daß, zumal in Mainz, die Moralität zu niedrig ſteht, um etwas Andres als kleinlichen Eigennutz hoffen zu laſſen. Wenn ich den ehrlichen Blau und einen oder den andern Wormſer unter den Mitgliedern der Adminiſtration ausnehme,

---

*) Seine Frau hatte ihn gewarnt, ſich nicht durch perſönliche Empfindlichkeit gegen unwürdige Menſchen in einem Gange ſtören zu laſſen, der nur feſten Schrittes durchgeſetzt, Ehre bringen — oder, wenn man es ſo nennen will, Anerkennung finden konnte.

ſo ſehe ich bis jetzt noch nirgends wahren Patriotismus, nirgends Aufopferung und gewiß nirgends die entfernteſte Anerkennung deſſen, was wirklich die wenigen Gutgeſinnten für die gute Sache thun. Die meiſten Leute hier, die ſich nur ein wenig Fähigkeit zutrauen und denen ihre Freunde ein ſolches Zutraun durch unzeitiges und unwiſſendes Lob zu ſich ſelbſt einflößen, machen Speculation auf Aemter, Gehalt und alle mit einer Stelle verbundnen Vortheile; Andre cabaliren, um Alles zu hintertreiben, weil ſie ſich bei dem Kurfürſten und Coadjutor empfehlen wollen. Seit drei Wochen müſſen wir jetzt die Volkswahlen aufſchieben, weil die Commiſſarien des Nat.-Conv. uns ſagen, es ſey unumgänglich nothwendig die Commiſſarien des pouvoir exécutif abzuwarten, die noch immer nicht da ſind. Mittlerweile ſteigt die Ungeduld des Volks und ſucht allerlei Urſachen hervor, warum man franzöſiſcher Seits wohl ſelbſt nicht die Wahlen beſchleunigen möchte, worin denn dieſe voranſteht, daß man im Cabinet und beim Nationalconvent ſchon damit umgehe dieſe Stadt und Gegend wieder herauszugeben. Ich geſtehe, daß mir ſelbſt Alles unbegreiflich vorkommt, wenn ich nicht annehme, daß die Nationalconvents-Commiſſarien einen politiſchen Plan haben, welchen ſie hinter dem oſtenſibeln verbergen. Wie dem auch ſey, lange kann die Sache unmöglich verborgen bleiben, entweder müſſen im Februar die Wahlen vor ſich gehen, oder ſie geſchehen gar nicht, und im letztern Fall iſt es augenſcheinlich, daß man das Land für erobert anſehen will. Im erſtern Fall aber, wenn gewählt wird, ſo wird man ja ſehen, wen es trifft, welche Partei in der mainzer Nationalverſammlung die Oberhand behält u. ſ. f., und danach ſich ferner bemeſſen können. Unſre Adminiſtration dauert noch fort, obgleich dadurch, daß die Commiſſarien des Nationalconv. ſie nicht recht anerkennen, ihr Anſehen größtentheils verloren iſt. Ich werde nun bald am compte rendu arbeiten, womit hoffentlich meine politiſche Arbeit hier beendigt ſeyn wird. Cuſtine bereiſt jetzt die Cantonnements ſeiner Armee und wird wahrſcheinlich nächſtens nach Paris gehen müſſen, um den Plan der Campagne zu concertiren. So viel ſcheint ausgemacht: der Nationalconv. iſt entſchloſſen, daß man ſich gegen Deutſchland nur defenſiv halte; wir ſollen keinen Fuß über den Rhein mehr ſetzen, ſondern bloß dieſes Ufer bewachen. Die Feinde haben keinen andern Weg zu uns, als über Rheinfels und Coblenz, wo ſie den Rhein paſſiren und dann über den Hundsrück ſich uns nähern können. Allein erſtlich wird ihnen das Vordringen von der Seite durch die Stellung unſrer Armeen ſehr erſchwert; der Hundsrück hat ſchlimme Päſſe, welche wir beſetzt halten, und Beurnonville's Armee wird, ſobald es die Witterung erlaubt, die Stellung nehmen, welche Alles zwiſchen Metz, Thionville und Kreuznach deckt, wo ſie ſich an Cuſtine's Armee anſchließt. Zweitens iſt dieſe ganze Gegend ſo von allen Subſiſtenzen entblößt, daß keine feindliche Armee darin wird ſubſiſtiren können, und für den Bauch muß denn doch zuerſt geſorgt werden, ſonſt iſt es mit den Kriegsoperationen nichts. Alſo ſcheint es, wenigſtens auf den erſten Blick, unwahrſcheinlich, daß uns die Feinde fürs erſte während dieſes Feldzugs etwas werden anhaben können, wenn wir bloß vertheidigungsweiſe gehen. Daß die Nachrichten von Hochheim und von Beurnonville's Armee ſchändlich übertrieben geweſen ſind, die Du dort gehört haſt, brauche ich wohl nicht zu ſagen. Du weißt die ewige Klage gegen Volontairtruppen: Nachläſſigkeit, Sorgloſigkeit, Inſubordination, keine Diſciplin, ſchlechte Officiere, die kein Anſehen haben, dies zuſammengenommen, macht den Ueberfall begreiflich. Wären die Preußen Helden und die Heſſen Adler geweſen, ſo hätte unſer Verluſt freilich ſo groß ſeyn können, wie dieſe Herren ihn ausgeben. Wir haben nicht 400 Todte und noch weit weniger Gefangne verloren. Die zwölf Kanonen mußten dem Feinde in die Hände fallen, weil ſie in Hochheim waren, als unſre Leute ſchliefen. Beurnonville's Verluſt iſt ganz unbedeutend. Etwas kränklich ſoll ſeine Armee allerdings ſeyn, weil der Winter in dortiger Gebirgsgegend ohne allen Vergleich härter war als hier und den Leuten ſehr zuſetzte, auch wohl noch Reſte von der anſteckenden Krankheit in den Häuſern ſtaken, wo Preußen gelegen hatten. Die Ariſtokratie unter den Officieren und Generalen der franzöſiſchen Armee iſt ganz offenbar; allein ich glaube doch nicht, daß ſie bis zu einem Gedanken an Verrätherei ſich verirrt; und wenn das iſt, ſo dünkt mich, daß man Jedem ſeine Denkart laſſen ſoll, ſo lange ſie ihn nicht hindert, als rechtſchaffner Mann zu handeln. Ich kann manchen Schluß der conſtituirten Mächte mißbilligen und ihn dennoch befolgen, weil er der geſetzmäßige Wille meiner Mitbürger iſt. Mit dem maréchal de camp Doyré, einem ſehr gebildeten, kenntnißreichen, bald ſechzigjährigen Mann, bringen wir manchen Abend zu, und geſtern ſpeiſten wir bei ihm zu Mittag. Er iſt General des Genieweſens und hat alſo die ganzen Feſtungswerke unter ſich. Sein ganzes Benehmen iſt äußerſt fein, ohne Zwang, offen und feſt zugleich, ſeine Art, die Sachen zu beurtheilen, ſehr liberal, wiewohl der Ariſtokratismus durchguckt. Nämlich nicht das unſelige Vorurtheil, ſondern das Reſultat der Erfahrung, daß die Menge zum Gebrauch und Genuß ihrer Rechte nicht reif iſt, und daß die Leidenſchaften derer, die im Namen des Volks ſprechen, im Grunde doch die Triebfedern von Allem ſind, mithin, daß man nur den Herrn gewechſelt habe. Dies iſt auch von einer Seite keine falſche Vorſtellungsart; nur bleibt noch der unſchätzbare Vortheil der Bildung des Gemeingeiſtes im Volk, der Erziehung einer neuen, unfehlbar tugendhaftern Generation und der Sicherheit, die in den immer wiederkehrenden Volkswahlen liegt.

Ueber die Jacobiner könnten wir bald einig werden, wenn Du mir nur zugäbſt, daß Lacroi, Robespierre und Marat nicht das Weſen der Geſellſchaft ausmachen, und daß ſie in einer Stadt ſchlecht, in einer andern gut ſeyn können. Was die Sansculottes anbetrifft, ſo iſt der Wunſch, der ihnen einen andern Aufenthaltsort anweiſt, ſo übel nicht, wenn er nur ausführbar wäre. Allein durch wen, und wie, ſoll er ausgeführt werden? O es iſt ſo Vieles, was wir der Hand des Schickſals geradezu überlaſſen müſſen! Die Kunſt beſteht auch gar nicht darin, mit guten Karten ein Spiel zu gewinnen, ſondern mit den Karten, ſo wie ſie uns fallen, das Beſte zu machen, was ſich thun läßt.

Ueber Ludwig XVI. haſt Du dich geirrt, und wenn ich Dir es wahr ſagen ſoll, ſo haben Dich Deine ſtrasburger Rolandiſtiſchen Freunde zu dem Kummer und dem Irrthum verleitet. Sie ſind im Grunde gegen die Hinrichtung des Königs geweſen; ſie ſagen wohl, er wäre beſſer durch ein Verbrechen umgekommen — aber bewahre uns Gott vor dem Zetergeſchrei, welches ſie erhoben hätten, wenn dieſes Verbrechen wirklich begangen wäre. Die in Strasburg können doch ſehr unſchuldig ſeyn, aber die in Paris halte ich nicht dafür. Sagen, daß der Nationalconvent den König nicht richten konnte, iſt eine bloße Sophiſterei. Gerade dazu war er ſpeciell ernannt und abgeordnet. Das liegt ſo klar in ihrer Vollmacht, daß es nicht zu bezweifeln iſt. Die Schwierigkeit, daß ſie daneben auch Geſetzgeber ſind, iſt im Grunde keine, denn ſie hatten nur für dieſen Fall einen ſpeciellen Auftrag. Ludwigs Tod war eine Sicherheitsmaßregel; Ludwigs Tod mußte nicht nach Geſetzbüchern, ſondern nach dem Naturrecht geſchehn. Uebrigens hat Ludwig XVI am 21. December ein Teſtament verfertigt, worin er ſich König von Frankreich nennt, die Hoffnung äußert, daß ſein Sohn nach ihm regieren werde, und ihm die Emigrirten beſtens empfiehlt. Das ſeit die Nation ſich einſtimmig als Republik conſtituirt, ſeitdem die Königswürde abgeſchafft und von ihrer Wiedereinführung zu reden bei Todesſtrafe verboten iſt? — Nun genug davon.

Ich danke Dir für Deine Details über Dietrich, Dürkheim u. ſ. w., ſo Rolandiſtiſch ſie ſind. Rühl hat deßhalb doch abgeſetzt, was in Strasburg abzuſetzen war. Das Princip iſt: eine einzelne Municipalität, ein einzelnes Departement ſind nicht Souverain; die Republik iſt eins und unzertrennlich, ſo auch ihre Souverainetät. Wenn alſo der Geiſt einer einzelnen Municipalität verdorben iſt, ſo tritt der Souverain, die ganze Republik, durch ihre Stellvertreter dazwiſchen, und übt ſein Staats- oder Strafrecht aus, bis dieſes einzelne Glied zur Beſinnung gekommen iſt und im rechten Geiſt der Republik wirkt. Das trifft freilich oft manchen ganz guten Mann, allein mit einer Grenzfeſtung wie Strasburg iſt nicht zu ſpielen. Die Art wie Couſtard ſich Beifall im Klub erworben hat *), iſt freilich nicht die beſte, aber die Verordnungen des Nationalconvents müſſen aufrecht bleiben, ſonſt iſt Frankreich verloren. Uebrigens halte ich nicht

---

*) Er hatte, um eine gewiſſe Motion durchzuſetzen, ein paar hundert Nationalgarden auf die Gallerien vertheilt, die durch ungeheures Beifallklatſchen die Meinung hinriſſen.

viel Gutes von Rühl, der bei dieſer Gelegenheit ohne Zweifel auch aus den Schranken getreten ſeyn wird, um kleine Privatrache zu befriedigen.

Seit meinem vorigen Briefe bin ich noch einmal krank geweſen; hatte ſchrecklich Kopfweh, nahm Brechmittel u. dgl. Jetzt fange ich an zu hoffen, daß es gehen wird. Mit Ende dieſes Monats ende ich meine äußerſt mühſame Präſidentſchaft im Klub, deſto mühevoller, da ich erſt in der deutſchen, dann in der franzöſiſchen Sitzung präſidiren mußte, nachdem man ſich aber dazu verſtanden beide in Eins zu werfen, jedesmal, was in der einen Sprache geſagt wurde, in die andere zu überſetzen und tauſend Schwierigkeiten durch beinah anhaltendes Sprechen zu überwinden hatte. Wozu noch dieſen Monat mehrere öffentliche Actus, als das Pflanzen des Freiheitsbaums u. dgl. vorfielen, wobei ich reden mußte — den Auftritt im Klub mit *.. nicht zu gedenken. Wenn dieſer fatale Monat geendigt iſt, kann ich wenigſtens des Abends ruhiger unter meinen Freunden leben, und mich bereiten auf das, was kommen ſoll. Verlaſſe Dich darauf, daß ich nichts unüberlegt thue — in unſerm Sinne, wenn auch nicht in des guten Vaters, der Vernunft und Demüthigung und die gewaltige Hand des Fürſten für einerlei hält. Ich wünſche meine Pflicht gegen Euch, gegen meine Gläubiger und gegen meine Verhältniſſe als Glied eines Staats zugleich zu erfüllen, es wenigſtens ſo einzurichten, nicht eine der andern aufzuopfern, wenn nicht ein großer, überwiegender Bewegungsgrund dieſe Aufopferung ſchlechterdings unvermeidlich macht.

No. CCCCI.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Mainz den 31. Januar 1793.

Dein Brief aus Biel hat mich ſehr beruhigt. Ich habe üble Tage verlebt; die ewige Erkältung, unter andern heut vor acht Tagen ganze vier Stunden im Waſſer auf der Straße beim Pflanzen des Freiheitsbaums zu ſtehen, mochte viel dazu beigetragen haben. Die elenden Cabalen von N. und den unbärtigen Knaben in dem Klub, die ſich an des Coadjutors Partei heimlich anſchließen und die das hieſige Publicum, das ohnehin den kleinen Dorſch, weil er als Prieſter eine Frau nahm und eine Uniform trägt, haßt, gegen dieſen auf eine ekelhafte, pöbelhafte Weiſe aufhetzten, machten mir, ſo wenig ich es mir auch geſtehen wollte, Verdruß, Deine ſchleunige Abreiſe von Strasburg kam auch dazu und ſo bekam ich einen derben Anfall meiner Gallenkolik, der mich ſehr zurückgeſetzt hat. Der Verdruß iſt nun verdaut und ich ſetze mich daher, um mit Ruhe und Ordnung von meiner jetzigen Lage, meiner Ausſicht und Plänen zu ſchreiben. Du mußt Alles wiſſen, da Niemand wie Du ſich um mich bekümmert. Es ſcheint hier ſo zu gehen, wie in Brabant: Pfaffeneinfluß wird alles Gute verhindern. Ich zweifle, ob die Volkswahlen zu Stande kommen, und am meiſten, ob ich gewählt werde. Der Haß gegen Ausländer bricht immer hämiſcher und niederträchtiger hervor. Dorſch, wie ich ſchon ſagte, ward von * im Klub ſchändlich mißhandelt, mich und W. ſchonte er auch nicht, obſchon er leider gegen mich nichts vorbringen konnte, als daß ich die Stelle eines Präſidenten im Klub durch Cabale zu erlangen geſucht hätte. (Eine Viertelſtunde vor der Wahl wußte ich noch nichts davon.) Ich ſchwieg und verachtete ihn; Dorſch mußte antworten, und W. konnte nicht ſchweigen, wie Du leicht denken kannſt. Allein die Cabale war ſo ſtark, die Zuhörer ſo erboſt auf Dorſch, daß, unerachtet er in ſeiner Widerlegung zeigte, daß *.. kein Wort mit Grund geredet hatte, ich es doch nicht konnte zur Abſtimmung bringen laſſen, wer von Beiden Unrecht habe, ſondern *..s Partei ein Loch offen laſſen mußte. Ich nahm mich alſo am Schluß der Sitzung zuſammen, hielt eine Rede, worin ich Alles als Mißverſtand anſah und endlich zur Vereinigung und zur Vergeſſenheit des Vergangenen rieth. Ich wurde mit Beifall überhäuft, die Protokolle der beiden fatalen Sitzungen wurden aus unſern Protokollen herausgeriſſen und die Geſellſchaft ging froh auseinander. Die Commiſſarien des Nationalconvents gaben mir das Zeugniß, ich hätte außerordentlich gut präſidirt, und nur Dorſch, der ſich verwundet fühlte, war unzufrieden, daß die Sache nicht bis aufs Aeußerſte getrieben worden war, wo ihn doch unfehlbar die Mehrheit verlaſſen haben würde, um ihrer eignen Unart kein Dementi zu geben. Dieſer Scenen ungeachtet kamen ein paar Sitzungen nachher *..s Anhänger und machten Motionen unter allerlei jeſuitiſchen Vorwänden, wodurch ſowohl W. als Dorſch die einzelnen Worte, die ſie in der Hitze gegen das Publicum ausgeſtoßen hatten, vorgeworfen, und ſie gezwungen wurden ſolche zurückzunehmen und zu entſchuldigen, *.. hingegen im Protokoll ein Lob für ſeinen Patriotismus beigelegt wurde. Es war ganz umſonſt, ſich dieſer abgekarteten Sache widerſetzen zu wollen, wenn man den Klub nicht ſprengen wollte; allein was man von dieſem Klub und dem Publicum ſelbſt zu gewärtigen habe, war doch jetzt offenbar. *.. mit ſeinem Kapuzinerton, ſeinen Grimaſſen und ſeiner Pöbelſprache, und ſeinen niedrigen, giftigen Scherzen muß immer bei einem ſogenannten Volk, das für Vernunft, Anſtand und edle Beredtſamkeit keinen Sinn hat, die Oberhand behalten. Für das, was wir in dieſer Zeit geleiſtet haben, iſt an keine Dankbarkeit zu denken; ſie ſind ſo an Bubenſtreiche gewöhnt, daß ſie denken, kein Menſch könne uneigennützig handeln. Nun iſt aber dieſer Menſch, nebſt zwei Drittheilen im Klub, dem Coadjutor heimlich ergeben; alſo denke Dir, wohin das abzweckt.

Wahrſcheinlich geht es uns alſo wie in Brabant; wir werden für erobert erklärt werden müſſen. Wäre das auch nicht, ſo halte ich dafür, wider den Willen dieſes Volks müßte ich mich nicht aufdringen. Sobald die Adminiſtration aufhört, kann ich alſo und muß auch weggehen. Was ich zu thun habe, wenn ich von hier weggehe, iſt alſo das Einzige, woran ich zu denken habe. Ob ich in Paris eine Stelle bekäme, iſt ſehr zweifelhaft, ich möchte ſagen: kaum glaublich. Du kennſt mich, intriguiren kann ich nicht, den Hof machen auch nicht. Die drei hieſigen Commiſſarien hätten mir näher kommen können, wenn ſie gewollt hätten, allein das iſt ihr Intereſſe nicht. Sie bekümmern ſich nicht darum, was ich verliere und auf die Spitze ſtelle, ſie wünſchten nur, daß ich hier bis auf den letzten Augenblick aushielt, damit einestheils wo möglich das Intereſſe von Frankreich, welches die Einverleibung der hieſigen Gegend mit der Republik iſt, bewirkt werde, oder anderentheils ſie ſich dort rechtfertigen können, daß ſie Alles aufgeboten es dahin zu bringen, und keine Schuld auf ſie komme, wenn es nicht geſchieht. Wenn aber Jemand ſich ſo hinſtellen ſoll, hat er nicht wenigſtens ein Recht auf Zuſicherung für die Zukunft und für die Seinigen? So lange ich glauben konnte, ich diente meinen Landsleuten, den Mainzern, ich thäte ihnen einen Gefallen, arbeitete für ihr Glück, beförderte ihr Intereſſe und erfüllte ihre Wünſche — ſo lange konnte ich mit Recht wagen und aufopfern. Der Fall iſt nicht mehr, wenn ich gegen den Willen dieſes Volkes für das Intereſſe der franzöſiſchen Republik wirken ſoll, die nicht ſo viel für mich gethan hat, mich in die Zahl ihrer Bürger aufzunehmen. So ſehr ich an den Grundſätzen der Republik hange und immer erklärt dafür bleibe, kann ich doch nicht als Thor mich aufopfern wollen, ehe ich einen Beruf dazu habe. Jetzt iſt leider ein Individuum in Frankreich nichts, und ich fühle, daß ich kein Lärmmacher bin, mithin werde ich immer hinter dieſen zurückſtehen. — Meine zehn Finger bleiben alſo meine ſicherſte Zuflucht, und ich bin es doch auch dem braven Voß ſchuldig, für ihn zu arbeiten, da ich ohne ihn dieſe Wahl nicht einmal hätte, ſondern hier auf gut Glück hätte abwarten müſſen, ob ich hier Alles verlöre oder nicht. Ich hoffe alſo im Februar hier fortgehen zu können, und zwar ſo, daß auf ein Jahr der Unterhalt meiner Kinder geſichert iſt. Meine Meubles muß ich verkaufen, das heißt, leider Gottes, ſie wegwerfen, denn jetzt ſind ſie gar nichts werth *); allein es liegt einmal in meinem Schickſal, wieder von vorn anfangen zu müſſen. Alſo laß uns darüber mit feſtem Muthe hinweggehen. Strasburg aber iſt kein Aufenthalt für mich.... zuerſt muß ich den dritten Band der Anſichten ausarbeiten **), und das thät ich am liebſten in der Schweiz; dann machte ich noch einige Ueberſetzungen fertig, etwa bis im Mai, ginge dann über Genf nach Lyon die Rhone herunter ins ſüdliche Frankreich, und mit der Feder in der Hand auf meinem Eſel oder Maulthier durchreiſte ich die Provence und Languedoc und ſchriebe, was ich ſähe. Dieſes Tagebuch müßte mir ſehr einträglich werden, weil ich beinahe nichts verzehrte, und jetzt doch viel leichter als im Jahre 1790 arbeite und ſchreibe. Ich brauchte nicht erſt zu Hauſe umzuarbeiten, ſondern ließe drucken, wie es im Tagebuch ſtünde. Wenn ſolchergeſtalt das Jahr herumgegangen wäre, fände ſich wohl irgend wo ein feſterer Beruf. Ich habe mit Brand davon geſprochen, daß im ärgſten Fall London meine Zuflucht werden könnte, wo ich gewiß von meiner Feder leben kann, bis ſich eine ſtändige Einnahme fände. Wie könnte ich dort nicht allen Ueberſetzern den Rang ablaufen und wie manches Werkchen könnte ich auch im Engliſchen ausarbeiten? — Das iſt meine jetzige Ausſicht in die Ferne des Schickſals. Glänzend iſt ſie nicht, aber ſicher, denn ich ſehe nichts als was ich beſtreiten kann, nichts als was in meinen Kräften ſteht. Freilich, unangenehm iſt der Schritt immer, einen wohleingerichteten Haushalt aufzugeben, und da wieder gleichſam anzufangen, wo man vor acht Jahren ſtand. Allein es wäre mir leid bis heute gelebt zu haben, ohne daß die Erfahrung uns gelehrt hätte, daß der Zweck des Lebens nicht auf die Gewöhnung an dieſe oder jene Lebensweiſe hinausläuft, ſondern daß das Weſentliche immer bleibt, durch ſo viele neue Verhältniſſe, in welche wir geworfen werden, immer wieder von einer andern Seite auf uns ſelbſt zurückgehen zu müſſen, uns ſelbſt immer näher und inniger kennen zu lernen, und in dieſer Kenntniß ſelbſt immer humaner oder vollkommener zu werden. Freilich weiß ich nicht, wo es mit dem Menſchen hinauswill; allein wenn auch mit dieſem Leben Alles geendigt ſeyn ſollte, ſo iſt doch nur Eins in der Welt, das mich glücklich, das heißt zufrieden, machen kann, daß ich nämlich immer mich ſelbſt achten könne. — —

---

*) Das geſchah nicht. Forſter ließ alle ſeine Habe in Mainz und ſie ward von der rückkehrenden Regierung in Beſchlag genommen.

**) Er nahm die dazu nöthigen Papiere nicht mit nach Paris, ſie wurden aber mit andern in Sicherheit gebracht und Huber gab dieſen dritten Theil der Anſichten nach Forſter's Tode heraus.

Eben als dieſer Brief fortgehen ſoll, erhalte ich Deinen erſten aus Neuſchatel. Ich beſtätige Alles, was meine Lage betrifft, wie Du es in meinem Briefe finden wirſt. Dorſch geht zurück nach Strasburg, ſobald die Wahlen vorbei ſind. Ich gehe dann auch. Merlin (de Thionville, der eine Commiſſair des Nationalconvents) und *.. ſind eins, und das iſt genug, um die Unmöglichkeit einzuſehen, hier noch irgend etwas anzufangen. Der Rechtſchaffne, der Uneigennützige, der Mann von Ehre und Verdienſt hat wenigſtens ein Recht, anerkannt zu werden; wird er es nicht, ſoll er bloß dem Schuſt zum Werkzeuge dienen, ſo überläßt er den Platz denen, die ſich zu dieſer Rolle ſchicken. Ich bin weit entfernt von Idealen, und glaube gern, daß mit den Menſchen, wie ſie ſind, ohne Cabale, ohne Intriguen, ohne coup de théatre und coup de passe passe nichts zu machen ſey; daher will ich auch nicht das Unmögliche, nicht eine Revolution durch Tugend unter Menſchen, die keine Tugend kennen, aber ich will auch nicht dupe ſeyn; man ſage mir geradezu: ſo iſt unſer Plan; helft uns mitwirken! — oder man ſage mir: du taugſt uns nicht;

hier brauchen wir nur einen *... Aber eine Sache ohne mich machen, und mich dabei als ſubalternes Werkzeug eines Intriganten brauchen wollen, iſt eine Behandlung, die Jeden, der noch einen Funken Gefühl hat, empören muß. Du ſiehſt, daß ich nicht unbeſonnen meine Partie ergreife. Sei unbeſorgt über unſer Schickſal; ich komme hier rein und mit Ehren weg, wie es ſich gebührt, und ich habe Kraft zu arbeiten und Bewußtſeyn deſſen, was ich mit meinen Abſichten verdiene, und was ich mit meinem bisherigen Streben wirklich geleiſtet habe. Nur ſetze Dich und die armen Kinder keiner rückſichtsloſen Rache der Preußen aus. Ich bin wieder wohl, und weil ich entſchieden weiß, was ich thue, auch ganz ruhig. Dank für Deine Nachricht von der Somnambule *). Ich vermuthe, ſo iſt alles, alles elender Betrug, nur einer ein wenig mehr verkleiſtert als der andere. Glaube nicht, daß ich die Republik weniger liebe als zuvor. Ich will ihrer recht genießen, da ich ihr hier nicht länger dienen kann. — — —

---

*) Forſter's Frau hatte in Strasburg eine Somnambule — eigentlich eine clairvoyante beſucht, welche unter der Führung eines Schülers von Mesmer ſtand, und von einer Freundin der Frau für ihre Geſundheit um Rath gefragt ward. Damals ſahen die Hellſeherinnen vielleicht noch nicht ſo hell wie jetzt, oder die Frau konnte ſich in ihre Helle nicht finden, denn ſie gab Forſter'n einen ſehr ungläubigen Bericht über dieſen Beſuch.

No. CCCCII.

Forſter an ſeine Frau in Neuſchatel.

Mainz den 4. Febr. 1793.

Es iſt mir eine große Beruhigung, daß Du wohl biſt und daß Deine Lage bei Deinen Freunden Dir genügt und der Kreis ſo viel Anziehendes für Dich hat. Eins merke ich freilich: daß Du durch und durch feuillantiſirt biſt, und da hätte ich doch noch lieber geſehen, daß Du gradezu Royaliſtin geworden wärſt. Ich bitte Dich, vergönne doch den Leuten keinen Einfluß. Einmal iſt es doch gewiß nicht gleichgültig, welche Grundſätze man hat und befolgt, einem Jeden um ſein ſelbſt willen, zweitens haben Verſchiedenheiten der politiſchen Meinungen jetzt mehr Einfluß als je auf Privatverhältniſſe. Ich habe ſie, das weißt Du, ſchon als den Prüfſtein anſehn müſſen, an dem ich Menſchen erkannte. Man iſt entweder für abſolute Freiheit oder für abſolute Tyrannei. Ein Mittelding giebt es nicht, denn die bedingte Freiheit läuft immer wieder auf Despotismus hinaus, und iſt daher, weil ſie Mäßigung aſſichirt, gefährlicher und ächten Freiheitsfreunden verhaßter als Royalismus, der wenigſtens gerade herausſagt: ihr ſollt gehorchen. Ich weiß, nichts iſt vollkommen — eben darum halte ich mich an die Grundſätze, die ſind wenigſtens unüberwindlich. Was Menſchliches bei der Ausübung vorfällt, kann ihnen nicht zur Laſt gelegt werden. Schlechte oder falſche Grundſätze und die leidige Willkür ſind doch immer größerm Mißbrauch unterworfen. Deßwegen iſt Alles feuillantiſche Leierei, was die Leute Dir von der lieben Ruhe, in einer nicht halben nicht ganzen Verfaſſung, vorwinſeln. Glaube mir, die Herrſchſucht, der Ehrgeiz, die Intrigue nimmt alle Geſtalten an. Der renvoi au peuple war gewiß eine falſche Maßregel, war eine Schurkerei; und es iſt ſeltſam genug, daß die Evidenz der Sache gegen die Cabale doch geſiegt hat. Es iſt grundfalſch, daß der Nationalconvent Kläger und Richter zugleich war. Das Volk war Kläger, und ernannte den Nationalconvent beſtimmt und ganz eigentlich, um den König zu richten. Es geht gegen alle Grundſätze der repräſentativen Verfaſſung, daß das Volk anders als durch ſeine von ihm gewählten Stellvertreter ſeine Souverainetät ausüben kann. Bedenke doch nur den Unterſchied: unter 721 Menſchen wollen 380 den Tod, 341 Verbannung. Wenn nun die unzähligen assemblées primaires in Frankreich darüber zu delibriren gehabt und verſchiedner Meinung geweſen wären, ſie hätten ſich bei den Köpfen gekriegt, und das wollen die Feuillants. Sie wollen nicht eine, ſondern tauſend und zehntauſend Republiken, oder vielmehr ſie lügen und heucheln und wollen die Rückkehr zur monarchiſchen Verfaſſung. Sie ſagten zwar: ſie wollten nur die Republik, allein mit der Thür fallen ſie nicht ins Haus; man muß doch erſt die Leute gewinnen. — Ich wiederhole meine dringende Bitte, neige Dich nicht auf die Seite dieſer ohne Zweifel gefährlichſten Partei in dem Staate, dem wir jetzt zugehören müſſen, wenn wir nicht nach Amerika gehen wollen. Findeſt Du aber, daß Du Dir Gewalt anthun müßteſt, um meinen Gründen Gehör zu geben und den ihrigen zu entſagen, biſt Du von ihnen ſchon gewonnen und überzeugt, ſo traue ich Deiner Rechtſchaffenheit gegen mich es zu, daß Du mich es wiſſen läſſeſt, weil wir unſre gegenſeitige Maßregeln danach nehmen müßten. So lange Du aber bei Deinen Schritten und Betragen auf mich Rückſicht nehmen zu müſſen glaubſt, beſchwöre ich Dich mit Emigrirten ſorgfältig allen Umgang zu vermeiden. Es hat mir ſo etwas geahnet, als Du nach Neufchatel gingſt und mir dieſer Schritt ſo mißlich dünkte. Wenn meine Bitten etwas bei Dir vermögen, ſo gieb den Verkehr augenblicklich auf. Gott, wie konnteſt Du doch den Leichtſinn ſo weit treiben! Meinetwegen ſollen ſie zu bedauren ſeyn, und ich bedaure ſie herzlich mit; aber ich kann ihnen nicht helfen, und ich gehe nicht in ein Hoſpital, wo anſteckende Krankheiten herrſchen, wenn nicht meine dringendſte Pflicht mich hineinruft, ich kann ſonſt nur angeſteckt werden und die Kranken haben keinen Gewinn davon.

Noch ein Wort von den Feuillants; ſie wünſchten Ludwig lieber ermordet als hingerichtet, um ein Verbrechen auf das Volk wälzen zu können. Jetzt wünſchen ſie, den Dauphin träfe dieſes Schickſal, aus dem nämlichen Grunde. Wenn Du einmal Barrere's Rede über die Verurtheilung des Capet zu leſen bekommſt, werden alle Deine Zweifel über die Geſetzlichkeit ſeiner Verurtheilung verſchwinden, die überhaupt nur juridiſche Spitzfindigkeiten und Sophismen waren.

Wir ſind hier noch in der vorigen Lage; doch wird es nun bald zur Sache kommen. Simon und Grégoire ſind als Commiſſaire von den Miniſtern den ſchon ſeit den erſten Januar hier befindlichen Commiſſarien des Nationalconvents zugegeben, und nun arbeiten wir Tag und Nacht zuſammen, wobei ich das Meiſte habe. Es iſt mir indeß lieb. Ich bin ruhig, weil ich entſchieden bin. Meine Unentſchiedenheit, ob ich weggehen oder bleiben ſoll, iſt nun vorüber. Komme, was da kommen mag, ich bleibe nun bis auf den letzten Mann. Es iſt meiner würdig, und am Ende riskire ich nichts, als was ich doch riskiren muß: meinen elenden Reſt von Habſeligkeiten. Von allen Seiten ſeh' und höre ich, daß das Publicum noch wie ſonſt gegen mich geſinnt iſt; ich kann alſo noch empor, und ich hoffe, bald greifen wir gegen unſre Schurken zu vigoureuſen Maßregeln. Die Nachrichten, die Du aus Frankfurt über Hochheim bekamſt, ſind gewiß übertrieben. Wir haben eine Menge Officiere, die gern jeden Verluſt, den wir erleiden, vergrößern, um die Generale oder die gute Sache zu tadeln. Deren Berichte habe ich Dir mitgetheilt. Von Verrätherei, die dabei vorgefallen ſey, glaube ich nichts. Ich kenne Chantepie, er mag es verſchlafen haben, aber ich halte doch dafür: er iſt ein Mann von Ehre. Aber daß ſichs die Preußen rühmen, daran zweifle ich nicht. Nach geendigtem zweiten Feldzug ſprechen wir uns wieder darüber;

Du weißt, ich habe bei Huber's ariſtokratiſchen Nachrichten nie gewankt und pflegte Dir immer Muth zuzuſprechen; ſo gehts jetzt gewiß wieder; ich rede nicht in den Wind. Ich glaube nicht, daß wir belagert werden; kaum eingeſchloſſen. Daß Polen unverſchämteſter Weiſe wieder getheilt wird, weißt Du doch? Möllendorf iſt mit ſeiner Armee in Poſen und Gneſen eingerückt und nimmt von dieſer Seite drei Woiwodſchaften in Beſitz. Das preußiſche Manifeſt darüber iſt in Berlin am ſechsten Januar erſchienen. Du ſiehſt alſo, daß man ſich ſchadlos zu halten weiß.

No. CCCCIII.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Grünſtadt den 27. Febr. 1793.

Seit meinem letzten Brief, liebſte Frau, habe ich viele Geſchäfte gehabt, wovon Du vielleicht ſeiner Zeit etwas in der Zeitung leſen wirſt; und ich würde Deine beiden Briefe noch nicht erhalten haben, wenn ich nicht N., der bei mir iſt, nach Mainz geſchickt hätte, um in einer dringenden Angelegenheit Bericht zu erſtatten. Er iſt dieſen Morgen mit Merlin (den Conventscommiſſair) und * wiedergekommen und bringt mir Deine und andre Briefe. Ueber die raſende Zerſtreuung, welche mir meine jetzigen Geſchäfte geben, bin ich früher in meinem Innern zum

Gleichgewicht gekommen, als in Mainz, wo mich ſo viel traurige Erinnerungen umgaben. Ich kenne nur eine Art, meiner ſelbſt würdig zu handeln — ich muß mir ſelbſt Genüge leiſten, und muß es Andern überlaſſen, wie ſie meine Handlungen aus ihrem Geſichtspunkt oder nach ihren Vorurtheilen und Leidenſchaften beurtheilen wollen. Das Vertrauen zwiſchen uns, die Nachſicht, die Achtung bleiben unerſchüttert, die Zeit wird die Wunden heilen und der Zukunft wollen wir immer Frieden und äußres Wohlſeyn abgewinnen.

Ich bin jetzt während der Volkswahlen auf dem Lande, um ſie zu betreiben, überall hatte der Ariſtokratismus und die Anhänger der kleinen Fürſten uns Widerſtand bereitet. Hier in Grünſtadt waren die Grafen von Leiningen ſogar geblieben, um meine Operation zu vereiteln. Sie thaten, was ihres Amts war: ich mußte aber auch thun, was das meine erheiſchte. Ich forderte ſie mit allen ihren Beamten auf, Frankenbürger zu werden. Sie proteſtirten, cabalirten, hetzten Bürger und Bauern auf; einer meiner Soldaten ward überfallen und verwundet. Ich forderte mehr Mannſchaft und in dem Augenblick, wo ſie eintraf, nahm ich Beſitz von beiden Schlöſſern und gab den Grafen eine Wache. Heute habe ich ſie unter Bedeckung nach Landau geſchickt. Ihre Damen gehen morgen über den Rhein. Es war mir ein widriger Auftrag, aber wir müſſen Alles zum Weichen bringen, was der guten Sache widerſtrebt. In Mainz iſt die Wahl vollendet. Ma. iſt Maire. Mich

infra

haben die Wollſteiner Deputirten in den Convent zu Mainz gewählt.

Du ſiehſt, ich bin in voller Thätigkeit und werde nicht vergeſſen werden, aber die Schriftſtellerei muß eine Weile unter die Bank. Huber muß an Voß ſchreiben: ich würde als ehrlicher Mann an ihm handeln, ſobald die Kriſe vorüber ſeyn würde. Es möchte ihm nicht bange ſeyn um mich und meine Grundſätze und um ſein Geld. Hättet Ihr nur feſten Fuß! ich wollte, Ihr wäret mir näher! Doch was nicht iſt, kann werden. Sobald ich wieder in Mainz bin, ſchreibe ich mehr. Grüße Huber herzlich von mir, ſo weit der Umweg iſt, denn nach Dresden kann ich ihm nicht ſchreiben. Ich umarme meine Kinder.

No. CCCCIV.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Mainz den 14. März 1793.

Hier hat der Fanatismus und die Unwiſſenheit eine Verſtockung unter die Einwohner gebracht, die man nur bedauern kann, aber zugleich auch mit der unerbittlichſten Strenge behandeln muß. Täglich ſchickt man Leute, die nicht huldigen wollen, zu dreißig und vierzig über den Rhein, und man wird bis zur Entvölkerung der Stadt damit fortfahren, wenn ſie ſich nicht rathen laſſen. Hie und dort folgt ein Dörfchen dem übeln Beiſpiel und wird aus eben dem Grunde künftig mit gleicher Strenge behandelt werden müſſen. Der Convent wird nun in ein paar Tagen beiſammen ſeyn. Die Erbitterung der Feinde gegen die Franken und ihre Anhänger ſteigt mit jedem Tage, allein die Nation ſteht in einer ſonderbaren feſten majeſtätiſchen Stellung gegen ganz Europa. In den Niederlanden haben wir einigen Verluſt erlitten; er iſt um der Folge willen wichtiger als an ſich ſelbſt, er wird uns endlich Behutſamkeit und Wachſamkeit lehren. Der diesjährige Feldzug kann dadurch eine minder vortheilhafte Wendung nehmen, und Holland von der ihm ſonſt ſicher bevorſtehenden Einnahme gerettet werden. Hier am Rhein ſcheinen die Anſtalten ſo gut, daß es dem Feind ſchwer werden möchte, uns etwas anzuhaben. Cuſtine kommmt in ein paar Tagen aus Paris zurück; man iſt ihm gewogner als je, und ſo wenig er mein Held iſt, glaube ich doch, daß man recht hat; denn er gehört ſicher zu den beſten Generalen, die Frankreich noch hat.

Ich bin geſund, und wundere mich darüber bei Allem, was in mir ineinander ſtürmt. Vor lauter Arbeit kann ich nicht arbeiten. Abends ſind wir jetzt öfters mit den beiden Commiſſarien des Nationalconvents und des Vollziehungsraths beiſammen. Neulich tranken jene zum erſten Mal den Thee bei mir, geſtern bei Madame N. Dieſe reiſt mit Madame N. N. in wenig Tagen ab. Ich werde ſie vermiſſen, da ich Zerſtreuung im geſellſchaftlichen Verein bei ihnen fand. Wenn ich dann nur bald von hier wegkomme! — Daß ich auf allen Seiten einbüße und Verluſt leide, wirſt Du mir glauben. Indeſſen halte ich mich ſo gut ich kann und mache keine neuen Schulden. S. iſt endlich ſehr republikaniſch geworden und zum Klub getreten, den wir geſtern aufgelöſt haben, um ihn morgen umzuformen. In dem vorigen Verein befanden ſich Viele, die ihren Bürgereid nicht ablegen mochten, obſchon ſie ihn im Klub bei der Aufnahme, und noch dazu mit dem Zuſatz: frei zu leben, oder zu ſterben, abgelegt hatten. Aber ſo ein herz- und hirnloſes Volk iſt es.

Den 15. März.

Heute ſoll unſer Nationalconvent eröffnet werden; geſtern hat man mich im Klub wieder zum Präſidenten gewählt, ich habe folglich mehr als zu viel zu thun. Ich will denken, ich präſidire und renne und thue um Euretwillen, ſo thu' ichs doch gern. Die Idee, die Huber hat, vor Ende des Kriegs nicht nach Frankreich zu gehen, ſcheint mir für unſere Zeiten zu übertrieben gewiſſenhaft. Niemand erkennt ein ſolches Opfer für das, was es iſt — und wir ſelbſt? wir wiſſen ja, daß uns unſer Bewußtſeyn bei dem entgegengeſetzten Betragen nicht ſtrafen werde. Es bleibt alſo nur die einzige Betrachtung des gegenwärtigen Vortheils, dieſe gilt aber nur ſo lange, bis eine zweckmäßige Beſchäftigung und Verſorgung ſtatt der gegenwärtigen gefunden worden iſt.

So wenigſtens ſeh ich die Sache an; doch will ich nicht für Andere urtheilen und empfinden. Von meiner Grünſtadter Expedition erzähl' ich einmal mündlich. Ich war auch in Kirchheim Boland, aber ich fing das Geſchäft nur an und überließ die Beendigung einem Andern. Die Stadt Mainz iſt nur zur Hälfte gut, auch ſind noch viele Dörfer zurück, allein wir fangen einſtweilen an; die übrigen werden ſchon folgen. Wäre ich nur erſt in Paris! Ich wünſchte dort einen Wirkungskreis zu finden, der mir angemeſſen wäre. — Lebe wohl, mein gutes Kind! Du wirſt in beigehendem Briefe Manches finden, was uns zu wiſſen gut iſt. Könnte ich auf dem Wege nach Paris nur ein paar Tage abmüßigen, ſo gäbe ich Dir und den Kindern, wenn auch nur auf einige Stunden Rendezvous an der Gränze von Neuſchatel. Aber kaum wird das möglich ſeyn. Vielleicht wenn ich zurückkehre. Ich kann und mag aber keine Plane machen, ſondern will Alles von der Zeit erwarten. Schreibe mir oft von den Kindern. Ich werde fortan nicht mehr ſo lange Briefe ſchreiben können, aber Du kennſt meine Geſinnungen.

No. CCCCV.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Mainz den 21. März 1793.

In der heutigen Sitzung unſers Nationalconvents iſt nun einmüthig decretirt, den Wunſch der Vereinigung mit Frankreich zu äußern und damit eine Deputation nach Paris zu ſchicken, wozu man wahrſcheinlich unter andern auch mich erwählen wird. Ich bin Vicepräſident des Convents und * iſt Präſident. Er beträgt ſich jetzt vollkommen gut, und wir ſind auf einem guten Fuß mit einander. Seine raſenden Ausfälle gegen Dorſch, im Klub, ſind mir noch ein Räthſel. Einige behaupten, und ich bin nicht abgeneigt beizuſtimmen, man habe ihn dazu angeſtellt, um den Commiſſarien des pariſer Nationalconvents Gelegenheit zu geben, uns Alle zu prüfen. Der arme Dorſch iſt freilich immer ein wenig das Opfer davon geweſen. Indeß iſt der Sturm nun ziemlich vergeſſen. Der hieſige Convent iſt am 17. dieſes glücklich zuſammengekommen, und beſteht aus faſt 100 Abgeordneten, zu denen ſich noch viele einfinden werden. Ich bin dabei wieder recht in volle, ja ich kann ſagen, in raſende Arbeit gekommen; denn um Ordnung hinein zu bringen, nahm ich mirs zum Geſchäft, an allen Debatten bisher einen thätigen Antheil zu nehmen. Und dies iſt mit dem beſten Erfolge geſchehn. Die Bauern haben mich ſehr lieb und laſſen michs ziemlich naiv wiſſen, und die ſogenannten gelehrten Mitglieder des Convents ſagen, ich ſey die Seele darin. Ich bin dabei wieder Präſident des Klubs, und Abends neun Uhr verſammelt ſich bei mir ein Ausſchuß des Convents, dem wichtige Arbeiten aufgetragen ſind. Die beiden Hauptdecrete, das der Unabhängigkeitserklärung und jenes des Vereinigungswunſches, habe ich abgefaßt, und heute hielt ich eine Rede über dieſen letzten Gegenſtand, welche gedruckt werden ſoll. Außerdem iſt die allgemeine Adminiſtration noch proviſoriſch beibehalten, folglich muß ich auch da noch mithelfen. Kurz, von vier Uhr früh bis Mitternacht iſt kein Augenblick unbeſetzt, und ich werde mich wundern, wenn ichs lange aushalte. Die Reiſe nach Paris wird wohl Zerſtreuung gewähren, aber an Arbeit wird es auch in dieſer Periode nicht fehlen. Nun! das iſt die Kriſe, durch welche wir hindurch müſſen — ich kehre mich an nichts und gehe meinen feſten Gang gerade fort. Die allgemeine Anerkennung, welche ich finde, würde Dich freuen, wärſt Du ihr Zeuge — ſie iſt ja das Einzige, was auch mich noch zu erfreuen vermag. — —

Die holländiſche Armee wurde bekanntlich überfallen, aber jetzt ſind die Fortſchritte der Feinde ſchon gehemmt. Dumouriez, der nicht ertrunken iſt, hat ſeine holländiſche Armee vor Herzogenbuſch gelaſſen, und iſt bei der flüchtigen angekommen, wo er ſogleich neuen Muth und friſches Leben verbreitet hat. Aller Drohungen ungeachtet, glaube ich doch an keine Belagerung von Mainz für dieſes Jahr, und übers Jahr werden die Fürſten ſchwerlich mehr Kräfte genug haben, um den

Krieg fortſetzen zu können. Cuſtine's Armee iſt im herrlichſten Wehrſtand; er commandirt von Baſel bis an die Moſel. In Frankreich haben die Unruhen bis jetzt nicht viel zu bedeuten. Ein Complott zur Gegenrevolution hat man in Paris geſprengt, und die Fenillants können immer nichts als ſchwatzen. So ſtehen jetzt die Sachen. Ich ſehe ein, und die geſcheuteſten Franzoſen geben zu verſtehen, daß dieſes ein bloßer Anfang der Revolution war, und daß man das Ende derſelben noch nicht abſehen könne. Immerhin! ich kann es gleich gelten laſſen, denn ich halte mich an die Grundſätze, und dieſe Sicherheit wird mich im Strom der Begebenheiten aufrecht erhalten.

No. CCCCVI.

Forſter an ſeine Frau in Neuſchatel.

Mainz den 25. März 1793.

Heute, liebe Frau, werde ich, mit zwei andern Deputirten, Potocki und Lux, in Begleitung des Deputirten Hausmann vom pariſer Nationalconvent, nach Paris abreiſen, um den Wunſch nach Vereinigung und Einverleibung, und eine Adreſſe von dem hieſigen Convent an den dortigen zu überbringen. An drei Wochen werde ich vermuthlich wieder hier ſeyn. Unſre Reiſe geht ſchnell, Tag und Nacht, und den kürzeſten Weg. Vielleicht ließe ſich auf dem Rückweg eine Zuſammenkunſt verſuchen, aber ich glaube kaum, daß es möglich iſt.

Meine Ernennung nach Paris iſt faſt einſtimmig geweſen. Ich habe große Liebe im Convent, zumal unter den Bauern; allein wenn es möglich iſt, laſſe ich mich hernach zum Deputirten, als Sitz und Stimme habendes Mitglied des Nationalconvents für hieſige Gegend, nachdem ſie vereinigt ſeyn wird, ernennen. Das kann aber vor drei, vielleicht ſechs Monaten, nicht geſchehn. So lange müßte ich denn augenſcheinlich hier bleiben und die Gefahren der Mainzer theilen, wozu ich auch entſchloſſen bin.

Die nächſten paar Briefe, die Du mir ſchreibſt, kannſt Du an Treuttel einſchließen, der ſie mir unter des Miniſters Lebrun Adreſſe nach Paris ſchicken wird, wovon ich ihn benachrichtige.

Ich habe alle Hände voll zu thun, und den Kopf noch voller — darum ſchließe ich ſchnell. Gott ſegne Euch alle.

No. CCCCVIII.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 31. März 1793.

Ich bin vorgeſtern Abend hier angekommen, liebe Frau. Geſtern bin ich im Nationalconvent geweſen, habe geredet, die Adreſſe des mainzer Convents (ebenfalls von meiner eignen Arbeit) unter vielfältigem Beifallklatſchen abgeleſen und dadurch bewirkt, daß die Einverleibung der von den Franzoſen beſetzten Rheingegend in die Frankenrepublik auf der Stelle par acclamation decretirt worden iſt. Potocki und Lux ſind meine Mitdeputirte. Wir bleiben nun noch etliche Tage hier, bis wir wieder abgefertigt ſind. Ich kann jetzt nicht nach Beſançon, Euch zu ſehen, wie ich es anfangs willens war; wenn ich aber wieder zurückkomme, will ich mir einen Urlaub auf etliche Tage ausbitten — etwa im Mai.

Von Paris kann ich Dir noch wenig ſagen; ich habe, außer Leuten, die auf mein Geſchäft Bezug hatten, noch niemand beſucht noch geſehen. Alles iſt jetzt ruhig. Aber freilich ſind die armen Franken ſchon wieder, wie im vorigen Jahr, von ihren eignen Leuten, ihren Generalen, vielleicht ſogar ihren Miniſtern, verrathen und verkauft worden. Alles iſt entdeckt, Alles kommt ans Licht. Deſto beſſer vielleicht für die gute Sache der Freiheit, daß das Volk noch einmal aufſteht und ſeine Feinde durch die unwiderſtehliche Macht ſeiner Maſſe zu Boden drückt. Es iſt doch ein bewundernswürdiges Phänomen, daß die Feinde nur durch Verrath und Beſtechung etwas vermögen und daß die Emigrirten ſo unbegreiflich feigherzig ſind. In Bretagne hat man ſie — Du weißt, ſie haben dort die Rebellion angezettelt — wie Schafe vor ſich her in das Gefängniß getrieben.

Mein Schickſal kann ich fürs erſte von Mainz nicht trennen; was weiterhin geſchieht, muß ich abwarten. Meine Partie iſt einmal entſchieden genommen, ich muß dabei leben und ſterben. — — Die Poiſſarden machten uns gleich geſtern früh ihren Beſuch, becomplimentirten und küßten uns und wünſchten ſich Glück zu unſrer Ankunft. Es koſtete uns ein Aſſignat von fünf und zwanzig Fr. Allein da ſieht man doch ein Pröbchen vom pariſer Geiſt. Ich bin immer noch mit der Revolution zufrieden, *ob ſie gleich ganz etwas Andres iſt, als die meiſten Menſchen darunter denken.* Lebe wohl.

No. CCCCVIII.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 5. April 1793.

Meine liebe Frau, ſuche Ruhe in Dir ſelbſt zu gewinnen, und vor allen Dingen mache Dich unabhängig von Allem, was nicht abſolutes Bedürfniß iſt. Wir leben in einer unruhigen und gefährlichen Zeit und Niemand kann wiſſen, wie es in kurzem um ſein bischen Habe ſtehen wird. Ich hatte vor meiner Abreiſe von Mainz einen Koffer *) für Dich packen laſſen, da es Dir, wie ich aus den Sachen, die ſich in Deinen Schränken vorfanden, erſah, an Allem fehlen muß; der Koffer ſollte gleich nach meiner Abreiſe abgeſchickt werden, allein drei Tage nachdem ich Mainz verlaſſen, iſt Cuſtine von Bingen und Kreuznach, durch Neuwinger's Ungehorſam gegen ſeine Befehle, vertrieben worden und hat ſich bis Landau zurückziehen müſſen, ſo daß wir von Mainz abgeſchnitten ſind. Nun bin ich zwar durch die übrigen Umſtände überzeugt, daß dies nicht lange ſo bleiben wird, indem Cuſtine geſtern noch das ganze Commando der Moſelarmee erhalten hat, wodurch er wahrſcheinlich in Stand geſetzt wird, den Feind vor Mainz wieder hinweg zu treiben; allein fürs erſte kann ich nichts machen, und bei den unzähligen Verrätheréien, die jetzt auf allen Seiten ausbrechen, wäre es doch möglich, daß die Stadt durch Treuloſigkeit den Feinden in die Hände geſpielt würde, in welchem Fall ich gewiß Alles, außer den ſechs Hemden, die ich mitgenommen habe, und dem Rock, den ich trage, einbüßen müßte. Mein armes bischen Habe würde ich weniger miſſen als den Verluſt meiner Schriften, meiner Zeichnungen und mühſam zuſammengebrachten Bücher. Dieſes wäre wirklich ein ſehr harter Schlag und es würde mir ſchwer werden, ihn zu verſchmerzen, ich bin indeß auch darauf gefaßt. — Ich hoffe, Du wirſt durch ** dreißig Louisd'or erhalten haben; zum Glück habe ich ſie vor meiner Abreiſe aus Mainz auf die Poſt gegeben. Ich hoffe hier durch Lebrun in eine andere Laufbahn zu treten, obſchon der Augenblick höchſt ungünſtig iſt; denn er ſteht auf dem Punkt, Kriegsminiſter zu werden, und ich weiß nicht, wer die auswärtigen Angelegenheiten dann bekommt. Alles gährt jetzt, aber es wird gewiß noch ein anderes Ende nehmen, als es die Ariſtokraten hofften. Freilich bleibt es bei meiner Behauptung, daß man die Revolution ja nicht in Beziehung auf Menſchenglück und Unglück betrachten müſſe, ſondern als eins der großen Mittel des Schickſals, Veränderungen im Menſchengeſchlecht hervorzubringen. Ich bin ſo wenig vom Charakter der Franzoſen erbaut, als ihre Feinde und Verächter, aber ich erkenne neben ihren Mängeln und Fehlern auch das Gute, das ſie haben, und ſehe keine Nation einzeln als Ideal an. Alle zuſammen machen die Maſſe der ganzen Gattung aus, und die Franzoſen ſind nun einmal, vielleicht gar zur Strafe, beſtimmt, die Märtyrer für das Wohl, welches künftig die Revolution hervorbringen wird, abgeben zu müſſen. So ungefähr wie die Deutſchen zu Luther's Zeiten für das allgemeine Wohl Märtyrer werden mußten, indem ſie die Reformation annahmen und mit ihrem Blute vertheidigten. Daß man ſich in der Schweiz an dieſen Geſichtspunkt nicht leicht gewöhnt, begreife ich gar gern, allein die Tugend der Schweizer blendet mich nicht, wenn ich auch gleich die Verderbtheit der Franzoſen zugebe. Die Schweizer ſind meines Erachtens die ſchwächſten Menſchen, die es giebt, und ihre ſogenannte Einfalt iſt unfähig eine Prüfung auszuhalten. Daß ihre beſchränkten Verhältniſſe viel Böſes von ihnen entfernt hielten, beweiſt nicht ihre Kraft, dem Böſen zu widerſtehen.

---

*) Dieſer Koffer ward nicht abgeſchickt und deſſen Inhalt konnte ſpäter nicht verſichert werden.

Dumouriez hat ſich offenbar als Feind des Nationalconvents erklärt. Er hat die Commiſſarien deſſelben, ſo wie den Kriegsminiſter (Beurnonville) feſtnehmen laſſen und den Oeſtreichern nach Brüſſel ausgeliefert. Der Convent hat eine ungeheure Summe auf Dumouriez's Kopf geſetzt, er mag todt oder lebendig ergriffen werden. Die Armee hat ſich nicht für ihn erklärt, alſo bleibt ihm nichts als Tod, Gefangenſchaft oder Flucht, und bald wird ſichs zeigen, welche Partei er ergriffen hat. Die Unruhen in den Departements ſind gedämpft; die Nation ſpannt noch einmal ihre ganze Kraft an, und wahrſcheinlich wird der Erfolg nicht ſchlechter ſeyn als das vorige Jahr. Es bleibt dann noch die große Gährung des Parteigeiſtes, Mangel an Geld, an Credit und an Zufuhr. Aber die Feinde ſind auch nicht im Stande den Krieg fortzuſetzen. Wer ſich hier jedem Wind überlaſſen wollte, müßte längſt vor Angſt geſtorben ſeyn. Ich weiß nicht, wie man in einer Kriſe ſo ſeyn kann. Man hat nun einmal Partei ergriffen, man hat Alles, Gut und Blut aufs Spiel geſetzt, nun ſpielt man das Spiel, gewinnt oder verliert. Soll man denn nur mit dem Munde für Grundſätze ſterben und nicht auch mit der That?

Ich werde Dir fleißig Nachricht geben, was aus mir wird und wie es mir geht. Es iſt ein Glück, daß ich ein wenig Geld hatte, als ich von Mainz wegging; ſo bin ich im Stande abzuwarten, was aus mir wird. Es iſt nicht viel, aber ich hoffe auch nicht lange brach zu liegen. Ich bin geſund, einen Katarrh abgerechnet, den hier alle Welt hat. — —

Ich habe bei der ** Mrß. Wolſtonkraft kennen lernen, die Verfaſſerin der „Rechte des Weibes"; ſie iſt ein ſehr artiges Weib, und hat viel Liantes, mehr als Engländerinnen zu haben pflegen. Ich werde ſie morgen wiederſehen, denn wir eſſen bei der **. Meine alten Bekannten finde ich nach und nach wieder.

No. CCCCIX.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 8. April 1793.

Ich warte keine neuen Briefe von Dir ab, meine Gute, um Dir zu ſchreiben. Wüßte ich nur, daß Du beruhigt wärſt. Ich bin bei Allem, was mir widerfahren kann, vollkommen ruhig und gefaßt. Erſtlich iſt, weil Mainz blokirt iſt, darum noch nicht Alles verloren; allein wenn ich auch nie mehr ein Blatt Papier wiederſehen ſollte von allem, was ich dort habe, ſo ſoll michs nicht anfechten. Der erſte ſchmerzliche Eindruck dieſes Verluſtes iſt vorbei, ich denke nicht mehr daran, nachdem ich durch Cuſtine Maßregeln getroffen habe, um wo möglich zu retten, was zu retten iſt *). Bleibe Ich nur mir ſelbſt, ſo will ich ſchon für Euch ſo arbeiten, daß bald Alles nachgeholt ſeyn ſoll. Mein bischen Eigenthum ging doch nicht viel über dreihundert Carolin an Werth, denn was ich an Papieren, Zeichnungen und Büchern verlor, will ich gar nicht rechnen. Ich bin hier auf dem Fleck der Erde, wo man mit etwas gutem Willen zur Arbeit und etwas Fähigkeit um Brod nicht bange ſeyn darf. Meine zwei Mitdeputirte ſind ſchon übler daran; indeſſen bekommen wir doch Diätengelder, bis auf andere Art für uns geſorgt iſt. Längſt ſchon ſuche ich mir anzugewöhnen au jour la journée zu leben, und nicht mehr mit ſanguiniſchen Hoffnungen ſchwanger zu gehen; ich finde das philoſophiſch wahr und ich mache Progreſſen darin. Ich glaube auch, wenn man dabei nichts verſäumt, was zu unſerm Fortkommen und zur Sicherſtellung unſerer Lage gehört, ſo iſt es das Einzige, was uns immer gut gelaunt und unabhängig erhalten kann.

---

*) Ob von franzöſiſcher Seite etwas hätte gethan werden können, weiß ich nicht. Bis zu Einnahme blieb Forſter's Haus

Aus der Ferne ſieht Alles anders aus, als mans in der nähern Beſichtigung findet. Dieſer Gemeinſpruch drängt ſich mir hier ſehr auf. Ich hange noch feſt an meinen Grundſätzen, allein ich finde die wenigſten Menſchen ihnen getreu. Alles iſt blinde, leidenſchaftliche Wuth, raſender Parteigeiſt und ſchnelles Aufbrauſen, das

---

unverlegt, nachdem die Preußen eingezogen waren, bewies Prinz Louis von Preußen den Wiſſenſchaften die Achtung, ihm eine Schutzwache zu geben, die . . . Beſchädigungen fanden erſt ſpäter ſtatt, wie die Effecten in die Hände der dazu ernannten Commiſſion übergingen.

nie zu vernünftigen, ruhigen Reſultaten gelangt. Auf der einen Seite finde ich Einſicht und Talente, ohne Muth und ohne Kraft; auf der andern eine phyſiſche Energie, die, von Unwiſſenheit geleitet, nur da Gutes wirkt, wo der Knoten wirklich zerhauen werden muß. Oft ſollte man ihn aber löſen und zerhaut ihn doch. Es ſteht jetzt Alles auf der Spitze. Freilich glaube ich nicht, daß die Feinde reuſſiren werden; aber die Nation wird endlich auch müde werden, immer ganz aufſtehen zu müſſen. Es kommt alſo darauf an, wer am längſten aushält. Die Idee, daß die Eigenmacht in Europa vollends unerträglich werden muß, wenn Frankreich jetzt ſeine Abſicht nicht durchſetzt, empört mich immer ſo ſehr, daß ich ſie mir von allem Glauben an Tugend, Recht und Gerechtigkeit nicht abgeſondert denken kann, und lieber an dieſen allen verzweifeln, als jene Hoffnung vereitelt ſehen möchte. Der ruhigen Köpfe hier ſind wenige, oder ſie verſtecken ſich; die Nation iſt, was ſie immer war, leichtſinnig und unbeſtändig, ohne Feſtigkeit, ohne Wärme, ohne Liebe, ohne Wahrheit — lauter Kopf und Phantaſie, kein Herz und keine Empfindung. Mit dem Allen richtet ſie große Dinge aus, denn gerade dieſes kalte Fieber giebt ihnen (den Franzoſen) ewige Unruhe und den Schein von allen edeln Anregungen, wo doch nur Enthuſiasmus der Ideen, nicht Gefühl der Sache vorhanden iſt.

Ich bin noch in keinem Schauſpiel geweſen, denn ich gehe ſo ſpät zu Tiſch, daß ich ſelten dazu kommen kann; auch intereſſirt es mich wenig und die bisherigen Stücke haben mich nicht gereizt. Allein Bekanntſchaften finden ſich immer mehr zuſammen, alte ſowohl als neue. Geſtern ſpeiſte ich mit dem jungen Cuſtine zu Chaillot bei dem jungen M., den Du in Polen kannteſt, der die ſchöne P. geheirathet hat. Sie iſt in Rom und er hier. Es waren noch verſchiedne andere Polen gegenwärtig, unter andern eine junge Fürſtin Lubomirska. Moſt iſt wegen der umgeſtürzten Conſtitution vom dritten Mai ausgewandert — er hat ſich ſehr günſtig ausgebildet. Vielleicht bleibe ich noch eine Zeit lang hier, vielleicht ſetzt man mich auf einem Bureau in Arbeit, vielleicht verſchickt man mich; ich bin auf Alles gefaßt, zu Allem bereit. Das iſt der Vortheil meiner Lage, wo man an nichts mehr gebunden iſt und auf nichts mehr in der Welt als ſeine ſechs Hemden Acht zu geben hat. Mir bleibt nur die einzige Unannehmlichkeit, daß ich auf das Schickſal muß Alles ankommen laſſen, und das thue ich gern, denn im Grunde ſteht man ſich bei dieſem Vertrauen doch nicht übel. Ich ſehe wieder das erſte Grün der Bäume mit Vergnügen; es iſt mir weit rührender und erquikkender als das Weiß der Blüthen.

No. CCCCX.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 13. April 1793.

Es neigt ſich hier Alles zur Entſcheidung des großen politiſchen Problems. Die auswärtigen und einheimiſchen Feinde der Republik haben endlich, wie es ſcheint, vermittelſt Beſtechung jenen verzweifelten Zuſtand zuwege gebracht, welcher die Nation noch einmal in den heftigſten Revolutionskampf verſetzen wird. Gebe nur der Himmel, daß es der letzte ſey, und daß er ſeinen Endzweck erreichen möge. Je mehr man in die Geheimniſſe der hieſigen Intrigue eingeweiht, oder beſſer, je näher man mit dem ekelhaften Labyrinth bekannt wird, worin ſich hier Alles windet und dreht, deſto mehr kalte Philoſophie bedarf man, um nicht an Allem, was Tugend heißt, zu verzweifeln, und um ruhig von der Gerechtigkeit des Himmels einen guten Ausgang zu erwarten. Es fehlte noch nach Allem, was ich die letzte Zeit gelitten habe, daß mir die Ueberzeugung in die Hände käme, einem Unding meine letzten Kräfte geopfert und mit redlichem Eifer für eine Sache gearbeitet zu haben, mit der es ſonſt Niemand redlich meint, und die ein Deckmantel der raſendſten Leidenſchaften iſt. Es iſt alſo wahr, daß heut zu Tage die Uneigennützigkeit und die Freiheitsliebe bloße Kinderklappern ſind, bloße nichtsſagende Töne, bloß geheuchelte Empfindungen im Munde derer, die jetzt das Schickſal der Nationen lenken? Es iſt alſo wahr, daß der Egoismus ganz allein ſein Spiel treibt, wo man reine Aufopferung zu finden hoffte? wahr, daß zwiſchen Betrügern und Betrognen kein Drittes zu finden iſt, woran man ſich halten, ſich anſchließen könnte? Gewiß es gehört Muth dazu, dieſe ſo fürchterlich ſich aufdringende Betrachtung zu ertragen, und dann, im eignen Bewußtſeyn verhüllt, an Menſchheit und Wahrheit noch zu glauben. So finſter dieſe Bilder ſind, ſo unbezweifelt ſcheint mir der Ausgang der Sache. Die Wiederherſtellung einer monarchiſchen Regierungsform iſt in Frankreich nun unter die unmöglichen Dinge zu rechnen, indem die Quellen verſiegt ſind, aus denen der Hof ſeinen Unterhalt ſchöpfen und womit er ſich Anhänger erhalten könnte. Die äußerſte Anſtrengung der auswärtigen Mächte wird ſchwerlich etwas ausrichten können, um Theile von Frankreich loszureißen; alſo muß die Republik doch bleiben, wenn nicht bürgerlicher Krieg wirklich ausbricht. Daß dieſer vermieden werden könne, will ich noch hoffen, ſo wenig jetzt manche geſcheute Beobachter dieſes für möglich halten, und ſo erhitzt auch die Parteien gegen einander ſind. Geht es aber nicht ohne Bürgerkrieg ab, dann allerdings würde es um das Glück von ganz Europa übel ausſehen. Bis jetzt habe ich noch immer Urſache zu glauben, daß die Mitglieder des Nationalconvents, die den ſogenannten Berg ausmachen, ungeachtet ſie nicht die zahlreichſten ſind, gleichwohl ihre Plane durchſetzen werden. Auch kann ich mich nicht entbrechen zu glauben, daß ihre Gegner ſich mehr als ſie mit Intriguen und heimlichen Machinationen abgeben, ja ſogar mit Dumouriez durchgeſtochen haben. Ich bin weit entfernt, mein Urtheil für untrüglich zu halten, aber ich lege ihm einigen Werth bei, weil die meiſten Bekannten, die ich noch hier habe, der entgegengeſetzten Meinung ſind, und ich mir folglich um ſo unparteiiſcher vorkomme. Ich leugne nicht, daß die Männer vom Berge (les montagnards) ſich oft von einer unvortheilhaften, unpolitiſchen Seite zeigen, aber bei dem allen ſcheinen ſie mir unbefangner als die Andern, und unleugbar haben ſie mehr Kraft und Entſchloſſenheit. Man kann die Kriſe hier ruhig abwarten, ſie kann nur die Anhänger und Anführer der Parteien ſelbſt treffen.

Es werden noch immer von Zeit zu Zeit Maßregeln genommen, die mir unzweckmäßig ſcheinen, und beſonders ungeſchickt iſt Alles, was die Finanzoperationen betrifft; auch fängt es an, ſehr an Lebensmitteln zu fehlen, und ſie werden immer theurer. Doch ſind die Nachbarn in gleicher, wenigſtens verhältnißmäßiger Verlegenheit, was die Theurung betrifft, und die Natur der Sache bringt es mit ſich, daß ſie mit uns zugleich leiden müſſen.

Außer der Miß Wolſtonkraft habe ich hier den Mr. Chriſtie kennen gelernt, einen geſchickten Schottländer, der zu Gunſten der franzöſiſchen Revolution mit vielem Beifall geſchrieben hat. Seine Frau und ſeine Schweſter ſind bei ihm und, ganz gegen die Art der Engländerinnen, ſind ſie artig und umgänglich. Die Schweſter beſonders hat viel Artigkeit und Munterkeit, mit viel Verſtand und Bildung. Ich werde auch nach einigen Tagen die Dichterin Miß Williams kennen lernen, die ſich nebſt ihrer Mutter hier aufhält und nicht minder gefällig ſeyn ſoll. Chriſtie hat mich eingeladen, die Abende, ſo oft ich will, bei ihm zuzubringen, und ich geſtehe, daß es mir wohl thut, unter Engländern zu ſeyn und ihren ruhigen Freiheitsſinn ſtatt des überſpannten hieſigen Fanatismus zu genießen. Warme Empfindung und kalte Ueberlegung iſt das Loos dieſer glücklichen Menſchen, da hingegen bei den meiſten Franzoſen das Herz Eis iſt und nur der Kopf glüht. Freilich giebt es auch Ausnahmen. Ich habe kürzlich den Bibliothekar Chamfort kennen lernen, von deſſen Bekanntſchaft ich mir viel verſpreche. Ich rechne, daß innerhalb vierzehn Tagen oder drei Wochen es ſich entſcheiden muß, ob ich hier bleibe oder nicht; iſt das Erſte, ſo muß ich meine Einrichtung dergeſtalt treffen, daß ich, wiewohl ohne alle meine bisherigen Hülfsmittel, irgend eine literariſche Unternehmung beginne; werde ich irgendwohin verſendet, ſo werden die Umſtände das Weitere lehren. — —

No. CCCCXI.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 16. April 1793.

Du wünſcheſt, daß ich die Geſchichte dieſer gräuelvollen Zeit ſchreiben möchte? Ich kann es nicht! — O, ſeit ich weiß, daß keine Tugend in der Revolution iſt, ekelt es mich an. Ich konnte, fern von allen idealiſchen Träumereien, mit unvollkommenen Menſchen zum Ziel gehen, unterwegs fallen und wieder aufſtehen, und weiter gehen, aber mit Teufeln und herzloſen Teufeln, wie ſie hier ſind, iſt es mir eine Sünde an der Menſchheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Licht der Sonne. Die ſchmuzigen unterirdiſchen Canäle nachzugraben, in welchen dieſe Molche wühlen, lohnt keines Geſchichtſchreibers Mühe. Immer nur Eigennutz und Leidenſchaft zu finden, wo man Größe erwartet und verlangt, immer nur Worte für Gefühl, immer nur Prahlerei für wirkliches Seyn und Wirken — wer kann das aushalten?

Freiheit und Gleichheit? mein ganzes Leben iſt mir ſelbſt der Beweis, das Bewußtſeyn meines ganzen Lebens ſagt mir, daß dieſe Grundſätze mit mir, mit meiner Empfindung verbunden ſind und es von jeher waren. Ich kann und werde ſie nie verleugnen. Es giebt wohl eine Oligarchie der Vernunft und der Empfindung, die ich nicht leugne, die aber nur ſo weit geht, als ſie freiwillig von Vernunft und Empfindung Andrer anerkannt wird, und auch dieſe iſt nur Folge der ungleichen

Vertheilung der Glücksgüter. Ein glückliches Loos wollte, daß gerade Dieſer oder Jener in die Lage geworfen ward, wo er, anſtatt ſein Handwerkszeug zu ſchleifen, ſeine Vernunft und Empfindung, dieſe edleren, beſſeren, moraliſchen Inſtrumente, ſchärfen konnte. Iſt er nicht ſchon glücklich genug, daß ihm dieſer Vorzug blieb, muß er ihn auch noch anwenden, um herrſchen zu wollen? Dann iſt er erſt Despot, und zwar ein ärgerer als der, deſſen ganzes Recht phyſiſche Kraft iſt. Allein dieſe Enthaltſamkeit, dieſe Achtung für die Rechte des Andern, welche dem Philoſophen ſo natürlich iſt, findet in der wirklichen Welt noch nicht ſtatt, ſie iſt noch nicht reif dazu — und die Herrſchaft, oder beſſer, die Tyrannei der Vernunft, vielleicht die eiſernſte von allen, ſteht der Welt noch bevor. Wenn die Menſchen erſt die ganze Wirkſamkeit dieſes Inſtruments kennen werden, welche Hölle um ſich her werden ſie dann ſchaffen! Je edler das Ding und je vortrefflicher, deſto teufliſcher der Mißbrauch. Brand und Ueberſchwemmung, die ſchädlichen Wirkungen von Feuer und Waſſer, ſind nichts gegen das Unheil, das die Vernunft ſtiften wird. — Wohl zu merken: die Vernunft ohne Gefühl, wie ſie nach den Merkmalen dieſer Zeit uns bevorſteht, bis endlich einmal, wenn die Welt nicht wirklich das Werk des Ungefährs, oder das Spiel eines Teufels iſt, eine allgemeine Einfachheit der Sitten, Beſchäftigungen, Wünſche und Befriedigung, eine Reinheit der Empfindung und eine Mäßigung des Vernunftgebrauchs aus allen dieſen Revolutionen hervorkeimt, und ein Reich der Liebe beginnt, wie es ſich gute Schwärmer von den Kindern Gottes träumten. Dieſe Hoffnung iſt vielleicht läppiſch, vielleicht einer kranken Einbildung ähnlich, aber wenn meine Anſicht von der jetzigen Lage der Sachen nicht grundfalſch iſt, ſo bleibt ſie der einzige haltbare Grund, auf welchem das Gefühl eines unbefangenen, weiſe und gut wollenden Menſchen ruhen kann; der Punkt in einem dunkeln Chaos, der ſich brüten läßt und künftig Geſtaltung verſpricht.

Es iſt nicht Bitterkeit, was mich ſo ſprechen läßt, es iſt Reſultat der Beobachtung. Wo ich hier noch Tugend und Sinn fand, war es bei Leuten, die ſtill ihren Gang gehen, fern vom Geräuſch der öffentlichen Geſchäfte. Nimm nun noch hinzu, was meine individuelle Lage mit ſich bringt, ſo wird es Dich nicht Wunder nehmen, daß ich mich zum Geſchichtſchreiber der Revolution nicht aufgelegt fühle. Noch kenne ich auch nichts, und kenne niemand, die wahre Geſchichte erfordert langen Aufenthalt, parteiloſe, ruhige Beobachtung, anhaltendes Nachdenken und Zuſammenleſen. Mein Loos iſt fürs erſte, zu arbeiten, aus der Hand in den Mund. Ich habe Dir ſchon geſagt, daß ich in vierzehn Tagen wieder Schriftſteller werden muß, wenn ſich nichts für mich findet, was mich anders beſchäftigt und mir eine zuverläſſige Ausſicht gewährt. Arbeit, dächte ich, wird mir nicht fehlen, wenn es gerade auch nicht die Geſchichte dieſer Zeit iſt, was ich ſchreibe. Aber es thut mir gut, eine Zeitlang brach zu liegen, umher zu ſchauen, Eindrücke zu empfangen, und mich paſſiv gegen Alles zu verhalten, ohne es jedoch weiter, als ich will, an mich kommen zu laſſen. Außer den Briefen, die ich Dir ſchreibe, berühre ich keine Feder, und habe auch nicht Zeit dazu. Ich bin, außer dem fortdauernden Katarrh, ſehr wohl, und eſſe bei der hieſigen zehrenden Luft mit wunderbarem Hunger, ohne etwas von meiner Verdauung zu wiſſen.

Geſtern Abend hätte ich unſre Kleinen zu mir gewünſcht. Ich war mit der Schottländerin und den Engländerinnen in der Oper. Es war Iphigenie in Tauris von Gluck; aber das war es, ungeachtet der herrlichen Muſik, nicht, was mich an ſie denken ließ. Es folgte das Urtheil des Paris, ein Ballet, wo die Tanz- und Dekorationskunſt alle ihre Erſindung erſchöpft zu haben ſcheint, um einen theatraliſchen Zauber hervorzubringen, der nirgends in der Welt, als in Paris, und hier noch nie zuvor in dem Grade hervorgebracht worden ſeyn kann. Es war nicht Beifallklatſchen, ſondern unwillkürliches Beifallſchreien, was mehrmals ertönte, und wahrlich, ich konnte vor Bewunderung nicht klatſchen und nicht ſchreien. Der junge Veſtris mag ein ſo ſchlechter Kerl und aufgeblaſener Narr ſeyn, wie mans ihm nachſagt, die Grazie und Eleganz ſeiner Bewegungen hat ihres Gleichen nicht. Alles Gefühl, ſeine ganze Seele iſt concentrirt in ſeiner Kunſt; der Ausdruck ſeines Weſens iſt Tanzſinn. Ich bin nun mehr als jemals überzeugt, daß nur Franzoſen dieſe Art von Vollkommenheit erreichen können, weil nur ſie die Gabe haben, ſich ſo in eine Sache hinein zu werfen und alle Energie ihres Weſens darin zu entwickeln. Ihr Leichtſinn macht ſie fähig, ſich dieſen Beſchäftigungen ſo zu widmen, daß ſie für alles Uebrige nichts ſind, daß ihre Humanität Null bleiben kann. So iſt es auch mit ihren Schauſpielern; man würde ſich, glaube ich, ſehr irren, wenn man an den geſchickteſten, ſobald ſie die Bühne verlaſſen haben und keine Rolle ſpielen, noch eine angenehme Menſchheit zu genießen hoffte. Die wunderbar ſchönen und reichen Scenen, die bezaubernden Gegenden des Bergs Ida, die Göttererſcheinung aus dem Olymp, die Venus im Bade, die Grazien und ihre Tänze, das ſchön beibehaltne Coſtume, das unendlich Mannigfaltige, und die unzähligen kleinen Einfälle, das Ganze zu beleben, muß man mit eignen Augen ſehen. Ich weiß nicht, ob Dir dieſe paar Worte ein angenehmes Bild geben; bis Du etwas von dieſer Art ſelbſt geſehen haſt, wünſchte ich, daß es Dir nicht unwillkommen ſeyn möchte.

CCCCXII.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 18. April 1793.

Ich erhielt noch geſtern ſpät Deinen Brief vom Eilften, meine liebe Frau, Du wirſt mittlerweile ſchon wiſſen, wie ich das, was uns widerfahren iſt, ertrage. Es iſt jetzt des Rachegeſchreis ſo viel, daß man wohlthut ſich dem erſten Eindruck nicht zu überlaſſen. Freilich wäre es nicht unmöglich, daß auch bei jenem Rückzug etwas Unlauteres mit im Spiele ſteckte; allein es läßt ſich nicht ſo leicht beweiſen, und Alles konnte auch mit rechten Dingen zugehen; nämlich ſo, daß Cuſtine nicht Verräther war. Nach meiner Meinung war er es nicht, ich halte dafür, daß er jetzt eine ſchöne Laufbahn vor ſich ſieht, und er hat ja Ehrgeiz und Ruhmbegierde genug. Auch wirkt das Beiſpiel von ſeinen Nebenbuhlern; er muß doch einſehen, daß die Dictators- oder Protectorsrolle ſich in Frankreich nicht ſpielen läßt, und daß die Heere jeden Verräther verlaſſen, wie viel ſie auch vorher auf ihn hielten. Indeß, wer ſteht für die Thorheit der Menſchen! Vielleicht hat man auch ihm weißmachen können, daß eine Wiederherſtellung der vorigen Ordnung der Dinge doch noch möglich ſey, ja daß ſie nach den neuen Maßregeln dieſes Feldzugs nothwendig gelingen müſſe, und daß es ſein Vortheil ſey, ſich nicht ernſtlich zu widerſetzen. Tugend und Rechtſchaffenheit ſind in dieſer verderbten Nation etwas ſo Seltenes geworden, daß man wenigſtens nichts Böſes mehr für unmöglich halten kann. Daß ich bei den ſchlimmſten Aſpecten aber doch nicht glauben kann, daß die verſchwornen Mächte ihren Zweck erreichen werden, das liegt in meiner Idee von der jetzigen Beſchaffenheit Frankreichs und des herrſchenden Geiſtes ſeiner Einwohner. Ganz unmöglich wäre es auch nicht, daß eine der hieſigen Parteien die Räumung aller Eroberungen des vorigen Jahres mit den Generalen verabredet hätte, um dadurch den Frieden zu erleichtern. Man weiß nicht, wie einfältig die Verſchmitztheit zuweilen ſeyn kann. Dein Vorſchlag, Deine Anſprüche auf Alles, was wir in Mainz ließen, geltend zu machen, iſt ſehr gut; wenn Du ihn realiſiren kannſt, ſo thue es ja. Ich denke, B*. wird meine Papiere retten. Habe Dank für Deine herzliche Theilnahme! — Du weißt, was der flügellahme Adler von der Zufriedenheit denkt.

No. CCCCXIII.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 27. April 1793.

Deinen Brief vom 21ſten habe ich geſtern Morgens erhalten. Es iſt mir ſehr lieb, daß Du die meinen bis zum 17ten haſt. Du wirſt daraus abnehmen können, in welcher unerträglichen Lage ich mich befinde. Nach ſo vieljähriger angeſtrengter Arbeit iſt mir nunmehr Alles, was ich zu meinem Fortkommen unternommen hatte, fehlgeſchlagen, und ich fange die Welt gleichſam von neuem an, ohne zu wiſſen, wie und womit, da ich von ganz Europa abgeſchnitten, mit Schulden überhäuft, hier ohne alle Mittel, ohne alle Unterſtützung, und faſt ohne Ausſicht bin. Ich habe mich anheiſchig gemacht, Alles anzunehmen, was man mir anbieten würde, wäre es auch eine Sendung nach St. Domingo oder Oſtindien; allein in dieſem ungeheuern Strudel wird jetzt das Individuum verſchlungen, das keinen Rückhalt hat, um ſich geltend zu machen, und vor Allem keine Unverſchämtheit und Zudringlichkeit. Gelehrtes Verdienſt und ſelbſt die Talente des Geſchäftsmannes gelten jetzt nichts. Wer oben aufſchwimmt, ſitzt am Ruder, bis ihn der Nächſte, der für den Augenblick am ſtärkſten iſt, verdrängt. Wenn man nicht verfolgen, denunciren und guillotiniren laſſen kann, iſt man nichts. Kurz, zum erſten Mal in meinem Leben helfen mir alle meine Hülfsmittel nichts, und ich ſtehe ſo verlaſſen da wie ein Kind, das keine Kräfte hat, ſich ſelbſt zu ernähren. Ich habe nie mehr Geſundheit gehabt, und das iſt wohl die Haupturſache, weßhalb es mir jetzt hirnloſer als je vorkommt, der Natur und dem Schickſal vorzugreifen und einen Schauplatz zu verlaſſen, wo die Möglichkeit, zu nutzen und auch nur ſeiner ſelbſt froh zu werden, verſchwunden iſt. Ich habe eine Art Unempſindlichkeit gegen das, was mit mir vorgeht, die mich in Stand ſetzt, Alles anzuſehen und mich über jeden vergeblichen Schritt zu tröſten. — — —

Einer unſrer Landsleute hatte Nachricht, daß der K. v. P. vor Mainz in der größten Gefahr war, gefangen zu werden. Das iſt wohl nur eine Aufſchneiderei. Der Muth iſt auch nicht immer gleich ruhmwürdig. Er kann bei gewiſſen Menſchen bloß körperlich ſeyn;

auch wohl bei andern das Gegentheil — der Menſch, der mit Nerven wie ein Elephant verſehen, und dabei keine Einbildungskraft hat, vermag Manches, was andern Kampf koſtet. Turenne hatte Nerven anderer Art, und Einbildungskraft dazu, und überwand beide. Die Vereinigung phyſiſcher und moraliſcher Vollkommenheiten iſt das Seltnere, aber auch das Herrlichſte.

In Frankreichs Schickſal iſt eine große Kriſe unvermeidlich. Sie haben ſo lange gerufen: frei leben oder ſterben, daß ſie endlich auf Tod und Leben für die Freiheit kämpfen müſſen. Sollte der Ausgang zweifelhaft ſeyn? Sollte die Vorſehung diesmal die ſchlechte Sache ſiegen laſſen? Sollte bloß darum, weil die Franzoſen nicht werth ſind, Freiheit zu beſitzen, der Despotismus ſeinen Thron auf die Trümmer der Revolution nur deſto feſter und ſicherer gründen? Ich würde dieſen Gang nicht verſtehen, und darum kann ich ihn auch nicht erwarten, ſo lange der andere, bei allen Gräueln und allem Elend, was menſchliche, losgelaſſene und zügellos wüthende Leidenſchaften jetzt häufen, mir wenigſtens *möglicher* ſcheint. Vielleicht gährt es lange noch in Europa, Frankreich muß in Blut ſchwimmen und in Thränen; aber die Freiheit und die Menſchheit rächen ſich an ihren Widerſachern. In wenigen Wochen muß es ſich zeigen, denn man macht allenthalben die Zurüſtung zum Angriff und zur Gegenwehr. Was hie und da in den Departements ſpukt, iſt nur Vorſpiel. Man darf jetzt über nichts mehr ſich wundern, Alles iſt möglich; denn durch ewiges Verhetzen, ewige Verräthereien, ewige Verbitterungen und Feindſeligkeiten, durch den zerſtörten Handel und dadurch entſtandnen Mangel hat alle geſetzmäßige Gewalt ein Ende — es ſteht nur eine große Macht noch da: le pouvoir révolutionnaire, und dieſe läßt ſich am Ende doch nicht in den Cabinetten der Fürſten berechnen. Wenn es zum Ausbruch kommt, entwickelt ſich der Geiſt, der dem Ganzen einen gemeinſchaftlichen Stoß geben und ſo Alles vor ſich hertreiben kann.

Ich beſuche hier nur **, die Engländer, und ** (eines Buchhändlers Familie). Von aller Verbindung mit Gliedern des Nationalconvents halte ich mich entfernt, weil ich bis jetzt zu keiner Partei gehören konnte und wollte. Vielleicht, wenn ich hier bleiben ſollte, kommt bald der Zeitpunkt, wo ich entſcheiden muß; dann will ich wie immer nach meiner Einſicht und meinem Herzen handeln.

No. CCCCXIV.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 10. Mai 1793.

Geſtern ſah ich den Tod Abels, ein Trauerſpiel. Das Spiel dieſer Leute iſt unbeſchreiblich vortrefflich! Die Raucour ſpielte die Eva meiſterhaft und Kain war ein Held, wie ſich ihn wahrlich Geßner nicht zu denken wagte.

Der Eiferſüchtige von Rochon de Chabannes ward nachher gegeben und war noch entzückender. Molé, Azincourt, die Raucour, die Contat, alle unvergleichlich, laſſen den Zuſchauer nie eine Secunde lang auch nur ahnen, daß ſie nicht wahrhaft das ſind, was ihre Rolle will. Man denkt nicht an Schauſpieler, es ſind Marquiſen, Barone, Gräſinnen, Chevaliers, die ſie ſeyn ſollen. Dieſes iſt aber auch das Théâtre de la Nation, oder bei ſeinem ältern, noch gebräuchlichen Namen: Th. françois. Im Théâtre de la République iſt nur Monvel und Veſtris vorzüglich. Fénélon von Chenier iſt ein niedliches Stück, das die Gefühle des Augenblicks gut benutzt. Ich wünſchte es Dir ſchicken zu können und zugleich den Monvel mit, der den Fénélon ſpielt.

Seit ein paar Tagen habe ich einige Hoffnung, eine Maitreſſe zu bekommen, die meine Laune ein wenig zerſtreuen wird: ich meine eine Arbeit, wozu ich auch ſchon die Ankündigung entworfen habe. Es iſt die Rede davon, hier eine deutſche Zeitung zu ſchreiben. Wenn das Ding zu Stande käme, ſollteſt Du ſie immer regelmäßig zugeſchickt erhalten. Es hat mich ſehr gefreut die erſten heitern Augenblicke, die ich nach meiner Krankheit hier hatte, ſo benutzen zu können. — Geht dies, ſo will ich meinen ganzen Zuſchnitt ſo einrichten, um hier, als gelehrter Schriftſteller, den Faden für Deutſchland da wieder aufzunehmen, wo ich ihn in Mainz mußte liegen laſſen. Fürs erſte kann ich Beiträge über dieſes Land und ſeine Einwohner (ohne beſondere politiſche Beziehung) zu Journalen liefern, und wenn ich meine Sachen aus Mainz hätte, ließen ſich hier ſo gut wie dort Bücher ſchreiben und Vorreden, Einleitungen u. ſ. w. ausarbeiten. Aber freilich vermiſſe ich hier mein Handwerkszeug. — — —

Ueber die öffentlichen Angelegenheiten beunruhige Dich nicht. In der Nation iſt Energie, um über Schwierigkeiten zu ſiegen, die zehnmal größer ſind. Dumouriez iſt Schuld an allen jetzigen Stockungen, auch mittelbar an den Fortſchritten der Rebellen in Poitou; aber das wird nicht lange dauern. Eben hat Dampierre die Oeſterreicher geſchlagen, ſie aus den Schanzen getrieben, zehn Kanonen erbeutet, aber auch den Schenkel durch eine Kanonenkugel verloren. Als er den Schuß empfing, rief er: vive la Nation! und ließ ſich auf einer Bahre vor der Armee hertragen, um ſie zum Verfolg des Sieges anzuführen. So lange ſolche Menſchen aus einem Volke auftauchen, erliegt es nicht.

No. CCCCXV.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 11. Mai 1793.

Was man Dir von Mainz ſchreibt und ſagte iſt ganz richtig, alle entbehrliche Mäuler ſind weggeſchafft und mein wilder Merlin (von Thionville) hat ein Corps von achthundert mainzer Patrioten errichtet, mit dem er Ausfälle machen hilft. Gottlob, daß bei dem ſchweren Unglück, das uns betroffen hat, nicht noch Gefangenſchaft auf dem Königſtein hinzugekommen iſt. Was die Finanzen von P. betrifft, ſo ſind ſie ohne Zweifel ſehr zerrüttet, aber das waren ſie im ſiebenjährigen Kriege auch und man ſetzte ihn dennoch fort, eben daſſelbe gilt auch von dem jetzigen Krieg. Es iſt aller Krieg einerſeits Calcul, anderſeits Hazardſpiel; ſo auch dieſer. Ich glaube nun einmal an die Wichtigkeit dieſer Revolution im großen Kreiſe menſchlicher Schickſale, glaube, daß ſie nicht nur ſich ereignen mußte, ſondern auch den Köpfen, den Fähigkeiten eine andere Entwicklung, dem Ideengang eine neue Richtung geben wird. Frankreichs Einwohner gerathen in eine Activität, die ganz außer dem gemeinen Gang der Dinge liegt; ob ſie glücklicher im gewöhnlichen Sinn des Worts dadurch geworden ſind, können nur diejenigen fragen, die über menſchliche Angelegenheiten nie nachgedacht, und keine Erfahrungen eingeſammelt haben. Die Natur oder das Schickſal fragt nicht nach dieſer beſondern Art von Glück. Ihre Sache iſt es, daß die Menſchen wirken und leiden, und in beiden bald Freude genießen, bald Schmerz empfinden. Die Mannigfaltigkeit der Wirkungen und Gegenwirkungen, das Reſultat der verſchiedenen Entwicklungsart der Leidenſchaften und Seelenkräfte ſcheint ein Zweck unſers Daſeyns zu ſeyn, bei welchem wir nicht einmal gefragt werden, ob wir ihn wollen. Uns bleibt es nur überlaſſen, in dieſes Alles Moralität zu bringen, indem wir mit Bewußtſeyn wirken und leiden. Dieſe Moralität iſt nun immer die Wirkung des einzelnen Weſens, das auf ſich ſelbſt zurückwirkt. Daher lache ich der Träume der gutmüthigen Schwärmer, die ſich ein Utopien denken, wo es lauter gute, weiſe, glückliche Leute geben wird, vermöge einer freien Verfaſſung. Es iſt wahr, die Freiheit giebt mehr Raum zur Entwicklung der Kräfte, aber gleichwohl wird auch dieſe in gewiſſer Rückſicht wieder einſeitig. Höchſtens kann man ſagen, daß die Summe des ganzen Wirkens und Leidens bei einer guten Verfaſſung etwas mehr auf Moralität abzweckt als bei einer ſchlechten. Aber gewiß iſts, daß die Haupturſache, warum die neue Form zu Stande gekommen iſt, in der Veraltung der vorigen lag, wobei die Kräfte anfingen zu ſtocken und ein Stoß nöthig war, um einmal Alles wieder in friſche Bewegung zu ſetzen. Ich erwarte für Frankreich lange keine Ruhe und kein ſogenanntes Glück der Einwohner. Es iſt, als ſollten die Menſchen, die zu ſehr an Dingen hingen, nun lernen, indem ihnen der Unbeſtand der Dinge recht fühlbar gemacht wird, einmal wieder von allem Aeußern mehr unabhängig, mehr im bloßen Genuß ihrer Kräfte zu leben. Europa wird lange an dieſer Gährung ſich noch zerarbeiten. Alles hat hier den Anſchein zur Fortdauer der aufbrauſendſten Hitze, und ſelbſt der Friede, wenn er dieſes Jahr zu Stande käme, würde nicht lange dauern. Frankreich zu unterjochen, iſt die albernſte Chiwäre, die man nur einem armen König weiß machen kann. Es kommen in der nächſten Zeit noch ſonderbare Auftritte zu Stande, beſonders in der Hauptſtadt, von denen man im Auslande nichts begreift. Ach, wer Zeit, wer Luſt, wer Laune und ein frohes Herz hätte, ſie zu beſchreiben! — Es iſt nicht wahr, daß die Triebfedern ſehr verdeckt liegen, denn ich ſehe ſie; aber man muß zur Stelle ſeyn, um ſich einen Begriff davon zu machen. Unſre Landsleute kennen dieſe Nation nicht. Sie iſt ein Phänomen in der Natur. Die neuliche Inſurrection wird keinen Bürgerkrieg veranlaſſen, und wahrſcheinlich haben wir in acht Tagen eine Conſtitution, die Frankreich, der Ungewißheit überdrüſſig, ohne Bedenken annehmen wird, und an welcher nachfolgende Conventionen und Nationalverſammlungen wieder flicken werden, bis ſie unter ihren Händen zerreißt. Hätte ich meine Sachen aus Mainz hier, ich wäre froh! ich würde mir eine Reiſebibliothek nach Indien und meinen Malerkaſten und mein ſchönes Zeichenpapier mitnehmen. Nach Indien! — Du ſiehſt, daß ich mich ernſthaft mit dieſer Idee beſchäftige. In einigen Tagen fange ich an perſiſch zu lernen. Kleinigkeit! womit ich in ſechs oder acht Wochen ſo weit ſeyn will, daß ich ohne Hülfe fortkommen kann. Hätt' ich nur auf den Fall, daß ich gehen könnte, einen Gefährten in meinem Sinn, und einen brauchbaren Bedienten für eine ſolche Reiſe. Meine Geſundheit iſt erträglich. Durch die Vernachläſſigung eines Katarrhs ſind die rheumatiſchen Theilchen ins Blut zurückgetreten und treiben ſich nun darin herum. Es iſt mir unmöglich, in einem Bürgerhauſe zu eſſen; das Speiſen in öffentlichen Häuſern bringt mir Zerſtreuung; ich treffe entweder Bekannte, oder hole mir einen, mit dem ich eben eſſen will. Zwei oder dreimal die Woche bin ich immer bei allerlei Leuten eingeladen. Willſt Du nun ein gutes Beiſpiel an mir nehmen und mir auch einmal ein Wort von Deiner Geſundheit ſagen? —

Nach Genf geht von hier als Geſandter einer der ſchlechteſten und zugleich dümmſten Kerle, die es giebt, derſelbe Abbé Soulavie, der „die geheimen Mémoires“ herausgab und darüber mit Buiſſon Händel kriegte. Der Menſch hat ſeine Köchin, ein gemeines Menſch, geheirathet, und wird in Genf, bei dieſen durchtriebnen Köpfen, wie ein Ball, aus einer Hand in die andre fliegen.

No. CCCCXVI.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 16. Mai 1793.

Ob ich die neue Zeitung zu Stande bringen werde, oder nicht, wird die Zeit lehren. Meine Ankündigung iſt in des Miniſters Händen, und ich erwarte die Entſcheidung. Es fragt ſich, was ich etwa für die Diſtribution derſelben mit den ſchweizer Buchhändlern ausrichten könnte, und ob es ſich deßhalb etwa der Mühe verlohne, daß ich ſelbſt nach der Schweiz käme? — Es verſteht ſich, daß *mich* die Reiſe nichts koſten würde, alſo käme es bloß auf die Beſtimmung an, ob ich Hoffnung hätte, etwas auszurichten, wenn ich perſönlich mit den Leuten abredete? — Die äußerſte Mäßigung und Behutſamkeit im Ausdruck ſoll allerdings beobachtet werden.

Es iſt mir allerdings einigermaßen beruhigend, daß man ſich Mühe giebt, die armen Weiber zu befreien*). Wenn es auch ihre, oder eigentlich der unvorſichtigen ** Schuld iſt, daß ſie ſitzen, ſo iſt es und bleibt es

---

*) Vier Frauen, unter denen eine faſt ſchwachköpfige Greiſin, mit drei Kindern, das jüngſte kränkelnd und noch im erſten Lebensjahr, alleſamt Hanoveranerinnen bis auf Eine, und durch Verwandtſchaftsbande nach Mainz gezogen, wollten, der Kriegsvorfälle wegen, bei ihren Familien im Hanövriſchen Schutz ſuchen, als ſie in Frankfurt von der preußiſchen Behörde ergriffen und in harte Gefangenſchaft auf den Königſtein geführt wurden. Man konnte ihnen nichts vorwerfen, als mit Forſter's und eines andern *Revolutionairs* Hauſe in Verwandtſchafts- und Freundſchaftsverhältniß zu ſtehen. Nachdem ſie bis zum Frühjahr in der Feſte eingeſchloſſen geblieben, behielt man ſie bis in den Sommer in einem am Fuß des Königſteins gelegenen Dorfe verhaftet, bis die Bemühung des Bruders einer der Unglücklichen, durch die Fürſprache einer hübſchen Frau bei dem K. v. P., deren Befreiung bewirkte. Man entließ ſie ohne Urtheil, ohne Rechtfertigung, ohne Entſchädigung für bittre Leiden — doch das war ja nur ein Tropfen in dem Strome, der damals fluthete. — Das kranke Kind, das mit dem Uebrigen eingeſperrt ward, iſt — wie ich glaube — die einzige noch Lebende dieſer Gefangnen, ihr Säuglingsalter übertrug ihr keine Erinnerung dieſer Zeit, und ſo tauchen zahlloſe Leiden ins Meer der Vergeſſenheit unter! —

doch hart, Weiber, die mit der Revolution nichts zu thun haben, die nur Mainz nicht verlaſſen konnten, weil ſie kein Geld hatten, auf einer Feſtung einzuſperren. Das Schickſal der Männer, die Du mir nennſt, dauert mich ſehr! — Aber warum blieben ſie nicht in der ſichern Feſtung, wo man ihnen im ärgſten Fall bei der Capitulation den Abzug ſichern mußte. Doyré, der commandirende General, und Reubell, der Volksrepräſentant, haben mit General Kalkreuth eine Conferenz gehabt. Reubell hat geſagt, er ſey bereit, über die allgemeinen Staatsangelegenheiten in Unterhandlung zu treten, aber nicht wegen der Uebergabe von Mainz; Kalkreuth verſicherte, er habe unbeſchränkte Vollmacht, über die Uebergabe von Mainz zu tractiren, aber keine wegen der allgemeinen Angelegenheiten — und ſo hatte die Conferenz ein Ende. Es iſt alſo nichts von der nahen Beendigung der Belagerung zu erwarten. Die Vorkehrungen, die man von allen möglichen Seiten her treffen kann, um meine Sachen zu retten, ſind gewiß ſehr gut. Ich hoffe, Mainz wird entſetzt; ſollte es ſich ergeben müſſen, ſo hoffe ich wenigſtens meine Sachen zu retten. Was Du von dem K. v. P. ſagſt, gründet ſich gewiß auf die zu günſtige Anſicht, die Dir R. von ihm gegeben. Ich will indeſſen ſtillſchweigend abwarten, ob ich mich irre oder nicht. Wenn es nicht ganz unmöglich iſt, einen Brief an X. zu bringen, ſo hat er jetzt einen ſolchen empfangen, der ihm die nöthigſten Anweiſungen giebt.

Franz Wimpfen ſoll den Feinden die Plane und genaueſten Nachrichten von allen Verſchanzungen und Batterien auf dem Hundsrück geſchickt haben. Dieſe Verrätherei und nicht Cuſtine's Mangel an Talent iſt ſchuld am Rückzug. Dazu kommt, daß das Regiment Naſſau bei Bingen das Gewehr ſtreckte, und dann noch die übertriebne Eitelkeit der franz. Officiere, die jetzt ſo ſchlecht ſind als die *** — und das will viel ſagen! — aber dabei viel prahlhafter. Cuſtine erhält nun das Commando der Nordarmee, ſtatt des braven Dampierre, den ſein Muth ins Panthéon françois promovirt hat. Wir haben hunderttauſend Mann in den revoltirten Provinzen, und man kann guten Nachrichten entgegenſehen. Die Partei, welche hier Unordnung und zügelloſe Ausſchweifungen treibt, ſcheint doch von den Departements gebändigt zu werden. Darüber wäre viel zu ſagen. Ich finde doch, daß die hieſige Jacobinergeſellſchaft ganz durch ihre heilloſen Führer verdorben iſt. Deine Freunde in Strasburg hatten alſo nicht Unrecht, daß auch Roland und ſeine Partei ihre Begünſtigungen für die Ihrigen zu weit trieben und alle Stellen mit ihren Creaturen beſetzten. Dies brachte die Andern auf, deren Herrſchſucht, Ehrgeiz und wilde Energie ſo groß iſt, daß ihnen jeder Weg zum Zweck erlaubt ſcheint. Sie trieben es und treiben es noch mit ſo wenig Behutſamkeit, daß ſie nun allen Credit in den Departements verloren haben, und in demſelben Maß ſteigt das Anſehen und der Muth der Mitglieder der ſogenannten rechten Seite, darunter denn freilich die einſichtsvollſten und talentreichſten ſind.

Es iſt alſo Hoffnung da, daß es beſſer gehen wird als bisher. Der General Miranda iſt geſtern vom Revolutionstribunal losgeſprochen und in großem Triumph nach Hauſe geführt worden. Vielleicht übernimmt er wieder irgend ein Commando. Er iſt ein Mexicaner und wollte ſein Vaterland von Spanien losreißen, darum iſt er auch von dort entflohen, aber ſein Project wird er nicht ſo bald aufgeben. Alle, die ihn kennen, wiſſen von ſeinen vielfältigen Kenntniſſen und ſeinem philoſophiſchen Kopf nicht genug zu rühmen — und zwar darunter Leute, die mit ihrem Lobe karg zu ſeyn pflegen; unter andern mein Schottländer Chriſtie.

Den 17. Mai.

Geſtern bin ich nach Mitternacht nach Hauſe gekommen und fand Deinen Brief vom 12. d. M. Ich theile Deine Empfindung und will, weil Du es wünſcheſt, nun an einer Defenſionsſchrift ſogleich arbeiten, ohne mich um meine Papiere zu bekümmern; die Hauptſachen laſſen ſich doch ſagen. Ich verſtehe nicht recht, welche Vorwürfe von Ungerechtigkeiten man mir macht, wozu mich meine Partei gezwungen haben ſoll. Schicke mir doch das elende Ding, was Dir X. oder X. zugeſchickt haben mag — nicht, um es zu widerlegen, das verdienen ſolche feige Wortdreſcher nicht — ſondern um zu ſehen, was für Begriffe man den Leuten über mein Thun beizubringen ſucht. Es iſt eine jämmerliche Befriedigung ihrer Erbitterung, zu dieſen perſönlichen Schmähungen ihre Zuflucht zu nehmen, es iſt unmännliche Grauſamkeit, Dir, armes Weib, ſie in Dein anſpruchloſes Aſyl aufzudringen. Doch wenn Du es länger bedenkſt, wird es Dir verächtlich vorkommen. Was geſchehen iſt, läßt ſich nicht ändern, und alle Folgen müſſen wir jetzt unaufhaltſam daraus entwickeln ſehen; aber einem Jeden bleibt ſein Bewußtſeyn gegen die Ungerechtigkeit, und noch mehr gegen die Unwiſſenheit der Welt. Die Unwiſſenheit eigentlich iſt es, die Jeden, der mißhandelt wird, beruhigen muß, denn wie kann mir der etwas nehmen, der mir nie etwas zu geben hatte? ſeine Achtung hat ſo wenig Grund wie ſeine Mißbilligung und Mißachtung, denn er weiß nicht, worauf beide ſich gründen müſſen. Ich werde unſtreitig meinen Weg fortgehen; und ohne jetzt weiter vor mich ſehen zu können, als ein Wanderer bei Nacht und Nebel, will ich doch die Möglichkeit nicht aufgeben, zu unſrer allſeitigen Ruhe einſt noch beitragen zu können. Es muß wohl eine ſeltſame Lage ſeyn, in der ich mich befinde, weil ſelbſt von denen, die keine Alltagsmenſchen ſind, keiner ſie begreifen will. Sie haben keinen deutlichen Begriff von der Unmöglichkeit, zu thun, was mir unmöglich wäre zu laſſen. Wer iſt denn der H. v. Ch., der die Fragen in dem précis sur la révolution de Mayence*) ſo künſtlich zu ſtellen weiß, die Du ihm beantworten ſollſt? Wo hat der Mann die Infamie her, qu'on avoit forcé le souverain à fuir? So viel könnteſt Du ihm doch ſagen, daß damals, als er ſo ſchändlich floh, ihn nichts auf Gottes Welt, als ſeine ſchlecht bedachte Furchtſamkeit jagte, ſeine ganz grundloſe Angſt, von den Franzoſen erwiſcht zu werden. Und was ſoll das Gewäſch heißen: justifier des étrangers qui, n'ayant d'existence dans ce pays, qu'en vertu de l'existence d'un souverain u. ſ. w. — Lieber Himmel! der arme Tropf meint wohl gar, es exiſtire kein Souverain, wo nicht eine monarchiſche Verfaſſung gilt? Daß das Volk der Souverain ſeyn könne, ſcheint ihm noch gänzlich unbegreiflich zu ſeyn. Nach meiner Meinung kann man nirgend ſeyn qu'en vertu de l'existence du souverain; denn entweder hat das Land Einwohner, oder es iſt unbewohnt; im erſten Fall ſind ſie der Souverain, im zweiten bin ichs, ſobald ichs will, und nach und nach alle diejenigen, die dahin kommen. Die ganze Phraſe ſagt alſo nichts oder eine Albernheit. Ich werde ihm indeß den Gefallen nicht thun können, meine Erzählung franzöſiſch zu ſchreiben. Vielleicht könnte ich ſie überſetzen, wenn ich ſie deutſch fertig habe, eher denke ich aber ſicher an keine franzöſiſche Bearbeitung derſelben.

---

*) Eine damals, wie man glaubte, von den Emigrirten verbreitete Brochure.

Ich bin einige Male im Schauſpiel geweſen, ich habe die Contat ganz herrlich ſpielen ſehen, in einem kleinen Stück: le mariage secret. Mit Vergnügen ſah ich auch Voltaire's Tancrede, worin Saintfall den Tancred recht gut, und Mlle Fleury die Amenaide vortrefflich ſpielte; obgleich das hieſige ekle Publicum das Alles noch ſehr mittelmäßig findet und das Theater deßwegen leer ſtehen läßt. Sie ſind durch noch größere Talente verwöhnt. Ich finde auch, daß nicht alle Forderungen erfüllt werden, aber die Leute ſpielen doch anſtändig, ſie verletzen nicht, wie bei uns, durch Gemeinheit und Ungeſchick. Adèle de Crecy mißfiel mir ſehr. Das Stück ſelbſt hat nicht Intereſſe genug und wurde durch das Wüthen der Schauſpieler verhunzt.

Ich will jetzt Anſtalt machen, einige hieſige Leute kennen zu lernen, um vielleicht allmälig bekannt zu werden. Chamort iſt mir ſehr gut; den ehrlichen Bernardin de St. Pierre habe ich einmal beſucht, er wohnt mir aber zu weit ab. Cuſtine, der Sohn, hat mir noch geſtern verſprochen, mich zu Condorcet zu führen, der zu Auteuil wohnt und bloß zu den Sitzungen des Convents in die Stadt kommt. Es ſoll ein ſehr kalter Menſch ſeyn; ein ſehr guter Kopf iſt er unſtreitig. An Thomas Payne habe ich nicht viel gefunden; er iſt beſſer in ſeinen Schriften zu genießen. Das Launige und Egoiſtiſche mancher Engländer hat er in einem hohen Grade. Sein ganzes Geſicht iſt feuerroth und voll purpurner Knöpfe, die ihn ſehr häßlich machen; ſonſt hat er geiſtreiche Züge und ein feuriges Auge. Einige Deutſche, die ſich hier aufhalten, kommen öfter mit mir zuſammen, unter andern iſt ein Graf Schlaberndorf aus Schleſien, der Dich, als Du als Mädchen mit Onkel Blumenbach reiſteſt, in Zürich geſehen hat, ein junger Oelsner, eben daher, der auch in Chriſtie's Hauſe bekannt iſt, ein junger Schwabe, Namens Kerner, der für die hamburger Zeitung hier Nachrichten ſchreibt, ein Herr von W., den der Herzog von *** hergeſchickt hat, der auch ehemals als deſſen Geſchäftsträger hier accreditirt war, es bei der Republik aber nicht iſt, doch affectirt ſich zu wundern, daß man ihn nicht als eine persona publica behandeln will, übrigens ſehr jung, ein bonvivant, mit ungeheuerm embonpoint und breiten Schultern, was ihm bei den Engländerinnen die Reputation eines ſchönen Mannes zu wege bringt, die er mir doch nicht gerade zu verdienen ſcheint. Er hat eine Abneigung gegen die franzöſiſchen Weiber, die er affichirt und die deßhalb wohl nur erkünſtelt iſt, wahrſcheinlich haben ſie ihn nicht gemocht. Schlaberndorf, in dem geſetzten Alter von vierzig Jahren, iſt ein ſehr kluger, einſichtsvoller Demokrat und ein Mann von reifer Erfahrung. Er kennt Europa ſehr genau, beſonders England. Oelsner hat ſich hier viel Bekanntſchaften gemacht und viel Localkenntniſſe erworben, er weiß Alles mit dem rechten Ausdruck und Kunſtwort zu nennen, kennt den ton de conversation, iſt joli coeur bei den Damen und macht artige Bemerkungen mit einer Leichtigkeit, die an franzöſiſche gränzt. Die beſten Aufſätze in Archenholz's Minerva ſind alle von ihm. Der kleine Schwabe Kerner ſprüht Freiheit wie ein Vulkan, und iſt originell und gutherzig, wie ein junger Schwabe ſeyn muß, er hat Kopf und Energie. Dazu iſt er Dr. der Medicin*).

No. CCCCXVII.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 19. Mai.

Ich ſchrieb Dir das Vorige eben wie ich im Begriff war mit Chriſties nach Luciennes zu fahren. Wir ſpeiſten bei einem der hieſigen Bankiers, Le Coulteur, zu Mittag; er hat einen ſchönen Park neben dem Pavillon der Dubarri, worin es jetzt in der ganzen Pracht des Frühlings ganz herrlich zu ſpazieren war. Le Coulteur's Frau iſt, was man ſchön nennt, aber ihre Züge machen nicht den Eindruck, den minder ſchöne mit mehr Geiſt machen würden. Sie ſcheint indeß ſehr ſanft und gut, und nicht ohne Bildung. Ihre Mutter, die vermuthlich einſt viel ſchöner war als ſie, ſcheint eine ſehr intereſſante Frau und beſitzt ſehr ſolide Kenntniſſe nebſt einem während eines längern Aufenthalts in Italien geweckten Geſchmack in der Kunſt. Dieſe Familie hat ihre Banken überall; in Italien, in Spanien u. ſ. w. und die Weiber ſind bald hier, bald dort mitgeweſen, und haben mehrere Jahre in entlegenen Ländern verweilt. Die daraus entſtehende Bildung bei einer Anlage, die deren fähig war, läßt ſich abnehmen. Nach Tiſch fuhren wir nach Verſailles, wo wegen des Pfingſttags alle Waſſer ſprangen; es war ein überraſchend ſchöner Anblick, viele tauſend Menſchen, alle gut gekleidet und alle gleichwohl aus der Claſſe, welche man ſonſt le peuple zu nennen pflegte, um die prächtigen Baſſins ſpazieren zu ſehen; indeß dort Löwen, Drachen, Wallfiſche und Fröſche in allerlei Richtungen ihre Waſſerſtröme von ſich ſpritzten und die ſchönen ſchlanken Waſſerſäulen paarweiſe und auch einzeln zwiſchen ihnen emporſtiegen. Die Sonne, die zuweilen hervorblickte, machte dieſes Schauſpiel noch hinreißender. Die meiſten Anweſenden kommen zu Fuß von Paris, viele fahren auch daher, gehen aber alle zu Fuß nach Hauſe und bringen ganze Ladungen von Weißdorn, Ginſter, oder was ſie ſonſt von blühenden Sträuchern finden, nach Hauſe. Unter einer ſo großen Menge Menſchen, und zwar Franzoſen, war ich erſtaunt Alles ſo ſtill und ehrbar ablaufen zu ſehen. Man ſpazierte ſtillſchweigend und genießend in dem großen Garten umher. Es iſt aber auch nicht das erſte

---

*) Kerner, welcher anfangs in der franzöſiſchen Armee diente, war hernach unter dem Geſandten Reinhardt in Genua, mir däucht auch in Bern, begab ſich dann nach Hamburg, wo er nach zehn oder zwölf Jahren als beliebter praktiſcher Arzt und glücklicher Gatte und Vater ſtarb. Graf Schlaberndorf iſt ſeinen vielen Verehrern und Freunden erſt voriges Jahr, in einem hohen Alter, in Paris durch den Tod entriſſen. Oelsner's ſpätere Schickſale kenne ich nicht — H. v. W. iſt längſt todt. — Nach drei und dreißig Jahren können dieſe Blätter faſt nur von Todten erzählen, deßhalb können ſie nur verſöhnen und gewinnen.

Mal, daß ich bemerke, wie der Geſchmack für lärmende Freude ſich bei dieſem Volk verloren hat; es iſt in Paris wenigſtens, und in dieſer Gegend, nicht mehr ein peuple qui danse et qui chante. Im ſüdlichen Frankreich mag das wohl noch anders ſeyn. Unterwegs im Wagen las ich mit Miß Chriſtie die Chateaux en Espagne, ein ſehr niedliches kleines Luſtſpiel, das ich Dir bei Gelegenheit zu ſchicken wünſchte, falls Du es noch nicht geleſen haſt. Das Mädchen hat viel Leichtigkeit und Richtigkeit in ihrem Faſſungsvermögen, und ihre Ideen reihen ſich angenehm und ohne Zwang in der Converſation. Ich muß ſie zuweilen im Franzöſiſchen üben und habe dabei den Vortheil, mich wieder ganz in das Engliſche zu gewöhnen. Ueberhaupt wird mein Sprachtalent hier in Bewegung geſetzt; denn mit drei ſehr wackern Polen, die ich hier fand: Sulkowsky, Maiſzewsky und Nagorsky, die mich ſehr lieb haben, komme ich öfters zuſammen und ſuche dann mein bischen Polniſch hervor. Alle dieſe Leute knirſchen über den ſchändlichen Theilungstractat, wobei man ſo unverſchämt geweſen iſt, nicht einmal einen Vorwand zu brauchen, kein elendes Deckmäntelchen, ſondern geradezu zu ſagen: wir nehmen, weil wir können und dürfen. Der ſchwache König hat die Conföderation, an deren Spitze er war, und die ihm durch die Verfaſſung vom 3. Mai eine größere Gewalt gegeben hatte, als vor ihm kein König von Polen beſaß, geradezu an Rußland verrathen, und in dem Kriege, den die Polen gegen Rußland führten, und der denn doch mehr als 25,000 Menſchen auf beiden Seiten das Leben gekoſtet hat, Alles gethan, was ein an Rußland verkaufter Menſch in dem Poſten thun konnte. Der Lohn iſt nun da; man nimmt ihm wahrſcheinlich, außer dem größten Theil des Landes, den die Mächte unter ſich theilen, auch noch die Herrſchaft über das übrigbleibende. Der arme Menſch mag indeſſen wohl einer kleinen Idee von Ehrlichkeit bei ſeinem Benehmen gefolgt ſeyn; denn was ihn dazu verleitet hat, war das Verſprechen, daß Rußland ſeine perſönlichen Schulden bezahlen würde. — Der ehrgeizige Felix Potocki, der die Gegenconföderation unter Rußlands Schutz machte und den armen König demüthigte, iſt nun ebenfalls Rußlands dupe, denn er hatte ſich weißmachen laſſen, die Höfe wären uneigennützig und würden nichts nehmen! Jetzt iſt er aus einem freien und übermächtigen polniſchen Magnaten ein bloßer ruſſiſcher Unterthan geworden; denn ſeine Güter liegen im ruſſiſchen Antheil. Niemand in ganz Polen iſt zufrieden, ſie ſehen ihre Fehler ein, und Alles reift dort zu einer Revolution, ſo bald nur die Lage der Sachen in Europa dazu Gelegenheit geben wird. Mit eheſten wird nun die Kaiſerin mit der Ausführung ihres ehrgeizigen Projectes gegen Conſtantinopel losbrechen; der Zeitpunkt, wo ganz Europa in Krieg verwickelt iſt, ſcheint günſtiger als je zuvor. Dieſe Räuberei im Großen kommt indeß Frankreich zu ſtatten, denn England muß endlich die Augen öffnen und inne werden, daß es Alles aufs Spiel ſetzt und vielleicht nichts erbeutet, indeß jene Alles gewinnen und zuletzt Europa Geſetze geben. Die Reihe kommt an Deutſchland, ehe es ſich die kleinen Fürſten verſehen.

No. CCCCXVIII.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 23. Mai 1793.

Die politiſchen Angelegenheiten ſehen ſchon wieder beſſer aus, wie es zu erwarten war. Die franzöſiſche Nation wird mit Deraiſonniren, Lachen, Schäkern, Zanken, Cabaliren, und mitunter Uebereilungen von aller Art, ihre Revolution ſicher und allen coaliſirten Mächten zum Trotz vollbringen. Das liegt im Charakter dieſer ſonderbaren Menſchen, die man vielleicht haſſen, aber nicht verachten kann. Ihre Bonhomie iſt ſo unbegreiflich wie ihre Fühlloſigkeit. Sie haben für die Engländer eine wahre Affenliebe, die durch nichts vertrieben werden kann, und die noch jetzt den hiergebliebenen Engländern zu gute kommt. Und in England erwiedert man ihnen wahrlich nichts von dem Allen, nicht die dortige Regierung allein, ſondern der Nationalgeiſt ſtößt ſie von ſich. Je länger ich es beobachte, je merkwürdiger wird mir dieſes Volk und die jetzige Gährung. Nichts von Allem, was geſchehen iſt und noch jetzt beſteht, läßt ſich wegdenken; es mußte ſo kommen und wird noch äußerſt ſonderbar und unerwartet hergeben. Der Kampf der Parteien iſt unvermeidlich bei ihrer aufbrauſenden Hitze. „Warum decretiren Sie nicht," ſagte ich zu Isnard, „daß kein Mitglied murren oder Beifall klatſchen darf?" — „Aber hunderttauſendmal haben wirs decretirt und es hilft nichts. Eben ſo gut könnten wir decretiren, daß wir aufhören ſollen Franzoſen zu ſeyn." — Isnard iſt ein ſehr geſcheuter und, wie ich glaube, ein guter Menſch. Er iſt jetzt Präſident.

No. CCCCXIX.

Forſter an ſeine Frau in Neuſchatel.

Paris den 23. Mai 1793.

Um die Zeitung, die ich ſchreiben ſoll, habe ich mich rückſichtlich ihrer Verſendung gar nicht zu bekümmern. — Die Sache ſteht auch noch in weitem Felde. Auch fand ich bald, als ich Lebrun darüber ſprach, daß er nicht geſonnen ſey mich zu verſenden, und ich weiß mich hier und dort endlich zu beſcheiden, und zu vergeſſen, daß man mich auch noch für etwas Anderes als einen Zeitungsſchreiber halten könnte. Sollte ich wirklich noch etwas von der Art ſchreiben, ſo werde ich nicht ermangeln von den Provinzen zu ſagen, was ich erfahren kann. Deine Erinnerung, daß die Zeitungen faſt ausſchließend von Paris und nur immer von Paris ſprechen, iſt vom Auslande ſehr gegründet. Hier fühlt man, ſelbſt unbewußt, daß von dieſem Mittelpunkt aus aller Antrieb geht, und vergißt die Provinzen, oder begreift ſie mit inne, indem man ſpricht. Barnave iſt, ſo viel ich weiß, ruhig in ſeiner Provinz, zu Grenoble, wo er lange verhaftet war. Gewiß weiß ich nicht, ob er wirklich ganz freigeſprochen iſt. Er hatte ſich durch das Glück, von dem Hofadel, durch die Lameth begünſtigt zu ſehen, hinreißen laſſen. Die Lameths hatten ungeheure Beſitzungen in Weſtindien und wollten die Freiſprechung und die Theilnehmung der farbigen Leute an den Bürgerrechten nicht. Barnave hatte das Decret vorzüglich ausgewirkt, welches ſie den Weißen völlig gleichſtellte, und eben er ſetzte hernach den Widerruf deſſelben zum Vortheil ſeiner neuen Freunde durch, der ſo viel Blutvergießen in St. Domingo verurſacht hat. Allein dafür hatten ihm auch die Lameths eine femme de la première qualité zur erklärten Maitreſſe gegeben — und man weiß, daß das bei dem hohen franzöſiſchen Adel einer vollkommenen Aufnahme in ihren Schoß gleich galt. Von nun an durfte er ſich als einen von ihnen betrachten, und alle ihre Rechte, ſelbſt die conventionellen der Geſellſchaft, die doch ſonſt gegen alle Geringbürtige ſo zertretend — auch hier — waren, ohne Beſorgniß mit ihnen theilen. Seine Seele widerſtand dieſem Zauber nicht. Die Königin hat wahrſcheinlich nicht auf ihn gewirkt, nicht auf ihn wirken wollen, und wahrſcheinlich es auch nicht nöthig gehabt.

No. CCCCXX.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Luciennes den 2. Juni 1793.

Ich bin geſtern mit Chriſties wieder hierher gekommen; wir wohnen bei Leculteur, wo wir ſchon einmal waren; ſeit zwei Stunden laufe ich ſchon allein im Garten umher, indeß Alles noch ſchläft, und laſſe mir von den hundert Nachtigallen vorſingen, wie ſchön die Natur ſey, wenn man nicht denkt, ſich nicht erinnert, ſondern bloß im Augenblick der Gegenwart lebt. Ich habe erſt geſtern Deinen Brief erhalten; denn wegen der Unruhen in Paris *) iſt die kleine Poſt nicht abgegangen und ſo kam er ſpät in meine Hände. Jetzt iſt Alles wieder ruhig, weil nirgend Widerſtand war. Die Gemeine von Paris beherrſcht den Nationalconvent unumſchränkt und ſchreibt ihm Geſetze vor. Die dazu erforderliche Grimaſſe nennt man hier eine Inſurrection. Man weiß wirklich nicht, ſoll man weinen oder lachen bei dieſen Auftritten? Die klügſten Köpfe, und ich glaube zugleich die tugendhafteſten Herzen unterliegen den Ruheſtörern und Intriganten, die unter der Larve der Volksfreundſchaft ſich bereichern und ſich zu Herren von Frankreich machen wollen. Hätte man alles das aus der Ferne wiſſen können! Doch das iſt eine eitle Betrachtung! Wer ſagen

---

*) Der Sturz der Gironde und die Verhaftung oder Aechtung ihrer Mitglieder fand in dieſen Tagen ſtatt.

kann, daß er nach ſeiner jedesmaligen Einſicht und nach ſeinem Gewiſſen handelt, kann ruhig ſeyn.

Paris den 4. Juni 1793.

Die Lage der öffentlichen Angelegenheiten hat mich auf die ernſthafteſte Ueberlegung meiner eignen Ausſichten gebracht. Ich ſehe hier keine Möglichkeit anzukommen, ſo daß ich ſicheres und reichliches Brod hätte; die Zeitungsredaction, womit ich nun endlich anfangen ſoll, iſt ein elender Nothbehelf, und zu andern gelehrten Ausarbeitungen iſt ohne Hülfsmittel keine Vorkehrung zu treffen; ob ich je etwas von meinen Papieren in Mainz wiederſehe, iſt ſehr die Frage, und ohne ſie bin ich nicht im Stande, in der Linie der Literatur, die ich mir zum eignen Wege gebahnt hatte, fortzuſchreiten. Man bietet mir hier an, mich auf Buchdruckerkunſt zu legen und in England die Direction einer Buchdruckerei zu übernehmen; dieſer Vorſchlag gefällt mir zwar ſehr, allein ich ſehe deutlich, daß er mich in eine gräuliche Abhängigkeit verſetzt, wenn nicht noch intereſſirtere Abſichten damit verbunden ſind. Könnte ich dagegen vier bis fünfhundert Pfund Sterling irgendwo aufbringen, oder wären es auch nur dreihundert, ſo lernte ich hier Perſiſch und Arabiſch und ginge über Land nach Indien, um neue Erfahrungen heim zu bringen und als Arzt nebenher mein Glück in einigen Jahren zu machen. Zu 300 Pf. Strl., ſo etwas durchzuſetzen müßte B. mir leicht verhelfen können. Ich denke, wenn zwanzig Freiheitsfreunde in England zuſammenträten und für einen Mann, der ſeine ganze bürgerliche Exiſtenz der Freiheit (und wäre es auch unter irriger Vorausſetzung) aufgeopfert hat, jeder eine Kleinigkeit hergäben, ſo wäre das noch nicht verlorenes Geld, im Fall ich mit Kenntniſſen ausgerüſtet zurückkäme, die auf unſere Wiſſenſchaften einiges neue Licht würfen. Ganz neue Gegenſtände, ganz fremde Bilder, Bewegung, Beſchäftigung, Ungemach und ſelbſt Gefahr — dies zuſammengenommen mit dem Bewußtſeyn, nützlich zu arbeiten, und mit dem Genuß, in einem Fach des menſchlichen Getriebes mich herumzutummeln, das meinen Kräften, Kenntniſſen und meinem Geſchmack angemeſſen iſt, müßte mir unfehlbar für mein verletztes Gefühl heilenden Balſam gewähren. Ich könnte vier bis ſechs Jahre ausbleiben, oder noch länger, ohne zu alt zum Genuß des Ueberreſts meines Lebens in die Arme meiner Kinder zurückzukehren, und indem ich ſie glücklich wiederfände, für die Erfüllung Deiner mütterlichen Pflicht auch Dir einen dankbaren Freund wieder zuzuführen.

Hier iſt Alles ruhig. Was man hier in dieſen Tagen einen Aufſtand nannte, war keiner, ſondern eine Maſchine, die der Gemeinderath in Verbindung mit Denen vom Berge und den Jacobinern ſpielen ließ, um endlich ihren großen Anſchlag gegen die zweiundzwanzig Mitglieder der Gironde, die ihnen ſo gehäſſig ſind, durchzuſetzen. Die Feigheit des Nationalconvents war ſchuld, daß es ihnen gelang. Nun thut jene Partei, was ſie will. Ich erwarte Alles, was Leidenſchaft in einer Republik, und zumal einer gährenden, bei verderbten Zeitläufen vermag. Ich werde mich nicht wundern, wenn eine einzelne Herrſchaft zum Vorſchein kommt, ehe man ſichs verſieht. Aber wie bald wird ſie in ihr Nichts zurückſinken! Das beſte Mittel, die Blöße elender Menſchen aufzudecken, iſt dies, ſie auf die Höhe ſteigen zu laſſen, wo nur ihre eigne Tugend ſie halten kann. O wie ſchnell werden ſie ſtürzen! Es wäre jetzt nicht unmöglich, obſchon es nicht wahrſcheinlich iſt, daß die auswärtigen Mächte tiefer als voriges Jahr in Frankreich eindrängen, ja ſie könnten ſogar Paris nehmen, und die Republik wäre darum doch nicht verloren. Ich bin im Gegentheil feſten Glaubens, daß ſie endlich Wurzel faſſen und Beſtand haben wird. Ihre Dauer hängt weder von den Fortſchritten der Armeen noch von dem Nationalconvent ab. — Condorcet iſt furchtſam wie Alle. Er arbeitet jetzt an einem neuen, abgekürzten Conſtitutionsplane, der in acht Tagen fertig ſeyn ſoll und dann wahrſcheinlich in Maſſe genehmigt werden wird. Danton hat den Berg gewißlich nicht verlaſſen; ich könnte darüber wohl mündlich referiren, aber nicht ſchreiben. —

No. CCCCXXI.

Forſter an ſeine Frau in Neuſchatel.

Paris den 14. Juni 1793.

Ich hoffe, die Leute, bei denen Du biſt, haben mehr Herzlichkeit und mehr wahres Gefühl als ihre Angehörigen hier. X. iſt mir nach ſeinen Anſichten und Betragen einer der herzloſeſten und beſchränkteſten Egoiſten, die ich je geſehen habe, und ein ſo entſchiedner Freund des Despotismus, wie man ſeyn muß, wenn man als Kaufmann nicht große Ideen und Ueberſichten von dem Zuſammenhang der Menſchheit bekommt, ſondern Alles aufs Schachern und Scharren reducirt. Sein Compagnon und deſſen Frau ekeln einen an mit ihrer hochmüthigen Ariſtokratie, denn die Miſanthropie der Frau X—r iſt weiter nichts als Freiheits- und Gleichheitshaß. Die Nothwendigkeit, nicht zu glänzen, ſich nicht unterſcheiden zu dürfen, macht dieſe Leute wüthend, und dieſelbe Urſache, die dieſe Leute zu Anfang der Revolution zu glühenden Patrioten machte, weil ihre Claſſe damals emporkam, macht ſie jetzt zu Verſchwornen gegen den Staat, wo ſie nicht mehr die Ariſtokratie des Reichthums zeigen können. Alles, was dem König anhing, wird von ihnen vergöttert, ſie trägt ein Läppchen Tuch von ſeinem letzten Rock in ihrem Ringe verborgen; ſelbſt ungläubig huldigt ſie doch dem Aberglauben, hängt dem Magnetismus eifrig und blind an und ſteht mit den bigotteſten

Leuten in der engſten Verbindung *). Er iſt ein ſpeculirender Kaufmann, der immer über ſchlechte Zeiten klagt und unter dieſer Decke beſtändig fort die Aſſignate benutzt, um Güter und Häuſer wohlfeil zu kaufen und theuer zu verkaufen. Seine Verſatilität und ſein mit Ideen aus allen Fächern meublirter Kopf; der nie einem Grundſatz acht Tage lang, oft nicht vierundzwanzig Stunden lang, treu bleibt, hindert ihn doch nicht an dieſem herzloſen kaufmänniſchen Geizen. Mit einer gewiſſen kranken Lebhaftigkeit, die anfangs einnimmt, und einer ſchweizeriſchen Energie und Maſſivheit in der Phantaſie, fühlt der Menſch im Grunde nichts als ſein Bedürfniß, unaufhörlich etwas Anderes zu treiben, und bei einer Terminologie und Phraſeologie, die beinahe Gründlichkeit ſcheinen könnte, hat er weder für Kunſt noch Wiſſenſchaft Sinn, ſondern betet immer nur ſeine Sentenzen her.

Ich ſollte dieſer Tage mit einem kleinen Auftrag verreiſen, weiß aber noch nicht, ob es zu Stande kom-

---

*) Von dieſer guten, ganz aus Gefühl und Phantaſie zuſammengeſetzten, nun längſt verſtorbenen Frau iſt ein Brief derſelben an Forſter's Gattin vorhanden, deſſen Inhalt einen Wink über den Zuſammenhang der damaligen Erſcheinungen giebt. Dieſe ſchwärmeriſche Verehrerin Ludwigs XVI. erwähnt darin mit andächtigem Entzücken des Beſuchs der frommen Verſammlungen einer während der Schreckenszeit in Paris figurirenden Prophetin und Seherin, Katharina Theos mit Namen; ſie ward mit myſtiſchen Redensarten und Erläuterungen von den Thoren, die ihr nachliefen, auch Robespierre's geiſtige Mutter genannt, von ihm beſucht und von ſeinen unſinnigſten Anhängern verehrt.

men wird, auch nicht wenn, wohin, wie lange; aber gewiß nur auf ſehr kurze Zeit. Während der Zeit muß ich Verzicht auf Nachrichten von Dir thun; ſchreibe aber dennoch hierher an meine gewöhnliche Adreſſe, ſo finde ich die Briefe bei meiner Rückkehr. Ich werde ſo regelmäßig nicht ſchreiben können, aber doch ſo oft es die Umſtände geſtatten. Vielleicht werde ich durch dieſes Mittel Denen bekannt, die jetzt hier Alles vermögen. Kann ich Gutes wirken, ſo gilts mir gleich, durch wen und mit wem. Ich werde meine Grundſätze nicht verleugnen. Uebrigens ſtehen die Sachen auf dem kritiſchen Punkt, wo ſie ſeit 1789 noch nicht geweſen ſind. Es iſt mir jetzt nicht mehr ganz unwahrſcheinlich, daß eine gräßliche Spaltung entſtehen könnte. Iſt es das, worauf Deine Umgebungen ſich freuen? *) Ich bitte Dich, laß mich genauer wiſſen, was man für Hoffnungen hatte und wie man ſich jetzt gebehrdet. Denn das iſt mir keineswegs gleichgültig. Ich tappe nicht gern im Finſtern, wenn ich Licht haben kann. Daß etwas im Werke war,

---

*) Forſter's Frau lebte damals in einer angeſehenen Familie der franzöſiſchen Schweiz, wo, ſo wie ſie und ihre Kinder, einige franzöſiſche Emigrirte in Penſion waren, und traf mit eben ſolchen bei allen ihren Bekannten zuſammen. Die gewohnte Schwätzerei dieſer Leute drang ihr lange vor jedem Ausbruch einer neuen Bewegung in Paris die Gewißheit auf, daß etwas im Werk ſey. Ihr beharrlich behaupteter Anſchein von Untheilnahme an Politik machte ſie vielleicht noch weniger achtſam, allein zu mehr als Vermuthungen gaben ſie ihr nicht Anlaß, da ſie ihrer fortgeſetzten Correſpondenz mit dem als Revolutionair bekannten Forſter in Paris kein Hehl hatte.

wirſt Du jetzt aus den Zeitungen wiſſen *), und es kömmt mir Alles darauf an, ob man die Sache für gelungen oder mißlungen hält, auf die man mit ſo gottloſem Triumph zählte. Und man zählte darauf? und für wen intereſſirte man ſich? und mit wem hält mans dort? Das Alles laß mich ſo bald als möglich und umſtändlich wiſſen **). Du kannſt auf keine Weiſe beſorgen, daß ich Dich compromittire. In Deinem letzten Briefe ſchreibſt Du, daß meine Ankunft in Neuſchatel Eure Freiſtätte ſtören könnte. Ich möchte gern wiſſen, inwiefern und was man darüber vorausbeſtimmt. Ich habe wahrlich keine Idee, dahin zu kommen, da Lauſanne, Genf, Pontarlier ſo nahe ſind, aber es iſt doch gut zu wiſſen, wie weit die Leute in ihrer Kleinlichkeit gehen. Vielleicht können Jahre verſtreichen, ehe ich Euch ſehe. Mein oſtindiſches Project gebe ich noch nicht auf. — Der arme Leuchſenring und ſeine Frau, das ehemalige Fräulein von Bielefeld, leiden hier wirklich Noth. Ich habe ſie geſtern und vorgeſtern geſehn, und ſie haben mich innig gedauert. Könnt' ich doch nur zuerſt für mich etwas ausrichten, damit ich nachgehends kräftig für ihn ſprechen dürfte! Schlaberndorf iſt der einzige Menſch, den ich hier liebgewinne. Sein Charakter iſt durchaus edel, ſein Herz rein und gut, ſein Kopf nicht brillant, aber reich und richtig und hell denkend; er iſt der praktiſchſte Philoſoph, den ich noch gekannt habe. Seine große Erfahrung und ſeine Kenntniſſe neben unendlicher Beſcheidenheit, Sanftmuth und Feſtigkeit erfreuen mich.

---

*) Dieſer Vorgang betraf den Sturz der Girondiſten.

**) Bei der Haltung, welche die Frau aus Anſtand und Klugheit beobachten mußte, konnte ſie keine Erkundigungen einziehen, die ſie in Stand geſetzt hätten, Forſter's Neugier zu befriedigen.

No. CCCCXXII.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 23. Juni 1793.

Dein Brief vom 17ten klagt über das Ausbleiben meiner Briefe, liebe Frau; allein ich vermuthe, Du wirſt ſeitdem einige erhalten haben, denn ich ſchreibe ziemlich regelmäßig meiſt einmal, zuweilen auch zweimal die Woche. Der nächſte Brief, den Du bald nach Abgang des Deinigen bekommen haben mußt, enthielt unter andern eine kleine Ueberſetzung von Petrarca's Vaucluſe und Bemerkungen über J. und Schw., wovon, wie es mir jetzt noch vorkommt, die beiden letzten ein wenig zu ſtreng waren. Ich thue nicht gern Jemand Unrecht und nehme gern zurück, wo ich zu viel ſage. Wir verſtehen uns wohl, dieſelben Züge von verſchiedenen Seiten betrachtet, können ſehr verſchieden ausſehen, und daher können auch ſehr abweichende Schilderungen von einer und derſelben Perſon zu gleicher Zeit wahr ſeyn. Ich habe alſo nicht ſowohl falſch, als bloß einſeitig geurtheilt. Wenn harte Urtheile immer auf dieſe Art unterſucht würden, wie leicht ließe ſich Einſeitigkeit und Parteilichkeit vermeiden! — Ich weiß Dir nicht wohl über Deine politiſchen Empfindungen zu antworten. Daß unſere Freiheitsliebe ſich nicht von der franzöſiſchen Revolution her datirt, iſt ſehr wahr; ich hoffe auch, ſie würde nicht vergehen, wenn ſelbſt die Menſchheit noch nicht reif dazu wäre; denn wahr iſt es, daß Erziehung, Umſtände, Laufbahn, Auszeichnungen gerade bei uns dieſes hohe Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl gewirkt haben, welches der gemeine Mann, zumal in Deutſchland, auf keine Weiſe erlangen kann. Unſere Geiſtesfreiheit, eigentlich die wahre, zu welcher äußerliche Freiheit nur das Mittel ſeyn kann, hebt uns ſogar, vermöge eben jener Vorzüge, die wir glücklicherweiſe genoſſen haben, über Menſchen unſres Standes faſt überall hinweg, und ſo viel Befriedigendes dies auf einer Seite haben kann, ſo ziemlich iſts auf der andern zu ſehen, wie weit die Menſchen mehrentheils vom Ziele entfernt ſind, wohin ſie kraft ihrer Anlagen hätten kommen ſollen. Deine Empfindungen beim Anblick der Kokarde ſind mir gegenwärtig, ſo wenig Eindruck ein ſolches Abzeichen hier macht, wo keiner ohne daſſelbe geht. Wo und wie wir ſie ſonſt ſahen — das iſt eigentlich, was die Empfindung ſo rührend macht. Ich kann ohne Thränen kaum an Mainz denken, — aber auch nicht an Wilna. Heut habe ich von dem jungen Nagorsky Abſchied genommen, der übermorgen früh nach Genf geht; er nimmt eine Kleinigkeit für Dich mit, und ſobald er angekommen iſt, wird er Dir ſchreiben, um Dich zu fragen, an wen er ſie dort abgeben kann, damit Du ſie gleich und ſicher erhältſt. Es iſt ein ſehr ehrlicher Menſch, der ein ſehr gutes Herz hat und mir ſehr zugethan iſt. — Ich danke Dir herzlich für jede kleine Nachricht von meinen Herzenskindern. Da ich ſie nicht um mich haben kann, giebt es keinen beſſern Erſatz als die genaueſte Nachricht von ihrem Treiben und Wohlſeyn. Röschens Hände werden mit der Zeit noch wohl werden, und übrigens iſt ſie ja ſonſt hübſch genug. Kläre wird, wie ich ſehe, ein trefflicher Tartar, oder vielmehr eine portion du souverain, die ihre Portion von Souverainetät zu behaupten weiß. — Nicht weniger danke ich Dir für die Schilderung der Frau von **. Sie muß äußerſt intereſſant ſeyn, wiewohl ich ſie nach der Beſchreibung eher einem jungem Weibe, als Männern gefährlich halten muß und daher Deine Vorſicht ſehr billige. Ich bin wahrlich nicht ein Kopfhänger, und vielmehr geneigt, mit tauſend Abweichungen von der Regel alle erdenkliche Nachſicht zu haben; allein ich weiß auch über alle Maßen zuverſichtlich gewiß, daß nichts leichter verloren iſt, als die Reinheit des Gefühls, das ſchönſte, beſte Geſchenk des Himmels, und, daß ichs mit Offenherzigkeit und Erfahrung, — die hier nichts Perſönliches hat, — hinzuſetze, je edler das Weſen iſt, das ſich ſo wie Fr. v. ** ihrem Gefühl blindlings und ungeprüft überläßt, je leichter geräth es auf einen unnatürlichen Abweg, der es für jeden reiner und einfacher Empfindenden widrig machen muß. Ein roué unſers Geſchlechts iſt häßlich, eine weibliche rouée iſt gräßlich für einen Mann. „Alles Gute verſchliffener, alles Böſe böſer.“ Was hilft da noch die Geiſtesfülle? Ich ſehe nur Mißbrauch der Vernunft, des Wiſſens und Könnens, der immer bei zügelloſem Gefühl ſtattfindet. Daß ſie menſchlich handelt und empfindet, wo ihre Begierden nicht mit im Spiele ſind, iſt das Bedürfniß jedes richtigen Verſtandes, der ſo thätig iſt, wie der ihrige ſeyn muß; daß ſie anziehend iſt, beweiſet, was ſie hätte werden können, wenn ſie auf ihr Herz ſtrengere Aufſicht gehabt hätte; daß ſie endlich unglücklich iſt, rührt von den Forderungen her, die ſie an die Welt gemacht hat, zuſammengenommen mit dem Umſtande, daß niemand es wohl unternommen haben mag, ſie auf ſich ſelbſt und das Willkürliche ihres Thuns und Laſſens aufmerkſam zu machen. Je weniger Menſchen mit ihr Uebereinſtimmung hatten, deſto ſorgſamer hätte ſie ſeyn müſſen, ſich zu prüfen und die Berührungspunkte aufzuſuchen, bei denen ſie keine Gefahr lief, getäuſcht zu werden. Sie ward betrogen, aber der ſtürmiſche Gang ihres Herzens läßt vermuthen, daß Mancher auch über ſie Klage zu führen hatte, ſo gut wie ihr Mann. Da ich es nicht in meiner Art finde, unbeſtändig zu ſeyn, kann ich über das Bedürfniß dazu nichts ſagen, als daß es mir in einem Weibe empörender dünkt, als in einem Manne. — Die Correſpondenz zwiſchen Narbonne, und Braunſchweig kenne ich gar nicht. Ich möchte ſie gern erhalten. Aber wie? So auch Winkelmann's

Defenſionsſchrift. Ich habe meinen Auftrag, von dem ich in einem meiner vorigen Briefe redete, nun wirklich erhalten, aber der Tag zur Abreiſe iſt noch nicht beſtimmt. Sobald ich kann, ſollſt Du wiſſen, wo ich bin, wenigſtens bleibe ich in Frankreich, Du kannſt alſo ruhig ſeyn. Meine Geſundheit hält ſich ganz gut und würde es noch beſſer, wenn die Witterung leidlicher wäre. Es iſt in dieſen Tagen erbärmlich kalt geweſen; Alles mußte Feuer anmachen. Mein Kreis von Bekanntſchaften erweitert ſich nicht. Ich habe kein Wohlgefallen an den Menſchen, und ich weiß ſelbſt nicht, wie der Tag mir unter den Händen verſchwindet. Bei dem Schottländer Chriſtie bin ich täglich, weil man mich gern ſieht. Das artige Mädchen, die Schweſter, hat eine Herzensangelegenheit, die vermuthlich nicht nach dem Sinne der Familie ſeyn mag. Der Schatz iſt in England, und ſo viel ich gehört habe, ein ſchöner junger Franzoſe, der ehedem ein Adjutant von Lafayette war. Iſt das nicht ſehr unglücklich? Sie hat ausnehmend viel Sanftes und ſtill empfindend Vernünftiges, ſpricht mit Theilnahme von Allem, raiſonnirt mit Geläufigkeit, ſehr niedlich und zuweilen originell, ohne Vorurtheil, mit viel Imagination und Gedächtniß. Dabei iſt ſie von ſchwächlicher Geſundheit, lieſt gern und allerlei, ſingt ein wenig, aber juſt nicht zum beſten, ſpielt ein Paar Noten, näht allerlei, geht gern in die Komödie und ſpazieren, läßt ſich den Hof machen, aber ohne alle Ziererei und Eigenſinn. Ihre Herzenslage giebt ihr etwas Kaltes, Abgeſpanntes, obwohl ſie ſehr heiter und fröhlich ſeyn kann; aber immer iſt etwas ſo Abgeſchiedenes, Getrenntes auch darin, ſie giebt ſich nie hin. Ihr Gefühl iſt ſehr einfach und rein, bei Kindern beſonders rege. Ein ſolcher Umgang iſt mir immer etwas werth; ich glaube Dir ſchon einen Wink gegeben zu haben, daß die Schwägerin und der Bruder wohl ein Plänchen mit dem andern verbunden haben könnten, und das Buchdruckerproject auch noch auf eine andere Art durch häusliche Verhältniſſe zu befeſtigen gedacht haben mögen. Daß daraus nichts werden kann, ſiehſt Du ein, ob ich gleich gemerkt habe, daß Miß ſehr geneigt geweſen iſt, vernünftig zu handeln, wie man das nennt. Daraus entſteht auch weiter nichts Schlimmes, denn ich habe meine Denkungsart hinlänglich an den Tag gelegt, und es ſcheint beruhigend gewirkt haben. Seitdem man mich abſichtlos kennt, darf man freier von ſich und ſeinen Leiden ſprechen. Eine andere Bekanntſchaft hab ich neulich bei Onfrois erneuert, mit einem herzensguten Weibe, die mir, als ich vor drei Jahren hier war, das Zahnweh, das raſendſte, das ich je hatte, vermittelſt einiger Tropfen auf Baumwolle, curirte. Sie iſt hübſch und erſtaunlich herzlich, ohne beſondere Bildung, obwohl nicht ohne natürlichen Verſtand. Die Onfroi hat ſie an einen Mann verheirathet, der eine gute, einträgliche Stelle unter der alten Regierung hatte und ausdrücklich eine Frau ohne Vermögen haben wollte. Jetzt hat er ſeine Stelle verloren und muß ſich ſehr einſchränken; dennoch iſt man glücklich und ich war zufällig Zeuge der Freude des Wiederſehens. Der Mann kam denſelben Abend aus der Vendee zurück, wo er in Lebensgefahr geweſen war. Sie haben keine Kinder. Ich habe mir das Vergnügen gemacht, das Pantheon zu ſehen, oder die ehemalige St. Genevieve-Kirche. Es iſt bei einigen Fehlern dennoch ein herrliches Denkmal der Baukunſt; ich war ganz entzückt und im unterirdiſchen Gewölbe, wo die Särge von Voltaire und Lepelletier ſtehen, war mir herrlich ſchauervoll zu Muthe. Mirabeau iſt auch noch da, aber in einer vor dem Auge der Welt verborgenen Gruft, wo er verdeckt (voilé) bleibt, bis ein Decret über ihn entſcheidet. Auch dies hat etwas dunkel die Seele Ergreifendes, wenn man an Ort und Stelle iſt; man hört von dieſen Ueberreſten ſprechen, als wärens noch die Menſchen, und ich ſah ſie nächtlich umherwandern und ſich freundlich beſprechen in der Halle des Gewölbes. In vier Jahren wird das Gebäude vollendet ſeyn, denn alle Embleme, die auf Religion Bezug hatten, werden gegen ſolche vertauſcht, welche die Republik betreffen. Die jetzige Lage der öffentlichen Angelegenheiten iſt ſchwer zu ſchildern, und ſelbſt den Häuptern iſt der Ausgang noch verborgen, den Alles nehmen wird. So wie es iſt, kanns nicht bleiben. — Das Beſte iſt, daß unſere Grenze überall gedeckt iſt und die preußiſche und öſtreichiſche Armee ſchon wieder anfangen, Noth, Mangel und Krankheit zu leiden. Mainz hält ſich wacker, ſo auch Condé und Valenciennes. Nur die Rebellen machen uns noch zu ſchaffen, aber ſie werden endlich auch untergekriegt werden. Die zwei großen Parteien im Staate machen alles Unheil, doch offenbar iſt die jetzt herrſchende ſchon in der größten Verlegenheit, und ſelbſt ihr verzweifeltes Lieblingsmittel, das Metzeln, wird nichts helfen. Lebrun hat nun einen Nachfolger; Du findeſt ſchön, was die Lütticher gegen ihn vorbringen, weil Du ſie nicht kenneſt. Er iſt ein einſichtsvoller Mann und der einzige, der an ſeinem Poſten hätte bleiben ſollen, nur etwas zu ſchwach und furchtſam, aber ehrlich und wohlmeinend. Der jetzige weiß gar nichts von auswärtigen Angelegenheiten, aber freilich ein ächter Hoſenloſer iſt er, und die haben jetzt la science infuse. — Ueberhaupt iſt es kaum möglich, nachdem man drei Monate lang hier als Zuſchauer gelebt hat, mit Enthuſiasmus von dem, was vorgeht, zu ſprechen oder zu denken. Ueberall guckt hinter den ſchönſten Rednerkünſten nur Eigennutz hervor, einige Wenige ausgenommen, die redlich das Gute wollen und daher den Herrſchſüchtigen gerade am verhaßteſten ſind. Unter den Gefangenen ſoll es wirklich einige ſehr rechtſchaffene Menſchen geben. Eine Schande der Revolution iſt das Blutgericht, ich mag nicht daran denken. Wenn dieſe Auftritte vorüber ſind, überſieht man ſie in der Geſchichte, um der heilſamen Folgen willen, die man zwar nicht durch ſie, aber nebenher durch die Revolution erlangte, aber der unmittelbare Eindruck iſt ſchauderhaft und für die Zeitgenoſſen iſt das Schauſpiel oft zu ſtark. Wir werden vielleicht in ruhigern Zeiten von dieſen Dingen reden können.

Wollte der Himmel, ich könnte Euch bald irgendwo ſehen, aber vor der Hand iſt Alles ungewiß und wankend. Mein Project, nach Indien zu gehen, iſt in ſehr weitem Felde. Man lebt jetzt nur von einem Tag zum andern. Ich habe ziemliche Unabhängigkeit erlangt, indem ich nicht achte, was aus mir wird. So lang ich bin, bin ich ſelbſt, und damit laſſe ich mir jetzt genügen. Man ſagt in den Zeitungen, auf des Kurfürſten von Mainz Fürbitte wären einige Gefangene zu Königſtein losgelaſſen worden. Iſt das wahr? und wer ſind die Begünſtigten?

No. CCCCXXIII.

Forſter an ſeine Frau in Neuſchatel.

Paris den 26. Juni 1793.

Weisheit und Glück ſind unverträgliche Dinge, wenn die Weisheit nicht ihr eignes Glück in ſich hätte, wobei man ſich allenfalls noch in die Schickſale der Welt finden kann. Laß uns nur ſorgen die Einfachheit und Reinheit unſrer Gefühle zu erhalten, damit wir unſre Empfänglichkeit nicht einbüßen. Mit ihr bleibt uns in den traurigſten Tagen eine unſchätzbare Summe froher Augenblicke des ſchönſten Naturgenuſſes. Ihren Eindrücken offen, entgeht uns nichts Großes, nichts Schönes, nichts Gutes, nichts Rührendes im Weltall, ohne daß die Saiten unſers Herzens davon erklingen. Wenn uns der Zufall einen Erddurchmeſſer von einander trennte, wären wir mit ſolchen Grundſätzen immer Einer des Andern gewiß, und zugleich gewiß, daß wir unſers Gleichen weit und breit nicht antreffen können. Ich lebe mit guten, gefühlvollen, feinen, gebildeten, klugen, vernünftigen Menſchen, aber ich finde uns nirgends — und laſſe es gut ſeyn, wenn ihre Art zu ſehen, zu empfinden, zu ſchließen, in dem Augenblick wo ſie glauben dicht an mir zu ſtehen, ſie himmelweit von mir wegrückt. Ich kann mich in ihren Geſichtspunkt, in ihren Ideenkreis verſetzen; ſie ſich nicht in den meinigen. Der Punkt, in dem der Privatmann Staatsglied wird, ſcheidet uns auch oft. Ich verzeihe Verbrechen und ſie beſtrafen Irrthümer; oder umgekehrt. Ich finde an gewiſſen Fehlern entſcheidende Merkmale der Verworfenheit, und ſie können Laſter überſehen, wenn ihre Partei dabei keine Gefahr leidet. — Weil ich nun eben auf Politik gekommen bin, will ich Dir doch noch ſagen, daß dem Beobachter jetzt hier ein großes Feld offen iſt. Erinnerſt Du Dich aus den erſten Bänden des Gibbon der Schilderung des römiſchen Reichs, als es ein Raub der prätorianiſchen Garden war? ſo wie damals in Rom, ſieht es jetzt hier aus. Nie hatte die Tyrannei ſo viel Unverſchämtheit, ſo viel Ausgelaſſenheit, nie wurden alle Grundſätze ſo mit Füßen getreten, nie herrſchte Verleumdung mit ſo zügelloſer Gewalt. Dieſe Periode muß überſtanden werden, und die Nation wird ſie überſtehen; aber der Kampf iſt vielleicht noch ſchwerer, als man ſichs vorſtellt. Wahr iſts, die Herrſcher können hier nicht feſten Fuß gewinnen: kaum hat eine Partei die Macht in Händen, ſo macht ſie ſich durch Mißbrauch derſelben verächtlich und gräbt ihr eignes Grab. Eine ſo allgemeine Verabſcheuung, wie jetzt gegen die Herrſchenden ſtattfindet (von Seiten ihrer Satelliten ausgenommen), habe ich noch nie wahrgenommen; allein ſie rächen ſich durch die Macht, die ſie in Händen haben. Und ich ſtehe nicht für einen Abſchied wie den der Medea, ehe ſie von der Bühne abzutreten gezwungen werden. Indeß iſt nun ganz Frankreich einſtimmig gegen ſie erklärt, denn was ſie ſchreien und affichiren, das wollen ihre Gegner im Ernſt: Einheit der Republik und ächte Freiheit. Sie wird auch eins bleiben, ſobald die Kriſe vorüber iſt. Können wir die Rebellen bezwingen, die man bisher leider nicht bezwingen wollte, ſo bleibe ich bei meinem Satz: wir brauchen die auswärtigen Feinde nicht zu fürchten. Ich glaube nicht, daß Alba's Geiſt in den Cabinetten herrſcht. Dieſe Menſchen könnten kaum Alba's Schreiber ſeyn. Blutdurſt und blinde Wuth? ja! — doch das iſt nicht der zehnte Theil von Alba. Man muß auch die Mittel zum Herrſchen wiſſen, muß ſie anzuwenden und Plane zu ſchmieden wiſſen. Wir beurtheilen oft die Menſchen unrichtig, die am Ruder ſitzen. Es iſt nicht ſowohl gänzliche Unfähigkeit, wie ich ſonſt wohl glaubte, als ſinnliche Trägheit zur Arbeit, die * * zu einem ſchlechten Regenten macht. Der

Mann hatte doch Gedanken und Ordnung. Katharine iſt, ihren Ehrgeiz abgerechnet, gewiß auch größer, als man ſie gewöhnlich unter den beſſern Menſchen gelten läßt; ihr Ehrgeiz ſelbſt iſt ſo rieſenmäßig, daß er einen größern Geiſt verräth. Bei ihr iſt es nur das falſche Princip, daß man die Menſchen zu ihrem größern Glück an Ketten ſchleppen müſſe, was ſo auffallende Erſcheinungen bewirkt. Ihre Vorſtellungsart hat etwas Helles, Großes, Umfaſſendes, ihr Geiſt iſt ſehr unbefangen. Du weißt ja, daß gewiſſe Dinge für gewiſſe Menſchen unmöglich mehr das ſeyn können, was ſie dem engbrüſtigen Moraliſten ſind. Ich bin überzeugt, der Menſch, auf einer höheren Stufe der Bildung, darf thun, was Andre nicht thun dürfen. — Er iſt wie Gott — oder wie der Teufel. Ich glaube nun freilich, daß Katharine keines von beiden, oder beides zugleich iſt. England iſt Frankreichs gefährlichſter Feind ſeit Jahrhunderten, und jetzt wie immer. An eine Politik, die ſich auf allgemeine Glückſeligkeit, auf das wahre Intereſſe gründete, höre nur auf zu glauben — ſie exiſtirt nirgends. Man ruinirt den benachbarten Staat — ob über funfzig oder hundert Jahren der Sturz des eignen die Folge iſt, das kümmert den Miniſter nicht, der jetzt Ehre und Reichthum von ſeiner Regierung zu ernten hofft. Pitt iſt alſo verſchlagen genug, um uns zu bevortheilen, und ſein Herr hat die Furcht vor den Demokraten im Leibe und ſchreit alſo mit andern Königen: kreuzige! kreuzige! Ueber den armen Braunſchweig können die Leute Recht haben.

Ich habe ſonſt ſehr günſtig von dem Manne gedacht; doch nun zu uns zurück.

Ueber den Verluſt des Bürgerrechts, den Du ſo tief fühlſt, kann ich eben deßhalb wenig ſagen; wo das Gefühl ſpricht, muß alles Andre ſchweigen. Aber wärſt Du hier, wärſt Du irgendwo in Frankreich, ſo würdeſt Du anders empfinden, denn die Menſchen ſind es nicht werth, daß man ihren eigennützigen Einrichtungen mit ſolchem Enthuſiasmus huldigt. Da wo Niemand ihn hat, lernt man bald ihn ablegen. Uebrigens iſt das Unglück ſo groß nicht, wie Du denkſt. Wenn je Ruhe ins Land zurückkehrt, wird den Weibern wenigſtens einige Nachſicht geſchenkt werden. Zweitens kannſt Du, da Niemand in Frankreich einen Beruf haben kann, Dich zu verfolgen, mit einem neuen Namen ohne Bedenken hereinreiſen, wenn Du willſt. Endlich aber, und das iſt das Wichtigſte, laß uns die Mittel mit dem Zweck nicht verwechſeln. Wir ſind, wir waren ſchon lange, wir werden noch immer mehr, was Andre durch die politiſche Freiheit werden ſollen: nämlich moraliſch freie Weſen. Es wäre Thorheit, den Menſchen Freiheit zu geben, oder nur zu wünſchen, wenn ſie Wilde dabei bleiben und ihre Anlagen zu moraliſcher Vollkommenheit nicht dadurch leichter ausgebildet werden ſollten. Dies allein iſt der Zweck, weßwegen die politiſche Freiheit ſo wünſchenswerth iſt; denn ich glaube, es iſt unwiderlegbar, daß nur in freien Staaten die Tugend allgemein werden kann. Allein was unſer Individuum anbetrifft, uns haben die Verhältniſſe, unter welchen wir in der Welt erſchienen und fortlebten, zu einer Gattung von privilegirten Weſen gemacht, die nach jenem Zweck ſtrebten, ob die Hülfe einer freien Verfaſſung, oder vielmehr durch die Hülfe einer nicht freien. Wir ſind auch in Ketten und Kerkern frei, folglich haben wir weniger als uns unähnliche Menſchen die Abweſenheit der politiſchen Freiheit zu beklagen. Das einzige Verhältniß, warum ſie uns ſchätzenswerth bleibt, iſt das Wohl unſrer Mitmenſchen und Mitbürger. Aus Ueberzeugung, daß die politiſche Freiheit ihr höchſtes Bedürfniß ſey, ſchmerzt es uns, wenn ſie dieſelbe nicht erwerben können, wenn Böſewichter ſie ihnen rauben, wenn ſie ſelbſt nicht Kraft genug haben, ſie zu behaupten. Aber dieſes Bedauern iſt unfruchtbar, und unſer unmittelbares Wirken vermag ebenfalls ſo gut als nichts dazu zu thun. Mittelbar, durch Verbreitung richtiger Begriffe, durch Mittheilung nützlicher Kenntniſſe, durch Beförderung des eignen Denkens und Erwärmen des Gefühls, können wir wirken — und dies iſt wohl die ſicherſte Weiſe für Deutſchland. Hier iſt ſie nicht mehr anwendbar, weil das ganze Volk ſchon zur That geſchritten iſt; es muß ſich nun durcharbeiten wie es kann, und wird es, ſo ſchauderhaft der Anblick des Leidens und der Verwüſtung jetzt iſt, durch welchen der Weg zur Ruhe und zur Ordnung führt. Es iſt ſonderbar, meine arme Freundin, daß unſre eigenſten Verhältniſſe ſo mit den größten Angelegenheiten der Menſchheit zuſammenhängen! Wenn ich bloß erwäge, wie wenig Alles, was ich ſeit dem November gethan habe, jetzt zweckmäßig erſcheint, ſo möchte ich manchmal wünſchen, ich wäre ruhig aus Mainz weggezogen und hätte mich in Hamburg oder Altona niedergelaſſen, ohne etwas mit den Händeln der Völker zu thun zu haben. Wenn ich dagegen bedenke, daß nur auf dieſe Art unſer Schickſal die Richtung nehmen konnte, die in unſerer Lage nun einmal die einzige war, daß nur ſo die Gewißheit in mir entſtehen konnte, meinen politiſchen Grundſätzen Genüge geleiſtet zu haben, und jene zweite, daß der rechtſchaffene Mann nur ſo lange fortarbeitet, als er es ohne Verletzung ſeiner Selbſtachtung thun kann, daß endlich nur auf dieſe Weiſe eine gewiſſe Entwickelung meiner ſelbſt möglich war, die zwar unendlich ſchmerzlich, aber zugleich eine Quelle von ſonderbarer Beſchauung in mir geworden iſt, und daß ich bei dem Allen das Bewußtſeyn in mir trage, nach der jedesmaligen Ueberzeugung, die ich hatte, nicht aus Leidenſchaft gehandelt zu haben — dann bin ich zufrieden mit Allem, was geſchehen iſt.

Paris den 1. Juli 1793.

Liebe Frau, ſey ruhig bei den Albernheiten Deiner ehrlichen Umgebungen — ſie haben mich nicht frappirt, denn man hat ſie mir vorausgeſagt. Du kannſt ihnen nichts entgegenſetzen als die ſtrengſte Beobachtung der Regel, die Du Dir ſelbſt vorſchreibſt, und dann daneben die vollkommenſte Nichtachtung ihrer eingeſchränkten Begriffe. Sie mögen es ſich ſelbſt zuſchreiben, wenn ſie Euch verſcheuchen. Dieſe Menſchen begreifen nicht, daß man ſich ſelbſt genug ſeyn, daß man ohne ſie leben kann. Ich könnte mir die Befriedigung wünſchen, einige Augenblicke in ſo einem geſtrengen Cirkel zu ſeyn, um ihnen Allen die Mäuler zu ſtopfen — denn mich dünkt, das iſt das Vorrecht der Tugend. Richte Dich alſo in Neuſchatel ein, und gieb mir, wenn Du damit in Richtigkeit biſt, Deine Adreſſe; es ſey denn, daß die Briefe wie vorher durch R. gehen können. Ich mag nicht an Huber adreſſiren, um bei hieſiger Poſt keinen Verdacht zu erregen, ſo lange man ſo mißtrauiſch iſt. Zwar iſt Alles, was man mir ſchreiben kann und was ich ſchreibe, zu Gunſten der Republik, allein Gott mag wiſſen, ob den Brieferbrechern gerade damit gedient iſt, denn ſo ein Wort iſt ein herrlicher Deckmantel für böſe Buben und ihre Anſchläge.

Alſo hundert Ducaten nur auf meinen Kopf? Der arme Schelm von einem General, da er nicht beſſer weiß, was ſo ein Kopf werth iſt. Ich gäb keine ſechs Kreuzer für den ſeinigen. Es iſt nicht aller Tage Abend und vielleicht ſprechen ſich die Köpfe noch auf ihren Rümpfen. Wenn ich Zeit und Luſt hätte, wollte ich wohl über mein Thun in Mainz ſchreiben; es ahnet mir, ich hätte mancherlei darüber im Kopf, aber meine Zeit geht hin mit Geſchäften, die eigentlich nichts ſagen, und Luſt hatte ich noch nicht oft; denn in einer ſo traurigen vereinzelten Lage ekelt mich Alles an. Doch will ich thun, was mir möglich iſt. Der Anfang, das heißt, eine Einleitung, iſt wirklich ſchon da, nur, wie Du leicht denken kannſt, gefällt ſie mir nicht. Ein ſolches Kind des Kummers iſt natürlicher Weiſe ein Krüppel.

Liebes Kind Du haſt mir etwas von Kant abzuſchreiben verſprochen, das mich außerordentlich freuen wird. Aber mit dem Abſchreiben geräthſt Du ordentlich in tiefe Schulden. Da iſt der Brief von Narbonne an B. (Braunſchweig?), da iſt Winkelmann's Vertheidigung, und Gott weiß was noch für Sächelchen abzuſchreiben. Die Mère coupable (Schauſpiel von Beaumarchais) kann ich leider nicht verſchaffen; ſie iſt nicht gedruckt. Ach, lieber Gott, ſie iſt ein klaterich Ding gegen Beaumarchais's andere Sachen! Ich habe es ſpielen ſehen — es langweilte mich, und ich bin doch ſehr leicht befriedigt. Immer nur den ewigen Almaviva, Figaro und Roſine zu ſehen, durch ein ganzes Menſchenalter! Man droht uns ſogar mit einer Fortſetzung der Geſchichte, in noch einem Theaterſtück, da geht es denn ſchon in die Kindeskinder derſelben werthen Familie! Könnte ich Dir eine Abſchrift verſchaffen, ſollte es gerne geſchehen.

Unſer Freund wird jetzt beruhigt ſeyn, wenn er beiliegenden Brief erhält. Ich bin geſund und halte die Hitze gut aus, unter tauſend Unannehmlichkeiten meiner Wohnung und des Mangels an gewohnten häuslichen Bequemlichkeiten. Grüße und herze die Kinder und lebe wohl! —

No. CCCCXXIV.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 7. Juli 1793.

Nur ein paar Tage habe ich aufſchieben müſſen zu ſchreiben, und ſchon iſt mir zu Muthe, als wäre es eine ewige Zeit. Ich bin noch immer hier, denn kein Geſchäft geht hier vom Flecke, obgleich das große Rad ſich ſchnell genug wälzt. O es iſt ein ſeltſames Schauſpiel für einen unbefangenen Geiſt, zu ſehen, wie die Leidenſchaften der Menſchen ſich kreuzen, ſich krümmen und eine die andere noch untertauchen! Ich bin neugierig, was endlich daraus werden wird, ſo deutlich ichs auch ſchon ahne, denn Wirklichkeit verſchlingt doch immer das Gedachte. Wir ſind wieder großen Aufſchlüſſen nahe, aber es geht Alles ſo ſeinen Gang, wie ehedem in Nordamerika, mit dem Unterſchiede, daß hier die ſiedende Lebhaftigkeit und Gedankenloſigkeit der Köpfe ſo viel verdirbt. Dieſe Nation hatte ein ſo viel beſſeres Spiel als je die Amerikaner, und ſchwerlich wird es ihr halb ſo gut werden, wenn es ihr noch irgend gelingt, denn faſt fange ich ſelbſt an zu zweifeln, ob bei der grenzenloſen Verderbniß etwas Gutes durchdringen und beſtehen kann! Sei nicht unruhig meinetwegen. Ich habe mit mir abgerechnet. Ich bin gutes Muths, was immer aus mir wird. Mein Unglück iſt das Werk meiner Grundſätze, nicht meiner Leidenſchaften. Ich konnte nicht anders handeln, und wär es noch einmal anzufangen. Es iſt wahrlich keine Täuſchung der Eigenliebe, die hier ſpricht. Ich kenne mich, und weiß auch, wo meine Eigenliebe zum Vorſchein kommt. Hierin gar nicht. Vielleicht glaubt mirs kein Menſch; dafür kann ich nicht, aber ich fühle, was wahr iſt, und könnte jedem, der mich jetzt gleich verhört, darüber die freimüthigſten Geſtändniſſe machen. Warum, wenn ich tauſenderlei Verirrungen zu bekennen bereit bin, gerade dieſe, die doch wahrlich genug Entſchuldigungen hätte, verhehlen wollen? Ich habe kein Intereſſe, mich vor mir ſelbſt beſſer zu machen, als ich bin; aber ich müßte lügen, wenn ich geſtehen wollte, daß irgend ein armſeliger Beweggrund mich in die thätige Laufbahn warf. Ich wäre jetzt, wenn ich hätte wollen gegen Ueberzeugung und Gefühl handeln, Mitglied der Akademie in Berlin mit einem Gehalt, wobei ich allenfalls zu leben gehabt hätte, und — wer kaufte mir das Bewußtſeyn der Schande ab, meine Grundſätze, die ich ſo oft zu erkennen gegeben, verleugnet zu haben! Denn man ſage nur nicht, daß ich in Berlin ſo hätte fortſchreiben, fortdenken können, wie ich angefangen hatte. Theils wäre es gegen meine Pflicht geweſen, theils hätte ich mit Menſchen nicht mehr Umgang pflegen müſſen.

Das Alles iſt alſo abgethan in meinem Sinne. Ich weiß wohl, daß ich jetzt ein bloßer Ball des Schickſals bin; aber es gilt mir gleich, wohin ich geworfen werde. Ich habe keine Heimath, kein Vaterland, keine Befreundeten mehr, Alles, was ſonſt an mir hing, hat mich verlaſſen, um andere Verbindungen einzugehen, und wenn ich an das Vergangene denke und mich noch für gebunden halte, ſo iſt das bloß meine Wahl und meine Vorſtellungsart, kein Zwang der Verhältniſſe. Gute, glückliche Wendungen meines Schickſals können mir viel geben; ſchlimme können mir nichts nehmen, als noch das Vergnügen dieſe Briefe zu ſchreiben, wenn ich das Porto nicht mehr bezahlen kann.

Den 8. Juli.

Ich war geſtern wohl ernſt, als ich dieſes ſchrieb, aber nicht traurig, das Letzte bin ich jetzt ſelten, weil ich es nicht aufkommen laſſe. Allein das Schickſal von Mainz bringt mir lauter ſchauerlich ernſte Bilder zu Gemüthe. Die arme Stadt muß bald ein Schutt- und Aſchenhaufen, ein ſchrecklicher Jammerplatz ſeyn, und die unglücklichen zu Grunde gerichteten Einwohner! — Deiner Einbildungskraft brauche ich nicht brennende Kirchthürme und Straßen zu malen, um Dir zu vergegenwärtigen, wie es jetzt dort ausſieht; und an Hülfe, an Entſatz iſt ſchwerlich mehr zu denken, bei der Verwirrung, die in unſern Köpfen herrſcht, und dem Mangel einer feſten vollziehenden Regierung. Wie hat das Schickſal für uns geſorgt, daß es uns herausriß, und Tauſende müſſen jetzt ſchmachten! Was iſt der Verluſt aller unſerer Habe gegen das unbeſchreibliche Elend! Ich vergeſſe die Einzelnen, die ich kannte, über der großen Menge der Leidenden, aber beſonders geht mir der arme Leroux mit ſeinen vielen Kindern recht nahe! Gütiger

Himmel! wie ſtürzen ſo viele Hoffnungen auf einmal zuſammen! und wie wenig gilt im Kriege das Glück der friedlichen Einwohner! — Das Intereſſe der Franken, die Stadt zu behaupten, und das der Belagerer, ſie einzunehmen, iſt ſo groß, daß das Wohl der armen Menſchen, die drin ſind, wie ein Punkt verſchwindet. Ich bilde mir ſchon ein, da ich ſeit mehrern Tagen keinen Brief von Dir habe, daß Du aus den Zeitungen eben dieſe Nachrichten vom Bombardement von Mainz haſt und daß Dich die zu ſehr angreifen, als daß Du ſchreiben könnteſt. Vielleicht drückt Dich auch die Hitze. Hier iſt ſie ſeit etlichen Tagen ſehr groß und ſteigt noch mit jedem Tage. Aber was muß ſie dort mitten im Feuer, ohne Schatten, ohne einen grünen Baum, ohne Gemüſe, ohne Obſt, ohne Milch nicht ſeyn!

Dein lieber Brief vom 29ſten ſagt, daß der vorige ein böſer war, allein Du thuſt Dir Unrecht, ich habe Dein Herz drin gefunden und das iſt mir die Hauptſache Deine Bemerkungen über den Gang unſerer Schickſale ſind treffend wahr, ich fühle tauſendmal in einem Tage, daß der weiſere Menſch nicht begriffen werden kann von der *gewöhnlichen* Menge; aber ich ſehe hier beſonders ſchauderhaft deutlich an ſo vielen herzloſen, aufgeklärten und ſogenannten liebenswürdigen Leuten, daß das Wiſſen und das Denken, wenn es nur auf Abwerfung des Jochs der Vorurtheile ſich beſchränkt und von innerm Seelenadel nicht geleitet wird, die abſcheulichſten moraliſchen Ungeheuer bildet. Wenn wir aufhören aus

Convention tugendhaft ſeyn zu können, müſſen wir anfangen es aus Selbſtachtung zu werden. Wer nicht das Gefühl hat, daß jede Abweichung von der Natur, in dem Grade, den wir Laſter nennen, ihn vor ſich ſelbſt herabwürdigt, der kann ſie freilich alle begehen, und dennoch in Geſellſchaft, indem er die daſelbſt angenommenen Regeln des Betragens beobachtet, mit den Eigenſchaften ſeines Geiſtes glänzen. Deine Madam ** ſcheint doch viel edeln Stolz behalten zu haben, mit dem man im Ganzen an Menſchheit und Tugend Schiffbruch leidet. Der ehrliche N*. freut mich ſehr, um ſein ſelbſt willen. Wenn er mir etwas zu Gefallen thun will, ſo mag er Dir Unterſtützung verſchaffen, da ich es nicht kann. Ich habe Dir durch Nagorsky, der nach Genf reiſte, 25 Livres geſchickt, für meine Kinder. Es war Alles, was ich jetzt thun konnte; ich hoffe, Du wirſt es ſchon erhalten haben, ſo wie die paar Kleinigkeiten durch Mlle. B., beſonders das Kleid von Sirſaca, ſo heißt das Zeuch, das hübſch und beſcheiden zugleich iſt.

Melde mir doch, ob die Verwendung bei dem G. v. K. von Seiten der Fr. v. * Erfolg gehabt hat, und was zu hoffen ſey. K. iſt ein deutſcher Roué, ein ſehr durchtriebener Menſch, der ſich beſonders auf ſeine politiſche Verſchmitztheit viel weiß, voll Kenntniß und Talent. Auch bitte ich um Nachricht von den Gefangenen auf dem Königſtein: ob die Weiber freigelaſſen ſind, alle oder zum Theil? ferner um Narbonne's Correſpondenz und Winkelmann's Vertheidigungsſchrift, ſo wie die Anzeige von

Huber's Journal *). Ich ſchickte Dir gern Neuigkeiten von hier, wenn nur nicht allgemeiner Büchermangel herrſchte. Niemand ſchreibt etwas Anderes als politiſche Brochuren. Ich habe die neue Conſtitution auf Verlangen des Miniſteriums ins Deutſche und Engliſche überſetzt; ſie wird in allen Sprachen gedruckt. Sie iſt durchaus nicht für die Dauer gemacht und wird nicht Beſtand haben, allein es wäre gut, wenn ſie jetzt allgemein angenommen würde, ſo hätte man doch eine. Die Hoffnung der Emigrirten iſt wieder hin, die Rebellen in Bretagne und Poitou werden tüchtig geſchlagen, und bald wird dieſes Geſpenſt endlich gebannt ſeyn. Jetzt haben wir noch einen allgemeinen Angriff von außen zu erwarten; ſtehen wir den glücklich aus, ſo muß es doch endlich zum Frieden kommen. Der Nationalconvent hat decretirt, daß wir achtzehn Livres Diäten haben ſollen. Es iſt in Aſſignaten, und bei ihrer Herabwürdigung, wo der Louisd'or in Gold hundert Livres gilt, ein Bettel; indeß können wir doch von Glück ſagen, daß man ſo viel gethan hat. Ich bin alſo einigermaßen vor dem Mangel geſchützt und mein armer Mitſchächer (Lux) auch. Mir war auch immer banger um ihn, als um mich. Potocki iſt noch bei der Armee.

Jede Nachricht, jede Zeile von Dir macht mir Freude. Schone Deine Geſundheit und grüße Huber herzlich, der doch nun bald ankommen wird.

---

*) Die im ſelben Jahre noch angefangenen Friedenspräliminarien.

No. CCCCXXV.

Forſter an ſeine Frau in Neuſchatel.

Paris den 12. Juli 1793.

Die Nachrichten, die Du mir in Deinem letzten Briefe mittheilteſt, ſind mir äußerſt wichtig, aber ſie tröſten mich nicht über Deine Unruhe und ich werde eher nicht froh, bis ich weiß, daß Du außer Sorge biſt. Könnt' ich doch nur meine Art Andern mittheilen, die Art nämlich zu empfinden, wie wohl ein Brief thut, wenn er auch nicht immer gerade das enthält, was wir wünſchen. Ich ſchreibe gewiß nicht gern Briefe, aber es wäre mir unmöglich Dich ohne Nachricht zu laſſen, und das ſollte Keiner thun, der Dich lieb hat und Deine Einbildungskraft kennt. Ich habe gehört, daß Biſchofswerder nicht mehr ſo viel gelten ſoll. Iſt das wahr? Luccheſini heißt es, will den K. von der engen Freundſchaft mit Oeſtreich abziehen, und ſoll ſich in Gunſt ganz feſtgeſetzt haben. Wenn das wäre, ſo könnte man hoffen, daß zweckmäßige Negociationen von hier aus das Ziel nicht verfehlen dürften. Mainz herauszugeben, würde eben die größte Schwierigkeit nicht ſeyn, wenn es auch nicht gewonnen wird; denn, wirds gewonnen, ſo verſtünde ſichs von ſelbſt, daß es den Deutſchen bleibt. Daß man in Deutſchland gräulich verkehrte Begriffe von Frankreich und Freiheit hat, iſt wohl kein Wunder; aber ſobald wir Friede hätten, änderte ſich auch bald das wieder.

Die Menſchen ſind gewaltige Schafe, man macht Alles, was man will, aus ihnen.

Die Vorſicht Deines Vaters iſt nicht übel, allein ich würde mich doch weit mehr freuen, wenn Mainz entſetzt würde, ſo daß ich all mein Bischen Habe nach Strasburg bringen könnte. Dann wäre den Enkeln Deines Vaters doch noch ſicherer geholfen! Indeſſen iſt jetzt Alles, was man darüber ſagen kann, in den Wind geredet. Wir ſpielen in der Lotterie und können leicht mit einer Niete herauskommen. Von allen Seiten haben wir es verdient, denn der Herzog von Br. hat ja geſagt: „von Forſter begreif' ichs nicht, denn der hatte ja zu leben;“ folglich wenn man zu leben hat und ſein Vermögen aufs Spiel ſetzt, darf man ſich nicht beklagen, ſondern muß ſich mit ſeinen Grundſätzen tröſten, wenn man es verliert. — Ich bin indeſſen überzeugt, daß man nicht halb ſo grimmig iſt, als man ſich ſtellt, und könnte man nur hier wiſſen, was Kopf oder Schwanz iſt, ſo würde ſich bei einer Negociation bald zeigen, daß Preußen nur mit Ehren aus der Sache zu kommen ſucht und gern Friede machen wird, um zu behalten, was es in Polen raubte. Aber, leider Gottes können die Leute nicht ſo weit einig werden, das armſelige kleine Auswechslungsſchäft endlich anzufangen. Ich ſitze und lächle zu Allem. Toller als es mir ging, kanns doch nicht wieder gehen, denke ich, und ſo harre ich des Schickſals; es mag verhängen über mich, was es will. Mehr zu Grunde gerichtet kann ich nicht werden, denn ob mich der Nationalconvent kümmerlich füttert, oder ob ich künftig von Informationen lebe, iſt alles Eins. Ein ſklaviſches Handwerksleben kann ich nicht führen, denn ich bin zu alt dazu und habe zu viel gelitten, um mich ſo beugen zu können.

Den 19. Juli.

Kein Brief von Dir! Ich bin unruhig, wenn Dir nur nichts Unangenehmes zugeſtoßen iſt! Was machen die Kinder? Ich freue mich jedesmal, wenn ich an die Stellen Deiner Briefe komme, die ſie betreffen. Du fragſt, ob ich Br. Brief erhalten habe; Deine Abſchrift habe ich, und das iſt genug. Du haſt doch auch meine Antwort? Ich ſehne mich nachgerade ſehr nach einer baldigen Entſcheidung meines Schickſals. Rette ich meine Papiere aus Mainz, ſo wäre mein liebſter Gedanke, in irgend einem ruhigen Winkel meine Arbeiten ſo fortzuführen, wie ich ſie angefangen. Es giebt freilich nur zwei Orte, wo ich das könnte; entweder die Schweiz, oder London. Wenn ich nur auf ein paar Jahre das Nothdürftigſte zu leben hätte, ſo könnte ich mich aus allen Schwierigkeiten herausarbeiten, denn Du weißt, was ich an Arbeit vermag, und zumal, wenn keine großen Ausgaben hinzukommen. Und für mich bedürfte ich nichts oder ſehr wenig. Dies iſts, was ich mit Br. gern ins Reine bringen möchte. Gern will ich ihn nach Italien begleiten, wenn er mir nur einen engliſchen Paßport verſchafft, ohne welchen ich auch dort

Unannehmlichkeiten ausgeſetzt ſeyn könnte. Scheide ich ganz aus den franzöſiſchen Sachen, ſo ließen ſich auch wohl ſonſther noch Sicherheitsbriefe durch Deinen Vater erhalten. Was denkſt Du davon? Ich lache über mich ſelbſt, daß ich zu dem Elend, worein ich gerathen bin, noch dieſe Schwierigkeit, ungehindert zu athmen, vor mir ſehe und zu ſolchen engen Planen für mein künftiges Daſeyn reducirt bin. Iſt es denn der Mühe noch werth, um eines ſolchen Lebens willen, wie ich jetzt noch leben kann, ſich ſo viele ängſtliche Sorgen zu machen! Wahrlich, ich glaube es nicht und ich verachte ein Verhängniß, das den Menſchen zum tiefſten Leiden verurtheilte und kein beſſeres Mittel wußte, ihn damit zu verſöhnen, als dieſen Erhaltungstrieb, der ihm das Leben zur Pflicht macht. Etwas in mir ſagt mir, daß es meiner unwürdig wäre, dem Dinge gewaltſam ein Ende zu machen, um einer ſolchen Urſache willen. Aber wie klein iſt die Macht, die mir nicht Freude geben kann, und wie groß das Weſen, das im Leidenden dem Unglück trotzt! Wir ſind wunderbare Thiere!

Mainz muß einem Schutthaufen ähnlich ſehen. Die Liebfrauenkirche, der eine Domthurm, die Schuſtergaſſe, Judengaſſe, Bleichen, Thiermarkt abgebrannt! Unſere Reihe Häuſer? ſteht ſie oder brennt ſie? ich weiß es nicht. Und die armen Einwohner! das iſt die Folge des Freudenfeuers vorigen Jahres! — Dieſer unſelige Mann, der ſein Land, ſeine Stadt, ſeine unglücklichen Unterthanen dem leidigen Ehrgeiz, ſich in die franzöſiſchen

Angelegenheiten zu miſchen, aufopfern konnte, was hat er nun davon? Wäre er neutral geblieben, nie wär ein Franzoſe nach Mainz gekommen. Dies Alles mußte geſchehen, damit wahrſcheinlich Alles dort eine andere Wendung bekäme, die Menſchen verwandelt würden, und in der Regierung eine Veränderung vorgehen könnte; aber wehe dem, durch den es geſchieht!

Hier iſt die Entſcheidung nahe. Paris hat nichts zu fürchten, denn es iſt alles Aufſtands müde und die Departements wollen nur mit der Municipalität abrechnen. Aber dieſe Art, die Sache anzuſehen, bringt die Wirkung der Verzweiflung nicht in Anſchlag. Es könnte vielleicht eine Springfeder in Bewegung geſetzt werden, welche die Pariſer wider ihren Willen handeln machte, und in der Verwirrung könnte es dann ſo geſpielt werden, daß ein neuer dichterer Schleier über die Sträflichkeit der Parteien geworfen würde, der die Nation in Verlegenheit ſetzte, wie ſie aburtheilen und wo ſie das Verbrechen eigentlich ſuchen ſolle. Es iſt indeß noch zu hoffen, daß die Schickſale des Menſchengeſchlechts nicht ganz dem böſen Genius überlaſſen ſind. Vielleicht geht endlich aus dieſer Kriſe die Republik ſiegreich hervor.

Lebe wohl, meine geliebteſte Freundin. Sobald ich von Dir höre, ſchreib' ich Dir wieder. Küſſe die liebſten Kinder. Tauſend Dank, daß Du Freude haſt an den überſchickten Kleinigkeiten. Heute vor 21 Jahren ging ich zu Schiffe mit Cook!

CCCCXXVI.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 19. Juli 1793.

Ich habe Deinen lieben Brief vom 15ten ſchon, in meinem vorigen habe ich Dir geſchrieben, wie ſehr ich Alles billige, was Du mit H. bisher verabredet haſt und ſo billige ich auch die Einrichtungen, die Du mir jetzt bekannt machſt. Das Erſte iſt immer, daß wir uns rechtfertigen vor uns ſelbſt. Darnach ſey uns Liebe und Achtung der Andern willkommen, wenn ſie gerecht genug ſind uns anzuerkennen. Gern opfern wir ihren Schwächen, ihren Vorurtheilen den zwangloſen Genuß unſerer natürlichen Freiheit, nur müſſen ſie nicht fordern, daß wir um der conventionellen Formen willen, womit ſie ſich ſo jämmerlich belaſtet haben, auf das wahre Glück des Lebens verzichten, welches ſo ſelten angetroffen wird, daß wir es gewiß mit Vorbeigehung der kalten Gewohnheitsverhältniſſe nicht zu theuer erkaufen; es iſt kein erfreuliches Bild der Menſchheit, welches ſie in dieſer Abhängigkeit von ſelbſtgemachten und den frohen reinen Lebensgenuß tödtenden Popanzen ſchildert; wer kann ihr helfen, wenn ſie ſich ſelbſt beſtiehlt, um reicher zu ſeyn! Kinder! ſucht glücklich zu ſeyn, ſo daß ihr es immer bleibt, das iſt, behaltet Eure ganze Empfänglichkeit unter Aufſicht der Vernunft, die nur immer die Naturgemäßheit Eurer Gefühle prüfe. Natur des Menſchen iſt Euch ja Euer Ganzes, Euer ſo reich organiſirtes, mit ſo vielen göttlichen Kräften zum Glück ausgerüſtetes Ganze! Laßt es immer in ſich ſelbſt harmoniſch bleiben, und bleibt Euch ſelbſt immer übrig; dann könnt Ihr wohl Andere, die ſich ſelbſt verloren haben, bedauern, daß ihre Zahl ſo groß iſt, aber ſicher ſeyn, den Zweck Eures Daſeyns vollkommen zu erreichen. Wie weit Eure Nachgiebigkeit gegen die Menſchen um Euch gehen müſſe, kann ich von hier nicht ſo gut beſtimmen, als Ihr zur Stelle, aber mich dünkt, Eure Vorſichtsregeln ſind hinreichend. Alles von dieſer Art muß ſich auf den Grad der zufälligen Abhängigkeit beziehen, worin Ihr Euch um der Bequemlichkeit des gewählten Aufenthalts willen befindet. Inſofern man nirgends, als etwa im Walde, den beſtehenden geſellſchaftlichen Conventionen trotzen kann, muß man ſich ihnen fügen, bis auf den Punkt, auf welchem man der Geſellſchaft bedarf.

Du begreifſt nicht, daß einen Wächter haben, gar wohl mit der Fortſetzung eines Amtes beſtehen kann? Das iſt allerdings neu, aber es geſchieht. Bald wird es irgendwo unter dem Monde mit dem Mißtrauen dahin kommen, daß alle öffentliche Beamte, wie Baugefangene an einen Klotz geſchmiedet, arbeiten müſſen, damit man zu jeder Minute ihrer Perſon ſicher ſey. Dies iſt alſo Antwort auf Deine Frage. Indeſſen iſt es ſeit jener Zeit anders, und der neue Beamte iſt an die Stelle des bewachten gekommen, der aber noch von Zeit zu Zeit zu jenem (verſteht ſich mit ſeinem Hüter) fährt, um ihm von dem Gang der Geſchäfte Auskunft zu geben. Wenn Du mich aber fragteſt, was wohl überflüſſig wäre, ob es lange mit einem Staate Halt haben kann, deſſen Grundlage Mißtrauen iſt, ſo würde ich Dir die Möglichkeit ſo leicht nicht erklären können. — Die belagerten Orte halten ſich noch, allein ich beſorge, nach Mainz kommt alle Hülfe zu ſpät. Faſt glaube ich, daß man unwiſſend genug oder auf Eigennutz zu ſehr bedacht iſt, um die Wichtigkeit dieſes Entſatzes zu verkennen. Die Abſcheulichkeiten der Deutſchen ſind traurig. Es iſt noch in Jahrhunderten kein Gutes zu erwarten, wo ſolche Handlungsweiſe ſtattfindet.

Ich habe in dieſen Tagen gleichwohl an der Menſchheit große Freude. Der Heldenmuth der Mainzer hat Antheil daran. Ein anderes Beiſpiel hier, vor Aller Augen, wird einſt die Geſchichte des Kampfs veredeln, wenn längſt die Privatanſichten verſchwunden ſind, die jetzt die Urtheile der Menſchen entzweien, und nur der reine Ertrag übrig bleibt von der Größe, die ausführen kann, was ſie unternahm. Die fanatiſche Ueberzeugung der Mörderin Marat's thut hier nichts zur Sache, ſie mag Irrthum oder Wahrheit zum Grunde haben, wohl aber die Reinheit ihrer Seele, die von ihrem Zweck ſo ganz erfüllt war und mit ſo ſchöner Heldenſtärke alle Folgen der That hinnahm. Sie war blühend von Geſundheit, reizend ſchön, am meiſten durch den Reiz der Unverdorbenheit, der ſie umſchwebte. Ihr ſchwarzbraunes, kurz abgeſchnittenes Haar machte einen antiken Kopf auf der ſchönſten Büſte. Ihre Heiterkeit blieb bis zum letzten Augenblick auf dem Blutgerüſte, wo ich ſie hinrichten ſah. Ihr Tod that mir wohl für ſie. Du haſt ſchnell ausgelitten, dachte ich. Man fragte ſie, ob ſie einen Prieſter wolle? „Nein.“ Vielleicht weil Du keinen unbeeideten bekommen kannſt? „Ich verachte ſie alle Beide.“ Der Maler David (ein heftiger Jacobiner und Mitglied des Nationalconvents) ging hin, ſie im Gefängniß zu malen. „Man wird künftig gern mein Bild ſehen wollen,“ ſagte ſie. Er erſtaunte über die Heiterkeit ihres Geſichts und meinte, es ſey Anſpannung des Augenblicks, um ſich vortheilhaft zu zeigen. Werden Sie aber immer dieſe Miene behalten? fragte er: „Sorgen Sie nicht,“ antwortete ſie mit Lächeln und ſanfter Stimme, „ich bin nie anders, als Sie mich jetzt ſehen.“ Die That war ganz ihr eigner Anſchlag, mit keiner Seele ging ſie darüber zu Rathe. Sie führte das Meſſer ſicher, ohne je eine Vorübung gemacht zu haben. Sie liebte die Republik und die Freiheit mit Enthuſiasmus und fühlte tief ihre innere Zerrüttung. Ihr Andenken lebt bei Hunderttauſenden, die noch Sinn für einfache Größe haben, ſelbſt unter denen, die Marat's Rechtſchaffenheit behaupten. In ihrem Briefe an Barbaroux nach der That herrſcht dieſelbe große Ruhe.

Eine andere Freude gewährte mir geſtern ein gutes deutſches Buch: Ueber den Menſchen und ſeine Verhältniſſe. 1792. kl. Octav. Berlin, in der Frankeſchen Buchhandlung. Es iſt eins der ſeltenen Producte unſerer Zeit, das Werk eines jungen, aber ſehr richtig denkenden und empfindenden Menſchen. Ich möchte wiſſen, wer er iſt und wie er heißt. Einiges, wie wir denn unmöglich immer zuſammentreffen können, iſt meiner Anſicht fremd, beſonders ſeine politiſchen Ideen von Gemeinſchaft des Eigenthums. Aber ſonſt treffen wir unzähligemal zuſammen, und Du wirſt Dich wundern, in meinem erſten Brief über Mainz dieſe Uebereinſtimmung ſo frappant, bis auf den Ausdruck zu finden. Er war ſchon geſchrieben, eh ich das Buch ſah, allein ich ſtehe nicht an zu bekennen, daß ich mich nicht fähig glaube, ſo bündig und anhaltend zu raiſonniren: ich habe mich alſo verſchönert in dieſem Spiegel geſehen. Du mußt eilen es zu leſen, weil es Begriffe, klare Grundbegriffe von Erziehung enthält, die Du nicht ſchnell genug aufnehmen kannſt, um das, was Du wirklich ſchon aus ahnendem Gefühl thatſt, nun auch mit der Zuverſicht, die erkannte Wahrheit giebt, noch vollkommener zu thun. Ueberdies hat es ſchöne, warm aus dem unverdorbenen Gefühl geſchriebene Stellen, und iſt nicht ohne ſchriftſtelleriſches Verdienſt, wiewohl es Nachläſſigkeiten enthält. Du weißt indeſſen, was es ſagen will, wenn ein Buch den Wunſch nach der Bekanntſchaft des Verfaſſers erregt.

Hier hängt noch die politiſche Gewitterwolke. Ich bleibe dabei, wenn es nicht in den Schickſalen des Menſchengeſchlechts geſchrieben iſt, daß dieſe Revolution Stand halten ſoll, dieſe Menſchen werden es nicht durchſetzen, weil ſie nicht wollen und nicht können. Zu beidem fehlt es ihnen an Humanität, das heißt an Erkenntniß und Sinn. Aber ich geſtehe Dir, ich traue dem Schickſal noch viel zu. Sollte es anders ausfallen, als ich denke, ſo bin ich indeſſen ruhig und von jener heftigen Anwandlung geheilt, welche mich einſt ſagen machte, es müſſe und könne nicht übel ablaufen, ohne alle Begriffe von moraliſchem Zuſammenhang bei mir aufzuheben. Ich ſehe dieſen doch auch alsdann noch, und beim Himmel! ich trotze auf die Vortrefflichkeit der Menſchennatur, daß ſie nicht ganz zu Grunde gehen kann. Ginge ſie aber auch zu Grunde, — nun ſo hätte ich doch nach meinem Gefühl und nach meiner Einſicht gelebt und gedacht. Das iſt genug, um zufrieden zu ſeyn. Ich fange an zu glauben, daß es mir nicht übel gehen könne, bis auf einen gewiſſen Punkt, und wahrſcheinlich wird dieſe Unabhängigkeit noch fortſchreiten. Der Wunſch, in Eurer Nähe zu ſeyn, iſt faſt der einzige, den ich nicht unterdrücken kann, und, die Wahrheit zu ſagen, warum ſollte ich mir das Wohlthätige der Idee verſagen, die in dieſem Wunſche liegt? Ich freue mich, von meinen Kindern gute Nachricht zu haben. Allmälig wünſchte ich, daß man mir in Bern ſo viel Freunde machte, daß ich die Hoffnung haben könnte, einſt unangetaſtet irgendwo im Waadtlande eine Hütte zu beziehen? Iſt das nicht ausführbar? Verliere ich Alles in Mainz, wie compendiös wird dann nicht mein Hausrath! Antworte mir bald über dieſen Punkt. Ich werde immer nicht nach der Grenze geſchickt! Man vergißt das Geſchäft, denn der Bürgerkrieg iſt wichtiger, als der auswärtige, und eigentlich führen ihn ein Dutzend gegen ein Dutzend, aber ſie wiſſen das Leben und die Habe von Millionen hinein zu verwickeln — mehr brauchts nicht.

No. CCCCXXVII.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 23. Juli 1793.

Ich bin längſt über Mainz ruh'g, mag daraus werden, was da will, denn ich kann nichts dazu thun. Allein ich geſtehe, daß die armen Menſchen wenigſtens Rettung verdient hätten, und man iſt ſo unmenſchlich gleichgültig und ergreift ſolche Maßregeln, daß Alles, wenn der Zufall uns nicht begünſtigt, zu Grunde gehen muß. Man glaubt noch mit den Armeen der Feinde ſo fertig zu werden wie voriges Jahr, ohne zu bedenken, daß diesmal Artillerie, Verſorgung, Wahl der Truppen und Operationsplan ganz verſchieden ſind, daß wir dagegen keine Anführer haben, die das Geringſte von ihrem Handwerk verſtehn, die wenigen, die wir hatten, endlich alle abgeſetzt ſind. Cuſtine iſt es ſeit vorgeſtern auch. Sollte man nicht denken, Alles würde abſichtlich auf den Untergang des Staats angelegt? Allein gewiß iſts, daß die Armeen gegen den Rhein zu Bewegungen machen, und ich glaube gar, daß ſie Befehl haben ſich zu meſſen.

Wenn das gut ausſchlägt, würde Mainz entſetzt; allein die Wahrſcheinlichkeit iſt nicht gar groß. Ich danke Dir für Deine Nachrichten, liebe Frau! fahre fort mir zu ſchreiben, was Du erfährſt und was Dein Herz Dir eingiebt; das höre ich am liebſten reden. So danke ich Dir auch für die geſchliffnen Höflingsbriefe, zwiſchen Narbonne und B., und die Ankündigung der Friedenspräliminarien. Ich wußte bis dieſen Augenblick nicht, daß der Zweck dieſes Journals politiſch wäre; wie Vieles hätte ich nicht ſchon ſammeln können! Ich will nicht warten, bis mich Huber um Beiträge anſpricht; wenn ich ihm damit dienen kann, ſtehe ich gern zu Dienſt. Meine Lage macht, daß mir Manches in die Hand kommt, das ich gleichgültig wieder daraus wegſchleudere. Jetzt brauche ichs nur zu halten, und ſo viel Unparteilichkeit und Urtheil als Oelsner habe ich auch noch, mit ein bischen mehr Ruhe und Philoſophie. Auf jeden Fall muß ich, ſo lange ich hier bleibe, und wenn ich hier bleibe, das Journal haben. Ich bitte daher es mir mit der Poſt zukommen zu laſſen. Aus dem Ton der Ankündigung muß ich indeß den traurigen Schluß machen, daß es um alle Gerechtigkeit und billige Freiheit in Deutſchland geſchehen ſey. Wie? man muß das Gefühl des Eigenthums geradezu als das Princip der bürgerlichen Ordnung ausgeben, wenn man Erlaubniß haben will zu ſchreiben? und doch könnte dieſe Ordnung gar wohl ohne dieſes Gefühl beſtehen, auch ohne die Sache, die gewiß, ſo wichtig ihre Rolle auch jetzt ſeyn mag, doch ſchlechthin nicht weſentlich genannt werden darf. Man muß die Treue und Freiheit der Nation loben, die gegen Frankreich zu Felde iſt getrieben worden! O das arme Deutſchland!

Und dann willſt Du über Mainz etwas von mir hören, damit man doch die ganze Stadt nicht für ſchuldig halte? — Iſt es möglich der Stadt anzurechnen, was allein die Schuld ihres Fürſten war? iſt es nicht *ſeine* Schuld, daß die Franzoſen Mainz einnahmen? iſt es nicht jämmerlich, die Freiheitsſpiele, die dort getrieben wurden, als den Grund anzuſehn, weßhalb man Mainz belagert? mußten nicht die Franzoſen Mainz auf jeden Fall, ſo lange der Krieg dauert, zu behaupten ſuchen? hätten ſie es nicht gethan, wenn auch kein Menſch darin ſich für republikaniſche Grundſätze erklärt hätte? iſt es nicht augenſcheinlich den ganzen jetzigen Feldzug hindurch Frankreichs Vormauer geblieben? konnte die Ligue der auswärtigen Mächte von der Seite irgend etwas gegen Frankreich anfangen, ehe Mainz genommen war, und mußten ſie es nicht belagern? Alſo ſein ehemaliger Fürſt, und er allein, iſt Urheber alles Elends, was dort gelitten wird. Seine Geſinnung leuchtet ja genug aus der Aeußerung hervor: Mainz möge nur zu Grunde gerichtet werden, weil er doch nicht mehr dahin komme. Dieſes Weil ſagt Alles, was je dem Egoismus vorgeworfen werden konnte. Hätte ich nur Luſt und Frohſinn, ich würde das Alles ins rechte Licht ſetzen; allein ſo geht es gar langſam — es geſchieht indeſſen doch.

Ich habe ein Buch vor mir, das mich ſehr beſchäftigt. Zwei Quartbände von William Godwin: Enquiry on political justice. Ein ſehr gründlich philoſophiſches Werk, wie endlich die ganze Theorie der menſchlichen Geſellſchaft und Regierungsverfaſſungen auf Vernunft und Moral und ihre unumſtößlichen Grundſätze gebaut werden. Ein Werk voll kühner und heiliger Bekenntniſſe der Wahrheit, das wenigſtens künftig noch wirken wird, wenn es jetzt ſeine Wirkung noch nicht gleich haben ſollte. Ich excerpire mir daraus, was ich kann, denn das Buch gehört der Nationalconvent., welcher es der Verfaſſer geſchickt hat. Sonſt kriegt man hier ſo leicht kein neues engliſches Buch zu leſen. Brand muß es leſen, empfiehl es ihm. — Geſtern habe ich, in Geſellſchaft vieler Andern, mit zwei merkwürdigen Leuten gegeſſen. Der eine war Trenk*), der mir und Allen, die urtheilen können, ſo mißfallen hat, wie ich es erwartete. Ich hatte ihn ſchon einmal angetroffen. Eine Eitelkeit, eine Aufſchneiderei, die ihm nun zur Gewohnheit, folglich ruhig und unerſchütterlich geworden iſt; eine zurückſtoßende Härte oder Fühlloſigkeit, ein ſchmutziger Eigennutz, ein Gemiſch von Hochmuth und Niederträchtigkeit mit einem ſonderbaren Feuer des Kopfs und Temperaments, wodurch ihm das Arbeiten leicht wird.

---

*) Der ältere Theil der Leſer wird ſich dieſes Staatsgefangnen und ſeiner von ihm in Druck gegebnen Lebensbeſchreibung erinnern.

Freilich iſts auch darnach, doch nicht ohne Energie, aber beſchränkt, einſeitig und hart, wie der ganze Menſch. Ich ſagte ihm: ſein ganzes Weſen gäbe mir den Begriff des Widerſtandes — das war ein gemilderter Ausdruck für das, was ich wirklich empfand. Die andre Perſon war deſto intereſſanter: Theroigne de Mericourt. Denke Dir ein fünf- oder achtundzwanzigjähriges braunes Mädchen mit dem offenſten Geſicht, und Zügen, die einſt ſchön waren, zum Theil es noch ſind und einen einfachen, feſten Charakter voll Geiſt und Enthuſiasmus verrathen; beſonders etwas ſanft Sprechendes in Augen und Mund. Ihr ganzes Weſen iſt aufgelöſt in Freiheitsſinn, ſie ſpricht unaufhörlich nur von Revolution, und wohl zu merken, ihre geſtern geäußerten Urtheile waren treffend ohne Ausnahme, beſtimmt und trafen gerade auf den Punkt, worauf es ankam. Von dem wiener Miniſterium urtheilte ſie mit einer Sachkenntniß, die nur die Fähigkeit, richtig zu beobachten, ſo geben kann. Sie iſt aus dem Luxemburgiſchen, und für ihres Vaterlandes und Deutſchlands Freiheit iſt ſie eigentlich am eifrigſten. Sie ſpricht nichts als Franzöſiſch, geläufig und energiſch, wiewohl nicht correct. Doch wer ſpricht jetzt correct? Sie iſt, weil der Kaiſer ſie auf freien Fuß ſtellen ließ, jetzt hier verdächtig, als wäre ſie von Oeſtreich beſtochen, — ſo wenig können dieſe Menſchen nur beurtheilen, weil ſie das wahre Prüfungsmittel, moraliſches Gefühl, nicht kennen und nicht beſitzen. Sie iſt ſogar eine Märtyrerin der Freiheit; denn vor ſechs oder ſieben Wochen ſchleppten ſie die Furien, die in den Tribunen der Convention ſitzen, heraus in den Tuileriengarten, zerſchlugen ihr mit Steinen den Kopf und wollten ſie im Baſſin erſäufen. Zum Glück kam man ihr zu Hülfe. Allein ſie hat ſeitdem die ſchrecklichſten Kopfſchmerzen und ſieht wirklich jämmerlich aus. Geſtern litt ſie gar ſehr, und ſprach deſſen ungeachtet mit warmer Theilnahme. Sie hat einen heißen Durſt nach Unterricht, ſagte, ſie wolle aufs Land ziehen und dort Wiſſenſchaften ſtudiren, woran es ihr fehle. Dabei wünſche ſie die Geſellſchaft eines Mannes von Kenntniſſen, der gut rede und ſchreibe, ſie wolle ihn frei halten und ihm jährlich zweitauſend Livres geben. Sie ſey nichts als eine Bäuerin, ſagte ſie, aber ſie habe das Bedürfniß der Belehrung. Sie muß noch zu leben haben, obſchon ſie ſagte, ihr Vermögen habe ſie ganz eingebüßt, denn ihr Aufzug hier iſt ganz anſtändig, ſo daß ſie ſich noch einen Wagen hält. Dieſe Bekanntſchaft machte uns Allen Vergnügen.

Die Nachricht von Deiner Geſundheit beunruhigt mich ſehr. Wenn Du bei dieſer Wärme ſo leideſt, muß ich den Winter ſehr für Dich fürchten. Mach', daß Du Deine Stimme wieder bekommſt, ehe die Kälte eintritt. Ich fühle Dich in jedem Worte Deiner Briefe, und glaube mir, mein Blick geht weiter, als Du denkſt. So lange kennen wir uns nicht umſonſt, daß ich nicht das ganze Gewicht jedes Deiner Worte wägen könnte. Das Letzte, was wir loswerden, ſind freilich immer die Falten, die aus den Grundlagen unſers Charakters entſpringen; aber die einzige Arbeit des Menſchen, der ſich ſeiner Beſtimmung bewußt iſt, kann doch nur die ſein, innere Harmonie in ſeinem Weſen herzuſtellen und Vernunft an alles Gefühl als untrüglichen Maßſtab anzupaſſen. Mein Herz leidet nicht mehr für die Welt, ſie iſt es nicht werth, es leidet nur für diejenigen, die es verdienen, daß man für ſie leide.

Der eine meiner Mitdeputirten, Lux, der in Paris geblieben war, hat der Heſtigkeit ſeiner Empfindungen freien Lauf gelaſſen und über die Begebenheiten des Tags ſeine Meinung im Druck geſagt. Er ladet damit den Unwillen und vielleicht die Rachſucht derer, die Alles vermögen, auf ſich. Seine Abſicht iſt edel, ſein Muth heroiſch, ſein Gefühl richtig und ſchön; aber bei dem allgemein herrſchenden Mißtrauen kann leicht auch der, welcher keinen Antheil nimmt an ſeinem Verfahren, der anders ſogar empfindet und denkt, und der eine andere Beſtimmung zu haben überzeugt iſt, compromittirt werden. Ich bin indeß auf Alles gefaßt. Mein Wunſch iſt nur, ungehindert arbeiten und ſchreiben zu können. Wahrlich verdiene ich keinen Verdacht, und daß Niemand wahrer und wärmer das Intereſſe der Menſchheit im Herzen trägt, mag mein ganzes Leben beweiſen und die Faſſung, mit der ich meinen Verluſt ertrage. Es wäre mir daher ſehr leid, wenn ich in meinem Wege geſtört und zu einer Entſcheidung zu wirken genöthigt würde, die ich lieber von den Umſtänden und Begebenheiten erwarte. Erbricht man meine Briefe an

Dich *)? die Deinigen an mich werden hier ſeit einiger Zeit immer geöffnet, das ficht mich wenig an, weil es Niemands Freiheit zu ſchreiben einſchränkt; umgekehrt verhält ſichs anders.

Mit der Reiſe nach der Grenze ſcheint es vollkommen ins Stocken gerathen zu ſeyn. Mir gilts gleich, wenn es ihnen gleich gelten kann. Aber dies iſt das Unbegreifliche und das Verworfne! Es iſt aber ſo weit gekommen, daß das Wahrſcheinlichſte und Nothwendigſte immer das iſt, was nicht geſchieht. So ſehr ändern die Worte ihre Bedeutung. Welcher Fluch ruht auf dieſem Lande! auf dem ganzen Menſchengeſchlecht vielleicht überhaupt. Durch welche Gräuel muß ſie ſich durchwühlen! und kommt ſie endlich ans Tageslicht, was mag es dann mehr ſein als Federn und Flittern. Für Geſchöpfe, die ſo wenig für ſich ſelbſt thun mögen, und jedem, der für ſie thätig und uneigennützig wirken möchte, die Hände auf den Rücken binden, ſollte man jeden Anſpruch auf eine freudige, geſunde Exiſtenz aufopfern? Wahrlich, das wäre Thorheit, wie es keine größere geben kann! Die Augen weg von dieſem ekelhaften Anblick! Laßt uns ſuchen, die Trümmer von unſrer Exiſtenz zu retten, ſuchen Menſchen zu bleiben und immer vollkommnere Menſchen zu werden, und als ſolche zu genießen. Liebt Euch, heitert Euch auf, ſucht Euch froh zu machen;

---

*) Das geſchah nur ein einziges Mal, wo der Brief mit dem Poſtſiegel von Pontarlier (der ſchweizer Grenze) wieder zugeſiegelt war.

was Ihr habt, laßt Euch nicht nehmen. Ich wünſche wenigſtens Euch die Freude und den Genuß, den ich vielleicht nie mehr finde. Es iſt doch eine Beruhigung zu wiſſen, daß es irgendwo glückliche Menſchen giebt.

Grüße Huber und meine Kinder. Ich wünſche immer regelmäßig Nachrichten von Euch. Die Menſchen hier begreifen das nicht, wenn mich das Ausbleiben der Poſt unruhig macht. Nur Miß Chriſtie ſcheint es zu verſtehen, denn ſie will mich mit andern Gründen beruhigen als die Uebrigen; allein das gelingt nur zu ihrer Verlegenheit. Ich glaube übrigens, daß dieſe guten Leute bald abreiſen werden. Deſto nothwendiger iſt es, daß meine Lage ſich ändere; ich wäre dann völlig allein. Unſre Abende für Oelsner, Schlabberndorf und etliche Engländer wurden meiſtens dort zugebracht. Ich bin vollkommen wohl.

No. CCCCXXVIII.

Forſter an ſeine Frau in Neuſchatel.

Paris den 24. Juli 1793.

Ich ſoll endlich wirklich nach der nördlichen Grenze reiſen. Nun mag Gott wiſſen, wie Dir künftig meine Briefe von dorther zukommen werden, denn ſobald ich ſie nicht ſelbſt auf die hieſige Poſt tragen kann, rechne ich unter den jetzigen Umſtänden auf ihre richtige Ankunft nicht mehr. Indeſſen wünſche ich ſehr, daß die mögliche Unregelmäßigkeit unſerer Correſpondenz Dich nicht beunruhigen möge. Du kannſt auf meine Behutſamkeit und auf meine feſte Anhänglichkeit an dasjenige, was ich für Pflicht halte, mit Zuverſicht rechnen. Hoffentlich wird man keine Schwierigkeit machen und in dem Fall kann mein Geſchäft in Zeit von ſechs Wochen beendigt ſeyn. Das iſt dann auch keine Ewigkeit. Mittlerweile haſt Du nun Geſellſchaft und Halt auf jeden Fall. Ich ſehe zwar nicht ganz deutlich ab, was ich der Vereinzelung meines an liebevolle Menſchen gewöhnten Herzens entgegenſetzen werde; allein ich zähle theils auf mein Geſchäft, theils auf die ſchon erlangte Uebung in Entſagungen aller Art, theils auf die Hoffnung künftiger Zeiten, die ich nicht ganz aus den Augen laſſen will, ſo wenig ich auch befugt bin, mich noch mit Hoffnung zu wiegen.

Ich habe Dir ſchon einige Beſorgniſſe geſchrieben, die mein College bei mir veranlaßt hat. Sie ſind eingetroffen. Er iſt dieſen Morgen wirklich arretirt worden, weil er in der That entweder unvorſichtig oder heroiſch, je nachdem mans nimmt, das Frauenzimmer hoch geprieſen hat, die mit ſo wunderbarem Muth den Dolch auf Marat gezückt und ihn ermordet hat. Der gute Menſch hat ganz den Kopf über dem Mädchen verloren und kennt nichts Seligers, als für ſie ſterben zu müſſen und für die Partei, die ihm ausſchließend Recht zu haben ſcheint. Ein Beweis, daß er wirklich zu tief von ſeinen

Empfindungen ergriffen iſt; ſeit acht Tagen hat er faſt gar nichts gegeſſen, den ganzen Tag vielleicht kein Viertelpfund Brod und ſonſt nichts. Allein ob ihn das retten wird, iſt unter den jetzigen Umſtänden ſehr die Frage, indem man ſeine Schriften ſo anſieht, als ſtörten ſie die öffentliche Ruhe. Ich habe ihm immer zugeredet, ſich ſeiner Einbildungskraft nicht zu überlaſſen, allein es war in den Wind geredet; ſelbſt die Bedenklichkeit, mich zu compromittiren, die einzige, die für ihn Gewicht hatte, hielt ihn nicht zurück. Es wird ganz unmöglich ſeyn, das Geringſte für ihn zu thun, was er denn auch gar nicht wünſcht. Du kannſt denken, wie mich dies Alles verdrießt und mitnimmt, ich bin indeſſen über meine eigene Erwartung ruhig und gefaßt. Was man nicht ändern kann, darüber darf man weiter nicht grübeln, und habe ich nicht alle Urſache mich für beſſere Zeiten aufzuſparen? Auch dieſe Idee iſt vielleicht thöricht: ſo iſt es doch die nicht, nach meiner Ueberzeugung zu handeln, und dieſe lehrt mich, daß alles Wirkenwollen über einen gewiſſen Kreis hinaus durch die Ungewißheit des Erfolgs zum böſen Hazardſpiel wird und ſich gemeinhin durch Verfehlen des Zweckes und andere übele Folgen ſelbſt beſtraft. Das Werk der Vernunft iſt es, zu berechnen, nicht nur was unſere Kräfte vermögen, ſondern auch, welches die Zeit und Umſtände ſind, unter welchen wir ſie anwenden dürfen und müſſen. Eine große Uebung und Erfahrung ſowohl, als eine gewiſſe umfaſſende Beurtheilung gehört dazu, zu beſtimmen, wo endlich gehandelt werden muß und wo man ſich bloß leidend verhalten und den Begebenheiten ihren Lauf laſſen muß. Alles zu frühzeitige Pfuſchen ins Handwerk der Vorſehung ſo wie der Natur kann nur das Gute verrücken. Die Art, wie dieſer gute Menſch empfand, ließ ihn nicht erwägen, daß die Erſcheinungen des Augenblickes, die ihn ſo tief verwundeten, bloß Stürme der Revolution ſind, auf welche wieder heiteres Wetter folgen wird. Wenn der Blitz hie und da eingeſchlagen hat oder der Hagel einige Felder zerſchlägt, hätte man doch unrecht zu glauben, daß der Welt Untergang nahe oder die Hungersnoth allgemein vor der Thüre ſei. Ich fordere aber auch nicht von achtundzwanzig Jahren die Beſonnenheit von neunundbreißig. Wenn ich aus dem Chaos der Begebenheiten, welches von der Revolution unzertrennlich iſt, das letzte Reſultat abſondere, ſo ſcheint es mir — und mit mir den beſten Köpfen hier — kein anderes zu ſeyn, als daß die **Freiheit**, komme was will, in Frankreich unvergänglich iſt. Alle andere Erſcheinungen, die etwa eine Zeit lang durch Entkräftung oder Intriguen aufkommen könnten, müſſen zuletzt verſchwinden, um einer freien Verfaſſung Raum zu laſſen, und ſind ihrer Natur nach vorübergehend. Was das Land und die Natur leiden kann, bis dieſe Unruhen geendigt ſind, iſt ſchwer zu berechnen. Doch genug von dieſen Dingen, die uns nur in ſo ferne angehen, als wir nicht umhin können, uns für unſerer Mitmenſchen Schickſale zu intereſſiren, und mich insbeſondere, weil mein

Schickſal in das öffentliche Jetzt verwebt iſt. Wollteſt Du wohl die Vorſicht gebrauchen, bis ich Dir von der Grenze ſchreibe, Deine Briefe an mich unter ein beſonderes Couvert, an Citoyen * einzuſchließen. Denn da ich in meinem Logis Niemand mehr habe, der für mich Briefe empfangen kann, ſo muß unſere Correſpondenz auf dieſe Art geführt werden. Sobald ich weiß, wo ich bleibe, gebe ich Dir eine directe Adreſſe. Heut Abend erwarte ich einen Brief von Dir, den ich Sonntags beantworte, und Sonntag Abend reiſe ich ab. Wenn ich nur die Beruhigung mit mir nehme, daß Du wieder beſſer biſt! — Gieb mir gelegentlich eine Adreſſe in Baſel, an wen ich Pakete für Dich adreſſiren kann; denn über Beſançon und Pontarlier geht Alles mit der fahrenden Poſt unordentlich; die Sachen bleiben liegen oder gehen gar verloren, die nach Neuſchatel gehen ſollten. Ich wünſche es, weil ich Dir vielleicht bei meiner Rückkunft, auf den Fall, daß Mainz entſetzt würde, etwas von unſern Sachen ſchicken kann. Der Himmel wolle es! Gott ſegne Dich und Deinen Freund, ich kenne dieſe Ideen nicht, ich trage Euch vereint in meinem Herzen und glaube ſo ein Leben zu erhalten, das ſonſt nichts werth wäre. Meine Kinder küſſe ich tauſend Mal.

No. CCCCXXIX.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 26. Juli 1793.

Ich kann noch einmal von hier aus ſchreiben, und wer weiß am Ende noch wie heute, da die Leute mit Zögern wie beſeſſen ſind. Immer deutlicher überzeuge ich mich von der Wahrheit, daß die Menſchen den zehnten Theil ſo viel nicht thun, als ſie leicht thun könnten. Das iſt hier und überall wahr. Dein Brief vom 22ſten kam geſtern an. Ich habe mich ſehr darüber gefreut, denn, mein gutes Kind, mir iſt es lieb, wenn Du nur frohe und ruhige Tage hinbringſt, und es dünkt mich, ſeit Du von den fatalen Leuten in B. weg biſt, müßteſt Du wieder zufriedener und ungeſtörter leben. Nichts iſt ſo peinlich, als die Lage, die Du beſchreibſt. Ich habe einen Geſichtspunkt für das Alles, aus welchem die Einſeitigkeit und Eingeſchränktheit der Menſchen und ihr Vorurtheil nicht einmal den armſeligen Mantel der Ehrwürdigkeit behält. Mich dünkt, wer wahrhaft tugendhaft iſt, kann auch an Tugend glauben, und wer ewig daran zweifelt, hat ſie nie gekannt. Ein ſolcher Menſch iſt dann nur ſchuldlos, weil ſein Schickſal ihn nicht auf die Probe ſetzte. Soll ich ihn richten, ſoll ſein Urtheil mir werth ſeyn? Ich wüßte nicht, wo ich das Verhältniß hernehmen ſollte, das mir ihn näher rückte. Ich darf nach Allem, was mir begegnet iſt, nicht mehr hoffen glückliche Tage im Schoß der Meinigen zu ſehen. Wenn es aber einen Wechſel in meinem Schickſal geben ſollte, ſo würde ich glauben, ich ſey nur darum ſo unglücklich geworden, daß ich mich in meiner einfachen, unermeßlichen Art, die Dinge anzuſehen, immer mehr beſtärkt finden möchte. Ich war immer froh, wenn Alles nach ſeiner Art genoß; nach *meiner* Art zu genießen habe ich nie Jemand zwingen mögen, und wenn hierin etwas gefehlt war, ſo müßte es ſeyn, daß ich mich zu ſehr dabei vergaß. Jetzt, wenns möglich iſt, bin ich noch duldſamer, weil ich noch mehr entbehren und mir ſelbſt angehören gelernt habe. Ich weiß nicht, was es für eine traurige, ſelbſtiſche und neidiſche Art des Seyns iſt, wobei man in dem Maße fühlloſer gegen Freude und Leid Anderer wird, in welchem man ſich durch Umſtände und Unglücksfälle gezwungen ſieht, dem Genuß, dem Glück und der eigenen Freude zu entſagen und dagegen eine neue Laſt von Mühſeligkeiten auf ſich zu nehmen. Je weniger mir bleibt, deſto ängſtlicher ſehne ich mich nach der einzigen Beruhigung, Andere noch mit den Mitteln eines frohen Daſeyns ausgerüſtet zu ſehen.

Einen Schritt ſind wir nun wieder näher gerückt; Mainz iſt wirklich den Feinden in die Hände gefallen. Ich bin für die Demüthigung nicht fühlbar, welche das Frohlocken der Eroberer Manchem wohl verurſachen mag; aber ich fühle mich zerriſſen, wenn ich das Schickſal der unglücklichen Einwohner erwäge. Ihr Heldenmuth, ihr Leiden, ihre Zugrundrichtung wird ihnen nichts helfen bei Menſchen, die keine Anſtrengung zu ſchätzen wiſſen und nur ihre Leidenſchaften zu befriedigen ſuchen. Wie mancher arme Märtyrer der Freiheit wird nun noch bluten, oder, was ärger iſt, verſchmachten müſſen! Dies iſt der Punkt, wo man Muth und Geduld bedarf, um nicht an allem Guten zu verzweifeln und ſeine Grundſätze für Chimären zu halten! Ich vermuthe nun in Abſicht auf meine Sachen das Aergſte. Schwerlich werde ich meine Papiere je wiederſehen und ſo iſt dann mein übriges Leben ſo gut als gar nicht mehr in einer literariſchen Rückſicht. Ich muß geſtehen, wäre Alles verbrannt oder auf irgend eine Art vernichtet, ſo würde ich froh ſeyn. Jetzt muß ich gewärtigen, daß man ſich mit meinen Arbeiten einen guten Tag macht und mit manchen Dingen, die nur für mein Auge waren, Spott treibt. Ich habe Stärke, Alles zu ertragen, aber dieſen Verluſt empfinde ich ganz und in ſeiner zerfleiſchendſten Beziehung. Ich begreife ihn nicht, ſo überſteigt er alle meine Begriffe von der Gerechtigkeit, die wenigſtens eines Menſchen *Brauchbarkeit* nicht zernichten ſollte, wenn ſie auch durch Prüfungen ſeine Seelenkräfte übt und vervollkommnet. Freilich wohl iſt dadurch eben erwieſen, daß das Leben eines Gelehrten nicht gerade eine Beſtimmung vor dem Richtſtuhl der Vorſehung heißen mag, und daß wir daneben noch Menſchen ſeyn müſſen. Allein wer kann wieder leugnen, daß eines Jeden Humanität nur von ſeinen Studien und Beſchäftigungen die individuelle Farbe entlehnt, die ihn in dem Mannigfaltigen auszeichnet und wodurch er zugleich an ſeinem

Platz das iſt, was er ſeyn ſollte? — Sey indeß nicht beſorgt um mich; es iſt noch nicht Alles verloren, und wenn Alles verloren iſt, dann habe ich weiter nichts zu verlieren und dann hat Niemand an mich zu fordern, ſondern an diejenigen, die noch zu verlieren haben. Und *an wen* und *was* fordern die Leute? Es bleibt zuletzt vielleicht mir ſelbſt mehr *an mir ſelbſt* übrig, als Alles, was ich einbüßte, nur daß ich davon nicht mehr geben kann, als Jeder nehmen will. Ihr lieben guten Leute macht Euch wohl keinen rechten Begriff von einem Menſchen in meiner Lage, der ſo wunderbar um ſeine ganze Wirkſamkeit gekommen iſt und in eine ganz fremde Art der Exiſtenz übergehen muß, welche ſich bloß auf einen ununterbrochenen Widerſtand gegen die ganze auf ihn einſtürmende Macht des Schickſals beſchränkt. Ich bin ſo ſehr belagert wie Mainz, ich habe ſo ſtarke Ausfälle gethan, und wenns erlaubt iſt, das Gleichniß noch weiter fortzuſetzen, ſo glaube ich, daß ich mich auch bis auf die letzte Extremität wehren werde.

No. CCCCXXX.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Cambrai den 1. Auguſt 1793.

Ich bin dieſen Augenblick hier angekommen, und ob ich gleich nicht weiß, wann mein Brief abgehen kann, will ich doch noch ein paar Worte mit Dir plaudern, ehe ich mich ſchlafen lege. Welch eine Veränderung der Scene! Hier wimmelt Alles von Soldaten und erinnert mich an Mainz. Vier Meilen davon, in Valenciennes, ſind die Feinde, und eine halbe Meile dieſſeits, nach Paris zu, iſt Alles ſo ruhig, als ob es tiefer Friede wäre. Dieſe Ruhe mitten in dem Gräuel des Kriegs hat mir immer wunderbar geſchienen, und ſie iſt doch ſo natürlich; allein man ſtellt ſich das immer in der Phantaſie ſo vor, als müßte der Krieg Alles auf weit und breit umher ſcheuchen und ſchrecken, als müßte auf allen Geſichtern Grauen und Entſetzen zu leſen ſeyn. Ich habe unterwegs in der römiſchen Geſchichte geleſen und Troſt über die gegenwärtige gefunden. Die Zeiten von Marius, Sylla, Catilina, Pompejus und Cäſar haben gewiſſe Aehnlichkeiten mit unſerer Zeit, allein wir ſind gegen jene Menſchen wirklich Kinder in Tugenden und Laſtern. Was mich freut, iſt die Ueberzeugung, daß die Reſſourcen einer großen Nation faſt unerſchöpflich ſind, und daß die furchtbarſten Unglücksfälle ſie nicht zu Grunde richten, daß man folglich zu keiner Zeit verzweifeln müſſe, ſelbſt nicht wenn ein Menſch, wie in Sylla's Fall, die Alleinherrſchaft an ſich reißt und allen Leidenſchaften Anderer Stillſchweigen auferlegt. Je mehr ich indeſſen mit der Geſchichte der Revolutionen vertraut werde, deſto ſtärker wird die Ueberzeugung wieder in mir, die ich ſonſt immer zu haben pflegte, daß der Menſch nichts ohne Leidenſchaften ausrichtet, mithin daß an jener idealiſchen

Vollkommenheit, welche wir oft in Büchern träumen, ſo gut als gar nicht zu denken ſey. In der That, wenn nicht dieſe Triebfedern hoch geſpannt ſind, ſo fallen alle Beweggründe zum Handeln weg, es wäre denn, daß wir ſchon als vernünftige Weſen geboren würden, denen die Vernunft ſelbſt Trieb zum Handeln gäbe (ich bemerke beiläufig, daß hier ſchon in den Worten ſelbſt eine Art von Widerſpruch liegt), und ſind heftige Leidenſchaften vorhanden, ſo iſt es nicht anders möglich, als daß Monſtroſitäten im Handeln vorgehen. Ich bin daher immer wie ſonſt der Meinung, daß die republikaniſche Verfaſſung, nicht daß ſie mehr Glück bringend als jede andere wäre, ſondern lediglich, weil ſie den Geiſteskräften einen neuen Umſchwung, eine neue Entwicklung und Richtung giebt, unter den gegenwärtigen Umſtänden unterſtützt und erhalten zu werden verdient. Erfahrung und Handeln ſind die großen Schulen der Menſchheit; je mehr Jemand gethan und gelitten hat, deſto vollkommener iſt er in dem Gebrauch ſeiner Kräfte und in der Kenntniß ſeiner ſelbſt, der wichtigſten von allen, geworden. Es ſcheint mir, als wäre die Gelegenheit zur allgemeinen Ausbildung der Mehrheit der Menſchheit, in unſern jetzigen monarchiſchen Verfaſſungen, beinah verſchwunden. Ehrgeiz, Habſucht, Hang zum Sinnengenuß ſogar könnten nur bei einer ſehr geringen Anzahl von Menſchen bis zu der leidenſchaftlichen Höhe ſteigen, wo ſie mächtig zu großen Handlungen antreiben, zu einer mannigfaltigen Uebung der Kräfte führen. In der Republik iſt ein weites Feld für Jedermann offen. Die Erſcheinungen, wird man ſagen, ſind aber nicht nur eben ſo unmoraliſch, wie ſie ſonſt in den monarchiſchen und ariſtokratiſchen Verfaſſungen waren, ſie ſind vielleicht noch ſchreiender, auffallender, empörender, die Contraſte ſind ſo ſchneidend, daß ſie gleichſam das Gute wie in ſchlechten oder übel colorirten Gemälden beleidigen. Wenn das wahr und ausgemacht wäre, wie es mir doch nicht ſcheint, ſo glaube ich doch einwenden zu müſſen, daß die Natur überhaupt mir nicht ſittlich ſcheint, ſondern daß es lediglich eine Moralität einzelner Menſchen geben kann, welche zwar das ſchönſte Ziel unſers Daſeyns iſt, aber den allgemeinen Schickſalen der ganzen Gattung immer untergeordnet bleibt. Unſtreitig kann es tugendhafte, gute Menſchen in allen Welttheilen, unter allen möglichen Verhältniſſen des Orts, der Verfaſſung, der Ausbildung der Sitten und Kenntniſſe geben. Mit andern Worten, es liegt, oder ſcheint wenigſtens nicht viel daran zu liegen, daß ähnliche Arten von Moralität allgemein werden, ſondern Alles liegt vielmehr daran, daß die Bedingniſſe, unter welchen wir als vernünftige, empfindende Weſen handeln, vermannigfaltigt werden. Wenn ich ſage, ich möchte lieber Newton ſeyn als Sylla, ſo weiß mir vielleicht die Natur und die Gottheit für dieſe Wahl nichts anzurechnen; es iſt nur ein Beweis, daß mein Blut ruhiger fließt, meine Begierden nicht ſo heftig, meine Leidenſchaften nicht ſo ſtark, meine Mittel folglich auch ſo mächtig nicht ſind. Die Geſetze der ewigen

Gerechtigkeit, oder der reinen Vernunft, bleiben darum immer, was ſie waren, der unabänderliche Maßſtab der Rechtmäßigkeit unſerer Handlungen. Wenn wir daher Sylla's Grauſamkeit und Rachſucht mißbilligen und verabſcheuen und ihn nur in dem Augenblick, wo er die Dictatur niederlegt, wieder gerecht und groß finden, ſo müßte Sylla's eigene Erkenntniß uns beiſtimmen, falls wir ſie ordentlich befragen könnten; aber unſtreitig würde der Sylla, der nicht ſo blutige Rache genommen hätte, auch den Mithridates nicht überwunden, den Marius nicht vertrieben, vielleicht die Dictatur nicht wieder niedergelegt haben.

Den 4. Auguſt.

Ich bin geſund und wohl hier, meine lieben Kinder. Wie lange ich hier bleibe, iſt ungewiß. Die Briefe gehen durch ** ſicher, dahin ſchneller die Eurigen. Der Ort iſt übrigens abſcheulich und die Einwohner eine fatale Race, ſo weit ich bis jetzt geſehen habe, ein Baſtard von Flämingern und Franken, und zwar nur das Unangenehme von beiden in der Miſchung. Ich ſuche noch das erſte hübſche Weib zu ſehen zu bekommen. Es wimmelt von Soldaten und Troß. An Bequemlichkeit, ſogar die unentbehrlichſte, iſt nicht zu gedenken. Schmutz iſt das Element dieſer Leute, und es ſcheint, als ob ſie nie, auch nur etliche Meilen von hier, erlernt hätten, wie andere Menſchen ſich das Leben erträglicher zu machen ſuchen. Doch ich habe andere Dinge ertragen gelernt und lebe nur noch von einem Tag zum andern, ohne ein Project auf morgen zu machen. Daß ich mehr nichts ſchreiben kann, begreift Ihr wohl. Ich möchte es kaum, wenn ichs könnte; nur ſo viel ſagt mir meine jetzige Erfahrung und Kenntniß: Alles, auch das Unerwartetſte iſt nützlich, und Alles läßt ſich entſchuldigen, wo nicht wohl rechtfertigen, durch die unbezwingbare Nothwendigkeit, die kein Geſetz erkennt. Ich kann noch in 4—5 Tagen keine Nachricht von Euch haben, denn erſt heut ſchreibe ich, daß man mir Eure Briefe nachſchicken ſoll.

Ich bitte, wenn meine Bitte je etwas vermag, ſorge für Deine Geſundheit, und Sie, Huber, helfen Sie dafür ſorgen. Wenn ich manchmal noch einen Strahl der Hoffnung habe, der mir zuſpricht, daß irgend eine Planke mich aus meinem Schiffbruch rettet, ſo bleibt mir die Hoffnung doch nur bei meinen Kindern. Ich küſſe meine Kleinen und umarme Euch mit inniger Seele.

No. CCCCXXXI.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Cambrai den 7. Auguſt 1793.

Es bleibt mir noch die Hoffnung, daß mein Hierſeyn nicht von langer Dauer ſeyn werde, ſonſt wäre es wirklich noch das Härteſte, was mir widerfahren iſt. Ganz unter herzloſen Menſchen leben zu müſſen, iſt faſt ärger als Robinſon Cruſoe's Einſamkeit. Ich will den Leuten nicht zu nahe treten, indem ich ſie ſo charakteriſire. Etwas Untheilnehmendes iſt einmal im Nationalcharakter: dazu kommt das Kriegsweſen, welches die Menſchen verwildert, dann der gänzliche Mangel an Bequemlichkeiten, wodurch jeder ſich genöthigt ſieht, ſo gut er kann, nur für ſich zu ſorgen, ohne ſich um Andere zu bekümmern, endlich das republikaniſche Mißtrauen, welches durch die unzähligen Verräthereien und die nicht minder zahlreichen Denunciationen bis auf einen ſchrecklichen Grad geſtiegen iſt. Nimm noch hinzu, daß dieſe Menſchen, wenigſtens alle, die ich noch geſehen habe, roh und ungebildet, ohne Erziehung und Kenntniſſe von der Art, wie ſie unſer einem analog ſind, nirgends einen Vereinigungspunkt darbieten. Ich wohne in einem ſehr kleinen, unfreundlichen, ſchmutzigen Zimmer, ohne alle Meubeln, mit meinem Reiſegefährten zuſammen, umringt vom unſerm Gepäcke, und ſchlafe in einem ſchlechten Bett, wo mich alle Nacht die Wanzen beißen. Thee, Kaffee und Zucker ſind in der ganzen Stadt nicht mehr für Geld zu haben, ich frühſtücke alſo trocken Brod, wenn ich nicht zuweilen aus großer Gnade unſerer Wirthin ein wenig Butter dazu bekommen kann. Unſere Wirthstafel, Mittags und Abends, iſt ſehr ſchlecht beſetzt, aber der Hunger würzt die Speiſen. Ich gehe gewöhnlich Morgens und Abends vors Thor, entweder allein, oder mit meinem Gefährten, der ein ſehr rechtſchaffener, aber kalter, trockener und taciturner Menſch iſt. In der Zwiſchenzeit leſe ich, denn zum Schreiben, zumal Componiren, iſt mirs nicht ruhig und nicht geſammelt genug, ausgenommen was unſer Geſchäft mit ſich bringt und dieſe Zeilen an Dich. Die flache Gegend hat ihre Schönheit, Alleen von hohen Ulmen gehen längs den Canälen fort, auf große Stunden Wegs, und auf beiden Seiten giebts Gemüs- und Obſtgärten in Menge. Allein eine Allee iſt ſchon ſeit meinem Hierſeyn umgehauen worden, und wer weiß, wie bald die übrigen daſſelbe Schickſal trifft, wenn der Ort mit Belagerung bedroht werden ſollte. Das erinnert mich an die traurige Verwüſtung um Mainz, die ſchon vor dem Einmarſch der Franzoſen in der Favorite angefangen wurde, und ſeitdem bis zur Vernichtung jedes Strauchs im ganzen Umkreiſe getrieben worden iſt. Ich bin weit entfernt, mich meinen Empfindungen zu überlaſſen, ich ſträube mich aus allen Kräften dagegen und ſuche mich bloß auf die Sorge des Tages einzuſchränken. Allein nicht immer iſt das möglich, und wie mich dann Alles zerreißt und niederwirft, kannſt Du Dir aus eigner Erfahrung vorſtellen. Unmöglich laſſen ſich Dinge ſchreiben, die mehr als alles Andere beitragen, mir meinen Aufenthalt hier und in Frankreich überhaupt zu verleiden; aber dieſe Dinge, und der in Mainz erlittene Verluſt — daß dies Alles zuſammentreffen mußte, iſt doch wunderbar. Wir glauben oft etwas zu ſeyn, was wir nur durch Umſtände ſind; ändern ſich dieſe, dann fühlen wir unſer Nichts. Ich weiß nicht, ob ich dieſer Erfahrung bedurfte, ich hielt nie viel von mir ſelbſt und war nie glücklich genug, um übermüthig zu ſeyn. Jetzt ſuch' ich nur Ruhe und in dieſer Ruhe die Möglichkeit, arbeiten zu können. Es iſt aber Zeit, daß ich mich nun ernſtlich nach der Gelegenheit umſehe, irgendwo einen feſten Fuß zu gewinnen. Ich habe Dich ſchon öfters gefragt, ob das in der Schweiz nicht anginge? Du haſt mir nie darauf geantwortet. Ich muß nur wiſſen, wie alles ſich verhält, weil ich fühle, daß ich nicht länger anſtehen darf, einen neuen Weg einzuſchlagen. Hierher paſſe ich nicht; ich glaube, die unvollkommene Idee, welche Du aus öffentlichen Blättern von dem jetzigen Gange der Sache haben magſt, iſt völlig hinreichend, Dir das zu erläutern und eben ſo einleuchtend wie mir ſelbſt zu machen. Mit Brand möchte ich gern nach Italien gehen, aber, ich wiederhole es, er müßte mir dazu einen Paß aus England verſchaffen. Ich bin bereit in dieſem Falle, wenns unumgänglich nothwendig iſt, unter einem angenommenen Namen zu reiſen. Die zweite Schwierigkeit bei dieſer Reiſe, daß ich keinen Heller Geld dazu habe, ließ ſich noch wohl heben. Ich dächte, mein Reiſejournal, bloß abgedruckt, müßte mir die Reiſekoſten reichlich eintragen. Geht es damit nicht, ſo muß ich irgendwo in einem Winkel, wo man mich ruhig läßt, für Buchhändler arbeiten. Dies, wie geſagt, müßte in der Schweiz ſeyn, denn nach England zu kommen, dürfte ſehr ſchwer halten. Kanns aber in der Schweiz nirgends ſeyn, nun dann müßte ichs verſuchen, wie ich mich nach England ſchliche und dort unbekannt bliebe. — Geht Alles das nicht, ſo verlaſſe ich Europa, es mag koſten, was es wolle, wofern mir die Nothwendigkeit nicht mein Schickſal macht, ohne daß ich etwas dazu thun kann; denn es wäre nicht unmöglich, daß man uns hier heut oder morgen einſperrte und belagerte, und daß die Stadt nicht entſetzt würde, wiewohl ich noch jetzt glaube, daß der Feldzug ein ſchlimmes Ende für die verbündeten Mächte nehmen wird. Ich will morgen meinen Brief fortſetzen, meine Gute, Liebe; Du ſiehſt, welch ein fatales Unglück mir eben jetzt damit begegnet, aber ich kann ihn unmöglich abſchreiben. Sey nur geſund, froh, glücklich und weiſe!

Arras den 8. Auguſt.

So nah dachte ich mir die Nothwendigkeit meiner Abreiſe nicht. Vier Stunden, nachdem ich Obiges geſchrieben hatte, blieb uns die Wahl, entweder dort eingeſperrt zu ſeyn, oder augenblicklich abzureiſen und glücklicher Weiſe fanden wir noch Pferde. Wir mußten hier zwei Stunden vor dem Thore warten, eh' man uns einließ, weil wir einen Augenblick nach Thorſchluß gekommen waren. Dafür befanden wir uns um elf Uhr in einem Wirthshauſe, wo wir uns ein wenig für Cambrai entſchädigen konnten. Wie lang dieſe irrende Ritterfahrt dauern wird! — Neue Orte zu ſehen, iſt angenehm genug, nur nicht auf dieſe Art, wo die unangenehmen Kriegsauftritte immer daneben gehen. Ich komme auf dieſe Weiſe wahrſcheinlich um Deine Briefe, die nach Cambrai nachgeſchickt worden ſind, und das iſt unter den jetzigen Umſtänden der größte Verluſt, der mir widerfahren kann. Alles lernt man ertragen, aber das Leben wird dabei auch ſo unſchmackhaft und verliert ſo viel von ſeinem Werth, daß eine häßliche Gleichgültigkeit nothwendig eintreten muß, wobei die Kräfte des Geiſtes gleichſam erſtarren und ſo nicht wie ſonſt zu Gebote ſtehen. So wahr iſt es, daß Unglück — wahres Unglück (nicht eingebildetes, welches wir uns ſelbſt ſchaffen) der größte Prüfſtein der menſchlichen Vortrefflichkeit iſt, und daß eine eigene Gleichmüthigkeit und eine beſondere Geiſtesſtärke dazu gehört, um unbefangen auf die Welt zu wirken, wenn das Schickſal alle Quellen des Genuſſes abſchneidet und ſelbſt im Wirken uns die Hände bindet. Verzeih dieſe Reflexionen, ich fühle, wie unnütz ſie ſind, allein ſie füllen die Stelle der Bemerkungen, die ich nur mündlich mittheilen kann, und eine Beſchreibung von Arras kann ich Dir noch nicht geben. So viel ſehe ich aus meinem Fenſter, daß es ein viel ſchönerer Ort iſt, als Cambrai.

No. CCCCXXXII.

Forſter an ſeine Frau in Neuſchatel.

Arras den 10. Auguſt 1793.

Ich weiß nicht, ob ich mirs leid ſeyn laſſen, oder ob ich mich freuen ſoll, heute nicht in Paris zu ſeyn. Das Beſte iſt wohl, die Schickſale zu nehmen, wie ſie ſich ereignen, ſonſt wäre in dieſer Periode meines Lebens der vereitelten Wünſche und Hoffnungen kein Ende. — Liebe Seele, wie geht es Dir und H. und unſern Kleinen? Ich entbehre ſchmerzlich Deine Briefe; bei dieſer Wanderſchaft von einem Ort zum andern gehn ſie mir wohl gar verloren! Du ſiehſt, daß ich nicht ganz unbillig wäre, wenn ich mich über mein Loos beklagte. Trotz der Größe und Schönheit des Orts iſt auch hier daſſelbe Bild des Elends und Mangels ſichtbar, den man nur zu ſehen, nicht ſelbſt zu fühlen braucht. Die Kriſe der fränkiſchen Freiheit naht heran. Wir hätten längſt Alles errungen, wenn unſelige Privatleidenſchaften nicht das Schickſal des ganzen Volks aufs Spiel geſetzt hätten. Ich fürchte nichts von Tyrannei, ſobald wir nur Spannkraft genug zu noch einer großen Anſtrengung haben, und eine ſonderbare Ahnung läßt mich dieſe jetzt wirklich hoffen. Zwiſchen jetzt und ſechs Wochen entſcheidet ſich Alles. Allein auch der glücklichſte Ausgang für uns, in Abſicht unſerer Feinde, rettet uns noch nicht von den zahlreichen Uebeln, die von einer Revolution unzertrennlich ſind. Eine geſegnete Erndte durch die ganze Republik wird bei dem jetzigen Zuſtand unſers großen verſchwenderiſchen Haushalts dennoch im Januar und Februar kaum mehr ihren wohlthätigen Einfluß ſpüren laſſen! Tugend und Weisheit, die Eigenſchaften des Republikaners, die uns abgehen, müſſen wir alſo theuer erkaufen; denn die Natur der Dinge ändert ſich um dieſerwillen nicht, und es iſt unmöglich, daß der neue Staat auf feſtem Grunde ſtehe, bevor nicht eine eiſerne Nothwendigkeit in ihrer ſchrecklichſten Geſtalt allem Ehrgeiz und allem Eigennutz die Flügel beſchnitten hat. Der Kampf kann nicht lange dauern, das weiſſagt die Talentloſigkeit, die ſich allgemein da blicken läßt, wo ſie durch das Emporſtreben der Handelnden recht auffallend wird. Es iſt mir unmöglich, jetzt vorauszuſehen, was alsdann werden wird, allein ich glaube beinah, etwas ganz Neues und Unerwartetes, ſowohl für uns ſelbſt, als für das übrige Europa, wenn es wahr iſt, was doch dem Bewußtſeyn eines vernünftigen, empfindenden Weſens ſo wahrſcheinlich bleiben muß, daß kein blindes Ungefähr die Zügel des Weltalls lenkt. Es iſt Zeit, daß etwas geſchehe, um dem Strom eine neue Richtung zu geben, der bis jetzt ſo unaufhaltſam zur Vernichtung aller moraliſchen Wirkſamkeit, zur Ertödtung aller Kräfte der Individualität ſich fortwälzte. Kann der Menſch ſich denken, daß dieſe Vervollkommnungsfähigkeit, die ihn vom Thier unterſcheidet, nur da iſt, um ewig in ihm zu ſchlafen? Ich weiß wohl, daß die politiſche Menſchenverachtung das glaubt, weil ſie dieſe

Erſcheinung, die ſie aber ſelbſt immer zuwege gebracht hat, überall in der Geſchichte findet; aber die philoſophiſche Menſchenverachtung geht von dem Phänomen zur Urſache, und zum Heilmittel, wenn es irgend zu finden iſt, und iſt alſo eigentliche Philanthropie. Der Philoſoph iſt mit dem Politiker einig über das, was die Menſchen ſind; allein er fühlt, er weiß, was ſie ſeyn könnten, und von dem Augenblick kann er nicht umhin, treu und ſorglich zu wirken, daß ſie ihre Beſtimmung erreichen mögen. Dieſe Ideen treiben ſich in meinem Kopf herum, weil ich Muße genug habe, darüber nachzudenken, und vielleicht werde ich ſie irgendwo anzuwenden ſuchen, wenn es noch möglich wird, daß ich wieder ſchriftſtellern kann. Dies iſt indeſſen, ſo lange wir zwei in einem Zimmer wohnen, ſchwerlich ins Werk zu richten. Bei meiner Arbeit muß ich immerfort meditiren, und faſt nach jedem einzelnen Paragraphen auf und abgehen. Tauſend Dinge kommen zuſammen, die mich im Gange meiner Ideen ſtören, wenn ich nicht allein bin.

Den 14. Auguſt.

Es ſind heute 14 Tage, daß ich keine Nachricht von Euch und allen meinen Correſpondenten hatte. Auf einmal erhalte ich drei Briefe von Dir und mehrern Andern. Deiner Aufforderung, in der Bahn, die ich betreten habe, zu beharren, will ich gern folgen, denn auch die Nothwendigkeit befiehlt mir daſſelbe, und ich folge ſeit langer Zeit dem Strome des Schickſals mit

Geduld und Zuverſicht. Ich gebe Dir völlig Recht und ſinde Deine Gründe gut. Ich werde mich nicht losreißen, wenn man mich nicht verläßt und vernachläſſigt. Ich ſchreibe jetzt abgeriſſen und unzuſammenhangend, weil ich gern will, daß mein Brief heut noch fortgeht. — Es iſt viel zu viel, meine Lieben, was Ihr Euch von der Wichtigkeit meiner Lage in Fr. und von meiner individuellen Wichtigkeit vorſtellt. Ich fühle zu ſehr, daß mich mein Unglück verändert hat. Sieh, meine Beſte, es fehlt mir nicht an Muth und Kraft, aber an jener heitern, freien Geiſtesregſamkeit, die ich noch hatte, als ich hoffen konnte. Ich bin jetzt da, wo Menſchen in meiner Lage ſich immer glücklich ſchätzen können, hinzugelangen, im Hafen der Reſignation; aber der Name ſelbſt lehrt ſchon, daß es die letzte öde Zuflucht des von Stürmen umhergetriebenen Herzens iſt. Ich bin ruhig, aber ich bin ausgebrannt. Eure Jugend läßt Euch nicht zu, Euch an meine Stelle zu denken. Nach meinen Jahren hatte ich auch noch Anſprüche, aber nach meinen Erfahrungen und Leiden muß ich darauf verzichten. Es iſt mir beſonders auffallend, mich in Euren Briefen immer vis à vis von Königen zu finden. Ich glaube, im Grunde habe ich wohl noch keinem eine unruhige Viertelſtunde gemacht, und keiner denkt mich als den Popanz der Königſchaft, den Ihr und vielleicht einige wenige feinempfindende Menſchen in mir zu ſehen glaubt. Mehr davon ein andermal. Jetzt das Dringendſte über meine Sache in Mainz. W. hat ſich, verkleidet als gemeiner Soldat, glücklich gerettet und iſt in Straßburg. Meine Correſpondenz und Mſcpte hat er, wie er ſagt, in vollkommene Sicherheit gebracht. Sie ſind, in Tonnen gepackt, bei einem Kaufmann, der ſie gelegentlich mit andern Sachen fortſchaffen ſoll. Alles Uebrige, Meubeln, Betten, Kleider, Tiſche, Bett- und Leibwäſche, Silberzeug ꝛc. Bücher, ſteht noch im Hauſe, allein unter prſ. Wache, vermuthlich in Befolgung der Bitten Deines Vaters. Nun ſäume nicht, an Deinen Vater zu ſchreiben, daß er die ganze Verlaſſenſchaft, ſo wie ſie da iſt, nach Frkfrt. liefern laſſe. Dort muß ſein Commiſſionair, welches, wie ich wünſche, der junge Wenner ſeyn könnte, die Bücher, Betten, Wäſche, Silber ꝛc., einpacken und Alles (die Bücher ausgenommen) an Dich in die Schweiz liefern. Die Bücher müſſen noch ſo lange in Frkf. bleiben, bis ſie entweder nach Straßburg können, oder mir über Baſel zugeſchickt werden. Dein Vater müßte dem jungen Wenner als ſeinem Commiſſionair Vollmacht geben, nach Mainz zu gehen und Alles dort in Empfang zu nehmen. Dieſer machte dann die ganze Auslage an Koſten, Transportkoſten auf dem Marktſchiff ꝛc., und rembourſirt ſich aus dem Verkauf unſerer Meubeln. Der Ueberſchuß muß eine ſchöne Summe machen. Ich bin Niemand in Mainz was ſchuldig, außer etwa Schneider und Schuſter, mehr als 100 Fl. in keinem Fall; und den Lohn der armen treuen Mariane, die vielleicht auch retten geholfen haben wird. W. ſoll Dir umſtändlich ſchreiben, wie er Alles in meinem Hauſe verlaſſen hat. Doch warte ſeinen Brief nicht ab;

Du kannſt ja lieber zweimal an Deinen Vater ſchreiben. Es geht ja unſere Kinder an. Du kannſt ſicher ſeyn, daß der Kurfürſt nichts wieder dort zu ſagen haben wird. Mich dünkt, der König von Preußen wird ſagen: Herr, mein Fiſch! Wenigſtens behält ers en depôt bis zu ausgemachter Sache, unter dem Vorwand des gemeinen Beſten! Alſo iſt nicht zu bezweifeln, daß durch dieſen letztern und ſeine entours Alles ausgerichtet werden müſſe. Dein Vater hat ja ſchon günſtige Antworten; nun muß das heiße Eiſen geſchmiedet werden. Mdme. de Ch. mag auch noch einmal die Schultern anſetzen. Alles, was Du und H. über die Wichtigkeit von M. für uns hier ſagen, iſt richtig, aber was geſchehen iſt, kann man nicht ändern. Wenn meine Bücher und Papiere wieder in meinen Händen ſeyn werden, verſpreche ich Dir noch einmal ſo lang zu leben und wieder Hoffnungen und Muth zu ſchöpfen.

Nun ich nicht mehr in Paris bin, frankire ich nicht mehr. So kommt mir das vorhin Ausgelegte zu Gute, nicht wahr, Rechenmeiſter? Willſt Du wohl aufhören mit mir zu rechnen? Wenn ich nichts hätte, griff ich nicht in Euren Beutel oder tunkte das Brod in Eure Suppe? Ueberhaupt haben dieſe Worte, Mein und Dein, zwiſchen uns keinen Sinn mehr.

No. CCCCXXXIII.

Forſter an ſeine Frau in Neuſchatel.

Arras den 16. Auguſt 1793.

Ich ſchreibe nach Paris, meine Liebe, und alſo auch an Dich, weil ich die Gelegenheit nicht verſäumen will; denn Neues giebt es in dieſer Todesſtille nicht. Ich bin geſund, das iſt das Beſte, ich leſe oder ſchreibe den ganzen Tag, ich ſpaziere ein wenig und bringe gewöhnlich den Abend in einer ſchlechten Comödie zu, die doch nicht ſchlecht genug iſt, um unterhaltend zu ſeyn. Sonſt habe ich hier keine Bekanntſchaft, keine Geſellſchaft. Der Charakter dieſer flamändiſchen Franken iſt ſchwerfällig, langſam, phlegmatiſch, ſchmutzig und ohne Geſchmack, ohne Behülflichkeit, ohne Intelligenz, ohne Reſſource; Alles, was ſie nicht von jeher gewohnt waren, können ſie nicht und wiſſen ſie nicht. Cambrai haben die Feinde nicht für gut befunden anzugreifen, wie ſie überhaupt keine große Luſt zu neuen Angriffen zeigen. Es hat ſie raſend viel Menſchen gekoſtet, Valenciennes einzunehmen. Das Ende des Feldzugs wird ihnen wahrſcheinlich nicht günſtig ſeyn. — Mein Geſchäft rückt keinen Schritt vorwärts, weil von den Engländern keine Antwort kommt, ob ſie Jemand ſchicken wollen, um wegen der Auswechſelung der Gefangenen mit mir zu ſprechen, oder nicht. Ich wünſchte lieber in Paris zu ſeyn, wenn ich hier nichts nützen kann. Dort ſind Abgeordnete von den geflüchteten Mainzern in Strasburg angekommen; ich könnte ſie unterſtützen, wenn ich zur Stelle wäre. Wenn Alles wahr iſt, was ich höre, ſo hat man ſich der armen Deutſchen, die ſich für die Freiheit in Mainz aufgeopfert haben, bei der Capitulation gar nicht angenommen und ſogar, was ich doch nicht glauben kann, alle die nach und nach eingekommenen Deſerteurs, bei 600, die Dienſte genommen hatten, dem Feinde ausgeliefert. Welch einen übeln Eindruck muß nicht dieſe Treuloſigkeit bei den deutſchen Truppen machen. Ich fürchte bald von Euch die Wirkung zu hören. — Was unſere Sachen betrifft, ſo habe ich in meinem Vorigen ſowohl Dir als Huber'n alles Nöthige geſagt. Ich füge nur dieſes hinzu: meine Kleider und Wäſche brauche ich, denn hier iſt Alles von der Art horrent theuer. Meine Bücher kann ich eben ſo wenig entbehren. Denn einmal muß ich mich jetzt in Frankreich gleichſam häuslich etabliren, wie Du ſelbſt eingeſehen haſt, da alle andere Projecte mich außer Stand ſetzen, meinen Buchhändlern Genüge zu leiſten, woran ich doch denken muß, ſobald ich in eine dazu günſtige Lage kommen kann. — Aus dem Grunde bitte ich dringend, daß mir dieſe Sachen über Baſel, ſo geſchwind, als ſie überhaupt aus den Händen der Feinde erlöſet werden können, zugeſchickt werden mögen. Es wird Geld koſten. Mag es doch; der Gewinn iſt nicht mit Gelde zu bezahlen, den ich davon habe, wenn ich wieder im Stande bin zu arbeiten. Sorge doch ja, daß dies zu Stande komme, und verſäume nicht, daß Wo möglich der junge Wenner Deines Vaters Commiſſionair werde.

Unſere Möbeln können in Frankfurt verkauft werden. Das andere mußt Du Dir Alles nach Baſel oder Neufchatel kommen laſſen; was Du nicht brauchſt, hebſt Du mir auf, bis ichs in Empfang nehmen kann. Sorge, daß die Transportkoſten von dem, was aus den Möbeln gelöſt wird, und daß Kaupart in Gotha bezahlt werde. Das Herz bricht mir faſt, wenn ich an die traurige Veränderung in Allem — Allem! denke! — Geduld!

Ich erzählte Dir gerne, was Du noch von den beiden intereſſanten Weibern wiſſen möchteſt, allein mein Kopf iſt nicht heiter, nicht geſammelt, nicht ruhig genug dazu. O mündlich, mündlich! Und warum nicht bald? Sterben iſt gar nichts, was bang machen kann; ich bin es lange überzeugt. Iſt der Entſchluß einmal gefaßt; der Schmerz iſt geringer als jeder andere, er iſt nichts; ich meine das eigentliche Trennen des Lebens, zumal bei einem Werkzeug, deſſen Wirkung ſo unfehlbar iſt, wie die Guillotine. Die Ohrfeigen ſind ſehr authentiſch, ich habe es geſehen, allein ich muß doch auch hinzuſetzen, daß der Kerl dafür geſtraft worden iſt. Die ſchnelle Vergeſſenheit alles Geſchehenen, der Sturm, in welchem man von heute zu morgen übergeht, ſind mir neue Beweiſe von der gänzlichen Verſchiedenheit unſeres Zeitalters von dem vorigen, und von dem Mangel der Charaktere, die den großen Menſchen machen. Es iſt aber auch nicht in der Natur dieſer Revolution, daß ſie Größe dulden könne. Was iſt auch am Ende dieſe Größe? Die Menſchheit in der Maſſe ſcheint keine Ehre davon zu haben. Wenn jetzt die Maſſe beſſer wäre, ich bedauert es nicht, daß wir keine Größe haben. — Uebrigens noch eine Schlußbemerkung. Laß uns nicht zu tief forſchen, wenn wir nicht alle Größe aus den Augen verlieren wollen. Es iſt Täuſchung und überall Täuſchung. Unſere Phantaſie malt das Bild aus, wovon wir nur wenige hervorſtechende Züge haben. Die fehlenden Züge, die ſie ſupplirt, wenn wir ſie hernach in natura ſehen, paſſen nicht zum Ganzen oder ſcheinen wenigſtens kleinlich und des Ganzen unwürdig. Wenn ich mir denke, daß nur ein paar Kleinigkeiten, die man von der Mörderin Marat's ſagt, wahr ſeyn könnten, ſo iſt ſie mir nicht mehr ſo auffallend — und alle Schwärmerei iſt doch im Grunde Einſeitigkeit! — Wenn ich denke, daß das wirklich ſehr intereſſante Geſchöpf, das auf dem Kufſtein ſaß *), in Turin vorher ſich durch Ausſchweifung die *ganz unheilbare* grosse vérole ſoll zugezogen haben, ſo iſt ſie mir doch ein Gegenſtand des Ekels und der Verachtung. Pfui! die Menſchen ſind eine häßliche, kleinliche Brut; ich bin allmälig darüber zur vollkommenſten Ueberzeugung gekommen, und weil es einmal ſo iſt, wirds auch wohl ſo recht ſeyn, aber ſonſt möcht' ich beinahe wünſchen, ich würde nie von meinem Irrthum geheilt, weil es, je älter man wird, je weniger von uns abhängt, uns ſelbſt zu täuſchen. Ich weiß, wie troſtlos dieſe Bemerkungen ſind; ich fühle es ſtündlich; allein es iſt mein Schickſal, ſie hinzunehmen, weil die Erfahrung ſie mir aufdringt. — Ohne allen Stolz geſagt; denn ich finde mich nicht um ein Haar beſſer als andere Leute. — Lebe wohl, und täuſche Dich, ſo lange es geht.

---

*) Das Fräulein T., von welcher Forſter in einem früheren Briefe aus Paris mit ſo vieler Theilnahme erzählte.

No. CCCCXXXIV.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Arras den 21. Auguſt 1793.

Mich überzeugt jeder Tag und jede Stunde mehr, daß meine politiſche Laufbahn beendigt iſt. Dieſelbe Redlichkeit und Ehrliebe, womit ich bisher meinen Grundſätzen treu geblieben bin, überzeugt mich, daß, ſo ſehr ich nach meiner vormaligen Kenntniß der Dinge Recht hatte, oder wenigſtens glauben konnte Recht zu haben, indem ich aus dem Privatgang eines Schriftſtellers heraustrat und mich in die wirkliche Handhabung öffentlicher Geſchäfte begab, ich jetzt eben ſo ſehr Unrecht haben würde, darin zu beharren, wenn nicht, was *unmöglich* ſcheint, die ganze Richtung, die man dem Rade der Staatsmaſchine gegeben hat, in kurzem eine weſentliche Aenderung erleidet. Ich bin ein eifriger Freund der Freiheit und der Republik, ich wünſche das Heil des Menſchengeſchlechts, trotz dem beſten Schwärmer, und ich würde nie eine Feder in die Hand nehmen wollen, wenn ich Hoffnung hätte, daß eine rauhe, ſelbſtverleugnende Tugend der allgemeine Sinn werden könnte; keine Maßregel ſollte mir zu ſtreng ſcheinen, die man gegen innere und äußere Feinde des Vaterlandes nähme, ich würde die überflüſſigen und unnöthigen ſogar gut heißen, wenn ſie den Freiheitsgeiſt einflößten, beſtärkten und zur höchſten Höhe ſpannten. — O, meine Freunde! verlaßt Euch auf meinen ruhigen und durch ſo viele Erfahrung geſchärften Blick; das Alles ſind ſüße Träume, die der unſittliche Zuſtand des Menſchengeſchlechts ganz vernichtet. Hätte ich vor 10 Monaten, vor 8 Monaten gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre ohne allen Zweifel nach Hamburg oder Altona gegangen, und nicht in den Klub. Das iſt ein Wort, deſſen Stärke ich wohl und ganz erwäge, indem ich es ausſpreche. Es iſt ſchlechterdings unmöglich, daß ein Mann von meiner Denkungsart, von meinen Grundſätzen, von meinem Charakter ſich in einem öffentlichen Poſten erhalten und folglich dem Staat nützen könne. Du wirſt ſagen, ich habe es noch nicht verſucht. Sehr wahr, allein ich kann, ohne mir zu vergeben, ohne meiner Gewiſſenhaftigkeit zu nahe zu treten, nicht einmal in den Fall kommen, es zu verſuchen; und geſetzt, ich gelangte mit meiner ganzen Unbefangenheit dahin, ſo kann ich, wie jedem, der mit offenen Augen die Zeitungen lieſt, bekannt ſeyn muß, den Verſuch nicht machen, ohne eine Gefahr zu laufen, die gegen die Möglichkeit, zu nützen, wie 100 zu 1 iſt. Meinungen ſind nicht freihaben keine Impunität und können ſie in dem gewaltſamen Zuſtand der Dinge nicht haben; hiemit ſpreche ich mir alſo ſelbſt das Urtheil, ſobald ich in einen öffentlichen Wirkungskreis trete. Tugend, Redlichkeit, gute Abſicht, Aufopferung, ſind nichts, das Schiboleth iſt Alles, und kann der freie Mann dies ſein Alles ſeyn laſſen? Ohne daſſelbe iſt ewiges Mißtrauen, Verleumdung, Verfolgung, Gericht, folglich die Unmöglichkeit, Gutes zu wirken; mit demſelben, ſo gern ich zugebe, ja ſogar behaupte, daß man nichts Gutes wirken könne, wenn man nicht in Verbindung mit Andern wirkt, denen man oft auch in Dingen, die man nicht billigt, nachgeben muß, — mit demſelben, ſage ich, kann, wenn Leidenſchaft und Immoralität im Spiel ſind, eine moraliſche Verantwortlichkeit über uns kommen, deren ſich kein vernünftiger Mann unterziehen kann, ſo lange er noch an Tugend glaubt. Das, worüber Ihr dort knirſcht, die Meinung, die R. und Conſorten von uns haben, iſt wahrer als ſie ſelbſt wiſſen und glauben, nur auf eine ganz andere Art und unter ganz andern Beſtimmungen; nur daß ſie wie Schurken darüber raiſonniren und ich als ein ehrlicher Mann. Mein politiſches Glaubensbekenntniß iſt ſehr kurz. Die Periode, wo man ſich ſchmeicheln durfte, abſolute Freiheit in Europa und insbeſondere hier ruhig und feſt gegründet zu ſehen, iſt ſeit acht Monaten vorüber; es iſt keinem kaltblütigen, keinem hellſehenden Beobachter verhohlen, daß wir uns täglich weiter davon entfernen, und ich betheure Euch, daß die Krämpfe, die man uns mit Kanthariden verurſacht, mit einer gänzlichen Abſpannung endigen werden. Damit iſt nicht geſagt, daß die auswärtigen Feinde ihren Zweck erreichen ,werden; im Gegentheil, ich hoffe, daß ihre Pläne ſcheitern müſſen, ehe man noch wiſſen kann, was aus uns werden wird. Amerika war nicht ſo geſpannt wie wir, ſeine Hauptanführer gingen beſonnener, weiſer und edler zu Werke und dennoch verwandelte ſich ein paar Jahre nach dem Frieden die Verfaſſung in eine beinahe ganz ariſtokratiſche, und Washington, der Präſident heißt und immer nur auf vier Jahre gewählt wird, iſt mächtiger, als Georg III., den man König nannte und der erbliche Rechte hatte. Man kennt den Zuſtand von Amerika nicht in Europa, ſonſt würde man bald inne werden, daß der höchſte Grad der Verderbtheit unter den Menſchen, die ſich mit den Angelegenheiten der Regierung befaſſen können, dem ächt demokratiſchen Staat die Dauer abſpricht. Die Leidenſchaften müſſen entweder einen Zügel bekommen, oder die Anarchie verewigt ſich. Das Letztere iſt unmöglich in die Länge; alſo das Erſte. Ich bin indeſſen feſt überzeugt, daß die Verfaſſung von Amerika eine freie Verfaſſung genannt zu werden verdient, die freieſte, die wir in einem großen Staate kennen, denn die einzige Ariſtokratie, die ſie geſtattet, iſt die des Reichthums, die man ohne eine kaum ausführbare ſpartaniſche Gemeinſchaft nicht wegſchaffen kann. Ich hoffe daher auch hier noch auf öffentliche Glückſeligkeit; aber niemand kann vorausſehen, wie lange wir noch zu kämpfen haben, ehe die Noth uns einigt, denn wir ſind gegen die kaltblütigen Amerikaner Tollköpfe, und unſere Grundſätze ſind in die Wurzel hinein verderbt. — Ich weiß nicht, ob Dir dieſe Abſchweifung recht iſt, meine liebe Frau, aber ich hielt ſie für nöthig, theils um Euch auf einen Geſichtspunkt zu führen, wo Ihr Alles mit etwas mehr Gleichmüthigkeit anſehen könntet, theils um das einzuleiten, was folgt und mich betrifft. Das, was Euch noch ſchön ausſieht, was ſogar die dortigen Feinde der Freiheit ſchreckt, hat in der Nähe andere Farben. Ich zweifle nicht, daß die Hoffnungen der Emigrirten nun endlich zu Grunde gerichtet ſind; denn ſie und wahrſcheinlich nicht die Cabinete lenken alle die kleinen innerlichen Cabalen, die wir hier dem Publicum als Ungeheuer abmalen. Ihr ſeyd doch nicht von dieſem Zetergeſchrei über den Feind des Menſchengeſchlechts getäuſcht? Staub ins Auge und nichts als Staub! Doch ich irre mich, es iſt wahr, denn es macht Erbitterungen, die nur uns am Ende ſchaden, und erhebt den Menſchen, der mit Unrecht beſchuldigt und beſchimpft wird, zum Märtyrer. Vielleicht könnte dieſe kindiſche Zungendreſcherei die Engländer gegen uns aufbringen, die uns bisher bei jeder Gelegenheit noch bezeigt haben, daß der Krieg ein Krieg ihres Hofes und Cabinets und nicht der ihrige iſt! Unſere Finanzen leiden nicht durch Fremde, ſondern durch uns ſelbſt. Cambon's letzter Rapport kanns beweiſen und das einzige Mittel, ſie zu retten, wird da endlich hervorgeſucht, der Staat borgt gegen 5% alle in Umlauf ſtehenden Aſſignaten von den Bürgern. Was dieſes Project verdirbt, iſt die Zwanganleihe, die auf die Reichen fallen ſoll und die man mit dieſem Project vereinigt hat. Ich kann hier nicht weiter in die Sache gehen, Zeit und Platz fehlt dazu, aber mich dünkt, dieſe paar Worte genügten vorerſt.

Mein Lebensplan geht von der Hoffnung aus, daß meine Bücher, Manuſcripte, Zeichnungen, Landkarten gerettet ſind und theils durch Heyne's Vermittlung, theils durch die Vorkehrung, die B. getroffen hat, vor Ende des Jahres wieder in meinen Händen ſeyn können. Auf eine Indemnität vom Staate iſt hier, zumal jetzt, nicht zu rechnen. Auf Bedienungen, die mich ſo ernährten, daß ich zurücklegen, meine Schuld allmälig tilgen und meine Kinder unterſtützen könnte, eben ſo wenig; denn ich bin ein Ausländer, ſtehe hier ganz einzeln und ohne alle Unterſtützung, ohne Familienconnexionen, ohne Freunde, ohne Vorſchub einer Partei, endlich ohne die Gewandtheit, die erforderlich iſt, aus einer Stelle von 3000 Livres **Gehalt** eine Stelle von 15 oder 20,000 Livres Einnahme zu machen. Alſo: gehe ich freiwillig in meine ſchriftſtelleriſche Laufbahn zurück, und arbeite für Voß und Treuttel. Was ich von Voß verdiene, tilgt meine Schulden und hilft meine Kinder ernähren. Treuttel's Zahlungen geben mir meinen nothdürftigen Unterhalt. **Wo** ich mein Zelt aufſchlage, iſt noch nicht in mir ſelbſt entſchieden. Ich wünſchte an der Rhone, entweder in oder unweit Lyon, ſobald Alles dort ruhig iſt. Straßburg iſt zu nah der Grenze und zu unleidlich, Paris zu theuer, zu ſtürmiſch. Aus England erhielt ich vor wie nach Bücher, freilich nicht mehr in ſolcher Menge, aber doch alles Wichtige über Hamburg und Baſel.

An die Oerter, die Du in Deinem Briefe vom 11ten erwähnſt und an die beſonders H. denkt, hat mein ehrlicher Bruder Karl auch gedacht. Ich habe ihm deßhalb weitläufig geſchrieben, weil ich mir nichts vorwerfen will, und nach Allem, was vorgeht, meine Philoſophie mich immer wieder auf den Grundſatz führt, der Staat, der dem Menſchen die Freiheit nimmt zum allgemeinen Glück mitzuwirken (gleichviel wie das geſchehe, und welcher Firniß die wahre Beſchaffenheit der Sache deckt), hat keinen Anſpruch auf ihn, ſondern giebt ihn ſeinem natürlichen erſten Wirkungskreiſe, ſich ſelbſt und ſeiner Familie zurück. Hier iſt noch der Fall, daß ich ohne Indemnität ohnehin dieſem Staat keine Verbindlichkeit habe. Allein das ſind lauter Projecte, die noch nichts zur Grundlage haben, und wenn ich dort nicht wie Schiller, Baſedow, Klopſtock, bloß um mein ſelbſt willen eine honette Unterſtützung ohne Verbindlichkeit erhalte, ſo iſt mir das Klima, das ich mir ſelbſt wähle, viel lieber, um darin ganz auf eigene Hand zu leben.

Die Gefahr, wär ich in Paris geblieben, ging mich nichts an, mein Kind; denn ich bin ja ein franzöſiſcher Bürger und dazu ein mainzer Deputirter. Der arme überſpannte Lux wird wohl eine Zeitlang ſitzen müſſen, bis er unſchädlich ſcheint. — In die Ideenreihe, die Ihr Euch über meinen Ruf in Deutſchland macht, kann ich nicht ganz eingehen. Einmal glaube ich vergeſſen zu ſeyn, zweitens war ich dem Publicum, dem größern, zahlreichern, nie ſo wichtig, nie ſo bekannt. — Von den Details über Mainz, die Du erwähnſt, aber nicht erzählſt, iſt mir noch nichts bekannt. Was ſagt denn Alles die frankfurter Zeitung? Ich verſtehe das nicht recht, daß man meinen Namen nicht nennt, und daß daraus folgt, ich werde nicht überſehen. Sey verſichert, wenn es mir irgend möglich iſt, werde ich die Schrift ausarbeiten, die Du verlangſt. Bewundere unſere Nation, ſo viel Du willſt, Du haſt Recht; aber bedaure ſie auch, denn aller Muth, alle Kraft ſcheitern an dem Mangel der Leitung und des Zutrauens. Was Philipp M—s bei Miß ** und F. bei Miß K. auswirken konnten, läßt ſich auch hier durch ähnliche und gleich verächtliche Canäle bei den Koryphäen des Tages erſuchsſchwänzen. Wenn alſo dort nicht Kraft, Gerechtigkeit und Würde iſt, um uns zu ſtürzen, ſo iſt hier nicht Tugend, nicht Einigkeit, nicht Gerechtigkeit, Weisheit und Würde genug, um jene zu zertreten, wie ſie es verdienen. Sie haben ſchlechte Soldaten, gute Officiere, wir gute Soldaten, ſchlechte Officiere. Höher hinauf haben wir uns nichts vorzuwerfen, ausgenommen daß unſere Sache beſſer war und es noch ſeyn könnte. — Ich freue mich indeſſen, daß Du Deine eigene Küche haſt. Geſunder iſt das bei weitem. Ich danke Dir für die Nachricht von meinen Kindern. Wäre ich doch ſo glücklich, ſie bald einmal auf ein paar Tage zu ſehen! Wenn ſie indeſſen nur geſund und froh ſind! Daß ihnen die Freude nicht geſchmälert werde! Glückliche Kinder geben glückliche Menſchen! Alle Verſtimmung des Charakters hat ſeinen wahrſcheinlichſten Grund in dieſen frühen Eindrücken! — Ich habe von meinen Freunden in Paris keine Zeile Nachricht, ſeit ich weg bin. Iſt das nicht ſonderbar? ** allein hat mir ein paar Zeilen geſchrieben. Mein hieſiger Aufenthalt nützt keiner Seele. Ich bin ganz iſolirt, kenne niemand und gehe nur mit Verdruß ins Schauſpiel, wo es ſtinkt und ſehr fatal iſt. Wir zwei eſſen auf unſerer Stube. Ich glaube, die Feinde werden uns nicht annehmen wollen. Deſto beſſer! Deſto eher bin ich wieder in Paris. Valenciennes iſt bis auf eine ganz unbedeutende Wache leer, und mit den Kanonen dieſes Orts beſchießt man jenſeits le Quesnoy, das ſich aber beſſer halten wird. In Valenciennes hat das Volk die Beſatzung zuletzt ſo umgeſtimmt, daß ſie ſich nicht mehr wehren wollte. Denn die Feſtung hat — nichts gelitten. Mainz iſt wahrſcheinlich auch wegen der übeln Stimmung des Pöbels früher übergeben worden, als ſonſt geſchehen wäre. Auf Reubell hat man geſchoſſen auf der Straße. In der Garniſon waren viele, die nicht recht dran wollten, weils nicht in Frankreich wäre und weil ſie das Réunionsdecret nicht kannten. Ich möchte nicht gern an Verrath, wohl aber an des Generals Doyré Schwäche und Nachgiebigkeit glauben. Wenn Ihr wüßtet, wie verhaßt mir das Wort

Verrath und das Wort Complot geworden ſind! — Gott bewahre uns vor dem Mißbrauch der Worte; denn die Menſchen werden lange dadurch, ſtatt des Sinnes, bei der Naſe geführt, ehe ſie fühlen, daß man ſie foppt. Gott ſegne meine Kinder groß und klein. Ich ſchließe Euch feſt an mein Herz. Vergiß nicht, daß bei dem Transport unſerer Sachen das Porto nicht geſpart werden darf! So wohlfeil kommen wir doch nie wieder dazu.

No. CCCCXXXV.

Forſter an ſeine Frau in Neuſchatel.

Arras den 26. Auguſt 1793.

So viel ich kann, benutze ich Augenblicke der Ruhe und guten Laune, um ſelbſt in Gegenwart meines Reiſegefährten an der Darſtellung der Revolution in Mainz zu arbeiten; allein daß Alles ſehr langſam geht, iſt mir zu verzeihen. Schon dreimal habe ich Alles vernichtet und von vorn angefangen zu arbeiten, und was jetzt ſteht, iſt ſchwerfällig, lahm, ohne Zuſammenhang, ohne Stringenz — mit einem Wort, es trägt das Siegel meiner Lage und meiner Stimmung. Die ſtrasburger und frankfurter Zeitung bekomme ich nicht zu ſehen; alſo auch nicht die Proclamation für Mainz, die Du gut findeſt. Daß man nicht Noth gelitten, habe ich hier zur

Genüge erfahren, da hieſige Officiere ihre Pferde, die ſie dort ſtehen gelaſſen hatten, wieder bekommen haben. Ich wünſchte, Du ſammelteſt mir alle dieſe Aufſätze, Schriften, Proclamationen, Komödien u. ſ. w., was nur Beziehung auf Mainz hat, und ſchickteſt es mir nach Paris. Wie ſchlecht es ſeyn mag, iſt es für mich das Porto werth, da ich über Mainz ſchreiben ſoll. Warum ſoll der K. v. Pr. auf den Kurfürſten böſe ſeyn? Das möchte ich gern wiſſen! Ich glaube faſt, man ſucht einen Vorwand um pro cura et studio Mainz zu behalten und es einmal einem der jungen Herrn zu geben. Da wäre die Politik des alten Kirchenfürſten vergeblich krumm und unheilbringend geweſen.

Ich bin hier gut aufgehoben; ſey unbeſorgt. Auch habe ich — wenn gewiſſe Umſtände eintreten ſollten — nicht die geringſte Luſt, mich wie Blau und *** mißhandeln zu laſſen. An dem Schickſal des unglücklichen Menſchen, der ſo lange in M.g (?) ſaß, und jetzt, wie es heißt, als Narr, losgelaſſen worden iſt, kann man ſich ſpiegeln. Indeß, dieſe Loslaſſung, das Gerücht einer Uneinigkeit mit dem Kurfürſten, der Glimpf, mit dem man des guten Amadeus *) erwähnt, und verſchiedene andere Dinge der Art, ſollten die nicht eine gewiſſe Geneigtheit darthun, ſein Syſtem zu ändern, ſobald man es honetter Weiſe thun kann? Ich fange an, ſo etwas zu muthmaßen; und wenn die Volksſtimme in England gegen den Krieg lauter wird, ſo glaube ich, England und Preußen ließen ſich am erſten von der unnatürlichen Allianz losreißen. Ach Gott! wenn man aber nur klug, nur weiſe, nur vernünftig ſeyn wollte! Ich fürchte ſehr, man wird von unſrer Seite mehr Succeß am Ende der Campagne haben, als ſich erwarten ließ, und damit iſt der neue Schwindel da. Man ſollte den Feind ſcheuchen, und dann ſtolz und kalt unſre Gränze hüten. So hätten wir Friede vor dem Frühling. Unſre ganze Lage iſt jetzt vortheilhaft. Unſre Heere werden in wenig Wochen 200,000 Mann ſtärker ſeyn als ſie waren. Unſre Finanzen ſtehen gut, und ſind durch die Conſolidation der öffentlichen Schuld auf einen beſſern Fuß als zuvor. Wir befreien uns von unſern auswärtigen Feinden — dann nur Ruhe und etwas republikaniſche Tugend zu Hauſe, ſo iſt Alles auf gutem Wege. Aber! Aber!

---

*) Amadeus war Forſters Ordens-Name als R. K. geweſen. Seine Freunde hatten ihn ſcherzweiſe ſo genannt, und hier bedient er ſich dieſes Namens, um von ſich ſelbſt in dritter Perſon zu ſprechen.

Wenn ich Alles wohl erwäge, fühle ich, wie viel anſtändiger es für mich iſt, den Frieden in Frankreich abzuwarten, als irgend eine andere Art der Exiſtenz einzuſchlagen; und da ich vor der Hand nichts Weiſeres und nichts Beſſeres weiß, als meine Einrichtung ſo zu treffen, daß ich mit meinen Büchern um mich her wieder anfangen kann, mein Schriftſtellerhandwerk fortzuſetzen, und das auch Euren Beifall hat, ſo wünſche ich nur bald anfangen zu können. Ob Frankreich je ſo ruhig wird, während wir leben, daß es möglich wird, dort in Süden ein Neſtchen zu finden, bleibt der Vorſehung anheimgeſtellt. Ich würde froh ſeyn, wenn mir das Loos fiel, es zu bereiten. — —

No. CCCCXXXVI.

Forſter an ſeine Frau in Neuſchatel.

Arras den 1. Septbr. 1793.

Alle gute Nachrichten, die Du mir noch von unſerm ehrlichen Amadeus giebſt, haben mir viel Freude gemacht. In dieſer Entfernung und bei der Unmöglichkeit, die Verhältniſſe vorauszuſehen, oder genau von den Umſtänden unterrichtet zu ſeyn, kann ich dem guten Menſchen kaum mit meinem Rath an die Hand gehen, zumal da meine eigene Lage ſo betrübt iſt, daß ſie mich ziemlich unfähig macht, für Andere zu urtheilen und der trübe Flor, der Alles für mich umhüllt, gewiß auch auf meine Art zu ſehen, in Abſicht ſeiner, einigen Einfluß haben würde. Indeſſen was ich nach reifer, ruhiger Ueberlegung auf meinen Spaziergängen am Canal ausgebrütet habe, ſollt Ihr wiſſen, und was davon in Euren Kram taugt, könnt Ihr dann benutzen. Ich kenne unſern Amadeus vielleicht beſſer, als Ihr alle, weil ich am längſten mit ihm gelebt habe. Nach meiner Meinung muß er in ſeinem jetzigen Winkel und bei dem Geſchäft, das man ihm angewieſen hat, bleiben, bis die Umſtände ihn daraus befreien, über das Knie muß jetzt nichts abgebrochen werden, wenn er auch, ſo viel er kann, ſelbſt und durch ſeine Freunde von fern alles zu einer künſtigen Wiedervereinigung mit ihnen vorzubereiten ſucht. Ich weiß wohl, wie ihn das ſchmerzen muß, da er in einer ſolchen Abgeſchiedenheit von allem, was ihm lieb und werth iſt, den langen traurigen Winter unter Menſchen, mit denen er unmöglich ſympathiſiren kann, wird zubringen müſſen; allein er muß bedenken, daß es ihm bei allem ſeinem Leiden doch noch erträglicher als allen ſeinen Landsleuten geht, und daß doch eine Möglichkeit, Gutes zu bewirken, noch vorhanden iſt, wenn das ihm angewieſene Geſchäft zu Stande kommt. Die andern Unglücklichen leiden freilich nicht, was er leidet; aber darben iſt auch hart, und dies iſt wenigſtens ſein Fall noch nicht, kann es auch ſo leicht nicht werden. Ich kenne die Menſchen nicht genau, mit denen er es zu thun hat und unter deren Anleitung er arbeiten muß. Er hält es für unmöglich, daß er unter ſolcher Einwirkung etwas Gutes zu Stande bringen könne, und mißbilligt ihre Grundſätze eben ſo ſehr, wie er ihre Handlungen verabſcheut; allein gerade das Fach, welches man ihm aufgetragen hat, iſt das einzige, das ihn in nichts miſcht und zu keiner Theilnahme an Allem, was er nicht billigen kann, verbindet, und ſollten die Umſtände es fügen, daß er darin nicht mehr arbeiten könnte, ſo bliebe ihm ja noch frei, den Winter über zu privatiſiren, bis die Zeit käme, wo er ſich einen ihm und ſeinem

Charakter angemeſſenern Aufenthalt ſuchen könnte. Er müßte dann nach der Hauptſtadt gehen und dort ſehen ſich mit Schriftſtellerei zu ernähren, falls ihm ſein Gehalt entzogen würde oder durch die Umſtände aufhörte. Dort hat er doch einen und den andern Freund, der ihm wenigſtens für den Winter Arbeit verſchaffen könnte, und wie leicht iſt nicht ſo viel erarbeitet, als zur Nothdurft Eines Menſchen gehört, der entbehren gelernt hat. Es iſt nicht Faſſung und Entſchiedenheit, die unſerm X. mangelt, ich bin überzeugt, daß niemand trotziger auf ſeinem Wege fortwandelte, als er, wenn er nur nicht eine Ueberzeugung überkommen hätte, daß es der rechte nicht ſey. Es iſt die Scheu, zu etwas Böſem die Hände zu bieten, nur als Werkzeug der Leidenſchaft Anderer zu dienen, und den Zweck, den er überall heilig hielt, verfehlen, oder ihm gar entgegenarbeiten zu müſſen, die ihm einen Anſchein von Wankelmuth giebt. Gewiß, Ihr thätet ihm Unrecht, wenn Ihr das anders glaubtet. Ehrgeiz war es nie, was ihn in dieſe Laufbahn warf, ob ich gleich geſtehe, daß es denen, die ihn nicht genauer kannten und von den Umſtänden nicht unterrichtet waren, ſo ſcheinen konnte. Er wollte Gutes wirken und hat es gewirkt; daß es am Ende einen andern Ausgang nahm, war nicht ſeine Schuld und auch nicht wahrſcheinlich. Eben deßwegen kann ich auch ſehr gut in ſeine Seele ſagen, daß es die Ueberzeugung, jetzt nichts Gutes mehr auf dieſem Wege, nach ſeiner Art zu denken und zu empfinden, wirken zu können, daß es, ſage ich, dieſe Ueberzeugung iſt, die ihn jetzt ſo ungeduldig macht. Er wird ſich aber wohl durch meine Argumente beruhigen laſſen, wenn Ihr ſie ihm ans Herz legt. Ich kann mir freilich vorſtellen, daß er Alles leichter ertrüge, wenn er ſeine Sachen um ſich und zur Hand hätte, allein ich kann ihm nicht helfen, ſein wahrer Vortheil iſt, daß er ſie vorerſt nicht bekommt. In den entlegenen Ort ſeines Aufenthalts ſie ihm nachzuſchicken, oder auch nur nach der Hauptſtadt, wäre koſtſpielig über die Maßen und wahrſcheinlich ganz unnütz, da er ſie nicht würde benutzen können. Ich rathe daher, daß Ihr ihm ſchreibt, man werde Alles bis zum Frühjahr auf das ſorgfältigſte aufheben, alsdann werde man wiſſen, wie ſein Schickſal ſich endlich aufgehellt habe! Allein Eure Sache, meine Lieben, iſt es, da Ihr ſchon ſo viel für ihn thut, auch zu ſorgen, daß der letzte Betrug nicht ärger als der erſte ſey, und daß alſo die Sachen wirklich in ſichern Händen, gut und vor allem Schaden verwahrt ſeyn werden. Ich rathe ſehr, um des guten X. willen, daß Ihr Euch die Mühe und die mancherlei Briefe, die das koſten dürfte, nicht wollet verdrießen laſſen. Sucht ihm die Pille durch die Verſicherung, daß dieſe Vorkehrungen getroffen ſind, genießbar zu machen. Wenn man ſo ein Ziel des Leidens vor ſich ſieht, kann man ſchon eher ausharren. O, wie würd' ich mich nicht für ihn freuen, wenn ich erſt weiß, daß er Alles glücklich überſtanden hat und nun in den Armen der Seinigen iſt. Du weißt, mein eignes Wohl war mir nicht angelegener, als das ſeinige. — Jetzt auch ein Paar Worte von mir ſelbſt. Ich halte mich noch immer ritterlich gegen die üble Laune und die Einſamkeit. Ob ich mich gegen ſchlechtes Wetter auch ſo gut halten werde, welches jetzt nicht lange mehr ausbleiben kann, muß die Zeit ausweiſen. Es könnte leicht ſeyn, daß ich nach Lille meinen Aufenthalt verlegen müßte. Das Unglück wäre nicht groß, denn die Stadt iſt größer, volkreicher, geſchäftiger, lebendiger und die Briefe aus Paris erhalte ich dort ſo früh als hier. Ich glaube nicht, daß wir von den Feinden dieſen Feldzug noch viel zu fürchten haben. Der blonde Herzog von York hat Dünkirchen aufgefordert, aber nicht bekommen. Er wird wohl mit der langen Naſe abziehen müſſen. Die Jahreszeit wird den Operationen ſchon ungünſtiger. Die Anſtalten zur neuen Recrutirung ſind gut, wie Du aus Barrere's vortrefflichem Bericht im Moniteur vom vorigen Sonntag geleſen haben wirſt. Wenn ſie ſtatt 4 nur 200,000 Mann geben ſollte, iſts mehr als hinreichend, die Feinde zu verjagen. Die Rebellen ſind in der Vendee vernichtet. Wenn die Feinde noch die alten an Diſciplin und Ordnung wären, und wenn ſie nicht ungern gegen uns föchten, würden ſie nicht ſo leicht zu ſchlagen ſeyn. Unſere Armeen ſind alle ungleich muthiger, als die der Feinde, unſere Cavalerie ſchlägt ſich mit noch einmal ſo ſtarken Haufen und mit Vortheil. Für Str. fürchte ich nichts, es ſind dort wachſame Mitglieder des N. C. als Commiſſarien, denen würden die Anſchläge nicht entgehen, die Du ahneſt. Und überhaupt ſind es nicht die Vortheile, die ſich die erfechten könnten, die mir Beſorgniß einflößen. Wird die neue Verfaſſung endlich zur Ausübung gebracht und bleibt ſie nicht ewig hinter dem Revolutionsſchirm, ſo iſt Alles geborgen, ſo iſt innere Ruhe und Einigkeit möglich. Jede Zeile, die Du mir von meinen geliebten Kindern ſchreibſt, iſt mir Balſam. Ich ſehe ſie um Dich her, und denke daß es möglich iſt, ſie einſt auch wieder um mich zu haben. Aehnlichkeit des Temperaments und der Anlage, wie Du ſagſt, iſt freilich noch nicht alles. Die Kinder können und ſollen nicht werden was die Eltern waren. Jeder Menſch hat ſeine Eigenthümlichkeit. Indeſſen glaube ich doch, daß die Kinder glücklichere Menſchen werden, die als Kinder ſo glücklich waren. Das Glück der Kinder iſt das, wenn ſie ſo wenig als möglich im Genuß ihrer Freude geſtört werden. Wie leicht entwickeln ſich da in ihnen alle gute Neigungen, wie öffnen ſie ſich jedem menſchlichen ſanften Gefühl. Harte und falſche Behandlung wirkt gerade das Gegentheil, ſie verſchließt. Die Begriffe, glaube ich, welche man bloß erlernt, ſind es nicht, die am weſentlichſten wirken auf den Charakter, ſondern die man ſich aneignet, weil die unmittelbare Beziehung auf unſer Behagen ſie uns wichtig machte. Richtige Begriffe können folglich auch die Einbildungskraft beſchäftigen, deren Schöpfungen dadurch nur harmoniſcher werden. Aber nicht jede Phantaſie iſt rege und ſchöpferiſch in gleichem Grade. Das allein weiſt dem Erzieher ſchon das verſchiedene Betragen gegen beide an.

No. CCCCXXXVII.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Arras den 6. Septbr. 1793.

Ich habe geſtern Deine drei Briefe bekommen und freue mich, daß die meinigen richtig, wenn gleich etwas ſpät, eingetroffen ſind. Was mich anbetrifft, ſo glaube ich, ich werde endlich alles Entbehrens gewohnt, denn wie Deine Briefe anfingen auszubleiben, ſagte ich mir, und nahm ordentlich Abrede froh zu bleiben, und wenn auch nur alle acht oder zehn Tage einer käme. So iſt es mir denn auch mit der etwas längern Friſt diesmal gegangen. Ich werde noch ein Spiegel aller ſtoiſchen Tugenden, und wenn ich dann noch ein paar Mal für X. oder ſonſt Jemand durchs Feuer gehe, dann wird mir auch ſelbſt Dein guter Vater die Ehre anthun, mich großmüthig zu nennen. Sieh, m. Fr., es thut mir auch keinen Augenblick weh, daß X. ſich für mich verwendet haben ſoll und ſich jetzt damit rühmt. Ich hatte gerade das erwartet und habe mich alſo nicht betrogen. Eben ſo wenig ficht mich Alles an, was in Mainz geſchieht. — Uebrigens mag es um die Mäßigung in Revolutionsſachen und Zeiten etwas Unvollkommenes und Schwaches ſeyn, aber ich möchte doch auch die Entſchiedenheit nicht, die durch Dick und Dünn mit ausgemachten Teufeln jagt. Die Leute in Strasburg (die ehemaligen Feuillants) ſind übrigens entſchieden genug, denn die Mäßigung, die ihnen ihre Gegner vorwarfen, macht es nicht aus. Sie hingen nur zu feſt an ihrer Partei und die ſank, weil ſie nicht ganz von Leidenſchaft aufgefreſſen war, obſchon ſie auch ein gutes Theil Ehrgeiz und Herrſchſucht hatten. Deine Anſichten von Mainz ſind zu bewegt. O wie ganz anders ſieht das Alles in der Nähe aus! Meinſt Du, man könnte das ſo aburtheilen, wo mehr Unrecht ſey, vor den Thoren oder innerhalb? Mit zwei Worten iſt der Fall dieſer: ein paar Dutzend Köpfe draußen wollen die Köpfe von etlichen Dutzend Leuten drinnen; den Uebrigen draußen und drinnen iſt es einerlei, wer ſeinen Kopf behält, oder nicht, aber die Wenigen auf beiden Seiten ſind nun einmal die Führer. Iſts nicht natürlich, daß man ſeinen Kopf lieber auf der Schanze wagt, als auf dem Schaffot? Nimm nun noch dazu, daß die Unglücklichen ſich wohl unſchuldig glauben und in ihren Gegnern nur blutgierige Henker ſehen — denn Ehrgeiz und Herrſchſucht pflegen ſich die Menſchen ſehr ſelten zur Sünde zu rechnen. Ja, wenn es möglich wäre durch Vernichtung des Handels und Zerſtückelung des Eigenthums das Glück des Volks zu ſichern, dann möchte man noch heute alle Waarengewölbe aufbrechen und alle Landgüter in Bauernhöfe von zwanzig Morgen vertheilen; aber wo es nur darauf ankommt, die Habe des jetzigen Eigenthümers in die Hände des Raubgierigen, der darauf lauert, zu übertragen, wo der Beſitzer ſchwarz gemalt wird, bis man ihn als Teufel in die Hölle ſtürzt, und dann gemächlich ſeinen Platz und ſeine Güter durch Mittel, die jetzt einem jeden Verworfenen zu Gebote ſtehen, einnimmt, wo Millionen durch Stockung des Handels, der Gewerbe und des Luxus außer Nahrung geſetzt würden, Millionen, die, wenn man auch jedem Einzelnen eine Hütte und zwanzig Morgen Landes geben wollte, ſich entweder als ehrliche Leute, im Gefühl ihrer Untüchtigkeit zum Ackerbau, bedanken, oder als Müßiggänger, Taugenichtſe und Spitzbuben heute ihr Gut antreten, morgen es verkaufen und übermorgen den Käufer als Accapareur todtſchlagen helfen würden — da ſehen die Augen des Menſchenfreundes nur eine Scene des unermeßlichſten Elends und das Grab einer Freiheit, die auf Europa ſo vielverſprechend herabzulächeln geſchienen hatte. Du haſt oft in meinen Briefen beſſere Hoffnungen geleſen, allein ſie waren nie auf Menſchen gegründet, am wenigſten auf ſolche Menſchen. Die Maxime: laßt uns Böſes thun, auf daß Gutes daraus folge, iſt abſcheulich! aber wenn das Böſe nun geſchehen iſt, liegt das Gute glücklicher Weiſe einmal in den Fügungen des Schickſals, ſonſt müßte das Menſchengeſchlecht ſchon lange vertilgt worden ſeyn. Dieſe Hoffnung habe ich noch.

Warum wird Dir gutem Geſchöpf ſo ſchwer zu glauben, daß ſich die mainzer Klubbiſten ſchändlich aufgeführt haben? Woher ſollten rohe Knaben, denn das waren die meiſten, Studenten und Leute ohne Erziehung und Grundſätze auf einmal tugendhaft geworden ſeyn? Bis zur Belagerung hielt die Municipalität und Adminiſtration ſie in Ordnung, aber während der Belagerung mags bunt über Eck gegangen ſeyn. Um die zweideutig, vielleicht mehr feindlich als gut gegen die Franken geſinnten Bürger im Zaume zu halten, wird man den Klubbiſten mehr Gewalt eingeräumt haben. Wenn ſie nur als ein Corps Sbirren und Häſcher in der Stadt haben herumflankiren dürfen, mag es ſchon ſchlimm genug ausgeſehen haben. Die Soldaten hingegen hatten ihr angewieſenes Geſchäft und waren unter guter Aufſicht.

Der Menſch, das ſehe ich wohl ein, der ſich einmal über das Menſchengeſchlecht hinweggeſetzt hat, kann ſich nicht wieder hineinmiſchen, er müßte denn ſeine eigne Natur verleugnen und eine andere annehmen; er müßte aufhören bloßer Vernunft und geläuterter Empfindung zu folgen, um wieder dem Antrieb der Leidenſchaften zu gehorchen. Er müßte ſeinen großen, allgemeinen, kosmopolitiſchen Grundſatz aufgeben, um das Intereſſe einer kleinen Anzahl Menſchen das ſeinige werden zu laſſen. Um Gutes ſtiften zu können, muß man das Alles, und noch mehr: man muß auch das Schlimme geſchehen laſſen, was die Partei oft will ū vollbringt; zuweilen ſogar kann man nicht umhin das

Werkzeug bei dieſem Vollbringen zu ſeyn. Aber wer entſcheidet hier, wie weit man gehen dürfe? wer freilich ſchon halb durch den Fluß iſt, der ſchwimmt vollends hinüber; wer aber unweit vom Lande noch gewahr würde, daß er zu tief und gefährlich ſey, wer nun inne würde, ehe er das Böſe that, daß er das Gute nur zufällig, das Böſe aber in der Regel immer zu thun haben würde, darf der noch ſtehen und rechnen, ob jenes Zufällige dieſes Gewiſſe überwiegt? Der Fremdling, der Unbekannte, der ehrliche Mann, der kann keinen Wirkungskreis bekommen, wo Selbſtſucht und Leidenſchaft Alles vermögen. Der Jüngling mag jetzt die Laufbahn betreten, von unten auf, in ſubalternem Verhältniß dienen, wo er bloß thut, was ihm anbefohlen wird, wo er die Moralität des großen Zuſammenhangs nicht kennen, nicht prüfen kann. Der vierzigjährige Mann, deſſen geprüftes Auge klar ſieht, wohin Alles abzweckt, kann ſich die Täuſchung des Gehorſams nicht machen, um ſich ſeines Theils der Schuld zu entladen. Er iſt auch in einer untergeordneten Lage nicht an ſeinem Platz. Bedenke das, und ich kann mir die Gegengründe nicht denken, die man dagegen einwenden kann. Ich möchte ſie in all' ihrer Stärke hören. Du kannſt gar nicht glauben, wie bequem es iſt in dieſer Entfernung zu ſtreiten und zu erörtern. Ich meine ſogar, daß es ſich in Arras beſonders gut über politiſche Gegenſtände kannegießern läßt. Ich thue es zuweilen mit meinem eigenſinnigen Stubengefährten, deſſen Erfahrungskenntniſſe und Axiome in ſeinem Kopfe eine Art von Syſtem gebildet haben, außerhalb deſſen es platterdings unmöglich iſt, ihn nur einen Augenblick in einen andern Geſichtspunkt zu verſetzen. Er hat aber immer recht, weil man ihn entweder anhören oder gar nicht mit ihm ſprechen muß. Tage hat er, wo er kein Wort ſpricht, und andere, wo er den ganzen Tag diſſertirt. — Doch was erzähl' ich Dir von Dingen, die mich einen Augenblick unterhalten oder verdrießen, und dann wieder vergeſſen werden? Wenn ich nicht hoffte, daß aus dieſer Lage Erlöſung wäre, dann möchte es was anders ſeyn. Aber ich hoffe und harre. Von meinem Durchfall habe ich mich mit Thee geheilt. Es war der erſte, den ich mir ſeit Mainz ſelbſt machte und den ich in Arras trank. Selbſt in Paris erhielt ich nur ſelten eine Taſſe — es war mir bei der erſten Taſſe ſchon beſſer.

Wir ſind einem entſcheidenden Augenblick nahe. Ich fürchte ſehr, Toulon ſey verloren, Dünkirchen iſt belagert und es wimmelt von Unzufriednen und Aufrührern im Innern. Nirgend iſt Stärke, Vereinigung, Zutrauen und guter Wille. Aber es iſt ein Schickſal, das über uns wacht. Gott erhalte Euch froh und geſund. Von Amadeus will ich, wenns möglich iſt, nächſtens ſchreiben.

No. CCCCXXXVIII.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Arras den 10. Septbr. 1793.

Dein Brief vom 1ſten, liebe Frau, iſt mir vorgeſtern geworden. Wir verſtehen uns und verſtehen uns nicht. Ich könnte vielleicht zugeben, daß Alles, was iſt, ſeyn müſſe, ohne deshalb einzuräumen, daß ich mit meinem Kopf und Herzen damit etwas zu thun haben könne; denn das Schickſal mag es bei ſich ſelbſt verantworten, was es für Wege einſchlägt, um zu ſeinem Zweck mit dem Menſchengeſchlecht zu gelangen; aber wir andern Sterblichen haben einmal keinen andern Maßſtab unſerer Handlungen als die Gerechtigkeit der Vernunft und die Schonung des Gefühls. Kant's ſchöne Erklärung, daß der Anfang jeder Emancipation ſchlecht und mangelhaft ausfallen könne, dem Werth der Sache unbeſchadet, mag allerdings Alles entſchuldigen, was Unzweckmäßiges oder Zweckmäßiges geſchieht, ſogar das gänzliche Mißlingen, durch falſche Maßregeln und zügelloſe Leidenſchaft. Allein das macht die Wirklichkeit nicht tröſtlicher. Eher mag der Zuſchauer ſich beruhigen, als der Mitwirker. Ich laſſe indeſſen Alles auf ſich beruhen und bitte nur um Eins: nur darum, daß Huber wohl bedenke, daß er keinen Beruf hat, ſich ſelbſt und was ihm theuer iſt zu opfern, um ſich in dieſen Schlund wie ein Curtius zu ſtürzen. Die Theorie iſt haltbar, aber die Ausführung leidet keine Vertheidigung, oder doch kaum eine; und hierüber muß er mit ſich ſelbſt aufs Reine kommen, ſonſt ſchadet er ſich ohne Noth. Wer kein Vaterland hat, das heißt, wer nicht freier Bürger eines freien Staats iſt, der hat keine höhere Pflicht, als die Sorge für ſeinen kleinen Kreis, den das Schickſal um ihn zog. Ich freue mich unendlich, daß ſeine Juliane endlich fertig iſt und möchte ſie ſchon geleſen haben. Ich wünſchte nun jeden Strich ſeiner Arbeit zu wiſſen. Wie viel Stücke vom Journal ſind heraus und wie oft erſcheint eins? — Ich wünſchte ſo von Allem unterrichtet zu ſeyn, als lebte ich mitten unter Euch. Daß Du die mainzer Deportirten beſchenkt haſt, wußte ich noch nicht. Liebe Seele! Von Deiner Armuth! Die ſaubere Anekdote von H—s Arretirung noch mit allerlei Zuſätzen und liebloſen Anmerkungen ſchrieb mir R. und ſeitdem hab' ich ihm auf vier Briefe nicht geantwortet. Ich mag nichts mehr mit dieſem Menſchen zu thun haben, der Alles glaubt und ſo feig iſt, daß er ſchon wieder aus Furcht vor einem öſtreichiſchen Galgen in Paris ſitzt und alle Deputirte des Nationalconvents mit Ueberlaufen ungeduldig macht.

Meine Geſundheit hält ſich leidlich. Der kleine Anfall vor einigen Tagen hat keine Spur hinterlaſſen. Geſtern ging ich ſehr weit ſpazieren. Es war liebliches Wetter; unter hohen Weißpappeln, zwiſchen den fetten Wieſen am Canal für mich allein ging ich und ſann und maß in meinem Kopf den Punkt und die Unendlichkeit. Ich ſaß auf einem grobbehauenen Klotz und war in Gedanken bei Euch. Die beiden Kinder hüpften im Graſe herum und mir wurde ſo innerlich glühend, daß ich nur Dank fühlen konnte für das Gefühl und die Ahnung. In jeder anderen Rückſicht iſt meine Lage unverändert und langweilig genug, wenn ich nicht Bücher um mich hätte. Arthur Young's Reiſe durch Frankreich hat mich ſehr unterhalten und mit Ideen bereichert. Favier's Politique de tous les Cabinets de l'Europe unter Ludwig XV. und XVI. iſt ebenfalls ſehr lehrreich, und das Nouveau Siècle de Louis XIV., aus Gedichten zuſammengeſetzt, die auf die Begebenheiten und Perſonen anſpielen und aus jenen Zeiten ſind, hat auch ſeinen Werth. Daneben leſe ich im Tacitus, im Quintilian, im Strada, im Arioſt, im Mably, Phocion, in der Geſchichte der Flibuſtier, in Mirabeau's Correspondance secrète de Berlin; das ſind lauter Büchelchen, die ich mir aus Paris zur Reiſe mitgenommen, oder auf der Reiſe angeſchafft habe. Zuweilen nehme ich auch ein Bändchen von Deſtouches in die Hände, der mir aber doch faſt zu fade und zu einförmig iſt, oder ich leſe in Milton's kleinen Gedichten, oder in Arthur Lee's bombaſtiſchen Trauerſpielen. Das ſind meines Collegen literariſche Vorräthe. Ich habe wirklich auch des ganz elenden Abbé Vertot Révolutions Romaines in 3 Bänden durchgeleſen. — Neuigkeiten mag ich Dir nicht ſchreiben. Im Innern geht Alles gut; Alles beugt ſich unter das Anſehen der Republik, alle Rebellen ſind beſiegt; denn Lyon wird ſich nächſtens ergeben müſſen und dann bleibt nur das einzige Toulon, welches ſich ſchändlicherweiſe den Engländern in die Arme geworfen hat. Ich will nicht gerne Hoffnungen zu frühzeitig erregen, die freilich noch vereitelt werden können; allein ich ſeh' eine Möglichkeit, daß dieſe Fanfaronade dem Lord Hood theuer zu ſtehen kommen könne. In unſerer Ecke haben wir auch noch einen guten Tag zu hoffen. Die Eroberer von Dünkirchen, die es nicht erobert haben, ſtehen ein paar Schuh tief im Waſſer. Für des langen Marſchalls Beine iſt das nichts, aber es mag doch im Ganzen nicht allzu comfortable ſeyn. Unſere Armee iſt in Ypern, in Menin und Kaſſel. Der blonde Herzog könnte ſich leicht ins Netz verlaufen haben, wenn es uns gelingt, ihm das Futter abzuſchneiden. In acht Tagen muß Manches ſich entſcheiden. Wie wollt' ich mich freuen, wenn ich der Erſte ſeyn könnte, Euch gute Nachricht zu geben! Den Stolz des Briten zu demüthigen, das wäre der ſchönſte Sieg von allen. Ach, und wir haben endlich auch unſere glücklichen Tage verdient! Lange genug harrten wir und harrten und hatten ganz Europa wider uns.

CCCCXXXIX.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Arras den 12. Septbr. 1793.

Dein Brief vom 5ten iſt heut Urſach, daß ich ſchon wieder ſchreibe. Ich habe aber zugleich die gute Nachricht melden wollen, daß Alles eingetroffen iſt, was mein voriger Brief als wahrſcheinlich erwarten ließ. Der Herzog von York, der ſich vor Dünkirchen von der franzöſiſchen Armee hat einengen laſſen, ſoll große Anerbietungen gethan haben, wenn wir ſeine Armee gehen ließen, einige ſagen 15 Millionen Livres. Allein in der Nacht vom 9ten brach das ganze Lager auf und flüchtete längs der Küſte nach Oſtende und Brügge. Die Unſerigen waren nicht faul hinterdrein. Wir haben 600 Mann Cavalerie, 700 Infanterie, 700 Hanoveraner und daneben die ganze Artillerie und Munition, die Bagage und die Kriegscaſſe der Engländer, und 4000 Mann ſind noch ſo umſetzt, daß ſie ſicherlich ſich ergeben müſſen. So viel wiſſen wir für jetzt. Die Fahnen, die erobert worden ſind, gingen geſtern Nacht hier durch nach Paris, mit der Nachricht von dem Siege. Der blonde Herzog in Perſon iſt mit genauer Noth entwiſcht. Unſere Armee wächſt täglich durch die neuen Recruten, die, Du kannſt denken, wie? vom Siege über den Erbfeind elektriſirt worden ſind, und Alles läßt uns hoffen, daß wir vor dem Winter den Feind aus unſern Grenzen überall werden vertrieben haben. Nur der

Grad von Sittenverderbniß, der alle Grundſätze vernichtet, kann den Parteigeiſt in einem Lande ſo weit treiben, daß er ſich gegen ſeine eigenen Landsleute mit ihren unverſöhnlichſten Feinden verſchwört. Unbegreiflich iſts, wie ſo viele Franzoſen nicht ſchon ſeit einem Jahre inne geworden ſind, daß die verbündeten Mächte nichts Anderes als die Theilung und Schwächung Frankreichs zur Abſicht hatten, indem ſie vorgaben, mit der neuen Verfaſſung unzufrieden zu ſeyn und die alte wiederherſtellen zu wollen. In Flandern erobert Oeſtreich für ſich, England wollte Dünkirchen für ſich und hat jetzt Toulon, wo es, wenn es auch gleich wieder vertrieben werden ſollte, doch den großen Punkt gewinnt, unſere beſte Flotte wegzunehmen und unſere ſchönſten Schiffswerfte, unſere anſehnlichſten Seevorräthe und Arſenale zu vernichten! Unerſetzlicher Verluſt für Frankreich als eine Seemacht, und ein Schlag, der ihm auf ein Jahrhundert ſeine Wichtigkeit auf dem Meere raubt! Dies thun die Engländer, indem ſie ſich als Freunde des Königs von Frankreich ausgeben und ihn dort proclamiren laſſen, ſie entwaffnen ihn im voraus, daß er ihnen nie gefährlich ſeyn könne! Und doch können Menſchen noch ſo blind ſeyn nicht zu ſehen, daß ihnen jede Verfaſſung gleichgültig iſt, die wir uns geben können, wenn ſie nur Frankreich ſchwächen und um ſein Gewicht in Europa bringen! Dies iſt der Geſichtspunkt, wo jede Partei im Staate, die ehrgeizig genug iſt, um ihrem Intereſſe das ſeinige zu opfern, als Verrätherin erſcheint. So viel zum Beweiſe der Unparteilichkeit!

Du wünſcheſt Ausſichten auf baldigen Frieden! Auch ich wünſche nichts ſehnlicher — und fürchte doch, daß nichts entfernter iſt. Ueberall fehlt die Grundlage zum Frieden. Es iſt indeſſen nicht ſchlechterdings unmöglich, daß dieſen Winter etwas Aehnliches zu Stande kommt; aber unmöglich kann es Stich halten, weil es an dem Bindungsmittel der Tractaten, dem beiderſeitigen Intereſſe immer fehlen muß. Frage einmal einen Sachverſtändigen, ob wir nach dem Buchſtaben unſerer Verfaſſung Sicherheit für die Dauer eines Friedens geben können? Hier iſt etwas, das noch alle Unterhandlungen ſehr erſchweren wird. Sodann — und dies iſt das Wichtigſte! — die Verfaſſung ſelbſt iſt noch nicht im Gange und es koſtet wahrſcheinlich noch einen Kampf, ehe ſie in Gang kommen kann. Herrſchen iſt ſo lockend, daß alle Mittel zur Beibehaltung der Herrſchaft gut ſcheinen, und die Fortdauer des Kriegs iſt ein Mittel zur Fortdauer der Macht in den Händen, wo ſie jetzt ruht. Die Zukunft iſt undurchdringlich. Wir müſſen geduldig abwarten, was geſchieht, denn das Schickſal hat ſeine eigentlichſten Werkzeuge in Bewegung geſetzt, incalculable leidenſchaftliche Menſchen.

Wegen Amadeus bin ich ganz mit Dir einverſtanden. Er muß vor der Hand bleiben, wo er iſt. Ich ſetze nur eine Bedingniß hinzu: vorausgeſetzt, daß er es aushalten kann. Er leidet ſehr, und Ihr ſeyd ſchwerlich mit aller Eurer Theilnahme und Vergegenwärtigungskunſt im Stande, Euch an ſeinen Platz zu denken. Es giebt Dinge und Menſchen, für welche er einmal nicht gewachſen iſt. Daß er auch mit wunderlichen Leuten hat auskommen können, beweiſt nur, wie gerne er Ruhe hat und wie wenig er andern im Wege liegt. Allein es kommen Fälle, wo das nichts hilft. Ihr bedenkt nicht, daß er mit den Leuten, wo er lebt, ſo wenig als mit Menſchen aus einem andern Welttheil gemein hat. Man verſteht ſich nicht, wenn man einen andern Ideengang und andere Stimmung des Gefühls hat. Das iſt jetzt ganz eigentlich ſein Fall, und er iſt zu alt, um ſich zu ändern. Ueberdies ſind die Menſchen an ſeinem Orte jetzt ſo geſpannt, daß er ihnen als Fremder ſchon verdächtig ſeyn muß. Ich weiß von guter Hand, daß dieſe Eigenſchaft ohne alle Ausnahmen jetzt einen Menſchen dort in übeln Geruch bringt. Du kannſt Dir alſo vorſtellen, daß es dem guten Menſchen eine Erlöſung dünken würde, wenn er je eher je lieber *erführe*, daß ihm ein anderer Winkel offen ſteht. Eher iſt für ſeinen Kopf und für die Wiederkehr ſeiner Ruhe nichts zu hoffen. In ewiger Anſpannung, um nur ſich zu erhalten und kein Verhältniß zu verletzen, — was doch nicht immer möglich iſt — behält ſein Geiſt nicht Unbefangenheit genug zu irgend einer Beſchäftigung, die freies Schaffen erfordert. Gewiß, ſeine Lage verdient Mitleid. — Ich bin in dieſen Tagen krank. Ich weiß nicht, iſts die Diät hier, die mir nicht bekommt, ſind es kleine Verdrießlichkeiten, die bei einer ſo fatalen Lage unvermeidlich ſind, oder was ſonſt. Aber ich habe arge Kopfſchmerzen und wünſchte lieber nach Paris. Geduld auch für dieſe Leiden! — Was meine Finanzen betrifft, ſo habe ich zwar keinen Ueberſchuß, aber auch nicht Mangel, und Kleider, ſo viel ich brauche, werde ich mir anſchaffen können, alſo ſorge nicht, meine Gute, Liebe. Ich danke Dir für die gute Nachricht von unſern Lieben. Seyd geſund und froh, es iſt das Einzige, was mir den Kopf oben erhält.

No. CCCCXL.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Arras den 18. Septbr. 1793.

Deinen lieben Brief und den von Brand habe ich. Dieſer hat wohl recht, aber damals war es aus Verzweiflung irgend etwas thun zu können, die den weitausſehendſten Projecten eine Farbe der Ausführbarkeit verlieh. Wir werden hoffentlich das Alles nicht bedürfen, wenn Huber's Idee mit Altona gelingt. Dort iſt Ruhe und Preßfreiheit — mehr verlange ich ja nicht. — Was die Materialien betrifft, oder was ſonſt gerettet ſeyn mag, ſo hebe Alles auf, bis ich darüber verfüge; allein daß Eure Nachrichten von dieſen Dingen immer ſo unvollkommen und alſo beunruhigend ſind! B. ſchrieb mir gleich nach ſeiner Ankunft in Straßburg, daß er alle meine ſchriftlichen Sachen in Fäſſer gepackt und einem ſichern Kaufmann anvertraut habe, der ſie nach Frankfurt an Wenner ſenden ſollte *). Seitdem höre ich aller Nachforſchung unerachtet nichts mehr von B. Du ſchreibſt nun: Wenner habe die Materialien zu den Anſichten und den Dalrymple. Das ſind ja bei weitem nicht alle meine Manuſcripte! Es wäre auch ſo viel an meiner Correſpondenz gelegen. Wurden denn die Fäſſer ausgepackt? Mein Gott, wie mag es da hergegangen ſeyn! Gefreut habe ich mich noch nicht — dazu muß es noch viel beſſer kommen.

Ich bin noch immer auf dem alten Fleck, und unſer Geſchäft nimmt keinen Anfang. Faſt denk' ich auch, es wird gar nichts daraus und wir müſſen wieder zurück nach Paris. Wer wäre froher als ich! denn hier wirds nachgerade immer langweiliger und trauriger. Aber ich kann nicht daran denken meine Zurückberufung ſelbſt zu fordern, weil ich gern dienen möchte, ſo lange ich kann. Mit meiner Geſundheit wackelts ſeit dem Anfang des Monats immer etwas. Mein Magen leidet und ich weiß ihm mit nichts zu helfen. In Paris bekam mir das Eſſen beſſer; es war auch beſſer zubereitet. Dazu wird das Wetter fatal regneriſch.

Der Verluſt der Engländer an Kriegs- und Belagerungsbedürfniſſen iſt groß, Mannſchaft haben ſie we-

---

*) Iſt daſſelbe Jahr geſtorben.

nig eingebüßt, die Gefangenen ſind lauter Hanoveraner. Die Engländer waren ſo klug und liefen zuerſt davon. Jetzt heißt es, ſie ſchifften ſich zu Oſtende ein — das wäre ſo ſchlimm nicht! — Houchard hat Alles mit 25,000 Mann gemacht, was man damit machen kann. Mehr hatte er nicht. Die andern Corps und Garniſonen machen ungefähr eben ſo viel. Alſo waren die Franken wieder brav. In Brabant ſind wir nicht vorgerückt, Menin iſt wieder verlaſſen, weil die öſtreichiſche Armee ſtark anrückte. Die Garniſon von Cambrai unter dem Commandanten Declaye, der ein belgiſcher Refugié iſt, hat ſich bei einem Ausfall beinahe in Stücken hauen laſſen. Der Menſch iſt nicht fähig zwanzig Mann zu commandiren, und vielleicht ein Verräther obendrein. Aber endlich werden dieſe alle werden. Es kommen in wenigen Tagen 40,000 Recruten zur Armee, wir ſind ihrer gewiß, und dann möchte der Feind nicht mehr lange im Lande verharren. Die übrigen republikaniſchen Heere ſchwellen verhältnißmäßig an; die Ariſtokraten in Straßburg ſind auch entlarvt und pfeifen auf dem letzten Loche, kurz, das Ende des Feldzugs kann ſehr genugthuend werden, und dann werden doch die Feinde zum Frieden geneigt ſeyn! Allein es hat hart gehalten alle die Machinationen im Innern zu vereiteln. Es wird vieler Menſchen Leben koſten — freilich haben ſie es ſich ſelbſt zuzuſchreiben; für den Krebs iſt nur das Meſſer — aber Gott ſey Dank, daß ich nicht der Wundarzt bin — ich könnte es nicht ſo führen, ſo ſehr ich die Nothwendigkeit einſehe. Katharinens Abtreten vom Schauplatze könnte den Dingen eine andere Wendung geben. Sie ſitzt in ihrem nördlichen Winkel und bläſt die Unglücksflamme über Europa zuſammen. Sie und Pitt möchten Frankreich zu Grunde richten. Allein ſie arbeiten umſonſt! Was wird man gegen uns ausrichten, wenn wir erſt Alle gleich reich, oder gleich arm ſind? und wir gehen mit ſchnellen Schritten darauf los. Iſt man toll in der Schweiz, mit ſolchen Menſchen wie wir brechen zu wollen? Du lobſt Bern? ich traue ihr nicht ..... man will nur den Augenblick abwarten, um uns deſto tiefer zu verwunden; aber wenn wir mit den Andern fertig ſind, wirds zu ſpät ſeyn, alſo werden die Herren wohl zu Hauſe bleiben bis aufs Frühjahr, wofern der Krieg alsdann noch fortgeſetzt werden ſollte. Wozu brauchen die Berner zwölftauſend Mann auf den Beinen? Ich traue ihnen nicht. — Meine Arbeit über Mainz fängt doch an wie etwas auszuſehen. Es werden höchſtens ſechzehn Briefe werden, dann folgt ein Anhang über die Beziehung der Staatskunſt auf das Glück der Menſchheit, wozu ſchon etwas vorgearbeitet iſt, und ein zweiter über die gegenwärtige politiſche Lage von Europa, beſonders von England. Ich bin faſt überzeugt, daß Voß mein Manuſcript ohne alle Schwierigkeit wird in Berlin drucken können, ſo wenig ſoll der Ton beleidigen, und aus mehreren Urſachen wäre es doch zu wünſchen, daß es dort erſchiene. — Ich bin, wie Du ſiehſt, auf gutem Wege, und wehre mich tapfer gegen allen Unmuth.

No. CCCCXLI.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Arras den 25. Septbr. 1793.

Dein lieber kleiner Brief vom 17ten, meine Gute, möchte mich beinah beſorgen laſſen, daß wir Rollen tauſchen und ich bald den Tröſter werde machen müſſen. Ich bitte Dich, laß Dich nicht in der Gewalt Deiner Enbildungskraft und ſey nicht ſo muthlos ergeben. Wenn es die Ereigniſſe dieſer Zeit mit ſich bringen, daß man eigentlich nur von einer Stunde zur andern leben muß, um des Lebens froh zu werden, ſo liegt es auch wieder in eben dieſer unentwickelbaren Verwirrung, die uns in die Zukunft wie in ein dunkles Gewittergewölk blicken läßt, daß, ſobald Sturm, Blitz und Donner ſich entladen haben, Alles eine ſo ganz unerwartet friſche neue Geſtalt annehmen muß, wobei es ſich ganz behaglich wird leben laſſen. Ich weiß nicht, warum wir alle Drei nicht hoffen ſollten, dieſe tolle Zeit zu überleben. Den Verluſt, die verfehlten Projecte aller Art müſſen wir uns nicht anfechten laſſen, wenn wir *uns* nur retten. Dies Einzige nur, ſo iſt noch nichts verloren. Das Schickſal, welches ganz Europa bevorſteht, läßt ſich jetzt ſchlechterdings nicht vorausſagen, weil es nicht mehr von Vernunft und Eigennutz, ſondern von toller, regelloſer Willkür und raſender Leidenſchaft abhängt. Ich ſtelle mir vor, daß man außerhalb Fr. ſo wüthend iſt, als man uns draußen ſchildert;

man will Alles aufs Spiel ſetzen, und in dieſer Verzweiflung möchte ich um ſo eher den Umſturz aller Verfaſſungen vorausſehen, weil ich nirgends überwiegende Größe des Geiſtes, der Talente und der Erfahrung erblicke. Wer kann z. B. die Berathſchlagungen der vereinigten Mächte mit Weisheit, Neuheit, Erfindungskraft und allen Reſſourcen des Genies ſtempeln, die jetzt unentbehrlich ſind, um etwas Zuſammenhängendes hervorzubringen, das dem gewaltigen Schwunge, der ſchon Alles mit ſich fortreißt, nicht nur das Gegengewicht halten, ſondern ſogar eine neue Bewegung entgegenſetzen kann? Wo iſt der Feldherr, der dieſe Ueberlegenheit hätte? Alle die mittelmäßigen und kleinen Köpfe, die jetzt wirken, ſind im Strudel und lenken ihn nicht; kaum iſt hier und dort einer, der dies ſelbſt fühlt und ſich nur hütet, daß er von jeder Welle ſeinen Vortheil zieht. Dieſſeits iſt es nicht anders. Aber je gewiſſer es iſt, daß die Menſchen, die jetzt obenan figuriren, nur mitſchwimmen und mit ſich geſchehen laſſen, was ihre Leidenſchaft aus ihnen macht, dieſe aber immer von den Ereigniſſen en masse abhängt, deſto unwiderlegbarer iſt die Ueberzeugung in mir, daß gerade dieſe Periode eine von denen iſt, welche am deutlichſten die Abhängigkeit der allgemeinen Schickſale des Menſchengeſchlechts von einer höhern Ordnung der Dinge beweiſen. Iſt dieſe Ordnung das Ungefähr? Oder iſt ſie raiſonnirt? Dieſe Frage entſcheidet Alles. Das Erſtere ſcheint mir unmöglich und widerſinnig, ſobald ich mir bei Ungefähr bloßen, regelloſen, unberechneten Zufall denke; das Andere iſt nur im Gebrauch des Worts albern, denn im Grunde iſt unſere Vernunft nur eine unendlich kleine Modification, die ich mir als der Intelligenz des Alls untergeordnet in dem Verhältniß denke, wie ich mir ſelbſt gegen das All erſcheine. Wer wir ſind, was wir ſind, wiſſen wir nicht; aber ſo ſind wir und dieſes ſo beſtimmt, wie wir zu leben haben, zu leiden, uns zu freuen, unſere Vernunft anzuwenden, unſern Geiſt zu bereichern, unſer Gefühl zu veredeln. Eine andere Verbindlichkeit als dieſe, die wir gegen uns ſelbſt haben, unſerer ſelbſt werth zu ſeyn, giebt es nicht; dies iſt die einzige Grundlage aller wahren Moralität des Menſchen. Tauſend und noch tauſend Dinge, welche die Menſchen für erlaubt halten, weil ſie ſich Regeln abſtrahirt haben, die ihre ganze Verbindlichkeit erſchöpfen, und außerhalb welcher ſie glauben, daß nichts beſtimmt, nichts verdorben ſey, ſind mir nicht möglich. Eben ſo aber ſind mir viele Dinge erlaubt, die bei den Menſchen durch unrichtige Folgerungen aus ihren Regeln, oder ſogenannte Vorurtheile, für Vergehungen gelten. Die Schonung, die ich dem Vorurtheil Anderer zu erzeigen für gut finde, iſt eine bloße Convenienz, weil ich etwa den Vortheil, es zu beſtreiten und ihm zu trotzen, den Nachtheil, der daraus durch das Mißverſtändniß zwiſchen mir und Andern für uns alle entſtehen kann, nicht aufwiegen ſehe. Ich ſehe wohl, daß die wenigſten Menſchen noch für dieſes einfache Syſtem Sinn haben, aber iſt es darum weniger wahr? Nur mit ihm kann man ſich jetzt beruhigen, wenn man heut mit dieſem Wirbel ſchwimmt, morgen ſich in einen andern wirft und übermorgen endlich aufs trockene Land ſteigt, und Gott dankt, dem Sturm entkommen zu ſeyn. Auf eine oder die andere Art ſind wir Alle noch auf dem Waſſer und halten jeder unſer Bret. Aber Geduld, und wir kommen mit heiler Haut davon. Es iſt unmöglich eine Entſcheidung unſers Schickſals zu erzwingen. Mißtrauen herrſcht allgemein, und der Zeitpunkt geſtattet nicht die Wahl, ob man die bisherigen Verhältniſſe aufkünden wolle, oder nicht. Aus einem Bürger Fremder zu werden, iſt ſchwerer als umgekehrt, und als Bürger die franzöſiſche Grenze zu verlaſſen, faſt unmöglich. Dieſer Zwang iſt eine ſo natürliche Folge der Begebenheiten, daß man nicht das Recht hat zu murren. Deßhalb wäre es auch in dieſem Augenblick eine Tollheit, die*) Scheine zu ſchicken. Man ſetzte ſich der Gefahr aus, für einen beſtochenen Kundſchafter zu gelten, — und das wäre denn doch der Mühe nicht werth. Lieber ſoll man mich bezweifeln, wenn man mir nicht länger glauben kann, als daß ich mich um eines ſolchen Zweifels willen an der Kehle kitzeln ließ. Dieſe Scheine können nur aus einer ſichern Hand in die andere gehen. Man muß ſich alſo beruhigen.

Ich bin leiblich geſund — und das will viel ſagen, denn es iſt ſo kalt, daß ich mich nur im Bette erwärmen kann. Meine Arbeit geht ſehr langſam, aber doch geht ſie u. ſ. w.

---

*) das berliner Anlehen betreffende

No. CCCCXLII.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Arras den 30. Septbr. 1793.

Heute erhielt ich Deinen Brief vom 22ſten. Ich freue mich immer, wenn ich leſe, daß Ihr geſund ſeyd; alles Uebrige muß die Zeit bringen, oder bis ſie es bringt, ſchöpfen wir aus einer beſſern Quelle, aus uns ſelbſt. Dich hüten vor literariſchem und politiſchem Enthuſiasmus, heißt doch nur wollen, was die Natur anders will. Es ſind ja nicht die Gegenſtände von außen allein, die den Effect machen, die Wirkſamkeit von innen iſt es, und nimmt man ihr dieſe Leinwand, ſo arbeitet ſie eben ſo raſtlos auf einer andern ihr überbleibenden oder in Wurf kommenden. Ich begreife nicht, wie geſcheute Leute ſich ſo eine Falte ſchlagen, oder vielmehr ſo einen engen Kreis um ſich ziehen können, aus welchem ſie nicht herauskönnen, nicht mögen. Wir müſſen glücklich und unglücklich ſeyn, wie es unſer Weſen mit ſich bringt, da hilft wahrlich kein Hüten; und überhaupt iſt es eine ſo unendliche Thorheit zu glauben, daß Glück die Beſtimmung des Menſchen ſey, und zweitens, daß es durch irgend eine moraliſche Diät erzwungen werden könne. Empfinden und Denken iſt unſere Beſtimmung und beides hat nur zufällige Beziehung auf Glück und Unglück, oder Genuß und Schmerz. Wahr iſt es, wenn wir durch bittere Erfahrung inne geworden ſind, daß die heftigen Bewegungen, die großen Anſtrengungen unſerer Geiſteskräfte oft am wenigſten geſchickt ſind, uns froh zu machen, wenn wir gewaltſam zurückgeſchleudert werden und Wunden davontragen, deren Schmerz wir lange nachfühlen, die vielleicht immer offen bleiben, ſo lernen wir wohl ſtill liegen, uns nicht umherwälzen, um nicht die rohe Rotte zu reizen und lieber auf den Gebrauch unſerer Gliedmaßen verzichten, als die Gefahr laufen uns zu ſtoßen. Aber das iſt doch wahrlich nur ein Symptom der abnehmenden Kräfte, der abgelaufenen Hörner, und ich weiß nicht, wie man ſich darauf etwas zu gute wiſſen kann. Wahrlich, wenn man ſo viel Beſonnenheit hat, zu wiſſen, daß die zarteſte Reizbarkeit, ſo viel Leiden ſie uns immer verurſacht, doch auch das Einzige bleibt, worin wir unſer ſelbſt und des Umgebenden froh werden können, wird da nicht unſere erſte Sorge ſeyn, ſie ſo rege, ſo empfindlich als möglich zu erhalten? Wenn man für ein Werkzeug dieſer Art ein Futteral wüßte und es nur herausnehmen könnte, ſo oft es der Mühe lohnte! Aber die beſtändige Uebung iſt ja das Mittel, ihm ſeine Vollkommenheit zu verſchaffen, und es ſteht nicht bei uns, es zu brauchen oder bei Seite zu legen, wenn wir nicht auf eine oder die andere Art es ſtumpf oder mit Roſt überzogen werden laſſen wollen.

Wenner's Brief mag mich wohl in der Welt ſuchen, aber wo, wenn er meine Adreſſe nicht hat, mag er mich finden? Ich will Onfroys auftragen in Paris auf der Poſt anzufragen. — Es wäre mir ſehr lieb, wenn er Alles, was er hat von meinen Sachen erbeuten können, nach Baſel ſchickte. Aber an wen? Du kenneſt Leute dort, nicht ich. Nenne ihm doch Jemand, der hernach auf *Deinen Befehl* das Paket an * nach Paris ſchickt. Ich werde mich ſehr freuen, wenn es mehr Schriften ſind, als Du mir ankündigſt. B. läßt nichts von ſich hören; ich weiß nicht, wo er ſteckt, und kann nichts von ſeinem Schickſal erfahren. Er hat mir den Kaufmann nicht genannt, dem er meine Schriften und Correſpondenz anvertraut hat, und hat mir auch keine nähern Details gegeben, was er eigentlich gerettet hat. Alſo bleibt nichts als ſehen übrig und darnach verlangt mich ſehnlich.

Es iſt mir leid, daß Huber's literariſche Speculationen noch nicht in vollem Zuge ſind. Allein nur Geduld und Muth; es muß gehen. Im Anfang muß Euch ein Deficit dieſer Art nicht irren; die Regel iſt, wenn dagegen der gute Wurf kommt, daß man auch nicht gleich glaubt, nun weit ſpringen zu können. Eins compenſirt nur das Andere. — Ich habe eine dunkle, halbe Ausſicht, in Paris ſelbſt eine freilich kleine, aber doch meinen bisherigen Beſchäftigungen angemeſſene Stelle zu erhalten. Sie wird wahrſcheinlich nur ⅓ meiner jetzigen Beſoldung haben, aber was thut das, da ich hier Alles ſo unerhört bezahlen und folglich nichts erübrigen kann, und dort wenigſtens in Ruhe komme, um wieder mit Schriftſtellerei ſo viel zu verdienen, als ich bedarf, — vielleicht auch mehr!

Die letzten öffentlichen Blätter werden Dich in Erſtaunen geſetzt haben. Wir ſind wieder verrathen worden. Man hat die Engländer laufen laſſen und hätte ihnen zehnmal mehr wehe thun können. Es ſind gar keine Engländer gefangen, nur Hanoveraner. Ich habe aber keinen einzigen Gefangenen geſehen, denn ich habe Dir ſchon oft geſchrieben, unſer Geſchäft iſt gerade ſo weit, als den Tag da wir aus Paris abreiſten. Man antwortet nichts auf das Erbieten unſers Generals, daß man dieſſeits bereitwillig ſey, zum Tauſch der Gefangenen Unterhandlungen zu pflegen. Folglich ſitzen wir in unſerm Wirthshauſe ganz unnütz. Neuigkeiten hören wir nur zufällig oder durch pariſer Zeitungen, denn hier, eine Meile vom Hauptquartier, und im Hauptquartier ſelbſt, weiß man von nichts und die etwas wiſſen, ſagen es nicht, wie recht und billig iſt. Ueberdies ſind der Veränderungen im Commando ſo viel, daß die Befehlshaber keine Zeit haben, ſich zu orientiren, um ſelbſt zu lernen, was ſich mit der ihnen anvertrauten Macht anfangen läßt. Du ſiehſt alſo wohl, daß meine Seele hier nicht beſſer aufgehoben iſt, als anderwärts. Ja, wär ich auf irgend eine Art für das Wohl der Republik und der Menſchheit thätig, da wäre es ein Anderes. Aber ich muß meine Zeit tödten und jetzt, wo es kalt zu werden anfängt, kann ich nicht einmal immer die paar Stunden, die ſonſt mein waren, ſo benutzen, wie ich will. Heizen kann man doch noch nicht, in einer Stadt, wo die Klafter Holz 130 Livres koſtet. Ich habe über Mainz drei Briefe fertig. Die bringen die Geſchichte bis auf den Augenblick, wo Cuſtine vor den Thoren erſcheint. Allein denk Dir, daß ich Alles aus dem Kopf mache, nicht ein Blatt vor mir habe, Niemand um ein Factum fragen kann, nichts als mein Gedächtniß! Wie unvollkommen, wie kahl, wie ungeſchmückt auch; denn ich habe ſogar keine Spannkraft mehr zum Schreiben und hier iſt es auch unmöglich. Indeſſen geht es doch ſeinen Schneckengang fort. Komm ich nach Paris, ſo will ich ſehen, daß ich es fertig mache und allmälig Dir das Manuſcript ſchicken, das zu dem Ende auf Poſtpapier geſchrieben iſt. Der Einzug des Kurfürſten in Mainz iſt eine Komödie, die ich nicht erwartet hatte, — der Wunſch, ſich ſchmeicheln zu laſſen! Bordeaux iſt gerettet; noch zu rechter Zeit ſind die Patrioten wieder vor den Riß getreten, ehe es der zweite Theil zu Toulon ward. Dieſes werden wir wohl bald wieder haben, allein wie? und unſere Werfte, und unſere Schiffe? Es iſt doch nun klar, daß die Teufelskerle von der rechten Seite Monarchiſten waren. Ich glaube, unſere Feinde irren ſich in Abſicht auf unſere Reſſourcen. Wir halten länger aus, als ſie glauben und als ſie ſelbſt können.

Ihr Eigenſinn iſt blind und verſtockt. Es ſoll ſo ſeyn. Unſer Jahrhundert ſoll mit Kataſtrophen enden. Lange wird vielleicht der Wagbalken noch hin und her ſchwanken. Einzelne Menſchen werden in dem gewaltigen Kampfe wie nichts geachtet werden, aber eben dadurch wird die Sache der Vernunft, die Sache der Gleichheit ſiegen. Schon jetzt iſt es hier entſchieden, Niemandes Tod und Hinrichtung macht mehr Aufſehen, weil er ſo hieß und ſo titulirt wurde, oder *ſolchen* Rang hatte, und das iſt der rechte Punkt. Iſt die Gerechtigkeit nicht darum blind, weil *dieſe* Unterſchiede ihr nicht kenntlich ſeyn ſollen! Alle Menſchen ſind ihr Menſchen: ſchuldig, nicht ſchuldig; darüber hat ſie zu erkennen. Die Könige mögen wehklagen, wenn ihre Unverletzbarkeit in der Perſon eines Capet angetaſtet wird; aber ihre Klagen werden nicht mehr gehört. Ich glaube über dieſen Punkt und über die Pfaffheit ſind wir hinweg. Allerdings kann, *muß* ſogar jetzt die Geringachtung des Einzelnen zu weit getrieben werden; wer konnte es anders erwarten? Von einem Extrem zum andern mußte man übergehen und ſelbſt eine Ariſtokratie des Verſtandes und Talents für gefährlich halten. Das wird ſich wieder in das Gleichgewicht ſtellen, wenn nicht das Schickſal dies Alles, was geſchieht, nur zum Verderben des Menſchengeſchlechts geſchehen läßt. Die Werkzeuge freilich! — Doch ſind ſie nicht die Sache ſelbſt, und ich weiß nicht, warum man das nicht ſehen will, da doch augenſcheinlich *alle* Geſchichte ohne Ausnahme daſſelbe lehrt.

Leidenſchaft und Eigenliebe mögen ihre Rolle ſpielen, wie ſie wollen, wenn nur das Reſultat im Ganzen eine Form gewinnt, wobei der Freund der Moralität ſich beruhigen kann.

Ich danke Dir, liebe Seele, für die Nachricht von Euch Allen. Jeder kleine Zug iſt mir theuer, vergegenwärtigt mir Euch. Es wird der Tag kommen, und ich hoffe, er iſt nicht mehr ganz fern, wo wir uns wiederſehen und ich wenigſtens einige Stunden lang das Glück genießen werde, meine Kinder an mein Herz zu drücken. Vielleicht nur zur Stärkung auf eine neue Abweſenheit! Mag es ſeyn, ich fühle, daß ich dieſer Stärkung bedarf und daß ſie wirken würde. Huber'n grüße herzlich. Ich ſehne mich zurück nach Paris, um planmäßig an unſerm gemeinſchaftlichen Wohl zu arbeiten. Ein größerer Kreis würde mich den kleinern nicht vergeſſen machen, aber wenigſtens mir die Pflicht auferlegen, zuletzt dafür zu wirken. Jetzt aber, da ich aus dem größern ausgeſchloſſen bin, iſt und bleibt dieſer mein Eins und Alles. Dort iſt der Schauplatz für Anekdoten; habe ich einen feſten Punkt, ſo kann ich eine regelmäßige Correſpondenz führen. Alſo nur Muth und Geduld. Oelsner iſt ein ſehr guter Menſch, aber noch jugendlich, parteiiſch, er kann es in der Welt nicht idealiſch genug finden und wird dann böſe. Sein Styl hat etwas hart Metaphoriſches. Lebt wohl meine Lieben. Ich bin geſund und ſo gutes Muthes, als ich kann.

No. CCCCXLIII.

Forſter an Huber in Neufchatel.

Arras den 8. October 1793.

Ich danke Ihnen, Lieber, daß Sie Ihres Freundes wegen nach U. geſchrieben haben. Ihre Verwendung wird hoffentlich nicht ohne gute Wirkung ſeyn, und das bringt denn endlich Alles ins Gleis. Der ehrliche Mann kann da nicht bleiben, wo er iſt, ohne aufzuhören dieſen Namen zu tragen, das Einzige, was ihm aus dem ſchrecklichen Schiffbruch ſeines Glücks noch übrig geblieben iſt. Verdacht ſchwebt über jedem Fremden in ſeiner Lage, an ſeinem Aufenthalt, und die weſentlichen Unterſchiede, die hier zu machen wären, helfen nichts; denn bedenken Sie eine Secunde, wer es iſt, der unterſcheiden ſoll! Es helfen ſich Fremde, indem ſie auf Extreme verfallen, die kaum ein Einheimiſcher ſo weit treibt; aber wer, dem ſeine Grundſätze und ſein Gefühl lieb ſind, mag es ihnen nachmachen? Und iſt auch das auf die Länge der Weg, dem Verdacht zu entgehen? Ich geſtehe, in einem ſolchen Falle würde man mir zuerſt verdächtig werden. Ihr Freund iſt übrigens gänzlich in der Gemüthslage, der Stimmung und der Disharmonie mit der Art und Kunſt, wie man ſpricht, der Leute, mit denen ers zu thun hat, daß nicht nur ſein Bleiben den Leuten und ihm ſelbſt nichts nützen kann, ſondern ohne jene Ausſicht einer baldigen Erlöſung ihn völlig zu Grunde richten muß. Was ſeine Kräfte noch vermögen, muß er alſo aufſparen zu Beſchäftigungen, die einen Zweck haben, die auf die Erfüllung offenbarer Pflichten hinauslaufen und dies, wiſſen Sie ja aus eigner Erfahrung, ſind ſtärkere Bande, als jene, die der Ehrgeiz ſchlingt, wenigſtens für die Menſchen unſerer Art. Jeder muß ſelbſt fühlen, was ſein Beruf iſt und wozu er Kräfte hat. Unſer Freund muß die öffentliche Laufbahn wenigſtens da, wo er iſt, verlaſſen, um endlich wieder ſeiner Rechte als Menſch zu genießen. Dort zu privatiſiren iſt jetzt eine ſo ungewiſſe Exiſtenz, theils in Abſicht des Erwerbs, theils wegen der Forderungen, die man an jeden Einwohner, der nicht im Amte ſteht, machen kann, und die wieder den Zweck des Privatiſirens ganz vereiteln würden, daß er dieſen Gedanken nur als Traum beherbergen, aber nie zur Wirklichkeit zu bringen hoffen darf. — Wenn gegen dieſe Gründe ein Gegengrund vorgebracht wird, ſo würde er ihn entweder gelten laſſen müſſen, oder ihn widerlegen; allein bloß *behaupten*, er thue beſſer zu bleiben, wo er iſt, kann ihn nicht befriedigen. Ein Anderes iſt die Nothwendigkeit, das trübe Waſſer nicht wegzuſchütten, bis man reines hat: dieſe iſt augenſcheinlich und allmächtig, und ihr muß ein Jeder ſich fügen, oder büßen. — Mich dünkt, mein guter H., es war Pflicht, daß ich bei *Ihnen* dem ehrlichen Freunde das Wort redete. Sie können es dann wieder bei einer andern Inſtanz. Sagen Sie mir offenherzig und ohne allen Rückhalt Ihre Gedanken hierüber, und auch über die Idee, die ich Ihnen ſchon einmal mitgetheilt habe, daß Ihr Freund und Sie, gemeinſchaftlich arbeitend und Einer durch des Andern Umgang aufgemuntert, mehr ſowohl fürs Publicum als für den kleinern Privatkreis um ſie beide her ausrichten würden. Denn ſollte dieſer Gedanke nicht in Ihre Reihe paſſen, ſo wäre es traurig, daß Sie einander auch nur einen Augenblick täuſchten. Wenn Trennung allein die Schale füllen kann, ſo muß ſie noch hinein, und dann bleibt Ihrem Freunde allerdings ein anderer Weg. Dies iſt ein ernſter Schluß eines Briefs, doch Sie ſehen, was mich hindert einen andern anzuhängen. Leben Sie herzlich wohl.

No. CCCCXLIV.

Forſter an ſeine Frau in Neuſchatel.

Arras den 8. October 1793.

Endlich ſehe ich das Ende meines Aufenthalts herankommen. Den Eilften kann ich abreiſen, ein paar Tage halte ich mich in Paris auf, den Vierundzwanzigſten hoffe ich in Pontarlier eintreffen zu können. Sucht Euch die ſicherſten Päſſe zu verſchaffen, der eine ganz ohne Beziehung auf den andern, und ſo vollſtändig unterzeichnet wie möglich. Gott, ſo ſoll ich endlich die Freude haben, Euch zu ſehen! — — —

Ich habe ſeitdem Eure Briefe erhalten. Huber's ſeiner macht mir viel Freude, ich hoffe, was Wenner gerettet hat, aus ſeinen Händen zu empfangen. Seine politiſchen Nachrichten wünſchte ich beſſer benutzen zu können, wie es hier möglich iſt. Doch von dem Allen wird ein Langes und Breites geplaudert werden. Die Zeit wird nur nicht zu Allem hinreichen, was wir einander zu ſagen und zu fragen haben. Ueber wie viele Dinge müſſen wir uns verſtändigen, was in Briefen ſo unthunlich war. Alle Ausſichten in die Zukunft ſind noch trüb und unentſchieden, aber Alles braucht ja nicht anders zu ſeyn. Laß uns mit einander geredet haben, nachher wiſſen wir, was wir zu thun haben und woran wir ſind. Ich beſcheide mich, daß man nicht ungeſtraft glücklich ſeyn und auch nicht mit einer Aufopferung Alles erkaufen kann. Ich bin einmal vom Stapel gelaufen und muß nun ſchwimmen, bis ich in den Hafen komme oder untergehe. Das Betrübte iſt Mangel und daher Unmöglichkeit zu wirken; um meines Schickſals Herr zu werden, thue ich gewiß Alles. Ich habe ſchon geſagt, daß ich mich nicht nach andrer Menſchen Meinung und Vorurtheilen beurtheile, die Erläuterung davon gehört zu unſern Unterredungen, denn mir däucht, wir haben von unſrer Zeit und unſern Zeitgenoſſen verſchiedne Begriffe, ſo wie von dem, was der Weiſe und Redliche zu thun hat, um vor ſich ſelbſt gerechtfertigt zu bleiben. Wenn ers da iſt, ſo braucht er nicht zu ſorgen, ob er es vor der Welt ſey, die im Grunde ſo viel weniger fordert. Es iſt die Rede von Sachen und Wirklichkeiten, nicht von Ideen und Möglichkeiten. Doch mündlich — ja mündlich mehr davon.

Auf „die Abenteuer in Neuholland“ *) bin ich ſehr neugierig. Bei Deiner Phantaſie kann ich viel Anziehendes erwarten, und nachbeten wirſt Du niemand. Meine Arbeit mißfällt mir täglich mehr, ich habe keine Seele, mit der ich darüber Rath pflegen könnte, und ſo wird es kahl, platt, weitſchweifig — kurz ich kann es nicht leiden. Aber es muß einmal beendigt werden. Ich bin gewiß, daß ich hundert überflüſſige Dinge ſage und tauſend nothwendige vergeſſe. Aber iſt es nicht toll, in Arras die Geſchichte von allen den Lappalien in Mainz des vorigen Jahres zu ſchreiben? Alles, was den K. angeht, entgeht mir, weil ich nie eine Anekdote behalten konnte — die Seele der heutigen Geſchichte. Mein Zweck wird daher nur unvollkommen erreicht werden, ich ſehe es voraus. Wer kann mich verſtehen und wem kann ich mich verſtändlich machen? das iſt die Frage. Mein Gemüth hat eine ganz andere Beſchäftigung. Mein Geiſt iſt ſtumpf, meine Einbildungskraft todt, meine ganze Lebenskraft träge und zwecklos. — Nun, es mag ſeyn, wie es ſey! — Ich bin mit der Errichtung des Klubs und B.'s rothem Buche beſchäftigt **); bis ich zu Euch komme, muß das eigentlich

---

*) Der erſte kleine Roman, den Thereſe Huber — unter Huber's Namen — drucken ließ.

**) Eine eben ſo läppiſche als feindſelige Erfindung eines bei der mainzer Revolution geſchäftigen beſchränkten Menſchen, der ein rothes und ein ſchwarz eingebundenes Buch auf dem Rathhaus auslegen ließ, wo ſich denn die Freiheitsfreunde ins rothe, die Tyrannenknechte ins ſchwarze einſchreiben ſollten. Es iſt uns nicht bekannt, ob dieſer ſaubere Einfall Folgen hatte.

Apologetiſche meines Aufſatzes, das jetzt das Nächſte iſt, fertig ſeyn. Ein großes Unglück dabei iſt, daß mein Enthuſiasmus de sa belle mort geſtorben iſt, und dies thut einer ſolchen Arbeit unendlichen Abbruch. Ich ſchreibe, was ich nicht mehr glaube.

Grüße Huber'n herzlich. Ich antworte ihm nicht, wir verſtehen uns ja — wie wir uns verſtehen können — und klären uns vielleicht noch über Manches auf.

No. CCCCXLV.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 24. October 1793.

Ich habe Dein Briefchen vom 17ten, mein liebes Kind. Endlich ſcheints, daß ich Sonnabend den 26. Nachmittags hier fortkommen kann. So lange hats gehalten, ehe ich meinen Paß erneuert bekommen, und was noch ſchlimmer war, das Geld zur Reiſe auftreiben konnte. Die Entfernung bis Pontarlier iſt 60 Poſten, alſo werd' ich dort erſt den 30. ankommen, zumal da ich mich in Beſançon aufhalten muß, um Battandier zu ſprechen. Sobald ich angekommen bin, ſchreibe ich Dir.

Von mir wirſt Du ſchon von hier einen Brief erhalten haben. Er war ſehr kurz, ich war ſehr in Eile und bins noch, denn die Tage gehen hier hin, wie gar nichts. Man kann nur des Morgens früh Leute antrefſen, Abends geht Jeder ins Schauſpiel, in Geſellſchaft, oder treibt ſeine eigene Angelegenheit.

Ich habe Haupt's Sohn hier geſehen. Für den Vater weiß ich in der That gar keinen Rath. Hier iſt es dem geſchickteſten Fremden jetzt unmöglich, angeſtellt zu werden. Die unaufhörlichen Verräthereien haben das Mißtrauen aufs höchſte geſpannt. An Entſchädigungen wird, jetzt wenigſtens, noch gar nicht gedacht, und ich zweifle ſehr, ob es je dazu kommt. Für Cabinetsgeheimniſſe giebt man vollends keinen Schuß Pulver, denn Kanonen ſind die einzige Diplomatik, die man jetzt gegen die Treuloſigkeit von ganz Europa brauchen kann — und der künftige Feldzug wirds lehren, daß ſie die beſte iſt. Die Verrätherei im Elſaß wird ihnen nichts helfen; es iſt ein Unglück für ſie, daß ſie noch am Schluſſe der Campagne dieſen Vortheil hatten; denn nun iſt gar keine Ausgleichung mehr möglich. Die Grenzenloſigkeit unſerer Kräfte wird die Coalition jetzt erſt in ihrem vollen Maße empfinden. Mag es denn brennen und verbrennen, weil ſie nichts haben retten wollen! Künftiges Jahr gehen mehrere Nationen zu Grunde; ich wollte ſagen, mehrere Staatsgebäude ſtürzen ein, denn die Völker werden ſich ſchon retten.

Wir haben die Vendee nun ausgerottet, und ſo werden wir ausrotten, was ſich uns widerſetzt. Es iſt eher an keine Ausgleichung zu denken, als bis man bittend zu uns kommt. Die Lava der Revolution fließt majeſtätiſch und ſchont nichts mehr. Wer vermag ſie abzugraben? Ich ſehne mich herzlich nach Euch; meine Kinder zu umarmen, iſt die einzige Kühlung für den Brand, der mich verzehrt. Noch einmal und dann! — Die Vorſehung hat das Heft und wir ſchwimmen mit dem Strome. Führt uns die Woge wieder zuſammen, landet ſie uns einſt auf demſelben Ufer; wohl uns! Denn wer iſt ſo reich wie wir, um auch in der Wüſte keines fremden Arms zu bedürfen! Solls nicht ſeyn? So ſeyd Ihr gerettet und ich rudere fort, bis die Kräfte fehlen. Küſſe meine Lieblinge. Grüße Huber'n herzlich. Ich bin treu und innig Dein Freund.

Sollte noch unverhofft etwas geſchehen, das mich länger als Sonnabend aufhielte, ſo ſchreibe ich Dirs. Habt nur noch Geduld, ein paar Tage mehr oder weniger.

N** iſt mit Frau und Kind aus Straßburg hier angekommen. Er fürchtet ſich auf alle Art. Ich glaube, daß es keine Gefahr mit dem Platze hat. Allein wer kann den Menſchen Eigenſchaften geben, wozu ſie den Keim nicht mit auf die Welt brachten?

No. CCCCXLVI.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Pontarlier den 6. November 1793.

Ich muß doch meinen Freunden einige Worte ſagen, weil heute Poſttag iſt. Huber'n ſchicke ich hier wieder

Manuſcript und heute werde ich wohl weiter arbeiten, wenn ich bei Laune bleibe. Ich danke dem Himmel, daß ich es ausgeführt habe, zu Euch zu kommen; die 8 Tage haben mich auf lange Zeit geſtärkt und vielleicht auf immer mir das rechte Gleichgewicht wieder gegeben. Mir iſt zu Muthe wie dem Erdenſohn Antäus, der neue Kräfte bekam, wenn er ſeine Mutter Erde anrührte. Mein Muth auszuharren iſt feſter, entſchiedner; die Reſignation, wenn ich es ſo nennen ſoll, in Alles, was nun geſchehen mag, hat nun keinen Kampf mehr. Was dahinten iſt, ſeh ich auch mit dem Rücken an und nun nur vorwärts, vorwärts. Wir könnten noch ein zwanzig, dreißig Jahre vergnügt ſeyn und bei und neben einander leben. Immer iſt das in einer ſo kurzen Friſt, wie menſchliches Leben, unſchätzbar und warum alſo den ſichern Gewinn nicht nehmen? Verhungern können wir nicht, am wenigſten wenn wir beiſammen ſind und uns auf bloß Nothwendiges einſchränken; iſt **uns** das, und zumal nach Allem, was wir erfahren haben, was wir ſahen und hörten, was um uns wird und geſchieht, noch ein Leiden zu nennen? Ich kann rechnen, daß ich immer 6000 Livres Einnahme habe. Könnte ich für H. nur 4000 ausfindig machen, ſo lebten wir, ich ſtehe dafür, ganz ordentlich in Paris mit 10,000. Ei, es muß gehen. Alſo — (Dein geſtriger Brief iſt mittlerweile angekommen) nur getroſt nach Zürch, wenn Ihr in Neuſchatel nicht bleiben könnt, und dort abgewartet, was die Zeit für Roſen bringen wird.

Ich ſchreibe noch an meinen Umriſſen, aber was Du und H. von der frankfurter Zeitung ſchreibt, iſt doch faſt zu ſtark. Für Menſchen, die es dulden, daß man ihnen ſolche Verleumdungen vorbringt, kann man gar nicht mehr ſchreiben. Hopfen und Malz iſt verloren. Oder iſt es nicht — und ich glaube es iſt — ein Zeichen vor dem jüngſten Gericht, das dieſes Volk erwartet; denn ſolche Verblendung und Erbitterung heiſcht heroiſche Arznei.

Zürich iſt wegen des einzigen Punkts deutſcher Literatur leidlicher als ein anderer Ort in der Schweiz. Sonſt in Abſicht auf Kleinlichkeit, Vorurtheil, Engbrüſtigkeit mag es einerlei ſeyn. Erkundigt Euch doch zuvor und fallt nicht aus den Wolken hin.

Ich bin ruhig über Dich, mein Kind. Bei uns und mit uns haſt Du nichts zu fürchten, und ſiehſt Du die Revolution nur für das an, was einſt zum Beſſern Veranlaſſung und Vorbereitung geweſen ſeyn wird, ſo wird Dich auch nicht irren, was ſie Gräuliches hat. Die Sache zwiſchen den beiden Parteien, Frankreich nämlich und Deutſchland, iſt doch nun klar dahin gediehen, daß man bei uns die Vernunft auf den Thron ſetzen, und bei Euch hinunterwerfen will. Bei Euch tritt man ſie mit Füßen, und bei uns wird ſie geehrt, ſobald ſie erkannt wird. Oft freilich verkennt man ſie und die Leidenſchaft ſiegt, aber ſie kann doch nicht mehr anders als unter der Maske ſelbſt der Vernunft ſiegen. Sähe ich jenſeits erhabene Tugend, ſo würde ich ſagen:

nun, es kann auch noch in Deutſchland zum Aushalten ſeyn, aber ſo iſt es ja nur die jämmerlichſte politiſche Schinderei; der Ehrgeiz und die Gewinnſucht leibhaftig. — Nein, unſere Sache ſiegt, oder wo nicht, iſt es ſchön mit ihr zu fallen.

Lebe wohl, meine Freundin! Ich werde Donnerstag, denke ich, vielleicht Mittwoch ſchon aufpacken und nach Paris zurückreiſen, ohne hier oder in Beſançon länger zu verweilen. Mittwoch Morgens erhalt' ich hier noch einmal Briefe von Euch, darnach ſchickt ſie nach Paris. Ich denke, wir ſchreiben uns, ſo lange Ihr in der Schweiz bleibt, wöchentlich Einmal, außerordentliche Fälle abgerechnet.

Le Cr. Michaud, Directeur des Postes hier in Pontarlier, hat mir viel Freundſchaft erwieſen. Ich kann durch ihn Briefe, die ich nicht gern erbrochen ſähe, beſtellen und von Euch erhalten; unter ſeinem Couvert heißt das. Z. B. wenn ich gewiſſe Kupferſtiche für H. auftreiben kann, werde ich mich dieſes Mittels bedienen.

Umarme meine ſüßen Kinder. Ich habe den Courier heute wohl beguckt, der ſie geſtern geſehen hat. Lebe wohl.

No. CCCCXLVII.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Pontarlier den 9. November. 1793.

Ich bilde mir immer ein, daß wir tauſend Dinge abzuſprechen vergeſſen haben und es iſt nichts als Einbildung, weil man wirklich mit ſeinen Freunden nie ausgeſprochen hat und ſie unaufhörlich vermißt. Eins indeſſen hab' ich wirklich vergeſſen. Es iſt nämlich der Billigkeit gemäß, daß man Euch hier für meinen Verluſt, der für ein der Nation und dem Republikanismus gebrachtes Opfer zu groß iſt, entſchädigt. Ob es geſchieht, iſt eine andere Frage. Aber daß man es verſuchen müſſe, iſt wenigſtens klug und pflichtmäßig gegen uns Alle gehandelt. Ich wünſche daher einen ungefähr nach dem Gedächtniß detaillirten Inbegriff alles deſſen, was ich in Mainz beſaß, dem Nationalconvent vorlegen, um nach demſelben meine Entſchädigung fordern zu können. Du, liebe Thereſe, könnteſt, glaub' ich, dies am beſten, nicht nur angeben, ſondern auch taxiren. Ich hoffe wenig, ich hoffe nichts, aber ich will nichts verſäumt, keine Gleichgültigkeit um meiner Kinder willen mir vorzuwerfen haben, und auch um unſertwillen; denn wozu leben wir, wenn es nicht die Hoffnung iſt, daß wir uns einſt wieder leben? Mir wenigſtens iſt das ſo.

H. muß mir, wenn er kann, noch mit etwas aushelfen. Wir redeten von einer Schrift, von den Vorurtheilen, die in Deutſchland über öffentliche Angelegenheiten herrſchen, und dabei kam eine ſehr frappante Idee vor, die gerade die Abgeſchmacktheit und Widerſinnigkeit der Leute recht ins hellſte Licht und ſie ſelbſt mit ſich in Widerſpruch ſetzte; die hab' ich in Tod vergeſſen und ſeit drei, vier Stunden laufe, geh und, ſteh ich in der Stube halb verrückt, um mich ihrer zu erinnern. Alles umſonſt. Ich werde noch müſſen jedes Wort, das mir einfällt, aufſchreiben. Es iſt nicht das erſte und nicht das hundertſte Mal, daß ich bemerke, allein leben, iſt durchaus der Art von Compoſition, an die ich gewöhnt bin, nicht günſtig. Wenn ſich H. der Idee erinnern könnte, wäre mirs unendlich lieb; denn ſie ſchien mir ſo fruchtbar und ich ſagt' es ihm. Etwas leichter als Pharaos Träume zu errathen, iſt's denn doch. Es war etwas, das nur geſagt werden durfte, um ſo klar einzuleuchten, und dabei hätte es in Beziehung auf meine eigene politiſche Laufbahn ſo viel Rechtfertigendes. O, es muß uns noch wieder einfallen. — Ueberhaupt könnte mir H. alle Ideen an die Hand geben, die er wünſchte, in dieſer Schrift berührt, benutzt oder ausgeführt zu ſehen, weil ſie zur Sache dienlich wären und er ſelbſt ſie nicht brauchen könnte. Ein Blatt iſt bald zurecht gelegt, wo man dergleichen gleich aufſchriebe, ſobald etwas nur vorkäme, Dir oder ihm einfiele, oder in Converſation mit Andern als ein Funke herausgeſchlagen würde. Thut es doch, es frommt uns Allen.

Die Zeitungen haben nichts Neues mitgebracht, von den Armeen insbeſondere lieſt man kein Wort. Aber der unglückliche Lux iſt, nach ſeinem Wunſche, ein Freiheitsmärtyrer auf der Guillotine geworden. Dieſe Nachricht hat mir heut (Sonntag d. 10.) den ganzen Tag verdorben. Dazu kommt erſt das ganz unbeſchreiblich ſchlechte Wetter, wobei ich in meiner gänzlichen Einſamkeit und Abgeſchiedenheit ſo abgeſpannt bin, daß ich meine Zuflucht zu Candide genommen habe, um nicht ganz in einen engliſchen ſplenetiſchen Mißmuth zu verſinken.

Euren Mallet habe ich ſchon zweimal durchgeleſen. Welch ein lehrreiches Werkchen für unſere Zeit! Ich möchte meine Bemerkungen darüber für die Friedenspräliminarien aufſetzen. Das Schimpfen und Läſtern abgerechnet, wie umfaſſend und treffend iſt der Blick dieſes Menſchen. Man freut ſich wahrlich, auch ein verwandtes Weſen eines ſolchen Weſens zu ſeyn, man freut ſich, daß des Menſchen Geiſt ſo über die Triebfedern des Schickſals aburtheilen kann. Es bleibt nur noch übrig, das Gegenſtück dazu zu ſchreiben und alsdann das Menſchengeſchlecht dem Teufel zu übergeben, bis auf das halbe oder ganze Dutzend Köpfe, die über ſeine Schickſale erhaben zu ſeyn ſcheinen und ſie mit einem reinen, unbefangenen, ruhigen und durchdringenden Blick überſehen. — Ich weiß nicht, welche untröſtliche Anſicht das Ganze der menſchlichen Angelegenheiten durch dieſe Zuſammenſtellungen und durch Alles, was ſeitdem geſchehen iſt, gewinnt. Man bedarf aller Philoſophie, aller Standhaftigkeit, um hier nicht ſeine Hand abzuziehen und der Vorſehung das fernere Geſchäft mit Ueberdruß zu überlaſſen. Aber es iſt doch eine ſo wunderreiche Anlage im Menſchen, daß ich ihn noch nicht für das Kind des Zufalls halten und die Begriffe Tugend und Wahrheit nicht für Hirngeſpinnſte anſehen kann. Iſt aber etwas Reelles an dieſen Begriffen, ſo iſts auch nicht verlorne Mühe, für ihr Reich zu kämpfen, und darum willkommen, Revolution, mit allen deinen Uebeln und Greueln! — Die Emigrirtenbriefe der Fr. v. Charriere habe ich mit Vergnügen geleſen. Ihr könnt nur ſagen, wenn wir beide die Sache auszumachen hätten, dürfte der Friede ſelbſt bald zu Stande kommen; denn freilich ſey das Bekenntniß, daß jeder etwas nachgeben müſſe, der erſte Schritt dazu, oder vielmehr der zweite, denn der erſte iſt das Anerkenntniß, daß man in jeder Partei ein rechtſchaffener Mann ſeyn könne. Von dieſer Art Billigkeit fände ich in ihren Briefen das Beiſpiel und das ſey es, was mich gefreut habe. — Ich weiß indeſſen nicht, was eigentlich dieſe Briefe ſollen, denn das eigentlich Politiſche iſt zu unbedeutend darin, um Hauptzweck zu ſeyn, und die Intrigue iſt nur eben angelegt, nicht ausgeſponnen, folglich als Roman iſts wieder nichts. Endlich Charakterzeichnung, wovon zwar Einiges vorkommt, iſt auch nicht Hauptzweck. Vermuthlich hat es von Allem Etwas ſeyn ſollen, und iſt darum als Ganzes Nichts geworden.

No. CCCCXLVIII.

Forſter an Huber in Neufchatel.

Pontarlier den 11. Novbr. 1793.

Ihre dieſen Morgen angekommenen Briefe haben mich dieſen Regentag beſchäftigt. — Herr Gott, welch ein Wetter ſeit meiner Rückkehr! Es iſt faſt unmöglich das Geringſte zu arbeiten, noch aus dem Hauſe zu gehen. Ich wundere mich nicht über alle die Schwierigkeiten, die Sie bei unſerm Geſchäft treffen; wir müſſen ihnen begegnen und abwarten. Es iſt jetzt ſo ſehr unſer aller Regel, von einem Tag zum andern zu leben, daß ich wenigſtens Alles, was einem beſtimmten Plan ähnlich ſieht, nicht begreifen kann. Die Nothwendigkeit der Umſtände, die ſo ſehr in die großen Weltbegebenheiten verwebt ſind (lächerlich genug, daß ein ſo unendlich kleines wie das Schickſal von ein paar ganz unbedeutenden Privatperſonen davon abhängen muß), wird uns Geſetz, dem wir uns nicht entziehen, gegen das wir nicht anſtreben können. Wir rechnen ja auf die glücklichen Würfe, ſollten wir nicht auch auf das rechnen, was uns widrig ſeyn kann? Wenn wir die As bekommen, wollen wir unſrer Beſorgniß lachen; bleiben ſie aus, ſo müſſen wir uns noch übrig bleiben.

Ich finde Herder's Briefe (über die Humanität) viel reichhaltiger, als ich es vermuthete. Freilich leiert und lavirt er, aber doch auf eine Art, die ſeiner nicht unwürdig, die in ſeiner Manier iſt. Er giebt doch mit ſeinen Excerpten zu denken. In der Flora*) finde ich Unterhaltung. Manchmal wünſche ich, ich lebte in Ulm oder irgend einem andern Winkel von Schwaben und ſchriebe für Deutſchland, was es jetzt ertragen und faſſen kann. Herr G***. iſt nicht ganz ſo erbaulich, wie ich erwartet hatte; wie abſichtlich verengt der arme Mann ſeinen Geſichtskreis, um ſeine Arbeit Sr. K. Pr. Majeſtät zueignen zu können! Mit ſolchen Gründen und auf dieſe Art getraue ich mir das Papſtthum, den Islamismus und der hohen Pforte Regierungsform auch zu vertheidigen. Denkt der Mann, was ihn heute empfiehlt, werde ihm in zehn Jahren Ehre machen und in zwanzig? O der blinde Menſch! Die Franken am Rheinſtrom zeugen doch auch von dem Despotismus in Deutſchland, dem ſich der Denker bequemen muß. In einer andern Lage hätte dieſer Menſch anders geſchrieben. Lafontaine's dritten Band **) und den Ritter A bis Z ***) hebe ich mir für Paris auf.

Wir haben im Norden und Flandern zurückgemußt, im Elſaß ſcheinen wir Kräfte zu ſammeln, im Weſten ſind dreizehntauſend Rebellen nach Laval geflüchtet und dort haben ſie unſere Armee zurückgeſchlagen, weil die pariſer Muscadins die mainziſche Garniſon im Stiche gelaſſen haben. Ueberhaupt taugen die pariſer Soldaten nichts. Doch die Folgerung aus dieſen Widerwärtigkeiten will gar nichts ſagen. Man ſpricht von neuen Gährungen in Paris, und Orleans werde entweder geköpft oder Protector werden. Das Letzte halte ich noch für ſehr unwahrſcheinlich. Sollte es geſchehn, ſo mag ſich die Coalition nur verkriechen. Hinter dieſem König Klotz (S. Lafontaine's Fabel) würde ſich eine furchtbar energiſche Regierung bilden. — Wir werden ſehen.

---

*) Eine damals bei Cotta in Tübingen herauskommende Monatſchrift.

) Seiner kleinen Erzählungen. — *) Von Hippel.

Ich bin entſchloſſen alle meine Kräfte aufzubieten, um mich zu halten. Aber alle ſind auch nöthig, denn die Umſchläge ſind zu gewaltſam, zu verſchieden von Allem, was ich und alle Billigdenkende hofften, entfernt, als daß ich an der Gegenwart Freude haben könnte. Alſo die Zukunft? Nun ja! was ich für mich ſelbſt an ſie zu fordern haben mag, iſt wenig genug, wenn nur die Früchte reifen, für welche ich ſo uneigennützig meine Pflege geſpendet habe. Es iſt mir beruhigend, daß Sie geſehen haben, wie ich bin und wie ich froh' zu ſeyn vermag; das Andere wolle die Gerechtigkeit des Himmels lenken! —

Wenn ichs wieder überlege, daß alle dieſe Quälerei nur zehn Jahre gilt, ſo ſpotte ich des menſchlichen Lebens, ſeiner Thorheit und ſeines Elends. Alle Moralität ſcheint mir eine Poſſe und eine abgeſchmackte Erfindung, womit wir uns unter einander zum Beſten haben. Aufwand menſchlicher Kräfte vermag nichts im Schickſal des ganzen Geſchlechts, nichts im Schickſal eines Einzigen zu ändern. Alles wird unaufhaltſam fortgeriſſen zu leiden und leiden zu machen, bis die Federkraft abgenutzt oder zerſprengt iſt. Ich ärgere mich über nichts mehr; die frankfurter Zeitung iſt mir ſo gleichgültig wie die Gazette nationale, und Lüge gegen Lüge ſehe ich nicht, wo der Vorzug liegt. Wenn ich täglich frühſtücke, zu Mittag eſſe, Thee trinke, zu Bette gehe und auf hunderterlei Weiſe meine Abhängigkeit von der Natur anerkennen muß, erſchrecke ich vor mir ſelbſt, wenn ich das Wort Tugend oder Sittlichkeit ausſpreche. Alles dies iſt ſo gefährlich nicht, wie es ſcheint; aber es führt auf einen hohen Geſichtspunkt, aus welchem die Vorurtheile und die geſchwätzigen Moralprediger unſers Zeitalters mir ſo unbeſchreiblich klein und verächtlich werden.

Es ſtürmt, als wenn das jüngſte Gericht noch einmal eine Sündfluth herbeiführte. Seit drei Tagen regnets nicht, es gießt. Kann auch etwas von meinen Betrachtungen auf Rechnung dieſes Aufruhrs der Natur kommen?

No. CCCCXLIX.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Pontarlier den 13. November 1793.

Wie man will, liebe Freundin, froh und trübſinnig, kann ich in jedem Augenblick ſeyn, wie man eine Hand umdreht. Das Wetter iſt freilich hier ſo arg, vielleicht ärger als dort; ich denke mir immer, nach meinem alchymiſtiſchen kreuzeriſchen Sauerteig, den Teufel unter den beiden leidenden Elementen, Waſſer und Erde, daher habe ich eine ſo entſchiedene Abneigung vor Regen und Straßenkoth. Diesmal kommt es mir vor, als hätte der Himmel, der, ſcheint es, vor dem Leidigen nicht ganz ſicher iſt, eine ſtarke Doſis teufelabtreibender Medicin genommen, der dann in Geſtalt dieſes hölliſchen Regens abgegangen iſt.

Meine neuen Landsleute mögen jetzt ihre Sachen nicht zum Beſten machen; kann ich was dazu? Nun ſo ſoll es mich auch nicht härmen. Ich habe ohnedies genug auf dem Herzen, wenn ich Audienz geben wollte; aber das geſchieht nur des Morgens im Bett, wenn ich nicht mehr ſchlafen kann und doch Niemand erſcheint um ein Feuer anzumachen. Da brennt denn das andere lichterloh.

Laß Dich nicht beunruhigen durch keifende Recenſenten. Ich fühle mich unverwundbar und muß Leute verachten, die, bloß einer Stimmung ihrer Zeit zu Liebe, das tadeln und herabſetzen, was ich ohne alle Rückſicht auf Zeit und Umſtände bloß aus meinem Sinn und Verſtand abſchrieb. — Die Leute machen es ſchlimm genug, um ihnen und ihrer Literatur das Schlimmſte zu wünſchen. Ich indeſſen wäre noch für Galgenfriſt und Gnade. Aber ich vermuthe, ich werde im Weltgericht überſtimmt und es ergeht Guillotine über die jenaiſche Zeitung und über die hanöveriſchen Kammerſekretaire, wenn ihre Seelen nicht zuvor aus Schrecken durch die Hinterthür entfliehen.

Der Freund Rippolt oder wie er heißt, mit ſeinem Kreuz- und Queer-Ritter macht mir Spaß. Es iſt eine ganz eigenthümliche deutſche Manier, die etwas Gelenkiges in ihrer Steifheit und Trockenheit hat. Gott verſteht,mich und Du auch, wie ich glaube. — Ich habe Euch Allen in M. lange genug gepredigt, daß es gegen das deutſche gelehrte Unweſen geſchrieben werde und von uns recenſirt werden müßte, aber damals ward aus allen meinen Planen nichts, und ich predigte tauben Ohren. Jetzt iſt es zu ſpät. Jetzt liegt die Axt am Baum, und morgen kommen wir und werfen den ganzen Plunder in das hölliſche Feuer, wo Heulen und Zähnklappen ſeyn wird.

Aus der Kleinen postscriptum konnte ich lange nicht klug werden. Ich glaubte anfänglich, Du wollteſt mir durch ſie ein Unglück ankündigen laſſen. Wir haben die Lieſe verloren, las ich, nur begriff ich nicht, wie der Verluſt dadurch wieder erſetzt worden wäre, daß Leute gekommen wären und ein Stück Holz in das Loch geſteckt hätten. Und nun begriff ich wohl, daß Lieſe eine Linſe geweſen war. Küſſe die Glücklichen. Lebe wohl. Ich bin in gar guter Laune, bis ſich das Wetter wieder ändert.

No. CCCCL.

Forſter an Huber in Neufchatel.

Pontarlier den 15. Novbr. 1793.

Schreiben Sie doch Voß (den Buchhändler), daß er Ihnen die Abſchrift meines franzöſiſchen Briefes an Johannes von Müller vom vorigen November 1792, die ich ihm geſchickt habe, zuſtellen möge. Es iſt nothwendig, daß in meiner Schrift dieſer Brief gedruckt werde. Sagen Sie ihm, er könne von der Abſchrift eine Abſchrift ſchicken, wenn es ihm daran liegt die Abſchrift, die er von meiner eignen Hand hat, zu behalten.

Eben erhalte ich Ihren letzten Brief. Haben Sie Dank für alles Mitgetheilte. Ob es die Idee iſt, die verloren war, iſt mir nicht klar; aber gut iſt ſie wenigſtens. Was mich am meiſten beſchäftigt, ſind, wie Sie leicht denken können, unſre eignen Angelegenheiten. Ich bleibe dabei, daß Sie ſich die Möglichkeit, nach Frankreich zu kommen, nicht abſchneiden müſſen. Könnte ich nur Mittel erſinnen, die uns Alle auf einige Jahre hier leben zu können ſicherten, ſo wäre mir vor der Zukunft nicht bange. Uebrigens ſcheint mich, und ich weiß nicht, ob nicht uns Alle, das Schickſal lehren zu wollen, auf nichts als eigne Kräfte und Ereigniſſe des Augenblicks zu rechnen, und ſo wäre dann, was Sie zurücklaſſen müßten, in der Wagſchale ſo viel als nichts. Doch laſſen Sie uns Alles ſehr ruhig und kaltblütig überlegen. Was mich hierher zieht, iſt das Intereſſe des Herzens, welches uns Einer in des Andern Nähe froher macht, ſodann das Intereſſe der Vernunft, die an Allem, was hier vorgeht, einen ſo lebhaften Antheil nimmt. Ueber den erſten Punkt glaube ich nach Allem, was ich von mir kenne, ſicher zu ſeyn, daß uns der Schritt, der uns einander näher brächte, nie gereuen würde. Sobald er das nicht thut, iſt ſein Gewinn unzweifelhaft und der Vernunft gemäß. Was aber die Anſicht der öffentlichen Angelegenheiten betrifft, ſo wäre darüber noch ſehr ernſthaft zu Rathe zu gehen. Können wir dem, was im Ganzen durch die Revolution, bald ſichtbarlich, bald aber auch noch nicht kenntlich für die Bildung der Menſchheit Gutes gewirkt wird, unſer individuelles und ſpecielles Gefühl in alle Wege unterwerfen? Können wir uns Stärke genug zutraun, um außer dem Bande, welches uns vereint, jederzeit den kosmopolitiſchen Geſichtspunkt beizubehalten und nie über die Wendung, die der incalculable Revolutionsſtrom nimmt, nie über das Liebliche, Schöne, Werthe, was er wegſchwemmen kann, jenen höhern Zweck, den wir doch oft nur im Glauben, nicht im Schauen verehren müſſen, aus den Augen zu laſſen, ſondern zu unſrer Faſſung und Beruhigung feſt zu halten? Es giebt ſo viel Schauderhaftes, das, wenn es in Paris dem Auge näher rückte, doch anders ausſehen und anders wirken müßte, als in einer Zeitungsnachricht. Sie begreifen wohl, daß ich hier von dem weiblichen Gefühl rede. Männer können und müſſen ſich immer orientiren, und das um ſo viel leichter, je länger ſie Zeit gehabt haben, ſich auf den Geiſt dieſer Epoche vorzubereiten. Aber die weibliche Reizbarkeit, Empfindung und Phantaſie, wird ſie immer das Gleichgewicht behalten bei den Auftritten, die noch bevorſtehen können? Ich ſehe, daß ein heftiger Krampf in der Staatsmaſchine uns noch bevorſteht, daß Freiheit, ſo wie ſie ſchon jetzt während der Revolutionsregierung nicht möglich iſt, bei einem Protectorat wenigſtens auf eine Zeitlang verſchwinden und nur in den Herzen der Menſchen ihre Freiſtätte behalten könnte, vielleicht gar nicht zum Nachtheil der allgemeinen Ausbildung unſers Welttheils, aber doch zum Verdruß und Leiden der Jetztlebenden. Ferner kann ſo viel Willkür verübt werden, die Herrſchaft der Leidenſchaften kann auf einen noch nicht vorhergeſehnen Punkt ſteigen, das Maß der Ungerechtigkeit und Grauſamkeit überfließen. Auf Alles das müſſen wir gefaßt ſeyn, und ich kann Sie nicht tadeln, wenn Ihnen das Wagſtück für ein Weib unverantwortlich ſcheint. Endlich — die Zeit bringt es mit ſich, daß wir jedem Genuß, der nicht in uns ſelbſt liegt, gänzlich entſagen müſſen. Hiermit fällt nun aber auch, in manchen Fällen, die feinere Nahrung des Geiſtes weg, die ſo innig mit den zarten Complicationen des geſellſchaftlichen Lebens und dem Genuß des Seltenern, des Auserleſenern, des Köſtlichern verwebt iſt. Es wird ein weit einfacheres, alſo auch einförmigeres Leben. Ich lege freilich wenig Gewicht auf dieſen Einwurf, denn die Art, wie wir ein complicirteres Leben benutzt haben, denn dafür konnte unſer Leben in Mainz, beſonders in literariſcher und intellectueller Rückſicht gelten, bürgt mir dafür, daß wir Ideenreichthum genug haben, um von unſerm Vorrath zu zehren und den Genuß, der ihn mehren könnte, ohne großes Bedauern zu entbehren. Im Grunde kommts doch immer nur darauf an, worein man eigentlich den Zweck des Lebens ſetzt. Ich überzeuge mich immer mehr, daß Wirken nur der geringſte Theil deſſelben iſt, die Hauptſache aber in Wahrnehmen und Aufnehmen beſteht, oder, mit andern Worten, im intellektuellen Genuß, indem wir die Welt, die außer uns iſt, durch Erfahrung, Ideenverbindung und Abſtraction in uns bringen. Das Weſentlichſte unſers Wirkens iſt immer nur die Freude, die wir an einander haben können, und folglich der Familien- und Freundeskreis. Das Wirken im größern Umfang muß ſeine Stelle finden, allein es iſt in ſeinen Folgen und ſeinem Ertrag von Genuß weit mißlicher. Doch genug von meiner geiſtigen Hausapotheke. — —

Die Größe der Zeit iſt Rieſengröße, wie Sie bemerken; aber eben darum fordert ſie die ungewöhnlichſten Opfer. Ich glaube endlich, daß ich Alles opfern kann, was ſie nur fordert, wenn meine Humanität dabei gerettet wird. Meine Kartoffeln ſelbſt ſchälen und kochen? — Was kann man nicht Alles, wenn man es nur will? Nur zur Milderung dieſer ſpartaniſchen rauhen Schale gehört die Labung des Geiſtes in den ſüßen Gefühlen der Mittheilung. Sehen Sie nicht, daß die Ohnehoſenſchaft wirklich herrſchend im Geiſte der Menſchen werden muß? Die Verachtung des Geldes, des Reichthums, der Habe iſt nicht mehr Neid, nicht mehr Heuchelei, der Reiche ſelbſt iſt davon angeſteckt, der Reichthum, den er nicht mehr genießen kann, iſt faſt wie gar keiner, ſein Werth iſt hin. Luxus und Aufwand ehren ihren Mann nicht mehr, ſie entehren ihn. „Nun denn, wenn es ſo iſt, zum Teufel mit dem Gelde!" muß jeder Reiche ſagen, der noch ein bischen vernünftig iſt. Ich muß eſſen, wohnen, mich kleiden wie ein Sansculotte, was darüber iſt, iſt todt und unbrauchbar. Meinetwegen mögen ſie es hinnehmen, ja, ich will es hingeben; ſo habe ich Ehre und guten Namen davon, und das iſt ein Schild in dieſer Zeit, der mehr werth iſt, als die todten Batzen.

In dieſer Revolution im Denken liegt die Kraft der Republik. Keine Maßregel, welche die Reichen angreift, iſt jetzt ihres Erfolgs ungewiß. Wir werden es bald erleben, daß die Nation alles Reichthums in Frankreich Depoſitair ſeyn wird, und alsdann realiſirt ſich, freilich anders als man gewöhnlich verſteht, aber doch bis auf die Modification der Art und Weiſe, immer noch im eigentlichen Verſtande, die lacedämoniſche Republik und Familienſchaft in einem Haufen von vierzig Millionen. — Alles Grelle dieſer Erſcheinung wird durch den unverſiegbaren Lichtſtrom der Vernunft, der ſich überall mit herdurchdrängt, gemildert; überall wird für ſie geſorgt, und für die Phantaſie. — Dies Alles iſt ſo viel größer, nach einem ſo viel umfaſſendern Plan, nach einer ſo viel richtigeren Erforſchung des Menſchen, als es in Lykurgs Anlagen ſtattfand, und damals ſtattfinden konnte. Sein Gutes kommt verändert wieder, und das Mönchmäßige, Abſondernde kann nicht Platz finden.

Wir ſtehen da und wählen! Und wir mögen wollen oder nicht, wir müſſen Gutes und Schlimmes mit einander hinnehmen, wie auch die Wahl ausſchlage. — In Frankreich oder in Deutſchland — es hat überall ſein Mißliches; und manchmal kommt mir es vor, als wenn das Mißliche eben gar nicht in die Schale gelegt werden könnte. Nicht weil es an ſich auf beiden Seiten gleich, ſondern weil es hier und dort gar nicht zu berechnen iſt. Aber freilich iſt das ganze Leben immer nur eine Probabilitätenrechnung, die dabei ſo trüglich wie bei dem Lottoſpiel, und gleichwohl die einzige iſt, wenn man nun einmal rechnen zu müſſen glaubt. Das Andere: bloß ſeinem Herzen folgen, ohne zu rechnen, iſt eben ſo abſchreckend wegen der Größe des Wagſtücks. Wie ſchwer iſt der fatale Nachgedanke „hätten wir es damals anders gemacht!" — So bleibt denn nichts anders übrig, als nach beſtem Ermeſſen das Wahrſcheinlichſte, wenn es gleich in Revolutionszeiten oft heißen mag: das Unwahrſcheinlichſte iſt das Wahrſcheinlichſte, zu wählen. Das heißt am Rande des Unſinns tanzen — nicht wahr? Und dennoch iſt der Menſch frei! — meinen Sie?

Nun leben Sie wohl! Ich trotze dem Wetter und bin in meiner Klauſe zufrieden, einen Berg Papiere und

Zeitungen um mich her. Jene drei Tage fallen mir wohl von Stunde zu Stunde ein, — doch davon haben Sie ja meinen ganzen Brief zum Beweis. Ich denke manchmal ganz ruhig und freundlich meinen Genius flüſtern zu hören: „Wir werden uns wiederſehn!“

Den 20. Novbr.

Zürich billige ich, wenn Ihr einmal in Neuſchatel nicht bleiben könnt. Viel wird dabei nicht gewonnen ſeyn, allein beſſer als Deutſchland iſt es doch in jedem Fall. Dort würde man Euch tracaſſiren, und es wäre die Frage, ob Ihr jeder Gefahr entgingt, denn zu dem Charakter jener Menſchen gehört die Rachſucht, die es freut mich in dem, was Mir das Liebſte iſt, zu kränken. Du haſt es ſchon geſpürt. In Zürich wartet Ihr ab, was es giebt. Die Zeit allein kann uns jetzt aus dem Traume helfen und lehren, was zu thun ſey, indem ſie uns Mittel ſchafft. So bald geht Ihr aber doch nicht, ja der Winter muß erſt vorüber gehen, und dann ſprechen wir weiter.

Was Du von Huber's Journal ſagſt, mag wohl von einer Seite ſehr wahr ſeyn, aber ich fühle doch auch, daß die zu ſorgfältige Vermeidung jedes Anſtoßes in unſerm Herzen einen ſo entſchiedenen Widerſpruch findet, daß man es um des innern Friedens willen nicht zu weit führen muß. Ich wollte nur, daß es mehr einbrächte — und das würde es, wenn es mehr geleſen würde und wenn es mehr ein Allerweltsbüchel wäre.

Hier iſt wieder eine Nummer fertig geſchmiert. Noch immer ſind es keine Facta; ich nehme mir ſogar die Freiheit, über den Geſchmack daran zu ſpotten und durch Huber's Rippen dem lieben Publicum eins zu verſetzen. Doch nur Geduld, ich komme der Erfüllung meines Zwecks immer näher und folglich auf die Details. Die Wahrheit zu ſagen, ich wünſche in Paris zu ſeyn, um beſſer dazu ſammeln zu können.

Oelsner mag gut ſchreiben, aber er meint, die Republik wäre nun mit Briſſot und Vergniaud zu Grabe gegangen. Das iſt ſie nicht. Liebſter Himmel! wenn ſie nicht zehn Generationen ſolcher Kerle wie die jetzigen aushielt, ehe ſie zu Grunde ginge, möchte der Teufel Republikaner ſeyn. Aber ſo viel wird ſie nicht auszuſtehn haben, und ich hoffe, ich bin ein guter Prophet. Oelsners Geſichtspunkt iſt gerade deßwegen ſo eng, weil ihm die Menſchen ſo viel ſind. Das geſtattet nun einmal der jetzige Gang nicht, ſo traurig es für den Menſchenfreund iſt. Aber was iſt zu thun? Die Hände über den Kopf zuſammenſchlagen und ſchreien: es iſt Alles verloren! und denn doch, wie wenn die Frau geſtorben iſt, ſich vom Schreck erholen und wieder auf die Brautwerberei ausgehn? Da iſt es beſſer, gleich vom Anfang ſich ſo zu ſtellen, daß eine Hand voll Mücken mehr oder weniger in dem Schwarm nicht einmal entbehrt oder wahrgenommen werde. Ich weiß wohl, meine und ſeine Art ſind Beweiſe von der Verſchiedenheit unſers Alters. Wenn wir jung ſind, meinen wir immer:

entweder das, oder nichts — und werden wir älter und kriegen das nicht, was wir ſo eigenſinnig verlangten, ſo behelfen wir uns doch. Wenige ſind ſo voll von ihrer Idee, daß ſie wie Lux das Leben dafür laſſen. Wer das nicht kann, dem verzeihe ich ungern das Pinſeln.

Ich will Freitag morgen erſt weg, um noch einmal die Zeitung abzuwarten u. ſ. w.

CCCCLI.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 27. Novbr. 1793.

Ich bin erſt geſtern Abend ſpät angekommen, meine lieben Kinder, der Weg war zum Theil nicht der beſte, man mußte auf Pferde warten, die Tage waren kurz, und ich befand mich von der erſten durchfahrnen Nacht ſo übel, daß ich die folgenden Nachtlager hielt. Ich ſpürte einen fatalen rheumatiſchen Krampf in der Bruſt, der mich begreifen macht, was Du ſo oft gelitten haſt. Gleich wie ich hier ankam in mein altes Neſt, befand ich mich beſſer, brauchte flüchtige Salbe auf Flanell geſtrichen und bin nun ſchon wieder den ganzen Tag umhergelaufen in Wind und Wetter. — Hier ſind indeſſen allerlei Dinge vorgefallen, die Ihr ſchon aus den Zeitungen wiſſen müßt. Die Verhaftung Chabot's und Bazire's iſt ſehr auffallend; Danton erſcheint ſeitdem wieder im Convent, und ſpricht, aber mit viel Klugheit. Ich fürchte, die auswärtigen Mächte bedienen ſich einer ſehr ränkevollen Politik; ich fürchte, daß etwas, das ich ſchon längſt verſichern gehört habe, auf dem Punkte iſt ſich zu beſtätigen, daß nämlich ein Plan tief angelegt ſey, vermöge deſſen alle Umänderungen bei uns, die wie aus den Wolken zu fallen ſcheinen, von dieſer Politik combinirt waren und fortan immer eine Partei das Opfer der Anklage der andern werden ſoll, bis endlich die Uebriggebliebenen von den auswärtigen Mächten verſchlungen werden können. Wäre das, ſo klärte ſich Manches auf, was bisher unerklärlich blieb. So viel iſt gewiß, kommt es dieſes Mal nicht an den Tag, wo die geheimen Triebfedern der Feinde eigentlich liegen, ſo kann noch viel Schreckliches geſchehen, obſchon ich nicht glaube, daß wir unterliegen können, und ſollten dem Volk auch noch ſo ſpät die Augen aufgehn. Leiden, Druck und Noth ſind noch nicht Unterjochung und dieſe, hoffe ich, wird dem Feind unmöglich ſeyn, wenn ihm auch noch ſo viel glücken ſollte. Der Rapport von Robespierre über unſere auswärtigen Verhältniſſe iſt ſehr anziehend. Im Moniteur ſteht er nicht vollſtändig, ich will trachten ihn Euch zu ſchicken, denn er verdient als Actenſtück einen Platz in Huber's Journal. Dorſch iſt nach der Schweiz geſchickt, und Schweizer (ein Züricher) ebenfalls, um die bei Gelegenheit jenes Rapports decretirten Freundſchaftsverſicherungen brühwarm zu überbringen.

Je mehr ich mich hier wieder mit ſachkundigen, ruhigen, vorurtheilsfreien Beobachtern beſpreche, je vollkommener beſtärke ich mich in der Ueberzeugung, daß unſere Lage bei weitem vortheilhafter als die der Feinde iſt, und daß die Revolution gegen alle mögliche Erſchütterungen beſtehen wird. Tauſend und aber tauſend Familien können zu Grunde gehen, aber das große Werk geht nicht mehr zurück. Es könnt' es auch nicht, ohne den Untergang einer weit größern Anzahl Menſchen und ein Elend, das nicht zu ermeſſen iſt, hervorzubringen.

Vor lauter Eile, die Feinde aus dem Elſaß zu jagen, haben wir die Gelegenheit verſäumt, ſie à la manière de Bourgogne einzufangen. Wie es nun ſteht, werden ſie mit ziemlich heiler Haut abziehen. Seyd verſichert, daß man uns nichts anhaben kann, und daß unſere Tollköpfe vernünftiger ſind, als man es denkt. Die Lebensmittel ſind jetzt unſere größte Sorge — doch können wir ſchon mit ziemlicher Sicherheit vorausſehen, daß wir ausreichen werden. Man ökonomiſirt überall auf das äußerſte; aller Luxus iſt verſchwunden, und eben weil es jetzt knapp hergeht, wird man gegen das Ende genug haben. Wenn ich mich nicht ungeheuer irre, ſind wir jetzt ſchon die reichſte Nation in Europa an baarem Gelde!!! Dieſer Schlag unſerer politiſchen Zauberruthe wird unſre Gegner gänzlich zu Boden werfen. Robespierre's Rapport muß, wenn er recht verſtanden wird, die Coalition ſehr incommodiren; er muß die Augen über unſere Verhältniſſe öffnen, und manche falſche Anſicht im großen Publicum — aller weſtlichen Völker vertilgen.

Die Bibliothekarſtelle hat H. Febvre de Villebrune, ein gelehrter Ueberſetzer der griechiſchen Autoren, erhalten; eine der ſubalternen Stellen ſoll, ſagt man, ** beſtimmt ſeyn. Wohl bekomme es ihm! Chamfort, der nebſt den Unterbibliothekaren eine Wache bei ſich hatte, ſollte endlich doch ins Luxemburg gebracht werden; als er es hörte, ſchoß er ſich mit einem Piſtol durch die Gurgel; der Schuß ſtreifte nur, hierauf gab er ſich einige Schnitte mit einem Scheermeſſer, ohne ſeinen Zweck beſſer zu erreichen. Jetzt iſt er in der Beſſerung, wenn das Beſſerung heißen kann, in ein Leben zurückzukehren, das man zu verlaſſen geſonnen war. Lux ſoll ſehr unbefangen vor dem Tribunal geweſen ſeyn und geſagt haben: er wiſſe, er ſey nach den Geſetzen des Todes ſchuldig, und das ſey ihm lieb. Er iſt auf das Schaffot geſprungen. Jetzt ſteht Barnave vor dem Tribunal, ſpricht mit unvergleichlicher Geläufigkeit und Rednerkunſt und mit einer Unbefangenheit, der nichts gleicht. Natürlich wird auch er den Weg alles revolutionairen Fleiſches gehn, da man ihm den Verluſt und die Verheerung der Colonien ſchuld giebt *). Manuel iſt zitternd zum Tode gegangen; Bailly hingegen mit einer Entſchloſſenheit, die durch die Aeußerung des ungekünſteltſten Gefühls höher als Stoicismus ſteht. Orleans iſt herzhafter geſtorben, als man es vermuthete. Ich für mein Theil denke, ein Menſch, der ſo für allen Genuß abgeſtumpft iſt, kann auch wohl einmal zur Abwechslung das Sterben verſuchen wollen. Weil er ſich Egalité genannt hatte, oder vielleicht auch zufällig, wurden ein paar Handwerker mit ihm auf das Blutgerüſte geführt. Er ſollte der Nummer nach zuletzt gerichtet werden, die beiden Teufelskerle complimentirten aber beim Abſteigen vom Karren mit ihm, das Sprichwort geltend machend: à tout Seigneur, tout honneur (ſo der Mann, ſo der Quaſt). Ich gebe die Anekdote ſo wie ich ſie erhalten habe; obſchon man auf die Scherzluſt dieſes Volks ſelbſt unter dem Richtſchwert noch rechnen kann.

---

*) Forſter erwähnte ſelbſt in einem ſeiner erſten Briefe, daß Barnave den Antrag zur Freiſprechung der Neger gemacht, und nachdem ſie decretirt, von ſeiner Eitelkeit und Weichheit verleitet, die Rücknahme dieſes Decrets bewirkte.

Noch habe ich nicht Zeit gehabt, mich nur einigermaßen einzurichten, daß ich meine Zeit ökonomiſirte. Ich werde des Morgens ſehr früh aufſtehn, denn ich habe mit einem Menſchen die Abrede genommen, daß er mir früh mein Feuer anmacht. Dies iſt unentbehrliche Bedingniß, zumal bei Kaminfeuer. Kann ich ein wohlfeileres Neſt finden, werde ich bald ausziehen, fürs erſte bleibt es Hôtel des patriotes hollandois u. ſ. w. Die mainzer Emigrirten überlaufen mich weidlich, aber das wird auch ein Ende nehmen. An literariſche Arbeit für das hieſige Publicum iſt jetzt noch nicht zu denken, bis zum Frieden. Mittlerweile will ich mich beim Miniſter gar nicht um Bedienung drängen; meine achtzehn Livres täglich müſſen mir genügen, und wenn ich von Wenner allenfalls die geretteten Schriften, um die er ſehr gedrillt werden muß, bekomme, habe ich zu arbeiten genug. An meinen mainziſchen Darſtellungen werde ich allmälig fortarbeiten, auch ſollen von Zeit zu Zeit die Umriſſe weiter folgen, der fünfte iſt unter den Händen. Meine Bruſt iſt ſo gut als curirt, mein Rheumatismus zieht jetzt wie die Rebellen, die aus der Vendee vertrieben worden ſind, in den benachbarten Departements herum, aber er hat ſeinen Stachel verloren.

Gott gebe Euch Freude und Geſundheit! werdet jedes Augenblicks froh, wo Ihr froh ſeyn könnt! Hüten Sie ſich, lieber Huber, vor verdorbnem Magen, den man trotz unſerer Hungersnoth noch gar gut in Paris haben kann. Heute hab' ich gepraßt, dafür war geſtern mein ganzes Mittagseſſen ein Viertelpfund Brod, weil ich mich unterwegs nicht aufhalten wollte. Aretophile, das neue Trauerſpiel von dem Revolutionsarmeegeneral Ronſin, ſoll nächſtens erſcheinen. Hier eine Kleinigkeit vom Couſin Jacques, die wohl kaum des Sendens werth wäre, wenn Ihr ſie nicht frei erhieltet. Barnave und Duport du Tertre ſtarben heut früh, den 29. November.

Den 2. Decbr.

Der Kurfürſt ſoll von der preußiſchen Beſatzungsbehörde (in Mainz) nicht immer geziemend behandelt werden, wie hier die Rede geht. Er ſoll einmal das mot d'ordre haben geben wollen, welches der preußiſche Commandant ſehr rauh zurückgewieſen haben ſoll. Er ſagte ein paar kurfürſtlichen Hofbeamten in des Kriegscommiſſairs Gegenwart, daß das mainzer Volk wenig tauge. Die Preußen ſind des Kriegs ſehr überdrüßig, aber die Politik des berliner Cabinets wird ihn fortſetzen. Die Franzoſen halten doch die Preußen für gefährlichere Feinde als die Oeſtreicher und alle übrigen Reichstruppen, die Heſſen ausgenommen, die obenan ſtehen. Unſtreitig kommt das wohl von den Officieren, die bei der preußiſchen Armee doch etwas mehr Bildung als bei den Oeſtreichern haben.

Hier iſt wegen des Winters offenbar eine Pauſe in den Kriegsoperationen eingetreten. Daß wir Fort Vauban, ehemals Fort Louis, verloren haben, iſt ein ſchwerer Schlag, die Feinde werden ſich ſchwerer vertreiben laſſen. Indeß macht man ſich hier nichts daraus, weil man noch gar nicht vom Frieden hören will, weil im Ganzen genommen unſere Lage ſo vortheilhaft gegen die der Coalition iſt, vielleicht auch weil man im Kriege, ſo lang er fortdauert, ſich beſſer auf den Frieden vorbereiten kann; ſo nämlich, daß bei der alsdann eintretenden Regierung der Ehrgeiz derer, die gern fortregieren möchten, nicht zu kurz komme. Ihr ſeht, daß der Vulkan noch nicht ſchweigt; noch bebt die Erde unter unſern Füßen, noch iſt der Boden glühend. Aber daß die Republik beſtehe, das iſt keinem Zweifel unterworfen. O, daß man den dichten Schleier, der das übrige Europa deckt, nicht ein wenig lüften kann! Es ſcheint, als wenn Dänemark und Schweden die Lage hier und überall aus einem richtigeren Geſichtspunkt einſehen, und eben das von unſerer Revolution halten, was meine Umriſſe ſagen. Ich glaube auch wohl, daß dieſe in Hamburg, Altona u. ſ. w. geleſen werden dürften.

Geſtern habe ich Merlin (von Thionville) ſeit Mainz zum erſten Male wiedergeſehen. Ich war zu Mittag bei ihm; Reubell, Hausmann und Dorſch's Frau waren auch da und noch ein Deputirter, der ehrliche Lecointre von Verſailles, von dem ich Dir ſchon im Frühling ſchrieb. Wir gingen gegen fünf Uhr zu Tiſch und erſt nach eilf Uhr auseinander. Ich habe noch eine geſchwollene Hand vom Plumpſack, denn die großen Kinder haben ſich am Pfänderſpiel erholt. Ich ſtehe inzwiſchen mit dieſen Leuten ſehr gut und werde von ihnen unterſchieden von Andern, die ſich anfangs zu ihnen gedrängt und Eindruck gemacht hatten, hernach aber für das, was ſie ſind, erkannt wurden. Den Tag vorher ſpeiſte ich bei einem ſehr rechtſchaffenen Sansculotten, Garran de Coulon, auch Deputirter, und der mit Wärme für mich iſt, weil er ſelbſt Gelehrter iſt; nur gilt er ſo viel nicht, wie mancher Andere, weil er nicht ſo jugendlich revolutioniren kann und kein Ultrarevolutionair iſt, wie Danton ſie neulich ſehr paſſend getauft hat. An vergangner Decade war ich mit N. in Verſailles, wo T. ſich eingemiethet haben! Die armen Leute — man hat ihnen 100,000 Livres abgenommen als ihr Theil von der Contribution von zehn Millionen, welche die Reichen in Strasburg geben müſſen. Sie können das nicht tragen, denn ſie paſſiren für reicher als ſie ſind und müſſen nun ihre Häuſer verkaufen. Die Frau nahm ſich ſehr brav und einfach dabei, und tröſtete den Mann. Vielleicht wirds noch ein wenig zu mildern ſeyn, wenn, wie ſie wünſchen, dieſe Summe als gezwungenes Anlehn angeſehen und nicht geradezu als Contribution genommen wird. — Unſere fêtes de la raison gehen ihren Gang; aber dem Eifer der abſchwörenden Prieſter iſt Einhalt gethan, nachdem der Zweck in Paris erreicht worden iſt, und nachdem man auch in den Departements das Kirchengeräth zuſammengetrieben und in die Münze geſchickt hat. Dadurch, daß man nun die Gläubigen bei ihrer Andacht in Ruhe läßt, iſt der Zweck der Ultrarevolutionairs, der auch hier contrerevolutionair war, vereitelt worden, und das Volk hält ſeine Repräſentanten auf einmal wieder für die frömmſten Leute von der Welt. So muß Dasjenige, was uns ſchaden ſollte, nur zu unſerm Vortheil gereichen. Wir ſpotten der kleinen Intriguen gegen uns, und ſind ſchlauer als unſre täppiſchen Gegner. —

No. CCCCLII.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 11. Decbr. 1793.

Meine Theuerſten! Ich erhielt geſtern Abends Eure Briefe und antworte heute, um Euch nicht in Verlegenheit über mein Stillſchweigen zu laſſen, da ich ſchon das Schreiben von einem Poſttag zum andern verſchoben habe. Ich liege nun ſeit 3 Tagen an einer Bruſtentzündung im Bett. Die Schmerzen waren heftig, die erſten paar Nächte habe ich nicht geſchlafen. Durch ſorgfältiges régime und die nöthigen zertheilenden Arzneien bin ich nun ſo weit, daß die Krämpfe fort ſind und nur noch dumpfer Schmerz vorhanden iſt. Ich kann auch ein Weilchen aufſeyn, und ſitze wirklich am Feuer und ſchreibe auf meinen Knieen. Binnen drei Tagen kann ich gewiß ausgehen. Es war meine Schuld, ich war ohne Ueberrock, des Abends, in einem häßlichen pariſer Nebel umhergetrieben. Thu's nicht wieder. An Pflege und Beſuch hat mir es nicht gefehlt. Maliszewski hat mir einen kleinen Polen gegeben, der bei mir Nachtwache hält und mit herzlicher Dienſtbefliſſenheit aufwartet, und eine Nacht hat ein junger Deutſcher aus Schwaben, Kerner, von dem ich Dir ſchon längſt geſchrieben habe, der zugleich etwas Arzt iſt, bei mir zugebracht. Aber das Alles läßt mich nur doppelt fühlen, was häusliche Verpflegung iſt. Ueber die Mausfalle habe ich herzlich gelacht. Es iſt aber ein Grund mehr, weßhalb wir jetzt nicht erſt anfangen müſſen, an unſerm Briefwechſel zu knickern. Ich weiß nicht, welche Oekonomie mir auch im Kopf geſteckt hat, als ich aus Pontarlier ſchrieb: wöchentlich nur einen Brief. Ich werde ſchreiben, ſo oft ich kann, und das thut, Ihr Lieben, auch. Vor dem Schlag fürcht' ich mich nicht. Wers nicht darauf anlegt, der wird nicht getroffen. Ich weiß nicht, was Huber'n aus meinem Brief ſo aufgefallen iſt, daß es ihn hat irre machen können. Ich erinnre mich es nicht. Was war es denn? Etwas in Beziehung auf das Allgemeine? Mein Himmel! das iſt ja in keines Menſchen Kopf und Hand. In ganz Europa giebt es Niemand, der jetzt ſagen kann, ſo wird es gehen, ſo wird es enden. — Oder bezog ſich es auf uns? Ich weiß nicht, wo jetzt für uns Alle Stabilität zu hoffen iſt. Aufs Ungewiſſe und höchſtens nach Wahrſcheinlichkeit des Augenblicks, die gar nicht in die Zukunft ſchaut, müſſen jetzt alle unſere Schritte ſich gründen, und dann bleiben ſie gewiß ſchwankend, wenn ängſtliche Sorge für das bloße Intereſſe unſers kleinen Kreiſes die einzige Richtung iſt, die wir ihnen geben wollen. Feſter gehen wir gewiß, wenn wir nach Grundſätzen entſchieden unſern Gang gehen und mit der Conſequenz vorlieb nehmen. Könnt Ihr es mit Euch ſelbſt ausmachen auf den Fall, daß Huber in Deutſchland eine Stelle bekommen könnte, dort zu bleiben und Euch ſelbſt zu leben, ohne in die Vorſtellungsart Anderer wirken zu wollen, ſo rieth ich noch jetzt, bietet Alles auf, ſchreibt an alle Welt, ſetzt alle Triebfedern in Bewegung und verſchafft Euch ein redliches Auskommen. Es müßte mit dem T. zugehen, wenn H. nicht auf irgend einer Univerſität eine Lehrſtelle bekommen ſollte, z. B. in Altona; und daneben Schriftſtellerei, da müßte man ja leben können. Nach Allem, was ſchon geſchehen iſt, meine beſten Freunde, wäre es Verkennung meiner, mich noch in Anſchlag bringen zu wollen. Seyd glücklich, wo es immer ſey, ſo bin ich befriedigt. Ewig dauert kein Krieg und im Frieden finde ich meine Kinder wieder.

Geht aber dieſes nicht, iſt Eure Exiſtenz in Deutſchland ſo ungewiß, als ſie es hier ſeyn könnte, hängt Ihr nicht zu feſt an Eurer Denkungsart, um unter Andersdenkenden vergnügt leben zu können, und habt Ihr ſonſt noch einen Zug hieher, ſo iſt es am Ende kein großes Wageſtück, ein Land, in dem Ihr mit Eurem Geiſt und Sinnen fremd ſeyd, für eins zu vertauſchen, wo freilich Alles fluctuirt, wo man aber doch nun einmal mitten in dem großen Wirbel iſt, der immer eine neue und uns angemeſſene Aenderung im großen Ganzen der Weltbegebenheiten und in der Entwicklung des menſchlichen Geiſtes bewirken muß.

Auf alle Fälle laßt uns abwarten, was die Zeit bringen wird, vereinigt mit unſern vernünftigen Bemühungen. Zwiſchen hier und Frühling entwickelt ſich noch Manches. Ich bin ganz abgeneigt Euch in dieſen Strudel zu ziehen, aber ich trage auch kein Bedenken dazu zu rathen, ſobald Ihr den Willen in Euch fühlt, etwas zu wagen. Mein Gott! Wie ſoll man denn ſeine Berechnungen in einem ſo wüſten Zeitpunkt machen? Es iſt ja jetzt, wie der ehrliche Sansculotte ſagte, die Zeit, wo der, der ſein Leben in die Schanze ſchlägt, es behalten kann, und der es verliert, der ängſtlich für ſeine Erhaltung ſorgte. Ich habe ein großes Zutrauen zu redlichen Abſichten und Bemühungen. Ich habe Freunde. Ich und Ihr werdet noch mehrere ſinden. Ich halte Alles auf den Genuß unſerer ſelbſt, mit dem Bewußtſeyn kann ich jeden Augenblick ſterben, und ohne das iſt alles Treiben und Thun doch nur verlorne Mühe. Lieben Freunde, wenn das wie gepredigt herauskommt: mein Kopf iſt noch ſchwach, aber mein Herz iſt warm.

Die Anekdote wegen Bailly verſteht Ihr alſo unrecht. Er ſollte das Märzfeld nicht mit ſeinem unreinen Blut entweihn. Ich kann Euch heute nichts Neues ſagen. Wir haben Schafsköpfe zu Generals, und da iſt es kein Wunder, wenn uns im Elſaß Alles mißglückt. Geduld! Die Lection war nöthig, und wird wirken. Ich verſpreche Euch andere Anſtalten für den künftigen Feldzug. Es giebt noch Männer hier, die commandiren können, und ſie werden es. — Haupt, der Vater, hat einen ſehr umſtändlichen Aufſatz über die Schweiz mitgebracht, den habe ich ihm ins Franzöſiſche überſetzen müſſen; das Letzte dictirt ich ihm im Bett, weil ich ſchon lag. Lieber H., dieſe mechaniſchen Arbeiter wiſſen es immer beſſer anzufangen als wir, die wir glauben, ſie unendlich weit zu überſehen. Das iſt Ihnen ein ſtatiſtiſches Memoire, das ſich bis auf das kleinſte Detail erſtreckt, und worüber er ganze Säcke einzelner Thatſachen als Belege erzählen kann. Ich wette, er macht Eindruck damit.

Die Metaphyſik iſt alſo wohl die Erbſünde, weil ſie den Kindern angeboren iſt? Alles reiht ſich aber in den kleinen Köpfen aneinander, der alten Magd weiſe Lehre ſehe ich deutlich durchſchimmern. Man muß ihnen den Tod phyſiſch erklären. Doch es kommt von ſelbſt. Ich muß aufhören, ſonſt werde ich geſcholten. Lebt wohl, meine Lieben, und ohne alle Beſorgniß wegen meiner, ich bin ganz auf der Beſſerung, denn die ganze Zeit, da ich ſchreibe, fühle ich kein Ungemach als Schwäche.

No. CCCCLIII.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 14. Decebr. 1793.

Meine Lieben, ich kann noch nichts anfangen und ſchreibe deßwegen an Euch für den nächſten Poſttag. Ihr ſolltet die Wirthſchaft ſehen! Eine ganze Stunde habe ich mich angezogen incluſive des Raſirens, und nun liege ich wie eine Fliege im Armſtuhl. Laß Dir aber Alles dieſes nicht ſo zu Herzen gehen, liebe Frau. Die Unmöglichkeit, mir Deine Pflege angedeihen zu laſſen, könnte ja unter den friedlichſten Umſtänden, durch eine

Amts-, ja eine Vergnügungsreiſe veranlaßt worden ſeyn. — Daß nun der Umſturz der Weltreiche Euch abhält mich zu pflegen, wirkt ja nur daſſelbe wie Entfernung oder Mangel an Reiſemitteln, die zu allen Zeiten hindern. Mein Kopf iſt wieder heiter, ich leſe Zeitungen aus allen Kräften; und dabei — Gott ſey bei uns! — den Fürſten des Macchiavell. Im Elſaß ſoll es den Feinden eben nicht gar gut gehen. Wichtige Dinge ſind indeſſen nicht vorgegangen, und ich bin wegen Landaus noch nicht außer Sorgen. Die Vendeerebellen ſind denn nun auf der Hefe — das iſt ein großer Punkt! Die Reinigung der Jacobiner ſcheint es weniger, und iſt vielleicht noch mehr. Alle Intriganten werden wohl nicht herausgeworfen werden, aber doch die meiſten. Anacharſis Cloots, der noch neulich präſidirte, hat auch ſpringen müſſen, und alle Ausländer, deren es ſonſt ſo viele in dieſer Geſellſchaft gab, und unter ihnen Kerle, die gewiß nur den Feinden dienten. Cloots und Chaumette, ſein Anhänger, haben die Pfoten hergegeben, womit man die Kirchengeräthſchaften in den Nationalſchatz geſammelt und die geſchwornen Prieſter verächtlich gemacht hat, indem man ſie verleitete nach einander aufzutreten und zu geſtehen, daß ſie Betrüger waren. Die Nichtgeſchwornen profitirten von dieſem Geſtändniß, um wieder auf das Volk zu wirken. Seht! riefen ſie, ſie ſind die ächten nicht, wie könnten ſie ſonſt ſo etwas von ſich ſagen? Indeſſen hatte man die Schätze geſammelt, und nun auf einmal, um dem Fanatismus das Spiel zu verderben, predigte man Toleranz. Alles iſt ruhig; nur die Anſtiſter des Auſtritts mit dem Vernunftdienſt müſſen es entgelten. Der Vernunftdienſt bleibt aber, wo er einmal eingeführt iſt, beſonders in Paris; in den Provinzen macht mans, wie man will. Doch müſſen ſichs die Katholiken gefallen laſſen, daß Alles, was auch auch nur von weitem Stoff giebt, durchgehechelt wird. Der Spott, der bei den Franzoſen ſo viel gilt, ſoll die letzte Hand ans Werk legen.

Die deutſchen Zeitungen ſchneiden gewaltig auf; doch iſt es nicht ohne Grund, daß wir bei Lautern einen Klapps gekriegt haben, mit dem wir nach Zweibrücken zurückgehen müſſen. Gerade deßhalb bin ich für Landau beſorgt; denn die Leute darin müſſen zu eſſen haben, wenn ſie ſich halten ſollen. Die Manheimer haben ſich alſo eine Suppe eingebrockt! — Das glaube ich, daß die mainzer Beſatzung Angſt gehabt, als unſere Truppen ſo nahe waren. Nach ſichern Nachrichten war ſie ſo gering, daß es ſich eben ſo ſchnell wie voriges Jahr hätte ergeben müſſen. Was Bollmann's Brief über Lafayette*) anbetrifft, ſo ſeyd ohne Sorgen; er kommt nicht aus meinen Händen; der einzige Fall, in dem ich es mir erlaubt hätte, kann nicht mehr ſtattfinden. Die Gefährlichkeit Lafayette's iſt lächerlich! ich glaube eher, man wäre fähig ihn bei einem Friedensſchluß auszuliefern. Die Coalition möchte ſich dem Teufel ergeben, daß ſie nicht — nach ihren Begriffen — den Frieden machen kann, denn Schande halber gehts nicht, und einzeln wagt es Keiner wegen der Andern. Ich glaube nicht, daß ſich die Schweizer durch die öſterreichiſchen kleinen Künſte werden irre machen laſſen; es iſt gänzlich gegen ihr Intereſſe. Je ärger die deutſchen Zeitungen lügen, je früher müſſen den Leuten endlich die Augen aufgehen. Ich ſage Euch, in der Vendee liegt die Rebellion im Todeskampf, und an den Grenzen fürchten ſich die Feinde viel mehr als wir, wenn wir auch zuweilen Schläge bekommen. Hätten wir nur Toulon! Zwar Toulon an ſich nehmen wir gewiß wieder; aber unſere Werfte, unſere Flotte, unſer Arſenal! —

---

*) S. Th. I. S. 157 ff.

Heute iſt meine Geneſung, auf eine Doſis Opium, die ich geſtern Abend ſelbſt verſchrieb, um einen ganzen Schritt weiter. Ich repetire ſie heut Abend und hoffe morgen in geometriſchem Progreß vorgerückt zu ſeyn. Dabei trinke ich ſchon heute zum erſtenmale Chinadecoct, ebenfalls auf mein eignes Verlangen. In drei oder vier Tagen hoffe ich meinen erſten Ausgang machen zu können; das Wetter iſt ſeit einigen Tagen gelind, ſchwül und kühl, und die Straßen allerliebſt dreckig.

Nun muß ich aufhören, denn ſeit der Krankheit weiß ich auch was Rückenweh iſt. Ich möchte gern weitere Umriſſe ſenden, aber wer kann für ein ſolches Intermezzo! Zudem giebt es ſo viele Dinge, die man, wie Paulus, nicht ausſprechen kann, daß immer die mittheilbaren doch wirklich an Intereſſe verlieren und zum Theil wie unwahr ausſehn: die mittheilbaren ſtreifen ſo ans Weſentliche, daß man ſie auch um des Mißbrauchs willen an ſich halten muß. Wir leben in einem ſonderbaren Zeitpunkt! — und wer lebt eigentlich darin als der, deſſen Geiſt ſchon in andern wichtigen Zeitpunkten der Geſchichte zu Hauſe iſt und ſich orientiren kann oder allmälig und ſtill zu orientiren ſucht.

No. CCCCLIV.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 19. Decbr. 1793.

Es fängt an, lieben Kinder, etwas beſſer zu werden. Die Schmerzgeſtängs- und Krummzapfen-Muſik in meiner Bruſt hat aufgehört, es iſt nur noch etwas dumpfer Schmerz vorhanden. Ich darf eſſen und trinken was ich will, ich will aber wenig. Die Tage her hab' ich denn freilich in meiner unfruchtbaren Einſamkeit allerlei betrübte Gloſſen gemacht, arbeiten konnt' ich nicht, meine Gedanken ließen ſich bei der gänzlichen Erſchlaffung der ganzen Maſchine nicht ſammeln, und Anſtrengung, wäre ſie auch nicht verboten geweſen, beſtrafte ſich ſelbſt. Inzwiſchen habe ich ſeit meinem letzten Briefe hier die Umriſſe Nr. 6 und 7 vollendet und auch Einiges an einem politiſchen Aufſatze gearbeitet, den ich, denkt einmal, wohl an den Ausſchuß des öffentlichen Wohls gedenke gelangen zu laſſen! Die traurigen, einſamen, langen Abende, wo man vom Tag her erſchöpft iſt, weder ſchreiben noch leſen kann, und doch aufbleiben muß, um nicht noch traurigere lange Nächte ſchlaflos im Bett zuzubringen! Wenn es nicht die ſo dunkle und nun ſo oft getäuſchte Hoffnung wäre, Euch noch etwas nützen zu können, und weiß es der Himmel, wenn man ſich ſo jeden Arm und jede Stütze abgehauen fühlt, vergeht einem wohl oft das Hoffen, — ſo hätt' ich doch nun nichts mehr hier zu ſuchen und wäre wohl berechtigt, meinen Abſchied zu fordern. Für mich ſelbſt, ſehe ich wohl, kann weiter nichts noch ſeyn als Arbeit und Mühe — um was? um elende Selbſterhaltung von einem Tag zum andern, in einem genuß- und freudeleeren Daſeyn. Hundertmal hab' ich nun ſchon erfahren, daß es größer iſt zu leben, als zu ſterben. Jeder elende Hund kann ſterben. Aber wenn hernach der Teufel, oder wer iſt der ſchadenfrohe, zähnefletſchende Geiſt in uns, der ſo einzuſprechen pflegt? wenn der mit einem hölliſchen Spötteln fragt: was iſt dir nun die — Größe? Biſt du nicht ein eitler Narr, dich für beſſer als alle Andere zu halten, damit du dich über wirkliches Uebel, über unverbeſſerliche Ungerechtigkeiten der Natur täuſchen kannſt? — Was hat man dieſem Abramelech zu antworten? O mein Gott! da verſink' ich in meinen Staub, nehme meine Bürde auf mich und gehe weiter und denke nichts mehr, als: du mußt, bis Du nicht mehr kannſt, dann hats von ſelbſt ein

Ende. — So gehts am Tage in meinem Kopf um, die Nächte ſind elend. Schlaf ohne Erquickung, geſpannt, ängſtlich beklommen, lauter Träume, und kalte Schweiße. Indeſſen Geduld, Geduld! das iſt das große Heilmittel.

Den 20. Decbr.

Ich mußte verſuchen geſtern auszugehen, zu fahren verſteht ſich; aber der Verſuch iſt mir übel bekommen. Ich ging zu Onfroy und da in ihrem Quartier kein Wagen zu bekommen war, mußte ich Abends zu Fuß durch die halbe Stadt nach Hauſe. Meine Bruſt war ſo wund und ermüdet, als hätte ſie auf einem Reibeiſen gelegen, und noch iſt Alles inwendig ein Schmerz. Wenn das ſo fortgeht, kann ich mich nur gefaßt machen, bis im Mai als ein armer Gefangener auf meiner Stube zu ſitzen. Gerade das fehlte noch, einen [illegible] Kerl langſam zur Welt hinaus zu martern. — Verzeiht, meine Freunde, daß ich mein Herz ſo ohne Rückhalt ausſchütte. Ich habe an mich gehalten aus beſten Kräften, aber Jeder hat ſein Maß. Das Gefühl, Niemandem nützen zu können und ohne alle Reſſource zu ſeyn, um eine neue Einrichtung insbeſondere für Euch anzufangen, iſt über allen Begriff quälend und marternd. Nun kommt noch Krankheit hinzu, da iſts kein Wunder, wenn man zuweilen aller Hoffnung entſagt und ſich einem unbarmherzigen Schickſal überläßt. Ihr kennt das menſchliche Herz und wißt, welche Kraft es bis auf den letzten Augenblick behält, gegen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Alſo auch bei mir.

Ich raffe mich wieder zuſammen, wenn mich ſo ein ſchwerer Schlag niedergeworfen hat, und ſuche es noch gegen Sturm und Wogen auszuhalten. Wer weiß am Ende, was noch werden kann? Jetzt ſieht es ſo trüb und freudeleer in uns, um uns und im Ganzen aus. Laß die Zeiten ſich ändern und unſer Loos ändert ſich vielleicht mit. Ein Jahr mehr bringt Frieden, auf eine oder die andere Art. Gleichviel. Wir bleiben uns.

Unſere öffentlichen Angelegenheiten gewähren keine neue Anſicht. Es ſcheint, man fühle ſich des Revolutionsweſens etwas müde; diejenigen wenigſtens, die an der Spitze ſtehen, fangen an dieſen Ton zu geben. Sehr natürlich, denn ſonſt iſt der Gipfel nicht lange haltbar, wenn der Sturm fortdauert. Camille-Desmoulins iſt neulich mit einem neuen Journal voll Kraft und Saft unter dem Titel: le vieux Cordélier aufgetreten und darin wird nachdrücklich gegen Ultrarevolutionairs zu Felde gezogen, er ſchreibt mit Freiheit und Kühnheit über alle Mißbräuche. Aller fünf Tage kommt eine Nummer heraus. Dreie ſind ſchon da. Ueberhaupt ſcheint's, als bilde ſich ein Phalanx um die jetzige Regierung. Die Gegenpartei iſt kleinlaut und man ſagt, ſie hätten große Dinge im Sinne. — Die Commiſſion, die den Auftrag hat, für die Subſiſtenz in der ganzen Republik zu ſorgen, ſoll eine ganz unverbeſſerliche, treffliche Einrichtung haben. Nur kommt's darauf an, zu wiſſen, iſt wirklich ein Jahr zu eſſen da, oder nicht? und wo fehlt's und wie kann das Fehlende beigeſchafft werden? Ueber dieſe Gegenſtände wird eifrig in der Stille gearbeitet. Im Elſaß haben wir Hagenau noch nicht wieder, geſchweige ſonſt etwas. Landau wird wohl ausgehungert werden, wenn wir, wie es ſcheint, es nicht entſetzen können. Dann wird freilich Strasburg im Frühjahr belagert und unſere erbärmlichen Generale werden es, ohne einige Nachhülfe vom Himmel, nicht retten. Ueberhaupt müſſen ungeheure Anſtrengungen künftiges Jahr das wieder einbringen, was im gegenwärtigen eingebüßt worden iſt. Allein ich ſehe noch viele Menſchen, denen es daran liegt, nur Alles in die Länge zu ſpinnen, daß ich oft nicht mehr weiß, was ich denken ſoll. Im Bureau des Kriegsminiſters iſt ein offenbares Foyer de Contrerévolution und es iſt ſehr die Frage, ob die Einſetzung von Vincent de Maillard dem Ding ein Ende gemacht haben wird. — Die Rebellen allein ſcheinen endlich ganz auf der Neige zu ſeyn. Durch die heftigen Maßregeln gegen den katholiſchen Gottesdienſt hatte ſich ihre Armee plötzlich um dreißigtauſend Mann verſtärkt. Indeſſen iſt es mit ihrer Vertilgung jetzt ein ſolcher Ernſt, daß ſich ſchwerlich ein einziger wird retten können. Aus Flandern und von der Nordarmee hört man keine Sylbe, als exiſtirte ſie nicht. Man ſpricht vom Frieden! Eine Poſſe! Von England ſollen Eröffnungen gemacht worden ſeyn, doch wer mag Alles nachſchreiben, was in pariſer Caffeehäuſern geſchwatzt wird. Es iſt jetzt nicht an Frieden zu denken, wenn die Lage der Coaliſirten nicht hundertmal ärger iſt, als wir ſie uns vorſtellen; und das iſt ſie nicht. Aber wir müſſen genau wiſſen, das bleibt einmal eine unentbehrliche Sache und es iſt die höchſte Zeit, Nachricht einzuziehen. Gewiſſe Cabinette nähern, andere entfernen ſich; das kann das Werk des Winters ſeyn, und wären wir klug, ſo machten wir es uns zu Nutz. Allein dazu gehört Beobachtung, und bei den Beobachtern Beobachtungsgeiſt. Wären Sie doch hier, lieber Huber, wie Manches könnten wir nicht durchſprechen! Wie manchen Lichtſtrahl in eine finſtere Nacht werfen, die ſo manchen Kopf umnebelt! Schöne Wünſche! Es iſt eine Hungersnoth an guten Köpfen. —

No. CCCCLV.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 22. Decbr 1793.

Meine geliebteſten Freunde! Ich fühle ganz, wie mein voriger Brief geſchmerzt habe. Allein der Menſch iſt ein gar armes Thier, wenn er krank iſt. Unmöglich kann man verhindern, daß gerade dann alle Leiden des Gemüths, gegen die der geſunde Körper ſonſt ankämpfte, mit unwiderſtehlichem Gewicht auf ihn andringen, zumal wenn er einſam bleiben muß. Ich habe mich in dieſen Tagen darauf ertappt, daß ich für mich allein geweint habe wie ein Kind, ſo tief war ich abgeſpannt, und ſo wahrhaft unleidlich iſt es, hier außer dem Kreiſe derer, die man liebt, krank zu liegen und keine Erquickung, keine rechte Bequemlichkeit erhalten zu können. Ich bin gar nicht bange für die Folge der Krankheit, ich fürchte nur wegen der Jahrszeit und der hieſigen feuchtkalten Winterwitterung, daß ich bis zum Frühjahr elend werde durchkrüppeln müſſen. Im Zimmer iſt es mir erträglich, ich ſpüre wenig auf der Bruſt. Aber ſobald ich die äußere Luft einathme, wird ſie mir wund und gepreßt. Zu Fuß kann ich nicht hundert Schritte gehen, ohne ſehr zu keuchen und eine erſtaunliche Mattigkeit zu empfinden. Zu Wagen geht es leidlicher, doch reizt die Luft immer. Ich will morgen isländiſches Moos zu gebrauchen anfangen und Honig von Narbonne. Wir werden ja ſehen, wie weit man damit kommt. Die Nachtſchweiße erſchöpfen mich ſehr. Darnach friert und bratet man den ganzen Tag über an dem elenden räucherigen Kaminfeuer. Das Alles iſt Kleinigkeit, aber die Anhäufung ſo vieler Kleinigkeiten, deren es noch tauſend andere giebt, verſetzt einen zuletzt in einen Zuſtand des beſtändigen Gereiztſeyns. Die Nachricht über B. war mir wichtig, aber es exiſtirt hier zu Lande noch eine Verſion, nämlich ein gewiſſes anſtößiges engliſches Memoire habe ſollen in Bern gedruckt werden; darüber wären im Rathe große, heftige Debatten entſtanden und man habe den Augenblick geſehen, wo Rathsherr gegen Rathsherr habe vom Leder ziehen wollen; endlich habe die franzöſiſche Partei geſiegt, und der Druck ſey verboten worden. In den Bureaux des Miniſters glaubt man das Alles nicht, weil nichts Officielles darüber eingelaufen iſt. Freilich kann aber wohl das Officielle ausbleiben, da Barthelemy in Baden ſitzt! Die Witterung hemmt alle Kriegsoperationen auf beiden Seiten. Der Feind im Elſaß muß indeß eine üble Lage haben und wird wahrſcheinlich mehr verlieren als wir, die wir doch zu Hauſe ſind. Menſchenverluſt muß ihm im Grunde unerſetzlicher werden als uns, und in ſofern iſt noch für uns Alles vortheilhaft. Einige Unglücksfälle, die wir ſchon erlitten haben und noch erleiden können, werden wenigſtens die guten Folgen haben, uns behutſamer zu machen. Wie alle ungebildete Soldaten, müſſen auch wir durch Schaden klug werden, fechten und ſiegen lernen. Mittlerweile verurſachen auch die von Zeit zu Zeit ſich ereignenden Schlappen, daß die Nothwendigkeit, eine feſte Regierung zu haben, immer vollſtändiger anerkannt wird. Der Krieg alſo ſelbſt giebt uns die Verfaſſung, die den Umſtänden und Bedürfniſſen der Nation angemeſſen iſt, und verhindert den Ausbruch des Parteigeiſtes, der bei plötzlichem Frieden noch jetzt ſo leicht in Bürgerkrieg ausarten könnte. Jene abſcheuliche Vendee, die uns das ganze Jahr hindurch beſchäftigt hat, iſt doch auch ſo gut wie ein Zugpflaſter geweſen, das alle Unreinigkeiten aus dem Staatskörper weggeſogen hat. In Paris ſelbſt hat man für die Rebellen geworben, deſto beſſer! eine unſägliche Menge Geſindels und daneben ein großer

Theil des ausgeſtoßenen Adels iſt auf dieſe Art umgekommen und ſtiftet kein Unheil mehr. Toulon haben wir verloren, dadurch aber wahrſcheinlich Dünkirchen, das wegen ſeiner Nähe an England ſo viel gefährlicher in Feindes Händen war, gerettet. Um Toulon zu behalten, müſſen die Engländer alle jene großen Anſtalten machen und alle jene gewaltſamen Maßregeln ergreifen, wodurch ſie ſich bei den Bewohnern ums mittelländiſche Meer verhaßt machen. Ihr Ton iſt ſo unerträglich, daß er ſogar Sklaven empört. Kurz, Alles wohl erwogen, können wir es den künftigen Feldzug wohl mit anſehen. Es wäre indeſſen gut, wenn wir des Feindes Stärke, Reſſourcen und Anſtalten zur nächſten Campagne genau wüßten; darnach könnte man ſich richten; denn die vage Verſicherung, er iſt erſchöpft, es fehlt überall an Mitteln, will doch nichts ſagen, wenn nicht der Punkt, wie weit es fehlt, beſtimmt wird. Denn zwei Mächte, die z. B. dies Jahr jede 100,000 Mann einander entgegenſtellen, ſind ſich noch gleich, wenn jede das künftige nur 50,000 ſtellen kann. Das Schachbret iſt leerer, aber das Spiel dauert darum doch fort. Die Partei der Ultrarevolutionairs, der man ſeit 14 Tagen zuſetzt, ſperrt ſich gewaltig; es wird nun darauf ankommen, wer oben bleibt. So lange Robespierre und Danton einig ſind, können ſie den Andern noch wohl die Spitze bieten. Doch nun endlich genug politiſirt, ich thue es doch faſt ohne Antheil bei dem unſäglichen Schmerz, den ich leide. Der Knöchel der linken Hand iſt mir von fliegender Gicht, ſeit etlichen Stunden, plötzlich angeſchwollen und reißt ſo fürchterlich, daß ich von einem Augenblick zum andern faſt von Sinnen kommen möchte, zumal wenn der alte H* mir zum Aerger daſitzt und predigt, es ſey Arthritis vaga und dagegen gebe es viererlei Mittel, Campher, Salmiak, Opium und Balſam von Mekka u. ſ. w. Ich habe ihn ſo angeſchnauzt, daß er hinaus iſt, der unerträgliche Firlefanz! — Wenn es etwas giebt, meine Lieben, worin wir uns nicht zu verſtehen ſcheinen, ſo iſt das bloß die natürliche Folge unſers Getrenntſeyns. In Converſation erklärt ſich augenblicklich ein befremdlich klingendes Wort, und durch Briefe iſt es ſo ſchwer, man hat den ſpeciellen Ausdruck nicht gegenwärtig, der beunruhigte. Aber daß es nur im Ausdrucke iſt, kann das Einer von uns Allen noch bezweifeln? Ich ſuche und ſinne, ob ich unſer gemeinſchaftliches Beſte befördern kann; das iſt mein Ein und Alles. Die Art wie? hängt freilich ſehr von den Umſtänden ab, und darum ſchlage ich bald dies, bald jenes vor, ſag' Euch jeden Gedanken, theile Euch jede Anſicht mit, die ich eben habe; denn nichts iſt feſt, Alles ſchwankt vor uns, bis wir einmal zugegriffen und entſchieden haben werden. Verdacht? Nein, wir ſind über allen Verdacht gegen einander hinweg. Aber eine Beſtimmung zu ergreifen, die auf eherne Nothwendigkeit gegründet und von unerbittlicher Klugheit und Selbſtverleugnung verlangt wird, die unſere Träume eines frohen Beieinanderſeyns noch weit in die Ferne ſchiebt, dieſe iſt in der Reihe der Möglichkeiten, ſo wenig ſie Wünſchenswerthes zu haben ſcheint; und daher müſſen wir wenigſtens den Muth haben, ihr ins Geſicht ſehen zu können. Wenn ich ſo etwas ſage, ſo muß es Euch nicht befremden; von mir lautet es natürlicher. Wenn ich es aber geſagt habe, ſo müßt Ihr nur nicht meinen, es ſey nun natürlich, daß Ihr es wegwerfet. Das iſt ja ganz verſchieden. Zuerſt die Vielen, dann der Einzelne, und dieſe Regel hält aus bis zur Vernichtung. Könnt' ich durch einen Schlag mit einer Zauberruthe Euch Alle augenblicklich an mein Bett verſetzen, dann thäte ich es vielleicht, weil die Ueberkunft am Ende die größte Schwierigkeit iſt. Aber es ſollen ja dergleichen Rieſen in der Welt ſeyn, damit wir guten Ritter nicht müſſig gehen! Ich will mich mit dem meinigen balgen, ſo lange ich zuſammenhalte. Darnach malen ſie mirs auf den Schild, wie ſauer ich mirs habe werden laſſen, und mit dieſen preuves de civisme laß ich mir denn vom Comité révolutionaire in der andern Welt eine gute Stelle geben.

Lebt wohl, meine beſten Kinder; ich umarme Euch innig und bin immer bei Euch. Verzeiht, wenn das, was ich ſchreibe, an Unſinn grenzt, und ſetzt es auf Rechnung der vermaledeyten Arthritis vaga!

No. CCCCLVI.

Forſter an ſeine Frau in Neuſchatel.

Paris den 27. Decbr. 1793.

Meine Geliebteſten! Eure Briefe erhielt ich wohl am 23ſten, aber ſeitdem rührte ich keine Feder an. Das war ein harter Rückfall! Heut iſt der erſte Tag, wo ich wirklich, nur weil es der Arzt verlangte, mir ſelbſt Gewalt anthue, um ein paar Stunden aufzuſeyn und allerhand zu treiben. Ich bin gänzlich entkräftet und ſkeletirt. Meine ſkorbutiſche Gicht war mir im Arm, im Gedärme, im Magen. Drei Tage brach ich Alles aus, was ich trank. Es iſt keine Gefahr geweſen, aber unſäglicher Schmerz, Schlafloſigkeit, Schwächung des ganzen Körpers. Weil ich doch etwas thun ſoll, ſchreib' ich Euch lieber einige Zeilen, damit Euch nicht bange werde. Jetzt werde ich ſo lange auf meinem Zimmer bleiben, bis ich ohne alle Beſorgniß herauskann. Ich habe mir einen Pelz angeſchafft.

Meine armen guten Lieben! So wirft uns das Schickſal hin und her! Meine Aerzte, alle drei! denn an denen hat es nicht gefehlt, und die berühmteſten, warnten mich am meiſten vor Gemüthskrankheit und hatten Recht: denn die immer fehlſchlagende Hoffnung und die Unvermögenheit, unſer gemeinſchaftliches Wohl nach Wunſch zu befördern, haben gewiß zu meiner Krankheit ſehr weſentlich beigetragen. Indeſſen hofft! Laßt Euch nicht bange werden! ſo wird am Ende noch wohl Licht zu häſchen ſeyn. Nur Geduld! über den betrübten Winter hinaus. Seyd froh, genießt Euer, pflegt die Kinder. Die neuen, wiederholten heroiſchen Siege der Franken müſſen doch die Neutralen auf etwas billigere Gedanken bringen und die Feinde erſchüttern. Toulon iſt unſer und das Mittelmeer uns wieder offen; der wichtigſte Punkt. Im engliſchen Parlament wird Pitt eine ſchwere Rolle haben.

So bald ich kann, ſchreib ich mehr. Ihr begreift, daß dieſes ein effort iſt, den nur unſer Band möglich macht. An Hülfe, Freunden, Beſuch, Anerbietungen hat mirs nicht gefehlt. Merlin hat mich auch an meinem Bette beſucht. Ich hoffe in vierzehn Tagen ein Menſch zu ſeyn, jetzt bin ich ein Schemen. Küßt meine Kinder. Sie ſind wohl, hoff' ich, und Ihr auch! Sorgt nur dafür. Ich umarme Euch mit inniger Liebe.

Den 28. December.

Ich hatte vergeſſen, daß heute noch nicht Poſttag iſt. Der Brief muß noch bleiben. Ich bin, wie ich war. Die Gicht iſt nun einmal eine langſame Schmerzenskrankheit. Alſo nur Geduld und Muth, ſpricht der Arzt! Geſtern Abend, meine geliebteſte Thereſe, erhielt ich Deine Nr. 7 vom 22. December. Ich bin ſehr dadurch erfreut und aufgerichtet; es iſt mir lieb, daß Ihr Euch entſchloſſen habt zu bleiben, wo Ihr ſeyd. Was kommt auf etliche Monate mit dem Hin- und Herreiſen heraus? und dort ſeyd Ihr nun einmal auf einem Fuß, deſſen

Verdrießliches und Linderndes Ihr kennt. Wenn ich um Euer Hierſeyn bisweilen zweifelnd und verlegen ſcheine, meine innig geliebten Kinder! ſo glaubt nur nie, daß dies aus irgend einer Beſorgniß über unſer künftiges Verhältniß fließe. Ich bin meiner gewiß und weiß, daß uns nichts ſtören kann und wird. Ich möchte nur gern in der Fülle meiner Sorge für Euch, daß Ihr, wenn Ihr einſt hier ſeyd, nicht das geringſte Ungemach empfändet. Unſer Beiſammenleben kann zwar immer nur auf die äußerſte reinlichſte Simplicität berechnet ſeyn, und daher kann ich mirs kaum vorſtellen, daß, wenn wir einmal ſo weit ſind, hier an einem Orte eingerichtet zu ſeyn, wir je durch Nahrungsſorgen in wahre, drückende Verlegenheit gerathen könnten; denn wir ſetzen dabei doch immer voraus, daß auf eine oder die andere Art treues fleißiges Arbeiten uns unſern Unterhalt geben müſſe. Allein Ihr wißt wohl, wie man zuweilen, und zumal wenn man älter wird, den Gedanken, das hätteſt du beſſer überlegen ſollen, als eine Qual im voraus anſieht. Es iſt nun einmal der jetzige Zeitpunkt, wie es ſcheint, dazu gemacht, daß man die Unzuverläſſigkeit menſchlicher Plane darin erkennen, und etwas wagen, oder dem Schickſal vertrauen lernen ſoll. Der Grund, den Du anführſt, daß Dein Verhältniß in D* immer unangenehm wegen der Vorurtheile bleiben müſſe, leuchtet mir vollkommen ein. Hier müßten wir unſern Kreis ſehr langſam bilden, aber ſo lange wir allein ſeyn wollten, oder wie es immer wäre, ſtünde uns wenigſtens

Vorurtheil, Kleinſtädterei und Engherzigkeit nicht im Wege. Alſo Hoffnung und Geduld!

Was Du von meiner ſüßen, lieben Kleinen ſchreibſt, empfange ich mit herzlichem Dank. Die lyoner Nachrichten mögen leider wahr ſeyn! Die Revolution iſt ein Orkan, wer kann ihn hemmen? Ein Menſch, durch ſie in Thätigkeit geſetzt, kann Dinge thun, die man in der Nachwelt nicht vor Entſetzlichkeit begreift. Aber der Geſichtspunkt der Gerechtigkeit iſt hier für Sterbliche zu hoch. Was geſchieht, muß geſchehen. Iſt der Sturm vorbei, ſo mögen ſich die Ueberbleibenden erholen, und der Stille freuen, die darauf folgt. Meine Lieben, ich kann jetzt nicht weiter vor Erſchöpfung. Seyd nicht beſorgt, denn ich ſage es Euch ja genau, wie es iſt. Noch acht Tage ſo hingeleiert, darnach hoff' ich allmälig wieder ein bischen Kraft zu bekommen. Gott erhalte Euch, meine Einzigen.

Den 29. December.

Heute kann ich die Feder nicht halten. — Ich hoffe nun in ein paar Tagen Linderung. Seit zehn Tagen kein Auge zu. — Noch eins; — H. iſt, ſo viel ich urtheilen kann, nichts für Sie, lieber Huber. Er weiß nicht, wie hier die Sachen zuſammenhängen, iſt dumm wie Stroh und ſieht aus wie die Ente, wenns blitzt. Er läuft den ganzen Tag, wird aber Nichts erlaufen.

O Geſundheit! Geſundheit! Sie ſollten gewiß nicht verlegen ſeyn. Ich thäte gern Alles. Nur Geduld und friſchen Muth in Schmerzen!

No. CCCCLVII.

Forſter an ſeine Frau in Neufchatel.

Paris den 4. Januar 1794.

Nur ein paar Zeilen auß meinem Schmerzensbett, um meine Theuerſten nicht ohne Nachricht zu laſſen. Meine Krankheit dauert nun den dreizehnten Tag. Ich thue kein Auge zu, hatte bis dieſe Nacht immer Schmerzen, mehr oder weniger heftig. Jetzt bricht ſichs, wie es ſcheint, den vierten Tag, nach Anlegung zweier Blaſenpflaſter. Noch habe ich dabei jenen fürchterlichen ſkorbutiſchen Speichelfluß wie in Mainz, als Dein Vater uns beſuchte. Gefahr iſt keine. Kräfte ſind noch da, obſchon ſo gemindert, daß es langſam mit der Herſtellung gehen wird. Glaubt, an meinem Krankenbericht iſt kein Wort zu viel und zu wenig. Die Schmerzen ſind aus den Gedärmen und dem Magen. Das war die Hauptſache. Daß ich nichts anfangen kann, begreift Ihr wohl. — Ich muß bloß mich retten. Dies Geſchreibs kann ich nicht weiter fortſetzen; alſo nur unbeſorgt. Ich bitte Sie, lieber Huber, zu verhüten, daß unſere Th. ſich nicht Einbildungen macht. Wahr, ich bin ſehr und ſchmerzlich krank; aber noch einmal: keine Gefahr.

Deine Briefe, liebes Kind, die ich alle erhielt, ſind mir ein liebes Geſchenk in meiner Krankheit geweſen; fahre ja fleißig im Schreiben fort! — Wir haben überall ganz löwenmäßig geſiegt; die frankfurter Aufforderung iſt ahnungsvoll geweſen. Ich bin neugierig zu erfahren, wie ſich der öffentliche Geiſt jenſeits des Rheins äußern wird, nun die Wahrheit der Nachrichten unbezweifelt iſt.

Nicht wahr, Kinder, ein paar Worte ſind beſſer als nichts? Ich habe nun keine Kräfte mehr zum Schreiben. Lebt wohl! hütet Euch vor Krankheit; küßt meine Herzblättchen.

Das waren die letzten Zeilen von Forſters Hand. — Nach zehn todesbangen Tagen erhielt Huber folgendes Schreiben eines alten nach Paris emigrirten mainzer Bekannten, deſſelben Mannes, über deſſen mediciniſches Urtheil Forſter, in einem ſeiner letzten Briefe, ſo heiter ſcherzt. Der zweite Brief eben dieſes Mannes muß als letzter zerreißender Schmerzenston aus dem Schickſal eines der edelſten Menſchen hier ſeinen Platz finden.

No. CCCCLVIII.

** an Huber in Neuſchatel.

Paris am 12. Jan. 1794, am 21. Nivose
im 2ten Jahr der einen und untheilbaren
Republik. Abends 6 Uhr.

Meine Thränen zeigen Dir, lieber Freund, ein ſehr trauriges Ereigniß an. Unſer armer Forſter iſt todt; vor einer Stunde ſtarb er an einem Schlagfluß nach einer langen, gichtiſchen Krankheit in ſeinem Zimmer, rüe des moulins, maison des patriotes Hollandois; ich that meine letzte Freundſchaftspflicht, und drückte ihm die Augen zu.

Ich ſchreibe Dir dieſes gleich, lieber Huber, um ſeine hinterlaſſene arme Frau davon auf ſchickliche Weiſe zu präveniren. Der Juge de paix, Jean Lacoste, von der Section de la montagne, rüe des moulins N. 532, hat auf ſein Hinterlaſſenthum gleich die Siegel angelegt. Solches beſteht in zwei vollen Koffern, einer Bache und einem Cabriolet; in ſolchen findet ſich auch ſeine Uhr, ſeine Brieftaſche mit Aſſignaten, ſeine Briefſchaften, Kleider, Wäſche ꝛc.; auch hat die Wäſcherin noch Wäſche, und wie mir unſer verſtorbener Freund noch heute morgen ſagte, ſo hat er auch noch ſeine Apointements von mehr als 60 Tagen zu fordern; ſeine Schulden ſind zweimonatlicher Hauszins, die Doctor-, Apotheker- und Wärter-Koſten, dann die wenigen Begräbnißauslagen; übermorgen frühe wird er begraben.

Der Juge de paix wird von dem Todesfall dem Magiſtrat zu Neuſchatel auf mein Veranlaſſen die Anzeige machen und dieſen requiriren, davon dort der Wittwe Forſter die Eröffnung zu machen. — Nun iſt erforderlich, daß ſich die Forſterin zur Vormünderin ihrer Kinder zu Neuſchatel erklären läßt, und dann eine Procuration auf einen hieſigen Notaire oder Handelsmann ꝛc. zu Aufhebung der Siegel, Verſteigerung des Verlaſſenthums und Zahlung obiger Schulden ausſtellt, oder ſelbſt hieher kommt, oder Jemand hieher ſchickt, welches der Koſten und des geringen Betrags wegen, deductis deducendis, nicht rathſam ſeyn möchte.

Ich kann aber die Procuration oder Beſorgung nicht übernehmen, da mein hieſiger Aufenthalt unbeſtimmt und wahrſcheinlich nicht von Dauer iſt; doch kannſt Du mir ſchreiben rüe des moulins, maison des patriotes Hollandois, und ich wünſchte nur der armen Forſterin einen Gefallen thun zu können.

Die citoyenne Barnier, Inhaberin des maison des patriotes Hollandois, hat das ganze Verlaſſenthum des verſtorbenen Forſter in Verwahrung und zahlt auch die bringenden Leichenkoſten einſtweilen aus.

Ich eile und bitte Dich, lieber Huber! von mir und von hier nirgends Weiteres zu erwähnen.

Was Neues aus Deiner Gegend zu hören, ſoll mich wieder aufrichten. Lebe wohl!

No. CCCCLIX.

** an Huber in Neufchatel.

Paris am 5. Tagmonat im 2ten Jahr der einen und untheilbaren Republik.

So eben erhalte ich Deinen lieben Brief vom 30ſten Schneemonat und beantworte ſogleich den Inhalt.

Ich werde morgen gleich den Bürger Borel auf dem bureau de la guerre aufſuchen, dem die Wittwe

Forſter ihre und ihrer Kinder Procuration wegen der hier noch unter Siegel liegenden Verlaſſenſchaft unſers verſtorbenen Freundes Forſter ertheilen will *), ihn über die ganze Liegenheit derſelben belehren und ſolche ihm beſtens empfehlen.

Einſtweilen ſchicke ich Dir ſein Extrait mortuaire mit Anlagen zu Deinem und der guten Wittwe allenfallſigem Gebrauch.

Der letzte Freundſchaftsdienſt, den ich dem Verſtorbenen noch leiſten konnte, iſt der Einſatz in den anliegenden Moniteur, den ich annoch veranlaßt habe; der Zuſatz quelque chagrin domestique iſt nicht von mir, ſondern von dem Redacteur, der ihn perſönlich und genau gekannt haben wollte, und ich mochte ſagen, was ich wollte, ſo konnte ich doch den Zuſatz nicht hindern und ich mußte es geſchehen laſſen, weil dieſer Republikaner ſich durch einige Aeußerungen des Verſtorbenen hierzu berechtigt glaubte; inzwiſchen es ſey, wie ihm wolle! requiescat in pace.

Von den letzten Stunden unſeres armen verſtorbenen Freundes kann ich Dir in Wahrheit nichts Anderes ſagen, als daß das Sprüchwort gewiß wahr iſt:

Donec eris felix, multos numerabis amicos;
Tempora, si fuerint nubila, solus eris.

Ovid hatte ganz recht: in den letzten acht Tagen,

---

*) Verhältniſſe und Umſtände verhinderten es, dieſem wackern neufchateler Bürger dieſen Auftrag zu geben, und er fiel, wie eben geſagt, jenem Exgrafen in die Hände.

da die Krankheit Forſters bedenklicher wurde, verließen ihn alle ſeine vielen Freunde, Franken, Deutſche und Polen; ich allein war ihm übrig, ihm in ſeinen Leiden beizuſtehen, ich kam ſelten von ihm, noch den Tag ſeines Sterbens war ich bis vier Uhr Nachmittags bei ihm. Noch war ſeine Krankheit nicht todesgefährlich, Geſchäfte riefen mich hinaus, und wie ich Abends fünf Uhr zurückkam, war ſchon der Streit der Natur zwiſchen Seyn und Aufhören angefangen und mein armer Freund im Hinſcheiden. Das Podagra war in die Bruſt geſtiegen, es kam ein Schlag dazu, und ſeine letzten Worte waren ſeine Kinder. Zuckungen zerriſſen die Bande des Lebens; ſeine zwei Wärter und ich waren beim letzten Hauch gegenwärtig, und ich ſorgte dann gleich für die Zuſiegelung ſeines Verlaßthums und des erforderlichen procès verbal den der Juge de paix beſorgte.

Zwei Tage darnach kam Dorſch mit einer Handſchrift von 1000 Livres zu mir, die Forſter von ihm zur Reiſe nach Pontarlier geliehen hatte; und jetzt beſorge ich, daß wenig oder nichts für ſeine Wittwe und Kinder übrig bleiben wird. Ich werde Borel ſagen, zum wenigſten ſeine Papiere Euch zu ſchicken, und verlaſſe Dich darauf, daß ich Alles, was ich nur kann, ſo lange ich noch hier bin, thun werde. Mein hieſiger Aufenthalt iſt noch unbeſtimmt, willſt Du mir aber ſchreiben, ſo gehen meine Briefe immer noch hierher, und werden mir nachgeſchickt.

B., der in dieſen Tagen hierher kommt, und dem

Du unter Adreſſe des Duperon, Employé chez le Ministre des affaires étrangères, ſchreiben kannſt, ſoll noch weſentliche Schriften von Forſter in Händen haben, ich glaube, es verlohnt ſich, ihn darüber zu befragen *).

No. CCCCLX.

Heyne an Huber in Neuſchatel.

Göttingen den 31. Januar 1794.

Seit der geſtern erhaltenen, mich gänzlich betäubenden Nachricht kann ich meine Gedanken noch nicht wieder ſammeln; ich bin untröſtlich über den Verluſt meines Forſter. Wohl war er mein Forſter; ich liebte ihn unausſprechlich! So viel Empfindungen miſchten ſich hier zuſammen! Sein Werth, — ach, erſetzt wird er der Welt nicht wieder! Was für Kenntniſſe hier vereinigt waren, treffen nicht leicht wieder zuſammen. Der edelſte Charakter, das beſte Herz und mir immer der Gegenſtand des Kummers, des Mitleidens; — immer gerührt dachte ich an ihn, er verdiente mehr als Tauſende glücklich zu ſeyn, war es nie, war ſo tief unglück-

---

*) Dieſer B. hatte alle Forſter'ſchen Papiere bei ſeiner Flucht, nach der Einnahme von Mainz durch die Preußen, einem Kaufmann in Mainz anvertraut; des verewigten Forſter und ſeiner Freunde Hoffnung, von einer andern Seite noch etwas gerettet zu ſetzen, war durch dieſes B. verworrene Berichte veranlaßt worden.

lich! Es iſt mir noch unmöglich zu denken, daß ich ihn nie wieder ſehen ſoll.

Nie werde ich ihn vergeſſen können, immer wird er mir vor Augen ſchweben: — Du edler, beſter Mann!

Ach Gott! Ich kann mir denken, was das für ein Schlag für Dich war, theuerſte, liebſte Tochter! Wie iſt er zu überſtehen!

Aber ich ſoll, ich muß Dich nicht weich machen; in der Zeit haſt Du doch auch wohl Dich ein wenig wieder gefaßt. Du haſt Deinen Freund zur Seite, Du haſt Deine Kinder. —

Hat man denn gar keine weiteren Umſtände von ſeinen letzten Tagen gegeben? Wenn er die Trennung, den Uebergang nur nicht gefühlt hat! Wenn ſeine Phantaſie nur nicht geſchäftig war! Was gäbe ich um eine Stunde, die ich noch mit ihm möchte geſprochen haben!

Freilich, ein unſchätzbares Glück, daß ihr einander vorher noch wiederſahet. Eine Wohlthat des Himmels, die eines großen Glückes Stelle, einen Erſatz vieler Leiden vertreten kann. Warum ſollte ich ihn nicht auch noch einmal ſehen!

Ruhe ſanft, mein lieber, theurer Forſter! — Und Du tröſte Dich, faſſe Dich, ſchone Dich für Deine Kinder, für Deinen Freund und für Deinen Vater, dem Du durch Deine Schickſale nur theurer geworden biſt.

Ich umarme herzlich meine lieben, lieben Mädchen. Hätte ich ſie nur um mich!

Anhang.

Andreas Sparrmann's Briefe an Georg Forſter. Dieſer gelehrte Schwede, welcher der deutſchen Leſewelt durch ſeine Beſchreibung des Caps ſehr rühmlich bekannt iſt, machte, ſo viel ich mich aus Forſter's Unterhaltung erinnere, die Bekanntſchaft von Forſter, Vater und Sohn, auf dem Cap ſelbſt, während Cook's Schiffe dort vor Anker lagen. Mir iſt es unbekannt, ob dieſe Männer vorher von einander wußten, und nach Sparrmann's in ſeinem Vaterlande ſehr beſchränkten literariſchen Mitteln, zweifle ich daran. Forſter der Vater lud Sparrmann ein, ihn und ſeinen Sohn als Gehülfe bei ihren naturhiſtoriſchen Arbeiten in die Südſee zu begleiten, und ward, wie einer ſeiner Briefe ſelbſt es beſagt, aus Joh. Reinholds Privatcaſſe beſoldet. In Georg Forſter's Alter ſtarb er noch viele Jahre vor dieſem ſeinen Reiſegefährten und hatte gleiches Schickſal mit ihm: das Glück wollte ſich ihm nie zugeſellen, ſo viel beſchränkter ſeine Träume, ſeine Wünſche, ſeine Forderungen waren, als die ſeines berühmteren, aber freilich auch viel geiſtvollern und vielſeitigern Freundes.

Der nachdenkende Leſer wird die Aufnahme dieſer Briefe gern gutheißen. Sie machen ein lebhaftes Gemälde der ungünſtigen Lage, in der ſich — damals — der Gelehrte und Schriftſteller in Schweden befand. Und dann wieder malen ſie uns ein ſo viel freieres, bewegliches, mittheilendes Leben der literariſch gebildeten Männer, daß wir begreifen, wie der Menſch im Gelehrten ſich dort kräftiger und unabhängiger bilden konnte. Ich habe mir es zum Geſetz gemacht, die unzähligen Sprachfehler in Sparrmann's Briefen nur da zu corrigiren, wo ſie den Sinn gänzlich entſtellten; manchen Satz mußte ich ſeiner Unerklärlichkeit wegen gänzlich ſtreichen. Es iſt eine Seltſamkeit in dem ſonſt ſo beſcheidenen Sparrmann, daß er glaubt engliſch ſchreiben zu können, ja ſich etwas darauf zu gut thut, da ihm nicht allein die Unkunde dieſer Sprache zu ſchulden kommt, ſondern er auch mit mancher ſtörenden und irreführenden Aehnlichkeit des Engliſchen mit ſeiner Mutterſprache zu kämpfen hatte. Dieſe Briefe ſowohl wie

Camper's Briefe und

Thunberg's zwei vereinzelte Schreiben hätten ſollen zeitgemäß dem Forſter'ſchen Briefwechſel angereiht werden. Die Verſäumniß eines Dritten, welchem dieſelben anvertraut worden waren, und der ihre Rückgabe bis nach dem angefangnen Druck des erſten Theils, wohin ſie gehörten, verzögerte, muß den Herausgeber entſchuldigen.

Des Staatsminiſters Baron Wilhelm von Humboldt Briefe bedürfen keiner Einführung, da der Leſer nur mit Vergnügen einen

Mann in ſeinen Jugendgefühlen, in ſeiner Freundſchaftswärme, in ſeinen unbefangenen Urtheilen wird kennen lernen, den er als Staatsmann, Denker und Gelehrten ſchon lange verehrte.

Der Herausgeber.

Briefe
von
Sparrmann an Georg Forſter.

I.

Overbergs Contrays the 27. August
1775.

Dear Sir,

I'll have the pleasure by means of this letter to shake hands with you „op sein goede Africanse Boers;“ for as I have now for sometime been in quarters by the *Overbergse* peasants, you must give me leave to follow the customs of these good folks, who without any other round about compliments present their sharp hands as the New Zealanders their carved Noses, and the little bashfull Otaite Vaheines their commodities when a cordial salute is meant. Just now on my journy to the Caffres I write you this, being obliged by a severe gale of S. O. with heavy rains, to lay the Helm of my „oxenwaggon“ in Lee, and bring to at the hights of „Swarteberg“, having run into a harbor before hand with the pinnace (my old horse) which I otherwise commonly have on Slapetow. In this manner of crusing I must now continue. Six months (if otherwise I and my oxen can hold it out) expecting at my return to the Cape to be feasted by a letter from you or to find you there yourself setting out on some such other wild scheme as we many a time have been pregnant with on board the Resolution. I myself, as you find by this, have been brought to bed with one of mine; pray now for your friend that it don't miscarry. Allmost all the time hitherto I have been boarding in Cape-town with a Dutchman, where I have had my ordinary in a manner every month, as the girls. During this time has the Rain, a little practice and influence on Dutch lasyness, disabled me of all spirit of discovery and pursuit in the natural History, which however I'll now, if possible make amends for, not without danger of my life. If I happen therefore to be shipwrecked among the Bushiesmans, Lions or Tigers, your Father must excuse me if I can't keep my word; otherwise depend upon being remembered. I could well feast you with a great scandalous chronick from the Cape, but as Bicker, our common friend, will be with you as soon as this letter, he may do it better. So much I must tell you, that I have been disgraced by your plum-pudding and her sisters on account of your not taking leave there.

They have therefore taken a Quakers revenge of you, but are devilishly afraid of being repaid by the same coin; thinking you very able to do it; for my part, I have had the pleasure to vex them by saying that their names would be immortalised in the Resolution Journal. Lieutenant Emmelman is dead, his fine daughter is very well and his son who made a Journey in the country, will accompany me also on mine. I beg of you to remember me to all my old skipmates or friends, whom you happen to speak, not forgetting my compliments to Capt. Cook and your Father, etc. etc. — I hope to see some of you next year. A Cuddu is now in Comp. garden; if you will have the drawing of it, I will procure you one; but it is well described in the Indian Zoology, and I believe the plate in Rust is also good. Be so kind and remember me with news from Europe, especially litterary ones. Please to promote my translation of Rosem. At my return from my journey I will write you a long epistle about it. Adieus, don't forget him, who is with pleasure

Your warm Friend and most
humble Servant.

P. S. — One of the greatest mortifications I have met with here, is that the Thermometer, your Father was so kind as to assist me, broke on my journey to the hot Bath. Mr. Emmelman have (has) no (now) procured me another, but not graduated so high or much below the boiling point. That have made me both „*Olik* och *Aardig*“ (two expressive pleasant phrases here). Notwithstanding you being a good Linguist you would be much puzzled by the Hottentots proh pranka tochels etc. etc. One may as soon learn to understand what (the) her keys (kine?) speak.

II.

Dower the 22. of July 1776.

Dear Sir,

I had already finished a letter to your Father despairing of having an opportunity of writing to you this time, but on finding a few moments still left, I could not with greater pleasure employ them, than in writing to this present letter. I do not doubt your having received my letter from the hot baths at the Cape. So by that you know my setting out, and by this you will be informed of my arrival at Dower embarcking XI May from Cape, immediately after my return from the Voyage. I had so bad a year — that I was nearly resolved to stay for another at the Cape and its neigbouring countries, we were given up as lost, because they had heard of our going among the heathens and not hearing from us any further in 8 months time. I believe we were the only persons whoever caught a *manates* alive. It will appear paradox to bind such a leviathan. Yet it is as true as the wonders of the south to pull up water in baskets. I wish you only had left me your drawing hand, Sir, when we parted. Lions we saw at broad day-light and many a night heard their music, thinking they would leap storm, but they dared not. I say, Sir, I wished for your drawing hand, but I believe I got your feet, for I once had a touch of the gout. I fancy by the great fatigues followed by few days lasyness; but I soon happily cured myself. But as for the herpes on the hands in cold weather, I am still the same unhappy man. The Cape hot baths and the most heroic medicins not availing; Pillulae Plymierii also having failed. Pray are the Mareeants drops advertised in all the later magazins, merely a quack remedy to cheat people out of their money, or has it half of the power bragged of? It may be a happier preparation of antimony than others? Mr. Northon takes upon him to attest the assertion with cured people of credit. He mentions one Mr. Forster in Kent etc. pray is this your father red and clear? how many drops are contained in a phial and how much is to be taken etc.? it is not always shame to use and to examine quack cures neither. *Ne pigeat* (et pudeat, one may add) *ex plebejis sciscitari, si quid ad curationem utile sit*, says one of the greatest doctors in the World. I observed in a Magazine before you went away from cape that a umbellat, I do not know if Heracleum or Phellandrium has been found out by an English Doctor to have cured a cutaneous disorder of the leg, where cicuta has failed. I should be curious to know if any more trials has been made with that herb. Dear Sir, you may easily judge how much you can oblige me by giving me light to this. Pray how do you intend further to dispose of your genius? do you go to Oxford to study Physic? Have you let your Vena poëtica bleed yet in favor of the press and the public? had you a successful voyage from Cape to Old-England? Did you like the Botanysing in Ascension? are not the girls three times more pretty in St. Helena than at the Cape? and still handsomer at Tempel-Bar and the strand? How is it with all the Resolut.*) Gentleman? and the Crew? is any one of them hanged or married? But I must leave of asking questions, otherwise you will answer me, that a fool can ask more than ten wise are able to answer. Whenever you think to honor me Sir with a letter I'll take care to satisfy you on particulars you may wish to know and I now may have forgotten. In the mean time I have the honor to be — Dear Sir,

---

*) Das Schiff welches Forſtern gefahren.

Your most humble Servant.

III.

Göthcburg the 7. of August 1776.

Dear Sir,

My heart jumped of joy on finding your kind and very expeditious answer; above all, that you still favor me with your friendship as well as your Father! I will give you my answer going on in delivering it in the same order as I am reading your letter, for the post does go away the same day that it comes. I certainly wish that you and your drawing hand had been with me! I have kept a journal of every day precicely, and some days observed the thermometer; also made descriptions sometimes of partes fructificationis; for seldom would time and continual rambling and traveling allow it. But my journal is in short hand and requires time to enlarge and to put in order. If I met with encouragement, I would publish it, but should like to be compendious or short tho' sometimes philosophizing or reasoning, as you call it. Do you think so too? some drawings I had made, not of plants, but of one or some animals and the anatomical parts. I thank you with all my heart for your kind offers! your talents well known to me, could give me great assistance! but we live so far from one another! I have nothing but dry plants, and by no means so many as grow in Africa on account of the dry year. Snakes and birds I have in great number but sometimes shortly described and I fear they may not be in the best condition! I cannot receive my things from the East-India house until to-morrow after the visitation. Will Capt. Cook and C. Clarke go on Discovery or are they already gone? I have not yet heard a word about it. How can the Gouvernment do such things when as they are in danger of having war with the Spaniards and the French! I am very glad to hear that you and your Father are the publishers of that voyage to the South; Pray will you dispense me of my promise of secrecy that I may make an exception of your publication, for the whole Work will not sell in Sweden or be paid for. Perhaps I shall know better than some other swedish translator to do your mind justice; If you think this not mal-à-propos, I would, if possible, go over to England to do it before yours is printed.

But this is hardly practicable in my circumstances; or at least let the swedish know that I intend to do it, as soon as I get your book. I should like very well to get some benefit of an English publication of the Cape voyage, for I do not know yet if guineas will rain down on me in Sweden. In Gothenburg high and low pay me great compliments, but I do not fear any one giving me money! Our king is great and a great encourager of sciences; I hope in time, if I come to Stockholm, that I may get a place, but God knows, if I shall get money, by that enough to live upon. I am sorry I have not given a more fixed genus to your Fathers memory. If Linneus had not would . . . . have given another I assure you I had in readiness which is entirely separate. 100,000 thanks for your news and the catalogue of emendations, on a journey. One cannot immediately hit upon the right; the great Linneus not always neither, tho' being at shore. Where do you direct the book? It will be better to send it to Upsal because I shall be gone from Gothenburg before I get the letter. You did not say a word in answer about the bays in Cape, you got from Mr. B. It would serve to fix my distance. I have made a map of all the rivers and rivulets, as far as I have been. Did

I tell that, last? and can do it after Hottentott account still farther. You do well to send Linnée your Herbarium. Somebody from Upsal told me that he was grieved that he had not yet more than 7 plants from you, and much dejected, and therefore also disbelieved me; but by the orders of the great councellor he had however been good enough not to make any oppositions to my disfavor. If you send some observation to Stockholm society you will certainly be also fellow there. Many and very many thanks for Rosens translation. I have not yet had any letter from my brother. Keep the agreement by you so long and amuse the bookseller, he shall print my journal, if he keeps his word. If my hands were cured, I would travel with you to the sun and moon and stars, and we would perform wonders together!

My blood boild in my veins on hearing that due honor had not been paid to Thunberg. I am glad that you published Genera and convinced the world that others than (Linnée?) are able to do something! I have no time, to write more, but without compliments pledge you my swedish honor that I am with great esteem and friendship

Your most humble servant.

My humble Compliment to your Father and thanks, for his having spoken in my favor to

Linnée. — Mr. Banks has never written to me, but has written to Mr. Brant in whose letter I was mentioned, and bold to visit him if I went to England with an English ship. — But more another time. Adieus.

IV.

Stockholm the 7. of march 1777.

Dear Sir,

Mr. Swedems, Bookseller and deliverer of this, allowing me to send by him a little parcel, I seize the opportunity with eagerness that I may enjoy the pleasure of conversing with my old Friend and Skipmate. Prof. Linneus has given me the news of your being at Berlin, otherwise I should not have known it, for I have not had any news from you or your Father, if I well recollect, for several months past. Two of my letters from Norway (to you and your Father) having returned on account of storms, I send you them that you may see their contents and not alledge it to my charge that you have not heard from me. Per Posto I wrote afterwards to Mr. Forster your Father. He will get the parcels of Books (at once) this spring as soon as the Shipman of the vessel is refitted. Wargentius has seht your Father a parcel by a traveller by land. With the same vessel which is gon to Norway Archiater Bäck sent Russian ones. If your stay at Berlin gives you satisfaction of any kind, it really is according to the wishes of my heart. At least I shall flatter myself with such hopes. Your lucky literary genius and laborious turn cannot fail of being crowned with the reward of honour, fame and substantial, etc. In the parcel you will find your drawing; in the acts of Upsal to be inserted under the name of Forster. 2° the last Quartal of our Royal Academy with descriptions of Hippot. and Rhinoc. two cornis with their figures, these same to be inserted and more described in my Journal. 3° two animals nowhere yet published, also in my Journal to be inserted. 4° My map also to be corrected with some additions and finished. 5° My speech to the Academy of sciences for the former Quartar as Praeses: „About the use of sciences especialy Natural History to be effectuated and already done by Discovries and investigations in the South Seas.“ The contents you will most likely understand or find some Swede to tell you. Let me know your opinion about these trifles. In my Hottentots Journey I insert still two plates, each on ½ sheet, of Hottentott dresses and utensils now engraving, and still perhaps a plate of Hottentot figures. If you think (*judging by these échantillions*) worth while to translate this in English and German, I would send you an English translation together with the swedish copy as it is printing and afterwards the cuts themselves to be made for you in Germany. For these, I shall not wear them out, not printing more than 700 copies circa. I have given Swedems some hopes of getting my manuscript for a *Ducat a sheet* (that's the highest price for manuscript in Sweden), but I believe his long staying out will hinder him from these profits, and I print it at my own expence or by one of two other Booksellers, have the same and books besides as they have offered. It is a pity, that I did not get Hottentot faces by Hodges. I send you a copy of the portrait of Degéer to insert in the german translation, in case you should have that or some of your friends. You will get from England that copy as I have send it by the Shipman Colling, Englishman, and afterwards by Z. Lundberg now in Norway.

I have a couple of copies more to dispose of; six volumes — the first wanting the textus — but the cuts complete in summa seven volumes. I will sell them cheap if you can procure me purchasers. Shall I send them? If there be any thing from Sweden that you require, I will endeavor to procure them cheaper than probably the booksellers will

Please to give me your orders. I have now nothing more to add; my good wishes for your happiness, and that I am unalterably etc.

Your faithful friend and
humble servant.

P. S. — I am at the present busy with my insects. I have some hundreds quite new and no where drawn; these a friend and draftsman is delineating much better, than those in the book of Degéer. I intend to add Zoologica snakes, fishes etc. as specilegia, but if you could find a german Bookseller to undertake the task and print by subscription it would be better.

V.

Leufsta the 15. of Mart. 1777.

Dear Sir Taijo Majtaj.

I am afraid you will not have had my second letter but I hope you received the answer to yours of the 3. September last year, together with the singing Cuculus, indicator, etc. and my address? but then I might at this time have had news of you, if you have had time, to favor me with a letter. In my Last I proposed to you to follow the example of an Englishman: Rotherham, and to take the degree of Doctor in Upsal as he did. — It is a very good opportunity to learn Anatomy and Mineralogy and it is very cheap, the living also. Rotherham is still in Upsal practising Physic, mighty pleased with the Country, the beer and the people, so that it is supposed he will settle here. If you intend to travel, you certainly must be Doctor that recommends sometimes better than money, and for my part I should wish to have done with the publication and have an opportunity. A-peu-près at what rate do you think your german Bookseller would pay for the History of Hottentots and wild Beasts? Should I than write in English? In german I cannot. Would you not also send some paper to the Academy of Stockholm and Gothenburg? Pray do! of a Plant, a fish or a Bird. You have enough of them. I should by that be empowered to propose you a member. Pray what did Mr. B. pay for your drawings and other things? I have not yet disposed of mine; the Academy of sciences has no room to put them in at Upsal. I will not give them and the king is not collector. However he is now exchanging country-seats with the Queen Dowager and then he gets the collections also. My plants and insects I do not intend to part with, except the duplicats, of which I will send in measure I have written.

Pray let me have your genera and my old description, otherwise I shall not be able to put names to my south-sea plants; and please to send me a copy or two of Roseen (?) I will give one to the King's library. I have had the honor to be presented to him twice, I gave him lately a very large sea-cows tongue. It is not his custom to give presents of money or tabatiers or such things, but at vacancies he usualy remembers old things. Your directions to me of the books and letters is best through Wargentin, secretary of the Royal Academy at Stockholm. Pray did you carry your living Birds and Antilopes alive home? I fancy the American war makes also a great rabate of debit of books in England. I send a cask of Otaheity curiosities with Capt. Cook; as he could have sent it by a swedish ship or to Lindegren without expences as he could command his sailors; but I never heard more about it. Pray be so good to ask Lindegren if perhaps he has received this parcel, and put it aside in his store-house? He having been accused to have done so with other commissions. My hands are now tolerably well, having found a remedy which is to wash them with spiritus salis ammon. as one does *perniones* or engelures; chilblains mine being of that kind. Pray do not forget to write and to think at your old true warm friend and humble servant.

P. S. — How does the American war go on? I hope its disaster will not reach you, but very indirect. In Swedèn we leave peaceably; take a a wife with 4 or 5000 pounds and you will live in great style in the southern provinces of Sweden; here it is too cold. I had nearly forgotten to ask you for the Dusky-bay-plants, as I did not get any of them. I will put a Nota of them in the other side. Please to send me, what you have in duplo in exchange for alpine and other plants. The students of Botany here, are mad of South-Sea curiosities. If I had a dirt of the South-Sea, provided there were flowers on it, (they) would accept of it.

In the letter to your Father, you will read more. Adieu. Good health to you, my best friend.

Archiater Bäck, who read your last letter, said that he was in love with you, and send his compliments. He is my great Protector and friend, an eminent Physician, has noble sentiments, and is President of the colledge or board of Physicians.

VI.

Leufsta the 27. of Mart. 1777.

Dear Sir,

Tho' I had some days ago the pleasure of writing to you, I cannot leave your letter of the 28. of February without an immediate answer, as you required it. In my last of a few days ago, you will find how much I long to hear from you; you will easily conceive the joy I felt when my wishes were fullfilled. I am not able to express it. If I forgot to put the date to the first letter from Stockholm, you guessed it, for it was about a week before Christmas that I sent it off.

I am surprised to hear that the Admiralty has not deliv'red to you the writing of the voyage, *who the devil should do it then?* All the others in Company, or Capt. Cooke with his sea and sailors stuff, or some other Hawks forth, to make a Composition of the whole? However I am glad, that you have done it; all others will now come too late. I hope, if I ever receive the journal, I shall find some pieces of poetry of yours about Mataway *). I have wrote now to Gothenburg on purpose to inquire by all my commissioners, I wish

---

*) Wirklich befand ſich das Fragment einer poetiſchen Beſchreibung dieſes otaheitiſchen Waſſerfalls in G. F. Papieren.

I had known the name of *the vessel and shipman.* I am afraid that your health which was already weak will be impared by your industry and application. If you are still sometimes attacked with the gout, I would advise you to expose your legs to the steem of very hot water covering them well at the same time with cloths, and if you put about two dynamists in the water so much the better. With this I cured myself and an old woman in very few days at the Cape and at the same time. I am very much obliged to you, Sir, for the trouble you have had with my Cucculus, etc. Will the Forstera and descriptions of *my other herbs be inserted at the same time?* If not, send them to me, I will get them inserted immediately in the acta Lundensia, at a new Academy in Scane. The Reygera I believe is a Anthaspermum, a little eccentric. I wrote to you in my last, that, tho' Linneus keeps so much alive, that he lives for himself only and moves very little about in his rooms, he is dead to mankind, the soul being, I believe, sometimes out of the body. Three weeks ago, he knew me and spoke to me (one must guess too, what he means), but sometimes he knows not his own Children. Pray, why do Mr. *B. and S. long to hear of his death?* I hope their money will not reach his herbal? As for the Plants for me, do not hurry yourself on my account, take your time, and now cheafly take care of your health. I know and remember it to be a tedious labor, to make Catalogues and pick out those things; It is enough for me that I know I shall get them before next Winter. No plates and maps then will *be inserted in your narrative?* and the others *will they make many cuts?* They will come too late to be sold. If Capt. Cook has cheated me, I will certainly go on purpose to England, to frighten him even if he comes back, and if the case be so I give him the life (?) and address to the very devil. In the former voyage Cook made several reflections on several gentlemen, *is that made up with them?* I thought Dr. Forster had very good appearances at the court on account of the Queen. But if they have nothing or will give nothing? why they may keep Chicanes and ill usage to themselves! Pray did not the Parliament or Admiralty *pay honestly the whole sum of* 4000 *L.? why not?* For my Part, I never long more for the moisty wormy Biscuits and salt Beef of the King George! You do exceedingly well, to publish soon your Descript. Plantar. M. Pacif. not forgetting the remarks and observations! *Descript. Animal. also I think?* that the world may your deserving . . . not getting (?) But Pray! let me know what you get by the *Booksellers for such things as well, as for the narrative of the voyage?* how much did Mr. Banks *pay for the drawings?* I do not give up the thoughts of collecting a Herbal of few thousand plants, as by exchanging with others I can have that cheap enough. As for books I will borrow and read and excerp. My Protea sceptrum Gustavianum, in imitation of sceptr. Carolinum, a Pedicularis, is now publishing. I will send you the Quartals of that and my Sarcophyte Langvinea. I am longing to see what Mason (?) has written about Cape. And wish to hear if the Parcel has arrived at Gothenburg and hope I shall see a specimen of my translation of Rosan (?) that I may shew it the Swed. Acad. of sciences and present it to the King as another Specimen of my capacity; for I am really proud of knowing the Engl. language as well as I do, and people here look upon it as a terrible difficult thing to write — as it is indeed. I have now not much to write to you about having last time exhausted all news. I am sorry this puts you again to the expence of Postage, but I ought not to omit answering your letter. For my part, I have it free when it goes through the hands of the Royal secretary Wargentius, knight of the Polar star. He was so obliging, as to send me your letter immediately, which I received the 24th, the Postage between Stockholm and here during only a couple of days. The young Professor Linnée is about to enlarge the Botanical Garden (in transporting the orangery or hot-house to another place, if he gets assistance of the public) and will do many other things. He begins to work on a Historia Plantarum according to system (if he is able to get the herbal of his father, when he dies) etc. and perhaps I shall assist him as vicarius in reading his public lectures and also with the descriptions; but, I cannot tell why I am not willing at all to make any petition about the office of the Demonstrator, as Dr. Thunberg, my friend, before he left Sweden, prepared his supplication in case of vacancy. Hearing that I would rather exert myself to obtain it for him; tho' I could obtain it for myself. Besides if I wished to settle there, I have, thank God, better prospects in Gothenburg as Historicus naturalis and practicus at the same time. Believe me, the feeling of the pulse generaly pays its man better in time, than the Botanics, in Upsal; there not beeing opportunity of much practising; and I repeat to you my admises, to make progress in that Faculty, especially if you will travel; in which case you must know something of operations in surgery also. In Stockholm you may practise Midwifery every day at both the houses of lying in Women (a new regulation). Anatomy also. But anatomy nowhere better in the whole universe, than at Upsal by a young Professor Muray, having travelled through France and

Italy; and Mineralogy of Bergmann, a young man especially often meets with many rebukes and difficulties, but at the same time with much satisfaction. The rich look on your eyes and leave you to taste the dishes before they dare to eat of them etc. — Would you not like to be investigated with such a power? when you one time grow old and properly dressed in a large wig and the red Cloke you may with impunity kill, the people believing that you have done it methodically as it ought be according to the rules of the Faculty! at least so it is in Sweden. The Marshall of the court and Lord of the Bed-Chamber there, as you call it, has a very large Library, also of Natural history — he has the manuscripts and own hand-pictures of the late Professor Rudbeck in Upsal; all the Swedish Birds exceedingly well done, the *Anas Cygnus* also according to life and natural size, but the colored plants are not well done. A large Cabinet also in Natural History, Insects, Snakes, Fishes etc. But the Cold has prevented us from visiting it more than a couple of times. That and the Library make together a pretty large house. He has also two hot-houses and rears a tolerable number of pine-apples etc. for his table. Good God what a difference in the fate of mankind! he eats, he drinks (but is gouty also) and amuses himself (however has many great cares) when the smith at his four forges here, is working day and night with iron and fire. Besides he has many other forges and places. Now he is drawing a Termes, I have given him alter sexus with wings (a great discovery!) *If you hear any medical news and discoveries let me know then when you write from England!* and when you have time, favor me with the Plants etc. I will do my best to put mine together and send them to your Father, as soon as time and working for panis quotidianus will allow. On account of the pension I have one, thó very small, and for the sake of my own Credit, I will let the world know as soon as I can where I have been in the South-Seas and what I have done among the Hottentots. The Lord Degéer, at whose country-seat and forges I now am, has also a microscope from England, but has not yet put it together. It costs him 70 L. This gentleman is rich here; in England you have many thousand I believe with much larges fortunes. I speak of the above only as a laborious naturalist in respect to insects. One of his sons is ambassador in Holland; however I do not exspect any advancement by him in the political way.

I will profit of the opportunity and make use of Lord Degeers library as long as I am his physician. I wrote to you lately about Archiator Bäcks good wishes and esteem for you, and if you will send any thing to the last mentioned Society it will be very acceptable. To the Society of Belles-Lettres at Gothenburg, I have send a description of a new squirrel from Java and some remarks about double currents (?) against Buffon. Young Prof. Linnée will send in a few days to Stockholms Society or Acad. of Sciences at Stockholm a develish odd and spiny Erica which I have given him; he will give it the name — I am told — of Erica Sparrmanni. — Now, my dear Sir, I have stuffed the letter as much as possible with all kind of news and old things, that was able to remember, and hope it will give you satisfaction; as it is putting you to expence. Now . . . . and according to the custom, I ought to make an introductory speech to the Sw. Acad. of Sc. This will puzzle me — not being at all a speaker and not yet knowing what subject to speak on. Afterwards I will you know how I got through it. If I and another Gentleman (a very clever entymologist) at Stockholm, should publish at Stockholm a new System of Insects, better than that of Linnée, correct all his errors and add a great many new species, would the Bookseller accept of it in England and would *pay something*, *how much?* or for my new Cape Insects alone.

Quite new ones with description and drawings for plates *nowhere drawn before*, *what would they* *pay for it?* for the *translation of Hottent. voyage? What do you get by the Narrative etc? Descriptions etc? per sheet or whole sale?* for the printing does not go on develishly well in England, however I suppose it goes on there better than any where else in Germany, etc. But above all, let me know exactly the time when I passed the antipodes of Sweden, giving me the *latitudes and longitudes of those days! for this I must* insert in my narrative. Address your answer as before by the Roy. Secret. and Knight of Polar Star Wargentius to me your most sincere Tayo and

humble Servant.

Questions: *how soon will Mr. Banks publish his Cuts of Plants* etc.?

P. S. My Compliments to Dr. Forster. If the vocable are not inserted in the voyage, do you intend to publish a South-Sea *Dictionary* a part? Is your paper about plants and that of Dr. Forster about the animals, — people, I would say, in the South-Sea Isles printed in the Royal Society? I should wish for a *Specimen of it, for which I will reimburse you. Are your Termini Historiae Naturalis published and has your Father received much by them?* Dat raaktgeij nickt maugt Urdele will Oltemets (!) antworden, maar het is altans seer curiose M. Heer om te weeten hoedaaning let gaat

met the geleerde arbeiten. So het een betje geld kan winnen. aan de Caabo Myn Heer ben ick og van de Geldkoorts aangestocken, darum wensh ig alle manieren te kennen om deese verlangende sikte te geneezen — waneer the beuytel maar etc. hebbe gewonnen gaat (?) mi sheen? ick weer aan een tokt — na India of . . ajd America so het een betje moglik is. — Adieu cher Ami!

I believe if I had 10 sheets to write on to you, I would not leave off, till they were filled. Let me know what Mr. Banks thinks of Mr. *Troillii Lettres* and what you think yourself of them? You must answer some. —

P. S. I had already filled all the other pages, when, I do not know what vocatio interna or destine brought me to day (15. September) at noon at the Post-office to look at the Hamburger Chest, tho' I could not reasonably expect any answer from you at Gothenburg; but at Upsal or Stockholm, together with the books send by some ship as I supposed. Having discovered your letter I was as happy as I should have been at the discovery of a treasure! As Linneus does not belong much to this world, it will be better to direct my letters to Upsal with my name. Your discussion: on officia erga alios, is very just and noble; for my part it was my opinion, tho' I never had the

talents to express myself on subjects so well as you. I have many reasons however to differ with you, as I think matrimony (NB. a happy one), the highest pitch of human happiness, as for providing for a Family, the richest lord, and merchants have the same difficulty, when misfortune, ambition, etc. or imprudence carries them out of their sphere. Do not think that I am going marry, because I recommend it; I am as yet farther from that, than I am from the South pole; for I am very timid on that subject. But you, my friend, look out for a rich English girl, who can provide for you and your Family, you should pay your court to her, and come and settle in Sweden, I am sure you would in some places live very happy and like both, the country and the inhabitants. With a few Thousands you could live in Sweden very genteely. But to say the truth, the travels which I have already made, have by no means made me weary of rambling fatigues; tho' my lasyness or commodity speaks against it, so that I can not think of settling any where, or demand a fixed situation. I have good prospects of fifty pounds a year to begin with, and afterwards a hundred pound yearly, besides the opportunity of practising physic; but then, one is tied to a certain spot, as Lector or Provincial physician etc.

My first endeavor will be to fee a part of Europe or at least England.

As for your present occupation, you must feel best yourself the great and internal satisfaction of having the opportunity of doing good, chiefly to the nearest related! You do well if you will favor me with the map of La Goabay or Algoa in Houtniqua; for I am not certain if mine is right; the Eastern hock of that Bay is more prominent, and there is the Kourboom River, and a reef that must be in the harbor, I have not in my map. Otherwise mine is far superior and more complete than that excessivly large one the Governor did show me. You do not know the Dutch and Mr. Berg; he gives promises he never will keep, and in the mean time he obtains services of your Father. You are obliging to send me papers of the voyage, these you might then send by parcels with some Gothenburg vessel to Kidron, or direct them by vessels to Stockholm. Pray what diablery has been in England? Has any thing been published in the papers? I saw in a Hamburger Gazette a dispute between Mr. Forster senior and Cap. Cook an hinderance to publication. You would procure a German Bookseller for the Hottentot voyage; but I cannot write german; is perhaps the printing of books in English stagnated now by the American wars? I suppose that our Rondelet. leocoph. is no

Mussaenda? I remember you made that observation already during the voyage. The size of the voyage in the Cape may be about the size of that of Roseen. Did not the Parlament pay your Father honestly the 4000 *l.*? I hope however that your Father did not expend half that money? What did Mr. Banks pay for your drawings and the other things he got? I would not make an offer of any thing to this gentleman if he does not make the first advances or proposals, and than he would get nothing but duplicats; but if he would give us a handsome salary and servants to travel, I would then agree to it. For my part however, I should prefer to be send by somebody less avaricious of collections and the merit of them than he is. The laborer deserves also some credit for the risk and trouble, as well as the rich for his expences. When will your publication in English be ready? how large a work is it? and what will you get by it? how can the King afford at this conjecture to send ships on discoveries? Pray do you intend to mention in your voyage that appointment I had of your Father? I think it unnecessary; however it is all the same to me. But perhaps people in Sweden would think hundred ducats a great deal; not considering the expences in Cape. In the mean time it does me great credit here, that I am returned to Sweden with my collections, tho' I never had a Farthing these five years from the public. What is the reason that Mr. Solander has never answered the letter of his mother and father in Sweden, since he came from the South-Seas? Dr. Rothman is lately arrived from the coast of Barbary, I believe from Algiers, where he has been botanysing for the Academy of Sciences and in two years has expended 300 pound sterl. He has not brought much. He has made a relation of the voyage to the King, and this I likewise must do at my arrival in Stockholm. We have an incomparable great King, in short was not Sweden so poor a Country, he would make very soon a paradise of it. You must read my letter again, when you answer it, that nothing may be forgotten. When I come to live in Stockholm, I shall give you more news. I saw to day a Poem in the Gazette on the recovery of Mr. Linneus health, dated the 7th of this month, so it seems he won't die yet. Adieu, dear Friend, for this time.

For my part, I am afraid at all of the plague or fever as long as I have the Herpes. I lately heard that Berlin is no more with Van der Pools. I am now the best friend with the mother having giving her advice gratis, and also one of the little ones. Miss Berg is flown to Holland with her Falk. All you asked for, do very well. Do you publish your voyage by subscription or what do you get from the Booksellers? What do you think the Booksellers would pay for a little History of my travels? I should hate to write, and lye so much as Kolbe and hardly any description of plants should enter in it. A few observations on some account of the Elephant, Unicorn, Rhinoceros, etc. etc. and manner of sporting etc. etc.

I do not know, how near it is with Man .... 3° v. Linnéus in a letter to Montin mentions that he has learned the character of Mammea, etc. of your new genera; I always thought the nectarinus was forgotten by Osbeck (?) and Jaquin. What does Mr. Bank and Solander say of this plant? We must not believe that they have allways seen right, neither I took ..... good time to look for german and nectaria and of those we have examined more specimens, as you know, more than one time and altered when necessary. You saw it all dissected also. Now my dear Sir, I find nothing in your letter left which is not answered, and I never wrote so long a letter in my life finding great pleasure in renovating our old conversations. Mr. Tran returning from his travels brought nothing in the world, not a single plant, except beans, too fishes and a few common shells. If the Fiscal has got any thing I do not know. Where is Edgecumb?

VII.

The 25. of July 1777.

Now at last I have received your journal and thereby am enabled to give you my hearty thanks for it, also for its contents. You have been pleased to do me much honour in it and have shewed me still more friendship, of which I have received another strong convincing proof, your long letter of Nov. 20th 1776 (which I received yesterday) and the specified books a week ago. I am sorry to have given you so much trouble, not having made you any suitable returns of friendship. But in the meen time good will has not been wanting. Many people at Stockholm have been entertained by your elegant manner of writing, before I could get a copy of the same and the Royal Secretary Wargentin, who has likwise seen Cooks journal, a marchantman: Folty, said, that his was only to be looked at, but yours to be read. It is a pitty however that one can not get the cuts appart; I have several days been travelling with you again, with great pleasure. But how patiently read it all, in its proper order. All I have seen is very just, except your calling Kolbe an intelligent man. I assure you my dear Sir, that he is the most impudent lying contradictory fellow in his Dutch original education. De la Caille remarks are very true; but it is no wonder that you take the part of the former, he having imposed on you as well as on the whole learned world. Mr. Paw Sensibus (!) calls him the exaggerator Kolbe, but is still worse himself on the same subject. As for Mafons journey, I am glad Solander has seen it, and am much obliged to Dr. Forster for having put it in my power to pluck a goose with the fellow. As for your elegant South-Sea-Journal, I had a great mind to translate it, but it would not be sold, being too large a book in this poor country, I will make it shorter in some parts and translate it in others, that I may not loose and spoil any of your fine thoughts! I hope your Father has received my answer to his and yours of April the 18th 1777. If not, I ought tell you that it was send three weeks ago, with Mr. Hellstedt marchant in London, born a Swede, and as Arch. Bäck supposed, acquainted with you and Mr. Lindegren, the worthy archiator has written himself to you, sending with it at my desire the Flora Lapponica from Jahn (!) some papers on fixed air and Wallerii about the creation of the world. If any thing more I do not know for I left it to the Archiator to send you what he thaught would serve your turn. To my great sorrow he has not send the letters of Iceland, as Troill himself has taken upon him to give them to you at this occasion. Dr. Forster also will get the latter quartals of our society, which Troill has promised to forward together with his own please to accept the trifles from me, when I come to Stockholm I shall be able to serve you better and as for the old coins I shall do my best. I also repeat to Dr. Forster and you my warmest thanks for the lodging and spare bed (?). Indeed I long very much to see you again and meet my old friends and hope to have that pleasure next year, but would by no means so far abuse friendship so much as to be an incumberance to you. As for Mr. Banks and Dr. Solander please to remember me to them in the best terms; I am very much obliged to the Former for his kind offer of 60 L. a year, but it is too small a salary for me to subsist on in England, besides I do not know all that I should have to do. Please to excuse me in the best terms. It would be wrong in me to give up my country and petty prospects, by practising physic for an uncertain livelyhood in London, where apparently no foreigner would prosper by feeling the pulse. I certainly would be proud of being a member of your illustrious Society, and would send you a dozen recommandations from swedish members in the place of three if required, as soon as you (according to promise) please to send me the form in which it ought to be drawn up. Wargentin himself will soon send you the last quartal and a jetton with the image of Linneus as is usually distributed for each paper inserted in our acts to their authors. The Yerboa of Dr. Forster will be for the next Quartal to which Professor Bergmann is elected Praeses, and than he will at my request, get a different jetton of Linneus or any other great deceased member; Linneus being the only living one of them honorred in that manner, and with two jettons the Dr. Forster will be undoubtedly elected member next April, and you also if any of the present living die and make a vacancy. Linnaeus is still alive in the same deplorable situation, almost without speech as before and Dr. Thunberg, Demonstrator after the young Professor. I would not ask for that office as Linnaeus may still live some years, and before he dies this office is without payment. You will get no other diplomo, I believe, by being member of the Society at Upsal than your name being printed in the book as a member. As for the plants I have seen Forstera engraved but not printed before Linneus had the bad apoplectic fit. I will enquire and try to act the printing of it from the Vice-Secretary, when I go to Upsal.

I still remain by Dégeers, he and his Lady not wishing to part with me during their stay in the country, nor I with his library.. As for my

Cape-Journal, I have not hurried myself with it not having an inclination to overwork myself; especially as I am taking mineral waters, when one is always giddy and the eyes heavy and weak. I begin now to go about again, as I only make use of artificial Seltser which I find affect the body and soul less; and as I think is better for the diseases. We have had the most rainy drill and drizzling summer that any of the oldest people can remember, not at all beneficial for curing disorders. Intermitting fevers or agues are to be met with in numbers, which not at all, or hardly yield to the Bark. Many of them accompanied with scurvy yield sooner to Trifolium aquaticum s. Menganthes (?) etc. From the newspapers it appears that it is the same all over Europe. A german Newspaper account for it by some new dask spots in the sun. Dr. Thunberg is still on his travels and as we suppose now in his return from Japan. When I have my Hottentot-Journey ready for the press, I will immediately put it taliter qualiter in English and send it to you or take it with me myself, when I will leave it to your consideration to make the best profits of it for us both. Schell has written no book on fixed air. I cannot immagine therefore what it is, Priestly wishes to have translated. You ask, if Dr. S. has written to Linnée? You may depend upon his never writing to him, or having answered any of the many letters which others have written him, which they complain of. Mr. Wargentin opened the parcel in the customhouse accordingly he took care of your memoirs himself and has printed the Gentiana, the Yerboa I have not seen, but it has also been read and approved of, in the society, and I fancy will be published in the next quartal, Professor Bergmann being praeses. I told you before of the great offer from Berlin, but he now remains in Sweden, our King and Academy having obliged him with a greater salary.

I now really believe Cook or at least his scoundrels of servants have sold my curiosities. I wish you now with all my heart less work and better rewards than you hitherto have got. You cannot fail it appears of gaining some thousands by your Journal. Cooks work got 6000 *L.* tho' your cannot get quite the sum on account of the bad times the American war and Cooks plates. *When will your philosophical journal be published? and what fate has Cooks journal met with! has the earl of Sandwich paid you a share of the profits of the plates as you mention in the preface?* Be so kind as to send me some seeds of South-Sea-plants! especially from New-Zealand, that have grown up in England. Not one from the last place have succeeded here, and let me know if they bear the climate, so as to give seeds; tell me also if they are from yours or Mr. Banks seeds! I do not know any news now to tell you; unless (if it be true) that I heard just now that Bergman had lately given up his experiments proving stone in the human body and the gout to arise from sugar and all such plants and liquors as have the same principles or homogenity with it. What do you think about my experiment with the water from 80 fathoms depth, you will read it in the swedish acts I send your Father! I have lately expelled heaps of a hithertho unknown worm from a stout smith of the Dègéerian forges, and we feed it up and metamorphosised it into a species of fly. I shall insert it perhaps in some acts.

Now for your other questions! I carried with me the whole Thunbergian collection out of friendship to him and the sciences, they being in danger at the Cape in several respects, and I left them according to Address by Dr. Montin, who has assisted Thunberg with money and has made him his heir and Editor of the plants when he dies. When I shall also get a share. The Lord forbid that no other mantissa or system is published than what you have had in the South-Seas; except that of Muray Regn. vegetabl. It is possible that Linnée will linger a long time as he now is. Sometimes he is a little more sensible, so that he wrote a pretty coherent letter to Archiater Bäck, about some N. H. things from Norwegen. You are very welcome to keep the cuculus indicator, I not having had much trouble in drawing it. Let me know if it be published. I know you have the original of my descript. of Forstera Antirh., if you would send me Reigera and Falkia the copy of I would insert them here. As for the Unicorn, I have heard of one animal that is a Zebra in its make, and has a single horn in the forehead, a very fierce animal. The Rhinoceros I speak of is the Bicornis much different from that of Buffon and Parsons in the Philosoph. transactions; I only heard of the third species being bluntnosed. Let me soon have a form of the certificate required for a candidate of your Royal-Society. I expected some insects and money for one of my horses etc. which were not sold when I parted from Cape, but as yet the Dutch have disappointed me. Pray is *Mr. Pickergill really gone on discovery? and how?* remember me to Patten, the worthiest of our Friends on board the Resolution, when you see him again. Dr. Rotherham, an English Gentleman, who has taken the degree of Doctor at Upsal is still here practising, drinking strong ale, and likes Sweeden very much; he is now a fat fellow, he was consumptive when he arrived. NB. he cured himself with ale or beer; stomacho jejuno, and riding on horse-back. Will you not follow his example! Take care, my dear friend, that you do not work yourself into a consumption; I would advise you now to strengthen yourself 1° with rest, 2° with 25 bottles of artificial Seltser with more fixed air than in the natural, and excluding magnesia. Bergmann greatly restored his own health with it. I drink it with great pleasure; partly before I rise, and in my bed. I have made mine without any phial or glasstubes only with a wooden pipe, a quill and a bladder; taking care that the chalk etc. did not mount in the pipe. You can do all your busyness notwithstanding the cure, and the water keep the body very well unbound. 3° You may drink artificial Pyrmonter to fortify the stomach, but its Iron causes a little giddyness during the cure. Cura valetudinem, my dear friend, being lost, one is unfit for many things. My chil-blains trouble me still; at intervals only leaving me in peace. I send you *a little piece of Wargentins letter*, that you may see yourself what I have told you. I hardly believe that Mr. Banks has received 1800 specimens from Mason; as in the Catalogue of Dr. Thunberg the sum is less, tho' he enummerates cabbage and all; and Mason allowed himself that Thunbergs Herbal was completer than his. It is not impossible, but that Mr. Banks and Solander sometimes amuse themselves with hyperboles, thó, I esteeme them very highly for other facts and from what I have heard of them. — Yes, my dear Sir, Mr. Modeers system of insects is better than Linnei and Fabriciis manner? Have you not observed that Fabricius, according to his tables, puts Ephemera Oniscus and Siner in one class, in an unnatural manner, when he boasts of having well observed the natural order? Rosens book, I have been looking at also a little, and find that I have forgotten a great deal of English; to write it especially. Please to excuse my blunders here. If you could send me the manuscript of Roseen some time or other, I could remember several things better by the corrections and keep it for my grand Childern if I ever have any. *Pray, what do the Engl. Physicians say of my translation of Roseen?* As for Cooks journal, I will borrow it to compare it; — It will take time and several guineas I fancy, before I can get it from England. As for specimens of Gentiana and map of Lagoabay, they are still kept at Wargentin as I did not require them to be sent me into the country. The Gentiana is better than usually engraved in our acts, as you will find; by the same fellow, who has engraved my sceptrum Gustavianum, with which his Majesty has been very well pleased, I was told. That Roseen had written a Pharmacopy of 100 pages in 8°., only to compositions as for one travelling by land or living in the country — — sufficient rules it is looked upon here as a Masterpiece; the whole medicine comprehended in a nut. — *Pray, is it translated into English already? or would it be worth while at any time?* I fancy you have Bergmans cosmographie already, which is translated into german and french; otherwise I would have send you a swedish copy of it. I can write no more on this side on account of the folding of the letter, so must I conclude with my being your most faithful and warm friend and shall always remain, so I beg of you to remember me also to your Father, I am yours

most obed. humble servant,
Friend and fellow Traveller.

P. S. I have shown to Bergman some red earth from the lower hills in Otaheite, as you remember on tree hills; which he pretends to be a product by fire, also to be met in other Vulcano places with containing iron; and that by number of years it has got the present appearence, being changed so, by the constant exposure to the air. — I showed him also a piece of Brown Cape of the large images in Easter-Islands, which was Pumice-stone; he could not account with certainty for its formation by the natives, (such pieces quite similar I have seen from Vesuvius also) —

and the body of these images I supposed to be made of clay and water; he also said apparently to have been seemingly composed of clay and earth heaped together. The little green pebbles (almost as green, and also greener than the nephritic stone from New-Zealand) from Nova Caledonia you easily remember then also with shinings in it; Bergmann said: it was a *Skiörl* (a kind of garnet with iron, I do not recollect the Engl. name) with mica, and the Slingstones the Caledonians made use of, he said was Quartz, with *mica*. Adding that *mica* and *Skiörl* are signs of most ancient mountains never to be met with by those of a later make or formation, or origin. Consequently I think you can in the Philos. journal mention this if you choose, and look upon New-Holland and Caledonia as part of the old South-Sea World, and the other Isles as having risen from vulcanos and from ruins of perhaps still older overturned world.

1) When I publish any thing about South-Sea, I will send you it. Pray have you not published your journal already *in German and French, as the Newspaper have mentioned?* I wish it would turn out well to your profits; it is very unkind and little honorable to your nation or public you having worked for it, that you are not supported by it with living or pension, having suffered so many hardships as you have. What does Mr.

Hodges say about your observations? — his shaping or creating beard on those who never had any? it is just and sincerely, you serve him by correcting him; praising him in other places. I take much interest in your wellfare and in what happens to you; therefore I am curious insuch trifles. The long living together having connected us too close than to be expulsed out heart and head again. I know of nothing more to tell you to night, good night to you, Sir! I will fill the rest of the paper to morrow, if I remember or dream of any thing worth writing about. I only can add that the Seltser tastes very good and aswise you do, make use of the same.

VIII.

Dear Sir,

I hope you have long ago received the last letter with the drawings of the Birds and descriptions, I send you by a vessel from Gothenburg? Since that time I have been at home by my Family and am indisposed now with the beginning of the cold, with my old complaint. At my arival at home I was very much wellcomed by the old Linnaeus, who was then still able to walk about in his room; but for the present he has the third touch of the apoplexy and I fancy he has no occasion for South-Sea plants to take with him to the other world. Nevertheless he is angry with me in my excusing myself that you are sending to myself and not him not believing me. I have postponed to write; in order to see the fate of that great man; but if you have adressed the plants to me, I'll keep them at your Fathers orders, and, if he pleases to give them to its son: Professor Linnaeus, he will be ten times more reconnaissant than the old one, and will not only pay him its due, but will also send you seeds and Plants of the garden. Believe me, he will be greater, than the Father; he has a better heart, the jealousy of the Father being very great against him and all others. Nobody knows the last disposition of the old mans collections. The old great man, now a child again, almost wishes that the science could die with him. But we ought to excuse the great man, he had a dissease of mind as well as of the body; he has outdone and undone and outworked himself. Perhaps I shall get the office of demonstrator succeeding the son. Some people think to my favor; I have not yet been sanguine enough to present myself in the Capital; for I do not know if I can hold it out in this frigid Zona; on account of my illness, it is better to be knocked on the head in New-Spain! I have now gone through my South-Sea plants, and have had a terrible work to glew and to paste the broken ones together; yet when they are mended, they cut a fine figure. But I have not one of the Dusky Bay Plants among which Walkera are and the Forstera, is as you know. Pray, be so kind as to send me specimens of them, as you promised! I here include also a catalogue of others wanting in my herbal in case you should have to spare of them. I have also gone through some convolutes of Cape plants, and I can assure you that you will not get a despicable set of them they being rare and numerous, but not so many as Dr. Thunberg has gotten, and but few bulbous ones; because I was in other fields and the year immensingly dry, that I must seek my fortuna in the woods. The Madagascar bean, I sent you, is Arachis the genus, and perhaps known species, that we now have in our gaden. Mr. Gahn I will give a Specimen of his grass and tell him of Flora lappon. *But Pray will you have a Specimen of all the lapponic plants?* I can procure you in exchange for few South-Sea-duplicates. Prof. Bergman sends his compliments to your Father, that if he pleases to procure him some certain minerals from England, he will send a catalogue of them and of those, that he can procure in exchange, and what he thinks you may be glad to have; *pray let me know about that*! he was surprised at Mr. Forsters laboriousness having written in every way, for I shewed him the appendix in Cronstet, he had heard of it before, but had not seen it. He has now written clever notes to a swedish book, „Schiffers prelections in Mineralogy“. But *pray, why did you never answer my Brother* on the books in antiquity, the binding being scarcely paid with the 10 of (or) 12 L. Sterlings, which was the price and scarcely ever to be gotten more. *Pray have you never heard any thing about my cask of Otaheity cloths? and curiosities?* Is that fellow Collet gone with Capt. Cook, and *where is the Adress to Mrs. Cook*? Pray let me know, *when your voyage is going to be published, and if Mr. Forster will favor me with the sheets*, that I may translate it by degrees; for tho' it will be a large book, it will be interesting and desired and paid for by the, tho' poor, swedish public. People tell me *the maps are already published; is that true*? If that *be the case send me them! Are the letters of Capt. Ekeberg poublished in England, on his observations on voyages, with cuts?* Is the new Edition of *Worlds beskreibung* (of cosmography) *of Prof. Bergman published in England?* The second or third tome of the manners, customs and Idoles is very badly written by Mr. Insulin. The former you should in time translate and the other you and Mr. Forster should write yourselves, with your connaissances of books and peoples you would make it very acceptable to the English and the public in general. A gentleman told me he has read in a Magazine a scandal of your Father; I am not surprised of that, as they do not leave Kings and the greatest people in peace. Freville (?) you know, has made a coarctation of the former voyages, this is translated in swedish, and the swedish booksellers promises such another of Freville (?) about our antarctic voyage; but I would be before . . . with him and make a Edition, that one ought not to be ashamed for, this former being without cuts and a wretched map of blue paper worse than if it was engraved in wood, he has done so to gain the more money by the print. My book about the Hottentots I cannot get ready so soon I would; however I am now putting it in order the materials I have, in the mean time waiting for yours. But *why are not my descriptions of the four Cape plants, I send to Dr. Hudson, inserted in the papers of the Royal Society*? Forstera is really a new genus, Falkia also, and Linneus now allowed the former when he could still speak, as I plainly shewed him the 6 pistills, but told me because he had not seen it in the acts, he would dedicate to your Father rather the South-Sea plant. But really, my Dear Mr. George, would you make me company to the North-Sea. I am willing to set out as soon as I have done with some publications of the former, and studied some necessairy things, and I hope we should enjoy life more to our satisfaction, than any other way! Medicine and surgery, Anatomy and Mineralogy, the plants in general, but chiefly cryptogamists I would study and prepare me to; You could better come out with the head journal, geography, Zoology, drawings astronomy, fortification and in general what of the other which may fall in your way and be to your taste. I cannot think it, but very interesting, amusing, satisfactory and honnorable. I also have nor the pride, nor the talents ever to cut the figures of a learned man, but if my health is tollerably and nobody knocks me hard in the head (NB. harder than the Indians did in Ovaheine) I may turn a very great traveller and be usefull, and you also, and yet more usefull than a Archbishop. I assure your of not dying of a fever, as for poison physics etc. I can make no insurance. I would no more work in Enthusiastic way, but travel according to reason and leisure; as for monney we would allways get by work. Such clever fellows as we, would not be wanting such trifles, and I give you my word that before that time (couple of years) some opportunity will offer itself and more than one. But to Persia I would not go, and no where but to the spanish colonies. But I must finish on this page with assuring that I am your true and warm friend and fellow traveller

Andreas Sparrmann.

(Am Rande:)

Dr. Gahns compliments to you and your Father; he says as he now remembers and is put in mind of his promise of Flora Lapponica, he will send the copy with the first opportunity to Lindegren, for he has forgotten that it is now a devilish scarce book, here no where to be had by sale. Gahn is now a great practicus in here; I shall send him Gahnia to morrow. I had written the former in the country, but now I am in Stockholm and presented to the Royal Society, the members of which promised to present me to his Majesty, who is the head of it. The next session he comes there. I do not know what will be done with me or what office I can get. But money is now all the Scape to exspect by that Canal. If your Father did not send some observation or a copy of your genera to the society, they certainly would now elect you member.

When I get a office, let it be what it will, I could in time sell it, and that till the beginning of the voyage would do. But more of that another time. *Pray is the voyage of Captain Croisette and Mariot published?* nobody has heard of it here. I should be glad to know it. I fancy you will insert his islands in the map, and something of the accidents in his voyage, in case they are not printed in English; at least I could do it in the Swedish Edition, as here the fate of Mariot is so little known. In Upsale there lives at present a Englishman, his name is Rotheram, he has been promoted doctor at this mentioned university, practises here Physic a little; he is exceedingly fond of Sweden and the swedish ale or bier etc. he will scarcely ever go away, his Father is Doctor in England. I mention this, that you may follow his example. There is now a very good opportunity to learn anatomy and chemistry at Upsal. I now repeat the *Dusky bay plants* that are wanting.

Please to send me these according to your promise! as I never got them, they being put away. Drimis, we got in Z. C. sound, but only one with flowers, so that I did not get any of that sort. But if you can spare any of the other here mentioned you will do me a favour, for I have not got any of them; even if you have no more than a leave to send, it would be of use to me, and would also to the herbal as I have none of them yet, or at least do not know them etc.

IX.

Leufstad the 2. of September 1777.

My ever dearest Friend,

A very good morning to you, my dear Sir, and 10,000 hearty thanks to you for yours of the 12. of August which I received the 3d of September; By this time I hope you have received my recipisse of all the books and Journals you were so kind as to send me, having send my thanks for those per posto; but that with Archiater Bäck with a traveller. As I find that nothwithstanding that you would not dislike to have another letter from me, I am myself as happy in sending one as you are in receiving them, and as happy I fancy as I shall be some time or other in regard to the letters of a beloved sweet heart. But you cannot possibly think how much it concerns me to hear of your leaking bark, as you term it tho' I am as much hoping and wishing for the better as you seems to be in spirits and humour and comforted. Indeed my dear Sir all will soon be good if only a genteel breeze blows from the steern quarter; such a little thing as that has carried many a sinking bark in good harbor and safety; I know you have worked so briskly at the pumps, that in the mean while there can be no fear, but that such industrious Gentlemen as you and your Father can keep a bark above water, even if the whole bottom was shattered to pieces. I see from the Preface of your Journal, that you have a fine thing to expect from the Admirality board and by your book you will also undoubtedly get some profit. It is a Enigma to me, that your book should not have sold and sell well, when it is liked and it ought to be liked by every reader; otherwise you could not have given me hopes to make any thing by my Hottentotts. If you do not get 100 pro cento by yours, I shall not get a farthing by my stuff, an English reader would scarcely read it gratis. With the 700 L. you might have purchased at least the shade of another Lirias de Gill Blas de Santilane and tho' not with so clever a look as his, yet with panis quotidianus and roast meat every sunday and a bottle every saturday night for the trouble of the winding of the watch, etc. Dr. Gahn I presented this very porteur with your compliments; he is Physician of the navy and only lately made Assessor in collegio medico; a post of honour, tho' without particular payment. It is a pitty, that you cannot make out Walleni System; Dr. Forster understood however very well the cosmography of Bergman in swedish. At the lodgings of Troill I left the acts for this year, who ought to send according to custom the same quartal with your Gentiana saxosa in it and a Jetton. The Yerboa will come in another parcel, no doubt the next; Dr. Forster will then get that quartal too, together with another medal or Jetton, according to the statutes. His being elected you will see by my former letter. — Both Wargentin and Bäck having promised me, that it should not fail, and yourself perhaps at the same time, or at least at another opportunity. No other diplomes are given, than the letters of the Secretaries and the names being every year printed among the other members.

Pray is my cucullus inserted yet? As for my fellowship of your academy, I must postpone it to another year, as you did not send me an instrument or formula to the recommendation, as you promised, and as you enumerate as devilish many recommendations NB. from all members, who live in Sweden, some *hinc* some *illinc*, Lord knows where, and it would seem indiscreet to make so much fuss about getting a thing, by that one would judge me as unworthy, as ambitious. I thought first that three recommendations were enough. Pray what should I do and how could you recommend me to the fellowship of Madrid and Berlin, Paris etc. as you are? and what have you inserted in their papers? I have lately expelled a kind of worm from a smith and have reared them to a sort of fly; — a case which I will insert in our society. I have not yet inserted any thing in the acts of Upsal, but will soon do it for the sake of the fellowship, when I go there at the end of the month, having hitherto differred it for certain reasons. You will read in one of the quartals my experiment on the sea-water; this or such have been made before and inserted in french acts, I see now; but some telling their having gotten quite fresh and some salty as the devil; but my taste accords with the chemical proofs, and hints at some means of employing it to useful purposes. As for my Cape Journal, I have been working at it, and intend to publish the first part of it, before I set about, giving an abbreviation of your South-Sea Journal; but I will take care, that the Hottentott stuff shall arrive to you in England that it may be ready to publish there as in Sweden, and really, I will go myself to England with it next spring. NB. with the whole Journal, if I thought that it would pay the expences of my voyage, — c'est-à-dire a guinea and a half or two per sheet; then I would readily share the profit with you, for dressing it up and correcting it, and it would flatter me likewise to have it published in German as you say. But what do you think about the plan. 1° I write p. ex. to my undertaking, the journal or rather a couple of curious occurrences between Gothenburg and the Cape; its first discovery and discoverers, and the behavior of the Hottentots at that time, taking care to shew several capital lyes of Kolbe and others of their own making. After the discovery I describe the districts round about cape the government, magistrates, etc. very shortly, seasoned perhaps, as one will think it, with little illnatured truths, and if you allow me, I will relate about the sheep of Capt. Cook, that is: if that story is to be depended upon. It appears to be a little paradoxe! but I would write it as if I had got the novelty from the Cape, myself, at least equivocally; in order not to wound my conscience with a lie, which I never did or shall do, for the novelty came indirectly from the Cape to me. Then perhaps I would insert a burlesque letter on my eigt days Journey per pedes and botanical adventure written to a friend, and here much handed about in Manuscript during my absence; than I should give a short vue about our southern dangers and hardship; than my three month Journal, not day for day, but generally from time to time mentioning the date, and under that mentioning all that can explain the character of the Dutch, the wild beasts, their hunting and the Hottentots; often critics against Buffon, intending to answer word for word about the Viverra; he has so innocently attainted Hasselquist and the Giraff camelopardalis; my description I shall make short; in the notes without confining them to a table or certain method; the history of the animals I think will be acceptable to most readers, many particular occurrences to myself and my oxen etc. perhaps will not be amiss neither. Perhaps higher Philosophy would neither please nor be acceptable, however I should like to have inserted scraps of the Anatomy of some animals as Rhinoceros, Manates, Antilopes etc. with figurs too refear to, on miniature a plate or a view of the manner of hunting of several Beasts, a complete geographical map, with all rivers and my track, decorated with some of the animals; a plate of Hodges Hottentot pictures which would honor my book ten times more than my own face would — as authors sometimes do, and therefore I will recommend the affair to you, about these faces or picture to get them more tolerably cheap and answering the purpose. Lastly it will be necessary to criticise Mr. Kolbe, la Caille, Paw etc. on facts and matters not yet told, avoiding all — — — and finally my return home. NB. Kolbe's Natur. History, as Buffon observes, is copied out of others, therefore I generally prove the same, not wishing to honor him with any other notice, than in regard to the manners of the Hottentots and situation of country, that other writers hitherto have copied as a Gospel. In the swedish language I hope my style will be pleasing and flowing, a little humorous and interesting. Few medical observations, Mulo medica etc. behind; a short description on my insects! if you think it proper, otherwise the herbs and Birds will be very little mentioned. What I am talking about, I freely hazard my opinion and remarks; but I am afraid that I shall not always make the human mind appear in that good as well as philantropical light as you have done! Apropos! or rather mal apropos, you will think, I do not understand the projection and elipses of your map, which makes the latitudes degrees quite different on one side from the other. And therefore I am obliged to make myself a smaller and more simple one. Adieu, my dear Tayo! on this page — I will return at the charge on another.

P. S. The memoirs on Insects I think I really shall be able to procure you as a present — I will say: the six latter parts, as for the first, it is out of print on account of a devilish trick and stupidity!!! the last or 7th contains Memoirs about Spiders and is now printing. Baron de Géer has lately gone to see his daughter. Possibly and probably he will make a new Edition of his first volume.

P. S. You have a copy of my described Falkia, Reigera etc. I have lost mine; please to send me copy of the description by opportunity, for these plants are too difficult for me to examine over again after dry specimens.

I hope you will not forget my humble compliments to your father! Pray what do you think of the expedition of Pickergill? he will ruin himself and his crew for the 20,000 Pounds sake. Are any new clever medical books published in England lately? During the war, I suppose it is very dear and dearer than usual to live in England. Pray do all You can about the Hottentott faces, for the sake of the Swedish, English and German Editions!

X.

The 14. of October 1778.

Dear Sir,

The deliverer of this I think D. F. is a relation of yours a young swedish Gentleman, Lieutenant, son to the Archiater of the same name. He intends to try his fortune in the military way, NB. in the navy and against the French. Pray do all you can in his favor (not so much by recommending him to Lord Sandwich, as I see from your letter to him, that you are by no means intimate, but especially by giving him as a foreigner, good advise, which he must be in need of, being a young man also the recommendations which he may want. But that you will know better, than I càn, therefore I trust and recommend him wholly to your and your Fathers feeling and generous heart. Besides you should have regard for this Gentleman, he having a handsome pretty young sister; I hope on this account that you will do something for the Brother.

Dear Friend we have not heard directly from one another now for some time, but indirectly by your Father.

I thank you very much for your Philosophical observations. I have not read them yet, I see by your having quothed Scheles book, that you have consequently received it, tho' your Father has not mentioned it. Consequently I hope you have now also received two copies of Degéers memoirs (except the first and 7th volumes) which as I told you a fort night ago per posto, wère send to Charles Lindegren by a English Captain Thomas Colling. Now I send you a third copy, together with three copies of the 7th or last volume, with a portrait of the author in both. Having provided yourself and your Father with one of these copies, you will be pleased to dispose of the third to my benefit, in exchange for Pennant Brittish Zoology 8°, and some Physical practical Books etc.

Archiater Dalberg or rather *Life Medicus* wants a copy of Genera Maris pacif. nova; pray send it very soon and tell me the price, and he will remitt you the money. I send you likewise his ores. Mr. Engströms believes them to be very good ones and that they will answer the purpose of English collectors of ores, next summer he will perhaps collect more, at least he has promised me this.

You have written a Diabolical letter to Lord Sandwich and Miss Ray *); I hope you have send that jade a copy also of the said letter to the Lord and that you call him openly a Robber. I doubt not your being in the right. It is however a satisfaction, that in England one is allowed to speak the truth openly, one may do the same here, but then one must lawfully prove, what one advances, and that is not easily done, when the Judges etc. etc.

---

*) Des Lords Maitreſſe, die durch ihren tragiſchen Tod ein allgemeineres Intereſſe erregte. Ein H. Hikmann liebte dieſe Perſon mit der glühendſten Leidenſchaft; ſie verſprach ihm mehrmals ſich von dem Lord zu trennen und ſeine Gattin zu werden; er glaubte Urſach zu haben, an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln, und faßte den Entſchluß ſich vor ihren Augen beim Ausgang des Schauſpielhauſes zu erſchießen. Sie erſchien an Lord Sandwich's Arm, und Hikmann, von Eiferſucht ſeiner Sinne beraubt, ſchoß ſeine Geliebte nieder. Eine ſehr anziehende Briefſammlung, die damals in England unter dem Titel: Love and madness, herauskam, ward von vielen Engländern für den Original-Briefwechſel der beiden Unglücklichen gehalten, und gewann ihnen durch die Innigkeit des Mannes und der Sehnſucht nach geſetzlichem Leben von Seite der Miß Rey das herzlichſte Mitleid.

D. H.

P. S. In the parcel with the ores, there is a paper upon the death of Linneus in Latin, and a beginning of a Map to my Journal. What do you advise me, shall I get some profit in translating it into English? It will contain several cuts of quadruped animals. It is not under the press yet, for I am now busy in writing a speech as President for this quartal in the Academy, contents of which will be some South-Sea stuff. I am to hold this now within a fortnight. I'll send it you when printed. — I send a print of a medal of Degéer, if ever I can get an original in copper I will send it, hitherto I could get but one, no others being beaten but in ☉ ♁ ☾.

XI.

Stockholm the 22. of Juli 1779.

Dear Sir,

Your letter, my beloved Friend, of Cassel the 5. of May afforded me much joy on account of yourself, but no small affliction on account of your Father, besides I am sorry for not having answered you sooner. You think one may regulate ones time, and that it then will not fail one in opportunities for writing. Very well, I believe you may, but a Physician cannot, being obliged like a hackney coach to attend and drive at all hours. But at this hour I scarcely will suffer that any patient or ailment whatsoever to oblige me to leave the pen, before I have finished this, to my friend. A month ago one Mr Grynow, a german student of Physic and of Nat. hist. at Upsal, was going to Göttingen and perhaps to Cassel in order to see the famous round-about: George Forster i. e. circumnavigator, as he said. Mr. Wargentin, who loves you and your Journal and character dearly sends you a present in the name of the royal academy of two year of our acts, which I hope will safely reach you. It will moreover not be the fault of Mr. Wargentin, as he says, nor mine if by some opportunity we do not procure you a fellowship in our Academy. — I have not heard a word from your father, so that I do not know if the books of Dégeer have safely reached him in London by the swedish ship Neptune. I said in my former letter that there was no hope of getting for him any present from the swedish court, however now there is a talk of his getting twenty

Ducats and some Books. One of the Lords of the Bedchamber has got orders about this, but it will still be postponed I fancy till Archiater Bäck finds some opportunity to make further pushes for it. It is chiefly on account of this matter that I hitherto have differed giving myself the pleasure of answering you; in order that I might be able to give you a more certain and final account about this Royal present in question. It is very likely that Mr. Forster has been a bad economist, generous and squandering etc. I saw some proofs of it during the voyage e. g. in respect to Mr. Hodges; a cunning fellow etc. and really I was sorry for it. You are pleased to enquire about my own situation? Thank heaven! I ought not to complain, tho' I am no happy Child of Fortune. Our situations are in some measure alike. Poor myself, it is a treasure to me, to be now and then able to share my little pittance, with a Mother of about seventy, and four sisters. My Brother, I hope, soon will be able to do more for them, as he is going to receive a curacy, to which I flatter myself of having been able to forward his endeavours. Tho' he himself as a Clergyman is a man of great talents and eloquence in the pulpit, he however wanted much more recommendations and interests, which together with money, you know, is the soul, the very soul, of this damned body of a Political world. Hitherto I have had lodgings and a luxurious table at Madame Dégeers, free of expence; however I think myself many a time much better regaled among friends and at my own lodgings tho' with a great deal of frugality.. My pension of the Academy as Keeper of their Museum is 400 florins or 70 ducats (and two chambers or apartments for my own use; now I am hoping for a stipend besides 25 ducats a year; it is as yet not much worth while practising physic in this poor metropolis among poor and yet proud contrymen. May be that by growing older, one may pay me better and call for me oftener. Some stupid Boobies think me to good a Naturalist to be a good Physician at the same time. Nevertheless, if in other ways the good opinion of the world here, and their courtesy can add any thing to my happiness, I ought to be tolerably contented in that respect. As yet I have no prospect of marrying, tho' I am persuaded that even a tolerable wife would not add a little to my happiness, but I dread devilishly being caught on those damned fishing hooks of Xantippes and cornu-coronandis etc. etc. as I should think but to swallow a fine bait. For the present therefore, I rather now and then do look out for a hail, when favor and fortune can not be got gratis. At intervals I am working at my Cape journal, when it is ready, I shall send it to you

1° translated in English and afterwards as it is printed in swedish. In order to make the most of it, after having drawn off 5 or 700 swedish copies, it would be best to sell the cuts, after being retouched, to your german Bookseller. I have now two plates in 4° of Hottentots arms and utensils engraved, and besides the animals; these together with a couple of plates of another nature will enter my Journal. Do you not think that it will be 'worth while to draw off a number of Maps (besides the Journal) to sell to collectors of Maps, and to insert in Atlasses? But more of this at it nearer approaches impression. Professor Linneus salutes you and shall be very glad to insert your different specim. and emend. genera in his supplement of system. One is already going in a few days to be send to Hanover to be printed there; and in the autumn will be printed another supplement to Regnum animale, to which he adds as many new plants, as he can get. Pray, did you get your herbal and goods safely from the shipwreck. I cannot think on it without the greatest uneasiness and concern. You may write in what language you choose to Prof. Linné he will understand it, and he cares not for any Ciceronian epistles, he as well as myself, hates scrupules and pedantical niceties in the latin compositions and for very good reasons. *Ars non habet osorem*, *nisi* etc. As for your Magazine, my dear Sir, I wish to God, that I could do you some real service. In vain you address you to my own genius that not being a pin better, than in the South-Sea; but if I can pick out any thing clever out of our Newspapers, I will do it, but clever things are a very scarce and rare thing when of their own making, our newspapers mostly being compilations themselves. Besides it is devilishly difficult to me to know and judge, what best would answer your purpose. I and others may write whole sheets, and the whole of them shall be improbated of you. As for the literary news — by God — that will prove a damned small article from Sweden. If time allowes however I will here in this letter include some Specimens. For our better information you must also send by letter or by a traveller a little échantillon of your already published magazine to our royal Secretary Wargentin. After this you may depend upon it that I will continue our correspondence more briskly, as Mr. Wargentin is so kind as to forward it and with great pleasure reads and . . . . you and your letter. I therefore expect your answer soon and news from England and your family; whether your Father goes to Halle, etc. I find a great deal of pleasure in partaking of the news of your happiness as well as in sympathysing with you in regard to your misfortune. It is because I truly feel the most perfect and sincerest friendship for you with which I unalterably

do continue your most faithfull
servant
Andreas Sparrmann.

P. S. By the way of Torea in Lappony the news arived of a inundation at the time of the breaking of ice at Archangel, that a part of the town was under water and a great number of houses destroyed and carried away by the ice masses; in fine that several inhabitants together with the principal of the Citisens took their refuge and retreat to the tower of one of the Churches. It is singular, that the Russians have not inserted this in any Newspaper, tho' it has seemingly good authority of being a fact.

Very lately published the 3^{d} quartal of the Acta Reg. Societ. Svec containing Professor Hartmans obs. concerning the best time of sowing in the district about Åbo in Finland. 2° Continuation on Prof. and Captain Meldercreuz about conical sections. 3° About a bilious Epidemy Amphemerina and Tritaeus biliosus (seu Febr. biliosa exercituum Pringle) about the district of Calmar (near Carlscorona) where the Licentiat Santhesson found more benefit of Cascarilla, than Cortex Peruvianus, as the Cascarilla prevented recedives, when those using Peruv. Bark were very liable to them. 4° Antilope Dorcas and Oryx, delineated and described by Dr. Sparrman 6° W. Schele endeavours to decompose neutral salts with aqua viva and Iron. 7° Obs. and Continuation on the worms, who eats and havock on the roots of the Cornfields, *Seigle*, Triticum, etc. by Mr. Bierkander. Pan Boum (!) of Mr. Holmberger, great addition to Pan Succus Linnei. Lastly (the 20. Julii) published the speech of Dr. Zetzel kept for Royal Academy as he left the Praesidium (to Senator Rudenschöld). This speech contains very useful hints, but to Ospiecers, soldiers, comanders, Physicians, Surgeons, Generals etc. about the disease in Armys and the necessary precautions to be taken; every thing, that he advances, is inferenced from the war in Pomerania, where Dr. Zetzel was the head Physician in the army.

Now my dear I know no more news, than that yesterday you were proposed member and another time we are to vote for you. Archiater Bäck has unhappily been ill for these few days, Jahn salutes you, and Wedenberg salutes your Father; he is now the second Physician at the laying in women (hospital Propatria). Vale et fave. — Pray do you collect and barter with insects? If you do I will address a great collector here to you.

I hope you will at the arrival of this have received the 2 quartals I send with Grünow.

XII.

Stockholm the 5. of Septbr. 1780.

Dear Sir,

Here is a letter to embrace you my dear Friend! surely I am sorry to think that it is, after the lapse of a whole year! — What is the reason of this long postponement of a pledge of Friendship? You certainly are entitled to ask this in your last! Indeed Sir, I am going to tell you. — Many a time I have thought of you, and cordially would have hugged you in my arms, if I had you so near, but as for my not writing, I thaught it due to your request or at least to your broad hints, as I understood it in your letter of Cassel the 19th of Septbr. 1779, where you say, that you soon would write me another letter. Besides Linnée told me, that you had hinted your being about to take a journey to Flanders, Hanover or somewhere else; I do not precisely remember. This made us suppose, that you were striving to a new plan or scheme of life, or had taken this gentle method to break off all sort of foreign correspondence, as your father had already ceased at that time writing and answer etc. In fine, much puzzled by these reasons, we were at a loss and still are to guess the meaning of those few lines in the said letter of yours. Nevertheless, dear Friend, I always bore and always will bear for you a sincere esteem and affection on account of your friendly behaviour towards me, and because your character, your talents and your *tout ensemble* has not given me cause for any thing else, and because without now considering all these striking reasons, having long ago contracted the habit of looking upon you as a friend; I feel the sweets of friendship by only remembering your name. As for friendship and learning I am pretty near of the same sentiments as yourself. I am not at all anxious about distinguishing myself with many publications, nor to heap up a stock of knowledge of Books and things that might surprise the studying world and incumber my own brains without improving the soul or its residence the heart. With these sentiments, I am nevertheless conscious, that I have not spend my time idly, neither will I leave off study, but I would not willingly cultivate any branch of learning at the total expence of my health and enjoyments of Society. Of these things I think my having already sacrified enough to feel the imparing of the former, as also partly being a consequence of the latter. However I will not fail to work in the line as you call it, but not for the futility of fame, but for my bread, my friends and my fellow-beings. This I wished to be able to perform at my pleasure and at my leisure; tho' if I rightly examine my hearth, I shall not wholy dislike at if I reap some fame and honour by it.

In this point than, you find, my dear Sir, that I am not quite a Philosopher, and indeed I am cunning enough to shun philosophy in a certain sense or degree for God Dam! it will not do in this iron Age. As for my situation, it is still about the same; by no means the very best; I am not without a number of cares and troubles, both for myself and others, nor without wants, necessities and imaginary ones. Nevertheless I am in some measure easy and in that respect always willingly submitt to the pleasure of the supreme Being, who most graciously and surprisingly allowed me to pass happily through and round about the world escaping innumerable eminent dangers, and has given me, I acknowledge, a better situation of life, than I deserve and ventured to hope, when I first set out with both hands quite empty. Being very conscious of this, and considering other certain circumstances, I am of opinion that Providence hardly bestowed all that kindness for my sake alone, I think, Sir, that we owe our escapes greatly to the ardent prayers of our Relations etc. for indeed Sir, I prayed myself but very seldom, (I am ashamed and sorry to think of it). But by all this I acknowledge the more the bounty of my Maker. But in respect to my countrymen, by God, I do not think quite so modestly in regard to them. Not that I am by any means inflamed with self-conceit, I pretend only that the pittance of my salary, is far from being equal to the really very great hardships I have gone through, for the sake of science. A little more support certainly would have enabled me to serve Society and Science a great deal more, in alleviating my circumstances now inferior to several of my (former) fellow students, who only have walked on the old beaten road at their leisure without any material exertions. However Mum for that! — It is not their fault, that they have been more fortunate. Please heaven that we may not want honesty and virtue tho' gold should fail. With the former your father now, thank God, has at last, apparently gotten, or will get the better of the want of the latter. When the *vice versa* never is to be performed. We received his letter and parcel a few days ago — and had the opportunity of returning him another, sent with the Bundels of Mr. Svederus which he is going to send to his Commissioner at the Leipsig fair or Mess, thinking this way more convenient now than by Hamburg to where we had now no opportunity of sending.

You are misinformed about the first Volume of Degeer being printing; this will not be done, nor has Mr. Svederus been last year at Leipsig fair; he sent his books only to his Commissioner there. I hope and wish that your Father may meet with all possible success at Berlin and at Halle; let us know about it, and please to inform him soon about the Box, we sent, that he may make early inquiries about it at the commissioner of Mr. Svederus who I believe is still living at Leipsig. May God Almighty now preserve your father from disputes with such other Lord Sandwiches and even with his equals and inferiors, which allways tends more to loss than to gain. He will, I hope, also learn to avoid squandering his money. — As for me I want a Book on my Bookcase more than bread and clothing for my body — for in Books I borrow from others and read them almost with the same inprovement, as I cannot afford to purchase hardly any. But the other necessaries of life I could, nor would not have a heart to Borrow, tho' it is now rather the fashion in this poor country.

You inquire what publication or etc. I am about. — Indeed Sir, not many — As I told you, I am not in a hurry to make my little talents together with my imperfections appear in public. Nor would it be of great importance to the publio nor shall I reap much benefit by it. My speculations however are pregnant; I am with several things, in the time of parturition, I can not tell hitherto of what kind; only being brought to bed with some observations in the Acts as you will find in the Upsalian, Gothoburgian and Stockholmian ones. In the latter I still will insert the History of Hyaena, the Springbock and a Antilope of the woods at Cape, with figures. These Observations I have already communicated to our Society.

P. S. I thought that I should have finished on the former page, but having still something to chatter about with you, I am obliged to continue. In this hoping it will not make the postage more expensive for you.

I was speaking about my publications in the acts — the figures there inserted will also enter my cape Journal, that I there can reap some benefit of the same cuts. As for that devilish long Journey, it is now nearly ready; I find it would be more easy and agreable to me, to perform a voyage to Ispahan or Peking, than to give the account of it. As for translating it in English, that would very soon and easily be done, in case you think it worth while, and now could be done since you my friend have left England. In swedish it will be ready before January next, and its contents curious and interesting, on account booth of man, beasts and countries. Afterwards I will publish some hunderd of new Cape insects, printed cheap and clever enough, with their natural colours. As I am about to lodge an engraver and draughtsman in one of my rooms, to do this, if I meet with encouragements. Afterwards I will publish Birds, plants and animals, new ones of the collection of the Academy and my own, which now have taken up much time to arrange them. I have read some of your accounts in the Göttingian magazine, they are very clever, I believe Mr. Wargentin will prenumerate on them, if you could send them easely. Perhaps he may write something here himself, about that article. Chevl. Baeck is not in the town, so I can not salute you from him about the books your Father send. Pray, make further inquiries about those of the Acts that Wargentin last year send with Mr. Grünow! who must be at Götting or Hamburg, his native spot. — In the mentioned Book I included a letter for your Father, adhering to the Tunbergian plants. Dr. Thunberg will first of all publish the Japonic plants; his speech about the Japonic Coins I send you long ago. — Are you not translating Buffon in German? I will recollect to have heard it from a

Doctor Juris, who past here from Germany. This would be a very laborious task, indeed! The South-Sea ships ought at this time to arrive at England. I receive early the shocking news of the Death of Captain Cooke. You may thank God that you happened to be at a varriance with him in England, otherwise you might have been prevailed on to go another voyage with him, and you might than have also had a nock on your head, from the Indians, on the same occasion. Clark, the old boy, also passes from one great voyage to the other, that's to say in the other World. It was a pity, that he could not get a liking at the french war, when I am sure, he would have acted, and been killed with much more satisfaction than it will give him to die on ships board. I remember as well, as if it had pasted yeasterday, when the old Cooke blamed Magellan for his unnecessary braving the Indians, who killed him, and now this is his own case. Such things will happen, we are not always able to reason and to act, when we are put to the proof, as we do reasoning over a bottle. I see I never will have done reasoning, but I must finish this devilish long epistle; the length of it makes up in some measure for a whole years silence. Adieu then, Dear Sir! God bless you! this is the sincere wish of your most . . . .

XIII.

(Ohne Datum.)

I think it is fair to write my book as a journal rather than to divide it into dry chapters; than can every body see what I have seen or only can tell by information, that sometimes being lying. Perhaps it will not strike me so hard on the head. Nevertheless I was always a Scepticus for the most part circumspect. Pray in case Mr. Hodges is gone already to Italy could not Dr. Forster for all that get the picture to copy, supposing he does not take his wife with him. It is true that Mr. Hodges subjects do not give quite the general character so well of Hottentots, if I remember, yet I think my book will honnour his able hand by inserting and communicating them to the world as much as they will honnour my journal. I am you very much obliged for your kind promises about sending the plants, as for me I have no prospect of getting mine arranged and of giving you of them, before the next spring. D. V. (deo volente!) I hear that old Linné is as lingering as before, scarce able to stirr or to speak; his son is very good natured, and will be gratefull to you as much as in his power, if you communicate any thing to him. I have not yet heard a word of Thunberg: however he is made Demonstrator in the Academic. Garden at Upsal. I would not push for that for myself, as there is no salary till the old Linné dies to give room for his son, and he for another Demonstrator after him. I told you before hand, that the dutch fellows would cheat you, there cartloads of promises and scrops of Nat. History were, according to custom, nothing but the bait on their fishhooks for fishing for presents. You have experienced that they did not keep their words in respect to the collections, they should make, till your return from the South-Sea, and I am sure that Mr. Berg has either sold your books, or made presents of it in Holland, or given them to another traveller, who he would suppose give him greater offrands for them. Mr. Brand, I looked upon as tolerably honnest, and wonder you have not heard from him, unless Cook and Clark have taken care to recommend the affair but badly. As for me, I am still vainly exspecting letters and money and natural curiosities for my presents I have send. Those of my oxen and horse I not yet sold, and some few marchandises I send after my return. I believe the Dutch are all sheep, thieves and rogues at the Cape. But are you sure that your commissioner has not sold your present for his own account? None of my commissioners cheat me I hope? But your sheep history is a very dirty one and the Cape senators, counsellors, scoundrels. I have been told of a french captain having beer cheated with sacs of *furfur latine* in place of flour or meal, and when found out, the dutch alledged the trick to his slaves, tho' impossible to slaves; this so affected the poor Frenchman that he wept or creyed like a child. He told the story to a certain man on the Cape, not perhaps so much for the distress the ducth rogue was going to set in his little Crew, but more to blame the inhuman fellow, being of the Cape Nation. The Rascals murder Hottentot Children in a blody cruel manner; but I think Providence will not suffer long to see innocence so huddled. But now first I think of that swedish Native again, who should be malevolent, only for the sake to please ladies by ill natured chatter; however as I consider him now naturalised Englishman, I hope you will please to look upon him as such and not impute it to a nation, who, tho' containing great many scoundrel enough for herself, needs not count among them, such a may be belonged to others, and quite resigned by their very next relations and friends, he can be no otherwise you know, who only lives as a parasite on ladies and other good folks, but please to rekon me a honnest Swede and unalterable friend of Yours, proud if I might justly deserve that name of my most honnest Taijo fellow traveller, with pleasure ever continuing

your most faithfull humble servant
Andreas Sparrmann.

Briefe
von
Peter Camper an Georg Forſter.

I.

Klein Lankum le 22. Sept. 1780.

Monsieur!

Sensible comme je suis moi-même, je n'ai pas douté un moment, que le peu de lettres que j'ai eu l'honneur de vous envoyer le 28. du mois passé, ne vous eût donné une grande joye, et encore une plus grande satisfaction. Le Prince Gallizin à qui j'avois envoyé votre lettre, me répondit le 5. de ce mois: „L'apologie de Mons. Forster m'a d'autant plus désarmé, qu'en même tems qu'il vous l'écrivit, il combloit ma femme d'attentions et de soins. J'ai chargé aujourd'hui ma femme de l'assurer de ma part, et de la vôtre, que nous n'avons aucune rancune contre lui, oublions tout le passé, et sommes prêts à lui rendre tous les services possibles. Ecrivez-lui, je vous prie, sur le même ton. Vous ne sauriez croire combien il m'a attendri etc.“ Je vous envois les propres mots de ce seigneur, afin de vous assurer de notre façon d'agir et de penser.

Mr. Vosmaer vous a probablement fait lire certain manuscr. ou mémoire, qu'il prétendit être remis dans la bibliothèque du Prince d'Orange et par ses ordres, plein d'horreurs contre moi, et contre mon ami Hemsterhuys. Dès le moment que je l'ai su, j'ai prouvé ou fait prouver par des preuves indubitables, que Mons. Vosmaer avoit relaté des mensonges sur mon sujet, que le mémoire étoit impertinent, et indigne de porter à la tête l'approbation du Prince. Son Alt. S. a d'abord fait ôter ce manuscr. et le changer, afin que je fusse justifié, et dans le mémoire qui contient le récit simple de cette affaire, il a dû me rendre justice. Comme j'avois moi-même les moyens entre les mains de me justifier devant le public, je ne l'ai pas fait pour ménager le Prince d'Orange. Vosmaer m'avoit flétri à mon insu, clandestinement, pendant qu'il fit lire son libelle diffamatoire à tout le monde; même en a-t-il donné des copies à plusieurs. Je prends la liberté de vous communiquer cette anecdote, afin que vous puissiez connoitre l'homme.

Mais oublions à présent tout, et vivons comme des amis sincères, dont l'amitié est plus étroitement liée par cette fatalité; rien ne met les hommes plus à leur aise, que lorsqu'ils s'expliquent réciproquement: la dissimulation gâte tout, et je m'applaudis d'avoir agi vis-à-vis de vous de cette façon. J'aurois pu dissimuler notre rancune, mais j'aurois perdu en même tems l'occasion de gagner un ami, dont les beaux sentimens me charment, et me le font apprécier d'avantage, et comme il le mérite. Disposez de moi, mon ami! et continuez à me donner des marques de votre souvenir, et des progrès ultérieurs que vous faites dans les sciences.

Je n'ai pas encore écrit à mon ami Soemmerring, je lui plains du sort de l'Eléphant, et je plains les amateurs de l'Hist. nat., car il auroit pu vérifier bien des choses, que j'ai remarqué dans l'anat. de l'Eléphant, dont vous aurez vu l'avant-coureur. Mais le coeur lui auroit pu éclaircir, ou mes obs. sur les osselets etc.; il en aura fait sûrement le squelette en ligamens; il a vu le mien, et il sait la façon de l'arranger.

N'a-t-il rien remarqué dans le coeur du chameau, point d'os comme dans le taureau? étoit-il mâle? je ne crois pas qu'il soit retro-coënus, mais je crois qu'il a un muscle dans le prépuce, et sous la peau du bas ventre pour redresser la courbure, comme je l'ai trouvé dans l'Agoûti.

Je vous prie, Monsieur! ne pouvez-vous pas m'éclaircir sur une doute considérable au sujet des Rhinocéros à deux cornes? Dans le cabinet du Landgrave, il y a une bronze antique haute de deux pouces, et longue de quatre, d'un Rhinocéros à deux cornes, sans avoir la peau armée des écus, comme le Rhinocéros à une corne les a. Monsieur Sparrmann nous assure que ceux du Cap de Bonne Esp. qui ont toujours 2 cornes, n'ont point des écus, mais la peau lisse, savoir sans aucun pli. Cela étant, alors la doute seroit levée au sujet de cet animal, et celui d'une corne ne seroit pas une variété mais une espèce bien distincte, non seulement par les cornes, mais par la peau. Le dessin qu'il a donné de cet animal ne me paroit pas fait après nature; je crains que sa peau bourrée perde les plis; cela est pourtant vrai que le jeune Rhinocéros a 2 cornes, tant au cab. du Prince, que de Leyde, n'ont aucun pli. Mais ce ne sont que des peaux empaillées. Je suis très intéressé à savoir cette particularité; car on commencera bientôt à imprimer ma dissert. sur cet animal.

Rien ne me seroit plus agréable que de pouvoir vous consulter sur bien des choses, que vous avez vu dans vos voyages. Je ne sortirai pas de ma campagne cet hiver, ayant beaucoup à faire, et des grands dessins pour finir plusieurs de mes mémoires, et des dissections qui ne sont qu'en esquisse et très incomplettes. Les voyages me deviennent aussi tédieux, et mon ménage me devient. à charge, d'autant plus qu'il m'oblige de ne pas m'éloigner trop de ma maison.

Je vous prie de vouloir m'indiquer s'il n'y a pas des voitures, qui vont de Cassel directement à Zwolle, car envoyer à mon ami Soemmerring ce que j'ai gardé pour lui, me reste faute d'occasion. Par Bremen, c'est trop cher; d'ici à Zwolle il y a tous les jours occasion, et delà les chars vont dans le pays de Hesse, mais je ne sais pas comment!

Je suivrai derechef votre lettre. Je vous ai déjà marqué les sentimens du Prince Gallizin; vous voyez par les ordres qu'il me donne, combien la Princesse s'est applaudi d'avoir fait votre connoissance. Je n'ai pas encore reçu des lettres de mon ami intime Hemsterhuys. Nous avons été liés plus de 40 ans. C'est l'homme le plus estimable du monde; je suis sûr qu'il ne peut qu'aimer un caractère comme le vôtre; je vous réponds pour son amitié.

J'aurois été charmé si j'eusse pu rencontrer votre père, il est arrivé quelque peu de jours après moi à Hambourg. Madame la comtesse de Bentink me fait savoir qu'elle est bien fâchée que nous ne nous sommes pas rencontrés. Tant à Brunswick, qu'à Berlin et Hambourg j'ai été charmé d'apprendre combien notre société des F. M. avoit travaillé pour lui rendre le sort plus heureux. Je suis charmé aussi que le Roi l'ait établi à Halle. Je vous en fais mes complimens, il doit être bien agréable pour vous de voir ce père vénérable, dans le sein de la patrie, et près de vous.

On m'a dit qu'on a fait mon portrait en médaillon à Brunswick, apparemment d'après celui que j'ai fait moi-même, et dont j'ai donné un à Mr. le Conseiller de Brandes. On ne m'écrit rien à ce sujet ni de Hanovre, ni de Brunswick; ainsi je ne puis m'en former l'idée juste. Si on l'avoit fait, je souhaiterois fort de le savoir pour en faire des cadeaux à mes amis, à vous, Monsieur, qui m'a forcé par votre sincérité, et par la droiture de votre coeur de vous aimer, et de vous estimer comme je ferai pour la vie. Je suis maintenant

Votre très humble et très obéissant Serviteur.

P. S. Mes compl. par occasion à Son Excellence le Baron de Schlieffen, à mon ami Soemmerring et à Mr. le Prof. Schminke et à Mr. le sculpteur Nahl.

II.

Klein Laukum le 22. Nov. 1780.

Monsieur!

Un voyage en Hollande, quelque séjour à la Haye, puis delà par Amst. en Frise, à Gröningen, etc. m'a empêché de répondre à l'agréable lettre du 15. d'Oct. dont vous m'avez honoré, et que je n'ai trouvé qu'à mon retour.

Je suis charmé que notre amitié fondée sur des épreuves si solides de sincérité de part et d'autre, sera perpétuelle; elle ne peut que durer jusqu'à la fin de notre vie; je vous assure que le Prince de Gallizin vous estime on ne peut pas plus, après le développement du passé; nous avons parlé souvent de vous, et toujours nous avons rendu justice à votre justification. Hemsterhuys fait de même justice à votre conduite envers lui. Il n'y a point de portraits de lui; il ressemble prodigieusement à son père, dont vous aurez vu le portrait. Encore un mot sur ma conduite envers vous à Cassel. Je m'étois expliqué sur votre sujet à notre ami Soemmerring; voici la politesse que je vous faisois! je lui priois de vous déconseiller de me faire la visite, afin de vous prévenir du refus, que j'aurois dû vous donner si vous vinssiez chez moi. Soemmerring y mit trop de chaleur, il y met encore, car il prend mal les choses; il s'imagine que je lui ai offensé, puisque je ne semblois pas ajouter foi à ses témoignages, etc.; il s'est même permis là-dessus dans sa dernière lettre des expressions indécentes et très fortes; il fera bien de les ménager pour l'avenir.

Je n'ai pas eu des nouvelles de la Princesse de Gallizin il y a bien long-tems; je sais par le Prince, chez qui j'ai logé à la Haye, qu'elle se porte assez bien; elle est à la campagne près de Paderborn.

Ce que mon ami me marque au sujet de l'Eléphant ne signifie pas grande chose; il a vu ce que je lui avois communiqué, même en planches si je ne me trompe, mais il n'a pas eu l'occasion d'aller plus en avant. Il a été témoin des vérités que j'ai décrites dans le *Prodromus*, mais il lui est manqué de voir la vessie de fiel, etc. J'ai voulu acheter un Dromadaire mâle l'année passée, mais le prix étoit trop haut; ma curiosité vouloit examiner la façon dont l'animal redresse le membre; je ne doute nullement qu'il n'ait un muscle qui environne le prépuce, à-peu-près tel, que je l'ai vu dans l'Agouti, dont le membre est aussi recourbé en arrière: mais qu'il redresse dans l'accouplement.

Je me persuade à présent aisément que le Rhinocéros a deux cornes n'a point des plis, comme le monocorne, car dans deux empaillés que j'ai vus, il n'y a point de vestiges de ces plis. Les fouets faits de la peau du Rhinocéros pouvoient bien être d'un corps orné de plis, puisque de la tête jusqu'à la queue il a plus de longueur; ajoutez-y que la peau de tous les animaux s'alonge, ce qui est cause de la grandeur monstrueuse de tous les empaillés. La figure que Partons a donnée du membre est assez exacte, car je l'ai vu aussi à Versailles, et dessiné. La figure de Edwards est très mauvaise. Le petit Rhinocéros à deux cornes de bronze dans le cabinet du Landgrave, prouve bien la vérité de la figure que Sparrmann a donnée à son Rhinocéros.

J'ai reçu un portrait en biscuit de Brunswick, il est fait après l'estampe de mon portrait: dont je m'étonne; j'avois donné mon portrait modelé par moi-même au Conseiller Brandes à Hanovre; on auroit mieux fait d'avoir copié celui-là.

Vos sentimens pour votre digne père m'ont beaucoup attendri; je connois trop bien les caprices de la fortune pour ne pas avoir compris, que l'envie ait eu beaucoup de part dans les disgraces qu'on a fait subir à votre père. J'espère qu'il jouira d'un sort plus heureux, et que nos frères ne cesseront point à lui marquer, combien l'exercice de la vertu et de la charité est attaché à notre ordre! j'ai été bien fâché de ne pas avoir pu le voir; il a passé Hambourg un peu avant moi, il a diné chez Mad. la comtesse de Bentink, où j'aurois pu le rencontrer.

Je vous plains d'être si géné, et je suis affligé même de cela, car je languis de vous voir, assûrement mon cher ami! vous n'avez pas besoin de demander permission, vous serez reçu à bras ouverts; il y aura toujours pour vous une petite chambre avec un lit, et le tout sera commode. *Bien voir* est une chose fort importante, on devroit toujours commencer par l'art de peindre, ou de dessiner. Je dois infiniment à cet art, et j'ai par contre perfectionné l'art de dessiner par mes obs. sur l'hist.

naturelle. Je vous plains d'être obligé d'enseigner et d'écrire, mais probablement vous en profiterez; le *Doceo ut discam* de Sénéque m'a toujours paru véritable: je dois tout à la nécessité d'enseigner; quoique je sois très aise de ne plus dépendre de tout cela. S'il y avoit moyen de pouvoir vous être utile pour rendre votre sort plus heureux, je le ferois avec bien du plaisir, jusqu'à présent les occasions me manquent.

J'ai recommencé mes obs. anatomiques sur les animaux étrangers, et singuliers. Je dissèque actuellement l'*Unau* de Buffon, ou le Bradypus Sp. 2 de Linné. Quelles misères que ce que de Buffon et Daubenton disent de cet animal! J'y trouve une structure admirable, unique à cet animal, mais supérieurement belle pour la mécanique de ses fonctions.

J'attends des *spatules* pour examiner les cavités de leurs os pour recevoir l'air. Après cela je vais poursuivre l'anat. du corps humain. Je compte de rester à la campagne cet hiver jusqu'au Février; après quoi je me rendrai à Leeuwarden pour assister à la diète, qui dure 6 semaines; l'été prochain je resterai chez moi, ayant beaucoup d'affaires domestiques à arranger. Mais l'année 1782, je recommencerai un petit voyage en Allemagne, je vous viendrai voir à Cassel; cette ville me plait considérablement, et son local; elle m'est devenue très précieuse après y avoir augmenté le nombre de mes amis. Quel charme pour moi, cher Forster, de vous embrasser! Venez, si vous pouvez, premièrement chez moi, vous trouverez à Laukum un ami sincère, un ami qui vous est attaché pour la vie! Disposez de moi si vous croyez que je puisse vous être utile, et soyez persuadé de la sincérité avec laquelle je serai jusqu'à la mort,

Mon très cher ami,

Votre très humble et très obéissant Serviteur.

III.

Klein Laukum le 28. Janv. 1781.

Monsieur!

Votre lettre du 8. de ce mois, qui me parvint hier, me donna beaucoup d'agrément, et me donná une conviction entière, s'il y en manquoit encore quelque chose, de la droiture de votre caractère et de sa douceur. Je ne puis pas manquer de vous communiquer une chose fort intéressante au sujet de Mr. Vosmaer. Il vous a fait voir sûrement certain manuscr. qui contenoit des pièces justificatives sous le titre d'être déposées *par Ordre du Prince dans sa biblioth.* et qui renfermoient plusieurs accusations contre moi et Mr. Hemsterhuys. Voici ce qui en est arrivé. Ayant découvert ce mauvais trait, et ayant les preuves du contraire dans mes mains, je me suis adressé à Mr. le Comte de Heyden, qui avoit aussi été compris dans cette affaire hideuse: et je lui ai montré mes preuves, et l'absurdité de ce manuscr. déposé au nom du Prince d'Orange dans la bibliothèque. J'ai demandé satisfaction pour moi seul, et que le manuscr. déposé dans la biblioth. fût changé avec un désaveu de la part de Mr. Vosmaer, des mensonges et accusations y contenues sur mon sujet; et une copie de ce désaveu, signée de sa main pour moi, afin de pouvoir prouver toujours la fausseté de cette accusation. Le Prince d'Orange le lui a ordonné. Si jamais j'ai l'honneur de vous voir chez moi, je vous montrerai ce précieux monument; je suis persuadé, qu'il vous a fasciné avec cette relation lorsque vous étiez à la Haye. Vous voyez par-là quel homme que c'est!

Le cadeau généreux que vous venez de me faire, me sera très agréable, je ne sais si vous l'avez déjà envoyé, ou bien si c'est la boëte que Mr. Holte a reçue pour moi, et que je ne puis pas encore avoir ici à cause des glaces. Il dégèle pourtant aujourd'hui. Il y a long-tems que j'ai été persuadé qu'un grand nombre d'animaux, et des plus grands, est éteint et que le monde primitif ne possédoit pas des hommes!

J'ai acheté une grande tête de la caverne de Baireuth à Berlin, qui est en chemin avec plusieurs autres curiosités naturelles; mais qui n'est pas ours; la machoire inf. qui est dans le Cabinet de Mr. le Conseiller Ebell à Hanovre, est d'une autre espèce, qui n'a pas eu des dents incisives. Lorsque je fais le dénombrement par l'incognition de la Sibérie, et de l'Ohio, la grande tête que j'ai obtenue à Berlin, celle de Mr. Ebell, celle de Baireuth dont vous me faites un si beau présent, celle qu'on trouve dans le Montmartre près de Paris, alors j'ai déjà un grand nombre! Je crois même pouvoir prouver que les Eléphants et les Rhinocéros du monde primitif différèrent des nôtres! Mr. Pallas donne encore des têtes inconnues, entre autres une tête de boeuf avec des lacrimoirs comme je ne connois que dans le genre des cerfs. Je n'ai pas vu une tête du véritable Ourochs; si cet animal n'a pas cette propriété, cette tête augmente encore le nombre des races éteintes. Jugez donc mon cher ami! combien votre cadeau m'est précieux.

Mon graveur a tant à faire, qu'il ne lui est pas encore possible de finir toutes mes planches sur l'Eléphant: vous pouvez vous servir de mon Prodromus en Hollandois, car je suppose que vous entendez assez notre pâtois par l'Allemand et l'Anglois. On imprime mes obs. sur le Rhinocéros avec celles sur les Singes, et les Orangs, et le Renne. Sur les Orangs j'ai donné aussi un avant-coureur en Hollandois, sur les Rennes vous pouvez consulter le suppl. de Mr. de Buffon, aussi de Mr. Allamand et sur l'Organe de la voix de l'Orang the philosophical transactions. J'ai envoyé il y a long-tems mes obs. sur l'Eléphant, et le Myrmécophage du Cap à l'Ac. des sciences de Paris; Mr. Daubenton etc. étant le commissionaire pour en faire le rapport, il les laisse là; j'ai dessein de les redemander: et alors je pourrois vous les envoyer pour en faire usage.

Sur les Rhinocéros, et la Didelphia de l'Asie, si différente de celle de l'Amérique, j'ai envoyé un mém. à l'acad. de St. Pétersbourg; dont je n'entends plus parler. La figure et la déscription du Rhinocéros du Cap, décrites par Mr. Sparrmann, m'ont décontenancé, mais alors les médailles de Domitien, et le Rhinocéros de métal dans le Cab. du Landgrave à Cassel deviennent plus précieux, aussi le pavé de Préneste, car tous ces Rhinocéros sont sans plis, *sine scutis*.

Si nous voulons faire honneur à la Divinité et au Genre humain, et à nous-mêmes, nous devons examiner le méchanisme des animaux, et les organes des sens. Il ne faut pas se borner à un calcul des dents, des griphes, etc. comme Linnaeus, ni à la dissert. seule des estomacs, et des clitoris comme Daubenton. Nous devons éclaircir, s'il y a moyen, l'usage des parties de notre corps par celles des autres animaux; et nous devons expliquer les Anciens, Aristote, et Galien, dont j'admire tous les jours de plus en plus la pénétration et le génie.

Voici le résultat de mes réflexions: que la Providence n'a jamais eu la beauté pour but dans la création des animaux; mais qu'il a su arranger de mille façons les dispositions des organes des animaux pour les faire servir à son but destiné. L'homme, le singe, le cheval, l'iman, sont tous également parfaits, aucun est beau, et si nous y trouvons de la beauté, c'est par habitude et convenance.

J'ai trouvé, et j'en ai fait mention dans ma diss. sur l'Organe de l'ouie dans les poissons, imprimée dans les mém. de mathém. de l'acad. R. d. Sc. de Paris, que les muscles et les nerfs de l'oeil de tous les animaux quadrupèdes, parmi lesquels j'arrange aujourd'hui aussi les poissons et les oiseaux, sont exactement les mêmes.

Je trouve, et je puis démontrer aujourd'hui la grande analogie, entre les pieds antérieurs des chevaux, et les ailes de tous les oiseaux qui volent, j'en excepte seulement le casuel, et entre les mains du bradypus Sp. 2, entre les pieds de derrière du cheval, et ceux des ânes, des chiens, boeufs, etc. Galien a connu déjà un peu de cela. Voici la chose! Le cheval n'a que le doigt index sur lequel il marche, il n'a que les *delineamenta*, comme Galien les appelle, du pouce, et du petit doigt. C'est la même chose dans les oiseaux, ils ont le pouce, l'index, et le petit doigt. L'iman, qui ne paroit avoir que deux doigts à la main, en a quatre, mais le pouce et le petit doigt n'ont que les délinéamenta. Le doigt annulaire manque. Le cheval qui a 1 doigt, les délinéam. du pouce et du petit doigt, n'a pas ni le doigt médius, ni l'annularis. Le chien, le chat, l'hermine, le pecari, etc. etc. manque du pouce au pied; ils n'ont que les délinéam., que Daubenton a représentés dans le chien, mais il ignoroit les Obs. de Galien. Mais voici la raison, cela fera aussi plaisir à Soemmerring. La nature ne pouvoit pas bien laisser là le pouce, ni le petit doigt, tant au pied, qu'à la main, sans perdre les attaches pour les muscles qui meuvent le tarsus, et le carpus. Elle pouvoit plus facilement laisser là quelques doigts, puisqu'ils ne reçoivent que des divisions des fléchisseurs et des extenseurs. Il falloit donc que les oiseaux eussent aussi aux mains, ou bien aux ailes, un pouce et un petit doigt. Je me suis donné la peine de disséquer ce mois-ci non seulement quelques quadrupèdes, mais aussi des oiseaux, leurs muscles, etc.; c'est ainsi que je veux qu'on traite l'histoire naturelle. J'ai fait grand nombre d'obs. sur les organes de l'ouie dans les poissons, les oiseaux et plusieurs quadrupèdes. Il est inconcevable de voir toutes les diversités sans faire des réflexions plus réelles, comme Daubenton, et plusieurs autres qui négligent tout.

Les cétacés méritent aussi nos considérations, aussi ai-je grand nombre de dessins et dissert. faites par moi-même, mais je ne fais que travailler, sans pouvoir jamais trouver le tems pour en faire jouir le public.

Il nous manquent encore des têtes des phocques, des lamantins etc., car je crois que nous les trouvons fossiles, que nous ne pouvons pas attribuer aux originales.

Je ne vivrai pas assez long-tems pour voir tous mes désirs là-dessus satisfaits, mais savoir est quelque chose, et contempler les choses en général; quelle volupté!

Je vous n'ai pas encore marqué, que j'aie eu l'occasion d'examiner une belle hure de Hippopotame, ses yeux, etc. J'ai trouvé qu'il n'avoit point des points lacrymaux, pas plus que l'Eléphant, qui semble pleurer pour cet effet. Le Rosinare n'en a pas non plus. J'ai été surpris de la fig. de l'Hippopotame de Mr. Allamand: à qui il a donné 6 dents à la mach. sup., qu'il n'a jamais eues. Ce sont de ces naturalistes qui ont des yeux, mais qui ne voyent pas.

Je ne sais si le chameau que notre ami Soemmerring a disséqué, étoit mâle? s'il a eu égard sur le muscle qui meût, ou qui tire le membre viril vers le nombril? il est tourné en arrière quand l'animal n'est pas en sût. Mais je suis persuadé qu'il s'accouple comme les autres quadrupèdes, il n'est pas possible qu'il soit retro-coënus. J'ai observé un muscle semblable dans l'Agouti: dont le membre est beaucoup plus en arrière. Je voudrois bien que ce point fût mis hors de doute.

Quoique toutes mes observations sont à votre service, je ne sais pas trop bien, s'il seroit bon de s'en servir dans la traduction; ce sont des pièces perdues ordinairement; ou bien, quand elles semblent fonder les opinions des auteurs tels comme Mr. de Buffon, on passe pour avoir voulu obfusquer la réputation de l'auteur.

Quelques Messieurs de Leeuw. surtout les officiers de la cavallerie, m'ont demandé pour disséquer pour eux quelques chevaux. J'ai pour mieux réussir dans ces sortes d'expositions débrouillé l'histoire obscure et confuse de la gourme, et de la morve. Aussi de l'eparvin. Mon intention est de durser tout un cheval en long par le milieu. C'est la plus belle chose qu'on puisse voir.

Quant à mon voyage, il est peu décidé encore, la guerre et plusieurs autres circonstances pourroient bien m'en empécher. Mais si vous pouviez venir ici avec notre ami Soemmerring, rien ne me seroit plus agréable. Surtout si vous faisiez ce petit tour en été, car je resterai à ma campagne jusqu'au mois de Septembre. Il y aura pour chacun une chambre, et un lit, et nous jouirons ensemble de la table frugale et philosophique.

Mr. Hemsterhuys est actuellement à Munster, pour aller voir Madame la Princesse de Gallizin, et son grand ami Mr. de Fürstenberg; ce que vous m'avez recommandé à faire chez le Prince de Gallizin, je l'ai fait, vous pouvez compter sur son amitié.

Adieu Monsieur! jouissez de tous les bonheurs, que je vous souhaite, faites mes compl à Mr. Soemmerring, et au Profr. Schminke; aussi à votre accoucheur: assurez lui que je ne prends pas de mauvaise part ses critiques sur ma proposition de faire l'opér de la symphyse; c'est un objet de Physique, ou si vous voulez de Chirurgie, chacun raisonne là-dessus suivant ses lumières, et ses pénétrations. Je ne savois pas seulement qu'il m'avoit critiqué lorsque j'étois à Cassel; sans cela je serois allé chez lui moi-même, il m'auroit pu donner plusieurs éclaircissemens, que je désirois dans ce tems là, et qui me sont échappés. Nous avons deux exemples de réussite parfaite dans la Sud-Hollande de la section de la symphyse! Il est singulier que l'on veut toujours la pratiquer dans un bassin très étroit, où l'on ne peut pas éviter la section césarienne: qu'on lise ma dissertation, on trouvera que je ne la recommande que lorsqu'il n'y a pas cette difformité, mais où l'on devroit ou tuer l'enfant par le crochet, ou faire l'opér. césarienne.

IV.

Klein Laukum le 7. d'Avril 1781.

Monsieur!

A votre lettre obligeante du 8. Janvier passé je vous ai déjà répondu en partie, mais je n'ai encore rien dit au sujet du beau présent que vous avez bien voulu me faire. Les glaces l'ont retenu premièrement à Zwolle, puis la caisse est venue à Kl. Laukum lorsque j'étois à Leeuwarden où la diète à cause de la guerre m'a donné plus d'occupation que ci-devant, et trop pour pouvoir m'abandonner aux sciences. Je suis donc ici depuis peu de jours; ma première occupation a été d'examiner bien cette belle tête, qui me parut au premier abord ou ne pas être entière ou déforme. J'ai détaché avec les ciselets (heureusement que j'aie appris à travailler dans le marbre, et à sculpter) la masse pierreuse, qui couvroit la partie latérale droite et gauche, mais je vous envois un croquis, qui rend la figure à la parfaite moitié. Vous y voyez à présent clairement la fracture entre F. G.

et la pierre T. poussée entre deux. Ayant bien comparé cette tête, et les autres fragmens, comme aussi les fig. de Mr. Esper ensemble, je ne puis pas du tout y voir l'analogie d'avec l'ours blanc; toute la fabrique diffère, et surtout les dents, dont je vous donne sur le revers de la même feuille une échelle qui explique assez mon sentiment là-dessus. La partie du crâne n. 5. est d'un animal semblable, aussi n. 6. le fragm. de la mach. inf.; mais celui-là est d'un animal plus petit, car le condyle ne répond pas à la cavité qui sert d'articulation de la pièce n. 5. Ces os n'ont aucune ressemblance spécifique avec ceux de l'ours, quoiqu'un peu plus qu'avec des autres animaux.

Les 3 petites machoires donnent 2 du même animal; et une d'un ours véritable. L'observation de Mr. notre ami Soemmerring, que les incisives sont situées non comme à l'ordin. en $\underline{000}$. mais $\underline{0^{0}0}$ n'est pas juste, je puis montrer dans mon cabinet que cette disp. est casuelle, et dépendante du peu d'espace entre les deux laniaires inférieures, qui poussent les incisives hors de leur place. La même chose arrive dans nos machoires, et de là vient cette mauvaise disposition des dents dans les peuples du nord, car ils ont les machoires plus étroites que les habitans du midi, et encore plus que les Africains, et les Asiatiques. N. 16. est d'un chien. Il est donc clair que dans cette caverne ont été poussées les trois espèces différentes, des chiens, des ours, et l'incognitum: et que cet incognitum est le même, que celui du Baumannshöhle, mais différant de celui de Schartfelt. Je n'ose rien déterminer au sujet des autres os, car tous les quadrupèdes carnivores ont une si grande ressemblance entre eux, qu'il n'y a que la grandeur qui les distingue, ou la force, savoir l'épaisseur. L'os humerus par exemple est de la même grandeur d'un grand lévrier, et de l'hum. du squelette d'un ours blanc que j'ai, mais 3 fois plus épais que celui du chien, et une fois plus épais que celui de l'ours. Le tibia est d'une grandeur et épaisseur énorme, comme aussi le fragment du *sacrum* qui a appartenu à un jeune animal comme le tibia, à cause des épiphyses qui s'y manifestent.

Faites voir cette lettre, je vous prie, à notre ami Soemmerring, il verra qu'il a trop précipité par l'affirmation que la grande tête étoit d'un ours.

Il y a encore une différence très-spécifique, savoir que la laniaire est beaucoup moins distante de la première grande dent molaire, car la petite, que Linné appelle l'approximatus canino, manque dans toutes les machoires que j'ai vues de ces cavernes, et qui nous sont inconnues.

Vous avez parfaitement bien fait de ne pas ôter la masse informe qui couvre cette belle pièce, car j'y remarque des petites pierres rougeâtres qui sont très-dures, et mêlées avec une croûte pierreuse, couleur de cendre, qui est moins dure, mais calcaire; puis suit une croûte blanche, très-friable, qui me paroit être la partie terrestre de la chair de ces animaux. Car lorsque je laisse pourrir un os humain ou animal dans un pôt avec la peau et la chair, une semblable matière s'y colle, ou tombe au fond. Il y a 4°. une incrustation spatheuse ou stalactitique. J'en ai reçu de Schartfelt où il y a des gros morceaux de marbre dans une masse de spath calcaire, et des os pêle-mêle.

Il paroit probable que ces cavernes ont existé avant l'entrée de ces animaux, et que des tremblemens de terre ont ravagé et bouleversé ces squelettes et fait, que têtes, os des pieds, dents des autres animaux etc. se trouvent sans dessus dessous, que de là sont venus ces petits fragmens de pierre, qui sont collés ensemble avec les os par une croûte limoneuse, venue après; et qu'après tout étoit desechè, la matière stalactitique a fait le dernier ouvrage. Lorsque je découvris les dents, et les fragmens F. G., il en sortoit une odeur puante. J'ai rougi au feu un des fragmens d'os que vous y aviez ajoutés, il est devenu noir, marque qu'il y avoit de l'huile resté. Je n'ai pas voulu pousser la calcination plus outre.

Il seroit à souhaiter que nous puissions avoir une tête entière comme j'ai acheté une à Berlin, qui étoit trouvée dans le Baumannshöhle: celle là (car il est encore en chemin) a aussi, si je me rappelle bien, beaucoup de rapport avec notre incognitum. Mais elle n'est nullement d'ours. Il vaudroit la peine d'avoir une tête d'ours des montagnes de Canada etc.; j'ai vu la gueule du dernier déjà âgé, et grand, mais les dents sont très-petites.

Je sais bien que j'ai eu l'honneur de vous répondre sur cette agréable lettre, mais je ne sais pas me rappeler si je vous ai communiqué mes obs. sur le Bradypus et le Philandre de l'Asie. Faites-moi la grace de me marquer quand vous voulez les avoir; de mes obs. sur l'Eléphant vous pouvez vous servir, car ils sont imprimées dans l'avant-coureur.

Faites aussi savoir à Mr. Soemmerring que tout ce qu'il a ajouté m'a été fort agréable, surtout les nuclei des belemnites. Mais qu'il faut m'envoyer des os humains pétrifiés: ils nous manquent, et cela semble prouver que sa création est très-postérieure à celle des quadrupèdes, etc. et après que plusieurs volcains se sont éteints, exceptés les 3 de l'Europe et ceux de l'Asie etc., qui jettent encore du feu.

On présumeroit que la terre primitive à la nôtre ait été plus fertile en herbes et animaux, plus grande aussi; car comment seroit-il possible qu'un si grand et si prodigieux nombre de Mammouts, d'Eléphants, Rhinocéros, Ourochs, etc.

eussent pu subsister, si ma conjecture n'est pas fondée! Je m'y perds plus que j'avance dans la connoissance de ces choses là, passons à d'autres.

La voye par Munster et Zwolle à Mr. le Docteur Stolte est très-sûre, j'enverrai bientôt le Casuel etc. à mon ami Soemmerring par la même voye: je parts en dix jours d'ici pour la Hollande pour retourner dans le milieu de Mai. Je reste alors à ma campagne jusque vers le mois de Sept. et vers Octobre il ne seroit pas impossible que j'eusse le plaisir de vous embrasser à Cassel.

La situation de notre république est très-critique aujourd'hui, je voudrois bien que la paix fût bientôt rétablie. Nous avons trop négligé notre force navale pour résister à un ennemi si fort: et nos alliés, hélas! que feront-ils? La flotte françaisе ne fait qu'entrer et sortir de Brest, et que font les Espagnols avec leur flotte considérable! Il semble que notre cour se soit trop fiée aux Anglois, et que la cour et nous autres nous en sommes la dupe. Il y a un mécontentement général dans nos provinces.

Dites à Mr. Soemmerring que j'ai fait deux cures remarquables des fistules à l'anus, l'une s'est guérie en 6 jours, l'autre très-profonde et très-éloignée du bord de l'anus en 16 jours. Il n'est pas possible qu'il ait serré le noeud dans son expérience, j'ai observé dans le dernier que le fil s'entortille quelquefois de manière que l'on l'imagine de serrer pendant que le tout reste dans le même état.

Les lettres du Prince Gallizin sont souvent remplies de vos éloges, et il m'a chargé plusieurs fois de vous assurer de son respect et de son amitié. Hemsterhuys a été à Munster chez la Princesse; je ne sais s'il est de retour.

Mais il est tems de finir, je le fais avec regret, mais le tems me l'ordonne; je me récommande à votre gracieux souvenir, et à votre amitié, qui me devient de jour en jour plus précieuse par la candeur qui fait votre estimable caractère. Soyez sûr, mon cher ami! que je ne cesserai jamais d'être avec la considération la plus respectueuse et la plus sincère jusqu'à la mort etc.

V.

A Monsieur Forster, à Wilna.

Klein Laukum le 3. Fevrier 1787.

Monsieur!

Voilà bien du tems que je n'ai eu de vos nouvelles, que par Soemmerring, qui m'écrit, que vous n'avez pas reçu mes lettres, qu'il falloit les envoyer à lui, pour qu'ils viennent avec sûreté chez vous. J'ai appris que vous vous êtes établi en mariage, dont je vous félicite; j'espère, et je fais mes voeux pour vous, pour, que vous soyez établi à Göttingue, ou quelque part, un peu plus près de vos amis; au fait, je vous avois, entre autres, prié de m'envoyer le crâne d'un Elan; j'en ai reçu un et je puis vous assurer, que l'Elan ou Moose-deer d'Islande ne lui ressemble pas. J'ai passé 3 mois en Angleterre Oct. Nov. et Dec. 1785. où j'ai fait une raccolte considérable des connoissances, qui servent à mon amusement actuel. Depuis j'ai acquis des Indes le crâne entier d'un Rhinocéros monocorne, le squelette d'un petit, la tête d'un Dugon, des morceaux superbes de Gibraltar, de la Dalmatie, du Mammout, de Montmartre du Moose-deer, bref, une quantité considérable, que Mad. la Princesse Daschkoff a eu la bonté d'augmenter encore! J'ai fini mon ouvrage sur l'Eléphant, puisque j'ai eu l'occasion à Londres de voir le squel. d'un très petit. De tout cela est résulté un supplément pour l'acad. Imp. de Pétersbourg sur le crâne fossile, que Mr. Pallas a décrit Act. ac. Imp. St. Pétersb. tom. I part. II. qui est d'un Bison, sur le buffle gigantesque, et des dents pareilles d'Eléphant et d'Hippopotames, de l'Elan, tous gigant ; sur les os du Mammout, que cet animal n'a pas été un carnivore, et qu'il n'a pas eu des incisives, ni des défenses. Sur les deux esp. d'Aper Aethiop, sur les deux esp. de Rhinocéros, *de l'Asiatique* qui a des incisives, 2 à la mach.

sup. 4 à l'infér., une corne, et des plis sur le corps; *de l'Africain*, qui a constamment 2 cornes, point d'incisives, et point de plis; que le Canguroo est le didelphis, que j'ai décrit, mais que Mr. Pennaut n'a pas bien vu les pieds; il a 4 doigts aux pieds de derrière, les 2 étroitement unis; j'ai démontré cette vérité à Mr. Banks lui-même. Enfin sur le Myrmécophage du Cap, dont j'ai reçu la tête entière, et dont j'ai disséqué l'os hyoide, qui est très singulier, mais sans être seul en état de pousser sa langue si fort hors de la bouche.

L'examen de toutes ces choses m'a fait beaucoup désirer le crâne entier d'un *Urus*, Ourochs, que l'on trouve encore chez vous. Je ne le crois pas de notre espèce, du moins si la fig. que Mr. Pallas en a donnée, et qui est assez nette, est vraie. Puisqu'il a des *fosses lacrymales* qu'aucun buffle ni boeuf a, si vous en exceptez le bison; s'il y avoit moyen d'avoir des os fossiles de votre pays, je serois charmé d'en avoir; s'il faut des dépenses, je les payerai avec bien du plaisir. Le Castor est ici extrêmement rare, s'il y avoit moyen d'avoir une femelle, plutôt que le mâle, je serois très charmé de l'avoir dans un peu d'esprit de vin, dans un petit tonneau, s'il y a moyen de l'envoyer à peu de frais *à Memel*, d'où nous recevons tous les jours des vaisseaux chargés de bois, etc. La rivière qui passe votre ville se décharge dans le *Niemen*, ou peut donc aisément envoyer quelque chose de là en Frise, mais comment faire pour vous envoyer quelque chose? monte-t-on la rivière? *Wilna* ne peut pas être au de-là de 50 lieues de *Memel.* J'attends de vous le moyen le plus sûr, le moins dispendieux pour établir notre correspondance. Il faut se presser, j'entre la 66. année!

J'ai travaillé beaucoup, mais peu en est devenu, les planches sur l'Eléphant sont toutes faites; je ne sais, si je les ferai imprimer à Londres, ou ici: savoir avec l'explic. en Latin. J'ai inséré dans les Transact. phil. mes conjectures sur les ossemens de la Mont. de St. Pierre à Maestricht: ils sont dans le II. Tom. du dernier volume: j'ai donné un abrégé du Dugon, en Hollandois, et de la Lacerta Siren, qui est un poisson dans tous les termes, mais point de Larve etc. J'ai disséqué des petits marsouins, la petite baleine que j'avois en liqueur. J'ai d'écrit l'ostéologie de tous, les cétacés le mysticetus, le cachalot, le Narhual, des Buttkopf de plusieurs marsouins. Il y a partout une ressemblance réciproque, et avec l'ostéolog. humaine, je puis prouver cela aisement, et en modifiant le crâne d'un homme, j'en fais des marsouins, des cachalots etc.; toutes ces planches qui montent déjà à 36, sont déjà imprimées à Paris, mes obs. anat. sur les Cétacés paroitront sous les auspices de Mr. le comte de Buffon.

Je vous supplie de ne pas croire que je vous nie oublié, toutes les fois que je vois ma belle collection d'animaux, j'admire la belle tête de l'inconnu, ou du Pseudoursis, que vous avez eu la bonté de m'en faire cadeau, il y a toujours dessus l'étiquette *Donum Cl. Forsteri*, on en voit déjà une belle tête représentée sous le nom de Dragons du Carpath. Misc. nat. cur. Dec. I. Ann. IV. et V. p. 226. aussi de l'ann. 3. p. 257. etc. Je suis toujours frappé, qu'on ne trouve nulle part des ossemens humains, ni des oiseaux! je serois pourtant bien charmé, si je pouvois par vos soins obtenir l'un ou l'autre pour être désabusé; car malgré les os des oiseaux qu'on débite avoir trouvé en France, et dont on m'a envoyé une petite patte, j'en doute encore.

Si les fermentations intrinsèques de ma patrie ne me l'empêchent pas, mon désir est d'aller faire un petit tour en Allemagne, dans la Hesse, vers Manheim, pour retourner par la Göttingue, et Pyrmont, je verrai alors mes anciens amis, et mon ami Soemmerring, Merck, et à Göttingue ceux de votre famille, et les autres.

Depuis un an et demi, Mr. Vosmaer s'est raccommodé avec moi, de sorte que nous nous voyons, et que nous entretenons une correspondance sur les objets de l'hist. nat. C'est le squelette d'un grand Pongo, qui a servi de médiateur. Esope en auroit fait une fable.

J'ai complété beaucoup ma collection des minéraux et fossiles. La Saxe, et la France, aussi bien que l'Angleterre m'en ont fourni beaucoup. Je ne crois pas que vous en avez beaucoup chez vous.

Adieu Monsieur! Faites moi la grâce de vous souvenir de moi, et d'être persuadé, que je vous estime, et que je vous honore pour la vie.

Votre très humble serviteur et ami
très affectionné et sincère.

P. S. Mille complimens à Madame!

VI.

À Monsieur Forster.[1]

La Haye le 10. d'Octobre 1788.

Monsieur!

La lettre que je reçus hier de mon fils de Coblence, écrite le 6. de ce mois, m'annonçoit votre présence à Mayence, et en même tems votre santé, celle de Madame, et la politesse qu'il avoit reçue tant de vous, que de mon ami Soemmerring, dont il ne pouvoit pas assez louer l'acceuil, qu'il y avoit reçu. Comme vous êtes à présent si près de la Hollande, j'ose me flatter que vous la verrez une fois avec

Madame, accompagné de votre ami Soemmerring, que je languis de revoir.

J'ai eu ici Mr. Jacquin, muni d'une lettre de votre main, je lui ai marqué toute la considération que méritoit votre main, j'espère qu'il en ait été content.

Les ossemens de l'Ohio, que j'ai acheté assez cher, me sont arrivés, et consistent en: 1) La partie principale de la machoire supérieure, dont je crois avoir envoyé l'esquisse à Soemmerring, faite sur celle de Michaelis: il y a le fond du nez, les deux ossa intermaxillaria, sans incisives, les 2 machelières du côté gauche, une du côté droit. La pièce est superbe, bien conservée et très décisive, que les défenses qu'on lui a attribué comme l'a aussi fait W. Hunter, appartiennent aux Eléphants. 2) Un grand fragment de la mach. sup. gauche, avec la machelière: une très belle pièce. 3) Plusieurs molaires mammoutiques tant jeunes que complettes. 4) L'atlas d'un Eléphant. 5) 2 omoplates des Eléphants de 2½ pieds, tous les deux du côté droit. 2 Tibiae. 2 Humerus dont l'un est le fragment inférieur; ces os sont gigantesques, et plus gros que ceux du vieux Eléphant que j'ai. 6) Plusieurs défenses, et fragmens des défenses d'Eléphant; deux sont usées sur un côté, comme s'ils avoient été frottées longtems sur le sable; plusieurs fragmens singulièrement cassés en long, et transversalement.

Il est donc décidé, que le mammout, ou l'incognitum, n'est pas Eléphant, ni carnivore. La mach. inf. qui est au Museum Britt., répond à la supérieure, et le fragment supérieur de ce Museum répond au mien, excepté que les intermaxillaires ne s'y trouvent pas. Nous n'en savons donc rien que négativement. Il est bien singulier, qu'on ne trouve pas des autres ossemens de cet animal dans les Salt-licks, ni des molaires d'Eléphant parmi tant de défenses et d'ossemens près de l'Ohio.

Je compte dans mon Cabinet plusieurs ossemens des animaux éteints. 1. Du Mammout. 2. du Moosedeer d'Islande. 3. Buffle gigantesque de la Sibérie. 4. Le pseudo-ursin, qui n'est pas du tout ours. 5. Une rangée de grands morceaux d'un inconnu du Montmartre. 6. Une mach. sup. et infér. d'un autre de la même montagne. 7. Le radius, étant fragment d'un très-grand animal, qui ne répond ni aux Eléphants, ni aux Rhinocéros, ni aux Giraffes. Voilà donc sept! J'ai dessiné un fragment d'une mach. du Cabinet de Stollmann, dont les machelières me sont inconnues; aussi une molaire d'un Hippop. gigantesque dans le Museum Britt., encore le fragment de la mach. d'un inconnu dans le Museum de Sir A. Leavers; voilà déjà dix de l'ancien monde bien avérés!

Je vois encore tant de différence entre les Rhinocéros fossiles à deux cornes, et les vivants, que les premiers me paroissent tous différens. Bref, si je compare les os des Cétacés qu'on trouve à Maestricht, avec ceux des Cétacés vivans, j'y vois une différence si grande, que je ne connoisse aucun qui y approche aujourd'hui, quoique j'en aie vu grand nombre.

La collection des pétrifications que j'ai, est actuellement très-grande, et peut-être supérieure à celles de l'Europe, pour la variété.

De Gailenreuth il me manque une mach. sup. du Lion, Esper en donne la figure; le grand Atlas qu'il dépeint m'est inconnu, aussi les Epistrophes à la dernière planche, la première n'appartient ni à l'Eléphant, ni au Rhinocéros. Voilà assez de ma marotte! Je soutiens toujours que l'homme est postérieur aux catastrophes de l'ancien monde, aussi l'oiseau, car je n'en ai pas encore vu une seule pétrification. L'autruche, le Casuel, l'Otarde etc. sont assez considérables pour nous en fournir, s'ils avoient existés!

Je vais passer aux vivants, vous suppliant de vouloir bien faire mes compl. à Mr. Soemmerring, surtout à Madame, qui jugera déjà de mon style, que je ne songe plus aux êtres vivants, que j'aurois fait cas d'elle, si elle eût été une jolie pétrification, ou femme fossile. Assurez-lui pourtant que ma décrépitude n'est pas encore allé à ce point là, que je la verrai avec plaisir soit en Hollande, ou à Mayence, que j'aime la compagnie des dames, et que les jeunes ne peuvent que me vivifier, ou bien Hermippe nous a fait une fable de son cas.

Hemsterhuys est encore très-foible, il va pourtant mieux avec l'incontinentia urinae, à laquelle il étoit sujet venant ici. Je crains pour sa santé, et pour sa vie, que nous ne jouirons pas bien longtems de sa présence.

Je me suis infiniment amusé avec l'Organe de l'ouie dans les crocodiles, et dans les tortues. Le labyrinthe dans ces deux animaux contient l'organe analogue à celui dans la raye, mais la bourse qui reçoit la 7. paire des nerfs, est mise en mouvement par la base de l'étrier, qui reçoit son mouvement de la membrane du tambour, soit par la vibration de l'air, soit par celle de l'eau.

C'est donc l'union de deux organes, union superbe, et digne de nos recherches ultérieures!

J'ai disséqué derechef une phoque, pour l'analogie entre ces animaux, et les colymbi, qui est parfaite quand on compare les ossa coxarum et les femoris ossa qui sont dans la même relation. Les penguins nagent avec les ailes sous l'eau, leurs jambes ne diffèrent pas de celles des canards.

Le vol des différens animaux m'a aussi frappé depuis quelque tems, le vol des oiseaux, des chauvesouris, des écureuils volants, des lézards volants. La nature est inépuisable!

Je finis vous assurant de mes respects, et de mon attachement; et je suis avec la considération la plus parfaite

Monsieur

Votre très humble et très obéissant Serviteur
Petrus Camper.

Briefe
von
C. P. Thunberg an G. Forſter.

I.

Illustri ac Celeberrimo Viro, Dri. Professori
G. Forster, amico suo aestumatissimo,
s. p. d. C. P. Thunberg.

Quam mihi carissimae fuerunt litterae tuae humanissimae, vix litteris exprimere valeo; gratissima vero mente tuum in me benignissimum affectum agnosco, simulque gratissimum meum animum significo ob plantas australes promissas, quas tam liberaliter mihi destinare voluisti. Doleo valde infortunium illud, quo saepe plantae tuae australes in mari perierunt, quod quidem aliquoties etiam mihi contigit, unde Japonicarum imprimis plantarum jacturam feci, nunquam reparandam. Id quoque infortunii mihi contigit, ante aliquot annos, dum fasciculum satis farctum plantarum Capensium ad honoratissimum tuum, Vir illustris, et meritissimum

Patrem mitterem, cum navi, quae naufragium passa fuit, ut paucae plantae, eaeque humidae et laceratae in optimi viri manus inciderent. Si quid ego in posterum circa plantas australes observare potero, id lubenter tecum et amice communicabo, licet dubitem, multas locum habere observationes circa opus, minime tumultuarie conscriptum.

Id tamen facile concedere cogor, operam non esse facilem, quid novi conscribendi, praesertim in Indiis, ubi libri et omnia fere alia adminicula desunt. Hinc factum fuit, ut ego in determinandis plantis Japonicis, cum species multiplicare valde timuerim, non raro pro notis respexerim plantarum species omnino incognitas. Iter meum in Caput Bonae Spei proxima septimana proelum relinquit, scilicet, pars prima. Quam valde ego optarem, ut a te, Vir celeberrime, in linguam Germanicam translatum fuisset; cum vero dudum ante aliquod tempus a me petiisset Dr. Groskurd Stralsundiae, Celebris Gymnasii Rector, ut folia impressa illi, eum in finem, mitterem, spero, quod pars haec prima dudum impressa erit, vel cito, lingua Germanica. Si vero tibi, Amice aestumatissime, placeret, libellum hunc meum in linguam transferre Gallicam, et ejus me certiorem facere, citissime ad te mitterem exemplar suecicum, per tabellarium, et quidem franco, ut dicitur, quousque potero, scilicet Hamburgum. Si ita tibi, Illustris Vir, placuerit, certiorem me ejus cito reddas velim et simul locum indices, ad quem litteras mittam. Tabulae aeneae tres libro adjunctae sunt, una folio, una 8vo et una 12mo. Tomus primus continet iter in Daniam, Hollandiam, Galliam, Hollandiam iterum, iter in Caput Bonae Spei et primum iter ad Caffros. Complectitur paginas circiter 400.

Si ineunte vere tibi arriserit plantas ad me mittere paratas, fasciculus mitti potest vel directe cum navi Holmiam ad mercatorem Georg. Andr. Luhr, cum meo nomine inscripto, vel etiam ad amicum meum, Dominum Deneke, Stralsundiae Chirurgum.

Quam primum proximo vere naves ad Germaniam abeunt, ego ad te, per Dominum Deneke mittam Dissertationes nonnullas, et fasciculum plantarum Lapponicarum, rarissimarum, quibus adjungam tot, quot mihi adhuc supersunt, plantas Japonicas.

Professor Sparrmann iter nuper fecit in Senegal et ante aliquot menses huc redux, jam Holmiae versatur atque bene valet. In Suecia cum Botanici pauci sint, saltem scriptores, nihil novi prodiit praeter Prodromum plantarum Jamaicensium Doctoris Ol. Swartz, qui nuper praelum reliquit.

Anno 1789 in animum induxi, P. primam Florae meae Capensis edere; complectitur 4 primas

Systematis classes et circiter 60 tabulas, 4to. Forsan Berolini impressa erit, volente Deo.

Favori Tuo et amicitiae me semper commendatum habeas velim. Vale!

Upsaliae d. 21. Novembr. 1788.

II.

Viro Illustri et Celeberrimo D. Professori G. Forster, amico suo honoratissimo s. p. d. C. P. Thunberg.

Quibus vero verbis incipiam, dum tibi, Amice dilectissime, gratias debitas et promeritas persolvere discupio, ob missas mihi plantas rarissimas, ex orbis hujus hemisphaerio opposito allatas, jamque meum tantopere exornantes herbarium. Accepi harum fasciculum hisce diebus, nec satis per septimanam earum aspectu oculos meos satiare potui, dum summum inde oblectamentum habuerim.

Non ut tibi solverem tanta dona, Amice, sed ut aliquod pignus exstaret in te officiosi et benevoli mei animi, dudum mense praeterito Augusti ad te misi fasciculum, continentem aliquot meas Dissertationes, Itineris duas partes suecice, et plantas rariores ex Alpibus Lapponicis Sueciae. Hic fasciculus missus fuit ad honorificum tuum Patrem, ut ex Hala ad te mittatur. Sit vero, dum adveniat ad tuas manus, quadantenus gratus! Alia occasione tamen non obliviscar ad ea colligenda et collecta mittenda, quae accepta et desiderata esse credo. Interim tuo favori et amico affectui commendatum habeas illum, qui tui nunquam erit immemor!

Upsaliae d. 22. Dec. 1789.

P. S. Rarissimam plantam, a Linnaeo nunquam, nec post tempus Rudbeckii in Suecia inventam, heic includo, scilicet Cypripedium bulbosum.

Briefe

von

Wilhelm v. Humboldt an G. Forſter.

I.

Göttingen den 10. November 1788.

Endlich, lieber Herr Hofrath, bin ich ſeit zwei Tagen wieder hier angekommen, und ich eile, Ihnen davon Nachricht zu geben, und Ihnen noch einmal recht herzlich für die gütige Aufnahme zu danken, durch die Sie mir meinen Aufenthalt in Mainz ſo angenehm machten. Könnte ich Ihnen nur eben ſo lebhaft ſagen, als ich es empfinde, wie jene vier Tage in der That die glücklichſten waren, die ich auf meiner ganzen Reiſe verlebte, wie angenehm und unerwartet mich die freundſchaftliche Güte überraſchte, die Sie mir erzeigten, welch eine frohe Ausſicht ſie mir auf die Zukunft gewährt, da ich mir mit der Fortdauer dieſer Geſinnungen ſchmeicheln darf! Es iſt ein ſo großes und edles Vergnügen, ſich von Männern, deren Kopf und Herz gleich tiefe Achtung einflößen, einiger Aufmerkſamkeit gewürdigt zu ſehen; und dieſes Vergnügen, in wie hohem Grade ließen Sie es mich nicht genießen! Ich kann es Ihnen wahrlich nicht beſchreiben, wie ſtark und wohlthätig die gütige Art auf mich wirkte, mit der Sie mich bei meiner erſten Bekanntſchaft mit Ihnen empfingen, wie die Freundſchaft und — ich darf es ſagen — das Vertrauen, das Sie mir hernach erwieſen! Seyn Sie aber gewiß überzeugt, mein Theurer, daß es mir ewig unvergeßlich ſeyn wird, und daß nie der Wunſch in mir erſtickt werden wird, Ihnen nur Einmal zeigen zu können, daß ich ſo gütiger und freundſchaftsvoller Geſinnungen immer würdiger zu werden ſuche.

Von Mainz, wiſſen Sie, reiſte ich den Rhein hinunter nach Aachen und Düſſeldorf. In Aachen blieb ich zehn Tage, weil mich Dohm, der in Berlin noch mein Lehrer war, und der vielleicht darum noch mehr Freundſchaft für mich hat, nicht eher fortlaſſen wollte, da ich ihn freilich nun wohl gewiß in mehreren Jahren nicht wiederſehn werde. Jacobi empfing mich mit der größten und unerwartetſten Freundſchaft, mit einer Freundſchaft, die mich ſtolz gemacht haben würde, wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich ſie allein Ihrer gütigen Empfehlung dankte. Ich wohnte bei ihm, aber ohne die Vermittelung eines Mainzers wäre er wohl ſchwerlich mit einem ſo eigentlichen Berliner, als ich bin, mit einem Freunde Engel's, Herzen's, Bieſter's und ſo vieler anderer Anti-Jacobiten ſo nahe zuſammen getreten. Ich bin Ihnen in der That herzlich für ſeine Bekanntſchaft verbunden. Sein Umgang war mir über alles intereſſant. Er iſt ein ſo vortrefflicher Kopf, ſo reich an neuen, großen und tiefen Ideen, die er in einer ſo lebhaften, ſchönen Sprache vorträgt; ſein Charakter ſcheint ſo edel zu ſeyn, daß ich in der That nicht entſcheiden mag, ob er zuerſt mein Herz oder meinen Kopf gewonnen hat. Er hat mir erlaubt und verſprochen, die Verbindung mit ihm durch einen Briefwechſel zu unterhalten. Wenn er, wie ich hoffen kann, Wort hält; ſo verſpreche ich mir noch ſehr viele angenehme Stunden davon. Ich habe Gelegenheit genommen, ihm zu ſagen, was Sie mir aufgetragen hatten; er ſprach mir mit der größten, freundſchaftlichſten Wärme von Ihnen, und er hofft, daß Sie ihn bald einmal von Mainz aus beſuchen werden.

II.

Göttingen den 14. März 1789.

Sie verlangen mein Urtheil über Ihren Aufſatz in Archenholz. Gut denn, und gewiß mein aufrichtiges. Aufſätze über Literatur haben ihre eigene Schwierigkeit. Bei einem kleinen Vorrath von Materialien erhalten ſie ein magres, armſeliges Anſehn, bei einem großen, wie ich glaube, das Sie vor ſich hatten, iſt es ſo ſchwer, die richtige Auswahl zu treffen und man geräth ſo leicht in Gefahr, nicht mehr als ein Namenregiſter zu liefern. Darum hat mir die Darſtellung in Ihrem Aufſatz ſo meiſterhaft geſchienen. Es geht alles ſo in einer Reihe, an einem ſo künſtlich geſponnenen Faden fort, ohne daß man doch in irgend einer Stelle die Kunſt bemerkt, die dazu gehörte, ihn ſo zu ſpinnen. Vorzüglich aber hat mir die Art gefallen, wie Sie den Einfluß des brittiſchen Nationalgeiſtes auf die Literatur zeigen. Eine Kenntniß der neueſten Schriftſteller eines Landes, ihrer Schriften u. ſ. f. kann immer ganz intereſſant ſeyn, aber der raiſonnirende Leſer verlangt doch mehr; er will wiſſen, warum die Schriftſteller in dieſem Lande gerade in dieſem und keinem anderen Geiſte ſchrieben, warum gerade dieſe Zweige der Literatur, und keine andere blüheten? und das dünkt mich doch, haben Sie vortrefflich entwickelt. Die Stelle vom Religionszuſtande in England iſt ganz in dem Geiſte geſchrieben, in dem ich jetzt recht vieles geſchrieben wünſchte.

Daß Sie es Jacobi ans Herz gelegt haben, daß man vom Ueberſinnlichen ſchlechterdings keine Idee haben kann, freut mich ſehr. Er iſt zwar zu ſehr Philoſoph, um es begreifen, erklären zu wollen. Aber er glaubt es doch anſchauen zu können. Ich geſtehe Ihnen gern, daß ich davon keine Idee habe und daß ich fürchte, es kann leicht zur Schwärmerei führen. Ich habe mich ſchon in mehreren meiner Briefe an ihn darauf bezogen, allein bis jetzt hat er mir die Antwort immer erſt verſprochen. Sein Briefwechſel macht mir ſehr viel Freude. Er iſt ſo außerordentlich freundſchaftlich gegen mich; und unleugbar iſt er doch ein Mann von ungewöhnlichen Geiſteskräften, und von einem ſehr edlen, wahrhaft großen Character. Die kleinen Schwächen derer bemerken zu wollen, iſt mir immer bei wahrhaft ſchätzungswürdigen Männern ein ſehr verachtungswerthes Geſchäft. Seine Beilagen hat er mir auch geſchickt. Nur Schade, daß ich gerade die beiden letzten, die doch unſtreitig die wichtigſten ſind, während meiner Krankheit erhielt. Die letzte hat mir am meiſten gefallen. Schien ſie Ihnen nicht auch meiſterhaft?

III.

Den 20. Juni 1789.

Nur zwei Worte des Dankes heute, theuerſter Freund, für Ihren lieben herzlichen Brief. Ich hatte mir vorgenommen, ihn recht ausführlich zu beantworten; aber eine Nachricht, die ich heute von unſres Jacobi's Reiſe nach Pyrmont erhielt, beſtimmte mich, ſchon morgen früh um 3 Uhr nach Hannover zu reiſen, um ihn da zu ſehn. Nach Pyrmont kommt er für meine Abſichten zu ſpät. In wenigen Tagen bin ich wieder hier, und dann, beſter Forſter, erhalten Sie vollſtändige Nachrichten.

Leben Sie indeß recht wohl, und grüßen Sie Ihre liebe Frau tauſendmal. Was macht Ihre Geſundheit? Schonen Sie ſie doch ja. Auch das bischen Genuß dieſes Erdenlebens iſt doch ſo viel immer werth, und wie viel mehr die reiche Gelegenheit zu wirken? Verzeihen

Sie dieſe elenden Zeilen. Aber ich wollte ungern noch acht Tage hingehen laſſen, eh' ich Ihnen wenigſtens mit Einem Worte ſagte, wie innig ich Sie liebe.

Ewig Ihr Humboldt.

IV.

Den 1. Juli 1789.

Hier bin ich wieder, theuerſter Freund, von meiner hannöverſchen Excurſion zurück, und beſtätige Ihnen noch einmal alles, was ich in meinem vorigen Briefe über Hannover ſagte. Ich genoß fünf ſehr vergnügte Tage da, und wie groß auch der Antheil iſt, den der Umgang mit unſerm trefflichen Jacobi daran hatte, ſo wäre ich doch ungerecht, auf Hannover gar nichts davon rechnen zu wollen. Ich habe mich diesmal nur auf ſehr wenige Geſellſchaften eingeſchränkt: und unter allen Herren und Damen vom erſten Range hat mich niemand geſehen als die Wangenheim. Den größten Theil des Tages brachte ich immer bei Jacobi und mit ihm bei den Wenigen zu, die er beſuchte. Rehberg, Brandes, Zimmermann, Rehden, den er ſchon von älterer Zeit her kannte, und das Wangenheimiſche Haus, in das ich ihn führte, waren der Kreis ſeiner Bekanntſchaften außer ſeiner Familie. Zu Koppe wollte er noch den Tag nach meiner Abreiſe gehn. Am nächſten iſt er, wie Sie leicht denken können, mit Rehberg zuſammen gekommen. Die erſte Unterredung war ziemlich kalt, und für zwei ſo treffliche Köpfe auch ziemlich leer. Aber ſchon bei der zweiten thaute, nach Jacobi's Ausdruck, Rehberg auf, und alle die übrigen Tage hindurch war er ſehr heiter, offen und freundſchaftlich. Zimmermann wollte Jacobi, wie er auch Ihnen geſagt haben wird, nicht beſuchen. Allein Rehberg und ich redeten ihm zu, und er war hernach ſehr mit dem Beſuche zufrieden. Wenigſtens hat Zimmermann nicht, wie er es vermuthete, von ſeinen Streitigkeiten mit ihm geſprochen. Apropos, Sie wiſſen doch, daß Zimmermann eine neue Auflage ſeiner Unterredungen mit Friedrich II. veranſtaltet? Girtanner, den Sie nun in wenig Tagen bei ſich ſehen werden, kann Ihnen das Nähere davon ſagen. Bei der Wangenheim waren wir einen Mittag ſehr vergnügt mit Brandes, Höpfner, Rehberg, dem Gr. Hardenberg, Wallmoden u. ſ. f. Faſt den ganzen Mittag über wurde von Campe und neuerer Erziehung geſprochen. Denken Sie ſich nur, wie da Raiſonnement und Deraiſonnement, witzige und unwitzige Eifälle auf einander gehäuft wurden. Vorzüglich mußte ich, als Campe's ehemaliger Zögling, immer mit Gegenſtand des Geſprächs ſeyn. Aber ich erzähle Ihnen da, lieber Forſter, eine Menge von Kleinigkeiten, die Sie, ſo wie ſie hier ſtehen, unmöglich intereſſiren können. Doch das wird Sie intereſſiren, daß Jacobi, ſo viel ich wenigſtens bemerken konnte, ſehr in Hannover gefallen hat. Ueberhaupt müßte er einmal eine eigne Reiſe durch ganz Deutſchland machen, bloß um richtigere Meinungen von ſich zu verbreiten. Ich habe noch wenig Menſchen geſehn, die ſoviel durch die perſönliche Bekanntſchaft gewinnen, als er. Selbſt eine gewiſſe Art des Stolzes, die freilich unverkennbar bei ihm iſt, beſteht doch nur in dem Werth, den er auf ſeine Ideen legt, gar nicht in Forderungen, die er für ſeine Perſon, ja nicht einmal für dieſe Ideen ſelbſt macht, äußert ſich alſo auch weit weniger im Umgang, als in ſeinen Schriften. Bei mir hat er noch neuerlich durch einen kleinen Zug ſehr gewonnen. Er ſchrieb mir in einem ſeiner letzten Briefe einen ſehr harten Ausdruck über Bieſter. Ich, der ich über Bieſter ganz anders denke, und vielleicht bald auch in einem näheren Verhältniß mit ihm ſtehe, wollte dies gern für die Zukunft verhüten und ſchrieb ihm geradezu meine der ſeinigen völlig entgegengeſetzte Meinung. Ich geſtehe Ihnen, daß ich davon etwas für unſer Verhältniß befürchtete. Aber ich wollte offen handeln. Allein Jacobi hat vielmehr ſelbſt einmal in Hannover mein Urtheil als einen Beweis für Bieſter's Charakter in völligem Ernſt angeführt.

Von den neuen Meßſachen habe auch ich noch ſo gut als nichts geſehen. Im Katalogus fiel mir nicht eben Vieles ſonderlich auf. Aus der ausländiſchen Literatur reizt Barthelemy's Anacharſis am meiſten meine Aufmerkſamkeit. Jacobi iſt zwar nicht damit zufrieden. Aber er urtheilt oft zu einſeitig. So auch, dünkt mich, über Dupaty. Dupaty muß nicht als Schriftſteller, nicht als Beſchreiber angeſehn werden. Man muß einzeln bald dieſen, bald jenen Brief leſen, muß dabei immer den Mann vor Augen haben, ſeinen hellen eindringenden Verſtand, ſeine lebhafte Phantaſie, ſein glühendes Gefühl für alles, was die Menſchheit intereſſirt. Wer wird, wenn er ſo lieſt, nicht hingeriſſen werden? Ihre Ueberſetzung, lieber Freund, iſt wahrlich genialiſch. Ich hatte nur wenig im Original geleſen, aber mir ſchien eine Ueberſetzung kaum möglich, und Sie haben eine geliefert, die ſich wie Original lieſt. Nur hie und da glaube ich Kleinigkeiten bemerkt zu haben, die Ihnen entſchlüpften, eine unrichtige Metapher, ein falſch zuſammengeſtelltes Bild. So, wenn ich mich nicht irre, bei der Beſchreibung des Gartens des Erdoge von Genua. Doch mag auch da die Schuld am Originale liegen, das ich nicht zur Hand hatte. Sie ſehn, daß ich wenigſtens mit Aufmerkſamkeit las.

Sollten Sie wohl glauben, daß mehrere Leute hier Sie für den Verfaſſer der Recenſion gegen Meiners halten? und das aus ſehr ſicheren Nachrichten haben wollen?

V.

Heidelberg den 23. September 1789.

Sie werden ſich wundern, lieber Forſter, von hier aus einen Brief von mir zu bekommen. Erſt bei meiner

Rückreiſe wollte ich dieſen Ort beſuchen. Allein auf Medicus's — der ſelbſt in der Schweiz geweſen iſt — Anrathen habe ich meinen Reiſeplan geändert. Ich gehe nun von hier über Stuttgart, Tübingen nach Schaffhauſen, von da durch die Schweiz und komme dann bei Baſel heraus. Die Wege ſollen von Tübingen bis Bern am ſchlimmſten ſeyn, und die hätte ich bei meiner erſten Route gerade in den ſchlimmſten Monaten machen müſſen. Von Genf bis Baſel hingegen iſt der Weg auch in jener Jahreszeit gut.

Ich war zwei Tage in Mannheim. Iffland fand ich nicht. Er iſt in Wiesbaden. Es that mir unendlich leid, er hätte mich gerade am meiſten intereſſirt. Ihren Brief habe ich abgegeben, weil ich vergeſſen hatte, Sie zu fragen, ob er außer dem, was mich betraf, noch etwas Anderes enthielte.

Medicus mußte wegen eines Katarrhs das Zimmer hüten. Ich beſuchte ihn zweimal. Er gefällt mir wegen ſeiner Offenheit, Gewandtheit und Gutmüthigkeit.

Das Theater ſah ich nicht in ſeinem Glanze. Sie gaben Emilia Galotti, und das ſoll eines ihrer ſchlechteſten Stücke ſeyn. In der That blieben auch beinah alle weit unter dem Mittelmäßigen ſtehn. Nur die Witthöft, als Emilia, und Mad. Engſt, als Orſina, ſpielten ziemlich gut. Doch verfehlte, dünkt mich, die Witthöft die edle Einfalt der Emilia, und die Engſt den großen hohen Geiſt und das tiefe Gefühl der Orſina. Sie machte bloß eine witzelnde Spötterin aus ihr.

In der Bildergallerie gefielen mir nur wenig Stücke und ganz vorzüglich keins. Allenfalls ein Knabenkopf von Carlo Dolce.

Hier brachte ich nach ein paar unbedeutenden Besuchen den Abend mit dem Kirchenrath Mieg zu. Es fiel manches interessante Gespräch vor. Zuerst über Biester, ich war von Biester an ihn adressirt. Ich trug die Ideen Ihres Aufsatzes vor, doch ohne Sie oder den Aufsatz selbst zu erwähnen. Mieg stimmte in alles ein, vorzüglich erhob er sich gegen die Intoleranz der Vernunft. Mieg hat einen sehr vortheilhaften Eindruck auf mich gemacht. Er scheint so offen und gerade, sein Verstand so hell und durchdringend, und dabei hat er so viel Eifer für Freiheit und Rechte der Menschheit. Selbst in seiner Art sich auszudrücken liegt eine gewisse Einfalt und Kraft.

Dieß ist ein kurzer Abriß (Sie erlauben mir ja Ihnen auch kurze Briefe zu schreiben) von den drei Tagen, die wir nun getrennt sind. Getrennt! O! Sie wissen es, lieber theurer Freund, was mich das Wort kostet. Es waren vierzehn sehr glückliche Tage.

VI.

Tübingen den 28. September 1789.

Die Aussicht vom Heidelberger Schloß gefiel mir mehr, als alle übrigen, die ich bis jetzt in diesen Gegenden ſah. Die Rheinufer unterhalb Mainz, ſelbſt da, wo ſie am ſchönſten ſind, bei Bingen und St. Goar, haben doch immer eine gewiſſe Einförmigkeit, ewig Weinberge oder nackte Felſen, und Ihre Mainzer Gegenden ſind zwar lachend und mannigfaltig, aber ſie ſind nicht maleriſch genug, machen nicht genug Ein Ganzes aus. Bei Heidelberg hingegen bilden die nahen, hohen Gebirge an den Ufern des Neckars, mit der Stadt an ihrem Fuße, eine große und ſchöne Gruppe. Es liegt wahrhafter Charakter in dieſer Gegend, und der Eindruck, den ſie in der Seele zurückläßt, iſt groß und tief. Der Weg von Heidelberg bis Heilbronn iſt überaus ſchön. Er läuft immer an dem Neckar fort, deſſen unaufhörliche Krümmungen zwar oft eingeſchränkte, aber immer ſchöne, und ewig abwechſelnde Ausſichten gewähren. Von Heilbronn aus iſt er weniger angenehm.

In Stuttgart beſuchte ich zuerſt Abel. Er iſt ein munterer, lebhafter Mann, der viel und oft lange hintereinander, aber ſehr beſcheiden ſpricht. Unſere Unterredung wurde bald metaphyſiſch. Er griff die Kantiſchen Grundſätze der Moral an, und vertheidigte das gewöhnliche Syſtem, welches zum erſten Princip die Beförderung allgemeiner Glückſeligkeit macht. Ueberall verrieth er eine große Bekanntſchaft mit Kant's und den übrigen neueren philoſophiſchen Schriften, aber in ſeinem eignen Raiſonnement bemerkte ich weder großen Scharfſinn noch Feinheit und tiefen Blick. Ich wohnte einer ſeiner Lehrſtunden in der Akademie bei; er las Pſychologie, und zwar, wie es Kant nennen würde, empiriſche Pſychologie. Aber er verfehlte, dünkt mich, die richtige Methode, wie Gegenſtände der Beobachtung und Erfahrung behandelt werden müſſen. Es war ein ewiges Abſtrahiren, und wenn man auch gleich, um einen Gegenſtand genau und vollſtändig zu unterſuchen, ſeine verſchiednen Seiten einzeln prüfen muß, ſo muß man doch auch hernach ſie wieder zuſammenſtellen, und die Veränderung nicht übergehn, welche die Coexiſtenz und das Verhältniß der einen zur andern wieder in jeder einzelnen hervorbringen; und dieſe Kunſt, wodurch freilich die Unterſuchungen aller Erfahrungsgegenſtände gerade die ſchwierigſten werden, fehlte ihm beinah ganz. Ueberdies aber ſchien er oft zu vergeſſen, daß, was er in Gedanken trenne, in ſich doch nur Eins ſey. So ſonderte er Seele und Leib, ſo Verſtand, Herz und Willen von einander ab. Sein Vortrag, ſo wie ſeine Art ſich auszudrücken überhaupt iſt deutlich und beſtimmt, aber kalt, trocken, und in vieler Rückſicht mager. Ueberhaupt iſt es doch ſonderbar, wie die Philoſophie, die gerade am meiſten einer großen Fülle, eines Reichthums von Ideen fähig wäre, noch immer auf eine ſo unfruchtbare Weiſe behandelt, zu einem fleiſch- und markloſen Gerippe gemacht wird, wie nur die Wiſſenſchaften es ſeyn ſollten, die ſich bloß mit Analyſirung ſelbſt conſtruirter Begriffe, alſo im eigentlichſten Verſtande mit bloß formellen Ideen beſchäftigen. Allein freilich iſt die gewöhnliche Philoſophie auch beinah nichts, als eine ſolche Wiſſenſchaft; freilich iſt es leichter, Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten der Begriffe zu entdecken, als die Natur zu beobachten, und die gemachten Beobachtungen auf eine fruchtbare Art mit einander zu verbinden. Darum haben wir ſo wenig Befriedigendes über alle Theile der praktiſchen Philoſophie, über Moral, Naturrecht, Erziehung, Geſetzgebung; darum ſind die meiſten unſerer Metaphyſiken nur Uebungen zur Anwendung der logiſchen Regeln. Denn gerade das Studium der Logik hat in dieſer Rückſicht unendlich geſchadet. In allen Wiſſenſchaften findet man Spuren davon. Sogar aus der Botanik führten Sie mir neulich eins an, und es könnte einen eignen recht intereſſanten Aufſatz geben, einmal den ganzen Schaden zu ſchildern, den das Formelle in unſerer Erkenntniß dem Materiellen derſelben gebracht hat, und noch immer bringt. Es würden da mancherlei Dinge neben einander ſtehen, Linné's botaniſches Syſtem, der allgemeine Begriff: Kirche, ohne den vielleicht nie ein Symbol geherrſcht und nie ein Ketzer den Scheiterhaufen beſtiegen hätte, die Jacobi'ſche Philoſophie, die nun wiederum da beobachten will, wo es noch unausgemacht iſt, ob nur überhaupt ein Sinn zum Beobachten exiſtirt. Denn auch das entgegengeſetzte Extrem, ohne jedoch behaupten zu wollen, daß das Jacobi'ſche Syſtem auch nur an dies Extrem ſtreife — die Vernachläſſigung alles Formellen dürfte nicht übergangen werden. Beide, der magre Schulpedant und der Schwärmer, müßten geprüft und nach Verdienſt gewürdigt werden.

Außer Abel lernte ich den Profeſſor des Staatsrechts Reuß, den Hofrath Schwab, den Bibliothekar Drük und den Dichter Schubart kennen. Reuß ſcheint ein vernünftiger, aufgeklärter Mann; Schwab noch mehr als das, ſogar ein feiner Kopf zu ſeyn; Drük nimmt anfangs mehr durch die unleugbare Güte und Sanftheit ſeines Charakters für ſich ein als durch ſeinen Kopf, obgleich auch der letztere einen gewiß, ſobald man nur mehrere Stunden mit dem Manne umgeht, nicht unbefriedigt läßt.

Jetzt, da ich dieſen Brief ſchließe, bin ich in — — ſechs Meilen hinter Tübingen, einem reichsritterſchaftlichen Dorfe, das aber, wie mir mein Wirth erzählte, der Herr Reichsbaron mit ſeinen Gläubigern jetzt theilen muß. Ich muß, da ich jetzt von einem Fuhrwerke abhänge, hier in einer elenden Schenke übernachten, in einer kleinen, nicht ſehr reinlichen Stube, in der die Mäuſe gleiche Rechte mit mir zu haben ſcheinen. Wenigſtens laſſen ſie ſich jetzt, da alles im Hauſe ſchläft, ſchon laut hören. Indeß Lavater's: Dennoch, führt mich durch alles dies Ungemach muthig hindurch. Uebermorgen (Mittwochs) früh denke ich in Conſtanz, Donnerſtag in Schaffhauſen und Sonnabend in Zürich zu ſeyn. Ich wollte doch den Bodenſee nicht vorüberreiſen.

Von Zürich aus erfahren Sie gewiß wieder etwas von mir. Aber, lieber Forſter, kann ich nicht auch von Ihnen einen Brief haben? Ich wüßte ſo gern, was Sie machten, was Ihre liebe Frau, Ihr Röschen? Schreiben Sie mir doch das alles recht ausführlich, ſchreiben

Sie mir, was Bieſter Ihnen geantwortet, was Sie jetzt arbeiten — es intereſſirt mich ja alles ſo ſehr, was Sie betrifft — und laſſen Sie mich den Brief bei Rougemont in Neuſchatel finden. In Zürich oder Bern möchte es jetzt zu ſpät ſeyn, und in Genf und Lauſanne haben Sie, glaube ich, keine Bekannte.

Leben Sie nun wohl, recht wohl, lieber theurer Freund, und erinnern Sie ſich manchmal der vierzehn Tage, die ich bei Ihnen verlebte. Sie waren vielleicht die glücklichſten meines ganzen Lebens, und noch jetzt macht ihre Erinnerung einen ſehr großen Theil meines Genuſſes aus. Beinah mit keinem anderen Menſchen verſtehe ich mich ſo ganz, als mit Ihnen, und daß ſich das ſo von ſelbſt, ſo ohne alle äußere Veranlaſſung machte, daß ich Ihre Freundſchaft nur Ihnen danke, dies iſt mir ſo unendlich werth, denn es zeigt mir, daß Sie auch mich Ihrer werth hielten, und wie viel der Gedanke mir iſt, können Sie in der That nicht empfinden. Denn Sie können es nicht wiſſen, wie ich die fruchtbare Fülle von Ideen bewundere, die ſich Ihnen bei jedem Gegenſtande aufdrängt, die lebendige Klarheit, mit der Sie ſie darſtellen, wie ſehr ich den Eifer für alles Wahre und Gute und die Schonung für alles, was Andere für wahr und gut halten, ehre, wie innig endlich ich das Herz liebe, das ſich ſo bereitwillig anſchließt, und ſo gern durch Liebe beglückt. Und das alles mußten Sie doch wiſſen, um ganz zu fühlen, was Sie mir ſind. Leben Sie wohl.

VII.

Bern den 28. October 1789.

Unſtreitig intereſſirt von allen meinen zürichſchen Bekanntſchaften Lavater Sie am meiſten. Alſo zuerſt von ihm. Ich war faſt täglich eine oder mehrere Stunden bei ihm, und da er ſeine gewöhnlichen Geſchäfte meinetwegen nicht unterbrach, ſo ſah ich ihn in ſo vielen charakteriſtiſchen Lagen, daß ich ihn hinlänglich beobachten konnte. Durch das, was mir Jacobi von ihm geſagt, durch manches, was ich ſelbſt von ihm geleſen hatte, und worin mir Spuren tiefen und wirklich seltnen Geiſtes unverkennbar ſchienen, war meine Erwartung in der That hoch geſpannt. Ich erwartete eine Fülle neuer, großer, fruchtbarer, wenn gleich auch oft nur halb wahrer, oft gar ſchwärmeriſcher Ideen. Allein in allem dem fand ich mich ſehr getäuſcht, und nicht bloß getäuſcht, weil ich ſo viel erwartete, ſondern wirklich, weil ich ſo wenig fand. Ich hätte die intereſſanten Ideen zählen können, die ich in den ganzen vierzehn Tagen von ihm hörte, und ich würde mich ſchämen, damit einen einzigen Tag, bei Ihnen oder Jacobi zugebracht, zu vergleichen. Hie und da iſt freilich ein tiefer und ſchneller Blick, aber ſein Geiſt iſt zu kleinlich, hat weder die raſtloſe Thätigkeit, womit wirklich genialiſche Köpfe die geahnete Wahrheit aufſuchen, noch die fruchtbare Wärme, womit ſie die gefundene umfaſſen. Ewiger Rückblick auf ſich, Eitelkeit, Ausdruck geiſtloſer und fader

Herzensgefühle, Spielerei in Worten rauben ihm alle wahre Kraft. Ganz anders würde dies wahrſcheinlich alles ſeyn, wenn er wahre Gelehrſamkeit beſäße, wenn er auch über fremde Ideen mehr gedacht hätte, und wenn er noch jetzt mehr läſe. Allein ſo lebt er immer nur in ſeinen eignen Ideen und ſeine Beſchäftigungen, die ich nun ſo oft mit anſah, ſind großentheils wahre Spielereien. Ordnen ſeiner phyſiognomiſchen Zeichnungen, Beſchreiben von Urtheilen in einzelnen, oft ſehr holprichten Hexametern, Correſpondenz, Beſorgung einer unendlichen Menge von Kleinigkeiten für Leute aller Art, kleine Gelegenheitsgedichte u. ſ. w. Ueberhaupt iſt es unbeſchreiblich, wie viel er auf die Form und das Aeußere hält. Er ließ mich oft allein in ſeiner Stube, und das war mir immer intereſſant. Einen großen Theil ſeiner Bücherbretter nehmen pappene Futterale ein. Einige enthalten geſammelte Briefe. Da waren: „Wichtige Briefe,“ „Briefe von Andren,“ „Briefe an Jünglinge“ und zwei dicke Bände mit der Aufſchrift: Bremen. Auf vielen andern ſtehen einzelne Namen, und da fand ich manchen Bekannten, und noch mehr manche Bekanntin. Ich rieth lange, was das ſeyn könnte. Noch den letzten Tag erklärte er's mir. Er legt in dieſe Futterale das von ſeinen Arbeiten, was die Perſon intereſſiren kann. An eine ſeiner Freundinnen, die ich auch ſehr genau kenne, gab er mir den Inhalt eines ſolchen Futterals offen mit. Was war das nun? Nichts als theils frömmelnde, theils empfindſame, aber alle höchſt ideeleere

Gedichtchen, ſauber abgeſchrieben, auf feinem Papier mit in Kupfer geſtochenem Rand. An den Wänden hingen hie und dort in Rahmen gefaßte Täfelchen mit Sprüchen aus dem Leſebüchlein für Weiſe. Auf dem Tiſche lag eine auf Holz geſpannte Pergamenttafel mit der Ueberſchrift: „Nöthigſte Geſchäfte.“ Kurz, ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle Merkwürdigkeiten dieſer Stube erzählen wollte, und ich begreife nicht, wenn der Mann an die Materie kommt, da ihn die Form ſo viel Zeit koſten muß. Meine wichtigſten Unterredungen mit ihm waren über Phyſiognomik, und über deutſche Schriftſteller, und den Maßſtab, nach dem man Geiſtesproducte bei uns beurtheilt. Es mag wohl viel Schwärmerei darin liegen, die ganze Sinnenwelt nur ſo als eine Art anzuſehn, wie die unſinnliche erſcheint, nur als einen Ausdruck, eine Chiffre von ihr, den wir enträthſeln müſſen; aber intereſſant bleibt die Idee doch immer, und wenn man ſich recht hineinträumt, ſchon die Hoffnung immer mehr zu entziffern von dieſer Sprache der Natur, dadurch — da das Zeichen der Natur mehr Freude gewährt, als das Zeichen der Convention, der Blick mehr als die Sprache — den Genuß zu erhöhen, zu veredeln, zu verfeinern, die grobe Sinnlichkeit, deren eigentlicher Charakter es iſt, im Sinnlichen nur das Sinnliche zu finden, zu vernichten und immer mehr auszubilden den äſthetiſchen Sinn, als den wahren Mittler zwiſchen dem ſterblichen Blick und der unſterblichen Uridee. Ueber unſere Literatur, darüber, daß ſo wenig Producte erſcheinen, aus welchen eigentlich Genie hervorblickt, ſagte er freilich manches Gute. Aber wen nahm er nun von dem allgemeinen Verdammungsurtheil aus? Haben Sie je ſolche Zuſammenſtellung gehört? Jacobi, Spittler und Löffler aus Gotha, den letzteren aber nur nach einem Geſpräch mit ihm, nicht nach ſeinen Predigten, wonach er ihn nur für einen „vornehmen Philiſter“ gehalten hätte. Denn Philiſter iſt ihm jeder, in deſſen Producten wohl Richtigkeit der Ideen, Correctheit der Sprache, Eleganz der Darſtellung, aber nicht eigentliches Genie iſt.

Von Zürich aus beſuchte ich Zug und Lucern. Ich hatte ſchönes Wetter und konnte der herrlichen Ausſichten am Züricher See ganz genießen.

Noch ſchöneres und heitreres Wetter hatte ich auf meiner jetzigen Wanderung, auch die höchſten Berge bedeckte kein Wölkchen. Ich ging in das Lauterbrunner- und Grindelwalder- und von da über die Scheideck in das Haßlithal, dann die Aar hinauf bis nach Spital, um über die Furke den Gotthard zu erſteigen. Allein ein tiefer Schnee, der gerade fiel, als ich in Spital übernachtete, vernichtete meinen Plan, und ich mußte wieder umkehren. Ich brachte ſehr glückliche Tage in dieſen rauhen, wilden Gegenden zu. Nie wurde meine Seele mit ſo großen Bildern unwiderſtehlicher, alles zerſchmetternder Gewalt, und widerſtrebender, trotzen der Stärke erfüllt, nie drängte ſich mir ſo ſtark das Gefühl einer zahlloſen Reihe verfloſſener Jahrhunderte auf, nie dämmerte in meiner Seele ein Ahnen unabſehbar ferner, wieder zertrümmernder und wieder ſchaffender Zukunft! Wenn ich manchmal aus einem engen umſchloſſenen Thal auf die höchſten unerſteiglichen Gipfel der Gebirge rund umher ſah, wie ſich die Ideen der Einöde, der Einſamkeit, des Blicks in weite Fernen von der ſchwindelnden Höhe, rege Erwartungen deſſen, was hinter jenen Bergen, über jenen Gipfeln hinaus iſt, meiner Seele bemeiſterten, wie dadurch alles Nahe, Gegenwärtige, Gewiſſe in ihr verſchwand, und nur das Vergangene, Zukünftige, Entfernte, Ungewiſſe meine träumende Phantaſie umſchwebte! O! lieber Forſter, wir müſſen einmal zuſammen eine eigentliche Gebirgsreiſe machen. Das iſt weniger koſtbar und weniger langwierig, als eine Reiſe nach England, und muß Ihnen, als Naturforſcher, doch auch ſehr wichtig ſeyn.

VIII.

Carlsruhe den 29. Novbr. 1789.

Welch einen frohen Tag, theurer Forſter, hat mir Ihr Brief gemacht! So günſtig auch bei meiner Abreiſe von Ihnen alle Hoffnungen für die Geſundheit Ihrer lieben Frau waren, ſo zitterte ich doch immer vor Klärchens Ankunft. Wie gern überraſcht' ich Sie jetzt in den erſten Regungen Ihrer Freude! In der That muß ich mir Gewalt anthun, nicht noch heute Carlsruhe zu verlaſſen, und nichts, als die Kenntniß des Wirthshauſes mit davon zu nehmen. Auch der Name Klärchen hat meinen völligſten Beifall und ich freue mich, daß der Anblick eines neugebornen Mädchens Sie von den barbariſchen Namen, die Sie für den armen Jungen von den Angelſachſen nnd Normännern herholen wollten, zu dem ſanften Klärchen herabgeſtimmt hat.

Sie haben mich bei Ihrer Frau wegen meines Stillſchweigens entſchuldigt? Herzlich danke ich Ihrer Liebe dafür, aber Ihrer Entſchuldigung beitreten kann ich nicht. Nein, beſter Freund, auch ein weit größerer Mangel an Zeit könnte mich nie hindern, Ihnen Nachricht von mir zu geben. Aber ich bedarf wirklich gar keine Entſchuldigung. Denn ich hielt in der That mein Verſprechen, und ſchrieb Ihnen nach meiner Fußreiſe aus Bern. Allein zu meinem größten Erſtaunen muß der Brief verloren gegangen ſeyn. Ich trage gewöhnlich meine Briefe ſelbſt auf die Poſt, nur diesmal hielt mich, ich weiß nicht mehr was ab. Ich gab ſie alſo meinem Lohnbedienten und dieſer muß das Porto behalten, und die Briefe weggeworfen haben. Das Einzige, was mich befremdet, iſt, daß Sie den einen vor meiner Fußreiſe, den ich doch eben dem Menſchen anvertraute, bekommen zu haben ſcheinen. Denn daß in Ihrem Briefe ſteht: „als Sie aus Zürich ſchrieben vor Ihrer Reiſe zu Fuß" halt' ich für einen Schreibfehler ſtatt Bern. Ich ſchrieb Ihnen aus Zürich gar nicht.

Daß Jacobi Ihren Brief beantwortet hat, wie er mußte, freut mich für ihn, ob ich Ihnen gleich geſtehe, daß ich's nicht erwartete. Ihr Zurückfordern Ihres Aufſatzes von Berlin iſt mir nicht ganz lieb. Daß er nicht im November erſchien, konnte ſo manche zufällige Urſache haben. Und Bieſter's Stillſchweigen? Iſt das — ich rede ganz frei, weil ich weiß, lieber Freund, daß Ihnen Offenherzigkeit werth iſt und weil ich in eben dem Geiſte der Duldung ſpreche, den ich von Ihnen lernte — iſt das darum gleich ein verſtocktes? indeß weiß ich die Art nicht, wie Sie den Aufſatz zurückforderten. Verzeihen Sie alſo mein vielleicht zu vorſchnelles Urtheil.

Seit Baſel ſah ich von irgend intereſſanten Menſchen nur Jacobi und Pfeffel. Jacobi, herzensgut und nicht ununterhaltend, aber ſo gar nicht wie ſein Bruder, nicht der ſcharf eindringende Geiſt, nicht die lebhafte Phantaſie, nicht das feurige Gefühl. Pfeffel'n konnte ich ſchlechterdings kein Intereſſe abgewinnen. Doch iſt er anders als ich ihn mir dachte. Ich dachte mir ſo etwas Sanftes, Empfindſames. Das fand ich gar nicht, vielmehr eine Art Schnelligkeit, Heftigkeit, ich möchte ſagen etwas Militairiſches. Indeß ſprach ich ihn nur ein Paar Stunden. In Strasburg ſah ich Brunk, Herrmann, Oberlin; keiner intereſſirte mich.

Wie lange ich hier bleibe, wird von der Art abhängen, wie Schloſſer mich aufnimmt, und von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit, ihn oft und lange zu ſehn.

IX.

Den 8. Februar 1790.

Der Heyne'ſche Ausſpruch, womit Sie Ihren Brief anfangen, iſt ganz der meinige; nur würde ich ihn anders ausdrücken. Jeder Menſch muß in das Große und Ganze wirken, nur was dies Große und Ganze genannt wird, darin liegt, meinem Gefühl nach, ſo viel Täuſchung. Mir heißt in das Große und Ganze wirken, auf den Charakter der Menſchheit wirken, und darauf wirkt jeder, ſo bald er auf ſich und bloß auf ſich wirkt.

Wäre es allen Menſchen völlig eigen, nur ihre Individualität ausbilden zu wollen, nichts ſo heilig zu ehren, als die Individualität des Andern; wollte Jeder nie mehr in Andere übertragen, nie mehr aus Andern nehmen, als von ſelbſt aus ihm in Andere, und aus Andern in ihn übergeht; ſo wäre die höchſte Moral, die conſequenteſte Theorie des Naturrechts, der Erziehung und der Geſetzgebung den Herzen der Menſchen einverleibt. Man ſey nur groß und viel, ſo werden die Menſchen es ſehn und nutzen; man habe nur viel zu geben, ſo werden die Menſchen es genießen und der Genuß wird Vater neuer Kraft ſeyn. Wenn unter uns ſo wenig geſchieht, ſo iſt es nicht, weil unſre Lagen und Verhältniſſe uns hinderten zu wirken, ſondern weil ſie uns hindern zu werden und zu ſeyn. Ich tadle die nicht, welche über Eingeſchränktheit des Wirkungskreiſes klagen. Leider haben die meiſten Menſchen nur Talent, und das bedarf der äußeren Verhältniſſe um ſich zu zeigen und nützlich zu werden. Aber der wahrhaft große d. i. wahrhaft intellectuell und moraliſch ausgebildete Mann wirkt ſchon dadurch allein mehr als alle andere, daß ein ſolcher Mann einmal unter den Menſchen iſt, oder geweſen iſt.

X.

1792? (Das Datum fehlte.)

Ihre Anſichten haben mir viel Freude gemacht. Sie haben ſo viele wahrhaft genialiſche Stellen, und, was immer meine Bewunderung ſo heftig anzieht, eine ſo ſtrenge Richtigkeit der Ideen mitten im glühendſten Feuer der Begeiſterung. Das Raiſonnement über Kunſt hat mir vortrefflich geſchienen. Nur Eins; lieber Freund, laſſen Sie mich Ihnen aufrichtig geſtehen. Die Dedication habe ich ganz und gar nicht verſtanden. Alexander ſagte mir, ſie ſey an Ihre Frau. Können Sie mir nicht ein paar Worte Erläuterung geben. Gleich viel Freude hat mir Sakontala gemacht. Lange hat mich nichts ſo angezogen. Dieſe Zartheit der Empfindung, dieſe Cultur verbunden mit dieſer Einfachheit! Ihre Ueberſetzung iſt meiſterhaft. Nur mit Ihrem Gefühl war es möglich, dieſen Empfindungen dieſen Ausdruck zu leihen!

Sie fordern in Ihrem Briefe, mein Theurer, meinen alten Aufſatz für Ihre kleine Schriften. Aber es iſt mir gleich unmöglich, ihn Ihnen ſo zu geben, und ihn umzuarbeiten. Ich bin zu dieſer Arbeit jetzt nicht gerade in der Stimmung, oder vielmehr die Ideen, die dazu gehören, müſſen erſt eine größere Reife durch Lecture und Nachdenken erhalten. Die Reife, die man ihnen ſo giebt, indem man ſich hinſetzt, nachdenkt, und ſie nun auf Einmal ins Reine bringen will, kommt mir immer vor, wie eine Reife im Treibhaus. Man merkt es den Früchten doch an, daß ihnen die Zeit und die wohlthätige Wärme der Sonne mangelte. Der erſte Aufſatz aber, den ich jetzt glücklich zu Stande bringe, lieber Forſter, ſoll Ihrem Schutze vertraut ſeyn. Eine ſonderbare Schriftſtellerarbeit werden Sie wohl von mir geſehen haben, den Proceß von Unger gegen Zöllner. Das Urtheil iſt von Klein. Die Protokolle von mir. Eiſenberg'en gehört nur die Unterſchrift. Dieſe an ſich unbedeutende Arbeit freut mich nur darum, weil ich hoffe, Sie ſollen keinen Ausdruck darin finden, der Animoſität, oder Sucht, ſeine Aufklärung zu zeigen, oder ein Buch ſtatt Acten zu ſchreiben, verriethe. Das Urtheil, ſo ſchön es iſt, iſt von dieſen Dingen nicht ganz frei.

XI.

Burgörner den 16. Aug. 1792.

Zürnen Sie mir nicht, lieber Forſter, daß ich ſo lange verſchob, Ihnen zu ſchreiben. Ich wollte die Zeit abwarten, wo ich meinen Freunden ganz gehören könnte, und dieſe Zeit iſt erſt ſeit einigen Wochen gekommen.

Ich habe mich nun von allen Geſchäften losgemacht, Berlin verlaſſen und geheirathet, und lebe auf dem Lande, in einer unabhängigen, ſelbſt gewählten, unendlich glücklichen Exiſtenz. Ich empfinde dies doppelt, indem ich Ihnen es ſage; ich kenne Ihr warmes, liebevolles Herz, Ihre innige Theilnahme. Ich beſorge auch von Ihnen nicht die Mißbilligung des Schritts, den ich that, die ich von ſo vielen Andern erfuhr. Sie ſchätzen Freiheit und unabhängige Thätigkeit zu ſehr, um allen Nutzen nur von einer ſolchen zu erwarten, die durch äußere Geſchäftslagen beſtimmt wird; und Sie trauen, hoff' ich, mir zu, daß ich nie eine andere Richtung wählen werde, als auf der ich, nach meiner innerſten Ueberzeugung, für meine höchſte und vielſeitigſte Bildung den meiſten Gewinn hoffen darf. In der That, lieber Freund, war die Unmöglichkeit, dies zu können, vorzüglich das, was mich zu einer andern Laufbahn beſtimmte. Die Sätze, daß nichts auf Erden ſo wichtig iſt, als die höchſte Kraft und die vielſeitigſte Bildung der Individuen, und daß daher der wahren Moral erſtes Geſetz iſt, bilde dich ſelbſt, und nur ihr zweites: wirke auf

Andere durch das, was du biſt; dieſe Maximen ſind mir zu eigen, als daß ich mich je von ihnen trennen könnte. Wie konnte ich mich aber mit ihnen in einer Lage ertragen, in der ich kaum hoffen durfte, mich dem Ideale, das meinen Geiſt und mein Herz beſchäftigte, auch nur mit langſamen Schritten zu nähern, wie konnte mir ſelbſt der Nutzen Erſatz ſeyn, den ich freilich ſtiftete, und künftig in unendlich höherm Maße geſtiftet haben würde? Ich zog alſo das beſcheidnere Loos vor, ein ſtilles häusliches Daſeyn, einen kleineren Wirkungskreis. In dieſem kann ich mir ſelbſt leben, den Perſonen, die mir am nächſten ſind, ein heiteres zufriedenes Leben ſchaffen, und vielleicht — wenn mir ein guter Genius glückliche Stunden gewährt — auch Einiges zu dem beitragen, wozu im Grunde alles Thun und Treiben in der Welt, ſelbſt wider ſeinen Willen, nur als Mittel dient, zur Bereicherung oder Berichtigung unſrer Ideen. So viel von mir und meiner Lage.

Wie geht es Ihnen, mein Theurer! Ich hörte ſo lange nichts, auch nicht durch Andere, von Ihnen, es war meine Schuld, ich fühl' es. Aber Sie, Lieber, werden mein Stillſchweigen verzeihen. So oft waren Sie mir gegenwärtig, ſo oft verſetzte ich mich zu den Ihrigen, ſo oft freute mich die Erinnerung der glücklichen Tage, die ich mit Ihnen verlebt habe! Dieſe Erinnerung iſt es auch, die mir Muth macht, noch auf Ihr Andenken, Ihre Freundſchaft zu rechnen. Theurer, guter Forſter, Sie haben mich mit einer Liebe, einer Zärtlichkeit behandelt, ſelbſt in der Zeit, da ich Sie gewiß noch bloß durch die Wärme intereſſiren konnte, mit der ich mich ſo gern an große und gute Menſchen anſchloß. Durch Sie habe ich einen ſo großen Theil meiner Bildung erhalten. Dafür, und für Alles, was mein Geiſt und mein Herz durch Sie genoß, würde mein Dank Sie noch ſegnen, wenn ich auch nicht hoffen dürfte, noch in Ihrem Andenken zu leben, wenn die Zeit, wenn ein Mißverſtändniß, wozu mein Stillſchweigen vielleicht Anlaß geben konnte, die Gefühle erſtickt hätte, die mich ſonſt ſo innig beglückten. Iſt das aber nicht, darf ich in Ihnen noch den treuen warmen Freund ſehn, den ich ehemals kannte, nun, mein Theurer, ſo nehmen Sie meinen wärmſten innigſten Dank doppelt für dies neue Geſchenk!

XII.

Erfurt den 1. Juni 1792.

Was müſſen Sie von mir denken, theurer Freund, daß ich einen ſo lieben, gutigen Brief, als Ihr letzter war, ſo lange unbeantwortet ließ, und Ihnen in nun mehr als 4 Monaten kein Wort von mir ſagte? Ich bin allen Entſchuldigungen ein abgeſagter Feind, ohne alle alſo laſſen Sie mich Sie herzlich bitten, mir wegen dieſes überlangen Stillſchweigens nicht zu zürnen, und zu glauben, daß ich mich unendlich oft indeß mit Ihnen im Geiſte beſchäftigte, und nur der ſo oft gefaßte Vorſatz, Ihnen zu ſchreiben, immer durch tauſend kleine Hinderniſſe vereitelt wurde.

Zuerſt, mein Lieber, muß ich Ihnen eine Nachricht geben, die Ihrem freundſchaftlich theilnehmenden Herzen gewiß Freude gewährt. Meine Frau iſt vor noch nicht vierzehn Tagen mit einem Mädchen glücklich niedergekommen. Mutter und Kind ſind vollkommen geſund. Das kleine Mädchen iſt ein allerliebſtes Geſchöpf, ſo groß und ſtark, wie ſelten ein Kind von ſo wenig Tagen, ſo voll Leben und Munterkeit, und mit wundergroßen, blauen Augen, die ſie unaufhörlich im Kopfe herumrollt. Meine Frau ſtillt das Kind ſelbſt; ich, bei meiner gänzlichen Geſchäftsloſigkeit, bin ſo gut als den ganzen Tag bei ihr, und ſo kommt das Kind kaum eine Minute in andere Hände, als die unſrigen. Nur Sie, lieber Freund, deſſen eignes Herz ſo überaus empfänglich für dieſe Freuden iſt, und der Sie mich genauer kennen, vermögen ganz mit mir zu empfinden, wie unendlich ſüß mir dieſe kleinen Beſchäftigungen ſind, und welche reiche Fülle neuer Freuden mir jetzt wiederum in meiner ſchon beneidenswerth glücklichen Lage geworden iſt. Wahrlich empfinde ich dies auch doppelt, indem ich Ihnen es ſage, und ich möchte Ihnen im voraus für das Vergnügen ſo herzlich danken, das mir Ihre Theilnahme gewährt. Grüßen Sie Ihre liebe Frau herzlich von mir, und ſagen Sie ihr die häusliche Begebenheit, die mich und meine Frau ſo froh macht. So bald ich mehr Ruhe und Muße gewinne, ſchreib' ich ihr ſelbſt.

Die ganze Zeit, ſeit welcher Sie ohne Nachricht von mir ſind, habe ich hier ununterbrochen zugebracht. Sogar Gotha und Weimar, ſo nah ſie auch ſind, habe ich nicht beſucht. Indeß iſt mein Aufenthalt hier auch von meinem vorigen ländlichen nicht ſonderlich verſchieden geweſen. Der Geſellſchaften ſind hier wenige, und ſo bin ich die meiſte Zeit auf meinem Zimmer, im Kreiſe meiner gewöhnlichen Beſchäftigungen geweſen. Der Coadjutor iſt hier der einzige Menſch, den man intereſſant nennen kann, und den habe ich, ſo viel es überhaupt ſeinen Geſchäften und ſeiner Lebensart nach möglich iſt, genoſſen. Sein Umgang iſt mir um ſo angenehmer geweſen, als unſre Geſpräche meiſt wiſſenſchaftlich, aus dem Fache der praktiſchen vorzüglich politiſchen Philoſophie, worin er unſtreitig am meiſten bewandert iſt, hergenommen ſind, und als reine auch bloß theoretiſche Principien doch noch mehr reizen, wo ihre Anwendung ſo nah liegt. Ich weiß nicht, lieber Freund, ob Ihnen ein kleiner Aufſatz von mir in der Berliner Monatsſchrift, Januar: Ideen über Staatsverfaſſung u. ſ. f. zu Geſicht gekommen iſt. Es war ein wirklicher, ohne alle Hinſicht auf den Druck geſchriebener Brief, der hernach zufällig, und zum Theil dieſer Zufälligkeit wegen, mit allen Sinn entſtellenden Druckfehlern ans Licht gekommen iſt. Aus dieſem Aufſatz hatte Dalberg geſehen, daß ich mich mit Ideen dieſer Art beſchäftige, und wenig

Tage nach meiner Ankunft hier bat er mich, meine Ideen über die eigentlichen Grenzen der Wirkſamkeit des Staats aufzuſetzen. Ich fühlte wohl, daß der Gegenſtand zu wichtig war, um ſo ſchnell bearbeitet zu werden, als ein ſolcher Auftrag, wenn die Idee nicht wieder alt werden ſollte, forderte. Indeß hatte ich Einiges vorgearbeitet, noch mehr Materialien hatte ich im Kopfe, und ſo fing ich an. Unter den Händen wuchs das Werkchen, und es iſt jetzt, da es ſeit mehreren Wochen fertig iſt, ein mäßiges Bändchen geworden. Sie ſtimmten ſonſt, als wir noch von Göttingen aus über dieſe Gegenſtände correſpondirten, mit meinen Ideen überein. Ich habe ſeitdem, ſo viel ich auch nachzudenken und zu forſchen verſucht habe, faſt keine Veranlaſſung gefunden, ſie eigentlich abzuändern, aber ich darf behäupten, ihnen bei weitem mehr Vollſtändigkeit, Ordnung und Präciſion gegeben zu haben. Noch jetzt alſo, ſchmeichle ich mir, würden Sie im Ganzen mit meinen Behauptungen einverſtanden ſeyn. Ich habe nämlich — und ich hielt dies der nächſten Veranlaſſung wegen, die mich zum Schreiben bewog, für um ſo nöthiger — der Sucht zu regieren entgegenzuarbeiten verſucht, und überall die Grenzen der Wirkſamkeit enger geſchloſſen. Ja ich bin ſo weit gegangen, ſie allein auf die Beförderung der Sicherheit einzuſchränken. Ich hatte die Frage, die ich beantworten ſollte, völlig rein theoretiſch in ihrem ganzen Umfange abgeſchnitten. Ich glaubte alſo auch kein anderes Princip zum Grunde meines ganzen Raiſonnements legen zu dürfen, als das, welches allein auf den Menſchen — auf den doch am Ende alles hinauskommt — Bezug nimmt, und zwar auf das an dem Menſchen, was eigentlich ſeiner Natur den wahren Adel gewährt. Die höchſte und proportionirlichſte Ausbildung aller menſchlichen Kräfte zu einem Ganzen iſt daher das Ziel geweſen, das ich überall vor Augen gehabt, und der einzige Geſichtspunkt, aus dem ich die ganze Materie behandelt habe. Immer bleibt es doch wahr, daß eigentlich dieſe innere Kraft des Menſchen es allein iſt, um die es ſich zu leben verlohnt, daß ſie nicht nur das Princip, wie der Zweck aller Thätigkeit, ſondern auch der einzige Stoff alles wahren Genuſſes iſt, und daß daher alle Reſultate ihr allemal untergeordnet bleiben müſſen. Auf der andern Seite iſt es aber auch eben ſo wahr, daß in der Wirklichkeit und faſt überall, wo auf den Menſchen gewirkt wird, bei der Erziehung, bei der Geſetzgebung, im Umgange, faſt nur die Reſultate beachtet werden, wovon ſich viele Gründe aufzählen ließen, die ich nur hier, um Sie nicht zu ermüden, übergehe, und unleugbar freilich macht auch die Erhaltung der Kraft ſelbſt große Sorgfalt auf die Reſultate, als das Mittel dazu, oft nothwendig. Deſto mehr alſo muß, dünkt mich, die Theorie das, was in der Ausübung ſo leicht das letzte Ziel ſcheint, wieder an ſeine rechte Stelle ſetzen, und das wahre letzte Ziel, die innere Kraft des Menſchen, in ein helles Licht zu ſtellen verſuchen. Wenn alſo die Staatskunſt ſich meiſtens dahin beſchränkt, vollreiche, wohlhabende, wie man zu ſagen pflegt, blühende Länder hervorzubringen, ſo muß ihr die reine Theorie laut zurufen, daß freilich dieſe Dinge ſehr ſchön und wünſchenswerth ſind, daß ſie aber von ſelbſt entſtehen, wenn man die Kraft und Energie der Menſchen, und zwar durch Freiheit, erhöht, da hingegen, wenn man ſie unmittelbar hervorbringen will, gerade das leiden kann, um deſſen willen ſie ſelbſt nur wünſchenswerth ſind, indem wenigſtens in vielen Fällen ein Land freilich ſchneller bevölkert, wohlhabend, ja ſogar in gewiſſem Grade aufgeklärt werden kann, wenn die Regierung alles ſelbſt thut, den Bürgern das von ihr anerkannt Gute aufdringt, als wenn ſie dieſelben den freilich langſameren aber auch ſichereren Weg der eignen Ausbildung gehen läßt. Wenn die Statiſtik aufzählt, wieviel Menſchen, welche Producte, welche Mittel ſie zu verarbeiten, welche Wege ſie auszuführen u. ſ. f. ein Land hat; ſo muß die reine Theorie ſie anweiſen, daß man darum nur den Menſchen und ſeinen eigentlichen Zuſtand faſt um noch nichts beſſer kennt, und daß ſie alſo das Verhältniß aller dieſer Dinge als Mittel zu dem wahren Endzweck anzugeben hat. Ging ich einmal von dieſem Geſichtspunkte aus, ſo konnte ich nicht leicht auf etwas anders als auf die Nothwendigkeit der Begünſtigung der höchſten Freiheit und der Entſtehung der mannigfaltigſten Situationen für den Menſchen kommen, und ſo ſchien mir die vortheilhafteſte Lage für den Bürger im Staat die, in welcher er zwar durch ſo viele Bande als möglich mit ſeinen Mitbürgern verſchlungen, aber durch ſo wenige als möglich von der Regierung gefeſſelt wäre. Denn der iſolirte Menſch vermag ſich eben ſo wenig zu bilden, als der in ſeiner Freiheit gewaltſam gehemmte. Dies führte mich nun unmittelbar auf das Princip, daß die Wirkſamkeit des Staats nie anders an die Stelle der Wirkſamkeit der Bürger treten darf, als da, wo es auf die Verſchaffung ſolcher nothwendigen Dinge ankommt, welche dieſe allein und durch ſich ſich nicht zu erwerben vermag, und als ein Solches zeichnet ſich, meines Bedünkens, allein die Sicherheit aus. Alles übrige ſchafft ſich der Menſch allein, jedes Gut erwirbt er allein, jedes Uebel wehrt er ab, entweder einzeln oder in freiwilliger Geſellſchaft vereint. Nur die Erhaltung der Sicherheit, da hier aus jedem Kampf immer neue entſtehen würden, fordert eine letzte widerſpruchloſe Macht, und da dies der eigentliche Charakter eines Staats iſt, nur dieſe eine Staatseinrichtung. Dehnt man die Wirkſamkeit des Staats weiter aus, ſo ſchränkt man die Selbſtthätigkeit auf eine nachtheilige Weiſe ein, bringt Einförmigkeit hervor, und ſchadet mit Einem Wort der innern Ausbildung des Menſchen. Dies iſt ohngefähr der Gang der Ideen, den ich gewählt habe, obgleich ich in dem Vortrage ſelbſt einer völlig verſchiedenen Ordnung gefolgt bin. Dann bin ich aber auch in ein größeres Detail eingegangen, und habe die Nachtheile einzeln zu ſchildern verſucht, welche nothwendig entſtehen müſſen, oder wenigſtens nicht leicht vermieden werden können, wenn der Staat, ſtatt ſich auf die Sicherheit zu beſchränken, auch für das phyſiſche, oder gar moraliſche Wohl ſorgen will. Bei der Sicherheit ſelbſt habe ich mich noch auf die Mittel, ſie zu befördern, ausgebreitet, alle die zu entfernen verſucht, welche zu ſehr auf den Charakter wirken, wie öffentliche Erziehung, Religion (wobei ich den Aufſatz, den Sie kennen, umgearbeitet gebraucht habe), Sittengeſetze, und endlich die angegeben, deren Gebrauch mir unſchädlich und nothwendig zugleich ſcheint, wobei ich denn, jedoch kurz und immer allein in Rückſicht auf den gewählten Geſichtspunkt, Polizei-, Civil- und Criminalgeſetze durchgegangen bin. Am Schluß habe ich Einiges über die Anwendung hinzugefügt und vorzüglich die Schädlichkeit nicht genug vorbereiteter Anwendungen auch richtiger Theorien zu zeigen verſucht. Verzeihen Sie, mein Theurer, die ausführliche, und dennoch ſo flüchtig und unvollſtändig hingeworfene Auseinanderſetzung meiner eignen Ideen. Allein der Antheil, den Sie immer an dieſen Gegenſtänden und an meiner Beſchäftigung damit nehmen, verführte mich von Periode zu Periode.

Dieſen Aufſatz nun iſt Dalberg, nachdem er ihn für ſich geleſen hatte, Abſchnitt für Abſchnitt mit mir durchgegangen, und wir haben Gründe und Gegengründe durchgeſprochen. Seine Ideen ſtimmen nicht gerade mit den meinigen überein, er berechtigt vielmehr den Staat zu einer weit ausgebreitetern Wirkſamkeit. Indeß will er doch, wo es nicht auf Erhaltung der Sicherheit ankommt, eigentlichen Zwang entfernen, und um auf irgend einen Gegenſtand die Sorgfalt des Staats auszudehnen, den Wunſch der Nation abwarten.

Je länger ich Gelegenheit habe, mit dem Coadjutor umzugehen, deſto mehr überzeuge ich mich von der Reinheit ſeiner Abſichten und der Vortrefflichkeit ſeines moraliſchen Charakters. In der That iſt die ununterbrochene Aufmerkſamkeit, die er auf dieſen wendet, ſo charakteriſtiſch an ihm, daß ſie unter ſo manchen hervorſtehenden Seiten, welche auch beim erſten Anblick auffallen müſſen, dennoch keinem entgehen kann. Von Ihnen, lieber Freund, ſpricht er mir ſehr oft, und immer mit einer Wärme, die mir innige Freude gewährt. Er fühlt nicht nur in ihrem ganzen Umfange die Achtung, welche Sie jedem einflößen müſſen, der auch nur überhaupt mit deutſcher Literatur vertraut iſt, ſondern er ſchätzt und liebt Sie auch ſo ſehr von den Seiten, die nur Ihren Freunden erſcheinen können, und die er, glaub' ich, durch Müller und Sömmerring kennt.

Was haben Sie denn in dieſer Zeit gemacht, theurer Freund, was Ihre liebe Frau, was Ihre Kinder? Wie ſehr ſehnte ich mich das recht bald von Ihnen zu hören. Zu bitten wage ich freilich nicht darum. Sehr ſchön wäre es aber doch, wenn Sie nicht Gleiches mit Gleichem vergälten. Leben Sie jetzt recht wohl, theurer lieber Freund, erhalten Sie mir Ihre Freundſchaft, und ſeyn Sie meiner herzlichſten, wärmſten, unwandelbarſten Liebe verſichert! — Ewig

Ihr Humboldt.

Geſchichte der Reiſen,
die ſeit Cook
an der

Nordweſt- und Nordoſt-Küſte von Amerika

und in dem
nördlichſten Amerika ſelbſt
von
Meares, Dixon, Portlock, Coxe, Long u. a. m.
unternommen worden ſind.

Mit vielen Karten und Kupfern.

Aus dem Engliſchen,
mit Zuziehung aller anderweitigen Hülfsquellen, ausgearbeitet
von
Georg Forſter.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſter Band.

Berlin, 1791.
In der Voſſiſchen Buchhandlung.

An

Se. Hochgräfl. Excellenz

Herrn

Friedrich Wilhelm Grafen von der Schulenburg-Kehnert,

General-Lieutenant von der Kavallerie, wirklichen Geheimen Staats- Krieges-
und Kabinets-Miniſter,
Präſidenten des Ober-Krieges-Kollegii, Ritter des ſchwarzen Adler-Ordens, Landdroſt
zu Meurs, Droſt zu Wittmar in Oſtfriesland, Erbherrn auf Kehnert, Uz, Sandfort,
Cobbel, Mehlwinkel, Bertingen, Zibbrick und des Amts Erdeborn, Chef der
Banque und der allgemeinen Wittwen-Verpflegungs-Anſtalt, ꝛc.

Hochgeborner

Gnädiger Herr Graf,

Hochgebietender Herr Staatsminiſter,

Ew. Hochgräfl. Excellenz ſind auch als erklärter Kenner und Beſchützer der Wiſſenſchaften, zumal derer, die unmittelbar mit dem Wohl der Menſchheit in Verbindung ſtehen, ſo verehrungswürdig, wie als großer, bewunderter Staatsmann. Dies weiß ich mit dem ganzen glücklichen Lande, das auf Ew. Excellenz, als auf eine ſeiner erſten Zierden, ſtolz iſt; und daher habe ich es gewagt, Ihnen mit tiefer Ehrfurcht gegenwärtiges, vielleicht auch für den Staatsmann nicht unwichtiges Werk zu widmen, das einer von den vorzüglichſten Schriftſtellern unſerer Nation auf

Deutſchen Boden verpflanzt, und dem er innere Vorzüge vor dem Originale gegeben hat, ſo wie ich mich bemühet habe, daß es auch im Aeußeren demſelben nicht nachſtehen ſollte.

Möchten Ew. Hochgräfl. Excellenz Sich einige Augenblicke mit dieſem Werke unterhalten und bei ihm Erholung von Ihren ſchon ehemals für ein ganzes Land und jetzt auch für einen Welttheil wichtigen Arbeiten finden!

Ich erſterbe mit der tiefſten Ehrfurcht

Hochgeborner

Gnädiger Herr Graf

Hochgebietender Herr Staatsminiſter

Ew. Hochgräfl. Excellenz

Berlin,
den 12. Junius 1791.

unterthäniger Diener
der Verleger.

Vorerinnerung des Ueberſetzers.

Die ausführliche Ankündigung der gegenwärtigen Sammlung von Reiſen, von der ich vermuthen kann, daß ſie dem Publikum nicht unbekannt geblieben iſt, überhebt mich der Pflicht, hier weitläuftig den Zweck dieſes Unternehmens aus einander zu ſetzen und ſeine Wichtigkeit in das gehörige Licht zu ſtellen. Ueber beide Punkte wird ohnedies, wie ich hoffe, die nachſtehende Einleitung den billigen Forderungen der Leſer Genüge leiſten.

Der gegenwärtige erſte Band enthält die Ueberſetzung der im vorigen Jahre herausgekommenen *Voyages made in the years 1788 and 1789, from China to the Northweſt-Coaſt of America. To which are prefixed an introductory narrative of a voyage performed in 1786 from Bengal in the Ship Nootka; Obſervations on the probable exiſtence of a Northweſt-Paſſage, and ſome account of the trade between the Northweſt-Coaſt of America and China, and the latter country and Great-Britain. By* JOHN MEARES, *Esq. London, 1790. 4.* — Ich habe jetzt kürzlich von der Bearbeitung dieſes Werkes im Deutſchen Gewande Rechenſchaft zu geben.

Die beiden Reiſen des Kapitain Meares, der zugleich Lieutenant in der Königlichen Flotte iſt, habe ich mit Hinweglaſſung des entbehrlichen und den mittelländiſchen Leſer nur verwirrenden nautiſchen Details überſetzt und, wo ich es nöthig fand, mit einigen Anmerkungen und Erläuterungen verſehen.

Seine Bemerkungen über die wahrſcheinliche Exiſtenz einer nordweſtlichen Durchfahrt konnte ich aber ſchlechterdings nicht in der Form, in welcher er ſie vorgetragen hat, unſerm Publikum mittheilen. Die Quelle, woraus er ſeine Angaben ſchöpfte, konnte ich ſelbſt benutzen; und ſeine Folgerungen daraus ſind ſo unbefriedigend, und widerſprechen ſogar der Wahrſcheinlichkeit ſo ſehr, daß er ſich dadurch in England viele, meines Erachtens freilich zu ſtrenge und von Handwerksneid nicht ganz freie Kritiken zugezogen hat. Es iſt jetzt ausgemacht, wenn man nicht mit Worten ſpielen will, daß eine eigentliche ſchiffbare Durchfahrt aus dem Atlantiſchen in das ſtille Meer oder den großen Ocean zwiſchen Aſien und Amerika, nicht exiſtirt, ob es gleich möglich wäre, daß man vielleicht zu Schiffe aus Hudſonsbay in das Eismeer und dann, falls das Eis nicht im Wege iſt, durch die Behringsſtraße kommen könnte. Die inländiſche Kommunikation kann nur auf Flüſſen und Seen mit Kanots Statt finden, die man an einigen Orten ſamt den Waaren über Land trägt.

Auch die weit ſolideren Bemerkungen unſers Verfaſſers über den Handel konnte ich nicht in der Form mittheilen, in welcher er ſie vorgetragen hat. Mein Zweck mußte von dem ſeinigen ſo verſchieden ſeyn, wie die Nationen, für die wir beide ſchreiben untereinander und in der Art des

Intereſſe, welches ſie an dieſen Entdeckungsreiſen nehmen, verſchieden ſind. Hoffentlich wird man indeß kein wichtiges Faktum von denen die Herr Meares anführt, in meiner Einleitung vermiſſen.

Von den vielen Kupfern womit man jetzt in England unnützerweiſe die Reiſebeſchreibungen vertheuert, habe ich nur die brauchbaren beibehalten. Entbehrlich ſind uns alle ſpecielle Plane von Häfen und die meiſten Ausſichten und Proſpekte, die nichts Charakteriſtiſches haben. Dadurch iſt die Anzahl der Kupfer auf ſieben reducirt worden. — Von den beiden Karten gebe ich in einem beſondern kleinen Aufſatze Rechenſchaft.

Der zweite Band enthält Dixons Reiſe, in Briefen abgefaßt von Beresford.

Der dritte Band wird einen zweckmäßigen Auszug aus Portlocks Reiſe, und die Ueberſetzung der von Herrn Cox unternommenen Schiffahrt, welche der Lieutenant Mortimer beſchrieben, nebſt der Reiſe eines Indianiſchen Dolmetſchers, wie Long ſie erzählt hat, nebſt einem Anhang enthalten, und ſoll in Kurzem folgen.

Mainz, den 6. Junius 1791.

Georg Forſter.

Inhalt der Einleitung.

Eingang. §. 1 bis 5.

I. Chronologiſche Nachricht von den Entdeckungen an der Nordweſtküſte von Amerika. Seite 9

§. 6 Ausdehnung dieſer Küſte. §. 7. Frühere Entdeckungsverſuche. §. 8. Die Straße oder Meerenge Anian. §. 9. Erſte Beſchiffung der Nordweſtküſte. §. 10. Zweite Spaniſche Reiſe. §. 11. Martin Chacke §. 12. Andres de Urbanietta. §. 13. Erſte Brittiſche Entdeckungsreiſe an dieſer Küſte. §. 14. Francisco Gualle. §. 15. Juan de Fuca. §. 16. Sebaſtian Vizcaino und Martin de Aguilar. §. 17. Der Admiral de Fonte. §. 18. Bemerkungen über dieſe Nachricht. §. 19. Fernere Anzeigen von dem inländiſchen Meere in dieſen Gegenden. §. 20. Verfolg der Entdeckungen im Nordoſten von Amerika. §. 21. Entdeckungen der Ruſſen. §. 22 Neue Spaniſche Reiſen. §. 23. Kapitain James Cook. §. 24. Beſchiffung von Nordweſt-Amerika ſeit Cook.

II. Störung des Pelzhandels durch die Gewaltthätigkeit der Spanier, und Verlauf der letzten Streitigkeit zwiſchen den Höfen von London und Madrid. Seite 62

§. 25. Die Iphigenia wird in Beſchlag genommen. §. 26. Wegnahme mehrerer Schiffe. §. 2[illegible] Mißhelligkeiten zwiſchen England und Spanien. §. 28. Memorial des Kapitain Meares. §. 29 Kriegsrüſtungen und Negotiationen. §. 30. Erſte gegenſeitige Deklaration. Spaniſche Deklaration. Engliſche Gegenerklärung. §. 31. Konvention zwiſchen England und Spanien.

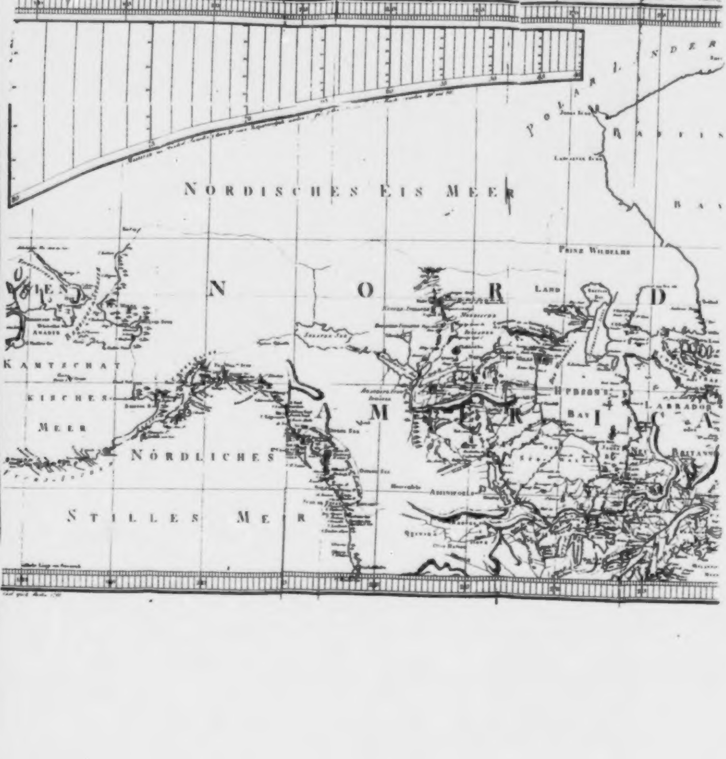
III. Wichtigkeit des Nordamerikaniſchen Pelzhandels mit Hinſicht auf die geographiſche Lage der nördlichſten Theile von jenem feſten Lande. Seite 85

§. 31. Bisheriger Ertrag des neuen Pelzhandels. §. 32. Etwas von dem Handel in Kanton. §. 33. Ausſichten zur Erweiterung des Engliſchen Handels nach China. §. 34. Vorgeſchlagene Kooperation der Engliſchen Oſtindiſchen und der Hudſonsbay-Kompagnien. §. 35. Muthmaßliche Lage und Beſchaffenheit der Länder im hohen Norden von Amerika. §. 36. Beſchluß.

Angaben, nach welchen die Karte der Nordweſtküſte von Amerika entworfen worden iſt. Seite 110

Geſchichte der Reiſen,
die ſeit Cook
an der
Nordweſt- und Nordoſtküſte von Amerika
und in dem
nördlichſten Amerika ſelbſt
von
Meares, Dixon, Portlock, Coxe, Long u. a. m.
unternommen worden ſind.

[illegible] NORDENS von AMERICA, zur Beurtheilung der [illegible]


NORDISCHES EIS MEER
POLARLÄNDER
BAFFINS BAY
Prinz Wilhelms Land
NORD AMERICA
KAMTSCHATKISCHES MEER
NÖRDLICHES STILLES MEER
Hudsons Bay
Labrador
Neu Britannien
Anadir

Einleitung.

§. 1.

Der Zeitpunkt nähert ſich mit ſchnellen Schritten, wo der ganze Erdboden dem Europäiſchen Forſchungsgeiſte offenbar werden und jede Lücke in unſeren Erfahrungswiſſenſchaften ſich, wo nicht ganz ausfüllen, doch in ſo weit ergänzen muß, daß wir den Zuſammenhang der Dinge, wenigſtens auf dem Punkt im Aether den wir bewohnen, vollſtändiger überſehen können. Bald iſt es Nationaleitelkeit, bald politiſches Intereſſe, Spekulation des Kaufmanns oder Enthuſiasmus für Wahrheit, was auf jenes Ziel hinarbeitet und dem wichtigen Endzwecke mit oder ohne Bewußtſeyn dienen muß. Wie greifen alsdann die Räder des großen kosmiſchen Mechanismus ſo wunderbar in einander! Könige müſſen mit der Macht den Willen verbinden, die Erdkunde zu erweitern; ein Cook muß aus dem großen Haufen ſeiner Zeitgenoſſen, wie ein ſchöner Stern hervorgehen; eigner Trieb muß Männer, wie Banks und Solander, wie Thunberg, Pallas, Sparrmann, Bruce, le Vaillant, Hearne, Jones, Phillip, Wolney, Savary, Anquetil, Sonnerat, le Gentil und ſo viele andere faſt zu gleicher Zeit beſeelen, um den Mühſeligkeiten des Forſcheramtes zu trotzen und die ſchönſten Jahre ihres Lebens in entfernten Welttheilen, unter ungewohnten Himmelsſtrichen und bei fremden Völkern zuzubringen; der Britte muß ſich genöthigt ſehen, neue Handelszweige auszukundſchaften und neuentdeckte Länder mit ſeinem Vaterlande näher zu verbinden; ein Pflanzvolk muß ſich losreißen von dem Mutterlande; die Menſchlichkeit muß den Anblick ſelbſt eines Verbrechers in Ketten nicht ertragen können, und ein Land ſo groß wie Europa muß mit den verbannten Miſſethätern der Brittiſchen Inſeln bevölkert werden; das eigenſinnige Schickſal muß wollen, daß auf einen Richterſtuhl in Bengalen ein Gelehrter komme*), deſſen gründliche und ausgebreitete Kenntniſſe, verbunden mit der lieblichen Phantaſie des Dichters, und geadelt durch richtiges Urtheil und erleſenen Geſchmack, auch unter mehrere Menſchen vereinzelt hinreichend wären, ſie alle berühmt zu machen; — und kurz, unzählige Verhältniſſe, deren verborgener Verkettung wir hier nicht nachgehen können, müſſen zuſammentreffen, um in einem Decennium mehr Entdeckungen zu concentriren, als ſeit drei Jahrhunderten durch Zufall oder Abſicht ans Licht getreten ſind; müſſen ſich wunderbar kreuzen und verbinden, um dem aufgeklärten Theile der Bewohner von Europa Unterricht und Unterhaltung zu gewähren und unzählige Bilder von den entfernteſten Weltgegenden vor ihrem Geiſtesauge vorüberſchweben zu laſſen.

§. 2.

Es hieſſe der Einſicht unſerer Zeitgenoſſen ſpotten, wenn wir uns bei dem Beweiſe aufhalten wollten, daß ihr Gewinn von dieſem Studium unzertrennlich iſt. Mit der Verwickelung unſerer gegenſeitigen Beziehungen iſt es dahin gekommen, daß wir dem Bedürfniſſe des Jahrhunderts, welches zur Einſammlung dieſer Kenntniſſe den Sporn hergab, auch die Verbreitung und allgemeine Aufnahme derſelben gänzlich anheimſtellen können. Die Thätigkeit der Menſchen hat, wenigſtens in unſerm Welttheil, den Punkt erreicht, wo ſie jene allgemeinen Impulſionen aufhebt, welche ehedem das Gleichgewicht der Völker zerrütteten; Krieg iſt in unſerm Zeitalter kaum noch möglich, und alle mechaniſche Kräfte, die dem Menſchen zu Gebote ſtehen, ſind ſo ſcharf berechnet, daß die Vernachläſſigung der einen, oder die Verſchwendung der andern ſich ſelbſt unausbleiblich durch politiſche Ohnmacht beſtraft. Das Phänomen der politiſchen und bürgerlichen Freiheit, welches zu den Merkwürdigkeiten dieſer Zeit gehört, iſt die unmittelbare Folge jener höheren Staatskunſt, welche alle Hoffnung verloren hat, durch Eroberungen ihr Glück zu machen, und jetzt nur in dem Maaße, wie ſie phyſiſche und metaphyſiſche Kräfte im Innern des Staats in Bewegung ſetzt, ihre Präponderanz behaupten kann. Das Studium der Natur und des Menſchen, welches gegenwärtig ſo ſchnell und ſicher zu den wichtigſten Reſultaten führt, iſt gleichſam ein neues Organ geworden, vermöge deſſen man von der Nationalwohlfahrt und vom Einfluſſe lokaler Verhältniſſe auf die Beſchäftigungen, die Organiſation und die Denkart der Menſchen richtigere Begriffe erlangt; man iſt in der Anwendung jener wichtigen Wahrheit, daß große Wirkungen von der Vollkommenheit der Werkzeuge abhangen, weiter fortgeſchritten, und ſchon giebt es in der Hand des ächten Staatsmannes kein edleres, göttlicheres Inſtrument, als die feſſelfreie, reife, entwickelte Vernunft; ſchon giebt es keine falſche Politik, als diejenige, die der individuellen Bildung und der Spontaneität des Bürgers entgegenwirkt. Sobald der Mann am Ruder des Staats mit dieſem Pfunde wuchert, dann iſt es Zeit, daß auch der Privatmann in ſeinem engeren Wirkungskreiſe es geltend zu machen ſucht; wenn man den intellektuellen Kräften endlich in dem Staatskörper ihre lange verkannte Würde einräumt, dann wird es mehr als jemals zum Bedürfniß des einzelnen Menſchen, in einem Gedränge, wo auch ihm zum mechaniſchen Wirken kein Spielraum übrig bleibt, dieſe Schwingungen, wozu er keinen Raum bedarf, in ſich ſelbſt zu befördern, und ſeine Kräfte zur Vervollkommnung ſeines eigenen Weſens, wie zur Beförderung ſeines Glücks, anzuwenden.

---

*) Sir William Jones, der in der klaſſiſchen, orientaliſchen und neuern Litteratur Proben ſeiner Kenntniſſe abgelegt hat.

§. 3.

Wer einigermaßen mit dem Zuſtande unſerer wiſſenſchaftlichen Ausbildung bekannt iſt, dem wird die Bemerkung nicht entgangen ſeyn, daß, wenn gleich auf der einen Seite die Einführung einer ſtrengen Methodik eine gewiſſe ſeichte, oberflächliche Univerſalität hervorbringen kann, dagegen auf der andern weniger unrichtige, falſche Vorſtellungen in Umlauf kommen, als vor dieſem, wo die Vernunft unter dem Joche der Autoritäten erliegen mußte und die *erworbene* Unwiſſenheit verderblicher und unheilbarer als die natürliche war. Um jenes Mißbrauchs willen, dem alles Gute unterworfen iſt, wird man aber doch im gegenwärtigen Falle nicht läugnen wollen, daß die Mittel zur Einſammlung gründlicher und umfaſſender Kenntniſſe zu keiner Zeit ſo zahlreich und allgemein geweſen ſind, als eben jetzt, da wir, ohne das Geringſte von den Vorräthen unſerer Lehrer aus dem vorigen Jahrhunderte eingebüßt zu haben, alle Vortheile eines zweckmäßigeren, vorbereitenden Unterrichts genießen. Wenn ſich nun zu dieſen Mitteln noch die Antriebe des Bedürfniſſes und der Nothwendigkeit geſellen, um uns im gegenwärtigen Zeitpunkte die ſchnellere Anwendung und Entwickelung unſerer Geiſteskräfte zum Geſetze zu machen; wird alsdann nicht von ſelbſt folgen, daß ſo viele Zweige des Wiſſens, die man ſonſt trocken, ermüdend, unwichtig fand und der Spekulation oder dem Pedantismus überließ, jetzt ein allgemeines Intereſſe erhalten, ſich mit dem ganzen Syſtem unſerer Vorſtellungen verweben und auf unſere Thätigkeit zurückwirken müſſen? Sichtbar iſt dieſe Verwebung und dieſes Zurückwirken vorzüglich in den neueren Bemühungen, die Beſchaffenheit der Erde, ihrer Erzeugniſſe und Bewohner in allen ihren Theilen, ſelbſt den entlegenſten, zu erforſchen. Die wiſſenſchaftlichen Vorkenntniſſe der Forſcher und Entdecker erleichterten ihnen die Umfaſſung ihres Gegenſtandes. Sobald man wußte, worauf es bei einer jeden Gattung von Beobachtungen ankäme, welche Beſtimmungen noch geſucht würden; ſobald man feine Unterſchiede, zarte Schattirungen auffaſſen und Verhältniſſe vervielfältigen konnte, indem man bereits ein vielſeitiges Schema im Kopfe zum Ausfüllen hinzubrachte: alſobald erſchöpfte man vollſtändiger den Bezirk, den man der Unterſuchung unterwarf, und bereicherte die Wiſſenſchaft mit richtigeren, ſchärfer beſtimmten und gemeinnützigeren Begriffen, als zuvor.

§. 4.

So iſt nicht nur unſere jetzige phyſiſche und ſtatiſtiſche Kenntniß von Europa zur Vollkommenheit gediehen, ſondern auch die entfernteſten Welttheile gehen allmählig aus dem Schatten hervor, in welchem ſie noch vor kurzem begraben lagen. Das nördliche Aſien hat uns Katharina, die Weiſe und Große, durch die Reiſen der St. Petersburger Akademiker enthüllt, und das ſüdliche wird uns bald der Eifer der in Bengalen geſtifteten Aſiatiſchen Geſellſchaft offenbaren. Schon im erſten Bande ihrer Nachforſchungen liefert ſie uns einen reichhaltigen Stoff, der über die Geſchichte, nicht Indiens allein, ſondern der geſammten Urwelt, Licht verbreitet. Auf die neuen Angaben, welche man dem Forſchungsgeiſte der Reiſenden und der Beamten der Oſtindiſchen Kompagnie verdankt, hat bereits der berühmte Robertſon ſeine ältere Geſchichte von Indien und des in vorigen Zeiten dahin geführten

Handels gegründet. Rennell's geographiſche Arbeiten machen die Lage der Oerter, den Lauf der Flüſſe, und die Richtungen der Gebirgsrücken in jenem merkwürdigen Lande genau bekannt; Dalrymple's Atlas ergänzt dieſe Kenntniß, in ſo fern ſie dem Seefahrer wichtig iſt, und ſein Orientaliſches Repertorium verſpricht manchen wichtigen Zug zur Bezeichnung der öſtlichen aſiatiſchen Reiche. Tibet wird von Bengalen aus erforſcht; von Japan giebt Thunberg neuere Bemerkungen; Sumatra hat Marsden beſchrieben; über die Inſelgruppen, welche die Holländer in Indien beſitzen, erhalten wir topographiſche Details von der in Batavia errichteten Geſellſchaft; über die Beſitzungen des Türkiſchen Reichs und über Perſien geben Niebuhr, Wolney, Tott, Ohſſon, Franklin richtigere Begriffe. — Afrika wird ſeinem Innern nach durch die Bemühungen der in England zuſammengetretenen Geſellſchaft näher bekannt. Die Aufhebung des Sklavenhandels, die, trotz der Barbarei des jetzt ſitzenden Engliſchen Parlaments, gewiß nicht mehr weit entfernt iſt, wird dieſen Nachforſchungen für den Brittiſchen Handel neue Wichtigkeit verleihen. Auch hat man bereits von Matthews, Norris und dem ungenannten Verfaſſer der Beſchreibung von Nigritien die erſten ſtatiſtiſchen Grundlinien von der weſtlichen Küſte dieſes Welttheils erhalten, und Iſert hat in Guinea zu botaniſiren angefangen. Im Norden und Oſten haben Niebuhr, Forskål, Höſt, Poiret, Desfontaines, Savary, Wolney und Bruce die wichtigſten Nachrichten geſammelt, ſo wie im Süden Thunberg, Sparrmann, Patterſon und le Vaillant. — Die Unabhängigkeit, welche die Kolonien in Nord-Amerika ſich errungen haben, und die, welche den Spaniſchen Kolonien in den mittleren und ſüdlicheren Gegenden dieſes Welttheils bevorſteht, werden die genaue Kenntniß deſſelben, worin indeß, bei aller Indolenz und aller Verheimlichung der Spaniſchen Regierung, unter der Hand ſchon große Fortſchritte gemacht worden ſind, in Kurzem vollenden. Was Cook mit ſeinen Gefährten zur Erforſchung des Südmeeres und der darin befindlichen Inſeln geleiſtet hat, iſt zu bekannt, um einer Erwähnung zu bedürfen, und was die durch ſeine Entdeckungen veranlaßte Kolonie an der Oſtküſte von Neuholland zur vollſtändigeren Kenntniß dieſes großen Landes beitragen könne, läßt ſich aus dem, was Phillip und White ſchon geliefert haben, leicht berechnen.

§. 5.

Wir kommen jetzt näher zu dem eigentlichen Gegenſtande des vor uns liegenden Werkes: zu den Entdeckungen in dem höchſten Norden und an der Nordweſtſeite von Amerika, woran Cook ebenfalls einen ſo großen, ſo wichtigen Antheil hat, daß ohne ihn wohl ſchwerlich der Pelzhandel zwiſchen China und dieſer neuentdeckten Küſte zu Stande gekommen und zwiſchen den Höfen von Madrid und London eine Kolliſion desfalls entſtanden wäre. Hier beginnt eine neue Epoche in der ſo merkwürdigen Geſchichte des Europäiſchen Handels, dieſes Handels, in welchen ſich allmählig die ganze Weltgeſchichte aufzulöſen ſcheint. Hier drängen ſich dem Forſcher ſo viele Ideen und Thatſachen auf, daß es die Pflicht des Herausgebers der neuen Schifffahrten und Landreiſen in jener Gegend mit ſich zu bringen ſcheint, alles, was auf die Kenntniß derſelben Beziehung hat, in einen Brennpunkt zu ſammlen und zumal einem Publikum, wie das unſrige, welches nur einen litterariſchen, mittelbaren Antheil an den Entdeckungen der Seemächte nehmen kann, die Ueberſicht deſſen, was bisher unternommen worden iſt, und das Urtheil über die Wichtigkeit dieſer ganzen Sache zu erleichtern. Solche Zuſammenſtellungen ſind, wenn ſie gleich kein großes, inneres Verdienſt haben, wenigſtens in ſo fern nicht ohne Nutzen, als ſie das Nachſchlagen vieler Bücher zum Verſtehen eines einzelnen entbehrlich machen, und, wenn ſie mit Gewiſſenhaftigkeit verfertigt werden, überhaupt auf das große nie genug zu empfehlende Bedürfniß unſerer Zeit, die Concentration der Kenntniſſe und ihr durch Ordnung zu erleichterndes Einſammlen, hinzuarbeiten ſuchen. Ehe ſich alſo meine Leſer mit den Tagebüchern der Herren Meares, Douglas, Dixon u. ſ. w. beſchäftigen, wünſchte ich ihnen hier zuerſt eine kurze chronologiſch geordnete Nachricht von den Entdeckungen an der Nordweſtküſte von Amerika, dann die Geſchichte der Irrungen zwiſchen England und Spanien, ferner eine Berechnung von dem bisherigen Ertrage des ganzen Pelzhandels, und endlich einige wahrſcheinliche Muthmaßungen über den Grad der Wichtigkeit, wohin es mit dieſem Handel kommen kann, hauptſächlich gegründet auf die geographiſche Beſchaffenheit des Nordens von Amerika und des dadurch erleichterten Waarentransports, vorzulegen.

I. Chronologiſche Nachricht von den Entdeckungen an der Nordweſtküſte von Amerika.

§. 6.

Ausdehnung dieſer Küſte.

Zuerſt müſſen wir die Gränzen beſtimmen, innerhalb deren der etwas zu allgemeine Ausdruck: **Nordweſtküſte** von Amerika, hier gelten ſoll. Bekanntlich nimmt die Amerikaniſche Küſte, welche von dem großen Ocean oder dem ſo genannten, **ſtillen**, friedlichen Meere beſpühlt wird, ſchon vom Vorgebirge **Corrientes** an, etwa in 5° nördlicher Breite, die Richtung nach Nordweſten hin, welche ſie mit mehr oder weniger Abweichung bis zum 60° nördlicher Breite, in der Gegend des Vorgebirges **Suckling** behält. Vom **Prinz Wilhelms Sunde** an bis an die **Fuchsinſeln** nimmt ſie dann eine **ſüdweſtliche** Richtung, und kehrt von der Spitze der Halbinſel **Alaska** wieder nach Norden zurück, indem ſie die beiden großen Meerbuſen, **Biſtolbay** und **Nortonſund** bildet. Vom **Eiskap** an, welches in 70° 29′ N. Br. liegt, iſt die Lage der Nordküſte unbekannt; doch läßt ſich nicht wohl zweifeln, daß ſie eine öſtliche und zum Theil, beſonders in der Nähe der **Baffinsbay**, nördliche Richtung nimmt. Von dieſer langen Strecke, zwiſchen **Kap Corrientes** und dem **Eiskap**, welche nicht weniger als 65 Grade der Breite in ſich faßt, pflegt gleichwohl derjenige Theil, der die Küſte von **Terra-firma**, **Panama**, **Mexiko** und **Kalifornien** ausmacht, als hinlänglich bekannt und einer Europäiſchen Macht zugehörig, abgerechnet zu werden, wenn von der Scene der neueren Entdeckungen die Rede iſt. Daher ſcheint die Benennung der **Nordweſtküſte von Amerika** eigentlich nur von dem $40^{\text{ſten}}$ Grade der Breite an, bis zum **Eiskap** oder 70° 29′, anwendbar, und zwiſchen dem $192^{\text{ſten}}$ und dem $237^{\text{ſten}}$ Meridian, von der Sternwarte zu Greenwich oſtwärts gerechnet, eingeſchloſſen zu ſeyn. In dieſem Sinne wird ſie von den neueren Engliſchen Seefahrern gebraucht, und folglich auch in unſerer Sammlung gelten müſſen. — Das Meer, welches an dieſe Küſte gränzt, iſt ein Theil des großen, zwiſchen dem öſtlichen Aſien und dem weſtlichen Amerika weit ausgebreiteten Oceans, dem man ſeit **Magellan's** Reiſe den unſchicklichen Namen: *Mare pacificum*, friedliches, **ſtilles**

Meer gelaſſen hat, und das der Aequator in das ſüdliche und nördliche theilt. Allenfalls möchte es noch hingehen, wenn man dem Meeresſtrich, welcher zwiſchen den Wendekreiſen in der Bahn der öſtlichen Paſſatwinde liegt, dieſe Benennung beilegte, weil hier die Stürme wirklich ſeltner ſind; aber ſie bis an beide Polarkreiſe auszudehnen, und zumal den tiefen Buſen zwiſchen Alaska, Prinz Wilhelms Sund und Kap Blanco dazu zu rechnen, wo die fürchterlichſten Orkane herrſchen — dies gehört zu den Beiſpielen des Widerſinnigen, welches der unphiloſophiſche Sprachgebrauch in Gang gebracht hat. — Nicht minder widerſinnig iſt es auch, den nordwärts vom Aequator gelegenen Theil dieſes Oceans die Südſee oder das Südmeer zu nennen, welches doch aus Mangel an Ueberlegung noch oft geſchieht. Meines Erachtens giebt es für dieſes zwiſchen Aſien und Amerika gelegene Meer keinen ſchicklicheren Namen als den des großen Oceans, indem es ohne allen Vergleich beides der Länge und Breite nach alle andere Meere an Größe weit übertrift.

§. 7.

Frühere Entdeckungsverſuche.

Viele Reiſen der Portugieſen und Spanier im funfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert haben das Schickſal gehabt, in gänzliche Vergeſſenheit zu gerathen; von vielen iſt kein Denkmal, ſelbſt nicht in Archiven, übrig geblieben, und dieſe Fahrläſſigkeit der Geſchichtſchreiber jener Zeit, oder dieſer Eigenſinn des Schickſals, hat ſchon manchen gelehrten Streit über das Daſeyn des einen oder des andern Seefahrers veranlaßt. Es kann ſeyn, daß die damaligen Abentheurer zur See ſorglos genug zu Werke gingen, um von ihren Fahrten kein ordentliches Tagebuch zu halten; auch können die Kriege zwiſchen beiden erwähnten Nationen, mit dem daraus entſtandenen Haß, am Untergange mancher Reiſebeſchreibung Schuld geworden ſeyn. Was insbeſondere dieſe Vermuthung beſtätigt, iſt die Erſcheinung unzähliger geographiſchen Entdeckungen in den um jene Zeit entworfenen Karten, wo ganze Strecken Landes mit ihren Vorgebirgen, Häfen, Flüſſen u. ſ. w. bezeichnet werden, ohne daß ſich auch nur der Name von ihren Entdeckern nachweiſen lieſſe. Ich kann nicht umhin, hier als Beiſpiel eine merkwürdige Karte anzuführen, die ich im vorigen Jahre während meines Aufenthalts in London unterſuchte. Sie wird daſelbſt im Brittiſchen Muſeum aufbewahrt, wiewohl man viele Jahre lang nicht wußte, was für einen Schatz man an ihr beſäße. Endlich fiel ſie einem Kenner in die Hände, und 1787 ließ Herr Alexander Dalrymple den wichtigſten Theil derſelben in Kupfer ſtechen. Wahrſcheinlich iſt ſie ganz zu Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts entworfen worden; und da ſich das Wappen des Dauphins, und die Benennungen in Franzöſiſcher Sprache darauf befinden, ſo ſcheint ſie zur Belehrung eines Franzöſiſchen Thronerben beſtimmt geweſen zu ſeyn. Die Zeit ihrer Verfertigung läßt ſich ſchon daraus ſchließen, daß Japan nur eben mit einem auf Gerathewohl hingezeichneten Umriß im Meere, als eine ungeheuer große Inſel, mit dem von Marko Polo entlehnten Namen Zipangri angegeben wird. Auffallender iſt es aber, daß die Oſtküſte von Neuholland, von der man immer geglaubt hat, daß Cook ſie 1770 zuerſt entdeckt habe, darauf mit einer beſondern Ausführlichkeit und mit Anführung verſchiedener Namen, z. B. *Coſte dangereuſe*, *Baye perdue*, *R. de beaucoup d'yſles*, *Coſte des herbages*, *Baye neuſve*, *Cap de Fermoſe &c.* hingezeichnet iſt. Faſt ſcheint es ſogar, nach dem Verhältniſſe der Theile dieſer Küſte gegen einander zu ſchließen, daß auch Neuſeeland ſchon von demſelben Seefahrer beſucht worden iſt, der es aber für eine Fortſetzung von der Neuholländiſchen Küſte gehalten haben muß, indem das Kap de Fermoſe mit Cook's Oſtkap übereinkommt. Ferner findet man hier in der Mitte zwiſchen der weſtlichen Küſte von Neuholland und Madagaskar eine große Inſel *Zanzibar: ysle des geantz*, welche der Lage nach mit der von Kerguelen und Cook beſuchten Inſel *Deſolation* zutrift. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit den alten Karten von der Nordküſte von Neuguinea. Hier findet man Alles mit Spaniſchen Namen dicht beſetzt, obgleich der Seefahrer gänzlich unbekannt iſt, von deſſen Entdeckung ſie ſich herſchreiben. So leicht konnten alſo in jenen Zeiten die Nachrichten von mancher wichtigen Schifffahrt verloren gehen, indeß die Spur derſelben in den Karten, und zum Theil auch in der Ueberlieferung, übrig blieb. Die Portugieſen waren damals unternehmende Abentheurer zur See, und die Demarcationslinie des Papſtes hielt ſie ſo wenig, wie die Spanier, ab, auf Entdeckungen auszugehen, wo ſie hoffen konnten, den zu jener Zeit ſo ausſchweifenden Trieb nach großen Reichthümern zu befriedigen. Viele von ihnen wurden Lootſen auf Spaniſchen Schiffen, und 1519 trat ſogar der große **Magellan** (eigentlich **Magalhaens**) als Admiral in Spaniſche Dienſte.

Indien war eigentlich das goldreiche Ziel, wohin die erſten Entdecker der neuen Welt ihr Augenmerk gerichtet hatten. **Kolumbus** ſollicitirte viele Jahre lang an den Höfen von Europa um Unterſtützung für das Projekt ſeines neuen weſtlichen Weges nach Indien, und als **Ferdinand** ihn endlich ausrüſtete, fand er auf dem dritten Theile des Weges **Amerika**. Der berühmte **Vaſco de Gama** umſchiffte zwar wenige Jahre darauf das **Vorgebirge der guten Hoffnung**, und erreichte glücklich die Küſte **Malabar**; allein die Hoffnung, einen kürzern Weg dorthin zu finden, ward darum ſelbſt von Portugal nicht aufgegeben. Vielmehr ſchmeichelte ſich der König, man würde das neue von **Kolumbus** gefundene Land umſchiffen können; und um hierin den Spaniern zuvorzukommen, ſchickte er ſchon 1500. im Jahr 1500 den **Don Gaspar de Cortereal** nach Weſten. Dieſer entdeckte das Land **Labrador**, und ſuchte mit dieſem Namen anzudeuten, daß es zum Anbau fähig ſey. Im ſechzigſten Grade der Breite zeigte ſich eine weite Einfahrt, eine Meerenge, die nach Weſten ging. Nun glaubte **Cortereal**, die Durchfahrt ſchon gefunden zu haben, die den Weg nach Indien abkürzen ſollte. Er nannte ſie **Anian**, und kehrte wieder nach Liſſabon zurück, um dem Könige Bericht abzuſtatten. Der Verfolg ſeiner Unternehmungen gehört nicht hieher, und ſelbſt dieſe erſte Reiſe hätte keine Erwähnung verdient, wenn es nicht höchſt wahrſcheinlich wäre, daß die **Meerenge Anian**, von welcher alle folgende Nachrichten ſprechen, keinen andern Urſprung hat, als dieſe Entdeckung derſelben Einfahrt, welche hundert und zehn Jahre ſpäter von ihrem unglücklichen zweiten Entdecker den Namen **Hudſons Straße** erhielt.

§. 8.

Die Straße oder Meerenge Anian.

Woher dieſer fremd klingende Name **Anian** entlehnt ſey, ob er, wie eine Nachricht*) ſage, die drei Brüder bedeutet, oder ob es der Name zweier Brüder geweſen, wie

---

*) *Gemma Friſius* (beim *Theodor Swaine Drage* in) *the great probability of a Northweſtpaſſage. Lond.* 1768. 4. *p.* 82.

an einem andern Orte behauptet wird *), läßt ſich nicht mehr beſtimmen, da die Notiz von Cortereal's Reiſe ſo kurz und unbefriedigend iſt. Wenigſtens kommt dieſe Benennung nicht früher als 1500 vor, und konnte auch nicht früher vorkommen, da nur ſieben Jahre ſeit der erſten Entdeckung von Amerika verfloſſen waren. Indeß, von wem auch immer dieſer Name erfunden ſeyn, und was man auch urſprünglich darunter verſtanden haben mag; ſo behauptete er ſich doch im Andenken der ſeefahrenden Mächte, und kam von der Zeit an in den Karten der Geographen vor. Es ſcheint auch ſehr frühzeitig als eine ausgemachte Sache gegolten zu haben, daß eine Durchfahrt im Norden, über Neufundland, welches damals Bacallao hieß, exiſtire, indem es bereits der Eroberer von Mexiko, Hernando Cortez, in ſeinem Briefe an Kaiſer Karl den Fünften vom 15ten Oktober 1524, mit der größten Zuverläſſigkeit anführt. 1524. Der Kaiſer ſelbſt ſcheint gleichfalls dieſer Meinung geweſen zu ſeyn; denn er hatte in eben dieſem Jahre den Eſtevan Gomez von Corunna nach dem Norden von Amerika geſchickt, um eine Fahrt nach den Molukken aufzuſuchen. Von dieſer Zeit an kommen lauter ſchwankende Begriffe von der Meerenge Anian zum Vorſchein; jede Entdeckung, die man an der Nordweſtküſte von Amerika, über Kalifornien hin machte, rückte die Einfahrt dieſer Meerenge von jener Seite höher hinauf, bis man endlich von einem Reich Anian zu ſprechen anfing, welches ſich ſo weit nach Norden erſtreckte, daß nur eine enge Durchfahrt es van Aſien ſchiede. So ward endlich die in unſerm Jahrhundert befahrene Behringsſtraße ein Synonym der Straße Anian, ſo wenig der Erfinder dieſes Namens an jene erſtere je gedacht haben konnte.

§. 9.

Erſte Beſchiffung der Nordweſtküſte.

Cortez ruhete nach der Eroberung von Mexiko nicht; er bauete die erſten Schiffe an den Küſten des großen Oceans, und Kalifornien ward zuerſt im Jahr 1534 durch einige von ſeinen Gefährten entdeckt, dann 1536 von ihm in eigener Perſon, und hierauf 1537 von Franciſco de Ulloa beſucht. Sein Nachfolger,

---

*) Geſchichte der Entdeckungen im Norden; von Joh. Reinh. Forſter. Frankfurt an der Oder 1784. 8. S. 527.

der Vicekönig Mendoza, bediente ſich des Vorwandes einer übertriebenen, fabelhaften Nachricht von einem im Norden von Mexiko gelegenen, geſitteten Lande Quivira, die ein Franciskaner Miſſionar verbreitet hatte, und ſchickte im Jahr
1540. 1540 den Francisco de Vasquez de Coronado zu Lande, den Kapitain Francisco de Alarçon aber zur See mit einigen Schiffen aus, um gemeinſchaftlich zur Eroberung dieſes reichen Wunderlandes zu wirken. Alarçon hatte überdies den Auftrag, bis zum 53ſten Grade der Breite die Küſte zu verfolgen, um die Straße Anian zu finden; folglich vermuthete man, daß auf dieſer Seite die Einfahrt der Straße ſüdlicher läge, als an der öſtlichen Küſte von Nordamerika. Diesmal aber blieb der Spaniſche Seefahrer fern vom Ziele, und erreichte nur den 36ſten Grad der Breite, ohne irgend eine wichtige Entdeckung zu machen.

§. 10.

Zweite Spaniſche Reiſe.

Die verunglückte Expedition nach Quivira reizte den Entdeckungsgeiſt der damaligen Spanier nur noch mehr. Der Vicekönig ließ im Jahr 1542 wieder zwei Schiffe ausrüſten, womit Juan Rodriguez de Cabrilho, ein Portugieſe von Geburt, den Weg nach Norden nahm. Er beſtimmte die Lage verſchiedener Vorgebirge an der Küſte, nämlich: Capo Enganno in 32°, de la Cruz in 33° und de la Galera in 36° 30′ N. Breite. In 37° 30′ fand er waldichte Gebirge, und nannte ſie St. Martins Berge, ſo wie das Vorgebirge am Fuße derſelben ebenfalls: Capo de S. Martin. Seinem Vicekönige zu Ehren, nannte er das im 40° entdeckte Vorgebirge Capo Mendocino. Ein Hafen nahe dabei wurde wegen der vielen Fichten Baia de Pinos genannt. Noch entdeckte er in 41° das Capo de Fortuna, und erreichte den 44ſten Grad der Breite im März 1543, da ihn die durchdringende Kälte zur Rückkehr nach Neuſpanien zwang. Wirklich begreift man nicht wohl, wie die Spanier die Zeit zu ihren Entdeckungen ſo übel wählen und in jenen rauhen, ſtürmiſchen Meeren mitten im Winter haben umherſchiffen können. Die Lage des Kap Mendocino hat neuerlich einen Streit zwiſchen den Schiffskapitainen Meares und Dixon veranlaßt. Jener führt es in ſeiner Karte zweimal an, weil es auf der von Roberts zu Cook's dritter Reiſe verfertigten Karte in 42° 30′ ſonſt aber in 40° N. Br. angegeben wird. Hier trieb Herr Meares die Achtung für Cook viel zu weit; denn der Geiſt dieſes großen Mannes ruhet wahrlich nicht auf ſeinem Zögling, wie die große Karte des Herrn Roberts an vielen Stellen verräth, und Cook ſelbſt würde, wenn er am Leben geblieben wäre, die Sorgloſigkeit, womit ſie entworfen iſt, verurtheilt haben.

§. 11.

Martin Chacke.

Dreizehn Jahre ſpäter, ungefähr um das Jahr 1555, ſoll eine merkwürdige Reiſe gemacht worden ſeyn, die nach der jetzt bekannten Lage der Länder im Norden von Amerika ſehr räthſelhaft iſt. Martin Chacke oder Chaque, ein Portugieſe, ſoll ſich mit einem kleinen Fahrzeuge von vier anderen größeren und ſchwer beladenen Schiffen, in einem Sturm auf der Rückreiſe von Indien getrennt haben und nach Norden verſchlagen worden ſeyn. Er kam an einer Menge Inſeln vorüber, die im Meerbuſen des neuen Landes (*Newfoundland*) lagen. Dieſen Meerbuſen legt er in 59° N. Br. Sodann ſchiffte er den Meerbuſen ſelbſt vorbei (*overſhot the Gulph*) und ſah kein Land wieder, bis er die Nordweſtſeite von Ireland erreichte. Was hier durch das neue Land (*Newfoundland*) und den Meerbuſen verſtanden werde, läßt ſich auf keine Weiſe beſtimmen; denn angenommen, es ſey wirklich wahr, daß Chaque dieſe Reiſe zurückgelegt habe, ſo mußte er doch wohl nahe an den Pol hinauffahren, um, wie er ſagt, vom 59ſten Grade an kein Land zu ſehen, bis er Ireland erblickte. Die ganze Erzählung ſteht im *Northweſt-Fox* (London 1635. 4. S. 162.) und beruhet auf der eidlichen Ausſage eines Engländers, Namens Cowles, der den Martin Chacke ſeine eigene Reiſegeſchichte aus einem gedruckten Buche, welches hernach konfiscirt wurde, zu Liſſabon hatte vorleſen hören. Es wäre noch zu früh, über die Authenticität dieſer Nachricht ein Endurtheil fällen zu wollen. Immer kann etwas an dieſer Geſchichte wahr und durch hinzugekommene Zuſätze verunſtaltet worden ſeyn. Wenn nach Verlauf von wenigen Jahren die bereits angefangene nähere Erforſchung der Nordweſtküſte von Amerika vollendet ſeyn wird, dann dürfte es ſich eher entſcheiden laſſen, ob nicht der hier erwähnte Meerbuſen das große Mittelländiſche Meer im nördlichen Amerika ſeyn könne, auf welches, von dieſer Reiſe an, ſo viele Nachrichten hindeuten, oder ob vielleicht der mit Inſeln angefüllte Buſen zwiſchen 55° und 62° N. Br., der in einer Karte in der *Noticia de California* angegeben und mit dem Eismeer in Verbindung gezeichnet wird, auf dieſen Meerbuſen von **Chacke** hingedeutet werden müſſe.

§. 12.

Andres de Urdanietta.

Auch der unter den Spaniſchen Seefahrern des ſechzehnten Jahrhunderts berühmte Name **Urdanietta** wird zur Beſtätigung der Möglichkeit einer Durchfahrt im Norden von Amerika von dem eifrigen Sir **Humphrey Gilbert** *) angeführt; allein in dem Schriftſteller, der am ausführlichſten von ihm ſpricht, dem **Fray Gaſpar de San Auguſtin** **) kommt nichts von dieſer Entdeckung vor. **Andres de Urdanietta** war ein berühmter Seefahrer und Kosmograph. Bereits im Jahre 1525 befand er ſich als Kapitain eines Schiffs in **Don Garcia de Loayſas** Flotte, die von Spanien nach den Gewürzinſeln ging. Auf dieſer Weltumſchiffung blieb **Urdanietta** in den **Molukken** zurück. Nachdem er ſich mehrere Jahre daſelbſt aufgehalten hatte, kam er 1536 über Portugall wieder nach Spanien, und trat hernach in den Auguſtiner-Orden. Man hatte aber von ſeinen Kenntniſſen und Fähigkeiten einen ſo hohen Begriff, daß der König von Spanien ihn durch ein eigenhändiges Schreiben erſuchte, die Flotte, die er unter **Legaſpi's** Führung im Jahre 1564 nach den Philippinen ſchickte, zu begleiten und ihr zum Piloten zu dienen. **Urdanietta** gehorchte, führte die Flotte nach den Philippinen, wo **Legaſpi** die erſte Niederlaſſung anlegte, und kam 1565 auf dem Wege, den hernach die Gallionen von Manila beſtändig genommen haben, nach Neuſpanien zurück. Don **Mannel Galvez** in Samboangan verſicherte Herrn **Alexander Dalrymple** im Jahre 1761, daß die Spaniſchen Lootſen ſich zu dieſer Fahrt noch immer der Karte von **Urdanietta** bedienten, wovon Lord **Anſon** in ſeiner Reiſe eine Kopie bekannt gemacht hat ***). Von dieſem **Urdanietta** nun wird behauptet, daß er in Mexiko dem **Salva-**

tierra

---

*) *Discourſe for a new Paſſage to Cataia.*

**) *Conquiſtas de las iſlas Philipinas. Madrid* 1698. *Fol.*

***) *Plan for promoting the Furtrade. gr. 8. London.* 789.

tierra eine, nach eigener Erfahrung auf ſeinen Schiffahrten entworfene Seekarte gezeigt habe, worin die nordweſtliche Durchfahrt deutlich gezeichnet und beſchrieben geweſen ſey. Salvatierra ſoll 1568 ſogar behauptet haben, daß Urdanietta acht Jahre zuvor, alſo 1560, durch dieſen Weg von der Südſee nach 1560. Deutſchland gekommen wäre. — Es iſt leicht möglich, daß Urdanietta unter ſeinen Karten einen Entwurf von der damals geglaubten Durchfahrt, wo ſie von den Portugieſen angegeben wird, beſeſſen und vorgezeigt hat; und da er übrigens die Lage vieler Küſten und Länder darauf nach eigener Erfahrung beſtimmt haben konnte, ſo iſt die Quelle des Mißverſtandes begreiflich. Man braucht nur anzunehmen, daß Salvatierra eine Aeußerung, welche gewiſſe Theile der Karte betraf, von allen Theilen derſelben verſtanden habe.

§. 13.

Erſte Brittiſche Entdeckungsreiſe an dieſer Küſte.

Aus dem Vorhergehenden iſt offenbar, daß die Spanier in der Reiſe des Cabrilho die Nordweſtküſte von Amerika nur bis zum 44ſten Grad der nördlichen Breite entdeckten. Die vorgeblichen Entdeckungen des Martin Chacke und des Urdanietta können um ſo weniger zu Gunſten ihres Rechts angeführt werden, da ſie nirgends in Spaniſchen Schriftſtellern vorkommen, ſondern auf bloßer Ueberlieferung beruhen, und die von Chacke noch dazu eine Portugieſiſche Entdeckung wäre. Im Jahre 1574 geſtand auch Abraham Ortelius, der Geograph des Königs von Spanien, noch ſelbſt, daß jene nördliche Gegend von Amerika gänzlich unbekannt ſey *). — Einige Jahre nach dieſer Erklärung ſchickte die Königin Eliſabeth den Ritter Francis Drake um das ſpäterhin ſo benannte Kap Horn, welchem er den Namen „Inſel der Königin Eliſabeth" gab **), nach der Nordweſtküſte von Amerika, die er bis zum 48ſten Grade der Breite, wo nicht noch höher hinauf, be- 1579. ſchiffte. Sie bekam von ihm in dieſer Gegend den Namen Neu-Albion, den ſie auch in allen Karten beibehalten hat *). Drake beſtimmte die Lage des Kap Mendocino ebenfalls auf 40° N. Br., wie es die Spanier vor ihm gethan hatten. Der Hafen, der ſeinen Namen trägt, Port Sir Francis Drake, liegt in 38° 30′ N. Br. Hier nahm er Beſitz von dieſer Küſte im Namen ſeiner Monarchin, und begründete folglich die Anſprüche Großbritanniens, ſo weit nämlich Entdeckung und Beſitznehmung eines ſchon bewohnten Landes, ohne Einwilligung der Einwohner, ein Recht geben können. Die raubſüchtige Politik des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts hat zwar dieſe Grundſätze des Völkerrechts, die zuerſt aus der unlautern Quelle hierarchiſcher Anmaßungen floſſen, durch öftern Gebrauch gleichſam geltend gemacht; allein endlich, gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, fängt man an, die Nichtigkeit ſolcher Rechte, die auf die unverſchämteſte Verletzung des Eigenthums und der Freiheit der urſprünglichen Einwohner hinauslaufen, und die Abſcheulichkeit ihrer Folgen einzuſehen. Die Vernunft kann nicht länger mit ſich ſelbſt in Widerſpruch bleiben; und wenn man noch, wie leider nicht geläugnet werden kann, Inkonſequenzen dieſer Art begeht, ſo ſchämt man ſich — und das iſt viel gewonnen — man ſchämt ſich vor dem Spott und Hohngelächter der Zeitgenoſſen; man nimmt lieber Konvenienz und politiſche Nothwendigkeit zum Vorwand, und mag lieber ungerecht und ehrgeizig, als ſophiſtiſch oder unvernünftig, und dadurch lächerlich erſcheinen.

---

*) Herr Dalrymple beſitzt die ſeltene Ausgabe des Ortelius vom J. 1574, und hat ein Stück der Karte daraus nachſtechen laſſen.

**) So wird es in einer von *J. Hondius* 1602 geſtochenen Karte der ganzen Welt angegeben.

§. 14.

Francisco Gualle.

Die Reiſe des Admirals Drake, und noch mehr der Schade, den er dem Küſtenhandel von Neuſpanien und Peru zufügte, erweckten bei dem Spaniſchen Hofe die Beſorgniß, daß England endlich die Nordweſtliche Durchfahrt finden, Niederlaſſungen an der Küſte oberhalb Kalifornien anlegen und zuletzt von dort her die Eroberung von Mexiko verſuchen, ja vielleicht vollbringen könnte, ehe es möglich wäre, von Spanien aus dem Lande zu Hülfe zu kommen. Man ſchickte alſo im
1582. Jahr 1582 den Don Francisco Gualle auf Entdeckungen aus, der aber, ſo

---

*) Die beſte Nachricht von ſeiner Reiſe iſt betitelt: *World Encompaſſed. London* 1628. 4. Sie hat den Schiffsprediger des Admirals, Namens Francis Fletcher, zum Verfaſſer. Eine andere Auflage iſt vom Jahr 1652.

viel man aus den verſtümmelten Nachrichten des Linſchooten und de Couto ſchlieſſen kann, nicht einmal ſo weit als Cabrilho gekommen zu ſeyn und keine neue Entdeckung gemacht zu haben ſcheint. Er urtheilte nicht ganz ohne Grund, daß zwiſchen dem feſten Lande von Amerika und der Tatarei oder Aſien ein Kanal oder eine Straße vorhanden ſeyn müſſe, weil er zwiſchen Japan und Neuſpanien ſtarke Strömungen aus Norden wahrgenommmen habe. Allein dieſe Strömungen, die offenbar durch die jetzt bekannte Behringsſtraße kommen, ſind der Vorausſetzung, daß anderwärts oder ſüdlicher noch eine andere Verbindung zwiſchen dem großen Ocean und dem Eismeere oder auch dem atlantiſchen Meere Statt finde, keinesweges günſtig.

§. 15.

Juan de Fuca.

Unſtreitig gehört es unter die ſeltſamen Erſcheinungen in der Geſchichte, daß gerade diejenigen Reiſen, die, wenn ſie beglaubigt wären, den Spaniern die Ehre der erſten und wichtigſten Entdeckungen an der Nordweſtküſte von Amerika zuſichern würden, von Spaniſchen Geſchichtſchreibern mit tiefem Stillſchweigen übergangen worden ſind, und dadurch ein apokryphiſches Anſehn erhalten. Ich habe ſchon von Urdanietta's angeblicher Durchſchiffung der Nordweſtlichen Durchfahrt erinnert, daß der einzige Engliſche Schriftſteller, der ſie erwähnt, kein anderes als ein bloß mündliches Zeugniß dafür anzuführen weiß. Eben ſo verhält es ſich mit der Reiſe des Juan de Fuca, welche Purchas und Fox nach einigen mündlichen Aeußerungen dieſes Seefahrers erzählen. Sie ſcheint indeß vor jener einen Grad der Glaubwürdigkeit voraus zu haben, da der Mann, dem man dieſe Nachricht mittheilte, der Engliſche Kaufmann Lock in Venedig, als ein angeſehener Mann bekannt geweſen iſt, und mehrere noch vorhandene Briefe an die Miniſter der Königin Eliſabeth, Cecil und Sir Walther Raleigh, und an den gelehrten Kosmographen Richard Hackluit in dieſer Angelegenheit geſchrieben hat. Als Herr Lock den de Fuca kennen lernte, war dieſer ein ſehr alter Mann; auch ſtarb er in Cephalonia, ſeinem Vaterlande, während daß Herr Lock ihn für England anzuwerben ſuchte. De Fuca, der dieſen Namen nur in Portugal angenommen hatte, und eigentlich Valerianos Apoſtolos hieß, verlangte von der Königin von England die Erſtattung von 60000 Dukaten, die ihm Sir Thomas Candiſh an der Küſte von Neuſpanien im Akapulkoſchiffe genommen haben ſollte. Unter dieſer Bedingung war 1592. er noch in ſeinem hohen Alter erbötig, den Engländern die von ihm im Jahr 1592 gemachte Entdeckung der Nordweſtlichen Durchfahrt mitzutheilen. In dieſem Jahre hatte ihn, nachdem er vierzig Jahre lang als Seemann und Pilot im Spaniſchen Weſtindien geſtanden, der Vicekönig von Mexiko mit zwei kleinen Fahrzeugen auf die Entdeckung der Straße Anian ausgeſandt. Zwiſchen dem 47ſten und 48ſten Grade nördlicher Breite fand er, nach ſeiner Ausſage, eine weite Einfahrt, worin er zwanzig Tage lang fortſchiffte. Das Land hatte bald eine nordweſtliche, bald eine nordöſtliche, auch an einigen Stellen eine ſüdöſtliche Richtung, und die See innerhalb der Einfahrt ward immer breiter. Nachdem er nun ſo weit gekommen war, und bereits das nördliche Meer (vermuthlich das Eismeer) erreicht hatte, hielt er es für rathſam zurückzukehren und Bericht von ſeiner Entdeckung abzuſtatten. Der Vicekönig ließ ihn zwei Jahre vergeblich auf eine Belohnung warten und rieth ihm dann, nach Spanien zu gehen. Er folgte dieſem Rath, ward am Hofe gut aufgenommen, aber nach langem Warten nicht belohnt. Die Einwohner waren an mehreren Orten, wo er während ſeiner Reiſe landete, in Thierfelle gekleidet; das Land war fruchtbar und, wie der Zuſatz lautet, reich an Gold, Silber und Perlen. Dieſer Zuſatz klingt in der That ſehr fabelhaft; allein wenn ich bedenke, daß Fernando de Quiros ſeine neuen Entdeckungen im Südmeere (im Jahr 1606) eben ſo herausſtreicht, ſo gerathe ich auf den Verdacht, daß die Indolenz der Spaniſchen Regierung nicht anders als durch ſolche Vorſpiegelungen, die ihre Habſucht reizten, zur Fortſetzung der Entdeckungsreiſen gewonnen werden konnte. Cook hat die Angaben des wackern Quiros richtig befunden, bis auf den einzigen Umſtand der natürlichen Schätze, die er auf ſeinen neuen Inſeln entdeckt haben wollte. De Fuca's nautiſche und geographiſche Angaben könnten alſo wohl auch richtig ſeyn, ohne daß man es mit dem Golde, dem Silber und den Perlen ſo genau nehmen müßte. Ein merkwürdiger Umſtand in ſeiner mündlichen Erzählung darf nicht übergangen werden, nämlich daß im Eingange ſeiner Straße an der Nordweſtküſte eine große Landſpitze oder Inſel liegt, worauf ein außerordentlich hoher, thurmähnlicher Felſen, wie ein Pfeiler, ſteht.

Rechnet man die Folgerungen ab, welche man, bei dem damals ſo regen überſpannten Glauben an eine nordweſtliche Durchfahrt, aus der Angabe dieſes Mannes zog, ſo bleibt als reines Reſultat nur übrig, daß er in ein großes, mittelländiſches Meer gerathen ſey, worin er zwanzig Tage lang fortſchiffen konnte; denn, daß er in das Nordmeer oder Eismeer gekommen, iſt bloß ſeine Muthmaßung, und daß dadurch die Durchfahrt ſchon entdeckt worden, eine kühne, aber in unſeren Zeiten nicht mehr wie ehemals wahrſcheinliche Hypotheſe.

§. 16.

Sebaſtian Vizcaino und Martin de Aguilar.

Der Spaniſche Hof mochte zwar um die Zeit, da Philipp der Dritte zur Regierung kam, den Gedanken an eine Durchfahrt ſchon aufgegeben haben; allein die Bekehrung der Kalifornier war ihm noch immer eine wichtige Angelegenheit, und nebenher fand man es auch bisweilen nöthig, etwas für den Handel zwiſchen Akapulko und Manila zu thun. Zu dieſem letztern Endzweck wünſchte man insbeſondere einen nördlichen Hafen zu einer Niederlaſſung ausfindig zu machen, wo die Gallionen bei ihrer Ankunft an der Küſte eine Zuflucht haben und ſich mit friſchen Vorräthen bis nach Neuſpanien verſorgen könnten. Sebaſtian Vizcaino, der ſchon 1596 eine kleine, unglücklich abgelaufene Expedition nach Kalifornien geführt hatte, lief im Jahr 1602 in Begleitung des Lieutenants Martin de Aguilar, der ein 1602.
zweites Fahrzeug unter ihm kommandirte, von Akapulko nach Norden aus. Er entdeckte in 37° N. Br. (eigentlich in 36° 40′ einen Hafen dicht an der Fichtenſpitze, (*Punta de Pinos*) welcher die erwünſchten Eigenſchaften hatte, und nannte ihn, nach dem damaligen Vicekönig, Monterey. In 40° fand er wieder das Kap Mendocino, und in 41° 30′ ein anderes, durch ſeine Weiße auffallendes Vorgebirge, welches er San Sebaſtian nannte. In 43° fand er das Capo Blanco, und nahe dabei einen großen Fluß, an deſſen Ufer er wegen der Strömung nicht landen konnte. Was hier ein Fluß genannt wird, iſt die in allen ſpäteren Karten ſo berühmte Einfahrt des Martin de Aguilar; und aus dem freilich nicht mit nautiſcher Präciſion abgefaßten, weitſchweifigen Berichte von dieſer Reiſe im Torquemada *) ſcheint zu erhellen, daß man dieſe Einfahrt ſchon früher gekannt und

---

*) *Monarchia Indiana. Madrid* 1723.

gewußt habe, daß ſie nach Quivira gehe. Der Umſtand, der in der *Noticia de California* *) angeführt wird, daß dieſer (ſo genannte) Fluß wohl die Aniansſtraße ſeyn könne, von welcher man kurz zuvor vernommen, daß ein Holländiſches Schiff hindurch gefahren ſey, weshalb der König auch die gegenwärtige Expedition angeordnet habe, muß mit einer andern Stelle **) zuſammengehalten werden, wo es heißt, daß Vizcaino's Inſtruktion ihm den 42ſten Grad der Breite zur Gränze beſtimmt habe; alsdann wird es wirklich wahrſcheinlich, daß dieſer erfahrne Mann nicht auf Gerathewohl ausgeſchickt worden iſt. Die Benennung Fluß giebt hier weiter keinen Anſtoß; man werfe nur einen Blick auf die Karte, und ſehe, welch einen Buſen man z. B. unter Rio de la Plata verſteht. Dieſelbe, faſt unbegreifliche Gleichgültigkeit in der Wahl einer ſchicklichen Jahrszeit zu dieſen Entdeckungen, die ich ſchon bei Cabrilho's Reiſe bemerkte, hätte bald den gänzlichen Untergang der gegenwärtigen Expedition verurſacht. Jene Fahrt an der Küſte bis zum 43ſten Grade der Breite ward im tiefſten Winter 1603 vorgenommen. Vizcaino hatte auf ſeinem Schiffe kaum noch einen geſunden, zum Dienſte fähigen Mann; alle ſeine Leute lagen am Scharbock danieder, woran auch Martin de Aguilar und einige andere Officiere ſtarben, ehe das Geſchwader Neuſpanien wieder erreichen konnte.

§. 17.

Der Admiral de Fonte.

Zu den Entdeckungen, deren Spur ſich in Spanien und Mexiko ganz verloren zu haben ſcheint, ob ſie gleich angeblich unter Spaniſcher Flagge gemacht worden ſind, gehört die berüchtigte Schifffahrt des Admirals Bartholomäus de Fonte,
1640. von dem es heißt, daß er im Jahr 1640 ſehr weit in das Innere von Nordamerika, und zwar zu Schiffe, mithin auf einem inländiſchen Meere, eingedrungen ſey. Die einzige Nachricht von dieſer Reiſe, in einem Briefe, den er ſelbſt geſchrieben haben ſoll, ſteht in einer Engliſchen Monatsſchrift, *Memoirs of the Curious*, in den Monathen April und Junius 1708, und iſt allein aus dieſer Quelle in andere Werke, beſonders in die Streitſchriften über die Nordweſtliche Durchfahrt, einge-

---

*) Deutſche Ueberſ. III. Th. S. 120.

**) Ebend. I. Th. S. 120.

floſſen. Um dasjenige deutlicher zu machen, was über die Authenticität dieſer Nachricht erinnert werden muß, wird es nicht überflüſſig ſeyn, hier den ganzen Brief einzurücken, der überdies, wegen der ſonderbaren Abentheuer die darin vorkommen, geleſen zu werden verdient.

Ein Brief vom Admiral Bartholomäus de Fonte, damals Admiral von Neuſpanien und Peru, jetzt Prinz*) von Chili, worin die wichtigſten Begebenheiten ſeines Tagebuchs, von Callao de Lima**) in Peru auf ſeiner Entdeckungsreiſe erzählt werden, wo er ausfindig zu machen ſuchte, ob eine Nordweſtliche Durchfahrt aus dem Atlantiſchen Ocean in die Süd- oder Tatariſche See vorhanden ſey.

„Als die Vicekönige von Neuſpanien und Peru vom Spaniſchen Hofe Nachricht erhalten hatten, daß die verſchiedenen Verſuche der Engländer **Hudſon** und **James**, unter der Regierung der Königin **Eliſabeth** und des Königs **Jakob**, in dem zweiten, dritten und vierten Regierungsjahre des Königs **Karl**, jetzt im vierzehnten Jahr deſſelben Königs **Karl**, im J. 1639 von einigen unternehmenden Seefahrern zu Boſton in Neuengland wieder erneuert werden ſollten, erhielt ich, **Admiral de Fonte**, den Befehl von Spanien und den Vicekönigen, vier ſtarke Schiffe auszurüſten, und als ſie ſegelfertig waren, ſtachen wir in See von Callao de Lima den 3ten April 1640; nämlich ich, Admiral **Bartholomäus de Fonte**, im Schiff genannt der **Heilige Geiſt** (*Eſpiritu Santo*), der Viceadmiral **Don Diego de Penneloſſa** in dem Schiffe **Santa Lucia**, **Pedro de Bonardä** in dem Schiffe **Roſaria**, und **Philip de Ronquillo** im Schiffe König Philipp.“

„Den 7ten April um fünf Uhr Nachmittags befanden wir uns in der Gegend von St. Helena, zweihundert Seemeilen, an der Nordſeite der Bay von **Guayaquil** in 2° S. Br., und gingen im Hafen St. Helena innerhalb des Vorgebirges vor Anker. Hier nahm jede Mannſchaft eine Quantität Erdharz, gemeiniglich Theer genannt (an Bord). Es iſt von dunkler ins Grüne ſpielender Farbe, und ein vor-

---

*) Der Brief iſt augenſcheinlich aus dem Spaniſchen überſetzt. Wahrſcheinlich ſtand im Original bloß *Pe.* als Abkürzung für *Preſidente*; der Ueberſetzer machte aber in ſeiner Einfalt **Prinz** daraus. Dies merkt **Dalrymple** an, in ſeinem *Plan for promoting the Furtrade*, p. 19.

**) Im Engliſchen ſteht *Calo of Lima.* Solcher Beweiſe von des Ueberſetzers geringer Bekanntſchaft mit der Spaniſchen Sprache, Geſchichte und Rechtſchreibung kommen viele vor.

treflinches Mittel gegen den Scharbock und die Waſſerſucht; man braucht es auch als Theer für das Schiff, wir aber bedienten uns deſſen nur als Arznei. Es quillt aus der Erde hervor, und iſt daſelbſt in Menge vorhanden.“

„Den 10ten gingen wir beim Kap del Paſſao über den Aequator; den 11ten umſchifften wir Kap de Francisko in 1° 7′ N. Br. und ankerten in dem Fluſſe S. Jago, wo wir mit einem großen Netz eine Menge guter Fiſche fingen. Von jedem Schiffe begaben ſich einig Leute ans Land, und tödteten einige Ziegen und Schweine, die man dort häufig wild antrift. Andere von den Eingebornen kauften zwanzig Dutzend Truthühner, Enten und eine Menge vortreflicher Früchte, in einem Dorfe, welches zwei Spaniſche Seemeilen (6⅓ Engl. Meilen) den S. Jagofluß hinaufwärts, am linken Ufer liegt. Der Fluß iſt für kleine Fahrzeuge gegen vierzehn Spaniſche Seemeilen von der Mündung hinauf in ſüdöſtlicher Richtung ſchiffbar, ungefähr den halben Weg nach der ſchönen Stadt Quita, in 22 Minuten ſüdlicher Breite, einer ſehr reichen Stadt.“

„Den 16ten April ſegelten wir ab vom San Jagofluß nach dem Hafen und der Stadt Raleo (Realejo) 320 Seemeilen W. N. W. etwa in 11° 14′ N. Br. Der Berg S. Miguel bleibt links, und die Spitze Caſamina (*Caravina*) rechts liegen. Der Hafen Raleo iſt ſehr ſicher, und wird gegen die See von den Inſeln Ampallo und Mangreza, welche beide mit eingebornen Indianern ſtark bevölkert ſind, nebſt noch drei kleinen Inſeln gedeckt *). Raleo liegt nur vier Meilen über Land vom obern Theile des Sees Nicaragua, der in 12° N. Br. unweit der Korn- oder Perleninſeln in die Nordſee fällt. Hier, in der Stadt Raleo, wo man vortrefliches Bauholz von dichtem Gefüge, unter andern eine röthliche Ceder, und alle übrige Materialien zum Schiffbau in Menge vorräthig hat, kauften wir vier lange, gut betakelte Schaluppen, zum Segeln, vor Anker Liegen und Rudern gebauet, von zwölf Tonnen Laſt und von zwei und dreißigfüßigem Kiel.“

„Den 26ften ſegelten wir von Raleo nach dem Hafen Saragua oder eigentlich Salagua innerhalb der Inſeln und Untiefen Chamily, (*Chiametla*) weshalb auch die Spanier den Hafen ſelbſt oftmals mit dieſem Namen nennen. Er liegt

---

*) In Neuſpanien bauet man nur zu Raleo große Schiffe.

liegt in 17° 31′ N. Br., 400 Seemeilen N. W. b. W. etwas weſtlich von Kalee. Von der Stadt Saragua, etwas öſtlich von Chamily bei Saragua und von Compoſtella in der Nähe dieſes Hafens, nahmen wir einen Schiffer (*maſter*) und ſechs Matroſen auf, die des Perlenhandels mit den Eingebornen an der Oſtſeite von Kalifornien kundig waren. Sie fiſchen auf einer Bank in 19° N. Br. von den Untiefen (*Baxos*) von S. Juan in 24° N. Br. 20 Seemeilen N. N. O. vom Kap San Lukar, der Südoſtſpitze von Kalifornien. Der Schiffer, den der Admiral de Fonte *) mit ſeinem Fahrzeug und ſeinen Matroſen gemiethet hatte, berichtete dem Admiral, daß zweihundert Seemeilen nordwärts vom Kap S. Lukas eine Strömung von Norden der Strömung von Süden begegnete, und daß er gewiß dafür hielte, es (nämlich Kalifornien F.) müſſe eine Inſel ſeyn. Don Diego Penneloſſa, (Schweſterſohn von Don Luis de Haro) ein junger Edelmann von vielen Kenntniſſen und Fähigkeiten in der Kosmographie und Schifffahrtskunde, übernahm die Unterſuchung, ob Kalifornien eine Inſel wäre oder nicht; denn bis dahin wußte man nicht, ob es eine Halbinſel oder Inſel ſey. Sein Schiff und die vier Schaluppen, die ſie zu Raleo gekauft hatten, und der Schiffer ſammt den Matroſen, die zu Salagua gemiethet wurden (gingen auf dieſe Entdeckung aus.")

„Der Admiral de Fonte ſegelte von ihnen mit den andern drei Schiffen innerhalb der Inſeln Chamily den 10ten Mai 1640. In der Gegend des Kap Abel (*Chriſtabel*) an der Weſtſüdweſtſeite von Kalifornien in 26° N. Br. 160 Seemeilen N. W. b. W. von den Inſeln Chamily, ſetzte ſich der Wind feſt in Südſüdoſten, ſo daß er vom 26ſten Mai bis zum 14ten Junius den Fluß los Reyes in 53° N. Br. erreicht hatte, ohne nur ein Bramſegel einnehmen zu müſſen, auf einer Fahrt von 866 Seemeilen N. N. W. 410 Seemeilen vom Hafen Abel bis Kap Blanco, und 456 Seemeilen bis Rio de los Reyes, wobei die ganze Zeit über ſehr angenehmes Wetter war. Hier ſteuerte er 260 Seemeilen in krummen Durchfahrten (oder Kanälen, *channels*) zwiſchen Inſeln, die er den Archipelagus von San Lazarus nannte, wo ſeine Schiffsboote viele Meilen weit voran ſegelten, um das Senkblei zu werfen, und zu ſehen, welche Tiefe, und wo Felſen oder Sandbänke wären.“

---

*) Hier iſt ein Uebergang von der erſten zur dritten Perſon, woraus man auf Erdichtung und Unächtheit hat ſchließen wollen. Allein Herr Dalrymple merkt an: wenn dies hinreichend wäre, einer ſeemänniſchen Nachricht das Verdammungsurtheil zu ſprechen, ſo müßte man viele Manuſkripte von unbezweifelter Aechtheit, die er ſelbſt beſitzt, ſämtlich verwerfen. Es iſt gar zu natürlich, wenn Handſchriften kopirt oder überſezt werden, hier und dort, der Kürze wegen, oder weil eben nichts Wichtiges vorkommt, die Nachrichten nur auszugsweiſe zu liefern; wobei es ſich denn wieder trift, daß zuweilen die eigenen Worte des Originals eingerückt werden, um den Sinn nicht zu verfälſchen. Kommen nun gar Anmerkungen zwiſchen ( ) Klammern in den Text, ſo kann es ſich ereignen, daß eine ſolche Handſchrift, wenn ſie einem ſorgloſen oder unwiſſenden Herausgeber in die Hände geräth, genau ſo wenig Zuſammenhang behält, wie der hier mitgetheilte Aufſatz. A. a. O. p. 18.

„Den 22ſten Junius ſchickte der Admiral de Fonte einen von ſeinen Kapitains, Pedro de Barnarda *), daß er einen ſchönen, ſanftſtrömenden Fluß mit tiefem Waſſer hinaufſegeln ſollte. Er ging erſt Nord, ſodann Nordoſt, dann Nord und Nordweſt in einen großen mit Inſeln angefüllten See mit einer ſtark bevölkerten Halbinſel; die Einwohner in dieſem See waren friedliche, gutartige Leute. Man nannte ihn den See Velasco. Kapitain Barnarda verließ hier ſein Schiff; denn den ganzen Fluß hinauf hatte er nicht weniger als 4, 5, 6, 7 und 8 Faden Tiefe gehabt, und Fluß und See waren reichlich mit Lachsforellen und großen, weißen, bisweilen zwei Fuß langen Perſchen beſetzt. Hier aber ſegelte er zuerſt in drei großen Indianiſchen Booten, von ihnen Periagos **) genannt, die aus zwei großen, funfzig bis ſechzig Fuß langen Bäumen gemacht werden, von den Schiffen im See ab, 140 Seemeilen Weſt, und ſodann 436 O. N. O. bis in 77° N. Breite.“

„Nachdem der Admiral de Fonte den Kapitain Barnarda auf die Entdeckung der nordöſtlichen Gegend des Tatariſchen Meeres ausgeſchickt hatte, ſegelte er einen ſehr ſchiffbaren Fluß, den er Rio de los Reyes nannte, hinauf in nordöſtlicher Richtung, doch zuweilen nach einer oder der andern Seite abweichend, ſechzig Seemeilen weit. Der Fluß war zur Ebbezeit ſchiffbar, und hatte wenigſtens vier bis fünf Faden Tiefe. In beiden Flüſſen ***) ſteigt die Fluth beinahe gleich hoch, nämlich im Fluß los Reyes vier und zwanzig Fuß zur Zeit des Vollmonds und des Wechſels, und wenn der Mond S. S. O. ſtand, war es hoch Waſſer. Im Fluſſe de Haro ſteigt es zur Zeit des Voll- und Neumonds zwei und zwanzig Fuß. Sie hatten zwei Jeſuiten mit, die auf ihren Miſſionen bis zum 66ſten Grad nördlicher Breite gekommen waren und merkwürdige Beobachtungen gemacht hatten."

---

*) Nicht einmal dieſelben Namen werden gleichförmig geſchrieben; dieſer Barnarda hieß eben Bonardá.

**) Dies iſt nicht ſo zu verſtehen, als ob die Einwohner des Sees Velasco dieſe Kähne Periagos nennten, ſondern es iſt der Indianiſche, in Neuſpanien übliche und gangbare Name.

***) Man ſieht, wie nachläſſig das Excerpt gemacht iſt, da hier der zweite Fluß noch nicht genannt iſt, und gleichwohl ſchon von beiden Flüſſen geſprochen wird.

„Der Admiral de Fonte erhielt einen Brief vom Kapitain Barnarda, datirt den 27ſten Junius 1640: daß er ſein Schiff im See Velasco, in einem ſichern Hafen, zwiſchen der Inſel Barnarda und der Halbinſel Conibaſſet, gelaſſen hätte. Vom See ginge ein Fluß mit drei Fällen, achtzig Seemeilen, und fiele in 61° in das Tatariſche Meer. Er ſchiffte mit den Jeſuiten *) und ſechs und dreißig Eingebornen in drei von ihren Booten, nebſt zwanzig von ſeinen Spaniſchen Matroſen. Das Land hätte eine nordöſtliche Richtung. An Mundvorrath würde es ihnen nicht fehlen, denn das Land hätte dreierlei Wildpret in Ueberfluß; die See und die Flüſſe lieferten vortrefliche Fiſche in Menge, und Brodt, Salz, Oel und Branntwein hätten ſie mitgenommen. Er verſicherte, daß er thun würde, was nur möglich wäre."

„Beim Empfange dieſes Briefes vom Kapitain Barnarda war der Admiral bei einem Indianiſchen Flecken, Conoſſet, einem angenehmen Orte, an der Südſeite des Sees Belle angekommen, wo die beiden Patres Jeſuiten zwei Jahre lang auf ihrer Miſſion geweſen waren. Der Admiral war mit ſeinen Schiffen am 22ſten Junius eine Stunde vor Hoch-Waſſer in den See gekommen. Er fand keinen Waſſerfall, und vier bis fünf, ja im See Belle meiſtens ſechs und ſieben Faden Tiefe. Bis zur halben Fluth bemerkt man einen kleinen Fall; aber fünf Viertelſtunden vor Hoch-Waſſer läuft die Fluth ſchon gelinde in den See. Der Fluß hat friſches oder ſüßes Waſſer zwanzig Seemeilen oberhalb der Mündung oder Einfahrt des Fluſſes de los Reyes. Lachſe, Lachsforellen, Hechte, Perſche und Barben, nebſt zwei andern dieſem Fluß eigenthümlichen und wohlſchmeckenden Fiſchgattungen, ſind häufig im Fluß und im See; auch ſagt der Admiral de Fonte, daß die Barben aus Rio de los Reyes und dem See Belle ſeines Bedünkens weit delikater ſchmecken, als die in irgend einem andern Welttheil *).“

---

*) Alſo hatten dieſe wohl dem Admiral ſeinen Brief überbracht; denn ſie waren jetzt bei dem Admiral.

„Den 1ſten Julius 1640 ſegelte der Admiral de Fonte von ſeinen übrigen Schiffen **), die in einem guten, durch eine ſchöne Inſel gedeckten Hafen lagen, nach einem Fluß, den ich ***) Parmentiers nannte, zu Ehren meines einſichtsvollen und fleißigen Gefährten, Herrn Parmentiers, der alles in und um dieſen Fluß mit der größten Genauigkeit aufzeichnete. Wir kamen über acht Fälle, in allem zwei und dreißig Fuß ſenkrecht von dem Urſprunge des Fluſſes im See Belle. Er ergießt ſich in den großen See, den ich den See de Fonte nannte, und wo wir den 6ten Julius ankamen. Dieſer See iſt 160 Seemeilen lang und 60 breit; die Länge erſtreckt ſich Oſtnordoſt und Weſtſüdweſt, und die Tiefe iſt zwanzig bis dreißig, auch an einigen Stellen ſechzig Faden. Man findet vortreflichen Kabeliau und ſehr großen fetten Leng (*ling*) in Menge darin. Es ſind daſelbſt einige ſehr große und zehn kleine Inſeln mit ſtaudigem Geſtrupp bewachſen; das Moos wird ſechs bis ſieben Schuh lang, und das Muusthier (Elenn), eine ſehr große Hirſchart, nebſt anderen kleineren Rehen und Dannhirſchen, werden davon im Winter fett. Wilde Kirſchen, Erdbeeren, Johannisbeeren, Heidelbeeren findet man in Ueberfluß, imgleichen wildes Geflügel, Auerhähne, Rebhühner, Truthühner, und an der Südſeite auch Seevögel in Menge. Eine ſehr große fruchtbare Inſel in dem See hatte eine große Anzahl Einwohner und vortrefliches Bauholz, als Eichen, Eſchen, Ulmen und Fichten von beträchtlicher Höhe und Dicke.“

„Den 14ten Julius ſegelten wir aus dem Oſtnordoſt-Ende des Sees de Fonte, und kamen durch einen See, den ich *Eſtrecho de Ronquillo* (Ronquillo's Enge) nannte. Er iſt vier und dreißig Seemeilen lang, zwei bis drei Seemeilen breit, und hat 20, 26, auch 28 Faden Tiefe. Wir durchſchifften dieſe Enge in zehn Stunden mit einem ſtarken Winde und ganzer Ebbe ****). Wie wir öſtlicher kamen, ward das Land merklich ſchlechter, wie es im Norden ſowohl als im Süden von Amerika der Fall iſt, vom 36ſten Grade der Breite an, nach den beiden äußerſten Enden zu. Die Weſtſeite iſt nicht nur an Fruchtbarkeit, ſondern auch an milder Lufttemperatur wenigſtens um zehn Grade verſchieden, und die beſten Spaniſchen Entdecker zur Zeit Karls des Fünften bis auf Philipp den Dritten haben ſie wärmer als die Oſtſeite befunden, wie ſolches im Alvares, Acoſta, Mariana u. a. m. bemerkt worden iſt.“

---

*) So weit geht das Aprilſtück der Monatſchrift. Was folgt, iſt aus dem Juniusſtück.

**) Vermuthlich auch in einem Kahn oder Boot.

***) Hier läßt der Epitomator den Admiral wieder ſprechen.

****) Dieſe Ebbe mußte alſo wohl ſchon eine Verbindung mit dem nördlichen, oder Eismeer zur Urſache haben!

„Den 17ten kamen wir an einen Indianiſchen Wohnort, und die Indianer ſagten unſerm Dollmetſcher, Herrn Parmentiers, daß in geringer Entfernung von uns ein großes Schiff läge, wo noch nie eins zuvor geweſen wäre. Wir ſegelten hin, und fanden nur einen bejahrten Mann und einen Jüngling. Der Mann war in Abſicht auf angewandte Mathematik der geſchickteſte Mann, den ich je geſehen habe. Mein zweiter Steuermann war ein Engländer, ein vortreflicher Seemann, und mein Konſtabel desgleichen, der mit dem Sohne des Schiffers zu Campeche in Gefangenſchaft gerathen war. Sie ſagten mir, das Schiff käme von Neu-England, aus einer Stadt welche Boſton genannt wird. Den 30ſten kam der Eigenthümer mit der ganzen Mannſchaft an Bord, und der Führer (*Navigator*) oder Befehlshaber des Schiffs, Kapitain Shapley, ſagte mir, der Eigenthümer wäre ein vornehmer Herr und Generalmajor der größten Kolonie in Neu-England, welche Maltechuſets*) heißt. Ich empfing ihn alſo auch wie einen Mann von Stande (*Gentleman*,) und ſagte ihm, mein Auftrag laute zwar dahin, daß ich alle diejenigen, die ich mit der Aufſuchung einer Weſtlichen oder Nordweſtlichen Durchfahrt in das Südmeer beſchäftigt fände, gefangen nehmen ſollte; allein ich wollte ſie als Kaufleute anſehen, die mit den Eingebornen einen Handel um Biber, Ottern und anderes Pelzwerk trieben. Gegen ein kleines Geſchenk von Lebensmitteln, deſſen ich nicht bedurfte, gab ich ihm meinen Diamantring, den ich mit 120 Stück von Achten bezahlt hatte, und den der beſcheidene Mann Schwierigkeit machte anzunehmen. Dem wackern Seefahrer, Kapitain Shapley, gab ich tauſend Stück von Achten für ſeine ſchönen Karten und Tagebücher, dem Schiffseigenthümer Seimor Gibbons ein Viertelfaß guten Peruvianiſchen Wein, und den zehn Matroſen jedem zwanzig Stück von Achten. Den 6ten Auguſt (reiſeten wir zurück) mit ſo ſtarkem Winde, daß wir gleichſam nur vor demſelben hinflogen, und mit Begünſtigung der Strömungen kamen wir den 11ten Auguſt an den erſten Fall des Fluſſes Parmantiers, 86 Seemeilen zurück, und am 16ten Auguſt an Bord unſerer Schiffe, am ſüdlichen Ufer des Sees Belle, vor dem ſchönen Flecken Conoſſet, wo wir alles wohl antrafen. Die ehrlichen Eingebornen von Conoſſet waren in unſerer Abweſenheit gegen die Unſrigen ſehr leutſelig geweſen, und Kapitain de Ronquillo hatte ihrer Höflichkeit und Billigkeit entſprochen.“

---

*) Offenbar eine Verſtümmelung von Maſſachuſets.

Den 20ſten Auguſt brachte mir ein Indianer einen Brief nach Conoſſet am See Belle, vom Kapitain Barnarda, vom 11ten Auguſt datirt. Er berichtete mir, daß er von ſeinem kalten Zuge zurückgekommen ſey, und verſicherte mich, daß es keine Durchfahrt oder Verbindung aus dem Spaniſchen oder Atlantiſchen Meere durch die Davisſtraße gäbe; denn die Eingebornen hätten einen von ſeinen Matroſen an das äußerſte Ende der Davisſtraße geführt, welche ſich in 80° N. Br. in einen See von friſchem Waſſer etwa dreißig Meilen im Umfange endigte. Nordwärts von demſelben befänden ſich erſtaunlich hohe Berge, und nordweſtwärts von dem See wäre das Eis feſt vom Ufer bis in hundert Faden Tiefe, ſo viel er wüßte, vielleicht von Anbeginn der Schöpfung her; die Menſchen wüßten wenig von den bewunderns-würdigen Werken Gottes, beſonders in der Nähe des Nord- und Südpols. Er ſchrieb ferner, daß er von der Inſel Baſſet Nordoſt, und Oſtnordoſt, und Nordoſt zu Oſt bis zum 79ſten Grad nördlicher Breite geſegelt wäre. Hier hätte das Land eine nördliche Richtung genommen, und das Eis auf dem Lande gelegen. In der Folge erhielt ich einen zweiten Brief vom Kapitain Barnarda, von Minhanſet datirt, worin er mich benachrichtigte, daß er den Hafen Arena, zwanzig Seemeilen hinauf im Fluß los Reyes, erreicht hätte, und daſelbſt meine weiteren Befehle erwartete.“

„Ich hatte jetzt einen Vorrath von geſalzenen Speiſen, von Wildpret und Fiſchen, die Kapitain de Ronquillo, auf meinen Befehl, während meiner Abweſenheit eingeſalzen hatte; imgleichen hundert Oxhoſte von Türkiſchem Korn oder Mais. Hiermit ſegelte ich den 2ten September 1640 in Begleitung vieler von den ehrlichen Einwohnern von Conoſſet. Den 5ten September ging ich zwiſchen

Arena und Minhanſet im Fluß los Reyes vor Anker, und ſegelte dann den Fluß hinab in die Nordoſtgegend der Südſee. Hierauf kehrte ich zurück, da ich nunmehr gefunden hatte, daß man durch eine ſo genannte Nordweſtliche Durchfahrt nicht ins Südmeer kommen kann. Die Karte wird dies noch anſchaulicher machen*).

§. 18.

Bemerkungen über dieſe Nachricht.

Wer ſich einen Begrif von der Ungewißheit hiſtoriſcher Angaben und zugleich vom Mißbrauche der Kritik verſchaffen will, der mag ſich die undankbare Mühe nehmen, das verworrene, unzuſammenhängende Gewäſch durchzuleſen, welches müßige Hypotheſenmacher über dieſe unvollſtändige Nachricht von de Fonte's Reiſe verſchwendet haben. Es bedürfte wirklich nicht der Hälfte des Aufwands an Sophismen und unauflösbaren Zweifeln, um die Exiſtenz der berühmteſten Helden, Staatsmänner, Geſetzgeber und Religionsſtifter wegzudiſputiren. Die Schwierigkeit liegt aber gar nicht in der Kunſt parador zu ſeyn und halbe Quartbände hindurch gegen die Authenticität eines Dokuments zu kämpfen; es kommt auch auf Sachkenntniſſe an, die nur Erfahrung lehren, oder Studium mit Urtheilskraft gepaart ſich erwerben kann. Wenige Menſchen haben die Zeit und den Beruf, in die Prüfung eines einzelnen Faktums, wie die Wahrheit dieſer Reiſe, einzugehen; und eben dieſer Umſtand macht jene Erörterungen gefährlich, indem der Wuſt von unverdauten Citaten ſelbſt denkende Männer ſo leicht verführen kann, an eine Gründlichkeit der Behandlung zu glauben und ſich auf die Reſultate des Pſeudokritikers zu verlaſſen. Deſto mehr wird es demjenigen, der Gelegenheit findet eine Reviſion vorzunehmen, zu dringender Pflicht, vor übereilter Annahme dieſer Reſultate zu warnen. Herr Dalrymple ſagt mit Recht, (*Furtrade p.* 20.) die Anmaßung, klüger zu ſeyn als die guten Alten, verleite zu dergleichen Orakelſprüchen; und man müſſe, da Verlachen ſo viel leichter iſt als Unterſuchen, ſich nicht wundern, wenn ſie Beifall erhalten. Will man das Fragment in den *Memoirs of the Curious* recht beurtheilen, ſo kommt zuerſt der ganz erbärmliche Styl in Betrachtung, der warlich einen Stümper im Ueberſetzen verräth. Mit einiger Kenntniß des Engliſchen und Spaniſchen kann man ſogar die Wendungen der Urſchrift errathen, die der unwiſſende Ueberſetzer falſch oder gar nicht verſtanden hat. Das allein räumt ſchon manche Schwierigkeit aus dem Wege. Sodann ergiebt ſich aus einiger Bekanntſchaft mit der Schiffahrt, daß viele Punkte ſich zur vollkommenſten Befriedigung erklären laſſen, die man unbegreiflich findet, wenn man ſein Studierzimmer nie verlaſſen hat. Die Einwendungen gegen die Aechtheit dieſer Nachricht ſind übrigens von zweierlei Art: einige betreffen Nebenumſtände, als die Namen und Verhältniſſe der darin vorkommenden Perſonen; andere ſind aus den geographiſchen Kenntniſſen hergenommen, die man von dem nördlichſten Amerika zu beſitzen glaubte.

---

*) Dieſe Karte iſt nicht bekannt geworden.

1. Man hat gezweifelt, daß ein de Fonte exiſtirt habe und als Seefahrer bekannt geweſen ſey. Dagegen zeugt Don Antonio de Ulloa, der berühmte Spaniſche Admiral: er habe eine Abſchrift von einer Entdeckungsnachricht beſeſſen, ſie aber bei ſeiner Gefangennehmung durch die Engländer auf dem Rückwege von Amerika eingebüßt; der Name des Entdeckers ſey ihm zwar entfallen, allein er glaube doch, es ſey Bartholomeo de Fuentes (die Spaniſche Ausſprache von de Fonte) geweſen *). Ob dieſer de Fonte oder de Fuentes wirklich ein Preſident der *Audiencia* von Chili war oder nicht, iſt eine andere Frage. Daß ein Mann dieſes Namens in dieſem Poſten geweſen ſeyn ſoll, behauptet Drage **) in Erfahrung gebracht zu haben. Wichtiger iſt aber der neulich von Herrn Dalrymple bekannt gemachte Umſtand, daß der berühmte Bürgermeiſter von Amſterdam Nikolaus Witſen, in ſeiner *Noord-en Ooſt-Tartarye. Amſt. Fol.* 1705, (drei Jahre früher als die Bekanntmachung des Briefes in den *Memoirs of the Curious*) erzählt, er hätte ein Manuſkript vor ſich, von dem berühmten Portugieſiſchen Seefahrer de Fonta ***), der im Jahr 1649 auf Koſten des Königs von Spanien das Feuerland (*Tierra del Fuego*) unterſuchte. Dieſe Anekdote beweiſet zwar keine Identität,

---

*) *Deliſle, nouvelles Cartes des découvertes de l'Amiral de Fonte. Paris* 1753. *p.* 20.

**) *Great probability &c. p.* 24.

***) So ſchreibt Witſen dieſen Namen; allein wie werden nicht Namen verunſtaltet? Norton Nicolls, ein Engliſcher Renegat zu Manila im Jahr 1761, ward Don Nicolas Norton genannt. War de Fonta oder de Fonte ein Portugieſe von Geburt, ſo konnte doch in Spanien de Fuentes daraus gemacht werden. S. *Dalrymple, Furtrade. p.* 20.

tität, auch nicht die Wirklichkeit der Reiſe von 1640, aber wenigſtens das Daſeyn eines berühmten Mannes, der de Fonta hieß; in jenem Zeitpunkt; und hiermit giebt ſie einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit gegen diejenigen, die den Brief für eine bloße Erdichtung halten.

2. Herr Dalrymple verſichert, es ſey vollkommen ausgemacht, daß zu jener Zeit ein Generalmajor Gibbons in oder um Boſton gelebt, und den Sir Thomas Button auf deſſen Entdeckungsfahrt nach Hudſonsbay begleitet habe. Auch hat ihn der große Franklin vergewiſſert, daß Kapitain Nikolaus Shapley ein überaus geſchickter Mann geweſen, und deswegen gewöhnlich nur *Old Nic* *) genannt worden ſey. Herr Dalrymple hat im Brittiſchen Muſeum eine handſchriftliche Karte von einem Theile der Küſte von Neu-England geſehen, welche von dieſem Shapley entworfen iſt.

3. Ob de Fonte ein Portugieſe oder ein Spanier geweſen ſey, iſt unentſchieden. Das erſtere vorausgeſetzt, hat man ſeinen Brief für erdichtet gehalten, unter dem Vorwande, daß man keine Portugieſen in Spaniſche Dienſte nehme. Allein Magellan und Cabrilho waren Portugieſen, und ſtiegen zu anſehnlichen Bedienungen in der Spaniſchen Flotte. Dieſes Argument beweiſet alſo nichts, und fällt ganz weg, wenn es ſich am Ende zeigte, daß de Fonte ein Spanier war.

4. Der unzulänglichſte Einwurf gegen die Aechtheit des Briefes wird von dem Umſtande hergenommen, daß keine andere Urkunden von der Reiſe des Admirals de Fonte vorhanden ſind. Einmal iſt das Faktum noch nicht ausgemacht; es kann allerdings ſolche Urkunden geben, ſie ſind nur nicht bekannt. Erwägt man dann aber, was ich hier von dem Schickſale ſo vieler andern Entdeckungsreiſen geſagt habe, ſo wird man ſich nicht wundern, wenn auch von der Reiſe des de Fonte ſich keine Spur weiter erhalten hätte. Aber welch ein Schluß: Wir haben von de Fonte's Entdeckung nur Eine Nachricht; alſo iſt dieſe untergeſchoben! Dieſes Argument konnte hier gar nicht gebraucht werden; die innere Glaubwürdigkeit der Nachricht allein mußte man prüfen.

---

*) Ein Spottname, worunter eigentlich der Teufel verſtanden wird, der aber hier zugleich auf den Taufnamen, und auf Shapley's vermeinte Bekanntſchaft mit magiſchen Künſten zielte. *Drage, great probability &c. p. 65.*

5. In der Erzählung ſelbſt will man unauflösliche Schwierigkeiten gefunden haben. Ich für mein Theil ſehe keine, ob ich es gleich ſehr begreiflich finde, wie de Fonte und Bonarda auf einer inländiſchen Schiffahrt, wo ſie keine aſtronomiſche Beobachtungen, wenigſtens auch nicht einmal mit der damals möglichen Genauigkeit anſtellen konnten, in den Entfernungen der Oerter ſich um vieles geirrt haben mögen. De Fonte behauptet mit Recht, es gebe keine nordweſtliche Durchfahrt; denn er mußte vom See Belle an in Booten nach der Enge Ronquillo ſchiffen, und auf dem Parmentiers-Fluß fand er acht abſchüſſige Stellen oder Fälle, wo das Waſſer bei jedem ungefähr vier Fuß fiel. Dieſe Fälle konnten nur dann die Schiffahrt im Boote hemmen, wenn ſie ſich jäh abſtürzten; nahmen ſie eine lange Strecke ein, etwa wie die Fälle im Dnepr, ſo verhinderten ſie die Beſchiffung des Fluſſes nicht. War aber das erſtere, ſo mußte man, wie es in Amerika gewöhnlich iſt, das Boot ans Land ſchleppen und jenſeits des Falles wieder in den Fluß ſetzen.

6. Der Fluß de los Reyes ſteht auf allen Karten, nur auf einigen irrig in 43°, weil man ihn mit Martin de Aguilar's Einfahrt verwechſelte. In einer Spaniſchen Handſchrift, die von Mexiko den 24ſten Oktober 1770 datirt iſt, und den Marſch der Spaniſchen Truppen nach Monterey im Jahre 1768 beſchreibt, heißt es ausdrücklich: Rio de los Reyes iſt die Gränze der Spaniſchen Entdeckungen *). Alſo ſind wenigſtens die Reſultate von de Fonte's Reiſe bekannt geworden, wenn ſchon die Nachricht von der Reiſe ſelbſt ſich (bis auf dieſen einen Brief) verloren hat. Kein anderer Spaniſcher Seefahrer vor 1640 iſt ſo weit nach Norden gekommen.

Die weiteren Entdeckungen des Admirals de Fonte und ſeiner Gefährten laſſen ſich nicht mit der Genauigkeit beſtimmen, daß man ſie auf der Karte entwerfen könnte. Sie dienen in ihrem jetzigen Zuſtande lediglich dazu, die Aufmerkſamkeit der neueren Seefahrer zu erregen; und hätte nicht die lächerliche Unwiſſenheit des Engliſchen Admiralitätskollegii und des Chefs dieſes Departements, des Grafen Sandwich, im Jahr 1776 den großen Cook durch die abſurdeſten Verhaltungsbefehle von der genauen Erforſchung der Nordweſtküſte von Amerika zwiſchen 40° und 60° N. Breite abgehalten, ſo würden wir um viele Jahre früher mit der wahren

---

*) *Dalrymple, Furtrade.* p. 15. Note a.

Lage jener Länder bekannt und dadurch in Stand geſezt worden ſeyn, de Fonte's Spur vollſtändig zu verfolgen.

§. 19.

Fernere Anzeigen von dem inländiſchen Meere in dieſen Gegenden.

Wenn man, um billig zu ſeyn, aus den unvollſtändigen Nachrichten, die ſich unter den Namen von Martin Chacke, Andres de Urdanietta, Juan de Fuca, Martin de Aguilar und Bartolomeo de Fonte finden, für das Daſeyn Einer oder mehrerer Oeffnungen an der Nordweſtküſte, die zu einem tief ins Innere von Nordamerika gehenden Meere führen, nichts Poſitives ſchließen will; ſo kann man ſich doch nicht entbrechen, bei der Uebereinſtimmung ſo vieler, ganz verſchiedener und auf ganz verſchiedenen Wegen bis zu uns gekommener Nachrichten eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit anzuerkennen, welche auf das Daſeyn eines ſolchen innerhalb Landes befindlichen Weſtmeeres hinzudeuten ſcheint. Dieſes Weſtmeer iſt aber auch auf einer Karte in der Spaniſchen Originalausgabe der *Noticia de California* vom Jahr 1757 ganz beſtimmt angegeben, und Herr Dalrymple hat dieſe Karte ihrer Seltenheit wegen nachſtechen laſſen. Man ſieht hier den Raum zwiſchen den Einfahrten des Martin de Aguilar in 43° und des Juan de Fuca in 47° N. Br. als eine Inſel gezeichnet. Beide Einfahrten führen zu einem ſehr großen mittelländiſchen Meere, welches ſich von 43° bis 60° N. Br. erſtreckt und zwiſchen 40 Graden der Länge eingeſchloſſen iſt. Aus einem Landſee zwiſchen 61° und 63° N. Br., etwas nordoſtwärts von dieſem Meere, läuft ein Fluß, welcher eine ſüdliche Richtung behält, bis er in 52° und 54° in zwei Armen ſich weſtwärts wendet und in das eben beſchriebene Meer fällt. Von Juan de Fuca's Einfahrt geht die Küſte nordweſtwärts bis in den 57° N. Br. Hier findet man einen ſehr weitläuftigen bis 62° gehenden Sund gezeichnet, welcher voll Inſeln und mit zwei aneinander hangenden Seen in Nordnordoſt, die ſich bis 72° N. Br. nahe an Baffinsbay erſtrecken, in Verbindung iſt. Nach Norden hin geht ein anderer Arm in einen weiten bis 76° hinaufgeführten, inſelreichen Weſtlichen Meerbuſen. Dieſe Karte beweiſet, wie mich dünkt, zur Genüge, daß man allerdings in Spanien beſtimmtere Kenntniß von der Lage jener Weltgegend beſaß, als es diejenigen zugeben wollen, die eine jede Nachricht, welche ſich nicht mit ihren Hypotheſen reimt, erdichtet nennen. Die Jeſuiten, denen man die *Noticia de California*, folglich auch dieſe Karte verdankt, ſcheinen alſo doch wohl ſo weit nordwärts gekommen zu ſeyn, wie de Fonte's Brief es behauptet; und da ſie ſelbſt ſolche Zeugniſſe von ihren Entdeckungen vorlegen, ſo fällt abermals eine ſchwache, auf ihrem vermeinten Stillſchweigen beruhende Einwendung gegen die Aechtheit jenes Briefes weg *).

In dem *Arcano del Mare*, welches zu Florenz 1661 herausgekommen iſt, befindet ſich unter andern ſchon eine Karte von der Nordweſtküſte von Amerika, worauf in 47° 20′ N. Br. eine tiefe Bay unter dem Namen *Baia de los Tachaios* angegeben wird. Auch in der Karte von Mexiko, die Don Joſeph Antonio Alzate y Ramirez 1768 herausgegeben hat, ſieht man eine *Laguna de Teguyo* in 41° 30′ N. Br. (alſo vermuthlich nur nach Hörenſagen angegeben,) von welcher es heißt, daß aus der Nähe derſelben die Mexikaner gekommen wären, um ihr Reich zu errichten. Von dieſem See ſpricht ſchon Cox in ſeinen *Carolana p.* 64., wo er eines Kapitains Coxton erwähnt, „der ein Schiff von ſechs und zwanzig Kanonen ausgerüſtet hätte, um das Manilaſchiff zu kapern, welches ſich, wie man ihm berichtet, gewöhnlich in 42° N. Br. der Küſte näherte. Als er aber an die obere Gegend von Kalifornien kam, war es noch zu früh für die Ausführung ſeines Vorhabens; er ſchiffte alſo längs der Küſte hin, und lief in einen Fluß ein, der in einen großen See führte. Unweit der Mündung deſſelben fand er eine bequeme Inſel, wo er ſich zwei bis drei Monathe lang aufhielt, um ſeine Mannſchaft zu erfriſchen. Er hatte zufälligerweiſe einen Mann an Bord, der die Sprache der Eingebornen verſtand. Dieſe Leute bezeigten ſich ſehr freundlich gegen ihn, ſobald ſie wußten, daß er ſeinen Zug gegen die Spanier unternommen habe; er ward ſehr vertraut mit ihnen, und erhielt von ihnen alles, was er brauchte. Er nennt ſie das Volk Thoya; ich finde aber, daß die Spanier in ihren verſchiedenen Expeditionen den Ort Thoyago und bisweilen Tejago nennen. Mit den Spaniern führen ſie öfters Kriege, worin es ihnen noch immer gelungen iſt, die Spanier zurückzuſchlagen. Sie können dreißig bis vierzigtauſend Menſchen ins Feld ſtellen. Dieſe Nationen nebſt noch zwei andern benachbarten, die ihnen wenig nachgeben, hält man für die klügſten und geſittetſten Indianer in Amerika."

---

*) Das gänzliche Stillſchweigen der Jeſuiten wäre kein Beweis gegen de Fonte; aber es iſt ja nicht einmal erwieſen. Iſt denn alles, was nicht in Druck bekannt iſt, darum auch nicht geſchrieben werden? Ich ſelbſt habe die wichtigſten Handſchriften von den Miſſionarien dieſer Geſellſchaft aus Abiſſinien geſehen, die nicht gedruckt und, ſeit der Aufhebung des Ordens, nur durch einen ſeltenen Zuſammenfluß von Umſtänden, von Goa nach England gekommen ſind.

Ein anderes Zeugniß für ein inländiſches Meer findet ſich in einem Spaniſchen Schriftſteller, *Don Franciſco Seixas y Lovera* aufbewahrt. Dieſer erzählt in ſeinem *Theatro Naval Hydrografico*, *Madrid*, 1688. 4. daß Thomas Peche, ein Engländer, im Jahr 1676 hundert und zwanzig Meilen weit in der Meerenge Anian fortgeſegelt ſey, um auf dieſem Wege nach England zurückzukehren; da es aber bereits ſpät im Oktober und der Nordwind nebſt der ſtarken Strömung von Norden her ihm entgegen geweſen wäre, ſo hätte er ſeinen Lauf zurück nach Kalifornien und dann längs Neuſpanien und Peru gerichtet und wäre durch Magellans Meerenge im Jahr 1677 nach Hauſe gekommen.

Selbſt die ſo lange verfochtene irrige Meinung, daß Kalifornien eine Inſel ſey, ſcheint auf einem Mißverſtande beruhet zu haben, den nur eine unvollkommene Kenntniß des inländiſchen Meeres oberhalb dieſer Halbinſel veranlaſſen konnte. Endlich muß man noch die mancherlei Zeugniſſe hinzurechnen, welche Delisle geſammelt hat, um darzuthun, daß man in Kanada das Daſeyn eines mittelländiſchen Meeres an der Weſtſeite von Amerika längſt, und zwar auf die Ausſage der Indianer, geglaubt habe; wohin auch noch die Nachricht gehört, daß am Fuße des Gebirges von glänzenden Steinen die Fluth ſteigt und fällt, obgleich dieſes Gebirge noch mehr als dreihundert geographiſche Meilen[*]) von der Küſte Neu-Albion entfernt iſt. Die Berichte der Eingebornen in Louiſiana und in Neu-Mexiko ſtimmen mit dieſen Kanadiſchen Nachrichten überein. D'Eſpejo, der den Fluß Colorado, welcher in den rothen Meerbuſen (*Mar Vermejo*) zwiſchen Kalifornien und Neuſpanien fällt, hinaufwärts reiſete, hörte, je weiter er kam, deſto mehr von dem großen Meere reden, und la Hontan, der in 46° N. Br. ſehr weit nach Weſten gedrungen iſt, erfuhr von der Nation der Moſemleks, daß ein anderer Stamm, den ſie Tahuglauks nannten, an einem groſſen Meere wohnte und an deſſen Ufern wenigſtens hundert verſchiedene Niederlaſſungen (*villes*) inne hätte. Dieſe Tahuglauks kleiden ſich in Thierfelle, tragen pyramidaliſche Mützen, ſind verhältnißmäßig gegen die anderen Nordamerikaniſchen Stämme in den Künſten ſehr geübt und auf eine höhere Stufe der Kultur gelangt [*]. Mir iſt die Aehnlichkeit zwiſchen dieſer Beſchreibung und demjenigen, was wir jetzt von den Einwohnern des Nutkaſundes wiſſen, einigermaßen aufgefallen. Gewiß läßt es ſich nicht läugnen, daß dieſes letzt genannte Volk vor den Horden im innern Nordamerika gewiſſe Vorzüge einer weitern Ausbildung beſitzt; und exiſtirt ein Meer innerhalb des Landes, welches Nutkaſund umgiebt, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß die Völkerſchaft an ſeinen Ufern mit den Nutkaern verwandt ſeyn kann.

---

[*]) Engliſche geographiſche Meilen, 60 auf einen Aequatorsgrad. Alſo ſind jene 300 = 75 deutſchen Meilen.

§. 20.

Verfolg der Entdeckungen im Nordoſten von Amerika.

Während der Zeit, daß Spanien Verſuche machte, an der nordweſtlichen Küſte von Amerika eine Durchfahrt aus dem großen in den nordatlantiſchen Ocean zu finden, waren andere Nationen bemühet, eben dieſe Durchfahrt wo möglich von der nordöſtlichen Seite zu entdecken. Die näheren Umſtände dieſer Entdeckungsverſuche hier aufzuzählen, gehört nicht zu unſerm Zweck; es wird hinreichend ſeyn, wenn wir im Allgemeinen erinnern, daß die unglaubliche Geduld und Beharrlichkeit, die zumal die Engländer in dieſen Unternehmungen zeigten, keinesweges mit glücklichem Erfolge gekrönt worden ſind. Zwar iſt der ungeheuer große Meerbuſen im höchſten Norden, der ſich unter dem Namen der Baffinsbay bis hinauf in 79° Nördlicher Breite erſtreckt, und an der Oſtſeite von der — Inſel? oder — Halbinſel Grönland begränzt wird, und hiernächſt auch ein zweiter tiefer Buſen, die Hudſonsbay, die zwiſchen 52° und 65° N. Br. liegt, dem Fleiße der Entdecker nicht entgangen. Allein dieſe Entdeckungen, von denen beſonders die letztere für den Pelzhandel ſo wichtig geweſen iſt, daß eine Handlungskompagnie unter dem Schutz eines ihr bewilligten Monopoliums daſelbſt verſchiedene Poſten angelegt und ihre Handelsplätze mehrere hundert Meilen weit im Innern des Landes errichtet hat, ſcheinen nur die unüberwindlichen Hinderniſſe, welche die Natur in dieſer Gegend der Schifffahrt entgegenſetzt, in ein helleres Licht geſtellt zu haben. So wenig es der Wunſch und das Intereſſe der Hudſonsbay-Kompagnie ſeyn konnte, die Auffindung einer Durchfahrt zu begünſtigen, ſo iſt es nach ſo vielen mißlungenen Verſuchen doch wohl für ausgemacht anzunehmen, daß nur noch wenige Stellen übrig ſind, wo eine Straße zwiſchen dem Atlantiſchen und dem noch weſtlicher gelegenen Eismeer als möglich gedacht werden kann. In der Hudſonsbay giebt es, wie man jetzt mit ziemlicher Zuverſicht behaupten kann, nur Eine ſolche Stelle, nämlich in der ſo genannten Repulſebay, um den 67ſten Grad nördlicher Breite. Es iſt wahr, daß Middleton, der einzige Seefahrer der dieſen Buſen je beſuchte, hier im Jahr 1742 keinen Durchgang gefunden hat; allein ohne die Beſchuldigung gegen ihn geltend zu machen, die Arthur Dobbs und andere eifrige Verfechter der nordweſtlichen Durchfahrt auf ihn wälzten, als ſey er von der Hudſonsbay-Kompagnie beſtochen worden: ſo muß es doch jedem, der nur einigermaßen mit dem Entdeckungsgeſchäfte praktiſch bekannt iſt, ſehr lebhaft auffallen, daß die kurze Zeit, die auf dergleichen Unterſuchungen der Küſten verwendet wird, keinesweges hinreichend iſt, um ein Endurtheil fällen zu können. Man läuft in einen Buſen ein, der vielleicht vierzig Seemeilen im Durchmeſſer hält; man nähert ſich beiden Ufern, findet Land auf beiden Seiten, ſieht es auch wohl vom Maſtkorbe rund um den ganzen Horizont, und kehrt zurück in der Ueberzeugung, daß hier keine Oeffnung zu finden ſey; da doch nichts in der Welt möglicher iſt, als daß, vermittelſt der Lage und Richtung der Küſten, der Eingang einer Durchfahrt verdeckt bleiben und nur in der Nähe ſichtbar werden konnte. Die Karten, welche die Indianer um Hudſondsbay angegeben haben, ſtimmen mit allen mündlichen Ausſagen dahin überein, daß ſie eine Kommunikation zur See zwiſchen Repulſebay und dem Eismeer in der Gegend des von Hearne entdeckten Koppermine-(Kupfergruben-)Fluſſes vermuthen laſſen. Dieſe Durchfahrt konnte vielleicht Shapley gefunden haben, als de Fonte ihm auf den Flüſſen aus Südweſten entgegen kam. Mit ihr wäre aber der Schifffahrt noch wenig geholfen, da ſie die Nothwendigkeit verausſetzt, an den Küſten des Eismeers bis in die Behringsſtraße fortzuſchiffen, und ſich alſo der Gefahr vom Eiſe eingehemmt zu werden, beſtändig auszuſetzen. Die Möglichkeit einer nordweſtlichen Durchfahrt, welche ſüdlicher als die eben erwähnte ginge, und das Land von Amerika etwa in ſüdweſtlicher Richtung von der Hudſonsbay aus durchſchnitte, iſt durch die Reiſe zu Fuß, die Herr Hearne von den Handelspoſten in Hudſonsbay bis an das Eismeer vorgenommen hat, gänzlich verſchwunden; denn geſetzt auch, daß ſeine Berechnung der Breite des Orts, wo er das Eismeer berührte, wie ſie in der Vorrede zu Cook's dritter Reiſe angegeben wird, die Küſte um viertehalb Grade zu weit nach Norden ſetzte, ſo wäre doch ſchon eine Breite von 68° 15′ hoch genug im Norden, um alle mögliche Kanäle aus der Hudſonsbay, den aus der Repulſebay ausgenommen, gänzlich abzuſchneiden.

---

[*] *Voyages du Baron de la Hontan dans l'Amérique ſeptentrionale. La Haye*, 1706. 12. *p*. 224. u. f.

§. 21.

Entdeckungen der Ruſſen.

Es gehört zu den merkwürdigſten Erſcheinungen, welche die Ueberlegenheit des Menſchen über die ganze Natur recht anſchaulich machen, daß ſelbſt die roheſten, von Hülfsmitteln beinahe gänzlich entblößten Völker, ohne die Vortheile die uns in unſerem verfeinerten Zuſtande die Vervollkommnung der Künſte und Wiſſenſchaften faſt überall darbietet, den Gefahren der Elemente getrotzt, in kleinen, unſicheren Fahrzeugen ungeheure Meere beſchifft und die entlegenſten Küſten beſucht haben. In der Geſchichte der Vernunft, wenn man ſie je entwerfen ſollte, wäre die Aufzählung dieſer Unternehmungen unſtreitig einer der wichtigſten Abſchnitte; die Bevölkerung der Erde und das Band der Völker unter einander beruhet faſt gänzlich auf gewagten Schifffahrten. Amerika konnte freilich im Norden leicht aus dem nahen Lande der Tſchuktſchen bevölkert werden; allein der große Abſtand der ſüdlicheren Bewohner dieſes Welttheils (vom 56ſten Grad der Breite an nach dem Aequator und über denſelben hinaus gerechnet,) von den Eskimos, den Grönländern, den Aleuten und ihren Verwandten, deutet offenbar auf einen andern Urſprung. Die Sonnenkinder in Peru und die Stifter einer ſittlichen Verfaſſung in Mexiko ſchwammen vielleicht eben ſo, wie die Bewohner der Südſeeinſeln, auf kleinen Kähnen über ungeheure Räume des Meeres, und verpflanzten die Begriffe des öſtlichen Aſiens in die andere Hälfte der Erde. Wollte man aber an ihrer Ueberkunft auf dieſem Wege zweifeln, ſo bewundern wir doch mit Recht die kühnen Schifffahrten der Normänniſchen

männiſchen Helden, die im neunten Jahrhundert Island und Grönland, und im elften ſogar die ſüdlicher gelegenen Küſten von Nordamerika entdeckten. Ohne die Magnetnadel brauchen, ohne die Polhöhe meſſen, geſchweige die Länge berechnen zu können, ohne einen richtigen Begriff von der Geſtalt und Größe der Erde zu beſitzen, ohne ein ordentliches Tagebuch zu führen, mit ungeſchickten Fahrzeugen und einer höchſt mangelhaften Zurüſtung, wagten dieſe Abentheurer ſich über das Meer, und — was ungleich wichtiger und merkwürdiger iſt — ſie wußten den Weg nach ihrer Heimath zurück zu finden. Etwas Aehnliches, obwohl nicht nach dieſem großen Maaßſtabe, liefert uns die Geſchichte der erſten Ruſſiſchen Verſuche im Norden und Oſten dieſes großen Reiches. Die ganze nördliche Gränze von Aſien längs dem Eismeere ward von Ruſſen entdeckt und beſchifft. Ruſſiſche Abentheurer verirrten ſich bis nach Spitzbergen, und Deſchnew, ein Koſake und Abkömmling der Entdecker und Eroberer Sibiriens, fuhr ſchon 1648 um die nordöſtlichſte Spitze von 1648. Aſien durch die Meerenge, welche dieſen Welttheil von Amerika ſcheidet, nach dem Fluſſe Anadir. Mit eben ſo wenig Kenntniß der mathematiſchen Nautik wurden die Ruſſiſchen Eroberer der Halbinſel Kamtſchatka durch den einträglichen Pelzhandel nach dem großen Archipelagus hinüber gelockt, der ſich an die Amerikaniſche Halbinſel Alaska anſchließt und den durch die Behringsſtraße ſtürzenden Strom des Eismeers bricht. Nicht zufrieden mit der Entdeckung und Beſitznahme dieſer Inſeln, folgten ſie der Küſte durch jenes kalte, rauhe, von unaufhörlichen Stürmen zerwühlte Meer, ſammelten mit Lebensgefahr in ihren kleinen Fahrzeugen das reiche Pelzwerk von den Eingebornen, und erreichten ſchon den 55ſten Grad der Länge vom Hafen St. Peter und Paul, eine Entfernung, die mehr als vierhundert Deutſche Meilen in gerader Linie, und, wie die Fahrt genommen werden muß, mehr als ſechshundert ſolche Meilen beträgt.

Dieſe Handelsfahrten wären für den Geographen unfruchtbar geblieben, wenn ſie nicht von Zeit zu Zeit die Aufmerkſamkeit der Regierung auf ſich gezogen und die Sendung geſchickter Seeofficiere mit allen erforderlichen Hülfsmitteln zu genauerer Beſtimmung der Lage der Oerter veranlaßt hätten. Bereits im Jahre 1728 durch- 1728. ſchiffte der Kapitain Vitus Behring die in der Folge nach ihm benannte Meerenge, welche Deſchnew zuerſt befahren hatte, und kam von Niſchnei Kamtſchatkoi

Oſtrog bis an das Vorgebirge Serdze Kamen (Herzſtein) in 67° 18′ N. Breite. So ward alſo zum erſtenmal durch zuverläſſige Beobachtungen beſtimmt, daß die beiden großen Landmaſſen unſerer Erdkugel nicht aneinander hangen, obgleich die Entdeckung der Amerikaniſchen Küſte zwiſchen 65° und 66° N. Breite, die Gwosdew 1730. im Jahr 1730 machte, eben ſo deutlich zu erkennen gab, daß ſie einander in jener nördlichen Gegend ſehr nahe kommen, und vielleicht nur durch irgend eine heftige Revolution, deren der Erdball in den älteſten Abſchnitten ſeines Daſeyns ſo viele erlitten haben kann, von einander getrennt worden ſind. Die Wichtigkeit dieſer Entdeckung feuerte den Hof von St. Petersburg zu neuen und größeren Unternehmungen an. Behring ward zum zweitenmal mit ſeinen ehemaligen Gefährten Spangberg und Tſchirikow nach den öſtlichſten Gränzen von Aſien geſchickt, um die von Engländern und Spaniern ſo oft vergeblich geſuchte Nördliche Durchfahrt wo möglich aufzufinden. Man hat von den ungeheuren Koſten und der Anſtrengung der Kräfte, die zu einer ſolchen Ausrüſtung gehören, keine richtige Vorſtellung, wenn man nur bei dem Gedanken verweilt, daß zu der bevorſtehenden Reiſe fünf oder ſechs Fahrzeuge von unbeträchtlicher Größe ausgerüſtet wurden. Allein einen beſſern Maaßſtab giebt die Länge der Zeit, welche lediglich mit dem Transport der Geräthe und Materialien, und zu der nöthigen Vorbereitung auf die Reiſe verſtrich. Im Jahr 1733 ging Behring von St. Petersburg ab, und erſt im Jahr 1738 konnte er den Kapitain Spangberg auf die Unterſuchung der Kuriliſchen Inſeln ausſchicken, die er aber im Jahr 1739 erſt vollendete. Im Junius 1741 konnte endlich Behring mit zwei Schiffen, wovon Tſchirikow das zweite kommandirte, ſeine größere Entdeckungsreiſe antreten. 1741. Die Unfruchtbarkeit der öſtlichen Küſten von Aſien, ihre unwirthbare Kälte, ihr gänzlicher Mangel an Bäumen und vorzüglich an Bauholz aller Art, die Höhe der Gebirge, welche ſich zwiſchen dem Lauf der öſtlichen und der nördlichen Sibiriſchen Flüſſe ziehen — Alles ſchien dem Bau und der Betakelung der Ruſſiſchen Schiffe unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg zu legen; allein der edle Stolz der Kaiſerin, der Muth ihrer Officiere, und das Beharren von beiden Seiten beſiegten den Widerſtand der Natur. Behring entdeckte auf dieſer Reiſe die Inſeln, welche öſtlich längs der Halbinſel Alaſka liegen, Kadjak oder Kodiak, Schumagins Inſeln, und die Nebelinſel (Tumannoi Oſtrow) Er erreichte die Bay, die jetzt ſeinen Namen führt (in 59° 18′ N. Br. und 220° 29′ O. Länge von Greenwich,) und beſtimmte die Lage der beiden Vorgebirge St. Elias und St. Hermogenes, zwiſchen denen ſich, wie Cook's Entdeckungen zeigen, die beiden großen Buſen, der Prinz Wilhelms Sund und der Cooksfluß, nach Norden hin erſtrecken. Auf der Rückreiſe ward er am Scharbock ſo gefährlich krank, daß er das Bett hüten und die Führung ſeines Schiffes dem Lieutenant Waxel anvertrauen mußte. Die ganze Mannſchaft erkrankte ebenfalls an dieſer furchtbaren Peſt der Seefahrer; und um das Maaß ihrer Leiden voll zu machen, litt ſie unweit der Küſten von Kamtſchatka Schiffbruch an einer Inſel, die durch den Tod des Befehlshabers ſeinen Namen erhielt. Tſchirikow hatte während der Zeit die Küſten von Amerika etwas ſüdlicher als Behring, nämlich in 56° N. Breite, und nach ſeiner Rechnung 60°, im Grunde aber beinahe 70°, öſtlich von St. Peter und Paul berührt, und war den 11ten Oktober glücklich nach Kamtſchatka zurückgekommen.

Durch dieſe Entdeckungsreiſe war nunmehr der Umriß der Amerikaniſchen Küſte gegen Norden hin im Allgemeinen beſtimmt. Man hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß ſie von Kalifornien an, bis gegen den 60ſten Grad nördlicher Breite, ihre nordliche Richtung beizubehalten, von dieſem Parallelkreiſe an aber ſich wieder bis zum 55ſten Grad ſüdweſtlich herabwärts zu ziehen, und dann erſt nach Norden zu dem von Gwosdew berührten Lande, Tſchukotskoi Nos gegenüber, zwiſchen 65° und 66° hinaufzuſteigen ſchien. Allerdings waren es nur einzelne, oft hundert Meilen von einander entfernte Punkte, die man bis jetzt beſtimmt hatte; zwiſchen ihnen konnte noch manche weite Durchfahrt liegen, und es blieb dem Fleiß und dem Unternehmungsgeiſte künftiger Entdecker noch viel zu erforſchen übrig. Die unruhige Periode in der Ruſſiſchen Geſchichte, die auf jene Entdeckung folgte, und hernach der ſchwere ſiebenjährige Krieg unterbrachen die Operationen des Ruſſiſchen Hofes auf dieſer Seite, bis die jetzt regierende Kaiſerin im Jahr 1768 dem 1768.
Kapitain Krenitzyn den Befehl ertheilte, die mittlerweile durch die Reiſen der Pelzhändler bekannt gewordenen Inſelgruppen aufzunehmen und bis an das feſte Land zu verfolgen. Das Reſultat dieſer Reiſe und der Privatunternehmungen, die Bragin und Saikof 1772 vollführten, finden wir in den Karten, welche Coxe 1772.
in England und Pallas in Rußland herausgegeben haben; der Archipelagus, der,

von der Halbinſel Alaska weſtwärts in einem Bogen hingeſtreuet, das ſeichte Meer von Kamtſchatka gegen Süden begränzt, iſt, wenn nicht mit der Genauigkeit womit Cook ſeine Entdeckungen zu beſtimmen pflegte, doch bereits, was die Zahl und verhältnißmäßige Lage der Inſeln betrift, ziemlich ſorgfältig erforſcht.

Dieſe Beſtimmungen gehörten nur zu den entfernten Vorbereitungsanſtalten, die einem weit umfaſſenden Entdeckungsplane vorangehen mußten. Cook's Beſchiffung dieſer Gegenden fiel zwiſchen jene Reiſen und den zur Ausführung eines größern Vorhabens beſtimmten Zeitpunkt. Dem Scharfblick der Kaiſerin konnten die großen Ausſichten nicht entgehen, die ſich hier für den Flor ihres ungemeſſenen Reiches und beſonders ſeiner öſtlichen Provinzen öffneten. Wir leſen im Tagebuche des Franzöſiſchen Konſuls Leſſeps, daß ein Engliſcher Seeofficier, Namens Billings, im Jahr 1788 alle die Schwierigkeiten aufs neue bekämpfte, welche ſein Vorgänger Behring funfzig Jahre zuvor überwand, um nach dem Hafen Ochotzk die Materialien und Vorräthe zum Bau und zur Ausrüſtung eines neuen Entdeckungsgeſchwaders zu führen. Wir leſen hier im Tagebuche des Schiffskapitains Douglas, (S. 290.) daß der Spaniſche Kapitain Don Eſtevan Joſeph Martinez, während ſeines Aufenthalts auf Unalaſchka, im Jahr 1788 in Erfahrung gebracht hatte, von Europa aus würden Ruſſiſche Schiffe daſelbſt erwartet, um die Entdeckung von Amerika zu vollenden und vielleicht bequemere Handelspoſten auf der nordweſtlichen Küſte dieſes Welttheils anzulegen. Dieſe Nachrichten enthalten indeß nur Bruchſtücke eines Plans, welcher der großen Beherrſcherin Rußlands vollkommen würdig war. Der Augenblick ſchien da zu ſeyn, wo Amerika zwiſchen Rußland, Japan und China ein dauerhaftes, auf gegenſeitiges Bedürfniß gegründetes Band knüpfen ſollte; und ſelten werden ſo viele günſtige Umſtände zugleich ſich wieder zum Vortheile der Wiſſenſchaften ſo glücklich vereinigen: der Wille und die Weisheit einer mächtigen Monarchin; das Talent eines jungen Seemannes, der in Cook's Fußtapfen getreten wäre; die freie Wahl jedes einzelnen zu dieſer Unternehmung aufgerufenen Gehülfen! In dem Augenblick, da ich dieſes ſchreibe, wären vielleicht die Erwartungen übertroffen, die Europa ſich von der erſten Ruſſiſchen Weltumſchiffung machen durfte, und auch mir wäre das Loos zugefallen, an Entdeckungen Theil zu nehmen, die jetzt nur Möglichkeiten einer fernen Zukunft bleiben.

Handelseiferſucht ſtörte dieſes ſo glücklich und großgedachte Unternehmen; die Barbaren an der Propontis lieſſen, ohne es nur gewahr zu werden, ſich als Werkzeuge einer ſchlaueren Politik brauchen, und forderten den Krieg, der den Untergang ihres Reiches bereitet hat. Rußland verſchwendete ſeine Schätze, und das Blut ſeiner tapfern Krieger floß auf den erſtürmten Mauern von Otſchakow und Jsmail; aber auch Mulowsky, der zum Anführer jener neuen Entdeckungsfahrt auserkohrene Mann, ward das Opfer ſeines Heldenmuths *). Wenn die Verkettung der Begebenheiten den wohlthätigſten Entwürfen ſo in den Weg tritt und ſie ohne unſer Zuthun vereitelt, dann dürfen wir vielleicht ſagen, daß die Welt für manches Gute noch nicht reif zu ſeyn ſcheint! — Doch genug hiervon an dieſem Orte.

§. 22.

Neue Spaniſche Reiſen.

Seit dem Jahre 1764 hatten die Engländer dreimal die Welt umſchifft, als die Spaniſche Regierung endlich im Jahr 1773 gleichſam aus ihrer Lethargie erwachte, und von Callao in Peru eine neue Entdeckungsreiſe veranſtalten ließ. Ihre Politik hat aber die Bekanntmachung ſowohl dieſer, als einiger folgenden Unternehmungen nicht für rathſam erachtet. Dünkte es ſie wirklich ſo gefährlich, die Lage der Inſeln und Länder, welche andere Seefahrer vor den ihrigen genau beſtimmt hatten, dem Publikum zu verrathen? — oder, daß ich Scherz in Ernſt verwandle, ſchämte ſie ſich, der Welt zu geſtehen, daß man nichts ausgerichtet und im Jahr 1790 noch keine gültigeren Anſprüche, als die Schenkungen in Alexanders des Sechſten Demarkationsbulle, auf den Beſitz der von Cook erforſchten Weltgegenden aufzuweiſen hätte? Allein es war ja nicht die Schuld der braven und geſchickten Officiere, eines Langara y Huarte, eines Buenechea, eines Heceta, eines Bodega y Quadra, eines Martinez, daß der Fluch des Mönchsregiments alle Sehnen jener einſt ſo großen und ſo edlen Monarchie gelähmt hatte und ihre Herrſcher gegen ihren eignen Vortheil, wie gegen die Wohlfahrt des Staats, erblinden ließ. War ihnen durch die Trägheit und Gleichgültigkeit eines bis in die Wurzel verderb-

---

*) Er fiel in dem Gefecht am 26ſten Julius 1788 bei Bornholm auf der Oſtſee, als Brigadier-Kapitain und Befehlshaber eines Linienſchiffs, im acht und zwanzigſten Jahre ſeines Alters.

ten Regierungsſyſtems die Ehre der erſten Entdeckung in vielen Fällen entgangen, ſo forderte doch die Gerechtigkeit gegen ihre Verdienſte eine vollkommene Darlegung alles deſſen, was ſie in Befolgung ihres Auftrags ausgerichtet hatten. Nicht genug alſo, daß man ihnen lange die Mittel vorenthielt ſich zu Ruhm und Ehre hinaufzuſchwingen, kümmerte man ihnen auch den Antheil, den ſie mit Aufopferungen aller Art ſo theuer erkauften, und das in einer Monarchie, deren Grundpfeiler Ruhm und Ehre ſind. So wundre man ſich aber auch nicht mehr, wenn dieſe Grundfeſten endlich ſinken, und das modernde Gebäude, worin nur noch Ungezieſer gedeihen, plötzlich zuſammenſtürzt und ſie in Schutt begräbt.

Auf einer von den Reiſen, die vor dem Jahre 1775 unternommen wurden, — das genaue Jahr und der Name des Befehlshabers ſind unbekannt — ſollen die Spanier bis zum 55ſten Grad nördlicher Breite an der Nordweſtküſte gekommen 1775. ſeyn. Im Jahre 1775 ſchiffte Don Bruno de Heceta bis zu 57° 57′ Nr. Br. Die Punkte, wo er die Küſte berührte, waren in 41° 7′ der Hafen Trinidad, in 57° 2′ das Vorgebirge Enganno, in 57° 11′ der Hafen Guadalupe, in 57° 18′ dicht neben dem vorigen der Hafen de los Remedios, und auf dem Rückwege in 55° 17′ der Hafen Bucarelly, der dieſen Namen zu Ehren des damaligen Vicekönigs von Meriko erhielt. Der letzte auf dieſer Fahrt beſuchte Ort ward der Hafen de la Bodega genannt, und iſt wahrſcheinlich kein anderer, als der bereits im Jahr 1579 von Sir Francis Drake entdeckte und nach ihm benannte Hafen. Er liegt in 38° 18′ N. Br. Ein kurzes Tagebuch dieſer Reiſe, von Don Antonio Maurelle, dem zweiten Steuermann auf einer dabei gebrauchten Galiote, hat man, ungeachtet der Spaniſchen Geheimnißkrämerei, in England abſchriftlich erhalten und zum Druck befördert *). Von einer ſpätern Reiſe längs dieſer Küſte im Jahre 1779 findet man ein ſchönes Denkmal in Herrn Dalrymple's großer Kartenſammlung, wo No. 24. in der XIV. Klaſſe einen ſehr ſorgfältig und mühſam ausgearbeiteten Abriß des Hafens Bucarelly, den die Engländer einen Sund nennen würden, darſtelle. Auf dieſem Blatte lieſt man zugleich die Notiz, daß Don Juan Francisco de la (Bodega y) Quadra dieſen Hafen im Jahre 1779 genau unterſucht habe. Seine Breite wird hier auf 55° 19′ N., und die Länge auf 27° 9′ W. von dem Vorgebirge St. Lukar in Kalifornien beſtimmt. Sir John Macpherſon, Gouverneur von Madras, erfuhr von einigen Spaniſchen Officieren, mit denen er während ſeines Aufenthalts am Vorgebirge der guten Hoffnung Bekanntſchaft machte, daß die Spanier vor Kurzem in 47° 45′ N. Br. eine Einfahrt entdeckt hätten, durch welche ſie in ſieben und zwanzig Tagen bis in die Nähe von Hudſonsbay geſegelt wären. Der Gouverneur theilte dieſe Nachricht Herrn Charles Greville mit, der ſie ſeinem Freunde Alexander Dalrymple zur Bekanntmachung übergab*). Die genaue Uebereinſtimmung dieſer Entdeckung mit der Erzählung des Griechen Juan de Fuca erregte mit Recht die Aufmerkſamkeit des Geographen; allein an eine weitere Befriedigung iſt wohl nicht eher zu denken, als bis Engliſche Seefahrer ſich den Wink zu Nutze machen, und die Lage des inneren Amerika durch Bekanntmachung ihrer Wahrnehmungen im eigentlichen Verſtande entdecken. Eine verheimlichte Entdeckung iſt etwas Ungereimtes, ein Unding, worauf ſich niemand berufen darf. — Jetzt bliebe noch die Reiſe des Don Martinez übrig, die aber in der Folge einen deſto ſchicklicheren Platz erhalten wird, da ſie unter den Entdeckungsreiſen keinen zu verdienen ſcheint.

---

*) Die Engliſche Ueberſetzung ſteht in *Barrington's Miſcellanies. London.* 1781. 4., und von Herrn Pallas iſt eine Deutſche in die Neuen Nordiſchen Beiträge, (St. Petersburg. 1782. 8.) III. B. S. 198. eingerückt worden.

§. 23.

Kapitain James Cook.

Die bereits erwähnte geheime Inſtruktion, womit man den großen Seemann James Cook auf ſeine dritte Entdeckungsreiſe ſchickte, lautet ausdrücklich:

„Bei Eurer Ankunft an der Küſte von Neu-Albion müßt Ihr in den erſten „bequemen Hafen einlaufen, um Euren Holz- und Waſſervorrath zu ergänzen und „Erfriſchungen zu bekommen, alsdann aber weiter nordwärts längs der Küſte bis „zum 65ſten Grad der Breite oder noch weiter ſchiffen, falls Euch kein Land oder Eis „im Wege iſt; auch wohl bedacht ſeyn, keine Zeit mit Unterſuchung „der Flüſſe und Einbuſen oder ſonſt zu verlieren, bis Ihr die erwähnte

---

*) *Dalrymple's Plan for promoting the Furtrade &c. p. 21. 22.*

„Breite von 65° erreicht, wohin wir wünſchen, daß Ihr im künftigen Junius gelangen möget u. ſ. w.“

Wenn man die Karte vor ſich hat, und dieſen Befehl dagegen hält, ſo erkennt man auf den erſten Blick, daß eine buchſtäbliche Befolgung dieſer widerſinnigen Vorſchrift uns um alle Entdeckungen, die Cook hier machen konnte, gebracht haben würde. Schon hat ſie uns die wichtigſten unverantwortlich geraubt, indem Cook bis zu dem Punkte, wo die Küſte ſich in 59° der Breite weſtwärts wendet, nur Einmal einen Hafen ſuchte und fand. Die Anmaßung, da wo alles unbeſtimmt und unbekannt iſt, das Verhalten des Entdeckers vorausbeſtimmen zu wollen, hat nur Eine Entſchuldigung für ſich, die ärger als die Sünde ſelbſt iſt, nämlich die gänzliche Hintanſetzung der wiſſenſchaftlichen Vortheile, die man ſich von einer genauen geographiſchen Unterſuchung der Nordweſtküſte von Amerika mit Zuverſicht verſprechen konnte, gegen den eingebildeten Vortheil der Auffindung einer nordweſtlichen Durchfahrt, die doch, nach der damals dem Admiralitätskollegio ſchon bekannten Wanderung des Herrn Hearne, bis in 72° N. Br. hinaufgehen mußte, folglich, wie ſich *a priori* wiſſen ließ, des Eiſes wegen kaum in zehn Jahren einmal ſchiffbar ſeyn konnte. Daher kam es denn, daß Cook die Küſte von Amerika, oder, wenn man ſie näher beſtimmen will, von Neu-Albion, in 44° 33′ N. Br. zuerſt hinan fuhr. Ein Vorgebirge, welches ſich hier zeigte, lag in 44° 55′ N. Br. und 235° 54′ O. Länge, und erhielt den Namen *Cape Foulweather* (Vorgebirge des böſen Wetters). Cook kreuzte des widrigen Windes wegen noch etwas ſüdlicher, ſo daß er das Kap Blanco in 43° 10′ und zwei noch nicht bekannte Spitzen, Kap Gregory in 43° 30′ und Kap Perpetua in 44° 6′ N. B. beſtimmen konnte. Hier hätte er Martin de Aguilar's Fluß oder Einfahrt aufſuchen können; allein das war ihm ja ausdrücklich verboten! In 47° 5′ N. Br. ſchien ſich eine Oeffnung darzubieten; aber bald glaubte man annehmen zu müſſen, es ſey nur flaches Land geweſen, und daher erhielt die unmittelbar dabei nordwärts liegende Spitze den Namen *Cape Flattery* (Schmeichelei oder falſche Erwartung.) Hier wäre der Ort geweſen, Juan de Fuca's Meerenge aufzuſuchen, und ſo lange zu beharren, bis man ſie entweder gefunden, oder ihre Erdichtung unläugbar dargethan hätte. Statt deſſen war Nutka oder König Georgs Sund in 49° 36′ N. Br. und 233° 17′ O. L. der erſte Hafen, den

Cook an dieſer Küſte beſuchte, als ihn der Waſſermangel nöthigte, ſich der desfalls zugeſtandenen gnädigen Erlaubniß zu bedienen. Beim Auslaufen aus dieſem Hafen hinderte ihn ein Sturm, ſich der Küſte vor dem $55^{\text{ſten}}$ Grad wieder zu nähern, ſo gern er es auch gethan hätte, um dem Streit über das „unwahrſcheinliche Mährchen", wie er es nennt, von **de Fonte's Meerenge** ein Ende zu machen. Indeß wagte er es doch nicht, auch nur Einen von den vielen Häfen, die ſich ihm zwiſchen jener Breite und der Gegend, wo die Küſte ſich nach Weſten lenkt, in ſo großer Anzahl zu öffnen ſchienen, mit ſeiner bekannten Genauigkeit zu unterſuchen, ſondern begnügte ſich, die Stellen anzudeuten, wo er aus der Ferne ganz ſichtbar den Eingang zu dieſen Ankerplätzen wahrgenommen hatte, und die Lage der merkwürdigen Landſpitzen, wie z. B. des **Kaps Enganno** der Spanier, welches er **Kap Edgecumbe** nannte, des **Kreuz-Kaps** (*Croſs cape*) und des **Kaps Suckling** aſtronomiſch zu beſtimmen. Die Bayen, die er an dieſer Küſte entdeckte, aber nicht unterſuchen durfte, ſind die **Inſel-Bay** (*Bay of Islands*), der **Kreuz-** (*Croſs*) **Sund**, die **Behringsbay** und **Comptrollers Bay**. Indem er nun weſtwärts fortſchiffte, kam er endlich an den Eingang eines ſehr geräumigen Buſens, welcher ſich tief und faſt unabſehbar nach Norden erſtreckte. Hier wagte er es alſo, nähere Unterſuchungen anzuſtellen, denen wir den erſten Abriß von **Prinz Wilhelms Sund** verdanken. Die Oſtſpitze des Eingangs, oder das **Kap Hinchingbrooke**, in 60° 15′ N. Br. und 213° O. Länge liegt jedoch nach neueren Beobachtungen auf einer Inſel; und überhaupt möchte wohl das Innere dieſes großen Buſens künftig noch näher unterſucht werden müſſen, um mit Zuverläſſigkeit entſcheiden zu können, ob er nicht mit den großen Einfahrten auf beiden Seiten, ſowohl nach Oſten als nach Weſten, durch einige noch nicht ganz erforſchte Arme zuſammenhange. **Cook** eilte indeß, da er zu einer nordweſtlichen Durchfahrt keinen Anſchein fand, noch weiter nach Weſten, und entdeckte jetzt den langen, merkwürdigen Arm der See, der ſich zwiſchen **Kap Eliſabeth** und **Kap Douglas** von 59° bis auf 61° 30′ N. Br. erſtreckt, und ſeitdem in England, ſeinem verewigten Entdecker zu Ehren, der **Cooksfluß** (*Cooks River*) genannt worden iſt *), weil er wirklich die

---

*) Wer dieſe Benennung ſchicklich findet, darf nicht **Martin de Aguilar's Einfahrt** wegdiſputiren, weil ſie ebenfalls nur ein **Fluß** genannt wird. Eigentlich hält es auch ſchwer, die Gränze zu

Gewäſſer eines der größten Ströme in der bekannten Welt empfängt, deſſen fernere Unterſuchung wahrſcheinlich den Zugang zu den großen Landſeen im Innern von Amerika erleichtern und ſolchergeſtalt eine inländiſche Kommunikation zwiſchen der Oſt- und Weſtküſte eröffnen wird.

Vom Eingange dieſes Buſens oder Fluſſes an, erſtreckt ſich die Nordamerikaniſche Küſte weſtſüdweſtwärts bis an die von den Ruſſen ſchon beſuchte Südſpitze der Halbinſel Alaska. Nachdem ſich Cook auf der Inſel Unalaſchka mit Waſſer aufs neue verſehen hatte, vollendete er die Umſchiffung jenes ſchmalen Landſtreifs bis in einen tiefen Buſen, den er Briſtolbay nannte. In ihrer Vertiefung fand er einen anſehnlichen Fluß, den Briſtolfluß, deſſen Mündung in 58° 27′ N. Br. und 201° 55′ O. Länge liegt. Von dem Kap Newenham (man ſpricht Njunham) der Nordweſtſpitze dieſer Bay, in 58° 42′ N. Br. und 197° 36′ O. L. bis *Shoal Neſs* (der Landſpitze der Untiefen) in 60° N. Br. läuft die Küſte beinahe in gerader Richtung nach Norden; allein Cook ſah ſich genöthigt, auf die weitere Verfolgung derſelben in dieſer Gegend Verzicht zu thun, indem das Waſſer für ſeine Schiffe zu ſeicht ward. Er ſteuerte nun in die Behringsſtraße, und durch dieſelbe nordwärts bis in 70° 29′ N. Br. und 198° 20′ O. L., wo er die letzte von ihm geſehene Landſpitze auf der Amerikaniſchen Seite das Eiskap nannte. Nach vielen fruchtloſen Bemühungen, durch das Eis zu dringen, welches ihm die weitere Fahrt nach Norden verſperrte, entſchloß er ſich zu Ende des Auguſtmonats 1778, zur Rückreiſe, und erforſchte noch den Theil der Küſte, welcher von der Behringsenge an ſüdoſtwärts hin einen Buſen bildet und ſich in eine Bay endigt, welche er Nortonſund nannte. Im folgenden Jahre machte Kapitain Clerke nach dem Tode ſeines bewunderten Anführers im Monat Julius einen zweiten eben ſo fruchtloſen Verſuch, das mit dem Strom des nordiſchen Meeres hier andringende Eis zu durchbrechen.

§. 24.

Beſchiffung von Nordweſt-Amerika ſeit Cook.

Um ſich eine richtige Vorſtellung von den Entdeckungen an der Nordweſtküſte von Amerika, ſoweit Cook ſie getrieben hatte, und von ihrem Verhält-

---

beſtimmen, wo man annehmen ſoll, daß der Fluß aufhöre und das Meer anfange; die Höhe, wohin die Fluth das ſalzige Waſſer führt, iſt nicht hinreichend zu dieſer Beſtimmung, wo die Lage der Ufer ſo augenſcheinlich wie hier eine durch die Wirkung des Fluſſes hervorgebrachte Bildung verräth.

niſſe zur gänzlichen Erforſchung derſelben zu machen, iſt es nicht genug, daß man einen Blick auf ſeine Karte von jener Gegend wirft; ſondern man muß dabei an den kleinen Maaßſtab denken, der die Entfernungen von mehreren Meilen zu einem unmeßbaren Punkte verkleinert und noch geringere ganz verſchwinden läßt. Im Allgemeinen hatten wir jetzt einen Abriß von der Richtung der Küſte; wir wußten, daß ſie bis zum 60ſten Grade der Breite nordweſtlich fortſtreicht, alsdann aber, vom 220ſten Grad O. Länge an, Weſt, hernach Südſüdweſt und zuletzt Weſtſüdweſt in einem Bogen herunterſteigt, und aus 55° Nördlicher Breite, in 196° O. Länge, wieder Oſtnordoſtwärts, und, nachdem ſie zwei große Buſen gebildet hat, nordwärts bis an das Eiskap in 70° 29′ N. Br. geht. Allein noch waren unzählige Theile dieſer ſo weit ausgedehnten Küſte einer nähern Unterſuchung fähig; man hatte große Strecken theils gar nicht, theils nur aus der Ferne geſehen und ihre verſchiedenen Biegungen, ja ſelbſt die Buchten, Häfen und Durchfahrten zwiſchen Inſeln, die dem Auge dort wie an einander hangende Theile derſelben Küſte erſchienen, nicht einmal gewahr werden können. Hieraus folgte alſo unmittelbar, daß die Wünſche des Geographen auch durch dieſe große Reiſe des berühmteſten und vortreflichſten Seefahrers noch nicht befriedigt ſeyn konnten, wenn man auch zugeben mußte, daß eine ſchiffbare nordweſtliche Durchfahrt aus dem ſtillen Meere in das Atlantiſche, ſich nunmehr wohl ſchwerlich würde realiſiren laſſen. Die Wiſſenſchaft hätte indeß eine neue Ausrüſtung, die bloß ihre Zwecke zu befördern beſtimmt geweſen wäre, lange vergebens wünſchen können. Der Trieb, die Handlung zu erweitern und neue Quellen des Gewinns zu eröffnen, mußte ihr dagegen zufällig dienen. Die Kapitaine Gore und King, denen die traurige Pflicht oblag, nach Cook's und Clerke's Abſterben ihre Schiffe wieder nach England zu führen, hatten auf ihrem Rückwege den Hafen Makao in China berührt, und dadurch der Mannſchaft Gelegenheit gegeben, einiges Pelzwerk, welches ſie in Nordamerika erhandelt hatte, um einen ſehr hohen Preis an die Chineſer zu verkaufen. Beſonders fanden die Seeotterfelle im Chineſiſchen Markte einen Abſatz, der die geſpannteſte Erwartung dieſer Seefahrer weit übertraf. Kapitain King gründete auf dieſen Umſtand in ſeiner Nachricht von der Reiſe die Berechnung eines mit vielem Vortheil zu führenden Handels zwiſchen China und der Nordweſtküſte von Amerika. Dieſe Berechnung war ſo einleuchtend, daß die Kaufleute in allen Theilen des Brittiſchen Reiches zu derſelben Zeit von einem eifrigen Unternehmungsgeiſt ergriffen wurden und ſich zur Ausrüſtung verſchiedener Handelsſchiffe verbanden. In China, in Bengalen, zu Bombay an der Küſte Malabar und in England ſelbſt, wurden Anſtalten getroffen, ſich des neuen Gewinns, den Cook's Entdeckungen der Engliſchen Nation gleichſam erworben hatten, frühzeitig zu verſichern; und einige Abentheurer fuhren ſogar unter Kaiſerlicher Flagge, um die Privilegien der Oſtindiſchen und Südſee-Kompagnieen zu umgehen. Auch in den vereinigten Staaten von Nordamerika fanden ſich einige begüterte Männer, die von jenen glänzenden Ausſichten ihren Vortheil zu ziehen wünſchten. Selbſt die Spanier wurden aufmerkſam auf die allgemeine Impulſion, die ſich in den Brittiſchen Häfen wahrnehmen ließ, und ſchickten ihre Seeotterfelle von Monterey und Kalifornien nach den Philippineninſeln, und von da nach China.

Als man es ſich zum Geſchäft machte, das Nordamerikaniſche Pelzwerk längs den Küſten aufzuſuchen und von den Eingebornen des Landes einzutauſchen, ſah man ſich bald genöthigt, (wenn ich mich ſo ausdrücken darf) den gebahnten Weg zu verlaſſen, und die Häfen, die Cook's letzte Seereiſe bekannt gemacht hatte, nur als Stationen oder Vereinigungspunkte anzuſehen, um von dort aus nordwärts und ſüdwärts zu fahren und in jeder Bucht oder jedem Hafen, der ſich darböte, mit neuen Völkerſchaften bekannt zu werden und ihren Pelzvorrath zu erhandeln. Auf dieſe Weiſe gab die Einſammlung von Rauchwaare die Veranlaſſung zu einer genaueren Erforſchung der Küſte. Faſt jeder Seefahrer, der es wagte, ein Schiff in jene Gegenden zu führen, brachte neue geographiſche Entdeckungen mit zurück; allein bis jetzt ſind die wenigſten Tagebücher dieſer verſchiedenen Reiſen in öffentlichem Druck erſchienen, und es wäre, wenn ſie durch einen Zufall verloren gingen, leicht möglich, daß nach Verlauf eines Jahrhunderts die Exiſtenz dieſer Reiſen ſich eben ſo wenig erweiſen lieſſe, als man jetzt das Daſeyn eines de Fonte oder eines de Fuca, und die Wirklichkeit der von ihnen erzählten Entdeckungen mit gleichzeitigen Urkunden belegen kann. Es wird daher kein überflüſſiges Unternehmen ſeyn, wenigſtens die bisher bekannt gewordenen Namen der verſchiedenen Seefahrer, die ſeit Cook jene Küſte beſucht haben, hier aufzuzählen und ſo kurz als möglich anzugeben, was ſie zur Erforſchung derſelben leiſteten.

1. James Hanna lief mit einer kleinen Brigantine im April 1785 von Makao aus, kam im Auguſt nach König Georgs oder Nutka-Sund, wo er eine gute Ladung von Seeotterfellen einſammelte, und kehrte noch im December deſſelben Jahres wieder nach Makao zurück. Auf dieſer erſten Reiſe machte er keine neue Entdeckungen. 1785.

2. Im Mai des folgenden Jahres ſegelte er in einem größern Fahrzeuge (der Schnau Seeotter) nach der Küſte von Amerika, und kehrte im Februar 1787 zurück. Auf dieſer Reiſe*) glückte es ihm, den 8ten September nordwärts von Nutkaſund die große Bay zu finden, welche ſüdoſtwärts von den Königin Charlottens Inſeln liegt, indeß dieſe von andern Seefahrern entdeckt wurden. Er nannte einen großen Sund in der Nordoſtgegend dieſer Bay Fitzhugh Sund, Herrn William Fitzhugh zu Ehren. Weiter nordwärts zeigte ſich eine Oeffnung, die er Mackintoſh's Inlet (Einfahrt) nannte. Das Land nahm hier eine weſtnordweſtliche Richtung, und endigte ſich in einen ſchönen runden Berg, der wie ein kleiner doppelter Pik ausſieht und die Nordſpitze der Bay ausmacht, welche jetzt den Namen Kap Cox erhielt. Ein heftiger Sturm trieb ihn aus dieſer Bay hinaus, aus welcher zugleich eine ſehr ſtarke Strömung kam; und die ganze See war dabei um und um mit Bäumen, Blättern, Gras und allerlei abgeſpültem Schutte bedeckt, welches zuſammen aus Fitzhugh Sund herabgeflößt ward. Den 11ten September ſteuerte er wieder mit gutem Winde in dieſen Sund hinein, und ſah eine größere Menge von ſchwimmenden Bäumen u. ſ. w., als er jemals in der Mündung eines Fluſſes geſehen hatte. Noch immer wollte es ihm nicht gelingen, in den Sund einlaufen zu können. Als er endlich den 14ten September hineinkam, fand er den Eingang ſechs oder ſieben Engliſche Meilen breit, und die Richtung des Sundes ging gerade gegen Norden, ſo daß man dorthin nichts als Luft und Waſſer ſehen konnte. Das weſtliche Ufer iſt hohes Land, welches ſich wie rundliche Hügel zeigt, und kleine Buchten bildet. Das öſtliche beſteht aus unzähligen Inſeln, zwiſchen denen viele 1786.

---

*) Meares ſagt in ſeiner Einleitung irrig, Kapitain Hanna habe ſeine Entdeckungen auf der erſten Reiſe gemacht. Auſſer demjenigen, was in der Einleitung zu Dixon's Reiſe hierüber geſagt wird, habe ich für meine Behauptung das Zeugniß des Herrn Alexander Dalrymple, der die Tagebücher von Kapitain Hanna's beiden Reiſen handſchriftlich beſitzt.

Häfen, Bayen und andere Ankerplätze ſich wahrnehmen laſſen. Dieſe Inſeln erſtrecken ſich, allem Anſchein nach, noch ſehr weit oſtwärts, und ſind, wie alles Land in dieſer Gegend, bis zum Gipfel der Berge mit Fichten bewachſen, welche indeß kleiner als die in Nutkaſund ſind. Herrn Hanna kam, wegen der beſtändig herausgehenden Strömung und wegen der Menge des herabſchwimmenden Holzes, der ganze Sund wie ein Fluß vor. Er beſtimmt die Lage dieſes Sundes (*Fitzhugh Sound*) in 51° 34′ N. Br., und 231° 50′ O. Länge. Auf dem ſüdweſtlichen Lande, welches die Bay umgiebt, fand er nach der Seeſeite in 50° 41′ N. Br. und 231° 24′ O. Länge einen ſehr bequemen Hafen, den er den Seeotter-Hafen nannte*). — Zu weiteren Entdeckungen hatte der wackere Seefahrer diesmal keine Zeit; und ehe er eine dritte Reiſe antreten konnte, raffte ihn eine Krankheit weg.

1786. 3. Kapitain Peters ging im Julius 1786 mit der Schnau Lerche ebenfalls von Makao ab, und verunglückte an der Kupferinſel (Mednoi Oſtrow) im Kamtſchatkaiſchen Meere, wie dies umſtändlicher in Meares Reiſen erzählt wird. Von ſeinen etwanigen Entdeckungen an der Japaniſchen Küſte iſt uns alſo nichts aufbewahrt worden.

4. Die Kapitaine Lowrie und Guiſe führten unter der beſondern Aufſicht des Herrn Strange, eines Beamten der Oſtindiſchen Kompagnie, zwei Schiffe unter den Namen Kapitain Cook und Experiment zu Anfange des Jahrs 1786 von Bombay nach Nutkaſund. Herr David Scott war der Hauptunternehmer dieſer Ausrüſtung. Von Nutkaſund gingen ſie längs der Küſte bis nach Prinz Wilhelms Sund, und ſahen zum erſtenmal die Geſtade, welche hernach von Kapitain Dixon für Inſeln erkannt und mit dem Namen Königin Charlottens Inſeln belegt wurden.

5. In Bengalen wurden Kapitain Meares und Kapitain Tipping ebenfalls im Jahr 1786 mit den Schnauen Nutka und Seeotter ausgeſchickt. Die Entdeckungen des Erſtern ſchränken ſich bloß auf die Berichtigung der Küſte ſüdwärts vom Cooksfluß ein; er durchſchiffte hier eine Meerenge, welche von Kap Douglas bis Foggy- (Nebel-) Kap das öſtliche Land abſchneidet und als zwei große Inſeln darſtelle, deren eine das Kadiak der Ruſſen iſt. Die Meerenge nennt er

---

*) *Dalrymple, Furtrade* p. 12. u. f.

Petries Straße. Seine ſchreckliche Ueberwinterung in Prinz Wilhelms Sund wird in dieſem Bande erzählt. Von ſeinem Gehülfen Tipping weiß man nur, daß, nachdem er Malakka verlaſſen, er ſeinen Weg zwiſchen Korea und Japan genommen, die Kuriliſchen Inſeln berührt und in Prinz Wilhelms Sund angelangt iſt. Hier fand er die Kapitaine Lowrie und Guiſe, durch welche man in der Folge dieſe wenigen Nachrichten von ſeiner Reiſe erhalten hat. Da er aber nicht hoffen konnte, ſeinen Endzweck in einem Hafen zu erreichen, wo dieſe beiden Seefahrer vermuthlich ſchon ein näheres Verkehr mit den Eingebornen hatten, ſo lief er wieder aus dem Sunde, und, wie man glaubt, nach dem Cooksfluß. Man hat aber ſeitdem nichts von ihm geſehen und gehört, und ſo wäre denn die Seeotter das zweite Fahrzeug, welches auf dieſen Handelsverſuchen verunglückte.

6. In England entſtand eine Verbindung von Kaufleuten, an deren Spitze ſich vorzüglich die Gebrüder Etches befanden. Dieſe wußten ſich daſelbſt von der Südſee-Kompagnie eine Erlaubniß zu bewirken, und zugleich mit der Oſtindiſchen Kompagnie einen Vergleich zu treffen, vermöge deſſen ihre Schiffe auf der Rückreiſe von China eine Ladung Thee für Rechnung der Kompagnie nach England mitnehmen ſollten. Ihre erſte Ausrüſtung beſtand aus den beiden Schiffen König Georg und Königin Charlotte, die den Kapitainen Nathanael Portlock und Georg Dixon anvertrauet wurden. Sie liefen im September 1785 von England aus, und kehrten in drei Jahren zurück, nachdem ſie die Weltumſchiffung glücklich vollendet hatten. Ihre Reiſen, wovon die vorliegende Sammlung den umſtändlichſten Bericht abſtattet, ſind für die nautiſche Geographie von gutem Erfolg geweſen und haben verſchiedene Gegenden der von Cook unerforſcht gelaſſenen Küſte ergänzt. Am Eingang in den Cooksfluß, in dem Zwiſchenraume der ihn von Prinz Wilhelms Sund trennt, und auf den großen Inſeln in dieſem Sunde, haben ſie mehrere Häfen entdeckt. Ihnen verdankt man die Kenntniß, daß das Kap Hinchingbrooke auf einer Inſel liegt. Dixon beſuchte und beſtimmte ferner die Admiralitätsbay, den Norfolkſund bei Kap Edgecumbe, den Hafen Banks und die große Gruppe der Königin Charlottens Inſeln, die zwiſchen 54° 30′ und 51° 45′ N. Br. liegen. Portlock ſeiner Seits ent-

deckte in 57° 47' N. B. den **Portlocks-Hafen**, unterſuchte den **Salisbury-Sund**, deſſen Eingang in 57° 35' N. Br. liegt, und fand, daß das **Kap Edgecumbe** die Spitze einer langen ſchmalen Inſel iſt, und daß alſo **Norfolk-** und **Salisbury-Sund** durch Kanäle zuſammenhangen.

1787. 7. Kapitain **Barclay** führte zu Anfange des Jahres 1787, das Schiff der **Kaiſerliche Adler**, unter kaiſerlicher Flagge, von **Oſtende** und **England** nach **Nutkaſund**. Hier erforſchte er die Küſte ſüdwärts bis 47° 9' N. Br., und beſtimmte die Lage verſchiedener Häfen, Einfahrten und Landſpitzen, welche für den künftigen Seefahrer von Wichtigkeit ſeyn können. Unter andern fand er einen Felſen, der wie ein Thurm geſtaltet war, in 47° 47' N. Breite; alſo bis auf wenige Minuten genau in der Lage, wo **Juan de Fuca** den Eingang ſeines inländiſchen Meeres und einen eben ſolchen kirchthurmähnlichen Felſen gefunden haben will. Deſſen ungeachtet iſt Kapitain **Barclay** der Meinung, daß die von ihm zuerſt geſehene Einfahrt in 48° 26' N. Br., wo man ebenfalls einen ſolchen merkwürdigen einzelnen Felſen neben einer Inſel erblickt, für **Juan de Fuca's** Straße gehalten werden müſſe, weshalb ſie auch unter dieſem Namen in alle neuere Karten eingetragen worden iſt. Der große, inſelreiche Hafen nordwärts von dieſer Straße in 49° N. Breite erhielt von ſeinem Entdecker den Namen **Barclay-Sund**; und zwiſchen dieſem und **Nutka-** oder **König Georgs Sund** fand er den Aufenthalt des Amerikaniſchen Anführers **Wikananiſch**, der hernach von **Meares** den Namen **Cox Hafen** erhielt. Die von ihm entworfenen Karten nebſt ſeinem Tagebuche beſitzt Herr **Alexander Dalrymple**. Das Boot, welches er zur Entdeckung von **Juan de Fuca's** Einfahrt ausſchickte, verlor in der Gegend von **Queenhithe** (ungefähr in 47° 47' N. Breite) vier Mann. Auf ſeiner Reiſe nach **China** berührte Kapitain **Barclay** die **Sandwichinſeln**, wo ein Mädchen Namens **Waini** ſeine mit an Bord befindliche Gemahlin ſo lieb gewann, daß ſie mit ihr nach **China** reiſete. Kapitain **Meares** nahm ſie im folgenden Jahr an Bord, um ſie nach ihrem Vaterlande zurückzubringen; allein ſie ſtarb gleich im Anfange der Reiſe an der Auszehrung, welche ſie ſchon verhindert hatte, Madame **Barclay** nach Europa zu begleiten.

8. **Kapitain James Colnett** und **Kapitain Charles Duncan**, zwei Officiere, die unter **Cook** gedient hatten, wurden ſchon im Jahr 1786 von der-

ſelben

ſelben Geſellſchaft, in deren Dienſten die Kapitaine Portlock und Dixon nach der Nordweſtküſte von Amerika gegangen waren, mit dem Prinzen von Wales, einem Fahrzeuge von 200, und der Kronprinzeſſin von 50 Tonnen, zur fernern Betreibung des Pelzhandels ausgeſchickt. Sie umſchifften das Kap Horn, wie die beiden leztgenannten Seefahrer vor ihnen, und brachten zwei auf einander folgende Jahreszeiten in den jenſeitigen Meeren zu, in welcher Abſicht die Sandwichinſeln ihnen, wie den vorigen Abentheurern, auf den Winter ſichere Zuflucht und Erfriſchung gewährten. Vor ihrer Ankunft auf der Küſte, im März 1788, trennten ſie ſich, um ihre Handelsoperationen deſto vollſtändiger zu betreiben. Kapitain Duncan war ſo glücklich, eine Menge Entdeckungen zu machen, von denen die genauen und vortreflichen Karten in Herrn Dalrymple's Sammlung das beſte Zeugniß geben. Schon im Jahr 1787 hatte er verſchiedene neue Häfen entdeckt; ſeine wichtigſte Schifffahrt aber war die in jenem großen Buſen, welcher Königin Charlottens Inſeln von dem gegenüberliegenden öſtlichen Lande trennt. An dieſen Inſeln, die er damals Nova Hibernia (Neu-Irland) nannte, fand er zwei Häfen. Der eine, den er am 14ten Mai 1788 unweit des Kaps St. James entdeckte, erhielt den Namen Bay Lux-Aena, welches in der Sprache der Eingebornen die ſchönen Weiber bedeutet. Dieſer Haſen liegt in 52° 7′ N. Br., und 131° 12′ W. L. — Der andere iſt etwas weniges nördlicher, nämlich in 52° 25′ N. Br. und in 131° 48′ W. L. gelegen, und wurde Etches Sund genannt. — Von dieſem lezteren Ankerplatze ſteuerte er hinüber an das öſtliche Land, und erblickte am 1ſten Junius die Prinzeß Royal (Kronprinzeſſin) Inſeln, wo er ſich genöthigt ſah, mit Tauen um die Bäume am Ufer ſein Schiff feſt zu machen, weil er keinen Ankergrund finden konnte. Den folgenden Tag ging er in der Mündung eines Fluſſes, den er Aitons Fluß nannte, vor Anker, und ſchiffte ſo immer weiter an der Küſte fort, indem er bald den Anker warf, bald, wo er keinen Grund fand, das Fahrzeug am Ufer befeſtigte. Auf einem von dieſen Ankerplätzen war er in großer Gefahr, ſeine Bootsmannſchaft durch die Verrätherei der Eingebornen zu verlieren. Den 10ten Junius ſegelte er den Sund, in welchem er bis dahin ſo weit vorgedrungen war, wieder herabwärts, und kam den 15ten im Haſen Stephens an, welcher in 53° 30′ N. Br., und 130° 12′ W. L. liegt.

Ein Indianer diente ihm zum Lootſen, als er in den Hafen einlief, weil er glaubte, daß er daſelbſt einen großen Befehlshaber, Namens Siax, finden würde, der ihn bereits im vorigen Jahr in einem andern Hafen an derſelben Küſte beſucht hatte. Siax war aber mit ſeinen Leuten ſchon davon gegangen und hatte nur acht Mann zurückgelaſſen, welche Einiges von ſeiner Habe bewachen mußten. Ihre Wohnung lag auf dem Gipfel eines kegelförmigen, ſehr hohen und oben flachen, vom Waſſer ganz umfloſſenen Felſen, wohin man nur vermittelſt einer Leiter, oder eigentlich einer eingekerbten Stange, hinaufſtieg. — Von hier aus beſuchte Kapitain Duncan zum zweitenmal die Charlotten-Inſeln, aber in der Gegend von Trollopes Fluß, wo er vieles Pelzwerk eintauſchte. Nachdem er die Küſten dieſer Inſeln bis zu Etches Sund ſüdwärts befahren hatte, ging er nochmals zu den Prinzeß Royal Inſeln hinüber, und ankerte daſelbſt den 14ten in Milbank Sund in 52° 14′ N. Br., und den 18ten Julius an einer Inſel, der er den Namen Calverts Inſel gab. Den 21^{ſten} ſteuerte er in einen weitläuftigen Sund, welcher Sir Charles Middletons Sund benannt wurde, und worin er mit 180 Faden keinen Grund finden konnte. Das Waſſer hatte daſelbſt nur einen ſchwachen Salzgeſchmack. In dem Hafen Safety (Sicherheit) auf der Landſeite der Calverts Inſel, in 51° 41′ N. Br. und 128° 31′ W. L., legte er ſein Fahrzeug ans Land, um den Boden deſſelben rein zu machen, und ging dann den 2ten Auguſt wieder in See, um längs der Küſte ſüdwärts zu ſteuern. Bei Nutkaſund vorüber, wo er mit Kapitain Meares ſprach, kam er nach der Bay Ahauſet in 49° 12′ N. Br. und 126° 12′ W. L., und den 15ten Auguſt ankerte er vor dem Dorfe Claſſet an der Südſeite der vermeinten Einfahrt von Juan de Fuca. Von hier aus eilte er nach den Sandwichinſeln, vereinigte ſich wieder mit Kapitain Colnett, und ging zu Ende des Jahres in deſſen Geſellſchaft nach China. Sein Tagebuch beſitzt Herr Alexander Dalrymple.

9. Während der Zeit hatte Kapitain Meares (No. 5.), ſobald er von ſeiner erſten Reiſe nach China zurückgekommen war, mit einigen dortigen, ſowohl Engliſchen als Portugieſiſchen Kaufleuten eine neue Handlungsverbindung geſtiftet, und war im Jahre 1787 mit zwei Schiffen, der Felice und der Iphigenia Nubiana (letztere unter Kapitain William Douglas) nach Nordweſt-Amerika

gegangen. Die ausführliche Geſchichte dieſer für den Pelzhandel, die Geographie und die Menſchenkunde gleich wichtigen Reiſe liefern wir im gegenwärtigen erſten Bande unſerer Sammlung. Es wird alſo für jetzt hinreichend ſeyn, zu erinnern, daß Kapitain Meares die Amerikaniſche Küſte ſüdwärts vom Nutkaſunde bis 45° 30′ N. Br. unterſuchte. In dieſer Breite liegt das Kap Lookout (des Umherſchauens,) und nordwärts von demſelben Quickſand- (Triebſand) Bay, Deception- (Täuſchung) Bay und Shoalwater- (ſeichte) Bay, drei große, aber mit Untiefen ſehr verſchlemmte Einbuchten der Küſte, welche wohl erſt künftige Seefahrer genau erforſchen werden. Die Entdeckungen des Kapitain Douglas in der Iphigenia betreffen hauptſächlich die nördlich vom Nutkaſund liegenden Küſten. In dem von Cook geſehenen, aber nicht erforſchten Croß- (Kreuz) Sund ſah er ungeheuer große ſchwimmende Eisinſeln, worüber wir in der Folge noch Einiges anführen müſſen. In der Gegend der Küſte, welche nordwärts von Königin Charlottens Inſeln liegt und den großen Buſen daſelbſt bildet, entdeckte er den Seeotter-Hafen, Meares Bay, Haines Cove und Buccleugh Sund, und an der Nordſeite von Königin Charlottens Inſeln die tiefe Mac Intires Bay. Meares verließ die Küſte im September 1788, und kehrte nach China zurück; Douglas hingegen überwinterte in den Sandwichinſeln, fuhr im April 1789 wieder nach Nutkaſund, und ward daſelbſt von einer Spaniſchen Fregatte angehalten, nach einiger Zeit aber wieder frei gelaſſen. Nun machte er denn ſeine letztgenannten Entdeckungen, und erreichte im Oktober ebenfalls Makao.

10. Kapitain Meares hatte in der Zwiſchenzeit mit der in London errichteten Handelsgeſellſchaft, oder, wie ſie ſich nannte, der König Georgs Sund Kompagnie, einen Vergleich getroffen, vermöge deſſen ſie fortan ihre Unternehmungen gemeinſchaftlich betrieben. Einer von den Gebrüdern Etches war mit dem Prinzen von Wales, dem Schiffe welches Colnett führte, ſelbſt nach China gekommen, und ſeine Gegenwart erleichterte dieſes Vereinigungsgeſchäft. Man rüſtete abermals zwei Schiffe aus, von denen das eine, der Argonaut, der Führung des Kapitain Colnett's anvertraut ward, das kleinere hingegen, die Princeß Royal oder Kronprinzeſſin, (welche Duncan vorher kommandirt hatte) den Kapitain Robert Hudſon zum Befehlshaber erhielt. Dieſe beiden Schiffe fielen aber

bei ihrer Ankunft in Nutkaſund den daſelbſt befindlichen Spaniſchen Officieren in die Hände, und wurden nach Neuſpanien geführt.

11. Dem kaufmänniſchen Geiſte der Betriebſamkeit, der in den vereinigten Staaten von Amerika von jeher ſo rege geweſen war, daß er ſich bereits in den früheren Perioden der Anſiedlung, gegen Norden und Süden den Polargegenden genähert hatte, entging die Ausſicht nicht, auf jener, der Republik entgegengeſetzten Küſte, den Gewinn des Handels mit den Seemächten von Europa zu theilen. Auch mochte noch ein beſonders nahe liegender Beweggrund die Amerikaner anfeuern, von der Lage jener Küſte genauere Erkundigung einzuziehen; ſie konnten nämlich nicht wiſſen, wie inskünftige ihr inländiſcher Handel durch die Entdeckung der wahren Beſchaffenheit von dem jenſeitigen Ufer ihres Kontinents, eine Richtung erhalten, oder in ſeinen Fortſchritten gehemmt werden möchte. Dem zufolge verbanden ſich, wahrſcheinlich mit Genehmigung und unter dem Schutze des Kongreſſes, verſchiedene wohlhabende Männer zur Ausrüſtung zweier Schiffe, denen ſie die Namen Kolumbia und Waſhington ertheilten. Die Führung des erſteren, nebſt dem Oberbefehl, ward dem Schiffskapitain John Kendrick, die Führung des zweiten, eines kleinen Fahrzeuges, dem Kapitain Grey anvertrauet. Sie verlieſſen Boſton im Auguſt 1787, umſchifften das Kap Horn, und trennten ſich in 59° ſüdlicher Breite in einem Sturm. Herr Grey erreichte zuerſt den beſtimmten Sammelplatz, nämlich Nutkaſund, wo er den Kapitain Meares noch antraf. Von den weiteren Unternehmungen beider Schiffe iſt wenig bekannt, indem man in dem freien Nord-Amerika, um auch einmal inkonſequent zu ſeyn, die Geheimhaltung der Reiſebegebenheiten, nach Art der Spanier, für gut befunden hat. So viel erhellt aus Herrn Douglas Tagebuche, daß die Schiffe im Jahr 1789 die Küſte nordwärts befahren haben und in Nutkaſund von den Spaniern ſehr begünſtigt worden ſind. Herr Meares aber erzählt noch eine wichtige Entdeckung, welche Kapitain Grey im Waſhington gemacht haben ſoll. Er lief, wie man behauptet, in Juan de Fuca's Einfahrt, von der er durch Kapitain Meares die erſte Nachricht erhalten hatte, oſtwärts ein, und gelangte in ein weitläuftiges Meer, worin er nordwärts und oſtwärts ſteuerte und Verkehr mit den verſchiedenen Stämmen hatte, die hinter Nutkaſund die daſelbſt befindlichen zahlreichen Inſeln bewohnen. Dieſe

Stämme ſprechen mit geringen Abweichungen die Nutkaiſche Sprache. Durch den Lauf dieſes kleinen Fahrzeuges, nämlich des **Waſhingtons**, wird alſo augenſcheinlich dargethan, daß ſowohl das Land worin der **Nutkaſund** liegt, als die angränzenden Länder, aus lauter Inſeln beſtehen, und einen Theil des **großen Nordiſchen Archipelagus** ausmachen. Die See oſtwärts von dieſen Inſelgruppen iſt von anſehnlicher Weite. — Dieſe Entdeckung, wenn ſie ihre Richtigkeit hätte, wäre zu wichtig, um nicht die Aufmerkſamkeit der Geograp[illegible] im höchſten Grade zu erregen. Ich habe mir daher alle Mühe gegeben, nähere Erkundigungen desfalls einzuziehen, aber weder eine offenbare Widerlegung jener Nachricht, noch eine zuverläſſige Beſtätigung derſelben erhalten. Herr **Meares** iſt in England verſchiedentlich angegangen worden, die Quelle anzugeben, woher er jene Nachricht genommen habe; und da man nichts unverſucht ließ, ſeine Glaubwürdigkeit in Zweifel zu ziehen, ſo hat er ſich endlich genöthigt geſehen, ſeinen Gewährsmann zu nennen. Dies iſt ein in England bekannter und angeſehener Mann, Herr **Neville**, der mit dem Oſtindienfahrer **Cheſterfield** aus **China** zurückgekommen iſt, und während ſeines Aufenthalts daſelbſt mit dem Befehlshaber der Amerikaniſchen Schiffe, Kapitain **Kendrick**, viel Umgang gehabt, auch von ihm die näheren Umſtände von der Entdeckung des Kapitain **Grey's** erhalten haben ſoll. Mit dieſem Berichte des Herrn **Neville** ſtimmen aber die Nachrichten nicht gänzlich überein, die Herr **Alexander Dalrymple** ſich von jener Reiſe des Kapitain **Grey's** hat verſchaffen können. Auch weiß ich aus Amerika, daß die Seeleute des Fahrzeuges **Waſhington** daſelbſt keine ähnliche Nachricht bekannt gemacht haben, obwohl gleich nach der Rückkehr des **Waſhington** nach Boſton in Neu-England verſchiedene neue Fahrzeuge daſelbſt ausgerüſtet worden ſind, um den Pelzhandel an der Nordweſtküſte fortzuſetzen.

12. Zu den Entdeckern in dieſer Weltgegend zählen wir endlich noch den unglücklichen Franzöſiſchen Seefahrer **de la Perouſe**, der mit den Schiffen **Bouſſole** und **Aſtrolabe** im Jahr 1785 Frankreich verließ, um eine Entdeckungsreiſe anzutreten, die, wenn man ſeinen wiſſenſchaftlichen Apparat, ferner die Anzahl und die Geſchicklichkeit ſeiner gelehrten Begleiter erwägt, die Welt mit einem Schatze von neuen Bemerkungen zu bereichern verſprach, aber leider dem Unſtern, der fortwährend über ſie gewaltet zu haben ſcheint, endlich hat erliegen müſ-

ſen. Indeß, was von dieſem Seefahrer an den Amerikaniſchen Geſtaden geleiſtet worden iſt, werden wir einſt aus den durch Herrn Leſſeps über Land von Kamtſchatka nach Frankreich gebrachten Tagebüchern erfahren. Der Verluſt jener Boote voll Mannſchaft, worunter ſich einige junge Leute von vortreflichen Anlagen befanden, an der Nordweſtküſte von Amerika, und die unglückliche Ermordung des Befehlshabers von dem Aſtrolabe, des Kapitains de Langle, auf den Navigateurs-Inſeln, waren nur Vorläufer einer ſchrecklicheren Kataſtrophe, welche vermuthlich in Einem Zeitpunkt beide Schiffe dem zürnenden Schickſal geopfert hat.

II. Störung des Pelzhandels durch die Gewaltthätigkeit der Spanier, und Verlauf der letzten Streitigkeit zwiſchen den Höfen von London und Madrid.

§. 25.

Die Iphigenia wird in Beſchlag genommen.

Das ſchöne Schauſpiel eines friedlichen Wetteifers, wie er dem Handel angemeſſen iſt, und wie Cook's Entdeckungen ihn hier angefacht hatten, ward ſchon im Jahre 1789 von der Spaniſchen Regierung geſtört. Wer unſerer ins Kurze zuſammengedrängten Darſtellung gefolgt iſt, wird nicht ohne ein gewiſſes theilnehmendes und erhebendes Gefühl die neue Thätigkeit auf den Wogen eines Jahrtauſende hindurch unbeſchifften Oceans wahrgenommen haben. Das Band, welches entfernte Welttheile wohlthuend und zwanglos an einander knüpft, das Band der Schifffahrt und des Waarentauſches, ſchien jetzt den Kreis der Erde ganz zu umſchlingen, und es ließ ſich erwarten, daß Aſiens und Europens Begriffe und Erzeugniſſe, nach dem wilden Amerikaniſchen Ufer geführt, eine ſanfte, allmälige Veränderung in der Denkart und Handlungsweiſe des rohen Bewohners der neuen Welt bewirken würden. Die Nationen von Europa begegneten einander friedlich in jenen kaum erſt erforſchten Häfen eines noch wenig beſuchten Landes; der neue Freiſtaat an den öſtlichen Ufern von Amerika theilte mit ihnen die Vortheile und die Gefahren des dortigen Handels. Bei dem Anblick dieſer wohlgeordneten Geſchäftigkeit hätte man verſucht werden können, zu glauben, was gutmüthige Schwärmer ſchon ſo oft und immer vergebens verkündigt haben: die Annäherung eines Zeitalters, wo Menſchenliebe und Gerechtigkeit den alten Groll der Staaten verſöhnen und über ihre eiferſüchtigen und neidiſchen Regeln der Politik die Oberhand gewinnen würden. Allein auch dieſesmal hatte man ſich mit leeren Hoffnungen gewiegt. Gut und edel ſeyn und handeln, iſt die höchſte Stufe der Vollkommenheit, wohin der menſchliche Geiſt gelangen kann; zwiſchen ihr und der ſinnlichen oder leidenſchaftlichen [illegible]waltthätigkeit liegt die Geſetzmäßigkeit der Vernunft. Vernünftig muß der Menſch zuvor werden, um ſeinen wahren Vortheil im Wohl des Andern zu erkennen, aus Eigennutz und Verlangen nach einem glücklichen Genuſſe des Daſeyns muß er Gerechtigkeit und Billigkeit ausüben, und durch die Gewohnheit recht zu handeln, den wohlthätigen Trieb der Bruderliebe erſt von ſeinen Feſſeln entbinden, ehe es ihm gelingt zu der hohen Einfalt jenes reinen Gefühls zurückzukehren, welches, ohne Rückſicht auf die kalten Geſetze der Vernunft, göttlich ahndet, was er, göttlich liebend, Gutes wirken ſoll. So hoch iſt die Menſcheit, als ein Ganzes betrachtet, noch nirgends geſtiegen. In jenen glücklichen Ländern, welche die Vorſehung zuerſt dem Joche der Geiſtesſklaverei entriß, in jenen Ländern, wo das edelſte Geſchenk des Himmels in uns, die Vernunft, im Sonnenſcheine der Freiheit ſich entfaltete, und, ſorgſam gepflegt, zu männlicher Stärke gedieh, da lernten Menſchen zuerſt die Unverletzbarkeit, die Heiligkeit der Menſchenrechte erkennen. Die Vernunft bewies unumſtößlich, was einſt die Liebe auf Glauben anzunehmen gebot, daß niemand ein Recht behaupten dürfe, der nicht ein gleiches Recht in ſeinem Mitmenſchen ehrt; und dieſe hohe Anerkennung der Menſchheitsrechte in Andern, beſchrieb zugleich den Kreis der erlaubten Thätigkeit, innerhalb deſſen man ohne Beeinträchtigung fremder Rechte wirken darf. Der eigennützige, vernünftige, freie Brittiſche Kaufmann konnte wenigſtens gerecht ſeyn, wenn er ſeiner Ueberzeugung, und nicht ſeiner Leidenſchaft folgte. Gerecht aber kann ein Volk nicht handeln, den Begriff der Gerechtigkeit kann ein Volk nicht faſſen, dem eine fremde Quelle der Erkenntniß heiliger iſt, als ſeine eigene prüfende und richtende Vernunft. Wo andere Menſchen ſich auf die angeborne Fähigkeit zu empfinden, zu denken und zu urtheilen, und auf die natürliche Untrüglichkeit und Allgemeinheit der Vernunftſchlüſſe berufen, verläugnen die Sklaven einer fremden Authorität ihre Empfindung, ihre Denk- und Urtheilskraft, erſticken die Stimme des Gewiſſens, und folgen blindlings der Impulſion, die ihnen durch jene äußere Kraft der Authorität gegeben ward. Vernunft, Gerechtigkeit, Billigkeit, Menſchenliebe ſind für ſie Worte ohne Sinn, ſobald ſie ſich berufen glauben, den Machtſprüchen, die ihnen alles aufwiegen, Nachdruck zu verleihen. Umſonſt verſucht man es, ihnen die ſanft überredende Kraft der Grü[illegible] entgegen zu ſetzen; ſie thun Verzicht auf alles was die Menſchheit adelt; ſie gehorchen nur der offenbaren phyſiſchen Gewalt; und, um ſich ihrer zu erwehren, ſieht man ſich gezwungen, mit ihren Waffen zu ſtreiten.

Aus allem Vorhergehenden erhellet ſonnenklar, daß Spanien, ſelbſt nach den thörichten Anmaßungen des neueren Völkerrechts, (dem zufolge man auf Entdeckungen ein Recht zum Beſitz und Eigenthum fremder, von freien Völkern ſchon bewohnter Länder gründet,) ſchlechterdings nicht die entfernteſten Anſprüche auf die nord-weſtlichen Gegenden von Amerika, jenſeits des 40ſten Grades der Breite, machen konnte. Sir Francis Drake war 1579 ungleich weiter gegen Norden gekommen, als vor ihm alle Spaniſche Entdecker; er hatte jenſeits Kap Blanco dem Lande den Namen Neu-Albion gegeben, und, wie es damals üblich war, für ſeine Königin davon Beſitz genommen. Allein was galten dieſe Gründe in einem Kabinet, welches ſich auf die Schenkung eines Menſchen berief, der die Erde nach Willkühr ausſpendete, ohne ihre Größe und die Lage ihrer Länder zu kennen? Man war zu Aranjuez von der unbezweifelten Gültigkeit dieſer Schenkung ſo feſt überzeugt, daß daſelbſt die Vertreibung der Engländer von der Nordweſtküſte von Amerika, ohne weitere Rückſprache mit dem Hofe von London zu nehmen, beſchloſſen ward. Jahrhunderte wären vielleicht noch verſtrichen, ehe die unglückliche, um Energie und politiſches Gewicht betrogene Spaniſche Nation es verſucht hätte, überhalb Kalifornien einen Pelzhandel zu treiben, und königliche Monopolien würden ihn, wenn er auch entſtanden wäre, in ſeiner Blüthe erſtickt haben; allein ſobald es darauf ankam, eine andere Nation in ihrer erlaubten, freien Thätigkeit zu ſtören, ſetzte die raubſüchtige Politik Habe und Blut der Unterthanen auf das gewagte Spiel.

Kaum war Kapitain Douglas im Frühling 1789 mit ſeinem Schiff Iphigenia von den Sandwichinſeln nach König Georgs Sund zurückgekehrt, um den Handel mit den Einwohnern längs der Küſte fortzuſetzen, als am 6ten Mai

die

die Spaniſche Fregatte **Princeſa** von ſechs und zwanzig Kanonen, unter dem Befehl des Kapitains Don **Eſtevan Joſeph Martinez**, daſelbſt einlief, und am 13ten ein kleineres Fahrzeug von ſechzehn Kanonen, die Schnau **S. Carlos**, ihr folgte. Die Freundſchaftsbezeugungen und die verſtellte Herzlichkeit des Umgangs, womit **Martinez** ſich das Zutrauen des Engliſchen Befehlshabers zu erwerben geſucht hatte, nahmen mit der Ankunft dieſer Schnau, welche mit Geſchütz und Kriegesvorrath beladen war, plötzlich ein Ende. Bereits am folgenden Tage ließ der Spaniſche Befehlshaber Herrn **Douglas** zu ſich fordern, und kündigte ihm ſeine Gefangennehmung an, indem er zugleich vermöge ſeiner Vollmacht ſeinen Officieren den Befehl ertheilte, die **Iphigenia** in Beſitz zu nehmen. Die Mannſchaft des Engliſchen Schiffes ward auf die Spaniſchen Schiffe gebracht, in Feſſeln geſchlagen und gröblich gemißhandelt. **Martinez** bemächtigte ſich eines Hauſes, welches die Engländer zu ihrem Aufenthalt am Lande erbauet und eingerichtet hatten, und ließ die Spaniſche Flagge darauf wehen. Bei dieſer feierlichen Beſitznehmung erklärte er die Länder von Amerika vom **Kap Horn** an bis zum ſechzigſten Grade der Breite, folglich auch den **Nutkaſund**, oder, wie ihn die Spanier nennen, die **Bay San Lorenzo**, für ein Eigenthum des Katholiſchen Königs, und errichtete dann auf den Inſeln im Sunde Batterieen, erbauete Magazine und Vorrathshäuſer, ließ nach Erzen ſchürfen, und zwang einen Theil der Gefangenen, bei dem Baue der Häuſer Hand anzulegen. Das genommene Schiff ließ er ſogleich ausladen, nahm die ganze Ladung, die in Waaren zum Tauſchhandel beſtand, in Beſitz, bemächtigte ſich der Schiffsmunition, der Mundvorräthe, der aſtronomiſchen Inſtrumente, der Karten und Tagebücher, kurz alles deſſen, was im Schiffe befindlich war, die Uhr und einige Kleidungsſtücke des Kapitains nicht ausgenommen, und ließ nur zwölf Stangen Eiſen zurück.

Nach Verlauf von wenigen Tagen bewies ſich gleichwohl der ſtrenge Spanier zu einem Vergleiche geneigt. Vermöge deſſelben verſprach er, das Schiff wieder freizugeben; doch ſollten Kapitain **Douglas** und der zweite Kapitain der **Iphigenia**, **Joſeph Viana**, zuvor mit ihres Namens Unterſchrift bezeugen, daß er ſie im **Nutkaſunde** in einer bedrängten Lage gefunden, mit allem zur Reiſe nach den **Sandwichinſeln** Erforderlichen verſehen, und ihrer Fahrt dahin kein Hinderniß in den Weg gelegt hätte. Douglas ſah ſich endlich genöthigt, dieſes ihm zur Unterſchrift vorgelegte, in Spaniſcher Sprache abgefaßte Zeugniß zu geben, um nur einen geringen Vorrath der unentbehrlichſten Schiffsvorräthe und Lebensmittel zu erhalten, wofür er überdies einen Wechſel auf die Eigenthümer ſeines Schiffes ſtellen, und alles zu dem unbilligſten Preiſe bezahlen mußte.

Man begreift nicht leicht auf den erſten Blick, was den Spaniſchen Befehlshaber bewegen konnte, nach einem ſo äußerſt gewaltthätigen Verfahren plötzlich gelindere Saiten aufzuziehen; allein unſtreitig hatte er in den Dokumenten, womit Kapitain Douglas verſehen war, einen hinreichenden Grund zu einem gemäßigteren Verfahren gefunden. Kapitain Meares war nämlich in mancherlei Abſicht ſo vorſichtig geweſen, ſich in Makao mit einem Portugieſen, Namens Juan Cavalho zu verbinden, und denſelben in die Handelsfirma der Eigenthümer und Unternehmer dieſer Ausrüſtung aufzunehmen. Cavalho, der in Bombay naturaliſirt worden war und daſelbſt viele Jahre unter dem Schutze der Oſtindiſchen Kompagnie gewohnt hatte, war folglich im Beſitz der Vorrechte eines Engländers, und zugleich ein Portugieſe von Geburt. Seine vertraute Freundſchaft mit dem Gouverneur von Makao hatte ihn in den Stand geſetzt, für die beiden Schiffe Felice und Iphigenia die Erlaubniß auszuwirken, daß ſie erforderlichen Falls unter Portugieſiſcher Flagge handeln, und die derſelben zuſtändigen Vorrechte für ſich verlangen dürften. Dadurch hatte man ſo viel gewonnen, daß man weder von der ſo genannten Südſee-Kompagnie, noch von der Engliſchen Oſtindiſchen eine Erlaubniß zu erbitten oder zu erkaufen brauchte; zweitens, daß man die ungeheuren Hafengebühren, welche die Chineſer von allen Europäiſchen Nationen, nur nicht von den Portugieſen, fordern, gänzlich erſparte, und endlich, daß man auch an der Nordweſtküſte von Amerika eine Sicherheit mehr hatte. Wirklich ſcheint die Beſorgniß, den Spaniſchen Hof mit dem Portugieſiſchen in Uneinigkeiten zu verwickeln, die Hauptveranlaſſung zur Rückgabe der Iphigenia gegeben zu haben. Don Eſtevan Joſeph Martinez folgte hierin, wie es ſcheint, ziemlich beſtimmten Verhaltungsbefehlen; denn die beiden Amerikaniſchen Fahrzeuge Waſhington und Kolumbia lagen zu eben dieſer Zeit im Nutkaſund, ohne daß man

Spaniſcher Seits nur Miene gemacht hätte, ſich ihrer zu bemächtigen, oder ihre Operationen zu erſchweren. Im Gegentheil ließ Spanien es ſich bei dem jetzigen Schritte ſo angelegen ſeyn, mit allen anderen Mächten in gutem Vernehmen zu bleiben, daß Martinez ſogar nach Unalaſchka hatte ſegeln müſſen, um mit den Ruſſen dort ein freundſchaftliches Verkehr zu errichten, indeß das Miniſterium beider Höfe eben ſo freundſchaftliche Verabredungen über die an jener Küſte zu beſtimmenden Gränzen für den Wirkungskreis beider Nationen getroffen hatte. Wahrſcheinlich ſchmeichelte man ſich in Spanien, mit den andern ſich zum Pelzhandel hinzu drängenden Mächten in der Folge ſpielend fertig zu werden, wenn man nur zuvor mit ihrer Hülfe, oder vor ihrer Gegenwirkung ſicher, den thätigſten und mächtigſten Feind vertreiben und demüthigen könnte.

§. 26.

Wegnahme mehrerer Schiffe.

Kapitain Meares hatte während ſeines Aufenthalts im Nutkaſund aus dem daſelbſt wachſenden vortreflichen Bauholz ein kleines Fahrzeug erbauet, welches er die Nordweſt-Amerika nannte, und es bei ſeiner Abreiſe nach China unter dem Befehl des Kapitain Douglas zurückgelaſſen. Dieſer führte ſowohl die Iphigenia, als das dem Schiffer Robert Funter anvertrauete neue Fahrzeug, zum Ueberwintern nach den Sandwichinſeln. Bei ſeiner Rückkehr an die Küſte ſchickte er aber die Nordweſt-Amerika ſogleich auf den Pelzhandel in den kleinen Buchten an dem nahe gelegenen Lande aus. Sobald der Spaniſche Befehlshaber vernommen hatte, daß noch ein zweites Fahrzeug unter dem Oberbefehl des Kapitain Douglas ſich in der Nähe befände, verlangte er die Auslieferung deſſelben. Als man dieſe verweigerte, äußerte er den Wunſch, das Fahrzeug zu kaufen, und ließ es in dieſer Abſicht von dem einen Amerikaniſchen Schiffskapitain ſchätzen. Herr Douglas konnte indeß ein Fahrzeug, welches ihm nicht gehörte, weder ausliefern noch verkaufen, und ſegelte endlich den 1ſten Junius 1789 vom Nutkaſund ab, ohne ſich in den Handel eingelaſſen zu haben.

Den 9ten Junius ließ das kleine Fahrzeug, die Nordweſt-Amerika, ſich vor dem Eingange des Nutkaſundes ſehen. Martinez fertigte unverzüglich bewaffnete Boote dahin ab, die das Fahrzeug in Beſitz nehmen und in den Sund bugſiren mußten. Die Officiere und die Mannſchaft deſſelben wurden als Kriegsgefangene auf die Spaniſchen Schiffe vertheilt und einige von ihnen ſogar in Feſſeln geſchlagen. Die eingeſammelten Felle von der beſten Qualität, 215 an der Zahl, wurden nebſt der ganzen Ladung und Betakelung als rechtmäßig erworbene Beute angeſehen. Das Fahrzeug bemannte der Spaniſche Befehlshaber ſogleich mit ſeinen Leuten, und ſchickte es unter Spaniſcher Flagge wieder auf den Pelzhandel aus; auch hatte er, vermuthlich um dieſen Endzweck vollſtändiger zu erreichen, von dem Amerikaniſchen Fahrzeuge Waſhington einen Steuermann, David Coolidge, erhalten, deſſen Kenntniß von der angränzenden Küſte den Spaniern ſehr nützlich war. Im Julius kam die Nordweſt-Amerika, mit Pelzwerk beladen, wieder zurück.

Den 14ten Julius, alſo nur fünf Tage nach der Wegnahme dieſes kleinen Fahrzeuges, zeigte ſich die Princeß Royal (Kronprinzeſſin) aus China, unter Kapitain Hudſon's Führung, vor dem Eingange des Haſens. Martinez hatte die ſchlaue Politik, dieſes kleine Schiff ruhig einlaufen, unter Engliſcher Flagge in dem Sunde liegen, und nach einigen Tagen wieder auslaufen zu laſſen, ohne nur die entfernteſte Abſicht auf daſſelbe zu verrathen. Er überlieferte ſogar dem Kapitain Hudſon die an Bord der Nordweſt-Amerika gefundenen Seeotterfelle, (bis auf zwölf der ſchönſten, die er für ſich behielt) vermuthlich, weil er die Wegnahme dieſes Fahrzeuges als einen Ankauf deſſelben geltend zu machen wünſchte.

Den Tag nach der Abreiſe des Kapitain Hudſon's, nämlich den 3ten Julius, kam endlich auch das Schiff Argonaut, von dem Kapitain Colnett geführt, auf der Höhe vom Nutkaſund an. Thomas Barnett, einer von den Seeleuten die man in der Nordweſt-Amerika zu Gefangenen gemacht hatte, fand Mittel, ſich in ein Kanot zu werfen und Herrn Colnett von allem was vorgegangen war zu benachrichtigen, um ihn vor der Gefahr, worin er ſchwebte, zu warnen. Allein Don Eſtevan Joſeph begab ſich ſelbſt in ſeinem Boote zu Herrn Colnett an Bord, verſprach ihm unter vielen Freundſchaftsbezeugungen bei ſeinem Ehrenworte die vollkommenſte Sicherheit, erbot ſich zu allen Dienſtleiſtungen die in ſeiner Macht ſtänden, berief ſich auf ſein Benehmen gegen Kapitain Hudſon, und beredete den treuherzigen Engliſchen Befehlshaber, in den Haſen einzulaufen. Der Mangel friſcher Lebensmittel an Bord des Argonaut trug indeß viel dazu bei, den Letzteren zu dieſem Schritte zu bewegen. Am folgenden Morgen brach die Treuloſigkeit des Spaniers ſchon in Gewaltthätigkeiten aus; er ſchickte ſeinen erſten Lieutenant mit einer bewaffneten Mannſchaft an Bord des Argonaut, ließ das Schiff im Namen ſeines Königs in Beſitz nehmen, die Brittiſche Flagge herunterreißen, die Spaniſche an ihrer Stelle aufſtecken und die ganze Beſatzung mit Inbegriff der Officiere zu Kriegsgefangenen machen. Herr Colnett, den man bei dieſem Auftritte bedrohete, daß man ihn augenblicklich an der Segelſtange aufhängen würde, woſern er Miene machte ſich zu widerſetzen, gerieth in eine Gemüthsbewegung, die ihn ſeines Verſtandes beraubte. Mehrmals verſuchte er es, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen.

Den 13ten Julius kam die Prinzeß Royal (Kronprinzeſſin) zurück. Kapitain Hudſon eilte in ſeinem Boote voran, weil er Herrn Colnett, ſeinen Oberbefehlshaber, anzutreffen hoffte; allein Martinez ließ ihn gefangen nehmen, und, indem er auch ihn mit dem Aufhängen bedrohete, einen Befehl an ſeine Leute von ihm erpreſſen, dem zufolge ſie das Schiff ohne Weigerung den Spaniern überliefern mußten. Man verfuhr bei dieſer Gelegenheit genau wie vorhin mit dem Argonaut, und nahm ſowohl das Schiff als die Ladung, worunter 473 Seeotterfelle befindlich waren, in Beſchlag. Dieſer Wegnahme ungeachtet, verſuchte Martinez, die Gemüthsverwirrung des Kapitain Colnett's zu ſeinem Vortheile zu benutzen und ihn zum Verkaufe des Kupfers zu bereden, worin zum Theil die Ladung der Prinzeß Royal beſtand. Dieſe Unterhandlung ward indeß bei Zeiten durch die Dazwiſchenkunft der übrigen Engliſchen Officiere hintertrieben.

Die gefangene Mannſchaft der Nordweſt-Amerika mußte ſich auf Befehl des Spaniſchen Kapitains an Bord der Kolumbia begeben, und dieſes Schiff, welches einen Theil ſeiner Mannſchaft und ſeiner Vorräthe an den Waſhington abgegeben hatte, nach China führen helfen. Aus dem Argonaut verproviantirte Martinez die Amerikaniſchen Schiffe; und damit Kapitain Kendrick, der die Kolumbia führte, den Leuten der Nordweſt-Amerika ihre Löhnung zu bezahlen im Stande wäre, gab er ihm ſechs und neunzig Seeotterfelle mit, weil er vorausſetzte, daß die ehemaligen Rheder die Forderungen der Mannſchaft nicht würden befriedigen können. Doch ſollte Kapitain Kendrick dreißig Procent vom Verkaufpreiſe für die Fracht der Felle einbehalten. Der Letztere begab ſich hierauf mit ſeinem Schiffe Kolumbia nach dem Hafen Cox. Eben dahin folgte ihm das andere Amerikaniſche Fahrzeug, Waſhington, und lieferte alle von den Engliſchen, Spaniſchen und Amerikaniſchen Kaufleuten in den verſchiedenen Schiffen geſammelte Seeotterfelle an ihn ab. Mit dieſer Ladung nahm er ſeinen Lauf nach China, wo er den 2ten November 1789 anlangte.

Die Schiffe Argonaut und Prinzeß Royal wurden, nebſt den gefangenen Officieren und Matroſen, auf Befehl des Don Eſtevan Joſeph Martinez nach dem Hafen San Blas in Mexiko gebracht. Sobald der Zeitpunkt ihrer Abreiſe näher rückte, behandelte man die Engländer glimpflicher, und Martinez ſchmeichelte ihnen ſogar mit der Hoffnung, daß man ihnen vielleicht ihre Schiffe wiedergeben würde. Die Ungerechtigkeit und Schamloſigkeit des Kabinets ſchien alſo zwar die Sittlichkeit der Untergebenen befleckt, aber doch nicht alles Billigkeitsgefühl gänzlich in ihnen ausgelöſcht zu haben. Sie plünderten und mißhandelten, nach dem Beiſpiele des Hofes; allein ſie zitterten noch vor den Folgen ihrer niedrigen Gewaltthätigkeit. Dieſer feindſelige Geiſt, der ihre Vorgeſetzten antrieb, die Rechte der Menſchheit mit Füßen zu treten und ſie ſogar der erſten Seemacht in Europa zu verweigern, wirkte auch in den einzelnen zur Ausführung dieſes ſeeräuberiſchen Unternehmens gebrauchten Werkzeugen eine Geringſchätzung der Rechte einzelner, freier Menſchen, die ſeit undenklichen Zeiten die Küſten von Amerika bewohnten. Die Engländer waren mit den Einwohnern des Nutkaſundes wie mit ihres Gleichen umgegangen; ſie hatten ihre Eigenthumsrechte anerkannt, und nur mit ihrer Erlaubniß, auf ihrem Boden ſich eine Hütte und ein Schiff gebauet. Die Spanier hingegen ſahen in dieſen Wilden heidniſche Geſchöpfe, die der Chriſtengott zum Zeitvertreibe ſeiner Anhänger geſchaffen hätte, die auf nichts Anſpruch machen dürften, und die man wie das Wild in den Wäldern niederſchießen müßte, ſobald ſie es wagten Menſchen ſeyn und Menſchenrechte fordern zu wollen. Schauderhafte Beiſpiele von der fühlloſen Grauſamkeit dieſer Spanier findet man in den Tagebüchern, die wir hier mittheilen, aufgezeichnet; einer Grauſamkeit, die man nicht ſowohl der menſchlichen Natur, als der Ruchloſigkeit gewiſſer Lehrer der Menſchen ſchuld geben muß.

§. 27.

Mißhelligkeiten zwiſchen England und Spanien.

Die im Mutkaſund verübten Gewaltthätigkeiten mußten von Seiten der Engliſchen Stifter des Pelzhandels zwiſchen China und Amerika, laute Reklamationen verurſachen; Spanien mußte ſie vorausgeſehen und ſich ſchon darauf gefaßt gemacht haben. Ohne Zweifel hatte das Spaniſche Kabinet ſich mit der Hoffnung geſchmeichelt, daß es einen glücklichen Zeitpunkt gefunden hätte, wo es unangefochten ſeine alten Anmaßungen geltend machen und durchſetzen könnte; denn ſelbſt der werkthätigſte Glaube pflegt bei ganzen Nationen die Tollkühnheit nicht ſo weit zu treiben, daß er einen überlegenen Widerſacher gegen ſich aufreizen ſollte. In der That war der Zeitpunkt auch ziemlich klug gewählt, wenn überhaupt eine Politik dieſes Beiwort verdient, die das innere Wohl des Staates vernachläſſigt, um einem Hirngeſpinſte von äußerer Wichtigkeit oder gar nur von Rechthaberei nachzugehen. Seit dem für England ſo koſtſpieligen, obgleich ſo glücklich geführten ſiebenjährigen Kriege, noch entſchiedener aber ſeit dem Friedensſchluſſe von 1782, durch welchen Nordoſt-Amerika für unabhängig erklärt ward, hatte man im Brittiſchen Kabinet und Parlamente einer friedfertigen Staatskunſt den Vorzug zuerkannt, als der einzigen, die einem mächtigen, für ſich ſelbſt beſtehenden Handelsſtaat angemeſſen, der einzigen, die ihn von ſeiner ungeheuren Schuldenlaſt zu retten fähig iſt. Schon im Jahr 1771 fand Lord North, der damals am Ruder ſaß, es ungleich rathſamer, mit Spanien über das Eigenthumsrecht und den Beſitz der Falklandsinſeln zu negotiiren, als die Gewaltthätigkeit, die man daſelbſt an Brittiſchen Unterthanen verübt hatte, durch eine Kriegserklärung oder die Wegnahme der reichen Regiſterſchiffe, wie im Jahr 1760, zu ahnden. Schon damals ließ man ſich herab, die Frage von Rechtmäßigkeit unentſchieden zu laſſen; man beſtand nur darauf, ſich im Beſitz zu behaupten, der indeß von Spanien kaum zugeſtanden war, als England bereits freiwillig Verzicht darauf that. Der berühmte Dr. Samuel Johnſon mußte damals mit ſeiner nachdrücklichen Sprache die Falklandsinſeln als ſo öde, gänzlich unbrauchbare Felſen ſchildern, daß es der Mühe nicht verlohne, um den Beſitz derſelben nur einen Kanonenſchuß zu thun. Jetzt waren die Ausſichten für Spanien noch ungleich günſtiger. Die Engliſche Nationalſchuld hatte jene furchtbare Höhe erreicht, wo ſelbſt der blühendſte Zuſtand des Landes und ſeiner Einkünfte die Vergrößerung jener Laſt nicht länger rechtfertigte. Die weiſeſte, von einem jungen Finanzminiſter eingeführte Oekonomie konnte zwar den Flor des Staats und ſeinen Kredit ſichern; allein ihr künſtliches Syſtem litt keine äußere Erſchütterung, und Pitt mußte, um in der Geldverwaltung zu glänzen, Verzicht auf die armſeligen Lobſprüche thun, die man einem ehrgeizigen, nach Kriegesruhm begierigen Miniſter zu ertheilen pflegt.

Im Vertrauen auf dieſe friedfertige Stimmung des Engliſchen Miniſteriums, ließ der Spaniſche Hof ſelbſt am 10ten Februar 1790 durch ſeinen Geſandten in London dem Staatsſekretair der auswärtigen Angelegenheiten die erſte Nachricht von der Wegnahme der Iphigenia geben, und zugleich dieſen Schritt als eine unmittelbar aus den Rechten der Krone Spanien fließende Nothwehr gegen die unerlaubten Anmaßungen der Engliſchen Kauffahrer vertheidigen; ja, man ſcheute ſich nicht, von dem Engliſchen Kabinet ein förmliches Verbot an alle Brittiſche Unterthanen zu fordern, vermöge deſſen ſie weder an der Nordweſtküſte, noch auch an den ſüdlichen Ufern von Amerika, wo ſie bisher ganz ungehindert den Wallfiſchfang trieben, ſich je wieder betreten laſſen ſollten. Florida blanka, der Spaniſche Miniſter, hatte ſich in ſeiner erſten Ausrechnung nicht geirrt; das Engliſche Kabinet ließ ſich im Publikum nichts von der geſchehenen Eröffnung merken, ſondern fing an, ganz insgeheim durch den damaligen Geſandſchaftsſekretair Liſton in Madrid zu negotiiren, während daß Spanien, unter dem Vorwande ſich in die Franzöſiſchen Angelegenheiten zu miſchen, ſeine Flotten ausrüſten ließ. Es bedarf eben keines Scharfblicks, um die Folgen von dieſer anſcheinenden Indolenz der Engländer vorauszuſehen; das Spaniſche Kabinet glaubte ſeine Leute ganz errathen zu haben, glaubte ſeines Sieges gewiß zu ſeyn, beſtand auf ſeine Anſprüche, und ſtimmte, wo möglich, den Ton ſeiner Forderungen noch höher. Während der Zeit liefen aber die Klagen der geplünderten Kaufleute mit den rückkehrenden Chinafahrern zu London ein. Kapitain Meares, der in der Königlichen Flotte den Rang eines Lieutenants bekleidete, erſchien perſönlich in England, um ſeine und ſeiner Mitintereſſenten Sache zu führen. Man hörte nunmehr, daß nicht Ein Schiff allein, wie der Spaniſche Geſandte berichtet hatte, ſondern daß vier Schiffe von den Spaniern in Beſchlag genom-

genommen wären; daß ſie nur das erſte freigelaſſen, die drei übrigen hingegen mit ihren Ladungen nach Mexiko geführt, und, wie im Kriege, ohne weitere Form des Proceſſes verkauft hätten; daß die Engliſchen Officiere und Matroſen in Mexiko in gefänglicher Haft ſchmachten müßten; daß durch die Mißhandlungen einer mitten im Frieden nach den barbariſchen Grundſätzen des Fauſtrechtes verfahrenden Nation, der unglückliche Colnett zur Raſerei getrieben wäre; — mit Einem Worte, man vernahm alle Gräuel, wozu das im Aberglauben gegründete Scheinrecht die ſonſt edelmüthigen Spanier verleiten konnte. Die Beleidigung, die man England zugefügt hatte, die Beſchimpfung ſeiner Flagge war zu groß, zu frech, ſie ſprang zu grell ins Auge, um länger geduldet zu werden; die hartnäckige Weigerung des Spaniſchen Hofes, ſich zu einer hinreichenden Genugthuung und Entſchädigung zu verſtehen, ſeine Zurüſtungen und ſeine durch die ſcheinbare Kleinmüthigkeit der Engländer genährte Arroganz nöthigten den König, am 5ten Mai die Sache dem Parlamente vortragen zu laſſen, ob man gleich noch drei Wochen vorher mit der zugeſagten Fortdauer des Friedens dem Volke das Herz erleichtert hatte. Einmüthig gaben beide Parlamentshäuſer ihre Bewilligung zu den ernſthafteſten Maßregeln, welche die Miniſter in Vorſchlag brachten, um die Ehre der Nation, und, was ſolider als dieſes hochtönende Wort iſt, ihren Handel gegen die Anmaßungen Spaniens zu behaupten.

§. 28.

Memorial des Kapitains Meares.

Zwiſchen wohl eingerichteten Staaten und andern, wo die Herrſchermacht ihre Bewegungen auf Raub und Erpreſſung abzwecken läßt, iſt der Unterſchied nirgends ſichtbarer, als in dem Schutze, den ſie dem Privatmanne gegen die Gewaltthätigkeiten fremder Mächte gewähren. Es iſt gewöhnlich, bei Friedensunterhandlungen die Rückzahlung erpreßter Schatzungen, und Erſatz für ungerechte Störung des Erwerbs theils fordern, theils bewilligen zu ſehen. In jenen Ländern nun, wo der Deſpot ſeine Unterthanen nur als eine Heerde betrachtet, die für ihn weiter keinen Werth als ihre Wolle hat, und der er keine andere Rückſicht ſchuldig iſt, als die mit ſeinem kurzſichtigen Eigennutze beſteht — in ſolchen Ländern fließt gewöhnlich die

Entſchädigung, die dem unglücklichen, ausgeplünderten Bürger gebührte, in landesherrliche Kaſſen, und es findet ſich alsdann am Schluß eines Krieges, daß der Feind nur die Mittelsperſon war, durch deſſen Hände der Erwerb des Unterthans, mit ſeinem Blute befleckt, den Räuber bereicherte, der ſich Fürſt und Hirt und Vater ſeines Volkes nennen läßt. Die Seele des bürgerlichen Vertrages iſt die heilige Unverletzbarkeit alles Privateigenthums; die Sache des Privatmannes wird Angelegenheit des Staats; wem der übermüthige Feind ſein Eigenthum entriß, dem muß es der gedemüthigte Feind erſtatten. Es war ein glücklicher Umſtand für den Kapitain Meares und die Theilhaber an ſeinen Handelsſpekulationen, daß die Nation ſich in ſeiner Perſon beleidigt fühlte; denn von dieſem Augenblick an ward ſeine Klage zu der ihrigen, und die Wiedererſtattung ſeines Eigenthums war ihm ſo ſicher, als hätte er es nie verloren gehabt. Im Gegentheil konnten ihm ſeine Kapitalien bei den Spaniern wuchern, indem er, wie es in ſolchen Fällen leicht möglich iſt, ſeine Forderungen nach einem willkührlichen Tarif berechnete. Dies erhellt ſchon aus dem Umſtande, daß er in ſeiner Klagſchrift jedes von den Spaniern weggenommene Seeotterfell zu hundert Spaniſchen Thalern berechnet, da doch die Felle von der beſten Qualität in China nur 60, 70 und höchſtens 80 bis 90 ſolche Thaler galten. Ueberdies theilte er ſeinen Verluſt in den wirklich erlittenen und in den wahrſcheinlichen ein, wie aus der folgenden Ueberſicht erhellen wird.

Berechnung des wirklichen und wahrſcheinlichen Verluſtes, den die verbündeten Kaufleute von London und Indien durch die Wegnahme ihrer Schiffe erlitten haben.

I. Wirklicher Verluſt.

	Span. Thaler.
An baarem Gelde, der Mannſchaft der Iphigenia bei ihrer Rückkunft in China ausgezahlt, beinahe zweijährige Löhnung nebſt andern Ausgaben laut Quittung	15,534.
An baarem Gelde, der Mannſchaft der Nordweſt-Amerika ausgezahlt, beinahe zweijährige Löhnung, laut Quittung	3,719.
	19,253.

Transport, Span. Thaler:	19,253.
An Ausrüſtungskoſten des Schiffes Argonaut, urkundlich	39,816.
An Ausrüſtung des Schiffes Princeß Royal	
An 473 Seeotterfellen, an Bord der Prinzeß Royal weggenommen, à 100 Thaler das Stück	47,300.
An 12 Seeotterfellen, die Herr Martinez zu ſeinem eigenen Gebrauche ſich vorbehalten, wie oben geſchätzt	1,200.
An des Agenten Auslage, auf dem Rückwege nach England	2,000.
An Aſſekuranz-Geldern des Hauptkapitals, zu 20 Procent, als dem gewöhnlichen Prämium	23,864.
An Karten, Tagebüchern, aſtronomiſchen Inſtrumenten, Kleidungsſtücken, Privatmobilien, u. ſ. w. der Officiere, deren Werth ſich jetzt nicht beſtimmen läßt.	
An Löhnung aller in Dienſten der verbündeten Kaufleute ſtehenden und jetzt gefangenen Leute, von ihrer Abreiſe an, bis zu ihrer Rückkehr.	
An Werth der Nordweſt-Amerika, an der Küſte von Amerika	20,000.
Span. Thaler	153,433.

II. Wahrſcheinlicher Verluſt.

	Span. Thaler.
An Werth der Ladung der Iphigenia, die vermuthlich 1000 Seeotterfelle zurückgebracht hätte, à 100 Span. Thaler	100,000.
An Werth der Ladung, welche die Nordweſt-Amerika wahrſcheinlich eingeſammelt hätte, 1000 Seeotterfelle, zu 100 Thalern das Stück	100,000.
An Werth der Ladung, welche die Prinzeß Royal zurückgebracht hätte, 1000 Seeotterfelle, wie oben	100,000.
An Werth der Ladung, welche das Schiff Argonaut wahrſcheinlich eingeſammelt hätte, 2000 Seeotterfelle, wie zuvor	200,000.
An Verluſt und Zerſtörung des Kommerzes der verbündeten Kaufleute.	
Insbeſondere an Verluſt des kleinen Fahrzeuges von 30 Tonnen, wozu die gezimmerten Stücke an Bord des Argonaut eingeſchifft waren, und des Pelzwerkes, das man damit geſammelt hätte.	
Spaniſche Thaler	500,000

Auf dieſe Art hatten alſo die Abentheurer, die den Pelzhandel an der Nordweſtküſte von Amerika zu gründen gedachten, an Spanien eine Forderung von

653,433 ſchweren Piaſtern, welche Herr Meares durch ſeine am 30ſten April dem Miniſterium übergebene, und von Herrn Pitt den 13ten Mai vor das Parlament gebrachte Bittſchrift reklamirte.

§. 29.

Kriegesrüſtungen und Negotiationen.

Die unbegränzte, mit nichts zu vergleichende Thätigkeit und die vortrefliche Ordnung in allen Theilen der Brittiſchen Adminiſtration ſetzten die Engländer in Stand, in kurzer Zeit die furchtbarſten Anſtalten zum Kriege zu machen. Von dem Augenblick an, wo der erſte Befehl in die Werfte erging und die Arbeiter daſelbſt belebte, verfloſſen bis zur vollendeten Ausrüſtung und Bemannung eines mächtigen Geſchwaders kaum zwei Monate. Allein ſowohl das Kabinet als die Nation waren weit entfernt, den wirklichen Ausbruch des Krieges zu wünſchen. Von aller Eroberungsſucht, außer etwa in Oſtindiens gar zu verführeriſchen Königreichen, gründlich geheilt, wünſchten ſie vielmehr, die glückliche Ruhe, welche Frankreichs Ohnmacht und innere Gährung ihnen ſicherten, zu benutzen, um ihren Handel auf den höchſten Gipfel der Vollkommenheit zu bringen, und auf dieſe dauerhafte Grundfeſte ihre politiſche Größe zu bauen. Die Negotiationen wurden folglich eben ſo eifrig als vorher, aber mit den Waffen in der Hand nachdrücklicher, betrieben. Der Spaniſche Hof konnte nicht umhin, dieſen Unterſchied zu bemerken, und, des Vorſprungs ungeachtet den er bei den Kriegesrüſtungen gewonnen hatte, die Gefahr einzuſehen, womit die raſche unaufhaltſame Betriebſamkeit der Engländer ihm drohte. Er ergriff alſo mit Freuden die dargebotene Gelegenheit, ſeine Dialektik an dem neuen Engliſchen Geſandten, Fitzherbert, zu üben, und übergab ihm ein Memoire über das andere. In dieſen Staatsſchriften vermied man es für jetzt weislich, von jenen, in Europa längſt verlachten Anſprüchen, die ſich auf die Freigebigkeit des heiligen Stuhls gründeten, ein Wort zu erwähnen; dagegen behauptete man, in den Jahren 1755, 1774 und 1779 alle Häfen an der Nordweſtküſte von Amerika, die man die Küſte von Kalifornien zu nennen affektirte, bis an Prinz Wilhelms Sund, beſucht und förmlich in Beſitz genommen zu haben. Auch machte man darin die neulich mit Rußland über dieſen Gegenſtand gepflogenen Unterhandlungen bekannt, deren Inhalte zufolge das Eigenthum der nördlicheren Gegenden, **weſtwärts vom Prinz Wilhelms Sunde**, von Spanien **nicht** in Anſpruch genommen wird.

§. 30.

Erſte gegenſeitige Deklaration.

Die neue Wendung, welche **Florida Blanka** dem Streite zu geben, und die Art, wie er die Anſprüche der Krone von Spanien auf die **Nordweſtküſte von Amerika** zu erweiſen ſuchte, hätte allerdings die Engländer in einige Verlegenheit geſetzt, wenn nicht ſchon früher der Geograph **Alexander Dalrymple** mit ſeinem kurzen, aber bündigen Aufſatze *the Spaniſh pretenſions fairly diſcuſſed*, hervorgetreten wäre, worin er eines Theils bewies, daß England bereits ſeit zwei hundert Jahren durch den Weltumſegler Sir **Francis Drake** in den Beſitz jener und der Magellaniſchen Küſten geſetzt worden ſey, wenn ſich überhaupt auf dergleichen Beſitznehmungen ein Recht gründen laſſe; andern Theils aber die Anmaßung lächerlich machte, ſich auf Reiſen berufen zu wollen, deren Tagebücher man von je her vor dem Auge des Publikums zu verbergen befliſſen geweſen ſey. Den Engliſchen Miniſtern lag indeſſen im gegenwärtigen Zeitpunkte die Rechtsfrage noch in der Ferne; ſie verlangten zuvörderſt Genugthuung für die Wegnahme des Engliſchen Eigenthums, als eine Präliminärbedingung, ohne welche die Negotiationen ins Stecken gerathen müßten; und dieſe Genugthuung ſollte in der Rückgabe der Schiffe, der Schadloshaltung der Eigenthümer, und einer Entſchuldigung gegen den Souverain wegen der Beleidigung ſeiner Flagge beſtehen. Dem zufolge wurden am 24ſten Julius zwiſchen dem Spaniſchen Miniſter und dem Engliſchen Geſandten folgende Deklarationen gewechſelt:

Spaniſche Deklaration.

„Da Se. Großbritanniſche Majeſtät ſich über die Wegnahme gewiſſer, Ihren Unterthanen zugehörigen Schiffe durch einen Officier in Dienſten des Königs im Hafen **Nutka** an der Nordweſtküſte von Amerika, beſchwert haben; ſo erklärt der Unterzeichnete, Sr. Majeſtät Rath und Erſter Staatsſekretair, kraft der dazu benöthigten Vollmacht, im Namen und auf Befehl Sr. Majeſtät, daß Dieſelben geneigt ſind, Sr. Großbritanniſchen Majeſtät für die Beleidigung worüber Sie klagen, Genugthuung zu geben; in der feſten Ueberzeugung, daß Se. Großbritanniſche Majeſtät unter ähnlichen Umſtänden gegen den König nicht anders handeln würden; und Se. Majeſtät machen ſich überdies anheiſchig zur vollſtändigen Zurückgabe aller in Nutka weggenommenen Brittiſchen Schiffe, und zur Schadloshaltung der in jenen Fahrzeugen intereſſirten Parteien, für den Verluſt den ſie erlitten haben, ſobald deſſen Betrag berichtigt worden iſt:

Wohl verſtanden, daß dieſe Deklaration die fernere Erörterung des Rechts, ausſchließender Weiſe eine Niederlaſſung im Haſen Nutka anzulegen, worauf Se. Majeſtät Anſpruch machen dürften, weder ausſchlieſſen noch derſelben nachtheilig ſeyn könne.

Urkundlich deſſen habe ich dieſe Deklaration unterſchrieben und mit meinem Inſiegel beſiegelt. Madrid den 24. Julius 1790.

(L. S.) Unterzeichnet:

der Graf von Florida Blanka.

Engliſche Gegenerklärung.

„Da Se. Katholiſche Majeſtät erklärt haben, daß Sie geneigt wären, für die dem Könige, durch die Wegnahme einiger Seinen Unterthanen zugehörigen Schiffe in der Bay von Nutka, zugefügte Beleidigung, Genugthuung zu geben; und da der Herr Graf von Florida Blanka im Namen und auf Befehl Sr. Katholiſchen Majeſtät eine Deklaration dieſes Inhalts unterzeichnet hat, wodurch beſagte Se. Majeſtät ſich gleichfalls verbindlich machen, die weggenommenen Schiffe vollkommen zurückzugeben, und die darin intereſſirten Parteien für ihren erlittenen Verluſt zu entſchädigen: ſo nimmt der Unterzeichnete, außerordentlicher und bevollmächtigter Ambaſſadeur Sr. Großbritanniſchen Majeſtät bei dem Katholiſchen Könige, kraft der hierzu benöthigten ausdrücklichen Vollmacht, die beſagte Erklärung im Namen des Königs an, und erklärt, daß Se. Majeſtät dieſe Deklaration nebſt der Erfüllung der darin enthaltenen Zuſagen, als eine vollkommene und gänzliche Genugthuung für die Beleidigung, worüber Se. Majeſtät Klage geführt haben, anſehen werden.

Der Unterzeichnete deklarirt zugleich, es müſſe verſtanden werden, daß weder die vom Herrn Grafen von Florida Blanka unterſchriebene Deklaration, noch die gegenwärtige Annahme derſelben durch den Unterzeichneten im Namen des Königs, den Rechten, wodurch Se. Majeſtät auf irgend eine von Ihren Unterthanen bereits angelegte oder künftig anzulegende Niederlaſſung Anſpruch machen dürften, Abbruch thun oder ſie ausſchließen können.

Urkund deſſen habe ich dieſe Gegenerklärung unterzeichnet und mit meines Wappens Inſiegel beſiegelt. Madrid, den 24ſten Julius 1790.

(L. S.) Unterzeichnet:

Alleyne Fitzherbert.

Durch dieſe Erklärung, die für die Ehre des beleidigten Monarchen ſo genugthuend war, in der Hauptſache hingegen ſo wenig entſchied, hatte Spanien augenſcheinlich nur Zeit gewonnen. Allein eben ſo unbezweifelt hatte das Engliſche Kabinet mit gutem Vorbedacht dieſe Trennung des Ehrpunkts von der Rechtsfrage eingeleitet, um gleichfalls die Unterhandlung in die Länge ziehen zu können, ohne ſich das geringſte zu vergeben. Wenn es das Staatsintereſſe forderte, den Krieg zu vermeiden, ſo heiſchte die politiſche Klugheit, daß es mit guter Art geſchähe, ohne Blößen zu geben und ſich errathen zu laſſen. Beide Höfe hatten ſich ihre Anſprüche und Rechte vorbehalten; beide ſchienen geneigt, ihren Unterthanen den Weg nach Nutkaſund offen zu halten; und dieſe gegenſeitigen Prätenſionen, die von einem Augenblick zum andern neue Auftritte von derſelben beleidigenden Art, wie der vorige, veranlaſſen konnten, ſetzten die dringende Nothwendigkeit einer weitern Negotiation, die allem Zwiſt ein Ende machte, in das hellſte Licht. Die Treuloſigkeit der Politik nöthigte indeſſen beide Theile, während der Unterhandlungen ihre Kriegesrüſtungen fortzuſetzen und aufs äußerſte zu treiben; weil, trotz allen üblichen Proteſtationen, einer dem Andern nicht ſo viel Ehrfurcht für die Vernunft, und ſo viel Gerechtigkeitsliebe zutrauete, daß die Macht der Gründe hinreichend ſeyn könnte, ihn in ſeinen Entſchlüſſen zu leiten. Spanien, als der ſchwächere Theil, der jetzt ſchon die Schwierigkeit fühlte, bei dem zerrütteten Zuſtande ſeiner Finanzen einen Krieg gegen das durch Eintracht allvermögende England zu führen, ſah ſich genöthigt, ſeine Zuflucht zu der Verbindung mit Frankreich zu nehmen, und hatte das unverhoffte Glück, ſie durch die National-Verſammlung erneuert zu ſehen. Mirabeau bewog dieſe, für jedes enthuſiaſtiſche Gefühl ſo reizbare Verſammlung, an einem Hofe, der ſeinen Grimm und ſeine Geringſchätzung gegen ſie nicht hatte verbergen mögen, dadurch die edelſte Rache zu nehmen, daß ſie den Familienpakt in einem für Spanien kritiſchen Augenblicke beſtätigte.

§. 31.

Konvention zwiſchen England, und Spanien.

Der Franzöſiſchen Unterſtützung ſicher, ſtimmte man ſich in Spanien wieder zu dem ſtolzen Tone hinauf, den die Republik der Europäiſchen Fürſten von jeher ſo unerträglich gefunden hat, und hüllte ſich in das Dunkel ſeiner unerwieſenen und unerweislichen Rechte. Von der andern Seite trieb man auch in England die Spiegelfechterei der Allianzen; und die Holländiſche Hülfsflotte vereinigte ſich wirklich mit der Brittiſchen, zum Aerger aller Seemänner von altem Schrot und Korn, die ohne fremden Beiſtand immer beſſer mit dem Feinde fertig zu werden hofften. Wie furchtbar auch vor kurzem noch dergleichen Verſchwörungen der Mächte gegen einander, der Ruhe von Europa geweſen ſind, ſo ſcheinen ſie doch jetzt dieſe Ruhe vielmehr zu ſichern und zur ſchnelleren Zertheilung der Gewitter am politiſchen Horizonte beizutragen. Da auf beiden Seiten jede einzelne Stimme unfehlbar für den Frieden iſt, ſo darf man ſich nicht wundern, daß der geſammte Wille Aller endlich ohne Schwerdtſchlag das Phänomen des Friedens hervorbringt. Der Eigenſinn der urſprünglich ſtreitenden Parteien wird durch die Mehrheit auf beiden Seiten beſtürmt und zu gewiſſen Koncesſionen herabgeſtimmt. Ohne durchſetzen zu können, was man wünſchte, erreicht man doch den wichtigen Endzweck, den Gegner ebenfalls in ſeinen Entwürfen zu ſtören, und ſchmeichelt ſich, in der erſehnten Ruhe des Friedens den künftig zu erhaſchenden Vortheil aus weiter Ferne leiſer und unvermerkter vorbereiten zu können. So ward denn auch jetzt zwiſchen Spanien und England eine Uebereinkunft getroffen, die zwar für den gegenwärtigen Augenblick den Abſichten der handelführenden Inſel angemeſſen war, durch ihre Unbeſtimmtheit aber den Weg zu künftigen Streitigkeiten, Rüſtungen, Unterhandlungen und Friedenstraktaten offen ließ.

Konvention zwiſchen Sr. Großbritanniſchen und Sr. Katholiſchen Majeſtät, unterſchrieben im Eskurial, den 28ſten Oktober 1790.

„Da Se. Britanniſche und Se. Katholiſche Majeſtät geneigt ſind, durch einen dauerhaften Vergleich die neulich zwiſchen beiden Kronen entſtandenen Streitigkeiten ſchnell zu endigen, ſo halten ſie für das beſte Mittel zur Erreichung dieſes heilſamen Endzwecks eine freundſchaftliche Uebereinkunft, welche alle fernere Erörterung der Rechte und Anſprüche beider Parteien bei Seite ſetzt, und ihre gegenſeitige Lage für die Zukunft auf einem, Ihrem wahren Intereſſe und dem gemeinſchaftlichen Verlangen Ihrer Majeſtäten, unter Sich überhaupt und an allen Orten die vollkommenſte Freundſchaft, Uebereinſtimmung und gutes Einverſtändniß zu ſtiften, gemäßen Grunde zu befeſtigen. Zu dem Ende haben Sie zu Ihren Bevollmächtigten ernannt und beſtellt, nämlich von Seiten Sr. Britanniſchen Majeſtät den Herrn Alleyne Fitzherbert, Mitglied des geheimen Raths Sr. gedachten Majeſtät von Großbritannien und Irland, und bevollmächtigten Ambaſſadeur bei Sr. Katholiſchen Majeſtät; und von Seiten Sr. Katholiſchen Majeſtät Don Joſeph Monino, Grafen von Florida Blanka, Großkreuz des Königl. Spaniſchen Ordens Karls III., Staatsrath Sr. gedachten Majeſtät und Ihren erſten Staatsſekretair, welche nach vorheriger Mittheilung ihrer reſpektiven Vollmachten über folgende Artikel übereingekommen ſind:

1. Es iſt verabredet worden, daß die Gebäude und Ländereien auf der Nordweſtküſte von Amerika, auf dem feſten Lande oder auf den an dieſem feſten Lande gelegenen Inſeln, aus deren Beſitz die Unterthanen Sr. Britanniſchen Majeſtät im April 1789 durch einen Spaniſchen Officier geſetzt worden ſind, beſagten Brittiſchen Unterthanen wiedergegeben werden ſollen.

2. Ueberdies ſoll eine billige Entſchädigung nach Maßgabe der Umſtände für alle gewaltſame und feindſelige Handlungen gegeben werden, die nach dem Aprilmonat 1789 durch die Unterthanen einer der kontrahirenden Parteien gegen die der andern begangen worden ſind; und falls nach beſagtem Zeitpunkte einige der reſpektiven Unterthanen gewaltſamer Weiſe aus dem Beſitz ihrer Länder, Gebäude, Schiffe, Waaren oder andern Eigenthums, was es auch ſey, auf beſagtem feſten Lande oder in den Gewäſſern und anliegenden Inſeln geſetzt worden ſind, ſollen ſie wieder in den

Beſitz geſetzt, oder es ſoll ihnen eine billige Vergütung für den erlittenen Verluſt gegeben werden.

3. Um die Bande der Freundſchaft noch enger zu knüpfen und in Zukunft eine vollkommene Harmonie und ein gutes Einverſtändniß zwiſchen beiden kontrahirenden Parteien zu erhalten, iſt verabredet worden, daß die beiderſeitigen Unterthanen nicht beunruhigt, noch beläſtigt werden ſollen, wenn ſie im ſtillen Ocean oder in den ſüdlichen Meeren ſchiffen oder Fiſcherei treiben, oder auf den Küſten, welche dieſe Meere umgeben, an Orten landen, die noch nicht in Beſitz genommen ſind, um daſelbſt mit den Landeseingebornen zu handeln, oder Niederlaſſungen anzulegen, welches alles jedoch den in den drei folgenden Artikeln ſpecifirten Einſchränkungen und Bedingniſſen unterworfen ſeyn ſoll.

4. Se. Großbritanniſche Majeſtät macht ſich verbindlich, die wirkſamſten Maaßregeln anzuwenden, daß die Schiffahrt und Fiſcherei von Dero Unterthanen im ſtillen Ocean oder in den ſudlichen Meeren kein Vorwand eines unerlaubten Handels mit den Spaniſchen Niederlaſſungen werde; und in dieſer Abſicht iſt überdies ausdrücklich bedüngen, daß die Brittiſchen Unterthanen in beſagten Meeren in einer Entfernung von zehn Seemeilen an den von Spanien bereits okkupirten Küſten nirgends ſchiffen, noch Fiſcherei treiben ſollen.

5. Auch iſt verabredet worden, daß ſowohl an Oertern, die den Brittiſchen Unterthanen vermöge des erſten Artikels wiedergegeben werden, als in allen andern Theilen der nordweſtlichen Küſte von Nordamerika, oder in den daran liegenden Inſeln, welche nördlich der beſagten bereits von den Spaniern okkupirten Kuſte liegen, allenthalben, wo die Unterthanen der einen von beiden Mächten ſeit dem April 1789 Etabliſſements angelegt haben oder in Zukunft anlegen werden, die Unterthanen der andern freien Zutritt haben, und Handel ohne Beunruhigung und Beläſtigung ſollen treiben können.

6. Es iſt auch noch, in Beziehung ſowohl auf die öſtlichen als auf die weſtlichen Küſten von Südamerika und die anliegenden Inſeln verabredet worden, daß die reſpektiven Unterthanen in Zukunft keine Niederlaſſung in den Theilen dieſer im Süden deſſelben Welttheils gelegenen Küſten und den anliegenden Inſeln, die von den Spaniern bereits beſetzt ſind, anlegen ſollen, wobei jedoch zu verſtehen iſt, daß

beſagte reſpektive Unterthanen die Befugniß erhalten ſollen, auf den alſo gelegenen Küſten und Inſeln wegen der Bequemlichkeit ihrer Fiſcherei zu landen und daſelbſt Hütten und andere Gebäude auf eine Zeitlang, die bloß zu dieſer Abſicht dienen, zu bauen.

7. In allen Fällen, wenn Klagen entſtänden, oder Eingriffe in die Artikel gegenwärtiger Konvention gethan würden, ſollen die Officiere beider Theile, ohne ſich vorläufig einige Gewaltthätigkeit oder Thätlichkeit zu erlauben, gehalten ſeyn, ihren reſpektiven Höfen einen genauen Bericht von der Sache und allen dabei vorgefallenen Umſtänden abzuſtatten, da man denn die Zwiſtigkeiten in der Güte beilegen wird.

8. Gegenwärtige Konvention ſoll in Zeit von ſechs Wochen, vom Tage der Unterzeichnung an zu rechnen, oder noch eher, wenn es ſeyn kann, ratificirt und beſtätigt werden.

Gegeben im Pallaſt zu St. Lorenz, den 28ſten Oktober 1790.

Alleyne Fitzherbert.
Der Graf von Florida Blanka.“

Aus dem Buchſtaben ſowohl als aus dem Geiſte dieſer Konvention erhellet klar, daß darin die Rechtsanſprüche beider paciscirenden Theile bloß deswegen nicht erwähnt werden konnten, weil man darüber während der Unterhandlung zu keiner Uebereinkunft gelangte. Spanien konnte nie dahin vermocht werden, frei und offen die Frivolität ſeiner Anſprüche auf die nordwärts vom 40ſten Grad der Breite gelegenen Theile der Nordweſtküſte von Amerika einzugeſtehen und der Brittiſchen Nation ein auf Drake's und Cook's Entdeckungen gegründetes Prioritätsrecht einzuräumen; beide Höfe wollten noch nicht der Vernunft und den Rechten der Menſchheit Gehör geben, und freimüthig bekennen, daß die Entdeckung eines ſchon von freien Menſchen bewohnten, und dieſen zugehörigen Landes unmöglich ein Recht auf den Beſitz deſſelben geben kann. Die Vorwürfe, die in England dem Miniſter Pitt über die Abſchließung eines ſo unbeſtimmten Traktates von ſeinen Gegnern gemacht wurden, ſcheinen indeß ſo übertrieben als unverdient zu ſeyn. Für einen Handel, der eben erſt im Aufkeimen war und von dem man noch erwarten muß, bis auf welche Stufe der Wichtigkeit er ſteigen kann, hatte das Kabinet hinlänglich geſorgt, wenn es den Brittiſchen Unterthanen die freie Schifffahrt nach den unbeſetzten und zum Theil noch unbekannten Häfen der Amerikaniſchen Nordweſtküſte einſtweilen ſicherte; es wäre ſogar unüberlegt geweſen, jetzt dieſe Unterhandlung zu verzögern und auf nähere Beſtimmungen zu dringen, da ſich eben eine für England weit wichtigere Handelsausſicht im Orient zeigte, wenn es die Pforte gegen Rußland mit ungetheilter Kraft in Schutz nehmen wollte. Selbſt der in Indien gegen den Sultan von Maiſore ausgebrochene Krieg rechtfertigte die Beſchleunigung des Friedensſchluſſes mit Spanien. Allein eine Uebereilung, die keine politiſche Rückſicht verzeihlich machen kann, eine Uebereilung, die im Charakter des Miniſters liegt und von ſeiner geringen Achtung für ſeine Mitbürger ein böſes Zeugniß giebt, iſt die gänzliche Vernachläſſigung der unglücklichen Opfer der Spaniſchen Anmaßung, nämlich der Officiere und der Mannſchaften, die man von Nutka nach Mexiko ſchleppte, um ſie dort länger als ein Jahr in allem Ungemach der Gefangenſchaft ſchmachten zu laſſen. Es war ſchon ein Verſehen, daß ihre Befreiung nicht in der erſten Deklaration ausdrücklich ausbedungen ward; daß aber auch die Konvention mit keiner Sylbe ihres Schickſals erwähnt, ſcheint dem Geiſte der Brittiſchen Verfaſſung ins Angeſicht zu trotzen. Wenn das Eigenthum der beeinträchtigten Kaufleute, welches auf 600,000 Piaſter angeſchlagen wird, zu einer Kriegesrüſtung berechtigte, die nicht weniger als 3,133,000 Pfund Sterling (mehr als zwanzig Millionen Thaler) gekoſtet hat; war dann nicht die perſönliche Freiheit von vierzig oder funfzig Brittiſchen Unterthanen ſo viel werth, daß man ein Wort darüber fallen ließ? Man wird den deſpotiſch geſinnten Financier in England fragen, ob er es wagt, die Freiheit eines Engländers auf ihren Werth an Gelde zu reduciren, und wie viel ſeines Bedünkens die Stunde Freiheit gilt? Die Schande dieſer Vernachläſſigung iſt deſto unauslöſchlicher, da jene Unglücklichen nicht als Kriegesgefangene behandelt, ſondern gefeſſelt, geſchlagen, mit ſchmählichen Todesſtrafen bedrohet, zu Schanzarbeiten gezwungen, und in dem Falle des bedauernswürdigen Colnett, bis zum Wahnſinn getrieben worden ſind.

III. Wichtigkeit des Nordamerikaniſchen Pelzhandels mit Hinſicht auf die geographiſche Lage der nördlichſten Theile von jenem feſten Lande.

§. 31.

Bisheriger Ertrag des neuen Pelzhandels.

Der Gegenſtand womit wir uns hier beſchäftigen, hat das Vorzügliche, daß, wenn er gleich mit der Politik in einem engen Verhältniſſe ſteht, dennoch ihr kleinlicher Wirkungskreis ihn nicht erſchöpft; ſondern daß ſeine Beziehungen für den Philoſophen und Menſchenforſcher, der über den gegenwärtigen Augenblick hinaus in eine unabſehbare Zukunft blickt, einen Werth haben und ihm eine erfreuliche Ausſicht gewähren. Der Hader ehrgeiziger Fürſten, und die Verwegenheit gewinnſüchtiger Kaufleute ſind nur die blinden Werkzeuge, womit der Künſtler einer höheren Ordnung, der Schöpfer des Menſchenglücks und der Pflegevater menſchlicher Weisheit, ſein großes göttliches Werk vollführt. Es hieße an der Erhabenheit des Gedankens, den ich hier nur berühre, mich wirklich verſündigen, wenn ich ihn ſchon jetzt auf ein im Keime liegendes Gebilde menſchlicher Betriebſamkeit anwenden, aus deſſen muthmaßlichen, künftigen Erſcheinungen völlig entwickeln und den großen Eindruck einer heiligen, dunkeln Ahndung durch teleologiſches Lallen ſchwächen wollte. Aber die nächſten Glieder der Kette aufzuſuchen, wodurch auch dieſe neue Entwickelung menſchlicher Kräfte mit den Schickſalen und der Geſchichte unſerer Gattung zuſammen hängt; wahrzunehmen wie das neue Handelsverkehr zwiſchen entfernten Welttheilen unſerer Thätigkeit eine von der jetzigen verſchiedene Richtung geben kann; und ſo die Aufmerkſamkeit auf einen Gegenſtand zu lenken, der vermittelſt ſeiner Beziehungen ihrer würdig zu ſeyn ſcheint: dies könnte vielleicht zur Ergänzung des kurzen hiſtoriſchen Ueberblicks, der uns bisher beſchäftigt hat, auf die Benutzung der folgenden Reiſebeſchreibungen zweckmäßig vorbereiten. Um hierin mit Ordnung zu Werke zu gehen, müſſen wir zuerſt den bisherigen Ertrag des neuen Pelzhandels zum Grunde legen, dann die künftige Erweiterung deſſelben in Betrachtung ziehen, und endlich die Beſchaffenheit des Inneren von Nordamerika, ſo weit ſie jetzt bekannt iſt, zu Hülfe nehmen, um daraus zu ergründen, in wie fern ſie dem Handel mit China eine neue Wendung geben könne oder nicht.

Wenn man die Wichtigkeit des Pelzhandels lediglich nach dem Abſatze berechnen wollte, den die verſchiedenen in **China** angekommenen Schiffe gefunden haben, ſo würde dieſer Zweig der Engliſchen Betriebſamkeit eben keinen weſentlichen Vortheil verſprechen. In der That haben die Seeotterfelle, die in den Jahren 1786, 1787 und 1788 nach **Kanton** gebracht worden ſind, den Kaufleuten nicht viel über 250,000 Spaniſche Thaler eingetragen, wovon ihre Koſten noch abgerechnet werden müſſen. Die folgende Tabelle, die ich nach den beſten Angaben*) verfertigt habe, wird dies noch deutlicher machen.

Jahr.	Schiffs Name.	Woher.	Felle.	Preis in Span. Thalern.
1786	Kapit. Hanna Seeotter	China	560	20,040
1787	Bouſſole Aſtrolabe	Frankreich	600	9,000
—	Kapit. Cook Experiment	Bombay	604	24,000
—	König Georg Königin Charlotte	London.	2552. 434 Junge. 34 Füchſe.	50,000
—	— —	—	übriges Pelzwerk	4,857
—	Seeotter	China.	100, nebſt 300 Fetzen	8,000
—	Nutka	Bengal	350	14,000
—	Kaiſerl. Adler	Oſtende	700	29,000
1788	Felice	China	750	38,000
—	Prinz von Wales Princeß Royal	London.	1959	56,000
			In allem Seeotterfelle 8175.	Spaniſche Thaler 252,897.

Im Durchſchnitt wurden folglich alle dieſe Seeotterfelle das Stück noch nicht zu 31 Spaniſchen Thalern oder harten Piaſtern verkauft. Dieſer geringe Preis hatte aber ſeinen Grund in den Einſchränkungen, wodurch die Beamten der Engliſchen Oſtindiſchen Kompagnie den neuen Handel abſichtlich erſchwerten; denn zu eben der Zeit, da die Kapitaine **Portlock** und **Dixon** ihre 2552 Seeotterfelle für

---

*) S. Hr. **Cox** in **Dalrymple's** *Furtrade, p. 27.* — *Meares. Anſwer to Dixon's Remarks, p. 20 &c.*

50,000 Spaniſche Thaler verkauften, (welches noch nicht 20 Thaler für das Stück beträgt) boten die Chineſer, nach dem übereinſtimmenden Zeugniſſe der Kapitaine Meares und Portlock, für die beſten Felle achtzig bis neunzig Thaler; und im Jahr 1788 wurden Herrn Colnett für einige der ſchönſten Felle hundert und funfzig Spaniſche Thaler das Stück geboten, ob er ſich gleich gezwungen ſah, ſeine ganze Ladung bei Strafe der Konfiskation den Supracarguen der Kompagnie für einen Preis zu überlaſſen, der den Eigenthümern nicht mehr als 27 Thaler für das Stück einbrachte. Doch nicht allein die dem wahren, freien Geiſte des Handels ſo verderblichen ausſchließenden Privilegien der Oſtindiſchen Kompagnie, ſondern auch die Erpreſſungen, welche ſich die Chineſiſche Politik gegen die Europäiſchen Kaufleute in ihren Häfen erlaubt, mußten es bisher verhindern, daß ſie den wahren Marktpreis für ihre Rauchwaare nicht erhalten konnten. Auch China unterſcheidet ſich nicht von anderen Deſpotien; die nämlichen Gebrechen fließen überall aus denſelben Urſachen, und Monopolien feſſeln auch den innern Handel dieſes ungeheuren Reiches. Es iſt der Mühe werth, im Vorübergehen einen Blick auf die jetzige Verfaſſung des Chineſiſchen Handels zu werfen.

§. 32.

Etwas von dem Handel in Kanton.

Seit geraumer Zeit verlautet es, daß der Handel, den die Ruſſen ehemals zu Kiachta an der Gränze von Sibirien mit den Chineſern führten, durch die zwiſchen beiden Reichen fortdauernden Mißhelligkeiten gänzlich abgebrochen iſt und danieder liegt. Es gehörte daher zu den Entwürfen, die der Staatsklugheit der jetzigen Kaiſerin und ihrem umfaſſenden Blicke vollkommen angemeſſen waren, die Entdeckung der unbekannten Theile von Nordweſt-Amerika mit der Errichtung eines Ruſſiſchen Seehandels nach China zu vereinigen, und hier auf einem kürzeren Wege als zuvor, den Pelzhandel auch ihren Unterthanen zu eröffnen. Von Kamtſchatka, ohne den Tranſport nach Ochotsk zu rechnen, führte man ſonſt die Seeotterfelle ſechshundert Deutſche Meilen weit zu Lande bis an die Chineſiſche Gränze, wo der Chineſiſche Kaufmann in der Mitte dieſes Jahrhunderts das Stück mit ſechzig bis achtzig Rubeln bezahlte. Noch mehr als zweihundert Deutſche Meilen hatte er dann mit ſeiner eingekauften Waare bis Peking zurückzulegen; und da dieſer ganze Transport ebenfalls zu Lande, über unwegſame Wüſteneien und beeiſte Gebirge geſchehen muß, ſo läßt ſich denken, wie ſehr er den Werth des Pelzwerkes erhöhet. Deſſen ungeachtet kaufen die Japaner, wie man uns verſichert, es wieder von den Chineſiſchen Kaufleuten, und laſſen ſich durch die ungeheuren Preiſe nicht abſchrecken, welche nothwendig entſtehen müſſen, wo die Waare durch ſo viele Hände geht. Wie viel kürzer wäre es nicht, wenn Fahrzeuge, entweder von Ochotsk oder vom St. Peter und St. Pauls Hafen in Kamtſchatka, oder künftig von einem Ruſſiſchen Pflanzort im Cooksfluß unmittelbar, in vierzehn Tagen oder drei Wochen nach der Japaniſchen Küſte, und in Zeit von ſechs Wochen oder zwei Monaten nach China gingen und die Amerikaniſchen Pelze aus der erſten Hand verkauften? Mir ward unter dem 11ten März 1791 aus London geſchrieben: man trüge ſich daſelbſt mit einer Nachricht, daß bereits Ruſſiſche Schiffe von den Sibiriſchen Oſtküſten nach China gekommen wären und mit den Chineſern eine Uebereinkunft wegen ihres künftigen Handels getroffen hätten. Ob dieſe Nachricht gegründet ſey oder nicht, wird ſich in kurzem beſtimmen laſſen. Es erhellet aus den näheren Datis zur Geſchichte des Ruſſiſch-Chineſiſchen Handels in Kiachta*), daß daſelbſt im Durchſchnitt ein Waarentauſch von vier Millionen Rubeln an Werth Statt zu finden pflegte, wovon, nach einem Durchſchnitt von den Jahren 1775, 1776 und 1777, die aus Hudſonsbay und Kanada über England eingeführten Pelzwerke allein gegen eine halbe Million Rubel jährlich, betrugen. Mit Wahrſcheinlichkeit läßt ſich folglich annehmen, daß die aus Sibirien und Kamtſchatka dorthin gebrachte Rauchwaare noch einmal ſo viel, oder eine Million Rubel, gelten mußte; und nicht minder wahrſcheinlich iſt es, daß dieſe Summe einen verhältnißmäßig ungleich ſtärkeren Gewinn abwerfen würde, wenn der Handel zur See zu Stande käme und die Ruſſiſchen Kaufleute die ungeheuren Transportkoſten erſparen könnten. Die Vortheile, die für den Staat daraus erwachſen, wenn die Beſchiffung der öſtlichen Meere ihm eine Schule vortreflicher Seeleute wird, und der Handel,

---

*) W. Coxe, die neuen Entdeckungen der Ruſſen zwiſchen Aſien und Amerika. Frankfurt 1783. 3. S. 380. u. f.

del nach Indien ſowohl als nach den im künftigen Jahrhundert ſicherlich unabhängigen Staaten von Peru, Chili und Mexiko offen ſteht, will ich hier nicht weiter erwähnen.

Von einer Möglichkeit, welche Rußland nur in der Ferne ſah, wenden wir uns jetzt zu dem unermeßlichen Umfange des Handels, den England wirklich nach China treibt und noch zum völligen Alleinhandel zu erweitern bemühet iſt. Alle übrige Europäiſche Nationen müſſen den Engländern in China ſo weit nachſtehen, daß ihr Handel gegen den Engliſchen nur ein Tropfen gegen das Meer zu ſeyn ſcheint.

Im Jahr 1789 lagen folgende fremde Schiffe in Bokka Tigris oder dem Fluſſe von Kanton.

Engliſche, aus Europa = = = = =	21.
= aus Bombay, und wieder dahin zurückbeſtimmt	24.
= = = und nach Surat = =	3.
= = = und Madras, nach Bombay =	1.
= = = und nach Pegu und Bengalen =	1.
= = = und nach Bengalen = =	1.
= = = nach Bengalen und Bombay =	1.
= = = nach Madras und Bombay =	1.
= aus Madras, nach Bombay = = =	1.
= aus Bengalen u. von der Malaykuͤſte, nach Bengalen	3.
= = = = = = nach Bombay	1.
= = = = und Batavia nach Bengalen	1.
= aus China, nach der Nordweſtküſte von Amerika	2.

Zuſammen 61 Engliſche Schiffe.

Dagegen:

Holländiſche Schiffe = =	5
Franzöſiſches = = =	1
Däniſches = = = =	1
Portugieſiſche = = =	3
Amerikaniſche = = =	15

Zuſammen = 25 Schiffe von andern Nationen.

Dabei muß angemerkt werden, daß die 21 Engliſche Schiffe aus Europa von der größten Gattung ſind, die zu Kauffahrern nur gebraucht werden, da hingegen die

Amerikaniſchen Abentheurer mehrentheils nur in kleinen Fahrzeugen auf ihre Handelsunternehmungen ausgehen. Allein geſetzt auch, daß die Schiffe von gleicher Größe wären, ſo übertrift dennoch der Engliſche Handel den ganzen auswärtigen Handel von China um weit mehr als die Hälfte. Auch ſieht man ohne mein Erinnern, daß der Handel der Holländer, Franzoſen, Dänen und Portugieſen, verglichen mit dem was er ſonſt geweſen iſt, täglich unbedeutender wird und endlich ganz eingehen muß. Die Franzöſiſche Kompagnie hat ſchon zu wiederholten malen ihren Umſturz erlebt, und auch ihre letzte Organiſation hat dieſem Schickſale nicht entgehen können; die Däniſche wankt, und die Holländiſche hat ſelbſt in Holland keinen Kredit. Außer dem Engliſchen Handel iſt alſo nur der Amerikaniſche blühend; gleichwohl verſteht es ſich von ſelbſt, daß er die Engländer nicht vom Chineſiſchen Markte verdrängen wird.

Die Engliſche Oſtindiſche Kompagnie hat ſich nur allmälig, und mit einer Handelspolitik die dem kaufmänniſchen Geiſt Ehre macht, zu dieſer Ueberlegenheit hinaufgeſchwungen; ſie ſcheint einen weitumfaſſenden Plan auszuführen, der einſt die Europäer von dem Vorwurfe befreien wird, den man ſich kaum erwehren konnte, ihnen in ihrem verächtlichen Verhältniſſe gegen ein verächtliches Orientaliſches Volk zu machen. Um in China unabhängig zu ſeyn, mußte die Kompagnie ihre Konkurrenten verdrängen. Dies geſchah, ſobald ſie ſich zum Alleinhandel der Stapelwaare von China, der Theeblätter, entſchloß. Die herabgeſetzten Zölle auf den Thee ſetzten die Kompagnie in Stand, den Schleichhandel an den Küſten von England zu vernichten; und von dem Augenblick an kauften die Holländer und Franzoſen faſt gar keinen Thee mehr in China. Die Wirkung von dieſer Ausſchließung der anderen Nationen iſt in den letzten fünf Jahren ſchon ſo außerordentlich geweſen, daß man uns wohl noch eine kleine Abſchweifung erlauben wird. So lange die Oſtindiſche Kompagnie nach China handelte, hat die ganze Summe aller Ausfuhrartikel, welche man aus England dorthin führte, nicht über 100,000 Pfund Sterling betragen; in den letzten fünf Jahren aber führte man jährlich allein aus Cornwall 2,000 Tonnen Gewicht an Zinn, oder für 130,000 Pf. Sterl. dahin aus, das Kupfer nicht zu rechnen, welches in Cornwall ſo gut und rein wie in Japan erhalten, und um geringeren Preis als das Japaniſche nach China verführt werden kann, weshalb auch die Holländer letzteres nicht mehr nach China bringen *). Die Engliſche Kompagnie läßt das Kupfer aus Cornwall in kleine Stangen ſchneiden, um es auch äußerlich dem Japaniſchen gleich zu machen. Endlich ſcheint auch der Verfall des Ruſſiſchen Handels in Kiachta den Engliſchen Manufakturen einen Abſatz in China verſchafft zu haben, der ehedem nicht exiſtirte und der jetzt mit jedem Jahre wichtiger wird. Die Engländer ſchicken bereits an Wollentüchern viele tauſend Ballen jährlich nach Kanton, wo die Pelzhändler aus den nördlichen Provinzen ſie einkaufen und durch das ganze Reich verführen. Kamelotte, Chalons und allerlei gröbere wollene Zeuge finden ebenfalls einen anſehnlichen Debit. Dies zuſammen genommen vermindert die bisherige ſo verderbliche Ausfuhr der edlen Metalle, womit die Europäer ſich genöthigt ſahen, ihre Zahlungen in China zu machen. Gelingt es der Engliſchen Kompagnie, ſich des Chineſiſchen Handels ganz zu bemächtigen, und wird der Gebrauch Engliſcher Manufakturwaaren in China ein allgemeines Bedürfniß ſeiner unzähligen Bewohner, ſo darf man dem Zeitpunkt ent-

---

*) Die Macht der Vorurtheile hat ſich auch bei dem Zinnhandel wirkſam bewieſen. Von jeher glaubte man, und naturhiſtoriſche Kompendien ſagten es auf das Wort des Kaufmannes nach: das Zinn von Malakka ſey ungleich reiner, als das Engliſche; die Chineſer könnten daher das letztere nicht brauchen, ob ſie gleich 4000 Tonnen Gewicht von Malakka, und den Inſeln der Malayer theils holen, theils von den Holländern ſich zuführen ließen. Herr Unwin, von der Königlichen Flotte, bewies endlich das Gegentheil, verglich das Metall von beiden Ländern, und fand das Engliſche, wo nicht reiner und beſſer, doch in jedem Betracht vollkommen ſo gut, wie das Malaviſche. Ein Pfund Engliſches Zinn, zu Folie geſchlagen, konnte 35 Engliſche Quadrat-Yards (die Yard von drei Engliſchen Fuß) bedecken. Die Chineſer wiſſen das Silber, welches zuweilen noch dem Zinne beigemiſcht iſt, herauszuſcheiden; ihre Prieſter brauchen die aufs äußerſte dünn geſchlagene Folie, um ſie auf eine Art Kartenpapier zu kleben, welches ſie in Stückchen von der Größe einer Spielkarte in den Kramläden durch das ganze Reich verkaufen laſſen. Bei Sonnenaufgang, zu gewiſſen beſtimmten Tageszeiten und mit eintretender Nacht machen die Chineſer ihren Götzen Verbeugungen, oder Tſchin-Tſchin, wie es in ihrer Sprache heißt, wobei ſie dieſe Papiere verbrennen und ſich nach Weſten hin verbeugen. Je andächtiger einer iſt, deſto mehr Papier verbrennt er. Zu dieſem Behufe geht alſo eine große Quantität Zinn verloren. Endlich wird auch Zinn in Menge zur Miſchung des weißen Metalls gebraucht, welches Tutenage oder Tutanego heißt, und wovon große Quantitäten nach allen Gegenden von Indien verführt werden; imgleichen zur Verfertigung des Metalls, woraus ſie ihre Küchengeſchirre machen. — Herr Meares bemerkt auch den ſtarken Abſatz von Zinn nach Bengalen und Perſien. Dieſes letztere Reich bezog neuerlich ſchon Engliſches Zinn aus Bombay.

gegen ſehen, wo die Ausfuhr des Silbers aus Europa nach China beinahe ganz aufhören muß. Der Pelzhandel kann hierzu ebenfalls das ſeinige beitragen.

Das weſentlichſte Hinderniß, welches ſich dieſer Handelserweiterung entgegenſtellt, beſteht unſtreitig in der Kurzſichtigkeit der Chineſer in Abſicht auf ihren wahren Vortheil, und in den daraus entſpringenden vielfältigen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, denen ſich der Europäiſche Kaufmann unterwerfen muß. Indeß iſt es ein merkwürdiges Faktum, daß das Privatintereſſe der Unterthanen, welches bei der Politik des Hofes in Peking ſeine Rechnung nicht findet, erſtere bereits zu einem kühnen Schritte verleitet hat. Im Jahr 1789 wagte der Hoppo, oder Vicekönig von Kanton, es nicht, in ſeinem Berichte an den Hof die wahre Anzahl der zu Kanton befindlichen Europäiſchen Schiffe anzugeben. Man ſcheute ſich insbeſondere, von der über alles Verhältniß vermehrten Anzahl Engliſcher Kauffahrer die Wahrheit zu bekennen, weil man befürchtete, daß der Kaiſer darüber unzufrieden werden, und von einer ſo ſtark vermehrten Anzahl fremder Schiffe Gefahr beſorgen möchte. Die Beamten zu Kanton wußten kein beſſeres Mittel zu erſinnen, um ihre eigene Furcht zu unterdrücken und ihre Gewiſſenszweifel zu beruhigen, als daß ſie der kaiſerlichen Schatzkammer die gewöhnliche Summe für die Zolleinnahme des auswärtigen Handels ablieferten, und den Ueberſchuß in ihre eigene Kaſſe ſtrichen. Der drückendſte Zwang des auswärtigen Handels liegt aber darin, daß alle kaufmänniſche Geſchäfte, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, unter der Gerichtsbarkeit eines Senats von Kaufleuten ſtehen, welcher elf oder mehr Perſonen in ſich faßt, die den gemeinſchaftlichen Namen Hong oder Huang führen. Sobald ein Schiff nach Kanton kommt, wird einer von dieſen Kaufleuten ernannt, der alle merkantiliſche Angelegenheiten deſſelben beſorgen ſoll. Ihn nennt man den Sicherheits- oder Bürgſchafts-Kaufmann (*ſecurity merchant*,) und von ſeiner Willkühr hängt der ganze Waarenverkauf ab; er iſt bevollmächtigt, die Ladung und ihren Abſatz ſo einzurichten, daß ſeine Privatabſicht dabei am beſten erreicht wird. Iſt es ſeinem Intereſſe gemäß, daß dieſer oder jener Artikel der Einfuhr keinen billigen Abſatz finde, ſo hütet er ſich wohl, das Beſte des fremden Kaufmanns zu befördern; er nimmt ausſchließender Weiſe Rückſicht auf ſeinen eigenen Vortheil. Der einheimiſche Käufer und der ausländiſche Verkäufer haben mit einander nicht das entfernteſte Verkehr, ſondern dieſe ungebetene Mittelsperſon erzwingt ihre Ergebung in ſeinen Willen, dem ſie ſich, ohne eine Reviſion des Proceſſes oder eine höhere Inſtanz hoffen zu können, unterwerfen müſſen. Augenſcheinlich kann es nie zu einem billigen Tauſche kommen, ſo lange dieſe Männer ihre Macht in Händen behalten. Die größeren und geringeren Zollbedienten pflegen ihrer Seits von den Kaufleuten des Hong die unbilligſten Abgaben zu erpreſſen, wofür ſich dieſe hernach an dem Europäiſchen Handel ſchadlos halten. Alle Waaren, die in Kanton beim Zollamt angegeben werden, zahlen einen ungeheuren Zoll. Der Eigenthümer mag ſich übrigens noch ſo ſehr ſperren und weigern, den Preis für ſeine Waaren anzunehmen, den ihm der Hong-Kaufmann beſtimmt, ſo ſteht es ihm doch nicht mehr frei, ein einziges Stück davon wieder einzuſchiffen; denn alle Kaufgüter, die einmal zu Kanton gelandet worden ſind, dürfen unter keinem Vorwande wieder weggenommen werden, außer wenn ein einheimiſcher Kaufmann ſie eingehandelt hat. Dieſe tyranniſche Verordnung bedarf keines weiteren Kommentars. Nicht minder drückend iſt es auch, daß man ſeit langer Zeit die Zölle in Kanton zu erhöhen angefangen hat, und damit noch fortfährt, ſo, daß ſie in einigen wenigen Jahren bis auf 50 Procent geſtiegen ſind. Die Mandarine, die nicht länger den ganzen Ertrag in die Schatzkammer zahlen, werden immer raubgieriger, je höher er ſteigt. Der Vicekönig, der die Zollabgaben nach Willkühr auferlegt, ſcharrt ein ungeheures Vermögen zuſammen, und theilt es wieder mit den Miniſtern in Peking, damit ſeine Erpreſſungen ungeahndet bleiben. Die ſämmtlichen Schiffe zahlen überdies, nach ihrem Maaße, gleich bei ihrer Ankunft eine große Summe Geldes. Für ein jedes Schiff der Oſtindiſchen Kompagnie wird zwiſchen 800 und 1200 Pfund Sterling erlegt. Die Waaren dürfen nicht anders, als auf einheimiſchen Booten, vierzehn Engliſche Meilen weit von Wampo, dem gewöhnlichen Ankerplatze, bis nach Kanton verfahren werden, und dieſe Einrichtung iſt eine nie verſiegende Quelle von Diebſtählen auf Koſten des Ausländers, der in ſolchen Fällen vergebens Erſtattung des Werthes, und Beſtrafung der ſchamloſen Veruntreuung fordert. Der Europäer hat zu keinem Menſchen Zutritt, außer zu dem Hong, deſſen Vortheil es iſt, wenn er am ärgſten beſtohlen wird. Kein Europäer, oder, wie die Chineſer ihn nennen, kein Fanqui, darf die Stadt betreten; und verſucht er es heimlich, ſo erhält er eine ſchwere Tracht

Schläge, und wird wieder hinaus geſchickt. Allein auch nicht einmal bei den Kaufleuten des Hong iſt der Europäer der Bezahlung ſicher, wenn er ſeine Waaren verkauft hat; denn irrig glaubte man ſonſt, dieſe Männer bürgten einer für den andern. Verſchiedene Bankerotte, wodurch eine Schuld von mehreren hunderttauſend Pfund Sterl. entſtanden iſt, haben das Gegentheil bewieſen. Um ſie zu tilgen, hat die Chineſiſche Verſchlagenheit die Europäer ſelbſt in Kontribution geſetzt, und auf alle Europäiſche Waaren einen neuen Zoll gelegt, der nach Abbezahlung der Schuld noch fortdauert. Zu allen dieſen Ungerechtigkeiten kommt noch, daß die Supracarguen und andere Kompagnie-Beamten jährlich auf einige Monate von Kanton, oder eigentlich von Wampo, nach der Portugieſiſchen Stadt Makao wandern müſſen, wo die Portugieſen ſich gegen die Engländer einen Ton und ein Benehmen erlauben, welche mit der Macht der beiden Nationen in umgekehrtem Verhältniſſe ſtehen *).

§. 33.

Ausſichten zur Erweiterung des Engliſchen Handels nach China.

Nach dem bisher Geſagten wird es niemand auffallen, daß die willkührliche Gewalt, womit die Chineſer in ihren Handelsverhältniſſen gegen die Europäer verfahren, und insbeſondere die fehlerhafte Einrichtung, wodurch man ſie der Unbarmherzigkeit des Hong überläßt, auch die Vortheile des Nordamerikaniſchen Pelzhandels einſchränken, und vielleicht um mehr als die Hälfte von dem wahrſcheinlichen

---

*) Im Jahr 1789, als die Schiffe der Kompagnie in China ankamen, und die Supracarguen alſo, wie gewöhnlich, ſich wieder nach Kanton begeben mußten, hielten ſie um die Erlaubniß dazu an, welches bloß *pro forma* zu geſchehen pflegt. Diesmal aber ward ſie ihnen ſchlechterdings verweigert, unter dem nichtigen Vorwande, daß ſie durch den Portugieſiſchen Gouverneur von Makao darum anhalten müßten. Dieſer wollte ſich der Sache nicht annehmen, ſondern freuete ſich über die Veranlaſſung, daß er dem Brittiſchen Handel ein Hinderniß in den Weg legen konnte. Endlich, nach langem Aufſchub und nicht ohne Erpreſſungen, ward die Sache geſchlichtet; allein während der Zeit hatten die reichbeladenen Schiffe der Oſtindiſchen Kompagnie in Bokka Tigris oder zu Wampo vor Anker gelegen, ohne die gewöhnlichen Erfriſchungen erhalten zu können. Man begreift auch überdies, daß die jährlichen Reiſen der Kompagnie-Beamten von und nach Kanton, und ihre doppelte Wirthſchaft dort und in Makao, der Kompagnie ungeheure Koſten verurſachen müſſen.

Ertrage vermindern müſſen. Gleichwohl bleibt nach allen Erpreſſungen, nach allen niedrigen Kunſtgriffen deren die Chineſiſchen Alleinhändler ſich bedienen, ein ſo ſtarker Ueberſchuß für die Unternehmer der bisherigen Ausrüſtungen, daß ſich an der Fortſetzung dieſes Handelszweiges nach der Uebereinkunft mit Spanien keinesweges zweifeln läßt. Im Gegentheil ſcheint das Intereſſe der Oſtindiſchen Kompagnie es mit ſich zu bringen, daß ſie künftig die Einfuhr des Pelzwerkes von der Amerikaniſchen Nordweſtküſte nach China begünſtigen und ſogar aus allen Kräften unterſtützen muß, in ſo fern dieſelbe das beſte Mittel iſt, die Ruſſen von allen Chineſiſchen Märkten zu entfernen und dadurch ihrer eignen Einfuhr von Engliſchen Erzeugniſſen und Fabrikwaaren einen ſtärkeren Abſatz zu ſichern. Schon jetzt ſind die Kaufleute aus dem Norden von China mit den Wollentüchern und Zeugen, die ſie aus Kanton ziehen, ungleich beſſer als mit den ehemals aus Kiachta erhaltenen zufrieden, und reiſen gern gegen zweihundert Meilen durch das ganze Reich, um in Kanton ihre Theeſorten, nebſt Seidenzeugen, Elfenbein ꝛc. gegen Pelze und Tücher zu vertauſchen. Der Luxus, der insbeſondere in den nördlichen Provinzen mit den Seeotterfellen getrieben wird, geht ſo weit, daß ſie für ein Kleid von der beſten Art tauſend und mehrere Spaniſche Thaler bekommen. In den ſüdlichſten Provinzen iſt zwar dieſes Pelzwerk zu warm; man trägt es aber dennoch der Mode wegen, und wenigſtens wird der Kragen an den Kleidern damit beſetzt. Dagegen finden dort die Füchſe, Biber, Flußottern u. d. gl. aus Kanada und Hudſonsbay einen ſtärkern Debit. In Korea, dieſer reichen Halbinſel, die wir ſo wenig kennen, erheiſcht das Klima Pelz und wollene Kleidung; doch blieb die letztere den Einwohnern, durch den langen Umweg aus Rußland über Kiachta und Peking, bisher zu theuer im Preiſe, ſo daß ſie ſich genöthigt ſahen, ſich mit dicken, gedruckten Baumwollenzeugen zu behelfen. Die koſtbarſten Theeſorten kommen aus dieſer Gegend, die für den Seidenbau ſchon zu kalt iſt, wenn gleich die rohe Chineſiſche Seide dort zu reichen Stoffen verarbeitet wird. Die Ruſſiſchen und Amerikaniſchen Pelze, die Engliſchen Wollentücher, das Zinn aus Cornwall, nebſt Eiſenwaaren, Zucker, Seiden- und Baumwollenzeugen führen die Chineſer auch nach Japan hinüber, und löſen daraus einen anſehnlichen Gewinn, der ihnen an Golde, feinen Theeſorten und reinem Kupfer ausbezahlt wird.

Aus dieſen Angaben erhellet bis zur vollkommenſten Ueberzeugung, daß der Engliſche Handel nach China, und überhaupt nach dem öſtlichen Aſien, nicht nur einer großen Erweiterung fähig iſt, ſondern daß auch wahrſcheinlich die Politik des Engliſchen Miniſteriums und der Oſtindiſchen Kompagnie dahin arbeitet, ſie allmälig zu Stande zu bringen. Es wäre nicht unmöglich, daß ſich nach und nach ein vertrauteres, aus wechſelſeitigen Handelsbedürfniſſen hergenommenes Band des Umganges zwiſchen den Engländern und den Chineſern knüpfte, wodurch wir endlich nähere, beſtimmtere Kenntniſſe von jenem noch unergründeten Phänomene der Chineſiſchen Reichsverfaſſung, und zugleich einen reichlichen Zuwachs an allerlei wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen erhalten würden. Es lieſſe ſich vielleicht durch eine glänzende, mit Orientaliſcher Pracht zu veranſtaltende Geſandtſchaft bewirken, daß den Schiffen der Engliſchen Kompagnie außer Kanton auch die Häfen der nördlichen Provinzen geöffnet würden und alle jene Bedrückungen, denen die kurzſichtige Staatskunſt der Chineſer die fremden Kaufleute ausſetzt, gänzlich und auf immer verſchwänden. Endlich könnte man, etwa vermittelſt einer Niederlaſſung auf den ſüdlichſten Kurileninſeln, den Japaniſchen Handel an ſich ziehen, indem man den Einwohnern die Nordamerikaniſchen Seeotterfelle zur Verſuchung und Anlockung darböte, und zugleich von dort aus Korea mit Pelzen und Engliſchen Tüchern verſorgte. Dieſe Entwürfe*) beſchäftigen jetzt wirklich ſchon manche Köpfe, und ſind vielleicht der Ausführung näher als man denkt. Die Eiferſucht gegen Rußland, die ſeit einiger Zeit im Engliſchen Miniſterium ſo feindſelig erwacht, ſcheint mit dieſen Erweiterungsplanen in einer genauen Verbindung zu ſtehen. Zwei Reiche, die der Ocean und der ganze dazwiſchen liegende Europäiſche Norden von einander trennen, mußten ſich auf der gegenſeitigen Halbkugel begegnen, und in ihren Handelsſpekulationen kreuzen, um die Ruhe von Europa zu erſchüttern. Englands politiſche Exiſtenz, die von ſeinem Handel unzertrennlich iſt, fordert das Opfer eines jeden andern Handelsſtaats. Rußland fing an, ſich in der Reihe der Handel treibenden Seemächte zu zeigen. Aber kaum ſuchte es, ſich in ſeinen eigenen Häfen des Engliſchen Allein-

---

*) S. beſonders die Einleitung des Kapitain Meares zur Engliſchen Ausgabe ſeiner Reiſe, wovon ich hier alles weſentlich Brauchbare benutzt habe.

handels zu erwehren; kaum hatten ſeine Heere und ſeine Flotten über die Türken durch wiederholte Siege die freie Schiffahrt auf dem ſchwarzen Meer erfochten; kaum wagte es den Schritt, von den Entdeckungen ſeiner Kauffahrer an der Amerikaniſchen Küſte, wie von der Nähe von Japan und China, Gebrauch zu machen; ſo mußten von Engliſchen Schiffen ſeine öſtlichen Häfen ausgekundſchaftet, die Barbaren aufgewiegelt, und endlich gar die unüberwindlichen Armaden der gebieteriſchen Inſel gegen den glücklichen und thätigen Nebenbuhler gerüſtet werden. Alleinhandel war bei den Römern nur die Folge ihrer Alleinherrſchaft; England ſchlägt einen andern Weg ein, indem es hofft, durch den Alleinhandel die Welt zu bezwingen.

§. 34.

Vorgeſchlagene Korporation der Engliſchen Oſtindiſchen und der Hudſonsbay-Kompagnien.

Die Monopolien der großen Handelsgeſellſchaften ſind in dem Engliſchen Vergrößerungsſyſteme ſo nützliche und unentbehrliche Werkzeuge geweſen, daß ſie vielleicht ſo lange auf Koſten der Freiheit und der wahren inneren Wohlfahrt des Bürgers beſtehen werden, bis die unausbleibliche Revolution in den Finanzen die Begründung einer neuen Konſtitution mit ſich bringt. Wenn man die Wichtigkeit der Oſtindiſchen Kompagnie überrechnen will, darf man ſich nur erinnern, daß ſie den ganzen Aſiatiſchen Handel beinahe ausſchließlich an ſich gezogen hat und in Indien ſelbſt mehr als funfzehn Millionen Menſchen beherrſcht. Die Hudſonsbay-Kompagnie kann ſich zwar auf keine Weiſe mit jenem mächtigen Staat im Staate meſſen; indeß hat der mehr als hundertjährige Pelzhandel ſie in einem ſo außerordentlichen Grade bereichert, daß, wie man verſichert, die Aktionnairs jährlich Tauſend von Hundert gewinnen *). Die ſtarke Nachfrage nach Pelzwerk aller Art, die in China ſeit den Mißhelligkeiten mit den Ruſſen entſtanden iſt, hat kürzlich einen Plan zu gemeinſchaftlicher Betreibung dieſes Handelszweiges durch die beiden in dieſer Abſicht zu verbindenden Kompagnien ans Licht gebracht **); und da jene Mißhelligkeiten die Ausfuhr der Pelzwerke, ſowohl aus Kanada als aus den Handelspoſten in Hudſonsbay, nach Rußland beinahe gänzlich abgeſchnitten haben, ſo ſcheint ſelbſt die Staatsklugheit die Begünſtigung einer ſolchen Maßregel von der Nation zu fordern. Seit einiger Zeit hat die Hudſonsbay-Kompagnie, anſtatt der ſelbſtſüchtigen Einſchränkung, wobei ſie immer nur auf ihren Gewinn ſah und den Abſatz einheimiſcher Manufakturen vernachläſſigte, ihren Handelsplan beträchtlich erweitert, ſo, daß ſie nicht nur mehrere Matroſen und Seeofficiere beſchäftigt, ſondern auch Eiſenwaare und grobe Wollentücher in großer Quantität zum Gebrauche der Amerikaniſchen Nationen ausführt. Dieſer anſehnliche Abſatz von Engliſchen Fabrikaten macht ihre Erhaltung dem Staate wichtig, zumal da ihre Nebenbuhler, die Pelzhändler in Kanada, wegen der Länge ihrer Reiſe in das Innere, der vielen Trageplätze von einem Fluſſe zum andern, und der Fälle und abſchüſſigen Stellen in den Flüſſen, ſich mit jenen ſchwereren Gütern nicht beladen können, ſondern ihren Handel größtentheils mit Gewehren, mit Pulver und Blei, und mit ſtarkem Branntwein treiben. Dieſe Kanadier ſind zwar noch weiter in das Innere von Amerika gedrungen, als die Pelzſammler der Hudſonsbay-Kompagnie; ſie haben aber keine feſte Poſten oder Faktoreien ſo weit gegen Weſten angelegt, wie die Letztere. Allein bei dem geringen Vortheil, den ihr Handel den Engliſchen Tuchmanufakturen bringt, und bei dem entſchiedenen Nachtheil deſſelben, indem er darauf abzweckt, die Wilden durch den übermäßigen Gebrauch des Branntweins hinzurichten, verbunden mit ihren eigenen rohen Sitten, können ſie ſich keine Hoffnung machen, daß ſie das angeſuchte Privilegium eines ausſchließenden Handels auf zehn Jahre bekommen werden, zumal da die Hudſonsbay-Kompagnie ſich ſchon ſo lange Zeit im wirklichen Beſitz eines ſolchen Privilegiums befindet, und da man auch bei den Kanadiern beſorgen müßte, daß ſie in Verbindung mit Emigranten aus den vereinigten Amerikaniſchen Staaten ſich unabhängig von England bis an den jenſeitigen Ocean hinziehen und einen unmittelbaren Handel mit China treiben könnten.

---

*) S. J. R. Forſters Geſchichte der Entdeckungen im Norden. S. 437.

**) Dalrymple's ſo oft angeführter Plan.

Zur Aufrechthaltung des Engliſchen Pelzhandels in Amerika ſcheint alſo nur das Einverſtändniß der Oſtindiſchen mit der Hudſonsbay-Kompagnie nöthig zu ſeyn. Anſtatt die Rauchwaare nach England zu bringen, ſie dann auf die Oſtindiſchen Schiffe zu laden, zweimal über den Aequator und um das Vorgebirge der guten Hoffnung zu führen, könnte man ſie weit bequemer, ſicherer und kürzer in einen Hafen an der Nordweſtküſte von Amerika liefern, wo einige von der Oſtindiſchen Kompagnie dazu beſtimmte Schiffe ſie abholen und nach China transportiren müßten. Dieſer Transport iſt ſo beſchwerlich nicht, da die letzte Faktorei der Hudſonsbay-Kompagnie, das ſogenannte Hudſons Haus, 530 Engliſche Meilen von ihrem nächſten Poſten an der Hudſonsbay entfernt iſt, und höchſtens noch 800 Engliſche oder keine zweihundert Deutſche Meilen vom Nutkaſunde liegt. Herr Philip Turnor, den die Hudſonsbay-Kompagnie in 1778 und den folgenden Jahren als Landmeſſer in Amerika unterhielt, hat die Längen und Breiten ihrer verſchiedenen Forts und Faktoreien ſehr genau beſtimmt, und nach ſeinen Beobachtungen liegt Hudſons Haus in 53° 0′ 32″ nördlicher Breite, und in 106° 27′ 20″ Weſtlicher Länge. Dieſer geſchickte Mann verſichert, nach den von den Indianern erhaltenen Berichten, der Fluß, woran dieſer Poſten liegt, bleibe eben ſo weit ober- als unterhalb deſſelben ſchiffbar, und laſſe ſich ſo bequem wie die Themſe befahren, indem er auf einer Strecke von zweihundert Engliſchen Meilen nirgends einen Fall habe, ſobald man über die abſchüſſige Stelle bei dem See Winipeg gekommen ſey. Allein die Beſchaffenheit des höheren Nordens von Amerika iſt noch zu wenig bekannt, um nicht große Wahrſcheinlichkeit übrig zu laſſen, daß die Gemeinſchaft zwiſchen Hudſonsbay und der Nordweſtküſte dort noch bequemer und leichter eingerichtet und unterhalten werden könne. Wir wollen hier kürzlich zuſammenſtellen, was ſich aus den bisherigen Entdeckungen folgern läßt.

§. 35.

Muthmaßliche Lage und Beſchaffenheit der Länder im hohen Norden von Amerika.

1. Im Jahre 1770 ſchickte die Hudſonsbay-Kompagnie einen jungen Mann, Namens Hearne, vom Churchill-Fort ab, um den Coppermine-(Kupfergruben-) Fluß, wovon ſchon Dobbs Nachricht hatte, aufzuſuchen*). Er fand ihn wirklich und verfolgte ihn bis an ſeinen Ausfluß in das Eismeer, der, ſeiner Meinung zufolge, in 72° N. Breite liegt. Die ſpäteren Beobachtungen, Tagebücher und Karten des vorhin erwähnten Philip Turnor und eines Kanadiſchen Pelzhändlers, Namens Peter Pond, ſcheinen zwar Herrn Dalrymple, und auf deſſen Autorität auch dem Geographen Arrowſmith, Veranlaſſung gegeben zu haben,

---

*) Etwas mehr von dieſer Reiſe ſteht in meiner Einleitung zu Cook's letzter Reiſe. S. 31.

dieſe Breite bis auf 68° herabzuſetzen; allein die Gründe zu dieſer Verbeſſerung möchten wohl noch manchem Einwurf unterworfen ſeyn. Doch dem ſey wie ihm wolle, ſo beweiſet dieſe Reiſe unwiderleglich, daß das feſte Land von Nordamerika wenigſtens bis zum 68ſten Grade, wo nicht gar bis zum 72ſten, hinaufgeht, und daß ſich folglich an keine ſüdlicher gelegene Durchfahrt denken läßt. Dagegen iſt es aus-
gemacht, daß Hearne ſich in der Angabe der Längen geirrt hat, indem Philip Turnor die Inſel im See Arathapeſcow nach aſtronomiſchen Beobachtungen ſechs Grade näher an die Hudſonsbay verlegt.

2. Die Ausſagen der Indianer ſtimmen mit einer von ihnen gezeichneten Karte
daß ſie eine von Repulſebay bis an den Kupferfluß fortſtrei-
darin überein,
chende Küſte andeuten. Hier iſt alſo höchſtwahrſcheinlich in 67° N. Br. eine Durchfahrt aus der Hudſonsbay in das nordiſche Eismeer. Das Eis aber, welches an den nordiſchen Küſten angetroffen wird, muß dieſe Durchfahrt unbrauchbar machen, zumal da ſie nicht in den großen Ocean, ſondern nur nach Norden führt, und die Nothwendigkeit vorausſetzt, längs dem Lande weſtwärts bis um das Eiskap und durch die Behringsſtraße die Reiſe fortzuſetzen.

3. Im *Gentleman's Magazine* (März 1790. S. 197) findet man einen Brief aus Quebek vom 7ten November 1789, worin die Entdeckungen des Kanadiers Peter Pond erwähnt werden. Der ganze Norden von Amerika zwiſchen der Hud-
ſonsbay und dem Cooksfluß wird von unzähligen Landſeen durchſchnitten, welche großentheils vermittelſt anſehnlicher Flüſſe an einander hangen. Ungefähr in 124° weſtlicher Länge und 58° N. Br. findet man, daß die Gewäſſer eine nordweſtliche Richtung nehmen; denn in dieſer Gegend ſcheidet ein Gebirge die Flüſſe welche oſt-
wärts und ſüdwärts gehen, von denen, die ihren Abfluß nach Weſten haben. Der große Arathapeſcow-See liegt ſchon auf der Nordweſtſeite dieſes Gebirges, und aus demſelben fließt wieder ein großer Fluß, *Slave-River* oder der Skla-
venfluß genannt, nordweſtwärts eine Strecke von einigen hundert Engliſchen Mei-
len, bis in einen noch ungleich größern See, den Sklavenſee, der ſich zwiſchen 62° und 65° N. Br. und 125° und 135° W. L. erſtreckt. Aus dem Sklaven-
ſee fällt ein Fluß in ſüdweſtlicher Richtung, von welchem behauptet wird, daß er ſich durch die größten Fälle in der ganzen Welt auszeichne. Peter Pond will

1787 bis an dieſe Fälle gekommen ſeyn, wo ihm zwei Indianer den Fluß hinaufwärts entgegen kamen, und ihn verſicherten, ſie hätten von den Schiffen an der Mündung des Fluſſes eine wollene Decke erhalten, welche ſie ihm zeigten. Der Fluß konnte ſchwerlich ein anderer als der Cooksfluß ſeyn, welcher folglich aus dem ungeheuer großen Reſervoir des Sklavenſees entſpringt. Aus eben dieſem See geht auch ein Fluß nach Norden, welcher ungefähr in 68° 30′ N. Br. und 228° Oeſtlicher Länge das nordiſche Eismeer erreicht. Peter Pond kehrte von jenen Fällen nach Quebek zurück, ließ aber einen gewiſſen Mackenzie dort, dem er den Auftrag gab, bis zur Mündung des Cooksfluſſes hinunter zu reiſen und über Unalaſchka und Kamtſchatka nach England zu gehen. — Er beſchreibt die Gegend um den See Arathapeſcow, oder wie er ihn nennt Arabaska, als überaus fruchtbar, und mit Waldung reichlich verſehen; die Witterung ſoll ſo milde ſeyn, daß er ihr vor der Kanadiſchen um Quebek den Vorzug giebt. Hingegen nordwärts vom Sklavenſee ſieht man keine Wälder mehr, ſondern an ihrer Statt nur ein niedriges Geſtrüppe, worin ſich eine kleine Art von wilden Büffeln mit ſehr langem Haar an den Schenkeln und Beinen, aber ohne Schwanz, in großer Anzahl aufhält *). Zwiſchen dem See Superior und dem Sklavenſee, haben die Kanadier ein und zwanzig beſtimmte Handelsplätze, wo ſie mit den verſchiedenen einheimiſchen Stämmen ihren Tauſchhandel führen.

4. Wenn man das, was wir oben **) von den ältern und neueren Entdeckungen an der Nordweſtküſte vorgetragen haben, ſorgfältig erwägt und vergleicht, ſo möchte es wohl mehr als wahrſcheinlich ſeyn, daß alles was man daſelbſt zwiſchen 43° und 60° N. Br. bisher für feſtes Land angeſehen hat, aus einem großen Labyrinth von Inſeln beſteht, die ſich in mehrere größere und kleinere Gruppen theilen, und eine Vormauer vor dem wirklichen feſten Lande bilden, welches an einigen Stellen vielleicht funfzig Deutſche Meilen weit hinter ihnen liegen kann. Kapitain Portlock erfuhr im Portlocks Hafen von den dortigen Eingebornen, daß oſtwärts von dieſem

---

*) Dies ſind die ſo genannten kleinen Biſam-Ochſen, welche Pennant in ſeiner arktiſchen Zoologie ausführlich beſchreibt, und wovon einmal ein Gerippe am Seeufer von Sibirien gefunden ward; *Bos moſchatus* (*LINN. Syſt. Ed. Gmelin.*)

**) S. die §. §. 11. 12. 15. 16. 17. 19. 22. 24.

Orte, jenſeits des Gebirges, ein großes Gewäſſer (nach ſeiner Auslegung das Meer) angetroffen werde; und Kapitain Douglas fand große ſchwimmende Eisinſeln im Croß-(oder Kreuz-) Sunde, nordwärts von dieſem Hafen. Dieſer Umſtand ſcheint es ſehr wahrſcheinlich zu machen, daß der noch nicht erforſchte Croß-Sund zu einer ſehr anſehnlichen Erweiterung der See, oder einem hinter dem Lande liegenden Meerbuſen führt, wo jenes hohe Eis, dergleichen man weder im Cooksfluß noch in Prinz Wilhelms Sund geſehen hat, ſich bilden und anhäufen kann. Durch künftige Beſchiffung dieſer Gegenden wird es ſich hoffentlich in wenigen Jahren beſtimmen laſſen, ob der Croß-Sund wirklich zu einem ſolchen Einbuſen führt, welcher dann vielleicht hinter Portlocks Hafen ſüdoſtwärts fortgeht und das ganze Land oſtwärts von den Entdeckungen der Kapitaine Douglas, Duncan und Hanna, in unzählige Inſeln zertheilt. Iſt dieſes wirkich der Fall, ſo könnte ſich vielleicht die Meinung beſtätigen, daß das inländiſche Meer den weſtlichen Poſten der Hudſonsbay-Kompagnie ziemlich nahe komme, und daß zum Beiſpiel von Hudſons Haus, wohin man theils von Churchills-, theils von Nelſons-Fort bequem zu Waſſer auf Seen und Flüſſen fährt, dieſes weſtliche Binnenmeer kaum noch hundert Deutſche Meilen entfernt ſey. Vielleicht beſtätigt ſich alsdann auch die Vermuthung des Herrn Alexander Dalrymple, daß der See de Fonte, deſſen in der apokryphiſchen Reiſebeſchreibung des Admirals dieſes Namens Erwähnung geſchieht, der große See Arathapeſcow ſeyn könne. In dieſem Falle wäre der Fluß Arathapeſcow der in jener Nachricht vorkommende Fluß Parmentiers.

5. Auf die Unterſuchungen, die man noch im Inneren von Amerika ſowohl, als an der Nordweſtküſte anſtellen muß, wird die Entſcheidung ankommen, ob es rathſamer und kürzer ſey, den Weg mit den Pelzwaaren der Hudſonsbay etwa nördlich durch Cheſterfields (oder Bowdens) Einfahrt, über den großen See Dobaunt und die damit in Verbindung ſtehenden Flüſſe und Seen, in den vierhundert Engliſche Meilen langen See Arathapeſcow, und durch den Fluß dieſes Namens an die Küſte zu führen; oder ob man lieber von Hudſons Haus, welches an der Südſeite der nordiſchen Gebirgskette liegt, die Gemeinſchaft mit dem weſtlichen Meere ſuchen müſſe. Beide Wege könnten meines Erachtens

unter gewiſſen Umſtänden zu brauchen ſeyn, ſo daß die im Norden geſammelten Felle den erſtern, die dieſſeits eingetauſchten hingegen den letztern nähmen. Der bequemſte Hafen an der Nordweſtküſte, wo die Hudſonsbay-Kompagnie eine befeſtigte Niederlaſſung anlegen müßte, um daſelbſt die Niederlage ihrer nach China beſtimmten Pelzwerke zu errichten, läßt ſich noch nicht mit einiger Gewißheit wählen, da man nicht weiß, ob der von Herrn Dalrymple dazu vorgeſchlagene Hafen Bukarelly in 55° 19′ N. Br., oder, wie Portlock lieber will, die Häfen zwiſchen 57° und 58° N. Br., nicht insgeſammt auf Inſeln liegen.

6. Iſt ſowohl der Hafen zur Niederlage und zum feſten Etabliſſement, als der Weg zum Waarentransport in Amerika beſtimmt, ſo kann ein mit Kupferblechen belegtes Schiff ohne Zweifel in Zeit von zwei Monaten den Weg von China nach der Amerikaniſchen Nordweſtküſte machen. Die Zeit zur Abreiſe muß in den Junius und den Anfang des Julius fallen, wo die Stürme ſich gelegt haben, und die früheren Europäiſchen Schiffe bereits zu Kanton eingetroffen ſind. Der Regel nach kann das Schiff ſeinen Weg außerhalb Formoſa nehmen, um eine geräumigere See vor ſich zu haben; ſollten ihm aber die Oſtwinde zuwider ſeyn, ſo iſt auch die Fahrt zwiſchen dieſer Inſel und dem feſten Lande ſicher, und hat in dieſer Jahrszeit wahrſcheinlich den Vortheil der Strömungen. Wenn nun das Schiff zu Anfange des Septembers angekommen iſt, ſo bleibt es im Hafen, bis die Aequinoktial-Stürme vorüber ſind, und nimmt während der Zeit ſeine Ladung an Bord, um im December wieder in China zu ſeyn, und im Januar oder Februar den Rückweg nach England antreten zu können. Wie vortheilhaft dieſe Einrichtung für beide Handelsgeſellſchaften wäre, bedarf keines Erweiſes; es fällt von ſelbſt in die Augen, daß der Transport der Pelzwerke durch die eigenen Schiffe der Oſtindiſchen Kompagnie wohlfeiler ſeyn muß, als durch beſonders dazu ausgerüſtete Fahrzeuge, und daß dieſelbe folglich der Hudſonsbay-Geſellſchaft einen verhältnißmäßig höhern, wenn gleich eigentlich geringeren Preis für ihre Pelzwerke wird zahlen können *).

---

*) Ich meine nämlich, daß die Hudſonsbay-Kompagnie an einem Felle mehr gewinnt, wenn ſie zwar einen etwas geringeren Preis dafür erhält, aber auch ungleich geringere Transportkoſten darauf verwendet hat, als wenn ſie die Felle mit groſſen Koſten über England nach China führte, und ſie ſich nun etwas theurer bezahlen lieſſe.

§. 36.

Beſchluß.

In einem großen Handelsſtaate iſt jede Erweiterung des Handels eine Quelle von allgemeinem Vortheil für das ganze Land, und man könnte behaupten, daß ihre wohlthätigen Folgen ſich kaum alle überſehen und berechnen laſſen; ſo verwickelt und vielfältig ſind die Beziehungen, worin ſie mit allen Zweigen der vaterländiſchen Betriebſamkeit ſteht. In den Händen einer weniger thätigen, weniger fabricirenden Nation iſt derſelbe Handel unbedeutend, der in den Händen der Engländer zum Flor des Landes weſentlich beiträgt. Um dieſe Angel drehet ſich die Engliſche Handelspolitik, vermöge deren es zu den größten Kunſtſtücken des ſpekulirenden Kaufmanns gehört, kleine Vortheile geltend zu machen. Der Verkauf der Amerikaniſchen Pelzwerke in China ſteht, ſo unbedeutend er anfänglich ſcheinen mochte, in der engſten Verbindung mit den wichtigſten politiſchen Operationen. Gelingt es England, ihn ganz oder doch größtentheils an ſich zu ziehen, ſo iſt das Verkehr zwiſchen Rußland und China zu Lande auf immer zerriſſen. Der Abſatz von Franzöſiſchen Wollenmanufakturen, welchen jenes Verkehr veranlaßte, muß zu gleicher Zeit der Einfuhr beſſerer und in billigerem Preiſe gehaltener Engliſcher Tücher und Zeuge gänzlich weichen. Der Engliſche Handel nach China, der im Jahr 1789 ſchon über zweitauſend Engliſche Officiere und Matroſen beſchäftigte, muß dadurch an Thätigkeit und Umfang gewinnen und vielleicht Korea und Japan, wenigſtens mittelbar durch die Chineſer, umfaſſen. Der Abſatz Engliſcher Manufakturwaaren bei den einheimiſchen Völkerſchaften in Nordamerika muß in ſteigender Progreſſion zunehmen; und indem ſich die Einfuhr auswärtiger Waaren nach China vermehrt, muß ein weſentliches Erſparniß an Silber entſtehen.

Dieſe Kette von Folgen liegt am Tage; ſelbſt daß die Bewohner der Nordweſtlichen Küſten von Amerika bereits nach Engliſchen Wollendecken ein lebhafteres Verlangen tragen, als vorher nach Glaskorallen, Eiſen und Spielſachen, iſt durch glaubwürdige Zeugniſſe dargethan. Die Seeotterfelle, ſo ſchön und warm ſie ſind, haben doch etwas Unbehülfliches, und allmählig gewöhnen ſich die Einwohner von Nutka und der umliegenden Gegend an die weit bequemeren Decken. Nach der Anzahl der Dörfer, die man dort beobachtet hat, läßt ſich die Menge der Küſtenbewohner

bewohner zwiſchen 49° 30′ und 45° N. Br. etwa auf ſechzigtauſend, und die Volksmenge nordwärts von Nutka bis 61° N. Br. auf eine weit größere Anzahl ſchätzen. Dieſe Berechnung aber kann für die Wichtigkeit des Abſatzes von Engliſchen Fabrikwaaren zum Maaßſtabe dienen.

Daneben iſt der Nordweſtamerikaniſche Handel auch durch die Menge und Verſchiedenheit ſeiner Produkte einer groſſen Erweiterung fähig. Das Pelzwerk und die Häute der Thiere könnten in Zukunft wohl nur den kleinſten Theil der dortigen Ausfuhr ausmachen. Unter dieſen Pelzen hat unſtreitig das Seeotterfell einen ganz entſchiedenen Vorzug. Die Chineſer, als große Kenner in Abſicht auf die Güte der Rauchwaaren, mit denen bei ihnen ein unbegränzter Luxus getrieben wird, ſortiren die Nordamerikaniſchen Seeotterfelle in ſechs verſchiedene Klaſſen, von denen die beſten, mit dem längſten, glänzendſten und ſchwärzeſten Haar, in Kanton hundert, und bisweilen hundert und funfzig, folglich in Peking wahrſcheinlich zwei- bis dreihundert Spaniſche Thaler und darüber gelten. Die bloßen Schwänze der Seeottern werden zu Beſetzungen ſehr geſucht und theuer bezahlt; Kapitain Meares erhielt für das Stück im Durchſchnitt ſechs Thaler, und verkaufte zwanzig der ſchönſten an den Hoppo in Kanton, jeden zu funfzehn Thalern. Bisher hat man deren noch nicht viele aus Amerika mitgebracht, weil man ſie dort als ein Eigenthum der Weiber reſervirt, die ihre Kleidung damit verzieren. Die andern Pelzſorten ſind Biber, Marder, Fiſcherwieſeln, Flußottern, Hermeline, Füchſe von verſchiedenen Arten, worunter auch die ſeltenen Schwarzfüchſe gehören; ferner graue, weiße und gelbe Wölfe, Vielfraße, Murmelthiere, Waſchbären, Bären, und wilde oder Bergſchafe (*Capra Ammon*), die man in Rußland Argali nennt, und deren Fließ vorzüglich lang und fein iſt. Hierzu kommen noch die gewöhnlichen Amerikaniſchen Hirſche und die Muus- oder Elennthiere, deren Häute zu allen Lederarbeiten ſo beſonders brauchbar ſind.

Das Meer an jenen Küſten, zu deſſen Bewohnern wir die Seeotter zählen müſſen, wird in Zukunft die wichtigſten Handelsprodukte liefern. Auf lange Zeiten hin wird zwar der Seeotterfang noch ſehr ergiebig bleiben, indem die geringe Bevölkerung jener Gegenden die Vermehrung dieſer Thierart nicht merklich ſtören kann. Auch iſt auf der andern Seite eben ſo wenig zu befürchten, daß die Chineſer je zu reichlich mit dieſer Waare verſorgt werden könnten, da man nicht ohne Wahrſcheinlichkeit behauptet, daß alle ſeit dem Anfange dieſes Nordweſt-Amerikaniſchen Pelzhandels dahin geführten Seeotterfelle kaum für das Bedürfniß der einzigen Provinz Quantſchuu oder Kanton hinreichend ſeyn möchten. Die Kälte iſt auch dort, wiewohl innerhalb der Gränzen des Wendekreiſes, im Winter empfindlich genug, um einem ſo verzärtelten Volke dieſes Pelzwerk unentbehrlich zu machen, zumal da man bemerkt, daß die Chineſer mit ängſtlicher Sorge ihre Kleidung nach der Temperatur des Augenblicks verändern, und daher des Tages einigemal andere, wärmere, oder kühlere Kleider, oder auch nur mehrere über einander anlegen, je nachdem die Veränderungen des Luftkreiſes dieſes Umziehen zu fordern ſcheinen. Allein geſetzt auch, daß mit der Zeit die Anzahl der Seeottern ſich merklich vermindern und zugleich die Nachfrage in China aufhören ſollte, was ſich doch kaum zuſammen denken läßt; ſo würde der Handel an der ungeheuren Menge von Robben (*Phocae*) oder Seehunden aller Art, den Seebären, den Seelöwen, und im hohen Norden den Wallroſſen, deren Häute theils in China, theils in Europa von allgemeinem Gebrauche ſind, einen reichlichen Erſatz für jene ausgeſtrichene Rubrik finden. Noch ungleich wichtiger iſt aber der Wallfiſchfang, der an der nordweſtlichen Küſte von Amerika einen reicheren Ertrag, als in den beiden Polargegenden verſpricht. Sowohl die großen ſchwarzen Wallfiſche als die Kaſchalotte, werden in jener Meeresgegend in unglaublicher Anzahl angetroffen, und liefern dort das Thranöl von vorzüglicher Güte. Kapitain Meares berechnet, daß dieſe Fiſcherei in ihrer erſten Kindheit ſchon hundert Fahrzeuge, jedes mit dreißig Matroſen bemannt, beſchäftigen könnte, folglich dem Staat eine Schule für dreitauſend Seeleute werden müßte. Nirgends kann der Seefahrer die bei ſeinem Gewerbe ſo unentbehrliche Erfahrung ſo vollſtandig und in ſo kurzer Zeit einärndten, als auf jener Schiffahrt, die, im Ganzen genommen, den Vortheil hat, daß ſie nicht für gefahrvoll ausgegeben werden kann. Die Tiefe des Meeres an den mehrentheils ſteilen Kuſten und die unzähligen Ankerplätze und Häfen geſtatten den Schiffen überall eine ſichere Zuflucht; der Fiſchfang und die wilden Kräuter und Waldfruchte liefern der Mannſchaft einen hinreichenden friſchen und geſunden Mundvorrath während ihres ganzen Aufenthalts; und ſollte ſie ja Erfriſchung bedürfen, ſo iſt die Entfernung der Sandwichinſeln ſo gering, und ihr

Reichthum an allem, was die Kräfte des Körpers wieder herſtellen und den Geiſt erheitern kann, ſo unerſchöpflich, daß ſie gleichſam durch den Ruthenſchlag eines wohlthätigen Zauberers hervorgerufen ſcheinen, um den müden Seefahrer zu erquicken, und ihn, ſtatt der bisherigen Stürme mit denen er im Norden kämpfte, von balſamiſchen, Geſundheit bringenden Lüften anwehen zu laſſen.

Das Pflanzenreich endlich kann ebenfalls ſeine Erzeugniſſe zur Ausbreitung eines Handels hergeben, deſſen Wichtigkeit durch alles bisher Geſagte wohl ſo gut als erwieſen iſt. Amerika bringt das wegen ſeiner wirklichen und vermeinten Heilkräfte von den Chineſern ſo ſehr geſuchte Ginſeng (*Panax Ginſeng, LINN.*) in Menge hervor. In der Gegend von Nutka iſt es ſelten; hingegen wächſt es in den nördlichen Strichen, zumal an den Ufern des Cooksfluſſes, in unerſchöpflicher Menge. Man hält es für ungleich beſſer, als das Ginſeng welches in Kanada und überhaupt an der Oſtküſte von Amerika geſammelt wird, und es ſoll an Güte dem Chineſiſchen oder Tatariſchen, das man allen andern Sorten vorzieht, am nächſten kommen. Das Bauholz, welches die Wälder zwiſchen dem 40ſten und 60ſten Grade der Breite dort überall hervorbringen, wird von allen Seefahrern, die jene Küſten beſucht haben, einſtimmig für das vortreflichſte und koſtbarſte in der Welt anerkannt. Die Inſeln in den verſchiedenen Häfen, Buchten und Bayen ſind mit dieſen unſchätzbaren Waldungen vom Rande des Meeres bis an die Gipfel der Berge bewachſen, und es giebt keinen bündigeren Beweis von der Brauchbarkeit dieſes Holzes, als den, daß Kapitain Douglas ein aus den friſch gefällten Tannen und Cedern in Nutka gezimmertes Fahrzeug mit ſich nach den Sandwichinſeln und wieder unverſehrt zurück nach Amerika führte. Die zum Schiffbau weniger tauglichen Stämme liefern Harz, Pech, Theer und Terpentin in Ueberfluß, deren Kapitain Meares ſich ſchon mit dem beſten Erfolge bedient hat.

Bei dieſer Aufzählung könnten wir ſtehen bleiben; die Summe des wirklich ſchon Aufgefundenen und Benutzten wäre, wie es ſcheint, anſehnlich genug, um uns der ferneren Ausflucht in das Reich der Möglichkeiten zu überheben. Doch ohne uns zu weit über dieſe Gränze zu verirren, verdient der einheimiſche Menſchenſtamm noch einen flüchtigen Blick. Er ward unter ungleich günſtigeren Umſtänden mit den Europäern bekannt, als ſeine Mexikaniſchen und Peruaniſchen Verwandten oder ſelbſt die Urbewohner der Oſtküſte von Nordamerika. Man behandelte ihn vom erſten Augenblick an mit der Achtung, die man der Menſchheit und ihren Rechten ſchuldig iſt; man ließ ſeine Freiheit, ſein Eigenthum, ſeine Meinungen unangetaſtet, und wirkte auf ihn nur durch die Macht des Beiſpiels, und durch die Wohlthaten der überlegenen, mannbar gewordenen Vernunft. Vielleicht wird ein höchſtvernünftiger Eigennutz die künftigen Seefahrer an jener Küſte lehren, ſich die Erhaltung und ſittliche Verbeſſerung der Eingebornen angelegen ſeyn zu laſſen, ſie nicht durch den verderblichen Gebrauch ſtarker Getränke langſam zu vertilgen, ſondern vielmehr ihre guten Anlagen zu entwickeln, und ſie von den barbariſchen Sitten und Gewohnheiten eines verwilderten Zuſtandes allmählig zu entwöhnen. Das Gute, das in ihrem Charakter liegt, ſcheint dieſe Vorſorge und Pflege von ihren weiter vorgerückten Brudern zu heiſchen. Mit Bewunderung erzählt Dalrymple, daß die Eingebornen in der Nähe des Nutkaſundes, die den Namen Ahua führen, ihrem im Jahr 1785 dem Kapitain Hanna gegebenen Worte ſo treu blieben, daß ſie im Jahr 1786 Herrn Strange (der mit den Schiffen Kapitain Cook und Experiment zu ihnen kam) nicht Ein Seeotterfell verkaufen wollten, ſondern ihren ganzen Vorrath bis zur Wiederkehr des Kapitains Hanna aufbewahrten. Ein ſolches Beiſpiel von Redlichkeit und Ehrgefühl durften auch wir nicht unbemerkt laſſen. Tauſend harte, grauſame Handlungen, wozu Leidenſchaft und Rohheit ſie verleiten, tauſend Beweiſe von ekelhafter Gleichgültigkeit gegen die konventionellen Verfeinerungen eines durch gebildete Vernunft geleiteten Gefühls, können den guten Eindruck ſo Eines Zuges nicht auslöſchen, wodurch die Empfänglichkeit dieſer Menſchen erwieſen und die Ausbildung ihrer intellektuellen Kräfte in zukünftigen Generationen wahrſcheinlich wird. Ein unpartheiiſcher, philoſophiſcher Reiſender hat ſchon am Ohio bemerkt, wie mitten in den Wildniſſen von Amerika die Eingebornen und die Abkömmlinge der Europäer ſich nähern, wie jene ihre Barbarei, und dieſe die Gebrechen der zu weit getriebenen Verfeinerung ablegen und beide zu einer Mittelnatur zurückkehren, aus welcher ſich durch die künftige Volksvermehrung die Verhältniſſe einer neuen Kultur entwickeln müſſen. Auf eine ähnliche Art läßt ſich das fortgeſetzte, durch beſtändige Niederlaſſungen immer vertrauter werdende Verkehr zwiſchen den Eingebornen der Nordweſtküſte und den Pelzhändlern, als das wichtige Mittel denken, welches intellektuelle Vervollkommnung dorthin verpflanzen muß. Im Charakter des dortigen Volkes, in der Beſchaffenheit ihres Wohnorts und Himmelſtrichs, in der Eigenthümlichkeit der Naturerzeugniſſe, liegt dieſe Entwickelung ganz beſchloſſen, und es iſt ein Geſchäft des gebildeten und im Ideenreichthum fortſchreitenden Menſchen, aus den Mittheilungen der Augenzeugen die Angaben zu ſammlen, die den Kreis ſeines Wiſſens über den Kreis ſeines Hierſeyns hinaus, nicht nur zurück in die Vergangenheit, ſondern auch vorwärts in die Zukunft erweitern, zugleich aber auch ſeinen Verſtandeskräften eine neue Thätigkeit in jeder Richtung mittheilen, wodurch er zu ſeiner wahren Würde, ſich des Zwecks ſeines Daſeyns bewußt zu ſeyn, hinanſteigt.

Georg Forſter.

Angaben,

nach welchen

die Karte der Nordweſtküſte von Amerika

entworfen worden iſt.

Bei der äußerſt unvollkommenen Kenntniß der Nordweſtküſte von Amerika, die man vielleicht mit Sir Francis Drake kürzer und beſſer Neu-Albion nennen könnte, wird man von dem gegenwärtigen Entwurf nicht mehr verlangen, als er leiſten kann. Ich wollte nur die bekannten, und nach aſtronomiſchen Beobachtungen beſtimmt angegebenen Theile dieſer Küſte ſo hinſtellen, daß der allgemeine Ueberblick erleichtert würde. Bedarf es erſt einer Erinnerung, daß an vielen Stellen noch Häfen und Einfahrten entdeckt werden können, wo jetzt die Küſte gerade fort zu laufen ſcheint?

Die Karten in der Engliſchen Urſchrift des Meares waren zu dieſer Abſicht nach einem zu kleinen Maaßſtab entworfen; und um ſeine Meinung von einer möglichen Durchfahrt durch Amerika wahrſcheinlicher zu machen, hatte er nicht genau auf ihre Uebereinſtimmung mit einander geſehen.

Meine Karte faßt die Entdeckungen in ſich, von denen die in dem gegenwärtigen erſten Bande unſerer Sammlung abgedruckten Reiſen der Herren Meares und Douglas Nachricht geben. Was nordwärts vom Croß-(Kreuz-) Sunde liegt, werden die Karten des zweiten und dritten Bandes erläutern. Ich fange die Zeichnung der Küſte in 45° Nördlicher Breite an, und führe ſie bis zum 58ſten Grad. Die Länge, oſtwärts von dem Meridian der königlichen Sternwarte zu Greenwich gerechnet, geht von 222° bis 236°. Der Maaßſtab iſt ein Engliſcher Zoll, oder $\frac{1}{12}$ eines Engliſchen Fußes für jeden Aequatorsgrad von 15 Deutſchen, oder 60 Engliſchen, geographiſchen Meilen.

Die Geſchicklichkeit faſt aller Engliſchen Seeofficiere in der Kunſt aſtronomiſche Beobachtungen anzuſtellen und zu berechnen, nebſt dem hohen Grade der Vollkommenheit, wozu der berühmte Engliſche Uhrmacher Arnold ſeine Chronometer oder Längenuhren gebracht hat, die man deswegen auch ſchon mit ſeinem Namen nennt, wie ſo manches andere Inſtrument den Namen ſeines Erfinders führt: — haben die verſchiedenen ſeit Cook an die Nordweſt-Küſte von Amerika gekommenen Seefahrer in Stand geſetzt, die Lagen der Oerter mit einer ſonſt nicht gekannten Präciſion zu beſtimmen. Indeß finden ſich doch hin und wieder zwiſchen den Längenangaben beträchtliche Verſchiedenheiten, die mannichmal beinahe einen Grad betragen können; es wird alſo auch noch vieles an dieſer Karte zu berichtigen bleiben. Ueberdies ſind mir einige genauere Angaben erſt nach der Hand zugekommen, als die Karte ſchon bei dem Kupferſtecher war; daher wird überhaupt gegenwärtiges Memoire zuverläſſiger als die Karte ſelbſt, und dem Geographen unentbehrlicher ſeyn.

1. Die Küſte von 45° N. Br. an bis zu Juan de Fuca's Einfahrt iſt nach der Karte und den Angaben des Kapitains Meares (ſ. deſſen Reiſebeſchreibung, S. 142 bis 151.) entworfen. Das Kaap Lookout, die letzte von dieſem Seefahrer gegen Süden geſehene Spitze, liegt in 45° 30′ N. Br. und 235° 50′ O. L., und zeichnet ſich durch die ſüdwärts von demſelben gelegenen drei kleinen Inſelchen, die drei Brüder (*three Brothers*), aus.

2. Juan de Fuca's Einfahrt konnte ich hier genauer nach dem Atlas des Herrn Alexander Dalrymple darſtellen. No. 39 in *Claſs* XIV. iſt daſelbſt eine von dem Kapitain Charles Duncan, Befehlshaber des Fahrzeugs Princeß Royal entworfene Karte dieſer Einfahrt, nebſt der Ausſicht der ſüdlichen Landſpitze, wodurch ſie gebildet wird. Der Maaßſtab iſt ſo groß, daß er die kleinſten Details geſtattet; nämlich 5′ auf einen Zoll. Nach dieſer Karte iſt die Einfahrt nicht, wie Meares S. 137 ſagt, zwölf bis vierzehn Seemeilen (jede zu drei Engliſchen geographiſchen Meilen), ſondern nur funfzehn Engliſche geographiſche Meilen breit. Die Südſpitze nennt Duncan das Kap Claaſſet, Meares aber Tatutſch (*Tatootche*). Die daran liegende Inſel wird bei Meares ebenfalls Tatutſch, bei Duncan aber *Green Island*, die grüne Inſel, genannt. In

derſelben Karte ſieht man auch die Inſeln und die Bucht weſtwärts von der Einfahrt auf dem nördlichen Ufer derſelben; ſie haben aber keine Namen. Merkwürdig iſt es, daß Kapitain Duncan die Fluth ſehr heftig und wirbelnd aus der Einfahrt heraus ſtrömen ſah; ein Beweis mehr, daß ſie an einer andern Stelle der Küſte ihren Weg hinein nehmen muß, und daß folglich die Zerſtückelung dieſes Theils der Küſte immer wahrſcheinlicher wird. Kapitain Duncan bemerkt ferner, daß die Einwohner des Dorfes Claaſſet ihm geſagt hätten: ſie wüßten von keinem oſtwärts gelegenen Lande, ſondern behaupteten, es ſey Eastupuls, d. i. ein großes Meer. Sie zeigten, daß dieſes Meer ſehr weit gegen Norden hinauf und ſüdwärts hinunter ginge. „An der Oſtſeite, weit gegen Süden hin,“ ſetzten ſie hinzu, „würde er Menſchen finden, die Schießgewehr hätten.“ Ob ſie ihn damit ſchrecken wollten, läßt er unentſchieden; allein er verſichert, längs der ganzen Küſte habe keine Völkerſchaft ſeine Abreiſe zu wünſchen geſchienen. Immer behaupteten Alle, vermuthlich damit er nur mit ihnen handeln möchte, ſie wären die einzigen, die etwas beſäßen, oder mit denen es ſich zu handeln verlohnte. Die Bewohner von Claaſſet ſind ſehr gute Wallfiſchjäger, folglich müſſen ſie zur See erfahren ſeyn. Dieſe Bemerkungen hat Herr Dalrymple aus Herrn Duncan's Tagebuch auf die Karte ſtechen laſſen.

3. Die punktirte Linie, welche von dem nördlichen Ufer der Straße Juan de Fuca oſtwärts und nordwärts fortſtreicht, dann eine nordweſtliche Richtung nimmt, zuletzt zwiſchen 56° und 57° N. Br. ſich ſüdwärts wendet, und in der Gegend von Meares Hafen wieder die Seeküſte erreicht, iſt aus den Karten des Kapitains Meares entlehnt, und ſtellt die Kurslinie vor, welche der Kapitain Grey aus Boſton, mit dem Fahrzeuge Waſhington, im Herbſt 1789 gehalten haben ſoll. Nach Herrn Meares Bericht, den er auf das Zeugniß eines gewiſſen Herrn Neville gründet, welcher in China die näheren Umſtände dieſer Fahrt von dem Oberbefehlshaber der Amerikaniſchen Schiffe, Kapitain Kendrick, erfahren haben ſoll, kam Kapitain Grey durch Juan de Fuca's Einfahrt in ein weites Meer, wo er nur an Einer Stelle, etwa zwiſchen 56° und 57° N. Br. das gegenſeitige Ufer ſah, hingegen das weſtliche Land in lauter Inſeln zerſtückelt fand. Man zweifelt indeß in England noch ſehr an der Glaubwürdigkeit dieſer Ausſage, und noch weit mehr

an

an der richtigen Auffaſſung derſelben durch Herrn Meares. Ganz aus der Luft gegriffen iſt die Erzählung wohl ſchwerlich; allein wie viel davon gegründet ſey, muß die Zeit lehren. Man würde es mir indeß haben verdenken können, wenn ich die freilich höchſt unbeſtimmte Linie nicht wenigſtens angedeutet hätte. Beſtätigt es ſich, daß dieſer Theil der Küſte von Juan de Fuca's Einfahrt bis zum Hafen Meares aus lauter Inſeln beſteht, ſo ſcheint es mir nicht unſchicklich, den von Meares vorgeſchlagenen Namen, **Archipelagus von S. Lazarus**, zum Andenken des erſten Entdeckers, des Admirals de Fonte, (S. die Einleitung, §. 17. S. 26.) der ein hieſiges Inſelmeer ſo nannte, beizubehalten.

4. Dieſer Archipelagus begreift in ſeinem Umfange die meiſten auf unſerer Karte angezeichneten neuen Entdeckungen; allein bis jetzt iſt, wie man ſieht, nur ſein weſtlicher Rand erforſcht.

Barclay Sund, der dieſen Namen nach ſeinem Entdecker, Kapitain Barclay hat, und der darin befindliche ſichere Hafen Effingham, ſind nach einer in Kapitain Meares Reiſen befindlichen Specialkarte entworfen; und eben ſo Wikaniſch's Gebiet, der Hafen Cox. Zwiſchen demſelben und der Landſpitze *Breakers* (der Brandungen), die das ſüdliche Ufer des Eingangs in Nutka- oder König Georgs Sund bildet, liegt wahrſcheinlich der vom Kapitain Duncan gefundene Hafen Ahauſet, in 49° 12′ N. Br. und 126° 12′ W. L. (= 233° 48′ O. L.) den ich aber mit der übrigen Zeichnung nicht in Verbindung bringen konnte, folglich weggelaſſen habe. Meares ſagt ausdrücklich, die ganze Strecke von der Spitze Breakers bis zum Hafen Cox beſtehe aus lauter Inſeln.

Nutkaſund iſt nach Kapitain Cook's Portulan, in der Engliſchen Originalausgabe, gezeichnet.

Von der Woody- (Wald-) Spitze, welche nordwärts vom Nutkaſunde liegt, bis an Calverts Inſel in 52° N. Br. iſt alles aus der Karte des Kapitains James Hanna vom Jahr 1786 genommen, welche Dalrymple, *Claſs* XIV. No. 25. liefert. Ob das Land, welches hier die Inſel Cox genannt wird, wirklich ſo von dem übrigen ſüdlicher und öſtlicher gelegenen Lande abgeſondert ſey, iſt wohl noch nicht ganz ausgemacht. Die Vertiefung zwiſchen Kap Fair und Kap Perkins ſcheint der Hafen Brooks zu ſeyn, den Arrowſmith's Karte angiebt, und wovon

Dalrymple, Cl. XIV. No. 37. einen Plan liefert. Er liegt in 50° 18′ N. Br. und 128° 13′ W. L. Der Plan iſt von einem gewiſſen Herrn James Johnſtone, Schiffsmeiſter oder Oberlootſen (*Maſter*) in der Königl. Flotte verfertigt, der wahrſcheinlich die Herren Collnett und Duncan hieher begleitete. Iſt die Zeichnung richtig, die Johnſtone liefert, (und dazu hat es allen Anſchein;) ſo findet ſich in dieſer Gegend keine Durchfahrt, wie ſie Kapitain Hanna gezeichnet hat, und das Land, wovon Kap Scott die weſtlichſte Spitze bildet, hängt mit dem übrigen zuſammen.

Lancie's Inſeln, die Kapitain Hanna ſo genannt hat, heißen in Kapitain Dixon's Karte Beresfords Inſeln.

Die tiefe Bay oder Oeffnung, welche ſich ſüdöſtlich hinter der Cox Inſel zeigt, wird von den erſten Entdeckern, den Kapitainen Lowrie und Guiſe, Königin Charlottens Sund, (S. Dalrymple's Cl. XIV. No. 25. Skizze von S. Wedgborough) auf Arrowſmith's Karte hingegen Trinity Einfahrt (*inlet*) genannt.

Die St. Patricks Bay (den Lancie's-Inſeln gegenüber, heißt in einem andern Entwurf (Cl. XIV. No. 26) Scotts Bay.

Smiths Einfahrt und Fitzhughs Sund, die wichtigen Entdeckungen des Kapitains Hanna in der nördlichen Gegend der großen Bay, die er Lane's Bay nannte, ſind aus ſeiner oben erwähnten Karte in Dalrymple's Atlas genommen.

Sir Charles Middletons Einfahrt oder Sund, fand ich in Kleinem auf Arrowſmith's Karte; weil ich aber dieſen Theil mit den ſowohl ſüdwärts als nordwärts gelegenen Inſeln, aus Mangel der erforderlichen Specialkarten nicht wohl zu verbinden wußte, habe ich ihn bloß durch Punkte angedeutet.

Duncans Hafen Safety oder Sicherheit auf der Calverts Inſel konnte ich nach dem Portulan bei Dalrymple (Cl. XIV. No. 34) genau beſtimmen.

Desgleichen weiter nordwärts ſeinen Milbanks Sund nach No. 33.

Die Princeß Royal Inſeln und Nepean Sund ſind nur von dem kleinen Maaßſtab in Arrowſmith's und Meares Karten auf einen größeren übergetragen.

Calamity Hafen nach einem Entwurf von Johnſtone, in Dalrymple's Cl. XIV. No. 32.

Stephens Hafen, der Banks-Inſel gegenüber, nach eben deſſelben No. 31. vom Kapitain Duncan, der auch die See zwiſchen beiden Duncans Einfahrt nennt.

Stephens Sund, Buccleugh Sund, Haines Cove (Bucht) und Meares Haſen, die Entdeckungen des Kapitain Douglas, ſind aus Kapitain Meares Karte genommen. Hier muß indeß erinnert werden, daß das Kap Farmer auf Dixons Karte Kap Chatham heißt; ſo wie das Kap Murray bei ihm und bei Arrowſmith Kap Pitt, bei den Spaniern aber Kap St. Auguſtin genannt wird. Die See zwiſchen dieſer Spitze und den ſüdlich gegenüber liegenden Inſeln der Königin Charlotte nennt Meares Douglas Einfahrt (*Entrance*); Dixon hingegen Dixons Straße. Dieſe Verſchiedenheiten der Nomenklatur verdienen wenigſtens angezeigt zu werden.

5. Die Königin Charlotten Inſeln, die vom Kapitain Hanna den Namen Nova Hibernia (Neu Irland) erhielten, ſind nun zwar nach ihrem ganzen ungefähren Umriß bekannt; allein die Häſen an der Küſte ſind kaum noch in den Karten angezeichnet. Ihre Südſpitze, das Kap St. James, liegt auf einer kleinen Inſel, und wahrſcheinlich geht mehr als Eine Meerenge queer durch ſie hin. Ibbertſons Sund ſcheint eine ſolche Durchfahrt zu ſeyn; Rennels Sund, dem an der öſtlichen Mündung Kapitain Duncan den Namen Trollops Fluß gab, iſt entſchieden eine zweite. Mac-Intyre's Bay, eine Entdeckung vom Kapitain Douglas, iſt noch wenig bekannt. Von zwei anderen Häſen, Lux Aena und Etches Sund, die Kapitain Duncan entdeckte, fand und benutzte ich die Plane bei Dalrymple, Claſs XIV. No 36. Die ſüdöſtlichſten Inſeln vom Kap St. James bis Roſe Haſen hinauf, ſind in Claſs XIV. No. 35 von J. Johnſtone entworfen.

6. Bucarelly Haſen oder Sund findet ſich nach einer mit der äußerſten Sorgfalt entworfenen Spaniſchen Zeichnung in Dalrymple's Sammlung Cl. XIV. No. 24. aus welcher ich ſie entlehnt habe.

Douglas Inſel iſt vermuthlich dieſelbe, die bei den Spaniern San Carlos heißt. Meares hat am Eingange ſeines Seeotterſundes ein paar kleinen Inſelchen den Namen Forreſter gegeben; es iſt indeß nicht ganz ausgemacht, ob es Dixons Inſeln dieſes Namens ſind. Der Theil der Küſte, welcher vom Kap Barnett nordweſtwärts bis an die Spitze Lauder geht, iſt wenig oder gar nicht bekannt. Zwiſchen dieſen Punkten ſah Tſchirikow im Jahre 1741 die Küſte.

7. Den Plan vom Hafen Banks hat Dixon in ſeiner Reiſebeſchreibung geliefert. Aus ſeinen Anzeichnungen, verbunden mit den Karten des Kapitains Portlock, habe ich die Pitts-Inſel, auf welcher der merkwürdige Berg und das Kap Edgecumbe, oder das Kap Enganno der Spanier liegt, den Norfolks- und den Salisbury-Sund, die vermuthlich durch mehrere Kanäle mit einander zuſammenhangen, in meiner Karte entworfen. Die Häfen de los Remedios und Guadalupe der Spanier, jener in 57° 18′ und dieſer in 57° 11′ N. Br., müſſen irgendwo nordoſtwärts vom Kap Edgecumbe liegen.

Portlocks und Gouldings Häfen ſind nach dem detaillirten Plan in Portlocks Reiſebeſchreibung kopirt, und Croß- (oder Kreuz-) Sund nach Kapitain Cook's Beſtimmung angegeben.

Die größere Karte, welche dieſen erſten Band unſerer Sammlung begleitet und im Allgemeinen eine Darſtellung des Nordens von Amerika von 40° bis 80° N. Br. nach den neueſten Berichtigungen liefert, ſo daß die öſtliche Spitze Aſiens und die Behringsſtraße auf der einen, die ganze Hudſons- und ein Theil der Baffinsbay auf der andern Seite darin begriffen ſind, habe ich hauptſächlich aus Arrowſmith's Karte genommen. Dieſe mehr erwähnte Karte kam im Junius 1790 auf acht Blättern im größten Kartenformat heraus, unter der Aufſchrift: *A Chart of the World upon Mercators Projection, ſhewing all the new Discoveries to the preſent time, with the Tracks of the moſt diſtinguiſhed Navigators ſince the year 1700, carefully collected from the beſt Charts, Maps, Voyages &c. extant; and regulated from the accurate aſtronomical Obſervations, made in three Voyages, performed under the Command of Capt. James Cook in the Years 1768, 69, 70, 71, — 72, 73, 74, 75, — 76, 77, 78, 79 & 1780. Compiled and publiſhed by A. ARROWSMITH, Geographer.* Dieſe vortreffliche Karte, welche um den billigen Preis von anderthalb Guineen verkauft wird, iſt deſto ſchätzbarer, da Herr Dalrymple dem Verfaſſer verſchiedene wichtige Angaben dazu aus den ihm geöffneten Archiven der Hudſonsbay-Kompagnie und den Tagebüchern der Kapitaine, die ſeit Cook an der N. W. Küſte von Amerika geweſen ſind, mitgetheilt hat.

Die Lage der Landſeen und ihres Zuſammenhangs, zwiſchen **Hudſonsbay** und dem großen Ocean oder dem **nördlichen ſtillen Meere**, iſt hier nach jenen Mittheilungen gezeichnet.

Die Geſtalt der Länder im Eingange der **Hudſons-Straße** unterſcheidet ſich von der in den Karten gewöhnlichen, da es durch die in dem Archiv der Hudſonsbay-Kompagnie befindlichen Karten jetzt ausgemacht iſt, daß **Frobiſher** im 1576 und den beiden folgenden Jahren dieſelbe Straße entdeckte, die hernach vom Kapitain **Johann Davis** im Jahr 1587 nach Lord Lumley, **Lumley's Einfahrt** (*inlet*) genannt worden iſt, und ſüdlich von ſeiner **Cumberlands-Straße** liegt, welche er zwei Jahre zuvor entdeckt hatte.

Herrn **Hearne's Coppermine-Fluß** fällt hier in 68° 15′ N. Br. in das nördliche Eismeer, wie Herr **Dalrymple** ſeine Angabe von 72° moderirt hat; und aus der **Repulſebay** iſt durch punktirte Linien die muthmaßliche Fortſetzung der Küſte angegeben. Doch ſoll, nach Ausſage der eingebornen Amerikaner, die Straße, die aus der **Repulſebay** in das **Eismeer** führt, ſehr ſeicht und voll Untiefen, (alſo vielleicht nicht einmal für große Fahrzeuge ſchiffbar) ſeyn.

Der **Sklavenſee**, nach den Angaben des **Peter Pond** (S. Einleitung §. 35.) und ſein Zuſammenhang mit dem **See Arathapeſcow** gegen Südoſten, mit dem **Eismeere** gegen Norden, und mit den **Cooksfluß** gegen Südweſten, iſt hier ebenfalls angegeben.

Die aus Meares Reiſen entlehnten Entdeckungen haben in unſerer Karte ebenfalls ihren Platz gefunden.

Der hier angebrachte Maaßſtab iſt bei der geradlinigen Projektion mit verlängerten Graden gut zu gebrauchen, indem er das erſetzt, was in dieſer Projektion für das Auge nicht ausgedrückt werden kann, nämlich die Verminderung der Größe der Längen-Grade in ihrer Annäherung zum Pol. So iſt z. B. in 60° der Breite ein Längengrad genau die Hälfte eines Aequatorgrades.

Ich glaube, dieſen Aufſatz nicht zweckmäßiger beſchließen zu können, als durch ein Verzeichniß der Hauptpunkte längs der Nordweſtküſte von Amerika, von denen die Lage aſtronomiſch beſtimmt worden iſt. Die Tabelle fängt mit 40° N. Br. oder dem Kap **Mendocino** an, und geht bis zum *Croſs-* (**Kreuz-**) Sund hinauf.

Namen der Oerter.	Nördliche Breite.	Oeſtliche Länge von Greenwich.	Autorität.
Kap Mendocino	40°		Venegas.
Hafen Trinidad	41° 7′		Maurelle.
Kap Blanko	43° 10′	235° 55′	Cook *).
— Gregory	43° 30′	235° 57′	Cook.
— Perpetua	44° 6′	235° 52′	Cook.
— Foulweather	44° 55′	235° 54′	Cook.
— Lookout	45° 30′	235° 50′	Meares.
— Diſappointement	46° 10′	235° 34′	Meares.
Berg Saddlehill	46° 30′	235° 20′	Meares.
Kap Shoalwater	46° 47′	235° 11′	Meares.
Spitze Fear	47° 9′	234° 37′	Barclay
Berg Olympus	47° 10′	235°	Meares.
Deſtruction-Fluß	47° 43′	234° 59′	Barclay.
Pinnacle (Felſen)	47° 47′	234° 46′	Barclay.
Kap Flattery	48° 15′	235° 3′	Cook **).
Tallock Inſel, (Mitte)	48° 24′	234° 13′	Barclay.
Kap Claaſſet (Südſpitze von de Fuca's Einfahrt)	48° 26′	234° 12′	Barclay.
(daſſelbe)	48° 37′	234° 16′	Duncan ***).
Nordſpitze von de Fuca's Einfahrt	48° 33′	235° 2′	Barclay.
Kap Beale	48° 50′	234°	Barclay.
Weſtſpitze von Barclay's Sund	49°	233° 43′	Barclay.
Port Effingham (Ankerplatz in Barclay's Sund)	49°	233° 48′	Meares.
Spitze Breakers (Brandungen)	49° 15′	233° 20′	Cook.
Eingang vom Nutka- oder König Georgs Sund	49° 33′	233° 12′	Cook.

---

*) Wahrſcheinlich ſüdlicher, da es Cook nur aus der Ferne ſah. Nach Vizcaino und Drake iſt es im 43° N. Br. gelegen.

**) Nach Barclay 48° 8′ N. Br. 234° 29′ O. L.

***) Vielleicht iſt dies ein Irrthum, und es ſollte etwa 48° 27′ heißen. In der Länge kann eher eine Verſchiedenheit Statt finden.

Namen der Oerter.	Nördliche Breite.	Oestliche Länge von Greenwich.	Autorität.
Friendly Cove oder Bucht im Nutkaſund	49° 37′	233° 12′	Wedgborough (in Dalrympies Atlas XIV. 26.)
Woody- (Wald-) Spitze	50°	232°	Cook.
Hafen Brooks	50° 18′	231° 47′	Johnſtone. (D. XIV. 37.)
Raft-Cove oder Bucht	50° 35′	231° 55′	Funter *).
St. Patricks Bay	50° 41′	231° 24′	Hanna.
Kap Scott	50° 55′	230° 33′	Strange. (*Furtrade p.* 10.)
Fitzhugh Sund	51° 34′	231° 50′	Hanna. (Ebend. *p.* 14.)
Safety- (Sicherheits-) Hafen auf der Calverts Inſel	51° 41′	231° 29′	Duncan.
Kap. St. James	51° 56′	230°	Dixon.
Lux Aena Bay	52° 7′	228° 48′	Duncan.
Roſe Hafen	52° 9′	228° 40′	Johnſtone.
Milbanks Sund, der Ankerplatz daſelbſt	52° 14′	231°	Duncan.
Etches Sund	52° 25′	228° 12′	Duncan.
Calamity Hafen	53° 12′	229° 36′	Johnſtone.
Stephens Hafen, der Inſel Banks gegenüber	53° 30′	229° 48′	Duncan **).
Mac Intyre's Bay	53° 58′	228° 6′	Douglas.
Spitze Roſe	54° 18′	228° 39′	Douglas.
Beales Hafen	54° 18′	227° 6′	Douglas.
Kap Farmer	54° 35′	229° 16′	Douglas.
Petries Inſel	54° 42′	229° [illegible]	Douglas.
Kap Murray	54° 43′	228° 10′	Douglas.
— Irving	54° 49′	227° 43′	Douglas.
Meares Hafen	54° 51′	227° 54′	Douglas.
Berg St. Lazaro	54° 52′	228° 56′	Douglas.

---

*) Der Plan dieſer Bucht iſt in Meares Reiſe befindlich, aber ohne alle Erwähnung im Text. Wahrſcheinlich iſt ſie mit Hanna's Roebuck-Hafen einerlei.

**) Die Karte des Kapitain Meares, der ich gefolgt bin, legt dieſe Gegenden um vieles öſtlicher.

Namen der Oerter.	Nördliche Breite.	Oeſtliche Länge von Greenwich.	Autorität.
Haines Cove (Bucht)	54° 57′	228° 3′	Douglas.
Douglas Inſel	54° 58′	226° 43′	Douglas.
Pitts Haſen	54° 58′	229° 43′	Douglas.
Forreſters Inſel	55° 12′	226° 18′	Dixon.
Bucarelly Haſen	55° 19′	*)	Dalrymple, XIV. No. 24.
Kap Adamſen	55° 28′	226° 21′	Douglas.
Kap Barnett	55° 39′	226° 4′	Douglas.
Otterſund	55° 45′	226° 30′	Meares.
Spitze Lander	56° 30′	224° 58′	
Haſen Banks (Ankerplatz)	56° 35′	225°	Dixon.
Kap Edgecumbe	57° 3′	224° 7′	Cook.
Norfolk Sund (der Ankerplatz)	57° 3′	224° 22′	Dixon.
Guadalupe Haſen	57° 11′		Maurelle.
Remedios Haſen	57° 18′		Maurelle.
Bay of Iſlands, Inſelbay, (bei Portlock Salisbury Sund.)	57° 20′		Portlock.
Portlocks Haſen (Ankerplatz.)	57° 46′	223° 27′	Cook.
Croß- (Kreuz) Kap	57° 57′	222° 21′	Cook.
Berg Fairweather	58° 52′	222°	Cook.

---

*) Die Länge iſt 27° 9′ W. vom Kap. S. Lucar, welches in 250° 16′ O. L. von Greenwich liegt; folglich iſt der Haſen Bucarelly nach dieſen Angaben in 223° 7′. Allein dieſe Länge harmonirt ſchlechterdings nicht mit der angegebenen Breite, welche keine andere als die in meiner Karte angenommene Poſition zuläßt.

Des

Des Kapitians John Meares

und

des Kapitains William Douglas

Reiſen nach der Nordweſt-Küſte von Amerika,

in den Jahren 1786 bis 1789;

beſchrieben

von

John Meares.

Aus dem Engliſchen

überſetzt und mit Anmerkungen erläutert

von

Georg Forſter.

q

Inhalt.

I.

Des Kapitains John Meares, Befehlshabers des Schiffes Nutka, Reiſe von Kalkutta in Bengalen nach der Nordweſtküſte von Amerika in den Jahren 1786 und 1787.

II.

Des Kapitains John Meares und des Kapitains William Douglas Reiſen von China nach der Nordweſtküſte von Amerika, in den Jahren 1788 und 1789, mit den Schiffen Felice und Iphigenia.

Erſtes Kapitel.

Zurüſtungen zu dieſer Reiſe. — Einſchiffung des Tianna, eines Fürſten von Atuai, und anderer Eingebornen der Sandwichinſeln. — Schilderung des Tianna. — Verzeichniß der Mannſchaft beider Schiffe. — Es wird Hornvieh u. ſ. w. nach den Sandwichinſeln mitgenommen. — Abreiſe der Schiffe Felice und Iphigenia von China. ' ' Seite 33

Zweites Kapitel.

Der Fockmaſt auf dem Schiffe Iphigenia leidet Schaden. — Beſchreibung der Fahrt nach den Philippinen und längs der Küſte von Luzon, von der Ziegeninſel, und den Inſeln Luban, Mindoro und Calamianes vorbei. — Der Scharbock bricht an Bord der Iphigenia aus. — Die Schiffe ſegeln an der Inſel Panay vorüber. — Aufrühreriſches Betragen der Mannſchaft auf dem Schiffe Felice. ' ' ' ' Seite 43

Drittes Kapitel.

Die an Bord befindlichen Sandwicheiländer erkranken. — Waini ſtirbt. Skizze ihres Charakters. — Verluſt der mitgenommenen Thiere. — Die Inſeln Baſilan und Magindanao. — Die Schiffe gehen an der Küſte von Magindanao vor Anker. Die Zimmerleute begeben ſich mit einiger Bedeckung ans Land, um einen Maſtbaum zu fällen. — Verluſt eines Chineſers. — Es kommen Spanier an Bord, um die Schiffe zu bewillkommnen. — Beide Schiffe gehen dem Fort Caldera gegenüber vor Anker. — Betragen des Spaniſchen Gouverneurs. ' ' Seite 55

Viertes Kapitel.

Unſere Aufnahme zu Samboangan. — Freundſchaftliches Benehmen des Gouverneurs. — Die Spaniſchen Galeeren bedecken unſere Leute, während daß ſie am Lande einen Maſt fällen. — Tianna wird krank, und begiebt ſich an Bord der Iphigenia. — Wir ſchiffen Vieh u. ſ. w. ein. — Der Gouverneur legt einen Beſuch auf den Schiffen ab. — Die Felice wird zur Abreiſe fertig. — Einige Nachrichten von Magindanao, von dem dortigen Handel, von den Einwohnern, ihrer

Religion und von den Erzeugniſſen des Landes. — Das Dorf Sambóangan. — Die Macht und Gerechtſame der Spanier daſelbſt. — Reichthümer, die ſich der Gouverneur erwirbt. — Beſchreibung eines von ihm gegebenen Balls. — Volksſitten. — Aſtronomiſche Beobachtungen. — Ankerplätze. . . . . Seite 61

Fünftes Kapitel.

Des Schiffes Felice Abreiſe von Sambóangan. — Feliceens Inſeln. — Befehle und Inſtruktionen der Eigenthümer in Betreff der Ausführung dieſer Reiſe. — Sonderbare Veränderung im Naturell der an Bord genommenen Büffel. — Schiffahrt längs Magindanao. — Schnelligkeit der Strömungen. — Rettung bei Providenz-Eiland. — Die Taleur-Inſeln und Sanguir. — Anſicht des Nordkaps. — Unmöglichkeit es zu umſchiffen. — Beſtändigkeit der Paſſatwinde im ſtillen Ocean. — Inſel Rieu. — Kanal zwiſchen Morintay und Dſchilolo. — Wohlgeruch der Luft. — Umſchiffung der Südſpitze von Morintay. — Offene See. . Seite 71

Sechstes Kapitel.

Fortſetzung des Laufs gegen Oſten. — Strömungen, die uns an die Inſel Wagiew (*Wagiou, Waygieeuw*) treiben. — Symptome vom Scharbock unter der Mannſchaft. — Der Wind ändert ſich zum erſtenmal, und wird Nordweſtlich. — Wir ſegeln Wagiew und die gefährlichen Tatis- (*Tatee*) Inſeln vorbei. — Anſicht der Freewill-Inſeln. — Die Einwohner kommen an Bord. — Ihre Freude bei Erblickung des Eiſens. — Einige nähere Nachrichten von dieſen Inſeln; ihre Länge und Breite, und die ſtarke Strömung in ihrer Nähe. . . . Seite 78

Siebentes Kapitel.

Außerordentliche Hitze. — Stürmiſches Wetter. — Der Fockmaſt wird beſchädigt. — Verluſt einiger Rinder und aller unſerer Ziegen. — Viele von den für die Sandwichinſeln beſtimmten Pflanzen gehen zu Grunde. — Wir ſehen uns genöthigt, den Lauf nach Nordweſten zu richten. — Koſt und Beſchäftigung unſerer Mannſchaft. — Plan, in König Georgs (oder Nutka) Sund ein Fahrzeug von 50 Tonnen zu erbauen, wozu die Zimmerleute das Modell und die Formen entwerfen. — Unwiſſenheit der Chineſiſchen Zimmerleute im Schiffbau. — Anſehnliche Laſt der Chineſiſchen Junken. — Ausſonderung der Leute, die in König Georgs Sund am Lande bleiben ſollen. — Das Schiff geräth in den Wirkungskreis eines Tiffuns. — Veränderung der Monſuns. — Fürchterliche Wirkungen der Tiffuns in dem Chineſiſchen und dem nördlichen ſtillen Meere. Seite 84

Achtes Kapitel.

Anſicht von Land, dem wir uns aber nicht nähern können. — Entdeckung der Grampus-Inſeln. — Kalte Witterung. — Viele Vögel und Felſentang. — Entdeckung eines ungeheuren Felſen, den wir Loths Weib nennen. — Querbalken eines Hauſes und Trümmer eines Kanots, die vorbei ſchwimmen. — Stürmiſches Wetter. — Schlafende Schildkröte. — Annäherung an die Amerikaniſchen Küſten, und immer ſteigendes Sturmwetter. — Die Laufbahn der Schiffe Reſolution und Discovery wird durchkreuzt. — Irrthum in der Schiffsrechnung. — Erſter Anblick eines Seepapageien. — Beſonderer Glanz der Atmoſphäre und muthmaßliche Erklärung dieſes Phänomens. — Wir erblicken die Küſte von Amerika und das Schiff Princeß Royal, das aus Nutkaſund ſegelt. — Gefahrvolle Lage unſeres Schiffes Felice. — Wir gehen in Friendly Cove, in König Georgs Sund, vor Anker. . . . . . Seite 93

Neuntes Kapitel.

Bequeme Lage von Friendly Cove in König Georgs Sund. — Große Menge der Einwohner, die ſich verſammeln, um das Schiff zu ſehen. — Komekela's Freude bei ſeiner Ankunft. — Hanapa, ein Anführer, kommt an Bord. — Nähere Nachricht von dieſem Beſuche. — Die Einwohner bringen einen Vorrath von Fiſchen. — Komekela macht Anſtalt ans Ufer zu gehen. — Seine Kleidung und der Empfang, womit ſeine Landsleute ihn bewillkommnen. — Beſchäftigung der Mannſchaft. — Ankunft Maquilla's, des Oberhauptes von König Georgs Sund, und Kallikum's, des nächſten im Range nach ihm. — Beſchreibung ihrer Kleidung und ihrer Ceremonien bei Erblickung des Schiffes. — Sie kommen an Bord und werden beſchenkt. — Schilderung dieſer Anführer. — Wir erhalten Erlaubniß, ein Haus und ein Fahrzeug zu bauen; und der dazu nöthige Platz wird uns verſprochen. — Geſchenke, die bei dieſer Gelegenheit gemacht werden. — Kallikum widmet ſich dem Dienſte des Schiffes, und wird von Maquilla zum Beſchützer der Mannſchaft ernannt, die ſich am Ufer aufhält. — Wir erbauen in Friendly Cove ein Haus, und legen den Kiel eines neuen Fahrzeuges. — Nachricht von der im folgenden Jahre durch die Spanier an Kallikum verübten Mordthat. , , , Seite 101

Zehntes Kapitel.

Erfindſamkeit der Einwohner, um den Preis der Seeotterfelle zu erhöhen. — Ihre Ueberlegenheit in der Einrichtung ihres Handels mit uns. — Komekela's Betragen. — Er wird durch unſern Einfluß zum Oberhaupt gewählt. — Seine Heirath. — Pracht der Bewirthung bei dieſer Gelegenheit. — Maquilla und ſeine Vornehmen ahmen unſere Kleidung und Sitten nach. — Reiche Geſchenke des Maquilla. — Es wird uns ein Schleifſtein geſtohlen. — Man bietet uns eine Menſchenhand zum Kauf an. — Trauriger Verluſt eines Theils der Mannſchaft vom Kaiſerlichen Adler im Jahr 1787. — Vermuthung, daß Maquilla ein Menſchenfreſſer ſey. — Beſonderes Kopfkiſſen, deſſen Kallikum ſich bedient. — Die Einwohner von Friendly Cove ziehen ſich in eine kleine Entfernung zurück. Urſachen dieſer Ortsveränderung und Leichtigkeit, womit ſie bewerkſtelligt wird. — Man bringt uns eine junge Seeotter zum Verkauf. , Seite 110

Elftes Kapitel.

Die Schiffe ſchicken ſich an, in See zu gehen. — Die Einwohner entwenden die Pinnaſſe. — Es iſt unmöglich, ſie wieder zu bekommen. — Verdrießlichkeiten an Bord. — Die Officiere und Gemeinen, welche zurückbleiben ſollen, werden ans Land geſetzt. — Berathſchlagung über die Sicherheit dieſes Kommandos. — Fortſchritte in der Verfertigung des neuen Fahrzeuges. — Geſundheitsumſtände der Mannſchaft. — Fiſchvorrath. — Feierlicher Beſuch bei Maquilla, und Erneuerung des Bündniſſes mit ihm. — Man macht ihm den wahrſcheinlichen Zeitpunkt der Ankunft der Iphigenia bekannt. — Er bittet um einen Brief an den Kapitain. — Unſer Erſtaunen über ſeine Kenntniß von Mittheilung der Begriffe durch Schrift, und die Art, wie er dazu gelangt war. — Geſchichte des Herrn Maccay. — Kallikum kommt von der Seeotterjagd zurück. — Wir finden ihn im Beſitz verſchiedener Dinge, die ehemals Sir Joſeph Banks zugehörten. Seite 116

Zwölftes Kapitel.

Zwei Oberhäupter, Hanna und Detutſch (*Derootche*), beſuchen das Schiff, welches nach Wikananiſch's Aufenthalt fährt. — Wikananiſch kommt an Bord, und führt das Schiff auf ſeine

Rhede. — Es finden ſich viele Eingeborne ein. — Beſchreibung der Ausſicht auf das Dorf Wikananiſch. — Beſuch bei dem Oberhaupte dieſes Stammes. — Beſchreibung ſeiner Wohnung. — Bewundernswürdige Geſchicklichkeit der Einwohner. — Zahlreiche Familie des Wikananiſch. — Sein Ueberfluß, ſein Reichthum und ſeine Art zu ſchmauſen. — Geſchenke, die wir ihm machen, und prächtige Gegengeſchenke. — Weiber des Wikananiſch, ihre Schönheit, und die Geſchenke, die ſie von uns erhalten. — Eifriger Handel mit den Eingebornen. — Erfriſchungen. — Handel mit dem Oberhaupte. — Die Einwohner des Dorfes ermorden einen Fremden. — Das Schiff wird des ſchlechten Wetters wegen in den innern Hafen, Port Cox, gebracht. Seite 122

Dreizehntes Kapitel.

Die Völkerſchaft des Wikananiſch iſt ungebildeter, als die von Nutka. — Einige nothwendige Vorkehrungen beleidigen den Befehlshaber, und veranlaſſen eine Verſtimmung zwiſchen uns. — Das gute Vernehmen wird wieder hergeſtellt und der Friedensvertrag erneuert. — Gegenſeitige Beſchenke bei dieſer Gelegenheit. — Die hieſigen Leute kennen den Gebrauch der Feuergewehre ſchon. — Sie verlegen das Dorf in eine kleine Entfernung. — Bündniß zwiſchen Wikananiſch, Hanna und Detutſch; Geſchenke bei dieſer Veranlaſſung. — Folgen dieſes Bündniſſes für uns. — Geſchenke zwiſchen Wikananiſch und uns, und noch andere, die von König Georgs Sund ankommen. — Vorkehrungen zur Abfahrt. — Die Felice ſetzt ihre Reiſe fort. — Beſchreibung von Port Cox. . . . . . Seite 130

Vierzehntes Kapitel.

Fortſetzung des Laufes ſüdwärts längs der Küſte. — Zahlreiche Dorfſchaften am Ufer. — Die Einwohner kommen an das Schiff, und ſind unzufrieden, daß wir nicht vor Anker gehen. — Wir entdecken die Straße Juan de Fuca. — Lage und Länge derſelben. — Die dortigen Einwohner beſuchen uns. — Tatutſch (*Tatootche*) kommt an Bord. — Das große Boot wird ausgeſchickt, um einen Ankerplatz zu ſuchen, und kommt zurück. — Schlechtes Betragen der Eingebornen. — Verfolg der Küſtenfahrt. — Inſel Tatutſch (*Tatootche*). — Abermaliger Beſuch von den Einwohnern. — Wir ſchiffen an vielen Dörfern vorüber. — Gefährliche Küſte. — Wuth der ſüdöſtlichen Stürme. — Kap Flattery. — Dorf Klaaſſet. — Wir laufen in die Bay Queenhythe ein. — Wilde Gegend. — Dorf Queenteutell. — Inſel Deſtruction (Zerſtörung). — Gefahrvolle Lage des Schiffes. . . . . . Seite 136

Funfzehntes Kapitel.

Fortſetzung unſeres Laufes längs der Küſte. — Entdeckung der Shoalwater (ſeichten) Bay, die für Schiffe unzugänglich iſt. — Die Eingebornen nähern ſich dem Schiffe, und handeln ehrlich mit uns. — Verfolg des Laufes nach der Deception (betrüglichen) Bay. — Verſchiedenheit dieſer Küſte von den Spaniſchen Karten des Maurelle. — Reizender Anblick des Landes. — Wir ſegeln der Quickſand- (Triebſand-) Bay und dem Vorgebirge Lookout (des Umherſchauens) vorüber, und bemerken drei auffallende Felſen. — Ende unſeres Laufs gegen Süden. — Fernere Reiſeplane. — Gewonnene Kenntniß der Küſte und jetzt erforſchte Theile derſelben, welche Cook nicht berührt hat. — Urſachen der Rückkehr gegen Norden. — Abermaliger Anblick der Straße Juan de Fuca. — Wir gehen in Port Effingham vor Anker. — Beſchreibung deſſelben. — Seethiere. . . . . . . Seite 145

Sechzehntes Kapitel.

Beſitznehmung von Juan de Fuca's Meerenge oder Straße, im Namen Sr. Großbritanniſchen Majeſtät. — Beſuch von den Eingebornen. — Anmuthige Lage des Schiffes. — Ausrüſtung und Abfertigung des großen Boots. — Endzweck ſeiner Reiſe. — Es kommen Fremde an Bord des Schiffes. — Beſorgniſſe wegen unſeres Boots, und deſſen frühzeitige Rückkehr. — Handgemenge mit den Eingebornen in der Meerenge de Fuca, und Folgen deſſelben. — Tapferkeit dieſes Volks, und gefährliche Lage der Unſrigen im Boote. — Wie weit ſie in der Meerenge gekommen ſind; genauere Beſtimmung ihrer Lage. — Zum Verkauf gebotene Menſchenköpfe. — Niedergeſchlagenheit unſerer Mannſchaft. — Abreiſe vom Hafen Effingham. — Eine kurze Beſchreibung des Hafens und des Sundes. — Rückkehr nach König Georgs Sund. — Fortſchritte im Bau des neuen Fahrzeugs. — Geſammeltes Pelzwerk. — Maquilla's Aufmerkſamkeit gegen uns. Seite 154

Siebzehntes Kapitel.

Beſorgniſſe der am Lande Zurückgebliebenen um das Schickſal des Schiffes. — Die Eingebornen ſtreuen Nachrichten aus, insbeſondere von dem Gefecht in der Straße Juan de Fuca. — Folgen dieſer Gerüchte. — Verbeſſerte Einrichtung unſeres Hauſes. — Erſtaunen der Einwohner über den Bau des Fahrzeugs, und hauptſächlich über die Schmiedearbeit. — Neugier, die ſie wegen der Sonntagsfeier äußern. — Vorhaben nochmals nach dem Hafen Cox zurückzukehren. — Unſere Abſicht wird vereitelt. — Aufruhr an Bord. — Beſtrafung der Theilnehmer an demſelben, nebſt den Gründen, die uns zu dieſen Maßregeln beſtimmten. . . . . Seite 161

Achtzehntes Kapitel.

Betragen des Kommandos am Lande in Anſehung der Meuterei. — Wir verſprechen der Mannſchaft, nach den Sandwichinſeln zu gehen. — Beſchäftigung an Bord. — Die Aufrührer wohnen bei Maquilla und Kallikum. — Sie werden ihrer Kleider beraubt und zur Arbeit angehalten. — Wir erblicken das Schiff Princeß Royal in offener See. — Zweite Abreiſe von König Georgs Sund. — Geſchenke an Maquilla und Kallikum. — Sie rüſten ſich zum Kriege, und borgen Gewehre von uns. — Maquilla's Kriegesmacht. — Er tritt ſeinen Zug nach Norden an. — Verhaltungsbefehle für unſere am Lande zurückgelaſſene Leute. . Seite 166

Neunzehntes Kapitel.

Abreiſe nach dem Hafen Cox. — Wir begegnen der Princeß Royal. — Gegenſeitige Dienſtleiſtungen. — Wir gehen im Hafen Cox, und die Princeß Royal im Hafen Hanna vor Anker. — Wikananiſch iſt nach Klioquatt gegangen. — Zweimalige Reiſe unſers großen Boots dahin. — Beſchreibung von Klioquatt. — Beſchäftigungen der Eingebornen. — Handel mit ihnen. — Dritte Reiſe des Boots zu Wikananiſch, um Abſchied zu nehmen. — Botſchaft von dieſem Befehlshaber, der hernach ſelbſt an Bord kommt. — Sein Sohn wünſcht ſich mit uns einzuſchiffen; wir ſchlagen es aber ab. — Rückkehr nach König Georgs Sund. — Ankunft der Iphigenia daſelbſt. — Tianna's Herzlichkeit. — Ankunft der Oberhäupter Maquilla und Kallikum, und Nachricht von ihrem Zuge. — Tianna's Abſcheu vor den Amerikaniſchen Sitten. — Die Bewohner von Amerika ſind Menſchenfreſſer. — Die Einwohner der Sandwichinſeln werden von dieſem Verdachte freigeſprochen. . . Seite 173

Zwanzigſtes Kapitel.

Die Mannſchaft der Iphigenia arbeitet am Bau des neuen Fahrzeugs. — Anordnungen für beide Schiffe. — Die Eingebornen machen Anſtalt, ihre Winterwohnungen zu beziehen. — Verfügung wegen der Verwieſenen, die auf gewiſſen Bedingungen wieder an Bord genommen werden. — Maquilla und Kallikum beſuchen uns vor ihrer Abreiſe, und erhalten Geſchenke. — Verſtändigkeit des Letztern. — Komekela's Undank. — Es erſcheint ein Schiff vor dem Hafen, und wir ſchicken ihm ein Boot zu Hülfe. — Das Fahrzeug (*Sloop*) Waſhington läuft in den Sund ein. — Einige Nachrichten von der Reiſe deſſelben. — Unſer neues Fahrzeug erhält ſeinen Namen, wird vom Stapel gelaſſen und bemannt. — Befehle für die Iphigenia. — Tianna bleibt an Bord derſelben. — Der abgeſetzte Bootsmann entläuft mit Hülfe des Schiffsmeiſters vom Waſhington. — Abreiſe von König Georgs Sund nach den Sandwichinſeln. . Seite 183,

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Allgemeiner Bericht von den Eingebornen der Nordweſtküſte von Amerika. — Die vier Stämme des Nutka-Landes. — Lage, Dörfer, Volksmenge derſelben. — Muthmaßliche Kenntniß von den Völkern ſüdwärts von Queenhythe, deren Dörfer uns Wikananiſch herzählte. — Eine Beſchreibung des feſten Landes von Amerika, vom Kap St. James ſüdwärts hin. — Himmelsſtrich, Jahrszeiten, Winde, Stürme, Seehäfen u. ſ. w. — In der Gegend von Nutkaſund iſt kein anſehnlicher Fluß. . . . . . . Seite 195

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Fortgeſetzte Beſchreibung von Nutka. — Pflanzen. Ueberfluß an wilden Früchten. — Eßbare Wurzeln. — Vierfüßige Thiere: Hirſche, Füchſe, Marder, Hermeline, Eichhörner ꝛc. ꝛc. — Seethiere: Wallfiſche, Schwertfiſche, Robben. — Beſchreibung der Seeotter. — Vögel von verſchiedenen Gattungen. Waſſervögel. — Fiſche und Fiſcherei. — Gewürmer und Inſekten. — Mineralien. — Muthmaßung wegen der hieſigen Bergwerke. . . . Seite 202

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Beſchreibung der Einwohner. — Behandlung ihrer neugebornen Kinder. — Abſcheu gegen Bärte. — Kleidung der Männer und Weiber von verſchiedener Art. — Larven und ihr Gebrauch. — Gemüthsart und Temperament der Eingebornen. — Verabſcheuungswürdige Sitte, monathlich einen Sklaven umzubringen und aufzueſſen. — Feierlichkeiten bei dieſer Gelegenheit. Seite 213

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Beſchäftigung der Männer in Nutka. — Jagd der See- und Landthiere. — Wallfiſchfang. — Seeotterjagd und Robbenſchlag. — Häusliche Verrichtungen. — Verfertigung der Waffen und des Fiſchergeräths. — Beſchäftigung der Weiber. — Einſammlung und Aufbewahrung des Fiſchrogens. — Kriegeriſche Neigung des Volkes. — Weibertauſch. — Religionsbegriffe. Seite 220

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Rückreiſe der Felice. — Schrecken über einen vermeintlichen Leck im Schiffe. — Ankunft in O-Waihi (*Owhyhee*), einer von den Sandwichinſeln. — Wir legen bei in Toe-yah-yah-Bay. — Ueberfluß an friſchen Lebensmitteln im Schiffe. — Gegenwärtiger Zuſtand der Inſel. — Geſchenke an das Oberhaupt in Tianna's Namen. — Abreiſe von O-Waihi. — Verbeſſerte Methode des Einſalzens. — Fahrt bei den Inſeln Mauwi (*Mowee*), Ranai, Morotai (*Morotoi*) und Woahu (*Woahoo*) vorüber, nach Atuai (*Atooi*). Politiſcher Zuſtand der letztern Inſel. — Fahrt nach Onihiau (*Oneeheow*). — Freundſchaftlicher Empfang daſelbſt. — Einkauf eines großen Vorraths von Yamswurzeln. — Wir laſſen bei einem vertrauten Manne einen Brief für den Kapitain Douglas zurück. — Fortſetzung unſerer Rückreiſe. — Anſicht der Inſeln Botol Tobago Xima. — Umſchiffung der Klippen von Villa Rete. — Anſicht der Chineſiſchen Küſte. — Wir gehen auf der Rhede von Makao vor Anker. Seite 236

Reiſe des Kapitain Douglas in der Iphigenia von Sambuangan nach der Nordweſtküſte von Amerika.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Abreiſe der Felice von Samboangan. — Verändertes Betragen des Gouverneurs gegen Kapitain Douglas. — Gefangenſetzung eines Theils der Mannſchaft, und andere unverantwortliche Schritte des Gouverneurs. — Abreiſe der Iphigenia von Samboangan. — Entdeckung von Johnſtone's Inſel. — Umgang mit den dortigen Eingebornen, und Beſchreibung derſelben. — Tani, ein Inſulaner von den Sandwichinſeln, an Bord der Iphigenia, wird krank und ſtirbt. — Die Mannſchaft kränkelt. — Fahrt durch die Pelew-Inſeln. — Rührender Auftritt daſelbſt. Seite 240

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Weitere Fahrt der Iphigenia. — Anſicht der Inſel Amluk. — Land, welches fälſchlich für Trinity-Eiland (Dreieinigkeits-Inſel) gehalten wird. — Sturm. — Schilderung des Landes. — Kodjak und Trinity-Inſeln. — Beſuch von zwei Kanots. — Die Jölle wird ans Land geſchickt, um zu fiſchen, kauft Fiſche von den Eingebornen, und kommt zurück. — Anſicht des Kap Greville und der *Barren-* (unfruchtbaren) Eilande. — Beſuch von einen Ruſſen und einigen Kodiakiſchen Jägern. — Die Iphigenia ſegelt in den Cooksfluß. — Verkehr mit den Eingebornen. — Das große Boot wird weiter hinaufgeſchickt. — Rückfahrt aus dem Fluſſe nach *Snug-Corner-Cove* in Prinz Williams Sund. — Das Schiff wird von Kanots beſucht. — Man erfährt, daß das Schiff Prinz von Wales vor zehn Tagen abgeſegelt iſt. Seite 249

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Abreiſe der Iphigenia von *Snug-Corner-Cove.* — Langſame Schiffahrt längs der Küſte wegen der anhaltenden Oſtwinde. — Das große Boot wird in die Admiralitäts-Bay geſchickt. — Eisinſeln. — Den Einwohnern von Croß- (Kreuz) Kap wird Pelzwerk abgekauft. — Merkwürdiges Anſehen, worin bei ihnen die Weiber ſtehen. — Die Iphigenia läuft in Seeotterbay ein, geht Douglas Inſel vorbei, und ankert im Hafen (*port*) Meares. — Vereinigung mit der Felice im Nutkaſund. Seite 256

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Die Iphigenia und der Schooner Nordweſt-Amerika verlaſſen Nutkaſund. — Mangel an Lebensmitteln. — Ihre Ankunft vor Mauwi, einer von den Sandwichinſeln. — Ueberfluß an friſchem Mundvorrath. — Tianna empfängt ſeinen Bruder an Bord; ihr gerührtes Wieder

ſehen. — Ankunft vor O-Waihi. — Beſuch von dem Könige dieſer Inſel, und ſeine Freude darüber, daß er Tianna ſieht. — Die Schiffe gehen in Karakakua-Bay vor Anker. — Reichliche Verſorgung mit Lebensmitteln. — Feierliche Bewillkommnung des Kapitain Douglas am Ufer. — Der König und die Königin von O-Waihi ſchlafen an Bord der Iphigenia. — Die Nordweſt-Amerika bricht von ihrem Anker los. — Tianna fährt ans Land, um die Taucher des Königs zum Wiederaufſuchen des Ankertaues zu holen. — Feierlichkeit, ehe ſie ins Waſſer gehen. — Wie lange ſie unter Waſſer bleiben. — Der Iphigenia zerreißt ebenfalls das Kabeltau. — Vermuthung, daß die Eingebornen daran Schuld ſeyn können. — Die Taucher bringen den Anker wieder herauf. — Tianna verläßt das Schiff mit aller ſeiner Habe, um ſich in O-Waihi niederzulaſſen. — Etwas von dem letzten Regierungswechſel auf dieſer Inſel. . Seite 264

Dreißigſtes Kapitel.

Ankunft vor Mauwi, und hernach vor Woahu. — Bewillkommnung des Kapitain Douglas bei dem Könige Titiri. — Die Eingebornen ſtehlen beiden Schiffen ihre Anker. — Unterhandlung mit dem Könige, um ſie wieder zu bekommen. — Die Schiffe gehen in Weimoa-Bay, an der Inſel Atuai, vor Anker. — Taheo, der König dieſer Inſel, zieht ſich, aus Furcht vor Tianna's Ankunft, in das Innere des Landes zurück. — Seine Wiederkehr und ſein Beſuch an Bord der Iphigenia. — Hohe Preiſe der Lebensmittel. — Kapitain Douglas wird gegen geheime Anſchläge gewarnt. — Widrige Winde treiben die Schiffe nach Woahu zurück. — Ankunft in Tirowäh- (*Tiroway-*) Bay auf der Inſel O-Waihi. — Tianna's und des Königs freundſchaftliches Betragen. — Bündniß der Fürſten auf den benachbarten Inſeln, zu Gunſten des Sohns von Terriobu. — Hülfleiſtungen, die der König von den Unſrigen erhält. — Beſchreibung der Bay Tirowäh. — Abreiſe von O-Waihi. — Zank zwiſchen den Matroſen in Weimoa-Bay. — Reiſe nach Onihiau, um Yamswurzeln zu bekommen. — Rückfahrt von den Sandwichinſeln nach der Nordweſtküſte von Amerika. . . . Seite 273

Ein und dreißigſtes Kapitel.

Abreiſe von Onihiau nach der Nordweſtküſte von Amerika. — Entdeckung einer neuen Inſel, *Bird-island* (Vogel-Inſel). — Beſondere Erſcheinung am Schiffskompaß. — Ankunft im Nutkaſund. — Abſendung der Nordweſt-Amerika auf eine Handelsreiſe. — Ankunft eines Spaniſchen Schiffs, das die Iphigenia in Beſchlag nimmt. — Kapitain Douglas muß mit ſeinem Schiffe Nutkaſund verlaſſen, und geht nach Norden. — Handel mit den Eingebornen an der Küſte. — Aufenthalt vor einem Dorfe, Fort Pitt genannt. — Buccleughs Sund. — Aufenthalt in Haines Cove. — Gedroheter Krieg zwiſchen zwei einheimiſchen Stämmen. — Dazwiſchenkunft der Weiber. — Mak-Intyres Bay und der Einfahrt (*Channel*). — Ein Plan der Eingebornen, ſich des Schiffes zu bemächtigen, wird dem Kapitain Douglas durch die Weiber verrathen. — Freundſchaftliches Betragen des Blakau, eines Befehlshabers. — Abreiſe von Amerika, und Rückkehr nach den Sandwichinſeln. — Vereitelte Abſicht des Königs von O-Waihi und ſeiner Vornehmen auf das Schiff. — Fortſetzung der Reiſe nach China, und Ankunft vor Makao. . . . . Seite 283

I.

Des
Kapitains John Meares,
Befehlshabers des Schiffes Nutka,
Reiſe von Kalkutta in Bengalen nach der Nordweſtküſte von Amerika
in den Jahren 1786 und 1787.

Es kann dem Leſer gleichgültig ſeyn, wie unſer Handelsprojekt entſtand, wie patriotiſch viele der angeſehenſten Männer in Bengalen es unterſtützten und mit welchen ſchmeichelhaften Beweiſen des edelſten Zutrauens und der eifrigſten Freundſchaft man die Ausführung deſſelben mir übertrug. Eben ſo unwichtig iſt es, zu wiſſen, daß es Widerſpruch erlitt, daß man ſich allerlei Künſte erlaubte um es zu vereiteln, und daß ich dabei mit manchen, zum Theil peinlichen, Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Ich ſchreite daher ſogleich zur Erzählung von den vornehmſten Begebenheiten der dadurch veranlaßten Reiſe.

Den 20ſten Januar 1786 wurden zu dieſer Unternehmung zwei Fahrzeuge angekauft. Das eine erhielt den Namen Nutka (*Nootka*) und war von zweihundert Tonnen Laſt; das zweite, von hundert Tonnen, ward die See-Otter (*Sea-Otter*) genannt. Das Kommando über das erſtere erhielt ich, und das über das andere Herr William Tipping, Lieutenant in der königlichen Flotte. Den 20ſten Februar, da beide völlig ſegelfertig waren, ward dem Committe', welcher im Namen der ſämmtlichen Eigenthümer die Ausrüſtung beſorgte, ein doppeltes Anerbieten gethan. Das eine beſtand darin, daß man die Seeotter mit einer

Ladung von Opium nach Malakka ſchicken wollte, wobei ungefähr dreitauſend Rupien*) zu gewinnen waren. Der Committe' oder Ausſchuß der Eigenthümer ſtand keinen Augenblick an, dieſen Vorſchlag anzunehmen, und die Seeotter ging unverzüglich nach Malakka ab, von wo aus Kapitain Tipping ſeinen Lauf nach der Nordweſtküſte von Amerika fortſetzen und die gehörigen Vorkehrungen treffen ſollte, um ſich daſelbſt mit mir zu vereinigen. Das zweite Anerbieten beſtand darin, daß wir Herrn Burke, Oberkriegszahlmeiſter der königlichen Truppen in Indien, nebſt ſeinem Gefolge, nach Madras bringen ſollten, wofür er ebenfalls dreitauſend Rupien verſprach. Dieſen Vortheil konnte man nicht ausſchlagen, und ich hatte folglich die Ehre, Herrn Burke den 2ten März, bei dem Garten des Gouverneurs, an Bord zu empfangen.

Den 12ten März verloren wir das Land aus dem Geſichte, und ſetzten unſere Fahrt ununterbrochen bis zum 27ſten fort, da wir auf der Rhede von Madras vor Anker gingen. Man hielt unſre Ueberkunft in dieſer Jahrszeit für außerordentlich ſchnell. Nachdem wir unſere Paſſagiere gelandet, und durch gütige Vermittelung des Herrn John Dûpree Porcher noch allerlei Vorräthe und Lebensmittel an Bord genommen hatten, machten wir uns ſegelfertig, und ſtachen am 7ten April in See, an eben dem Tage, da Sir Archibald Campbell ankam, um das Gouvernement von Madras in Beſitz zu nehmen. Man hatte es während unſeres Aufenthalts an nichts ermangeln laſſen, was zu unſerer Aufmunterung und Unterſtützung gereichen, was von Güte und Aufmerkſamkeit gegen uns zeugen konnte; insbeſondere können wir uns nicht enthalten, die Namen der Herren Burke, Porcher und Boyd mit Dankbarkeit zu erwähnen, und die vielen Verbindlichkeiten anzuerkennen, womit uns Se. Excellenz der Herr Gouverneur Davidſon überhäufte. Um dies beſſer zu beurtheilen, muß man wiſſen, daß zur Zeit unſerer Abreiſe von Bengalen alle Arten von Schiffsvorräthen daſelbſt ſo ſchwer zu bekommen waren, daß unſer Schiff nur karge Proviſionen auf ein Jahr mitbekommen hatte. Unſere Lebensmittel reichten nicht einmal auf dieſen Zeitraum hin, und man ſah die Unmöglichkeit vor ſich, unter ſolchen Umſtänden eine Reiſe von dieſer Art vollbringen zu können. Auf Madras hatten wir uns daher gewiſſermaßen verlaſſen, und mit der Hülfe, die uns dort zu Theil ward, hofften wir nunmehr, achtzehn Monate auszukommen. Unſer Schiff hatte eine ſtarke Bemannung; allein ſie war ſo beſchaffen, daß nur die Noth unſere Wahl rechtfertigen konnte. Mit Inbegrif des Zahlmeiſters (*purſer*), des Wundarztes, der fünf Officiere und des Bootsmanns waren unſrer vierzig Europäer, zu denen wir in Madras noch [illegible] Laskars*) annahmen. Aber alle Bemühungen, einen Schiffszimmermann zu bekommen, ſchlugen uns fehl, und den Mangel deſſelben fühlten wir während der ganzen Reiſe auf das empfindlichſte.

---

*) Die Rupie iſt eine in Indien gangbare Silbermünze, welche nicht völlig den Werth eines halben Franzöſiſchen Thalers (von 3 Livres) hat. Es giebt auch Goldrupien, die ungefähr fünf Thaler an Werth betragen. F.

Am 23ſten Mai erreichten wir Malakka, nach einer ungewöhnlich langweiligen Fahrt, welche dem Scharbock Zeit ließ, ſich unter uns zu zeigen. Schon in dieſer frühen Periode unſerer Reiſe verloren wir unſern Bootsmann, einen der vortreflichſten Männer an Bord des Schiffs, deſſen Verluſt in unſerer Lage unerſetzlich blieb. In Malakka erfuhren wir, daß Kapitain Tipping ſchon abgeſegelt war, nachdem er ſein Geſchäft daſelbſt beendigt hatte. Wir verſorgten uns hier mit einem Vorrath von Holz, Waſſer und Erfriſchungen, von welchen letzteren wir ſo viel an Bord nahmen, daß wir nicht nur die ſchon verbrauchten Lebensmittel erſetzten, ſondern uns auch im Stande ſahen, dem Kapitain Tipping auf alle Weiſe behülflich zu ſeyn, wenn wir ihn an der Küſte von Amerika anträfen. Den 29ſten Mai gingen wir in See, nachdem wir das Holländiſche Fort mit neun Kanonen begrüßt und einen Gegengruß von gleicher Anzahl zurückerhalten hatten.

In ſehr wenigen Tagen kamen wir in das Chineſiſche Meer, und ſetzten dann mit Hülfe eines ſtarken ſüdweſtlichen Monſuns**) unſern Lauf bis zum 22ſten Junius fort. An dieſem Tage wurden wir die Baſchi- (*Baſhee*) Inſeln anſichtig; es währte indeß bis zum 26ſten, ehe wir bei der, welche die Grafton-Inſel heißt, in einer kleinen anmuthigen Bai, eine Viertelmeile (Engliſch) vom Ufer in ſechs Faden Tiefe den Anker werfen konnten. Rund um dieſe Bai iſt das Land hoch und bis an die Gipfel der Berge angebauet. Die Pflanzungen, welche allenthalben durch ſehr nette Verzäunungen umſchloſſen ſind, bilden eine anmuthige Ausſicht. Auf einer ſanften Anhöhe unweit der See lag ein Dorf; Gruppen oder Haine von ſchönen Bäumen ſchmückten romantiſch den Abhang der Berge, wobei ein ſchneller Bach durch das Thal rauſchte. Die ganze Gegend prangte wirklich mit außerordentlicher Schönheit. Die Spanier hatten etwa vier Jahre vorher dieſe Inſeln in Beſitz genommen, weil ſie hofften, daß ſie in dem Inneren der Gebirge edles Metall finden würden. Der Gouverneur und ſeine Beſatzung begegneten uns mit ſehr vieler Höflichkeit, und verſuchten es auf keinerlei Weiſe, unſern kleinen Tauſchhandel mit den Einwohnern, allem Anſchein nach den harmloſeſten Menſchen, zu ſtören. Wir hielten uns hier vier Tage lang auf, und bekamen während dieſer Zeit gegen rohes Eiſen, eine Menge Schweine, Ziegen, Enten, Hühner, Yams und ſüße Batatten.

---

*) So werden die Indier, die als Matroſen dienen, genannt. F.

**) Monſuns ſind regelmäßige Winde, welche halbjährlich in Einer, und dann in der entgegengeſetzten Richtung wehen. F.

Am 1ſten Julius verließen wir die Baſchi-Inſeln, und richteten unſern Lauf nordoſtwärts längs der Japaniſchen Inſelgruppe, die wir indeß nicht zu Geſicht bekamen. In den Karten findet man verſchiedene Inſeln, über welche wir hingeſegelt ſeyn müßten, wenn ſie richtig angegeben wären. Sobald wir über den 25ſten Grad nördlicher Breite hinausgekommen waren, hatten wir einen unaufhörlichen Nebel, der oft ſo undurchdringlich war, daß wir keine Schiffslänge vor uns ſehen konnten. Am 1ſten Auguſt, nachdem wir die vorige Nacht beigelegt hatten*), vermutheten wir, daß Land in der Nähe ſeyn müſſe, und bei Tagesanbruch erblickten wir es wirklich durch die Nebelbänke hindurch. Es waren die Inſeln Amluk und Atſcha**). Wir näherten uns der erſtern, und lagen daſelbſt zwei Tage lang vor Anker, da uns denn ſowohl die Ruſſen, als die Eingebornen beſuchten. Auf unſerer Fahrt von hier nach Unalaſchka trieben wir zwiſchen fünf Inſeln, wo wir uns auf allen Seiten von Gefahr umringt und außer Stande ſahen, unſern Weg zu erſpähen, aber dennoch glücklicherweiſe unbeſchädigt entkamen. Seitdem wir über den 35°

---

*) Beilegen, heißt: die Segel ſo ſtellen, daß ihre gegenſeitige Wirkung ſich aufhebt, und das Schiff nur langſam mit dem Winde treibt. F.

**) Zwei der ſogenannten Fuchsinſeln zwiſchen Kamtſchatka und Amerika. F.

N. Breite gekommen waren, hatten wir, des ununterbrochenen Nebels wegen, nur zweimal Gelegenheit gehabt, die Sonnenhöhe zu beobachten. Deſto glücklicher konnten wir uns ſchätzen, eine aſtronomiſche Uhr an Bord zu haben, welche uns die größten Dienſte leiſtete.

Die fünf Inſeln, zwiſchen denen wir in ſo große Verlegenheit geriethen, beſchreibt Coxe in ſeinen Ruſſiſchen Entdeckungen unter dem Namen Pat Sopka *), und nennt auch viele zwiſchen dieſen Inſeln und Kamtſchatka verunglückte Ruſſiſche Seefahrer. Sie ſind unbewohnt, und ſcheinen weiter nichts, als ungeheure Felſenmaſſen zu ſeyn. Zwei davon ſehen einander ſehr ähnlich, und haben ziemlich genau die Form eines Zuckerhuts.

Am 5ten Auguſt ſahen wir um uns her eine Menge Kanots, welche, nach der Kleidung und den Sitten der darin befindlichen Leute zu urtheilen, von einer oder der andern dieſer Inſeln gekommen ſeyn mußten, ob wir gleich nach unſerer Rechnung viel zu weit gegen Süden ſeyn ſollten, als daß ſie ſich hätten herauswagen dürfen. Dieſe kleine Flottille beſchäftigte ſich mit dem Wallfiſchfang. Nachdem die Leute eine kleine Weile innegehalten hatten, um unſer Schiff anzugaffen, wobei ſie die äußerſte Verwunderung zu erkennen gaben, verlieſſen ſie uns, und ruderten nordwärts. Wir unſerer Seits ſteuerten noch etwas ſüdlicher, weil wir es der Strömung Schuld gaben, daß wir nördlicher gekommen waren, als unſre Schiffsrechnung es austrug. Der Nebel blieb noch immer ſo dick, daß man unmöglich zwanzig Schritte weit vom Schiffe irgend etwas erkennen konnte. Die Menge der Kanots, bei denen wir vorüber geſchifft waren, ſchienen indeß nach aller Wahrſcheinlichkeit anzudeuten, daß Land, vermuthlich kein anderes als die Inſel Amuchta, in der Nähe wäre.

In der folgenden Nacht erſchreckte uns plötzlich das Geräuſch von Wogen, die ſich an der Küſte brachen. Wir legten das Schiff augenblicklich um; aber als wir etwa zwei Stunden lang in dieſer Richtung gelaufen waren, hatten wir ein neues Schrecken von einem ähnlichen Geräuſch. Nun legten wir nochmals um, und bei Tagesanbruch erblickten wir in der Höhe des Maſtkorbes das Land auf einen Augenblick. Es ſchien mit Schnee bedeckt zu ſeyn. Bald verdichtete ſich aber der

---

*) Eigentlich Pjät Sopki, die fünf Vulkane oder Kegel. F.

Nebel wieder vor unſern Augen, und machte die ängſtliche Ungewißheit unſerer Lage nur noch ſchrecklicher. Vier Tage lang, indeß Finſterniß in der Luft und nicht minder in unſern Gemüthern herrſchte, ſuchten wir unaufhörlich, jedoch umſonſt, einen Ausweg zu finden: überall ſchienen wir eingeſperrt zu ſeyn. Das Rauſchen des Waſſers an dem Felſenſtrande vertrieb uns an einer Seite, damit wir bald wieder derſelben furchtbaren Warnung auf der andern gehorchten. Wir hatten alle Urſache zu vermuthen, daß wir durch irgend einen engen Eingang in einen, von gefahrvollen Ufern umringten Meerbuſen gerathen wären, aus welchem nur der einzige Kanal, durch den wir hineingekommen waren, uns zurückführen könnte.

Am 5ten endlich hob ſich des Morgens der Nebel hinweg, und wir hatten den grauſenvollen feierlichen Anblick der glücklich vermiedenen Gefahren; aber dieſe Wirklichkeit ſelbſt ſchien kaum hinreichend, uns die Möglichkeit begreiflich zu machen. Von allen Seiten umgab uns fürchterlich hohes Land, deſſen Gehänge bis auf zwei Drittel ihrer Höhe hinabwärts mit Schnee bedeckt waren. Die Küſte, die das Seeufer bildete, beſtand aus einer unzugänglichen, hohen, ſenkrechten Felſenmauer, welche keine andere Unterbrechung hatte, als die Höhlungen, an denen das Steigen und Fallen der gewaltigen Wogen jenes warnende Geräuſch zu unſerer Rettung verurſachte. Jetzt endeckten wir zwei offene Kanäle, oder Durchfahrten: den einen ſüdwärts, durch welchen wir hineingetrieben waren, und den andern gegen Nordoſten. Hätten wir in dieſer Richtung geſteuert, ſo wären wir gleich aus der ſchrecklichen Lage geweſen; allein wir beſorgten immer, nordwärts von den Inſeln zu kommen, und dann hätte es, da im Sommer die Richtung der Strömungen beſtändig nördlich iſt, ſchwer gehalten, wieder zurückzufahren, um ſo mehr, weil hierzu ein ſtarker Nordwind erforderlich geweſen wäre, da hingegen in dieſer Jahreszeit hier Südweſtwinde zu herrſchen pflegen. Die Strömung war itzt wirklich ſo ſtark, daß wir nicht wieder durch den ſüdlichen Kanal auslaufen konnten; wir ſchifften daher nordwärts, und dann öſtlich bis Unalaſchka, wo wir mit Hülfe eines ſtarken Nordwindes, der ſich zum Glück für uns erhob, durch die Enge zwiſchen Unamah*) und Unalaſchka hindurch ſegelten. Die Strömung lief hier ſo ſchnell, daß ſie wenigſtens ſieben Engliſche Meilen in der Stunde betrug, und auf dieſe Art eine fürchterliche ſtürmiſche See erregte. Nachdem wir die Südſeite der Inſel erreicht hatten, kam ein Ruſſe als Lootſen zu uns, und führte uns in einen Hafen neben demjenigen, in welchem Kapitain Cook ſein Schiff ausbeſſerte.

---

*) Wahrſcheinlich Unimak. F.

Die hier befindlichen Ruſſen waren von Ochotsk und Kamtſchatka in Galliotten hieher gekommen. Dieſe Fahrzeuge halten etwa funfzig Tonnen, und können jedes ſechzig bis achtzig Mann führen. Man legt ſie für den Zeitraum von acht Jahren, den die Ruſſen hier zubringen, in bequemen Plätzen am Lande, nach Verlauf dieſer Zeit kommt eine andere Anzahl Ruſſen und löſet die Erſtern ab, um Meerottern und andere von der Natur mit Pelz bekleidete Thiere zu jagen. Die Eingebornen verſchiedener Bezirke müſſen eben dieſem Geſchäfte nachgehen und die Früchte ihrer Arbeit als einen Tribut an die Kaiſerin von Rußland erlegen, der dieſer Handel ausſchlieſſungsweiſe gehört. Sie erhalten dagegen einen geringen Vorrath von Schnupftabak, den ſie unmäßig lieben, und ſind, wenn ſie nur dieſer Lieblingswaare habhaft werden können, zufrieden mit ihrer elenden Lage, aus welcher ſie ſich auch, wenigſtens ſofern man es auf ihre eigene Anſtrengung ankommen läßt, nie herausarbeiten werden. Eiſen und andere Europäiſche Handelsartikel ſieht man bei ihnen eben ſo ſelten, wie bei ihren Nachbaren auf dem feſten Lande.

Die Wohnungen der Ruſſen ſind nach dem Modell derer gebaut, die ſie im Lande üblich fanden; nur iſt der Maaßſtab zugleich größer. Es ſind Gruben, die man in die Erde gräbt, und die äußerlich ſo wenig das Anſehn einer Wohnung haben, daß ein Fremder hineinfallen kann, ehe er ſichs träumen läßt, daß er ſich an einem von Menſchen bewohnten Orte befindet. Der einzige Zugang zu dieſen unterirdiſchen Behauſungen iſt ein oben gelaſſenes rundes Loch, durch das man auf einem eingekerbten Pfoſten hinunterſteigt. Ich ſage nicht zu viel, wenn ich von der Gefahr hineinzufallen ſpreche; denn ſowohl unſerm erſten Officier, als dem Wundarzte, widerfuhr den erſten Abend nach unſerer Landung dieſes Unglück wirklich. Auf ihrem Rückwege von dem Ruſſiſchen Dorfe verſchwanden ſie plötzlich durch eines dieſer Löcher, und erſchienen der unten wohnenden Familie von Eingebornen. Beide Parteien geriethen in Schrecken. Die Eingebornen eilten ſo ſchnell, als ihre Furcht es zuließ, zum Hauſe hinaus, und lieſſen unſere Herren in der bangen Erwartung, daß ſie nun die Nachbarſchaft wecken und ihre Freunde herzurufen würden, um dieſen unſchuldigen Ueberfall mit Mord und Blutvergießen zu rächen. Als ſie endlich wieder heraufgeſtiegen waren, fanden ſie, daß die Eingebornen, deren ſanftes und liebenswürdiges Naturell ſie damals noch nicht kannten, in ihrer Angſt und Verwirrung ſich nach dem Ruſſiſchen Dorfe geflüchtet hatten. Am folgenden Morgen erklärte man dieſen guten Leuten den Zufall, und vergalt ihnen das Schrecken am vorigen Abend durch ein kleines Geſchenk von Tabak.

An den Seiten ſind dieſe Wohnungen durch Verſchläge in Schlafſtellen abgetheilt, in denen Thierfelle als Betten liegen; und in der Mitte iſt der Feuerheerd, wo die Einwohner ihre Speiſen bereiten und verzehren. Bei ſehr kaltem Wetter brauchen ſie Lampen ſtatt des Brennholzes, welches überhaupt auf dieſen ganz von Bäumen entblößten Inſeln äußerſt ſelten iſt und nur zufällig vom feſten Lande her angeſchwemmt wird. Fiſche mit einer Brühe von Fiſchöl ſind ihre einzige Nahrung; und ſelbſt die Ruſſen nähren ſich ganz auf eben die Art, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie ihre Speiſen kochen, da hingegen die Eingebornen ſie roh verzehren. Wir ſahen ſie oft den Kopf eines Stockfiſches oder einer Heilbutte, die ſie ſo eben gefangen hatten, mit allen Zeichen eines gierigen Wohlbehagens verſchlingen. Wilde Selleri iſt das einzige Küchenkraut, welches auf dieſen Inſeln wächſt, und die Eingebornen eſſen es roh, wie es aus der Erde geriſſen wird.

Zwar wohnen ſeit geraumer Zeit Ruſſen auf dieſen Inſeln; allein ſie haben hier noch keine Art von Anbau verſucht, und beſitzen weder zahmes Federvieh, noch irgend ein Hausthier, Hunde ausgenommen. Ob aber dieſer Mangel an Bequemlichkeiten des Lebens, die ſich doch ſonſt ſo leicht erlangen laſſen, ihrer eigenen Trägheit und Gleichgültigkeit, oder der Unfruchtbarkeit des Landes beizumeſſen ſey, hatten wir nicht Gelegenheit zu unterſuchen. In Rückſicht ihrer Nahrung verlaſſen ſie ſich ganz allein auf den Ertrag des Meeres und der Flüſſe. Wirklich liefern ihnen dieſe die vortreflichſten Fiſche in Ueberfluß; und, wenn wir anders nach dem ſtarken, geſunden Ausſehn, ſowohl der Eingebornen, als der neuen Anſiedler, urtheilen dürfen, giebt ihnen dieſe Speiſe Kräfte und Geſundheit in reichlichem Maaße.

Die Eingebornen dieſer Inſelreihe, die man unter der gemeinſchaftlichen Benennung der **Fuchsinſeln** kennt, ſind eine unterſetzte ſtarke Race, mit rothwangigen runden Geſichtern, auf denen man keine Spur von Wildheit ſieht. Sie zerkratzen

oder

oder ſkarificiren und entſtellen ihr Geſicht nicht ſo, wie die Bewohner des feſten Landes, und ſind allem Anſchein nach von einer harmloſen Gemüthsart, die niemanden übel will. Eiferſucht gehört wenigſtens nicht zu ihren gewöhnlichen Leidenſchaften; denn ſie äußern keine Symptome des Mißvergnügens, wenn auch die Fremden dem weiblichen Theil ihrer Geſellſchaften noch ſo viel Aufmerkſamkeit erzeigen.

Die einzigen vierfüßigen Thiere dieſer Inſel ſind Füchſe, unter denen es einige mit ſchwarzem Pelze giebt, der ſehr hoch im Preiſe ſteht. Wir bemühten uns während unſeres hieſigen Aufenthaltes, die Ruſſen zum Handel mit uns zu bewegen; allein ſie hielten ihre Pelzwaaren viel zu hoch, um ſie uns, wenigſtens gegen das, was wir ihnen zum Tauſch anbieten konnten, zu überlaſſen, und waren um ſo viel weniger dazu geneigt, da ſie im folgenden Jahre abgelöſt zu werden hofften. Der Hafen, wo wir lagen, iſt etwa zehn oder zwölf Meilen von demjenigen (Samganudha) entfernt, wo Kapitain Cook ſeine Schiffsgeſellſchaft erfriſchte, und liegt in 54°. 2′ N. B., und 193°. 25′ O. L. von Greenwich.

Am 20ſten Auguſt verlieſſen wir Unalaſchka, um längs dem feſten Lande bis jenſeits der Schumagins-Inſeln hinzuſchiffen, von denen Kapitain Cook eine der ſüdlichſten für Kodiak (Kadjak) hält. Die Wahrheit zu geſtehen, wünſchten wir, uns von den Ruſſiſchen Niederlaſſungen zu entfernen, wo wir nichts zu hoffen hatten. Den 27ſten Auguſt erblickten wir die Schumagins-Inſeln; und vier Seemeilen weit von der Küſte kamen eine Menge Kanots zu uns. Dieſe waren völlig von eben der Bauart, wie die auf den Fuchsinſeln; auch glichen die darin befindlichen Leute den Eingebornen jener Inſeln in Kleidung und Sprache völlig. Die Ruſſen verbieten es, wie es ſcheint, an ſolchen Orten, wo ſie ſich niederlaſſen, den Eingebornen aus irgend einer politiſchen Vorſicht, größere Kanots zu haben, als ſolche, die nur Einen Mann führen können. Dieſe Kanots ſind insgemein zwölf Fuß lang, zwanzig Zoll breit, und an beiden Enden ſcharf zugeſpitzt. In der Mitte, wo der Ruderer ſitzt, ſind ſie etwa zwanzig Zoll tief. So geſtaltete Kanots findet man auf der ganzen Strecke von der Meerenge an, welche die beiden feſten Länder trennt, bis an das Kap Edgecumbe. Einige können drei Perſonen in ſich faſſen; die meiſten aber nur eine oder zwei. Ihr Gerippe beſteht aus ſehr dünnen Brettchen oder Latten von Tannenholz, die mit Wallfiſchſehnen zuſammen verbunden und mit einer Robben- oder Wallroßhaut, welcher zuvor das Haar abgeſchabt wird, überzogen ſind. Der untere Rand des Rockes oder Hemdes von Leder, der gewöhnlichen Kleidung der hieſigen Inſulaner, verhindert, wenn er über das Loch im Kanot, in welchem der Mann ſitzt, gebunden wird, daß nicht ein Tröpfchen Waſſer eindringen kann. Dieſe Kähne werden übrigens durch Rudern äußerſt ſchnell fortbewegt, und die Eingebornen pflegen damit bei jeder Witterung in See zu gehen.

Wir hatten heute den 28ſten Auguſt, ohne noch von unſerer Reiſe den allermindeſten Vortheil eingeerndtet zu haben; indeß, da wir glaubten, daß wir alle Ruſſiſche Handelsſtationen hinter uns gelaſſen hätten, ſo hofften wir noch vor dem Eintritt des Winters, der jetzt mit ſtarken Schritten herannahete, Gelegenheit zu einem vortheilhaften Tauſche zu bekommen. In dieſer Abſicht beſchloſſen wir, weſtwärts vom Cooks-Fluß einen Hafen zu beſuchen; und indem wir längs der Küſte hinfuhren, ſahen wir eine weite Oeffnung, welche von einer Inſel gebildet ſchien. Wir ſteuerten alſo darauf zu; und als wir uns nahe dabei befanden, ſchien die Einfahrt ſich weit hinaufwärts in einer nordöſtlichen Richtung zu erſtrecken. Jetzt erwarteten wir jeden Augenblick, daß die Eingebornen zu uns kommen würden; nur konnten wir nicht begreifen, wie eine ſo große Meerenge der Aufmerkſamkeit eines Cook entgangen ſeyn könnte*). Wir waren zwanzig Seemeilen weit in derſelben gekommen, als ſich das erſte Kanot von der inländiſchen Seite unſerm Schiffe näherte. Es führte drei Mann, von denen einer, ein Ruſſiſcher Matroſe, zu uns an Bord ſtieg. Er war ein ſehr verſtändiger Menſch, und belehrte uns, daß dies die Inſel Kodiak (Kadjak) wäre, auf welcher die Mannſchaften dreier Galiotten ihren Poſten hätten, und daß ſich noch eine Inſel gleiches Namens längs der Küſte befände. Dieſe Nachricht war eben nicht erfreulich; denn ſie vernichtete alle unſere Hoffnungen, dieſſeits des Cooks-Fluſſes etwas einhandeln zu können. Wir ſetzten alſo unſere Fahrt durch die Meerenge fort, die wir, zu Ehren des Herrn William Petrie, Petrie's Meerenge nannten, und kamen endlich bei der Landſpitze, die auf Cooks Karte Kap Douglas heißt, in den Cooks-Fluß. Die Meerenge iſt über zehn Seemeilen lang, und etwa funfzehn *) breit; ſie ſchneidet ein großes Stück vom feſten Lande ab, welches die vorigen Karten noch als zuſammenhängend mit demſelben vorſtellten.

---

*) Man muß ſich erinnern, daß Cook gerade in dieſer Gegend, ſo wie vorher in der vom Nutka-Sunde, ſehr ungünſtiges Wetter hatte. Im Sturm oder bei undurchdringlichem Nebel iſt es gefährlich, ſich zu nahe an einer bekannten Küſte zu befinden; wie vielmehr, an einer unbekannten Entdeckungen zu machen! F.

Wir ankerten unter Kap Douglas, und bald darauf kamen Indianer des Cooks-Fluſſes in ein Paar Kanots zu uns. Sie verkauften uns zwei oder drei Meerotterfelle, und erhielten für jedes etwa ein Pfund rohes Eiſen. Ueber unſre Ankunft bezeigten ſie große Freude, ſo daß ſie uns alles, was ſie in ihren Kähnen hatten, zum Geſchenk anboten. Tabak wollten ſie nicht nehmen, woraus wir denn deutlich ſahen, daß ſie noch kein Verkehr mit den Ruſſen hatten. Bei ihrem wiederholten Rufen: Engliſch, Engliſch! konnten wir auch nicht glauben, daß wir die erſten Engländer wären, die ſie ſähen; und in der Folge entdeckte ſich wirklich, daß die Schiffe König Georg und Königin Charlotte (unter Portlock und Dixon. F.) vor uns da geweſen waren. Bald verlieſſen uns dieſe Indianer mit ihren Kanots, um den Fluß hinaufwärts mehrere Felle zu ſuchen. Bereits am folgenden Tage ſahen wir zwei andere große Boote, mit ungefähr achtzehn Mann in jedem, den Fluß hinunterſchiffen; es waren aber Ruſſen, die von einer kaufmänniſchen Reiſe in den Fluß zurückkamen. Jedes Boot führte ein kleines metallenes Feldſtück, und jeder Mann war mit kurzem Gewehr bewaffnet. Dieſe Ruſſen hatten ihren Sommeraufenthalt, nehmlich die unterwärts gelegenen Inſeln im Cooks-Fluſſe, jetzt verlaſſen, und ſtanden im Begriff, die Winterquartiere auf Kodjak zu beziehen.

Während der Zeit kam der $20^{\text{ſte}}$ September heran, und mit demſelben ſehr ſtürmiſches Wetter. Wir beſchloſſen daher, den Cooks-Fluß, wo uns einige ſehr heftige Stürme ſo lange aufgehalten hatten, zu verlaſſen, und uns nach Prinz Wilhelms Sund zu begeben, um dort, wo möglich, zu überwintern. Als wir

*) Hier iſt ein augenſcheinlicher Irrthum im Text, vermuthlich durch einen Druckfehler. Schon vorhin hatte der Verfaſſer geſagt, das Schiff ſey, als das Kanot zu ihnen gekommen, 20 Seemeilen weit in die Enge hinein geweſen. Nach der Karte iſt die Meerenge Petrie zwiſchen dem Kap Trinity (Dreieinigkeit) auf Kodiak, und dem Kap Douglas auf der Seite von Alaska wenigſtens vierzig Seemeilen lang, und mehrentheils zehn Seemeilen breit. F.

daſelbſt, in der von Cook ſo benannten Snug-Corner-Cove, oder der Bucht des ſichern Winkels, ankamen, ſtürmte es gewaltig. In drei ganzen Tagen ließ ſich keiner von den Eingebornen ſehen, und wir glaubten daher ſchon, daß ſie dieſe Küſte verlaſſen und ſich ſüdwärts begeben hätten, um den Winter bequemer hinzubringen. Auf einer unſerer Streifereien am Lande ſahen wir etwas friſch, und zwar mit einem Schneidewerkzeuge abgehauenes Holz. Wir fanden auch ein Stück Bambu, welches uns überzeugte, daß ein Schiff kürzlich vor uns hier geweſen ſeyn müßte; und da dies der beſtimmte Ort war, wo wir unſere Gefährten an Bord der Seeotter wieder finden ſollten, ſo vermutheten wir, daß ſie ſchon hier geweſen und wieder nach China abgeſegelt wären.

Unſere jetzige Lage ließ uns alſo nichts als Ungemach erwarten. Auf der Küſte ſchienen gar keine Einwohner zu ſeyn, die uns während eines Winteraufenthaltes Waaren zum Tauſch, oder Lebensmittel bringen könnten. Von der andern Seite war die Witterung furchtbar geworden; es ſtürmte unaufhörlich unter Schneegeſtöber und Schloſſen. Verlieſſen wir unſere ſichere Stätte, ſo war es ſehr ungewiß, ob wir irgendwo einen andern Zufluchtsort finden, und nicht genöthigt ſeyn würden, nach den Sandwichinſeln zu gehen. Dieſer Schritt aber hätte wahrſcheinlich der ganzen Reiſe ein Ende gemacht, da unſere Leute ſchon anfingen, große Unzufriedenheit an den Tag zu legen. Wir beſchloſſen deshalb, den unwirthbaren Winter in Prinz Wilhelms Sund allen Erquickungen der Sandwichinſeln vorzuziehen, da es uns ſchwerlich gelungen wäre, die Matroſen zur Rückkehr von jenem angenehmen Aufenthalt an die Amerikaniſchen Küſten zu bewegen. Der Zweck der Reiſe und das Intereſſe der Eigenthümer erforderten dieſe Aufopferung, der wir uns auch, ſo wie jedem Ungemach dieſer Lage, willig unterzogen. Bei einigem Nachdenken über die beſchränkte Macht, die der Befehlshaber eines Kauffartheiſchiffes hat, und über den darauf herrſchenden Mangel an Subordination, wird man leicht begreifen, daß unſer Entſchluß hier zu bleiben, wenigſtens für einen Beweis von unſerem Eifer für den Vortheil derer gelten kann, welche dieſe Handelsreiſe befördert hatten.

Am vierten Tage beſuchten uns einige Kanots, und die Eingebornen betrugen ſich umgänglich und friedfertig gegen uns. Sie nannten uns verſchiedene Engliſche Namen, welche wir für die Namen der Leute an Bord der Seeotter erkannten.

Auch gaben ſie uns zu verſtehen, daß ein Fahrzeug mit zwei Maſten erſt vor wenigen Tagen mit vielen Fellen von hier abgegangen ſey; und um die Menge der Felle anzudeuten, zeigten ſie uns die Haare auf ihrem Kopfe. Endlich verſprachen ſie uns nach ihrer Art: wenn wir bleiben wollten, würden ſie den Winter hindurch eine Menge Seeottern für uns tödten. Wir wußten nunmehr, daß der Sund bewohnt ſey, und es fehlte uns nur noch an einem bequemen Hafen zum Ueberwintern. Unſere Boote fanden einen, ungefähr funfzehn Engliſche Meilen oſtnordoſtwärts von dem Orte, wo wir uns bis jetzt aufgehalten hatten. Dahin brachten wir am 7ten Oktober unſer Schiff, takelten es ab, und fingen an, uns am Lande mit der Errichtung eines hölzernen Hauſes zu beſchäftigen, welches den Schmieden zur Werkſtätte dienen und zugleich, indeß unſer Schiff in dem jetzigen Zuſtande wäre, allerlei altes Holzgeräth enthalten ſollte.

Die Eingebornen beehrten uns täglich mit ihren Beſuchen, und übten ſich dabei unausgeſetzt in ihrem ganz vorzüglichen Talent zum Stehlen. Man hat Mühe, die Kunſtgriffe zu begreifen, mit denen ſie ſich eiſerner Geräthſchaften zu bemächtigen ſuchten. Oft ſah man ſie den Kopf eines Nagels im Schiffe oder in den Booten, wenn er ein wenig aus dem Holze hervorragte, mit den Zähnen herausziehen; und wenn wir die verſchiedenen Diebereien und die Art wie ſie ausgeführt wurden, erzählten, ſo könnte mancher leicht auf den Gedanken kommen, daß wir die diebiſche Geſchicklichkeit dieſes Volkes auf Koſten der Wahrheit herausſtreichen wollten.

In der Mitte des Oktobers hatten wir noch immer nur eine geringe Anzahl von Fellen erhandelt. Die Eingebornen ſtellten ſich aber in größerer Anzahl ein, und wurden ſo überläſtig, daß wir in Verlegenheit geriethen, wie wir uns gegen ſie zu benehmen hätten. Klugheit ſowohl, als Menſchlichkeit, geboten uns, wo möglich, alle gewaltthätige Züchtigungen zu vermeiden. Indeß kam doch oft der Fall, daß unſere Leute, die am Lande Holz fällten, oder mit dem Baue des Hauſes beſchäftigt waren, ſich genöthigt ſahen, an Bord des Schiffs zurückzukehren, weil die Eingebornen aus dem Walde hinter ihnen hervorkamen und ihnen ihr Geräth wegzunehmen ſuchten. Das Schiff lag dem Arbeitsplatze ſo nahe, daß wir mit unſern Leuten am Lande ſprechen konnten; daher erhielten dieſe, außer wenn ein bedachtſamer Officier bei ihnen war, nie Erlaubniß, Schießgewehre mitzunehmen, weil wir befürchteten, daß ſie einen verkehrten Gebrauch davon machen möchten. Bisher hatten wir es auch überflüßig gefunden, ſie zu bewaffnen, da es uns noch immer gelungen war, durch einen einzigen Flintenſchuß vom Schiffe aus die Eingebornen zu verſcheuchen.

Den 25ſten Oktober bemerkten wir, daß eine große Menge Indianer in unſere Bucht kamen. Da wir ihrer ſo viele noch nicht beiſammen geſehen hatten, ſo riefen wir unſren Leuten zu, ſie möchten ſich an Bord begeben. Als dies nicht augenblicklich geſchah, gewannen die Indianer Zeit, bis dem Schiffe gegenüber zu kommen und an dem Arbeitsplatze zu landen. Zu gleicher Zeit ſtieß ein anderer Haufen aus dem Walde zu ihnen. Vergebens wollten wir durch allerlei Zeichen den Indianern, die in ihren Kanots gekommen waren, das Anlanden unterſagen; ſie thaten es uns zum Trotze dennoch. Hierauf richteten wir zwei von unſern Kanonen auf ſie, und erreichten auf dieſe Weiſe unſern Zweck noch zu rechter Zeit, da ſie ſchon im Begrif ſtanden, unſeren Leuten die Aexte aus den Händen zu reißen. Sobald ſie unſere Anſtalten gewahr wurden, riefen ſie auf ihre gewöhnliche Art: Lali-Lali! oder „Freund, Freund!“ und breiteten ihre Arme zum Zeichen der Freundſchaft weit von einander. Nachdem unſere Leute ſämtlich an Bord gekommen waren, glaubten wir die Gelegenheit benutzen zu müſſen, um die Eingebornen, die ſich in ſo großer Anzahl eingefunden hatten, durch einen Beweis von der Wirkung unſerer Kanonen aus einander zu jagen. Eine zwölfpfündige Karronade*) ward mit Kartätſchen geladen und abgeſchoſſen. Die Wirkung der Kugeln im Waſſer ſetzte ſie in Erſtaunen, und verurſachte ihnen ein ſolches Schrecken, daß die Hälfte ihrer Kanots umſchlugen. Hierauf löſeten wir am Ufer ein dreipfündiges Feldſtück, deſſen Kugel auf eine geraume Strecke die Oberfläche des Waſſers ſtreifte, und ihnen keinen Zweifel übrig ließ, daß wir unſere Kugeln nach jeder beliebigen Richtung ſo weit bringen könnten, wie wir Luſt hätten. Jetzt ſtanden ſie da und berathſchlagten ſich: wie es ſchien, in einer nicht geringen Verlegenheit. Nun gaben wir ihnen zu verſtehen: wir hätten keinesweges die Abſicht, ihnen Leids zu thun, ſo lange ſie es friedlich und ehrlich mit uns meinten; wir wünſchten weiter nichts, als mit ihnen

---

*) *Carron* heißt der Ort in Schottland, wo eine beſondere Art von Geſchütz gegoſſen wird, die deshalb *Carronades* genannt werden. F.

handeln und gegen unſere Waaren Felle eintauſchen zu können. Dieſe Waaren hielten wir ihnen vor; und nun zogen ſich, nach einem wiederholten Freudengeſchrei, diejenigen unter ihnen, die in Pelze gekleidet waren, augenblicklich aus, und verkauften uns, gegen eine mäßige Quantität großer eiſernen Nägel, ſechzig ſchöne Seeotterfelle. Um uns ihre Freundſchaft zu erwerben, beſchenkten wir die vornehmſten Männer unter ihnen mit Glasperlen von allerlei Farbe; dagegen verſprachen ſie, daß ſie uns Felle bringen würden, ſo geſchwind ſie dergleichen nur herbeiſchaffen könnten.

Ihr Verſuch uns zu überfallen, war wohl ohne Zweifel vorher überlegt; denn ſie pflegen einander ſonſt nie in den erwähnten Kähnen zu bekriegen, und bedienen ſich ihrer gewöhnlich nur, um die Alten, die Weiber und die Kinder bei Annäherung eines Feindes wegzuführen, weswegen ſie auch dieſe Fahrzeuge Weiberkähne nennen. Jetzt aber hatten ſie dieſelben dennoch gebraucht, um eine beträchtliche Menge Leute auf einmal ans Land zu ſetzen, weil ſie dadurch ihr Vorhaben, unſere Arbeiter abzuſchneiden, deſto ſicherer bewerkſtelligen wollten. Dieſer Plan war ihnen nun freilich mißlungen; allein nichts leiſtete uns Bürgſchaft, daß ſie in Zukunft der Gelegenheit widerſtehen würden, oder auch nur widerſtehen könnten, uns Alles zu ſtehlen, was ihnen unter die Hände käme, zumal wenn es Eiſen enthielt, durch das ſie immer in die äußerſte Verſuchung geriethen.

In unſeren jetzigen Umſtänden hielten wir es für rathſam, unſere ferneren Operationen am Lande einzuſtellen. Wir fingen daher an, das Schiff mit Sparren zu bedecken und von allen Seiten einzufaſſen, wie wir es ſchon zur Hälfte gethan hatten. Unglücklicherweiſe fiel jetzt der Schnee in ſolcher Menge, und lag auf dem Lande ſo tief, daß wir zu unſerm größten Mißvergnügen dieſe Arbeit nicht vollenden konnten. So weit wie die Bedeckung fertig war, diente ſie uns, eine Stelle zum Auf- und Abgehen trocken zu erhalten, und ſchützte das Verdeck gegen die Kälte. Sie bildete zu gleicher Zeit im Nothfall eine hinlängliche Befriedigung gegen einen jeden Angrif, den etwa die Eingebornen gewagt haben könnten, da von einer andern Seite das Eis, welches ſich überall um uns her zu bilden anfing, ihnen einen ſehr beträchtlichen Vortheil gab. Allein die Neigungen unſerer wilden Nachbaren mochten ſo feindſelig ſeyn, wie ſie wollten, ſo hatte doch das Schrecken über die Wirkung unſerer Kanonen ſie zur größten Freundlichkeit und Friedfertigkeit gebracht.

Am 31ſten Oktober fiel das Thermometer bis zum Gefrierpunkt (32°.) und die Morgen und Abende waren ſchon empfindlich kalt. Bisher hatten wir Lachſe in Menge gefangen; nunmehr aber fingen dieſe Fiſche an, ſich aus den kleinen Flüſſen wegzubegeben. Wir thaten itzt mit dem großen Netze zwei Züge in einem Teiche zwiſchen den benachbarten Bergen, und fingen ſo viele Fiſche, als wir auf den Winter einſalzen konnten. Um etwas zum täglichen Gebrauche zu erhalten, ſchickten wir jeden Morgen zwei Mann aus, die nach Verlauf von zwei Stunden mit ſo vielen Fiſchen, als ſie tragen konnten, wiederkamen. Die Art, wie wir hier die Fiſche fingen, hat etwas Lächerliches. Man ſtellte ſich an den Abfluß des vorhin erwähnten Teiches, wo er ſich in das Meer ergießt und kaum über einen Fuß tief iſt. So wie nun die Fiſche entweder hinauf oder hinabwärts ſchwammen, ſchlug man ſie mit einer Keule vor den Kopf. Man kann leicht denken, daß unſere Matroſen ſich den Zeitvertreib gefallen lieſſen, der unſerm Tiſch üppige Mahlzeiten verſchaffte. Doch die Tage des Ueberfluſſes neigten ſich zum Ende. Die Gänſe und Enten, mit denen wir uns ohne Unterlaß verſehen hatten, verſammelten ſich jetzt in große Züge, und machten ſich auf den Weg nach ſüdlichen Gegenden. Die Eingebornen hatten uns zuweilen wilde Schafe gebracht, die einzigen Landthiere, die wir bei ihnen wahrnahmen; wir verlieſſen uns auch darauf, daß ſie uns den Winter hindurch wenigſtens mit einigen Arten von Lebensmitteln aushelfen würden. Allein ſtatt deſſen war am fünften November kein Vogel mehr zu ſehen, und in den Wäldern, wo der trockne Schnee jetzt wenigſtens fünf Fuß hoch lag, konnte man unmöglich noch fortkommen. Die Fiſche hatten alle Buchten und kleine Häfen verlaſſen, und das Eis ſperrte uns auf allen Seiten ein. Die fürchterlichen Gebirge, die wir überall ſahen, waren jetzt bis an den Rand des Waſſers mit Schnee ganz weiß bekleidet, und den Eingebornen blieben nun keine andere Nahrungsmittel übrig, als Wallfiſchfleiſch und Speck, den ſie für den Winter bereitet hatten.

Vom 9ten November an hielt das Eis um das Schiff her ſchon recht gut; unſere Leute lieſen daher zum Zeitvertreibe Schlittſchuh, und ergötzten ſich auch ſonſt auf dem Eiſe, ſo daß Munterkeit und Bewegung nicht wenig zur Erhaltung ihrer Geſundheit beitrugen, bis endlich der Schnee auf dem Eiſe eben ſo hoch lag, wie am Lande.

Den

Den November und December hindurch genoſſen wir einer ganz vortreflichen Geſundheit. Die Eingebornen ſetzten ihr freundſchaftliches Betragen gegen uns fort, nur das Stehlen abgerechnet, wovon ſie ſich durch nichts entwöhnen lieſſen, und dem ſie bei jeder Gelegenheit, ſogar trotz unſerer äußerſten Wachſamkeit, nachhingen. Das Thermometer ſtand im November zwiſchen 26° und 28°;*) aber im December fiel es auf 20°, und blieb da faſt den ganzen Monat hindurch ſtehen. Wir hatten zu gleicher Zeit nur einen ſchwachen Schimmer von Licht; denn die Mittagsſonne ſtand nur ſechs Grade über dem Horizont, und die hohen uns gegen Süden liegenden Gebirge, die ſich bis zu einer Höhe von 22° erſtreckten, raubten uns den Anblick derſelben. Hier, wo wir gleichſam eingekerkert, und von dem erheiternden Lichte, von der belebenden Wärme der Sonnenſtralen abgeſchieden waren, hatten wir überdies auch keine andere Art von Genuß, die der Einöde um uns her zum Erſatz hätte dienen können. Die furchtbar hohen Gebirge raubten uns beinahe den Anblick des Himmels, und warfen ihre nächtlichen Schatten mitten am Tage über uns her; aber auch das Land war wegen des tiefen Schnees unzugänglich, und wir hatten alſo gar keine Hoffnung, ſo lange der Winter währte, außerhalb des Schiffes und unſerer eigenen Geſellſchaft, Erhohlung, Hülfe oder Erleichterung zu finden. — Dies war indeß nur der Anfang unſerer Mühſeligkeiten.

Das neue Jahr (1787) trat mit einem verſtärkten Grade von Kälte ein, und darauf folgten ſehr ſchwere Schneefälle, die bis zur Mitte des Januars anhielten. Unſere Verdecke konnten jetzt dem harten Froſt der Nächte nicht länger widerſtehen, und ihre untere Seite war zolldick mit einem ſchneeähnlichen Reif beſetzt, ungeachtet täglich zwanzig Stunden lang drei Feuer brannten, die, wenn ſie angezündet wurden, durch das Aufthauen eine kleine Ueberſchwemmung verurſachten. Eine Zeitlang unterhielten wir das Feuer Tag und Nacht; allein ein Ofen, den wir uns aus der Schmiedeeſſe verfertigt hatten, rauchte ſo unleidlich, daß die Matroſen, von denen einige jetzt krank zu werden anfingen, feſt überzeugt waren, ihr Uebelbefinden ſei ihm allein zuzuſchreiben. Nach dem großen Schneefall legten ſich zwölf Mann, die am Scharbock litten; gegen das Ende des Monats ſtarben vier von ihnen, und die Anzahl der bettlägerigen Kranken, unter denen der Wundarzt ſehr gefährlich danieder lag, ſtieg auf drei und zwanzig. Unſer erſter Officier empfand einen leichten Schmerz auf der Bruſt, (ein Symptom, welches gemeiniglich einen ſchlimmen Ausgang in wenigen Tagen andeutete;) er vertrieb ihn indeß dadurch, daß er unaufhörlich junge Tannenzweige käuete und den Saft niederſchluckte. Der widrige Geſchmack dieſer Arznei war aber ſchuld, daß die wenigſten Kranken ſich bereden lieſſen, damit fortzufahren.

---

*) Die Engländer bedienen ſich gewöhnlich des Fahrenheitiſchen Thermometers. F.

Gegen das Ende des Februars hatte die Krankheit ſo ſehr um ſich gegriffen, daß nicht weniger als dreißig von unſeren Leuten gänzlich entkräftet waren, und ſich nicht mehr aus ihren Hängematten heben konnten. Vier von ihnen ſtarben während dieſes Monats. Unſere Vorräthe waren itzt ſchon ſo erſchöpft, daß wir, wenn auch die heftigſten Symptome der Krankheit nachlieſſen, doch keine ſchickliche Speiſen hatten, mit denen die Kur vollendet werden konnte. Zu dieſer traurigen Lage kam noch die Niedergeſchlagenheit und Muthloſigkeit unſrer Leute, die ſchon das geringſte Symptom der Krankheit für einen Vorboten des Todes hielten.

Während der Monate Januar und Februar blieb das Thermometer mehrentheils auf 15°, wiewohl es zuweilen bis auf 14° fiel. Dieſer großen Kälte ungeachtet beſuchten uns die Eingebornen wie gewöhnlich, und nicht anders als in ihren Jacken von Seeotter- oder Robbenfellen, und zwar meiſtens von den letzteren, wobei ſie den Pelz auswärts gekehrt trugen. Dieſer Anzug ſchützte nur den Körper, und ließ die Füße bloß; aber ſie ſchienen deshalb kein Ungemach zu ſpüren. An Mundvorrath mochte es ihnen eben ſo ſehr wie uns fehlen. Wir hatten einige Tonnen Wallfiſchfett ſtehen, welches wir als Oel gebrauchten. Auf dieſe Leckerei pflegten ſie ſich, ſo oft ſie an Bord kamen, unter dem Vorwande, daß ſie wegen des ſtürmiſchen Wetters nicht auf die Wallfiſchjagd gehen könnten, bei uns zu Gaſte zu bitten. Zu ihrer größten Freude und Zufriedenheit ſchlugen wir ihnen dieſe Bitte nie ab. Ihrer Meinung nach, wüthete die ſchreckliche Krankheit unter uns, weil wir uns nicht von eben dieſer leckern und geſunden Speiſe nähren wollten.

Es nahm uns Wunder, daß ſie nicht nur den Tod unſrer Leute wußten, ſondern auch die Stelle kannten, wo ſie begraben lagen. Sie zeigten beſonders an den Rand des Ufers, zwiſchen die Spalten des Eiſes hin, wo wir mit großer Mühe ein gar nicht tiefes Grab für unſern Bootsmann zu Stande gebracht hatten, der, als er noch lebte, anfangs ihre Aufmerkſamkeit erregte, und hernach ihre Achtung erlangte, weil er mit ſeiner Pfeife die Mannſchaft zuſammenrief. Schon beſorgten wir, daß ſie dieſe traurigen Feierlichkeiten nur darum belauſcht haben möchten, damit ſie die Leichname wieder ausgraben und ein Kannibalenfeſt davon halten könnten, indem wir gar nicht zweifelten, daß ſie Menſchenfreſſer wären. Indeß entdeckten wir bald, daß ſie zwar beſtändig lauerten, aber nur in der Abſicht, andere Haufen von Eingebornen abzuhalten, daß ſie nicht mit uns handeln ſollten, ohne ihnen etwas von dem Gewinne abzugeben.

Nach ihren täglichen Beſuchen zu urtheilen, hätte man glauben ſollen, ihre Wohnungen, ob wir gleich noch nie eine entdeckt hatten, müßten in der Nähe ſeyn. Jetzt aber erfuhren wir, daß ſie ein ſtreifendes Volk, ohne ſtete Wohnplätze wären, und da ſchliefen, wo ſie könnten oder Luſt hätten; ja, daß ſie ſogar zwiſchen Tag und Nacht keinen Unterſchied machten, ſondern bald zu dieſer, bald zu jener Zeit umherwanderten. Des Nachts zündeten ſie nie ein Feuer an, aus Furcht von andern Stämmen, mit denen ſie in unaufhörlicher Feindſchaft zu leben ſchienen, überfallen zu werden. Dieſe Feinde hätten aber über das Eis zu ihnen kommen müſſen; denn von Schneeſchuhen wußten ſie nichts, und ohne dieſe konnte man unmöglich durch die Wälder dringen.

Der Monat März erleichterte unſere Leiden nicht: er war eben ſo kalt, wie die beiden vorhergehenden. Im Anfang deſſelben fiel noch eine Menge Schnee, wobei die Anzahl unſerer Kranken ſich wieder vergrößerte, und der Scharbock an denen, die ihn ſchon hatten, noch heftiger wüthete. Während dieſes Monats hatten wir das betrübte Geſchäft, den Leichen unſeres Wundarztes und Lootſens die letzte Pflicht zu erweiſen. Dieſe Unfälle beugten uns ſehr tief; und der Verluſt des Wundarztes in einem Zeitpunkt, wo uns mediciniſche Hülfe ſo nothwendig war, wird jedem Leſer zu erkennen geben, daß unſer Elend den höchſten Grad erreicht hatte.

Unſer erſter Officier fühlte wieder eine Anwandlung von ſeiner Unpäßlichkeit, und nahm ſeine Zuflucht abermals zu dem Mittel, welches ihm bereits ſo heilſame Dienſte geleiſtet hatte. Er machte ſich Bewegung, und nahm den Saft des Tannenbaums ein. Ein Abſud von Tannenſproſſen, den er ſich verfertigte, ſchmeckt ſehr ekelhaft, und bleibt, auch ſehr verdünnt, nicht leicht im Magen. Er wirkte vielmehr zu wiederholtenmalen als ein Brechmittel, ehe man davon Fortſchritte in der Kur bemerkte; aber vielleicht kam gerade das Erbrechen, indem dadurch die erſten Wege gereinigt wurden, den ferneren heilſamen Wirkungen dieſes antiſkorbutiſchen Mittels zu Statten. Der zweite Officier und einer oder ein paar Matroſen beharrten bei eben der Methode, fanden denſelben guten Erfolg, und erholten ſich aus einem ſehr entkräfteten Zuſtande. Unglücklicherweiſe iſt eines der ſchlimmſten Symptome dieſer traurigen Krankheit eine gänzliche Abneigung gegen alle Bewegung, und ein Schmerz, der an die heftigſten Qualen gränzt, ſo oft man es nur verſucht ſich Bewegung zu machen, welche doch das weſentlichſte Heilmittel iſt.

Nachdem wir unſern Wundarzt verloren hatten, fehlte es uns nun gänzlich an allem mediciniſchen Beiſtande. So weit die zärtlichſte und wachſamſte Sorge den Kranken Erleichterung ſchaffen konnte, erhielten ſie dieſe von mir, von dem erſten Officier und einem Matroſen, den einzigen Perſonen, die noch im Stande waren, ihnen dieſen Dienſt zu leiſten. Wir mußten aber noch immer mit Bejammern ſehen, daß die ſchreckliche Krankheit allmählig einen nach dem andern von unſerer Mannſchaft verzehrte. Nur zu oft ward ich zu der ſchauerlichen Arbeit gerufen, die todten Leichname über das Eis zu ſchleppen und ſie in ein nicht tiefes Grab zu legen, welches wir mit unſern eignen Händen ausgehauen hatten. Der Schlitten, auf welchem wir unſer Holz holten, war ihre Bahre, die Spalten im Eiſe ihre Gruft! Doch dieſe unvollkommene Todtenfeier ward von einer ſo wahren und aufrichtigen Betrübniß begleitet, als nicht immer den Stolzen bei ihren prunkenden Leichenbegängniſſen in die Todtengewölbe folgt. Fürwahr das einzige Glück, oder, daß ich mich beſtimmter ausdrücke, die einzige Erleichterung in unſerm Elende, beſtand darin, daß wir uns zuweilen von dem Schiffe entfernten, um in der Einſamkeit das Geächze der Leidenden nicht zu hören und unſerer rettungsloſen Lage nachzudenken. Alle herzſtärkende Mittel waren längſt aufgezehrt, und es blieb uns zur Speiſe für die Kranken weiter nichts übrig, als Zwieback, Reis und ein geringer Vorrath von Mehl. Wir hatten keinen Wein und keinen Zucker mehr für ſie. An geſalzenem Rindfleiſch und Schweinefleiſch fehlte es uns zwar nicht; allein wäre das auch jetzt eine ſchickliche Koſt für uns geweſen, ſo hätte doch der Abſcheu, den unſere Leute vor dem bloßen Anblicke deſſelben bezeigten, alle heilſame Wirkungen vereitelt. Fiſche und Geflügel konnten wir hier im Winter nicht bekommen. Zu den ſeltenſten Leckerbiſſen gehörte bisweilen eine Krähe oder eine Seemöve, und ein wahrer Schmaus waren die Adler, von denen wir einen oder ein Paar erlegten, da ſie um uns her ſchwebten, als ob ſie vielmehr uns zu ihrem Raube erſehen hätten, anſtatt uns zur Speiſe dienen zu ſollen. Endlich mußten wir uns wider Willen entſchlieſſen, unſere Ziege nebſt dem Ziegenbock, beide von gleichem Alter, die auf der ganzen Reiſe unſere Gefährten geweſen waren, abzuſchlachten, um die Kranken vierzehn Tage lang mit der Brühe und andern Zubereitungen von ihrem Fleiſche zu erquicken.

Das Ende des Märzmonats kam heran, ohne daß die Witterung ſich änderte. Die Kälte dauerte mit unwirthbarer Strenge fort; doch flößte uns der Anblick der Sonne, wenn ſie um Mittag nur eben über die Gipfel der Gebirge hervorkam, einige Hoffnung ein. Das Thermometer hatte den Monat hindurch meiſtentheils auf 15° und 16° geſtanden, und war zuweilen auf 17° geſtiegen.

In den erſten Tagen des Aprils hatten wir harten Forſt und heftige Stürme, und auch noch gegen die Mitte des Monats ſtürmte es einigemal fürchterlich von Süden her. Dieſe Winde bringen hier den Sommer mit, ſo wie die Nordwinde gewöhnlich im Winter herrſchen. Der veränderte Wind verurſachte, wie man ſich vorſtellen kann, eine merkliche Aenderung in der Lufttemperatur; allein er brachte uns Schnee in großer Menge, und da er nicht anhielt, ſondern bald wieder der Nordwind in ſeine Stelle trat, ſo ward die Kälte auch wieder ſo ſtrenge, wie jemals. Gegen das Ende des Aprils kämpften dieſe entgegengeſetzten Winde unaufhörlich mit einander; und dies war uns um ſo viel läſtiger, da es trübes Nebelwetter verurſachte. Während des Südwindes wurden die Kranken ſchlimmer; und wir begruben in dieſem Monate vier Europäer und drei Laskars. Der zweite Officier und der Matroſe, die ſich zum Gebrauche des Tannenſaftes bequemt hatten, fühlten ſich jetzt ſo weit wiederhergeſtellt, daß ſie auf das Verdeck kamen und die kurzen, aber willkommenen Erſcheinungen der Sonne genoſſen. Dieſer Umſtand bewog manchen von unſeren Kranken, ſich an den Abſud zu halten, und einige lieſſen ſich auch bereden, damit fortzufahren. Die meiſten aber bekümmerten ſich nicht darum, und blieben feſt entſchloſſen, nach ihrem derben Ausdruck, lieber ganz gemächlich zu ſterben, als die Quaal eines ſo ekelhaften und peinlichen Heilmittels zu erdulden.

Gegen das Ende des Monats ſtieg das Thermometer in der Mittagsſonne bis 32° (oder bis zum Gefrierpunkt;) aber des Nachts fiel es wieder auf 27° herunter. Während der letzten drei Tage im April brachten uns die Eingebornen einige Heringe und Seevögel. Die Fiſche vertheilte ich ſelbſt unter die Kranken; und keine Worte können die entgegenſtrömende Freude ſchildern, die beim Anblick dieſer wohlthätigen und erquickenden Speiſe aus ihren hagern Geſichtern hervorſtarrte. Ich verſäumte es nicht, die Eingebornen auf alle Art und Weiſe aufzumuntern, daß ſie fortfahren möchten, uns mit dieſem ſtärkenden Nahrungsmittel ununterbrochen zu verſorgen.

Jetzt fingen ſie auch an, uns mit der Verſicherung zu tröſten, daß die Kälte bald ein Ende haben würde. Sie hatten uns durch das Herrechnen der Anzahl von Monden jederzeit zu verſtehen gegeben, daß der Sommer in der Mitte des Maimonats anfinge. Jetzt beſchrieb die Sonne ſchon einen großen Kreis über die Berge, und in der Mitte des Tages war ſie uns ſehr erquickend. Wir erhielten auch öfters Fiſche, und wagten es wieder, uns mit der Hoffnung zu ſchmeicheln, daß wir Uebriggebliebenen noch aus dieſem öden Aufenthalte entrinnen und wieder in unſer Vaterland zurückkehren könnten. Dieſe Gedanken belebten unſre Kranken ſo ſehr, daß ſie ſich auf das Verdeck bringen lieſſen, um die Sonnenſtralen zu empfinden; viele von ihnen wurden indeß ohnmächtig, ſobald ſie in die friſche Luft kamen. Seltſam war es auch, daß viele, die dem Anſchein nach eine erſtaunliche Lebhaftigkeit des Geiſtes behalten hatten, und, ſo lange ſie im Bette lagen, wie geſunde Leute, von allem ſprechen und alles vornehmen konnten, bei der geringſten Bewegung, oder wenn man nur die Seiten ihrer Hangematte berührte, die heftigſten Schmerzen bekamen, und in Eine Ohnmacht über die andere fielen, ſo daß man jeden Augenblick ihr Ende erwarten mußte. In dieſem Zuſtande blieben ſie dann länger, als eine halbe Stunde, ehe ſie ſich erholten.

Bis zum 6ten Mai veränderte ſich Alles um uns her auf eine erſtaunenswürdige Art. Diejenigen Matroſen, die nicht gar zu ſehr entkräftet waren, erholten ſich nach dem Gebrauch des Abſuds mit einer wunderähnlichen Geſchwindigkeit. Wir hatten Fiſche, ſo viel wir nur verlangten, und wurden von den Eingebornen mit vielerlei Seevögeln verſorgt. Auch hatten wir ſchon manchen Zug wilder Gänſe und Enten über unſere Köpfe wegziehen ſehn, aber noch war keiner uns nahe genug gekommen.

Am 17ten Mai kam eine Geſellſchaft von Eingebornen, die den König dieſes Sundes, Namens Schenowäh, an ihrer Spitze hatte, mit großer Feierlichkeit an Bord, um uns zur Rückkehr des Sommers Glück zu wünſchen. Sie berichteten uns zugleich, daß ſie zwei Schiffe in See erblickt hätten. Dieſe Nachricht ward uns verſchiedentlich von andern Wilden beſtätigt; wir wagten es aber kaum ſie zu glauben, bis am 19ten die Ankunft zweier Kanots, welche ein Boot geleiteten, ſie bewährte. In dieſem Boote beſuchte uns Kapitain Dixon, Befehlshaber des Schiffes Königin Charlotte, welches zugleich mit dem Schiffe König Georg unter Kapitain Portlock von London zu Montague-Eiland angekommen war, wo Herr Dixon, auf die von den Wilden erhaltene Nachricht, die Schiffe verlaſſen hatte, um uns aufzuſuchen.

Wenn man alle Umſtände zuſammennimmt, ſo wird man nicht anſtehen, dieſes Zuſammentreffen für etwas Außerordentliches zu halten. Und erwägt man die ſchauderhafte Lage unſrer Mannſchaft; ihre Krankheit, ihre Betrübniß, ihre lange Abgeſchiedenheit, und die tödtende Furcht, daß ſelbſt, wenn nun eine günſtigere Witterung und Jahrszeit einträte, ihre Entkräftung und der Zuſtand des Schiffes ihnen dennoch die Abreiſe unmöglich machen würden; und rechnet man dann alle dieſe einzelnen unglücklichen Umſtände zuſammen: ſo wird man ſich nicht wundern, daß Kapitain Dixon als ein Schutzengel mit Freudenthränen bewillkommnet ward. — Ich bekenne gern, daß wir von Kapitain Portlock, der ihn abgeſchickt hatte, ſehr weſentliche Hülfe und Dienſtleiſtungen erhielten, und würde es hier bei dieſem Bekenntniſſe bewenden laſſen, wenn nicht dieſer Befehlshaber in der Beſchreibung ſeiner Reiſe ſich als den barmherzigen Samariter geſchildert und zu verſtehen gegeben hätte, daß ich für ihn eine Veranlaſſung zur Ausübung aller ſeiner Tugenden geworden ſey. Deshalb habe ich es für gut gefunden, die Geſchichte ſeines Betragens mit allen erforderlichen Urkunden bekannt zu machen, damit das Publikum von der Wahrheit unterrichtet werde und über die Verbindlichkeit urtheilen könne, welche ich der Gerechtigkeit, dem Mitleiden und der Freigebigkeit des Kapitain Portlock's ſchuldig bin *).

Gegen den 12ten Mai wirkte die Mittagsſonne bereits ſehr kräftig, und der anhaltende Südwind machte die Luft mild und angenehm. Das Thermometer ſtand den Tag über im Schatten auf 40°; aber in der Nacht fiel es wieder zum Gefrierpunkte, und alsdann überzog ſich das, was bei Tage aufgethauet war, mit einer dünnen Eisrinde. Die große Eismaſſe, die uns umgab, fing nun an, ſich vom Ufer zu trennen; die Fluth, welche hier achtzehn Fuß ſteigt und fällt, zerbröckelte ſie nehmlich, und zugleich führte das vom Aufthauen im Lande abfließende Waſſer ganze Stücken Eis mit ſich in See. Bald nachher thaute um das Schiff her alles auf, und wir ſahen mit Vergnügen, daß es ſich wieder um ſeinen Anker bewegte. Unſere Kranken näherten ſich jetzt mit ſtarken Schritten ihrer Geneſung, wiewohl ihrer zwei, ungeachtet der rückkehrenden Sonne und unſerer äußerſten Sorgfalt, die Zahl der Opfer vermehrten, denen das Schickſal ihren letzten Schlaf an dieſen grauſenvollen Ufern beſtimmt hatte. Das Land blieb noch immer mit Schnee bedeckt, und außer Tannenſproſſen zeigte ſich uns keine erreichbare Spur von Pflanzenwachsthum. Wir mußten uns übrigens glücklich preiſen, daß der ſtrenge Winter uns nur noch dieſe gelaſſen hatte, und daß ſie Jedem, der anhaltenden Gebrauch davon machte, ein wirkſames Heilmittel wurden.

Am 17ten Mai löſte ſich in der ganzen Bucht Alles auf; und da wir uns nun wieder auf offenem Waſſer befanden, ſo erquickte die Hoffnung, nun bald dieſe Scenen des Leidens und Grauſens zu verlaſſen, unſere erſchöpften Gemüther mit unausſprechlichem Troſte.

Die Anzahl der Eingebornen, die wir hier ſahen, betrug nicht über fünf bis ſechshundert. Sie ſind eine ſtarke, grobknochige Race, und wohl etwas größer, als

---

*) Hier folgt im Engliſchen Original eine auf funfzehn Seiten fortgeführte Note unter dem Text, womit wir unſre Leſer verſchonen. Der beſcheidene männliche, gefühlvolle Ton unſers Verfaſſers, nebſt dem Inhalt der ſämtlichen zwiſchen Kapitain Portlock und ihm gewechſelten Briefe, läßt allerdings keinen Zweifel Raum, daß nicht das Verhältniß zwiſchen Beiden völlig ſo geweſen ſey, wie man, nach der obigen, mit einem guten Bewußtſeyn niedergeſchriebenen Aeußerung, Urſach hat es zu vermuthen. Die umſtändliche Auseinanderſetzung kann uns in Deutſchland nicht intereſſiren. F.

als die gewöhnliche Statur der Europäer. Sie haben weder Städte noch Dörfer, oder ſonſt einen beſtändigen Wohnort, ſondern wandern unaufhörlich im Sunde auf- und abwärts, wie Laune oder Noth ſie dazu treibt. Dieſen ganzen Bezirk halten ſie für ihr Eigenthum, und dulden darin keinen andern Stamm, den ſie mit ihrer Uebermacht abhalten können, außer, wenn er ihnen einen Tribut dafür erlegt. Dringt aber, wie es zuweilen geſchieht, ein ſtärkeres Volk hinein, ſo ziehen ſie ſich auf gewiſſe Felſengipfel zurück, die nur vermittelſt einer Leiter, welche man nach ſich hinauf nimmt, zugänglich ſind; und dahin ſchleppen ſie ſogar ihre leichtgebaueten Kanots.

Sie haben einen König. Der jetzige, Namens Schenowäh, war ein ſehr alter Mann, und faſt gänzlich Kind. Als er im verfloſſenen Herbſte den erſten Beſuch bei uns ablegte, brachte er drei Weiber mit, die er ſeine Frauen nannte. Wir erwieſen ihnen daher gehörige Aufmerkſamkeit, und beſchenkten ſie mit allerlei Sachen, von denen wir vermuthen konnten, daß ſie ihnen angenehm wären; aber wir bemerkten zugleich, daß ſie keinem unter uns auf die entfernteſte Weiſe einige Familiarität geſtatteten. Außer dieſen haben wir nur noch drei oder vier andere von den Weibern der Eingebornen geſehen. Wir hätten ſehr gewünſcht, einen von ihren Knaben bei uns zu behalten, um von ihrer Sprache und ihren Sitten nähere Nachricht einzuziehen; allein ſie weigerten ſich beſtändig, unſer Verlangen zu erfüllen, wenn nicht auch wir einen von unſern Leuten bei ihnen laſſen wollten. Der König ſelbſt traute ſich nicht an Bord zu kommen, wenn nicht während des Beſuchs einer von unſern Matroſen in ſeinem Kanot blieb.

Im Oktober 1786 brachte der König uns eine junge Frauensperſon, und bot ſie uns zum Verkauf an. Wir erhandelten ſie für eine kleine Axt und eine geringe Quantität Glaskorallen. Anfänglich glaubten wir, ſie wäre eine von ſeinen eigenen Frauen; allein ſie gab uns bald zu verſtehen, daß ſie eine Kriegsgefangene, und nebſt einer Anzahl von Landsleuten ihren Feinden in die Hände gefallen ſey. Die Anderen wären insgeſammt getödtet und gefreſſen worden, welches nach ihrer Ausſage das allgemeine Loos der Kriegsgefangenen iſt. Sie allein hätte man leben laſſen, damit ſie den königlichen Damen aufwarten ſollte, die jetzt vermuthlich ihrer Dienſte überdrüßig, oder vielleicht gar eiferſüchtig auf ſie geworden wären. Sie blieb beinahe vier Monate lang bei uns, und ſchien ſehr zufrieden mit ihrer Lage. Wir erfuhren von ihr, daß ſie zu einem weiter ſüdwärts wohnenden Stamme gehörte; und wir hatten uns vorgenommen, im künftigen Sommer längs der Küſte hinzuſchiffen, um Pelzwerk einzuhandeln und ſie ihren Verwandten wiederzugeben, wenn nicht die Unglücksfälle, die uns hier betrafen, dieſe Abſicht gänzlich vereitelt hätten. Die Einwohner des Sundes ſchilderte ſie uns jederzeit, wir wiſſen freilich nicht mit welchem Rechte, als die wildeſten Leute an der ganzen Küſte, wobei ſie immer wiederholte, daß nichts als die Furcht vor unſeren Kanonen ſie abhielte, uns todt zu ſchlagen und aufzufreſſen.

Während des harten Froſtes im Januar und Februar beſuchten uns einige fremde, weiter ſüdwärts wohnende Stämme aus der Nachbarſchaft ihres Volkes. Durch dieſe ſandte ſie eine Einladung an die Ihrigen, uns zu beſuchen. Wir fugten ein Geſchenk von Glasperlen hinzu, um ſie zu dieſem Beſuch aufzumuntern. Das Mädchen beſtimmte uns die Zeit, wo wir ihre Ankunft erwarten könnten, und innerhalb weniger Tage von dem angegebenen Termin erſchienen einige in drei einzelnen Kanots, und brachten einen geringen Vorrath von Pelzwerk. Sie bat uns dringend um Erlaubniß mit ihnen zu reiſen; da wir uns aber von den Nachrichten, die ſie uns ertheilen konnte, einigen Vortheil auf den Sommer verſprachen, ſo erhielt ſie eine abſchlägige Antwort. Indeß, während daß unſere Leute zum Frühſtück gegangen waren, erſah ſie die Zeit, ſich zu den Kanots zu begeben; und wir haben ſie nicht wieder geſehen. Damals, als das Mädchen uns verließ, hatte der Scharbock noch nicht mit der Bösartigkeit, wie in der Folge, um ſich gegriffen. Doch gab ſie uns zu erkennen, daß auch ihr Volk an dieſer Krankheit litte, daß man aber, ſobald ſich die Symptome zeigten, ſüdwärts in ein beſſeres Klima zöge, wo Fiſche in Menge zu haben wären, welche die Kur jederzeit bewirkten.

Die Einwohner des Sundes, von beiderlei Geſchlecht, halten ihr Haar ziemlich kurz, und hinten und vorn von gleicher Länge; daher hängt es ihnen gewöhnlich ſo ins Geſicht, daß ſie es unaufhörlich wegſtreichen müſſen, um nur vor ſich hin ſehen zu können. Die Männer haben durchgehends eine Spalte oder einen Einſchnitt in der Unterlippe, zwiſchen dem vorſtehenden Theile der Lippe und dem Kinn, und zwar in einerlei Richtung mit dem Munde, ſo daß der Einſchnitt einem zweiten Munde ähnlich ſieht. Die Knaben haben an derſelben Stelle zwei, drei, bis vier

Löcher; vielleicht iſt alſo die Spalte ein Zeichen der Mannbarkeit. Die Weiber haben eben dergleichen kleine Oeffnungen, wie die Knaben, und ſtecken kleine Stückchen von Muſcheln hinein, welche wie Zähne ausſehen.

Männer und Weiber durchbohren den Naſenknorpel, und ſtecken gewöhnlich einen großen Federkiel oder ein Stück Baumrinde hindurch. Bärte, die man indeß gemeiniglich nur an bejahrten Perſonen ſieht, haben ſie auf der obern Lippe und an der Spitze des Kinnes, und es hangen im Winter gewöhnlich Eiszapfen daran. Die Jüngeren raufen ſich die Barthaare wahrſcheinlich aus, ſo wie ſie zum Vorſchein kommen. Ihre Backenknochen ſind hoch hervorſtehend, ihre Geſichter rund und platt, die Augen ſchwarz und klein, und das Haar pechſchwarz. Ihr ganzer Anblick iſt wild und gräßlich. Die Ohren werden mit vielen Löchern durchbohrt, in denen Gehenke von Knochen oder Muſchelwerk befeſtigt ſind. Sie bedienen ſich einer Art von rother Farbe, um ſich den Hals und das Geſicht damit zu beſchmieren; wenn ihnen aber ein Verwandter ſtirbt, ſo brauchen ſie dafür ſchwarze Farbe. Ihr Haar iſt beinahe ganz mit Vogeldaunen bedeckt. Ihre Kleidung beſteht in einem einfachen Fuhrmannsrock von Seeotterfell, welcher bis auf die Knie herunter hängt und ihre Füße unverhüllt läßt. In ihren Kanots bedienen ſie ſich einer andern Kleidung, welche ſie aus Wallfiſchdärmen verfertigen. Sie bedecken den Kopf damit und binden die Schöße derſelben um das Loch feſt, in welchem ſie ſitzen. Auf dieſe Art kann kein Waſſer in das Kanot eindringen, ſie ſelbſt aber ſitzen trocken und warm. Eigentlich iſt dieſes ihr Hauptanzug, da ſie bei weitem den größten Theil ihres Lebens in ihren Kanots zubringen.

Man findet in den hieſigen Waldungen alle die verſchiedenen Arten des Tannengeſchlechts, welche an der jenſeitigen Küſte von Amerika wachſen; ferner Schlangenwurz und Gieſeng, wovon die Eingebornen immer etwas zur Arznei bei ſich führen, wiewohl wir es nie in Menge bekommen konnten.

Die Wälder ſind ſehr dicht, und verbreiten ſich bis auf zwei Drittel von der ganzen Höhe der Gebirge, die ſich oben in ungeheure nackte Felſenmaſſen endigen. Die ſchwarze Kiefer, welche hier in großer Menge wächſt, liefert ſehr gute Segelſtangen u. ſ. w. Auch bemerkten wir bei unſerer Ankunft im Sunde, im September, einige ſchwarze Johannisbeerſträuche, aber ſonſt keine andere Art von Früchten oder Gemüſekräutern. Damals waren die Höhen auch ſchon mit Schnee bedeckt, und die niedrigen Gründe von den Strömen geſchmolzenen Schnees von oben her gänzlich überſchwemmt.

Die einzigen Thiere, die wir hier ſahen, waren Bären, Füchſe, Marder, wilde oder Bergſchafe und Hermeline. Von den letzteren tödteten wir nur zwei Paar, die von einer verſchiedenen Gattung waren.

Zur rechten Zeit des Durchzugs ſahen wir Gänſe in großer Menge, nebſt mancherlei andern Waſſervögeln; aber, außer Krähen und Adlern, kamen uns keine in den hieſigen Wäldern einheimiſche Vögel zu Geſicht.

Das Eiſen hatte von allen unſeren Waaren den höchſten Werth für die Eingebornen, und ſie wählten vorzüglich ſolche Stücke, die an Geſtalt der Spitze einer Lanze ähnlich ſahen. Grüne Glasperlen wurden ebenfalls ſehr geſucht, zu andern Zeiten aber wieder blaue und rothe. Sie bezeigten auch viel Verlangen nach unſeren wollenen Jacken und allen alten Kleidungsſtücken der Matroſen.

Ihre Nahrung beſteht gänzlich in Fiſchen, und vorzugsweiſe eſſen ſie den Wallfiſch am liebſten; denn weil das Oel oder der Thran ihnen das Leckerſte am ganzen Fiſche iſt, ſo ſind ihnen natürlicherweiſe die öligſten Fiſche die willkommenſten. Sie pflegen ſie ſehr ſelten zuzubereiten; wenn es aber geſchieht, ſo zünden ſie ein Feuer an, und zwar auf die Art, daß ſie einige trockene Stücke Tannenholz an einander reiben. Sie verfertigen ſich Körbe, welche waſſerdicht ſind, und legen heiße Steine hinein, um das Waſſer und die Fiſche zu kochen. Allein ſelten geben ſie ſich die, ihres Erachtens ſehr entbehrliche Mühe, ihre Speiſen auf dieſe Art zu bereiten. In den kälteſten Wintertagen ſahen wir ſie nie von ihrer Küche Gebrauch machen; doch konnte das auch von Nebenumſtänden abhangen, welche ihnen gerade damals die Kocherei erſchwerten.

Unſtreitig ſind dieſe Menſchen eine ſehr rohe, wilde Race, und beſitzen einen ungewöhnlichen Grad von Gefühlloſigkeit gegen körperlichen Schmerz. Hiervon ſahen wir ein auffallendes Beiſpiel bei folgender Veranlaſſung. Während des Winters hatte man unter allerlei anderm Kehricht auch einige zerbrochene gläſerne Flaſchen aus dem Schiffe geworfen. Einer von den Eingebornen, der in dem Haufen dieſes Kehrichts ſuchte, ob er etwas für ihn noch Taugliches finden könnte, ſchnitt ſich mit einer Glasſcherbe ſehr tief in den Fuß. Sobald wir ihn bluten ſahen, zeigten wir ihm, was ihn verwundet hatte, verbanden ihn, und gaben ihm zu verſtehen, dies ſey die Heilmethode, deren wir uns in ähnlichen Fällen bedienten. Allein jetzt machte er mit ſeinen Gefährten unſer ganzes Verfahren lächerlich; ſie ergriffen auf der Stelle einige Glasſcherben, und zerfetzten ſich damit Arme und Beine auf eine fürchterliche Art, wobei ſie uns belehrten, daß nichts von der Art ihnen Schaden thun könne.

Mit unbegränzter Freude verlieſſen wir am 21ſten Junius die Bucht, den Aufenthalt eines Volkes von ſolchem Charakter und ſolchen Sitten, in deſſen Gebiete wir den traurigſten Winter überſtanden hatten; und am folgenden Abend waren wir in offener See. Unſere ganze Mannſchaft beſtand aus vier und zwanzig Mann, mich, die Officiere, und die beiden Matroſen mitgerechnet, die von dem Schiffe König Georg zu uns gekommen waren. Drei und zwanzig Menſchen hatten wir leider! in dem unwirthbaren Sunde begraben. Die Uebriggebliebenen waren indeß gutes Muths, ob es gleich einigen noch an Kräften fehlte, um die Seitenwände hinanzuſteigen.

Kaum hatten wir uns vom Lande entfernt, ſo blieb der Wind ſüdlich und hüllte uns in einen dichten Nebel. Dieſe Witterung, die uns in unſerm erſchöpften Zuſtande gar nicht zuträglich war, brachte uns zu dem Entſchluſſe, in der Nähe der Küſten zu ſegeln.

Zehn Tage lang hatten wir die See gehalten, ohne weiter ſüdwärts als zum 57ſten Grad zu kommen. Unſere Leute, die auf dem Verdecke durchnäßt wurden, klagten über Schmerzen in den Beinen; und dieſe ſchwollen ihnen dermaßen, daß Einige das Bette hüten mußten. Hierauf beſchloſſen wir, landwärts zu ſteuern, da die Küſte nur vierzig Seemeilen entfernt war. Wir erblickten bald einen hohen Pik von ſonderbarer Geſtalt; und nicht weniger ſonderbar waren, ſowohl an äußerem Anſehen als an Sitten, auch die Einwohner in deſſen Nachbarſchaft.

Sobald wir uns dem Lande genähert hatten, kamen uns eine große Menge Kanots entgegen, welche ſich von denen im Sunde an Geſtalt ſehr unterſchieden. Sie beſtanden aus einem einzigen Baumſtamme, und viele waren zwiſchen funfzig und ſiebzig Fuß lang, aber ſehr ſchmal, nämlich nicht breiter, als der Baum. Die hieſigen Weiber waren die ſeltſamſten und greulichſten Menſchenfiguren, die wir jemals geſehen haben. Wie die Männer in Prinz Wilhelms Sund, hatten ſie Alle einen Einſchnitt in der Unterlippe; doch mit dem Unterſchiede, daß er hier viel breiter war, und auf jeder Seite um einen guten Zoll mehr in die Wange hineinging. In dieſer Oeffnung tragen ſie ein eirundes Stück Holz, wenigſtens von ſieben Zoll im Umkreiſe und einem halben Zoll in der Dicke, das rings um den Rand eine Hohlkehle hat, damit es in der Spalte feſtgeſtellt werden kann. Vermittelſt dieſer ſcheuslichen Erfindung ziehen ſie die Lippe von den Zähnen hinunterwärts, und entſtellen ihr Geſicht auf die ekelhafteſte Art, die nur denkbar iſt. Dieſes Volk ſchien die Einwohner des Sundes, die wir ihnen als Doppelmäuler beſchrieben, zu kennen. Auch ſchienen ihre Sprachen verwandt; doch war der hieſige Stamm bei weitem zahlreicher. Vor uns hatte noch kein anderer Seefahrer dieſe Leute beſucht; und hätte ſich nicht in der Nacht ein günſtiger Wind erhoben, ſo wären wir einige Tage lang bei ihnen geblieben. Die Breite der Küſte in dieſer Gegend iſt 56° 38′ N., und die Länge 223° öſtlich von Greenwich.

Jetzt hatten wir mit einem nördlichen Winde heiteres Wetter, welches ununterbrochen fortdauerte, bis wir die Inſel Owaihi (*Owhyhee*) erblickten. Glücklicherweiſe war unſere Ueberfahrt vom feſten Lande hieher von ſehr kurzer Dauer. Hätten wir nicht die Vortheile einer günſtigen und ſchönen Witterung genoſſen, ſo läßt es ſich, nach dem Zuſtande unſeres Schiffes zu urtheilen, ſehr bezweifeln, ob wir je die Sandwichinſeln erreicht haben würden. Die ſchauderhafte Krankheit, an welcher unſere Mannſchaft ſo lange gelitten hatte, begleitete uns wirklich noch auf dieſem Wege, und wir büßten einen Mann daran ein, ehe wir das wohlthätige Klima erreichten, von deſſen Zephyrn man mit Recht ſagen kann, daß ſie Geſundheit auf ihrem Fittig trugen. Zehn Tage nach unſerer Ankunft bei den Inſeln, war jede Spur von Krankheit unter uns verſchwunden!

Wir verweilten hier einen Monath, und während dieſer Zeit ſchienen die Inſulaner kein anderes Vergnügen zu kennen, als uns Wohlthaten zu erzeigen und ihre Gaſtfreundſchaft an uns auszuüben. Mit Freuden empfingen ſie uns, und mit Thränen ſahen ſie uns wieder abfahren. Unter den vielen, die ſich mit unbeſchreiblichem Sehnen herzudrängten, um uns nach Britanni (England) zu begleiten, nahmen wir nur den einzigen Tianna, einen Fürſten von Atuai, den Bruder des Königs dieſer Inſel, an unſerm Bord auf, und zogen ihm dadurch Neid von allen ſeinen Landsleuten zu. Ich erwähne hier nichts weiter von dieſem liebenswürdigen Manne, da er in dem Verfolge dieſes Werks eine glänzende und, wie ich glaube, nicht gleichgültige Rolle ſpielen wird.

Am 2ten September verlieſſen wir die Sandwichinſeln, und hatten alle Urſache uns zu ſchmeicheln, daß der Eindruck, den wir bei den Einwohnern zurücklieſſen, ihnen unſern Charakter und unſer Betragen in einem vortheilhaften Lichte zeigen würde. Von unſerer Seite war Dankbarkeit die Empfindung, die uns durchſtrömte, wenn wir uns an ihre edelmüthige Freundſchaft und ihre ſorgſamen Dienſtleiſtungen erinnerten. Nach einer ſehr glücklichen Fahrt, auf welcher wir immer Paſſatwinde hatten, kamen wir am 20ſten Oktober 1787 im Typa, dem Hafen bei Makao, an. Doch kaum hatten wir hier einen Anker ausgeworfen, als ſich ſchon die Vorboten eines Sturms zeigten, mit welchem es unſer zerrüttetes Schiff jetzt keinesweges aufnehmen konnte. Zwei Franzöſiſche Fregatten, die ungefähr eine Engliſche Meile von uns vor Anker lagen, vermehrten unſre Beſorgniſſe. Menſchen, die ſo lange von Ungemach und von Widerwärtigkeit aller Art gemartert wurden und die ſo lange keine politiſche Nachricht erhalten hatten, waren eben nicht dazu geſtimmt, bei einer ſo ungewöhnlichen Erſcheinung, wie Franzöſiſche Kriegsſchiffe in jenen Meeren ſind, auf die günſtigſte Vermuthung zu fallen. Als wir verſchiedene Boote mit Soldaten von dieſen Schiffen abſtoßen ſahen, erwarteten wir das Schlimmſte; und da uns hier der neutrale Hafen ſchwerlich geſchützt hätte, ſo fingen wir ſchon an, einer Gefangenſchaft, als der Schlußſcene unſeres Unglücks, entgegen zu ſehen. Die Boote gingen indeß an uns vorbei, und, wie wir hernach erfuhren, nach einem Spaniſchen Kauffartheiſchiff, um daſelbſt einige entlaufene Matroſen aufzuſuchen. Die Franzöſiſchen Schiffe waren die Fregatte Kalypſo von ſechs und dreißig Kanonen, und ein Proviantſchiff, unter der Führung des Grafen de Kergarieu. — Wir waren gleichſam dazu beſtimmt, bis auf den letzten Augenblick von Unfällen verfolgt zu werden. Die Elemente verſchworen ſich gegen uns, ſobald unſre Furcht vor dem Feinde in menſchlicher Geſtalt verſchwunden war. Es erhob ſich jetzt ein ſo fürchterlicher Sturm, daß die Kalypſo ſich mit Mühe und Noth auf ihrer Stelle erhielt, indem ſie fünf Anker auslegte. Man urtheile nun, in welcher Lage wir uns an Bord der Nutka befanden, da wir jetzt nur Einen Anker übrig hatten. Nach einigen glücklich überſtandenen entſcheidenden Augenblicken, ſahen wir uns zuletzt genöthigt, das Schiff auf den Sand zu rennen, um das einzige Rettungsmittel, welches uns noch übrig blieb, nicht zu verſcherzen. Wir vollbrachten dieſe Arbeit glücklich, vermittelſt der thätigen Hülfe des Grafen de Kergarieu, ſeiner Officiere und ſeiner Leute, deren edlem, und ich kann hinzuſetzen unermüdetem, Eifer ich mit Freuden hier ein dankbares, obgleich unvollkommnes Denkmal ſetze.

Mit dem ſchmerzlichſten Gefühl muß ich, mitten unter der Bewunderung, womit meine eigene Erhaltung und die Rettung meiner übrigen Mannſchaft aus ſolchen augenſcheinlichen Gefahren mich erfüllt, das Schickſal unſerer Gefährten in der Seeotter, unter Kapitain Tipping's Führung, beklagen. Von der Zeit an, da dieſes kleine Fahrzeug den Prinz Wilhelms Sund verließ, hat man weiter keine Nachricht davon erhalten, und wir können nicht anders vermuthen, als daß Schiff und Leute untergegangen ſind.

II.

II.

Des Kapitains John Meares,
und
des Kapitains William Douglas
Reiſen von China nach der Nordweſtküſte von Amerika,
in den Jahren 1788 und 1789,
mit
den Schiffen Felice und Iphigenia.

Erſtes Kapitel.

Zurüſtungen zu dieſer Reiſe. — Einſchiffung des Tianna, eines Fürſten von Atuai, und anderer Eingebornen der Sandwichinſeln. — Schilderung des Tianna. — Verzeichniß der Mannſchaft beider Schiffe. Es wird Hermwich u. ſ. w. nach den Sandwichinſeln mitgenommen. — Abreiſe der Schiffe Felice und Iphigenia, von China.

Im Monat Januar 1788 kaufte ich, gemeinſchaftlich mit verſchiedenen in Indien wohnhaften Engliſchen Kaufleuten, zwei Schiffe, Felice und Iphigenia, das erſtere von zweihundert und dreißig, das andere von zweihundert Tonnen Laſt. Beide taugten in jeder Rückſicht ganz vorzüglich zu der Reiſe; ſie ſegelten gut, waren mit Kupfer belegt und feſt genug gezimmert, um dem ſtürmiſchen Wetter zu widerſtehen, das während der Winterszeit in der nördlichen Hälfte des ſtillen Oceans ſo ſehr gefürchtet wird. Zwar hatte man anfänglich verabredet, daß ſie China zu Anfang der Jahrszeit verlaſſen ſollten; allein, es war unmöglich, die nöthigen Reiſevorräthe in hinreichender Menge herbeizuſchaffen, und ſo wurden die Schiffe erſt am 20ſten dieſes Monats völlig betakelt und ſegelfertig. Eines dieſer Schiffe ſollte 1788. Januar.

1788. Januar. eine weit längere Zeit unterweges ſeyn, als das andere. Es war dazu beſtimmt, zu Ende des diesjährigen Herbſtes die Küſte von Amerika zu verlaſſen, und nach den Sandwichinſeln zu ſteuern, um daſelbſt zu überwintern; dann nach Amerika zurückzukehren, wo es mit dem andern Schiffe zuſammentreffen und von dieſem aus China alle erforderliche Vorräthe und Erfriſchungsmittel erhalten ſollte, um Faktoreien in Amerika anlegen und unſern Handelsplan erweitern zu können.

Die Schiffe wurden mit Europäern und Chineſern bemannt, doch ſo, daß die erſtern die zahlreichſten waren. Die Chineſer hatten wir bei dieſer Gelegenheit zur Probe mitgenommen. Man ſchätzt ſie allgemein als abgehärtete, fleißige und geſchickte Kerle; ihre Nahrung beſteht bloß in Fiſchen und Reis, und ſie erhalten überdies nur geringen Lohn. Es war alſo zugleich ein Erſparniß, wenn man ſich ihrer bediente: auch hatten wir während der ganzen Reiſe alle Urſache, mit ihnen zufrieden zu ſeyn. Sollte man in Zukunft einige Handelspoſten an der Amerikaniſchen Nordweſtküſte errichten wollen, ſo würde eine Kolonie von dieſen Menſchen weſentlichen Vortheil bringen.

Herr **Douglas**, ein Officier von anerkannten Verdienſten, der die Küſten von Amerika kannte, und zur Ausführung dieſer Handelsunternehmung am geſchickteſten war, erhielt die Befehlshaberſtelle auf dem Schiffe **Iphigenia**. Unter ſeiner Mannſchaft, die in allem vierzig Perſonen ausmachte, befanden ſich verſchiedene Handwerker, ſowohl chineſiſche Schmiede und Zimmerleute, als Europäiſche Künſtler. Die Mannſchaft der **Felice**, welche funfzig Perſonen betrug, beſtand aus eben ſo nützlichen und nothwendigen Mitgliedern, und war mir ſelbſt zur Führung anvertrauet.

Es boten ſich eine weit größere Anzahl Chineſer, als wir annehmen konnten, zu unſern Dienſten an, und der Unternehmungsgeiſt hatte ſie ſo lebhaft beſeelt, daß ſich diejenigen, die wir abweiſen mußten, im höchſten Grade gedemüthiget und in ihrer Erwartung getäuſcht fanden. Wir wählten funfzig unter ihnen, weil dieſe Anzahl zu unſerer Abſicht völlig hinreichte; es waren, wie ich ſo eben bemerkt habe, vorzüglich Handwerker von verſchiedenem Gewerbe, und demnächſt einige Matroſen, die bereits auf den im Chineſiſchen Meere überall umherkreuzenden Fahrzeugen, oder ſogenannten Junken, gedient hatten.

1788. Januar.

Bei einer ſo langwierigen Reiſe durch ſo verſchiedene Himmelsſtriche war das Ungemach und die Gefahr des Scharbocks, dieſer grauſamen Geißel des Seelebens, natürlicherweiſe ſehr ernſtlich zu beſorgen. Jede Vorſicht, die uns Menſchlichkeit und Erfahrung an die Hand gaben, ward daher gebraucht, um dieſem Uebel theils zuvorzukommen, theils ſeinen Ausbrüchen Einhalt zu thun, oder gar es gänzlich zu heilen. Wir verſorgten uns mit einem großen Vorrath von Thee, Syrup, Zucker und andern Hülfsmitteln, die zur Erreichung dieſer guten Abſicht etwas beitragen konnten. Jedes Schiff führte einen Waſſervorrath auf fünf Monat, bei dem der Mann täglich vier Quartier*) bekommen konnte, indem der reichliche Gebrauch des Waſſers jenem Uebel kräftig entgegenwirkt. Die Leute, ſowohl Chineſer als Europäer, wurden mit warmer Kleidung verſorgt, und man hatte mit Einem Worte Alles angeſchafft, was China darbietet, um beide Schiffe ſo vollſtändig als möglich auszurüſten, und, ſo weit menſchliche Mittel es können, nicht nur den glücklichen Fortgang der Reiſe ſicher zu ſtellen, ſondern auch jeder einzelnen Perſon an Bord ihre Lage bequem zu machen.

Unter den Zwecken dieſer Reiſe war wenigſtens Einer von der uneigennützigſten Art, und konnte den reinſten Genuß geben, der nämlich: Menſchen in ihr Vaterland zurückzuführen, die man von Amerika und den Sandwichinſeln nach China gebracht hatte. Zugleich ward eine Anzahl Hornvieh nebſt anderen nützlichen Hausthieren angekauft und an Bord genommen, um ſie daſelbſt ans Land zu ſetzen, damit ſie die Lage der Eingebornen behaglicher machen, oder in Zukunft Europäiſchen Seefahrern die ſo nothwendigen Erfriſchungsmittel zuſichern könnten. Bei der Ausübung dieſer ſich ſelbſt belohnenden Pflicht gegen jene Kinder der Natur, die entweder Neugier oder ihr argloſes Gemüth ſo weit von ihrer Heimath führte, nahmen wir beſondere Rückſicht auf Tianna, einen Prinzen von der Inſel Atuai, und folglich einen Anführer von edler Geburt und hohem Range, den ich im Jahre 1787 mit mir nach China genommen hatte. Jetzt führte ich ihn mit Freuden wieder nach ſeinem Vaterlande und in den Schooß der Seinigen. Sein Geiſt hatte ſich durch die neuen Auftritte und Lebensſcenen entwickelt, von denen er Zeuge geweſen war, und er ſah ſich im Beſitz verſchiedener nützlichen und vergleichsweiſe zum

---

*) Ein Engliſcher Gallon hält vier Quartierflaſchen. F.

1788. Januar. Theil auch koſtbaren Güter, die ihn zum reichſten Bewohner ſeiner Inſel machen mußten.

Tianna hatte einem in China etablirten Brittiſchen Kaufmann, Herrn Cox, die zärtliche Achtung geſchenkt, welche wiederholte Beweiſe von Güte einem dankbaren Herzen jederzeit einflößen; denn es wäre Ungerechtigkeit gegen dieſen liebenswürdigen Indianer, wenn man ihn nicht mit jenen Eigenſchaften darſtellte, die auch den gebildeteſten Geiſt noch zieren können. Herr Cox ſorgte daher auf die theilnehmendſte Weiſe für Tianna's Ehre und zukünftiges Glück durch das großmüthige Geſchenk einer beträchtlichen Anzahl von Rindern und andern lebendigen Hausthieren, die er der Inſel Atuai beſtimmte. Er that noch mehr; ſein mildes Herz wünſchte ſogar Tianna's willkührliche Wünſche zu befriedigen, und er wies ihm eine Summe Geldes an, die er nach eigenem Gutdünken, ohne alle Einſchränkung und Bedingung, anwenden ſollte. Bei dieſer übergroßen Nachſicht und Güte war es indeß einigermaßen nöthig, daß Tianna's Europäiſche Freunde dazwiſchen traten, und durch ihren Rath der mangelhaften Urtheilskraft des guten Indianers zu Hülfe kamen. Man lehrte ihn, für das angewieſene Geld ſolche Dinge zu kaufen, die ihm auf ſein ganzes zukünftiges Leben, zur Bequemlichkeit und zum weſentlichen Vortheile, zugleich aber auch ſeinen Landesleuten zur Vervollkommnung, gereichen könnten; und man erlaubte ihm nicht, eine Wahl zu treffen, welche wahrſcheinlich nur die Grille des Augenblicks befriedigt haben würde und auf Dinge gefallen wäre, die er in der Folge ſelbſt verachten gelernt hätte.

Die Zeit, welche die Ausrüſtung der Schiffe mir übrig ließ, widmete ich hauptſächlich dieſem liebenswürdigen Indianer. Es koſtete Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß er ſo bald nach ſeinem Vaterlande zurückkehren ſollte, an dem ſein Herz ſo innig hing, daß alle Wunder der neuen Welt, die ſich ihm hier öffnete, ihn nicht davon losreißen konnten. Seine Vaterlandsliebe, dieſe Regung, welche die Natur in jeder Lage und unter jedem Himmelsſtrich in unſre Bruſt gepflanzt zu haben ſcheint, wirkte mächtig in ihm; und jene Anhänglichkeit an häusliches Leben, auf welcher alle bürgerliche Vereinigung beruhet, und aus welcher alles Menſchenglück entſpringt, jene Bande der Verwandtſchaft, die mehr oder weniger, von dem höhern Standpunkte des Menſchen bis zu den niedrigſten Klaſſen der Thierheit, die

1788. Januar.

ganze belebte Schöpfung verknüpfen, verloren in Tianna's Bruſt nicht ihre Stärke. Die Erinnerung an Vaterland und Verwandte machte ihn oft trübe, und ſein ſtaunendes Umherſchauen verlor ſich dann in den Schmerz finſtrer ſich aufdringender Gedanken. Oft ſahen wir ihn in derſelben Stunde voll Entzücken bei dem Anblick neuer Gegenſtände um ihn her lächeln, und dann wieder die weit theureren zurückgelaſſenen Geſtalten, wenn es ihm einfiel, daß er ſie vielleicht nie wiederſehen würde, bitterlich klagend beweinen.

Das Entzücken alſo, welches die Nachricht von der ſicher beſtimmten Rückkehr in ſein Vaterland in ihm erregte, können gefühlvolle Seelen ſich wohl vorſtellen; aber die Sprache vermag es nicht, die Freuden zu ſchildern, die ihm bei dem Gedanken durchſtrömten, daß er ein geliebtes Weib und ein innig geliebtes Kind wieder umfaſſen ſollte. Alles, was ſeine Rückkehr für ihn wichtig machte, erworbene Kenntniſſe, der Beſitz ſo mancher Schätze, der Gedanke, daß er ſeinem Geburtsorte ſo viele Vortheile verſchaffen würde — Alles ſtimmte dieſe Empfindungen noch höher hinauf.

Man würde vielleicht glauben, es ſey eine unnöthige Abſchweifung, und der Wißbegierde, die ich in dieſen Blättern befriedigen ſoll, nicht würdig, wenn ich von ſeinem Betragen, ſeinem Weſen und ſeiner Denkungsart bei ſeiner Ankunft in Kanton ausführlichen Bericht erſtattete *). Aber doch wird die Bemerkung nicht

---

*) Wenn die Wißbegierde ſo einſeitig wäre, ſo verdiente ſie dieſe Rückſichten nicht. Was wollte ſie denn hier erfahren? Wie der Umriß der Küſten von Amerika und der dortigen Inſeln geſtaltet, und wie tief das Waſſer auf den Ankerplätzen iſt? Das konnte eine bloße Karte ſchon lehren. Und wozu dieſe Kenntniß? Um der Gewinnſucht neues Feld zu eröffnen? Wahrlich, wenn nicht auch ſittliche Zwecke durch die Befriedigung dieſes kleinlichen Triebes befördert würden, ſo möchte man uns immerhin lieber unwiſſend laſſen. Die Gefühle ſolcher Leſer, denen das Intereſſe des Handels in dieſem Falle nichts gelten kann, das Gefühl unſeres Publikums zum Beiſpiel, mag hier Richter ſeyn. Wer von uns dankt es nicht dem Verfaſſer, daß er uns durch ſeine Schilderung eines Charakters, der auch gebildeten Nationen Ehre gemacht hätte, richtige Begriffe von den Anlagen und der Perfektibilität jener entfernten Inſelbewohner giebt? Unſer Eigennutz iſt größer, edler und der Beſtimmung der Menſchen angemeſſener, als jener, der, wenn er ein Buch in die Hand nimmt, nur auf die Mittel, Geld zu gewinnen, ſieht; wir leſen, um uns belehren zu laſſen, um die Erde, nebſt allen Weſen, die ſie in ſich ſchließt, vollkommen kennen zu lernen, um die ſpekulative Vernunft durch die empiriſche, und *vice verſa*, zu berichtigen, und beide in ihrer Anwendung auf unſere Handlungen untrüglicher und glückbringender zu machen. Daher verſchmähen wir keine Gattung von Kenntniſſen, und

1788. Januar. überflüſſig ſeyn, daß ſein Gemüth durch Erziehung zur höchſten geiſtigen Vollkommenheit hätte ausgebildet werden können. Er beſaß jene zarte empfängliche Fühlbarkeit, welche aufgeklärten Menſchen verbietet, das menſchliche Weſen, das damit begabt iſt, von welcher Farbe oder aus welchem Lande es auch ſey, einen Wilden zu nennen*).

Sein Erſtaunen, als er in Wampo**) zum erſtenmal die Schiffe ſah, äußerte ſich durch eine Lebhaftigkeit, eine Art von Begeiſterung, die ſchlechterdings nicht zu beſchreiben iſt; er nannte ſie emphatiſch: die Inſeln von Britanni. Aber bei dem Anblick ihrer innern Anordnung und aller mannichfaltigen Vorrichtungen, die ſie enthielten***), war der nächſte Eindruck, den ſie auf ihn machten, Niedergeſchlagenheit. Stillſchweigend ſenkte er das Haupt, und vergoß wider Willen eine Thräne, wie es ſchien in dem Gefühl, daß die Stufe ſeiner Natur niedriger wäre.

---

am wenigſten dieſe ſo ſeltenen Beobachtungen des menſchlichen Geiſtes und Herzens in entfernten Welttheilen, die einen zarten Sinn zum Ergreifen, Scharfblick zum Zergliedern, Gefühl zum Aneignen vorausſetzen, lauter Eigenſchaften, welche der Himmel nur Wenigen ertheilt hat. F.

*) Es ſey mir vergönnt, hier zu erinnern, daß ein Augenzeuge ſo ſpricht, ein Mann, von deſſen Beurtheilungskraft und richtigem Gefühle dieſes Buch, die Geſchichte eines thätigen Abſchnitts von ſeinem Leben, das gültigſte und ehrenvollſte Zeugniß giebt. Wird dieſe Stimme, die uns nur das wiederholt, was unſer Herz uns ſchon längſt ſagte, nicht einer feindſeligen Philoſophie die Wage halten, die mit entſcheidendem, dem engſten Erfahrungskreiſe gewöhnlich eigenen, Tone das Volk, in welchem ein Tianna ſich bildete, zu den verworfenſten des Erdbodens zählt, ihm alle Perfektibilität abſpricht, ihm angeborne Untugend andichtet, und, außer der Menſchengeſtalt, keinen Anſpruch auf Menſchheit zugeſtehen will? Der geſunde Menſchenverſtand des Seemannes ſagt hier ſehr wahr: Erziehung hätte den guten Tianna zu einem der vollkommenſten Weſen unſerer Gattung bilden können. Ich ſetze hinzu: Erziehung hätte auch ſein Volk auf die Stufe gebracht, wo das unſrige ſteht; und wenn gleich der Abſtand der kleinen aufgeklärten, in eigener Kraft denkenden Anzahl von dem einfachen Naturmenſchen beinahe unermeßlich iſt, ſo iſt doch jene Entfernung zwiſchen Volk und Volk, Gewöhnung und Vorurtheil abgerechnet, ſehr unbedeutend. Was wir ſind, das wurden wir durch Umſtände, Lagen, Verhältniſſe; wir ſind von ehegeſtern, ſie von geſtern; ſie können noch werden, was wir ſind, mehr vielleicht und beſſer, als wir, ſobald der Cyklus der Aufklärung abgelaufen iſt, welcher unſere Halbkugel wieder in Schatten ſenkt, und die übrige erleuchtet. F.

**) Der Ort, wo die nach China gehenden Schiffe liegen, da ſie in dem Fluſſe von Kanton nicht weiter hinaufgehen dürfen. F.

***) Man wird ſich erinnern, daß das Fahrzeug Nutka, mit welchem Tianna nach China fuhr, nur zweihundert Tonnen hielt, folglich gegen einen Oſtindienfahrer ſehr klein war. F.

1788. Januar.

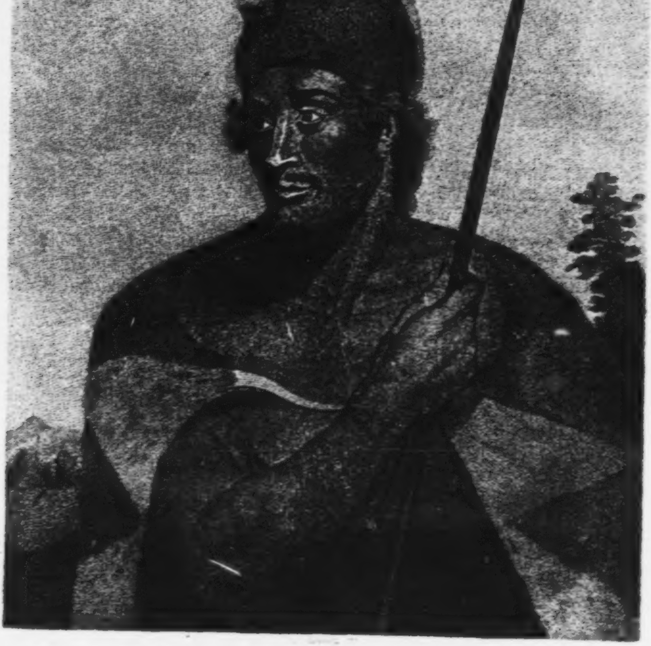
Allein derſelbe Geiſt, der ihn antrieb, ſein Vaterland zu verlaſſen, um mit Kenntniſſen zum Unterricht, und mit Künſten zur Vervollkommnung deſſelben bereichert, zurückzukehren, weckte ihn bald zu thätiger, vernünftiger Lernbegierde. In kurzer Zeit ward man an ihm eine außerordentliche Anſtrengung des Geiſtes gewahr, womit er gelegentlich zwiſchen Leuten von verſchiedenen Europäiſchen Nationen, die er täglich zu ſehen bekam, und den Engländern, oder Männern von Britanni, wie er ſie nannte, den Unterſchied aufzufaſſen wußte. Die Eingebornen von China betrachtete er mit einem Ekel, der an den äußerſten Abſcheu gränzte: ihre kahlen Köpfe, ihre offenen Naſenlöcher und ihre nichts ſagenden Geſichtszüge flößten ihm einen hohen Grad von Verachtung gegen ſie ein. Vielleicht erhielten eben durch dieſes Gefühl die natürliche Würde und der Anſtand ſeiner Geſtalt noch etwas Beſonderes, das den Chineſern Ehrfurcht einprägte, ſo oft er ſich unter ihnen befand, und das die furchtſame Menge zurückſcheuchte, um ihm Platz zu machen, wohin er ſich wendete.

Tianna war ungefähr zwei und dreißig Jahr alt, ſechs Fuß fünf Zoll hoch, und von einer herkuliſchen Muskelbildung. Sein Anſtand hatte ſehr viel Edles, und dieſe äußere Würde litt dadurch, daß er Europäiſche Sitte annahm, eben keine Verminderung; denn ſie rührte von der Gewöhnung an Ehrfurchtsbezeigungen her, die man in ſeinem Vaterlande Männern von ſolchem Range ſchuldig iſt. Unſere Kleidung trug er ſo leicht und ungezwungen, wie ein geborner Europäer; allein es gnügte ihm nicht, den Gebrauch und die Anordnung der verſchiedenen dazu gehörigen Stücke genau zu erlernen, ſondern er befleißigte ſich auch der ſorgfältigſten, ununterbrochenſten perſönlichen Reinlichkeit und eines unſeren Begriffen von Sittlichkeit angemeſſenen Betragens. Allerdings mußten, dieſes Bemühens ungeachtet, Gewohnheiten, die ihm zur andern Natur geworden waren, zuweilen hervorſchimmern, und die kindiſche Fantaſie ſeines urſprünglichen Zuſtandes ihn mitunter in den Fortſchritten zur Vervollkommnung unterbrechen. Den Werth unſerer Münzſorten konnte man ihm nicht begreiflich machen, und ſo oft ihm etwas fehlte, das er ſich anſchaffen wollte, forderte er uns ſehr unſchuldig etwas Eiſen ab, welches er, weil es in ſeinen Augen das ſchätzbarſte Metall war, auch für das allgemeine Tauſchmittel aller andern Nationen hielt.

1788. Januar. Tianna's Rückkehr in ſeine Inſel gehörte weſentlich in den Plan zu unſerer bevorſtehenden Reiſe. Anfänglich war es ſein Wunſch und Vorhaben, nach England zu gehen, und Kapitain Churchill, der das Oſtindiſche Schiff Walpole kommandirte, erbot ſich auf die gütigſte Art, für ihn zu ſorgen. Einen beſſern Beſchützer hätte er ſich auch nicht wünſchen können; allein ſeine Freunde konnten ſich unmöglich entſchlieſſen, ihn fremder Aufſicht anzuvertrauen, oder in ein Land zu ſchicken, wo er künftig über die Rückkehr in ſein Vaterland hätte in Verlegenheit gerathen können. Schon die Erlaubniß, die man ihm zugeſtanden hatte, Atuai zu verlaſſen, ſchien ihnen jetzt ein unüberlegter Schritt, und ſie beſchloſſen deshalb, daß Tianna, wo nicht glücklicher als vorher, doch im Beſitz von Reichthümern, die alle Erwartungen ſeines unerfahrnen Herzens überſtiegen, dorthin zurückkehren ſollte.

Von allen Schätzen, die er itzt beſaß, hatte ſich keiner ſeiner Einbildungskraft ſo ſehr bemächtigt, wie ſein eignes Bildniß, von dem berühmten Chineſiſchen Künſtler Spoilum verfertigt, wahrſcheinlich dem einzigen Maler, den das große China aufweiſen kann. Spoilum kopirte ſeine Geſichtszüge wirklich mit der äußerſten Treue, aber die Grazie ſeiner Geſtalt ging über die Kräfte ſeiner Kunſt hinaus. Tianna's Erſtaunen während der allmäligen Vollendung des Gemäldes ſtieg nicht nur bis auf den höchſten Grad, ſondern äußerte ſich auch auf mancherlei Weiſe, je nachdem der Pinſel die Geſtalt des Gegenſtandes veränderte. Als man ihm endlich das fertige Porträt überreichte, nahm er es mit einer Feierlichkeit, die jedem Anweſenden auffallen mußte, und nun erzählte er uns in einer Unruhe, in der wir ihn noch nie geſehen hatten, den unglücklichen Zufall, der Kapitain Cook's Tod veranlaßte. Jetzt ſagte er uns zum erſtenmal, daß ein ſchrecklicher Krieg in allen Sandwichinſeln entſtanden ſey, und zwar wegen eines Gemäldes, das er ein Bildniß jenes großen Mannes nannte, und das man, wie er ſagte, in den Händen eines ihrer vornehmſten Anführer zurückgelaſſen hatte. Dieſes Gemälde, ſetzte er hinzu, hielten ſeine Landsleute für ein Heiligthum, und die Verehrung, die ſie ihm bezeigten, für das einzige Mittel, womit ſie die Ermordung des Mannes, den es vorſtellte, abbüßen könnten.

Dies iſt vielleicht ein ſchicklicher Ort, das nachzuholen, was wir auf unſrer vorigen Reiſe, während unſeres Aufenthalts unter jenen Inſulanern, von ihren Em-



Tianna, Oberhaupt von Atuai.

178 Januar

Empfindungen in Abſicht auf Kapitain Cook's beklagenswerthes Schickſal öfters zu beobachten Gelegenheit gefunden haben. Alles dringt uns die Ueberzeugung auf, daß dieſe entfernten Bewohner der Inſeln im unbeſuchten Weltmeere mit aufrichtigem Schmerz in Europens Trauer über ſeinen Tod einſtimmten. Es iſt unglaublich, was für eine Anzahl Menſchen unſer Schiff in der Abſicht umringten, daß wir ihnen den Wunſch gewähren ſollten, in Britanni (England) die Freunde ihres geliebten Cook ſehen zu können. Sie weinten und flehten mit einem Ernſt, der jede vorhergefaßte Abneigung beſiegte. Die Vornehmeren, die ſich, der Menge wegen, dem Schiffe nicht nähern konnten, überhäuften uns mit Geſchenken, und der laute Zuruf: Britanni! Britanni! ward eine lange Zeit um uns her ohne Aufhören wiederholt. Aber unbeſchreiblich war ihr ſtiller Kummer, als ſie erfuhren, Tianna, ein Prinz von Atuai, ſey allein zu der beneideten Ehre, unſer Reiſegefährte zu werden, erkohren.

Vor unſerer Abreiſe legte Taheo, der König dieſer Inſel, in Begleitung aller ſeiner Vornehmen, einen Beſuch bei uns ab. In der Ueberzeugung, daß die Befehlshaber aller Europäiſchen Schiffe, die ſeit Kapitain Cook's Tode ihre Inſeln beſucht haben, Söhne dieſes berühmten Seefahrers ſind, beklagten ſie jenen Vorfall auf die rührendſte Art; und indem ein jeder ſich bemühete, ſeine eigene Unſchuld darzuthun, ſtimmten alle darin überein, den leidenſchaftlichen Zuſtand zu ſchildern, in welchem ſie ſich zu der unglücklichen That hatten hinreißen laſſen, zu einer That, die ſie mit ewiger Reue, als einer von ihren Göttern über ſie verhängten Strafe, betrachten müßten. Nach dieſer und vielen ähnlichen Erklärungen erneuerten ſie das Freundſchaftserbieten gegen Britanni, und begaben ſich dann hinweg. Ich zweifle auch keinesweges, daß jeder künftige Seefahrer, den ſein Weg an dieſe Inſeln führt, dort einen ſichern Zufluchtsort und gaſtfreien Empfang finden wird*).

---

*) Im Verfolge dieſer Reiſegeſchichte ſtoßen wir auf ein Beiſpiel von Verrätherei, welches dieſen ſchönen Hoffnungen widerſpricht. Allein man verurtheile darum nicht ein Volk, weil es in einem Augenblick, wo es ſich von Eigennutz und Habſucht verblenden ließ, gewiſſenlos handeln konnte; man frage vielmehr, was wir uns gegen dieſe Menſchen ſo oft erlaubten, wir geſitteten Völker Europens, die wir ſo ſtolz auf unſere Bildung, unſere Aufklärung und unſer moraliſchpolitiſches Uhrwerk ſind! — Es wäre unbillig, wenn man nicht anerkennen wollte, was Großbritannien ſeit einem halben Jahrhunderte für die Nationen thut, die ſeine Seefahrer im fernen Oceane ent-

1788. Januar. Die anderen Eingebornen von den Sandwichinſeln und von Amerika, die zu uns an Bord kamen, hatte man auf verſchiedenen Schiffen nach China genommen, und zwar als Gegenſtände einer leeren Neugierde, nicht aus dem edleren Grunde, ſie zu unterrichten, und eben ſo wenig, um dem Handel Vortheile zu verſchaffen. Es war erſtlich ein Weib von Owaihi, Namens Waini, in ſehr zerrütteten Geſundheitsumſtänden, dann ein ſtarker Mann, und ein Knabe von der Inſel Mauwi, und endlich ein Bewohner von König Georgs- oder Nutkaſund. Die angeborne Barbarei dieſes letztern vereitelte jedes Bemühen, ihm einige von den Vortheilen zu verſchaffen, mit denen man jene anderen verſah.

Auf jedem Schiffe hatten wir ſechs Kühe und drei Stiere, vier Stier- und Kuhkälber, eine Anzahl Ziegen, Truthähne und Kaninchen, einige Paar zahmer Tauben, nebſt anderem lebendigen Geflügel in großem Ueberfluß. Unglücklicherweiſe war es jetzt unmöglich, Schafe zu bekommen; dagegen aber kauften wir Limonien- und Orangenbäume, um ſie nach Atuai zu verpflanzen, wo der König Taheo mächtig genug war, ſich im Beſitz eines ſo koſtbaren Eigenthums zu behaupten. Hätten wir das Glück gehabt, die ganze nach den Sandwichinſeln beſtimmte Ladung daſelbſt ans Land zu bringen, ſo wären ſie unſtreitig die beſten Erfriſchungsorte in der nördlichen Hälfte des ſtillen Oceans geworden. Allein auch ſchon in ſo fern uns unſer Vorhaben nur auf eine unvollkommene Weiſe gelang, muß die Ausführung deſſelben dem Amerikaniſchen Handel, falls er fortgeſetzt werden ſollte, weſentlich zu Statten kommen.

Sonntag 22. Abends am 22ſten Januar lichteten beide Schiffe im Typa (oder Hafen von Makao) die Anker, um in See zu gehen; da aber kurz darauf eine Windſtille

decken, und eben ſo unbillig, wenn man behaupten wollte, der Edelmuth dieſes Betragens wäre von den Völkern ſelbſt, die es erfahren, unerkannt geblieben. Die Engländer ſpielten im Südmeere die Rolle, welche Erwachſenen gegen Kinder ziemt; ſie ließen die kleinen leidenſchaftlichen Aufwallungen der dortigen Menſchen vorüber gehen, und behandelten ſie mit einer in die Zukunft blickenden und für ihr Glück uneigennützig beſorgten Güte. Dieſes Betragen muß, bei einiger Ueberlegung, Liebe für ſie wecken; die Inſulaner können nicht umhin, es mit der Mißhandlung, welche ſie, nach ihrer bisherigen Erfahrung vom Menſchen, von der Uebermacht zu erwarten hatten, zu vergleichen, und ihren neuen Bekannten den Ruhm der Redlichkeit, der Treue und der unerwarteten Edelmüthigkeit zuzugeſtehen; ja, wenn ſie dieſe Vergleichungen nicht anſtellen, dieſe Folgerungen nicht ziehen ſollten, ſo muß gleichwohl, wie alles in der Natur dafür zeugt, die Stimme des Herzens auch ohne vorhergegangene Ueberlegung in ihnen ſprechen, und unbedingte Güte mit Liebe und Anhänglichkeit erwidern. F.

eintrat und die Fluth gegen uns lief, ward das Zeichen gegeben, die Anker nochmals fallen zu laſſen; und dies geſchah denn auf der Rheede in ſechs Faden Tiefe auf Schlammgrund. Hier lag auch das große, zum Indiſchen Zwiſchenhandel beſtimmte und jetzt nach Bengalen geladene, Schiff Argyleſhire, von ſechs- bis ſiebenhundert Tonnen, welches in der Folge auf der Reiſe dorthin verloren ging, wahrſcheinlich ohne daß ein Menſch von allen, die an Bord waren, das Leben gerettet hat. 1788. Januar.

Zweites Kapitel.

Der Fockmaſt auf dem Schiffe Iphigenia leidet Schaden. — Beſchreibung der Fahrt nach den Philippinen und längs der Küſte von Luzon, vor der Ziegeninſel, und den Inſeln Luban, Mindoro und Calamianes vorbei. — Der Scharbock bricht am Bord der Iphigenia aus. — Die Schiffe ſegeln an der Inſel Panay vorüber. — Aufrühreriſches Betragen der Mannſchaft auf dem Schiffe Felice.

Den 22ſten Januar gegen neun Uhr Abends erhielten wir einen leichten Südoſtwind, der uns in See zu gehen veranlaßte, ob er uns gleich gerade entgegen war. Wir machten alſo der Iphigenia das Zeichen, die Anker zu lichten, und um zehn Uhr waren beide Schiffe unter Segel. Bis Mitternacht ſteuerten wir bis auf die ſogenannte Große Ladrone zu; nun verbreitete ſich aber ein ſolcher Nebel, daß wir es rathſam fanden, einige Segel einzuziehen, um auf die ſehr zurückgebliebene Iphigenia zu warten. Die Tiefe iſt hier regelmäßig von vier zu ſechs Faden auf ſchlammigem Boden. Der folgende Morgen war noch immer ſehr neblicht, und während der Nacht hatten wir unſere Begleiterin aus dem Geſichte verloren. Der Wind ward von Oſtnordoſten her ſtärker; und wir gaben deshalb der Iphigenia mit zwei Kanonenſchüſſen das Zeichen, ſüdoſtwärts zu ſegeln. Gegen Mittag verlor ſich der Nebel, und wir ſahen die Iphigenia in der Entfernung von einer Seemeile (*league*) unter dem Winde. Des Nachts löſeten wir von Zeit zu Zeit

1788. Januar. Kanonen, und ſchlugen die Gongs*), um unſern Freunden auf dem andern Schiffe zu erkennen zu geben, wo wir wären.

In der Abſicht mit dem Winde längs der Küſte von Luzon (*Luconia*) zu ſegeln, beſchloſſen wir, uns itzt ſo viel als möglich nach Oſten zu halten, aus Furcht, daß wir in die zur jetzigen Jahreszeit gewöhnlichen ſüdlichen Strömungen gerathen möchten. Wir wollten uns lieber an die Küſte von Luzon, als an Mindoro und die Calamianes halten, deren Ufer mit unzähligen Untiefen, Klippen und Inſeltrümmern beſäet iſt, welche die Schiffahrt ſehr gefährlich machen und die größte Vorſicht erfordern. Die Karten, welche Herr Dalrymple von dieſer Meeresgegend herausgegeben hat, ſind zwar mit vorzüglicher Genauigkeit verfertigt; aber der Maaßſtab iſt ſo ſehr verjüngt, und die Zeichnung ſo fein, daß für den gemeinen Gebrauch des Seefahrers etwas von ihrem Nutzen verloren geht. Auf dem Wege, den wir uns wählten, hofften wir, unter dem Schutze der Küſte von Luzon von ſtürmiſchem Wetter weniger beſorgen zu dürfen und die vielen, bisweilen weit vom Lande hingeſtreuten Untiefen vermeiden zu können.

Verglichen mit unſerem Schiffe Felice, war die Iphigenia ein ſchwerer Segler. Wir ſahen uns um ihrentwillen genöthigt, unaufhörlich die Segel einzuziehen. Damit dieſe Unbequemlichkeit nicht immerfort dauern ſollte, nahmen wir uns vor, uns von ihr zu trennen und unſern Weg allein fortzuſetzen, ſobald wir die See von Sooloo (Sulu) verlaſſen hätten**).

Am 25ſten, Abends, ſprachen wir mit Kapitain Douglas, der uns ſagte: ſein Schiff ſey während des neulichen ſchlimmen Wetters oberhalb der kupfernen Belegung leck geworden; er müſſe deswegen immer eine Pumpe im Gange erhalten, wie-

---

*) Ein Chineſiſches Gong iſt an Geſtalt gewiſſermaßen einem Siebe ähnlich, und beſteht aus einem Gemiſch von verſchiedenen Metallen. Die Chineſiſchen Junken (Fahrzeuge) bedienen ſich ihrer ſtatt der Glocken; ſie geben nehmlich einen tiefen, durchdringenden Ton, wenn man ſie mit einem hölzernen Schlägel berührt. Anmerk. der Urſchr.

**) Wenn zwey Schiffe, die einen merklich verſchiedenen Gang haben, mit einander ſegeln, ſo iſt es für die Mannſchaft beider unausſtehlich, in Geſellſchaft bleiben zu müſſen. Die auf dem ſchnellern Schiffe möchten vor Ungeduld vergehen, daß ſie keinen guten Wind recht benutzen können. Die auf dem andern haben den Aerger, daß ſie ihre Gefährten immer vor ſich ſehen, ohne ſie je zu erreichen, und daß ſie oft mehr Segel tragen müſſen, als bei der Stärke ihrer Maſten rathſam iſt, um nur nicht gar zurückzubleiben. F.

1788. Januar.

wohl er ſich Hoffnung mache, bei der erſten günſtigen Gelegenheit den Leck verſtopfen zu können. Dieſer Zufall gab Veranlaſſung zu mancherlei Beſorgniſſen; denn gewöhnlich pflegt der Seemann, ſo keck und muthig er auch iſt, doch bei den geringfügigſten und lächerlichſten Ereigniſſen eine abergläubige Furcht vor böſen Vorbedeutungen zu haben, die, wenn ſie ſich im Anfang einer Reiſe ereignen, auf das Gemüth und das Betragen der Leute für die ganze Dauer derſelben ihren Einfluß äußern.

Es vermehrte die allgemeine Niedergeſchlagenheit, daß unſere Chineſiſche Mannſchaft ſehr heftig an der Seekrankheit litt. Von dem Hin- und Herrollen des Schiffs erkrankte auch das Hornvieh. Bei der augenſcheinlichen Unmöglichkeit, die Thiere während einer ſo langen Fahrt alle zu erhalten, da es uns in die Länge an Futter fehlen mußte, und da wir eine größere Anzahl an Bord hatten, als die Inſeln, denen ſie beſtimmt waren, zur Zucht bedurften — ward es für beſſer gehalten, ſie alle abzuſchlachten, bis auf zwei Kühe und einen Stier, nebſt einem Kalbe von jedem Geſchlechte, von denen wir hofften, daß ſie ſich zur Reiſe gewöhnen und den Ort ihrer Beſtimmung erreichen würden. Dem zufolge lieſſen wir heute zwei Stück Vieh ſchlachten, und der Mannſchaft mit friſchem Fleiſch und Gerſtengraupen eine willkommene Mahlzeit bereiten.

Abends ward der Wind ſehr ſtürmiſch, und die Wogen wälzten ſich mit Ungeſtüm. Wir ſteuerten noch immer ſüdoſtwärts, in der Hoffnung, die Nord-Maruna-Untiefe, deren Lage nach Herrn Dalrymple's Meinung ſehr zweifelhaft iſt, unter dem Winde zu laſſen. Deſto nothwendiger war es jetzt, auf unſerer Hut zu ſeyn. Um fünf Uhr erſchreckte uns das Nothzeichen, welches wir auf der Iphigenia erblickten, aus dem wir doch aber zugleich ſahen, daß ſie keiner unverzüglichen Hülfe bedurfte. Wir näherten uns deſſen ungeachtet, um mit Kapitain Douglas zu ſprechen, und erfuhren von ihm, ſein Fockmaſt habe einen ſo gefährlichen Sprung bekommen, daß man ſogleich auf Mittel denken müſſe, ihn zu retten. Die See lief bei dem heftigen Winde ſo hohl, daß wir ihm keinen Beiſtand leiſten konnten; indeß zogen wir mehrere Segel ein, und ehe es Nacht wurde, ſahen wir, daß man an Bord der Iphigenia die Vorſtenge und Bramſtenge auf das Verdeck gebracht und den Fockmaſt gänzlich abgetakelt hatte.

1788. Januar. Mittlerweile befanden wir uns aber in der dringendſten Nothwendigkeit, ſo viele Segel als möglich zu führen. Die Iphigenia konnte noch ihr Haupt-, ihr großes Ober- und ihr Beſaanſegel führen, weswegen wir, um dieſe Segel gehörig wirken zu laſſen, während der Nacht zwei Striche weiter vom Winde hielten, und die Hoffnung, Nord-Maruna auf der Windſeite zu umſchiffen, gänzlich aufgaben. Es war ſogar zweifelhaft, ob wir jetzt Süd-Maruna unter dem Winde behalten würden, welches als höchſt gefährlich beſchrieben wird, und von dem man die Lage noch nicht beſſer kennt, als die von der nördlichen Untiefe dieſes Namens. Die Nacht hindurch dauerten der heftige Wind und die ungeſtüme See immer fort, und es ſchien, als würde der Iphigenia übel zugeſetzt.

Dieſes Ereigniß war in der That äußerſt beunruhigend. Wir mußten ſehr ſchlechtem Wetter entgegen ſehen, und der ſchadhafte Zuſtand des Maſtes auf der Iphigenia machte unſere Lage noch mißlicher. Der geringſte neue Schaden, den er bekam, konnte uns nöthigen, bis nach Batavia zu gehen, da kein anderer uns befreundeter Hafen in der Nähe war. Hier, wo wir jetzt umhergeſchleudert wurden, droheten uns von allen Seiten gefährliche Untiefen. Dem Lande durften wir uns nicht nähern; denn wie leicht hätten wir dort in eine Lage gerathen können, wodurch die Iphigenia in noch größere Gefahr gekommen wäre! und der Gedanke, ſie in ſo traurigen Umſtänden zu verlaſſen, ward keinen Augenblick in uns rege. Außerdem waren wir nicht ganz ohne Beſorgniß, ſo weit gegen Süden getrieben zu werden, daß wir uns unmöglich an die Küſten von Luzon, von Mindoro oder den Calamianen würden halten können; und in dieſem Falle hätten wir, anſtatt durch die See von Sooloo zu ſchiffen, uns gezwungen geſehen, unſern Weg durch die Straße von Sunda zu nehmen, und, wenn es uns glückte, durch die Meerenge von Makaſſar in das nördliche ſtille Meer zu fahren, widrigenfalls aber wären wir gar genöthigt geweſen, die Südoſtſpitze von Neu-Holland zu umſchiffen, wenn wir die Fahrt durch die Endeavourſtraße nicht wagen wollten. Man denke ſich unſere Unruhe und Angſt bei der bloßen Vorſtellung von einem ſo weiten Umwege!

Das Wetter ward erſt am 26ſten gegen Mittag erträglicher. Wir befanden uns damals in 17° 5′ nördlicher Breite, und 118° öſtlicher Länge. Die ganze folgende Nacht hindurch ſteuerten wir der ſüdweſtlichen Spitze von Nord-Maruna

1788. Januar.

zu, und zwar mit ſo vielen Segeln, als die Iphigenia führen durfte. Gern hätten wir unſer Boot zu ihr geſchickt; allein plötzlich ward das Wetter ſtürmiſcher, als jemals, ſo daß wir weder mit unſern Zimmerleuten, noch mit Planken zu Hülfe kommen konnten. Um den Maſtkorb ſahen wir jetzt ein Gerüſt errichtet; doch ging die See ſo hohl, daß wir wegen der mißlichen Lage jenes Schiffes in großer Sorge waren.

Die unaufhörlichen Stöße, die das unſrige von den Wellen erlitt, von denen es hin und her gewiegt ward, benahmen uns alle Hoffnung, unſer Vieh am Leben zu erhalten; und es wurden ſchon ein paar der ſchönſten Ziegen durch das Schwanken des Schiffes plötzlich zu Tode gequetſcht. Wir ſchlachteten alſo heute wieder ein Stück Vieh für unſere Mannſchaft. In der Nacht ſtürmte es ſehr heftig, und die See ſtieg fürchterlich hoch. Wir liefen immerfort ſüdoſtwärts, und legten nur zuweilen bei, um der Iphigenia Zeit zu geben, daß ſie uns einholen könnte.

Dieſes böſe Wetter dauerte bis zum 27ſten, da der Wind ſich in Norden ſetzte, und uns, öſtlicher zu ſchiffen, veranlaßte. Gegen Abend ſprachen wir mit Kapitain Douglas, der uns benachrichtigte, daß der Gipfel ſeines Fockmaſtes ganz morſch wäre, und daß die Zimmerleute nur mit großer Mühe und Schwierigkeit ihre Arbeit fortſetzen könnten, um ihn vor der ſchwer einherrollenden See zu ſichern. Ehe es dunkel ward, ſahen wir indeß eine neue Stenge aufgerichtet und den Maſt wieder betakelt; folglich verſchwand nun auch unſre Beſorgniß, ſüdwärts von Mindoro getrieben zu werden. Gleichwohl hatten wir einen ſo weiten Ocean vor uns, daß es ein viel zu großes Wagſtück geweſen wäre, wenn wir uns mit der Iphigenia auf denſelben begeben hätten, ehe ihr Maſt völlig wieder hergeſtellt oder durch einen neuen erſetzt werden konnte. In dieſer Abſicht beſchloſſen wir, im erſten günſtigen Augenblick die Zimmerleute darüber zu Rathe zu ziehen; und da es unumgänglich nothwendig war, einen Ort auszumitteln, wo wir die Ausbeſſerung vornehmen könnten, ſo fielen wir auf die Spaniſche Niederlaſſung Samboangan (*Samboingan*) an der Südſpitze von Magindanao, als die ſchicklichſte zu unſerm Vorhaben. Ob wir ſie gleich kaum dem Namen nach kannten, und obgleich der Gaſtfreundſchaft der Spanier nicht zu trauen war; ſo entſchied dennoch die Noth, lieber dieſen Ausweg zu wählen, als nach Batavia zu gehen oder an die Küſte von Neuholland zu gerathen.

1788. Januar. Abends kamen wir an einer Menge Felſenkraut und Treibholz vorbei, und befürchteten daher ſehr, daß wir uns in der Nähe von Untiefen befänden. Am folgenden Morgen erblickten wir an der Spitze des Maſtes die Küſte von Luzon, in einer Entfernung von zwölf bis vierzehn Seemeilen, als ein hohes Gebirge. So wie wir uns dem Lande näherten, ward das Wetter ruhig und heiter, und die Wellen legten ſich gänzlich. Die Iphigenia hatte nun ihre Vorſtenge wieder aufgerichtet.

Mittags konnten wir die Sonnenhöhe beobachten; nach derſelben befanden wir uns im 16° 16′ nördlicher Breite, und waren folglich während der letzten vier und zwanzig Stunden einem ſtarken nördlichen Strom ausgeſetzt geweſen. Die vielen einander ganz entgegenlaufenden Strömungen, die wir in ſo kurzer Zeit gehabt hatten, gaben einen unumſtößlichen Beweis von der Gefahr, womit die Schiffahrt in dem Chineſiſchen Meere verbunden zu ſeyn pflegt. Während der längſten Zeit des Nordoſt-Monſuns hat man ziemlich allgemein einen nördlichen Strom längs der Küſte von Luzon bis an das Kap Bolinou (eigentlich Bolinao F.) bemerkt. Dort ſtaucht ihn die große Waſſermenge, welche ſich durch die zwiſchen Formoſa, Luzon und den Babuyanes gebildete Enge ſtürzt, und leitet ihn in die Chineſiſche See, wo er funfzehn bis zwanzig Seemeilen von der Küſte von Luzon eine ſüdliche Richtung bekommt. So lange der Nordoſt-Monſun währt, bleibt auch dieſer ſtarke ſüdliche Strom in jenem Meere, ausgenommen an der Küſte von Luzon; ſein Zug iſt gleichwohl dreißig bis vierzig Seemeilen weit von dieſen Ufern heftiger, als noch näher nach China hinüber; und dies läßt ſich durch die Vereinigung des Waſſers aus jener vorhin erwähnten Enge von Luzon, und der Enge zwiſchen Formoſa und China erklären. Die nach China gehenden Oſtindiſchen Schiffe, welche ſich in der Jahrszeit verſpäten, könnten ſich dieſer Strömungen bedienen, um das Kap Bolinou zu erreichen, von wo aus ihnen eine leichte und ziemlich ſichere Fahrt nach Kanton offen bleibt. Ueberhaupt hat es immer ſehr großen Vortheil, ſich an der Luzoniſchen Küſte zu halten, indem man daſelbſt, außer der nördlichen Strömung, gewöhnlich auch heitere Witterung zu haben pflegt. Ueberdies trift man dort zuweilen veränderliche Winde, und man hat Beiſpiele, daß in der Mitte der Nordoſt-Monſunszeit ein friſcher Südweſtwind gewehet hat.

Unſer

Unſere Furcht gegen Süden getrieben zu werden, dauerte noch fort, als wir zu unſerer größten Freude das Land anſichtig wurden. Gegen Abend entſtand eine Windſtille; aber um neun Uhr bekamen wir einen friſchen Südweſtwind, der uns nöthigte, während der Nacht ab und zu zu kreuzen. Am Lande erblickten wir einige Feuer, welche meiſtens die ganze Nacht hindurch brannten. Am 29ſten, Morgens, waren wir ſechs Seemeilen weit vom Ufer entfernt, welches ſich ſehr gebirgicht und mit Waldung bedeckt zeigte, außer an einzelnen Stellen, wo die Berge ſich abſtürzten. Von den Höhen im Innern ſtiegen große Rauchſäulen auf, woraus wir denn ſahen, daß dieſe Gebirge bewohnt ſind. Wir näherten uns dem Lande bis in die Nacht, fanden aber mit hundert und funfzig Faden keinen Grund. Den 30ſten ſteuerten wir immerfort ſüd- und oſtwärts längs der Küſte in einer Entfernung von ſechs Seemeilen. Jetzt hatten wir mildes, angenehmes Wetter unter dem Schutze des Landes, auf welchem wir noch fortgeſetzte Reihen von hohen, mit Wald bedeckten Gebirgen ſahen. Des Nachts bekamen wir friſchen Weſtwind, und ſteuerten Süd bei Oſten, um Goat-Eiland (oder die Ziegeninſel) ins Geſicht zu bekommen, wobei wir zugleich gegen die angeblich nordwärts von dieſer Inſel gelegenen Untiefen auf unſerer Hut waren. Früh um acht Uhr ſahen wir dieſe Inſel ſechs Seemeilen weit gen Nordoſt bei Norden, indeß die Küſte von Luzon ſich von Nord bei Weſt nach Südoſten erſtreckte und vierzehn Seemeilen von uns entfernt war. Die Beobachtung der Sonnenhöhe zu Mittage gab 13° 45′ nördliche Breite. 1788. Januar.

Die Ziegeninſel (*Goat-island*) iſt von mäßiger Höhe, und dem Anſcheine nach mit reichlicher Waldung verſehen; wir wurden aber keine Zeichen von Einwohnern gewahr. Die Luban-Eilande ſind nichts als bewaldete Berge. Auf den Spaniſchen Karten werden ſie ſo vorgeſtellt, als ob ſie mit der Ziegeninſel durch Untiefen verbunden wären; allein wir konnten im Waſſer nichts Verdächtiges von dieſer Art bemerken, und unſer Senkblei erreichte mit hundert und funfzig Faden keinen Grund.

Wir benutzten das günſtige Wetter, welches wir jetzt genoſſen, um die Schiffe in Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. Die Kanonen wurden aufgepflanzt; man füllte Patronen, und wir trafen überhaupt jede Vorkehrung, welche die Sicherheit in einer

1788. Januar. von Seeräubern ſo ſtark beſuchten See erfordert. Nur noch ganz kürzlich hatten dieſe zwei tüchtige Schiffe gekapert, unter denen der Mai von 300 Tonnen Laſt war, welcher zwanzig Kanonen führte, und von Bengalen nach der Küſte von Borneo gehandelt hatte. Man hörte von den Malayern bloß im Allgemeinen, dieſes Schiff ſey zu Grunde gerichtet worden; aber von der ganzen Mannſchaft entkam kein einziger Menſch, der die nähern Umſtände der Unthat hätte erzählen können. Manches andere Schiff iſt den Seeräubern mit genauer Noth entgangen, und ſelten verläuft ein Jahr, daß nicht etwas von dieſer Art ſich ereignet. Die Proas oder kleinen Fahrzeuge laufen in ſolchen Schwärmen von Magindanao und Sooloo in See, daß ein ſchwaches Schiff ſich kaum in jene Meeresgegenden wagen darf. Dieſe Proas führen hundert, auch wohl hundert und funfzig wohlbewaffnete Männer, und gemeiniglich auch einige ſechs- und zwölfpfündige Kanonen. Haben ſie ein Schiff überwältigt, ſo hauen ſie alles nieder, und die wenigen, die dem Blutbade entgehen, werden zu einer Sklaverei verurtheilt, aus welcher keine Erlöſung iſt. Es vereinigen ſich immer dreißig oder vierzig Proas zu einer Flotte, und man hat ihrer ſogar ſchon hundert verſammelt geſehen. So wenig wir auch beſorgten, daß ſie zwei Schiffe zugleich angreifen würden; ſo unverzeihlich wäre doch die Nachläſſigkeit geweſen, wenn wir uns nicht auf jeden Fall vorbereitet hätten.

Wir benutzten die gegenwärtige vortheilhafte Gelegenheit auch, den Maſt der Iphigenia auszubeſſern, ihr die Mundvorräthe uud andere Bedürfniſſe auszuliefern und ſie in einen guten Vertheidigungszuſtand zu ſetzen. In dieſer Abſicht überlieſſen wir ihr zwei Kanonen mit dem erforderlichen Vorrath von Pulver, Kugeln und andern Kriegsbedürfniſſen, und erhielten dagegen eine Menge Kohlen für die Schmiede, nebſt andern nothwendigen Dingen.

Es entſtanden immer mehr Urſachen, welche es nothwendig machten, daß beide Schiffe ſich trennten, ſobald wir nur die gefährliche Fahrt in dieſer See zurückgelegt hätten und eine gute Gelegenheit dazu fänden. Wenn aber auch keine andere Veranlaſſung geweſen wäre, ſo hätte die Felice, welche ein weit beſſerer Segler war als die Iphigenia, ſich um dieſer willen immer in ihrem Laufe aufhalten müſſen; und es war doch unumgänglich nothwendig, das Aeußerſte zu thun, damit wir noch die gute Jahrezeit an der Küſte von Amerika benutzen könnten.

1788. Februar.

Abends kamen die Zimmerleute mit dem Bericht von der Iphigenia zurück: ihr Maſt ſey auf keinen Fall für die Reiſe tauglich, und ſie zweifelten ſogar, ob er nur bis nach Samboangan halten würde. Der obere Theil war gänzlich verfault und nur noch von der Bekleidung geſtützt; indeß hatte man gute neue Stücke angeſetzt und ſie feſt umwunden.

Bei Sonnenuntergang ſahen wir die Inſel Mindoro zehn Meilen von uns Süd-Oſt bei Oſt liegen. Der Wind wehete ſtark von Oſten, und ſtürmte ſtoßweiſe von den hohen Bergen auf Luban herunter. Während der Nacht führten wir viele Segel, um unter das Ufer von Mindoro zu kommen. Der Wind wehete unabläſſig von Oſten, ſo daß wir unter die Inſeln zu gerathen fürchteten, denen man den Namen Calamianes giebt, und die nicht allein ſehr zahlreich, ſondern ſogar äußerſt gefährlich ſind. Daher wurden die oberen Segel eingereſſt, und ſo viele, als wir führen konnten, aufgeſpannt, mit denen wir denn auch gegen Mitternacht Mindoro glücklich erreichten. Bald nachher fing es an, in heftigen Stößen zu ſtürmen; und da es ſehr gefährlich geweſen wäre, in dunkler Nacht an einer unbekannten Küſte unter Segel zu bleiben, ſo gab man der Iphigenia das Zeichen, abwärts vom Ufer beizulegen. Wir thaten augenblicklich daſſelbe; aber ob ſie gleich unſer Zeichen beantwortete, ſo war ſie doch vorangeſchifft. Während der Nacht ſtürmte es ſtark. Wir warfen beſtändig das Senkblei aus, konnten aber mit hundert Faden keinen Grund finden. Die Einwohner unterhielten nicht allein längs der Küſte hin Feuer, ſondern hatten ſogar auf den Spitzen der Berge verſchiedene angezündet.

Bei Tagesanbruch, den $1^{\text{ſten}}$ Februar, befanden wir uns faſt auf demſelben Platze, wo wir am vorigen Abend beigelegt hatten. Die Iphigenia war beinahe vier Meilen über uns; wir ſetzten aber die Segel auf, und erreichten ſie zu Mittag. Unſre Breite war damals 12° 59′ Nördlich. Die Inſel Mindoro lag uns Süd-Oſt bei Oſt, ſechs Seemeilen entfernt.

Die Nacht war, wie gewöhnlich, ſehr ſtürmiſch; und wir litten überdies von einer ſtarken Strömung, die uns zuwider lief und die See ſo beunruhigte, daß wir für unſere Maſte und Segelſtangen beſorgt waren. Abends zogen wir bei guter Zeit die Segel ein, und wachten ſehr aufmerkſam auf die Klippen, die zwiſchen Mindoro und den Calamianes liegen. Um dieſe zu vermeiden, legten wir dicht unter dem

1788. Februar. Ufer der vorigen Inſel bei. Man giebt die Breite des Kanals zwiſchen Mindoro und dieſen Untiefen auf drei Meilen an. Die Feuer ſchienen an den Abhängen der Berge am zahlreichſten zu ſeyn, und loderten die ganze Nacht hindurch.

Um neun Uhr am folgenden Morgen ſahen wir die Calamianes von Süd-Weſt nach Süd-Oſt, ſechzehn oder ſiebzehn Seemeilen abwärts. Das Wetter war günſtiger geworden, und wir wünſchten einander gegenſeitig Glück zu dem Eintritt in dieſe Durchfahrt, indem die ſtarken öſtlichen Winde uns ſowohl Süd-, als Weſtwärts von den Calamianes hätten treiben und uns zwingen können, längs der Küſte von Palawan zu ſegeln, wodurch unſer Eintritt in die See von Sooloo bei dieſer Jahreszeit ebenfalls ſehr unſicher geworden wäre. Wir ſahen nun ein, wie vortheilhaft es für uns war, daß wir uns, ſo oft es die Winde geſtatteten, an die Philippiniſchen Küſten gehalten hatten. Die ſteten Nordöſtlichen und Oeſtlichen Winde erſchwerten uns indeß dieſes Bemühen, da ſie uns nöthigten, beſtändig ſehr viele Segel zu führen.

Kapitain Douglas benutzte dieſe Gelegenheit, um uns zu ſagen, daß der Scharbock ſich unter ſeiner Mannſchaft zu zeigen anfinge. Der Zimmermann, zwei Quartiermeiſter und einige Matroſen waren ſchon krank; an einigen Andern zeigten ſich beunruhigende Symptome, als geſchwollene Beine und ſtockendes Zahnfleiſch. Man verordnete ihnen ſogleich eine Veränderung der Koſt, und ließ ihnen Sproſſenbier brauen, das ſie anſtatt des Branntweins bekommen ſollten. Wir ſchickten ihnen einige Körbe voll Orangen, deren heilſame Eigenſchaft bei dieſer Krankheit wohl bekannt iſt; auch gebrauchte man unverzüglich alle andere antiſkorbutiſche Mittel, um das weitere Umſichgreifen des Uebels im Anfange zu verhindern, da es ſpäterhin ſo traurige Folgen haben mußte.

Wir ſpürten jetzt die zunehmende Hitze des Wetters auf eine ſehr empfindliche Art, da bei unſrer Abreiſe von China die Kälte noch durchdringend geweſen war. Dieſer ſchnelle Wechſel und der Thau, der Morgens und Abends fiel, hatten zwar nachtheiligen Einfluß auf die Geſundheit; aber doch ſetzte es uns in Erſtaunen, daß Leute, die erſt ſeit ſo kurzer Zeit vom Lande weg waren, wo ſie friſche Nahrungsmittel und Pflanzenſpeiſen im größten Ueberfluſſe genoſſen und in verſchiedenen Monaten gar kein geſalznes Fleiſch gekoſtet hatten, nun ſchon ſo früh auf ihrer Reiſe ſo heftige An-

1788. Februar.

griffe von dem Scharbock litten, zumal, da wir in Rückſicht der Speiſen die größte Sorgfalt beobachteten. Das geſalzene Fleiſch ward nehmlich jederzeit wohl eingeweicht, und Bohnen und Reis einen Tag um den andern abwechſelnd gekocht. Die Mannſchaft erhielt Thee und Zucker zum Frühſtück, ſie bekam Waſſer in Ueberfluß, und man wendete alle Sorgfalt an, um Reinlichkeit unter ihr zu erhalten. Es ward niemanden erlaubt, auf dem Verdecke zu ſchlafen, damit die Wirkungen des ungeſunden Thaues vermieden würden; auch durfte der Branntwein nie unvermiſcht getrunken werden, — ein Umſtand, der für Seeleute von der äußerſten Wichtigkeit iſt. Dieſe Vorſorge ſollte in Rückſicht auf die Matroſen, welche die Reiſe nach Indien ſchon mehrmals gemacht haben, billig verdoppelt werden, weil ihr Blut dadurch zu dieſer ſchrecklichen Krankheit geneigter wird.

Wir ſteuerten während der Nacht an den Ufern von Mindoro. Die obern Segel waren ganz eingerefft; und da wir ſehr ſtürmiſches Wetter hatten, ſo warfen wir oft das Senkblei aus, konnten aber mit hundert Faden keinen Grund finden, ob wir gleich nur vier Seemeilen vom Lande waren. Den 3ten Februar, Morgens, verloren wir Mindoro aus dem Geſicht; und zu Mittage ſahen wir die Inſel Panay von Nord-Oſt bei Oſt, nach Süd-Oſt neun Seemeilen weit von uns liegen. Das Wetter ward bei einem Nordoſtwinde wieder gemäßigter. Die Breite war zu Mittage 12° 53′ Nördlich.

Die Inſel Mindoro hat einen anſehnlichen Umfang, und iſt zum Theil ſehr gebirgicht. Nach den vielen Rauchſäulen, die wir während des Tages von Thälern und Bergen aufſteigen ſahen, und nach den Feuern, die ſich die Nacht hindurch erhielten, iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß ſie eine zahlreiche Bevölkerung hat. Einige Theile, die wir näher betrachten konnten, ſchienen ſehr reizend; es waren weite Wieſen mit dem ſchönſten Grün bekleidet, von Silberbächen durchſtrömt und mit Wäldchen bewachſen, die durch Kunſt oder Natur ſo angelegt waren, daß ſie Landſchaften von großer Schönheit bildeten, welche eine Zierde der bebauetſten Gegenden von Europa ſeyn würden.

Den folgenden Tag erreichten wir die Inſel Panay. Die Breite war Mittags 10° 36′ Nördlich. Unſere Entfernung vom Lande betrug nur vier Engliſche Meilen, und deſſen ungeachtet fanden wir zu unſerm Erſtaunen mit achtzig Faden

1788. Februar.

keinen Grund. Am Abhange der Hügel erblickten wir zahlreiche Dörfer, und das ganze Land bildete eine üppige Ausſicht. Die Wohnungen ſchienen von einer ſehr guten Bauart und regelmäßig angeordnet. Die grünenden Hügel und ihre ſanften Gehänge ſchmückte mancher Bach, der in die Ebene herunterfloß und ſich daſelbſt um die wohlangelegten Pflanzungen zog, oder ſich durch ſie hinſchlängelte. Das Ganze zeigte uns Naturgemälde, welche mit denen am geſtrigen Tage wetteiferten und bei dem herrlichen Wetter noch weſentlich gewannen.

Unſere Augen durchliefen den maleriſchen fruchtbaren Anblick mit der lebhafteſten Freude. Wir waren zuweilen nicht einmal drei Engliſche Meilen vom Ufer entfernt, das hier einen ſchönen ſandigen, von Kokospalmen beſchatteten Strand bildete. Im Schatten dieſer Bäume ſuchten jetzt die Einwohner in zahlreicher Menge Schutz vor der ſengenden Tageshitze, und beſchäftigten ſich mit allerlei Arbeiten. Es that uns leid, daß wir nicht Zeit hatten, hier vor Anker zu gehen, um uns in eine Unterredung mit ihnen einzulaſſen. Uebrigens machten wir noch die Bemerkung, daß uns längs dieſer ganzen Küſte, ſo weit wir ſie befuhren, nicht ein einziges Kanot oder ein Fiſcherkahn begegnete.

Während dieſer Zeit entdeckte man an Bord der Felice einen Aufruhr, den wir indeß glücklicherweiſe mit ſanften Mitteln dämpften, ehe er ſich noch unter der ganzen Mannſchaft ausgebreitet hatte. Um aber dieſen Vorfall doch mit einiger Ahndung zu belegen, ward er umſtändlich in das Tagebuch des Schiffes (*logbook*) eingetragen.

Ich möchte es überhaupt als eine ſehr nützliche Maaßregel vorſchlagen, daß man auf einer langen Reiſe die beſonderen Umſtände von dem guten oder ſchlechten Betragen der Mannſchaft, ſo wie ſie ſich zutrügen, in dem Tagebuche aufzeichnete. Eine ſolche Einrichtung würde die beſten Folgen haben. Auf einen jeden Menſchen, der nicht gänzlich verderbt iſt, muß die Schande mehr oder weniger wirken, was auch ſein Rang oder ſeine Beſchäftigung im Leben ſeyn mag; und hat ſie keine Gewalt mehr über ihn, ſo wird auch ſelbſt die ſtrengſte Strafe nur ſo lange Einfluß haben, als er den Schmerz empfindet. Ich bin feſt überzeugt, daß mancher Matroſe, der den augenblicklichen Schmerz einer Leibesſtrafe gering achten würde, bei aller Rauhigkeit des Seelebens, und bei der Fühlloſigkeit, die man ſeinem

Charakter zuſchreibt, ſich gleichwohl von einem unſchicklichen Betragen, durch die Furcht es im Schiffstagebuch aufgezeichnet zu ſehen, zurückhalten lieſſe.

1788. Februar.

Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, zu beklagen, daß die Strafgeſetze gegen die verordnungswidrige Aufführung der Matroſen, auf Kauffartheiſchiffen ſo unwirkſam ſind. Es gereicht der Nation, die in Schiffahrt und Handel die erſte auf der Erde iſt, zur Schande, daß ſie noch immer kein feſtgeſetztes Syſtem hat, nach welchem der Gehorſam des Matroſen im Handelsdienſt ſowohl, als auf der Flotte, abgemeſſen iſt. Wie manches Schiff ging durch die pflichtloſe, unbändige Aufführung der Mannſchaft verloren, und wie oft ward nicht der Zweck einer Reiſe durch eben die Urſache vereitelt! Dennoch ſcheint es nicht, als ob man ſich Mühe geben wolle, einem Uebel zuvorzukommen, das ſo unleugbar zum Nachtheil unſers vaterländiſchen Handels gereicht. Bei andern Nationen ſind Handelsſchiffe den allgemeinen Geſetzen des Seedienſtes mit unterworfen, und es wäre für England von weſentlichen Folgen, dieſes heilſame Beiſpiel nachzuahmen und ein Geſetzbuch zuſammenzutragen, welches dahin abzweckte, eine für den Handel, die Macht und den Glanz des Brittiſchen Staats ſo nöthige Klaſſe von Menſchen, wie die Seeleute, in gehöriger Zucht zu halten.

Drittes Kapitel.

Die an Bord befindlichen Sandwicheiländer erkranken. — Waini ſtirbt. Skizze ihres Charakters. — Verluſt der mitgenommenen Thiere. — Die Inſeln Baſilan und Magindanao. — Die Schiffe gehen an der Küſte von Magindanao vor Anker. Die Zimmerleute begeben ſich mit einiger Bedeckung ans Land, um einen Maſtbaum zu fällen. — Verluſt eines Chineſers. — Es kommen Spanier an Bord, um die Schiffe zu bewillkommnen. Beide Schiffe gehen dem Fort Caldera gegenüber vor Anker. Betragen des Spaniſchen Gouverneurs.

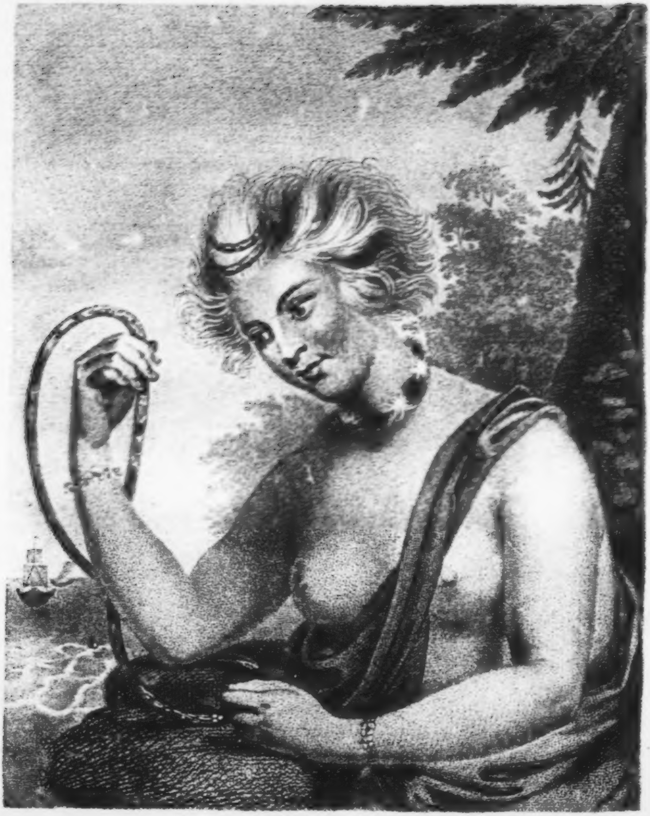
Unſere Freunde von Owaihi hatten während der Fahrt durch die Chineſiſche See gar ſehr gelitten. Der gute Tianna bekam durch ſeine treue Wartung der armen Waini ein Fieber, das ihn, ungeachtet ſeiner menſchenfreundlichen Beſorgniß für

1788. Februar. ſie, eine Zeitlang das Bett zu hüten nöthigte. Der Mann aus dem Nutka-Sunde hingegen, mit ſeinem feſten, für die Dauer gebildeten Körper, erlitt die Unbequemlichkeiten der Reiſe ohne beſondere Klage. Bald ward unſere traurige Vermuthung, daß die unglückliche Waini ihre Verwandten und ihr Vaterland nie wieder ſehen würde, beſtätigt. Täglich ſchwanden ihre Kräfte, und alle unſere Hülfe ſchränkte ſich darauf ein, ihr die Schmerzen der annähernden Auflöſung, die keine menſchliche Macht mehr verhindern konnte, zu erleichtern. Ich darf ſagen, daß wir kein Mittel unverſucht lieſſen, welches die Menſchlichkeit empfahl und unſere Lage ihr zu verſchaffen erlaubte. Schon ſeit einiger Zeit hatte ſie einem lebendigen Geſpenſte geglichen, und endlich verſchied ſie am Morgen des 5ten Februars. Denſelben Mittag ward ihre Leiche den Wellen übergeben, und wir hielten es nicht für ungeziemend, dieſe Beſtattung ihrer irdiſchen Ueberreſte mit den Gebräuchen einer Religion zu beehren, die ihre liebreiche Arme dem ganzen Menſchengeſchlecht öffnet, von welcher Farbe auch ſeine einzelnen Mitglieder ſeyn, und welche Erdſtriche ſie auch hervorgebracht haben mögen, dem Wilden wie dem Heiligen und Weiſen! Tianna's Betrübniß über dieſen Todesfall war ſo heftig, daß wir eine Zeitlang beſorgten, die Lebhaftigkeit ſeiner Gefühle möchte ſeiner Geſundheit gefährlich werden, da ſein Körperbau in einem vorzüglichen Grade jene Zartheit hatte, wodurch die Vornehmen ſich von dem gemeinen Volk auszeichnen, und die insbeſondere den Großen ſeiner Inſel eigenthümlich iſt.

So ſtarb Waini von Owaihi, einer der Sandwichinſeln. In derjenigen Klaſſe ihrer Landsmänninnen, zu welcher ſie gehörte, waren ihre Tugenden wirklich ſelten, und ſie beſaß zugleich mehr Verſtand, als man in einer rohen, ungebildeten Seele hätte erwarten ſollen. Vielleicht erfährt man gern die Urſache, die das arme Mädchen bewogen hatte, ihre Freunde und ihr Vaterland zu verlaſſen — um beide nicht wieder zu ſehen.

Kapitain Barclay, Befehlshaber des Schiffes, der Kaiſerliche Adler (*the imperial eagle,*) gehörte zu den Abentheurern, die eine ſehr einträgliche Reiſe nach den Küſten von Amerika gemacht hatten. Madame Barclay begleitete ihren Gatten, und ertrug mit ihm zugleich die Arbeit, das Ungemach und alle Abwechſelungen einer ſo langen, oft gefahrvollen Reiſe, die jedoch weder ihrem zarten Bau,

noch



Waini, ou Owaihi

noch der Gemüthsart und Erziehung des ſanfteren Geſchlechtes angemeſſen war. Die liebenswürdigen Sitten der armen Waini gefielen dieſer Dame ſehr, und erregten bei ihr den Wunſch, ſie mit nach Europa zu nehmen. In dieſer Abſicht erhielt ſie von den Verwandten des Mädchens ihre Einwilligung, und nahm ſie unter ihren beſondern Schutz. Bei Madame Barclay's Abreiſe von China nach Europa, mußte aber, wie ich ſchon erwähnt habe, die gute Waini wegen ihrer ſchon weit gegangenen Auszehrung zurückbleiben, um ſich mit den andern Bewohnern der Sandwichinſeln nach ihrem Vaterlande einzuſchiffen. 1788. Februar.

Am Morgen ihres Todes erhielt Tianna, zum Beweiſe ihrer Dankbarkeit für ſeine liebreiche Wartung, aus ihren Händen einen Spiegel, nebſt einer Schüſſel und einer Flaſche vom feinſten Chineſiſchen Porzelian. Dieſen Geſchenken fügte ſie einige andere für ſein Weib, beſonders ein Kleid, einen Unterrock, einen Reifrock und ein Kopfzeug hinzu. Ihr übriges Eigenthum, das in allerlei Sachen beſtand, vermachte ſie ihren Verwandten, und wir legten dieſe Vermächtniſſe in Tianna's Hände nieder, damit er ſie ihren Eltern übergeben ſollte.

Daß der übermüthige Stolz doch kein Lächeln der Verachtung auf die Kleinigkeiten werfe, worin Waini's kleiner Reichthum beſtand! Für ſie waren es Schätze, die ihr nach der Rückkehr in ihr Vaterland eine ſchmeichelhafte Wichtigkeit gegeben hätten. Wenn wir aber bei den Leiden ihrer Seele verweilen, bei dem Gedanken, dieſes Vaterland nie wieder zu ſehen; wenn wir inne werden, wie die fehlgeſchlagenen Hoffnungen eines unſchädlichen Stolzes an ihrem Herzen nagen; — wenn zu dieſen niederſchlagenden Gefühlen ſich die Schmerzen einer unheilbaren Krankheit geſellen, die noch durch das Rollen der Wogen und die Wuth einer ſtürmiſchen See geſchärft werden: dann fühlt die Menſchlichkeit das Elend, das in jedem Erdenwinkel wohnt, und weihet der unglücklichen Waini eine mitleidige Thräne! —

Das ſchlechte Wetter hatte um dieſe Zeit die Anzahl unſers lebendigen Viehes ſehr vermindert, und es blieben uns nur noch ein Stier, eine Kuh und ein Kuhkalb von unſerer ganzen Heerde übrig. Die Ziegen waren ſämmtlich, bis auf zwei, umgekommen.

Bei Sonnenuntergang, am fünften Februar, hatten wir Panay beinahe aus dem Geſichte verloren, und früh am folgenden Morgen erblickten wir die hohe, ge-

1788. Februar. birgichte Küſte von Magindanao. Die Berge zeigten ſich jäh abgeſtürzt und vom Gipfel bis an den Rand des Meeres bewaldet. Wir warfen das Senkblei unaufhörlich aus, fanden aber mit hundert Klaftern keinen Grund.

Es hing jezt von unſerer Willkühr ab, geradezu nach Sooloo, oder nach der Spaniſchen Niederlaſſung auf Samboangan zu ſteuern. Wir wählten das Leztere, da es uns nicht rathſam ſchien, ſo weit unter dem Winde hinzuſegeln. Bei den fortdauernden Nord-Oſtwinden befürchteten wir, daß wir Dſchilolo (*Jelolo*) oder gar Neuguinea ſelbſt nicht würden umſchiffen können; daher wollten wir uns lieber von der Küſte von Magindanao nicht entfernen, und es darauf ankommen laſſen, ob wir dort die Hülfe antreffen würden, die unſere Lage erforderte *).

Die Inſel Baſilan, die wir am 7ten um Mittag erblickten, gab uns einen befremdenden Anblick mit ihren vielen kegelförmigen Bergen, von denen einer, welcher die öſtliche Spitze der Inſel bildet, genau wie ein Chineſiſcher Mandarinshut ausſieht, und, als der höchſte unter allen, beſonders auffällt. Die Richtung der Inſel iſt beinahe völlig von Oſten nach Weſten. Um drei Uhr Nachmittags erblickten wir die Enge, welche Baſilan von Magindanao trennt, und in der nächſten halben Stunde hatten wir die Südſpitze von Magindanao umſchifft, und befanden uns zwiſchen beiden Inſeln. In der Mitte des Kanals, der übrigens eine beträchtliche Weite hat, liegen einige kleine Eilande. Wir hatten auf felſichtem Grunde fünf und zwanzig bis dreißig Klaftern Tiefe. Die Südſpitze von Magindanao liegt nach unſerer Berechnung in 6°. 56′ Nördlicher Breite, und die Ufer dieſer Inſel ſind hier überall bis an die See mit Waldung bedeckt.

Um halb vier Uhr überraſchte uns auf eine ſehr angenehme Art der Anblick einer kleinen von Steinen erbauten Feſtung an der Küſte von Magindanao, dicht an einem Flüßchen, ungefähr zwei Engliſche Meilen von der Südſpitze. Etwas weiter oſtwärts lag ein großes Dorf. Wir zogen ſogleich unſere Flagge auf, und ſahen nicht lange hernach auch die Spaniſche Fahne von den Wällen wehen. So zweifelten wir denn nicht länger, daß dieſer Ort Samboangan (*Samboingan*) wäre. Das ganze Fort iſt ein Viereck, und hat an jeder Ecke ein mit Stroh gedecktes Schilderhäuschen; allein, im Ganzen genommen, ſcheint es nur ſchlecht befeſtigt zu ſeyn. Die Wälle ſtanden gedrängt voll von Malayern. Wir mußten wegen der ſtarken Ebbe, die jetzt gegen uns ſtrömte, in elf Faden Tiefe auf Schlammgrund, etwa zwei Engliſche Meilen von dem Fort und nur eine Viertelmeile vom Lande, den Anker fallen laſſen. Das Land war allem Anſchein nach mit undurchdringlichem Walde überwachſen. 1788. Februar.

---

*) Ich habe dieſe und einige ähnliche Stellen beibehalten, weil ſie es ſo anſchaulich machen, wie vielen Schwierigkeiten die Schiffahrt unterworfen iſt, wie oft man in Zweifel kommt wohin man ſich zu wenden habe, und wie wenig man ſelbſt in Gegenden, wo die ſogenannten Monſuns und Paſſatwinde herrſchen, immer auf ihre Dauer und Richtung rechnen kann, wenn man zwiſchen ſo vielen und zum Theil ſo großen Inſeln hinſchifft. Ohne dieſe Rückſicht würden dieſe Details unſern mittelländiſchen Leſern entbehrlich ſeyn. F.

Unſere Boote wurden ſogleich ausgehoben und die Zimmerleute ans Land geſchickt, um die dortigen Holzarten näher zu unterſuchen. Mit Hülfe unſerer Fernröhre ſahen wir die Spaniſche Flagge auf einer andern Feſtung unweit des Dorfes, und zwei Galeeren, die an demſelben vor Anker lagen. Gegen fünf Uhr kam ein kleines Boot an unſer Schiff, das an ſeinem Vordertheil eine weiße Flagge führte. Vier Malayer waren die Ruderer, und brachten uns drei Spaniſche Padres oder Prieſter. Anfänglich ſchienen ſie ſehr zu beſorgen, daß unſere Ankunft ihnen mit Feindſeligkeiten drohte; ſobald ſie aber gewiß verſichert waren, daß wir keine andere, als friedliche Abſichten hätten, ließen ſie ſich unſere Einladung gefallen, kamen an Bord, nahmen einige Erfriſchungen zu ſich, und kehrten dann in das Dorf zurück. Sie gaben uns den guten Rath, unſere Leute nicht einzeln in die Wälder gehen zu laſſen, wo es von Malayern wimmelte, die auf dem Sprunge ſtehen würden, uns auf alle Art und Weiſe Schaden zuzufügen. Dieſer freundſchaftlichen und wichtigen Anweiſung gemäß, ſchickten wir ſogleich den Befehl an Bord der Iphigenia, die etwa eine (Engliſche) Meile von uns vor Anker lag, ihre Leute vom Lande abzurufen. Um ſechs Uhr kehrten die Zimmerleute zurück, und berichteten, daß man alle Arten von Bauholz, deren wir bedürften, hier antreffen würde.

Früh am folgenden Morgen fertigten wir einen Officier mit einer ſtarken Bedeckung und mit den Zimmerleuten ab, um einige tüchtige Bramſegelraaen und andere Bäume für die Felice zu ſchneiden. Von der Iphigenia mußte ein ähnliches Kommando ausgehen, um einen neuen Fockmaſt zu fällen. Mittlerweile lieſſen wir die Schaluppe den Kanal mit dem Senkblei unterſuchen, und fanden, daß der

1788. Jänner. Grund ſehr felſicht und ungleich war, da die Tiefe ſich in geringen Entfernungen plötzlich von fünf zu zehn und zu dreiſſig Faden veränderte.

Denſelben Mittag kehrten die Zimmerleute, nachdem ſie ihren Auftrag glücklich ausgeführt hatten, an Bord zurück; indeß mit dem Verluſte eines Chineſers, der ſich wahrſcheinlich, nach dem Berichte des Officiers, im Walde verlaufen haben und den Malayern in die Hände gefallen ſeyn mochte. Eine zahlreiche Bande dieſer Wilden, die nach ihrer Art wohl bewaffnet waren, ſchwärmte um den Platz, wo die Zimmerleute arbeiteten, und es läßt ſich alſo kaum bezweifeln, daß der arme unglückliche Mann von ihnen ergriffen worden iſt, da wir nie weiter ein Wort von ihm gehört haben.

Um ein Uhr kam ein großes Boot von dem Gouverneur, der in dem Dorfe wohnt, um uns zu unſerer Ankunft Glück zu wünſchen und uns zu einem Feſte einzuladen, das er gaſtfrei für uns bereitet hatte. Der Officier, der uns die Einladung brachte, beſtätigte das, was wir ſchon durch den Prieſter von dem treuloſen Charakter der Eingebornen wußten, und empfahl uns aufs dringendſte, ſo oft wir Leute ans Land ſchickten, ja keine Vorſicht zu vernachläſſigen. Er ſetzte hinzu, das Bauholz, welches wir bedürften, könnten wir bequemer und ſicherer in der Nähe des Dorfes bekommen, welches überdies noch den Vortheil hätte, daß ein Bach vom ſchönſten Waſſer daneben flöſſe, deſſen wir uns ebenfalls bedienen könnten. Von Seiten des Gouverneurs ſetzte er hinzu, daß er ſich ein Vergnügen daraus machte, uns allen Beiſtand, der in ſeinem Vermögen ſtände, zu leiſten.

Hierauf beſchloſſen wir unverzüglich, die Schiffe dem Dorfe näher zu legen; und als um zwei Uhr die Fluth uns günſtig ward, lichteten beide Schiffe ihre Anker, und lieſſen ſie wieder einem großen, ſteinernen Fort gegenüber fallen. Die Baſtionen dieſes Forts, welches la Caldera heißt, ſind kaum hundert Schritte von der See entfernt. Wir begrüßten es mit neun Kanonenſchüſſen, und erhielten ſogleich den Gegengruß zurück.

1788.
Februar.

Viertes Kapitel.

Unſere Aufnahme zu Samboangan. Freundſchaftliches Benehmen des Gouverneurs. Die Spaniſchen Galeeren bedecken unſere Leute, während daß ſie am Lande einen Maſt fällen. — Tianna wird krank, und begiebt ſich an Bord der Iphigenia. — Wir ſchiffen Vieh, u. ſ. w. ein. Der Gouverneur legt einen Beſuch auf den Schiffen ab. Die Felice wird zur Abreiſe fertig. — Einige Nachrichten von Magindanao, von dem dortigen Handel, von den Einwohnern, ihrer Religion und von den Erzeugniſſen des Landes. — Das Dorf Samboangan. Die Macht und Gerechtſame der Spanier daſelbſt. — Reichthümer, die ſich der Gouverneur erwirbt. Beſchreibung eines von ihm gegebenen Balls. Volksſitten. Aſtronomiſche Beobachtungen, Ankerplätze.

Der Gouverneur von Samboangan, welcher Kapitain eines Infanterieregiments zu Manilla war, empfing uns mit der größten Höflichkeit, verſprach uns allen Beiſtand, der nur in ſeinen Kräften ſtände, und verſorgte uns ohne Säumen mit allen Erfriſchungen, welche die Inſel hervorbringt. Drei Prieſter begleiteten ihn; zwei waren noch jung, der dritte aber ein ziemlich alter Mann, der ſeit dreißig Jahren ununterbrochen auf dieſer Inſel wohnte.

Man führte uns in das Fort, welches in einem ſehr verfallenen Zuſtande war. Nach Spaniſcher Sitte bewirthete man uns zuerſt mit Eingemachtem und Liqueurs; hierauf folgte dann eine ſehr wohlbereitete Mahlzeit, wozu man den Major der Landtruppen nebſt anderen Officieren eingeladen hatte. Einige von dieſen Herren waren aus Manilla, andere aus Magindanao gebürtig, und von ſo dunkler Geſichtsfarbe, daß ſie der Schwärze der Afrikaner ſehr nahe kam. Die Prieſter thaten ſich gütlich, und belebten zugleich die Bewirthung dieſes Tages. Sie ſchienen nicht der Meinung zu ſeyn, daß ihr Schickſal ſie zum Büßen und Beten in dieſen Winkel der Erde verſchlagen habe.

Das Flüßchen, welches durch das Dorf hinſtrömt und die Mauern des Forts beſpült, ergießt ſich dann in das Meer; und da unſere Schiffe nicht weit von ſeiner Mündung lagen, ſo konnten wir mit aller Bequemlichkeit unſern Waſſervorrath ergänzen.

Am 10ten Februar ertheilte uns der Gouverneur auf eine ſehr verbindliche Art die Erlaubniß, daß die beiden Galeeren, völlig gerüſtet, die Boote beider Schiffe

1788. Februar. begleiten durften. Wir wollten nehmlich die Zimmerleute ans Land ſetzen, damit ſie einen anderen Baum zum Fockmaſt fällten, weil wir den erſten nicht tauglich befunden hatten. Der Ort, wo man dieſesmal zu landen Willens war, lag ungefähr eine Seemeile von dem Fort. Gegen Mittag gingen die Galeeren unter Segel, und unſere ebenfalls ſtark bemannten und bewaffneten Boote ſtießen zu gleicher Zeit von uns ab. Man hatte uns berichtet, daß die Malayer in großen Haufen beſtändig auf der Lauer ſtänden, entweder um den Leuten etwas zu ſtehlen, oder um einzelne Menſchen, die ſorglos umherſtreiften, aufzufangen und in die Sklaverei zu führen, aus welcher ſie ſelten oder niemals entkämen. Dieſe Nachricht bewog uns, ſolche Anſtalten zu treffen, daß wir unſer kleines Vorhaben ohne weſentliche Unterbrechung von ihrer Seite ins Werk ſetzen könnten. Gegen neun Uhr kehrten unſere Kommandos mit einem vortreflichen Stamme zurück, ohne einen Feind geſehen zu haben. Mittlerweile gingen unſere anderweitigen Beſchäftigungen ihren ununterbrochenen Gang fort, und wir machten allerlei Vorkehrungen zu der Fortſetzung unſerer Reiſe.

Wir verabredeten hier nunmehr unſere Trennung. Es hätte noch einige Tage gewährt, ehe die Iphigenia in ſegelfertigem Stande geweſen wäre, und auch dieſe kurze Friſt mußte uns wegen der ſpäten Jahrszeit wichtig ſeyn. Die Felice war bereits mit allem Erforderlichen verſorgt, und wir machten uns daher fertig, ohne weiteren Verzug Samboangan zu verlaſſen. Tianna und der Mann von König Georg's Sund, Komekela, waren ſeit Waini's Tode die einzigen Fremden an Bord der Felice. Die übrigen befanden ſich auf dem andern Schiffe, wohin wir nunmehr auch den liebenswürdigen Fürſten von Atuai abgehen lieſſen, weil die Iphigenia auf ihrer Fahrt ſeine vaterländiſchen Inſeln zuerſt berühren ſollte. Komekela blieb bei uns, indem ſein Vaterland das Ziel unſerer eigenen Reiſe war.

Den guten Tianna hatte der Kummer bei Waini's Hinſcheiden ſo heftig angegriffen, daß ſeine Geſundheit merklich darunter litt. Sein Fieber dauerte fort und vereitelte alle unſere Bemühungen, ihn davon zu befreien. Das Schickſal, das ſeine unglückliche Landsmännin auf ewig ihrem Vaterlande und ihren Verwandten entriſſen hatte, erweckte ſein ernſtes Nachdenken. Wahrſcheinlich genug, fühlte auch er zu Zeiten die betrübte Möglichkeit, daß ſein Ohr die ſüßen

1788. Februar.

Namen Vater und Gatte vielleicht nicht mehr hören würde, und daß er vielleicht, wie Waini, ein frühes Grab im Schooße der Wellen finden möchte. Wir übergaben ihn daher der ſorgſamen Pflege des Kapitain Douglas, indem wir hofften, daß der Aufenthalt am Lande bis zu ſeiner Abreiſe, und die Neuheit der Gegenſtände um ihn her ſein Uebel lindern und ſeine Lebensgeiſter auf den Verfolg der Reiſe hinlänglich ſtärken würden.

Noch an demſelben Abend erhielten wir vier ſchöne Büffel an Bord, nebſt einem Vorrath von Gras und Piſangſtämmen für ſie und unſer übriges Vieh. Außerdem legten wir einen Vorrath von Reis, Gemüſekräutern und Früchten ein, und verſahen uns mit einer Anzahl wohlbeleibter Schweine, um unverzüglich unter Segel gehen zu können; doch dies mußten wir wegen des eben aufſteigenden Südoſtwindes und des dunklen, unſicher ſcheinenden Wetters bis zum Morgen aufſchieben.

Wir benutzten dieſe Gelegenheit, dem Gouverneur unſere Dankbarkeit für ſeine freundſchaftliche Fürſorge zu bezeugen, und ſchickten einen Officier an ihn ab, der ihm dieſe Geſinnungen zu erkennen geben und ihm auch eine Einladung zur Mahlzeit an Bord auf den folgenden Tag überbringen mußte. Er verſprach uns ſogleich, zu kommen, und erwiderte unſere Höflichkeit dadurch, daß er uns auf den Abend noch zu einem Ball einladen ließ, wovon wir in der Folge einige Nachricht geben werden.

Zur geſetzten Zeit machten uns der Gouverneur, die drei Prieſter und der Major der Landtruppen den verſprochenen Beſuch. Wir gaben uns alle erſinnliche Mühe, ihn gut zu bewirthen und ihm zu zeigen, daß wir die uns erwieſene Freundſchaft anerkennten. Die ehrwürdigen Herren waren an Bord ſo aufgeräumt, wie wir ſie am Lande geſehen hatten, und ſtimmten darin überein, daß nichts ſo wirkſam ſey, die Scheidewand niederzureißen, welche Verſchiedenheit religiöſer Meinungen errichtet hat, als die Freuden des Weins und der Tafel. Unſere Gäſte verlieſſen uns mit den herzlichſten Ausdrücken der Zufriedenheit über ihre gute Aufnahme.

Um vier Uhr ward uns die Fluth günſtig, und es ſtieg ein friſcher nördlicher Wind auf. Wir wollten unſern Anker lichten, fanden aber zuletzt, daß er unglücklicherweiſe ein Felſenſtück gefaßt hatte. Trotz aller Anſtrengung konnten wir ihn nicht davon losmachen; im Gegentheil riß das Tau, indem wir es hart anzogen, entzwei, und der Anker war unwiederbringlich verloren. Das Schiff ging ſogleich

1788. Februar. unter Segel, und als es bei der Iphigenia vorbeikam, erſchallte der dreimalige Abſchiedsruf von ihrer Mannſchaft, den wir unverzüglich erwiderten.

Unſer kurzer Aufenthalt zu Samboangan erlaubte uns nicht, dieſe Niederlaſſung anders, als aus den allgemeinen Nachrichten, die wir von Andern einſammelten, kennen zu lernen. Da indeß dieſer Ort ſo ſehr außer dem gewöhnlichen Wege der Schiffahrt und des Handels liegt, ſo will ich nicht anſtehen, die Nachrichten, welche mir der alte Pater gab, hier mitzutheilen. Alles wohl erwogen, ſcheint es faſt, als ob man ſich auf die Glaubwürdigkeit eines Mannes verlaſſen könne, der ſo lange ununterbrochen auf der Inſel geweſen iſt.

Die Inſel Magindanao hat eine anſehnliche Größe; ihre Breite beträgt nämlich 120, und ihre Länge 160 Engliſche (24 und 32 Deutſche) Meilen. Der Boden iſt ungewöhnlich fruchtbar. Im Innern der Inſel umſchließen mehrere hohe Gebirgsketten weitläuftige Ebenen, auf deren fetten Weiden ſich zahlreiche Heerden von Hornvieh aufhalten. In manchen Gegenden findet man auch tiefe Thäler, wo ſich während der naſſen Jahrszeit große Gießbäche von dem Gebirge ſtürzen und ſich mit Ungeſtüm einen Weg zum Meere bahnen. Der Regen und die auf den Ebenen ruhenden Dünſte ſammlen ſich in ſchlängelnde Bäche, welche in ihrem Lauf eine Menge anderer Flüßchen aufnehmen, und ſich zuletzt als anſehnliche Ströme in das Meer ergießen.

Gegen die Mitte der Inſel hin liegen einige ziemlich beträchtliche Landſeen, von denen wir indeß weiter nichts Beſonderes erfuhren, als daß an ihren Ufern gewiſſe Stämme von eingebornen Wilden wohnen, die ſich größtentheils dadurch nähren, daß ſie an den Bewohnern der Seeküſte Räubereien verüben. Dieſe Stämme halten ſich für frei und unabhängig vom Sultan von Magindanao. Sie ſind von einem wilden, unverſöhnlichen Naturell, und führen immerwährenden Krieg mit den Mohamedanern, die den größten Theil der Einwohner ausmachen. Dieſe Leute, welche man Hillunas (*Hilloonas*) nennt, haben keine Religion, ſondern leben in dem Zuſtande der tiefſten Unwiſſenheit und Barbarei*).

Der

---

*) Andere Reiſebeſchreiber, wie z. B. Forreſt, nennen dieſes Volk Illanon. F.

Der Oberherr von Magindanao iſt ein mächtiger Fürſt, und hat verſchiedene geringere Anführer unter ſich, die ihn als ihr Oberhaupt anerkennen; doch giebt es auch andere, die ihm den Gehorſam verſagen und daher beſtändig in Krieg mit ihm verwickelt ſind. Auch die Spanier maßen ſich ein Recht auf die Oberherrſchaft der ganzen Inſel an; allein dieſe leere Behauptung widerlegt ſich von ſelbſt, da die Inſel, ungeachtet ſie Forts und Niederlaſſungen auf ihr beſitzen, doch keinesweges ihrer Botmäßigkeit unterworfen iſt. Uebrigens läßt es ſich aber nicht läugnen, daß der Friede nicht zu den Glückſeligkeiten von Magindanao zu gehören ſcheine.

1788. Februar.

Die Stadt Magindanao liegt auf der Südoſtſeite der Inſel an einem für kleine Fahrzeuge ſchiffbaren Fluſſe, und treibt einen anſehnlichen Handel mit Manilla, Sooloo, Borneo und den Molukken. Die Ausfuhr beſteht in Tabak, Reis, Wachs und Gewürz, wogegen man grobe Baumwollentücher von Koromandel, Chineſiſche Waaren und Opium erhält. Ehemals ward die Stadt von kleinen Europäiſchen Fahrzeugen beſucht; allein ſeit langer Zeit haben ſich keine dort eingefunden. Der Gouverneur erzählte uns, die Iphigenia und die Felice wären ſeit vielen Jahren die einzigen Schiffe, die ſich in dieſer Meeresgegend hätten ſehen laſſen.

Die Einwohner von Magindanao bekennen ſich durchgehends zu der Mahomedaniſchen Religion. Nur die Hillunas machen, wie ſchon geſagt, eine Ausnahme; denn ſie leben ohne Religionsbegriffe, ohne beſtimmten Gottesdienſt, in einem Zuſtande von ungezähmter Freiheit. Dieſe werden von den Spaniern *Negros del Monte*, Bergneger, genannt, weil ſie mit den Afrikanern ſowohl in ihrer körperlichen Bildung, als in ihren Sitten, Aehnlichkeit haben. Man hält ſie für die urſprünglichen Eigenthümer von Magindanao, und im Grunde von allen Philippinen. Die ſo genannte *Isla de Negros* (Negerinſel) iſt ganz mit dergleichen Menſchen beſetzt, die daſelbſt in unaufhörlichen Fehden gegen die Spanier leben. Die Mahomedaniſchen Einwohner (von Magindanao) ſind ein ſtarkgebautes, dunkelkupferbraunes Volk, und man hält ſie für ſehr verſchlagene Kaufleute.

Nimmt man an, daß die Hillunas die urſprünglichen Bewohner von Magindanao waren, ſo läßt ſich mit Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß ſie bei den

1788. Februar. Angriffen der Mahomedaner, die ſich im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert wie Heuſchrecken über das öſtliche Inſelmeer ausbreiteten, ſich in die Gebirge flüchteten, um ihre Freiheit zu erhalten. Ihre rohe Unwiſſenheit und ihre barbariſchen Neigungen ſind ihnen ſo zur Gewohnheit geworden, daß ſie keinen Wunſch nach einer höhern Geiſtesbildung, ja vielleicht keinen Begriff davon übrig behalten haben. Die durch ihren Eifer in der Heidenbekehrung ſo berühmten Miſſionarien der Römiſch-katholiſchen Kirche, welche dieſen unmenſchlichen Leuten das Chriſtenthum predigen wollten, wurden ſogleich von ihnen ergriffen und umgebracht.

Die ganze Inſel iſt mit Gehölz reichlich bewachſen, und manche Gegenden an der Küſte hin ſind mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt. An einigen Orten erhöhen die zerſtreuten Gruppen von Bäumen nicht nur die Schönheit des Landes, ſondern tragen, da ſie Hügel und Thäler vor der ſengenden Sonnenhitze decken, auch zur Bequemlichkeit und Anmuth deſſelben vieles bei. Die gewöhnlichſten Arten von Bäumen ſind Tek, Puhn (*poone*) und Lärchenbäume *); allein der koſtbarſte und wichtigſte von allen iſt der Zimmtbaum, den man auf der ganzen Inſel findet, und zwar von ſolcher Güte, daß er dem Ceyloniſchen nichts nachgiebt. Wir erhielten friſch vom Baume genommene Stückchen Rinde zur Probe, die an Geſchmack und Geruch dem beſten Zimmt von Ceylon gleich kamen. Auch war unſer Freund der Pater ſo gütig, uns vierzig junge Pflanzen dieſes ächten Zimmtbaums zu verſchaffen, die wir den Sandwichinſeln beſtimmten.

Man hält die Luft von **Magindanao**, beſonders in der Nähe der See, für ſehr geſund. Die Hitze iſt dort nie ſo drückend, wie man es von einem Lande erwarten ſollte, das mitten im heißen Erdgürtel liegt; und ich erinnere mich nicht, das Thermometer höher als 88°, wohl aber, es bis auf 72° geſunken geſehen zu haben. Die Oſtwinde, die an der vom ſtillen Meere beſpülten Seite herrſchen, kühlen die Luft, und machen ſie angenehm; ja, der Paſſatwind hat hier ſo viel Nachdruck, daß er über die ganze Breite der Inſel hinſtreicht, und ob er gleich unterweges viel von ſeiner Gewalt verliert, ſo bleibt ihm doch noch genug davon übrig, um die Be-

---

*) Tekholz iſt das im öſtlichen Aſien gebräuchliche Bauholz; Puhn iſt mir nicht bekannt; und ob die Gattung, die hier Lärchenbäume genannt wird, dieſen Namen verdiene, und nicht eine von unſeren nordiſchen Lärchen verſchiedene Art ſey, iſt wohl noch die Frage. F.

1788. Februar.

wohner der weſtlichen Küſten mit ſeinem kühlenden Hauche zu erquicken. Das Innere der Inſel iſt ungleich kälter; denn es pflegt oft ein ſchweres Gewölk in Geſtalt dichter, feuchter Dünſte auf den Gipfeln der Gebirge zu ruhen.

Der üppigtragende Boden iſt dem Anbau aller Arten von eßbaren Pflanzen angemeſſen. Reis bringt er im größten Ueberfluſſe hervor, und man kauft das Pakul oder 133 Pfund für einen Spaniſchen Thaler. Die Yamswurzel und die ſüßen Patatten gedeihen hier zur höchſten Vollkommenheit. Kokosnüſſe, Pompelmuſe, (*Citrus decumanus*) Mangos, Dſchakas, (*Artocarpus integrifolia*) Piſangs, Orangen, Limonien, kurz alle Früchte, die unter dieſem Himmelsſtriche fortkommen, werden auch hier angetroffen. Die Natur iſt in der That ſehr freigebig gegen das hieſige Volk geweſen, da ſie ihm alle Reichthümer der Wendekreiſe geſchenkt hat, ohne daß es Mühe und Fleiß anzuwenden braucht.

Man findet auf Magindanao auch Goldgruben, die ſehr ergiebig ſeyn ſollen; und höchſt wahrſcheinlich veranlaßte Kenntniß oder Vermuthung von dieſem Umſtande die Spanier zuerſt, hier eine Niederlaſſung anzulegen. Allein die Eingebornen haben keinen Begriff vom Bergbau, und laſſen ihre Minen unbenutzt; daher wird auch, wie man uns verſicherte, wenig oder gar kein Gold gewonnen, ausgenommen was im Herbſte Gießbäche von den Gebirgen herunterwaſchen, welche die Hillunas bewohnen. Dieſe Bergbewohner ſind die eigentlichen Beſitzer der vermeintlichen goldreichen Gegend; allein ihre Anzahl und ihre Entſchloſſenheit legen unüberwindliche Hinderniſſe in den Weg. Ohne heftigen blutigen Widerſtand würden ſie einen Wohnort nicht aufgeben, den ſie ſo lange behauptet haben; und die Macht der Spanier iſt gegenwärtig viel zu unbedeutend, als daß ſie auch nur einen Verſuch wagen könnten, jene zu vertreiben.

Büffel, Kühe, Schweine, Ziegen u. ſ. w. ſind in allen Gegenden der Inſel zahlreich vorhanden; auch giebt es hier eine große und mannichfaltige Menge von Federvieh, nebſt einer Art Enten mit ſchönem ſcharlachrothem Kopfe. Die hieſige Raße von kleinen Pferden iſt wegen ihres Muthes berühmt; allein zu den Arbeiten des Land- und Ackerbaues bedienen ſich die Einwohner hauptſächlich der Büffel.

Die Magindaner kauen durchgehends Betel und Areka; im Gebrauch des Opiums hingegen ſind ſie weit mäßiger, als die übrigen Bewohner der öſtlichen

1788. Februar. Meere. — Die Proas oder Fahrzeuge der Malayen ſind zahlreich, und bilden eine furchtbare Kriegesmacht. Sie führen funfzig bis hundert Mann, und die Folge ihrer unvermutheten Zurüſtungen iſt Blutvergießen und Sklaverei der Einwohner von den wehrloſen Städten und Dörfern, die ſie plötzlich überfallen, oder der unglücklichen Schiffsgeſellſchaft, die in ihre Hände geräth.

Das Dorf oder die Stadt Samboangan liegt am Ufer eines kleinen, ſich unmittelbar ins Meer ergießenden Flüßchens, und iſt von ſchönen Kokospalmenwäldchen angenehm umſchattet. Die Anzahl der Einwohner beläuft ſich ungefähr auf tauſend Seelen, die Officiere, Soldaten und ihre Familien mitgerechnet. In der umliegenden Gegend ſtehen auf zwölf Fuß hohen Pfählen verſchiedene kleine Wachthäuſer. Dieſe ſind immer mit einer Wache beſetzt, welches anzudeuten ſcheint, daß die Spanier mit den Eingebornen in fortwährender Feindſchaft leben.

Die hieſigen Häuſer ſind ſo einfach, wie man ſie gewöhnlich in dem öſtlichen Inſelmeer antrift; ſie ſtehen nehmlich auf Pfählen, ſind von Bambusrohr gebaut und mit Matten bedeckt. Der untere Raum dient als Stall für die Schweine, das Rindvieh und Federvieh; der obere Stock iſt zum Aufenthalt der Familie beſtimmt. Wir erſtaunten nicht wenig, als wir gewahr wurden, daß die Spanier, anſtatt durch ihre überlegene Kenntniß der Künſte und Bequemlichkeiten des Lebens den Eingebornen Nacheiferung und Verlangen nach Vervollkommnung einzuflößen, vielmehr unvermerkt zu den Sitten und Gebräuchen eines Volkes heruntergeſunken waren, auf deſſen Unwiſſenheit ſie mit Verachtung herabſahen. So wenig Vorzüge indeß ihre Wohnhäuſer haben, ſo hat doch ihre Frömmigkeit ſie dahin vermocht, ſich eine anſtändige ſteinerne Kirche zu bauen. Das Fort iſt ein ſchlechter Vertheidigungsort, und, ſo weit wir es beurtheilen konnten — denn die ängſtliche Vorſicht des Gouverneurs verhinderte uns an aller genaueren Unterſuchung — gänzlich in Verfall gerathen. Gegen die Landſeite beſteht die ganze Befeſtigung in einer bloßen Verzäunung, die mit zwei oder drei Kanonen beſetzt iſt. Es wäre folglich nur eine geringe Macht nöthig, um dieſes Fort mit leichter Mühe zu erobern; und ohne allen anderweitigen Beiſtand hätten unſere beiden Schiffe die Spaniſche Herrſchaft über dieſe Niederlaſſung ſehr zweifelhaft machen können. Die Beſatzung beſteht aus hundert und funfzig bis zweihundert Soldaten, Eingebornen von Manilla, von

1788.
Februar.

wo auch der Gouverneur gebürtig iſt. Ihre Kriegszucht war allem Anſchein nach dem Vertheidigungszuſtande ihrer Feſtung völlig würdig.

Samboangan iſt eigentlich die Botanybay der Philippinen, ein Ort, wohin man gewiſſe Miſſethäter verbannt. Wir bekamen zwar keine Delinquenten zu ſehen; allein wir hatten allen Grund zu vermuthen, daß hier einige in engem Verhaft gehalten würden. So unbeträchtlich aber dieſe Niederlaſſung ſcheinen mag, ſo ſoll gleichwohl der Gouverneur während ſeines dreijährigen Aufenthalts dreißigtauſend Thaler gewinnen. Dieſen Vortheil zieht er theils davon, daß er die Beſatzung mit Kleidung und Lebensmitteln verſorgt; theils von dem Handel mit Goldſtaub, Zimmt, Gewürz und anderen verbotenen Waaren.

Das Betragen der Einwohner hatte einen Grad von angenehmer Sittſamkeit, den ſie lediglich dem alten Pater und ſeinem Talente für die Kultur des Geiſtes verdanken. Seine beiden Mitarbeiter im Weinberge des Herrn waren geſchickter, die Sitten des armen Volkes, das ihrer Hut anvertrauet war, zu verderben, als zu beſſern. Der Alte hingegen beſaß jene liebenswürdige, einnehmende Gemüthsart, der es ſo vorzüglich zu gelingen pflegt, wilde Sitten zu zähmen. Es überraſchte uns ſehr angenehm, daß wir hier eine erträgliche Geſellſchaft von Tonkünſtlern hörten, die aus lauter Landeseingebornen beſtand. Vier ſpielten die Violine, zwei den Baſſon, mehrere aber die Flöte und die Mandoline. Dieſes unvermuthete Orcheſter war mit einigen von Händel's auserleſenſten Stücken bekannt, und ſpielte viele Engliſche Tänze und Lieblings- oder Volksmelodien; allein im Fandango hatten die Tonkünſtler es ſo weit gebracht, daß ſelbſt das feinſte Spaniſche Ohr ihnen mit Vergnügen zugehört hätte. Gefühl für die Muſik haben die Malayen mit andern wilden Völkern gemein; ſie beſitzen aber auch die Fähigkeit, in dieſer entzückenden Kunſt einen hohen Grad der Vollkommenheit zu erreichen. Der gute alte Prieſter hatte überdies die meiſten Einwohner im Orte tanzen gelehrt, und ſo verſchaffte man ſich in dieſer entlegenen, unbeſuchten Gegend einen zwiefachen Zeitvertreib, womit ſich die einförmigen Stunden beleben, und die ſchwermüthigen am beſten in Ruhe wiegen laſſen. Den Abend vor unſerer Abreiſe gab uns der Gouverneur, wie ſchon erwähnt worden iſt, einen neuen Beweis ſeiner Höflichkeit und Gaſtfreundſchaft, da er einen Ball ausdrücklich zu unſerm Vergnügen veranſtaltete.

1788. Februar. Gegen acht Uhr Abends kam die Geſellſchaft in der Behauſung des Gouverneurs zuſammen. Die Damen, mit denen ſich eine Anzahl junger Herren aus Samboangan einfand, waren nach der Landesſitte in eine Tracht gekleidet, die der in Manilla ähnlich und wahrſcheinlich auch von dorther entlehnt iſt. Sie beſteht in einem Schleier, der zierlich bis zu den Knöcheln herunterfällt und ſo geordnet wird, daß er wirklichen Schönheiten neuen Reiz giebt, und die Einbildungskraft auch da welche vermuthen läßt, wo die Natur ſie verſagt hat. Nur die Arme ſind unbedeckt; die Falten des Kleides werden ſo gelegt, daß ſie den Buſen halb verrathen, indeß die ganze Figur in aller natürlichen Einfalt ſich dem forſchenden Auge nicht eigentlich entzieht. Die Knöchel und Hände ſind mit goldenen Spangen geſchmückt, die der ohnedies ſchon zierlichen Kleidung einen Anſchein von Pracht ertheilen. Viele von dieſen Frauenzimmern waren ungemein ſchön; und ein gewiſſer ſchalkhafter Blick, der ihnen eigen ſeyn mochte, obgleich der Tanz ihn jetzt belebte, ſchien ihnen neuen Reiz zu geben. Sie tanzten den Fandango in der äußerſten Vollkommenheit; das Menuet ward nicht von ihnen entſtellt, und die Engliſchen Tänze, von denen ſie uns zu Gefallen einige tanzten, hat man wohl eher in unſeren glänzendſten Tanzgeſellſchaften mit weniger Anſtand und Behendigkeit ausgeführt, als es in dieſem entlegenen Winkel der Philippineninſeln geſchah. Wir genoſſen dieſen Zeitvertreib bis Mitternacht, wo die ganze Geſellſchaft mit allem Anſchein von vollkommener Zufriedenheit aus einander ging.

Dieſe ſchuldloſe Art ſich die Zeit zu verkürzen, verdanken die hieſigen Einwohner dem ehrwürdigen Pater, der ſich ſelbſt in ihre Reihen miſchte. Gewiß würde es nicht nur Spanien, ſondern auch der katholiſchen Religion zur Ehre gereichen, wenn man immer ſolche Männer wählte, die, wie dieſer liebenswürdige Geiſtliche, ihre Miſſion zur Quelle des Troſtes und der Glückſeligkeit machten, anſtatt die ſtrenge Zucht und den grauſamen Zwang einzuführen, die mit dem ſanften wohlthätigen Geiſte des Chriſtenthums in offenbarem Widerſpruch ſtehen und nur erheuchelte oder mißverſtandene Bekehrungen veranlaſſen können.

So höflich der Gouverneur auch war, ſo erlaubte er uns doch nicht, unſere aſtronomiſchen Inſtrumente ans Land zu bringen und Beobachtungen damit anzuſtellen; wir ſahen uns daher genöthigt, unter allerlei ungünſtigen Umſtänden am

Bord unſerer Schiffe zu beobachten. Nach einem Medium von mehreren guten Mittagsbeobachtungen iſt die Breite unſeres Ankerplatzes 6° 58′ nördlich, und die Länge nach zwanzig Beobachtungen der Sonnen- und Mondes-Entfernung, die wir mit guten Sextanten angeſtellt haben, 122° 28′ öſtlich von Greenwich. Die Flaggenſtange auf dem Fort war damals Nord ½ Oſt eine halbe Engliſche Meile von uns entfernt. Vor der Feſtung iſt der Ankerplatz unſicher und ſeicht; der Stadt gegenüber findet man einen weit beſſeren auf ſandigem Boden, der zugleich überall, ausgenommen von Südweſten her, wohl geſchützt iſt; doch auch in dieſer Richtung hat der Wind nicht Raum genug, um die Wogen aufzutreiben oder gefährlich zu werden*).

Fünftes Kapitel.

Des Schiffes Felice Abreiſe von Samboangan. — Felicens-Inſeln. — Befehle und Inſtruktionen der Eigenthümer in Betreff der Ausführung dieſer Reiſe. — Sonderbare Veränderung im Naturell der an Bord genommenen Büffel. — Schiffahrt längs Magindanao. — Schnelligkeit der Strömungen. — Rettung bei Providenz-Eiland. — Die Talour-Inſeln und Sanguir. — Anſicht des Nordkaps. — Unmöglichkeit es zu umſchiffen. — Beſtändigkeit der Paſſatwinde im ſtillen Ocean. — Inſel Riou. — Kanal zwiſchen Morintay und Dſchilolo. — Wohlgeruch der Luft. — Umſchiffung der Südſpitze von Morintay. — Offene See.

Den 12ten Februar bei Tagesanbruch hatten wir Samboangan aus dem Geſichte verloren, und ſetzten unſern Lauf längs der Küſte von Magindanao fort. Die am Mittag beobachtete Breite war 6° 34′ nördlich. Zwiſchen Magindanao und Baſilan entdeckten wir zwei kleine Inſeln, vier Meilen in Nord gen Oſten von uns. Sie haben keinen beträchtlichen Umfang, und ſind über und über bewaldet. Da ſie bis jetzt noch in keiner Karte ſtehen, nannten wir ſie Felicens

---

*) Die ſeemänniſchen Bemerkungen, die hier in der Urſchrift folgen, habe ich weggelaſſen, um den Faden der Erzählung nicht auf eine für die meiſten Leſer unangenehme Art zu unterbrechen. Sie enthalten indeß manchen dem Seefahrenden ſehr wichtigen Wink, und ſollen daher im Anhang ihre Stelle finden. F.

1788. Februar. Inſeln. — Während der Nacht hatte uns eine ſtarke Strömung nordoſtwärts geführt; und da wir friſchen Wind hatten, ſo konnten wir bei Sonnenuntergang Magindanao kaum noch unterſcheiden.

Vor unſerer Abreiſe von Samboangan und der daher entſtehenden Trennung von der Iphigenia, wurden dem Befehlshaber dieſes Schiffes, dem Kapitain Douglas, ſeine Verhaltungsbefehle und Inſtruktionen abſchriftlich mitgetheilt, nachdem wir ſchon zuvor, noch ehe wir China verlieſſen, von den Kaufleuten, die zugleich Eigenthümer der Schiffe waren, gemeinſchaftliche Aufträge dieſer Art bekommen hatten. Dieſe Inſtruktionen enthalten eine Auseinanderſetzung, theils von den Bewegungsgründen, theils von der eigenthümlichen Abſicht unſrer Reiſe, und ich kann mit Wahrheit hinzuſetzen, daß darin nicht ein einziger Ausdruck vorkommt, der die Menſchlichkeit beleidigte, oder den Grundſätzen widerſpräche, auf welchen, zur Ehre der Brittiſchen Kaufleute, ihr Handel in allen Welttheilen beruhet. Es läßt ſich von dieſen Befehlen und Anweiſungen ohne Bedenken behaupten, daß jedes ihrer Worte den Geiſt des Wohlwollens und der Gerechtigkeit athmet, und daß ſie jene redlichen Aufmunterungen zu vernünftiger Thätigkeit enthalten, die, in welchem Theile der bewohnbaren Erde man ſie auch anwendet, am Ende jederzeit zur Ehre der Menſchheit und unſeres Vaterlands gereichen müſſen.

Am 13ten Februar ſetzten wir mit leichtem veränderlichen Winde und bei trübem, ſchwülen Wetter unſern Lauf weiter fort, bis wir um ſechs Uhr Abends die Südweſtſpitze von Magindanao aus dem Geſichte verloren. Nicht weit von dieſer Spitze liegt eine kleine ſonderbar geſtaltete Inſel; ſie iſt nämlich ein Berg, deſſen Seiten beinahe ſenkrecht aus dem Meere emporſteigen. In der Nacht regnete es ſehr ſtark; wir ſetzten aber unſern Lauf ſüdwärts und oſtwärts fort, um die Südoſtgegend von Magindanao zu erreichen, die wir am Morgen ziemlich in der Nähe, gebirgicht und vom Gipfel bis an den Strand bewaldet ſahen. So oft wir auch das Senkblei auswarfen, fanden wir doch mit hundert Klaftern nirgends Grund. Mittags waren wir in 6° 2′ nördlicher Breite.

Um dieſe Zeit bemerkten wir, daß eine außerordentliche Veränderung in dem Naturell unſerer Büffel von Samboangan vorging. Dieſe Thiere waren anfangs ſo wild und wüthig, daß wir ſie nur mit der äußerſten Mühe und nicht ohne Gefahr

1788. Februar.

eingeſchifft hatten. Ihre Hörner wußten ſie mit ſo vieler Geſchicklichkeit zu gebrauchen, daß ſogar die Einzebornen von Magindanao es nicht wagten, ihnen in dem neuen Aufenthalte zu nahe zu kommen. Jetzt aber ſchien ihre natürliche Wildheit ſie plötzlich zu verlaſſen; denn ſchon fraßen ſie uns aus der Hand, und waren weniger falſch, als ſelbſt unſer übriges Hornvieh.

Früh am 15ten hatte uns eine ſtarke Strömung ſüdwärts von Magindanao weggeführt, das noch elf Seemeilen weit von uns gegen Norden lag und deſſen ſüdlichſtes hohes Vorgebirge ſich wie eine Inſel zeigte. Schon wünſchten wir uns Glück, daß wir mit ſo geringer Mühe bereits den nördlichen ſtillen Ocean erreicht hätten; allein der ungünſtige Oſtnordoſtwind ſtimmte unſere Freude bald herunter. Um Mittag befanden wir uns in 4° 58′ Minuten nördlicher Breite, und 126° 36′ Minuten öſtlicher Länge von Greenwich. Zu gleicher Zeit erblickten wir, fünf Seemeilen weit von uns in Südoſten, zwei kleine Inſeln. Das Vorgebirge von Magindanao war noch gegen Norden in einer Entfernung von dreizehn Seemeilen ſichtbar.

Die Strömung führte uns jetzt ſchnell gegen Süden, und geſtattete uns nicht, die beiden kleinen Inſeln auf der Windſeite zu umſegeln; wir lieſen alſo, da wir eine freie Durchfahrt zwiſchen ihnen ſahen, mitten zwiſchen ihnen hin. Sie ſind beide hoch und waldig. Sowohl von der Nord- als von der Südſpitze der nördlichſten Inſel erſtreckt ſich eine Klippenreihe eine halbe Engliſche Meile in See; auch liegen noch einzelne Felſen eine Meile weit von der Nordſpitze, beſonders an einzelnen darauf wachſenden Bäumen kenntlich. Mitten zwiſchen beiden Inſeln fanden wir ſechzig Faden Tiefe auf einem rothen und weißen Muſchelgrunde. Kaum waren wir hindurch, ſo wurden wir einen Kanal gewahr, der die ſüdlichſte Inſel noch einmal in zwei beſondere Inſeln trennte. Vier Seemeilen weit gegen Oſtſüdoſten zeigte ſich wieder eine Inſel, welche ebenfalls mit Waldung ganz bedeckt war; und vom Maſtkorbe aus ſahen wir ein gefährliches Felſenrief, das ſich an drei Engliſche Meilen weit von der Südſpitze in See erſtreckt, und mit ſeinen weißen Klippen auffällt. Noch eine andere Inſel lag uns unter dem Winde in Südoſten, acht Seemeilen entfernt.

Da wir uns jetzt in einer Lage befanden, wo uns keine einzige Karte, von allen die wir an Bord hatten, Auskunft gab, ſo mußten wir mit der äußerſten Behut-

1788. Februar. ſamkeit unſern Weg durch dieſes Inſelmeer fortſetzen. Bis zum Nordkap auf der Inſel Morintay hatten wir noch hundert und vier und dreißig Engliſche Meilen in oſtnordöſtlicher Richtung, und bis zur nördlichſten Spitze von Neuguinea, die das Kap der guten Hoffnung heißt, noch vier hundert und ſiebzig Meilen. Nun dauerte aber der Oſtnordoſtwind unveränderlich fort, und wir trieben, nachdem wir jene Inſeln zurückgelaſſen hatten, unaufhaltſam mit der Strömung nach Süden. Unter ſo vielen unvortheilhaften Umſtänden behielten wir wenig Hoffnung übrig, jenes Nordkap von Morintay zu umſchiffen, und mußten ſehr beſorgen, daß irgend ein Zufall uns nöthigen möchte, vor dem Winde durch die gefährlichen Inſelgruppen der Molukken zu ſteuern, welches man für die ſchlimmſte Fahrt in ganz Indien hält.

Noch war indeß nicht alle Hoffnung verſchwunden, daß ſich bei der Nähe der Sonne zum Aequator die Wirkung des Nordoſt-Monſuns etwas vermindern würde. Wogen wir hingegen Schlimmes und Gutes gegen einander ab, und rechneten wir die langen ermüdenden Nächte hinzu, ſo hatte die Fahrt, die uns noch bevorſtand, zumal wenn etwa das Wetter ſtürmiſch ward, viel Ungemach und Gefahr. Die Strömung lief mit der Stetigkeit eines ungeheuren, aber ſchnellen Fluſſes wenigſtens drei Engliſche Meilen in der Stunde, und trieb uns immer weiter vom Winde. Es kam uns auch ſo vor, als ob ihre Schnelligkeit zunähme, je mehr wir uns der Enge von Makaſſar näherten. In der Nacht des 15ten hatten wir ſtarken Wind, bei ungewöhnlich ebener See; dies war ein gewiſſes Zeichen, daß wir uns in der Nähe eines großen Landes befänden. Unſer Lauf ging beſtändig Südoſt gen Süden bei ſtetem Nordöſtlichem Winde. Um beſſer umherſehen zu können, hatten wir die unteren Segel halb aufgezogen: eine Vorſicht, die uns gut zu Statten kam, da wir um Mitternacht bei Mondlicht eine Inſel ganz in der Nähe erblickten, die mit weißem Sande bedeckt und beinahe mit der Waſſerfläche gleich war. Zum Glück hatten wir noch eine halbe Engliſche Meile bis an dieſe gefährliche Sandinſel, ſo daß wir unter dem Winde hin ſegeln konnten. Mit hundert Klaſtern erreichte das Senkblei hier keinen Grund.

Dieſe flachen ſandigen Inſeln, die in der Nähe des Aequators überall umhergeſtreuet liegen, tragen nicht wenig dazu bei, die Schifffahrt in dieſen Gegenden gefährlich zu machen, wobei der Umſtand am ſchlimmſten iſt, daß man keinen Grund findet, der den Seefahrer vor der nahen Gefahr warnen könnte. Wachſamkeit und Vorſicht aller Art ſind folglich in einer finſtern Nacht nicht hinreichend, ihn vor der drohenden Gefahr des Unterganges zu ſchützen. — Die kleine, ſandige Inſel, die wir in der Nacht erblickt hatten, liegt nach unſerer Rechnung in 4° 1′ nördlicher Breite und 127° 10′ öſtlicher Länge, und erhielt von uns den Namen *Providence-island* (Inſel der Vorſehung).

1788. Februar.

Bei Sonnenaufgang am 16ten ſahen wir Land, anfänglich in der Ferne, und Nordweſtwärts, Nachmittags aber in allen Richtungen; und bei Sonnenuntergang war es uns unmöglich, unſere Lage nach irgend einer von unſeren Karten zu beſtimmen. Zwar vermutheten wir, daß das nordnordoſtwärts gelegene Land die ſo genannten Talour-Eilande, und das Weſtliche die Inſel Sanghir wäre. Hatten wir recht gerathen, ſo mußte uns die Strömung gar weit nach Süden geführt haben; und in dieſem Falle war es ungewiß, ob wir das Nordkap würden umſegeln können. Wohin wir ſahen, zeigten ſich uns neue Schwierigkeiten und neue Zweifel.

Den 17ten Februar erblickten wir, zwölf Seemeilen weit in Oſten, das Land. Um Mittag befanden wir uns in 2° 40′ nördl. Breite, und das Nordkap lag uns gegen Oſten, ein wenig nördlich, vierzehn Seemeilen weit entfernt. Wir liefen immer näher darauf zu, weil wir hofften, daß wir einen Landwind bekommen würden; allein um ſechs Uhr Abends waren wir nur noch zwei Engliſche Meilen von der Küſte von Morintay (auch Morotay,) und mußten folglich das Schiff umlegen. Mit hundert Klaftern konnten wir keinen Grund finden. Um Mitternacht gingen wir wieder landwärts, und um zehn Uhr am folgenden Morgen befanden wir uns nochmals dicht an der Küſte von Morintay; allein weder in See, noch in der Nähe des Landes waren wir ſo glücklich, eine für uns vortheilhafte Veränderung des Windes zu verſpüren. Dazu kam noch der Verdruß, daß uns die Strömungen viel weiter unter den Wind zurückgeſetzt hatten, als wir am vorigen Abend geweſen waren. Zur Mittagszeit befanden wir uns in 2° 35′ nördl. Breite. Das Nordkap konnten wir nicht mehr ſehen; es lag aber genau in der Richtung, wo der Wind herkam.

Die Unmöglichkeit unſern Zweck zu erreichen und dieſe Spitze zu umſchiffen, war jetzt offenbar genug, und uns blieb nur unter allerlei Schwierigkeiten die Wahl übrig.

1788. Februar. Wir entdeckten itzt eine enge Fahrt zwiſchen einer kleinen, vier Seemeilen ſüdſüdoſtwärts gelegenen Inſel und zwiſchen Morintay. Auch Dſchilolo (*Jelolo*) war deutlich zu ſehen, und die Nordſpitze dieſes Landes lag nur dreizehn Seemeilen in Südweſten. Zwiſchen dieſer Spitze und der eben erwähnten Inſel zeigte ſich eine weite Oeffnung, und es blieb uns nichts übrig, als durch dieſelbe hin, um die ſüdliche Spitze von Morintay zu ſegeln, anſtatt noch länger mit dem vergeblichen Beſtreben, trotz Wind, Strömung und Wellen das Nordkap zu umſchiffen, unſere koſtbare Zeit zu verlieren. Dabei erwogen wir auch, daß wenn wir uns dieſem Wege anvertraueten, an die Rückkehr nicht zu denken wäre; ja, daß wir auch noch in dieſem Falle an die Untiefen von Dſchilolo und in den tiefen Buſen Tſchiau (*Chiauw*) gerathen könnten, welcher ebenfalls voller Sandbänke iſt, und wohinein der Monſun und die Strömungen unaufhörlich treiben. Dies alles war mehr als hinreichend, uns zu überzeugen, daß zur Ausführung unſeres jetzigen Vorhabens eine niemals nachlaſſende Beharrlichkeit erforderlich ſey.

Dieſen Mittag näherten wir uns alſo der Enge zwiſchen den Inſeln Riou und Dſchilolo, und um vier Uhr Nachmittags ſahen wir ſie offen und breit genug, um hindurch zu ſchiffen; nur lagen einige flache, niedrige, kleine Sandinſeln in der Mitte, die der Schiffahrt hinderlich, wo nicht gefährlich, werden konnten. Wir ſetzten indeß unſern Lauf längs den Ufern der Inſel Riou fort, und näherten uns ihnen bis auf zwei Engliſche Meilen. Bis an den Rand des Waſſers war alles mit Gehölz bedeckt, und nirgends ſahen wir eine Spur von einer Wohnung. Mit vierzig Klaftern fanden wir keinen Grund.

Um halb fünf Uhr ſtiegen die hohen Gebirge von Dſchilolo am Horizont hervor, und zeigten uns unſere kritiſche Lage. Jetzt wäre es der äußerſte Wahnſinn geweſen, wenn wir hätten umkehren wollen. Den Kanal hatten wir zurückgelegt; aber Morintay erſtreckte ſich viel ſüdlicher, als es alle Karten angeben. Auch Riou lag uns im Rücken, und eine tiefe, geräumige Straße, welche zwölf bis dreizehn Seemeilen breit ſchien, bildete ſich zwiſchen den Inſeln Dſchilolo und Morintay. Unter dem Winde von uns lag der große Meerbuſen Tſchiau, und etwa fünf Seemeilen weit von Morintay, in der Straße die wir beſchifften, ſahen wir eine Reihe kleiner, flacher Sandinſeln, die vermittelſt einiger Untiefen zuſammenhingen.

1781. Februar.

Der Mond ſchien hell. Ohne dieſen günſtigen Umſtand hätten wir es nicht gewagt, in der Nacht die Reiſe fortzuſetzen. Wir hatten einen ſtarken Nordoſtwind. Zu beiden Seiten des Schiffes ſtanden Leute mit dem Senkblei, und auf den Segelſtangen ſaßen andere, die ſich nach Brandungen und Gefahren aller Art umſehen mußten. Indem wir vor jenen Inſeln vorüberliefen, ſahen wir die Untiefen in der Entfernung von vier Engliſchen Meilen ſehr deutlich liegen und eine fürchterlich brandende See über ſie hinſtürzen. Wir hatten regelmäßig ſechs, ſieben bis acht Faden Tiefe auf hartem Sande. Mehr nach der Mitte der Straße zu, fanden wir vierzehn, zwanzig und bisweilen dreißig Faden auf demſelben Grunde. Die erwähnten Inſeln erſtrecken ſich gegen fünf Seemeilen in der Richtung von Norden nach Süden, und ſind von Morintay etwa fünf, von Dſchilolo aber acht Seemeilen entfernt. Wir ſind übrigens der Meinung, daß man ſich den zufälligen Gefahren dieſer Durchfahrt noch mehr ausſetzen würde, wenn man zwiſchen den Inſeln und Morintay durchgehen wollte; denn wir bemerkten hier eine ſtarke ſüdwärts gerichtete Strömung. Bei dem allen war es uns leid, daß wir dieſen Weg bei Nacht zurücklegen mußten, und folglich keine Gelegenheit fanden, unſere Leute in Booten ans Land zu ſchicken, damit ſie das Erdreich beſichtigten und ſich allenfalls auch nach Schildkröten umſähen, die ſich gern auf flachen, ſandigen Inſeln aufhalten. Die Luft war, indem wir durch dieſen Kanal ſchifften, mit würzhaften Gerüchen ſtark angefüllt, und es kam uns ſogar ſo vor, als ob wir den beſondern Würzgeruch des Muſkatenbaums unterſcheiden könnten.

Indem wir dieſe Kette von Inſeln und Untiefen verlieſſen, legten wir das Schiff ſo nahe als möglich an den Wind, um uns nochmals der Südſpitze von Morintay zu nähern. Dies gelang uns ſo wohl, daß wir uns bei Tagesanbruch am 19ten nur drei Seemeilen weit davon entfernt fanden. Jetzt ſteuerten wir in dieſer Richtung fort bis Mittag, da wir die Breite in 1° 47′ nordwärts von dem Aequator beobachteten. Am folgenden Tage, um eben dieſe Zeit, hatten wir das Vergnügen, uns bereits ſechzehn Seemeilen weit vom Lande in offener See zu befinden, ſo daß wir es glücklicherweiſe ohne beſondern Zeitverluſt mit dieſer Durchfahrt gewagt hatten, an die wir zu jeder andern Zeit wohl nicht würden gedacht haben. Wir ſahen hier ſchlechterdings nichts, das andere Schiffe verhindern könnte, leicht und ſicher

1788. Februar. denſelben Weg einzuſchlagen, zumal wenn man die nämliche Vorſicht beobachtet, mit deren Beiſtand wir ſo wohl gefahren ſind. Unſere eben angeführten Bemerkungen können übrigens für künftige Seefahrer, welche in dieſe Meeresgegend kommen, von großem Nutzen ſeyn, da wir uns alle erſinnliche Mühe gaben, die verhältnißmäßige Lage der verſchiedenen Landſpitzen getreu und beſtimmt anzugeben*). Die Strömungen, die wir von Magindanao bis hieher beobachteten, liefen immer ſtark nach Süden und Südweſten, und der Wind war unveränderlich Nordoſt geblieben. Auf dieſer ganzen Fahrt haben wir die meiſten Gefahren ſorgfältig erwähnt. Die Südſpitze von Morintay liegt unſeren Beobachtungen zufolge in 1° 40′ N. Br., und 128° O. L. von Greenwich; und das Land, das wir am 16ten ſahen, kann wohl, wie wir ſchon damals vermutheten, kein anderes als die Talour-Eilande und die Inſel Sanghir geweſen ſeyn.

---

*) Dieſe Angaben gehörten nicht für unſere Leſer, und ſind daher aus unſerer Ueberſetzung weggeblieben. F.

Sechſtes Kapitel.

Fortſetzung des Laufs gegen Oſten. — Strömungen, die uns an die Inſel Wagiew (*Wagiou Waygeeuw*) treiben. — Symptome vom Scharbock unter der Mannſchaft. — Der Wind ändert ſich zum erſtenmal, und wird Nordweſtlich. — Wir ſegeln Wagiew und die gefährlichen Tati-(*Tatee*) Inſeln vorbei. — Anſicht der Freewill-Inſeln. Die Einwohner kommen an Bord. Ihre Freude bei Erblickung des Eiſens. Einige nähere Nachrichten von dieſen Inſeln; ihre Länge und Breite, und die ſtarke Strömung in ihrer Nähe.

Es ereignete ſich bis zum 22ſten Februar nichts von Erheblichkeit. Unſer Lauf war Oſtſüdoſt bei ſtetem Nordoſtwinde und ſüdlicher Strömung. Jetzt erblickten wir wieder Land, ſowohl im Weſten als im Oſten. Jenes erkannten wir für einen Theil der Inſel Wagiew*), welche die nördlichſte Seite von der Pittsſtraße bildet; dieſes aber blieb uns räthſelhaft, indem es keine Karte angiebt. Mittags befanden

---

*) In Holländiſchen Karten *Waygeeuw*, in Franzöſiſchen *Waygiou*, in Engliſchen *Vaguiſe*, *Wageevoe*, und in einer Holländiſchen Karte ſogar *Angeuw*. F.

1788.
Februar.

wir uns nur 22 Minuten nordwärts vom Aequator und in 131° 10′ öſtlicher Länge von Greenwich. Augenſcheinlich trieben wir alſo immer mehr unter dem Winde hin, ſo daß wir kaum noch das äußerſte Ende dieſer Inſel, viel weniger Neuguinea zu umſchiffen hoffen durften, wenn der beharrliche Nordoſtwind ſich nicht endlich zu unſerm Vortheil umſetzte.

Unſere Ungewißheit ſtieg aufs höchſte, ohne daß wir uns mit einer günſtigen Veränderung ſchmeicheln konnten. Nur geduldiges Harren ſchien uns übrig zu bleiben, und der einzige Umſtand, der uns dabei aufrecht erhielt, war die ſehr verminderte Gewalt des Windes, wobei indeß die Hitze verhältnißmäßig deſto drückender ward. Am folgenden Tage waren wir um nichts weiter fortgerückt. Die ſehr hohe Küſte von Wagiew, die nur fünf Seemeilen weit von uns lag, beſtand aus getrennten Bergen, die allem Anſchein nach unfruchtbar ſind. Mit jedem Augenblick kamen wir dem Lande näher, ohne deswegen für unſer Ausdauern belohnt zu werden. Einen ganzen langen Monat hatten wir jetzt auf unſerer mühſamen und verwickelten Fahrt zugebracht, und noch waren wir nicht weit gekommen. Die ſchwüle Hitze wirkte auch bereits nachtheilig auf die Geſundheit unſerer Leute, und die Ausſicht zu einer langwierigen Fahrt nach Amerika machte ſie unzufrieden und ſogar mißmüthig. Schon fingen einige Spuren vom Scharbock an ſich zu zeigen, ſo ſtrenge wir uns auch an die vortrefliche Vorſchrift hielten, die Kapitain Cook mit ſo glücklichem Erfolg entworfen und auf ſeinen Schiffen ſelbſt beobachtet hat. Wir verdoppelten unſere Wachſamkeit gegen dieſen furchtbaren, innerlichen Feind; allein es ſteht dahin, ob der Erfolg unſerem Bemühen und unſeren Erwartungen entſprochen hätte, wenn nicht eine Veränderung, die der Mannſchaft friſchen Muth einflößte, noch am heutigen Tage eingetreten wäre. Um vier Uhr Abends (den 23ſten Februar) als wir drei Seemeilen vom Lande entfernt waren, ſtieg plötzlich ein Nordweſtwind auf, und begünſtigte unſern Lauf ſeit der Abreiſe von Samboangan zum erſtenmal. Wir ſaumten keinen Augenblick, uns dieſen glücklichen Umſtand zu Nutze zu machen, ſpannten alle Segel auf, und richteten das Schiff gen Nordoſten, ſo, daß wir bei Sonnenuntergang Wagiew weit im Rücken hatten.

Vor uns erblickten wir zwar ebenfalls Land, welches ſich vereinzelt und getrennt, wie eine Gruppe von Inſeln, anließ; allein es hielt uns nicht ab, die ganze Nacht

1788. Februar. hindurch gerade darauf loszuſteuern, und ſo befanden wir uns denn bei Tagesanbruch, am 24ſten, nur noch drei Seemeilen weit davon entfernt. Jetzt erkannten wir deutlich, was wir den Abend zuvor nur vermuthet hatten: daß es mehrere ganz flache, mit Waldung völlig bedeckte und mit Untiefen und Felſenriefen umgebene Inſeln waren, die ſich etwa fünf Engliſche Meilen weit von einander bis auf eine ziemliche Entfernung erſtreckten. Sie liegen in 0° 20′ Nördlicher Breite, und 132° 2′ öſtlicher Länge von Greenwich. Es ſcheint ſehr gefährlich, ihnen, zumal des Nachts, zu nahe zu kommen, da ihr Anblick den Seemann verführen könnte, zwiſchen ihnen durchſegeln zu wollen, wobei er aber mit ſeinem Schiffe unfehlbar zu Grunde gehen müßte. Da wir dieſe Inſelgruppe in den Karten nirgends verzeichnet fanden, ſo nennten wir ſie die Tati-Inſeln (*Tatee-isles,*) nach dem Worte, welches die wenigen Einwohner, die ſich dem Schiffe ſo weit näherten, daß man ſie hören konnte, unaufhörlich wiederholten.

Zwiſchen den Riefen ſahen wir einige Kanots rudern. Zwei, von denen jedes fünf Eingeborne führte, kamen unſerm Schiffe nahe; und die darin befindlichen Leute ſchrieen mit der größten Heftigkeit: Tati, Tati! Aber alle Verſuchungen von unſerer Seite bewogen ſie nicht, dicht herbei zu kommen, ob wir gleich mancherlei in die Höhe hielten, von dem wir vermutheten, daß es ſie wahrſcheinlich zu näherem Verkehr mit uns locken würde. Sie ſahen das Schiff mit augenſcheinlicher Verwunderung an, und ihre mancherlei poſſierlichen Grimaſſen ſchienen zu beweiſen, daß ihnen noch nie etwas Aehnliches zu Geſichte gekommen ſeyn könnte. Dem Anſehen nach waren ſie mit dem Volke von Papua von einerlei Stamm (*race*); ſie hatten wollichtes Haar, eine vollkommen ſchwarze Farbe, und die Geſichtszüge der Afrikaniſchen Neger, aber dabei einen ſtarken und muſkulöſen Bau. Sie hielten lange, mit Knochen zugeſpitzte Speere in den Händen, und von Zeit zu Zeit drohten ſie uns damit.

Ihre Kanots waren von ganz eigener, bemerkenswerther Bauart, ſehr lang und ſchmal, und an einer Seite mit einem Ausleger balancirt, zwiſchen welchem und dem Kanot ein Netz von ſtarken Schnüren aus Kokosfaſern befeſtigt war. Auf dieſes Netz, welches eine Fläche vorſtellte, legten ſie ihre Waffen, ihr Fiſchergeräth u. d. gl. Wir hätten ſehr gewünſcht, unſere Boote hier ans Land zu ſchicken; allein

da

da wir wegen der Untiefen das Schiff nicht nahe genug bringen konnten, um ſie zu 1788.
beſchützen, ſo wäre es die äußerſte Unvorſichtigkeit geweſen, wenn wir unſere Leute Februar.
der Gefahr ausgeſetzt hätten.

Gegen Mittag ward, zu unſerer größten Freude, der Nordweſtwind ſtärker; wir verlieſſen alſo die Tati-Inſeln, und ſetzten unſere Fahrt in nordöſtlicher Richtung, die uns ſo ſehr am Herzen lag, weiter fort. Bis zum 27ſten Februar blieben wir bei dieſem Laufe, mit einem günſtigen, doch mehrentheils nur ſchwachen Winde. Es donnerte und blitzte um uns her ſehr heftig, und das Wetter war drückend und ſchwül. Das Thermometer ſtand auf 88°, und ſehr oft auf 92°. Mittags befanden wir uns in 56 Minuten nördlicher Breite, und 136° 35′ öſtlicher Länge von Greenwich. Um dieſe Zeit erblickte man vom Maſtkorbe aus Land, oder vielmehr Bäume ſüdwärts von Oſten. Als wir ziemlich nahe hinan gekommen waren, lief die Strömung ſo ſtark noch Südſüdweſt, daß wir die nördlichſte Inſel nicht umſchiffen konnten. Es waren ihrer vier, von denen aber die größte nicht über fünf Seemeilen im Umfange hatte. Wir ſchifften drei Engliſche Meilen weit vom Ufer hin, und wurden in einem Hain von Kokospalmen am Strande ein großes Dorf gewahr. Die übrigen Theile der Inſel ſchienen ein ununterbrochener Wald, ohne irgend einen bebaueten Zwiſchenraum, zu ſeyn.

Bald kamen eine große Menge Kanots an uns heran, die wenigſtens fünf hundert Perſonen, alles Männer, führten. Jedes hatte Raum für ſechs bis ſieben Leute, und ihre Bauart glich derjenigen, die in den Sandwichinſeln üblich iſt. Auch die Einwohner ähnelten den dortigen, und ſprachen zu unſerm großen Erſtaunen die Mundart jener Inſulaner; ſo daß wir nicht bloß muthmaßten, ſondern beinahe feſt überzeugt zu ſeyn glauben, daß ſie zu derſelben Race gehören. Sie kamen ohne Umſtände und unbewaffnet an die Seite des Schiffes, und verſorgten uns mit einer anſehnlichen Menge friſch gepflückter Kokosnüſſe und einem Vorrathe von Schnüren, die ſie aus der faſerigen Bedeckung ſolcher Nüſſe geflochten hatten. Wir bezahlten dafür zolllange Stückchen von eiſernen Faßbändern oder Reiſen.

Als wir ihnen zuerſt ſo ein Stückchen Eiſen zu betrachten in die Höhe hielten, ergriff ſie insgeſammt eine Art von ſtiller, aber ausdrucksvoller Freude, die über alle Beſchreibung geht. Der Mann, der es ſich nun verſchaffte, fing unver-

1788. Februar. züglich an, auf dem Verdecke umher zu hüpfen und zu tanzen, legte ſich auf den Rücken, taumelte und wälzte ſich auf eine ſo befremdende Weiſe herum, daß wir wirklich glaubten, er ſey plötzlich von einer ungewöhnlichen Krankheit befallen, bis er ſich aufrichtete und das Stück Eiſen mit einer Bewegung von übermäßiger Freude küßte. So gab er das erhöhte Entzücken zu erkennen, welches er über den Beſitz einer in ſeinen Augen ſo großen Koſtbarkeit empfand. Seine Gefährten drängten ſich, mit ängſtlicher Begierde es zu ſehen, um ihn her; allein in demſelben Augenblick ſtürzte er ſich ins Meer, und ſchwamm, indem er den Kopf nach uns zurück wandte und das Stück Eiſen nochmals küßte, dem Ufer zu. Hierauf lieſſen wir einige eiſerne Reife zerhauen, und beſchenkten jeden unſerer Gäſte mit einem Stückchen des koſtbaren Metalles. Sie verlieſſen uns ſodann mit wiederholter Bezeugung der innigſten Dankbarkeit.

Das Betragen dieſer Inſulaner war offen, freundlich und zutraulich, und wir erwiderten es mit einer guten Aufnahme, die ſie ſchwerlich vergeſſen werden. In ihren Kanots hatten ſie gleichwohl große Matten mitgebracht, deren ſie ſich, wie wir auf unſer Befragen erfuhren, ſtatt der Panzerhemden bedienen, und die den Wurf eines Speeres abhalten können. Das Gefüge derſelben iſt ſo dicht und ſtark, daß ſie nicht einmal eine Piſtolenkugel aus einer ſehr geringen Entfernung durchlaſſen. Dies führt natürlich auf die wenig erfreuliche Vermuthung, daß dieſes liebenswürdige Völkchen, da es die Künſte des Krieges kennt, auch von ſeinen Schrecken nicht unverſchont bleibt, und daß alſo der Gott der Schlachten ſelbſt in den entlegenſten Winkeln der Erde ſeine Opfer zu finden weiß.

Kapitain Carteret war der erſte, der auf ſeiner Reiſe um die Welt dieſe Inſelgruppe entdeckte und ihr wegen des offenen, zutraulichen Betragens der Einwohner den Namen der Freewills-Inſeln beilegte. Vielleicht erinnert man ſich nicht allgemein, daß einer dieſer Inſulaner, dem man den Namen Tom Freewill gab,*) ſich mit ihm an Bord ſeines Schiffes *Swallow* einſchiffte und auf der Fahrt nach Celebes ſtarb. Der Zeitraum zwiſchen Kapitain Carteret's Beſuch auf dieſen Inſeln und unſerer Ankunft daſelbſt, war ſo beträchtlich, daß man vermuthen könnte, die Einwohner hätten ihres jungen Landsmannes Abreiſe mit ihm wahrſcheinlich vergeſſen; allein ſie zeigten im Gegentheil auf das Schiff, und dann auf die See, und gaben uns durch andere Geberden deutlich zu verſtehen, daß einer von ihren Leuten fortgeführt worden wäre. Da wir nun dieſen Umſtand aus Kapitain Carteret's Tagebuche wußten, erzählten wir ihnen unſererſeits, daß ihr entwichener Landsmann nicht mehr am Leben ſey. Nun pflogen ſie alle unverzüglich einen Rath unter einander, und ſetzten dann ihr Verkehr mit uns dem Anſchein nach mit der größten Gleichgültigkeit fort; ja, es ſchien auch nicht Einer unter ihnen als Freund oder Verwandter den mindeſten Antheil an des armen Freewills Schickſal zu nehmen. 1788. Februar.

---

*) Hier ſind einige Unrichtigkeiten zu verbeſſern. Die kleinen Inſeln, von denen hier die Rede iſt, heiſſen in der Sprache ihrer Einwohner Pegan. Herr Carteret nannte den Inſulaner, der mit ihm ging, Joſeph (nicht Tom) Freewill, wegen ſeiner Bereitwilligkeit mitzugehen, und auf dieſe

Wir fuhren nun mit einem ſanften Weſtnordweſtwinde weiter nach Nordoſten. Indem wir an der Nordſeite der Inſeln hinſteuerten, entdeckten wir, daß ſie durch ſehr gefährliche Felſenriefe, die ſich in jeder Richtung drei bis vier Meilen weit erſtrecken, untereinander verbunden ſind. Am 28^{ſten} ward das Wetter ſtürmiſch, und der Wind ſetzte ſich unabläſſig von Nord nach Nordoſten um, ſo daß wir ſelten anders als Oſt, oder gar nur Oſt gen Süden, fahren konnten. Mittags befanden wir uns in 55′ (nördlicher) Breite. Der Wind war ſchwach; nur kamen von Zeit zu Zeit heftige Stöße mit Regen und häufigem Donner und Blitz. Früh am 29^{ſten}, da wir mit einem ſchwachen Süd-Oſt-Lüſtchen nordwärts ſteuerten, erblickten wir von der Maſtſpitze Land; und als wir näher kamen, erkannten wir die Freewills-Inſeln, ſo unbegreiflich uns dieſe abermalige Anſicht derſelben auch ſcheinen mußte. Da die Inſeln in dieſem Ocean einander ſehr ähnlich ſind, ſo glaubten wir anfangs, wir hätten uns geirrt; allein es entſchied ſich bald, als wir unſere neulich verlaſſenen Freunde in großer Anzahl durch die Riefe heran rudern ſahen, weil ſie uns Kokosnüſſe zum Geſchenke bringen wollten. Wir konnten ſie kaum bewegen, etwas dafür anzunehmen; beſonders zeigte uns einer ein Stückchen Eiſen, das er vor zwei Tagen von uns erhalten hatte, zum Beweiſe, daß er ſich ſeiner Wohlthäter noch erinnere.

Art erhielten auch die Inſeln, nach dieſem einzelnen Menſchen, den Namen Joſeph Freewills Inſeln. Carteret legt ſie in 50′ N. Br. und 137° 51′ öſtlicher Länge, alſo ſechs Minuten ſüdlicher und 51 Minuten öſtlicher, als Kapitain Meares. Dieſer Umſtand kann mit zur Korrektion der Angaben vom Vorgebirge St. Maria auf Neubritannien dienen. F.

1788. Februar. Die Breite war um Mittag 1° 7' nördlich, und die Länge nach einem Medium verſchiedener Sonnen- und Monds-Entfernungen 137° 10' öſtlich von Greenwich. Da zu gleicher Zeit die **Freewills-Inſeln** S. O. ½ O. vier Seemeilen weit von uns lagen, ſo iſt ihre Breite 56' nördlich vom Aequator, und ihre Länge 137° öſtlich. Am 28ſten müſſen uns folglich die Strömungen mit aller Gewalt unter den Wind getrieben haben, wiewohl wir nimmermehr geglaubt hätten, daß ſie uns bis zu dieſen Inſeln zurückführen könnten. März. Am 1ſten März verloren wir ſie wieder aus unſrem Geſichtskreiſe, da wir uns Mittags in 1° 40' N. Br. befanden. Der Wind blieb noch wie gewöhnlich unbeſtändig, zwiſchen Nordoſt und Oſtnordoſt. Das Wetter war trübe, unzuverläſſig und äußerſt ſchwül, wobei öfters ſtarke Regengüſſe fielen, die der Geſundheit unſerer Mannſchaft ſehr nachtheilig wurden. Die beſtändige Feuchtigkeit, die drückende Luft, die durchnäßten Kleider, und vor allem die langſamen Fortſchritte, die wir nordwärts machten, waren für unſere Leute ſo niederſchlagend, daß ihre Thätigkeit darunter litt, und daß die Officiere alle Sorgfalt und Aufmerkſamkeit anwenden mußten, um das furchtbare Uebel der Muthloſigkeit in ſeinen Wirkungen zu hemmen.

Siebentes Kapitel.

Außerordentliche Hitze. — Stürmiſches Wetter. — Der Fockmaſt wird beſchädigt. — Verluſt einiger Rinder und aller unſerer Ziegen. — Viele von den für die Sandwichinſeln beſtimmten Pflanzen gehen zu Grunde. — Wir ſehen uns genöthigt, den Lauf nach Nordweſten zu richten. — Koſt und Beſchäftigung unſerer Mannſchaft. Plan, in **König Georgs** (oder **Nutka**) **Sund** ein Fahrzeug von 50 Tonnen zu erbauen, wozu die Zimmerleute das Modell und die Formen entwerfen. — Unwiſſenheit der Chineſiſchen Zimmerleute im Schiffbau. — Anſehnliche Laſt der Chineſiſchen Junken. — Ausſonderung der Leute, die in **König Georgs Sund** am Lande bleiben ſollen. — Das Schiff geräth in den Wirkungskreis eines Tiffuns. — Veränderung der Monſuns. — Fürchterliche Wirkungen der Tiffuns in dem Chineſiſchen und dem nördlichen ſtillen Meere.

Am 2ten März beobachteten wir den Abſtand des Mondes von der Sonne, und die Mitte mehrerer Beobachtungen beſtimmte unſere Länge auf 136° 37' öſtlich von Greenwich, da wir uns zu gleicher Zeit in 2° 52' N. Br. befanden. Die Ab-

1788. März

weichung der Magnetnadel war 2° 30′ öſtlich. Das Queckſilber im Thermometer ſtand auf 86°, öfters ſogar auf 90°; alſo litten wir ſehr von übermäßiger Hitze. Wegen der Strömungen konnten wir nur ſelten einen beſſern Kurs als Südoſt machen*), und noch ließ es ſich nicht dazu an, daß wir **Neuguinea** würden umſchiffen können. Das Nordkap hatten wir freilich überwunden; allein **Neu-Irland**, **Neu-Hannover** und viele andere Inſelgruppen nordwärts von der Linie und viele Grade oſtwärts, lagen noch vor uns. Hätten wir unſern Lauf fortgeſetzt, ſo müßten wir uns bequemt haben, entweder durch **Dampier's Straße**, oder durch die vom Kapitain **Cateret** entdeckte Straße zu ſegeln, welche **Neu-Britanien** von **Neu-Hannover** trennt; und verwarfen wir dieſe beide, ſo blieb uns nichts übrig, als unſern Lauf nordweſtwärts zu nehmen, und auf dieſer Bahn ſo weit nordwärts als möglich zu kommen, um dann beim Umlegen alles hinter uns zurückzulaſſen. Alles wohl erwogen, wählten wir das Letztere, und gingen bei nordöſtlichem Winde nordweſtwärts fort, das heißt, in einer Richtung, die unter allen Punkten des Kompaſſes uns die ärgerlichſte war.

Die friſchen Mundvorräthe von **Samboangan** hatten bis jetzt vorgehalten und uns den zwiefachen Vortheil gewährt, unſere geſalzenen Speiſen zu ſparen und die Mannſchaft geſund zu erhalten. Wir fuhren fort, das Waſſer, als das beſte Verwahrungsmittel gegen den Scharbock, reichlich auszutheilen, und beſchloſſen, wenn zu irgend einer Zeit während unſerer Reiſe eine Einſchränkung in Abſicht dieſes Bedürfniſſes nöthig werden ſollte, ſie lieber in den kältern Breiten als jetzt vorzunehmen, wo eine drückende außerordentliche Hitze die flüßigen Getränke zur Geſundheit unentbehrlich machte, um die häufige Ausdünſtung zu erſetzen.

Den 3ten März ward das Wetter ſehr ſtürmiſch. Von Nordoſten her folgten ſich unaufhörliche Windſtöße mit überſchwemmendem Regen, die uns oft die

---

*) Dies iſt entweder ein Druckfehler, oder eine Uebertreibung; denn die Breiten und Längen waren in

		Breite.		Länge.
den 27ſten Februar	ſ	— 56′ N.	—	136° 35′ O.
ſ 28 ſ ſ	ſ	— 55′	ſ	
ſ 29 ſ ſ	ſ	1° 7′	ſ	137° 10′
ſ 1 März ſ	ſ	1° 40′	ſ	
ſ 2 ſ ſ	ſ	2° 52′	ſ	136° 37′;

folglich hatte man ſeit dem 28ſten Februar immer gegen Norden gewonnen, wenn auch gegen Weſten etwas verloren ward. F.

1788. März. Segel einzuziehen nöthigten. Selten lieſen wir beſſer als nordweſtlich, ausgenommen wenn wir, während eines günſtigen Windſtoßes, umlegen und Oſtſüdoſt oder Oſtwärts hinſchiffen konnten. In dieſer Lage befanden wir uns, als wir um Mittag gewahr wurden, daß der Fockmaſt unter dem Maſtkorbe einen gefährlichen Sprung bekommen hatte. Wir mußten folglich alles aufbieten, um ihn zu ſichern, zumal da das Schiff durch die hohle See einer gewaltſamen tauchenden Bewegung ausgeſetzt war. Die Vorderſtenge und ihre Bramſtenge wurden auf das Verdeck gebracht, die Segel davon losgebunden und Staffeleien rund um den Maſt angelegt, indeß die Zimmerleute die Hölzer behauen mußten, mit denen ſie den Maſt ausbeſſern ſollten. Dieſem Unfalle folgten noch mehrere Verdrüßlichkeiten. Während des ungeſtümen Wetters und des Hin- und Herrollens waren einige von unſern Rindern umgekommen, und von den Pflanzen viele, beſonders ein ſehr ſchöner Orangenbaum und die Hälfte der Zimmtbäume, die wir in Sambоangan erhalten hatten, gänzlich verdorben. Es blieben uns nur noch ein Stier, eine Kuh und ein Kalb am Leben; denn unſere Ziegen hatten wir durch ein plötzliches Rollen des Schiffes alle an Einem Tage verloren. An Pflanzen hatten wir noch einen Limonen- und einen Orangebaum in voller Stärke, nebſt ſechs Zimmtbäumen und einigen kleineren Pflänzchen von verſchiedenen Sorten.

Den 4ten März berechneten wir die Breite, indem wir gleichzeitige Höhen der Sonne beobachteten, und fanden ſie für den Mittag 3° Nördlich. Die Länge war, nach der letzten Sonnen- und Mondsbeobachtung deducirt, 137° 59′ öſtlich von Greenwich. Wir ſchifften übrigens nach Oſtſüdoſt mit unſerm Nordoſtwinde, bei dunklem, ſtürmiſchem Wetter und untermiſchten heftigen Windſtößen und Regenſchauern in einer aufgeregten See. Erſt den 5ten März war unſer Maſt wieder in brauchbaren Stand geſetzt, welches aber eine Arbeit von nicht gewöhnlicher Anſtrengung erfordert hatte. Auch jetzt konnten wir uns noch nicht aller Beſorgniſſe entſchlagen, daß er den Stürmen, die wir nordwärts vom Wendekreiſe erwarteten, nicht würde widerſtehen können. So fuhren wir bis zum 12ten fort, uns der günſtigen Augenblicke des Windes zu unſerm Vortheile zu bedienen und den Lauf bald nördlich und weſtlich, bald nach Oſten zu richten, ohne lange in einer Richtung bleiben zu können, weil es ſtoßweiſe heftig ſtürmte und regnete. Um Mittag befanden wir uns nur in 3° 15′ Nördlicher Breite, und 144° 25′ Oeſtlicher Länge, und am 17ten waren wir noch nicht weiter als 3° 25′ N. Br. und 146° 30′ öſtlicher Länge. Dieſer äußerſt langweilige Fortſchritt und die anhaltende, ungeſunde, unfreundliche Witterung benahmen einem Jeden von uns mehr oder weniger den Muth. Doch dies war noch nicht alles. Die beſtändige Feuchtigkeit des Verdecks und die öftere Durchnäſſung der Kleider, die bei dem Regenwetter unvermeidlich war, erweckten von neuem unſre Beſorgniß, die Zeichen des Scharbocks in einer furchtbaren Geſtalt hervorbrechen zu ſehen. Noch zweifelten wir ſehr, ob es uns möglich ſeyn würde, Neu-Ireland und Neu-Hannover zu umſchiffen, das nicht nur in Oſtſüdoſten von uns, ſondern auch noch um viele Grade entfernt lag. Was wir bis jetzt zurückgelegt hatten, war eigentlich dem herrſchenden Winde abgewonnen. Einige Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten, womit wir bei der Fortſetzung unſeres vorigen Lauſes zu kämpfen gehabt hätten, haben wir bereits erwähnt; und von der Annäherung der Sonne zum Aequator konnten wir keine vortheilhafte Veränderung erwarten. Natürlich waren langweilige Windſtöße und ſchwere Regengüſſe die Begleiter, die ſich bei einer ſcheitelrechten Sonne vermuthen lieſſen. Wir hatten nur den kleinſten Theil unſerer Laufbahn zurückgelegt, und ſahen eine ungeheure Strecke bis zum 160° der Länge vor uns, wo wir über den Aequator hätten gehen müſſen. Allein nach unſerm bisherigen Fortkommen zu urtheilen, konnten wir den 10ten April nicht ſo weit ſeyn. Schifften wir dagegen nordweſtwärts, ſo hatten wir Urſach, bereits um den 1ſten April einen günſtigen Wechſel des Windes, wo nicht des Monſuns, zu erwarten. Dieſe Hoffnung gab noch einmal den Ausſchlag; wir beſchloſſen, in unſerer nordweſtlichen Richtung zu bleiben und die Philippinen weſtwärts liegen zu laſſen*).

1788
[illegible]

---

*) Dieſe Stellen verdienten beibehalten zu werden, um eine Vorſtellung von den Schwierigkeiten der Schiffahrt zu geben, die um ſo größer ſind, wenn das Handelsintereſſe hinzukommt und die Beſchleunigung der Reiſe nothwendig macht. Indeß fehlt es doch bis jetzt nur an Erfahrung über die beſte Route, welche man auf dem Hinwege von China nach Nutkaſund einſchlagen muß. Iſt dieſe erſt durch wiederholte Reiſen feſtgeſetzt, ſo werden auch die Schwierigkeiten und Beſorgniſſe, die unſrem Verfaſſer ſo viel zu ſchaffen machten und ihm ſo manche Klage abnöthigten, mit der Zeit verſchwinden. So viel iſt wohl gewiß, daß hier alles auf die rechte Jahreszeit und auf die vortheilhafte Benutzung ſowohl der herrſchenden Winde, als der beſtändigen Strömungen ankommen muß, die noch lange nicht bekannt genug ſind. F.

1788. März. Außer einem reichlichen Maaß Waſſer, erhielt jedermann täglich einen halben Schoppen Branntwein. Hiervon wurden zwei Drittheile mit Waſſer vermiſcht; das übrige hingegen blieb unvermiſcht, um die Leute bei dem beſtändigen Regenwetter zu ſtärken und aufzuheitern. Eben ſo vorſichtig gingen wir mit der Austheilung der Lebensmittel zu Werke, um die Geſundheit unſerer Mannſchaft zu erhalten oder wenigſtens den ſchnellen Fortgang der Krankheit zu hemmen. Morgens und Abends bekamen die Leute Thee und Zucker; ihre Mahlzeiten beſtanden abwechſelnd aus Reis, Erbſen und Gerſte, in hinreichender Menge, wozu noch Mehl und (trockenes) Obſt kam, damit es nicht an Mannichfaltigkeit fehlte. Das Schweine- und Rindfleiſch ward vor dem Gebrauche jederzeit wohl geweicht oder gewäſſert, und mit vielem Weineſſig genoſſen, da deſſen Säure den üblen Folgen der ſalzigen Speiſen einigermaßen entgegenwirken konnte.

Bis zum 30ſten März ſetzten wir unſern Lauf nach Nordweſten ungehindert und ohne bemerkenswerthe Ereigniſſe fort. Das Wetter hatte ſich ſehr verändert; es war ſehr angenehm und die heftigen Windſtöße und Regengüſſe, die uns ſo lange gequält hatten, ſchienen itzt gänzlich aufgehört zu haben. Wir befanden uns dieſen Mittag in 21° 2′ N. Br. und 139° 48′ O. L. und hatten eine Abweichung der Magnetnadel von 4° 24′ öſtlich bemerkt. Während dieſer Fahrt zeigten ſich täglich große Schwärme von Vögeln, und einige von ihnen gehörten zu ſolchen Arten, die ſich nie weit vom Lande zu entfernen pflegen.

Wir benutzten das gute Wetter, um unſere Segel zu muſtern und uns auf die ſtürmiſche Witterung gefaßt zu machen, welche uns gegen Norden und beſonders bei Japan aller Wahrſcheinlichkeit nach bevorſtand. Es wurden zwei vollſtändige Garnituren von Segeln, mit allem Zubehör, in Bereitſchaft gehalten, und zugleich lieſſen wir die alten ſämmtlich ausbeſſern. Die Böttcher, Büchſenmacher und andere Handwerker hatten entweder für den unmittelbaren Gebrauch des Schiffes zu thun, oder verfertigten allerlei Geräthe für den Handel in Amerika. Die Chineſiſchen Kleinſchmiede haben viel Erfindſamkeit und arbeiten ſo leicht, daß wir wenigſtens ſie den Europäiſchen vorzogen. Ihr Handwerksgeräth iſt ſehr einfach; aber ſie führen damit in kurzer Zeit jedes Muſter aus, das man ihnen vorlegt. Auch die Zimmerleute machten die Formen und Modelle zu einer Schaluppe (*Sloop*) oder kleinem Fahrzeuge von

funfzig

funfzig Tonnen, welches wir gleich nach unſerer Ankunft in König Georgs oder Nutka Sund bauen wollten, um längs der Küſte mit größerer Gemächlichkeit Pelzwerk einzuhandeln und zugleich Entdeckungen zu machen. 1788. März.

Unſer erſter Zimmermann war ein junger Menſch von großer Geſchicklichkeit und vielem Talent, der in London ſeine Lehrjahre beſtanden hatte. Den Chineſiſchen Handwerkern aus dieſer Zunſt hingegen fehlte es ganz an Begriffen von unſerer Schiffsbaukunſt. Die Fahrzeuge, deren ſich ihre Landsleute zur Schifffahrt auf dem Chineſiſchen und den angränzenden Meeren bedienen, ſind von einer ganz eigenthümlichen Bauart. An einem Schiffe, das tauſend Tonnen führt, brauchen ſie nicht das kleinſte Stückchen Eiſen; ſelbſt ihre Anker ſind von Holz und ihre ungeheuer großen Segel von Matten verfertigt. Deſſen ungeachtet widerſtehen dieſe ſchwimmenden Holzſtöße dem ſtürmiſchſten Wetter, halten ſich gut an den Wind, ſegeln gut und laſſen ſich ſo leicht regieren, daß Europäiſche Seeleute darüber erſtaunen müſſen. Es verurſachte uns folglich manche Schwierigkeit, ehe wir die Geſchicklichkeit unſerer Chineſiſchen Zimmerleute zu einer Beſchäftigung, die ihrer Gewohnheit und Erfahrung ſo fremd war, anwenden konnten.

Wir ſonderten auch einen Theil der Mannſchaft aus, der mit den Handwerkern zum Baue des neuen Fahrzeuges am Lande bleiben ſollte. Dieſe Anordnung ward mit Fleiß ſo frühzeitig getroffen, daß die Leute darauf gefaßt ſeyn möchten, gleich nach ihrer Ankunft an ihre Geſchäfte zu gehen. Zwar hatten wir zu unſerem Vorhaben noch nicht das Mindeſte in Bereitſchaft; unſer Bauholz ſtand noch in den Wäldern von Amerika, unſer Eiſen war noch in rohen Stäben an Bord, und die Stricke die wir brauchten, lagen noch in Geſtalt von Ankertauen da. Allein der belebende, glühende Geiſt der Hoffnung, der den Menſchen alle Laſten des Lebens tragen hilft und dem Leben ſelbſt neue Spannkraft mittheilt, gab auch uns den Muth, mit einer Art von Zuverſicht der Erfüllung unſeres Plans entgegen zu ſehen; und ſchon jetzt ſchmeichelten wir uns, daß unſer neues Fahrzeug im Oktober würde vom Stapel laufen können.

Den 1ſten April betrug unſere Breite Mittags 22° 25′ N. und die Länge 139° April.
38′ O. Der Himmel hatte ſich aber ganz umzogen; die Wolken waren ungewöhnlich ſchwarz und ſchwer, und den Tag über hatten wir heftigen Donner und Bliß.

1788. April. Aus der Gegend, wo der Wind herkam, zogen zahlreiche Schwärme von Vögeln mit lautem Geſchrei vorüber, als ob ſie ſchlechtes Wetter fürchteten. Es ſchwamm auch einiges Felſengras vorbei, zum Zeichen, daß wir nicht gar weit von irgend einem Lande wären*). Am 2ten wurden Donner und Blitz heftiger, ohne von ſtarkem Winde begleitet zu ſeyn; doch die See war ungewöhnlich unruhig, und das Schiff tauchte mit dem Vordertheile ſo heftig in die Wogen, daß es allerlei Beſchädigungen erlitt. Gegen Mittag hatten wir öftere Windſtöße aus allen Gegenden des Kompaſſes, ſo daß wir bei der zunehmenden Finſterniß über die Annäherung eines heftigen Sturmes nicht länger in Zweifel bleiben konnten. Wir lieſſen daher unſere Bramſtengen und ihre Raaen auf das Verdeck herunter bringen, und das große Hauptſegel ganz einziehen; die Mars- oder Topſegel wurden eingereſſt und das Beſaanſegel halb eingeſchnürt. Alle obere Segel zogen wir ſodann gänzlich ein, das Hauptmarsſegel ausgenommen, welches wir mit Vorbedacht außen lieſſen. So ſahen wir der Ankunft des Sturms entgegen, und erwarteten ihn auch nicht vergeblich. Um 2 Uhr Nachmittags ſetzte ſich der Wind in Süden um, und wehete ſtoßweiſe mit großem Ungeſtüm, wobei es zugleich heftig donnerte und blitzte. Nach halb drei Uhr kam ein ſchwerer Windſtoß aus Südoſt, dem augenblicklich ein anderer aus Südweſten folgte. Beide hielten nur eine kurze Zeit an, und ſtürmten abwechſelnd mit unglaublicher Wuth. Endlich behielt der letztere die Oberhand, und dauerte beinahe eine Stunde lang aus Südweſten fort. Unter dem Winde von uns, wo dieſe beiden Stürme ſich eigentlich begegneten, hatten wir einen furchtbaren Anblick, als die See ſo hoch in die Höhe getrieben ward, daß der Horizont unaufhörlich mit Schaum bedeckt war. Glücklicherweiſe für uns ſtreifte dieſer Tuffun oder Wirbelwind nur an uns vorbei; und gleichwohl erwarteten wir, nachdem unſer Hauptmarsſegel fortgeführt und in Fäden zerriſſen war, jeden Augenblick, die Maſten zerſchellt zu ſehen.

---

*) Allerdings befand ſich Meares damals nur etwa hundert und zwanzig Seemeilen von den nördlichſten Marianen-Inſeln, und nur achtzig bis hundert von der Schwefel-Inſel. Allein, daß die Erſcheinung des Felſentangs (*Fucus*) ein noch näheres Land andeuten ſollte, iſt unwahrſcheinlich. Cook's Reiſen haben hinlänglich dargethan, daß dieſe Pflanze von ihrem Felſenbette losgeriſſen, mehrere hundert Meilen weit von allen Küſten forttreiben kann. F.

1788. April.

Die See ſtieg bald zu einer fürchterlichen Höhe. Wir mußten unſer Vorderſegel ausſpannen und vor dem Sturm hinſegeln, um das Schiff zu retten, das mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit die Wellen durchſchnitt. Der Wind hatte ſich wieder in Südoſten geſetzt, und die Wellen thürmten ſich wie Gebirge. Indem wir auf dieſe Weiſe fortſchifften, ſahen wir unter dem Winde von uns das Waſſer mehrere Schuhe hoch über die Meeresfläche in Kreiſen emporſteigen; ein ſchöner und zugleich erſchütternd furchtbarer Anblick! Um nicht von dieſem entſetzlichen Wirbel, der bis fünf Uhr den Geſichtskreis um uns her durchwühlte, fortgeriſſen zu werden, ſahen wir uns genöthigt, in einer ſo hohen See beizulegen, ſo unangenehm und zugleich gefährlich auch dieſes Manöuvre unter ſolchen Umſtänden war. Endlich legte ſich dieſer grauſenvolle Wirbelwind, und veränderte ſich in einen ſtarken Südweſtſturm, womit wir nach Nordoſten hinzufliegen ſchienen.

Wem Kämpfers Geſchichte von Japan bekannt iſt, der wird dieſen Tuffun*) für keine außerordentliche Erſcheinung halten. Nach dem Berichte dieſes Schriftſtellers, beunruhigen dergleichen fürchterliche Windsbrauter zu gewiſſen Jahrszeiten dieſe Meeresgegenden faſt immer, wiewohl wir einige alte erfahrne Seeleute an Bord hatten, denen in ihrem Leben nichts ſo Schreckliches vorgekommen war. Dies Ereigniß gab uns indeß den Troſt, daß wir uns für überzeugt

---

*) Tuffun oder Tiffun (*Tuſſoon, Tiſſoon*), wie der Verfaſſer ſchreibt, und Taifun, wie das Wort bei einigen andern Reiſebeſchreibern lautet, iſt ein fürchterliches Phänomen der heißen Weltgegenden, welches ſich insgemein bei dem halbjährigen Wechſel der Monſuns oder regelmäßig herrſchenden Winde in den Meeren von Indien ereignet. Man hütet ſich daher, um dieſe Zeit in See zu gehen, wenn man es anders vermeiden kann. Gegen das Ende eines Monſuns ſcheint ſich die Atmoſphäre mit elektriſcher Materie zu überladen, die alsdann in Gewittern, Waſſerhoſen und Wirbelwinden mit ungewöhnlicher Heftigkeit losbricht. Von ſo gewaltſamen Störungen des atmoſphäriſchen Gleichgewichts, wie ſie in jenen heißen Zonen Statt finden, ſind die Beiſpiele im gemäßigten Erdſtrich äußerſt ſelten, oder gänzlich unerhört. Die ſogenannten *Hurricanes* oder Orkane in dem Atlantiſchen Meere, ſowohl an den Küſten von Afrika, als in den weſtindiſchen Inſeln und im Meerbuſen von Mexiko, und die Taifuns in Indien und in den Chineſiſchen Gewäſſern wüthen mit einer alles zermalmenden Kraft, und geben der Luft eine Velocität, welche noch die bei den Exploſionen des Schießpulvers übertrift. Ganze Wälder und Dörfer werden von einem Orkane ſo abgemähet, daß keine Spur von ihnen ſtehen bleibt. Etwas Aehnliches kannte man bereits im Alterthum, wenn man auch aus der Aehnlichkeit der Namen Taifun, Tuffun und *Typhon* nichts weiteres folgern will. F.

1788. April. hielten, dies ſey der kritiſche Augenblick des Monſunwechſels geweſen, da nun der Sturm ſo unverändert aus Südweſten wehete. Hätte uns dieſes Phänomen in der Nacht überfallen, ſo wäre vielleicht unſer Untergang unvermeidlich geweſen; denn es war zum Verwundern, daß es uns nicht Maſten und Segelſtangen fortriß oder zerſchmetterte. Wir konnten uns auch nicht ſo leicht vom Schrecken erholen, daß wir es gewagt hätten, die Nacht hindurch viele Segel auszuſpannen. —

Diejenigen Schiffe, die das Chineſiſche Meer und den nördlichen ſtillen Ocean befahren, ſollten den Zeitpunkt der Monſunswechſel ſorgfältig vermeiden. Dieſer Wechſel fällt gewöhnlich in die Monate April und Oktober, indeß oft auch beträchtlich früher oder ſpäter. Der gefährlichſte iſt der, wo ſich der Wind von Nordoſten nach Südweſten verändert, weil dann gewöhnlich heftige Stürme die See aufregen. An der Küſte von Japan pflegen ſie außerordentlich zu wüthen; und wenn ſie zu einem Tuffun werden, ſo kann keine Gewalt oder Stärke ihnen widerſtehen. Ihre Verheerungen ſind unglaublich; und nicht minder unbegreiflich iſt die Wuth, mit der ſie aus jeder Himmelsgegend toben. Die Chineſer fürchten ſich außerordentlich vor dieſen heftigen Orkanen, die zuweilen ganze große Dörfer mit ihren Einwohnern zerſtören, zuweilen die Saaten mit ihrem Hauche vernichten und Hungersnoth in ihrem Gefolge haben. Etwas von dieſer Art war es, das im Jahr 1787, verbunden mit übermäßiger Dürre, in allen ſüdlichen Provinzen von China eine große Theurung verurſachte, welche eine unzählige Menge Volks hinraffte. In Kanton war es kein ungewöhnlicher Anblick, Elende verſchmachten zu ſehen. Die unglücklichen Mütter hielten es für Pflicht, ihre Säuglinge zu morden, und Kinder, ihren Eltern den Todesſtoß zu geben, um ſie von der Quaal eines langſamen Verhungerns zu retten.

Achtes Kapitel.

1788. April.

Anſicht von Land, dem wir uns aber nicht nähern können. — Entdeckung der Grampus-Inſeln. — Kalte Witterung. — Viele Vögel und Felſentang. — Entdeckung eines ungeheuren Felſen, den wir Loths Weib nennen. — Queerbalken eines Hauſes und Trümmer eines Kanots, die vorbeiſchwimmen. Stürmiſches Wetter. Schlafende Schildkröte. Annäherung an die Amerikaniſchen Küſten, und immer ſteigendes Sturmwetter. Die Laufbahn der Schiffe Reſolution und Discovery wird durchkreuzt. — Irrthum in der Schiffsrechnung. — Erſter Anblick eines Seepapageien. — Beſonderer Glanz der Atmoſphäre und muthmaßliche Erklärung dieſes Phänemens. — Wir erblicken die Küſte von Amerika und das Schiff Princeß-Royal, das aus Nutkaſund ſegelt. — Gefahrvolle Lage unſeres Schiffes Felice. — Wir gehen in Friendly Cove, in König Georgs Sund, vor Anker.

Den 3ten April ward das Wetter gemäßigter, und der Sturm hörte nun auf; allein gegen Mittag bekamen wir Nordweſtwind, der mit der größten Heftigkeit ſtürmte und berghohe Wellen vor ſich hin trieb. Unſere Breite war 24° 56′ N., und die Länge 143° 39′ O. von Greenwich. Gegen Abend ward es wieder ruhiger; wir konnten wieder mehr Segel führen, und der Wind ſetzte ſich in O. S. O. um, womit wir auch bis zum 4ten Nordoſt ſegelten. Hierauf erhielten wir einen anhaltenden Nordoſtwind mit ſehr ſchönem gemäßigtem Wetter, und ſahen uns genöthigt, unſern Lauf nordweſtwärts zu nehmen. Hier erblickten wir Land, welches aber gerade in der Gegend des Windes, acht Seemeilen vor uns lag, ſo daß wir uns ihm nicht nähern konnten. Mittags war die Breite 24° 24′ N. *), und die Länge, nach der letzten Mondsbeobachtung, 145° 41′ O. Wir bedauerten es ſehr, daß wir das erblickte Land nicht genauer unterſuchen konnten, da in dieſer Gegend des nördlichen ſtillen Meeres noch keins bekannt iſt. Unſer Lauf nach Nordweſten machte, daß wir es bald aus dem Geſichte verloren. Den 5ten April wendete ſich der Wind nach Südoſten, und wir konnten nun nordöſtlich fahren. Um zwei Uhr Nachmittags glaubten wir abermals in Oſtſüdoſten Land zu ſehen; allein es war am Horizonte ſo neblicht, daß wir nicht gewiß entſcheiden konnten, ob es nicht eine Nebelbank wäre. Um

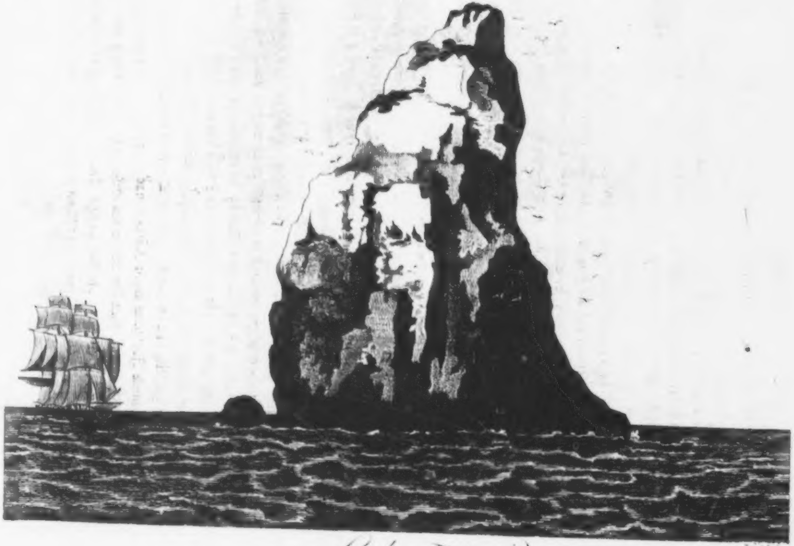
---

*) Hier iſt, wie es ſcheint, ein Irrthum, obgleich dieſelbe Zahl im Text und in den Tabellen des Laufes ſteht. Am vorigen Tage befand das Schiff ſich ſchon in 24° 56′, und ſeitdem war es vier und zwanzig Stunden nordwärts geſegelt; es konnte alſo wohl nicht 32 Minuten ſüdlicher ſeyn. F.

1788. April. drei Uhr ſahen wir indeß nordoſtwärts, alſo gerade vor uns, wirklich Land, deſſen Richtung wir aber durch den Nebel nicht beſtimmt erkennen konnten. Um halb fünf Uhr hatten wir uns dem Lande bis auf fünf oder ſechs Engliſche Meilen genähert, und ſahen nunmehr, daß es eine Inſel von unbeträchtlichem Umfange war. Ein heftiger Regenguß und der fortdauernde Nebel hinderten uns, vollſtändigere Beobachtungen anzuſtellen; nur ſo viel glaubten wir zu erkennen, daß es eine der in hieſigen Gegenden nicht ungewöhnlichen, unfruchtbaren Inſeln ſeyn möchte. Sie erſtreckte ſich etwa funfzehn bis ſechzehn Engliſche Meilen von Norden nach Süden, und ihre ſteilen, immer von den Wellen beſpülten Felſenufer ſchienen den Booten unzugänglich. Das Innere war hoch, und an den Gehängen ſtanden einzelne zerſtreuete Bäume. Wir ſchifften bis um ſechs Uhr längs dem Ufer hin, und wurden dann ein zweites Eiland anſichtig, welches durch einen Zwiſchenraum von drei oder vier Seemeilen von dem erſteren getrennt war. Der dichte Nebel und Regen verhinderte uns aber gänzlich, die vor uns liegenden Gegenſtände zu unterſcheiden.

Der Wind hatte ſich verſtärkt; und wiewohl er uns günſtig blieb, hielten wir es, wegen der Wetteranzeigen, doch für rathſam, die Segel einzuziehen und nur ſo viele auſſen zu laſſen, als wir bedurften, um uns, ſo wie es erforderlich wäre, nach jeder Seite richten zu können. Wir vergaßen keine Vorſicht, und ſtanden gegen etwanige Gefahr ſehr auf unſerer Hut. Den Inſeln, deren Zahl wir nicht beſtimmen konnten, gaben wir den Namen Grampus-Inſeln, weil wir einen großen Nordkaper (engl. *Grampus;* oder *Delphinus Orca, LINN.*) dicht am Ufer Waſſer in die Höhe ſprützen ſahen, welches in dieſen Meeren ungewöhnlich iſt. Es folgte eine ſtürmiſche Nacht, mit anhaltendem Regen; dafür gab uns indeß der gute Wind, mit dem wir raſch nordoſtwärts ſchifften, einige Entſchädigung. Auch ward am Morgen das Wetter wieder heiter, indem wir Nordweſtwind erhielten. Mittags war die Breite 27° 30′ N., und die Länge 148° 37′ O.; die Abweichung 3° 20′ öſtlich.

Dieſer ſchnelle Fortgang gegen Norden machte, daß wir den plötzlichen Wechſel der kalten Witterung, ſtatt der bisherigen Hitze, ſehr ſtark empfanden. Indeß benutzten wir dieſen Umſtand, um die tägliche Portion Waſſer von einem *Gallon* (acht Schoppen) auf fünf Schoppen den Mann zu vermindern, ohne daß dieſe Veränderung die geringſte nachtheilige Folge hatte. Am 9ten April ſegelten wir bei



Loths Weib.)

1788.
April.

einer Menge Felſentang vorbei, das uns erſt kürzlich abgeriſſen ſchien; auch hatten wir ſeit mehreren Tagen viele Vögel geſehen. Jetzt befanden wir uns ſo weit nordwärts von der Gegend, wo die kleinen Inſeln in der nördlichen Hälfte des ſtillen Meeres zerſtreuet liegen, daß wir keine wahrſcheinliche Vermuthung hatten, woher dieſes Kraut gekommen ſeyn könnte und wohin die Vögel am Abend ihren Weg nähmen, da ſie uns regelmäßig bei Sonnenuntergang verlieſſen und ihren Flug nach Oſten richteten.

Um neun Uhr Morgens erblickten wir von der Maſtſpitze ein ſegelndes Fahrzeug, und nach Verlauf einer halben Stunde konnten wir vom Verdecke ein großes Schiff ſehen. - Es ſchien eine außerordentliche Menge Segel zu führen, und ſah ganz ſonderbar aus; denn keiner von uns konnte mit Hülfe der Ferngläſer entdecken, in welcher Richtung es ſteuerte. Der Anblick eines Schiffes in dieſer Weltgegend war etwas ſo Unerwartetes, daß wir es uns anfangs ſchlechterdings nicht zu erklären wußten, bis wir uns endlich für die Vermuthung entſchieden, es müßte die Gallione von Neuſpanien ſeyn, die auf dem Wege nach China durch einen Zufall ſo weit nach Norden verſchlagen wäre, da ihre gewöhnliche Bahn zwiſchen 13° und 14° N. Br. nach Manila geht. Auf dieſe Vermuthung hin ſchrieben wir einige Briefe an unſere Freunde in China, um ſie von unſerm Wohlbefinden und dem Fortgange unſerer Reiſe zu benachrichtigen. Die ſeltſame Täuſchung — denn weiter war nichts — währte fort, bis wir innerhalb zweier Seemeilen von dem Gegenſtande waren, der ſie veranlaßte. Jetzt zeigten unſere Ferngläſer uns einen ungeheuren Felſen, der einzeln und allein aus dem Waſſer hervorſtand. Die, welche dieſen optiſchen Betrug zuerſt inne wurden, verſchwiegen ihn, und beluſtigten ſich an den abentheuerlichen Vermuthungen und drollichten Einfällen der Matroſen, unter denen einer ſeiner Sache ſo gewiß war, daß er ſogar die Flagge des Schiffes zu ſehen vorgab. Wirklich hatte dieſer Felſen auf den erſten Anblick genau das Anſehn eines Kriegesſchiffes vom erſten Range mit vielen ausgeſpannten Segeln, und die Geſtalt war ſo täuſchend, das man in einer gewiſſen Entfernung jedes einzelne Segel, das zu einem ſolchen Schiffe gehört, zu unterſcheiden glaubte. Indem wir uns dem Felſen näherten, ſtieg unſer Erſtaunen; ja, die Matroſen waren bereitwillig genug ſich einzubilden, irgend eine übernatürliche Macht habe ihm in dieſem Augenblick

1788. April. ſeine jetzige Geſtalt ertheilt. Wir nannten ihn Loths Weib; und auf alle Weiſe verdient er eine Stelle unter den wunderbarſten Gegenſtänden, die ich jemals geſehen habe.

Um die Mittagsſtunde, wo unſre Breite 29° 50′ N. und die Länge 142° 23′ öſtlich betrug, waren wir ihm gerade gegenüber, und er lag nur vier Engliſche Meilen in Oſtnordoſten von uns. Die Wellen zerſtiebten an ſeinen rauhen Seiten mit einer Wuth, die zu der unendlichen Weite, durch welche ſie ſich wälzen müſſen, ehe er ſich ihnen entgegen ſtemmt, gehöriges Verhältniß hatte. Nach Maaßgabe der Tabellen erhebt er ſich faſt ſenkrecht zu einer Höhe von dreihundert und funfzig Fuß über der Meeresfläche. Etwa vierzig oder funfzig Schritte von ſeinem weſtlichen Rande ragt eine kleine ſchwarze Klippe eben aus dem Waſſer hervor. An der Südoſtſeite iſt eine Höhle befindlich, in welche die Wogen mit fürchterlichem Getöſe ſtrömten. Wir konnten uns das Daſeyn dieſes ungeheuren Felſen, der ſo vereinzelt im gränzenloſen Weltmeere ſteht, nur als eine übrig gebliebene Spur von jenen Zerrüttungen erklären, die, wo ſie ſich ereignen, die Geſtalt der Erde verändern.

Den 12ten, Mittags, befanden wir uns in 33° 18′ N. Br. und 161° O. L. Wir ſegelten eine Menge Felſentang vorbei, und ſahen viele große Züge von Vögeln. Abends trieben ein Stück Bauholz, das zum Geſparre eines Hauſes zu gehören ſchien, und die Trümmer eines Kanots vorbei, denen bald ein, dem Anſchein nach erſt vor kurzem behauener, Sparren folgte. Dieſe ſicheren Anzeigen von nahem Lande in einer ſo gänzlich unbekannten Gegend des ſtillen Meeres vergrößerten wo möglich unſere Wachſamkeit. Gegen Abend umwölkte ſich der Himmel; es ward finſter, und alles verkündigte einen abermaligen ſich herannahenden Sturm. Der Wind war ſchon die Nacht hindurch ungeſtüm, und ſeine Heftigkeit vermehrte ſich am Morgen noch. Wir thaten, was die Vorſicht in ſolchen Fällen erheiſcht, und unſere Vorkehrungen kamen uns gut zu Statten, da es um vier Uhr Nachmittags bei dunklem, neblichtem und regnichtem Wetter noch heftiger ſtürmte. Es ſchwamm eine Menge Felſentang auf der See, deren Oberfläche auf einige Meilen weit mit einem röthlichen Fiſchlaich überzogen war. Bald darauf erfolgte der Sturm in ſeiner furchtbarſten Geſtalt; wir flogen mit dem einzigen Vorderſegel vor ihm her, und die gethürmten Wogen folgten hinter uns, bis ein verſtärkter Windſtoß, wobei ſeine

vorher

1788. April.

vorher ſüdliche Richtung ſich in Weſten umſetzte, die See dergeſtalt zerwühlte, daß ſie über das Schiff zuſammen ſchlug und unſere Boote beinahe weggeſchwemmt hätte. Der Sturm dauerte in gleicher Stärke bis auf den folgenden Tag, und mehr oder weniger herrſchte er auch noch bis zum 17ten April, da wir uns Mittags in 38° 51′ N. Br. und 175° 10′ O. L. befanden. In dieſer Entfernung von dem heißen Erdgürtel erblickten wir doch eine auf dem Waſſer ſchlafende Schildkröte, die aber von dem Geräuſche des vorüberſegelnden Schiffes erwachte und ſogleich untertauchte.

Wir beſchloſſen jetzt, den Weg nach Oſten hauptſächlich in dem 40ſten Grade der Breite zurückzulegen, weil dieſe Gegend noch nicht beſchifft worden war, und weil wir es nicht für unwahrſcheinlich hielten, daß wir daſelbſt Land antreffen würden, ehe wir die Amerikaniſchen Küſten erreichten, zumal da Kapitain Cook in dieſer Breite, ſo wie wir, die ſicherſten Anzeigen von der Nähe deſſelben geſehen hatte. Nach den ſchon erwähnten Umſtänden zu urtheilen, läßt es ſich wirklich ſehr vermuthen, daß in dieſer Gegend des ſtillen Meeres Land zu finden iſt. Die Seevögel ſchwärmten noch immer in großen Zügen um uns her, und der Felſentang war etwas ganz Gewöhnliches geworden. Zu gleicher Zeit hatten wir eine empfindliche Kälte, und die Luft war beſonders Morgens und Abends ſchneidend kalt. Die Magnetnadel hatte eine Abweichung von 9° 20′ gegen Oſten.

Ein Sturm jagte den andern bis zum 23ſten April, da ſich das Wetter endlich brach und der Wind etwas nachließ. Mit den heftigen nördlichen und weſtlichen Windſtößen kam nicht nur eine ſchneidende Kälte, ſondern auch mancher Schnee- und Schloſſenſchauer, der beſonders unter unſerm lebendigen Viehe große Verwüſtungen anrichtete. Bei dem allen aber ſchätzten wir uns glücklich, daß die Winde, zumal die ſtürmiſchen Südweſte, uns begünſtigten; ſo oft ſie aus Nordweſten kamen, ſtieg ihre Wuth zu einem unglaublichen Grade, und die Wellen thürmten ſich wie Gebirge. Unſere neuen Segel, die wir in einem günſtigen Zwiſchenraum anſtatt der andern ausgeſpannt hatten, leiſteten uns jetzt gute Dienſte. Noch immer zeigten ſich Vögel haufenweiſe und Felſentang in großer Menge, ſo daß die Hoffnung Land zu ſehen, bei uns aufgefriſcht ward. Am 23ſten um Mittag ſchwamm ein großer Baumſtamm in 41° 35′ N. Br. und 189° 25′ O. L. an uns vorbei. Jetzt näherten wir uns zu unſrer großen Freude mit ſtarken Schritten der Amerikaniſchen Küſte. Unter andern

1788. April. dringenden Urſachen, die uns den Wunſch, ſie zu erreichen, nahe legten, gab es hauptſächlich auch dieſe, daß das Schiff, durch den Verbrauch unſerer Vorräthe an Waſſer und Lebensmitteln, ſehr leicht geworden war *). Wir hatten übrigens das Glück, nicht nur von dem Winde begünſtigt zu werden, ſondern auch unſere Mannſchaft geſund zu erhalten. Die einzige Unbequemlichkeit, die ſie fühlte, rührte von dem ſchnellen Wechſel der Hitze und Kälte her.

In der Nacht wehete ein ſtarker Weſtnordweſtwind, den ein kalter Regen begleitete. Am folgenden Morgen ging der Wind über Süden nach Oſten herum, welches (hier) eine ſichere Vorbedeutung von ſtürmiſchem Wetter iſt. Um Mittag durften wir kein Segel mehr führen, und nun dauerte der heftigſte Sturm, den wir je erlebt hatten, bis drei Uhr Nachmittags, mit einer verhältnißmäßig unruhigeren See fort. Der Regen und die Kälte lieſſen dabei nicht nach; das Tauwerk ward ſehr beſchädigt und das Schiff von dem Widerſtande, den es den Wellen leiſtete, ſehr erſchüttert, ſo daß uns für unſern geflickten Fockmaſt dabei nicht wenig bange war. Mit Hülfe dieſer beſtändig fortdauernden oder einander in wenigen Stunden gleichſam ablöſenden Stürme, machten wir mehrentheils funfzig Seemeilen den Tag. Hatten wir auch ein paar Stunden lang heitern Himmel, ſo kehrte doch das finſtere Sturmwetter bald wieder zurück, und wir konnten daher keine Mondsbeobachtungen anſtellen, um den Lauf des Schiffes zu berichtigen; ein Umſtand, der das Ungemach der unfreundlichen Witterung noch vermehrte.

Den 30ſten April ſahen wir abermals einen Sparren vorbeiſchwimmen, der, beſonders wegen einer friſch hineingehauenen Kerbe, völlig ſo ausſah, als wenn er noch gar nicht lange im Waſſer geweſen wäre. Seevögel hatten wir ſeit dem Anfange der letzten Stürme nicht mehr geſehen, und eben ſo wenig den vorhin täglich zum Vorſchein kommenden Felſentang. Jetzt hatten wir die Bahnen der Schiffe Reſolution und Discovery in dieſem Ocean zweimal durchſchnitten, nämlich ſowohl die Linie ihres Laufes von Japan nach China, als die von Unalaſchka nach den Sandwichinſeln. Kapitain Cook hatte einige ſchwache Vermuthung, daß zwiſchen dieſen Laufbahnen und der Küſte von Amerika noch Land befindlich wäre;

---

*) Ein gar zu leichtes Schiff ſegelt nicht ſo gut, wie ein gehörig beladenes; es ſchwankt auf den Wellen weit ſtärker, und iſt nicht ſo leicht zu regieren. F.

da aber unſere jetzige Fahrt gerade dieſen Theil des Meeres durchſchnitt, ſo müßten wir es wahrſcheinlich entdeckt haben, wenn es der Amerikaniſchen Küſte ſo nahe läge. 1788. Mai.

Mit dem Eintritt in den Mai ward das Wetter nicht nur ſtiller, ſondern auch angenehm, und wir ſetzten nun unſern Lauf mit ſüdlichem Winde oſtwärts fort. Mittags befanden wir uns in 46° 5′ N. Br., und, nach einem Medium von mehreren Beobachtungen des Mondabſtandes von der Sonne, im 212° 5′ öſtlicher Länge von Greenwich, da unſere Schiffsrechnung 221° 41′ austrug. Ein ſo beträchtlicher Unterſchied konnte nur durch die Strömungen, die wir in geringeren Breiten fanden, und vielleicht auch durch die in nördlichern Gegenden, verurſacht worden ſeyn. Jetzt ſahen wir ein, daß wir vermuthlich Japan ziemlich nahe gekommen wären und unſern Lauf nordwärts zwiſchen den Diebs-Inſeln (*Ladrones*) und den neuen Karolinen vollbracht hätten. Die Magnetnadel wich hier 21° 18′ öſtlich ab.

Den 8ten Mai befanden wir uns um Mittag in 49° 28′ N. Br., und ſahen gegen Abend einen Seepapagei (oder Papageitaucher, vielleicht *Alca Pſittacula LINN.*) desgleichen ein Stück Treibholz. Es ſchneiete und ſchloßte ſehr ſtark; doch war der Wind jetzt leidlicher. Am folgenden Tage befanden wir uns nur noch drei Grade der Länge von König Georgs Sund, und ſchifften nun auch die ganze Nacht hindurch mit allen Segeln auf die Küſte zu. Der ganze Luftkreis ſchien gleichſam erleuchtet. Wir ſchrieben dieſes Phänomen dem Widerſcheine der großen Schneegebirge auf dem feſten Lande zu, und irrten uns darin nicht; denn früh am 11ten Mai lag die längſterſehnte Küſte von Amerika dreizehn Seemeilen weit entfernt, in Geſtalt eines hohen Gebirges das ſeine Gipfel in den Wolken verbarg, deutlich vor unſern Augen. Bei heiterem Wetter könnte man ſie wohl auf dreißig Seemeilen weit erblicken. Wir erkannten ſchon ganz deutlich den Eingang des Sundes, als der Wind ſich umſetzte und beinahe gerade herauszukommen ſchien.

Jetzt ſahen wir ein Schiff unter dem Lande, das ſich uns zu nähern ſuchte; da wir aber alle Segel führten und die Nacht hereinbrach, ſo konnten wir uns nicht ohne große Unbequemlichkeit aufhalten, um uns mit den Leuten an Bord zu beſprechen, wiewohl wir wußten, daß es das Schiff *Princeſs Royal* war, welches man in London zum Amerikaniſchen Pelzhandel ausgerüſtet hatte. Uns ſtand noch eine fürchterliche Nacht bevor. Die heftigſten Windſtöße folgten einander unaufhörlich,

1788. Mai. und nöthigten uns, alle Segel einzuziehen. Zugleich brachen Schnee und Hagelſchauer über uns aus, und um Mitternacht tobte der Sturm mit ſeiner größten Wuth. Bei Tagesanbruch war kein Land mehr zu ſehen, und das Schiff ſo zerarbeitet, daß wir ſechs Fuß Waſſer im Raume und zwei Pumpen außer Stande hatten. Erſt gegen Mittag ward es etwas ruhiger; nun richteten wir unſern Lauf wieder landwärts, und ſchöpften das Waſſer aus, welches aber deſſen ungeachtet eher zu- als abzunehmen ſchien. Indem wir die Küſte anſichtig wurden, entdeckten wir, daß uns der Sturm unterhalb des Sundes getrieben hatte, ſo daß wir in unſerer höchſt mißlichen Lage noch laviren mußten, um unſere vorige Stelle zu gewinnen. Während der Zeit kehrte das ſtürmiſche Wetter wieder zurück, und die ganze Mannſchaft hatte genug zu thun, das Waſſer aus dem Raume zu ſchöpfen. Endlich, am 13ten Morgens, ward der Wind etwas ſüdlicher; und ob er gleich ſo heftig tobte wie vorher und von ſtarken Regengüſſen begleitet war, ſo richteten wir dennoch unſern Lauf nach dem Lande zurück. Um acht Uhr ließ er etwas nach. Nun ſpannten wir unverzüglich mehrere Segel aus, und um zehn Uhr ankerten wir glücklich in *Friendly Cove* (der freundlichen Bucht) in König Georgs Sund, dem Dorfe Nutka gegenüber, in vier Faden Tiefe, etwa hundert Schritte weit vom Ufer, nachdem wir auf der Reiſe von China hieher drei Monate und drei und zwanzig Tage zugebracht hatten. Der Leſer, der nunmehr die ganze beſchwerliche, ermüdende Reiſe hindurch unſer Begleiter geweſen iſt, wird ſich unſre dankbare Freude bei unſerer Ankunft in dem mit Mühe und Gefahr geſuchten Hafen leicht vorſtellen können.

Neuntes Kapitel.

1788.
Mai.

Bequeme Lage von Friendly Cove in König Georgs Sund. — Große Menge der Einwohner, die ſich verſammeln, um das Schiff zu ſehen. — Komekela's Freude bei ſeiner Ankunft. — Hannapa, ein Anführer, kommt an Bord. Nähere Nachricht von dieſem Beſuche. — Die Einwohner bringen einen Vorrath von Fiſchen. — Komekela macht Anſtalt ans Ufer zu gehen. — Seine Kleidung und der Empfang, womit ſeine Landsleute ihn bewillkommnen. — Beſchäftigung der Mannſchaft. — Ankunft Maquilla's, des Oberhauptes von König Georgs Sund, und Kallikums, des nächſten im Range nach ihm. Beſchreibung ihrer Kleidung und ihrer Ceremonien bei Erblickung des Schiffes. — Sie kommen an Bord, und werden beſchenkt. — Schilderung dieſer Anführer. — Wir erhalten Erlaubniß, ein Haus und ein Fahrzeug zu bauen; und der dazu nöthige Platz wird uns verſprochen. — Geſchenke, die bei dieſer Gelegenheit gemacht werden. — Kallikum widmet ſich dem Dienſte des Schiffes, und wird von Maquilla zum Beſchützer der Mannſchaft ernannt, die ſich am Ufer aufhält. — Wir erbauen in Friendly Cove ein Haus, und legen den Kiel eines neuen Fahrzeugs. — Nachricht von der im folgenden Jahre durch die Spanier an Kallikum verübten Mordthat.

Das Schiff hatte nur kurze Zeit vor Anker gelegen, als ſich ein heftiger Sturm erhob, und ſtarke Regengüſſe herabſtürzten. Jetzt empfanden wir doppelt unſer Glück, in einem ſo ſichren Hafen, wie Friendly Cove, zu ſeyn, wo weder Sturm, noch Wetter uns in Furcht ſetzen oder unſre Ruhe ſtören konnte.

Eine Menge von Einwohnern, die am Ufer vor dem Dorfe verſammelt ſtanden, um das Schiff zu ſehen, erregte zuerſt unſre Aufmerkſamkeit. Komekela, der einige Tage in der ängſtlichſten Ungeduld hingebracht hatte, genoß nun das unausſprechliche Vergnügen, ſein Vaterland noch einmal mit dem ſtolzen Bewußtſeyn zu erblicken, daß er auf ſeiner Reiſe ſich Kenntniſſe und Güter erworben hätte, die ihm ſowohl zum Nutzen als zur Zierde gereichten, und die Bewunderung und Achtung ſeines Volkes erregen würden. Doch ſchwächte es um vieles ſeine Freude, daß Maquilla, ſein Bruder, Oberhaupt von König Georgs Sund, und ſein Verwandter Kallikum, der nächſte im Range nach dem Könige, beide nicht da waren. Hannapa, der in Abweſenheit der beiden Oberhäupter ihre Stelle in Nutka vertrat und uns zu beſuchen an Bord kam, gab uns zu verſtehen, daß

1788. Mai. ſeine beiden Vorgeſetzten verreiſt wären, um bei Wikananiſch, dem mächtigen Fürſten eines ſüdlicher wohnenden Stammes, einen Ceremonienbeſuch abzuſtatten.

Komekela kleidete ſich jetzt in einen ſcharlachnen Soldatenrock mit gelben Knöpfen, ſetzte einen militairiſchen Hut mit prangender Kokarde auf, zog anſtändige Wäſche an, und ſchmückte ſich noch mit anderem Zubehör des Europäiſchen Anzugs, der mehr als hinreichend war, ſeine Landsleute in das höchſte Erſtaunen zu verſetzen. Hannapa blieb bei Komekela's Anblick auch nicht ohne innere Bewegung; er betrachtete ihn nicht nur mit grübelnder Aufmerkſamkeit, ſondern auch mit einem auffallenden Ausdruck von Neid, einer Leidenſchaft, die unter den Bewohnern dieſes Theiles von Amerika ſehr gewöhnlich iſt.

Bald ward das Schiff von einer Menge Kanots umringt, die mit Männern, Weibern und Kindern angefüllt waren. Sie brachten uns einen reichlichen Vorrath von Fiſchen, und wir ſäumten nicht, dieſe einzuhandeln; denn Leuten, die ſo eben eine lange mühſame Reiſe zurückgelegt hatten, konnte eine ſolche Nahrung nicht anders als ſehr willkommen ſeyn.

Gegen Abend klärte der Himmel ſich auf, und Komekela machte Anſtalt, ſich ans Land zu begeben. Dieſe Nachricht verbreitete ſich ſogleich in dem Dorfe, und deſſen Einwohner eilten nun insgeſamt heraus, um ihn in ſeinem Geburtsorte zu bewillkommnen.

Komekela glänzte itzt in ſeiner ganzen Pracht. Sein Scharlachrock war mit einer ſolchen Laſt von gelben Knöpfen und kupfernen Zierrathen jeder Art überladen, daß er nothwendig die tiefe Ehrfurcht ſeiner Landsleute erhalten und für alle Schönen in Nutka der Gegenſtand der heißeſten Wünſche werden mußte. Eine ungeheure Kupferplatte machte gleichſam ſein Bruſtſchild aus; in ſeinen Ohren hingen kupferne Ohrengehenke, und er hatte ſein *en queue* friſirtes Haar mit ſo vielen Griffen von kupfernen Kaſſerollen zu zieren gewußt, daß ſein Kopf durch ihr Gewicht in eine ſteife gerade Richtung zurück gezogen ward, welches die Poſſierlichkeit ſeines Aufzugs nicht wenig erhöhte. Wegen verſchiedener Artikel ſeines gegenwärtigen Prunkes war Komekela mit dem Schiffskoche in beſtändigen Krieg verwickelt geweſen, weil er ſie dieſem nach und nach zu entwenden gewußt hatte; allein ihr letzter und hauptſächlicher Streit entſtand über einen ungeheuren Bratſpieß, den der

1788. Mai.

Amerikaner ſich zum Speer erſehen hatte, um die Pracht ſeiner Erſcheinung in den Augen ſeiner geblendeten Landsleute noch zu vergrößern; — und in der Lage, worin wir uns befanden, konnte man ihm dieſes wichtige Küchengeräth nicht abſchlagen. So gerüſtet, und trunken von größerem Entzücken, als je den ſtolzeſten Thron Europens, oder des Orients ſelbſt, umſtrömt hat, ward Komekela ans Ufer geſetzt, wo ihm ein jauchzender Zuruf und ein lautes Gebrüll die allgemeine Freude über ſeine Rückkehr bezeugte.

Die ſämtlichen Einwohner drangen in einem Haufen an den Strand, und bewillkommten ihn mit einem äußerſt widrigen Geheul. An ihrer Spitze befand ſich ſeine Tante, eine alte achtzigjährige Frau, die, ihrem Aeußern nach, von dem Augenblick ihrer Geburt an bis zu der Stunde, die uns dieſen höchſt widrigen Gegenſtand vor Augen brachte, immer in Schmuz und Koth gelebt hatte. Sie umarmte ihren Neffen mit großer Zärtlichkeit, und benetzte ſeine Wangen mit einem heißen Thränenſtrom.

Nachdem die erſten Bewillkommungsceremonien vorüber und das erſte Staunen der Bewunderung geſättigt war, ging die ganze Menge auf das Haus des Königs zu, wo aber nur die Vornehmſten eingelaſſen wurden und ſich zu einem köſtlichen Mahle von Wallfiſchfett und Thranöl verſammelten. Die ganze Geſellſchaft ſetzte ſich mit einer Eßluſt nieder, die den leckerhaften Gerichten angemeſſen war, und ſelbſt die kleinen Kinder ſchlürften das Oel mit ſichtbarem Wohlgefallen. Doch ſchien Komekela's Geſchmack durch die Indiſche und Europäiſche Küche etwas verdorben; er genoß ſeine vaterländiſchen Leckereien nicht mit der reißenden Gefräßigkeit, als hätte ſein Magen ſich immer nur von Nutkaſchem Futter genährt. Der Abend verfloß in Luſtbarkeiten, und der größte Theil der Nacht ward mit Tanzen und Geſängen zugebracht, wovon wir das Getöſe noch lange nach unſerer ſehr zeitigen Rückkehr an Bord vernahmen.

Nutka liegt auf einem etwas erhöheten Grunde, welcher nach dem Meere hin ſieht, und ſowohl im Rücken als zu beiden Seiten von Waldungen umgeben iſt *).

---

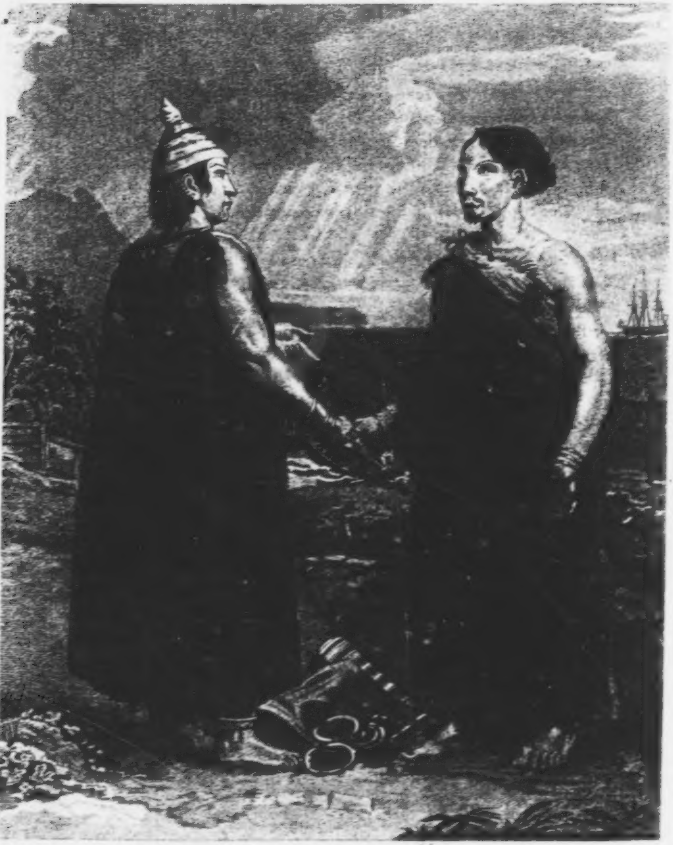
*) Eine genauere Beſchreibung von dem Dorfe oder der Stadt Nutka, verſpare ich auf die Abtheilung, wo von dem Handel, der Geographie u. ſ. w. der Weſt-Küſte von Amerika ausführlich gehandelt werden ſoll. Urſchrift.

1788. Mai. In Friendly Cove (der freundlichen Bucht) ſind die Häuſer geräumig und nach der gewöhnlichen Landesart erbauet; das heißt: ein jedes beherbergt mehrere Familien, und iſt durch Verſchläge, wie unſere Ställe, abgetheilt. Hier entdeckt mehr als Ein Sinn alle Arten von Schmuz, mit Wallfiſchfleiſch, Thran, und faulen Fiſchen zu einem Ganzen von der unerträglichſten Unfläthigkeit vermiſcht.

Den 14ten Mai war das Wetter heiter genug, daß wir einen Theil der Mannſchaft mit dem Auftrag ans Land ſchicken konnten, für die Holzhacker, Waſſerfüller und Segelmacher Zelte zu errichten. Zu dieſer Abſicht wählten wir nicht weit von dem Dorfe, in der Nähe eines kleinen Baches, einen ſchicklichen Platz. Die übrige Mannſchaft takelte indeſſen das Tauwerk ab, band die Segel von den Raaen los und verrichtete andere nöthige Schiffsarbeiten.

Den 16ten kamen viele Krieges-Kanots in den Hafen, auf denen ſich auch Maquilla und Kallikum befanden. Sie ruderten mit großem Prunk um das Schiff, wobei ſie einen angenehmen, obgleich lauten Geſang anſtimmten. Es waren zwölf Kanots, und in jedem ſaßen gegen achtzehn Mann, alle in Kleidungen von den ſchönſten Seeotterfellen, die vom Nacken bis zum Knöchel herunter gingen. Ihr Haar hatten ſie mit weißen Vögeldaunen gepudert, und auf das Geſicht mit weißem und rothem Ocher die Geſtalt des Unterkiefers von einem Haifiſch, und eine Art Schneckenlinie gemalt, die ihnen ein äußerſt wildes Anſehen gab. In den meiſten von dieſen Kanots waren auf jeder Seite acht Ruderer, und ein einzelner Mann ſaß am Schnabel des Fahrzeugs. Für den Befehlshaber war ein Platz in der Mitte beſtimmt, und er zeichnete ſich noch außerdem durch eine hohe zugeſpitzte Mütze aus, deren oberſtes Ende ein kleiner Federbuſch zierte.

Wir horchten mit Erſtaunen und Vergnügen auf ihren Geſang, und ſo hätte jedes Ohr, das den Freuden der Tonkunſt offen, und jede Seele, die gegen die Macht der Harmonie nicht fühllos iſt, bei dieſem feierlichen unerwarteten Koncerte gehorcht. Der Chor war in vollkommenem Einklang und hielt Ton und Takt ſo gut, daß keinem eine falſche Note entfuhr. Zuweilen gingen die Sänger mit einer ſo melancholiſchen Wendung in ihren Abänderungen von einem hohen zu einem tiefen Ton über, daß wir uns nicht zu erklären wußten, wie ſie zu dieſer mehr als kunſtloſen Harmonie der Natur gekommen wären. Das Auge hatte bei dieſem Schauſpiele eben ſo wie



Tallikum und Maquilla
Oberhäupter vom Nutka-Sund

1788. Mai.

das Ohr ſeinen Genuß; ſie begleiteten nehmlich ihre Stimmen mit Bewegungen, die ſehr viel zu dem feierlichen Eindrucke des Geſanges auf uns alle beitrugen. Ein jeder ſchlug in ununterbrochnem Gleichmaaß mit dem Ruder an den Rand des Boots, und bei dem Schluſſe jeder Stanze oder jedes Versabſchnittes zeigten ſie mit ausgeſtreckten Armen nach Norden und Süden, und lieſſen zugleich ihre Stimmen ſo feierlich ſinken, daß es eine gröſſre Wirkung hervorbrachte, als oft in unſerm Welttheil ein Orcheſter.

So ruderten ſie zweimal um das Schiff, wobei ſie jedesmal, wenn ſie an das Steuer kamen, alle aufſtanden und die Worte Wakuſch, Wakuſch! oder Freunde! ausriefen; dann brachten ſie ihre Kanots an die Seite des Schiffs, und Maquilla kam mit Kallikum an Bord. Der erſtere ſchien dreiſſig Jahr alt zu ſeyn, und war von mittlerer Gröſſe, aber ſehr gut gebauet und von einer Geſichtsbildung, die allgemein zu ſeinem Vortheil einnahm. Der letztere mochte dem Anſchein nach gegen zehn Jahr älter ſeyn; er hatte eine athletiſche Gröſſe, und ſeine angenehmen offnen Züge flößten Zutrauen und Achtung ein. Die übrigen waren rechtliche ſehr wohlgeſtaltete Männer. Bei ihrer Ankunft ward ſogleich ein mit Oel gefülltes Seehundsfell an Bord gereicht, aus dem die Oberhäupter zuerſt eine kleine Portion genoſſen, und das ſie ſodann den in den Kanots gebliebenen Leuten zurück gaben, die auch bald dieſen koſtbaren Trank hinunter ſchlangen.

Jetzt überreichten wir Maquilla und Kallikum ein Geſchenk, das in Kupfer, Eiſen und andern hier zu Lande willkommenen Dingen beſtand. Bei dem Empfange deſſelben ſtreiften beide ihre Seeotterkleidung ab, legten ſie auf die anſtändigſte Art uns zu Füßen, und blieben in der ungeſchmückten Nacktheit der Natur vor uns ſtehen. Ein jeder von ihnen erhielt zur Dankbarkeit eine wollene Decke, womit ſie unter Bezeugung der gröſten Zufriedenheit in ihre Kanots ſtiegen und nach dem Ufer zurück ruderten.

Die Art, wie dieſe Leute Geſchenke geben und nehmen, ſcheint ihnen ganz eigenthümlich zu ſeyn; denn ſo koſtbar die Gabe in ihren eignen Augen ſeyn mag, wünſchen ſie doch den Begriff, als lege ſie dem Empfangenden irgend eine Verbindlichkeit auf, ganz zu entfernen. Wir haben bei der Zuſammenkunft zweier Oberhäupter geſehen, daß ſie ſich gegenſeitig auf eine großmüthig-freundſchaftliche Art die reichſten

1788. Mai. Felle zum Geſchenke gaben und dabei in dem liebenswürdigen Ausdruck gegenſeitiger Güte, der die feiner gebildeten Nationen der Welt auszeichnet, mit einander wetteiferten.

Vom Tage unſrer Ankunft in Nutka an bis zum 25ſten hatten wir ſchlechtes Wetter, welches uns aber, ſo unangenehm es auch war, nicht abhielt, unſre verſchiednen Arbeiten zu unternehmen. Maquilla hatte uns nicht allein ſehr zuvorkommend den Platz zu einem Hauſe für die Leute, welche wir hier zu laſſen gedachten, bewilligt, ſondern auch ſeinen Beiſtand zum Fortgange der Arbeit, und denen, die während unſrer Abweſenheit in Nutka zurück bleiben ſollten, ſeinen Schutz verſprochen. Aus Dankbarkeit dafür, und um ſeinen guten Willen zu erhalten, ſchenkten wir ihm ein Paar Piſtolen, die er ſeit unſrer Ankunft mit begierigen Augen betrachtet hatte. Kallikum, der die vollkommenſte Anhänglichkeit für uns zu haben ſchien, erhielt, ſo wie das Frauenzimmer von ſeiner Familie, ebenfalls allerlei anſtändige Geſchenke. In der That ward es uns auch wichtig, ihn in ſeiner Zuneigung zu uns zu beſtärken, da Maquilla ihn zu unſerm beſondern Wächter und Beſchützer beſtellt, und ihm den ausdrücklichſten Befehl ertheilt hatte, allen Schaden zu verhüten, den die Einwohner uns zufügen könnten.

So ſehr wir aber auch geneigt waren, der Freundſchaft dieſer Oberhäupter zu trauen, hielten wir es doch für rathſam, auf den Fall daß ihre gegenwärtige Stimmung gegen uns ſich einſt änderte, ihnen einen Begriff davon beizubringen, wie weit unſre Kräfte gingen, und auf welche Art wir ſie anwenden könnten. Wir wünſchten, um die Abſicht unſrer Reiſe deſto gewiſſer zu erreichen, ſo wohl ihre Furcht als ihre Dankbarkeit zu erregen.

Im Baue des Hauſes machten wir indeſſen große Fortſchritte, ſo daß es den 28ſten ganz fertig ward. Die Einwohner halfen uns bei der ſehr ſchnellen Beendigung dieſer wichtigen Arbeit aus allen Kräften; nicht allein dadurch, daß ſie Bauholz aus den Wäldern herbeiſchafften, ſondern auch durch jede Dienſtleiſtung, die wir von ihnen forderten. Wenn Abends die Glocke unſere Leute von der Arbeit rief, wurden die einländiſchen Arbeiter immer verſammelt, um ihren täglichen Lohn zu empfangen, der in Glasperlen oder Eiſen beſtand. Dieſes Betragen von unſrer Seite gewann ihre Achtung und ihr Zutrauen in dem Grade, daß wir nicht Arbeit genug fanden, um die Menge zu beſchäftigen, die uns beſtändig mit Bitten anlag, daß wir ſie in unſern Dienſt nehmen möchten. 1788. Mai.

Das Haus war geräumig genug, um die ſämmtlichen Leute, die im Sunde zurückbleiben ſollten, zu beherbergen. Im Erdgeſchoſſe hatte es große Zimmer, in denen die Faßbinder, Segelmacher und andre Handwerker bei ſchlechtem Wetter arbeiten konnten. Ein beſonderes großes Zimmer war für die Vorräthe und Lebensmittel beſtimmt, und die Werkſtätte des Büchſenmachers ſtieß an das eine Ende des Gebäudes, in welches ſie einen Durchgang hatte. Im obern Stocke befanden ſich ein Speiſezimmer und Kammern für die Leute. Ueberhaupt war unſer Haus, ſo wenig Reize es in den Augen eines Liebhabers von architektoniſcher Schönheit haben mochte, ſeiner Beſtimmung ſehr angemeſſen, und den Einwohnern von König Georgs Sund ſchien es ein Gebäude von unerhörter Pracht.

Rund um das Haus warfen wir eine ſtarke Bruſtwehr auf, die einen anſehnlichen Raum einſchloß, und pflanzten eine Kanone in der Richtung darauf, daß ſie die Bucht und das Dorf Nutka beſtrich. Dieſe Vertheidigungsanſtalten waren hinreichend, unſre Leute vor jedem Angriffe zu ſichern. Außerhalb dieſer Bruſtwehr legten wir den Kiel eines Fahrzeuges von vierzig bis funfzig Tonnen, das nun, unſrem ſchon vorher gefaßten Entſchluſſe gemäß, gebauet werden ſollte.

Junius. Den 5ten Junius waren wir in unſern übrigen Arbeiten ſchon weit fortgeſchritten; wir hatten das Schiff kalfatert, das Tauwerk ausgebeſſert, die Segel geflickt, und Steine zum Ballaſt an Bord gebracht, weil wir den Sand, da er uns die Pumpen verſtopfte, zu dieſem Behuf untauglich fanden. Auch unſern Vorrath von Holz und Waſſer hatten wir eingenommen, ſo daß das Schiff nun fertig war, in See zu gehen. Alle dieſe nöthige Arbeiten beendigten wir, ungeachtet des ſchlechten Wetters, das ſeit unſrer Ankunft fortgedauert hatte. Der unabläſſige ſtarke Regen bei ſüdlichem Winde hatte jetzt die Erde faſt gänzlich von Schnee entblößt, die Bergſpitzen und höheren Hügel ausgenommen, wo er nur noch ſtellenweiſe lag. Allein das Wachsthum der Pflanzen war noch ſehr zurück, und veränderte nur ſehr allmählig die traurige Geſtalt, in der wir die Landſchaft bei unſrer Ankunft gefunden hatten.

Die zum Aufenthalt am Lande beſtimmte Mannſchaft ſtand jetzt in voller Arbeit. Einige mußten aus entfernten Gehölzen, durch dichte Wälder, wo der Weg ſehr

1788. Junius.

beſchwerlich war, Bauholz herbeiſchaffen, Andere es ſägen und zu dem verſchiedenen Gebrauche, wozu man es beſtimmte, behauen, indeß der Büchſenmacher Bolzen, Nägel und mehr dergleichen Dinge verfertigte, oder die nöthigen Handelsartikel aus Eiſen ſchmiedete. So war es uns durch Ordnung und Regelmäßigkeit gelungen, in ſehr kurzer Zeit unſer neues Schiffswerft zu bilden, wo die Zimmerleute bereits den Kiel gelegt und den Hinterſteven errichtet, eingeriegelt und befeſtigt hatten; ſo daß unſere Ungeduld nicht weit in die Zukunft zu blicken brauchte, um das Fahrzeug zu ſeiner Beſtimmung bereit zu ſehn.

Wenn die Begebenheiten der Seefahrer nur aufgezeichnet würden, um die müßigen Stunden der Reichen auszufüllen, oder die eifrigen Nachforſchungen der Weltweiſen zu befriedigen: dann müßten viele von dieſen umſtändlichen ins kleinſte Detail gehenden Berichten, als langweilig für die erſtern, und zu geringfügig für die letztern, weggeſchnitten werden; allein ſie haben noch einen andern Nutzen. Belehrten ſie nicht künftige Seefahrer, und erleichterten ſie nicht fernere Handelsunternehmungen, indem ſie die Mittel zur Ausführung derſelben an die Hand geben; ſo wären die Gefahren und Beſchwerlichkeiten einer ſolchen Reiſe vergebens erduldet, und die Zeit, die man auf ihre Beſchreibung verwendete, würde eine unnütze Beſchäftigung heißen müſſen.

Ich ſchmeichle mir, man wird das gute Einverſtändniß und den freundſchaftlichen Umgang zwiſchen den Amerikanern und uns als einen Beweis anſehen, daß unſer Betragen durch die Grundſätze einer menſchenfreundlichen Klugheit geleitet ward. Doch muß dabei zugleich die großmüthige, gaſtfreie Aufführung unſerer Verbündeten ein vortheilhaftes Licht auf ihren Charakter werfen, vorausgeſetzt, daß man ſie mit der Sanftmuth behandelt, welche die rohe Natur fordert, und welche die Handelspolitik zur Erreichung ihres Endzwecks empfiehlt.

Die vielen Beweiſe von perſönlicher Anhänglichkeit, welche dieſe Leute uns gaben, waren wenigſtens hinreichend, uns zu überzeugen, daß die Tugend der Dankbarkeit auf dieſen fernen Küſten einheimiſch iſt, und daß man in den Wäldern von Nutka ein edles Gefühl für empfangene Güte findet. Kallikum hatte eine Feinheit der Seele und des Betragens, die unſerer höchſten Kultur zur Ehre gereicht hätte. Ich könnte tauſend Beweiſe von der Güte und Zuneigung dieſes liebenswürdigen Mannes erzählen. Er lebt nicht mehr, und der einzige Lohn ſeiner Freundſchaft iſt ſein Denkmal in unſerm Gedächtniß, und die Verabſcheuung jenes grauſamen und leichtſinnigen Mordgeiſtes, der ſein Vaterland in ihm ſeines ſchönſten Schmuckes, und die künftige Schiffahrt eines beſchützenden Freundes beraubte, und ein unſchädliches nützliches Volk aus dem Lande ſeiner Geburt vertrieb, um in fernen Einöden einen neuen Wohnort zu ſuchen.

Dieſer liebenswürdige Amerikaner ward im Jahre 1789 von einem Officier an Bord eines von den Schiffen, welche Don Joſeph Eſtevan Martinez kommandirte, erſchoſſen. Folgende beſondre Umſtände erfuhren wir von dem Befehlshaber des Schiffes Nord-Weſt-Amerika, einem glaubwürdigen Manne, der ſelbſt ein trauernder Zeuge dieſer unmenſchlichen Handlung war:

Kallikum kam, mit Weib und Kind, in einem kleinen Kanot an die Prinzeſſa, das Kommodore-Schiff, um Fiſche zum Geſchenk zu bringen. Als man ſie ihm auf eine rauhe, ungütige Art abnahm, ehe er ſie dem Befehlshaber ſelbſt überreichen konnte, beleidigte ihn dieſes Betragen ſo ſehr, daß er Peſchâi! (*peſhae*) Peſchâi! — das iſt ſchlecht, das iſt ſchlecht — ausrief. Dieſe Aeußerung hielt man für ſo beſchimpfend, daß er augenblicklich von dem Officiersverdeck mit einer Kugel durch das Herz geſchoſſen ward. Der Leichnam fiel nach dem Schuß über Bord, und ſank ſogleich unter. Weib und Kind wurden in dem Zuſtande gänzlicher Sinnloſigkeit am Ufer von einigen Freunden empfangen, welche Zeugen dieſer unmenſchlichen Handlung waren. Bald nachher wagte doch Kallikums Vater ſich an Bord des Spaniſchen Schiffes, und bat, daß es ihm vergönnt ſeyn möchte, den Leichnam ſeines Sohnes in der Tiefe zu ſuchen. Dieſe traurige Bitte ward aber ſeinem väterlichen Schmerze ſo lange verweigert, bis der troſtloſe Wilde unter ſeinen Nachbaren eine hinreichende Anzahl Felle geſammelt hatte, um von Chriſten die Erlaubniß zu erkaufen, ſeinen von ihnen gemordeten Sohn zur Erde zu beſtatten!

Der Körper ward bald gefunden und von der klagenden Wittwe und allen Einwohnern des Sundes zu Grabe begleitet. Sie bezeugten ihren bittern Schmerz über den Tod eines Mannes, den ſie liebten; und uns fordert unſre Pflicht auf, ihm dieſes dankbare Zeugniß der verdienten Liebe zu geben.

Zehntes Kapitel.

1788. Junius.

Erfindſamkeit der Einwohner, um den Preis der Seeotterfelle zu erhöhen. — Ihre Ueberlegenheit in der Einrichtung ihres Handels mit uns. — Komekela's Betragen. — Er wird durch unſern Einfluß zum Oberhaupt gewählt. — Seine Heirath. — Pracht der Bewirthung bei dieſer Gelegenheit. — Maquilla und ſeine Vornehmen ahmen unſre Kleidung und Sitten nach. — Reiche Geſchenke des Maquilla. — Es wird uns ein Schleifſtein geſtohlen. — Man bietet uns eine Menſchenhand zum Kauf an. — Trauriger Verluſt eines Theils der Mannſchaft vom Kaiſerlichen Adler im Jahr 1787. — Vermuthung, daß Maquilla ein Menſchenfreſſer ſey. — Beſondres Kopfkiſſen, deſſen Kallikum ſich bedient. — Die Einwohner von Friendly Cove ziehen ſich in eine kleine Entfernung zurück. Urſachen dieſer Ortsveränderung und Leichtigkeit, womit ſie bewerkſtelligt wird. — Man bringt uns eine junge Seeotter zum Verkauf.

Von unſrer Ankunft an bis zum 5ten Juni war der Handel eifrig betrieben worden, und wir hatten ſchon gegen hundert und vierzig Seeotterfelle geſammelt. Gleich Anfangs beſtimmten wir für jede Art Pelzwerk einen ſeinem Werth angemeſſenen Preis; allein die Einwohner wußten ſich bei dieſem Geſchäfte jeden Vortheil zuzueignen, und um unſres künftigen Gewinnes willen ſahen wir uns doch genöthigt, alle Abänderungen zu genehmigen, die ſie mit unſrer urſprünglichen Verabredung zu treffen für gut fanden.

In kurzer Zeit waren alle Einrichtungen unſers Handels geändert. Statt eines gewöhnlichen Waarentauſches, mußten alle unſere Verhandlungen das Anſehn gegenſeitiger Geſchenke annehmen, wobei die Amerikaner ihrerſeits allen ihren Stolz und ihre Gaſtfreiheit auskramten. Die Feierlichkeiten, welche dieſe Handlung begleiteten, werde ich in dem Theile dieſes Werkes, welcher eigentlich Handelsnachrichten enthalten ſoll, umſtändlich berühren.

So oft es Maquilla'n oder Kallikum gefiel, uns ein Geſchenk zu machen, ſchickte er einen ſeiner eignen Bedienten an Bord, um ſich des Tighi, oder Kapitains, Geſellſchaft am Lande auszubitten, der ſich denn auf dieſe Einladung, mit Sachen die wir zum Gegengeſchenk beſtimmten, jederzeit einſtellte. Bei der Wohnung des Oberhaupts erwartete uns eine große Anzahl Einwohner, die ſich verſammelt hatten, um die Ceremonie mit anzuſehen. Die Seeotterfelle wurden mit großem Geſchrei und bewundernden Geberden hervorgebracht und zu unſern Füßen niedergelegt. Jetzt folgte die Stille der Erwartung; mit geſpannter Aufmerkſamkeit lauerten ſie auf die Gegengeſchenke, die wir ihnen beſtimmt hatten; und man kann ſich vorſtellen, daß wir zur Ehre Brittiſcher Kaufleute ſie in ihren Erwartungen nicht täuſchten. Außerdem waren unſere Freunde aus Nutka liſtig genug geweſen, uns einen Wink zu geben, daß ſie darauf ausgehen würden, ihren Vorrath von Fellen, ſobald er erſchöpft wäre, wieder zu ergänzen; und dieſer Umſtand diente unter andern natürlicherweiſe ſehr dazu, den Handelsgeiſt zwiſchen uns zu beleben.

1788. Junius.

Seitdem Kapitain Cook dieſen Sund zuerſt entdeckte, waren verſchiedene Schiffe des Pelzhandels wegen hier geweſen, und durch dieſen Umgang hatten die Einwohner mehr Ausbildung erhalten, als wir unter ihnen zu finden erwarteten. Doch wunderten wir uns, daß wir, aller Nachforſchung ungeachtet, von den ſämtlichen Europäiſchen Waaren, als Eiſen, Kupfer, Glasperlen u. ſ. w., die ſie doch für ihre Felle mußten eingetauſcht haben, nicht das geringſte bei ihnen antrafen; ich kann mir auch nicht erklären, wie ſie in ſo kurzer Zeit ihre Schätze verſchwendet haben mögen *)

Die Unbeſtändigkeit, die ſie zuweilen im Handel äußerten, fiel uns mitunter ſehr beſchwerlich. Bald war Kupfer der Lieblingsgegenſtand ihrer Wünſche; dann ſahen ſie Eiſen als das einzige achtenswerthe Bedürfniß an; auch die Glasperlen kamen an die Reihe, ſo daß ſie unbedingten Vorzug hatten; und ihre Unentſchiedenheit bei der Wahl endigte ſich gewöhnlich damit, daß ſie von allem etwas nahmen.

Anfangs war Komekela ſehr eifrig im Betreiben unſerer Handelsgeſchäfte; da er aber ſeine Mutterſprache ſehr vergeſſen hatte, und jetzt ein Gemiſch von Chineſiſcher, Engliſcher und Nutkaer Mundart ſprach, ſo konnte er nur einen ſehr ſchlechten Dollmetſcher zwiſchen uns und ſeinen Landsleuten abgeben. Außerdem machte er, bei der allmähligen Rückkehr zu den Sitten ſeiner Landsleute, auch ihr Intereſſe zu dem ſeinigen, und vergaß nach und nach in dem erneuerten Genuſſe des

---

*) Die Otaheitier und andere Südſee-Inſulaner waren ſchlau genug, ihre von den Europäern eingetauſchten Waaren nicht ſehen zu laſſen; daraus folgt aber nicht, daß ſie dieſelben verſchwendet hatten. Einen Theil davon mochten ſie an die Bewohner ſolcher Inſeln, wohin die Schiffe nicht gekommen waren, gegen andere Koſtbarkeiten vertauſcht haben; einen Theil verwahrten ſie ſorgfältig in ihren Bündeln, die ſie unter dem Dache ihrer Häuſer hängen hatten. F.

1788. Junius. Wallfiſchfleiſches, Wallfiſchfetts und Thrans, die vielen Beweiſe unſrer Güte. Da er aber durch unſern Einfluß in eine mit Zutrauen und Ehre verknüpfte Lage gekommen war, durften wir uns den Verdacht ſeiner Unzuverläſſigkeit und ſeines Undanks gegen uns nicht merken laſſen. Maquilla hatte ihm die Aufſicht über ſeine koſtbarſten Schätze übertragen, worunter ein von Kapitain Cook zurückgelaſſener meſſingener Mörſer befindlich war, der von den Oberhäuptern in Nutka in höchſten Ehren gehalten wurde. (Dieſes Küchengeräth, das ſich aus ſeinem niederen Zuſtande zu einem Zeichen königlicher Pracht erhoben ſah, war jederzeit glänzend geſcheuert, und bei unſeren Beſuchen oder feierlichen Zuſammenkünften, trug man es, um den Glanz der Königs-Würde zu erhöhen, vor Maquilla her.) Wir fanden es folglich rathſamer, durch die Fortſetzung unſrer Freundſchaft, Komekela's vorige Geſinnungen für uns wieder zurückzurufen, als durch unſer Betragen die Erkaltung ſeines Eifers für unſern Vortheil zu rechtfertigen. Dem zufolge wendeten wir bei ſeinem Bruder Maquilla allen unſern Einfluß an, um ihn durch eine Heirath mit einem vornehmen Frauenzimmer aus ſeiner Provinz auf einmal zu der Würde eines Oberhaupts zu erheben. Dieſe Gunſt ward auf unſre Bitte unverzüglich gewährt, und wir erhielten Einladungen zum Hochzeitfeſte, das mit aller möglichen Pracht gefeiert ward. Ein halber Wallfiſch, viele andere Fiſche, und eine große Menge Oel, als der koſtbarſte Theil der Bewirthung, wurden mit erſtaunlicher Ordnung unter faſt dreihundert Menſchen ausgetheilt, die ſich ſehr ſittlich betrugen und den Glanz und die Gaſtfreiheit ihres Oberhauptes ſehr zu rühmen wußten.

Den 6ten Junius kam eine Botſchaft von Maquilla, der uns ſagen ließ, daß er ein prächtiges Geſchenk für uns bereitet hätte, und daß wir an das Ufer kommen möchten, um es in Empfang zu nehmen. Wir ſtellten uns ſogleich bei dieſem Befehlshaber ein, und fanden ihn in Europäiſcher Kleidung, mit einem Manſchettenhemde und aufgeknüpftem, gepudertem Haar. Dieſer Schmuck war ein Theil der Geſchenke, die Komekela von uns erhalten hatte, und ward, nebſt dem ganzen Gewichte ſeiner kupfernen Zierrathen, als eine ſtolze Auszeichnung der Nutkaiſchen Königswürde betrachtet. Wir ſahen den König von verſchiedenen Oberhäuptern umgeben, die alle, zum unendlichen Kitzel ihrer Eitelkeit, mit einem Stück von Europäiſcher Kleidung geziert waren. Bei dieſer Gelegenheit hatten ſie ihr Geſicht

von

1788. Junius.

von allen dem Oel und Oker geſäubert, womit es gewöhnlich beſchmiert iſt; und dieſe Verwandlung war ſo auffallend, daß wir bei unſerm Eintritt in das Haus ein wenig in Verlegenheit kamen, unſere Freunde zu erkennen. Dieſer Umſtand beluſtigte ſie ſehr, und ſie ſtanden nun auf, um uns auch nach unſern Sitten zu begrüßen. Ihre Art, den Hut abzunehmen, die ſonderbaren Bewegungen, mit denen ſie ausſcharrten und ſich gegen einander verbeugten, ferner die wenigen Engliſchen Wörter, die ſie erlernt hatten und nun laut und ohne Verbindung oder Sinn wiederholten, bildeten einen Auftritt, der ſie entzückte und uns nicht mißfallen konnte. Als dieſe gut gemeinten Ceremonien vorüber waren, ließ der Fürſt verſchiedene ſehr ſchöne Seeotterfelle bringen, die nachher an Bord geſchickt wurden; zu dieſen fügte er noch einen vortreflichen Damhirſch hinzu, den einer ſeiner Leute ſo eben in den Wäldern getödtet hatte. Wir lieſſen Maquilla'n nicht lange auf unſere Gegengeſchenke warten, und fanden bei der Rückkehr an Bord, daß die Seeotterfelle ſchon vor uns angelangt waren.

Komekela's Ankunft hatte dieſem Volk einen entſchiedenen Geſchmack für Europäiſche Kleidung eingeflößt. Ein Hut, Schuhe, oder Strümpfe ſetzten die Waageſchaale des Handels gewöhnlich zu unſerm Vortheil. Wir vernachläſſigten auch kein Mittel, dieſen Geſchmack zu begünſtigen, wodurch der Gebrauch der wollenen Zeuge unter ihnen eingeführt werden konnte.

Den 7ten brachte der Faßbinder eine Klage ein, daß die Einwohner ihm ſeinen Schleifſtein geſtohlen hätten. Dies war die erſte Beeinträchtigung, die wir litten, wiewohl die Schiffe, die vor uns in dieſem Sunde geweſen, zu Klagen über einen ähnlichen Verluſt veranlaßt worden waren. Wir hatten die Aufmerkſamkeit der Einwohner vorzüglich auf dieſen Stein gerichtet geſehen, dem ſie eine beſondere Zauberkraft zutrauten, wodurch er mit ſo geringer Mühe unſerm Eiſen eine Schneide gäbe; eine Arbeit, die ſie für äußerſt mühſelig hielten.

Der Verluſt dieſes Handwerkszeuges war von einiger Wichtigkeit, und wir ſetzten, obſchon umſonſt, alle Mittel in Bewegung, es wieder zu erlangen. Selbſt unſere Bitten an Maquilla fanden nicht den gewohnten Eingang. Aber wir hielten es für beſſer, den Diebſtahl zu verſchmerzen, als uns mit dem Volk in einen Streit einzulaſſen. Daher begnügten wir uns, ſtrengen Befehl zu geben, daß man

P

1788. Junius. in Zukunft, die Oberhäupter ausgenommen, keinen von den Einwohnern in die Bruſtwehr, die das Haus umgab, einlaſſen ſollte.

Den 8ten kam ein fremdes Kanot mit verſchiedenen Leuten in die Bucht, und näherte ſich dem Schiff, um uns eine kleine Anzahl Seeotterfelle zu verkaufen. Sie boten uns auch eine gedörrte, eingeſchrumpfte Menſchenhand, deren Finger noch vollzählig und mit langen Nägeln verſehen waren, zum Kauf an. Allein der Abſcheu iſt unbeſchreiblich, der uns bei dem Anblick eines Siegels ergriff, das einer von dieſen Männern im Ohre hängen hatte; denn wir erkannten es für dasjenige, welches dem unglücklichen Herrn **Millar** vom **Kaiſerlichen Adler** gehört hatte, deſſen traurige Geſchichte uns allen wohl bekannt war *).

Die Matroſen ſtanden kaum einen Augenblick an, ſich für die Meinung zu erklären, daß dies Herrn **Millars** Hand, und die Beſitzer ſeine Mörder ſeyn mußten. Dieſer Verdacht würde wohl unausbleiblich den Tod der Fremdlinge nach ſich gezogen haben, wenn wir nicht den Matroſen begreiflich gemacht hätten, das erwähnte Siegel könnte durch einen allmählig von Hand zu Hand fortgeſetzten Tauſch an ſeinen gegenwärtigen Beſitzer gekommen ſeyn. Aber, daß eben dieſe Leute auch die Hand beſaßen, ſchien jenen ein ſo überwiegender Grund, daß es viele Mühe koſtete, ſie in Schranken zu halten; wenigſtens konnte man ihnen nicht wehren, daß ſie nicht die Fremden mit allen Zeichen der Beſchimpfung und des Abſcheues vom Schiffe getrieben hätten. Gleichwohl zeigte es ſich, daß ſie an dem Verbrechen, deſſentwegen man ſie in Verdacht hatte, unſchuldig waren; denn **Maquilla** verſicherte uns den folgenden Tag, daß ſie den Gegenſtand unſeres Abſcheues von den Einwohnern von **Queenhythe** erhandelt hätten. (Dieſes **Queenhythe** war der Ort, wo Herr

---

*) Der **Kaiſerliche Adler** war ein Schiff, das im Jahre 1787 zum Pelzhandel an die Küſte von Amerika fuhr. Während dieſes Geſchäftes ſchickte der Kapitain die Schaluppe in Handelsabſichten bis zum 47° N. Br. Hier ging ſie der Mündung eines Stromes gegenüber vor Anker, konnte aber nicht über die Untiefen fahren, die den Eingang verſperrten. Ein kleines Boot, welches ſie bei ſich hatte, ward mit Herrn **Millar**, einem Officier des **Kaiſerlichen Adlers**, einem andern jungen Mann und vier Matroſen, den Fluß hinauf geſchickt, wo ſie bis zu einem Dorfe fortruderten, deſſen Einwohner ſich wahrſcheinlich ihrer bemächtigten und, wie man aus ihren mit Blut bedeckten und nachher gefundenen Kleidern vermuthen kann, ſie auch ermordeten.

Urſchrift.

1788. Junius.

Millar und ſeine Gefährten ein ſo trauriges Ende nahmen.) Doch verſuchte er es nicht abzuleugnen, daß die Hand einem unſerer unglücklichen Landsleute gehört hätte; und aus ſeiner augenſcheinlichen Verlegenheit bei der Unterhaltung über dieſen Gegenſtand, ſo wie aus verſchiedenen zuſammentreffenden Umſtänden, die ich hernach erwähnen will, fingen wir an auf die Vermuthung zu gerathen, daß Maquilla ſelbſt ein Menſchenfreſſer wäre. In der That ſcheint nichts wahrſcheinlicher, als daß der grauſame Handel mit Menſchenfleiſch längs dieſer ganzen Küſte des feſten Landes von Amerika mehr oder weniger getrieben wird. Selbſt unſer Freund Kallikum legte zu Nacht ſein Haupt auf einen Sack voll Menſchenſchedel, die er uns als Siegeszeichen ſeines überlegenen Muthes ſehen ließ; und wahrſcheinlich waren die Körper der Schlachtopfer, denen ſie gehörten, von ihm und den Kriegern, die ſeinen wilden Ruhm mit ihm theilten, zum Siegesmahle verzehrt worden.

Heute kam Wikananiſch, ein mächtiges Oberhaupt aus Süden, den Maquilla am Tage unſrer Ankunft in dem Sunde beſucht hatte, mit zwei Kanots, um den Beſuch zu erwidern. Der größte Theil ſeines zahlreichen Gefolges war in prächtige Pelze vom höchſten Werthe gekleidet, und hatte ein weit wohlhabenderes Anſehn, als unſre Freunde aus dem Nutka-Sunde. Dies kommt wahrſcheinlich daher, daß ſie an einem Theile der Küſte wohnen, wo die Wallfiſche zahlreicher ſind; denn dieſer Artikel, von dem ihr Unterhalt und alle ihre Ueppigkeiten hauptſächlich abhangen, fing in Nutka an ſeltner zu werden. Wikananiſch beſuchte uns an Bord der Felice, und lud uns nach ſeinem Wohnort ein, wo er uns, wie er verſprach, eine Menge Felle geben wollte; aber jetzt konnten wir weder ihn, noch irgend einen ſeiner Begleiter, durch unſere Anerbietungen in Verſuchung führen, die ſchönen Kleidungen, die ſie trugen, herzugeben.

Den 10ten beobachteten wir eine allgemeine Bewegung durch das ganze Dorf, und in kurzer Zeit verſchwand, wie durch den Schlag einer Zauberruthe, der größte Theil der Häuſer. Als wir ans Ufer kamen, berichtete uns Maquilla, die Leute wären im Begriff, ſich nach einer etwa zwei Engliſche Meilen vom Sunde entfernten Bucht zu verfügen, wo die Fiſche häufiger wären; theils um ſich jetzt einen Vorrath von Wallfiſchen und andern Fiſchen zu verſchaffen, theils um mit der früheſten Gelegenheit einen Wintervorrath einzulegen.

1788. Junius. Die Bauart der Häuſer in Nutka macht das Aufbauen ſowohl, als das Niederreißen zu einer kurzen und leichten Arbeit; und große, volkreiche Dörfer können daher, ſo leicht wie jeder andre Transport, zu Waſſer von einem Orte zum andern geſchafft werden. — Unter mehreren jungen Seeottern, die aber keine Käufer fanden, brachte man uns eine einzige lebendige an Bord, deren Mutter Maquilla mit allen ihren andern Jungen getödtet hatte. Selbſt dieſes kleine lebendige war ſehr gemißhandelt und ihm ein Auge ausgeriſſen worden. Es ſchrie ganz in dem Ton eines kleinen Kindes, und war das lebhafteſte Geſchöpf, das ich je unter wilden Thieren geſehen habe. Nachdem wir es einen oder zwei Tage gefüttert hatten, warfen wir es in die See, um ihm ſeine Freiheit zu geben; aber zu unſerm Befremden konnte es weder tauchen noch ſchwimmen, ſondern plätſcherte im Waſſer umher, bis wir es wieder herauszogen, worauf es bald an den Zerquetſchungen ſtarb, die es bekommen hatte. Seine Ungeſchicklichkeit iſt aber leicht zu erklären, weil die Mutter bekanntlich die Jungen auf dem Rücken trägt, bis ſie Stärke und Uebung genug erhalten haben, um für ſich ſelbſt ſorgen zu können.

Elftes Kapitel.

Die Schiffe ſchicken ſich an, in See zu gehen. — Die Einwohner entwenden die Pinnaſſe. — Es iſt unmöglich, ſie wieder zu bekommen. — Verdrießlichkeiten an Bord. — Die Officiere und Gemeinen, welche zurück bleiben ſollen, werden ans Land geſetzt. — Berathſchlagung über die Sicherheit dieſes Kommandos. — Fortſchritte in der Verfertigung des neuen Fahrzeugs. — Geſundheitsumſtände der Mannſchaft. — Fiſchvorrath. — Feierlicher Beſuch bei Maquilla, und Erneuerung des Bündniſſes mit ihm. — Man macht ihm den wahrſcheinlichen Zeitpunkt der Ankunft der Iphigenia bekannt. — Er bittet um einen Brief an den Kapitain. — Unſer Erſtaunen über ſeine Kenntniß von Mittheilung der Begriffe durch Schrift, und die Art, wie er dazu gelangt war. — Geſchichte des Herrn Maccay. — Kallikum kommt von der Seeotterjagd zurück. — Wir finden ihn im Beſitz verſchiedener Dinge, die ehemals Sir Joſeph Banks zugehörten.

Da das Wetter am 11ten Junius ſtill und gemäßigt war, ſo lieſſen wir die Anker lichten und das Schiff durch die Boote aus Friendly Cove ziehen, um in See zu

1788. Junius.

gehen. Wir hatten dies ſchon für den 9ten beſchloſſen, wurden aber durch einen ſehr widrigen Zufall daran verhindert; nämlich durch den Verluſt unſrer Pinnaſſe, eines ſehr großen hübſchen Bootes, des einzigen von der Art, das wir beſaßen. Anfangs waren wir geneigt zu glauben, ſie ſey des Nachts, ohne daß die Wache es gemerkt habe, durch einen Windſtoß vom Schiffe losgeriſſen worden; aber früh ſah man ſie nirgends, und es wurden Boote und Kanots vergebens ausgeſchickt, ſie zu ſuchen. Nun verſprachen wir den Einwohnern große Belohnungen für die Rückgabe der Pinnaſſe, weil wir aus verſchiednen Gründen nicht zweifelten, daß ſie in ihrer Gewalt wäre. Maquilla und Kallikum betheuerten ihre Unſchuld aufs nachdrücklichſte; aber in der Folge rechtfertigte ſich unſer Verdacht, daß man das Boot geſtohlen und der Nägel und des Eiſens wegen, welches nachher durch den Sund herum in viele Hände kam, in Stücken geſchlagen hätte.

Dieſer Diebſtahl drohete Anfangs einen Bruch zwiſchen den Fürſten und uns, weil wir uns, ſo lange noch einige Hoffnung zur Rückgabe der Pinnaſſe übrig blieb, das Anſehn gaben, daß wir beleidigt wären: da wir aber ſahen, daß wir ſie unmöglich wieder erlangen könnten, ſo lieſſen wir die ganze Sache ohne weitere Unruhe und Störung in Vergeſſenheit gerathen. Hätten wir weiter auf Wiedererſtattung gedrungen, ſo wäre zwiſchen Maquilla und uns Zwietracht unvermeidlich geweſen, die, außer dem Nachtheil unſers Handels im Allgemeinen, noch die augenſcheinliche Gefahr derer nach ſich gezogen haben würde, die wir hier zurückzulaſſen gedachten. Wir begnügten uns alſo, Maquilla'n gegen jedes Unternehmen dieſer Art zu warnen, und entlieſſen die Wachtmeiſter ihres Dienſtes, weil dieſer ſehr unangenehme Unfall eine Folge ihrer Nachläſſigkeit war.

Ob wir uns gleich ſchmeichelten, daß wir den Empörungsgeiſt, den wir zu Anfang unſrer Reiſe unter der Mannſchaft wahrgenommen, bereits vor unſrer Ankunft in Samboangan gänzlich getilgt hätten, ſo lieſſen ſich doch von Zeit zu Zeit noch immer Spuren davon blicken. Der Bootsmann hatte vor kurzem in ſeinem Betragen gegen die Officiere die Achtung aus den Augen geſetzt, wozu die Pflichten ſeines Dienſtes ihn nothwendig verbinden. Allein gehöriger Ernſt von unſrer Seite that ſeinem drohenden Betragen Einhalt; er ward ſeines Dienſtes entſetzt, zu den niedrigen Arbeiten eines gemeinen Matroſen angewieſen, ein

1788. Junius. Anderer an ſeine Stelle ernannt, und der ganze Vorfall im Schiffstagebuch aufgezeichnet.

Den Tag vor unſrer Abreiſe brachten wir die Officiere und andere Leute ans Land, welche mit den Zimmerleuten, die das neue Fahrzeug baueten, in Nutka zurück bleiben ſollten. Dem befehlshabenden Officier wurden die nöthigen Inſtruktionen auf den Fall ertheilt, daß die Felice ihre Rückreiſe nicht nach dem gemachten Plane einrichten könnte, und daß ihr oder der Iphigenia, die zu Ende des Herbſtes im Sunde erwartet wurde, ein Unfall begegnen ſollte. Auf den Fall, daß unſer Unternehmen ſo vielfältiges Unglück erführe, lieſſen wir unſeren zurückbleibenden Leuten alle erforderliche Vorräthe zur Ausrüſtung ihres Fahrzeuges, und hinreichende Lebensmittel, um bis zu den Sandwich-Inſeln zu kommen, wo ſie leicht genug Mundvorrath einlegen konnten, um China zu erreichen. Unſere Pflicht erforderte dieſe Sorgfalt, mit der wir, ſo viel an uns war, auch möglichen Unfällen entgegen ſahen; denn die Mannſchaft ſelbſt ſchien nicht die entfernteſte ungünſtige Ahndung zu haben, und wir verlieſſen unſre Freunde mit der froheſten Hoffnung, ſie bei unſrer Rückkehr in einer vortheilhaften, bequemen Lage zu finden.

Allein auch außerdem, daß in Nutka ein Fahrzeug erbauet werden ſollte, verſprachen wir uns große Vortheile von dem Aufenthalte unſrer Landsleute daſelbſt; denn wir hatten allen Grund zu der Erwartung, daß ſie die ſämtlichen Felle ſammeln würden, welche die bekanntlich ſehr einträgliche Sommerjagd den Bewohnern von König Georgs Sund wahrſcheinlich in die Hände ſpielen mußte. Auf alle Fälle glaubten wir gewiß, daß ſie keiner Beunruhigung oder Beleidigung ausgeſetzt ſeyn könnten; denn außer einer Kanone auf der Bruſtwehr, hatte das kleine Fort auch reichlich Waffen und Kriegsbedürfniſſe, und die Beſatzung (die Handwerker mit eingeſchloſſen) reichte völlig hin, es gegen jede Macht, die man hier gegen ſie ſtellen konnte, zu vertheidigen.

Der Bau des Fahrzeuges war bereits anſehnlich fortgerückt, und es lagen ſchon verſchiedene Balken zum Schiffsboden. Die Schmiede hatten eine große Menge Nägel und Bolzen verfertigt; außerdem war ein ſehr bequemer Seilergang angelegt worden, wo man auch ſchon angefangen hatte, das nöthige Tauwerk zu machen. So wäre es denn ohne Zweifel der unverdienteſte Vorwurf, wenn man uns beſchulligen wollte, wir hätten die Zeit in Müßiggang hingebracht, da wir ein zweckmäßiges und bequemes Haus gebauet, die Felice mit Ballaſt verſehen und zur See ausgerüſtet, Bauholz gefällt, und die anderen Beſtandtheile des neuen Fahrzeuges herbeigeſchafft hatten, wobei auch unſer Handelsgeſchäft, wie billig, noch einige Aufmerkſamkeit erforderte. 1788. Junius.

Bei unſrer Ankunft im Sunde ſchien uns das Land feucht, öde und unbequem. Es lag indeß nur wenig Schnee, und den ſchwemmten die heftigen Regen, die nach unſrer Ankunft fielen, bald hinweg. Die Luft ward mild, und der Genuß der friſchen Kräuter und Zwiebeln ſtärkte unſere Kranken ſo, daß ſie ſich in kurzem wieder der vollkommenſten Geſundheit erfreueten.

Mit Fiſchen wurden wir täglich und regelmäßig verſorgt; denn die Einwohner ermangelten nie, uns ſo viel zum Kaufe zu bringen, als ſie von dem Bedürfniß ihres eignen Haushalts entbehren konnten.

Den Abend vor unſrer Abreiſe legten wir bei Maquilla einen feierlichen Beſuch ab, um ihm zu eröffnen, daß wir am folgenden Tage die Bay zu verlaſſen gedächten. Wir gaben ihm zu verſtehen, daß drei bis vier Monate bis zu unſerer Rückkehr verſtreichen könnten, und zeigten ihm an, wie viele Zeit noch hingehen würde, ehe das Fahrzeug auf dem Stapel bis zum Ablaufen fertig wäre. In der Sprache des Nutka-Sundes hieß dieſes Fahrzeug; Mamatli; ſo wie die Felice: Tighi Mamatli, das große Schiff. Wir baten den Befehlshaber ferner, unſeren zurückbleibenden Landsleuten alle Sorgfalt und Freundſchaft zu erweiſen; und, um uns ſeine Anhänglichkeit noch mehr zu ſichern, verſprachen wir, ihn bei unſerm endlichen Abſchiede von der Küſte in Beſitz des Hauſes, der Güter und alles Zubehörs zu ſetzen. Als einen Beweis unſrer gegenwärtigen Zuneigung ſchenkten wir ihm jetzt einen vollen Anzug mit metallenen Knöpfen, der in ſeinen Augen von unſchätzbarem Werthe war; unter die Frauenzimmer ſeiner Familie wurden ebenfalls Geſchenke ausgetheilt, und bei unſerm Abſchiede bat eine alte Dame, Komekela's Tante, die wir ſchon als einen Klumpen verjährten Unflaths beſchrieben haben, aufs dringendſte um ein paar Schnallen, die ſie unverzüglich erhielt und dann mit eben dem Stolz in ihren Ohren befeſtigte, mit dem eine Europäiſche Schönheit den Glanz ihrer Reize durch die Edelſteine Indiens erhöhet.

1788. Junius. Maquilla glühete vor Entzücken über die Achtung, die wir ihm bezeigten, bewilligte mit Freuden jede Bitte, und beſtätigte mit den eifrigſten Betheurungen ſeiner Treue das Freundſchaftsbündniß, das wir ſchon zuſammen geſchloſſen hatten. Wir benachrichtigten ihn jetzt auch, daß wir noch ein andres Schiff erwarteten, welches wahrſcheinlich während unſrer Abweſenheit im Sunde ankommen würde, und daß der Kapitain unſer beſonderer Freund wäre. Er ſetzte uns, als er dieſe Nachricht erhielt, ſehr in Erſtaunen, da er uns ohne Umſchweif ſagte: wir könnten bei ihm einen Brief für unſern Freund, den Befehlshaber, zurücklaſſen. Wir hatten nicht die geringſte Vermuthung, daß dieſe Leute von unſrer Geſchicklichkeit, einander Gedanken durch Hülfe des Papiers mitzutheilen, auch nur einen entfernten Begriff hätten, und brannten vor Begierde, zu wiſſen, auf welche Art ſie zu dieſer Kenntniß gelangt wären. Nun erfuhren wir bald, daß ſie dieſelbe einem gewiſſen Herrn Maccay verdankten, der ſich, wie ich glaube, vierzehn Monate unter ihnen aufhielt und ein Tagebuch ſchrieb, welches wir geſehen haben. Die Veranlaſſung, die ihn auf ſo lange Zeit zu der Lebensart der Wilden verurtheilte, können wir hier nicht übergehen.

Die Schiffe Kapitain Cook und Experiment wurden von Herrn Scot, deſſen kaufmänniſche Erfahrung und Unternehmungsgeiſt in Europa und Indien bekannt ſind, ausgerüſtet, um von Bombay des Pelzhandels wegen nach Amerika zu gehen. Sie kamen im Jahre 1786 an dieſe Küſte, und lieſſen dort Herrn Maccay, des Wundarztes Gehülfen, mit ſeiner freien Einwilligung, unter Maquilla's Schutze zurück. Herr Strange, der den Oberbefehl der Schiffe hatte, war der Meinung, daß es dem Handel ſehr vortheilhaft ſeyn könnte, wenn Herr Maccay ſich bei den Einwohnern von König Georgs Sund aufhielte und ſich mit ihrer Sprache, ihren Sitten und Gebräuchen bekannt machte. Dem zufolge ließ er Herrn Maccay im Jahre 1786 in Nutka. Hier blieb der letztere bis ins Jahr 1787 bei den Einwohnern, und reiſte dann mit dem Kaiſerlichen Adler nach China zurück.

Man hatte ihn zwar mit Kleidern und Lebensmitteln für die Zeit ſeines Aufenthaltes verſorgt; allein er ſah ſich dennoch genöthigt, die rohe Lebensart der Wilden anzunehmen. Es iſt kaum zu begreifen, wie ein Europäiſcher Magen eine

Nah-

Nahrung hat ertragen können, die ſeinen Gewohnheiten und ſelbſt ſeiner Natur ſo entgegen war; und eben ſo wenig, wie es ihm möglich geworden iſt, in Koth und Unflath zu leben und ſeinen Hunger mit Thran und Wallfiſchfett zu ſtillen. Doch dies war noch nicht alles Elend, das er auszuſtehen hatte; denn während ſeiner Anweſenheit verurſachte der lange, harte Winter in Nutka eine Hungersnoth. Den Vorrath von trocknen Fiſchen hatte man aufgezehrt, und friſche zu fangen, war unmöglich. Unter dieſen Umſtänden mußten die Einwohner ſich auf zugemeſſene Portionen einſchränken, und die Oberhäupter brachten Herrn Maccay zu ſeinem Antheil täglich ſieben trockne Heringsköpfe. Das Leſen ſeines Tagebuches würde jedes menſchliche Herz mit Grauſen und Entſetzen erfüllen! Die Wilden gaben ihm aber dennoch ein Weib, und nahmen ihn ein- oder zweimal mit auf ihre Schmäuſe in entfernten Gegenden. Wir müſſen auch ſowohl den Oberhäuptern von Nutka, als dem Befehlshaber Wikananiſch, das Zeugniß geben, daß ſie ſich, wie auch ihr Betragen gegen ihn geweſen ſeyn mag, ſo ernſtlich nach ſeinem Wohlbefinden erkundigten, als wenn ſie wirklich die Zuneigung gegen ihn fühlten, die ſie auszudrücken ſich bemühten. 1788. Junius.

Maquilla erhielt alſo, ſeinem Verlangen gemäß, einen Brief, und wir entdeckten auch bald, daß die Furcht vor der Ankunft der Iphigenia unſern zurückbleibenden Landsleuten ein größerer Schutz ſeyn würde, als die mancherlei Güte, die wir den Wilden erzeigt, und als alle Verſprechungen, die ſie uns gegeben hatten.

Kallikum, der vor einiger Zeit auf die Seeotterjagd gegangen war, kam jetzt zu unſrer großen Freude zurück; denn es lag uns viel daran, einen Befehlshaber, der von jeher der erklärteſte Beſchützer unſrer am Lande befindlichen Partei geweſen war, vor unſrer Abreiſe von Nutka noch zu ſprechen. Wir wechſelten die gewöhnlichen Freundſchaftsbezeigungen aus; aber es ſetzte uns in Erſtaunen, als wir unter den Dingen, die er uns für unſer jetziges Geſchenk zurückgab, drei Stücken Meſſing von der Geſtalt der Hölzer ſahen, womit man Kricket ſpielt, auf denen wir den Namen und das Wapen Sir Joſeph Banks's mit der Jahrzahl 1775 ſehr deutlich erkannten. Auf dem einen war der Stich nicht ſo abgenutzt, daß man nicht jeden Zug hätte unterſcheiden können; auf den beiden andern aber war ein Theil der Schrift ganz abgerieben. Wir gaben dem liebenswürdigen Kallikum dieſe

1788. Junius.

Beweiſe ſeiner Achtung zurück, damit ſie als ein Denkmahl des erſten Stifters blieben, deſſen unternehmendem philoſophiſchem Geiſte wir mit Recht den größten Theil der Entdeckungen an dieſer Küſte zuzuſchreiben haben, wodurch endlich, wie ich überzeugt bin, ungeachtet aller Hinderniſſe, unſerm Vaterlande ſich eine Quelle des einträglichſten Handels öffnen wird.

Zwölftes Kapitel.

Zwei Oberhäupter, Hanna und Detutſch (*Detootche,*) beſuchen das Schiff, welches nach Wikananiſch's Aufenthalt fährt. — Wikananiſch kommt an Bord, und führt das Schiff auf ſeine Rhede. — Es finden ſich viele Eingeborne ein. — Beſchreibung der Ausſicht auf das Dorf Wikananiſch. Beſuch bei dem Oberhaupte dieſes Namens. — Beſchreibung ſeiner Wohnung. — Bewunderungswürdige Geſchicklichkeit der Einwohner. — Zahlreiche Familie des Wikananiſch. — Sein Ueberfluß, ſein Reichthum und ſeine Art zu ſchmauſen. — Geſchenke, die wir ihm machen, und prächtige Gegengeſchenke. — Weiber des Wikananiſch, ihre Schönheit, und die Geſchenke, die ſie von uns erhalten. — Eifriger Handel mit den Eingebornen. — Erfriſchungen. — Handel mit dem Oberhaupte. — Die Einwohner des Dorfes ermorden einen Fremden. — Das Schiff wird des ſchlechten Wetters wegen in den innern Hafen, Port Cox, gebracht.

Den 11ten Junius ſetzten wir unſern Weg ſüdoſtwärts fort, und zwar drei Engliſche Meilen weit vom Ufer entfernt. Zwiſchen Point Breakers (die Spitze der Brandungen) und dem Aufenthalte des Wikananiſch in der Mitte, liegt eine andere Spitze, die deshalb den Namen Halfway Point (Spitze des halben Weges) erhielt. Bis elf Uhr fuhren wir weiter und zogen unſer großes Boot hinter uns her; alsdann aber hielten wir es für rathſam, beizulegen. Den folgenden Mittag befanden wir uns in 49° 22′ N. Br., und konnten Breakers Point noch N. W. gen N. ſehen; zu gleicher Zeit ſahen wir über der Einfahrt Wikananiſch einen hohen Berg, ſieben Seemeilen weit in Oſtnordoſten.

Indem wir weiter ſchifften, um die Küſte zu unterſuchen, erhielten wir einen Südoſtwind, und der Himmel ward mit Wolken bedeckt. Wir mußten, da dieſer

1788. Junius.

Wind uns gerade entgegen war, unverzüglich das Schiff umlegen und in See ſtechen, weil wir uns vor böſem Wetter fürchteten, welches gemeiniglich die hieſigen Südoſtwinde begleitet. Bald beſtätigte ſich auch unſere Beſorgniß; das Wetter ward ſtürmiſcher, und wir hielten bei eingerefften Oberſegeln immer die See, um uns von der Küſte zu entfernen, wofür man bei ſolchen Umſtänden nicht früh genug ſorgen kann. Die Nacht hindurch hatten wir heftigen Wind, eine hohle See und anhaltenden, ſchweren Regen.

Den 13ten bei Tagesanbruch näherten wir uns dem Lande wieder, indem wir bereits ſeit Mitternacht in dieſer Richtung geſegelt waren. Der Himmel erheiterte ſich von Zeit zu Zeit ein wenig, hatte aber dennoch ein ſtürmiſches, drohendes Anſehen. Der Berg über Wikananiſch ſtand wie ein Zuckerhut hervor. Indem wir uns dem Lande näherten, kamen von einer kleinen Inſelgruppe, die uns meiſtens gegenüber lag, mehrere Kanots zu uns, von denen jedes etwa zwanzig Mann führte. Dieſe waren wohlgebildet und athletiſch, und ihre Kleidung beſtand faſt durchgehends in den ſchönſten Seeotterfellen. Sie ruderten ſehr geſchwind, und nach einiger Zeit kamen zwei Boote an unſer Schiff. Es koſtete uns wenig Mühe, die Leute zu bereden, daß ſie zu uns an Bord ſtiegen. Unter ihnen befanden ſich zwei Oberhäupter, Namens Hanna und Detutſch (*Detootche,*) deren Dorf dem Schiffe gegenüber ſtand. Sie waren die ſchönſten Männer, die wir geſehen hatten. Hanna mochte vierzig Jahr alt ſeyn, und es lag in ſeinem Blicke, ſo wie in ſeinem ganzen Weſen, ein lebendiger Ausdruck von Fröhlichkeit und guter Laune. Detutſch war ein junger Mann, der mit Schönheit der Geſtalt Anmuth der Sitten verband, und, ſo weit wir ihn kennen lernten, mehr edle Anlage hatte. Beide ſchienen in unſrer Geſellſchaft ſich ganz zwanglos und unbefangen zu fühlen, ſchüttelten jedem an Bord recht freundſchaftlich die Hand, und luden uns dringend ein, das Schiff zwiſchen ihre Inſeln zu bringen und auf ihrem Grund und Boden die Rechte der Gaſtfreundſchaft zu genieſſen. Wir hatten aber ſchon beſchloſſen, den Wohnplatz des Wikananiſch aufzuſuchen, der nicht weit von König Georgs Sund (oder Nutka) liegen ſollte, und ſteuerten daher auf die Inſeln zu. Dieſe fanden wir bei unſerer Annäherung niedrig und gänzlich bewaldet, ohne daß eine ſchiffbare Durchfahrt zwiſchen ihnen zu ſehen war. Hanna und Detutſch nah-

1788. Junius. men hier Abſchied von uns, nachdem wir ihnen einige geringe Geſchenke gemacht hatten, und ruderten ihrer Heimath zu.

Gegen Mittag klärte das Wetter ſich auf, und wir benutzten einen Nordoſtwind, um zwiſchen dieſer Inſelreihe und dem feſten Lande einzulaufen. Jetzt wurden wir eine andere Flotille von Kanots gewahr, in deren vorderſtem wir Wikananiſch bemerkten. Er kam bald an Bord, und erbot ſich, das Schiff als Lootſen in ſeinen Hafen zu führen, deſſen Eingang er uns in einer Entfernung von fünf Engliſchen Meilen zeigte. Wir ſchickten unſere Boote voraus, um das Senkblei zu werfen, und folgten unter wenigen Segeln nach. Indem wir die Spitze der ſüdlichſten Inſel umſchifften, gelangten wir zwiſchen verſchiedenen Felſenrieſen auf die Rhede. Die Tiefe war ſehr regelmäßig, und gegen ein Uhr warfen wir den Anker zwiſchen dem feſten Lande und den Inſeln, an einem vor der See ziemlich geſicherten Platze. Wikananiſch hatte ſich wirklich als ein vortreflicher Lootſen bewieſen, und war nicht nur ſelbſt in der Arbeit unermüdet geweſen, ſondern auch eben ſo aufmerkſam auf das Betragen ſeiner Leute in den begleitenden Kanots.

Die Rhede gewährt eine der wildeſten Ausſichten, die man ſich denken kann. Mehrere Inſeln, und Rieſe, wodurch dieſelben faſt gänzlich mit einander zuſammenhangen, ſchützen ſie gegen die See. Der innere Hafen (*port*) liegt noch zwei Engliſche Meilen weit von dieſem Ankerplatze, und ſcheint von hier aus nur zwei Kabeltaulängen (zweihundert Klaftern) breit zu ſeyn. Auf einer der Inſeln, dem Schiffe gegenüber, ſahen wir ein Dorf, das wohl dreimal den Umfang von Nutka hatte. Von allen Seiten ſprangen jetzt Menſchen in die Kanots, und kamen ſchaarenweis mit Fiſchen, wilden Zwiebeln und Beeren beladen, an das Schiff, um ihre Waare an unſre Matroſen gegen Stückchen Eiſen und ähnliche in ihren Augen ſchätzbare Dinge zu vertauſchen. Wikananiſch ward mit einigen ſeiner Freunde von uns an Bord bewirthet. Hier brachte er den größten Theil des Tages zu, und kehrte dann, bei eintretender Nacht, in Begleitung eines langen Zuges von Eingebornen, die auf ſeinen Abſchied gewartet hatten, nach dem Lande zurück.

Das ſchöne Wetter am 13ten gab uns Gelegenheit, die Gegend einigermaßen in Augenſchein zu nehmen; wir ſahen aber von allen Seiten nichts, als undurchdringlichen Wald, ohne irgend einen freien Platz. Das Dorf Wikananiſch lag an einem ſanft ſteigenden Ufer, und hatte Waldungen im Rücken. Wikananiſch ſchickte uns eine Einladung zu einem Feſt in ſeiner Behauſung, und wir begaben uns dem zufolge gegen Mittag ans Land, wo eine Menge Weiber und Kinder uns empfing, und Wikananiſch's Bruder uns an den Ort führte, wo das Mahl bereitet war. Wir traten in das Haus, und erſtaunten über den großen Raum, den es bedeckte. Es war ein weites Viereck, und ringsum mit ungewöhnlich breiten und hohen Dielen abgeſchlagen, die eine, zwanzig Fuß hohe Wand bildeten. Drei ungeheure, grob geſchnitzte und angemalte Bäume waren die Balken, und ſowohl ihre Enden als die Mitte ruheten auf koloſſaliſchen, von unermeßlichen Klötzen ausgehauenen, Bildſäulen. Auch die Decke über unſeren Köpfen zum Abhalten des Regens beſtand aus breiten Dielen, und ſie waren ſo geſchickt gefügt, daß man ſie nach Gefallen ausheben konnte, um Licht und Luft herein, oder den Rauch hinaus zu laſſen. In der Mitte dieſes großen Zimmers brannten mehrere Feuer, und an denſelben ſtanden einige große hölzerne Bütten mit Fiſchſuppe. Große Schnitte von Wallfiſchfleiſch lagen ſchon in Bereitſchaft, um in ähnliche Gefäße, die voll Waſſer da ſtanden, gelegt zu werden. Die Weiber nahmen mit einer Art von Zangen glühende Steine aus dem Feuer, und ſteckten ſie in dieſe Kübel, um das Waſſer ſiedend zu machen. Rund umher lagen Fiſche in Haufen aufgethürmt, und beinahe in der Mitte des Platzes, den man die Küche nennen konnte, ſtanden große Seehundsfelle mit Oel gefüllt, aus denen man die Gäſte mit dieſem leckern Getränke bediente.

1788. Junius.

Die Bäume, die das Dach ſtützten, waren insgeſammt ſo groß, daß die Maſten eines Linienſchiffs vom erſten Range dagegen nur klein geſchienen hätten. Unſere Neugierde und unſer Erſtaunen ſtiegen mit jedem Augenblick, wenn wir erwogen, welche Kraft dazu gehörte, dieſe ungeheuren Balken aufzurichten, und wenn wir dann vergebens nachforſchten, woher dieſes Volk, das keine mechaniſche Hülfe kennt, eine ſolche Kraft nähme. Die Thüre, durch welche wir in das ſonderbare Gebäude traten, war der Mund einer von den erwähnten ungeheuren Bildſäulen; und ſo groß man ſich ihn auch denken mag, ſtand er dennoch mit den übrigen Zügen des greulich großen Geſichtes in Verhältniß. Wir ſtiegen von außen einige Stufen zu dieſem ungewöhnlichen Portale hinan, und auf der innern Seite wieder bis an das Kinn der großen Figur in das Haus hinunter. Hier erſtaunten wir aufs neue über die Ge-

1788. Junius. zahl der Männer, Weiber und Kinder, die zum Haushalt unſeres Wirthes gehörten. Es waren ihrer wenigſtens achthundert beiſammen, die ſich nach den ihnen angewieſenen Geſchäften in Gruppen theilten und ihre beſtimmten Plätze einnahmen. Rund um das Haus ging inwendig eine Bank, die etwa zwei Fuß über der Erde erhöhet war, und auf der die Einwohner ſitzen, eſſen und ſchlafen. Der Befehlshaber zeigte ſich, von den vornehmſten Einwohnern umgeben, am obern Ende des Hauſes auf einem kleinen erhöheten Gerüſte, welches von verſchiedenen Kaſten umgeben war. Ueber dieſen hingen Blaſen voll Oel, große Schnitte von Wallfiſchfleiſch, und nach Verhältniß große Klumpen Fett. Menſchenſchedel hingen, mit einiger Symmetrie in *feſtons* an einander gereihet, überall, wo man ſie hatte anbringen können, und wurden als die glänzendſte Zierde der königlichen Wohnung angeſehen.

Bei unſerer Ankunft waren die Gäſte ſchon tapfer mit der Mahlzeit handgemein. Vor jedem lag ein großes Stück gekochter Wallfiſch; eine Menge kleiner hölzernen Schaalen voll Oel und Fiſchſuppe, nebſt einer großen Miesmuſchel ſtatt des Löffels, beſetzten die Tafel*). Die Bedienten erwieſen ſich ſehr geſchäftig, die geleerten Schüſſeln wieder zu füllen, und die Weiber löſeten von einem Baume die Rinde ab, deren man ſich ſtatt der Servietten oder Handtücher bediente. Wenn die Herrlichkeit dieſes Gaſtmahls nach der Gefräßigkeit der Gäſte und der Menge des aufgezehrten Vorraths berechnet werden dürfte, ſo war dies eins der prächtigſten Feſte, die ich jemals geſehen habe. Sogar die Kinder, von denen viele nur drei Jahre alt ſeyn konnten, hatten eben das reißende Gelüſte nach Thran und Wallfiſchfett, wie ihre Väter. Die Weiber aber dürfen bei dieſen Feierlichkeiten nicht miteſſen.

Wikananiſch kam uns mit einem Ausdruck von Gaſtfreiheit, der die Zierde einer gebildeteren Geſellſchaft geweſen wäre, auf dem halben Wege vom Eingang entgegen, und führte uns zu einem Sitze neben dem ſeinigen, wo wir bis zur Endigung der Mahlzeit unſre Neugier mit dem Betrachten dieſes ſonderbaren Gebäudes befriedigten. Als das Feſt beſchloſſen war, wünſchte man die Geſchenke zu ſehen, die wir für **Wikananiſch** beſtimmt hatten. Jetzt wurden den Zuſchauern eine große Anzahl in dieſer Abſicht mitgebrachter Sachen, und namentlich einige wollene

---

*) Vermuthlich war dies doch nur die bloße Erde. F.

Decken nebſt ein paar kupfernen Theekeſſeln vorgelegt. Aller Augen waren auf dieſe ungewöhnlichen Gegenſtände gerichtet, und für die beiden Theekeſſel beſtellte Wikananiſch unverzüglich einen beſondern Wächter, der den Befehl erhielt, dieſe außerordentlich koſtbaren und ſchönen Gefäße in die königlichen Schatzkammern, oder eigentlich in große grobgehauene Kiſten, welche phantaſtiſch mit Menſchenzähnen geziert waren, wo zuſetzen. 1788. Junius.

Hierauf traten etwa funfzig Mann in die Mitte des Hauſes, und jeder hielt vor uns ein Seeotterfell in die Höhe, das gegen ſechs Schuh lang und von glänzender Schwärze war. Indeß ſie in dieſer Stellung blieben, hielt der Befehlshaber eine Rede, reichte uns zum Zeichen der Freundſchaft die Hand, gab uns zu verſtehen, daß dieſes Pelzwerk als Gegengeſchenk für uns beſtimmt wäre, und ertheilte dann ſogleich Befehl, daß es an Bord des Schiffes gebracht werden ſollte. Unſer königlicher Wirth ſchien überhaupt mit unſerer Huldigung ſehr zufrieden, und wir waren es nicht weniger mit ſeiner Pracht und Freigebigkeit. Jetzt näherten ſich uns die Frauenzimmer ſeiner Familie, die ſich während der Mahlzeit in einem entfernten Winkel des Hauſes aufgehalten hatten. Zwei waren bereits über das mittlere Alter hinweg; die beiden andern aber jünger, und von ſo blendender Schönheit, daß ihre Geſichtszüge, ungeachtet des Oels und des rothen Okers, womit ſie ſich reichlich beſchmiert hatten, angenehm hervorſchienen. Insbeſondere hatte die eine von dieſen beiden einen ſo holden Ausdruck von Beſcheidenheit und Verſchämtheit, daß auch der bis zur höchſten Verfeinerung gebildete Menſch ſich nicht hätte entbrechen können, trotz der ekelhaften Schminke und der unförmlichen Kleidung, Theilnehmung für ſie zu empfinden. Es war ein großes Glück, daß wir von den mit ans Land gebrachten Herrlichkeiten noch etwas zurückbehalten hatten, ſo, daß wir vermittelſt einiger Glasperlen und Ohrgehenke, die wir den Damen dieſes Hofes überreichten, unſren Beſuch mit Anſtand beſchließen konnten.

Bis zum 17ten ward unſer Handel mit den Eingebornen raſch fortgeſetzt. Der Befehlshaber beſuchte uns faſt täglich, und ſowohl mit ihm, als mit dem ganzen Dorfe, lebten wir auf dem freundſchaftlichſten Fuß. Die Einwohner brachten uns vielerlei Gattungen Fiſche in reichlicher Menge. Der Lachs und die Lachsforelle hatten den köſtlichſten Geſchmack; Kabeljau, Heilighutten, Seebraſſen und

1788. Junius. Heringe erhielten wir friſch aus der See; Krebſe, nebſt allerlei Beeren, wilde Zwiebeln, Sallat und andere eßbare Kräuter brachten uns die Weiber, und mannichmal hatten wir, um den Ueberfluß unſerer Mahlzeiten zu vergrößern, auch ein Stück Wildpret.

Den 17ten lud Wikananiſch uns zu einem Pelztauſch am Lande ein. Bei unſrer Ankunft führete man uns, wie das erſtemal, nach ſeiner Wohnung, wo wir ſeine Familie eher vermehrt, als vermindert fanden. Jetzt ging indeß alles ohne Formalitäten und Feierlichkeit zu. Die ganze Geſellſchaft ſchien in vertraulichem Einverſtändniſſe zu leben; die Weiber hatten Erlaubniß, mit den Männern zu eſſen, und, was uns ſehr erfreute, jedermann war im Alltagsputz, ohne bemaltes Geſicht, ſo daß wir die edle Geſtalt der Männer, und die Schönheit der Weiber mit Vergnügen betrachten konnten. Wir ſchloſſen übrigens aus dieſer Verſchiedenheit zwiſchen ihrem heutigen und dem vorigen Aeußeren, daß ſie nur an feſtlichen und feierlichen Tagen Schminke auflegen.

Man brachte uns nunmehr Seeotterfelle und anderes Pelzwerk von der ſchönſten Gattung bis auf dreißig Stück. Wir kauften ſie endlich nach langem Dingen; denn wir hatten zu unſerm Schaden die Erfahrung gemacht, daß dieſe Leute, wie die Nutkaer, alle Verſchlagenheit in Handelsgeſchäften kannten. Eben die Wuth, Geſchenke zu bekommen, herrſchte auch hier, wie in jenem Sunde; ſogar die Weiber miſchten ſich in den Handel, und gaben nicht zu, daß man einig ward, bis nicht auch ſie eine Zugabe für ſich erhalten hatten.

Gerade als wir im Begriff waren, uns einzuſchiffen, entſtand plötzlich eine allgemeine Unruhe in dem Dorfe; eine Menge Kanots mit bewaffneten Leuten ſtießen augenblicklich vom Strande ab, und ruderten auf das Schiff zu. Anfänglich beſorgten wir, es wäre zwiſchen unſerer Mannſchaft und den Eingebornen etwas vorgefallen; allein bald zeigte ſich, daß politiſche Eiferſucht gegen einige Nachbarn im Spiele war. Es hatten nämlich einige Fremde ohne Wikananiſch's Vorwiſſen das Schiff beſucht; und nun ließ er, um dieſe Verwegenheit zu beſtrafen, ſeine Leute über die unbefugten Kaufleute herfallen. Einer von dieſen ward ergriffen, ans Land gebracht und, wie ich mit Leidweſen hinzuſetzen muß, unverzüglich in den Wald geſchleppt, wo man ihn höchſt wahrſcheinlich ſogleich ermordete. Wir

legten

legten die ernſtlichſte Fürbitte für ihn ein, und ſchritten bei dieſer Gelegenheit ſogar bis zu Drohungen; allein indem wir unſer Mitleid reden lieſſen, genoſſen die Eingebornen, wie ich ſehr vermuthe, ſchon die Sättigung ihrer Rache. Dieſer Vorfall beſtärkte uns in der Meinung, daß die hieſigen Amerikaner, ſo mild und freundſchaftlich ihr Betragen gegen uns auch ſeyn mochte, dennoch unter einander mit wilder Grauſamkeit verfahren; auch laſen wir zuweilen in ihren Zügen den offenbaren Ausdruck eines unbarmherzigen Gemüths. 1788 Junius

Bis zum 20sten war das Wetter ſehr ſchlecht; wir hatten bei anhaltendem Regen einen ſtarken Südoſtwind, und zuweilen rollte das Meer in furchtbar hohen Wogen auf uns zu, wodurch unſere Lage äußerſt unbequem ward. Wir beſchloſſen deshalb, bei der erſten günſtigen Gelegenheit uns in den innern Hafen zu begeben, den wir bereits unterſucht und nicht nur zu unſerer Abſicht bequem, ſondern auch vor allen Winden geſchützt gefunden hatten. Daher ging denn gegen Abend, als der Wind ein wenig nachließ, das Schiff unter Segel. Wikananiſch bemerkte dies kaum, ſo kam er auch ſchon an Bord, und geleitete uns in den Hafen, den wir, Herrn John Henry Cox zu Ehren, Port Cox nannten. Um bei dieſer Gelegenheit uns nicht gänzlich auf die Geſchicklichkeit des Befehlshabers verlaſſen zu müſſen, ſchickten wir die Boote voraus, daß ſie hauptſächlich auf der Untiefe (*bar*) im Eingange des Hafens*), das Senkblei auswerfen ſollten. Hier fanden wir viertehalb bis vier, innerhalb derſelben aber bald vierzehn bis funfzehn Faden Tiefe. Dann nahm ſie allmählich wieder ab bis auf acht Faden, und nun lieſſen wir unſern Anker an einem bequemen und ſichern Platze fallen.

---

*) Vor den Mündungen der Flüſſe und den daran befindlichen Häfen legt ſich oft eine Sandbank an, welche durch die entgegengeſetzte Richtung der Meereswellen und des ausflieſſenden Stromes gebildet wird. Dieſe Untiefe oder Barre (*bar*) hat oft ſo wenig Waſſer, daß Schiffe gar nicht, und Boote nur mit Gefahr darüber wegziehen können. Zuweilen iſt die Tiefe beträchtlicher, bei ſtürmiſchem Wetter aber noch immer gefährlich. Inner- oder oberhalb derſelben findet man bisweilen eine ſehr groſſe oder gar unergründliche Tiefe. Auch in ſolchen Häfen, wo keine groſſe Flüſſe bemerkt worden ſind, kann ſich aus allerlei Urſachen am Eingange der Boden aufhäufen, und eine Bank anlegen, die aber alsdann eine beträchtliche Tiefe hat, ſo daß Schiffe bequem und ſicher darüber wegſegeln können, wie dies in Dusky-Bay auf Neuſeeland der Fall iſt. F.

1788. Junius.

Dreizehntes Kapitel.

Die Völkerſchaft von Wikananiſch iſt ungebildeter, als die von Nutka. — Einige nothwendige Vorkehrungen beleidigen den Befehlshaber, und veranlaſſen eine Verſtimmung zwiſchen uns. — Das gute Vernehmen wird wieder hergeſtellt und der Friedensvertrag erneuert. — Gegenſeitige Geſchenke bei dieſer Gelegenheit. — Die hieſigen Leute kennen den Gebrauch der Feuergewehre ſchon. — Sie verlegen das Dorf in eine kleine Entfernung. — Bündniß zwiſchen Wikananiſch, Hanna und Detutſch; Geſchenke bei dieſer Veranlaſſung. — Folgen dieſes Bündniſſes für uns. — Geſchenke zwiſchen Wikananiſch und uns, und noch andere, die von König Georgs Sund ankommen. — Vorkehrungen zur Abfahrt. — Die Felice ſetzt ihre Reiſe fort. — Beſchreibung von Port Cox.

Schon der erſte Anblick hatte uns belehrt, daß die Unterthanen dieſes Befehlshabers (Wikananiſch) weit weniger gebildet wären, als unſere Freunde in Nutka; und dieſem erſten Eindrucke zufolge, beſchloſſen wir, deſto mehr auf unſerer Hut zu ſeyn. Die Einwohner waren zahlreich, und die Kühnheit, die ſie in allen ihren Unterhandlungen blicken lieſſen, überzeugte uns, daß die geringſte Vernachläſſigung der Wachſamkeit von unſerer Seite, ſie zu einem Betragen verleiten könnte, welches die unangenehmſten Folgen für uns alle hätte. Außerdem waren ſie ſowohl an Urtheilskraft, als an Thätigkeit den Einwohnern von König Georgs Sund weit überlegen. Wikananiſch ſelbſt war, ob er gleich Anlage zur Korpulenz hatte, ſtark und thätig. Seine Brüder beſaßen dieſelben Vorzüge, und alle junge Männer waren von feſtem Körperbau, an beſtändige Leibesbewegung gewöhnt und zu ununterbrochener Arbeitſamkeit abgehärtet. Wir bemerkten ſogar, daß das allerübelſte Wetter ſie nicht abhielt in See zu gehen, um Wallfiſche zu ſtechen oder Seeottern zu fangen; denn mit dem Fiſchen beſchäftigten ſich nur die geringeren Volksklaſſen. Die weit ausgebreiteten Beſitzungen des hieſigen Befehlshabers, und die zahlreichen Stämme die ſeine Oberherrſchaft anerkannten, machten ihn zu einem mächtigen Fürſten. Dies zuſammengenommen gab uns hinreichenden Grund, gegen das mögliche Unheil auf unſerer Hut zu ſeyn, welches er uns leicht zufügen konnte, ſobald einmal irgend etwas ihn in Verſuchung führte, ſeine Macht zu gebrauchen.

Allein dieſe Wachſamkeit legte er uns als Mißtrauen gegen ſeine Freundſchaft aus, und ſie beleidigte ihn ſo ſehr, daß auf eine kurze Zeit das gute Einverſtändniß zwiſchen uns erkaltete. Den 21ſten bemerkte Wikananiſch, daß, ſo oft er uns beſuchte, die große Kajüte mit Waffen aufgeputzt, und daß verſchiedene Flinten und Musketons auf das Verdeck geſtellt wurden. Hierauf verließ er das Schiff in gewaltigem Zorn, und wollte nicht nur für ſich ſelbſt nicht länger mit uns handeln, ſondern verbot auch ſeinen Unterthanen, uns Fiſche und Gemüſekräuter zum Verkaufe zu bringen. Es war unſer eigner Vortheil, unſer Verhältniß nicht in dieſer unangenehmen und für uns ſehr unbequemen Lage zu laſſen; daher machten wir ihm bereits am folgenden Tage unſern Friedensbeſuch, ſchenkten ihm einen Degen mit meſſingenem Gefäß, ferner eine große kupferne Schüſſel, und erneuerten dadurch das Friedensbündniß. Die wiederhergeſtellte gute Laune beſtätigte ſich ſeiner Seits durch ein Gegengeſchenk von fünf ſchönen Seeotterfellen, einer fetten Hirſchkuh, und einem Vorrathe von Fiſchen für unſere Mannſchaft. Die Freigebigkeit und Freundſchaft, welche er bei dieſer Gelegenheit bezeigte, ſchien uns zu einer außerordentlichen Erkenntlichkeit aufzufordern. Wir beglückten ihn alſo über allen Ausdruck, da wir ſein königliches Eigenthum mit einer Piſtole und Pulver zu ein paar Ladungen, um die er ſchon lange gebeten hatte, bereicherten. Der Gebrauch des Feuergewehrs war dem hieſigen Stamme bereits vor unſerer Ankunft bekannt geweſen; denn als die Schiffe Reſolution und Discovery (unter Cook's Führung) zuerſt in König Georgs Sund einliefen, war von ungefähr Wikananiſch gerade zum Beſuch bei Maquilla; und bei der Gelegenheit hatte er ſich dieſen unerwarteten Zweig ſeiner Kenntniſſe erworben*). 1788. Junius

Den 28ſten bemerkten wir, daß das ganze Dorf mit eben der Leichtigkeit, die uns bei einer ähnlichen Gelegenheit in Nutka aufgefallen war, von der Nähe der See in den innern Hafen verlegt wurde und ſeinen Platz auf einer Landſpitze am Ein-

---

*) Man hat es Herrn Meares, und mich dünkt nicht ohne Grund, zum Vorwurf gemacht, daß er ſowohl an der Amerikaniſchen Küſte, als auf den Sandwich-Inſeln mit Geſchenken von Schießgewehr zu freigebig geweſen iſt. In der That ſcheint es noch zu früh, den Bewohnern jener Länder dieſe furchtbaren Waffen anzuvertrauen, welche ſie, wo nicht gegen die Europäer, doch gegen ihre eigenen Landsleute und Nachbarn kehren können. Doch kann wieder zu Herrn Meares Entſchuldigung angeführt werden, daß einige Piſtolen und Flinten, die man da oder dort einem neugierigen Vornehmen ſchenkt, der ſich vielleicht vor dem Losbrennen eines ſolchen Gewehres mehr fürchtet, als derjenige, gegen den er es etwa brauchen wollte, unmöglich den Ausſchlag geben können, wo es zur Entſcheidung käme. F.

1788. Junius. gange deſſelben, etwa eine Engliſche Meile weit von unſerm Schiff, erhielt. — Um dieſe Zeit gab uns **Wikananiſch** beſtimmte Nachricht, daß ein Friedensbündniß zwiſchen ihm und den beiden Befehlshabern **Hanna** und **Detutſch** im Werke ſey, worin wir mit eingeſchloſſen werden ſollten. Der Inhalt deſſelben ging dahin, daß ſie alles Pelzwerk, welches ſie jetzt beſäßen, an **Wikananiſch** verkaufen und mit uns in Frieden und Freundſchaft leben ſollten; hingegen ſtände es den beiden Oberhäuptern und ihren Untergebenen frei, mit den Seeotterfellen, deren ſie nach der Abſchließung des Bündniſſes habhaft werden könnten, nach Wohlgefallen zu verfahren. Deshalb ſollten ſie auch alle gleichen Zutritt zum Schiffe haben, wo wir für jedem ohne Unterſchied einen ehrlichen und billigen Markt zu eröfnen hätten.

Wir kannten die Eiferſucht, die zwiſchen dieſen Befehlshabern herrſchte, hinlänglich; daher waren wir *a priori* überzeugt, und erhielten auch in der Folge den unumſtößlichſten Beweis davon, daß weder **Hanna** noch **Detutſch** mit uns würden handeln dürfen, ſobald wir uns im Gebiete ihres Nachbars **Wikananiſch** befänden. Sie durften ohne vorher erhaltene Erlaubniß ſogar nicht einmal einen Beſuch bei uns ablegen; daher hatten wir auch einen Umgang, der zwar für uns ſehr vortheilhaft, aber wahrſcheinlich die Veranlaſſung eines Krieges zwiſchen dieſen Fürſten geworden wäre, weder geſucht noch befördert. Aber das Bündniß gab nun unſerm Handel die ſo ſehr gewünſchte weitere Ausbreitung auf dem Wege freundſchaftlicher Abrede, und wir ermangelten daher nicht, die Abſchlieſſung deſſelben zu befördern.

Da man bei dieſen Unterhandlungen von beiden Seiten alle Geſchicklichkeit einer raffinirten Staatskunſt anwendete, ſo konnten **Wikananiſch**'s Forderungen kein Gehör finden, ohne daß man gewiſſe Gegenforderungen machte, welche die von ihm bereits geſammleten Schätze betrafen, welche er aber keine Luſt hatte einzugehen. Sie beſtanden in nichts geringerem, als in den kupfernen Theekeſſeln, auf die er einen ſo hohen Werth ſetzte. Die Auslieferung derſelben ward aber gar bald der Hauptpunkt, um den ſich die ganze Unterhandlung drehte; und **Wikananiſch** mußte ſie alſo am Ende, obſchon ſehr gegen ſeinen Willen, an **Hanna** und **Detutſch** abtreten, die nun ſogleich alle Seeotterfelle welche ſie beſaßen, an ihn auslieferten. In kurzer Zeit ward aber **Wikananiſch** von uns für den Verluſt ſeiner Lieblings-

1788. Junius.

geſchirre entſchädigt; wir ſchenkten ihm nämlich Sachen, die mehr als ein bloßer Erſatz dafür waren, worauf er bei der Aufopferung der Theekeſſel auch wohl gerechnet haben mochte. Unter andern wählten wir ſechs Degen mit meſſingenen Gefäßen, ein paar Piſtolen, eine Flinte und Pulver zu mehreren Ladungen; ja, wir hätten ihm mit Vergnügen ſogar die Koſtbarkeit, die er aus ſeinem Koffer hatte hergeben müſſen, *in natura* erſetzt, wenn im ganzen Schiffe noch ein Theekeſſel vorhanden geweſen wäre. Wir ſchickten alſo unſere Geſchenke ans Land, und hatten nun mit dem Gegengeſchenk, welches wir jetzt erhielten, bereits hundert und funfzig ſchöne Seeotterfelle geſammelt.

Um dieſe Zeit kam ganz unverhoft aus König Georgs Sund ein Kanot mit Fiſchen an, die Maquilla uns zum Geſchenke ſandte. Er war von allem, was ſeit unſerer Abreiſe aus dem Sunde mit uns vorgegangen, genau unterrichtet. Bei dieſer Gelegenheit erfuhren wir zu unſerer großen Freude, daß unſere zurückgebliebenen Landsleute ſich ſehr wohl befänden und nahe an der Vollendung des Fahrzeuges wären. Einer von den Leuten im Kanot, der mehr Verſtand als die übrigen hatte, machte uns dieſen Umſtand dadurch begreiflich, daß er eine gewiſſe Anzahl Spannen abzählte, und auf dieſe Art den jetzigen Zuſtand des kleinen Mamatli, wie er es nannte, genau beſchrieb.

Da wir nunmehr alles Pelzwerk, das Wikananiſch beſaß, nebſt einem anſehnlichen Verrathe von Hanna und Detutſch eingekauft und alſo die Abſicht, die uns in dieſen Hafen führte, völlig erreicht hatten, ſchickten wir uns an, von neuem in See zu gehen und die ſüdwärts gelegene Küſte näher zu unterſuchen. Den 25ſten Junius brachten wir das Schiff aus dem innern Hafen über die Untiefe hinaus, und noch an eben dem Abend verlieſſen wir auch die äußere Rhede, worauf wir bei einem leichten weſtlichen Winde und ſchönem Wetter unſern Lauf längs dem Ufer verfolgten.

Der Hafen Wikananiſch (Port Cox) den wir ſo eben verlaſſen hatten, giebt ſichern Schutz und guten Ankergrund, und beides gilt ſowohl von der Rhede, als von dem innern Hafen. Von König Georgs Sund bis hieher, und dann noch weiter nach Süden, ſcheint ſich eine Reihe von Inſeln zu erſtrecken, zwiſchen denen es unzählige Kanäle giebt, deren nähere Unterſuchung wir aber, der nothwendigen Schiffsarbeiten wegen, aufgeben mußten. Indeß, ſo weit unſere Beobach-

1788. Junius. tungen gehen, ſcheint es ausgemacht, daß außer unſerem Wege, welcher ſehr ſicher und bequem iſt, für Schiffe ſchwerlich ein anderer tauglich ſeyn kann. Die Inſeln ſind mit dichter Waldung bedeckt, die, ſo weit wir ſehen könnten, nirgends einen freien Platz ließ. Das fette Erdreich bringt überall wilde Beeren und andere Früchte in großem Ueberfluſſe hervor. Die Wälder geben Bauholz von vorzüglicher Größe und Schönheit und von mancherlei Gattungen, folglich zu jedem Gebrauch. Oft ſahen wir Gehölze, in denen faſt jeder Baum zum größten Maſt getaugt hätte. Unter vielen anderen Gattungen bemerkten wir die rothe Eiche, den Lärchenbaum, die Ceder, die ſchwarze und die weiße Sproſſentanne.

In allen Handelsgeſchäften waren uns die hieſigen Einwohner an Schlauheit weit überlegen; ſie hatten mannichmal ſo außerordentliche Kunſtgriffe, daß unſere ganze Vorſichtigkeit ſie nicht verhindern konnte, uns zu überliſten. Beſonders ſpielten uns die Weiber tauſend Streiche, und behandelten bei einer Entdeckung ihrer Betrügereien die ganze Sache mit einer Art von liſtiger Scherzhaftigkeit, welche alle Vorwürfe entwaffnete. An perſönlichen Reizen hatten ſie bei weitem den Vorzug vor den Weibern in Nutka, und dabei beſaßen ſie einen Grad von Sittſamkeit, der unter wilden Völkern ſelten angetroffen wird. Weder Bitten noch Verſprechungen konnten ſie dahin bringen, an Bord zu kommen. Was aber die Wirkung ihrer Schönheit ganz vernichtete, war der Gebrauch des Oels und des Okers, nebſt einem allgemeinen Mangel an Reinlichkeit, die wir Europäer als etwas zu weiblicher Anmuth weſentlich Gehöriges fordern. — Wir hatten Gelegenheit ein Beiſpiel ihres feinen Gefühls zu beobachten, das wegen ſeiner Sonderbarkeit Erwähnung verdient. Unter andern Beſuchen, die wir erhielten, näherte ſich eines Tages zu unſrem großen Erſtaunen dem Schiffe ein Kanot, deſſen Ruder von Weibern geführt wurden, und worin etwa zwanzig Perſonen dieſes Geſchlechtes ſaßen, ohne eine einzige Mannsperſon in ihrer Geſellſchaft zu haben. Da wir noch nie ein Kanot auf dieſe Weiſe beſetzt geſehen hatten, ſo erregte es unſere ganze Aufmerkſamkeit; allein indem wir da ſtanden und dieſe Weibergeſellſchaft betrachteten, ſprang unerwartet ein junger Mann aus einem andern Kanot mitten unter ſie. Hierdurch geriethen ſie ſo in Schrecken, daß ſie alle, obſchon in ihrem beſten Staate, ſich ins Meer warfen, und in einem Haufen ans Ufer ſchwammen.

1788. Junius.

Die Einwohner von Wikananiſch übertreffen die von König Georgs Sund auch an Betriebſamkeit und Thätigkeit. Das Dorf war, wie das Wetter auch ſeyn mochte, bei Tagesanbruch immer leer: die Männer verfolgten Wallfiſche und Seeottern, oder beſchäftigten ſich mit dem Fiſchfang; und die Weiber waren in den Wäldern, um Beeren zu ſammeln, oder am Strande, um Krebſe und Schaalthiere zu fiſchen. — Während unſeres hieſigen Aufenthalts kamen viele Fremde von den ſüdlicheren Gegenden der Küſte, um uns zu beſuchen; allein die hieſigen Einwohner verboten ihnen nicht nur den Handel, ſondern auch den Umgang mit uns, und wir hielten es für das Beſte, uns dieſe Verfügungen gefallen zu laſſen. Für Wikananiſch waren dieſe Beſuche ſehr vortheilhaft, weil ſie ſeine Wichtigkeit in unſeren Augen erhöheten; wir erfuhren nämlich, daß dieſe Ankömmlinge aus mancherlei zum Theil entlegenen Bezirken insgeſammt unter ſeine Botmäßigkeit gehörten. Außer den beiden ſchon erwähnten Dörfern hatte er noch an verſchiedenen Orten Wohnplätze, die er gelegentlich beſuchte, je nachdem es die Jahrszeit, die Nothwendigkeit oder der Ruf des Vergnügens mit ſich brachte. An einem dieſer Oerter zählten wir ſechs und zwanzig Häuſer, in deren jedem bis auf hundert Perſonen Platz hatten. Aus dem allen iſt es ſichtbar, daß die Macht und das Gebiet dieſes Befehlshabers anſehnlich genug war, um ſeiner Achtung und Freundſchaft in unſeren Augen ein großes Gewicht zu geben.

1788.
Junius.

Vierzehntes Kapitel.

Fortſetzung des Laufes ſüdwärts längs der Küſte. — Zahlreiche Dorfſchaften am Ufer. — Die Einwohner kommen an das Schiff, und ſind unzufrieden, daß wir nicht vor Anker gehen. — Wir entdecken die Straße Juan de Fuca. — Lage und Länge derſelben. — Die dortigen Einwohner beſuchen uns. — Tatutſch (*Tatootche*) kommt an Bord. — Das große Boot wird ausgeſchickt um einen Ankerplatz zu ſuchen, und kommt zurück. — Schlechtes Betragen der Eingebornen. — Verfolg der Küſtenfahrt. — Inſel Tatutſch (*Tatootche*). — Abermaliger Beſuch von den Einwohnern. — Wir ſchiffen an vielen Dörfern vorüber. — Gefährliche Küſte. — Wuth der ſüdöſtlichen Stürme. — Cap Flattery. — Dorf Klaſſett. — Wir laufen in die Bay Queenhythe ein. — Wilde Gegend. — Dorf Queenteutell. — Inſel Deſtruction (Zerſtörung). — Gefahrvolle Lage des Schiffes.

Wir verlieſſen jetzt Wikananiſch, und ſteuerten in der Nacht des 28ſten Oſtſüdoſt, innerhalb dreier Seemeilen von der Küſte. Am folgenden Morgen (des 29ſten) befanden wir uns einem großen Sunde gegenüber, aus welchem viele Kanots auf uns zu gerudert kamen. Dieſe holten uns in kurzer Zeit ein, und einige von den Leuten ſtiegen zu uns an Bord. Sie belehrten uns, daß mehrere Dörfer in der Nähe lägen, die aber insgeſammt zu Wikananiſch's Herrſchaft gehörten. Da wir folglich vermuthen konnten, daß er aus dieſen Gegenden bereits alles Pelzwerk gezogen haben müſſe, ſo beſchloſſen wir, lieber das günſtige Wetter zu benutzen, um weiter nach Süden zu gehen, und dieſen Ort erſt auf dem Rückwege zu beſuchen. Die Einwohner wendeten vergebens alle ihre Ueberredungskünſte an, um uns zu einem Aufenthalt an ihrer Küſte zu bewegen; und da ſie gewahr wurden, daß das Schiff jenſeits ihres Dorfes hinſteuerte, verlieſſen ſie uns mit ſichtlichen Zeichen von Verdruß und fehlgeſchlagener Hoffnung.

Nachdem wir vor der Mündung des Sundes *), der keine beträchtliche Tiefe zu haben ſchien, vorüber geſegelt waren, ſetzten wir, drei Seemeilen weit vom Ufer

ent-

---

*) Ein Sund (*Sound*) iſt in der eigentlichen Bedeutung des Wortes eine große ſich weit ins Land erſtreckende Einfahrt; allein es ſcheint faſt, daß die neuern Reiſenden ſich die Freiheit nehmen, manches einen Sund zu nennen, was man ſonſt eine Bay oder Bucht genannt hätte. Ueberhaupt herrſcht in dieſen Ausdrücken zu viel Unbeſtimmtheit; *Sound, Bay, Inlet, Road, Har-*

entfernt nach Oſtſüdoſten fort, und befanden uns um Mittag in 48° 39′ N. Br. Zu gleicher Zeit hatten wir eine andere Einfahrt deutlich vor uns, deren Eingang ſehr breit zu ſeyn ſchien, und die in Oſtſüdoſten etwa ſechs Seemeilen weit von uns entfernt war. Wir ſuchten uns ſo nahe als möglich am Ufer zu halten, um das Land genau und vollſtändig in Augenſchein nehmen zu können, zumal da Kapitain Cook dieſen Theil der Küſte nicht geſehen hat. Außer ihm, wußten wir nur noch von Maurelle, daß er in dieſen Gegenden geweſen ſeyn ſollte; aber deſſen Karte, die wir bei uns hatten, überzeugte uns, daß er entweder dieſen Theil der Küſte nicht berührt, oder ihn abſichtlich durch eine falſche Zeichnung entſtellt haben müßte.

Indem wir längs dem Ufer hinſchifften, wurden wir viele Dörfer anſichtig, deren Einwohner uns in ihren Kanots ſchaaarenweiſe beſuchten und in Bildung und Sitten den Einwohnern von Port Cox ſehr ähnlich waren. Die Bewohner eines jeden Dorfes bemüheten ſich, den Handel mit dem Schiffe ausſchlieſſend für ſich zu behalten, und ſuchten daher uns zu bereden, daß wir in ihrer Nähe vor Anker gehen möchten. Allein ihre Küſte bot uns keinen Schutz gegen den Ungeſtüm der See; folglich hätte es nicht in unſerer Willkühr geſtanden, ihnen ihr Geſuch zu bewilligen, wenn wir auch geneigt dazu geweſen wären. Wir kauften ihnen einige Seeotterfelle ab, und ſetzten dann unſere Reiſe fort.

Um drei Uhr Nachmittags befanden wir uns am Eingange der vorerwähnten großen Einfahrt (*Inlet*), die ungefähr zwölf oder vierzehn Seemeilen weit zu ſeyn ſchien*). Von der Höhe des Maſtes geſehen, erſtreckte ſie ſich Oſt bei Nord**),

---

bour, Haven, Cove, Bight, Roadſted, Port, müſten ſo unterſchieden werden können, daß keins von dieſen Wörtern mit dem andern gleichbedeutend wäre. Uns fehlen hier die Ausdrücke, weil wir kein ſeefahrendes Volk ſind; ſo wie uns auch die mancherlei Benennungen fehlen, womit der Grönländer die verſchiedenen Arten von Eis zu unterſcheiden pflegt, (S. Egede Nachr. von Grönland, S. 269.) weil das Eis uns nicht ein ſo wichtiger Gegenſtand iſt, wie ihnen. Uebrigens iſt die Oeffnung, wovon im Texte die Rede iſt, wirklich anſehnlich genug, ob ſie es gleich in der Richtung, worin ſie damals geſehen ward, vielleicht nicht ſcheinen mochte. Sie heißt auf der Karte Barclays Sund. F.

*) Nach Kapitain Duncan's Karte von dieſer Einfahrt, die ich vor mir habe, iſt ſie nur funfzehn Nautiſche Meilen, oder ungefähr den dritten Theil ſo breit. Eben ſo breit zeichnet ſie auch Kapitain Meares in ſeiner eigenen Karte; folglich müßte es im Texte heißen: „zwölf oder vierzehn Engliſche Meilen." F.

**) Nach allen Karten Oſt bei Süd, oder gar Oſtſüdoſt. F.

1788. Junius. und, ſo weit das Auge reichte, erblickte es in dieſer Richtung einen reinen, unbegränzten Horizont. So oft wir auch das Senkblei warfen, fanden wir doch mit hundert Faden niemals Grund. Um fünf Uhr legten wir das Schiff bei *), und zwar in der Nähe einer kleinen Inſel, die vom ſüdlichen Ufer der Einfahrt oder Meerenge zwei Meilen weit entfernt ſeyn mochte, und in deren Nachbarſchaft wir einen auffallenden, einzeln im Meere ſtehenden Felſen in Geſtalt eines Obelisken ſahen. Wir waren bald mit Kähnen umringt, in denen ſich ein wilderes Volk, als wir jemals geſehen hatten, uns näherte. Sie trugen mehrentheils Seeotterfelle zur Kleidung, und hatten ihre Geſichter gräulich mit Oel und ſchwarzem und rothem Oker beſchmiert. Ihre geräumigen Kanoes führten zwanzig bis dreißig Mann. Ihre Waffen waren Bogen, mit Knochen zugeſpitzte, am Ende gezackte Pfeile, und Spieße, die mit Stücken von Miesmuſcheln zugeſpitzt waren.

Um der Inſel näher zu kommen, ſtellten wir unſre Segel wieder zurecht, und legten zum zweitenmal bei, als wir uns noch zwei Engliſche Meilen davon befanden. Die Inſel ſelbſt ſchien ein unfruchtbarer Felſen von geringem Umfange zu ſeyn; er war aber auf ſeiner Oberfläche, wohin wir nur ſehen konnten, ganz mit Menſchen bedeckt, die das Schiff anſtarrten. Die öde, unbebauete Gegend und eine ſolche Volksmenge machten mit einander einen räthſelhaften Kontraſt. Der Befehlshaber dieſes Bezirks, der ſich Tatuſch (*Tatootche*) nannte, beehrte uns mit einem Beſuch: allein einen ſo mürriſchen, zurückſtoßenden Menſchen hatten wir noch nicht geſehen. Von ſeinen Leuten unterſchied er ſich dadurch, daß er im Geſichte nicht mit mehreren Farben, ſondern über und über ſchwarz angemalt und mit einem glänzenden Sande beſtreuet war, der den Ausdruck wilder Kühnheit noch erhöhete. Er berichtete uns, das Gebiet des Wikananiſch hätte hier ein Ende, und wir befänden uns jetzt innerhalb der Gränzen des ſeinigen, welches ſich noch weit nach Süden erſt eckte. Auf dieſe Nachricht machten wir ihm ein kleines Geſchenk; er erwiderte es aber nicht, und ließ ſich auch nicht bereden, ſeinen Leuten den Handel mit uns zu erlauben. Wikananiſch hatte uns dieſen Befehlshaber ſchon einigermaßen

---

*) Beilegen heißt: die Segel ſo ſtellen, daß die Wirkung des einen die Wirkung des andern aufhebt; wodurch das Schiff in ſeiner Stelle erhalten wird, ausgenommen was die Fluth und der Wind, der auf ſeine ganze Maſſe wirkt, thun können, um ſeine Lage zu verändern. F.

1788.
Junius.

geſchildert, und zugleich den guten Rath ertheilt, gegen ihn und die Seinigen, als ein Volk von grauſamer und argliſtiger Gemüthsart, auf unſrer Hut zu ſeyn.

Wir hatten uns vorgenommen, hier wo möglich vor Anker zu gehen; zu dem Ende bemannten wir das große Boot mit wohlbewaffneten Leuten, und ſchickten es unter dem Befehl eines Officiers ab, daß man zwiſchen der Inſel und dem feſten Lande das Senkblei werfen und einen Ankerplatz ſuchen ſollte. Die Mannſchaft ward ernſtlich ermahnt, allen Zwiſt mit den Eingebornen zu vermeiden; und, auf den Fall, daß ſie ſich zum Handel geneigt finden lieſſen, gaben wir ihr einen kleinen Vorrath von Waaren mit. Sobald das Boot vom Schiff abſtieß und nach dem Lande zuſegelte, folgten ihm alle Kanots; wir hingegen lavirten in der Nähe der Inſel, die wir nun noch genauer als zuvor überſehen konnten. Von welcher Seite man ſie aber betrachtete, war ſie immer derſelbe unfruchtbare, von Rieſen umgebene Felſen. Die Wellen brandeten mit Ungeſtüm an dieſen Klippenreihen, wiewohl wir uns dennoch ſchmeichelten, daß wir zwiſchen der Inſel und dem feſten Lande einen ſichern Zufluchtsort finden würden, von wo aus die Erforſchung der neuen Straße, und das Betreiben unſeres Handels zugleich, mit Vortheil Statt finden könnte.

Das Boot kam um ſieben Uhr Abends mit wenigem Pelzwerke zurück, ohne einen Ankerplatz gefunden zu haben. Der Officier berichtete, der Anblick der Inſel habe uns nicht betrogen; ſie ſey wirklich eine bloße, nur oben mit etwas Grün bedeckte Felſenmaſſe und rund umher mit Brandungen umgeben. Es hatten ſich eine große Anzahl Kanots voll bewaffneter Leute um unſer Boot verſammelt. Die Wilden betrugen ſich zum Theil auf die zügelloſeſte Art; viele ſprangen in das Boot, nahmen manches mit Gewalt, und frohlockten hernach öffentlich über den begangenen Raub. Unſere Leute wurden über dies Betragen ſehr entrüſtet, und waren ſehr geneigt, ſich zu rächen; allein die Klugheit des Officiers, der einen unangenehmen Auftritt beſorgte, hielt ſie zurück. Er hatte nicht ſobald die nöthigen Unterſuchungen angeſtellt, als er ſich wieder nach dem Schiffe zurückbegab. Wir bemerkten viele von unſern Waaren in den Händen dieſer Leute; dies diente zu einem ſicheren Beweiſe, daß ſie ihr Pelzwerk an Wikananiſch überlaſſen hatten, da ſie nur von Port Cox, oder gar aus König Georgs Sund unſere Handelsartikel bekommen

1788. Junius. haben konnten. Einer von den hieſigen Eingebornen beſaß unter andern eine vollkommene Garnitur Rockknöpfe, die uns allen noch friſch im Gedächtniß war. —

Da wir uns nunmehr in der Hoffnung, einen Ankerplatz zu finden, getäuſcht ſahen, ſetzten wir unſere Reiſe nach Süden fort, wobei wir die Küſte ſehr aufmerkſam betrachteten, um ja keinen Hafen zu verfehlen, wo wir ſicher liegen könnten, indeß unſere Boote die Meerenge und die hieſigen Küſten erforſchen ſollten. Zu dem Ende ſchifften wir bei angenehmen, gemäßigtem Wetter längs der Küſte hin. Unſere Neugier drang uns ſehr, in die Meerenge einzulaufen, die wir von nun an, nach ihrem erſten Entdecker, Juan de Fuca, benennen wollen. Die Glaubwürdigkeit Hakluyts und Purchas bürgt für die erſte Nachricht von Juan de Fuca's Meerenge, und jener berichtet, was die Miniſter der Königin Eliſabeth von der Wichtigkeit dieſer Entdeckung gehalten haben. Von ihrem Daſeyn hatten wir jetzt augenſcheinliche Ueberzeugung, und ſicherlich würde Kapitain Cook, wenn er ſie geſehen hätte, ſie einer nähern Unterſuchung werth geachtet haben. Was uns außer Stand ſetzte, das brennende Verlangen nach der Ausführung eines ſolchen Vorhabens zu befriedigen, werden wir in der Folge dieſer Reiſenachricht getreu erzählen *).

Früh am 30ſten Junius waren wir noch in der Nähe des Landes, weil wir faſt die ganze Nacht hindurch Windſtille gehabt hatten. Die Inſel Tatutſch (*Tatootche*) lag uns ſüdoſtwärts nur drei Seemeilen entfernt. Um zehn Uhr ſtießen von derſelben eine Menge Kanots ab, auf denen nicht weniger als vierhundert Mann befindlich ſeyn konnten. Tatutſch, ihr Oberhaupt, war mitten unter ihnen. Sie machten ſich den Zeitvertreib, um das Schiff her zu rudern und es, nach allen ſeinen

---

*) Es bleibt noch immer dunkel, warum Herr Meares nicht jetzt, anſtatt noch vierzig oder funfzig Seemeilen weiter ſüdwärts zu ſegeln, in die Meerenge oder Straße Juan de Fuca einlief und dieſelbe näher unterſuchte, da er hoffen konnte, hier ſo gut wie anderwärts ſeinen Handelsendzweck zu erreichen. Allein man hat in England aus dieſem Umſtande, vielleicht mit allzugroßer Erbitterung des Parteigeiſtes, folgern wollen, er habe, als er ſich diesmal in dem Eingange dieſer Meerenge befunden, nicht die entfernteſte Ahndung von einer ſolchen Einfahrt gehabt, ſondern erſt hinterdrein, nachdem er mit Kapitain Duncan geſprochen, der dieſe Einfahrt ſechs Wochen ſpäter wirklich auffand, ſich die Entdeckung zugeeignet. Schwerlich läßt ſich, wenn man nicht die vollkommenſte ſeemänniſche Kenntniß beſitzt und ein ordentliches Zeugenverhör anſtellt, die Wahrheit oder Unwahrheit dieſer Beſchuldigung überzeugend darthun; uns kann indeß nur die Aufzählung der Thatſachen, welche dieſe Entdeckungsreiſen betreffen, wichtig ſeyn, und wir dürfen uns nicht in die Streitigkeiten einlaſſen, welche Neid und Eigennutz verurſachen konnten. F.

1788. Junius.

Theilen, hauptſächlich aber am Steuerruder, mit der größten Bewunderung zu betrachten; denn die meiſten von ihnen konnten wahrſcheinlich noch kein Schiff geſehen haben. Ihre geſtrige Aufführung hatte uns ſo ſehr mißfallen, daß wir nicht einmal den Befehlshaber einluden an Bord zu kommen. Der ganze Hauſe ſtimmte jezt einen Geſang an. Dieſer war von dem, welchen wir in König Georgs Sund gehört hatten, ſehr wenig verſchieden; und ſo viel Urſach wir auch hatten, mit den Leuten unzufrieden zu ſeyn, ſo konnten wir doch unmöglich gegen die Reize ihrer Muſik unempfindlich bleiben. In unſerer Lage, an einer wilden unbeſuchten Küſte, in dieſem entfernten Winkel des Erdballs, getrennt von Freunden, von allen Banden, von allem dem, woran der Genuß und Troſt des Lebens hängt, auf dem Wege durch ein ödes, einſames Weltmeer — in dieſer Lage mußte der einfache Geſang der Natur, der in vollkommnem Einklang und richtigem Takte von vierhundert Stimmen erſchallte, ſich in unſere Herzen einſchmeicheln und da ſchmerzliche Gefühle zugleich erregen und beſänftigen.

Gegen Mittag erhob ſich ein ſanfter Wind, mit welchem wir unſern Weg nach Süden in der Entfernung von drei (Engliſchen) Meilen von dem Lande fortſetzten, die Einwohner von Tatutſch hingegen nach ihrer Heimath zurückkehrten. Indem wir ſo längs der Küſte hinſchifften, ſahen wir jedesmal von den Dörfern, die in einiger Entfernung von einander auf dem hohen Ufer dicht am Meere lagen, Kanots in See ſtechen. Die darin befindlichen Eingebornen luden uns dringend ein, ihre Wohnorte zu beſuchen, konnten aber durch keine Verſuchung bewogen werden, ſich an Bord des Schiffes zu wagen.

Der Anblick dieſer Gegend war äußerſt wild, und innerhalb unſers fernſten Geſichtskreiſes, bis an den ſteilen, zackigen Felſenrand am Meere, gegen den ſich die Wellen mit furchtbarem Ungeſtüm brachen, überall mit unermeßlichen Wäldern bedeckt. Längs dem Ufer lagen theils Klippen, theils felſichte Inſeln, und nirgends zeigte ſich weder eine Bucht noch irgend eine Einfahrt, die nur dem kleinſten Schiffe den mindeſten Schutz verſprochen hätte. Wenn am Strande nicht irgendwo kleine, und in dieſer Entfernung noch nicht kenntliche Vertiefungen und Buchten befindlich ſind, ſo iſt es nicht einmal begreiflich, wo die Eingebornen nur ihre Kähne aufbewahren konnten, wiewohl die Dörfer, die wir ſahen, weder ſehr vereinzelt ſtanden, noch einen

178. Junius. geringen Umfang hatten. Auf dieſer Fahrt bemerkten wir recht deutlich Spuren von der Heftigkeit, womit die ſüdlichen Stürme hier wüthen. Ganze weitläuftige Wälder lagen niedergeſtreckt, und bildeten mit ihren Zweigen einen langen Strich nach Nordweſten; ſie waren mit den Wurzeln unzähliger, ganz aus ihrem Boden geriſſener Bäume verflochten und bezeichneten den Gang des tobenden Orkans. Man begreift ſeinen Ungeſtüm, wenn man die Weite des Oceans erwägt, über deſſen Fläche er hinwegſtreicht, ohne den geringſten Widerſtand zu finden.

Um ſieben Uhr Abends erblickten wir in der Ferne das von Cook zuerſt geſehene und auch von ihm benannte Cap Flattery (Schmeicheley,) welches auf den Karten in 48° 15′ N. Br. und 235° 3′ O. L. liegt. Unſere Rechnung wich ein wenig von dieſer Beſtimmung ab; allein wir wollen gern den Irrthum auf uns nehmen. In der Nähe ſahen wir das Dorf Claſſet, welches unweit der See auf einem hohen, ſteilen Berge liegt und ein großer Ort zu ſeyn ſcheint, obgleich nur ein einziges Kanot mit dreißig in Seeotterfelle gekleideten Männern von demſelben zu uns kam. Die Küſte von Cap Flattery an, ſchien gerade nach Süden fortzugehen; allein auch hier war keine Oeffnung ſichtbar, die uns Schutz verſprochen hätte. Um gleichwohl das Land genauer zu unterſuchen, legten wir gegen Sonnenuntergang auf die ganze Nacht bei. Hier zeigten ſich überall längs der Küſte Klippenreihen, und in der Gegend von Claſſet erſtreckten ſich die Brandungen eine halbe Meile weit in See.

Julius. Den 1ſten Julius ſetzten wir am Morgen unſern Lauf weiter fort, indem wir Cap Flattery in Nordnordweſten hinter uns lieſſen. Die Strömung hatte uns in der Nacht ſüdwärts geführt. Das Wetter ſchien unfreundlich zu werden, und ein ſtarker Weſtſüdweſtwind blies beinahe in gerader Richtung gegen das Ufer. Um ſieben Uhr öffnete ſich uns die Bay Queenhythe, und wir lieſen hier mit allen jenen unangenehmen Empfindungen ein, welche von der Erinnerung unzertrennlich waren, daß wir uns dem Schauplatze näherten, wo die Eingebornen die Mannſchaft eines zum Kaiſerlichen Adler*) gehörigen Bootes ermordet hatten. Wir ſchifften an

---

*) Der Kaiſerliche Adler, vom Kapitain Barclay kommandirt, war von Oſtende in Flandern ausgelaufen, um den Pelzhandel an der Amerikaniſchen Küſte zu treiben. (S. Einleitung.) Daher ſpricht auch Kapitain Meares von dieſen Gegenden und den Namen der Oerter, als von etwas ſchon Bekanntem, und bedient ſich der Namen, die vermuthlich Kapitain Barclay ſelbſt ihm in China mitgetheilt hatte. F.

1788. Julius.

der Küſte hin, und wurden die Inſel und den kleinen Fluß Queenhythe anſichtig; aber plötzlich ward das Wetter ſo trübe und umwölkt, daß wir das Land vier Engliſche Meilen weit von uns kaum mehr unterſcheiden konnten. Wir ſahen hier weder Kanots noch Einwohner, und es herrſchte um uns her eine feierliche Stille. Allein, obgleich das Dorf Queenhythe unſern Blicken entzogen war, erkannten wir doch deutlich genug die Stadt Queenuitett*). Dieſe liegt ſieben oder acht Engliſche Meilen davon auf einem hohen, ſenkrecht abgeſtürzten Felſen, der vermittelſt eines zwanzig Fuß hohen, ſchmalen, unerſteiglichen Steindammes mit dem in undurchdringliche Waldung gekleideten feſten Lande zuſammenhängt. Hier bemerkten wir mit Hülfe unſerer Ferngläſer eine Menge auf dem Felſen zerſtreueter Häuſer. Weiterhin wurden wir die Inſel Deſtruction (Zerſtörung) gewahr, die ungefähr eine Meile davon, und in der Mitte der Bay, zwei Meilen vom feſten Lande liegt. Sie iſt niedrig, flach und von Bäumen gänzlich entblößt, gab uns aber den ſeltenen Anblick einer ziemlich großen, mit reizendem Grün bedeckten Fläche. An den ringsum liegenden Klippen brandeten ſich die Wogen, deren außerordentliche Höhe dem Südweſtwinde zugeſchrieben werden mußte. In dieſer Lage warfen wir das Senkblei aus, und fanden zehn Faden Tiefe auf Schlammgrund.

Gegen elf Uhr ſetzte ſich der Wind um, und ward ſüdweſtlich mit trübem Wetter und Regen. Wider unſern Willen ſahen wir uns von allen Seiten in der Bay eingeſchloſſen, wo die Wogen ſich thürmten und uns droheten, daß ſie uns hindern würden vor Anker zu gehen, falls der Wind von Südweſten ungeſtüm werden

---

*) Es wäre ſehr zu wünſchen, daß Herr Meares hier ein wenig weitläuftiger von den Entdeckungen ſeines Vorgängers, Kapitain Barclay's, geſprochen hätte; denn da das Tagebuch dieſes Seefahrers noch nicht gedruckt iſt, ſo bleiben die Benennungen, die Herr Meares den verſchiedenen Theilen der hieſigen Küſte giebt, uns noch dunkel, und man weiß weder die Lage der verſchiedenen Punkte anzugeben, noch zu entſcheiden, ob die vorkommenden Namen alle aus der einheimiſchen Sprache nachgeahmt ſind oder nicht. Ein Ort an der Themſe hat den Namen *Queenhythe*; folglich könnte der Name des hieſigen bloß eine Anwendung einer Engliſchen Benennung auf einen Theil der Amerikaniſchen Küſte ſcheinen. Allein wenn man wieder von Queenuitett hört, ſo möchte man faſt glauben, daß auch jener erſtere Name nur eine zufällige Aehnlichkeit mit dem Engliſchen habe und im Grunde, ſo wie der letztere, von den Eingebornen entlehnt ſey. Uebrigens iſt noch zu bemerken, daß dieſes Wort Queenuitett (oder Quihnitett) an einem andern Orte Queeneutell geſchrieben wird, ohne daß man uns die rechte Leſeart angezeigt hätte. F.

1788. Julius.

ſollte. Jn dieſer Lage lieſen wir bis Mittag Südſüdoſt, und legten dann, eine halbe Engliſche Meile weit vom Ufer, das Schiff nach Weſtnordweſten um. Dicht am Lande hatten wir noch von funfzehn bis acht Faden Tiefe, und alles war bis an den Rand des Waſſers mit Wald bedeckt. Der Strand ſchien indeß nicht ſehr ſteil zu ſeyn, und es zeigten ſich darauf hin und wieder nackte, ſandige Stellen. Schon fing es an ſtärker zu wehen, und wir hatten alle Segel ausgeſpannt, ja, wir wagten es nicht, die obern Segel einzureffen; das Wetter war zu gleicher Zeit ſo trübe, daß wir keine Engliſche Meile vor uns ſehen konnten. Doch hofften wir noch Deſtruction-Eiland umſchiffen zu können, als wir es in einem hellen Zwiſchenraume, um ein Uhr, anderthalb Meilen weit von uns ſahen und zugleich inne wurden, daß eine hohe See uns ſchnell gegen das Ufer trieb.

Unter ſolchen Umſtänden blieb uns nichts übrig, als den Anker zu werfen, wozu wir an dieſem unſichern Platze bereits Anſtalt machten, ob wir gleich ſchon im voraus überzeugt waren, daß unſere Anker, ungeachtet des Schlammgrundes, wegen der Wuth der hereinſtürzenden Wogen nicht halten würden. Doppelt ſchrecklich war dieſe Lage für uns bei dem Gedanken, daß dies die unwirthbare Küſte wäre, wo unſere Landsleute bereits das grauſamſte Schickſal erfahren hätten; — zehn Minuten konnten jetzt das unſrige entſcheiden! — und auf einmal ſetzte ſich, von der Hand der Vorſehung geleitet, der Wind nach Südſüdoſten um, wodurch es uns wieder möglich ward, mit vollen Segeln das Land zu verlaſſen und vielleicht noch vor Nacht die offene See zu erreichen. Jch glaube nicht, daß ſich ein einziger Menſch an Bord befand, dem nicht in dieſem Augenblicke das Bild der ſchauderhaften Möglichkeit, ein Opfer der wilden Menſchenfreſſer von Queenhythe zu werden, vor Augen geſchwebt hätte. Wirklich herrſchte das Andenken des unglücklichen Schickſals, welches die Mannſchaft des Kaiſerlichen Adlers betroffen hatte, ſehr lebhaft in der Seele der unſrigen; und jetzt an der nämlichen Küſte, die der Schauplatz jener grauſamen That geweſen war, verbreitete ſich unter ihnen eine anſteckende Furcht vor einem gleichen Untergang. Dies war der gewöhnliche Gegenſtand ihrer Geſpräche, und er gewann ſo viel Gewalt über ihre Beſonnenheit, daß ſie darüber bei einer ſpätern Veranlaſſung das Schiff wirklich in augenſcheinliche Gefahr brachten.

1788
Julius

Funfzehntes Kapitel.

Fortſetzung unſeres Laufes längs der Küſte. — Entdeckung der Shoalwater (ſeichten) Bay, die für Schiffe unzugänglich iſt. — Die Eingebornen nähern ſich dem Schiffe, und handeln ehrlich mit uns. — Verfolg des Laufes nach der Deception (betrüglichen) Bay. — Verſchiedenheit dieſer Küſte von den Spaniſchen Karten des Maurelle. — Reizender Anblick des Landes. — Wir ſegeln vor Quickſand (Triebſand) Bay und dem Vorgebirge Lookout (des Umherſchauens) vorüber, und bemerken drei auffallende Felſen. — Ende unſeres Laufs gegen Süden. — Fernere Reiſeplane. — Gewonnene Kenntniß der Küſte und jetzt erforſchte Theile derſelben, welche Cook nicht berührt hat. — Urſachen der Rückkehr gegen Norden. — Abermaliger Anblick der Straße Juan de Fuca. — Wir gehen in Port Effingham vor Anker. — Beſchreibung deſſelben. — Seethiere.

Den 1ſten Julius ſteuerten wir bis Mitternacht in die offene See; nun glaubten wir, außer aller Gefahr zu ſeyn, und ſuchten das Land wieder. Um ein Uhr Morgens ward der Wind Weſtſüdweſt, und wir machten uns Hoffnung, daß wir zur ferneren Erforſchung der Küſte günſtiges Wetter behalten würden.

Den 2ten um ſieben Uhr Morgens, erblickten wir das Land wieder. Es war uns im Oſten, ſieben Seemeilen weit entfernt, und ſchien ein wenig, ſüdlich ſowohl als oſtwärts, von Queenhythe zu liegen. Wegen der ſonderbaren Geſtalt, in welcher es ſich uns zeigte, erhielt es den Namen Saddlehill (Sattelberg), und nach unſerer Berechnung mochte es in 46° 30′ N. Br. und 235° 20′ O. L. von Greenwich ſeyn. Als wir ganz nahe gekommen waren, fanden wir, daß es die ſüdlichſte Landſpitze wäre, die wir Tages zuvor von Deſtruction-Eiland geſehen hatten. Itzt ging der Wind nochmals nach Südſüdoſten zurück, und brachte Regengüſſe und Nebel, die uns bald nöthigten wieder ſeewärts zu ſchiffen. Das ſchlechte Wetter dauerte den ganzen Tag fort, und die See ging hoch und ungeſtüm von Weſten her, ſo daß wir befürchteten, ſie würde unſerm großen Boote, welches wir ſeit der Abreiſe von König Georgs Sund immer hinter uns her gezogen hatten, gefährlich werden. Das Land durften wir alſo, ohne uns in die äußerſte Verlegenheit zu ſetzen, nicht aufſuchen, und zwar um ſo weniger, da der Mondwechſel bevorſtand, der in dieſen Gegenden, wie wir bereits erfahren hatten, allemal übles Wetter mit ſich bringt. Vielmehr ſpannten wir alle Segel auf, um von der Küſte wegzukommen, welches fürs erſte unſer Hauptaugenmerk ſeyn mußte.

1788. Julius. Den 3ten Julius blickte die Sonne um Mittag hervor, und wir beobachteten die Breite in 47° 46′ N. Der Wind ward wieder ſüdweſtlich, und wir benutzten ihn unverzüglich, um dem Lande näher zu kommen. Jetzt waren wir etwa zwanzig Seemeilen von Kap Flattery entfernt. Den 4ten lieſen wir den ganzen Tag auf die Küſte zu, erblickten ſie aber erſt um ſechs Uhr Abends, da ſich ein Theil derſelben ſehr beträchtlich hoch und mit Schnee bedeckt zeigte. Wir nannten dieſes außerordentlich hohe in die Augen fallende Gebirge den Berg Olympus, und nach unſerer Berechnung liegt es in 47° 10′ N. Br. und 235° O. L. von Greenwich. In Nordoſten ſchien das Land ſich in eine Spitze zu verflächen, die etwa in 47° 20′ N. Br. liegt.

Wir ſahen dieſes Gebirge noch am folgenden Tage um Mittag, da wir uns nach unſeren Beobachtungen in 47° 1′ N. Br. befanden, und eine große Oeffnung vor uns lag. Gegen zwei Uhr hatten wir uns dem Ufer bis auf zwei Engliſche Meilen genähert, und ſegelten längs demſelben hin. Es war niedrig und flach, wie gewöhnlich, ein fortwährender ununterbrochener Wald, ohne eine Spur von Wohnungen. Wir fanden mit funfzehn bis zwanzig Faden einen Grund von hartem Sande; aber indem wir auf die flache Spitze zuſteuerten, welche von einer Seite den Eingang in die Bay oder den Sund bildet, verminderte ſich die Tiefe allmählig bis auf ſechs Faden, und jetzt entdeckten wir Klippenreihen, welche ſich queer über den Eingang der Bay erſtreckten und dieſelbe allem Anſchein nach für Schiffe unzugänglich machten. Wir entfernten uns ſogleich vom Lande, und nannten die flache Spitze Low Point (niedrige Spitze,) und die Bay Shoalwater-Bay (ſeichte Bay). Ein Vorgebirge, welches hoch und ſteil hervorragt und die andere Seite des Einganges bildet, erhielt ebenfalls den Namen Kap Shoalwater, und liegt nach unſerer muthmaßlichen Angabe in 46° 47′ N. Br. und 235° 11′ O. Länge von Greenwich. Die Entfernung von Low Point bis Kap Shoalwater war zu groß, als daß wir ſie jetzt hätten genauer erforſchen können. Die Untiefen ſchienen ſich noch immer von einem Ufer zum andern zu erſtrecken. Als wir uns etwa der Mitte gegenüber befanden, näherten wir uns ihnen noch einmal, um zu ſehen, ob ſich kein ſchiffbarer Kanal in der Nähe des Vorgebirges finden lieſſe. Wir lieſen alſo nach der Mündung der Bay, bis wir nur acht Faden Tiefe hatten; jetzt waren

1788. Julius.

die Brandungen nicht über drei Meilen von uns entfernt, und ſchienen bis nach Kap Shoalwater hinüber zu laufen; folglich war es rathſam, uns wieder zu entfernen. Von der Maſtſpitze aus wurden wir gewahr, daß dieſe Bay ſich ſehr tief in das Land erſtreckt, und ſich oſtwärts und nordwärts in mehrere Arme theilt. Im Hintergrunde ſahen wir ſie mit einem hohen, gebirgichten Lande begränzt, welches in einer beträchtlichen Weite lag. Nach Nordweſten hin zeigte ſich eine enge Einfahrt; allein die Entfernung war ſo groß, daß wir ſogar mit Ferngläſern nicht entdecken konnten, ob es ein Fluß oder flaches Land wäre*).

Wir hatten zwar geglaubt, daß dieſe öde unwirthbare Küſte nicht bewohnt ſeyn könne; allein dies Urtheil war übereilt. Von der niedrigen Spitze fuhr jetzt ein Kanot auf uns zu, worin ein Mann und ein Knabe ſaßen. Bei ihrer Annäherung hielten ſie zwei Seeotterfelle in die Höhe; wir legten alſo das Schiff bei, bis ſie herangerudert kamen und ein Seil ergriffen. Es war indeß unmöglich ſie zu bereden, an Bord zu kommen. Wir befeſtigten einige Kleinigkeiten an einem Strick, und lieſſen ihn über das Schiff hinunter. Der Knabe ergriff ihn eifrigſt, nahm die Sachen, und reichte ſie dem Manne, der ſich keinen Augenblick beſann, ſondern die beiden Seeotterfelle ſogleich an den Strick band und mit der Hand winkte, daß wir ſie hinauf ziehen möchten. Wir befolgten dieſes Zeichen, und ſchickten ihm auf eben dieſe Weiſe noch ein Gegengeſchenk zurück.

---

*) Nach den im Texte vorkommenden Angaben, ſcheint die Entfernung zwiſchen den beiden Landſpitzen, welche den Eingang dieſer Bay bilden, wenigſtens dreißig nautiſche Meilen oder einen halben Grad der Breite zu betragen; es iſt alſo ſchlechterdings unmöglich, daß Kapitain Meares, der die Mündung dieſer Bay nur in zwei Punkten, nämlich bey Low Point und in der Mitte berührte, hat mit Gewißheit entſcheiden können, daß hier kein Zugang Statt finde. Der Ort, wo man ihn ſuchen mußte, war augenſcheinlich dicht an dem hohen, ſteilen Kap Shoalwater; denn es iſt eine Regel, daß die See neben ſteilen Küſten gewöhnlich tief zu ſeyn pflegt, ſo wie ſich bey niedrigen der Boden allmählig verflächt. Aus dieſem Beiſpiele ſieht man, wie viel dazu gehört, ehe eine ganze Küſte genau und im größten Detail unterſucht werden kann, und wie leicht es iſt, Oeffnungen und Durchfahrten zu überſehen, wenn man ſich ſchon vor dem Eingange derſelben befunden hat. Nichts iſt wahrſcheinlicher, als daß man auch dieſen Theil der Küſte noch in Inſeln zerriſſen finden wird, ſo, daß die Durchfahrten zwiſchen ihnen vielleicht mit der von Meares und Duncan ſo benannten Straße Juan de Fuca zuſammenhangen. Es iſt auch möglich, (S. die Einleitung) daß die ächte Meerenge des Juan de Fuca wirklich ſüdlicher, als jene, von dieſen beiden Seefahrern dafür angegebene, Einfahrt liegt. F.

1788. Julius. Dieſer unerwartete Reichthum machte den Fremden ſo viele Freude, daß ſie anfänglich nur im Anſchauen der verſchiedenen Stücke deſſelben verloren ſchienen. Ihre Neugier nahm indeß in kurzem eine andere Richtung, und ging auf das Schiff über, welches ſie mit den Augen nach allen ſeinen Theilen ſchnell durchliefen, während daß ihre Geberden das höchſte Erſtaunen und die lebhafteſte Bewunderung ausdrückten. Es war alſo wohl zu vermuthen, daß ſie jetzt zum erſtenmal den Anblick eines ſolchen Gegenſtandes genoſſen. Wir bemüheten uns, ihnen in der Sprache von König Georgs Sund verſtändlich zu werden, welche von dort an bis zum Bezirke von Tatutſch geſprochen wird; allein ſie verſtanden uns kein Wort, und antworteten in einer Mundart, die, ſo weit wir davon urtheilen konnten, nicht die entfernteſte Aehnlichkeit oder Verwandtſchaft mit irgend einer andern uns längs der Amerikaniſchen Küſte bekannt gewordenen Sprache hatte.

Bei näherer Unterſuchung fanden wir jetzt auch die Geſtalt ihres Kanots ganz verſchieden von der bei ihren nördlichen Nachbarn üblichen. In Körperbau und Kleidung glichen ſie den Einwohnern von Nutka; aber wir wurden keinen Zierrath an ihnen gewahr, der uns auf die Vermuthung hätte bringen können, daß ſie ſchon zuvor mit Europäern in Gemeinſchaft geweſen wären. Inzwiſchen mußten ſie doch einen Begriff vom Handel haben, theils weil ſie ihre Seeotterfelle in die Höhe hielten, theils weil ſie ſo bereitwillig einen Tauſch eingingen. Alſo iſt es wohl mehr als wahrſcheinlich, daß einige Einwohner des Bezirkes Tatutſch ſich bis hieher haben verirren und die Nachricht von Fremden mitbringen können, die mit ihren Schiffen des Pelzhandels wegen zu ihnen kämen*). Das hieſige Volk iſt aber vermuthlich von der Nation, welche König Georgs Sund, Port Cox und Tatutſch bewohnt, ganz verſchieden, und vielleicht befanden wir uns eben an der nördlichſten Gränze ſeines Bezirks. Dieſe Wahrſcheinlichkeit vergrößerte nur noch unſer ſehnliches Verlangen, einen ſichern Ankerplatz für das Schiff zu finden, wo es bleiben könnte, indeß die Boote dieſen Theil der Küſte genauer unterſuchten.

Während der Zeit, daß wir das Schiff hatten beiliegen laſſen, war es ſchnell den Untiefen näher getrieben; wir mußten daher unſere Segel wieder zur Abreiſe rich-

---

*) Herr Meares vergißt, daß ſchon Kapitain Barclay ſich in dieſer Gegend hatte ſehen laſſen: folglich brauchten die Eingebornen ihre Nachrichten nicht ſo weit herzuholen. F.

1788. Julius.

ten, und nun begab das Kanot ſich in die Bay zurück. Wir hätten gern das große Boot abgefertigt, damit es an den Untiefen das Senkblei auswürfe und ſich nach einer Durchfahrt umſähe; allein der Himmel war ſo umwölkt, und wir konnten uns ſo wenig auf das Wetter verlaſſen, daß uns zu dieſem Vorhaben der Muth verging. Es blieb uns jetzt nichts übrig, als an der Küſte hin zu ſchiffen, bis wir einen ſicheren Hafen anträfen. Auf dieſem Wege waren wir gegen ſieben Uhr nicht weit vom Kap Shoalwater, und hatten nochmals eine deutliche Ausſicht auf die Bay und ihre Untiefen. Wir fanden mit ſechzehn Faden Sandgrund; und von dem Vorgebirge, welches drei Seemeilen weit von uns lag, erſtreckte ſich das Land nach Oſtſüdoſt, und ſah wie Inſeln aus, wiewohl wir dieſe Geſtalten dem Nebel zuſchrieben, der ſich jetzt immer dichter um uns zog. Jetzt entfernten wir uns vom Lande, und erwarteten den Anbruch des Tages, der aber unſern Entdeckungsverſuchen nicht günſtig war.

Wir hatten heftigen Nordwind und eine aufgeregte See. Kap Shoalwater lag in dickem Nebel verborgen, der erſt gegen neun Uhr ſich vom Lande hob. Die Tiefe nahm regelmäßig ab, von vierzig bis zu ſechzehn Faden auf Sandgrund. Südoſtwärts vom Kap Shoalwater, welches wir jetzt deutlich liegen ſahen, entdeckten wir ein anderes, hohes, ſteiles Vorgebirge. Jenſeits deſſelben erblickten wir noch Land, und ſchmeichelten uns ſchon, daß dieſes das Kap Rok, (*Roque*) der Spanier wäre, in deſſen Nachbarſchaft ſie einen guten Hafen gefunden haben ſollen. Um halb zwölf Uhr hatten wir es im Rücken, und konnten die Küſte, in der Entfernung von drei Engliſchen Meilen, ganz deutlich nach allen ihren Theilen erkennen, ohne eine lebendige Seele, oder auch nur eine Spur von Niederlaſſung, gewahr zu werden. Eine hohe See aus Oſten her, ſtürzte ſich auf den Strand, und die Abnahme der Tiefe, indem wir uns der Küſte näherten, war regelmäßig von vierzig bis ſechzehn Faden, auf hartem Sande. Jenſeits des Vorgebirges öffnete ſich vor uns, dem Anſchein nach, eine geräumige Bay, die viel verſprechend ſchien, und wohin wir mit ſehr geſpannter Erwartung einliefen. Das hohe Ufer, welches ſie begränzte, war weit entfernt, und der dazwiſchen liegende Raum bildete eine flache Ebene. Allein indem wir in die Bay ſteuerten, verminderte ſich die Tiefe auf neun, acht und ſieben Faden; vom Verdecke ſahen wir ſchon Brandungen gerade vor uns,

1788. Julius. und von der Maſtſpitze aus geſehen, erſtreckten ſie ſich queer über die Bay. Folglich waren wir genöthigt, wieder auszulaufen und zu verſuchen, ob ſich am entgegengeſetzten Ufer eine Einfahrt oder ein Hafen zeigte. Das Vorgebirge erhielt den Namen Kap Diſappointement (der betrogenen Erwartung) und die Bay ward Deception- (Täuſchungs-) Bay genannt. Jenes liegt, zufolge einer Beobachtung zu Mittage, die indeß nicht die beſte war, in 46° 10′ N. Br., und 235° 34′ O. Länge. So viel können wir aber mit Gewißheit behaupten, daß kein Fluß Sankt Rok exiſtirt, wo ihn die Spaniſchen Karten angeben. Wir hatten zwar die Karten von Maurelle beſtändig vor Augen; allein ſie leiſteten uns gar keinen Nutzen.

Auch am entgegengeſetzten Ufer wartete unſer getäuſchte Hoffnung; und in der beinahe gewiſſen Ueberzeugung, daß hier kein Schutzort für unſer Schiff zu finden ſey, ſegelten wir in der geringen Entfernung von zwei Engliſchen Meilen längs der Küſte auf ein anderes in der Ferne wahrgenommenes Vorgebirge zu. Der Anblick des Landes hatte indeß gegen die nördlichere Küſte merklich gewonnen. Viele reizende, in heiteres Grün gekleidete Stellen, zogen unſere Augen auf ſich; das Land hob ſich in ſanftem Steigen bis zum entfernten Gebirge, und ein weißer, ſandiger Strand umgürtete es längs dem Meere. Als wir weiter ſegelten, ſahen wir große Wieſen und Gräſereien, und an den ſanften Abhängen erfreueten ſchattige Wälder allenthalben unſern Blick; aber ein menſchliches Geſchöpf ſchien in dieſer fruchtbaren Strecke von Neu-Albion nicht zu wohnen. Indem wir hier alles mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit durchſpäheten, zeigte ſich eine große Oeffnung vor uns, die uns mit neuen Hoffnungen belebte, um ſie von neuem ſcheitern zu laſſen. Auf der hohen See ſtürmte es ſehr ſtark, und die Wogen von Weſten her ſchlugen mit Ungeſtüm gegen das Land. Um ſieben Uhr hatten wir die Höhe dieſer Einfahrt erreicht, die zu unſerm größten Leidweſen mit einem flachen, ſandigen, der See beinahe gleichen Strande verſchloſſen war. Die Wellen ſchienen darüber hin zu gehen und jenſeits deſſelben ein großes Binnenwaſſer zu bilden. Eine offene, weitläuftige und ebene Landſchaft erſtreckte ſich jenſeits dieſes Beckens bis an die fernen hohen Gebirge.

Wir gaben dieſem Orte den Namen Quickſand- (Triebſand-) Bay, und ein daran gränzendes Vorgebirge ward Kap Grenville genannt; das ferne ſüdliche Vorgebirge, welches ſehr hoch und oben flach iſt, und ſich gegen das Meer ſenkrecht abſtürzt, nannten wir Kap Lookout (des Umherſchauens oder der Ausſicht). Ungefähr zwei Engliſche Meilen weit von demſelben ſtiegen drei große ſonderbare Felſen einzeln aus der See hervor, die einander ſehr ähnlich ſahen. Der mittelſte hatte einen bogenförmigen Durchgang, durch welchen wir die ferne See ganz deutlich ſehen konnten. Dieſe Felſen fielen uns um ſo mehr auf, da wir ſeit unſerer Abreiſe von König Georgs Sund nirgends ſo vom Lande abgeſonderte Klippen geſehen hatten. Sie mochten etwa eine Engliſche Viertelmeile von einander entfernt ſeyn, und wurden die drei Brüder genannt. 1788. Julius.

Um acht Uhr Abends befanden wir uns drei Seemeilen weit vom Kap Lookout, und hielten uns für gewiß überzeugt, daß zwiſchen demſelben und der Quickſand-Bay keine Oeffnungen vorhanden wären. Dieſe Landſpitze liegt nach unſerer Rechnung in 45° 30′ N. Br. und 235° 50′ O. L. Da wir uns ſolchergeſtalt bisher in allen unſern Erwartungen getäuſcht fanden, gaben wir hier die weitere Fahrt nach Süden auf, kehrten wieder nach Norden zurück, und nahmen uns vor, nach dem großen Sunde zu ſteuern, aus welchem uns, den Tag nach unſerer Abreiſe von Port Cox, im Vorüberſegeln ſo viele Einwohner entgegen gekommen waren. Das Schiff, der Kaiſerliche Adler, hatte dieſe Bay ſchon beſucht und einen ſichern Ankerplatz daſelbſt gefunden*). Wir waren alſo Willens, unſer großes Boot von dort aus in die Straße zu ſchicken, um ſie näher unterſuchen und zugleich erforſchen zu laſſen, ob die dortigen Einwohner ein von den Nutkaern verſchiedenes Volk wären, oder nicht.

Auf unſerer bisherigen Fahrt waren wir mit der Küſte zwiſchen König Georgs Sund und Kap Lookout, das iſt von 49° 37′ bis 45° 37′ N. Br. ziemlich bekannt geworden, und hätten ſie gern noch ſüdlicher, wenigſtens bis zum 44° N. Br. unterſucht, wo Kapitain Caxon einen guten Hafen gefunden haben ſoll, wenn nicht die Jahrszeit ſchon ſo weit vorgerückt geweſen wäre, daß wir dann vor den um das Aequinoktium eintretenden Stürmen König Georgs Sund nicht wieder hätten erreichen können. Dieſe Jahrszeit aber mußten wir hier mehr als anderwärts fürchten, da uns hier kein Hafen offen ſtand, wohin wir uns vor dem Sturme flüchten

---

*) In der Engliſchen Urſchrift iſt hier ein Druckfehler, nach welchem es lauten müßte: Herr Meares habe den Ankerplatz in Barclay-Sund gefunden. F.

1788. Julius. konnten. Hierzu kam noch unſere natürliche Beſorgniß für unſere Leute in Nutka, die unſerer Hülfe vielleicht ſchon bedurften, wenigſtens ſchon vor dem September unſer Ausbleiben ſchwer empfinden konnten. Endlich würde uns die Fortſetzung unſeres Laufes gegen Süden an der weiteren Erforſchung von Juan de Fuca's Meerenge verhindert haben, da uns das ſchlechte Wetter wahrſcheinlich nicht vor der Mitte des Auguſts ſo weit hätte zurückkommen laſſen, wenn wir nach der bisherigen Witterung, wo wir ſelten drei Tage ohne Regen oder Nebel erlebt hatten, die künftige beurtheilen durften. An der Küſte von Amerika ſind die Aequinoktial-Stürme beſonders ungeſtüm, und nehmen gewöhnlich zwiſchen dem 10ten und 15ten September ihren Anfang. Wir beſorgten daher, daß ſie uns von dem Lande abtreiben und etwa zwingen möchten, nach den Sandwichinſeln zu gehen, wodurch wir unſere Leute auf Nutka in einer gefahrvollen und peinlichen Lage ihrem Schickſal überlaſſen hätten. — Dieſe Beweggründe vermochten uns dahin, wieder nach Norden zu ſteuern und uns den Rückzug nach König Georgs Sund offen zu halten, Wind und Wetter möchten ſeyn, wie ſie wollten. Dies war deſto unumgänglicher, da wir bereits verabredet hatten, daß eins von unſeren Schiffen vor dem 20ſten September Amerika verlaſſen und nach China zurückkehren, zuvor aber das neue Fahrzeug vom Stapel gelaſſen, in ſegelfertigen Stand geſetzt, und dazu an dreitauſend Klaftern Seile fabricirt ſeyn ſollten; ein Geſchäft, zu deſſen Beendigung unſre ganze Mannſchaft nicht hinreichte.

Den 10ten Julius näherten wir uns wieder dem Lande, und erblickten es gegen Mittag. Es war das hohe Land, welches das öſtliche Ufer der Straße Juan de Fuca bildet. Bei Sonnenuntergang ſahen wir ſchon das Vorgebirge, welches den öſtlichen Eingang des unweit Port Cox gelegenen Sundes ausmacht. Wir nannten es Kap Beale. Den 11ten befanden wir uns auf der Höhe dieſes Sundes, der uns jetzt ſehr groß und weitläuftig, aber nicht ſehr tief vorkam. Ungefähr um die Mitte deſſelben lagen verſchiedene ziemlich hohe, wohl bewaldete Inſeln. Das Boot welches wir abſchickten, um einen Ankerplatz zu ſuchen, kehrte gegen elf Uhr zurück, um uns in einen ſchönen geräumigen Hafen zu geleiten, der durch mehrere Inſeln gebildet wird, und woſelbſt wir, vor See und Wind gedeckt, in acht Faden Tiefe auf Schlammgrund vor Anker gingen. Eine große Menge von Eingebornen

kamen

1788. Julius.

kamen ſogleich in ihren Kanots zu uns, und brachten uns einen reichlichen Vorrath von Fiſchen, beſonders Lachſe und Forellen, auch Krebſe und Schalthiere, imgleichen eine große Menge von wilden Beeren und Zwiebeln. Die Heimath dieſer Leute war ein ſehr großes Dorf, welches auf dem Gipfel eines hohen Berges liegt. Wir nannten den Hafen Port Effingham, dem Lord dieſes Namens zu Ehren.

Den zwölften löſeten wir die Segel und das bewegliche Tauwerk von den Raaen und Maſten ab, ſchickten eine Partei ans Land um Waſſer zu füllen, und beſchäftigten die übrige Mannſchaft an Bord. Den Sund, in welchem wir uns jetzt befanden, hatte Kapitain Barclay, Befehlshaber des Kaiſerlichen Adlers, bereits 1787 beſucht und Barclay-Sund genannt. Er iſt von großem Umfange, und enthält viele zerſtreuete, gänzlich mit Waldung bewachſene Inſeln. Am feſten Lande liegen große, volkreiche Dörfer, bei denen ſchöne Bäche vorbeifließen. Hier fangen die Eingebornen Lachſe in großer Menge, bereiten ſie zum Aufbewahren, und legen ſie zum Hauptartikel ihres Wintervorraths ein. Der Hafen iſt geräumig genug, um hundert Schiffe zu enthalten, und ſo ſicher, daß ſie alle gegen einen Sturm gedeckt wären. Auch der Ankergrund, ein weicher Schlamm, iſt ſehr gut, und der Waſſerplatz recht nach Wunſch bequem.

Auf unſerer Fahrt von Kap Lookout bis Port Effingham ſahen wir eine große Menge Seeottern, die mit ihren Jungen im Waſſer ſpielten; aber bei der Annäherung des Schiffes verſchwanden ſie wieder. Ein paarmal kamen wir innerhalb weniger Schritte bei ihnen vorüber, indem ſie auf dem Rücken im Meere lagen und ſchliefen. Anfänglich hielten wir ſie für Stücken Treibholz, bis das Geräuſch des Schiffes ſie aufweckte, da ſie ſich denn augenblicklich durch Untertauchen retteten. Wir ſahen auch viele Kaſchelotte oder Wallrathsfiſche (*Spermaceti Whales*), unzählige Seehunde und andere große Seethiere.

Sechzehntes Kapitel.

1788.
Julius.

Beſitznehmung von Juan de Fuca's Meerenge oder Straße, im Namen Sr. Großbritanniſchen Majeſtät. — Beſuch von den Eingebornen. — Anmuthige Lage des Schiffes. — Ausrüſtung und Abfertigung des großen Boots. — Endzweck ſeiner Reiſe. — Es kommen Fremde an Bord des Schiffes. — Beſorgniſſe wegen unſeres Boots, und deſſen frühzeitige Rückkehr. — Handgemenge mit den Eingebornen in der Meerenge de Fuca, und Folgen deſſelben. — Tapferkeit dieſes Volks, und gefährliche Lage der Unſrigen im Boote. — Wie weit ſie in der Meerenge gekommen ſind; genauere Beſtimmung ihrer Lage. — Zum Verkauf gebotene Menſchenköpfe. — Niedergeſchlagenheit unſerer Mannſchaft. — Abreiſe vom Hafen Effingham. — Eine kurze Beſchreibung des Hafens und des Sundes. — Rückkehr nach König Georgs Sund. — Fortſchritte im Bau des neuen Fahrzeugs. — Geſammeltes Pelzwerk. — Maquilla's Aufmerkſamkeit gegen uns.

Es wird hier nicht am unrechten Orte ſeyn, wenn ich erwähne, daß wir mit denen Feierlichkeiten, welche auch andere Seefahrer bei ähnlichen Veranlaſſungen beobachtet haben, im Namen des Königs von Großbritannien von Juan de Fuca's Straße Beſitz genommen hatten, ehe wir unſern jetzigen Ruhepunkt erreichten. Hier bekamen wir am 13ten Julius von einer anſehnlichen Menge der Eingebornen einen Beſuch, und kauften ihnen allerlei Pelzwerk ab. Wir bemerkten aber, daß kein Oberhaupt und kein Mann von Anſehen ſie begleitete. Sie brachten uns außerdem eine Menge Lachſe die an Feinheit des Geſchmacks die vom Nutkaſunde weit übertrafen, Schalthiere in Ueberfluß, und erquickende heilſame Vorräthe von wilden Zwiebeln und Waldfrüchten, mit denen die gütige Natur dieſe Küſte überall, wo wir mit den Einwohnern Verkehr gehabt haben, reichlich verſehen hat.

Wir befanden uns jetzt in der Mitte des Sommers; das Wetter war warm und angenehm, und wir genoſſen mit lebhafter Empfänglichkeit den wohlthätigen Einfluß dieſer ſchönen Jahrszeit. Auf den hohen Gebirgen, die den Sund umgeben, war nirgends eine Schneeflocke mehr zu ſehen. — Indeß wir hier ausruheten und das Erquickende dieſes Aufenthalts genoſſen, benutzten wir doch die gute Gelegenheit, das große Boot in die Meerenge Juan de Fuca zu ſchicken und uns zugleich, wo möglich, genauere Kenntniß von den Bewohnern der Gegend um Shoalwater-Bay zu verſchaffen. Wir rüſteten das Boot mit allem Zubehör aus, beſetzten es mit dreizehn Mann, und gaben ihnen Lebensmittel auf einen Monat. Das Kommando erhielt unſer erſter Officier, Herr Robert Duffin, dem wir geſchriebene Verhaltungsbefehle ertheilten; und den 13ten ging die Abreiſe des Bootes vor ſich. 1788. Julius.

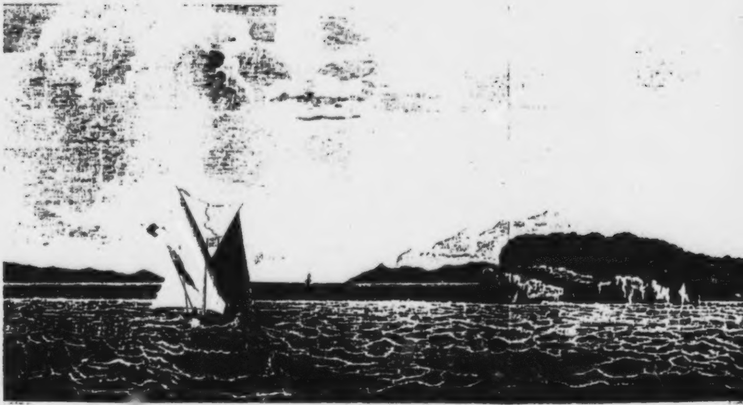
Dieſe zweite Verminderung unſerer Schiffsgeſellſchaft, zu den in König Georgs Sund zurückgelaſſenen Leuten hinzugerechnet, machte es uns zur dringendſten Pflicht, uns auf den Fall eines möglichen Angriffs in den beſten Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Unſere jetzigen Nachbaren waren ein zahlreiches, kühnes, mächtiges Volk, und konnten, wenn unſere Schwäche ihnen bekannt werden ſollte, leicht einen Ueberfall wagen. Wir pflanzten daher alle unſere Kanonen auf, hielten unſere übrigen Waffen in Bereitſchaft, und ertheilten den gemeſſenſten Befehl, daß keiner von den Eingebornen, unter welchem Vorwand es auch ſeyn möchte, an Bord kommen ſollte. — Gleich nach der Abreiſe des Boots fuhren eine beträchtliche Anzahl Kanots von Norden her auf das Schiff zu. Es gab nur wenige darunter, die nicht dreißig Mann enthielten, und viele waren noch ſtärker beſetzt, ohne die Weiber und Kinder zu rechnen. Unter dieſen Gäſten ſahen wir manches Geſicht, das wir ſchon vor dieſem in Port Cox, wo ſie herkamen, geſehen hatten. Die übrigen waren an dem weſtlichen Ufer zu Hauſe, welches ſich bis an die Meerenge erſtreckt und einen Theil von Wikananiſch's weitläuftigen Beſitzungen ausmacht. Wir glaubten zu verſtehen, daß dieſer Anführer oder Fürſt vor kurzem vielen von ſeinen vornehmſten Unterthanen ein glänzendes Feſt gegeben hätte; und aus der Menge der von uns erhandelten Waaren, die wir jetzt bei dieſen Leuten ſahen, war leicht abzunehmen, daß er durch eine Vertheilung ſeiner Schätze unter die Gäſte die Pracht ſeiner Bewirthung erhöhet haben mußte.

Bis zum 20ten Julius ereignete ſich nichts Merkwürdiges. Wir hatten immer das ſchönſte Wetter, und ſtanden mit den Eingebornen in gegenſeitigem guten Vernehmen. Täglich kamen ſie mit Pelzwerk, Fiſchen und Küchenkräutern zu uns, von Zeit zu Zeit auch wohl mit einem Geſchenk vom ſchönſten Rothwildpret, ſo daß Leckerei ſich auf unſerer Tafel zu Ueberfluß geſellte. Indeſſen ſtörten uns in dieſer unthätigen Lage doch die Beſorgniſſe für das Schickſal unſeres Bootes. Die

1788. Julius. wilde Gemüthsart des Volkes, das die von unſeren Freunden jetzt zu erforſchenden Gegenden bewohnte, erweckte uns manches ängſtliche Gefühl, welches ſich indeß wieder in gute Hoffnung verwandelte, wenn wir an die Geſchicklichkeit, den Muth und das gute Benehmen der Unſrigen dachten. Allein, während daß unſere Einbildungskraft ſie mit der zärtlichſten Sorge auf ihrer Fahrt begleitete, waren ſie wirklich ihrem Untergange nahe und mit dem ſchrecklichen Schickſale bedrohet, welches ihre Landsleute zu Queenhythe erlitten hatten.

Am Abend des 20ſten erblickten wir auf der See die Segel unſeres Bootes. Die erſte Aufwallung bei uns war unüberlegte Freude, die indeß beinahe in eben dem Augenblick der Furcht über dasjenige weichen mußte, was dieſe frühe Rückkunft bewirkt haben könnte. Die Zeit bis zur Ankunft unſerer Leute verſtrich uns Allen in ſchmerzlicher Ungewißheit, bis wir zu unſerer großen Beruhigung ſehen konnten, daß keiner von ihnen fehlte. Allein bald forderten einige Verwundete unſere Aufmerkſamkeit, und jetzt erfuhren wir, daß ein hitziges Gefecht mit den Einwohnern der um die Meerenge liegenden Küſten die ſchleunige Wiederkehr der Unſrigen verurſacht hatte.

Wir beſchäftigten uns zuerſt mit unſeren Verwundeten, von denen wir zwar manchen ſehr übel zugerichtet, aber keinen tödtlich verletzt fanden. Der Officier war von einem Pfeile mit Widerhaken am Kopfe verwundet, und würde auf der Stelle das Leben verloren haben, wenn nicht ein dicker Hut die Gewalt des Pfeils gebrochen hätte. Von den Matroſen hatte einer eine Wunde in der Bruſt, und einem andern war ein Pfeil ſo tief in die Wade gedrungen, daß man ihn nur vermittelſt eines großen Einſchnitts herausziehen konnte. Ein Vierter war nicht weit vom Herzen verwundet; nur hatte der Pfeil zum Glück nicht mehr Kraft genug gehabt, tödtlich zu verletzen. Die übrigen waren theils mit Steinen, theils von Keulenſchlägen grauſam zerquetſcht, und das Boot ſelbſt an unzähligen Orten von Pfeilen durchbohrt. Von dieſen ſteckten noch viele in dem über das Hintertheil ausgeſpannten Segeltuche, das wohl das meiſte zur Rettung unſerer Leute beigetragen haben mochte, indem die Pfeile und die mit Schleudern geworfenen großen Steine darauf gefallen waren. Die Eingebornen hatten ſich während dieſes Gefechtes mit ſo viel Geiſt und Entſchloſſenheit betragen, daß ſie von dem Schrecken, welches Feuergewehre den Wil-



Eingang des Hafens von [illegible]

den zu verurſachen pflegen, nichts zu empfinden ſchienen. Es wurde ganz in der Nähe gefochten, und eine Zeitlang galt es unſern Leuten Leben und Tod. Ein Wilder hatte ſich einen der Unſrigen zum Opfer erſehen, und es entſtand zwiſchen ihnen ein wüthender Kampf. Der Amerikaner führte einen ſteinernen Schlegel (oder eine Keule,) und der Matroſe ſeinen Hirſchfänger oder kurzen Säbel (*cutlaſs*). Eine Zeitlang bewieſen Beide gleichen Muth und gleiche Geſchicklichkeit; aber wäre nicht mit einem Ruder ein Schlag aufgefangen worden, wozu der Feind alle ſeine Kräfte geſammelt hatte, ſo hätte unſer tapfere Landsmann darunter erliegen müſſen. Dieſer mißlungene Streich gab unſerm Matroſen Gelegenheit, mit einem gewaltigen Hiebe dem Wilden einen Arm vom Rumpfe zu hauen. Allein ungeachtet dieſes Verluſtes und einiger andern Wunden, entfernte der Letztere ſich durch Schwimmen von dem Boot; indeß hatte er freilich dem Edelmuthe des Siegers, der ihn im Waſſer nicht niedermachen wollte, ſein Leben zu verdanken. Der in der Wade verwundete Matroſe ließ während des Gefechtes den Pfeil in der Wunde ſtecken, und trug durch ſeinen Muth und ſeine Thätigkeit noch hauptſächlich dazu bei, das Boot zu erhalten. 1788. Julius.

Ungeachtet wir mit den Eingebornen in der Gegend der Meerenge nie zuvor irgend ein Verkehr gehabt hatten, ſo war uns doch der Gedanke wahrſcheinlich vorgekommen, daß ſie von unſerm friedlichen Betragen gegen ihre Nachbarn etwas gehört und dadurch eine vortheilhafte Meinung von uns gefaßt haben könnten. Sie bewieſen aber nur wilde, blutgierige Feindſeligkeit, und ihr wüthender Angriff zwang die Unſrigen zu einem ähnlichen Widerſtande. Das Zeugniß können wir indeß unſern Leuten nicht verſagen, daß ſie das unglückliche Schickſal der Elenden beklagten, die ſich ſo muthwillig in ihr Verderben geſtürzt und ihnen ſelbſt ſo übel mitgeſpielt hatten.

Die Wilden waren der angreifende Theil. Sie enterten das Boot, um es mit ſich wegzuführen, indem ſie in zwei Kanots herankamen, worin vierzig bis funfzig Mann, vermuthlich ihrer auserleſenen Krieger, befindlich waren. Einige andere Kanots blieben in einer kleinen Entfernung, um ihren Angriff zu unterſtützen, und das ganze Ufer war mit Leuten beſetzt, die einen beſtändigen Pfeil- und Steinregen auf unſere Mannſchaft fallen lieſſen. Der Anführer des einen Kanots, der die übrigen anzudringen aufforderte, ward glücklicherweiſe in dem Augenblick, da er im Begriff ſtand einen ungeheuer langen Wurfſpieß auf den Steuermann des Bootes

1788. Julius. zu ſchleudern, mit einer Kugel durch den Kopf geſchoſſen. Hierauf zogen die Kanots ſich zurück, und leiſteten denen Eingebornen, die ſchon im Gefechte begriffen waren, den Beiſtand nicht, der ihnen ſonſt den Sieg zugeſichert hätte. Wenn man bedenkt, daß unſer Boot nur dreizehn Mann führte, die von einer überlegenen Zahl mit ſolcher Wuth angefallen wurden, indeß man zu gleicher Zeit vom Ufer Pfeile auf ſie ſchoß und Steine ſchleuderte; ſo gehört ihre Rettung zu jenen glücklichen Begebenheiten im Leben, welche in gutgearteten Gemüthern unausbleiblich ein gemiſchtes Gefühl von Dank und Erſtaunen erregen.

Das Boot war bereits eine ziemliche Strecke in der Meerenge de Fuca hinaufgefahren, und unſere Leute befanden ſich in einer Bay oder einem Hafen, wo ſie ſo eben anlanden wollten, um nähere Unterſuchungen anzuſtellen, als der Angriff geſchah, der ihr Vorhaben völlig vereitelte. Von hier aus ſchien es ihnen doch offenbar, daß die Straße ſich nach Oſtnordoſten hin eher erweiterte als verengte, und noch weit hinein erſtreckte.

Auf dem Rückwege aus der Meerenge begegnete ihnen ein kleines Kanot mit zwei Mann, welche Unterthanen von Wikananiſch waren und ihnen Fiſche verkauften. Allein ihr Entſetzen und ihr Abſcheu läßt ſich nicht mit Worten beſchreiben, als die Wilden ihnen auch zwei ſo eben abgeſchnittene, blutige Menſchenköpfe zum Kauf anboten. Sie hielten dieſe Gegenſtände des Schreckens triumphirend bei den Haaren in die Höhe; und als unſere Leute nur Ekel und Abſcheu bei dieſem widrigen Anblick bezeigten, erzählten ihnen die Wilden im Ton und mit dem Blick der höchſten Zufriedenheit: die Köpfe wären von zwei Unterthanen des Tatutſch, welche ſie ermordet hätten, weil Wikananiſch, ihr Befehlshaber, kürzlich dem Tatutſch den Krieg erklärt habe. Dieſe Begebenheit verurſachte eine Niedergeſchlagenheit unter unſeren Leuten, welche ſie mehr oder minder auf der ganzen Reiſe begleitete.

Die Hauptabſicht, weshalb wir unſer Boot ausgeſchickt hatten, war ſolchergeſtalt verfehlt; allein es kehrte wenigſtens nicht ohne einige Nachricht von der Meerenge de Fuca zurück. Unſere Leute waren in dieſer Straße gegen dreißig Seemeilen aufwärts geſchifft, und hatten ſie daſelbſt gegen funfzehn Seemeilen breit gefunden, auch den Horizont oſtwärts auf funfzehn Seemeilen weit klar und unbe-

1788. Julius.

gränzt vor ſich geſehen. Dieſe außerordentliche Entdeckung erregte bei uns die ſonderbarſten Vermuthungen, weil auf alle Fälle die äußerſte Vertiefung dieſer Straße nicht gar weit mehr von der Hudſons-Bay entfernt ſeyn kann*).

Für die diesjährige Jahrszeit mußten wir jetzt auf die fernere Beſichtigung der Straße und der Shoalwater-(ſeichten) Bay Verzicht thun; dem zufolge machten wir Anſtalt zur Rückkehr nach König Georgs Sund. Am 21ſten, Morgens, verlieſſen wir mit der Ebbe den Hafen Effingham, und befanden uns um Mittag auf offener See außerhalb des Sundes. Während unſeres hieſigen Aufenthalts hatten wir mancherlei Beſuch von den Einwohnern der verſchiedenen Orte zwiſchen Port Cox und der Inſel Tatutſch gehabt. Von denen aber, die innerhalb der Enge wohnen, hatte es keiner gewagt, ſich uns zu nähern; vielleicht aus Furcht vor Tatutſch, deſſen Inſel gerade am Eingange liegt und eine Volksmenge von fünftauſend Seelen enthalten ſoll. Wir ſammelten indeß hier doch eine Menge ſehr ſchöner Seeotterfelle, und erhielten einen reichlichen Vorrath von Fiſchen, insbeſondere Lachſe, Heiligbutten, Heringe, Sardinen, Kabeliau, Forellen

---

*) Es iſt ein gewöhnlicher Fehler, daß Seefahrer, wenn ſie ſich in Booten befinden, die Entfernungen vergrößern. Im gegenwärtigen Fall aber entſteht mehr als Eine Frage: Erſtlich kam das Boot wirklich volle dreißig Seemeilen oſtwärts in die Meerenge? Das Gegentheil ſcheint offenbar aus dem Tagebuche des Herrn Duffin, der das Boot kommandirte, zu erhellen. Dieſes Tagebuch, welches Herr Meares in ſeinem Anhange, No. IV., mittheilt, giebt die Diſtanz zwiſchen Point Entrance (Eingangsſpitze) und Port (Hafen) Hawkesbury, dem öſtlichſten von ihm innerhalb der Meerenge beſuchten Orte, nur auf elf Seemeilen an. Zweitens: Iſt die Meerenge funfzehn Seemeilen breit? Dieſe Frage iſt ſchon an einem andern Orte berührt worden. (M. ſ. die Note S. 137.) Es kann ſeyn, daß ſie ſich oſtwärts beträchtlich erweitert; aber im Eingang iſt ſie nur funfzehn Engliſche nautiſche Meilen, deren ſechzig auf einen Grad gehen, alſo nur fünf Seemeilen (*leagues*) weit. Drittens: worauf gründet ſich die Behauptung, daß man noch funfzehn Seemeilen weit oſtwärts ſehen konnte und einen reinen Horizont vor ſich hatte? In einem Boote, das ſich ſo wenig über die Meeresfläche erhebt, iſt es, die Refraktion mitgerechnet, unmöglich, weiter als ſechs Engliſche oder zwei Seemeilen zu ſehen. Vom Lande, wenn man nicht hohe Berge beſteigt, ſieht man auch nicht ſehr weit, und die Leute im Boote haben nirgends gelandet, wie Duffins Tagebuch beweiſt. Man thut alſo wohl am beſten, wenn man an dieſen drei Stellen, ſtatt der Seemeilen (*leagues*) nur Engliſche kleine nautiſche Meilen (*miles*) rechnet, und alſo die Diſtanzen überall auf ein Drittel der Angabe reducirt. Daß die Richtung der Meerenge anfangs Oſt bei Süd iſt, erhellt aus den Karten; weiter hinaufwärts geht die nördliche Küſte oſtnordoſtwärts. F.

1788. Julius. und Seebraſſen. An Gemüſekräutern und wilden Früchten des Waldes fehlte es uns nie; unter andern brachte man uns häufig eine Art Johannisbeeren, die auf ziemlich hohen Bäumen wachſen.

Der Sund (Barclay's Sund) iſt lange nicht ſo weitläuftig wie Nutka, enthält aber doch viele ſichere Ankerplätze, obgleich keinen, der ſo bequem wäre, wie Port Effingham, welcher gegen alle Winde vollkommene Sicherheit hat. Die Küſte iſt überall mit Schiffbauholz reichlich bewachſen, und würde die ſchönſten Maſtbäume und Stangen von der Welt liefern.

Den 26ſten um acht Uhr Morgens warfen wir unſern Anker glücklich wieder in Friendly Cove, in König Georgs Sund, und genoſſen die unausſprechliche Freude, unſere zurückgebliebenen Reiſegefährten bei vollkommener Geſundheit und Sicherheit anzutreffen. Der Bau des kleinen Fahrzeugs war während der Zeit raſch fortgeſchritten; auch hatte man in unſerer Abweſenheit eine Menge Pelzwerk erhandelt, theils von den hieſigen Eingebornen, theils von verſchiedenen Geſellſchaften von Fremden, die aus Neugier, das neue Fahrzeug bauen zu ſehen, nach Nutka gekommen waren.

Maquilla hatte mit gewiſſenhafter Pünktlichkeit ſein Verſprechen in jeder Rückſicht gehalten, und der getreue Kallikum für das Wohl und die Sicherheit der Unſrigen mit der redlichſten Wachſamkeit und der freundſchaftlichſten Zuneigung geſorgt. Die Einwohner des unter ſeiner Botmäßigkeit ſtehenden Dorfes hatten nicht nur unſerm Hauſe täglich reichliche Vorräthe von Fiſchen und anderen Lebensmitteln zugeführt, ſondern auf ſeinen ausdrücklichen Befehl den Unſrigen auch nach allen Kräften hülfreiche Hand geleiſtet. Können wir des Mannes Eifer und ſeine feſte Anhänglichkeit an uns erwähnen, ohne noch einmal ſein unverdientes Schickſal zu beklagen und noch einmal die Fühlloſigkeit ſeiner Mörder mit Schande zu brandmarken! dieſer Mörder, die im aufgeklärteſten Welttheile geboren ſind und ſich zu den Bekennern einer Religion des Friedens und der Barmherzigkeit zählen!

Siebzehntes Kapitel.

1788. Julius.

Beſorgniſſe der am Lande Zurückgebliebenen um das Schickſal des Schiffes. — Die Eingebornen ſtreuen Nachrichten aus, insbeſondere von dem Gefecht in der Straße Juan de Fuca. — Folgen dieſer Gerüchte. — Verbeſſerte Einrichtung unſeres Hauſes. — Erſtaunen der Einwohner über den Bau des Fahrzeugs, und hauptſächlich über die Schmiedearbeit. — Neugier, die ſie wegen der Sonntagsfeier äußern. — Vorhaben nochmals nach dem Hafen Cox zurückzukehren. — Unſere Abſicht wird vereitelt. — Aufruhr an Bord. — Beſtrafung der Theilnehmer an demſelben, nebſt den Gründen, die uns zu dieſen Maßregeln beſtimmten.

Wie wir auf unſerer Fahrt nach Süden nur zu oft für unſere am Lande zurückgelaſſenen Leute ſehr ängſtlich beſorgt geweſen waren, ſo empfanden, wie man leicht denken kann, auch ſie gleiche Aengſtlichkeit für das Schickſal ihrer Freunde an Bord der Felice, die dort Gefahren entgegen gingen, wo vielleicht nie ein Schiff die Wellen durchſchnitten, und ſicherlich noch kein Europäer den Fuß ans Land geſetzt hatte. Ihre Unruhe glich der unſrigen, und ihre Feierſtunden wurden damit hingebracht, die Länge unſerer Abweſenheit zu berechnen, ihre Wünſche für unſere Wohlfahrt zum Himmel zu ſchicken und unſere baldige Wiederkehr zu verlangen. Doch dies war noch nicht alles. Ihre Sorge ward zu einem Grad von peinlicher Bangigkeit erhöhet, als einige von Wikananiſch's Unterthanen Nachricht brachten, daß die Einwohner von Tatutſch uns angegriffen und einen Theil der Mannſchaft, mit Inbegriff der vornehmſten Officiere, niedergemacht hätten. Dieſe Erzählung konnten ſelbſt die Hartgläubigſten nicht für bloße Erdichtung halten; ſie verbreitete daher unter unſeren Leuten eine Verwirrung, welche ſie in ihren Beſchäftigungen ſtörte und ihre Heiterkeit ſo ſehr umwölkte, daß die äußerſte Anſtrengung ihrer Entſchloſſenheit und der Muth gegen wiederholte Schwierigkeiten anzukämpfen, ſie nicht wieder aufrichten konnten. Das ganze Gerücht war indeß eine bloße Erdichtung derer, die es ausſtreuten, da es älter als das Gefecht unſeres Boots mit den Wilden in der Straße, folglich auch nicht einmal auf dieſen Vorfall gegründet war. Was der Beweggrund zu dieſer Erdichtung ſeyn mochte, haben wir nie ergründen können, ja nicht einmal eine befriedigende Vermuthung darüber gehabt. In der Folge aber kam nach Nutkaſund eine umſtändliche und wahre Nachricht

1788. Julius. von unſerm Verkehr im Hafen Effingham, nebſt einer genauen Beſchreibung unſerer verwundeten Matroſen. Ein Einwohner von Effinghams Hafen, der nach Nutka gekommen war, um eine Ladung von Pelzwerk an Maquilla zu verkaufen, hatte die Nachricht mitgebracht. Unter andern unangenehmen Folgen dieſes Gerüchtes erwähnen wir hauptſächlich nur die, daß auf einige Zeit aller Umgang zwiſchen den Einwohnern von König Georgs Sund und unſerm Hauſe abgebrochen ward, und daß unſere Leute in der traurigen Vorausſetzung, ſie würden uns nie wieder ſehen, ihre Wachſamkeit bis zur gehofften Ankunft der Iphigenia verdoppeln mußten. Ihre Freude, da ſie die Felice wieder in den Sund einlaufen und einen jeden von uns friſch und munter zurückkehren ſahen, läßt ſich daher leichter denken, als beſchreiben.

Der Zuſtand, worin wir unſere kleine Kolonie jetzt wieder fanden, gab uns überzeugende Beweiſe ſowohl von ihrem Fleiße, als von ihrer Befolgung der Verhaltungsbefehle. Das Haus war gegen jeden Angriff der Eingebornen, und wenn ſie auch alle Kräfte aufgeboten hätten, vollkommen geſichert. Eine Palliſade von ſtarken Pfählen nebſt einer dichten lebendigen Hecke hatte unſer Eigenthum faſt unüberwindlich befeſtigt. Ueberdies waren hier und dort einige geringere Verbeſſerungen angebracht worden, je nachdem ſich neue Ausſichten zeigten, eine Bequemlichkeit oder einen Nutzen mehr zu erlangen; und dieſe zuſammengenommen gaben dem Bezirk unſerer Wohnung das Anſehen eines kleinen Schiffswerftes, welches die Aufmerkſamkeit und das Erſtaunen der Nutkaer auf ſich zog.

Unſere Abweſenheit von dem Sunde dauerte nicht länger als einen Monat und fünf und zwanzig Tage; aber in dieſem Zeitraume hatte man, wie ſchon erwähnt worden iſt, fleißig an dem Fahrzeuge gearbeitet, welches die Einwohner mit einer leicht begreiflichen Neugier anſtaunten, ohne ſich bereden zu laſſen, daß es eine Kraft geben könne, welche im Stande ſey, dieſes Balkengebäude von dem Gerüſte, auf dem es lag, wegzubewegen. Noch ungleich ſorgfältiger bekümmerten ſie ſich aber um die Werkſtätte unſerer Schmiede, und ihr einfacher, von aller Wiſſenſchaft der gebildeten Welt ſo weit entfernter Sinn ſah die mechaniſche Geſchicklichkeit unſerer Handwerker mit ausgelaſſenem kindiſchem Entzücken an. Uebrigens fand hier eben ſowohl ihr Eigennutz, wie ihre Neugier, ſeine Nahrung; denn indem ſie die vielen

1788. Julius.

Geräthe verfertigen ſahen, die jetzt zum Stolz, zur Bequemlichkeit und zur Annehmlichkeit ihres Lebens gereichten, brachte immer einer oder der andere ein Stückchen Eiſen, das er zu einem nützlichen Werkzeuge oder zum Zierrath umgeſtaltet haben wollte; dabei zeigten ſie ſich in ihren Neigungen ſo unbeſtändig, daß es gar nicht leicht war, ihnen Genüge zu leiſten. Um dieſen Wankelmuth zu unſerm Vortheil anzuwenden, ſetzte man einen höheren Werth auf die Erfüllung ihrer Wünſche. Dies hatte für uns auch die gute Folge, daß der tägliche Vorrath von Lebensmitteln ſich merklich vergrößerte, und ſowohl Fiſche als Früchte in immer zunehmender Menge herbeigebracht wurden.

Am 27ſten Julius, einem Sonntage, erlaubten wir der Mannſchaft, ſich mit einem Spatziergang am Lande zu vergnügen. Das Wetter war reizend, und die Luft belebend; in jedem Auge ſchimmerte Zufriedenheit über den Genuß der Ruhe nach gethaner Arbeit, und alle überlieſſen ſich der Sicherheit und der Freude. Wir hatten wirklich beſtändig die Gewohnheit, den Sonntag mit aller Ehrfurcht zu begehen, und, ſo oft es uns möglich war, ihn nach der Abſicht der Einſetzung zu einem Ruhetage zu machen. Die Eingebornen konnten anfänglich nicht begreifen, warum an dieſem Tage alle unſere Geſchäfte aufhörten; und der veränderte Anzug der Leute, zumal die reingewaſchenen Geſichter der Schmiede und Schlöſſer, reizten ihre Neugierde ſo ſehr, daß ſie ſich endlich nach der Urſache dieſer auffallenden Einrichtung erkundigten. Die Art, wie ſie unſere Erläuterungen aufnahmen, gewährte uns einen Blick in ihre Religionsbegriffe, worüber wir auf einem der folgenden Blätter ſprechen werden.

Den 28ſten gingen wir wieder an unſere Arbeit, und ſchickten ein ſtarkes Kommando in die Wälder, um Bauholz zu Planken für das neue Fahrzeug zu fällen. Dies war eine ſchwere Arbeit, weil die großen Stämme über eine Engliſche Meile weit durch dichtes Gehölz bis zu unſerm kleinen Werfte geſchleppt werden mußten. Die übrige Mannſchaft half Seile winden, oder arbeitete unter den Zimmerleuten, oder ſetzte das Schiff in ſegelfertigen Stand.

Wir beſchloſſen jetzt, unſerm vorher entworfenen Plane gemäß, in wenig Tagen nach dem Hafen Cox zu gehen und bei Wikananiſch noch einen Handelsbeſuch zu machen. Anfänglich waren wir Willens geweſen, daſelbſt ſchon auf dem

1788. Julius. Rückwege von Effinghams Hafen anzulegen; allein der Vorfall mit dem Boot in der Straße de Juca und das ungeduldige Verlangen, zu unſeren Freunden im Nutkaſunde zurückzukehren, überwog damals jede andere Betrachtung. Jetzt hatten wir uns durch den Augenſchein über die Lage und den Fortgang unſerer Kolonie beruhigt, und nahmen uns alſo vor, nochmals in See zu gehen, weil wir hofften, daß die vielen Jäger in Wikananiſch wahrſcheinlich wieder eine große Menge Pelzwerk geſammelt haben würden. Wir zweifelten auch keinen Augenblick an einem guten Empfang bei dem dortigen Oberhaupte, da wir im Stande waren, ſeine Koffer wieder mit dem unſchätzbarſten Kleinod — einem kupfernen Theekeſſel — zu bereichern. Allein dieſes Vorhaben ward unglücklicherweiſe durch den nochmaligen Ausbruch eines gefährlichen Aufruhrs vereitelt, der die ſchlimmſten Folgen zu drohen ſchien.

Der abgeſetzte Bootsmann und die beſten Matroſen im Schiffe waren die Rädelsführer. Sie machten einen verzweifelten Verſuch Waffen in ihre Gewalt zu bekommen und (weil alle übrige befehlshabende Perſonen entweder in Amtsgeſchäften oder zum Vergnügen am Lande waren) den einzigen wachthabenden Officier an Bord umzubringen. Die Zeit zur Ausführung ihres Vorhabens hatten ſie gut gewählt; es war nämlich am Abend, als ſie aus den Wäldern zurückkehrten.

Seit dem erſten Ausbruch von Widerſetzlichkeit in der Nähe der Philippiniſchen Inſeln hatten wir die Waffen vom Officiersverdeck in die Kajüte gebracht; und dieſe Vorſicht rettete jetzt das Schiff. Der Officier erreichte nämlich zum Glück die Kajüte eher als die Aufrührer, ſtellte ſich mit einem geladenen Muſketon an die Thüre, und gewann dadurch Zeit, laut um Hülfe zu rufen, ehe ſie weiter vordrangen. Durch einen andern glücklichen Zufall ſaßen die meiſten Officiere auf dem Verdeck des neuen Fahrzeuges, das keine hundert Schritte weit vom Schiff entfernt war. Wir hörten alſo den Lärm unverzüglich durch die Kajütenfenſter, und eilten augenblicklich an Bord.

Zu den Waffen greifen, war unſer erſter Schritt, und dann riefen wir ſogleich die Mannſchaft aufs Verdeck zuſammen, weil wir entſchloſſen waren, die Sache auf der Stelle zu unterſuchen. Wir wußten wohl, daß mancher brave Kerl an Bord wäre, und mußten daher die guten, wo möglich, von den übrigen zu trennen ſuchen, ehe ſie ſich bereden lieſſen, zu dem Komplott die Hände zu bieten. Als die Leute auf dem Verdecke beiſammen ſtanden, ſah man bald, welche die Rädelsführer wären, ob wir gleich einige Urſache zu der Beſorgniß hatten, daß der Aufruhr eine allgemeine Verabredung ſeyn möchte. Hierauf erklärten wir ihnen, wir wären feſt entſchloſſen, das Aeußerſte zu thun, und riethen denen die gehorſam ſeyn wollten, hiermit an, ſich von den Uebrigen zu trennen. Indem wir unſere Flinten anſchlugen, ging der größte Theil der Mannſchaft auf unſere Seite über; nur acht unruhige Köpfe, mit dem abgeſetzten Bootsmann an ihrer Spitze, blieben taub gegen alle unſere Ermahnungen, daß ſie zu ihrer Pflicht zurückkehren ſollten. Da wir ihnen aber jetzt bei weitem an der Zahl überlegen waren, ſo hofften wir die Sache ohne Blutvergießen abthun zu können und lieſſen ihnen die Wahl, ſich entweder in Feſſeln legen oder unter die Wilden ausſetzen zu laſſen. Sie wählten das Letztere, und wurden ſogleich mit aller ihrer perſönlichen Habe ans Land geſchafft. Sobald ſie fort waren, ſtellten ſich Ordnung und Mannszucht wieder ein. Unſern Leuten am Lande ſchickten wir den Befehl zu, keinen von den Aufrührern im Hauſe zu beherbergen und überhaupt mit ihnen keine Gemeinſchaft zu haben; an Bord aber hielten wir ſtrenge Wache, weil wir uns noch in keinem Fall auf die Geſinnung der übrigen Mannſchaft verlaſſen konnten.

Erſt den folgenden Tag erfuhren wir von einem Matroſen, der aus eignem Antriebe zu uns kam, den ganzen Umfang der Verſchwörung. Beinahe die ſämtliche Mannſchaft hatte eine Schrift unterzeichnet, worin ſie ſich verpflichtete, das Schiff in Beſitz zu nehmen. Hierauf wollten die Aufrührer die Amerikaniſche Küſte ſogleich verlaſſen und nach den Sandwichinſeln ſegeln, um von dort aus weiter nach einem Hafen zu gehen, wo ſie ihre reiche Ladung verkaufen könnten. Da ſie die Vorſicht gehabt hatten, dieſe Schrift zu vernichten, ſo konnten wir nicht entdecken, was ſie über die Officiere beſchloſſen hätten; allein das günſtigſte Schickſal derſelben wäre wohl geweſen, in Nutka zurückbleiben zu müſſen. Jeder einzelne Mann an Bord war jetzt eifrig bemühet, die Schuld von ſich abzuwälzen, und alle ſtimmten darin überein, daß nur die Drohungen der Anführer ihnen für den Augenblick ihre Einwilligung zum Aufruhr abgenöthigt, und die Furcht auf der Stelle ermordet zu werden, ſie allein verhindert habe, den Officieren Nachricht von der Verſchwörung zu geben.

1788. Julius. Hätten wir alle dieſe Umſtände am vorhergehenden Abend gewußt, ſo würde es wahrſcheinlich nicht ohne Blutvergießen abgelaufen ſeyn; wir konnten es alſo für ein beſonderes Glück anſehen, daß durch Unwiſſenheit etwas Schlimmes verhütet ward. Wenigſtens waren jetzt den Anführern durch ihre Verweiſung aus dem Schiffe die Mittel Unheil zu ſtiften abgeſchnitten; hätten wir ſie in Eiſen gelegt, ſo wäre nicht nur beſondere Wachſamkeit nothwendig geweſen, ſondern wir würden auch ihre Gemeinſchaft mit den übrigen Matroſen nicht ganz haben verhindern können, und dann hätten die Uneinigkeiten fortgedauert, wenn nicht gar neue Plane zur Ausführung des Bubenſtücks geſchmiedet worden wären. Aus dieſem Grunde beſchloſſen wir, daß ſie wenigſtens bis zur Ankunft der Iphigenia am Lande bleiben ſollten.

Achtzehntes Kapitel.

Betragen des Kommandos am Lande in Anſehung der Meuterei. — Wir verſprechen der Mannſchaft, nach den Sandwichinſeln zu gehen. — Beſchäftigung an Bord. — Die Aufrührer wohnen bei Maquilla und Kallikum. — Sie werden ihrer Kleider beraubt und zur Arbeit angehalten. — Wir erblicken das Schiff Princeß Royal in offener See. Zweite Abreiſe von König Georgs Sund. — Geſchenke an Maquilla und Kallikum. — Sie rüſten ſich zum Kriege, und borgen Gewehre von uns. — Maquilla's Kriegesmacht. — Er tritt ſeinen Zug nach Norden an. — Verhaltungsbefehle für unſere am Lande zurückgelaſſene Leute.

Bei den Unruhen im Schiffe waren wir anfangs ſehr beſorgt, daß ſie auf den Verfolg der Reiſe einen nachtheiligen Einfluß haben möchten; wir wurden aber bald durch das Benehmen unſerer Arbeiter am Lande nicht nur getröſtet, ſondern auch zu frohen Erwartungen ermuntert. Sie gaben nämlich ihr Mißfallen an dem aufrühreriſchen Vorhaben und ihren Abſcheu davor in den ſtärkſten Ausdrücken zu erkennen, und thaten alles, was ihr Nachſinnen ihnen nur eingeben konnte, um uns von ihren gehorſamen und pflichtmäßigen Geſinnungen zu überzeugen. Sie erneuerten zu gleicher Zeit die Zuſicherung ihrer Treue auf das feierlichſte, und wir verſagten ihnen auch nicht das Zutrauen, das ſie verdienten.

1788.
Julius.

Der Aufſtand ſelbſt befremdete uns um ſo mehr, da wir ſeit der Abreiſe von China keine Nachläſſigkeit im Dienſte unter den Leuten wahrgenommen hatten. Unſere Mannſchaft war jederzeit pünktlich, aber doch nie mit einer Strenge welche Unzufriedenheit erzeugt, zu den Arbeiten, die unſere Lage nöthig machte, angehalten worden. Von der andern Seite konnte Müßiggang, der ſo oft Unheil ſtiftet, ſicherlich eben ſo wenig die Veranlaſſung ihres Fehltritts ſeyn. Die Thorheit ihres Anſchlags darf uns am wenigſten irre machen; zum Glück für das Menſchengeſchlecht iſt Bosheit ſehr ſelten mit Urtheilskraft verbunden. Diesmal war ihr Vorhaben, mit dem Schiffe durchzugehen, nicht viel mehr, als Folge des ungeduldigen Wunſches, nach den Sandwichinſeln zu kommen, wohin unſere Reiſe, wie ſie wußten, gerichtet war, um dort in dem Genuſſe zu ſchwelgen, den jener üppige Aufenthalt ſo reichlich darbietet. Alle andere Maßregeln hatten ſie wahrſcheinlich mit Matroſen-Sorgloſigkeit künftigen Verabredungen überlaſſen.

Unſtreitig ſah ſowohl der gehorſame als der widerſpänſtige Theil der Mannſchaft mit einiger und zwar ziemlich natürlicher Ungeduld dem Zeitpunkt entgegen, wo ſie die öden Ufer von Nutka und die ekelhaften Sitten der Einwohner gegen den belebenden Himmelsſtrich, den üppigen Ueberfluß und die ſinnlichen Vergnügungen der Sandwichinſeln vertauſchen ſollten. Der Gedanke, daß die hieſige Amerikaniſche Küſte von Menſchenfreſſern bewohnt wäre, und daß auch uns ein ſolches Schickſal wie unſere Landsleute in Queenhythe treffen könnte, trug bei manchem Matroſen ebenfalls nicht wenig zu dem Wunſche bei, ſie bald zu verlaſſen. Ja, die Furcht gefreſſen zu werden, ſpuhkte, wie ich ſchon erwähnt habe, in ihrer Einbildungskraft, und benahm vielen ihren frohen Muth. Aus dieſem Grunde hielten wir es für rathſam, ihnen die Reiſe nach den Sandwichinſeln von neuem zu verſprechen; und ſchon bei der bloßen Vorſtellung von ihnen blitzte die Freude aus allen Augen.

Die Verminderung unſerer Schiffsgeſellſchaft durch die ſehr gehäuften Arbeiten am Lande und durch die Abſonderung der aufrühreriſchen Matroſen verhinderte uns an der Reiſe nach dem Hafen Cox. Wir banden daher die Segel wieder von den Raaen ab, bewahrten ſie auf, knüpften das Tauwerk los, und ſchickten uns hierauf an, den Zimmerleuten bei dem Baue des Fahrzeugs allen Beiſtand zu leiſten.

1788. Julius. In dieſer Abſicht wurden neue Sägeplätze gegraben und Leute, um daran zu arbeiten, abgeſchickt; Andere holten neuen Vorrath von Bauholz aus den Wäldern; noch Andere halfen beim Seilmachen u. ſ. w. Zugleich brachten wir die nöthigen Vorräthe aller Art vom Schiffe in das Haus, und verſahen insbeſondere die Werkſtatt der Schmiede mit Eiſen, da das vorher gelieferte ſchon verarbeitet war.

Bei unſerer Abreiſe von China hatten wir uns mit überflüſſigen Vorräthen aller Art verſorgt; allein der Verbrauch war bereits ſo ſehr groß geweſen, daß wir uns genöthigt ſahen, unſere Zuflucht zu den Erzeugniſſen des Landes zu nehmen und unſere ganze Erfindſamkeit aufzubieten, um für einige Artikel einen Erſatz zu erſinnen. Unter andern hatten wir keine Steinkohlen mehr, und mußten uns alſo auf die Verfertigung von Holzkohlen legen, womit es uns auch ſo ſehr gelang, daß unſere Schmiede ſie den erſteren vorzogen. Von den hieſigen Tannenarten erhielten wir Terpentin in Menge, womit wir die Planken beſtrichen, um das Zerſpringen zu verhindern. Vermiſchten wir ihn mit Oel (vermuthlich Thran F.) wovon wir ſo viel bekommen konnten, als wir nur wollten; ſo erſetzte er uns den Theer. Den Einwohnern von Nutka kauften wir den rothen Oker ab, womit ſie ſich das Geſicht bemalen; und, daß ich es kurz faſſe, es gab wenig oder gar nichts von den Nutkaiſchen Produkten, das wir nicht benutzt hätten. Auch pflegten wir alle dieſe Artikel abſichtlich von den Eingebornen zu kaufen, um ein gegenſeitiges gutes Vernehmen unter uns zu befördern und ihren Dienſteifer rege zu erhalten. So lehrte uns die Nothwendigkeit, die Mutter aller Erfindungen, in dieſem entfernten Winkel der Erde, nach Hülfsquellen umherzuſehen, die wir verachtet hatten, ſo lange wir uns im Beſitz der Produkte des gebildeten Kunſtfleißes befanden; und Beharrlichkeit, dieſes allbezwingende Princip des Wirkens, verſchaffte uns an den wilden Küſten von Amerika manche Bequemlichkeit, indem wir mit ihr jene Europäiſchen Künſte glücklich nachahmten.

Die aufrühreriſchen Matroſen bauten ſich zu ihrem Aufenthalte ſogleich eine große Hütte, und hatten unter dem mit Laubwerk gedeckten Dache derſelben Zeit, über ihre Bosheit nachzudenken und, je nachdem ihre verſchiedene Gemüthsart wirkte, entweder ihr Mißgeſchick zu verfluchen, oder es zu beklagen, daß ſie ſich von einem böſen Dämon hatten verführen laſſen. Jetzt büßten ſie wirklich hart für ihren Ungehorſam,

1788. Julius.

gehorſam, und ſchienen ſehnſuchtsvolle Blicke nach dem Fahrzeuge zu richten, aus dem man ſie verwieſen hatte. Alle Gemeinſchaft, ſowohl mit dem Schiffe als mit dem Hauſe, war ihnen gänzlich abgeſchnitten. Hätten ſie indeß auch nur einen geringen Grad von Betriebſamkeit gehabt, ſo würde es ihnen leicht geworden ſeyn, ſich mit Fiſchen zu ihrem Unterhalt zu verſorgen. Um ihnen die Mittel dazu zu erleichtern, kauften wir ein Kanot, und ſchickten es ihnen, als die letzte Gunſt und Vorſorge, die ſie von uns zu erwarten hätten. Den Tag nach dem Aufruhr kamen Maquilla und Kallikum an Bord, um uns ihre Freundſchaft zu bezeigen und jede Dienſtleiſtung, die unſere beſondere Lage fordern könnte, anzubieten. Bis dieſer Vorfall uns Gelegenheit gab, den beiden Oberhäuptern das eigentliche Verhältniß unſerer Matroſen gegen uns zu erklären, hatten ſie dieſelben für Sklaven gehalten. Sie äußerten daher auch jetzt ihren Beifall und ihr Erſtaunen über die ausnehmende Milde unſeres Betragens gegen das Verbrechen des Aufruhrs unter Leuten von einer vermeintlich ſo abhängigen Klaſſe. Maquilla nahm, aus ſcheinbarem Abſcheu gegen das Verbrechen und aus voreiligem Eifer für unſere Sicherheit, ſogar einige Officiere bei Seite, und bat ſie um Erlaubniß, ſein Volk zu verſammeln und die Miſſethäter unverzüglich umbringen zu dürfen. Dieſe Bitte ward nicht nur abgeſchlagen, ſondern, wie billig, mit dem Ausdruck des höchſten Mißfallens aufgenommen. Es war auch wirklich nothwendig, unſere Weigerung mit wiederholten Zeichen des Abſcheues zu begleiten; denn Maquilla beſtand recht ſehr auf die Ausführung ſeines Vorhabens. Kallikum verfuhr mit mehr Verſtand und Mäßigung; er wünſchte, uns gegen die Verbrecher auf eine Art behülflich zu ſeyn, die uns nicht mißfällig, für ſie aber hinlänglich kränkend wäre. Als er nun erfuhr, daß wir ſie aus dem Schiffe verwieſen hätten, bat er um Erlaubniß, ſie in ſein Haus nehmen zu dürfen. In der gewiſſen Ueberzeugung, daß die beſte Bewirthung in Nutka, ſollte man ſie auch bei einem Oberhaupte erhalten, einem Britiſchen Matroſen immer noch für harte Beſtrafung gelten könne, gingen wir ſeinen Vorſchlag ein, nachdem er uns zuvor hatte verſprechen müſſen, daß er ſeine neuen Gäſte vor jeder perſönlichen Verletzung ſchützen würde.

Als wir dieſe Sache abgethan hatten, überlieſſen wir die Verbannten ihrem neuen Schutzherrn, und beſchäftigten uns mit Dingen, die für uns jetzt wichtiger

1788. Julius. waren. Den folgenden Tag ſahen wir unſere trotzigen Aufrührer zu unſerm größten Erſtaunen und, wir bekennen es gern, auch zu unſerer nicht geringen Zufriedenheit, Waſſer tragen und andere häusliche Dienſte verrichten, die man in Nutka nur den Sklaven auferlegt. Sie hatten auch nicht Erlaubniß, ſich bei irgend einer Veranlaſſung von Kallikum's Hauſe anders, als in Begleitung einiger Eingebornen vom niedrigſten Range, unter deren Befehl und Obhut ſie ſtanden, zu entfernen. Dieſe Frohnarbeit mußte ſie im äußerſten Grade kränken; denn ehe ſie mit dem von uns erhaltenen Kanot ſelbſt auf den Fiſchfang ausgingen, hatten ſie aus Faulheit lieber dieſe Nahrung mit einigen ihrer Kleidungsſtücke von den Eingebornen eingetauſcht. Die Befehlshaber ſorgten indeß dafür, ſich ihrer Kleider zu bemächtigen; und ich glaube, wir thun unſern wilden Freunden kein Unrecht, wenn wir vermuthen, daß der Wunſch, dieſe Kleidungsſtücke zu beſitzen, wohl der Hauptbeweggrund ihrer Vorſchläge von Beiſtand gegen die Verbrecher geweſen ſeyn mag. Es koſtete wenig Mühe, ſich ihrer zu bemächtigen, und nachdem die Elenden ihr ganzes Eigenthum hergegeben hatten, mußten ſie — nicht für ſich, ſondern — für den Haushalt ihres neuen Herrn, als Gehülfen, auf den Fiſchfang ausgehen.

Auguſt. Wir ſetzten ohne beſondere Vorfälle unſere Arbeiten mit unermüdeter Betriebſamkeit und Sorgfalt fort, bis wir den 6ten Auguſt ein Schiff auf offener See erblickten, welches wir für die Princeß Royal (Kronprinzeſſin) erkannten. Anfangs ſchien es ſeinen Lauf in den Sund zu richten; als aber das Wetter bald hernach dunkel und neblicht ward, verloren wir es wieder aus den Augen. Wir beſchloſſen, gleich nach Ankunft dieſes Schiffes in See zu gehen, da die Gegenwart deſſelben unſeren am Lande zurückbleibenden Leuten neue Sicherheit gab; und ſo ſehr auch unſere Mannſchaft vermindert war, wollten wir doch die Reiſe nach dem Hafen Cox antreten, um die Pelze zu gewinnen, die Wikananiſch vermuthlich ſchon für uns geſammelt hatte. Am 7ten erblickten wir die Princeß Royal aufs neue; aber nochmals raubte uns der Nebel dieſen Anblick. Am 8ten waren wir ſegelfertig, und da die Princeß Royal ſich nicht weiter ſehen ließ, fingen wir an zu beſorgen, daß ſie vor uns nach Wikananiſch's Ufern kommen, und dieſen Befehlshaber durch allerlei neue Waaren in Verſuchung führen möchte, ſeinem Vertrage mit uns zu nahe zu treten. Wir ſtanden folglich nicht länger an, mit einem ſanften

1788. Auguſt.

Weſtwinde den Sund zu verlaſſen und unſern Lauf nach dem Hafen Cox zu richten.

Vor unſerer Abreiſe befeſtigten wir aufs neue unſern Bund mit Maquilla und Kallikum durch den gewöhnlichen Tauſch von Geſchenken. Beide Oberhäupter rüſteten ſich ſchon ſeit einiger Zeit zu einem Kriegszuge gegen einen weit im Norden wohnenden Feind, und ſtanden jetzt in Begriff, ſich auf den Weg zu machen. Es hatten nämlich einige Stämme in der Nähe des Nördlichen Archipelagus, ein, zwanzig Seemeilen nördlich von König Georgs Sund gelegenes Dorf angegriffen, welches unter Maquilla's Gerichtsbarkeit gehörte und der beſondern Aufſicht ſeiner Großmutter anvertrauet war. Der Feind hatte daſelbſt viel Unheil angerichtet, einige von den Einwohnern erſchlagen und andere gefangen mit ſich fortgeführt. Als ein Bote mit der Nachricht von dieſen Feindſeligkeiten in Nutka eintraf, entbrannten die Einwohner ſogleich von thätiger Ungeduld nach Rache, und ſannen nur auf Mittel ſie zu befriedigen.

Wir nahmen dieſer Gelegenheit wahr, um uns die hieſigen Befehlshaber unauflöslich zu verbinden, indem wir ihnen einige Feuergewehre und die dazu gehörige Ammunition anvertrauten, wodurch ſie eine entſchiedene Ueberlegenheit über ihre Feinde erlangten. Unſer eigenes Intereſſe forderte es allerdings, daß ſie nicht durch Kriege in entfernten Gegenden beunruhigt würden, oder doch, wenn ſie ja zu Felde ziehen müßten, ſiegreich wieder zurückkehren möchten. Der unerwartete Zuwachs ihrer Macht beſeelte ſie mit neuem Muthe; denn ſie hatten uns ſchon geſtanden, daß ſie es diesmal mit einem mächtigeren, zahlreicheren und wilderen Stamme, als der ihrige, aufnehmen wollten. Jetzt verſuchten wir es, ihnen auch Menſchlichkeit im Kriege einzuflößen, und erhielten wirklich das Verſprechen von ihnen, daß ſie ihre Kriegsgefangenen bloß zur Dienſtbarkeit verurtheilen und nicht, wie bisher, mit dem Tode beſtrafen wollten. Allein es ließ ſich nicht vermuthen, daß ein wildes, Rache ſchnaubendes Volk im Augenblicke der Schlacht noch an die Lehren der Menſchlichkeit denken würde; und leider endigte ſich dieſer Feldzug mit den gräßlichſten Auftritten von Metzelei und Blutvergießen.

Maquilla führte bei dieſer Gelegenheit eine ſehr anſehnliche Macht. Jedes ſeiner Kriegeskanots, deren er zwanzig aus den verſchiedenen unter ſeiner Botmäßig-

1788. Auguſt. keit ſtehenden Dörfern verſammelt hatte, enthielt dreißig ſtarke junge Leute. Komekela hatte den Befehl über zwei von dieſen Booten. Sie ſtießen alle in feierlicher Ordnung vom Ufer ab, und ſangen dabei den Kriegesgeſang. Die Anführer waren in Seeotterfelle gekleidet, und das ganze Heer hatte ſich im Geſicht und am Leibe mit rothem Oker bemahlt, der mit glänzendem Sande beſtreuet war. Dies gab ihnen, zumal im Sonnenſchein, ein wildes, furchtbares Anſehen. Die Weiber beflügelten, nach der patriotiſchen Weiſe der Spartaniſchen Frauen, den Muth ihrer Krieger, entweder ſiegreich oder gar nicht zurückzukehren. Die Gefechte oder vielmehr die Ueberfälle dieſer wilden Stämme ſind, glaube ich, unbeſchreiblich wüthend und von den gräßlichſten Thaten barbariſcher Wildheit begleitet. Sie führen ihre Kriege nicht mit regelmäßigen Angriffen, ſondern die Wirkung unverhoffter Unternehmungen und thätiger Verſchlagenheit befriedigt ihre Rache, ſtillt ihren Blutdurſt, und flicht ihnen ſogar ihren Siegerkranz.

Die Verhaltungsbefehle, die wir unſern Leuten am Lande ließſen, waren nach den jetzigen Umſtänden abgemeſſen. Wir ermahnten ſie, beſonders auf den Fall, daß Fremde den Sund beſuchten, ihre vorige Wachſamkeit wo möglich noch zu verdoppeln. Würden unſere Freunde überwunden und bis nach Nutka verfolgt, ſo verlangten wir, daß ſie ſich ihrer nachdrücklich und entſcheidend annehmen ſollten. Auch empfahlen wir ihnen, ſich von ihrem Gefühle nicht zur Erneuerung eines Umganges mit den Verwieſenen verleiten zu laſſen, ſo daß dieſe der beklagenswerthen Härte ihrer Strafe und dem mühſeligen Kampfe der Reue ausgeſetzt blieben.

1788.
Auguſt.

Neunzehntes Kapitel.

Abreiſe nach dem Hafen Cox. — Wir begegnen der Princeß Royal. — Gegenſeitige Dienſtleiſtungen. — Wir gehen im Hafen Cox, und die Princeß Royal im Hafen Hanna vor Anker. — Wikananiſch iſt nach Klioquatt gegangen. Zweimalige Reiſe unſers großen Boots dahin. — Beſchreibung von Klioquatt. — Beſchäftigungen der Eingebornen. — Handel mit ihnen. — Dritte Reiſe des Boots zu Wikananiſch, um Abſchied zu nehmen. — Botſchaft von dieſem Befehlshaber, der hernach ſelbſt an Bord kommt. — Sein Sohn wünſcht ſich mit uns einzuſchiffen; wir ſchlagen es aber ab. — Rückkehr nach König Georgs Sund. — Ankunft der Iphigenia daſelbſt. — Tianna's Herzlichkeit. — Ankunft der Oberhäupter Maquilla und Kallikum, und Nachricht von ihrem Zuge. — Tianna's Abſcheu vor den Amerikaniſchen Sitten. — Die Bewohner von Amerika ſind Menſchenfreſſer. — Die Einwohner der Sandwichinſeln werden von dieſem Verdachte freigeſprochen.

Kaum hatten wir den Sund verlaſſen, ſo umgab uns ein dichter Nebel, der uns beizulegen nöthigte. Des Abends verzog er ſich wieder, und nun ſahen wir das Schiff Princeß Royal zwei oder drei Engliſche Meilen weit im Winde von uns. Sobald man uns auf dieſem Schiffe bemerkte, ward das gewöhnliche Friedenszeichen mit einem Kanonenſchuß unter dem Winde und mit Aufziehung der Flagge gegeben. Wir erwiderten es, und hierauf näherte ſich das Schiff ſogleich, um mit uns zu ſprechen. Ich ließ nun das Boot ausſetzen, und ging an Bord der Princeß Royal. Zwar kannte ich den Befehlshaber dieſes Schiffs, Kapitain Duncan, nicht perſönlich; allein ich hatte ſchon in China ausführliche Nachricht von dem Gegenſtande und dem Umfange ſeiner Reiſe erhalten und empfand jetzt aufs lebhafteſte das Verlangen, ihm und ſeiner geringen Mannſchaft alle Hülfe zu leiſten, die in meiner Macht ſtände. Weit entfernt von irgend einer elenden Bedenklichkeit, die aus ſtreitendem Intereſſe entſtehen könnte, fühlte ich nur meine Pfliche als Menſch und als Britte. Die Princeß Royal enthielt nur funfzig Tonnen Laſt, und ihre ganze Schiffsgeſellſchaft beſtand aus funfzehn Mann. Wenn man nun erfährt, daß dieſes kleine Fahrzeug das Kap Horn umſchifft und ſowohl das ſüdliche als das nördliche ſtille Meer durchlaufen hatte; ſo wird man ſich von dem, was die Mann-

1788. August. ſchaft erlitten haben mußte, und zugleich von der Fähigkeit und dem unermüdeten Geiſte ihres Befehlshabers einen Begriff machen können. Ich bin völlig überzeugt, daß dieſes kleine Fahrzeug ſeinen Eigenthümern mehr eingebracht hat, als irgend ein Schiff, das je an der Nordweſtküſte von Amerika geweſen iſt.

Kapitain Duncan empfing mich mit ſeiner ganzen Mannſchaft auf dem Verdeck; und indem er mich in ſeine Kajüte führte, konnte ich nicht umhin, ihn mit Beifall und Bewunderung anzublicken. Seine erſte Frage betraf das Schickſal des Schiffes Nutka, um welches er ſehr beſorgt zu ſeyn ſchien. Er hatte von deſſen vielen Unfällen gehört, und ſchien zu zweifeln, daß es China würde haben erreichen können. Ich konnte ſeine freundſchaftliche Beſorgniß nicht vollkommner heben, als indem ich ihm ſagte, daß ich ſelbſt das Schiff Nutka während jener mühſeligen Reiſe, die ſein Mitleid ſo ſehr erregte, geführt hätte, und gegenwärtig mit ihm in einem friedlichen Wetteifer um die Begünſtigungen der Glücksgöttin begriffen wäre. Sein Erſtaunen verhinderte ihn beinahe, meinen Worten Glauben beizumeſſen; denn da ihm das Elend und Leiden meiner vorigen Reiſe bekannt war, ſo ſchien es ihm kaum begreiflich, wie ich ſchon wieder neue Abentheuer an der Amerikaniſchen Küſte ſuchen könnte.

Die Princeß Royal hatte vor zwanzig Monaten England verlaſſen und litt Mangel an allen Vorräthen, ſo daß es wirklich Erſtaunen erregen mußte, wie ſie ihre Reiſe bisher hatte fortſetzen können. Die von harter Arbeit entkräftete Mannſchaft befand ſich zwar in einem Himmelsſtrich und in einer Jahrszeit, wo das unfreundliche Wetter geiſtige Getränke nothwendig macht; aber ihr Vorrath von Branntwein war längſt verbraucht. Es freuete uns herzlich, ſie mit etwas Wenigem davon verſorgen zu können, wogegen uns Kapitain Duncan ohne Ausnahme alles anbot, was ſein kleines Fahrzeug vermöchte. Als ich mich bei ihm nach ſeiner bedrängten Lage erkundigte, erzählte er mir, daß ihm Kapitain Dixon, mit dem Schiffe Königin Charlotte, begegnet ſey. Aber dieſer hätte es, wiewohl ſein Schiff noch mit allem reichlich verſehen, ſchon auf dem Wege nach China begriffen, ja ſogar denſelben Eigenthümern, wie die Princeß Royal, zugehörig geweſen wäre, dennoch der Klugheit gemäß gefunden, alle ſeine Vorräthe lieber wieder mit nach China zurückzunehmen, als dem letztgenannten Fahrzeuge etwas davon zukommen

1788.
Auguſt.

zu laſſen, wodurch er der Mannſchaft deſſelben die Mühſeligkeit der Reiſe ſo ſehr erleichtert haben würde*).

Da es unſer Beider Beſtimmung war, eine entlegene, unbeſuchte Küſte zu befahren, wo unſere Lage uns gleichen Unfällen und Beſchwerlichkeiten ausſetzte, ſo verband uns unſer ähnliches Schickſal durch Mitgefühl, und erregte gegenſeitig den Wunſch, einander unſere gemeinſchaftliche Mühſeligkeiten ſo viel wie möglich zu erleichtern. — Nachdem wir uns getrennt hatten, ſetzte die Princeß Royal ihren Lauf nach Südoſt weiter fort; wir hingegen hielten uns längs der Küſte hin. Ihre Reiſe näherte ſich dem Ende, und ihr Weg ging nach den Sandwich-

---

*) Dieſe und ein paar ähnliche Ausfälle gegen Kapitain Dixon haben zwei heftige Angriffe des letztern gegen Hrn. Meares veranlaßt, die zum Glück für den Ausländer (der an dem Perſönlichen, was dieſem Zwiſt beigemiſcht iſt, nicht Antheil nimmt) keine weſentliche Punkte betreffen. Es war wohl voraus zu ſehen, daß die verſchiedenen Abentheurer, deren Intereſſe ſich in Amerika und noch mehr in China durchkreuzte, an einander gerathen würden; und dies geſchah um ſo viel eher, da Herr Meares ſich mit den Eigenthümern der von London aus veranſtalteten Reiſen, den Herren Etches, verglichen und vereinigt hatte, dieſe aber ſowohl mit Herrn Dixon als mit Herrn Duncan über die Ausbezahlung der dieſen Befehlshabern rückſtändigen Summen in Streit gerathen ſind, und Herr Dixon insbeſondere noch eine groſe Forderung an die Geſellſchaft der Unternehmer macht. Eine andere Quelle der Uneinigkeit iſt politiſch; die Befehlshaber der verſchiedenen Schiffe, die auf den Pelzhandel ausgegangen ſind, behaupten, je nachdem ſie zur Miniſterial- oder Oppoſitionspartei gehören, entweder, daß dieſer Handel wichtig, oder daß er unbedeutend ſey. Herr Meares, der dem Brittiſchen Miniſter durch ſein Memorial und ſeine hochgeſpannten Forderungen die Gelegenheit verſchaffte, Spanien zu demüthigen, ward natürlicherweiſe von einer Parthei angefeindet, welche über die Verſchwendung von vier Millionen Pfund Sterling, wodurch der Miniſter jene Demüthigung erzwang, eine laute Klage erhob; und das Glück, von Spanien für wirklichen und muthmaßlichen Verluſt, der nach einem ziemlich willkührlichen Maaßſtabe berechnet war, Entſchädigung zu erhalten, trug eben nicht dazu bei, Herrn Meares in den Augen anderer Abentheurer in ein vortheilhaftes Licht zu ſetzen. Da man nicht erlangen konnte, was Er erhielt, ſo muſte man ſeine Anſprüche verdächtig machen und durch ihn den Miniſter verwunden. Kapitain Dixon läßt in ſeinem zweiten Memoire gegen Meares einen Brief von Kapitain Duncan abdrucken, worin dieſer geradezu leugnet, daß er ſich damals, als er Hrn. Meares begegnete, in einer ſo bedrängten Lage befunden habe, und die Beſchuldigung gegen Dixon, als hätte dieſer ihm nicht aushelfen wollen, für ungegründet erklärt; dagegen aber zu verſtehen giebt, daß er ſich gegen Hrn. Meares über den Schiffseigenthümer, Richard Cadman Etches, wohl beklagt haben könne. Bei der Erbitterung, die jetzt auf beiden Seiten herrſcht, ſieht man wohl, wie die Sachen ſich verhalten, nämlich, daß ſie beiden Parteien Gelegenheit genug machen, ihnen nach Gefallen den Anſtrich, der ihnen vortheilhaft iſt, zu geben. An Herrn Meares ſcheint die Unvorſichtigkeit am meiſten zu tadeln, daß er die Veranlaſſung zum Streite eher geſucht, als vermieden hat.

1788. Auguſt. inſeln, um dort Erfriſchungen einzunehmen und mit ihrer reichen Ladung von Pelzen auf ihrem Rückwege China zu beſuchen.

Am 10ten, Morgens, befanden wir uns endlich vor dem Eingange des Hafens Cox, und ſahen die Princeß Royal, die wenige Stunden zuvor in einem kleinen Hafen mit einer Barre (oder Sandbank am Eingange), woſelbſt unſer Freund Hanna ſich aufhielt, vor Anker gegangen war. Kapitain Duncan ſchickte uns, indem wir vorbei ſchifften, ſein Boot, mit dem Anerbieten, uns in den Hafen zu geleiten; allein da unſer Abſehen auf Port Cox gerichtet war, ſo begnügten wir uns ſeine freundliche Aufmerkſamkeit dankbar anzuerkennen. Sein Boot begleitete uns indeß, bis wir im innern Hafen Cox um fünf Uhr Nachmittags vor Anker gingen; hierauf nahm es zwiſchen den Inſeln und dem Hauptlande ſeinen Rückweg, der etwa funfzehn Engliſche Meilen betragen konnte. Kapitain Duncan hatte ſich wegen der öſtlichen Winde, die auch uns entgegen waren, genöthigt geſehen, Schutz zu ſuchen; auch mußte er noch, ehe er die Küſte ganz verließ, Holz und Waſſervorrath einnehmen.

Bei unſerer Ankunft im Hafen Cox erfuhren wir, daß Wikananiſch bereits ſeinen Winteraufenthalt bezogen hätte, welcher in dem Innern des Hafens hinaufwärts, zwiſchen dreißig und vierzig (Engliſche) Meilen vom Schiffe lag. Wir fertigten daher am 11ten unſer großes Boot mit Geſchenken an ihn ab. Es kam noch denſelben Abend zurück, da unſere Leute ihn in einem kleinen Sommerdorfe gefunden hatten, das nur etwa zwanzig Engliſche Meilen vom Schiffe entfernt war. Er hatte unſere Abgeordneten mit auszeichnender Achtung empfangen, unſer Geſchenk mit vierzig Seeotterfellen von der vorzüglichſten Art erwidert, und zugleich den Wunſch zu erkennen gegeben, daß das Boot wieder nach ſeinem Winteraufenthalte, wohin er abzugehen in Begriff ſey, geſchickt werden möchte. Wir lieſſen daher am 12ten, obgleich das Wetter nicht ſehr günſtig war, unſer Boot zum zweitenmal abreiſen. Es hatte eine Menge Waaren aller Art zum Eintauſch an Bord, und daneben einige für Wikananiſch's Eigenliebe äußerſt ſchmeichelhafte Geſchenke; unter andern einen kupfernen Theekeſſel, dem bereits alle ſeine Hausgenoſſen mit ſehnlicher Erwartung entgegen ſahen. Am 14ten kehrte unſer Officier mit dem Boote zurück, und ſtattete von ſeiner kleinen Fahrt folgenden Bericht ab.

Wir

1788. August.

Wir kamen den 13ten des Morgens nach Klioquatt, der Winterreſidenz des Wikananiſch. Sie beſtand, wie die gewöhnlichen Dörfer, aus den bereits beſchriebenen Häuſern, die aber doch hier bequemer gebauet waren und mehr Spuren von barbariſcher Pracht, als die bisher geſehenen, verriethen. Der Ort iſt groß und volkreich, und die Wohnung des Oberhaupts noch ungleich geräumiger, als die, wo wir ihn zuerſt unweit der See gefunden hatten. Die Einwohner waren ſehr emſig beſchäftigt, Fiſche in Matten zu packen, den Rogen in Blaſen zu verwahren, Wallfiſche in Scheiben zu zerſchneiden und aus dem Fette Thran zu ſchmelzen, welchen ſie in Seehundsfelle füllten. Dieſe großen Anſtalten bewieſen uns die Vorſicht und Ueberlegung, womit die hieſigen Menſchen dem Winter entgegenſehen und für das Bedürfniß des Unterhalts während der unfreundlichen Jahrszeit ſorgen. Die unglaubliche Menge von Lebensmitteln aber, die wir aufhäufen ſahen, konnte wenigſtens vermuthen laſſen, daß ſie dieſes Jahr keine Hungersnoth zu befürchten hätten. Der Winter iſt in den hieſigen Gegenden der glückliche Theil des Jahres, der dem Schwelgen und der trägen Ruhe gewidmet wird. Das einzige, was die Wilden alsdann aus ihrer Unthätigkeit wecken kann, iſt die Gelegenheit, irgend einen ungeheuren Wallfiſch, deren es in dieſer Jahreszeit an ihren Küſten viele giebt, zu fangen, um die benachbarten Befehlshaber, von denen ſie etwa einen Beſuch bekommen, recht üppig bewirthen zu können.

Wikananiſch empfing alle unſere Geſchenke mit dem Ausdruck der größten Zufriedenheit. Den Theekeſſel aber beehrte er mit ganz beſonderer Aufmerkſamkeit; denn er trug ihn gleichſam im Triumph mit ſich davon, um ihm eine Stelle unter ſeinen Schätzen zu geben, wobei er zugleich wiederholt verſicherte, daß keine Rückſicht ihn je bewegen würde, ein ſo ſchätzbares Gut abzutreten. Unter den Geſchenken waren auch zwölf Degen mit meſſingenem Gefäß, welche er mit dankbarer Bewunderung annahm. Für den Geſchmack der Weiber hatten wir abſichtlich eine Menge verſchiedener Sachen verfertigen laſſen, und ſie wetteiferten daher mit einander in freundlicher Sorgfalt für unſere Leute. Unſer Handel mit den Einwohnern ging jetzt raſcher als je von Statten, und das Boot kehrte mit dem Gewinn ſeiner Reiſe wohl beladen, ſo wie die Mannſchaft deſſelben mit dem Empfange bei **Wikananiſch** ſehr zufrieden, zu uns zurück.

1788. Auguſt. Hatten wir gleich alle Urſache, mit unſerm Handelsglücke zufrieden zu ſeyn, ſo entſchloſſen wir uns dennoch zu einer dritten Geſandtſchaft, die, wenn ſie uns auch keinen unmittelbaren Vortheil verſchaffte, doch einen guten Eindruck zurück laſſen und die günſtigen Geſinnungen ſowohl des Oberhauptes als des Volkes für uns noch mehr befeſtigen konnte. Den 18ten ging daher das große Boot nochmals nach der Stadt, um unſeren Abſchiedsgruß, und — was noch wichtiger war — unſer Abſchiedsgeſchenk an Wikananiſch zu überbringen. Wir nahmen uns vor, bei dieſer Gelegenheit unſerer uneigennützigen Freundſchaft ein Lob zu bereiten, und ſuchten deshalb eine ſolche Menge von allerlei Waaren zuſammen, daß ſie die unſtete Phantaſie dieſes wankelmüthigen Volkes doch ſättigen mußten. Unter andern fügten wir zu unſerm Geſchenk mehrere mit Knöpfen beſetzte Röcke und den Helm eines großen kupfernen Deſtillirkolbens hinzu, und verboten unſeren Leuten auf das ſtrengſte, für dieſes verſchwenderiſche Geſchenk die mindeſte Erwiederung anzunehmen. Das Boot kam am 19ten Abends zurück, nachdem es unſere Befehle pünktlich befolgt hatte. Es brachte uns von Wikananiſch die Nachricht: er ſelbſt würde am folgenden Tage einen Beſuch bei uns ablegen, und lieſſe deshalb bitten, daß wir unſere Abreiſe ſo lange aufſchieben möchten.

Seinem Verſprechen gemäß, kam er am 20ten in Begleitung ſeines Bruders, ſeiner zwei Söhne, dreier von ſeinen Weibern, und einer großen Menge Einwohner aus der Stadt, die ihrem Oberhaupte gefolgt waren um mit uns handeln zu können, und die uns eine nicht geringe Anzahl Felle überlieſſen. Wikananiſch beſchenkte uns mit einigen der allerkoſtbarſten Seeotterfelle. Ob wir gleich alle Urſache hatten zu glauben, daß es ſeine Abſicht wäre, mit uns in Edelmuth zu wetteifern und alle Gegengeſchenke auszuſchlagen; ſo konnte er es doch nicht übers Herz bringen, ein paar Flinten und eine Quantität Ammunition zurückzuweiſen. Die Verſuchung war auch in der That zu groß, um nicht ſeine zarten Bedenklichkeiten zu beſiegen; denn dieſe Gewehre konnten ihm zur Vertheidigung gegen ſeinen mächtigen Nachbar Tatutſch die wichtigſten Dienſte leiſten. Er erkundigte ſich jetzt ſehr freundſchaftlich und theilnehmend, wie viele Monden bis zu unſerer Rückkehr verſtreichen würden, und drang mit ernſtlichen Bitten in uns, ſeinen Hafen jedem andern Aufenthalte vorzuziehen.

1788. Auguſt.

Einer von ſeinen Söhnen, ein Jüngling von etwa neunzehn Jahren, äußerte lebhafte Begierde uns zu begleiten; allein die Erinnerung an die ängſtlichen Beſorgniſſe, die wir empfunden hatten, als der liebenswürdige Tianna ſich unſerer Obhut anvertrauete, bewog uns, ihm ſeine Bitte abzuſchlagen. Dieſer Jüngling war an Geſtalt und Anſehen der angenehmſte Menſch, den wir an der Amerikaniſchen Küſte geſehen hatten. Er ſchien nicht allein einen ſchnell faſſenden Geiſt, ſondern auch Anlage zur Sanftheit und Gelehrigkeit zu haben, und würde ohne Zweifel mit ganz anderen Fähigkeiten ſein Volk zu bilden und zu verfeinern, als Komekela, von einem Beſuch in China zurückgekommen ſeyn.

Wikananiſch und die Seinigen verlieſſen uns mit dem Ausdruck des aufrichtigſten Schmerzes, und wiederholten ihre Bitte um unſere baldige Wiederkunft. Nachdem wir von dieſem edelgeſinnten Volke Abſchied genommen hatten, gingen wir den 20ſten Auguſt gegen Abend unter Segel, und lieſſen, ohne irgend ein beſonderes Ereigniß unterweges, den 24ſten auf unſerm gewöhnlichen Platz in König Georgs Sund die Anker fallen. Diesmal hatte unſre Abweſenheit nur ſo kurze Zeit gedauert, daß wir nicht, wie bei der vorigen Trennung, für unſere in Nutka zurückgelaſſene Leute in Sorgen waren. Wir fanden ſie auch alle wohl und mit der Beendigung ihres Schiffbaues fleißig beſchäftigt. Die Zimmerleute hatten das neue Fahrzeug faſt ganz mit Planken bekleidet und es ſo weit zu Stande gebracht, daß wir den 20ſten September als den Tag anſetzen konnten, da es vom Stapel laufen ſollte.

Die Verwieſenen befanden ſich noch in der unangenehmen Lage, worin wir ſie verlaſſen hatten, und ihr Aeußeres beſtätigte die Vermuthung, daß, ſeitdem ſie das Schiff räumen müſſen, Kummer, Elend und Reue ihre beſtändigen Gefährten geweſen wären. Sie ſtanden am Ufer, als unſer Schiff in Friendly Cove einlief, und dieſer Anblick ſchien ihre niedergeſchlagenen Geſichter einigermaßen zu verheitern.

Nunmehr nahete ſich die Zeit, wo wir die Iphigenia, den bei unſerer Trennung gegebenen Verhaltungsbefehlen zufolge, erwarten konnten. Schon hatten wir manchen Tag ihrentwegen in banger Erwartung verlebt, als endlich am 26ſten Auguſt, indem wir des Abends unſern gewöhnlichen Spatziergang hinter Friendly

1788. Auguſt. Cove machten und uns eben von unſeren erſehnten Gefährten unterhielten, ein Schiff in der See vor dem Eingange des Hafens erſchien, welches am 27ſten Morgens in Friendly Cove vor Anker ging. Es erfüllte unſere Hoffnungen; denn es war die lange von uns getrennte Iphigenia.

Dieſe Zuſammenkunft verdiente billig als ein allgemeines Feſt begangen zu werden. Es ward ſogleich Befehl gegeben, alle Arbeiten einzuſtellen, damit wir für den Leib einen Tag der Ruhe, wie für den Geiſt einen Tag der Freude, hätten. Unſer kleiner Feiertag ward in der That an dieſem fernen, wilden Ufer mit einer Zufriedenheit und einem Grade des Entzückens verlebt, die ſelten bei den glänzenden Feſten gebildeter Völker zu finden ſind. Die Erzählung überſtandener Gefahren, die Erneuerung ſo manches beſondern Freundſchaftsbundes, der glückliche Fortgang unſeres gewagten Unternehmens und die frohe Ausſicht, bei unſerer Zurückkunft nach dem Vaterlande die Früchte unſerer Mühe zu genießen, waren die Gegenſtände unſerer lebhaften Unterhaltung, indeß geſellige Freude die ſchönen Stunden bekränzte.

Es gereichte uns zur vorzüglichſten Beruhigung und Zufriedenheit, daß die Mannſchaft der Iphigenia von der bei unſerer Trennung ſie bedrohenden Krankheit völlig hergeſtellt und jetzt, gleich uns, im vollen Genuß ihrer Geſundheit und ihrer Kräfte war. Tianna, der ſeine Freunde mit ſo tiefem Kummer hatte abreiſen ſehen, genoß jetzt eine Glückſeligkeit, eine Freude, die jeden Zeugen ihrer heiß vom Herzen kommenden Ergießungen entzückte, die mir aber auch jede Beſchreibung unmöglich macht. Auch wir waren nicht unempfindlich gegen das Vergnügen, ihn von der Krankheit, die uns mit ſeinem Verluſte bedrohete, völlig geneſen wieder zu erhalten. Wegen ſeines veränderten Anſehens, der Pelzmütze und anderer warmen Kleidungsſtücke, die er ſich in Prinz Wilhelms Sund und im Cooksfluß angeſchafft hatte und noch jetzt trug, erkannten wir ihn anfänglich nicht; allein die Heftigkeit ſeiner Freude, die wenigſtens ausdrucksvoller, wenn gleich nicht herzlicher als die unſrige war, machte ihn kenntlich. Von jeher hatte ſein Betragen eine ſo anziehende Kraft, daß in beiden Schiffen kein Matroſe war, der nicht Tianna wie ſich ſelbſt geliebt hätte. Wir irrten uns ſehr, da wir glaubten, im Augenblicke dieſes Wiederſehens hätte ſeine Freude ihren höchſten Gipfel erreicht; es gab noch einen ungleich höheren Ausdruck, und einen Gedanken, der ihn hervorlocken konnte. Als er nämlich erfuhr, daß wir in kurzem nach den Sandwichinſeln zurückzukehren gedächten, hatte ſein Entzücken keine Gränzen; er war wild, ausgelaſſen, ſchwärmend, und es währte lange, bis er ſich ſo weit mäßigte, eines andren frohen Eindrucks fähig zu ſeyn. In dieſer Abſicht zeigte man ihm das neue Fahrzeug. Sobald er die Beſtimmung deſſelben erfuhr, oder eigentlich, ſobald er es nur ſah, heftete er ſeine Blicke mit einer ſo feſten anhaltenden Aufmerkſamkeit darauf, als müßten ſeine Augen aus ihren Höhlen ſpringen; und bis das Schiff vom Stapel gelaſſen ward, blieb er der tägliche Geſellſchafter unſerer Zimmerleute, und betrachtete ihre Arbeit und deren Fortſchritte. Wir bemüheten uns, ihn in dieſer Neigung zu beſtärken, und es iſt faſt unglaublich, wie weit er es während ſeines kurzen Aufenthalts in Nutka in dem Zimmermanns-Handwerk brachte.

1788. Auguſt.

Den 27ſten, als wir eben einen Beſuch im Dorf ablegten, kamen Maquilla und Kallikum von ihrem Kriegeszuge zurück, und ihr kleines Heer erhob beim Einfahren in den Sund ein Siegsgeſchrei. Sie hatten wirklich einige Vortheile erfochten, und brachten in ihren Kanots einige Körbe mit, die ſie in unſerer Gegenwart nicht öffnen wollten, die aber, wie wir gleich vermutheten und nachher durch Kallikum's Geſtändniß erfuhren, an dreißig Köpfe von erſchlagenen Feinden enthielten. Indeß war dieſer Sieg auch nicht ohne einigen Verluſt von ihrer Seite erfochten worden. Die Oberhäupter gaben uns jetzt unſere Flinten zurück; die Ammunition aber hatten ſie verſchoſſen, und wir konnten es unſeren Gewehren anſehen, daß ſie mehrmals gebraucht ſeyn mußten. Kallikum verſicherte, ſie hätten ſich für die verübten Feindſeligkeiten vollkommen gerächt, und überdies eine große Menge Seeotterfelle erbeutet, worin ſie alle gekleidet waren.

Tianna ſchien ſich, gegen unſre anfängliche Erwartung, bei dem Anblick von Maquilla und ſeinem Heere nicht ſehr zu wundern; denn die Einwohner dieſer Küſte, vom Cooksfluß an bis nach König Georgs Sund, mit denen man in der Iphigenia häufiges Verkehr gehabt hatte, waren ihm nicht mehr neu, und hatten ſich nie ſeine Achtung erworben. Wenn er aber auch mit ſeiner ſchönen, großen, männlichen Geſtalt neben dem etwas unterſetzten Maquilla ſtand, war der Unterſchied ſo groß, daß er jedem Zuſchauer auffallen mußte, und auch bei ihnen Beiden ſelbſt die verſchiedenen Empfindungen des geſchmeichelten und des

1788. August. verwundeten Stolzes erregte, wodurch ſie nur immer weiter von einander zurückgeſtoßen wurden. Tianna und Komekela waren alte Bekannte, aber keinesweges vertraute Freunde, weil der erſtere den letztern ſehr gering achtete; auch bemerkten wir eben keine herzliche Freude bei ihrem jetzigen Wiederſehn. Da Komekela nach ſeiner erſten Abreiſe von Amerika die Sandwichinſeln beſucht hatte, ſo war er im Stande, ſeinem Bruder Maquilla nicht nur von Tianna, ſondern auch von deſſen Vaterlande Nachricht zu geben, und wahrſcheinlich mochte er dieſes zu beider Nachtheil gethan haben. So viel iſt auf alle Fälle gewiß, daß Tianna die Sitten der Nutkaer verabſcheuete, und an ihr kannibaliſches Gelüſte nicht denken konnte, ohne den heftigſten Widerwillen und Ekel auszudrücken.

Die Sitten der Bewohner dieſes Orts, und überhaupt des ganzen Amerikaniſchen Welttheils, laſſen ſich auch nicht mit den Sitten der Sandwichinſulaner vergleichen. Dieſe letztern ſind jenen in Abſicht auf alles, was man zu den Annehmlichkeiten des Lebens rechnet oder eine Annäherung zur Kultur nennen kann, weit überlegen. Sie halten auf Reinlichkeit, welche beſonders das geſittete Leben von dem wilden unterſcheidet, und beobachten ſie im höchſten Grade, nicht nur in Abſicht ihrer Nahrung, ſondern auch an ihrem eigenen Leibe und in ihren Wohnungen. Die Nordamerikaner hingegen treiben die Unfläthigkeit ſo weit, daß ſie mit den ſchmutzigſten Thieren zu wetteifern ſcheinen, das heißt, bis auf einen Punkt, der alle Beſchreibung verbietet. Ihre Speiſen, die an ſich ſchon ekelhaft genug ſind, werden es noch weit mehr durch die Art, wie ſie dieſelben genießen oder vielmehr verſchlingen. Allein wenn ſie auch aus keiner andern Urſache unter den Inſelbewohnern ſtänden, ſo entfernt ſie doch ſchon die grauſame Sitte, Menſchenfleiſch zu eſſen, weit von der Stufe der Menſchheit, auf der Tianna's Landsleute ſich behaupten. Unmöglich können wir hier die ſo oft wiederholte, feierliche Erklärung dieſes edlen Mannes mit Stillſchweigen übergehen: daß die Bewohner der Sandwichinſeln den entſchiedenſten Abſcheu vor dieſer gräßlichen Sitte haben, und daß es ihnen nie in den Sinn kommt, Menſchen zur Befriedigung eines verkehrten Appetits zu ſchlachten, ob ſie gleich ihren Göttern zuweilen Menſchenopfer bringen. Ich ſchmeichle mir meines Theils mit der Hoffnung, dieſe liebenswürdigen Inſulaner werden bald auch dieſe fromme Unmenſchlichkeit aufgeben lernen, und man werde dereinſt eine halbe Million Menſchen, welche die Volksmenge der Sandwichinſeln ausmachen, zu den geſitteten Unterthanen des Brittiſchen Zepters zählen können *). 1788. Auguſt.

---

*) Warum es gerade das Brittiſche Zepter ſeyn müſſe, iſt wohl nicht jedermann ſo klar, wie Herrn Meares. Wohl den guten Einwohnern der Sankwichinſeln, wenn ſie durch den Umgang mit Europäern weiſer und beſſer werden, ohne von einem Staat abhängig zu ſeyn, den beinahe ein Erddurchmeſſer von ihnen trennt! F.

Zwanzigſtes Kapitel.

Die Mannſchaft der Iphigenia arbeitet am Bau des neuen Fahrzeugs. — Anordnungen für beide Schiffe. — Die Eingebornen machen Anſtalt, ihre Winterwohnungen zu beziehen. — Verfügung wegen der Verwieſenen, die auf gewiſſe Bedingungen wieder an Bord genommen werden. — Maquilla und Kallikum beſuchen uns vor ihrer Abreiſe, und erhalten Geſchenke. — Verſtändigkeit des letztern. — Komekela's Undank. — Es erſcheint ein Schiff vor dem Hafen, und wir ſchicken ihm ein Boot zu Hülfe. — Das Fahrzeug (*Sloop*) Waſhington läuft in den Sund ein. — Einige Nachrichten von der Reiſe deſſelben. — Unſer neues Fahrzeug erhält ſeinen Namen, wird vom Stapel gelaſſen und bemannt. — Befehle für die Iphigenia. — Tianna bleibt an Bord derſelben. — Der abgeſetzte Bootsmann entläuft mit Hülfe des Schiffsmeiſters vom Waſhington. — Abreiſe von König Georgs Sund nach den Sandwichinſeln.

Die Ankunft der Iphigenia hatte uns nicht allein mit neuem Muthe belebt, ſondern ſetzte uns auch in Stand, unſere Geſchäfte mit verdoppelten Kräften zu betreiben. Unſerer Arbeiter waren jetzt eine beträchtliche Anzahl geworden, und wir zweifelten nicht mehr, das Fahrzeug zur beſtimmten Zeit vom Stapel laſſen zu können. Auch vergrößerte die bisherige Reiſe der Iphigenia gar ſehr unſere vortheilhaften Erwartungen von der Wichtigkeit der Nordweſtküſte von Amerika für den Handel, und von der Möglichkeit, daſelbſt einen ordentlichen Handelspoſten anzulegen. Dieſes Schiff war vom Cooksfluß an bis nach König Georgs Sund der Küſte beſtändig gefolgt, und brachte uns die unleugbarſten Beweiſe vom Daſeyn eines großen Nördlichen Inſelmeers.

1788. Auguſt. Die an Bord der Iphigenia befindlichen Handwerker mußten ſich ſogleich mit denen von der Felice vereinigen, um das Geſchäft des Schiffbaues deſto thätiger zu betreiben. Die Art von Eiferſucht, die ſie beim Anblick der ſchon ſo weit gediehenen Arbeit empfanden, feuerte ſie an, die Ehre des Werks theilen zu wollen, ſo daß unſer Schiffswerft, für die kurze Zeit da es exiſtirte, baldige Vollendung des Fahrzeugs verſprach. Die Matroſen durften eben ſo wenig müßig bleiben; einige gingen den Seilern zur Hand, andere halfen die noch zum Bau erforderlichen Bäume fällen und beſonders für die Felice einen neuen Fockmaſt ausſuchen, da der ihrige, wie oben gemeldet worden iſt, bald nach der Abfahrt von Samboangan einen Sprung bekommen hatte.

Die Zeit zur Abreiſe von der Amerikaniſchen Küſte nahete jetzt heran, und trieb uns zu eilen, da wir bis dahin noch hinlängliche Arbeit vor uns ſahen. Das neue Fahrzeug mußte vom Stapel gelaſſen, bemannt und für eine Reiſe von beinahe funfzehnhundert Seemeilen equippirt werden. Erwägt man aber unſere Lage und unſere Hülfsquellen, ſo iſt es nicht zu läugnen, daß uns beträchtliche Schwierigkeiten im Wege ſtanden, nach deren Beſiegung wir allenfalls einigen Anſpruch auf den Ruhm der unermüdeten Betriebſamkeit und des entſchloſſenen Ausharrens machen durften. Die für das neue Fahrzeug nothwendigen Segel wurden in kurzer Zeit verfertigt, und zwar um ſo viel leichter, weil es wie ein Schooner *) betakelt werden ſollte.

So weit hatten wir unſere Anſtalten zur Fortſetzung unſerer Reiſe glücklich getroffen, und jetzt war es nothwendig, für beide Schiffe den künftigen Verhaltungsplan zu entwerfen. Wir hatten eine koſtbare Ladung von Pelzwerk eingeſammelt, und es mußte alſo unſere angelegenſte Sorge ſeyn, ſie ſo ſchnell als möglich zu verkaufen. Dem zufolge beſchloſſen wir, die Felice ſollte, ſobald das neue Fahrzeug vom Stapel gelaſſen wäre, die Rückreiſe nach China antreten, indeß die Iphigenia mit dem Schooner zurückbliebe, um unſere Handelsplane weiter auszuführen.

Die-

---

*) Eine Art kleiner Fahrzeuge mit zwei Maſten, deren beide groſe Segel oben an eine halbe Raa (*gaff*), die ſich nur vom Maſte hinterwärts erſtreckt, unten aber an einen Baum (*boom*) oder eine um den Maſt als Achſe bewegliche Stange befeſtigt ſind, und auf dieſe Art leicht von einer Seite des Schiffs zur andern gebracht werden können. F.

1788. Auguſt.

Dieſer Entſchluß war kaum gefaßt, ſo ſtrengten wir alle unſre Kräfte an, die Felice in ſegelfertigen Stand zu ſetzen; die Kalfaterer verſtopften die Riſſe im Verdeck und an den Seiten; die Segelmacher flickten die Segel; und bei der Betakelung ward beſonders darauf Rückſicht genommen, daß wir uns wahrſcheinlich in einer ſehr ſtürmiſchen Jahrszeit in das Chineſiſche Meer würden wagen müſſen. Alle dieſe Arbeiten wurden ſo eifrig betrieben, daß unſer Schiff am 4ten September völlig zur Reiſe gerüſtet, auch mit Holz und Waſſer hinlänglich verſehen war.

Die Eingebornen trafen um dieſe Zeit nach und nach Anſtalten, ſich gegen das Innerſte des Sundes zurückzuziehen, und täglich ſahen wir einige von ihren oben beſchriebenen Einſchiffungen. Maquilla und Kallikum legten am 7ten einen Beſuch bei uns ab, um uns zu melden, daß ſie ſich in wenigen Tagen mit allen ihren Leuten nach ihrem Winteraufenthalt begeben würden, der etwa dreißig Engliſche Meilen weit von unſeren Schiffen, und eben ſo weit von der See, entfernt ſeyn mochte. Dieſe Nachricht erinnerte uns, daß wir wegen der verwieſenen Matroſen einige Verfügung treffen müßten. Die bisherige betrübte und kummervolle Lage derſelben erzwang unſer Mitleid; und ihre flehenden Bitten, nebſt dem Verſprechen ſich künftig treu und gehorſam aufzuführen, konnten nicht länger ohne Wirkung bleiben. Gleichwohl erforderte es die äußerſte Behutſamkeit, in einer Sache zu entſcheiden, wo das eigene Gefühl eines jeden mit der Dienſtpflicht in Streit war. Lieſſen wir dieſe Unglücklichen hier zurück, ſo verdienten wir vielleicht den Vorwurf der Grauſamkeit; und nahmen wir dieſe Leute mit, deren verwegner, raſtloſer Geiſt der Uneinigkeit die Reiſe, wo nicht vereiteln, doch wenigſtens erſchweren konnte, ſo waren wir vielleicht grauſam gegen uns ſelbſt. Indeß hatten ſie freilich für ihren begangenen Fehler ſtrenge gebüßt, und als ſie vorgefordert wurden, um die endliche Entſcheidung ihres Schickſals zu hören, entwaffneten ihre Bläſſe, ihre Niedergeſchlagenheit und die demüthigſte Erklärung ihrer Reue unſern Zorn. Wir nahmen ſie alſo wieder an Bord, doch unter der Bedingung, daß ſie ihren rückſtändigen, neunmonathlichen Sold verlieren und für den zukünftigen gänzlich von ihrer guten Aufführung abhangen ſollten. Mit Freuden unterwarfen ſie ſich dieſen Bedingungen, um nur wieder zu ihren Kameraden zurückkehren zu dürfen, da ſie in der ganzen Zeit ihrer Abſonderung nichts als Elend, Mangel und Demüthigung erlitten hatten. Das Zurückbehalten ihrer

1788. Septbr. Löhnung vertrug ſich in der That mit der ſtrengſten Gerechtigkeit; denn außerdem, daß ihr Vorhaben ſtrafbar war und, wenn es gelang, die ſchrecklichſten Folgen nach ſich ziehen mußte, hatten ſie das Schiff verhindert, zum Vortheil der Eigenthümer in See zu gehen, und folglich einen anſehnlichen Verluſt verurſacht, den ſie billigerweiſe zum Theil erſetzen mußten. Bei unſerer Ankunft in China waren indeß die Eigenthümer ſo großmüthig, ihnen den ganzen Sold, ohne den geringſten Abzug, auszuzahlen.

Bei dem allen konnten wir nach der Aufnahme dieſer gefährlichen Menſchen nicht vorſichtig genug verfahren, und uns der Neigung zur Gelindigkeit nur mit ängſtlicher Beſorgniß überlaſſen. Um alſo dem Entſtehen neuer Unruhen vorzubeugen, vertheilten wir ſie unter die Mannſchaften beider Schiffe, wodurch wir ihnen die Gelegenheit mit einander zu Rathe zu gehen, erſchwerten. Ueberdies ward der abgeſetzte Bootsmann, welcher ſchon früher Ungehorſam verrathen hatte und der Rädelsführer des Aufruhrs war, von der allgemeinen Verſöhnung ausgeſchloſſen, und beſonders aus dem Grunde zum abſchreckenden Beiſpiel auserſehen, weil es ſich jetzt entdeckte, daß er, außer ſeinen anderen Verbrechen, auch noch Diebſtahl verübt hatte. Wir ließſen ihn daher in unſerm Hauſe am Lande in enge Verwahrung bringen. So ward dieſes ſehr unangenehme Geſchäft endlich abgethan. Wären wir in der erſten Entdeckung der Meuterei weniger glücklich oder zur Zeit ihres Ausbruchs weiter vom Schiff entfernt geweſen, ſo hätte ſie unfehlbar unſere Reiſe vereitelt und unſer eigenes Verderben veranlaßt.

Maquilla und Kallikum nahmen jetzt zum letztenmal Abſchied, ehe ſie ſich nach ihrem Winteraufenthalte verfügten. Sie verſicherten uns bei dieſer Gelegenheit ihrer Freundſchaft mit dem wärmſten Ausdruck in Worten, Blicken und Geberden. Es war ihnen bekannt, daß wir in kurzem ihre Küſte zu verlaſſen gedächten; allein ſie bezeigten eifriges Verlangen nach unſerer Rückkehr. Maquilla bat uns einmal über das andere, zu ihm zu ſchicken, wenn wir das kleine Mamatli oder Fahrzeug ins Waſſer laſſen wollten, daß er uns mit allen ſeinen Leuten zu Hülfe kommen könnte. In der That hatten ſie ſchon von Anfang her über die Schwierigkeiten geſprochen, die wir nach vollendetem Baue dieſes Fahrzeugs zu überwinden haben würden, um es ins Waſſer zu ſchieben, wie ſie ſich ausdrückten. Die

Oberhäupter waren auch von der erſten Grundlegung bis zur jetzigen nahen Vollendung des Baues auf alle unſere Fortſchritte ſehr aufmerkſam geweſen, indeß ohne den Verſtand und das Faſſungsvermögen zu verrathen, die ſich in Tianna's Seele täglich mehr entwickelten. 1788. Septbr.

Wie günſtig auch die Meinung war, die wir von dem Freundſchaftsgefühl unſerer beiden Amerikaniſchen Heerführer hegten; ſo hielten wir es dennoch, da wir ihre Gunſt zuerſt durch Geſchenke gewonnen hatten, unſeres künftigen Vortheils wegen für nöthig, wo möglich auch die Fortdauer derſelben durch dieſe wirkſamen Mittel zu erhalten. Wir beſchenkten dem zufolge Maquilla mit einer Flinte, etwas Pulver und Blei, nebſt einigen wollenen Decken, und entlieſſen auch Kallikum nicht ohne ähnliche Beweiſe unſerer Zuneigung. Endlich machten wir dieſen Oberhäuptern auch begreiflich, daß wir nach Verlauf einer gewiſſen Anzahl von Monden, in Begleitung einer gröſſren Anzahl von unſern Landsleuten zurückkehren, mehrere Häuſer hier aufbauen, und, wo möglich, unſere Lebensart und unſere Sitten bei unſeren Freunden in Nutka einführen wollten. Dieſe Nachricht erfreute ſie über die Maaßen; ſie verſprachen uns nicht allein eine Menge von Pelzwerk für unſere Rückkunft, ſondern Maquilla fand es auch für gut, uns als ſeinen Herren und Obern unverzüglich zu huldigen. Er nahm ſeine Federkrone vom Kopf, ſetzte ſie mir auf, kleidete mich in ſein Gewand von Seeotterfellen, und nöthigte mich, in dieſem Anzuge auf einem von ſeinen mit Menſchenknochen gefüllten Kaſten niederzuſitzen, indeß er ſich ſelbſt auf den bloßen Erdboden ſetzte. Alle anweſende Eingebornen folgten ſeinem Beiſpiel, und ſtimmten den klagenden Geſang an, deſſen feierliche angenehme Wirkung auf uns wir bereits erwähnt haben. Mit dieſen Ceremonien ſchien Maquilla im Angeſichte ſeines Volkes unſere Oberherrſchaft (Ueberlegenheit) über ihn anerkennen zu wollen*); wir aber kehrten mit dieſer neuen Würde und dem königlichen Schmucke bekleidet, nachdem wir endlich Abſchied genommen, an Bord zurück. —

---

*) Was Maquilla gedacht haben mag, ſo geradezu als Huldigung auszulegen; iſt ein etwas kühner und anmaßender Verſuch der Deutungskunſt. Es ging ihm vielleicht, wie dem treflichen Schildknappen des Ritters von Mancha, der oft bei dem, was er ſagte und that, wenn ihn ſonſt keiner und er ſich ſelbſt nicht verſtand, verſichern muſte: „Gott verſteht mich!" — Auf dieſe Hermeneutik hin will Herr Meares doch wohl nicht im Ernſt ein Recht der Krone Großbritannien zur Oberlehnsherrſchaft von Nutkaſund begründen? F.

1788. August. Kaum hatten wir aber den Befehlshaber verlaſſen, als Kallikum uns nachgelaufen kam, um uns ſeine Aufträge insbeſondere zu ertheilen und ſein Lebewohl zu wiederholen. Es war in dieſes Mannes Betragen etwas ſo Herzliches und Liebenswürdiges, daß ich ihn bis auf den letzten Augenblick um mich zu ſehen wünſchte, und nicht umhin kann, jeden Zug unſerer letzten Zuſammenkunft zu erzählen. Er rechnete ein langes Verzeichniß von allen den Sachen her, die wir ihm bei unſerer nächſten Wiederkehr mitbringen ſollten, und zu ſeiner größten Freude ſchrieb ich ſie alle getreulich auf. Sein ſehnlichſter Wunſch ging auf Schuhe, Strümpfe, einen Hut und andere Kleidungsſtücke; und kaum hatte er die Verſicherung aus meinem Munde, daß er in jedem Betracht pünktlichſt befriedigt werden ſollte, ſo umſchlang er mich mit ſeinem Arm, und nahm den herzlichſten Abſchied von mir. Herzlich ſchien mir ſein Lebewohl damals, als ich ihn wiederzuſehen hoffte, und ſo dünkt es mich noch, da ich weiß, daß dieſes nimmermehr geſchehen kann.

Der arme Kallikum hatte jetzt und bei vorigen Gelegenheiten ſeine Wünſche mir beſonders anvertrauet; allein es zeigte ſich bald, daß auch unſere Officiere und Gemeinen in dem Falle geweſen waren, ihre Taſchenbücher mit den Aufträzen des ganzen Dorfes anfüllen zu müſſen. Die Damen von Nutka hatten es eben ſo wenig vergeſſen, ſich auf dieſe Art unſerm Andenken zu empfehlen. Von unſerer Seite wurden dieſe Aufträge, wie ich zwar mit einigem, aber doch durch überwiegenden Schmerz verbittertem, Vergnügen verſichern kann, auf das gewiſſenhafteſte ausgerichtet. Das Schiff Argonaut überbrachte alles Verlangte, nebſt unſern Geſchenken an Maquilla, Kallikum, Wikananiſch und die übrigen Oberhäupter ſüdwärts und nordwärts von König Georgs Sund, die uns entweder unmittelbar oder durch die Reiſe der Iphigenia bekannt geworden waren. Der ganze Schatz dieſer armen Leute, den wir mit ſo vieler Sorgfalt ihrem Geſchmack und ihren Bedürfniſſen gemäß ausgeſucht hatten, fiel aber mit dem Schiffe zugleich den Spaniern in die Hände.

Man könnte glauben, daß ich den gerechten Unwillen, den jeder Engländer, und ich mehr als ein anderer, über das freche, grauſame Betragen des Spaniſchen Officiers empfinden muß, nur vermindern wollte, wenn ich ſagte, meine eigene fehlgeſchlagene Hoffnung habe bei dem Gedanken geſchwiegen, daß Maquilla und

1788. Septbr.

Kallikum ihren unſchädlichen Stolz mit dieſem für ſie beſtimmten Staate nicht vergnügten, und Wikananiſch's Koffer mit den ausdrücklich für ihn, nicht ohne Mühe verfertigten Geſchirren nicht bereichert wurden. Ich will daher dieſe ſeltſame, für unſere Nutkaer Freunde bereitete Ladung, die uns der Spaniſche Befehlshaber raubte, mit Stillſchweigen übergehen und weiter nichts von der Menge abgetragener Kleider ſagen, die wir in China aufgekauft und dem Geſchmacke der Amerikaner gemäß mit Knöpfen beladen hatten. Dieſer Röcke bemächtigten ſich die Spanier mit einer Raubgier, als ob ſie eines ſolchen Kleidervorraths, der für die Wilden in Nutka beſtimmt war, bedurft hätten, um weit ärgere Barbaren damit zu kleiden.

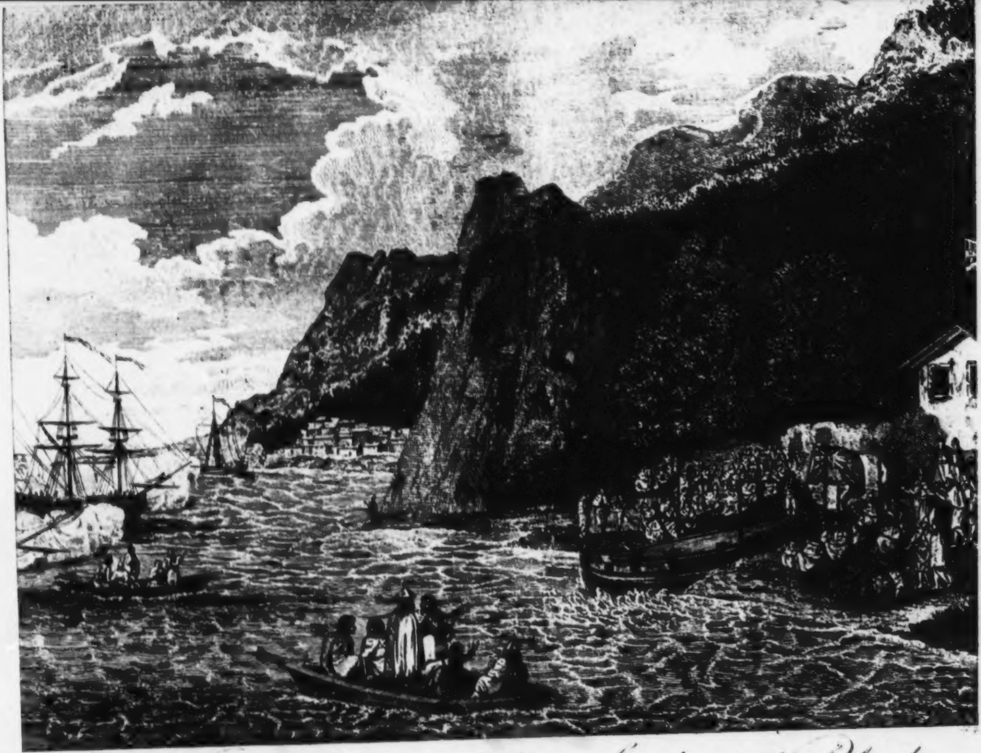
Komekela, von dem wir nie eine allzuvortheilhafte Meinung gehabt, und der uns, trotz aller Güte, die wir gegen ihn ſowohl während ſeines Aufenthalts in China als auf der Rückreiſe und noch nach unſerer Ankunft in Nutka bewieſen, manchen Beweis von tückiſcher, betrügeriſcher Gemüthsart gegeben hatte, beſtätigte uns aufs neue in unſrer Ueberzeugung von ſeiner Undankbarkeit, indem er jetzt, ohne uns des geringſten Zeichens von Achtung oder Aufmerkſamkeit zu würdigen, den Sund verließ. Er machte ſich dadurch billigermaßen des für ihn beſtimmten Geſchenkes verluſtig, und reiſte ab, ohne ein Andenken von uns mit auf den Weg zu nehmen.

Unſere Arbeiten wurden ohne beſondere Vorfälle fortgeſetzt, bis am 17ten September zu unſerm Erſtaunen ein Fahrzeug ſich in offener See blicken ließ, und uns die Beſorgniß erregte, daß es vielleicht die Princeß Royal ſeyn könnte, die irgend ein Zufall zurückzukehren gezwungen hätte. Wir ſchickten unverzüglich das große Boot ab, um ihr zu Hülfe zu eilen; aber anſtatt des Engliſchen Schiffs, welches wir erwarteten, brachte es den Waſhington, ein Fahrzeug (*Sloop*) von hundert Tonnen aus Boſton in Neu-England, in den Hafen. Herr Gray, der Schiffer, ſagte uns, er ſey im Auguſt 1787 in Geſellſchaft der Kolumbia, eines Schiffes von dreihundert Tonnen, das, wie das ſeinige, unter dem Schutze des Kongreſſes ausgerüſtet war, in See gegangen, um die Amerikaniſchen Küſten zu unterſuchen und einen Pelzhandel zwiſchen Neu-England und der hieſigen Gegend des feſten Landes von Amerika zu eröffnen, damit ihren Chinafahrern eine

1788. Septbr. Fracht verſchafft würde, wogegen ſie Thee und andere Chineſiſche Waaren nach Amerika zurückbringen könnten. Ein heftiger Sturm hatte dieſe beiden Schiffe in 59° ſüdlicher Breite von einander getrennt, ohne daß ſie einander ſeit der Zeit wieder zu ſehen bekommen; König Georgs Sund war indeß ihr verabredeter Vereinigungsplatz, wo Herr Gray alſo die Kolumbia nun täglich erwartete.

Wir erfuhren von ihm auch, daß ſein Schiff in einem Hafen an der Küſte von Neu-Albion, in den es eingelaufen, auf den Strand gerathen und auf der Barre (oder Untiefe des Einganges) beinahe verunglückt wäre. Die Eingebornen hatten ihn angegriffen, einen Matroſen getödtet, und einen Officier verwundet; auch war es ein Glück, daß er ihnen noch hatte entkommen können. Dieſer Hafen iſt nur für kleine Fahrzeuge brauchbar, und muß in der Gegend des Vorgebirges liegen, welches wir Lookout genannt haben. Der gute Schiffer erſtaunte übrigens nicht wenig darüber, daß er in dieſer Gegend Schiffe und ſogar ein Fahrzeug auf dem Werft erblickte, da er von den Handelsunternehmungen nach den hieſigen Küſten faſt gar nichts wußte. Doch ſchien er ſich ſehr kühne Hoffnungen von dem Gewinne zu machen, den ſeine Landsleute in Neu-England von dieſem Handelszweige einerndten würden, und ging mit vielen weitausſehenden Projekten ſchwanger, wobei ihn, wie wir abnehmen konnten, der Amerikaniſche Kongreß unterſtützte. Da aber dieſe Dinge uns nicht unmittelbar angingen, ſo wagten wir auch nicht einmal ein Urtheil darüber, und begegneten übrigens Herrn Gray und ſeiner Schiffsgeſellſchaft mit aller Höflichkeit.

Den 20^{ſten} September, um Mittag, ſahen wir ein Vorhaben, deſſen Vollendung wir, als die Frucht ſo vieler Mühe und Arbeit, ſo lange ſehnſuchtsvoll erwartet hatten, endlich zur Ausführung gereift. Unſer neues Fahrzeug war fertig vom Stapel zu laufen; und um dieſen Auftritt mit aller Feierlichkeit zu ehren, wollten wir, ſo viel wir konnten, das Ceremoniel anderer Schiffswerfte dabei nachahmen. Sobald die Fluth die nöthige Höhe erreicht hatte, ward die Engliſche Flagge auf dem Hauſe am Ufer und zugleich auf dem Fahrzeug aufgezogen, welches letztere, als das erſte Engliſche in dieſem Theile der Erde erbauete Fahrzeug, itzt den Namen Nordweſt-Amerika erhielt.



die Nordweſt America, läuft vom Stapel im Nutkaſunde.

1788. Septbr.

Es war ein erwartungsvoller Augenblick, dem wir bei unſerer Lage mit geſpannter Hoffnung entgegenſahen. Maquilla, Kallikum und eine große Menge von ihren Leuten, die wir benachrichtigt hatten, waren zu dieſem Schauſpiele gekommen. Die Chineſiſchen Zimmerleute begriffen dieſe letzte Operation immer noch nicht völlig, ob ſie gleich bei dem ganzen Bau ſo weſentliche Hülfe geleiſtet hatten; und den guten Tianna werde ich nie vergeſſen! der war ganz in den herannahenden Augenblick verſunken, und wollte ſchlechterdings auf dem neuen Fahrzeuge ſeyn, wenn es nun ins Waſſer ginge. Die Gegenwart der Amerikaner (aus Boſton) muß endlich auch erwähnt werden, um die Feierlichkeit dieſes entſcheidenden Zeitpunkts vollſtändig darzuſtellen, eines Zeitpunkts, der für den Philoſophen wie für den Staatsmann durch die Arbeiten die ihn herbeiführten, die Umſtände die ihn begleiteten, die Perſonen die dabei zugegen waren, und die Handelsvortheile ſowohl, als die Verfeinerung der hieſigen Sitten wozu er die Ausſicht eröffnete, einiges Intereſſe haben muß.

Die allgemeine Erwartung blieb nicht lange geſpannt; auf das Signal eines Kanonenſchuſſes lief das Fahrzeug mit Pfeilgeſchwindigkeit in das Meer. Es glitt wirklich ſo ſchnell, daß es bald aus dem Hafen getrieben wäre; denn weil wir in dieſem Geſchäft eben keine Uebung hatten, war es vergeſſen worden, einen Anker und ein Kabeltau an Bord zu ſchaffen, wie es in dieſem Falle nothwendig iſt. Unſere Boote brachten indeß das Schiff bald wieder an ſeinen beſtimmten Platz zurück, und hierauf ging die Nordweſt-Amerika neben der Iphigenia und Felice vor Anker.

Für Tianna, der ſich in dem Augenblick, da das Fahrzeug in Bewegung geſetzt ward, an Bord deſſelben befand, und für ſein Gefühl ſchien dieſe Operation ein Zauberwerk; lange konnte er ſein Erſtaunen nicht anders zu erkennen geben, als daß er in die Hände klopfte, umherſprang und unaufhörlich: Maitai! Maitai! rief, welches in ſeiner Sprache das kräftigſte Wort iſt, um Bewunderung, Beifall und Vergnügen auszudrücken. Die Chineſiſchen Zimmerleute, die ein ſolches Schauſpiel noch nie geſehen hatten, äußerten einen nicht viel geringern Grad von Erſtaunen, und die anweſenden Eingebornen des Sundes trugen ähnliche Eindrücke von allen dieſen Operationen zurück, deren einfachſte ihre Begriffe ſo weit überſtieg. Das ganze Geſchäft mußte unfehlbar ihre vortheilhafte Meinung

1788. Auguſt. von uns erhöhen, und ihnen noch richtigere Vorſtellungen als bisher, von den Vorzügen einer geſitteten Lebensart vor der wilden beibringen.

Der Befehlshaber, die Officiere und die Mannſchaft des neuen Fahrzeugs wurden ſogleich unter denen auf der Felice und Iphigenia gewählt, und beide Schiffe ſchickten ihren beſtimmten Theil Vorräthe ans Land, um die Nordweſt-Amerika für die See auszurüſten. Es ſcheint mir nicht unſchicklich, bei dieſer Gelegenheit noch öffentlich meinen Dank für das Beiſpiel von Strenge und Beharrlichkeit zu bezeugen, welches ich in meinen jüngern Jahren an dem entgegengeſetzten Theile von Amerika vor Augen hatte, wo Geſchicklichkeit und Muth den Kummer über einen unglücklich geführten Krieg einigermaßen erleichterten. Die Ehre, welche ſich unſere Truppen durch die Feldzüge in Kanada erwarben, ward mehrentheils auf den dortigen großen Landſeen erfochten. Es war mein Glück, als Jüngling in dieſer Schule des Ungemachs und der Mühſeligkeiten zum Seedienſt abgehärtet zu werden und dort zu lernen, daß Kaltblütigkeit und Beharren mit der Nautik zu verbinden iſt, um ſie endlich zu beſiegen. Gern bekenne ich, daß ich die geringe Geſchicklichkeit die ich vielleicht als Seefahrer beſitze, ſo wie die Geduld und den ausdauernden Sinn die ich bei dieſer und andern Reiſen bewieſen habe, jener ſtrengen Zucht verdanken muß, welche natürlich aus der beſtändigen Thätigkeit, Unruhe und Gefahr des damaligen Dienſtes entſtand. Meine geringe Erfahrung hat mich gleichwohl überzeugt, daß Gefahr und Schwierigkeit die beſten Lehrer des Seemannes ſind. Wer Gelegenheit alles zu ſehen gehabt, und ſich in Lagen befunden hat, worin er nichts zu verachten lernen mußte, iſt gewiß im Stande, ſeinem Vaterlande erſprießliche Dienſte zu leiſten *).

Da

---

*) Ich kenne nichts Kläglicheres als Bewunderung, von der man ſich ſelbſt keine Rechenſchaft zu geben weiß, und deren zureichender Grund höchſtens die Mode iſt; ich kenne nichts Verächtlicheres, als die Anglomanie ohne Grundſatz, die man täglich von Leuten ohne Kopf affektiren ſieht und die dann auch, wie billig, ſich nur in der Nachahmung Engliſcher Thorheiten oder Ausſchweifungen äußert, wozu doch ein Deutſcher Junker ſelten einmal Geld und Energie genug beſitzt. Allein wer hier nicht fühlt, was für eine Ueberlegenheit im Denken Freiheit, Betriebſamkeit und ſchneller Umlauf der Ideen ertheilen, welche Univerſalität der Kenntniſſe und Begriffe ſie erzeugen, auf welche edlere Stufe ſie die Menſchheit heben; wer hier nicht mitrufen möchte: Wohl dem glücklichen Lande, wo die Subalternen (und wahrlich iſt Meares in England keine Seltenheit) dieſe einſichtsvolle, gebildete Sprache führen! — den müſſen wir bedauern. F.

1788. Septbr.

Da am 24ſten September die **Felice** nunmehr zur Abreiſe ganz bereit war, erhielt Kapitain **Douglas**, der Befehlshaber der **Iphigenia**, ſeine ferneren Verhaltungsinſtruktionen. Die **Nordweſt-Amerika** ward ihm ebenfalls untergeordnet, und **Tianna** ſollte ſich wieder auf der **Iphigenia** einſchiffen, um nach den **Sandwichinſeln** gebracht zu werden, ſo gern auch ich ſelbſt dieſes angenehme Geſchäft übernommen hätte. Ich war aber Willens, mich nur wenige Tage bei den **Sandwichinſeln** zu verweilen, da hingegen Kapitain **Douglas** daſelbſt den Winter zubringen ſollte. Es ſchien folglich rathſamer, daß **Tianna** bei dieſem Befehlshaber bliebe und ſich durch die Verlängerung ſeines Umganges mit ihm noch mehr qn die Mannſchaft der **Iphigenia** gewöhnte, um in der Folge während ihres Aufenthalts zwiſchen ſeinen vaterländiſchen Inſeln deſto eifriger ſich ihrer annehmen zu können. Außer dieſen Urſachen, die unſer Vortheil uns an die Hand gab, hatten wir auch andere, von ſeinem eigenen Intereſſe entlehnte Bewegungsgründe, ihn lieber erſt mit der **Iphigenia** zurückzuſchicken.

Eins von den Schiffen, welche ſpäter als das unſrige von den **Sandwichinſeln** nach **China** zurückgekommen waren, hatte vor unſerer letzten Abreiſe die Nachricht dahin überbracht, **Taheo**, der König von **Atuai**, beſorge ſo ſehr, **Tianna**, ſein Bruder, möchte ihm durch unſere Hülfe bald zu furchtbar ſeyn, daß er deſſen Untergang beſchloſſen habe, und bei ſeiner Ankunft wahrſcheinlich einen Verſuch machen werde, ihn insgeheim aus dem Wege zu räumen. Es war alſo für **Tianna's** Erhaltung nothwendig, daß er in keinem andren Schiffe zurückkäme, als in demjenigen, welches durch ſeinen längern Aufenthalt ſo lange für ſeine Sicherheit ſorgen könnte, bis die eiferſüchtigen Grillen ſeines tyranniſchen Bruders vorüber wären und man zwiſchen ihnen eine herzliche Verſöhnung bewirkt hätte.

Alles was wir von unſern Vorräthen entbehren konnten, überlieſſen wir jetzt der **Iphigenia**, und empfingen dafür ihre Ladung von Pelzwerk an unſern Bord. Auch ſchifften wir eine Menge ſchöner junger Bäume ein, die zu Bramſtengen dienen konnten und die man auf den Chineſiſchen Handelsplätzen, wo große Nachfrage nach dergleichen zu ſeyn pflegt, ſehr gut bezahlt. Wirklich wären aber die Amerikaniſchen Wälder in dieſer Gegend hinreichend, alle Europäiſche Seemächte mit ſolchen Baumaterialien zu verſehen.

1788. Septbr. Gegen Abend kamen die Officiere der Jphigenia und der Nordweſt-Amerika an Bord der Felice, um Abſchied von uns zu nehmen. Tianna war nicht der letzte, der uns dieſes Zeichen ſeiner Anhänglichkeit gab; und zur Ehre ſeines für Freundſchaft und Güte gebildeten Herzens muß ich ſagen, daß er bei jeder Gelegenheit, wo Milde und Edelmuth zu äußern waren, ſich unter den Erſten befand. Er konnte auch Nuta, wie ich in Amerika und auf den Sandwichinſeln allgemein hieß, nicht Lebewohl ſagen, ohne in Thränen zu zerfließen und bis zu Zuckungen erſchüttert zu ſeyn. Mich ſelbſt, der ich der Endſchaft meiner Reiſe mit den heiterſten Hoffnungen entgegen ſah, rührte der Abſchied von dieſem braven Manne, dem Gefährten alles unſeres Ungemachs, ſo heftig, daß ich meine ganze Entſchließung zu Hülfe rufen mußte, um mich in Faſſung zu erhalten.

Jch würde aber auch dem Betragen Aller, die ſich mit mir zu dieſem Handelsunternehmen verbunden hatten, nicht Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wenn ich nicht den Eifer der Officiere und die Bereitwilligkeit der gemeinen Mannſchaft rühmte, ſich in unſere jedesmalige Lage zu ſchicken. Bei den verſchiedenen Verſetzungen, die wir vornehmen mußten, um die Bemannung der Nordweſt-Amerika vollzählig zu machen, ſahen ſie Alle nur auf das Beſte unſeres Endzwecks, und ich gebe ihnen hier mit Freuden das öffentliche Zeugniß ihres männlichen dienſteifrigen Betragens, welches den Eigenthümern der Schiffe zum wahren Vortheil gereichte.

Die Felice lichtete nunmehr ihren Anker, und ging mit einem ſtarken Nordweſtwind unter Segel. Die Mannſchaften der Jphigenia und der Nordweſt-Amerika entlieſſen uns mit einem dreimaligen Zuruf; wir erwiderten ihn, und alle Echos von Friendly Cove hallten dieſe Abſchiedstöne zurück. Eh es finſter ward, hatten wir den Nutkaſund faſt aus dem Geſichte verloren. Jm Vorbeigehen muß ich hier noch nachholen, daß der abgeſetzte Bootsmann den Tag nach der Ankunft des Amerikaniſchen Fahrzeuges, in der Hoffnung auf dieſem Schutz zu finden, mit allerlei geſtohlnen Sachen in die Wälder entwiſchte. Der Schiffer des Waſhington verſorgte ihn — wie ihm das ziemte, laſſe ich dahin geſtellt — in ſeinem Schlupfwinkel mit Lebensmitteln, und nahm ihn gleich nach der Abfahrt unſerer Schiffe zu ſich an Bord, wo er als gemeiner Matroſe Dienſte that.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

1788. Septbr.

Allgemeiner Bericht von den Eingebornen der Nordweſtküſte von Amerika. — Die vier Stämme des Nutka-Landes. — Lage, Dörfer, Volksmenge derſelben. — Muthmaßliche Kenntniß von den Völkern ſüdwärts von Queenhythe, deren Dörfer uns Wikananiſch herzählte. — Eine Beſchreibung des feſten Landes von Amerika, vom Kap St. James ſüdwärts hin. — Himmelsſtrich, Jahrszeiten, Winde, Stürme, Seehäfen u. ſ. w. — In der Gegend von Nutkaſund iſt kein anſehnlicher Fluß.

Wir haben jetzt von der Amerikaniſchen Küſte Abſchied genommen, und indeß die Felice ihren Lauf nach den Sandwichinſeln fortſetzt, will ich verſuchen, das eben hinter uns zurückgelaſſene Land, ſo weit eigene Erfahrung und ſelbſt angeſtellte Beobachtungen uns dazu in Stand ſetzen, zu beſchreiben.

Die Abentheurer, die der Pelzhandel nach dieſer Gegend von Amerika führte, waren von einer löblichen, patriotiſchen Wißbegierde beſeelt, welche ſie antrieb, neue Länder zu entdecken; allein ſo groß auch ihr Eifer ſeyn mochte, ſo konnten ſie doch von den für ſie wichtigeren Gegenſtänden ihres Handelsunternehmens nicht ſo viele Zeit abmüßigen, als zu ſolchen Unterſuchungen nöthig iſt. Nur gelegentlich, indem wir unſerm Berufsgeſchäfte nachgingen, berührten wir gewiſſe Abſchnitte der Küſte, die Kapitain Cook übergehen mußte, und geriethen in Verkehr mit Völkern, die er nie geſehen hat; allein das Hauptaugenmerk unſerer Reiſe hielt uns jedesmal zurück, wenn wir Neigung fühlten, in den Entdeckungen fortzuſchreiten. Daher iſt unſere Beſchreibung dieſes Theils von Amerika nur auf einen engen Bezirk eingeſchränkt; doch hoffe ich, ſie wird das Verdienſt der Genauigkeit haben und denen, die nach uns dieſen entlegenen Welttheil beſuchen, von einigem Nutzen ſeyn.

Der Theil der Küſte, den wir etwas genauer kennen lernten, liegt zwiſchen 45° und 62° Nördlicher Breite, und zwiſchen 205° und 237° öſtlicher, nach aſtronomiſchen Beobachtungen beſtimmter Länge, von dem Meridian von Greenwich gerechnet. Dieſe Länge bezeichnet hier nur die Küſte ſelbſt, welche die weſtliche Gränze des nördlichen ſtillen Meeres ausmacht. Das Innere des Landes, wie es ſich gegen Hudſons- oder Baffins-Bay erſtreckt, iſt noch nicht unterſucht, folglich auch unbekannt, und wir wiſſen daher noch nicht zu entſcheiden, ob der Zwiſchenraum

1788. Septbr. See oder Land ſey*). Was aber die Einwohner dieſer langen Küſte betrift, ſo kennen wir daſelbſt bereits vier verſchiedene Völker, die indeß in ihren Sitten und ihrer Lebensweiſe die größte Aehnlichkeit mit einander haben.

Nach allen ſorgfältig eingezogenen Nachrichten iſt es wahrſcheinlich, daß der Stamm, welcher Nutkaſund bewohnt und ſich von dieſem Orte weit nach Norden und Süden ausbreitet, zwar ſehr zahlreich, aber nicht ſo ungezähmt wie ſeine nördlichen Nachbarn iſt. Maquilla, den die Leſer ſchon hinlänglich kennen, iſt der Fürſt dieſes Bezirks, der ſich nach Norden bis an das Kap St. James in 52° 20′ N. Br. und 228° 30′ O. L. von Greenwich erſtreckt. Dieſes Kap iſt die Südſpitze einer großen Inſelgruppe, welche dem großen nordiſchen Inſelmeer gegen den ſtillen Ocean zur Gränze dient. Nach Süden hin erſtreckt ſich Maquilla's Herrſchaft bis an die Inſeln des Wikananiſch. Noch außer dem Fürſten giebt es bei dieſem Volke mächtige Männer, wenn gleich von untergeordneter Würde. Zu dieſen gehörten Kallikum und Hanapa, die wir bereits erwähnt haben und von denen beſonders der erſtere, wie ich hoffe, den Leſern auch von einer vortheilhaften Seite bekannt geworden iſt. Da wir keine Gelegenheit hatten, das Innere des Landes in einiger Entfernung vom Sunde zu beſuchen, ſo verdanken wir nur dieſem wackern Befehlshaber die Nachrichten, die wir hier liefern und die wir von ſeinem offenen, freimüthigen Herzen ohne Weigerung erhielten. Sein Verſtand, der ihn vor allen ſeinen Landsleuten auszeichnete, machte ihn vollkommen fähig, uns dieſe Nachrichten mitzutheilen, auf die man ſich, ſo weit ſie gehen, ſicher verlaſſen kann.

Er belehrte uns, daß mehrere volkreiche Dörfer gegen Norden zu, der Aufſicht der nächſten weiblichen Verwandten von Maquilla und Kallikum anvertrauet wären, nämlich ihren Großmüttern, Müttern, Tanten, Schweſtern u. ſ. w. indem der Fürſt aus politiſchen Gründen die Brüder, Söhne und andere männliche Angehörigen in ſeiner Nähe behielt. Wie man ſich erinnern wird, iſt bereits im Vorhergehenden bei Gelegenheit des plötzlichen Ueberfalls, welcher einen Kriegeszug der Einwohner von Nutkaſund veranlaßte, der Umſtand erwähnt worden, daß das überfallene Dorf unter dem willkührlichen Befehle von Maquilla's Großmutter ſtand. Auf eine ähnliche Art führte Kallikum's Mutter den Oberbefehl über

---

*) Hierüber ſehe man die Einleitung. F.

1788. Septbr. einen andern Bezirk, und andere Verwandte beherrſchten andere Dörfer, deren Einwohner insgeſammt bereit waren, ſobald die Umſtände es nöthig machten, ſich bei der erſten Aufforderung ihres Oberlehnsherrn, zu ihrer gemeinſchaftlichen Sicherheit zu vereinigen. Der ganze Staat hat alſo ungefähr daſſelbe Band, wie in den früheren Epochen die Europäiſchen Regierungsformen, die wir unter dem Namen des Feudalſyſtems ſo gut kennen.

Die Anzahl der Einwohner von König Georgs Sund mag ſich auf drei- bis viertauſend Menſchen belaufen. Kapitain Cook ſchäzte die Einwohner des Dorfes Nutka auf zweitauſend; und ich glaube nicht, daß die dortige Volksmenge ſich bis zu unſerer Ankunft merklich verändert hat. Zwei andere geringere Dörfer in eben dem Sunde, von denen das eine tief in demſelben hinaufwärts in einem dem Hanapa untergeordneten Bezirke liegt, ſchienen uns zuſammen gegen funfzehnhundert Menſchen zu enthalten. Nördlich vom Sunde liegen vier Dörfer, und ſüdwärts eben ſo viele, die zu Maquilla's Herrſchaft gehören. Jedes von dieſen enthält im Durchſchnitt achthundert Seelen; folglich überſteigt die ganze Anzahl ſeiner Unterthanen noch nicht zehntauſend. Fürwahr eine ſehr unbedeutende Bevölkerung auf dieſem großen Strich Landes! Allein offenbar ſind die häufigen Kriege, wodurch dieſe kleinen Staaten bei der Wuth und Grauſamkeit ihrer Gefechte einander aufreiben, die Urſachen einer ſo langſamen Vermehrung.

Der nächſte, an König Georgs Sund gegen Süden angränzende Landſtrich iſt der von Wikananiſch, der zwar mit Maquilla nicht in gleichem Range ſteht, aber dennoch vollkommen frei und unabhängig, und in dieſer Gegend bei weitem der mächtigſte Befehlshaber iſt. Innerhalb dieſes Bezirks wohnen die Oberhäupter Detutſch (*Detootche*) und Hanna, auf zwei kleinen, aber ebenfalls ganz unabhängigen Inſeln. Dieſe liegen etwas nördlicher als Port Cox, und enthalten jede funfzehnhundert Menſchen. Von einer anderweitigen Gerichtsbarkeit dieſer Befehlshaber habe ich nichts gehört. Wikananiſch wohnt gewöhnlich in Port Cox, wo er einen weit glänzendern Hof als alle ſeine Nachbarn hält und von den andern Oberhäuptern theils geliebt, theils gefürchtet wird. Seine Unterthanen belaufen ſich nach folgender, von ihm ſelbſt uns mitgetheilten Berechnung etwa auf dreizehntauſend Seelen; nämlich: in Port Cox viertauſend; ſüdwärts von dieſem Hafen bis

1788. Septbr. zum Hafen Effingham und in dieſem letztern, zweitauſend; in den übrigen Dörfern, welche eben ſo weit nordwärts, als die Einfahrt von Juan de Fuca ſüdwärts, liegen, gegen ſiebentauſend. Die Beſitzungen des Wikananiſch endigen ſich an dieſer Meerenge, wo die des Tatutſch, des letzten Oberhaupts im Bezirke von Nutka, anfangen. Die Namen der verſchiedenen Wikananiſch zugehörigen Dörfer nannte er uns ſelbſt: Kenoumahaſat, Uth-u-will-ett, Chaiſſet, Eleſoit, Quu-quaet, Lee-cha-ett, Equolett, How-ſchuc-ſe-lett, E-lolth-it, und Nitta-natt *). Wir zeichneten dieſe Namen ſo auf, wie er ſie ausſprach, und auf unſerer Fahrt längs der Küſte hatten wir Verkehr mit den Einwohnern von einigen dieſer Dörfer, die ſich in See zu uns begaben, z. B. Nitta-natt, Eleſoit, und E-lolth-it. Nach der anſcheinenden Volksmenge dieſer Dörfer zu urtheilen, die ſehr in die Augen fiel, möchten wir glauben, daß Wikananiſch, ſey es Unkunde oder Beſcheidenheit, ſie eher zu gering, als zu groß, angegeben habe. Seine Unterthanen ſind ein kühnes, unternehmendes Volk von ſtarkem Körperbau, den Bewohnern von König Georgs Sund in jedem Betracht überlegen, und zugleich weit weniger barbariſch, als die Unterthanen des Tatutſch.

Tatutſch (*Tatootche*) wohnt auf der Inſel, die ſeinen Namen führt, am ſüdlichen Vorgebirge des Eingangs in Juan de Fuca's Straße. Wir hatten wenig Verkehr mit ſeinem Volk; allein nach der Menge der Menſchen die ſich verſammelt hatten um das Schiff zu ſehen, und nach den vielen mit Mannſchaft beſetzten Kähnen zu urtheilen, die es auf allen Seiten umgaben, übertreiben wir die Anzahl der Einwohner von dieſer Inſel ſicherlich nicht, wenn wir ſie auf fünftauſend anſetzen. Der Bezirk dieſes Oberhaupts erſtreckt ſich bis Queenhythe, und Wikananiſch ſagte uns, daß er fünf Dörfer und gegen dreitauſend Menſchen enthielte. Das große Dorf Queenuitett, unweit Queenhythe, und einige andere ſahen wir ſelbſt, indem wir längs der Küſte ſegelten.

Von den Dörfern, welche ſüdlicher als Queenhythe liegen, konnten wir weiter nichts erfahren, als was uns Wikananiſch mittheilte. Er nannte uns

---

*) Ich laſſe dieſe Namen, wie ich ſie im Texte finde; es wird nicht viel daran liegen, wie wir ſie ausſprechen. Lee-cha-ett wird wohl Litſcha-ett ausgeſprochen werden müſſen, und How-ſchuc-ſe-lett etwa Hauſtſchukſelett; allein wer kann beſtimmen, wie genau nun die Worte, ſo wie Herr Meares ſie aufſchrieb, Wikananiſch's Ausſprache nachahmen? F.

1788. Septbr.

wirklich viele Namen von Oertern, die ſeiner Aeußerung zufolge, ſehr weit gegen Süden liegen, und deren Einwohner nicht nur eine ganz andere Mundart redeten, als die Nutkaer, ſondern auch in Sitten und Lebensweiſe von dieſem Volke abwichen. Unſer Aufenthalt vor der Shoalwater- (ſeichten) Bay, gab uns einen hinlänglichen Beweis, daß wir uns auch auf dieſen Theil ſeiner Nachrichten verlaſſen könnten, da zwei Menſchen, die ſich dort unſerm Schiffe näherten, eine Sprache redeten, welche mit der von Nutka keine Verwandtſchaft zu haben ſchien, und überdies auch in Abſicht auf ihre Kleidung und die Geſtalt ihres Kanots von den Amerikaniſchen Völkerſchaften, die wir bis dahin beſucht hatten, verſchieden waren. Folgende Namen von Dörfern ſüdwärts von Queenhythe wurden in dem Augenblicke, da Wikananiſch ſie ausſprach, nachgeſchrieben: — Chanutt, Clanamutt, Chee-mee-ſett, Lo-the-att-ſcheeth, Lu-nee-chett, Thee-wich-e-rett, Chee-ſett, Lino-quoit, Nook-my-ge-mat, Amuo-ſkett, Nuiſſet-tuk-ſauk, Quoit-ſee-noit, Na-nunc-chett, und Chu-a-na-ſkett.

Daraus, daß Wikananiſch dieſe Namen kannte, läßt ſich mit vieler Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß entweder er ſelbſt, oder doch einige von ſeinen Leuten, mit den Einwohnern der ſo benannten Dörfer eine Art von Umgang müſſen gepflogen haben. Ob nun aber dies abſichtlich oder zufällig bei Gelegenheit des Handels oder eines unverhofften Sturms geſchehen ſeyn mag, können wir nicht entſcheiden, weil es uns nicht immer gelang, uns gegen die Wilden deutlich genug zu erklären oder ſie ganz zu verſtehen. So viel iſt gewiß, daß dieſe Oerter ſüdlicher liegen, als der ganze Abſchnitt der Amerikaniſchen Küſte, welcher ſich unter vier Völker oder Stämme vertheilen läßt, vom Prinz Wilhelms Sund an bis zu Königin Charlottens Inſeln und dem Nördlichen Inſelmeer, und wiederum von da bis Nutka und Kap Shoalwater. Auch läßt ſich nichts Beſtimmtes von ihren Einwohnern ſagen, und wir thäten unrecht, wenn wir uns hier mit Muthmaßungen aufhielten. Die Eingebornen von Nutka konnten uns keine Nachricht von den Stämmen geben, die hinaufwärts in der Straße Juan de Fuca wohnen; allein aus der großen Anzahl derer, die ſich zum Angriff auf unſer großes Boot verſammelt hatten, ſchloſſen wir, daß ſie ſehr zahlreich ſeyn müßten.

1788. Septbr.

Das ganze Amerika zeigt dem Auge faſt überall nur unermeßliche Gebirgsketten und undurchdringliche Wälder. Der ganze Bezirk von Nutka, den wir zwiſchen dem Vorgebirge St. James und Queenhythe angenommen haben *), und den eine und dieſelbe Nation bewohnt, gewährt dieſe Anſicht faſt ohne alle Abwechſelung. An einigen Stellen iſt das Land längs der Küſte eben; allein nicht weit hineinwärts ſieht das Auge ſchon ſteile Bergreihen, welche, wie das flache Land, bis an die Küſte des Meeres mit dichtem Gehölze bewachſen ſind. Die Gipfel der höchſten Gebirge beſtehen allerdings aus ſcharfen, hervorragenden Felſenkämmen, auf denen Schnee anſtatt des Pflanzenwachsthums liegt. Sehr ſelten ſahen wir eine Strecke Landes von geringem Umfange, die von Waldung entblößt war.

Das Klima dieſes Landes vom Kap St. James an nach Süden hin, iſt ungleich milder, als an der öſtlichen Seite von Amerika unter gleichen Graden der Breite. Der Winter ſtellt ſich gewöhnlich im November mit Regenwetter und ſtarkem Südoſtwind ein; aber ſelten fängt es vor dem Januar an zu frieren, und auch alsdann iſt die Kälte ſo gemäßigt, daß ſie die Eingebornen nicht leicht hindert, in ihren Kanots den Sund zu befahren. Kleine Buchten und Flüßchen pflegen gemeiniglich zu gefrieren; aber ich konnte niemand finden, der ſich erinnert hätte, daß je der ganze Sund mit Eis belegt geweſen wäre. Die Winterzeit währt vom November bis in den März. So lange iſt die Erde mit Schnee bedeckt, welcher im April von den niedriggelegenen Landſtrecken zu verſchwinden anfängt, da denn das Pflanzenwachsthum ſchnelle Fortſchritte macht. Die Frühlingsmonate ſind der April und der Mai; im Junius werden die Waldfrüchte ſchon reif. Nordwärts von König Georgs Sund

---

*) Herr Cox, der reiche Kaufmann in China, der im Text mehrmals erwähnt wird und der ſich endlich entſchloſſen hat, ſelbſt eine Reiſe nach der Südſee vorzunehmen, welche ebenfalls in dieſer Sammlung erſcheinen ſoll, behauptet, in Rückſicht der Benennung Nutka finde ein großer Irrthum Statt, indem die Eingebornen von Amerika ihn nicht auf König Georgs Sund anwenden, wie Cook es verſtand. S. *Dalrymple's plan for promoting the Furtrade p. 9.* Dies ſcheint ſich gewiſſermaßen zu beſtätigen, wenn man annimmt, daß Kapitain Meares die weitere Ausdehnung des Namens Nutka auf den großen Strich Landes zwiſchen Kap St. James und Queenhythe von den Eingebornen gelernt haben kann. Da indeß König Georgs Sund wirklich im Diſtrikte Nutka liegt, ſo iſt es nicht unſchicklich, ihn forthin noch immer den Nutkaſund zu nennen. F.

1788. Septbr.

Sund iſt die Kälte ſtrenger und von längerer Dauer, wie ſie gegen Süden hin verhältnißmäßig abnehmen muß, ſo daß man hier ſüdwärts vom 45° N. Br. wahrſcheinlich einen der angenehmſten Himmelsſtriche wird genießen können.

Das Queckſilber im Thermometer ſtand um die Mitte des Sommers oft auf 70°, zumal in kleinen Buchten und Häfen, die gegen den Nordwind Schutz hatten; des Abends fiel es ſelten unter 40° *). Im Mai und September vertrugen wir indeß recht gern unſer Feuer, wegen der Südoſtwinde, die jederzeit Regen und rauhe Kälte herbeiführen. Die Nordweſtwinde bringen im Gegentheil heiteres Wetter, ob ſie gleich ebenfalls kalt ſind. Den Sommer hindurch herrſchen weſtliche Winde, die man im nördlichen ſtillen Meere nordwärts vom dreißigſten Grade der Breite, wie die beſtändigen Oſtwinde zwiſchen dieſem Grad und dem Aequator, antrift. Stürme von Süden her ſind in den Wintermonathen ſehr häufig; doch hat man keine Urſache zu vermuthen, daß ihre Heftigkeit zu irgend einer Jahrszeit die Schifffahrt an den Amerikaniſchen Küſten gänzlich verhindern könne.

Im Bezirke **Nutka** findet man mehrere Häfen, in denen Schiffe von der erſten Größe vollkommen ſicher liegen können. So beſteht **König Georgs Sund** ſchon allein aus vielen Häfen und Buchten, die vor allen Winden geſchützt ſind. Die Häfen **Cox** und **Effingham** gehören ebenfalls, was Sicherheit und Geräumigkeit betrift, zu den vorzüglichſten, und nordwärts von **Nutka** bis zum Vorgebirge **St. James** dürfen wir Bayen und Häfen von eben ſo vortreflicher Art vermuthen. Da

---

*) Dieſer Thermometerſtand zeigt uns das Klima von **Nutka** leider nicht als ſo gut, wie Herr **Meares** es gern darſtellen möchte. Wo man es rühmen muß, wenn einmal in der Mitte des Sommers Fahrenheits Thermometer auf 70° (=17° Reaumur) ſteht, und die Temperatur ſich um 30° täglich verändert, da möchte ich mir wenigſtens keine große Erwartungen von der Anmuth des Sommers machen. Wahr iſt es aber, daß die See, in deren Nähe dieſe Bemerkungen angeſtellt wurden, und die Höhe der nahen Gebirge längs der Küſte zu dieſer Veränderlichkeit und feuchten Temperatur viel beitragen müſſen. Findet man einſt Strecken, wo die Gebirge nicht ſo hoch ſind, und Einbuſen, welche weit vom Meer in das Innere des Landes führen; ſo wird man vielleicht den glücklichen Himmelsſtrich antreffen, deſſen Exiſtenz nach Herrn **Meares** Meinung wahrſcheinlich iſt. Darin hat er Recht, daß er die Weſtküſte für ungleich milder und bewohnbarer, als die öſtliche unter gleichen Graden der Breite, hält; und wenn erſt die Bevölkerung ſo groß wird, daß jene unermeßlichen feuchten Wälder verſchwinden, ſo kann allerdings auch die Gegend um **de Fuca's Meerenge** dereinſt eine ſo milde Luft haben, wie Frankreich. F.

1788. Septbr. übrigens die Ufer an dieſer Küſte ſteil ſind, und die See ganz in der Nähe derſelben eine beträchtliche Tiefe hat, ſo iſt die Schifffahrt hier keinesweges beſchwerlich.

Zu den merkwürdigſten Reſultaten unſerer langen Küſtenfahrt müſſen wir auch die Bemerkung zählen, daß wir nirgends einen anſehnlichen Fluß gefunden haben. Die kleinen Bäche, die ſich überall in das Meer ſtürzten, verdankten ihren Zufluß immer nur dem Regen und dem Schnee auf den Gebirgen. Quellen fanden wir eben ſo ſelten; und wenn wir dieſen Umſtand mit den Nachrichten der Eingebornen verglichen, folgerten wir oft daraus, das Land, welches wir für einen Theil des Amerikaniſchen Kontinents hielten, könne wohl nur eine Reihe von Inſeln ſeyn, die durch große, breite Arme der See von dem feſten Lande getrennt wären.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Fortgeſetzte Beſchreibung von Nutka. — Pflanzen. Ueberfluß an wilden Früchten. — Eßbare Wurzeln. — Vierfüßige Thiere: Hirſche, Füchſe, Marder, Hermeline, Eichhörner, ꝛc. ꝛc. — Seethiere: Wallfiſche, Schwertfiſche, Robben. — Beſchreibung der Seeotter. — Vögel von verſchiedenen Gattungen. Waſſervögel. — Fiſche und Fiſcherei. — Gewürme und Inſekten. — Mineralien. Muthmaßung wegen der hieſigen Bergwerke.

Die Pflanzenarten des Bezirks von Nutka, mit denen wir uns bekannt machten, ſind keinesweges zahlreich; dagegen müſſen wir aber auch geſtehen, daß unſere botaniſchen Nachſuchungen nothwendig ſehr eingeſchränkt blieben. Ohne Zweifel iſt beides, die Thier- und die Pflanzengeſchichte dieſes Landes, eines großen Zuwachſes fähig; allein uns fehlte die erforderliche Kenntniß, um auch in dieſem angenehmen Zweige der Wiſſenſchaft nützlich werden zu können. So geht es bei allen Privatunternehmungen, die bloß des Handels wegen zu Stande kommen, wobei denn Naturkunde nicht geachtet wird und alle wiſſenſchaftliche Unterſuchungen dem Handelsvortheil weichen müſſen *).

---

*) Für die Naturwiſſenſchaft iſt auch von Seiten der Brittiſchen Regierung nur auf Einer Reiſe etwas geſchehen. Was auf Cook's erſter Weltumſchiffung geſchah, verdankt man lediglich einem Privatmanne, dem jetzigen Baronet Joſeph Banks. Auf der dritten Fahrt begleitete jenen großen

Unter den Bäumen, die vorzüglich häufig in den Waldungen von Nutka angetroffen werden, bemerkten wir die ſchwarze und die weiße Sproßtanne (*Pinus Canadenſis*), die Fichte und Cypreſſe *) nebſt einer Menge anderer Arten, deren Wuchs und Laub wir gar nicht kannten, von denen aber viele zum Schiffbau tauglich ſind. Es koſtete oft Mühe, die Balken die wir davon machten, zu behauen; ſo äußerſt hart ſind einige Sorten. Vorzüglich in König Georgs Sund und um die Häfen Cox und Effingham haben die Bäume den ſtärkſten Wuchs, und können zu Maſten von jeder Größe dienen. —

Auf den felſichten Inſeln und in Wäldern fanden wir wilde Erdbeeren in Ueberfluß; auch gab es ſchwarze Johannisbeeren und Stachelbeeren, die indeß nur an einigen Stellen Frucht tragen wollen. Wir hatten daneben eine Art Himbeeren vom köſtlichſten Geſchmack, die jeder Frucht von gleicher Art, wovon ich je gekoſtet habe, weit vorzuziehen iſt. Sie wächſt auf einem größeren Strauch, als unſere Europäiſche Himbeere, und hat keine Dornen; die Frucht ſelbſt iſt ſo zart, daß ein Regenſchauer ſie ganz vom Stengel ſchwemmt. Noch eine andere Art Früchte, die in Geſtalt, Größe und Geſchmack mit den Johannisbeeren Aehnlichkeit hat, wächſt in ſehr großer Menge auf ziemlich hohen Bäumen, und iſt eine Lieblingsnahrung der Eingebornen, die es im Julius und Auguſt ſich zu einem Hauptgeſchäfte machten, ſie

---

Entdecker bloß ein Gärtnerburſche, der ebenfalls nur im Solde eines Privatmannes ſtand. Cook's zweite Reiſe iſt die einzige, bei welcher gelehrte Naturforſcher auf öffentliche Koſten ausgeſandt wurden; aber die Art, wie man ſie nach ihrer Rückkehr behandelte, beweiſt zur Genüge, daß auch diesmal nicht das Beſte der Wiſſenſchaft, ſondern die zufällige Befriedigung einer elenden Privatleidenſchaft ihre Ernennung veranlaßt hatte. Die Wiſſenſchaften ſind nicht durch öffentliche Unterſtützung, ſondern durch den Eifer und Enthuſiasmus derer die ſich ihrem Dienſte widmeten, zu ihrer jetzigen Stufe der Vervollkommnung empor geſtiegen, und die Regierung in England verdient in Abſicht auf Beförderung der Naturgeſchichte nicht das geringſte Lob. Auch noch jetzt thut eine Privatgeſellſchaft, die Oſtindiſche Kompagnie in England, ungleich mehr für die Geographie, als je die Regierung gethan hat; ſie beſoldet einen Geographen, der mit Recht dieſen Namen führt, den berühmten Alexander Dalrymple, mit 3000 Reichsthalern, und giebt jährlich eine gleiche Summe für die Verfertigung der Karten und den Druck der geographiſchen und nautiſchen Aufſätze, die er der Bekanntmachung werth achtet. F.

*) Die ſchwarze Sproßtanne iſt *Abies mariana MILL.* eine von Linné nicht aufgenommene Art; und die Cypreſſe, die hier genannt wird, wahrſcheinlich *Cupreſſus Thyoides*. Die Fichte oder Kiefer läßt ſich nach dieſer gar zu allgemeinen Benennung nicht beſtimmen. F.

1788. Septbr. einzuſammeln. Um dieſe Zeit reift auch eine Art rothe und weiße Brombeeren, welche die unſrigen an Größe und Geſchmack weit übertreffen. Die große Menge der Beeren aller Art, womit die Eingebornen uns verſorgten, bewies den Ueberfluß, den ſie ſelbſt davon hatten. Unſere Mahlzeiten gewannen dadurch, ſowohl für den Geſchmack als für die Geſundheit, und die Matroſen ſpeiſten täglich einen daraus bereiteten Pudding. Von der rothen Frucht machten wir einige kleine Fäſſer voll mit Zucker ein, die ſich mehrere Monate hielten, und auf der See von großem Nutzen waren.

Ueberall wächſt wildes Lauch in der größten Menge, imgleichen eine große Anzahl von verſchiedenen eßbaren Wurzeln, von denen einige wie Seeſpinat *) ſchmeckten. Konnten wir uns aber keinen hinlänglichen Vorrath davon verſchaffen, ſo waren die friſchen Neſſelſpitzen ein guter Erſatz dafür. Die Eingebornen eſſen dieſe letzteren bis zum Uebermaaß. Sie ziehen der Pflanze, wenn Sie noch jung iſt, die äußere Haut ab, und verzehren dann das Uebrige roh.

Gegen die See zu fanden wir häufig den wilden Waizen oder das Gänſegras **). Die Wälder waren allenthalben mit wilden Roſen und Eglantierroſen durchwebt, deren Blüthe die Luft mit ihrem Wohlgeruch erfüllte. Auch fanden wir das Anthericum mit orangefarbener Blüthe, und viele andere Pflanzen, die wir aus Mangel an botaniſchen Kenntniſſen weder zu nennen noch zu beſchreiben wiſſen. Ein Kenner dieſer nützlichen und angenehmen Wiſſenſchaft, der Gelegenheit fände ſich hier die ſchöne Jahrszeit hindurch aufzuhalten, würde vermuthlich ihren Umfang anſehnlich erweitern.

Die Anzahl der verſchiedenen Arten von vierfüßigen Thieren, die wir hier zu ſehen bekamen, war nicht bedeutend: wir ſahen nämlich nur Hirſche, Rakkuns oder Waſchbären (*Urſus Lotor LINN.*) Marder, Eichhörnchen und Füchſe. Die Hirſchart, womit die hieſigen Fürſten uns beſchenkten, war ſehr klein; allein wir haben auch eine überaus große Art mit zackigem Geweihe bei ihnen geſehen, die zu den Muus- (*Mooſe*) oder Elennthieren gehört; nur ſchienen die letzteren gar nicht häufig zu ſeyn, und nie waren wir ſo glücklich, in allen unſern Jagdpartien auch nur Eins zu erlegen, ob wir gleich mehrere geſehen und verwundet haben.

---

*) Was für eine Pflanze dieſer Engliſche Name bedeutet, kann ich nirgends finden. Dies iſt eine Folge von dem Beibehalten unwiſſenſchaftlicher Benennungen. F.

**) Gänſegras, *Gooſe-gras*, iſt das *Galium Aparine LINN.*; allein hier bedeutet es ſicherlich ganz etwas Anderes, nämlich eine wirkliche Grasart, wie ſich aus dem Zuſatze: wilder Waizen, ergiebt. In der That man hat Urſache, über den Gebrauch der Provinzialbenennungen zu klagen, und ſich zu ärgern, daß bei uns ſogar Gelehrte den Unſinn, die Pflanzen lieber mit ſolchen unkenntlichen, als mit den ſyſtematiſchen bekannten Namen zu belegen, in wiſſenſchaftlichen Büchern einführen wollen. F.

Die Füchſe ſind häufig und von ſehr verſchiedenen Farben: einige gelb, mit langen, weichen, ſchönen Haaren; andere ſchmutzig-roth, und eine dritte Art aſchgrau. — Die Marder gleichen an Größe und Geſtalt den Kanadiſchen; aber ihr Pelz iſt nicht ſo ſchwarz und folglich nicht ſo koſtbar, wie der von den dortigen. Es giebt noch eine andere Art, mit ſo grobem Haar, daß ſelbſt die Eingebornen wenig oder gar keinen Werth darauf ſetzen. Das Hermelin iſt ſehr ſelten, und, ſo viel wir ſahen, mehr gelblich von Farbe, und nicht ſo köſtlich weiß wie diejenigen, die wir in Europa ſo hoch ſchätzen. Waſchbären (*Raccoons*) und Eichhörner giebt es eben ſo wenig in Menge. Jene ſind hier ſo kirre, wie im öſtlichen Amerika; dieſe kleiner als die Europäiſchen, und von minder glänzender Farbe.

Während unſeres Aufenthalts an dieſer Küſte ſahen wir nur zwei Biberfelle; aber es waren die ſchönſten dieſer Art, die wir jemals geſehen hatten. Die Eingebornen erzählten uns viel von den Bären, die ſich in großer Anzahl in ihren Wäldern befänden. Sie beſchrieben ſie als von der wildeſten Art, und gaben zu verſtehen, daß ſie zuweilen fürchterliche Kämpfe mit ihnen hätten; wir waren aber nie ſo glücklich, einen auch nur zu ſehen, ſo oft auch unſere Leute abſichtlich auf die Bärenjagd ausgingen.

Weiter erſtreckt ſich unſere Bekanntſchaft mit den vierfüßigen Thieren dieſer Gegend nicht, ob ich gleich ſehr vermuthe, daß noch viele andere Arten die hieſigen Wälder bewohnen. Wir haben Felle geſehen, die den Eingebornen zur Kleidung, zum Schmuck oder zur Rüſtung dienten und von Thieren ſeyn mußten, welche wir nicht lebendig angetroffen hatten. Vielleicht war man durch den Tauſchhandel mit andern Stämmen im Innern des Landes dazu gekommen. — Das wilde Schaf oder Bergſchaf bewohnt zwar die nördlichere Gegend der Küſte, kommt aber nicht ſo weit nach Süden, als der Bezirk von Nutka; wenigſtens ſahen wir weder das Flies noch die Hörner, deren ſich doch die Bewohner von Prinz Wilhelms Sund und am Cooks-Fluß ſo allgemein bedienen.

1788. Septbr.

Die See an dieſen Küſten iſt reich an allerlei Thierarten, z. B. Wallfiſchen und Kaſchelotten, Nordkapern, ſchwarzen und weißen Meerſchweinen, Robben, Seelöwen, Wallroſſen, Flußottern und vor allen andern Seeottern. Im Sommer, wenn wir längs der Küſte hinſegelten, ſahen wir Wallfiſche in großer Anzahl, und waren oft Zeugen der fürchterlichen Gefechte zwiſchen ihnen, dem Schwertfiſch und dem Dreſcher*), von deren Schlägen die Luft widerhallte. Die Eingebornen ziehen, wenn ſie auf den Wallfiſchfang gehen, die kleinen mit dem Höker auf dem Rücken vor, weil ſie leichter zu tödten ſind. Aus eben dem Grunde jagen ſie auch die Seelöwen und Wallroſſe. Die unzähligen Seehunde oder gemeinen Robben, die man überall ſieht, werden ihnen leicht zur Beute, und nach ihrem Geſchmack iſt das Fleiſch derſelben eine leckere Speiſe. Das harthaarige Fell iſt ſilberfarben mit ſchwarzen Flecken. — Das Fleiſch des Seelöwen und des Wallroſſes wird für eine beſondere Leckerei gehalten und ſelbſt dem Wallfiſchfleiſche noch vorgezogen. Beide Thiere ſind aber ſüdwärts ſehr ſelten; hingegen trift man ſie weiter nach Norden in großer Menge an.

Die Anzahl dieſer Thiere, welche die Einwohner zu ihrem Unterhalte tödten, muß nothwendig ſehr beträchtlich ſeyn. Nur der Nordkaper und die Meerſchweine entgehen, wie es ſcheint, der allgemeinen Verheerung, weil man ſie an Nutzen und Wohlgeſchmack den übrigen Thieren nachſetzt. Uebrigens kommt, ſo viele Wallfiſche ſich auch in der Nähe von Nutka aufhalten, ihre Zahl doch nicht gegen die an den nördlicheren Küſten in Vergleich. Unter jenem beeisten Himmelsſtriche hat man ein angenehmes Schauſpiel an der allgemeinen Bevölkerung des Oceans mit dieſen ungeheuren Geſchöpfen.

*) So viel mir bekannt iſt, gehört dieſer Dreſcher (*thraſher*) zu den mythologiſchen Weſen der Seefahrer, und iſt kein wirklich exiſtirender Fiſch. Die Fabel lautet, daß zwei Fiſche zu gleicher Zeit den Wallfiſch anfallen; der Schwertfiſch rennt ihm ſeinen ſchwertförmigen Schnabel in den Bauch, und der Dreſcher ſchlägt mit dem Schwanz ihm auf den Rücken. Das erſtere mag gegründet ſeyn; allein das letztere iſt eine mißverſtandene Bewegung der Wallfiſche ſelbſt. Wenn ſie ruhig und ſich ſelbſt gelaſſen ſind, pflegen ſie ſich auf der Oberfläche des Meeres zu halten, ſich auf die Seite zu legen, eine von ihren langen Bruſtfloſſen (den vermeintlichen Schwanz des Dreſchers) hoch auf in die Luft zu richten, und ſich damit heftig an die Seiten zu ſchlagen, daß, indem das Waſſer davon ſpritzt, ein lauter Knall entſteht. Dieſes muthwillige Spiel habe ich oft ganz in der Nähe geſehen; das Schlagen des ſo genannten Dreſchers aber immer nur aus der Ferne, wo es denn ganz dieſelbe Bewegung zu ſeyn ſchien. F.

1788. Septbr.

Die Seeotter bewohnt, unſeres Bedünkens, alle Theile der Nordweſtküſte von Amerika, die zwiſchen 30° und 60° nördlicher Breite liegen. Ihr Pelz iſt der ſchönſte in der Welt, da er die glänzendſte Schwärze und jede andere auszeichnende Schönheit hat. Er wärmt ſo außerordentlich, daß er in kalten Gegenden die köſtlichſte und vorzüglichſte Kleidung abgiebt. Wegen ſeines prächtigen Anſehens iſt er beſonders zum Putz geſchickt, und könnte unter Umſtänden ſogar mit dem königlichen Hermelin an Schönheit wetteifern*).

Die Amerikaniſche Küſte iſt indeß nicht ausſchließender Weiſe in Beſitz dieſes koſtbaren Thieres. Die Küſten von Japan und China, zumal am gelben Meere und in der Nähe von Korea, werden ebenfalls von Seeottern beſucht; allein, ſo viel ich weiß, ſieht man ſie niemals weiter gegen Süden hin. Sie ſcheinen ſich alſo in den kalten Himmelsſtrichen, für welche ſie vermöge ihres warmen Felles gemacht ſind, auch am beſten zu befinden und ſie beſonders vorzuziehen. Einzelne Plätze wählen ſie ſich indeß vor andern, vermuthlich wegen des größeren Ueberfluſſes an Fiſchen, von denen ſie ſich nähren.

Die Seeottern ſind den Flußottern darin ähnlich, daß ſie auf dem Lande und im Waſſer leben können; ſie unterſcheiden ſich aber dadurch, daß ſie die See zu ihrem liebſten Aufenthalte wählen. Man ſieht ſie mannichmal viele Meilen weit vom Lande, auf der Oberfläche des Waſſers auf dem Rücken liegen und ſchlafen, indeß die Jungen ihnen auf der Bruſt ruhen. Dieſe Jungen können nicht ſchwimmen, bis ſie einige Monate alt ſind; die Mutter muß ſie alſo auf eine beſondere Art mit ſich in See nehmen und ſie dann wieder in ihren Aufenthalt am Lande oder in Felſenhöhlen zurückſchleppen. Wie ſie mit den Jungen auf der Bruſt ſchlafen, ſo hat man ſie auch wirklich mit ihnen auf dem Rücken ſchwimmen geſehen. Werden ſie alsdann vom Jäger eingeholt, ſo ſtirbt die Mutter allemal mit den Kleinen; denn nichts kann ſie im Augenblick der Gefahr von dieſen losreißen.

---

*) Dies iſt nun wirklich wenig geſagt. Wenn es nicht Mode geworden wäre, daß fürſtliche Perſonen Hermelinmäntel tragen, ſo würde man dieſes Pelzwerk ſo königlich nicht finden. Ein anderes iſt es um das vortrefliche Fell der Zobel, das in der That an Schönheit, Farbe und allen guten Eigenſchaften eines Pelzes andere Sorten (die Seeotter etwa ausgenommen) weit hinter ſich zurückläßt. F.

1788. Septbr.

Der Bau ihrer Lunge iſt ſo beſchaffen, daß ſie nie länger als zwei Minuten unter Waſſer bleiben können, ſondern nach Verlauf dieſer Zeit immer wieder an die Oberfläche herauf kommen müſſen, um Luft zu ſchöpfen. Dieſer Umſtand giebt ihren Verfolgern einen wichtigen Vortheil, wiewohl die außerordentliche Schnelligkeit, mit der ſie ſchwimmen, oft die angeſtrengteſte Aufmerkſamkeit und Uebung des Jägers zu Schanden macht.

Die Natur hat dieſes Thier mit gewaltigen Waffen zum Angriff verſehen. Seine Vordertatzen ſind denen an der Flußotter ähnlich, aber größer und ſtärker. Die Zehen der Hinterfüße ſind mit einer Schwimmhaut verbunden, welche, wie die Vorderfüße, mit harten Borſten dichte beſetzt iſt. Das Maul enthält die fürchterlichſte Reihe von Zähnen, dergleichen ich bei keinem andern Seethiere, den Haifiſch ausgenommen, geſehen habe *). Die Schönheit des Felles ſteht mit dem Alter der Thiere in Verhältniß. Die Jungen haben in den erſten Monaten ein langes, grobes, weißes Haar, welches den feinen Flaum oder das darunter liegende Wollhaar bedeckt. Die Eingebornen pflegten oft dieſes grobe Haar auszurupfen, und dann kam der Pelz vom ſchönſten Braun und von Sammetweiche zum Vorſchein. Mit dem zunehmenden Alter fallen dieſe langen Haare von ſelbſt aus, und der Pelz wird ſchwärzer, bleibt aber noch kurz. Das völlig erwachſene Thier iſt von glänzender Gagat-Schwärze, und wird immer ſchöner; der Pelz wird reicher, dichter, und hat nur noch wenige einzeln zerſtreuete weiße Haare. Ueber dieſen Punkt der Vollkommenheit hinaus, im höheren Alter, wird der Pelz matt und dunkelbraun, und verliert folglich an ſeinem Werthe.

Dies iſt die genaueſte Nachricht, die wir von dieſem merkwürdigen und koſtbaren Thiere geben können **). Die verſchiedenen Sorten von Seeotterfellen, die man

uns

---

*) Hier muß man nur nicht glauben, das Gebiß der Seeotter ſey dem Gebiſſe des Hai's ähnlich. Jenes iſt vollkommen ſo beſchaffen, daß es zwiſchen der Flußotter und dem Robben die Mitte hält; dies hingegen beſteht aus mehreren Reihen ſchief im Rachen geſtellter Zähne, welche durchgängig platt, dreieckig zugeſpitzt und am Rande ſägeförmig eingeſchnitten ſind. F.

**) Eine genauere, den Naturforſcher befriedigende Beſchreibung der Seeotter, und eine ausführlichere Geſchichte ihrer Lebensweiſe und Sitten findet man bei Steller, in ſeiner Beſchreibung von Kamtſchatka, S. 97., auch im XI. B. des Hamburg. Magazins S. 460, und in den *Nov. Comm. Petrop. II. p.* 367. Die beſte Abbildung liefert Cook's dritte Reiſe, deutſche Ueberſetzung, (Quartausgabe) II. B. S. 29. F.

1788. Septbr.

uns zum Verkauf brachte, mit Beſtimmtheit zu beſchreiben, überſteigt meine Kräfte. Die große Abſtufung der Farbe von Kaſtanienbraun bis zu vollkommener Schwärze, machte es uns ſehr ſchwer, genau den Zeitpunkt der Vollkommenheit im Alter dieſes Thiers zu beſtimmen. Anfangs glaubten wir, die Felle wären von ganz verſchiedenen Thierarten, oder wenigſtens Abarten; allein in der Folge wurden wir inne, daß alles ſich ſo verhält, wie wir es oben angegeben haben. Auch können andere, uns nicht bekannte Umſtände eintreten, um den Punkt der Reiſe zu beſchleunigen oder zu verſpäten. Wahrſcheinlich findet alljährlich auch eine Veränderung des Pelzes Statt, ſo daß die alten Haare ausfallen und neue ihre Stelle erſetzen; denn allerdings ſind die Felle nach den verſchiedenen Jahrszeiten verſchieden: im Winter getödtete Seeottern waren ungleich ſchwärzer und in jedem Betracht vollkommner, als diejenigen, die man im Sommer und im Herbſte fing. Die Chineſer, als die beſten Kenner in dieſem Fache, theilen die Seeotterfelle in acht oder zehn Klaſſen, für deren jede ſie einen verhältnißmäßigen Preis beſtimmten, ohne bei dem ganzen Handel unſere Meinung gelten zu laſſen. Vielleicht hatten ſie nicht unrecht, unſere Kenntniſſe vom Pelzwerk für ſehr unbedeutend zu halten.

Das Männchen der Seeotter iſt ohne allen Vergleich ſchöner, als das Weibchen, und zeichnet ſich beſonders durch ſchönere Gagatſchwärze und Sammetartigkeit des Haares aus. Das Weibchen hat an Kopf, Bruſt und Bauch einen weißen, aus grobem Haar beſtehenden Pelz. Die Felle, die am höchſten im Preiſe ſtehen, haben Kehle und Bauch mit ſehr vielen glänzenden Silberhaaren durchſchoſſen, indeß der ganze übrige Pelz ſehr reich und ſchwarz iſt, und aus Haaren von der äußerſten Zartheit und von Seidenglanze beſteht. In dieſem Zuſtande iſt das Seeotterfell unter allem Pelzwerk in der ganzen Welt zur Kleidung das köſtlichſte. Doch will man in China behaupten, daß die Felle der Seeottern, die man in dem Meere zwiſchen Japan und Korea fängt, die Ruſſiſchen und Nordweſtamerikaniſchen übertreffen. Die Eingebornen von Amerika fangen dieſe Thiere ohne viele Mühe, weil ſie an ihren Küſten ſo überaus zahlreich ſind. Die Natur giebt ihnen in den Seeottern ihren prächtigſten Aufputz, ihre wärmſte, bequemſte Winterkleidung und eine ihrer leckerſten Speiſen. Von der Flußotter, oder Kapukka, wie ſie bei den Nutkaern heißt, die man auch in Kanada findet, iſt die Seeotter ſehr

1788. Septbr. verſchieden, und ihr, ſowohl was Geſtalt, als was Größe und Pelz betrift, weit vorzuziehen.

Die Vögelgattungen an der Amerikaniſchen Küſte ſind nicht ſehr zahlreich. Wir haben die Krähe, die Aelſter, den Krammtsvogel, den Specht, den Zaunkönig, den Eisvogel, die gemeine Lerche, den Regenpfeifer, den Habicht und den weißköpfigen Adler geſehen; zuweilen, doch ſelten, ließ ſich auch die Waldtaube blicken. Ungleich zahlreicher waren die Waſſervögel. Dahin gehören: die gemeine Mewe, der Waſſerrabe, verſchiedene Arten von Enten und Täuchern, der Seepapagei und viele andere, deren Namen uns unbekannt ſind.

Die ungeheure Menge Fiſche, ſowohl an dieſer Küſte, als in den Häfen und im Sunde, beſteht in Heiligbutten, Heringen, Sardinen, Silberbraſſen, Lachſen, Forellen, Kabeljau, Elephantenfiſchen, Haifiſchen, Tintenfiſchen, mancherlei Seebraſſen und Seehähnen ꝛc. die wir alle theils ſelbſt gefangen, theils bei den Eingebornen geſehen haben. Wahrſcheinlich giebt es noch viele andere Gattungen, die ſich nur nicht angeln laſſen; allein wir hatten keine Netze, und die Eingebornen kennen nur den Fiſchfang mit der Angel.

Im Frühlinge beſuchen die Heringe und die Sardinen dieſe Küſte in ungeheuren Zügen. Die Heringe ſind ſieben oder acht Zoll lang, folglich im Durchſchnitt kleiner, als in den Meeren, welche England umgeben. Die Sardine, welche der Portugieſiſchen ähnlich und überaus wohlſchmeckend iſt, wird hier in erſtaunlicher Menge gefangen. Zuerſt treibt man den Zug in kleine Buchten oder ſeichte Stellen der See; dann ſtellen ſich einige Leute in Kanots, und plätſchern im Waſſer, während daß einige andere mit Fichtenzweigen, die ſie vermittelſt daran befeſtigter Steine ins Waſſer ſenken, den Fiſchen den Rückweg verſperren, worauf ſie leicht mit hölzernen Trögen oder geflochtenen Körben herausgeſchöpft werden. Oft haben wir eine ſolche Menge Sardinen gefangen geſehen, daß eine ganze Dorfſchaft ſie nicht hat reinmachen können, ehe ſie anfingen, in Fäulniß zu gerathen. Sobald ſie ausgenommen und geputzt ſind, ſteckt man ſie auf Ruthen, und hängt ſie reihenweiſe in einer gehörigen Entfernung über das Feuer, um ſie zu räuchern. Wenn ſie trocken genug ſind, werden ſie ſorgfältig in Matten gepackt und als ein ſehr anſehnlicher Theil des Wintervorraths aufgehoben. Die gelegene Zeit dieſer Fiſcherei iſt im

1788.
Septbr.

Julius und Auguſt. Alsdann werden einige Leute auf die Anhöhen am Meere geſtellt, um den Zügen dieſer Fiſche entgegen zu ſehen, die man an der beſonderen Bewegung im Waſſer leicht erkennt. Auf die Nachricht, daß ſie ankommen, eilen die Eingebornen in ihre Kanots, um den Fang zu betreiben. Sie ziehen die Sardine jedem andern Fiſche, ausgenommen dem Lachſe, vor *).

Lachſe fängt man hier im Julius, Auguſt und September, zwar nicht in der Menge, wie die anderen Fiſche, aber dagegen vom vortreflichſten Geſchmacke. Die hieſigen Eingebornen ſpalten, trocknen und packen ſie ein, wie ſchon beſchrieben worden iſt, und finden ſie mit Recht ausnehmend lecker. Die Lachſe von Nutka unterſcheiden ſich aber ſehr von denen, die ſich weiter nordwärts aufhalten; dieſe letzteren ſind mit den Kamtſchatkiſchen einerlei, und ungleich ſchlechter, als die ſüdlichen.

Während unſeres Aufenthalts in König Georgs Sund ſahen wir wenig Haifiſche und Heiligbutten. Der Kabeljau, den die Wilden fingen, war von der beſten Qualität. Alle dieſe Sorten werden, wie die vorigen, für den Winter aufbewahrt. Wir ſahen hier auch den rothen Seeperſch (*Snapper*), der aber ſehr ſelten iſt, und zuweilen einen großen Kalmar oder Tintenfiſch, den die Eingebornen als einen vorzüglichen Leckerbiſſen roh verſchlingen. Die Miesmuſcheln ſind hier ſehr groß, und enthalten viele kleine Saatperlen, die etwa von der Größe eines Stecknadelknopfs, ungeſtaltet, und vom ſchlechteſten Waſſer ſind. Wir ſahen Seeohren, Herzmuſcheln, Patellen und andere Schaalthiere in Menge. Die kleinen Seekrabben werden häufig angetroffen, und haben einen vorzüglichen Geſchmack.

Das Geſchlecht der kriechenden Thiere ſchränkt ſich hier auf eine einzige Art kleiner brauner Schlangen ein, die etwa achtzehn Zoll lang ſeyn mag und bei dem geringſten Geräuſch entflieht. So oft wir auch die Wälder beſuchten, fanden wir doch nie eine andere Art; alſo darf man hier ſicherer, als auf der Oſtküſte von Amerika, wandern, ohne jene giftigen Thiere, die dort ſo gefährlich ſind, zu befürchten. — Moskitos oder Mücken ſind ſehr häufig und den Eingebornen beſonders überläſtig. Auch Schmetterlinge, zum Theil von ungewöhnlicher Größe und Schönheit, haben

---

*) Dieſe Sardinen ſind unſere Breitlinge oder die Engliſchen *ſprats* (*Clupea Sprattus LINN.*); dagegen heißen bei uns die Anſchovis oder Anjovis (*Clupea Encraſicolus LINN.*) oft Sardellen.
F.

1788. Septbr. wir in den hieſigen Wäldern geſehen; ferner waren Bienen, gemeine Fliegen und viele Arten von Nachtvögeln häufig anzutreffen.

Die Mineralien dieſes Landes können wir nur nach den verſchiedenen Erzen beurtheilen, die wir bei den Einwohnern fanden; und aus dieſen ſchließen wir, daß ſie von der wichtigſten Beſchaffenheit ſind. Die Klumpen von reinem, gediegenem Kupfer, die wir bei ihnen ſahen, überzeugten uns, daß dieſes Metall in den benachbarten Gebirgen brechen muß. Wir bekamen einſt ein Stück Kupfer zu Geſicht, welches ein Pfund wiegen mochte; es war ein Loch hineingearbeitet, um einen Stiel daran befeſtigen und das Metall als Hammer gebrauchen zu können. Der Beſitzer gab uns zu verſtehen, daß er es im Tauſch von nördlicher wohnenden Völkern erhalten hätte. Zuweilen ſahen wir Hals- und Armbänder vom reinſten Erz, die allem Anſchein nach nie in Europäiſchen Händen geweſen waren.

Die Eingebornen graben eine Art von grobem, rothem Oker, womit ſie ſich den Leib, vorzüglich aber das Geſicht anmalen, und der wahrſcheinlich metalliſche Theile enthält. Zu eben dem Zwecke bedienen ſie ſich auch einer ſchwarzen Farbe, worüber ſie einen glänzenden Sand ſtreuen, den ſie in hohem Werth halten, und den unſere Matroſen anfänglich für Gold anſahen. Sie ſammeln ihn aus einem weißlichen Felſengrunde, im Bett eines kleinen Baches. Die Felsart war mit dieſer glänzenden goldfarbigen Subſtanz durchädert. Brach man etwas von dem Geſtein entzwei, ſo verſchwanden die glänzenden Theilchen, und was übrig blieb, war ſchwarz und blättrig, erhielt aber denſelben Schimmer, ſobald es zu Pulver gerieben ward. Von dieſem glänzenden Sande *), dem ſtolzeſten Schmucke der Nutkaer, ſpricht auch ſchon Sir Francis Drake in ſeiner Beſchreibung von Neu-Albion; unſere mineralogiſchen Kenntniſſe ſind aber zu unbedeutend, um ein näheres Urtheil über dieſes Mineral zu wagen. — Außerdem ſahen wir hier einige achteckige, vollkommen durchſichtige Stücke Bergkriſtall, die von den Einwohnern als Halsgeſchmeide getragen wurden. Gewöhnlich führten ſie auch ein kleines Stückchen Ruſſiſches Glas bei ſich, worauf ſie einen hohen Werth ſetzten. Unſere mangelhafte Kenntniß von dieſem Lande, erlaubt uns über ſeine Mineralien keine weitere Vermuthungen.

---

*) Eine Art Glimmer in Quarz. F.

Die Spanier indeß, die für alle im innern Schooße der Erde verſchloſſene Schätze der Natur den feinſten Spürgeiſt beſitzen, eröffneten hier im Auguſt 1789 ein Bergwerk auf **Hog-Eiland** (der Schweine-Inſel) in **Friendly Cove**, in **König Georgs Sund**. Ihre Bergleute mußten unabläſſig arbeiten; aber außer den zur Wache beſtellten Soldaten durfte ſich kein Fremder der Grube nähern. 1788. Septbr.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Beſchreibung der Einwohner. — Behandlung ihrer neugebornen Kinder. — Abſcheu gegen Bärte. — Kleidung der Männer und Weiber von verſchiedener Art. — Larven und ihr Gebrauch. — Gemüthsart und Temperament der Eingebornen. — Verabſcheuungswürdige Sitte, monathlich einen Sklaven umzubringen und aufzueſſen. Feierlichkeiten bei dieſer Gelegenheit.

Die Eingebornen von dem Bezirke **Nutka** ſind mehrentheils ſtark und wohl proportionirt, mit breiten, fleiſchigen Geſichtern, hohen, hervorragenden Backen und kleinen, ſchwarzen Augen. Ihre Naſe iſt breit und platt; ihre Lippen ſind dick, und die meiſten haben ſehr ſchöne Zähne von der ſchimmerndſten Weiße.

Die Behandlungsart der neugebornen Kinder kann man außerordentlich nennen, nicht bloß in Rückſicht ihrer Zweckloſigkeit, ſondern auch wegen ihrer Uebereinſtimmung mit den Sitten der Chineſer und Tataren, die gerade, was dieſen Punkt betrift, mit dem hieſigen Volk eine beſondere Aehnlichkeit haben. Die Mutter bindet den Kopf des jungen Kindes mit einer ſchmalen Binde, die mehreremale herum geht, bis an die Augen, um ihm eine eigene Geſtalt zu geben, die er in dieſem zarten Alter noch annimmt. Man möchte glauben, daß ein ſo feſtes Verband dem Kinde große Schmerzen verurſachen müſſe; allein wir haben nie bemerkt, daß die Kinder, die man auf dieſe Art zu Zuckerhutköpfen bereitete, merkliche Pein oder Ungemach litten.

Dieſe Gewohnheit den Kopf zuſammenzudrücken, giebt ihnen ein übles Ausſehen, zieht die Augenbraun in die Höhe, verurſacht häufiges Schielen, macht die Naſe flach, und zerrt die Naſenlöcher auseinander. Deſſen ungeachtet kann man keinesweges ſagen, daß ſie eine häßliche Raße von Menſchen wären. Auch unter

1788. Septbr. ihnen, wie bei ſo vielen Indianiſchen (Amerikaniſchen) Völkern, iſt es üblich, ſich den Bart, wenn er zuerſt hervorſproßt, mit der Wurzel auszureißen, und mit dieſer Operation fortzufahren, ſo wie etwas nachwächſt. Es gehört ſogar zu den häuslichen Beſchäftigungen ihrer Frauen, auf dieſe Erſcheinung des männlichen Alters Acht zu geben und die Barthaare auszurupfen, ſo wie ſie zum Vorſchein kommen, welches ſie ſehr geſchickt mit den Fingern verrichten, ohne den geringſten Schmerz zu verurſachen. Einige pflegen jedoch, wenn ſie alt und preßhaft werden, ihren Bart ununterbrochen wachſen zu laſſen; indeß ſahen wir nur wenige ſolche Beiſpiele. Dem Abſcheu vor dem Barthaare ſteht ihre beſondere und eitle Pflege des Haupthaares entgegen. Dieſes iſt dick, ſchwarz und glänzend, wächſt zu einer ziemlichen Länge, und wird entweder auf der Scheitel in einen Knoten gebunden, oder hängt den ganzen Rücken hinunter.

Ihr Aeußeres hat, im Einzelnen unterſucht, nicht das zierliche Ebenmaaß, welches man bei andern Amerikaniſchen Völkern wahrnimmt [*]). Ihre Gliedmaßen ſind zwar ſtark und muskulariſch, aber krumm und mißgeſtaltet. — Dagegen haben ſie wirklich eine weiße Haut, wenn man nämlich den Schmutz und den Oker davon gewaſchen hat. Wir haben auch einige von ihren Weibern in dieſem reinen Zuſtande, der freilich nicht der gewöhnliche iſt und in den ſie ſich nur mit Mühe bringen laſſen, zu ſehen Gelegenheit gehabt; und da hatten ſie nicht nur die ſchöne Geſichtsfarbe der Europäerinnen, ſondern auch Züge, deren Schönheit und Zartheit ſelbſt in Ländern, wo man ſich auf die Eigenſchaften der menſchlichen Geſtalt am beſten verſteht, Aufſehen erregt haben würden. Dieſe Beiſpiele von Schönheit finden ſich indeß unter den Frauenzimmern in Nutka nur ſelten; denn gewöhnlich ſind ſie eher dazu gemacht, einen Europäer anzuekeln. Ihr Haar iſt ſchwarz, und ihre Augen von derſelben Farbe, wie bei den Männern, von denen man ſie auf den erſten Blick nicht ſogleich unterſcheidet. In ihrem Betragen waren ſie keuſch und ſitt-

---

[*]) Dies ſcheint in Widerſpruch mit der vorigen Aeußerung zu ſtehen, wo die Nutkaer „wohlproportionirt" (*well proportioned*) genannt werden; allein ich möchte wohl, mit der völligen Ueberzeugung recht gerathen zu haben, die Vermuthung wagen, daß der Verfaſſer mit ſeinem „wohlproportionirt ſeyn" nur hat auf die Statur gehen und eine mittlere Größe andeuten wollen. Man kann es einem Seemanne wohl verzeihen, wenn er einmal einen Ausdruck in einem unphiloſophiſchen oder unrichtigen, aber im gemeinen Leben (in England) üblichen Sinne nimmt. F.

1788. Septbr.

ſam, und Beiſpiele vom Gegentheile ſind unter ihnen nur ſelten. In König Georgs Sund gab es Weiber, die allen Anerbietungen und Verſuchungen widerſtanden.

Die vorzüglichſte Kleidung der Männer beſteht entweder aus Seeotterfellen, oder aus einer Art von leinenem Kittel, den die Weiber von der Rinde eines Baums und den Faſern einer Art von Neſſeln, die man zu dem Ende beſonders bereitet, zu verfertigen wiſſen. Auch Felle von Bären werden bisweilen getragen, wie es der Geſchmack des einen oder des andern, und allenfalls die Witterung mit ſich bringt. Die Kleidung, die aus Seeottern gemacht wird, beſteht aus zwei großen Fellen, die man auf einer Seite zuſammennähet. Sie geht vom Halſe bis an die Fußknöchel, unter dem linken Arm und über die rechte Schulter, wo man ſie vermittelſt eines an die Felle feſtgenäheten ledernen Riemens zuſammenknüpft, ſo daß beide Arme frei bleiben. Dieſe Kleidung iſt weder in der Form noch in ihren Falten ungeſchickt; und wenn man die Koſtbarkeit des Pelzwerkes dazu rechnet, ſo fehlt ihr nichts als Reinlichkeit, um eine der ſchönſten zu werden.

Um das Kleid von Kiefer- oder Fichtenrinde und Neſſelfaſern zu machen, beizt man die Neſſeln eine Zeitlang in Harn, und ſchlägt ſie dann wohl, bis ſie ſich leicht in Fäden ſondern laſſen, welches eben keine große Geſchicklichkeit erfordert. Eine gewiſſe Anzahl ſolcher Fäden macht, zuſammen verbunden, ein ſtärkeres Gebinde, welches zweimal ſo lang, als das Kleid werden ſoll, genommen und über einen langen Stock doppelt gelegt wird. Alsdann werden dieſe Gebinde oder Stränge zu einer Art von Matte geflochten, woraus dieſe Kleidung beſteht. Die Weiber ſind in dieſer Arbeit ſehr geübt, und ſie macht eine von ihren Hauptbeſchäftigungen aus. Wegen des dichten Gefüges iſt dieſe Kleidung warm; auch hat ſie, ſo lange ſie neu und rein iſt, ein zierliches Anſehen, zumal wenn die Ränder mit ſchmalen Streifen von Seeotterfell verbrämt werden. Allein der Schmutz in den Häuſern, und die zur Gewohnheit gewordene Unfläthigkeit des Volkes verunreinigen ſie bald und rauben ihr alle Schönheit. Dieſes Kleid nennen die Eingebornen einen Kotſak, und tragen es auf eben die Art, wie ihre Kleidungen von Häuten oder Pelzwerk.

Die Mütze, womit ſie den Kopf bedecken, iſt von kegelförmiger Geſtalt, ebenfalls mattenähnlich geflochten, und ſo dicht, daß ſie Waſſer hält. Auf ihr ſieht man

1788. Septbr. allerlei gemalte Figuren von Vögeln und andern Thieren. Sie wird vermittelſt eines ledernen Riemens unter dem Kinne zugebunden. Ich läugne nicht, daß dieſes Kleidungsſtück für die hieſigen Eingebornen ſeine große Bequemlichkeit hat; allein es dient freilich nicht dazu, ihnen ein elegantes, oder auch nur ein furchtbares Anſehen zu geben.

Gemeiniglich bemalen ſie ſich im Geſichte mit einem rothen Oker, und bei feierlichen Beſuchen wird der ganze Leib damit beſchmiert. Sie erhalten dadurch eine widrig rothe Farbe; und da der Oker mit Thranöl vermiſcht iſt, womit ſie ſich zuvor ſalben, ſo iſt auch der ranzige Geruch ekelhaft. Bei dieſer Malerei haben ſie, wie es uns ſchien, allerlei Unterſchiede zu bemerken, je nachdem es die Umſtände erfordern. Zum Beiſpiel, wenn ſie in den Krieg ziehen, iſt Schwarz die herrſchende Farbe, die in Streifen auf weißem Grunde angelegt wird. Zu andern Zeiten haben wir ſie ganz weiß angemalt geſehen; dann wieder hellroth, und mit ſchimmerndem Sande beſtreuet, wie ſchon erwähnt worden iſt. Aber alle dieſe Moden kamen uns gleichekelhaft vor, und, wenn wir uns des Ausdrucks bedienen dürfen, nur *en déshabillé* erſchienen ſie zu ihrem Vortheil.

Die Männer pflegen ſich durchgehends die Ohren zu durchſtechen. Einige haben mehrere Löcher darin, worin ſie kleine Riemen befeſtigen, um entweder die Stacheln des Stachelthiers, oder kleine Stücken Kupfer, oder die Zierrathen die ſie von uns bekamen, daran zu hängen. Knöpfe aber, wenn die zu haben waren, ſtachen allen andern Schmuck aus, ſo daß wir zuweilen Ohren ſahen, die vom Gewichte der daran gehängten Knöpfe bis auf die Schultern heruntergezogen wurden. Auch den Naſenknorpel zwiſchen den Naſenlöchern durchbohren ſie zuweilen, und hängen Stückchen Eiſen, Kupfer oder Zinn von verſchiedener Figur hinein. Am Handgelenke tragen ſie auch eine Art Armbänder von Metall oder von Leder, worauf Schnecken gereihet ſind, oder auch nur von einer Anzahl lederner Riemen. Aehnliche Zierrathen befeſtigen ſie auch an den Fußknöcheln, nur mit noch mehreren Riemen und verhältnißmäßig größeren Perlen oder Knöpfen.

Die Tracht der Weiber iſt weſentlich von der männlichen verſchieden, und der Sittſamkeit gemäß eingerichtet, um die Entblößung zu verhüten, die bei der Männerkleidung unvermeidlich iſt. Seeotterfelle oder anderes Pelzwerk dürfen die Weiber,

1788. Septbr.

ber, ſo viel wir bemerkten, gar nicht tragen. Ihre Kleidung beſteht aus Matten, die ſie in Geſtalt eines Hemdes ohne Ermel ſelbſt verfertigen, und die bis an die Fußknöchel gehen. Ueber den Kopf werfen ſie ſich eine Art von Mänteln, die in der Mitte ein Loch haben. Dieſe bedecken ihnen die Arme, ohne ſie in ihren Bewegungen zu hindern, obgleich bei ihren Beſchäftigungen der Arm ſelten weiter als zur Hälfte entblößt wird. Eine Mütze, wie die Mannsperſonen ſie tragen, gehört als das vollendende Stück ebenfalls zu ihrem Anzuge. Ihr langes, ſchwarzes Haar fällt den Rücken hinunter, und die einzige ihnen erlaubte Schminke iſt die rothe, womit ſie es aber auch bis zur Verſchwendung treiben. Wir ſahen nur wenige, die Naſen- und Ohrenſchmuck hatten.

Indeß waren dies nur die Friedenskleider; im Kriege bedient ſich das Volk von Nutka einer andern, dem Zwecke vortreflich angemeſſenen Tracht. Dies iſt ein dicker lederner Kittel, oder eine Jacke von Elennshaut, die an den Seiten und um den Hals in Franſen geſchnitten, auch ſonſt mit ledernen Quaſten beſetzt und mit allerlei Figuren bemalt iſt. Dieſes Kleid, welches vom Halſe bis an die Ferſen geht, iſt ſtark genug, um den Pfeilen und ſogar den Spießen ihrer Feinde Widerſtand zu leiſten, indem es los und frei hängt, folglich den Stoß bricht, und eine ſehr vortrefliche defenſive Rüſtung abgiebt. Zu dieſem Kleide gehört noch eine Larve, die den Kopf irgend eines Thieres vorſtellt, und ziemlich geſchickt von Holz, mit Augen, Zähnen u. ſ. w. gemacht iſt. Sie beſitzen dergleichen Masken in großer Verſchiedenheit, nnd bedienen ſich ihrer ebenfalls nur bei gewiſſen Gelegenheiten. Die zum Beiſpiel, welche einem Seeotterkopf oder dem Kopf eines andern Seethiers ähneln, werden nur gebraucht, wenn die Eingebornen auf die Jagd dieſer Thiere ausgehen. Zum Kriegszuge, und nur zu dieſem Behuf, überziehen ſie ihren ganzen Anzug mit großen Bärenfellen. Auch ſchmücken ſie ihren Kopf mit Federn und Daunen, oder dem weichen Flaum von Vögeln; und dieſe Sitte beobachten ſie allemal, ſo oft ſie ſich Fremden zum erſtenmal nähern.

Als wir ſie in dieſem wilden Aufputze zuerſt erblickten, konnten wir nicht umhin, ein wenig beſorgt zu ſeyn; allein der tägliche Umgang ſchwächte allmälig dieſen Eindruck, bis wir endlich nichts Furchtbares und nichts Häßliches mehr in ihren ſeltſamen Verunzierungen fanden. Sie ſind im Grunde ein gutartiges Volk, belei-

1788. Septbr. digen niemand, und haben, wenn ſie friedlich in ihren Häuſern ſitzen, und ſich mit ihren Hausgenoſſen unterreden, nichts von dem ſchrecklichen und wilden Anſehen, welches ihnen der eben erwähnte Anzug giebt. Mehrentheils betrugen ſie ſich höflich gegen uns, und gefällig unter einander. Auch ſchienen ſie von Recht und Unrecht ziemlich richtige Vorſtellungen zu haben; denn ſie waren voll kühner Zuverſicht, wenn ſie recht thaten, und hingegen ängſtlich, wenn ſie etwas Unrechtes im Schilde führten. Dies iſt ſo allgemein, daß ich mich nicht eines einzigen Falles entſinne, wo die Vorwürfe, die wir ihnen machten, wenn wir ſie auf einer ſchlechten Handlung ertappten, nicht die augenſcheinlichſten Zeichen der Beſchämung hervorgebracht hätten. Allein es wäre nicht einmal billig, nach ihrem Betragen gegen uns über ihren Charakter ein Urtheil zu fällen; hier wirkte die Furcht vor unſerer Macht, oder die Hoffnung auf unſere Gunſt, viel zu kräftig. Wenn wir aber Acht darauf gaben, wie ſie es ſo oft gegen einander ſelbſt an kleinen Attentionen nicht ermangeln lieſſen und die freundlichſte Willfährigkeit bezeigten; ſo ließ ſich nicht länger an ihrem guten Herzen zweifeln. Von einer andern Seite war ihr blutgieriger Appetit, ihr kannibaliſches Gelüſte, nur allzu offenbar. Wir blieben alſo zwiſchen Achtung und Abſcheu gegen die Nutkaer getheilt.

Kallikum und Hanapa gaben Beide ihre Abneigung gegen das Menſchenfleiſcheſſen zu erkennen, bekannten aber zu gleicher Zeit: es wäre unter ihrem Volke Sitte, und insbeſondere hinge Maquilla ſo ſehr daran, daß er monatlich einen Sklaven umbrächte, um ſeinen unnatürlichen Appetit zu befriedigen. Mit Abſcheu in Blick und Ausdruck erzählten uns die beiden Befehlshaber, wie es bei dieſer blutigen Feierlichkeit herginge. Maquilla beſaß eine große Anzahl Sklaven, nicht allein in Nutka, ſondern auch in andern Gegenden ſeiner Herrſchaft. So oft der ſchreckliche Tag gekommen war, den er mit einem Menſchenſchmauſe begehen wollte, verſammelte er eine gewiſſe Anzahl Sklaven in ſeiner Wohnung, wo er das Opfer auf folgende ſeltſame Art ausſuchte. Die geringeren Befehlshaber, die zum Schmauſe eingeladen waren, verrichteten die Vorbereitungsceremonien, welche darin beſtanden, daß ſie das Kriegeslied ſangen, um das Feuer tanzten und dies durch hineingegoſſenes Oel unterhielten. Dann ließ Maquilla ſich die Augen verbinden, und ſuchte einen von den Sklaven zu haſchen. Der nächſte Auftritt war alſo ſeine Thätigkeit

1788. Septbr.

in dieſem abſcheulichen Blindekuhſpiel, kontraſtirt mit der Anſtrengung und Furcht der Unglücklichen, die ihm zu entrinnen ſuchten. Es währte indeß nicht lange, ſo hatte er einen ergriffen, der dann augenblicklich umgebracht ward. Der todte Körper wird ſogleich zerſchnitten und die Portionen noch warm unter die Gäſte vertheilt, indeß die, welche einem ſolchen Schickſale für diesmal entgangen ſind, durch ein lautes Freudengeſchrei ihre Errettung feiern.

Wir waren keinesweges geneigt, dieſer außerordentlichen Nachricht Glauben beizumeſſen; vielmehr ſchien es uns, als wäre ſie erſonnen, um Maquilla in unſerer guten Meinung herabzuſetzen. Dazu kam noch Kallikum's mit Menſchenſchedeln geſtopftes Kopfkiſſen, welches den Verdacht in uns erweckte, daß, wenn Maquilla ein Menſchenfreſſer wäre, Kallikum ihm über dieſen Punkt wahrſcheinlich nichts vorzuwerfen hätte. Allein unſere ferneren Nachforſchungen beſtätigten Alles, was uns dieſer erzählt hatte, und viele Nutkaer gaben ihm das ehrenvolle Zeugniß, daß er, was dieſe kannibaliſche Neigung beträfe, wirklich eine Ausnahme von ſeinen Landsleuten wäre. Die Schedel, auf denen er ruhete, konnten freilich auch die Ueberreſte ſeiner Vorfahren ſeyn; oder, was uns wahrſcheinlicher dünkt, Trophäen ſeiner Tapferkeit, die er zum Andenken aufhob, wie geſittete Völker die Fahnen, welche ſie vom Feinde erbeuten, in den öffentlichen Gebäuden ihrer Hauptſtädte aufbewahren. Es ereignete ſich auch noch, bald nachdem wir dieſe Nachricht eingezogen hatten, ein Umſtand, der Maquilla'n ſelbſt veranlaßte, die Wahrheit ſeiner grauſamen Handlungen zu beſtätigen und ſogar den Zeitpunkt zu beſtimmen, da er das letztemal ſeine abſcheuliche Freßgier befriedigt hatte.

Er wollte nämlich eben an der Seite des Schiffes hinaufſteigen, und ward zufälligerweiſe am Fuße verwundet. Wir lieſſen ſogleich unſern Wundarzt rufen, um ihn zu verbinden; allein als er in Begriff war, ein Pflaſter auf die Wunde zu legen, verbat es ſich Maquilla, und ſog begierig das Blut, welches reichlich floß. Wir gaben ihm unſere Verwunderung und unſern Ekel darüber zu erkennen; er aber ſchmatzte mit den Lippen, ſtrich ſich den Wanſt, und rief: Kluſch, Kluſch! oder gut, gut! Ja, er ſtand nicht länger an, uns zu ſagen, daß er Menſchenfleiſch äße, und gab dabei das Wohlgefallen zu erkennen, womit er ſeines Gleichen verzehrte. Als wir noch über dieſes Bekenntniß ſchaudernd da ſtanden, ſetzte er hinzu,

1788. Septbr. daß er erſt kürzlich, und zwar in Friendly Cove ſelbſt, einen Sklaven getödtet und gefreſſen hätte. Wir brachten es durch Drohungen dahin, daß er verſprach, er wolle künftig weder ſich ſelbſt eine ſo grauſame That zu Schulden kommen laſſen, noch zugeben, daß ſie innerhalb ſeiner Beſitzungen verübt würde; denn mit dem entſchloſſenſten Ton und Blick verſicherten wir ihn, daß er eine Wiederholung dieſes gräßlichen Gaſtmahls nicht lange überleben ſollte.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Beſchäftigung der Männer in Nutka. — Jagd der See- und Landthiere. — Wallfiſchfang. — Seeotterjagd und Robbenſchlag. — Häusliche Verrichtungen. — Verfertigung der Waffen und des Fiſchergeräths. — Beſchäftigung der Weiber. — Einſammlung und Aufbewahrung des Fiſchrogens. — Kriegeriſche Neigung des Volkes. — Weibertauſch. — Religionsbegriffe.

Die Beſchäftigungen der Männer längs dieſer Küſte von Amerika entſpringen unmittelbar aus ihrer beſondern Lage, und beſtehen hauptſächlich in der Fiſcherei und der Jagd, ſowohl zu Lande als zu Waſſer, um ſich Speiſe oder Kleidung zu verſchaffen. Die Sklaven und die gemeinen Leute müſſen für das tägliche Bedürfniß Fiſche fangen; hingegen dürfen nur die Oberhäupter und Krieger das edlere Geſchäft den Wallfiſch zu erlegen oder Seeottern zu jagen, verrichten.

Es läßt ſich kaum beſchreiben, mit welcher Geſchicklichkeit ſie einen Wallfiſch tödten und wie leicht ſie das ungeheure Thier nach ihren Wohnplätzen führen. Wenn eine Wallfiſchjagd beſchloſſen wird, woran auch das ungeſtümſte Wetter nicht verhindert, ſo bereitet der Befehlshaber ſich mit ungewöhnlicher Feierlichkeit zu dieſem edlen Zeitvertreib. Er legt eine Kleidung von Seeotterfellen an, ſalbt ſich über und über mit Oel, ſchmiert ſich den Leib mit rothem Oker, und wählt zu ſeinen Gefährten die kühnſten, ſtärkſten und rüſtigſten ſeiner Leute. Die Kanots, deren man ſich zu dieſer Abſicht bedient, ſind größer als die gewöhnlichen, und kleiner als Kriegskanots; groß genug um achtzehn bis zwanzig Mann zu führen, und dem Zwecke vortreflich angemeſſen.

1788. Septbr.

Das Harpun, womit die Eingebornen ſowohl den Wallfiſch als andere Seethiere, die Seeotter ausgenommen, ſtechen, iſt ebenfalls ſehr gut ausgedacht. Der Schaft hat achtzehn bis acht und zwanzig Fuß Länge. Am Ende iſt ein großer eingekerbter Knochen daran feſtgebunden, an welchen das Harpun vermittelſt lederner Riemen befeſtigt wird. Das Harpun iſt von eirunder Figur, und an den Seitenrändern, ſo wie an der Spitze, äußerſt zugeſchärft. Es wird aus einer Miesmuſchel gemacht, die man in ein drei Zoll langes Stück Knochen (nicht das vorige) einpaßt, und woran man eine Schnur befeſtigt, welche aus den Sehnen gewiſſer Thiere gemacht und mehrere Klaftern lang iſt. Dieſes ganze Werkzeug wird nun an den Schaft befeſtigt, dergeſtalt, daß, ſobald man das Thier geſtochen hat, der Schaft vermittelſt daran ſitzender großer aufgeblaſener Robbenfelle oder Fiſchblaſen auf der Oberfläche des Waſſers ſchwimmt.

Der Befehlshaber iſt zugleich der erſte Harpunier, und wirft dem Wallfiſche das erſte Harpun in den Leib. Ihn begleiten mehrere Kanots von gleicher Größe wie das ſeinige, die auch mit Harpunieren beſetzt ſind, um nach den Umſtänden gebraucht zu werden. Sobald das große Thier ſich zum erſtenmal verwundet fühlt, taucht es unter, und reißt den Schaft nebſt allen Blaſen mit ſich in die See. Die Kanots folgen ſeiner Spur, und wo es wieder heraufkommt, ſtechen ſie es von neuem. Hiermit fährt man ſo lange fort, bis der Wallfiſch wegen der vielen ſchwimmenden Blaſen nicht mehr unterſinken kann, ſondern erſaufen muß; und dann ſchleppt man ihn mit großem Lärm und Freudengeſchrei ans Land. Dort wird er ſogleich in Stücken zerſchnitten, ein Theil noch an demſelben Tage verſchmauſet, und das Uebrige unter die Jagdgefährten ausgetheilt.

Der Seeotterfang iſt nicht nur mühſamer, ſondern auch gefährlicher. Zu dieſem Vorhaben werden zwei ſehr kleine Kanots in Bereitſchaft geſetzt, in deren jedem ſich zwei erfahrne Jäger befinden. Die Waffen, welche ſie bei dieſer Gelegenheit bei ſich führen, ſind Bogen nebſt Pfeilen, und ein kleines Harpun. Das letztere iſt etwas verſchieden von dem, welches zur Wallfiſchjagd gebraucht wird. Der Schaft hat zwar beinahe völlige Aehnlichkeit mit dieſem, und auch eine knöcherne Spitze; allein das Harpun ſelbſt iſt länger, und ſo mit Einſchnitten und Widerhaken gefiedert, daß es, wenn es einmal ins Fleiſch gedrungen, kaum wieder herausgezogen werden kann.

1788. Septbr. Es wird an den Schaft vermittelſt einer Schnur von mehreren Klaftern befeſtigt, welche ſtark genug iſt, um die Seeotter daran bis an das Boot zu ziehen. Die Pfeile ſind klein, und haben eine knöcherne Spitze, mit einem einfachen Widerhaken. Mit dieſer Zurüſtung gehen die Jäger zwiſchen die Felſen, um ihre Beute aufzuſuchen. Bisweilen überraſchen ſie die Seeotter, wenn ſie auf dem Rücken, auf der Oberfläche des Waſſers ſchläft. Können ſie alsdann ihr nahe kommen, ohne ſie zu wecken, (welches aber unglaublich viel Behutſamkeit erfordert;) ſo iſt es leicht, ſie mit dem Harpun zu ſtechen und an das Boot zu ſchleppen. Hier aber entſteht alsdann zuweilen ein hitziges Gefecht zwiſchen dem Thier und ſeinen Verfolgern, die es oft mit den Klauen und Zähnen verwundet. Gewöhnlicher iſt die andere Methode, wo man das Thier mehrere Stunden lang hetzt. Da die Seeotter nur eine ſehr kurze Zeit unter Waſſer zubringen kann; ſo beſteht die ganze Geſchicklichkeit der Jäger darin, ihr Kanot in derſelben Richtung, in welcher ſie unter Waſſer fortgeſchwommen iſt, hinzurudern. Weil aber das Thier viel ſchneller ſchwimmt, als ſie rudern können, ſo trennen ſich alsdann die Kähne, um deſto eher zum Treffen mit ihren Pfeilen zu kommen, wenn es wieder nach Luft heraufſteigt; allein es geſchieht auch oft, daß dieſes ſchlaue Thier allen Gefahren entgeht.

Ich habe ſchon erwähnt, daß, wenn man die Seeotter mit ihren Jungen ereilt, ihre elterliche Liebe ſie gegen alles Gefühl von Gefahr unempfindlich macht. Männchen und Weibchen vertheidigen ihre Brut mit wüthender Verwegenheit, reißen ihnen die Pfeile und Harpune mit den Zähnen aus, und fallen ſelbſt die Kanots an. Deſſen ungeachtet werden ſie und ihre Jungen in ſolchen Fällen allemal die Beute der Jäger. Da es ſo viele Schwierigkeit hat, eine Seeotter zu fangen, ſo ſcheint es anfänglich zum Erſtaunen, daß die Eingebornen ſo viele Felle zu eignem Gebrauch und zum Handel beſitzen; allein man muß dagegen bedenken, daß ſie ſich mit dieſer vortheilhaften Jagd unaufhörlich beſchäftigen, und daß kaum ein Tag verſtreicht, wo nicht viele von ihnen darauf ausgehen.

Der Robbe oder Seehund iſt ebenfalls ſchwer zu fangen, und zwar wegen ſeiner Fähigkeit, lange unter Waſſer zu bleiben. Die Wilden nehmen alſo ihre Zuflucht zur Liſt, um dieſe Thiere in die Nähe ihrer Boote zu locken; und zu dem Ende bedienen ſie ſich der Larven von Holz, die der Natur ſo getreulich nachgeahmt

1788. Septbr.

ſind, daß das Thier ſie für ſeines Gleichen hält und ein Opfer ſeiner Täuſchung wird. Einige von den Eingebornen machen ſich die Larve vor das Geſicht, und verbergen, indem ſie ſich zwiſchen die Felſen hinſtrecken, den übrigen Körper mit Zweigen von Bäumen; dadurch geräth der Robbe in Verſuchung, ſich ihnen zu nähern, und wird dann von ihren Pfeilen durchbohrt. Aehnliche Künſte braucht man gegen das Wallroß und andere Seethiere; vermuthlich werden auch Ottern und gewiſſe Arten von Landthieren zuweilen auf dieſe Art gefangen.

Die Zurüſtungen zur Jagd und Fiſcherei machen einen beträchtlichen Theil der häuslichen Beſchäftigungen aus. Die Verfertigung der Harpune, Schnüre, Angelhaken, Bogen, Pfeile und anderer Geräthſchaften, die theils in Frieden, theils auch im Kriege gebraucht werden, fordert einen beträchtlichen Zeitaufwand. Die Metallſtücke, welche die Eingebornen von uns erhielten, ſuchten ſie in allerlei Geſtalten nach ihrer Art zu verarbeiten, um ihre Favoritinnen unter den Weibern und Beiſchläferinnen damit zu beſchenken. Bei dieſer häuslichen Arbeit mußten die Knaben mit Hand anlegen, um die Geräthe machen zu lernen, mit denen ſie ſich dereinſt Unterhalt und Ruhm erwerben ſollten. Wir haben in der That bei allen Vorzügen des geſitteten Lebens die Kunſtgeſchicklichkeit der hieſigen Menſchen, in allem was ihren Unterhalt oder ihr Vergnügen betrift, bewundern müſſen. Die Natur hat, als eine zärtliche und freigebige Mutter, keinem ihrer Kinder die Mittel verſagt, die zum Hervorbringen einer verhältnißmäßigen Glückſeligkeit Aller nöthig ſind.

Von den ſämmtlichen Arbeiten, mit denen wir die Nutkaer beſchäftigt ſahen, iſt die Verfertigung ihrer Kanots die mühſamſte, ſo wie die bemerkenswertheſte, und erfordert ungewöhnliche Geſchicklichkeit; denn was zum Bau ihrer ungeheuer großen Häuſer gehört, wiſſen wir nicht ſo genau anzugeben, da wir bei dieſer Arbeit nie zugegen waren. Viele von ihren Kähnen können funfzehn bis dreißig Menſchen bequem enthalten. Die Ausführung derſelben iſt zierlich und ſehr vollendet, ob man ſich gleich dabei nur ſteinerner Werkzeuge bedient, welche ebenfalls die eigene Arbeit der Wilden ſind. Sie verfertigten ſich auch Handwerks-Geräthe aus dem Eiſen, welches ſie von uns erhielten, und wir konnten es ſelten dahin bringen, daß ſie lieber unſere Werkzeuge, als ihre eigenen, brauchten, die Säge ausgenommen, die ſie ohne Bedenken annahmen, weil ſie ihnen ſo augenſcheinlich die Arbeit abkürzte.

1788. Septbr. Sie machten aus unſerm Eiſen unter andern ein Geräth, womit ſie einen Baum geſchwinder aushöhlten, als mit irgend einem Werkzeuge, welches wir ihnen geben konnten. Ihre Art zu ſchmieden verdient bemerkt zu werden; es geſchah nämlich bloß durch Anſtrengung aller ihrer Kräfte, indem ſie einen platten Stein ſtatt des Amboſſes brauchten und mit einem runden, ſtatt des Hammers, das Eiſen, wie es aus dem Feuer kam, in eine Form ſchlugen, welche dem Kimmeiſen des Böttichers ziemlich ähnlich war. Dies befeſtigten ſie mit Schnüren, die ſie aus Sehnen machten, an einen Stiel oder Griff, und ſchliffen die Ränder ſcharf, ſo daß ſie ihrer Abſicht völlig entſprachen.

Die großen Kanots werden gemeiniglich auf der Stelle gezimmert, wo der Baum ſtand, aus welchem man ſie verfertigt; alsdann ſchleppt man ſie an den Strand. Einige die wir ſahen, hatten eine Länge von drei und funfzig, und eine Breite von acht Fuß. In der Mitte ſind ſie am breiteſten und laufen nach den Enden ſpitz zu; allein der Schnabel iſt gewöhnlich viel höher, als das Hintertheil. Der Boden iſt abgerundet und die Seiten ſind ausgeſchweift; folglich ſchwimmen die Kähne feſt und ſicher. Sie haben keine Ruderbänke; aber es werden mehrere Hölzer von drei Zollen im Durchmeſſer in der Queer befeſtigt, um die Seiten ausgeſtemmt zu halten und zu verhindern, daß ſie ſich nicht werfen. Die Ruderer ſitzen gewöhnlich auf ihren Ferſen; nur zuweilen, zur Erholung, bedienen ſie ſich eines kleinen Schemels. Bei dem Einſchiffen gehen ſie bedachtſam zu Werke, und jeder nimmt ſeinen gewohnten Platz wieder ein. Manches Kanot iſt glatt polirt und angemalt, oder wunderlich mit Menſchenzähnen ausgelegt, zumal am Schnabel und Hintertheil. An den Seiten bemerkten wir mannichmal die Figur eines Drachen mit einem langen Schweif, faſt von derſelben Geſtalt, wie man ſie auf Chineſiſchem Porzellan oder in phantaſtiſchen Zeichnungen bei uns antrift. Da uns dieſe Verzierung ſehr auffiel, ſo fragten wir ſorgfältig nach, um die Bedeutung derſelben zu erfahren; allein es ging uns damit, wie mit mancher andern Frage: wir konnten keine befriedigende Antwort darauf bekommen.

Nachdem wir uns eine Zeitlang in König Georgs Sund aufgehalten hatten, fingen die Eingebornen an, ſich Segel von Matten zu verfertigen, womit ſie die unſrigen nachahmten. Wir hatten ſelbſt eins von Hanna's Kanots mit allem

Zubehör,

1788. Septbr. Zubehör, den Wimpel nicht zu vergeſſen, betakelt. Er war über alle Maaßen ſtolz darauf, und näherte ſich dem Schiffe nie, ohne, zu großer Erluſtigung unſerer Matroſen, ſeinen Wimpel aufzuſtecken. — Die Ruder, deren die Eingebornen ſich bedienen, ſind nett geformt, mit Fiſchhaut glatt geſchliffen, und etwa fünf Fuß ſechs Zoll lang. Die Schaufel iſt ungefähr zwei Schuh lang, lanzettförmig, oder wie ein Blatt zugeſpitzt, und die Spitze ſelbſt auf einige Zolle verlängert und einen Zoll breit. Am Ende des Stiels ſitzt ein kurzes Querholz, wie oben auf einer Krücke. Die Eingebornen bedienen ſich dieſer Ruder mit der größten Geſchicklichkeit, und geben dadurch ihren Kanots eine unglaublich ſchnelle Bewegung.

Die Kunſt zu fiſchen gehört zu ihren auszeichnendſten Fertigkeiten. Sie zogen ihre eigenen Angelhaken von Fiſchknochen oder von Muſchelſchalen den unſrigen vor, und wollten ſich dieſer nie bedienen; hingegen hielten ſie unſere Leinen für ungleich beſſer, als ihre eigenen, die entweder aus Wallfiſchſehnen, wie faſt alle ihre Schnüre, oder aus Seetang, welches an den Küſten häufig wächſt, verfertigt werden. Das letztere wird geſpalten, gekocht und getrocknet, da es denn eine ſehr zähe, ſtarke Schnur abgiebt. Außer dem gewöhnlichen Angeln, fangen ſie Heringe und Sardinen (Breitlinge) auf eine andere Art, nämlich mit einer achtzehn Fuß langen Stange, die eine ſechs Fuß lange und zwölf bis vierzehn Fuß breite Schaufel hat, woran zu beiden Seiten eine Menge ſcharfer, etwa drei Zoll langer Knochenſpitzen befeſtigt ſind. Dieſes Inſtrument werfen ſie ins Waſſer, wenn der Zug von Fiſchen erſcheint, und ſelten fehlt es ihnen, daß ſie nicht mit jedem Wurfe drei oder vier Fiſche herausbringen ſollten. Wir haben oft ein kleines Kanot durch dieſen leichten Handgriff in kurzer Zeit mit Fiſchen angefüllt geſehen. So gewandt dieſe Leute aber auch in ihren verſchiedenen Verrichtungen ſind, und ſo raſch ſie ſich bewegen, wenn ſie es einmal zur Anſtrengung ihrer Kräfte gebracht haben; ſo natürlich iſt ihnen dennoch der Müßiggang und die Trägheit. Sie würden mehrentheils ihre Zeit am liebſten im Unflath ihrer Wohnungen zubringen, anſtatt zu dem ehrenvollen, auszeichnenden und ſogar unentbehrlichen Geſchäfte der Otter- und Wallfiſchjagd auszugehen. Oft ſahen wir, daß der thätige Kallikum Zwangsmittel gebrauchen mußte, um ſie von häuslicher Weichlichkeit zum Gebrauche des Harpuns und der Pfeile abzurufen.

1788. Septbr. Die Weiber haben ebenfalls ihre beſtimmten Verrichtungen. Sie müſſen die Seeotterfelle putzen und in Rahmen ausſpannen, welches ſie mit einer durch Uebung erlangten Geſchicklichkeit verrichten. Alles was die Küche und den Haushalt betrift, wird ihnen ebenfalls überlaſſen; auch müſſen ſie des Nachts Wache halten, um bei einem plötzlichen feindlichen Ueberfalle die Männer zu wecken. Sie bereiten nicht nur die tägliche Speiſe, ſondern machen auch Vorräthe auf den Winter ein. Die Kleidungen von Baumrinde werden, wie ſchon erwähnt worden iſt, ebenfalls von Weibern verfertigt. Dieſe ſammeln auch wilde Früchte und eßbare Pflanzen in den Wäldern, oder Muſcheln von den Felſen und längs dem Strande, wo ſie häufig ſind. Wenn die Männer von ihren kleinen Reiſen zuruckkehren, laden die Weiber die Kähne aus, ziehen ſie auf den Strand, und bedecken ſie gegen den Ungeſtüm des Wetters mit Fichtenzweigen. Doch bei allen dieſen Gelegenheiten müſſen ihnen die Sklavinnen Hülfe leiſten und ihren Theil der Arbeit thun. Außerdem erfüllen ſie ihre ehelichen und mütterlichen Pflichten, und es wäre ungerecht, wenn wir nicht erwähnten, daß die Weiber von Nutka zärtliche Mütter und liebreiche Gattinnen ſind, und daß wir unter ihnen Beiſpiele von mütterlicher Liebe und von Achtung für ihre Ehemänner geſehen haben, welche jene zarte Empfindung verrathen, die dem andern Geſchlecht unter den geſittetſten Völkern des Erdbodens zur Zierde gereicht.

Die See iſt der große Markt, wohin dieſe Leute gehen, um ſich gegen Arbeit und Anſtrengung ihre Nahrung von dem dortigen reichlichen Vorrathe an Fiſchen aller Art zu verſchaffen. Das Eis an dieſer Küſte iſt, ſo viel wir erfuhren, ſelten oder niemals ſo häufig, daß es ſie in See zu gehen verhindern könnte. Gleichwohl beweiſen ihre Vorkehrungen und ihre für den Winter aufgeſpeicherten Mundvorräthe, nebſt Herrn Maccay's Nachricht von ſeinem bei ihnen erlittenen Elend, daß ſie ſich in der kalten Jahrszeit aus Mangel an Lebensmitteln zuweilen in großer Noth befinden. Alle Arten von Speiſe, die ſich aufbewahren laſſen, pflegen ſie daher jeder Zeit für den Winter aufzuheben. Selbſt der Fiſchrogen wird zu dieſen Vorräthen gerechnet und auf folgende Art geſammelt. Zu Anfange des Sommers breitet man in den Vertiefungen der Buchten und Bayen eine Menge Zweige von Bäumen aus, auf denen der Rogen ſich leicht anſetzt. Nach einiger Zeit ſtreift man ihn davon ab, und ſammelt ihn ſorgfältig in Fiſchblaſen. Die

1788 Sept.

Einwohner halten dieſe Art Kaviar, ſowohl getrocknet als friſch, für eine groſe Leckerei. Der Lachsrogen wird ebenfalls auf dieſe Art aufbewahrt; nur nimmt man ihn aus den Fiſchen ſelbſt, die im Herbſte mit dieſem Lieblingsgerichte der Winterſchmäuſe bis zum Berſten angefüllt ſind. Die Eingebornen eſſen dieſen Rogen, wie ihre gedörrten Fiſche, mit Oel ohne weitere Zubereitung.

In allen Welttheilen iſt das Leben der Wilden ein beſtändiger Krieg; ſo auch in Nutka, wo die Einwohner nicht nur mit entfernteren Stämmen in häufige Kriege verwickelt ſind, ſondern auch unter einander, wie Wikananiſch und Tatutſch, in Feindſchaft leben. — Zum Angriff gehören Liſt und Ueberfall, und zur Vertheidigungskunſt Wachſamkeit und Vorſicht. Ihre Dörfer und Wohnplätze ſind daher gemeiniglich an ſolchen Stellen angelegt, wo man ſie nicht ohne Gefahr angreifen kann. Allein die Nutkaer vertrauen nicht auf ihre ſichere Lage, ſondern laſſen, im Frieden wie im Kriege, ihre Weiber beſtändig Wache halten und des Nachts um das Feuer aufſitzen, wo ſie einander durch Erzählungen von den Gefechten ihrer Landsleute und von den tapfern Thaten ihrer Männer oder Söhne wach erhalten. Außerhalb des Hauſes ſteht ein einzelner Mann als Schildwacht, auf einem Poſten, wo er das geringſte Geräuſch im Waſſer oder im Walde hören kann. Dieſe unaufhörliche Wachſamkeit iſt ein weſentliches Stück ihrer bürgerlichen Verfaſſung. Eine Gelegenheit, ſich einen Vortheil zuzuſichern, iſt bei rohen Völkern oft das Signal zum Kriege, und daher kann man denn eigentlich nicht ſagen, daß ſie je in Frieden wären. Vielmehr leben ſie in unaufhörlicher Erwartung eines Feindes, und dürfen folglich keinen Augenblick von jener Bereitſchaft für den Angriff nachlaſſen, wobei es die Sklaverei oder den Tod der Gefangenen gilt.

Die Oberhäupter von Nutka haben eine Sitte, die recht eigentlich hier erwähnt zu werden verdient, weil ſie auf die beſtändigen Kriege Beziehung zu haben ſcheint. Sie beſteht darin, daß ſie einander ihre Weiber überlaſſen oder ſie unter einander austauſchen. Ein ſchönes Weib veranlaßt zuweilen in den Wüſteneien von Nutka einen Krieg, wie ehemals in den Trojaniſchen Gefilden; mit einem Weibe beſänftigt man zuweilen einen Sieger, oder erkauft einen Lieblingsartikel eines Friedensſchluſſes. Das Vorrecht der Oberhäupter, mehrere Weiber, ja ſo viele ſie

1788. Septbr. wollen, zu nehmen, kann leicht aus der Erfahrung entſtanden ſeyn, daß im Frieden und im Kriege mit weiblichen Reizen ſich manche politiſche Endzwecke erreichen laſſen. Es fiel indeß auf, daß im ganzen Bezirke von Nutka die Weiber in geringerer Anzahl waren, als die Männer. Gegen Norden iſt dafür die Zahl der Weiber ungleich größer, wie dies mit mehrerem aus der Reiſe der Iphigenia von Samboangan nach Nutkaſund erhellt.

Die Hochzeitsgebräuche dieſes Volkes beſtehen lediglich in einem Feſte, welches den Anverwandten gegeben wird. Ob und mit welchen Feierlichkeiten die Todten zur Erde beſtattet werden, hatten wir nicht Gelegenheit zu erfahren. Zwar erinnern wir uns, an den Zweigen der Bäume kleine längliche Käſtchen geſehen zu haben, welche die todten Leichname von Kindern enthielten, und nach einiger Zeit, wie wir es verſtanden, wieder heruntergenommen und beerdigt werden ſollten; allein wahrſcheinlich iſt dieſe Sitte nur für Kinder üblich, da wir nie die Ueberreſte eines Erwachſenen auf dieſe Art aufbewahrt ſahen.

Von der Religion der Nutkaer haben wir keinen beſtimmten Begriff, und können nur das Wenige mittheilen, was wir von ihnen über Gottheit und Leben nach dem Tode erfuhren. In den meiſten Häuſern ſtehen, wie ſchon erinnert worden iſt, einige ungeheure Götzen, oder eigentlich Bildſäulen, denen ſie aber zu keiner Zeit auch nur irgend eine Art von Achtung erzeigten, und noch viel weniger ſie anbeteten oder gottesdienſtlich ehrten. Dieſe mißgeſtalteten Figuren hatten aber doch, wie es ſchien, einen ausgezeichneten oder eigenthümlichen Platz, ohne ſonſt ein Vorrecht zu haben oder vor dem Schmuze ſicher zu ſeyn, der das allgemeine Loos ihrer Mitbewohner unter demſelben Dache war. Wir glaubten auch immer, daß ſie gar keinen Begriff von einer Gottheit hätten, bis wir ihnen die Urſache erklären mußten, weshalb wir uns am Sonntage der Arbeit enthielten; und wir würden Amerika gänzlich unwiſſend in Anſehung ihres Glaubens verlaſſen haben, wenn uns nicht Hanapa's Sohn, ein Knabe von ungewöhnlichem Scharfſinn für einen Nutkaer, folgende kurze Geſchichte ihrer Religionsbegriffe eröffnet hätte, welche wenigſtens zum Beweiſe dienen kann, daß die hieſigen Eingebornen den troſtreichen Glauben an einen zukünftigen beſſeren Zuſtand mit allen übrigen vernünftigen Weſen gemein haben.

1788.
Septbr.

Dieſe Entdeckung ward uns bei Gelegenheit einer ganz andern Erkundigung zu Theil. Wir hatten nämlich ſehr gewünſcht zu wiſſen, wie ſie das Kupfer zuerſt kennen gelernt hätten, und weswegen ſie es ſo ſehr bewunderten? Der verſtändige Jüngling erzählte uns hierauf, was er von der Sache wußte; und wahrſcheinlich wiſſen auch ſeine Landsleute nicht mehr. Wo er mit Worten nicht ausreichte, oder ſich nicht verſtändlich machen konnte, (was ihm während dieſer Erzählung oft widerfuhr;) da half er ſich mit jenen ausdrucksvollen Geberden, welche Natur oder Nothwendigkeit die Menſchen lehrt, deren Sprache noch eingeſchränkt iſt. Auch beſaß unſer junger Nutkaer ſo viele Geſchicklichkeit in der Kunſt, ſeine Ideen durch Zeichen darzuſtellen, daß er uns alles vollkommen deutlich machte.

Zuerſt legte er eine Anzahl Stöcke in geringer Entfernung von einander auf die Erde, und gab jedem einen beſondern Namen; den einen nannte er ſeinen Vater, den nächſten ſeinen Großvater, und die übrigen warf er auf einen Haufen in Verwirrung durch einander, um anzudeuten, daß es die Menge ſeiner Vorfahren wäre, die er einzeln nicht zu nennen wüßte. Auf dieſen Haufen wies er hin, und ſagte: zu der Zeit, da ſie noch lebten, ſey ein alter Mann mit einem kupfernen Kanot, das auch Ruder und alles übrige Zubehör von dieſem Metalle gehabt habe, in den Sund gekommen. Er ſey längs dem Ufer hingefahren, auf welchem ſich die Einwohner alle verſammelt hätten, um dieſe ſeltſame Erſcheinung zu betrachten; und nachdem er eins von ſeinen kupfernen Rudern ans Land geworfen, ſey er ſelbſt ausgeſtiegen. Dieſer außerordentliche Fremdling habe ihnen hierauf erzählt: er komme aus dem Luftkreiſe, oder Himmel, (wohin der Knabe mit der Hand wies); einſt würde ihr Land verheert, und ſie alle würden getödtet werden, aber um an dem Orte, von wo er gekommen ſey, wieder aufzuſtehen. Dies erläuterte unſer junger Dollmetſcher dadurch, daß er ſich hinlegte, als ob er todt wäre, und dann ſchnell wieder aufſprang und das Schweben in der Luft nachmachte. Hierauf erzählte er weiter, die Leute hätten den alten Mann umgebracht und ſein Kanot genommen; ſeit der Zeit liebten ſie das Kupfer ſo ſehr. Ueberdies gab er uns zu verſtehen, daß die Bildſäulen in ihren Häuſern dazu beſtimmt wären, die Geſtalt und das Andenken des vom Himmel gekommenen alten Mannes zu verewigen.

1788. Septbr. Dies iſt die unvollkommene Sage, die wir von der Religionsgeſchichte dieſes Landes überliefert erhielten, und die Grundfeſte, auf welcher die Einwohner deſſelben ihre Hoffnung eines zukünftigen Zuſtandes bauen, der außer dem Kreiſe ſublunariſchen Kummers liegt; eine Hoffnung, die ſie mit allen Menſchen in jeder Geſtalt und jedem Zuſtande ihrer Natur gemein haben.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Rückreiſe der Felice. — Schrecken über einen vermeintlichen Leck im Schiffe. — Ankunft bei O-Waihi (*Owhyhee*), einer von den Sandwichinſeln. — Wir legen bei in Toe-yah-yah-Bay. — Ueberfluß an friſchen Lebensmitteln im Schiffe. — Gegenwärtiger Zuſtand der Inſel. — Geſchenke an das Oberhaupt, in Tianna's Namen. — Abreiſe von O-Waihi. — Verbeſſerte Methode des Einſalzens. — Fahrt bei den Inſeln Mauwi (*Mowee*), Ranai, Morotai (*Morotoi*) und Woahu (*Woahoo*) vorüber, nach Atuai (*Atooi*). Politiſcher Zuſtand der letztern Inſel. — Fahrt nach Onihiau (*Oneeheow*). — Freundſchaftlicher Empfang daſelbſt. — Einkauf eines großen Vorraths von Yamswurzeln. — Wir laſſen bei einem betrauten Manne einen Brief für den Kapitain Douglas zurück. — Fortſetzung unſerer Rückreiſe. — Anſicht der Inſeln Botol Tobago Xima. — Umſchiffung der Klippen von Villa Rete. — Anſicht der Chineſiſchen Küſte. — Wir gehen auf der Rhede von Makao vor Anker.

Nachdem wir König Georgs Sund verlaſſen hatten, erfolgte in der Nacht ſtürmiſches Wetter und eine hohle See, wobei das Schiff ganz ungewöhnlich rollte und ſich ſchwerfällig bewegte. Um vier Uhr Morgens (am 25ſten) erſchraken wir bei der Nachricht, daß vier Fuß Waſſer im Raume ſtände. Um acht Uhr hatte das Waſſer nicht nur zugenommen, ſondern ſtand ſchon über der unterſten Lage von Tonnen, ſo daß ich anfänglich beſorgte, das Schiff hätte von dem ungewöhnlichen Hin- und Herrollen einen gefährlichen Leck bekommen. Die Pumpen wurden beſtändig in Gang erhalten, bis der kleine Ballaſt ſie ſo verſtopfte, daß ſie nicht mehr gehen wollten. Während daß nun die Zimmerleute ſie wieder ausbeſſerten, ſchöpften die Matroſen das Waſſer zu allen Oeffnungen des Verdeckes hinaus. Wir ſetzten mittlerweile unſern Lauf bei einem ſtarken Nordweſtwinde ſüdwärts fort; aber wegen der Menge Waſſers im Schiffsraume bewegte das Schiff ſich nur ſchwerfällig und langſam durch die Wellen.

1788. Septbr.

Um zehn Uhr ſtieg unſere Beſorgniß, da das Waſſer, allen unſeren Bemühungen zum Trotze, noch überhand nahm. Ich ließ das Schiff jetzt beilegen; und da ich von der Stärke deſſelben überzeugt war, ſo ſuchte ich die Urſache unſeres Unfalls in den vielen Stangen und Maſten, die wir auf dem Verdecke geladen hatten. Dieſe mußten von der einen Seite insgeſammt über Bord geworfen werden; ſobald wir damit fertig waren, legten wir das Schiff auf die andere Seite um, und warfen jetzt auch die übrigen Bäume von der entgegengeſetzten Seite in die See. Die Größe dieſer Stämme und die unruhige Bewegung des Schiffes erſchwerten uns zwar dieſes Geſchäft; allein mit Hülfe der Aexte wurden wir doch damit fertig, und ſpürten faſt augenblicklich den beſten Erfolg, indem ſich das Waſſer durch das Ausſchöpfen jetzt ſchnell verminderte. Es war alſo offenbar, daß die ſchwere Laſt des auf dem Verdecke liegenden Bauholzes, wozu noch die aufgeregte See kam, die Fugen unſerer Planken geöffnet und dem Waſſer einen Weg verſchafft hatte. Gleich nach der Operation ward das Schiff leicht und beweglich, ſo daß wir nunmehr unſern Lauf wieder gutes Muths und mit Vertrauen fortſetzten.

Oktober.

Bis zum 15ten Oktober ſegelten wir ohne irgend ein merkwürdiges Ereigniß weiter. Wir befanden uns jetzt bei ſchönem, heiterem Wetter in der Breite der Oſtſpitze von O-Waihi (*Owhyhee,*) und richteten unſern Lauf nach Weſten, um auf demſelben Parallel bis an dieſe Inſel zu ſegeln. Nach unſerer Rechnung war unſere Länge 205° 56′ öſtlich von Greenwich, aber nach den aſtronomiſchen Beobachtungen 209° 20′. Bei einem ſo großen Unterſchiede gab ich der letztern den Vorzug. Am folgenden Tage fanden wir durch abermalige Beobachtung der Entfernung zwiſchen Sonne und Mond, die Länge von 207° 44′ O. in der Breite von 20° 11′ N., ſo daß wir alſo nur noch dreißig Seemeilen von O-Waihi waren.

Zu unſerer größten Freude erblickten wir den 17ten früh um fünf Uhr*) das Land, ſechs Seemeilen vor uns noch in Nebel gehüllt; denn ſonſt hätten wir es auf zwanzig Seemeilen weit ſehen können. Wir konnten in der That mit Recht froh ſeyn, daß wir O-Waihi zu Geſicht bekamen, da es uns gar ſehr an Lebensmitteln fehlte. Ein beträchtlicher Theil derſelben war an Bord der Iphigenia gekom-

---

*) Nach dem Folgenden ſcheint es fünf Uhr Abends geweſen zu ſeyn. F.

1788. Oktober. men, und unſere Fahrt nach den Inſeln hatte über unſere Erwartung lange gedauert *); folglich konnten wir uns auf den Ueberfluß und die Bequemlichkeit, die unſer hier warteten, mit Recht freuen. Wer indeß zum erſtenmal hieher käme, würde ſich bei der Annäherung an O-Waihi ſchwerlich verſprechen, daß es der Schauplatz des üppigſten Ueberfluſſes ſeyn könne. Das hohe, ſchwarze Gebirge ward durch den Nebel und Dunſt der es umhüllte, noch ſchwärzer, und ſchien wirklich nichts von der Gaſtfreiheit der Einwohner und den Erfriſchungen, die dort durch den Anbau gewonnen werden, anzukündigen. Es war zu ſpät, als daß wir noch vor Abend dem Lande hätten näher kommen können; wir legten alſo, vier Seemeilen weit davon, unſer Schiff bei, und erwarteten den Anbruch des Tages mit der äußerſten Ungeduld.

Den 18ten, ſo wie es dämmerte, ſchifften wir mit leichtem Winde dicht an die Inſel, und erreichten ſie gegen neun Uhr. Die geſtrige öde und unfreundliche Ausſicht verwandelte ſich jetzt in eine Scene, die ſich für romantiſche Erdichtung zu paſſen ſchien. Der leichte Höhenrauch verdunkelte die Landſchaft nicht mehr. Mauna Koah, das hohe Gebirge in der Nordoſtgegend der Inſel, war mit Wolken umgürtet, die ſich an ſeinem Abſturz hinunter zu wälzen ſchienen, indeß ſein Gipfel, frei und rein von Dünſten, über ihnen wie ein Thurm hervorragte und mit der Erhabenheit großer Naturwerke prangte. Von dem Fuße dieſes Gebirges, bis an den Rand des Meeres, erſtreckte ſich ein prächtiges Amphitheater von Dörfern und Pflanzungen. Das Geſtade war dicht mit Menſchen beſetzt, die ſich des kühlen Morgens wegen in bunte Gewänder gekleidet hatten. Einige ſaßen auf dem erhöheten Ufer, und betrachteten unſer Schiff; andere liefen längs demſelben hin nach kleinen ſandigen Strandflecken, wo ihre Kanots auf dem Trocknen lagen, und zogen dieſe jetzt ins Waſſer, um zu uns zu eilen. Wir unſerer Seits legten das Schiff im Eingange von Toe-yah-yah-Bay in den Wind. Dieſe Bay liegt auf der Weſtſeite der Inſel, und iſt folglich gegen die Gewalt des Paſſatwindes geſchützt. Bald umringten uns eine Menge Kanots mit Schweinen, Ferken, Tarro- (oder Arons-) Wurzeln, Piſangs, Zuckerrohr und einigen Hühnern.

Ich

---

*) Vom 24ſten September bis zum 17ten Oktober iſt eben keine gar zu lange Zeit für dieſe Ueberfahrt. F.

1788. Oktober.

Ich hatte mir vorgenommen, meinen Vorrath von Schweinefleiſch hier an Bord zu nehmen, und dann nach Onihiau (*Oneeheow*) zu ſegeln, um für die übrige Rückreiſe Yamswurzeln einzutauſchen. Wir handelten auch mit den Eingebornen ſo rüſtig fort, daß wir ſchon vor Abends mehr als vierhundert Schweine eingekauft hatten. Unſere Verdecke waren gänzlich angefüllt und ſowohl mit Schweinen, als mit Früchten belaſtet; die Eingebornen hatten nämlich von allem einen ſo unermeßlichen Ueberfluß herbeigeſchafft, daß viele Kanots wieder mit ihrer Ladung, die ſie nicht abſetzen konnten, ans Land gingen.

Unter der Menge von Menſchen, die uns jetzt beſuchten, ſah ich nur Einen vornehmen Mann. Er kam in einem Doppelkanot mit zwölf Ruderern, in Begleitung ſeiner Frau und zweier kleinen Mädchen, und hatte ſehr große Schweine nebſt einer beträchtlichen Menge Kokosnüſſe bei ſich, die er in unſer Schiff bringen ließ. Er ſelbſt folgte ſogleich ſeinem Geſchenke, welches er mit dem freundlichſten Anerbieten ſeiner ferneren Dienſtleiſtungen begleitete. Wir ſäumten nicht, unſere Dankbarkeit durch ein ſchickliches Gegengeſchenk zu bezeigen; und da wir uns ſolchergeſtalt ſein Zutrauen erworben hatten, erkundigte ich mich, in Rückſicht auf Tianna's Vortheil, nach dem jetzigen Zuſtande der Inſel. Er belehrte mich ohne Umſchweife, daß der alte Terriobu*) vergiftet, und Tianna's Oheim ſein Nachfolger geworden wäre. Noch ſetzte er hinzu, über dieſe Revolution ſey auf den Inſeln zwiſchen den Einwohnern von O-Waihi und denen von Mauwi, wo Titiri (*Titeeree*) regierte, ein heftiger Krieg ausgebrochen.

Ich hielt es für rathſam, ihn meinerſeits zu benachrichtigen, daß Tianna in Kurzem auf einem dem meinigen ähnlichen Schiffe nach Atuai zurückkehren würde; zugleich ſetzte ich hinzu: ich hätte von Tianna ein Geſchenk für den Beherrſcher von O-Waihi an Bord, und bäte ihn (den Erih) es in Empfang zu nehmen und an Tianna's Oheim zum Zeichen von deſſen Anhänglichkeit an denſelben zu überliefern. Durch dieſes zu rechter Zeit angebrachte Geſchenk, wodurch ich Tianna's Ehrerbietung für ſeinen Oheim zu erkennen gab, hoffte ich, ihm einen wichtigen Dienſt zu leiſten; und wie ich hernach erfahren habe, hat der Erfolg meinen geſpannteſten Erwartungen entſprochen. Um indeß ſicher zu ſeyn, daß mein Auftrag auch

---

*) Der König von O-Waihi. S. Cook's dritte Reiſe. F.

1788. Oktober. ausgerichtet würde, that ich den Vorſchlag deshalb in Gegenwart einer großen Menge von Inſulanern, vor deren Augen ich das Geſchenk auch überlieferte, nachdem ich es öffentlich mit dem Tabu *) hatte belegen laſſen, wodurch ich denn verhütete, daß der vornehme Mann es nicht für ſich behalten, oder etwas Geringeres dafür geben konnte.

Bei Sonnenuntergang hatten wir ſchon friſche Lebensmittel genug eingekauft, um bis nach China damit kommen zu können, und machten Anſtalt nach Atuai oder Onihiau zu ſchiffen; allein es war eine ſo große Anzahl von Eingebornen, zumal von Weibern, an Bord, welche theils die noch übrigen leeren Plätze auf dem Verdeck einnahmen, theils ſich an das Tau- oder Takelwerk klammerten, daß wir ſie nur mit Geſchenken wegbringen konnten. Einige von den Weibern ſetzten ſich dann in ihre Kanots; aber die meiſten ſtürzten ſich ins Waſſer, und ſchwammen dem Lande zu. Kaum war das Schiff von ſeinen Gäſten befreiet, ſo ſtieg ein recht friſcher Wind auf; nun refften wir unſere Oberſegel ein; und ſteuerten gemach auf die Inſel Mauwi zu.

Hierauf fingen wir ſogleich an, unſere Schweine zu ſchlachten und das Fleiſch für die bevorſtehende Reiſe einzuſalzen. Wir folgten hierin pünktlich der Vorſchrift, welche Kapitain Cook gegeben hat, der auch, ohne Rückſicht auf ſeine geographiſchen Entdeckungen, bloß für die Verbeſſerung in der innern Oekonomie ſeiner Schiffe und ihrer Mannſchaften den Dank ſeines Vaterlandes, ja eines jeden ſeefahrenden Volkes und der ganzen Menſchheit verdient. Ich bin überzeugt, daß das vortrefliche Schweinefleiſch, welches wir jetzt einſalzten, ſich ſo lange hätte halten müſſen, als ein Schiff ſeine Vorräthe möglicherweiſe aufbewahren kann. Wir brachten indeß die Verbeſſerung an, daß wir das Fleiſch der Schweine von mittlerer Größe mit den Knochen einſalzten, hingegen bei größeren die Knochen ausſchnitten, damit das Salz eindringen könnte. Salz allein, ohne Salzlache, ſchichtweis geſtreuet, iſt der Lache weit vorzuziehen; und bei dem Einſalzen fanden wir nicht allein die Sonnenſtralen, ſondern auch die Wirkung des Mondes unvortheilhaft, indem er die Neigung zur Fäulniß vermehrte.

---

*) Tabu iſt eine Art von Interdikt, das in den Sandwichinſeln von dem Oberhaupt oder in ſeinem Namen auferlegt wird, und im gegenwärtigen Falle das damit belegte Geſchenk vor jeder Anmaßung ſicherte. F.

Der Wind war ſo ſchwach, daß wir erſt den 23ſten um Mittag vor Atuai (*Atooi*) in Weimoa-Bay vor Anker gingen. Die Einwohner der Inſeln, bei denen wir vorüber ſchifften, beſuchten uns in in ihren Kähnen täglich, und brachten junge Ferken und Zuckerrohr. Von dem letztern legten wir noch einen Vorrath ein, ſchätzten uns aber glücklich, Schweine von O-Waihi erhalten zu haben, weil man uns von Mauwi, Ranai, Morotai und Woahu nicht ein einziges großes Schwein zuführte. Es kann ſeyn, daß das Schiff, indem es bloß vorüber ſegelte, den Einwohnern keine Zeit dazu ließ; allein wenigſtens auf Woahu waren (aus welcher Urſache, erfuhren wir nicht) die Schweine mit dem Tabu belegt. 1788. Oktober.

Kaum hatten wir den Anker in Weimoa-Bay fallen laſſen, ſo fing es an, heftig zu ſtürmen, und es konnte kein Kanot zu uns kommen. Ich hatte bei dieſem Beſuche wirklich keine andere Abſicht, als Taheo, dem Fürſten der Inſel, die Nachricht zu geben, daß ſein Bruder Tianna bald in ſein Vaterland zurückkehren würde; zugleich wollte ich ihm Geſchenke machen und noch andere Maaßregeln nehmen, die unſerm Freunde bei ſeiner Ankunft zum Vortheil gereichen könnten, zumal, da die jetzige tyranniſche Regierung auf dieſer Inſel ſeit einiger Zeit große Unruhen verurſacht und alles in Unordnung gebracht hatte.

Den ganzen Tag ließ ſich kein Kanot ſehen; allein früh am 24ſten kam, obgleich der Wind noch ſehr heftig fortſtürmte, ein Kanot mit zwei Männern und einem Mädchen. Sie brachten ein kleines Ferken nebſt einigen Kokosnüſſen, und ſtiegen an Bord. Zu meiner groſſen Verwunderung umfingen ſie meine Kniee, und ſchrieen: Nuta, Nuta! wie die Einwohner dieſer Inſel und der Amerikaniſchen Küſte mich zu nennen pflegten. Hierauf vergoſſen ſie einen Strom von Thränen, und erkundigten ſich nach Tianna.

Von dieſen Leuten erfuhr ich, Taheo, der jetzt ſchwächlicher geworden wäre, lieſſe ſich von Abinui, dem bereits in der erſten Reiſe erwähnten Todfeinde unſeres Tianna, gänzlich beherrſchen. Namaatehah, ein anderer von Tianna's Brüdern, den man nächſt ihm für den tapferſten Krieger auf den Sandwichinſeln hielt, war mit ſeines Bruders Frau und Kindern in einen entlegenen Bezirk der Inſel geflohen, um Taheo's tyranniſcher Macht zu entgehen, und ein Theil ſeiner Anhänger hatte jetzt wirklich zu den Waffen gegriffen. Natürlich genug hatte

1788. Oktober. daher Taheo einen Befehl ergehen laſſen, wodurch alles Verkehr zwiſchen uns und ſeinen Unterthanen verboten ward, weil er glaubte, daß wir Tianna wieder mitgebracht hätten. Ueber den letzteren war das grauſame Verbannungsurtheil geſprochen, welches ihn mit augenblicklichem Tode bedrohete, wenn er je wieder den Fuß auf dieſe Inſel ſetzte. Des Verbots oder Tabu ungeachtet, hatten dieſe treuen Menſchen ſich doch zu uns gewagt, um Tianna, den ſie ebenfalls an Bord vermutheten, Nachricht von ſeiner Gefahr zu geben. Nicht nur die einfache, kunſtloſe Erzählung der Männer, ſondern auch die übereinſtimmenden Umſtände, die wir jetzt wahrnahmen, überzeugten uns von ihrer Glaubwürdigkeit. Kein Kanot wollte uns beſuchen, und auf den fernen Hügeln hörten wir die Trompetenſchnecken blaſen, zum ſichern Beweiſe, daß man ſich zum Kriege rüſtete.

In unſerer Lage, da wir keine andere Kommunikation mit der Inſel hatten, als die, welche uns dieſe beiden Männer aus Liebe und Eifer für Tianna auf ihre Gefahr eröffneten, konnten wir nur durch ſie ſeiner Gattin und ſeinem Bruder die Nachricht ſagen laſſen, daß er bald zurückkehren und im Stande ſeyn würde, ſie gegen die unnatürliche Behandlung ſeines tyranniſchen Bruders und des unmenſchlichen Miniſters zu vertheidigen. Die guten Leute nahmen es auf ſich, dieſe tröſtliche Botſchaft nebſt einigen Geſchenken an Namaatehah und Tianna's Gattin zu überbringen. Wir gaben ihnen auch ein Geſchenk, welches für ihre eigene Perſon beſtimmt war; hierauf nahmen ſie eilends Abſchied, und ruderten ſchnell ans Land zurück. Nun warteten wir noch bis den 25ſten Mittags auf einige Nachricht vom Lande; da wir aber kein Kanot in Bewegung ſahen, ſo hoben wir unſern Anker auf, und ſegelten nach Onihiau, wo wir um ſechs Uhr Abends ungefähr auf eben der Stelle, an welcher wir im vorigen Jahre gelegen hatten, nochmals vor Anker gingen.

Hier ſchien das Verbot gegen uns außer aller Wirkſamkeit zu ſeyn; es umringten uns eine Menge Einwohner, unter denen wir viele alte Freunde und Bekannte wiederſahen. In Kurzem war das Schiff mit Gäſten von jedem Alter, ſowohl männlichen als weiblichen Geſchlechtes, angefüllt. Unter denen, die ihre Freude über das Wiederſehen zu erkennen gaben, und ſich unſeres freundlichen Benehmens gegen ſie mit Dank erinnerten, zeichnete ſich beſonders ein Inſulaner aus, der uns

1788. Oktobr.

ſehr lieb gewonnen, und deshalb von einigen unſerer Officiere den bekannten, und ich kann wohl ſagen ehrenvollen, Namen Freitag (*Friday*) *) erhalten hatte. Gewiß wird ſich bei den Gefährten meiner vorigen Reiſe, wenn ſie dieſe Zeilen zu Geſicht bekommen, eine frohe und mit Dankbegierde verbundene Erinnerung an des ehrlichen Freitags treue und freundſchaftliche Dienſte regen. Jetzt erneuerte er ſie; und wirklich hatte er kaum das Schiff erblickt, als er ſchon zu uns ſchwamm, ſie anzubieten.

Freitag leiſtete uns in der That den weſentlichſten Dienſt. Wir hatten jetzt weder Brodt (Zwieback) noch Mehl an Bord, und verlieſſen uns darauf, daß wir Yamswurzeln in hinreichender Menge erhalten könnten, um damit bis ans Ende unſerer Reiſe auszureichen. Allein es war jetzt nicht die Jahrszeit für Yamswurzeln. Sie waren noch zu jung, um ausgegraben zu werden; und ohne unſern Freund Freitag, der die Negotiation übernahm, hätten wir die erforderliche Quantität ſchwerlich zuſammengebracht. Ihm vertrauten wir die Waaren, womit wir am erſten unſern Endzweck zu erreichen hofften, und ſein Beharren, ſein Einfluß auf der Inſel, und die Geſchenke, die er austheilte, brachten es dahin, daß viele ſeiner Bekannten und Freunde die größten Yams, die ſie finden konnten, ausgruben und zu Markte brachten. Nachdem wir an Gewicht mehrere Tonnen von dieſem unentbehrlichen Vorrath eingetauſcht hatten, machten wir uns fertig, den 27ſten um Mittag unter Segel zu gehen.

Die ſchmerzliche Empfindung in Worten und anderen ſinnlichen Aeußerungen, welche die Eingebornen dieſer Inſel bei der Bekanntmachung unſerer bevorſtehenden Abreiſe bezeigten, weiß ich in der That nicht zu beſchreiben. Freitag blieb bis zuletzt bei uns, und ihm vertraute ich einen Brief an Kapitain Douglas, wobei ich ihn ernſtlich bedeutete, denſelben in dieſes Officiers eigene Hände zu beſtellen, ſobald er ankommen würde. Freitag übernahm dieſen Auftrag nicht nur, ſondern richtete ihn, wie man in der Folge ſehen wird, auch getreulich aus. Ich benachrichtigte den Kapitain Douglas durch dieſen Brief von dem politiſchen Zuſtande der Inſel Atuai, und empfahl ihm zum Vortheil unſeres Tianna ſolche Maaßregeln, deren Befolgung ihn in ſeine Rechte wieder einſetzen, oder ihn wenigſtens vor den

---

*) Mit Anſpielung auf den guten Karaiben Freitag im Robinſon Kruſoe. F.

1788. Oktober. angedroheten Verfolgungen ſeines unnatürlichen Bruders ſicher ſtellen könnten. Uebrigens gedachte ich in dem Briefe auch Freitag's, deſſen Treue und Anhänglichkeit an uns Kapitain Douglas ſchon kannte, da er während meiner vorigen Reiſe ein Officier auf meinem Schiffe geweſen war. Jetzt beſchenkte ich den guten Menſchen mit allerlei Sachen, von denen ich wußte, daß ſie ihm eine wohlverdiente Freude machen würden. Er befeſtigte ſie in ſeinem Maro (dem Tuche, welches die hieſigen Inſulaner ſich um die Mitte des Leibes gürten,) ſprang in die See, wandte, wie er dem Ufer zuſchwamm, von Zeit zu Zeit den Kopf nach uns zurück, und winkte noch mit einer Hand, indeß die andere die Wellen ſchlug.

Mit einem friſchen Nordoſtwinde verloren wir Onihiau bald aus dem Geſichte. Den 16ten November befanden wir uns, nach mehreren Beobachtungen der Sonn- und Monds-Entfernungen, auch der Entfernung des Mondes von gewiſſen Sternen, in 146° 54′ öſtlicher Länge von Greenwich, und in 21° 4′ N. Breite. Wir legten jetzt bei mäßigem, heiterem Wetter ſelten weniger, als funfzig Seemeilen täglich, zurück. Unſere Hauptbeſchäftigung, außer der Sorge, welche der Lauf des Schiffes erforderte, beſtand darin, die Felle zu lüften und zu trocknen. Täglich ward eine gewiſſe Anzahl auf das Verdeck gebracht, im Sonnenſchein ausgebreitet, und dann wieder in Fäſſer verpackt. Bei dieſer Arbeit ſahen wir zu unſerm Vergnügen, daß nur wenige Pelze beſchädigt waren, weil wir ſie, um ſie vor Feuchtigkeit zu ſichern, in Fäſſern aufbewahrt hatten.

Novemb. Den 19ten November änderte ſich der Wind zum erſtenmal wieder, und kam aus Weſten; er blieb aber nicht lange in dieſem Striche, ſondern ging um den ganzen Kompaß. Endlich ſetzte er ſich doch in Weſten, und wehete ſo heftig, daß er uns beizulegen nöthigte. Unſer großes Bramſegel zerriß in dieſem Sturm, der erſt am folgenden Tage nachließ und ſich dann wieder in einen Oſtwind veränderte, womit wir unſern Lauf fortſetzten. Wir mußten indeß ernſtlich darauf bedacht ſeyn, gegen die ſtürmiſche See, die wir jetzt beſchiffen ſollten, unſere Vorkehrungen zu treffen. Statt der alten Segel wurden neue aufgeſpannt, weil bekanntlich die Ankunft in Kanton gar oft von der Dauerhaftigkeit eines guten Segels abhängt. Der Monſunswechſel war ſchon vorüber; allein auch nach dieſem gefährlichen Zeitpunkt pflegen in der dortigen Meeresgegend noch heftige Stürme zu wüthen, und der nordöſtliche Monſun,

1788. November.

der jetzt zu herrſchen angefangen hatte, erhält erſt im December ſeine ganze, zuverläſſige Stetigkeit. Der Wind blieb jetzt bis zum 21ſten November unbeſtändig, und ſetzte ſich dann in der öſtlichen Gegend. Ich ſchrieb ſeine Veränderlichkeit den Ladronen oder Diebsinſeln zu, denen wir jetzt nahe waren und die zuweilen die Richtung des Paſſatwindes ſtören.

December.

Wir ſetzten unſern Lauf ununterbrochen fort, bis wir Abends am 1ſten December die Inſeln Botol Tobago Xima erblickten. Das Wetter war trübe, neblicht und unfreundlich; wir mußten uns alſo an einem ſchnell vorübergehenden Blicke genügen laſſen, der indeß hinreichend war, unſere und der Inſeln Lage zu beſtimmen. Jetzt veränderten wir unſern Lauf, um dem ſüdlich von dieſen Inſeln liegenden gefährlichen Felſen Villa Rete zu entgehen. Die Wolken waren von ungewöhnlicher Schwärze, und ſchienen eine ſtürmiſche Nacht zu drohen. Um acht Uhr beſtätigten ſich unſere Erwartungen; es fing an heftig aus Nordoſt zu ſtürmen und dabei ſehr ſtark zu regnen. Wir ſetzten indeß unſern Weg fort, nur mit der Vorſicht, daß wir noch ein wenig ſüdlicher, als zuvor, ſegelten. Ich für mein Theil bin feſt überzeugt, daß in einem ſolchen Falle keine andere Wahl übrig bleibt; denn wollte man beilegen, ſo könnten die Strömungen das Schiff ſo weit nach Süden führen, daß es in eine gefährliche Gegend des Chineſiſchen Meeres käme, oder gar Kanton nicht mehr erreichen könnte. Allerdings iſt es ängſtlich, in einer finſtern, ſtürmiſchen Nacht ſich in dieſen engen Kanal zu wagen; allein ich ſtehe keinen Augenblick an, es dennoch zu empfehlen, wenn man nur Abends zuvor die Inſeln Botol Tobago Xima geſehen hat.

Der Sturm währte unvermindert bis um zwölf Uhr fort, und ward um Ein Uhr ſo viel wüthender, daß wir unſere Segel nicht ohne Schwierigkeit führten; allein die Folgen mochten ſeyn, wie ſie wollten, jetzt mußten wir dieſen Kurs nothwendig machen, um unſere Ankunft in Kanton zu ſichern. Den 2ten December bei Tagesanbruch ſahen wir nirgends Land, und vermutheten alſo, daß wir glücklich in das Chineſiſche Meer gekommen wären; aber die Furcht, bei Kanton vorbeigetrieben zu werden, verlor ſich erſt am 3ten, als das Wetter wieder gemäßigter und der Wind nordöſtlich ward. Die Beobachtung der Sonnenhöhe gab uns 22° 7′ Nördl. Breite, und bewies alſo, daß wir keiner ungünſtigen Strömung ausgeſetzt geweſen waren.

1788. December. Den 4ten December zeigte ſich die lange erſehnte Küſte von China, und mit ihr zugleich das erneuerte angenehme Schauſpiel einer mit unzähligen Fiſcherbooten bedeckten See. Wir ſegelten an vielen dicht vorüber; allein ſie ſind es ſo gewohnt, die größten Europäiſchen Schiffe zu ſehen, daß ein ſo kleines Fahrzeug, wie unſere Felice, ihre Aufmerkſamkeit nicht im mindeſten erregte. Abends erblickten wir die Lema-Inſeln, und am nächſtfolgenden Abend kamen wir glücklich auf der Rhede von Makao vor Anker, und ſchickten ſogleich einen Expreſſen nach Kanton, um unſeren dortigen Freunden die Ankunft der Felice zu melden.

Reiſe des Kapitain Douglas in der Iphigenia von Samboangan nach der Nordweſtküſte von Amerika*).

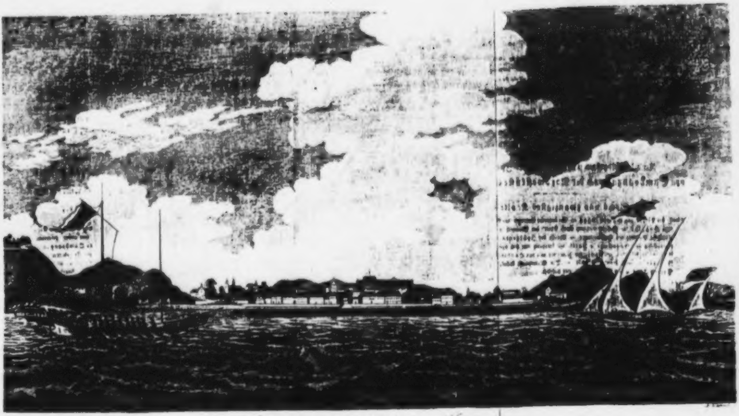
Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Abreiſe der Felice von Samboangan. — Verändertes Betragen des Gouverneurs gegen Kapitain Douglas. — Gefangenſetzung eines Theils der Mannſchaft, und andere unverantwortliche Schritte des Gouverneurs. — Abreiſe der Iphigenia von Samboangan. — Entdeckung von Johnſtone's Inſel. — Umgang mit den dortigen Eingebornen, und Beſchreibung derſelben. — Tani, ein Inſulaner von den Sandwichinſeln, an Bord der Iphigenia, wird krank und ſtirbt. — Die Mannſchaft kränkelt. — Fahrt durch die Pelew-Inſeln. — Rührender Auftritt daſelbſt.

Am 12ten Februar hatte die Felice, wie oben (S. 71.) erwähnt worden iſt, Samboangan verlaſſen, die Iphigenia hingegen war zurückgeblieben, weil ſie erſt ihren Fockmaſt an Bord nehmen und dann ihre Reiſe ebenfalls fortſetzen wollte. Die Urſachen, welche dieſe Trennung nothwendig machten, ſind den Leſern ſchon bekannt. Jetzt bleibt alſo nur noch übrig, den Verfolg der Reiſe unſerer Iphigenia nach

---

*) Ich habe mich genöthigt geſehen, die drei nachſtehenden Kapitel, welche mit den trockenſten, ermüdendſten und zumal für den Deutſchen Leſer ganz unbrauchbaren, nautiſchen Details angefüllt waren, in einen Auszug zu bringen. Doch ſchmeichle ich mir, daß ich nichts Weſentliches ausgelaſſen habe, und immer bei den eigenen Ausdrücken der Urſchrift geblieben bin. F.



Anſicht der Stadt Macao

nach der Trennung, welcher für die Geographie des nordweſtlichen Amerika's nicht unwichtig iſt, hier zu erzählen. 1788. Februar.

Kaum war die Felice von dieſem Ankerplatz abgeſegelt, ſo zeigte der Spaniſche Gouverneur des Orts gegen das zurückgebliebene Fahrzeug ein ſehr unedles Verfahren. Nachdem wir uns durch unſere Trennung ſo ſehr geſchwächt hatten, ward, wie es ſcheint, die Verſuchung für ihn zu groß, unverantwortliche Schritte zu wagen, welche unſeren Eigenthümern zu weſentlichem Nachtheil gereichten. Schon war der Maſt wieder an Bord, und die Iphigenia am 19ten Februar ſegelfertig. Jetzt wurden noch einige Säcke mit Reis, eine Quantität Früchte und einige Stücke Vieh eingeſchifft, die man von dem Gouverneur erhalten hatte.

Vor meiner Abreiſe ſagte man mir, einige Stangen Eiſen würden dieſem gewiß das willkommenſte Geſchenk ſeyn. Um nun ſeine Höflichkeit und Sorgfalt zu erwidern, hatte ich ſechs Stangen bei dem Kapitain Douglas zurückgelaſſen und ihm den Auftrag gegeben, daß er von ſeinem Vorrath eben ſo viele hinzuthun möchte, damit das Geſchenk anſehnlicher würde. Uebrigens hatte er Vollmacht, für die Unkoſten, welche das Schiff und die Mannſchaft hier verurſacht haben könnten, einen Wechſel auf Kanton zu ſtellen.

Kapitain Douglas legte alſo bei dem Gouverneur einen Beſuch ab, und lud ihn vor ſeiner Abreiſe zum Mittagsmahl an Bord ſeines Schiffes ein. Der Gouverneur nahm die Einladung an, und die Bewirthung geſchah, dem Anſchein nach, zu allgemeiner Zufriedenheit des Wirthes und der Gäſte. Gegen Abend begab ſich die ganze Geſellſchaft, ebenfalls auf eine Einladung, ans Land, um daſelbſt nochmals das Vergnügen eines Balls zu genießen. Unter der Larve der Höflichkeit und der Gaſtfreiheit verbarg aber der ſchlaue Spanier das Vorhaben, ſeinen Vortheil abzuſehen; und ſobald er in Erfahrung gebracht hatte, daß der vorzüglichſte Theil der Ladung in Eiſen beſtände, war er darauf bedacht, ſich dieſes ſchätzbaren Metalls zu bemächtigen, das auf Magindanao um ſo ſchätzbarer iſt, weil man dort Gold damit kauft. Der König von Spanien hat den Verkauf des Eiſens in den Philippinen ſich ſelbſt und ſeinen Bevollmächtigten vorbehalten, ſo daß es hoch genug im Preiſe bleibt; deſto begieriger war alſo der hieſige Gouverneur, eine Gelegenheit zu benutzen, wobei er es auf die vortheilhafteſten Bedingungen zu erhalten hoffte.

1788. Februar. Als am folgenden Tage ein Officier ans Land geſchickt ward, um die Rechnung mit ihm abzuſchließen, die, wie ich glaube, ſich nicht höher als auf zweihundert und funfzig Spaniſche Thaler belief, zog der Gouverneur die Larve ab, und erklärte, daß er nicht allein für die ganze Summe in Eiſen bezahlt ſeyn, ſondern auch den Preis deſſelben beſtimmen und die Gewichte ſelbſt nach ſeiner Willkühr anordnen wolle.

Der Officier war in Begriff, dieſe Antwort zurück an Bord zu bringen, als ein Kommando Soldaten ihn nebſt ſeinen Bootsleuten gefangen nahm und ins Gefängniß legte. — Sein Ausbleiben veranlaßte den Kapitain Douglas, ein zweites Boot ans Land zu ſchicken, um ſich wegen der Verzögerung zu erkundigen; allein der Mannſchaft dieſes zweiten Bootes erging es nicht beſſer, als der vorigen. Zu gleicher Zeit ſchickte der Gouverneur eine große Proa mit funfzig Mann, um das Schiff in Beſitz zu nehmen. Es wäre Herrn Douglas leicht geweſen, dieſes kleine Fahrzeug in den Grund zu bohren, wenn er nicht auf ſeine am Lande befindliche Mannſchaft Rückſicht genommen hätte, und zugleich einigen von ſeinen Leuten, die ihm auf der Proa ſelbſt ins Auge fielen, eben dieſe Schonung ſchuldig geweſen wäre. Er ließ alſo die bewaffnete Mannſchaft ohne Widerſtand herankommen und die Spaniſchen Soldaten das Schiff in Beſitz nehmen.

Um aber den Grund dieſes außerordentlichen Betragens zu erfahren, ging Kapitain Douglas ſelbſt ans Land. Hier gab der Gouverneur ihm zu verſtehen: er hätte keine andere Abſicht, als ſich für ſeine Rechnung in Eiſen bezahlt zu machen, und würde nicht eher zugeben, daß das Schiff unter Segel ginge, als bis das Eiſen ans Land gebracht wäre. Umſonſt ſtellte man ihm vor, daß er bei der Ankunft der Schiffe ſich anheiſchig gemacht habe, Wechſel für die Vorräthe zu nehmen, die ſie hier einzukaufen wünſchten; umſonſt berief man ſich darauf, daß es ungerecht und grauſam ſey, ſich der Ladung eines Schiffes zu bemächtigen, welches mit Zuverſicht in ſeinen Hafen eingelaufen wäre, und nun Gefahr liefe, durch dieſen Schritt den Hauptvortheil ſeiner Reiſe einzubüßen. Der Gouverneur war niederträchtig genug, dieſen Gründen kein Gehör zu geben; und Kapitain Douglas ſah ſich genöthigt, an Bord zuruckzukehren und acht und ſiebzig Stangen Eiſen, welche beinahe die Hälfte ſeiner Ladung ausmachten, nebſt ein hundert und zwanzig Spaniſchen Thalern, die er von ſeinen Leuten ſammelte, aus Land zu ſchicken. Damit war indeß das Geſchäft noch nicht abgethan; der Gouverneur beſtand darauf, daß er ganz in Eiſen bezahlt ſeyn wollte. Jetzt weigerte ſich aber Kapitain Douglas, ſich dieſer Mißhandlung und Erpreſſung länger zu unterwerfen, und drohete ernſtlich, daß er dem Gouverneur das Schiff überlaſſen würde, wofern er von ſeinen unverantwortlichen Forderungen nicht abginge. Dieſe Entſchloſſenheit bewog endlich den Spanier, das Eiſen nebſt den Thalern anzunehmen und ſeine Soldaten wieder zurückzuziehen; doch wußte er ihre Abfahrt vom Schiffe ſo lange zu verzögern, bis Kapitain Douglas ihm einen Vorrath von Wein geſchickt hatte, der ihm vor dieſer Geſchichte verſprochen worden war. Erſt nachdem er noch dieſes Geſchenk, ſo wenig es auch betrug, zu ſich genommen hatte, entließ er unſere Leute aus ihrem Verhaft. 1788. Februar.

Dies Betragen erlaubte ſich der Gouverneur von Samboangan gegen uns! Allein wir hatten unrecht, eine beſſere Behandlung von ihm zu erwarten, da es allen handelsführenden Nationen wohl bekannt iſt, daß die Unterthanen Sr. Katholiſchen Majeſtät in ganz Indien zum Auskehricht des Menſchengeſchlechtes gehören. — Den 22ſten Februar ging die Iphigenia unter Segel, ohne ein Pulverkörnchen anzuwenden, um einem ſo ehrloſen Volke den Abſchiedsgruß zu geben.

Am 2ten März erblickte man ein gefährliches Rief von Klippen, welches ſich beinahe Oſt und Weſt zehn Engliſche Meilen weit erſtreckte und nicht auf den Karten bemerkt iſt. Die Klippen ſtehen ungefähr in der Größe eines Schiffs über dem Waſſer hervor, und ihr Mittelpunkt liegt in 4° 10′ N. Br. und 126° 39′ öſtlicher, nach Mondsbeobachtungen beſtimmter, Länge von Greenwich. Es ward hier zugleich eine ſtarke ſüdöſtlich führende Strömung bemerkt. Bis zum 6ten ſchiffte Kapitain Douglas zwiſchen dieſen Gruppen von felſichten Inſeln hin, von denen er während ſeines Laufs ſchon viele geſehen hatte. An dieſem Tage befand ſich das Schiff in 3° 45′ N. Br. und 129° 7′ O. L. Die Abweichung der Magnetnadel betrug 2° 13′ Weſtlich. März.

Am 9ten März erblickten ſie, indem ſie weiter nordwärts und oſtwärts ſchifften, zehn oder zwölf Seemeilen weit vor ſich hin, ein kleines Eiland, und ſteuerten bis neun Uhr Abends darauf zu. Jetzt wurden ſie eine Menge Lichter längs dem Strande gewahr, und Kapitain Douglas vermuthete, daß man ſie brennend erhielte, um

1788. März. das Schiff wo möglich zu einigem Verweilen zu bewegen. Um elf Uhr ward beigelegt, da es nicht länger rathſam war, in finſterer Nacht weiter zu ſegeln. Mit funfzig Faden fand man keinen Grund. Bei Tagesanbruch, den 10ten, ſegelten ſie dicht am Lande hin, von welchem ſich verſchiedene Kanots näherten. Sie legten alſo wieder bei, um den Inſulanern Zeit zu geben, an Bord zu kommen. Anfänglich blieben dieſe in einiger Entfernung, und hielten Kokosnüſſe in ihren Händen empor; allein ſobald ſie die Aexte ſahen, die man dagegen zum Vorſchein brachte, kamen ſie ſogleich zum Beſuch an das Schiff. Ihr ganzes Benehmen zeigte offenbar, daß ſie noch keinen Gegenſtand dieſer Art geſehen hatten, der jetzt ihre Aufmerkſamkeit und ihr Erſtaunen erregte. Alles was man ihnen gab, nahmen ſie gleichgültig hin; nur der Anblick des Schiffes ſchien ſie zu beſchäftigen.

Kapitain **Douglas** wünſchte, ſich in der Nähe dieſer Inſel einen Tag aufzuhalten, um friſches Waſſer einzunehmen, welches nach der Ausſage der Eingebornen in reichlicher Menge vorhanden ſeyn ſollte. Nachmittags kamen die Kanots mit mehr Kokosnüſſen und Tarro- oder Aronswurzeln zurück; allein der Werth des Eiſens hatte den Inſulanern bereits ſo ſehr eingeleuchtet, daß ſie nichts anders nehmen wollten, und immer nur nach **Owaſchi, Owaſchi!** riefen; denn ſo nannten ſie dieſes Metall. Von Feuergewehren wußten ſie noch nichts. Einer verlangte eine Piſtole, welche er in Kapitain **Douglas** Hand geſehen hatte; dieſer brannte ſie los, und erſchreckte damit den Inſulaner ſo ſehr, daß er, als ihm jetzt die Piſtole hingereicht ward, zwar den Lauf küßte, aber ſich auf keine Weiſe bereden ließ, ſie anzunehmen.

Dieſe Inſel, die jetzt den Namen **Johnſtones Eiland** erhielt, liegt in 3° 11′ N. Br. und 131° 12′ O. L. Sie iſt niedrig, mit Grün bekleidet, mit Kokosbäumen bedeckt, und etwa eine Seemeile im Umfange *). **Ein** Baum zeichnet ſich vor allen andern durch ſeine Höhe aus, und erſcheint in der Ferne wie ein ſegelndes Schiff. Was das Eiland außer Kokosnüſſen und Aronswurzeln hervorbringt, iſt nicht bekannt, da die Inſulaner ſonſt nichts zum Tauſche brachten.

*) Ein niedriges Land konnte man aber nicht in der Entfernung von zehn oder zwölf Seemeilen (*leagues*) ſehen; es werden alſo nur nautiſche Meilen (*miles*), deren drei eine Seemeile machen, zu verſtehen ſeyn. F.

1788 März.

Sie ſchienen nicht über zweihundert an der Zahl zu ſeyn, und waren ſtarke, handfeſte Leute. Ihre Kanots konnten zwölf bis vierzehn Perſonen führen, und ſind denen, die man auf den Sandwichinſeln antrift, vollkommen ähnlich. Die Einwohner bewieſen nicht nur dieſelbe Thätigkeit, wie die von jener Inſelgruppe, ſondern bedienten ſich auch verſchiedener Ausdrücke, die Tianna ſogleich verſtehen konnte. — Es erhob ſich ein günſtiger Wind, welcher Kapitain Douglas bewog, ſein Vorhaben mit dem Waſſerfüllen aufzugeben und ſeine Reiſe oſtwärts fortzuſetzen.

Am 16ten März ward Tani, ein Bewohner der Sandwichinſeln, krank, vermuthlich von der Anſtrengung und Sorgfalt, womit er während Tianna's Krankheit dieſen bewacht und gepflegt hatte. Verſchiedene Perſonen von dem Schiffsvolke befanden ſich ebenfalls in ſchlechten Geſundheitsumſtänden, und der erſte Steuermann, der einen Monat lang und darüber krank gelegen hatte, war noch nicht wieder hergeſtellt. Tianna hingegen befand ſich wieder vollkommen wohl, und verdankte ſeine Geneſung der bewundernswürdigen Wirkung der Chinarinde. Die Breite war an dieſem Tage 2° 0′ N. und die Länge 136° 48′ O. — Der liebe, gute Tani mußte endlich, trotz aller für ihn verwendeten Sorgfalt, erliegen. Seine Krankheit fing mit einem anhaltenden Naſenbluten an; als dieſes aufhörte, folgte das Fieber, welches zwar auf den Gebrauch der Chinarinde anfänglich nachzulaſſen ſchien, aber ihn am 23ſten doch wegraffte. Zum allgemeinen Leidweſen aller ſeiner Reiſegefährten, fand er jetzt ſein Grab in den Wellen.

Schwache und veränderliche, öfters durch Windſtillen unterbrochene Winde hemmten den Fortgang der Iphigenia. Während der Zeit ſchien die Unpäßlichkeit unter der Mannſchaft immer mehr überhand zu nehmen. Den 28ſten verſuchte man daher, etwas nördlicher zu kommen, obgleich das Schiff keinen beſſern Kurs als Nordweſt machen konnte.

Das Schiff näherte ſich jetzt der Lage jener Inſelgruppen, welche auf den Karten die neuen Karolineninſeln heiſſen. Kapitain Douglas ließ deshalb zwei Anker in völliger Bereitſchaft halten, und ertheilte gemeſſene Befehle, mit der äußerſten Wachſamkeit umherzuſchauen, da es ſehr gefährlich werden konnte, bei trübem Wetter und Gewitterſtürmen gegen die Zeit des Mondwechſels, zwiſchen einer noch nicht genau bekannten Menge von niedrigen Inſeln hinzuſchiffen.

1788. April. Am 3ten April um halb fünf Uhr Nachmittags ward Land geſehen, welches bei Sonnenuntergang etwa ſieben oder acht Seemeilen von Weſtſüdweſten nach Weſt gen Norden lag. Der Holzmangel an Bord, und die Hoffnung eßbare Wurzeln und Kokosnüſſe zu erhalten, bewogen den Kapitain, hier beizulegen. Bei Tagesanbruch am 4ten ſah man zwei niedrige mit Bäumen bedeckte Inſeln, N. W. gen W. in einer Entfernung von ſieben oder acht Seemeilen, und das am vorigen Abend erblickte Land lag zehn oder zwölf Seemeilen weit nach Weſtſüdweſten. Dieſes leztere ſchien hohes Land von beträchtlichem Umfange zu ſeyn, folglich am erſten Schuz und Sicherheit zu verſprechen. Allein, als das Schiff näher kam, ſahe man, daß es nur eine Gruppe von Inſeln wäre; folglich hielt man das Schiff wieder an den Wind, um ſich den beiden andern Inſeln zu nähern.

Abends um ſieben Uhr kamen einige Kanots an das Schiff. Man beſchenkte die darin befindlichen Inſulaner mit einem kleinen Beil und zwei oder drei Meſſern, wofür ſie ihre ganze Ladung von einigen Tarrowurzeln und Kokosnüſſen hingaben. Bei der Anrede an unſere Leute bedienten ſie ſich der Worte: Engliſch und Moor*), welche ſo ausgelegt wurden, daß man annahm, ich wäre mit der Felice denſelben Weg gekommen, und hätte Verkehr mit den Einwohnern dieſer Inſeln gehabt.

Von der Südoſtſeite waren dieſe Inſeln ganz unzugänglich; Kapitain Douglas ſegelte alſo nordwärts, um die Nordweſtſeite der größeren zu unterſuchen. Als er aber näher kam, ward er nur Riefe in Riefen gewahr, und von der Maſtſpitze ſah man Felſenklippen im Norden und Weſten, ſo weit das Auge reichte. Noch immer folgten einige Kanots dem Schiff, und vertauſchten gegen einige Nägel, die man ihnen in einem Korbe über das Hintertheil deſſelben hinunterließ, eine geringe Anzahl Kokosnüſſe.

In Einem Kanot verſuchten die Inſulaner Betrug, und weigerten ſich, für die Nägel, die ſie ſchon bekommen hatten, etwas zu geben. Kapitain Douglas ſchoß eine Flinte über ihre Köpfe weg. Hierauf ſprangen ſie ſogleich ins Waſſer, und verbargen ſich hinter ihrem Kanot; die Leute in den übrigen Kanots aber waren in ihrer Unſchuld ſicher, und lieſſen keine Furcht oder Beſorgniß blicken.

*) Wahrſcheinlich Mora-mey, welches in der Pelew-Sprache „Komm her!" bedeutet. S. Nachricht von den Pelew-Inſeln, Deutſche Ueberſetzung, S. 419. F.

1788. April.

Eins von den Kanots folgte der Iphigenia eine weite Strecke, und einer von den darin befindlichen Männern rief von Zeit zu Zeit: Ibu, Ibu! wobei er mit der äußerſten Anſtrengung allerlei Zeichen machte, um die Unſrigen zu bewegen, daß ſie zurückkehren möchten. Als er endlich merkte, daß alle ſeine Bemühungen nichts fruchteten, geberdete er ſich, wie vor Schmerz und Kummer ganz außer ſich. Nach Verlauf einiger Zeit ſah Kapitain Douglas wieder ein Kanot mit wenigſtens zwanzig Mann, die auf das Schiff zuruderten. Anfänglich glaubte man jetzt an Bord, es könnte ſich vielleicht ein Europäer in dem Kanot befinden, und in dieſer Vorausſetzung ward beigelegt; allein ſobald man ſehen konnte, daß es lauter Indianer waren, mußte das Schiff ſeinen Lauf wieder fortſetzen, da die Strömung es ohnedies ſchnell nach den Klippen trieb. Das Kanot aber holte dennoch das Schiff ein, und die Leute darin bemüheten ſich nicht weniger, als die vorigen, die Unſrigen zum Umkehren zu bereden; doch die Gefahr, die ſie jetzt umringte, erlaubte ihnen nicht, auf die lauten und anhaltenden Bitten der Eingebornen zu achten.

Kapitain Douglas befand ſich jetzt zwiſchen den Pelew-Inſeln, von denen man Herrn Keate's geſchickter Feder eine Beſchreibung verdankt. Deſſen, mit allgemeinem Beifall geleſene Nachricht, die er aus den Tagebüchern und mündlichen Belehrungen des hier verunglückten Kapitain Wilſon's und anderer zum Poſtſchiff Antelope gehörigen Perſonen zuſammengetragen hat, ſcheint durch dasjenige, was hier jetzt vorging, gleichſam fortgeſetzt zu werden. Kapitain Douglas aber wußte nichts von dem Schiffbruche der Antelope und dem Baue des Fahrzeuges, womit die gerettete Mannſchaft wieder nach China zurückgekommen war. Daß ſeine Landsleute hier von den gütigen, gaſtfreien Inſulanern allen Beiſtand und alle Unterſtützung erhalten, und daß ihr Beherrſcher ſeinen Sohn der Fürſorge des Kapitain Wilſon's anvertrauet hätte, um ihn in England mit unſern Sitten bekannt werden und in unſern Künſten üben zu laſſen, war ihm gänzlich unbekannt; ſonſt würde er ſich unſtreitig bemühet haben, mit dieſen Leuten nähere Bekanntſchaft zu machen. Denn wer kann zweifeln, daß die Kanots, welche der Iphigenia folgten, abgeordnet waren, um den armen Li-Bu in Empfang zu nehmen, oder wenigſtens Nachricht von ihm zu hören? Wem fällt es nicht aufs Herz, daß der Inſulaner, der ſo oft Ibu, Ibu! rief und dann, als er fand daß dies vergebens wäre, durch Geber-

1788. April. den ſeine Verzweiflung zu erkennen gab, kein anderer als Abba-Thulle ſelbſt, der Vater des jungen Prinzen, ſeyn konnte?

Damals hatte die Oſtindiſche Kompagnie dem Könige Abba-Thulle noch nicht ihre Erkenntlichkeit für die menſchenfreundliche und liebreiche Behandlung bezeigt, welche er der Mannſchaft ihres Schiffes Antelope widerfahren ließ; und nur zu lange mußte er ſchon den Wechſel der Hoffnung und Furcht erduldet haben. Man begreift alſo wohl, was er bei dem erſten Erblicken der Iphigenia mit ihren weißſchimmernden Segeln, empfinden, und wie ſchnell er ſich in ſein Kanoe werfen mußte, um dem Schiffe entgegen zu eilen und einen Sohn zurück zu nehmen, der jetzt mit den Kenntniſſen und der Ausbildung, die Europa ihm geben konnte, ſein Vaterland zieren ſollte. Aber läßt ſich auch der namenloſe Jammer nachempfinden, womit er nach ſeiner Inſel zurückkehrte, als er das Schiff fortſegeln ſah, und niemand auf ſeinen Schmerz, auf ſein banges Rufen hören wollte*)?

Kapitain Douglas nannte die größere der zwei Inſeln Moore's-Eiland, nach ſeinem Freunde Herrn Hugh Moore. Sie liegt, wiederholten Mondsbeobachtungen zufolge, in 134° 6′ öſtlicher Länge und 8° 6′ nördlicher Breite. Zwei kleine ſandige Inſeln wurden *Good Look-out Islands*, (Inſeln des guten oder ſcharfen Umherſchauens) genannt, und liegen in 8° 13′ N. Br. und 133° 58′ O. L. Die große Untiefe erſtreckt ſich gegen Norden bis 8° 45′ der Breite, gegen Oſten bis 134° 13′ der Länge, und gegen Weſten, ſo weit das Auge von der Maſtſpitze reichte, alſo wahrſcheinlich bis 133° 30′ O. L.

*) Während meines Aufenthalts in London im Junius 1790, erzählte man mir, daß die Oſtindiſche Kompagnie von Bombay aus ein Schiff nach den Pelew-Inſeln ſchicken würde, und die Führung deſſelben dem geſchickten Kapitain Mac-Cluer anvertrauet hätte, deſſen vortrefliche Karten von dem Perſiſchen Meerbuſen und der Küſte Malabar ſich in der Sammlung des Herrn Alexander Dalrymple befinden. Allein kürzlich ſchrieb man mir, daß auch von England, auf Befehl der Admiralität, die Fregatte Pandora nach den Pelew-Inſeln abgegangen ſey. F.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

1788. April.

Weitere Fahrt der Iphigenia. — Anſicht der Inſel Amluk. — Land, welches fälſchlich für Trinity-Eiland (Dreieinigkeits-Inſel) gehalten wird. — Sturm. — Schilderung des Landes. — Kodjak und Trinity-Inſeln. — Beſuch von zwei Kanots. — Die Jölle wird ans Land geſchickt, um zu fiſchen, kauft Fiſche von den Eingebornen, und kommt zurück. — Anſicht des Kap Greville und der *Barren-* (unfruchtbaren) Eilande. — Beſuch von einem Ruſſen und einigen Kodjakiſchen Jägern. — Die Iphigenia ſegelt in den Cooks-Fluß. — Verkehr mit den Eingebornen. — Das große Boot wird weiter hinaufgeſchickt. — Rückfahrt aus dem Fluſſe nach *Snug-Corner-Cove* in Prinz Williams Sund. — Das Schiff wird von Kanots beſucht. — Man erfährt, daß das Schiff Prinz von Wales vor zehn Tagen abgeſegelt iſt.

Den 5ten April um acht Uhr Morgens befand ſich Kapitain Douglas mit ſeinem Schiffe auf der Höhe der Inſel Los Martines *), und bemühete ſich, in der Breite fortzuſegeln, um ſie wo möglich zu Geſicht zu bekommen. Da ſich aber um Mittag kein Land ſehen ließ, ſo wollte der Kapitain lieber die Unbequemlichkeit, die der Holzmangel mit ſich brachte, erleiden, als durch längeres Zögern Gefahr laufen, zu ſpät in der Jahrszeit an die Küſte von Amerika zu kommen; er gab alſo den Gedanken auf, in einer Inſelgruppe, wo vielleicht kein hinlänglich geſicherter Hafen exiſtirt, einen aufſuchen zu wollen. Ohne weſentliche Ereigniſſe, die des Aufzeichnens werth wären, ſetzte er ſeinen Lauf bis zum 30ſten Mai nordwärts fort, und befand Mai. ſich an dieſem Tage in 50° 29′ N. Br. und in 188° 26′ O. Länge. Das Wetter war neblicht, übrigens aber ziemlich ruhig, und der Wind nordöſtlich. Früh am Morgen erblickte man die Inſel Amluk vier und zwanzig Seemeilen **) entfernt.

Die Fahrt ging ununterbrochen weiter, und am 3ten Junius ließ Kapitain Junius. Douglas den Gewehrkaſten vom Verdeck in ſeine Kajüte bringen, damit weder die Matroſen, noch die Wilden, deren Beſuch man bald erwartete, dazu kommen könnten. Den 5ten Junius bei Tagesanbruch ward die Trinity- oder Dreieinigkeits-Inſel geſehen. Um Mittag war die Breite, nach einer nicht ſehr zuverläſſigen Beobachtung, 56° 29′ N., und die Länge 204° 54′ Oeſtlich. Es fing jetzt

---

*) Eigentlich los Martures; ihre Lage iſt aber ſehr ungewiß. F.

**) Eine erſtaunliche Entfernung, um bei trübem Wetter Land zu ſehen. F.

1788. Junius. an ſehr heftig zu ſtürmen, und der Wind ward immer ſtärker, bis er am 7ten um vier Uhr Morgens zu einem völligen Orkan geworden war. Um ſechs Uhr tobte der Wind gewaltiger, als es je einer von allen an Bord der Iphigenia befindlichen Leuten erfahren hatte, und vor fünf Uhr Nachmittags bemerkte man nicht, daß ſeine Wuth ſich verminderte. Gegen neun Uhr Abends konnte das Schiff endlich wieder Segel führen.

Den 9ten war heiteres Wetter bei einem gelinden Oſtwinde. Die Inſel, welche Kapitain Douglas für Trinity-Eiland gehalten hatte, weil er ſie in der Länge und Breite fand wo die Karten ſie hinſetzen, liegt an der Mündung einer großen Bay, welche mit flachem Lande umgeben iſt. Die Gebirge waren hier mit Schnee bedeckt, die niedrigen Gegenden aber in das ſchönſte Grün gekleidet; auf beiden zeigte ſich indeß nirgends ein Baum. In der Bay iſt man vor dem Nordweſtwinde ſicher; und hätte Kapitain Douglas dies vorhergewußt, ſo würde er mit ſeinem Schiffe hier vor dem neulichen Sturme Schuz gefunden haben. Dieſe Küſte liegt zwiſchen Kapitain Cook's *Foggy*- (Nebel) Eiland und Trinity-Eiland, und hat bei weitem nicht ein ſo ödes Anſehen, wie das Land nordwärts von der letzteren Inſel, und ſüdlich vom Kap Greville. Den 10ten zeigte ſich eine in die Bay hervorragende Landſpitze, die jetzt den Namen Kap Hollings erhielt, und in 57° 12′ N. Br. und 207° 3′ O. L. liegt. Am folgenden Mittag lag die Inſel Kodjak im Oſten. Die Breite des Schiffes war, nach einer Beobachtung, 56° 56′ Nördlich; die Länge, ebenfalls nach Beobachtung, 205° 36′ Oeſtlich. Das Wetter begünſtigte den Kapitain ſo, daß er auch am folgenden Tage (den 12ten) Mondsbeobachtungen anſtellen konnte, denen zufolge er ſich um Mittag in 56° 48′ N. Br. und in 205° 5′ O. L. befand.

Um ſieben Uhr Abends erhob ſich ein guter Nordnordweſtwind, mit dem das Schiff durch die Straße*) zwiſchen Trinity-Eiland und dem feſten Lande ſteuerte, wo man die Tiefe regelmäßig von ſiebzehn bis ſieben Faden auf feinem Sande fand. An der Nordſeite der Inſel, nach der See zu, liegt eine ſchöne Bay, wo Schiffe ſicher einlaufen können. Von den Bergen ſtürzten ſich reichliche Bäche herunter,

---

*) Was hier feſtes Land heißt, iſt die von den Ruſſen ſo genannte Inſel Kodjak oder Kadjak; und die neue Trinity-Inſel des Kapit. Douglas ward, wie es ſcheint, von Cook für einen Theil dieſes Landes gehalten. Doch nach den Karten zu urtheilen, möchte man noch zweifeln, ob dieſe neue Inſel nicht wirklich dieſelbe iſt, die Cook „*Trinity*“ nannte. F.

1788.
Junius.

und am Ufer lag Treibholz in groſſer Menge. Gegen acht Uhr kam einer von den Eingebornen in einem kleinen Kanot, nahm den Seehundskopf ab, den er auf ſeinem eigenen Kopfe trug, bückte ſich, und fragte auf Ruſſiſch, wie ſich die Unſrigen befänden? Hierauf ſah er das Schiff an, und ruderte ans Land zurück. Bald hernach kam wieder einer, ebenfalls in einem einzelnen Kanot, und wollte für einige Glaskorallen, über die er eine auſſerordentliche Freude hatte, einen grauen Fuchsbalg verkaufen; das Schiff durchſchnitt aber damals das Waſſer ziemlich ſchnell, ſo daß er ſein Pelzwerk nicht an einen Strick befeſtigen konnte, und ſich genöthigt ſah, es wieder mitzunehmen. Dieſer Menſch redete weder die im Cooks-Fluß, noch die in Nutkaſund gebräuchliche Sprache.

Um zehn Uhr Morgens, am 13ten, hatte man die Enge durchſchifft. Die Windſtille, welche jetzt eintrat und bis auf den folgenden Tag währte, bewog Herrn Douglas, am 14ten die Jölle mit einem Officier ans Land zu ſchicken, um Fiſche zu holen. Um Mittag beobachtete man die Polhöhe unter 56° 59′ N. Br. und 206° 3′ O. L. Gegen ein Uhr Nachmittags näherte ſich das Schiff, mit Hülfe eines leichten Windes, dem Lande, und es ward eine Kanone zum Signal für das Boot gelöſ't, welches um vier Uhr mit einigen Meerbutten zurückkam. Herr Adamſon, der das Boot kommandirte, berichtete dem Kapitain, er habe einige Fiſcherleute in ihren Kanots angetroffen, die ihm willig ihre Fiſche überlaſſen, dagegen aber um Schnupftabak gebeten und ihre Doſen zum Anfüllen hingehalten hätten. Anfangs ſey er der Meinung geweſen, es wären Ruſſen; aber ihre Kleidung und der Einſchnitt in der Unterlippe hätten ihn bald belehrt, daß es Jäger von Kodjak oder Eingeborne von den Ufern des Cooks-Fluſſes ſeyn müßten, wenn gleich die letztern nur noch vor zwei Jahren gegen Schnupftabak Abſcheu geäußert hatten.

Den 15ten war der Wind nördlich und öſtlich, und Nachmittags ziemlich friſch; aber es blieb den ganzen Tag Nebelwetter. Den 16ten früh ward das Kap Greville geſehen, und gegen Mittag das Kap *Whitſunday*, oder das Pfingſt-Kap, wo man verſchiedene im Waſſer ſpielende Seeottern und eine Menge Wallfiſche ſah. Die Breite war dieſen Mittag 58° 1′ N. und die Länge 207° 33′ O. Um Mitternacht ſchiffte man mit einem ſtarken Südwinde die *Barren-Islands* (wüſten Inſeln) vorbei. Den 17ten, um ſechs Uhr Morgens, kamen von der

1788. Junius. Spitze Bede zwei Kanots an das Schiff, und bald von eben daher auch ein Ruſſe mit einigen Kodjakiſchen Jägern. Sie brachten ein Dutzend friſche Lachſe zum Geſchenk, und erhielten dafür ein wenig Branntwein und Tabak. Mittags befand ſich das Schiff in 59° 41′ N. Br.

Bei dieſer Fahrt den Cooks-Fluß hinaufwärts, hatte man gelinden Wind. Gegen zwei Uhr kamen von einigen Hütten, die etwas weiter oberhalb lagen, nochmals ſieben oder acht Kanots an das Schiff. Alle Einwohner dieſes Ortes hatten ihr Billet, und brachten es ſogleich zum Vorſchein, um ſich eine gute Behandlung von uns zu ſichern *); ſie waren aber ſo arm, daß ſie uns keinen Daumenbreit Pelzwerk aufweiſen konnten. Um drei Uhr Nachmittags ließ Kapitain Douglas, weil die Fluth ihm entgegen kam, den Anker in ſechſtehalb Faden Tiefe zwei Engliſche Meilen weit vom Ufer fallen. Gleich darauf ſchickte er ein Boot ans Land, um einen Waſſerplatz zu ſuchen und die Geſinnungen der Einwohner zu erforſchen. Als ſeine Leute gelandet hatten, fanden ſie neben den Hütten der Einwohner einen Bach; die Eingebornen ſelbſt ſchienen aber keine Luſt zu haben, ſich ihnen zu nähern, obgleich ein funfzig oder ſechzig von ihnen ſich auf der andern Seite des Baches im Sonnenſchein gelagert hatten.

Bei dem Holz- und Waſſermangel an Bord des Schiffes, war gleichwohl einiger Aufenthalt unumgänglich nothwendig. Ueberdies hatte man nur noch zwei Tonnen Rindfleiſch und eine Tonne Schweinefleiſch, womit man für den Ueberreſt des Sommers, oder, wenn es erforderlich ſeyn ſollte, bis zu den Sandwichinſeln haushalten mußte. Es war alſo auf einen reichlichen Vorrath von Fiſchen gerech-

---

*) Die Eingebornen müſſen dieſe Billets für einen hohen Preis von den Ruſſen kaufen, welche vorgeben, daß dieſelben ihnen gegen Mißhandlung von Fremden, die hieher kommen, zur Schutzwehr dienen können. Wer nicht ein ſolches Billet aufweiſen kann, dem wird auch von den Ruſſen ſelbſt unfehlbar ſehr übel mitgeſpielt; daher ſind denn die armen Leute froh, dies Inſtrument ihrer Sicherheit um jeden Preis zu erlangen. Dieſe herabwürdigende Methode erlauben ſich die Ruſſiſchen Pelzhändler; ſie kontraſtirt ſehr auffallend mit der edleren, menſchenfreundlichen Art, wie man den Brittiſchen Handel führt. Anmerk. der Urſchrift. — Nun endlich des Selbſtlobes genug von einer Nation, die trotz der vereinigten Beredſamkeit von Pitt und Fox, und trotz den unwiderlegbarſten Beweiſen, daß es ausführbar, zweckmäßig und nothwendig ſey, den Sklavenhandel abzuſchaffen — ſich nicht geſchämt hat, für die Beibehaltung deſſelben in einer öffentlichen, weltkundigen Sitzung des Parlaments zu ſtimmen! F.

1788. Junius.

net werden, mit denen man alsdann ſüdwärts längs der Küſte, die an Pelzwerk etwas verſprach, hinunterfahren wollte. Im Cooks-Fluß hatte man eine Menge Lachſe erwartet, die zum Proviant für die vorhabende Reiſe geſalzen werden ſollten. Das erſte alſo, was jetzt zu thun war, beſtand darin, daß man das Schiff dem Waſſerplatze näher brachte. Zu dem Ende ſegelte Kapitain Douglas am 18ten den Fluß noch achtzehn Meilen höher hinauf. Bald nachher, als er vor Anker gegangen war, kamen einige Kanots von den Hütten, die man Tages zuvor geſehen hatte. Die Eingebornen brachten zwar nichts zu verkaufen, verweilten ſich aber doch bis gegen Abend um das Schiff. Nur einige wenige von ihnen fingen etliche Lachſe, und vertauſchten ſie gegen Glaskorallen. Es kam den Unſrigen ſo vor, als ob dieſe Leute nur Wache hielten, damit ſonſt keine Eingebornen aus der höheren Gegend des Cooks-Fluſſes das Schiff beſuchen möchten.

Den 19ten und die folgenden Tage arbeitete man bei ſchönem Wetter emſig, um Holz und Waſſer an Bord zu bringen, im Schiffsraum aufzuräumen und zugleich Bier von den Zweigen der Sproſſen- oder Spruce-Tanne zu brauen. Man verſuchte auch einen Zug mit dem Netze, fing aber keine Lachſe. — Den 21ſten kamen um drei Uhr Nachmittags fünf Kanots den Fluß herunter, und die darin befindlichen Leute ſchrieen, ſobald ſie an das Schiff gekommen waren: Nuta, Nuta! Unſere Leute kauften ihnen fünf Seeotterfelle ab, wofür ſie aber nur Eiſen in breiten Stangen, und zwar ein Stück von zwei Fuß für jedes Fell, nehmen wollten. Sie ſchienen mit den Ruſſen und den Jägern von Kodjak in Krieg begriffen zu ſeyn; denn jeder war mit ein paar Dolchen bewaffnet. Alle baten den Kapitain ſehr dringend, er möchte den Fluß weiter hinauffahren, und gaben ihm zu verſtehen, daß ſie ſeine Ankunft durch den Kanonenſchuß vernommen hätten, der Morgens und Abends von ſeinem Schiffe gethan ward. Sie verſicherten ihn, daß ſie eine beträchtliche Menge Natunitſchuk (Seeotterfelle) hätten, die ſie aber aus Furcht vor den Ruſſen nicht herunterbringen möchten.

Den 24ſten ſchickte Kapitain Douglas das große Boot mit einer wohlbewaffneten, von ſeinem erſten Steuermanne geführten Mannſchaft den Cooks-Fluß hinan, um von den Nachrichten der Eingebornen Gebrauch zu machen. Er befahl dem Officier, bis nach der Spitze Poſſeſſion hinauf zu fahren, in den meiſten kleinen

1788. Buchten ſich nach den Einwohnern umzuſehen, und Eiſen nebſt Glaskorallen gegen
Junius. Seeotterfelle, ſchwarze Füchſe und Lachs zu vertauſchen. Begegneten ihm Ruſſen, ſo ſollte er ihnen Höflichkeit bezeigen, aber auf ſeiner Hut bleiben, und weder ihnen noch den Eingebornen, in ſein Boot zu kommen, erlauben. Auf den Fall, daß ſchlechtes Wetter oder irgend ein nicht vorhergeſehener Zufall ihn vier oder fünf Tage vom Schiff entfernt hielte, verſprach Kapitain Douglas, mit demſelben bis nach Poſſeſſion-Spitze nachzukommen, und ihn durch Kanonenſchüſſe von ſeiner Ankunft zu benachrichtigen.

Die Zimmerleute und Kalfaterer wurden während der Zeit ans Land geſchickt, um Stangen zu ſuchen, aus denen man Ruder machen könnte; ſie mußten aber ziemlich weit am Ufer hinaufgehen, ehe ſie taugliches Holz fanden. Bei ihrer Rückkehr an Bord behaupteten ſie: ſie hätten, als das große Boot um die Spitze gegangen ſey, elf Kanonenſchüſſe gehört. Kapitain Douglas war einen Augenblick unruhig über dieſe Nachricht; allein er erinnerte ſich, daß der Ruſſe, der bei der Spitze Bede an Bord gekommen war, ihm die Nachricht gegeben hatte, es wären keine ſeiner Landsleute ſo hoch hinaufwärts im Fluß. Ueberdies hätte das Boot im Fall eines Angriffes ſogleich zurückkehren müſſen, da der Wind zu dieſer Abſicht günſtig war. Hieraus urtheilte man denn, wie es ſich auch in der Folge beſtätigte, daß die Kanonen nur Flinten geweſen wären. Die Leute im Boote hatten nämlich nach wilden Enten geſchoſſen, und der Schall war durch den Wind den Zimmerleuten gerade zugeführt worden.

Den 25ſten, um drei Uhr Nachmittags, kamen zwei Kanots den Fluß hinunter, und brachten eine mitten durchgeſchnittene, auch ſonſt zerſetzte Seeotter, weil ſie, wie es ſcheint, vorausſetzten, daß es den Unſrigen um das Fleiſch, und nicht um das Fell zu thun wäre. Man konnte keine Nachricht von ihnen erhalten, da ſie mit keinem Worte verſtanden, was man ihnen ſagte, und wahrſcheinlich nie zuvor mit Europäern gehandelt hatten. Sie beſaßen keine Glaskorallen, und bewunderten die wenigen, die man ihnen ſchenkte, als etwas nie, oder wenigſtens nur ſelten Geſehenes. Unſere Leute glaubten, ſie wären Bewohner des innern Landes, die ſich im Winter in die höhere Gegend zurückziehen, und möchten etwa einen Fluß herunter gekommen ſeyn, der in die Rauchige Bay (*Smoky Bay*) fällt, welches die Rich-

1788. Junius.

tung war, von woher ſie an das Schiff gerudert kamen. — Da der Wind etwas ſtärker ward, und die Fluth eine unruhige See verurſachte, ſo verlieſſen ſie das Schiff, und begaben ſich wieder an das Land zurück.

Den 26ſten, bei mildem, angenehmen Wetter, kamen um neun Uhr Morgens zwei Kanots von Süden herauf. In dem einen befand ſich der Ruſſe, der ſchon an der Spitze Bede die Iphigenia beſucht hatte. Er brachte etwas Lachs zum Geſchenk, und erhielt dagegen ein Päckchen Tabak. Abends um ſieben Uhr kamen zwölf Doppelkanots, ebenfalls von Süden her, an das Schiff; es waren Jäger von Kodjak, die aber weder Pelzwerk noch Fiſche brachten, indeß von letzteren den folgenden Morgen etwas zu liefern verſprachen. Den 27ſten um zwei Uhr Morgens kam das große Boot zurück, brachte aber weiter nichts mit, als ein einziges noch dazu ziemlich ſchlechtes Seeotterfell, und etwa zwei Dutzend geſpaltene (und getrocknete?) Lachſe. Herr Adamſon, der Officier, berichtete: er habe Ruſſen und Kodjaker bis 60° 42′ N. Br. im Cooks-Fluß angetroffen; ſie wären ihm von Dorf zu Dorf gefolgt, und hätten die ganze Gegend in Beſitz. Auf dieſe Nachricht ging Kapitain Douglas, ſobald die Fluth ihn begünſtigte, wieder unter Segel, um in See zu ſtechen. Da ſich aber ſolchergeſtalt an keinen neuen Vorrath von Lebensmitteln denken ließ, ſo war er genöthigt, ſich mit ſeinen Officieren und Matroſen auf eine ſehr ſpärliche Portion täglich einzuſchränken. Julius. Den 9ten Julius um Mittag ging er in der Bucht *Snug-Corner-Cove*, in Prinz Wilhelms Sund, vor Anker, und am folgenden Morgen erhielt er einen Beſuch von dem Stamme der Tſchenoways (*Chenoways,*) der in ſechs Kanots kam, aber nur ein Otterfell und einige Robbenfelle verkaufte. Kennunock*) gab dem Kapitain die Nachricht, daß vor zehn Tagen ein Schiff mit vielem Pelzwerk von dieſem Orte abgeſegelt und wahrſcheinlich nach dem Cooks-Fluß gegangen wäre. Am Lande fand man die Beſtätigung dieſer Ausſage, da auf ein Paar Bäumen die Inſchrift zu leſen war: *J. Etches, of the Prince of Wales, May 9th,* 1788, *and John Hutchins.* Das Schiff war alſo der Prinz von Wales, aus London, geweſen;

*) Vermuthlich das Oberhaupt dieſer Völkerſchaft. F.

1788. Julius.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Abreiſe der Iphigenia von *Snug - Corner - Cove.* — Langſame Schiffſahrt längs der Küſte, wegen der anhaltenden Oſtwinde. — Das große Boot wird in die Admiralitäts-Bay geſchickt. — Eisinſeln. — Den Einwohnern von Croß- (Kreuz-) Kay wird Pelzwerk abgekauft. — Merkwürdiges Anſehen, worin bei ihnen die Weiber ſtehen. — Die Iphigenia läuft in Seeotter-Bay ein, geht Douglas Inſel vorbei, und ankert im Hafen (*port*) Meares. — Vereinigung mit der Felice in Nutkaſund.

Bis zum 14ten Julius beſchäftigte ſich die Mannſchaft der Iphigenia mit Waſſerfüllen, Holzſchneiden und Segelflicken. Während dieſer Zeit erhielt man Beſuch von einigen Einwohnern, welche Fiſche, nebſt Flußotter- und Robbenfellen brachten. Es war ein Mann von dem Stamme Tauglekamut dabei. Dieſer ſagte Herrn Douglas, in ſeinem Bezirke hätte man Pelzwerk in Menge, und verſprach den folgenden Tag wieder zu kommen, um das Schiff hinzuführen. Allein um drei Uhr Nachmittags erhob ſich ein Weſtwind, womit das Schiff wieder in See ging. Am folgenden Morgen kamen noch ein Paar Kanots von den Tſchenoways heran, die zwar einige Felle von Ottern, aber hauptſächlich von ganz jungen, zum Verkaufe anboten, weshalb Kapitain Douglas ihnen begreiflich machte, daß ſie keine Jungen von dieſer Thierart umbringen ſollten.

Die Schifffahrt ward jetzt, bei ſehr unbeſtändigem Wind und Wetter, bis zum 30ſten längs der Küſte oſtwärts fortgeſetzt, ſo daß man ſie zuweilen anſichtig wurde, zuweilen aber auch zu weit davon entfernt war, oder ſie vor Nebel nicht ſehen konnte. Am 30ſten um Mittag betrug die Breite 59° 27′ Nördlich, und die Länge 219° 42′ Oeſtlich im Eingang einer Bay*), an deren Oſtſeite das Land niedrig und nur wenige Seemeilen entfernt war. Man bemerkte jetzt in dieſer Gegend einen aufſteigenden Rauch, und ſuchte ſich ihm zu nähern; allein der Wind war zu ſchwach, und verlor ſich zu Zeiten gänzlich. Daher ſetzte man um acht Uhr Abends das große Boot aus, damit es das Innere der Bay unterſuchen ſollte; es ward aber doch nicht abgeſchickt, weil der Himmel kein gutes Wetter zu verſprechen ſchien. Um neun Uhr legte man das Schiff vor Anker, bis um drei Uhr am folgenden Morgen, da man jenem Lande, wo man den Rauch geſehen hatte, nochmals zuſteuerte. Um vier Uhr ward endlich, weil das Wetter jetzt heiter war, das Boot nach ſeinem vorigen Beſtimmungsorte abgeſchickt, um von der Beſchaffenheit deſſelben und von ſeinen Bewohnern Kundſchaft einzuziehen. Im Eingange der Bay fand man auf felſichtem Boden von zehn zu funfzehn Faden Tiefe; weiter hineinwärts aber konnte man mit einer funfzig Faden langen Schnur den Grund nicht erreichen. Mittags war das Schiff in 59° 41′ N. Br. und 219° 47′ O. L. Um drei Uhr hatte es das Boot aus dem Geſicht verloren; dieſes war aus der Bay in die offene See getrieben worden, und man folgte ihm nun mit dem Schiffe. Gegen halb ſechs Uhr kam das Boot wieder zurück, nachdem die Mannſchaft von dem üblen Wetter und der ſtürmiſchen See viel gelitten hatte. Sobald es eingehoben war, ſetzte man den Lauf zwiſchen Süden und Oſten fort. 1788. Julius.

---

*) Es war die Admiralitäts-Bay.

Den $1^{\text{ſten}}$ Auguſt um drei Uhr Morgens hatte man einen ſtarken Nordoſtwind und Regenwetter, das ſich aber Nachmittags legte. Den 3ten ward die Jölle abgeſchickt, um ſich dem Strande bis auf eine Engliſche Meile zu nähern, und zu ſehen, ob ſich keine Einwohner zeigten. Gegen Mittag kam das Boot in Begleitung eines großen Kanots zurück, worin ungefähr dreißig Eingeborne ſaßen. Hierauf ward ſogleich der Buganker in ſieben und zwanzig Faden Tiefe herabgelaſſen, und man kaufte von dieſen Leuten ihre Kotſaks oder Kleidungen von Seeotterfellen, nebſt ein Paar Handſchuhen von eben dieſem Pelzwerk. Um Mittag war die Breite, nach Beobachtung, 59° 10′ N., und die Länge 221° 27′ O. Auguſt.

Früh am folgenden Morgen erhielt Kapitain Douglas einen abermaligen Beſuch von den Einwohnern, die aber dieſesmal alle ihre alte, abgetragene Kleider zum Verkauf brachten. Man erhandelte indeß auch dieſe nebſt einer Quantität Lachs, und hob erſt um neun Uhr den Anker auf, um weiter längs der Küſte hin zu ſegeln. Die Bay, wo das Schiff gelegen hatte, ward, Tianna zu Ehren, Tianna's Bay genannt *). Ihm war das hieſige Klima ſehr mißfällig; er wußte ſich vor Kälte nicht zu retten, zog deshalb ſo viele Kleider an, als er nur tragen konnte, und verlangte gar ſehr nach O-Waihi zurück.

---

*) Wenn es nicht Behrings Bay war, ſo mußte ſie wenigſtens dicht dabei ſeyn. Ich vermuthe aber, daß es dieſelbe geweſen iſt. F.

1788. Auguſt. Den 6ten Auguſt lief Kapitain Douglas mit ſeinem Schiff in den Kreuzſund (*Croſs-Sound*) ein, und war um drei Uhr Nachmittags ſchon ziemlich weit hinaufgekommen, als er ſich, ſo weit das Auge reichte, mit wirklichen oder anſcheinenden Inſeln umgeben ſah. Er ließ hierauf die Jölle ausſetzen und unterſuchen, ob es Klippen oder Eisinſeln wären. Der Officier berichtete bei ſeiner Wiederkehr, daß die Inſel, worauf er hätte landen wollen, und zwei oder drei kleinere, an denen er vorbei gekommen ſey, wirklich nur Eis geweſen wären. Hieraus urtheilte man denn, daß auch die bereits außerhalb zurückgelaſſenen Inſeln Eis ſeyn könnten. Kapitain Douglas näherte ſich nun mit dem Schiffe dem Lande, und ſchickte das Boot voraus, um das Senkblei werfen zu laſſen.

Um ſechs Uhr Abends kam ein Kanot vom Kreuz-Kap (*Croſs-Cape*) an das Schiff. Es war ein einzelner Mann darin, der ganz nackt an Bord ſtieg. Man beſchenkte ihn mit einer Jacke, ein paar Schifferhoſen und einem Hut. Er ſchien ſehr froh zu ſeyn, und bat die Unſrigen, mit dem Schiffe näher an das Land zu gehen; dann wollte er ihnen das Dorf zeigen, wo er wohnte. Zu dem Ende ging er in ſeinem Kanot voraus, führte aber das Schiff zwiſchen eine Menge Felſen, wo es nur drei und vier Faden Tiefe hatte. Kapitain Douglas ſah ſich alſo genöthigt, die Lenkung des Schiffes wieder zu übernehmen, und im Dunkeln, bei etwas neblichtem Wetter, ſich aus dieſer unangenehmen Lage zu ziehen. Um halb elf Uhr ging er endlich in ſiebzehn Faden Tiefe auf felſichtem Grunde vor Anker.

Früh Morgens kamen fünf Kanots, von denen die Unſrigen vierzig Seeotterfelle und mehrere Kotſaks kauften. Die hieſigen Eingebornen verſtanden ſich aber auf den Handel, und kannten den Werth ihrer Waare ſo gut, daß Kapitain Douglas ihnen geben mußte, was ſie verlangten. Um acht Uhr verlieſſen ſie das Schiff; doch müſſen wir uns noch auf einige Augenblicke bei ihnen verweilen, um einen merkwürdigen Zug zu erwähnen, der dem hieſigen Stamme eigenthümlich zu ſeyn ſcheint. Die Weiber haben nämlich unter ihm einen entſchiedenen Einfluß, und eine anerkannte Ueberlegenheit über das männliche Geſchlecht, wovon wir folgendes auffallende Beiſpiel mit anſahen.

Einer ihrer Befehlshaber oder Vornehmen verhinderte, wiewohl nicht abſichtlich, ein Kanot, worauf ſich ein Frauenzimmer befand, daß es ſich dem Schiffe

1788. Auguſt.

nicht ſogleich nähern konnte. Das Weib ergriff auf der Stelle ein Ruder, und verſetzte ihm damit einen ſo derben Schlag auf den Kopf, daß er kaum Kräfte genug behielt, auch ein Ruder zu ergreifen und die folgenden Schläge damit abzuwehren. So fuhr ſie beinahe eine halbe Stunde lang fort zu ſchlagen, und er auszupariren, bis Kapitain Douglas, um dem Streit ein Ende zu machen, eine Flinte in die Luft ſchoß und zugleich ſein Mißvergnügen zu erkennen gab. Allein ſeine Handlung hatte nicht den gehofften Erfolg; denn das Weib ſtieg jetzt in den Kahn des Mannes, den ſie ſchon ganz gedemüthigt zu haben ſchien, nahm ein Meſſer, das ſie irgendwo in ihrer Kleidung ſtecken hatte, redete eine Zeitlang, und ſchnitt ihm dann in den Schenkel. Das Blut ſtrömte aus der Wunde; aber ſie wollte deſſen ungeachtet dieſe Gewaltthätigkeit wiederholen, als Kapitain Douglas im Ernſt dazwiſchen trat, und die rachſüchtige Hexe zwang, in ihr eigenes Kanot zurückzugehen. Der arme blutende Gegenſtand ihrer Wuth nahm der Gelegenheit wahr, wieder ans Land zu rudern. Während der ganzen Schlägerei wagte es keiner von den Männern, ſich hineinzumiſchen; auch ſchienen dieſe ſich überhaupt ſo ſehr unter die weibliche Oberherrſchaft zu ſchmiegen, daß keiner ein Fell verhandeln durfte, bis die Weiber ihm Erlaubniß dazu ertheilten.

Sobald die Eingebornen ihr Pelzwerk verkauft hatten, ging Kapitain Douglas wieder unter Segel, und fuhr längs der Küſte hin, wo die Einwohner ihn von Zeit zu Zeit beſuchten und ihre Vorräthe von Fellen zum Tauſche boten.

Den 8ten um Mittag war die Breite, nach Beobachtung der Polhöhe, 57° 38′ N., und die Länge 224° 15′ O. Um zwei Uhr Nachmittags ſahe man eine große Bay; weil ſich aber keine Einwohner blicken lieſſen, ſo entfernte man ſich wieder von derſelben*), und hatte am folgenden Mittag die Anſicht des Berges Edgecombe. Den 11ten Nachmittags befand ſich das Schiff vor dem Eingang einer andern großen Bay, welche durch zwei Vorgebirge gebildet wird. Das ſüdlichſte, welches Kap Adamſon genannt ward, iſt hoch und jäh abgeſtürzt, in 55° 28′ N. Br. und 226° 21′ O. Länge; das nördliche, welches den Namen Kap Barnett erhielt, iſt gegen das Meer hin niedrig, ſteigt aber landeinwärts zu beträchtlicher Höhe, und liegt in 55° 39′ N. Br. und 226° 4′ O. Länge.

---

*) Dies war unſtreitig Portlocks Hafen. F.

1788. Auguſt. Man ſchiffte eine geraume Strecke in dieſer Bay nach Norden hinauf, und kam alsdann in die Mündung einer ſehr engen Durchfahrt, die nicht über eine halbe Engliſche Meile von einem Ufer zum andern breit war. In der Enge ſahe man viele Wallfiſche Waſſer in die Höhe ſpritzen; es litt folglich keinen Zweifel, daß nicht Tiefe genug für das Schiff da wäre. Um acht Uhr Abends ging das Schiff in ſiebzehn Faden Tiefe auf Sandgrund, eine halbe Engliſche Meile weit vom Lande, vor Anker. Hier war es von allen Seiten, die Einfahrt ausgenommen, von Land umſchloſſen, und man benannte dieſen Ort den Seeotter-Hafen (*Seaotter Harbour*) wegen der großen Menge von dieſen Thieren, die man im Waſſer, wie einen Haufen wilder Enten, umherſchwimmen ſah. Der Matroſe in der Maſtſpitze glaubte anfänglich, es wären Klippen, und warnte davor, welches große Verzögerung verurſachte.

Früh am 12ten ſchickte Kapitain Douglas die Jölle aus, um in dem Hafen das Senkblei zu werfen, und das große Boot, um einen Waſſerplatz zu ſuchen. Das letztere kam um neun Uhr unverrichteter Sachen zurück. Kapitain Douglas fand aber hernach am entgegengeſetzten Ufer einen reichlichen und bequemen Bach. Er bemerkte auch einige Stellen, wo vormals ein Feuer gebrannt hatte, aber keine andere Spur von Einwohnern. Weiter hinauf in der Bay entdeckte er einen andern Ausweg in die See, ſo daß das Schiff an einer Inſel lag; und nach ſeiner Meinung wird auch das Land nordwärts von der Straße oder Durchfahrt von Inſeln gebildet. Während daß ſeine Mannſchaft mit Holzfällen und Waſſerfüllen beſchäftigt war, oder das Tauwerk unterſuchte und ausbeſſerte, benutzte er alſo die Zeit, in der Jölle nach dem obern Ende der Durchfahrt zu gehen; hier entdeckte er denn nach drei- oder vierſtündigem Rudern, daß ſie ſich in zwei Arme theilte, von denen der eine nach Norden, der andere nach Oſtſüdoſten ging. Die Wallfiſche waren in beiden Armen ſehr zahlreich, und blieſen das Waſſer in die Höhe; folglich konnte man annehmen, daß beide zur See führen. Er ſtieg an mehreren Stellen aus, und fand alte Feuerſtätten und Bretter für Kanots, aber nirgends ein Zeichen von vorhandenen Einwohnern. Um ſieben Uhr Abends kam er an Bord zurück, ließ ſogleich den Anker lichten, und ſteuerte wieder denſelben Weg, den er mit dem Schiffe gekommen war, zur Bay hinaus. Am folgenden Tage ward wieder eine große Bay geſehen, desgleichen eine kleine Inſel, welche etwa zwei Engliſche Meilen im Umkreiſe hatte und den Namen Douglas-Inſel erhielt. Sie hat ſowohl an der Nord- als an der Südſpitze ein paar ganz kleine, niedrige Felſeneilande, iſt übrigens ſehr hoch, mit Grün bekleidet und kann ſechzehn bis ſiebzehn Seemeilen weit geſehen werden. Ihre Entfernung vom Lande beträgt zehn Seemeilen; ihre Breite 54° 58′ N., und die Länge 226° 43′ O.[*]). Zwiſchen dieſer Inſel und dem Lande liegt eine andere, kleinere, welche felſicht, öde und beinahe mit dem Waſſer gleich iſt. Durch beide hindurch ſteuerte man nach Oſtſüdoſten hin, und konnte mit funfzig Faden keinen Grund finden. 1788. Auguſt.

Denſelben Nachmittag entdeckte Kapitain Douglas weiter oſtwärts wieder eine Bay, konnte aber wegen des einfallenden Nebels nicht hineinſegeln. Dagegen erhielt man einen Beſuch von zwei Kanots, die aus dieſer Bay zu kommen ſchienen und ſechs und zwanzig zu Kleidern verarbeitete Seeotterfelle, nebſt einigen Vögeln, gegen Eiſen und Glaskorallen verkauften. Sie waren zufrieden, man mochte ihnen geben, ſo viel oder ſo wenig man wollte. Am 14ten ſuchte Kapitain Douglas wieder in die zuletzt geſehene Bay zu ſteuern, und war um zwei Uhr ſchon innerhalb einer kleinen Inſel, die eine (Engliſche) Viertelmeile vom Lande liegt, als es windſtill ward. Hier kam ein Befehlshaber mit zwei großen Kanots, deren jedes zwiſchen dreißig und vierzig Perſonen führte, an das Schiff; alle ſtimmten einen Chorgeſang an, der keine üble Wirkung that. Die Fluth war jetzt dem Schiff entgegen, und trieb es ſchnell gegen die kleine Inſel. Man reichte daher dem Befehlshaber der Kanots ein Seil, und erſuchte ihn, das Schiff daran höher hinauf in die Bay zu ziehen; dies geſchah auch ſogleich, wobei die Eingebornen ihren Geſang fortſetzten. Um drei Uhr ging das Schiff in drei und zwanzig Faden Tiefe auf Sand- und Mu-

---

[*]) Herr Dixon iſt ſehr ungehalten darüber, daß Kapitain Meares dieſe Inſel Douglas nennt, und nicht den Namen Forreſters Inſel beibehält, den er (Dixon) ihr gegeben hatte. Allein dann könnte ja auch Don Juan Franciſco de la Bodega auf Herrn Dixon ungehalten ſeyn; denn dieſer Spaniſche Befehlshaber nannte bereits im Jahre 1775 dieſelbe Inſel San Carlos. Herr Meares hat indeß auf ſeiner Karte den Namen Forreſter jener kleineren Inſel zugeeignet, von der er ſagt, daß ſie zwiſchen ſeiner Douglas-Inſel und dem Lande liege. Uns ſcheinen dieſe Dinge ſehr geringfügig; aber einem ehrlichen Schiffskapitain, dem in einem Sturm daran liegt, die rechten Schlupfwinkel zu finden und Gefahren zu vermeiden, kann es Leben oder Tod gelten, je nachdem er durch Karten und Benennungen recht geleitet oder irre geführt wird. F.

1788. Auguſt. ſchelgrund vor Anker. Der Ort, wo ſie ſich jetzt befanden, ward der Hafen Meares (*Port Meares*) genannt. Der Ankerplatz des Schiffes liegt in 54° 51′ N. Br., und 227° 54′ O. L., beides nach wiederholten Beobachtungen beſtimmt. Aus dieſem Hafen gehen zwei große Zweige oder Arme in das Meer. Der eine nimmt eine nordnordöſtliche, der andere aber eine nordnordweſtliche Richtung; und von dem letzteren vermuthet Kapitain Douglas, daß er mit dem Seeotterſunde zuſammenhange*).

Die Einwohner dieſes Hafens verkauften der Mannſchaft an dieſem und den beiden folgenden Tagen mehr als ſechzig Kleider oder Kotſaks von Seeotterfellen, die bei ihnen Nikki genannt werden. Kapitain Douglas giebt ihnen das Zeugniß, daß ſie die gutdenkendſten, zutraulichſten, ehrlichſten Indianer ſind, die er je kennen gelernt hat. Als ſie am 17ten Abends den nordnordöſtlichen Seearm herunterkamen, gaben ſie ihre Annäherung durch ein großes Feuer, welches ſie dort anzündeten, zu erkennen; am folgenden Morgen näherten ſie ſich dem Schiffe wieder ſingend, und verkauften noch zwiſchen funfzig und ſechzig der beſten Seeotterfelle, die man jemals geſehen hatte. Den 20ſten lud Kapitain Douglas drei von ihren Oberhäuptern zum Mittagseſſen ein. Sie gaben ihm dabei zu verſtehen, daß ſie nun ihre Nikkis alle verkauft hätten; wenn er aber mit viel Eiſen und Glaskorallen wiederkommen wollte, ſo würden ſie ſich aufs neue Pelzwerk verſchaffen. Dabei führten ſie ihn aufs Verdeck, und wieſen auf das offene Meer, um anzudeuten, daß ſie die Felle von dorther erhielten. In dieſer Richtung war kein Land zu ſehen, denn die Küſte läuft hier nach Oſten fort; allein als man Nachmittags unter Segel gegangen und ſechs Seemeilen weit ſüdoſtwärts gelaufen war, zeigte ſich Land ungefähr in dieſer Richtung, etwa zwölf Seemeilen weit entfernt.

Den andern Tag (am 21ſten) gegen Mittag war das Schiff dicht an dieſem Lande, und ſteuerte längs demſelben nach einer Bay, wohin vermuthlich die Einwohner vom Hafen Meares gewieſen hatten. In der Vertiefung dieſer Bay

---

*) Zwiſchen dem Hafen Meares und dem Seeotterſund liegt der von den Spaniern entdeckte Hafen Bukarelli, deſſen Eingang Kapitain Douglas auch geſehen hat, da er von der Inſel Douglas ſpricht, die beinahe vor demſelben liegt. Wenn alſo beide zuerſt genannte Häfen zuſammenhangen, ſo kann es nur durch dieſen dazwiſchen liegenden geſchehen. In dieſem Falle beſtände der ganze hieſige Theil der Küſte aus lauter Inſeln, welches auch nicht unwahrſcheinlich iſt. F.

1788. Auguſt.

ſahe man einen Rauch aufſteigen, und ſteuerte auf denſelben zu. Allein um zwei Uhr Nachmittags, als ſich ein ſtarker Nebel zu verbreiten anfing, erblickte man Land, welches ſich bis nach Norden hin erſtreckte, und es kam alſo jetzt darauf an, zu wiſſen, ob es mit dem feſten Lande zuſammenhinge oder nicht. Das Wetter klärte ſich um fünf Uhr wieder auf; itzt konnte man deutlich beide Ufer der Bay erkennen, und entdeckte zugleich eine lange, ſandige Spitze, die kaum über die Waſſerfläche erhoben war, und ſich, ſo weit man vom Maſtkorbe ſehen konnte, nordwärts erſtreckte. Um acht Uhr an eben dem Abend umſchiffte man dieſe Spitze; ſie hängt alſo nicht mit dem feſten Lande in Norden zuſammen, ſondern liegt auf einer großen Inſel, deren Küſten hier eine ſüdliche Richtung nehmen. Jenſeits der Sandſpitze war die Tiefe, drei oder vier Engliſche Meilen weit vom Ufer, regelmäßig von zehn, acht und ſieben Faden.

Kapitain Douglas nannte dieſe Spitze, welche in 54° 18′ N. Br. und 228° 39′ O. L. liegt, Point Roſe. Jetzt entdeckte er zugleich, daß er ſich hier in einer breiten Straße zwiſchen der Küſte und einer ſehr großen Inſel befände, wo vermuthlich ſowohl an der Nord- als Oſtſeite mancher guter Hafen iſt, und von den Einwohnern Pelzwerk in Menge eingehandelt werden kann *).

Den 25ſten hatte man das Land aus dem Geſichte verloren, und der Kapitain beſchloß nunmehr, ohne es wieder aufzuſuchen, geradesweges nach Nutkaſund zu gehen, da es leicht möglich war, daß der bevorſtehende Mondswechſel einen Sturm mitbrachte, der ihn hätte zwingen können, ſich nach den Sandwichinſeln zu flüchten, um dort einen friſchen Vorrath von Lebensmitteln einzulegen. Den 28ſten Auguſt, noch ehe es Mittag ward, vereinigte ſich die Iphigenia in Friendly Cove wieder mit der ſo lange von ihr getrennt geweſenen Felice.

---

*) Die Straße, welche Herr Meares in der Karte *Douglas's Entrance*, Douglas Einfahrt, nennt, iſt dieſelbe, welche auf Dixons Karte Dixons Straße heißt. Die groſe Inſel, oder eigentlicher, die Gruppe von Inſeln, von denen hier die Rede iſt, hat von Dixon den Namen Königin Charlottens Inſeln erhalten, und ward ſchon von den Kapitains Lowrie und Guiſe aus Bombay, im Jahr 1786 beſucht. F.

1788. Oktobr.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Die Iphigenia und der Schooner Nordweſt-Amerika verlaſſen Nutkaſund. — Mangel an Lebensmitteln. — Ihre Ankunſt vor Mauwi, einer von den Sandwichinſeln. — Ueberfluß an friſchem Mundvorrath. — Tianna empfängt ſeinen Bruder an Bord; ihr gerührtes Wiederſehen. — Ankunft vor O-Waihi. — Beſuch von dem Könige dieſer Inſel, und ſeine Freude darüber, daß er Tianna ſieht. — Die Schiffe gehen in Karakakua-Bay vor Anker. — Reichliche Verſorgung mit Lebensmitteln. — Feierliche Bewillkommung des Kapitain Douglas am Ufer. — Der König und die Königin von O-Waihi ſchlafen an Bord der Iphigenia. — Die Nordweſt-Amerika bricht von ihrem Anker los. — Tianna fährt ans Land, um die Taucher des Königs zum Wiederaufſuchen des Ankertaues zu holen. — Feierlichkeit, ehe ſie ins Waſſer gehen. — Wie lange ſie unter Waſſer bleiben. — Der Iphigenia zerreißt ebenfalls das Kabeltau. — Vermuthung, daß die Eingebornen daran Schuld ſeyn können. — Die Taucher bringen den Anker wieder herauf. — Tianna verläßt das Schiff mit aller ſeiner Habe, um ſich in O-Waihi niederzulaſſen. — Etwas von dem letzten Regierungswechſel auf dieſer Inſel.

Die Iphigenia blieb nach der Abreiſe der Felice in Friendly Cove zurück. Den 27ſten Oktober war die Nordweſt-Amerika, oder das neue, hier erbauete Fahrzeug, ſegelfertig, und alle übrige Vorkehrungen zur Reiſe getroffen. Um Mittag verließen ſie alſo beide den Nutkaſund, und nahmen ihren Lauf nach den Sandwichinſeln. Auf dieſer Fahrt ereignete ſich nichts Merkwürdiges, ausgenommen, daß der geringe Vorrath von Lebensmitteln, den ſie bei ſich hatten, es durchaus nothwendig machte, die täglichen Portionen ſehr merklich zu vermindern. Den December. 6ten December erblickten ſie bei Tagesanbruch mit großer Freude die Inſeln O-Waihi und Mauwi. Die letztere war ihnen die nächſte, und ſie nahmen wegen eines Südſüdweſtwinds auch zuerſt ihren Weg nach ihr hin.

Tianna war ſeit der Abreiſe von Samboangan mannichmal bis zum Unwillen ungeduldig geworden, und man konnte folglich erwarten, daß er bei der ſo ſehnlich gewünſchten Annäherung an ſein Vaterland in das andere Extrem der ausgelaſſenſten Freude übergehen würde. Er zeigte ſich aber im Gegentheil ſehr ernſt und nachdenkend; und ſo wie man den Sandwichinſeln näher kam, ſchien ſeine Erwartung, die ſich zuweilen in Blick und Handlungen verrieth, eher den Anſtrich banger Unruhe, als eines froheren Gefühls zu gewinnen. Die Wahrheit zu geſtehen, er kannte ſein Land zu wohl, um nicht in ſeiner Bruſt einen mächtigen Kampf zwiſchen Furcht und Hoffnung zu empfinden; und ſo wenig die Gefahr ihn, indeß er ferne Meere durchſchiffte, anfechten konnte, ſo benahm ſie ihm doch jetzt, da er ihr entgegen gehen ſollte, ſeine Munterkeit. Man erwäge auch, wie wichtig die Entſcheidung für ihn war, da nichts Geringeres, als der ganze Zweck ſeiner Reiſe, auf dem Spiele ſtand. Jetzt mußte es ſich zeigen, ob ſeine Schätze ihm Anſehen gäben, oder verwendet werden müßten, um ſeine Sicherheit zu erkaufen; ob man ſie ihm laſſen, oder ihn ausplündern würde. Seine Inſel hatte bei ſeiner Abreiſe Frieden gehabt; itzt konnte er ſie vielleicht in Krieg verwickelt, oder wenigſtens in der Macht eines unrechtmäßigen, ihm abholden Herrſchers, wieder finden. Dieſe bedenkliche Lage mußte ihn bei der Ankunft in ſeiner Heimath ernſtlich beſchäftigen. 1788 Decemb.

Sobald wir uns der Inſel Mauwi genähert hatten, kamen eine große Menge Kanots mit Schweinen, Yamswurzeln und Piſangfrüchten zu uns. An dieſer Seite der Inſel liegt ein großer Ort, die gewöhnliche Reſidenz Titiri's, Königs von Mauwi, der eben nicht hier war und bei Taheo, dem Könige von Atuai, einen Beſuch ablegte. In ſeiner Abweſenheit führte Harwalleni, Tianna's Schwager, den Oberbefehl auf der Inſel. Sobald dieſer Tianna's Ankunft erfuhr, ſchickte er einige Schweine zum Geſchenk an das Schiff. Tianna hatte aber ſchon zuvor, ehe dieſes Geſchenk ankam, ſeinen Bruder am Ufer bemerkt; er legte alſo ſeine beſten Kleider an, und ließ ihn zu ſich an Bord bitten. Bei ſeiner Ankunft umfingen ſie einander, wie es Brüdern nach einer langen Trennung ziemt; ſie zerfloſſen in Thränen, und alle Umſtehende rührte der Anblick ihrer Zärtlichkeit. Sobald der erſte leidenſchaftliche Auftritt vorüber war, erſuchte der Befehlshaber den Kapitain Douglas, einige Tage bei ihm zu bleiben, und verſprach, ihm während der Zeit an Lebensmitteln zu liefern, was und wie viel er verlangte. Allein der Kapitain war genöthigt, dieſe Einladung abzulehnen, weil er nirgends einen ſichern Ankerplatz ſah, ſondern die Brandungen überall hoch ans Ufer hinanſchlugen, wobei der Wind die Wellen, und mit ihnen das Schiff, gegen die Küſte trieb. Tianna ſelbſt äußerte ein ungeduldiges Verlangen, nach O-Waihi zu kommen; daher richtete das Schiff ſeinen Lauf nach der Nordſpitze dieſer Inſel.

1788. Decembr. Den 7ten um Mittag kam ein Kanot von O-Waihi an das Schiff, worin ein Freund von Tianna befindlich war, der deſſen Ankunft bereits über Nacht von Mauwi her erfahren hatte. — Nachmittags fanden ſich einige Verwandte von Abinui ein, und gegen Abend ſchickte Tianna einen Freund an Tome-homy-haw*), um ihm Nachricht von ſeiner Annäherung zu geben. Den 8ten brachten die Einwohner aus Toe-yah-yah-Bay in vielen Kanots Schweine, Hühner und Aronswurzeln. Nachmittags kam ein Donnerwetter mit ſtarkem Regen, und am folgenden Morgen war die Nordweſt-Amerika nicht zu ſehen. Doch erblickte Kapitain Douglas ſie bald wieder in der Nähe des Landes, dem er ſich jetzt ebenfalls bis auf vier Engliſche Meilen näherte. Es kamen einige Angehörige von Tianna an Bord, welche dieſer insgeſammt ſo freigebig beſchenkte, daß er, wenn man ſeiner Verſchwendung nicht Einhalt gethan hätte, von ſeinen S[illegible]en nichts übrig geblieben wäre. Der König ſchickte dem Kapitain Douglas ein Geſchenk, mit dem Bedeuten, daß er ihn beſuchen würde, ſobald das Schiff in der Bay vor Anker läge. Tianna ließ am 10ten einen Vornehmen, den der König, um ihn zu bewillkommen, abgeſandt hatte, mit der Bitte wieder zurückkehren, daß er an Bord kommen möchte. Dem zufolge erſchien der König Nachmittags um zwei Uhr in einem großen Doppelkanot und in Begleitung von zwölf andern, die ſehr zierlich mit Federn geſchmückt waren. Sobald er ſich an Bord befand, ſalutirte Kapitain Douglas mit ſieben Kanonenſchüſſen. Der König weinte eine geraume Zeit an Tianna's Halſe, und beſchenkte hierauf den Kapitain mit einem überaus ſchönen Fächer und zwei langen, mit Federn beſetzten Mänteln. Bei dem ſchwachen Winde verurſachten die vielen Kanots, die ſich an das Schiff legten, eine ſo ſtarke Zögerung, daß es kaum durch das Waſſer zu ſchneiden ſchien; man mußte daher den König erſuchen, das Schiff mit dem Tabu zu belegen. Dies bewilligte er augenblicklich, bat aber zugleich ſich ſelbſt und einigen Vornehmen die Erlaubniß aus, an Bord ſchlafen zu dürfen.

Um zwei Uhr Morgens, am 11ten December, ankerte man in der Bay (Karakakua), in ein und zwanzig Faden Tiefe, drei Viertelmeilen vom Strande. Der

---

*) Derſelbe Name, den Andere Maiha-Maiha ſchreiben. Dieſer war jetzt König von O-Waihi, an der Stelle des alten Terriobu. F.

König bezeugte gegen Kapitain **Douglas** die herzlichſte Freundſchaft, verſicherte ihn, daß während ſeines Aufenthalts die Inſel ihm gehören ſolle, und wechſelte, zum beſtätigenden Zeichen ſeiner Achtung, den Namen mit ihm. So ſchmeichelhaft dieſe Aufmerkſamkeit auch ſeyn mochte, ſo hielt Kapitain **Douglas** es doch nicht für unmöglich, daß die Eingebornen einen Verſuch machen könnten, ſich des kleinen Fahrzeugs zu bemächtigen, da ihnen dies Unternehmen wegen der geringen Anzahl der Mannſchaft vielleicht nicht ſchwer dünken möchte. Am Abend führte er alſo den König an Bord der **Nordweſt-Amerika**, ließ ihn mit allen ihren Kanonen begrüßen, und erläuterte ihm, wie man das Fahrzeug vertheidigen und ſich zuletzt noch unter dem Verdecke wehren könne, ſo daß es folglich einem Feinde ſehr ſchwer werden müſſe, ſich deſſelben zu bemächtigen. Dies ſchien dem königlichen Gaſt auch deutlich einzuleuchten. **Tianna** erzählte ihm, in welcher Zeit und auf welche Art das Fahrzeug erbauet worden wäre. Dadurch ward der König zu einer ſehr dringenden Bitte veranlaßt, daß der Kapitain ihm einen Zimmermann in O-**Waihi** zurücklaſſen möchte, mit deſſen Hülfe **Tianna** ihm ein Fahrzeug von eben der Art bauen ſollte. Beide beſtanden ſo ernſtlich und angelegentlich auf dies Geſuch, daß man ſie nur durch eine Art von bedingtem Verſprechen für jetzt loswerden konnte. 1788. December.

Den 12ten, Morgens, begleiteten die Kapitaine beider Schiffe *) den König und **Tianna** in der Jölle ans Land. Am Strande begegneten ihnen drei Prieſter, die einen Hymnus ſangen und ein kleines Schwein nebſt einer Kokosnuß darbrachten, wovon erſteres durch den König dem Kapitain **Douglas** überreicht wurde. Dieſe Ceremonie währte etwa zehn Minuten, und hernach führte man die Kapitaine in ein großes Haus, wo Matten und ein buntes Tuch auf dem Boden ausgebreitet lagen. Hier wiederholten die Prieſter ihre Ceremonien, und ſangen zum drittenmal. Dann wurden zwei völlig zubereitete Schweine hereingebracht, von denen aber nur die Engländer koſteten. Endlich gingen ſie ſpatzieren, ohne auch nur einem einzigen Menſchen zu begegnen, weil allen Einwohnern das **Tabu** auferlegt war, dem zufolge ſie ſich in ihren Häuſern hielten.

---

*) Der Kapitain der **Nordweſt-Amerika**, der noch nicht genannt worden iſt, hieß **Robert Funter**. F.

1788. Decembr. Auf dieſem Spatziergange ward nichts Beſonderes, des Aufzeichnens Werthes bemerkt, ausgenommen eine Gruppe von Kokosbäumen, an denen die Verwüſtung noch zu ſehen war, welche die von den Schiffen Reſolution und Discovery hineingeſchoſſenen Kanonenkugeln darin verurſacht hatten. Es fing jetzt an ſehr heiß zu werden; man kehrte zurück, und die Kapitaine aßen mit dem Könige friſche Fiſche und Patatten oder (ſüße) Erdäpfel. Die übrigen Vornehmen ſetzten ſich während des Mittagsmahls in einiger Entfernung nieder, und aßen hernach gebratene Hunde, Tarro- oder Arouswurzeln und Patatten, weil es in dieſer Jahreszeit ſelbſt den Vornehmen, vom Könige an bis zum geringſten Erih, verboten iſt, Schweine- und Hühnerfleiſch zu eſſen. Am Abend begaben ſich der König und die Königin mit dem Kapitain Douglas wieder an Bord der Iphigenia, weil ſie es für eine ungemein große Herrlichkeit hielten, in ſeiner Hangematte zu ſchlafen.

Den 14ten, um drei Uhr Morgens, kam das kleine Fahrzeug dicht unter den Spiegel der Iphigenia, und Kapitain Funter berichtete, daß es von ſeinem Anker getrieben und das Tau zerriſſen wäre. Man mußte alſo die Nordweſt-Amerika einſtweilen an der Iphigenia feſtmachen, und ließ hierauf Tianna ans Land gehen, um den König zu bitten, daß er ſeine Taucher ſchicken möchte, den Anker wieder zu ſuchen. Um acht Uhr brachte er ſie mit ſich. Die Nordweſt-Amerika hatte in dreißig Faden Tiefe gelegen, und doch nur drei oder vier Faden von ihrem Ankertaue verloren; alſo mußten die Taucher in einer beträchtlichen Tiefe nach dem Anker ſuchen. Ehe ſich dieſe dazu anſchickten, ward zuvor eine gewiſſe Feierlichkeit beobachtet. Als ihr Kanot in die Gegend gekommen war, wo der Anker liegen mußte, gab einer von den Vornehmen eine Portion Tarrowurzeln in Flaſchenkürbiſſen, an ſechs Männer, die ungefähr eine halbe Stunde mit dieſer Mahlzeit zubrachten. Hierauf that einer von den Vornehmen, die bei ihnen waren, dreimal einen lauten Schrei, und ſchwenkte ein weißes Tuch um ſeinen Kopf. Auf dieſes Zeichen ſprangen die ſechs Männer in die See, und verſchwanden in einem Augenblick. Vier von ihnen blieben gegen fünf Minuten lang unter Waſſer; der fünfte aber hielt ſich eine Minute länger darin auf, und war beinahe erſchöpft, als er wieder auf die Oberfläche kam, weshalb ihn ſogleich zwei Männer ergriffen und in den Kahn ſchleppten. Vom ſechſten war indeſſen noch nichts zu ſehen, und ſchon

1788. December.

hielt man ihn für verloren, als man ihn endlich nahe an der Oberfläche des Waſſers, aber wieder zurückſinkend, erblickte. Drei von den Tauchern ſprangen augenblicklich ihm nach, und brachten ihn ganz ohne Bewußtſeyn herauf, indem ihm das Blut aus Mund und Naſe ſtürzte. Nach einiger Zeit erholte er ſich wieder, und erzählte, er hätte nicht nur das Kabeltau ergriffen, ſondern es auch vom Anker losgemacht. Kapitain **Funter** verſichert, daß dieſer Mann ſieben und eine halbe Minute unter Waſſer geblieben iſt. Leider lag der Anker zu tief, um heraufgebracht werden zu können. Die Taucher erhielten eine reichliche Belohnung.

Tianna faßte nunmehr den Entſchluß, in **O-Waihi** zu bleiben, da ihm **Tome-homy-haw** (Maiha-Maiha) einen anſehnlichen Strich Landes auf dieſer Inſel geſchenkt hatte, wo er geehrt und in Sicherheit leben konnte, anſtatt daß in **Atuai** keine Ruhe für ihn zu hoffen war, ſo lange die Regierung dort auf den gegenwärtigen Fuß mit aller Eiferſucht und Verwirrung der Tyrannei fortdauerte. Seine Gattin und alle ſeine Angehörigen konnte er übrigens ohne Schwierigkeit nach ſeiner neuen Heimath kommen laſſen.

Schon ſeit einigen Tagen hatten ſich im Weſten viele Gewitterſtürme gezeigt; Kapitain **Douglas** beſorgte daher, daß einmal ein Sturm von der Seeſeite in die Bay getrieben kommen möchte, und beſchloß, unter den übrigen Inſeln einen Platz zu ſuchen, wo ſeine Schiffe in Sicherheit liegen könnten. Früh am 19ten fing man an, die Anker aufzuheben; allein indem man den Buganker hob, entdeckte ſich, daß das Kabeltau zerriſſen war. In dem Augenblicke, da ſich dies ereignete, verließ der König mit ſeinen Vornehmen in der Stille das Schiff, und ruderte ſchnell dem Lande zu. Man bemerkte jetzt, daß das Tau wirklich abſichtlich zerſchnitten war, und es blieb faſt kein Zweifel mehr übrig, wem man dieſe verrätheriſche That zur Laſt legen ſollte. **Tianna** ward alſo an den König diesmal mit einer Drohung abgeſchickt. Man zeigte ihm an, was vorgefallen ſey und welcher Verdacht dabei obwalte. Zugleich ließ man ihn verſichern, wenn der Anker nicht gefunden würde, ſo müſſe er erwarten, ſeine Stadt (oder ſeine Wohnungen) in Grund geſchoſſen zu ſehen. Dieſe Drohung hatte die verlangte Wirkung; **Tianna** kam bald mit den Tauchern zurück, welche, nachdem die vorhin erwähnten Ceremonien wieder vorgenommen waren, ins Waſſer ſprangen und verſchwanden. Die längſte Zeit ihres Ausbleibens war diesmal

1788. Decembr. vier Minuten; allein vom Anker hatten ſie nichts geſehen. Man ſchickte ſie zum zweitenmal hinunter, aber mit nicht beſſerem Erfolg. Endlich glückte es den Unſrigen, das Seil, woran der Boy befeſtigt iſt, mit einem kleinen herabgelaſſenen Bootsanker zu faſſen; jetzt blieb alſo den Tauchern keine Entſchuldigung übrig, und ſie wußten, wo der Anker lag. Zwei von ihnen tauchten hierauf mit einem Seil unter, das viertehalb Zoll im Durchmeſſer hatte, und brachten es in zwanzig Faden Tiefe ſo geſchickt durch den Ankerring, als ob der Anker am Lande gelegen hätte. Auf dieſe Weiſe rettete man alſo dieſes wichtige Geräth, welches man um ſo weniger entbehren konnte, da das Schiff nur einen Buganker und außerdem noch den ſchweren Nothanker übrig hatte, der aber ſo unbehülflich war, daß man kein Kabeltau beſaß, welches ſtark genug geweſen wäre, ihn daran aufzuwinden *).

Den 20ſten ward endlich, indem ſich ein heftiger Windſtoß im Weſten zeigte, der andere Anker gelichtet. Der König, Tianna und mehrere Vornehme kamen jetzt nochmals an Bord; der erſtere begab ſich indeß, ſobald er ſah, daß das Schiff aus der Bay ging, wieder hinweg, und ward von mehr als hundert Kanots begleitet. Sobald das Schiff ſich in See befand, und man von dem Windſtoße keine Gefahr zu befürchten hatte, legte man bei, und Tianna's Habſeligkeiten wurden auf das Verdeck gebracht. Sein Reichthum beſtand in allerlei Sägen, Bohren, Aexten, Beilen, Meſſern und Hackemeſſern, Tuch und Zeugen von verſchiedener Manufaktur, Fußteppichen von mancherlei Farben, einem vortreflichen Vorrath von Porzellan und zehn Stangen Eiſen. Dieſe Schätze, welche in Rückſicht des Beſitzers wohl dieſen Namen verdienten, wollte man Einem Fahrzeuge nicht anvertrauen. Es befanden ſich aber noch mehrere Doppelkanots um das Schiff, deren jedes vierzig bis funfzig Menſchen führte; daher brachte man auf das eine Tianna's Koffer, auf ein anderes die Stangen Eiſen, und ſo weiter, bis fünf Kanots mit ſeinen Gütern

---

*) Dieſe Erörterung zeigt, wie nachtheilig der Verluſt eines Ankers oft einem Schiffe werden kann. Bei der Ausrüſtung iſt es, zumal in auswärtigen Häfen, nicht allemal möglich, die Taue und die Anker von der gewünſchten, zweckmäßigſten Größe zu bekommen. Verliert man nun das beſte und brauchbarſte, ſo hängt der Erfolg der ganzen Reiſe davon ab. — Ob übrigens die Einwohner von O-Waihi, indem ſie das Ankertau zerſchnitten, die Abſicht gehabt haben, das Schiff in Gefahr zu bringen, oder ob es ihnen nur darum zu thun geweſen, den Anker zu erbeuten, iſt ſo leicht nicht auszumachen. Ich würde eher das Letztere vermuthen. F.

1788. December.

beladen waren. Um mehrerer Sicherheit willen, ward alles ſorgfältig feſtgebunden. Tianna bat jetzt den Kapitain Douglas zu wiederholten malen, ihm ſeine Familie von Atuai nach O-Waihi hinüberzubringen, und nahm gerührten Abſchied von allen an Bord, ſeinen beſtändigen Gefährten und Freunden auf dieſer langen Fahrt. Auch ſie empfanden dieſe Trennung von einem Manne, der ſich durch ſeine liebenswürdige Gemüthsart und durch vortrefliche Eigenſchaften ihre aufrichtige Hochachtung erworben hatte. Tianna verließ hierauf das Schiff, und ward dabei von einer zahlreichen Schaar ſeiner Angehörigen in ihren Kanoes begleitet. Kapitain Douglas beehrte ihn zum Abſchiede mit einem Gruße von ſieben Kanonenſchüſſen, und richtete dann ſeinen Lauf nach Nordweſten.

Seit Kapitain Cook's Tode ſind zwar mehrere Europäiſche Schiffe in der Nähe von O-Waihi geweſen; aber nur die Iphigenia wagte es wieder, in Karakakua-Bay vor Anker zu gehen. Kapitain Douglas und ſeine Leute waren die einzigen Europäer, die nach jenem unglücklichen Ereigniß hier wieder landeten. Vielleicht iſt es nicht überflüſſig, mit ein paar Worten die Veränderungen zu erwähnen, die ſich ſeitdem hier zugetragen haben. Mehrere Vornehme und Oberhäupter, welche Kapitain King in ſeiner Reiſegeſchichte genauer bezeichnet hat, ſind nicht mehr; unter andern der freundſchaftliche Kairiki und der verrätheriſche Koah; hingegen Eappo, der treue Eappo, der die Gebeine des großen Entdeckers und Weltumſeglers dem Kapitain Clerke überlieferte, hatte Tianna's Schweſter geheirathet, und von dem Augenblicke an, da das Schiff vor der Inſel anlangte, ſich beſtändig in demſelben aufgehalten. Mit der Revolution, wodurch die Oberherrſchaft über O-Waihi in andere Hände gekommen war, hatte es folgende Bewandniß. Etwa drei Jahre nach Kapitain Cook's Tode, ſchickte Maiha-Maiha — denn ſo hieß Tome-homyhaw damals noch*) — eine Botſchaft an den König Terriobu; dieſer aber fand es — aus welchem Grunde wird nicht erzählt — für gut, den Botſchafter umbrin-

---

*) Ich habe ſchon oben erinnert, daß dieſe beiden Namen nur für Einen gelten, und bin auch noch überzeugt, daß es nur verſchiedene Arten, dieſelben Laute zu bezeichnen, nicht einmal verſchiedene Ausſprachen ſind. Man theile nur anders ab: To-meho-myhaw (wohl zu merken, daß y für ai gilt und aw nur die breite Ausſprache von a bezeichnet, um es von der gewöhnlichen Engliſchen, welche ä lautet, zu unterſcheiden;) ſo ſieht man offenbar den Namen Maiha-Maiha, mit dem vorgeſetzten Artikel To oder t'o. F.

1788. Decembr.

gen zu laſſen. Maiha-Maiha, einer von den mächtigſten Befehlshabern, und ein Mann von thätigem, kühnem Geiſte, wußte die meiſten Vornehmen von ſeinem Range auf ſeine Seite zu bringen, um wegen dieſer That an dem Könige Rache zu nehmen. Er begab ſich alſo unmittelbar zu Terriobu, und beſchuldigte ihn auf eine ſo beleidigende Art, daß der Letztere in der äußerſten Erbitterung ihm einen Schlag verſetzte. Dieſe Handlung ward vermuthlich für ein Verbrechen der ſchwärzeſten Art gehalten, wenn gleich der König ſelbſt ſie begangen hatte; denn nun ſaßen die Oberhäupter drei Tage lang, und hielten Gericht über ihn. Die Entſcheidung fiel dahin aus, daß ſie den König Terriobu des Todes ſchuldig erkannten. Sogleich ward ein Becher voll Gift für ihn bereitet, und Maiha-Maiha in die Hände gegeben, der ihn dem Könige darbot. Zweimal weigerte ſich Terriobu, ihn zu trinken; allein da man ihm hierauf bedeutete, daß eine andere noch mehr entehrende Strafe ſeiner warte, und da er den Henker neben ſich auf den Wink bereit ſtehen ſah, ihn zu Boden zu ſchlagen, ſo nahm der Elende in der äußerſten Verzweiflung den Todesbecher, leerte ihn aus, und fiel in wenigen Augenblicken leblos von ſeinem Sitze zur Erde.

Die richterliche Macht, welche Terriobu's Todesurtheil ausgeſprochen hatte, entfernte auch ſeinen Sohn von der Thronfolge, und Maiha-Maiha ward zum König ausgerufen. Dieſe Stellung der Thatſachen ſcheint uns der Wahrheit am nächſten zu kommen, obgleich der König ſich nicht geringe Mühe gab, den Kapitain Douglas zu überreden, daß Terriobu den Giftbecher habe trinken müſſen, weil er ſeine Unterthanen zur Ermordung des berühmten Cook aufgemuntert hätte. Tome-homy-haw (Maiha-Maiha) ſchien indeſſen mehr gefürchtet, als geliebt zu ſeyn; auch war er, ſo viel man bemerkte, von einer tyranniſchen Gemüthsart, und beſaß jene Eigenſchaften, wodurch ein Herrſcher ſich ſeinen höchſten Ehrennamen, den eines Vaters ſeines Volkes, erwirbt, nur in einem ſehr unvollkommenen Grade. Kapitain Douglas erwähnt einen Umſtand, welcher wenigſtens beweiſen kann, daß, wenn man auch in O-Waihi für einen Schlag mit der Hand oder mit einem Gewehr ſelbſt den König mit dem Tode beſtraft, gleichwohl dieſelbe Gewaltthätigkeit, wenn ſie mit dem Fuße verübt wird, keinesweges für ein Verbrechen gilt. Der Kapitain hatte ſich eben den Bart geſchoren, und die anweſenden Oberhäupter ſchlu-

gen

gen dem Könige vor, daß er dieſelbe Operation an ſich möchte verrichten laſſen; allein Se. Majeſtät nahmen den Vorſchlag ſo übel, daß Höchſtdieſelben ohne Furcht vor den etwanigen Folgen, und auch ohne alle Barmherzigkeit, ihren Granden die Reihe herum kräftige Fußſtöße austheilten. 1788. December.

Dreißigſtes Kapitel.

Ankunft vor Mauwi, und hernach vor Woahu. — Bewillkommnung des Kapitain Douglas bei dem Könige Titiri. — Die Eingebornen ſtehlen beiden Schiffen ihre Anker. — Unterhandlung mit dem Könige, um ſie wieder zu bekommen. — Die Schiffe gehen in Weimoa-Bay, an der Inſel Atuai, vor Anker. — Taheo, der König dieſer Inſel, zieht ſich, aus Furcht vor Tianna's Ankunft, in das Innere des Landes zurück. Seine Wiederkehr und ſein Beſuch an Bord der Iphigenia. — Hohe Preiſe der Lebensmittel. — Kapitain Douglas wird gegen geheime Anſchläge gewarnt. — Widrige Winde treiben die Schiffe nach Woahu zurück. — Ankunft in Tirowäh- (*Tiroway*) Bay auf der Inſel O-Waihi. — Tianna's und des Königs freundſchaftliches Betragen. — Bündniß der Fürſten auf den benachbarten Inſeln, zu Gunſten des Sohns von Terriobu. — Hülfleiſtungen, die der König von den Unſrigen erhält. — Beſchreibung der Bay Tirowäh. — Abreiſe von O-Waihi. — Zank zwiſchen den Matroſen in Weimoa-Bay. — Reiſe nach Onihiau, um Yamswurzeln zu bekommen. — Rückfahrt von den Sandwichinſeln nach der Nordweſtküſte von Amerika.

Den 21ſten ſteuerten die Schiffe nach Mauwi hinüber, und liefen in eine Bay, wo ſie regelmäßig von dreizehn bis fünf Faden Tiefe auf Korallfelſengrund, und an einigen Stellen auch Sandgrund fanden, auf welchem ſie ohne Gefahr für ihre Ankertaue hätten vor Anker gehen können, wenn der Südwind nicht ſo ſtark gerade auf das Land hin getrieben hätte. Es war alſo rathſamer, die Bay zu verlaſſen und nach der weſtlichſten Spitze der Inſel zu ſteuern, wo die Schiffe um ſechs Uhr Abends vor Anker legten.

Während ihres hieſigen Aufenthalts ereignete ſich nichts Merkwürdiges, ausgenommen ein Verſuch der Eingebornen, das Kabeltau der Iphigenia zu zerſchneiden, wofür einer eine derbe Züchtigung bekam. Es gingen einige Tage damit hin, einen bequemen Ankerplatz zu ſuchen; endlich ankerte die Iphigenia den 1ſten Ja-

1789. Januar. nuar 1789 in einer groſsen Bay an der Oſtſeite der Inſel **Woahu**. Die Einwohner nennen dieſe Bay **Waititih** (*Witetee*), und der einzige gute Ankerplatz befindet ſich an der öſtlichen Seite derſelben. Hier kann ein Schiff ſicher bleiben, ſo lange der Paſſatwind (Nordoſt) wehet; ändert er ſich aber, und wird Südoſt oder weſtlich, dann iſt der Aufenthalt in der Bay wegen der vielen darin befindlichen Untiefen gefährlich.

Titiri, der König von **Woahu**, wohnte an dem öſtlichen Ufer dieſer Bay. Sobald die Anker im Grunde lagen, ſchickte Kapitain **Douglas** ein Geſchenk an ihn ab, und ließ ihn an Bord einladen, wo er um vier Uhr Nachmittags auch eintraf. Man bewillkommte ihn mit fünf Kanonenſchüſſen, und überreichte ihm ein zweites Geſchenk, welches in Aexten, Hackemeſſern, Meſſern u. ſ. w. beſtand. Dafür bewilligte er den Unſrigen, daſs, ſo weit es ſie beträfe, das **Tabu**, womit die Schweine jetzt belegt waren, aufgehoben ſeyn, und ihnen eine reichliche Zufuhr von den Inſeln **Mauwi**, **Ranai**, **Morotai** und **Woahu** geſtattet werden ſollte. Den folgenden Morgen ſtellte der König ſich wieder ein, und brachte ein Geſchenk von Schweinen, Tarrowurzeln und ſüſsen Erdäpfeln, nebſt einer Seeſchildkröte und einigen Fiſchen mit, die zur Forellengattung gehörten. Gleich nach dem Mittagseſſen ging er ans Land zurück, wohin Kapitain **Douglas** ihm in der Jölle folgte. **Titiri** empfing ihn mit vieler Herzlichkeit, führte ihn in den Pflanzungen umher, und zeigte ihm einige groſse Weiher, die mit Fiſchen angefüllt zu ſeyn ſchienen. Auch erzählte er von andern Teichen oder Behältern, wo er Seeſchildkröten hätte, und verſprach, am folgenden Tage einige davon mitzubringen, welches er auch wirklich that.

Um zehn Uhr Morgens (am 3ten Januar) kam um die Oſtſpitze der Bay ein Doppelkanot, welches völlig wie ein Schooner betakelt war, ſo, daſs ſowohl die Unſrigen als die Eingebornen dadurch getäuſcht wurden, und es für die **Nordweſt-Amerika** hielten, welche ſie ſeit einigen Tagen nicht geſehen hatten. Als endlich das Kanot ganz nahe kam, entdeckten ſie ihren Irrthum. Es führte alle Segel genau von der Form und in derſelben Stellung, wie der Schooner *). Erſt am 10ten Ja-

---

*) Dies iſt unſtreitig eine der merkwürdigſten Stellen in dem ganzen Buche; denn ſie beweiſt, wie viel Energie dieſe vortreflichen Inſulaner haben, und zeigt, was ſie werden könnten, wenn man ſich ihrer mit Ernſt und Nachdruck, ohne alle elende Nebenabſichten, annähme. Man kann es in der

1789. Januar.

nuar kam Kapitain Funter mit ſeinem kleinen Fahrzeug in dieſe Bay, nachdem er mehrere Tage lang an der Weſtſpitze der Inſel gegen den Wind gekämpft hatte. Indeß beide Schiffe ſich in dieſem Hafen aufhielten, ließ Titiri, der ſich übrigens gegen die Unſrigen äußerſt gefällig bezeigte, mitten in einem ſtarken Windſtoße die Anker von beiden Schiffen, mit den Kabeltauen, aufheben und ans Land bringen. Dieſer Verluſt war ſo wichtig, und hätte der ganzen Reiſe ſo leicht ein Ende machen können, daß man die ernſtlichſten Maaßregeln ergreifen mußte, um die entwedeten Anker und Taue zurück zu bekommen. Der König verſuchte es nicht, den Diebſtahl zu läugnen, und die Leute, die Kapitain Douglas an ihn ſchickte um die Zurückgabe zu verlangen, ſahen die Anker und Taue in ſeinem Hauſe liegen. Wie es ſcheint, hatte man ſie auch in keiner andern Abſicht genommen, als um den Kapitain zu zwingen, daß er einige von ſeinen Schmiedegeſellen in Woahu zurücklaſſen ſollte. Es gelang dem Letzteren indeß, vermittelſt einer Piſtole, einer Flinte und etwas Ammunition, die der König zum Geſchenk erhielt, die Sachen zurück zu erhalten, zumal, da er die ſehr nöthige Drohung hinzugefügt hatte, daß er im Weigerungsfalle die Reſidenz einäſchern würde.

Am 25ſten Januar gingen beide Schiffe in See, und am 29ſten kamen ſie Mittags in der Bay Weimoa, an der Inſel Atuai, vor Anker. Taheo, der König dieſer Inſel, erblickte kaum die Iphigenia und die Nordweſt-Amerika in der Nähe ſeines Aufenthalts, als er ſchon mit allen ſeinen Vornehmen weit in das Innere des Landes flüchtete, und zwar aus Furcht vor Tianna's Rache, von dem man gehört hatte und glaubte, daß er ſich auf einem von dieſen Schiffen befände. Längs dem Strande war alles mit dem Tabu belegt; allein ſobald man daſelbſt erfuhr, daß der ſo ſehr gefürchtete Mann, vor deſſen Rache der König entfliehen wollte, in O-Waihi zurückgeblieben wäre, wurden ſogleich Boten an den Letzteren abgeſchickt, der dann, auf dieſe Nachricht, in drei Tagen wieder nach Weimoa zurückkehrte. Gleich nach ſeiner Ankunft ſtießen einige mit Schweinen, Yamswurzeln und Patatten beladene Kanots vom Lande ab, und kamen an Bord. Die Eingebornen verlang-

---

That als ſehr bedeutend anſehen, wenn der Nachahmungstrieb bei einem Volke ſo rege iſt, daß es das Gute oder Zweckmäßige, was es bei einem andern Volke ſieht, auf ſeine eigenen Bedürfniſſe anwendet und ſich ſelbſt zueignet. F.

1789. Januar. ten aber ganz ungeheure Preiſe, z. B. für ein Schwein von mittlerer Größe zwei Beile oder ein Stück Stabeiſen von achtzehn Zoll. Dieſe Forderung hatte ihren beſonderen Grund in den Rathſchlägen eines Schiffsjungen, Namens Samuel Hitchcock, der dem Kapitain Colnett entlaufen und Taheo's großer Günſtling geworden war. Der Einfluß dieſes Buben auf den König war ſo ſtark, daß, als ihm einer von den Eingebornen ein kleines Stück Zeug geſtohlen hatte, welches er gewöhnlich um die Mitte des Leibes trug, Taheo den armen Schelm, der ſich ins Gebirge flüchtete, verfolgen, ihm, als er gefangen ward, beide Augen ausreißen, ihn dann mit einem Spieße durchſtechen, und ſein Fleiſch von den Knochen löſen ließ, um es als Köder für die großen Haifiſche zu brauchen.

Taheo war nun zwar nach Weimoa zurückgekehrt; allein er glaubte noch immer nicht ganz ſicher zu ſeyn, und weigerte ſich, auf die Einladung des Kapitain Douglas an Bord zu kommen, wobei er vorwendete, daß er vor einiger Zeit von der Mannſchaft eines andern Schiffes übel behandelt worden wäre. Doch in der Folge verſchwanden dieſe Beſorgniſſe; er legte von Zeit zu Zeit Beſuche auf dem Schiff ab, und es ſchien, wenigſtens dem Aeußern nach, zwiſchen den Eingebornen und ihren Europäiſchen Gäſten, ein ſehr freundſchaftliches Verkehr Statt zu finden. Dagegen erhielt Kapitain Douglas jetzt manchen Wink, daß er gegen den König unabläſſig auf ſeiner Hut ſeyn und dem Miniſter Abinui nicht trauen ſollte. Er erfuhr bei dieſer Gelegenheit auch, daß es auf den Sandwichinſeln eine den Einwohnern ſehr gut bekannte giftige Wurzel gebe, welche, zu Pulver gerieben, leicht unvermerkt auf dem Schiffe umhergeſtreuet, oder auf die Kleider geworfen werden könne, und von ſo ſchrecklicher Wirkung ſey, daß die geringſte Quantität, die man durch den Mund oder die Naſe einhauche, augenblicklich den Tod verurſache*). Kapitain Douglas hegte zwar gegen Taheo, was mörderiſche Abſichten betraf, ſehr geringen Verdacht; um aber doch keine Vorſicht zu unterlaſſen, machte er bekannt, daß, wenn man es je verſuchen ſollte, die Lebensmittel, die an unſere Leute

---

*) Dieſe Erzählung klingt wie eine platte Europäiſche Erdichtung. Es wäre möglich, daß der verlaufene Engliſche Schiffsjunge den Rath gegeben hätte, ſie ausſtreuen zu laſſen, um auf den Schiffen Furcht und Schrecken zu verbreiten. F.

1789. Januar.

verkauft würden, zu vergiften, er nicht einen einzigen Eingebornen, der ihm in die Hände fiele, am Leben zu laſſen gedächte.

Die Anzahl der Schweine und die Menge der Wurzeln, die man von **Atuai** erhielt, war bei weitem nicht ſo groß, wie Kapitain **Douglas** erwartet hatte, ja, mannichmal nicht hinreichend für das unmittelbare Bedürfniß ſeiner Mannſchaft. Indeß ward der hieſige Aufenthalt benutzt, um die Segel, das Tauwerk und andere nothwendige Sachen auszubeſſern. Dann beſchloß der Kapitain, ſich nach **Onihiau** zu begeben; vorher aber nahm er den **Namitahah**, nebſt ſechs ſeiner Angehörigen und vier Weibern an Bord, weil ſie ſehr wünſchten, **Tianna's** Gattin und Kind nach **O-Waihi** zu begleiten*). Er hoffte, dieſe neuen Reiſegefährten würden ſich um ihn und ſeine Mannſchaft dadurch verdient machen, daß ſie ihm in **Onihiau** das Herbeiſchaffen von Lebensmitteln erleichterten.

Februar.

Den 18ten Februar um zwei Uhr Nachmittags gingen alſo beide Schiffe unter Segel, und am folgenden Mittag befanden ſie ſich nur eine Engliſche Meile weit von **Onihiau**. Da es aber von Nordweſten her ziemlich ſtark zu ſtürmen anfing, und die Schiffe ſowohl von **Onihiau**, als von **Atuai** weggetrieben wurden, ſo beſchloß Kapitain **Douglas**, nach **Woahu** zu gehen, um ſich daſelbſt friſchen Mundvorrath zu verſchaffen, weil man heute das letzte Schwein geſchlachtet hatte. Den 22ſten befand man ſich an der Weſtſpitze von **Waititih-Bay**, und hatte, fünf bis ſechs Engliſche Meilen weit vom Lande, drei bis vierzehn Faden Tiefe auf einer Bank, die ſich, nach der Bemerkung des Kapitain **Douglas**, weiter in See erſtreckt, als irgend eine Untiefe, welche zu der hieſigen Inſelgruppe gehört. Sie liegt in 21° 22′ N. Br. und 202° 15′ O. L. — Früh am 23ſten erreichte man endlich den vorigen Ankerplatz, und um neun Uhr kam **Titiri** an Bord. Als er von einigen Paſſagieren erfuhr, wie theuer den Unſrigen die Lebensmittel in **Atuai** zu ſtehen gekommen wären, hatte er große Luſt, eben ſo übertriebene Forderungen zu machen. Jedes Schwein ſollte mit einer anſehnlichen Quantität Pulver und Blei bezahlt werden; denn auf dieſe Handelsartikel beſtanden die hieſigen Einwohner

---

*) **Tianna's** Bitte, daß Kapitain **Douglas** ihm ſeine Familie zuführen möchte, ward alſo erfüllt. Dies iſt im Texte nicht **ausdrücklich** angeführt, ob es gleich aus dem Folgenden ſich mit Zuverläſſigkeit ergiebt. F.

1789. März. jetzt am meiſten. Um nur etwas zu erhalten, mußten unſere Leute ſehr peremptoriſch verfahren *).

Schon am folgenden Tage benutzte Kapitain Douglas einen Weſtwind, um nach Owaihi zu gehen, wo er reichlicher und auf billigere Bedingungen mit Lebensmitteln verſorgt zu werden hoffte. Den 2ten März kam Tianna von einer Gegend dieſer Inſel, welche Toi-hai (*Toee-Hye*) genannt wird, an Bord der Iphigenia. Hier überließ er ſich zum erſtenmal wieder der ganzen überwältigenden Freude, die ihm der Anblick ſeines Weibes und ſeines Kindes gewährte. Dann führte er das Schiff in eine Bay, welche die Einwohner Tairowäh (*Tiroway*) nennen, und worin es dann um vier Uhr Nachmittags in ſechzehn Faden Tiefe auf feinem Sandgrunde vor Anker ging. Noch denſelben Abend trug Tianna dafür Sorge, den Unſrigen einen Vorrath von Erfriſchungen zu verſchaffen. Die Jölle ward am folgenden Morgen ausgeſchickt, um die Bay zu unterſuchen, und fand überall guten Ankergrund auf feinem, braunem Sande in einer Tiefe von vierzehn bis zwei und zwanzig Faden.

Der König, der zum Fiſchen ausgegangen war, kam erſt um vier Uhr Nachmittags in Begleitung ſeiner Gemahlin und Tochter, in ein paar ſchnellen Kanots. Seine ſchweren Boote und ſein Gefolge hatte er zurückgelaſſen. Er ſchien ſich über die Rückkehr der Schiffe außerordentlich zu freuen, hoffte, daß Tianna in ſeiner Abweſenheit den Unſrigen alle Aufmerkſamkeit würde erwieſen haben, und verſicherte, daß ſie über die Inſel, ſo weit er ſelbſt Macht darüber hätte, und über alles was er beſäße, diſponiren könnten. Wirklich bewies auch der Ueberfluß an allerlei Lebensmitteln, womit er ſie verſah, und ſeine angelegentliche Sorgfalt jeden Wunſch des Kapitain Douglas zu befriedigen, daß es ihm mit dieſen Erbietungen Ernſt war.

Am folgenden Tage fanden ſich Tome-homy-haw (Maiha-maiha), Tianna und einige andere Vornehme ſehr zeitig an Bord der Iphigenia ein. Der König entließ aber bald ſein ganzes Gefolge, Tianna ausgenommen; und nachdem er dem Kapitain Douglas einen befiederten Mantel übergeworfen hatte, mußte in

---

*) Worin dieſes peremptoriſche Verfahren beſtanden habe, wird nicht geſagt. Was heißt peremptoriſch, wenn von freien Menſchen die Rede iſt, die ihr Eigenthum nicht anders, als um einen Preis der ihnen gutdünkt, hergeben wollen? F.

1789. März.

ſeinem Namen Tianna ihm die Geheimniſſe ihrer politiſchen Lage eröffnen. Taheo, der König von Atuai, und Titiri, der Beherſcher von Mauwi, Ranai, Morotai und Woahu, hätten, ſo erzählte er, mit Terrimaniri, dem noch lebenden Sohne Terriobu's, der auf der Oſtſeite der Inſel wohnte, ein Bündniß geſchloſſen, um Tome-homy-haw (Maiha-maiha) ſeines Ranges und ſeiner Macht zu berauben, bloß weil er eingewilligt, daß Tianna ſich auf O-Waihi habe niederlaſſen dürfen. Taheo hätte von den Kapitainen Portlock, Dixon u. a. eine Anzahl Feuergewehre nebſt Ammunition, unter der ausdrücklichen Bedingung, erhalten, daß er weder den Kapitain Meares, noch deſſen Verbündeten mit Lebensmitteln verſehen ſollte. Zum Beweiſe, daß es mit dieſer Thatſache ſeine Richtigkeit habe, berief Tianna ſich auf den Empfang, den Kapitain Meares erſt kürzlich in Atuai erfahren hätte, wo ihm keine Erfriſchungen verabfolgt worden wären, ſo daß er, wie er mit Thränen im Auge hinzuſetzte, beſorgen müſſe, die Fahrt nach China, wenn Kapitain Meares ſie ja noch habe zurücklegen können, werde für ihn und ſeine Mannſchaft mit dem äußerſten Elend aus Mangel an Lebensmitteln verbunden geweſen ſeyn. Das Ende dieſer langen Rede lief darauf hinaus, daß Kapitain Douglas auf das dringendſte gebeten ward, bis zu ſeiner Rückkehr aus Amerika, zwei von ſeinen Leuten, nebſt einer Drehbaſſe, ſeiner eigenen Vogelflinte und was er ſonſt an Gewehren und Ammunition entübrigen könnte*), hier zu laſſen.

Die Zurüſtungen, die Kapitain Douglas auf den andern Inſeln wahrgenommen hatte, und die ſtarke Nachfrage nach Schießpulver, Blei und Flinten, die man dort gegen Mundvorrath einzutauſchen wünſchte, bewogen ihn, der Erzählung, welche Tianna ihm jetzt mittheilte, einigen Glauben beizumeſſen. Er fand es

---

*) Was Kapitain Meares hier ſeinem Freunde Tianna in den Mund legt, iſt eine von den Stellen, die ihm in England ſo heftigen Widerſpruch zugezogen haben. Herr Dixon findet es lächerlich, daß man ihn beſchuldigt, er habe dem Taheo die Bedingung auferlegt, Herrn Meares nicht zu unterſtützen, da ihm der Gedanke damals nicht in den Sinn habe kommen können, daß Herr Meares je wieder die Reiſe nach Amerika und den Sandwichinſeln machen werde. Allein hier möchte man doch fragen: war Herr Dixon wirklich ſo feſt überzeugt, daß dies nicht geſchehen würde? — Uebrigens betheuert er, daß er weder in den Sandwichinſeln, noch ſonſt wo, einem Indianer eine Flinte, eine Piſtole oder ein Pulverkorn gegeben habe, und bietet Herrn Meares Trotz, das Gegentheil zu erhärten. Der Beweis würde allerdings, wenn auch die Sache ſich wirklich ſo verhielte, ſehr ſchwer zu führen ſeyn. Es iſt auch wohl möglich, daß die Beſchuldigung eigentlich nur den

1789. März. daher für gut, ihm und dem Könige den Theil ihres Geſuchs, welcher die Feuergewehre betraf, zu bewilligen, und ſchickte ſogleich den Zimmermann ans Land, daß er auf einem der größten Doppelkanots ein Gerüſt machen ſollte, auf welchem man die Drehbaſſe befeſtigen könnte. Den folgenden Tag, nach dem Eſſen, war das Kanot hierzu in Stand geſetzt und ward an das Schiff geführt. Nun brachte man die Drehbaſſe hinein, und pflanzte ſie ordentlich auf; allein der König hatte ſehr viel Mühe, ſeine Ruderer zu bereden, daß ſie ihre Ruder nicht fahren lieſſen, indeß er das Stück abbrannte *).

Um ſechs Uhr Morgens, den 6ten März, machte man dem König ein Signal, am Bord zu kommen; hierauf lichteten die Schiffe die Anker, und ſteuerten nach der Bay Toi-hai (*Toee-Hye*). Der König und die Königin kamen mit Tianna und andern Befehlshabern an Bord, indeß die Vornehmen von geringerem Range dem Schiffe in einer Flottille von dreißig Kanots folgten. Die Bay Tirowäh, welche Kapitain Douglas jetzt verließ, iſt in vielem Betracht der Bay Karakakua weit vorzuziehen. Sie hat nämlich ſehr guten Ankergrund, und nirgends wird ein Korallfelſen darin angetroffen. Auch können die Schiffe ſo weit vom Lande liegen, daß ſie allemal in See zu gehen in Stande wären, wenn der Wind auch ſtark gegen das Ufer triebe. Die Breite des Ankerplatzes, wo das Schiff lag, iſt 19° 4′ N. — Um halb ſechs Uhr Nachmittags ging die Iphigenia vor dem Dorfe Toi-hai (*Toee-Hye*) in zehn Faden Tiefe, etwa drei Engliſche Meilen vom Lande, vor Anker.

Der König begab ſich gegen Abend mit ſeinem Gefolge ans Land, und ſchickte den folgenden Morgen dreißig Schweine, eine Quantität Salz, nebſt Kokosnüſſen, Erd-

---

Kapitain Portlock hätte treffen ſollen. Kapitain Meares nimmt ſie in ſeiner Antwort nicht zurück, ſondern bemerkt nur, daß er die ganze Geſchichte aus dem Tagebuche des Kapitain Douglas genommen habe, ohne ſich irgend eine Anmerkung darüber zu erlauben. Noch ſetzt er hinzu: er halte nicht das Verſchenken von Waffen u. ſ. w. an die Inſulaner für unerlaubt, da er ſelbſt dergleichen ausgetheilt habe, ſondern nur die Aufhetzung der Eingebornen gegen ihn. Gewiß iſt es, wie ich bereits bei einer vorigen Veranlaſſung erinnert habe, äuſſerſt ſchwer zu entſcheiden, wer hier Recht oder Unrecht hat. F.

*) Eine Drehbaſſe, Franzöſiſch *pierrier*, und auf Engliſch *swivel*, iſt ein kleines Geſchütz, welches nur eine halbpfündige Kugel ſchießt, und wegen ſeines geringen Kalibers leicht nach jeder Richtung bewegt werden kann. Gewöhnlich hängt es in einem gabelförmigen Eiſen, welches ſich um ſeine Achſe bewegen läßt, und in das Holz gelaſſen wird. F.

1789. März. Erdäpfeln und Tarrowurzeln zum Geſchenk. Kapitain Douglas erſuchte ihn zugleich, da der Paſſatwind jetzt wieder friſch wehete, ihn ohne Aufſchub mit dem nöthigen Vorrath zur Reiſe verſehen zu laſſen, weil er je eher je lieber nach Amerika abzureiſen wünſchte. Dem zufolge ſchickte der König Boten in das Innere der Inſel, und ließ den Befehl ergehen, daß jeder, der Schweine hätte, ſie bei Todesſtrafe in das Dorf bringen ſollte; und um zehn Uhr am nächſtfolgenden Morgen kam er ſelbſt mit einem Geſchenk von funfzig Schweinen an Bord, wovon einige funfzehn Stein (210 Pfund) wogen. Den Tag über ward alles Andre, was zur Reiſe nöthig war, an Bord geſchickt. Unter andern erhielt Kapitain Douglas auch zwölf Gänſe; und es iſt des Bemerkens werth, daß ein Kanot in die Bay kam, welches ein Paar Truthühner, nämlich einen Hahn und eine Henne, nach dem Dorfe Waipio (*Wipeeo*) führte, wo ſie brüten ſollten. Die Henne hatte, wie man uns erzählte, ſchon zweimal in verſchiedenen Gegenden der Inſel geſeſſen und jedesmal eine Brut von zwanzig Jungen ausgebracht; folglich werden Truthühner in wenigen Jahren auf dieſer Inſel ſehr häufig zu haben ſeyn.

Gegen Abend überreichte Kapitain Douglas dem König und Tianna ein Geſchenk, welches in Feuergewehr und Ammunition beſtand. Dann nahm er von beiden Abſchied, und ging um Mitternacht unter Segel. In Woahu, wo er zuerſt anlegte, verſorgte er ſeine Schiffe mit einem ziemlichen Vorrath von Brennholz, und auch noch mit Tarrowurzeln und Zuckerrohr. In Atuai, wo er den 12ten anlangte und den 13ten auf ſeinen vorigen Ankerplatz kam, war Taheo mit den vornehmſten Oberhäuptern nach Punna gegangen,' und Abinui allein in Weimoa zurückgeblieben. Er ſchickte ein Schwein zum Geſchenk an Bord, hielt es aber nicht für rathſam, ſelbſt zu kommen.

Am folgenden Morgen ward das große Boot ans Land geſchickt, um die Waſſerfäſſer zu füllen. Die Matroſen geriethen bei dieſer Arbeit in einen ſo heftigen Streit mit einander, daß ſie ſogar ihre Meſſer zogen. Herr Viana (der Supracargo?) ſuchte ſie von einander zu bringen; allein einer von ihnen, Namens Jones, drohete, daß er ihn zu Boden ſchlagen würde. Einer ſolchen Zügelloſigkeit mußte man bei Zeiten Einhalt thun, um den nachtheiligen Folgen zuvorzukommen, die daraus für den Zweck der Reiſe erwachſen konnten. Kapitain Douglas

1789. März. gab daher Befehl, daß Jones auf der Stelle abgeſtraft werden ſollte. Dieſer weigerte ſich aber mit gräulichen Flüchen, ſich der Züchtigung zu unterwerfen, und lief nach dem Maſtkorbe des Fockmaſtes zu, wo gewöhnlich einige geladene Musketons auf den Fall eines Angriffs von den Eingebornen in Bereitſchaft ſtanden. Doch Kapitain Douglas ließ ihm nicht Zeit hinauf zu kommen, ſondern ſchoß ihm eine Piſtole über den Kopf weg, und ſagte ihm dabei, daß die zweite ihn treffen würde, wofern er noch einen Schritt weiter ginge. Es war indeß offenbar, daß mancher von den übrigen geneigt ſchien, ihm beizuſtehen; daher ſtellte man es in ſein Belieben, entweder ſich zur Strafe zu bequemen, oder das Schiff augenblicklich zu verlaſſen. Er wählte, ohne ſich zu bedenken, das Letztere, und nun ſtellte ſeine Entfernung die Ruhe wieder her.

Sobald der Waſſervorrath ergänzt war, gingen die Schiffe nach der Inſel Onihiau unter Segel, um ſich einen Vorrath von Yamswurzeln zu verſchaffen; ſie konnten aber wegen des widrigen Windes nicht in die Yam-Bay einlaufen, ſondern mußten eine andere wählen, wo ſie am 15ten vor Anker gingen. Gegen Abend erfuhr Kapitain Douglas, daß einige Matroſen geſonnen wären, mit der Jölle durchzugehen; er befahl daher dem wachthabenden Officier, auf ſeiner Hut zu ſeyn. Aber doch fanden zwei Matroſen und ein Quartiermeiſter Mittel, ſich in der Nacht auf einigen Kanots, die noch am Schiffe lagen, ans Land zu begeben. Sie hatten nicht nur das Boot mitnehmen, ſondern auch das Schiff in Brand ſtecken wollen; da ſie aber an der Ausführung dieſes teufliſchen Vorhabens gehindert wurden, hielten ſie es für das Beſte, nach der Inſel zu entfliehen. Der ehrliche, thätige Freitag, ein hieſiger Eingeborner, der bereits erwähnt worden iſt, brachte zwei von ihnen, nämlich die Matroſen, bald wieder zurück; aber der Quartiermeiſter, der Rädelsführer bei dem ganzen Vorhaben, konnte wegen der hohen Brandungen am Ufer nicht mehr eingeſchifft werden. Kapitain Douglas ſah ſich daher gezwungen, ihn zurückzulaſſen; denn der Mangel an vielen nothwendigen Schiffsbedürfniſſen war auf beiden Schiffen ſo groß, daß der Kapitain nicht einmal, ſeinen Verhaltungsbefehlen gemäß, nach Norden ſteuern konnte, ſondern geradezu die Nordamerikaniſche Küſte aufſuchen mußte, weil er daſelbſt ein von China angekommenes Schiff zu finden hoffte. Beide Fahrzeuge, die Iphigenia und der Schooner Nordweſt-Amerika, hatten ſich gegen vier Monathe bei den Sandwichinſeln aufgehalten; und zur Ehre des Kapitain Douglas ſey es geſagt, daß er durch ſein kluges Betragen während dieſer Zeit jeden ernſtlichen Zwiſt mit den Eingebornen zu vermeiden wußte. 1789. März.

Ein und dreißigſtes Kapitel.

Abreiſe von Onihiau nach der Nordweſtküſte von Amerika. — Entdeckung einer neuen Inſel, *Bird-island* (Vogel-Inſel). — Beſondere Erſcheinung am Schiffskompaß. — Ankunft in Nutkaſund. — Abſendung der Nordweſt-Amerika auf eine Handelsreiſe. — Ankunft eines Spaniſchen Schiffs, das die Iphigenia in Beſchlag nimmt. — Kapitain Douglas muß mit ſeinem Schiffe Nutkaſund verlaſſen, und geht nach Norden. — Handel mit den Eingebornen an der Küſte. — Aufenthalt vor einem Dorfe, Fort Pitt genannt. — Buccleughs Sund. — Aufenthalt in Haines Cove. — Gedroheter Krieg zwiſchen zwei einheimiſchen Stämmen. — Dazwiſchenkunft der Weiber. — Mac-Intires Bay und Cox Einfahrt (*Channel*). — Ein Plan der Eingebornen, ſich des Schiffes zu bemächtigen, wird dem Kapitain Douglas durch die Weiber verrathen. — Freundſchaftliches Betragen des Blakau, eines Befehlshabers. — Abreiſe von Amerika, und Rückkehr nach den Sandwichinſeln. — Vereitelte Abſicht des Königs von O-Waihi und ſeiner Vornehmen auf das Schiff. — Fortſetzung der Reiſe nach China, und Ankunft vor Makao.

Mit einem Vorrath von Yamswurzeln auf etwa einen Monath, verlieſſen beide Schiffe den 18ten März Onihiau, nahmen ihren Lauf nach Nordweſten, und erblickten in dieſer Richtung am folgenden Morgen um drei Uhr Land. Es war eine Inſel oder ein Felſen, in Geſtalt eines Sattels, nämlich an den Enden hoch, und in der Mitte vertieft. Gegen Süden zeigte ſie ſich mit Grün bekleidet; gegen Norden, Oſten und Weſten aber ſah man nur den bloſſen, unfruchtbaren Felſen, welcher ſenkrecht abgeſtürzt, und, wie es ſchien, nur den Vögeln zugänglich war, die in groſſen Schaaren darauf wohnen. Dieſer Umſtand war die Veranlaſſung, daß man ihr den Namen *Bird-island*, oder die Vogel-Inſel gab. Sie liegt in 23° 7′ Nr. Br. und in 198° 10′ O. L.

1789. April. Auf der übrigen Fahrt nach Nutkaſund ereignete ſich nichts Erhebliches, ausgenommen, daß es beiden Schiffen an mancherlei Schiffsvorräthen ſehr gebrach. Zu Anfange des Aprilmonats, zwiſchen 36° 19′ und 36° 10′ N. Br. und 208° 15′ und 210° 13′ O. L., konnte man zwei oder drei Tage nach einander das Schiff nicht ordentlich ſteuern, da die Schiffskompaſſe oder ihre Magnetnadeln von einem Augenblicke zum andern vier bis fünf Striche bald nach einer bald nach der andern Seite hin abwichen. Kapitain Douglas führt an, daß ihm bereits im vorigen Jahr dieſelbe Erſcheinung ungefähr in eben der Meeresgegend vorgekommen ſey.

„Den 20ſten April *) ging Kapitain Douglas mit der Iphigenia und dem Fahrzeuge Nordweſt-Amerika in Nutkaſund, auf dem gewöhnlichen Ankerplatze Friendly Cove, vor Anker. Daſelbſt beſuchte ihn gleich darauf Kapitain Kendrick (Befehlshaber des kleinen Amerikaniſchen Fahrzeuges Kolumbia, aus Boſton) mit ſeinen Officieren, die hier den Winter zugebracht hatten und nur vor wenigen Tagen mit ihrem Schiffe acht Engliſche Meilen weiter hinauf in den Sund nach Mauwina (*Moweena*) gegangen waren. Den 23ſten traf auch das Fahrzeug Waſhington daſelbſt ein, welches ſechs Wochen lang eine Fahrt gegen Süden vorgenommen und gegen dreihundert Seeotterfelle eingeſammelt hatte. Dieſes Fahrzeug ſegelte ebenfalls den folgenden Tag nach Mauwina. Den 28ſten lief das kleine Fahrzeug Nordweſt-Amerika wieder aus, um längs der Küſte zu handeln.“

Mai. „Den 6ten Mai brachten die Eingebornen die Nachricht, daß ein Schiff ſich vor dem Eingange des Sundes ſehen lieſſe. Hierauf beorderte Kapitain Douglas, der ſich nicht wohl befand, ſogleich das große Boot mit ſeinen erſten Officieren hinaus. Allein bald hernach ſtatteten dieſe den Bericht ab, daß das Schiff der Felice nicht ähnlich ſähe. Um elf Uhr Morgens kam es in die Bucht, ging vor Anker, und ſalutirte mit elf Kanonen, die Herr Douglas erwiderte. Das Boot brachte jetzt die Nachricht, daß es ein Spaniſches Kriegsſchiff, die Princeſa, wäre,

---

*) Alles, was mit dieſen Zeichen „ “ unterſchieden wird, entlehne ich aus dem Anhange, den Herr Meares ſeinem Buche beigefügt hat. Es iſt nämlich ein Auszug aus dem Tagebuche des Kapitain Douglas, den ich hier einſchalte, um den Faden der Erzählung zu ergänzen, da Herr Meares von der Spaniſchen Gewaltthätigkeit hier nichts erwähnt, ſondern ſich deßhalb bloß auf ſein bei dem Brittiſchen Parlamente eingereichtes Memorial bezieht. F.

1789. Mai.

und unter Führung des Kommodore *) Don Eſtevan Joſeph Martinez auf Entdeckung ginge. Es gehörten noch zwei andere Fahrzeuge, ein Schiff und eine Schnau, zu dieſer Expedition, die ſich aber vor vierzehn Tagen getrennt hatten. Der Kommodore lud Herrn Douglas zum Eſſen ein, und der letztere beſchenkte ihn bei dieſer Gelegenheit mit einem langen beſiederten Mantel und Helm von den Sandwichinſeln. Der Kommodore ſagte, er käme von Unalaſchka, und hätte auch den Cooks-Fluß und Prinz Wilhelms Sund beſucht. Dann zeigte er Herrn Douglas die Abſchrift eines Briefes, den er (Herr Douglas) ſelbſt den 25sten Junius 1788 an Herrn Jsmailof zur Beantwortung eines von ihm erhaltenen im Cooks-Fluß geſchrieben hatte. Damals lag der Spaniſche Befehlshaber bei der Montague-Jnſel, und Kapitain Douglas begreift nicht, wie ſie bei einander vorbei gekommen ſind, ohne ſich gewahr zu werden. Der Kommodore fand auch das Fahrzeug Waſhington gegen Norden, und verſah es mit allerlei Vorräthen, woran es Mangel litt. Kapitain Douglas eröffnete ihm jetzt ſeine eigene bedrängte Lage, und beſonders, daß ſein Schiff beinahe vor dem Eingange des Hafens zu Grunde gegangen wäre, weil er kein Pech und keinen Theer gehabt hätte, um die Oeffnungen zwiſchen den Planken zu verſtopfen. Er ſetzte hinzu, daß er täglich die Ankunft eines Schiffes aus China erwarte; ſollte dies aber ausbleiben, ſo müſſe er ſich um die Hülfe des Kommodore bewerben. Dieſe verſprach ihm der letztere auch. — Nach Tiſche gingen ſie zuſammen ans Land, und zwar in Geſellſchaft des Kapitain Kendrick's, der von Mauwina herunter gekommen war, und dreier Padres oder Geiſtlichen, die den Auftrag hatten, die Eingebornen zum Chriſtenthum zu bekehren, weswegen Kapitain Douglas ſie ſehr bedauerte."

„Den 9ten Mai begleitete Herr Douglas den Kommodore, ſeine Officiere und die Geiſtlichen nach Mauwina. Hier ſpeiſeten ſie bei dem Kapitain Kendrick, und kamen den Abend wieder an Bord ihrer Schiffe. Den 10ten aß dagegen die ganze Geſellſchaft, ſowohl von den Spaniſchen als von den Amerikaniſchen Schiffen, an Bord der Jphigenia. Kapitain Douglas hatte noch ein Schwein von

---

*) Kommodore nennen die Engländer einen Schiffskapitain, der mehrere Schiffe kommandirt. (*Chef d'escadre* im Franzöſiſchen.) F.

1789. Mai. den Sandwichinſeln und einige Yamswurzeln übrig. Das erſtere ſchickte er an Bord des Spaniſchen Schiffs, damit die Spanier es nach ihrem Geſchmack zubereiten möchten. Dieſe fügten noch ein paar Gerichte hinzu, und ſo entſtand eine ziemlich gute Mahlzeit.“

„Den 13ten kam die Spaniſche Schnau San Carlos, unter dem Kapitain Arrow*), in Friendly Cove an. Der Kapitain ließ Herrn Douglas zum Mittagseſſen bitten; dieſer lehnte aber die Einladung ab, weil er ſich nicht wohl befand; dagegen erhielt er Nachmittags einen Beſuch von dem Spaniſchen Kapitain. Gegen Abend kam der Kommodore von Mauwina, wohin er den 11ten abgegangen war, in Begleitung des Kapitain Kendrick's zurück.“

„Den folgenden Morgen um neun Uhr ſchickte der Spaniſche Kommodore, und ließ den Kapitain Douglas nebſt Herrn Viana an Bord der Princeſa einladen. Sobald er angekommen war, zog er eine Schrift hervor, und ſagte, hier habe er einen Befehl des Königs von Spanien, alle Schiffe, die er an der Amerikaniſchen Küſte fände, wegzunehmen; folglich ſey Kapitain Douglas jetzt ſein Gefangener. — Dagegen führte Herr Douglas an, in welcher traurigen Verfaſſung er ſich befunden, ehe er den Hafen erreicht hätte; ſein Schiff habe keine Ankertaue, kein Pech, keinen Theer, kein Brodt und überhaupt keine Lebensmittel, geſalzenes Schweifleiſch ausgenommen, an Bord gehabt; hätte er unter ſolchen Umſtänden irgend einen Hafen in Südamerika beſucht, ſo würden die Spanier ſein Schiff nicht in Beſchlag genommen, ſondern ihn vielmehr, nach dem Völkerrechte, mit allem Nothwendigen verſorgt haben. Es wäre übrigens unerhört, ihn in einem Hafen, worauf der König von Spanien nie Anſpruch gemacht hätte, gefangen nehmen zu wollen; und bevor er ſich dieſer Haft unterzöge, würde er lieber den Hafen ungeſäumt verlaſſen, wenn man ihm dazu Erlaubniß gäbe. Dieſe Erlaubniß ward aber verweigert; im Gegentheil wurden einige Officiere nebſt vierzig bis funfzig Mann beordert, die Iphigenia in Beſitz zu nehmen und die Spaniſche Flagge dort aufzuſtecken. Man forderte dem Kapitain die Schlüſſel ſeiner Kiſten ab, und nahm ſeine Karten, Tagebücher, Schriften, Dokumente, kurz alles was im Schiffe befindlich war, in Beſitz, ohne ihm ſelbſt die Rückkehr an Bord zu geſtatten.“

---

*) Vermuthlich unrichtig geſchrieben. F.

1789. Mai.

„Kapitain Douglas erkundigte ſich bei dem Kommodore, warum er nicht auch den Waſhington, das Fahrzeug aus Boſton, weggenommen hätte, da der Befehl des Königs von Spanien lautete, daß er alle Fahrzeuge, die ihm an dieſer Küſte aufſtießen, wegnehmen ſollte. Hierauf ertheilte der Spanier keine befriedigende Antwort, ſondern behauptete, daß Herrn Douglas Schriften nichts taugten, weil darin ſtände, daß er alle Engliſche, Ruſſiſche und Spaniſche Fahrzeuge von geringerer Stärke als die Iphigenia, wegnehmen und ihre Mannſchaft nach Makao führen oder ſchicken ſollte, um ſie als Seeräuber peinlich verhören zu laſſen. Kapitain Douglas machte ihm bemerklich, daß man ſeine Schriften nicht richtig überſetzt hätte; er ſelbſt verſtände zwar nicht Portugieſiſch*), aber in einem Engliſchen Exemplare, welches er in Makao geſehen, hieße es ausdrücklich: falls er von den Seefahrern irgend einer dieſer drei Nationen angegriffen würde, ſollte er ſich vertheidigen, und falls er die Oberhand behielte, den Kapitain und die Mannſchaft nach Makao ſchicken, damit ſie von ihrem Angriffe Rechenſchaft gäben. Die Padres und der Schiffsſchreiber laſen die Schrift nochmals durch, und ſagten, ſie hätten ſie recht verdollmetſcht."

„Den 15ten, Abends, kam Kapitain Kendrick von Mauwina; allein da Kapitain Douglas in Erfahrung gebracht hatte, daß dieſer Amerikaniſche Schiffskapitain um ſeine Gefangennehmung gewußt habe, und daß die ganze Sache bei dem letzten Aufenthalt des Spaniſchen Befehlshabers in Mauwina verabredet worden ſey, ſo wollte er ihn nicht ſprechen. Als der Spaniſche Kommodore dies erfuhr, ließ er den Kapitain Douglas, ſo krank dieſer auch war, und ſo ſehr es auch regnete und ſtürmte, um zehn Uhr Abends auf die Spaniſche Schnau bringen, wo niemand mit ihm reden durfte. Sein aus Manila gebürtiger Bediente, der die Sprache (Spaniſch) ſehr gut verſtand, durfte ihm nicht nahe kommen, aus Furcht, daß er dem Kapitain hinterbringen möchte, was die Spanier vornähmen. Sie bedienten ſich dieſer Gelegenheit, manches zu entwenden, und legten in der Folge die Schuld auf den Bedienten. Die Mannſchaft der Iphigenia ward auf die beiden Spaniſchen Schiffe vertheilt, und man gab ſich alle erſinnliche Mühe, ſie zu bewegen,

---

*) Die Ausfertigung der Schiffe Felice und Iphigenia war Portugieſiſch, weil ſie unter dieſer Flagge handelten. Man ſehe die Einleitung. F.

1789. Mai. daß ſie ſich anwerben lieſſe. Zu gleicher Zeit brachte man die Segel in Bereitſchaft, ergänzte das Tau- und Takelwerk, und ernannte einen neuen Kapitain nebſt Officieren und Matroſen, die Herrn Douglas (in ſeinem eigenen Schiffe) gefangen nach San Blas (in Kalifornien) führen ſollten. Seine Officiere wollte man zurück laſſen, allein die Hälfte der Matroſen mitſchicken; daher erſuchte man den Kapitain, die ruhigſten Leute auszuſuchen und dem Kommodore das Verzeichniß einzuhändigen.“

„Herr Douglas weigerte ſich dies zu thun, und ſagte, ſie möchten wegſchicken, wen ſie wollten; das Schiff ſey aber unfähig in See zu gehen, ſo lange es nicht kalfatert und die Lecke verſtopft würden. Da die Abreiſe in wenigen Tagen erfolgen ſollte, ſo machten die Spanier ſich ohne Zeitverluſt an dieſe Arbeit; das Schiff ward gänzlich ausgeladen, alles Kupfer, Eiſen, alle andere Handelswaare, alles geſalzene Schweinfleiſch von den Sandwichinſeln ward herausgenommen, und Sand als Ballaſt in den hinteren Raum gefüllt, ſo viele Mühe die Engländer ſich auch zuvor gegeben hatten, denſelben loszuwerden, weil er die Pumpen ſo leicht verſtopft.“

„Da man täglich ſowohl den Schooner Nordweſt-Amerika, als auch die Felice im Hafen erwartete, ſo durfte keiner von den Gefangenen mit den hieſigen Eingebornen ſprechen; allein Kapitain Douglas fand deſſen ungeachtet eine Gelegenheit, mit Maquilla und den andern Oberhäuptern zu reden, welches auch Herr Ingraham, der erſte Steuermann der Kolumbia, that. Herr Douglas erſuchte die Eingebornen, einige Kanots in Bereitſchaft zu halten, um den Kapitainen Meares und Funter entgegen zu gehen und ihnen zu ſagen, daß ſie ja nicht nach Nutkaſund kommen möchten, weil er (Kapitain Douglas) kaptſchetle, das heißt gefangen, wäre. Sie gaben zur Antwort, daß ſie es verſtanden hätten, und verlangten vom Kapitain zu wiſſen, ob er jetzt Kolt, d. i. ein Sklav, ſey? Sie waren auch erbötig, ihn zu entführen, falls er ſich ihnen anvertrauen wollte, und verſprachen, ihre Kähne zu ſchicken und die Gelegenheit abwarten zu laſſen. Ihr Dorf verlegten ſie unverzüglich etwa vier Meilen weiter nach Norden, um den Herren Meares und Funter, falls ſie ſich in der Nähe des Sundes zeigten, deſto eher Nachricht und Warnung geben zu können.“

„Den

1789. Mai.

„Den 22ſten brachte man von Mauwina die Feſſeln, die Kapitain Kendrick's Schmied verfertigt hatte. Jetzt ſollte die Reiſe nach San Blas vor ſich gehen, und man drung von neuem in Kapitain Douglas, daß er die Hälfte ſeiner Leute wählen, und die andere mit den Officieren zurücklaſſen ſollte. Da ſie ihm indeſſen alle treu geblieben waren, und keiner ſich von den Spaniern anwerben ließ, ſo war es ihm auch unmöglich, dem einen vor dem andern einen Vorzug zu geben. Vor der Abreiſe forderte Kapitain Douglas die Zurückgabe ſeiner eigenen Privatſchriften, und Abſchrift von allen Papieren, die das Schiff beträfen, welches man ihm auch verſprach. Der Dollmetſcher geſtand jetzt dem Kommodore in Herrn Douglas Gegenwart, daß die oben erwähnte Schrift, worin von Vertheidigung im Fall eines Angriffs die Rede war, nichts Nachtheiliges enthielte, und erklärte des Kapitains Beglaubigungen für ſehr gut. Kapitain Douglas verſicherte den Kommodore: wenn man ſonſt nichts gegen ihn anzuführen wüßte, als dieſes Dokument, ſo müßte jeder Gerichtshof in Europa den Kommodore wegen der Unrechtmäßigkeit ſeiner Procedur verurtheilen.“

„Während der Zeit hatte der Spaniſche Befehlshaber alles, was ihm gefiel, aus dem Schiffe genommen, und mit der ſanftmüthigſten Art Herrn Douglas ausgeplündert, indem er ihm höflich ſagte, er müßte ſeine goldene Uhr, ſeinen Sextanten, ſeinen Ofen und alle ſeine Karten haben; imgleichen alle die Federmäntel und Helme, die er von Tianna und deſſen Angehörigen zum Geſchenk erhalten hatte, ja ſogar ſeine Schuhe, Stiefeln und Bettdecken, weil man einiges davon in Mexiko bekommen könnte. Jetzt alſo ward der Kommodore auf einmal anderes Sinnes; er wollte das Schiff wieder losgeben und dem Kapitain Lebensmittel für die Reiſe nach den Sandwichinſeln liefern, doch unter der Bedingung, daß er eine Schrift, die ſchon fertig aufgeſetzt war, unterzeichnen ſollte. Kapitain Douglas weigerte ſich, dies zu thun, wenn ihm nicht Zeugen dabei geſtattet und der Inhalt der Schrift eröffnet würde. Herr How, der Supracargo der Kolumbia, mußte alſo an Kapitain Kendrick und Herrn Ingraham nach Mauwina ſchreiben, daß ſie kommen und bei der Unterſchrift Zeugen abgeben möchten.“

„Den 24ſten kamen ſie an. Man verdollmetſchte Herrn Douglas die Schrift, worin es hieß: „Der Spaniſche Kommodore ſey an einem beſtimmten Tage in die

1789. May. Bay St. Lorenz, oder Nutka, eingelaufen, und habe daſelbſt den Kapitain Douglas in Noth und in Mangel an den unentbehrlichſten Vorräthen angetroffen. Er hätte ſeiner Fahrt keine Hinderniſſe in den Weg gelegt, ſondern ihn mit allem Nothwendigen verſehen, damit er nach den Sandwichinſeln fahren könnte.“ Kapitain Douglas wollte dieſen Aufſatz nicht unterſchreiben, einmal weil es wirklich falſch war, daß man ihn nicht aufgehalten hätte, und dann auch, weil die Spanier mit Unrecht auf einen Hafen Anſpruch machten, den ſie zuvor nie geſehen und den kein Königlich Spaniſches Schiff bisher beſucht hatte. Der Kommodore ſagte, im Jahr 1775 ſey er zweiter Officier an Bord einer auf Entdeckungen ausgeſchickten Königlichen Fregattte geweſen, welche dieſen Hafen damals geſehen und Bay St. Lorenz genannt habe. Kapitain Douglas erwiderte, er wäre anderer Meinung, da er die Karte jener Reiſe bei ſich hätte. Hierauf wurden die Schriften bei Seite gelegt, und Kapitain Kendrick begab ſich nach Mauwina zurück. Denſelben Abend vertraute der Spaniſche Befehlshaber Herrn Douglas als ein großes Geheimniß, daß er Befehl hätte, ſich des Kapitain Kendrick's ebenfalls zu bemächtigen, und daß er beide Fahrzeuge, die Kolumbia und den Waſhington, wegnehmen würde, ſobald ſie in den Häfen zurückkämen.“

„Den 24ſten und 25ſten ſtürmte es heftig von Südweſten her. Die Spaniſchen Schiffe legten jedes nicht weniger als vier Anker aus, und der Befehlshaber verlangte, daß Kapitain Douglas ſich nebſt ſeinen Officieren und Matroſen auf ſein Schiff, Iphigenia, verfügen ſollte, um es in Sicherheit zu bringen. Der Letztere wollte ſich dieſem Geſchäfte nicht unterziehen; die Spanier ſahen ſich daher genöthigt, es ſelbſt zu übernehmen und das Schiff an dem Ufer von Hog-Eiland (Schweine-Inſel) mit Seilen feſtzumachen. Kapitain Douglas durfte nicht ans Land gehen, und erfuhr folglich nicht alles, was daſelbſt vorging; doch war es augenſcheinlich, daß die Spanier auf dieſer Inſel Feſtungswerke anlegten und Holz fällten, um Häuſer zu bauen.

„Der Spaniſche Befehlshaber erzählte Herrn Douglas: bei ſeinem vorjährigen Aufenthalt in Unalaſchka hätte Herr Ismailof ihm geſagt, daß er drei Schiffe mit einer zahlreichen Mannſchatt von Kamtſchatka erwartete; ſobald ſie in Unalaſchka einträfen, würde er das Kommando übernehmen und ſie nach Nutka-

1789. Mai.

ſund führen, wo ſie eine Niederlaſſung anlegen ſollten. Er hoffte, in der Mitte des Julius oder im Auguſt 1789 Nutkaſund zu erreichen, und zwei Ruſſiſche Fregatten würden von St. Petersburg um Kap Horn nach eben dieſem Hafen gehen, um ihnen allerlei Vorräthe, und was ſie ſonſt brauchen könnten, zuzuführen. Dieſe Nachricht hätte er bei ſeiner Ankunft in San Blas dem Vicekönige durch einen Expreſſen zugeſchickt und darauf den Befehl erhalten, ſogleich nach Nutkaſund zu gehen und Feſtungswerke daſelbſt anzulegen, um den Ruſſen zuvorzukommen."

„Von dieſem Befehlshaber erfuhr Kapitain Douglas auch noch, daß im Jahr 1786 zwei Engliſche Schiffe verunglückt wären. Das eine hätte vor Mednoi Oſtrow (der Kupferinſel) vor Anker gelegen; es ſey ans Land getrieben worden, und die ganze Mannſchaft untergegangen, bis auf drei Mann, die ſich eben auf der Inſel befunden hätten und hernach durch Sibirien nach St. Petersburg gekommen wären *). Die Officiere des andern Schiffes hätten ſich am Lande befunden; das Schiff wäre in See gegangen, und da niemand an Bord etwas von der Schiffahrt verſtanden, ſo müßte es wohl untergegangen ſeyn; auch hätte man ſeitdem nichts weiter davon geſehen oder gehört."

„Der Spaniſche Kommodore, der ſich der Karten und Tagebücher des Kapitain Douglas bemächtigt hatte, beſchloß nunmehr, den San Carlos, unter Kapitain Arrow, nordwärts zu ſchicken, ſobald der Boden dieſes Fahrzeugs gereinigt und die Seiten kalfatert ſeyn würden. Kapitain Kendrick war ebenfalls ſegelfertig, und gedachte ſeinen Weg nach Norden zu nehmen. Die Mannſchaft der Iphigenia beſtürmte täglich den Kapitain Douglas mit Bitten, daß er jene Schrift unterzeichnen möchte, damit ſie wieder auf ihr Schiff käme. Der Kapitain konnte ſich zwar auf die Verſprechungen des Spaniers, ihn mit Lebensmitteln bis nach den Sandwichinſeln auszuhelfen, keinesweges verlaſſen; allein als man ihm am 26ſten die Schrift nochmals vorlegte, ſah er ſich endlich doch gezwungen, ſie zu unterſchreiben. Um elf Uhr brachte er hierauf ſeine Mannſchaft wieder an Bord der Iphigenia, und nahm Beſitz von ſeinem eigenen Schiffe. Aber kaum hatte er eine halbe Stunde daſelbſt zugebracht, ſo kam ſchon eine Botſchaft, daß er ſich an

---

*) Dies war vermuthlich die Seeotter, Kapitain Tipping, die mit der Nutka, Kapitain Meares, in Bengalen ausgerüſtet ward. F.

1789. Mai. Bord der Princeſa verfügen ſollte. Don Joſeph Eſtevan Martinez ſagte ihm, in Gegenwart des Herrn Ingraham: ob er gleich die Iphigenia zurückgegeben hätte, ſo würde er doch ihre Abreiſe nicht geſtatten, bis der Schooner Nordweſt-Amerika wiederkäme, und er ihn für den Preis, den Kapitain Kendrick und ſeine Officiere beſtimmen würden, an die Spanier verkauft hätte. Herr Douglas erwiderte, dieſes Fahrzeug gehöre ihm nicht, folglich könne er es auch nicht verkaufen; übrigens möchte der Kommodore thun, was ihn gelüſtete. Nachmittags verlieſſen die Spanier die Iphigenia; aber ein jeder trug davon, was ihm in die Hände fiel.“

„Den 27ſten eröffnete der Spaniſche Befehlshaber Herrn Douglas, er wiſſe von den Eingebornen, daß der Schooner ein wenig nordwärts in einem andern Hafen läge; zugleich brachte er Tinte und Feder, und muthete dem Kapitain zu, er möchte Herrn Funter ſchreiben, daß er in den Sund käme. Auf Herrn Douglas Weigerung, ließ der Spanier ihm weder ſeine eigenen, noch die verſprochenen Vorräthe verabfolgen. Den 29ſten, nachdem Kapitain Douglas ein Verzeichniß der unentbehrlichſten Bedürfniſſe für ſein Schiff eingereicht hatte, ſchickte man ihm einige Artikel an Bord; da ihm aber Tages darauf die Rechnung zugeſtellt ward, ſtand nicht nur fünfmal mehr darauf, als er empfangen hatte, ſondern es war auch alles zu fünfmal höherem Preiſe, als es koſtete, angeſchrieben. Er wollte einiges zurückſchicken; allein man bedeutete ihm, er müſſe entweder alles behalten, oder alles herausgeben. Herr Douglas, der ſeine Uhr, ſeinen Ofen, ſein Kupfer und Eiſen, ſeinen Sextanten, ſein Schweinfleiſch und die Mäntel und Helme von O-Waihi, ſo wenig wie ſeine Kartenſammlung in Rechnung gebracht hatte, mußte ſich bequemen, dem Spaniſchen Befehlshaber die Wechſel, die er verlangte, auszuſtellen. Durch übermäßige Verſprechungen hatte man es endlich auch dahin gebracht, daß der Bediente des Kapitains, der aus Manila gebürtig war, ſich an Bord der Princeſa anwerben ließ. Herr Douglas ſah ſich nun gezwungen, ihm ſeinen Abſchied zu geben und ſeinen Lohn bis auf den Tag ſeiner Entlaſſung zu bezahlen.“

„Den 31ſten Mai begab ſich Kapitain Douglas an Bord der Princeſa, um Don Eſtevan Joſeph Martinez zu ſagen, daß er mit dem erſten günſtigen Winde unter Segel gehen würde. Der Spaniſche Befehlshaber machte neue Ein-

1789. Mai. wendungen, und ſagte: er hätte gehört, daß Herr Douglas nordwärts zu gehen gedächte, Kapitain Douglas war ſich wohl bewußt, daß er niemanden von ſeiner Abſicht etwas mitgetheilt hatte; er berief ſich alſo auf den Zuſtand des Schiffs, und auf den Mundvorrath, der nach des Spaniers eigener Berechnung nur auf ſechs Wochen hinreichen konnte. Mit zehn oder zwölf Stangen Eiſen, die man ihm gelaſſen habe, ſetzte er hinzu, könne er höchſtens eben ſo viele Seeotterfelle kaufen; allein die Folge würde ſeyn, daß er mit ſeinen Leuten verhungern müßte, weil ihm nichts übrig bliebe, um auf den Sandwichinſeln Vorrath einzutauſchen; überdies hätte man ihm ja ſeine Karten genommen, ohne deren Hülfe er ſich kaum nach China zurückfinden, geſchweige an den Amerikaniſchen Küſten bleiben könnte. Die Mannſchaft erhielte einen hohen Lohn, und ihm bliebe, um die Unkoſten der Reiſe zu vermindern, kein anderes Mittel übrig, als eine ſchnelle Fahrt nach Makao.“

Junius. „Den 1ten Junius ließ Kapitain Douglas die Anker lichten und bat den Spaniſchen Kommodore, ihm ſeine Kanonen, Gewehre und Ammunition herauszugeben. Dies bewilligte der Letztere; zugleich brachte er aber wieder eine Schrift zum Vorſchein, die Herr Douglas unterzeichnen, die Herren Kendrick und Ingraham aber als Zeugen kontraſigniren ſollten. Der Inhalt, ſagte man ihm, lautete dahin, daß, wenn ſeine Papiere nicht ächt befünden würden, das Schiff dennoch zu Makao ausgeliefert werden ſollte. Es war eben nicht ſchwer, dieſe armſeligen Kunſtgriffe zu durchſchauen. Herr Douglas unterſchrieb das Papier*), und verlangte für ſich eine Abſchrift, die man ihm aber nicht zugeſtand. Bei dem Mittagseſſen an Bord der Princeſa bemüheten ſich Kapitain Kendrick und einige andere, ausfindig zu machen, ob Kapitain Douglas nordwärts gehen würde; er blieb aber bei ſeiner vorigen Rede, und ſetzte hinzu: er hätte keinen Beruf, das Leben ſeiner Leute aufs Spiel zu ſetzen. Gleich nach dem Eſſen begab er ſich an Bord der Iphigenia in Begleitung des Kommodore, des Kapitain Kendrick's und ſeiner Officiere. Es erhob ſich ein leichter Wind, und Kapitain Douglas ließ den letzten Anker lichten. Der Spaniſche Befehlshaber beſtand darauf, daß er einen Brief an Kapitain Funter bei ihm zurücklaſſen ſollte, worin er dem Letztern auftrüge, das kleine Fahrzeug (den Schooner) zu verkaufen. Herr Douglas verſicherte ihn, daß weder er

---

*) Drei verſchiedene Abſchriften davon, wie es an einem andern Orte heißt. F.

1789. Junius. ſelbſt, noch Herr Funter berechtigt wäre, den Schooner zu verkaufen; den Brief wolle er indeß nicht länger verweigern. Er lautete, wie folget:

„An Kapitain Robert Funter, Befehlshaber des Schooners Nordweſt-Amerika."

„Den 6ten Mai kam ein Spaniſches Kriegsſchiff nach Friendly Cove,
„Nutkaſund, unter dem Befehl des Kommodore Don Eſtevan Joſeph
„Martinez. Am 13ten Mai kam auch die Schnau San Carlos, und am
„14ten ward die Iphigenia in Beſchlag genommen und wir zu Gefangenen
„gemacht, unter dem Vorwande, daß unſere Papiere (Dokumente) nicht gut
„wären. Da dieſer Punkt jetzt in Richtigkeit gebracht iſt, ſo läßt man mich mit
„Vorräthen und Lebensmitteln, die bis zu den Sandwichinſeln ausreichen
„ſollen, nach Makao gehen. Von Kapitain Meares iſt noch nichts zu hö-
„ren; ich fürchte daher, daß ihm zwiſchen den Sandwichinſeln und China
„etwas zugeſtoßen iſt. In dieſem Falle werden ſie wegen Mundvorrath übel daran
„ſeyn. Meine Lage ſetzt mich außer Stand Ihnen Hülfe zu leiſten; ich über-
„laſſe Sie Ihrer eigenen Klugheit, und bin gewiß nicht weniger verlegen, als
„Sie es ſeyn können, über dasjenige, was ich jetzt zu thun habe. Ich em-
„pfehle Ihnen nur das Einzige, daß Sie nach Ihrer Einſicht den Vortheil
„derer befördern mögen, in deren Dienſten Sie ſtehen."

Iphigenia, Friendly Cove,
Nutkaſund, den 1ſten Juni 1789.

„William Douglas."

„Indem er ſeinen Brief ſchloß, warfen ſeine Leute das letzte Seil ab, und die Iphigenia ſegelte aus Friendly Cove. Das kleine Fort auf Hog-eiland begrüßte ihn mit fünf Kanonen, und er entſchuldigte ſich, daß er den Gruß nicht erwidern könnte. Um drei Uhr verließ der Spaniſche Befehlshaber, nebſt Herrn Kendrick, das Schiff, und ging ans Land."

„Sobald Kapitain Douglas ſolchergeſtalt den Händen ſeiner Feinde entkommen war, bedachte er, daß wahrſcheinlich noch eine Zeitlang hinginge, ehe die Spanier ihre Schnau für den Zug nach Norden ausrüſteten, und daß ſie vermuthlich auch Herrn Kendrick nicht eher fortlaſſen würden. Dieſen Zeitraum wollte er ſich zu Nutze

1789. Junius. machen, da er ſich zur Rückreiſe nach Makao mit den ſechzig bis ſiebzig Seeotterfellen die er an Bord hatte, unmöglich entſchlieſſen konnte. Seine Mannſchaft war an ſpärliche Mahlzeiten gewöhnt, und er ſchmeichelte ſich überdies mit der Hoffnung, daß er vielleicht die Nordweſt-Amerika unterweges antreffen würde. In dieſem Falle wollte er den Kapitain, nebſt der Mannſchaft und Ladung, herausnehmen und das Fahrzeug verbrennen, wofern er es nicht mit fortbringen könnte. Um Mitternacht richtete er nun ſeinen Lauf gegen Norden.“ *)

Den 6ten, als ſich der Nebel verlor, der bisher alles umzogen hatte, erblickte man eine Menge Seeottern, die um das Schiff herum ſpielten. Um elf Uhr ward ein kleines, ödes Eiland geſehen. Um Mittag war die Breite 54° 7′ N. und die Länge 229° 9′ O. — Um drei Uhr Nachmittags hatte die Strömung das Schiff ſo weit geführt, daß man jenes Eiland nicht mehr ſehen konnte; dagegen war es von vielen Klippen und kleinen Inſelchen umringt. Bei windſtillem Wetter kam das Schiff um zehn Uhr Abends durch die Strömung dicht an eine dieſer Inſeln, wo man mit achtzig Faden keinen Grund fand, und das Boot ausſetzen mußte, um das Schiff fort zu bugſiren, bis es dann jenſeits der Inſel in ſechs und zwanzig Faden vor Anker ging. Bei Tagesanbruch war es Ebbe, und man erblickte jetzt eine Felſenbank über dem Waſſer, keine hundert Klaftern weit von dem Schiffe. Mit Hülfe des Windes, der ſich jetzt erhob, ging das Schiff unter Segel, mußte aber um elf Uhr wieder in der Mündung eines Sundes den Anker fallen laſſen, weil der Wind abermals ausblieb, bis er um Mittag ſich aufs neue einſtellte, ſo daß die Fahrt nach Südweſten fortgeſetzt werden konnte.

Jetzt war das Wetter heiter und milde. Nachmittags kam ein Kanot an Bord, von deſſen Beſitzern man einige Felle kaufte. Sie zeigten ein Dorf, wo ſie mehr Nikkis (Seeotterfelle) verſprachen. Es liegt auf einem hohen Felſen, und ſieht aus wie eine Feſtung. Kapitain Douglas gab ihm daher den Namen Fort Pitt, und beſtimmt die Lage deſſelben auf 54° 58′ N. Br. und 229° 43′ O. L. Während ſeines hieſigen Aufenthalts brachte man ihm noch einige Pelze; aber am folgenden Morgen ſetzte er ſeinen Weg nach Weſten fort. Der weitläuftige Sund,

---

*) Hier endigt ſich der Auszug aus Herrn Douglas Tagebuche, ſo weit es im Anhange mitgetheilt wird; und Herrn Meares Erzählung fängt nun wieder an. F.

1789. Junius. in welchem er ſich befand, erhielt jetzt den Namen Buccleugh Sund, und theilt ſich in mehrere Arme, von denen einige, ſo weit das Auge trägt, nach Oſten gehen, ein paar aber eine nördliche Richtung haben, und nach Herrn Douglas Muthmaßung mit dem Hafen Meares und dem Seeotterſunde zuſammenhangen. Die beiden Landſpitzen oder Vorgebirge, die den Eingang von Buccleugh Sund bilden, heißen Kap Farmer und Kap Murray; jenes, das ſüdlichere, liegt in 54° 35′ N. Br. und 229° 16′ O. L.; dieſes aber in 54° 43′ N. Br. und 228° 10′ O. L. Eine kleine, niedrige Inſel, die etwa drei Meilen im Umfange hat und mit Bäumen ganz bedeckt iſt, liegt nicht weit von dem Kap Farmer in 54° 42′ N. Br. und 229° 20′ O. L., und ward Petries Inſel genannt. Ein hoher Berg an der Weſtſeite des Sundes, in einer Gegend, wo man mit den Ferngläſern etwas einem Dorfe Aehnliches erblickte, erhielt den Namen St. Lazaro. Er liegt in 54° 52′ N. Br. und 228° 56′ O. L.

Den 9ten befand ſich Kapitain Douglas vor dem Eingange des Hafens Meares, wagte ſich aber, weil derſelbe gegen Südoſten offen iſt, nicht hinein, ſondern fuhr lieber im Sunde gerade hinaufwärts, an ſieben oder acht Inſeln vorbei, die in der Mitte deſſelben liegen. Nachmittags mußte das große Boot einen Ankerplatz ſuchen, der ſich etwa vier Engliſche Meilen weiter hinaufwärts im Sunde auch zeigte. Kapitain Douglas beſchreibt dieſen Hafen als den beſten von allen, die ihm an der Küſte von Amerika zu Geſicht gekommen ſind. Der Eingang iſt nur eine halbe Engliſche Meile breit, und vor demſelben liegt eine Inſel, die etwa eine Engliſche Meile im Umkreiſe hat; alſo iſt ein Schiff daſelbſt gegen alle Winde vollkommen geſichert. In der Mitte der Bucht ſelbſt liegt ein kleines Inſelchen, welches von der Fluth umfloſſen wird; und in der Vertiefung derſelben ſieht man einen ſchönen Strand, ungefähr zwei Engliſche Meilen weit von der Einfahrt. Dieſen Hafen, der in 54° 57′ N. Br. und 228° 3′ O. L. liegt, nannte Herr Douglas: Haines Cove.

Hier verweilte er ſich einige Tage, um Pelzwerk, Fiſche und Oel einzukaufen, auch am Schiffe manches auszubeſſern. Den 17ten ereignete ſich der Vorfall, daß die Oberhäupter von zwei Dörfern an den entgegengeſetzten Seiten der Bucht in Streit geriethen und ſich zuletzt gar zum Kriege rüſteten. Allein der Kampf, der allem Anſchein nach ſehr blutig hätte werden können, ward durch die Dazwiſchen-

kunft

1789.
Junius.

kunft der Weiber verhindert; der Streit verwandelte ſich in ein lautes und zorniges Gezänk, und endigte ſich mit der Verſöhnung der erhißten Parteien. Einer von den Befehlshabern ruderte mit allen ſeinen Kanots um die Iphigenia her, und ſang Herrn Douglas ein Danklied, daß er ſich nicht in den Streit gemiſcht hätte. Die andere Partei begab ſich nach ihrem Dorfe, wo ſie von den Weibern und Kindern mit Geſang bewillkommnet ward.

Den 19ten, Vormittags, ging Kapitain Douglas wieder unter Segel. Bei Sonnenuntergang erblickte man (an der Küſte der Charlotten-Inſeln) eine Einfahrt, und ſteuerte in eine tiefe Bay, wo die Tiefe ſich zwei Seemeilen weit vom Lande unregelmäßig von ſechs und zwanzig zu elf Faden veränderte. Hier ward das Schiff vor Anker gelegt. Die Bay erhielt den Namen Mac-Intyres Bay und liegt in 53° 58′ N. Br. und 228° 6′ O. L. Am folgenden Morgen ſchickte der Kapitain das große Boot nach dem Innern der Bay, um zu ſehen, ob es dort eine Durchfahrt gäbe. Man fand zu oberſt in der Bay eine Untiefe (*bar*,) die von einem Ufer zum andern ging und auf der das Boot ſitzen blieb; allein jenſeits derſelben ſchien ſich ein weitläuftiger Sund zu erſtrecken. Jetzt kamen verſchiedene Kanots, denen man ihren Vorrath von Pelzwerk abkaufte, und bald darauf ging Kapitain Douglas unter Segel, um eine Einfahrt, die er im vorigen Jahre bemerkt hatte, näher kennen zu lernen.

Nachmittags ſchickte er das große Boot, wohlbemannt und bewaffnet, ab, dieſen Einbuſen zu unterſuchen und daſelbſt den Ankergrund mit dem Senkblei zu erforſchen. Bald darauf ſah man zwölf Kanots auf das Boot, und andere auf das Schiff zurudern; dehalb ſteuerte Kapitain Douglas dem Boote nach, da es überdies bereits das Zeichen von gutem Ankergrunde gegeben hatte. Um fünf Uhr warfen ſie den Anker in fünf und zwanzig Faden Tiefe, vier Engliſche Meilen vom Lande und zwei Meilen von einem kleinen, unfruchtbaren, felſichten Inſelchen, welches man jetzt als den Wohnort eines Befehlshabers, Namens Blakau Konihah (*Blakow-Coneehaw*) erkannte, den Herr Douglas im vorigen Jahre hier geſehen hatte. Dieſer Anführer kam ſogleich an Bord, und bewillkommte das Schiff mit einem Geſange in einer angenehmen Melodie, wozu zweihundert ſeiner Leute den Chorus machten. Als ſie aufhörten, wechſelte er ſeinen Namen mit Kapitain Douglas, ſo wie es auf den Sandwichinſeln gebräuchlich iſt.

1789. Junius. Den 21ſten um ſieben Uhr Morgens ſegelte der Kapitain den Einbuſen hinauf, und ging um neun Uhr wieder in achtzehn Faden Tiefe vor Anker. Dieſe Durchfahrt (*channel*) *) wird von den **Charlotten-Inſeln** und einem an ihrem weſtlichen Ende gelegenen Eilande gebildet. Die Fluth geht mit reißender Geſchwindigkeit durch dieſelbe. Die Richtung der Durchfahrt iſt von Oſten nach Weſten zehn oder zwölf Meilen lang, und geht in die offene See. Kapitain **Douglas** nannte ſie **Cox's Durchfahrt** oder **Kanal** (*Cox's Channel.*) In der Mitte des Kanals findet man mit achtzig Faden keinen Grund; unweit der Felſen aber am rechten Ufer hat man zwanzig und dreißig Faden Tiefe.

In der vorigen Nacht näherten ſich zwei Kanots dem Schiffe. Sie hatten ihre Ruder bei Seite gelegt, und lieſſen ſich mit der Fluth hinunterführen, wahrſcheinlich in der Hoffnung, die Unſrigen alle ſchlafend anzutreffen; allein man rief ihnen zu, ſie möchten ſich entfernen, und ſobald ſie wußten, daß man ſie entdeckt hatte, eilten ſie ans Land, wohin man ſie ungeſtöhrt rudern ließ. Den folgenden Abend befanden ſich einige Weiber an Bord, die dem Kapitain zu verſtehen gaben, wenn er mit ſeiner Mannſchaft einſchliefe, ſo würde man ihnen allen die Köpfe abſchneiden, da eine große Anzahl der Eingebornen die Abſicht hätten, das Schiff zu überfallen, ſobald man die Lichter ausgelöſcht haben würde. Der Konſtabel erhielt dem zufolge ſeine Verhaltungsbefehle. Bald nachher, als man die Lichter ausgelöſcht hatte, kam ein Kanot zwiſchen den Felſen hervor. Hierauf gab er den Alarm, und feuerte eine Kanonenkugel darüber weg; zugleich gab die Mannſchaft eine Salve aus einigen Flinten, ſo daß ſich das Kanot ſchnell zurückzog.

Der alte Befehlshaber **Blakau Konihah** hielt am Morgen vom Strande her eine lange Rede. Das große Boot ging ans Land, um Brennholz zu holen; nun traten etwa dreißig oder vierzig Männer hinter einem Felſen hervor, und hielten einen Fingerhut, nebſt anderen Kleinigkeiten, die ſie vom Schiffe geſtohlen hatten, in die Höhe. Als ſie inne wurden, daß die Unſrigen ihnen kein Leid zufügen wollten, halfen ſie ihnen mit der größten Bereitwilligkeit und Thätigkeit Holz fällen und die gefüllten Waſſerfäſſer nach dem Boote bringen. Einige Zeit nachher kam der

---

*) So heißt ſie jetzt zum erſtenmal; vorhin war es eine Einfahrt, oder ein Buſen (*inlet*). Die Inſel, von der hier geredet wird, iſt wohl das **North-** (**Nord-**) **Eiland** auf der Karte. F.

Befehlshaber an Bord. Er war, wie es ſchien, in ſeinen feſtlichſten Anzug gekleidet; denn es hingen vier Hermelinfelle an jedem Ohr, und eins an der Naſe. 1789. Junius. Kapitain Douglas ſuchte ihm die Urſache zu erläutern, weswegen er in der Nacht geſchoſſen hätte. Hierauf hielt Blakau Konihah zuerſt eine lange Rede an ſeine eigenen Leute, und verſicherte dann den Kapitain, daß die, welche das Schiff hätten überfallen wollen, von dem Stamme geweſen wären, der das jenſeitige Ufer bewohnte. Er bat auch, daß, wenn ſie wiederkämen und etwas Aehnliches im Schilde führten, ſie nach Verdienſt todtgeſchoſſen werden möchten. Er ſelbſt, ſetzte er hinzu, habe ſein Haus verlaſſen, um bei dem Schiffe zu wohnen und es zu beſchützen; und auf ſeinen Befehl hätten die Weiber dem Kapitain die vorige Nachricht zur Warnung geben müſſen. So bewies der alte Mann Herrn Douglas jeden Freundſchaftsdienſt, der in ſeinen Kräften ſtand; auch beſaß er eine Autorität über ſeinen Stamm, dergleichen man an der Küſte von Amerika noch nicht geſehen hatte.

Nachmittags fuhr Kapitain Douglas im großen Boote queer über den Kanal nach einer Inſel, welche zwiſchen dem Schiffe und dem Dorfe Tartani lag. Der Befehlshaber war mit zu dieſer Fahrt eingeladen, und als er ſah, daß unſere Leute wilde Peterſilie pflückten und aßen, hatte er die Aufmerkſamkeit, jeden Morgen eine groſie Quantität davon, mit einem Geſchenk von Lachſen, an Bord zu ſchicken.

Den 23ſten fand man den Ankergrund unſicher, und brachte das Schiff auf die andere oder Tartani-Seite des Kanals in einen kleinen Hafen, welcher Beales Hafen genannt ward. Hier ankerte man etwa funfzig Klaftern weit vom Ufer in neunzehn Faden Tiefe, rund um vom Lande eingeſchloſſen. Die großen hölzernen Bildſäulen von Tartani *) lagen O ½ N.; und das Dorf am gegenſeitigen Ufer S. ½ W. Der Hafen befindet ſich in 54° 18′ N. Br. und 227° 6′ O. L. Zur Zeit des Mondwechſels iſt es hier hohe Fluth zwanzig Minuten nach Mitternacht; die Fluth kommt von Weſten, und ſteigt ſechzehn Fuß in ſenkrechter Höhe. Die Fluthen bei Nacht ſind um zwei Fuß höher, als die bei Tage.

Die drei folgenden Tage handelte Kapitain Douglas mit den Eingebornen, und machte Anſtalten zur Abreiſe. Da er bereits alles Eiſen ausgegeben hatte, ſo bot

---

*) Dieſe Bildſäulen werden weiter nicht erwähnt. F.

1789. Julius. man für das Pelzwerk Röcke, Jacken, Schifferhoſen, Töpfe, Keſſel, Bratpfannen, Waſchbecken, und was man nur bei der Mannſchaft und den Officieren auftreiben konnte. Aber doch nahmen die Eingebornen eine Menge Pelzwerk wieder zurück, weil ſie nur mit Eiſen dafür bezahlt ſeyn wollten. Jetzt empfand man alſo recht lebhaft den Verluſt, den die Spaniſche Plünderung verurſacht hatte. — Der hieſige Volksſtamm iſt ſehr zahlreich, und das Dorf Tartani ſteht auf einem ſchönen Grundſtück, in deſſen Nähe man einige Spur von Anbau bemerkte; an einer Stelle war offenbar vor Kurzem etwas ausgeſäet worden. Wahrſcheinlich hatte Kapitain Gray, Befehlshaber des Fahrzeugs Waſhington, dieſe Leute kennen gelernt, und hier mit gutem Vorbedacht und aus Freundſchaft für ſie ein Gärtchen angelegt. Aehnliche Bewegungsgründe trieben den Kapitain Douglas an, einige Bohnen zu pflanzen, und den Einwohnern noch mehrere zu dieſem Endzweck anzuvertrauen, ſo daß dieſes Gemüſe in Tartani wahrſcheinlich ſchon zu den Leckereien gehört. Die hieſigen Leute bezeigten ſo viel Wohlgefallen an der Zubereitung der Speiſen, wie ſie auf dem Schiffe üblich war, daß ſie ſehr oft gar nicht eher anfangen wollten, ihre Pelze feilzubieten, bis man ſie in die Kajüte geführt und zuvor gut bewirthet hatte.

Jetzt ward die Reiſe nach den Sandwichinſeln ununterbrochen fortgeſetzt, und am 20ſten Julius erblickte man die Inſel O-Waihi. — Kapitain Douglas wäre bei dieſem letzten Beſuche beinahe in großes Unglück gerathen; denn die Oberhäupter von O-Waihi hatten einen Anſchlag geſchmiedet, ihn und die ganze Mannſchaft zu ermorden, das Schiff zu plündern und es dann zu vernichten. Schon befanden ſich die Verräther, welche die Hauptrollen ſpielten, an Bord des Schiffes. Einer hielt eine Piſtole, andere hatten Dolche in den Händen, und alle waren, wie man leicht denken kann, heimlich bewaffnet, indem jeder ſich, wie nachher entdeckt ward, ſeinen Mann vorher auserſehen hatte, den er anfallen wollte. So hatten des Königs älterer Bruder und Aropi es auf ſich genommen, den Kapitain umzubringen; Parionau ſollte Herrn Adanſon, den erſten Steuermann, erſtechen; Terriamiti, des Königs jüngerer Bruder, den Bootsmann; und ſo ging es weiter fort. Wenn der Angriff glücklich gelungen wäre, ſo wollten ſie den übrigen Eingebornen, die in ihren Kanots den Ausgang abwarteten, das Zeichen geben, an Bord zu kommen, um die etwa noch vorhandenen Matroſen lebendig in die See zu werfen. Zuletzt ſollte das Schiff ganz zertrümmert, und die Stücke in das Innere oder die Gebirgsgegend der Inſel geſchleppt werden, um allen Verdacht bei künftig hier ankommenden Fremden zu verhüten. 1789. Julius.

Dies war die Nachricht, welche Tianna mit Thränen und Wehklagen dem Kapitain mittheilte. Er hatte den Anſchlag zwar nicht hintertreiben können, allein auch nicht dazu mitwirken wollen, ſondern im Gegentheil ſeinem Bedienten den Auftrag gegeben, davor zu warnen. Die andern Oberhäupter bewachten aber den Menſchen ſo ſorgfältig, daß er keine Gelegenheit finden konnte, ſeinen Auftrag auszurichten. Kapitain Douglas ſelbſt merkte indeſſen Unrath, als er die Befehlshaber bewaffnet ſah, und die Königin ſich heimlich vom Schiff entfernte. Zuerſt nahm er ſich vor, kein Merkmal von Beſtürzung oder Beſorgniß blicken zu laſſen, weil er mit Recht befürchtete, daß eine Zuſammenberufung der Mannſchaft unter ſolchen Umſtänden die verrätheriſchen Oberhäupter zur Verzweiflung treiben, und dadurch das Schiff wirklich in die größte Gefahr kommen könnte. Sein Verfahren erregte keine Befremdung. Es gelang ihm unter allerlei Vorwand, von dem einen eine Piſtole, und von dem andern einen Dolch zu erhalten. Jetzt war er ſelbſt bewaffnet, und erwartete Tianna's Ankunft, um ſich zu weiteren Maaßregeln darnach zu beſtimmen. Bald kam dieſer an Bord. Kapitain Douglas nahm ihn allein in ſeine Kajüte, verriegelte die Thüre, und beſtand darauf, daß er ihm die Abſicht des Königs und der übrigen Oberhäupter bekennen ſollte. Tianna warf ſich auf den Boden, und erzählte in äußerſt großer Bewegung, was wir ſchon wiſſen. Er gab übrigens die ganze Schuld dem Könige, und empfahl es dem Kapitain, ihn auf der Stelle zu tödten. Kapitain Douglas ſprang ſogleich mit einer geladenen Piſtole in jeder Hand auf das Verdeck. Dieſe Handlung wirkte ſo lebhaft auf die daſelbſt verſammelten Oberhäupter, daß ſie augenblicklich das Schiff verlieſſen und ſchnell ans Land ruderten.

Bei einem ſo feindſeligen und verrätheriſchen Benehmen des Königs und ſeiner Begleiter hätte man billig alles Verkehr zwiſchen dem Schiff und den Eingebornen abbrechen ſollen; allein Kapitain Douglas brauchte nothwendig einen Vorrath von Lebensmitteln für die bevorſtehende Reiſe. Er ließ ſich alſo durch eine demüthige Botſchaft von Tome-homy-haw (Maiha-maiha) beſänftigen, der alle Schuld auf die an-

1789. Julius. dern Oberhäupter wälzte. Das gute Vernehmen ward wieder hergeſtellt, und man kaufte einen reichlichen Vorrath von Schweinen und Früchten ein. Zugleich verſorgte ſich Kapitain Douglas mit Stricken von Kokosfaſern, um das völlig zerrüttete Tauwerk ſeines Schiffes damit zu erſetzen. Den 27ſten Julius fuhr er von der Inſel ab, und hinterließ Briefe an Kapitain Funter und an mich*), im Fall einer von uns nach O-Waihi kommen ſollte. Tome-homy-haw (Maiha-maiha) bat bis auf den letzten Augenblick um Vergebung, und bereuete es tief, daß er mit ſeinen Vornehmen uns Schrecken verurſacht hatte. Tianna bejammerte den Vorgang mit dem Gefühl eines edlen und treuen Herzens. Ihr Betragen bei der herannahenden Abreiſe der Iphigenia läßt in der That keinen Zweifel übrig, daß Brittiſche Schiffe künftig auf dieſer Inſel alle Bequemlichkeit und Erfriſchung, allen Schutz und alle Freundſchaft, wozu Tome-homy-haw (Maiha-Maiha) und Tianna nur Kräfte haben, erhalten werden.

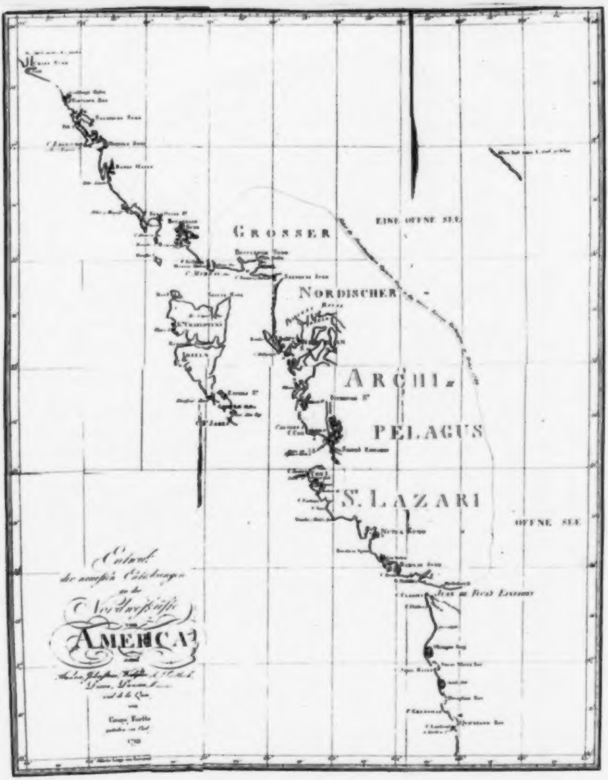
Den folgenden Tag ankerte Kapitain Douglas in Waititih-Bay an der Inſel Woahu; und, um doch etwas zum Tauſchhandel zu haben, mußte der Schiffsſchmied die Ruderketten zerſchneiden. Auf den übrigen Inſeln ward ein Vorrath von Waſſer, Yamswurzeln u. ſ. w. eingeſchifft, und am 10ten Auguſt die Reiſe nach Weſten fortgeſetzt. Ohne merkwürdige Ereigniſſe erreichte Kapitain Douglas am 4ten Oktober die Chineſiſche Küſte, und ging am folgenden Tage, nachdem er ſo viele Gefahren überſtanden und ſo viele Schwierigkeiten beſiegt hatte, auf der Rhede von Makao vor Anker.

---

*) Kapitain Meares.

Ende.

Gedruckt in Berlin bei Wilhelm Dieterici.


Entwurf
der neuesten Entdeckungen
an der
Nordwestküste
von
AMERICA
George Forster
EINE OFFNE SEE
GROSSER
NORDISCHER
ARCHI-
PELAGUS
S. LAZARI
OFFNE SEE

Geſchichte der Reiſen,
die ſeit Cook
an der

Nordweſt- und Nordoſt-Küſte von Amerika

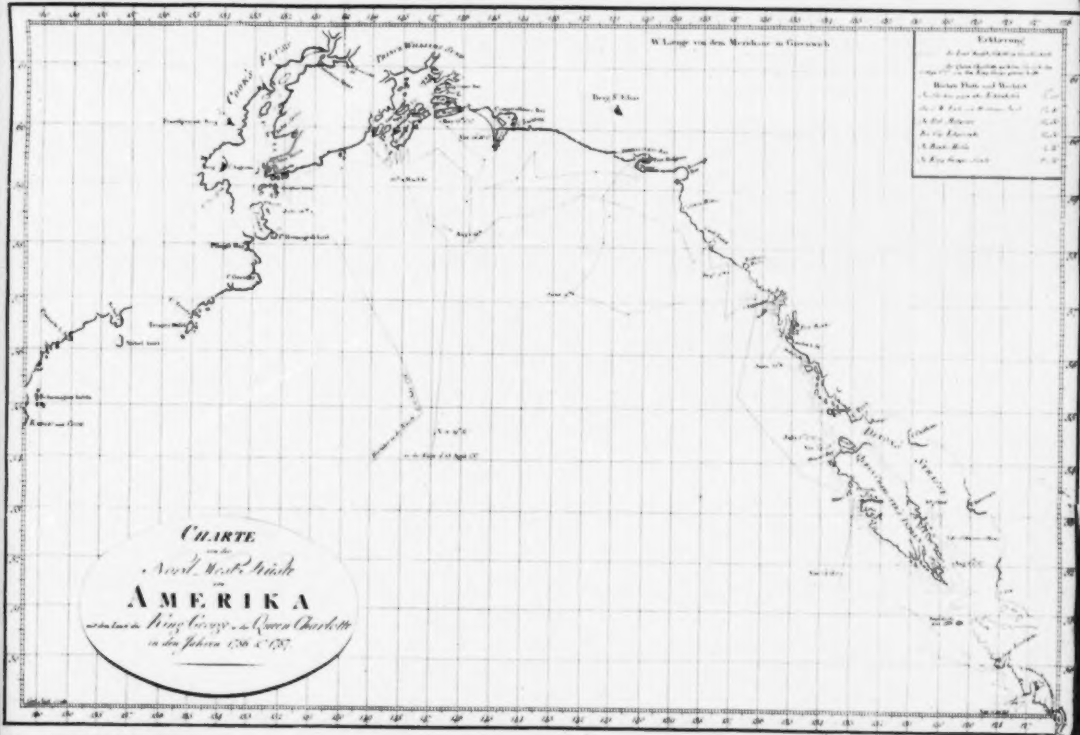
und in dem
nördlichſten Amerika ſelbſt
von
Meares, Dixon, Portlock, Coxe, Long u. a. m.
unternommen worden ſind.

Mit vielen Karten und Kupfern.

Aus dem Engliſchen,
mit Zuziehung aller anderweitigen Hülfsquellen, ausgearbeitet
von
Georg Forſter.

Zweiter Band.

Berlin, 1791.
In der Voſſiſchen Buchhandlung.


W. Länge von dem Meridian zu Greenwich
Erklärung
Cooks Fluss
Prinz Wilhelms Sund
Berg St. Elias

CHARTE
von der
Nord West Küste
von
AMERIKA
mit dem Laufe der King George und der Queen Charlotte
in den Jahren 1786 & 1787

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Der

Kapitaine Portlock's und Dixon's

Reiſen nach der Nordweſt-Küſte von Amerika,

während der Jahre 1785 bis 1788,

in

den Schiffen King George und Queen Charlotte;

herausgegeben

von

Georg Dixon.

Aus

dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen erläutert

von

Johann Reinhold Forſter.

Vorrede des Ueberſetzers.

Ich übergebe hier meinem Vaterlande eine Ueberſetzung von einer an wichtigem Inhalt reichen Beſchreibung einer Reiſe. Die Erd- und Menſchenkunde, die Naturkenntniß und ſelbſt die Sprachforſchung, nebſt vielen andern Zweigen des menſchlichen Wiſſens, erhalten durch ſie anſehnlichen Zuwachs. Ueberall leuchtet die Sprache des Seefahrers und eines Mannes ohne Vorurtheil, der zugleich viele Menſchenliebe hat, unverkennbar daraus hervor. Der Verfaſſer war vermuthlich ein Freund oder Verwandter der Schiffseigenthümer, und hatte auf der Reiſe vielleicht einen Theil der Handelsgeſchäfte für das Schiff zu beſorgen. Man kann es nicht verkennen, daß er zu der in England zahlreichen Religionsparthei der Quäker gehört. Dies iſt alles was man von ihm errathen kann. Da Kapitain George Dixon nicht die Erziehung gehabt hat, daß er es hätte wagen können, ſelbſt eine Geſchichte ſeiner Reiſe zu ſchreiben: ſo bediente er ſich dieſes Tagebuchs von einem jungen Manne, da es ihm hinlänglich zu dem Zwecke ſchien, das Publikum von ſeinen wichtigen Verhandlungen zu unterrichten. Er ſelbſt iſt zu Temple-Sowerby in der Grafſchaft Weſtmoreland geboren. Er kam als ein Juwelier nach London, um ſeine Profeſſion zu treiben. Da er nicht ſogleich ein Unterkommen finden konnte, ſo ließ er ſich gebrauchen, die ungeheure Menge von Gewehren, die im Tower aufbewahrt wird, rein halten zu helfen. Nachdem er dies Geſchäft eine geraume Zeit getrieben hatte, hörte er von Kapitain Cook's letzter Entdeckungsreiſe im Jahre 1776, und bezeugte großes Verlangen mitzureiſen. Da keine ſchickliche Stelle für ihn offen war, ſo nahm er die eines Schiffsbüchſenſchmiedes (Armourer), verrichtete ſehr oft ſelbſt alle Arbeiten eines Grobſchmiedes, und erwarb ſich dadurch die Gunſt ſeines Kapitains. In denen Stunden, die ihm von ſeinen Berufsgeſchäften übrig blieben, lernte er Alles, was zu der Bildung eines guten Seemanns erfordert wird. Er legte Hand bei dem Einnehmen und Setzen der Seegel an; lernte Taue ſpleißen d. i. verbinden und knüpfen; legte ſich auf die Mathematik; berechnete den Schiffslauf und die Beobachtungen der Breite und Länge; erlernte zu dem Ende ſogar den Gebrauch des Hadleyſchen Sextanten bei den Beobachtungen der Breite und Länge und der Abweichung der Magnetnadel; ja, er zeichnete Karten und trug den Lauf des Schiffes und die Lage der Länder und Küſten darin ein. So vorbereitet, ward er gleich zum Superkargo des Schiffes Kobenzel gewählt, und ging mit demſelben nach Trieſt, um von da die große Reiſe nach der N. W. Küſte von Amerika anzutreten; allein das Vorhaben zerſchlug ſich durch die Kabale einiger Großen, und Dixon mußte, ſo gut er konnte, mit ſeinen Reiſegefährten durch Deutſchland nach England zurückkehren. Noch beſchäftigte er ſich eine Zeitlang in ſeinem Vaterlande, bis Herr Etches, einer der vornehmſten Schiffs-Eigenthümer und Beförderer der hier beſchriebenen Reiſe, ihm 1785 die Stelle eines Kapitains auf dem Schiffe Queen Charlotte anbot, welches er mit vielem Ruhme geführt hat.

Kapitain Portlock war, wie ich ſchon in einer Anmerkung muthmaßte, bei Cook's letzter Reiſe Pilotengehülfe geweſen, und ward nach ſeiner Zurückkunft Lieutenant in der Königl. Flotte.

Halle, den 14. September 1789.

Johann Reinhold Forſter.

Einleitung.

Wie es ſcheint, iſt in den frühen Perioden der Schiffahrt nicht **Ausbreitung des Handels** der Zweck des unternehmenden Abentheurers geweſen; und obgleich regierende Mächte, welche den Plan zuerſt entwarfen, ihn unterſtützten, ſo waren doch allem Anſehen nach auf der einen Seite Ruhmſucht und unbegränzte Begierde, die Macht und Größe der Beſitzungen zu erweitern, und auf der andern vielleicht der Ruf Entdeckungen gemacht zu haben, die einzigen Zwecke, die man zur Abſicht hatte.

Es kann keinen beſſern Beweis van der Zuverläſſigkeit dieſer Behauptung geben, als das ſtete Betragen der Spanier in dem ganzen Laufe der beinahe unbegränzten Erweiterung ihrer Entdeckungen, Eroberungen und Reichthümer. Die ſchaudervollen Grauſamkeiten, welche von ihnen bei der Eroberung der ſo genannten **neuen Welt** verübt wurden, beflecken dieſe Periode ihrer Jahrbücher mit ſo bleibender Schande, daß ſelbſt die **Zeit** ſie nicht auslöſchen kann.

Das Verfahren der **Brittiſchen Nation** — dies ſei zu ihrer Ehre geſagt — iſt immer das Gegentheil davon geweſen. Welche unbekannte Strecken Landes ſie auch entdeckten; wo ſie auch Einwohner fanden: ſtets waren ſie ſo aufmerkſam und ſo menſchenfreundlich, daß ſie die **Zuneigung** und **Hochachtung** derſelben gewannen, anſtatt ſie zu Rache zu reizen, oder ſich ihren Haß zuzuziehen.

Wenn wir die Abentheurer aus unſerem Vaterlande, ſogar noch die in dem letzten Theile des vorigen und zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts, in Rückſicht auf den Handel betrachten, ſo ſind die meiſten derſelben in der That nicht viel beſſer, als **Freibeuter.** Denkt man aber dagegen an die manchen, während der letzten funfzig Jahre unter dem unmittelbaren Schutze der Regierung unternommenen Reiſen; ſo wird man finden, daß ſie nicht nur zum Beſten des menſchlichen Geſchlechtes überhaupt geſchehen ſind, ſondern daß auch ihr Beſtreben, die Schiffahrt, und die damit verbundenen Wiſſenſchaften zu vervollkommnen, mit dem glänzendeſten Erfolge bekrönt worden iſt: und es läßt ſich ſchwer beſtimmen, ob der Eifer für die gemeine Wohlfahrt, welcher zuerſt den Plan zu dieſen Reiſen veranlaßte, oder der beſtändige Wunſch, das Reſultat derſelben allgemein bekannt zu machen, ihren königlichen und wohlthätigen Beförderern den größten Ruhm verſchaft.

Ohne mich in eine weitläufige Herzählung aller dieſer Reiſen einzulaſſen, (welches überflüſſig wäre), will ich bloß ſagen, daß durch des verſtorbenen Kapitain Cook's letzte Reiſe nach dem ſtillen Oceane, außer jedem wiſſenſchaftlichen Vortheile, den man daher leiten kann, künftigen Seefahrern, wenn ſie an der Nord-Weſt-Küſte von Amerika mit Pelzwaaren der theuerſten Art Handel treiben wollen, noch eine neue und unerſchöpfliche Quelle von Reichthum eröffnet worden iſt.

Obgleich dieſe Entdeckung ganz auffallend eine Quelle war, aus der man unermeßliche Reichthümer erwarten konnte, und obgleich ſchon Viele im Jahre 1780 etwas davon erfahren hatten: ſo ward ſie doch nicht ſogleich benutzt. Die Ausführung eines Erfolg habenden Plans, dieſe neue Unternehmung in Gang zu bringen, erforderte nicht nur Geduld und Beharrlichkeit, ſondern auch einen Grad von Muth und Unternehmungsgeiſt, der einzelnen Perſonen nicht immer zu Theil wird. Doch, im Frühjahr 1785 verſchaften ſich einige Herren von der Südſee-Kompagnie (die ein exkluſives Privilegium zum Handel im Nördlichen ſtillen Oceane hat) einen Erlaubnißſchein, dieſes Geſchäft in dem größten Umfange ausſchließend zu treiben. Zum Behuf deſſelben wurden ſogleich zwei Schiffe gekauft, und mit aller möglichen Betriebſamkeit ausgerüſtet, damit ſie eine Reiſe nach der Nordweſtlichen Küſte von Amerika antreten könnten, von der nun in den folgenden Bogen Nachricht gegeben wird.

Das ſo rühmliche Beſtreben, ſich in dieſen neuen Handelsweg einzulaſſen, erregte natürlicherweiſe allgemeine Aufmerkſamkeit, und das Unternehmen hatte den Beifall und die Unterſtützung von Männern, deren Nahmen allein ſchon hinlänglich wären, der Reiſe öffentliches Anſehen zu verſchaffen. Lord Mulgrave, der Ritter Joſeph Banks und Herr Roſe beehrten uns mit ihrem Beſuche am Bord, bezeugten uns mit der Güte, welche ſie immer ſo ſehr auszeichnet, daß der Plan ihren Beifall habe, und wünſchten uns den glücklichſten Erfolg.

Dieſe ſchmeichelhaften Aufmunterungen waren für die Eigenthümer neue Bewegungsgründe, das Unternehmen mit aller Thätigkeit durchzuſetzen; und man ließ nichts unverſucht, worauf man nur immer denken konnte, um ihm den beſten Erfolg zuzuſichern. Alle Pelzwaaren, die wir bei unſerm Handel an der Amerikaniſchen Küſte einſammlen würden, ſollten in China verkauft werden, und daher der Aufſicht der Superkargos der Oſtindiſchen Kompagnie überlaſſen ſein. Dieſer Veranſtaltung zufolge, ſollten beide Schiffe für Rechnung der Kompagnie eine Ladung nach England einnehmen.

Allein Geldgewinnſt war bei dieſer Gelegenheit nicht das einzige Augenmerk der Eigenthümer; denn außer den gewöhnlichen Proviſionen die man Kauffartheiſchiffen mitzugeben pflegt, und von denen mit der größten Sorgfalt das Beſte in jeder Art angeſchaft wurde, legte man noch zur Erhaltung der Geſundheit einen reichlichen Vorrath von allen Mitteln gegen den Scharbock ein, auf die man ſich nur beſinnen konnte. Dieſe und eine ununterbrochene Sorgfalt in Beobachtung der Regeln, welche Kapitain Cook befolgte, haben, unter dem Beiſtande der göttlichen Vorſehung, die Geſundheit des Schiffsvolkes in allen verſchiedenen Himmelsſtrichen erhalten; denn während dieſer über drei Jahre dauernden Reiſe, hat das Schiff Queen Charlotte von drei und dreißig Perſonen nur Eine verloren.

Obgleich dieſer Umſtand für alle Seefahrer von der äußerſten Wichtigkeit iſt, und daher nie zu oft öffentlich bekannt gemacht werden kann: ſo würde doch dies allein wohl ſchwerlich ein hinlänglicher Bewegungsgrund geweſen ſein, dies Werk in das Publikum zu bringen; allein, man glaubt, daß die Vortheile, welche für die Erdbeſchreibung und den Handel aus dieſer Reiſe erwachſen können, weder unwichtig noch unintereſſant ſein werden: und ſo bedarf es vielleicht keiner Apologie, daß man der Welt das Reſultat dieſer Reiſe vorlegt.

Damit der Leſer ſich einen beſſern Begrif von den Vortheilen machen könne, die vielleicht aus der Bekanntmachung dieſes Werkes entſtehen; ſo wird eine kurze Ueberſicht deſſen, was andere Schiffahrer an der Amerikaniſchen Küſte geleiſtet, und beſonders welche Zuſätze wir zu des Kapitain **Cook's** Entdeckungen gemacht haben, ſo wie auch eine kurze Nachricht von dem Pelzhandel, hier nicht am unrechten Orte ſtehen.

Der Ruſſiſche Seefahrer **Beering** hat, wie es ſcheint, die unwirthbare Küſte Nordwärts von **King George's Sund** entdeckt. Er ſoll zuerſt im 58 Gr. 28 Min. N. Br. Land geſehen, und im 59 Gr. 18 Min. geankert haben. **Tſchirikow** ankerte 1741 ungefähr in 56 Gr. N. Br.

Daß dieſe beiden Seefahrer an der Küſte von Amerika geweſen ſind, iſt wohl außer allem Zweifel; allein an welcher Stelle ſie es erreicht, oder wo ſie vor Anker gelegen, iſt nicht eben ſo ausgemacht. Die beſten Nachrichten, die wir von dieſen Reiſen haben, ſind gar nicht zuverläſſig *). Man muß ſich erinnern, daß die Schiffahrt damals keinesweges zu der Vollkommenheit gebracht war, die ſie jetzt hat. Dazu kommt noch, daß die Küſte in der Lage, wo **Beering** geankert haben ſoll, (nehmlich in 59 Gr. 18 Min. N. Br.) ſich beinahe von Oſten nach Weſten erſtreckt; und ſo konnte bei dem damaligen Zuſtande der Schiffahrt ein Fehler von 6 bis 8 Graden der Länge ſehr leicht gemacht werden. Man hat daher Grund zu der Vermuthung, daß, wenn gleich dieſer berühmte Seefahrer in ſeiner Angabe der Breite genau geweſen wäre, doch der Ort wo er wirklich vor Anker ging, viel näher an dem **Cooksfluſſe** iſt, als man ihn in den Karten gewöhnlich angiebt. Allein itzt, da wir uns über den unvollkommenen Zuſtand der Schiffahrt, und über die noch unvollkommneren Nachrichten von dieſen berühmten Ruſſiſchen Reiſen beklagen, derentwegen wir nun nicht beſtimmen können, welchen Theil der Küſte, wenigſtens innerhalb der uns bekannten Gränzen, man mit einigem Grade von Zuverläſſigkeit aufgenommen habe; itzt, ſage ich, iſt es auch meine Pflicht, die

---

*) Der große Staatsrath **Müller** hat im 3. Th. der **Samml. Ruſſ. Geſchichte** S. 1 — 304. eine ſehr gute Nachricht von den Entdeckungsreiſen der Ruſſen zuſammengetragen, welche ſehr viele genaue Nachrichten davon mittheilt. F.

Unzuverläſſigkeit eines neueren Seefahrers aufzudecken, der eben dieſelbe Küſte beſucht hat.

In dem Tagebuche einer Reiſe nach der Nordweſtlichen Küſte von Amerika, von Don Francisco Antonio Maurelle, herausgegeben von Herrn Daines Barrington, kommt, nachdem das bereits Geſchehene angeführt iſt, folgende Stelle vor: „Wir verſuchten nun, die Meerenge des Admiral Fonte aufzufinden, ob wir gleich bis jetzt noch nicht den Archipelagus von St. Lazarus entdeckt hatten, durch den er, wie es heißt, geſegelt iſt. In dieſer Abſicht durchſuchten wir jede Bay und jede Bucht an der Küſte, umſegelten jedes Vorgebirge, und legten deshalb des Nachts bei, damit wir dieſe Einfahrt nicht verfehlen möchten. Da wir uns dieſe Mühe gegeben und dabei einen günſtigen Nordweſtwind gehabt haben, ſo kann man wohl behaupten, daß dieſe Meerenge nicht zu finden iſt *).“

Warum Maurelle ſolch eine handgreifliche Unwahrheit ſo ausdrücklich behauptet, iſt unbegreiflich. In der That kann man die Unzuverläſſigkeit dieſer Behauptung ſehr leicht einſehen, wenn man ſie nur einen Augenblick in Erwägung zieht; denn, wenn er wirklich „jede Bay und jede Bucht an der Küſte durchſucht, und jedes Vorgebirge umſegelt und des Nachts

---

*) Siehe Barrington's *Miſcellanies* pag. 508. — Anmerkung der Urſchrift. Das Tagebuch des Don Francisco Maurelle von dieſer Reiſe, nebſt einer Karte der Entdeckungen, hat Herr Ritter Pallas im dritten Theile ſeiner Nordiſchen Beiträge mitgetheilt. Die Entdeckungen der Spanier ſind, ſehr ſonderbar, mit ſo vielen unwahrſcheinlichen Umſtänden verknüpft, daß man gar keinen Nutzen aus ihnen ziehen kann. Jene erſte Nachricht des Admiral de Fonte bleibt allemal verdächtig: wie konnte er in einer Straße fortſegeln, die einen Waſſerfall hat und ſalzig iſt Und weshalb ſtimmt die letzte Entdeckungsreiſe der Spanier in nichts mit den Entdeckungen des unſterblichen Cook, und ſeines Zöglings des Kapitain Dixon überein, da dieſe doch einerlei Küſte in einerlei Breite mit jenen bereiſten? Sollte Don Francisco Maurelle mit Fleiß die künftigen Entdecker haben irre führen wollen? oder hat er ſeine Karte aus Unwiſſenheit falſch gezeichnet? Es läßt ſich ſchwer beſtimmen, ob dies oder noch etwas anderes bei dieſer Unrichtigkeit zum Grunde liegt. Solchen Unterſuchern, wie die Engländer, kann die Wahrheit nicht lange verborgen bleiben. Wie viel Licht könnte Spanien über dieſe Dunkelheiten verbreiten, welches doch über kurz oder lang durchbrechen muß! Allein es wäre rühmlich, wenn Spanien ſelbſt dies Licht in der Geographie freiwillig anzündete. Doch man kann ja vieles von dem jetzigen Könige erwarten!

F.

„beigelegt hätte,“ ſelbſt mit dem günſtigen Winde, wovon er ſpricht: ſo würde er alles dieſes, behaupte ich, nicht wohl in doppelt ſo vieler Zeit haben thun können, als er ſich an dieſer Küſte aufgehalten hat. Doch die Entdeckung der Queen Charlotte's Eilande bei dieſer Reiſe beweiſet unwiderſprechlich, daß Don Franciſco Maurelle nie nahe bei dem Orte geweſen iſt, nach welchem er, wie er ſich rühmt „ſich vergeblich umgeſehen hat.“ Die Lage dieſer Inſeln (nehmlich von 54 Gr. 20 Min. bis 51 Gr. 56 Min. N. Br. und von 130 bis 133 Gr. 30 Min. Weſtlicher Länge) zeigt einleuchtend, daß ſie der Archipelagus von St. Lazarus ſind, und folglich nahe bei de Fonte's Meerenge liegen, obgleich noch weitere Unterſuchungen gemacht werden müſſen, ehe man deſſen herrlicher Nachricht von dieſem Orte irgend einen Grad von Glaubwürdigkeit beilegen kann.

Konnten die Spanier bei dieſer Gelegenheit Inſeln nicht finden, die doch wirklich vorhanden ſind: ſo haben ſie zu andrer Zeit Land entdeckt, welches, wie ſich jetzt zeigt, nur eingebildet iſt. Die Eilande Las Majas, La Maſo und Sta. Maria la Gorta, die Herr Roberts von 18 Gr. 30 Min. bis 28 Gr. N. B. und von 135 bis 149 Gr. W. Länge aus einer Spaniſchen nicht geſtochenen Karte in die ſeinige eingezeichnet hat, wurden von uns vergeblich geſucht, und „man kann nun,“ um Maurelle's Worte zu gebrauchen, „wohl behaupten, daß keine ſolche Eilande zu finden ſind;“ ſo daß es durchgängig die Abſicht der Spanier geweſen iſt, künftige Seefahrer vielmehr irre zu führen, als ihnen nützlich zu werden.

Es würde widrig ſein, über dieſe Ungereimtheit, um die Sache nicht bei einem ſchlimmeren Nahmen zu nennen, viel zu reden; wir wollen uns daher von dieſem unangenehmen Gegenſtande abwenden, und einige Worte von den Entdeckungen unſres unſterblichen Landsmannes, des verſtorbenen Kapitain Cook, ſagen.

Dieſer große Seefahrer erreichte die Küſte von Amerika im 44 Gr. N. Breite; allein er hatte keine Gelegenheit, eher zu ankern, als bis er nach Nutka kam, welches er King George's Sund nannte, und welches in 49 Gr. 36 Min. N. Br., und 126 Gr. 42 Min. W. L. liegt.

Als er dieſen Hafen verlaſſen hatte, ward er durch ſtürmiſches Wetter gehindert, dicht an der Küſte zu bleiben*), und er ſah das Land nicht eher wieder, als in 55 Gr. 20 Min. N. Breite. Nachher hatte Kapitain Cook durchgängig Gelegenheit, ſich nahe an die Küſte zu halten; er beſtimmte die Lage vom Kap Edgekumbe, entdeckte Kaye's Eiland, Prinz Williams Sund und den Cook's-Fluß, in welchen zwei letzteren Oertern er ankerte.

Daß dieſe verſchiedenen Häfen richtig und genau verzeichnet ſind, darf ich nicht erſt ſagen; es iſt genug, daß Kapitain Cook ſie aufgenommen hat.

Wir brauchen die Entdeckungen dieſes vortreflichen Seemannes nicht weiter nach Norden zu verfolgen, da ſie mit der jetzigen Reiſe in keiner Verbindung ſtehen, und da ihre Wichtigkeit der Welt bekannt genug iſt; aber doch müſſen wir vielleicht bemerken, daß Kapitain Cook nur im Cook's-Fluſſe, ferner in Prinz William's und King George's Sund Pelzwaaren antraf. Es war daher wahrſcheinlich, daß dieſe Oerter die Aufmerkſamkeit derer auf ſich ziehen würden, welche Neigung zu dieſem Handlungszweige hätten.

Wer die Männer waren, welche ſich zuerſt in den Pelzhandel einlieſſen, iſt vielleicht nicht allgemein bekannt; doch weiß man gewiß, daß ſie nicht Dreiſtigkeit genug hatten, Schiffe zu dieſer Abſicht gerade von England auszuſchicken. Wir finden nehmlich, daß das erſte Schiff, welches ſich auf den neuen Handel einließ, in China ausgerüſtet ward. Es war eine Brigantine von 60 Tonnen (und zwanzig Mann) unter dem Befehle des Kapitain (Jakob) Hanna, die aus der Typa (bei Makao) im April 1785 auslief, (ſie ging durch die Diemensſtraße, zwiſchen der Japaniſchen Inſel Kiuſiu und Tanaxima, einer der Likiu Inſeln) und langte im folgenden Auguſt in (Nutka) King George's Sund an.

---

*) Um Mittag den 28. April 1778. war die Breite, Beobachtungen zufolge, 51 Gr. 1 Min. Nördlich: die Länge 229 Gr. 16 Min. Oeſtlich. Ich ſegelte nun mit einem friſchen S. S. O. Winde und ſchönem Wetter nach N. W. bei N.; allein um 9 Uhr Abends fing es wieder an, ſtark in Windſtößen zu wehen und zu regnen. Bei ſolchem Wetter und mit einem Winde aus S. S. O. und S. W. fuhr ich in eben der Richtung fort bis zum 30ſten um 4 Uhr Morgens, wo ich nach N. bei Weſten ſegelte, um dem Lande wieder nahe zu kommen. Es that mir in der That ſehr leid, daß ich dies nicht eher thun konnte; und zwar deshalb, weil wir eben jetzt bei dem Orte vorbeifuhren, an den die Erdbeſchreiber die angebliche Meerenge des Admiral de Fonte hingeſetzt haben. Ich für mein Theil gebe zwar ſolchen unbeſtimmten und unwahrſcheinlichen Erzählungen keinen Glauben, da ſie ſich ſchon von ſelbſt widerlegen; aber deſſen ungeachtet wünſchte ich ſehr, nahe an der Amerikaniſchen Küſte bleiben zu können, um dieſen Punkt außer allen Streit zu ſetzen. Allein es würde von mir höchſt unvorſichtig geweſen ſein, wenn ich mich in einem ſo ſtürmiſchen Wetter nahe an die Küſte gehalten, oder in Erwartung beſſeren Wetters den günſtigen Wind hätte verlieren wollen. An eben dieſem Tage waren wir Mittags in 53 Gr. 22 Min. N. Br. und in 225 Gr. 14 Min. O. L. S. Cook's Reiſe nach dem ſtillen Oceane Vol. 2. pag. 343 des Engl. Originals. (Band 2. S. 65. der Deutſchen Ueberſetzung). Anmerk. d. Urſchrift.

Kurz nach ſeiner Ankunft verſuchten die Eingebornen Kapitain Hanna's Schiff bei hellem Tage anzugreifen; allein ſie wurden mit beträchtlichem Verluſte zurückgeſchlagen. Dieſes Gefecht ſicherte dem Kapitain ein gutes Vernehmen mit den Indianern; denn ſie handelten von der Zeit an ganz ruhig und friedlich. Kapitain Hanna ſoll eine ſehr ſchätzbare Ladung von Fellen geſammelt haben, obgleich die Zahl derſelben nie angegeben worden iſt *). Er verließ Nutka zu Ende Septembers, und langte zu Ende Decembers deſſelben Jahres zu Makao an. Eben der Kapitain ſegelte wieder im May 1786 in der (Schnau) Seeotter von 120 Tonnen (und 30 Mann) von Makao ab, (hielt denſelben Lauf wie im vorigen Jahre) und langte im Auguſt zu (Nutka) King George's Sund an. (Von da ſegelte er längs der Küſte bis zum 53ſten Grade, nachdem er den, von Herrn Strange kurz vorher entdeckten Sund, der im 51 Gr. N. Br. und 120 Gr. Weſtl. Länge liegt, Queen Charlotte's Sund, genannt hatte.) Es iſt nie bekannt gemacht worden, welchen Erfolg er gehabt hat; allein ohne Zweifel hatte er weit geringeres Glück, als auf der vorigen Reiſe. Er langte im Februar 1787 zu Makao an.

In der Schnau die Lerche von 220 Tonnen und 40 Mann ſegelte Kapitain Peters im Julius 1786 von Makao ab. Seiner Inſtruktion zufolge, ſollte er nach der Nordweſt-Küſte über Kamtſchatka (und die Kupferinſel) ſegeln, und die Inſeln Nordwärts von Japan unterſuchen. Er langte den 20. Auguſt in Kamtſchatka an, mit Ladungen von Arrak, Thee u. ſ. w. und verließ den Ort 1786 den 18. September. Man hat in der Folge Nachricht bekommen, daß das Schiff an der Kupferinſel zu Grunde gegangen und daß nur zwei Perſonen

---

*) Eine umſtändliche Nachricht von den Fellen, die an der Nordweſtküſte von Amerika geſammelt worden ſind, wird in dem Werke ſelbſt gegeben werden.

gerettet worden ſind. (Der Kapitain hatte auch den Auftrag, zwiſchen Japan und Korea hinzuſegeln, und die Nördlich von Japan gelegenen Kuriliſchen Inſeln mit ihren ſich nie ſcheerenden haarichten Eingebornen zu unterſuchen. Allein wahrſcheinlich ſind ſeine Nachrichten mit dem Schiffe verloren gegangen.)

Im Anfange des Jahres 1786 wurden die Schnau Kapitain Cook von 300 Tonnen, und die Schnau Experiment von 100 Tonnen, zu Bombay ausgerüſtet. (Ihr Führer war Kapitain Jakob Strange, einer von den vornehmſten Eigenthümern; und beide Schiffe waren mit Kupfer beſchlagen.) Sie ſegelten in Geſellſchaft von Bombay nach Batavia, und gingen durch die Straße von Makaſſar. Hier blieb die Experiment auf einem Rieſe ſitzen und mußte auf Borneo zum Ausbeſſern ans Land gebracht werden. Dann fuhren ſie, oſtwärts von den Palaos- oder Pelew- (Pelju) Inſeln, die Schwefel-Inſel vorbei, und erreichten zu Ende des Junius die Nutka-Bucht. Von da ſegelten ſie bis zum Prinz William's Sunde. (Sie lieſſen den Unterwundarzt Mac Key in Nutka zurück, um die Sprache zu erlernen. Auf der Fahrt entdeckten ſie die vielen Inſeln, welche der Kapitain Hanna, wie oben gemeldet worden iſt, für einen Sund angeſehen und Queen Charlotte's Sund benennt hatte.) Nach einigem Aufenthalte im Prinz William's Sunde verlieſſen ſie die Küſte, und langten glücklich zu Makao an; allein die Pelzwaaren, die ſie zuſammengebracht haben, ſollen, wie man glaubt, nur ſehr unbeträchtlich geweſen ſeyn.

Im Frühlinge deſſelben Jahres 1786 wurden auch zwei (mit Kupfer beſchlagene) Schiffe in Bengalen (von einer Geſellſchaft angeſehener Männer) ausgerüſtet: nehmlich die (Schnau) Nutka von 200 Tonnen unter Kapitain Meares, und die (Schnau) Seeotter, unter Kapitain Tipping, (zwei Lieutenants auf der Königlichen Flotte.)

Kapitain Meares ſegelte im März 1786 von Bengalen ab, (durchlief das chineſiſche Meer, berührte die Baſchie Inſeln, wo er von den Spaniern, welche dieſe Inſeln in Beſitz genommen haben, ſehr höflich empfangen ward, und kam im Anfange des Auguſt in Unalaſchka an. Hier fanden die Schiffe eine Ruſſiſche Galiote, und einige ihrer Pelzhändler entdeckten nahe bei Kap Greville

Nordweſtwärts eine neue, funfzehn Meilen breite und dreißig Meilen lange, Einfahrt in den Cooks-Fluß. Sie ſahen einige Ruſſiſche Jäger in einer kleinen Buchte zwiſchen Kap Eliſabeth und Kap Beda, und erreichten zu Ende Septembers den Prinz William's Sund. Hier beſchloſſen ſie, in Snug Corner Bucht unter 60 Gr. 30 Min. N. Br. zu überwintern. Dieſer Entſchluß zog ihnen vieles Ungemach zu, und ſie verloren dadurch ihren dritten und vierten Steuermann, ihren Wundarzt, den Bootsmann, den Zimmermann, den Bötticher, und zwölf Matroſen; indem ſie vom Ende des Novembers bis zum Ende des Mays da eingefroren blieben. Sie ſahen ſich genöthigt, vom King George und der Queen Charlotte Unterſtützung und Leute zu erbitten. Bei Kap Edgekumbe ſchaften ſie ſich einen Vorrath von Fiſchen, gingen nach den Sandwich-Inſeln, nahmen von Atuai den Anführer Teiana, der beinahe ſieben Fuß hoch, wohl gebauet, ſchön und von guten Geiſteskräften war, mit nach Makao, wo ſie am Ende des Oktobers 1787 ankamen, ohne große Vortheile im Pelzhandel erlangt zu haben.)

Die Schnau Seeotter, unter Kapitain Tipping, verließ Kalkutta wenige Tage nach der Nutka. (Sie ging durch die Straße Malakka durch das Chineſiſche Meer, zwiſchen Korea und Japan, hatte einige Gemeinſchaft mit den Japanern, beſuchte die Nordöſtlich von Japan belegenen Kuriliſchen Inſeln,) langte im September im Prinz Williams Sunde an, und ging gleich, als ſie die vorhingenannten Schiffe, Kapitain Cook und Experiment, daſelbſt vor Anker fand, wahrſcheinlich nach dem Cook's-Fluſſe, weil ſie an der Weſtſeite der Montague-Inſel auslief. Dort iſt dies Schiff vermuthlich verlohren gegangen, weil man nichts weiter davon gehört hat.

Der Kaiſerliche Adler, unter Kapitain Berkley, verließ Oſtende zu Ende des Novembers 1786, (lief in die Allerheiligen Bay in Braſilien ein, und von da gerade bis nach den Sandwich-Inſeln. Als das Schiff hier einige Erfriſchungen eingenommen hatte, kam es im Anfange des Junius zu Nutka an. Es ſegelte von da nach Süden bis zum 47 Gr. 30 Min. N. Br. wo es verſchiedene gute Häfen entdeckte. In 47 Gr. 46 Min. verlor der Kapitain vier von ſeinen Leuten, die, da ſie unvorſichtigerweiſe des Handels wegen unbewafnet landeten, von den Eingebornen umgebracht wurden. Sonſt weiß man wenig von dem Handelsglücke des Kaiſerlichen Adlers, auſſer das, was in der nachfolgenden Reiſe anzutreffen iſt.)

(Da die Portugieſen zu Makao ſo viele Schiffe mit Pelzwaaren von der Amerikaniſchen Küſte, welche zum Theil einen anſehnlichen Gewinn gehabt hatten, in ihrem Hafen ankommen ſahen: ſo fand ſich ein unternehmender Portugieſiſcher Kaufmann, der im Januar 1788 zwei Schiffe, eins von 100 und das andere von 200 Tonnen, ausrüſtete. Eins davon ward der Führung des Kapitain Meares anvertrauet, der den Anführer Teiana von Atuai mitnahm. Da dieſer durch die Freigebigkeit ſeiner Freunde vieles zum Nutzen und Vergnügen erhielt, ſo werden nun die Sandwich-Inſeln wahrſcheinlich mit Stieren, Kühen, Schaafen, Ziegen, Kaninchen, Faſanen, welſchen Hühnern, Pomeranzen, Mangofrüchten (*Garcinia Manguſtana*) und andern nützlichen Thieren und Gewächſen verſehen ſein, und Teiana, wenn Alles glücklich in ſeinem Vaterlande anlangt, und ſich gut fortpflanzt, ein Wohlthäter ſeines Volkes werden. Eins dieſer Schiffe wird wohl ſchon im December vorigen Jahres nach Makao zurückgeſegelt und vielleicht daſelbſt angekommen ſein; das andere war Willens auf den Sandwich-Inſeln zu überwintern, und dann wieder zum Pelzhandel nach Amerika zu ſegeln. Vielleicht iſt auch das ſchon auf ſeiner Zurückreiſe begriffen.)

(Daß der Franzöſiſche Kapitain Peyrouſe mit den Schiffen Bouſſole und Aſtrolabe Nutka-Sund und die übrige Amerikaniſche Küſte beſucht, und daſelbſt auch zwei Boote mit vielen jungen Leuten von Stande verloren hat, iſt bekannt. Da man ſeine Rückkehr nächſtens erwartet, ſo wird das Publikum von ſeinen Entdeckungen bald mehr erfahren.)

Nun, da ich eine kurze Nachricht von den verſchiedenen Reiſen, die man bisher nach der Küſte von Nordamerika unternommen hat, mitgetheilt habe, muß ich noch anmerken, daß lange vor allen dieſen eine Unternehmung entworfen war, die wenn ſie wirklich ausgeführt worden wäre, für die Eigenthümer ſehr günſtig hätte ausfallen müſſen; denn dieſe würden den vortheilhaften Handelszweig wahrſcheinlich gänzlich an ſich gezogen haben.

Schon 1787 rüſtete Herr William Bolts den Kobenzel, ein bewafnetes Schiff von 700 Tonnen, für die Nord-Weſt-Küſte von Amerika aus. Es ſollte von Trieſt (in Geſellſchaft eines kleinen Schiffes von 45 Tonnen) unter Kaiſerlicher Flagge ausſegeln, und war ſo wohl zum Handel als zu einer Entdeckungsreiſe ausgerüſtet. Es ſollten Männer von vorzüglicher Geſchicklichkeit in den verſchiedenen Fächern der Wiſſenſchaften mit an Bord gehen; alle Seemächte in Europa waren erſucht worden, dieſen Schiffen in ihren ſämmtlichen Häfen eine gute Aufnahme widerfahren zu laſſen, und man hatte günſtige Antworten erhalten. Aber doch ward dieſes Unternehmen, welches in aller Abſicht ſo viele Hofnung von ſich erwarten ließ, durch eine Geſellſchaft eigennütziger Männer, die damals in Wien viele Gewalt hatten, gänzlich vereitelt.

Dieſer kurze Entwurf von allem, was man bisher im Pelzhandel gethan hat, wird ſchon zeigen, daß die Aufmerkſamkeit aller Pelzhändler an der Küſte von Nordamerika vorzüglich auf den Cooks-Fluß, Prinz Williams Sund und Nutka geheftet geweſen iſt; allein der Leſer wird bei dem Durchleſen dieſer Reiſe finden, daß mit Grunde an manchen andren Orten der Küſte eine größere Menge von Pelzwaaren erwartet werden kann, als in den bisher genannten Häfen; und er wird mich alſo nicht der Eitelkeit beſchuldigen, wenn ich behaupte, daß nie ein werkthätigeres Unternehmen von einzelnen Männern nach ächten Handlungs-Grundſätzen, angefangen worden iſt, als das in dieſem Buche beſchriebene.

Was wir zu den Entdeckungen des Kapitain Cook hinzugefügt haben, kann leicht überſehen werden, wenn man ſein Auge nur auf die beigefügte General-Karte werfen will. Da ich aber nicht Alles darin nach meinem eigenen Aufnehmen verzeichnet habe, ſo muß ich billig die verſchiedenen Gewährsmänner anführen, von denen das übrige entlehnt iſt.

Von Kadjak nach Kapitain Cook (dem Weſtlichſten Theile meiner Karte) bis zur Pfingſt Bay, iſt alles nach der geſtochenen Karte des Kapitain Cook; von da an bis Kap Douglas habe ich die Fahrt der Schnau Nutka unter Kapitain Meares, von der Karte welche Herr Roß, erſter Steuermann, mir mitgetheilt hat, entlehnt, und die Fahrt mit einer punktirten Linie bezeichnet. Vom Kap Douglas bis zum Cooks-Fluſſe und Süd- und Oſtwärts bis zu

Portlock's Hafen, iſt die Karte nach meinen und Kapitain Portlock's Wahrnehmungen verzeichnet; und hier gehen wir in vielen Stücken von Kapitain Cook's Generalkarte ab.

Van Portlock's Hafen Südwärts bis zur Beresfords Inſel iſt alles gänzlich nach meinen Bemerkungen verzeichnet.

Der unſchattirte Theil der Karte, von der Holzigen Landſpitze um Kap Cox herum, iſt von zwei Karten genommen worden, die mir Herr Cox ſehr verbindlich mitgetheilt hat. Die eine war vom Kapitain Guiſe, dem Befehlshaber der Schnau Experiment, und die andre vom Kapitain Hanna, Befehlshaber der Schnau Seeotter. Der Theil von der Landſpitze Breakers (Brandung) Südlich, habe ich von einer Karte des Kapitain Berkley, Befehlshabers des Kaiſerlichen Adlers, genommen.

Noch habe ich die Güte und Nachſicht des Leſers, der das folgende Werk durchlaufen wird, zu erbitten, da es von einem Manne an Bord der Queen Charlotte geſchrieben worden iſt, der weder mit den Wiſſenſchaften, noch mit der Lebensart eines Seefahrers im geringſten bekannt war. Doch, um jedem Einwurf vorzubeugen, der in Rückſicht der Kenntniſſe die zur Schiffahrt erforderlich ſind, gemacht werden könnte, bin ich ſelbſt äußerſt ſorgfältig geweſen, dieſen Theil des Werkes zu verbeſſern. Ueberdies habe ich in einem Anhange eine kurze Nachricht von den wenigen zur Naturgeſchichte gehörigen Gegenſtänden mitgetheilt, die uns vorgekommen ſind, und die vielleicht die Aufmerkſamkeit der Kenner auf ſich ziehen möchten; und ich hoffe, daß eine ungekünſtelte Erzählung von Thatſachen, die zu der Zeit niedergeſchrieben wurden, als ſie ſich zutrugen, doch intereſſant ſein wird, wenn ihnen gleich an dem Ausputze der Sprache und der Eleganz des Styls etwas abgehen ſollte.

George Dixon.

N. S.

Noch muß hier angemerkt werden, daß 1786, (ein Jahr nach der Abfahrt der Schiffe, welche die hier beſchriebene Reiſe gemacht haben) eben dieſelbe Geſellſchaft in London noch zwei andre Schiffe ausgerüſtet hat, nehmlich den Prinz von Wallis von 200 Tonnen, und die Kronprinzeſſin von 60 Tonnen, unter der Führung der Kapitaine Kolinet und Dunkan, welche beide unter Kapitain Cook gedient hatten. Beide Schiffe verlieſſen England im Auguſt 1786, lieſen im Neujahrshafen auf Staaten-Land ein, wo ſie, bis zur Ankunft eines andern Schiffes, das ihnen nachfolgen ſollte, einen Officier und zwölf Matroſen lieſſen, um Robben zu ſchlagen. Von da ſegelten ſie gerade bis nach Nutka-Sund, wo ſie den 6. Julius 1787 den Kaiſerlichen Adler von Oſtende unter Kapitain Berkley antrafen. Sie lieſen hierauf weiter Nördlich, und trafen die Queen Charlotte unter Kapitain Dixon an. Nach deſſen Rathe ſollten ſie die Dixons-Straße und die zwiſchen Kap Cox, Kap Dalrymple, Kap Chatham und Kap Pitt noch unentdeckten Gegenden unterſuchen, wo ſie auch wahrſcheinlich noch manche Pelzwaaren antreffen würden. Von da waren ſie Willens zum Ueberwintern nach den Sandwich-Inſeln zu gehen, im Frühlinge die Nordweſtliche Küſte von Amerika noch einmal zu beſuchen, im November oder December 1788 in Kanton anzulangen, und im Sommer 1789 endlich wieder in England einzutreffen. Dies mußte zur Ergänzung der Geſchichte des Handels und der Entdeckungen noch hinzugeſetzt werden. Welchen Erfolg die Schiffe gehabt haben, wird die Zeit lehren.

F.

Inhalt.

Erſter Brief.

Urſachen, weshalb man die Nachrichten von der Reiſe aufgeſetzt hat . Seite 3

Zweiter Brief.

Nachricht von den Schiffen und ihrer Beſtimmung . . . — 4

Dritter Brief.

Die Schiffe verlaſſen die Themſe — gehen zu Graveſend vor Anker — fahren von da ab — werden in den Dünen von einem ſtarken Sturme überfallen. — Ankunft der Schiffe zu Spithead . . . . . — 5

Vierter Brief.

Kurze Nachricht von Spithead und Portsmouth . . — 11

Fünfter Brief.

Fahrt von Portsmouth' nach Guernſey — Gefahr bei den Felſen, welche die Kasketts genannt werden — Ankunft zu Guernſey — Beſchreibung davon — 13

Sechſter Brief.

Abreiſe von Guerdſey. — Wir finden im Meere ein Faß mit Wein — gehen bei Madera vorbei, und ſchicken von da Briefe nach London. . . — 18

Siebenter Brief.

Die Schiffe ſegeln vor Palma, Ferro, Bonaviſta vorbei. — Ankunft zu St. Jago und Verhandlungen daſelbſt. . . . — 23

Achter Brief.

Nachricht von St. Jago und deſſen Einwohnern. . . — 26

Neunter Brief.

Abreiſe von St. Jago. — Die Schiffe paſſiren die Linie. — Verſchiedene andere Vorfälle. . . . . . . Seite 30

Zehnter Brief.

Fortſetzung der Reiſe von St. Jago bis zu den Falklands-Inſeln. — Ankunft daſelbſt. . . . . — 35

Eilfter Brief.

Nachricht von den Verrichtungen der Schiffe während ihres Aufenthalts in den Falklands-Inſeln. — Beſchreibung derſelben und ihrer Produkte. . — 40

Zwölfter Brief.

Fahrt von den Falklands-Inſeln rund um Kap Horn. . . — 47

Dreizehnter Brief.

Die Fahrt von Kap Horn bis Owaihie. . . . — 50

Vierzehnter Brief.

Die Schiffe bekommen in Owaihie kein Waſſer. — Kaufen es ſich in Whahu. — Verlaſſen dieſe Inſel. — Gehen fort nach Oniehau, und bekommen daſelbſt einen Vorrath von Yams. . . . . — 55

Funfzehnter Brief.

Fahrt von den Sandwich-Inſeln nach Cook's Fluß. — Die Schiffe treffen da einige Ruſſen an, und ankern im Kohlen-Hafen. . . — 58

Sechzehnter Brief.

Fortgeſetzte Nachricht von dem Aufenthalte im Cook's Fluſſe — nebſt einer Beſchreibung der benachbartem Gegend. . . . . . — 64

Siebzehnter Brief.

Fahrt vom Cook's-Fluſſe längs der Küſte. . . . — 68

Achzehnter Brief.

Fernere Nachricht von der Fahrt längs der Küſte des Cook's-Fluſſes bis zum King George's Sunde. . . . . . . — 73

Neunzehnter Brief.

Die Schiffe werden durch übles Wetter gehindert, in King George's Sund einzulaufen. — Betrachtungen darüber. . . . . — 78

Zwanzigſter Brief.

Nachricht von den im Cook's Fluſſe eingehandelten Pelzwaaren. — Auf der Fahrt von der Küſte nach den Sandwich-Eilanden wird die Inſel St. Maria la Gorta geſucht. — Ankunft in den Sandwich-Eilanden. . Seite 82

Ein und zwanzigſter Brief.

Verhandlungen mit den Eingebornen während des Aufenthaltes in den Sandwich-Inſeln. — Die Schiffe ankern zu Whahu. . . . — 89

Zwei und zwanzigſter Brief.

Die Schiffe kaufen zu Whahu Waſſer und Holz. — Beſchreibung von des Königs Neffen. — Ein Verſuch das Fiſcherboot zu ſtehlen wird vereitelt. . — 93

Drei und zwanzigſter Brief.

Weitere Nachricht von den Vorfällen zu Whahu. — Die Schiffe verlaſſen die Inſel, und gehen nach Atuai. . . . . . . — 99

Vier und zwanzigſter Brief.

Es werden Lebensmittel, Holz, Waſſer ꝛc. zu Atuai eingekauft. — Die Schiffe verlaſſen den Ort und ſegeln nach Oniehau. — Auch der King George langt da an, ſieht ſich aber genöthigt, das Ankertau zu kappen und wieder in See zu ſtechen. — 105

Fünf und zwanzigſter Brief.

Die Schiffe verlaſſen Oniehau, und langen zu Atuai an. — Die Oberhäupter erzeigen uns Freundſchaft. — Wir erhalten einen Beſuch von dem Könige. . — 112

Sechs und zwanzigſter Brief.

Eine Wanderung auf Atuai. — Freundſchaftliche Aufnahme daſelbſt. — Mahlzeit die Teiheira bereitet hatte. — Nachricht von den Pflanzungen der Tarrowurzel. — Andere Vorfälle. . . . . . . — 117

Sieben und zwanzigſter Brief.

Die Schiffe verlaſſen Atuai, und gehen nach Oniehau. — Sie finden die vom King George da gelaſſenen Anker, und ſegeln von Oniehau wieder nach Atuai. — 126

Acht und zwanzigſter Brief.

Urſachen, warum wir nicht länger zu Oniehau blieben. — Fahrt von den Sandwich-Inſeln nach der Nordweſtlichen Küſte von Amerika — Fehler in Kapitain Cook's Seekarte. — Wir ankern bei der Montague-Inſel. . — 132

Neun und zwanzigſter Brief.

Es kommen im Hafen Indianer an, die Engliſch ſprechen. — Die Schiffe fahren in Prinz William's Sund. — Kapitain Dixon unternimmt eine Fahrt nach Snug Corner Bay — findet daſelbſt ein Schiff von Bengalen. — Nachricht von den Unglücksfällen, die demſelben zugeſtoßen ſind. . Seite 136

Dreißigſter Brief.

Das lange Boot des King George wird nach dem Cook's-Fluſſe geſchickt. — Die zum Fiſchen ausgeſchickten Leute laufen Gefahr von den Indianern umgebracht zu werden. — Die Schiffe verlaſſen Montague-Eiland, und trennen ſich hernach. — Die Queen Charlotte langt zu Port Mulgrave an. — 148

Ein und dreißigſter Brief.

Vorfälle zu Port-Mulgrave. — Nachricht von den Eingebornen. — Ihre Methode beim Fiſchen. — Kochen. — Begräbnißörter. — Waaren, die ihnen beim Handel nicht gefielen. . . . . . — 155

Zwei und dreißigſter Brief.

Abreiſe von Port-Mulgrave. — Ankunft in Norfolk-Sund, und Vorfälle in demſelben. . . . . . — 164

Drei und dreißigſter Brief.

Beſchreibung von Norfolk-Sund. — Die Zahl der Einwohner, — ihre Sitten, Gewohnheiten und ihr Betragen im Handel. . . . . — 169

Vier und dreißigſter Brief.

Wir verlaſſen Norfolk-Sund, — gehen längs der Amerikaniſchen Küſte. — Ankunft in Port-Banks. — Beſchreibung des Orts. — Ereigniſſe daſelbſt. — Wir verlaſſen Port-Banks, gehen längs der Küſte fort, und treffen Indianer an, die einiges ſchöne Pelzwerk beſitzen. . . . . — 176

Fünf und dreißigſter Brief.

Handel mit verſchiedenen Stämmen der Indianer längs der Amerikaniſchen Küſte. — Es wird eine Menge ſchöner Felle eingekauft. — Die Hippa-Inſel wird entdeckt. — Die Handelsartikel beim Tauſche. — Ein Lippenſtück eingekauft. — 182

Sechs und dreißigſter Brief.

Fortgang des Handels mit den Indianern längs der Amerik. Küſte. — Urſachen, welche vermuthen laſſen, daß das Land, längs dem wir wegfuhren, eine Menge nie zuvor entdeckter Inſeln iſt. — Beſchreibung von einem Oberhaupte der Indianer. — 191

Sieben und dreißigſter Brief.

Verſuch der Indianer Felle zu ſtehlen. — Gefahr bei Kap St. James. — Das Land wird Queen Charlotten's-Inſeln genannt. — Allgemeine Beſchreibung der Eingebornen. — Wir treffen zwei Engliſche Schiffe an, die im King George's Sunde geweſen waren, und daſelbſt ein Schiff von Oſtende gefunden hatten. . . . Seite 199

Acht und dreißigſter Brief.

Allgemeine Nachrichten von der Amerikaniſchen Küſte. — Die Anzahl der Einwohner. — Ihre Gemüthsart. — Anlagen. — Handlungsart. — Verſchiedene Proben ihrer Sprache. . . . . . — 211

Neun und dreißigſter Brief.

Abreiſe von der Amerikaniſchen Küſte. — Fahrt von da zu den Sandwich-Eilanden. — Ankunſt zu Owaihie. — Verhandlungen daſelbſt. — Wir ankern zu Whahu, und kaufen daſelbſt Holz und Waſſer ein. — 223

Vierzigſter Brief.

Abreiſe von Whahu und Fahrt nach Atuai. — Verhandlungen daſelbſt. — Ein merkwürdiges Beiſpiel von Gefühl bei einem Oberhaupte. — Allgemeine Nachricht von den Sandwich-Inſeln. . . . . . . — 229

Ein und vierzigſter Brief.

Fortſetzung der Nachricht von den Sandwich-Eilanden. — Ihre Sitten. — Gebräuche. — Kleidung. — Ergötzlichkeiten und eine Probe ihrer Sprache. — 238

Zwei und vierzigſter Brief.

Abfahrt von den Sandwich-Inſeln. — Wir gehen Tinian vorbei. — Ankunſt zu Makao. . . . . . . — 252

Drei und vierzigſter Brief.

Fernere Reiſe nach Wampo. — Ereigniſſe daſelbſt. — Ankunſt des King George. — Tod des Herrn Macleod's, des erſten Steuermanns unter Kapitain Portlock. — 259

Vier und vierzigſter Brief.

Weitere Nachrichten von den Vorfällen zu Kanton. — Verkauf der Pelzwaaren. — Urſachen weshalb ſie nicht höher verkauft worden ſind. — Die Schiffe verlaſſen Wampo, und gehen nach Makao. . . — 267

Inhalt.

Fünf und vierzigſter Brief.

Allgemeine Ueberſicht von Kanton. — Beſchreibung der Eingebornen. — Ihre Sitten und Gewohnheiten, — ihr Handel. — Die Produkte ihres Landes. — Religion ꝛc. Seite 272

Sechs und vierzigſter Brief.

Umſtändliche Nachricht vom Pelzhandel. . . . . . — 280

Sieben und vierzigſter Brief.

Die Schiffe verlaſſen Makao. — Tod des Herren Lauder, Wundarztes der Queen Charlotte. — Sie gehen durch die Straße von Banka und Sunda. — Ankern bei Nord-Eiland. — Sind dem Vorgebirge von Java gegenüber in Gefahr. . . . . — 286

Acht und vierzigſter Brief.

Die Schiffe trennen ſich. — Ein ſtarker Sturm. — Die Pumpen ſind mit Sand angefüllt. — Sie werden ausgehoben und gereinigt. — Wir fahren um das Vorgebirge der guten Hofnung. . . . . — 296

Neun und vierzigſter Brief.

Ankunſt zu St. Helena. — Wir finden daſelbſt den King George. — Abreiſe von da, und Ankunſt in England. . . . . — 306

Anhang.

Naturgeſchichte. . . . . . . — 309

Der Kapitaine

Portlock's und Dixon's

Reiſe um die Welt

beſonders nach

der Nordweſtlichen Küſte von Amerika

während der Jahre 1785 bis 1788

in den Schiffen

King George und Queen Charlotte ausgeführt;

herausgegeben

von dem

Kapitain Georg Dixon.

Reiſe um die Welt
in Briefen.

Erſter Brief.

Urſachen, weshalb man die Nachrichten von der Reiſe aufgeſetzt hat.

Mein beſter Hamlen,

Als ich bei meiner Abreiſe von London von Dir Abſchied nahm, drangſt Du mit 1785. Auguſt.
aller Wärme der Freundſchaft in mich, Dir nicht nur eine Beſchreibung aller der Länder und Plätze zu ſchicken, die ich zu ſehen Gelegenheit haben würde, ſondern auch eine umſtändliche Nachricht von jedem auch noch ſo geringfügigen Vorfall, der mir während meiner Wanderſchaft zur See etwa begegnen möchte. Ich werde mich mit dem größten Vergnügen bemühen, Dein Geſuch zu erfüllen, theils um Dir gefällig zu ſein, theils um für meine müßigen Stunden Beſchäftigung zu haben. Da Deine Waſſerfahrten, wo ich nicht irre, ſich nie weiter als bis nach **Deptford** *) oder nach **Blackwell** **) erſtreckt haben, ſo brauche ich

---

*) **Deptford**, ein kleiner Ort, zwiſchen der zu Southwark gehörigen Vorſtadt **Rotherhithe** oder **Rodrif** und **Greenwich**, am ſüdlichen Ufer der Themſe. Es wohnen daſelbſt lauter Schiffer, Matroſen, Wirthe, Leute welche mit Sachen zur Ausrüſtung der Schiffe handeln, und Schiffszimmerleute. Außer dem Königlichen Schiffswerfte und einem Magazine zur Ausrüſtung der Schiffe, giebt es hier auch viele Privatſchiffswerfte. F.

) In **Blackwell befinden ſich die Vorrathshäuſer der Oſtindiſchen Kompagnie. Der Ort liegt etwas weiter nach der See zu, als **Greenwich**, am nördlichen Ufer der Themſe, und nahe bei **Poplar**, welches unmittelbar mit **Stepney**, einer Vorſtadt von London am öſtlichen Ende, zuſammenhängt. Dies **Stepney** iſt die Pfarre, welche den größten Umfang unter allen

1785. Auguſt. nicht beſorgt zu ſein, daß ich Fehler in der Schiffſprache begehen möchte, da Du Dich nicht auf meine Koſten luſtig machen kannſt. Außerdem weiß ich, daß Du zu edeldenkend biſt, um mich dem Spotte der Sachverſtändigen auszuſetzen. Uebrigens ſchmeichle ich mir, daß Dir alles, was ich nur ſchicke, es ſei gut oder ſchlecht, willkommen ſein wird, wenn es auch nur darum wäre, daß es von Deinem wahren Freunde kommt.

W. B.

Graveſend, d. 29. Aug.

Zweiter Brief.

Nachricht von den Schiffen und ihrer Beſtimmung.

Mein beſter Hamlen,

Ehe ich Dir einige Vorfälle zur See erzähle, wird es wohl nöthig ſein, Dir vorläufig Einiges zu Deiner Nachricht zu melden. Vorher, ehe ich an Bord ging, hatte ich nur einen ſo unvollkommenen Begrif von der Reiſe, daß es mir ganz unmöglich war, Dir etwas von unſerer Beſtimmung zu ſchreiben. Jetzt kann ich Dir ſagen, daß man während des ſeel. Kapitain Cook's letzter Reiſe nach der Südſee bemerkte, es würde ſehr leicht ſein, einen ſehr einträglichen Handel mit Pelzwerk an der Amerikaniſchen Küſte zu ſtiften, und dieſe Waaren mit großem Vortheil in China abzuſetzen. Ob dies gleich ſchon 1780 geſchah, ſo blieb die Ausführung eines ſolchen Plans doch bis gegen das letzte Frühjahr ausgeſetzt, da einige Herren einen Freibrief von der Südſeekompagnie erhielten, und ausdrücklich zu einer privilegirten Geſellſchaft vereinigt wurden, um dieſen Handel zu ihrem beſten Vortheile zu treiben. Zu deſſen Ausführung kauften ſie nun zwei Schiffe, und lieſſen ſie mit aller Geſchwindigkeit in ſeegelfertigen Stand ſetzen.

Das größere Schiff heißt *King George* (König Georg), und ſteht unter dem Kapitain Partlock, der zugleich Oberbefehlshaber der ganzen Unternehmung iſt; das kleinere, auf dem ich mich befinde, Namens *Queen Charlotte* (Königin Charlotte,) führt Kapitain Dixon.

---

auf Erden hat; denn alle Matroſen und Seefahrer gehören zu ihr, und die auf der See geſterbenen müſſen in den Kirchenbüchern von Stepney eingezeichnet werden. Folglich gehört ein jedes engliſches Schiff auf dem Meere zu dieſer Pfarre. F.

1785. August. Dieſe Männer wurden mit Recht zu Führung dieſer Unternehmung auserſehen, da ſie nicht nur geſchickte Seefahrer ſind, ſondern auch mit Kapitain Cook ſchon die Reiſe gemacht hatten *). Sie wußten alſo ſehr wohl, welche Theile von Amerika zum beſten Handel wahrſcheinliche Hofnung gäben, und konnten ſich daher auch von dem Charakter und der Denkungsart der Eingebornen am erſten einen Begrif machen. Ueberdies ſind ſie Männer von Gefühl und menſchlicher Empfindung, und tragen die genaueſte Sorge für das Wohlſein ihres Schiffsvolks; und dies iſt bei einer Reiſe, wie dieſe, die wahrſcheinlich ſehr lange währen wird, ſehr wichtig! Nachdem ich dies vorläufig gemeldet habe, werde ich anfangen, Dich von jedem Vorfalle auf unſerer Reiſe zu benachrichtigen; aber da ich ſo eben Gelegenheit habe, dieſen Brief an Dich abzuſchicken, ſo kann ich Dir nur noch ſagen, daß ich geſund und Dein wahrer Freund bin.

W. B.

Gravesend, d. 29. Aug.

Dritter Brief.

Die Schiffe verlaſſen die Themſe — gehen zu Gravesend vor Anker — fahren von da ab — werden in den Dünen von einem ſtarken Sturme überfallen. — Ankunft der Schiffe zu Spithead.

Den 27ſten Auguſt, Sonnabend Abends, ging ich an Bord der *Queen*, und ward von meiner Speiſegeſellſchaft mit großer Höflichkeit empfangen. Dieſe beſtand aus dem erſten, zweiten und dritten Steuermanne, dem Wundarzte und dem Schreiber des Kapitains. Der Doktor **) (ein junger Schottländer von zwei und zwanzig Jahren) erklärte mir ſehr artig die Beſchaffenheit und Einrichtung unſrer Speiſe-

---

*) Da in dem Verzeichniſſe der Officiere, welche mit den Kapitainen Cook und Clerk die letzte Reiſe unternommen haben, weder Portlock noch Dixon vorkommen, ſo ſind ſie wahrſcheinlich unter den Steuermannsgehülfen (*Maſters Mate*) oder den Mitſchmännern, oder auch vielleicht des Kapitains Schreiber geweſen. F.

**) Gemeiniglich heißen die Schiffs-Wundärzte in Engliſchen Schiffen Doktoren; allein ſehr oft haben ſie wirklich promovirt. Faſt alle Schiffs-Wundärzte auf Königlichen Kriegesſchiffen, auf den Oſtindienfahrern und andren Kauffartheiſchiffen, ſind Schottländer, weil dieſe auf ihren vier Univerſitäten Gelegenheit haben, die Medicin und Chirurgie leicht und wohlfeil zu erlernen. In England koſtet dieſe Art von Studien weit mehr. F.

1785. August.

geſellſchaft, und jeden andern Umſtand, ſo weit es die Zeit erlauben wollte. Als es Zeit zum Schlafengehen ward, fand ich mich in einer traurigen Lage, denn meine Hangematte*) (*cot*) war aus Verſehen an Bord des **King George** geſchickt worden; allein mein Freund, der Doktor, erbot ſich ſehr höflich, mir eine Stelle in der ſeinigen zu geben. Ich nahm dies nur ungern an, da ich wohl einſah, daß es ihm nicht wenig beſchwerlich fallen müßte; doch, wir behalfen uns ziemlich. Ungefähr um Mitternacht brach die Hangematte, und meine Lage ward ſehr unbequem; allein ich ertrug es mit Geduld, um meinen Schlafgeſellen nicht zu ſtören. Aber „der graue Morgen im purpurnen Mantel gekleidet" war nicht leicht jemand willkommner, als die Annäherung des heutigen mir.

Weil die Lebensart, die ich nun anfing, mir ganz neu war, ſo will ich Dir doch den Plan vorlegen, den ich für mein künftiges Betragen feſtſetzte; und ich hoffe, Du wirſt mit mir darin übereinſtimmen, daß es die beſte Methode ſei, mir während meiner Reiſe ein gutes Theil Ruhe und Zufriedenheit zuzuſichern. Da ich von allen Leuten im Schiffe niemand kenne, und auch mit den Sitten und Gewohnheiten der ſeefahrenden Lebensart unbekannt bin, ſo habe ich mir vorgenommen, mich zu beiden ſo viel als möglich umzuſtimmen, oder, wie **Cheſterfield** es ausdrückt: „Allen Alles zu werden."**) Dies wird freilich, wie ich beſorge, kein leichtes Ge-

---

*) Das Wort **Hangmatte** bedeutet am Borde eines Schiffs ein von ſtarkem Kanevas gemachtes viereckiges Stück Zeug, worin der Matroſe ſeine aus Wolle verfertigte Matratze und eine Decke geſteckt hat, und welches an zwei an den Schiffbalken befeſtigten Nägeln an beiden Enden angehangen wird. Da auf dieſe Weiſe das Kopf- und Fußende dieſes ſchwankenden Bettes ſehr zuſammengezogen werden müſſen, ſo ſind dieſe ſehr unbequemen Betten in heißen Ländern äußerſt unangenehm. Die Engländer nähen einen viereckigen Rahmen von einem Bettgeſtelle in dieſe Leinwand, haben hinten und vorn Kopf- und Fußſtücke von Leinwand oder Kanevas, die an runden ſtarken Hölzern befeſtigt ſind, welche des Nachts, vermittelſt vieler an einem eiſernen Ringe befeſtigten Marlinge, an eiſerne Nägel der Schiffbalken angehängt werden; an den beiden Seiten ſind gleichfalls aufſtehende Stücken Leinwand befeſtigt, und auf dieſen Rahmen legt man die Matratze, Decke, Betttücher und Kopfküſſen. Dieſe letztere Art von Hangematte nennt man Engliſch *cot*; ſo wie die gewöhnliche *hammock* heißt. Der *cots* bedienen ſich nur die Officiere im Schiff und die Paſſagiere, die bisweilen auch ein an der Seitenwand des Schiffs befeſtigtes Bettgeſtelle haben. F.

**) Dieſe ſchöne Vorſchrift hätte der Verfaſſer nicht nöthig gehabt, erſt von einem Cheſterfield zu entlehnen, da er ſie aus einer älteren, reineren und zuverläſſigeren Quelle ſchöpfen konnte: 1. Kor. 9. v. 22. F.

1785. Auguſt.

ſchäft ſein; allein der Zweck dabei iſt wahrlich auch der größten Mühe werth, die ich mir geben kann, um ihn zu erreichen.

Ich weiß, Du lernſt ſo gern Charaktere von Menſchen kennen, daß Du ſchon ungeduldig biſt, mit meiner Schiffsgeſellſchaft bekannt zu ſein; aber ſei nur nicht zu eilfertig, vielleicht könnte ich Dir bei einer andern Gelegenheit mit einem Verſuche in Beſchreibungen gefällig werden.

Als unſer Lootſe *) an Bord gekommen und alles zur Abfahrt bereit war, lichteten wir am 29ſten Morgens um 9 Uhr die Anker, und gingen den Fluß hinab nach **Graveſend**. Die Ausſichten an beiden Seiten des Fluſſes ſind ſehr angenehm. Zwar ſind ſie nicht ſo mit herrſchaftlichen Landſitzen, oder Luſtgehölzen verſchönert, wie auf der Seite aufwärts von London; doch erſtrecken ſie ſich in die Ferne, ſind mannichfaltig und beweiſen unwiderſprechlich, daß die Natur oft alle Verfeinerungen der Kunſt übertrift.

Da die Ebbe und der Wind uns beide günſtig waren, ſo ankerten wir um 2 Uhr bei **Graveſend**. Dieſem Orte gegenüber und nahe bei ihm, liegt Tilbury-Fort, deſſen Anblick mich an Georg Alexander Stevens's Politiker **), in ſeinen berühmten Vorleſungen über Köpfe, erinnerte. Nach Mittage fuhr ich mit dem Wundarzte in einem unſrer Boote nach Graveſend, um für unſre Speiſegeſellſchaft einige Bedürfniſſe einzukaufen, und meine Neugierde mit der Beſichtigung des Ortes zu befriedigen. Ich kann Dir aber keine weitere Beſchreibung davon

---

*) Wenn Schiffe ſich einem Hafen nähern oder ihn verlaſſen wollen, ſo geben ſie ein Signal, und es kommt ſogleich, ſelbſt bei Stürmen, (wenn es nur möglich iſt, mit einem Boote in See zu gehen), an Bord des Schiffes ein Mann, der von der Obrigkeit, wegen ſeiner Bekanntſchaft mit der Küſte, dem Hafen, den Untiefen und Gefahren, beſtellt iſt, die Schiffe in den Hafen herein- oder herauszuführen; für welche Mühe er eine beſtimmte, an einigen Orten eine zu verdingende, Belohnung bekommt. Dieſer Mann heißt der Lootſe, und ſo bald man mit ihm einig iſt, befiehlt er allein auf dem Verdecke, und jeder iſt eifrig befliſſen, auf ſeine Befehle und Winke beim Steuern des Schiffes oder bei der Richtung der Seegel, zu gehorchen. F.

**) Georg Alexander Stevens war ein Mann, der in dem Entwurfe eines Charakters und in der Mimik ganz außerordentliche Talente beſaß. Er pflegte ſich über eine große Menge Köpfe, die verkleidet waren, auf dem Theater mit vielem launigen Witze und bitterer Satire auszulaſſen, und Stunden lang eine anſehnliche Verſammlung zu unterhalten. Seine Vorleſungen ſind nach ſeinem Tode von ſeinem Freunde Pilon herausgegeben worden. F.

1785. Auguſt. geben, als daß er enge und ſchmutzige Straßen hat, und daß ſeine Einwohner ihre Nahrung vorzüglich von Beſchäftigungen zur See oder auf dem Fluſſe haben.

Ob wir gleich ſchon ſo weit gekommen waren, ſo hätte doch unſere Reiſe durch folgenden Umſtand leicht ſehr verzögert werden können. Nachdem man an dieſem Abende dem Schiffsvolke die Vergleichspunkte vorgeleſen hatte, ſo weigerten ſich die Leute, dieſelben zu unterzeichnen, wenn man ihnen nicht einen höhern Sold als gewöhnlich zugeſtände. Allein dies ſchlug Kapitain Portlock gänzlich ab. Nachdem er ihnen darüber eine Zeitlang vernünftige Vorſtellungen gemacht hatte; ſo waren ſie es gutwillig zufrieden, die Reiſe anzutreten. So kam man durch Kapitain Portlock's Geſchicklichkeit glücklich über dieſe Schwierigkeit, welche ſonſt vielleicht ſehr unangenehme Folgen gehabt, oder um derentwillen man die gute Jahreszeit verſäumt hätte.

Am 30ſten des Morgens zahlte man der Mannſchaft beider Schiffe den rückſtändigen Sold, und einen Monat voraus. Dieſes Geld verwandten ſie ſogleich dazu, daß ſie von den Handelsbooten, die ſich an die Schiffe angelegt hatten, allerlei Bedürfniſſe kauften. Dergleichen Boote bleiben bei ſolchen Gelegenheiten nie aus; denn ſie wiſſen, daß ein braver Schiffsmann nicht mit gutem Gewiſſen zur See gehen kann, ſo lange er noch einen Pfennig in der Taſche hat. Da die Ebbe uns gegen 11 Uhr begünſtigte, lichteten wir die Anker, und gingen auf die Dünen zu. Das Waſſer fing nun an eine grünliche Farbe zu bekommen. Da das Schiff ſich ziemlich ſtark bewegte, ſo ward mir etwas übel; es ging aber bald vorüber, und ich bemerkte in der Folge keine weitere Anwandlung davon. Dies iſt um ſo außerordentlicher, da ſehr wenige von denen, die nie zur See gefahren ſind, von der Seekrankheit verſchont bleiben. Nun nahm die Gegend mehr das Anſehen eines Seeſtückes an, da unſere Entfernung von dem Ufer beträchtlich war, ob wir gleich das Land nie aus dem Geſichte verloren.

Der Tag war mild und angenehm, und wir kamen ohne irgend einen Vorfall gegen 8 Uhr Abends bei Margate vor Anker. Dieſer Ort wird in der ſchönen Jahreszeit von den Weibern und Töchtern der anſehnlicheren Londoner Bürger häufig beſucht. Sie kommen hieher, um das Seewaſſer zu trinken, den Rauch und Staub von London abzuſpühlen, die Manieren der Leute von Stande nachzu-

äffen,

1785. Auguſt.

äffen, den guten Leumund ihrer Nachbaren zu Grunde zu richten, und die Fehler in ihrem eigenen guten Maße ſorgfältig zu verhehlen. Da der Wind wieder günſtig ward, ſo lichteten wir früh Morgens unſere Anker, und nach einer den ganzen Tag dauernden angenehmen Fahrt, legten wir des Abends, Deal gegenüber, das Schiff bei.

Die Lage von Deal iſt ziemlich angenehm, und beſonders wohlgelegen zum Schleichhandel, der hier ſehr ſtark getrieben wird; weil hier die Dünen, welche den ankommenden Schiffen Schutz geben, ſo nahe ſind*). Ueberdies ſind die Einwohner Leute von äußerſt unternehmendem und unerſchrocknem Geiſte, die alle Gefahren verachten, und ſich über Alles wegſetzen, um das Unternommene auszuführen. Und in der That kann niemand ohne dieſe Eigenſchaften ein vollkommener Schleichhändler werden.

Da uns der Wind zuwider war, ſo lagen wir hier den ganzen $1^{\text{ſten}}$ September; allein da am Morgen des 2ten ein günſtiger Wind aufſtieg, ſo lichteten wir die Anker, und gingen unter Seegel. Die benachbarte Küſte ſcheint nicht in dem höchſten Stande der Kultur zu ſein; und doch gewährt ſie hin und wieder, beſonders bei Dover und in deſſen Nachbarſchaft, ſehr angenehme Ausſichten. Ich konnte das Schloß nicht anſehen, ohne mich zugleich an die berühmte Beſchreibung der Ausſicht von demſelben in unſers unſterblichen Shakeſpear's König Lear zu erinnern. Da der Tag ziemlich heiter war, ſo konnten wir deutlich die Küſte von Frankreich ſehen, und waren im Angeſicht von Albions Kreidehügeln, den Gegenſtänden, die einem Seefahrer nach einer langen Reiſe ſo angenehm ſind, und welche auch ich nach einigen Jahren zu meinem Vergnügen wiederzuſehen, ſehnlichſt hoffe. Wir

---

*) Der Schleichhandel ward in England zuerſt durch die hohen Auflagen, die man auf gewiſſe Waaren legte, veranlaßt. — Die Nachbarſchaft und Rivalität Frankreichs und der Niederlande trugen viel dazu bei, denſelben zu befördern. Die vielen ſeichten Stellen und Kanäle bei dem Ausfluſſe der Themſe, und die öftere Nothwendigkeit, beim Wechſel der Ebbe und Fluth zu ankern, veranlaßten, daß hier immer, ſelbſt des Nachts, Boote die ankernden Schiffe beſuchten, ihnen Kontrebande-Güter abnahmen, und ſie heimlich landeten. Die große Gefahr, wie der große Gewinn, gab den Menſchen, welche dies Gewerbe fleißig trieben, Muth, ſo daß ſie ſich oft den Zollbedienten und ſogar den Königlichen Schiffen auf der See und den Truppen auf dem Lande mit Gewalt widerſetzten und endlich ſich in großer Menge vereinigten, um ihr verbotenes Gewerbe ſicher zu treiben. In den Scharmützeln, die bei ſolchen Gelegenheiten entſtehen, verlieren oft von beiden Seiten viele Menſchen ihr Leben. F.

1785. Septemb. hatten bei unſerer Fahrt wenig Abwechſelung, bis am 5ten ein heftiger Sturm entſtand, und unſer Schiff als ein Spiel von Wind und Meer herumgeworfen ward. Ueberall war jetzt Gewirre und Unordnung; das Krachen der Schiffhölzer, das Lärmen der auf dem Verdecke hin und her laufenden Seeleute, und das Heulen der Winde zwiſchen den Maſten und Raaen vermehrte das allgemeine Getöſe.

Während dieſes Auftrittes hielt ich mich ruhig im zweiten Zimmer in einer Lage auf, die, wie Du denken kannſt, nicht eben die angenehmſte war. In der That, hätte ich den erſten Anwandlungen von Furcht nachgegeben, ſo müßte ich mehr todt als lebendig geweſen ſein; allein ich hatte Ueberlegung genug zu bedenken, daß unſer erſter und zweiter Steuermann erfahrne Seeleute wären, und daß ich, wenn wir in irgend einer großen Gefahr ſein ſollten, es wohl auf ihren Geſichtern leſen würde, die ich als ein Barometer anſah, nach deſſen Standpunkte ich meine Beſorgniſſe ſtimmen wollte. Dieſer kluge Vorſatz verminderte meine Unruhe um ein Beträchtliches; denn ich erfuhr aus ihren Reden, daß ſie hier keine große Gefahr befürchteten, außer von einem Ufer, welches unter dem Winde lag; es war aber zu unſerm Glücke Tag, und wir befanden uns weit ab vom Lande. Gegen Abend legte ſich der Sturm; dies beruhigte meine Beſorgniſſe, und ich wagte mich auf das Verdeck. Allein gütiger Gott! wie erſchrack ich, da ich die See in Berge hohen Wogen herrollen ſah, ihr Getöſe auf eine ſchreckliche Weiſe hörte, und jede Welle fürchterlich genug fand, um unſer Schiffchen zu verſchlingen.

Das Waſſer hatte am folgenden Tage ſeine gewöhnliche helle Farbe angenommen, und die ganze Natur ſah aus, als wäre ſie erneuert. Wie kräftig iſt nicht das Gleichniß des alten guten Patriarchen, da er die Unſtätigkeit ſeines Sohnes beſchreibt: „Er wird unbeſtändig ſein wie Waſſer.„*) Du wirſt mir dieſe geringfügigen Digreſſionen verzeihen. Sind ſie (wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf,) bis zur Federſpitze aufgeſtiegen, ſo mag ich ſie nicht zurückhalten; und vielleicht gefallen ſie Dir beſſer, als die regelmäßigſten Paragraphen. 1785. Septemb.

---

*) Unſere Deutſche Ueberſetzung ſagt 1. B. Moſ. 49. v. 4. Er fuhr leichtfertig dahin wie Waſſer. Herr Geb. Juſt. R. Michaelis überſetzt, beſonders in den Anmerkungen: Du haſt geſchäumet oder geraſet als vom Waſſer, und verſteht die Redensart von der Wuth, welche von der Waſſerſcheue herrührt. Die Beſchlafung eines Kebsweibes ſeines Vaters ſcheint aber wohl nicht einer krampfichten Bewegung von Waſſerſcheue ähnlich zu ſein; eigentlicher verräth dieſe Handlung Leichtſinn, Mangel an Feſtigkeit in edlen Grundſätzen, ein Hin- und Herfahren und Bewegen wie die Wellen des Meeres. F.

Mein Brief ſcheint zu einer unſchicklichen Länge angewachſen zu ſein; daher will ich nur noch anmerken, daß wir den 8ten Nachmittags hier vor Anker kamen, nachdem wir den Tag hindurch eine angenehme Fahrt gehabt hatten. Du kannſt bei der erſten Gelegenheit eine weitere Fortſetzung erwarten. Der Deinige ꝛc.

Spithead, den 9. Sept.

W. B.

Vierter Brief.

Kurze Nachricht von Spithead und Portsmouth.

Dieſer Ort liegt zwiſchen **Portsmouth** und der Inſel **Wight**, ungefähr acht oder zehn Meilen davon ab, und iſt nur ein Hafen für Schiffe, die gelegentlich einlaufen, oder für diejenigen von der Königlichen Flotte, welche unmittelbar zum Dienſte fertig liegen. Der Ort für die Schiffe, welche außer Dienſt ſind oder ausgebeſſert werden, liegt in einem engen Gewäſſer, höher hinauf, zwiſchen **Portsmouth** und **Gosport**.

Einer der erſten Gegenſtände, die mir in die Augen fielen, da wir den Anker warfen, waren die Maſten des Royal George, welches Schiff, wie Du Dich erinnern wirſt, vor einigen Jahren zu Grunde ging. Es iſt eine ſehr traurige Betrachtung, daß beinahe funfzehnhundert arme Menſchen, unter welchen manche zu den erſten Familien des Reichs gehörten, in einem Augenblicke umkommen mußten. Hier liegen viele Linienſchiffe vor Anker, deren Anblick mir ganz neu iſt; allein die ſchöne Landſchaft, welche die Inſel **Wight** dem Auge darbietet, macht die Ausſicht ganz bezaubernd. Nichts in der ganzen Natur kann einen entzückenderen Anblick gewähren, als das reizende Grün ihrer Felder und Wieſen. Ich kann nichts von der Beſchaffenheit der inneren Gegenden ſagen; aber man hat mir erzählt, ſie komme wenigſtens der Küſte gleich. Wenn dies wahr iſt, ſo muß es ein wünſchenswürdiger Aufenthalt für die ſein, welche die ländliche Einſamkeit lieben.

Spithead iſt ein vortreflicher Markt, auf dem der Landmann ſeine mannichfaltigen Erzeugniſſe gut abſetzt; denn die Menge der beſtändig hier liegenden Schiffe verzehrt mehr, als derſelbe ihnen nur immer ſchaffen kann. Gemeiniglich werden die

1784. Septemb. Sachen gut bezahlt, beſonders wenn es Krieg iſt; indeß kauften wir für unſre Speiſegeſellſchaft lebendige Thiere und andere Bedürfniſſe; z. B. Schweine, Gänſe, Hühner, Kaninchen und Enten; ſo wie auch Schinken, Käſe, Butter, Zwiebeln, Kartoffeln ꝛc. zu billigen Preiſen.

Unter den hier vor Anker liegenden Kriegesſchiffen, iſt auch der Goliath von 74 Kanonen, unter dem Befehle des Ritter Hyde Parker. Herr Lauder (unſer Wundarzt) war in dem Schiffe Unterwundarzt geweſen; und da er auf demſelben viele Bekannte hatte, ſo lud er mich höflich ein, mit ihm dahin zu gehen. Du kannſt verſichert ſein, daß mir die Gelegenheit meine Neugierde zu befriedigen beſondres Vergnügen machte, und daß ich daher ſeine Einladung mit Freuden annahm. Wir blieben zwar einige Stunden im Schiffe; allein ich bin in Seeſachen zu unerfahren, als daß ich Dir eine nur erträgliche Beſchreibung von einem Kriegesſchiffe geben könnte. Ja, ich wäre es ſelbſt dann nicht im Stande, wenn ich auch die dazu erforderliche Geſchicklichkeit hätte; denn da ich niemand kannte, und der Doktor ganz mit ſeiner vorigen Speiſegeſellſchaft beſchäftigt war, ſo konnte ich wohl niemand ſchicklich Fragen vorlegen. Das kann ich Dir aber doch erzählen, daß man die Verdecke, und ſogar jede Treppe und jeden engen Gang, ſo reinlich und ſauber hielt, wie eine gute hausmütterliche Bauerfrau ihre Teller. Die Schiffe haben zwar lange nicht ſo viele Leute am Bord, als zur Kriegeszeit; allein man erzählte mir, auch ſogar dann würde eben ſo ſorgfältig auf Reinlichkeit gehalten. Dies mag wohl vor Zeiten nicht ſo geweſen ſein, bis man durch unumgängliche Nothwendigkeit von dem Nutzen der Sache überzeugt worden iſt. In deſpotiſchen Staaten ſieht man freilich den gemeinen Mann in gehöriger Unterwürfigkeit gehalten; aber ein Engländer kann dieſe nur ſchlecht erdulden, indem Freiheit und Freiheitsſinn bei ihm angeborne Grundſätze ſind. Indeß iſt doch der Kapitain eines Kriegesſchiffes, wie ich weiß, deſpotiſcher, als der unabhängigſte Monarch. Zuweilen mag die Vorſicht dieſe unbeſchränkte Uebung der Gewalt nothwendig machen; denn ein Kriegesſchiff iſt ſo wie ein Kloak: ein Behältniß der lüderlichſten und gottloſeſten Menſchen. Wir ſpeiſeten im Schiffe mit mehr als zwanzig Mitſchmännern, Unterwundärzten ꝛc. und es ging dabei alles mit der größten Ordnung, Wohlanſtändigkeit, und mit einer Höflichkeit zu, die ich gar nicht auf der See erwartete, und welche, wie ich glaube, wohl nicht allezeit Statt haben mag; denn Harmonie, Wohlſtand, ja ſogar Sittlichkeit ſind daſelbſt ſehr oft gänzlich verbannt. 1785. Septemb.

Von der Stadt Portsmouth kann ich nicht viel ſagen, da ich mich nur wenige Stunden darin aufgehalten habe. Man hat mich verſichert, es ſei der am beſten befeſtigte Platz im Königreiche, und das will ich gern glauben. Rechnet man die Königlichen Schiffswerfte und andere öffentliche Anſtalten ab, ſo iſt die Stadt unbeträchtlich, ob ſie gleich die gröſste in dieſem Theile des Landes iſt. Zu Kriegeszeiten pflegen die Wirthe in den Gaſthöfen und andern öffentlichen Häuſern übertriebene Rechnungen zu machen; denn vermuthlich finden ſie, wie wahr das Sprichwort iſt: „die Seefahrer verdienen ihr Geld wie Pferde, und verthun es wie Eſel.“ Indeß iſt es doch nicht immer ſo; ich aß zu Abend mit unſerm erſten Steuermann und einem Verwandten des Kapitain Dixon in dem Wirthshauſe zum Stern und Hoſenbande, wo wir den Abend ſehr fröhlich zubrachten, und das man für eins der theuerſten Häuſer hält. Aber ob wir gleich die ganze Bewirthung vortreflich fanden, ſo war die Rechnung doch ſehr billig.

Es leben hier viele Juden, welche hauptſächlich in einer Straße wohnen, die daher Jewſtreet (die Judenſtraße) heißt; ferner eine große Menge feiler Dirnen von der niedrigſten Klaſſe, die allemal zu Kriegeszeiten von dem Solde und den Priſegeldern der unvorſichtigen Seeleute eine reiche Erndte halten.

Da nun unſere hieſigen Geſchäfte (nehmlich das Auffüllen unſrer Waſſerfäſſer, das Anſchaffen von Schiffsbedürfniſſen ꝛc.) beendiget ſind, ſo werden wir mit dem erſten guten Winde abſegeln; aber Du kannſt noch von Guernſey aus, wo wir auch hingehen ſollen, eine Fortſetzung meiner Nachrichten erwarten. Lebe wohl. Der Deinige ꝛc.

Spithead, den 14. Sept. W. B.

Fünfter Brief.

Fahrt von Portsmouth nach Guernſey — Gefahr bei den Felſen, welche die Kasketts genannt werden — Ankunft zu Guernſey — Beſchreibung davon.

Meinem Verſprechen zufolge, ſetze ich mich nieder, um Dir weitere Nachricht von unſerer Fahrt zu geben, obgleich ſo ſtarker Wind iſt, und das Schiff, (unge-

1785. Septemb. achtet man es mit zwei Ankern befeſtigt hat), ſich ſo heftig bewegt, daß ich nur mit Mühe leſerlich ſchreiben kann.

Wir verlieſſen Spithead am 16ten dieſes, Morgens um 8 Uhr, und gingen um 11 Uhr bei St. Helen's vorbei. Allein, da uns der Wind entgegen und das Wetter trübe und feuchte war; ſo kehrten wir nach der Rhede*) von St. Helen's zurück, und kamen des Abends vor Anker. Um 7 Uhr des nächſten Morgens lichteten wir den Anker, und gingen unter Seegel. Das Wetter war dieſen und die zwei folgenden Tage hindurch gelinde, und der Wind veränderlich. Am Borde des Schiffes King George befanden ſich verſchiedene Frauenzimmer, die eine Spatzierfahrt nach Guernſey machen wollten; um ſie zurückzubringen, begleitete uns ein unſern Schiffseigenthümern zugehöriger Kutter**) von Gosport. Am 19ten des Abends warfen wir den kleinen Flußanker (*kedge,*) und der Kutter ward am Hintertheile unſeres Schiffes mit einem ſtarken Taue befeſtigt; allein ungeachtet des ſehr gelinden Wetters war doch die Fluth ſo reiſſend, daß das Tau zerriß und der Kutter davon trieb. Ein Blatt an unſerm Anker brach gleichfalls ab; doch hatte dieſer Unfall keine ſonderliche Folgen. Ob ich gleich nur ein angehender Seemann bin, ſo war ich doch ſchon in Gefahr, wie Du wiſſen wirſt, wenn Du Dich an den Sturm erinnerſt, den wir einmal Beachy Head***) gegenüber hatten; und nun war ich dazu beſtimmt, durch eine entgegengeſetzte Urſache, nehmlich durch eine Windſtille, *noch einmal in eine weit ärgere Lage zu kommen.* Dieſes muß Dir ganz außerordentlich ſcheinen; denn ihr Leutchen, die ihr nie Salzwaſſer geſehen habt, müßt nothwendig glauben, es ſei das erwünſchteſte Wetter, wenn die Luft heiter und das Waſſer glatt iſt. Am 20ſten Nachmittags ſahen wir die

---

*) Rhede unterſcheidet ſich von einem Hafen. Dieſer iſt ein nahe am Lande befindlicher Ankerplatz, der von zwei, drei und mehr Seiten gegen die Winde durch Land, oder Inſeln oder Riefe gedeckt wird; jener hingegen ein weiter vom Lande entfernter offener, höchſtens an Einer Seite gegen die Winde gedeckter Ankerplatz. F.

**) Kutter, ein einmaſtiges kleines Schiff, welches beinahe, ſo wie eine Sluhp (*Sloop*) zugetakelt iſt. Dieſe Schiffe tragen viele Seegel, gehen ſcharf am Winde, und ſind ſchnell. Daher bedienen ſich ihrer die Schleichhändler im Kanale, und jetzt auch die Zollhaus-Küſtenbewahrer in England. F.

***) Beachy Head iſt ein ſteiles Vorgebirge in der Grafſchaft Suſſex, zwiſchen Haſtings und Seaford. F.

Kaskets, (Käſtchen), einen Haufen Felſen, denen die Seefahrer, wie ich vermuthe, wegen ihrer Aehnlichkeit, den Namen beigelegt haben. Dieſe Felſen ſind den Seefahrenden vielleicht gefährlicher geweſen, als wohl jemals die ſo berühmten Scylla und Charybdis den Alten. Die Fluth trieb uns gerade auf ſie zu: wir hatten gar keinen Wind, und folglich konnte das Schiff auf keine Weiſe regiert werden. Abends gegen 8 Uhr waren wir nur noch etwas mehr als eine Seemeile, (eine deutſche Viertel-Meile) davon ab. Wir hatten zwar mit dem Senkbleie 18 oder 20 Faden (Klafter) Grund; allein der Boden beſtand aus lauter ſcharfen Felſen, ſo daß, wenn wir auch aus Noth hätten Anker werfen müſſen, doch kaum die geringſte Wahrſcheinlichkeit vorhanden war, daß es uns irgend etwas helfen könnte. Allein um 9 Uhr änderte ſich die Fluth, und alle Beſorgniſſe waren nun vorbei. Dieſer Umſtand wird Dir auf einmal zeigen, daß *Windſtillen*, wenn man dem Lande nahe iſt, zuweilen gefährlicher ſind, als heftige Stürme. 1775. Septemb.

Am 21ſten gegen 1 Uhr, brachten uns unſere Schiffseigenthümer einen Lootſen an Bord, (denn der Hafen von Guernſey lag recht vor uns) um uns einzuſteuern. Es war lächerlich, daß der Mann ſich ſtellte, als könnte er nicht Engliſch ſprechen, und wir hatten niemand am Bord, der Franzöſiſch verſtand; doch wir fanden bald, daß dieſer Monſieur etwas Engliſch konnte, da man ihm zu verſtehen gab: wenn er unſre Sprache nicht wüßte, ſo würden wir genöthigt ſein, uns nach einem andern Lootſen umzuſehen*).

Wir ankerten Abends gege 6 Uhr, bei feuchtem und trüben Wetter, auf der Rhede von Guernſey. Du wirſt wohl von mir erwarten, daß ich etwas von dieſem Orte ſage, und ich will Dir auch gern alle die Nachrichten, die ich nur kann, mit Vergnügen mittheilen, obgleich meine Beſchreibung beſchränkter ausfallen wird,

---

*) Die Inſeln Jerſey, Guernſey, Sark und Alderney, welche auf der Küſte von der Normandie liegen, gehören der Krone England, als die einzigen Ueberbleibſel von ihren vormaligen Beſitzungen in Frankreich. Die Einwohner ſprechen alle Franzöſiſch, doch verſtehen die mehreſten auch Engliſch. Die groſe Abneigung der Engländer gegen die Franzoſen pflanzt ſich beſonders bei dem gemeinen Manne und dem Schiffahrer fort; daher kommt es denn auch, daß nur äußerſt wenige Engliſche Seeleute, ſelbſt unter den Officieren, die Franzöſiſche Sprache ſprechen oder verſtehen. In dem Schiffe Reſolution befand ſich, außer dem Doktor Sparrmann, meinem Sohne und mir, nur ein einziger Mitſchmann, Namens Syms, deſſen Mutter von Franzöſiſcher Abkunft war, und der daher Franzöſiſch verſtand. F.

1785. Septemb. als ich es wohl wünſchte. Indeß kannſt Du doch verſichert ſein, daß ich nie die Gränzen der Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit verlaſſen werde, um meine Erzählung anſchwellen zu können. Das Schloß ſteht auf einem vom Meere gänzlich umgebenen Felſen, etwa drei Viertelmeilen weit von der Stadt; allein es hat nichts von dem Gothiſchen Geſchmacke an ſich, welchen Gebäude dieſer Art gemeiniglich haben. Es iſt ſehr niedrig, und, wie ich glaube, ſehr alt. Seit Kurzem hat man den größern Theil deſſelben ausgebeſſert; daher ſieht es denn wie lauter Flickwerk aus. Es iſt mit einer Menge Kanonen und einer Wache von Soldaten beſetzt; allein die Zahl von Beiden kann ich nicht genau beſtimmen. Es dient auch zum Gefängniſſe für die ganze Inſel, ſowohl in Civil- als in Kriminalfällen. Das Einzige wodurch die Rhede auf der wir lagen, ſich für Schiffe die hier vor Anker ſind, empfiehlt, beſteht darin, daß ſie vortreflichen Ankergrund hat. In anderer Rückſicht iſt ihre Lage ſchlecht, da ſie den Winden ſehr offen ſteht; allein die Einwohner haben einen vortreflichen Ort, dicht an der Stadt, worin ſie ihre eigenen Schiffe halten, und der gegen jeden Wind und alles Wetter geſichert iſt. Guernſey liegt an der Seite eines ziemlich ſteilen Hügels, der einen ſteinigen oder vielmehr felſigen Boden hat. Es beſteht aus verſchiedenen Straßen, welche finſter, enge und unbequem, aber allezeit rein ſind; theils wegen ihres harten Bodens, theils auch wegen ihres Abhanges, vermöge deſſen bei dem geringſten Regenſchauer aller Koth oder Unreinigkeit weggeſpühlt wird.

Die Häuſer ſind durchgehends von einem groben Sand und Kalkſteine gebauet; nur wenige davon ſcheinen bequem zu ſein, und elegant iſt gar keins. Man ſcheint ſelbſt bei den neueſten nur auf Schicklichkeit Rückſicht genommen zu haben. Die Inſel iſt, wie ich glaube, nicht ſehr volkreich, und die mehreſten ihrer Einwohner werden zur Schiffahrt angeführt; und ſo iſt vielleicht nicht ihre Unfruchtbarkeit, ſondern vielmehr Mangel an gehöriger Bearbeitung, Schuld daran, daß ſie nicht alle Bedürfniſſe des Lebens in hinlänglicher Menge erzeugt. Dieſer Mangel wird wenig empfunden; denn da die Guernſey-Kreuzer ſtets an der Küſte von England liegen, deſſen fruchtbare Ebenen die Arbeiten des ſorgfältigen Landmannes ſo reichlich belohnen: ſo bringen ſie von da alles, was ſie bedürfen, zu wohlfeilen Preiſen mit nach Hauſe.

1785. Septemb.

Die Kaufleute, welche ſich zu Guernſey aufhalten, ſind zahlreich, und einige derſelben wohlhabend. In Kriegeszeiten rüſten ſie eine Menge Kaper aus, und ſind überhaupt genommen ziemlich glücklich; aber ich möchte faſt glauben, daß mehr Liebe zum Gewinn, als Liebe zu ihrem Vaterlande, ſie zu dieſen Unternehmungen antreibt. Was ihren Handel betrift, ſo beſteht er vorzüglich im Schleichhandel, der ins Große geht, indem er ſich nicht bloß auf ihre Nachbaren die Franzoſen, ſondern auch auf Spanien, Portugall und das Mittelländiſche Meer erſtreckt. In ihrem Gottesdienſte, den ſie nach den Engliſchen Kirchengebräuchen verrichten, ſollen ſie ſehr genau ſein, und den Sonntag mit ſehr großer Pünktlichkeit feiern. Du wirſt ſagen: dies ſtimmt ſchlecht mit ihrem Leben überein, welches eine beſtändige Uebertretung göttlicher und menſchlicher Geſetze iſt. Ich bin zwar eben der Meinung; allein ich hebe mir dieſen ſcheinbaren Widerſpruch dadurch, daß ich vorausſetze, der Text im Evangelium: Gebet dem Kaiſer ꝛc. ꝛc. ſei aus ihren Ausgaben der Bibel ausgelaſſen, und Freiheit, Eigenthum und keine Acciſe, der erſte Grundſatz ihrer Magna Charta.*) Uebrigens haben ſie von ihren häufigen Scharmützeln mit den Engliſchen Zollhausbedienten einen Vortheil. Da ſie nehmlich wiſſen, wie geſetzwidrig ſie handeln, ſo härten ſich ihre Mannsperſonen gegen alle Gefühle der Menſchlichkeit ab; und da ſie auf die Art ganz fern von aller Menſchenfreundlichkeit ſind, ſo fechten ſie wie Teufel; und man kann hauptſächlich dieſem Umſtande die großen Vortheile bei ihren Kapereien zuſchreiben. Die vorzüglichſten Waaren, mit denen ſie handeln, ſind Weine, Brandtweine ꝛc. ꝛc. Dieſe zahlen, wie Du wohl weißt, in England hohen Zoll, und verdienen daher ihre Aufmerkſamkeit am meiſten. Der Thee war gleichfalls

---

*) Der Engländer hält perſönliche Freiheit und ſichern Beſitz ſeines Eigenthums, welche ihm durch den vom Könige Johann 1215 den 19ten Junius den Ständen ausgefertigten Freibrief, den man gemeiniglich *Magna Charta* nennt, zugeſichert ſind, für ſo große Wohlthaten, daß er die Worte *liberty and property* (Freiheit und Eigenthum) ſtets im Munde führt, und ſie bei Gelagen als Geſundheit ausbringt. Da die Einwohner von Guernſey die Wohlthaten der gelinden Engliſchen Regierung genieſſen, aber auch keine Auflagen vom Brandtweinbrennen und der Einfuhr des Weins geben, und durch den Schleichhandel dieſe und andere in England mit Zoll und Acciſe hochbelegten Artikel aus Frankreich in England heimlich einbringen: ſo iſt ihnen die Acciſe ſehr verhaßt. F.

1785. Septemb. eine Stapelwaare; allein, da Herrn Pitt's Bill die Abgaben davon vor kurzem ſo ſehr herunter geſetzt hat, ſo bekümmern ſie ſich nicht mehr um dieſen Artikel.

Die wenigen Frauenzimmer, die ich hier ſah, waren gar nicht ſchön. In der That konnte man gar nicht beſtimmen, was für einen Teint ſie hätten, da ſie ſo reichlich mit Schminke und Puder belegt waren. Ihre Sprache ſcheint eine Miſchung von ſchlechtem Franzöſiſch mit einer Provinzialmundart zu ſein, wodurch ſie zu einem Kauderwälſch wird, das allen Menſchen, außer ihnen ſelbſt, unverſtändlich iſt. Doch der größte Theil von den Einwohnern der Stadt ſprach ziemlich gut Engliſch.

Unſer vorzüglichſtes Geſchäft beſtand hier darin, daß wir einige Artikel aus dem King Georg an Bord unſers Schiffes einnahmen, und für das Schiffsvolk einen Vorrath von Brandtwein auf die ganze Reiſe einlegten. Dies iſt nun vollendet, und wir warten nur auf einen günſtigen Wind, um unſre Anker lichten und unſre Reiſe fortſetzen zu können. Ach!.. Ich kann nicht umhin zu ſeufzen, wenn ich daran denke, wie bald ich Gott weiß wie weit von .... Doch weg mit allen trübſinnigen Gedanken! Glaube, daß ich ſo lange ich lebe, ſtets bin ꝛc. ꝛc.

Guernſey, den 25. Sept.

W. B.

Sechſter Brief.

Abreiſe von Guernſey. — Wir finden im Meere ein Faß mit Wein — gehen bei Madera vorbei, und ſchicken von da Briefe nach London.

Am Schluſſe meines letzten Briefes meldete ich Dir, daß wir, um Guernſey zu verlaſſen, nur auf einen günſtigen Wind warteten. Dieſer erfolgte glücklicherweiſe den Tag darauf, nehmlich den 26ſten September, und wir ſtachen nun in See. Am 27ſten ſahen wir ſieben Inſeln, in der Entfernung von etwa ſieben großen Seemeilen *). Am 28ſten ward unter die Schiffsleute geſalzenes Fleiſch ausgetheilt. Ich ſehe ſchon zum voraus, daß, wenn ich Dir, Deinem Verlangen gemäß,

---

*) Die Engliſchen Seemeilen ſind einer deutſchen Viertel- oder geographiſchen Meile gleich, und alſo gehen 60 auf einen Grad. Allein drei von dieſen Seemeilen gehen auf eine große Seemeile (*League*, *lieue*, *Leuca*, eine Stunde), deren alſo 20 einen Grad ausmachen. Die Engliſchen ſtatutariſchen Landmeilen ſind kleiner, als die gewöhnlichen Seemeilen; denn es gehen 69½ ſolcher Landmeilen auf einen Grad. F.

1785. Oktober.

jeden Umſtand ſchreibe, ich meine Briefe zu einer abgeſchmackten Wiederholung langwieriger und geringfügiger Vorfälle machen werde. Mir dünkt, ich ſehe, wie Du hier im Leſen anhältſt, und lächelnd für Dich hin murreſt: „Wo zum Teufel denkt der Menſch hin? Er iſt doch gewiß nicht ſo eitel, zu denken, ſelbſt das Beſte in ſeinen Briefen ſei etwas mehr, als ein Haufe abgeſchmackten, langweiligen Zeuges?“ Gut, wenn das Deine Meinung iſt, ſo bin ich von Herzen gern mit Dir einſtimmig; denn wäre auch meine Geſchicklichkeit größer, ſo würde es mir doch unmöglich ſein, allezeit Wiederholungen zu vermeiden.

Am 30ſten theilte man Grog (Brandtwein und Waſſer) aus, und Alles war daher lebhaft und vergnügt. Du mußt aber nicht denken, daß dieſe Anmerkung auch unſre Speiſegeſellſchaft angeht; denn wir hatten, die gewöhnliche Schiffsportion abgerechnet, einen anſehnlichen Vorrath von Brandtwein, den wir für uns gekauft. Nach unſrer Abreiſe bekamen wir einen heftigen Wind; daran war ich aber ſchon gewöhnt. Ehe ich Dir einen Vorfall berichte, der ſich am 2ten Oktober zutrug, muß ich Dir ſagen, daß wir den Sonntag auf eine ehrerbietige und ordentliche Weiſe feiern. Alle erſcheinen, wie der Spectator ſich bei einer ähnlichen Gelegenheit von Landleuten ausdrückt: „mit ihrem reinlichſten Anſehen und in den beſten Kleidern, nachdem ſie den Wuſt der letzten Woche weggeräumt haben,“ und beſchäftigen ſich mit dem Leſen guter Bücher, weil man, wenn es nur vermieden werden kann, keine Dienſtarbeit thun läßt.

Am 2ten gegen Mittag, ſah einer von den Schiffsleuten in der Entfernung etwas auf dem Waſſer ſchwimmen. Dies erregte jedermanns Neugier, und wir wünſchten es in der Nähe zu ſehen; aber da wir nur wenigen oder gar keinen Wind hatten, ſo ließ ſich das Schiff nicht vom Steuer lenken. Wir machten uns fertig ein Boot auszuſetzen; allein die Scheibengewinde waren nicht zur Hand. In dieſer Verlegenheit wünſchten verſchiedene von den Schiffsleuten, über Bord zu ſpringen, um zu ſehen, was das wäre, was uns ſo aufmerkſam gemacht hatte, und um es aufzunehmen, falls es ſich der Mühe lohnte. Anfangs war Kapitain Dixon dawider, weil er die Haifiſche oder andere Anfälle beſorgte; allein es blieb kein anderes Mittel zu wählen übrig, da der erwartete Fund mit jedem Augenblicke weiter trieb. Er erlaubte es alſo zweien Schiffsleuten; dieſe waren nun ſogleich im Waſ-

1785. October. ſer, und fanden, daß es ein großes Faß wäre, das ganz mit der Art von Schaalenthieren bedeckt war, die man die Meereichel (*Lepas balanus L.*) nennt. Sie brachten es ſogleich an die Seite des Schiffes, und wir zogen es auf. Es war unſtreitig ſchon lange im Waſſer geweſen; denn man konnte die Schaalenthiere nur mit Mühe abſchaben, ja ſie hatten ſich ſo gar beinahe durch das Holz durchgefreſſen *). Bei näherer Unterſuchung fand man, daß es ein Oxhoft rother Franzöſiſcher Wein war. Dies konnten wir mit Recht als einen Fund anſehen; doch war der Gedanke traurig, daß nicht leicht ein Schiff das Faß würde über Bord geworfen haben, wenn es nicht die größte Noth erfordert hätte, und daß wir alſo nur aus dem Unglücke Anderer Vortheil zögen.

Bis zum 13ten trug ſich nichts merkwürdiges zu. Zwar hatten wir ein paar oder gar drei Schiffe bemerkt; allein in einer ſolchen Entfernung, daß man nicht entſcheiden konnte, aus welchem Lande ſie wären **). Des Morgens früh an dem angegebenen Tage ſahen wir die Inſel Porto Santo in der Entfernung von ſechs großen Seemeilen, (Du mußt nehmlich wiſſen, daß eine große Seemeile [*league*] drei gemeine Seemeilen iſt;) und Madera noch etwas näher. Da das Wetter ſchön und heiter war, ſo fuhren wir eine Meile weit vom Lande längs demſelben hin. Dieſe Inſel, welche in der handelnden, oder vielmehr, in der üppigen Welt, wegen ihres Weines ſo berühmt iſt, ſcheint bergig aber nicht auf eine unangenehme Art, indem das Land bis an das Meerufer hin ſanft und allmählig abhängt. Die zahlreichen Weinberge ſind voll reifer Bündel der ſaftvollen Trauben, welche den ſorgfältigen Winzer zum Keltern einzuladen ſcheinen, werden aber hin und wieder von andern Pflanzungen unterbrochen, ſo wie auch von Klöſtern und anderen der gottesdienſtlichen Eingezogenheit gewidmeten öffentlichen Gebäuden. Dieſe ſcheinen hier ſehr zahlreich zu ſein, und erinnern mich an Foote's Mutter Cole, welche

---

*) Die Seeeichel allein hätte wohl nicht Löcher durch das Faß bohren können; es mögen wohl überdies Bohrmuſcheln, (*Pholas*.) Pfahlwürmer, (*Teredo*.) und Wurmröhren (*Serpula*.) ſich auf dem Faſſe angeſetzt, und Löcher in das Holz gefreſſen haben. F.

**) Der Seemann hat durch die Erfahrung ein ſo geübtes Auge, daß er, ſelbſt ohne die Flagge eines Schiffes zu ſehen, ſchon aus dem Baue deſſelben, aus der Beſchaffenheit und dem Schnitte der Seegel und der Tauwerke, und aus tauſend andren Kleinigkeiten, die er mit Hülfe der Ferngläſer unterſucht, ſogleich beſtimmen kann, zu welcher Nation das Schiff gehöre. F.

über die grauſamen Böſewichter klagt, „die ſolche ſüße junge Geſchöpfe auf Lebenslang einſperren“ ꝛc. **Funchal**, die Hauptſtadt der Inſel, iſt, wie es ſcheint, ganz voll gottesdienſtlicher Gebäude, und hat gerade Straßen. Hiermit mußt Du Dich begnügen; denn ich habe keine andere Gelegenheit, die Stadt zu ſehen, als durch einen Tubus in der Entfernung von drei Seemeilen. 1785. Oktober.

Als ich meinen Brief anfing, war ich noch nicht gewiß, ob ich ſo glücklich ſein würde, eine Gelegenheit zu finden, mit der ich ihn von Madera abſchicken könnte; allein da wir der Bai gerade gegenüber kamen, ſo fanden wir hier zwei Königliche Schiffe, die nach England ſegeln ſollten; und wir haben ſo lange beigelegt, bis die Packete fertig ſein werden.

Wenn ich mich recht beſinne, ſo habe ich Dir die Zahl der Schiffsleute, die wir am Borde haben, nicht gemeldet, als ich Dir von unſeren Schiffen und ihrer Beſtimmung zuerſt Nachricht gab. In unſerm Schiffe ſind überhaupt, den Kapitain **Dixon** mit eingeſchloſſen, zwei und dreißig Mann; auf dem Schiffe **King George** aber beinahe, wo nicht ganz, noch einmal ſo viel. Doch manche von dieſen ſind noch Kinder, und gehören angeſehenen Leuten an, welche ſie dem Seedienſte widmen wollen, und, wie ich muthmaße, der Meinung waren, ſie könnten nichts Beſſeres thun, als ſich dieſer Gelegenheit bedienen, um ſie frühzeitig zu dieſer Lebensart anführen zu laſſen. Um dies recht gehörig zu thun, hat Kapitain **Portlock** einen jungen Menſchen aus der mathematiſchen Schule in Chriſt's Hoſpital an Bord genommen, der ſie im theoretiſchen Theile der Schiffarth unterrichten ſoll, indeß Er ſie im praktiſchen übt.

Unter den „Veränderungen und Zufällen dieſes vergänglichen Lebens“ ſiehſt Du nun Deinen Freund dazu beſtimmt, verſchiedene Jahre von dem ſeinigen, wenn die Vorſehung es ihm friſtet, in einer gänzlichen Entfernung von der geſchäftigen Welt zuzubringen. Einem Einſiedler würde dies ſehr wünſchenswürdig ſein; aber ich kann nicht ſagen, daß dies mit mir der Fall iſt. Du könnteſt vielleicht einwenden: ich ſei des Vortheils eines angenehmen Umganges nicht ganz beraubt. . . . Wohl wahr . . . allein Du mußt wiſſen, daß ich, außer mit meiner Tiſchgeſellſchaft, wenigen Umgang habe; und da die Seeleute gemeiniglich Seediskurſe füh-

1785. Oktober. ren, und darin ſo zu Werke gehen, daß man wohl ſieht, ſie haben die Vernunftlehre beim Studieren überſchlagen, ſo kann meine Unterhaltung nicht ſehr groß ſein.

Oft gehe ich ganzer vier Stunden auf dem Verdecke, ohne ein Wort zu ſprechen: in dieſer Zeit beſchäftige ich mich mit Betrachtungen über mancherlei Gegenſtände, und ich habe mir vorgenommen, meine Gedanken aufzuſetzen, theils zu meinem Vergnügen, theils um Deine Anmerkungen darüber zu ſehen, die ich Dich freimüthig zu machen bitte. Unſres Kapitains Briefe ſind fertig, das Boot wartet. Lebe wohl. Ich bin ſtets der Deinige.

Auf der Bai vor Funchall, (Madera)
den 14. Oktober.

W. B.

Siebenter Brief.

Die Schiffe ſegeln vor Palma, Ferro, Bonaviſta vorbei — Ankunft zu St. Jago und Verhandlungen daſelbſt.

Giebt es für mich noch irgend ein größeres Vergnügen, als das an Dich zu ſchreiben, ſo habe ich es dann, wenn ich meine Füße wieder auf feſten Boden ſetze. Hieraus wirſt Du ſchon ſchließen können, daß ich am Lande geweſen bin, und folglich eine Beſchreibung dieſer Inſel erwarten. So gut als ich ſie geben kann, ſteht ſie Dir zu Dienſten; aber erſt laß mich meine Erzählung da wieder anfangen, wo ich ſie abbrach.

Nachdem wir unſre Briefe an Bord der Kriegesſchiffe geſchickt hatten, verlieſſen wir Funchall-Bay, und nahmen bei gemäßigtem Winde und ſchönem Wetter unſern Lauf nach San-Jago.

Am 16ten ſahen wir Palma und Ferro, (zwei von den Kanariſchen Inſeln), die uns in der Entfernung von 12 großen Seemeilen nach Süden bei Oſten lagen. Du wirſt vielleicht lächeln, daß ich die Lage und Abſtände der Oerter angebe; aber ich muß Dir ſagen, daß dies methodiſch und ſeefahrermäßig iſt: dies wird mich, wie ich hoffe, nicht nur gegen Deine Anmerkungen ſchützen, ſondern auch Deinen Beifall verdienen *).

---

*) Auf dem Verdeck der Königlichen oder Kriegesſchiffe wird eine Tafel gehalten, an welcher der wachthabende Pilotengehülfe (*Maſters mate*) alle halbe Stunden oder Stunden die Richtung oder den Lauf des Schiffes, deſſen Schnelligkeit, den Wind, das Wetter überhaupt, die geſehenen Län-

1785. Oktober.

Am 19ten befanden wir uns im zwei und zwanzigſten Grade N. Br. Da wir heitern Himmel hatten, ſo war das Wetter heiß und ſchwül. Unſere Decken waren ſehr leck, und unſere Zimmerleute ſehr ſtark damit beſchäftigt, ſie zu kalfatern.

Früh Morgens am 24ſten ſahen wir die Inſel **Bonaviſta** in der Entfernung von ſieben großen Seemeilen. Wenn ich nicht irre, erblickte **Kolumbus**, als er auf die Entdeckung einer **neuen Welt** ausſeegelte, dies Eiland zuerſt *). Um 10 Uhr war die Inſel **Mayo** gegen N. N. O. vier, und **St. Jago**, (unſer künftige Hafen), acht große Seemeilen weit von uns entfernt.

Aus der Geographie wirſt Du wohl wiſſen, daß dieſe Eilande mit unter den **Kapverde-Inſeln** ſind, die den Portugieſen gehören. Um Mittag kamen wir in **Porto Praya Bay** auf St. Jago, in acht Faden Tiefe, vor Anker. Das Aeußerſte von dem Lande, welches die Bay einſchließt, war von O. bei Süden bis Südweſt gelegen. Das Fort und Schloß **) lag uns N. W. bei Weſt, und der Abſtand vom Ufer betrug zwei Seemeilen.

Die Inſel **St. Jago** liegt unter dem 14. Gr. 54 M. N. Br. und unter dem 23. Gr. 29 M. W. Länge. Ihren Umfang kann ich nicht mit Gewißheit

---

der, ihre Lage und Entfernung, die geſehenen Schiffe und andere Vorfälle anmerkt. Alle Tage um 12 Uhr Mittags wird der Inhalt dieſer Tafel, nebſt der obſervirten Breite, der beobachteten Abweichung der Magnetnadel, der Beobachtung der Länge u. ſ. w. von dem Piloten (*Maſter*) in das Schiffsjournal eingetragen. Dieſes trägt dann ein jeder Officier am Bord des Schiffes in ſein beſonderes Journal ein, und vermehrt es mit ſeinen eigenen Anmerkungen. Aus dieſem oder einem ähnlichen Journale konnte der Verfaſſer dieſer Reiſebeſchreibung leicht die Lagen und Abſtände der geſehenen Länder in ſein Tagebuch eintragen, ohne dabei zu verſtehen, wie man mit dem Kompaſſe dieſe Lagen beſtimmt und die Abſtände ſchätzt. F.

*) Seitdem **Chriſtopher Colom** die Kanariſchen Inſeln verlaſſen hatte, ſah er kein Land, bis er die Inſel **Guanahani**, eine von den Lukaviſchen Inſeln, entdeckte, die er **San Salvador** nannte. Antonio Herrera ſagt dies ausdrücklich im 12ten Kapitel des 1ſten Buchs der 1ſten Dekade ſeiner *Hiſtoria general de los hechos de los caſtellanos, en las Islas y tierra firma del Mar Oceano. Madrid.* 1601. Fol. Es iſt alſo ungegründet, daß er die Inſel Bonaviſta geſehen habe. F.

**) Im Jahre 1772 beſtand dies Fort bloß in einigen Häuſern und einer Kirche, welche auf einem nahe nach der See zu liegenden Felſen gebauet, und von einer etliche Fuß hohen Mauer eingeſchloſſen waren. Nach der innern Seite zu war die Mauer nur 3 Fuß hoch von loſen Steinen ohne Mörtel aufgeführt, und noch weiter nach Oſten fehlte die Mauer ganz und gar. Von einem beſondern Schloſſe war damals nichts vorhanden. F.

1785. October. beſtimmen; allein ich glaube doch, daß ſie höchſtens nicht mehr als hundert Seemeilen in der Runde hält.

Bei ihrer Lage läßt ſich leicht vorausſetzen, daß ihr Klima ſehr heiß iſt. Die Hitze wird noch durch die öſtlichen Winde ſehr vermehrt, die hier gemeiniglich wehen; denn da dieſe beſtändig über die Afrikaniſchen Sandwüſten herkommen, ſo müſſen ſie die natürliche Hitze des Klimas noch vergrößern.

Unſere Beſchäftigungen an dieſem Orte beſtanden darin, die Schiffe mit Waſſer zu verſehen, und uns friſche Lebensmittel, desgleichen alle die Bedürfniſſe zu verſchaffen, die hier vorhanden waren, und die auf irgend eine Art zu unſerm jetzigen oder künftigen Auskommen dienen konnten. Zu dieſem Ende ergriffen unſere Kapitaine die erſte Gelegenheit ans Land zu gehen, um dadurch die beſte Art, wie das Alles ins Werk zu richten wäre, zu beſtimmen.

Der Befehlshaber der Feſtung begegnete ihnen zuerſt ziemlich ſtolz; nachdem man ihm aber ein kleines Geſchenk gemacht hatte, ward er höflich, und erlaubte ihnen, die Schiffe mit Waſſer zu verſorgen. Dies war Alles, was er thun konnte; denn die übrigen Bedürfniſſe wurden von einem Portugieſiſchen Kaufmanne geliefert, der ungefähr eine Viertelmeile (Engliſch) von dem Ufer wohnte.

Nachdem Alles zur Beſchleunigung unſrer Geſchäfte verabredet war, hatte ich das Vergnügen, mit unſern Kapitains ans Land zu gehen. Ein alter Schwarzer, (ein Eingeborner des Eilandes,) der etwas gebrochen Engliſch ſprechen konnte, empfing uns am Ufer. Nachdem er vernommen hatte, was unſere Geſchäfte wären, ging er mit uns zu der Wohnung des Kaufmanns, und war uns ſehr nützlich; denn da keiner von uns ein Wort Portugieſiſch verſtand, und jener kein Engliſch ſprechen konnte, ſo verrichtete der alte Mann die Dienſte eines Dolmetſchers.

Wir wurden mit großer Freundlichkeit und Höflichkeit aufgenommen; man ſetzte uns vortreflichen Maderawein, Sirup kapillaire, Pomeranzen ꝛc. vor. Wir zahlten eine Guinee für jedes Schiff, als eine Art von Hafengebühren, und ſchrieben die Namen der Schiffe, nebſt ihrer Beſtimmung und dem Orte wo ſie herkamen, in ein Buch, das man zu dem Ende hielt.

Kapitain Portlock vereinigte ſich mit dieſem Herrn wegen etwas Rindfleiſch und einiger andern Bedürfniſſe; allein unſer Dolmetſcher ſagte uns, daß das

Landvolk uns mit manchen Dingen, die wir nöthig hätten, zu wohlfeileren Preiſen verſehen würde, als dieſer Herr. 1785. Oktober.

Da wir nach Praya gingen, fanden wir, daß man daſelbſt einen Markt hielt. Es verſammlete ſich von verſchiedenen Theilen der Inſel eine Menge Leute, die mancherlei Artikel zu verkaufen hatten, als Schweine, Schaafe, Ziegen, Hüner, Truthüner ꝛc., ſo wie auch Pomeranzen, Citronen, Limonien, Kokosnüſſe, Piſangs, einige Ananas und kleine Portionen von weißem Speiſezucker, den man ſo wie bei uns das Salz in ganz kleine Körbchen eingepackt hatte. Die Früchte aller Art waren ſchön, und uns beſonders angenehm, nicht nur, weil ſie den Durſt auf eine angenehme Art löſchten, ſondern auch weil ſie ganz vortrefliche antiſkorbutiſche Mittel ſind.

Von ihrem lebendigen Viehe waren die Schweine und Truthühner bei weitem das beſte; ihre Ziegen und Schaafe aber mager und dünn, und ihre Ochſen, (denn wie es ſchien, benannten ſie dieſelben ſo), nicht ſo groß, wie ein Engliſches einjähriges Kalb. Uebrigens waren die Leute hier ſo arm, daß uns keiner mit Rindfleiſch verſehen konnte; und, wie es ſchien, war der Kaufmann allein im Stande, dieſen Theil des Handels zu führen. Man fand, daß alte Kleider und kurze Waaren bei dieſen Leuten in höherem Werthe ſtanden, als baares Geld, beſonders im Umſatze gegen ihre minder wichtigen Handelsartikel, z. B. Ziegen, Hühner, Früchte ꝛc. Dies war ein glücklicher Umſtand für uns, indem das Engliſche Geld hier nicht gäng und gebe war. Indeß mußte man doch etwas baares Geld haben; und dies erhielten wir von dem Kaufmanne, der unſere Guineen gegen vier Spaniſche Thaler auswechſelte; dieſe gelten hier fünf Schillinge; und ſo war der Wechſelkours uns beinahe funfzehn Procent nachtheilig. Für jeden Kapitain, der es ſich vornimmt, wegen Ergänzung ſeines Vorrathes an Lebensmitteln hier einzulaufen, wäre es wohl am rathſamſten, etwas Weniges von Eiſenwaaren, z. E. Meſſer, Schnallen, Scheermeſſer ꝛc. mitzubringen; die würden gewiß gut bezahlt werden, und ihm zu ſeinen Bedürfniſſen baares Geld genug verſchaffen.

Ich habe für jetzt keine Zeit, mehr hinzuzuſetzen, werde Dir aber in meinem nächſten Briefe die noch übrigen Nachrichten von dieſem Orte liefern. Der Deinige.

Porto-Praya (San Jago) den 26. Oktober. W. B.

1785.
Oktober.

Achter Brief.

Nachricht von San Jago und deſſen Einwohnern.

Seit meinem letzten Briefe ſind verſchiedene Schiffe hier angelangt, nehmlich drei von London, und eine Amerikaniſche Brig.

Des Amerikaners Geſchäft war, wie es ſcheint, Pferde oder andres Vieh, das er nur bekommen konnte, aufzukaufen; allein, da hier keins vorhanden war, ſo ſeegelte er nach wenigen Stunden wieder fort. Die Londoner Schiffe werden zu dem ſüdlichen Wallfiſchfange *) gebraucht. Eines derſelben, das eben ausgelaufen iſt, gehört einem Herrn Montgommery in Preſcott-Street, Goodmansfield; von der Brig **) habe ich nichts erfahren. Das dritte Schiff gehörte . . . Hamet Eſqr. (jetzigem Ritter Benjamin Hamet); es heißt nach ſeinem Eigenthümer der Hamet, und wird vom Kapitain Clarke geführt, der ein guter, herzlicher Mann iſt, und die Güte hat, unſere Briefe mitzunehmen.

Ich werde nun fortfahren, Dir die Nachrichten von dieſem Orte, die ich noch habe, mitzutheilen. Das Fort und Schloß, (oder vielmehr die elenden Oerter, welche ſie vorſtellen ſollen), liegen auf einer Höhe, etwa eine halbe Meile weit vom Ufer, und werden von einem Kapitain kommandirt. Dieſer hat eine Parthie Soldaten, welche gerade hinreichen, die Inſel in Unterwürfigkeit zu erhalten, aber gewiß nicht im Stande ſind, irgend einer fremden Macht zu widerſtehen.

Unmittelbar hinter dieſer Feſtung, auf einer großen Ebene, liegt die Stadt Praya. Sie beſteht aus funfzig oder ſechzig Hütten, die in beträchtlichen Entfernungen von einander zerſtreut liegen, und ein großes Viereck ausmachen, worin 1725. Oktober. man den Markt hält. Ungefähr in der Mitte ſieht man einen Steinhaufen, der zu einem Krucifixe dient. Dieſe Hütten, (denn einen beſſeren Namen kann ich ihnen nicht geben,) ſind aus Steinen ohne Mörtel erbauet, und ſo elend aufgeführt, als der armſeligſte Schoppen eines Engliſchen Landmannes. Sie beſtehen bloß aus einem Grundſtockwerke, welches gemeiniglich in zwei oder höchſtens drei Zimmer abgetheilt iſt.

---

*) Seitdem die Portugieſen Braſilien beſitzen, haben ſie auch ſchon längſt angefangen, in der ſüdlichen Hälfte des Atlantiſchen Meeres den Wallfiſchfang zu betreiben; indeß gingen ſie niemals weit nach Süden hin, indem für ihre Bedürfniſſe Wallfiſche genug in der Nachbarſchaft anzutreffen waren. Allein als die Engländer von den Falklandsinſeln oder Malouinen Beſitz genommen hatten, fielen ſie auf den Gedanken, in der Nachbarſchaft dieſer Inſeln den Wallfiſchfang zu betreiben; und es gehen ſeitdem jährlich einige Schiffe auf die Fiſcherei aus, die wegen der Menge von Wallfiſchen leicht und vortheilhaft iſt. Im Jahre 1774 ſahen wir in der Straße le Maire, zwiſchen dem Feuerlande und dem Staatenlande, am letzten December 30 oder 40 Wallfiſche umher ſpielen. F.

**) Eine Brig oder Brigantine iſt ein niedriges Kauffartheiſchiff, welches einen großen Maſt, einen Vorder- oder Fockmaſt und einen Bogſpriet hat. Beide Maſte haben 2 Stangen, und das große Seegel iſt ſo eingerichtet, wie in einigen Schiffen bei dem Beſaanmaſte. Die Engliſche Nation bedient ſich der Brigs oder Brigantinen mehr, als irgend eine andere ſeefahrende Nation. F.

Betten ſind ein Luxus, den man hier gar nicht kennt, indem das Volk auf Matten ſchläft. Ich ſahe zwar ein Bette in des ſchon erwähnten Kaufmanns Hauſe; allein ſelbſt ein geringer Dienſtbote in England würde Bedenken getragen haben, darin zu ſchlafen.

Die Einwohner ſind Schwarze *), und überhaupt genommen im Dienſte der vielen Portugieſen, die ſich hier aufhalten. Sie bekennen ſich zur Römiſchkatholiſchen Kirche, der ſie eifrig anhängen. Als ich mich zu Praya aufhielt, gingen die Leute eines Tages zur Kirche. Aus Neugierde eilte ich gleichfalls nach der Kapelle,

---

*) Von den urſprünglichen Portugieſiſchen Einwohnern, welche dieſe Inſeln im Jahre 1449 entdeckten, und im Jahre 1460 ſie zu bewohnen anfingen, ſtammen die Schwarzen auf denſelben wohl nicht ab; denn man weiß gar nicht, ob die Entdecker auf dieſen Inſeln Leute gefunden haben. Kapitain George Roberts, der dieſe Inſeln von 1721 bis 1724 bewohnte, ſagt: 'die Schwarzen, welche ſich da befinden, wären Abkömmlinge von den Guineiſchen Negerſklaven, welche die Portugieſiſchen erſten Anſiedler auf San Jago dahin gebracht, und nach und nach, bei Gelegenheit des Abſterbens eines Mannes oder einer Frau, (als ein gutes Werk) in Freiheit geſetzt hätten. Dieſe Schwarzen nahmen die chriſtliche Religion an, und verheiratheten ſich unter einander. Da ſie das Klima beſſer, als die Portugieſen, ertragen konnten; ſo war es natürlich, daß ſie ſich ſtark vermehrten, und von San Jago aus auf alle Kapverde-Inſeln ausbreiteten. Die Wälder dieſer Inſeln ſind theils durch die Einwohner, theils durch Zufall, entzündet worden. Dies hat die Dürre und Unfruchtbarkeit der Inſeln erzeugt, ſo daß jetzt die armen Einwohner oft verhungern, oder ſich den Europäiſchen Schiffen freiwillig zu Sklaven anbieten, weil ſie die Sklaverei dem Hungerstode vorziehen. Da ſich die Portugieſen mit den ſchwarzen Weibern vermiſchen und verheirathen, ſo entſtehen daraus Mulatten, die man ſehr gut unterſcheiden kann. Daß aber, nach der Meinung des Kanonikus Pauw in Xanten, die erſten Portugieſen zu Schwarzen ausgeartet ſein ſollen, iſt mir nicht wahrſcheinlich, da die Seewinde dieſe Inſeln doch abkühlen, und hier keine ſo große Hitze herrſcht, als auf dem feſten Lande. Des Kapitain Roberts Nachricht iſt daher wahrſcheinlicher. F.

1785. Oktober. um die Art zu ſehen, wie ſie Meſſe halten; allein da mich der Befehlshaber des Forts erblickte, ließ er mir durch einen ſeiner Soldaten befehlen, daß ich umkehren ſollte. Die Portugieſen begegnen den Fremden freundlich; doch dies kann vielleicht aus eigennützigen Abſichten geſchehen, indem wir in ihre Häuſer kamen, um Früchte ꝛc. zu kaufen. Eine gute Frau in einem dieſer Häuſer machte mir ein Gericht von gekochtem (Mais) Türkiſchen Weizen, mit Ziegenmilch und mit Zucker verſüßt, ſo wie einer guten Engliſchen Hausfrau ihre *Firmity* *). Von dieſem nöthigte ſie mich mit ſo vieler Gutherzigkeit zu eſſen, daß ich es nicht abſchlagen konnte; und ich fand, daß es eine recht angenehme Speiſe war. Man möchte aus der Wärme des Klima's ſchließen, daß das Frauenzimmer von Natur ſehr verliebt ſein müſſe; und doch widerſtanden die Schwarzen ſo wohl, als die Portugieſinnen, den Bewerbungen unſrer jungen Herren, ob ſie gleich ihre Beredtſamkeit mit ſehr anſehnlichen Geſchenken unterſtützten. Ob dieſe ſtandhaften abſchlägigen Antworten aus wahrer Keuſchheitsliebe entſprangen, überlaſſe ich Dir ſelbſt zur Entſcheidung **).

Ich glaube, daß der Boden der Inſel eben ſo iſt, wie der in allen Inſeln zwiſchen den Wendezirkeln; und wäre er auch einer ſolchen Kultur fähig, wie der in England, ſo würden die Einwohner doch zu träge ſein, ihn zu bearbeiten.

Schon vorher habe ich die vornehmſten Artikel erwähnt, welche an dieſem Orte wachſen. Dieſe erfordern überhaupt genommen wenige oder gar keine Arbeit, außer das Anpflanzen des Türkiſchen Weizens (Mais) und die Bearbeitung des wenigen

*) Das Wort *Firmity* wird in England nur von gemeinen Leuten ſtatt des Wortes *Flummery* gebraucht, um ein Eſſen zu bezeichnen, welches man für Kinder oder kranke Perſonen aus Weizen- oder Habermehl mit Milch und Zucker bereitet. F.

**) Der Verfaſſer that ſehr unrecht, dieſe Entſcheidung ſeinem Freunde zu überlaſſen, der einige hundert Meilen von dem Orte entfernt war, wo dieſer ſeltne Vorfall ſich zutrug. Er ſelbſt, der die Umſtände genauer kannte, und Gelegenheit hatte, aus Gründen zu entſcheiden, hätte dies thun ſollen; denn war dieſer Widerſtand gegen die Verſuchungen der jungen Engländer eine Folge wahrer moraliſchen Grundſätze: ſo mußte der Verfaſſer es zur Steuer der Wahrheit öffentlich ſagen. Ein ſolcher Wink, als ſei dieſe Keuſchheit noch ſehr problematiſch, iſt boshaft. Lieber hätte der Verfaſſer gar ſchweigen, als ſo zweifelhaft davon ſprechen ſollen. So ſchwer iſt es, dem Hange zu launichtem Witze zu widerſtehen! Man überläßt ſich ihm, und ſollte man auch unſchuldiger Leute Moralität darüber verdächtig machen. Wenigſtens hat der Verfaſſer leichtſinnig gehandelt. F.

Zuckerrohrs, das auf der Inſel wächſt. Aus dieſem verfertigen ſie eine Art geiſtigen Getränkes, das ſie hier Rum nennen, die Matroſen aber Aqua ardiente. Es wird Punſch daraus verfertigt, den man dadurch wohlſchmeckend macht, daß man eine anſehnliche Menge Citronen- oder Limonienſaft*) und Zucker zugießt. 1785. October.

Dieſe Inſel hat viele Ziegen, deren Milch einen großen Theil von der Nahrung der Einwohner auszumachen ſcheint; denn ich bemerkte in allen den Hütten, die ich beſuchte, Schaalen mit dieſer Milch, und überhaupt viele Käſe. Dies möchte ich um ſo mehr glauben, da ich in keinem Hauſe Anſtalten zum Kochen der Speiſen ſah, ja nicht einmal Feuer bemerkte, ob ich gleich viele zu verſchiedenen Tageszeiten beſuchte.

Die Hitze des Klima's erfordert wenige Bekleidung, und in dieſer Rückſicht iſt es dem Vermögen der Einwohner angemeſſen; denn die wenigen Kleidungsſtücke, die ſie beſitzen, (der Soldaten ihre ausgenommen,) ſcheinen von den Schiffen, die hieher kommen, um Erfriſchungen zu holen, alt gekauft worden zu ſein. Die Frauensleute, (ich hätte bald geſagt, das ſchöne Geſchlecht,) muß ich von dieſer Bemerkung ausnehmen; denn dieſe tragen nur ein loſes Stück Zeug von Baumwolle, die auf der Inſel ſelbſt wächſt. Dieſes Zeug, in welches ſie ſich einwickeln, iſt gemeiniglich blau geſtreift, aber nach verſchiedenen Muſtern, ſo wie es einem jeden gefällt. Dieſes Wickeltuch nebſt einem leichten Unterrock und einer Haube machen größtentheils die weiblichen Kleidungsſtücke aus. Als Zierrath hängen ſie um den Hals und in die Ohren Glasperlen, oder irgend ein andres Spielwerk von geringem Werthe; von dem Halſe aber hängt gemeiniglich ein Kreuz herunter. Die Portugieſen ſehen krank, verfallen, mager und gelb aus; ich kann aber nicht beſtimmen, ob dies der Nation eigenthümlich iſt, oder ob es vom Klima herrührt. Die Eingebornen hingegen ſehen durchgängig geſund aus. Von ihrer

---

*) *Limes* ſind eine Art ſehr kleiner den Citronen ähnlicher Früchte, die man in Jamaika und auch in den Kapverdiſchen Inſeln, in Senegal, in Indien und an andern Orten häufig antrift. Sie haben eine eigenthümliche große Säure. Der Ritter von Linné nennt ſie *Limonia acidiſſima*. Die eingeſalzenen Limonien, welche man aus Portugal und Italien ausführt, ſind nicht von dieſem Geſchlechte, ſondern gehören wirklich zum Geſchlechte der Citronen, welches man in Italien, ſo wie die Pomeranzen, Apfelſinen und Pompelmuſe ꝛc. *Agrumi* nennt. F.

1785. Oktober. Regierungsart kann ich nichts ſagen; indeß ſollte ich wohl muthmaßen, daß ſie großentheils der Portugieſiſchen gleich ſei.

So viel von San Jago. Unſere Zeit erlaubt es uns nicht, daß wir uns länger hier aufhalten, als nöthig iſt, um unſern Waſſervorrath zu ergänzen, und den Schiffsleuten eine kleine Erholung auf dem Lande zu erlauben, welche ſie zur Erhaltung ihrer Geſundheit nothwendig brauchen. Da dies größtentheils ſchon geſchehen iſt, ſo erwarte ich jeden Augenblick: „Alle auf zum Ankerlichten!“ vom Bootsmanne mit allem dem lärmenden Getöſe erſchallen zu hören, welches ein Paar gute Lungen hervorbringen können. Und ſo will ich mit den Worten von Hamlet's Vater ſchließen: „Leb wohl! . . . gedenke meiner!“ Stets der Deinige.

San Jago, den 28. Oktober.

W. B.

Neunter Brief.

Abreiſe von San Jago. — Die Schiffe paſſiren die Linie. — Verſchiedene andre Vorfälle.

Ich habe ſchon ſonſt bemerkt, daß ich mich mit Dir ſo wohl zu meinem eigenen Vergnügen, als auch zu Deiner Belehrung . . . ich bitte um Vergebung . . . ich wollte nur ſagen, zu Befriedigung Deiner Neugier, in einen Briefwechſel eingelaſſen habe: Du wirſt Dich daher nicht wundern, wenn Du meine Briefe oft von der See datirt ſiehſt; denn da ich unſre täglichen Vorfälle zu Papiere bringe, ſo hange ich gänzlich vom guten Wetter und der Veranlaſſung ab. Ich kenne Dich überdies als ſo nachſichtig, daß dieſe Vorrede kaum nöthig geweſen wäre; und daher will ich ohne weitere Umſtände meine Erzählung fortſetzen.

Da wir alles das erreicht hatten, um deſſentwillen wir nach San Jago gekommen waren, und da eben ein günſtiger Wind aufſtieg: ſo lichteten wir den 29ſten Oktober des Morgens um 9 Uhr unſere Anker, nachdem wir mit dreimaligem freudigen Zurufen unſerer Seeleute Abſchied von unſerm guten Freunde Kapitain Clarke genommen, den wir, ſo wie auch das Herrn Montgommery zugehörige Schiff, in der Bay vor Anker zurücklieſſen. Da der Vorrath von lebendigem Vieh, den wir von der Inſel Wight mitgenommen, beinahe aufgezehrt war, ſo hatten wir verſchiedene Ziegen Truthühner und Schaafe hier eingekauft, um uns unſere Reiſe erträglich zu machen, und uns gegen den Schaarbock zu bewahren.

1785. Novemb.

Ich habe ſchon der großen Hitze zu San Jago erwähnt, und einigermaßen die Urſachen derſelben anzugeben geſucht. Du kannſt daher leicht erachten, daß, je mehr wir uns der Linie näherten, das Wetter deſto unerträglicher heiß geworden iſt. Und die Hitze wird noch ſehr durch Windſtillen vermehrt, die in der Nachbarſchaft der Linie allezeit ſehr häufig ſind, da im Gegentheil friſcher Wind die Hitze allezeit erträglicher macht.

Am 3ten November, da wir uns im achten Grade Nordlicher Breite befanden und das Wetter äußerſt heiß war, beſchäftigten ſich unſere Schiffsleute, das Schiff zwiſchen den Verdecken und allenthalben zu ſchrobben und zu reinigen, und es nachher mit Weineſſig zu waſchen. Dieſe Methode hat der veſtorbene Kapitain Cook auf ſeinen langen Reiſen immer beobachtet, und ſie allezeit, zur Erhaltung der Geſundheit, von glücklichem Erfolge gefunden. Solche gütige und menſchliche Fürſorge für die Geſundheit des Schiffsvolkes, das ein Befehlshaber unter ſeiner Aufſicht hat, muß ihm als Menſchen und als Chriſten Hochachtung von einem jeden gefühlvollen und menſchenfreundlichen Manne erwerben.

Ich kann in der That nicht umhin, dieſe Fürſorge als eine ihm aufgelegte ſchuldige Pflicht anzuſehen; denn wenn ein Hausherr auf dem Lande es als ſeine Pflicht betrachtet, ſich ſeiner Dienſtboten während ihrer Krankheit anzunehmen, da ſie doch daſelbſt Mittel in Händen haben, auf manche andere Weiſe Unterſtützung zu erhalten: wie viel mehr kommt es einem Schiffskapitain zu, alle nur mögliche Fürſorge für das Wohlſein ſeiner Dienſtboten zu tragen? Wo ſollten ſie mitten auf dem großen Ocean hingehen, um Beiſtand zu ſuchen? Es iſt da kein großmüthiges Publikum, deſſen milde Liebe ſie anrufen können, und welches ſelten ermangelt, den Hülfloſen im Unglücke beizuſpringen! Und doch giebt es, wie ich befürchten muß, nur zu viele Kapitaine, die, ungeachtet dieſer mächtig wirkenden Bewegungsgründe, ſich wenig um dergleichen in ihren Augen geringfügige Sachen bekümmern, ſondern die in Abſicht auf die Geſundheit oder Krankheit ihres Schiffsvolkes ſich lediglich auf den Zufall verlaſſen.

Vom 4ten bis zum 12ten November hatten wir veränderliches Wetter. Zuweilen war es klar und beinahe windſtille; aber gleich darauf veränderte es ſich plötzlich in ſtarke Windſtöße und Regengüſſe, die von Donner und Blitz begleitet waren.

1785. Novemb. Ich habe zu bemerken vergeſſen, daß man dem Schiffsvoke am 9ten eine halbe Pinte Erbſen zur Beköſtigung auf drei Tage in der Woche austheilte. Dieſes Zugemüſe machte mit unſerm geſalzenen Schweinefleiſche ein vortreflichen Gericht. Den 13ten befanden wir uns im zweiten Grade N. Br. und das Wetter ward beſtändiger und günſtiger: wir hatten einen friſchen öſtlichen Wind, mit heitrer Luft, ohne plötzliche Windſtöße oder Blitz und Donnerwetter. Am 16ten paſſirten wir die Linie, und kamen in zwei und zwanzig Meilen (oder Minuten) Südlicher Breite.

Vielleicht iſt es nöthig, Dir die Methode zu beſchreiben, durch welche man ausfindig macht, in welcher Breite ſich das Schiff befindet. Man nimmt die Höhe der Sonne, wenn ſie gerade im Mittagskreiſe ſteht, (und dies iſt allemal um 12 Uhr Mittags;) dieſe Höhe giebt dann, nach einer leichten Art berechnet, die Breite *).

Die Seefahrer haben, wenn ſie die Linie paſſiren, die Gewohnheit, einen jeden im Schiffe, der nicht ſchon einmal ſüdwärts der Linie geweſen iſt, über Hals und Kopf in eine groſſe Wanne mit Waſſer zu ſtürzen. Da dieſe Ceremonie einigen von unſern Schiffsleuten nicht ſonderlich gefiel, ſo verſprach Kapitain Dixon allen eine doppelte Portion Grog, wenn ſie dieſelbe unterlaſſen wollten. Dies ward mit großer Bereitwilligkeit angenommen, und das gute Vernehmen wieder her-

---

*) Es iſt bekannt, daß jeder Pol von der Linie 90 Grade entfernt iſt; da nun die Sonne zwiſchen den beiden Wendezirkeln ſich vorwärts und rückwärts zu bewegen ſcheint, ſo weiß man den Ort, wo ſie ſich täglich zwiſchen den Wendezirkeln befindet, genau zu beſtimmen, und hat dies für jeden Tag in Tafeln angezeigt. Wenn ich nun durch ein Inſtrument beobachte, wie viele Grade und Minuten die Sonne um Mittag ſich über den Horizont des Meeres erhebt, und in den Tafeln ſehe, daß ſie heute um Mittag ſich gerade entweder in der nördlichen oder ſüdlichen Halbkugel befinden ſollte: ſo darf ich dies nur mit der durch Beobachtung gefundenen Höhe vergleichen, hiernächſt nach den dabei befindlichen Tafeln die Strahlenbrechung mit berechnen; dann iſt die Breite oder Polhöhe ſogleich beſtimmt. Die Sonne ſcheint, bis es Mittag iſt, ſtets zu ſteigen; ſo bald man nun bemerkt, daß ſie nicht mehr ſteigt, oder gar fällt, ſo iſt die nächſt vorhergehende Beobachtung die höchſte Stelle der Sonne, und dann iſt ſie im Mittagskreiſe. Die Hadleiſchen Quadranten oder Sextanten ſind die Inſtrumente, mit deren Hülfe man heut zu Tage dieſe Beobachtung leicht und fertig machen, und alſo die Breite genau beſtimmen kann. — Ich habe ſogar Matroſen in der Flotte geſehen, welche dieſe Beobachtung mit Leichtigkeit und Genauigkeit anſtellen konnten. F.

hergeſtellt; allein Grog und gute Laune vertrugen ſich bald nicht gut; und einige Leute wurden ſo unverträglich und lärmend, daß man ſie in Ketten legen mußte. Dies brachte ſie in kurzer Zeit zur Vernunft, und nun ließ man ſie, auf ihr Verſprechen ſich beſſer aufzuführen, wieder los.

Ich bezeugte meinen Tiſchkameraden meine Verwunderung und meinen Kummer, daß ſolche Unordnung vorfiele; allein ſie lachten und ſagten: Dinge dieſer Art wären zur See ſo gemein, daß ſie kaum bemerkt zu werden verdienten. Hierbei konnte ich nicht umhin, mit Salomo zu bemerken: „Es iſt nichts Neues unter der Sonnen.“

Am 21ſten, Nachmittags um 2 Uhr, ſahen wir oſtwärts von uns ein Seegel; allein in einer zu großen Entfernung, als daß wir erkennen konnten, zu welchem Lande das Schiff gehöre. Den 24ſten theilte man unter die Schiffsleute Weineſſig aus, weil dieſer unſere geſalzene Speiſen angenehmer und geſunder machte. Vorzüglich diente er auch zur Bereitung der Fiſche, deren wir viele fingen, z. B. Boniten, Albekoren, Goldkarpfen ꝛc. *). Am 25ſten gab man den Schiffsleuten die Kleidungsſtücke, die ſie nöthig hatten; und ſo beendigte man ihre Beſorgniß, daß, wenn ihr Vorrath von Kleidungsſtücken abgetragen wäre, ſie nicht im Stande ſein würden, ſich neue anzuſchaffen**). Am 26ſten theilte man unter die

---

*) Von dieſen Fiſchen iſt noch etwas zu erinnern. Die Boniten und Albekore gehören beide zum Makrelengeſchlechte. Die Bonitmakrele iſt Linné's *Scomber pelamys.* Allein die Albekore iſt ebenfalls eine Makrelenart, die aber vom Ritter Linné mit dem Thunfiſch verwechſelt wird. Die Bonite hat auf der Seite ſchwarze Striche längs dem Bauche, die der Albekore fehlen. Die Bonite iſt rund und hat kleine Bruſtfloſſen, die Albekore hingegen hat zuſammengedrückte platte Seiten und lange Bruſtfloſſen. Der Thunfiſch iſt aber ein großer Fiſch, und ſein halbmondförmiger ſchmaler, aber ſehr gewölbter großer Schwanz zeichnet ihn von den beiden vorigen Arten aus. Der Albekore ſollte alſo *Scomber albicans* heißen und eine neue Art ausmachen; ſo wie der Goldkarpfe die *Coryphæna Hippuris L.* iſt. F.

**) Sowohl auf den Königlichen als auf den Kauffartheiſchiffen giebt man den Schiffsleuten eine oder höchſtens zwei Monatslöhnungen voraus, welche ſie zu Anſchaffung der nöthigen Kleidungsſtücke anwenden ſollen. Man zahlt ſie den letztern Tag vor der Abfahrt des Schiffes, und läßt niemand mehr ans Land, ausgenommen Leute, auf die man ſich verlaſſen kann; denn ſonſt würden die Schiffsleute mit dieſem Gelde durchgehen. Damit ſie ſich aber mit einigen Kleidern zu der Reiſe verſehen können, ſo erlauben die Kapitaine gewiſſen Kaufleuten, die ſie begünſtigen, mit ſolchen Waaren an Bord zu kommen, und eine Art von Markt zu halten.

1785. Novemb. Schiffsleute Thee und Zucker in Portionen aus, die hinlänglich waren, jeden Morgen zum Frühſtücke zu dienen. Dies war eine willkommne Zugabe zu unſern Speiſen, und zugleich eine angenehme Abwechſelung; und außerdem ſind es antiſkorbutiſche Mittel, und als ſolche auf langen Reiſen ſehr wünſchenswürdig. Für unſre Speiſegeſellſchaft hatten wir zwar einen großen Vorrath von Thee, Kaffee und Zucker von einer feineren Gattung, als den man den Schiffsleuten austheilte; allein dieſen mußte dies um ſo mehr eine ſehr willkommne Zulage ſein, da man dergleichen weder auf den Königlichen, noch auf den Kauffartheiſchiffen auszutheilen pflegt*). Am 30ſten ſpannte man über das Verdeck des Hintertheils vom Schiffe ein großes Seegel, das man auf einen etwanigen Fall mitgenommen hatte, als einen Schutz gegen die Sonne. Dies machte nicht nur die Hitze auf dem Verdeck erträglicher, ſondern diente auch ſehr dazu, es gegen die Sonne zu ſchützen: (damit es nicht zu ſehr zuſammentrocknete, und das Schiff dadurch leck würde.)

Am 6ten December waren wir bereits ganz außerhalb den Wendezirkeln; denn wir befanden uns im 26ſten Grade 16 Min. S. Br. Das Wetter fing nun an, mit friſchen beſtändigen öſtlichen Winden angenehm und behaglich zu werden. Um

---

Sehr oft will der Matroſe lieber zum letztenmal ſeine Luſt mit einer feilen Metze büßen, oder ſich in Brandtwein betrinken, und kauft ſich keine Kleider. Daher hat die Regierung verordnet, daß, wenn Königliche Schiffe auf ſolche Reiſen gehen, wo ſie nachher keine Gelegenheit finden, ſich Kleider zu kaufen, die ſie doch nöthig brauchen, alsdann der (Purſer) Proviantmeiſter des Schiffes dergleichen Kleider zu gewiſſen Preiſen von der Regierung mitnehmen muß. Es wird ihm ein kleiner Profit darauf erlaubt, und er hält alle Monathe oder alle 2 bis 3 Monathe eine Art von Markt. Der Matroſe nimmt ſich was er braucht: fertige Schuhe, Strümpfe, Beinkleider, Hemden, Kamiſöler, Jacken, Hüte, Tücher, Taback ꝛc. Der Betrag wird zu Buche gebracht, und wenn das Schiff zurückkommt, und der Matroſe ſeine Löhnung bekommt, davon abgezogen. In kleinern Königl. Schiffen iſt der Kapitain zugleich Purſer, und verdient bei langen Reiſen von 2 bis 3 Jahren ſehr viel auf die Kleidung, und noch mehr auf den Taback. Auf Kauffartheiſchiffen, die lange Reiſen thun, folgt man dem Beiſpiel der Königl. Schiffe, und pflegt auch Kleider in Vorrath für die Matroſen einzulegen. Hierauf bezieht ſich der Verfaſſer in dem obenſtehenden.

*) Daß Zucker ein Mittel gegen den Schaarbock ſei, iſt heut zu Tage ausgemacht; und da der Thee in heißen Ländern das beſte durſtlöſchende Mittel iſt, ſo ſind dieſe beide Waaren freilich gut für Seefahrer. Da ferner das oft faule ſtinkende Waſſer durch das Kochen ziemlich gereinigt und durch den Theeaufguß ſchmackhaft gemacht wird; ſo iſt dies noch eine Urſache mehr, weshalb man den Seefahrern das Theetrinken erlauben ſollte. Freilich muß man aber etwas bei dem Theetrinken eſſen, und keinen ſo ſchwachen Thee trinken, daß er bloß warmes Waſſer iſt. F.

9 Uhr Morgens am 7ten machte der King George ein Signal, um anzuzeigen, daß man ein Schiff gegen Südweſt ſahe; allein es kam nicht nahe genug, um zu unterſcheiden, wo es zu Hauſe gehöre. 1785. December

Ich glaube, Kapitain Portlock iſt Willens, bei den Falklands-Inſeln anzulegen; wenn dies geſchieht, ſo kannſt Du Dich darauf verlaſſen, daß Du von daher eine weitere Fortſetzung bekommſt. Stets der Deinige.

Zur See, den 20. December.

W. B.

Zehnter Brief.

Fortſetzung der Reiſe von San Jago bis zu den Falklands-Inſeln — Ankunft daſelbſt.

Ob ich mich gleich an die Lebensart zur See nun ziemlich gewöhnt habe, ſo bin ich doch bei dem Anblick des Landes auf eine Zeit lang ganz voll Freude. Ich ſage: auf eine Zeit lang; denn ſie hört bald auf, da noch einige Jahre verfließen müſſen, ehe ich die herzliche Zufriedenheit erlebe, mein Vaterland wiederzuſehen.

Ich ſchäme mich, daß ich Dir ſo oft mit dieſen Digreſſionen beſchwerlich falle; allein ich will mich bemühen, ſie in der Folge zu unterdrücken, und nichts von dem Vergangenen oder der Zukunft ſchreiben, ſondern mich bloß auf das Gegenwärtige einſchränken.

Am 11ten December, da wir uns im 33. Grade 16 Min. S. Br. befanden, hatten wir einen heftigen Wind, der uns nöthigte, alle Reefe in den großen und in den Marsſeegeln einzunehmen; ſich aber in einigen Stunden ziemlich wieder legte. Wir fanden, daß die Abweichung der Magnetnadel 11 Grade 16 Minuten öſtlich war*). Den 16ten, da es eben gelinde und ſchönes Wetter war, ſahen wir in dem

---

*) Da die Magnetnadel auf dem Erdboden nicht allemal gerade nach dem wahren Norden hinweiſet, ſondern zuweilen etwas weſtlich, oder an andern Orten etwas öſtlich, von der wahren Mittagslinie abweicht; ſo würde man, wenn man bloß der Magnetnadel trauete, ſeinen Lauf falſch richten, und nicht dahin kommen, wohin man wollte. Daher muß man durch eine Beobachtung mit dem Azimuthkompaſſe, die man gerade um 4 oder 5 Uhr Nachmittags anzuſtellen pflegt, oder durch eine Beobachtung der Amplitude, (die allezeit am Abende beim Untergange der Sonne, oder des Morgens in dem Augenblicke ihres Hervorblickens am Horizonte, genommen wird,) dieſe Abwei

1785. December. 41. Gr. S. Br. eine große Anzahl Kaſchelot-Wallfiſche um das Schiff herum ſchwimmen *) Am $21^{\text{ſten}}$ hatten wir wieder einen Sturm, der uns nöthigte, unſere Bram- und Marsſeegel ganz einzunehmen und unſer großes einzureffen. Wir befeſtigen an unſern Marsſtengen zur Vorſicht außerordentliche Halttaue, und eben ſo unſere Boote auf dem Verdeck mit neuen Tauen. Die großen und vorderen Lukendeckel wurden aufgelegt und mit Leiſten feſtgenagelt, damit keine über das Schiff wegſpühlende Wellen eindringen könnten; kurz, man brauchte jede Vorſicht, das Schiff trocken und dicht zu erhalten. Dieſer Tag war für alle Orte ſüdwärts der Linie der längſte. Du würdeſt Dich ſehr verwundert haben, wenn Du ſchon vor 4 Uhr des Morgens den Aufgang der Sonne geſehen hätteſt; und ich weiß gewiß, daß es viele Leute in London giebt, die man nie wird überreden können, die Sonne gehe im December vor 4 Uhr auf.

Am $23^{\text{ſten}}$, als wir im 46. Gr. S. Br. waren, hatte die See ein ſehr kothiges ſchmutziges Anſehen. Wir ſahen eine Robbe; und es ſpielte eine große Menge verſchiedener Fiſcharten um das Schiff herum.

Früh Morgens am $24^{\text{ſten}}$ hatten wir ein heftiges Schnee- und Schloſſenwetter; überhaupt waren ſchon ſeit dem $21^{\text{ſten}}$ faſt immer große Stürme und Windſtöße geweſen. Dieſen Vormittag ſtarb unſere letzte Ziege, welche wirklich im buchſtäblichen Sinne zu Tode gefroren war, ob wir gleich alle mögliche Vorſorge angewandt hatten, ſie beim Leben zu erhalten. Ihr Verluſt war uns einige Zeit lang um ſo empfindlicher, da ſie uns täglich zweimal Milch gegeben, wodurch wir unſern Thee ſehr angenehm gemacht hatten. Des Mittags war die Breite 47 Gr. 2 Minuten.

Am $25^{\text{ſten}}$ hatten wir zuerſt friſchen Wind und klares Wetter; aber um 4 Uhr Nachmittags nöthigte uns ein heftiger Sturm, die Marsſeegel einzunehmen, und

---

chung beſtimmen. Dem zufolge rechnet man alsdann ſo und ſo viele Grade von der Richtung des Schiffes ab. F.

*) Dieſe Kaſchelot-Wallfiſche haben in gewiſſen Behältniſſen ihres Hinterkopfes, hinter dem Gehirne, eine große Menge milchweißes Oel, das geronnen: Wallrath oder *Sperma ceti* genannt wird, und aus dem man heut zu Tage ſchöne Lichte verfertigt, die den Wachslichten am nächſten kommen. Dieſe Kaſchelotte haben Zähne in ihrem Unterkiefer, und verſchlingen Heeringe tonnenweiſe, auch große Haifiſche in Menge. F.

1785.
December.

die großen Seegel einzureffen. Da an dieſem Tage das Weihnachtsfeſt einfiel, ſo feierten wir es ſo gut, als es unſere Lage erlaubte; beſonders darum, weil die Seefahrer dieſen Tag für ein größeres Feſt halten, als ſelbſt den Sonntag. Uebrigens ſtimmt ihre Art, dies Feſt zu begehen, gar nicht mit ihrer hohen Meinung davon überein; denn ſie feiern es in lärmender Fröhlichkeit und tumultuariſcher Freude, die dadurch verurſacht wird, daß ſie oft große volle Gläſer Grog auf die Geſundheit ihrer abweſenden Freunde und Liebchen austrinken. Die Breite war 48 Gr. 14 Min. Südlich.

Vom 26ſten bis zum 31ſten war das Wetter veränderlich: zuweilen hatten wir gelinde Winde und wolkichtes Wetter, und dann wieder harte Stürme mit Regen. So iſt die Sommerwitterung in dieſem Theile des Erdbodens beſchaffen. Die Breite, in der wir uns befanden, (nehmlich 50 Gr. 30 Min. S.) war beinahe dieſelbe, in der ein Theil von England (bei London) liegt; und doch hatten wir Witterung, die mehr dem dortigen März, als der Mitte des Sommers glich.

Am 1ſten Januar 1786 umgaben uns große Schaaren von Robben und Pinguins, ſo wie auch eine große Menge verſchiedener Vögel, welches uns deutlich genug anzeigte, daß wir nicht weit vom Lande wären.

Am 2ten um 3 Uhr Morgens ſahen wir ungefähr in einer Entfernung von 9 großen Seemeilen Land, deſſen äußerſte Enden ſich von Südoſten bei Süden bis nach Süden bei Weſten erſtreckten. Um 10 Uhr fanden wir 78 Faden mit dem Senkbleie, und einen feinen ſandigen mit ſchwarzen Körnern gemiſchten Boden. Zu Mittage lagen uns die äußerſten Enden des Landes von Südoſt nach Südweſt; das Wetter war dick und bezogen mit Regen. Den ganzen Nachmittag hatten wir leichte Winde, die faſt einer Windſtille nahe kamen. Abends zeigte das Senkblei abermals 78 Faden und eben den Boden, wie zuvor.

Am 3ten Morgens um 8 Uhr ſahen wir das Land gegen Oſten bei Norden: um 10 Uhr war das Aeußerſte des Landes von S. O. nach S. W. bei Süden, in der Entfernung von 9 oder 10 großen Seemeilen. Das Meer ſah ſehr ſchwarz und ſchlammig aus. Um 11 Uhr ſahen wir, etwa 7 große Seemeilen entfernt, einen Felſen, der nach S. O. lag, und ganz das Anſehen eines Schiffes unter Seegel hatte, ſo daß wir ihn Anfangs wirklich dafür hielten. Wir haben ſeitdem

1786. Januar. dem erfahren, daß er der Eddyſtone heißt *). Unſere Breite um Mittag war 51 Gr. 2 Minut. S. und die Länge 58 Gr. 48 Minut. Weſtlich.

Ich bemerke die Breite öfters, damit Du Dir einen Begriff von unſeren Fortſchritten machen, und dadurch, ſo wie durch die Länge**), (welche ich künftig bei jeder Gelegenheit angeben will,) mit leichter Mühe jede Stelle auffinden kannſt, an der wir uns auf der Erdkugel befunden haben.

Des Nachmittags hatten wir friſche Winde und trübes Wetter. Damit wir das Land nicht aus dem Geſichte verlören, ſeegelten wir auf das Ufer zu, und lavirten gelegentlich.

Um 8 Uhr Abends war das am meiſten windwärts zu liegende Land W. S. W. und der Eddyſtone N. O. Wir hatten friſche Winde, mit trübem Wetter, zuweilen auch mit dickem Nebel.

Den 4ten Vormittags ſahen wir zwei kleine Inſeln, die S. b. O. und S. b. W. lagen, mit hohem Lande dahinter. Um Mittag war das weſtlichſte Land, das wir im Geſichte hatten, ungefähr vier, das öſtlichſte aber 8 große Seemeilen von uns entfernt. Die Breite betrug 51 Gr. 10 Min. S. Während des Nachmittags fuhren wir längs dem Ufer hin, da wir glaubten, daß Port Egmont, (der Hafen, in welchem wir ankern wollten,) nicht weit ab liegen könnte. Um Mitternacht, als wir drei Meilen weit von dem weſtlichſten Lande entfernt waren, machte Kapitain Portlock das Signal, daß wir uns vom Lande entfernen ſollten. Ich habe ſchon oben bemerkt, daß die Tage lang waren; ja, wir hatten in der That beinahe gar keine Nacht: und da auch das Wetter gelinde war, ſo hätten wir es wohl wagen dürfen, während der Nacht dem Lande nahe zu bleiben. 1786. Januar.

---

*) Eddyſtone iſt der Name eines Felſen, der nicht weit vom Eingange des Hafens zu Plymouth in England liegt, und auf dem man einen Leuchtthurm gebauet hat. Wahrſcheinlich haben die Brittiſchen Seefahrer von irgend einer Aehnlichkeit den Felſen unweit der Falklands-Inſeln, ebenfalls Eddyſtone genannt. F.

**) Die Engländer berechnen ihre Länge nach dem Mittagskreiſe von Greenwich, wo das Königliche Obſervatorium auf der Höhe des Berges erbauet iſt. Die Oerter nun, welche mehr Abendwärts von Greenwich liegen, haben weſtliche Länge, und die mehr nach Morgen gelegenen, öſtliche. Wenn aber die Reiſe, wie es hier der Fall war, rund um die Erde geht, ſo zählt man die Länge in eins fort weſtlich, bis man 360 Grade vollendet hat. Die Franzoſen berechnen die Länge von der Sternwarte zu Paris, welche 20 Grade öſtlicher liegt, als die Inſel Ferro, eine von den Kanariſchen Inſeln. Dieſe verſchiedenen Beſtimmungen der Länge rühren daher, daß die Aſtronomiſchen Kalender beider Nationen nach dem Mittagskreiſe ihrer Sternworten berechnet ſind. Der Brittiſche nach dem Meridian von Greenwich im *Nautical-Almanac*, und der Franzöſiſche in der *Connoiſſance de temps*, nach dem Mittagskreiſe der Pariſer Sternwarte. F.

Am 5ten früh um 2 Uhr änderten wir den Lauf, und ſeegelten weiter. Um 3 Uhr ſchickte Kapitain Portlock ſein ſtarkes Fiſcherboot mit Herrn Macleod, ſeinem erſten Steuermanne, um da zu peilen, wohin unſer Lauf gerichtet war, und einen Hafen zu ſuchen. Herr Macleod ließ uns am Borde der Queen eine Nachricht von den verſchiedenen Signalen, die er machen ſollte, um uns darnach zu richten, indem unſer Schiff vor dem King George vorauf ſeegelte.

Um halb acht feuerte der genannte Steuermann eine Flinte ab, zum Zeichen, daß Gefahr vorhanden ſei. Dies veranlaßte uns, von dem Lande abzuſeegeln, und öfters das Schiff gelegentlich umzulegen, damit wir die Bewegungen der Boote deſto beſſer beobachten könnten. Gegen 9 Uhr, da wir dem Orte nahe waren, an dem Herr Macleod das Signal der Gefahr gemacht hatte, ward unſer Fiſcherboot*) ausgeſetzt, um vor dem Schiffe her zu peilen.

Ungefähr um halb zehn Uhr errichtete Herr Macleod oben an der Spitze des hohen Landes die Flagge, zum Zeichen, daß er einen Hafen gefunden habe. Dem zufolge liefen beide Schiffe in den Sund**) ein; Kapitain Portlock aber feuerte eine Kanone ab, um dem Boote das Zeichen zu geben, daß es zurückkommen ſollte.

Herr Macleod ſagte uns: er habe einen kleinen Rief von Felſen geſehen, und ſei dadurch veranlaßt worden, eine Flinte abzufeuern; und im Hafen befinde ſich ein ſchöner Ort zum Waſſerſchöpfen. Um 11 Uhr kamen beide Schiffe in Port Egmont in 17 Faden Tiefe auf ſandigem Boden vor Anker.

Ich habe jeden Umſtand, ſo geringfügig er auch ſein mag, zu erwähnen geſucht, und hoffe, daß dieſe Aufmerkſamkeit auf Kleinigkeiten Dir nicht nur gefal-

---

*) Fiſcherboot (*whale-boat*) iſt eine Art von mehr breiten und ſtarken Booten. Man braucht ſie beſonders zum Wallfiſchfange, weil ſie dem Eiſe und den ſtürmiſchen Wellen am beſten widerſtehen können. F.

**) Sund heißt in der Seeſprache nicht allein die Meerenge zwiſchen Schonen in Schweden und der Inſel Seeland in Dännemark; ſondern auch jedes große weit ins Land gehende Gewäſſer, das enge iſt, hohe Ufer hat, und einen guten Hafen giebt. F.

1786. Januar. len, ſondern gewiſſermaßen die Mängel meiner Erzählung erſetzen wird. In meinem nächſten Schreiben kannſt Du eine Nachricht von dieſem Orte ꝛc. erwarten. Der Deinige.

Falklands-Inſeln, den 7. Januar. W. B.

Eilfter Brief.

Nachricht von den Verrichtungen der Schiffe während ihres Aufenthalts in den Falklands-Inſeln — Beſchreibung derſelben und ihrer Produkte.

Als wir die Seegel eingezogen und alles in Ordnung gebracht hatten, legten wir uns mit dem Stromanker und dem Zugtaue vor Anker; allein da am folgenden Tage (den 6ten) der Wind friſch wehete, und das Schiff von ſchweren Wogen bewegt ward: ſo zogen wir den Stromanker auf, und befeſtigten das Schiff mit den beiden Bugankern. Unſere vorzüglichſte Abſicht war keine andre, als die Schiffe mit friſchem Waſſer zu verſehen; hiezu war nun, wie ich ſchon bemerkt habe, unſre Lage ſehr bequem. Wir hatten während unſrer Fahrt bemerkt, daß die Queen nicht tief genug im Waſſer ginge; daher mußten einige von der Mannſchaft Steine holen, um ſie als Ballaſt in den Schiffsraum zu legen. An dieſe Arbeiten machten wir uns unverzüglich, und beide würden längſtens in drei oder vier Tagen beendigt geweſen ſein, wenn uns nicht ſo oft Windſtöße und Stürme daran verhindert hätten. Allein dennoch hatten wir beide Geſchäfte den 14ten gänzlich vollendet, und überdies den ganzen Schiffsraum von neuem umgepackt. Während der Zeit waren alle Schiffsleute am Lande geweſen, um ſich zu erholen, indem man von der Landluft glaubt, ſie ſei den Seefahrern ſehr geſund und zuträglich.

Am 14ten waren unſere Leute beſchäftigt, das Tauwerk und die Takelage vorn und hinten am Schiffe zu befeſtigen. Am 15ten kam eine Engliſche Sluhp *) in den

---

*) Sluhp, heiſt ein ſehr rund gebauetes einmaſtiges Schiff von 20-bis 120 Tonnen. Es pflegt ſehr viele Stachſeegel zu tragen, geht ſchnell, und bis auf 4 Striche vom Winde, da andere Schiffe nur 6 Striche vom Winde gehen können. Aber hat dieſe Art Schiffe den Wind ganz von hinten, ſo verliert ſie alle ihre Vortheile. Es giebt auch Kriegsſluhpen, welche alle Kriegsſchiffe, die bis 20 Kanonen führen, unter ſich begreifen; dieſe ſind oft dreimaſtig. Im Franzöſiſchen heiſſen die Kriegsſluhpen *Corvettes*. F.

den Hafen, und legte ſich vor Anker. Da ihr Boot an Bord des King George fuhr, ſo bekamen wir Nachricht, daß ſie zu einem Schiffe gehörte, welches Kapitain Huſſey führte, und welches die vereinigten Staaten hieß, aber doch Großbritanniſch war. Dies Schiff lag, nebſt einem Amerikaniſchen, im Huſſeyhafen, Staaten-Bay, auf der Schwaneninſel, und gehörte der Madame Hayley, Wittwe von George Hayley Eſqr. *), einer Schweſter des berühmten Herrn Wilkes. 1766. Januar.

Dieſe Schiffe hatten ſich ſchon über ein Jahr in den Falklandsinſeln aufgehalten, und in dem obengemeldeten Huſſeyhafen überwintert. Sie waren daher mit der Ebbe und Fluth, ſo wie auch mit den Strömungen, kurz, mit jedem Umſtande völlig bekannt, den man wiſſen muß, um ein Schiff ſicher in irgend eine Rhede, Bai und Sund (und deren giebt es hier eine große Anzahl) zu führen.

Während der Zeit, daß man die nöthigen Arbeiten vornahm, bemüheten ſich unſere beiden Kapitaine, den Hafen und die verſchiedenen Theile des Landes aufzunehmen. Auf einer dieſer Fahrten entdeckten ſie an der Weſtſeite der Bai einen Hafen für die Schiffe, der dem, worin wir lagen, bei weitem vorzuziehen war. Da ſie ſich vorgenommen hatten, hier einige Tage länger zu verweilen, ſo beſchloſſen ſie, die Schiffe dahin zu bringen. Wir lichteteten daher früh am 16ten die Anker, gingen um 8 Uhr unter Seegel, und ankerten ſchon um 10 Uhr in 7 Faden Tiefe. Wir bemerkten bald, daß wir uns in einer beſſeren Lage befänden, indem wir gegen den Wind gedeckt waren, und kein Wellendruck uns beſchwerlich ſein konnte. Höchſt wahrſcheinlich lag nahe bei dieſem Ort im Jahre 766 Kapitain Macbride, als er hier überwinterte; denn wir fanden an dem benachbarten Ufer die Ueberbleibſel

---

*) Eſqr. Dieſes Wort iſt abgekürzt für Eſquire, *Ecuyer.* Im Teutſchen bedeutet es ſo viel, als ehemals die Schildknappen; das heißt: ſolche Leute, die zwar nicht zum hohen Adel gehörten, allein doch das Recht hatten, ein Wapen zu führen. In Frankreich heißen ſie *Gentilshommes Ecuyers* und gehören zur *petite nobleſſe.* Alle die, welche der König in England öffentlich mündlich oder ſchriftlich einmal Eſquire nennt, ferner alle Kapitaine bei der Landarmee, alle Lieutenants bei der Flotte und drüber, alle Friedensrichter, Sheriffe, die Königlichen Pagen und Kammerdiener, alle Aldermänner der Städte London und York und noch einige mehr, ſind Eſquires. Man ſieht in teutſchen Schriften Eſquire oft durch Ritter überſetzt; dies iſt falſch. Eben ſo ſieht man wohl: Herr Heinrich Swinburne Eſquire; hier iſt Herr überflüßig, weil es nach Engliſcher Sitte ſchon der Eſquire-Titel ausdrückt. F.

1786. Januar. verſchiedener Häuſer, die er gebauet haben ſoll, die aber nachher von den Spaniern zerſtört worden ſind.

Vom 16ten bis zum 19ten war das Schiffsvolk wechſelsweiſe am Lande, um ſich zu erholen, da die Landluft (wie ich ſchon bemerkt habe) für Leute in unſrer Lage ſehr heilſam und zuträglich iſt. Ueberdies bietet dieſer Ort, wie ich ſogleich bemerken werde, nur wenige andere Erfriſchungen dar.

Da wir von Herrn Coffin, dem Piloten der Sluhp erfuhren, daß ein gutes Fahrwaſſer für uns durch die Inſeln ginge, und er ſich gefällig erbot, uns als Lootſe zu führen, ſo beſchloſſen unſere Kapitaine, mit der erſten Gelegenheit in See zu ſtechen, weil die Jahreszeit zu weit vorwärts gerückt war, als daß wir eine gute Fahrt um Kap Horn erwarten konnten. Dem zufolge lichteten wir die Anker, und ſetzten früh Morgens am 19ten Januar unſere Seegel auf. Um 8 Uhr war die Flaggenſtange auf Keppels Eiland (an welchem Herr Macleod für uns das Signal in Port Egmont einzulaufen, aufzog,) Oſten bei Süden; Sandybay S. O. bei S. und die Weſtliche Landſpitze lag S. W. ungefähr in einer Entfernung von 2 großen Seemeilen.

Um halb neun Uhr Abends warfen wir, ohne irgend einen Vorfall, dem Ende von der Karkaſſe-Inſel gegenüber, den Anker in zwölf Faden. Am 20ſten des Morgens ſeegelten wir weiter, und lieſſen um Mittag den Anker wieder in Weſt-Point-Hafen in acht Faden Tiefe fallen.

Am 21ſten des Morgens gingen wir wieder unter Seegel. Herr Coffin warnte uns, auf unſrer Hut zu ſein, wenn wir um Weſt-Point ſeegelten, indem der Wind vom hohen Lande wie ein reiſſender Strom auf uns einſtürzen würde. Der Morgen war ſchön und heiter, und der Wind gelinde; wir verachteten aber zum guten Glück ſeine Warnung nicht, und das ſämtliche Schiffsvolk ſtand bereit, die Seegel einzunehmen. Wir hatten wohl daran gethan, dieſe Anſtalten zu treffen; denn ehe wir noch ganz um die Landſpitze herumkamen, ſtürzte ſchon der Wind wie ein Orkan auf uns ein, und blies über eine Stunde mit außerordentlichem Ungeſtüme fort, ſo daß wir in der ganzen Zeit nicht das kleinſte Seegel aufſetzen durften. So bald wir aber vom hohen Lande entfernt waren, ward der Wind wieder gelinde. Um 1 Uhr ſahen wir die zwei Schiffe im Huſſey-Hafen vor Anker liegen;

und um 3 Uhr legten wir uns in Staaten-Bay auf der Schwaneninſel, nahe bei Elephanten-Point, in 17 Faden vor Anker, und zwar etwa eine Meile weit von den Amerikaniſchen Schiffen. Ehe ich ſchließe, will ich Dir noch von dieſen Inſeln eine Beſchreibung geben, ſo gut ich es nach den Beobachtungen kann, die ich während meines hieſigen Aufenthaltes gemacht habe. 1786. Januar.

Dieſe Inſeln wurden zuerſt vom Ritter **Richard Hawkins** im Jahre 1594 entdeckt *); allein Kapitain **Strong** nannte ſie **Falklands-Eiland**, oder eigentlicher **Falklands-Eilande**, da ihrer eine beträchtliche Zahl iſt. Es ſcheint, als wenn die Engländer Willens geweſen wären, hier eine Kolonie anzulegen, da Kapitain **Macbride** hier ein ganzes Jahr aushielt, und verſchiedene Häuſer erbauet hatte, die aber von den Spaniern, welche uns im Jahr 1770 aus dem Beſitze dieſes Ortes ſetzten, zerſtört worden ſind.

Dieſe Sache machte in London vieles Aufſehen, und veranlaßte unter den Politikern zu der Zeit großes Geſchrei; ich werde alſo über dieſe Materie nichts weiter ſagen, da Du in der politiſchen Geſchichte dieſer Inſeln beſſer bewandert biſt, als ich. Nur bemerke ich noch, daß man ſich gar nicht zu wundern braucht, wie die Spanier uns den Beſitz dieſer Inſeln beneiden konnten, da ihre Lage die Fahrt nach den Spaniſchen Beſitzungen in der Südſee beſtreicht.

Port Egmont (der Theil nehmlich davon, wo wir zuletzt ankerten) liegt unter dem 51. Gr. 12 Min. S. Br. und 59. Gr. 54 Min. Weſtlicher Länge; es iſt ein geräumiger Hafen, und vielleicht groß genug, allen Großbritanniſchen Schiffen Ankergrund zu geben.

Wie weit ſich dieſe Inſeln erſtrecken, kann ich nicht mit Gewißheit beſtimmen; allein muthmaßlich weiter, als einen Grad in die Breite, und mehr als zwei in die Länge.

Die Lage von Port Egmont iſt beinahe im Mittelpunkte, ſo daß Du Dir hieraus und aus der vorigen Muthmaßung einen ziemlich richtigen Begriff von ihrem Umfange wirſt machen können.

---

*) Dieſe höchſt mangelhaften Nachrichten von den Falklands-Eilanden können durch die ausführliche Geſchichte derſelben ergänzt werden, welche Hr. Prof. **Sprengel** S. 119 — 142 der **Beiträge zur Völker- und Länderkunde** Th. 1. eingerückt hat. F.

1786. Januar. Obgleich dieſe Eilande unter dem allgemeinen Namen der Falklands-Eilande bekannt ſind, ſo haben doch manche derſelben beſondere Benennungen, wie es die Laune verſchiedener Schiffahrer für gut befunden hat. Ich erwähne gerade dieſes Umſtandes, um Deiner Bewunderung zuvorzukommen, wenn Du bemerkſt, daß die eine Schwanen-Eiland, die andere Keppels-Eiland ꝛc. heißt.

Man würde natürlich von der Lage ſchließen, das hieſige Klima müſſe beinahe mit dem in England übereinſtimmen; indeß ſcheint dies doch nicht der Fall zu ſein. Denn ob wir gleich jetzt beinahe mitten im Sommer ſind, ſo iſt doch das Wetter öfters kalt und wintermäßig, und das Thermometer ſteht nie höher als 53 Grade. Die Winde ſind itzt gemeiniglich weſtlich, mit häufigen Windſtößen und ſtarkem Regen.

Der Boden ſcheint von einer leichten freien Gattung zu ſein, und ſich ſo wohl zu Wieſen als zu Weiden zu ſchicken. Man kann aber an einigen Orten ſchwerlich beſtimmen, von welcher Art er iſt; denn der Wachsthum der Pflanzen iſt fortgegangen, und ſie ſind verfault und wieder gewachſen, bis daß daraus viele große Hügel entſtanden ſind. An der Spitze derſelben wachſen große Grasbüſche hervor, welche natürlicherweiſe ſich gegen einander neigen, einen Bogen bilden, und gelegentliche Schlupfwinkel für die Robben, Seelöwen, Pinguine ꝛc. abgeben, deren man hier eine Menge antrift*).

Nahe bei den Ueberbleibſeln der Stadt ſind verſchiedene kleine mit Raſen eingeſchloſſene Grundſtücke,**) welche ohne Zweifel zu Gärten beſtimmt waren, da

---

*) Eine Grasart, die *Dactylis glomeratra Linn.* bildet hier ſolche Büſche und Hügel mit ihren fortwachſenden Wurzeln, die dagegen von den zwiſchen dieſen Hügeln wegkriechenden und vom Seewaſſer triefenden Robben ihrer ſie umgebenden Erde noch mehr beraubt werden. In dieſen Gängen ſteht Regen- und Seewaſſer; die Robben ragen daher oft eines halben Mannes hoch daraus hervor. Wenn aber Pinguine dieſe Grasbüſche zu ihrer Wohnung erwählen, dann werden die Zwiſchenräume zwiſchen den Hügeln bald durch ihren Dünger erhöhet und eingeebnet. Hier legen dieſe Vögel und die Seeraben (*Pelicanus L.*) ihre Eier, und brüten ſie gemeinſchaftlich aus; denn ſie ſitzen nicht, ſondern ſtehen nur gedrängt neben einander, und geben ſo den Eiern die nöthige Wärme. F.

**) Die heftigen Winde, die in den Falklands-Inſeln herrſchen, hindern das Wachsthum hoher baumartiger Pflanzen; und nur durch Raſenwände beſchirmt konnten die Engländer einige Küchengewächſe mühſam aufziehen. F.

1786. Januar.

man noch leicht erkennen kann, daß ſie bearbeitet worden ſind. In einem derſelben bemerkte ich verſchiedene Blumengattungen und auch ſchönen Meerrettig. Es iſt ſehr merkwürdig, daß alle dieſe Eilande nicht Einen Baum, oder etwas, das dem ähnlich wäre, hervorbringen. Unſer Schiffsvolk fand nach vielem Suchen einiges Geſträuch, welches aber ſo klein war, daß man kaum Beſen für das Schiff daraus verfertigen konnte.

Man traf hier wenige oder gar keine Inſekten an*), obgleich Herr Hogan, Wundarzt auf dem King George, der die Naturgeſchichte ziemlich verſteht, ſich äußerſt viele Mühe gab, einige aufzufinden.

Längs den Seeufern giebt es eine große Menge von Gänſen und Enten,**) die aber viel kleiner und von einer andern Gattung ſind, als die unſrigen. Sie ſind ziemlich zahm, und man kann ſie leicht im Rennen einholen. Unſre Schiffsleute freueten ſich ungemein bei dem Anblick derſelben, indem ſie ſich vorſtellten, wie herrlich ſie während unſers Aufenthalts davon ſchmauſen würden; allein ſie betrogen ſich entſetzlich in ihrer Erwartung: ſo wohl die Gänſe als die Enten ſchmecken ſiſchig und thranig, da ſie ohne Zweifel von Seethieren leben. Man ward ihrer daher als Nahrungsmittel bald überdrüßig, obgleich die Bewegung ſie mit Laufen einzuholen angenehm und auch geſund war.

Außer dieſem Geflügel giebt es hier noch mehrere Arten gefiederter Thiere. Die vorzüglichſten derſelben ſind die Port-Egmont-Henne, (welche Pennant die

---

*) Die heftigen Winde hindern auf dieſen öden Inſeln auch das Fortkommen der Inſekten; ſo daß die Witterung ſehr ungünſtig iſt, Hausthiere und Pflanzen zur menſchlichen Nahrung zu erziehen. F.

**) So viel wir ſelbſt auf dem Feuerlande, der Neujahrsinſel und in Süd-Georgien bemerkten, (auch nach den Bemerkungen des Herrn de Bougainville, des Wundarztes Penroſe und des Abtes Pernetty) ſind nur zwei Gattungen Gänſe und drei oder vier Gattungen Enten hier anzutreffen. Die eine Gans iſt beinahe ſo groß, wie unſere Europäiſche zahme; bei der zweiten iſt der Gänſerich ganz weiß, die Gans aber ſchwarzgrau mit weißgrauen Rändern der Federn. Von den Enten ſind einige größer als die Europäiſche zahme, andere kleiner. Vor und nach der Sommerwende in den dortigen Gegenden mauſtern ſich die Gänſe und Enten, und verlieren ſo viele Federn, daß ſie nicht fliegen können; daher kann man ſie denn leicht mit Laufen einholen, welches zu andern Zeiten nicht möglich iſt, weil ſie dann ihre Flügel gebrauchen. Nur die große dickköpfige Ente ſchmeckt thranig und fiſchig; die übrigen ſind eßbar und haben keinen üblen Geſchmack. So ſind beide Gänſegattungen ſehr gut zu eſſen. F.

1786. Januar.

Skua-Möwe nennt) und das Albatroß *). Pennant unterſcheidet dieſe Gattung durch den Namen des wandernden Albatroſſes. Ob ich gleich nicht ſagen kann, zu welcher Jahrszeit ſie auswandern: ſo weiß ich doch gewiß, daß dies ihre Zeit zum Brüten iſt, da ich viele Hunderte derſelben an ihren Neſtern und eine Menge noch nicht befiederter Jungen zu ſehen bekam. Die Port-Egmont-Henne iſt ein ſehr gefräßiger Vogel, dem Habichte etwas ähnlich, nur noch größer. Ihrer ſind hier ſehr viele; allein es giebt noch ſo manche andre Gattungen von Vögeln, von denen ich keine Beſchreibung geben kann. Ich will daher dieſe Nachricht mit der Anmerkung beſchließen, daß der einzige Vogel, den wir hier fingen, und den man eſſen konnte, weil er keinen widrigen fiſchigen Geſchmack hatte, von unſerm Schiffsvolk eine Meerälſter genannt ward **). Dieſer Vogel hat keine Schwimmfüße, ſondern beinahe ſolche Klauen, wie unſere Hühner, nährt ſich vorzüglich von Würmern ꝛc. und entfernt ſich ſelten oder niemals vom Seeufer.

Unſer Schiffsvolk verſuchte es oft, Fiſche zu fangen, konnte aber nie welche bekommen. Wir fingen daher ſchon an zu muthmaßen, daß dieſe Eilande gar nicht mit einem ſo vorzüglichen Theile der Schöpfung geſeegnet wären; allein da Kapitain Huſſey uns mit ſchönen Meeräſchen (*Mugil L.*) beſchenkte, ſo überzeugte uns dies, daß wir uns geirrt hätten. Es ſcheint, als wenn dies die einzige hier befindliche Fiſchart iſt; denn wir fingen nur von ihr oft einen anſehnlichen Vorrath.

---

*) Die Skua-Möwe (*Larus catarractes, Linn.*) ein großer ſtarker Vogel, pflegt die Albatroſſe auf dem Meere zu verfolgen, und bemüht ſich, mit ihrem ſtarken Schnabel unter den Bauch derſelben zu kommen, der nur einen äuſerſt kurzen Bruſtknochen hat. Dies nöthigt das Albatroß, ſich auf das Meer zu ſetzen, wo ſein noch ſtärkerer Schnabel die Skua-Möwe in Ehrerbietung erhält. Von Albatroſſen giebt es in den ſüdlichen Meeren drei, wo nicht vier Gattungen. Dieſe Vögel ſind über den ganzen ſüdlichen Ocean bis dreihundert und mehrere Meilen von irgend einem Lande verbreitet, und daher nennt ſie Herr Pennant wandernd, keinesweges aber weil ſie wandernde Zugvögel wären. Hiernächſt nahm Pennant auch dabei auf den Linneiſchen Namen, *Diomedea exulans*, den der Ritter aus der Mythologie entlehnte, Rückſicht, ob er gleich von den Alten nicht dieſer Art von Vögeln beigelegt ward, ſondern dem *Pelecanus Baſſanus*. F.

**) Die Seeälſter der Matroſen iſt der Auſtermann (*Hæmatopus oſtralogus, Linn.*). In Neu-Seeland ſind alle Vögel dieſer Gattung ganz ſchwarz; auf dem Feuerlande fanden wir ſchwarze und bunte; in der nordlichen Halbkugel giebt es ſchwarze und weiße, und ſie haben von dieſer Aehnlichkeit in England den Namen Meerälſter bekommen. Sie leben von Würmern, Schaalenthieren und ſogar von Auſtern, welche ſie mit ihrem Schnabel geſchickt zu öffnen wiſſen. F.

1786. Januar.

An verſchiedenen Ufern traf man große Lager von Muſcheln und Napfſchnecken und manche andere Seethiere an, von denen einige den Pinguinen, ſo wie auch den Gänſen ꝛc. zur Speiſe dienen. Und es läßt ſich gar nicht zweifeln, daß ein jedes derſelben nützlich iſt, da wir ſehr wohl verſichert ſein können, daß der allmächtige Schöpfer der Welten nichts vergeblich gemacht hat.

Ich habe mich bemühet, Dir von allem, was ich hier bemerkte, einige Nachricht zu ertheilen; und Du kannſt die Urſache, weshalb ich Dir keine beſſere Beſchreibung dieſes Ortes gebe, nicht nur in dem Mangel an Gelegenheit, ſondern ſogar in einer weit ſchlimmern, in Mangel an Geſchicklichkeit, ſuchen.

Unſere Geſchäfte ſind nun ganz vollendet, und alles in Bereitſchaft, um in See zu ſtechen, ſo daß uns der erſte günſtige Wind von hier weg und ums Kap Horn führen wird, um dieſen Ort, der ſo ſehr von ſo vielen Abentheurern auf der Eheſtandsreiſe gefürchtet wird, und an welchem viele Schiffbruch leiden. Uebrigens hoffe ich, dieſes Schickſal werde nie betreffen. Deinen ꝛc.

Falklands-Inſeln, den 22. Januar. W. B.

Zwölfter Brief.

Fahrt von den Falklands-Inſeln rund um Kap Horn.

Den 23ſten Januar früh Morgens lichteten wir die Anker, und gingen unter Seegel. Um 9 Uhr lag uns das nordweſtliche Ende von Neu-Eiland S. W. bei Süden, in einer Entfernung von fünf Meilen. Unſere Breite war Mittags 51 Gr 35 Min. S. und die Länge 60 Gr. 54 Min. W. Nachmittags ward das Wetter trübe und neblicht, mit kleinem Staubregen.

Um 8 Uhr Morgens am 24ſten lag uns die weſtliche Spitze von den Falklands-Eilanden nach N. W. zehn große Seemeilen entfernt. Unſere Breite war zu Mittage 52 Gr. 3 Min. Südlich. Wir fuhren fort nach Süden zu ſteuern, weil wir die Abſicht hatten, vom Kap Horn ziemlich entfernt zu bleiben, damit wir, wenn uns auch der Wind entgegen ſein ſollte, doch mit Sicherheit um daſſelbe herum kommen möchten.

Vom 24ſten bis zum 26ſten hatten wir trübes Wetter mit nordweſtlichen Winden. Die Breite am 26ſten war 53 Gr. 39 Min. Südlich. Wir fanden hier die

1786. Februar. Abweichung der Magnetnadel 25 Grade nach Oſten. Um 10 Uhr Abends erblickten wir Staaten-Land nach Südoſten zu. In der Nacht hatten wir häufige Windſtöße, von Blitzen begleitet.

Um 8 Uhr Morgens am $27^{\text{ſten}}$ lagen die äußerſten Enden von Staaten-Land von Süden ¼ Weſt, bis Weſt ½ Süden. Der Abſtand vom Lande mochte etwa 5 Meilen ſein. Gegen 9 Uhr bemerkten wir, daß die See ſich vorwärts kräuſelte. Dies veranlaßte uns, einige Seegel einzuziehen und uns weiter von dem Winde zu halten. Allein wir entdeckten bald darauf, daß dies von der Strömung des Meeres verurſacht ward; deshalb legten wir uns wieder ſüdwärts dem Winde näher, und zogen die Seegel auf.

Die nordweſtliche Seite von Staaten-Land iſt ſehr gebirgig, und ſieht ſehr unfruchtbar aus; allein man hat mir geſagt, die Oſtſeite ſei beholzt und ziemlich eben*). Am Abend lagen die äußerſten Enden des Landes von W. N. W. bis Norden bei Weſten, in einer Entfernung von neun großen Seemeilen. Vom $28^{\text{ſten}}$ bis zum $30^{\text{ſten}}$ hatten wir heftige Stürme und wiederholte Windſtöße; und dabei drehete der Wind ſich von Süden bei Oſten bis gen Weſten herum.

Vom $31^{\text{ſten}}$ bis zum 4ten Februar war das Wetter gemäßigter. Wir hatten uns nun ziemlich vom Kap Horn entfernt; denn unſere Breite war zu Mittage am 4ten 60 Gr. 14 Min. Südlich, unſere Länge aber 67 Gr. 30 Min. Weſtlich. Nun ward unſer Lauf nach N. W. geändert, weil unſre Kapitaine noch weiter weſtwärts zu kommen wünſchten, damit wir, wenn wir ja weſtliche Winde bekämen, weit vom feſten Lande entfernt bleiben könnten. Seitdem wir die Falklands-Eilande verlaſſen, haben wir kaltes und ſchlechtes Wetter, mit häufigen Stürmen, Regen und Schloſſen, gehabt, und das Thermometer hat gemeiniglich auf 44 Gr. (nach Fahrenheits Abtheilung) geſtanden. Wir ſind zwar ſpäter in der Jahreszeit, als wir es wohl gewünſcht hätten; allein jetzt ſollte doch in dieſer Weltgegend Sommer ſein. — Den ganzen Februar hindurch hatten wir beſtändige und heftige Stürme aus Norden

und

---

*) An der nordoſtlichen Seite von Staaten-Land, den Neujahrsinſeln gegenüber, drei groſe Seemeilen von St. Johannis Kap, liegt die Neujahrsbay, welche am Neujahrstage 1775 von Herrn Gilbert, den Kapitain Cook dahin geſchickt hatte, entdeckt ward. Er fand Waldungen, Flüſſe, einen guten Hafen und viele Robben und Seegeflügel. F.

und Nordweſten, mit hohen überzwerch kommenden Wogen. Dies hindert unſern Lauf ſehr*). Am 28ſten war unſere Breite 52 Gr. 14 Min. Südlich, und die Länge 84 Gr. 34 Min. Weſtlich. 1786. Februar.

Ich habe oft die emphatiſche Beſchreibung von Menſchen im Sturme, Pſalm *CVII* V. 23 ⸗ 27 bewundert; aber jetzt drängt ſich mir, weil wir uns in derſelben Lage befunden haben, die Schönheit dieſer Stelle ſo ſtark ans Herz, daß ich nicht umhin kann, ſie hier abzuſchreiben:

> „Die, welche ſich in Schiffen auf die See begeben, und ihre Geſchäfte in den
> „großen Waſſern treiben, die ſehen Jehova's Werke und ſeine Wunder in
> „der tiefen Fluth. Denn auf ſein Wort macht ſich auf der Sturmwind, der
> „die Wellen erhebt. Sie fahren auf gen Himmel, und ſinken zum Abgrunde
> „wieder: und ihre Seele zerſchmelzet vor dem Ungemache. Sie ſtraucheln und
> „taumeln wie die Trunkenen, und alle ihre Klugheit ſteht beſchämt da"**).

Ich will keine Entſchuldigung darüber machen, daß ich Dir mit einer Stelle aus der Heiligen Schrift beſchwerlich gefallen bin, nicht nur weil ich weiß, daß Du gelegentlich auch ernſthaft ſein kannſt; ſondern auch, weil ſie die Empfindungen eines Menſchen in der Noth beſſer ausdrückt, als ein ganzer Band über dieſe Materie.

Ich vergaß zu erwähnen, daß wir am 27ſten bemerkten, die Befeſtigung des Bogſpriets durch Taue an das Vordertheil des Schiffes ſei weggeſprungen; deshalb zogen wir die Seegel ein, und lieſſen es mit neuem Tauwerke wieder befeſtigen.

---

*) Wenn der Wind eine Zeit lang beſtändig aus einer Gegend gewehet hat, ſo bekommen die Wogen dieſe Richtung; und wenn nun gleich ein anderer Wind zu wehen anfängt, ſo behalten ſie doch noch die alte, und ſetzen oft queer über die von dem neuen Winde getriebenen Wellen. Dieſe doppelte Bewegung des Meeres pflegt den Schiffahrern nicht nur eine höchſt unangenehme Empfindung zu verurſachen, ſondern ſie hält auch den Lauf des Schiffes auf. Dieſes bekommt überdies noch einen Stoß in der Richtung der Zwerchwogen; daher muß denn der Druck des Meeres mit in Rechnung gebracht werden, wenn man den wahren Lauf des Schiffes beſtimmen will. F.

**) Da mir weder die Engliſche Bibelüberſetzung, noch die von D. Luther, noch die von dem Herrn Geh. Juſt. R. Michaelis gänzlich Genüge that, ſo wagte ich es, mit Hülfe des Grundtextes, eine neue zu machen. Vielleicht entſpricht ſie dem Gefühle der Kritiker nicht ganz. Ich will gern Belehrung annehmen; denn es iſt lange, ſeitdem ich die morgenländiſchen Sprachen und die Kritik nicht mehr treibe. Indeß habe ich doch noch Gefühl für dieſes wichtige Studium beibehalten. Es iſt übrigens nicht zu läugnen, daß die ſchöne Stelle des Pſalmes ſehr viel Wahres und große in einer kraftvollen Sprache ausgedruckte Bilder enthält. F.

1786. März. Das Wetter wird nunmehr gelinder, und wir haben friſchen weſtlichen Wind, ſo daß wir auf unſerer Reiſe ſtark fortrücken. So bald ich mich vom Ungemache des letzten ſtürmiſchen Wetters wieder erholt habe, ſollſt Du mehr hören von Deinem ꝛc.

Zur See, den 6. März. W. B.

Dreizehnter Brief.

Die Fahrt von Kap Horn bis Owaihie.

Ich bemerkte zu Ende meines letzten Briefes, daß die Witterung gelinder und ſchön geworden wäre, und daß alle Umſtände einen guten Fortgang zu verſprechen ſchienen. Da es noch ungewiß iſt, wie lange es dauren wird, bis wir wieder vor Anker liegen: ſo fand es Kapitain Dixon am 7ten März nöthig, den Leuten auf dem Schiffe täglich zwei Quart Waſſer zur täglichen Portion zu beſtimmen, doch wöchentlich drei Portionen zu Erbſen ungerechnet. Die Breite war zu Mittage 44 Gr. 13 Min. Südlich, die Länge 83 Gr. 25 Min. Weſtlich.

Am 23ſten Mittags befanden wir uns in 34 Gr. 8 Min. S. Br. Ob man gleich außerhalb den Wendezirkeln ſelten Paſſatwinde *) erwarten kann, ſo waren wir doch ſo glücklich, ſchon in dieſer Breite einen regelmäßigen Paſſatwind anzutreffen. Dies veranlaßte unſere Kapitaine, auf die Inſel los Majos zu ſteuern, (eine Inſel oder eine Menge von Inſeln, welche die Spanier geſehen haben, und deren Lage ſie im 20. Gr. Nördlicher Breite und 130 Gr. Weſtlicher Länge angeben) weil dieſe uns wahrſcheinlich alle Erfriſchungen darbieten würden, deren wir benöthigt wären, und zugleich uns wenig aus dem Wege lägen.

Um 6 Uhr am 25ſten ſahen wir ein fremdes Schiff gegen N. W., und um 10 Uhr war es uns ſo nahe, daß man einander zurufen konnte. Wir erwarteten, man ſollte mit uns ſprechen; allein es ward vermieden. Wir konnten das Schiff nicht deut-

---

*) Die Paſſatwinde ſind unveränderliche Winde, welche zwiſchen den Wendezirkeln herrſchen, und von Oſten herkommen, überhaupt aber bis nach S. O. und N. O. ſich erſtrecken. Sie werden ſogar außer den Wendezirkeln in der Hälfte der Erdkugel verſpürt, über welcher die Sonne weilt, deren Stralen und Wärme die vorzüglichſte Urſache dieſer Oſtwinde ſind. Siehe Forſters Bemerkungen ꝛc. S. 105 — 111. F.

lich genug ſehen, um zu erkennen, woher es käme; allein es war höchſt wahrſcheinlich ein Spaniſches, das nach Valdivia ging. Wir hatten zwei Fäſſer Aepfelmoſt mitgebracht; dieſe wurden nun am 3ten April auszutheilen angefangen, ſo daß jedermann täglich ein Nößel bekam. Dies war ein höchſt angenehmes Getränk, da das Wetter anfing, äußerſt heiß und ſchwül zu werden, wobei der Wind von Oſten bis zu Nordoſten blies. 1786. April.

Am 5ten brachte man des Büchſenſchmidts Werkſtäte auf das Verdeck, und befeſtigte ſie. Er fing ſogleich an zu arbeiten, und verfertigte manche Sachen zum Gebrauche für das Schiff, und auch Toees *) (Tohis) für unſern künftigen Handel. Dieſe Tohis ſind lange flache Stücken Eiſen, die einem Zimmermanns-Hobeleiſen nicht unähnlich, nur etwas ſchmaler ſind. Die Indianer halten ſie in hohem Werthe, und wir erwarten daher, daß ſie uns in unſrem Handel vorzüglich nützlich ſein ſollen.

Am 6ten waren die Zimmerleute geſchäftig, Schießlöcher für Kanonen und Stöcke zu den Drehbaſſen zu verfertigen; und am 10ten hatten wir zwei vierpfündige Kanonen und acht Drehbaſſen auf dem Orlope **) befeſtigt.

Am 20ſten, da wir uns im 1. Gr. N. Breite befanden und das Wetter äußerſt ſchwül war, vermehrte man unſere Portion Waſſer bis auf drei Quart für jeden Mann täglich. Gegen das Ende dieſes Monats fingen wir viele Haifiſche.

---

*) In der Taheitiſchen Sprache (welche faſt in allen Südſee-Inſeln bis nach Neu-Seeland und bis zu den Sandwich-Inſeln in verſchiedenen Mundarten geſprochen wird) heißt eine Axt: Tohi. Die Aexte der Eingebornen ſind aus einem harten ſchwarzen, thonartigen, beſaltähnlichen Steine gemacht, und werden auf dem Griffe oder Helme, ſo wie die Dächſeln der Zimmerleute, befeſtigt, nehmlich ſo, daß das ſteinerne Inſtrument horizontal und queer vor der Spitze des Helms ſteht, da unſere Aexte mit dem Helme parallel ſtehen. Um nun den Eingebornen unſer Eiſen angenehmer und ihrem Gebrauche gemäßer zu machen, ließen die Befehlshaber der Schiffe Aexte verfertigen, die einem Hobeleiſen ähnlich waren. Dieſe wurden mit ihrem eigenthümlichen Namen Tohi belegt, welches man in Neu-Seeland und in den freundſchaftlichen Inſeln härter durch Toghi ausſprach. F.

**) Der Theil des Verdecks, der ſich von dem großen Maſte bis zum Hackebrett erſtreckt, heißt der Orlop, welches man vom Holländiſchen Overlop, Oerlop, in Orlop zuſammen gezogen hat. Daher heißt dieſer Theil des Schiffes zuweilen auch der Ueberlauf, welches der Name Overlop überſetzt iſt. F.

1786. Mai. Man pflegt ſie für eine grobe und widrige Nahrung zu halten, und ſie ſind es auch wirklich; uns aber, die ſchon ſo lange bloß von eingeſalzenem Fleiſche gelebt hatten, waren ſie ein Fund: und wenn man daraus ein Gericht macht, das die Seefahrer Tſchauder*) nennen, ſo ſchmecken ſie recht gut. Das Wetter war heiß und ſchwül, mit häufigen ſehr gelinden Lüſtchen, die zuweilen in Windſtillen ausarteten.

Vom 1ſten bis zum 3ten Mai ſahen wir viele Seeſchildkröten, welches uns vermuthen ließ, daß wir auf eine Schildkröteninſel**) ſtoßen würden, beſonders da Kapitain Cook auf ſeiner letzten Reiſe nur wenige Grade von dem Orte, wo wir uns befanden, eine gefunden hatte; allein diesmal entſprach der Erfolg nicht der Erwartung.

Wir fingen nach aller unſrer Bemühung doch nur Eine; aber Kapitain **Portlock** war glücklicher, und dies hatte er dem Umſtande zu verdanken, daß ſein Fiſchboot auf dem Quartiere des Schiffes von außen befeſtiget war. So bald man alſo eine Seeſchildkröte ſah, konnte das Volk das Boot ſogleich ins Meer laſſen und ſie den Augenblick einholen. Auf dieſe Art fingen ſie täglich zehn bis vierzehn, von denen einige zu uns an Bord geſchickt wurden. Aber obgleich Seeſchildkröten ein Leckerbiſſen für uns waren, ſo fingen wir doch an ihrer überdrüßig zu werden. Indeß muß dieſe Zeit, in der wir keine geſalzene Speiſen aßen, nothwendig der Mannſchaft beider Schiffe äußerſt zuträglich geweſen ſein.

---

*) Der Seefahrer pflegt Fiſche und Zwiebacke zu einer etwas dicken Suppe zu kochen, und es iſt gewiß eine angenehme und geſunde Speiſe, welche jeder, auch wenn er nicht ſo ſehr um friſche Lebensmittel verlegen wäre, eſſen würde. Dieſe Schüſſel nennt man auf Engliſchen Schiffen Tſchauder. F.

**) Nahe an der Linie und unter derſelben ſind nicht weit vom Spaniſchen feſten Lande in Südamerika, unſern Guajaquil, die Galapagos-Inſeln, auf welchen die Amerikaniſchen Freibeuter viele Seeſchildkröten antrafen. Cook fand die Chriſtmeß-Inſel, und es waren Seeſchildkröten darauf. Auch hatte Anſon das Glück, einige groſe im Schlafe auf dem Meere ſchwimmende Schildkröten zu finden, welche man ſo fing, daß ein guter Schwimmer ohne Geräuſch ſich der ſchlafenden Schildkröte näherte, und ſich von hinten auf ſie warf und an ihren Hinterfüßen feſt hielt. Die Schildkröte beſtrebte ſich ſogleich, mit dem Kopfe unterzutauchen; ſie konnte es aber nicht wegen des auf ihr liegenden Menſchen: und nun kam denn das Boot zu Hülfe, und bemächtigte ſich der Schildkröte. Gallapagos heißen auf Spaniſch Seeſchildkröten, und es war daher natürlich, daß unſre Reiſenden in dieſen Gewäſſern Seeſchildkröten erwarteten. F.

1786. Mai.

Unſere Beobachtung zu Mittage am 8ten zeigte 17 Gr. 4 Min. N. Br. und 129 Gr. 57 Min. W. Länge. In dieſer Gegend ſahen wir uns nach einer Inſel um, welche von den Spaniern *Roca partida* genannt wird; allein vergebens. Wir lieſen unter mäßigem Seegeln gemächlich nach Norden zu, und ſahen ſcharf umher, indem wir hofften, bald auf die ſchon erwähnte Gruppe von Inſeln zu ſtoßen.

Vom 11ten bis zum 14ten legten wir allemal des Nachts bei: und wenn wir des Morgens wieder weiter ſeegelten, fuhren wir acht bis zehn Meilen weit aus einander, indem wir nach Weſten lieſen; denn die Spanier koñten, wenn ſie auch in Beſtimmung der Breite ziemlich genau geweſen waren, ſich doch in der Länge leicht um verſchiedene Grade geirrt haben. Aber da unſere Breite am 15ten Mittags 20 Gr. 9 Min. Nordlich und die Länge 140 Gr. 1 Min. Weſtlich war, (alſo um ein Beträchtliches mehr nach Weſten, als irgend eine von den Spaniern verzeichnete Inſel;) ſo ſchloſſen wir daraus mit Recht, daß in ihrer Seekarte irgend ein großer Fehler ſein müſſe.

Bis jetzt war das Schiffsvolk am Bord der Queen ziemlich geſund geweſen, Herrn Turner, unſern zweiten Steuermann, der bald nachher als wir St. Jago verlaſſen hatten, krank geworden, und den Kapitain Dixon ausgenommen, der von verſchiedenen Krankheiten zugleich befallen war; allein jetzt brach der Schaarbock unter uns aus. Verſchiedene Perſonen wurden mehr oder weniger davon angegriffen, und einer ward ſogar bettlägerig. Ob man gleich alle Mittel gegen den Schaarbock mit der größten Sorgfalt und Regelmäßigkeit brauchte, ſo waren ſie doch unwirkſam, ohne die Beihülfe von friſcher Luft, friſchem Waſſer, friſchen Nahrungsmitteln, friſcher Pflanzennahrung ꝛc.; und es ward daher beſchloſſen, ſo geſchwind als möglich nach den Sandwich-Inſeln zu eilen.

Da wir uns ſchon in der gehörigen Breite befanden, ſo lieſen wir mit einem ſchönen günſtigen Winde nach Weſten; und am 27ſten Morgens um 7 Uhr ſahen wir Owaihie, die vornehmſte der Sandwich-Inſeln, nach Weſten zu, in der Entfernung von vierzehn großen Seemeilen. Um Mittag lag die nordöſtliche Spitze im Norden drei große Seemeilen von uns. Da man wohl wußte, daß dieſe Inſel mit allem, was wir bedurften, in großer Menge verſehen war: ſo erweckte der Anblick derſelben bei Allen an Bord neue Munterkeit. Nach-

1786. Mai. dem wir längs dem Ufer zwei Tage hindurch bei ſchwachen Winden, welche oft in Windſtillen zu erſterben ſchienen, hingeſegelt waren: ſo kamen wir am 26ſten um 1 Uhr auf der Weſtſeite der Inſel in Karakakua-Bay, etwa eine Meile weit vom Ufer in acht Faden Tiefe vor Anker, und zwar ſo, daß die Weſtliche Spitze der Bay gen Weſten bei Norden, und die Südliche Spitze nach Süden ½ Weſten lag. Nachmittags wurden wir von einer unzähligen Menge Kanohs und einer großen Anzahl Menſchen beiderlei Geſchlechts, welche an uns heran ſchwammen, umgeben. Viele derſelben kamen ohne Zweifel bloß aus Neugier; allein ſehr viele brachten allerlei Waaren zum Verkaufe, als Schweine, ſüße Kartoffeln (*Convolvulus Batatas L.*), wilde Piſangs (*Muſa paradiſiaca Linn. var. coriacea exſucca et corniculata*), Brodtfrüchte (*Artocarpus inciſa, Forſt. monogr.*) ꝛc. Dieſe kauften wir für Tohis, Angelhaken, Nägel und andere Waaren von geringem Werthe; das Schiffsvolk tauſchte Angelſchnüre, Matten und andere Seltenheiten ein.

Am 27ſten früh machten wir alles zum Waſſerholen bereit, und nahmen uns vor, dies Geſchäft mit der größten Geſchwindigkeit zu verrichten; allein als Kapitain Dixon an Bord des King George ging, erfuhr er zu unſerm größten Leidweſen, daß die Eingebornen beſchwerlich würden, und daß ſie den Waſſerplatz ſchon tabuhed hätten. Dieſe Ceremonie des Tabuhens verrichten ihre Prieſter, und ſie beſteht darin, daß ſie eine Menge dünner Stöcke, an deren Spitzen Büſchel von weißen Haaren befeſtigt ſind, rund um den Ort in die Erde ſtecken, den ſie unberührt wiſſen wollen. Wenn dies geſchehen iſt, wagt es niemand, ſich dem Orte zu nähern; und ich glaube, daß die Todesſtrafe auf die Uebertretung dieſes Verbotes geſetzt iſt. Zuerſt beſorgten wir, dieſe Begegnung möchte von der Erinnerung an ihren Verluſt nach dem tragiſchen Tode des Kapitain Cook, der in dieſem Hafen getödtet ward, herrühren; allein dies war nicht der Fall. Als die Veranlaſſung zu dieſem Verfahren gaben ſie den Umſtand an, daß alle ihre Oberhäupter abweſend, und mit einem benachbarten Eilande in Krieg verwickelt wären, und daß ſie daher auf keinerlei Weiſe Erlaubniß hätten, Fremdlingen das Landen zu geſtatten.

Da auf dieſe Art eine unſerer vornehmſten Abſichten vereitelt war, ſo entſchloſſen ſich unſere Kapitaine, dieſen Ort ſo geſchwind als möglich zu verlaſſen. Indeſſen fahren wir aber fort, Schweine, Hühner, Gewächſe ꝛc. in Menge zu kaufen; und ich glaube, jedermann im Schiffe fängt ſchon an, die guten Wirkungen friſcher Lebensmittel zu empfinden; doch vielleicht niemand ſo ſehr, als Dein ꝛc. 1786. Mai.

Sandwich-Inſeln, den 28. Mai.

W. B.

Vierzehnter Brief.

Die Schiffe bekommen in Owaihi kein Waſſer — Kaufen es ſich in Wahuh — Verlaſſen dieſe Inſel — Gehen fort nach Oniehau, und bekommen daſelbſt einen Vorrath von Yams.

Ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, erlaube mir, Dir zu ſagen, daß die Sandwich-Inſeln von dem verſtorbenen Kapitain Cook, während ſeiner letzten Reiſe in das Südmeer, entdeckt worden ſind. Auf Owaihi, die vornehmſte, trifft man zuerſt, wenn man von Süden und Oſten kommt; die übrigen liegen beinahe in Nordweſtlicher Richtung. Die vorzüglichſten heißen Maui, Morotay, Ranay, Wahuh, Atuai und Oniehau *). Dies wird, denke ich, fürs erſte zu Deiner Belehrung hinlänglich ſein.

Am 27ſten um 8 Uhr Abends lichteten wir die Anker, und gingen unter Segel; in der Nacht lavirten wir gelegentlich, ſo wie auch den ganzen 28ſten hindurch, weil wir ſchwache und veränderliche Winde hatten. Unſre Leute waren mit dem Schlachten und Einſalzen der Schweine zum Gebrauche für das Schiff beſchäftigt, und es folgte uns noch eine Menge von Booten mit Schweinen, Gewächſen ꝛc. nach.

Am 29ſten Mittags, lag uns Karakakua gegen Nordoſt bei Oſten, etwa in einer Entfernung von ſieben oder acht großen Seemeilen, und wir hatten das

---

Die Engländer ſchreiben fremde Namen äußerſt willkührlich, und man kann daher nicht genau beſtimmen, welches nach unſrer Art die wahre Ausſprache ſei. Indeß, da ſchon Kapitain Cook die Namen geſchrieben, und auch Kapitain King mit ihm ziemlich einſtimmig iſt; ferner da dieſe beiden Kapitaine ſich länger in den Sandwich-Inſeln aufgehalten haben, als unſer Verfaſſer, und da Cook insbeſondere durch den langen Umgang mit den Einwohnern fremder Länder ſein Ohr gewöhnt hatte, die Namen ziemlich richtig zu faſſen und eben ſo richtig Engliſch zu ſchreiben: ſo iſt es wohl billig, daß man, ihm zufolge, eine einförmige Rechtſchreibung der Namen einführt. Ich habe deshalb die Namen der Inſeln ſo geſchrieben, wie ſie ein Deutſcher ausſprechen ſollte: folglich Owhyhee, Owaihie; Mowee, Maui; Morotoy, oder Morotai, Morotay (wie es Cook ſchrieb); Ranai, Ranay; Whahoo, (oder wie es Cook ſchrieb: Whoahoo) Wahuh; Attooi, Atuai, und Oneehow, Oniehau. Dieſe Rechtſchreibung werde ich in der Folge allezeit beobachten.

F.

1786. Mai. hohe Land von Maui (der Inſel, auf der wir zunächſt landen wollten) im Geſichte. Den ganzen 30ſten hinderte uns ein ſtarker Wind, in Maui zu landen. Den folgenden Morgen lag Ranay Nord-Nordweſt 6 große Seemeilen von uns. Um Mittag ſahen wir Weſtwärts einen hohen Hügel gerade auf dem Striche Norden bei Weſten, in der Entfernung einer großen Seemeile. Wir ſeegelten nun mit einem friſchen öſtlichen Winde auf Wahuh.

Am 31ſten um 8 Uhr Morgens, lag uns das Nordoſtliche Ende von Morotay ungefähr 6 große Seemeilen weit nach Nordoſt. Um Mittag ſahen wir Wahuh, deſſen Südoſtlicher Theil nach W. S. W. und deſſen Nordöſtlicher nach N. W. lag; die Breite war 21 Gr. 14 Min. Nördlich.

Am 1ſten Junius um 1 Uhr Nachmittags, ankerten wir in einer Bay an der Südlichen Seite von Wahuh, in neuntehalb Faden Tiefe, auf ſandigem Boden. Das Aeußerſte des Landes an beiden Enden erſtreckte ſich von O. S. O. bis W. bei S. zwei Meilen weit vom Ufer. Wir hatten ſogleich eine Menge Boote an der Seite des Schiffes; aber Schweine und grüne Gewächſe waren hier ſeltener, als in Owaihi.

Früh Morgens am 2ten, gingen unſere Kapitaine ans Land, um einen Ort zu ſuchen, wo man Waſſer ſchöpfen und Bequemlichkeiten für die Kranken haben könnte. Sie fanden bald gutes Waſſer; aber es war ſchwer zu demſelben zu kommen. Hieran war ein Rief von Felſen ſchuld, der ſich in einem beträchtlichen Abſtande vom Ufer beinahe längs der ganzen Bay erſtreckte, und ſo hoch war, daß man es nicht wagen konnte, mit einem beladenen Boote darüber wegzufahren. Dieſer Umſtand machte, daß wir daran verzweifelten, uns auf dieſer Inſel mit friſchem Waſſer verſehen zu können. Allein Kapitain Dixon bemerkte, daß der größte Theil der Eingebornen in ihren Booten verſchiedene Kürbisſchaalen, oder ſogenante Kalabaſſen, mit Waſſer angefüllt hatte; er befahl uns daher, ſie einzukaufen. Dies thaten wir denn bald für Nägel, Knöpfe und andre dergleichen Kleinigkeiten. Den Einwohnern gefiel dieſe Art von Handel ſo ſehr, daß ſie alles andere darüber vernachläſſigten, und daß die ganze Inſel, wenigſtens der uns zunächſt gelegene Theil derſelben, bloß mit der Waſſerzufuhr beſchäftigt war. Für eine kleine Kalabaſſe oder eine von mittlerer Größe, welche etwa zwei oder drei Galſens (d. i. acht oder zwölf Maaß) enthielt, gaben wir einen kleinen Nagel; und für größere verhältnißmäßig mehr. So wurden beide Schiffe, auf eine beſondere, ja, ich möchte beinahe ſagen, unerhörte Weiſe, hinlänglich mit Waſſer verſehen; und wir hatten dabei geringe Koſten, ſchonten unſre Boote, Tonnen und Geräthe, und bewahrten unſer Schiffsvolk vor Naßwerden und Verkältung. Indeß wir uns mit Waſſer verſahen ꝛc. beſchäftigten ſich unſere Leute damit, daß ſie das Tauwerk hinten und vorn befeſtigten, die Seiten des Schiffes beſchabten und andere nöthige Arbeiten verrichteten. Der Wundarzt nahm am 2ten die Kranken ans Ufer, da er glaubte, daß die Landluſt ihnen heilſam ſein könnte; allein das Wetter war überaus ſchwül, und die Einwohner drängten ſich in ſolcher Menge um ſie her, daß ſie wieder an Bord zurückkehren mußten, und daß ſie durch die Spazierfahrt, welche ſie hätte erfriſchen ſollen, ermüdet waren.

1786. Junius.

Einer von unſren wichtigen Endzwecken war nun erreicht, und unſere Kranken hatten ſich ziemlich erholt; allein wir wünſchten, wo möglich, einen noch größeren Vorrath von Schweinen, Gewächſen ꝛc. zu bekommen. Da Wahuh nur wenig von beiden lieferte, ſo ward beſchloſſen, ſo bald als möglich nach Atuai zu gehen, indem dieſe Inſel mit allem, was wir wünſchten, reichlich verſehen war.

Am 5ten um 1 Uhr Morgens, lichteten wir die Anker, und ſeegelten mit gemäßigten Winden und bei trübem Wetter auf Atuai zu. Um Mittag lag uns die ſüdliche Spitze von Wahuh O. S. O. in einer Entfernung von 6 großen Seemeilen. Die Breite war 21 Gr. 15 Min. Nördlich.

Am 6ten Morgens, ſahen wir Atuai, und des Mittags lag die hohe Spitze des Südöſtlichen Endes gegen W. N. W. 9 große Seemeilen weit von uns, wobei wir Wahuh noch im Geſichte hatten.

Um 3 Uhr Nachmittags waren wir vor der Bay von Waimoa auf Atuai, dem Orte, wo wir vor Anker gehen wollten; allein, da der Wind ziemlich ſtark von Südoſten wehete, und da die Bay nach dieſer Gegend zu ganz offen iſt: ſo fand Kapitain Portlock es nicht rathſam, hier einzulaufen, und beſchloß daher nach Oniehau überzuſtechen, welches um 4 Uhr 5 Meilen weit nach W. S. W. von uns entlegen war. In der Nacht lavirten wir; und um 10 Uhr Morgens am 8ten ankerten wir in der Yamsbay auf Oniehau, in 17 Faden Tiefe, auf ſandigem Bo-

1786. Junius. den. Die nördliche Spitze der Bay lag nach N. N. O. und die ſüdliche Süden bei Oſten, anderthalb Meilen weit vom Ufer. Dieſe Inſel erzeugt eine große Menge vortrefflicher Yams*), und die Einwohner brachten uns reichlichen Vorrath davon, den wir für Nägel und dergleichen Kleinigkeiten kauften. Außerdem aber trägt die Inſel wenig andere Sachen, indem ſie überhaupt nicht ſonderlich bevölkert iſt, wenn man Atuai, Wahuh ꝛc. mit ihr vergleicht. Unſere Kranken wurden hier ans Land gebracht, und fanden die Landluft ſehr zuträglich, da ſie nach ihrer Gemächlichkeit herumgehen konnten, ohne von den Einwohnern gedrängt zu werden. Das vornehmſte Oberhaupt der Inſel heißt Abenui; es ſcheint ein ſehr thätiger, verſtändiger Mann zu ſein. Da Kapitain Portlock ihm einige geringe Geſchenke gemacht hatte, war er uns ganz ergeben, ſo, daß unſere Kranken dieſerhalb beſſer aufgenommen wurden. Wir bekamen hier nur wenige Schweine, die man überdies größtentheils von Atuai brachte. Da nun unſere Leute ſich ziemlich wieder erholt, und wir an Bord der Schiffe alle nöthigen Geſchäfte vollendet haben: ſo wollen wir keine Zeit zu unſrer Reiſe verlieren, und deshalb ſo bald als möglich wieder in See ſtechen. Verlaß Dich übrigens bei der erſten Gelegenheit auf eine weitere Fortſetzung von Deinem ꝛc.

Sandwich-Inſeln, den 11 Junius. **W. B.**

Funfzehnter Brief.

Fahrt von den Sandwich-Inſeln nach Cook's Fluß — Die Schiffe treffen da einige Ruſſen an, und ankern im Kohlen-Hafen.

Aus dem Namen des Ortes, von wo ich dieſes Schreiben datire, kannſt Du wohl ſehen, daß wir endlich auf dem Schauplatze angelangt ſind, wo wir thätig und wirkſam ſein können. Vielleicht wirſt Du daraus ſchließen, daß wir den Gipfel unſrer Hofnungen, Wünſche und Erwartungen erreicht haben. Aber, mein guter Freund, nur ein wenig Geduld, ſo wirſt Du ſchon ſehen, „daß nicht alles Gold iſt, was glänzt.“

---

*) Die Yams haben ihren Namen von der Spaniſchen und Portugieſiſchen Benennung *Igname* oder *Inhame*, Bei den Malayiſchen Völkerſchaften, welche ſich ſelbſt bis in die Südſee-Inſeln ausgebreitet haben, heißt dieſe Pflanze Ufi oder Uwi. Es iſt die *Dioſcorea alata* des Ritters Linné, welche von allen Einwohnern in großer Menge gezogen wird. F.

1786. Junius.

Ich meldete Dir am Schluſſe meines vorigen Briefes, daß wir uns mit aller möglichen Eile bereiteten, in See zu gehen; denn unſere ganze Aufmerkſamkeit war ſo unabänderlich nach der Küſte von Amerika gerichtet, wie die Magnetnadel nach Norden. Da wir uns ſo viele Schweine verſchaft, als unſere Zeit hatte erlauben wollen, und da wir auch einen vortreflichen Vorrath von Yams eingenommen hatten: ſo lichteten wir den 13 Junius, um 10 Uhr Morgens, die Anker, und ſegelten bei gelinden Winden und ſchönem Wetter nach Nordweſt.

Wahrſcheinlich werden wir auf unſrer Reiſe die Sandwich-Inſeln mehr als einmal beſuchen, und ſo will ich es aufſchieben, Dir eine weitläuftigere Nachricht von denſelben zu geben; da ich in dem Falle im Stande ſein werde, ſie genauer zu beſchreiben, als ich es jetzt thun kann.

Während der ganzen Fahrt von den Inſeln bis zum Cooks-Fluſſe begegnete uns nichts Wichtiges. Doch, da Du alle Kleinigkeiten, ſo geringfügig ſie auch ſind, gern hörſt, ſo will ich Dir gefällig zu ſein ſuchen.

Am 15ten veränderten wir, weil wir weit genug vom Lande entfernt waren, unſren Lauf nach Norden und Norden bei Oſten, und hatten von dem Tage an bis zum 22ſten gelinden Wind und ſchönes Wetter.

Vom 23ſten bis zum 28ſten waren oft ſtarke Winde mit Regen. Der Wind ging von Südweſt nach Nordweſt herum, und veränderte ſich öfters, ſeitdem wir die Paſſatwinde verloren, welches ungefähr im 26ſten [illegible] N. Br. geſchah.

Vom 29ſten Junius bis zum 1ſten Julius hatten wir ſanfte veränderliche Winde, mit dickem Nebel und Staubregen. Die Breite war am 30ſten Junius 40 Gr. 30 Min. Nordlich; die Länge aber 151 Gr. 42 Min. Weſtlich.

Am 2ten Julius veränderte das Meerwaſſer ſeine Farbe; und da zugleich eine Menge Robben um das Schiff ſpielten, von denen am Bord des King George eine mit einem Harpun getroffen ward: ſo warfen wir das Senkblei mit 120 Faden aus, konnten aber damit keinen Grund erreichen. Am 3ten ſahen wir ein Stück Holz auf dem Waſſer treiben, auf welchem eine Menge von Vögeln ſaß. Wir hatten oft ſtarke Winde aus Nordweſten, mit Regen. Am 4ten, da wir uns im 45 Gr. 2 Min. N. Br. und 150 Gr. 10 Min. W. Länge befanden, bemerkten wir eine ſtarke Strömung, die nach Südweſten ging.

1786. Julius. Vom 5ten bis zum 11ten hatten wir ziemlich ſtarke Winde von S. O. bis zu S. W. mit neblichtem Wetter und vielem Regen. Am 10ten ergab die Beobachtung, daß wir uns Mittags im 51 Gr. 24. Min. N. Br. und im 149 Gr. 35 Min. W. Länge befanden. Das Wetter war trübe und wolkicht.

Wir bemerkten oft eine große Menge von dem Tang, den die Seeleute Seelauch nennen *), und eine Art von Vögeln, welche den Kaptauben (*Procellaria capenſis L.*) ſehr ähnlich war. Den 11ten fiel eine totale Mondfinſterniß ein; allein der Abend und die Nacht waren ſo dick und neblicht, daß wir nichts davon zu Geſicht bekamen.

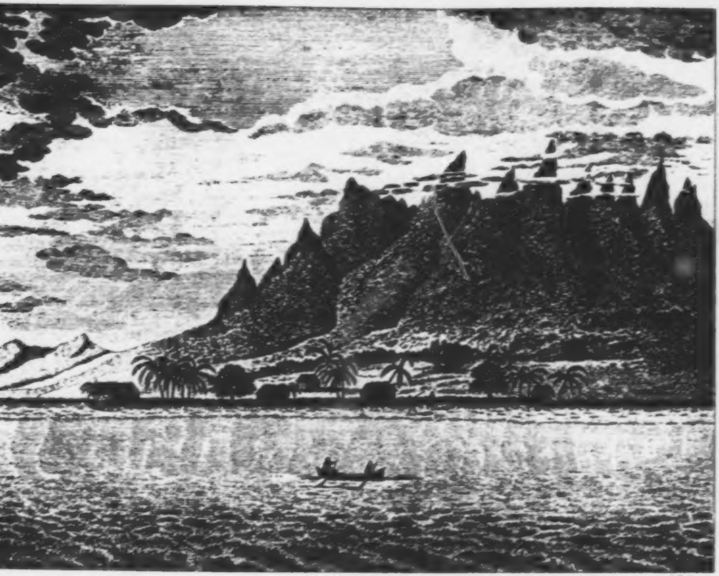
Am 13ten war unſer Vorrath von Yams beinahe ganz verzehrt. Dies fiel uns ſehr ſchwer, da ſie uns ſowohl ſtatt des Brodtes als der Kartoffeln dienten. Wir fuhren oft vor Stücken von Holz und vor Tang vorbei, und bemerkten verſchiedene Arten von Vögeln. Die Breite war am 13ten 54 Gr. 55 Min. Nördlich; die Länge aber 148 Gr. 34 Min. Weſtlich.

Am 15ten warf der King George, da ſich die Farbe des Waſſers veränderte, oft das Senkblei aus, erreichte aber mit 90 bis 120 Faden keinen Grund. Die Breite war Mittags 57 Gr. 4 Minut. Nördlich, die Länge 149 Gr. 22 Minut. Weſtlich.

Am 16ten hatten wir eine große Menge Puffins (*Procellaria puffinus Linn.*), Möwen (*Larus*), Papageitaucher (*Alca arctica Linn.*) und andere Seevögel um uns her, auch ſchwamm Seelauch-Tang nebſt Holzblöcken bei uns vorbei. Hierauf warfen wir um 10 Uhr Vormittags das Senkblei aus, erreichten aber wieder keinen Grund. Unſerer Beobachtung nach, waren wir Mittags in 58 Gr. 34 Min. N. Br. und in 151 Gr. 4 Min. W. Länge. Um 6 Uhr Nachmittags zeigte das Senkblei mit 55 Faden ſchwarzen, felſigen, mit Sand und einer ſchwarzen Muſchelart gemiſchten Boden. Wir liefen nun beinahe gänzlich nach Norden, und ſahen um 7 Uhr zu unſerer großen Freude Land, welches nach N. W. bei W. acht große Seemeilen von uns entfernt war, und von dem wir urtheilten, daß es nicht

---

*) Aus dieſer unbeſtimmten Seemanns-Benennung läßt ſich unmöglich die hier gemeinte beſondere Art von Tang beſtimmen; denn *Fucus diſtichus, ſiliquoſus, furcellatus* und *eſculentus* ſehen alle dem Lauche etwas ähnlich. F.



Ausſicht *in der* Bay *auf* Wahuh, *einer der* Sandwich Inſeln.

weit vom Cooks-Fluſſe entlegen ſein könne. Den ganzen Abend über ſpielte eine Menge Wallfiſche um unſer Schiff herum. Ich vergaß zu erwähnen, daß unſere Beſtimmung eigentlich zuerſt nach König Georgens Sund hinging; allein da es ſchon viel ſpäter im Jahre war, als wir es wohl erwartet hatten, ſo glaubten unſere Kapitaine, es ſei am rathſamſten, zuerſt nach Cook's Fluſſe hinzuſegeln, und, ſo wie die ſpäte Jahrszeit anrückte, ſtets längs der Küſte nach Süden fortzugehen. 1786. Julius.

Da uns der Wind gerade entgegen blies, ſo lavirten wir den 17ten und 18ten, und fanden, das am 16ten geſehene Land wäre eine Gruppe von Inſeln, die Kapitain **Cook** die **unfruchtbaren** (*the barren Islands*) genannt hat, und die am Eingange des Cooks-Fluſſes liegen.

Am 18ten um 4 Uhr Nachmittags ſahen wir die Inſel St. **Hermogenes***), welche von S. S. W. nach Weſten drei große Seemeilen weit von uns entfernt lag. Die Wallfiſche waren nahe am Lande ſo häufig, daß ihr Waſſerausblaſen einem großen Felſenrieſe ähnlich ſchien.

Am 19ten um 11 Uhr Morgens kamen wir in die Mündung des Cooks-Fluſſes, und lieſſen die unfruchtbaren Inſeln nach Süden und Oſten zu liegen. Da Wind und Fluth uns jetzt begünſtigten, hielten wir uns nach dem öſtlichen Ufer hin und nahmen uns vor, wo möglich nicht eher vor Anker zu gehen, als bis wir die **Ankerſpitze** erreicht hätten. Allein um 7 Uhr Nachmittags erſchraken wir über einen Kanonenſchuß, der von einer uns beinahe gegenüber liegenden und etwa vier Meilen weit von uns entfernten Bay herkam. Kapitain **Portlock** ließ gleich darauf eine Kanone abfeuern, um dies Signal zu beantworten; und da es das Anſehen hatte, als wenn daſelbſt ein guter Hafen wäre, ſo entſchloß er ſich, daſelbſt einzulaufen und zu ankern, um doch zu erfahren, welche Nation uns zuvorgekommen wäre.

Wir hatten mancherlei Muthmaßungen über dieſen Punkt: einige glaubten, es könnten vielleicht Landsleute von uns ſein; andere aber: es wären Franzoſen.

---

*) Die Inſel St. **Hermogenes** ward im Jahre 1741 vom Kapitain Kommandeur Bering im Julius entdeckt; und er muthmaßte, daß zwiſchen dieſer Spitze und dem Kap. St. Elias ein Meerbuſen und Hafen ſei, welches vom Kapitain Cook, durch die Entdeckung des nach ihm benannten Fluſſes berichtigt ward. S. **Sammlung** Ruß. Geſch. 3. **Band.** S. 103. F.

1786. Julius. Die letztere Muthmaßung hatte in der That ziemlich viel Gewicht bei uns, da wir gehört hatten, daß zur Zeit unſerer Abreiſe von England zwei für dieſe Küſte beſtimmte Schiffe in Frankreich ausgerüſtet würden. Unſer Umherrathen ward indeß bald in Gewißheit verwandelt; denn da wir mit einem ſchwachen Winde in die Bay einlaufen wollten, kam ein Boot vom Ufer an den **King George** heran, und man ſah, daß die Leute darauf Ruſſen waren.

Um 8 Uhr, da wir uns ſchon ganz in der Bay befanden, gingen wir in 35 Faden Tiefe vor Anker. Die **Spitze Beda** lag O. N. O. drei Meilen von uns; und der **Berg St. Auguſtin** S. W. bei W.

Bald nachher, als wir den Anker geworfen hatten, kamen vier bis fünf Boote, jedes mit einer Perſon bemannt, an die Seite des Schiffes. Dieſer Anblick machte uns ſo erfreut, daß ſogleich ein Sortiment von unſern verſchiedenen Handlungsartikeln herbei geholt ward, und in **unſrer Einbildung** ſchon eine Menge Pelzwerk am Bord war; allein dieſe angenehmen Vorſtellungen verſchwanden, denn wir bemerkten bald, daß alle dieſe Leute zu den Ruſſen gehörten.

Ob wir uns gleich in der Erwartung, hier Eingeborne anzutreffen, getäuſcht ſahen, ſo machten wir doch alle erforderliche Anſtalten, da wir den Ort ſehr gelegen fanden, um Holz und Waſſer einzunehmen. Man ſchickte daher Morgens am 20ſten Leute ans Land, um Holz zu fällen und Waſſer zu füllen. Zu gleicher Zeit gingen unſere Kapitaine in dem Fiſchboote des King George nach der Faktorei der Ruſſen, um alle mögliche Nachrichten von ihren Geſchäften an dieſer Küſte einzuziehen.

Die Ruſſen hielten ſich hier, wie es ſchien, nicht für immer, ſondern nur eine kurze Zeit auf. Zu dieſem Ende hatten ſie ihre Boote ans Land genommen und umgekehrt, hiernächſt vorn und hinten Felle übergezogen, um ſich gegen das Ungemach des Wetters zu ſchützen. Alles, was wir erfahren konnten, beſtand darin, daß ſie in einer Sluhp von **Unalaſchka***) gekommen, und daß die Leute, die wir in den Booten geſehen, Indianer von **Kadjak****) wären, welche ſie mitgebracht hät-

---

*) **Unalaſchka**, (nicht wie der Verfaſſer ſchreibt: **Onalaska**) iſt eine vom Kapitain **Krenitzin** entdeckte Inſel. F.

) Kapitain **Cook ſchreibt zwar den Namen einer Inſel, welche unter dem feſten Lande von Amerika liegt, und 1772 von Bragin entdeckt ward, Kodiak; allein der Ritter **Pallas** nennt ſie ten, um ihren Handel mit den Einwohnern vom Cooks-Fluſſe und der benachbarten Gegend deſto mehr zu erleichtern; allein deſſen ungeachtet hätten ſie oft mit den Eingebornen Streit gehabt, ja ſogar gefochten, und wären jetzt mit ihnen auf einem ſo üblen Fuß, daß ſie ſich nie zur Ruhe niederlegten, ohne ihre geladenen Gewehre bei ſich liegen zu haben. Doch ſtimmten die Nachrichten, die wir erhielten, ſelten überein, und gaben uns keinen rechten Begriff von ihrem Verfahren; ob dies gleich größtentheils auch daher rühren konnte, daß wir von der Ruſſiſchen Sprache nicht viel verſtanden. Uebrigens waren wir darüber ziemlich gewiß, daß ſie nur ſehr wenige oder beinahe gar keine Felle bekamen, ob ſie gleich Nankins und Perſiſche Seidenzeuge zum Verhandeln mitgebracht hatten. 1786. Julius.

Der Ort zum Waſſereinnehmen iſt hier ſo gelegen, daß wir in einem Tage, nehmlich am 21ſten, den nöthigen Waſſerbedarf einnahmen. Hierauf fällten die Schiffsleute bis zum 26ſten Holz, und erhalten ſich am Ufer.

Am 24ſten fuhren unſere Kapitaine aus, die Bay aufzunehmen. Auf der Südöſtlichen Spitze, wo ſie landeten, entdeckten ſie ein Kohlenflötz, und brachten etwas davon an Bord. Von dieſem Umſtande nannten ſie den Ort den Steinkohlenhafen.

Unſere Mannſchaft verſuchte es oft, mit Angel und Schnur Fiſche zu fangen; allein vergebens. Da indeß Kapitain **Portlock** ein Netz an Bord hatte, ſo fiſchte man mit demſelben oft ſehr glücklich, und fing eine Menge ſchöner Lachſe, die immer an beide Schiffe vertheilt wurden.

Die Gegend iſt hier ſehr bergicht: die zunächſt nach dem Ufer niederwärts abhängigen Hügel ſind ganz mit Tannen, Birken, Ellern und mancherlei andern Bäumen und Sträuchern bewachſen; die mehr entfernten Berge aber, deren hohe Gipfel über die Wolken hinausreichen, ſind gänzlich mit Schnee bedeckt, und haben das Anſehen eines ewigen Winters. Doch für jetzt will ich die Beſchreibung eines Landes, mit dem ich noch ſo wenig bekannt bin, nicht verſuchen. Ich will Dir daher

---

Kadiak. Dies ſcheint mir die richtigſte Ausſprache zu ſein; denn die Ruſſen ſind oft in dieſer Gegend geweſen, und verſtehen die Sprache der Aleuten ſowohl, als auch des Völkerſtamms **Kanäga**, der auf **Kadjak** wohnet; ja, ſie brauchten dieſelben in den weiter nach Oſten gelegenen Ländern zu Dolmetſchern. M. ſ. **Pallas Nordiſche Beiträge** 3. **Band** S. 264. ꝛc. Die Reiſe des Steuermann **Saikof** währte von 1775 bis 1778. F.

1786. Julius. für itzt weiter nichts ſagen, als daß das Wetter, obgleich der Julius faſt zu Ende geht, doch durchgängig kalt, feucht und unangenehm iſt, und daß dabei häufig Regen- und Hagelſchauer fallen. Die Landſchaft um uns her iſt unfruchtbar, kahl und unbehaglich. So viel für jetzt von dem Lande der Verheiſſung. Auf ewig der Deine.

Cooks-Fluß, den 25. Julius. W. B.

Sechszehnter Brief.

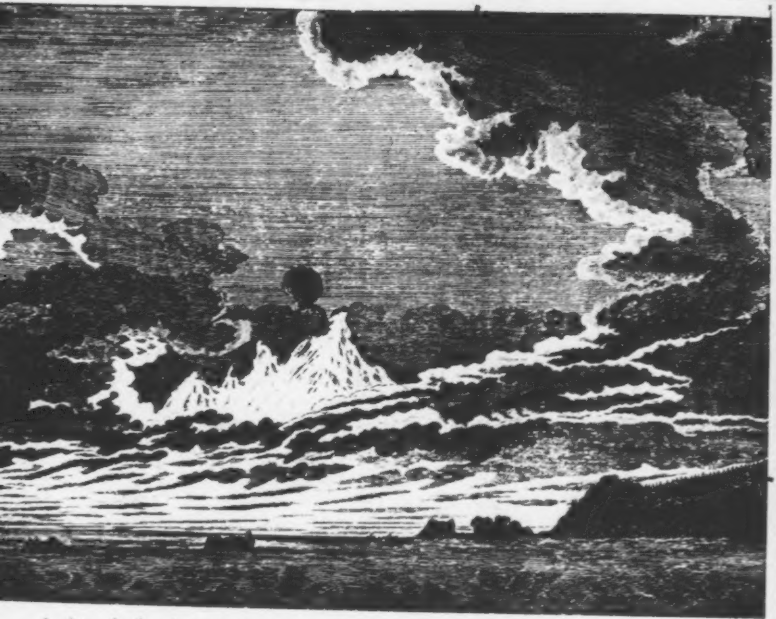
Fortgeſetzte Nachricht von dem Aufenthalte im Cooks-Fluſſe — nebſt einer Beſchreibung der benachbarten Gegend.

Nachdem wir uns mit Waſſer verſehen, und eine hinlängliche Menge Holz zum täglichen Gebrauch an Bord genommen hatten, lichteten wir früh am 26ſten die Anker, und lieſen in den großen Fluß ein. Unſere Kapitaine wußten nehmlich, daß wir weiter nach Norden hin Einwohner antreffen würden; und es war kein Zweifel, daß auch Felle zu bekommen wären, ſobald wir nur Einwohner fänden. — Die Fluth iſt in dem Fluſſe ſehr ſchnell, indem ſie wenigſtens vier Meilen in der Stunde läuft. Dieſer Umſtand machte es nothwendig, jedesmal mit der Ebbe den Anker zu werfen, wenn wir anders nicht einen friſchen günſtigen Wind hatten. Allein dies kam bei uns faſt gar nicht in Betrachtung, da wir einen ſo ſtarken Handel erwarteten, daß öfteres Ankerwerfen uns ſogar nothwendig ſein würde; jedoch unſre Erwartung in dieſem Stück ward getäuſcht.

Den 26ſten und 27ſten lieſen wir mit veränderlichen Winden und bei gelinder Witterung ſtets den Fluß hinan; doch kamen keine Einwohner zu uns, und es fiel auch ſonſt nichts Beſonderes vor. Am 27ſten Mittags lag uns der brennende Berg gegen S. W. bei W. Aus ſeiner ſehr hohen Spitze dampfte ein beträchtlicher Rauch hervor. Indeß ſahen wir keinen Ausbruch von Feuer; auch ſagte mir Kapitain Dixon auf meine Nachfrage, daß er auf der letzten Reiſe, wo dieſer Berg zuerſt entdeckt ward, bei der Fahrt längs dem Fluſſe hinauf, an demſelben nie ſtärkere Anzeigen von einem Vulkan bemerkt habe.

Am 28ſten um 3 Uhr Nachmittags kamen wir in 11 Faden Tiefe auf ſandigem Boden vor Anker. Die nach Weſten zu gelegene Küſte war drei Meilen weit

ziemlich



Anſicht des feuerſpeienden BERGES, im COOK's FLUSSE; genommen aus dem Kohlen-Hafen.

ziemlich eben, und die Kapitaine meinten, daß ſie wohl Pelzwerk liefern könnte. Des Abends kam ein einzelnes Boot mit einem Manne darin an unſer Schiff; allein er brachte nichts mit, außer einen getrockneten Lachs, den wir für ein Paar Glaskorallen einkauften, womit er vollkommen zufrieden ſchien. Höchſt wahrſcheinlich kam dieſer Mann ausdrücklich, um uns zu rekognoſciren und unſere Abſicht zu erforſchen; denn als er merkte, daß wir friedlich handeln wollten, und als man ihm verſchiedene Handlungsartikel zeigte, war er ſehr wohl zufrieden, und gab, indem er nach dem Ufer hinwies, zu verſtehen, daß die Leute den nächſten Tag mit Sonnenaufgang uns Felle in Menge bringen würden. Früh am $29^{\text{ſten}}$ kamen verſchiedene Boote an die Schiffe; einige waren ſo klein, daß ſie nur eine oder zwei Perſonen hielten, in andern hingegen befanden ſich zehn bis 14 Perſonen. Sie brachten uns Felle von allerlei Arten, z. E. von Land- und Seeottern (*Lutra vulgaris et marina*), Bären, Rakuhns (*Urſus Lotor Linn.*), Murmelthieren (*Mus marmotta et monax Linn.*) ꝛc., und nahmen Tohies und blaue Glaskorallen dafür. Doch die Tohies waren in dem größten Werthe; denn man konnte für eins von mittlerer Größe das beſte Otterfell bekommen, das ſie nur hatten. Wir handelten beinahe den ganzen Tag mit gutem Erfolge. Die Eingebornen verhielten ſich ruhig und ordentlich, und wir unſrer Seits thaten alles Mögliche, um dieſe freundſchaftliche wechſelſeitige Begegnung zu unterhalten; denn wir waren völlig überzeugt, daß eine freundliche und milde Behandlung das ſicherſte Mittel wäre, uns von dieſen Wilden das zu verſchaffen, was wir brauchten. 1786. Julius.

Gegen Abend, da der Wind ſtark ging, wagten ſich keine Boote nahe an uns heran; allein, da am $30^{\text{ſten}}$ das Wetter gelinder war, kamen viele kleine und zwei große, von denen wir alles kauften, was nur der Mühe lohnte.

Nach der Beobachtung, die wir heute um Mittag anſtellten, war unſer Ankerplatz im 60. Gr. 48 Min. N. Br. und im 152. Gr. 11 Min. W. Länge. Von dieſem Tage bis zum 3ten Auguſt blieb das Wetter ſchön und gelinde. Unſre Freunde fuhren fort, uns Felle von allen Arten zu bringen; allein ſie gaben uns dabei zu verſtehen, daß ihre eigenen nunmehr alle verkauft wären, und daß ſie daher mit Stämmen, welche in abgelegenen Gegenden des Landes wohnten, handeln müßten, um uns mehrere zu ſchaffen. Sie brachten uns auch eine große Menge

1786. Auguſt. vortreflichen friſchen Lachs. Dieſen kauften wir ſehr wohlfeil ein, denn wir gaben nur eine Glaskoralle für einen großen Fiſch; ja, er war in ſolchem Ueberfluſſe vorhanden, daß ſie, wenn wir ſie ihnen zuweilen nicht abkaufen wollten, lieber den Fiſch auf das Schiff warfen, ehe ſie ſich die Mühe gaben, ihn wieder mitzunehmen. Die Lachſe kommen in dieſer Jahreszeit in unzähligen Haufen den Fluß hinan, und die Eingebornen fangen ſie ſehr leicht in großer Menge in Wehren. Man räuchert und trocknet ſie in den Hütten, und ſie machen einen beträchtlichen Theil der dortigen Winternahrung aus. Dies iſt ein neuer Beweis von Gottes Güte gegen ſeine Geſchöpfe! Wie reichlich mildthätig hat er nicht für die armen Unglücklichen in dieſem unfruchtbaren Theile der Erde geſorgt! Gewiß kann nach dieſem Beiſpiele niemand mit den unzufriedenen Iſraeliten fragen: „Kann Gott auch eine Tafel in der Wildniß bereiten?“

Am 4ten Auguſt hatten wir einen ſcharfen Wind aus S. S. O., der die Boote hinderte, an uns heran zu kommen. Doch da am 5ten das Wetter ziemlich gelinde war, ſo kamen verſchiedene ans Schiff, die aber wenige Felle hatten, und zu verſtehen gaben, daß die Gegend ganz erſchöpft wäre. Wir waren mit beiden Bugankern befeſtiget; allein dieſen Morgen nahmen wir den beſten davon auf, um zum Abſeegeln fertig zu ſein, ſo bald Kapitain Portlock das Signal dazu geben würde.

Am 6ten Morgens hatten wir ſtarke Winde von S. S. W. mit Regen; dies Wetter hielt bis um Mittag am 7ten an, wo es freundlicher zu werden anfing. Des Nachmittags kam Kapitain Portlock auf unſer Schiff, und ſchlug vor, daß wir den folgenden Morgen um 4 Uhr die Anker lichten wollten. Wir nahmen dem zufolge den Anker ein, und ſetzten die Seegel auf; allein Kapitain Portlock ſchickte ſeinen dritten Steuermann an uns ab, um uns ſagen zu laſſen: da das Wetter unfreundlich werden zu wollen ſchiene, ſo würden wir wohl beſſer thun, wenn wir da blieben, wo wir wären, als wenn wir uns in Gefahr ſetzten, durch einen Sturm in eine üble Lage zu kommen. Wir lieſſen alſo unſern Anker wieder fallen, und fanden bald, daß des Kapitains Vorſchlag gut geweſen war. Am Abend kam nehmlich ein ſchwerer Sturm, der den größten Theil der Nacht hindurch anhielt. Wir befeſtigten das Schiff wieder mit dem beſten Buganker; allein, da am 9ten Morgens das

1786. Auguſt.

Wetter gelinde ward, ſo nahmen wir ihn wieder ein, um bei dem erſten günſtigen Winde ſeegeln zu können. Verſchiedene Tage lang waren nur wenige Boote zu uns gekommen, die überdies weiter nichts, als abgenutzte zerfetzte Stücke, die Ueberbleibſel von ſchmutzigen Fellen mitbrachten, welche die Einwohner wahrſcheinlich getragen, um ſich gegen die rauhe Witterung zu ſchützen. Auch hatten dieſe ſchon ſeit einiger Zeit die guten Felle nur in ſchmale Streifen zerſchnitten gebracht, wahrſcheinlich in der Abſicht, ſo ſie theurer zu verkaufen; doch von dieſem Verfahren ſuchten wir ſie ſo viel als möglich abzubringen.

Ehe ich weiter fortfahre, will ich Dir von der Gegend nahe bei dem Orte, wo wir lagen, einen Begriff zu geben ſuchen. Gewiß kann man ſich kaum eine ſchrecklicher und unwirthbarer denken, als die, welche wir nach Nord-Weſten vor uns ſahen. Das Land dicht an der See iſt ziemlich eben, und trägt einige wenige Fichten. Dieſe, nebſt einigen Geſträuchen und jungem Holzanflug, wozwiſchen hohes Gras wächſt, machen die Landſchaft ſo ziemlich angenehm; aber die daran ſtoßenden Berge, deren rauhe Gipfel weit über die Wolken hinausreichen, gehen über alle Beſchreibung. Sie ſind ewig mit Schnee bedeckt, ausgenommen, wenn der wilde Nordwind ihn von ihren felſichten Spitzen herunterjagt. Schon bei ihrem Anblick erſtarrt das Blut, und ihre ungeheure Höhe und ihre fürchterlichen Jähen machen es Menſchen und Thieren unmöglich, ſie zu erſteigen.

Ich habe vergeſſen, daß ich in meinem letzten Briefe ſagte: ich wollte für jetzt keine weitere Beſchreibung von dieſem Lande verſuchen; aber die ſo eben erwähnte Ausſicht hat etwas ſo mäjeſtätiſch ſchreckliches, daß ich nicht umhin konnte, einige Worte davon zu ſagen. Ohnedies weiß ich ja, daß Du dergleichen kleine Unachtſamkeiten mir leicht verzeihen wirſt, da ich keinen andren Wunſch habe, als Dir die Zeit zu vertreiben, Dich zu unterhalten — wie gern möchte ich hinzuſetzen können: und zu belehren. Du kannſt in kurzem eine Fortſetzung erwarten. Leb wohl. Dein ꝛc.

Cooks-Fluß, den 10. Auguſt.

W. B.

1786. Auguſt.

Siebzehnter Brief.

Fahrt von Cooks-Fluſſe längs der Küſte.

Ich bemerkte in meinem letzten Schreiben, daß wir uns in Bereitſchaft hielten, mit dem erſten günſtigen Winde wieder in See zu gehen. Den 10ten Auguſt Morgens um 5 Uhr lichteten wir den Anker, und ſeegelten bei gemäßigtem Winde und ſchönem Wetter ab. Um 8 Uhr lieſſen wir in 10 Faden auf ſteinichtem Boden einen Anker fallen, da wir fanden, daß uns die Fluth ſtark nach dem Lande zu, und ſüdwärts ſehr nahe an eine lange Sandſtrecke hinantrieb; ſüdwärts lag etwas über eine Meile weit von uns eine Inſel. Um 5 Uhr Nachmitags nahmen wir den Anker ein, und ſeegelten weiter; aber da der Wind nicht ſo ſtark war, daß wir dem Strohme entgegen gehen konnten, ſo mußten wir in 12 Klafter Tiefe auf einem felſichten Boden den Anker abermals auswerfen. Das nordweſtliche Ende der kleinen ſüdwärts gelegenen Inſel war in der Richtung von W. N. W. Die Entfernung des nördlichen Ufers, betrug 5 Meilen. Das Wetter war gemäßigt und ſchön.

Den 11ten um 5 Uhr Morgens, lichteten wir den Anker, und lieſen mit dem Strohme des Fluſſes. Um 8 Uhr ſahen wir zwei Ruſſiſche Boote, von denen jedes mit 18 Perſonen bemannt war, und die nach der ſüdwärts liegenden Inſel zu ſteuerten. Ohne Zweifel befanden ſich eben die Leute darin, die wir, als wir den Fluß herauf kamen, geſehen hatten. Wie es ſcheint, haben ſie den Plan, die armen Indianer zu unterjochen, und hernach ſo viele Felle, wie ſie nur können, als einen Tribut von ihnen zu fordern. Aber die Einwohner ſind in ſo viele verſchiedene Gegenden zerſtreuet, daß ihnen dieſes Vorhaben gewiß nie gelingen kann. Um 11 Uhr kamen wir in 19 Faden tiefes Waſſer; die Ankerſpitze war in der Richtung von S. bei O., und die Entfernung vom Ufer vier Meilen. — Unſre Beobachtung zu Mittage gab 60 Gr. 9 Min. N. Br. Da wir nur ſchwachen Wind hatten, ſo mußten wir auf die Fluth warten, indem wir den Fluß hinab fuhren.

Am 12ten, Mittags, lag Kap Beda nach O. S. O. und der Kohlen-Hafen nach Oſten bei Süden. Um 12 Uhr kamen wir in 29 Faden Waſſer, und die unfruchtbaren Inſeln lagen uns in der Richtung S. S. O.; der Vulkan W. N. W.; der Berg St. Auguſtin S. W. und der Kohlen-Hafen O. Aus unſrer Beobach-

1786. Auguſt.

tung ergaben ſich 59 Gr. 28 Min. N. Br., und 151 Gr. W. Länge. Das Wetter war gut und gemäßigt, und wir konnten mit vielem Grunde hoffen, daß uns die nächſte Fluth, mit einem nur mäßigen Winde, völlig aus dem Strohme bringen würde.

Von der Größe dieſes Fluſſes kann ich nichts mit einiger Gewißheit ſagen; aber wir wiſſen, daß er ſich um ein Beträchtliches weiter nordwärts erſtreckt, als bis da, wo wir vor Anker lagen. Seine Breite aber beträgt ſelten mehr, als 20 Meilen.

Die Einwohner ſcheinen ſich bei der Wahl ihres Wohnorts nicht auf eine beſondre Stelle eingeſchränkt zu haben, ſondern ſie leben hier und dort umher zerſtreut, ſo wie es ihrer Bequemlichkeit oder Neigung am gemäßeſten iſt. Wahrſcheinlich ſind ſie in Geſchlechter oder Stämme vertheilt; denn in jedem großen Kahne bemerkten wir wenigſtens Eine Perſon von größerem Anſehen, die nicht nur über den Handel der Uebrigen die Aufſicht hatte, ſondern ſie auch in einem gehörigen Grade von Unterwürfigkeit erhielt. In ihren Sitten ſchienen ſie unſchuldig und nicht zu Beleidigungen geneigt; allein dies iſt wohl unſrer Begegnung zuzuſchreiben, welche ſich von der Art, wie die Ruſſen ſie behandelt hatten, ſehr unterſchied. Die Waffen, die wir ſahen, waren Bogen, Pfeile und Speere. Dieſe ſind ſowohl bei der Jagd, als beim Fechten gut zu gebrauchen. Das Fleiſch der mancherlei Thiere, welche die Einwohner tödten, dient ihnen zur Speiſe, ſo wie die Häute derſelben zur Bekleidung. Man ſollte mit gutem Grunde vorausſetzen, die Häute der größeren Thiere, z. B. der Bären, Wölfe ꝛc. müßten als Stücke zur Kleidung von dieſen Leuten ſehr geſchätzt werden; dies iſt aber nicht der Fall: denn die meiſten tragen Mäntel von Murmelthierfellen, die ſehr nett zuſammengenähet ſind, ſo, daß ein Mantel vielleicht aus mehr als hundert Fellen beſteht. Sehr wahrſcheinlich beſchäftigen ſich vorzüglich ihre Weiber mit ſolchen Arbeiten. Außer der Seeotter giebt es hier Bären, Wölfe, Füchſe, Rakuhns, (*Urſus Lotor Linn.*) Murmelthiere oder Feldmäuſe (*Mus marmotta Linn.*) Biſamratzen (*Caſtor Zibethicus Linn.*) Hermeline ꝛc. Beſonders ſcheinen Murmelthiere und Füchſe in der größten Menge da zu ſein. Am liebſten handelt dies Volk für ſeine Felle Tohies und hellblaue Glaskorallen ein. Die andern Sorten, ob wir gleich deren ſehr viele verſchiedene hatten, wurden faſt gar nicht geachtet.

1786. Auguſt. Die Einwohner ſind von mittlerer Größe und gut proportionirt; ihre Züge ſcheinen regelmäßig zu ſein, aber ihre Geſichter ſind ſo voll Koth und Schmutz, daß ſich unmöglich beſtimmen läßt, was für eine Geſichtsfarbe ſie haben. Derjenige ſcheint unter ihnen für den größten Stutzer zu gelten, deſſen ganzes Geſicht Eine Maſſe von Unflath und Fett iſt, und der auch ſein Haar wohl damit eingeſalbt hat. Ihre Naſen und Ohren ſind mit Glaskorallen, oder, wenn ſie ſonſt nichts habhaft werden können, mit Zähnen geziert. In der Unterlippe haben ſie einen langen mit dem Munde parallel laufenden Einſchnitt, welcher eben ſo, wie die Naſe und Ohren, geſchmückt iſt; aber dies richtete ſich, wie ich bemerkte, allemal nach dem Reichthume der Perſon. Wir ſahen nur ein Frauenzimmer; dieſer begneten ihre Leute auf das höflichſte, und bedienten ſie mit vieler Ehrfurcht. Ihr Geſicht war gegen die allgemeine Gewohnheit ziemlich rein, und ihre Farbe und Mine gar nicht unangenehm: ich habe in England wirklich weit ſchlechter ausſehende Frauenzimmer gefunden.

Ihre kleine Kähne ſind ſo gebauet, daß ſie nur Eine, höchſtens zwei Perſonen halten; und ſowohl dieſe, als die größeren ſind mit Häuten bedeckt. — Es iſt leiche möglich, daß ich vor dem Beſchluſſe unſerer Reiſe Dir weitere Nachricht von dieſem Volke geben kann. Sollte dies der Fall ſein, ſo kannſt Du ſicher darauf rechnen. Indeß fahre ich mit der Erzählung unſrer Unternehmungen fort. —

Ich habe ſchon angemerkt, daß den 12ten Nachmittags ſchönes Wetter war. Da es noch günſtig blieb, ſo lichteten wir am 13ten Auguſt um 4 Uhr Morgens bei günſtigem Winde und heitrem Himmel die Anker. Wir fuhren gegen Oſt-Nord-Oſt den Fluß hinab, und lieſſen die unfruchtbaren Inſeln ſüdwärts liegen. —

Noch Vormittags waren wir völlig aus dem Cooks-Fluſſe heraus, und da wir uns vorgenommen hatten, nach Prinz Wilhelms Sund zu gehen; ſo fuhren wir gegen Nord-Oſten ungefähr zwei große Seemeilen weit vom Ufer ab. Gegen Abend hörte unſer Wind auf, und während der Nacht hatten wir ſchwache veränderliche Winde.

Während der erſten Hälfte des 14ten hielten wir uns längs dem Ufer. Die Breite betrug am Mittage 59 Gr. 6 Min. Nördlich. Nachmittags ward das Wetter wolkicht und neblicht. Um 4 Uhr legten wir um, und ſtanden gegen Nordweſten; aber da wir nicht gewiß wußten, wie unſre Lage in Anſehung der Paſſage in Prinz Williams Sund war, ſo legten wir um 8 Uhr abermals um, und fuhren bis 12 Uhr an. 1786. Auguſt.

Am 15ten hatten wir leichte Winde und trübes Wetter. Das Land war uns gänzlich aus dem Geſichte gekommen; aber um 2 Uhr erblickten wir es wieder. Es erſtreckte ſich von Nord-Nord-Weſt bis Weſt-Nord-Weſt. Als wir das Senkblei geworfen hatten, fanden wir mit 103 Klaftern einen ſchlammichten thonichten Boden.

Am 16ten waren leichte Lüftchen und trübes Wetter. Wir hielten uns noch längs dem Ufer ungefähr in der Entfernung von zwei großen Seemeilen; das Land erſtreckte ſich von Weſt-Süd-Weſt bis Norden.

Am 17ten hatten wir noch ſchwache veränderliche Winde und einen bewölkten Himmel. Da wir ſeit dem 14ten keine Mittagshöhe genommen hatten, ſo konnten wir unſre Lage nicht genau wiſſen; indeß vermutheten wir, das Land, welches wir in Nordoſten ſahen, ſei die Montague-Inſel. Da faſt eine gänzliche Windſtille war, und das Senkblei merklich kürzer ward: ſo ankerten wir um 3 Uhr, ungefähr drei Meilen weit vom Ufer, in 43 Faden Tiefe auf ſandichtem Boden. Ich muß noch anmerken, daß ſeit einigen Tagen das Senkblei von 120 bis zu 28 Faden gezeigt hatte, und zwar gemeiniglich auf einem ſchlammichten Boden. Eine nach Norden gelegene Inſel erſtreckte ſich von N. O. bei O. bis N. N. O. Eine andere Landſpitze lag gerade nach Norden, ſechs Meilen weit von uns. Indeß wir vor Anker lagen, warfen viele von unſern Leuten Fiſchangeln aus, weil wir glaubten, wir lägen an einer Stockfiſchbank. Sie fingen einige Drachenbarſe (*Scorpaena*) und ein Paar Heilbutten (*Pleuronectes Hippoglossus Linn.*); aber ihre Erwartung, Stockfiſche (*Gadus Morrhua Linn.*) zu fangen, ſchlug fehl.

Das Wetter blieb dick und neblicht; als aber den 18ten, um 6 Uhr Nachmittags, ein Wind von Südweſten bei Süden aufſtieg, ſo lichteten wir die Anker, und nahmen unſren Lauf nach dem Ufer. Um 10 Uhr hatten wir 45 Klafter Tiefe, auf einem ſandichten mit Muſcheln vermiſchten Boden; um 12 Uhr fanden wir mit 80 Klaftern noch keinen Grund.

1786. Auguſt.

Früh Morgeus am 19ten war es ſo neblicht, daß wir das Land aus den Augen verloren; aber um 8 Uhr ſahen wir Land in N. O. bei N. Wir lavirten gegen den Wind, um, wo möglich, durch die ſüdweſtliche Durchfahrt in Prinz Wilhelms Sund zu kommen. Dieſe lag um 4 Uhr Nachmittags nach N. O. bei N., die öſtliche Spitze des geſehenen Landes O. bei N., die Foot-Inſel von N. bei O. bis W. N. W., Leg-Eiland nach W. bis N. W. bei N., und das feſte Land nach S. W. Der Wind blies friſch von N. O.; und da ſchwere Wogen uns immer weſtwärts trieben, ſo gewannen wir wenig oder gar nichts. Um 8 Uhr Abends lag uns die ſüdweſtliche Spitze von der Montague-Inſel O. N. O. in einer Entfernung von vier Meilen. Da die Nacht über veränderliche Winde herrſchten, ſo lavirten wir, je nachdem es nöthig war. Um 10 Uhr hatten wir 40 Klafter Tiefe auf einem ſandichten Boden.

Den 20ſten Morgens, da das Land, das wir vor uns ſahen, ſich von N. N. O. bis N. halb W. erſtreckte, erreichten wir mit 50 Klaftern keinen Grund. Wir lavirten noch gegen den Wind, aber mit keinem beſſeren Erfolge, als an den vorigen Tagen, welches von friſchen nordöſtlichen Winden und von einer Ströhmung herrührte, deren Lauf nach Weſten zu ging. — Den 21ſten war es zuerſt trübe und regnicht. Um 4 Uhr Nachmittags hatten wir große Hoffnung, in eine Bay nahe bei der erwünſchten Durchfahrt zu kommen; denn wir hatten 17 Faden Waſſer, und waren nur $1\frac{1}{2}$ Meile weit vom Lande. Aber wir bemerkten, daß eine ſtarke Ströhmung, wozu auch die Wogen von oſtwärts kamen, unſere Schiffe in der Queer unter den Wind trieb. Am Abend und gegen die Nacht hatten wir ſtarke nordöſtliche Winde mit vielem Regen, und die erſte Hälfte des 22ſten trübes und regnichtes Wetter; wobei indeß der Wind gemäßigter war.

Wir machten am Mittage eine ziemlich gute Beobachtung, welche 59 Gr. 15 Min. N. Br. angab. Dies war die einzige, die wir ſeit zehn Tagen hatten machen können.

Nachmittags und den ganzen 23ſten hindurch war das Wetter trübe und wolkicht; zugleich hatten wir friſche unbeſtändige Winde, die indeß hauptſächlich von N. O. her weheten. Vom Lande war nichts zu erblicken.

1786. Auguſt.

Den 24ſten um 4 Uhr Morgens drehete ſich der Wind nach Südoſten; deshalb ſeegelten wir auf das Land zu, das wir um 3 Uhr Nachmittags in der Richtung von Norden bei Oſten bis Weſten bei Norden in einer Entfernung von 10 Meilen erblickten. Wir hatten in 70 Klaftern Grund auf ſchlammigem Boden.

Gegen 8 Uhr Abends veränderte ſich der Wind wieder nach Nordoſten; und [illegible] gingen Nachts vom Lande ab, da es ſehr ungewiß war, wie die Ströhmung liefe. Ich werde hierüber in kurzem wieder ſchreiben. Der Deinige.

Der Montague-Inſel gegenüber,
den 27. Auguſt.

W. B.

Achtzehnter Brief.

Fernere Nachricht von der Fahrt längs der Küſte des Cooks-Fluſſes bis zum King George's Sunde.

Den 25ſten und 26ſten Auguſt hatten wir ſchwache Winde und trübes Wetter. Um 7 Uhr Abends ging der Wind gegen Süden, und wir hatten große Hoffnung, den folgenden Tag das Land zu erreichen. Gegen 10 Uhr fing der Wind an ſich ſehr ſtark aufzumachen; daher legten wir bis 3 Uhr Morgens am 27ſten bei, ſeegelten aber dann wieder weiter, und hielten uns Nordwärts. Um Mittag ſahen wir Land, das gegen Norden lag. Aus unſrer Beobachtung, der einzigen guten, die wir ſeit 14 Tagen hatten machen können, ergaben ſich 59 Gr. N. Br. Die Länge war 145 Gr. 44 Min. Weſtlich. Da wir uns viel zu weit gegen Oſten befanden, als daß wir einige Hoffnung gehabt hätten, durch die Südweſtliche Durchfahrt in Prinz Wilhelms Sund zu gelangen: ſo beſchloſſen unſere Kapitaine, es durch die Einfahrt beim Kap Hinchinbrook zu verſuchen, da überdies der Wind günſtig und das Wetter gemäßigt war. Ich hätte bemerken ſollen, daß es zwei Einfahrten in den Sund giebt: eine, die wir einige Zeit vorher vergebens verſucht hatten, und die weſtwärts, aber auch eine andre, die oſtwärts von Montague-Eiland liegt. Nachmittags um 5 Uhr ſahen wir etwas niedriges flaches Land, das nach N. O. gelegen war, und das wir für die Inſel Kayes hielten. Um 8 Uhr lag das Land vor uns nach Norden bei Weſten, in einer Entfernung von zehn Meilen. Da

1786. Septbr. der Wind friſch blies, ſo legten wir um, und hielten uns die Nacht über vom Ufer entfernt, weil wir es nicht rathſam fanden, uns dem Lande zu nähern.

Morgens den 28ſten lag das Land weſtlich in einer Entfernung von zwölf oder vierzehn Meilen, und zu Mittage hatten wir es faſt ganz aus dem Geſichte verloren. Das Wetter war trübe, und es regnete bei einem nordöſtlichen Winde. Alle Hoffnung bei dieſer Jahreszeit in Prinz Wilhelms Sund einzulaufen, [illegible] jetzt aufgegeben, und unſere Kapitaine beſchloſſen, ihren Lauf nach Croß-Sund zu richten, da dies der nächſte bekannte Hafen nach Süden zu war, von dem ſich hoffen ließ, daß wir darin Pelzwerk würden bekommen können.

Vom 29ſten Auguſt bis zum 3ten September hatten wir friſche öſtliche Winde mit trübem Wetter. Den 4ten ward das Wetter mäßig und ziemlich angenehm, mit leicht veränderlichen Winden, und blieb beinahe beſtändig ſo bis zum 7ten. An dieſem Tage hatten wir ein friſches Lüftchen von Nordoſt; aber gegen Abend verlor ſich der Wind faſt gänzlich. Den 8ten erhob ſich ein friſcher Wind von S. S. W. Unſere Beobachtung zu Mittage gab 57 Gr. 35 Min. N. Breite; und unſere Länge war 137 Gr. Weſtlich. Da dies ziemlich die Gegend von Croß-Sund war, ſo wie ihn Kapitain Cook verzeichnet hat, ſo ſteuerten wir nach Nordoſt bei Oſt; und da unſer ſüdliche Wind fortwehete, ſo ſahen wir den 9ten, Vormittags um 11 Uhr, gerade vor uns hin Land, das uns um 2 Uhr von N. W. bis O. bei S. in einer Entfernung von ſechs Meilen lag.

Da wir uns nun einen Monat lang in See befunden, anſtatt daß wir nur ein Kreuzen von zwei oder drei Tagen erwartet hatten: ſo kannſt Du leicht denken, daß wir uns ſehr mit der Ausſicht ſchmeichelten, bald ankern und unſern Handel anfangen zu können. Aber unſre Hoffnung verſchwand bald; denn nachdem wir bis um 4 Uhr längs dem Ufer in einer Entfernung von weniger als drei Meilen geſegelt waren, ſo konnten wir doch nicht das geringſte von dem Sunde ſehen, den Kapitain Cook erwähnt. Die Küſte bildete zwar eine Art von Bay; aber es gab in dieſer Gegend keinen Ort, wo ein Schiff mit irgend einem Grade von Sicherheit hätte ankern können. Wir warfen das Senkblei mit einer Leine von 110 Klaftern aus, fanden aber keinen Grund; auch war die Farbe des Waſſers nicht im Geringſten verändert, ſo daß man Urſache hat, ganz dicht an dem Ufer tiefes Waſſer zu vermuthen.

Da wir uns in der Erwartung, in Croß-Sund einzulaufen, getäuſcht ſahen: ſo hielten wir es für unnütze Zeitverſchwendung, ihn in irgend einer andern Gegend aufzuſuchen, beſonders da Kapitain Cook nie darin geankert, ſondern den Ort nur in einer beträchtlichen Entfernung geſehen hat, und da wir aus Erfahrung wußten, wie betrügeriſch der Anblick des Landes an dieſer Küſte iſt. Dies bewirkt nehmlich ein beſtändiger Nebel, der die Lage des Landes immer verändert, ſo daß man es in einiger Entfernung faſt unmöglich mit irgend einem Grade von Gewißheit beſtimmen kann. 1786. Septbr.

Der nächſte Hafen, den wir wählen konnten, war die Bay der Eilande, die ungefähr dreißig Meilen nach Süden und Oſten zu lag. Da ſich gegen Abend ein günſtiger Wind erhob, ſo ſeegelten wir die Nacht hindurch gemächlich fort, und hatten die größte Wahrſcheinlichkeit, dieſen Hafen bald zu finden; aber den 10ten, Morgens, kam ein ſtarker Sturm aus Süden, der bis den Abend anhielt, worauf wir denn einige wenige Stunden lang gänzliche Windſtille hatten.

Den 11ten um 2 Uhr Morgens tobte der Sturm mit einem Regen ſtärker, als zuvor, und hielt ununterbrochen bis zum 13ten an, da gegen Mittag das Wetter endlich gelinde und ziemlich helle ward. Während des Sturms hatten wir gelegentlich umgelegt, um zu verhindern, daß wir nicht auf das Ufer unter dem Winde getrieben würden. Nun, da er ſich gelegt hatte, befanden wir uns mehr als zehn Meilen weit vom Kap Edgecombe (dem nächſten Vorgebirge nach der Bay der Eilande), und, unſerer Beobachtung zufolge, in 56 Gr. 50 Min. N. Breite. Indeß ward beſchloſſen, dieſen Hafen wo möglich aufzuſuchen; denn unſere Seegel und unſer Tauwerk waren während des Sturms ziemlich ſtark beſchädigt worden.

Dem zufolge ſteuerten wir O. n. O. mit einem mäßigen Winde aus Süden; und den 14ten Morgens um 6 Uhr ſahen wir Land, das zu Mittage von O. bei N. bis N. W. in einer Entfernung von vierzehn Meilen von uns entlegen war. Um Mittag lag das Kap Edgecombe nach Süden und 60 Grade nach Oſten in einer Entfernung von zehn Meilen. Unſrer Beobachtung zufolge, waren wir in 57 Gr. 6 Min. N. Breite. Wir ſteuerten bis um 5 Uhr Nachmittags immer weſtwärts, in der Hofnung, die Bay der Eilande zu finden; aber wir konnten keinen ſolchen Ort weſtwärts vom Kap antreffen. Der Theil der Küſte, den wir

1786. Septbr. unterſuchten, bildet eine Art von ſeichter Bay, kann aber Schiffe, die etwa daſelbſt ankern wollten, nicht im geringſten ſchützen; auch konnten wir nicht die mindeſte Spur von Bewohnern bemerken. Wir hatten zwar gehört, daß die Spanier im Jahre 1775 ſehr nahe an dieſem Orte geankert hätten; aber wir fürchteten, daß man ſich auf dieſe Nachricht nicht geradezu verlaſſen könnte. Um 6 Uhr ſtellten wir ſüdwärts die Seegel noch näher an dem Winde, weil wir die ſüdöſtliche Seite des Kaps unterſuchen wollten; aber um Mitternacht erhob ſich ein ſehr heftiger Wind von Südoſten, und blies den ganzen Tag vom 15ten mit heftigem und anhaltendem Regen. Dies machte, daß wir froh waren, uns ſo viel als möglich vom Lande entfernt halten zu können, ſo daß wir uns den 16ten Vormittags mehr als 20 große Seemeilen weit ſüdwärts vom Kap Edgecombe befanden. Der Wind wurde mäßiger, aber veränderlich mit häufigen Windſtößen und Regen. Das Wetter war trübe und ſo neblicht, daß wir kaum eine Meile vor uns hinſehen konnten. Da die Jahreszeit ſehr ſchnell verſtrich, ſo gaben wir alle Hoffnung auf, in die Bay der Eilande einzulaufen; und es ward beſchloſſen, auf King George's Sund loszuſteuern. Indeß hielten wir uns immer am Ufer, um keine Gelegenheit zu verſäumen, wenn wir etwa zufällig einen Hafen antreffen ſollten.

Den 17ten ward das Wetter gelinde, und des Morgens früh erhob ſich ein ſchöner weſtlicher Wind. Unſre Breite zu Mittage war 55 Gr. 15 Min. Nordlich, und unſre Länge 136 Gr. 14 Min. Weſt. Der ſchöne Nordwind hielt an, und als wir den 18ten gerade nach Oſten ſteuerten, ſahen wir um 1 Uhr vor uns Land, auf welches wir nun gerade zu ſeegelten. Unſre Breite zu Mittage war 53 Gr. 46 Min. Nordlich, und unſre Länge 133 Gr. 53 Min. Weſtlich. Um 6 Uhr waren wir dem Lande ziemlich nahe; aber da wir weder einen Hafen noch das geringſte Zeichen von Bewohnern fanden, ſo fuhren wir vom Lande ab, und ſeegelten ſüdwärts. Das Land, das wir ſahen, war hoch, und lag nach Norden und 65 Gr. öſtlich, in einer Entfernung von vier Meilen. Der Abend war ſchön, klar und heiter. Wir ſahen einen Vogel, der ſich von allen, welche wir bis dahin geſehen hatten, gänzlich unterſchied. Seine Geſtalt war lang und dünn, aber ſein Flug dabei dennoch ſehr ſchwer. Die Spitzen ſeiner Flügel und ſeines Schwanzes waren weiß, und ſeine Flügel ſchön bunt gezeichnet. Er war beinahe von der

1786. Septbr.

Größe einer kleinen Möwe. Auch ſahen wir verſchiedene Arten von wilden Gänſen in großer Anzahl.

Der friſche nördliche Wind wehete noch bis zum 19ten. Um 6 Uhr Morgens lag das Land vor uns von N. W. bis nach N. O., ungefähr in der Entfernung von neun großen Seemeilen. Unſre Beobachtung zu Mittage gab 51 Gr. und 56 Min. Nördlich, und unſre Länge war 133 Gr. Weſt.

Den 20ſten und 21ſten war das Wetter gelinde. Wir ſeegelten immer Oſtwärts, und hatten die Küſte in einer Entfernung von acht oder neun großen Seemeilen von uns. Den 21ſten zu Mittage, da wir unter dem 50. Gr. 40 Min. N. Breite waren, ſahen wir eine Inſel, die nach Norden 53 Grade öſtlich gelegen war. Den Nachmittag hatten wir einen großen Haifiſch zur Seite. Ich erwähne dieſes Umſtandes, da in einer ſo nördlichen Breite ſehr ſelten Haie geſehen werden. Um 6 Uhr lag die Inſel, oder vielmehr die Inſeln, die wir zu Mittage geſehen hatten, von Norden 22 Gr. oſtwärts, bis nach Norden 43 Gr. oſtwärts in einer Entfernung von drei großen Seemeilen.

Den 22ſten über ſeegelten wir oſtwärts nach King George's Sund, mit einem friſchen nordöſtlichen Winde. Um 1 Uhr lag die holzige Landſpitze (Woody Point) nach N. W. bei W., in einer Entfernung von zwei Meilen. In einigem Abſtande weſtwärts von der Landſpitze iſt ein Felſen, der Splitrock genannt ward, und durch einen niedrigen Rief mit der Küſte zuſammen zu hängen ſcheint. Die öſtlichſte Spitze des Landes lag nach N. N. O., und von da an bis Woody Point bildet die Küſte eine Art von Bucht. Dieſe iſt ganz mit Fichten überwachſen, von denen einige ein ſehr ſchönes Anſehn haben. Das Land zunächſt an der Küſte iſt ziemlich flach und eben. Da der Tag trübe und neblicht war, ſo lieſſen ſich keine Beobachtungen zur Beſtimmung unſrer Breite anſtellen; und da wir unmöglich bei Tage in den Sund einlaufen konnten, ſo hielt Kapitain Dixon es für das rathſamſte, daß wir uns die Nacht über vom Ufer entfernt hielten, weil es ſehr viele Felſen und Klippen hat. Kapitain Portlock ſetzte indeß ſein Boot aus, und ſchickte ſeinen dritten Steuermann rund um die öſtlichſte Spitze des Landes, damit er ſich nach einem Ankerplatze umſehen ſollte. Da er aber keinen fand, ſo ſeegelten wir nach Südweſten, und hielten uns bis Morgens am 23ſten vom Ufer ent-

1786 Septbr. fernt. Bei Sonnenaufgang befand ſich die nächſte Landſpitze ungefähr ſechs Meilen weit von uns. Wir warfen das Senkblei in 45 Klaftern Tiefe auf einem harten felſichten Boden.

Da dieſer Hafen unſre letzte Zuflucht für dieſe Jahreszeit iſt, ſo kannſt Du Dir leicht vorſtellen, daß wir alle Mühe anwenden, in ihn einzulaufen. Wie es ausfallen wird, ſollſt Du in meinem nächſten Briefe hören. Lebe wohl. Ewig der Deinige.

Bei King George's Sund,
den 24. Septbr.

W. B.

Neunzehnter Brief.

Die Schiffe werden durch übles Wetter gehindert, in King George's Sund einzulaufen. — Betrachtungen darüber.

Beim Schluſſe meines letzten Briefes ſchmeichelten wir uns mit der Hoffnung, daß wir bald in unſern längſt gewünſchten Hafen einlaufen würden. Dieſe Hoffnung iſt, wie ich Dir zu meinem wahren Leidweſen ſagen muß, vorüber, wenigſtens für dies Jahr. Doch, nicht das Letzte zuerſt! — und alſo will ich lieber fortfahren, Dir eine ordentliche Nachricht von unſerm Unſterne zu geben.

Ich bemerkte vorher, daß wir Abends den 22ſten ſechs Meilen vom Lande waren, und die Nacht hindurch ſüdwärts ſeegelten. Den 23ſten Morgens um ſechs Uhr ſpannten wir die Seegel auf, und ſteuerten beinahe Nordoſt, mit einem friſchen Winde aus Nordweſt. Um 8 Uhr lag Splitrock nach Norden und 40 Grade Weſtlich, in einer Entfernung von ſechs großen Seemeilen. Zufolge unſrer Beobachtung gegen Mittag, befanden wir uns in 49 Gr. 50 Min. N. Breite, und in 127 Gr. 52 Min. W. Länge, ſo daß wir beinahe zwanzig Meilen nordwärts und funfzig Meilen weſtwärts von unſerm Hafen waren. Die abgeſtumpfte weſtliche Landſpitze lag gegen Norden 69 Gr. Weſtlich; das öſtlichſte Land aber gegen Süden und 60 Gr. gegen Oſten in einer Entfernung von ſechs Meilen. Den Nachmittag über ward der Wind gelinder, und gegen 5 ward es beinahe ganz ſtille, ſo daß es unmöglich war, in den Sund einzulaufen. Hierauf ſetzten wir die Seegel mehr ſüdlich dem Winde näher. Unſre Beobachtung am Mittage hatte uns indeß in den Stand

1786. Septbr.

geſetzt, die Einfahrt in den Hafen mit gänzlicher Gewißheit zu beſtimmen. Um 6 Uhr lag die Spitze des Sundes nach Norden und 60 Grade öſtlich in der Entfernung von ſechszehn oder ſiebzehn Meilen. Um 8 Uhr lieſſen wir das Senkblei in 57 Klaftern auf ſchlammichtem Boden ſinken. Die Nacht hindurch hatten wir leichte veränderliche Winde und bisweilen Windſtöße mit Regen.

Den 24ſten Morgens ſeegelten wir wieder dem Lande zu, indem wir N. O. bei O., mit einem gelinden Winde aus S. O. bei O. ſteuerten; aber wir bekamen bald drauf leichte unbeſtändige veränderliche Winde, und oft eine gänzliche Stille, ſo daß es nicht wohl möglich war, in den Hafen einzulaufen. Nach unſrer Beobachtung zu Mittage hatten wir 49 Gr. 28 Min. N. Breite. Die Landſpitze an der Einfahrt des Sundes lag nach Nordoſt in einer Entfernung von vier großen Seemeilen, und Point Breakers war öſtlich 6 Gr. nach Süden in der Entfernung von ſechs Meilen. Um 2 Uhr warfen wir das Senkblei mit 65 Klaftern Leine auf felſichtem Boden. Um 4 Uhr lag der Hafen N. 55 Grade nach O. vier große Seemeilen weit von uns, und um 6 Uhr waren die äußerſten Landſpitzen von Oſten 9 Gr. ſüdwärts bis nach N. und 25 Gr. Weſtlich gelegen. Wir warfen das Senkblei in 55 Klaftern auf einem ſchlammichten Boden.

Den 25ſten hatten wir den ganzen Vormittag leichte veränderliche Lüfte mit häufigen Regengüſſen. Ob wir gleich zu Mittage nur zehn Meilen von der Einfahrt des Sundes entfernt waren: ſo machten es dennoch die häufigen Windſtillen mit leichten veränderlichen Winden aus jedem Striche her, desgleichen heftig rollende Wogen, die gerade auf das Land zu trieben, unthunlich, uns dem Ufer zu nähern, ſo daß wir um 5 Uhr umlegten und ſüdwärts ſteuerten. Um 6 Uhr lagen die äußerſten Landſpitzen von O. bei S. bis nach W. N. W., ungefähr in einer Entfernung von acht Meilen. Den Abend blies der Wind friſch aus Südoſten, und des Nachts um 10 verwandelte er ſich in einen heftigen mit ſtarkem Regen begleiteten Sturm.

Den 26ſten, Morgens um 3 Uhr erhob ſich ein fürchterlicher Sturm mit Donner und Blitz; der Regen hielt noch immer an. Die Schläge des Donners waren erſtaunlich ſtark, und der Blitz ſo heftig, daß er die Leute auf dem Verdecke eine ganze Zeit blind machte, wobei jeder einen ſtarken ſchwefelichten Geruch zurückließ.

1786. Septbr.

Ich war während des Sturms meiſtentheils auf dem Verdeck; und ich muß Dir geſtehen, daß der majeſtätiſch furchtbare Anblick der Elemente (wenn ich mich ſo ausdrücken darf) mich ſehr in Bewegung brachte. Wie oft dachte ich, daß nichts in der Natur dem Ungewitter gleich kommen könne, welches Thomſon in ſeinen Jahreszeiten ſo ſchön beſchreibt: allein hier ward jede erhabne Stelle ſeiner Schilderung in einem lebendigen Gemälde in den hellſten Geſichtspunkt gebracht, und die Majeſtät des Ganzen noch mehr durch das Heulen des Windes, das Toben des Meeres und eine mehr als gewöhnliche Dunkelheit, die über die uns umgebende Atmoſphäre verbreitet war, erhöhet.

Des Morgens gegen 6 Uhr legte ſich der Sturm, und wir hatten wieder leichte unbeſtändige Winde und ſehr ungeſtüme hohe Querwogen, wodurch wir gehindert wurden, uns dem Ufer zu nähern, beſonders da der Morgen trübe und neblicht war. Um 10 Uhr ſahen wir Land, welches von N. W. bis nach O. im Abſtande von neun Meilen lag; aber häufige Windſtillen und eine heftige Ströhmung, die nach dem Ufer hin lief, machten, daß wir froh waren, uns ſo viel als möglich vom Ufer entfernt halten zu können, insbeſondere deswegen, weil von der Spitze des Hafens wenigſtens zwei Meilen weit vom Ufer eine Reihe Klippen wohl zwei Meilen nordwärts hinläuft. Den Nachmittag und die Nacht hindurch hatten wir leichte veränderliche Winde mit Regen.

Da ſich am 27ſten um 4 Uhr Morgens ein friſcher Wind von S. S. W. erhob, ſo ſegelten wir ab, und richteten unſern Lauf nach dem Hafen. Gegen 10 Uhr ließ der Wind nach, und wir hatten nun veränderlichen Wind und aus Süden ſtarke Wogen, die uns auf die vorhin erwähnten Brandungen hintrieben. Dadurch ward unſere Lage auf einige Zeit etwas bedenklich; aber gleich nach 11 Uhr waren wir außer aller Gefahr. Der King George war ſüdwärts von uns, und Kapitain Portlock hatte alſo von ſeiner Seite nichts zu befürchten. Um Mittag lag die weſtliche Spitze des Hafens nach Norden und 60 Gr. oſtwärts; und die äußerſten Landſpitzen von W. N. W. bis O. bei S. Den Nachmittag und Abend hatten wir ſtarke Windſtöße mit vielen heftigen Hagelſchauern. Um 6 Uhr war der Eingang von Nutka-Sund nach N. 55 Gr. öſtlich gelegen. Die Nacht hindurch hatten wir ſchwache veränderliche Winde.

1786. Septbr.

Am 28ſten um halb 6 Uhr Morgens richteten wir unſern Lauf wieder nach dem Sunde; aber unglücklicherweiſe hatten wir eben die ſchwachen Winde und auch eben ſo ſtarke Wogen gegen uns, wie am vorigen Tage. Da wir es deswegen unmöglich fanden, den Hafen zu erreichen; ſo richteten wir um 11 Uhr die Seegel näher dem Winde zu ſüdwärts. Um Mittag lag die Spitze des Hafens nach N. 65 Gr. oſtwärts, in einer Entfernung von ſieben Meilen. Da der Wind den ganzen Nachmittag noch immer ſchwach und veränderlich war, und die See hohe Wogen hatte; ſo hielten wir uns ſüdwärts. Um 7 Uhr ſprach Kapitain **Portlock** mit uns, und gab uns Nachricht, daß er Willens ſei, die Küſte zu verlaſſen, und ſeinen Lauf gerade nach den Sandwich-Inſeln zu nehmen. Zugleich wies er uns an, nach S. S. W. oder S. bei W. zu ſteuern, wenn es nehmlich der Wind erlauben wollte. Der Hafen lag damals O. N. O. ſieben große Seemeilen weit von uns. Die Nacht hindurch hatten wir ſchwache veränderliche Winde, von häufigen Regengüſſen und Hagelſchauern begleitet; aber gegen 5 Uhr Morgens am 29ſten erhob ſich wieder ein friſcher Wind aus Weſten, durch den wir in Stand geſetzt wurden, unſern Lauf der Anweiſung des Kapitain **Portlock** gemäß einzurichten. Indeß muß ich geſtehen, daß wir die Küſte ungern verließen, und zwar um ſo mehr, da der Wind, den wir jetzt hatten, gerade der war, den wir bedurften, um in den Sund zu kommen. Auch muß ich anmerken, daß der Wind ſeit einigen Tagen, ſo bald wir uns in einiger Entfernung vom Ufer befanden, ſo günſtig war, als wir es nur wünſchen konnten; aber jedesmal, wenn wir uns dem Lande näherten, ward er ſchwach und veränderlich: und wir konnten daher mit Grunde vermuthen, daß dies auch jetzt der Fall ſein würde. Wahrſcheinlich hatten wir uns daher im Ganzen über dieſen unerwarteten Entſchluß zu freuen. Um Mittag lag der Hafen nach N. 40 Gr. oſtwärts, ungefähr 12 große Seemeilen weit von uns. Unſere Breite war 49 Gr. 15 Min. Nördlich, und die Länge 127 Gr. 35 Min. Weſtlich. Ehe es Nacht ward, hatten wir die Küſte gänzlich aus dem Geſichte verloren. So verſchwand nun alle Hoffnung, noch in dieſer Jahreszeit in King George's Sund zu kommen.

Wenn wir auf die Verfälle zurückſehen, die uns ſeit unſerer Abfahrt vom Cooks-Fluß betroffen hatten: ſo ſind wir, wie es ſcheint, bei allen unſern Verſuchen, in

1786. Septbr. einen zweiten Hafen an dieſen unfreundlichen Küſten einzulaufen, beſonders unglücklich geweſen. Freilich rührte das Fehlſchlagen unſrer Verſuche zweimal (nehmlich zu Croß-Sund und in der Eilandsbay (*Bay of Iſlands*) größtentheils von falſch verſtandenen Nachrichten her; aber daß wir weder in Prinz Williams- noch in Nutka-Sund einlaufen konnten, kann mit Rechte ungünſtigen Winden und ſchlechtem Wetter zugeſchrieben werden: und dieſe Zufälle vernichten beſtändig die ſtärkſte Anſtrengung menſchlicher Klugheit. Ob uns gleich Kapitain **Portlock**'s Bewegungsgründe, die Küſte zu verlaſſen, nicht bekannt waren; ſo mußte er doch wohl ohne Zweifel überzeugt ſein, daß jeder Verſuch gemacht ſei, den nur menſchliche Klugheit angeben, und der mit der Erhaltung der Schiffe und der Leute beſtehen könne.

So endigte ſich nun unſere erſte Reiſe. Ob ſie gleich nicht ganz glücklich ausgefallen iſt, ſo können doch daraus verſchiedene ſehr nützliche Lehren für mancherlei Lagen im Leben hergeleitet werden; und mir würde ſie ſehr vielen Stof darbieten, mich über die Ungewißheit und Unbeſtändigkeit aller weltlichen Erwartungen auszulaſſen. Du möchteſt mich aber in Verdacht haben, als wollte ich Dir eine Menge alter abgenutzter Sittenſprüche auftiſchen; daher will ich ſogleich ſchließen. Immer der Deinige.

Auf der See, den 2. Oktober. W. B.

Zwanzigſter Brief.

Nachricht von den im Cooks-Fluſſe eingehandelten Pelzwaaren. — Auf der Fahrt von der Küſte nach den Sandwich-Eilanden wird die Inſel **St. Maria la Gorta** geſucht. — Ankunft in den Sandwich-Eilanden.

Nachdem wir uns darein gefunden hatten, daß unſre Erwartungen an der Amerikaniſchen Küſte (wie es indeß nicht anders ſein konnte) fehlgeſchlagen waren: ſo richteten wir, wie ehemals die Iſraeliten, unſre Gedanken wieder auf die Fleiſchtöpfe Aegyptens; oder, ohne Metapher zu reden, wir tröſteten uns mit der Hoffnung der herrlichen Mahlzeiten von Schweinefleiſch, Yams und andern guten Lebensmitteln in den Sandwich-Inſeln.

Vielleicht ſchließeſt Du aus dem, was ich Dir in meinem letzten Schreiben in Anſehung unſers unglücklichen Erfolges ſagte: wir hätten die Küſte verlaſſen, ohne etwas, das der Mühe werth wäre, ausgerichtet zu haben. Aber, um Dir Deinen Irrthum zu benehmen, muß ich Dir ſagen, daß wir im Cooks-Fluß beinahe ſechszig der beſten Fiſchotterfelle, auch ungefähr eben ſo viele von geringerer Beſchaffenheit, erhalten hatten; desgleichen auch zwanzig ſchöne Murmelthier-Mäntel, nebſt verſchiedenen Rakuhns- Fuchs- und andern Thierfellen, mit denen wir drei Fäſſer anfüllen konnten. Unſer Einkauf war, wenn gleich nicht ſehr groß, doch keinesweges ganz verächtlich. Kapitain **Portlock** hat, wie ich glaube, ungefähr eben ſo viel Glück gehabt, als wir. 1786. Oktober.

Wir verlieſſen, wie ich ſchon geſagt habe, **König George's Sund** den 29sten September mit einem guten Weſtwinde, der ſich aber am 30sten nach oſtwärts umſetzte, wobei das Wetter leidlich war.

Den 31sten kam der Wind aus Weſten, und das Wetter war heiter und ſchön. Den 4ten Oktober hatten wir trübes und neblichtes Wetter mit häufigen Windſtößen. Den 7ten um Mittag war unſere Breite 43 Gr. 8 Min. und unſere Länge 131 Gr. 59 Min. Weſtlich; wir hatten veränderliche Winde, und das Wetter blieb noch immer neblicht. Die Nacht hindurch kam der Wind ſehr ſcharf aus Weſten; aber den 8ten gegen Morgen ließ er etwas nach.

Am 11ten um 8 Uhr Abends ſahen wir eine Art von feurigem **Meteor** um das Schiff ſpielen. Da die Matroſen ziemlich abergläubiſch ſind: ſo fürchten ſie ſich ſehr vor einer ſolchen Erſcheinung, die unter dem Namen **Davy Jones** *) allgemein bekannt iſt. **Davy's** Macht iſt ſehr groß; allein man glaubt von ihm,

---

*) Der gemeine Mann in England, beſonders der rohe Seefahrer, iſt, ungeachtet ſeines entſchiedenen Muthes in Gefahren und ſeiner ausgezeichneten Tapferkeit, ſehr abergläubiſch. Bei ſeinem alten Haſſe gegen die Einwohner von Wallis, welche er noch für Teufelsbanner, Hexenmeiſter und Geiſterbeſchwörer hält, giebt er ſogar dem Teufel und ſeinen Geſellen einen unter den Wälſchen ſehr gewöhnlichen Vornamen, und nennt ihn Dávy, oder, nach einer andern Ausſprache: **Taffy**, weil David der Schutzpatron der Wälſchen iſt. Ueberdies legt er ihm auch einen unter den Wälſchen häufig vorkommenden Zunamen bei, und nennt ihn Jones. (Es giebt noch einen Namen des Teufels in England, nehmlich: *old Nick*, alter Niklas.) Sieht nun der Matroſe am Tauwerke oder an den Maſten ein elektriſches Feuer, welches ſich oft vor einem Sturme zeigt: ſo ſagt er: da iſt **Dávy Jones**, d. i. der Teufel; denn er iſt nicht einmal dreiſt genug, ihn zu nennen. So waren bei den Alten dieſe elektriſchen Feuer den Dioskuris, **Kaſtor** und **Pollux**, heilig; ſo nennt der Südeuropäer ſie das Feuer von **Sankt Elmo**. F.

1786. Oktober. er habe unmittelbaren Einfluß auf Winde und Wellen, ob er gleich überhaupt ſelten oder niemals in einer guten Abſicht erſcheint; und das mag wohl die Urſache ſein, weshalb die braven Seeleute ſich vor Sr. Herrlichkeit ſo ſehr fürchten.

Es iſt gewiſſermaßen ſeltſam, daß ein Schlag von Leuten, welche wirkliche Gefahr, vor der die muthigſten Männer zittern würden, verachten, durch eingebildete von ihnen ſelbſt geſchaffene Schreckbilder außer ſich kommen, da dieſe doch bloß für Kinder ein Popanz ſein ſollten.

Während der Nacht hatten wir ſtarken Wind und Wogen aus Süden. Wenn ſich ſolche Witterung ſo bald nach der Erſcheinung des Davy Jones einfindet; ſo dient es dazu, den Aberglauben, den die Seeleute ohnedies ſchon von ihm haben, noch zu verſtärken.

Morgens am 12ten war das Wetter leidlich; um 10 Uhr zog ſich der Wind nordwärts, und war friſch und gut.

Um Mittag am 13ten war unſere Breite 37 Gr. 2 M. Nördlich, und unſere Länge, nach der Mittelzahl aus verſchiedenen Mondsbeobachtungen, 134 Gr. 47 M. Weſtlich. In dieſer Lage bemerkten wir eine Ströhmung, die uns ſtark nach Oſten hin trieb.

Am 14ten fingen wir 3 große Haifiſche. Sie waren uns ſehr willkommen, da ſie uns Thran gaben, den wir nicht allein zu den Schiffslampen beim Kompaſſe, ſondern auch zum Einſchmieren unſrer Maſte und Tauwerke gebrauchen konnten, indem unſer Oehl beinahe aufgegangen war. Vom 14ten bis zum 24ten fiel nichts Merkwürdiges vor. Während dieſer Zeit war der Wind veränderlich, und das Wetter ſehr leidlich.

Am 25ten betrug unſere Breite 33 Gr. Nördlich; und die Länge 143 Gr. 36 M. Weſtlich. Wir hatten mäßigen Wind von Süd Süd Oſt, mit häufigen Regengüſſen. Dieſen Nachmittag flogen eine Art Vögel um das Schiff her, welche mir Pennant's *) geſtreifte Sandläufer zu ſein ſchienen, und von denen zwei ſo zahm waren, daß unſere Leute ſie beinahe gefangen hätten.

---

*) Bekanntlich hat Herr Thomas Pennant, ein wohlhabender gelehrter Mann, deſſen Landgüter unweit *Holywell* in Flintſhire in Nord-Wallis liegen, ſich viel mit der Zoologie beſchäftigt, und verſchiedene gute Werke darüber herausgegeben. Des hier erwähnten Sandläufers, der Linné's *Tringa ſtriata* iſt, erwähnt er in ſeiner *Arctic Zoology* p. 472. F.

Von da bis zum 31ſten hatten wir wenig Neues. Das Wetter war im Ganzen ziemlich gut, obgleich bisweilen von Regen und ſtarken Winden begleitet. Unſere Beobachtung um Mittag zeigte 29 Gr. 5 Min. N. Br. und 148 Gr. W. Länge. 1786. Oktober.

Am 1ſten November ſahen wir uns nach der Inſel St. Maria la Gorta um, welche in Cook's Charte unter 27 Gr. 50 Min. N. Breite, und 149 Gr. W. Länge geſetzt iſt; aber wir ſeegelten denſelben Nachmittag gerade über dieſe Stelle hin, ohne ſie zu ſehen. Wir erwarteten in der That kaum, eine ſolche Inſel anzutreffen, da ſie von Herrn Roberts nach eben den Nachrichten, welche wir ſchon in Anſehung der Inſeln los Majos und Rocca Partida fehlerhaft gefunden hatten, in die erwähnte Karte eingetragen worden iſt.

Am 5ten November, um Mittag, waren wir in 24 Gr. 32 Min. N. Breite; und da der Wind ſeit einigen Tagen aus Oſten blies: ſo gab uns dies zu einem beſtändigen Paſſatwinde Hoffnung. Allein hierin wurden wir getäuſcht; denn Nachmittags wendete ſich der Wind nach Süden, und wir hatten eine ſehr merkliche Veränderung des Wetters, das in beſtändige Windſtöße und Regen ausartete. Dieſe Jahreszeit ſcheint bei den Sandwichinſeln die ſtürmiſche zu ſein; denn ob wir gleich oft ſtarke Windſtöße hatten, ſo waren ſie doch nie beſtändig und von Dauer, ſondern überfielen uns plötzlich, und wurden von heftigen Regengüſſen begleitet.

Den 8ten und 9ten war das Wetter außerordentlich ſchwül, und wir hatten beinahe in jeder Richtung Wetterleuchten, beſonders am 9ten Abends. Am 10ten, um vier Uhr Morgens, kam ein ſehr heftiger Windſtoß, der ungefähr eine halbe Stunde anhielt. Er war von außerordentlich ſtarkem Regen begleitet, der ſehr viel dazu beitrug, die Atmoſphäre kühl und angenehm zu machen.

Es iſt merkwürdig, daß wir ſeit einigen Tagen nur ſehr wenige Vögel ſahen. Da die Tropiſchen Vögel[*] in der Breite, in der wir uns befanden, beſonders einheimiſch ſind; ſo war dies um ſo mehr zu verwundern. Am 9ten ſahen wir einen einzelnen Fregattenvogel,[**] und an eben dem Tage fingen wir mit Angeln und Schnur

---

[*] *Phaeton æthereus Linn.*

[**] *Pelecanus aquilus Linn.* Dieſer Vogel wird, in Anſehung ſeiner Geſchichte, ſelbſt von guten und fleißigen Naturforſchern mit dem Albatroß verwechſelt; denn man glaubt von ihm, er habe mit dem Albatroß einerlei Vaterland, Aufenthalt und Lebensart. Dies iſt

1786. November. zwei Delphine, welches die einzigen Fiſche waren, deren wir uns, ſeitdem wir das feſte Land verlieſſen, hatten bemeiſtern können. Um Mittag betrug unſere Breite 22 Gr. 54 Min. Nördlich; und die Länge 151 Gr. 24 Min. Weſtlich.

Am 11ten Vormittags drehte der Wind ſich nach Norden, und das Wetter ward gemäßigt und ſchön.

Am 12ten fingen wir einen Haifiſch, der noch einen Vogel und einen Theil von einer Meerſchildkröte in ſeinem Bauche hatte. Wir waren nun überzeugt, daß uns die Inſel **Atuai** unter dem Winde läge. Um Mittag hatten wir 21 Gr. 30 M. Nördliche Breite; und nach der Mittelzahl von verſchiedenen Mondsbeobachtungen betrug unſre Länge 152 Gr. 4 Min. Weſtlich, wobei wir einen ſchönen Nordoſtwind und klares Wetter hatten.

Gegen Abend flogen einige Flüge Sandläufer um unſer Schiff. Seit einiger Zeit hatten wir unſern Lauf ſehr ſüdwärts gerichtet, weil wir vorher durch die ſüdlichen Winde waren aufgehalten worden; aber gegen Abend ſprach Kapitain **Portlock** mit uns, und wies uns an, nach S. S. W. zu ſteuern, da ſich aus unſern Beobachtungen ergäbe, daß wir uns von allen den Inſeln noch zu ſehr windwärts befänden.

Am 13ten gegen Mittag war unſere Nördliche Breite 20 Gr. 36 Min.; und da wir nun ſelbſt fanden, daß wir von Owaihie noch viel zu windwärts wären, ſo ſteuerten wir mit einem mäßigen öſtlichen Winde und bei ſchönem Wetter mehr weſtwärts.

Am 14ten gegen Mittag befanden wir uns im 20. Gr. 36 Min. Nördlicher Breite, und nach der Mittelzahl verſchiedener angeſtellter Mondsbeobachtungen betrug unſere Weſtliche Länge 152 Gr. 39 Min. Wir ſteuerten nach W. bei S. Es flogen verſchiedene Arten von Vögeln um unſer Schiff, als Sandlerchen (*sandlarcs*), Fregattenvögel u. ſ. w. Die Delphine waren ſehr zahlreich, und wir fingen auch

aber gänzlich falſch. Das Albatroß findet ſich vom 66. bis zum 30. Grade höchſtens, der Fregattvogel hingegen bloß zwiſchen den Wendezirkeln. Das Albatroß hebt ſich in ſeinem Fluge ſelten 20 Fuß über das Meer, aber die Fregatte fliegt immer 70 bis 100, ja wohl einige hundert Fuß hoch über dem Waſſer. Das Albatroß wird wohl 400 deutſche Meilen weit von irgend einem Lande angetroffen; dagegen iſt die Fregatte ſelten weiter vom Lande, als 50 bis 60. Die Flügel der recht großen Albatroſſe ſind 10, 12 bis 14 Fuß breit; an der Fregatte aber höchſtens 6 bis 8. F.

verſchiedene Haifiſche, von denen einer noch eine ganze große Meerſchildkröte in ſeinem Bauche hatte. Am 15ten war unſere Nördliche Breite 20 Gr. 7 Min. Seit einigen Tagen war es uns ſo vorgekommen, als wenn eine ſtarke Ströhmung nach Norden zwiſchen Owaihie und Maui hintriebe; und da es ſich auswies, daß unſer Lauf vom 14ten Mittags bis zum 15ten um viele Meilen zu Südlich war, ſo ſetzte dieſer Umſtand die Sache außer Zweifel. Ungefähr um 5 Uhr Nachmittags ſahen wir, in einer Entfernung von zehn oder zwölf Seemeilen, hohes Land über den Wolken, das nach S. S. W. hin lag, und das wir ſogleich für den Monakaah, ein hohes Gebirge auf Owaihie, erkannten. Während der Nacht ging unſer Lauf unter gemächlichem Seegeln nach W. N. W., und am 16ten, Morgens um 7 Uhr, lag Monakaah nach Süden 25 Grade weſtwärts. Ein großer Theil ſeines Gipfels war mit Schnee bedeckt; und ich habe alle Gründe, zu glauben, daß dies Gebirge nie gänzlich davon frei iſt. 1786. November.

Des Vormittags ſteuerten wir mit einem guten Oſtwinde beinahe Weſt zu Süd, ungefähr drei Meilen weit vom Ufer; aber da die See ſehr hohe Wellen hatte, ſo wagten ſich keine Boote zu uns. Um 2 Uhr ſahen wir Maui, das nach Norden 70 Grade weſtwärts, ungefähr ſieben große Seemeilen weit von uns lag. Da es dieſen Tag ſehr helle war; ſo ward unſere Ausſicht nach Monakaah, dem höchſten Lande auf Owaihie, ganz und gar nicht unterbrochen. Obgleich dies Gebirge ſehr hoch iſt; ſo erregt deſſen Anblick doch kein beſonderes Erſtaunen, da es ſich von allen Seiten ſtufenweiſe und gemächlich zu erheben ſcheint.

Der Theil der Inſel, an deſſen Küſte wir jetzt hinſegelten, iſt ſehr ſchön. Das Land ſcheint in abgeſonderte Pflanzungen getheilt, und jede davon auch ſehr gut angebauet zu ſein. Der höhere Boden iſt mit Bäumen bedeckt, wodurch er mit einem beſtändigen Grün bekleidet wird; und an drei oder vier Orten im Lande ſind jähe Riſſe oder Klüfte, die mit Ströhmen vom beſten Waſſer reichlich verſehen ſind, und die Landſchaft in der That entzückend machen.

Da man wußte, daß Karakakua-Bay in mancher Rückſicht unbequem zum Ankern wäre; ſo ward beſchloſſen, eine andere, die um die Süd-Weſtſpitze lag, zu unterſuchen. In dieſe Bay hatte man ſchon, da Kapitain Cook hier geweſen war, hineingeſehen; und wir erwarteten, daß ſie uns einen guten Hafen geben würde.

1786. Novembr. Allein Nachmittags um vier Uhr hörte der Wind auf; und da nun verſchiedene Boote vom Ufer kamen, ſo legten wir bei, um mit den Eingebornen zu handeln. Dieſe brachten Schweine, wilde Piſangs, Brodtfrucht, ſüße Batatten, u. ſ. w. welches alles uns in unſrer jetzigen Lage ſehr zu Statten kam, indem viele von unſern Leuten den Schaarbock hatten. Indeß, wenn wir in Erwägung ziehen, wie viele Zeit ſeit unſrer Abreiſe von dieſen Inſeln vergangen war, und wie wenige friſche Lebensmittel wir uns dieſe Zeit über hatten anſchaffen können; ſo iſt es in der That noch ein großes Wunder, daß wir ſo geſund ſein konnten, als wir es wirklich waren. Aber dies verdankten wir, nächſt der Vorſehung, einigermaaßen dem freien Gebrauche der mancherlei der Fäulniß widerſtehenden Mittel, die wir in großer Menge an Bord hatten. Am Abend und während der Nacht herrſchte bei heißem, ſchwülen Wetter eine gänzliche Windſtille, die von vielen Blitzen begleitet war.

Am 17ten, Morgens, erhob ſich ein ſchwacher Wind aus Süd-Süd-Weſt, und wir befanden uns vor der oben erwähnten Bay. Indeß, da wir gern ſo viel Lebensmittel als möglich einkaufen wollten, ſo ſandte Kapitain Portlock ſeinen erſten Steuermann (Herrn Macleod) in dem Fiſcherboote aus, um die Bay zu unterſuchen; und während der Zeit legten die Schiffe bei, um mit den Eingebornen zu handeln. Um 5 Uhr Nachmittags kehrte Herr Macleod zurück, und berichtete, daß man in der Bay nicht ſicher ankern könne, theils wegen des ſchlechten Bodens, theils weil ſie den Südweſtwinden gänzlich ausgeſetzt ſei. Da dies der Fall war, ſo ward unſre Abſicht, zu Owaihi zu ankern, aufgegeben; indeß beſchloſſen wir, uns noch einige Zeit nahe an dieſem Theile der Inſel aufzuhalten, wenn der Wind es nur einigermaßen erlauben wollte, da wir wußten, daß es daſelbſt Schweine in Menge gäbe.

Den 18ten legten wir bei, oder lavirten gelegentlich, ſo wie es unſern Handel zu befördern dienlich war. Das Schiffsvolk beſchäftigte ſich indeſſen mit dem Schlachten und Einpöckeln der Schweine für die Schiffe. Dieſer Theil der Inſel erzeugt nur wenige Kokosnüſſe oder wilde Piſangs; von anderen Gewächſen hingegen ſind Brodtfrüchte und ſüße Batatten in der größten Menge da. — Unter den verſchiednen Seltenheiten, die uns die Eingebornen zum Verkaufe brachten, befanden ſich eine Art von Körben, die ungefähr 18 Zoll hoch waren, und 5 oder 6 Zoll im Durchmeſſer hatten.

hatten. Die Form war rund und die Arbeit außerordentlich nett. Das Flechtwerk, aus welchem ſie beſtanden, hatte man häufig mit rothen Zweigen untermiſcht, welches ſich vortreflich ausnahm. Dieſe Körbe waren für uns etwas ganz Neues; denn als wir uns vorher auf dieſe Inſeln befanden, ſahen wir nichts von der Art. Weil am 19ten der ſchöne Morgen und das Wetter viel verſprach, ſo beſuchte uns der Kapitain Portlock, und nahm ſich vor, ſich den größten Theil des Tages bei uns aufzuhalten; aber ein ſtarker Wind, der von Südweſt aufſtieg, nöthigte ihn, ſich Nachmittags bei guter Zeit auf ſein eignes Schiff zu begeben. Da Maui uns damals gegen Weſten lag, ſo beſchloſſen wir, nach der öſtlichen Spitze hin zu fahren und dort zu ankern. Ich ſchlieſſe für jetzt; aber ungeachtet der mannichfaltigen Gegenſtände um uns her werde ich meine Feder bald wieder ergreifen. Leb wohl. Dein

1786. Novembr.

Sandwich-Inſeln, den 20. November.

W. B.

Ein und zwanzigſter Brief.

Verhandlungen mit den Eingebornen während des Aufenthaltes in den Sandwich-Inſeln. — Die Schiffe ankern zu Wahuh.

Widrige Winde und unbeſtändiges Wetter vereitelten unſer Vorhaben, zu Maui zu ankern; aber ich will Dir Alles lieber nach der Ordnung erzählen.

Den 19ten Nachmittags blies der Wind friſch aus Südweſten; gegen Abend aber wehete er ſehr ſtark, wobei es donnerte, blitzte und häufig regnete. Wir legten daher während der ganzen Nacht bei, und bedienten uns jeder Methode, um uns vor allen Unfällen zu hüten, die uns etwa durch plötzliche Windſtöße, die man in dieſen Inſeln häufig verſpürt, hätten betreffen können. — Da es Morgens den $20^{ſten}$ ziemlich ruhig und der Wind noch Südweſtlich war; ſo ſegelten wir, und lieſſen gerade nach der öſtlichſten Spitze von Maui, indem wir W. N. W. ſteuerten. Aber als wir um Mittag vom Lande gegen den Wind gedeckt waren, nahm der Wind ab, und wir hatten beinahe eine Windſtille. Es kamen einige Kanots zu uns; aber was ſie zum Verkauf brachten, waren nur Kleinigkeiten, nehmlich drei oder vier kleine Ferkel, einige wenige Batatten und etwas Brodtfrüchte. Um Mittag lag die Nordweſtliche Spitze von Maui gegen W. N. W. in einer Entfernung von

1786. Novembr. fünf oder ſechs großen Seemeilen. Das Wetter war außerordentlich heiß und ſchwül, ſo daß das Thermometer auf 90 Grade ſtand. Da wir ſchwache veränderliche Winde hatten, ſo hielten wir uns längs dem Ufer, um alle Erfriſchungen, welche die Einwohner uns nur brächten, einzukaufen.

Die Inſel Maui hat nichts beſonders Her[illegible]ſtechendes in ihrem Anblick. Das öſtliche Ende derſelben iſt ſehr hoch; aber es ſcheint nicht bergicht zu ſein, denn es ſenkt ſich in einem allmähligen Abhange bis an den Rand des Waſſers hinab. In der Landſchaft machen Bäume von mancherlei Art, Pflanzungen u. ſ. w. ziemlich viele Abwechslungen; aber ſie ſcheinen bei weitem nicht ſo beträchtlich zu ſein, als die, welche ich zu Owaihie ſah.

Ungefähr um 5 Uhr Nachmittags hatten wir einen ſtarken Wind aus Südweſt, und es gab oft Windſtöße. Wir nahmen daher einige Seegel ein, und ſteuerten gegen Nordweſt. Um 8 Uhr lag die Weſtſpitze von Maui nach S. W. in einer Entfernung von fünf großen Seemeilen. Während der Nacht war das Wetter ziemlich gemäßigt.

Den 21ſten um 6 Uhr Morgens legten wir um, und liefen nach S. Um 8 Uhr lag das öſtliche Ende von Maui nach S. 20 Gr. oſtwärts, und Morotai nach W. S. W. Unſere Beobachtungen gaben um Mittag 21 Grade 12 Min. N. Breite. Die äußerſten Spitzen von Maui lagen von Süden und 60 Grade Oſtwärts, bis nach Süden und 60 Grade Weſtwärts, der Mittelpunkt aber nach Süden 76 Grade Weſtlich. Das Wetter war Nachmittags heiß und ſchwül, und es weheten ſchwache und veränderliche Winde.

Den 22ſten Morgens hatten wir eine Anzahl Boote bei uns, von denen wir Batatten, Tarro*) Piſangs, Zuckerrohr und viele andere für die Schiffe brauchbare Artikel kauften. Die Winde blieben ſchwach und veränderlich, und die Richtung des Windes ging oft rund um den Kompaß. Um Mittag lag Morotai nach W. bei S. in einer Entfernung von ſechs oder neun Meilen.

Es iſt bemerkenswerth, daß die Leute, welche von Maui und Morotai zu uns kamen, unſere Schiffe mehr zu bewundern ſchienen, als die andern, die wir

---

*) Tarro bedeutet in der Taheitiſchen Sprache das *Arum esculentum Linn.*, deſſen Wurzeln eßbar ſind. Die Batatten aber ſind die Wurzeln des *Convolvulus chrysorrhizus.* F.

bisher angetroffen hatten. Wahrſcheinlich waren vielen von ihnen vorher noch niemals Schiffe zu Geſicht gekommen.

1786. Novembr.

Den 23ſten hatten wir ſchwache Winde, die bisweilen aus Oſten oder O. S. O. kamen, aber häufig veränderlich waren. Da wir uns in einer beträchtlichen Entfernung vom Ufer befanden, ſo kamen keine Boote zu uns. Um Mittag lag das ſüdliche Ende von Marotai nach S. 8 Grad Oeſtlich, fünf große Seemeilen weit von uns. Unſre Breite war 21 Gr. 30 Min. Nördlich. Um 6 Uhr lag Marotai nach S. ½ Weſtlich, und Maui nach S. O. bei S., ungefähr ſechs Meilen weit vom Ufer. Faſt die ganze Nacht hindurch hatten wir einen friſchen Wind aus Südoſten.

Den 24ſten legten wir um und ſegelten um 4 Uhr Morgens nach S. S. W. Um Mittag aus lag die öſtliche Spitze von Maui nach Süden 25 Gr. Oeſtlich. Aber wir waren ſo weit vom Lande ab, daß keine Boote zu uns kamen. Um 5 Uhr ſahen wir Owaihi, welches nach S. 25 Gr. Oeſtlich gelegen war, ſo wie die weſtliche Spitze von Maui ganz Südlich ungefähr in einer Entfernung von ſieben großen Seemeilen.

Die Nacht und den größten Theil des 25ſten hindurch hatten wir ſchwache veränderliche Winde. Da ſchon viele von unſern Schweinen und Vegetabilien aufgezehrt waren, ſo wollten wir ſo geſchwind als möglich nach Owaihie gehen, um uns mit friſchem Vorrath zu verſorgen. Abends am 25ſten erhob ſich von Süden her ein friſcher Wind, welcher mit ſehr weniger Veränderung bis zum 26ſten und 27ſten ſtehen blieb. Unſre Breite war den 26ſten Mittags 21 Gr. 25 Min. Nördlich. Die öſtlichſte Spitze von Maui lag damals nach S. ½ öſtlich. Mittags den 27ſten war Maui nach S. bei O. gelegen und Morotai nach Süden 24 Grade Weſtlich. Das Wetter war ziemlich ſchön und der Wind S. S. W.

Der Wind ſcheint zwiſchen dieſen Inſeln nie lange von Einer Seite her zu wehen; auch kann man zu dieſer Jahreszeit auf keinen anhaltenden Paſſatwind einigermaßen rechnen. Bisweilen hatten wir Wind aus Oſten, dann wieder aus Süden, aus Südweſt, Weſt, Nordweſt, Nord; kurz, alle Winde rings um den Kompaß, je nachdem wir um eine friſche Landecke herum kamen.

1786. November. Da der Wind noch aus der ſüdlichen Gegend wehete, ſo wurde das ganze Vorhaben, nach Owaihie zu kommen, aufgegeben.

Den 28ſten hatten wir, als wir noch nicht völlig vier Meilen von Morotai entfernt waren, einige Boote neben dem Schiffe, welche uns einige wenige kleine Schweine, nebſt einigen Tarrowurzeln und Batatten brachten. Da dies für unſre Bedürfniſſe bei weitem nicht zureichte, ſo beſchloſſen wir, nach Wahuh zu ſteuern. Es traf ſich unglücklicherweiſe, daß alle die friſchen Winde, die wir hatten, gemeiniglich bei Nachtzeit aufſtiegen, wenn es die Klugheit nicht erlaubte, viele Seegel aufzuſetzen; am Tage aber hatten wir meiſtentheils ſchwache veränderliche Winde.

Mittags den 28ſten lag die abgeſtumpfte Landſpitze von Morotai nach S. W. bei W. ungefähr in einer Entfernung von zwölf Meilen. Nachmittags hatten wir einige friſche Regengüſſe, welche das Wetter abkühlten und es weit angenehmer machten, als es ſeit einiger Zeit geweſen war.

Um 8 Uhr Morgens den 29ſten ſahen wir Wahuh; und Mittags lag der öſtliche Hügel nach W. S. W., ungefähr acht große Seemeilen weit von uns. Unſere Beobachtung gab 21 Grade 26 Min. N. Breite. Nachmittags hielten wir uns längs der Küſte von Morotai. Um 8 Uhr lag der runde Hügel auf Wahuh nach W. S. W. und die weſtliche Spitze von Morotai nach Süden bei Oſten. Wir lavirten und ſteuerten gegen Nordoſt bis 12 Uhr, worauf wir wieder umlegten, und den Lauf nach S. W. bei W. richteten.

Den 30ſten Vormittags hielten wir uns mit einem günſtigen Winde aus S. O. nach S. W. Unſere Beobachtung am Mittage gab 21 Gr. 20 Min. Nördliche Breite. Die weſtliche Spitze von Morotai lag nach Süden 45 Gr. Oeſtlich; und Wahuh nach S. W. ungefähr zwei große Seemeilen weit entfernt.

Um 5 Uhr Nachmittags ankerten wir in acht Faden in der Bay, in der wir vorher geweſen waren, und ſehr nahe an unſrer damaligen Stelle. Das äußerſte Oeſtliche Ende der Bay lag O. bei S., und das Weſtliche Land nach W. bei S. halb Süden, ungefähr zwei Meilen vom Ufer. Abends befeſtigten wir das Schiff mit dem Strohmanker.

Da es länger als vierzehn Tage her iſt, ſeitdem wir zuerſt die Inſeln erblickt haben; ſo kann es Dir etwas außerordentlich ſcheinen, daß wir nicht eher in einen

Hafen gelangten; allein Du mußt auch erwägen, daß wir bei unſrem Hin- und Herlaviren Schweine und Vegetabilien, woran wir hauptſächlich Mangel hatten, eben ſo leicht bekamen, als wenn wir ankerten. Und da wir auch eine geraume Zeit bei dieſen Inſeln zubringen konnten, ſo mochten wir nicht gern die zu windwärts gelegenen Inſeln verlaſſen, weil es in dem Falle faſt unmöglich geweſen wäre, wieder zu ihnen zu gelangen. 1786. Decembe

Wenn dieſe Gründe, nebſt den widrigen und ſchwachen Winden, die wir ſeit einiger Zeit hatten, Dir nicht zureichend ſind, ſo kann ich Dir keine beſſeren anführen. Doch wirklich kümmert mich das auch wenig; denn ich denke überhaupt mit Pope: Was einmal iſt, das iſt auch gut.

Bei dem Allen muß ich mir zu meiner jetzigen Lage Glück wünſchen, wenn ich ſie mit dem vergleiche, was uns dann widerfahren ſein würde, wenn wir in King George's Sund überwintert hätten. Vielleicht möchte der größte Theil von uns in dieſer Zeit — — aber ich will Dir mit keinen Vielleichts beſchwerlich ſein. Genug, daß wir Mann für Mann ziemlich geſund und bei der vortreflichſten Laune ſind.

Ich werde die erſte Gelegenheit nutzen, Dir Nachricht von unſren Geſchäften an dieſem Orte mitzutheilen. Indeß halte mich immer für Deinen ꝛc.

Wahuh, den 1. December.

W. B.

Zwei und zwanzigſter Brief.

Die Schiffe kaufen zu Wahuh Waſſer und Holz. — Beſchreibung von des Königs Neffen. — Ein Verſuch das Fiſcherboot zu ſtehlen wird vereitelt.

Den 1ſten December fingen die Leute früh Morgens an, unſer Tauwerk vorn und hinten neu aufzuſetzen, weil es ſehr in Unordnung war. Als der Tag anbrach, hatten wir eine Menge hauptſächlich mit Waſſer beladener Boote neben unſeren Schiffen. Dies kauften wir um einen eben ſo guten Preis, wie ehemals, nehmlich eine große Kürbisflaſche für einen 8 oder 10 Pfennigs-Nagel, und ſo kleinere verhältnißmäßig.

1786. December.

Viele von dieſen Kürbiſſen oder Kalabaſſen ſind am Halſe ſehr weit, und die Eingebornen brauchen ſie zu mancherlei Endzwecken; beſonders, um eine Art von Pudding, der von Tarro gemacht wird, darin aufzuheben. Sie waren ſo eifrig bei ihrem einträglichen Handel, daß ſie ſelten ihre Gefäße auswuſchen, und wir alſo nothwendig Tarro-Pudding unter dem Waſſer bekamen. Wir fanden aber, daß dies wenig oder gar keinen Schaden that, wenn auch ſchon der Anblick für einen Epikuräer eben nicht gar lieblich geweſen ſein möchte. Das Volk brachte einige Schweine, Batatten und Tarro, aber nicht in hinlänglicher Menge, um uns von Tage zu Tage zu verſehen. Als wir nach der Urſache hiervon fragten, gab man uns zu verſtehen, daß die Schweine und die Vegetabilien ſo lange tabu blieben, bis der König am Borde des Schiffes geweſen wäre, daß ſie aber vermutheten, er würde uns ſehr bald beſuchen. Wenn ich mich recht erinnere, ſo erwähnte ich des Tabus, als wir neulich auf den Inſeln waren. Ich will alſo jetzt nur bemerken, daß deſſen Wirkung von großem Umfange iſt, und nicht nur Oerter, ſondern auch Nahrungsmittel, kurz, jede Handlung des Lebens betreffen kann.

Nachmittags den 1ſten hatten wir häufige, von vielem Regen begleitete Windſtöße.

Den 3ten gegen Mittag waren wir hinlänglich mit Waſſer verſehen, und hätten noch viel mehr einnehmen können, da die Einwohner es noch immer mit dem größten Eifer brachten. In der That iſt dies nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß ſie ſo großen Werth auf das Eiſen ſetzen, und daß das Waſſer ihnen nur die Mühe koſtet, es vom Ufer zu holen.

Auſſer Nägeln, waren uns bei unſerm Handel mit dieſem Volke Knöpfe ſehr nützlich. Zum Ruhme der Männer muß ich ſagen, daß ſie dieſelben als Dinge ohne allen Werth anſahen; aber die Weiber betrachteten ſie aus einem ganz andern Geſichtspunkte, und trugen ſie ſehr gern als Geſchmeide um das Armgelenke und um die Knöchel; ſie nannten ſie Bubu und bisweilen Porihma *). Da vielleicht die

---

*) Wahrſcheinlich ſollen dieſe Worte heißen: Pupu und Puhrihma; denn Aepuhrihma heißt auf Taheitiſch (der allgemeinen Sprache der Südſeeinſeln) die Hand. Dies Wort kommt von Rihma fünf, weil alle fünf Finger die Hand ausmachen. Aepuh bedeutet etwas rundes, geballtes. Aepuhrima wäre alſo die Rundung der Hand. Puhpuh hingegen die runden kleinen Korallen oder Knöpfe, aus welchen ſie die Geſchmeide um die Hand und ihr Gelenke verfertigen. F.

Galanterie hier eben ſo herrſchend iſt, wie bei andern mehr geſitteten Nationen: ſo zogen die Männer bei ihrem Handel, ihrer beſſern Urtheilskraft zuwider, öfters Knöpfe den Nägeln vor. Dies iſt ein unleugbarer Beweis, daß die Macht der Schönheit nicht in die engen Gränzen der feinen Europäiſchen Geſellſchaften eingeſchränkt iſt, ſondern in der ganzen Welt gleichen Einfluß hat. 1786. December.

Nachmittags den 4ten ſtattete uns der König Tiretire einen Beſuch ab. Er kam in einem großen Doppelkanot, und ward von zwei jungen Männern, die, wie wir hörten, ſeine Neffen waren, und von einigen andern Vornehmen begleitet. Der König ſieht wohl aus, und ſcheint ungefähr fünf und vierzig oder funfzig Jahr alt zu ſein. Er iſt groß, ſchön und wohlgebauet; aber ſeine Augen ſcheinen ſchwach und mit einer Art von Fluß behaftet. Ob hieran eine Krankheit, oder eine vorübergehende Erkältung Schuld hat, kann ich nicht ſagen. Alle Vornehmen hatten nichts Auffallendes in ihrem Aeuſſern, ob man gleich leicht ſehen konnte, daß ſie nicht zu den gemeinen Leuten gehörten.

Des Königs Neffen waren bei weitem die ſchönſten Männer, die wir auf irgend einer der Inſeln geſehen hatten: ſie ſind keine Brüder. Peiapeia, der ältere, iſt, wenn wir anders recht verſtanden haben, der Sohn des Königs von Atuai; und Maiaro, der jüngere, ein Schweſterſohn des Tiretire.

Peiapeia iſt ungefähr fünf Fuß neun Zoll hoch, ſchlank und wohlproportionirt; ſeine Füße und Schenkel ſehr muſkulös, ſein Tritt feſt und voll Grazie; und in ſeinem Betragen liegt eine Würde, welche zeigt, daß er zum erſten Range gehört. Sein Geſicht iſt frei und offen, aber etwas entſtellt durch den Verluſt von drei Vorderzähnen, welche, wie man mir ſagte, ihm bei dem Tode eines Verwandten ausgebrochen worden ſind; denn es iſt hier Sitte, daß die Erihs oder Vornehmen bei dem Verluſte eines Freundes ſich einen Zahn ausnehmen laſſen. Seine Füße, Hüften, Arme und verſchiedne andre Theile des Körpers ſind auf eine ganz beſondre Art tatuirt.

Maiaro iſt beinahe ſo groß als ſein Vetter, aber, (wenn ich mich ſo ausdrücken darf,) in einer feinern Form gebildet. Er geht gerade und ſtattlich einher, und ſein Gang iſt voll Grazie und Anſtand. Es würde, glaube ich, die vereinigten

1786 December. Kräfte eines Wilton, Bacon, und Roubillac *) beſchämen, die genaue Symmetrie und den ſchönen Zuſchnitt ſeiner Füße, Hüften, oder in der That, ſeines ganzen Körpers zu kopiren. Kurz, ſeine Figur hat etwas außerordentlich Einnehmendes.

Nachdem Tiretire ſeine Neugierde für jetzt befriedigt, und Kapitain Dixon ihm einige Korallen und andre Kleinigkeiten präſentirt hatte, verließ er uns ungefähr um 2 Uhr Nachmittags. Wir empfanden bald die guten Wirkungen ſeines Beſuchs; denn die Einwohner brachten Schweine und Gemüſe in viel größerer Menge, als vorher. Wir lieſſen uns Anfangs durch die geringe Ehrfurcht, die ſie ihm zu bezeigen ſchienen, zu der Meinung verleiten, daß ſein Einfluß auf ſie eben nicht groß wäre; indeſſen hatten wir uns in dieſem Stück geirrt.

Um Dich gehörig auf einen Umſtand hinzuleiten, den ich Dir jetzt erzählen will, wird es nöthig ſein, ſogar bis auf unſre Ausrüſtung zurückzugehen.

Als wir England verlieſſen, war die Quantität Kohlen, womit man unſer Schiff verſorgt hatte, für eine Reiſe wie die unſrige zu klein, ob ſie gleich beſtändig mit Sparſamkeit gebraucht wurden.

Da die Falklands-Inſeln kein Holz hatten, ſo war die Küſte von Amerika der einzige Ort, wo wir welches bekommen konnten. Da wir ganz gewiß erwarteten, daß wir verſchiedne Häfen beſuchen und vielleicht in King George's Sund überwintern würden: ſo ward das Holz, das wir im Cook's-Fluſſe erhielten, bald aufgebraucht.

Du kannſt noch nicht vergeſſen haben, unter welchen Umſtänden und wie ungern wir die Amerikaniſche Küſte verlieſſen, beſonders darum, weil es uns vorzüglich an Brennholz fehlte; denn ob wir gleich wußten, daß die Sandwich-Inſeln die meiſten Bedürfniſſe des Lebens in großer Menge hervorbringen, ſo verzweifelten wir doch faſt, Brennholz dort zu bekommen. Aber in dieſem Punkte wurden wir ſehr angenehm getäuſcht; denn kaum hatten wir die Eingebornen verſtändigt, was

uns

---

*) Wilton, Bacon und Roubillac ſind Namen geſchickter Bildhauer, von denen die beiden erſtern noch am Leben ſind. Dieſen könnte auch der Bildhauer Nolleken (ein Mitglied der Akademie der Mahler und Bildhauer in London, ob er gleich von Geburt ein Schwede iſt,) an die Seite geſetzt werden. F.

uns fehlte, als ſie uns Holz die Menge brachten, und noch dazu ſolches, das unſrer Abſicht außerordentlich entſprach, und das wir unter eben ſo leichten Bedingungen, wie das Waſſer, erhielten. 1786. December.

Den 5ten und 6ten über waren wir alle ſehr beſchäftigt: einige kauften von den Eingebornen Holz; andre ſetzten das Tauwerk von neuem auf u. ſ. w. und die übrigen ſchlachteten Schweine und pökelten ſie zum Schiffsvorrath ein.

Vom 7ten bis zum 10ten blies der Wind friſch aus O. N. O.; und da die See ziemlich hoch ging, ſo kamen ſehr wenige Boote zu uns. Indeß hielt dies Wetter den König und ſeine Begleiter nicht ab, uns häufige Beſuche abzuſtatten. Aber es war augenſcheinlich, daß mehr Eigennutz als Neugierde ihn dazu bewog, ſo oft an Bord zu kommen; denn ob er gleich jedesmal etwas als ein Matano oder Geſchenk mitbrachte, ſo war es doch gemeiniglich ſehr geringfügig, z. B. ein kleines Schwein, ein Paar Kokosnüſſe, zuweilen auch ein Paar kleine Barben; wofür Kapitain Dixon ihm jederzeit zehnmal ſo viel an Werthe gab. In der That würde es ſehr unvorſichtig geweſen ſein, ihm nicht unſre Ehrerbietung und Aufmerkſamkeit auf dieſe Art zu bezeigen, da er, wenn er die Einwohner Tabu machte, es leicht dahin bringen konnte, daß nicht ein einziges Boot mehr zu uns kam; aber da wir auf ſolche Art ſeiner Habſucht Nahrung gaben und ſeinen Ehrgeiz befriedigten, ſo gab er ſeinem Volke nicht nur Erlaubniß, uns zu bringen was nur die Inſel hervorbrächte, ſondern munterte es ſogar dazu auf. Der Wind blieb immer noch in O. N. O., das Wetter war mäßig und ſchön.

Bald nachher, als wir uns vor Anker gelegt hatten, ward unſer Fiſcherboot ausgeſetzt, damit es in Bereitſchaft wäre, ſo bald es die Gelegenheit erforderte. Es ward mit einem Taue an dem Hintertheil des Schiffes befeſtigt. Ein Junge ward befehligt, den Tag über darnach zu ſehen, und des Nachts that dies immer die Wache. Da wir Mondſchein hatten, ſo war das Boot immer in Sicherheit geblieben; aber Abends den 11ten, da der Mond erſt nach Mitternacht aufging, hatten einige von den Eingebornen einen Anſchlag gemacht, es zu ſtehlen; und wir ſahen verſchiedene Boote um das Tau, womit es feſt gemacht war, beſchäftigt. Hierauf feuerte Kapitain Dixon zwei Muſketen über ihre Köpfe ab. Dies machte, daß ſie ſchnell

1786. December. davongingen; doch nahmen wir das Boot aus Furcht vor einem zweiten Beſuche von der Art den folgenden Tag an Bord.

Den 12ten des Vormittags fingen wir einen großen Haifiſch; und da Kapitain Dixon wußte, daß dieſer für den König ein ſehr angenehmes Geſchenk ſein würde, ſo ließ er einige von deſſen Leuten, die gerade an Bord des King Georg waren, davon benachrichtigen.

Tiretire ſchickte ſogleich ſeinen Sohn mit verſchiedenen Begleitern in einem großen Boote ab, um den Haifiſch zu holen, der ihnen ſehr zu gefallen ſchien. Sein Sohn ſollte uns ein ſchönes Schwein als ein Aequivalent für unſer Geſchenk mitbringen; allein der junge Mann verkaufte uns das Schwein mit einem Grade von Ehrlichkeit, der ſeinem Vaterlande eigen iſt, für ein großes Tohi.

Das letztemal, da wir in Wahu waren, und von da nach Atuai ſeegelten, paſſirten wir, weſtwärts von unſrer gegenwärtigen Lage, eine Bay, welche einen guten Hafen abzugeben ſchien, und welche fruchtbares und gut bevölkertes Land um ſich her hat. Damals hatten wir gerade keine Zeit, ſie zu unterſuchen; aber jetzt, da es uns nicht daran fehlt, ſchickte Kapitain Portlock den 13ten ſein langes Boot aus, (welches, ſeitdem wir uns in Wahu befanden, eine Decke und das Tauwerk eines Schoners bekommen hatte,) damit Herr Hayward, ſein dritter Steuermann, in Geſellſchaft unſres dritten Steuermanns, Hrn. White, die Bay genau in Augenſchein nehmen ſollte.

Herr Hayward kam den 15ten des Morgens zurück, und berichtete, daß daſelbſt in keinem Theile der Bay ein bequemer Ankerplatz, und das Waſſer dicht am Ufer ſechs und ſechzig Klafter tief ſei. Wir erfuhren jetzt, daß Tiretire ſich gewöhnlich in dieſer Bay aufhält, welche die Eingebornen Wheitette-Bay nennen.

Die Geſchichte mit dem Fiſcherboote ausgenommen, hatten wir ſehr wenig Diebſtähle entdeckt; aber dies haben wir ohne Zweifel mehr dem Umſtande, daß wir das Schiff ſo rein als möglich von Eingebornen hielten, als ihrer Ehrlichkeit zu verdanken, auf die man ſich gewiß nicht im geringſten verlaſſen kann.

Ich werde jede Gelegenheit nutzen, Dich mit unſerm fernern Verfahren bekannt zu machen; unterdeſſen ſei verſichert, daß ich der Deinige bin u. ſ. w.

Wahu, den 16. December.

W. B.

Drei und zwanzigſter Brief.

Weitere Nachricht von den Vorfällen zu Wahu — Die Schiffe verlaſſen die Inſel und gehen nach Atuai.

Unter den Wenigen, denen wir, außer dem Könige und ſeinen Begleitern, erlaubten, uns zu beſuchen, war ein alter Prieſter, welcher viel Anſehen unter den Eingebornen zu haben ſchien. Er brachte jederzeit zwei Begleiter mit, von denen der eine ihm ſeine Ava zubereiten, und der andre immer um ſeine Perſon ſein mußte, wenn er ihn etwa nöthig hätte. Die Ava*) iſt eine Wurzel, welche unſerm Süßholze an Geſtalt und Farbe gleichkommt, aber im Geſchmacke ganz verſchieden davon iſt. Niemand als die Erihs oder Vornehmen dürfen ſich ihrer bedienen, und ſie bereiten ſie nie ſelbſt, ſondern haben beſtändig einen Bedienten, der, gleich einem Ganymed, das einzige Geſchäft hat, dieſen köſtlichen Trank zu bereiten und ihn ſeinem Gebieter darzureichen. Er fängt damit an, daß er eine hinlängliche Quantität von der Wurzel kauet, bis ſie genug durchgearbeitet iſt; dann thut man ſie in eine reine, bloß zu dieſem Behuſe beſtimmte hölzerne Schüſſel. Nachdem etwas Waſſer darauf gegoſſen worden iſt, wird die Maſſe gepreßt, und das Getränk hernach durch ein Stück Tuch geſeihet. Nun iſt der köſtliche Trank fertig, und wird mit dem größten Wohlgefallen getrunken.

Dieſe Wurzel iſt von berauſchender Natur; doch ſcheint ſie den Geiſt eher dumm als fröhlich zu machen. Die Wirkungen derſelben ſind ſehr gefährlich, wenn wir von dem alten Prieſter urtheilen können; denn dieſer ſchien ſehr ausgezehrt, und ſein Körper war mit einem weißen Ausſchlage bedeckt, der den Anſchein des Ausſatzes hatte. — Der Wind blieb noch immer in N. O. und O. N. O.; aber vom

---

*) Die Ava iſt die Wurzel einer Art von Pfeffer, die auf den Societäts-, den freundſchaftlichen und den Sandwich-Inſeln ſehr ſorgfältig gezogen wird, und die wir wegen ihrer berauſchenden oder betäubenden Kraft *Piper methyſticum* nannten. Eine andere Art wild wachſenden breitblättrigen Pfeffers, welcher ebenfalls in den freundſchaftlichen und Neu-Habridiſchen Inſeln angetroffen wird, kann bei genauerer Beobachtung leicht vom Taumelpfeffer unterſchieden werden. Die Eingebornen düngen das Land, welches ſie zu Pflanzungen für dieſen Pfeffer zubereiten, mit Muſchelſchalen und Korallenkalk. F.

1786. December. 13ten bis zum 16ten ſchlugen die Wellen heftig in die Bay von Südoſten, wodurch das Schiff ſehr zum Schwanken gebracht ward.

Den 14ten bemerkten wir, daß die Eingebornen auf dem Hügel an dem ſüdöſtlichen äuſſerſten Ende der Inſel ſich ſehr ſtark beſchäftigten; und zu Mittage den 15ten waren ſie ſo weit mit ihrer Arbeit gekommen, daß wir, obgleich die Entfernung von uns beträchtlich war, deutlich ſehen konnten, es würde ein Haus gebauet. Denſelben Nachmittag verlieſſen alle Boote beide Schiffe, und es kam nicht Eins den Abend wieder. Dieſen Fall hatten wir bis jetzt noch nicht gehabt; denn da der Umgang mit den Frauenzimmern erlaubt war, (welches in der That nicht leicht zu verhindern geweſen wäre:) ſo ermangelten unſre Leute nie, des Nachts eine große Menge an Bord zu behalten. Wir argwohnten, das Volk wärr getabuht; und unſre Muthmaßung beſtätigte ſich. Den ganzen 26ſten hindurch ließ ſich nicht ein einziges Boot in der Bay blicken; aber der Gipfel des Berges um das neuerrichtete Gebäude war den ganzen Tag über voll von Menſchen; und den Abend wurden, ſo nahe an dem Orte als es der Wind erlauben wollte, eine Menge Feuer angezündet.

Den 17ten, Morgens, waren wir in derſelben geſchäftsloſen Lage; es ließ ſich nicht ein einziges Boot ſehen, aber der Hügel ſchien ziemlich leer von ſeinen Wallfahrtern. Um 10 Uhr Vormittags kam ein Mann, den wir nicht kannten, an Bord, und brachte uns ein ſehr kleines Ferkel zum Geſchenk, und einen Zweig von der Kokospalme, den wir an dem Hauptmaſte befeſtigen ſollten. Dies ließ uns hoffen, daß der Tabu aufgehoben wäre; und wir wünſchten dies um ſo mehr, da alle unſre Schweine und Vegetabilien aufgezehrt waren. Bald nachher ſtattete uns unſer alte Bekannte, der Prieſter, einen Beſuch ab. Er brachte, wie gewöhnlich, ein paar Kleinigkeiten als ein Geſchenk mit, wofür wir ihm jederzeit fünfmal ſoviel an Werth gaben. Wir hatten ſehr geargwohnt, daß dieſer alte Mann die Urſache des Tabu ſei, da er das Schiff den 15ten dem Anſchein nach ſehr unzufrieden über irgend etwas verlaſſen, und bis jetzt ſich nicht wieder bei uns eingefunden hatte; aber wir wurden überzeugt, das unſre Muthmaßungen ungegründet wären, ob er gleich keine befriedigende Antwort wegen der neuerlichen Verhandlung am Ufer gab, ſondern nur mit großem Geſchrei und ziemlich lange hinter einander die Worte wiederholte: „Tiretire puhnepuhne, Tiretire arreaure“ oder, der König wäre

1786. December.

ein Lügner, ein Schurke und Betrüger; denn Puhnepuhne und Arreaure *) ſind Schimpfwörter. Hieraus erhellte deutlich, daß etwas den eingeführten Gewohnheiten oder den Regeln des Landes entgegen Laufendes vorgenommen worden war. Gegen Mittag kam Tiretire an Bord, und brachte ſein gewöhnliches Geſchenk: ein Schwein, etwas Fiſch und ein paar Kokosnüſſe. Nun kamen eine Menge Boote ans Schiff, von denen wir einige Schweine und Vegetabilien kauften; aber wir konnten von Niemand befriedigende Auskunft erhalten, warum den Einwohnern der Tabu wäre aufgelegt worden. Einige gaben uns zu verſtehen, daß man auf dem Gipfel des Berges eine Feierlichkeit begangen habe. Wenn wir recht verſtanden, ſo war ein Menſch geopfert worden; ob aber ein Mann oder ein Frauenzimmer, das konnten wir nicht erfahren. Die Weiber waren indeſſen noch immer tabu, und keine durfte ſich dem Schiffe nahen.

Gegen Mitternacht zerriß uns ein plötzlicher Windſtoß unſer kleines Bugankertau, und wir lieſſen deshalb unſern beſten Buganker hinunter. Nachdem wir das Tau eingehoben hatten, fanden wir es ſehr beſchädigt, woran vermuthlich der ſchlechte Boden ſchuld ſein mochte.

Den 18ten brachten wir einen halben Tag damit zu, unſern Anker zu ſuchen; wir fanden ihn erſt um Mittag, indem der Ankerwächter verſunken war. Es wurde keine Zeit und Mühe geſpart, ihn an Bord zu bringen; und gegen ſechs Uhr Nachmittags hatten wir unſern Zweck beinahe erreicht, als ein heftiger Windſtoß kam. Dieſer zerriß den kleinen Ankerthau, welchen wir an das Stück von dem Thaue, das ſich noch an dem Anker befand, geknüpft hatten, als er beinahe am Buge des Schiffes war. Bei dieſem verdrüßlichen Umſtande befürchteten wir, daß es Schwierigkeit machen würde, unſern Anker wiederzufinden, da der Abend finſter ausſah und ſtürmiſches Wetter anzukündigen ſchien; aber, als die Nacht einbrach, klärte ſich der Himmel auf; der folgende Morgen war ſchön, und es ging wenig oder gar kein Wind, ſo, daß wir den Anker um elf Uhr an Bord bekamen.

Wir waren jetzt mit Schweinen und Vegetabilien hinlänglich verſehen; aber es durfte noch kein Frauenzimmer an Bord der Schiffe kommen. Die Urſach hier-

---

*) In der Taheitiſchen Sprache würde ein Lügner Hawarre heißen, oder Thahata hawarre; alſo hier: Tiretire hawarre. F.

1786. December. von lag, wie wir verſtanden, in der Entdeckung, daß ein Frauenzimmer am Bord eines von den Schiffen Schweinefleiſch gegeſſen hatte. Es ſcheint, daß die Weiber jederzeit wegen des Schweinefleiſcheſſens am Ufer tabu werden, und es wird für ein Verbrechen der erſten Größe gehalten, gegen Einſchränkungen dieſer Art zu ſündigen; ja, man verſicherte uns ſogar, daß die arme Unglückliche, als ein Opfer für die Geſetze ihres Vaterlandes, wirklich wäre getödtet worden, vermuthlich um den Zorn ihrer Götter über ein ſo abſcheuliches Verbrechen zu verſöhnen. Aber außer der Angelegenheit wegen des Opfers war, wie es ſcheint, noch eine andre Urſache vorhanden, welche den großen Zuſammenfluß von Menſchen, die wir vor kurzem auf dem Gipfel des Berges geſehen, veranlaßt hatte, und welche über das ſtrenge Tabu, das den Eingebornen während der Zeit dieſer allgemeinen Verſammlung war auferlegt worden, Auskunft giebt.

Tiretire hatte das Haus, deſſen ich erwähnt habe, auf dem Gipfel des Berges als eine Art von Repoſitorium oder Magazin für ſolche Artikel bauen laſſen, welche die Eingebornen durch ihren Handel mit unſren Schiffen erhalten würden. Als es fertig war, ließ er die Bay mit dem Tabu belegen, berief eine große Verſammlung von den Bewohnern auf den Gipfel des Berges, und befahl ihnen zugleich, Alles, was ſie erhandelt hätten, mitzubringen, um es in dem neuerrichteten Gebäude niederzulegen. Da dies geſchehen war, fand er Mittel, unter einem oder dem andren Vorwande ſich die Hälfte dieſes Vorrathes zu ſeinem Gebrauche zuzueignen. Nun wunderten wir uns nicht länger, warum der alte Prieſter ſo freigebig mit ſeinem Schimpfen war, da es ziemlich ſtark einleuchtete, daß Tiretire ſeine Autorität den Regeln der Gerechtigkeit und Billigkeit zuwider ausgeübt hatte.

Obgleich das Wenige, das wir von dieſen Verhandlungen ſahen, oder das wir von den Eingebornen erfuhren, nicht hinreichend iſt, daß ich daraus etwas Beſtimmtes in Rückſicht ihrer Geſetze folgern könnte; ſo ſind wir doch davon überzeugt, daß die grauſame Gewohnheit, Menſchen zu opfern, wirklich auf dieſen Inſeln herrſcht, und daß des Königs Macht unumſchränkt iſt.

Aus unſerm neulichen Unfalle mit dem Anker war es einleuchtend, daß wir unſere gegenwärtige Stellung nicht behalten konnten, ohne die Taue zu beſchädi-

1786. December.

gen; wir beſchloſſen daher, dieſe Inſel zu verlaſſen, und bei der erſten Gelegenheit nach Atuai zu gehen.

Den 19ten Nachmittags um 5 Uhr gab Kapitain Portlock das Zeichen, den Anker zu lichten. Dies thaten wir in kurzer Zeit, und ſeegelten dann mit einem mäßigen Oſtwinde aus der Bay. Nachdem wir einige Zeit gefahren waren, ſahen wir, daß uns der King George nicht folgte; wir legten daher um und ſteuerten wieder in die Bay. Als wir Kapitain Portlock ſprachen, hörten wir, daß ſeine Mannſchaft ihren Anker noch nicht aufziehen könnte, und daß ſie zweifelte, ob ſie es noch dieſen Abend bewerkſtelligen würde. Indeß ſeegelten wir gemächlich fort, und legten oft das Schiff um, bis nach 8 Uhr Kapitain Portlock uns das Signal gab, zu ankern.

Den 20ſten Morgens gegen 10 Uhr, als der King George eben den Anker aufgebracht hatte, lichteten wir auch, und ſeegelten mit einem mäßigen Winde aus Nordoſten von der Bay ab. Gegen Mittag waren wir ungefähr 10 Meilen weit davon entfernt. Wir hörten vom Kapitain Portlock, daß die Indianer ſein beſtes Ankertau abgehauen hätten, welches denn ſein langes Zögern am vorigen Abend und an dieſem Morgen verurſacht habe. Kapitain Portlock hatte den Peiapeia, des Königs Neffen, und den Menſchen, welcher die Ava für Tiretire zu kauen pflegte, an Bord. Wie es ſcheint, war Peiapeia's Anhänglichkeit an Kapitain Portlock ſo groß, daß er mit ihm nach Pritane, wie ſie England nannten, gehen wollte; und der Mundſchenk hatte Neigung, ſeinem jungen Herrn zu folgen. Da der Tag ſchön war, ſo folgten verſchiedene Boote mit den Freunden und Verwandten dieſer neuen Reiſenden dem King George ziemlich weit von Wahu nach. Als ſie von ihnen, wie ſie glaubten, auf immer Abſchied nahmen, äußerten ſie ihren Schmerz ſehr lebhaft, rangen ihre Hände, und ſtießen die bitterſten Klagen aus, ſo lange ſie das Schiff ſehen konnten. Auch nahmen Peiapeia und ſein Bediente von ihren Freunden und ihrem Vaterlande nicht ohne Rührung Abſchied; aber ihre Betrübniß war jetzt geringer, da ihre Aufmerkſamkeit ſehr ſtark mit der Neuheit ihrer Lage beſchäftigt war.

Wir hatten leichte veränderliche Lüftchen bis zum 21ſten Abends, da ein ſtarker Wind aus Nordoſten her wehete, worauf wir den 22ſten Morgens Atuai ſehen

1786. December. konnten. Zu Mittage war unſere Breite 22 Gr. 12 Min. Nördlich; die öſtliche Spitze des Landes lag O. N. O., ungefähr 6 Meilen weit vom Ufer entfernt; die Inſel Oniehau W. S. W., und Weymoa-Bay, der Ort, wo wir uns zu ankern vorgenommen hatten, ſüdoſtwärts. Ungefähr um 2 Uhr, da wir noch ziemlich oſtwärts von unſerm beſtimmten Ankerplatze waren, fuhren wir über viel ſeichtes Waſſer, wo wir ſelten mehr als fünf Klafter auf einem ſandigen Boden hatten. Das umliegende Ufer, welches mehr als zwei Meilen entfernt war, ſchien eben und gut kultivirt zu ſein.

Um 3 Uhr warf Kapitain Portlock ſeinen Anker aus. Da wir in fünf und zwanzig Klaftern Grund hatten, und in einer gehörigen Entfernung vom King George waren, ſo wollten wir daſſelbe thun; aber, ob wir gleich ſo geſchwind als möglich zu Werke gingen, und das Ankertau über funfzig Klafter auslaufen lieſſen, ſo wollte das Schiff doch nicht feſt werden. Hieraus vermutheten wir, daß wir über die Bank weggetrieben wären; und unſre Meinung ward beſtätigt, als wir das Senkblei fallen lieſſen, und mit achtzig Klaftern keinen Grund fanden. Indeß wir nun unſern Anker wieder heraufzogen, wurden wir, ohne es hindern zu können, unter den Wind hingetrieben, ſo daß es unmöglich war, die Stellung zu nehmen, die wir uns erſt vorgeſetzt hatten. Hierauf legten wir das Schiff einigemale um; und gegen 5 Uhr kamen wir, beinahe drei Meilen Nordweſt vom King George, in achtzehn und einer halben Klafter Tiefe auf einem ſandigen etwas ſchlammigen Boden, in eine gute Lage. Eine lange niedrige ſandige Spitze lag nach Südweſt in Weſten bei Süden; die öſtlichſte Spitze der Bay Oſt-Süd-Oſt; die Mündung eines Fluſſes mit friſchem Waſſer N. O. bei O., mehr als eine Meile vom Ufer entfernt; und die Inſel Oniehau Süd-Süd-Weſt.

Unſre Begebenheiten an dieſem Orte ſollen der Gegenſtand meines nächſten Briefes ſein.

Atuai, den 22. December.

W. B.

Vier

Vier und zwanzigſter Brief.

1786. December.

Es werden Lebensmittel, Holz, Waſſer ꝛc. zu Atuai eingekauft. — Die Schiffe verlaſſen den Ort und ſegeln nach Oniehau. — Auch der King George langt da an, ſieht ſich aber genöthigt, das Ankertau zu kappen und wieder in See zu ſtechen.

Atuai war Kapitain Cook's erſter Ankerplatz, als er dieſe Inſeln entdeckte, und man wußte alſo, daß es eine große Menge Schweine und Vegetabilien hervorbringt. Erſtre brauchten wir, um ſie zum Seevorrath einzupökeln, da die Schweine, die wir ſeit unſerer Abfahrt von Owaihie gekauft hatten, nur zu unſrem täglichen Gebrauche dienten.

Früh Morgens den 23ſten December waren wir von einer Menge Boote umgeben, von denen die meiſten mit Tarro, Batatten, Zuckerrohr, Kokosnüſſen und einer guten Anzahl ſchöner Schweine wohl beladen waren. Dies zeigte deutlich, daß die Bewohner wußten, wir wären gekommen, um uns mit Lebensmitteln zu verſorgen, und daß ſie ſich daher darauf vorbereitet hatten. Wir fanden die Wurzeln viel wohlfeiler und in größrer Menge, als zu Wahu; aber da ſie ſahen, daß wir gern große Schweine kaufen wollten, ſo waren ſie zuerſt unmäßig in ihren Forderungen, zum wenigſten im Verhältniß gegen die Preiſe, die wir auf den andern Inſeln gegeben hatten. Hierauf thaten wir, als wäre uns nichts daran gelegen; und durch dies Mittel erhielten wir bald die größten Schweine für einen großen oder zwei mittelmäßige Tohies.

Als wir nach Waſſer fragten, brachten ſie uns ſogleich etwas, und zwar ganz vortrefliches, bei weitem das beſte, das wir bis dahin angetroffen hatten. Dieſe Art Handel war ihnen gänzlich neu, und ſie verſahen uns unter eben ſo leichten Bedingungen damit, als die Einwohner in Wahu. Kokosnüſſe fanden wir in größter Menge; der feſtgeſetzte Preis war für fünf Stück ein Nagel, von denen das Hundert acht Pence koſtet. Das Zuckerrohr war außerordentlich ſchön und auch ſehr wohlfeil. Der Tarro iſt hier bei weitem ſchöner, als wir ihn bisher angetroffen hatten, und ſehr häufig. Gewöhnlich bekamen wir fünf ſchöne Wurzeln für einen Nagel von der Sorte, von der das Hundert acht oder zehn Pence gilt. Yams bringt dieſe Inſel nicht hervor, und Brodtfrucht ſehr wenig, oder vielleicht ebenfalls gar nicht.

1787. Januar. Das Wetter war bis zum 27ſten gelinde und ſchön; aber an dieſem Tage erhob ſich ein ſtarker Wind aus O. N. O., und es ſtürzten große Wogen von O. S. O. gerade längs dem Ufer her. Wir lagen vor dem Strohmanker, und viel ruhiger, als in Wahu; überdies durften wir, da der Boden hier frei von Felſen war, für unſre Ankertaue weniger beſorgt ſein.

Der 28ſte und zum Theil auch der 29ſte waren naß und ſchmutzig; aber gegen Abend klärte ſich der Himmel auf, und das Wetter war gemäßigt und ſchön.

Da jetzt Weihnachten war, (ein Feſt, das ſo allgemein in der geſitteten Welt gefeiert wird:) ſo brachten wir unſre Zeit ſo angenehm und bei ſo vieler und ſo guter Koſt zu, als wir uns nur verſchaffen konnten. Dahin gehörten gebratene Ferkel, gefüllte Seeklöße u. ſ. w.; und um unſern verfeinerten Geſchmack ſogar bei unſerm Getränke zu zeigen, tranken wir nicht länger Grog*) von bloßem Waſſer, ſondern brachten unſer Weihnachts-Trankopfer in Punſch, vermiſcht mit dem Safte von Kokosnüſſen, und tranken die Geſundheit unſrer Freunde und Schönen in vollen Gläſern von dieſem Getränke, das vielleicht mehr wegen ſeiner Neuheit, als aus einem andren Grunde gefiel.

Das Wetter blieb ſelten mehr als Einen Tag beſtändig. Es kamen bisweilen ſtarke Winde aus O. N. O., mit ſchweren Wogen aus S. O. dazwiſchen.

Am 4ten Januar 1787 hatten wir fünf Fäſſer voll Schweinefleiſch als Seevorrath eingeſalzen. Die Schweine wurden jetzt ſelten; allein wir hielten dafür, daß ſie es nicht in der That wären, ſondern wir ſchrieben dieſen Umſtand einem oder dem andern Plane der kleinen Fürſten zu. Wir hatten ſeit einiger Zeit einen Beſuch von dem Könige erwartet, und es war uns zu verſtehen gegeben worden, daß ſeine Gegenwart uns gleich einem Füllhorne mit Ueberfluß überſchütten würde; aber Se. Majeſtät hatten bis jetzt noch nicht für gut befunden, uns ſo ſehr zu beehren.

Fürſt Abbenaue, den wir voriges Jahr in Oniehau antrafen, hielt ſich gemeiniglich am Bord des King George auf: und da er dem Kapitain Portlock ſehr zugethan war, ſo machte er, daß ihm ſchöne Schweine in Ueberfluß gebracht wurden; aber jetzt fanden wir, daß nur ſehr wenig durch ſeinen Einfluß an Bord unſrer Schiffe kam. 1787. Januar.

---

*) Grog iſt ein Getränk, welches aus bloßem Waſſer mit Brantwein vermiſcht beſteht, und von Seeleuten vorzüglich auf Brittiſchen Schiffen getrunken wird. F.

Vom 5ten bis 9ten war das Wetter ſehr unbeſtändig; der Wind drehete ſich oft weſtwärts, blies aber ſelten zwölf Stunden hinter einander aus dieſer Gegend, und dann war es doch nur ein mäßiges Lüftchen. Während dieſer Zeit wurden wir täglich von den Eingebornen beſucht, welche fortfuhren, uns einige Schweine, Tarro, Kokosnüſſe u. ſ. w. zu bringen; aber das Alles reichte bloß hin, uns von der Hand in den Mund zu verſorgen. Außerdem, daß die Einwohner dieſen Handel mit Lebensmitteln trieben, verkauften ſie uns auch viele ſeltne Sachen von verſchiedener Art, als Mäntel, Mützen, Matten, Angelſchnüre und Haken, Halstücher u. ſ. w. wovon ich Dir vielleicht künftig einmal eine Beſchreibung gebe. Auch brachten ſie uns eine Menge ausgeſtopfter Vögel, die gewöhnlich partienweiſe zu zehn an einem kleinen hölzernen Spieße, den ſie ihnen durch die Schnäbel geſtoßen hatten, befeſtigt waren. Da wir gern einige lebendig haben wollten, ſo fanden ſich bald eine Menge Vogelfänger, und die lebendigen wurden faſt eben ſo wohlfeil verkauft, als die ausgeſtopften. Sie ſind beinahe von der Größe eines Rothkehlchens, die Bruſt und der Hals von einem ſehr ſchönen lebhaften Roth, mit einem langen Schnabel, die Flügel und der Rücken dunkelbraun. Herr Hogan, Wundarzt des King George, der, wie ich ſchon bemerkt habe, Naturgeſchichte ſtudiert hat, ſagte mir, ſie wären eine Gattung des Kolibri*). Da wir dieſe Vögel mit der größten Begierde kauften, ſo wurden die Eingebornen dadurch bewogen, alle Arten von Vögeln zu bringen, deren ſie nur habhaft werden konnten, unter andern auch eine Art von wilden Enten. Als Kapitain Dixon dieſe ſah, ſchloß er, die Inſel müſſe viel wildes Federvieh haben; und da er ein Liebhaber von der Jagd iſt, ſo ging er zwei- oder dreimal mit ſeiner Flinte, und nur von einem Bedienten begleitet, in einem indianiſchen Boote ans Ufer. Der Menſch, dem das Boot gehörte, war ſehr ämſig geweſen, uns Waſſer und andere Artikel, die er haben konnte, zu bringen; in der

---

*) Nicht zum Geſchlechte des Kolibri, ſondern zu den Baumkletten (*Certhia*) gehören dieſe rothen Vögel, die auch auf der Inſel Neu-Kaledonien angetroffen werden. Mein Sohn Georg hat einen im Göttingſchen Magazine beſchrieben.
F.

1787. Januar. That hatten ſich viele von uns, beſonders Kapitain Dixon, häufig mit ihm abgegeben und ihn gütlich behandelt, da er große Aehnlichkeit mit einem unſrer Leute hatte. Er ſchien es ſehr hoch aufzunehmen, daß wir ihm dieſen Vorzug vor den übrigen gaben, und war nicht wenig ſtolz auf ſein neues Amt.

Das erſtemal, als unſer Kapitain ans Ufer ging, befürchtete er, die Eingebornen würden ſich um ihn herum drängen, und ihm ſein Vergnügen verderben; aber er fand ſich auf eine angenehme Art getäuſcht. Die Neugierde war hier weit geringer, als in Wahu; anſtatt von einer Menge müßiger neugieriger Angaffer umgeben zu werden, ſah er, daß die Leute faſt immer bei der Arbeit blieben, die ſie gerade vorhatten, als Zeuge, Schnüre, Stricke ꝛc. zu machen, ſo daß er das Land eben ſo ungehindert durchſtreifte, als er es in England hätte thun können. Seiner Erwartung zuwider, fand er, daß das Wildpret nicht ſehr häufig war; doch kam er jedesmal mit einiger Beute von der Jagd zurück, z. B. mit Enten, Seeſchwalben (*Sterna*), einer Art von Waſſerhühnern und verſchiedenem andern Geflügel.

Um dieſe Zeit nahm das Holz, das wir in Wahu eingenommen hatten, nach und nach ſehr ab, da wir beſtändig Feuer halten mußten, um Waſſer zum Brühen der Schweine und zu anderm Behufe heiß zu machen. Wir wendeten uns deshalb an die Eingebornen, obgleich ohne große Hoffnung, daß unſer Verlangen erfüllt werden würde, da die Berge, wo das Holz wächſt, auf dieſer Inſel tiefer in das Land hinein liegen, als auf irgend einer von den andern Inſeln. Indeß ward unſer Verlangen ſehr bald erfüllt. Alle Eingebornen ohne Ausnahme legten ſich auf dieſen Handel, und jeder brachte uns mehr oder weniger von dieſem uns nöthigen Bedürfniſſe: ob man gleich aus den vielen Stangen und Sparren, die ſie zum Verkauf brachten, und von denen einige erſt ganz friſch aus der Erde gezogen waren, augenſcheinlich ſah, daß ſie ihre Zäune und vielleicht auch ihre Häuſer zu unſrer Bequemlichkeit, aber ich darf auch ſagen, zu ihrem Nutzen, niedergeriſſen hatten. Dies Verfahren zeigt, daß man Alles, was nur dieſe Inſel oder irgend eine andre in der ganzen Gruppe hervorbringt, ſehr leicht erhalten kann. So großen Werth ſetzen ſie auf das Eiſen!

Da das Wetter noch immer unbeſtändig blieb, und der Vorrath von Vegetabilien zu unſerm täglichen Gebrauche nicht hinreichte: ſo beſchloſſen wir, bei der erſten Gelegenheit nach Oniehau zu ſeegeln. Dem zufolge gab Kapitain Portlock früh Morgens den 10ten Januar das Signal, den Anker zu lichten. Ich habe vorher bemerkt, daß er weiter in der See hinaus lag, als wir; und ſo hatte er einen guten öſtlichen Wind, indeß bei uns gerade eine Windſtille herrſchte, ſo daß wir ſeinem Signale nicht wohl Folge leiſten konnten. Nachdem wir nur einen kurzen Strich gelaufen waren, legten wir um, da wir den Wind ſchwach und veränderlich fanden, und Kapitain Portlock ankerte ziemlich nahe an ſeinem vorigen Platze. 1787. Januar.

Den 11ten, Morgens um 5 Uhr, erhob ſich ein ſtarker Wind von O. N. O.; wir lichteten alſo den Anker, gingen unter Seegel, und fuhren gerade auf Oniehau zu. Der Wind wehete den ganzen Vormittag bei Donner, Blitz und Regen fort. Zu Mittage lag das weſtliche Ende von Atuai nach Norden 21 Gr. Oeſtlich, in einer Entfernung von ſieben Meilen, und das hohe Land im ſüdlichen Ende von Oniehau nach Süden 70 Gr. Weſtlich. Wir erwarteten ganz gewiß, daß wir um 3 Uhr bei Oniehau geankert haben würden; allein noch vor dieſer Zeit drehete ſich der Wind weſtwärts, ſo daß wir es unmöglich wagen konnten.

Vom 11ten bis zum 18ten hatten wir friſche weſtliche und nördliche, und dazwiſchen bisweilen leichte und veränderliche Winde.

Den 15ten ging der King George um die ſüdliche Spitze von Oniehau; und den 16ten verloren wir ihn aus dem Geſichte. Hieraus ſchloſſen wir, er müſſe Gelegenheit gefunden haben, zu ankern. Da unſer Schiff ſehr unrein*) war, ſo konnte es nicht ſo gut windwärts ſeegeln, wie der King George; wir begnügten uns daher, zwiſchen den Inſeln zu laviren, indem wir längere oder kürzere Striche ſeegelten, je nachdem es die Umſtände erforderten. Indeß waren wir mißvergnügt üb..:

---

*) Schiffe, welche lange die See halten, werden, ſo weit ſie im Waſſer gehen, zuletzt mit Lepaden oder Seeicheln, Entenmuſcheln und andern Schaalthieren überzogen, die ſich an ihrem Boden feſtſetzen; eben ſo auch mit Seepflanzen, beſonders mit einer Art ſehr langer Waſſerfäden (*Conferva*). Dies hält den Lauf des Schiffes auf, und zwar ſo beträchtlich, daß zuweilen ein Schiff auf jede 10, 15 bis 20 Meilen eine Meile in der Geſchwindigkeit verliert. Um den Widerſtand, den der unreine Schiffsboden verurſacht, zu verhüten, beſchlägt man die Kriegsſchiffe und Kaper mit Kupfer, weil ſich dann nie eine Pflanze oder ein Thier daran anſetzt. Allein der Kupferboden macht auf der andern Seite, daß alle Fiſche ſich von dem Schiffe entfernt halten. F.

1787. Januar. unſre Lage, wenn wir uns mit unſren Reiſegefährten verglichen; aber der Erfolg zeigte, daß dieſe ſich keinesweges in beneidenswürdigen Umſtänden befanden. Während deſſen bemüheten wir uns, ſüd- und oſtwärts zu kommen. Dieſe Vorſicht war, wie es ſich zuletzt zeigte, ſehr nöthig; denn den 19ten kam ein heftiger Windſtoß aus Südweſt mit ungeſtümen Queerwogen, welcher bis Mittags den 21ſten anhielt.

Den 20ſten Nachmittags war das Wetter dick und neblicht, ſo daß wir das Land aus dem Geſichte verloren, und es nicht eher wieder zu ſehen bekamen, als den 22ſten gegen Mittag, um welche Zeit Atuai von Norden 15 Gr. Oeſtlich, bis Norden 55 Gr. Weſtlich gelegen war. Die Entfernung betrug ungefähr vier Meilen.

Während dieſes heftigen Windes waren wir ſehr für Kapitain Portlock's Sicherheit beſorgt; denn wir wußten, daß ſeine Lage ſehr kritiſch ſein mußte, da kein Hafen in Oniehau Schutz gegen ſüdliche oder weſtliche Winde gewährt. Aber den 22ſten um 1 Uhr ſahen wir, zu unſrer groſſen Freude, den King George ungefähr drei große Seemeilen von uns Weſt bei Nord liegen.

Der Lage nach zu urtheilen, war er augenſcheinlich rund um Oniehau geſeegelt: und wir zweifelten nicht, daß er wegen des heftigen Windes ſeine Ankertaue hätte fahren oder abhauen laſſen und in See laufen müſſen. Der Wind kam noch immer aus Weſten, bis er ſich den 25ſten nach Südoſten, und bald darauf nach Nordnordoſten drehete. Da dieſer Wind für uns günſtig war, und es ſich mit Wahrſcheinlichkeit vermuthen ließ, daß er aus dieſem Striche fortwehen würde: ſo richteten wir unſern Lauf nach Oniehau zu; und den 26ſten Abends kamen wir in der Yams-Bay in 29 Faden auf einem ſandigen Boden vor Anker. Die äußerſten Spitzen von Oniehau lagen von Südoſten nach Norden bei Weſten anderthalb Meilen vom Ufer entfernt; die Inſel Tahura aber nach S. 48 Gr. Weſtlich.

Den 27ſten über blieb der Wind in N. N. O.; aber er blies ſo ſtark, daß unſre Lage keinesweges die beſte war. Unſer Hauptbewegungsgrund, warum wir nach Oniehau kamen, war der, daß wir uns mit Yams verſehen wollten, da dies auf dieſen Inſeln die einzige Wurzel iſt, welche ſich einige Zeit hält; aber das Meer lief ſo hoch, daß ſehr wenig Boote ſich an uns heran wagten. Eben dieſe Urſache hinderte auch uns, die Anker aufzuſuchen, die Kapitain Portlock hier gelaſſen hatte.

1787. Januar.

Da der King George beinahe zwei Meilen weit von uns lag, ſo hoben wir den 28ſten Morgens unſern Anker ein; und nachdem wir einige Strecken hin und her umgelegt hatten, warfen wir unſern beſten Buganker aus, und zwar in vier und zwanzig Faden Waſſer, auf einem ſandigen mit Korallen vermiſchten Boden, ungefähr zwei Meilen weit vom Ufer, und i[illegible]er gehörigen Entfernung vom King George. Die Beſorgniß, die wir während des heftigen Windes um den Kapitain Portlock gehabt, war nur zu gegründet geweſen; er hatte ſich nehmlich genöthigt geſehen, ſein Ankertau zu kappen un[illegible] in See zu laufen. Und ob er gleich die günſtigſte Gelegenheit, dies zu thun, ergriffen, ſo war ihm doch kaum Raum genug übrig geblieben, die Klippen an der Nördlichen Spitze der Bay vorüber zu ſegeln. Dies diente uns in Rückſicht unſers künftigen Verhaltens zu einem belehrenden Beiſpiel, und zeigte, wie offenbar unſchicklich es iſt, über — darf ich es ſagen? — über die Verordnungen der Vorſehung zu murren! — Wären wir glücklich genug geweſen, die Yams-Bay zu gleicher Zeit mit dem King George zu erreichen; ſo läßt ſich unmöglich ſagen, wie dann unſre Lage geweſen ſein würde, oder wo wir wären hingetrieben worden, da die Nothwendigkeit uns zwang ſie zu verlaſſen: aber wenige von uns waren Philoſophen genug, um mit dem Dichter zu geſtehen:

Verworren, dunkel iſt des Himmels Weg,
Von tauſend Labyrinthen iſt er voll.
Vergebens ſpäh't nach ihnen der Verſtand.
Verloren, fruchtlos iſt ſein Suchen ganz;
Er ſiehet nicht, mit welcher Kunſt geführet
Die Gänge ſind, noch wo das Labyrinth,
Das dennoch Regeln hat, ſich enden wird.

Es iſt mir unmöglich, wenn Umſtände von der Art unmittelbar vor meinen Augen ſind, nicht einige moraliſche Betrachtungen anzuſtellen, beſonders wenn ich Leute antreffe, die jedes vermeinte Uebel, das ſie betrifft, dem Mißgeſchicke, und jeden zeitlichen Vortheil dem guten Glücke zuſchreiben, und gänzlich vergeſſen, daß es eine gnädige Vorſicht giebt, die „Alles lenkt, regiert und treibt.“

Ich werde daher in Zukunft keine weitere Entſchuldigungen wegen Digreſſionen von dieſer Art machen, ſo wenig dieſe auch zu meiner Erzählung gehören, zumal, da

1787. Januar. ich weiß, daß Du gern Nachſicht haſt mit den Unvollkommenheiten Deines aufrichtigen Freundes

Oniehau, den 29. Januar.

W. B.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Die Schiffe verlaſſen Oniehau und langen zu Atuai an — Die Oberhäupter erzeigen uns Freundſchaft — Wir erhalten einen Beſuch von dem Könige.

Nachmittags den 28ſten Januar drehete ſich der Wind weſtwärts, und wehete friſch; dies ließ uns befürchten, daß wieder unbeſtändiges Wetter einfallen würde; und da uns die Erfahrung belehrt hatte, daß wir bei einem weſtlichen Winde hier nicht liegen konnten, ſo wurde beſchloſſen: falls der Wind auf dieſem Striche fortwehen ſollte, in See zu gehen.

Den 29ſten gegen zwei Uhr, da der Wind noch weſtlich war, gab Kapitain Portlock das Signal den Anker zu lichten. Gegen drei Uhr gingen wir unter Segel, und liefen längs der Küſte hin, da wir gern ſüd- und oſtwärts weit hinaus laufen wollten, um auf alle Fälle vom Lande weit ab zu bleiben.

Den ganzen 30ſten war das Wetter ziemlich ſchön; und da ſich der Wind nach Nordweſten umſetzte, ſo ward für gut befunden, nach Weymoa-Bay auf Atuai zu ſteuern. Dies thaten wir auch; und gegen elf Uhr kamen wir, ungefähr zwei Meilen oſtwärts von unſerm alten Ankerplatze, in fünf und zwanzig Faden Tiefe auf einem ſandigen Boden vor Anker. Die äuſſerſten Spitzen des Landes lagen von Südoſten bei Oſten nach Weſten drei Viertel Nördlich.

Den 31ſten befeſtigten wir das Schiff an beiden Bugankern, und entſchloſſen uns ſo lange hier zu bleiben, als das Wetter es erlauben würde, indem dieſe Bay große Vorzüge vor der Rhede von Oniehau hatte; und da es noch um ſechs Wochen zu früh war, an unſre Reiſe nach Norden zu denken, ſo dachten wir gegenwärtig ſorgfältig darauf, die Schiffe in die ſicherſte Lage zu bringen, und zugleich zu ſehen, wo der beſte Vorrath von Proviſionen und Waſſer zu haben wäre. In dieſer Rückſicht war Atuai, wenn wir den Artikel der Yamswurzeln ausnehmen, die wünſchenswertheſte Lage, in die wir kommen konnten.

Vom 1ſten bis 8ten Februar hatten wir leichte veränderliche Winde, mit ſchönem mäßigem Wetter. Da die Schiffe jetzt viel näher aneinander lagen, als vorher, ſo wurden wir oft mit Abbenauis Geſellſchaft beehrt. Vermittelſt einiger Geſchenke ward er unſer ſehr guter Freund, und wir ſanden häufig die guten Wirkungen ſeines nicht geringen Einfluſſes, wenn es darauf ankam, unſre verſchiedne Bedürfniſſe zu erhalten. 1787. Februar.

Abbenani iſt von mittlerer Statur, und ſcheint ungefähr funfzig Jahre alt zu ſein. Als wir ihn zuerſt in Oniehau ſahen, war ſein Körper faſt ganz mit einem weiſſen Schorfe bedeckt, und ſeine Augen ſchienen ſchwach, welches von dem unmäßigen Gebrauche der Ava herrührte; aber ſeitdem hatte er auf unſre Bitte das Trinken derſelben unterlaſſen. Die gute Wirkung dieſer Mäßigung war augenſcheinlich; denn ſeine Haut fing an, ihre vorige Farbe wieder zu bekommen, ſeine Augen ſahen friſch und lebhaft aus, und ſein ganzes Aeuſſere verrieth Geſundheit und Stärke. Er hat einen Sohn Namens Teiheira, der, wie es ſchien, ziemlich große Autorität hatte, und ſich eben ſo ſorgfältig bemühete, uns freundſchaftliche Dienſte zu erzeigen; aber er beſaß bei weitem nicht die Thätigkeit und den Verſtand ſeines Vaters. Auch war ſeine Freundſchaft nicht von derſelben edlen uneigennützigen Art; denn auf alle ſeine Handlungen hatten augenſcheinlich gewinnſüchtige, eigennützige Abſichten Einfluß; und wir mußten, um uns ſeiner Anhänglichkeit zu verſichern, bisweilen unſre Zuflucht zu einer Beſtechung nehmen. Er nahm auch wohl ein kleines Tohie oder ſogar einen Nagel an, ehe er ein Matano oder Geſchenk entbehrt hätte. Auſſerdem, daß Abbenaui und Teiheira uns freundſchaftliche Dienſte erwieſen, hatten wir auch häufige Beſuche von zwei andern Oberhäuptern, die uns oft mit Schweinen und Vegetabilien verſahen. Sie hieſſen Toetoe und Nomeitaheite; aber der letztere ward unter uns jederzeit Longſchanks (Langbein) genannt, weil er ſehr groß und mager war, und ſeine Beine und Schenkel zu lang für ſeinen Körper ſchienen. Toetoe iſt ſchon ziemlich in die Jahre; er ſcheint durch den unmäßigen Gebrauch der Ava ſehr geſchwächt, iſt aber nicht im Stande, wie Abbenaui den Entſchluß zu faſſen, ſie ſich abzugewöhnen. Er ſcheint ſehr viele Tarro-Pflanzungen zu beſitzen, und verſah uns mit einer größeren Menge von dieſer Wurzel, als irgend einer von den

1787. Februar. andern Oberhäuptern. Mit dem, was wir ihm dafür anboten, war er jederzeit vollkommen zufrieden.

Auch Longſchanks war ſehr thätig unſren Bedürfniſſen abzuhelfen; und ob er gleich weit weniger Anſehen hat, als Abbenaui oder Toetoe: ſo fanden wir ihn doch bei vielen Gelegenheiten ſehr nützlich für uns. Indeß muß ich geſtehen, daß er eben ſo wie Teiheira gewinnſüchtig in ſeinen Forderungen war, und ſich beſtändig eins oder das andre als ein Matano ausbat. Noch muß ich bemerken, daß wir oft von einem Bruder des Königs beſucht wurden, welcher jederzeit in einem ſchönen großen Doppel-Kanot kam, und von einer Anzahl geringerer Oberhäupter begleitet wurde; allein, entweder weil er den Handel unter ſeiner Würde fand, oder aus irgend einem andern Bewegungsgrunde, den ich nicht weiß, brachte er ſelten etwas zum Verkaufe mit, ſo daß ihn ohne Zweifel hauptſächlich Neugierde bewog, uns zu beſuchen. Seine Tochter, ein ſchönes Kind von ungefähr ſieben Jahren, kam gemeiniglich mit; er behandelte ſie mit einer recht väterlichen Zärtlichkeit, und trug ſie größtentheils auf ſeinen Armen. Wenn er müde war, ſo drängten ſich ſeine Begleiter ängſtlich um ihn, um zu ſehen, wer die Ehre haben ſollte, die kleine Miß zu tragen, bis der Vater ſeine angenehme Bürde wieder nahm. Da ſie Verlangen äuſſerte an Bord zu kommen, ſo wurde ſie mit der äuſſerſten Sorgfalt hinaufgehoben. Als ſie ſich daſelbſt befand, durfte ſie nie auf dem Verdeck ſtehen, ſondern war immer in den Armen ihres Vaters oder eines von ſeinen Begleitern, der, wie wir verſtanden, zu ihrer Familie gehörte. Kapitain Dixon machte ihr ein Geſchenk mit einem Korallen Eraie, oder Halsbande, welches ihr auſſerordentlich gefiel.

Die Aufmerkſamkeit und Zärtlichkeit, die man dieſem kleinen Mädchen erzeigte, und die ſo gänzlich von dem verſchieden war, was wir bisher geſehen hatten, gab uns einen Begriff von der Art, wie die Töchter der Erihs behandelt werden, und kann dazu beitragen, einiges Licht über den allgemeinen Charakter dieſer Leute zu verbreiten.

Einige Tage hindurch wurden wir, wie ich eben erwähnt habe, von den Oberhäuptern mit einigen Schweinen, Tarro u. ſ. w. hinlänglich, wie ſie glaubten, zu unſerm täglichen Bedarf, verſehen; und während der Zeit kam keiner von den ge-

1787. Februar.

ringeren Oberhäuptern oder von dem gemeinen Volke zu uns. Abbenaui verſtändigte uns, das Volk ſei tabu, und es dürfe Niemand etwas zum Verkaufe bringen, nicht einmal Waſſer, bis der König uns einen Beſuch abgeſtattet habe, welches er aber, wie er ſich vorgenommen, ſehr bald thun werde.

Wir konnten nie die wahre Urſache erfahren, weshalb dieſer Tabu aufgelegt worden war, der, wie es ſcheint, ſich nicht auf die Vornehmen erſtreckte. Doch, wenn wir ihn mit derſelben Lage und mit gleichen Umſtänden in Wahu vergleichen, ſo läßt ſich mit Grund vermuthen, es ſei geſchehen, um von dem Volke, für die Erlaubniß mit uns handeln zu dürfen, einen Tribut oder eine Erkenntlichkeit einzutreiben.

Den 5ten Februar ſtattete uns der König den verſprochenen Beſuch ab. Er kam in einem großen doppelten Kanot, begleitet von einer Anzahl Vornehmer, die Leute nicht mitgerechnet, die das Boot ruderten. Unter den Begleitern war Peiapeia, den, wie ich Dir geſagt habe, Kapitain Portlock von Wahu mitbrachte. Wie es ſcheint, hat Peiapeia ſeine Umſtände ſo lieb gewonnen, daß er in Atuai zu bleiben Willens iſt, und ſeinen Entſchluß, nach Pritane zu gehen, gänzlich aufgegeben hat. Wirklich errieth Kapitain Portlock, daß dies der Fall ſein würde, und deswegen war er um deſto bereitwilliger, ihn von Wahu mitzunehmen. Das Verlangen, ſein Vaterland zu verlaſſen, entſtand bei ihm ohne Zweifel aus Liebe zur Neuheit; und dieſe Liebe zur Neuheit oder Veränderung — nenne ſie wie Du willſt — zeigt ſich bei jungen Leuten, auch in dem civiliſirteſten Theile der Welt, in größerem oder geringerem Grade.

Dieſe Begierde zur Neuheit war ziemlich erkaltet, ehe wir in Atuai ankerten; und als Peiapeia dort ans Ufer ging und ſich in der Mitte ſeiner Freunde und Verwandten befand, die er zum Theil eine geraume Zeit lang, zum Theil auch vielleicht noch gar nicht geſehen hatte: ſo erloſch (welches auch nicht zu verwundern iſt) die kleine Vorliebe, die er jetzt für ſeine neue Reiſe hatte, gänzlich, und er entſchloß ſich, ſeinen Aufenthalt bei den älteren Freunden zu nehmen.

Doch, um wieder auf Se. Majeſtät zu kommen: — ſein Name heißt, wenn ich ihn recht verſtand, Teiara. Er iſt ein wohlgebildeter Mann von mittleren

1787. Februar.

Jahren, und begünſtigt Tiretire, den König von Wahu, deſſen Bruder er ganz zu ſein ſcheint; doch glaube ich, daß er ein Mann von mehreren Einſichten und beſſeren Fähigkeiten iſt. Er that viele Fragen in Anſehung des Schiffs: wie wir es ſteuerten? wie wir die Seegel regierten? u. ſ. w. Den Kompaß bewunderte er ſehr, und ſchien zu begreifen, daß er unſer Führer nach den verſchiedenen Theilen der Welt ſei. Beſonders wollte er gern wiſſen, welcher Theil deſſelben nach Pritane zeigte, und wie weit es entfernt wäre; kurz, er war ſehr wißbegierig. Viele ſeiner Fragen waren ſehr paſſend. Anſtatt zur Befriedigung einer eitlen Neugierde zu geſchehen, (ob ſie gleich auch dann natürlich genug geweſen wären) legten ſie vielmehr ein heftiges Verlangen nach Belehrung an den Tag, und zeigten augenſcheinlich, daß der Mann, der ſie that, viele natürliche Fähigkeiten hatte.

Ehe Se. Majeſtät das Schiff verlieſſen, machte ihm Kapitain Dixon ein Geſchenk von einigen Tohies und Glaskorallen. Dieſe gefielen ihm ſehr, und er ſagte uns: der Tabu ſollte aufgehoben werden und das Volk mit uns handeln dürfen. Er hielt auch Wort, und in ein oder zwei Tagen war alles wieder im vorigen Gleiſe. Die Eingebornen brachten uns, wie gewöhnlich, Schweine, Tarro, Zuckerrohr, Kokosnüſſe, wilde Piſangs, Waſſer, Seltenheiten u. ſ. w.

Ich habe ſchon bemerkt, daß das Wetter gelinde und ſchön war. Damit dieſe Gelegenheit auf das vortheilhafteſte genutzt würde, mußten die Zimmerleute beider Schiffe unabläſſig arbeiten, das Verdeck, die Seiten und was ſonſt noch nöthig war, zu kalfatern. Das Hintertheil, desgleichen die Hinter-Bugsplanken, wurden friſch angeſtrichen, und die Seiten mit einer Kompoſition von Pech, Theer und Oel überzogen. Auch ward das Tauwerk durchgeſehen und die nöthigen Verbeſſerungen daran gemacht. Damit nichts unterlaſſen würde, was dazu beitragen könnte, die Geſundheit unſers Schiffsvolkes gänzlich herzuſtellen und uns in Stand zu ſetzen, der herannahenden Jahreszeit mit neuen Kräften entgegen zu gehen: ſo kamen wir mit Abbenaui überein, daß er unſern Leuten erlaubte, ſich am Ufer zu erholen, ohne dabei von den Eingebornen beläſtigt zu werden; und daß er, wenn ſie dort wären, hinlängliche Erfriſchungen für ſie anſchaffen ſollte.

Ich war bei einer von dieſen Luſtpartien am Ufer. Eine Erzählung von dieſer Exkurſion und von dem köſtlichen Mittagsmale, welches Abbenaui für uns hatte zubereiten laſſen, ſollen der Gegenſtand meines nächſten Briefes ſein. Unterdeſſen ſei verſichert, daß ich aufrichtig der Deinige bin. 1787. Februar.

Atuai, den 9. Februar. W. B.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Eine Wanderung auf Atuai — Freundſchaftliche Aufnahme daſelbſt — Mahlzeit die Teheira bereitet hatte — Nachricht von den Pflanzungen der Tarrowurzel — Andere Vorfälle.

Wenn mein Gedächtniß mich nicht trügt, ſo verſprach ich Dir beim Schluſſe meines letzten Briefes eine Beſchreibung von der Exkurſion, die ich auf dem Lande von Atuai vorgenommen hatte, und von der Art, wie ich daſelbſt wäre aufgenommen worden. Verſprechen ſollten, nach meiner geringen Meinung, was auch der größte Theil der Welt denken mag, jederzeit heilig und unverletzt gehalten werden; ich werde daher das meinige, ſo gut ich kann, zu erfüllen ſuchen.

Da das Wetter Morgens den 9ten Februar ſchön war, ſo ging ich mit Herrn White und verſchiedenen von unſern Leuten ans Ufer, um uns dieſen Tag über zu vergnügen. Als wir nahe an das flache Ufer kamen, lief die See ſo hoch, daß wir zwei Ankertaue davon entfernt unſer Boot vor Anker legen mußten; aber unſer guter Freund Abbenaui hatte Sorge dafür getragen, dieſer Unbequemlichkeit abzuhelfen. Er hielt eine Anzahl von ſeinen Leuten mit Kanots in Bereitſchaft, um uns zu landen; und ſie thaten dies auch ſo ſicher und geſchwind, als es nur ein Londoner Schiffer bei der Landungstreppe am Tower hätte thun können.

Wir landeten dicht neben dem friſchen Waſſerfluſſe, deſſen ich ſchon erwähnte, als wir zuerſt bei dieſer Inſel ankerten, und der beinahe Nordoſt von den Schiffen war. Ehe wir in das Land hinein gingen, führte uns Abbenaui an einen Ort, dicht daneben, um uns zu zeigen, was zu unſrem Mittagsmahle bereitet würde. Wir fanden hier einige von ſeinen Dienern, welche ein ſehr ſchönes Schwein rein machten. Er ſagte uns: dies ſollte mit etwas Tarro gebacken werden, und er hofte, es würde arauarau *) oder vollauf ſein. Wir verſicherten ihn, es reiche

---

*) Dies Wort ſchien uns von den Taheitiern wie weran ausgeſprochen zu werden; indeß kann es ſein, daß die Einwohner der Sandwich-Inſeln es nach einer ihnen eigenthümlichen Mundart

1787. Februar. vollkommen für uns hin; dies ſchien ihm ſehr zu gefallen. Er rieth uns, nicht zu weit zu gehen, da das Eſſen um 12 Uhr fertig ſein würde. Dies gab er dadurch zu verſtehen, daß er nach der Sonne hinzeigte *). Hierauf überließ **Abbenaui** die Anordnung des Feſtes dem **Teiheira**, weil er gern an Bord der Schiffe ſein wollte.

Da ich unſre Leute, die am Ufer geweſen waren, oft von einem Dorfe, Namens **A-Tappa**, hatte reden hören, wo gemeiniglich eine große Menge Menſchen beſchäftigt waren, Zeuge zu machen: ſo trieb mich die Neugierde an, erſt dorthin zu gehen, indem ich fand, daß es nur drei Meilen weit war, und ich alſo noch bequem zu **Teiheira's** Tiſchzeit zurück kommen konnte. Als wir zuerſt landeten, ſammelte ſich eine große Menge von den Einwohnern um uns her; aber da unſre Leute verſchiedene Wege gingen, je nachdem ihre Laune oder ihre Neigung ſie da oder dorthin führte, ſo theilten ſich die Eingebornen in verſchiedene Partien, und ich ward alſo auf meinem Wege wenig gehindert. Ein Mann ließ es ſich beſonders angelegen ſein, mir kleine Dienſte zu erzeigen; er erbot ſich, für einen großen Nagel mir nicht nur den Weg nach **A-Tappa** zu zeigen, ſondern mich auch den ganzen Tag zu begleiten. Ob ich gleich ganz gewiß erwartete, daß er von mir weglaufen würde, wenn er ſeinen Nagel bekommen hätte (denn das hatte er ſich ausbedungen, ehe wir unſern Weg antraten); ſo beſchloß ich doch, ihn auf die Probe zu ſtellen, und ſuchte zugleich mich ſeiner Treue dadurch zu verſichern, daß ich ihm auf den Abend ein **Matano** (Geſchenk) verſprach.

Die Gegend von dem Orte, wo wir landeten, bis nach **A-Tappa**, iſt ziemlich eben, und ungefähr zwei Meilen weit ſehr trocken. Der Boden beſteht hier

---

aran ausgeſprochen haben. Es bedeutet eigentlich: **viel**, eine **Menge**. Will man die Bedeutung ſchärfen oder vermehren, ſo wird es noch einmal wiederholt, ſo daß **woran woran**, eine **große Menge**, oder **ſehr viel** heiſt. — Daß die **Taro-** oder **Tarrowurzel** das *arum eſculentum Linn.* bedeutet, iſt ſchon angemerkt worden. Hier ſetze ich noch hinzu, daß die Neuſeeländer ſie „**Tallo**" nannten. Die Einwohner der Inſel Java, auf welcher Batavia liegt, ſprechen das Wort: **Tallas**, aus. In den Moluckiſchen Inſeln, und insbeſondere auf Amboina, nennt man die Wurzel: **Kellady**. Dieſe Form weicht noch mehr ab, und behält doch Spuren von der gemeinſchaftlichen Abſtammung bei. F.

*) Um dies zu verſtehen, muß man ſich dabei denken, daß **Abbenaui** zuerſt auf die Sonne, und dann auf den Ort am Himmel, wo ſie am Mittage ſtehen würde, gezeigt hat; denn ſo pflegten es die Taheitier zu machen. F.

1787. Februar.

aus einer leichten rothen Erde, und würde bei gehöriger Kultur vortrefliche Kartoffeln, oder was ſich ſonſt für einen trocknen Boden ſchickt, hervorbringen. Aber jetzt iſt er gänzlich mit langem ſchlechten Graſe bedeckt, vermuthlich weil die Bewohner genug Land nahe bei ihren Wohnungen finden, das ihnen in verſchiedenen Rückſichten bequemer liegt. So weit iſt der Raum vom Geſtade bis an den Fuß der Berge ungefähr zwei Meilen breit; aber von hier bis A-Tappa wird er nach und nach ſchmäler, bis er ſich in eine lange ſandige Spitze endigt, welche, wie ich ſchon bemerkt habe, die Weſtliche Spitze von Weimoa-Bay iſt.

A-Tappa iſt ein ziemlich großes Dorf, und liegt hinter einer langen Reihe von Kokosnußbäumen, welche den Bewohnern vortreflichen Schutz gegen die brennende Hitze der Mittagsſonne gewähren. Untrr dieſen Kokosbäumen iſt eine große Strecke von naſſem marſchichten Boden, welcher zu Plantagen von Tarro und Zuckerrohr benutzt wird.

Ich hatte Rechnung darauf gemacht, daß ich ihre Methode zu fabriciren ſehen würde; aber dies ſchlug mir fehl. Eine Anzahl von unſern Leuten war aus eben der Neugierde vor mir nach A-Tappa gekommen, wo „die Arbeit ſtillſtand, als wir durchkamen.„ Das Volk ſammelte ſich neugierig um uns her; einige baten, wir möchten uns unter den ſchattigen Zweigen der Bäume, die vor ihren Thüren gepflanzt waren, ausruhen; andre holten Kokosnüſſe von den Bäumen, und boten ſie uns mit allen Zeichen der Freundſchaft und Gutmüthigkeit an; kurz, jeder Einwohner des Dorfes war beſchäftigt, entweder unſern Bedürfniſſen abzuhelfen, oder ſeine Neugierde zu befriedigen und uns anzuſehen.

Indeß ein Theil von uns vor der Thüre eines von dieſen gütigen Fremden beſchäftigt war, hörte ich ein Raſſeln, als wenn Steine mit Gewalt geworfen würden; und in demſelben Augenblicke liefen alle Eingebornen eiligſt davon. Als ich mich umwandte, ſah ich Teiheira auf uns zu kommen. Wie es ſchien, befürchtete er, die Leute würden uns durch ihre Zudringlichkeit beſchwerlich fallen; und deswegen ergriff er jenes Mittel, ſie wegzutreiben. Dies war der überzeugendſte Beweis, den ich bis dahin von der großen Macht der Erihs über das gemeine Volk geſehen hatte. Der erſte der beſte von den Steinen, die Teiheira auf die Leute warf, wäre wenigſtens hinlänglich geweſen, den zu lähmen, den er getrof-

1787. Februar. ſen hätte. Doch ertrugen die Eingebornen dies mit der geduldigſten Unterwürfigkeit.

Teiheira benachrichtigte uns, daß zu der Zeit, wenn wir nach unſerm Landungsplatze zurückkämen, das Mittagsmal fertig ſeyn würde. Für dieſe Nachricht waren wir ihm verbunden; aber er verdarb den Augenblick alles wieder, indem er ſehr ernſtlich um ein Matano bat. Indeſſen lohnte es nicht der Mühe, es ihm abzuſchlagen; und ſo ſammelte er ſechs oder ſieben Nägel ein, mit denen er fürs erſte recht wohl zufrieden ſchien.

Da der Tag ſehr ſchwül war, ſo gingen wir gemächlich zurück, ich für mein Theil auf einem andern Fußſteige, als vorher bei dem Wege nach A-Tappa. Ich unterſuchte das Gras, welches an den meiſten Oertern über ein Knie hoch ſteht, und fand, daß es nicht durchgängig von rauher, grober Art, ſondern mit verſchiedenen Sorten von Blumen und wieſenartigen Gräſern untermiſcht iſt. Daher zweifle ich nicht, daß es bei gehöriger Behandlung gutes Heu geben würde. Während deſſen kam ich an das Geſtade; das Mittagsmal war beinahe fertig, und ein geräumiges Haus, worin Abbenaui ſeine Boote aufzubewahren pflegte, zu unſrer Aufnahme eingerichtet.

Dieſe Zeit über war Teiheira ſehr geſchäftig, unſre Leute zu verſammeln; und als er dies gethan hatte, ließ er das Mittagsmahl auftragen. Ein Koch in einem Speiſehauſe würde herzlich gelacht haben, wenn er unſer Eſſen hätte herein bringen ſehen: und ich kann Dich verſichern, daß der Anblick ſehr viel zu meiner Unterhaltung beitrug.

Nicht weniger als vier Bediente waren hierbei beſchäftigt: einer brachte eine große Kürbisflaſche mit Waſſer; ein andrer eine Partie Kokosnüſſe; ein dritter eine Schüſſel mit gebackenem Tarro; und der letzte, welchen Teiheira ſelbſt hereinführte, das Schwein, das ſehr anſtändig auf einer großen runden Schüſſel lag. Hierauf goß der letzte, welcher der Hauptkoch zu ſein ſchien, etwas Waſſer über das Schwein, und rieb es mit ſeinen Händen, wobei er uns zu verſtehen gab, daß er hierdurch vortreffliche Brühe machen würde. Von dieſem Theile der Ceremonie hätten wir ihn gern diſpenſirt; aber wir konnten ſie, ohne unſeren Wirth zu beleidigen, nicht verhindern: und in der That war unſer Appetit jetzt eben nicht auſſerordentlich

lich delikat. Ich für mein Theil aß tapfer darauf los, und die meiſten von der Geſellſchaft folgten meinem Beiſpiele. Dieſe ganze Zeit über ſtanden Teixeira's Begleiter bereit, uns, ſo oft wir unſern Durſt löſchen wollten, Kokosnüſſe zu öfnen; *) kurz, ſie bezeigten uns alle Aufmerkſamkeit die nur zu erwarten geweſen wäre, wenn wir in einem Speiſequartiere für einer Guinee gegeſſen hätten. 1787. Februar.

Ich werde hernach Gelegenheit nehmen, ihre Art zu kochen zu beſchreiben; das kann ich Dich verſichern, daß das Schwein vollkommen gut und gar, und der Tarro viel beſſer gebacken war, als wir es an Bord thun konnten. Das ganze Mahl (wenn wir die Art Brühe zu machen ausnehmen) war mit einem Grade von Anſtändigkeit und Reinlichkeit bereitet, wie es an einem von civiliſirter Verfeinerung ſo entfernten Orte, wo bloß Natur und Bedürfniß die Geräthe zu dergleichen Zubereitungen verſchaft haben, ſich nicht wohl erwarten ließ.

Nach dem Eſſen wollte ich eine Wanderung nach einem andren Theile des Landes machen, als wo ich den Vormittag geweſen war; und da das Thal längs dem Fluſſe, von allen Gegenden, die ich hätte wählen können, die größte Mannichfaltigkeit zu verſprechen ſchien: ſo beſtimmte ich es zu meinem Umherſchweifen am Nachmittage.

Als ich an das Ufer des Fluſſes kam, ſah ich einen von den Eingebornen, der ſich in einem kleinen Boote, dem Anſcheine nach zum Vergnügen, rückwärts und vorwärts ruderte. Da fiel mir ein, daß eine Fahrt zu Waſſer eine angenehme Abwechſelung ſein würde, und mir vielleicht Gelegenheit verſchaffen könnte, den Theil des Landes auf dem entgegengeſetzten Ufer zu ſehen. Dies wünſchte ich beſonders deswegen, weil auf der Seite des mir gegenüberſtehenden Hügels ein hohes hölzernes, dem Anſchein nach viereckiges Gebäude ſtand, welches ich gern unterſuchen wollte. Ein paar Nägel gewannen meinen Schiffer, und er nahm mich mit Vergnügen als ſeinen Paſſagier ein.

---

*) In den tropiſchen Gegenden pflegen die Einwohner bei groſen Feſten und Gaſtmahlen die jungen Kokosnüſſe mit ein paar Steinen, die ſie zum Klopfen brauchen, und mit Hülfe der Zähne, von ihrer ſadenartigen Bedeckung zu befreien, und dann wird die inwendige harte Schaale an einem Ende mit Steinen geöfnet. So lange die Kokosnüſſe jung ſind, iſt die Feuchtigkeit, welche ſie enthalten, ein angenehmes, kühles, erfriſchendes Getränk, das man, ohne üble Folgen davon zu befürchten, in ziemlicher Menge trinken kann. Allein je älter ſie werden, je milchigt-weiſer wird ihr Saft: und er hat alsdann etwas Süſes, Schweres, Oehlichtes und Stopfendes an ſich, ſo daß man nicht gar zu viel davon trinken darf, ohne ſich üblen Folgen auszuſetzen. F.

1787. Februar.

Ich konnte den Mann nicht dahin bringen, mich nahe an dem Orte zu landen, von dem ich ſo eben geredet habe; er gab mir zu verſtehen, das Gebäude, das ich gern ſehen wolle, ſei ein Morai *) oder ein Ort, wo ihre Todten begraben würden, und er dürfe ſich ihm nicht nähern.

Da alſo meine Erwartung, dieſen Beerdigungsplatz zu unterſuchen, getäuſcht ward, ſo ließ ich den Mann den Fluß gemächlich hinauf fahren, damit ich Gelegenheit hätte, der umliegenden Ausſichten zu genieſſen. Indeß ſind dieſe ſehr beſchränkt; denn das Thal iſt nirgends über eine Meile breit, und verengt ſich allmählig, ſo wie man höher hinaufkommt.

Der Fluß hat in ſeiner größten Breite nicht über hundert Ellen, aber an manchen Orten bei weitem nicht ſo viel: er gleitet in einem ſanften durchſichtigen kaum bemerkbaren Strohme fort; doch mag dies wohl beim Regenwetter nicht der Fall ſein, da das öſtliche Ufer ſteil und felſicht iſt. Dieſe Felſen ſcheinen größtentheils mit einer dünnen Lage von der leichten rothen Erde, deren ich vorhin erwähnte, bedeckt zu ſein. Ohne Zweifel wird ſie durch jeden heftigen Regen in den Fluß hinunter geſpült, ſo daß das Waſſer dieſes Fluſſes ſehr ſchlammicht und der Strohm deſſelben reiſſend iſt. Wie weit er ſich in die Inſel hinein erſtreckt, kann ich nicht ſagen; aber aus dem Anſehen des Landes läßt ſich vermuthen, daß die Quelle deſſelben beinahe in der Mitte der Inſel entſpringt.

Nachdem wir den Fluß ungefähr eine halbe Meile weit hinaufgefahren waren, ſprang mein Schiffer, ohne mir das geringſte vorher zu ſagen, eilig aus dem Boote, wodurch es beinahe wäre umgeworfen worden. Dies beunruhigte mich weiter nicht,

---

*) Ein Morai oder Marai iſt in allen Südſeeinſeln ein zum Begräbniſſe der Vornehmen beſtimmter Ort. Oft iſt er von Steinen pyramidenförmig aufgeführt und auch wohl mit einer niedrigen Mauer von Steinen umgeben. Hier wird der Leichnam des Verſtorbenen unter einem Schoppen, mit einem Tuche bedeckt, auf einem hohen Gerüſte ausgelegt. Für dieſen Ort bezeugen alle Einwohner beſondere Achtung. Sie beten daſelbſt, und in Taheiti entblöſen ſie die Schultern, ſo wie ſie es zu thun pflegen, wenn ſie ihrem Fürſten ihre Ehrerbietung bezeigen wollen. Nur Verwandte, Prieſter und Freidenker (deren es auch unter jenen Inſelbewohnern giebt) wagen es, ſich dem heiligen Orte zu nähern. — Man pflegt den Geiſtern, die, wie man glaubt, an dieſem Orte umherſchweben, auch Früchte und ganze gebratene Schweine zu opfern. In den Sandwich-Inſeln pflegen die Einwohner bei den Marais aus Stöcken hohe thurmähnliche viereckige Gebäude aufzuführen; und von denen ſpricht der Verfaſſer wahrſcheinlich. F.

1787. Februar.

da das Waſſer nicht tief war; aber ich erſtaunte, als ich laut Berre Berre von einer Stimme rufen hörte, die mir bekannt vorkam. Indem ich um mich blickte, ſah ich einen von den Eingebornen eilig durch das Waſſer auf mich zu kommen: und in dem Augenblick erkannte ich den Menſchen, mit dem ich am Morgen übereingekommen war, daß er mich begleiten ſollte. Ich hatte ihn während des Mittageſſens vermißt; und da ich ihn nachher nicht ſah, ſo glaubte ich, er habe mich verlaſſen. Aber, wie es ſcheint, wirkte das verſprochne Matano ſo ſtark auf ihn, daß er meine Bewegungen den ganzen Nachmittag bewachte, und jetzt die Gelegenheit wahrnahm, mich an ſeine Pünktlichkeit, mich zu begleiten, und an ſeine Theilnahme für mein Wohl, indeß ich auf dem Waſſer geweſen, zu erinnern.

Mein Bootsmann (wenn ich den Mann, der zum Kanot gehörte, ſo nennen darf) kam nun wieder, und wir fuhren den Fluß weiter hinauf. Indeß wir ungefähr zwei Meilen weiter gemacht hatten, war der Nachmittag ziemlich verſtrichen. Ich dachte daher an die Rückkehr, beſonders da das Thal, welches weſtwärts vom Fluſſe liegt, und durch welches ich auf meinem Wege nach dem Ufer mußte, viel Abwechſelung zu verſprechen ſchien.

Das Land auf der öſtlichen Seite des Fluſſes iſt hier viel zugänglicher, als weiter hinunter bei dem Morai, ſo daß ich einen Spaziergang in dieſem Theile des Landes hätte machen können, wenn die Zeit es erlaubt hätte. Da dies indeß nicht der Fall war, ſo mußte ich nicht nur dies aufgeben, ſondern auch meinen erſten Vorſatz, den Fluß bis an ſeine Quelle zu verfolgen, obgleich, ſo viel ich bemerken konnte, der Weg von dem Orte, wo ich jetzt war, weiter hinauf in das Land, welchen man ungefähr zwei Meilen bis zu der See ſchätzen kann, für Boote nicht flach genug iſt.

Nachdem ich das Boot entlaſſen hatte, ging ich auf ein Dorf von zerſtreueten Häuſern zu, das in einer kleinen Entfernung vom Fluſſe lag. Hier traf ich verſchiedene von unſern Leuten an, welche das Thal zwiſchen den Pflanzungen hinauf gegangen waren.

Einige von ihnen hatten ein gutes Stück Weges hinauf gemacht, aber keiner die Quelle des Fluſſes erreicht. Indeß beſtärkten ſie mich in meiner Muthmaßung, daß er für Boote nicht mehr als noch eine halbe Meile höher hinauf ſchiffbar wäre.

1787. Februar. Wir erfuhren, daß dies Dorf Abbenaui's Reſidenz ſei, und man zeigte uns verſchiedene Häuſer, welche ihm zugehörten; man ſagte uns aber auch: er wäre ſeit dem Morgen nicht a[illegible]ande geweſen, weil er ſich den ganzen Tag über bei Popote*) oder Kapitain Portlock aufgehalten habe.

Es liegen, längs dem ganzen Wege von dieſem Dorfe bis an das Geſtade, hin und wieder viele Häuſer zerſtreuet; und da wir gemächlich zurückgingen, ſo drangen die Bewohner faſt beſtändig in uns, daß wir eine Weile bleiben, und uns unter den Bäumen ausruhen ſollten, welche gemeiniglich um ihre Wohnungen her wachſen. Es war augenſcheinlich, daß dies nicht bloß zur Befriedigung einer wilden ungeſtümen Neugierde geſchah, ſondern daß es aus Gütigkeit und wohlgemeinter Gaſtfreundſchaft herrührte, welches ihnen viele Ehre macht. Herzliche Freude glänzte ſichtbar auf dem Geſichte eines jeden, bei deſſen Hauſe wir zufällig ſtill hielten; die ganze Familie kam alsdann heraus, brachte uns Kokosnüſſe, um unſern Durſt zu löſchen, und fächelte diejenigen von uns, welche vom Gehen ermüdet zu ſein ſchienen; kurz, ſie bemüheten ſich eifrig, uns ſo viel Gutes zu erzeigen, als ſie nur konnten.

Das Thal iſt den ganzen Weg über, den wir gingen, bis an das Ufer, ganz mit Tarro bebauet; und dieſe Pflanzungen ſind mit vieler Beurtheilungskraft angelegt.

Der Boden iſt ſehr niedrig, und die Tarrofelder gänzlich mit Waſſer bedeckt. Es gehen nehmlich Gräben um ſie her, ſo daß ſie vermittelſt des Fluſſes nach Gefallen abgezapft oder friſch gewäſſert werden können. Sie ſind auf mannichfache Art angelegt, nach der Phantaſie der verſchiedenen Eigenthümer, deren Theile mit der gewiſſenhafteſten Genauigkeit bemerkt und in gehörigen Entfernungen durch erhöhete ungefähr zwei Fuß breite Pfade durchſchnitten ſind. Noch muß ich bemerken, daß dieſe Pflanzungen alle längs dem Fluſſe, die erwähnten Häuſer aber weſtwärts von dem äußerſten Fußſteige liegen. Die Bäume, welche in ziemlicher

---

*) Man ſieht hieraus, daß auch in den Sandwichinſeln die Eingebornen die Namen der Europäer nach ihrer Art verändert haben. In Taheiti, und in den Südſeeinſeln jenſeits der Mittagslinie überhaupt, ward Cook von den Eingebornen Tute ausgeſprochen. Clarke hieß Tahte; George ſprachen ſie Teori aus, und den Nahmen Forſter verwandelten ſie, weil ſie das f nicht ausſprechen können, in Matara. Wahrſcheinlich haben alſo die Einwohner der Sandwichinſeln Portlock durch Popote ausdrücken wollen. F.

Menge um die Häuſer her ſtehen, ſind gewöhnlich Papier-Maulbeerbäume (*Morus papyrifera Linn.*)

Ueber die Häuſer und das, was ich noch ſonſt Bemerkenswerthes geſehen habe, will ich Dir in einem künftigen Briefe ſchreiben. Für jetzt will ich abbrechen, und nur noch bemerken, daß dieſe Pflanzungen, man mag nun die geſunde Urtheilskraft und (ich hätte beinahe geſagt, wiſſenſchaftliche) Geſchicklichkeit, womit ſie angelegt ſind, oder die genaue Aufmerkſamkeit und den unermüdeten Fleiß, wovon der Anbau zeigt, in Erwägung ziehen, in einer oder der andern dieſer Rückſichten, ſelbſt einem brittiſchen Landwirthe Ehre machen würden.

Als wir nach dem Geſtade kamen, war der Tag ziemlich vorüber; unſer Boot hatte es ſchon vor uns erreicht, und lag faſt in eben der Richtung, wie den Morgen, vor Anker. Es ſtanden eine große Menge von Eingebornen am Ufer verſammelt: viele wollten Abſchied von uns nehmen; andre baten ſehr ungeſtüm um ein Matano. Unter dieſen war auch der Mann, den ich den Morgen zu meinem Begleiter gedungen hätte. Er bekam zwei Nägel von mir, womit er vollkommen zufrieden war. „Eine armſelige Belohnung für eine tagelange mühſelige Begleitung!“ wirſt Du ſagen. Indeß dies erinnerte mich an jene alten glücklichen Zeiten in England, wo der fleißige Arbeitsmann entweder einen Penny oder eine Metze Weizen als ſeinen Tagelohn wählen konnte.

Abbenaki's Leute warteten auf uns mit ihren Kanots, um uns, ſo wie am Morgen, durch die Brandung*) an unſer Boot zu bringen; und wir kamen kurz nach Sonnenuntergang wohlbehalten an Bord.

Das Vergnügen, das mir dieſe Exkurſion machte, iſt unendlich größer, als ich es jemals bei irgend etwas von der Art empfunden habe. Und wenn dieſe unvollkommne Beſchreibung Dir nur einigermaßen angenehm iſt, ſo wird es noch erhöhet werden. Dein aufrichtiger Freund

Atuai, den 11. Febr.

W. B.

---

*) Brandung nennen die Seefahrer das ungeſtüme Anprellen der Wogen an das Geſtade, oder auch an Felſen und Klippen, die nicht tief unter der Oberfläche des Meeres liegen. Dieſes Aufſtoßen und Anprellen ſchnellt die See zuweilen 20, 30, 40 und mehrere Fuß hoch in die Luft. F.

1787.
Februar.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Die Schiffe verlaſſen Atuai und gehen nach Oniehau — ſie finden die vom King George da gelaſſenen Anker, und ſeegeln von Oniehau wieder nach Atuai.

Nun, da ich Dir eine Beſchreibung von meiner Exkurſion in Atuai gegeben habe, werde ich wieder zu den Vorfällen am Bord zurückkehren.

Gegen den 8ten Februar wurde das Wetter ängſtlich und ſchwül, wobei es häufig blitzte. In der Nacht vom 9ten erhob ſich ein friſcher Wind aus Süden; und den nächſten Morgen um 5 Uhr zerriß unſer kleines Ankertau, ein und zwanzig Klafter weit vom Anker.

Wir hatten noch immer einen Südlichen Wind und wachſende Wogen, ſo daß alle Bemühungen, unſern Anker wieder zu bekommen, fruchtlos geweſen ſein würden: und ſo konnten wir für jetzt weiter nichts thun, als da, wo nach unſrer Muthmaßung der Anker lag, zwei oder drei Ankerwächter zurückzulaſſen; denn der, welchen wir beim Ankern am Strohmankertaue befeſtigt hatten, war geſunken.

Während des Nachmittags und Abends am 10ten befanden wir uns in einer ſehr unangenehmen Lage. Das Wetter war ſtürmiſch, mit Donner, Blitz und heftigem Regen; der Wind blies ſehr ſtark aus S. W. und S. S. W.; und ſo hätten wir uns, wenn wir genöthigt geweſen wären, das Ankertau loszulaſſen, höchſt wahrſcheinlich nicht vom Lande entfernt halten können.

Nachmittags den 11ten drehete ſich der Wind Weſtwärts und wurde gelinder, welches die Wogen merklich verringerte. Obgleich die See ſehr hoch lief, kam unſer Freund Longſchanks (Langbein) dennoch zu uns, und brachte etwas Tarro mit. Er ermangelte übrigens nicht, dieſes Freundſchaftsſtück ſehr zu erheben; und wir belohnten ihn verhältnißmäßig dafür, ob es uns gleich noch nicht an Wurzeln fehlte, indem wir glücklicher Weiſe, ehe das ſchlechte Wetter einfiel, eine große Menge Tarro gekauft hatten.

Da die Witterung ſo ſehr wenig verſprach, ſo beſchloſſen wir, dieſen Ort zu verlaſſen. Dem zufolge gab Kapitain Portlock den 12ten, Morgens, das Signal; hierauf lichteten wir die Anker, gingen unter Segel, und lieſen mit einem leichten Winde aus Nordweſten nach Süden. Vom 12ten bis zum 15ten lavirten wir beſtändig nach Oniehau zu, konnten es aber wegen der leichten veränderlichen Winde nicht erreichen. Dieſe Zeit über hatten wir beängſtigendes, ſchwüles, wolkiges Wetter. 1787. Februar.

Vormittags den 16ten erhob ſich ein friſcher Wind aus Nordoſten, weshalb wir gerade auf Oniehau los ſteuerten; und Nachmittags ankerten wir in der Yamsbay, in neun und zwanzig Faden Tiefe, auf ſandigem Boden. Die äuſſerſten Spitzen der Bay lagen von Süden 20 Grad gegen Oſten, bis nach Norden 15 Gr. gegen Oſten; die Mitte von Orihaura von Norden 40 Gr. gegen Oſten; und Tahaura von Süden 30 Gr. gegen Weſten, ungefähr zwei Meilen vom Ufer entfernt.

Unſere Hauptabſicht ging dahin, an dieſem Orte die Anker wieder zu ſuchen, welche Kapitain Portlock hier verloren hatte. Dem zufolge wurden den 17ten des Morgens bei Tagesanbruch die Boote beider Schiffe ausgeſchickt; zum Glück war das Wetter gelinde, und die See ziemlich ruhig, ſo daß gegen zwei Uhr Nachmittags, der King George ſeine beiden Anker an Bord hatte. Dieſen Umſtand konnten wir als ſehr glücklich anſehen, beſonders deswegen, weil wir den Anker, den wir bei Atuai gelaſſen hatten, faſt verloren geben muſsten.

Während der Zeit waren wir an Bord ſehr geſchäftig, Yams und Waſſer von den Eingebornen zu kaufen. Dieſe beſuchten uns ziemlich zahlreich, und brachten uns eine Menge Yams, die uns ſehr zu gelegner Zeit kamen, da unſer Vorrath davon ſchon ſehr abgenommen hatte.

Um drei Uhr Nachmittags veränderte ſich der Wind nach Süden; wir lichteten alſo die Anker, und legten gegen Nordweſt um, damit wir auf den Fall daß die ſüdlichen Winde fortblaſen ſollten, Atuai durch die Straße bei Orihaura gewinnen, und einen Verſuch machen könnten, wie ſich unſer Anker wieder bekommen lieſſe. Aber wir hatten jetzt neuen Grund zu der Meinung, daß der Wind in der Gegend dieſer Inſeln ſehr veränderlich iſt; denn vom 17ten bis $23^{ſten}$ herrſchten leichte veränderliche Winde, und dazwiſchen häufige Windſtillen, ſo daß wir immer Nord- und Oſtwärts ſteuerten, indem wir, ſo wie es die Gelegenheit erforderte, oft im Laviren umlegten. Atuai lag gemeiniglich gegen Südſüdeſt, und Oniehau gegen Südweſt.

1787. Februar. Indeß wir in dieſem ungewiſſen Zuſtande lavirten, hatten wir Gelegenheit, die nördliche Küſte von Atuai, oder denjenigen Theil der Inſel zu ſehen, welcher der Weimoabay gerade gegenüber liegt. Das Ufer iſt bis dicht an das Waſſer größtentheils bergicht, und es läßt ſich ſchwer hinankommen. Ich konnte keinen ebenen Boden ſehen, und eben ſo wenig das geringſte Anzeichen, daß dieſer Theil der Inſel bewohnt wäre. Wenigſtens kann hier keine beträchtliche Anzahl Menſchen ſein, und es läßt ſich mit aller Wahrſcheinlichkeit vermuthen, daß beinahe alle Bewohner in dem ſüdlichen Theile der Inſel leben.

Den 24ſten und 25ſten hatten wir gemäßigtes Wetter und im Ganzen leichte Winde; doch kam unter andern eine friſche Luft aus Oſtnordoſten.

Morgens den 26ſten lieſen wir durch die Straße zwiſchen Orihaura und Atuai. Gegen Mittag lagen die äuſſerſten Spitzen der letztren Inſel von Norden bis nach Norden 58 Gr. öſtlich; und Oniehau von Weſten 8 Gr. gegen Süden.

Den Nachmittag und den ganzen 27ſten hatten wir friſche veränderliche Winde; aber da den 28ſten Vormittags ſchönes Wetter war, und ein gelindes Lüftchen von Oſten her wehete, ſo gingen wir in Weimoa-Bay in ſieben und dreißig Faden Tiefe auf ſandigem Boden vor Anker.

Wir kamen hieher, um unſern Anker zu ſuchen, und daher ward das Fiſcherboot zu dieſer Abſicht ſogleich ausgeſetzt; aber alle unſre Bemühungen waren vergebens, ob wir uns gleich die Lage des Orts, wo wir ihn verloren, genau gemerkt hatten, und das Waſſer ziemlich ruhig war. Die zurückgelaſſenen Ankerwächter waren entweder fortgeführt, oder von den Eingebornen geſtohlen worden.

Den 1ſten März über war das Wetter gelinde und ſchön, ſo daß wir hoften, wir würden uns mit einer Menge Schweine und Vegetabilien verſehen können; aber wir fanden, daß die Bewohner tabu waren, und es kam Niemand zu uns, ausgenommen einige wenige von den geringen Oberhäuptern, welche einen kleinen Vorrath Tarro brachten.

Dem zufolge, was wir erfahren konnten, hatten wir Urſach zu vermuthen, daß der König unſrer überdrüßig wäre und das Volk tabu gemacht habe, um zu verhindern, daß keine Erfriſchungen an Bord der Schiffe gebracht würden, indem er glauben mochte, wir hätten die Abſicht, uns in Atuai niederzulaſſen. In der That

konnte

konnte der Anſchein eine ſolche Vermuthung rechtfertigen. Wir hatten zu wiederholten malen an ihrer Küſte geankert; rückwärts und vorwärts im Angeſicht der Inſel gekreuzt; daſelbſt wieder geankert; kurz, wir waren lange genug unter ihnen geweſen, um den Verdacht zu erregen, daß wir uns an dieſem angenehmen Orte niederzulaſſen wünſchten. 1779. März.

Wenn Teiara, woran ich nicht zweifle, wirklich von dieſen Bewegungsgründen veranlaßt war, die Bewohner tabu zu machen; ſo wird dadurch das beſtätigt, was ich bereits von ſeinem guten Verſtande und ſeinem Scharfſinn geſagt habe. Wirklich hätte der feinſte Politiker keinen beſſern Weg einſchlagen können, ſich unwillkommene zudringliche Leute vom Halſe zu ſchaffen, mit denen er doch auch keinen öffentlichen Streit anfangen konnte, als daß er ſie aushungerte. — Doch wieder zum Vorigen!

Den 2ten drehete ſich der Wind Weſtwärts; wir lichteten alſo Abends um 8 Uhr die Anker, und ſeegelten in die offene See. Wir thaten dies zu unſerm Glück; denn am nächſten Tage war es ſehr windig, wobei es heftig regnete und der Wind beinahe aus Südweſten kam. Um Mittag lag Atuai von Nordnordoſten nach Norden 25 Gr. gegen Weſten, und Oniehau von Norden 60 Gr. gegen Weſten bis zu 80 Gr. gegen Weſten, ungefähr ſechs große Seemeilen entfernt. Den Nachmittag war es trübe und neblicht, und wir verloren beide Inſeln aus dem Geſichte.

Dies neblichte Wetter dauerte mit ſtarken weſtlichen Stürmen und heftigem Regen den 4ten und 5ten fort, und dabei gingen zugleich ſehr ungeſtüme Queerwogen; wir hielten es bei dieſen Umſtänden für rathſam, gänzlich beizulegen, da wir ungewiß waren, welche Richtung die Ströhmung nähme, und da wir uns ungern weit vom Lande entfernen wollten.

Den 5ten, Morgens, ſahen wir Atuai von Weſten nach Weſtſüdweſten, und Wahu nach Südſüdoſten. Gegen Nachmittag ward das Wetter gelinde. Die Mannſchaft mußte einen neuen Blockſcheibenmaſt aufrichten, weil den alten der Wind zerbrochen hatte. Da hierzu etwas Eiſenwerk erfordert wurde, ſo mußte ſich der Schmidt gleich an die Arbeit machen; aber nun warf ein plötzliches Schwanken des Schiffes den Anker über Bord. Dies war ein ſchlimmer Zufall, da wir

1787. März. wenige Tohies vorräthig hatten, und da wir wußten, daß ſie uns bei unſerm künftigen Handel ſehr nützlich ſein würden.

Den 6ten und 7ten hatten wir einige friſche weſtliche Lüfte. Den 7ten des Morgens ging Kapitain Dixon an Bord des King George. Bei ſeiner Zurückkunft ſteuerten wir nach Oſtſüdoſten, indem unſere Kapitaine beſchloſſen hatten, wenn der Wind Süd- und Oſtwärts fortwehete, nach Owaihie zu ſeegeln; aber dieſe Hofnung verſchwand ſehr bald, da den 8ten der Wind ſich nach Oſtſüdoſten drehete.

Den 9ten und 10ten lavirten wir dem Winde entgegen, indem wir noch immer veränderlichen Wind erwarteten. Aber es ſchien ſo, als ob er immer aus derſelben Gegend wehen wollte; deshalb gaben wir denn Vormittags den 11ten alle Hofnung auf, Owaihie zu erreichen, und wendeten uns wieder nach Südweſten. Da wir einen friſchen gleichförmigen Oeſtlichen Wind hatten, ſo waren wir den Nachmittag ſehr zeitig zwei Meilen weit von der Weſtlichen Seite von Wahu. Wir ſahen Weſtwärts ein kleines Dorf, und blieben ungefähr drei Stunden liegen; wir hoften nehmlich, die Einwohner würden uns Schweine und Vegetabilien bringen, beſonders da wir an dieſem Theile der Inſel noch nicht geweſen waren. Aber es kamen nur zwei kleine Boote zu uns; und da ſie uns wenig oder nichts brachten, ſo gingen wir um 5 Uhr wieder unter Seegel, und richteten unſern Lauf Weſtwärts.

Die äußerſten Spitzen von Wahu lagen jetzt von Süden 50 Gr. gegen Oſten bis nach Süden 35 Gr. gegen Weſten, ungefähr drei groſſe Semeilen entfernt. Das kleine Dorf ausgenommen, deſſen ich ſo eben erwähnt habe, ſcheint die Nördliche Seite unbewohnt zu ſein. Ueberdies giebt es hier keinen ſichren Ankerplatz für ein Schiff; das Ufer iſt gröſstentheils ſteil und bergicht, und in dieſer Rückſicht der nördlichen Seite von Atuai ziemlich ähnlich.

Den 12ten Morgens um ſieben Uhr ſahen wir Atuai; und um Mittag befanden wir uns nur wenige Meilen von unſerm erſten Ankerplatz in Weimoa-Bay entfernt. Das Wetter war ſehr ſchön mit einer gelinden öſtlichen Luft. Wir blieben unter Segel, da wir hofften, daß die Eingebornen uns einige Erfriſchungen bringen würden; aber es ließ ſich nicht ein einziges Boot in der Bay ſehen. Dies beſtätigte hinlänglich unſre vorige Meinung, daß der König beſchloſſen habe, uns durch Hunger von der Inſel zu vertreiben. Um ſechs Uhr lagen die äuſſerſten Spitzen von Atuai von Norden 10 Gr. gegen Weſten, bis nach Norden 56 Gr. gegen Oſten; und das Nördliche Ende von Oniehau von Weſten nach Weſten bei Süden. 1787. März.

Alle unſre Hofnung einen Vorrath von Schweinen zu bekommen, ward nun aufgegeben; und das einzige, worauf wir vor der Fortſetzung unſrer Reiſe nach Norden noch hofften, war ein Vorrath von Yams von Oniehau, welches aber gänzlich von einem beſtändigen öſtlichen Winde abhing.

Den 13ten herrſchten leichte veränderliche Winde; gegen Abend ward der Himmel ſchwarz und drohend, wobei die Luft ſehr beängſtigend und ſchwül war. Die Nacht hatten wir einen faſt ununterbrochenen heftigen Regenguß mit fürchterlichem Donner und Blitzen. Faſt den größten Theil vom 14ten herrſchten wieder leichte Winde und mitunter Windſtillen; doch gegen ſechs Uhr Nachmittags erhob ſich eine friſche Luft aus O. N. O., worauf wir die ganze Nacht die Seegel unſerm Winde ſüdwärts näher richteten, in der Hofnung, daß wir mit Tagesanbruch gerade nach Oniehau hinkommen würden. Aber da den 15ten um ſechs Uhr Morgens der Wind ſich nach O. S. O. drehete, ſo ſtellte Kapitain Portlock, ganz unſrer Erwartung zuwider, die Segel ſeinem Winde näher und ſteuerte nach Nordoſten. Um Mittag lagen die äuſſerſten Spitzen von Atuai von Norden bis nach Norden 35 Gr. gegen Weſten. Den Tag über hatten wir einen ſchönen Wind aus Südoſten, und heitres Wetter. Unſre Breite zu Mittage war 21 Gr. 29 Min. Nördlich, und die Länge 159 Gr. Weſtlich. Um ſechs Uhr lag das nordöſtliche Ende von Atuai Nördlich 42 Gr. gegen Weſten, dreizehn große Seemeilen entfernt, und die Mitte von Wahu gegen Oſten. Der Wind blieb die ganze Nacht in der vorigen Richtung; und da wir den 16ten Morgens weit auſſer dem Geſichte aller Inſeln waren, ſo ſteuerten wir mit einem friſchen ſüdlichen Winde gerade nach Norden.

So haben wir alſo dieſe Inſeln zum zweitenmale verlaſſen, und ſegeln nun mit den größten Erwartungen nach der Amerikaniſchen Küſte. Mein nächſter Brief ſoll eine Beſchreibung unſrer Fahrt dorthin enthalten. Lebe wohl.

Nach der Abreiſe von Atuai den 16. März. W. B.

1787. März.

Acht und zwanzigſter Brief.

Urſachen, warum wir nicht länger zu Oniehau blieben. — Fahrt von den Sandwich-Inſeln nach der Nordweſtlichen Küſte — Fehler in Kapitain Cook's Seekarte — Wir ankern bei der Montague-Inſel.

Ehe ich in der Beſchreibung unſrer Reiſe nach der nordweſtlichen Küſte fortfahre, will ich erſt ein paar Worte darüber ſagen, daß wir von Oniehau zu einer Zeit abreiſten, da wir das, wonach wir wochenlang geſtrebt hatten, nun augenſcheinlich erlangen konnten.

Da das Wetter in der Nacht vom 14ten auf den 15ten März gelinde und hell war, und zugleich ein günſtiger öſtlicher Wind wehete, wodurch wir bequem hätten nach Oniehau kommen können; und da ein Vorrath von Yams, die wir dort zuverläſſig erhalten konnten, von großem Nutzen für uns geweſen wäre: ſo kann es vielleicht ſonderbar ſcheinen, daß Kapitain Portlock in dem Augenblick Nordwärts ſeegelte, da alle ſeine Wünſche, dem Anſcheine nach, leicht zu erfüllen waren. Aber ich muß erinnern, daß wir vor dieſem Zeitpunkte immer ſehr unbeſtändiges Wetter gehabt, und es in der That in Oniehau immer ſo gefunden hatten; und ſo würden wir, wenn keine widrige Winde geweſen wären, aller Wahrſcheinlichkeit nach, unter dem Lande eine Windſtille gehabt haben, welches eben ſo unangenehme Folgen gehabt hätte, da es hohe Zeit ward, Nordwärts zu ſegeln, um wo möglich die Fehler bei der letzten Reiſe wieder gut zu machen. Indeß dem ſei wie ihm wolle, der Erfolg bewies, daß dieſer Schritt ſehr klug war; denn da ſich der Wind, wie ich bereits erzählt habe, Südwärts drehete, ſo würde es uns unmöglich geweſen ſein, in Oniehau liegen zu bleiben. Doch wieder zu unſrer Reiſe!

Den 17ten Vormittags hatten wir einen ſtarken ſüdlichen Wind, mit häufigen Regengüſſen. Den Nachmittag ward der Wind leicht und veränderlich. Die Nacht war ſtürmiſch, mit Donner, Blitz und beſtändigem Regen.

Des Morgens den 18ten hatten wir ungeſtümen Wind aus Südſüdoſten mit heftigen Seitenwogen und beſtändigem Regen. Dies war der erſte ſchöne Wind, den wir ſeit unſrer Abreiſe von England gehabt hatten. Er dauerte den ganzen Tag und einen Theil der Nacht hindurch. Da dieſe ſehr dunkel war, ſo blieben wir liegen, und gingen erſt den 19ten um fünf Uhr Morgens wieder unter Segel. Das

1787. März Wetter war ziemlich gelinde. Unſre Breite um Mittag betrug 27 Gr. 44 Min. Nördlich; und die Länge 158 Gr. 17 Min. Weſtlich.

Von hier an bis zum 23ſten hatten wir wenig Abwechſelung. Der Wind war friſch und veränderlich mit trübem Wetter. Unſre Breite um Mittag den 22ſten war 29 Gr. 10 Min. Nördlich; und die Länge, welche wir nach der mittleren Zahl verſchiedener Beobachtungen des Mondes berechneten, 158 Gr. 27 Min. Weſtlich.

Den 24ſten und 25ſten hatten wir häufige Windſtöße mit Regen. Der Wind drehete ſich von O. S. O. nach S. S. W., und das Wetter war dick und neblicht.

Den 26ſten war es gelinde. Unſre Breite zu Mittage betrug 34 G. 59 Min. Nördlich; und die Länge 159 Gr. 30 Min. Weſtlich. Unſrer Erwartung zuwider, klärte ſich der Nebel den 27ſten auf, und wir hatten helles, gelindes Wetter, mit einem ſchönen ſüdlichen Winde. Dieſer wehete bis zum 29ſten Abends, und hierauf kam ein noch friſcherer Wind von Weſten her, mit häufigen Regengüſſen und dickem neblichten Wetter. Wir haben jederzeit bemerkt, daß in dieſen Breiten, nehmlich von 30 bis 60 Gr. nach Norden, ſüdliche Winde dicke Nebel mitbringen.

Den 31ſten Morgens ward das Wetter gelinde. Unſre Breite um Mittag war 39 Gr. 23 Min. Nördlich; und die Länge 154 Gr. 23 Min. Weſtlich. Den Nachmittag über hatten wir leichte veränderliche Winde und trübes Wetter. Gegen Abend ſahen wir verſchiedene **Puffins** (*Procellaria Puffinus Linn.*); auch kam eine junge Robbe an die Seite des Schiffs, welches deutlich anzeigte, daß das Land nicht mehr entfernt ſein könnte*). Wirklich hatten uns, als wir das erſtemal nach Norden ſeegelten, und uns faſt in derſelben Lage befanden, ähnliche Umſtände überzeugt, daß wir nicht mehr viele Meilen weit vom Lande ſein müßten; aber zu unſrem Unglücke war ſowohl damals als jetzt ſo dickes neblichtes Wetter, daß wir, wenn wir auch nur zehn Meilen bis zu einem ſelbſt hohen Lande gehabt hätten, doch, ohne es zu ſehen, würden vorüber geſeegelt ſein.

---

*) Puffins und andere Vögel vom Geſchlechte der Sturmfinken (*Procellaria*) ſind eben ſo wenig als Robben (*Phoca*) ſichre Kennzeichen eines nahen Landes. Bei meiner Reiſe mit dem Kapitain Cook habe ich dieſe Vögel und Thiere oft ſehr weit von irgend einem Lande, mitten im großen ſüdlichen Ocean, angetroffen. Es iſt alſo wahrſcheinlich, daß ſie im nördlichen eben ſo wenig die Nachbarſchaft irgend eines Landes anzeigen. F.

1787. April. Vom 1ſten bis 4ten April gab es wenig Abwechſelung; der Wind blies, bei feuchtem und neblichten Wetter, gewöhnlich aus Südſüdoſten. Unſre Breite, Mittags den 3ten, betrug 44 Gr. 4 Min. Nördlich; und die Länge 151 Gr. 59 Min. Weſtlich. Da die Nächte ſehr dunkel waren, ſo legten wir gemeiniglich bei, und gingen des Morgens bei Tagesanbruch unter Seegel.

Nachmittags, den 7ten, war unſere Breite 47 Gr. 21 Min. Nördlich; und die Länge 148 Gr. 39 Min. Weſtlich; wir ſahen verſchiedene Möwen, Taucher und mancherlei andre Arten von Vögeln; auch trafen wir häufig Seetang an.

Nachmittags, den 8ten, ſpielte ein Seelöwe um unſer Schiff. Vom 5ten bis 8ten ging der Wind leicht und hauptſächlich aus Norden her; aber den 9ten des Morgens drehete er ſich nach Südweſten mit gelindem Wetter, wobei Hagelſchauer und Schloſſen abwechſelten. Unſere Breite Nachmittags, den 12ten, war 52 Gr. 46 Min. Nördlich, und die Länge, wie die Mittelzahl verſchiedener Mondsbeobachtungen ergab, 145 Gr. 43 Min. Weſtlich.

Von jetzt bis zum 16ten hatten wir wenig Abwechſelung; es weheten friſche veränderliche Winde, und mit unter bekamen wir häufige Schauer von Hagel und Schloſſen. Wir fanden die Abweichung der Magnetnadel hier 19 Gr. nach Oſten. Das Wetter war ſehr kalt, indem das Thermometer den 16ten auf 25 Gr. ſtand, alſo zwei und einen halben Grad tiefer, als jemals während Kapitain Cook's letzter Reiſe, ob er gleich bis zum 72ſten Grade Nördlicher Breite hinſeegelte.

Mittags, den 16ten, war unſre Breite 58 Gr. 9 Min. Nördlich, und die Länge 149 Gr. 23 Min. Weſtlich. Von hier bis zum 18ten war das Wetter ſo dick und neblicht, daß wir keine Beobachtungen anſtellen konnten: und da ſich unmöglich Land in einiger Entfernung ſehen ließ, ſo lavirten wir gelegentlich hin und her; denn wir wußten nicht, wie weit wir von der Amerikaniſchen Küſte entfernt wären.

Nachmittags, den 18ten, hatten wir einen plötzlichen Windſtoß von Weſten her; aber da unſre Seegel bei Zeiten eingezogen wurden, ſo that er uns nicht den geringſten Schaden. Der Wind blies den größten Theil der Nacht hindurch friſch; allein Vormittags, den 19ten, ward er gelinder, und das Wetter für uns hell genug, ſo daß wir die Mittagshöhe nehmen konnten, aus welcher ſich 57 Gr. 41 Min. Nördlicher Breite ergab. 1787. April.

Vom 20^{ſten} bis 22^{ſten} hatten wir dickes Nebelwetter mit häufigen Windſtößen und faſt beſtändigem Schnee und Schloſſen, wobei der Wind gemeiniglich friſch aus Südoſten und Südſüdoſten blies. Unſre Breite betrug, der Berechnung des Mittags am 22^{ſten} zufolge, 59 Gr. 1 Min. Nördlich. Dies machte, daß wir vorſichtig lavirten, da wir gewiß wußten, daß die Küſte nicht mehr weit ſein könnte, und da das Wetter ſo neblicht war, daß wir nicht eine große Seemeile vom Schiffe Land hätten ſehen können.

Den 23^{ſten}, Morgens, klärte ſich das Wetter ziemlich auf. Unſere Breite zu Mittage war 59 Gr. 9 Min., und die Länge 147 Gr. 55 Min. Weſtlich, welches die Mittelzahl aus zwei Reihen von Mondsbeobachtungen in der Berechnung ergab. Um 1 Uhr ſahen wir Land, das von Nordoſten bei Norden nach Weſten, in einer Entfernung von zehn großen Seemeilen, lag. Abends um 7 Uhr bemerkten wir, daß das Land Weſtwärts **Foot-Eiland**, und das Oſtwärts liegende die **Montague-Inſel** wäre, ſo daß wir eine gute Richtung zur Einfahrt in **Prinz Williams Sund** hatten, welche zu erreichen wir uns vergebens bemühten, als wir uns das vorigemal an dieſer Küſte befanden. Bei Sonnenuntergang lag die Einfahrt nach Norden 14 Gr. gegen Oſten, und der Südöſtliche Theil von **Montague-Eiland** nach Norden 32 Gr. gegen Oſten, ungefähr fünf große Seemeilen entfernt. Da der Wind leicht und veränderlich war, ſo ſeegelten wir die Nacht über Oſtwärts; und da ſich den 24^{ſten} Morgens ein gelindes Lüftchen von Weſten her erhob, ſo ſpannten wir alle Seegel auf, und richteten unſern Lauf gerade auf die Einfahrt. Um Mittag waren wir mitten in dem Anfange des Kanals. Unſere Beobachtung gab 59 Gr. 47 Min. Nördliche Breite; und die Länge war 147 Gr. 52 Min. Weſtlich.

Dieſer Ort iſt in Kapitain **Cook's** Generalkarte unter 59 Gr. 36 Min. Nördlicher Breite verzeichnet, alſo nach unſrer Beobachtung elf (Engliſche) Meilen zu ſüdlich; deshalb waren unſre Herren beſonders ſehr genau bei dem Meſſen ihrer Höhen: und da ihnen ein ſehr heller Horizont zu Statten kam, ſo konnten ſie die Breite mit Gewißheit beſtimmen. Dies überzeugte Kapitain **Dixon** von der Unrichtig-

1787. April. keit in der obenerwähnten Karte, und bewies augenſcheinlich, daß die Breite durch Winkel, die man von der Mittagshöhe der Sonne in einer Entfernung aufgenommen hatte, war beſtimmt worden.

Das Land lag in dieſer Richtung von Norden 34 Gr. gegen Weſten bis nach Norden bei Oſten; die Grünen Inſeln nach Norden, von der Südöſtlichen Spitze der Inſel Montague zwei Meilen entfernt. Da das Lüftchen den Nachmittag ſich gänzlich legte, und keine Wahrſcheinlichkeit war, daß wir den Sund erreichen würden: ſo ſteuerten wir in eine tiefe Bay, welche ſich jetzt gegen Oſten öfnete, und warfen unſern Anker gegen 5 Uhr in vier und zwanzig Faden Tiefe auf ſchlammichtem Boden. Die äußerſten Spitzen des Landes lagen von Nordweſten nach Südweſten.

So ſind wir alſo noch einmal auf dem geſchäftigen Schauplatze der Wirkſamkeit; und hier will ich für jetzt Abſchied von Dir nehmen, mit dem herzlichen Wunſche, daß die alte ſprüchwörtliche Redensart: „Der Berg kreißt“, nicht wahr werden möge. Ewig der Deinige.

Montague-Eiland, den 25. April. W. B.

Neun und zwanzigſter Brief.

Es kommen im Hafen Indianer an, die Engliſch ſprechen — Die Schiffe fahren in Prinz Williams Sund — Kapitain Dixon unternimmt eine Fahrt nach Snug Corner Bay — findet daſelbſt ein Schiff von Bengalen — Nachricht von den Unglücksfällen, die demſelben zugeſtoßen ſind.

Ich ſchloß meinen letzten Brief an Dich damit, daß wir den Anker geworfen hatten; und ich zweifle nicht, daß Du jetzt ungeduldig biſt, unſre Beſchäftigungen zu erfahren. Da ich nichts Unangenehmeres kenne, als den Zuſtand erwartender Ungewißheit: ſo will ich, ſo gut ich kann, Dich augenblicklich davon zu befreien ſuchen.

Wie es ſcheint, war der Bewegungsgrund, weshalb Kapitain Portlock hier vor Anker ging, der ſchon erwähnte Umſtand, daß er in einiger Entfernung oberhalb der Bay zwei Kanots ſah, welches ihn hoffen ließ, daß wir Bewohner antreffen,

1787. April.

treffen, und folglich einige Geſchäfte machen würden; und dieß wünſchten wir um ſo mehr, da jetzt unſere letzte Jahreszeit ſchon da war.

Abends den $24^{\text{ſten}}$ kamen fünf Boote an die Seite des Schiffs; die Leute darin brachten uns aber weder Pelze noch ſonſt etwas zu verkaufen. Sie empfingen uns mit ausgeſtreckten Armen und einer öftern Wiederholung des Wortes Lauleigh, (Lahlei) auf deſſen letztere Silbe ſie gemeiniglich großen Nachdruck legten. Wir hielten dies für eine freundſchaftliche Begrüßung, und erwiederten ſie durch ähnliche Geberden und durch Wiederholung des Wortes Lauleigh. Auf unſre Nachfrage nach Notuneſchock (denn ſo nennen ſie die Seeotterhäute) wieſen ſie augenblicklich nach Prinz Wilhelm's Sund, und wiederholten die Worte: „Nutka Notuneſchock", ſehr oft und ſehr ernſthaft. Einige Hunde, die wir an Bord hatten, liefen, da ſie Fremde beim Schiffe hörten, auf das Verdeck, und fingen an zu bellen. Hierauf riefen die Indianer ſogleich aus: „Tauſer, Tauſer*)" hier, hier!" und zugleich pfiffen ſie auf die Art, wie man in England die Hunde zu locken pflegt. Wir wußten nicht, wie wir uns dies erklären ſollten; indeß war es, da dieſe Leute Engliſch ſprachen, und einen Begriff von unſern Sitten hatten, ſehr einleuchtend, daß entweder ein Engliſches Schiff jetzt im Sunde läge, oder vor kurzem erſt da geweſen wäre. Aber keiner von uns konnte errathen, was Nutka bedeuten ſollte, welches Wort ſie am häufigſten wiederholten.

Die erwähnten fünf Kanots waren mit Fellen bedeckt, und eben ſo, wie die, welche wir im vorigen Jahre in Cooks Fluſſe geſehen hatten. Drei davon hielten jedes zwei, die beiden andern aber nur Eine Perſon.

Die Ohren dieſer Wilden waren mit einer Menge kleiner blauer Glaskorallen geziert; doch dieſe mußten ſie, wie wir zu vermuthen Urſach hatten, von den Ruſſen erhalten haben, da einige Meſſer und eiſerne Waffen, die ſie uns zeigten, augenſcheinlich Ruſſiſche Arbeit verriethen.

---

*) Tauſer, oder wie es Engliſch geſchrieben wird, Touſer oder Towzer, kommt von dem Engliſchen Worte *Touſe* oder *Towze* her, und bedeutet: ziehen, ſchleppen. *Touſer* iſt aber in England ein gewöhnlicher Name großer Hunde, und wird faſt in keinem andern Sinne gebraucht. Deshalb fiel es dem Schiffsvolke der Queen Charlotte ſo ſehr auf, daß ein Wilder in Amerika den Engliſchen ſehr gewöhnlichen Namen eines Hundes ſogleich genannt, und das Engliſche hier (*here*) mit dem dabei gewöhnlichen Pfeifen gebraucht hatte, um den Hund zu locken. F.

1787. April. Früh Morgens den 25ſten wurden unſre Boote ans Ufer geſchickt, um Holz und Waſſer zu holen, welches beides ſie leicht erhielten. Während deſſen gingen unſere Kapitaine rings um die Bay, und unterſuchten jeden kleinen Meerbuſen und Zugang; aber ſie fanden weder Bewohner, noch irgend eine Spur, daß vor kurzem Leute hier geweſen wären. Hieraus ſchloſſen wir denn, daß unſre Gäſte nur eine Jagdpartie von Prinz Wilhelms Sunde ſein müßten; indeß machten wir ihnen einige kleine Geſchenke, in der Hoffnung, dies würde ſie veranlaſſen, nicht nur uns Pelzwaaren zu bringen, ſondern auch ihre Nachbaren aufzumuntern, daß ſie ihrem Beiſpiele folgten. Sie ſchienen ſehr vergnügt über die Kleinigkeiten, die wir ihnen gaben, und ſagten uns, ſie wollten bald wieder kommen, und eine Menge Rotuneſchock bringen.

Wir warteten bis zum 28ſten mit der größten Ungeduld, da wir hofften, daß die Indianer wieder kommen und mit uns handeln ſollten; aber dies ſchlug fehl, und wir beſchloſſen daher, dieſe Bay mit dem erſten günſtigen Winde zu verlaſſen.

Um 4 Uhr Morgens den 29ſten erhob ſich ein Wind aus Südweſten; wir lichteten alſo den Anker, und ſegelten aus der Bay. Aber kaum hatten wir den Kanal erreicht, welcher in den Sund führt, als eine Windſtille eintrat; da nun überdies die Fluth gegen uns war, ſo mußten wir die Boote ausſchicken, um die Schiffe wieder herein zu bogſiren. Uebrigens trugen wir Sorge, ſo weit in die Mitte des Kanals zu kommen, als es mit unſrer Sicherheit beſtehen konnte. Um 10 Uhr lieſſen wir den Anker in vier und zwanzig Klafter auf ſchlammigem Boden fallen. Die äußerſten Spitzen der Bay lagen von Norden 40 Gr. Weſtlich bis nach Süden 39 Gr. nach Weſten, eine Meile weit vom Ufer.

Das Wetter war den 30ſten über gelinde, der Wind leicht und veränderlich; es kam aber kein Indianer, ſo daß die ſchwache Hoffnung auf ihre Zurückkunft, die wir bis jetzt noch gehabt hatten, nun gänzlich verſchwand.

Dieſe Bay hat Ueberfluß an wilden Gänſen und Enten, die aber ſo ſehr ſcheu waren, daß wir uns ihnen ſelten bis auf einen Flintenſchuß nähern konnten. Auch giebt es eine Menge Möwen hier, desgleichen einige Adler von der weißköpfigen Gattung, und eine große Menge kleinerer Vögel von verſchiedenen Arten, als Sandläufer, Schnepfen, Kibitze ꝛc.

Unſre Angelhaken und Schnüre wurden faſt immer ausgeworfen; aber die einzige Art von Fiſchen, die wir fingen, war ein der Flünder ähnlicher, welchen die Matroſen die Sandglahrke (*Pleuronectes limaſida*) nennen. Die andren Meerprodukte, die ſich hier finden, ſind Muſcheln, Herzmuſcheln, Rieſenmuſcheln, Krabben und Sternfiſche. Noch muß ich bemerken, daß einer von unſern Leuten, als er mit Haken und Angel fiſchte, ein merkwürdiges Geſchöpf fing, welches ich für eine Art von Polypen halte: es ſchien theils von thieriſcher, theils von Pflanzenſubſtanz zu ſein, und hing an einer kleinen ungefähr drei Fuß langen Gerte.

Da der Wind noch immer leicht und veränderlich blieb, ſo ſtiegen früh Morgens den 1ſten Mai unſre beiden Kapitaine in die Fiſcherboote, um den Hafen aufzunehmen; und Kapitain Portlock ließ Herrn Macleod Befehl zurück: falls der Wind günſtig würde, auch während ſeiner Abweſenheit die Anker zu lichten. Eine Menge von unſern Leuten am Bord beider Schiffe hatten Erlaubniß, ſich am Ufer zu vergnügen; aber da ſich ein Wind aus Südweſten erhob, ſo wurde ihnen um 11 Uhr ein Zeichen gegeben, daß ſie an Bord kommen ſollten. Um 2 Uhr entankerten*) wir, gingen unter Seegel und nahmen unſern Lauf oberhalb des Kanals nach Prinz Wilhelms Sund. Da wir um 6 Uhr nahe am Ufer waren und der Wind ſich legte, ſo ankerten wir in der Bay nach Oſten hin in ein und zwanzig Klaftern Tiefe auf ſchlammigem Boden. Um 10 Uhr Abends kamen unſre Kapitaine zurück; ſie hatten keine Pelzwaaren angetroffen, auch nur wenige Indianer geſehen, und zwar in einer beträchtlichen Entfernung von dem Orte, wo wir lagen.

Die Nacht über hatten wir leichte veränderliche Winde; aber den 2ten, Morgens um 10, kam ein Wind aus Südweſten. Wir lichteten alſo den Anker, gingen unter Seegel und richteten unſern Lauf nach dem Kanal zwiſchen der Inſel Montague und den grünen Inſeln. Um 6 Uhr Nachmittags waren die leztern uns gerade dem Backborde gegenüber. Dieſe Straße iſt des Nachts oder bei ſchlechtem Wetter gefährlich; denn der Kanal iſt, ſogar in ſeiner größten Breite, nicht eine

---

*) Entankern hat man, ſo viel ich weiß, noch nie in der Seeſprache und noch weniger in Schriften gebraucht; indeß iſt es doch ſo analogiſch, und zugleich ſo kurz und bedeutend, daß es wohl anſtatt den Anker lichten in die Schriftſtellerſprache aufgenommen zu werden verdiente; und ich wage es daher, dies Wort zu gebrauchen. Sollten auch die Herren Sprachrichter es aus Gründen verwerfen, ſo kann doch dieſer Verſuch, da er nicht übel gemeint iſt, nicht ſchaden. F.

1787. Mai. Meile frei von verborgenen Felſen. In dieſer Gegend fanden wir durch das Senkblei ſechs bis fünf und zwanzig Faden auf einem ſandigen Boden. Da der Wind gänzlich aufhörte, ſo warfen wir um 7 Uhr einen Anker in dreizehn Faden Tiefe aus; doch als wir merkten, daß wir nahe an einem verborgenen Felſen lägen, ſo nahmen wir ihn wieder ein. Zugleich erhob ſich eine leichte Luft, ſo daß wir im Stande waren, in eine Bay auf Montague-Eiland einzulaufen. Um 9 Uhr ankerten wir wieder in dreizehn Klaftern Tiefe auf ſchlammigem Boden, und befeſtigten das Schiff überdies mit dem Strohm- und Transportanker.

Den 3ten war das Wetter größtentheils gelinde; aber in der Nacht kam ein ſtarker Wind aus Nordweſten. Dieſer machte, daß das Schiff ſich ſehr bewegte und ſchwankte; deshalb entankerten wir das Schiff den 4ten Morgens um 6 Uhr, und fingen an, nach dem Ende der Bay hineinzuwinden. Den Nachmittag warfen wir den beſten Buganker in acht Faden Tiefe, und befeſtigten das Schiff mit dem Strohmankertaue an einem Baume am Ufer. Unſre Kapitaine hatten die Abſicht, im erſten ſichern Hafen, in den wir kämen, die Schiffe an das Ufer zu ziehen, um ihre Boden gänzlich zu beſchaben und eine neue Bekleidung *) darauf zu legen. Da dieſer Ort hierzu vorzüglich gut gelegen war, ſo wurde der King George früh Morgens den 5ten ans Land gezogen, und die Leute ſogleich angeſtellt, deſſen Boden zu beſchaben und zu reinigen, und die Zimmerleute mußten die beſchädigte Bretterbekleidung ausbeſſern. Weil es aber nicht rathſam war, daß beide Schiffe zugleich an das Ufer gelegt würden, ſo mußten unſre Leute unterdeſſen fleiſſig arbeiten: einige räumten den Schiffsraum aus und ſahen die Vorräthe durch; andre wurden an das

---

*) Die Schiffe, welche nicht, ſo weit ſie im Waſſer gehen, mit Kupferplatten bedeckt werden können, muß man doch, um ſie gegen die See- oder Pfahlwürmer (*Teredo navalis L.*) zu ſichern, mit einer Bekleidung verſehen. Man pflegt zu dem Ende braunes Papier (das aus gezupften Ankertauen verfertigt iſt) noch mit Leim oder Pech zu beſchmieren, dann Sand und beſonders geſtoßenes Glas darauf zu ſtreuen, und ſo drei Bogen davon über einander, auf dem Boden des Schiffes, ſo weit er im Waſſer gehen ſoll, zu befeſtigen. Ueber dieſes Papier nagelt man einen halben Zoll dicke Planken; und damit kein Seewurm eindringen könne, ſo werden Nägel mit ¼ Zoll großen Köpfen und beinahe nur ½ Zoll breit von einander, in dieſe Verſchälung von Planken eingeſchlagen, und das Ganze mit Pech und Theer überzogen. Das Seewaſſer löſet die Nägelköpfe auf, und der Roſt macht ſie größer, ſo, daß ſie ſich zulezt berühren, und daß der ganze Schiffsboden mit einer Rinde von Eiſenroſt überzogen iſt. Die Seewürmer können ſich hier nicht durchfreſſen; und

Ufer geſchickt, die Fäſſer mit Waſſer zu füllen, und die Bötticher mußten einige beſchädigte Waſſertonnen und andre Geſäße ausbeſſern. 1787. Mai.

Indeß dieß Alles mit dem gröſten Fleiſſe betrieben ward, nahm Kapitain Dixon (um nichts unverſucht, und keine Gelegenheit, den groſſen Endzweck der Reiſe zu befördern, unbenutzt zu laſſen) früh Morgens den 5ten unſer Fiſcherboot mit dem langen Boote und dem Fiſcherboote des King George, die alle recht wohl bemannt und bewaffnet waren, um in dem naheliegenden Sunde, oder wo ſonſt Bewohner anzutreffen ſein möchten, Handel zu treiben.

Den 6ten mußte unſer Böttcher Sproſſenbier*) brauen. Weil wir oft Gelegenheit erwarteten, uns an der Amerikaniſchen Küſte mit dieſem geſunden Getränke zu verſehen, ſo nahmen wir in Flaſchen eine Menge Bärme oder Jäſt mit, die von einer gewiſſen Miſtriß Stainsby in London verfertigt war; und wir würden ihr Unrecht thun, wenn wir nicht geſtänden, daß die Bärme jetzt unſren größten Erwartungen entſprach, das Sproſſenbier zur Gährung zu bringen: denn ſie war noch ſo gut, als wäre ſie erſt aus England gebracht worden. Die Leute mußten indeß Waſſer vom Ufer holen, und es in den Schiffsraum verpacken, welcher jetzt gänzlich revidirt war.

Den 7ten war der Boden des King George beinahe ganz fertig; wir lieſſen alſo unſre Braamſtangen herunter, und brachten alles über die Seite, um das Schiff an das Ufer zu ziehen.

---

finden ſie ja noch Raum, ſo hindert ſie doch das geſtoßene Glas am Eindringen. Von dieſer Bekleidung iſt indeß hier nicht die Rede; bei dem hier gemeinten Geſchäfte reibt man mit ſtumpfen Beſen erſt die Seegrasarten, die Seetulpen ꝛc. ab, und kratzt oder ſchabt dann mit einem Eiſen die alte Lage von Pech auf; hierauf zündet man trockne Strauchbündel an, und läßt dadurch das noch übrige Pech ſich in den Boden des Schiffes einziehen, und zuletzt legt man denn eine neue Bekleidung von Pech und Theer auf. F.

*) Sproſſenbier wird von den Spitzen oder Sproſſen der weißen und ſchwarzen Amerikaniſchen Sproſſentanne (*Pinus Canadenſis et Pinus Mariana Linn.*) die mit einem aus Sirup gebraueten Biere gekocht werden, verfertigt. Man pflegt auf langen Reiſen getrocknete Hefen oder Jäſt mitzunehmen, um Bier zum Gähren zu bringen. Das Sproſſenbier iſt ein gutes Mittel gegen den Scharbock. F.

1787. May. Den 18ten Morgens benutzten wir die Fluth, das Schiff auf die Sandbank zu ziehen. Um 8 Uhr fingen wir an, es abzukratzen, und nachdem wir die eine Seite gereinigt hatten, brannten wir das Pech ein, und überlegten ſie mit einer Kompoſition von Oel, Theer, Kochfette und Kreide; denn dies war die beſte Bekleidung, die wir ihm jetzt geben konnten. Nachmittags um 5 Uhr, da das Waſſer beinahe wieder hoch war, kehrten wir das Schiff um, um es auf der andern Seite zu reinigen. Wir kratzten es den 19ten ab; aber da das Wetter feucht und ungeſtüm wurde, ſo konnten wir unſre Arbeit nicht beendigen; deshalb ſchickten wir ſo viele Leute, als wir nur entbehren konnten, an das Ufer, um Holz zu ſchlagen.

Früh Morgens den 20ſten kam Kapitain Dixon mit den Booten zurück. Da dieſe Exkurſion mit vielen intereſſanten Umſtänden begleitet war, ſo werde ich Dir eine Beſchreibung davon mit des Kapitains eignen Worten geben, ſo wie ich ſie von ſeinem Journale kopirt habe:

„Dieſen Morgen, den 5ten, ging ich mit den beiden Fiſcherbooten und des King George's langem Boote aus, um Indianer aufzuſuchen, und, wo möglich, einige Felle einzukaufen. Ich hatte die Abſicht, erſt Hinchinbrooke-Bucht zu erreichen, und von da nach Snug-Corner-Bay zu fahren; denn ich wußte, daß ich wahrſcheinlich an dieſen Oertern am erſten Bewohner antreffen würde. Da ſchlechtes Wetter einfiel, ſo lief ich um 8 Uhr in eine Bucht auf Montague-Eiland ein; aber da es ſich um 9 Uhr aufklärte, ſo fuhr ich rund um die Nordöſtliche Küſte der Inſel in eine große Bay. Hier fand ich einige Indianer auf der Jagd, die mir zu verſtehen gaben, daß ſie nach Kap Hinchinbrooke gehörten. Weil es ſchon ſpät Nachmittages war, ſo ankerte ich die Nacht über im langen Boote, und machte die beiden Fiſcherboote jedes auf einer Seite feſt."

„Da die Indianer uns, als die Nacht herbei kam, nicht verlieſſen, ſo befahl ich ſechs Leuten, Wache zu halten, und den übrigen, ihre Waffen in Bereitſchaft zu ſetzen, ſo daß ich ſie jeden Augenblick aufrufen könnte. Die Indianer ſchlichen beinahe bis 2 Uhr um uns herum: ohne Zweifel lauerten ſie auf eine Gelegenheit, unſre Boote abzuſchneiden; aber da ſie fanden, daß wir auf alle ihre Bewegungen aufmerkſam wären, ſo verlieſſen ſie uns endlich."

„Den 6ten, Morgens um 4 Uhr, lichtete ich, und ſeegelte nach Kap Hinchinbrooke hinüber, wo ich um halb acht Uhr vor Anker ging. Hier fand ich verſchiedene Indianer, und kaufte einige Seeotterfelle. Die Indianer zeigten häufig nach Snug-Corner-Bay, und bemüheten ſich, uns zu bedeuten, daß dort ein Schiff vor Anker läge. Wenn gleich dieſer Umſtand meine Neugierde ſehr rege machte, und ich beſonders gern hätte wiſſen mögen, ob dieſe Nachricht wahr wäre; ſo entſchloß ich mich doch, da der Tag jetzt beinahe vorüber war, meine gegenwärtige Lage die Nacht hindurch zu behalten. Das Wetter ließ nehmlich ſehr wenig Gutes hoffen, ſo daß unſere Fahrt nach Snug-Corner-Bucht, unter ſolchen Umſtänden, mit einiger Gefahr und Beſchwerlichkeit verknüpft geweſen ſein würde.“ 1787. Mai.

„Eine genaue und fleißige Wache war dieſe Nacht, wo möglich, noch nöthiger als in der vorigen. Die Indianer, mit denen ich den ganzen Nachmittag um Felle gehandelt hatte, gehörten nicht zu dem Stamme derer, welche ich in der Bucht auf der Nordöſtlichen Spitze von Montague-Eiland antraf. Ihr Betragen war ſehr verwegen und unverſchämt, ob ſie uns gleich nicht geradezu angriffen; und ſie verließen die Boote nicht eher, als mit Tagesanbruch den folgenden Morgen. Ich zweifle nicht, daß der Anblick der mannichfaltigen Handelsartikel, die ich mitgebracht hatte, um mit dieſen Leuten zu tauſchen, ſie veranlaßte, die ganze Nacht auf uns zu lauren, da ſie hoffen mochten, daß ſie vielleicht einige Beute machen würden. Als ſie ſich aber hierin betrogen fanden, ſo ruderten ſie, dem Anſehen nach höchſt mißvergnügt, wieder ab.“

„Den 17ten Morgens früh ſeegelte ich nach Snug Corner-Bay; da aber der Wind den ganzen Tag über ſehr leicht war, ſo folgte das lange Boot ſehr langſam, und die Fiſcherboote ſahen ſich genöthigt, es zu bogſiren. Dies hielt mich ſo ſehr in meiner Fahrt auf, daß ich nicht eher als Abends um 11 Uhr in der Bay ankam. Gegen meine Erwartung fand ich daſelbſt kein Schiff, bemerkte auch keinen von den Einwohnern; deſſen ungeachtet befahl ich, daß man eben ſo genaue Wache halten ſollte, als zuvor, weil ich mich erinnerte, daß bei Kapitain Cook's letzter Reiſe, die Discovery in eben dieſer Bucht an hellem Tage von den Einwohnern war angegriffen worden.“

1787. Mai. „Die Nacht hindurch kam uns kein Einwohner zu nahe; doch am 8ten bei Tagesanbruch zeigten ſich zwei Indianer in einem Boote längs der Seite des Schiffs, und gaben mir zu verſtehen, daß in der Nähe ein Schiff läge; zugleich erboten ſie ſich, mich für eine Schnur Korallen hinzuführen. Mit der größten Bereitwilligkeit nahm ich dies Anerbieten an, und ſegelte mit den Fiſcherbooten ab; das lange Boot aber ließ ich vor Anker liegen, da ich fürchtete, es möchte mich nur in meiner Fahrt aufhalten, und da ich äußerſt begierig war, zu wiſſen, ob wirklich ein Schiff in dieſer Gegend wäre, oder ob die Indianer mich durch eine falſche Nachricht hätten hintergehen wollen."

„Ich war noch nicht weit gekommen, als das Wetter ſehr ſchlecht wurde, und meine Führer mich verlieſſen. Deſſen ungeachtet fuhr ich mit meiner Unterſuchung längs der Küſte bis 12 Uhr fort. Um dieſe Zeit war ich nun an den Eingang einer geräumigen Bucht gelangt; und da das Wetter wieder ſehr ſtürmiſch wurde, wobei Schnee und Schloſſen fielen: ſo hielt ich es für das rathſamſte, wieder zum langen Boote zurückzukehren, wo ich denn auch um 3 Uhr anlangte."

„Um halb 7 Uhr kamen ſechs Kanots in unſre Bucht, und ſagten mir: es läge nicht weit von uns ein Schiff, zu dem ſie hinfahren wollten; zugleich erboten ſie ſich mir den Weg zu zeigen. Das Wetter war zwar noch ſehr ſchlimm; da ſie aber nach dem Hafen, und nicht hinaus in die See lieſen, wie meine Führer dieſen Morgen gethan hatten, ſo fuhr ich mit ihnen in meinem eignen Fiſcherboote ab, ließ aber das andre nebſt dem langen Boote in der Bucht zurück."

„Um 10 Uhr Abends kamen wir in dem Meerbuſen an, wo das von mir ſo ſehnlich gewünſchte Schiff lag. Ich fand, daß es eine Schnau war, die Nutka genannt, die von Bengalen kam, und von dem Kapitain Meares unter Engliſcher Flagge geführt ward."

„Ich erfuhr von dem Kapitain Meares, daß er im März 1786 von Bengalen abgeſegelt, und im Auguſt nach Unalaska gekommen ſei. Von da hatte er ſeinen Lauf nach Cooks-Fluß gerichtet, in den er über die unfruchtbaren Inſeln (*barren Islands*) hatte einlaufen wollen. Da aber damals das Wetter trübe und neblicht war, ſo kam er nach der Pfingſt-Bay, durch welche er einen Durchgang nach dem Cooks-Fluſſe fand. In dieſer Straße begegnete er einer Geſell-

Geſellſchaft Ruſſiſcher Koloniſten, welche ihn benachrichtigten, daß das Land Oſtwärts von der Meerenge von ihnen Kadjak genennt würde, und daß ſie ſich daſelbſt niedergelaſſen hätten; ferner ſagten ſie, es lägen jetzt zwei Europäiſche Schiffe zu Kadjak vor Anker, und neulich hätten ſie zwei andre Schiffe im Cooks-Fluſſe geſehen. Dieſe Nachricht bewog ihn, nach Prinz Williams Sund hinzuſteuern, wo er zu Ende des Septembers ankam.“ 1787. Mai.

„Er hatte in dem Meerbuſen, wo ich ihn jetzt fand, überwintert, und ſein Schiff ſaß noch feſt im Eiſe. Unter ſeinen Leuten waren von dem Skorbut große Verwüſtungen angerichtet worden; denn er hatte durch dieſe fürchterliche Krankheit ſeinen zweiten und dritten Steuermann, den Chirurgus, den Bootsmann, den Schiffszimmermann, den Böttcher, den Segelmacher und eine Menge von den beſten Seeleuten verloren, und der Ueberreſt von ſeiner Mannſchaft war einmal ſo entkräftet, daß weiter Niemand, als Kapitain Meares ſelbſt, auf dem Verdecke herumgehen konnte.“

„Er freuete ſich ſehr, daß er zwei Schiffe, welche ihm in ſeiner Noth einigermaßen beiſtehen konnten, ſo nahe bei ſich hatte; und mir machte es kein geringes Vergnügen, ihn zu verſichern, daß er mit allem Nothwendigen, was wir nur irgend entbehren könnten, verſehen werden ſollte. Da Kapitain Meares's Leute nun beſſer geworden waren, ſo bat er, ich möchte mir nicht die Mühe machen, ihm Erfriſchungen zu ſchicken; denn er würde bald in ſeinem eignen Boote zu uns an Bord kommen.“

„Ich verließ die Nutka um 3 Uhr Morgens den 9ten, und gelangte um 8 Uhr zu meinen Booten. Um 10 Uhr lichtete ich die Anker, und richtete meinen Lauf nach unſern Schiffen; weil ich nun überzeugt war, daß keine Ausſicht da wäre, Felle von einigem Werth anzutreffen. Gegen Mittag ward es beinahe windſtill, und die Fiſcherboote waren genöthigt, das lange Boot zu bogſiren.“

„Indeß wir ſo durch den Sund fuhren, kamen einige Kanots zu uns. Einer von den Indianern darin hatte einige Seeotterfelle, die er uns zum Verkauf anbot. Er erblickte von ungefähr eine Bratpfanne, worin meine Leute auf dem langen Boote ihre Speiſen zubereiteten. Da er ſie einzutauſchen verlangte, ſo boten wir ſie ihm an; aber er weigerte ſich, ſie ganz anzunehmen, und verlangte, wir ſollten

1787. Mai. den Stiel abbrechen. Dieſen ſchien er als etwas von unſchätzbarem Werthe anzuſehen; die Pfanne ſelbſt aber verwarf er mit Verachtung.“

„Da gegen 6 Uhr ein friſcher Wind wehete, ſo lieſſen die Fiſcherboote ihre Bogſirtaue fahren. Bald nachher wurde das Wetter ſehr rauh mit beſtändigem Schnee und Schloſſen; dies veranlaßte, daß ſich die Boote trennten. Die Nacht war ſehr ſtürmiſch, und ich kam nicht eher an Bord meines eigenen Schiffes, bis um 4 Uhr Morgens den 10ten. Die Boote des King George langten faſt um eben die Zeit an.“

Den 10ten, um 11 Uhr Vormittags, kam Kapitain Meares, in Begleitung des Herrn Roß, ſeines erſten Steuermanns, in ſeinem eigenen Boote an Bord des King George, und brachte einige Säcke Reiß mit, um ſie gegen verſchiedene Erfriſchungen einzutauſchen, deren ſie ſehr benöthigt waren. Wir erfuhren von ihnen, daß ſeit einigen Jahren aus verſchiedenen Gegenden in Oſtindien ein Pelzhandel nach dieſer Küſte getrieben worden ſei.

Sie erzählten uns verſchiedenes von dem glücklichen Fortgange ihrer Handlung; aber hierauf konnte man ſich nicht allzu ſicher verlaſſen, da der Kapitain und ſein Steuermann ſelten in ihren Erzählungen überein kamen: bald hatten ſie zweitauſend Seeotterfelle gekauft, bald nur ſiebenhundert. Indeß iſt es gewiß, daß ſie eine beträchtliche Menge Felle von Werth zuſammen gebracht hatten, und zwar die meiſten, wo nicht alle, in Prinz Williams Sund.

Kapitain Meares glaubte ſeine Reiſe in zwölf Monaten geendigt zu haben; aber da der Froſt eher einfiel, als man erwartete, ſo wurde er dadurch unvermeidlich den ganzen Winter im Sunde aufgehalten. Der große Verluſt, den ſie durch Krankheit erlitten, iſt ſchon erwähnt worden; unglücklicherweiſe geriethen ſie in die größte Noth wegen Mangel an Brennholz, und zwar gerade zu der Zeit, da die wenigen übrig gebliebenen Leute des Kapitain Meares äußerſt ſchwach und entkräftet waren; und eine Zeit lang bekamen ſie nur mit der äußerſten Mühe ſo viel Holz an Bord, als ſie täglich verbrauchten. Auf unſre Nachfrage: ob bloß der Skorbut ohne ſonſt eine andre Krankheit, ſolche ſchreckliche Verwüſtungen unter den Leuten der Nutka angerichtet hätte? erfuhren wir, man habe während des außerordentlich kalten Wetters den Leuten ohne Unterſchied den freien und uneingeſchränkten Gebrauch des Brandweins erlaubt; und ſie hätten ihn nun gegen Weihnachten in ſolchem Uebermaße zu ſich genommen, daß viele von ihnen vierzehn Tage lang nicht im Stande geweſen wären, ihre Hangematten zu verlaſſen. Wenn man hierbei nun noch in Anſchlag bringt, daß ihr Brandwein an ſich außerordentlich ſchlecht war, ſo hat man Urſache zu glauben, daß er, zumal da er ſo unmäßig getrunken wurde, nicht weniger ſchädlich geweſen iſt, als der Skorbut ſelber. Dieſen Fall angenommen, war es gewiß von Kapitain Meares ſehr unüberlegt, daß er ſeinen Leuten ſolche ſchädliche Ausſchweifungen geſtattete; und ich glaube, daß ihr geringer Vorrath von antiſkorbutiſchen Mitteln, welche für ſolche Reiſen unumgänglich nöthig ſind, es ihnen ganz unmöglich gemacht hat, der grauſamen Krankheit Einhalt zu thun, die den Seeleuten oft ſo gefährlich wird. 1787. Mai.

Am 11ten Vormittags verlieſſen uns Kapitain Meares und Herr Roß. Sie wurden mit ſo vielem Mehl, Zucker, Sirup, Brandwein u. ſ. w. verſehen, als wir nur entbehren konnten; und um ihnen alle Hülfe zu leiſten, die nur in unſrer Macht ſtand, ließ Kapitain Portlock ihnen zwei Seeleute zukommen, die ihr Schiff mit nach den Sandwich-Inſeln führen ſollten, wohin Kapitain Meares, ſobald das Wetter es erlaubte, zu ſeegeln Willens war. Es blieb uns nun kein Räthſel mehr, was die Indianer, die wir in der erſten Bucht antrafen, damit ſagen wollten, daß ſie gegen Prinz Williams Sund hinwieſen, und das Wort Nutka ſo oft wiederholten. Auch wunderten wir uns nicht mehr, daß ſie unſre Hunde geliebkoſet und Engliſch geſprochen hatten. Ihre Ausſprache iſt übrigens außerordentlich artikulirt, und einer von ihnen ſchien mehrere Wochen am Bord der Nutka geweſen zu ſein. Doch wieder zu unſern Geſchäften auf dem Schiffe.

Gegen Mittag den 10ten, da das Wetter ziemlich mäßig wurde, beendigten wir die Schiffsverkleidung, und den Nachmittag wanden wir den Ankertau ein, womit das Schiff befeſtigt war.

Den 11ten waren wir beſchäftigt, den unterſten Schiffsraum anzufüllen, und Holz und Waſſer hinein zu bringen. Die Waffenſchmiede von beiden Schiffen hatten ein Zelt am Ufer, und machten ſehr fleißig Tohies, weil wir unſern Ambos verloren hatten; wir nahmen auch beinahe eine Tonne Steine als Ballaſt ein, ſetzten unſre Bramſtangen auf, und machten das Tauwerk zurecht. Den 12ten brachten wir da-

1787. Mai. mit zu, daß wir Waſſer füllten und ſonſt Alles zur Abreiſe fertig machten. Hier will ich Dich für jetzt verlaſſen. Ich werde mich glücklich ſchätzen, wenn ich Dir in meinem nächſten Briefe günſtigere Nachrichten von unſerm guten Glücke melden kann, als bisher. Ich bin Dein

Montague-Eiland, den 13. Mai. W. B.

Dreißigſter Brief.

Das lange Boot des King George wird nach dem Cooks-Fluſſe geſchickt — Die zum Fiſchen ausgeſchickten Leute laufen Gefahr von den Indianern umgebracht zu werden — Die Schiffe verlaſſen Montague-Eiland, und trennen ſich hernach — Die Queen Charlotte langt zu Port Mulgrave an.

Da jetzt unſer letzter Aufenthalt an der Küſte ſehr geſchwind fortrückte, ſo hielten wir eine Trennung für das beſte Mittel, unſer Glück im Handel auf den übrigen Theil des Jahres zu befördern; daher ward beſchloſſen, Kapitain Portlock's langes Boot unter der Führung der Herren Hayward und Hill nach dem Cooks-Fluſſe zum Handel auszuſchicken. Der King George ſollte, bis das Boot wieder käme, in Prinz Williams Sund bleiben, und unſer Schiff zu gleicher Zeit nach King George's Sund ſegeln und ſich immer an der Küſte halten, um keine Gelegenheit zu verſäumen, wo ſich Felle einſammeln lieſſen. Du wirſt vielleicht ſagen, dieſe Vertheilung unter uns ſei ſehr überlegt geweſen; aber es war in der That hohe Zeit alle Kräfte anzuſtrengen: denn da wir fanden, daß man uns zuvorgekommen war, und da wir mit großer Wahrſcheinlichkeit erwarten konnten, daß es uns in King George's Sund eben ſo gehen würde, ſo hatten wir eben nicht die angenehmſten Ausſichten.

Den 12ten Mai Nachmittags reiſten die Herren Hayward und Hill in dem langen Boote nach dem Cooks-Fluſſe ab, und nahmen ein eigenes Aſſortiment von Waaren mit, welche ſie zum Handel mit den Eingebornen nöthig hatten. Bald nach ihrer Abfahrt, kamen zwei Kanots an unſer Schiff, in deren einem 8 und im andern 3 Leute waren; ſie brachten zwar nichts mit, indeß verſprachen ſie, den folgenden Tag in Begleitung ihres Oberhauptes mit einer Menge Waaren wieder zu kommen.

Da den 13ten Morgens das Wetter hell und heiter, der Wind aber leicht und veränderlich war, und es möglich ſein konnte, daß die Indianer wieder kämen: ſo wurden fünf von unſern Leuten mit einem Oberbootsmanne auf den Fiſchfang ausgeſchickt, aber mit dem Befehle, die Schiffe nicht aus dem Geſichte zu verlieren. Andre bekamen indeſſen Erlaubniß, ſich am Ufer zu beluſtigen. 1787. Mai.

Um 1 Uhr hatten wir das Vergnügen, zwei große und einige kleine Boote mit Indianern um die Nordöſtliche Spitze der Bay kommen zu ſehen. Als ſie unſer Schiff erblicken konnten, fingen ſie an zu ſingen, und ſchlugen dabei mit ihren Rudern im Waſſer regelmäßig den Takt. Es ſchien, als ob ihr Singen mehrentheils durch ihr Oberhaupt dirigirt würde, und die Kadenzen waren nicht ganz ohne alle Harmonie. Als ſie an die Seite des King George kamen, überhäuften ſie uns mit freundſchaftlichen Grüßen, und zugleich zeigte ihr Oberhaupt, deſſen Name Schanwä war, einen Brief an Kapitain Portlock, welcher, wie er ſagte, von der Nutka käme. Hierauf ward er mit einer Anzahl von ſeinen Leuten an Bord genommen.

Wie es ſcheint, gehörte die Jagd-Partei, welche wir bei unſrer erſten Ankunft den 24ſten April ſahen, zu dem Stamme des alten Schanwä. Dieſe Leute lebten in der Nähe von Snug-Corner-Bucht, und hatten bei ihrer Rückkehr den Kapitain Meares benachrichtigt, daß ſie in einer großen Entfernung den Kanal hinunter zwei Schiffe vor Anker geſehen hätten. Darauf hatte er ſogleich den erwähnten Brief geſchrieben, ohne zu wiſſen, an wen er ihn beſonders richten ſollte, und ihn den Indianern gegeben. Dieſe treuen Booten verſprachen ihm, ſogleich zu uns zurückzukehren; aber ſie konnten ihren Weg nicht eher finden, bis jetzt, da der Brief von keinem Nutzen mehr war.

Kapitain Portlok's Bewegungsgrund, Schanwä's Leute an Bord zu nehmen, kam von der Meinung her, daß eine ſolche Gefälligkeit ſie aufmuntern würde, aufrichtiger zu handeln; allein zu ſeiner großen Kränkung fand er bald, daß nicht der Handel ſie antrieb zu ihm zu kommen: denn das wenige was ſie brachten, war bloßer Ausſchuß, und ſie hatten ihm den Brief nur in der Abſicht gebracht, um Gelegenheit zu haben, Alles, was ihnen unter die Hände käme, zu ſtehlen. Ich konnte ihre meiſten Bewegungen vom Hintertheile des Verdeckes ſehen, und muß ſagen, daß ſie mit ſehr vieler Verſchlagenheit zu Werke gingen. Schanwä und

1787. Mai. einige von ſeinen Leuten gaben ſich alle Mühe, das Volk auf dem **King George** durch Singen und Tanzen zu unterhalten; während der Zeit nun gingen die übrigen an die andere Seite des Verdecks, und warfen Alles, was ihnen unter die Hände kam, in die Boote ihrer Gefährten. Kapitain **Portlock** bemerkte bei ſeinen Gäſten ſogleich Neigung zum Stehlen; aber da er ſie nicht mit Gewalt verjagen wollte, ſo ſtellte er ſeine Leute an verſchiedne Orte des Schiffs, um auf ihre Bewegungen Acht zu geben. Doch dieſer Vorſicht ungeachtet, ſtahlen ſie ſehr viele Sachen und brachten ſie unbemerkt in ihre Boote. Wenn ſie auf der That ertappt wurden, ſo lieſſen ſie ihre Beute mit der gröſsten Gleichgültigkeit fahren; allein, was einmal in ihrer Gewalt war, ließ ſich ſehr ſchwer wieder bekommen. Zuerſt ſuchten ſie nur Eiſen und Kleidungsſtücke zu ſtehlen; aber da ſie fanden, daß ſie genau bewacht wurden, ſo war ihnen alles einerlei, und ſie nahmen, was ſie nur erreichen konnten.

Als ſie ihre Neugier befriediget hatten, und nun ſahen, daß man ihrem Rauben Einhalt that, ſo verließen uns der alte **Schanwä** und ſeine Leute Nachmittags um 5 Uhr. Um dieſe Zeit lag unſer Fiſcherboot ungefähr zwei Meilen von den Schiffen vor Anker, und die Leute in demſelben waren mit Fiſchen beſchäftigt. Da dies die Indianer, welche aus der Bay wegruderten, von ungefähr bemerkten; ſo nahmen ſie ihren Weg gerade darauf zu. Kapitain **Portlock**, der beſtändig auf **Schanwä's** Bewegungen ſehr aufmerkſam geweſen war, und ihm nicht viel Gutes zutrauen konnte, ward hierüber unruhig, bemannte ſein Fiſcherboot nebſt der Jölle, und fuhr ſogleich zu ihrem Beiſtand aus. Er ſtand nehmlich nicht allein wegen des Boots, ſondern auch wegen ſeiner Leute in Sorgen, da die Indianer mit Meſſern und Speeren bewafnet waren. Auch unſere Jölle ward abgeſchickt, um ihnen, wenn es nöthig wäre, beizuſtehen; und zu gleicher Zeit ließ Kapitain **Dixon** eine Drehbaſſe abbrennen. Der Schall hiervon erſchreckte, wie wir ſehen konnten, die Indianer nicht wenig, und ſie ruderten nun ſogleich in der gröſsten Eile davon.

Als unſre Leute an Bord zurückkamen, erfuhren wir, daß unſre Beſorgniß in Anſehung ihrer nicht ohne Grund geweſen wäre. Die Indianer hatten ihren Anker zu ſtehlen geſucht, und wirklich einige von ihren Angelſchnüren genommen; ja, als ſich ein junger Burſche von unſern Leuten weigerte, ſeine Schnur fahren zu laſſen, ſo wollte einer der Indianer ihn mit ſeinem Speere durchrennen. Doch dies verhinderte Schanwä, der, zum Glück für unſere Leute, friedlichere Geſinnungen hatte, und zufrieden war, wenn er nur ruhig ſtehlen konnte. 1787. Mai.

Dies warnte uns hinlänglich, in Zukunft keinen Indianern mehr zu trauen, ja auch nicht einmal zuzulaſſen, daß ſie an Bord kämen. Schon vorher hatte Kapitain Meares uns Nachricht gegeben, daß ein von China gekommenes Schiff mit den Einwohnern in King George's Sund in Streit gerathen war. Hierbei verloren verſchiedene Indianer ihr Leben; die übrigen handelten aber nachher mit ihnen wieder ſo gleichgültig, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Unſere Leute, die zum Fiſchen ausgeſchickt waren, hatten ziemliches Glück; ſie fingen eine große Menge Glahrken (*Pleuronectes Limanda L.*) und einige wenige Meergründeln (*Gobius L.*)

Die Vögel und die Produkte des Meeres ſind hier dieſelben, wie in der Bay, worin wir zuerſt vor Anker lagen. Wahrſcheinlich werden, wenn die Hitze der Sonne den Schnee ſchmilzt, und dadurch kleine Bäche entſtehen, auch Lachſe hier ſein; aber jetzt hatte ſie nicht den geringſten Eindruck auf dieſe fürchterliche Maſſe gemacht, und die Gegend um uns her war voll von allen Schrecken des Winters. Die Fluth iſt hier zur Nachtzeit ſtärker, als am Tage, ob ich gleich nicht mit Gewißheit ſagen kann, wie hoch ſie ſteigt.

Wir warteten nun mit einer Aengſtlichkeit, die an Ungeduld gränzte, auf einen guten Wind, der uns von dieſem Orte wegführen könnte. Da ſich am 14ten Morgens ein leichter Wind aus Südoſten erhob, ſo lichteten wir um 4 Uhr die Anker, und ſeegelten aus der Bay. Gegen Mittag ſetzte ſich der Wind nach Südweſten um, und war uns alſo vollkommen günſtig, um in den Kanal in Prinz William's Sund hineinzuſeegeln. Gegen Mittag hatten wir die Nördliche Spitze von Montague-Eiland im Geſicht, die nach Nordoſten lag. Nach unſern Beobachtungen waren wir in 60 Gr. 23 Min. N. Breite; und die Abweichung des Kompaſſes fanden wir 29 Gr. 46 Min. Oeſtlich.

Da gegen Nachmittag der Wind friſcher wurde; ſo ging Kapitain Dixon an Bord des King George, um von dem Kapitain Portlock Abſchied zu nehmen, weil wir uns dem Orte näherten, wo wir uns, der Verabredung zufolge, tren-

1787. Mai. nen wollten. Um 7 Uhr kehrte er an Bord zurück. Wir nahmen unſre Boote ein, und ſchieden mit wehenden Flaggen und drei herzlichen Huzzas von einander. Kapitain Portlock ſteuerte nach Hinchinbrooke's Bucht, und wir richteten unſern Lauf nach dem Durchgange zwiſchen dem Kap Hinchinbrooke und Montague's Eiland. Während der Nacht hatten wir einen anhaltenden mäßigen Nordweſtwind.

Am 15ten, um 4 Uhr Morgens, lag das Kap Hinchinbrooke N. W. halb W., ungefähr acht große Seemeilen von uns entfernt, und das äußerſte Ende von Montague-Eiland von Süden 55 Gr. Weſtlich, nach Weſt-Nord-Weſten. Als wir das Senkblei warfen, fanden wir 35 Faden Waſſer und einen ſandigen Grund. Um 8 Uhr lag Kap Hinchinbrooke nach Norden 63 Gr. Weſtlich. Vormittags verminderte ſich der Wind, und gegen Mittag ward er leicht und veränderlich. Faſt in jeder Richtung, beſonders aber gegen das Land, ſah man eine große Menge von Wallfiſchen. Unſere Mittagshöhe zeigte 59 Gr. 48 Min. N. Br. Kap Hinchinbrooke lag nach Norden 65 Gr. Weſtlich, ungefähr zwölf große Seemeilen entfernt, und die Südweſtliche Spitze von Montague-Eiland nach Süden 63 Gr. Weſtlich.

Um 7 Uhr Nachmittags ſahen wir Kaye's Eiland, welches Nördlich 40 Gr. Oeſtlich lag. Wir hatten noch immer leichte Winde und zu Zeiten Windſtillen. Am 16ten gegen Mittag war unſere Breite 59 Gr. 28 Min. Nördlich, und die Länge 145 Gr. 20 Min. Weſtlich. Kaye's Eiland lag nach Norden 12 Gr. Oeſtlich. Wir hatten von 50 bis zu 80 Faden Waſſer und einen ſchlammigen Boden. Da ſich gegen Abend der Wind nach Oſten veränderte, ſo legten wir gegen 10 Uhr das Schiff um, und ſeegelten während der Nacht Südlich. Um Mitternacht warfen wir das Senkblei aus, fanden aber mit 140 Faden noch keinen Grund.

Den 17ten und 18ten hatten wir leichte veränderliche Winde und bisweilen Windſtillen; das Wetter war ziemlich gut. Den 18ten Nachmittags ſahen wir den Berg St. Elias. Er lag um 8 Uhr Nördlich 29 Gr. Oeſtlich, und die Südliche Spitze von Kaye's Eiland Weſtlich.

1787. Mai.

Nachmittags den 19ten hatten wir einen ſtarken Wind von Oſt-Nord-Oſten, und große Queerwogen von Süden. Dies verurſachte, daß wir bei den Seegeln zwei Reffe einzogen; aber gegen Abend ward das Wetter wieder mäßig.

Den größten Theil des 20ſten hatten wir leichte unbeſtändige Winde mit häufigen Windſtillen. Unſre Nördliche Breite war gegen Mittag 59 Gr. 9 Min., und unſre Weſtliche Länge 143 Gr. 34 Min. Der Berg St. Elias lag nach Norden bei Oſten. Des Abends gegen 8 Uhr erhob ſich glücklicherweiſe ein Wind von Weſten mit hellem Wetter begleitet; dies machte, daß wir wieder nach der Küſte hin ſeegeln konnten, welche in dieſer Lage beinahe nach Oſten und Weſten hin liegt.

Am 21ſten Vormittags war das Wetter dick und neblicht, und dabei wehete noch immer ein mäßiger Weſtwind. Nach unſrer Beobachtung hatten wir um Mittag 59 Gr. 21 Min. N. Breite und 141 Gr. 34 Min. W. Länge. Um 8 Uhr Abends ſetzten wir unſere Seegel dem Winde näher, da wir eine niedrige Landſpitze ſahen. Dieſe lag Nördlich 40 Gr. Oeſtlich, und die äußerſten Enden des Landes, das wir im Geſicht hatten, lagen von Norden 32 Gr. Weſtlich bis nach Norden 76 Gr. Oeſtlich, ungefähr vier Meilen von uns entfernt. Da es nicht klüglich geweſen wäre, in der Nacht nach dem Ufer zuzuſteuern, ſo wendeten wir um 9 Uhr das Schiff, und hielten uns Südwärts. Als wir das Senkblei auswarfen, fanden wir ſechzig Faden auf einem ſchlammigen Grunde.

Früh Morgens den 22ſten wendeten wir das Schiff, und liefen Nördlich; aber zum Unglück hatten wir leichte veränderliche Winde und dickes neblichtes Wetter. Um 9 Uhr ſahen wir indeß Land, das von Nord-Weſt zu Norden nach Oſt-Nord-Oſt hin lag. Da hier allem Anſcheine nach eine Bucht war, ſo beſchloß Kapitain Dixon, ſie zu unterſuchen, zumal da vielleicht Einwohner hier ſein, und wir alſo auf einigen Handel Rechnung machen konnten.

Leichte Winde und öftere Windſtillen verhinderten uns, ans Land zu kommen, und zugleich war das Wetter dick und neblicht. Als wir das Senkblei auswarfen, fanden wir 70 bis 80 Faden auf einem ſchlammichten Grunde. Da ſich den 23ſten um halb 3 Uhr Morgens ein leichter Wind von Oſten erhob, ſo richteten wir unſern Lauf nach der Weſtlichſten Spitze des Landes, welches damals noch fünf Meilen entfernt war. Um 4 Uhr befanden wir uns noch zwei Meilen vom Ufer

1787. Mai. entfernt; beim Sondiren hatten wir 42 Faden und einen ſchlammichten Boden. Da der Morgen ſehr dick und neblicht war; ſo ward das Fiſcherboot um 6 Uhr ausgeſetzt, und Herr Turner, unſer zweiter Steuermann, in die Nord-Nord-Oſt gelegene Bay geſchickt, um einen Platz zum Ankern zu ſuchen.

Bald nachher, als das Boot ausgelaufen war, bemerkten wir ein kleines Kanot mit einer Perſon darin, die am Eingange der Bay zu fiſchen ſchien. Wir freueten uns bei dieſem Anblick außerordentlich, da es dadurch gewiß ward, daß wir Einwohner in dem nahe liegenden Hafen finden würden.

Um 8 Uhr kehrte Herr Turner zurück, und berichtete, daß er einen vortreflichen Hafen gefunden, und ſehr viele Einwohner geſehen hätte. Da ſich der Wind verlor, ſo ward unſere Jölle ausgeſetzt, und nebſt dem Wallfiſchboote voraus abgeſchickt, um das Schiff in die Bay zu bugſiren; allein um 10 Uhr fanden wir, daß unſer Bugſiren vergeblich ſein würde, da die Fluth zu ſtark gegen uns anlief. Nun fingen wir ſogleich an, das Schiff die Bay hinauf zu winden; aber dieſes brachte uns nur langſam vorwärts, da wir fünf und vierzig bis funfzig Faden Waſſer hatten, und die Tiefe, ſo wie wir weiter in die Bay hineinkamen, immer noch mehr zunahm. Die Stelle, welche Herr Turner zum Ankern gewählt hatte, war hinter einer niedrigen Landſpitze gegen Norden, ungefähr drei Meilen tiefer in die Bay hinein. Ob wir nun gleich alles Mögliche thaten, noch bei Tage dahin zu kommen, ſo waren wir doch nicht eher, als bis gegen 8 Uhr, im Stande, den kleinen Buganker auszuwerfen. Wir hatten 65 Faden Waſſer auf einem ſchlammichten Grunde.

Unſre Ausſichten fangen nun an, heitrer zu werden. Du kannſt darauf rechnen, bei der erſten Gelegenheit Nachricht von unſrem guten Fortgange an dieſem Orte zu erhalten. Der Deinige.

Port Mulgrave, den 24. Mai.

W. B.

Ein und dreißigſter Brief.

1787. Mai.

Vorfälle zu Port Mulgrave — Nachricht von den Eingebornen — Ihre Methode beim Fiſchen — Kochen — Begräbnißörter — Waaren die ihnen beim Handel nicht gefielen.

Das äußerſte Ende der Bai, worin wir Abends am 23^{ſten} den Anker warfen, war von Weſten nach Norden 42 Gr. Weſtlich; und die Spitze, um welche herum unſer Hafen lag, in Norden 20 Gr. Oeſtlich; unſere Entfernung vom Ufer betrug keine volle Meile. Indeß wir unſer Schiff in die Bay hineinwanden, kamen verſchiedene Kanots an die Seite deſſelben. Wir redeten die Leute mit einigen von den Worten an, die wir von den Wilden in Prinz Williams Sund gehört hatten; allein ſie verſtanden uns ganz und gar nicht. In der That wurden wir faſt beim erſten Anblicke völlig überzeugt, daß dies Volk eine von jenen ganz verſchiedene Nation ſei. Ihre Kanots beſtanden ganz aus Holz, waren ſauber ausgearbeitet, und hatten mit unſern Wallfiſchbooten einige Aehnlichkeit.

Südlich von unſrer gegenwärtigen Station befand ſich eine enge Bucht, die eine große Strecke in das Land hinein zu gehen ſchien, und ſich nach innen zu immer mehr erweiterte.

Früh Morgens am 24^{ſten} ſahen wir am Strande, nahe am Eingange dieſes Meerbuſens, ſehr viele Einwohner, die uns durch Zeichen zu verſtehen gaben, daß wir ans Ufer kommen möchten; auch entdeckten wir Rauch, der hinter einigen Fichten in einer kleinen Entfernung um die Spitze herum aufſtieg. Hierauf ging Kapitain Dixon im Wallfiſchboote ab, um den Platz in Augenſchein zu nehmen, weil er es, nach dieſen Umſtänden zu ſchließen, für wahrſcheinlich hielt, daß dort der vorzüglichſte Aufenthalt der Indianer wäre; denn nach ſeiner Meinung, war dieſe Lage, wenn ſich daſelbſt ein bequemer Ankerplatz fände, weit bequemer, als die, welche Herr Turner ausgeſucht hatte. Er fand eine Menge Einwohner und zwei oder drei Hütten, die nur für eine gewiſſe Zeit aufgerichtet waren; allein der Eingang in den Meerbuſen war zu ſeicht, als daß unſer Schiff hätte hindurch gehen können. Da wir nun um 8 Uhr einen friſchen Wind von Oſten bekamen, ſo lichteten wir die Anker, und fingen an, uns in den Hafen nach Norden hinein zu arbeiten. Um 2 Uhr

1787. Mai. ankerten wir in acht Faden auf ſchlammigem Grunde, einen Piſtolenſchuß weit vom Ufer, und ganz nahe an zwei großen Indianiſchen Hütten.

Wir waren nun vollkommen vom Lande eingeſchloſſen, von niedrigen flachen Inſeln, auf denen faſt gar kein Schnee zu ſehen war, umgeben, und ſehr gut gegen alle Winde und gegen das Wetter geſchützt.

Die Leute ſchienen über unſre Ankunft ſehr vergnügt zu ſein, und viele von ihnen kamen ſogleich an die Seite unſres Schiffes. Sie begriffen bald, was wir haben wollten, und ein alter Mann brachte uns acht oder zehn vortrefliche Seeotterfelle. Theils dieſer Umſtand, theils der, daß wir weder Korallen und andre Zierathen, noch eiſernes Geräth bei ihnen ſahen, ließ uns vermuthen, daß noch niemand da geweſen ſei, der mit ihnen Handel getrieben hätte, und daß wir folglich hier eine gute Erndte halten würden. Allein unſre Vermuthungen waren auf einem ſandigen Grunde gebauet; denn bei weiterer Bekanntſchaft mit unſern Nachbarn zeigten ſie uns eine Menge Glaskorallen, und eben ſolche Meſſer und Speere, als wir in Prinz Williams Sund geſehen hatten. Und zu einem traurigen Beweiſe, daß wir bloß die Nachleſe von glücklicheren Handelsleuten hätten, dienten uns auch die ſchlechten Felle, die ſie uns zum Verkaufe brachten, und von denen bloß die wenigen ſchon vorher erwähnten eine Ausnahme machten.

Vom 25ſten Mai bis zum 1ſten Juni war unſer Handel ſehr geringe. Wir wurden häufig von den Leuten beſucht, die ſich in dem gedachten Meerbuſen aufhielten. Sie gehörten aber zu dem Stamme unſrer Nachbaren, und beſaßen nur ſehr wenige Felle von einigem Werthe.

Ich habe ſchon vorhin bemerkt, daß eine Menge kleiner Inſeln um uns her lag. Da dieſe verſchiedene Meerbuſen und Hafen bildeten, ſo beſchloß Kapitain Dixon, das Ganze in Augenſchein zu nehmen, indem er hoffte, daß ein ſo großer Sund, als dieſer zu ſein ſchien, eine weit größere Anzahl von Einwohnern enthielte, als wir bis jetzt geſehen hatten. Allein da das Wetter noch dick und neblicht blieb, und ein beſtändiger Regen anhielt, ſo ward ſeine Abſicht vereitelt. Den 1ſten Junius war der Morgen ziemlich heiter, und nun ging er um 10 Uhr in dem Wallfiſchboote ab, um die da herum liegenden Hafen zu unterſuchen. Er nahm einen Indianer, der häufig am Bord geweſen war und ganz guten Verſtand zu haben ſchien, zum Führer mit ſich. 1787. Junius.

Nachmittags um 5 Uhr kam Kapitain Dixon von ſeiner Beſichtigung zurück, die aber ſeiner Erwartung ganz und gar nicht entſprach. Er hatte in verſchiedenen Gegenden des Sundes hier und da einige Hütten zerſtreut gefunden; es wohnten aber nur ſolche Leute, die wir ſchon geſehen, darin, und es war ihm überdies nicht ein einziges Fell von einigem Werthe angeboten worden. Der Erfolg unſrer Bemühungen an dieſem Orte war in der That ſehr von dem verſchieden, was wir nach ſeiner verſprechenden Lage und nach dem erſten Auftritt der Einwohner hätten erwarten ſollen. Aber wir konnten unmöglich ihre Armuth ſogleich entdecken. Obgleich alles, was wir hier aufkauften, nur in ſechzehn guten Seeotterfellen, zwei ſchönen Pelzen von den Murmelthieren ohne Ohren, einigen wenigen Rakuhnsfellen und noch einigen von geringerem Werthe, nebſt Stücken von Bieberfellen, beſtand, welches alles ein einziges Faß anfüllte: ſo entdeckten wir doch nicht eher, als am 3ten Junius (zehn Tage nach unſerm Einlaufen in dieſen Hafen) daß der ſehr geringe Vorrath der Einwohner gänzlich erſchöpft war, und daß ſie ſich auch beinahe des Nothwendigſten beraubt hatten, um ihren Handel ſo viel als möglich zu verlängern. Dieſe unangenehme Verzögerung ward durch die langſame, bedächtige Art, womit die Einwohner handeln, verurſacht. Vier oder fünf Leute kommen in einem Kanot an die Seite des Schiffs, und warten wohl eine Stunde, ehe ſie ſich nur im mindeſten merken laſſen, daß ſie etwas zu verkaufen haben. Dann geben ſie mit einem bedeutenden Achſelzucken und andren Geberden zu verſtehen, daß ſie etwas von Werth zum Handel mitgebracht haben, und verlangen das, was man ihnen dagegen zu geben Willens iſt, zu ſehen, und dies noch vorher, ehe ſie ihre Waaren vorzeigen; denn ſie ſind außerordentlich ſorgfältig, Alles, was ſie zum Verkaufe mitbringen, ſo lange geheim zu halten. Sollte ihnen dieſer Kunſtgriff nicht glücken, ſo bringen ſie nach vieler Ueberlegung ihre Waaren zum Vorſchein, die dann in einigen wenigen ſchlechten und alten Seeotterſelleen beſtehen. Und auch noch dann geht viele Zeit hin, ehe der Handel geſchloſſen wird, ſo daß man oft einen ganzen Tag braucht, um nur einige wenige Kleinigkeiten zu erhalten. Allein bei unſrer gegenwärtigen Lage in Anſehung des Handels unterwarfen wir uns geduldig ihrem langſamen und

1787. Junius. ermüdenden Verfahren, in der Hoffnung, daß ſie uns vielleicht etwas Beſſeres bringen würden. Da wir aber fanden, daß ſie ſich beinahe alles Nothwendigen beraubt hatten, und alſo nicht die mindeſte Wahrſcheinlichkeit eines beſſern und glücklichern Fortganges vor uns ſahen; ſo beſchloß Kapitain Dixon, dieſen Ort bei der erſten Gelegenheit zu verlaſſen.

Nunmehr will ich Dir von dieſem Orte und deſſen Einwohnern einige Nachricht zu geben ſuchen. Da wir aus guten Gründen glauben konnten, daß wir dieſen Haſen zuerſt entdeckt hätten; ſo nannte ihn Kapitain Dixon, zu Ehren des Lord Mulgrave: Port-Mulgrave. Unſer Ankerplatz liegt in 59 Gr. 32 M. N. Breite und in 140 Gr. W. Länge. Wie groß der Sund iſt, kann ich nicht ſagen: er enthält eine Menge kleiner niedriger Inſeln; allein zu Zeiten, wenn die Nebel ſich verzogen, konnten wir Nördlich und Weſtlich, ungefähr zehn Seemeilen von uns entfernt, ein hohes gebirgiges Land erkennen, das gänzlich mit Schnee bedeckt und, nach unſrer Meinung, ein Theil des feſten Landes war. Dieſe Inſeln ſind, eben ſo wie die Küſte, gänzlich mit Fichten von zwei oder drei verſchiedenen Gattungen bewachſen, zwiſchen denen hier und da Haſelſtauder und mancherlei Geſträuche ſtehen.

Es ſchienen verſchiedene Arten von Stauden aufzuſproſſen; allein ihr Wachsthum war noch zu weit zurück, ſo daß wir nicht erkennen konnten, was ſie eigentlich wären. Bei dem allen herrſchte doch gelindes Wetter, und das Thermometer ſtand auf 46 Gr. Wir fanden hier einige wilde Gänſe und Enten: zwar nicht in ſo großer Anzahl, wie zu Montague-Eiland; allein dafür konnte man ihnen weit leichter ankommen. Kapitain Dixon ging häufig ans Ufer, um ſich ein Vergnügen mit Schießen zu machen, und ſelten kam er ohne einiges Wildpret zurück. Dies gab uns nicht allein ein herrliches Gericht, ſondern erregte auch bei den Indianern eine hohe Meinung von unſern Schießgewehren. Ihr Betragen war deswegen vollkommen ruhig und friedfertig, und ſie verſuchten es nie, uns zu beunruhigen.

Die Zahl der Einwohner im ganzen Sunde, Weiber und Kinder mit eingerechnet, mochte etwa ſiebzig ſein. Sie ſind mehrentheils von mittlerer Größe, mit geraden und wohlgeſtalteten Gliedmaßen, allein, wie alle die Einwohner, die wir auf dieſer Küſte geſehen hatten, ſehr geneigt, ihr Geſicht mit einer Menge von Far-

1778. Junius.

ben zu bemahlen, ſo, daß es nicht leicht iſt, ihre wirkliche Geſichtsfarbe zu erkennen. Inzwiſchen bewogen wir durch vieles Bitten und ein geringes Geſchenk eine Frauensperſon, ſich ihr Geſicht und ihre Hände abzuwaſchen. Die Veränderung, die dies in ihrem Anſehen hervorbrachte, ſetzte uns in Erſtaunen. Ihr Geſicht hatte ganz den lebhaften Glanz eines engliſchen Milchmädchens; und die geſunde Röthe, welche ihre Wangen färbte, machte den ſchönſten Kontraſt mit dem blendenden Weiß ihres Nackens. Ihre Augen waren ſchwarz und feurig. Ihre Augenbrauen hatten dieſelbe Farbe, und waren ungemein ſchön gewölbt. Ihre Stirn war ſo auſſerordentlich zart, daß man ſelbſt die kleinſten Adern ſehen konnte. Kurz, man würde ſie ſogar in England für ſchön gehalten haben. Allein die Harmonie ihrer Geſichtszüge ward durch eine höchſt ſonderbare Sitte gänzlich entſtellt, die wir nie zuvor geſehen hatten, und von der ich mich nicht erinnere, daß ſie von irgend einem andern Reiſenden wäre bemerkt worden. Sie machen ſich nehmlich eine Oefnung in dem dicken Theil der Unterlippe, und erweitern ſie nach und nach zu einer mit dem Munde parallel laufenden und auch eben ſo langen Linie. In dieſer Oefnung tragen ſie beſtändig ein Stück Holz von einer runden Geſtalt und von der Dicke eines halben Zolls. Die Oberfläche iſt nicht flach, ſondern auf jeder Seite gleich einem Löffel, doch nicht völlig ſo ſehr, vertieft. Die Ränder werden ebenfalls in der Geſtalt einer Rolle ausgehöhlt, damit ſie dieſen koſtbaren Zierrath deſto beſſer in der Lippe befeſtigen können, die dadurch oft wenigſtens drei Zoll in horizontaler Richtung erweitert wird, ſo daß natürlicherweiſe ſich jeder Zug in dem untern Theile des Geſichtes abſcheulich verzerrt. Dieſes merkwürdige Stück Holz tragen nur die Frauensleute; und da es nicht alle ohne Unterſchied thun, ſondern nur ſolche, die vor den übrigen Vorzüge haben, ſo ſcheint es als ein Zeichen des Vorrangs angeſehen zu werden. Die Sprache iſt hier von der in Prinz Williams Sund und im Cook'sfluſſe verſchieden, und ſcheint barbariſch, hart und ſehr ſchwer auszuſprechen. Die Einwohner gebrauchten ſehr häufig das Wort Amkau, welches einen Freund oder einen Anführer bedeutet. Ihre Zahlen gehen bis zu zehn. Ich konnte mir aber keine Proben von ihrer Sprache verſchaffen, da ſie ſehr ſcheu und zurückhaltend ſind.

1787. Junius.

Elendere Hütten, als ihre Wohnungen, kann man ſich kaum denken. Einige ohne alle Ordnung oder Regelmäßigkeit in die Erde geſteckte Pfähle, die mit unbefeſtigten Brettern eingeſchloſſen und bedeckt ſind, machen eine Indianiſche Hütte aus, die nun weder vor Regen noch vor Schnee ſchützen kann. Indeß dienen die vielen Ritzen und Spalten in dieſen Hütten dazu, den Rauch hinaus zu laſſen, weil dafür keine beſondere Oefnung gelaſſen wird.

Das Inwendige dieſer Hütten iſt ein vollſtändiges Bild von Koth und Schmutz, Trägheit und Faulheit. In einen Winkel werden die Knochen und alles das, was von ihren Mahlzeiten übrig bleibt, hingeworfen. In einem andern liegen Haufen von Fiſchen, Stücken von ſtinkendem Fleiſche, Fett, Oel ꝛc. Kurz, das Ganze diente, uns zu zeigen, in was für einem elenden Zuſtande menſchliche Weſen leben können. Und dennoch ſcheinen dieſe Leute mit ihrem Schickſale vollkommen zufrieden zu ſein, und genießen wahrſcheinlich größere Glückſeligkeit und Ruhe, als man unter den vergoldeten Dächern der meiſten Monarchen finden kann.

Die Haupturſache, warum die Indianer ſich mit dem Bau ihrer Hütten ſo wenig Mühe geben, liegt wahrſcheinlich darin, daß ihr Aufenthalt nicht bleibend iſt; denn ſo bald der Befehlshaber eines Stammes findet, daß Wildpret oder Fiſche nicht mehr ſo reichlich da ſind, als er erwartete, ſo reißt er ſeine Hütte nieder, trägt die Bretter in ſeinen Kahn, und rudert davon, um einen Ort aufzuſuchen, der ſeinem Endzwecke beſſer entſpricht; und ſo bald er dieſen gefunden hat, richtet er da ſeine Wohnung eben ſo ſorglos wie zuvor auf.

Ich habe ſchon vorher einmal bemerkt, daß ihre kleinen Boote ſehr gut gebauet und ſauber ausgearbeitet ſind *); bei den größern aber findet gerade das Gegentheil Statt. Sie werden aus einem großen Baume gemacht, der nur ganz grob und rauh, ohne eine beſondere Form, ausgehöhlt iſt. Jedes Ende hat ungefähr die Geſtalt eines Fleiſchertroges, und ſie ſind gemeiniglich ſo groß, daß zwölf bis vierzehn Menſchen darin Platz haben. — So lange wir hier vor Anker lagen, verſahen uns dieſe Leute ſehr reichlich mit Hellbutten (*Pleuronectes Hippogloſſus L.*) wofür wir ihnen Glaskorallen und kleine Tohies gaben. Der Ort, wo ſie die Fiſche fingen, iſt auf der Höhe um die Landſpitze, die wir Morgens am 23ſten Mai zuerſt entdeckten.

---

*) Kapitain Dixon brachte eins mit ſich nach Hauſe, das jetzt der Ritter Joſeph Banks beſitzt.

ten. Wir ſchickten einmal unſer Fiſcherboot mit ſieben Leuten nach dieſem Orte aus; 1787. Junius. allein ſie hatten bei weitem nicht ſo viel Glück, als zwei Indianer, die mit ihnen zu gleicher Zeit fiſchten. Dies war deſto mehr zu verwundern, da ihr Fiſchergeräth weit ſchlechter als das unſrige iſt. Der Angelhaken, den ſie gebrauchen, beſteht bloß aus einem großen Stücke Holz, deſſen Stiel wenigſtens einen halben Zoll im Durchmeſſer hält; der aufwärts gerichtete, einen ſcharfen Winkel machende Theil, iſt weit kleiner, und läuft nach und nach ganz ſpitzig zu. Ein flaches beinahe zwei Zoll breites Stück Holz iſt ganz ſauber mit dem Stiele verbunden, und auf deſſen Rücken ſieht man die Figur eines menſchlichen Geſichtes ganz grob ausgeſchnitten.

Ich kann nicht glauben, daß dies nur eine bloße Zierrath ihrer Haken ſei; ſondern ich halte es vielmehr für irgend eine religiöſe Anſpielung, und wahrſcheinlich ſtellt es eine Art von Gottheit vor, die ihnen in ihrem Fiſchfange, der auf eine ſo ſonderbare Art geführt wird, Glück bringen ſoll. Der Köder den ſie auf ihren Angelhaken ſtecken, iſt von einem Fiſche, den die Seeleute *Squids* nennen. Haben ſie ihn auf den Meeresgrund herunter gelaſſen, ſo befeſtigen ſie am Ende der Schnur eine Blaſe, und wenn dieſe nicht hinlänglich iſt, noch eine, als einen Ankerwächter. Ihre Angelſchnuren ſind ſehr ſtark, da ſie aus den Spannadern und Gedärmen von Thieren verfertigt werden.

Ein Menſch iſt hinreichend, auf fünf oder ſechs ſolcher Angelhaken Acht zu zu geben. Wenn er bemerkt, daß ein Fiſch anbeißt; ſo iſt er eben nicht allzu eilig, die Schnur aufzuziehen, ſondern läßt ihm Zeit, daß er ſich erſt recht feſt macht. Alsdenn zieht er den Fiſch herauf, ſchlägt ihn mit einem kurzen Prügel, den er deswegen mitgenommen hat, auf den Kopf, und bringt dann ſeinen Fang mit Muße in Sicherheit. Dies geſchieht deswegen, daß die Heilbutten, die oft ſehr groß ſind, in dem Todeskampfe das Kanot nicht beſchädigen, oder wohl gar umwerfen ſollen. Auf die Art waren wir nun mit unſern eigenen Waffen geſchlagen; und da uns die Wilden immer reichlich mit Fiſchen verſahen, ſo ward unſer Boot nie wieder in der Abſicht ausgeſchickt.

Sie bereiten ihre Speiſen auf die Art zu, daß ſie heiß gemachte Steine unter einige Stücke von Fiſchen, von einem Meerkalbe, Meerſchweine ꝛc. in einer Art

1787. Junius. von Weidenkorb legen, und ihn dann feſt zumachen. Auf eben die Art bereiten ſie auch Brühe und Fiſchſuppe; und ſie zogen dies immer dem Kochen vor, ob wir ihnen gleich einige kupferne Pfannen gaben und ihnen zeigten, wie ſie dieſelben gebrauchen ſollten.

Beſonders gern mögen die Indianer eine Pflanze kauen, die eine Art von Tabak zu ſeyn ſcheint. Allein ſie ſind nicht mit ihr, ſo wie ſie iſt, zufrieden, ſondern miſchen ſie noch mit Kalk, oder auch zuweilen mit der inneren Rinde der Tanne, nebſt einer harzigen Subſtanz, die daraus extrahirt wird *).

Als wir am $23^{\text{ſten}}$ Mai in dieſen Hafen einliefen, zog der Anblick eines weißen Gitters, oder vielmehr einer Umzäunung, unſere Aufmerkſamkeit ſehr ſtark an ſich. Sie war nicht weit von dem ſchon erwähnten kleinen, uns ſüdwärts liegenden Meerbuſen auf einem ebenen Boden angelegt. Dieſe Umzäunung war ungefähr anderthalb Meilen von dem Schiffe, und ſchien in dieſer Entfernung ſo ordentlich und regelmäßig, daß wir glaubten, ſie gehe über die Erfindungskraft der Indianer hinaus, und rühre von einer geſitteten Nation her. Kapitain Dixon, der hiervon näher unterrichtet ſein wollte, ging ſelbſt zu dem Orte hin, und fand zu ſeinem großen Erſtaunen, daß es ein Begräbnißplatz war, wenn man anders einen Ort, wo die Todten nicht unter die Erde gebracht werden, ſo nennen kann.

Die Art, wie ſie mit ihren Todten verfahren, iſt ſehr merkwürdig. Sie trennen den Kopf von dem Körper: dieſen wickeln ſie in Pelze ein, und legen ihn in eine länglichte Kiſte; den Kopf hingegen in eine viereckige. An jedem Ende der Kiſte, die den Körper enthält, wird ein dicker Pfahl ſchräg in die Erde geſchlagen, ſo daß die obern Spitzen zuſammen ſtoßen, und dieſe werden dann durch dazu verfertigte Stricke ſehr feſt zuſammen gebunden.

Ungefähr zwei Fuß von der Spitze dieſes Bogens, läuft ein ſchmales Stück Holz kreuzweis hindurch, und wird an jedem Pfahle ſehr ſauber befeſtigt. Auf die-

---

*) Da die elende unreinliche Lebensart dieſer Amerikaniſchen Eingebornen ſie während des langen kalten Winters vermuthlich zum Scharbock geneigt macht, ſo brauchen ſie ohne Zweifel den Baſt der Amerikaniſchen Weißtanne als ein der Fäulniß widerſtehendes Mittel. Die Amerikaner zu Hoſchelaga, dem jetzigen Montreal, lehrten den Jaques Cartier ſchon 1535 dieſes vortrefliche Mittel gegen den Scharbock. Es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, daß auch mehrere Nordamerikaniſche Völker die Heilkräfte dieſer Pflanze kennen und nutzen. F.

ſes Stück Holz wird nun die Kiſte die den Kopf enthält geſetzt, und mit Stricken daran gebunden. Die Kiſte wird oft mit zwei oder drei Reihen von kleinen Muſchelſchalen oder zuweilen auch von Zähnen ausgeſchmückt. Dieſe werden ſehr nett und mit vielem Geſchmacke in das Holz eingeſetzt, und dann die Zierlichkeit noch dadurch vermehrt, daß man ſie mit verſchiedenen Farben bemalt. Die Pfähle hingegen ſind bloß weiß angeſtrichen. Zuweilen werden dieſe Pfähle an jeder Seite des Körpers aufrecht in die Erde geſteckt; der Kopf hingegen hat immer die vorher beſchriebene Stellung. Was für Ceremonien die Eingebornen begehen, wenn ſie ihre Todten auf die Art beiſetzen, konnten wir nicht erfahren, weil ſich während unſeres Aufenthaltes daſelbſt kein ſolcher Fall ereignete. 1787. Junius.

Auſſer den Fellen, die ich ſchon vorher erwähnt habe, kauften wir auch noch einige wenige Bären- und Landbiber-Felle. Die Murmelthier-Pelze hatten die Einwohner wie ich glaube, von einem benachbarten Stamme erhalten.

Tohies waren der Handelsartikel, der ihnen am beſten gefiel, und nächſtdem zinnerne Gefäße. Für Glaskorallen wurden nur Felle von ſehr geringem Werthe eingekauft, und nur die dunkelblaue und grüne Sorte zum Tauſche angenommen. Unſer Handel war an dieſem Orte ſo ſehr eingeſchränkt, daß wir im mindeſten nicht nöthig hatten, den Leuten viele Artikel zu zeigen; auch würden ſie in ihrer Wahl nur unentſchloſſen, und ihre langſame Art zu handeln noch langweiliger geworden ſein. Ich habe Dir nun von dieſem Orte und ſeinen Einwohnern die Nachrichten mitgetheilt, die mir meine Beobachtungen von Zeit zu Zeit an die Hand gaben. Du darfſt aber nicht erwarten, daß ſie methodiſch geordnet ſein ſollen. Indeß hoffe ich doch, daß ſie Dir auf einige Augenblicke Vergnügen und Unterhaltung geben werden; und vielleicht habe ich, ehe wir dieſe Küſte verlaſſen, Gelegenheit, Dir noch eine Art von Supplement zu ſchicken. Jetzt ſind wir im Begriff in See zu ſtechen. Adieu!

Port Mulgrave, den 3. Junius. W. B.

1787. Junius.

Zwei und dreißigſter Brief.

Abreiſe von Port Mulgrave — Ankunft in Norfolk-Sund, und Vorfälle in demſelben.

Weil in Port Mulgrave keine weitere Ausſicht zum Handel war, ſo beſchloß Kapitain Dixon, ihn bey der erſten Gelegenheit zu verlaſſen, und da ſich am 4ten Juni um 4 Uhr Morgens ein Wind aus Süd-Oſten erhob, ſo führten wir einen kleinen Anker vorwärts heraus, und wanden uns ſo aus dem Hafen. Um 8 Uhr ſetzten wir die Segel auf, und liefen aus dem Sunde. Zu Mittage lag die ſüdliche Spitze des Eingangs in Port Mulgrave Süd-Oeſtlich, und die Nördliche Spitze gegen Norden 85 Grad Weſtlich; der Südliche ſtumpfe Hügel war 5 Meilen entfernt.

Den ganzen Nachmittag, und am 5ten, hatten wir leichte, veränderliche Winde und wechſelsweiſe Windſtillen.

Den 6ten Morgens lag das Land, das wir ſehen konnten, von Norden 78 Gr. Weſtlich bis zu Norden 50 Gr. Oeſtlich; und die Weſtliche Spitze der Bay, die wir verlaſſen hatten, nach Norden 10 Gr. Weſtlich, ungefähr 5 Meilen entfernt. Unſre Beobachtungen zu Mittage zeigten 59 Grad 13 Min. Nördl. Breite, und 140 Gr. 40 Min. W. Länge. Es erhob ſich nun ein friſcher Oſtwind; und da der Tag ziemlich heiter war, ſahen wir um 4 Uhr Nachmittags den Berg St. Elias, der nach Nord-Weſt ½ Nördlich, mehr als zwanzig große Seemeilen entfernt lag.

Vom 7ten bis zum 9ten hielt ſich der Wind Oeſtlich, und das Wetter war naß und trübe. Während dieſer Zeit lavirten wir Südwärts, und kamen folglich weiter vom Lande ab, als wir es eigentlich wünſchten. Die Küſte in dieſer Gegend erſtreckte ſich beinahe von Oſt-Süd-Oſt gegen Weſt-Nord-Weſt. Nach unſrer Beobachtung Mittags am 8ten hatten wir 57 Gr. 59 Min. N. Breite, und 141 Gr. 25 Min. W. Länge.

Um 1 Uhr Morgens den 10 veränderte ſich der Wind nach Süd-Weſten, und ſetzte uns dadurch, zu unſrer größten Freude, in den Stand, unſern Lauf nach der Küſte zu nehmen. Unſere Meridian-Höhe war Mittags 56 Gr. 49 Min. N. Breite; und die Länge 140 Gr. 11 Min. Weſtlich. Den übrigen Theil des Tages, und den ganzen 11ten hatten wir einen friſchen Wind von Weſten her, und hielten uns nach der Küſte, welche wir aber in einer etwas beträchtlichen Entfernung nicht ſehen konnten, da es Vormittags dick und neblicht war. Wir hatten Mittags 57 Gr. 12 Min. N. Breite, und 136 Grad 26 Min. Weſtl. Länge. Um halb 3 Uhr Nachmittags ſahen wir Land, welches ſich ungefähr in einer Entfernung von 4 Meilen von Weſt-Nord-Weſten zu Oſt-Süd-Oſten, erſtreckte. Die Südliche Spitze des Landes ſchien Kap Edgecombe zu ſein; wir ſegelten dahin, und fanden, daß wir uns nicht geirrt hatten. Um ſechs Uhr lag das Kap Nordnordweſt, und unſre Entfernung war ungefähr eine Meile vom Ufer. Jetzt öfnete ſich uns eine ſehr weite und geräumige Bay, welche ganz das Anſehen eines guten Hafens hatte. Ungefähr eine Meile Südwärts von dem Kap iſt eine kleine Inſel. Wir ſteuerten rechts nach dem Durchgange zwiſchen ihr und dem Kap; da wir aber um 7 Uhr eine Menge von See-Tang gerade vor uns ſahen, hielt es Kapitain Dixon für rathſam, die Nacht hindurch gegen Süden zu vom Ufer entfernt zu bleiben.

Um 1 Uhr Morgens den 12ten legten wir das Schiff um, und ſegelten, mit einem leichten Winde von Nord-Weſt bei Weſt, auf die Bay zu, indem wir die oben genannte Inſel Weſtwärts liegen lieſſen. Um 4 Uhr ward unſer Wallfiſchboot ausgeſetzt, um zu peilen. Um 6 Uhr ſahen wir in einer beträchtlichen Entfernung in der See ein großes Boot voller Leute, welches ſo geſchwind als möglich auf uns zu ruderte. Es war darin etwas aufgeſteckt, das einer weiſſen Flagge ähnlich ſah, aber wir konnten mit unſern Ferngläſern nicht unterſcheiden, von was für einer Nation ſie wäre, und wir hatten darüber mancherlei Muthmaßungen. Einige von uns hielten die Leute für Ruſſen; Andre glaubten, es könnten wohl Spanier ſein, welche hier im Jahr 1775 wären zurückgelaſſen worden, um welche Zeit zwei Spaniſche Schiffe nahe an dieſem Platze vor Anker gelegen hatten; noch Andre meinten, ſie gehörten zu einem Schiffe, welches wahrſcheinlich jetzt hier liegen möchte. Doch, als ſie uns näher kamen, erkannten wir ein Indianiſches Boot; und als ſie an uns heran ruderten, fanden wir zu unſrem Vergnügen, daß ſie in dem Sunde, auf den wir zuſteuerten, zu Hauſe gehörten. Sie hatten unſer Schiff den vorigen Abend geſehen; und da wir gegen die See ausſegelten, ſo folgten ſie uns, verloren uns aber in der Nacht aus dem Geſichte.

1787. Junius. Bald nach 6 Uhr, da ſich der Wind ganz gelegt hatte, kam unſer Wallfiſchboot zurück; die Jölle wurde in See gelaſſen, und beide Boote vorwärts abgeſchickt, um das Schiff in die Bay zu bugſiren. Während der Zeit kauften wir von unſern neuen Bekannten einige wenige Felle von geringem Werthe; ſie gaben uns aber zu verſtehen, daß wir eine groſse Anzahl Einwohner, und Ueberfluß an Fellen in dem benachbarten Hafen finden würden. Ob dies nun gleich eine Nachricht war, auf die man ſich eben nicht feſt verlaſſen konnte, ſo heiterte ſie uns doch nicht wenig auf. Was uns beim erſten Anblicke des Bootes als eine weiße Flagge vorkam, war ein weißer Federbuſch, den ſie auf einen langen Pfahl geſteckt hatten, und den ich für ein Zeichen des Friedens und der Freundſchaft hielt. Um 10 Uhr ſahen wir gegen Norden eine Bay, welche gut vor dem Winde geſchützt zu ſein ſchien; und da ſich ein Wind erhob, ſo ſeegelten wir gerade hinein. Herr Turner ward mit dem Wallfiſchboote den Sund hinauf geſchickt, um ſich nach einem Hafen umzuſehen; und Herr White, unſer dritter Steuermann, wurde mit der Jölle in die Bai vorwärts abgeſandt, um den Ankergrund zu unterſuchen. Bald nach 11 Uhr kehrte Herr White zurück, und brachte die Nachricht, daß die Bay ein vortreflicher Platz zum Ankern ſchiene, weil guter Ankergrund von acht bis zwölf Faden Tiefe auf einem ſandigen Boden darin wäre.

Nachdem wir mit dem Schiff einige kleine Wendungen gemacht hatten, kamen wir um 12 Uhr in acht Faden Waſſer auf einem ſandigen Boden vor Anker. Die äusserſten Enden des Landes, welche die Bay gegen Norden ausmachten, erſtreckten ſich von Süden 3 Gr. Weſtlich bis gegen Norden 3 Gr. Oeſtlich; die Landſpitze gegen Südoſt zu Süden ungefähr ¼ Meilen vom Ufer. Der Hafen iſt gegen Süden und Südoſt bei Oſt durch vielen Seetang wohl verwahrt.

Um 4 Uhr Nachmittags kehrte Herr Turner von ſeiner Beſichtigung im Wallfiſchboote zurück; er hatte mehrere vor dem Winde gut geſicherte Häfen gefunden, aber beinahe durchgängig felſigen Grund. Daher entſchloß ſich Kapitain Dixon, ſeinen jetzigen Stand zu behalten, weil wir von ſchlechtem Wetter nichts zu befürchten hatten, und bequem lagen, um von den Einwohnern beſucht zu werden.

Herr Turner ſah auf ſeiner Fahrt im Wallfiſchboote eine groſse Höhle, welche die Natur, ungefähr vier Meilen gegen Norden von unſerm Ankerplatze, in der Seite

1787. Junius.

eines Felſen gemacht hatte. Die Neugierde bewog ihn ans Ufer zu gehen, um ſie zu unterſuchen, weil in einiger Entfernung etwas zu glänzen und zu funkeln ſchien. Als er in die Höhle kam, fand er, daß der Gegenſtand, der ſeine Aufmerkſamkeit ſo ſehr erregt hatte, eine viereckige Kiſte mit einem Menſchenkopfe war, welche eben ſo ſtand, wie die ſchon zu Port Mulgrave beſchriebenen. Die Kiſte war ſehr ſchön mit kleinen Muſchelſchaalen ausgeziert, und ſchien erſt vor kurzem da niedergeſetzt zu ſein, weil ſich keine andre dabei befand. Dieſer Umſtand ſcheint zu beweiſen, daß die Einwohner dieſer Gegend mit ihren Todten eben ſo verfahren, wie die auf Port Mulgrave, aber ſie wahrſcheinlich lieber in Höhlen, als in die freie Luft ſetzen.

Mit Tagesanbruch Morgens den 13ten kamen eine Menge Einwohner in Booten an unſer Schiff. Nachdem ſie eine geraume Zeit mit Singen zugebracht hatten, fing unſer Handel ſehr lebhaft an, und wir kauften eine Menge vortreflicher Otterhäute. Die Leute ſchienen weit lebhafter und muntrer zu ſein, als die in Port Mulgrave; und allem Anſcheine nach hatten wir Urſach, hier einen vortreflichen Handel zu erwarten.

Von jetzt bis zum 16ten ging unſer Handel ſehr gut von Statten; aber nachher fing er an ein wenig abzunehmen, und es verlieſſen uns verſchiedene Indianer, um mehr Felle von ihren Nachbarn zu holen.

Der Handelsartikel, worauf hier am meiſten geſehen wird, ſind Tohies; aber die Einwohner weigerten ſich, kleine anzunehmen, und verlangten ſie allgemein acht bis vierzehn Zoll lang. Ueberdies handelten wir mit zinnernen Gefäßen, Beilen, Hacken, Schnallen, Ringen u. ſ. w. Die zinnernen Gefäße fanden hier den meiſten Beifall. Obgleich Beile und Hacken augenſcheinlich die nützlichſten Werkzeuge für dieſe Leute waren, ſo wurden ſie doch nur gegen Felle von geringerem Werthe eingetauſcht. Glaskorallen von jeder Art wurden, wenn man ſie zum Handel ausbot, allezeit mit Verachtung ausgeſchlagen, und kaum als Geſchenke angenommen.

Den 16ten Abends erhob ſich ein friſcher Wind aus Süden, welcher verurſachte, daß wir in der Bay eine ſehr ſtürmiſche See hatten. Wir wollten ſchon die Braamſtangen einnehmen, als glücklicher Weiſe um Mitternacht das Wetter mäßi-

1787. Junius. ger wurde. Dieſer Umſtand zeigte uns aber, daß die Bay gegen ſchlimmes Wetter nicht ſo geſichert ſei, als wir uns zuerſt eingebildet hatten.

Vom 17ten bis zum 21ſten nahm unſer Handel ſtufenweiſe ab, und gegen das Ende brachte man uns kaum etwas andres, als unbedeutende Stücke Zeuges von alten beinahe abgetragenen Kleidern. Doch konnten wir uns nicht beklagen, daß ſie mit den wenigen Waaren, die ſie noch übrig hatten, zurückhielten; ihr Benehmen war in dieſem Stücke ganz das Gegentheil von dem, das unſre alte Freunde im Port Mulgrave beobachteten.

Unter den Leuten, welche mit uns zu handeln kamen, war ein alter Mann, der vorzüglich verſtändig zu ſein ſchien. Dieſer gab uns zu verſtehen: es hätten vor einer guten Zeit zwei Schiffe nahe bei dieſer Gegend vor Anker gelegen, wovon das eine beträchtlich gröſſer, als das unſrige geweſen wäre; ſie hätten eine ziemliche Anzahl Kanonen gehabt, und die Leute wären uns in Farbe und Kleidung gleich geweſen. Er zeigte uns ein weiſſes Hemde, welches ſie ihm gegeben hatten, und welches er als eine große Merkwürdigkeit anzuſehen ſchien. Da wir es unterſuchten, fanden wir, daß es nach Spaniſcher Art gemacht war, und ſchloſſen daraus, die beiden Schiffe, welche der Indianer uns beſchrieb, wären die Spanier, welche (wie ich ſchon erwähnt habe) im Jahr 1775 an dieſer Küſte geweſen ſind.

In dem Tagebuch der Spaniſchen Reiſe, welches Daines Barrington herausgegeben hat, heißt es: die Spanier hätten in 57 Gr. 18 Min. N. Breite Anker geworfen. Wir lagen jetzt in 57 Gr. 3 M. N. Breite; und der alte Mann wies allezeit, wenn er uns die Lage der genannten Schiffe zeigen wollte, den Sund hinauf gegen Norden, welches uns in unſrer Meinung beſtärkte. Sollte dieſe Muthmaßung richtig ſein, ſo iſt es ein hinlänglicher Beweis, daß dieſe Gegend ſelten von Europäern beſucht wird; denn ſonſt würden mancherlei Schiffe die Erzählungen unſrer neuen Bekannten verwirrt und unvollkommen gemacht haben: im Gegentheil waren aber ſeine Aeuſſerungen immer deutlich und ordentlich, und lieſen alle darauf hinaus, einen und eben denſelben Gegenſtand zu beſchreiben.

Während dieſer Zeit wurden, obgleich der Handel unſere Aufmerkſamkeit beſonders beſchäftigte, doch andre aber nöthige Nebengeſchäfte vorgenommen, und wir ſchickten oft Partheien ans Land, einige um Brennholz zu holen, andre um Waſſer

zu

zu füllen, und die Zimmerleute, um noch einen Maſt und Balken zu verſchiedenem Gebrauch zu fällen. Das Waſſer ward aus einem kleinen Fluſſe hinter einer Landſpitze, eine Meile vom Schiffe entfernt, geſchöpft. 1787. Junius.

Anfangs betrugen die Einwohner ſich ſehr artig, und lieſſen unſre Leute ihren Verrichtungen ungeſtört nachgehen; aber bald wurden ſie ihnen ſehr beſchwerlich, und ſuchten ihnen die Taſchen auszuleeren, und ihre Sägen und Aexte auf die offenbarſte und dreiſteſte Weiſe zu entwenden. In der That konnten ſie auch von dieſem Verfahren nicht ohne Gewalt abgehalten werden; allein es war weder unſrem Nutzen nach unſrer Neigung gemäß, dieſelbe zu gebrauchen, wenn wir es nur vermeiden konnten. Unſere Leute wurden nie anders als wohl bewafnet an das Ufer geſchickt; und zu allem Glücke hielt der Anblick einiger wenigen Musketen die Einwohner in einer Art von Ehrfurcht. Sie hatten nehmlich den Kapitain Dixon oft Vögel ſchießen geſehen, und dadurch einen Begrif von den ſchädlichen Wirkungen des Schießgewehrs erhalten; dies machte denn, daß unſre Geſchäfte am Ufer verrichtet wurden, ohne daß wir in offenbaren Streit mit ihnen geriethen. In meinem folgenden Briefe werde ich Dir vielleicht einige nähere Nachricht von dieſem Orte geben, welchem Kapitain Dixon, zur Ehre des Herzogs von Norfolk, den Namen Norfolk-Sund gab; und ich wünſche aufrichtig, das wenige, was ich ſchon in Betracht unſres glücklichen Fortganges geſagt habe, möge Dir nur halb ſo viel Vergnügen machen, als Deinem

Norfolkſund den 22ſten Junius. W. B.

Drei und dreißigſter Brief.

Beſchreibung von Norfolk-Sund — die Zahl der Einwohner — ihre Sitten, Gewohnheiten und ihr Betragen im Handel.

Norfolk-Sund, oder doch wenigſtens der Theil, wo wir ankerten, liegt in 57 Gr. 3 M. N. Br. und 135 Gr. 36 Min. W. Länge. In dieſer Lage hatten wir den Berg Edgecombe nach Weſten bei Süden, in einer Entfernung von wenigen Meilen. Es iſt ein ſehr geräumiger Hafen; allein ich kann nicht ſagen, wie weit er ſich nach Norden zu erſtreckt, ob ich gleich nicht zweifele, daß eine Durchfahrt nach der Bay der Eilande darin iſt, welche wir, wie Du Dich er-

1787. Junius. innern wirſt, Weſtwärts vom Kap Egekombe vergebens ſuchten, als wir im vorigen Jahre an der Küſte waren. Hätte es uns damals der Wind erlaubt, um die Südöſtliche Spitze des Kaps zu ſehen, wie es Morgens am 15ten September unſre Abſicht war: ſo würden wir ohne Zweifel unſern jetzigen Hafen gefunden haben. Faſt die ganze Zeit über daß wir uns hier aufhielten, blieb das Wetter ziemlich gemäßigt. Die mittlere Höhe des Thermometers war 48 Gr., der Wind überhaupt ſchwach und abwechſelnd von Südoſten nach Südweſten.

Das Ufer hat hier, wie überhaupt die ganze Küſte, Tannen in Ueberfluß, auch iſt hier eine größere Menge von Haſelſtauden, als wir bisher angetroffen hatten. Wir fanden verſchiedene Arten von blühenden Bäumen und Geſträuchen, unter andern viele wilde Stachelbeeren, Johannisbeeren und Himbeeren. Wilde Peterſilie giebt es hier in großer Menge. Wir pflückten viel davon, da ſie ſich, entweder als Sallat oder unter der Suppe gekocht, vortreflich eſſen läßt. Auch die Sarana oder wilde Lilienwurzel *) wächſt hier ſehr häufig und in großer Vollkommenheit. Wilde Gänſe oder Enten laſſen ſich hier ſehr ſelten ſehen, und überdies ſind ſie ſehr ſcheu, ſo daß ihnen ſchwer anzukommen iſt. Kapitain Dixon war, wie ich ſchon vorhin bemerkte, häufig mit ſeiner Vogelflinte am Ufer; indeß ſchoß er alles, was ihm vorkam ohne Unterſchied: denn er hatte mehr den Endzweck, den Indianern die Wirkung des Feuergewehrs zu zeigen, als zu jagen; und die Folge lehrte, daß ſeine Abſicht vollkommen erreicht ward. Die Einwohner fingen viele Heilbutten; auch ſahen wir am Ufer häufig eine große Menge Lachs zum Trocknen aufgehangen; aber ſie wollten ihn nicht gern verkaufen. Dies zeigt an, daß Fiſche hier ein vorzügliches und beliebtes Nahrungsmittel ſind. Wir kauften zwar etwas Lachs; allein er war weit ſchlechter, als wir ihn im Cooks-Fluſſe angetroffen hatten. Indeß da Fiſche die einzige friſche Nahrung waren, die wir erhalten konnten, ſo ward unſer Fiſcherboot häufig mit ſechs Mann ausgeſchickt, um etwas für die Mannſchaft auf dem Schiffe zu fangen. Man war immer ziemlich glücklich, und es wurden ſehr viele vortreffliche Drachenbarſe (*Scorpoena, L.*) einige Weichfiſcharten (*Gadus*

---

*) Die Saranna iſt das *Lilium pomponium* und *L. Martagon Linn.* Dieſe Lilienart wächſt auch überall im ſüdlichen Sibirien, und die Wurzeln oder Zwiebeln werden von den dortigen Völkern, theils in der Aſche gebraten, theils in Milch gekocht, häufig gegeſſen. F.

Merluccius et Blenhius Phycis Linn.) aber ſehr wenige Heilbutten gefangen. Ob die Methode zu fiſchen bei den Eingebornen eben die iſt, wie in Port-Mulgrave, kann ich nicht beſtimmen; denn wir hatten nie Gelegenheit, ſie bei dieſem Geſchäfte zu ſehen. Es giebt übrigens in einigen Theilen des Sundes auch eine große Menge von Mießmuſcheln, desgleichen einige wenige Krabben, Sternfiſche u.ſ.w. 1787. Junius.

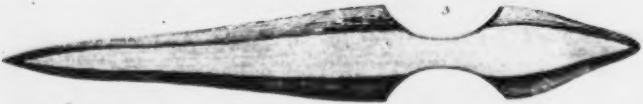
Ich gab mir die Mühe, die Anzahl der Einwohner, die ſich in dieſem Sunde und in der umliegenden Gegend aufhalten, zu überrechnen. Die größte Anzahl, die ich je auf einmal bei dem Schiffe ſah, war 175, die Weiber und Kinder mit gezählt. Nehme ich dieſe als die Hälfte von der Zahl der hier lebenden Menſchen an, ſo werde ich vielleicht nicht ſehr irren; aber geſetzt, man wollte die Alten und Schwachen, die welche abweſend und mit Jagen, Fiſchen u.ſ.w. beſchäftigt waren, hinzurechnen: ſo würde man, glaube ich, die Summe der hier befindlichen Eingebornen auf 450 ſchätzen können; Alles nehmlich ſehr hoch angeſchlagen, und Männer, Weiber und Kinder mitgezählt.

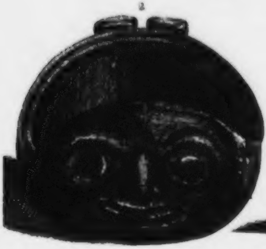
Dieſe Leute ſind an Geſtalt, Form und Geſichtszügen ziemlich denen gleich, die wir in Port Mulgrave ſahen, und ihre Geſichter eben ſo mit mancherlei Farben bemalt. Die Weiber verzieren, oder richtiger geſagt, verzerren ihre Lippen eben ſo, wie ich es ſchon beſchrieben habe; und es ſcheint faſt, als wenn das Frauenzimmer, welches mit dem größten Stücke Holze geſchmückt iſt, überhaupt von ihren Freunden, und von der ganzen Verſammlung mehr geachtet würde. — Dieſe ſonderbare Operazion, den Frauenzimmern die Unterlippe durchzuſchneiden, findet nie während der Kindheit Statt, ſondern ſcheint, allen Beobachtungen zufolge die ich nur machen konnte, für eine beſondre Lebensperiode beſtimmt zu ſein. Wenn die Mädchen 14 oder 15 Jahre alt ſind, ſo wird der Mitelpunkt der Unterlippe in dem dicken Theil nahe am Munde bloß durchbohrt, und ein Stückchen Kupferdrath hineingeſteckt, damit die Oefnung ſich nicht wieder zuſchlieſſen kann. Dieſe Oefnung verlängert man hernach von Zeit zu Zeit, in einer Linie, die mit dem Munde paralell läuft; und die hölzernen Zierrathen werden verhälenißmäßig vergrößert, bis ſie häufig 3 oder ſelbſt 4 Zoll in der Länge, und beinahe eben ſo viel in der Breite zunehmen. Allein dies geſchieht gemeiniglich, wenn die Matrone bejahrt iſt,

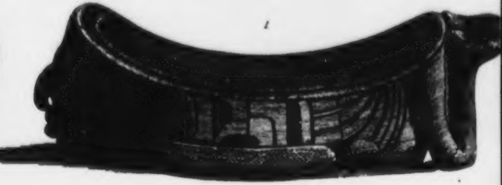
1787. Junius. und folglich die Muskeln erſchlaft ſind; ſo daß alſo vielleicht mehr das Alter Achtung erhalten mag, als der ſonderbare Schmuck.

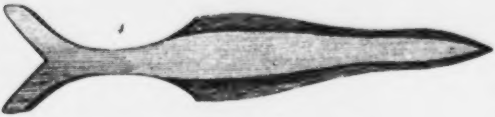
In Anſehung der Sitten und Neigungen kommt das hieſige Volk dem im Cooks-Fluſſe, und im Prinz Wilhelms Sunde näher, als unſern Freunden in Port Mulgrave; allein dies läßt ſich wohl einigermaßen aus ihrer erweiterten Geſellſchaft und ihrem beſtändigen Umgange unter einander erklären. Ihr Handel und wirklich alle ihre Angelegenheiten, ſchienen mir, in ſo weit ich ſie beobachten konnte, mit großer Ordnung und Regelmäßigkeit betrieben zu werden. Sie kamen ſtets Morgens mit Tagesanbruch an das Schiff, um mit uns zu tauſchen, und brachten jedesmal über eine halbe Stunde mit Singen zu, ehe ihr Geſchäft anfing. Der Oberſte des Stamms übernimmt immer die Beſorgung des ganzen Handels für ſeine Leute, und giebt ſich große Mühe, ihre Felle vortheilhaft anzubringen. Sollte ein andrer Stamm an das Schiff kommen, um etwas zu verkaufen; ſo warten ſie geduldig bis er fertig iſt: und hat er nach ihrer Meinung einen guten Handel geſchloſſen, ſo brauchen ſie ihn häufig, um auch ihre Felle anzubringen. Bisweilen ſind ſie wirklich auf einander ſehr eiferſüchtig, und wenden alle Vorſicht an, um zu verhindern, daß ihre Nachbaren nicht wahrnehmen ſollen, welche Artikel ſie für ihre Waaren bekommen.

Etwa um 12 Uhr verlieſſen ſie das Schiff jedesmal, und begaben ſich ans Ufer. Hier blieben ſie ungefähr eine Stunde, welche ſie, wie wir häufig wahrnehmen konnten, mit Eſſen zubrachten. Dies zeigt offenbar, daß ſie des Tages wenigſtens Eine fixirte Mahlzeit halten. Eben ſo verlieſſen ſie uns oft um 4 Uhr Nachmittags; aber dieſe Zeit ward nicht ſo genau gehalten, wie die um Mittag. Gegen Abend hatten wir gemeiniglich den zahlreichſten Beſuch; allein um dieſe Zeit war der Handel des Tages ziemlich vorüber, und ſie kamen nur noch, um ſich nach der Ermüdung von ihren verſchiednen Tagesgeſchäften zu erholen. Indeß wurden uns doch zuweilen des Abends vortrefliche Felle durch Handelsleute gebracht, welche den Tag über unter ihren Nachbarn in den angränzenden Häfen geweſen waren. An einem ſchönen Abend, da wir ſowohl von Verkäufern als auch von Neugierigen umringt waren, zählte ich, wie ich vorher bemerkt habe, 175 Perſonen; und ich









1 Eine geſchnitzte Schüſſel, von den Inſeln der Königin Charlotte

2 Dieſelbe Schüſſel von vorne geſehen, welche jetzt der **Ritter Joſeph Banks** beſitzt

3 Ein Dolch von Port Mulgrave

4 Ein Dolch

1787. Junius.

glaube faſt, daß ich aus dieſer Zählung richtig auf die größte Anzahl der Einwohner, die in dieſem Sunde leben, geſchloſſen habe.

Wenn der Handel des Tages meiſtens vorbei iſt, ſo fangen ſie an zu ſingen, und gehen dann nicht eher fort, als gegen Anbruch der Nacht. So beginnen und endigen ſie den Tag immer auf dieſelbe Weiſe.

Ich bemerkte hier eine ſonderbare Sitte, welche uns bisher noch nicht vorgekommen war. In dem Augenblick, wo ein Oberhaupt einen Handel geſchloſſen hat, wiederholt er das Wort Kuhkuh dreimal geſchwind hinter einander, und ſogleich antwortet alles Volk in ſeinem Kahne mit dem Worte Whoah, welches in einem ausrufenden Tone ausgeſprochen wird, aber mehr oder weniger ſtark, je nachdem der geſchloſſene Handel Beifall findet.

Die Kleider, welche man überall an der Küſte trägt, beſtehen aus Fellen, die in mancherlei Formen zuſammengenähet ſind, und die ich ſogleich umſtändlicher zu beſchreiben ſuchen werde. Ich erwähne ihrer eben jetzt wegen eines merkwürdigen Umſtandes. Einer von den Oberhäuptern, die zum Handeln zu uns kamen, richtete einmal zufälliger Weiſe ſeine Augen auf ein Stück Zeug von den Sandwich-Inſeln, welches an der Schiffswand hing um zu trocknen, und forderte es mit vielem Ungeſtüm. Der Mann, dem es gehörte, ließ es ſehr gern fahren, und der Indianer war ungemein froh über ſein Geſchenk. Nachdem er die Felle, welche er mit ſich brachte, in der größten Eile verkauft hatte, verließ er uns ſogleich, und ruderte ans Ufer, ohne uns, wie es ſonſt allgemein Sitte war, mit einem Abſchiedsliede zu beehren. Den nächſten Morgen bald nach Tagesanbruch erſchien unſer Freund beim Schiffe in einem Rocke aus dem Zeuge von den Sandwich-Inſeln, das wir ihm den vorigen Tag geſchenkt hatten. Dieſer Rock war genau nach der Form ihrer Kleider von Fellen zugeſchnitten, welche, die Hals- und Arm-Quarder ausgenommen, einem Fuhrmannsüberrocke ſehr ähnlich ſehen. Der Indianer war auf ſein neues Kleid ſtolzer, als je ein Londonſcher Stutzer auf ſeinen Geburtstagsrock; und uns gefiel die Geſchicklichkeit und Geſchwindigkeit dieſer Leute ungemein. Der Rock paßte überaus gut, die Säume waren ſo feſt als es das Zeug nur zuließ, und zugleich ſo nett zuſammen genähet, als wenn es die Arbeit eines Engliſchen Damenſchneiders wäre.

1787. Junius. Ich bemühte mich eines Tages, von einem der Oberhäupter die Bedeutung einiger Wörter ihrer Sprache herauszubringen; und als ich nach der Sonne zeigte, ſo gab er ſich große Mühe, mir begreiflich zu machen, daß, ungeachtet wir ihnen durch den Beſitz von mancherlei nützlichen Artikeln, die ſie nicht hätten, überlegen zu ſein ſchienen, doch unſre Abkunft einerlei mit der ihrigen wäre, daß ſie ſo gut, wie wir, von oben herkämen, und daß die Sonne jedes Geſchöpf im Weltall beſeele und lebendig erhalte. Dieſe Begriffe des Oberhauptes erinnerten mich ſogleich an jene ſchöne Zeilen von Pope in ſeinem Verſuche über den Menſchen *):

> „Sieh dort den armen Indier, deß Geiſt, nicht unterwieſen, Gott in Wolken ſieht, in Winden hört! Die ſtolze Wiſſenſchaft hat nie ihn zu der Sonnenbahn, und nie zum Sternenkranz am Himmel hingeführt; doch ſchenkte ſeiner Hofnung die Natur, ganz einfach, hinter dem wolkenumgürteten Hügel einen minder erhabnen Himmel, eine gefahrloſere Welt, geſichert im Schooße der Wälder: Ein beglückteres Eiland im waſſerreichen Ocean, wo der Sklav die vaterländiſchen Gefilde noch einmal erblickt, wo kein Feind ihn mehr foltert, wo kein Chriſt nach Golde dürſtet. Sein — dies gnüget ſeinem Wunſch; er heiſcht ſich eines Engels Fittich und eines Seraphs Feuer nicht; und wähnet, wenn er nur demſelben Himmel nahen ſoll, ſo werd' auch da ſein treuer Hund an ſeiner Seite ſein.“

Die Indianer, von denen Pope hier ſpricht, ſind ohne Zweifel die in Südamerika; indeß laſſen ſich viele von dieſen Zeilen auf die Völker anwenden, welche im Nördlichen Theile des feſten Landes wohnen. Der Mann, von dem ich ſo eben redete, hatte gewiß einen Begriff von einem höchſten Weſen; und nehmen wir an, daß

---

*) *Lo! the poor Indian whoſe untutor'd mind*
Sees God in clouds, or hears him in the wind,
His ſoul, proud ſcience never taught to ſtray,
Far as the ſolar walk or milky way.
Yet simple nature to his hope has giv'n
Behind the cloudtopt hill an humble heav'n;
Some ſafer world in depth of woods embrac'd,
Some happier island in the watry waſte,
Wehre slaves once more their native land behold,
No fiends torment, nor Chriſtians thirſt for gold.
TO BE, contents his natural deſire,
He asks no angel's wing, no Seraphs fire,
But thinks admitted to that equal sky,
His faithful dog ſhall bear him company.

ihre Morgen- und Abendgeſänge wahrſcheinlich eine Art von Anbetung dieſes höchſten Weſens ſind: ſo giebt uns dies eine eben nicht unrichtige Idee von ihrer Religion. 1787. Junius.

Die Kähne ſind hier in vielen Stücken eben ſo gebauet, wie die in Port Mulgrave; allein die großen ſind auf eine vollkommnere und mehr künſtlermäßige Weiſe verfertigt, und halten ſechs bis zwanzig Mann.

Außer ihrem gewöhnlichen Anzuge haben die Eingebornen dieſer Gegend eine beſondere Art von Mänteln, die ihnen gegen die Unfreundlichkeit des Wetters Schutz geben. Ich hatte keine Gelegenheit ſie genau zu beſehen; aber ſie ſchienen von ſehr dicht zuſammen genähetem Schilfe verfertigt zu ſein, und einer von den Herren an Bord, welcher die letzte Reiſe mit dem Kapitain Cook gemacht hatte, ſagte mir, ſie wären völlig eben ſo, wie die, welche die Einwohner von Neuſeeland trügen. In Anſehung der hieſigen Sprache bin ich nicht ohne Grund der Meinung, daß es faſt eben die ſei, die man in Port Mulgrave redet. Ich will aber doch bei einer künftigen Gelegenheit dieſe Materie wieder vornehmen; denn es iſt möglich, daß ich, noch ehe wir die Küſte verlaſſen, in dieſem Stück weitere Kenntniſſe erhalte.

Ich habe ſchon erwähnt, daß unſer Handel den 21ſten Junius faſt vorbei zu ſein ſchien. Den 22ſten bemerkten wir, daß die Eingebornen alles deſſen, was man hätte mitnehmen können, völlig beraubt waren; daher beſchloſſen wir, dieſe Gegend mit dem erſten guten Winde zu verlaſſen. Wenn unſer Handelsglück in dieſer Gegend auch nicht unſern höchſten Erwartungen entſprach, ſo gereichte es uns doch immer am meiſten zur Aufmunterung. Wir kauften ungefähr 200 vortrefliche Seeotterfelle, eine beträchtliche Quantität von geringeren Seeotterſtücken, und überdies noch eine große Menge unbedeutender und fehlerhafter Stücke, ungefähr hundert gute Robbenhäute und eine große Anzahl ſchöner Bieberſchwänze. Die mancherlei Artikel, die bei uns im Tauſchhandel üblich waren, habe ich ſchon erwähnt und eben ſo auch den verſchiedenen Werth, den man auf ſie ſetzt. Das Eiſen könnte man aber wohl für die Stapelwaare halten, indem der Werth alles Andren größtentheils auf Einbildung und Laune beruhet. Robbenfelle und Bieberſchwänze brachten wir auf einen ordentlich ſtehenden Preis; denn man gab allgemein einen Ring für einen Schwanz oder für ein Robbenfell, ſo daß dieſer Theil unſers Handels geſchwind beendigt wurde. Wir warten jetzt auf einen günſtigen Wind, der uns von dieſer Ge-

1787. Junius. gend wegbringen ſoll. Durch unſern letzten guten Vortheil im Handel aufgemuntert, ſind wir zu der Hofnung geneigt, daß die Küſte uns noch weit wichtigere Sachen geben wird. Dem ſei, wie ihm wolle — Du kannſt bei jeder Gelegenheit Nachrichten erwarten von Deinem

Norfolk-Sund, den 24. Junius.

W. B.

Vier und dreißigſter Brief.

Wir verlaſſen Norfolk-Sund — gehen längs der Küſte — Ankunft in Port-Banks — Beſchreibung des Orts — Ereigniſſe daſelbſt — Wir verlaſſen Port-Banks, gehen längs der Küſte fort, und treffen Indianer an, die einiges ſchöne Pelzwerk beſitzen.

Da ſich früh Morgens am 23ſten Junius ein ſchwacher Weſtwind erhob, ſo entankerten wir das Schiff, lichteten um 6 Uhr und ſeegelten ab. Als wir unſern kleinen Buganker einzogen, fanden wir ungefähr 20 Klafter am Taue durch die Felſen zerrieben, und warfen es weg, da es zum fernern Gebrauche untauglich war. Um Mittag lag Kap Edgekombe Nordwärts 65 Gr. Weſtlich, ungefähr drei Meilen weit vom Ufer ab, und unſere Meridianhöhe gab 56 Gr. 48 Min. N. Breite. Kapitain Dixon hatte die Abſicht, ſich längs der ganzen Küſte nahe am Lande zu halten, um jeden Fleck zu unterſuchen, wo ſich nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit Einwohner erwarten lieſſen. Nachmittags ward der Wind friſcher; und als wir um 6 Uhr einen vortreflichen Eingang ſahen, der gegen Oſt-Nord-Oſten lag, ſo zogen wir einige Seegel ein, und lieſen darauf zu. So wie wir uns dem Lande näherten, ſah die Einfahrt wie ein von Norden her laufender Fluß aus; aber da die Fluth uns mit Heftigkeit hinwegtrieb, und der Wind ſich nach Norden umſetzte, ſo lieſen wir in einen vortreflichen Hafen ein, welcher ſich jetzt nach Südoſten zu eröfnete. Beim Eingange hatten wir funfzig bis 60 Faden Tiefe auf einem Felſengrunde; allein ſo wie wir weiter hinein kamen, nahm ſie bis zu ein und zwanzig Faden ab, und zwar auf ſchlammigem Boden. Hier ankerten wir, da wir ganz vom Lande eingeſchloſſen und ſowohl gegen Süden als gegen Norden einen Musketenſchuß weit vom Ufer entfernt waren.

Ob-

1787. Junius. Obgleich dieſe Gegend allem Anſcheine nach ſo beſchaffen war, daß die Eingebornen ſie ganz vorzüglich zu ihrem Aufenthalt hätten wählen ſollen, ſo ließ ſich doch Niemand darin ſehen. Deshalb ward Abends ein Vierpfünder abgefeuert, um die Neugierde der Einwohner zu erregen, wenn etwa einige ſo nahe wären, daß ſie den Schall hören könnten.

Den 24ſten war der Morgen ſehr ſchön, aber es kam kein Indianer zum Vorſchein. Nun ward das Wallfiſchboot ausgeſetzt, und Kapitain Dixon beſtieg es, um ſich in den benachbarten Bächen und Anfuhrten nach Einwohnern umzuſehen. Eine Einfahrt aufwärts in einer Ecke der Bay, oſtwärts von uns, zog ſeine Aufmerkſamkeit zuerſt auf ſich. Er kehrte von da ungefähr um 12 Uhr zurück, ohne Leute entdeckt zu haben. Der Bach läuft eine beträchtliche Strecke in das Land, und endigt ſich am Fuße eines Berges, von dem er reichlich mit Waſſer verſorgt wird. Dies rührt von der Sonne her, welche den Schnee auf den Gipfeln der Berge ſchmelzt, und jetzt ſchon im Stande war, einen kleinen Bach ſtets mit Waſſer zu verſorgen. Nahe bei dieſer Stelle waren Spuren von einer Indianiſchen Hütte, welche erſt neuerlich hinweggenommen zu ſein ſchien, und vermuthlich eine Zeitlang die Wohnung irgend einer jagenden Parthei geweſen war. In dem Thale nahe am Bache wüchſen mancherlei Arten von Blumen und blühenden Stauden. Obgleich keine Einwohner hier waren, ſo ſcheint dieſe Stelle doch zu einem Sommeraufenthalte beſonders gut zu ſein, um ſo mehr, da man hier wahrſcheinlich Lachs in großer Menge antrifft. Ich zweifle daher faſt nicht, daß ſie weiterhin im Jahre beſtändig von den Eingebornen beſucht wird.

Nach dem Mittagseſſen ging Kapitain Dixon aus, um die Einfahrt gegen Norden zu unterſuchen. Da der Nachmittag ſehr ſchön war, ſo wurden unſre Felle auf das Verdeck gebracht, und an der Luft ausgebreitet. Sie hatten dadurch, daß wir ſie in Fäſſer gepackt, nicht den geringſten Schaden gelitten: einige von den ſchlechtern waren zwar ſchimmlicht geworden; aber dies konnten wir, als ſie trocken waren, leicht austreiben. Da Kapitain Dixon nicht wieder kam, als der Abend anbrach, ſo fingen wir an, für ſeine Sicherheit ziemlich beſorgt zu ſein, ob er gleich ſieben wohlbewafnete Leute im Boote hatte. Doch um 11 Uhr ward uns dieſe Furcht durch ſeine Rükkehr benommen. Man hatte nicht die geringſte

1787. Junius. Spur von Bewohnern angetroffen, obgleich das Boot wenigſtens 6 große Seemeilen vom Schiffe entfernt geweſen war.

Als wir einigen unſrer Pulverfäſſer die Reifen abſchlugen und das Pulver naß und feucht fanden, ſo hielten wir dieſen Hafen für einen ſehr guten Ort, es wieder zu trocknen und die Fäſſer ausbeſſern zu laſſen, beſonders da das Wetter vorzüglich hell und heiter war. Dem zufolge brachte der Büchſenmeiſter um 8 Uhr Morgens am 25ſten, das Pulver ans Ufer, und der Bötticher mußte die Fäſſer ausbeſſern. Während der Zeit fuhr Kapitain Dixon im Boote aus, um die Einfahrt in dieſen Hafen zu unterſuchen, da wir Nachmittags den 23ſten, einige Buchten gegen Süden und Weſten wahrgenommen hatten. Der Tag blieb ausnehmend ſchön. Das Pulver ward wieder recht gut trocken, und Nachmittags bei Zeiten an Bord gebracht. Die Zimmerleute befanden ſich am Ufer, und fällten eine Bramſtange und einige Sparren, zu mancherlei Gebrauch.

Ungefähr um 7 Uhr kehrte Kapitain Dixon zurück, aber ohne beſſeren Erfolg, als das vorigemal. Er war in verſchiedenen Buchten in einer beträchtlichen Entfernung vom Hafen geweſen, und hatte doch nicht die geringſte Spur von Menſchen oder Wohnungen erblicken können.

Dieſer Hafen liegt in 56 Gr. 35 Min. N. Breite, und 135 Gr. W. Länge. Er erhielt den Namen Port Banks, zu Ehren des Ritters Joſeph Banks. Obgleich die Ausſicht in dieſem Hafen ziemlich beſchränkt iſt, ſo hat ſie doch etwas Angenehmeres und Romantiſcheres, als irgend eine, die wir an der Küſte geſehen hatten. Das Land erhebt ſich nach Norden und Süden zu einer Höhe, die hinlänglich iſt, um jede Vorſtellung des Winters zu erregen; und obgleich die Seiten deſſelben ſtets mit Schnee bedeckt ſind, ſo benehmen doch die zahlreichen Tannen, welche hin und wieder ihre buſchichten Häupter hervorſchimmern laſſen, gänzlich das Schreckliche, Grauſenerweckende, welches die nackten Berge Nordweſtlich vom Cooks-Fluſſe erregen. Nach Oſten hin iſt das Land beträchtlich niedriger, und die Tannen ſcheinen in der regelmäßigſten und ſchönſten Ordnung zu wachſen. Dieſe bilden mit dem Unterholze und den Geſträuchen, an dem uns einſchließenden Geſtade, den ſchönſten Kontraſt gegen das höher gelegene Land, und machen den Anblick des Ganzen wirklich reizend und entzückend ſchön.

1787. Junius.

Da wir hier durch einen längern Aufenthalt die Zeit nur unnöthig verſchwendet hätten, ſo lichteten wir den 26ſten Morgens um halb 4 Uhr die Anker. Es wehete kein Wind; deshalb ſchickten wir die Boote vorauf, um das Schiff aus der Bucht zu bugſiren. Das Wetter war während der kurzen Zeit, welche wir hier zugebracht hatten, ſehr ſchön, und gewöhnlich ohne Wind geweſen. Die mittlere Höhe des Thermometers betrug 50 Gr.

Um 10 Uhr waren wir in der Einfahrt; allein der Wind blies in ſie hinein, wobei zugleich ein dicker Nebel Statt fand. Wir ſahen uns daher genöthigt, das Schiff im Laviren oft umzulegen, ehe wir völlig vom Lande hinweg kommen konnten. Unſre Breite war 56 Gr. 30 Min. Nördlich, und die Länge 135 Gr. 35 Min. Weſtlich.

Da es den Nachmittag und Abend neblicht blieb, ſo hielten wir uns des Nachts gegen Süden, aber bei Tagesanbruch Morgens am 27ſten wieder gegen Oſten. Um 11 Uhr Vormittags war das Wetter ziemlich heiter; und nun erblickten wir Land. Es hatte das Anſehen von zwei felſichten Inſeln, die gegen Nordoſten lagen, und auf die wir nun gerade los ſteuerten. Mittags lag das Land, das wir ſahen, von Norden 18 Gr. Oeſtlich, bis nach Norden 50 Gr. Oeſtlich in einer Entfernung von 4 Meilen. Unſre Breite war 55 Gr. 52 Min. Nördlich; und unſre Länge 135 Gr. 12 Min. Weſtlich.

Als wir dem Lande noch näher kamen, hatte es gänzlich das Anſehen, als wenn eine vortrefliche Bucht da wäre; denn die entfernteſte Spitze gegen Oſten lag nach Norden 35 Gr. Oeſtlich, und die Weſtlichſte, die ſehr felſicht war, nach Norden 45 Gr. Weſtlich, in einer Entfernung von 12 Meilen.

Um 3 Uhr ward das Wallfiſchboot ausgehoben, und Herr Turner ausgeſchickt, um die Einfahrt in die Bucht zu peilen, und ſich nach einem Hafen umzuſehen. Er kehrte um 5 Uhr zurück und berichtete: der größre Theil der Bucht habe ſeichtes Waſſer, und aller Wahrſcheinlichkeit nach ſei daſelbſt kein bequemer Ankerplatz anzutreffen.

Um 6 Uhr ward das Wetter neblicht, wobei wir häufige Windſtöße hatten. Dies nöthigte uns, zwei Reffe in unſeren Marsſegeln einzunehmen und die Segel mehr ſüdlich dem Winde näher zu ſtellen. Um 8 Uhr lag das Land von Norden

1787. Junius. 60 Gr. Oſt bis nach Weſten, und die äuſſerſten Spitzen einer großen Inſel von Norden 6 Gr. Oeſtlich, bis gegen Norden 26 Gr. Weſtlich.

Den 28ſten Morgens war das Wetter dick und neblicht, wobei ein friſcher Wind von Weſten wehete. Noch Vormittags ſahen wir Land gegen Norden und Weſten, ungefähr in einer Entfernung von 4 Meilen; aber das Wetter blieb ſo ſehr dick, daß es keinesweges vorſichtig geweſen wäre, wenn wir uns dem Lande genähert hätten.

Um 3 Uhr Nachmittags konnten wir, da ſich das Wetter aufklärte, das Land recht gut ſehen. Die äuſſerſten Enden deſſelben lagen von Norden 12 Gr. Oeſtlich, bis gegen Süden 65 Gr. Oeſtlich; und eine Oefnung, welche das Anſehen einer tiefen Bay hatte, gegen Norden 47 Gr. Oeſtlich, ungefähr in einer Entfernung von 3 großen Seemeilen.

Wir ſteuerten gerade auf dieſe Bay zu, indem wir einen Hafen zu finden hoff[illegible]; aber als wir ganz dicht an das Land heran kamen, fanden wir, daß es ein ſteiles aufrechtſtehendes Ufer war, welches nicht den geringſten Schutz hatte. Die Nördlichſte Spitze iſt ein vorzüglich hoher unfruchtbarer Felſen, auf dem jetzt eine unzählige Menge von mancherlei Vögeln ſaß.

Die Nacht hindurch und den 29ſten Vormittags lavirten wir gelegentlich, denn das Wetter war trübe und neblicht. Unſre Breite betrug Mittags 55 Gr. 18 Min. Nördlich, und die Länge 134 Gr 30 Min. Weſtlich. Um 3 Uhr Nachmittags ſahen wir Land, deſſen äuſſerſte Enden von N. W. bis nach S. O. bei O. lagen.

Während der Nacht, und den 30ſten Vormittags hatten wir ſchwache veränderliche Winde. Das Wetter war noch trübe und neblicht, und nöthigte uns daher, häufig das Schiff umzulegen, wobei wir uns immer Mühe gaben, uns, ſo viel es die Klugheit erlaubte, nahe an der Küſte zu halten. Um Mittag ſahen wir Land gegen Norden und gegen Oſten, ungefähr in einer Entfernung von 4 großen Seemeilen. Aus unſrer Meridianhöhe ergab ſich 55 Gr. 13 Min. N. Breite. Wir ſahen eine anſcheinende Bucht, die gegen Norden 58 Gr. Oeſtlich lag; aber ſchwache veränderliche Winde hinderten uns, weit in dieſelbe hinein zu ſegeln. Indeß, als um 5 Uhr ein friſcher Weſtwind aufſtieg, konnten wir doch unſeren Lauf gerade auf die Durchfahrt zu richten; aber es währte nicht lange, denn der Wind legte ſich bald, und nun folgten ſchwache Lüſtchen faſt aus jeder Richtung. Um 8 Uhr ſahen wir gegen Norden, ungefähr in einer Entfernung von 4 großen Seemeilen, eine Inſel, welche von Nordoſtoſt, bis nach Oſten bei Norden lag. Das Wetter war die Nacht hindurch gemäßigt und neblicht. 1787. Julius.

Da wir am $1^{\text{ſten}}$ Julius um 7 Uhr Morgens einen friſchen Weſtwind bekamen, ſo liefen wir nach Südoſten. Das Land, das wir im Geſichte hatten, lag von Norden 22 Gr. Weſtlich bis gegen Südoſt, halb Oſten, und eine Inſel, die wir am vorigen Abend geſehen hatten, nach Norden 30 Gr. Oeſtlich, in einer Entfernung von 6 Meilen. Um Mittag ſahen wir eine tiefe Bucht, welche Nordoſt bei Oſten lag. Ihre äuſſerſte Nördliche Spitze lag gegen Nordoſt bei Norden, und das am weiteſten nach Oſten liegende Land gegen Südoſten, ungefähr in einer Entfernung von 7 großen Seemeilen. Unſre Breite war 54 Gr. 22 Min. N., und die Länge 134 Gr. W.

Nachmittags hatten wir ſchwache veränderliche Winde; deshalb liefen wir gegen Norden, weil wir beſorgt waren, daß wir unter den Wind von der geſehenen Bay gerathen möchten. Uebrigens waren wir entſchloſſen, wenn es nur irgend möglich wäre, in ſie einzulaufen, beſonders da es ſehr wahrſcheinlich war, daß wir hier Einwohner antreffen würden.

Die Nacht hindurch hatten wir leichte abwechſelnde Winde aus jeder Richtung, und zugleich auch ſtarke Wogen von Südweſten. Nun fanden wir Morgens den 2ten alle unſre Bemühungen, die Bucht zu erreichen, vergeblich; indeß, da ein mäßiger Wind aus Nordoſten aufſtieg, ſo liefen wir nach dem Lande hin, ſo nahe als möglich mit den Segeln auf der rechten Seite des Schiffes. Um 7 Uhr ſahen wir zu unſrer großen Freude einige Boote mit Indianern, welche, wie es ſchien, zur See aus geweſen waren, und nun auf uns zu fuhren. Als ſie an das Schiff heran kamen, fanden wir, daß ſie zum Fiſchen ausgegangen geweſen wären. Einige von ihnen trugen vortreffliche Mäntel von Bieberfellen, deren Anblick... Aber jetzt muß ich die Feder niederlegen; indeß verſpreche ich Dir, ſie bald wieder zu nehmen. Der Deinige

Von Queen-Charlotte'ns Eilanden den 4. Julius. W. B.

1787. Julius.

Fünf und dreißigſter Brief.

Handel mit verſchiedenen Stämmen der Indianer längs der Küſte — Es wird eine Menge ſchöner Felle eingekauft — Die Hippa-Inſel wird entdeckt — Die Handelsartikel beim Tauſche — Ein Lippenſtück eingekauft.

Ohne Zweifel haſt Du mich in guten feierlichen Feſtagsausdrücken getadelt, weil ich meinen letzten Brief zu einer Zeit abbrach, da wir die Günſtlinge des Glückes wurden; allein ich hoffe, dieſe Lücke jetzt reichlich zu ergänzen, da ich Dir unſre glücklichen Begegniſſe erzählen will, die ſelbſt unſre höchſte Erwartung erreichten.

Die Indianer, die wir Morgens am 2ten Julius antrafen, ſchienen eben nicht geneigt, ihre Mäntel herzugeben, ob wir ſie gleich dadurch in Verſuchung führten, daß wir ihnen mancherlei Handelsartikel, als Tohies, Beile, Dächſeln, verzinnte Blechkeſſel, Pfannen ꝛc. ꝛc. auskramten. Ihre Aufmerkſamkeit ſchien gänzlich mit dem Anſchauen des Schiffes beſchäftigt, wobei ſie Merkmale der Verwunderung und des Erſtaunens blicken lieſſen. Dies ſahen wir als eine gute Vorbedeutung an, und der Erfolg zeigte, daß wir uns diesmal nicht geirrt hatten. Als ihre Neugierde einigermaßen befriedigt war, fingen ſie an zu handeln, und wir kauften ſogleich Alles, was ſie an Mänteln und Fellen mitgebracht, und gaben ihnen Tohies dafür, die ſie ſehr zu lieben ſchienen. — Sie machten uns Zeichen, daß wir näher an das Ufer kommen ſollten, und gaben uns zu verſtehen, daß wir mehr Einwohner und eine übergroße Menge von Fellen finden würden.

Um 10 Uhr waren wir faſt eine Meile vom Ufer, und ſahen das Dorf, wo dieſe Indianer wohnten, unſerem Schiffe gerade gegenüber: es beſtand ungefähr aus 6 Hütten, welche weit regelmäßiger gebauet zu ſein ſchienen, als irgend eine, die wir bisher geſehen hatten, und ſehr angenehm lagen; allein das Ufer war felſicht, und zeigte uns keine Stelle zum Ankern. Jetzt eröfnete ſich eine Bucht gegen Oſten. Hierauf richteten wir die Segel näher an den Wind, welcher friſch von Norden und Oſten her blies, und ſteuerten gerade darauf zu. Unterdeſſen waren einige von den Leuten, mit denen wir den Morgen gehandelt hatten, vermuthlich um ihre neuerlangten Waaren zu zeigen, am Ufer geweſen; aber da ſie uns auf die

Bucht losſteuern ſahen, machten ſie ſich, in Begleitung einiger andern Boote, ſogleich hinter uns her. 1787. Julius.

Als wir weiter in die Bucht hinanliefen, ſchien ein vortreflicher Hafen da zu ſein, der gut vom Lande eingeſchloſſen und etwa noch eine Meile entfernt war. Beim Auswerfen des Senkbleies fanden wir eine Tiefe von 10 bis 25 Klaftern, und einen felſichten Grund; aber unglücklicher Weiſe war um 1 Uhr die Ebbe uns ſo ſtark zuwider, daß wir es unmöglich fanden, den Hafen zu erreichen: denn wir gingen bei jedem Umlegen des Schiffes rückwärts. Nun kehrten wir das große Marsſegel gegen den Maſt, um mit den Indianern zu handeln.

Jetzt folgte eine Scene, die ſich ſchlechterdings nicht beſchreiben läßt, und die uns vor Freude ſo auſſer uns ſetzte, daß wir kaum unſern Sinnen trauen konnten. Es waren zehn Boote um das Schiff, welche, nach meinem ungefähren Ueberſchlag, gegen 120 Menſchen enthielten. Viele von ihnen brachten uns ſehr ſchöne Biebermäntel, und Andre vortreffliche Felle; kurz, keiner kam mit leeren Händen. Die Schnelligkeit, womit ſie ihre Waare verkauften, vergrößerte unſere Freude noch: ſie zankten ſich ſogar unter einander, wer ſeinen Mantel zuerſt abſetzen ſollte, und einige warfen wirklich ihre Pelze an Bord, wenn Niemand da war, der ſie in Empfang nehmen konnte; aber wir lieſſen es uns beſonders angelegen ſein, keinen unbezahlt vom Schiffe weggehen zu laſſen. Tohies waren faſt der einige Artikel, den wir bei dieſer Gelegenheit abſetzten; und ſie wurden in der That auch ſo begierig angenommen, daß wir es nicht nöthig hatten, etwas anders anzubieten. In weniger als einer halben Stunde kauften wir an 300 der ſchönſten Bieberhäute. Dieſer Umſtand machte uns ſehr aufgeräumt, und zwar um ſo mehr, da ſowohl die Menge von ſchönen Fellen, als die Begierde der Eingebornen, ſie los zu werden, überzeugende Beweiſe waren, daß an dieſem Orte ſeit kurzem kein Handel getrieben wäre, und daß wir folglich einen fernern ergiebigen Handel zu erwarten hätten. Um Dir einen Begrif von den Mänteln zu geben, die wir kauften, will ich nur bemerken, daß ſie gemeiniglich drei gute Seeotterhäute enthalten, woven eine in zwei Stücke geſchnitten, nachgehends aber wieder ſauber zuſammengenähet iſt, ſo daß ſie ein Viereck bilden. Sie ſind loſe um die Schultern gebunden, und auf jeder Seite mit kleinen ledernen Riemen feſt gemacht.

1787. Julius.

Da unſer Handel um 3 Uhr gänzlich vorüber und der Wind uns noch entgegen war: ſo gingen wir unter Segel, und fuhren aus der Bay, doch mit der Abſicht, den Morgen den Hafen wieder zu verſuchen. Um 8 Uhr lagen die Spitzen der Bay, die wir verlaſſen hatten, von Norden 19 Gr. gegen Oſten bis nach Oſten, ungefähr 3 Meilen entfernt. Die Nacht über ſeegelten wir nach Süden und Weſten hin, und lavirten, je nachdem es nöthig war.

Den 3ten Morgens hatten wir einen friſchen öſtlichen Wind und ſtürmiſches Wetter mit Regen; aber da wir uns dem Lande näherten, ward es ruhig: und um 10 Uhr, da wir nicht mehr als eine Meile vom Ufer entfernt waren, führte uns die Fluth gegen eine felſige Spitze nordwärts von der Bay. Hierauf wurden das Fiſcherboot und die Jölle ausgeſetzt und vorwärts geſchickt, um das Schiff von den Felſen ab zu bugſiren.

Es kamen verſchiedene Boote an die Seite des Schiffs; aber wir ſahen, daß es unſre Freunde waren, mit denen wir den vorigen Tag gehandelt, und fanden, daß ſie nicht das geringſte mehr zu verkaufen hatten. Nun lag uns weniger daran, in den Hafen zu kommen, da es wahrſcheinlicher war, daß wir oſtwärts friſche Vorräthe von Pelzwerk antreffen würden. Um 3 Uhr erhob ſich ein friſcher Wind; wir nahmen alſo unſre Boote ein: und da das Wetter neblicht wurde, ſo wandten wir uns nach Süd-Weſten, und lavirten die Nacht hindurch gelegentlich.

Den 4ten Morgens, lag das Land vor uns von Norden 75 Gr. gegen Oſten bis nach Süden 48 Gr. gegen Oſten, ungefähr 10 Meilen entfernt. Um Mittag lag die Spitze der Bay, die wir zuerſt entdeckten und die ich durch den Namen Mantel-Bay (*Cloak-Bay*) unterſcheiden will, beinahe nach Oſten, ungefähr 4 Meilen entfernt. Unſre Mittagshöhe zeigte 54 Gr. 14 Min. Nördl. Breite; die Länge war 133 Gr. 23 Min. Weſtlich. Die Abweichung der Magnetnadel fanden wir 24 Gr. 28 Min. Oeſtlich.

Den ganzen Nachmittag hatten wir einen friſchen nördlichen Wind und wolkichtes Wetter. Um 3 Uhr ſahen wir eine Bay nach Oſten; wir ſtellten daher die Seegel dem Winde näher, und fuhren darauf zu. Aber da wir weder einen Hafen, noch irgend eine Spur von Bewohnern fanden, als wir zwei Meilen vom Lande

entfernt

1787. Julius.

entfernt waren: ſo fuhren wir weiter ſüdwärts. Die äuſſerſten Spitzen des Landes lagen um dieſe Zeit von Norden nach Süden 48 Gr. gegen Oſten, und wir waren ungefähr 4 Meilen vom Ufer entfernt.

Die Nacht hindurch hatten wir leichte veränderliche Winde, und mitunter Windſtillen; aber am 5ten, Morgens, erhob ſich ein Wind aus Nordweſten. Den Nachmittag über ſteuerten wir auf das Land zu, und legten gelegentlich im Laviren um, damit wir ſo wenig Grund als möglich verlieren möchten. Um Mittag lag das Land vor uns von Süden 58 Gr. gegen Oſten bis nach Norden 11 Gr. gegen Weſten; die Entfernung vom Ufer war ungefähr 3 Meilen. Unſre Mittagshöhe zeigte 53 Gr. 48 M. N. Breite. Den Nachmittag kamen verſchiedene Kanots an die Seite des Schiffs, und brachten eine Menge guter Mäntel. Dieſe wurden mit Begierde verkauft; aber der Handel ſchien jetzt eine andre Wendung genommen zu haben, denn nun waren kupferne Wannen, zinnerne Becken und blecherne Keſſel die Artikel, welche am höchſten geſchätzt wurden. Da der Wind beſtändig nach Nordweſten blies, ſo hielt es Kapitain Dixon für rathſamer, längs dem Ufer zu fahren, ſo wie es die Umſtände erforderten, als zu ankern; beſonders da wir alle Urſache zu vermuthen hatten, daß die Eingebornen nicht in einer geſellſchaftlichen Gemeinheit lebten, ſondern in verſchiedene Stämme getheilt und wahrſcheinlich mit einander in Feindſchaft wären. Um 8 Uhr lagen die äuſſerſten Spitzen des Landes, das wir vor uns hatten, von Norden 20 Gr. gegen Weſten, nach Süden 60 Gr. gegen Oſten, und eine Art von Bucht nach Norden 70 Gr. gegen Oſten; unſre Entfernung vom Ufer war 4 Meilen.

Die Indianer verlieſſen uns nicht eher, als bis der Abend herbei kam, und gaben uns zu verſtehen, daß ſie den folgenden Morgen mit mehrern Pelzen zurückkehren wollten.

Die Nacht hindurch hatten wir gelindes Wetter, mit einem beſtändigen nordweſtlichen Winde, ſo daß wir den 6ten Morgens dem Lande ziemlich nahe waren. Den Vormittag kamen unſre Freunde, ihrem Verſprechen gemäß, zurück, und brachten einige Mäntel von vortrefflichen Otterfellen mit, die ſie eben ſo leicht als vorher los wurden. Unſre Breite zu Mittage war 53 Gr. 34 Min. N.; die äuſſerſten Spitzen des Landes lagen von S. 58 Gr. gegen O. bis nach N. 25 Gr. gegen W. Da

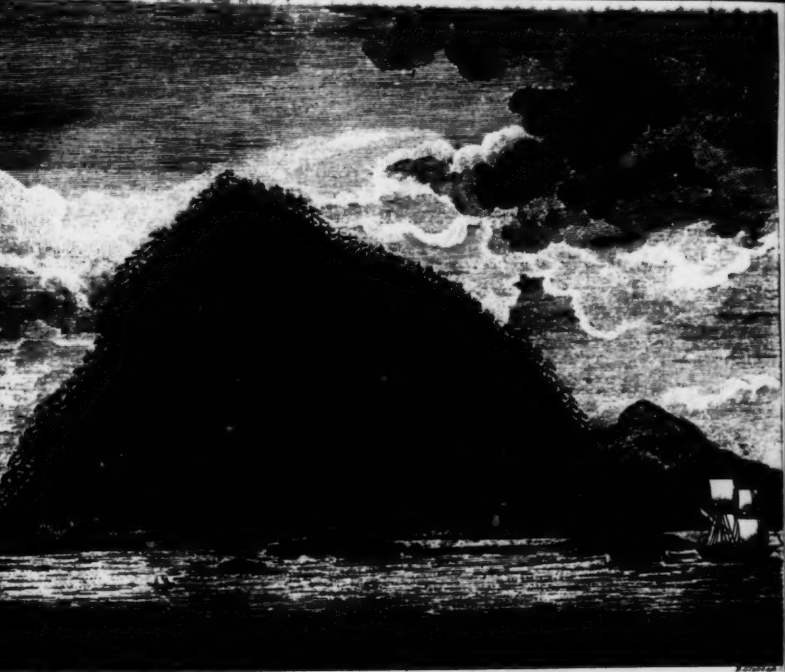
1787. Julius. die Luft friſch ward, ſo legten wir das Schiff bei, um den Indianern eine bequemere Gelegenheit zum Handeln zu geben; und um 2 Uhr hatten wir ſie ganz entblößt.

Dieſe Leute waren augenſcheinlich von dem Stamm, den wir in Cloak Bay geſehen hatten, verſchieden, und nicht ſo zahlreich; ich konnte nie mehr als fünf und ſiebzig oder achtzig Perſonen zugleich an der Seite des Schiffes zählen. Die Pelze in jedem Boote ſchienen einzelnen Perſonen zu gehören, und die Leute lieſſen es ſich vorzüglich angelegen ſein, ihre Nachbaren nicht ſehen zu laſſen, welche Artikel ſie eintauſchten. Bald nach 2 Uhr verlieſſen uns die Indianer. Hierauf gingen wir unter Segel, fuhren längs dem Ufer hin, und lavirten wenn es nöthig war.

Seit dem 2ten waren wir mehr als dreißig Meilen längs der Küſte gefahren; und da wir jetzt einen neuen Stamm von Indianern antrafen, ſo ſahen wir ein, daß wir hierbei einen beſſeren und glücklicheren Erfolg gehabt, als es möglich geweſen wäre, wenn wir vor Anker gelegen hätten. Um 8 Uhr lagen die äuſſerſten Spitzen des Landes vor uns von Norden 10. Gr. gegen Oſten, bis nach Süden 75 Gr. gegen Oſten; unſre Entfernung vom Ufer betrug ungefähr 6 Meilen. Das Wetter war die Nacht über gelinde; wir lavirten ſüd- und oſtwärts, und legten um, wenn es nöthig war.

Morgens den 7ten ſteuerten wir auf das Land zu, und um 10 Uhr ſahen wir eine tiefe Bay, welche nach N. N. O. lag. Wir ſetzten die Segel dem Winde näher, und ſteuerten gerade darauf zu, da wir vermutheten, daß ſie bewohnt wäre; aber als wir dem Lande nahe genug waren, ſahen wir weder einen Hafen noch Leute, und fuhren hierauf ſüdwärts weg. Um Mittag lagen die äuſſerſten Spitzen des Landes von Südoſten nach Norden 60 Gr. gegen Weſten; wir waren 4 Meilen vom Ufer enfernt, und die Breite 53 Gr. 28 Min. N., die Länge aber 153 Gr. 19 Min. Weſtlich.

Als wir uns Nachmittags um zwei Uhr nahe am Ufer befanden, ſahen wir verſchiedene Kanots abfahren. Nun zogen wir die Segel ein, und legten das Schiff bei, da der Wind ziemlich friſch blies. Der Ort, von woher dieſe Leute kamen, hatte ein ſonderbares Anſehen; und da wir ihn näher unterſuchten, bemerkten wir deutlich, daß ſie in einer großen Hütte lebten, die auf einer kleinen Inſel gebauet,



usſicht der **FESTUNGS** (Hippah) **INSEL**, in den Inſeln der Königin Charlotte und nach Art eines Hippa *) befeſtigt war, weshalb wir dieſem Orte den Namen Hippa-Eiland gaben. 1787. Julius.

Der Stamm, welcher dieſes Hippa bewohnt, ſcheint von der Natur gegen einen plötzlichen Anfall ſeiner Feinde vertheidigt zu ſein; denn der Zugang dazu vom Geſtade iſt ſteil und ſchwer zu erſteigen, die andren Seiten aber ſind mit Fichten und Geſträuche wohl verſchanzt. Deſſen ungeachtet haben ſich die Eingebornen ſehr viele Mühe gegeben, den Ort durch Palliſaden und Zäune in noch beſſern Vertheidigungsſtand zu ſetzen, ſo daß ich faſt glaube, ſie müßten jeden Stamm zurückſchlagen, der es wagte, ihre Feſtung anzugreifen.

Viele ſeit unſerm erſten Handel in Cloak-Bay zuſammengetroffene Umſtände überzeugten uns, daß die Bewohner dieſes Orts von wilderer Gemüthsart wären, und noch weniger Umgang mit Andern hätten, als alle übrigen Indianer, die wir an dieſer Küſte gefunden; und wir fingen an zu argwöhnen, daß ſie einigermaßen Kannibalen ſein möchten. Kapitain Dixon ſah kaum die ebenerwähnte befeſtigte Hütte, als ſich dieſer Argwohn beſtärkte, da ſie, wie er ſagte, genau nach dem Plane eines Hippa's der Wilden in Neu-Seeland erbaut war. Wenn die Leute an das Schiff kamen, ſo trieben ſie ihren Handel ganz ruhig, und lagen uns durch Zeichen mit vielem Ungeſtüm an, ans Ufer zu kommen. Zugleich gaben ſie uns zu verſtehen, indem ſie nach Oſten hin wieſen: wenn wir dieſen Theil der Küſte beſuchten, ſo würden uns die dortigen Bewohner die Köpfe abſchlagen.

---

*) Die Einwohner in Neu-Seeland, welche oft in Fehde und Streit leben, haben hin und wieder auf Inſeln, oder einzelnen nahe am Meere gelegenen Felſen, kleine Feſtungen angelegt, in denen ſie ſich gegen überlegenere Stämme wehren können. Die Befeſtigung wird nur an den vom Lande her zugänglichen Orten angebracht. Wo Felſen und ſchroffe Höhen ſind, überlaſſen ſie es der Natur, ſie zu vertheidigen. Ihre Befeſtigung iſt hölzernes Pfahlwerk mit einem Gerüſte, auf dem die Vertheidiger mit ihren langen Speeren ſtehen, und auf dem ſie groſe Vorräthe von Steinen zur Vertheidigung liegen haben. Eine ſolche Befeſtigung nennen die Neu-Seeländer ein Hippa. Da die Nordamerikaniſchen Völker gewiß eine ganz andre Sprache hatten, als die Neu-Seeländer, ſo muß man nicht denken, ſie ſelbſt hätten die oben erwähnte Befeſtigung ein Hippa genannt; ſondern dieſe Benennung ward nur von den Engländern wegen einer entfernten Aehnlichkeit mit einem Neuſeeländiſchen Hippa gewählt. Uebrigens iſt es merkwürdig, daß an ſo entfernten Orten einerlei Bedürfniß die Menſchen zu einerlei Vertheidigungsmitteln gebracht hat. F.

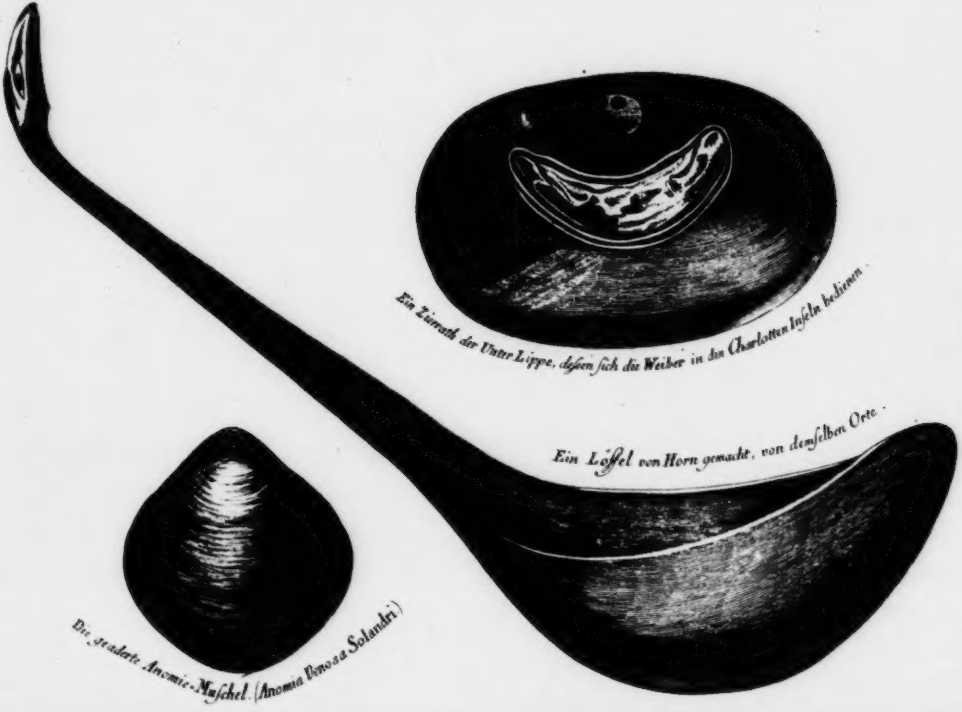
1787. Julius. Dies diente zu einem unläugbaren Beweiſe, daß ſie mit ihren Nachbaren in Streit lebten, und ihr feindliches Anſehen beſtätigte es hinlänglich; denn ſie waren mit Meſſern und Spießen wohl bewafnet.

Ich wage nicht gern *Muthmaßungen*; aber doch muß ich bemerken, daß, obgleich das Betragen dieſer Leute unſchädlich und unbeleidigend war, doch ihr Verſuch uns zu bereden, daß wir ans Ufer gehen möchten, unſren Argwohn noch mehr beſtätigt. Sie wollten uns gern nach ihrem *Hippa* hinlocken; und dort würden wir ohne Zweifel ſogleich niedergemetzelt worden ſein.

Wir kauften von dieſen Indianern eine Anzahl ſchöner Mäntel und einige gute Häute, wofür wir ihnen verſchiedene Artikel gaben. Einige nahmen *Tohies*, andre zinnerne Waſchbecken, blecherne Keſſel, Meſſer, u. ſ. w. Dieſer Stamm ſchien der kleinſte, den wir noch geſehen hatten; ich konnte nicht mehr als fünf oder ſechs und dreißig Menſchen zählen. Aber man muß auch bedenken, daß dies wahrſcheinlich auserleſene Leute waren, welche vielleicht Feinde anzutreffen erwarteten; denn ſie waren auf Krieg oder Handel gleich gut vorbereitet.

Da wir alles gekauft, was die Indianer zu veräuſſern hatten, und keine Boote mehr zu uns kamen, ſo gingen wir um 8 Uhr unter Segel. Die äuſſerſten Spitzen des Landes vor uns lagen von O. S. O. nach N. W. bei W. Die Entfernung vom Ufer war ungefähr 7 Meilen.

Die Nacht hindurch ſtanden wir an und ab, da der Wind aus Nordweſten blies; und Morgens den 8ten ſegelten wir auf das Land zu. Um 8 Uhr ſahen wir einige Boote vom Ufer kommen, und legten daher bei, um mit ihnen zu handeln. Als ſie aber an das Schiff kamen, fanden wir, daß es unſre Freunde vom *Hippa-Eilande* waren; doch die Pelze, die ſie jetzt brachten, ſtanden den erſtren weit nach, da ſie uns ihre beſten Felle ſchon den vorigen Nachmittag verkauft hatten. Um 10 Uhr verlieſſen uns die Indianer, nachdem ſie alles los geworden waren, und wir gingen hierauf unter Segel. Unſre Beobachtung zu Mittage ergab 53 Gr. 2 Min. N. Breite. *Hippa-Eiland* lag Nördlich 28 Gr. gegen Weſten; eine kleine Inſel Nördlich 11 Gr. gegen Weſten, und das am weiteſten nach Süden gelegene Land 68 Gr. gegen Oſten; das nächſte Ufer war ungefähr 3 Meilen entfernt.



Ein Zierrath der Unter Lippe, deſsen ſich die Weiber in den Charlotten Inſeln bedienen.

Ein Löffel von Horn gemacht, von denſelben Orte.

Die geaderte Anomie-Muſchel. (Anomia Venosa Solandri)

Den Nachmittag hindurch hielten wir uns dicht am Ufer, und lavirten gelegentlich; aber es kamen keine Kanots. Um 8 Uhr lag Hippa-Eiland nach Nordweſten, und das Südlichſte Land nach Süden 73 Gr. Oeſtlich; unſre Entfernung vom Ufer betrug ungefähr 4 Meilen. 1787. Julius

Die Nacht über fuhren wir ab- und zuwärts. Es war unſre Hauptſorge, ſo nahe am Ufer zu bleiben, daß wir bei Tagesanbruch dicht daran wären, um hierdurch Gelegenheit zu haben, jede Meile der Küſte zu betrachten.

Vormittags den 9ten waren fünf Kanots bei unſrem Schiffe. Sie führten ungefähr acht und dreißig oder vierzig Leute, denen wir einige ſehr gute Mäntel und ein Paar gute Felle abkauften. Auch ſie liebten die Abwechſelung, und nahmen nicht immer dieſelben Artikel; aber blecherne Keſſel und zinnerne Becken ſchienen vor Allem, was wir ihnen zeigen konnten, den Vorzug zu haben.

In einem der Kanots war ein alter Mann, der einiges Anſehen über die übrigen zu haben ſchien, ob er gleich nichts zu verkaufen hatte. Er gab uns zu verſtehen, daß er uns in einem andern Theile dieſer Inſeln, wobei er nach Oſten hin zeigte, Pelze in Menge verſchaffen könnte. Hierauf gab Kapitain Dixon ihm eine leichte Reiter-Mütze. Dies Geſchenk trug viel zu ſeinem Anſehen bei, und zog ihm den Neid ſeiner Gefährten in den andern Kanots zu, welche die Mütze mit lüſternem Auge anſahen, und ſie gern haben wollten.

Es waren auch einige Frauenzimmer in ihrer Geſellſchaft, welche alle ſchon ziemlich bei Jahren zu ſein ſchienen. Sie hatten ihre Unterlippen eben ſo verſtellt, wie die Frauenzimmer zu Port Mulgrave und in Norfolks Sund, und die Stückchen Holz waren beſonders groß. Eins dieſer Lippenſtücke ſchien beſonders ſehr geſchmückt zu ſein: Kapitain Dixon wollte es daher gern kaufen, und bot der alten Frau, der es gehörte, ein Beil dafür an; aber ſie ſchlug es mit Verachtung aus. Man zeigte ihr nachher Tohies, Becken, und verſchiedene andre Artikel; allein ſie verwarf auch dieſe eben ſo ſtandhaft. Unſer Kapitain gab nun ſchon alle Hofnung auf, den gewünſchten Kauf zu Stande zu bringen, und hätte beinahe keinen Verſuch mehr gemacht, als einer unſrer Leute der alten Dame zufällig ein Paar Knöpfe zeigte, die ſehr glänzend ausſahen. Das Anerbieten, ihr dieſe zu geben, nahm ſie begierig an, und war jetzt eben ſo willig, ihren hölzernen Schmuck los zu werden, als

1787. Julius. vorher, ihn zu behalten. Dies ſonderbare Lippenſtück iſt 3⅞ Zoll lang, 2⅛ Zoll breit, und mit einer kleinen Perlmutterſchale ausgelegt, um welche ein kupferner Rand läuft *).

Dieſe Leute unterſchieden ſich augenſcheinlich von dem Stamme, welcher Hippa-Eiland bewohnt; aber ſie ſchienen eben ſo wild in ihrem Betragen, und waren gut mit Waffen zum Angriffe verſehen. Indeſſen handelten ſie ſehr ruhig, und ſtörten uns nicht im geringſten. Als die Pelze, welche ſie zum Tauſch brachten, verkauft waren, verlieſſen ſie uns, und ruderten dem Ufer zu. Unſre Beobachtung zu Mittage ergab 52 Gr. 54 Min. N. Breite; und nach einer Mondsbeobachtung war unſre Länge 132 Gr. 23 Min. Weſtlich. Die äuſſerſten Spitzen des Landes lagen von Süden 75 Gr. gegen Oſten, nach Norden 42 Gr. gegen Weſten; und unſre Entfernung vom Ufer betrug ungefähr 6 Meilen.

Den Nachmittag kamen vier Kanots ungefähr mit 32 Menſchen an das Schiff; aber ſie gehörten zu denen, die uns den Morgen beſucht hatten, und die Mäntel, die ſie uns brachten, waren eben nicht ſonderlich, ſondern ſchon ziemlich viel getragen. Um 4 Uhr verlieſſen uns die Indianer, da ſie Alles los geworden waren, und fuhren nach dem Lande.

Während der Nacht hatten wir einen ſtarken Wind von Weſten her, mit beſtändigem Regen, welcher bis Vormittags den 10ten dauerte; dann ward der Wind leicht und veränderlich, mit dickem neblichten Wetter. Unſre Beobachtung zu Mittage ergab 52 Gr. 48 Min. N. Breite. Um 6 Uhr lagen die äuſſerſten Spitzen des Landes von Nordoſten bei Norden nach Norden 75 Gr. gegen Weſten, 4 Meilen entfernt. In der Nacht drehete ſich der Wind wieder nach Nordweſten, und blies ſehr friſch, das Wetter war wolkicht; wir ſegelten nach Südweſten wie gewöhnlich.

Jetzt kann ich die Feder einen Augenblick mit guter Manier nieder legen, da die Entſchuldigung, deren einige groß ſein wollende Männer ſich ſo oft bedienen, nehmlich dringende Geſchäfte, mir jetzt ſehr wohl zu Statten kommt. Dein aufrichtiger Freund

Bei den Queen Charlotte's-Eilanden, den 12. Julius.

W. B.

---

*) Dies Lippenſtück beſitzt jetzt Sir Joſeph Banks.

Sechs und dreißigſter Brief.

1787
Juliu

Fortgang des Handels mit den Indianern längs der Küſte — Urſachen welche vermuthen laſſen, daß das Land, längs dem wir wegfuhren, eine Menge nie zuvor entdeckter Inſeln iſt — Beſchreibung von einem Oberhaupte der Indianer.

Aus dem ganzen Inhalte meines vorigen Briefes kannſt Du ſehen, daß wir auf kein beſſeres Mittel zu handeln hätten fallen können, als daß wir längs den Küſten fuhren.

Den 11ten Julius, Morgens, hatten wir einen beſtändigen Wind aus Nordweſten; wir ſeegelten alſo auf das Land zu, welches um Mittag von Norden 55 Gr. Weſtlich bis nach Süden 74 Gr. Oeſtlich lag. Unſre Mittagshöhe zeigte 52 Gr. 50 Min. N. Breite, und unſre Entfernung vom Ufer war ungefähr 2 Meilen. Den Nachmittag über hielten wir uns dicht an das Ufer, in der Hofnung, daß einige Indianer zu uns kommen würden; da aber um 6 Uhr keiner erſchien, ſo ſetzten wir unſere Segel dem Winde näher auf Südweſten. Um 8 Uhr lag das Land von Oſtſüdoſten nach Nordweſten bei Weſten, ungefähr 3 Meilen vom Ufer entfernt. Die Nacht hindurch blies der Wind aus Nordweſten mit häufigen, heftigen Windſtößen begleitet, welches uns nöthigte, unſer Vormarsſegel einzuziehen, und in dem großen Marsſegel einen Reff einzuſchlagen.

Da den 12ten Morgens das Wetter gelinder wurde, ſo ſetzten wir unſere Seegel auf, und fuhren dem Lande näher. Unſre Breite zu Mittage war 52 Gr. 3 Min. Nördlich. Den Nachmittag aber blies der Wind ſehr friſch, ſo daß keine Indianer zu uns kamen. Um 8 Uhr Abends lagen die äuſſerſten Spitzen des Landes von Oſten bei Norden nach Nordnordweſten; wir waren vom Ufer 4 Meilen entfernt.

Den 13ten Morgens war das Wetter gelinde, aber ſehr neblicht. Das Land lag um Mittag von Süden 65 Gr. Oeſtlich, bis nach Norden 60 Gr. Weſtlich. Unſre Entfernung vom Ufer war ungefähr 2 Meilen. Unſre Beobachtung gab 52 Gr. 17 Min. N. Breite. Wir hielten uns den Nachmittag über dicht ans Ufer, obgleich das Wetter noch ſehr neblicht war. Kurz vor 7 Uhr, da ſich der Nebel verzog, ſahen wir verſchiedene Kanots auf uns zu rudern. Nun ſetzten wir die Segel dem Winde näher, und legten bei, um ihnen Gelegenheit zu geben, zu uns zu kommen. Sie waren ein andrer Stamm, als unſre letzten Handelsleute, und

1787. Julius. brachten uns verſchiedene vortrefliche Mäntel, und einige ſehr gute Felle, die wir faſt für dieſelben Preiſe, als vorher, kauften. Dieſe Parthei beſtand ungefähr aus 36 Leuten, welche, ſo wie die Stämme mit denen wir vor kurzem gehandelt hatten, auf den Empfang ihrer Feinde vorbereitet waren.

Ehe ſich der Tag neigte, hatten wir Alles gekauft, was die Indianer mitgebracht hatten. Dennoch konnten wir ſie nicht vermögen, das Schiff zu verlaſſen, ob wir gleich unter Segel gingen und ihnen zu verſtehen gaben, daß wir den folgenden Tag wiederkommen wollten. Sie blieben deſſen ungeachtet noch neben dem Schiffe. Endlich gegen 10 Uhr, da ein ſehr dicker Nebel fiel, verlieſſen ſie uns und ruderten dem Ufer zu. Wir waren jetzt wenigſtens 8 Meilen von der Küſte entfernt, und viele von uns zweifelten, ob die armen Leute je ihren Weg nach dem Ufer würden wieder finden; denn man konnte unmöglich zwanzig Klafter vor ſich hin vom Schiffe irgend etwas unterſcheiden. Die Nacht hindurch ſetzten wir die Segel dem Winde ſo nahe als möglich, und fuhren nach Südweſten wie gewöhnlich.

Vom 14ten bis $20^{\text{ſten}}$ hatten wir größtentheils dickes Nebelwetter, mit einem beſtändig ſtarken Winde aus Nordweſten, und bisweilen mit häufigen Windſtößen. Da wir Urſache hatten, in dieſer Gegend mehr Handel zu erwarten, ſo hielten wir es für das rathſamſte, gelegentlich ab- und zuzufahren, um zu verhüten, daß wir nicht zu weit nach Oſten hin kämen, und zugleich dem Lande nahe genug zu ſein, ſobald ſich der Nebel aufklärte.

Wir beobachteten den 18ten die Mittagshöhe, welche 51 Gr. 56 Min. N. Breite ergab; die Mittelzahl verſchiedener Mondsbeobachtungen wies 131 Gr. 21 Min. W. L. aus. Das Wetter war nicht immer ſo neblicht, daß wir nicht oft das Land hätten ſehen ſollen; und zwei- oder dreimal waren wir dem Ufer ſo nahe, daß die Eingebornen leicht hätten zu uns kommen können. Aber da ſich keiner ſehen ließ, ſo fingen wir an, im Ernſte zu glauben: die Indianer, welche uns Abends den 13ten verlieſſen, hätten auf der See ihr Leben verloren, und die andern würden folglich nicht mehr an das Schiff kommen, da ſie leichtlich auf die Vermuthung gerathen könnten, daß wir ihre Gefährten umgebracht hätten.

Unſre

Unſre Breite Mittags den 20ſten war 52 Gr. 1 Min. Nördlich; ſo daß wir ſeit unſrer Beobachtung am 13ten nur 16 Min. Südwärts zurückgelegt hatten. Da der Tag gelinde und hell war, ſo ſteuerten wir dem Lande näher; und als wir verſchiedene Kanots auf uns zu kommen ſahen, legten wir um 1 Uhr bei. So wie ſie nahe an das Schiff kamen, fanden wir, daß es dieſelben Leute waren, die zuletzt mit uns gehandelt hatten. Dieſer Umſtand machte uns kein geringes Vergnügen, da wir nun unſre Beſorgniß wegen ihres Lebens ungegründet fanden. 1787. Julius.

Das Pelzwerk, das ſie jetzt brachten, war viel ſchlechter, als das erſtere. Es beſtand hauptſächlich aus alten ziemlich abgetragenen Mänteln, die größtentheils für kupferne Pfannen, Meſſer und Schnallen gekauft wurden. Sobald die Indianer ihre Pelze los waren, verlieſſen ſie das Schiff, und wir gingen um 4 Uhr unter Segel, und fuhren nach Südweſten, wie gewöhnlich.

Die Nacht hindurch und den größten Theil des 21ſten hatten wir einen ſtarken Nordweſtlichen Wind mit häufigen Windſtößen. Unſre Beobachtung zu Mittage ergab 51 Gr. 54 Min. N. Breite. Den Abend hatten wir ſtarke Wogen von Weſtſüdweſten, welche, da ihnen die Fluth entgegen lief, die ſtärkſten Queerwogen verurſachten, die wir auf unſrer ganzen Reiſe gehabt hatten.

Den 22ſten war das Wetter gelinde und neblicht. Unſre Beobachtung zu Mittage ergab 52 Gr. 10 Min. N. Breite. Den Nachmittag über legten wir im Laviren kurz um, um uns nahe an der Küſte zu halten.

Morgens den 23ſten hatten wir leichte Winde, und das Wetter war noch neblicht. Unſre Breite zu Mittag betrug 52 Gr. 13 Min. Nördlich. Der Nachmittag war ziemlich heiter. Um 7 Uhr ſahen wir verſchiedene Kanots auf uns zu kommen, und legten daher bei; unſre Entfernung vom Ufer betrug damals ungefähr 5 Meilen. Es waren acht Kanots beinahe mit hundert Menſchen, von denen viele ſchon den 13ten und 20ſten bei uns geweſen waren; ſie brachten einige ziemlich gute Mäntel und ein Paar gute Häute, die wir für Tohies und Schnallen einkauften. Die Nacht über ſetzten wir die Segel dem Winde näher, wie gewöhnlich, und lavirten gelegentlich, ſo daß wir nahe am Lande blieben. Das Wetter war gelinde und neblicht.

1787. Julius. Gegen Mittag den 24ſten, da ſich der Nebel verzog, ſahen wir viele Kanots vom Ufer abſtoßen. Wir legten hierauf bei, um ihnen Gelegenheit zu geben, zu uns zu kommen. In weniger als einer Stunde waren 11 am Schiffe, welche beinahe 280 Männer, Weiber und Kinder enthielten, alſo bei weitem die größte Anzahl von Menſchen, die wir ſeit unſrer Ankunft an dieſen glücklichen Inſeln geſehen hatten. Aber wir fanden bald, daß hauptſächlich Neugierde die Eingebornen bewog, uns einen Beſuch abzuſtatten; denn was ſie jetzt zum Verkauf brachten, war bloß die Nachleſe der von uns ſo reichlich gehaltnen Erndte. In der That hatten wir bis jetzt ſelten Weiber oder Kinder bei ihren Handelspartien geſehen; aber da die Männer wahrſcheinlich Feinde anzutreffen erwarteten, ſo lieſſen ſie größtentheils ihre Weiber und Kinder, als eine unnütze Beſchwerde, zurück. Nachdem die Indianer um 3 Uhr Alles, auch die geringſte Kleinigkeit verkauft hatten, ſo verlieſſen ſie uns und ruderten dem Ufer zu; wir aber gingen unter Segel, und nahmen unſren Lauf nach Oſten hin. Um 8 Uhr lag die öſtlichſte Spitze des Landes nach Norden 40 Gr. Oeſtlich, ungefähr vier Meilen entfernt. Vor dieſer Spitze liegt eine Reihe einzelner Felſen, die ſich mehr als eine Meile weit vom Lande hinaus erſtrecken.

Da es augenſcheinlich war, daß wir dieſſeits der Inſeln keinen Handel mehr erwarten könnten; ſo faßte Kapitain Dixon den Entſchluß, um die Spitze herum zu ſegeln, und zu verſuchen, was die entgegengeſetzte Seite uns geben würde. Die Nacht hindurch legten wir im Laviren gelegentlich um, da man es für das rathſamſte hielt, die felſichte Spitze bei Tage zu umſegeln.

Den 25ſten war der Morgen wolkicht, mit einem gelinden Winde aus Weſtnordweſten. Um Mittag lag die felſichte Spitze nach Norden 27 Gr. gegen Weſten, ungefähr 3 Meilen entfernt. Sie liegt unter dem 57 Gr. 28 Min. N. Breite; und 130 Gr. W. Länge; und da heute St. Jamestag war, ſo nannten wir das Land, welches abwärts von dieſem Felſen lag, Kap St. James. Nachmittags wurden wir von einem einzigen Boote beſucht; aber die Leute darin waren einige von den Freunden, die wir kürzlich verlaſſen hatten, und brachten wenig von Bedeutung mit. Die Nacht hindurch hatten wir leichte veränderliche Winde, und gelindes Wetter.

1787. Julius.

Nachmittags den 26ſten lag das Land von Süden 5 Gr. Weſtlich, bis nach Norden 54 Gr. Weſtlich. Die Spitze nach Süden hin beſteht aus verſchiednen einzelnen Felſen, welche ſich vom Ufer in einige Entfernung erſtrecken, aber nicht ſo weit, als die am Kap St. James. Das Wetter war jetzt des Morgens und Abends beſtändig dick und neblicht; aber gemeiniglich klärte es ſich gegen Mittag auf; der Wind blieb größtentheils leicht und veränderlich.

Kapitain Dixon hatte die Abſicht, wenn es der Wind erlaubte, rund um die Inſeln herum zu fahren, um nicht nur den Einwohnern ihre Pelze abzunehmen, ſondern auch um zur Nachricht für künftige Seefahrer ihre Größe genau angeben zu können; indeß war unſer Fortgang jetzt nur ſehr langſam.

Den 27ſten um 11 Uhr hatten wir neben unſerm Schiffe vier Kanots. Sie enthielten ungefähr 30 Menſchen, von denen wir viele als unſre alten Freunde erkannten, und brachten verſchiedene gute Mäntel und Häute, woraus wir ſahen, daß der Handel dieſſeits der Inſeln bei weitem noch nicht erſchöpft war. Nachmittags kamen drei andre Kanots zu uns, welche verſchiedene vortrefliche Häute brachten. Dies war eine neue Aufmunterung füt uns, weiter fort zu fahren. Unſere Breite zu Mittage war 52 G. 18 Min. Nördlich, und wir befanden uns ungefähr 3 Meilen vom Ufer entfernt.

Dieſe Leute verkauften ihre Pelze eben ſo geſchwind, als unſre vorigen Handelsleute, und nahmen lieber blecherne Keſſel und zinnerne Becken, als Beile oder Hacken.

Gegen Abend hatten wir ein gelindes öſtliches Lüftchen mit wolkichtem Wetter. Um 8 Uhr lag die ſüdliche Spitze des Landes nach Süden 43 Gr. gegen Oſten, und das Land Nordwärts, nach Norden 56 Gr. Weſtlich; 7 Meilen vom Ufer entfernt. Die Nacht über lavirten wir gelegentlich, um nahe am Ufer zu bleiben, welches den 28ſten Morgens ungefähr fünf Meilen entlegen war. Da wir einen gelinden öſtlichen Wind hatten, ſo ſegelten wir auf das Land zu. Noch Vormittags kamen verſchiedene Kanots an unſer Schiff. Viele von den Leuten darin waren uns ganz fremd; aber ſie brachten größtentheils nur mittelmäßige Pelze, die wir hauptſächlich für Meſſer und Schnallen einkauften.

1787. Julius. Als ſich das Wetter aufklärte, ſahen wir nach Oſten hin Land in einer Entfernung von 10 Meilen. Wir warfen das Senkblei, und fanden mit 30 Faden ſchiefrichten Boden. Unſre Breite Mittags war 52 Gr. 57 Min. Nördlich. Den Nachmittag hatten wir leicht veränderliche Winde, mit anhaltendem feinem Regen. Da die Fluth uns nach Oſten hin trieb, ſo warfen wir von 24 bis 40 Klafter das Senkblei auf einem Boden von Sand und kleinen Kieſelſteinen. Das Land oſtwärts vor uns hielten wir für das feſte Land; und je näher wir demſelben kamen, deſto mehr nahm unſre Tiefe zu.

Gegen 6 Uhr kehrte die Fluth zurück; und itzt da ſie von dem Lande her kam, welches wir für das Kontinent hielten, trieb ſie häufig große Strecken Seetang, langes Gras und Stücken Holz an das Schiff. Hieraus ſchloſſen wir, daß ſich ein großer Fluß von jenem Theile der Küſte her ergieſſen müſſe. Der Fluß der bei de Fonte „Los Reys„ heißt, befindet ſich nahe an dieſer Stelle*); und, obgleich das, was er davon erzählt, ſich kaum glauben läßt, ſo iſt es doch aus obigem Umſtande wahrſcheinlich, daß tiefe Buchten in das Land hinein gehen, und wir müſſen bedauern, daß wir keine Gelegenheit hatten, dieſen Theil der Küſte zu unterſuchen.

Den 29ſten Morgens war es gelinde und wolkicht. Da wir leichten und veränderlichen Wind hatten, ſo lavirten wir gelegentlich, um nahe am Lande zu bleiben, damit wir keine Gelegenheit zu handeln verſäumen möchten. Gegen Mittag klärte ſich das Wetter auf. Unſrer Beobachtung zufolge waren wir in 52 Gr. 59 M. N. Breite; ſo daß wir uns beinahe an der Mitte der Inſel gegen Norden und Oſten befanden. In dieſer Lage ſahen wir hohes Land nach Nordweſten, ungefähr 30 Meilen entfernt, und zwar augenſcheinlich daſſelbe, das wir den 1ſten Julius geſehen hatten. Dieſer Umſtand bewies klar, daß das Land, längs deſſen Küſte wir einen Monat gefahren waren, eine Inſel-Gruppe ſei.

---

*) Man ſehe Admiral de Fonte's Brief in Dobb's Nachricht von den an der Hudſons-Bay liegenden Ländern, Seite 124. Anm. d. Originals. Die Nachricht des Admirals de Fonte hat zuerſt Dobbs aus den 1708 erſchienenen *Memoirs of the curious* gezogen, ohne daß er im geringſten angiebt, woher ſie dieſen berühmten Brief des Admiral de Fonte haben. Ueberdies ſind in dieſem Briefe unglaubliche Dinge: Waſſerfälle von ſalzigem Meerwaſſer, eingeſchloſſene Landſeen, welche ſalziges Waſſer haben, u. d. gl. mehr. Man ſehe meine Geſchichte der Entdeckungen und Schifarthen im Norden. S. 520. F.

1787. Julius.

Den Nachmittag ſahen wir verſchiedene Kanots vom Ufer kommen; und gegen 3 Uhr hatten wir nicht weniger als achtzehn um unſer Schiff, welche mehr als 200 Perſonen, hauptſächlich Männer, enthielten. Dies war die größte Anzahl von Handelsleuten, die wir je beiſammen geſehen hatten; und noch angenehmer ward dieſer Umſtand durch die Menge vortrefflicher Pelze, die ſie uns brachten. Unſer Handel war jetzt eben ſo gut, wo nicht noch beſſer, wie der in Mankel-Bay (*Cloak Bay*), ſowohl in der Anzahl der Häute, als in der Leichtigkeit, womit die Eingebornen verkauften. Wir hatten daher alle vollauf zu thun, und ſetzten unſre verſchiedenen Handelsartikel ab: es wurden wechſelsweiſe Tohies, Beile, Hacken, blecherne Keſſel, zinnerne Becken, kupferne Pfannen, Schnallen, Meſſer, Ringe ꝛc. ꝛc. genommen, je nachdem unſren zahlreichen Gäſten die Laune ankam.

Unter dieſen Handelsleuten war auch der alte Anführer, den wir auf der andren Seite der Inſel geſehen hatten. Da es jetzt ſchien, als ob er eine Perſon vom erſten Range wäre, ſo erlaubte ihm Kapitain Dixon an Bord zu kommen. Sobald er auf das Hintertheil des Verdecks kam, fing er an, eine lange Geſchichte zu erzählen, wie er in einer Schlacht die Mütze verloren habe, die wir ihm gegeben; und uns zu überzeugen, daß die Geſchichte wahr ſei, zeigte er uns verſchiedene Wunden, die er bei Vertheidigung ſeines Eigenthums bekommen hatte. Uebrigens bat er um eine andre Mütze, indem er uns zugleich bedeutete, daß er ſie nie als mit ſeinem Leben verlieren wollte. Unſer Kapitain war bereit, ſeinen Ehrgeiz zu befriedigen, machte ihm ein Geſchenk mit einer andern Mütze, und wir fanden augenblicklich, daß ſie nicht vergeblich weggeſchenkt war; denn er ward uns in unſerm Handel ſehr nützlich. Sobald durch die unvermeidliche Eilfertigkeit, die eine ſo groſe Menge von Handelsleuten verurſachte, ein Streit oder ein Irrthum entſtand, ſo überlieſſen ſie die Sache immer ihm, und waren ſtets mit ſeiner Entſcheidung zufrieden.

Wir zeigten nach Oſten hin, und fragten den alten Mann: ob wir dort Pelze antreffen würden? Hierauf gab er uns zu verſtehen, die dortige Nation ſei von der ſeinigen ganz verſchieden, er verſtehe ſogar ihre Sprache nicht, und führe immer Krieg mit ihnen; er habe eine groſe Menge derſelben getödtet, und beſitze viele Köpfe von ihnen.

1787. Julius.

Der alte Mann ſchien beſondres Vergnügen daran zu finden, dieſe Umſtände zu erzählen, und gab ſich ungemeine Mühe, uns ſeine Meinung begreiflich zu machen; er ſchloß zuletzt mit dem Rathe: wir möchten uns jenem Theile der Küſte nicht nähern; denn die Bewohner würden uns gewiß umbringen. Ich ſuchte zu erfahren, was ſie mit den Körpern ihrer im Treffen erſchlagenen Feinde machten. Ob ich gleich den Mann nicht deutlich verſtehen konnte, um poſitiv zu behaupten, daß ſie von den Siegern verzehrt werden: ſo iſt doch zu viel Grund da, zu fürchten, daß dieſe abſcheuliche Gewohnheit auf dieſem Theile der Küſte herrſcht. Die Köpfe werden immer als Siegestrophäen aufgehoben.

Von allen Indianern, die uns vorgekommen waren, hatte dieſer Anführer das wildeſte Anſehen, und ſein ganzes Aeuſſerliche bezeichnete ihn hinlänglich als einen Menſchen, der ſich dazu ſchickte, einen Stamm Kannibalen anzuführen. Seine Geſtalt war über die gewöhnliche Größe, ſein Körper dürre und ſchlank; und ob er gleich beim erſten Anblick mager und abgezehrt ſchien, ſo war dennoch ſein Schritt kühn und feſt, und ſeine Glieder augenſcheinlich ſtark und muskulös; ſeine Augen waren groß und ſtier, und ſchienen aus ihrer Höhle herausſpringen zu wollen; auf ſeiner Stirn lagen tiefe Runzeln, nicht nur vom Alter, ſondern auch vom beſtändigen Finſterſehen. Dies zuſammen genommen mit einem langen Geſicht, hohlen Backen, hoch hervorſtehenden Backenknochen und einem natürlich wilden Weſen bildete ein Geſicht, das man nicht ohne einige Bewegung anſehen konnte. Indeß zeigte er ſich bei dem Handel, den wir mit ſeinem Volke führten, als ſehr nützlich; und die Nachrichten die er uns mittheilte, und die Art wie er ſich verſtändlich machte, bewieſen, daß er viele natürliche Fähigkeiten beſaß.

Außer der groſſen Menge Pelze, die wir von dieſen Wilden bekamen (zum wenigſten 350 Häute), brachten ſie viele Rakuhn-Mäntel, von denen jeder aus ſieben ſauber zuſammengenäheten Fellen beſtand. Auch hatten ſie eine gute Menge Thran in Blaſen von verſchiedener Größe, welchen wir für Ringe und Knöpfe kauften. Dieſer Thran ſchien ſehr gut zum Brennen zu ſein, war ſehr ſüß, und größtentheils von Thierfett geſammelt.

Um 7 Uhr hatten wir unſern zahlreichen Handelsleuten alles Verkaufbare abgenommen. Hierauf verlieſſen ſie uns, und fuhren dem Ufer zu. Da der

Wind die Nacht über veränderlich war, ſo lavirten wir gelegentlich, um der Küſte ſo nahe zu bleiben, als die Klugheit es erlaubte. 1787. Julius.

Jedermann am Bord freuet ſich über unſre jetzigen reizenden Ausſichten; aber keiner ſo ſehr, als Dein aufrichtiger Freund.

Den Queen Charlottens Inſeln gegenüber, den 30. Julius.

W. B.

Sieben und dreißigſter Brief.

Verſuch der Indianer Felle zu ſtehlen — Gefahr bei Kap St. James — das Land wird Queen Charlotten's-Inſeln genannt — Allgemeine Beſchreibung der Eingebornen — Wir treffen zwei Engliſche Schiffe an, die im King Georges Sunde geweſen waren, und daſelbſt ein Schiff von Oſtende gefunden hatten.

Ich habe häufig die Bemerkung gemacht, daß man überhaupt, wenn man eine Geſchichte lieſt, ſie ſei wahr oder erdichtet, und der Held derſelben glücklich oder von Unglück ganz unterdrückt, immer nach der Entwickelung begierig iſt. Sollte dies jetzt der Fall bei Dir, und Du wirklich ungeduldig ſein, den Fortgang unſres Glücks zu erfahren, ſo wird dieſer Brief Dir hierin Genüge leiſten.

Den 30ſten Julius Morgens hatten wir einen gelinden Wind aus Süden, bei ziemlich ſchönem Wetter. Unſre Breite Mittags war 52 Gr. 30 Min. Nördlich, und das Ufer ungefähr 4 Meilen entfernt. Den Nachmittag kamen 8 Kanots an unſer Schiff; aber ſie brachten ſehr wenige, und noch dazu nur ſehr mittelmäßige Felle. Zugleich gaben ſie uns zu verſtehen, daß ihr Vorrath beinahe erſchöpft ſei. Sie gehörten zu denen, die den Tag vorher mit uns gehandelt hatten; einige von ihnen waren auf den Fiſchfang ausgeweſen, und brachten eine Menge Heilbutten mit, welche uns ſehr gelegen kamen, da unſer Vorrath an Fiſchen ſchon ſeit einiger Zeit aufgezehrt war.

Bis jetzt hatten ſich die Leute, die wir auf dieſer Inſel angetroffen, ob ſie gleich augenſcheinlich von wilder Gemüthsart waren, doch ſehr ruhig und ordentlich betragen; aber dieſen Abend gaben ſie uns einen überzeugenden Beweis von ihren boshaften Geſinnungen, und zwar auf eine Art, welche zugleich einen hohen Grad von Liſt verrieth.

1787. Auguſt. Die Leute, welche die Heilbutten zum Verkaufe brachten, zogen liſtigerweiſe ihren Handel mehr in die Länge als gewöhnlich, und ſuchten auf verſchiedene Art unſre Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Während der Zeit ruderten verſchiedene Kanots unbemerkt nach dem Hintertheile des Schiffs; und da ſie einige Häute an dem Fenſter der Kajüte aufgeſtapelt ſahen, ſo warf einer der Indianer ſeinen Wurfſpieß durch daſſelbe, um die Pelze zu ſtehlen. Aber als ſie bemerkten, daß der Lärm uns beunruhigte, ſo ruderten ſie ſchnell davon. Um ihnen begreiflich zu machen, daß wir im Stande wären, ein ſolches Unternehmen ſogar in der Entfernung zu beſtrafen, feuerten wir ihnen verſchiedene Musketen nach; wir bemerkten aber nicht, daß es ſchädliche Folgen hatte. Um 8 Uhr lagen die äuſſerſten Spitzen des Landes von Norden 53 Gr. Weſtlich, bis nach Süden 52 Gr. Oeſtlich, und wir waren ungefähr drei Meilen vom Ufer entfernt. Die Nacht hindurch hatten wir leichte Winde und wolkichtes Wetter.

Da es, nach unſern letzten Handelsleuten zu urtheilen, augenſcheinlich genug war, daß an dieſem Theile nur noch wenige Pelze zu erwarten wären, und da die Zeit beinahe verfloſſen war, wo wir wieder zu dem King George in Nutka-Sund ſtoßen ſollten: ſo hielt Kapitain Dixon es für das rathſamſte, ſeinen Weg dorthin zu nehmen, beſonders, da jetzt leichte veränderliche Winde, mit häufigen Windſtillen dazwiſchen, es ſehr wahrſcheinlich machten, daß wir einige Zeit brauchen würden, ehe wir unſern Zweck erreichen könnten. Und eben der Grund hielt uns auch ab, weiter nach Norden hin zu fahren.

Vormittags den 31ſten ſegelten wir nach Südoſten: beim Sondiren hatten wir mit ſechzig Klaftern einen ſandigen Boden. Um Mittag lag der ſüdlichſte Theil des Landes nach Süden bei Oſten, ungefähr 10 Meilen entfernt. Unſre Breite war 52 Gr. 36 Min. Nördlich. Den Nachmittag und die Nacht hatten wir leichte Lüfte und ziemlich ſchönes Wetter.

Vormittags den 1ſten Auguſt bekamen wir ungeſtümen Regen von Süden her. Um Mittag ſahen wir Kap St. James, welches nach Süden 5 Gr. Weſtlich lag. Unſre Breite betrug 52 Gr. 10 Min. Nördlich; das nächſte Land war ungefähr drei Meilen entfernt. Abends am 8 Uhr lagen die äußerſten Spitzen des

Landes

Landes von Süden 14 Gr. Weſtlich, bis nach Norden 54 Gr. Weſtlich zwei Meilen entfernt. 1787. Auguſt.

Gegen Abend kam ein Kanot mit vierzehn Perſonen an das Schiff, die aber beinahe nichts zu verkaufen hatten. Sie gaben uns zu verſtehen, einer von ihren Gefährten ſei an den Wunden, die er durch unſre Musketen erhalten, geſtorben; und zugleich ſuchten ſie uns begreiflich zu machen, daß ſie deshalb mit uns nicht uneins wären. In der That kamen ſie ohne die geringſte Furcht an das Schiff, und wahrſcheinlich hatten ſie bei ihrem Beſuche die Abſicht, uns von dem obigen Umſtande zu benachrichtigen. — Die Nacht hindurch herrſchte beſtändig heftiger Regen und dickes neblichtes Wetter.

Den 2ten Morgens hatten wir einen leichten Wind von Oſten her, und noch immer dickes Nebelwetter. Um Mittag lag Kap St. James nach Südſüdweſten, ungefähr vier Meilen entfernt. Nachmittags um 5 Uhr lagen die Felſen des Kaps nach Süden 36 Gr. Weſtlich, zwei Meilen entfernt; das Wetter war dick und neblicht, der Wind leicht und veränderlich, und bald nachher legte er ſich gänzlich, wobei heftige Wogen von Südweſten kamen. Unſre Lage war jetzt gefährlich, denn wir hatten alle Urſache zu glauben, daß das Schiff auf die Felſen zu getrieben würde; und das Wetter war ſo neblicht, daß wir eine Ankertaulänge vom Schiffe keinen Gegenſtand unterſcheiden konnten. Ein wenig nach 9 Uhr, da der Nebel fiel, ſahen wir die Felſen vom Kap St. James, nach Südweſten, noch nicht eine volle Meile von uns liegen. Hierauf wurden das Fiſcherboot und die Jölle ausgeſetzt, und geradeaus geſchickt, um das Schiff zu ziehen. Glücklicher Weiſe lieſſen die Wogen um dieſe Zeit nach, und die See ward ſo ruhig, daß die Boote uns großen Nutzen verſchaften. Um 10 Uhr fanden wir mit hundert Klaftern felſichten Boden; um 11 Uhr erreichten wir den Grund mit fünf und achtzig, und um 12 mit fünf und ſiebzig Faden. Nachher fanden wir mit hundert und zwanzig Klaftern keinen Grund, und hoften daher, daß wir bei den Felſen glücklich vorüber wären.

Den 3ten, um 1 Uhr Morgens, erhob ſich ein Wind aus Nordoſten; wir nahmen alſo die Boote ein, und alle Leute, den Wächter auf dem Verdeck ausgenommen, wurden in ihre Hangematten geſchickt. Aber um 2 Uhr hörten wir deutlich die Wellen gegen die Felſen ſchlagen; nun wurden die Leute augenblicklich her-

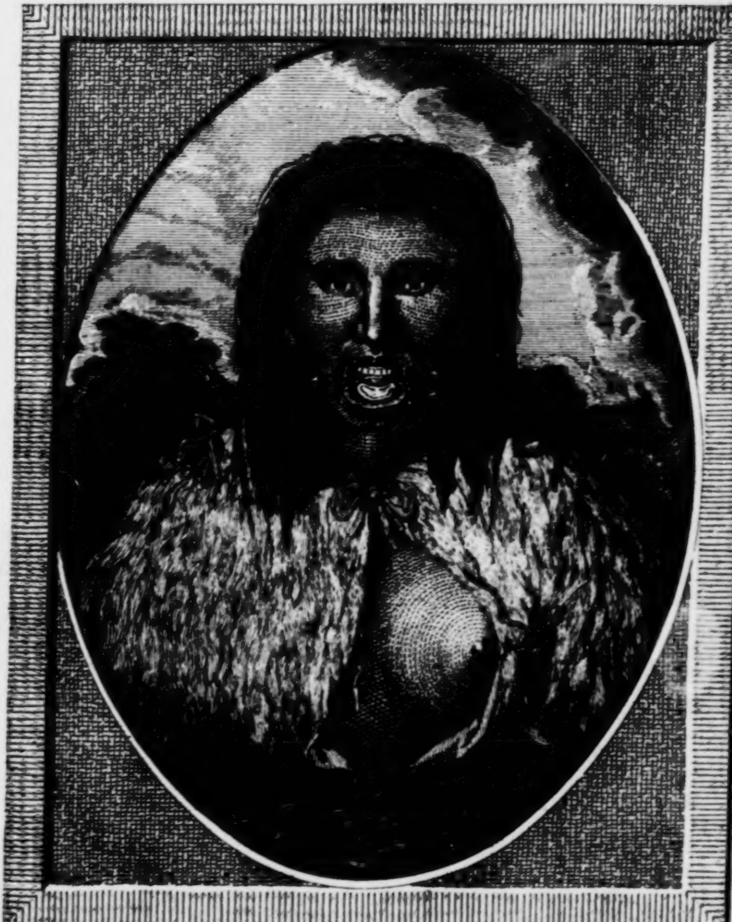
1787. Auguſt. Ungeachtet das Betragen der Weiber im allgemeinen ſo beſchaffen war, ſo fanden wir doch ein Beiſpiel von Gefühl und Empfindſamkeit unter ihnen, welches uns außerordentlich wunderte, und vielleicht nicht immer unter dem weiblichen Geſchlechte der civiliſirten Länder anzutreffen ſein möchte.

Am 24^{ſten} Julius beſuchten uns, wie ich bereits erzählt habe, die Eingebornen hauptſächlich aus Neugierde, und ein Oberhaupt nebſt ſeiner Frau verlangten ſehr begierig das Schiff zu ſehen. Kapitain Dixon, welcher ihnen hierin gern willfahren wollte, und der Meinung war, daß der Anblick eines Schiffs ihnen auf immer zu einem Gegenſtande des Erzählens dienen würde, erlaubte ihnen an Bord zu kommen. Sie hatten ein kleines Kind mit, welches ſie zärtlich zu lieben ſchienen. Da ſie es den Leuten im Kanot nicht anvertrauen wollten, ſo kam das Oberhaupt ſelbſt an Bord, und ließ die geliebte Bürde ſeiner Frau. Als der arme Kerl zuerſt auf das Verdeck trat, war er ziemlich erſchrocken, und fing an zu ſingen, desgleichen eine Menge demüthiger Geberden zu machen, womit er uns vermuthlich eine gute Meinung von ſich beibringen wollte. Nach und nach ward er ruhig und ließ ſich überreden, mit hinunter in die Kajüte zu gehen. Als er dort eine Weile geblieben war, kam er wieder auf das Verdeck, und befriedigte ſeine Neugierde noch mit dem Betrachten verſchiedener Dinge, und ging dann recht vergnügt in ſein Kanot.

Die Frau gab erſt ihrem Kinde einen mütterlichen Kuß, und kam dann ohne die geringſte Unentſchloſſenheit an Bord. Als ſie auf das Hintertheil des Verdecks gekommen war, deutete ſie uns an, ſie wäre bloß gekommen, das Schiff zu ſehen. Mit beſcheidnem Mißtrauen in ihren Minen ſuchte ſie unſre Nachſicht und Erlaubniß hierzu zu erbitten. Sie war nach ihrer Mode nett angezogen; ihr Unterkleid, welches aus feinem gegerbten Leder beſtand, ſaß dicht auf ihrem Leibe und reichte vom Nacken bis an die Wade: ihr etwas gröberer Mantel oder das Oberkleid ſaß locker wie ein Weiberrock, und war mit ledernen Riemen feſtgemacht. Nachdem ſie Alles in Augenſchein genommen hatte, was ihre Aufmerkſamkeit an ſich zu ziehen ſchien, machte ihr Kapitain Dixon ein Geſchenk mit einer Schnur Glasperlen, als einen Schmuck für die Ohren, und mit einer Menge Knöpfe. Beides gefiel

---

wo er gebraucht wird. Dies Schiff hieß Juſtitia, und enthielt gemeiniglich die gröbſten Gauner, Taſchenviſitatoren und Diebe. F.



Gezeichnet von Burney nach einer Skizze von Capt. Dixon geſtochen v. Krüger

EINE IUNGE FRAU AUS DEN KÖNIGIN CHARLOTTEN INSELN ihr ſehr, und ſie bezeigte ihre Erkenntlichkeit ſo gut ſie konnte. Sie war kaum wieder in dem Kanot, als eine Menge Weiber um ſie her kamen. Als dieſe die Glasperlen in ihren Ohren gewahr wurden, fingen ſie ſehr ernſtlich an zu reden. Wahrſcheinlich ward jene Frau der Unenthaltſamkeit beſchuldiget; denn ſie drückte augenblicklich ihr Kind mit unausſprechlicher Zärtlichkeit an ihre Bruſt, brach in eine Fluth von Thränen aus, und es dauerte ziemlich lange, ehe das Zureden ihres Mannes und die Entſchuldigungen ihrer Freundinnen ihr die vorige Heiterkeit und Ruhe wieder geben konnten. 1787. August.

Nachdem die Einigkeit im Kanot wieder hergeſtellt war, hielt das Oberhaupt ſein Kind empor, und ſuchte uns begreiflich zu machen, daß es ihm eben ſo lieb wäre als ſeiner Frau. Zugleich gab er uns zu verſtehen: ob er gleich kein Geſchenk bekommen habe, ſo hoffe er doch, wir würden ſein Kind bedenken. Nun gab Kapitain Dixon dem Kinde ein Paar Tohies, welches dem Vater ſehr gefiel; es wurden auch einige Knöpfe unter die übrigen Weiber im Kanot vertheilt, und ſie verlieſſen uns bald nachher, vollkommen zufrieden mit ihren Geſchenken. — Für diejenigen, welche gern der menſchlichen Natur auf allen ihren verſchiednen Fortſchritten nachſpüren, wird dieſer Umſtand ſehr angenehm ſein. Doch ich will nichts mehr davon ſagen, und überlaſſe es Dir, Deine eigne Bemerkungen darüber zu machen.

Obgleich alle die Stämme, die wir auf dieſen Inſeln antrafen, von ihren Oberhäuptern regiert werden, ſo ſind ſie doch in Familien getheilt, von denen jede eine eigne Einrichtung und eine Art von untergeordneter Regierung zu haben ſcheint. Das Oberhaupt handelt gewöhnlich für den ganzen Stamm; aber ich habe bisweilen auch bemerkt, daß wenn ſeine Art zu tauſchen gemißbilligt wurde, jede beſondre Familie auf das Recht Anſpruch machte, ihre Pelze ſelbſt zu verkaufen, und daß das Oberhaupt immer in dies Verlangen willigte. Ob er bei dieſen Gelegenheiten einigen Nutzen hat, oder nicht, kann ich nicht beſtimmen.

Ich verſuchte es oft, einige Kenntniß von ihrer Sprache zu erlangen; aber ich konnte nicht einmal die Zahlen lernen. Jeder Verſuch der Art erregte entweder ein höhniſches Gelächter der Indianer, oder wurde von ihnen mit ſtillſchweigender Verachtung behandelt. In der That waren viele von den Stämmen, die uns

1787. Auguſt. beſuchten, den Augenblick da ſie ans Schiff kamen, mit dem Handeln beſchäftigt, und eilten wieder fort, ſobald ſie dies vollendet hatten. Andre hingegen, die irgend etwas lange bei uns blieben, waren nie mittheilend, ſondern ſchlichen gewiß in einer böſen Abſicht um das Schiff herum; doch verſuchten ſie es nie an Bord zu kommen, da wir jederzeit den größten Theil unſerer Leute auf dem Verdecke lieſſen, wenn eine Anzahl Kanots bei uns war. Erwägſt Du dieſe Umſtände gehörig, ſo wirſt Du mich hoffentlich deswegen nicht der Unaufmerkſamkeit beſchuldigen, daß ich Dir nicht eine einzige Probe von der Sprache dieſer Leute geben kann; indeß, ſo viel ich habe bemerken können, ſcheint ſie der, die in Norfolk-Sund geſprochen wird, etwas zu gleichen.

Noch muß ich zu dem, was ich gelegentlich von der wilden und rauhen Gemüthsart der Leute auf dieſen Inſeln geſagt habe, eine Bemerkung hinzufügen, nehmlich, daß ſogar bei ihrer Art zu ſingen eine Art von Wildheit Statt findet. Man muß zugeben, daß ſie ihre Geſänge regelmäßig und mit gutem Takte vortragen; aber es fehlt ihnen gänzlich an jener angenehmen Modulation und Harmonie der Kadenz, die wir immer auf den andern Theilen der Küſte in den Geſängen zu hören gewohnt waren.

Die Anzahl der Seeotterhäute, die wir auf den Queen Charlotte's-Inſeln kauften, betrug nicht weniger als 1821, von denen viele ſehr ſchön waren. Andre Felle giebt es hier nicht ſo mannichfaltig, als auf vielen andern Theilen der Küſte; denn außer den wenigen vorhin erwähnten Rakuhns, einigen wenigen Baum-Mardern und einigen Robben ſahen wir weiter nichts. Tohies waren zuerſt ein Hauptartikel beim Umtauſchen; aber eine ſo große Menge von Verkäufern erforderte mannichfaltige Waaren, und wir mußten oft alle Artikel, die wir nur hatten, hervorholen, ehe wir es unſern zahlreichen Freunden recht machen konnten. Auf dieſe Art iſt unſer Erfolg in einem glücklichen Monate größer geweſen, als wahrſcheinlich beide Schiffe ihn während der ganzen übrigen Reiſe gehabt haben. — So ungewiß iſt der Pelzhandel auf dieſer unwirthbaren Küſte!

Jetzt will ich zu unſern Begebenheiten zurückgehen. Morgens den 4ten hatten wir einen gelinden Wind aus Südweſten, und wolkichtes Wetter. Um Mittag ſahen wir Land, welches wir für feſtes hielten; es lag nach Süden 40 Gr. Oeſtſich, ungefähr fünf Meilen entfernt. Nachmittags drehte ſich der Wind Weſtwärts, und es kamen heftige Wogen von demſelben Striche her; das Wetter war dick und neblicht. Die Nacht hindurch ſetzten wir unſre Seegel dem Winde näher, um die Spitze des Landes nach Oſten hin zu umſchiffen. Vormittags den 5ten hatten wir immer noch einen weſtlichen Wind; wir dreheten uns alſo nach Oſten bei Norden. Da das Wetter dick und neblicht war, ſo lavirten wir die Nacht hindurch gelegentlich. Früh Morgens den 6ten gingen wir unter Segel, und ſteuerten fort mit einem friſchen Winde aus Nordweſten. Mittags hatten wir 49 Gr. 48 Min. Nördl. Breite, und waren alſo nur zwölf Meilen Nordwärts vom King George's-Sunde, aber Weſtwärts in einer beträchtlichen Entfernung davon. Da der Nachmittag ziemlich heiter war, ſo ſahen wir um ſechs Uhr die holzige Landſpitze (*Woody Point*) welche nach Nordweſten bei Weſten, ungefähr vier Meilen entfernt lag; und eine Steinklippe abwärts von der Spitze nach Norden 28 Gr. Weſtlich. Um 8 Uhr ſetzten wir die Segel dem Winde näher nach Südweſten: die Nacht hindurch hatten wir leichte Lüfte, und wechſelsweiſe Windſtillen. Der Morgen am 7ten war dick und neblicht mit heftigem Regen von Weſten her, und ganz windſtill. Um 10 Uhr erhob ſich ein leichter Wind aus Südoſten, und der Nebel klärte ſich auf. Um Mittag lag das Land von Nordweſten nach Oſtſüdoſten, ungefähr zwei Meilen entfernt: die Breite war 49 Gr. 39 Min. Nördlich. Da die Luft den Nachmittag über ſehr leicht fortwehete, ſo rückten wir nur ſehr langſam nach dem Sunde zu. — Die Nacht hindurch lavirten wir nach Südweſten, und legten im Laviren um, wenn es nöthig war.

Den 8ten Morgens war es gelinde und wolkicht, und es kam noch immer ein leichter Wind aus Südoſten.

Um 10 Uhr ſahen wir ein Segel in Südoſten, und gleich darauf ein kleineres Fahrzeug in Geſellſchaft deſſelben. Dies machte uns einige Hoffnung, daß es vielleicht der King George und ſein langes Boot wären. Wir ſteuerten immer fort nach Oſtnordoſten, und behielten unſre Richtung, da wir deutlich ſahen, daß die Fahrzeuge auf uns zu kamen. Als ſie ſich uns mehr näherten, fanden wir, daß es nicht Kapitain Portlock ſein könnte, da das kleine Segel viel zu groß für ſein langes Boot war. Nun hatten wir mancherlei Muthmaßungen, wer ſie

1787. August.

ſein möchten, oder aus welchem Lande ſie kämen; und da Kapitain Dixon hiervon gern unterrichtet ſein wollte, ſo gab er Befehl zu laviren und eine Kanone unter dem Winde abzufeuern. Das kleinere Fahrzeug beantwortete ſogleich dies Zeichen, und ſteckte die Flagge unſrer Kompagnie auf. Um zwölf ſprachen ſie uns, und wir erfuhren zu unſrer großen Freude, daß ſie aus London und von unſern Eigenthümern ausgerüſtet wären. Das Schiff hieß der Prinz von Wales, Kapitain Colinett, und die Sluhp: die Kronprinzeſſin, Kapitain Duncan.

Wir hatten das Vergnügen, überhaupt zu erfahren, daß unſre Freunde in England wohlauf wären; aber wenige von uns erhielten ſo umſtändliche Nachrichten, als zu wünſchen war, da man, durch irgend ein Mißverſtändniß, unſre Ankunft in London zu Ende dieſer Jahreszeit erwartete.

Jene Schiffe verlieſſen England im September 1786, und hatten eine Faktorei in Staatenland errichtet, um Robbenhäute und Thran zu ſammeln. Von da waren ſie ſo gut ſie konnten nach King George's Sund gekommen, ohne einen andern Ort zu berühren. Während einer ſo langen Reiſe hatte der Scharbock unter ihnen ſehr überhand genommen, und obgleich glücklicherweiſe keiner ſein Leben dadurch verloren, ſo genaſen doch viele nur ſehr langſam.

Auf unſre Frage, welchen Lauf ſie nach Umſchiffung des Kap Horn genommen, berichteten ſie uns, daß ſie die Linie unter 116 Gr. Weſtl. Länge paſſirt wären. In dieſer Gegend hatten ſie leicht veränderliche Winde und häufige Windſtillen, mit trübem ſchwülen Wetter und vielem Regen bekommen, welches gewiß die Urſache der ſchweren Krankheit geweſen war, die unter ihnen geherrſcht hatte.

Wir paſſirten die Linie im April 1786 beinahe unter derſelben Länge, und trafen leicht veränderliche Winde und trübes Wetter an, bis wir uns beträchtlich Weſtwärts hielten, wo wir regelmäßigen Paſſatwind fanden. Dieſe Umſtände beweiſen augenſcheinlich, daß man einen ſolchen Weg vermeiden muß; und Kapitain Dixon bemerkte, daß es für alle Schiffe, die nach der Nordweſtlichen Küſte von Amerika beſtimmt ſind, bei weitem das Beſte wäre, nach Umſchiffung des Kap Horn gerade auf die Marqueſas los zu ſteuern. Er meinte nehmlich, dort könnten ſie Erfriſchungen bekommen, und zugleich ſo gut nach Weſten hin fahren, daß er alle Urſache

ſache

ſache zu glauben hätte, ſie würden bei dem Verfolg ihrer Reiſe den Himmelsſtrichen, die wir aus Erfahrung als ſo ſehr ungeſund kannten, entgehen. 1787. Auguſt.

Herr John Etches, Bruder unſers geſchäftigen Rheeders, welcher am Bord des Prinzen von Wallis war, benachrichtigte mich, daß ſie beinahe einen Monat in King George's Sunde geweſen wären, aber wenig Geſchäfte dort gemacht hätten. Sie hatten daſelbſt ein Schiff, der Kaiſerliche Adler genannt, Kapitain Berkley, gefunden. Dies war zu Ende Novembers 1786 von Oſtende ausgeſegelt, und beinahe einen Monat vor dem Prinzen Wallis und der Kronprinzeſſin in King George's Sunde angekommen.

Kapitain Berkley rühmte gegen Hrn. Etches ſehr oft, was für eine herrliche Ladung von Fellen er gekauft hätte; und in der That kann man aus folgendem Umſtande mit Grund vermuthen, daß er viel Glück gehabt haben muß. Es waren im Sommer 1786 zwei Schiffe von Bombay in King George's Sunde geweſen, und hatten einen ihrer Leute zurück gelaſſen. Dieſen Mann fand Kapitain Berkley, welcher folgende Nachricht von ihm giebt.

„Sein Name iſt John Mac Key; er wurde in Irland geboren und ging nach Bombay in Dienſt der Oſtindiſchen Kompagnie. Zwei Fahrzeuge, nehmlich Kapitain Cook unter Kapitain Lorie, und the Experiment unter Kapitain Guiſe, wurden 1785 zu einer Reiſe nach der Nordweſtlichen Küſte von Amerika ausgerüſtet. Er engagirte ſich an Bord des Kapitain Cook als Wundarzt. Sie ſegelten den 28ſten November 1785 von Bombay aus, und kamen den 27ſten Junius 1786 in King George's Sund an. Da er an dem Potätſchen-Fieber ſehr krank lag, ſo ließ man ihn auf Bitten des Hrn. Strange, Superkargo's beider Fahrzeuge, zurück, um ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen.

Herr Strange verlangte von ihm, er ſolle die Sprache lernen, und ſich bei den Eingebornen beliebt machen, ſo daß er, wenn andre Schiffe dort hinkämen, ſie verhindern möchte, Pelze zu kaufen. Zugleich verſprach er ihm, den nächſten Frühling zurück zu kehren. Die beiden Schiffe kauften während ihres Aufenthalts 600 der beſten Seeotterhäute, und verlieſſen den Sund den 27ſten Julius, um nach dem Cooks-Fluſſe zu ſegeln. Im Auguſt 1786 kam die Seeotter, Kapitain Hanna, von China, in King George's Sund an, und Kapitain Hanna erbot ſich,

1787. August. ihn an Bord zu nehmen. Er lehnte dies aber ab, und gab vor, er finde nun nach und nach Geſchmack an getrockneten Fiſchen und Wallfiſchöl; er ſei mit ſeiner Lebensart zufrieden, und feſt entſchloſſen, bis zum nächſten Jahre zu bleiben, wo Hr. Strange ohne Zweifel ihn holen laſſen würde. Kapitain Hanna verließ den Sund im September. Die Eingebornen hatten dem Irländer ſeine Kleider genommen, und nöthigten ihn, ſich nach ihrer Art zu kleiden und ihre ſchmutzigen Sitten anzunehmen. Er verſtand ihre Sprache vollkommen, und war mit ihrer Gemüthsart und ihrem Karakter gut bekannt. Er hatte häufig Reiſen in die inneren Theile des Landes bei King George's Sund angeſtellt, und glaubte nicht, daß irgend ein Theil deſſelben das feſte Land von Amerika, ſondern vielmehr Alles eine Kette getrennter Inſeln wäre.

Herr Etches, von dem ich dieſe Nachricht habe, verſicherte mich, man könne ſich nicht ſehr auf M'Key's Geſchichte verlaſſen, da er ein ſehr unwiſſender junger Menſch ſei, und ſich oft ſelbſt widerſpreche; aber dem Umſtande, daß er die Sitten der Eingebornen angenommen habe, kann man völligen Glauben beimeſſen, da er eben ſo ſchmutzig war, als die allerunfläthigſten derſelben. Seine Sprachkenntniß, mit der er ſo prahlte, bedeutete ſehr wenig; auch war er nicht mit ſeiner Lage zufrieden, denn er nahm das Anerbieten des Kapitain Berkley, ihn an Bord zu nehmen, ſehr gern an, und ſchien ſich darüber zu freuen, daß er einen ſo unangenehmen Ort verlaſſen ſollte. Indeß zugegeben, daß er nur gemeine Fähigkeiten beſitzt, ſo muß er doch, da er ein Jahr unter den hieſigen Leuten zugebracht hat, beſſer mit ihnen bekannt ſein, als es ein gelegentlicher Reiſender ſein kann; und ohne Zweifel iſt er dem Kapitain Berkley bei deſſen Handel mit den Eingebornen ſehr nützlich geweſen.

Unſer Zuſammentreffen mit dieſen Schiffen war ſehr glücklich, ſowohl auf ihrer, als auf unſrer Seite. Dem zufolge, was wir von ihnen erfuhren, konnte es uns gar nichts nützen, nach King George's Sund zu gehen: und da Prinz Wilhelms Sund ihr nächſter Beſtimmungsort war, ſo konnten wir ihnen nicht nur berichten, daß ſie dort nichts zu erwarten hätten, ſondern ihnen auch die Oerter anzeigen, wo ſie am wahrſcheinlichſten Felle bekommen könnten; und Kapitain Dixon

1787. August.

drang ſehr in ſie, ja nach der N. O. Seite der Queen Charlotte'ns Inſeln und dem gegenüber liegenden Lande zu ſegeln, welches wir für das Kontinent hielten.

Den 8ten Abends, kamen Hr. Etches und beide Kapitaine zu uns an Bord, und blieben die ganze Nacht bei uns, um keine Zeit zu verlieren, und um eine Karte von der Küſte, und alle Belehrung zu erhalten, die wir ihnen nur geben konnten. Den Nachmittag und die Nacht hindurch blieben wir liegen und zu Zeiten legten wir im Laviren um, damit wir, in Geſellſchaft der andern Schiffe, uns in gehöriger Entfernung vom Lande hielten.

Den 9ten Morgens um 9 Uhr trennten wir uns von unſeren neuen Handelsbrüdern, begrüßten ſie mit drei herzlichen Salven, und wünſchten ihnen wenigſtens eben ſo viel Glück, als wir ſelbſt gehabt hatten. Mein nächſter Brief wird einige allgemeine Bemerkungen über die Küſte enthalten. Leb wohl! Der Deinige u. ſ. w.

Abwärts von King George's Sund, den 9. Auguſt.

W. B.

Acht und dreißigſter Brief.

Allgemeine Nachrichten von der Amerikaniſchen Küſte — Die Anzahl der Einwohner — Ihre Gemüthsart — Anlagen — Handlungsart — Verſchiedene Proben ihrer Sprachen.

Da wir jetzt Abſchied von der Amerikaniſchen Küſte nehmen, ſo werden Dir vielleicht, außer dem was ich gelegentlich geſagt habe, einige Bemerkungen darüber nicht unangenehm ſein.

Vor Kapitain Cook's letzter Reiſe nach dem ſtillen Ocean, war dieſer Theil der Küſte wenig bekannt. Der berühmte Ruſſiſche Seemann Beering ſah im Jahre 1741 Land im 58 Gr. 28 Min. Nördl. Breite, und ankerte unter 59 Gr. 18 Min. Aber die Beſchreibung ſeiner Reiſe iſt ſehr unvollkommen und nicht genau genug.

Auch die Spanier ſind mit der Küſte etwas Südlich von King George's Sund, und um Kap Edgekombe, wahrſcheinlich ſehr gut bekannt. Sie haben nehmlich 1775 an beiden Orten geankert; doch möchte ſich ihre Kenntniß von dieſem Theile der Küſte wohl auf dieſe beſondern Orte einſchränken.

1787. Auguſt. Aus dem, was ich bereits geſagt habe, wirſt Du wiſſen, daß die Hauptörter, welche Kapitain Cook mit Genauigkeit beſtimmt hat, King George's und Prinz Wilhelms Sund, und der nach ihm genannte Fluß ſind; und ohne Zweifel veranlaßte die Menge Pelze, die man in dieſen Häfen fand, die erſte Errichtung des jetzigen Handels. Unſre Nebenbuhler aus Indien zogen ihre Nachrichten gewiß aus derſelben Quelle. Und dies iſt in einiger Rückſicht nicht unglücklich für uns geweſen; denn da ſie an keinem andren Orte Pelze erwarteten, als an den vom Kapitain Cook erwähnten, ſo begnügten ſie ſich mit dem was ſie in dieſen Häfen bekommen konnten, und nöthigten uns folglich, entweder andre Quellen aufzuſuchen, oder mit leeren Händen nach Hauſe zurückzukehren. Dadurch kamen wir nach den Queen Charlotte'ns Eilanden, welche (wie ich bereits erzählt habe) alle unſre Hoffnung übertrafen, und eine größere Menge von Pelzen lieferten, als vielleicht irgend ein bisher bekannter Ort.

Daß wir die Geographie dieſer Küſte beträchtlich bereichert haben, kann man nicht läugnen; aber doch bleibt noch viel zu thun übrig. In der That kennen wir ſie noch ſo unvollkommen, daß es ſich einigermaßen bezweifeln läßt, ob wir auch das feſte Land geſehen haben. Zuverläſſig iſt die Küſte mit Inſeln umgeben; aber ob irgend ein Land, dem wir nahe gekommen ſind, wirklich feſtes Land ſei, muß erſt von künftigen Seefahrern beſtimmt werden. So viel können wir zu behaupten wagen (und dies iſt bei dieſem Unternehmen vorzüglich wichtig:) daß der Pelzhandel, wo Bewohner ſind, unerſchöpflich iſt; und dieſe ſchränken ſich, wie uns die Erfahrung lehrt, nicht auf beſondre Oerter ein, ſondern ſind in Stämme längs der Küſte zerſtreut, welche, ſo weit es künftigen Handelsleuten daran liegt, dies zu unterſuchen, ſich vom 40 bis zum 61 Gr. Nördl. Breite, und vom 126 bis zum 155 Gr. Weſtl. Länge erſtreckt.

Dies große Land hat, mit weniger Ausnahme, das Anſehen eines ununterbrochenen Waldes; denn es iſt mit Tannen von verſchiedener Art bewachſen, unter denen auch Erlen, Birken, Zauberhaſelſtrauch (*Hamamelis virginiana Lin.*) und mancherlei Arten von Buſchwerk ſtehen. Die Thäler und die flachen Gründe, die der Sonne ausgeſetzt ſind, bringen wilde Johannisbeeren, Stachelbeeren, Himbeeren und verſchiedene Blumenſträucher hervor. Der Boden auf den Hügeln iſt ein

1787. Auguſt.

Gemiſch von verfaultem Mooſe und alter Holzerde. Dieſe wird oft durch das plötzliche Schmelzen des Schnees in die Thäler hinuntergewaſchen; da vermiſcht ſie ſich dann mit einem leichten Sande, und macht nun einen Boden, in welchem die meiſten unſrer Gartenprodukte gut fortkommen würden.

Das Klima iſt, wie man erwarten kann, veränderlich; aber ich halte es nicht für ſo temperirt, ſelbſt nicht in King George's Sund, als das in England, da die Hügel von mittelmäßiger Höhe beſtändig mit Schnee bedeckt ſind.

Die verſchiedenen Arten von Vögeln und Seeprodukten, die wir fanden, habe ich bereits erwähnt. Was für Nachricht ich Dir von vierfüßigen Thieren geben kann, magſt Du aus den verſchiedenen Fellen, die wir gekauft haben, ſchlieſſen. Die einzige Art von Thieren die wir unter den Eingebornen ſahen, waren wolfsartige, ſehr große Hunde, die ganz zahm zu ſein ſchienen. Ohne Zweifel finden ſich hier mannichfaltige Metalle und Mineralien. Ich habe bereits bemerkt, daß wir ein Kohlenflötz am Cooks-Fluſſe fanden. Die Farbe, welche die Eingebornen gebrauchen, um ihre Geſichter und Körper zu bemalen, ſcheint hauptſächlich Waſſerblei und rother Oker zu ſein. Wir ſahen ſowohl im Norfolkſunde als in den Queen Charlotte'ns Eilanden oft große runde Kränze von Kupfer, welche keine fremde Manufaktur zu ſein ſchienen; vielmehr hatten die Eingebornen ſelbſt das Kupfer ſo gebogen, um es als eine Zierde um den Hals zu tragen.

Was für eine Anzahl von Bewohner die Küſte enthalten mag, kann nicht leicht mit einigem Grade von Gewißheit beſtimmt werden; aber nach einer mäßigen Berechnung können ſie nicht unter 10,000 betragen. Zwar ſollte der Anſchein die Muthmaßung faſt billigen, daß eine viel größere Anzahl da ſei; denn die Weiber ſcheinen ſehr fruchtbar zu ſein, indem jeder Stamm den wir ſahen, eine Menge kleiner Kinder hatte, und überdies ſind die Leute von jenen vielen Krankheiten, welche Luxus und Unmäßigkeit unter den civiliſirteren Nationen erzeugt haben, gänzlich frei. Allein man muß ſich auch erinnern, daß benachbarte Stämme größtentheils mit einander Krieg führen, und dieſe Fehden müſſen, ſowohl wegen der Beſchaffenheit ihrer Waffen, als wegen ihrer wilden Gemüthsart, von gefährlichen Folgen begleitet ſein. Ueberdies hat man Grund zu der Vermuthung, daß viele zur See umkommen, da ſie in beträchtliche Entfernung auf den Fiſchfang aus-

1787. Auguſt. gehen. Denn ſobald plötzlich ſchlechtes Wetter eintritt, ſo können ſie bei der Beſchaffenheit ihrer Kanots unmöglich am Leben bleiben. Dieſe Umſtände tragen gewiß dazu bei, das Land zu entvölkern, und erklären einigermaßen, weshalb es ſo ſparſam bewohnt iſt.

Die Leute haben größtentheils mittlere Größe, und gerade, ziemlich wohlgeſtaltete Glieder. Viele von den ältern Perſonen ſind etwas mager; aber nie ſah ich eine Perſon unter ihnen, die man korpulent hätte nennen können. Beide Geſchlechter zeichnen ſich vorzüglich durch hohe hervorſtehende Backenknochen und kleine Augen aus. Liebe zu Unſauberkeit und Schmutz herrſcht allgemein auf der ganzen Küſte. Ihre Geſichtsfarbe iſt ſchwer zu beſtimmen; aber wenn ich von den wenigen Leuten, die ich ziemlich rein ſah, urtheilen kann, ſo ſind ſie im Ganzen genommen ſehr wenig dunkler gefärbt als die Europäer.

Das Haar beider Geſchlechter iſt lang und ſchwarz, und würde ſie ſehr zieren, wenn ſie nicht beſtändig eine große Menge Fett und rothen Oker hineinſchmierten. Dies giebt ihm nicht nur ein ekelhaftes Anſehen, ſondern macht es auch zu einem beſtändigen Sammelplatz von Ungeziefer. Bisweilen halten die Frauenzimmer ihr Haar in anſtändiger Ordnung; ſie theilen es von der Stirn bis nach dem Wirbel, und binden es hinten wie in einen kurzen Zopf zuſammen.

Die jungen Männer haben keine Bärte, und ich war anfangs geneigt, zu glauben, daß dies von einem natürlichen Mangel an Haaren an dem Kinn herrühre; aber ich bemerkte bald meinen Irthum: alle Männer bei Jahren hatten, wie wir ſahen, Bärte über dem ganzen Kinn, und einige von ihnen auch Knebelbärte auf beiden Seiten der Oberlippe.

Da jener vermeinte Mangel an Haaren bei den Eingebornen von Amerika viele ſpekulative Unterſuchungen unter den gelehrten und ſcharfſinnigen Köpfen verurſacht hat, ſo nahm ich jede Gelegenheit wahr, um zu erfahren, woven er herrühre; und lernte, daß die jungen Männer ihre Bärte durch Ausraufen loswerden, daß ſie aber, ſo wie ſie an Jahren zunehmen, das Haar wachſen laſſen.

In ihrer Kleidung iſt wenig Abwechſelung: die Männer tragen gemeiniglich Röcke (wie ich ſie bereits beſchrieben habe) aus ſolchen Häuten, wie es ihnen einfällt, oder wie ihr Glück auf der Jagd ſie ihnen verſchaft; und bisweilen iſt der loſe

1787. Auguſt.

Mantel über ihre Schultern geworfen, und mit kleinen ledernen Riemen feſtgemacht. Außerdem tragen einige von der civiliſirteren Klaſſe, beſonders die am Cooks-Fluſſe, ein kleines Stück Pelz um den Leib gebunden, um doch etwas zu haben, wenn die Hiße des Tages ſie nöthigt, ihren Rock abzulegen, oder wenn es ihnen einfällt, ihn zu verkaufen. Die Kleidung der Weiber iſt in einigen Stücken von der Männer ihrer unterſchieden: ihr Unterkleid beſteht aus feinem gegerbten Leder, bedeckt den Körper vom Halſe an bis auf den Knöchel, und iſt an verſchiedenen Stellen feſtgemacht, damit es dichter anſchließen ſoll; hierüber iſt, nach Art einer Schürze, ein Stück gegerbtes Leder gebunden, welches nicht höher als bis an den Leib reicht. Das Oberkleid iſt ziemlich auf eben die Art gemacht, wie die Röcke der Männer, und gemeiniglich von gegerbtem Leder; denn die Weiber trugen nicht gern Pelze, da ſie ſich ihre Kleider nicht gern nehmen lieſſen, welche, wenn ſie des Kaufens werth waren, immer von ihren Männern vertauſcht wurden. In der That war das Betragen der Weiber im Ganzen anſtändig, beſcheiden und ſittſam.

Man könnte etwa glauben, die Kinder dieſer Wilden hätten von ihrer früheſten Kindheit an den freien und ungezwungenen Gebrauch ihrer Gliedmaaßen; dies iſt aber keinesweges der Fall: es werden drei Stücke Baumrinde an einander befeſtigt, ſo daß ſie eine Art von Stuhl bilden. In dieſen Stuhl nun wird das Kind, nachdem es in Pelze eingewickelt worden iſt, geſetzt, und ſo feſt gebunden, daß es ſeine Poſitur ſogar durch Sträuben nicht ändern kann; und der Stuhl iſt ſo eingerichtet, daß, wenn eine Mutter ihr Kind füttern, oder ihm die Bruſt geben will, es aus ſeinen Feſſeln nicht befreiet werden darf. Die Indianiſche Amme braucht, um ihr Kind reinlich zu erhalten, weiches Moos; aber auf dieſen Punkt wird wenig Rückſicht genommen, und die armen Kinder werden oft abſcheulich geſchunden; ja, ich habe oft Knaben von ſechs oder ſieben Jahren geſehen, deren Hintere überzeugende Merkmale von Vernachläſſigung in ihrer Kindheit an ſich trugen.

In dem Putze ſcheinen die verſchiedenen Oerter weiter von einander abzuweichen, als in der Kleidung; zum Beiſpiele iſt die Oefnung, oder der zweite Mund ein wenig über dem Kinne, bei den Männern im Cooks-Fluſſe und Prinz Wilhelms Sund üblich; da hingegen der hölzerne Schmuck der Unterlippe in dem

1787. Auguſt. Theile der Küſte von **Port Mulgrave** bis nach den **Queen Charlotte'ns Eilanden** nur von den **Weibern** getragen wird.

Glaskorallen werden in den ſo eben erwähnten Häfen höher geachtet, als irgendwo ſonſt, wo wir geweſen ſind. Dieſer Putz iſt hier ohne Zweifel von den Ruſſen eingeführt worden, die ſeit vielen Jahren beſtändig mit den Bewohnern der Küſte gehandelt, und gemeiniglich Glaskorallen bei ihrem Tauſche gebraucht haben. Wenn wir darnach beurtheilen, wie weit die Ruſſen einen direkten Handel auf dieſer Küſte gehabt, ſo erhellt, daß ſie nicht Oſtwärts vom **Kap Hinchinbrook** geweſen ſind: und ich halte dieſe Muthmaßung ganz und gar nicht für unwahrſcheinlich.

Es werden wenigſtens zwei oder drei verſchiedene Sprachen auf dieſer Küſte geſprochen, aber dennoch wahrſcheinlich ziemlich allgemein verſtanden; obgleich, wenn wir dem alten Anführer in **Queen Charlotte'ns Eilanden** glauben wollen, ſein Volk die Sprache der Bewohner des Landes nach Oſten hin, welches wir für das Kontinent hielten, gar nicht kannte. Sie ſcheinen alle rauh und ſchwer auszuſprechen; aber doch haben die Wörter, ob ſie gleich voller Konſonanten ſind, eher eine **Labial-** und **Dental-** als **Gutturalausſprache**. Ich will die Zahlwörter beifügen, welche die Eingebornen von **Prinz Wilhelms Sund**, **Norfolk-Sund** und **King George's Sund** gebrauchen. Dieſe werden Dir einen beſſeren Begriff von den verſchiedenen Sprachen geben, als ich es durch eine Beſch[illegible]bung im Stande bin. Zugleich muß ich die Bemerkung machen, daß die aus **King George's Sund** mir von einem Freunde, den ich am Bord des **Prinzen von Wallis** traf, gegeben worden ſind; ſonſt möchteſt Du Dich über meine Verwegenheit wundern, daß ich Dir Proben von der Sprache eines Ortes ſchicke, den ich nie geſehen habe.

	Prinz Wilhelms Sund und Cooks-Fluß.	Norfolk Sund.	King George's Sund.
Eins.	Aſthlenach.	Tlaaſch.	Sorwock.
Zwei.	Malchnach.	Taaſch.	Athlac.
Drei.	Pinglulin.	Mooſch.	Catſa.
Vier.	Staachman.	Tackoon.	Moo.

Fünf.

1787. August.

Fünf.	Talchman.	Keichin.	Soutcha.
Sechs.	Jnglulin.	Cletuſchuſch.	Noctpoo.
Sieben.	konnten nicht beſtimmt werden.	Takatuſchuſch.	Athlapoo.
Acht.		Nooſchatuſchuſch.	Athlaquell.
Neun.		Kooſchuſch.	Sarvacquell.
Zehn.	Coolin.	Chincart.	Highhoo.

Dieſe Zahlen ſind im Schreiben der Ausſprache ſo nahe gebracht, als es mir nur möglich war *); aber doch kann ich ſie nicht ganz erreichen. Was die Artikulation betrift, ſo ſind die Leute am Cooks-Fluſſe hierin, unter allen denen die ich angetroffen, oder von denen ich gehört habe, am geſchickteſten; ſie können die ſchwerſten Engliſchen Wörter mit großer Leichtigkeit nachſprechen, und beſonders die, welche ſich mit *th* anfangen oder endigen, welches die Europäer größtentheils nicht im Stande ſind.

Jch habe Dir bereits eine Beſchreibung von den Kanots im Allgemeinen gegeben, und jetzt will ich noch hinzuſetzen, daß die kleinen am Cooks-Fluſſe ungefähr achtzehn oder neunzehn Fuß lang, und an jedem Ende gekrümmt ſind, beinahe wie der Hals einer Geige; ſie werden von Rippen aus ſchwachen Hölzern gemacht, und mit Robbenhäuten bedeckt. Jhre Jagd- und Fiſchgeräthe ſind auf der Auſſenſeite des Kanots mit ledernen Riemen befeſtigt, ſo daß der Jäger ſie den Augenblick ergreifen kann, wenn er ſeine Beute ſieht. Die einfachen Kanots werden mit kleinen Rudern,

---

*) Man muß hierbei nicht vergeſſen, daß ein Engländer mit ſeinen Tonzeichen ſchreibt, und daß man alſo dieſe Zahlwörter ungefähr auf folgende Art auszuſprechen hat:

Eins.	Aßlenatſch.	Tlaaſch.	Serwock.
Zwei.	Maltſchnatſch.	Taaſch.	Athlak.
Drei.	Pinglulin.	Muhſch.	Katſe.
Vier.	Stahtſchman.	Takuhn.	Muh.
Fünf.	Taltſchman.	Katſchin.	Sautſcha.
Sechs.	Jnglulin.	Ziletuſchuſch.	Noktpuh.
Sieben.	— —	Takatuſchuſch.	Athlapuh.
Acht.	— —	Nuſchatuſchuſch.	Athlaquell.
Neun.	— —	Kuhſchuſch.	Sarwacuell.
Zehn.	Kuhlin.	Tſchinkart.	Heithuh.

1787. August.

die an jedem Ende ein Blatt haben, gefahren, und von den Indianern mit großer Geſchicklichkeit regiert.

Auſſer dem bereits erwähnten Schmucke tragen die Indianer gern Larven oder Viſiere, und verſchiedene Arten von Mützen, welche alle mit verſchiedenen Dingen bemalt ſind, z. B. mit Vögeln, vierfüßigen Thieren, Fiſchen, und bisweilen mit Menſchengeſichtern. Auch haben ſie öfters dergleichen Dinge in Holz geſchnitten, und einige ſind nicht übel ausgearbeitet.

Dieſe Seltenheiten ſcheinen in großem Werthe zu ſtehen, und werden ſorgfältig in nette viereckige Käſtchen eingepackt, damit man ſie deſto bequemer mit ſich nehmen kann.

Jedesmal, wenn eine Partie zum Handel kam, wurden dieſe Schätze erſt hervorgeholt, und die Hauptperſonen kleideten ſich, ehe das Singen anfing, in allen ihren Putz. Auſſerdem legt der Anführer, welcher das Vokalkoncert immer dirigirt, einen großen Rock an, der aus gegerbter Elenshaut gemacht iſt. Um deſſen unteren Theil gehen eine oder zwei Reihen getrockneter Beeren, oder die Schnäbel von Vögeln, welche ein Raſſeln verurſachen, ſo bald der Mann ſich bewegt. In der Hand hat er eine Klapper, oder noch öfter ein Ding, welches demſelben Zwecke entſprechen ſoll. Dies iſt cirkelförmig, ungefähr neun Zoll im Durchmeſſer groß, und aus drei kleinen, in verſchiednen Entfernungen von einander rund gebogenen Stecken verfertigt. Es iſt eine große Menge Vogelſchnäbel und getrockneter Beeren um dies ſonderbare Inſtrument gebunden, welches von dem Oberhaupte mit großer Fröhlichkeit geſchüttelt wird, und ſeiner Meinung nach nicht wenig zur Vervollkommnung des Koncertes beiträgt. Ihre Geſänge beſtehen größtentheils aus verſchiedenen Strophen, von denen jede ſich mit einem Chor endigt. Der Anführer ſängt jede Strophe allein an; hierauf fallen ſowohl die Weiber, als die Männer ein, ſingen im Einklang, und ſchlagen mit ihren Händen oder Rudern regelmäßig den Takt. Während deſſen bewegt der Anführer ſeine Klapper, und macht tauſend poſſierliche Geberden, wobei er von Zeit zu Zeit ganz anders ſingt, als die übrigen; und dieſe Freude dauert beinahe eine halbe Stunde ununterbrochen fort.

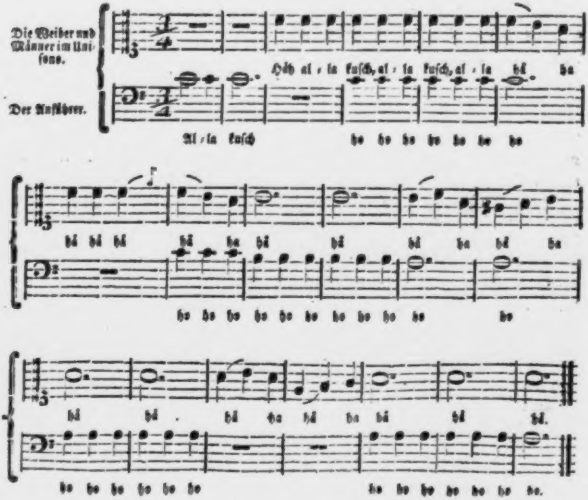
Ich werde hier einen Geſang, den ich in Norfolk Sund oft gehört habe, in Noten herſetzen. Meine Kenntniß in der Muſik iſt zwar ſo gering, daß ich für

1787.
Auguſt

die Genauigkeit deſſelben nicht ganz ſtehen mag; indeß kann er doch dazu dienen, Dir einen beſſern Begriff von der auf der amerikaniſchen Küſte üblichen Muſik zu geben, als irgend eine Beſchreibung. Zugleich muß ich noch bemerken, daß die dortigen Indianer viele verſchiedne Melodieen haben; aber die Art ſie abzuſingen iſt überall dieſelbe.

Lied,

welches die Bewohner des Norfolk-Sundes gemeiniglich ſangen, ehe ſie ihren Handel anfingen.


Die Weiber und Männer im Uniſono.
Der Anführer.
Höh al-la kuſch, al-la kuſch, al-la hä ha
Al-la kuſch
ho ho ho ho ho ho ho
hä hä hä hä ha hä hä hä ha hä ha
ho ho ho ho ho ho ho ho ho ho ho
hä hä. hä ha hä ha hä hä hä.
ho ho ho ho ho ho
ho ho ho ho ho ho ho.

1787. Auguſt.

Ob ſie ſich der Hieroglyphen bedienen, um das Andenken von Begebenheiten fortzupflanzen, kann ich nicht ſagen; indeß möchten ihre zahlreichen Abbildungen von Vögeln und Fiſchen und ihre geſchnitzten Vorſtellungen von Thier- und Menſchen-Köpfen vielleicht eine ſolche Vermuthung rechtfertigen. Manches von dieſen Schnitzwerken iſt wohl proportionirt und mit vieler Geſchicklichkeit gemacht. Dies ſcheint unter einem Volke, das noch ſo weit in der civiliſirten Verfeinerung zurück ſteht, auſſerordentlich; allein wir müſſen auch bedenken, daß dieſe Kunſt bei weitem nicht in ihrer Kindheit iſt. Schon Kapitain **Cook** bemerkte Liebe zum Schnitzen und Bildhauen bei dieſen Leuten. Auch waren ſchon damals eiſerne Inſtrumente bei ihnen im Gebrauch; und ihre Meſſer ſind ſo dünn, daß ſie dieſelben in mancherlei Formen biegen können, ſo daß ſie allen ihren Abſichten eben ſo gut entſprechen, als wenn ſie ihre Zuflucht zu Zimmermans-Handwerkszeuge nähmen. Wann zuerſt Eiſen auf dieſer Küſte bekannt geworden iſt, läßt ſich gar nicht mit Gewißheit beſtimmen; aber es muß ohne Zweifel ſchon lange her ſein. Ich wage es zu behaupten, daß ihre Werkzeuge nicht von Engliſcher Arbeit ſind; und ſie haben dieſelben wohl faſt ohne allen Zweifel von den Ruſſen erhalten. Das einzige Werkzeug, welches ich ſah, eiſerne ausgenommen, war ein Tohie aus Jaſpis gemacht, eben ſo wie die, welche in Neuſeeland gebraucht wurden *).

Die Erfindungskraft dieſer Leute ſchränkt ſich nicht bloß auf Schnitzwerk in Holz und auf Malereien auf Baumrinde ein; ſie machen auch eine Art bunter Decken oder Mäntel, (etwa wie unſre Pferdedecken,) die nicht gewebt, ſondern gänzlich mit der Hand gemacht zu ſein ſcheinen, und ſehr hübſch ſind. Ich vermuthe, daß dieſe Mäntel aus Wolle beſtehen, die ſie von den Häuten der auf der Jagd getödteten Thiere geſammelt haben; ſie werden übrigens ſehr geſchätzt, und nur bei auſſerordentlichen Gelegenheiten getragen **).

---

*) Wenn die Art oder das Tohie, welches der Verfaſſer an dieſer Küſte ſah, wirklich aus eben der Steinart verfertigt geweſen iſt, deren ſich die Neu-Seeländer dazu bedienen; ſo war es nicht von Jaſpis, ſondern von Nephrit oder Lendenſtein. Der Jaſpis iſt eine Thonart, und dieſe hat Beſtandtheile von Bitterſalzerde. F.

**) Die wilden Amerikaniſchen Buckelochſen haben am Halſe eine ſehr feine und zarte Wolle, welche faſt die feinſte Schaafwolle übertrift. Ferner giebt es, wie aus einigen alten Schriften, z. B. dem Marco di Niza beim Purchas, bekannt iſt, zu Quivira in Neu Mexiko und

178
Aug

Außer den Röcken und Mänteln von Häuten, die alltäglich angelegt werden, haben ſie noch große, abſichtlich zum Kriege, aus gegerbten Elenshäuten gemachte Röcke, deren ſie zwei, auch wohl drei tragen. Ihre Waffen ſind Speere an einer ſechs oder acht Fuß langen Stange, und eine Art von kurzem Dolch, welcher in einer ledernen Scheide getragen und rund um den Leib gebunden wird. An dieſem Dolche iſt ein lederner Riem befeſtigt, an deſſen Ende ſich ein Loch für den Mittelfinger befindet. Das Leder wird um das Gelenk der Hand gebunden, um den Dolch in der Hand ſicher zu machen, ſo daß der Krieger ſein Gewehr nur mit dem Leben verliert.

Ihre Lebensmittel zur Winterszeit beſtehen hauptſächlich in getrockneten Fiſchen; aber wenn die Jagdzeit herbeikommt, ſo haben ſie eine größere Mannichfaltigkeit, worunter gebratene Robben für ein ſehr leckeres Gericht gehalten werden. Sie boten uns zuweilen Stücke davon an; und da wir dieſe Delikateſſe ausſchlugen, ſo warfen ſie uns jederzeit erſtaunte und zugleich verachtende Blicke zu. Im Frühlinge, oder vielmehr im Sommer, giebt es hier eine Menge Kräuter, welche die Eingebornen mit vielem Appetit eſſen; und in Norfolk-Sund ſahen wir die wilde Lilienwurzel in Ueberfluß. Obgleich dieſe armen Wilden ſich ihren Sitten nach noch wirklich in dem Zuſtande unkultivirter Barbarei befinden, ſo können ſie ſich doch Einer Verfeinerung rühmen, die der bei den policirteſten Nationen gleich kommt; und das iſt das Spielen, welches hier zu einem eben ſo hohen Grade getrieben wird, als (vergleichungsweiſe) in irgend einem unſrer ziemlich modernen Klubs. Die einzigen Inſtrumente zum Spielen, welche ich ſah, waren zwei und funfzig kleine runde Stücke Holz, von der Größe eines Mittelfingers, und durch rothe Farbe verſchieden bezeichnet. Mit dieſen Stücken Holz ſpielen zwei Perſonen. Die Kunſt beſteht hauptſächlich darin, ſie in verſchiedene Stellungen zu bringen; aber ich bin nicht im Stande, das Verfahren genau zu beſchreiben. Der Mann, der, wie ich oben erwähnte, in Port Mulgrave bei uns am Bord war, verlor bei dieſem Spiele

---

Teguaje, auch ſehr groſe wilde Schaafe. Nach Venegas, befinden ſich dergleichen in Kalifornien; ſie können alſo leicht auch weiter im Norden anzutreffen ſein, und ihre unter den längeren ſchlichteren Haaren befindliche Wolle von den Einwohnern geſponnen und verarbeitet werden.

F.

1787. Auguſt. in weniger als einer Stunde ein Meſſer, einen Speer und verſchiedene Tohies. Obgleich dieſer Verluſt für den armen Kerl wenigſtens eben ſo groß war, als wenn ein Engliſcher Spieler ſein Landgut verliert: ſo ertrug er doch ſein Unglück mit großer Geduld und Gleichmüthigkeit.

Die Zeit wird nach Monden berechnet, und merkwürdige Begebenheiten werden eine Generation hindurch in Andenken behalten; ob noch länger, iſt zweifelhaft.

Felle von Seeottern ſind die Stapelwaare bei dem Pelzhandel. Die andren Arten, die wir angetroffen, habe ich ſchon oben genannt; und Herr Etches ſagte mir, daß es in King George's Sund eben ſo viele verſchiedene Sorten vo Häuten giebt, als am Cooks-Fluſſe. Auch habe ich ſchon die Artikel angegebe die beim Tauſchhandel am liebſten genommen wurden; ich werde daher über dieſen Punkt nur noch bemerken, daß Kupfer beinahe der einzige Artikel iſt, der in King George's Sund geſucht wird. Obgleich Sägen den Indianern offenbar vom größten Nutzen ſind, ſo wurden ſie doch ſo wenig geachtet, daß man kaum eine für eine Robbenhaut nehmen wollte. Aber durch Zeit und Gebrauch werden ſie ohne Zweifel ſo wohl dieſe, als andre von uns auf der Küſte gelaſſene Geräthe ſchätzen lernen.

Nun habe ich, in Anſehung dieſes Volks, jeden Umſtand bemerkt, den ich unmittelbar beobachten konnte. Zwar könnte ich meinen Brief zu einem dicken Bande ausdehnen, wenn ich bloße Muthmaßungen geben wollte; z. B. über den Urſprung dieſes Volkes.; über das Land, aus welchem es zuerſt ausgewandert iſt u. ſ. w. Aber da Muthmaßungen bisweilen partheiiſch, oft ungewiß, und daher inkonſequent ſind: ſo bin ich gewiß, daß es Dir lieb ſein wird, wenn ich Dich mit dergleichen nicht behellige. Vielleicht findeſt Du mich ohnedies ſchon langweilig genug; ich ſchlieſſe alſo mit Verſicherungen von beſtändiger Achtung und Zuneigung. Der Deinige.

W. B.

Zur See, den 15. Auguſt.

Neun und dreißigſter Brief.

1787. Auguſt

Abreiſe von der Amerikaniſchen Küſte — Fahrt von da zu den Sandwich-Eilanden — Ankunft zu Owaihie — Verhandlungen daſelbſt — Wir ankern zu Wahu, und kaufen daſelbſt Holz und Waſſer ein.

Nun, da ich Dir alle mir mögliche Nachrichten über die traurige und unwirthbare Amerikaniſche Küſte mitgetheilt habe, will ich zu unſern Vorfällen am Bord zurückkehren. Du weißt ſchon, daß wir uns den 9ten Auguſt Morgens von unſern neuen Freunden trennten, indem ſie nach den Queen Charlotte'us Eilanden fuhren, wir aber unſern Lauf nach den Sandwich-Inſeln richteten, und zwar viel vergnügter, als da wir die Küſte im vergangenen Jahre verließen. Um 10 Uhr lag die holzige Landſpitze nach N. bei O. 7 Meilen entfernt; unſre Breite zu Mittage war 49 Gr. 30 Min., und die Länge 128 Gr. 10 Min. Weſtlich.

Von da bis zum 12ten hatten wir friſche unveränderliche Winde aus Nordoſten, mit gelindem Wetter. Unſere Breite Mittags den 12ten war 44 Gr. 22 M. Nördlich, und die Länge 131 Gr. 59 Min. Weſtlich.

Vom 12ten bis zum 15ten hatten wir größtentheils leichte veränderliche Winde und zuweilen Windſtillen. Früh Morgens den 16ten erhob ſich ein friſcher Wind aus Nordnordweſten. Unſere Breite um Mittag war 41 Gr. 41 Min., und die Länge nach Mondsbeobachtungen 131 Gr. Weſtlich.

Seit einigen Tagen hatten wir eine unzählige Menge ſonderbarer thieriſcher Subſtanzen auf dem Waſſer ſchwimmen ſehen, welche die Matroſen Portugieſiſche Kriegesſchiffe*) nennen. Der unterſte Theil derſelben iſt zwei Zoll lang, oval und purpurfarbig; der obere Theil aber ganz dünn und ausgedehnt, beinahe in Geſtalt eines Fächers. Wir fanden die Abweichung der Magnetnadel hier 16 Gr. 16 Min. Oeſtlich. Unſere Breite Mittags den 17ten war 40 Gr. 8 Min. N.; und die Länge 133 Gr. 26 Min. Weſtlich.

Der Wind hatte ſich allmählich nach Norden und Oſten gedrehet, und den 21ſten konnten wir ſagen, daß wir einen regelmäßigen Nordöſtlichen Paſſatwind

---

*) Der gemeine Engliſche Seemann nennt Linné's *Medusa Velella* das Portugieſiſche Kriegesſchiff. Es iſt eine ſchöne blaue Seeneſſel, und in *Imperati Historia naturale, Venet. 1672.* S. 688, noch beſſer aber in des *Columna Ecphrasis* 20. t. 22. vorgeſtellt. F.

1787. Septemb. hatten. Unſre Breite zu Mittage war 34 Gr. 28 Min. Nördlich; und die Länge, zufolge einer Mondsbeobachtung, 136 Gr. 20 Min. Weſtlich. Der Wind blieb faſt beſtändig in Nordoſten, und das Wetter war gröſtentheils gelinde und ſchön.

Den 2ten September, da wir in 20 Gr. 1 Min. N. Breite und 150 Gr. 3 Min. W. Länge waren, ſteuerten wir gerade nach Weſten, um Owaihie, die vornehmſte unter den Sandwich-Inſeln, zu erreichen.

Mittags den 3ten war unſre Breite 19 Gr. 55 Min. Nördlich, und unſre Länge, nach der Mittelzahl verſchiedener Mondsbeobachtungen, 152 Gr. 9 Min. Weſtlich.

Den 5ten Morgens um 6 Uhr ſahen wir Owaihie, welches von Südſüdweſten nach Weſten ½ Nördlich ungefähr vierzehn große Seemeilen entfernt lag. Die Breite zu Mittage war 20 Gr. 4 Min., und die Länge, zufolge der Mondsbeobachtung, 154 Gr. 41 Min. Weſtlich. Da der Wind abnahm, ſo konnten wir das Land bei Tage nicht erreichen; wir ſetzten daher um 6 Uhr unſere Seegel dem Winde näher Nordwärts, und legten die Nacht hindurch gelegentlich im Laviren um.

Dieſe Fahrt von der amerikaniſchen Küſte nach Owaihie iſt bei weitem die glücklichſte geweſen, die wir während der Reiſe gehabt haben. Wir legten ſie in weniger als einem Monate zurück, da wir wenigſtens fünf Wochen unterweges zu ſein erwarteten. Wir hatten alſo neue Urſache, die gütige Vorſehung zu bewundern, die während unſrer ganzen Reiſe über uns waltete, beſonders aber diesmal, da der Scharbock ſchon ſo große Fortſchritte unter dem Schiffsvolke gemacht hatte. Kaum ein einziger an Bord war von den traurigen Folgen deſſelben frei, und er hinderte verſchiedne unſerer Leute ihre Pflicht zu thun, ſo daß die Reiſe hieher, wenn ſie langwierig geweſen wäre, ohne Zweifel nachtheilige Folgen für viele von uns gehabt hätte, ungeachtet alle nur mögliche antiſkorbutiſche Mittel ſehr freigebig ausgetheilt wurden. Aber die Hofnung ſehr bald friſches Schweinefleiſch und Vegetabilien zu erhalten, goß jedem neues Leben und neue Kraft ein.

Ich muß hier bemerken, daß unſre Leute, ſo lange ſie auf der Küſte waren, eine große Menge Heilbutten eingeſalzen hatten, und ſie jederzeit dem Pökel-Rind-

und Schweinefleiſche vorzogen. Ob der Umſtand, daß ſie dieſen geſalzenen Fiſch, ohne ihn in Portionen zugetheilt zu bekommen, verzehrten, den Scharbock mag beſchleunigt haben, das überlaſſe ich den Aerzten zu beſtimmen. 1787. Septemb.

Doch um wieder zurückzukehren — Den 6ten Morgens um 7 Uhr ſteuerten wir Weſtwärts; und da wir viele Kanots vom Lande kommen ſahen, ſo legten wir bei, um mit ihnen zu handeln. Die Leute brachten uns eine groſſe Menge kleiner Schweine und Batatten, und waren noch immer ſo begierig nach Eiſen, als jemals, ob wir gleich befürchteten, der Kaiſerliche Adler und verſchiedene von den Bengaliſchen Schiffen, die ſich hier einige Zeit aufgehalten hatten, möchten dem Handel nachtheilig geweſen ſein.

Gegen 10 Uhr waren eine erſtaunliche Menge Kanots bei dem Schiffe und die Indianer handelten ſehr begierig. Viele kletterten in dieſer Abſicht an die Seite des Schiffs herauf, viele Andre aber bloß, um ihre Neugierde zu befriedigen und ſich nach irgend etwas umzuſehen, mit dem ſie dann davon laufen könnten. Einer von den letztern nutzte die Gelegenheit, da wir alle mit dem Handel beſchäftigt waren, ergrif einen Feuerſchürer von des Waffenſchmidts Werkſtatt, und ſprang damit über Bord. Wir riefen ihm wiederholentlich zu, er ſollte ihn zurückbringen; aber es war vergebens. Der Kerl ſchwamm damit fort, und ſchien ſehr über ſeine Eroberung zu frohlocken. Eins von den Kanots nahm ihn ſogleich auf, und ruderte nach dem Ufer zu. Hierauf beſchloß unſer Kapitain, ein Exempel an ihm zu ſtatuiren, und zwar um ſo mehr, da es, wenn wir ihn ungeſtraft entkommen lieſſen, uns unmöglich war, mit einer ſolchen Anzahl von Leuten zu handeln, ohne beſtändig ihren Diebereien ausgeſetzt zu ſein. Dem zufolge wurden verſchiedene Musketen auf den Dieb abgefeuert; und wir ſahen ſogleich, daß er ſchwer verwundet war, und heftig blutete. Einige Zeit nachher lieſſen ſich ſeine Gefährten überreden, ihn an das Schiff zu bringen, und wir nahmen ihn an Bord. Die Kugel hatte ſein Unterkinn getroffen, und einen Theil der Oberlippe beſchädigt. Unſer Wundarzt verband die Wunde ſo gut er konnte, und wir ſchickten den armen Kerl fort; aber ehe er uns verließ, bettelte er bei dem Kapitain um ein Tohie, das er auch wirklich bekam.

Die Indianer waren durch dieſen Umſtand nicht im geringſten ſcheu geworden, ſondern handelten gleich nachher mit uns, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

1787. Septemb.

Unſer Kapitain hatte nicht die Abſicht, bei dieſer Inſel zu ankern, ſondern nur gelegentlich ab und zu zu laviren, um einen guten Vorrath von Schweinen und Vegetabilien, und ſo viele Schnüre, als wir bekommen könnten, einzunehmen; denn dieſer Theil von Owaihie verfertigt eine große Menge Angelſchnüre, welche, wie wir durch Erfahrung gefunden hatten, ſehr nützlich ſind, um allerlei Arten von Tauen daraus zu machen.

Um Mittag ſahen wir Maui. Die öſtliche Spitze deſſelben lag nach Norden 56 Gr. Weſtlich, ungefähr zwölf große Seemeilen entfernt; und die äuſſerſten Spitzen von Owaihie von Süden 76 Gr. Weſtlich bis nach Norden 30 Gr. wir waren Oeſtlich; ungefähr acht große Seemeilen vom Ufer und unſre Breite war 20 Gr. 17 Min. Nördlich.

Da das Wetter den 7ten gelinde war, ſo lavirten wir gelegentlich, weil wir ſo am bequemſten mit den Leuten handeln konnten. Dieſe fuhren indeſſen fort, uns mit Schweinen und Vegetabilien zu verſehen, ſo daß wir gegen Abend einen großen Vorrath von Proviſionen hatten.

Den 8ten, um 6 Uhr Morgens, bekamen wir einen friſchen öſtlichen Wind und ſchönes Wetter. Nun fuhren wir längs dem Ufer auf die öſtlichſte Spitze der Inſel zu, welche um Mittag nach Süden ungefähr fünf Meilen entfernt lag, wobei unſre Entfernung vom Ufer 4 Meilen betrug. Es folgte uns eine Anzahl Kanots; aber da wir einen friſchen anhaltenden günſtigen Wind hatten, ſo lieſſen wir ſie bald zurück. Um 1 Uhr, da wir ziemlich nahe an der weſtlichen Spitze waren, legten wir bei, um den Leuten Gelegenheit zu geben, daß ſie Seltenheiten einkaufen könnten, wozu unſer Kapitain ihnen Erlaubniß gegeben hatte. Es kam eine große Menge Kanots von dieſem Theile der Inſel an das Schiff, und wir kauften einen guten Vorrath Schnüre zu unſerm Gebrauche. Um 3 Uhr gingen wir unter Segel, und richteten unſern Lauf nach Whahu; denn da wollte Kapitain Dixon Holz und Waſſer einnehmen. Um 6 Uhr lag die kleine Inſel Tahaura nach Norden 60 Gr. Weſtlich, ungefähr acht Meilen entfernt. Da den Abend der Wind friſcher ward, ſo nahmen wir zwei Reffe in unſern Marsſegeln und dem großen Segel ein; und um 10 Uhr ſetzten wir ſie dem Winde näher Südwärts, weil es nicht rathſam war, die Nacht hindurch gerade an zu ſegeln. Den 9ten um 5 Uhr Morgens, legten wir um, und ſetzten die Segel bei. Das Wetter war ſchön mit einem friſchen öſtlichen Winde, welcher die erſte Hälfte des Tages anhielt; aber nachher hatten wir leichte veränderliche Winde und mitunter Windſtillen. Um Mittag lag das weſtliche Ende von Ranay nach Norden 10 Gr. Weſtlich, ungefähr zehn Meilen entfernt. Den Nachmittag über waren verſchiedene Kanots am Schiffe, welche uns faſt nichts als eine Anzahl Angelſchnüre brachten, die wir für kleine Tohies kauften. 1787. Septemb.

Um 6 Uhr lag an der weſtlichen Seite von Ranay ein ſtumpfer Hügel, welcher Beachy Head (in England) ſehr glich, nach Norden 6 Gr. Oeſtlich, fünf Meilen entfernt. Den Abend hatten wir verſchiedene heftige Windſtöße, weshalb wir in unſern Marsſegeln alle Reffe einnahmen; aber gegen Mitternacht ward das Wetter gelinde, und den 10ten Morgens bei Tagesanbruch ſpannten wir alle Segel auf, da wir Whahu gerade vor uns ſahen. Ein friſcher öſtlicher Wind war uns günſtig, und nach halb zwölf Uhr, da wir uns ziemlich in der Bay befanden wo wir vorher geankert hatten, warfen wir den beſten Bug-Anker, in neuntehalb Faden auf ſandigem mit Felſen vermiſchtem Boden. Die äuſſerſten Spitzen der Bay lagen von Süden 80 Gr. Oeſtlich, bis nach Süden 68 Gr. Weſtlich, ungefähr zwei Meilen vom Ufer entfernt.

Wir hatten die Abſicht, hier nicht länger zu bleiben, als nöthig wäre, um uns mit Holz und Waſſer zu verſehen, da wir aus trauriger Erfahrung wußten, daß es beinahe unmöglich iſt, hier lange liegen zu bleiben, ohne die Ankertaue zu beſchädigen; theils wegen des ſchlechten Bodens, theils wegen der ungeſtümen Wogen, die beſtändig von Südoſten in die Bay ſchlagen.

Es waren verſchiedene Kanots am Schiffe, von denen wir einige nach Waſſer an das Ufer ſchickten; aber wenige von den Leuten brachten welches, denn, wie ſie ſagten, war Alles Tabu.

Den Nachmittag mußten unſre Leute das Tauwerk hinten und vorn wieder befeſtigen. Gegen Abend waren unſre Gäſte ziemlich zahlreich; aber ſie beſtanden größtentheils aus Weibern, welche, in der Erwartung Männer auf die Nacht zu bekommen, an das Schiff kamen. So hatten, ob uns gleich jetzt die nothwendigen Artikel verſagt wurden, doch diejenigen, welche geneigt waren ſich mit luſtigen

1787. Septemb. Mädchen von Whahu zu tröſten, keine Urſach ſich zu beklagen. Den 11ten, Morgens, beſuchte uns unſer alter Freund der Prieſter, mit ſeinen gewöhnlichen Begleitern. Von ihm erfuhren wir, daß der König uns einen Beſuch abſtatten wollte, ehe die Eingebornen Erlaubniß bekämen, uns mit Waſſer oder Proviſionen zu verſehen. Dem zufolge kam Tiretire gegen Mittag an Bord, und zwar in Begleitung einer Anzahl Vornehmer und ſeines Neffen Meiaro, deſſen Geſtalt und Figur ich ſo ſehr bewunderte, als ich mich zuletzt hier befand. Er war noch ſtärker geworden, als damals; aber ſeine Haut war an verſchiedenen Orten mit einer Art von weiſſem Schorf überdeckt. Ich hielt dies Anfangs für die Wirkung des Ava-Trinkens; aber als ich ihn darum fragte, ſagte er mir: es ſei eine unter ihnen ſehr gewöhnliche Krankheit; die Ava habe keinesweges Schuld daran, da es für einen ſo jungen Menſchen wie er, ein Verbrechen wäre, dies Getränk zu berühren.

Der König brachte ein ſchönes Schwein und einige Kokosnüſſe zum Geſchenk; aber es war einleuchtend, daß er ſein Betragen gegen uns nach der Art wie wir ihn aufnahmen, abmeſſen wollte. Wir konnten alſo erwarten, daß man unſeren Bedürfniſſen in dem Maße abhelfen würde, als er mit unſern Geſchenken zufrieden wäre. Er fragte wiederholentlich nach dem Kapitain Portlock, und ſchien ſehr begierig ihn zu ſehen. Meiaro und verſchiedene Vornehme erkundigten ſich nach Peiapeia, und ſchienen vergnügt, als ſie hörten, er ſei in Atuai.

Nachdem Tiretire ſeine Neugierde befriedigt, und Kapitain Dixon ihm ein Geſchenk von einigen Tohies und andren Kleinigkeiten gemacht hatte, ſo ging er an das Ufer; und wir fanden augenblicklich die guten Wirkungen unſrer Freigebigkeit: denn es kam eine große Menge der Eingebornen haufenweiſe mit Waſſer zu uns, ſo daß wir bei Sonnenuntergang vierzehn Tonnen angefüllt hatten.

Den 12ten, Morgens bei Tagesanbruch, waren wir von Kanots mit Waſſer umgeben, ſo daß unſre übrigen leeren Gefäße augenblicklich gefüllt wurden, und viele von den armen Indianern ihre Kürbiſſe in die See ausleerten, als ſie fanden, daß wir nichts mehr davon brauchten. Nun lag uns beſonders viel daran, uns Holz zu verſchaffen. Kaum erfuhren unſere Freunde dies, ſo ruderten ſie nach dem Ufer zu, und verſahen uns in weniger als einer Stunde ſehr ſchnell damit. Sie brachten auch eine große Menge Früchte, die den Pfirſichen etwas glichen*) und die ich bei unſrem vorigen Beſuche dieſer Inſel nicht bemerkt hatte: ſie ſchmecken ſehr angenehm und ſind kühl, ſaftig und erfriſchend. Die Eingebornen verſahen uns ſparſam mit Schweinen und Vegetabilien; aber wir litten an keinem von beiden Artikeln den geringſten Mangel, da der Vorrath, den wir in Owaihie bekommen hatten, bei weitem noch nicht erſchöpft war. 1787. Septemb.

Gegen Mittag ſtatteten uns Tiretire und ſeine Begleiter einen zweiten Beſuch ab, und brachten zwei Schweine und einige Kokosnüſſe zum Geſchenke mit. Da der Waffenſchmidt gerade arbeitete, ſo befahl ihm Kapitain Dixon, einen Pahau**) für den König zu machen. Dies gefiel ihm außerordentlich, und er bezeugte uns ſeine Freundſchaft auf die unzurückhaltendſte Art; auch verſprach er, Popote***), wenn er käme, mit allem, was die Inſel nur hervorbrächte, zu bedienen.

Gegen 3 Uhr Nachmittags hatten wir eine hinlängliche Menge Holz an Bord; und da unſer Kapitain Willens war, dieſen Ort ſobald als möglich zu verlaſſen, ſo mußten die Leute die Verdecke abräumen, und alles zur Abfahrt bereit halten. Wahrſcheinlich wirſt Du nun aus Atuai von mir hören. Der Deinige

Whahu, den 13. September.

W. B.

Vierzigſter Brief.

Abreiſe von Whahu und Fahrt nach Atuai — Verhandlungen daſelbſt — Ein merkwürdiges Beiſpiel von Gefühl bei einem Oberhaupte. — Allgemeine Nachricht von den Sandwich-Inſeln.

Da wir einen friſchen öſtlichen Wind bekamen, ſo lichteten wir den 13ten um 5 Uhr Morgens den Anker, und ſegelten nach Atuai. Während unſers Aufenthaltes bei Whahu hatten wir beſtändigen Wind aus O. N. O. und ſehr gelindes Wetter gehabt. Der niedrigſte Grad des Thermometers war 79, und die Breite unſers Ankerplatzes 21 Gr. 16 Min. Nördlich.

---

*) Wahrſcheinlich iſt dieſes die Frucht der *Eugenia malaccenſis Linn.* welche in allen Inſeln der Südſee in großer Menge zu wachſen und die Einwohner mit ihrer angenehmen kühlenden Frucht zu erfriſchen pflegt. F.

**) Eine Art Dolch oder Schwerdt. F.

***) Wie ſchon angemerkt worden iſt, verwandelten die Eingebornen den Namen Portlock in Popete. F.

1787. Septemb.

Der alte Prieſter und ſeine Begleiter hatten uns ſeit dem Morgen des 12ten mit ihrer Geſellſchaft beehrt. Da jetzt kein Kanot kam, um ihn zu holen, ſo legten wir öfters im Laviren um; denn wir wollten den alten Mann, wenn wir es irgend vermeiden könnten, nicht gern nach Atuai mitnehmen.

Gegen 7 Uhr kam das Kanot des Prieſters an das Schiff. Gleich nachher ſahen wir auch das Kanot des Königs in großer Eil vom Lande abſtoßen; nun legten wir das große Marsſegel zurück, und fanden bald, daß es Tiretire und ſeine Begleiter waren.

Als der König an Bord kam, ſchien er es zu beklagen, daß wir Whahu ſo bald verlaſſen wollten, und ſuchte uns zu überreden, er habe weiter keinen Bewegungsgrund, uns dieſen Beſuch abzuſtatten, als uns Lebewohl zu ſagen; aber, wie ſich leicht bemerken ließ, brachte hauptſächlich Eigennutz ihn an Bord, und er ſah es ungern, daß wir die Inſel verlaſſen wollten und alle unſre Bedürfniſſe ſo ſchnell befriedigt erhalten hatten, ohne unſre vorigen Geſchenke mit neuen zu vermehren. Zwar that er, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, keine ſolche Anforderung geradezu an uns; aber er gab uns häufig zu verſtehen: daß unſrem Mangel an Holz und Waſſer ſo ſchleunig abgeholfen worden ſei, rühre von ſeinen ausdrücklich dazu ertheilten Befehlen her; und Popote'n ſollte, ſobald er käme, eine eben ſo achtungsvolle Aufmerkſamkeit bezeigt werden. Da Tiretire großen Nachdruck auf dieſen letzten Umſtand zu legen ſchien, ſo machte ihm unſer Kapitain noch ein Geſchenk von einigen Aexten und Sägen, und ſetzte ihn dadurch in die höchſte Freude, die ſich denken läßt.

Da unſre Fahrt nahe bei dem Theile der Inſel vorbei ging, wo der König ſich gewöhnlich aufhält, ſo blieb er einige Zeit an Bord, und war ſehr darüber erfreut, das Schiff unter Segel zu ſehen. Als wir beinahe mit dem Winde im Rücken fuhren, befahl Kapitain Dixon dem Mann am Steuerruder, wechſelsweiſe das Schiff näher an den Wind zu ſteuern, und dann wieder vollen Wind zu nehmen. Dies zog Tiretire's Aufmerſamkeit ſehr ſtark an ſich, und erregte Erſtaunen und Bewunderung bei ihm.

Gegen 11 Uhr, da wir dicht an Wheititte-Bay, des Königs Reſidenz, waren, verließ er uns mit vielen Freundſchaftsverſicherungen, und wiederholte dabei häufig das Wort prohà, oder: ich wünſche euch eine glückliche Reiſe und günſtigen Wind. *)

1787. Septemb.

Den Nachmittag und die Nacht hindurch hatten wir leicht veränderliche Winde, und dickes ſchwüles Wetter. Den 14ten Morgens erhob ſich ein gelinder Wind aus N. N. O. Um Mittag lag die Südweſtliche Spitze von Whahu nach Süden 75 Gr. Oeſtlich, und die Nordweſtliche nach Norden 83 Gr. Oeſtlich, ungefähr acht große See-Meilen entfernt.

Den Nachmittag und die Nacht hindurch hatten wir leicht veränderliche Winde, und mitunter Windſtillen. Den 15ten Morgens um 8 Uhr ſahen wir Kings Mount auf Atuai, welcher nach Nordweſten bei Weſt ½ Weſten neun Meilen entfernt lag. Um Mittag hatten wir einen leichten öſtlichen Wind und helles Wetter. Die Mittagshöhe zeigte 21 Gr. 43 Min. N. Breite. Den Nachmittag um 6 Uhr lagen die äuſſerſten Spitzen von Atuai von Norden 20 Gr. Weſtlich nach Süden 85 Gr. Weſtlich; wir waren vom Ufer vier oder fünf große Seemeilen entfernt.

Da der Abend wolkicht und dunkel war, ſo kehrten wir um 7 Uhr die Segel dem Winde näher Nordwärts, und lavirten die Nacht hindurch gelegentlich. Den 16ten, um 5 Uhr Morgens, lichteten wir die Anker, und gingen mit einem leichten öſtlichen Winde unter Segel. Gegen 9 Uhr waren wir nicht volle zwei Meilen von der öſtlichen Seite von Atuai. Eine Menge von Eingebornen kam augenblicklich an das Schiff, und brachte uns Batatten und Tarro (*Arum esculentum Lin.*) welche wir für Nägel einkauften. Unſre Breite zu Mittage war 21 Grad 52 Min. Nördl. Wir ſegelten immer längs dem Ufer nach Weimoa-Bay; aber da der Wind leicht und veränderlich war, ſo blieb es zweifelhaft, ob wir unſern Vorſatz würden ausführen können. Nun fand ſich wieder eine große Menge von Kanots bei dem Schiffe ein. Viele von den Leuten darin freueten ſich, uns wieder zu ſehen: auch fragten ſie noch Popote, und ſchienen unruhig darüber,

---

*) Dieſer Wunſch lautet eigentlich E-yuhra-oi und heißt: ich bete zu Gott für dich. Man ſieht hieraus, wie viele Mißverſtändniſſe unvollkommene Kenntniß einer Sprache veranlaßt. Mich ſetzte der Umgang mit Maheine und mit Omai in den Stand, ſehr viel von der Sprache der Südſee-Inſeln zu lernen, und die Wörter genau nach der richtigen Ausſprache aufzuſchreiben.

F.

1787. Septemb. daß er nicht in unſrer Geſellſchaft war. Auf unſer Befragen, wo Abbenaue und ſein Sohn Teiheira wären, ſagten ſie uns, daß beide ſich in Oniehau befanden.

Gegen 5 Uhr kam unſer alter Freund Langbein an Bord; er war ſo erfreut, ſeine alten Bekannten wieder zu ſehen, daß ihm Thränen über die Wangen herunter liefen, und es dauerte einige Zeit, ehe er vollkommen ruhig ward und ſich wieder faßte. Von ihm erfuhren wir, daß Abbenaue an der Küſte von Atuai wäre, und nicht in Oniehau, wie man uns geſagt hatte.

Da der kleine Wind, den wir den Nachmittag über hatten, erſtarb, ſo gingen wir um 6 Uhr mit dem kleinen Anker in neunzehn Faden auf ſandigem Boden, ungefähr zwei Meilen oſtwärts von unſrer vorigen Stelle, vor Anker.

Bald nachher kam Teiheira an Bord, und fing an, da wir ihn nach Abbenaue fragten, uns eine ſehr klägliche Geſchichte zu erzählen, deren Inhalt folgender war. Seitdem wir Atuai verlaſſen, wäre ein Schiff [illegible]t geweſen; der Kapitain habe die Bewohner ſehr übel behandelt, und ſogar verſchiedene von ihnen getödtet; daß ſein Vater deshalb nicht an Bord zu uns kommen dürfte, da er nicht wüßte, daß unſer Schiff in einer ſo großen Entfernung wäre. Kapitain Dixon ſagte ihm, es ſollte kein Handel getrieben werden, bis Abbenaue am Bord geweſen wäre. Hierauf ſchickte Teiheira augenblicklich ein Kanot ab, ſeinen Vater zu holen, und zugleich gab er ihm ein Zeichen, um ihm anzudeuten, daß er ſicher kommen könnte. Dies that die gewünſchte Wirkung; denn in weniger als einer halben Stunde hatten wir das Vergnügen, unſern guten Freund Abbenaue an Bord zu ſehen, und er war nicht weniger erfreut, ſeine alten Bekannte wieder vor ſich zu haben. Aber es ſchien ihm leid zu thun, daß Kapitain Portlock, oder Popote, wie er ihn nannte, nicht bei uns war. Nach dem was uns Teiheira von dem fremden Schiffe geſagt hatte, waren wir geneigt zu glauben, es ſei Kapitain Meares geweſen, der mit den Eingebornen Streit gehabt habe, beſonders da unſere Kapitaine ihm gerathen hatten, lieber bei Atuai als bei irgend einer andern Inſel anzuhalten. Als wir Abbenaue um dieſen Umſtand fragten, ſagte er uns, die Nutka habe vor zwanzig Tagen Atuai verlaſſen; der Kapitain ſei enou (ihno) ein böſer Mann, und habe ihnen nicht ein einziges Geſchenk gegeben, ob er gleich mit allen Erfriſchungen, welche die Inſel hervorbringe, reichlich wäre verſehen worden.

1787. Septemb.

Unſer Kapitain hatte nicht die Abſicht länger hier zu bleiben, als nöthig war, uns einen guten für das Schiffsvolk hinlänglichen Vorrath von Schweinen und Vegetabilien zu verſchaffen, und es ſchien, als wenn uns dies Geſchäft wahrſcheinlich nur eine ſehr kurze Zeit aufhalten würde; denn früh Morgens den 17ten waren wir mit Kanots umgeben, welche Tarro, Batatten, Kokosnüſſe und Zuckerrohr brachten. Viele hatten ſchöne Schweine, beſonders Abbenaue, Teiheira, Langbein, und der alte Tortoe, der uns ehemals ſo reichlich mit Tarro verſorgte. Wir kauften ſogleich mehr Schweine, als wir lebendig bequem fortbringen konnten. Hierauf befahl der Kapitain den Leuten, ſo viel zum Schiffsvorrath zu ſchlachten und einzuſalzen, als hinlänglich wäre, zwei Fäſſer anzufüllen.

Früh Morgens den 18ten waren unſere Verdecke mit Gäſten angefüllt; denn ob wir gleich', wenn wir an dieſen Inſeln waren, immer nur wenige Leute an Bord zu laſſen pflegten, ſo konnte es doch jetzt nicht gut vermieden werden, beſonders da Kapitain Portlock abweſend war, und wir gern jedem, der einem der beiden Schiffe kleine Dienſte erwieſen hatte, alle nur mögliche Aufmerkſamkeit bezeigen wollten.

Unter unſren übrigen neuen Gäſten führte Teiheira ſeine Frau und zwei kleine Knaben zu uns. Der älteſte war ein kleiner liſtiger Bube, ungefähr von vier Jahren, und der jüngere noch auf ſeiner Mutter Armen. Sie iſt ein ſehr hübſches beſcheidenes Frauenzimmer, und ſcheint für ihre Kinder mit wahrer mütterlicher Zärtlichkeit zu ſorgen. Teiheira hatte, um unſerm Kapitain ein Komplimente zu machen, ſeinen älteſten Sohn Popote nach dem Kapitain Portlock, und den jüngern Ditteana nach dem Kapitain Dixon genannt.

Abbenaue berichtete uns, daß der König den Vormittag an Bord kommen wollte; und um 10 Uhr erſchien Teiheira in einem großen Doppel-Kanot, von einem andern begleitet, worin ſich ſeine Tochter und zwei Nichten befanden.

Die Begleitung dieſer großen Perſonen war ſehr zahlreich, und ſtimmte, als ſie an Bord kam, einen Hiva oder Geſang an, welcher ſchöner war, als irgend einer, den ich in dieſer Inſel gehört hatte.

1787. Septemb. Der König war ſehr erfreut uns wiederzuſehen, und fragte insbeſondere nach Popote. Da wir ihm ſagten, daß wir nicht länger bleiben würden, als wir nöthig hätten, um uns einen Vorrath von Proviſionen anzuſchaffen, ſo ſchien er es ſich ſehr angelegen ſein zu laſſen, uns mit allem, was die Inſel hervorbringt, zu verſehen; und in der That wetteiferten alle Oberhäupter mit einander, unſern verſchiedenen Bedürfniſſen ſchleunig abzuhelfen. Selbſt der Eigennutz ſchien in dieſem gutmüthigen Getümmel gütiger und freundſchaftlicher Dienſte vergeſſen zu ſein.

Unter den vielen Beiſpielen von Güte und gutmüthiger Aufmerkſamkeit, die uns diesmal die Oberhäupter ganz allgemein bewieſen, muß ich eine Handlung von Langbein erwähnen, da ſie ihm die größte Ehre macht und ſelbſt einer Perſon von Erziehung und feinem Gefühle zum Ruhme gereichen würde.

Er hatte ſich oft am Bord aufgehalten, als wir uns zuletzt in Atuai befanden, und war daher mit allen unſern Leuten perſönlich bekannt. Da er von Natur Neugier hatte, ſo nahm er jede Gelegenheit, ſich unter ſie zu miſchen und viele Fragen in Anſehung der Reiſe an ſie zu thun. Als er zwiſchen den Verdecken hinunter ging, begegnete er dem Zimmermann, der eine geraume Zeit eine auszehrende Krankheit gehabt hatte und jetzt ſehr ſchwach und elend ausſah. Sein bleiches Geſicht und ſeine abgezehrte Geſtalt rührten den armen Langbein ſehr; eine Thräne des Mitleids ſtahl ſich unbemerkt die Wangen hinunter, und er erkundigte ſich nach des Mannes Krankheit in einem zärtlichen und mitleidsvollen Tone. Da er ihn ſehr ſchwach und entkräftet ſah, ſo rieb er ihm ſanft die Muskeln ſeiner Beine und Schenkel, und tröſtete ihn ſo gut er konnte. Gleich darauf kam er auf das Verdeck, rief ſein Kanot herbei, und fuhr eiligſt ans Land, ohne von jemand auf dem Hintertheile des Verdeckes Abſchied zu nehmen, welches er ſonſt immer zu thun pflegte. Aber er kam ſehr bald wieder, und brachte ein ſchönes Huhn mit. Dies trug er ſogleich zu dem Zimmermann hinunter, und ſagte ihm: er ſolle es ſich zurecht machen laſſen, dann würde ihm hoffentlich in einem oder in zwei Tagen beſſer werden.

Dieſer Umſtand zeigt, daß es den hieſigen Einwohnern keinesweges an den feinen Gefühlen der menſchlichen Natur fehlt, und veranlaßt zugleich den Gedanken, daß Krankheiten bei ihnen nicht ſehr ungewöhnlich ſind.

Gegen Mittag erhob ſich ein friſcher Wind aus Norden her. Kapitain Dixon wünſchte dieſe Gelegenheit zu benutzen, um den Anker zu lichten; aber da wir unſern Vorrath an Vegetabilien beſahen, ſo fanden wir es nöthig, uns noch mehr zu verſchaffen. Es fehlte uns nehmlich nicht nur zum Gebrauch des Schiffs daran, ſondern auch um die Schweine zu füttern, deren wir, große und kleine, beinahe achtzig an Bord hatten. Der König erfuhr kaum, was uns fehlte, als er ſogleich mit Abbenaue, Toetoe, Teiheira und Langbein ans Land fuhr; und alle verſprachen, ſehr bald mit arauarau (worau worau) oder einer großen Menge Tarro zurückzukommen. Während deſſen ankerten wir, und hielten alles bereit, um in See zu gehen. 1787. Septemb.

Gegen 3 Uhr kam der König mit den Oberhäuptern zurück, und jeder brachte ein großes Doppelkanot mit Tarro und Zuckerrohr beladen, ſo daß wir jetzt vollkommen mit allen Artikeln verſehen waren, welche die Inſel hervorbringt.

Die Geſchwindigkeit, mit der wir dieſen letzten Tarro bekamen, und ihre edle und großmüthige Art ihn an Bord zu bringen, wunderten und freueten uns. Unſer Kapitain ſäumte übrigens nicht, dies Geſchenk gehörig zu erwidern. Dem Könige gab er einen Pahau, einen großen Mantel von Boy, mit Borten beſetzt, und einen großen Tohie. Dies alles gefiel ihm ſo ſehr, daß er ſich für den größten Monarchen auf der Welt hielt. Die andern Oberhäupter wurden zu ihrer Zufriedenheit mit Tohies, Aexten und Sägen belohnt. Auch die Damen von Stande, deren wir keine geringe Anzahl an Bord hatten, wurden reichlich mit Knöpfen und Glasperlen geſchmückt. Kurz, Alle waren vollkommen zufrieden, und betheuerten uns zu wiederholtenmalen ihre Freundſchaft und Dankbarkeit.

Ehe wir dieſe Inſeln ganz und gar verlaſſen, wirſt Du vielleicht eine Art von Supplement zu den Nachrichten erwarten, die ich Dir gelegentlich von ihren Bewohnern mitgetheilt habe. Die wenigen Bemerkungen, die ich zu machen im Stande bin, ſtehen Dir völlig zu Dienſten.

Dieſe Inſeln wurden von dem verſtorbenen Kapitain Cook auf ſeiner letzten Reiſe in dem ſtillen Oceane entdeckt. Er nannte ſie die Sandwich-Eilande, zu Ehren des Grafen von Sandwich, ſeines beſondern Patrons, der damals Präſident des Admiralitätskollegiums war.

1787. Septemb.

Dieſe Entdeckung, welche allein hinlänglich wäre, ſeinen Namen unſterblich zu machen, hat ihm einen zu frühen Tod zugezogen, da er ſein Leben auf Owaihie in einem Streite mit den Eingebornen verlor.

Sie liegen*) vom 18 Gr. 54 Min. bis zum 22 Gr. 15 Min. N. Breite, und vom 154 Gr. 56 M. bis zum 160 Gr. 24 M. W. Länge, und ihrer ſind elf an der Zahl, nehmlich: Owaihie, Maui, Kanay, Morokinne, Tahoaroa, Morotay, Whahu, Atuai, Onihaura, Nihau oder Onihau und Tahaura**). Das beſondere Maaß jeder Inſel kann ich Dir nicht geben, da Du aus meinen vorigen Brieſen wiſſen mußt, daß wir mit dem größern Theile derſelben nur ſehr ſuperficiell bekannt ſind: ich werde deshalb nur bemerken, daß Owaihie die am weitſten nach Süden und Oſten hin gelegene iſt; die ſüdliche Spitze liegt unter 18 Gr. 54 Min. Nördl. Breite, und der öſtlichſte Theil unter 154 Gr. 56 Min. W. Länge. Die übrigen liegen in einer beinahe Nordweſtlichen Richtung und in der bereits erwähnten Ordnung; die Nördliche Spitze von Atuai liegt unter 22 G. 15 Min. N. Breite, und der weſtliche Theil von Tahaura unter 160 Gr. 24 Min. W. Länge.

Maui liegt zunächſt an Owaihie, und ſcheint ungefähr zwanzig Meilen lang. Nach Kapitain Cook's Bericht, iſt an der öſtlichen Seite dieſer Inſel eine ſchöne Bay. Wir wollten im vergangenen November darin einfahren, wurden aber von widrigen Winden daran gehindert. Tahoaroa und Morokinne liegen zwiſchen Maui und Kanay; es ſind bloße Gartenflecke, und ich kann nicht ſagen, ob ſie Bewohner haben. Kanay iſt um ein gutes Theil kleiner, als Maui; die Produkte deſſelben ſind im Allgemeinen faſt einerlei mit denen in den übrigen Inſeln. Morotay liegt am weiteſten nach Norden und Weſten hin, und ſcheint in der Größe Maui gleich zu ſein.

Whahu kommt, glaube ich, Owaihie in der Größe am nächſten; denn es iſt über dreißig Meilen lang, und hat wenigſtens zwanzig Meilen in ſeiner größten [illegible]. Die Bay, in der wir ankerten, iſt in 21 Gr. 15 Min. N. Breite.

---

*) Man ſehe eine Karte dieſer Inſeln in Cook's letzter Reiſe nach dem ſtillen Ozean. Th. 2.

**) Die Inſel Tahoaroa nennt Cook Tahurowa, und die, welche hier Oniehaura heißt, wird von ihm Oriehana genennt. Die letzte Inſel Tahaura endlich heißt bei Cook Tahura. F.

1787. Septemb.

Atuai liegt mehr als einen Grad nach Nordweſten von Whahu: es hat in der Länge ungefähr dreißig, in der größten Breite aber funfzig Meilen. Oniehaura iſt ſehr klein, und liegt zwiſchen Atuai und Oniehau. Die Hauptprodukte deſſelben ſind Yams. Oniehau iſt beträchtlich größer und ungefähr zehn Meilen breit. Tahaura iſt die weſtlichſte Inſel dieſer Gruppe, und, wie ich glaube, unbewohnt.

Dieſe Inſeln ſind größtentheils bergicht, und zwar einige in hohem Grade. Kapitain King*) hält Monakaah und Monaroa, zwei Berge auf Owaihie, für beträchtlich größer, als den berühmten Pik von Teneriffa; und das hohe Land in Maui ſcheint nicht viel niedriger, als dieſe Berge. Ich habe ſchon ſonſt bemerkt, daß die Gipfel beider beſtändig mit Schnee bedeckt ſind; und doch kann man bei den zahlreichen und wohlangebaueten Pflanzungen um den Fuß derſelben und bei dem zahlreichen Laube der Bäume, womit die Seiten bedeckt ſind, gar nicht an den Winter denken. Auch iſt die Ausſicht auf dieſe Inſeln im Allgemeinen nicht weniger abwechſelnd und angenehm; das Land zunächſt der See iſt voll von Dörfern, welche von den ausgebreiteten Zweigen der Kokos-Palme, des Piſangs, und der Papier-Maulbeerbäume gegen die brennende Sonnenhitze beſchützt werden. So wie das Auge weiter in das Land hineinblickt, ziehen unzählige auf das regelmäßigſte angelegte Pflanzungen, die Aufmerkſamkeit auf ſich, bis die Landſchaft endlich von Bergen begränzt wird, die bis zum Gipfel alles Grün eines ewig dauernden Frühlings bekleidet.

Obgleich dieſe Inſeln innerhalb der Wendezirkel liegen, ſo hat uns doch die Erfahrung gelehrt, daß die Paſſatwinde hier, beſonders Weſtwärts von Whahu, keinesweges beſtändig ſind. Auch das Wetter iſt ſehr unbeſtändig; und außerdem haben dieſe Inſeln noch eine andre Unbequemlichkeit, nehmlich den Mangel eines guten Hafens. Indeß zweifle ich nicht, daß Schiffe während der Sommermonathe in Karakakoa-Bay auf Owaihie, oder in Weymoa-Bay in Atuai, mit großer Sicherheit liegen können.

---

*) Man ſehe Kapitain Cook's letzte Reiſe nach dem ſtillen Ocean. Th. 2.

1787. Septemb. Das Klima iſt, wie ich glaube, ziemlich eben ſo wie in allen tropiſchen Inſeln. Die mittlere Höhe des Thermometers war während unſres Hierſeins 80 Grad.

Owaihie iſt unter allen Inſeln der Gruppe bei weitem die ergiebigſte. Als einen Grund hiervon können wir in der That den Umſtand anſehen, daß ſie noch einmal ſo groß iſt, als zwei von den andern. Aber doch ſind die Bewohner in Verhältniß zu der Größe derſelben ſehr zahlreich. Daher wird das Land mehr kultivirt, als in irgend einer der übrigen Inſeln; und eben deshalb trift man hier eine ſo große Menge von Vegetabilien an.

In meinem nächſten Briefe wirſt Du noch einige beſondre Bemerkungen über dieſe Inſeln finden, ſo wie ich ſie Dir zu geben im Stande bin; und Du kannſt Dich darauf verlaſſen, daß ich ſie als unmittelbarer Beobachter gemacht habe. Leb wohl. Der Deinige u. ſ. w.

Atuai, den 18. September.

W. B.

Ein und vierzigſter Brief.

Fortſetzung der Nachricht von den Sandwich-Eilanden — Ihre Sitten — Gebräuche — Kleidung — Ergötzlichkeiten und eine Probe ihrer Sprache.

Das, weshalb Owaihie beſucht zu werden verdient, iſt die große Anzahl von vortreflichen Schweinen, die es liefert. Hühner ſind hier ebenfalls in großem Ueberfluſſe. An Batatten und Vegetabilien giebt es Brodtfrucht und Piſangs am häufigſten. Tarro iſt ſeltner, oder vielmehr ſchlecht, und Yamswurzeln ſind nur wenige vorhanden. Atuai iſt gewiß im Range die zweite Inſel, wo man Erfriſchungen einnehmen könnte, und in einiger Rückſicht Owaihie noch vorzuziehen; es hat vortrefliche Schweine und den größten Ueberfluß an Tarro, Bataten und Piſangs. Kokosnüſſe trift man hier in größerem Ueberfluß an, als vielleicht auf allen andren Inſeln zuſammengenommen; auch giebt es hier ſchönes Salz in Menge, welches beſonders beim Einpökeln des Schweinefleiſches zum Seevorrathe brauchbar iſt. Ueberdies kann man leicht Ueberfluß von vortreflichem Waſſer haben, und ſich wenigſtens auf eine Zeitlang mit Holz verſehen. Die Oberhäupter ſind leicht jemand zugethan, und auf dieſe Weiſe geht ein jedes Geſchäft mit der größten Ordnung und Regelmäßigkeit von Statten. Obgleich Whahu jeder von den eben erwähnten Inſeln in Anſehung der Schweine und der Vegetabilien nachſteht, ſo verdient es doch geradezu den erſten Rang, wenn man erwägt, daß es die nothwendigſten Artikel, Holz und Waſſer, hergiebt; und ich habe Grund zu glauben, daß es in wenigen Jahren Atuai in Anſehung der Fruchtbarkeit gleich kommen wird. Das Volk ſcheint in hohem Grade von einem gewiſſen Verbeſſerungsgeiſte beſeelt zu ſein, und man ſieht wirklich mit Erſtaunen, daß viele Theile der Inſel jetzt einen ganz andern Anblick gewähren, als damals, da wir zum erſtenmal bei ihnen ankerten. Die Bay wo wir lagen, und beſonders die Wheititte-Bay iſt ganz voll von neuen Pflanzungen, welche die regelmäßigſte Lage haben und in einem ſehr blühenden Zuſtande zu ſein ſcheinen. 1787. Septemb.

Oniehau iſt wegen der großen Menge von vortreflichen Yams, die es hervor bringt, merkwürdig. Man findet daſelbſt auch eine ſüße Wurzel, die man Tee oder Tea*) nennt. Sie iſt gewöhnlich ſo dick, wie das Fauſtgelenk eines Menſchen, aber bisweilen viel größer. Sie wird gemeiniglich vorher gebacken, ehe man ſie zum Tauſchhandel bringt. Dieſe Wurzel iſt von einer feuchten klebrichten Beſchaffenheit, und giebt bei ſchicklicher Bereitung vortrefliches Bier. Die andern Inſeln bringen im Ganzen einige Schweine, ferner Batatten, Brodfrüchte, Tarro, Piſangs und Salz hervor. Der letztre Artikel macht dieſe Inſeln noch vorzüglicher, als Otaheiti, oder irgend eine andre von den ſchönen Inſeln in dem Südlichen ſtillen Meere, auf denen allen dieſer ſo ſehr nützliche Artikel gar nicht anzutreffen iſt. Schweine und Hunde ſind die einzigen vierfüßigen Thiere, die wir hier ſahen. Die Hunde ſcheinen von der Gattung der Schäferhunde zu ſein, und ſind träge und ſchwerfällig: ſie haben ſcharf geſpitzte Ohren, die nach der Naſe zu gerichtet ſind.

Von Vögeln hat man hier eben nicht vielerlei Arten. Die Kolibris**), deren ich ſchon erwähnt habe, ſind bei weitem die zahlreichſten, und es giebt ihrer

---

*) Tee, nach Engliſcher Rechtſchreibung, wird Tih oder Tihi ausgeſprochen, und iſt Linne's *Dracaena terminalis*, welche man in den Südſee-Inſeln gemeiniglich neben den Begräbniß- und Anbetungsplätzen oder den Marais pflanzt. Ihre Blätter ſind das Zeichen des Friedens, und ihre Wurzeln werden gegeſſen. F.

**) Die vom Verf. für Kolibris gehaltenen Vögel ſind Baumkletten *Certhiae*, und der hier genannte iſt die *Certhia coccinea*. F.

1787. Septemb. zwei Gattungen, nehmlich den oben beſchriebenen Rothvogel, und einen andren, deſſen Bruſt blaßgrün, der Rücken und die Flügel aber hellbraun ſind. Ferner giebt es hier Enten, Meerſchwalben, Eulen, ꝛc. Es niſten eine große Menge Tropikvögel und Fregattpelikane auf Tahaura, welches unbewohnt iſt, und werden häufig von den Eingebornen gefangen. Die Fiſche, die man hier am häufigſten antrift, ſind Goldkarpſen oder Delphine (*Coryphoena*) Stachelfiſche (*Gasteroſteus*) Haye u.ſ.w. Die Haye werden ſehr geſchätzt, vermuthlich wegen ihrer Zähne, denn ſonſt ſind ſie die Speiſe der Tautaus oder Hausbedienten, die keine beſſern Arten von Fiſchen eſſen dürfen.

Holz wächſt auf den Berzen dieſer Inſeln in großem Ueberfluße. Der vorzüglichſten Arten ſind zwei: die eine gleicht dem Mahagoni, und die andre dem Ebenholze.

Die Anzahl der Einwohner auf dieſen Inſeln kann ich unmöglich mit irgend einem Grade von Gewißheit angeben. Kapitain King rechnet ſie auf 400,000; allein mit aller Ehrerbietung für eine ſo ehrwürdige Autorität, kann ich meines Theils nicht umhin, dieſe Rechnung für ſehr übertrieben zu halten: und wirklich erhellt dies ziemlich auzenſcheinlich aus ähnlichen Stellen in eben der Reiſe. Kapitain Cook meint, als er ſeinen erſten Aufenthalt zu Atuai beſchreibt: dieſe Inſel enthalte 30,000 Einwohner, und zwar weil er vorausſetzt, daß 60 Dörfer darauf ſind, von denen jedes 500 Seelen enthalte. Dieſe Berechnung iſt gewiß zu hoch. Indeß treibt ſie Kapitain King noch höher, und meint, daß Atuai 54,000 Einwohner enthalte; dies iſt aber gewiß wenigſtens um die Hälfte zu viel. Wenn wir daher von dem Ueberreſte ſeiner Rechnungen in eben dem Verhältniſſe etwas abziehen, und die ganze Summe der Einwohner zu 200,000 annehmen; ſo bin ich überzeugt, daß wir der Wahrheit näher kommen, als Kapitain King, deſſen Berechnung eher auf eine bloß ſpekulative Meinung, als auf das Reſultat einer genauen Beobachtung gegründet zu ſein ſcheint.

Die Einwohner ſind in ihrem Charakter und ihren Neigungen arglos, nicht beleidigend, freundſchaftlich, nicht jähzornig oder leicht auffahrend. In Anſehung ihrer Sitten ſind ſie lebhaft und luſtig; immer bereit, ſelbſt Fremden einen kleinen Dienſt, der in ihrer Macht ſteht, zu leiſten. Alles was ſie unternehmen, be-

treiben

treiben ſie mit anhaltendem Fleiße und mit Unverdroſſenheit. Wenn ſie Neigung zu jemand haben, ſo ſind ſie in ihrer Freundſchaft beharrlich, und laſſen ſich nicht leicht dahin bringen, das Intereſſe derjenigen, denen ſie einmal Achtung bezeigt haben, zu vernachläſſigen. Auf der andern Seite muß man aber auch geſtehen, daß ſie dem Stehlen ergeben ſind und ſich kein Gewiſſen daraus machen, zu plündern, ſobald nur Gelegenheit dazu da iſt. Doch dies thun hauptſächlich die Tautaus; und da wir von ihren Sitten nur eine unvollſtändige Kenntniß haben, ſo läßt ſich unmöglich ſagen, in wie weit der Diebſtahl als ein Verbrechen angeſehen wird. Allein bei aller dieſer Neigung zum Stehlen ſahen wir nie ein Beiſpiel von Unredlichkeit, wenn irgend etwas ihrer Aufſicht übergeben ward, ſo koſtbar es auch für ſie ſein mochte. Ihre Sprache iſt ſanft, angenehm und reich an Vokalen. In ihrem Umgang unter einander ſcheint ſie ſehr wortreich, und ſie ſprechen mit großer Geläufigkeit; aber wenn ſie ſich mit uns unterhalten, bedienen ſie ſich nur derjenigen Wörter, welche am ausdruckvollſten und bedeutendſten ſind, und laſſen die vielen Artikel und Bindewörter, von denen ſie in Unterredungen mit ihren Landsleuten Gebrauch machen, abſichtlich aus. Doch eine Probe wird Dir einen weit beßren Begrif von der Sprache geben, als irgend eine Beſchreibung; daher will ich hier ein Verzeichniß derjenigen Wörter herſetzen, deren Bedeutung ich während unſres hieſigen Aufenthaltes geſammelt habe.

1787. Septemb.

Tanie,[1] ein Ehemann. Hwahine,[2] ein Weib oder Frau. Madua tanie, Vater. Madua hwahine, Mutter.' Titu nanie,[3] Brüder. Titu hwahine,[4] Schweſter. Titu,[5] Kind. Meire, ein König. Ari,[6] ein Oberhaupt. Tau tau,[7] ein Sklav oder Hausbediente. Tata,[8] ein Mann oder Herr. Boa,[9] ein Schwein. Manu, ein Vogel. Eiha,[10] ein Fiſch.

---

[1] In Otaheiti bedeutet Tane ein Ehemann. Die Frau ſagt: Tirra tane, „ich habe einen Mann;" der Mann: Tirra waheine, „ich habe eine Frau."

[2] Waheine, eine Frau oder ein Frauenzimmer.

[3] Tuhana, ein Bruder; in Neu-Seeland Tughana.

[4] Tuaheine, in Taheiti eine Schweſter.

[5] Tibie, ein Kind.

[6] Erih, ein Fürſt, oder Oberhaupt, oder jemand vom königlichen Geblüte.

[7] Tautau, Leibeigener.

[8] Tabata, in Taheiti, ein Mann; in Neu-Seeland Tangata.

[9] Bua, ein Schwein; in den freundſchaftlichen Inſeln Buacka oder Puacka.

[10] Eija, ein Fiſch.

1787. Septemb.

Hwarra,[11] Batatten. Nihu,[12] Kokosnüſſe. Tu, Zuckerrohr. Wei,[13] Waſſer. Taro,[14] eine große Wurzel des Namens. Poe,[15] Tarropudding. Maia,[16] Piſang. Mano,[17] ein Haifiſch. Patai,[18] Salz. Ufe oder Ughe,[19] Yams. Malama,[20] die Sonne. Mahrina,[21] der Mond. Bubu, ein Knopf. Porihma,[22] eine Anzahl Knöpfe an einem Faden. Hau,[23] ein Nagel. Mattau,[24] ein Fiſchhamen. Araia, ein Halsband von Federn. Taheidei, ein Fächer oder eine Fliegenklappe. Pahu,[25] ein Speer. Tuheihe, Holz. Ava,[26] eine berauſchende Wurzel. Matano, ein Geſchenk. Awaha,[27] ein Kahn. Toa,[28] ein Ruder. Tibo,[29] ein Kürbiß oder eine Kalabaſſe. Hi dirro,[30] unten gehn. Tabahau, ein Waſſereimer oder Kübel. Tabu, ein Verbot. Tauro,[31] ein Strick oder eine Leine von irgend einer Art. Tohi,[32] ein Stein in der Geſtalt eines Hobels, oder ein flaches Stück Eiſen. Marau,[33] ein Tuch, das von Mannsperſonen getragen wird.

---

[11] Umara, Gumarra, und auch Gumalla, der Name der ſüßen Kartoffeln, *Convolvulus Chryſorrhizus.* [12] Nihu oder Nia, alte Kokosnüſſe, welche ſchon einen Kern haben; die jungen Nüſſe, die ein ſüßes Waſſer enthalten, heißen Ari oder E-Ari. [13] E-wai, Waſſer. [14] Tarro, in Taheiti die Wurzel des *Arum eſculentum.* In Neu-Seeland heißt ſie Talle, und in Java Tallas. [15] Poe oder Opee iſt ein Pudding von Tarro und zerriebenen Kokosnußkernen. [16] Meiya, Piſang, oder Rumpfs *Muſa menſaria.* Sie heißt in Amboina Piſang Medji; hingegen die wilde lederartige große Piſang in Taheiti, Fehhi. In den freundſchaftlichen Inſeln nennt man die *Muſa menſaria* Fudſchi; auf der Oſterinſel Maiga und auch Futi. [17] Ma-àu, ein Haifiſch in Taheiti. [18] Tai oder E-Tai heißt Salz oder auch das Meerwaſſer; Taitai geſalzen, ſehr ſalzig. [19] Ufi, oder Uwhi, ſind Yams, *Dioſcorea alata Linn.* [20] Erà, die Sonne in Taheiti; Herà, in Neu-Seeland; Erna und Elua, in den freundſchaftlichen Inſeln. [21] Maràma oder Malàma, der Mond oder Monat. [22] Pòhe-rima iſt ein Armband oder eine Glaskorallenſchnur. Eigentlich iſt Pòhe eine Glaskoralle, und Rima die Hand. [23] T-fau, in den freundſchaftlichen Inſeln ein eiſerner Nagel; in Neu-Seeland Te-fàe. [24] Matau, ein Fiſchhamen oder Angelhaken; Makoi in Neu-Seeland, Pa oder Pa-e in den freundſchaftlichen Inſeln. [25] E-warre, ein Speer mit einer pfeilförmigen Spitze in Taheiti; Ahuat in Neu-Seeland ein langes Spieß, Togge-toggo ein Wurfſpieß. [26] Ava oder Kawa, die Wurzel des Rauſchpfeffers, *Piper methyſticum.* [27] E-wàhha, ein Boot, ein Kahn in Taheiti; Ewagga in Neu-Seeland, in den freundſchaftlichen Inſeln und in Oſter-Eiland. [28] Te-Hohe, oder Ehoe, ein Ruder zum Rudern eines Boots; in den freundſchaftlichen Inſeln E-Hoggi. [29] E-Huà, ein Kürbiß oder eine Kalabaſſe. [30] Harre tie dorro, unten gehen. [31] Tàura, ein Strick. [32] Tòhie, ein Stein oder Eiſen zu einer Axt oder Beil in Taheiti;

1787. Septemb.

Aehu,34) ein Stück Tuch, das von dem Frauenzimmer rund um das Leibchen getragen wird. **Jnu**,35) böſe. **Meitei**,36) gut, artig, ſchön, recht. **Aria**,37) alſobald, ſogleich. **Pe emy**,38) kommt her, bringt es hieher. **Mere mere**,39) zeige mir. **Arre**,40) gehe weg, gehe davon. **Areuta**,41) am Ufer. **Abbobe**,42) morgen. **Hiwa**,43) ein Geſang im Chor. **Iti**,44) klein. **Nue**,45) groß. **Oe**,46) Du. **Moe**,47) ſchlafen. **Porore**,48) hungrig. **Puninne**, krank. **Meme**,49) ſein Waſſer abſchlagen. **Tuti**,50) ſeine Nothdurft verrichten. **Honehone**,51) küſſen. **Paha**,52) kann ſein, vielleicht. **Arau arau**,53) großer Ueberfluß. **Emotu**, alt, zerbrochen, ſehr abgetragen. **Matte matte**,54) todt, tödten. **Aure**,55) eine Verweigerung von irgend einer Art. **Owheitoenoa**,56) wie heißt Ihr? **Puta, puta**,57) ein Loch. **Pune pune**, ein Lügner oder ränkevoller Menſch.

Die Zahlwörter. 58)

Tihi, eins. **Earna**, zwei. **Toro**, drei. **Hah**, vier. **Arihma**, fünf. **Ahono**, ſechs. **Ahero**, ſieben. **Ahanau**, acht. **Hiva**, neun. **Hume**, zehn.

---

in den freundſchaftlichen Inſeln und Neu-Seeland **Töghie**.

33) **Märo**, ein Stück Zeug, welches die Mannsperſonen brauchen, um ihre Blöße damit zu decken.

34) **Aehäu**, ein jedes Stück Zeug, welches die Einwohner der Südſeeinſeln als Decke oder Kleidung tragen.

35) **Ibno**, böſe.

36) **Maitai**, gut, ſchön, vollkommen, recht.

37) **Oioi**, ſchnell, bald, geſchwind.

38) **Harre-mai**, komm hieher.

39) **Mierie**, ſehen, oder laß mich ſehen. Um die Begierde auszudrücken, wird es zuweilen wiederholt, **mierie-mierie**.

40) **Harre**, gehen, oder auch kommen.

41) **Harreiuta**, komm ans Land.

42) **Abobó**, morgen.

43) **Hiewa**, ein Geſang, ein Tanz, eine dramatiſche Vorſtellung.

44) **Ibtie**, klein.

45) **Nui**, groß.

46) **Oi**, du.

47) **Moe**, ſchlafen, **Moera**, eine Schlafſtelle, **Moia**, eine weiche Matte, die man ausbreitet, um darauf zu ſchlafen.

48) **E-pororie** oder **Porodie**, hungern, hungrig, Hunger.

49) **Mimie**, Urin, ſein Waſſer laſſen.

50) **Tutá**, der Auswurf von Menſchen; **Titie**, ſeine Nothdurft verrichten.

51) **E-hoi**, küſſen.

52) **E-pahà**, vielleicht.

53) **Moràu**, viel, eine große Menge, **woràu-worau**, ſehr viel.

54) **Matte**, tödten, ſterben, **umatte**, todt, geſtorben; **matte-noa**, natürlichen Todes ſterben; **matte-roa**, mit Gewalt tödten; **Mattera**, der Tod, das Sterben.

55) **T-aurá**, nein, nicht, in Taheiti; allein das gewöhnlichere Wort iſt, **eima, eipa**. In Neu-Seeland heißt nein, nicht, **K'-aurá**.

56) **T-aira**, der Name. **Owai t-aiva n-oi**, was iſt, oder welcher iſt dein Name?

57) **Puta**, ein Loch.

58) Die Zahlwörter: **Wahài**, eins. **Erua**, zwei, **E-tórru**, drei. **E-hea**, vier. **Rima**, fünf. **E-hone**, ſechs. **E-hiddu**, ſieben. **E-warru**, acht. **E-hiewa**, neun. **E-huru**, zehn. F.

1787. Septemb.

Beim Schreiben dieſer Worte habe ich ſie der Ausſprache ſo nahe kommend als möglich buchſtabiert; und doch mögen wahrſcheinlich viele davon dem Ohre eines Andren ſehr verſchieden klingen. Eben das gilt auch von den Namen ihrer Oberhäupter. Ich muß bemerken, daß da wo der Accent auf den Buchſtaben a fällt er gemeiniglich grob ausgeſprochen wird *).

Die Einwohner ſind im Ganzen genommen von mittlerer Statur, und ſchlank; ihre Glieder gerade und wohlproportioniert. Einige von den Eriehs, beſonders ihre Weiber, ſind zur Korpulenz geneigt, und ihre Haut iſt weicher und ſanfter, als bei denen von gemeinem Range; aber dies kommt von Mangel an Bewegung her, desgleichen auch vom Uebernehmen im Eſſen. Sie ſind im Ganzen genommen von einer nußbraunen Farbe. Einige von ihren Weibern ſind indeß lichter, und ihre Hände und Finger ausgezeichnet klein und zart.

Beide Geſchlechter gehen nackt, ausgenommen um den Mittelleib. Die Männer tragen ein ſchmales Stück Tuch, das ein Maro heißt, und bloß hinreicht, die nächſten Theile zu bedecken. Der Ahou oder Anzug eines Frauenzimmers iſt weit länger, und geht insgemein vom Mittelleibe bis zu der Mitte der Schenkel.

Die Männer laſſen ihre Bärte wachſen, ihr Haar wird auf jeder Seite des Kopfes kurz abgeſchnitten; aber von der Stirn an bis hinten in den Nacken wächſt es lang, daß es einigermaßen einem Helme gleicht. Die Weiber ſchneiden die ihrigen hinten ganz dicht weg, und eben ſo oben auf dem Kopfe. Das Vorderhaar iſt, wie das Toupet eines Engliſchen Stutzers, in die Höhe gekehrt, und ſtark mit Kokosnußöhl, desgleichen mit einem Kalk aus Muſchelſchaalen beſchmiert, wodurch es öfters eine lichte unangenehme Farbe bekommt. Bisweilen tragen ſie zum Zierrath einen Blumenkranz, der nach eigenem Geſchmacke auf ihrem Kopfe angebracht iſt. Anſtatt eines Bracelets wird eine Konchylien-Schaale um das Handgelenk gebunden; und eben deshalb weil die muntren Schönen dieſen Schmuck vorzüglich lieben, ſetzen ſie auf Knöpfe einen ſo großen Werth. Der Hals iſt ebenfalls mit mancherlei Arten von Konchylien geſchmückt, die an Faden nach Art eines

---

*) Das heißt, nicht wie ein ä, welches die gewöhnliche Ausſprache des a im Engliſchen iſt, wenn es die Sylbe beſchließt; ſondern wie das gewöhnliche teutſche a. F.

Halsbandes befeſtigt ſind. Aber der ſchönſte Schmuck, den die Weiber tragen, iſt ein Halsband oder Araia, aus den bunten Federn der rothen Baumklette. Dieſe ſind regelmäßig und eben an Fäden feſtgemacht; ihre Oberfläche iſt daher ſo glatt, wie Sammet, und die herrlichen Farben der Federn geben ihr ein prächtiges und geſchmackvolles Anſehn. 1787. Septemb.

Die Mützen und Mäntel der Männer haben noch mehr Schönheit und Eleganz. Die Mäntel ſind im Ganzen ungefähr von dem Schnitte der Spaniſchen; der Grund iſt Netzwerk mit Maſchen, und die Federn ſind in vier- oder dreieckigen Figuren von abwechſelndem Roth und Gelb angenähet, welches den prächtigſten Anblick giebt. Der Grund der Mützen iſt von Korbwerk in Geſtalt eines Helms; der erhabne Theil von der Stirn bis zu dem Hintertheile des Nackens iſt ungefähr eine Hand breit, und gemeiniglich mit gelben Federn beſetzt, die Seiten aber mit rothen. Die Mütze und der Mantel ſehen eben ſo prächtig aus, als Scharlach mit Gold, wo nicht noch prächtiger.

Dieſer in der That elegante Schmuck iſt nicht häufig; nur Oberhäupter vom höchſten Range beſitzen ihn, und tragen ihn bei außerordentlichen Gelegenheiten. Es giebt Mäntel von geringerer Art, welche nur eine ſchmale Einfaſſung von rothen und gelben Federn haben, da denn das übrige mit Federn des Tropikvogels und des Fregattenpelikans bedeckt iſt.

Dieſe wirklich in einem hohen Grade eleganten Mützen und Mäntel ſind nicht die einzigen Proben von der Erfindſamkeit und dem Genie, welche dies Volk in Werken des Putzes zeigt. Ihre Matten ſind eben ſo nett und gut gemacht, wie man ſie nur in einer Europäiſchen Manufaktur antrift, und es iſt durch mancherlei rothgefärbte Figuren artige Abwechſelung darauf angebracht. Die, auf denen man ſchläft, ſind einfach und gröber, aber eben ſo nett und regelmäßig gearbeitet.

Zeug iſt ein andrer Artikel, welcher den Einwohnern Spielraum für ihre Phantaſie und ihren Erfindungsgeiſt giebt. Es wird von dem Chineſiſchen Papiermaulbeerbaum gemacht, und wenn es noch feucht iſt (da es aus einer weichen, dem Hammer nachgebenden Subſtanz beſteht,) mit kleinen viereckigen Stücken Holz zu einer Breite von 12 bis 18 Zoll ausgeklopft. Nachher bedruckt man es mit mannichfal-

1787. Septemb. tigen Farben und verſchiednen Muſtern, deren Nettigkeit und Eleganz das Ladenfenſter eines Londonſchen Leinwandhändlers zieren würde.

Wie dieſes Zeug gedruckt wird, konnte ich nie erfahren. Die verſchiednen Farben werden aus Vegetabilien, die man in den Wäldern findet, ausgepreßt. Es giebt noch eine andre Art Zeug, die weit ſchöner, als die vorige, und zu einer weit größeren Breite geklopft iſt. Sie hat eine weiße Farbe, und wird häufig von den Weibern der Erichs, noch auſſer dem Ahau getragen. Fächer und Fliegenwedel werden von beiden Geſchlechtern gebraucht. Die Fächer ſind gewöhnlich von Kokosnußfaſern verfertigt und nett gewebt. Das Blatt iſt von viereckiger Geſtalt, und der Griff häufig mit Haaren geziert. Die Fliegenwedel ſind ſehr merkwürdig; die Handhaben ſind mit abwechſelnden Stückchen von Holz und Knochen geſchmückt, ſo daß ſie von weitem das Anſehen von furnirter Tiſchlerarbeit haben. Der obere Theil, oder der Wedel, beſteht aus den Federn des Fregattpelikans.

Die Fiſchhamen ſind von Perlmutterſchalen gemacht, und ſo eingerichtet, daß ſie zugleich als Hamen und als Lockſpeiſe dienen. Diejenigen, welche zum Fange der Hayfiſche gebraucht werden, ſind beträchtlich größer, und von Holz gemacht.

Auſſer den ſchon oben erwähnten mannichfaltigen Angelſchnuren, haben ſie noch manche andre Arten von Tauwerke, die von verſchiedenen Materialien verfertigt ſind. Die ſchlechteſten Sorten fanden wir brauchbar, unſre Ankertaue zu bewinden; die von beßerer Art waren zu andern Abſichten dienlich, und die Angelſchnuren dienten zu vortrefflichem Tauwerk für die Scheiben, Blöcke und Bramſtangen, Seegel-Zugleinen u.ſ.w. Ich habe ſchon von den Körben geſprochen, die wir zu Owaihie ſahen: an eben dem Orte bemerkten wir einige viereckige Kopfküſſen, die mit den Matten beinahe aus einerlei Materialien gemacht waren, und die, wie man mir geſagt hat, denen gleichen, deren man ſich in China bedient.

Netze werden hier mit großer Geſchicklichkeit und von anſehnlicher Größe verfertigt. Ich kann Dir nicht ſagen, welchen Gebrauch man davon macht; indeß ſind ſie gewiß nicht bloß zum Zierrathe beſtimmt.

Die Geſtalt ihrer Kürbisflaſchen oder Kalabaſſen iſt ſo mannichfaltig, daß ſie gewiß Künſte anwenden, um ihnen dieſe verſchiedenen Formen zu geben. Einige ſind kugelförmig, mit einem langen engen Halſe, wie eine Bouteille; andre lang

1787. Septemb.

und rund, aber von oben an bis unten gleich weit; noch andre verengern ſich zwar gegen den Mund hin, aber ſie ſind doch hinlänglich weit, ſo daß die Hand durchgeht. Viele von dieſen Flaſchen ſind niedlich in wellenförmigen Linien gebeitzt, und ſcheinen von fern gemahlt.

Die wenigen Nachrichten, die ich Dir von ihren Pflanzungen geben kann, haſt Du ſchon; und ich hatte keine Gelegenheit, einen andern Anbau, als den von Tarro zu ſehen. Indeß wird ohne Zweifel alles Andre mit gleicher Sorgfalt und Aufmerkſamkeit betrieben.

Ihre Häuſer haben in der Figur viele Aehnlichkeit mit einem Heuſchober, und ſind nett mit Schilf oder Binſen gedeckt. Die Thür iſt ſo ſehr niedrig, daß man beinahe genöthigt iſt, auf allen Vieren durchzukriechen; ſie haben dazu nur einige Bretter, die ſie vorſetzen. Das Innere ihrer Wohnungen wird nett und reinlich gehalten. Eine grobe Matte liegt auf dem Boden ausgebreitet; und da ſie keine abgeſonderten Zimmer haben, ſo wird derjenige Theil des Raums, den ſie zum Schlafen beſtimmen, etwas erhöhet, und mit Matten von einer feinern Art bedeckt. Das Hausgeräth iſt auf eine hölzerne Bank geſtellt, und beſteht aus Flaſchen-Kürbiſſen und hölzernen Schaalen und Schüſſeln, welche überhaupt ihr ſämtliches Hausgeräth ausmachen. Diejenigen, welche Schweine oder Hühner beſitzen, halten ſie in kleinern Nebengebäuden, die zu dieſer Abſicht eingerichtet ſind.

Die Methode deren man ſich überall bedient, die Lebensmittel zuzurichten, iſt das Backen. Man geht dabei auf folgende Weiſe zu Werke. Es wird in dem Boden ein Loch ausgegraben, welches hinlänglich tief iſt, um die Abſicht eines Ofens erfüllen zu können. Auf den Grund deſſelben werden einige heiße Steine gelegt, und dann mit Blättern bedeckt. Auf dieſe legt man nun Alles, was man zugerichtet haben will. Dann werden noch mehr Blätter darüber gelegt, eine andre Lage von heißen Steinen hinzugethan, und zuletzt der Ofen zugedeckt. Wenn ein Schwein gebacken wird, ſo wird der Leib allemal voll heißer Steine gefüllt. Die Gewohnheit hat ſie in dieſer Methode, Lebensmittel zuzurichten, ſo erfahren gemacht, daß ſie genau die Zeit angeben können, wenn etwas hinreichend gar iſt; und ich muß geſtehen, daß ſie im Backen des Tarro und der Yams unſre Leute weit übertrafen. Eben ſo richten ſie die jungen Schoſſen der Tarros zu, ſo daß ſie wohl die Stelle

1787. Septemb. von Gartengewächſen vertreten können; da wir hingegen ſie niemals ſo kochen konnten, daß ſie wohlſchmeckend geworden wären. Die beſſern Arten von Nahrungsmitteln, als Schweine und Geflügel, ſind bloß für die Erihs beſtimmt; aber ein gebackener Hund wird für einen beſondern Leckerbiſſen gehalten.

Die Tautaus und alle Frauenzimmer ohne Ausnahme leben von Fiſchen und Vegetabilien. Eine Art von Pudding, der von Tarro gemacht wird, iſt eine ihrer Hauptſpeiſen. Unter den Fiſchen wird der Goldkarpſe (*Coryphaena hippurus*) am meiſten geſchätzt. Sie haben eine vortrefliche Methode, ihn einzupökeln, ſo daß er eine lange Zeit gut bleibt. Warum dem Frauenzimmer das Fleiſch verboten iſt, konnte ich nie erfahren; indeß rührt es ſicher nicht von der Seltenheit deſſelben her; und den Weibern der Erihs erlaubt man es zuweilen.

Die Meſſer, die man zum Schlachten und Reinmachen der Schweine gebraucht, ſind von den Zähnen des Hayfiſches verfertigt und ſo eingerichtet, daß man damit dieſes Geſchäft eben ſo geſchickt als geſchwind verrichten kann.

Die Kähne ſind nicht nur nett und mit Verſtand gebauet, ſondern zugleich Beweiſe von beharrlichem Fleiße und Arbeitſamkeit. Sie werden aus einem einzelnen Baumſtamme gemacht, und ſind von 12 bis 40 oder 50 Fuß lang. Das Aushöhlen dieſer Bäume, und die Arbeit, beiden Enden des Kanots mit ihren rohen unförmlichen Werkzeugen eine ſchickliche Spitze zu geben, muß Zeit und unabläſſige Aufmerkſamkeit erfordern. Sie ſind gewöhnlich ungefähr einen Zoll dick, und mit einigen ſehr nett rund herum an die Seiten paſſenden Brettern erhöhet. Die einfachen Kanots werden durch einen Auslegebaum grade gehend erhalten; die doppelten aber durch halbe cirkelförmige Stangen, die auf jeder Seite des Kanots feſt gemacht ſind, mit einander verbunden. Ueber dieſen, und paralell mit dem Kahne, läuft eine Art von Verdeck, auf dem man Schweine, Vegetabilien, oder ſonſt etwas mitnimmt, was man von einem Orte zum andern ſchaffen will. Zugleich iſt ein bequemer Sitz für die vornehmen Perſonen beiderlei Geſchlechts angebracht, indeß die Tautaus, welche rudern, immer unten in dem Kahne ſitzen. Ihre Ruder ſind ungefähr vier oder fünf Fuß lang, und haben groſe Aehnlichkeit mit dem Schieber eines Bäckers.

Die Einwohner ſind ſehr geſchickt im Fiſchfangen, wovon ich zwei Beiſpiele zu 1787. Septemb. ſehen Gelegenheit hatte. Eines Tages, als eine Anzahl Indianer ſich bei dem Schiffe aufhielt, fand einer von unſern Leuten, der mit einer kleinen Angel und Schnur fiſchte, daß ſein Köder von einem großen Fiſche aufgefreſſen war. Da er ſeine Schnur nicht gern verlieren wollte (denn als Arbeit von den Sandwichsinſeln galt ſie für eine Seltenheit); ſo ließ er ſie auslaufen, fürchtete ſich aber ſie wieder nach ſich zu ziehen. Nun bat ein Indianer, er möchte ſie ihm überlaſſen; als jener dies zufrieden war, ſo ließ er mit großer Gemächlichkeit dem Fiſche Spielraum, und brachte ihn dann in kurzer Zeit wohlbehalten in ſein Kanot. Es wies ſich aus, daß es ein großer Stachelfiſch (*Gasterosteus*) war, der 100 Pfund wog. Ein andermal ergrif ein großer Hayfiſch eine kleine Schnur; man gab ſie ſogleich einem Indianer, welcher ſich zufälliger Weiſe an dem Schiffe befand. Er ſpielte mit dem Hayfiſch wenigſtens zwei Meilen hindurch, ohne daß die Schnur verletzt ward; und der Hay machte ſich zuletzt nur dadurch los, daß er den Hamen ſo gerade zog, als ein Drath.

Eine andre Art von Geſchicklichkeit, die wir bei dieſem Volke antrafen, iſt das Bildſchnitzerei. Sie haben eine Anzahl hölzerner Bilder, die menſchliche Figuren vorſtellen, und die ſie als ihre Götter anſehen. Aber ich zweifle ſehr, daß die Religion bei ihnen in großer Achtung ſtehe; denn ich konnte auf dieſen Inſeln jeden Gott für wenige Tohies kaufen. Bisweilen waren ihre Ava-Näpfe durch drei van dieſen kleinen hölzernen Bildern unterſtützt, und dergleichen halte ich für ihr Meiſterſtück im Bildſchnitzen. Die Schalen und Schüſſeln ſind von einer Art Holz gemacht, das dem Ebenholze ähnlich iſt, und mit ſo vieler Proportion und Politur gearbeitet, daß ſie jeder Arbeit von unſern Drechslern gleich kommen, oder ſie gar übertreffen.

Die Einwohner dieſer Inſeln ſcheinen ſehr wenigen Krankheiten unterworfen zu ſein. Zwar haben ſie ohne Zweifel durch ihre Bekanntſchaft mit den Europäern gelitten; aber ihre Lebensart iſt ſo einfach, daß ſie wenig auf dieſen Umſtand achten, und ihn, allem Anſehen nach, eben nicht für wichtig halten.

Ich möchte faſt glauben, daß ihre meiſten Krankheiten vom unmäßigen Gebrauche der Ava herrühren. Dieſe ſchwächt die Augen, bedeckt den Leib mit einer

1787. Septemb. Art von Ausſatze, entkräftet den ganzen Körper, zehrt ihn ab, macht ihn gichtbrüchig, beſchleunigt das Alter, und zieht ohne Zweifel ſelbſt den Tod nach ſich.

Des Tabu's habe ich ſchon ſonſt erwähnt. Er wird gemeiniglich durch die Prieſter aufgelegt, und bisweilen auch durch eine Perſon, die beſonders zu dieſem Behufe beſtellt iſt, und Tonata- oder Tabu-Mann heißt. Wenn ein beſondrer Fleck Landes tabu gemacht werden ſoll, ſo bezeichnet man die Gränzen mit Stöckchen, die unſern Luntenſtöcken gleichen und oben mit einem Büſchel Hundehaare verſehen ſind.

Die Hiewas oder Geſänge können nicht in Noten geſetzt werden; denn ſie gleichen eher einer geſchwinden energiſchen Art zu ſprechen, als einem Singen, und die Sänger ſcheinen mehr Aufmerkſamkeit auf die Bewegungen des Körpers, als auf die Modulation der Stimme zu verwenden. Die Weiber ſind die vornehmſten Perſonen bei dieſer Art von Luſtbarkeit. Sie fangen ihren Vortrag langſam und regelmäßig an; aber nach und nach wird er raſcher und lebhafter, bis er ſich zuletzt in konvulſiviſches Gelächter endigt.

Es iſt ſehr einleuchtend, daß dieſe Leute nicht die geringſte Idee von Melodie haben, da die Töne und die Modulation in ihren Geſängen unveränderlich dieſelben ſind. Aber deſſen ungeachtet ſcheint ſich ein Grad von Erfindungsgeiſt (bald hätte ich geſagt, von Dichtergenie) in der Zuſammenſetzung der Wörter zu zeigen, welche ſich oft auf die gegenwärtigen Gegenſtände beziehen: und das häufige Gelächter wird ohne Zweifel durch eine oder die andere witzige Anſpielung in dem Geſange erregt.

Die kriegeriſchen Inſtrumente dieſes Volkes ſind Speere, Bogen und Pfeile. Die Speere ſind von einer Art von Mahagoniholze, und etwa ſechs Fuß lang. Das eine Ende iſt mit pfeilförmigen Widerhaken verſehen, und das andere faſt ganz zugeſpitzt. Sie werfen ſie auf einander, und wer darin geſchickt iſt, verwundet ſeinen Gegner oft in einer beträchtlichen Weite. Auch Schlingen gebrauchen ſie mit gleicher Geſchicklichkeit und Wirkung. Die Bogen und Pfeile ſind von Rohr gemacht, und ſo dünn, daß ſie wohl ſchwerlich von großem Nutzen ſein können. Doch, da ich keine Gelegenheit gehabt habe, ihren Gefechten beizuwohnen, ſo kann ich wenig darüber ſagen. Ich konnte weiter nichts darüber erfahren, als durch die unvollkommnen Berichte der Eingebornen.

1787. Septemb.

Sie haben Trommeln, die auch bei ihren Hiewas gebraucht werden, und zwiſchen 12 bis 16 Zoll hoch ſind. Auf den Seiten ſind einige Löcher eingeſchnitten und über das eine Ende eine Schweinshaut geſpannt; aber ſie bringen einen ſehr dumpfigen und traurigen Schall hervor.

Beide Geſchlechter tatuiren ſich; aber dieſe Gewohnheit iſt bei den Männern allgemeiner üblich, die ſich den Leib häufig auf eine ſehr ſonderbare Weiſe punktiren. Ob dies zu einem Unterſcheidungszeichen, oder bloß zur Zierde dient, konnte ich nie erfahren. Die Art zu grüßen beſteht darin, daß man die Naſen zuſammenſtößt; und dies wird als ein zuverläſſiges Zeichen zur Beſtätigung der Freundſchaft angeſehen.

Beide Geſchlechter ſind außerordentlich geſchickt im Schwimmen. Es iſt ſehr merkwürdig, daß ſie bei dem Anblick eines Hayfiſches im Waſſer nicht im geringſten erſchrecken. Ich ſah öfters die Indianer aus ihren Kanots herausſpringen und Schweinegedärme, welche unſre Leute über Bord geworfen hatten, ſelbſt in dem Augenblicke haſchen, da ein Hayfiſch ſich derſelben zu bemächtigen ſuchte.

Daß dieſe Leute einen Begrif von einem höchſten Weſen, oder vielmehr von mehreren Weſen haben, die erhabner ſind, als ſie, daran iſt nicht im geringſten zu zweifeln. Ihre Prieſter haben hauptſächlich das Geſchäft, über den Dienſt ihrer Götter die Oberaufſicht zu führen, und ihn anzuordnen, ferner die Ceremonien bei ihren Leichenbegängniſſen zu dirigiren, und wahrſcheinlich bei dieſen Gelegenheiten Reden oder Gebete herzuſagen. Aber da wir Alle nur gar zu kurze Zeit am Ufer waren, ſo hatten wir keine Gelegenheit dieſe Ceremonien zu ſehen; und deswegen will ich keine Beſchreibung davon verſuchen, da jede, die ich geben könnte, doch nur unvollſtändig und ungewiß ſein würde.

Ich habe ehemals des Umſtandes erwähnt, daß man ein Menſchenopfer gebracht habe; und wir ſind vollkommen verſichert, daß dieſe ſchreckliche Gewohnheit noch unter den hieſigen Einwohnern Statt findet, obgleich ihre Neigungen gütig, freundlich und menſchlich ſind, und ſie ohne Zweifel der Civiliſirung um viele Stufen näher kommen, als die armen Elenden, welche wir auf der unwirthbaren Küſte von Amerika antrafen. Doch ich will hierüber keine Bemerkungen machen, ſondern es Dir überlaſſen ſelber Betrachtungen darüber anzuſtellen. Ue-

1787. Septemb. brigens werde ich, zum Beſchluß meiner Nachricht, noch ein weit größeres Feld für ſpekulative Unterſuchungen eröfnen.

Kapitain Cook hat bei ſeiner letzten Reiſe nach dem ſtillen Ocean, aus dem ſicherſten Beweiſe, nehmlich aus der Verwandtſchaft der Sprachen, gezeigt, daß die Bewohner der Sandwich-Inſeln von den Malayen abſtammen, und zu eben der Menſchen-Race gehören, welche Neu-Seeland, die neuen Hebriden, die Marqueſas u.ſ.w. bewohnt. Und dieſe Länder erſtrecken ſich vom 20 Gr. N. bis zum 47 Gr. Südl. Breite und von 100 bis 176 Gr. Weſtl. Länge.

Wie viele Leute in der gelehrten Welt haben nicht einen anſehnlichen Theil ihrer Zeit dazu aufgewandt, und viele ſcharfſinnige Beweiſe vorgebracht, um ausfindig zu machen, auf welche Weiſe die entfernten Theile der Welt bevölkert worden ſind! Das feſte Land von Amerika z. B. hat, ſeitdem es entdeckt worden iſt, den meiſten unſrer gelehrten Geſchichtſchreiber viel zu ſchaffen gemacht, weil ſie die Bevölkerung deſſelben erklären wollten; und doch iſt jetzt die Geographie von dieſem Theile der Erdkugel ſo gut bekannt. Um wie viel leichter wäre alſo nicht von ihm Rechenſchaft zu geben, als von den ſo erſtaunlich weit von einander entfernten Inſeln, deren ich ſo eben erwähnt habe. — Ich werde mit der vollen Ueberzeugung ſchließen, „daß die Wege der Vorſehung unerforſchlich und unbegreiflich ſind". Dein

Atuai den 18. September. W. B.

Zwei und vierzigſter Brief.

Abfahrt von den Sandwich-Inſeln — Wir gehen Tinian vorbei — Ankunft zu Makao.

Ich merkte vorher an, daß unſre Freunde zu Atuai uns Nachmittags den 18ten September mit einem ſehr reichlichen Vorrathe von Schweinen, Tarro und Zuckerrohre verſahen. Da wir alles zur Abreiſe fertig hatten, lichteten wir die Anker und ſegelten fort. Als wir aus Weymoa-Bay ganz heraus waren, wünſchten unſre Freunde uns verlaſſen zu können; wir legten daher bei, und ſie begaben ſich in ihre Kähne. Nun nahmen ſie von uns Abſchied mit einem allgemeinen prohà, oder mit Anwünſchung einer glücklichen Reiſe, und mit den aufrichtigſten Bezeugungen der Freundſchaft und Zuneigung.

1787. Oktober.

Um 6 Uhr lag der King's-Berg nach Norden 66 Gr. Oeſtlich, in einer Entfernung von 8 großen See-Meilen, und das ſüdliche Ende von Oniehau nach Weſten. Während der Nacht ſteuerten wir Süden bei Oſten, mit einem friſchen Winde aus Oſtnordoſt. Um 6 Uhr Morgens den 19ten veränderten wir unſern Lauf nach Südſüdweſten.

China war unſer nächſter Beſtimmungsort. Da wir ſchon in deſſen Breite waren, ſo hätten wir nur die Länge hinunter fahren dürfen; allein unſer Kapitain meinte, es wäre am klügſten, Südwärts zu ſteuern, bis wir ungefähr im 13 Gr. 30 Min. Nördl. Breite gekommen wären, und alsdenn nach Weſten vor dem Winde zu gehen. Dieſer Strich war nehmlich nach aller Wahrſcheinlichkeit der beſte zum rechten Paſſatwinde; und man hatte bei Kapitain Cook's letzter Reiſe gefunden, daß in der Breite von 20 und 21 Graden, unter dem Winde von dieſen Inſeln, die Winde höchſtens nur ſchwach und oft veränderlich ſind.

Während des 19 und 20ſten hatten wir einen vortreflichen beſtändigen Oſtwind. Die Nacht über ſetzten wir die Seegel näher zum Winde nach Süden, und bei Tage ſteuerten wir wieder nach Südſüdweſten. In der Nacht vom 20ſten gab es Windſtöße und Regen, und den 21ſten über hatten wir ſchwache Winde und wolkichtes Wetter. Unſre Breite gegen Mittag war 13 Gr. 23 Min. Nördlich. Da wir nun ſo weit Südwärts waren, als wir wollten, ſo richteten wir unſren Lauf nach Weſten bei Süden. Die Abweichung der Magnetnadel betrug nahe an 12 Gr. Oeſtlich. Das Wetter war überaus heiß, denn das Thermometer ſtand von 88 bis zu 91 Grade. Von da an bis zum 8ten Oktober gab es wenig Abwechslung. Wir hatten häufig heftige Windſtöße, beſonders des Nachts, wobei es blitzte. Unſre Breite war am 8ten um Mittag 13 Gr. 24 M. N. und die Länge 187 Gr. 37 M. W. Um 9 Uhr Abends hatten wir einen ſehr heftigen Windſtoß, und zugleich ſtarken Regen. Dies nöthigte uns alle Segel einzuziehen, und gerade vor dem Winde zu gehen. Aber um 11 Uhr ward das Wetter gemäßigter. Da dieſer Theil des Oceans Windſtößen beſonders ausgeſetzt ſchien, vorzüglich zur Nachtzeit: ſo beobachteten wir jeden Tag bei Sonnenuntergang die Vorſicht, in unſern Marsſegeln einen Reff einzunehmen, und alles Tauwerk genau feſt zu halten, damit wir auf dieſe plötzliche Windſtöße gefaßt wären, und keine Gefahr liefen, daß etwas von ihnen zerbrechen würde.

1787. October. Den 12ten hatten wir in der Nacht zwei ſehr ſchwere Windſtöße; aber glücklicherweiſe thaten ſie uns keinen Schaden. Sie waren ſtark mit Donner, Blitz und heftigen Regen begleitet.

Ich kann nicht umhin, einen Theil des berühmten Gleichniſſes in des ſcharfſinnigen Addiſon's Feldzug, auf Umſtände dieſer Art beſonders anwendbar zu finden. Solche plötzliche und gewaltſame Ströme von Wind müßten in der That die äußerſten Bemühungen menſchlicher Geſchicklichkeit, ſich gegen ihre ſchrecklichen Wirkungen zu verwahren, vereiteln, wenn ſie nicht durch eine allmächtige Gewalt geleitet würden; und gewiß können wir von dem uns ſchützenden Engel ſagen:

„Mit Ruh' und Heiterkeit herrſcht er dem wilden Sturm,
„Erfüllet hocherfreut des Mächtigen Befehl,
„Er fährt im Wirbelwind, und lenket den Orkan".

Vom 12ten bis zum 20ten hatten wir beſtändigen Oſtwind und wolkichtes Wetter. In den Nächten kamen häufige Windſtöße; aber nicht ſo heftig, wie vorher. Unſre Breite war zu Mittage den 20ten 41 Gr. 1 Min. Nördl., und die Länge 210 Gr. 24 Min. Weſtlich. Die Abweichung der Magnetnadel ungefähr 7 Gr. Oeſtlich.

Mittags den 21ten war unſre Breite 14 Gr. 11 Min. und die Länge 212 Gr. 16 Min. Wir legten während der Nacht mit dem Vordertheile des Schiffs gegen Norden bei, da wir erwarteten, auf einige von den Ladronen-Inſeln zu ſtoßen; und es war nothwendig, jede nur mögliche Vorſicht anzuwenden, um Gefahr zu vermeiden.

Als den 22ten der Tag anbrach, lenkten wir das Schiff und ſegelten nach Weſten an. Wir hatten einen anhaltenden Oſtwind mit gutem beſtändigem Wetter. Um halb 10 Uhr ſahen wir Land, das nach Norden 58 Gr. Weſtl. lag.

Den Vormittag hindurch hatten wir eine große Menge von kleinen Bonitmakrelen um das Schiff herum, und unſre Leute fingen verſchiedene mit Hamen und Schnur. Nahe am Lande flogen große Haufen von Solandpelikanen, und dies waren die einzigen Vögel, die wir bemerkten. Sie leben von kleinen Bonitmakrelen und wir ſahen ſie häufig mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit in das Waſſer ſchießen.

Gemeiniglich verzehrten ſie ihren Raub auf der Oberfläche, ehe ſie wieder aufflogen. Um Mittag ſahn wir zwei Inſeln; die eine lag nach Norden 55 Gr. Weſtl. die andre in N. 80 Gr. Weſtl. ungefähr vier große Seemeilen entfernt. Unſre Breite war 14 Gr. 46 Min. Nördlich. 1787. October.

Als wir dem Lande näher kamen, ſahen wir drei Inſeln, welche wir, Anſon's Beſchreibung zufolge, für Tinian, Aguigan und Saypan hielten. Um 4 Uhr lag das Oeſtl. Ende von Tinian nach Norden 30 Gr. Oeſtl. in einer Entfernung von vier Meilen; die Spitze von Saypan N. N. Oſt, und das Weſtl. Ende von Aguigan, Nordweſt bei Norden, ungefähr vier Meilen entfernt. Nicht über eines Ankertaues Länge von dem Weſtlichen Ende von Aguigan iſt eine ſehr kleine Inſel, oder vielmehr ein großer Felſen. Tinian liegt, unſern Beobachtungen zufolge, in 15 Gr. N. Breite, und 214 Gr. 30 M. W. Länge. Dieſe Inſeln ſind vorzüglich frei von Felſen oder ſeichten Oertern, ſo daß Schiffe bei gemäßigtem Weter ſicher vor ihnen vorbei ſegeln können. Tinian iſt bei weitem die größte, und erſtreckt ſich faſt in der Richtung von Südoſten nach Nordweſten. Saypan ſcheint ihr in der Größe am nächſten zu kommen; aber da ſie am weitſten von unſrer Fahrt ab liegt, ſo kann ich Dir wenig von ihr ſagen. Aguigan hat wohl nicht über ſechs Meilen in der Länge, und iſt ſehr ſchmal. Alle dieſe Inſeln ſind ziemlich eben, wenn man die Bergſpitze auf Saypan, deren ich vorher erwähnt habe, ausnimmt.

Der Verfaſſer von Anſon's Reiſe um die Welt, beſchreibt die Inſel Tinian höchſt bezaubernd, nicht nur wegen ihres ſchönen Anſehens, ſondern auch wegen des Ueberfluſſes und der Menge von friſchen Lebensmitteln, die man daſelbſt haben könne. Vielleicht iſt dieſer Bericht übertrieben. Da jene Seefahrer aus Mangel an Erfriſchungen in der größten Noth waren, und nun auf eine Inſel ſtießen, wo alle ihre Bedürfniſſe in Ueberfluß befriedigt wurden; ſo mußte ſie ihnen freilich beinahe wie ein irdiſches Paradies vorkommen. Doch, dem ſei wie ihm wolle, wir dankten Gott, daß wir hier nicht anzulegen brauchten, da wir noch über dreißig lebendige Schweine an Bord hatten, alle unſre Leute ſehr geſund und munter waren, und wir ſchleunig nach China zu kommen hofften.

Um 6 Uhr Nachmittags lag die Mitte von Aguigan gegen Norden 83 Gr.
1787. Novembr. Oeſtlich, ungefähr fünf große Seemeilen entfernt. Da das Wetter gut war, ſo ſegelten wir ſogar während der Nacht, und richteten unſern Lauf nach Weſten bei Norden. Von dieſem Tage bis zum 31ſten hatten wir wenige Veränderungen. Ein beſtändiger anhaltender Oeſtlicher Paſſatwind machte, daß heftige Wogen von Oſtnordoſten ſich erhoben, und wir hatten häufige Windſtöße mit ſtarkem Regen. Den 31ſten Mittags war unſre Breite 19 Gr. 32 Min., und die Länge nach einer Beobachtung des Mondes 232 Gr. Die Abweichung der Magnetnadel beträgt hier wenig oder gar nichts. Den 1ſten November hatten wir mäßigen Wind und gutes Wetter. Unſre Breite war zu Mittage 20 Gr. 18 Min. und die Länge 233 Gr. 12 Min. Weſtlich. Die Abweichung der Magnetnadel ungefähr einen Grad Weſtlich.

Da ſich gegen Abend Windſtöße einfanden, ſo nahmen wir zwei Reffe in den Marsſegeln ein, und in dem großen Segel Einen. Es erhoben ſich heftige Wogen von Norden, und wir hatten viele Blitze in allen Himmelsgegenden. In der Nacht nahm der Wind ſehr ſtark zu, und hielt mit ſehr weniger Unterbrechung den ganzen 2ten ſo an. Unſre Beobachtung zeigte Mittags 21 Gr. 2 Min. N. Breite. Da wir jetzt der Gegend der Baſchi-Inſeln nahe waren, ſo ſetzten wir das Segel näher dem Winde Oeſtlich, weil wir es nicht für rathſam hielten, des Nachts vorwärts zu fahren. Um Mitternacht legten wir das Schiff um nach Nordnordweſt, und am Tage den 30ſten Morgens ſegelten wir an, und liefen vor dem Winde Weſtlich, denn das Wetter war ziemlich gemäßigt. Die Breite betrug um Mittag 21 Gr. 3 Min. Nördlich, und die Länge 237 Gr. 24 Min. Weſtlich. Den Nachmittag hindurch hatten wir einen ſtarken Oſtwind. Einige von unſern Leuten bildeten ſich ein, daß ſie gegen Nordweſten Land ſähen; aber es war ſehr zweifelhaft. Um 9 Uhr Abends zogen wir die Segel ein, ſetzten ſie dem Winde näher nach Norden, und legten in der Nacht gelegentlich um. Bei Tage, Morgens den 4ten, ſegelten wir an und liefen Weſtlich vor dem Winde. Den Vormittag war das Wetter gemäßigt, trübe, wolkicht mit ſehr ſtarken Wellen von N. N. Oſten. Um 2 Uhr ſahen wir gegen Norden 40 Gr. Weſtlich, ungefähr fünf große See-Meilen weit von uns ab, eine kleine Inſel; und

gleich

1787. November. gleich darauf kam höheres Land dahinter zum Vorſchein, welches wir bald für eine Inſel erkannten, die aber weit größer als die erſtere war. Da wir zu Mittage keine Beobachtung anſtellen konnten, um die Breite zu beſtimmen; ſo machten wir erſt mancherlei Muthmaßungen, was es für ein Land ſein könnte. Einige meinten, die große Inſel ſei die ſüdliche Spitze von Formoſa, und die kleinere Villarete; aber wir fanden bald, daß dieſe Inſeln Botel Tobago Xima waren.

Um 6 Uhr lag das Land nach Norden 24 Gr. Weſtlich, in einer Entfernung von 12 Meilen. Das Wetter war noch trübe und neblicht. Um 9 Uhr ſetzten wir die Segel dem Winde näher nach Süden, und legten, je nachdem es nöthig war, die Nacht über das Schiff um; wir meinten nehmlich, Villarete müſſe noch Weſtwärts liegen, und es ſei folglich nicht rathſam, vorwärts zu ſegeln.

Vormittags den 5ten hatten wir häufige Windſtöße mit Regen, und es erhoben ſich ſtarke Wogen von Nordweſten her. Unſre Breite zu Mittage war 21 Gr. 35 Min. Nördlich, und die Länge 239 Gr. 37 Min. Weſtlich. Da der Wind gegen Abend friſch blies, ſo nahmen wir alle Reffe in den Braamſegeln ein; und weil wir uns vor jeder Gefahr ſicher glaubten, ſegelten wir während der Nacht mit einem friſchen Winde aus Nordnordoſten nach Weſtnordweſten vorwärts.

Bei Tagesanbruch am 6ten ſegelten wir fort; denn das Wetter war ziemlich gemäßigt, und der Wind zog ſich noch immer gegen Norden. Unſre Breite war Mittags 21 Gr. 37 Min. N. und die Länge 241 Gr. 55 Min. Weſtlich. Den Nachmittag über hatten wir einen ſtarken Wind und wolkichtes Wetter, wobei ſtarke Wogen von Norden her auf uns zu kamen. Da die Nächte dunkel waren, und auch gemeiniglich Windſtöße einfielen, ſo nahmen wir des Nachts in den Braamſegeln alle Reffe ein, und im großen Segel Einen.

Den 7ten Morgens um 8 Uhr ſahen wir Land, das nach Nordweſten in einer Entfernung von vier oder fünf großen Seemeilen lag. Als wir das Senkblei auswarfen, fanden wir mit 25 Faden grauen Sand. Vormittags fuhren ſechs Chineſiſche Fiſcherboote vorbei. Unſre Breite war zu Mittage 22 Gr. 22 Min. Nördlich. Nachmittags ſahen wir eine große Anzahl von Fiſcherbooten, und um 5 Uhr Pedro Blanko, einen großen Felſen, der wie ein Heuſchober ausſieht, gegen Weſten, ungefähr in einer Entfernung von zehn Meilen. Auf den Abend nahmen wir einige

1787. Novembr. Segel ein, ſetzten die übrigen näher an den Wind nach Süden zu, und legten die Nacht hindurch, je nachdem es nöthig war, das Schiff um.

Um 6 Uhr Morgens am 8ten ſegelten wir an. Das Land vor uns waren, wie wir fanden, die Lemainſeln, deren Enden von N. O. bis W. N. W., ungefähr fünf Meilen weit von uns lagen. Als wir das Senkblei auswarfen, fanden wir mit 24 Faden ſandichten Boden. Obgleich eine große Anzahl von Chineſiſchen Booten in einer kleinen Entfernung von uns war, ſo kam doch kein Steuermann zu uns an Bord; wir machten daher um 11 Uhr ein Zeichen, daß wir einen verlangten, und ſogleich kam ein alter Chineſer. Er brachte Certifikate von verſchiedenen Kapitainen mit, die er nach Makao eingeführt hatte, und gab uns zu verſtehen, daß er das Schiff nicht weiter als bis dahin bringen könnte. Er verlangte dafür funfzig Thaler; aber zuletzt war er mit dreißig zufrieden. Unſre Breite um Mittag betrug 22 Gr. 7 Min. Nördlich. Zu dieſer Zeit waren wir nahe an der Straße, die zwiſchen die Lemainſeln führt. Dieſe ſind ſehr zahlreich, und haben ein ſehr trauriges unfruchtbares und ſchreckliches Anſehen.

Den Nachmittag über kamen verſchiedene Steuermänner an Bord. Einer von ihnen, der Engliſch ſprechen konnte, ſagte uns: wir müßten zu Makao ankern, und eine Tſchoppe oder einen Freizettel vom dortigen Zollhauſe löſen, ehe wir weiter nach Kanton fahren dürften. Der Wind ward ſchwach und veränderlich; indeß fuhren wir doch weiter fort. Faſt um Mitternacht ankerten wir in der Makao-Rhede in ſechs Faden auf einem weichen ſchlammichten Grunde. Zwiſchen den Lemainſeln hatten wir von 15 bis 5 Faden Tiefe und einen weichen Grund. In meinem nächſten Briefe hoffe ich Dir von unſrer Ankunft zu Kanton, und von unſern dortigen Geſchäften Nachricht zu geben. Leb wohl, Dein

Makao, den 9. November.

W. B.

Drei und vierzigſter Brief.

1787. Novembr.

Fernere Reiſe nach Wampo — Ereigniſſe daſelbſt — Ankunft des King George — Tod Herrn Macleod's, des erſten Steuermanns unter Kapitain Portlock.

Die Lage unſres Ankerplatzes auf der Rhede von Makao war 22 Gr. 9 Min. Nördl. Breite. Makao lag gegen Weſten halb Süden, ungefähr in einer Entfernung von acht Meilen, die groſe Ladrone gegen Süden bei Oſten und die Bergſpitze von Lintin beinahe Oeſtlich. Bei Tage ſahen wir den 19ten Morgens, ungefähr 3 Meilen von unſerem Lee-Verdecke, ein groſſes Schiff vor Anker liegen. Als wir unſre Flagge aufzogen, zeigte es ebenſalls Engliſche, ſo daß wir es für einen ſo eben angekommenen Oſtindienfahrer hielten. Um 8 Uhr ging unſer Kapitain in dem Fiſcherboot nach Makao, um eine Tſchoppe zu unſrer Fahrt nach Kanton anzuſchaffen, und die beſte Methode zu erfahren, wie unſre Geſchäfte zu betreiben wären. Gegen den Nachmittag blies der Wind ſehr friſch von N. N O. und N. O. Gegen Abend wuchs er zu einem ſtarken Winde an, weswegen wir den beſten Bug-Anker auswarfen. Die Nacht über, und auch den 20ten Vormittags fuhr der Wind ſehr friſch fort aus derſelben Gegend zu blaſen. Dies machte, daß das Schiff ſehr ſchwankte; aber als das Wetter gegen den Nachmittag wieder gemäßigter ward, zogen wir den beſten Bug-Anker wieder ein.

Um 10 Uhr Abends kam ein Chineſiſches Boot zu uns, und brachte einen gewiſſen Herrn Folger mit an Bord. Er war Ober-Steuermann des Schiffes, das wir auf der Rhede geſehen hatten. Es war der Kaiſerliche Adler, Kapitain Berkley, welchen, wie Du Dich erinnern wirſt, Kapitain Kolinett im King George's Sunde geſehen hatte. Wegen eines Streites mit dem Kapitain Berkley war er von ihm weggefahren, und zu Makao geweſen, wo er mit dem Kapitain Dixon zuſammen traf, und ſich die Fahrt mit uns nach Kanton verſchafte. Wir hörten von Herrn Folger: der Kaiſerliche Adler habe Oſtende den 23ſten November 1786 verlaſſen, und ſei nicht weiter als bis King George's Sund Nordwärts an der Küſte geweſen. Sie hatten ein oder 2 Gr. Südlich vom King George's Sunde viel koſtbares Pelzwerk bekommen, und ihre Ladung beſtand beinahe aus 700 auserleſenen Fellen, nebſt vielen von geringerem

1787. Novembr. Werthe. Mitten in ihrem Handel begegnete ihnen ein ſehr trauriger Zufall. Kapitain Berkley ſchickte oft ſein langes Boot mit ſeinem zweiten Steuermanne, Herrn Mackie, und 10 oder 12 von ſeinen Leuten aus, um an denen Orten der Küſte, zu welchen das Schiff nicht hinkommen konnte, mit den Indianern zu handeln. In einer von dieſen Streifereien verlieſſen Herr Miller der zweite Gehülfe, Herr Beale der Zahlmeiſter, nebſt zwei von den Leuten das Boot, und ſtiegen in ein Indianiſches Kanot, um mit den Einwohnern am Ufer zu handeln, wozu ſie eine Kupferplatte mitnahmen; aber man hat ſie nie wieder geſehen. Einige von den Leuten des Kaiſerlichen Adlers landeten den folgenden Tag an eben der Stelle, und fanden verſchiednes von ihren Kleidern und ihrer Wäſche zerriſſen, und blutig, aber kein Stück von ihren Körpern, ſo daß ſie ohne Zweifel ermordet und ihre Körper gegeſſen oder verbrannt worden ſind. Dieſe unglückliche Begebenheit beweiſt hinlänglich, wie grauſam die dortigen Menſchen ſind; und zugleich kann ſie alle künftige Seefahrer lehren, nicht zu viel Vertrauen in dieſe Wilden zu ſetzen, ſo freundlich ſie auch ſcheinen mögen.

Um Mittag am 11ten, kehrte unſer Kapitain von Makao zurück, und brachte einen Lootſen mit, der das Schiff nach Kanton bringen ſollte. Hierauf entlieſſen wir den erſtern ſogleich. Wir hatten einige Beſorgniß darüber, daß Kapitain Dixon ſo lange ausblieb; aber, wie es ſcheint, ſind die Chineſer in Betreibung ihrer Geſchäfte nicht ſehr raſch, und es giebt kein andres Mittel für dieſes Zögern als Geduld. Mit dem Kapitain kam von Makao auch Hr. Roß, erſter Gehülfe der Nutka, welches Schiff einige Zeit vor uns hier angelangt war; ferner Hr. Moore, der Zahlmeiſter, und Teiana, ein Oberhaupt von den Sandwich-Inſeln, den Kapitain Meares von Atuai als Paſſagier nach Kanton mitgenommen hatte. Wie es ſchien, mußte die Nutka, als ſie mit einem ſtarken Winde zuerſt in die Rhede von Makao eingefahren war, beträchtlichen Schaden gelitten haben, weshalb ſie auch ihre Felle mit einem andern Schiffe nach Kanton geſchickt hatte.

Da die Fluth uns begünſtigte, ſo lichteten wir um 1 Uhr die Anker, und ſegelten mit ſchwachen, veränderlichen Winden und bei ſchönem Wetter fort. Von der Rhede von Makao bis Wampo, dem Orte unſrer Beſtimmung, iſt die Fahrt

1787. Novemb.

beinahe N. N. W., und die Entfernung ungefähr 23 Meilen. Faſt in der Mitte des Weges iſt eine enge Durchfahrt, die Bokka Tigris genannt, welche auf jeder Seite des Fluſſes von einem armſeeligen Fort vertheidigt wird.

Vom 11ten bis zum 14ten brachten wir damit zu, uns zu dieſer Durchfahrt hinauf zu arbeiten; denn der Wind war uns beſtändig zuwider, ſo daß wir uns genöthigt ſahen, bei jeder Ebbe zu ankern. Um 4 Uhr Nachmittags am 14ten, paſſirten wir die Bokka Tigris, und bald nachher, da die Fluth vorüber war, ankerten wir in einer Tiefe von 5½ Faden. Wir hatten auf dem Fluſſe von Makao von 8 bis 4 Faden Tiefe, auf weichem Grunde.

Jetzt kam ein Mandarin-Boot zu uns, mit einer Perſon, welche die Regierung geſchickt hatte, um unſer Schiff zu begleiten, faſt auf eben die Weiſe, wie die Zollhaus-Bedienten in England; denn wir erfuhren, er ſolle verhindern, daß kein verbotner Handel geführt würde. Um 1 Uhr Morgens den 15ten lichteten wir den Anker, und ſeegelten fort. Da wir ſchwache und veränderliche Winde hatten, ſo wurden unſre Boote hinuntergelaſſen und vorausgeſchickt, um das Schiff zu bugſiren. Wir arbeiteten uns auf dieſe Art den ganzen 15ten über den Fluß hinauf, und kamen um 6 Uhr Morgens in der Wampo-Rhede in 4½ Faden Tiefe vor Anker. Bald nachher verlieſſen uns unſre Paſſagiere; und als Kapitain Dixon gegen Mittag Befehl gegeben hatte, daß man nach dem oberen Ende der Flotte hinfahren ſollte, ging er in einem Chineſiſchen Reiſeboote nach Kanton, weil er dort von den Superkargos der Oſtindiſchen Kompagnie erfahren wollte, wie wir uns unſere Geſchäfte am beſten erleichtern könnten. Um 11 Uhr lichteten wir, und fingen an, uns durch die Flotte den Strom hinauf zu arbeiten. Um 3 Uhr Nachmittags ankerten wir mit dem kleinen Buganker in einer Tiefe von 4½ Faden auf einem ſandigen Boden, wobei wir uns mit dem Stromanker befeſtigten. Das Dorf Wampo lag Weſtnordweſt. Kanton liegt ungefähr 14 Meilen höher den Fluß hinan; aber die Schiffe der verſchiednen Nationen, welche nach China handeln, werden nicht weiter gelaſſen, als bis nach Wampo. In der That glaube ich, daß der Fluß bis nach Kanton hin für große Schiffe nicht ſchiffbar iſt.

Da Kapitain Dixon ſo bald als möglich für die Schiffskompagnie friſche Lebensmittel anzuſchaffen wünſchte, ſo verloren wir keine Zeit, und erkundigten uns

1787. Novemb. hiernach ſo viel als nöthig. Wir erfuhren bald: es würde uns, troß unſrer größten Sorgfalt, unmöglich ſein, eine Menge Betrügereien zu vermeiden; jedes Schiff werde mit allen ihm fehlenden Lebensmitteln durch einen Bedienten, Komprador genannt, verſehen; dieſer fordere einen Kumſchau oder ein freiwilliges Geſchenk von 300 Rthlr., außer dem Profite, den er davon habe, daß er Lebensmittel liefere.

Eine ſolche Forderung ſchien uns ſo übertrieben, daß wir beſchloſſen, ihr wo möglich zu entgehen; und ein gewiſſer Kapitain Taſker aus Bombay, deſſen Schiff nahe bei dem unſrigen lag, erbot ſich gütig, uns für jezt mit Rindfleiſch auszuhelfen. Dies konnte übrigens nicht ohne Vorſicht geſchehen; denn wir hatten an jeder Seite des Schiffs ein Hoppo, oder Zollhausboot, auf dem ſich Zollbedienten befanden. Dieſe richteten ihr Augenmerk darauf, kein Rindfleiſch an Bord zu laſſen, das nicht durch einen Komprador geliefert würde.

Dieſe Zeit über waren unſre Leute beſchäftigt, die Segel abzulöſen, das loſe Tauwerk gänzlich abzunehmen und alle kleine Arbeiten zu verrichten, die man nicht wohl aufſchieben konnte.

Den 17ten Vormittags kam der Kapitain von Kanton zurück. Die Superkargos der Oſtindiſchen Kompagnie hatten ihm berichtet, man dürfe über den Verkauf unſrer Felle nicht eher Maaßregeln nehmen, bis der Oberaufſeher der Chineſiſchen Zölle am Bord geweſen wäre, um unſer Schiff zu meſſen; und da man den King George bald erwarte, ſo würde er nicht eher kommen, als bis nach deſſen Ankunft.

Der Hoppo, wie er gemeiniglich genannt wird, iſt eine Perſon von ſehr groſſem Anſehen, und im Range der nächſte nach dem Vicekönige von Kanton. — Da uns Kapitain Taſker einiges Rindfleiſch verſchaft hatte, ſo bekam die Schiffskompagnie täglich zwei Pfund auf den Mann, mit einer verhältnißmäßigen Quantität von Gartengewächſen; denn der Mann in dem Hoppo-Boote übernahm es, uns mit allen Arten von Vegetabilien, deren wir bedürften, zu verſorgen.

Da aller Brandwein am Bord aufgebraucht war, ſo kauften wir den 19ten von einem Holländer eine Lieger Arrak für 45 Thaler. Nachmittags zogen wir den Stromanker ein, und befeſtigten uns mit beiden Bugankern, wobei eine alte Chineſiſche Junke zur Befeſtigung am kleinen Buganker gebraucht ward. Da der

1787. Novemb.

Hoppobediente auf irgend eine Weiſe ausfindig gemacht, daß uns Kapitain Taſker mit Rindfleiſch verſorgt hatte; ſo hinderte er es für die Folge, und wir ſahen voraus, daß wir wieder von geſalzenen Speiſen leben, oder einem Komprador ein übermäßiges Kumſchau bezahlen müßten. In dieſer Verlegenheit nahm Herr Moore, erſter Steuermann des Königl. Admirals unter Kapitain Hudbart, es gütigſt über ſich, uns mit Rindfleiſch zu verſorgen, wenn wir unſer Boot jeden Morgen darnach ſchickten, und es immer verhüteten, daß man das Rindfleiſch nicht zu ſehen bekäme. Wir nahmen dies Anerbieten gern an: unſer Boot ward jeden Morgen regelmäßig nach dem Königl. Admiral geſchickt, und wir hatten das Glück, immer das Rindfleiſch unbemerkt an Bord zu bekommen.

Den 23ſten ging unſer Kapitain nach Kanton, und kehrte noch eben den Abend zurück, da er die angenehme Nachricht gehört hatte, daß der King George zu Makao angekommen ſei.

Mittags den 24ſten beſtieg Kapitain Dixon mit ſieben Mann das Wallfiſchboot, um dem King George entgegen zu gehen und ihm Beiſtand zu leiſten, wenn er ſich den Fluß hinauf müßte bugſieren laſſen, und keinen günſtigen Wind hätte. — Als wir unſern Vorrath von Lebensmitteln überſahen, glaubten wir einige veräußern zu können; und noch den Nachmittag verkauften wir drei Fäßchen Rindfleiſch an ein Schiff von Livorno, welches im Strohme lag, das Stück zu 24 Thaler. Um Mittag den 25ſten kam unſer Gefährte, der King George, in den Strom, und ankerte in unſrer Nähe. Zu unſrer großen Freude brachte er alle ſeine Leute geſund und munter mit. Kapitain Portlock hatte, nachdem wir ihn verlaſſen, an der Küſte nicht ſo viel Glück gehabt, als wir. In der That konnte man nicht erwarten, daß er im Prinz Wilhelms Sunde viele Felle bekommen würde, ob man gleich alle Mühe anwandte, und die Boote beſtändig in den anſtoßenden Bächen und Buchten in einer gewiſſen Entfernung vom Schiffe waren.

Das lange Boot hatte im Cooksfluſſe ziemlich viel Glück gehabt, und zwei Reiſen gethan; denn es war genöthigt geweſen, wieder zurückzukehren, um ein friſches Waarenſortiment zu holen. Nachdem ſie Prinz Wilhelms Sund verlaſſen, hatte der Kapitain Portlock eine Rhede zwiſchen Croßſund und der Inſel-Bay angetroffen. Die Einfahrt in dieſelbe iſt gefährlich, und ſie giebt keine

1787. November. große Menge von Fellen, ſo daß ſie bei künftigen Handelsleuten nicht in Betrachtung zu kommen verdient. Sein langes Boot hatte von dort eine Durchfahrt nach Norfolk-Sund gefunden; an dieſem Orte zeigten die Einwohner ſeinen Leuten Keſſel von verzinntem Bleche, zinnerne Becken u. ſ. w. denen man es ſogleich anſah, daß ſie von uns vertauſcht wären.

Von da fuhr Kapitain Portlock gerade nach den Sandwich-Inſeln, und kam, eine Woche nach unſrer Abfahrt von dort, daſelbſt an. Es war alſo ein Glück für uns, daß wir den Prinzen von Wallis in King George's Sund antrafen; denn ſonſt hätten wir mit Warten auf den Kapitain Portlock viele Zeit verloren. Doch wieder zu unſren eignen Angelegenheiten.

Den 26ſten Morgens gingen unſre beiden Kapitaine nach Kanton, und kehrten Nachmittags den 27ſten wieder zurück. Herr Browne, Präſident der Superkargos, verſicherte ſie: der Oberaufſeher der Zölle (oder John Tuck, wie ihn die Chineſer gewöhnlich nennen,) würde bald kommen, beide Schiffe zu meſſen, und unſer Geſchäft dann ſogleich ohne Aufſchub betrieben werden. Dieſe Zeit über waren unſre Leute beſchäftigt, das Tauwerk genau durchzuſehen, und jede andre erforderliche Arbeit vorzunehmen.

Den 29ſten um 3 Uhr Nachmittags, verſchied Herr Wilhelm Macleod, erſter Steuermann auf dem King George. Sein Tod ward nicht von einer Krankheit, die ihn etwa während der gegenwärtigen Reiſe angewandelt hätte, veranlaßt, ſondern von einer alten Beſchwerde in der Harnröhre, welche ihm, während des letzten Theils der Reiſe, oft ein beſchwerliches Uriniren und andre gefährliche Zufälle verurſachte. Den Tag, als er krank ward, (den 28ſten) war er zum Beſuch am Bord des Oſtindienfahrers Lucko. Er trank nach dem Mittagseſſen etwas säuerlichen Porter *), und zog ſich dadurch einen ſo ſtarken Rückfall ſeiner Krankheit zu, daß

---

*) Porter iſt eine Art von ſehr bitterem und ſtarkem braunen Biere, welches nirgends anders als in London gut gebrauet werden kann. An andern Orten hat man es oft genug vergeblich verſucht. Einige Ingredienzien, welche die Bitterkeit zum Theil verurſachen, hält man äuſerſt geheim. Man glaubt, daß vorzüglich Aloe dazu gebraucht werde. Durch chemiſche Zerlegung hat man eine anſehnliche Menge thieriſcher Theile in dieſem Biere entdeckt. Es gehört ein Verlag von wenigſtens 10,000 Pfund Sterling dazu, um eine Porterbrauerei anzulegen; daher laſſen ſich nur ſehr reiche

daß man glaubt, dieſer Umſtand ſei die unmittelbare Urſache ſeines Todes geweſen. Er ſtarb allgemein von ſeinen Freunden und Bekannten bedauert, und ward Vormittags den $30^{\text{ſten}}$ auf der Franzoſen-Inſel begraben.

1787. December.

Den 2ten December um 10 Uhr Morgens wurden wir mit John Tuck's Gegenwart an Bord beehrt. Er ward von einem zahlreichen Gefolge begleitet, welches ihm fürſtliche Ehrerbietung bezeigte, und ihn, als er auf das Verdeck kam, mit gebeugtem Knie begrüßte.

Dieſer Beſuch ſcheint bloß ein leeres Ceremoniel zu ſein, da ſie nur von dem Vordermaſte bis zu dem Hackeborde, und dann in die Queer nahe am großen Maſte meſſen, wodurch ſie gewiß nur eine unvollkommne Idee von der Ladung eines Schiffes bekommen können. Deſſen ungeachtet fordern ſie, wie ich erfahren habe, nicht weniger als tauſend Pfund Sterling, als eine Hafenſteuer, für dieſe Mummerei. Se. Excellenz machten uns ein Geſchenk mit zwei elenden Büffelochſen; 8 Krügen von Samſchu (einer Art Brandwein, die ſo ſchlecht iſt, daß wir ihn über Bord warfen) und acht Säcken mit gemahlenem Reiße, von denen jeder ungefähr vierzig Pfund wog. Als dies nothwendige Geſchäft vorbei war, wurden ſchickliche Maaßregeln genommen, unſre Felle nach Kanton zu ſchaffen. Wir erfuhren auf unſre Nachfrage, daß zu Kanton eine Tſchoppe oder ein Zollhausboot für die Ladung eines Schiffes angeſchaft werden müßte, welches funfzehn Thaler koſte. Da die Ladung des King George weit geringer war, als die unſrige, ſo glaubten wir, dadurch, daß wir deſſen Felle an Bord unſres Schiffes nähmen, könnten füglich die Unkoſten von einem Boot erſpart werden. Wir bekamen alſo dieſen Nachmittag vom King George ſieben Fäſſer und zwei Kleiderkiſten voll Felle. — Den 4ten ging Kapitain Dixon nach Kanton, um in unſerer Faktorei Alles zur Aufbewahrung der Felle in Bereitſchaft zu halten, und ein Boot zu ſchicken, das ſie abholen ſollte. Morgens den 5ten kam ein Tſchoppeboot zu uns, um unſere Ladung zu holen; Kapitain Portlock ließ ebenfalls eine kleine Kiſte, und ein Bündel Felle an Bord bringen.

Leute darauf ein. Es giebt Parlementsglieder, welche Porterbrauer ſind. Den Namen Porter hat es davon, daß die Träger (Porters) und die Leute, welche die Steinkohlen aus den Schiffen heraus tragen, vorzüglich dies ſtarke und ſehr nährende Bier trinken, um ſich die Kräfte zu erſetzen, welche ſie durch Ermüdung vom Tragen großer Laſten verlieren. Es nährt ſo ſehr, daß Leute, welche ſtark Porter trinken, ſelten etwas eſſen können. F.

1787. December.

Wir ſchickten drei und zwanzig Fäſſer, zwei Kiſten und zwei Tonnen, die alle Felle von unſrem Schiff enthielten; ferner ſieben Fäſſer, drei Kiſten, und ein Bündel, das dem King George gehörte, nach Kanton. Vielleicht habe ich in der Folge Gelegenheit, den beſondern Inhalt von dem Allen anzugeben.

Von unſrer erſten Ankunft an bis jetzt waren unſre Leute beſchäftigt geweſen, das Tauwerk zu unterſuchen, und was etwa mangelhaft war, wieder auszubeſſern. Unſre Hauptſegelſtange war für untüchtig erklärt, und eine andre an ihre Stelle geſetzt, auch manche andre nothwendige kleine Arbeit verrichtet worden. Den 6ten fingen wir an, den Schiffsraum auszuladen, und ſchickten unſre leeren Tonnen ans Ufer, um ſie ausbeſſern zu laſſen. Die Segelmacher waren beſchäftigt, mancherlei neue Seegel zu verfertigen, und die alten zu repariren. Dieſe verſchiednen Arbeiten nahmen den größten Theil dieſes Monats weg; in der That eilten wir eben nicht ſonderlich, da bis jetzt noch keins von unſern Fellen verhandelt war, und da wir alſo keine Ladung für die Oſtindiſche Kompagnie annehmen konnten.

Den 26ſten fingen die Zimmerleute an, zwiſchen den Verdecken zu kalfatern. Kapitain Portlock kaufte eine Anzahl dünner Spaniſcher Röhre, um den Schiffsboden damit zu belegen *); und dieſen Nachmittag bekamen wir achthundert und ſieben und neunzig Bündel von der Roſe **), und den 27ſten noch fünfhundert und drei und ſechzig Bündel mehr. Wir erwarten täglich gute Neuigkeiten von Kanton, und unſre Zubereitungen an Bord für eine Ladung Thee gehen ſchnell von Statten. Leb wohl. Dein

Wampo, den 28. December.

W. B.

*) Wenn man nicht Stückgut ladet, ſondern Salz, Korn oder dergleichen im Schiffsraume aufſchüttet, ſo werden Reisbündel, oder Strauchholz ꝛc. ꝛc. in den Boden des Schiffsraums eingelegt, theils um die ſchwere Laſt tragen zu helfen, damit ſie nicht zu ſehr auf die Knie- und Krummhölzer aufpreßt, theils aber auch, um ſolche Waaren, welche, wenn ſie naß würden, Schaden leiden könnten, hoch genug über den Schiffsboden zu erhöhen. In Indien und China ladet man zu dieſem Zwecke allezeit Rottinge, oder dünne Spaniſche Röhre. F.

**) Der Nahme eines Oſtindienfahrers. F.

Vier und vierzigſter Brief.

1787. December.

Weitere Nachrichten von den Vorfällen zu Kanton — Verkauf der Pelzwaaren — Urſachen weshalb ſie nicht höher verkauft worden ſind — Die Schiffe verlaſſen Wampo, und gehen nach Makao.

Da wir uns jetzt ängſtlich bemüheten, das Schiff zur Ladung fertig zu bekommen, und da das Wetter unbeſtändig war, ſo nahmen wir den 28ſten December zwei Kalfaterer von den Indiafahrer Houghton an, damit ſie unſern Zimmerleuten helfen möchten. Das Schiff mußte nehmlich nothwendig recht dicht ſein, ehe wir es wagen konnten, Thee an Bord zu nehmen.

Am 29ſten ankerte ein Amerikaniſches Schiff, die Allianz genannt, Kapitain Read, in dem Fluſſe. Dies Schiff iſt wie eine Fregatte gebaut, und war während des letzten unglücklichen Streites mit den Amerikanern einigermaßen vortheilhaft gegen uns gebraucht worden; jetzt aber ſcheinen die Speere der Amerikaner ſich in Sicheln, und ihre Fregatten in Kauffartheiſchiffe verwandelt zu haben.

Seit einigen Tagen war unſere Rindfleiſchzufuhr vom Königl. Admiral gar nicht regelmäßig geweſen, und wir ſahen uns genöthigt, mehr als einmal geſalzne Speiſen zu eſſen. Dies machte, daß wir uns an den Kapitain Portlock wandten, der bei ſeiner erſten Ankunft in dem Fluß einen Komprador angenommen hatte; und am 31ſten fingen wir an, vom King George unſer Rindfleiſch zu bekommen.

Um dieſe Zeit war unſer hinterer Schiffsraum aufgeräumt, und die Tonnen an der Grundreihe für das Waſſer fertig. Nun ward das lange Boot nach Kanton geſchickt, weil dies der nächſte Ort war, wo man trinkbares Waſſer haben konnte. Als wir Alles am Bord hatten, ging unſer Schiff mit der größten Geſchwindigkeit vorwärts, um zu einer Ladung in Bereitſchaft zu ſein, ſobald die Verſammlung der Superkargos es für gut finden ſollte, uns eine zu geben, da unſer Geſchäft zu Kanton völlig ins Stecken gerathen, und noch keins von unſren Fellen verkauft war.

Um Dir einen Begriff von den wahrſcheinlichen Urſachen dieſes Aufſchubs zu geben, wird es vielleicht nöthig ſein, daß ich etwas Weniges über die Perſonen

1787. December. ſage, denen der Verkauf unſrer Felle anvertrauet war; ferner über die Maaßregeln welche dieſe nahmen, und über die verſchiedenen Hinderniſſe, welche die Chineſer erregten, daß ſie nicht mit Vortheil abgeſetzt werden möchten.

Als wir zuerſt mit unſrer Reiſe umgingen, ward China zum Marktplatze für den Verkauf aller Felle beſtimmt, die wir bekämen; und zu gleicher Zeit ſah man es als eine Sache von nicht geringerer Wichtigkeit an, von dort her eine Fracht zu bekommen. Dem zufolge ward ein Vertrag mit der Oſtindiſchen Geſellſchaft geſchloſſen: unſere Felle ſollten entweder den Superkargos zu einem guten Preiſe verkauft oder in ihren Händen gelaſſen werden, damit ſie dieſelben bei einer künftigen Gelegenheit anbringen könnten; und ſie ſollten von dem was ſie erhielten, ein Gewiſſes vom Hundert bekommen.

Kaum waren die Felle bei unſrer Faktorei gelandet, als eine Anzahl Kaufleute, die zu dem Zolle gehören, und die, wie ich höre, dem Kaiſer für die Bezahlung des Zolls Bürgſchaft leiſten, ſie genau überſchlugen. Nachher ließ auch Herr Browne ſie durch einige zu dieſer Abſicht beſtimmte Leute noch einmal ſchätzen.

Als unſere Felle gehörig taxirt waren, ward die Zahl, die Herr Browne verkaufen ſollte, auf 2,552 See-Otterfelle, 434 Bärenhäute und 34 Fuchsbälge feſtgeſetzt. Der Reſt unſrer Ladung, welcher aus 1,080 Biberſchwänzen, mancherlei unbedeutenden Stücken von Biberhäuten und Mänteln, 110 Robbenfellen, ungefähr 150 Landbibern, 60 ſchönen Mänteln von den Murmelthieren ohne Ohren, und aus mancherlei Rakuhnen, Füchſen, Luchſen u. ſ. w. beſtand, wurde unſren Kapitainen überlaſſen, damit ſie dies Alles ſo gut ſie könnten anbringen möchten. Vermuthlich hatte man dabei keine andre Abſicht, als ihnen Geld für ihre baaren Ausgaben zu verſchaffen; auch erwartete man ohne Zweifel, daß Alles, was ihnen übrig geblieben war, bloß hierzu hinreichen würde.

In Anſehung des Verkaufs unſrer Felle muß ich zuerſt bemerken, daß es zu Kanton eine Geſellſchaft reicher Kaufleute giebt, die man die Hong-Kaufleute nennt. Mit dieſen treibt unſre Oſtindiſche Kompagnie alle ihre Geſchäfte, und nimmt von ihnen allen Thee und alles Porcellain, das nach Großbrittanien geſchickt wird. Dieſen Leuten bot man unſere Felle an, und erwartete, daß ſie uns dieſelben ſogleich für einen vortheilhaften Preis abnehmen würden; allein hier wur-

1788. Januar.

den wir zu unſerm Leidweſen ſehr getäuſcht, und fanden auf unſere Koſten, daß unſere Eigenthümer darin einen üblen Fehler begangen, daß ſie den Superkargos allein den Auftrag gegeben hatten, ihre Güter anzubringen; denn ſobald dieſe Hong-Kaufleute die Felle überſehen und ihren Werth beſtimmt hatten, durfte kein anderer Kaufmann ſich in den Handel miſchen. In der That gab es, da die oben erwähute Menge Felle nicht gut zu vereinzeln war, auſſer den Hong-Kaufleuten, nicht viele, die eine ſo große Parthie kaufen, und das Geld dafür ſogleich zahlen konnten. Hiezu kommt noch, daß der Zoll von Waaren in dem Hafen von Kanton nicht nach einem feſtgeſetzten Tarif gerechnet wird, ſondern größtentheils von denen abhängt, die von dem Hoppo dazu beſtimmt ſind, ihn einzufordern, und die ihn nun nach Gefallen höher oder niedriger ſetzen. Bei dieſen Leuten haben die Hong-Kaufleute großen Einfluß; wenn nun auch irgend ein anderer Mann unſere Felle hätte kaufen können, und geneigt geweſen wäre, einen vortheilhaften Preis dafür zu geben, ſo würde ihn doch die Furcht einen ungeheuren Zoll bezahlen zu müſſen, ſogleich von einem Verſuche dieſer Art abgeſchreckt haben. Dies fanden wir mehr als einmal auf das genaueſte beſtätigt.

In dieſer traurigen Lage blieb es mit dem Verkauf unſrer Ladung während des Decembers und des größten Theils vom Januar. Entweder mußten wir das geringe Gebot, welches die Hong-Kaufleute den Superkargos gethan hatten, annehmen, oder unſere Felle unverkauft in ihren Händen laſſen. Beide Partheien wußten, daß wir dies, wenn es irgend möglich wäre, zu vermeiden wünſchten. Während der Zeit verkauften wir Einiges von dem Ausſchuſſe, den man uns ſelbſt zum Verhandeln gelaſſen hatte, ſehr vortheilhaft. Von den 1080 Schwänzen wurde das Stück mit 2 Thalern bezahlt, die Robbenhäute jede mit 5 Thaler, und ein kleines Pack von ſchlechtem Zeug mit 55 Rthlr. Den 7ten Januar 1788 ſchickten wir 130 Pekul Flintenſteine, einen Ballen Decken und einige Gros Schnallen nach Kanton; auch ward von dem King George ein Hoppoboot mit Flintenſteinen beladen. Die Decken und Schnallen waren zum Handel mit den Amerikanern mitgenommeu worden, und wir hatten gehört, daß ſie unter den Chineſern ſehr gangbare Artikel wären.

1788. Januar. Als den 14ten unſer Orlop vollkommen kalfatert war, überſtrichen wir es mit einer Miſchung von Damar*) und Oel. Eben ſo verfuhren wir mit dem Haupt- und Vordermaſt.

Den 20ſten kamen zwei Oſtindiſche Kapitaine auf Befehl der Superkargos, um unſer Schiff durchzuſehen, ehe ſie Thee an Bord ſchicken wollten. Sie fanden einige Mängel in unſerm Schiffsraume, und gaben Befehl, daß ſie gehörig verbeſſert werden ſollten. Zugleich ſchickten ſie uns einen Zimmermann und einen Kalfaterer, um unſern Leuten bei ihrem Geſchäfte zu helfen.

Nachmittags kam ein Boot mit 100 Kiſten Bohe-Thee an das Schiff. Um 11 Uhr Abends riß das Tau über der Junke; wir lieſſen daher den großen Flußanker und das Stromtau heraus, um das Schiff feſtzumachen. Da die Aufſeher befohlen hatten, das untere Verdeck ins Gleichgewicht zum Segeln zu ſetzen, ſo machten am 23ſten die Zimmerleute die Hölzer und Unterlagen hierzu fertig; und als um 11 Uhr die Aufſeher wieder an Bord kamen, fanden ſie das Schiff völlig zu einer Ladung im Stande.

Den 25ſten hatten wir das Glück, unſern kleinen Anker und neun Klafter von dem alten Taue wieder zu bekommen.

Den 26ſten wurden unſre beſten Felle, nehmlich die 2552 Seeotter-, 434 Bären- und 34 Fuchsfelle, für 50,000 Thaler verkauft, und den Superkargos der Oſtindiſchen Geſellſchaft abgeliefert.

Es könnte ſcheinen, als wenn unſre Kapitaine dieſen Preis geradezu hätten ausſchlagen ſollen; aber da ſie es unmöglich fanden, einen beſſern zu erhalten, und da es hohe Zeit war, an das Abſegeln zu denken, ſo nahmen ſie dies Gebot gern an, ob es gleich weit unter dem war, was wir ehemals erwarten zu können glaubten. In der That gab es jetzt, außer den ſchon erwähnten Gründen, noch ganz andre, und zwar ſehr wichtige, weshalb man das Geſchäft beendigen mußte. Die Felle, welche die Nutka gebracht hatte, waren erſt kürzlich für 9,750 Thaler verkauft worden; 700 vortrefliche Seeotterfelle, (die Ladung des

---

*) Damar oder Dammer iſt eine Art von Harz, das auf Borneo, Sulub und den Philippynen, von einem botaniſch noch unbekannten Baume herkommt. Man braucht es, mit Oel vermiſcht, bei dem Schiffbau in Indien häufig als Theer oder Pech. F.

1788. Januar.

Kaiſerlichen Adlers, Kapitain Berkley,) befanden ſich in den Händen des Herrn Beale, eines Haupteigenthümers und Reſidenten zu Kanton; 1,000 Otterfelle waren durch die Spaniſchen Miſſionarien von Kalifornien und dem Theile der Küſte, der gegen King George's Sund zu liegt, nach Manilla geſchickt worden, und von da kürzlich zu Kanton angekommen; zwei Franzöſiſche Schiffe, welche an der Amerikaniſchen Küſte auf Entdeckung geweſen, und vor kurzem zu Makao angelangt waren, hatten 200 ſchöne Seeotterfelle eingeſammlet. Hierzu kommt noch, daß eine große Menge von ſchwarzen Kaninchen- und Robbenfellen, welche hier in ziemlichem Werthe ſtehen, kürzlich von England waren gebracht worden. Da dies Alles auf einmal zu Markte kam, ſo ward er völlig überladen; und dies that ſolche Wirkung auf die Chineſer, daß ſie es kaum der Mühe werth hielten, Felle zu kaufen. Bei gehöriger Erwägung dieſer Umſtände konnten unſere Kapitaine gewiß keine klügere Maaßregeln ergreifen, als daß ſie mit den Superkargos den Handel ſchloſſen; denn, alle andre Gründe nicht in Anſchlag gebracht, wurden wir auf dieſe Weiſe in Stand geſetzt, unſern Eigenthümern Wechſelbriefe zu remittiren, und auch unſre Abreiſe ward ſehr erleichtert.

Den 30ſten bekamen wir den Reſt unſrer Ladung von Thee an Bord. Ich habe ſchon vorhin bemerkt, daß wir mancherlei Packe von ſchlechtern Fellen und Murmelthiermänteln beſaßen, welche wir ſelbſt zu verkaufen Erlaubniß hatten. Etwas Weniges davon war angebracht, aber das Meiſte befand ſich noch in unſern Händen. Da uns bloß dies in China zurückhielt, ſo verkauften wir zuletzt das Ganze, nebſt den Flintenſteinen, den Schnallen und Decken an Chichinqua für 1000 Thaler. Der alte Mann äußerte dabei, er habe keinen andren Beweggrund, dieſen Handel zu ſchließen, als bloß den Wunſch, unſre Abreiſe zu beſchleunigen; denn es ſei Schade, ſagte er, daß zwei kleine Schiffe, wie die unſrigen, um einer ſolchen Kleinigkeit willen mit ſchweren Unkoſten ſollten aufgehalten werden. Ich bin faſt der Meinung, daß der alte Chichinqua in dieſer Aeußerung aufrichtig war; denn als die Felle ſeinen Leuten abgeliefert wurden, ſchien es, als wenn ſie dieſelben wie bloßen Ausſchuß anſahen. Zwar würde man einen Monat vorher gewiß viermal ſo viel dafür gegeben haben; aber um dieſe Zeit konnten wir gar nichts verkaufen.

1788. Februar. Nunmehr hatten wir unſre Ladung gehörig verpackt, unſre Waſſerfäſſer aufgefüllt, und alles für die See bereit. Den 5ten Februar, um 10 Uhr Morgens, machten wir die Anker los; um 12 Uhr lichteten wir ſie, und ſegelten bei einem Nord-Nord-Weſtwinde ab. Um 3 Uhr Nachmittags warfen wir an dem unteren Ende der Flotte den kleinen Buganker in ſechs Faden aus. Abends langten unſere Kapitaine von Kanton an, wo ſie die Faktorei abbezahlt und alle unſre Geſchäfte gänzlich in Ordnung gebracht hatten.

Den 6ten, Morgens, machte der King George die Anker los; aber da er wenig oder gar keinen Wind hatte, wand er ſich längs der Flotte herunter, und kam ungefähr um 4 Uhr zu uns. Da der Wind überhaupt uns entgegen war, ſo mußten wir bei jeder Fluth ankern, und bekamen Makao nicht eher zu Geſicht, als Morgens, den 9ten. Nun ankerten wir in der Rhede von Makao; Makao lag uns Südweſtlich, und die Spitze von Lintin Oeſtlich, ungefähr in einer Entfernung von vier großen Seemeilen. — Da unſer großer Zweck nun völlig erreicht war, ſo kannſt Du leicht denken, daß wir alle uns eine ſchnelle und ſichere Ueberkunft nach Alt-England *) begierig wünſchten, aber keiner mehr als Dein

Makao, den 12. Februar. W. B.

Fünf und vierzigſter Brief.

Allgemeine Ueberſicht von Kanton — Beſchreibung der Eingebornen — Ihre Sitten und Gewohnheiten — ihr Handel — die Produkte ihres Landes — Religion ꝛc.

China wird, wegen des ſo ſehr ausgebreiteten Handels, den die Oſtindiſche Geſellſchaft dorthin treibt, von Engländern ſo häufig beſucht, und es iſt daher ſo allgemein bekannt, daß es vielleicht lächerlich ſein kann, wenn ich Bemerkungen darüber mache; indeß, da Du Neuigkeiten liebſt, und vielleicht nicht weiter, als durch Du Halde mit China bekannt biſt, ſo will ich Dich mit den wenigen Beobachtungen beläſtigen, die ich über dieſes Land und ſeine Einwohner habe machen können.

Sollten

---

*) Die Engliſchen Seefahrer pflegen, wenn ſie von England reden, es immer Alt-England zu nennen, um es von der Amerikaniſchen Provinz Neu-England zu unterſcheiden. F.

Sollten wir unſre Meinung von dieſem Lande nach dem Eindrucke, den der erſte Anblick verurſacht, beſtimmen, ſo würde ſie äußerſt ungünſtig ausfallen; denn kaum kann irgend etwas in der Natur ein unfruchtbareres, öderes und elenderes Anſehen haben, als die Lemainſeln, oder in der That auch die Gegend, die man nach der Ankunft in der Rhede von Makao ſieht. Aber ſobald man die Bocka Tigris erreicht, wird der Proſpekt ſchöner. Von da bis Kanton nimmt der Fluß einen ſchlängelnden Lauf, und alle Krümmungen ſtellen dem Auge verſchiedene Arme des Fluſſes dar, von denen viele ein Werk der Natur, andre aber der Arbeit und Kunſt ſind. Man erblickt in dieſen verſchiedenen Ausſichten zahlreiche Dörfer, und ſie haben Ueberfluß an gefälliger Abwechſelung von ſchönen Landſchaften, die mit Ebnen und ſanften Anhöhen angenehm vermiſcht ſind. Auf den Spitzen der Hügel ſtehen hohe Pagoden; die Anhöhen ſind mit Bäumen von mancherlei Gattung geziert, die beſtändig nach einander Laub bekommen, ſo daß hier ein immerwährender Frühling zu ſein ſcheint. Die Ebnen tragen zugleich eine große Menge Zuckerrohr und Reiß. 1788. Februar.

Indeß verlieren ſie bei allen dieſen vereinigten Vorzügen der Natur und Kunſt, ſo ſehr ſie auch wirklich in der Entfernung gefallen, viel von ihrem Effekte, wenn man ſich ihnen nähert. Der Boden iſt gemeiniglich von einer lockern ſandigen Beſchaffenheit; er hat bei weitem nicht das ſchöne Grün, das die Brittiſchen Ebnen ſo auszeichnet, und ſcheint im Ganzen ſowohl zur Viehweide als zum Getreidebau eben nicht ſehr geſchickt zu ſein. Die Dörfer ſind zwar zahlreich, und außerordentlich bevölkert; aber ſie fühlen faſt alle den Druck der Armuth und des Mangels. Ich glaube, daß die Menge Reiß, die hier gebauet wird, für die Konſumtion der Einwohner nicht zureichend iſt; denn es werden jährlich große Quantitäten von Manilla und Oſtindien eingeführt.

Das Klima von Wampo iſt außerordentlich ungeſund, und es giebt ſo große und plötzliche Veränderungen in der Temperatur der Luft, daß ich das Thermometer oft in 24 Stunden von 41 bis auf 86 Grad habe ſteigen ſehen. Das Land gegen Nordoſten iſt niedrig und ſumpfig, und die ſchweren feuchten Nebel, die davon aufſteigen, verurſachen häufig kalte Fieber, Wechſelfieber und Durchfälle, ob-

1788. Februar. gleich die letzte Krankheit wahrſcheinlich auch mit durch die Menge von Arrak bewirkt wird, welchen die Seeleute übermäßig trinken.

Wampo iſt, wie ich ſchon bemerkt habe, der Sammelplatz für Schiffe aller Nationen, die nach China handeln. Hier ſieht man Engländer, Franzoſen, Holländer, Dänen, Schweden, Italiäner und Preuſſen. Auch die Amerikaner haben, wie es ſcheint, ihren Widerwillen gegen den Thee überwunden, und für dieſe Waare mit den Chineſern einen Handel eröfnet. Noch vor wenigen Jahren hatten die Oeſtreicher eine Faktorei zu Kanton; aber die Kaiſerliche Kompagnie kann jetzt nicht mehr bezahlen, und darf keine Schiffe nach China ſchicken, weil ſie beſorgen muß, daß ſie als ein Theil der Bezahlung für die ſchon gemachten Schulden in Beſchlag genommen werden.

Ich zweifle kaum, daß der Chineſiſche Handel unſrer Oſtindiſchen Kompagnie größer iſt, als der Handel der übrigen Nationen zuſammengenommen, wenn man den ſehr ausgebreiteten der Chineſiſchen Kaufleute nach Manilla und Batavia ausnimmt.

Die Schiffskapitaine miethen während ihres hieſigen Aufenthaltes von Chineſern auf eine Zeit lang Waarenlager, die nahe an der Seite des Fluſſes liegen, damit ſie ihre Vorräthe und Ladungen, indeß ſie ihre Schiffe ausbeſſern, landen können, oder auch, um andre Geſchäfte vorzunehmen, welche ſich dort bequemer betreiben laſſen, als an Bord. In dieſem Stück haben die Franzoſen großen Vortheil vor uns; denn ihre Waarenlager liegen auf einer trocknen angenehmen Inſel, wo ſie nicht nur jede Bequemlichkeit zur Betreibung ihrer Geſchäfte, ſondern auch ein Hoſpital haben, worin ihre Kranken aufgenommen werden. Die Engliſchen Waarenlager hingegen, die hauptſächlich auf dem vorhin erwähnten niedrigen ſumpfigen Boden ſtehen, ſind einigermaßen von dieſen Vortheilen ausgeſchloſſen.

Kanton liegt am Tigris, ungefähr vier große Seemeilen von Wampo*). Hier haben die verſchiedenen Nationen, welche mit den Chineſern handeln, Faktoreien zum Aufenthalt ihrer Konſuls oder Superkarges. Dieſe machen eine ziemlich ſchöne Reihe von Gebäuden, liegen an einer Art von Bollwerke nahe am Fluſſe, und erſtrecken ſich ungefähr eine Meile in die Länge. Aber diejenigen, welche den Engländern gehören, ſind bei weitem [illegible]chönſten und bequemſten. Keinem von den Faktoren iſt es erlaubt, ſich zu Kanton aufzuhalten, wenn die Schiffe das Land verlaſſen haben; ſondern ſie gehen immer mit dem letzten Schiffe nach Makao, wo ſie ſo lange bleiben, bis die Schiffe im nächſten Jahre wieder kommen. 1780. Februar.

---

*) Die Chineſer nennen den Fluß, an welchem Kanton liegt, Taho. Wegen der bloß zum Schrecken der Chineſiſchen Seeräuber errichteten, ſonſt aber unbedeutenden Schlöſſer, heißt die Mündung: Hu-Men, die Tigerpforte; allein der Fluß heißt nicht Tigris. F.

Außer dieſen öffentlichen Faktoreien giebt es auch eine Menge von Privatfaktoreien, welche von den Kapitainen der verſchiedenen Schiffe beſetzt ſind. Sie miethen dieſelben während ihrer Anweſenheit von den Hongkaufleuten, da dieſe ſich gewöhnlich zu Kanton aufhalten, weil ſie hier ihre Geſchäfte mit den Superkargos, oder ihre eigenen Privatangelegenheiten weit bequemer betreiben können.

Hinter dieſen Faktoreien liegt die Stadt Kanton mit den Vorſtädten. Von der Stadt habe ich nur einen unvollkommenen Begrif, da kein Fremder in ihre Thore hineingelaſſen wird. Die Straßen der Vorſtädte ſind, überhaupt genommen, außerordentlich enge und unbequem, aber ziemlich reinlich, da man ſie mit breiten Flieſen gepflaſtert hat. Sie beſtehen ganz aus den Läden und Waarenlagern der verſchiedenen Gewerbe und Manufakturen, die hier getrieben werden. Die Häuſer haben bisweilen einen ſehr großen Umfang, aber ſelten mehr, als Ein Stockwerk.

Kanton iſt auſſerordentlich volkreich; aber nichts zeigt deutlicher, wie ſchwer man einen richtigen Begriff von ſeinen Einwohnern bekommen kann, als die verſchiedenen Meinungen der mancherlei Schriftſteller, welche ausdrücklich über dieſen Gegenſtand geſchrieben haben; denn einige rechnen mehr als eine Million, andre wieder nur 80,000. Ohne mich bei ſolchen ungereimten Ungleichheiten aufzuhalten, bemerke ich nur, daß die Rechnung des Kapitain King, nach meiner Meinung, bei weitem der Wahrheit am nächſten komme. Er ſchätzt die Anzahl der Einwohner auf 150,000; und dies iſt gewiß eine ſehr mäßige Angabe.

Außerdem lebt aber hier noch eine erſtaunliche Anzahl von Leuten gänzlich auf dem Waſſer und auf Kähnen, die man Sampans nennt. Ihre Anzahl beläuft ſich nach der niedrigſten Berechnung auf 40,000. Aber ich möchte faſt glauben, daß ihrer noch viel mehr ſind. Die meiſten von dieſen armen Unglücklichen erhalten ihr kümmerliches Leben durch Fiſchen, und vielleicht auch durch einige ge-

1788. Februar. meine Arbeiten, die ihnen gelegentlich am Ufer aufſtoßen. Andere hingegen rudern nach Art unſerer Londner Bootsleute als beſtändige Reiſeboote von einem Ort zum andern. Für zwei Thaler kann man eine[illegible]nen und ſehr bequemen Sampan auf acht oder zehn Leute zu einer Fahrt von Wampo nach Kanton miethen. Dieſe Boote ſind inwendig faſt wie ein Engliſches Zimmer eingerichtet, und es iſt ein Tiſch nebſt Stühlen für die Paſſagiere darin. Sie haben Gitterfenſter von Perlmutter, und ſind mit einem netten gewölbten Dache von Bambusrohr bedeckt.

Die niedrigſte Klaſſe des Volkes lebt gänzlich von Reis, vielleicht mit ein wenig Fiſch, das bloß hinreichend iſt, ihm Wohlgeſchmack zu geben. Die Mandarinen, und mit Einem Wort, alle diejenigen, deren Umſtände es verſtatten, mäſten ſich indeß mit jedem Artikel der Ueppigkeit, und ſind auſſerordentlich lecker nach wohlſchmeckenden Saucen und ſtark gewürzten Speiſen.

Die gemeinen Gewächſe der Küchengärten, z. B. Kohl, rothe Rüben, Grünes, Stockrüben, Kartoffeln ꝛc. ꝛc. ſind hier in großem Ueberfluß; doch iſt die Armuth des gemeinen Mannes ſo groß, daß ihm ſehr wenig davon zu Theil wird.

Die Künſtler in den hieſigen verſchiedenen Manufakturen ſind ſehr erfindſam und geſchickt. Etwas über die Vortreflichkeit ihres Porzellains zu ſagen, würde ungereimt ſein, da in England jedes geſchwätzige Weib eine ſtundenlange Rede über die Nettigkeit und Eleganz ihres letzt erkauften vollſtändigen großen Services halten kann. Zwar koſtet es nicht halb ſo viel, als das Service ihrer Nachbarin; aber „ſie wundert ſich in der That, wie einige Leute ſo wenig Geſchmack haben können.“

Ihre zahlreichen Muſter in Seide und Sammet ſind gewiß ſinnreich und geſchmackvoll; aber in Anſehung der Güte im Gewebe und der dauernden Schönheit müſſen ſie unſeren Weberſtühlen in Spital-Fields unſtreitig nachſtehen. Viele von ihren Künſtlern zeigen einen großen Grad von Geſchicklichkeit und Genie, vorzüglich in ihren Käſtchen und in lakirten Arbeiten. Doch viele von dieſen Sachen dienen bloß zur Zierde, und es iſt bei ihnen ſehr wenig auf wahren Nutzen geſehen.

Die Art, wie die Chineſer das Haar tragen iſt etwas ſonderbar; indeß glaube ich, daß dieſe Gewohnheit im ganzen Oriente herrſchend iſt. Sie ſcheeren den Kopf ganz kahl, eine kleine zirkelförmige Stelle auf dem Scheitel ausgenommen; da man

1788. Februar.

ihnen dieſe, wenn ſie noch Kinder ſind, häufig abſcheert, ſo wächſt das Haar nachmals ſehr lang, und wird in einem netten dreifachen Zopfe getragen.

Die Weiber laſſen das Haar lang wachſen, und machen daraus oben auf dem Scheitel nette runde Lagen in kegelförmiger Geſtalt. In dieſen ſonderbaren Wickeln tragen die Leute von vornehmerem Stande vielen Schmuck.

Kleine Füße hält man bei dem Frauenzimmer für eine auſſerordentliche Schönheit, und klemmt ſie daher in der Kindheit ein; daher ſind viele von ihnen beinahe Krüppel.

Von der Regierungsform der Chineſer kann ich nur wenig ſagen. Der Kaiſer iſt von Tatariſcher Abkunft, und kann, wie ich glaube, deſpotiſch genannt werden; wenigſtens ſind dies die untergeordneten Theile der Regierung, z. B. das Zollweſen, wie wir es aus eigner Erfahrung ſagen können. Uebrigens haben wir unwiderſprechliche Beweiſe, daß die Polizei hier in einiger Rückſicht beſſer iſt, als in irgend einem Lande der Welt. Die Engliſchen Superkargos laſſen oft, wenn ſie ſich aus Kanton wegbegeben, wenigſtens 100,090 Pfund Sterling in baarer Münze zurück, ohne eine andere Sicherheit, als das Siegel der Hong-Kaufleute und der Mandarinen. Die Kapitaine in den verſchiedenen Privat-Faktoreien vertrauen ohne alles Bedenken ihr Vermögen der Aufſicht Chineſiſcher Bedienten an, und ich glaube, daß man nie ein Beiſpiel von Untreue gehört hat.

Ich habe ſchon vorhin bemerkt, daß die Chineſer ſtark gewürzte Speiſen lieben, indeß ſind ſie doch ſehr mäßig in ihren Mahlzeiten, und halten den Tag niemals mehr, als zwei: die erſte ungefähr um zehn Uhr, und die zweite ungefähr um fünf Uhr Nachmittags. Die Zwiſchenzeit wird von denen, die keine Geſchäfte haben, mit Rauchen, Theetrinken und Beſuchen bei ihren Nachbaren zugebracht.

Die Chineſiſche Sprache iſt auſſerordentlich ſchwer zu verſtehen: nicht etwa, weil ſie wortreich iſt; denn ganz im Gegentheil, hat daſſelbe Wort, je nachdem es verſchieden ausgeſprochen wird, eine große Menge von Bedeutungen. Dieſe mannichfaltige Emphaſe wird oftmals durch eine Art von ſingendem Tone unterſchieden, ſo daß ich faſt glauben möchte: wenn Chineſer genöthigt wären, ſich flüſternd zu unterhalten, ſo würden ſie einander nur ſehr unvollkommen verſtehen.

1788. Februar.

Auch kann dieſer Hauptfehler in ihrer Sprache wahrſcheinlich nicht abgeändert werden. Die Mandarinen affektiren in willkührlichen Charaktern zu ſchreiben, die für den gemeinen Mann unverſtändlich ſind. Bei dieſen Umſtänden kann die Chineſiſche Sprache wohl nie auf feſte Regeln gebracht, und allgemein verſtändlich gemacht werden.

Sie ſchreiben in Kolumnen von oben bis unten, in derſelben Ordnung, wie wir die Zahlen von Pfunden, Schillingen und Pences. Sie fangen allemal von dem Rande zur Rechten an, und hören zur Linken auf. Sie befolgen die Dezimal-Rechnung, d. h. ſie zählen alles nach 10. Sie haben keinen Begriff von der Additon durch geſchriebene Zahlen, ſind aber ſehr geſchickt, jede Summe vermittelſt hölzerner Kugeln zu berechnen, welche an Drathen in einer Art von offenen Schachteln *) hin und her geſchoben werden.

Das Geld, das hier cirkulirt, ſind hauptſächlich Spaniſche Thaler; das einzige geprägte Geld dieſes weitläuftigen Reiches, iſt eine ſchlechte Art von Kupfermünze, Kaſch genannt, von denen ungefähr achtzig den Werth von acht Stübern Sterling ausmachen **).

Ihre Religion iſt ganz heidniſch, denn jede Familie hat ihren Hausgötzen, nehmlich ein Bild, das gemeiniglich an einem ſehr in die Augen fallenden Orte aufgeſtellt wird, und mit vielen phantaſtiſchen Zierrathen ausgeſchmückt iſt. Des Nachts wird beſtändig ein Licht dabei brennend erhalten. Alle Boote auf dem Fluſſe haben einen Platz auf dem Hintertheile, der dem Joß ***) (ſo nennen ſie ihr Bild oder ihren Gott) gewidmet iſt, und immer ſorgen ſie dafür, die Woh-

*) Die Chineſiſchen Rechenmaſchinen beſtehen aus einem viereckigen Rahme, in welchem man an horizontal laufenden Drathen gedrechſelte runde Kügelchen hin und her ſchieben kann. Dieſe ſtellen Einer, Zehner, Hunderte, Tauſende u. ſ. w. vor, und die Chineſer können mit Hülfe derſelben die ſchwerſten Rechnungen geſchwind und leicht machen. Die Ruſſen haben dieſe Rechentafeln, welche bei ihnen noch durchgängig gebraucht werden, und Schtſchota heißen, wahrſcheinlich von den Mogolen, und dieſe ſie von den Chineſern bekommen. F.

**) Ein Engliſcher Pence oder Stüber beträgt nach Preußiſcher Kourant-Münze, ungefähr acht Pfennige; und eben ſo viel wären alſo 10 Chineſiſche Kaſch. F.

***) Der Nahme Joß oder eigentlich Dſchoß iſt keinesweges ein Chineſiſches Wort, ſondern das Portugieſiſche *Dios*, Gott. Die Chineſen behalten es bei, um ſich den Europäern verſtändlich zu machen, gebrauchen es aber bloß in ihren Geſprächen mit dieſen. F.

nung Sr. Herrlichkeit bei Nacht zu illuminiren; indeß haben viele, ſelbſt unter den gemeinen Leuten, hinlängliche Beurtheilungskraft, den Trug eines ſo ungereimten Gottesdienſtes einzuſehen, und erkennen mit aller Bereitwilligkeit ein höchſtes, nie geſehenes, unſichtbares Weſen, das von aller Ewigkeit her exiſtirt. 1788. Februar.

Die Vielweiberei iſt hier in ihrem größten Umfange erlaubt, und Leute von Stande halten ſich gemeiniglich eine Menge Weiber; doch reicht dieſe Nachſicht öfters nicht einmal hin, ihre unnatürlichen Begierden zu befriedigen. Sie ſehen beſonders darauf, daß die Fremden nicht in Verbindung mit ihren Weibern kommen; und wenn einmal ſo etwas entdeckt wird, ſo muß der Fremde gewiß Gefängnißſtrafe ausſtehen, oder eine ſchwere Geldbuße erlegen.

Es iſt merkwürdig, daß ein Volk, welches einen ausgebreiteten Handel mit den meiſten civiliſirten Nationen treibt, und ſo große Fortſchritte in den ſchönen Künſten, z. B. in der Malerei, der Baukunſt u. ſ. w., gemacht hat, gar nichts von der Muſik weiß, wie es doch völlig der Fall iſt. Das Chor, welches Se. Excellenz, den Hoppo, als er unſere Schiffe zu meſſen kam, begleitete, und welches ohne Zweifel die beſten Virtuoſen hatte, da es zu dem Gefolge einer ſo großen Perſon gehörte, beſtand aus zwei meſſingenen Schnecken, die ſo wie die Engliſche Handpauke geſchlagen wurden, und aus drei oder vier einem Dudelſack eben nicht ſehr unähnlichen Pfeifen. Das Ganze machte eine Muſik, die dem Horne eines Schweinſchneiders und dem Gänſegeſchnatter glich. Scherz bei Seite — ſie haben nicht die entfernteſte Idee von Melodie, und werden hierin von den Wilden an der Nordweſtlichen Küſte von Amerika bei weitem übertroffen.

China erzeugt Rinder, Hämmel, Schweine, Ziegen, Gänſe, Enten, Geflügel u. ſ. w. in ziemlicher Menge. Die Rinder ſind wohl gut, allein ſehr klein; denn ein Viertel wiegt nicht mehr als zwiſchen funfzig und ſiebzig Pfund. Die Schweine ſind von einer beſonderen Art, vorzüglich fett, und ihre Bäuche reichen oft bis auf den Boden. Das Federvieh iſt weit ſchlechter als das Engliſche.

Es wird in China Alles nach dem Gewichte verkauft, und zwar nach Kaddies und Pekels. Das Kaddi wiegt beinahe 20⅔ Engliſche Unzen, und hundert Kaddie machen ein Pekel. Die Kompradors, welche, wie ich ſchon bemerkt habe, die Schiffe mit Lebensmitteln verſehen, wiegen Alles lebendig, und ge-

1788. Februar. brauchen jeden Kunſtgriff, um ihre Schweine, Gänſe, Enten u. ſ. w. ſchwer zu machen. Sie ſtopfen ihnen oft Steine in den Leib, und geben ihnen Salz und Waſſer, um ſie durſtig zu machen, und kurz, ſie brauchen jede Methode, die ſie nur können, um ihre Abnehmer zu betrügen und zu übervortheilen. Ich werde dieſe unvollkommene Nachricht von den Chineſen mit der Bemerkung ſchlieſſen, daß, mit einigen wenigen Ausnahmen, Hang zum Betrügen und zu Spitzbübereien gewöhnlich unter ihnen herrſcht.

Eben jetzt habe ich eine ausführliche Nachricht von dem Pelzhandel bekommen, welche den Inhalt meines nächſten Briefes ausmachen wird. Halte mich inzwiſchen für Deinen ꝛc.

Vor Makao, den 16. Februar. W. B.

Sechs und vierzigſter Brief.

Umſtändliche Nachricht vom Pelzhandel.

Als Kapitain Dixon zu Kanton war, gab ihm einer der dort ſich aufhaltenden Herren ſehr verbindlich eine umſtändliche Nachricht von jedem Vorfalle in dem Pelzhandel ſeit deſſen Anfange. Du biſt ein Kaufmann, und ſo muß Dich Alles, was dieſen Gegenſtand angeht, beſonders intereſſiren. Daher will ich Dir hier dieſen Bericht ſchicken, ſo wie ich ihn aus unſres Kapitains Anmerkungen geſammlet habe.

Da der verſtorbene Kapitain Cook den King-George's-Sund als den Ort anzeigte, an dem man eine koſtbare Ladung von Fellen bekommen könnte, und der daher am meiſten beſucht zu werden verdiente; ſo ward das erſte Schiff, welches man in dieſem neuen Handel gebrauchte, dahin beſtimmt. Es war eine Brigg von 60 Tonnen und 30 Mann, welche Jakob Hanna kommandirte. Dieſer Kapitain verließ die Teypa im April 1785, und langte den folgenden Auguſt im King-George's-Sunde an. Hier brachte er ungefähr in fünf Wochen 560 Seeotterfelle zuſammen. Er verließ die Küſte im September, und kam im December deſſelben Jahres nach Makao.

Die

Die obigen Felle wurden zu Kanton den 21ſten März 1786 verkauft, und zu folgenden Preiſen geſchätzt: 1788. Februar.

140	Felle vom erſten Range, das Stück zu	60 Thlr.
175	„ „ zweiten „ „ „ „	45 „
80	„ „ dritten „ „ „ „	30 „
55	„ „ vierten „ „ „ „	15 „
50	„ „ fünften „ „ „ „	10 „
500	ganze Felle	
	240 in Stücke zerſchnittene, geſchätzt zu	
60	Fellen, verkauft für „ „ „	600 „
560	Seeotterfelle Totalſumme	20,600 Thlr.

Durch einen ſo glücklichen Anfang aufgemuntert, ſchickten die Kaufleute, welche ſich in dieſe Unternehmung eingelaſſen hatten, den Kapitain Hanna zum zweitenmale ab. Er ging im Mai 1786, in der Schnau Seeotter, von 120 Tonnen und 30 Mann, von Makao unter Segel. Da er vorher in King George's Sund ſo gutes Glück gehabt hatte, ſo bekam er die Anweiſung, nach demſelben Orte zu fahren, und ſeinen vorigen Strich zu bereiſen. Er erreichte den Sund im Auguſt; aber die Umſtände hatten ſich jetzt verändert. Kumakihla, ein Indianiſcher Anführer, mit dem er bei ſeinem vorigen Beſuche an dieſem Orte bekannt geworden war, ſagte ihm, daß neuerlich zwei Schiffe da geweſen wären, welche alle Felle aufgekauft hätten; und John Mac Key, den er, wie ſchon erzählt worden iſt, hier antraf, beſtätigte dieſen Umſtand. Da er indeß ſeinen Leuten Erfriſchungen zu verſchaffen wünſchte, indem viele am Scharbocke krank waren: ſo blieb er etwa vierzehn Tage in dem Sunde liegen. In dieſer Zeit kaufte er ungefähr 50 gute Seeotterfelle, welche ihm die Eingebornen von entfernten Gegenden herbrachten. Kapitain Hanna verfolgte hierauf die Küſte bis beinahe zum 53 Gr. N. Breite. Er ankerte in der St. Patrik's-Bay, unter 50 Gr. 42 Min. N. Breite, und fand daſelbſt einige Einwohner, bekam aber nur wenige Felle von einiger Bedeutung. Er verließ die Küſte den 1ſten Oktober, und langte den 1ſten Februar 1787 zu Ma-

1788. Februar.

kao an. Die Felle, welche er auf dieſer Reiſe bekam, wurden zu Kanton den 12ten März 1787 verkauft, und beſtanden nur aus

	100 Seeotterfellen, jedes verkauft zu . . .	50 Thlr.
und	300 größeren und kleineren Stücken von Seeotterfellen, unter denen einige ſchlecht waren, zu .	10 .
	Der ganze Betrag	8000 Thlr.

Die Schnau Kapitain Cook, unter Kapitain Lorie, von 300 Tonnen, und die Schnau Experiment, Kapitain Guiſe, von 100 Tonnen, wurden zu Bombay ausgerüſtet, und verlieſſen dieſen Ort zu Anfange des Jahres 1786. Sie langten im Junius in King George's Sund an, und kauften daſelbſt faſt an 600 Seeotterfelle. Als ſie dieſen Ort verlieſſen, fuhren ſie längs der Küſte, und entdeckten ungefähr in 51 Gr. N. Breite einen Sund von großem Umfange, welchen ſie den Queen Charlotte's Sund nannten. Von da gingen ſie gerade zu nach Prinz Wilhelms Sund.

Wann ſie die Küſte verlaſſen haben, kann ich nicht ſagen; allein die Ladungen beider Schiffe wurden den 4ten April 1787 zu Kanton verkauft, und beſtanden in folgenden Fellen:

Seeotterfelle vom erſten Range	55
. . zweiten .	134
. . dritten .	142
. . vierten .	63
An Hälſten	46
An kleinern Stücken	33
An gelben u. ſchlechteren Stücken	131
	604 Seeotterfelle.

Im Durchſchnitte verkauft ein jedes für 40 Thaler; der ganze Betrag 24,000 Thaler, da die übrigen vier mit in den Kauf gingen.

Dieſer Rechnung zufolge, welche übrigens mit der, welche Mac Key uns gab, übereinſtimmt, ſollte es ſcheinen, als wenn die Schiffe alle ihre Felle in King George's Sund aufgetrieben, und an allen andern Theilen der Küſte kein einziges Fell bekommen hätten.

1788. Februar.

Die Schnau **Nutka**, Kapitain **John Meares**, ward in Bengalen von einer Anzahl Herren, welche ſich die **Bengaliſche Pelzgeſellſchaft** nannten, ausgerüſtet, und ſegelte von dort im März 1786 ab. Ich habe Dir von der Beſtimmung dieſes Schiffes und ſeiner Ankunft zu **Makao** ſchon Nachricht gegeben. Die Ladung der **Nutka** ward den 4ten des verwichenen Monats zu **Kanton** verkauft, und beſtand aus folgenden Fellen:

50	Seeotterfelle v. erſten Range verkauft das St. zu	70 Thlr.	
52	. . . . zweiten . . .	50 .	
58	. . . . dritten . . .	35 .	
31	große halbgetragene v. vierten . . .	20 .	
50	getragene fünften . . .	15 .	
26	alte und ſehr ſchlechte	5 .	
267			9,030 Thlr.
12	in großen Stücken und Fetzen von Seeotterfellen .	10 .	
17	in kleineren	5 .	
			205 .
37	Seeotterſchwänze	2 .	
31	ſchlechtere	39 .	
			113 .
48	Landottern, ſchlechte und gute . . .	6 .	
			288 .
14	ſehr ſchlechte Biberfelle	3 .	
27	Marder	14 .	
			36 .
			9,692 .
	Ueberdies verkaufte Kapitain **Meares**		
50	Seeotterf. v. erſten Range zu **Kanton** das St. für	90 .	
			4,550 .
	Der ganze Betrag war alſo		14,242 Thlr.

Man kann das Ganze als 357 Seeotterfelle ohne den Ausſchuß anſehen.

1788. Februar.

Alles, was die Beſtimmung des Kaiſerlichen Adlers unter Kapitain Berkley betrift, habe ich ſchon vorher erwähnt, und brauche es alſo hier nicht zu wiederholen. Seine Ladung beſtand aus 800 Seeotterfellen größtentheils von vorzüglicher Güte. Sie waren noch nicht verkauft, als unſer Kapitain Kanton verließ; aber die Summe, zu der man ſie anſchlug, betrug 30,000 Thaler.

Auch die Spanier haben ſeit zwei Jahren See-Otterfelle nach China gebracht, die ſie nahe bei ihren Kolonien von Monterey und San Francisko ſammeln, und die alle von ſehr ſchlechter Gattung ſind.

Vorzüglich treiben die Patres dieſen Handel. Im Jahr 1787 führten ſie ungefähr 200 Felle ein, und zu Anfange dieſes Jahres nahe an 1,500. Dieſe Felle waren noch nicht verkauft, als wir Kanton verlieſſen. Sie wurden von den erwähnten Kolonien nach Akapulko; und von dort durch die jährliche Galleone nach Manilla geſchickt; allein bis jetzt haben die Spanier noch keinen Verſuch gemacht, von irgend einer ihrer Kolonieen Schiffe nach dem Norden auszuruſten.

L'Aſtrolabe und la Bouſſole, zwei franzöſiſche Schiffe unter dem Kommando der Herren Peyrouſe und de Langle, ſegelten im Jahr 1785 von Frankreich ab. Wie man ſagt, ſind ſie an der Nordweſtlichen Küſte von Amerika, von der Spaniſchen Kolonie Monterey bis zum $60^{\text{ſten}}$ Grade Nördlicher Breite hingefahren. Aber dies iſt etwas unwahrſcheinlich; denn obgleich dieſe Schiffe recht eigentlich zu Entdeckungen ausgerüſtet wurden, ſo vergaßen die Befehlshaber doch nicht, daß Felle ein guter Handelsartikel ſind. Dem zufolge trieben ſie, als ſie an der Küſte von Amerika waren, ungefähr 600 Seeotterfelle auf, welche hauptſächlich in Stücken von ſchlechter Güte beſtanden, und augenſcheinlich zu eben der Art gehörten, welche die Spanier brachten. Wären alſo die genannten Herren weit Nordwärts an der Küſte geweſen, ſo würden ſie ohne Zweifel See-Otterfelle von weit vorzüglicherer Beſchaffenheit gefunden haben, als ſie ſich wirklich verſchafft hatten. Dieſe Sichffe langten im Januar 1787 zu Makao an, und ihre Felle wurden zu Kanton durch die Schwediſchen Superkargos für 10,000 Thaler verkauft.

Ich habe Dir ſchon die meiſten beſondern Umſtände bei dem Verkauf unſrer Felle berichtet, und auch die Plätze erwähnt, wo wir ſie einſammelten; ich brauche alſo nur noch zu bemerken, daß der ganze Betrag ſich auf 54,857 Thaler belief. Wenn Du die Verkaufsſumme unſrer Felle mit den ſchon erwähnten vergleichſt, ſo kannſt Du auf einmal ſehen, wie ſehr unbeſtändig der Preis dieſer Artikel auf dem Chineſiſchen Markte iſt. Von 2,552 Seeotterfellen, die wir nach Kanton brachten, hätten wenigſtens 2,000, ein jedes 50 Thaler gelten müſſen, und die übrigen verhältnißmäßig. 1788. Februar.

Was die Ruſſen auf der Amerikaniſchen Küſte an Fellen auftreiben, kann ich unmöglich ſicher beſtimmen, da ſie dieſelben niemals auf den Markt zu Kanton bringen. Doch weiß ich ziemlich zuverläſſig, daß ihr Handel ſich ſehr wenig nach Oſten vom Cooks-Fluſſe erſtreckt. Dieſer Ort liefert aber gewiß nicht ſo viele Seeottern, als King George's Sund; und ich möchte daher faſt glauben, daß ſie jährlich nicht 500 Felle ſammeln.

Aus dieſer kurzen Nachricht von dem Pelzhandel kannſt Du leicht ſehen, daß man ſehr große Vortheile daraus ziehen könnte, wenn er auf einen bleibenden Fuß gebracht würde. Dies zu bewerkſtelligen, würde man, meinem Erachten nach, am ſchicklichſten verfahren, wenn man eine Faktorei an der Küſte anlegte. Hierzu ſcheint das nördliche Ende von den Queen Charlotte's Eilanden vorzüglich geſchickt zu ſein; denn die Lage deſſelben iſt beinahe in der Mitte zwiſchen dem Cooks-Fluſſe und King George's Sund, und wir ſind vollkommen gewiß, daß die Felle nach Süden zu eine weit ſchlechtere Beſchaffenheit haben. Zwei kleine Schiffe würden nicht nur alle Felle in den bisher ſchon bekannten Ankerplätzen ſammeln, ſondern auch die bisher noch unentdeckten Theile der Küſte unterſuchen können. Ueberdies kann man ſich hier auch noch andre ſchätzbare Artikel verſchaffen, zum Beiſpiel Ginſengwurzel, Kupfer, Thran, Balken u. ſ. w. Ferner könnte man auch eine ungeheure Menge Lachs einpökeln, welches unfehlbar eine ſchätzbare Waare ſein würde. Doch ich überlaſſe meine Anſchläge Deiner beſſeren eignen Beurtheilung; ob ich gleich vollkomen überzeugt bin, daß an dieſer Küſte ein Handel errichtet werden könnte, der die höchſten Erwartungen der Unternehmer erfüllen könnte. Leb wohl. Dein

Makao, den 1. Februar.

W. B.

1788.
Februar.

Sieben und vierzigſter Brief.

Die Schiffe verlaſſen Makao — Tod des Herren Lauder, Wundarztes der Queen Charlotte — Sie gehen durch die Straßen von Banka und Sunda — ankern bei Nord-Eiland — ſind dem Vorgebirge von Java gegenüber in Gefahr.

Um 1 Uhr den 9ten Februar lichteten wir den Anker, und hielten uns, bei ſchwachen veränderlichen Winden, die Rhede von Makao Südwärts hinab. Um 5 Uhr entlieſſen wir unſern Steuermann. Bei Sonnenuntergang lag der Tappa nach Norden 65 Gr. Weſtlich, ungefähr in einer Entfernung von drei großen Seemeilen; die große Ladrone gegen Süden 35 Gr. Oeſtlich; und die Bergſpitze von Lincin gegen Norden 55 Gr. Oeſtlich. Da um halb 8 Uhr die Ebbe vorüber war, ſo lieſſen wir in acht Faden auf ſchlammigem Boden den kleinen Buganker aus.

Ich will nur anmerken, daß Makao den Portugieſen unterworfen iſt; aber da es von den Chineſen mit allen Bedürfniſſen des Lebens verſehen wird, ſo dürfen die Einwohner nie dem Vicekönige von Kanton entgegen handeln. Sie ſtehen alſo zwar nicht unmittelbar unter den Chineſen, ſind aber doch gezwungen, ſich alles gefallen zu laſſen, und ſich ihren Betrügereien zu unterwerfen, ſo willkührlich ſie auch ſein mögen.

Den 10ten Morgens um 4 Uhr, lichteten wir den Anker, und ſegelten, bei einem mäßigen Nordweſtwinde und hellem Wetter, nach Süden, ein wenig Oeſtlich. Um 10 Uhr lag die Spitze der großen Ladrone gegen Norden 40 Gr. Oeſtlich, ſieben große Seemeilen entfernt. Unſre Breite war zu Mittage 21 Gr. 38 Min. N. und die Länge 246 Gr. 4 Min. Weſtlich. Vom 10ten bis zum 13ten hatten wir gemeiniglich einen mäßigen Oſtwind und ſchönes Wetter. Morgens den 13ten, ſahen wir gegen Nordweſten ein fremdes Segel. Unſre Breite war um Mittag 18 Gr. 1 Min. Nördlich. Nachmittags ging das Segel nahe bei dem King George vorbei, und wir erfuhren von Kapitain Portlock, daß es der Kaiſerliche Adler, Kapitain Berkley, wäre, und daß er nach der Inſel Mauritius ginge.

Vom 17ten bis zum 20ten hatten wir einen ſtarken Paſſatwind und ſchönes helles Wetter. Am 20ten um 11 Uhr Morgens, ſahen wir gegen Südweſten die

1788. Februar.

Inſel Pulo Sapata, ungefähr in einer Entfernung von vier großen Seemeilen. Dieſe Inſel hat in einer gewiſſen Weite viele Aehnlichkeit mit einem Chineſiſchen Schuh.

Um Mittag lag die Inſel gegen Süden 67 Gr. Weſtlich, in einer Entfernung von drei Meilen, und ein kleiner Felſen Weſtwärts gegen Süden 85 Gr. Weſtlich. Unſre Breite war 10 Gr. 4 Min. Nördlich, und die Länge 250 Gr. 36 Min. Weſtlich. Wir hatten vom 16ten an, da wir uns in 15 Gr. 33 Min. befanden, faſt Südweſtlich geſteuert.

Am 21ſten, da wir in 8 Gr. 44 Min. N. Breite waren, fanden wir eine ſtarke Ströhmung, die nach Südweſten ging. Nachmittags den 23ſten hatten wir 5 Gr. 31 Min. N. Breite, und 254 Gr. 56 Min. Länge, und richteten nun die Segel wieder näher an den Wind nach S. S. O. Um 6 Uhr Morgens den 25ſten, ſahen wir in einer Entfernung von vier großen See-Meilen eine Reihe Inſeln, die in den Seekarten die Anambas heiſſen, und ſich von O. N. O. nach S. O. bei Oſten erſtrecken, und bald darauf eine kleine felſichte Inſel, Pulo Damar genannt, gegen Süden. Um Mittag lag die felſichte Inſel gegen Norden 37 Gr. Oeſtl. vier oder fünf große See-Meilen entfernt. Unſre Breite war 2 Gr. 36 Min. N. die Länge 255 Gr. 3 Min. Weſtlich, und das Wetter außerordentlich heiß und ſchwül. Wir trafen eine Ströhmung an, die ſtark nach Südweſten trieb. Den 26ſten um 11 Uhr Vormittags lag das Land gegen Süden 40 Gr. Weſtl. ungefähr in einer Entfernung von ſieben großen See-Meilen. Die Breite war Mittags 1 Gr. 11 M. N. Um 6 Uhr Nachmittags lag die Inſel Panſang N. W. bei W. fünf große See-Meilen weit von uns. Die Nacht über hatten wir in allen Himmelsgegenden ſtarke Blitze. Morgens, den 27ſten ſahen wir die Inſel Daminis gegen Südweſten. Unſre Breite war Mittags 8 Min. Südlich; wir hatten ſchwache Winde und ſchönes Wetter. Um 6 Uhr ſahen wir Pulo-Jaya; es lag gegen S. 49 Gr. W., die Bergſpitze von Linging aber nach N. 64 Gr. Weſtlich. Die Tiefe des Meeres war 14 Faden. Um 7 Uhr nahmen wir einige Segel ein, und um 10 Uhr legten wir unter unſern Braamſegeln bei. Die Tiefe war von 8 bis 16 Faden, und der Boden ſandicht. Die Nacht hindurch legten wir fleißig um, je nachdem wir es nöthig fanden, und um 5 Uhr Morgens den 28ſten ſegelten wir wieder an, wo-

1788. Februar. bei wir uns mit einem mäßigen Oſtwinde Südwärts hielten. Um 8 Uhr lag Pulo Taya gegen N. 50 Gr. Weſtlich. Um 11 Uhr ſtarb Herr Wiliam Lauder, unſer Wundarzt. Er war kurz vorher, ehe wir Wampo verlieſſen, krank geworden. Wir hatten eine beträchtliche Zeit große Hofnung, daß er wieder geneſen würde; denn er war jung, von geſunder Leibeskonſtitution, und nicht durch Schwelgerei oder andre Ausſchweifungen geſchwächt. In der That glaubte er ſelbſt dies bis ſehr kurz vor ſeinem Ende; aber ſeine Krankheit widerſtand den Heilkräften der Medicin, und er ergab ſich mit der größten Faſſung in den göttichen Willen, denn er war bis zum letzten Augenblicke vollkommen ſeiner bewußt.

Mittags ſahen wir eine Reihe von Inſeln, welche ſich von S. bei O. bis nach O. N. O. erſtreckten, und von denen die nächſte ungefähr drei Meilen weit entfernt war. Pulo Taya lag gegen N. 30 Gr. Weſtlich, in einer Entfernung von ſieben großen Seemeilen. Unſre Breite war 1Gr. 13 Min Südlich. Um 4 Uhr Nachmittags lag die Hauptmaſſe von dem Berge Monopin, auf dem Ufer von Banka, gegen S. 50 G. Oeſtlich. Um 6 Uhr war die Tiefe 11 bis 16 Klaſter auf lehmichtem Grunde; und bald nachher ſahen wir ein fremdes Schiff nach Nordweſten zu. Um 7 Uhr nahmen wir einige Segel ein, ſetzten die übrigen ganz nahe an den Wind, und legten die Nacht über um, je nachdem wir es nöthig fanden. Die Tiefe war von 16 bis 23 Faden. Um 5 Uhr Morgens den 29ſten ſegelten wieder an. Um 8 Uhr lag der Berg Monopin gegen Oſten, in einer Entfernung von ſechs großen Seemeilen. Dieſen Nachmittag ſenkten wir Herrn Lauder's Leichnam in die Tiefe. Er war der erſte, den wir während der Reiſe durch den Tod verloren hatten.

Um Mittag lag der Berg Monopin gegen Norden 10 Gr. Weſtlich, ungefähr fünf große Seemeilen von uns entfernt. Unſre Breite war 2 Gr. 14 Min. Südlich. Um 1 Uhr ſahen wir gegen O. S. O. einige Felſen vier Meilen weit von uns. Hierauf nahmen wir einige Segel ein, und ſetzten die übrigen dem Winde näher nach Oſten zu. Das fremde Schiff war gegen N. N. W. zu ſehen. Die Tiefe betrug zwiſchen 8 und vierzehn Faden auf einem ſchlammigen Grunde. Um 3 Uhr ſahen wir das Ufer von Summatra, das gegen Süden 40 Grad Oeſtlich lag; das Wetter war gelinde und trübe, dabei hatten wir auch häufige Regengüſſe.

Um

Um 7 Uhr lieſſen wir in elf Faden und auf lehmichtem Boden einen Anker aus. Die Nacht über hatten wir ſehr ſtarke Blitze rund um uns her. Hier fanden wir, daß die Fluth in der Richtung von O. S. O. jede Stunde drei Meilen lief. 1788. März.

Um 5 Uhr Morgens den $1^{\text{ſten}}$ März lichteten wir, und ſegelten weiter. Den Vormittag über hatten wir Windſtöße mit Donner, Blitz und ſchwerem Regen. Um Mittag befand ſich das fremde Segel gegen Norden bei Weſten, ungefähr ſechs Meilen weit von uns. Einiges hohe Land an dem Ufer von Banka lag N. N. O., und ein Theil des Ufers von Summatra S. bei W., ungefähr in einer Entfernung von drei Meilen. Wir hatten zwölf Faden Tiefe. Den Nachmittag kamen Windſtöße bei einem ſehr heftigen Gewitter, mit Blitz und ſchwerem Regen. Um 3 Uhr nahmen wir einige Segel ein, und gingen vor einem Holländiſchen Kriegesſchiffe vorbei, welches vor Anker lag. Um 5 Uhr kam das fremde Segel, das wir ſeit einigen Tagen geſehen hatten, zu uns; und es zeigte ſich, daß es der Landsdowne, ein Indienfahrer, unter Kapitain Storey, war. Um halb ſechs Uhr ankerten wir in $9\frac{1}{2}$ Faden auf ſchlammigem Boden, wobei die Küſte von Summatra S. S. W. vier Meilen von uns lag. Die Nacht hindurch hatten wir beſtändig heftige Blitze; das Wetter war ausnehmend beklemmend und ſchwül.

Den 2ten um 5 Uhr Morgens lichteten wir die Anker, und ſegelten in Geſellſchaft des Landsdowne. Die Tiefe wechſelte hier von acht oder zehn bis weniger als drei Klafter ab; der Grund iſt Sand und Schlamm. Da der Wind leicht und veränderlich war, ſo ſetzten wir die Segel dem Winde näher Nordwärts, und kamen gut nach der Küſte von Summatra hinüber, wodurch wir das ſeichte Waſſer ganz vermieden. Um 6 Uhr that der Landsdowne einen Nothſchuß; wir lieſſen hierauf in $6\frac{1}{2}$ Faden einen Anker aus, und ſetzten unſer Wallfiſchboot aus, um dem Kapitain Storey beizuſtehen; aber unſer Boot lief voll Waſſer. Wir zogen es deshalb wieder auf, und die Zimmerleute reparirten es vor der Hand. Um 7 Uhr ging Kapitain Dixon in das Boot, um dem Landsdowne beizuſtehen. Um 3 Uhr Morgens am 3ten kehrte er wieder an Bord zurück. Der Landsdowne war, wie es ſcheint, an den kleinen Sandbänken von Luſſipara auf den Grund gekommen, aber bald ohne Schaden wieder davon abgewunden worden.

1788. März. Um 5 Uhr wanden wir das Ankertau auf, um bereit zu ſein, ſo bald Kapitain Portlock das Zeichen zum Lichten gäbe; aber wir hatten den Vormittag über nur ſchwache Winde, die zuweilen von Windſtillen unterbrochen wurden. Unſre Breite war um Mittag 3 Gr. 9 Min. Südlich. Die erſte Landſpitze lag gegen N. 20 Gr. W. in einer Entfernung von drei Seemeilen. Bald nach 12 Uhr lichteten wir und ſegelten an; das Waſſer war von 4½ bis 6 Faden tief. Um 4 Uhr lag die Inſel Luſſipara gegen N. 88 Gr. Oeſtlich, ſechs Meilen weit von uns, und die äußerſten Enden des Südwärts gelegenen Landes in Süden 65 Gr. Weſtlich. Um 8 Uhr lag Luſſipara gegen N. 14 Gr. Weſtlich. Die Tiefe betrug 4 Klafter, und der Grund war ſchlammicht.

Da wir nun durch die Meerenge von Banka hindurch waren, gingen wir die Nacht über fort. Das Wetter war wolkicht, und es blitzte beſtändig. Am 4ten hatten wir den Nachmittag über ſechs bis neun Faden tiefes Waſſer auf einem ſchlammichten Boden. Bis zum 6ten gab es wenige Veränderung. Das Wetter war äußerſt drückend und ſchwül, und das Thermometer ſtand oft auf 92 Grad. Schwache veränderliche Winde, von Windſtillen unterbrochen, nöthigten uns häufig, einen Anker auszuwerfen. Unſre Breite war Mittags den 6ten 4 Gr. 17 Min. Südlich. Um 6 Uhr Nachmittags am 7ten ſahen wir die Schweſtern, die nach S. W. bei W. lagen, in einer Entfernung von vier Meilen. Die Tiefe war elf Faden, und der Grund ſchlammicht. Mittags den 8ten lagen die Schweſtern gegen S. 40 Gr. Weſtlich, ſechs Meilen weit von uns, und das hohe Land an der Küſte von Summatra gegen S. 41 Gr. Weſtlich; die Breite war 4 Gr. 55 Min. Südlich, und die Tiefe elf bis dreizehn Faden auf einem ſchlammigen Boden.

Um 6 Uhr Nachmittags lieſſen wir in 10 Faden auf ſchlammigem Boden den kleinen Buganker aus. Die Schweſtern lagen gegen S. 17 Gr. Weſtlich. Die Nacht über hatten wir einige ſchwere Windſtöße aus S. S. W. mit vielem Donner und Blitz und eine ſehr unruhige See. Den 9ten, Morgens um 4 Uhr, fanden wir, daß das Schiff ſeinen Anker ſchleppte; wir hoben ihn daher auf, und ſegelten dann fort. Um 8 Uhr war das Wetter gemäßigt, und um 10 Uhr hatten wir faſt eine Windſtille; wir lieſſen daher den beſten Buganker in 11 Faden Waſſer aus. Die Schweſtern lagen gegen S. 25 Gr. Weſtlich; unſre Breite war 4 Gr. 57 Min. Südlich. 1711. März.

Von dieſem Tage bis zum 12ten hatten wir wenige Veränderung und nur ſchwache veränderliche Winde mit Windſtillen dazwiſchen, die uns häufig zu ankern nöthigten, ſo daß wir ſehr wenig weiter fortkamen. Den 12ten Mittags war unſre Breite 5 Gr. 22 Min. Südlich. Die äußern Enden von dem Lande, das wir vor uns ſahen, erſtreckten ſich von S. 20 Gr. Oeſtlich, bis gegen Norden 20 Gr. Weſtlich ungefähr 3 Meilen vom Summatra-Ufer entfernt. Dieſen Vormittag paſſirten wir zu unſrer großen Freude die Schweſtern, zwei ſehr kleine Inſeln, die wir ſeit dem 7ten immer im Geſichte gehabt hatten. Um 2 Uhr lieſſen wir in 11 Faden den beſten Buganker aus.

Den Nachmittag und den größten Theil der Nacht hindurch hatten wir Windſtöße mit beſtändigem Regen.

Den 13ten früh Morgens lichteten wir und ſegelten fort. Da der Wind ſchwach ward, und ſich faſt legte, ſo ſetzten wir um 10 Uhr das Wallfiſchboot aus, und ſchickten es voran, das Schiff zu bugſiren. Nord-Eiland, wo wir ankern wollten, um unſre Waſſerfäſſer wieder aufzufüllen, lag gerade vor uns, ungefähr acht Meilen entfernt. Da wir um 11 Uhr keinen Wind hatten, und die Fluth gegen uns war, ſo lieſſen wir, beinahe Nord-Eiland gegenüber, einen Anker fallen. Unſre Breite betrug um Mittag 5 Gr. 35 Min. Südlich. Als um 1 Uhr ein Wind aufſtieg, lichteten wir und rückten weiter fort. Da wir um 3 Uhr ziemlich gut in die Rhede eingelaufen waren, ſo lieſſen wir in 9 Faden, auf ſchlammigem Boden, den beſten Buganker aus, und befeſtigten das Schiff mit dem großen Flußanker und dem Strohmtaue. Nord-Eiland lag N. O. bei Norden 3 Meilen weit von uns. In der Rhede lagen drei Holländiſche Schiffe, die nach Batavia gehörten.

Um 5 Uhr Morgens, den 14ten, ward das lange Boot ausgehoben und nach Waſſer an das Ufer geſchickt. Unſre Leute fanden vortrefliches Waſſer am Summatra-Ufer, ungefähr 500 Schritte vom Geſtade, ſo daß Mittags den 15ten alle unſre Waſſerfäſſer gefüllt waren. Wir brauchten noch etwas weniges zur Ergänzung unſeres Vorrathes von Brennholz; aber da es an der Küſte von Summatra eine

1788. März. Menge Einwohner giebt, ſo fürchteten wir, daß das Holzfällen daſelbſt mit Schwierigkeit verbunden ſein möchte. Es wurden alſo Nachmittags den 15ten aus beiden Schiffen Leute abgeſchickt, um dies Geſchäft auf Nord-Eiland zu verrichten, da uns dort weder Einwohner noch ſonſt etwas hindern konnte, uns mit der nöthigen Quantität zu verſorgen. Um 6 Uhr kehrten die Leute an Bord zurück, nachdem ſie uns eine hinreichende Menge Holz verſchaft hatten.

Nord-Eiland iſt ſehr klein, und hat vielleicht nicht über zwei Meilen im Umfange. Es iſt ganz mit Bäumen von mancherlei Arten bewachſen, von denen viele, wie ich glaube, auch in unſren Weſtindiſchen Inſeln gefunden werden. Da ſie ſtets mit einem ſchönen Grün bekleidet ſind, ſo dienen ſie den Vögeln, deren es hier eine große Menge giebt, zu einem vortreflichen Zufluchtsort. Wie ich glaube, findet man kein Waſſer auf dieſer Inſel, und ſo iſt Holz der einzige Artikel, welchen die in der angränzenden Rhede vor Anker liegenden Schiffe von dieſem Platze bekommen können. Die Einwohner von Summatra ſind Malayen, und viele von ihnen bewohnen dieſen Theil der Inſel, ſowohl um aus Schiffbrüchen, oder von Schiffen die ſich in Noth befinden, jeden ihnen nur möglichen Vortheil zu ziehen, als auch um mit denen, welche gelegentlich hier ankern, zu handeln.

Ich habe ſchon ehemals bemerkt, daß die Einwohner der Sandwich-Inſeln aller Wahrſcheinlichkeit nach, von dieſem Volke abſtammen; und es findet, meiner Meinung nach, eine augenſcheinliche Aehnlichkeit zwiſchen ihnen in Anſehung der Geſtalt und der Geſichtszüge, Statt. Die Malayen haben zwar eine dunklere Farbe; allein dies mag wohl von der auſſerordentlich großen Sonnenhitze herrühren.

Wir kauften von einem Malayiſchen Boote einige Seeſchildkröten zur Schiffskonſumtion. Sie handeln auch mit Wacholderbrandwein, mit Arrak, Geflügel; Kürbiſſen, Piſangs u. ſ. w. Ein Dutzend elender Hühner verkauften ſie für einen Thaler, und ſo die andren Artikel verhältnißmäßig. Die Holländer haben häufig an dieſen Booten Antheil, und dies war der Fall auch bei dem, mit welchem wir handelten.

Als wir unſern Holz- und Waſſervorrath ergänzt hatten, machten wir den 16ten das Schiff los. Um 7 Uhr lichteten wir den Anker, und ſegelten bei einem friſchen Winde aus W. N. W. und wolkichtem Wetter nach der Meerenge von Sunda zu. Gegen Mittag hatten wir häufige Windſtöße und ſchweren Regen. Da der Wind ſchwach und veränderlich ward, ſo lieſſen wir um 1 Uhr in 20 Faden einen Anker aus. Die Schiffe in der Rhede von Nord-Eiland lagen gegen N., ungefähr ſechs Meilen weit von uns, und die Queer im Wege-Inſel gegen S. 7 Gr. Oeſtlich. Das Wetter war den Nachmittag über gemäßigt und wolkicht; aber in der Nacht hatten wir häufige Windſtöße und ſchweren Regen mit Donner und Blitz. 1788. März.

Den 17ten Morgens um 7 Uhr lichteten wir die Anker, und ſegelten bei einem mäßigen Weſtwinde fort. Um Mittag lag die Bergſpitze Krakatoa gegen W. S. W. ungefähr in einer Entfernung von 9 Meilen. Unſre Breite war 5 Gr. 59 Min. Südlich. Da ſich gegen Abend der Wind nach Süden drehete, ſo ankerten wir um 6 Uhr in 32 Faden auf ſchlammigem Boden. Der Mittelpunkt der Queer im Weege-Inſel lag gegen N. 58 Gr. Oeſtl., die Bergſpitze Krakatoa gegen W. halb S., und die Prinzeninſel gegen S. 42 Gr. Weſtlich.

Vom 17ten bis zum 22ſten hielten wir uns in der Meerenge, faſt ohne um etwas weiter zu kommen. Des Vormittags hatten wir immer Windſtillen und bisweilen ſchwache Winde aus Südweſten. Um Mittag erhob ſich gemeiniglich ein ziemlicher Wind aus Nordweſten, der gegen Abend ſich ſtets nach Süden umſetzte. In den Nächten kamen gemeiniglich Windſtöße mit ſchwerem Regen und anhaltenden Gewittern; auch trieb meiſtentheils eine ſtarke Ströhmung nach Nordoſten.

Nachdem wir uns den 20ſten einige Stunden gegen Nordweſten gehalten hatten, ankerten wir um 6 Uhr Nachmittags in 32 Faden auf einem Grunde von weichem Schlamme. Die äuſſern Enden von Krakatoa lagen von S. 65. Gr. Weſtlich, nach Norden 65 Gr. Weſtlich, 6 Meilen weit von uns. Da ſich Windſtöße erhoben, ſo nahmen wir die große Braamſtangen-Raaen ab. Den ganzen 21ſten hindurch hatten wir ſchwache ungünſtige Winde. Vormittags waren die Leute damit beſchäftigt, das Tauwerk der Fockeſtange in Ordnung zu bringen. Eine Holländiſche Schnau hatte den 20ſten Abends beinahe eine Meile von uns geankert. Da Kapitain Dixon gern einigen Reiß von ihr haben wollte, und wir auch Verſchiedenes zur Ausbeſſerung des Tauwerks nöthig hatten; ſo ward Nachmittags das Wallfiſchboot ausgeſetzt, und Herr Karew, unſer erſter Steuermann, an Bord

1788. [illegible] der Schnau ausgeſchickt, um zu fragen, ob der Holländer uns mit irgend einem dieſer Artikel aushelfen könnte; aber Myn Heer war davon eben ſo entblößt, als wir ſelber.

Um 5 Uhr Morgens den 22ſten lichteten wir und ſegelten an; allein da der Wind ſchwach und unveränderlich ward, und die Strömung gegen uns lief, ſo ankerten wir, kurz vor Mittage, mit dem kleinen Buganker in 26 Faden auf einem ſchlammigen Boden. Die Bergſpitze auf Krakatoa lag W. bei S. ungefähr 5 Meilen weit von uns. Da das Wetter ſchön und ſtill war, ſo ergrif Kapitain Dixon dieſe Gelegenheit, unſern Waſſervorrath zu ergänzen. Um 1 Uhr wurden das Wallfiſchboot und die Jölle ausgeſetzt, und unſer Kapitain nahm in dieſer Abſicht 10 Mann mit ſich ans Ufer. Die Boote kehrten um 6 Uhr zurück, und brachten 3 Fäſſer Waſſer; denn mehr leere Fäſſer hatten wir nicht gehabt. Unſre Leute hatten eine gute Quantität Kokosnüſſe und Kürbiſſe gekauft; ſie bekamen von den erſtern für einen Thaler 40, und von den letztern für eben das Geld 15 Stück. Obgleich die Inſel Krakatoa die geſundeſte von allen denen iſt, die mit ihr faſt einerlei Lage haben; ſo finde ich doch, daß ſie nur wenige Einwohner hat, welche Malayen zu ſein ſcheinen. Der Hauptgrund, weshalb nicht viele Leute hier wohnen, liegt vermuthlich darin, daß nur wenige Schiffe bei dieſer Inſel wegen Erfriſchungen anlegen, ſondern gemeiniglich zur Prinzeninſel fortgehen, welche Alles, was in jenem Ort Eigenthümliches iſt, in gleichem Ueberfluſſe hervorbringt, und einen weit bequemeren Ort zum Waſſereinnehmen hat. Die Produkte dieſes Ortes ſind faſt einerlei mit denen auf Summatra: nehmlich Geflügel, Kokosnüſſe, Kürbiſſe u. ſ. w. Wir kauften eine Anzahl Seeſchildkröten zur Schiffskonſumtion.

Den ganzen 23ſten hindurch hatten wir Südliche Winde; dies hielt uns ab, die Anker zu lichten. Den größten Theil des Tages beehrte uns Kapitain Portlock mit ſeiner Geſellſchaft an Bord.

Um 4 Uhr Morgens am 24ſten beantworteten wir des King George's Signal, die Anker zu lichten; und um 5 Uhr thaten wir es, ſegelten an, und hielten uns bei einem friſchen Winde von Südweſten Südwärts. Bis hieher hatten wir uns bemühet, zwiſchen der Prinzeninſel und Krakatoa aus der Meerenge zu kommen; aber nun gaben wir dies Vorhaben auf, und beſchloſſen, die Durchfahrt zwiſchen der Prinzeninſel und dem Vorgebirge von Java zu verſuchen. Um Mittag lag die Spitze von Krakatoa gegen N. 18 Gr. Weſtl. die äuſſerſten Enden von der Prinzeninſel von S. 50 Gr. W. bis W. S. Weſt. Eine hohe Landſpitze am Ufer von Java lag gegen Süden; von dem nächſten Lande ungefähr fünf groſſe Seemeilen entfernt. Die Breite war 6 Gr. 21 Min. Südlich. Den Nachmittag über legten wir zwiſchen der Prinzeninſel und Java um, je nachdem es nöthig war. Es erhoben ſich von Weſten her gewaltige Wogen; wir hatten von 43 bis 36 Faden Tiefe auf einem ſchlammigen Boden. Um 9 Uhr Abends lieſſen wir in 42 Faden einen Anker aus. Das hohe Land an der Prinzeninſel lag gegen Süden 76 Gr. Weſtlich. 1788. März.

Um 4 Uhr Morgens den 25ſten lichteten wir, und ſegelten bei einem friſchen Weſtwinde und wolkichtem Wetter fort. Um Mittag lagen die äuſſerſten Enden der Prinzeninſel von W. N. W. bis S. 65 Gr. Weſtlich; die ſtumpfe Bergſpitze auf Java gegen S. W. bei S. ungefähr vier Seemeilen von uns. Die Breite war 6 Gr. 33 Min. Nachmittags drehte ſich der Wind nach Südweſten, ſo daß wir (da wir ſahen daß wir rückwärts gingen) um 6 Uhr in 40 Faden auf ſchlammigem Boden ankerten.

Den 26ſten um 9 Uhr Morgens lichteten wir, da wir einen günſtigen ſtarken Weſtwind bekamen, welcher uns groſſe Hoffnung gab, daß wir vom Lande kommen würden. Den Vormittag über, waren wir beſchäftigt, uns durch die Durchfahrt zwiſchen der Prinzeninſel und dem Vorgebirge von Java hindurch zu arbeiten. Um Mittag lagen die äuſſerſten Enden von der Prinzeninſel von S. 65 Gr. Weſtl. bis N., und das Vorgebirge von Java gegen S. W. bei S., in einer Entfernung von vier Meilen. Unſre Breite war 6 Gr. 36 Min. Südlich.

Ungefähr um 2 Uhr, als wir gerade in der Durchfahrt zwiſchen dem Vorgebirge von Java und den Coblers (einer Gruppe von Felſen, der Prinzen-Inſel gegenüber) waren, legte ſich der Wind, und die Fluth trieb uns gerade auf das Ufer von Java. Wir befanden uns einige Zeit in einer ſehr gefährlichen Lage; denn wir konnten das Schiff unmöglich umlegen: und was noch ſchlimmer war, die Tiefe iſt dicht am Ufer beinahe 50 Klafter, und der Grund beſteht aus ſcharfen Felſen, ſo daß wir wenig Hülfe von unſern Ankern erwarten konnten.

1788. März. Aber zu unſrer groſſen Freude ſtieg der Wind in weniger als einer halben Stunde wieder auf, und um 4 Uhr Nachmittags waren wir ganz auſſer aller Gefahr. Die Felſen des Vorgebirges von Java lagen nun gegen N. 85 Gr. Oeſtlich, und die Spitze von der Prinzen-Inſel gegen Norden 5 Gr. Oeſtlich fünf Meilen weit von der Küſte von Java. Um 6 Uhr lag das Vorgebirge von Java gegen N. O. bei N. ſechs groſſe Seemeilen weit von uns. Da wir nun ganz vom Lande entfernt waren, ſo lieſſen wir unſre Anker auf den oberen Schiffsraum bringen und befeſtigen*).

Die Nacht über hatten wir Windſtöße mit Regen, und Morgens den 27ſten einen friſchen Nordweſtwind und wolkichtes Wetter. Unſre Breite war um Mittag 7 Gr. 49 Min. Südlich. Unſer einziger Wunſch iſt jetzt eine ſchnelle und ſichre Fahrt nach St. Helena; „und von da nach Alt-England," ſetze ich hinzu. Der Deinige.

Bei dem Vorgebirge vom Java, den 27. März. W. B.

Acht und vierzigſter Brief.

Die Schiffe trennen ſich — Ein ſtarker Sturm — Die Pumpen ſind mit Sand angefüllt — Sie werden ausgehoben und gereinigt — Wir fahren um das Vorgebirge der guten Hoffnung.

Unſre Fahrt iſt den Monat März hindurch, beſonders als wir die Meerenge von Banka paſſirten, am langſamſten und bei weitem ungeſunder geweſen, als an irgend einem Orte während unſrer ganzen Reiſe. Das Land an den Küſten von Banka und Summatra iſt niedrig, flach und ſumpfig; und da wir gemeiniglich ſchwache Winde hatten, ſo war das Wetter äußerſt heiß und ſchwül. Den größten Theil unſrer Leute überfiel eine matte ſchwächende Hitze. In der That empfand

---

*) So lange das Schiff nicht weit vom Lande iſt und die Anker oft gebrauchen muß, hängen ſie an dem Vorderbuge; allein ſo bald man glaubt, ſie nicht ſo leicht mehr nöthig zu haben, werden ſie ganz oben auf den Saum des Schiffes gebracht, und da mit ſtarken Tauen ſo befeſtiget, daß ſie ſich nicht rühren können. Dies geſchieht eines Theils, damit bei ſtarken Stürmen die Anker nicht losreiſſen und verloren gehen; andern Theils, damit ſie bei dem Schwanken des Schiffes die Seite oder den Bug deſſelben nicht beſchädigen ſollen. F.

empfand auch der Stärkſte am Bord ihren Einfluß mehr oder weniger. Glücklicherweiſe hatten wir eine gute Menge Chinarinde, welche regelmäßig allen Kranken eingezeben ward; und die guten Wirkungen davon zeigten ſich bald merklich. Auch hatten wir das Glück, daß der Scharbock ſich nicht im mindeſten unter uns zeigte. 1788. März.

Kapitain **Portlock** hatte ſeit unſerer Abfahrt von China zwei von ſeinen Leuten an der Ruhr verloren, und es waren noch einige krank. Ubrigens lebte jeder wieder auf, als wir nur wieder in die offene See kamen.

Den 28^{ſten} März über hatten wir eine friſche Luft aus Nordweſten, mit häufigen Windſtößen und Regen. Nachmittags um 5 Uhr ſahen wir Nordwärts ein fremdes Segel. Die Nacht hindurch und Vormittags den 29^{ſten} war der Wind gelinder. Da das fremde Segel um 10 Uhr uns ziemlich nahe kam, ſo fanden wir, daß es der Oſtindienfahrer **Queen** unter Kapitain **Douglos** war. Mittags betrug unſre Breite 10 Gr. 17 Min. Südlich; und die Länge 255 Gr. 8 Min. W. Den Nachmittag und den ganzen 30^{ſten} über hatten wir leichte veränderliche Winde, die ſich oft in Windſtillen verloren. Vormittags um 11 kam Kapitain **Portlocks** Boot zu uns an Bord, und Kapitain **Dixon** ging an Bord des **King Georg**. Der Tag war hell und ſchön, aber auſſerordentlich ſchwül, da das Thermometer auf 89 Gr. ſtand. Die Breite zu Mittage betrug 11 Gr. 13 Min.

Abends um 6 Uhr kam Kapitain **Dixon** zurück, und benachrichtigte uns, es wäre beſchloſſen, daß die Schiffe ſich trennen und jedes den möglich geſchwindeſten Weg nach St. **Helena** ſuchen ſollte. Hierauf hielten ſich alle unſre Leute fertig, ihre Mitreiſenden beim Abſchiede mit drei Salven zu begrüßen; aber leichte und veränderliche Winde waren Schuld daran, daß die Schiffe zu dieſem Behuf nicht nahe genug an einander kommen konnten.

Den 29^{ſten} hatten wir einen friſchen Wind aus Südoſten und Oſtſüdoſten und unſer Lauf ging nach Nordweſten. Vormittags den 1^{ſten} April hatten wir unſern Reiſegefährten gänzlich aus dem Geſichte verloren: unſre Breite zu Mittage war 12 Gr. 44 Min. Südlich; und die Länge 257 Gr. 48 Min. Weſtl.

Vom 1^{ſten} bis 9ten hatten wir einen friſchen Oeſtl. Wind; das Wetter war zu Zeiten ſtürmiſch und regnicht. Mittags den 8ten befanden wir uns in 17 Gr. 50 Min. S. Breite, und 271 Gr. 16 Min. W. Länge. Unſer Lauf war ſeit eini-

1788. April. gen Tagen nach W. S. W. und W. bei S. geweſen. Von Süden her hatten wir heftige Wogen.

Vom 9ten bis 16ten hatten wir einen beſtändigen friſchen Wind aus Oſten. Das Wetter war zu Zeiten naß mit Windſtößen, obgleich ſonſt größtentheils ſchön und angenehm. Mittags den 16ten befanden wir uns in 20 Gr. 48 Min. S. Breite, und 284 Gr. 33 Min. W. Länge.

Den Abend blitzte es ſtark in Süden, und die Nacht hatten wir einen heftigen Windſtoß mit Regen. Der Wind kam aus Süden; gegen Morgen ward das Wetter gelinde; aber der Wind blies noch aus der vorigen Gegend. Mittags den 17ten war unſere Breite 21 Gr. 14 Min. Südlich, und die Länge 286 Gr. 41 Min. Weſtlich.

Bis den 21ſten hatten wir wenig Abwechſelung; aber Nachmittags um 2 Uhr kam ein Windſtoß mit ſehr heftigem Regen, durch welchen der Wind ſich nach Norden drehete. Bisweilen blies ein friſcher und ſehr leichter Wind, der ſich zu einer Windſtille neigte. Vormittags den 22ſten drehete ſich der Wind wieder nach Süden, und das Wetter wurde gelinde und wolkicht. Den Mittag war unſre Breite 23 Gr. 9 Min. Südlich; und die Länge 298 Gr. 20. Min. Weſtlich.

Den 23ſten Nachmittags um drei Uhr, als wir mit einem Winde in Süden und bei Weſten nach Weſten ſteuerten, ſahen wir in dem Striche nach Südoſten zwei fremde Segel, welche nach Nordoſten fuhren.

Vom 24ſten an bekam das Schiffsvolk zwei Quart Waſſer auf den Mann täglich, das ausgenommen, was zu dem Erbſenkochen gebraucht wurde. Mittags war unſre Breite 23 Gr. 27 Min. Südl.; und die Länge 300 Gr. 22 Min. Weſtl.

Von hier an bis zum 30ſten fiel nichts Beſonderes vor; wir hatten noch immer einen ziemlich beſtändigen Oeſtlichen Wind und größtentheils ſchönes und angenehmes Wetter. Mittags den 30ſten war unſre Breite 28 Gr. 9 Min. Südlich, und die Länge 310 Gr. 30 Min. Weſtlich. Die Abweichung der Magnetnadel iſt hier 21 Gr. nach Weſten.

Den 1ſten Mai drehete ſich der Wind nach Norden und Weſten. Jetzt, da wir in 28 Gr. 55 Min. S. Breite waren, hatten wir in der That Urſache, zu vermuthen, daß die Paſſatwinde uns verlaſſen würden, und beſonders bei dieſer Jahreszeit.

Den 4ten Mai, Morgens, zeigten ſich eine ungeheure Menge von Bonitmakrelen um das Schiff. Unſre Angeln und Haken wurden ſogleich ausgeworfen, und wir hatten guten Erfolg. Dieſe Bonitmakrelen gaben uns ein vortreflliches Gericht und eine ſehr angenehme Abwechſelung zu der gegenwärtigen Zeit, da unſer Vorrath an Eingeſalzenem alt und folglich ungeſund war. Gottlob! bemerkten wir indeß bis jetzt keine Spur des Scharbocks unter uns, welches wir vielleicht einigermaßen der Chinarinde zu danken hatten, deren Gebrauch nicht gänzlich ausgeſetzt worden war.

Es flogen auch eine groſse Menge Möwen, Meerſchwalben, braune Petrels u. ſ. w. um unſer Schiff. Ich vermuthe, daß dieſe Vögel und Fiſche von einer Art Sardellen hieher gezogen werden; denn wir ſahen eine groſse Anzahl derſelben im Waſſer, und fanden gemeiniglich einige in den Fiſchen, die wir fingen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie auf der Reiſe nach einem beſtimmten Orte ſind. Unſere Breite war 28 Gr 8 Min., und die Länge 316 Gr. 44. Min. Weſtlich.

Von hier bis zum 7ten hatten wir Südliche Winde und gelindes Wetter; die Breite war Mittags 30 Gr. 11 Min. Südlich, und die Länge 321 Gr. 58 Min. Weſtlich. Nachmittags blies der Wind friſch aus Oſten her, und die erſte Hälfte der Nacht war ſtürmiſch mit Donner, Blitz und heftigem Regen. Dies verurſachte, daß wir in unſeren Marsſegeln zwei, und im groſsen Segel Einen Reff einnahmen. Unter dieſem Segel hielten wir uns für die Nacht ſicher genug; aber gegen 2 Uhr Morgens ergriff uns ein heftiger Windſtoß aus Südweſten: nun nahmen wir die Marsſegel ganz ein, und litten glücklicher Weiſe keinen Schaden. Mit Tagesanbruch wurde das Wetter gelinder; der Wind war noch in Süden. Unſre Breite zu Mittage betrug 30 Gr. 54 Min. Südlich.

Vormittags den 9ten hatten wir einen ſtarken Wind aus Nordoſten; gegen Abend drehete er ſich nach Norden, und blies noch immer ſehr friſch. Den Abend blitzte es ſehr ſtark in Südweſten, weshalb wir die Marsſegel ganz einrefften. Wir erinnerten uns nehmlich an den Windſtoß, den wir vor kurzem empfunden hatten; indeß war die Nacht glücklicher Weiſe gelinde, und den 10ten und 11ten hatten wir leichte Südliche Winde und ſchönes Wetter. Unſre Breite Mittags den 11ten

1788. Mai. war 32 Gr. 45 Min. Südlich; und die Länge nach Mondsbeobachtungen 327 Gr. 6 Min. Weſtlich.

Den 12ten und 13ten über blies der Wind friſch aus Nordoſten; das Wetter war ziemlich gut. Unſre Breite Mittags den 13ten betrug 34 Gr. 22 Min. Südlich.

Den 14ten und den größten Theil des 15ten hindurch hatten wir wenige Veränderung; Wind und Wetter waren beinahe eben ſo, wie die vorigen Tage, wobei ſtarke Wogen von Weſten kamen. Nachmittags den 15ten war das Wetter trübe, der Wind veränderlich, und der Himmel mit ſchwarzem, drohendem Gewölke überzogen. Gegen 7 Uhr ſetzte ſich der Wind in Nordweſten, und blies ſehr ſtark. Hierauf refften wir alle Marsſegel ganz ein, zogen einen Reff im großen Segel ein, und nahmen die Braamraaen ganz herunter. Um 8 Uhr legten wir das Schiff um, und ſegelten nach Oſten. Die erſte Hälfte der Nacht blitzte es ſtark in Norden. Den 16ten um 2 Uhr Morgens, legten wir wieder um und ſegelten nach Weſten. Da der Wind ſtärker ward, ſo nahmen wir ein Reff im Fockſegel, und die Marsſegel gänzlich ein. Vormittags wurden die Braamſtengen heruntergenommen, und die Bogſprietſtenge eingezogen. Unſre Breite zu Mittage war 36 Gr. 10 Min. S.; der Wind wehete mit ununterbrochener Heftigkeit fort, wobei wir zugleich heftige Windſtöße und ſehr ungeſtüme Weſtliche Wogen hatten.

Nachmittags um 4 Uhr fanden wir die Pumpen verſtopft. Dies war in unſrer gegenwärtigen Lage ein ſehr-unglücklicher Umſtand, beſonders, da das Schiff, wenn es auf der rechten Seite lag, viel Waſſer einließ; indeß ward die Starbordpumpe ſogleich herauf gezogen, und man fand, als man ſie unterſuchte, daß ſie mit Sand angefüllt war, den wir zur Unterlage im Schiffsraume unter dem Thee gebraucht, und der ſich ohne Zweifel bei dem jetzigen ſtürmiſchen Wetter durch das Tafelwerk durchgearbeitet hatte. Nachdem die Pumpe rein gemacht war, wurden unten neun Zoll davon weggeſchnitten, und ſie ſogleich wieder hinunter geſchaft.

Das Schiffsvolk hatte ſeit einiger Zeit nur eine gewiſſe Portion Waſſer bekommen aber da das Wetter jetzt zu ſtürmiſch war, als daß es hätte können ordentlich ausgetheilt werden, ſo nahm ſich ein jeder ſo viel als er brauchte, wie ſonſt gewöhnlich.

Die Nacht über dauerte der Wind mit ununterbrochener Heftigkeit fort. Den 17ten Morgens um 6 Uhr, riß der Hauptta u des großen Stachſegels, und das Segel ging den Augenblick in Stücken. Um 7 Uhr verſtopfte ſich die Starbord-Pumpe von neuem mit Sand; daher ward ſie herausgeholt, vom Sande gereinigt und ſogleich wieder hinunter gebracht. 1788. Mai.

Da große Urſache zu vermuthen war, daß nicht alles Waſſer, welches das Schiff einließ, ſeinen Weg in die Pumpen fände, ſondern im Vordertheile des Schiffs vom Sande aufgehalten würde: ſo beſchloß Kapitain Dixon (mit Zuziehung des Rathes ſeiner Officiere,) den Vordertheil des Raums zu öffnen, um ihn zu unterſuchen *). Um 8 Uhr wurde die Vorderraum-Oeffnung aufgebrochen, und ungefähr vierzig Kiſten mit Thee herausgenommen. Den Thee fanden wir trocken und in guter Ordnung, und (zu unſrer großen Freude) war nicht der geringſte Anſchein da, daß ſich Waſſer in dieſem Theile des Schiffes verhielte.

Um 11 Uhr holten wir die Backbord-Pumpe herauf, und reinigten ſie vom Sande; aber ſie ward nicht wieder hinunter gebracht, da wir beſtändig eine Perſon im Pumpenbrunnen halten mußten, um ihn vom Sande zu reinigen. Dieſer ward in Eimern heraufgebracht; und wenn man dies nicht beſtändig that, ſo verſtopfte ſich die Pumpe ſogleich wieder.

Der Wind dauerte den Nachmittag über mit unabläſſiger Heftigkeit fort; das Schiff ſchwankte ſehr und ließ viel Waſſer ein, ſo daß es allen nur möglichen Fleiß erforderte, um den Pumpenbrunnen vom Sande zu erhalten.

Bisher hatte von unſren Leuten immer der dritte Mann die Wache gehabt; aber da das ſtürmiſche Wetter, und der unglückliche Zufall mit dem Verſtopfen unſrer Pumpen beſtändige und ununterbrochene Achtſamkeit erforderten, ſo fand es Kapitain Dixon für gut, das Schiffsvolk nur in zwei Wachen zu theilen.

---

*) In den Schiffen, welche die Oſtindiſche Kompagnie befrachtet, wird der Raum, ſobald die Waaren darin ſicher verpackt ſind, vernagelt, und weder der Kapitain, noch irgend ſonſt jemand, darf ſich unterſtehen, dieſen Raum, auſſer wenn Gefahr iſt, daß die Waaren verderben könnten, oder in andern wichtigen Fällen, zu öffnen. Aber auch dann müſſen die Officiere dem Kapitain beiſtimmen, daß die Eröffnung des Raums nöthig ſei. Dieſe Vorſicht beobachtet man, weil ſonſt leicht die Waaren von untreuen Händen könnten beſtohlen werden. F.

1788. Mai. In der Nacht ließ der Wind etwas nach, und den 18ten früh um 7 Uhr ward das Wetter gelinder mit leichten Winden und einer ungeſtümen See von Süden her. Hierauf ſetzten wir die Marsſegel mit allen Reffen ein.

Gegen 8 Uhr fanden wir ein Leck unter den hinteren Inhölzern. Wir brachten daher eine Menge Artikel, die im engen Hinterſchiffsboden ſteckten, und uns einigermaßen unnütz waren, herauf, und warfen ſie über Bord. Nach unſrer Beobachtung zu Mittage waren wir in 36 Gr. 30 Min. S. Breite. Den Nachmittag über hatten wir leichte Winde, welche ſich zu einer Windſtille neigten, und zugleich noch immer ſehr ungeſtüme Queerwogen, durch welche das Schiff außerordentlich ſchwankte. Den Abend um 8 Uhr erhob ſich ein friſcher Wind von Norden her, und ward in der Nacht ein ſtarker Wind. Wir hatten noch immer heftige Wogen von Süden her.

Den 19ten, Morgens, hatten wir einen friſchen Wind aus Nordweſten, mit häufigen Windſtößen. Die Pumpe erforderte noch immer beſtändige Aufmerkſamkeit; denn das Bewegen des Schiffes machte, daß der Sand ſich beſtändig durch das Tafelwerk arbeitete, und es war äußerſt nothwendig, die Pumpe rein zu halten, da wir hierdurch verhinderten, daß das Waſſer ſich nicht in irgend einen andern Theil des Schiffes ſetzte. Unſre Breite war Mittags 37 Gr. 36 Min. Südlich, und die Länge 336 Gr. 50 Min. Weſtlich. Aber die Länge konnten wir nicht als zuverläſſig anſehen: unſre heutige Breite zeigte augenſcheinlich, daß eine ſtarke Ströhmung von Süden her kam, und es war ſehr ungewiß, ob ſie uns nicht zu gleicher Zeit gegen Oſten getrieben hätte. Doch beſchloß Kapitain Dixon, auf alle Fälle gegen Norden zu ſegeln, da der Wind ſtark Nordweſtlich wehete. Dieſen Nachmittag fand man, daß unſer Pulver aus den Fäſſern los und verdorben war. Wir warfen hierauf vier Fäßchen über Bord, und hoben nur ſo viel auf, als wir zu Signalen und zufälligen Ereigniſſen brauchten.

Von dieſem Tage bis den 20ſten gegen Mittag hatten wir wenige Veränderung. Der Wind blies noch ſtark Nordweſtlich, und ward von einigen Windſtößen begleitet. Unſre Breite betrug 36 Gr. 57 Min. Südlich. Da wir die letzten vier und zwanzig Stunden beinahe Nördlich geſegelt waren, ſo beſtätigte dieſe Bemerkung unſre Vermuthung in Anſehung einer Südlichen Ströhmung. Ob ſie gegen Oſten oder Weſten liefe, war übrigens nicht leicht zu entſcheiden; doch konnten wir aus einigen Gründen glauben, daß ſie Südöſtlich wäre. Den Nachmittag erhob ſich ein Weſtwind, und während der Nacht wechſelte er mit einem Süd- und Südöſtlichen ab; aber ſobald er aus Süden kam, ward er ſchwächer. 1771. Mai.

Den 21sten Morgens, erhob ſich ein ſtarker O. N. Oſtwind. Wir ſegelten hierauf ſo ſchnell als möglich, da wir gern jede Gelegenheit ergriffen, um gegen Norden und Weſten zu kommen. Unſre Breite war Mittags 36 Gr. 40 Min. S. und die Länge 337 Gr. 20 Min. Weſtlich. Den Nachmittag ward der Wind ſtärker, Abends drehete er ſich gegen Norden, und blieb ſo ſtark. Es kamen mitunter heftige Windſtöße, die uns nöthigten, die Marsſegel einzuziehen, und im großen, wie auch im Fockeſegel, Reffe einzunehmen. Gegen den Morgen am 22sten ward es ruhig, und mit Tagesanbruch ſegelten wir noch immer gegen Norden. Wir hatten trübes Wetter mit Regen, und Mittags 36 Gr. S. Breite.

Den 23sten Vormittags war es ſehr ſtürmiſch mit Regen. Wir refften daher die Marsſegel ganz ein, und holten unſere Braamſtengen herunter. Ungefähr um 10 Uhr überfiel uns ein heftiger Windſtoß; aber da wir aus Vorſorge die Segel eingezogen hatten, ſo that er uns weiter keinen Schaden, als daß er unſere Fockeſtag-Segel zerſplitterte. Unſere Beobachtungen zu Mittage zeigten 33 Gr. 48 Min. S. Breite.

Den 24sten um 3 Uhr Morgens warfen wir das Blei in ſieben Faden auf einem weichen Grunde. Dies zeigte an, daß wir auf der Banke von Lagullas waren; und wir dreheten nun das Schiff, mit einem ſchwachen abwechſelnden Winde. Bei Tagesanbruch war das Wetter ziemlich ruhig, und wir ſpannten unſre Segel wieder auf. Um 7 Uhr ſahen wir ein großes Schiff gegen Nordoſten, das Nördlich lief. Unſre Breite Mittags war 35 Gr. und 36 Min. Südlich.

Ich hätte bemerken ſollen, daß der Wind bei der ſchlechten Witterung gewöhnlich Nordweſtlich war, und wenn er ſich gegen Oſten oder Süden wendete, ſchwach und unbeſtändig wurde. Wir mußten uns daher ſo oft drehen, als es ſich mit unſrer Fahrt nach Weſten vertrug, da es überdies wahrſcheinlich war, daß die vorher erwähnte Ströhmung unſern Fortgang etwas gehemmt hatte.

1788. Mai. Den Nachmittag und die Nacht hatten wir ſtarken Nordweſt-Wind und ſtürmiſches Wetter. Hierbei ſegelten wir gemächlich, und legten das Schiff gelegentlich um.

Bei Tagesanbruch den 25ſten, ſpannten wir, da das Wetter ruhig war, unſre Segel auf. Der Wind war noch immer Nordweſtlich. Um 8 Uhr näherte ſich uns das Schiff, das wir dieſe vier und zwanzig Stunden geſehen hatten, und ſprach mit uns. Es war der Lansdowne, vom Kapitain Storey kommandirt, der, wie ſchon erwähnt worden iſt, in der Straße von Banka feſt ſaß, aber die Straße von Sunda eine Woche vor uns verließ. Da man ihn für einen der beſten Segler hält, ſo belebte der Umſtand, daß wir ihn jezt ſahen, einen jeden von uns mit neuem Muthe, beſonders wenn wir unſer ſchlechte ſegelndes Schiff damit verglichen, und nun fanden, daß wir bei allem gerühmten Vorzuge jenes Schiffes, und ungeachtet der Zeit, die es vor uns voraus hatte, dennoch mit ihm gleich weit waren.

Kapitain Storey benachrichtigte uns, daß er ſich ſeit dem 15ten, (zu eben der Zeit, da wir den Sturm ausſtanden,) immer um das Kap herum gedrehet hätte; aber er gab keine Urſache ſeines langen Aufenthaltes an. Unſre Beobachtungen zu Mittage zeigten 35 G. 32 Min. S. Breite, und die Mittelzahl einiger Mondsbeobachtungen 337 Gr. 48 Min. W. Länge.

Weil der Wind den 26ſten aus Nordweſten blies, ſo beſchloß unſer Kapitain, ſich gegen Südweſten zu halten, indem er auf eine Aenderung des Windes hoffte. Da die Witterung jezt mäßig und ziemlich beſtändig war, ſo erhielt das Schiffsvolk die vormalige Portion Waſſer. Unſre Breite war zu Mittag 36 Gr. 17 Min. Südlich. In der Nacht ſezte der Wind ſich nach S, S. O. um, und den 27ſten Vormittags erhob ſich ein ſtarker Wind. Wir ſpannten hierauf alle Seegel auf, und ſteuerten N. W. bei W. Unſre Breite Mittags war 36 Gr. 12 Min. Südlich, und die Länge 339 Gr. 39 Min. Weſtlich. Aber wir hatten dieſen günſtigen Wind nur eine kurze Zeit; denn Nachmittags änderte er ſich in einen ſehr heftigen Nordweſtwind. Gegen Abend ward er ſehr ſtark, und wüthete die ganze Nache hindurch mit unabläſſiger Heftigkeit, wobei wir ſtarke Windſtöße mit Regen und Bliz, und eine hohe See hatten. Gegen Morgen ließ der Sturm nach, und Vormittags hat-

ten

ten wir leichte Winde und heftige Queerwogen, die das Schiff ſehr hin- und her warfen. 1788. Mai.

Einige Tage vor dieſem Sturme hatten wir faſt keinen Sand aus dem Brunnen geholt, und die Pumpe ſtand unbeweglich; aber jetzt zwang uns die Bewegung des Schiffes, ſie wieder aufzunehmen, und wir holten beinahe eben ſo viel Sand heraus, als das erſtemal, da ſich dieſer unglückliche Zufall ereignete. Unſre Breite war zu Mittage 37 Gr. 11 Min. Südlich, das Wetter ſtürmiſch mit Regen vermiſcht, und der Wind beſtändig Nordweſtlich. Abends um 8 Uhr erhob ſich, zu unſrer großen Freude, ein ſtarker Wind von Südoſten; während der Nacht war er ſehr heftig, wobei es öftere Windſtöße, beſtändigen Regen und Blitze gab. Wir ſpannten alle Seegel auf, die wir mit Klugheit brauchen konnten; denn es lag uns ſehr viel daran, um das Vorgebirge herum zu kommen. Den 29ſten wehete der Wind ſtark aus der uns ſo günſtigen Gegend, und wir ſteuerten N. W. und N. W. bei N., wie es unſern Abſichten am zuträglichſten war. Die Magnetnadel hatte hier nur zwei Grade Abweichung nach Weſten.

Den 30ſten war uns der Wind eben ſo günſtig: den 31ſten, Vormittags, änderte er ſich nach Südoſten, und blieb ſchön und gleichförmig bei mäßiger Witterung. Unſere Breite des Mittags war 33 Gr. 44 Min. Südlich, und die Länge nach Mondsbeobachtungen 347 Gr. 50 Min. Weſtlich. So hatten wir nun zu unſrer großen Beruhigung das furchtbare Vorgebirge hinter uns, indem, den Karten zufolge, die Südweſtliche Spitze des Landes in 34 Gr. 26 Min. S. Breite, und in 341 Gr. 37 Min. Weſtlicher Länge liegt.

Ich werde jetzt die Feder weg legen; aber wenn es die Vorſehung will, ſo erhälteſt Du eine Fortſetzung von Deinem

Zur See, im Mai 1788.

W. B.

1788.
Junius.

Neun und vierzigſter Brief.

Ankunft zu St. Helena — Wir finden daſelbſt den King George — Abreiſe von da, und Ankunft in England.

Da wir hinlängliche Gründe hatten, eine ſtarke gegen Weſten drängende Ströhmung zu vermuthen, ſo ſetzten wir am 31ſten Nachmittags die Segel dem Winde näher und ſteuerten nach Norden und N. bei Oſten.

Den 1ſten Junius erhob ſich ein ſchöner Oſtwind mit heiterem beſtändigem Wetter. Unſere Breite Mittags betrug 32 Gr. 4 Min. Südlich. Da die Pumpe ſeit einiger Zeit ziemlich rein von Sande geblieben war, ſo ward die von der rechten Seite des Schiffs wieder an ihre Stelle geſetzt, aber ſo befeſtigt, daß man ſie leicht heraus heben konnte, wenn es die Umſtände erforderten.

Während der Zeit, daß wir dieſes Südliche Vorgebirge umſegelten, hatten wir nicht ſo ſtrenge Kälte, als wir erwarteten; da das Thermometer auf 54 Gr. ſtand. Wahrſcheinlich ward dieſe milde Witterung dadurch verurſacht, daß der Wind nie anhaltend Weſtlich wehete.

Vom 1ſten bis zum 3ten wurden wir mit einem ſtarken Winde aus O. und S. begünſtigt. Den 3ten Mittags war unſere Breite 29 Gr. 54 Min. Südlich. Nachmittags erhob ſich ein N. N. W. Wind, der mit verſchiedenen Windſtößen heftig wehete. Da wir uns auf eine Weſtliche Ströhmung verlieſſen, ſo ſteuerten wir Nordöſtlich und Oſt-Nordöſtlich, je nachdem es der Wind erlaubte. Den 6ten Morgens veränderte ſich der Wind allmählich nach Weſten und Süden. Dies war ein glücklicher Umſtand; denn nach einer Reihe von Mondsbeobachtungen, die wir den 6ten anſtellten, betrug unſre Breite 27 Gr. 17 Min. S., und die Länge nur 346 Gr. 24 Min. Weſtlich. Dies bewies deutlich, wie ſehr wir uns geirrt, da wir uns auf eine Weſtliche Ströhmung verlieſſen, und daß wir in der That keine dergleichen hatten. — Die Witterung war jetzt heiter und beſtändig, mit einem ſchönen ſteten Winde aus Süd-Südoſten. Obgleich das Schiff ſich wenig bewegte, ſo zogen wir doch öfters die Pumpe auf der rechten Seite auf, und fanden beſtändig viel Sand in dem Brunnen.

Den 9ten ward unſre Portion Waſſer auf fünf Nöſſel den Tag vermehrt, und die Mannſchaft wieder in drei Wachen vertheilt. Unſre Breite Mittags war 23 Gr. 44 Min. Südlich, und die Länge 352 Gr. 5 Min. Weſtlich.

Bis den 14ten ereignete ſich nichts Merkwürdiges. Unſre Breite betrug 17 Gr. 6 Min., und die Länge über 360, ſo daß wir ringsum den Erdball gekommen waren. Da wir auf dieſe Weiſe in unſerer Rechnung einen völligen Tag verloren hatten, ſo borgten wir einen, und ſchrieben anſtatt des 14ten, Sonntags den 15ten Junius. 1788. Junius.

Bis zum 18ten trug ſich nichts Beſonderes zu. Wir fuhren mit einem friſchen Südöſtlichen Winde und ſchönem Wetter gerade nach St. Helena. Dieſe Inſel liegt auf den Karten in 15 Gr. 55 Min. S. Breite, und in 5 Gr. 49 Min. Weſtl. Länge. Um̃ halb 4 Uhr Morgens ſahen wir St. Helena gegen Nordweſten, ungefähr ſechs Meilen entfernt. Um 6 Uhr ward das Wallfiſchboot ausgehoben, und Herr White mit Depeſchen zu dem Gouverneur an das Land geſchickt. Als wir in die Rhede einfuhren, hatten wir 29 bis 19 Faden Waſſer, auf einem ſchlammigen Boden, und um 11 Uhr ankerten wir in neunzehn Faden. Die Inſel lag von N. 71 Gr. Oeſtlich, bis gegen S. 65 Gr. Weſtlich; die Kirche in S. 6 Gr. Weſtlich.

Wir hatten das Vergnügen, hier unſeren Geſellſchafter den King George und alle Perſonen am Bord bei guter Geſundheit zu finden. Viele von des Kapitain Portlock's Leuten hatten, ſeitdem ſie uns verlaſſen, den Scharbock gehabt; aber durch einen regelmäßigen Gebrauch der vielen antiſkorbutiſchen Mittel, die er bei ſich führte, waren ſie ziemlich wieder hergeſtellt, ehe ſie St. Helena erreichten.

Als der Kapitain Portlock das Vorgebirge der guten Hoffnung umſchiffte, blieb er näher am Ufer, und hatte nicht ſo ſchlechte Witterung als wir, ſo daß er ſechs Tage vor uns ankam. Da er ſchon Waſſer und alles Andre eingenommen hatte, ſo war er Willens, an eben dem Morgen abzuſegeln; aber nach unſerer Ankunft verſchob er es bis auf den folgenden Tag.

Auſſer dem Schiff King George, trafen wir hier den Landsdowne Kapitain Storey, die Queen Kapitain Douglas, ferner drei andre Oſtindienfahrer und ein Toskaniſches Schiff an.

Unſer vornehmſtes Geſchäft auf dieſer Inſel beſtand darin, uns mit Waſſer zu verſehen, und man machte alle mögliche Zubereitungen hierzu. Es wäre eben

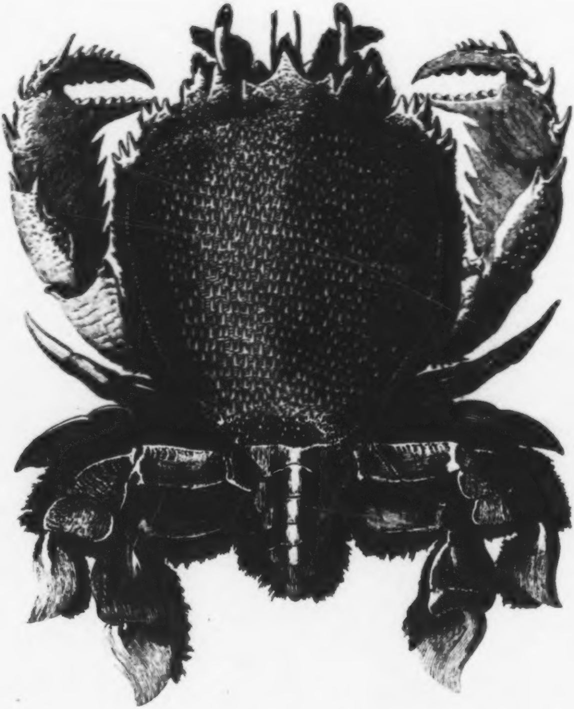
1788. Junius. ſo nöthig geweſen, uns alle Erfriſchungen, welche die Inſel liefern kann, zu verſchaffen; aber man gab uns zu verſtehen, daß friſche Lebensmittel ſehr ſparſam ausgetheilt würden, weil ſo viele Schiffe hier anlegten.

Den 19ten erhielten wir drei Viertel friſches Rindfleiſch. Dies war Alles, was man entbehren konnte; aber um dieſen Mangel zu erſetzen, ward eine gute Quantität Reiß, Kartoffeln und Kürbiſſe gekauft, und unter das Schiffsvolk vertheilt.

Die Leute waren bis zum 23ſten mit Waſſerfüllen, Verbeſſerungen des Tauwerkes und andern nöthigen Arbeiten beſchäftigt. Einige wurden täglich ausgeſchickt, um Waſſerkreſſe, Sellerie und Münze zu pflücken, die hier am Ufer in großem Ueberfluſſe wuchſen.

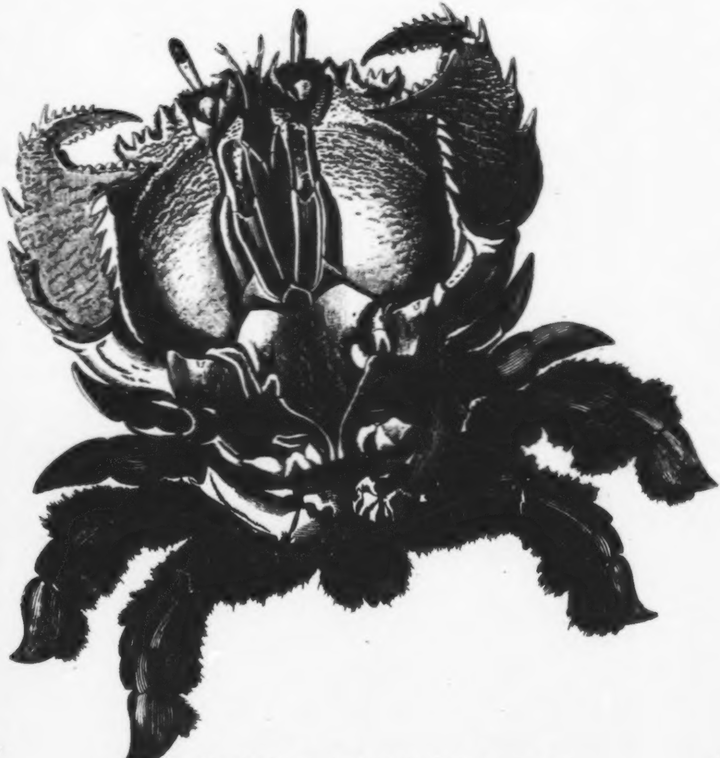
Den 24ſten um 5 Uhr Nachmittags lichteten wir die Anker, und um 7 ſegelten wir mit einem leichten Oſtwinde und heiterem Wetter ab. Den 25ſten Mittags lag Jamestown gegen S. 40 Gr. Oeſtlich, zehn Meilen entfernt. Unſere Fahrt von St. Helena bis hieher hatte wenig Abwechſelung, auſſer daß ſich in 6 Gr. N. Breite leichte veränderliche Winde erhoben. Unſere Länge um dieſe Zeit war 27 Gr. Weſtlich. — Der Pilot, der ſo eben an Bord kommt, ſagt mir, daß Kapitain Portlock vor vierzehn Tagen in dem Fluſſe angelangt, und ſeine Mannſchaft völlig geſund geweſen iſt. Da ich hoffe, daß ich bald das Vergnügen haben werde, Dich zu ſehen, ſo beſchließe ich meine Nachricht mit Dank gegen die gütige Vorſehung, die uns nach einer langen beſchwerlichen Reiſe geſund in unſer Vaterland zurückgeführt hat.

Bei Dover den 17. September. W. B.



Der **Froschkrebs**, *von den Sandwichs Inſuln, die obere Seite*

Linnæi Syſtema Naturæ Pag.1039. N.º 2. **Cancer raninus.**



Der **Froschkrebs**, *von den Sandwichs Inſuln, die unter Seite*

Linnæi Systema Naturæ Pag. 1039 N. 2. **Cancer raninus.**

Anhang.

Naturgeſchichte.

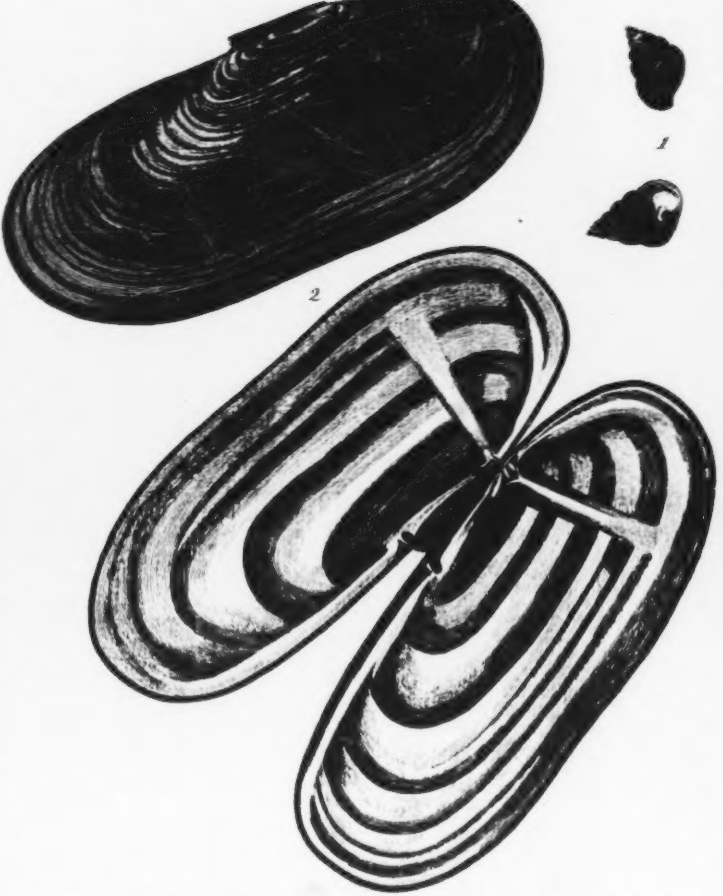
In den **Sandwich-Eilanden** findet man eine große Menge verſchiedner Krabben und Krebsarten. Eine von den erſtern hat eine ſo ſonderbare Geſtalt, daß ich eine davon mit nach Hauſe brachte, und ſie in zwei Lagen zeichnen ließ, nach welchen die beigefügten Kupfer geſtochen worden ſind.

Dieſe Krabbe hat eine braune Farbe; allein lebendig war ſie viel dunkler. Der ganze Rücken iſt mit kleinen kegelförmigen Erhöhungen beſetzt, welche ſich mit ihren Spitzen nach vorn zu neigen. Sie hat vier Beine, und vier Schwimmfüße, oder ruderförmige Beine. Die Baſis der letztern ſteht nicht mit den andren Beinen in Einer Reihe, ſondern zwei derſelben ſind dem Schwanze zur Seite befeſtigt, und zwei noch näher daran. Sowohl der Schwanz, als die Schwimmfüße und die Kanten des Körpers, ſind mit Haaren beſetzt. Die Augen ſtehen auf Röhren, und können die ganze Halbkugel überblicken. Die hier gezeichnete Krabbe war ein Männchen, und ich glaube, daß ſie **Linné's** *Cancer raninus*, (*Syſtema Naturae* No. 2. Seite 1039) iſt. Sie befindet ſich jetzt in der Sammlung des Herrn **Iſaak Swainſon** in London.

Bei eben den Inſeln giebt es eine große Menge ſchöner Konchylien, z. B. *Cyprea tigrina, Mauritiana, Talpa*, und andere mehr von demſelben Geſchlechte, ſo wie auch unzählige Arten (*Species*) von kleineren, aus welchen die Eingebornen Hals- und Armbänder, nebſt andren Zierrathen verfertigen. An einem dieſer Halsbänder war eine ganz beſondere Art der *Helix*-Gattung des **Linné**, die, wie man mir ſagt, in ſüßem Waſſer lebt. Sie iſt auswendig glatt, hat ſieben Gewinde, und eine ſchwarzbraune Farbe, außer daß die Spitze blaßgelb iſt. Die innere Seite iſt glatt und weiß, und die Mündung hat inwendig eine Art von Saum. Sie iſt wegen einer Erhöhung oder eines Zahns an der Spindel merkwürdig, der ſich aber nicht mitwindet, ſo daß ſie keine *Voluta* ſein kann, ob ſie gleich dem erſten Anſehen nach, zu dieſer Gattung zu gehören ſcheint. Da ich glaube, daß dieſe Art bisher noch nicht beſchrieben worden iſt, ſo habe ich mir die Freiheit genommen, ihr den Namen *Apex fulva* oder die gelbgeſpitzte Schnecke zu geben. Eine Abbildung derſelben in zwei Lagen ſieht man auf einem der beigefügten Kupfer. Im Leverſchen Muſeum ſind verſchiedene Muſcheln dieſer Art.

An der Mündung des Cook's-Fluſſes giebt es verſchiedene Arten Konchylien, von denen die meiſten wahrſcheinlich noch unbeſchrieben ſind, und von denen allen ich gern Specimina mitgenommen haben würde, wenn die Geſchäfte es mir erlaubt hätten. Unter den zweiſchaligen bemerkten wir einige ſehr große Arten von dem *Cardium* oder der Herzmuſchel. Ein halbes Dutzend davon würde für eine Perſon zu einer guten Mahlzeit hinlänglich geweſen ſein; allein unſre Leute zogen eine Art Meſſerſcheiden (*Solen*) vor, die in Menge zu haben waren, und die man ſehr leicht daran erkennen konnte, daß ſie das Waſſer in die Höhe ſprützten, wenn unſre Leute längs dem Sande fortgingen, in welchem ſie ihre Wohnungen aufgeſchlagen hatten. Da ich ſie für eine neue Art halte, ſo habe ich ſie in der beigefügten Tafel abbilden laſſen. Es iſt eine dünne zerbrechliche Muſchel, von auſſen und von innen glatt. Eine Schaale hat ſowohl vorn, als an der Seite zwei Zähne; die andere aber an jeder von beiden Stellen nur Einen, welcher in die zwei der erſteren Schaale einpaßt. Von den Zähnen geht in jede Schaale eine ſtarke Rippe, und verliert ſich allmählig an dem glatten und ſcharfen Rande. Die Auſſenſeite hat eine weiße, mit runden blaßvioletten Gürteln umgebene Farbe, und iſt mit einer glatten braungelben Epidermis bekleidet, welche da, wo die Gürtel laufen, am dunkelſten iſt. Die innere Seite iſt weiß, nur wenig ſchwach geſtreift, und mit Violet und Kramoiſin blaß gefärbt. Das Thier aller Arten von dieſer Gattung kommt an beiden Enden aus der Schaale hervor, und iſt ſehr gut zu eſſen. Ein ſchönes Specimen dieſer Art befindet ſich in der Sammlung Herrn John Swainſon's vom Zollhauſe in London.

Wir ſahen an dieſer Küſte auch eine Miesmuſchel, die der Farbe und Geſtalt nach mit der Europäiſchen eßbaren große Aehnlichkeit hat, allein ſich dadurch un-



1 Die gelbgeſpitzte Mondſchnecke (Turbo Apex Fulva) *von den Sandwich Inseln. 2 Die offene Scheidenmuſchel* (Solen Patulus) *vom Cooks Fluſse an der N. W. Küſte von America.*

terſcheidet, daß ſie in die Runde gerunzelt und um vieles größer iſt. Ich ſah eine Schaale in den Queen Charlottens-Eilanden, die über 9½ Zoll lang war.

Mit Stücken von dieſer Muſchel, welche ſehr ſcharf und ſpitz angeſchliffen ſind, bewaffnen die Indianer ihre Harpunen und andere Werkzeuge zum Fiſchen. Sie befeſtigen ſie mit einer harzigen Subſtanz.

In den Falklands-Inſeln fanden wir eine merkwürdige zur *Anomia*-Gattung gehörige Muſchel. Von dieſer Gattung hat man zwar viele verſteinert gefunden, aber bisher nur wenige friſch, oder lebendig aus der See. Bis jetzt war bloß Eine dieſer Art in Europa bekannt, die mein ehemaliger würdiger Befehlshaber Kapitain Cook von ſeiner erſten Reiſe mitgebracht hat. Sie war in dem Muſeum der Herzogin von Portland und ward von dem berühmten Dr. Solander in ſeiner handſchriftlichen Beſchreibung der Konchylien in dieſer prächtigen Sammlung *Anomia venoſa* genannt. Jetzt befindet ſie ſich in der Sammlung des Herrn von Calonne in London. (M. ſ. die Kupfertafel bei Seite 189.)

Dieſe Art, ſo wie alle die, welche eigentlich zu dieſer Gattung (*Genus*) gehören, hängt ſich mit einem Ligamente, das von dem Thiere durch die Oefnung in der größeren Schaale ausgeht, an die Korallenfelſen.

Der innere Bau (eine Eigenthümlichkeit dieſer Gattung) iſt äuſſerſt merkwürdig, und beſteht aus zwei ſchaalichten Bügeln. Dieſe nehmen nahe bei dem Scharnier der kleineren Schaale, wo ſie angewachſen ſind, ihren Anfang; von da gehen ſie von der Schaale ab, und erſtrecken ſich bis beinahe zum Rande, beugen ſich dann gegen die andre Schaale, und kommen hierauf wieder zu ihrem erſten Anfange zurück, wo ſie ſich vereinigen. Dieſer innere Theil iſt ſehr zart, und bricht bei dem geringſten Berühren; aber da, wo er ſich der größeren Schaale nähert, iſt er am dickſten. Dieſe Art hat ihren Namen von gewiſſen Theilen des Thieres bekommen, die ſich in der innern Seite der Schaale wie Zweige ausbreiten, und die, wenn man ſie gegen ſtarkes Tageslicht, oder eine brennende Kerze hält, ihr ein ſchönes adrichtes Anſehen geben. Die Außenſeite iſt glatt und von lichtbrauner Farbe.

Das Specimen, von dem die Kupfertafel abgezeichnet iſt, beſitzt Herr Georg Humphrey, Naturalienhändler in Albionſtreet, bei Blackfriarsbrücke in London.

Da ich hörte, daß verſchiedene der von mir mitgebrachten Vögel noch nicht in Kupfer geſtochen, obgleich ſchon von Schriftſtellern beſchrieben wären, beſonders die neuen Arten von Herrn Latham; und da ich glaubte, daß Kupfer nach genauen Zeichnungen dieſem Werke zu nicht geringer Zierde gereichen würden: ſo habe ich die ſeltenſten abzeichnen und ſtechen laſſen, und mit Herrn Latham's Erlaubniß die Beſchreibungen davon beigefügt, die man in ſeiner *Synopſis of Birds* findet.

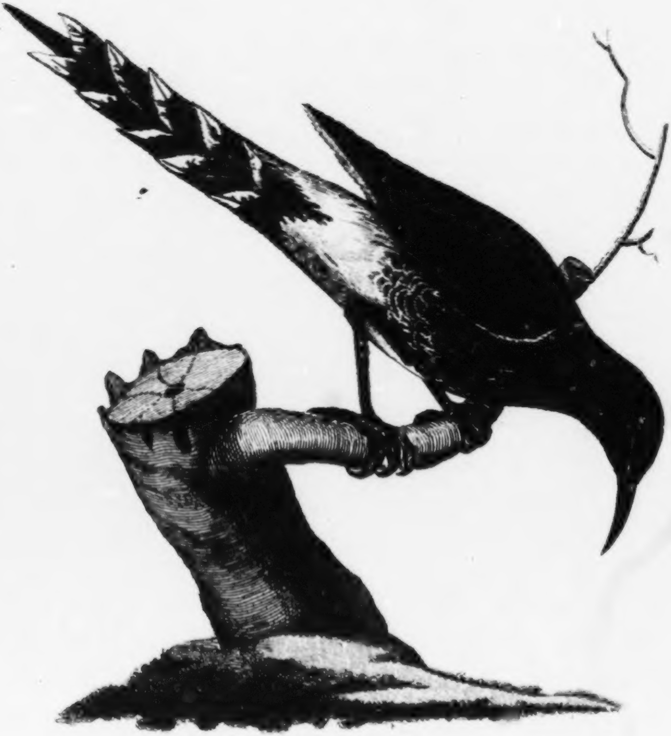
Der gelbſchopfige Bienenwolf.

Latham's Synopſis Vol. II. p. 683. No. 18.

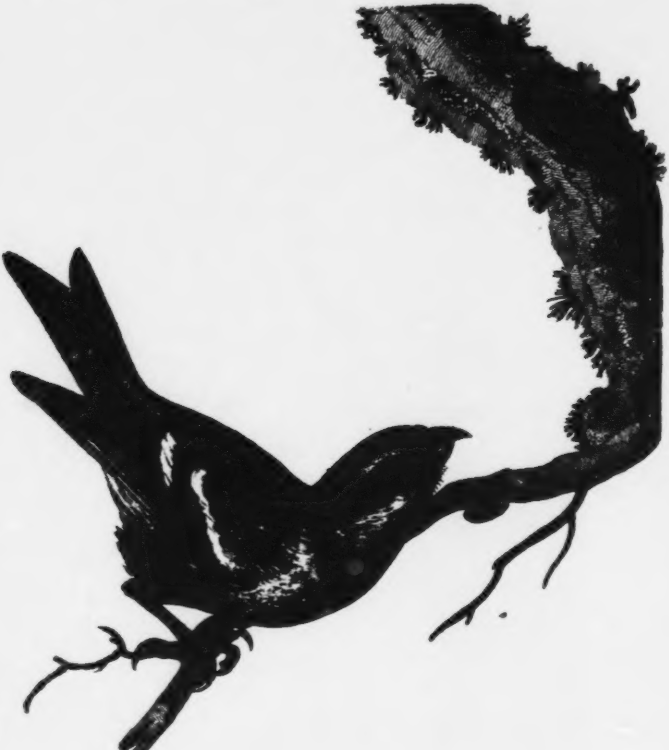
„Größe einer Lerche; Länge vom Schnabel bis zum Schwanze 14 Zoll; der Schnabel $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, ziemlich gekrümmt, und an der Spitze ſcharf; die Naſenlöcher mit einer Haut bedeckt; die Zunge am Ende in Fäden getheilt. Die Hauptfarbe des Gefieders iſt ein glänzendes Schwarz; die Federn am Kopfe und Halſe ſind kurz und zugeſpitzt; unter jedem Flügel iſt ein Büſchel gelber Federn, die man bei geſchloſſenen Flügeln nicht ſehen kann; am Untertheile des Schwanzes ein anderer ſolcher Büſchel von eben der Farbe; der Schwanz ziemlich keilförmig; die zwei Mittelfedern ſind 7 Zoll lang, die zwei äuſſerſten nur 2 Zoll; die äuſſeren Federn ſind an der äuſſeren Fahne und Spitze weiß, die übrigen ſchwarz; die Enden zugeſpitzt; die Füße ſchwarz; der äuſſere und der Mittelzehe bis zum erſten Gelenke verbunden.

Dieſe Vögel ſind häufig in Owaihie und andren Sandwich-Inſeln. Die dortigen Eingebornen fangen ſie lebendig, ſchenken ihnen aber die Freiheit wieder, wenn ſie ihnen die gelben Federn ausgerupft haben, die ſie zu ihren mancherlei Zierrathen und Kleidungen verwenden. Von dieſen kann man ſchöne Proben im Leverſchen Muſeum ſehen.“

So weit Herr Latham: ich nehme mir die Freiheit, hinzuzuſetzen, daß das Exemplar, nach welchem die beigefügte Abbildung gemacht ward, ſehr von dem von ihm beſchriebenen abging; denn alle Schwanzfedern waren am Ende mit Weiß gefleckt.



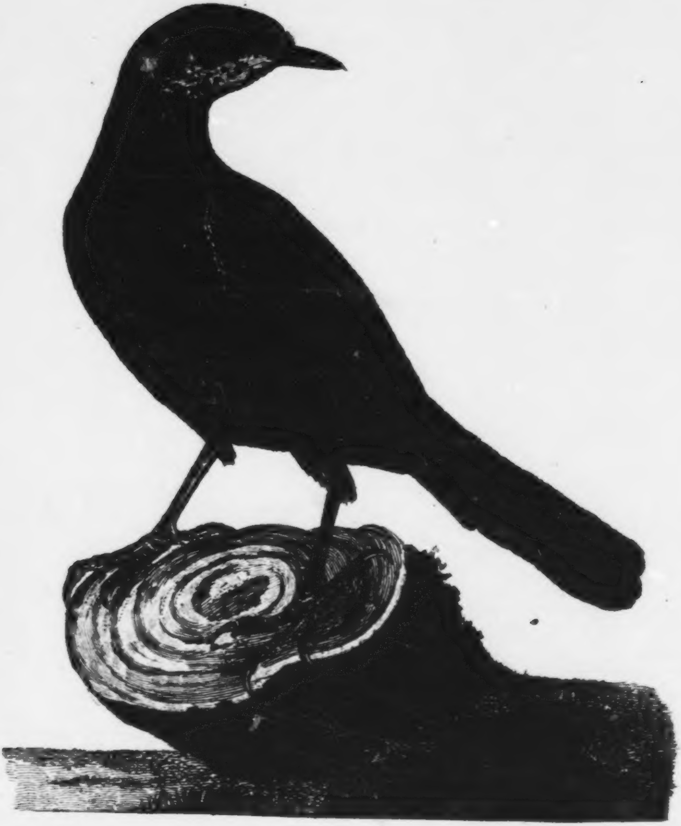
Der gelbſchopfige Bienenwolf, *von den Sandwich Inſeln Lathams Synopsis Vol 2 P.683 N°18.*



Der weiſsgeflügelte Kreutzſchnabel von der N. W. Küste von America.

Latham's Synopsis Vol. 3 P. 108. N°. 2

J. W. Schleuen sc. Ber.



Der Patagonische Quackſtirz von den Falkland's Inseln Lathams Synopsis Vol 4 P.434 N°26 geſleckt. Wahrſcheinlich iſt Herrn **Latham's** Vogel entweder ein Weibchen oder ein junger Vogel geweſen.

Im Kupfer iſt der Vogel etwas verkleinert, damit er auf die Platte ginge.

Der weißgeflügelte Kreuzſchnabel.

Latham's Synopſis Vol. III. p. 108. N. 2.

„Die Größe eines Stieglitz; der Schnabel iſt von dunkler Hornfarbe; die Naſenlöcher mit Borſten von der Farbe eines blaſſen Semiſchleders bedeckt; am dicken Ende des Schnabels geht von einem Auge zum andern ein brauner Strich. Das Gefieder am Kopfe, Halſe, Rücken, und an den unteren Theilen iſt weißlicht, dunkel mit Karmoiſin verbrämt. Da einige Theile des Weißen nicht ganz mit dem Karmoiſin bedeckt ſind, ſo hat der Vogel ein ſchäckichtes Anſehen. Die oberen Deckfedern des Schwanzes, blaß Karmoiſin; die unteren Deckfedern des Schwanzes unrein weiß; der Flügel ſchwarz, mit einem weißen Streife von der Schulter herunter, nach hinten zu gehend, ſchräg gezeichnet. Unter demſelben geht ein zweiter Streifen oder Fleck weg; allein nur zur inneren Hälfte. Die hinteren Schwanzfedern ſind an der Spitze alle weiß gefleckt; der Schwanz ſchwarz; die Beine braun. Ich bekam den Vogel ſowohl von der Hudſons-Bay, als auch von Neu-York.“

Der Vogel, den ich habe vorſtellen laſſen, geht in einigen Stücken von Herren **Latham's** ſeinem ab; ihm fehlt die Karmoiſinfarbe und der braune Strich zwiſchen den Augen, ſo daß er gewiß ein Weibchen iſt, welches ſich, ſo wie bei dem gewöhnlichen Kreuzſchnabel, von dem Männchen unterſcheidet.

Meiner ward in **Montague-Eiland** an der N. W. Küſte von Amerika geſchoſſen.

Der Patagoniſche Quackſtärz. (*Motacilla Warbler,*)

Latham's Syn. Vol. IV. p. 434. N. 26.

„Dies iſt eine große Art: die Länge 9 Zoll; der Schnabel $1\frac{1}{4}$ Zoll, an der Spitze etwas gebogen, die Farbe ſchwarz, mit aſchgrauen Rändern, der obere Theil des Leibes und der Schwanz aſchgrau, der untere heller, mit weißen Strichen, Kinn und Hals weiß, über dem Auge ein Strich von gleicher Farbe, die Flügel dunkel aſchgrau mit Lichtbraun gezeichnet, und ein Streif von eben der Farbe queer über den Deckfedern; die Schwungfedern haben braune Ränder; die äuſſern Schwanzfedern weiß, die Beine ſchwarz, die Zehen lang; der Hinterzehe und die Klaue lang und ſtark. Das Weibchen, oder was man dafür hält, hat weniger weiße Flecken an der Bruſt. Bewohnt *Terra del Fuego* (das Feuerland), wird am Seeſtrande gefunden, und lebt wahrſcheinlich von Konchylien und Seewürmern. Er iſt oft in der Größe und der Länge des Schnabels verſchieden."

Herr Latham glaubt, daß der von mir vorgeſtellte Vogel das Weibchen ſei. Der meinige geht von dem vorher beſchriebenen darin ab, daß er eine ganz aſchgraue Farbe hat, (außer an der Kehle, die ſchmutzig weiß, mit aſchgrau gefleckt iſt), und daß er von den Falklands-Inſeln herkommt.

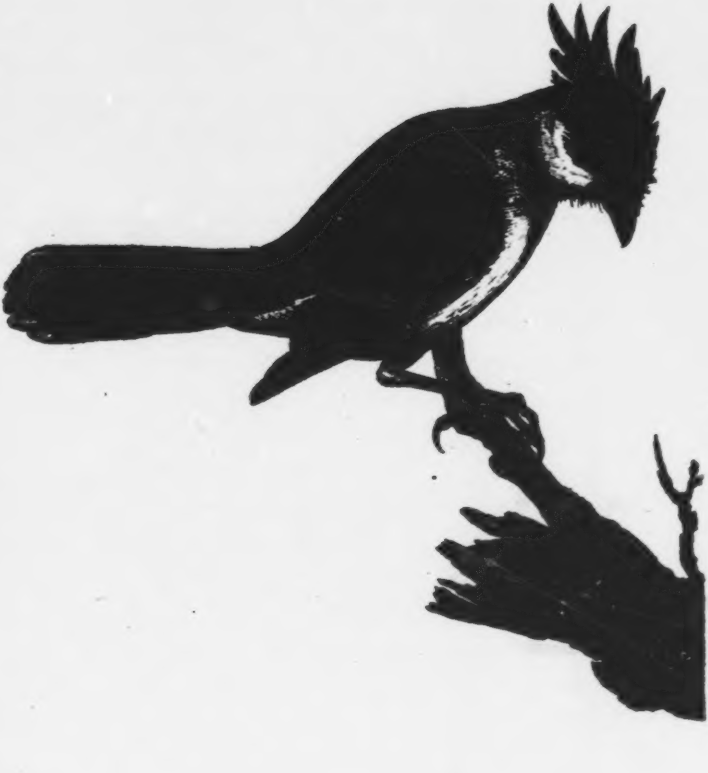
Der tändelnde Neuntödter.

Synopſis Vol. I. p. 175. Laxius jocoſus Linn. Syſtema Naturæ. I. p. 138.

„Größe einer Lerche, Länge $7\frac{1}{2}$ Zoll. Der Schnabel iſt ſchwärzlich, gerader als bei irgend einem zu dieſer Gattung gehörigen Vogel, und hat nur einen zarten Einſchnitt nahe an der Spitze; der Scheitel iſt ſchwarz, auſſer einigen langen braunen Federn, welche einen Schopf bilden; die Seiten des Kopfes, die Kehle und der Vordertheil des Halſes weiß; von jeder Ecke des Mundes geht ein ſchwarzer Strich, der rückwärts fortläuft; unter jedem Auge iſt ein kleiner lebhaft rother Fleck; die oberen Theile des Körpers ſind braun, die untern ſchmutzig weiß, die Schwanzdeckfedern roth; am unteren Theile des Halſes und der Bruſt eine Art von brauner Schärpe; die Schwungfedern braun; der Schwanz ziemlich keilförmig, und braun, auſſer daß die vier äußern Federn an jeder Seite weiße Spitzen haben; die Beine und Klauen ſchwarz. Dieſer Vogel lebt in China, und heißt daſelbſt Kau Kaikon."

Ich hatte zu Kanton ein paar dieſer Vögel gekauft, und erhielt ſie bis nach dem Vorgebirge der guten Hofnung lebendig. Sie aßen Reiß, allein am liebſten Schaben (*Blatta,*) womit ich ſie hauptſächlich fütterte. Da wir ſchlechtes Wetter hatten, ſo wurden ſie etwas verſäumt, und ſtarben wahrſcheinlich davon.

Ende.



Der tändlende Neuntödter. *Linn. Syst. Nat. P.138. N°.1*
Lanius Jocoſus, von China. *Lathams Synopſis P.173*

I.W. Schlemmer fec. Berl.

Geſchichte der Reiſen,
die ſeit Cook
an der
Nordweſt- und Nordoſt-Küſte von Amerika
und in dem
nördlichſten Amerika ſelbſt
von
Meares, Dixon, Portlock, Coxe, Long u. a. m.
unternommen worden ſind.

Mit vielen Karten und Kupfern.

Aus dem Engliſchen,
mit Zuziehung aller anderweitigen Hülfsquellen, ausgearbeitet
von
Georg Forſter.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Dritter Band.

Berlin, 1791.
In der Voſſiſchen Buchhandlung.

Vorrede

zum dritten Bande dieſer Sammlung.

Indem ich darauf bedacht war, das im erſten Bande gegebene Verſprechen zu löſen und ſowohl **Portlocks** Tagebuch ſeiner Weltumſchiffung, als des Lieutenants **Mortimer** kurze Nachricht von der Seereiſe des Herrn **Cox**, und die von **Long** herausgegebenen inländiſchen Züge eines Amerikaniſchen Pelzhändlers zu überſetzen, gab der Geograph A. **Arrowſmith** eine neue, ſehr verbeſſerte Ausgabe ſeiner allgemeinen Weltkarte heraus. Die veränderte Geſtalt, welche insbeſondere der Norden von Amerika mit den darin befindlichen Seen und Flüſſen hier erhalten hatte, bewog mich, nicht nur eine neue Karte von dieſer Weltgegend unſerem Publikum mitzutheilen, ſondern auch, des beſſeren Verſtändniſſes wegen, eine geographiſch-phyſiſch-anthropologiſche Nachricht von derſelben, den Ueberſetzungen voran gehen zu laſſen. Dadurch hoffte ich den Deutſchen Leſer auf die Ueberſetzungen beſſer vorzubereiten und ihn im Voraus mit den allgemeinen Umriſſen bekannt zu machen, die er ſich alsdann mit leichter Mühe, nach den umſtändlicheren Berichten der Reiſenden, vollſtändiger würde ausmalen können. Dieſe Art von Ueberſicht, worin ich zugleich die neueſten Entdeckungen des Herrn Mackenzie erwähnt und benutzt habe, ſcheint mir bei Werken von der vorliegenden Art um ſo weniger überflüßig oder entbehrlich zu ſeyn, da es nicht in eines jeden Leſers Macht ſteht, ſich die Hülfsmittel zu verſchaffen, wodurch er ſogleich auf den rechten Geſichtspunkt geführt werden oder ſich die zum vollkommenen Verſtändniß der Reiſen erforderlichen Vorkenntniſſe erwerben kann. Im gegenwärtigen Falle war ſie vielleicht noch zweckmäßiger, da es noch immer an einer genauen und ausführlichen Geographie von Amerika fehlt.

Ich glaube hier im Voraus wiederholen zu müſſen, daß ich unmöglich mit geographiſcher Ausführlichkeit ins Detail gehen konnte, ſondern mich an einem rapiden Entwurfe begnügen und nur dahin arbeiten mußte, ihn anſchaulich und umfaſſend zu machen. Ich habe dabei die Reiſebeſchreiber, von den älteſten Zeiten an bis auf die neueſten, fleißig benutzt, und Pennants ſchöne nordiſche Zoologie nebſt den verſchiedenen Aufſätzen in Sprengels Beiträgen zur Völker- und Länderkunde zu Rathe gezogen. Ein bereits mehrmals überſetztes Werk über den Handel der Engländer nach der Hudſonsbay, von einem gewiſſen Eduard Umfreville, der mehrere Jahre lang als Beamter der Hudſonsbay-Kompagnie in jenen Gegenden geſtanden, ſeinem Aufſatz aber vieles, was unſerem Publikum in keiner Rückſicht wichtig iſt, einverleibt hat, wird man in meiner Einleitung dem Weſentlichen nach aufs ſorgfältigſte ausgezogen finden. Dieſe Arbeit, die immer weit mühſamer als eine bloß mechaniſche Ueberſetzung iſt, glaubte ich unter ſolchen Umſtänden dem Publikum ſchuldig zu ſeyn, theils weil eine dritte Ueberſetzung wirklich überflüßig wäre, theils aber auch, weil ich überzeugt bin, daß keine gelehrte Beſchäftigung verdienſtlicher ſeyn kann, als eine ſolche, die den Erwerb gründlicher Kenntniſſe erleichtert und durch Zuſammenſtellung und Verbindung einzelner Bruchſtücke vereinfacht. Es wäre möglich, daß mein Privatvortheil, im merkantiliſchen Wortverſtande, darunter einige Einſchränkung litte; allein es giebt eine andere Art des Eigennutzes, für welche ich jenen immer ohne Bedenken aufopfern werde.

Das in dieſem Bande voranſtehende Tagebuch des Kapitains Nathaniel Portlock enthält die ausführliche Nachricht von ſeiner 1785 mit Kapitain Georg Dixon zugleich unternommenen Reiſe. Da er ſich im Verfolg derſelben mit ſeinem Schiffe von ſeinem Gefährten trennte, und ganz andere Häfen an der Nordweſtküſte von Amerika beſuchte, ſo konnte ſeine Beſchreibnng zur Vollſtändigkeit dieſer von uns veranſtalteten Sammlung nicht entbehrt werden. Sie unterſcheidet ſich aber auch in demjenigen Theil, welcher die gemeinſchaftliche Fahrt vor der Trennung betriſt, von den Briefen des Suprakargo Beresford, welche Kapitain Dixon herausgegeben hat, durch eine Menge leſenswerther Bemerkungen, die jenem entgangen ſind. Der Briefſteller indeß hatte ebenfalls ſeinen eigenthümlichen Geſichtspunkt, ſeine eigene Beobachtungs- und Darſtellungsart, oft ſogar Gelegenheit etwas zu bemerken, wenn Portlock nicht zugegen war; mithin verdienten beide Nachrichten neben einander ihre Stelle, um ſich wechſelſeitig zu uppliren und zu erläutern. Wo von ganz fremden, neulich erſt bekannt gewordenen Gegenſtänden die Rede iſt, wird die Wahrheit immer gewinnen, wenn man mehrere übereinſtimmende Zeugniſſe ſammeln kann. Zwei verſchiedene Menſchen, wenn ſie daſſelbe Faktum erzählen oder dieſelbe Sache beſchreiben, machen uns das Bild davon weit anſchaulicher, als es ſonſt geworden wäre; es wird uns wahrer und heller, lebendiger und körperlicher, da es aus Einem Munde allein, uns gleichſam wie eine gemalte Tafel nur eine Fläche darbieten konnte. Dixon, Portlock, Meares und Douglas beſuchten nach Cook die Nordweſtküſte von Amerika und die Sandwichinſeln; allein ich berufe mich auf das Zeugniß meiner Leſer, ob ihre Tagebücher bloß darum entbehrlich ſind, wie es gewiſſe Kollektaneenſtoppler wollen, weil ſie durch ihre Beobachtungen meiſtentheils nur beſtätigen, was der erſte Entdecker uns von der Beſchaffenheit dieſer Länder und ihrer Bewohner erzählte. So etwas kann man nur behaupten, wenn man auf alle Kritik Verzicht thun will, und über die Quellen, woraus man mit geſchmackloſem Fleiße ſchöpft, vollkommen gleichgültig iſt. Daß ich hier bloßen Wiederholungen nicht das Wort rede, brauche ich übrigens, nach demjenigen, was ich eben in Rückſicht des Umfreville geſagt habe, wohl nicht erſt zu erinnern. Um Portlocks Tagebuch für unſer Publikum lesbar zu machen, habe ich es beinahe um die Hälfte abgekürzt, und die ſehr reichlich eingeſtreueten nautiſchen Bemerkungen gänzlich weggeſtrichen. Ich bin aber feſt überzeugt, daß kein Zug unter meinen Händen verloren gegangen iſt, welcher aufbewahrt zu werden verdiente, und werde ſo lange ruhig dabei ſchlafen, daß ich manche nach dem Kompaß beſtimmte Anſicht des Landes, manches Umlegen der Schiffe, manche Anzeichnung von Wind und Wetter verabſchiedet habe, bis unſere Hamburger Schiffer nach Nutkaſund und um die Welt ſegeln werden.

Die kurze Nachricht von der von Herrn Cox auf eigene Koſten veranſtalteten Reiſe, welche man ſeinem Begleiter, dem Lieutenant Mortimer von den Seeſoldaten, zu danken hat, zeichnet ſich wenigſtens durch die merkwürdigen Punkte aus, welche man auf dieſer Fahrt berührte. Wenige Schiffe haben noch die im Süden des Indiſchen Oceans einzeln gelegenen Inſeln St. Paul und Amſterdam beſucht; obgleich die Oſtindienfahrer auf dem Wege nach der Straße Sunda ſie öfters anſichtig werden, um ſich in dieſem großen Ocean zu orientiren. Es wird behauptet, daß in Anſehung dieſer beiden Inſeln eine ſeltſame Verwechſelung der Namen Statt finde, ſo nämlich, daß die Holländer dieſelbe Inſel Amſterdam nennen, welche bei den Engländern St. Paul heißt, und umgekehrt, daß das Amſterdam der Engländer das St. Paul der Holländer ſey. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, dieſen Umſtand zu berichtigen. — In allem, was die Einwohner von O-Taheiti und anderen Inſeln des ſtillen Meeres betrift, iſt es äußerſt unterhaltend, wahrzunehmen, wie der Verfaſſer mit einem unüberwindlichen Vorurtheil ihre Sittlichkeit nach dem Maaßſtab Europäiſcher Gewohnheiten und angenommener Maximen abmißt, und daher alles ſo ſchief ſieht und die menſchliche Natur, wo ſie ſeinen vaterländiſchen Firniß nicht hat, ſo tief herabſetzt, als hätte er auf irgend einem Katheder die Völker ſo klaſſificiren gehört, daß man ihren Abſtand von der moraliſchen Vollkommenheit nach der Meilenzahl ihrer Entfernungen von dieſem Mittelpunkte derſelben beſtimmte.

Die dritte in dieſem Bande vorkommende Reiſebeſchreibung enthält die inländiſchen Schifffahrten eines Kanadiſchen Pelzhändlers auf den großen Seen und Flüſſen von Nordamerika, hauptſächlich in der Nordoſtgegend des großen Sees Superior. Der Herausgeber dieſes Werkes, von dem es aber keinesweges ausgemacht iſt, daß er zugleich auch der Verfaſſer ſey, nennt ſich J. Long. Die Abentheuer des armen, geplagten Reiſenden haben das Gepräge der Wahrheit an ihrer Stirn, und können unſeren Leſern als äußerſt anziehend empfohlen werden. Dagegen habe ich ein Wörterbuch einiger Indianiſchen Sprachen, hauptſächlich der Tſchippewähs, welches mit den Phraſeologien mehrere Bogen angefüllt hätte, weggelaſſen. Ich glaube dazu durch folgende Gründe berechtigt zu ſeyn: Erſtlich läßt ſich aus den ſo weitläuftigen Wörterverzeichniſſen kein unmittelbarer Vortheil für uns abſehen, da ſie lediglich zum Gebrauch der Engliſchen Rauchhändler beſtimmt ſind. Zweitens iſt die Ausſprache der Wörter durch den unbeſtimmbaren Werth der Engliſchen Selbſtlauter ſo ſchwankend, daß für Sprachkenntniß, Etymologie und die dahin einſchlagenden Wiſſenſchaften ſchlechterdings auf keinen Gewinn gerechnet werden kann. Drittens endlich ſcheint der Verfaſſer es zwar ſehr gut zu meinen, aber gleichwohl in den zur Abfaſſung eines wiſſenſchaftlich nützlichen Wörterbuchs erforderlichen grammatikaliſchen und philologiſchen Kenntniſſen nicht bewandert zu ſeyn, wodurch alſo der noch etwa zu hoffende Nutzen ſeiner Arbeit größtentheils für uns verloren geht.

Als Anhang endlich gehörte noch in dieſen Band die verſprochene kurze Notiz von den Baſchi-Inſeln aus dem Meares, die ich im erſten Bande weglaſſen mußte, weil ſie mit Anweiſungen, welche die Beſchiffung des öſtlichen Indiſchen Meeres betreffen, zu ſehr verwebt war. Da ſie für die politiſche Geographie nicht unwichtig iſt, durfte ſie nicht ganz vergeſſen werden.

Die

Die dem gegenwärtigen dritten Bände zugeordneten Kupfer verdienen jetzt noch eine kurze Erwähnung. **Portlocks** Reiſe begleiten einige Abbildungen von neuen Vögeln und von gewiſſen Kunſtarbeiten der von ihm beſuchten Nationen. Zum **Cox** ſind Anſichten von der Inſel Amſterdam und von den Marieneilanden bei Van Diemensland, nebſt einer Abbildung der Schaumünze geſtochen worden, welche die Amerikaniſchen, auf Entdeckung ausgeſchickten Schiffe Waſhington und Columbia, an der nordweſtlichen Küſte von Amerika und auf den Sandwichinſeln ausgetheilt haben. Auf dieſen Platten befindet ſich auch die Abbildung einer Keule von den Freundſchaftlichen Inſeln. Zu der Reiſe des Indianiſchen Dolmetſchers haben wir, um der Ausgabe noch einen Vorzug mehr zu geben, die in **Anburey's** Reiſen im Inneren von Nordamerika befindliche charakteriſtiſche Abbildung eines Indianiſchen Kriegers nachſtechen laſſen.

Meine Zeit erlaubte es mir nicht, die neue Karte, welche **Mackenzies** und einige andere Entdeckungen nothwendig erforderten, ſelbſt zu entwerfen; allein dieſer Umſtand iſt eigentlich zum Vortheile des Publikums ausgeſchlagen, indem unſer vortreflicher Deutſcher Geograph, der Herr geheime Kriegesſekretair **Sotzmann**, die Verfertigung derſelben übernommen hat. Aus **Arrowſmiths** neuer Ausgabe ſeiner Weltkarte findet man hier nunmehr die Entdeckungen des Hudſonsbay-Beamten **Hearne** wieder bis zum 72ſten Grade N. Br. hinausgerückt, indem die Gründe für die Reduktion dieſer Angabe bis auf 68° 15′ nicht hinreichend befunden worden ſind. Sodann hat nach **Mackenzies** Entdeckungen der See Arathapeskow nebſt dem Sklavenſee eine ganz veränderte Geſtalt und Lage erhalten, und der ungeheuer große Fluß, der aus dem weſtlichen Ende des letzteren hervortritt und ſich nordwärts wendet, iſt bis an ſeine Mündung in das Meer verfolgt worden. Endlich haben die fünf großen Seen, und insbeſondere der See Superior, ebenfalls ihre Lage und Geſtalt verändern müſſen, und aus der von Long gelieferten Karte ſind die kleineren Seen in der Nordoſtgegend deſſelben nach dem Buſen der Hudſonsbay (welcher Jamesbay genannt wird) eingezeichnet worden. Es iſt folglich von Seiten des Verlegers und Ueberſetzers alles geſchehen, was möglich war, um dieſen aus dem Engliſchen bearbeiteten Reiſenachrichten für unſer Publikum volle Brauchbarkeit zu geben.

Mainz, den 15. Sept. 1791.

Georg Forſter.

Geſchichte

Geſchichte der Reiſen,
die ſeit Cook
an der
Nordweſt- und Nordoſtküſte von Amerika
und in dem
nördlichſten Amerika ſelbſt
von
Meares, Dixon, Portlock, Coxe, Long u. a. m.
unternommen worden ſind.

Dritter Band.

Inhalt des dritten Theils.

Vorläufige Schilderung des Nordens von Amerika.

§. 1. Handelsbetrieb der Engländer. Seite 1.
§. 2. Geographiſche Fortſchritte. 6.
§. 3. Mackenzies Entdeckungen. 9.

I. Geographiſche Umriſſe.

§. 4. Umgränzung des Eismeers. 14.
§. 5. Grönland und Baffinsbay. 17.
§. 6. Hudſonsbay, Labrador, Neufundland und Neuſchottland. 19.
§. 7. Kanada und die weſtlichen Länder. 23.

II. Phyſiſche Beſchaffenheit.

§. 8. Waſſerſammlungen. 29.
§. 9. Gebirge. 35.
§. 10. Amerikaniſche Kälte. 39.
§. 11. Produkte des Mineralreichs. [illegible].
§. 12. Pflanzenwuchs. 44.
§. 13. Fiſcherei an den Küſten. 51.
§. 14. Thierreich. 54.

III. Bevölkerung.

§. 15. Urſprung der Amerikaner. 59.
§. 16. Polarmenſchen. 60.
§. 17. Amerikaniſche Eingeborne, oder ſogenannte Indianer. 62.
§. 18. Europäiſche Anſiedler. 70.

I.

Des Schiffskapitains Nathaniel Portlocks Reiſe an die Nordweſtküſte von Amerika und um die Welt.

Erſtes Kapitel.

Errichtung einer Privathandels-Geſellſchaft, unter dem Namen König Georgs-Sunds-Kompagnie. — Ankauf zweier Schiffe. — Stärke ihrer Mannſchaft, und Namensverzeichniß der Officiere. — Fahrt von der Themſe nach Portsmouth und der Inſel Guernſey. — Verproviantirung daſelbſt. — Ankunft im Hafen Prava auf St. Jago, einer von den Inſeln des grünen Vorgebirges. — Erfriſchungen die daſelbſt zu haben ſind. — Fortſetzung der Reiſe bis Port Egmont auf den Falklands-Inſeln. Seite 3.

Zweites Kapitel.

Beſchäftigungen in Port Egmont oder Egmontshafen. — Entdeckte Ueberbleibſel einer Stadt. — Wir finden zwei auf den Oelhandel ausgeſchickte Schiffe. — Ihre Methode, aus dem Fette des See-Elephanten Thranöl zu bereiten. — Beſchreibung einiger Vögel. — Fahrt von Port Egmont nach Staaten-Bay. — Unterſchied zwiſchen Seelöwen und See-Elephanten. — Ueberreſte eines geſcheiterten Schiffes. — Fortſetzung der Reiſe von den Falklandsinſeln, bei Staatenland vorbei. — Stürmiſches Wetter, indem wir das Kap Horn umſchiffen. — Seeſchildkrötenfang. — Vergebliches Bemühen, die Inſeln Los Majos aufzufinden. — Ankunft vor O-Waihi. Seite 14.

Drittes Kapitel.

Fahrt längs der Küſte von O-Waihi. — Ankunft in der Bay Karakakua. — Ungeſtümes Betragen der Eingebornen. — Abfahrt von Karakakua, und Eintauſch von Erfriſchungen längs der Küſte. — Ankunft zu Woahu. — Einkauf friſchen Waſſers von den Einwohnern. — Einige Nachrichten von der gegenwärtigen Regierung der Sandwichinſeln. — Ankunft zu Onihiau (Onihau) und Beſchäftigungen daſelbſt. Seite 24.

Viertes Kapitel.

Fortgeſetzte Beſchäftigungen zu Onihiau. — Abreiſe von Onihiau. — Gebräu von der Süßwurzel. — Anblick der Küſte von Amerika. — Wir ſteuern nach dem Cooksfluß. — Treffen Ruſſen an. — Ankunft im Cooksfluß. — Beſuch von einem Ruſſiſchen Anführer. — Wir gehen im Kohlenhafen (*Coal-Harbour*) vor Anker. — Beſchäftigungen daſelbſt. — Ueberfluß an Lachs. — Wir beſuchen die Ruſſiſche Niederlaſſung. — Beſchreibung der dortigen Lebensart. — Fortſetzung der Fahrt den Fluß hinaufwärts. Seite 34.

Fünftes Kapitel.

Die Indianer kommen mit Pelzwerk zu den Schiffen. — Ihre Neigung zum Stehlen. — Sie bringen Lachs in großer Menge zum Verkauf. — Kurze Beſchreibung des Landes um *Trading-Bay* (die Handelsbay). — Klima und Erzeugniſſe. — Die Schiffe ſegeln von *Trading-Bay* den Fluß wieder hinunter. — Die Indianer bitten uns, mit ihnen gegen die Ruſſen gemeinſchaftliche Sache zu machen. — [illegible]. — Fortſetzung der Seereiſe vom Cooksfluß nach Prinz Wilhelms Sund. — Widrige Winde halten uns zurück. — Fahrt längs der Küſte. — Vergebliches Bemühen, Croß- (Kreuz-) Sund zu finden. Seite 44.

Sechstes Kapitel.

Wir ſuchen vergebens, uns der Inſel-Bay (*Bay of Islands*) zu nähern. — Schiffahrt längs der Küſte nach König Georgs Sund. — Unſer Bemühen daſelbſt einzulaufen wird ebenfalls vereitelt. — Abreiſe von der Amerikaniſchen Küſte. — Fahrt nach den Sandwichinſeln. — Santa Maria la Gorta. — Ankunft vor O-Waihi. — Erfriſchungen. — Diebſtahl. — Plan der weiteren Reiſe. — Die Schiffe verlaſſen O-Waihi — Nehmen ein Kanot mit Eingebornen auf, die ſich in Noth befanden — Ankern zu Woahu. Seite 53.

Siebentes Kapitel.

Beſuch von Tahiterri. — Schädliche Wirkung der Awawurzel. — Begebenheiten zu Woahu. — Holzankauf. — Errichtung eines Tatua. — Die Oberhäupter opfern ihren Göttern. — Sie ſchmieden einen Anſchlag, das Schiff zu erobern. — Man lehrt ſie die Wirkung des Feuergewehrs. — Zwei von den Eingebornen ſchiffen ſich mit uns nach Atuai ein. — Abſchied von Tahiterri. — Alter Prieſter. — Abreiſe von Woahu. — Ankerwurf in der Bay Weimoa, auf der Inſel Atuai. — Spatziergang auf der Inſel. Seite 61.

Achtes Kapitel.

Reichliche Verſorgung mit Erfriſchungen aller Art. — Beſuch des Königs. — Austauſch von Geſchenken. — Traurige Lage eines alten Kriegers. — Feierlichkeit des Tabuara. — Ungeheurer Hai. — Dankbarkeit des Nihiohua. — Ankunft zu Onihiau. — Wir kappen die Kabeltaue im Sturm, und laſſen drei Invaliden am Lande. — Nochmaliger Ankerwurf in der Yam-Bay. — Rückkehr nach Atuai. — Ein Weib mit einem jungen Hunde an der Bruſt. — Kriegesübungen der Oberhäupter mit ihren Spießen. — Erbauung eines Hauſes für Kapitain Portlock. — Abreiſe von Atuai, und Rückkehr nach Onihiau. — Auffiſchung der abgekappten Anker. — Anſchlag auf das Leben eines Oberhauptes von Atuai. — Abreiſe von den Sandwichinſeln. Seite 73.

Neuntes Kapitel.

Fahrt von den Sandwichinſeln nach der Küſte von Amerika. — Heilſame Wirkungen des von Süßwurz gebraueten Bieres. — Ankunft vor der Montague-Inſel. — Ankerwurf in Hannings-Bay. — Die Boote werden auf eine Handelsexpedition abgefertigt, und finden ein Fahrzeug aus Bengalen in einer ſehr unglücklichen Lage. — Es werden dem Fahrzeuge Nutka Erfriſchungen zugeſchickt. — Neuer Operationsplan. — Beſuch eines mächtigen Stammes von Indianern. — Ihre Neigung zum Diebſtahl. — Abreiſe von der Montague-Inſel. — Trennung der Schiffe. — Ankunft des Schiffes König Georg in Hinchingbrook-Cove. Seite 89.

Zehntes Kapitel.

Beſuch der Indianer mit Pelzwerk. — Abreiſe der Boote. — Plünderung, welche die Indianer verüben. — Wiederkehr der Boote. — Ankunft der Schnau Nutka. — Wir leiſten ihr Hülfe, daß ſie in See gehen kann. — Abreiſe der Nutka. — Rückkunft des großen Bootes, und deſſen zweite Reiſe. — Beſuche von verſchiedenen Indianiſchen Stämmen. — Beſchäftigungen im Hafen. — Ueberfluß an Lachs, Heringen und Krabben. — Das große Boot kommt zurück. — Abreiſe aus dem Hafen (*Port*) Etches. Seite 102.

Elftes Kapitel.

Fahrt längs der Montague-Inſel. — Einige Nachricht vom Prinz Wilhelms Sund. — Beſchreibung der Eingebornen. — Ihre Geſtalt, Sitten, Kleidungsart und Zierrathen. — Ihre Krankheiten, Lebensmittel und Zubereitung der Speiſen. — Angedeutete bequeme Lage zu einer künftigen Niederlaſſung. — Naturerzeugniſſe dieſer Gegend. — Waffen und Jagdgeräthſchaften der Eingebornen. — Proben von ihrer Sprache. — Fortgeſetzte Fahrt längs der Küſte. — Ankerwurf in Portlocks Hafen. — Verkehr mit den dortigen Einwohnern. — Abreiſe des großen Bootes auf eine Handelsexpedition. — Beſuch von einem entfernten Indianiſchen Stamme. Seite 114.

Zwölftes Kapitel.

Andere Handelspartheien aus Oſten. — Gegenſeitige Geiſel. — Indianiſcher Thee. — Beſuch bei den Eingebornen in ihren Wohnungen. — Beſchreibung ihrer Hütten und ihrer Lebensart. — Etwas von der Reiſe der Spanier an dieſe Küſte, und von den Kinderblattern, die ſie hier hinterlaſſen haben. — Wiederkehr unſeres großen Bootes. — Unterſuchung des Sundes. — Neuer Beſuch von unſeren Nordweſtlichen Freunden. — Feierlichkeiten vor Anfang des Handels. — Joſeph Woodcock wird als Geiſel gegeben, und bleibt drei Tage aus. — Nachrichten von den Einwohnern. — Ihre Unflätherei, ihre Zierrathen und Kleidungsſtücke. — Ihre Sprache. — Bemerkungen über die Vortheile einer Niederlaſſung an dieſer Küſte. — Ueber die Landreiſe hieher. — Abreiſe von Portlocks Hafen. Seite 139.

Dreizehntes Kapitel.

Fahrt von der Amerikaniſchen Nordweſtküſte nach den Sandwichinſeln. — Aufenthalt daſelbſt. — Briefe von Kapitain Dixon und Herrn Roß. — Einige Nachricht von Tabuarani über Kapitain Cooks Tod. — Beſchreibung einer weißen Meerſchwalbe. — Grauſamkeit der Oberhäupter gegen ihre Untergebenen. — Wink über einen von der Botany-Bay nach dieſen Inſeln zu eröffnenden Handel. — Endliche Abreiſe von den Sandwichinſeln, und Fahrt nach China. — Ankunft daſelbſt. Seite 147.

Vierzehntes Kapitel.

Wiedererkennung zwiſchen Tianna und mir. — Sein Betragen in China, und die ihm erwieſene Achtung. — Kurze Schilderung ſeiner Perſon. — Seine Rückkehr in ſein Vaterland. — Unſere Abreiſe von Makao. — Fahrt durch die Straßen Banka und Sunda. — Trennung der Schiffe. — Ankunft zu St. Helena. — Abreiſe von dieſer Inſel. — Giftige Fiſche. — Ankunft in England. Seite 158.

II.

Des Lieutenant's Georg Mortimer Bemerkungen auf ſeiner Reiſe in der Brigantine Merkur, unter Anführung des Herrn John Henry Cox, nach Teneriffa, Amſterdameiland, den Marieneilanden, O-Taheiti, den Sandwich- und den Fuchsinſeln, Tinian, und von da nach Kanton. Seite 165.

III.

Reiſen eines Amerikaniſchen Dolmetſchers und Pelzhändlers, welche eine Beſchreibung der Sitten und Gebräuche der Nordamerikaniſchen Eingebornen, und einige Nachrichten von den Poſten am St. Lorenz-Fluſſe, dem See Ontario u. ſ. w. enthalten. Herausgegeben von J. Long.

Vorrede. Seite 227.

Erſte Expedition.

Beſchreibung des Dorfes Cahnuaga oder Cocknawaga und ſeiner Einwohner, die ſich ſeit einigen Jahren von den Mohawks getrennt haben. Seite 233.
Die Indianer von den Fünf und Sechs Nationen. — 234.
Ueber Indianiſche Kundſchafter und über das Skalpiren. — 242.
Einige Nachrichten von dem Charakter und der Gemüthsart der Connecetaga- oder Rondaxe-Indianer, nebſt Bemerkungen über die Irokeſen- und Cherokee-Nationen. Seite 247.
Beſchreibung der Indianiſchen Tänze. — 254.
Beſchreibung des Sees Superior und der Ceremonien bei der Indianiſchen Adoption. — 264.
Meine Niederlaſſung am See la Mort, und das Verfahren einer Handelsparthei. — 270.
Die Art, wie die Indianer Krieg führen. — 286.
Fernere Verhandlungen mit den Indianern; ihr Aberglaube, ihre Eiferſucht u. ſ. w. — 294.

Zweite Expedition.

Abermaliger Winteraufenthalt bei den Nipegon-Indianern. Vorhaben eines Indianers, uns zu plündern. Unfall eines Indianiſchen Oberhauptes. Gefahr, von einem Indianiſchen Landſtreicher ermordet zu werden. Ermordung des Kaufmanns Joſeph la Forme. Seite 309.
Wir gerathen durch Mangel an Lebensmitteln in großes Elend, woraus wir durch die glückliche Ankunft einiger Indianer befreiet werden. Abſcheuliche That eines gewiſſen Janvier, Dieners des Rauchhändlers Fulton. Herr Fulton ſucht ihn zum Geſtändniß zu bringen, und ſtraft ihn dem gemäß. Beſuch eines Rauchhändlers von der Hudſonsbay-Kompagnie. Einige Bemerkungen über dieſen Handel, und über das Betragen der Kompagnie gegen ihre Beamten. Seite 3[illegible].
Ankunft mehrerer Indianer. Der Rum geht zu Ende; wir bedienen uns des gewöhnlichen Mittels, den Vorrath zu vermehren, und ſind dadurch im Stande, unſeren Tauſchhandel für dieſes Jahr zu

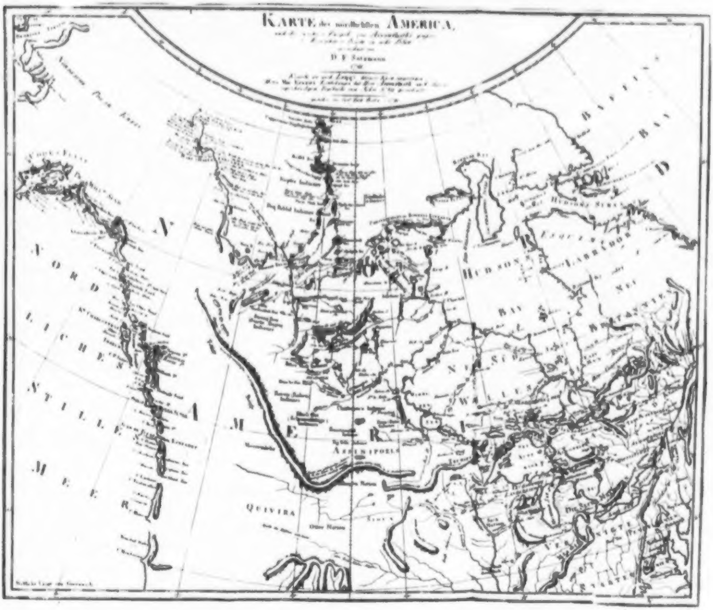
ſchließen. — Wir nehmen Abſchied von den Indianern, und ſetzen unſere Rückreiſe fort. Nachricht von einer Indianiſchen Liebſchaft. Knechtiſcher Zuſtand der Weiber nach der Heirath. Bemerkungen über das Vertrauen der Indianer auf den Herrn des Lebens. Ankunft zu Pays Plat. Seite 331.
Indianiſche Liebſchaft. — 333.

Dritte Expedition.

Aufenthalt zu Chippeway-Point. Nachricht von einem ſonderbaren Umſtande, wodurch ich mir beinahe das Mißfallen des befehlshabenden Officiers zugezogen hätte. Beſchreibung der glücklichen Flucht eines gewiſſen Rauchhändlers Ramſey. Ich unternehme es, einen Vorrath Kaufmannswaaren vom Miſſiſſippi nach Michillimakinak zu begleiten, welches ich glücklich ausführe. Rückreiſe nach Montreal und von da nach Quebek, wo ich mich zu einem neuen Herrn begebe. Seite 337.
Abreiſe von Quebek. Beſchreibung der Loretto-Indianer. Einige Bemerkungen über die Behauptung, daß die Amerikaniſchen Indianer keinen Bart hätten. Wir halten das Paketboot Mercur fälſchlich für einen Amerikaniſchen Kaper, ſetzen unſere Reiſe fort und erreichen unſern Winteraufenthalt. Beſchreibung einiger Schlangenarten. Wir haben großes Glück, und vollenden bald unſern Tauſchhandel. Rückreiſe nach Quebek. Seite 347.
Beſuch auf dem Fort George. Merkwürdiges Beiſpiel von Muth bei einem Mohawk-Indianer. Rückreiſe nach England. Ein neuer Dienſt, und Rückreiſe nach Kanada mit Kaufmannswaaren für den Indianiſchen Handel. Seite 354.

Anhang.

1. Kurze Nachricht von den Baſchi-Inſeln. Seite 369.
2. Ueber die Schiffahrt aus dem Chineſiſchen in das nördliche ſtille Meer. — 372.


KARTE des nördlichsten AMERICA,
D. F. Sotzmann
BAFFINS BAY
HUDSONS BAY
LABRADOR oder NEU BRITANNIEN
NEU SUD WALLIS
NORDLICHES STILLE MEER
AMERICA
ASSINIPOELS
QUIVIRA

Vorläufige Schilderung des Nordens von Amerika.

§. 1.

Handelsbetrieb der Engländer.

Der langſame Fortſchritt des Menſchen von einem beinahe vegetirenden, zu einem bloß thieriſchen, und von dieſem endlich zum vernünftigen Leben, kann jeden unbefangenen Beobachter überzeugen, daß die Erziehung zwar auf ein Syſtem von abſtrakten Grundbegriffen *zurückführen* darf, daß ſie aber von Erfahrungen, die den Unterſcheidungsſinn üben, *ausgehen* muß, weil ohne ſie ſchlechterdings keine Abſtraktion verſtanden wird. Kraft und Wille thätig zu wirken, gehen dem Bewußtſeyn, wie gewirkt werden ſolle und dürfe, lange vorher; ja, damit dieſer Gang der Natur unveränderlich bleibe, erneuert ſich das Menſchengeſchlecht immer wieder um die Zeit, wo eine Generation anfängt, zum vollen Gebrauch ihrer Vernunft zu gelangen. Im einzelnen Menſchen, der vom Bedürfniß zur Begierde, und von dieſer zur Leidenſchaft geleitet wird, entwickelt ſich ſtufenweiſe durch neue Erfahrungen, neuen Genuß und neuen Drang der Verhältniſſe jedes wirkſame Princip. Inſtinktmäßig gehorcht er einer Anziehung, die von ſeiner Willkühr unabhängig iſt; er ſtrebt mit jugendlichem Muthe nach der Befriedigung eines heißen Triebes — und ihm bleibt, was er nicht ſuchte, das Bild der Vergangenheit, das Bewußtſeyn des Geſchehenen, der neuerlangte Begriff, verſchränkt mit dem Begriffe ſeines individuellen Weſens, zurück. Allmählich, wie ſeine phyſiſchen Kräfte ſich vermindern, ſeine Nerven ſich härten, ſeine Sinne ſtumpfer werden, das Bekannte und Erprobte ihn nicht länger reizt und das Bedürfniß der Ruhe jedes andere Verlangen mäßigt oder gar unterdrückt, allmählich lebt er dann in ſich gekehrter als zuvor, mit der Entwickelung ſeiner Sittlichkeit aus ſeinem Schatze von Empfindungen, Bildern und Begriffen beſchäftigt, und eben reif zur Weisheit — wenn er kaum mehr wirken mag.

Daher gehört der Wahn, als könne jemals etwas Großes ohne einen gewiſſen leidenſchaftlichen Antrieb geſchehen, unſtreitig zu den ſchädlichſten Vorurtheilen, die der Mißverſtand tiefſinniger Wahrheiten veranlaßt hat. Vergebens fordert die Philoſophie, vergebens befiehlt der Glaube das uneigennützige Streben nach dem Guten, um des abgezogenen Begriffes willen vom Guten; diejenigen, die ihrer Wirkſamkeit dieſen Beweggrund andichteten, waren Heuchler, und die wirklich keinen anderen hatten, verſanken bald in unthätige Ruhe, oder verfielen auf kindiſche Spielereien, oder verſündigten ſich durch ihre Unerfahrenheit, ihre Einſeitigkeit und ihr Scheinwiſſen auf Jahrhunderte lang an der Menſchheit. Wahr und heilig ſteht darum dennoch das göttliche Ideal der Vollkommenheit, wie ein glänzendes Ziel in der Höhe, vor uns aufgeſteckt. Wenn es gleich durch Erfahrung bewieſen iſt, daß ſchwerlich je ein Menſch und ſicherlich nirgends ein Volk nach den reinen Abſtraktionen der Metaphyſik ſeine Handlungen abmaß oder ſeinen Willen beſtimmte, ſo vermag doch nur die tranſcendentale Regel den Werth oder Unwerth des praktiſchen Lebens fühlbar zu machen und zugleich den laſterhaften Abweichungen eine Schranke zu ſetzen.

Bedürfte es noch eines Beweiſes, daß die Unterwerfung des Willens Aller unter den Willen eines Einzigen oder einer geringen Anzahl von Menſchen, allen Geſetzen der Natur widerſpricht, ſo würde das bisher Geſagte hinreichend ſeyn, die Entſetzlichkeit ſolcher Anmaßungen darzuthun. In keiner Geſetzgebung liegt der Antrieb zum Handeln: ſie kann zwiſchen Bürger und Bürger immer nur die Wirkſamkeit des einen der des anderen zur Gränze beſtimmen; ſie befiehlt nur, wo man zu handeln aufhören ſoll, um ſich keiner Beeinträchtigung eines fremden Wollens und Willens ſchuldig zu machen. Ihr kann nichts heiliger, nichts unverletzlicher ſeyn, als der freie Wille des Bürgers, und ſeine Empfänglichkeit für Alles, was ſein freiwilliges Wirken hervorruft. Allein dieſes Heiligthum entweihet der Deſpotismus, der keinen Willen außer dem ſeinigen, kein Wirken außer demjenigen geſtattet, wozu er den erſten gewaltſamen Stoß verlieh. Sein Joch, ſey es bloß inkonſequente Laune oder der weit ärgere geiſttödtende Mechanismus, benimmt dem Sklaven jeden Antrieb zum Wirken, indem es ſeine Spontaneität, ſein Selbſtgefühl und ſeine Vernunft zu Boden drückt. Zwar gänzlich erlöſchen ſeine Begierden nicht: es giebt einen Spielraum, wohin das argwöhniſche Auge des Alleinherrſchers nicht dringen will oder kann; doch laßt uns ihn nicht aufdecken, dieſen ekelhaften Schauplatz der niedrigſten Leidenſchaft, zu klein für die Tugend, weil er kein Vorbild in ſich faſſen kann, und dennoch beſudelt mit jeder Unſittlichkeit, welche die geſunkene Menſchheit entehrt. Was unwiederbringlich verloren geht, iſt jenes rege Streben der Menſchen nach einem größeren Wirkungskreiſe, jene reine Gluth der edleren Leidenſchaften, Ehrgeiz und Ruhmbegierde, Sinn des Schönen, Bedürfniß des verfeinerten Genuſſes, und ämſiges Bemühen, ſich die Mittel zu ihrer Befriedigung zu erwerben; dies alles ſtirbt dahin, wo perſönliche Unſicherheit, Ungewißheit des Eigenthums, und blieben auch dieſe verſchont, die tauſendfachen Hinderniſſe, die aus vervielfältigten Verordnungen entſpringen, oder auch nur die Furcht, daß morgen der Tyrann einreißen könne, was heute ſein Vorgänger zu bauen vergönnte, jede Kraft ſchon im Keim erſticken.

Der Handel, die Quelle des Reichthums und der mit ihm und durch ihn allein im Schooße der Sicherheit aufſproſſenden, zarteren Blüthen des geſelligen Lebens, dieſer höheren Bildung und Entwickelung der edelſten Seelenkräfte und ihrer Ausgeburten, der Kunſt und Wiſſenſchaft — der Handel fordert freie ungehemmte Thätigkeit, Unverletzbarkeit der Perſon und des Eigenthums, Unpartheilichkeit der Gerichte, und um dieſe nicht der Willkühr treuloſer und anmaßender Vertrauten zu überlaſſen, allgemeine Publicität, ſtrenge Verantwortlichkeit, Urtheil durch unbeſoldete, dem Beklagten gleiche, von ihm anerkannte, immer nur auf kurze Zeit berufene, einſtimmige Richter *). Wo dieſe Schutzwehr der bürgerlichen Freiheit unerſchütterlich feſt ſteht, ſey denn auch in dem Räderwerke der politiſchen

---

*) Geſchworene, (Juries).

Maſchine mehr oder minder Zuſammenſetzung, ſey immerhin ein Fehler in der Organiſation der Stände, in der Stellvertretung des Volkes, in der Vertheilung der Gewalt, der den Keim einer künftigen Auflöſung enthält: dort wird ſich dennoch lange durch geringe Erſchütterungen das geſtörte Gleichgewicht wieder herſtellen laſſen; durch ſeine innere, nie erſchöpfte, nie gelähmte Lebenskraft wird dort der Staat in Macht, Glanz und Einfluß blühen und der Welt das Beiſpiel geben von der bewundernswerthen Anſtrengung, zu der nur freie Völker fähig ſind.

Indeß wir auf dem feſten Lande Bedenken tragen, die einfache Frage zu bejahen, ob die Freiheit — das Recht, dem Nächſten unbeſchadet zu wirken und zu wollen — nicht allen Menſchen zugeſtanden werden müſſe, wenn man ſie Einem zugeſteht, beweiſen die glücklichen Bewohner der Brittiſchen Inſel mit der That, daß auf dieſem Rechte der blühende Wohlſtand ihres kleinen Reiches und jene politiſche Wichtigkeit beruhet, die es in den erſten Rang der Mächte, und dort, vielleicht ohne Widerrede, auf den oberſten Platz erhebt. Mit einer Bevölkerung, die ſich noch nicht auf zehn Millionen Menſchen beläuft, vertreibt dieſe thätige Nation jährlich für mehr als dreihundert Millionen Thaler an Waaren, die ſie im Lande ſelbſt fabricirt; und nach dieſer einzelnen Angabe zu rechnen, kann der ganze Umſatz des Brittiſchen Aktiv- und Paſſivhandels nichts geringeres, als eine viermal ſo große Summe betragen. Dieſer ungeheure Reichthum bewirkt das ſo bewunderte Phänomen des allgemeinen Umſchwunges, welcher dort alles in ſeinem Wirbel mit ſich fortzureißen und allem eine gemeinſchaftliche Bewegung mitzutheilen ſcheint; er ſetzt zugleich die Nation im Stand, die furchtbare Laſt ihrer öffentlichen Abgaben zu tragen, und in erforderlichem Falle ihre Flotten auszurüſten, um ſich die Achtung aller übrigen Seemächte zu ertrotzen. Außer ihrem Weſtindiſchen Handel, der ſeit den Unruhen in Frankreich faſt ausſchließend in ihren Händen iſt, hat ihre Thätigkeit alle anderen Nationen vom Chineſiſchen Markte verdrängt, in Indien ganze Königreiche unterjocht, mit den Amerikanern die im Kriege abgebrochenen Handelsverbindungen erneuert, und zwiſchen der Nordweſtküſte jenes großen Welttheils und dem Hafen Kanton den neuen Zweig des Pelzhandels in Gang zu bringen geſucht. Die Erzeugniſſe, die Fabrikate, die Metalle, die Koſtbarkeiten und die Befriedigungsmittel des üppigſten Luxus ſtrömen aus allen Welttheilen und aus ihrem Innerſten, wie von ihren Küſten, in die Häfen des Brittiſchen Reiches, und werden erſt von dorther in Europa bekannt. Kein Volk des Alterthums kann in Vergleich mit dieſen Kaufleuten der neueren Zeit beſtehen; der Küſtenhandel und die Karawanen der Phönicier vor dreitauſend Jahren ſind ſchwache Verſuche geweſen, wenn man ſie mit dem ungeheuren Waarentransport, den Fahrten von einem Pol zum andern, den kühnen Weltumſchiffungen, den mächtigen Beſitzungen in allen Gegenden der Erde, den Fiſchereien auf entfernten Meeren, den unzähligen Mitteln des Erwerbes und Zweigen der Betriebſamkeit, dem reichen Anbau, den bis zur Vollkommenheit organiſirten Fabriken, den glücklich und weislich erdachten Maſchinen, dem allgemeinen Wohlſtand, der Reinlichkeit, der ſoliden Pracht und Eleganz der Reichen, kurz mit der ganzen bewundernswürdigen Energie und Majeſtät der neuen Meereskönigin zuſammenhält.

Im Brennpunkte jenes untrüglichen Spiegels, womit die Wahrheit den Werth alles menſchlichen Thuns und Treibens prüft, ſchmilzt allerdings dieſes blendende Schauſpiel zum zweideutigen Reſultat der eigennützigſten Begierden zuſammen. Unerſättliches Verlangen nach ſinnlichem Genuß, Hoffahrt und Prachtliebe, Neid und Mißgunſt, Geiz und Habgier, oder ſey es auch der verzeihlichere Antrieb des ſtolzen Kraftgefühls, der Herſchſucht und des Ehrgeizes — wi[illegible]ngen oder veröden ſie mehr das menſchliche Herz! auf welchen Irrwegen leiten ſie es nicht über Verbrechen und Laſter zum Ziele! Reichthum und Ueberfluß auf dieſem Wege oft mit dem Schweiß und Blute des unverſchuldeten Dulders erkauft — was ſind ſie anders, als neue Quellen des ſittlichen Verderbens, neuer Zunder der Eitelkeit und des Eigennutzes, in deren Flammen alles Mitgefühl verſiegt? Auch kennen wir die ſchauervolle Gewißheit, daß eine unheilbare Krankheit der Staaten aus dem Uebermaße der Macht und des Genuſſes entſpringt, die nur mit ihrem Umſturz endigen kann. Doch genug! die bittere Frucht der Leidenſchaft malt auch der ſtrengſte Sittenrichter nicht mit gehäſſigeren Farben. Iſt es das Loos unſeres begränzten Weſens, nur auf der Leiter der Empfindungen und Begierden hinanzuſteigen zum ſittlichen Bewußtſeyn und zur Entwickelung des Götterfunkens Vernunft; mußten uns die Begriffe von Wahrheit, Güte und Schönheit ohne den Gegenſatz des Falſchen, Böſen und Häßlichen ſtets verborgen bleiben: ſo wird die Wahl uns dennoch leicht zwiſchen der rohen, unwiſſenden Unſittlichkeit des Müßigganges und dieſer raſchen, durch ihre Fehltritte gebeſſerten und zur Erkenntniß führenden Betriebſamkeit, zwiſchen jener halbwachen, halbträumenden Betäubung der Deſpotieen, wo keine Tugend möglich iſt, weil das erſchlaffte Gefühl ſie nicht ahnden, der träge Geiſt ſie nicht ereilen, der verarmte Verſtand ſie nicht faſſen kann, und dieſem Schauplatze des vollen, freien, geſchäftigen Lebens, wo ſie von allen gekannt und geachtet, von einigen im edelſten Kampf errungen und von anderen als ein Erbe davon getragen wird.

Wer wollte noch Worte verſchwenden, um die ſonnenklare Wahrheit zu beweiſen, daß der nützliche Fleiß, was auch ſeine erſte Triebfeder ſey, ſich ſelbſt durch Reinheit der Sitten ſchon belohnt, indem er den größten Abſchnitt des Lebens hindurch vor jenen Anfechtungen ſichert, die der Langenweile des Müßiggängers ſo gefährlich ſind? — Es iſt Zeit, daß wir dem eigentlichen Zwecke dieſes Aufſatzes näher kommen, und zuvor einen flüchtigen Blick auf jene gemeinnützigen Früchte des Brittiſchen Handelsbetriebes werfen, auf jene wichtigen Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes in ſeiner ſchöpferiſchen Eigenſchaft, an denen man das Annähern zu einem der vernünftigen Menſchheit vorgeſteckten Ziele meſſen kann. Hier iſt der Punkt, wo thätige, Handel treibende Völker ihre gefeſſelten oder trägeren Nachbarn unendlich weit hinter ſich zurücklaſſen, wo folglich der Werth jener ſo oft verkannten Antriebe großer Leidenſchaften am deutlichſten ſichtbar wird. Auf der unterſten und auf der höchſten Stufe der moraliſchen Bildung, kann die Summe der Glückſeligkeit und des Genuſſes gleich zu ſeyn ſcheinen; allein dieſer Genuß und dieſe Glückſeligkeit, die vermuthlich den Thierarten eben ſo reichlich wie dem Menſchen zugemeſſen ſind, können eben deswegen nicht der letzte Zweck des denkenden Weſens ſeyn. Das Höchſte und Edelſte, was der Menſch beſitzt, ſeine Vernunft, iſt auch der Gegenſtand ſeiner oberſten Sorge. Welcher Vernünftige möchte nicht lieber unglücklich, als unvernünftig ſeyn?

§. 2.

Geographiſche Fortſchritte.

Was der Handel beigetragen hat, die Maſſe des menſchlichen Wiſſens zu vermehren und durch den Tauſch lokaler Kenntniſſe das Licht der Philoſophie anzuzünden, iſt ſchon ſo allgemein bekannt, daß ich es kaum erwähnen darf. Genau läßt es ſich indeſſen keinesweges beſtimmen, wie groß der Antheil eines jeden Volkes oder einzelner ausgezeichneter Menſchen an dieſer wichtigſten Angelegenheit unſerer Gattung ſey; und hier iſt wohl am wenigſten der Ort, wo eine ſolche vergleichende Prüfung angeſtellt werden kann. Das Verdienſt der Britten um praktiſche Wiſſenſchaft iſt wenigſtens von ſo großem Umfange, daß ihnen nicht leicht ein anderes Volk im gegenwärtigen Zeitpunkt ihren Rang in dieſer Rückſicht ſtreitig machen wird. Daß Macht und Einfluß allein dieſe gemeinnützige Erſcheinung nicht hervorbringen, beweiſen jedoch die Spanier und Portugieſen, deren geringer Betriebſamkeit wir es Schuld geben müſſen, daß Braſilien, Peru und Mexiko, nebſt ſo vielen anderen weitläuftigen Beſitzungen, uns kaum noch weiter als dem Namen nach bekannt ſind, indeß man vergebens nach großen Männern und merkwürdigen Epochen in der Geſchichte dieſer Nationen forſcht, denen die Wiſſenſchaft weſentliche Entdeckungen und wichtige Fortſchritte verdankte. In der That ſetzt es ſchon einen Grad der Aufklärung und Einſicht voraus, dieſe Kenntniſſe, auch nur in eigennütziger Beziehung auf Privatvortheile oder Befriedigung kleiner Privatabſichten, einzuſammeln und wieder bekannt zu machen. Wenn aber eine thätige Nation erſt dieſen Punkt gewonnen und dieſen Grad der Einſicht wirklich erbeutet hat, alsdann läßt ſich mit Recht von ihr erwarten, daß jedes Jahr neue Entdeckungen, neue Verſuche ins Unbekannte zu dringen, und die Gränzen ihrer Geſchäftigkeit weiter hinauszurücken, mit ſich bringen werde.

Hinweggeſehen von ſo vielen theils wiſſenſchaftlichen, theils mechaniſchen Erfindungen, welche, mittelbar wenigſtens und weil alle Theile unſeres Wiſſens mit einander in der engſten Beziehung ſtehen, der kaufmänniſchen Betriebſamkeit und den durch ſie in Umlauf gebrachten Ideen ihr Daſeyn verdanken, hat insbeſondere die Länderkunde ſeit einiger Zeit durch die Brittiſche Schiffahrt ihre Gränzen merklich erweitert. Die edelſten Unternehmungen, welche dieſes Jahrhundert auszeichnen, die bloß in wiſſenſchaftlicher Hinſicht entworfenen und mit ſo wunderähnlicher Geiſtesgröße ausgeführten Weltumſchiffungen des unſterblichen Entdeckers, James Cook, haben von einer unbekannten Hälfte des Erdbodens den Schleier hinweggeriſſen, der ſie uns verhüllte. Die Beharrlichkeit, womit er dreimal nach einander ſeine vaterländiſche Inſel verließ, um auf der Entdeckungsbahn weiter fortzurücken, hat ſeine Begeiſterung dem ganzen Volke mitgetheilt, und ich ſtehe nicht an zu behaupten, das Auszeichnende ſeiner Todesart hat ihr ein vollendendes Siegel aufgedrückt. Erſt von dieſem Zeitpunkt an iſt der Geiſt der Entdeckung neu erwacht; das große Muſter hatte zur Nachfolge theils ſeine eigenen Zöglinge, theils andere Seefahrer gereizt, die jetzt mit einander wetteiferten, die entfernteſten Meere zu beſchiffen, um den Beifall ihrer Nation durch neue Entdeckungen und freimüthige Mittheilung derſelben zu gewinnen. Derſelbe Enthuſiasmus ergriff auch diejenigen Mitglieder der bürgerlichen Geſellſchaft, die keinen unmittelbaren thätigen Antheil an dieſer Art der Erweiterung des menſchlichen Wiſſens nehmen konnten: ſie verbanden ſich zur Unterſtützung ſolcher kühnen Abentheurer, die es wagen wollten, in fernen Wildniſſen und unter rohen feindſeligen Horden neue Kenntniſſe einzuſammeln; ſie thaten patriotiſche Vorſchläge, wie der ernſte Zweck der wiſſenſchaftlichen Aufklärung mit der menſchenfreundlichen Vorſorge für die unglücklichſten Klaſſen unſerer Gattung gepaart, wie die für den Staat durch ihre Vergehungen verlornen Mitglieder in einer anderen Weltgegend wieder zu nützlichen und arbeitſamen Bürgern umgeſchaffen, und wie die Produkte der neuentdeckten Länder zum leichteren Unterhalt der im Joche der Knechtſchaft ſeufzenden Schwarzen in Weſtindien benutzt werden könnten. Selbſt die großen, monopoliſirenden Handlungsgeſellſchaften fühlten jetzt, wie genau das Intereſſe der Wiſſenſchaft mit ihrem Privatvortheil verbunden iſt, oder legten wenigſtens jene Geheimnißkrämerei bei Seite, die ſie bisher bei dem Publikum nur verdächtig gemacht hatte, ohne ihnen Nutzen zu bringen. Die Oſtindiſche Kompagnie beſoldete einen Geographen mit mehr als Königlicher Freigebigkeit, und ließ ihm freie Hand, den ungeheuren Schatz von Karten und Tagebüchern, die ihre Schiffskapitaine in ihren Archiven niedergelegt hatten, ohne Rückhalt öffentlich bekannt zu machen. Die Hudſonsbay Kompagnie ergänzte aus ihrem Vorrathe, was dieſem talentvollen Manne an Hülfsmitteln zur genaueren Kenntniß des Nordens von Amerika noch fehlen konnte. Ueberall ſchien die Ueberzeugung von der Gemeinnützigkeit der Wiſſenſchaften in England ſo feſten Fuß zu gewinnen, daß man ſie jetzt als Zweck an ſich, nicht bloß als Mittel, kultivirte. Cox, ein wohlhabender Privatmann, war auf eigene Koſten nach den

Inſeln

Inſeln des Südmeers geſchifft; Duncan ward von der Hudſonsbay-Kompagnie zur vollſtändigeren Entdeckung der Amerikaniſchen Polargegenden ausgeſchickt; die Regierung fertigte den Kapitain Vancouver ab, um an der Nordweſtküſte die letzte Hand an das Entdeckungsgeſchäft zu legen; Mac-Cluer, den die Oſtindiſche Kompagnie von Bombay aus mit zwei Schiffen nach den Pelew-Inſeln geſchickt hatte, um dem alten König Abbathulle für die an Wilſon bewieſene Gaſtfreundſchaft ihre Dankbarkeit zu bezeigen und ihm zugleich die traurige Botſchaft von ſeins Li-Bu's Tode zu hinterbringen, hatte ſich kaum dieſes Geſchäftes entledigt und ſein Tagebuch in China den nach England zurückkehrenden Oſtindienfahrern anvertrauet, als er ſchon wieder auslief, um die noch zweifelhaften Umriſſe von Neuguinea zu berichtigen; der ſo wunderbar gerettete Bligh endlich, deſſen herrliche Ladung von Brodfruchtſtämmen, die nach Jamaika beſtimmt waren, durch den Aufruhr ſeiner Mannſchaft ihre Beſtimmung verfehlte, ward eben jetzt mit zwei Schiffen (Providence und Aſſiſtant) in derſelben wohlthätigen Abſicht nach den Inſeln des ſtillen Oceans zurückgeſandt, und Edwards erhielt den Auftrag, mit der Fregatte Pandora die Aufrührer aufzuſuchen und zur verdienten Strafe zu bringen, ein Geſchäft, womit die Unterſuchung unerforſchter Meeresgegenden ſich ſchicklich vereinigen ließ.

§. 3.

Mackenzies Entdeckungen.

Wie viel die eben genannten Seefahrer zur Vollendung unſerer geographiſchen Kenntniſſe noch beitragen dürften, wird ein Zeitraum von wenigen Jahren ins Licht ſetzen. Bis jetzt iſt nur erſt von der Reiſe des Herrn Cox eine kurze Beſchreibung erſchienen, die man in dem gegenwärtigen dritten Bande unſerer Sammlung findet. Wie aber ſeit einigen Jahrzehenden die Erforſchung neuer Länder, oder auch in dem beſondern Falle der zweiten Cookiſchen Weltumſchiffung die Gewißheit, daß ein ſo lange geglaubtes Südland nicht exiſtire, die weſentlichſten Veränderungen ſowohl in den Karten als in den geographiſchen Lehrbüchern erheiſcht und veranlaßt hat; ſo wird noch alljährlich, durch die von Zeit zu Zeit bekannt werdenden Entdeckungen und Berichtigungen die Geſtalt und Lage des weniger ſorgfältig unterſuchten und zum Theil noch unbekannten Nordens von Amerika neue Karten nöthig machen, indem bereits dasjenige, was noch im vorigen Jahr als wahrſcheinlich geglaubt werden konnte, jetzt durch die erlangte Gewißheit von Augenzeugen widerlegt worden iſt.

Feſt ſteht das Faktum: daß die Unmöglichkeit einer Nordweſtlichen Durchfahrt, in einer ſchiffbaren Meeresgegend, erwieſen iſt, wie es die Einleitung zum erſten Bande dieſer Reſegeſchichten unwiderleglich dargethan hat, und feſt wird es ſtehen, bis eine neue Kataſtrophe der Erde Neptuns und Plutons Reichen neue Gränzen abſteckt. Damals aber blieb uns noch eine Hoffnung übrig, daß der große Cooksfluß mit dem neuentdeckten Sklavenſee, und durch dieſen mit den Seen und Flüſſen, die nach der Hudſonsbay führen, in Verbindung ſtehen könnte; wir hatten auf ſolche Art eine Wahrſcheinlichkeit vor uns, daß ſich der Handel mit Rauchwaaren, auf die in Nordamerika längſt übliche Methode, in kleinen Kähnen, die man zuweilen auf Strecken von einigen Meilen weit über Land ſchleppt, von der Hudſonsbay unmittelbar bis nach der Nordweſtküſte führen ließe. Allein dieſe Ausſicht zu einem bequemen Waarentransport hat ſich um vieles verſchlimmert, ſeitdem die wahre Reiſeroute des Pelzhändlers Mackenzie (S. Einleit. S. 100. u. f.) genau bekannt geworden iſt. Da die Veränderungen, welche dadurch in der zweiten Ausgabe der von A. Arrowſmith herausgegebenen Weltkarte veranlaßt worden ſind, von der bisher geglaubten Lage der dortigen Seen und Flüſſe merklich abweichen, ſo wäre ſehr zu wünſchen geweſen, daß man das Tagebuch dieſes unternehmenden Abentheurers dem Publikum mitgetheilt hätte. Dies iſt aber noch nicht geſchehen, obſchon es in England angekommen und in den Händen eines gewiſſen Herrn Simon Mac Taviſh befindlich iſt, der Herrn Arrowſmith erlaubt hat, nach den darin aufgezeichneten Angaben ſeine Karte zu verbeſſern. Um unſer Publikum indeſſen dieſe wichtigen Entdeckungen nicht entbehren zu laſſen, hat der Herr geheime Kriegesſekretair Sotzmann ſie auf der neuen zu dieſem Werke verfertigten Karte eingetragen; und hier wird es zweckmäßig ſeyn, das wenige, was wir von dieſer Reiſe wiſſen, kürzlich zu erzählen, um dadurch die neueſte Entdeckungsgeſchichte des Amerikaniſchen Nordens, ſo gut es angeht, zu ergänzen.

Man erinnert ſich noch aus der Einleitung des erſten Bandes (S. 100.), daß der Kanadier Peter Pond, nachdem er 1787 nicht nur bis an den großen

Skavenſee, ſondern auch in einen ſehr großen Fluß an deſſen ſüdweſtlichem Ende gekommen war, ſeinen Gefährten Mackenzie daſelbſt zurückgelaſſen und den Rückweg nach Quebek genommen hatte. Damals glaubte er, und machte ſeine Muthmaßung bekannt, daß dieſer Fluß kein anderer als der Cooksfluß ſeyn könne, welcher dann ſolchergeſtalt aus dem großen Sklavenſee ſeinen Urſprung nehmen und die inländiſche Schifffahrt zwiſchen dem Atlantiſchen und dem nördlichen ſtillen Meere ſehr erleichtern müßte. Nach Mackenzies Tagebuche vom Jahr 1789 verhält es ſich indeß mit dieſem Fluſſe ganz anders; anſtatt weſtwärts in das nördliche ſtille Meer, oder den großen Ocean zwiſchen Amerika und Aſien, zu fallen, wendet er ſich plötzlich gegen Norden, und fällt in das Eismeer. An der Stelle, wo dieſer Fluß, den wir künftig den Mackenziesfluß nennen müſſen, aus dem großen Sklavenſee heraustritt, iſt er noch zehn Engliſche Meilen breit; etwas weiter hinabwärts verengt er ſich bis auf eine Engliſche Meile, und in der Länge ſeines Laufes wird er noch beträchtlich enger; faſt überall aber finden wir in der Karte eine Tiefe angemerkt, die mit der Breite in Verhältniß ſteht. So z. B. wo der Fluß eine Engliſche Meile breit iſt, beträgt die Tiefe nur viertehalb Klaftern; hingegen unter dem Polarkreiſe, wo er auf einer Strecke von drei Engliſchen Meilen zwiſchen zwei ungeheuren Abgründen ſich hinunterſtürzt, die nur um fünfhundert Schritte von einander getrennt ſind, hat er eine Tiefe von funfzig Klaftern. In ſeinem Laufe nimmt er verſchiedene andere Flüſſe auf, deren einige von beträchtlicher Größe ſind. Zu beiden Seiten erblickt man an mehreren Stellen große Gebirgsrücken, worunter der Hornberg an der Oſtſeite, nicht weit von dem Orte, wo der Fluß den See verläßt, vermuthlich von ſeiner beſonderen Geſtalt den Namen hat. Weiter hinabwärts nach Weſten findet man Gebirge mit glänzenden Steinen; etwas unterhalb des Polarkreiſes aber, und eine Strecke jenſeits deſſelben, erſt am öſtlichen, hernach am entgegengeſetzten Ufer, liegen Schneegebirge. Die Gewalt des Stroms iſt ſtellenweiſe ſehr verſchieden: an einem Orte ziſcht das Waſſer, wie in einem ſiedenden Topf; jenſeits deſſelben bemerkt man, daß der Strom an Geſchwindigkeit merklich zunimmt, weiterhin aber wieder ruhiger fließt. In der Gegend der erſten Schneegebirge iſt eine ſehr ſtark abſchüſſige Stelle, von der Art, die man in den Nordamerikaniſchen Flüſſen *Rapids* zu nennen pflegt, und die allenfalls mit den Fällen im

Dnepr verglichen werden können, indem ſie theils durch das ſchnelle Gefälle des Bodens, theils durch die im Flußbette hervorragenden Felſen verurſacht werden. Unterhalb des zweiten Schneegebirges, etwa einen Grad jenſeits des Polarkreiſes, ſoll nach dem Berichte der Indianer das Meer ſowohl gegen Oſten als gegen Weſten nicht weit entfernt ſeyn, welches vermuthlich die Urſache iſt, warum man dieſer Gegend den Namen Iſthmus, oder die Erdenge, gegeben hat. Noch ehe man an dieſen Iſthmus kommt, bemerken die Indianer eine Stelle im Fluſſe, wovon ſie ſagen, es ſey ein Manitu oder ein Geiſt darin, vermuthlich um mit dieſem Ausdrucke die Bewegung eines dort etwa vorhandenen Strudels anzudeuten. Oberhalb der letzten Schneegebirge in 68° nördlicher Breite wird man keinen Baum mehr gewahr. Etwas weiter nordwärts kam man an verlaſſene Lagerſtätten, die vermuthlich den Eskimos gehört hatten. Hierauf zerſpringt der Fluß in mehrere Aeſte, und fällt ungefähr unter dem 69ſten Grade N. Br. in einen beinahe cirkelrunden Meerbuſen, wo die Fluth am 12ten Julius 1789 ſechzehn bis achtzehn Zoll ſtieg. In der Mitte dieſes Buſens liegt eine Inſel, welche den Namen Wallfiſchinſel (*Whale-Island*) auf der Karte hat. In der Nähe derſelben iſt das Waſſer fünf Klaftern tief. Mackenzie landete auf dieſer Inſel, und errichtete daſelbſt einen Pfahl, worauf er, zum Gedächtniß, daß er ſo weit gekommen, ſeinen Namen, die Anzahl ſeiner Mannſchaft und ſeiner Kanots, nebſt der nördlichen Breite der Inſel, 69° 14′, anzeichnete. Nach Arrowſmiths Karte liegt dieſe Inſel in 225° öſtlicher (135° weſtlicher) Länge von der Königlichen Sternwarte zu Greenwich. Ein See mit friſchem Waſſer wird in der nordweſtlichen Gegend des Meerbuſens angedeutet. Die Abweichung der Magnetnadel beträgt an der Mündung des Fluſſes oder auf der Wallfiſchinſel 36′ öſtlich.

Es erhellet aus dieſen Angaben unwiderſprechlich, daß nicht nur der höchſte Norden von Amerika bis zum 69ſten Grade der Breite ein zuſammenhangendes feſtes Land bildet, wo keine Durchfahrt gedenkbar iſt; ſondern auch, daß zwiſchen dem Cooksfluſſe und dem großen Sklavenſee keine unmittelbare Kommunikation zu Waſſer Statt findet. Nach den genaueren Angaben dieſer Reiſe, zuſammengehalten mit den Entdeckungen des Herrn Hearne, konnte nunmehr Arrowſmith auch die Lage des Sklavenſees ſelbſt ganz anders, als in der vorigen Ausgabe beſtimmen. Er verlegt ihn zwiſchen 61° und 62° N. Br., anſtatt daß man ihn vorhin um wenigſtens zwei Grade nördlicher zu ſuchen hatte; und was die Länge betrift, ſo füllt er damit einen Raum von ungefähr fünf und ſechzig Seemeilen, zwiſchen 241° und 248° öſtlicher (119° und 112° weſtlicher) Länge. Dieſe Lage ſetzt es außer allem Zweifel, daß ſchon Hearne auf ſeiner merkwürdigen Reiſe zu Fuß an das Eismeer, über die öſtliche Gegend des Sklavenſees gekommen ſeyn muß, da man bisher immer geglaubt hatte, daß er den Arathapeſkow-See berührt hätte. Dieſer letztere aber liegt in der That weit ſüdlicher, als die vorige Karte ihn angab, nämlich in 59° N. Br., iſt von ungleich kleinerem Umfange, als man ihn ſonſt, wegen der Verwechſelung mit dem Sklavenſee gezeichnet hatte, wiewohl er immer noch eine anſehnliche Größe behält, und von Oſten nach Weſten bei einer verhältnißmäßig geringen Breite wenigſtens vierzig Seemeilen lang iſt. Der 246ſte und der 250ſte öſtliche (oder der 114te und 110te weſtliche) Meridian ſind die Gränzen ſeiner Länge, wodurch er alſo gerade ſüdlich von dem öſtlichen Ende des Sklavenſees zu liegen kommt. Der Sklavenfluß, welcher das Bindungsglied zwiſchen beiden Seen iſt, berühret den Arathapeſkow-See in ſeiner weſtlichen Gegend und den Sklavenſee in der Mitte ſeines ſüdlichen Ufers.

Lage, Größe und Geſtalt dieſer beiden Seen ſind alſo von dem, was man bisher davon wußte, ſehr auffallend verſchieden, und beide, insbeſondere der Sklavenſee, liegen den Engliſchen Handelspoſten an der Hudſonsbay viel näher, als wir ſie in den letzten Karten noch angeben konnten. Degegen bleibt der Fluß Arathapeſkow auch jetzt noch in derſelben Entfernung von der Nordweſtküſte, die man ihm zuvor ſchon angewieſen hatte, welches daher kommt, daß man ihn jetzt mit dem weſtlichen Ende des Arathapeſkow-Sees verbindet, da er ſonſt ſo vorgeſtellt wurde, als ob er in die Südoſtgegend deſſelben fiele. Zwiſchen dieſem Fluſſe und dem nächſten bekannten Punkte der Nordweſtküſte bleibt immer noch ein Raum von hundert und achtzig Seemeilen (oder 135 Deutſchen Meilen) worin noch anſehnliche Entdeckungen zu Waſſer und zu Lande gemacht werden können.

Um hier alles zuſammenzufaſſen, was zur Erläuterung der neuen Karte erforderlich ſeyn möchte, müſſen wir bemerken, daß der Punkt, wo Hearne die Küſte des Eismeers berührte, wieder in 71° nördlicher Breite angegeben worden iſt, indem die Korrektion, die Herr Dalrymple hier hat anbringen wollen, vermöge deren dieſer Punkt auf 68° 15′ hätte reducirt werden müſſen, den Bemerkungen des Reiſenden ſelbſt widerſpricht. Dieſe Aenderung macht es nunmehr auch wieder unwahrſcheinlicher, daß aus der Repulſebay eine Durchfahrt in das Eismeer gehen ſollte; mithin iſt die punktirte Linie, womit ſie angedeutet wurde, wieder weggelaſſen worden. Eben ſo wenig konnte der angegebene Umriß des großen Nordiſchen Archipelagus bleiben, da noch nicht die entfernteſte Beſtätigung der von Herrn Meares erwähnten Entdeckung der Schiffskapitaine aus Boſton (Einleit. S. 60.) eingegangen iſt. Der erſte vergleichende Blick auf unſere jetzige und die im erſten Bande dieſer Sammlung gelieferte Karte wird übrigens den Unterſchied zwiſchen beiden in Abſicht auf die Lage und Geſtalt der Gruppe von den fünf großen Seen im Inneren von Nordamerika, und zugleich die Einzeichnung verſchiedener kleinen Seen aus Longs Karte zur Erläuterung der Reiſen eines Kanadiſchen Dolmetſchers, hinlänglich darthun.

Ich eile nunmehr zum eigentlichen Gegenſtande dieſer Einleitung, um den Leſer in Stand zu ſetzen, den ganzen Norden des neuen Welttheils gleichſam auf einmal zu überſehen und mit richtigen Grundbegriffen von ſeiner Lage, ſeinen Naturprodukten und Bewohnern an die Durchleſung und Beurtheilung ſowohl der hiernächſt folgenden, als auch der vorigen Reiſebeſchreibungen zu gehen.

1. Geographiſche Umriſſe.

§. 4.

Umgränzung des Eismeers.

Noch ſind die Polarpunkte der Achſe, um welche ſich täglich unſere Erdkugel wälzt, dem Menſchen unzugänglich geblieben. Um den Nordpol kann ein Kreis, der hundert und funfzig (Deutſche) geographiſche Meilen zum Radius hat, gezogen werden, ohne irgend ein bekanntes Land, die nördlichſten Inſeln von Spitzbergen ausgenommen, zu durchſchneiden; und nimmt man nicht den Pol ſelbſt zum Mittelpunkte, ſo iſt der unbekannte Raum eine Ellipſe, deren größter Durchmeſſer ſechshundert geographiſche Meilen, ſo wie der kleinere ungefähr dreihundert und vierzig, enthält. Dieſen Raum nennt man ſehr ſchicklich das nordiſche Eismeer, indem er, auf welcher Seite man auch hineinzudringen verſucht hat, jederzeit mit ungeheuren Eisbergen und an einander hangenden Eisfeldern oder beeiſeten Flächen bedeckt gefunden worden iſt. Man hat zwar einzelne Beiſpiele von ſo genannten Grönlandsfahrern, oder Schiffen, die auf den Wallfiſchfang gegangen ſind, daß ſie zwiſchen Spitzbergen und Grönland bis auf wenige Grade, ja ſogar bis auf einen Grad oder funfzehn geographiſche Meilen vom Pol eine offene See gefunden haben; allein dieſe ſeltenen Ausnahmen berechtigen uns keinesweges zu hoffen, daß eine freie Fahrt nach dem Pol, und über denſelben hin, zwiſchen dem alten und neuen Welttheile bewerkſtelligt werden könne. In einem Sommer, welcher durch vorzüglich milde Witterung die Maſſe des Eiſes auf dem dortigen Meere beträchtlich verminderte, ließe ſich vielleicht ein Wageſtück von dieſer Art unternehmen und ausführen; wüßte man nur immer im Voraus das Jahr zu beſtimmen, welches zu einer ſolchen Schifffahrt am meiſten verſpricht! Die größte Schwierigkeit bei der Beſchiffung des Eismeeres liegt unſtreitig darin, daß, allen Ausſagen der Wallfiſchfänger gemäß, das Eis erſt im September weggeſchmolzen iſt, wenn bereits die Aequinoktialſtürme dem Seefahrer drohen, und, vermöge der ſchiefen Richtung der Erdachſe in ihrer Bahn um die Sonne, die ganze Polargegend in Begriff iſt, in ihre ſechsmonatliche Nacht zu verſinken. Vom 21ſten September an bis zum 21ſten März herrſcht ununterbrochene Finſterniß in einem Kreiſe von 23½ Graden der Breite, oder von dreihundert funfzig (geogr.) Meilen rund um den Pol; eine Finſterniß, die durch Nebel und Sturm nur noch ſchrecklicher und gefahrvoller wird, und die erſt im Winter, wenn alles vom Eiſe ſtarrt, dem magiſchen Glanze des Mondes und der am reinen Himmel funkelnden Sterne weicht.

Das Eismeer hängt zwiſchen Europa und Amerika mit dem Atlantiſchen, und zwiſchen Aſien und Amerika mit dem Kamtſchatkiſchen Meere, durch dieſes letztere aber mit dem großen Ocean, dem ſo genannten ſtillen Meere, zuſammen; nur mit dem Unterſchiede, daß zwiſchen dem Nordkap in Lappland und der öſtlichen Spitze von Altgrönland in Amerika die See noch über hundert und ſechzig geographiſche Meilen breit iſt, da hingegen die äußerſten Spitzen von Aſien und Amerika in der Behringsſtraße ſich bis auf dreizehn Seemeilen, oder noch nicht volle zehn geographiſche Meilen, einander nähern. Man begreift nun leicht, wie viel ſchwerer es ſeyn müſſe, durch dieſe letztere Enge in das Eismeer zu kommen, als in der Gegend des Nordkaps oder der Grönländiſchen Küſten, zumal da ſich das Land oberhalb der Meerenge zu beiden Seiten vom 70ſten und 73ſten bis zum 66ſten Grade der Breite allmählich wie ein Trichter verengt, wodurch das aus dem Eismeere ſüdwärts ſchwimmende Eis ſich unfehlbar ſtauchen und unbeweglich werden muß. Hierzu kommt noch die geringe Tiefe des Meeres in dieſem trichterſömigen Buſen, welche nirgends über dreißig Klaftern beträgt, und woſelbſt alſo die großen Eisberge oft genug feſt ſitzen müſſen, da man ſich leicht durch einen einfachen Verſuch überzeugen kann, daß von einem jeden Stücke ſchwimmenden Eiſes im Seewaſſer nur der zehnte Theil der Maſſe herausragt, die übrigen neun Zehntheile hingegen unter die Waſſerfläche ſinken; mithin von einem Würfel Eiſes, der funſzig Fuß hoch über dem Waſſer ſchwimmt, behauptet werden kann, daß er ſich vierhundert und funzig Fuß tief eintauchen müſſe. Ein ſolcher Würfel braucht ſchon, um nur eben ſchwimmen zu können, eine Tiefe von fünf und ſechzig Klaftern, wenn er nicht etwa mit einem Eiſfelde zuſammenhängt, deſſen ausgebreitete Fläche ihn emportragen hilft.

Die Küſten der alten Welt, oder Europens und Aſiens, ſo fern ſie den Rand des Eismeeres umſchließen, ſind nunmehr mit ziemlicher Beſtimmtheit bekannt. Sie ziehen ſich in einer Ausdehnurg von mehr als 160 Graden der Länge, vom Nordkap an bis zum Oſtkap, indem ſie zwiſchen 63° und 78° mehrere tiefe Buſen und Inſeln, insbeſondere aber die Inſel Nowa Zemlja (das neue Land) bilden. Viele große Flüſſe, die Dwina, die Petſchora, der Ob und Jeniſei, die Lena, Indigirka und Kowyma ſtürzen ſich an dieſer Küſte in das Eismeer. Die Gruppe von beeiſeten Inſeln, die man unter dem Namen Spitzbergen kennt, liegt zwiſchen dem Nordkap, Nowa Zemlja und Altgrönland in der Mitte, dem letzteren etwas näher, und erſtreckt ſich bis über den 80ſten Grad der Breite. Sie theilt alſo den Strom des Eismeeres zwiſchen Europa und Amerika in zwei engere Durchfahrten, wovon die weſtliche, zwiſchen Spitzbergen und Grönland, kaum ſechzig Deutſche (geogr.) Meilen breit und oft des geſtauchten Eiſes wegen über dem 80ſten Grade der Breite nicht ſchiffbar iſt. Die natürliche Gränze zwiſchen dem Eismeer und dem Atlantiſchen Meere bilden die drei Inſelpunkte: Island (Eisland),

die

die Farö-Inſeln und die Schetland-Inſeln, welche zwiſchen Großbritannien und Altgrönland in ſchräger Richtung liegen.

Wir kommen nunmehr an die andere Hälfte der Umgränzung des Eismeeres, an die nördliche Küſte des Amerikaniſchen feſten Landes. Hier iſt, außer einigen noch ſehr ſchwankend angegebenen Punkten, Alles unbekannt. Die nördlichſte Gegend, wo man die Küſte des alten oder Oſt-Grönlands, Spitzbergen gerade gegenüber, geſehen hat, liegt in 79° nördlicher Breite und etwa 9° weſtlich von Greenwich. Man weiß aber nicht einmal den Entdecker, ſondern nur das Jahr der Entdeckung, 1670, anzugeben. Von dieſem Punkte bis an das Kap des Prinzen von Wales, welches die weſtlichſte Spitze von Amerika und die öſtlichſte Gränze der Behringsſtraße bildet, haben wir einen Zwiſchenraum von 159° der Länge, dergeſtalt, daß alſo die Küſte der neuen Welt, welche das Eismeer umgiebt, mit der Küſte des alten Welttheils bis auf wenige Meilen gleiche Ausdehnung hat. Allein die einzigen jetzt noch bekannten Punkte dieſer Küſte ſind die von Hearne 1771, und von Mackenzie 1789 entdeckten Mündungen des Copermine-(Kupfergruben-) und des Mackenzies-Fluſſes, wovon jene in 70° 45′ N. Br. und 248° öſtlicher (112° weſtlicher) Länge, dieſe aber in 68° 45′ N. Br. und 225° 30′ öſtlicher (134° 30′ weſtlicher) Länge angenommen wird.

Welche Meerbuſen, welche Inſeln und Vorgebirge auf einer ſo großen Strecke die nördliche Küſte von Amerika bilden könne, und ob das Eismeer in ſeinem Mittelpunkte ganz offen, oder mit feſtem Eiſe immerwährend belegt, oder gar mit noch unbekannten Ländern ausgefüllt ſey, bleibt künftigen Seefahrern zu entdecken übrig. Als Cook durch die Behringsenge gegen Norden ſchiffte, kam er nur bis zum Eiskap in 70° 29′ N. Br.

§. 5.

Grönland und Baffinsbay.

Die öſtlichen Küſten des Amerikaniſchen Welttheils gehen ungleich weiter nach Norden hinauf, als die weſtlichen; man hat, wie ſchon geſagt, nicht nur die Küſte von Oſtgrönland bis zum 79ſten Grade der Breite verfolgt, ſondern auch jener große Buſen, welcher nach ſeinem Entdecker die Baffinsbay genannt wird, ſteigt bis zum 78ſten Grade und noch höher fort, wodurch es außer allem Zweifel geſtellt wird, daß das Land, welches dieſe Bay umgränzt, ſich noch weiter gegen Norden erſtrecken muß.

Ob Grönland eine Inſel ſey, ob eine von den verſchiedenen Buchten, die Baffin im nördlichen Theile eines Meerbuſens entdeckte, entweder Whale- (Wallfiſch) Sund, Sir Thoms Smiths Sund, Alderman Jones Sund oder Lancaſter-Sund, eine Durchfahrt in das Eismeer eröffne, iſt noch keinesweges entſchieden, weil ſeit Baffins Entdeckung im Jahre 1616 dieſe Gegend nicht wieder beſucht worden iſt, und weil er auf ſeiner Fahrt zu ſchnell an der Küſte forteilte, um ſie genau aufnehmen oder erforſchen zu können. Wie dem auch ſey, von jenem nördlichſten Punkt an der Oſtſeite dieſes Landes in 79° N. Br. läuft die Küſte in ſüdweſtlicher Richtung bis an das Kap Farewell, welches in den Holländiſchen Karten Statenhoek heißt und in 59° 30′ N. Br. liegt. Die Vorgebirge und Häfen an dieſer Küſte, vom Kap Farewell an bis Island (Eisland) gegenüber, kennt man jetzt nur nach den aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert in Dännemark übrig gebliebenen Karten, indem das Eis, welches ſich zwiſchen dieſem Lande und Island ſeit einigen Jahrhunderten feſtgeſetzt hat, die ehemals bewohnte und beſuchte Küſte unzugänglich macht. Die nördlicheren Punkte, welche man in den Karten angegeben findet, ſind größtentheils von Holländern geſehen worden, ohne daß man die Entdecker genau anzugeben weiß. Auch der berühmte und unglückliche Hudſon ſah 1607 auf ſeiner erſten Reiſe dieſe Küſte unter dem 73ſten Grad N. Br., und nannte dieſe Gegend *Hold with Hope* (Halt an mit Hoffen).

Vom Kap Farewell weſtwärts, biegt ſich die weſtliche Küſte von Grönland bald wieder nach Norden um, und ſteigt in der Baffinsbay, wie ſchon geſagt, bis zum 78ſten Grade der Breite hinauf. Dieſer kalte Strich Landes, der insgemein Weſt- oder Neu-Grönland heißt, wird noch von Europäern beſucht; die Dänen unterhalten daſelbſt Miſſionen, und haben zur Bequemlichkeit ihrer Wallfiſchfänger einige Poſten angelegt. Baffins Meerbuſen, der, wo er am breiteſten iſt, hundert und funfzig Deutſche geographiſche Meilen von Oſten nach Weſten hält, wird am Eingange, oder der ſo genannten Straße Davis, wieder beträchtlich enger, indem ſich hier auf der weſtlichen Seite deſſelben, Weſt-Grönland gegenüber, das Land in eine große Anzahl größerer und kleinerer Inſeln zerſtückelt, zwiſchen denen Cortereal, Frobiſher, Davis, Weimouth, Hudſon, Bylot und Baffin, Hawkbridge, Fox, James, Middleton und andere mehr, verſchiedene ſo genannte Straßen oder Meerengen und Einfahrten theils entdeckten, theils wieder aufſuchten und genauer beſtimmten, in dem fruchtloſen Beſtreben hier hindurch in das Meer, welches die Oſtküſte von Aſien beſpült, zu gelangen und die ſo ſehnlich gewünſchte Nordweſtliche Durchfahrt, oder den kürzeren Weg nach China und Oſtindien, zu entdecken. Frobiſher entdeckte ſchon 1578 die Einfahrt, die man jetzt Hudſonsſtraße nennt; er hielt ſie aber für einen Weg, der ihn nur von ſeinem Ziele, der Nordweſtlichen Durchfahrt, irre führte, und gab ſeinen Namen einer etwas nördlicher zwiſchen den Inſeln gelegenen Enge. Dieſe Frobiſhers-Enge fand Davis im Jahre 1587 wieder, und ohne zu wiſſen, daß ſie bereits entdeckt wäre, nannte er ſie Lumleys Einfahrt (*inlet*). Noch nördlicher hatte er ſchon zwei Jahre zuvor die Cumberlands-Straße gefunden. Allein anſtatt auf dieſem Wege weſtwärts vorzudringen, blieb es jederzeit das Loos dieſer kühnen, ausdauernden und zum Theil ſchwärmeriſchen Seefahrer, wegen der ſtrengen Witterung und der Unmöglichkeit zu überwintern, gerade dann auf ihren Rückweg zu denken, wenn ſie eben die erwünſchteſte Ausſicht vor ſich hatten, Entſcheidung und Gewißheit zu erlangen. Daher läßt ſich noch immer die Möglichkeit behaupten, daß vielleicht jenſeits des nördlichſten Punktes, den Fox im Jahr 1631 erreichte, eine Kommunikation zur See mit dem Eismeer nach Weſten hin, ungefähr in 69° oder 70° N. Br., zu ſuchen ſey.

§. 6.

Hudſonsbay, Labrador, Neufundland und Neuſchottland.

Ein hundert und funfzig geographiſche Meilen weſtwärts vom Kap Farewell, oder der Südſpitze von Grönland, befindet man ſich im Eingange der Hudſons-Straße, deren linkes oder ſüdliches Ufer einen Theil des ſo genannten Landes Labrador ausmacht. Das Kap Chidley am Eingange dieſer Straße liegt ungefähr in 60°, und das Kap Digges an ihrem weſtlichen Ende in 62° 41′ N. Br., ſo daß ſie auf einer Strecke von 15° der Länge, oder ungefähr hundert und zwanzig Deutſchen Meilen, mehr als drittehalb Grade gegen Norden anſteigt. Vom Kap Digges an läuft die Küſte plötzlich ſüdwärts, und bildet den tiefen Buſen, welcher unter dem Namen der Hudſonsbay bis beinahe zum 51ſten Grade der Breite hinuntergeht, an ſeiner weſtlichen Seite aber wieder über den Polkreis bis auf 67° 30′ N. Br. ſteigt, wo er ſich in der runden Repulſebay endigt. Lange Zeit ſchmeichelte man ſich, hier, durch die geräumigen Buchten am weſtlichen Ufer dieſer Bay, eine Durchfahrt in die noch weſtlicher gelegene Gegend des Eismeers zu finden; allein ſeitdem die Hudſonsbay-Kompagnie die Stellen, die noch am meiſten verſprachen, von neuem hat unterſuchen laſſen, und am allerentſcheidendſten, ſeitdem einer ihrer Beamten, der jetzige Gouverneur Hearne, von Churchill-Fort zu Fuß und in Kähnen bis über den 71ſten Grad der Breite an das Eismeer gekommen iſt, ſind alle dieſe angenehmen Hoffnungen gänzlich vernichtet worden. Der lange Sund, der unter dem Namen Cheſterfields oder Bowdens Einfahrt bekannt iſt, mag indeß wohl mit den inländiſchen Seen in Zuſammenhang ſtehen, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der große See Dubant (*Doobaunt*) ſein ſüßes Waſſer durch einen ſtarken Strom mit mehreren Fällen in dieſen Sund ergießt. Die von Middleton entdeckte Repulſebay, wo man, zufolge einiger von Amerikaniſchen Wilden gezeichneter Karten, noch eine Durchfahrt in die weſtliche Gegend des Eismeers für möglich hielt, ſcheint doch gegenwärtig (vielleicht nach ſpäteren Berichten?) wenig Hoffnung mehr zu geben, da ſchon Arrowſmith die auf der erſten Ausgabe ſeiner Weltkarte angedeutete Kommunikationslinie aus der zweiten weggelaſſen hat.

Der Umſtand, daß das Eismeer etwa fünf und zwanzig Grade der Länge weſtwärts von der weſtlichen Umgränzung der Baffinsbay geſehen worden iſt, giebt deutlich zu erkennen, daß die Ländereien, welche dieſe Bay gegen Abend umſchließen, wenn ſie nicht aus Inſeln beſtehen, ſondern zuſammenhangend befunden werden ſollten, nur einen ſchmalen Strich bilden können, der vom 79ſten oder 80ſten Grade nördlicher Breite an, ziemlich geradezu nach Süden herabläuft und nirgends über hundert, an manchen Stellen aber kaum funfzig Deutſche Meilen breit iſt. Dieſer dem Pol ſo nahe kommende Strich Landes kann, wenn ſein Umriß erſt bekannt ſeyn wird, dem Forſcher wenig Neues darbieten, da die Natur gegen die Pole zu erſtarrt und an Erzeugniſſen verarmt zu ſeyn ſcheint. Ich glaube nicht, daß der Name **Amerikaniſche Polarländer**, den ich dieſen Gegenden in meiner Karte beigelegt habe, leicht gegen einen ſchicklicheren vertauſcht werden kann. — Die Länder, welche die Hudſonsbay gegen Abend umfangen, haben zwar beſtimmte Benennungen, aber noch keine beſtimmte Gränzen erhalten. Nordwärts und weſtwärts von der Repulſebay finden wir des **Prinzen Wilhelms Land**, welches zugleich die Südweſtgegend der Baffinsbay umgiebt. Zwiſchen dieſem Lande und dem **Churchillfluß**, der in 58° 50′ N. Br. in die Hudſonsbay fällt, hat das Land den Namen **Neu-Nord-Wales** (Wallis), und von dieſem Fluſſe ſüdwärts bis an das ſüdlichſte Ende der **Jamesbay** den Namen **Neu-Süd-Wales** erhalten. Der Theil von Labrador, welcher an die Oſtſeite der Jamesbay ſtößt, gehört noch unter der Benennung **Eaſt-Main** oder des **öſtlichen feſten Landes** zum Gebiete der Hudſonsbay-Kompagnie, und es liegen daſelbſt verſchiedene von ihren Handelspoſten. Die weſtliche Gränze der oben genannten Länder, Neu-Süd- und Neu-Nord-Wales, iſt gänzlich unbeſtimmt; zum Theil daher, weil dieſe Gegend noch nicht weiter weſtwärts, als bis zum Sklavenſee, entdeckt worden iſt. Das Meer von Kamtſchatka mit der Behringsſtraße iſt das entfernteſte Ziel gegen Abend, wohin ſie ſich erſtrecken kann; allein nur künftige politiſche Verfügungen werden entſcheiden dürfen, ob die Handelsprivilegien der Hudſonsbay-Kompagnie ſich von einem Oceane zum anderen ausdehnen ſollen. Nimmt man den Strich Landes zwiſchen der Hudſonsbay und dem Sklavenſee für das erkannte Gebiet der Kompagnie an, ſo ſehen wir in ihren Händen ſchon eine ungeheure, von unzähligen Seen und Flüſſen bequem durchſchnittene Fläche, die mehr als funfzigtauſend Quadratmeilen enthält.

Labrador, ſonſt auch **Neu-Britannien**, das ſchon 1601 durch Cortereal, im achten Jahre nach der Wiederkehr des großen Columbus von ſeiner erſten Reiſe, entdeckte Land, deſſen Oſtküſte ſich von dem Kap Digges an ſüdoſtwärts bis beinahe in 50° N. Br. erſtreckt, iſt gleichſam ein zwiſchen der Hudſonsbay, dem Atlantiſchen Meere und dem Meerbuſen St. Lorenz eingeſchloſſenes Dreieck. Seine äußere oder Oſtſeite iſt gegen zweihundert und ſiebzig Deutſche Meilen lang, und der ganze Flächeninhalt könnte leicht 20,000 Deutſche Quadratmeilen betragen.

Seinem ſüdöſtlichen Vorgebirge, dem Kap Charles, gegenüber, durch die enge Straße Belleisle getrennt, liegt die, wegen ihrer vielen vortreflichen Häfen den Europäiſchen Seemächten ſo wichtige, mit Sandbänken umgebene Inſel Neufundland, (*Newfoundland*, Fr. *Terre-neuve*) und verſchließt den Eingang in den Meerbuſen St. Lorenz, bis auf die Enge, die ſie mit der ſüdlich gelegenen, kleineren Inſel Kap Breton formirt. Schon im Jahre 1497 entdeckte Johann Cabot dieſe Inſel. Den erſten Punkt, der ihm zu Geſichte kam, nannte er *primera vista*, zuerſt geſehen, woher vielleicht eben erſt oder neu gefunden und Neufundland, entſtanden iſt; dem ganzen Lande aber gab er, wegen der Menge Kabbelian, womit die dortige Meeresgegend angefüllt iſt, den Namen *Terra de Baccalhaos.*

Der ſchöne, große St. Lorenzſtrom kommt von Südweſten herab, um ſich in den Meerbuſen dieſes Namens zu ergießen, deſſen ſüdliche Küſte dann wieder ſüdoſtwärts fortſtreicht, bis ſie ſich in der Gegend der Inſel Kap Breton, die ehedem Isle Royale hieß, ein wenig nordoſtwärts heraufbiegt. Kap Breton hat einen Flächeninhalt von hundert und zwölf Deutſchen Quadratmeilen; es ſtreckt ſeine langen Landſpitzen dem gegenüber liegenden Neufundland entgegen und wird vom feſten Lande durch die enge Durchfahrt (*gut*) von Kanſo getrennt.

Von dieſer Gegend an behält nun die Oſtküſte des neuen Welttheils im Ganzen genommen eine ſüdweſtliche Richtung, die ſich erſt in Florida unter 31° N. Br. wieder ändert. Der Enge Kanſo gegenüber finden wir zuerſt die Halbinſel Neuſchottland (*Nova Scotia*), ſonſt Acadien genannt, die bereits 1524 von dem in Franzöſiſchen Dienſten ſtehenden Florentiner Verazzani entdeckt worden iſt. Das ehemals zu dieſer Provinz gehörige, von derſelben durch den Meerbuſen Fundy getrennte und gegen Norden durch den St. Lorenz-Fluß begränzte Gouvernement Neu-Braunſchweig (*New Brunswick*) und die Inſel Kap Breton mit eingerechnet, beträgt ihr Flächeninhalt 1959 Deutſche Quadratmeilen. Neu-Braunſchweig wird gegen Süden durch eine Gränzlinie abgeſchnitten, welche von dem Fluſſe Ste. Croix in der Bay Fundy nordwärts bis an das ſo genannte Hochland in 48° 45′ N. Br., dann aber weſtlich bis an den St. Lorenz-Fluß geht, den ſie oberhalb Montreal berührt. Alles was ſüdwärts von dieſer Gränze an der

Seeküſte liegt, gehört ſchon in das Gebiet der vereinigten Amerikaniſchen Staaten.

§. 7.

Kanada und die Weſtlichen Länder.

Als der Franzöſiſche Entdecker Jaques Cartier im Jahr 1535 den St. Lorenzſtrom entdeckte und hinaufwärts ſchiffte, hörte er die Wilden ihre Dörfer oder beiſammen liegenden Hütten Kanada nennen, und gab dem Lande, das er zum erſtenmal den Europäiſchen Abentheurern bekannt machte, dieſen Namen, der ihm auch bis jetzt geblieben iſt *). Die Gränzen dieſer gegenwärtig unter Engliſcher Botmäßigkeit ſtehenden Provinz laſſen ſich ſchon mit ziemlicher Genauigkeit beſtimmen; ſie liegt zwiſchen den Amerikaniſchen vereinigten Staaten und den Ländereien der Hudſonsbay-Kompagnie gleichſam eingeſchloſſen. Dieſe letzteren, welche den unterſten Theil des großen Meerbuſens dieſes Namens, oder der Jamesbay, umſchließen, ſcheiden ſich von Kanada durch die natürliche Gränze eines gebirgichten Gürtels, welcher vom Lande Labrador bis in den funfzigſten Grad der Breite nach Süden geht, dann einen Bogen nach Weſten macht, hierauf ſich wieder bis zum 48ſten Grade der Breite ſenkt und endlich nochmals eine große Strecke weiter gegen Abend in 50° den See Superior von der Hudſonsbay trennt. Der St. Lorenzfluß, den man von ſeiner Mündung bis an ſeinen Urſprung im See Ontario in ſüdweſtlicher Richtung hinaufſteigen muß, bildet die ſüdliche Gränze von Kanada. Bis Montreal liegen Engliſche Beſitzungen zu beiden Seiten des Fluſſes; nämlich an der Nordſeite Kanada, und an der Südſeite Neu-Braunſchweig. Jenſeits dieſes Ortes aber wird der Fluß die Gränze zwiſchen Kanada und den vereinigten Amerikaniſchen Staaten. Dem Friedensſchluſſe von 1783 gemäß, geht dieſe Gränzlinie fort durch die Mitte der vier großen Seen: Ontario, Erie, Huron und Superior, durch den Langen- oder Regenſee (*Lac la Pluye*), oberhalb des großen Trageplatzes (*grand Portage*), bis an die Nordweſtſpitze des Waldſees (*Lac des Bois*, L. of the Woods) und von da weſtlich bis an den Miſſiſſippi;

---

*) S. *Discours du Voyage de J. Cartier aux Terres neuves, les Canades &c.* 8. *Rouen*, 1598. J. R. Forſters Geſchichte der Entdeckungen und Schiffahrten im Norden. Frankfurt an der Oder, 1784. 8. S. 502.

worauf ſie längs der Mitte dieſes Fluſſes bis 31° N. Br. hinabſteigt, ehe ſie ſich oſtwärts über den beiden Floridas und wieder an das Atlantiſche Meer begiebt. Das Gebirge, welches ſo nahe am nördlichen Ufer des Sees Superior ſich hinzieht, und jenſeits deſſen der Regenſee ſchon nordweſtlich liegt, dürfte indeß mit Recht das weitere Hinausrücken der Gränzen von Kanada nach Weſten hin verbieten. Doch auch alsdann bleibt mit dieſer Benennung ein Land von anſehnlicher Größe bezeichnet, deſſen Umfang nicht viel weniger als 20,000 Quadratmeilen faſſen kann. Einzelne Thäler abgerechnet, die ſich weit nach Norden hin erſtrecken, iſt der $50^{\text{ſte}}$ Grad der Breite ſeine nördlichſte Gränze, ſo wie der $43^{\text{ſte}}$ die Spitze zwiſchen den Seen Erie und Huron berührt, die am weiteſten nach Süden geht.

Wenn man vom See Superior eine Linie nach Nordweſten zieht, ſo berührt ſie das Eismeer ungefähr an dem Punkte, wo Mackenzie auf dem von ihm neuentdeckten Fluſſe dazu gelangte. Oſtwärts von dieſer Linie, liegen unzählige Seen und Flüſſe zwiſchen derſelben und der Hudſonsbay; weſtwärts aber iſt alles eine unbekannte Wildniß, bis an die Küſten des nördlichen ſtillen Meeres (großen Oceans). Viele der hier befindlichen Seen haben ſchon oft ihre Namen verändert, und die wenigen Punkte abgerechnet, welche von den Beamten der Hudſonsbay-Kompagnie aſtronomiſch beſtimmt worden ſind, bleiben die meiſten Angaben der Rauchhändler von der Lage und Richtung, Geſtalt und Größe dieſer Gewäſſer noch äußerſt unzuverläſſig.

Der Fluß, auf welchem Mackenzie das Eismeer erreichte, die Mündung dieſes Fluſſes, das Eiskap, wo Cook des Eiſes wegen nicht weiter konnte, ſodann, von dieſem Vorgebirge an, der Umriß des Landes nach Süden hin, durch die Behringsſtraße, um die Landzunge Alaska, und oſtwärts, den Cooksfluß und Prinz Wilhelms Sund vorbei, bis an die Admiralitätsbay, ſind die Gränzen der nordweſtlichen Extremität von ganz Amerika, des Theiles nämlich, womit ſich dieſer Welttheil dem nordöſtlichen Aſien nähert. Wenn man die Länder um die ſchmale Landzunge Alaska abrechnet, liegt dieſe ungeheuer große Landmaſſe faſt gänzlich jenſeits des $60^{\text{ſten}}$ Grades der Breite, und ſteigt an einigen Orten, ſo viel wir jetzt wiſſen, wenigſtens bis über den $70^{\text{ſten}}$ gegen den Pol hinauf. Der Flächeninhalt kann vielleicht mehr als vierzigtauſend Deutſche Quadratmeilen betragen, wovon

außer

außer den eben erwähnten Küſten auch nicht ein Fuß breit bekannt iſt. Die wenigen Punkte dieſes nördlichen Landes, welche durch Ruſſiſche Seefahrer und Pelzhändler entdeckt worden ſind, blieben bis auf Cooks Reiſe ungewiß und unbeſtimmt; allenfalls hatten Behrings und Tſchirikofs Entdeckungen vor den übrigen den Vorzug einer größeren Zuverläſſigkeit. Dem großen Brittiſchen Weltumſegler gebührt das Verdienſt der erſten genaueren Beſchiffung und Aufnahme dieſer Küſte, wovon ſeitdem nur einige Theile vollſtändiger erforſcht worden ſind. Es wäre überflüſſig, mich hier auf Erörterungen einzulaſſen, und die einzelnen Einbuſen, Vorgebirge und Inſeln der Reihe nach zu nennen, wovon man eine ſo umſtändliche Nachricht in den Reiſebeſchreibungen der neuen Seefahrer finden kann. Mein Zweck kann hier nur dahin gehen, das Allgemeine zuſammenzufaſſen und den Leſer auch dort, wo Abſchweifungen in das Umſtändlichere unvermeidlich ſind, ſtets wieder darauf zurückzuführen.

Verfolgt man von der Admiralitätsbay die Nordweſtküſte von Amerika, die man von 60° bis 40° N. Br. eigentlich mit dem Namen, den ihr erſter Entdecker, Sir Francis Drake, ihr ertheilte, Neu-Albion nennen ſollte, ſo wird man gewahr, daß faſt alles daſelbſt erſt ſeit der letzten Cookiſchen Schifffahrt bekannt geworden iſt. Nicht leicht wird man eine Seeküſte finden, die auf einer Strecke von zwanzig Graden der Breite ſo viele ſchon bekannte vortrefliche Häfen aufzuweiſen hätte, und dabei noch ſo viele künftig zu entdeckende verſpräche. Beſtätigt es ſich, daß hier ein großer Theil der bisher für feſtes Land gehaltenen Entdeckungen nur aus Inſeln von verſchiedener Größe beſteht, und führt insbeſondere die merkwürdige von Duncan und Meares geſehene Einfahrt des Juan de Fuca zu einem großen Buſen des Meeres, der ſich hinter den äußeren Küſten tief in das Land erſtreckt, ſo hat die Schifffahrt nebſt dem Handel aus dieſer Gegend noch wichtige Erweiterungen und Vortheile zu hoffen. Schon die jetzt durch Meares, Barclay, Hanna, Portlock, Dixon, Duncan, Colnett, Douglas u. a. m. entdeckten Häfen in der Gegend, wo die Küſte einen Buſen nach Oſten macht und die Königin Charlotteninſeln vor ſich liegen hat, insbeſondere der Buccleughſund, der Stephensſund, der Nepeanſund mit den Inſeln der Kronprinzeſſin, der Fitzhughſund, der Königin Charlottenſund, und der Nutkaſund, ohne die nördlich von dieſer ganzen Strecke gelegenen Häfen zu rechnen, bieten dem Geographen, der nicht bloß an dem Vorhandenen ſich genügen läßt, ſondern auch über deſſen höheren Zuſammenhang mit den wirkenden Urſachen ſeines Entſtehens nachzudenken gewohnt iſt, eine reichhaltige Quelle künftiger Ergänzungen der phyſikaliſchen Erdbeſchreibung dar.

Die innere, zwiſchen dieſer Küſte und der Reihe bereits entdeckter Landſeen eingeſchloſſene, Gegend kann nur ſo lange unbekannt bleiben, als es die Betriebſamkeit unternehmender Kaufleute nicht belohnt, die im 50ſten Parallelgrade vom See Superior bis an die Küſte von Neu-Albion noch etwa dreihundert vierzig Deutſche Meilen lange Strecke zu durchdringen. Weiter nordwärts iſt die Entfernung des letzten Poſtens der Hudſonsbay-Kompagnie von dieſer Küſte noch ungleich geringer. Hudſons Haus am Fluſſe Saſk-aſchawan liegt in 53° N. Br. und in 106° 27′ weſtlicher (253° 33′ öſtlicher) Länge. Allein ſeit kurzem hat man noch viertehalb Grade weiter gegen Weſten, und etwa fünf und vierzig Engliſche Meilen nördlicher, an demſelben Fluſſe den neuen Poſten Mancheſter Haus angelegt, welcher folglich von dem öſtlichen Punkte der Küſte Neu-Albions in eben demſelben Grade der Breite (53° 45′) in gerader Linie nur hundert ſechzig Deutſche Meilen entlegen ſeyn kann. Vom Mackenzies-Fluſſe aber in 61° N. Br., nicht weit von dem Orte, wo er aus dem Sklavenſee hervortritt, bis an die Küſte, wo der Kreuzſund, Portlockshafen, Salisbury- und Norfolksſund, Banks- und Bukarelli-Hafen, Nepeanſund, u. ſ. w. alle beinahe in gleichem Abſtande, oder in einem Bogen liegen, beträgt die Diſtanz nur hundert fünf und dreißig Meilen. Endlich liegt der allerletzte Poſten der Hudſonsbay-Kompagnie, *Peace-river-fort* oder das Fort am Friedensfluſſe, welcher in das Südweſtende des Arathapeskow (oder auch Arabaſka-) Sees von Südweſten heraufkommt, nach Arrowſmiths Angabe ungefähr in 58° 15′ N. Br. und in 241° 15′ öſtlicher Länge, mithin 12° 18′ weſtlicher als Hudſonshaus, und kaum hundert Deutſche Meilen vom Nepeanſund. In dieſer Gegend alſo läßt ſich ein Punkt denken, wo die an der Küſte ins Meer fallenden Flüſſe mit denen, die ſich nach dem Sklaven- und Arathapeskow-See ziehen, auf einer gemeinſchaftlichen Höhe entſpringen und vermittelſt eines Trageplatzes den kühnen Pelzhändlern ihren Waarentransport erleichtern können.

Der 40ſte Grad der Breite kann gewiſſermaßen als die ſüdlichſte Gränze desjenigen Landes gelten, welches wir hier unter dem Namen des Nordens von Amerika beſchreiben. Philadelphia an der Oſt-, und das Vorgebirge Mendocino an der Weſtküſte dieſes Welttheils, liegen beide in dieſer Breite, und ſind folglich die äußerſten Punkte dieſes Parallelkreiſes, ſo fern er Amerika berührt. Allein theils die Natur, theils die Politik verbietet uns, die Gränzen der Länder in geraden Linien abzuſtecken; die Richtung der Gebirge und der Lauf der Flüſſe zwingen uns, bald höher gegen Norden hinauf, bald weiter ſüdlich hinabwärts zu ſteigen. Der eben angegebene Parallelkreis durchſchneidet ſchon alle die Flüſſe, die ſich aus dem Norden in die Spaniſchen Provinzen Louiſiana, Neumeriko und Neuleon ergießen: den Rio Colorado, den Rio Bravo, und den Miſſiſſippi. Unweit der Quellen des letzteren, die dreißig bis funfzig Deutſche Meilen weſtwärts vom See Superior in 47° N. Br. liegen, nimmt auch der Oreganfluß ſeinen Urſprung, der ſeinen Lauf nach Weſten richtet und von dem man ſchon lange glaube, daß er ſich in das muthmaßliche Weſtmeer an der Küſte von Neu-Albion, ziemlich in einerlei Breite mit Juan de Fucas Einfahrt (48° 30′ N. Br.) ergieße. Aus meiner Einleitung zum erſten Bande dieſer Sammlung S. 77—83 erhellet zur Genüge, daß die Gränze der Spaniſchen und Engliſchen Beſitzungen in dieſer Gegend noch ſtreitig iſt, und daß man ſogar im letzten Friedensſchluſſe die Beſtimmung derſelben vermieden hat. Wo alſo die Linie von der Küſte Neu-Albions bis an den Miſſiſſippi zu ziehen ſey, welche den Brittiſchen Norden von Spaniens Amerikaniſchen Reichen trennt, muß ſpäteren Zeiten zur Entſcheidung aufbehalten bleiben.

Rechnen wir nun die Länder zuſammen, die den Norden von Amerika jenſeits der Spaniſchen Beſitzungen und der neuen Republik der vereinigten Staaten ausmachen, ſo haben wir eine Oberfläche von 185,000 bis 190,000 geographiſchen Quadratmeilen, zwiſchen 40° und 80° nördlicher Breite, und zwiſchen 10° und 170° weſtlicher Länge. Von dieſer Oberfläche müſſen wir jedoch fünf bis ſechstauſend Quadratmeilen für den Flächeninhalt der zahlreichen großen und kleinen Seen und Flüſſe abziehen, welche dieſes Land ſo reichlich mit friſchem Waſſer verſorgen und die Kommunikation darin ſo ſehr erleichtern. Nach dieſer Verminderung bleibt ein Land übrig, welches mit Europa, wenn wir deſſen Flächeninhalt nach Herrn Crome zu 174,090 Quadratmeilen annehmen, völlig gleiche Größe hat, wiewohl es im Ganzen genommen viel weiter gegen Norden liegt. Indeß faßt auch der gemäßigtere, bewohnbare Strich dieſes weitläuftigen Gebietes, zwiſchen 43° und 51° N. Br. eine Oberfläche von 66,500 Quadratmeilen in ſich, die in Europa nur von dem Ruſſiſchen Reich an Größe übertroffen wird. Um dieſe Größe mit einer anderen in Amerika ſelbſt zu vergleichen, verdient hier wohl bemerkt zu werden, daß der ganze Flächeninhalt der vereinigten Staaten 62,500 Quadratmeilen beträgt, von denen 4,980 Quadratmeilen für die Gewäſſerfläche, und 21,462 Quadratmeilen für das noch unveräußerte Staatseigenthum, welches zur Tilgung der Nationalſchuld beſtimmt iſt, abgerechnet werden müſſen, da denn für die vereinigten Provinzen 36,058 Quadratmeilen zwiſchen dem 49ſten und dem 30ſten Grade der nördlichen Breite übrig bleiben *).

Dieſen Seitenblick wird man uns um ſo viel eher verzeihen, da er zur Beurtheilung des künftigen Flors der neuen Welt einen ſo brauchbaren Maßſtab giebt. Ein fruchtbares Land, größer als Frankreich, Spanien, Portugal, die Schweiz, die Niederlande und Deutſchland zuſammengenommen, in einem gemäßigten Himmelsſtriche, von zahlreichen, ſchiffbaren, leicht zu verbindenden Flüſſen und Seen nach jeder Richtung durchſchnitten, mit vielen geräumigen ſicheren Häfen verſehen, reich an Produkten des Bodens, die unter geſitteten Menſchen zu den allgemeinſten Bedürfniſſen gehören, von drei Millionen (3,093,600) thätiger, unternehmender, arbeitſamer, Handel treibender, freier Bürger, Europäiſcher Herkunft und einfacher Sitten, bewohnt, deren Anzahl ſich außerordentlich ſchnell vermehrt: welch ein Schauſpiel verſpricht es nicht unſerem Welttheil und ſeinen Bewohnern, die auf dem langen Wege von der urſprünglichen Wildheit zur Kultur, ſich durch die Greuel der Knechtſchaft und der feudaliſchen Barbarei hindurcharbeiten mußten und manche unvertilgbare Narbe davon getragen haben, um ihre Brüder jenſeits des Atlantiſchen Meeres in Stand zu ſetzen, dort anzufangen, wohin ſie bis jetzt mehrentheils vergeblich ſtreben! —

---

*) Morſe, American Geography, Elizabethtown, 1789. 8. p. [illegible]

II. Phyſiſche Beſchaffenheit.

§. 2.

Waſſerſammlungen.

Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß der Norden von Amerika ein waſſerreiches Land iſt, und von ſeinen unzähligen Flüſſen und Seen den unterſcheidenden Charakter entlehnt, der ihn vor allen anderen Ländern der alten und der neuen Welt beſonders auszeichnet. In Europa iſt Schweden nebſt Finnland, was dieſen Punkt betrift, dem Lande, das wir beſchreiben, noch am ähnlichſten; doch unterſcheidet es ſich theils durch ſeine höheren und ſteileren Gebirgsketten, theils durch ſeine Lage, die, Schonen ausgenommen, gröſtentheils innerhalb des 60ſten Grades der Breite eingeſchloſſen iſt, theils endlich durch ſeinen verhältnißmäßig unbedeutenden Umfang. In Aſien findet man zwar auch eine Kette von Landſeen zwiſchen dem ſchwarzen und dem Ochotskiſchen Meere; jedoch in weiten Entfernungen hingeſtreuet. Von dieſen iſt der Kaſpiſche See bei weitem der beträchtlichſte, und hat zugleich die ſüdlichſte Lage. Der Aralſee, in geringer Entfernung gegen Oſten, und nach jenem der größte, hing wohl unſtreitig ehedem mit ihm zuſammen; ſo wie einſt vermittelſt des Mäotis das ſchwarze Meer vermuthlich mit dem Kaſpiſchen See zuſammenfloß. Die kleineren Seen Telegul, Kobankulak, Schakurlik, Balchaſch, Alaktugul und Kjurga führen von hier im Bogen hinaufwärts zum Saiſſan, durch den der Irtyſchfluß ſeinen Lauf nach Tobolsk nimmt. Der Oleituſee, aus welchem der Selengefluß entſpringt, der Tſchintalos und der Koſogolſee liegen ebenfalls nordöſtlich über einander nach dem weit größeren, noch nördlicher gelegenen Baikal hin, von welchem ſüdöſtlich einige andere kleinere Seen angetroffen werden. Allein, wenn man bedenkt, daß außer dem Kaſpiſchen See, dem Aral und dem Baikal, die übrigen von unbedeutender Größe ſind, und zwiſchen 40° und 50° N. Br. auf einer Strecke von fünf und ſiebzig Längengraden vereinzelt und ohne Verbindung liegen, ſo bedarf es keiner weitläuftigen Erörterung, um die Verſchiedenheit zwiſchen Aſien und Amerika in Abſicht der Waſſermenge darzuthun. Dazu kommt noch, daß der Aral und der Kaſpiſche See, vielleicht auch einige von den kleineren, die ich eben nannte, ein ſtark geſalzenes Waſſer enthalten, weshalb man es allenfalls entſchuldigen kann, daß ein Landſee, wie der Kaſpiſche, ſo oft ein Meer genannt worden iſt, obgleich ſchon Ariſtoteles die Unſchicklichkeit dieſer Benennung getadelt hat.

Die Gewäſſer in Nordamerika hat die Natur mit ſo freigebiger Hand geſpendet, daß ſie, nach aller Wahrſcheinlichkeit, eine Fläche von mehr als 15,000 Quadratmeilen bedecken. Der See Superior allein enthält 2,025 Quadratmeilen, alſo beinahe den ſiebenten Theil dieſer Größe. Bei dem erſten Blick in die Karte muß die Gruppe von fünf großen Seen jedem auffallen, die gleichſam zwiſchen beiden Küſten in der Mitte, jedoch der öſtlichen näher, zwiſchen 42° und 49° der N. Br. den großen Waſſervorrath enthält, den der einzige St. Lorenzſtrom dem Ocean zuzuführen ſcheint. Mehr als vierzig Flüſſe, Bäche und kleinere Seen, worunter der Alemipigon oder Nipegon der vornehmſte iſt, ſtürzen ihre Fluthen in das große Becken des Sees Superior, des höchſten, größten, nordweſtlichſten in dieſer Gruppe. Sein reines klares Waſſer beſitzt eine der Luft ähnliche Durchſichtigkeit, ſo daß man bei ſtillem Wetter das ungeheure Felſenbett, worauf es ruhet, in einer Tiefe von mehr als ſechs Klaftern mit allen ſeinen Unebenheiten deutlich erblickt. Dabei erzählt man von ſeiner Temperatur, daß in der Mitte des Sommers das Waſſer eine Klafter tief unter der Oberfläche einen dem Gefrierpunkte nahen Grad der Kälte hat. Die Stürme, die hauptſächlich von Nordweſten her die furchtbarſten Wellen auf dem See erregen, kühlen die Luft, zumal an der Südſeite des Sees, nachdem ſie über ſeine ungeheure Waſſerfläche hingeſtrichen ſind, in dem bemerklichen Grade, daß daſelbſt gewiſſe Pflanzenarten nicht fortkommen und insbeſondere der ſo genannte wilde Reis (*Zizania aquatica?*) keine reifen Samen trägt. Die Inſeln dieſes Sees, Iſle Royale, Maurepas, Phelipeaux und Pontchartrain ſind von beträchtlichem Umfange; die erſtere iſt gegen zwanzig Deutſche Meilen lang und an einigen Stellen wohl acht Meilen breit.

Der große, längliche, nach Süden hin bis zum 41ten Grade der Breite ſich erſtreckende See Illinois, der jetzt gewöhnlicher der Miſchigan (*Michigan*) genannt wird, ergießt ſich wenige Meilen ſüdlicher als der See Superior, und mit dieſem, in den Huronſee, welcher zweihundert Deutſche Meilen im Umkreiſe hält und ein nach Süden zugeſpitztes Dreieck bildet. Die Enge und die Fälle von

St. Marie bilden den Zuſammenhang deſſelben mit dem Superior, die Straße Miſchillimakinak hingegen den mit dem Miſchiganſee. Jene Fälle tragen beinahe mit Unrecht ihren Namen, indem ſie in einem Kanot, wenn ein erfahrener Steuermann es führt, ihrer Abſchüſſigkeit ungeachtet befahren werden können; der Indianiſche Name der anderen Durchfahrt aber bezeichnete urſprünglich eine kleine Inſel in ihrer Mitte, die einer Schildkröte an Geſtalt ähneln ſoll, und deshalb von den Tſchippewähs Miſchillimakinak genannt worden iſt. Der feſte Poſten dieſes Namens, der Sammelplatz vieler ſüdlichen, weſtlichen und nordweſtlichen Stämme der Eingebornen, die dort mit den Rauchhändlern ihre Waaren umzuſetzen pflegen, liegt auf einer Landſpitze, in welche ſich die hohe Ebene zwiſchen dem Huron- und dem Miſchigan-See endigt. Eine lange ſchmale Inſel erſtreckt ſich im Huron-See nahe am nördlichen Ufer von Oſten nach Weſten; ſie iſt den Indianern heilig, und heißt in ihrer Sprache Manitu-alin, der Aufenthalt der Geiſter.

Aus der Südſpitze des Huron ergießen ſich die vereinigten Gewäſſer des Sees Superior und des Miſchiganſees durch den Huronfluß in den kleinen runden See St. Clara (*St. Claire*), der gegen zwanzig Deutſche Meilen im Umkreiſe hat und von anſehnlicher Tiefe iſt. Unglücklicherweiſe erſchwert den Waarentransport eine Sandbank, die ſeine Mitte ganz durchſchneidet, und über welche kein beladenes Boot gehen kann. Unterhalb dieſes Sees führt ein ruhiger, langſamer, tieſer Strom, Detroit, oder die Enge genannt, an deſſen weſtlichem Ufer die Stadt gleiches Namens liegt, die Waſſermaſſe weiter in den See von Oswego, der jetzt durchgehends Erie heißt.

Der Erieſee hat zwiſchen 41° und 43° N. Br. eine Länge von ſechzig Meilen von Südweſten nach Nordoſten, bei einer Breite von zehn bis zwölf, wo er am breiteſten iſt. Die Gewäſſer nehmen hier allmählich eine, ihrer bisherigen beinah entgegen geſetzte Richtung; denn der Fluß, durch welchen ſie ſich nunmehr in den See Ontario ergießen, kommt aus der Nordoſtſpitze des Erieſees, und geht in gerader Richtung nach Norden. Seine ganze Länge beträgt nur ſechs bis ſieben Deutſche Meilen; und etwa vierthalb Meilen nordwärts von dem Orte, wo er aus dem Erieſee hervortritt und fünfhundert Schritte breit iſt, bildet er jenen bewundernswürdigem Waſſerſturz von Niagara, wo die Gewäſſer der vier oberen Seen unaufhörlich über einen ſenkrechten Abgrund von hundert und vierzig Fuß — ein Anblick von unnennbarer Größe! — hinunterrollen, und das brauſende Getöſe ihres Falles auf zehn Deutſche Meilen weit im Umkreiſe erſchallen laſſen. In der nächſtfolgenden Strecke von anderthalb Meilen hat das Erdreich noch einen Abhang von hundert und funfzig Fuß, wodurch hier eine ſchnelle ungeſtüme Strömung über die zerſtreuten Felſenſtücke hin, im Fluſſe Niagara verurſacht wird. Das Fort dieſes Namens liegt bei ſeinem Ausfluß in den Ontario, am öſtlichen Ufer. Dieſer länglichrunde See, kleiner als die bisher beſchriebenen, indem er nur hundert und zwanzig Meilen im Umkreiſe hält, empfängt noch an der Südoſtſeite durch den Oswegofluß die Gewäſſer des kleinen Onondagoſees, und ergießt ſich dann an ſeiner nordöſtlichen Spitze in den Fluß Iroquois, der ſonſt, wie der Ontarioſee, Cataraqui zu heißen pflegte, und etwa vierzig Meilen weiter (bei der Stadt Montreal) den Namen des St. Lorenzfluſſes annimmt. Auf ſeinem nordöſtlichen Laufe längs der ganzen Provinz Kanada nimmt er die Gewäſſer verſchiedener Seen auf, die theils innerhalb der Gränzen der vereinigten Staaten, wie die Seen Champlain und George (ehedem St. Sacrement), theils nordwärts, wie der Nipiſſing, der Temiskaming, der Beauharnois, der Schwan-, der St. Peter-, der St. John-, der Peritibi-, der Manikuagonſee, und andere mehr, an der Gränze von Labrador und dem Gebiete der Hudſonsbay-Kompagnie belegen ſind.

Wenn man die Waſſermenge berechnet, welche in dieſen Seen enthalten iſt, und damit vergleicht, was der einzige Kanal des St. Lorenzfluſſes davon in den Ocean ableiten kann, ſo ſcheint es außer Zweifel zu ſeyn, daß die Verdünſtung der Seen der Sammlung der Waſſertheilchen ziemlich das Gleichgewicht halten müſſe. Augenſcheinlich kann, weil der See Superior viel größer als die folgenden, niedriger gelegenen Seen iſt, nur derjenige Theil des Waſſers abfließen, welcher über dem *niveau* der Fälle von Ste. Marie liegt; allein es giebt nach aller Wahrſcheinlichkeit beträchtliche Vertiefungen in dem Boden des Sees, aus welchem folglich das Waſſer durch dieſen Weg niemals verrinnt. Daſſelbe gilt auch von den anderen Seen, und die Natur treibt alſo hier unaufhörlich ihr großes, dem Menſchen unerreichbares Werk, das Waſſer in Dünſte aufzulöſen, die Dünſte in Luft zu verwandeln, die Luft wieder zu zerſetzen und durch die Anziehungskräfte der Erde die Feuchte nochmals in jenen großen Behältern zu ſammeln!

Nordweſtwärts vom See Superior zwiſchen 50° und 59° der Breite ſehen wir eine zweite Anhäufung von friſchen Waſſern, wovon das Hauptreſervoir der große Winnipeg-See genannt wird, den die Franzöſiſchen Kanadier *Ouinipique* ausſprechen, und der in älteren Karten der große See der Aſſiniboils zu heißen pflegt. Seinem Flächeninhalte nach dürfte er in Amerika nur dem See Superior nachſtehen, ſo wie die durch ſchmale Landzungen von demſelben getrennten, weſtlicher gelegenen Seen, der Minitopa, der kleine Winnipeg, (ehedem Kiſſiſino oder Chriſtinaux) und der Cedernſee nach dem Ontario zu den größeren Seen gezählt werden müſſen. Der große Winnipeg verengt ſich um die Mitte, und bildet daſelbſt viele Inſeln, ſo daß die älteren Franzöſiſchen Pelzhändler wahrſcheinlich daher Anlaß genommen haben, dem oberen Theile einen beſonderen Namen zu geben und ihn den See Bourbon zu nennen. Mit der Hudſonsbay iſt er durch drei Kanäle, die aus an einander hängenden Flüſſen und Seen beſtehen, bei Fort York und Severnhaus in Verbindung. Seinem ſüdöſtlichen Ende führt der große, einem ſchmalen See ähnliche Fluß Winnipeg die Gewäſſer des Wälder- oder Waldſees (*Lac des Bois*) zu; dieſer hängt wieder im Südoſten mit dem engen Regenſee (Lac la Pluye, *Rain-Lake*) zuſammen, von dem eine Kette von unzähligen kleineren Seen bis in die Nähe des weſtlichen Ufers des Sees Superior führt, mit welchem ſie jedoch keinen unmittelbaren Zuſammenhang hat. Hier iſt die Stelle, die bei allen Kanadiſchen Rauchhändlern unter dem Namen *Gran Portage*, oder des großen Trageplatzes, ſo berühmt iſt, indem alle Waaren, womit man aus Kanada nach Nordweſten auf den Pelztauſch zieht, hier mit den Kanots eine Strecke von zwei Deutſchen Meilen über Land getragen werden, um ſie auf die kleinen Seen, von dieſen in den Regenſee, und ſo allmählich weiter nach dem Winnipeg und den vor kurzem noch undurchdrungenen Wildniſſen im Nordweſten zu bringen. In dieſer letzten Richtung hat man bereits eine ſehr große Anzahl nahe an einander liegender Seen entdeckt, die zum Theil mit dem Winnipeg und dem Cedernſee in Verbindung ſtehen und wovon einige, z. B. der See Clair, von anſehnlicher Größe ſind. Ein Fluß, welcher in die Nordweſtſpitze des Cedernſees tritt, verbindet ihn mit dem Pine- oder Fichtenſee, an welchem Cumberlandhaus gelegen iſt, und der an ſeinem ſüdweſtlichen Ufer einen großen aus Südweſten kommenden Strom, den großen Paſquia, aufnimmt. In dieſen fällt von Weſten her ein anderer anſehnlicher Fluß, der Saſk-aſchawan, an welchem, wie bereits erwähnt worden iſt, die Hudſonsbay-Kompagnie ihre weſtlichſten Poſten in dieſer Gegend, das Hudſonshaus und das Mancheſterhaus angelegt hat.

Der große Sklavenſee, von dem wir ſchon mehrmals geſprochen haben, kann als der Hauptbehälter des friſchen Waſſers in der noch nördlicheren Gegend von Amerika, zwiſchen 60° N. Br. und dem Eismeer, angeſehen werden. Seine noch nicht genau beſtimmte Größe iſt gleichwohl bekannt genug, um ihn unmittelbar mit dem Winnipegſee in Eine Klaſſe, und nur dem See Superior nachzuſetzen. Seine größte Ausdehnung geht von Weſten nach Oſten, ein wenig nordöſtlich, und gegen Norden bildet er einen großen Buſen, der einen anſehnlichen Fluß aufnimmt und weſtwärts von dieſem ſich noch in eine vierzig Seemeilen tiefe Bay verlängern ſoll. Aus ſeiner Südweſtſpitze geht der bereits beſchriebene große Mackenzies-Fluß hervor, welcher nach einem mehr als zweihundert Deutſche Meilen langen Lauf ins Eismeer fällt. Dagegen empfängt er an ſeiner Südoſtſpitze den großen Sklavenfluß, der eigentlich nur eine Verlängerung des Arathapeſkow-Fluſſes heißen ſollte, indem dieſer letztere von ſeinem Urſprung in ungefähr 55° N. Br. nach Norden ſteigt, in den Arathapeſkow-See an deſſen weſtlichem Ende tritt und dann ſeiner Mündung gerade gegenüber wieder in derſelben nördlichen Richtung unter dem Namen des Sklavenfluſſes ſeinen Lauf nach Norden fortſetzt. Der Arathapeſkow-See, den man auch Arabaſka nennt *), wiewohl er ungleich kleiner iſt, als man ihn noch vor kurzem ausgegeben hatte, gehört dennoch zu den größeren Amerikaniſchen Seen. Er erſtreckt ſich von Weſten nach Oſten, wo er noch mit einigen anderen Seen zuſammenhängt. Die vielen beträchtlichen Seen, die Hearne auf ſeiner merkwürdigen Reiſe nach dem Eismeer berührete, die theils nördlich, theils

---

*) Arrowſmith hat dieſe letztere Benennung in der neuen Ausgabe ſeiner Karte vorgezogen; auf der unſrigen iſt die frühere beibehalten.

öſtlich vom Sklavenſee liegen, ſtehen zum Theil mit dieſem letzteren in Verbindung. Auch fällt ein dritter großer Fluß, der Clowey, aus der öſtlichen Gegend, unweit der Mündung des Sklavenfluſſes, in dieſen See. Die Quellen des Dubant- (*Doobaunt*) Fluſſes, welcher in den großen See dieſes Namens fällt, liegen von denen des Cloweyfluſſes nicht weit entfernt, wenigſtens wird die Kommunikation, vermittelſt der dazwiſchen befindlichen Gewäſſer, bis auf einige Trageplätze, ſehr erleichtert; und da der Dubantſee wahrſcheinlich durch den Cheſterfields Einbuſen mit der Hudſonsbay zuſammenhängt, ſo iſt auch hier dem Rauchhändler ein Weg ins Innere geöffnet.

Nach der Analogie des bereits entdeckten Striches im nördlichſten Amerika, nach der Beſchaffenheit der Küſten um Neveanſund und Fitzhughſund, wo alles offenbar die Anweſenheit großer Flüſſe verräth, läßt ſich mit einem hohen Grade der Wahrſcheinlichkeit folgern, daß auch die noch unbekannten Gegenden in Weſten und Norden dereinſt großen Ueberfluß an friſchen Gewäſſern zeigen werden. Die Oſtküſte der Hudſonsbay und das ganze Labrador weichen darin von der Beſchaffenheit des übrigen Nordens von Amerika nicht ab. Der Miſtaſſins-See und der See Atſchi-Kunipi ſind hier die großen Waſſerbehälter, mit denen eine Menge kleinere im Umkreiſe verbunden ſind. Von Grönland und den übrigen Polarländern iſt uns das Innere gänzlich unbekannt; allein hier laſſen die beſondere Lage zwiſchen zwei großen Meeresflächen, die große Nordiſche Kälte und die Höhe der Gebirgsrücken allerdings eine verſchiedene Beſchaffenheit vermuthen.

§ 9.

Gebirge.

Grönland ſcheint nach aller Beſchreibung ein hohes felſiges Alpenland zu ſeyn, auf deſſen über einander gethürmten, ſchroffen Gebirgsrücken ewiger Schnee ſich häuft, und ungeheure Eismaſſen die Thäler füllen. Nur an den weſtlichen Seeufern, längs der Baffinsbay bis etwa zum $70^{\text{ſten}}$ Grade der Breite, findet man im Sommer das niedrige Land von Eis und Schnee entblößt; doch liegen auch hier die unermeßlichen Gletſcher zwiſchen den Gipfeln hoher Alpengebirge, und drohen durch alljährliche Zunahme, bald, wie auf der gegenüber liegenden Oſtküſte, das noch bewohnbare Land zu bedecken. Wo dieſes Gebirge ſich gegen Norden verliert, iſt uns noch unbekannt; eine in den Seekarten fortgepflanzte Tradition erwähnt in 74° N. Br. eine Anſicht des öſtlichen Grönlands vom Jahr 1665, wo die Höhen von Schnee entblößt waren und die Witterung milde geweſen ſeyn ſoll. Nach dieſer Angabe zu ſchließen, können die Berge hier nur von unbedeutender Höhe ſeyn, und vielleicht iſt dies mit dem ganzen übrigen Polarlande und der Küſte des Eismeers in Amerika der Fall. Die allgemeine nautiſche Bemerkung, daß die Tiefe des Meeres ſich mehrentheils wie die Höhe der Küſten verhält, ſcheint dieſe Muthmaßung einigermaßen zu beſtätigen; denn im Norden über der Behringsſtraße, und auf der Amerikaniſchen Seite des Kamtſchatkiſchen Meeres iſt die Tiefe des Waſſers ſehr gering, und die Küſten erheben ſich nur in flachen Sandhügeln. Auch Hearnes und Mackenzies Entdeckungen geben Beweiſe von der unbedeutenden Höhe der dortigen Gebirge. Sie fanden überall Wohnſitze der Menſchen, überall jagdbare Thiere, und bis zum 68ſten Grade der Breite noch Bäume.

In der phyſikaliſchen Beſchreibung desjenigen Theils von Nordamerika, der die vereinigten Staaten und die hier in nähere Betrachtung gezogenen Nordweſtgegenden enthält, kann überhaupt die eigenthümliche Beſchaffenheit der Gebirge, neben der außerordentlichen Waſſermenge, für den zweiten charakteriſtiſchen Zug gelten. Sowohl die Bergrücken, die ſich von der Mitte des Landes Labrador nach dem St. Lorenzfluß und rund um Jamesbay nordwärts über den See Superior hinziehen, als die vom Kap Roſieres in Neu-Braunſchweig anfangende, längs dem ſüdlichen Ufer des St. Lorenzfluſſes, und ſodann an der Oſtſeite des Sees Champlain und des Hudſonsfluſſes fortſetzende Reihe, beſteht verhältnißmäßig aus kleinen, ſelten über funfzehnhundert Fuß hohen und größtentheils weit niedrigeren Bergen und Hügeln. Selbſt jene große Kette von Gebirgen, die ſich in mehreren hinter einander liegenden Rücken zwiſchen dem Atlantiſchen Meere, dem Miſſiſſippiſtrom und den fünf großen Seen erſtrecken, denen man emphatiſch den Namen eines Rückgraths der vereinigten Staaten gegeben hat, die aber ſonſt auch mit der allgemein angenommenen Benennung der Alleghenny-Gebirge bezeichnet werden, ſelbſt dieſe ſind nicht unordentlich hingeſtreuet, oder in hohe zackige Spitzen und Zinnen, wie die Alpen, zerriſſen, ſondern bilden regelmäßige Wälle, deren

Abhang ſich allmählich verflächt und deren ſenkrechte Höhe ſelten drittehalb tauſend Fuß überſteigt. Dies iſt auch der Fall mit den nordweſtwärts gelegenen Bergen zwiſchen den Gewäſſern, die mit dem Winnipegſee in Verbindung ſtehen, und jenen, die nach dem Arathapeſkow- und Sklavenſee ihren Zug haben. Es iſt auch keinesweges wahrſcheinlich, daß in dieſer mittleren Region von Nordamerika noch irgendwo ein höherer Gebirgspunkt entdeckt werden könne, indem der gemeinſchaftliche Entſtehungsort der größten Flüſſe dieſes Landes unfehlbar auch die höchſte Gegend deſſelben bezeichnen muß. Nun entſpringt aber, wie wir geſehen haben, der St. Lorenzfluß aus dem See Superior, der Miſſiſſippi etwa dreißig Meilen weſtwärts von demſelben, und der Oregan nur wenige Meilen weiter; die Flüſſe Nelſon oder Bourbon, Severn und Churchill nicht zu rechnen, die, indem ſie aus dem Winnipeg und den damit verbundenen Seen abgeleitet ſind, ebenfalls von jener gemeinſchaftlichen Höhe ihre Quellen erhalten. Es verdiente die Aufmerkſamkeit eines einſichtsvollen und mit Scharfſinn begabten Orographen, der zugleich in jeder anderen Beziehung Phiſiker wäre, hier die beſonderen Umſtände in Erwägung zu ziehen, wodurch dieſes waſſerreiche Plateau ſich von den höheren Gebirgspunkten unſeres Welttheils auszeichnet, und zu unterſuchen, welchen Einfluß dieſe eigenthümliche Beſchaffenheit des Nordens von Amerika auf ſein Klima und ſeine Erzeugniſſe haben könne.

Die Nordweſtküſte, oder was wir hier unter dem Namen Neu-Albion verſtehen, ſcheint, wenigſtens vom 57ſten Grade der Breite an, mit höheren Gebirgen beſetzt zu ſeyn. Der Berg Edgecumbe, der Berg Fairweather, der Berg St. Elias und die Gebirge, welche um Prinz Wilhelms Sund und um den Cooksfluß liegen, haben jene ſchroffere pikähnliche Geſtalt, wodurch ſich die höchſten Alpen unſeres Welttheils auszeichnen, und, wenn man die Entfernung, in welcher ſie über dem Horizonte ſichtbar ſind, in Erwägung zieht, unſtreitig auch eine beträchtliche Höhe. Vielleicht alſo läßt es ſich als wahrſcheinlich annehmen, daß die Fortſetzung der mächtigſten Gebirgskette des Amerikaniſchen Welttheils ſich von Mexiko nordwärts längs der weſtlichen Küſte hinaufzieht. Allein verhältnißmäßig gegen die Andes oder unſere Alpen, oder die Kaukaſiſchen und die Tibetaniſchen Gebirge bleibt im Ganzen genommen jene nordweſtliche Kette von einer ſehr untergeordneten Höhe. Eine wichtige Bemerkung für den Geologen iſt hier noch anzuführen übrig; im ganzen Norden von Amerika findet man nirgends eine Spur des Vulkaniſchen Feuers und ſeiner Wirkungen, bis man in den Cooksfluß kommt und dort auf deſſen weſtlichem Ufer einen feuerſpeienden, kegelförmigen Berg erblickt. Die Kette der Inſeln, welche von der Halbinſel Alaska an, das Kamtſchatkiſche Meer gleichſam verſchließen, und die gegenüber liegende Halbinſel Kamtſchatka ſelbſt auf der Aſiatiſchen Seite, gehören ſchon mehr zum Plutoniſchen Reich. So liegt auch auf der Nordoſtſeite Island mit ſeinen Vulkanen in der Nähe von Amerika.

Bei der unbedeutenden Höhe der Gebirge und ihrer ſanfteren Verflächung bleibt in dem großen Lande, welches wir hier überſehen, der größte Theil der Oberfläche den bewohnbaren Thälern, den Ebenen, den unabſehlichen Wieſen an den Ufern der Flüſſe, den Sumpfgegenden und Niederungen zugemeſſen. Die Gegend um die fünf großen Seen iſt eine erhabene Bergfläche, oder Platteform, (*plateau*) welche über alle benachbarten Gebirgsrücken hinausragt, und von welcher ſie eigentlich nach verſchiedenen Richtungen ausgehen. Ihre verhältnißmäßig geringe Höhe, ihr Waſſerreichthum, ihre Lage in dem gemäßigten Erdſtrich zwiſchen 40° und 50° der Breite, ihr üppiger, ſtolzer, mannichfaltiger Pflanzenwuchs machen ſie zum Lieblingsaufenthalt verſchiedener Gattungen von Thieren, und zugleich der zahlreichſten und mächtigſten unter den eingebornen Menſchenſtämmen. Schaut man von ihrer Höhe nach Süden hinab, ſo ſieht man längs dem Laufe des Illinois, des Wabaſch, des Ohio, des Schawano und Tſcherokifluſſes, welche ſämmtlich von Oſten her in den Miſſiſippi fallen, ein unermeßliches, zum Anbau reizendes, mit allen Bedürfniſſen des Lebens reichlich verſehenes Wieſenland, in deſſen Wäldern unzählige Heerden von wilden Rindern und Rehen umherſtreifen, wo die Biber an den Ufern der Bäche ihren kunſtreichen Bau vollführen, wo die Gattungen des wilden Geflügels in endloſer Verſchiedenheit des glänzendſten Gefieders die Wipfel der Bäume bevölkern, und ein mildes Klima den Herrn der Schöpfung anlockt, ſich einen Wohnſitz zu wählen, und in der Anwendung ſeiner Kräfte auf ein fruchtbares Land den reinſten Genuß, deſſen er fähig iſt, einzuärndten. Hier iſt es, wo die Republik der vereinigten Staaten 220 Millionen Morgen Landes, zu künftigen

Niederlaſſungen beſtimmt, gegen Erlegung eines geringen Ankaufpreiſes den neuen Anſiedlern überläßt, und wo ſie ihren in dem Kampf um Unabhängigkeit verdient gewordenen Heeren ein Eigenthum zur Belohnung angewieſen hat. Das Verkehr mit den Spaniſchen Kolonieen am jenſeitigen Ufer des Miſſiſſippi und an dem Meerbuſen von Mexiko, welches bald den unmittelbaren Handel nach den Weſtindiſchen Inſeln erzwingen wird, bietet dieſen neuen Anlagen die ſicherſte Ausſicht auf einen ſchnellen Zuwachs von Macht und Bevölkerung und dauerhaften Wohlſtand dar.

Nordoſtwärts von der großen Bergebene erſtrecken ſich die des Anbaues fähigen Länder zu beiden Seiten des St. Lorenzſtroms; minder reich und üppig zwar, als an jenen von der Natur begünſtigten Geſtaden des Ohio, deſſen Name ſchon vom unwiderſtehlichen Eindruck des Schönen auf die Empfindung ſelbſt des rohen Indianers zeugt,*) — aber gleichwohl noch ergiebig genug, um die Mühe des Pflanzers mit Ueberfluß zu belohnen. — Im Weſten ſcheint ein unermeßliches Thal den Oreganfluß zu begleiten, und wahrſcheinlich erweitert es ſich zu großen Ebenen, ehe dieſer Strom das weſtliche Meer erreicht. — Hingegen nach Nordweſten hin verräth die Zahl und Lage der Seen, nebſt dem Laufe der Flüſſe, daß in dieſer Richtung die große Bergebene mit geringen Abänderungen ihrer Höhe bis jenſeits des Sklavenſees fortſetzen muß, und dieſe erſtaunliche Verlängerung derſelben erklärt zugleich die ſonſt unbegreifliche Kälte des Nordweſtwindes, die beſonders auf das Klima der am Atlantiſchen Meere belegenen, mittleren Provinzen einen ſo nachtheiligen Einfluß hat.

§. 10.

Amerikaniſche Kälte.

Es wäre ſicherlich für die Gränzen dieſes Aufſatzes ein viel zu weit umfaſſendes Unternehmen, die Urſachen der verſchiedenen Erſcheinung, wodurch ſich der neue Welttheil von dem unſrigen auszeichnet, aufſuchen und aus einander ſetzen zu wollen. In den meiſten Fällen würden uns überdies die unüberwindlichſten Schwierigkeiten an der Erreichung unſerer Abſicht hindern, da die Thatſachen, worauf ſich eine jede Unterſuchung dieſer Art gründen muß, noch ſo vielem Widerſpruch unterworfen ſind. Alles, was wir alſo thun können, wird darin beſtehen, über die allgemeine Beſchaffenheit des Amerikaniſchen Nordens das Zuverläſſigſte auszuſondern, um es unſeren Leſern hier vorzulegen und ihnen zugleich die Anwendung davon zu überlaſſen. Anſtatt alſo zu unterſuchen, in wiefern die Abweſenheit der Vulkane, wovon wir vorhin geſprochen haben, dort zur Hervorbringung einer verhältnißmäßig weit größeren Kälte mitwirken könne, wollen wir uns begnügen, dieſes Phänomen zuerſt in nähere Betrachtung zu ziehen und aufs Reine zu bringen.

---

*) Ohio heißt der Schöne.

Alle Entdecker und Anſiedler von Nordamerika bemerkten bald, daß daſelbſt unter gleichen Graden der Breite eine weit ſtrengere Kälte, als in unſerm Welttheile, herrſchte. In Kanada, in Neuſchottland, in Neufundland ſüdwärts vom 50ſten Grade der Breite, erſtarren die größten Flüſſe, ſelbſt der St. Lorenzſtrom, des Winters mehrere Monate hindurch mit mehr als Klafterdickem Eiſe; indeß in Frankreich und Deutſchland unter gleichen Graden der Breite der Winterfroſt im Durchſchnitt weit gelinder iſt. In Penſylvanien ſogar, deſſen Hauptſtadt unter 40° der Breite liegt, iſt die Kälte des Winters ſo ſtrenge, wie bei uns im 50ſten Grade. Geht man aber noch weiter nach Norden, an die Küſte Labrador und die Ufer der Hudſonsbay, die mit dem nördlichen Deutſchland und den Brittiſchen Inſeln in gleicher Breite liegen, ſo findet man ein trauriges Klima, einen Boden, der zum Anbau ſchlechterdings unfähig iſt, und einen Grad des Froſtes, wobei die ſtärkſten geiſtigen Getränke ſogar in geheizten Zimmern gefrieren. Etwa hundert Meilen weiter gegen Norden, in Grönland, liegt ewiges Eis längs den Küſten und auf den Gebirgen. Aus dieſen Angaben erfolgte nunmehr der Schluß, daß Amerika überall weit kälter als Europa unter gleichen Graden der Breite ſey; allein uns kommt es dennoch ſo vor, als ob in dieſer allgemeinen Ausdehnung des Satzes einige Uebereilung liege. Das Innere von Nordamerika jenſeits der Alleghenny-Geoirge genießt ein ungleich milderes Klima, als die Oſtküſte unter einerlei Polhöhe. Der wilde Reis (*Zizania*), der, wie geſagt, am ſüdlichen Ufer des Sees Superior nicht reifen will, wächſt häufig und bringt reifen Samen oberhalb des Winnipeg, beinahe fünf Grade weiter gegen Norden. So viel hängt von beſonderer

derer Lage und lokalen Umſtänden ab. Hearne und Mackenzie fanden auf ihren Reiſen die Länder des Inneren bis zum $68^{\text{ſten}}$ Grade mit Waldung bedeckt, und weiter erſtreckt ſie ſich auch in unſerem Welttheile nicht. Die Weſtküſte endlich, oder Neu-Albion, ſoll nach dem Zeugniß der älteren ſowohl als der neueſten Entdecker, ihrer höheren Gebirgsketten ungeachtet, ein ſanfteres Klima als die Oſtküſte genießen. Dieſe Verſchiedenheit zwiſchen den zwei entgegengeſetzten Küſten eines Welttheils findet auch in dem unſrigen Statt. In Ochotsk unter dem $60^{\text{ſten}}$ Grade der Breite ſieht man zuweilen die Sonne nicht drei oder viermal in einem Sommer; keine Art von Anbau iſt daſelbſt möglich, und die Winterkälte, die bis in den Mai fortdauert, bedeckt den Hafen und den ganzen Meerbuſen mit Eis. Noch ungleich ſüdlicher, bis an die Chineſiſche Mauer, geſtattet der Himmelsſtrich keinen Kornbau; und in Peking ſelbſt, das mit Philadelphia und mit Toledo in 40 Graden der Breite liegt, iſt der Winter außerordentlich ſtrenge. Die Urſache dieſes Unterſchiedes zwiſchen der Temperatur der öſtlichen und weſtlichen Küſten ſey welche ſie wolle, ſo iſt wenigſtens das Faktum ſo beſchaffen, daß es den anfänglich ſo auffallenden Unterſchied zwiſchen der Temperatur beider Welttheile merklich vermindert. Allerdings bleibt zwar, auch wenn man dieſen Punkt erwägt, ein Unterſchied des Himmelsſtrichs zum Vortheil von Europa noch übrig; allein hier treten nun ſo viele Urſachen ein, von denen keine für ſich hinreichend wäre, das Phänomen zu erklären, die aber zuſammengenommen mehr als hinreichend zu ſeyn ſcheinen, es wirklich hervorzubringen. Dahin gehören die ungeheure Menge Waſſers, welche die Luft ſehr feucht erhalten muß; die flache Beſchaffenheit des höheren Landes, auf welchem die kalten Nordweſtwinde ungehindert fortſtreichen können; die Menge der Wälder, der Mangel der Einwohner und des Anbaues; endlich und zuletzt, auch ohne zu ſpotten, die gänzliche Abweſenheit eines vulkaniſchen Herdes. Vielleicht alſo, wenn die Kultur hier große Fortſchritte macht, wenn neue Niederlaſſungen nach allen Seiten hin angelegt werden, wenn das Menſchengeſchlecht ſich von drei bis zu einigen hundert Millionen vermehrt, wenn die Wälder ausgerottet ſind, wenn die ungepflügten Aecker ausdünſten können, wenn die Seen aus Mangel an Zufluß und Anziehungskraft allmählich austrocknen — dann ändert ſich das Klima von Amerika und wird dem unſrigen ähnlicher, ſo wie das unſrige

ſ

vor zweitauſend Jahren nicht nur dem jetzigen Amerikaniſchen an Kälte glich, ſondern auch die Thiere hervorbrachte, die gegenwärtig nur dem erſtarrten Norden eigen ſind. Es kann indeſſen auch ſeyn, daß die beſondere Geſtalt der Länder in Amerika und ihre relative Lage, auf ihren Himmelsſtrich einen gewiſſen Einfluß hat. Unſtreitig wäre Neufundland als Inſel nicht ſo kalt, wenn Labrador ihm nicht unmittelbar zur Seite, und Grönland im nahen Norden gegenüber läge; unſtreitig wirken auch die tiefen Buſen der Baffins- und der Hudſonsbay zur Mittheilung einer kalten Temperatur, vermittelſt der darüber hinſtreichenden Winde.

§. 11.

Produkte des Mineralreichs.

Das Innere von Nordamerika iſt in Abſicht der Beſtandtheile ſeiner Gebirgsmaſſen noch ein unerforſchtes Land. Theils die gänzliche Unbekanntſchaft der wenigen Kaufleute, die jene großen Einöden durchwandert haben, mit den Körpern des Mineralreichs, theils auch die Schwierigkeit, in einem überall mit Pflanzen und Bäumen bekleideten Lande ſolche Stellen anzutreffen, wo die Schichten und Gebirgslager genau erkannt und unterſchieden werden können, wird vielleicht noch lange Schuld ſeyn, daß in dieſem Theile der Gebirgslehre eine große Lücke bleibt. Ein paar allgemeine Bemerkungen, die ich hier aufzeichnen werde, ſollen daher nicht ſowohl von der wirklichen Beſchaffenheit der Nordamerikaniſchen Gebirge Rechenſchaft geben, als vielmehr künftige Mineralogen auffordern, ſie zu beſtätigen oder zu berichtigen und zu ergänzen. Im höchſten Norden, z. B. in Grönland und in den hohen, ſchroffen Felſengebirgen an der Küſte Neu-Albion und am Cooksfluß dürften wahrſcheinlich Granit und Schiefergebirge von der älteſten Entſtehung zu ſuchen ſeyn. Asbeſt und Amianth werden uns häufig von Neugrönland zugeführt, und als Schiefergebirge ſcheint Cook die Bergart um Nutkaſund zu beſchreiben. Nach Kalms Berichten iſt in Kanada eine aus Quarz, Glimmer und Kalk gemiſchte Felsart, folglich ein Gemenge von verhältnißmäßig ſpäterer Entſtehung, häufig anzutreffen. Labrador enthält unſtreitig dem Granit verwandte Gebirge, wie ſich aus einigen Worten, die Curtis in ſeiner Beſchreibung fallen läßt, und aus dem Feldſpath ergiebt, der wegen ſeines ſchönen, ſchillernden

Glanzes ſo bekannt geworden iſt. Bereits in den älteſten Reiſebeſchreibungen finde ich eine Spur, daß dieſer ſo genannte Labradorſtein auch in dem Meerbuſen Fundy, zwiſchen Neuſchottland und Neuengland drei Viertelmeilen weit von der Inſel Menan, eine Klippe bildet, die mehrentheils vom Waſſer bedeckt iſt. Ihr Entdecker, de Razilly, hielt ſie zwar für ächten Laſurſtein; allein ein ſolcher Irrthum iſt einem Abentheurer von ſeiner Art verzeihlich, und war es vor hundert und funfzig Jahren noch mehr als jetzt.

Von Neufundland an über Kap Breton und Neuſchottland bis in die mittleren vereinigten Staaten erſtrecken ſich Schiefergebirge von einer ſpäten Entſtehung mit unermeßlichen Kohlenflötzen vermiſcht. Alle die verſchiedenen Rücken und Zweige des großen Alleghenny-Gebirges beſtehen aber aus Quarzfels und darüber geſchichtetem Sandſtein, an deren Verflächungen die Kalk-, Schiefer- und Kohlenflötze aufſitzen. In allen dieſen Gebirgen ſind Eiſen und Kupfer die gewöhnlichſten und häufigſten Metalle; Blei wird ungleich ſeltener angetroffen; und von den ſo genannten edlen Metallen hat man, ſo viel ich weiß, noch keine Spur. Alles, was man in Gebirgen von ſpäter Entſtehung anzutreffen pflegt, Pflanzenabdrücke und Petrefakten, Steinöl, Kohlen, Schwefel, Mittelſalze, phosphorſaures Eiſen, Marmorarten, u. ſ. w. beſitzen die vereinigten Staaten an verſchiedenen Stellen zwiſchen den Alleghenny-Gebirgen und dem Atlantiſchen Meere. Kochſalz, oder wenigſtens zahlreiche Salzquellen liegen an der entgegengeſetzten Weſtſeite dieſer Gebirge zwiſchen dem Ohio und Miſſiſſippi, und werden bereits in dem neuen Staate Kentucky von den Koloniſten gradirt und benutzt.

Unſtreitig aber ſcheint von allen Metallen im Norden von Amerika das Kupfer am häufigſten vorhanden, und am allgemeinſten verbreitet zu ſeyn. Der Gebrauch des Eiſens war den urſprünglichen Einwohnern jenes Welttheils gänzlich unbekannt; dagegen hatten ſie überall das in Menge zu Tage liegende gediegene Kupfer zu mancherlei Werkzeugen, Geräthen und Zierrathen angewandt. Hearne fand noch Kupferberge am Rande des Eismeeres im 71^{ſten} Grad der Breite; Carver und andere Pelzhändler entdeckten erſtaunlich große Maſſen dieſes Metalls theils am ſüdlichen Ufer des Sees Superior, theils auf den darin befindlichen Inſeln. Meares erwähnt großer Klumpen von Kupfer, die er in den Händen der Einwohner des Nutkaſundes, und nach ihrer Ausſage aus dem Inneren des Landes geholt, erblickte. Endlich erſtreckt ſich die kupferreiche Gegend auch bis in die Nähe von Kamtſchatka, wie die davon benannte Kupferinſel (Mednoi-Oſtrow) beweiſet. Auch in der alten Welt kannte man den Gebrauch dieſes Metalls unſtreitig ſchon lange, ehe noch die Kunſt in Eiſen zu arbeiten erfunden ward. Die Natur bietet Kupfer häufig in ſeinem gediegenen, dehnbaren Zuſtande dar; das Eiſen hingegen, zufällige Ausnahmen nicht gerechnet, iſt überall verkalcht und nicht ohne Zuſatz von brennlichen Stoffen zur Metalleität zurückzuführen. Es erforderte alſo einen nicht geringen Grad der Kultur und der durch ſie allein zu erlangenden Entwickelung der Geiſteskräfte, um in der Schmelzkunſt auch nur ſo weit fortzuſchreiten. — Von den Mineralien der weſtlich und nordweſtlich vom See Superior liegenden Länder iſt übrigens nicht das mindeſte bekannt. Die Indianer ſprechen von felſigen Gebirgen (*rocky mountains*) nordwärts vom Oreganfluß, und einer von ihnen hat auf einer Karte die ſo genannten Berge von glänzenden Steinen (*Mountains of ſhining ſtones*) angedeutet, die vielleicht Quarzkriſtall und Glimmer von glänzender Metallfarbe enthalten. Auch Mackenzie fand an ſeinem Fluß einen Berg mit ſolchen glänzenden Steinen; allein ſchon dieſe unbeſtimmten Ausdrücke verrathen zur Genüge, wie wenig weſentliches Licht ſich für die Wiſſenſchaft aus dieſem täuſchenden Schimmer ſammeln läßt.

§. 12.

Pflanzenwuchs.

In den lebloſen Geſtalten des Mineralreichs bleibt die Natur einförmiger und ſich ſelbſt überall ähnlicher, als im organiſchen Pflanzengebilde oder in den unzähligen Formen des Thierreichs. Die Zahl der chemiſchen Grundſtoffe iſt beſchränkt, ihre möglichen Zuſammenſetzungen laſſen ſich berechnen; dieſe aber ſind nicht in gleicher Menge vorhanden, ſondern neben einigen ſeltenen Miſchungen giebt es andere, die in allen Weltgegenden häufig anzutreffen ſind und deren geringe Modifikationen eben darum weniger Eindruck machen, weil die Einförmigkeit großer Maſſen das Auge und den Geiſt ermüdet. Weit ſichtbarer iſt die Verſchiedenheit der einem jeden Lande zugetheilten Naturkräfte in den charakteriſtiſchen, ihrem Urbilde ſtets getreuen Formen der Pflanzen und Thiere. Entfernung, Lage, Klima ſetzen hier Unterſchiede feſt, die nur der Menſch auf der höchſten Stufe ſeiner Bildung wahrnehmen, unterſuchen und durch ſeine künſtlichen Vorkehrungen gewiſſermaßen wieder abändern kann, indem er die Erzeugniſſe aller Welttheile um ſich her verſammelt.

Amerika, auch ſogar deſſen nördliche Hälfte, iſt in Abſicht ſeines Pflanzenreichthums von Europa gänzlich verſchieden. Seine Wälder prangen mit Nadelhölzern, die mit den unſrigen nur eine entfernte Aehnlichkeit verrathen; unter den dortigen Laubbäumen haben viele bei uns nicht einmal eine verwandte Gattung; die Stauden, die Kräuter, die Blumen, die Farrn und Mooſe ſind dem Beobachter, der nur Europäiſche Pflanzen geſehen hat, völlig fremd und unbekannt. Mit Recht erſtaunt unſer Geiſt, mit Recht verſinkt er in ſtille Bewunderung bei dieſem Anblick, der von einer uns unbegreiflichen, unſer ganzes Faſſungsvermögen weit überſteigenden Kraft und Wirkſamkeit der Natur Zeugniß giebt, wodurch einſt auf der Grundlage von harten, leblos zuſammengehäuften mineraliſchen Subſtanzen das Heer der organiſchen Weſen, mit unendlicher Fortpflanzungskraft begabt, hervorging. Es ward — was bis dahin noch nicht geweſen war, und dieſe Kraft des Werdens erfüllte den Erdball; denn wohin wir uns wenden, in jedem engen Bezirk, erblicken wir Pflanzen und Thiere, die nur für ihn geſchaffen, die nirgends außer ihm zu finden ſind, und oft ſogar an keinem anderen Orte leben können.

Wie ein Sonnenſtäubchen entſtehe, begreifen wir nicht; wir faſſen es nicht, nach welchen Geſetzen die Elemente ſich zu Weltkugeln ballten; es bleibt uns unergründlich, wie Kalk und Thon und Eiſen, überall ſo reichlich geſpendet, aus der Verbindung ihrer Grundſtoffe wurden, und wir erblicken mit heiligem Schauer den Abgrund zwiſchen zweien Welten, von denen eine uns verborgen iſt, ſo oft wir uns das Erſte Werden der organiſchen Schöpfung verſinnlichen wollen. Nur dieſe einzige Vorſtellung bleibt uns übrig: wie einſt an tauſend Millionen Punkten zugleich eine ſolche Miſchung der Elemente entſtand, wodurch die Formation der Mineralien möglich und wirklich ward, ſo kam ein Zeitpunkt, wo jene anderen Kräfte, von denen die organiſche Bildung abhängt, überall in Wirkſamkeit geriethen. Die Oberfläche der Erde bedeckte ſich mit Gräſern, Kräutern und Bäumen, und auch im Pflanzenreiche wurden gewiſſe Formen — nach menſchlicher Weiſe zu reden — von der Natur leichter hervorgebracht; Tauſende von dieſen ſproßten in verſchiedenen Punkten des Erdreichs auf, für Eine, die ihr Entſtehen einer bloß lokalen Modifikation verdankte. Vereinzelt konnten wenigſtens weder Thier- noch Pflanzenarten ſtehen, ſonſt wäre die organiſche Schöpfung im Augenblick ihres Werdens verſchwunden. Den Zeugungskräften, der Unerſchöpflichkeit, dem Reichthume der Natur iſt das einfache, erhabene Bild des Unbegreiflichen angemeſſen: „Die Erde laſſe aufgehen Gras und Kraut, das ſich beſame nach ſeiner Art" — und weiter: — „es errege ſich das Waſſer mit webenden und lebendigen „Thieren!" —

Wenn nun in den Wäldern von Kanada im Schatten jener einheimiſchen Bäume, die jedem anderen Erdboden fremd ſind, hin und wieder einige Pflänzchen aufſproſſen, (*Linnaea borealis*, *Pyrola rotundifolia*, *Arbutus uva ursi*, *Myrica Gale*) die auch im Norden von Europa angetroffen werden; was nöthigt uns, ſie von den Weſen ihrer Art in unſerem Welttheil abſtammen zu laſſen? Was hindert uns zu glauben, daß dieſelbe unbekannte Energie, wodurch gerade dieſe Formen bei uns ſich erzeugten, einſt auch jenſeits des Atlantiſchen Meeres wirkſam geweſen ſey? Welch einen Vorzug haben die Schwediſchen und Deutſchen Heiden vor den Kanadiſchen, daß, wenn auf beiden einerlei Pflanzen ſich unter verſchiedenartigen eingemiſcht finden, wir die Amerikaniſchen von Europäiſchem Samen herleiten ſollten? Unſtreitig iſt es nicht ſchwerer ſich zu denken, wie in Kanada ein Wintergrün (*Pyrola*) zwiſchen den Wurzeln der Weymouths-Kiefer oder der Sproßtanne und durch dieſelbe Kraft mit dieſen, als wie es in Deutſchland unter den gemeinen Kiefern und Weißtannen und durch dieſelbe Kraft mit dieſen, zuerſt hervorgehen konnte. Wo die Natur es vermochte, den Erdboden mit Millionen Weymouths-Kiefern, Weißcedern, Sproßtannen zu ſchmücken, konnte es ihr ein leichtes ſeyn, zugleich andere Pflanzengeſtalten zu bilden, die, vermöge einer völligen Aehnlichkeit der Umſtände, auch in unſerem Welttheil entſtanden. Die ſcholaſtiſche Grübelei, die in einem dunkeln Zeitalter, aus Unkunde der im äußern Sinne gegebenen Welt, auf halbwahre einſeitige Beobachtungen allgemeine Geſetze zu gründen ſich erkühnte, hat mit dem Satze der Sparſamkeit in der Natur, dem man eine bloß relative Zuläſſigkeit wohl gönnen kann, die Verwirrung geſtiftet, die wir hier beſtreiten. Wie die Natur von Einer Seite ſparſam und einfach genannt werden darf, ſo iſt ſie auch in einer anderen Hinſicht verſchwenderiſch und von unendlicher Mannichfaltigkeit. Wer im Frühling einen Obſtbaum mit Blüthen überſchüttet ſah, wovon unmöglich der zehnte Theil Frucht anſetzen kann — wird der noch an dem üppigen Ueberfluſſe zweifeln, den die Natur nicht zu achten ſcheint, um ihres Zweckes gewiß zu ſeyn? Der Drang iſt bewundernswerth, womit ſich alles Elementariſche beſtrebt, Geſtalten anzunehmen; auch ſcheint es faſt, daß, wie die Urſtoffe der Natur zu höherem Leben gradirt ſind, dieſes Bedürfniß nur deſto dringender werde. Iſt dieſes aber jetzt der Fall, da alle Formen bereits gebunden ſind — mit welcher unaufhaltſamen Gewalt mußten ſie nicht dieſe Urſtoffe aus einem Chaos an ſich reißen, worin noch nichts organiſch Gebildetes vorhanden war, und worin ſie zum erſtenmal ihre Anziehungskräfte äußerten? Man möchte ſich den Augenblick als den erhabenſten in der Geſchichte unſeres Planeten denken, den Augenblick, da Form und Stoff ſich plötzlich auf dem ganzen Erdenrund ergriffen und Millionen organiſcher Weſen ſeine Tiefen und ſeine Berggipfel mit der Götterfreude des jungen Lebens und der Spontaneität, wie auf ein ausgeſprochenes Zauberwort, mit einemmal erfüllten!

Kraftloſer, unfruchtbarer und einförmiger erſcheint die Natur zur Hervorbringung der Pflanzen in kalten Gegenden. Sowohl auf den Gebirgen eines jeden Himmelsſtriches, als um die beiden Pole verringert ſich die Anzahl der Gewächſe; ihr Wuchs wird krüppelhaft, ihre Größe unanſehnlich, und man findet mehr ähnliche oder völlig gleiche, als von einander verſchiedene Geſtalten. Dieſe Regel beſtätigt ſich an allem, was wir von der Nordamerikaniſchen Flora wiſſen. In den allerkälteſten Gegenden trifft man ſelten jene Pflanzenarten an, deren Fortpflanzung die Natur mit dem lieblichen, aber ſchnell vorübergehenden Phänomen der zarten farbigen Blüthe und des unſichtbaren Duftes verherrlichte. Vegetabiliſche Körper von einer einfacheren Struktur, in denen der wuchernde Saft höchſtens ein Knötchen bildet, das beim Abſterben der Pflanze den Keim des Lebens und der Entwickelung aufbewahrt, und, wie der Körper, in welchem es entſtand, ſich ausbreitet und tirbt — Flechten, Steinſchörfe, Gallerte, Watten und Staubpflanzen bekleiden dort die wenigen von Schnee und Eis entblößten Felſen. In Grönland fand der ſorgfältige Crantz, außer dieſen ſo genannten kryptogamiſchen Pflanzen, nur vier und zwanzig Gattungen, welche Blüthen trugen, und darunter den Wachholder, die Birke und einige Weiden, wovon jedoch keine über zehn Fuß hoch war. Davis fand Weiden und Birken bis zum 65ſten, und Mackenzie bis zum 68ſten Grad.

Um die ſüdlichen Ufer der Hudſonsbay, in Kanada, in Neufundland und Neuſchottland findet man bereits einen kräftigen Pflanzenwuchs und einen mannichfaltigen Reichthum der Geſtalten, unter denen verſchiedene den Erzeugniſſen des Europäiſchen Nordens vollkommen gleichförmig ſind. Einige wenige kommen mit den Pflanzen des nordöſtlichen Aſiens überein; und ſo wie man ſich der Weſtküſte von Amerika nähert, nimmt die Zahl der Arten, welche dieſer Welttheil mit Sibirien gemeinſchaftlich beſitzt, anſehnlich zu; dagegen verlieren ſich dieſe Aehnlichkeiten und Verwandtſchaften ſowohl mit Aſien als mit Europa, je weiter man in Amerika ſüdwärts kommt, dergeſtalt, daß an der Mittagsſeite der großen Seen und in den Wieſen-Flächen am Ohio und Miſſiſſippi nur äußerſt ſelten noch eine Pflanzenart gefunden wird, die unſerer alten Welt nicht völlig fremdartig wäre. Wo Steller (ein Name der keinen Beiſatz bedarf) mit Behring an den Küſten von Nordweſtamerika landete, fand er dieſe, auch in in unſerm Norden bekannte Pflanzen:

Plantago maior.
Polemonium caeruleum.
Lonicera Xyloſteum.
Ribes alpinum.
—— *Groſſularia.*
Vaccinium Myrtillus.
— — — *Vitis Idaea.*
Rubus Idaeus.
Adoxa Moſchatellina.
Fragaria veſca.
Leontodon Taraxacum.
Artemiſia vulgaris.
— — — *Abſynthium.*
Gnaphalium dioicum.
Erigeron acre.
Chryſanthemum Leucanthemum.
Achillea Millefolium.
Empetrum nigrum.

Portlock fügt ihnen in einem ſeiner Reiſe angehängten Verzeichniſſe noch folgende, um den Cooksfluß wachſende Arten bei:

Angelica ſylveſtris.
Aliſma Plantago.
Ledum paluſtre.
Arbutus uva urſi.
Rubus chamaemorus.
Aſtragalus alopecuroides.
Orchis latifolia.
Populus alba.
Lupinus luteus.
Allium vineale.
Siſymbrium monenſe.
Draba verna.
Sedum verticillatum.
Rumex Acetoſa.
— — *acutus.*
— — *aquaticus.*
Myrica Gale.
Aconitum Napellus.
Polygonum Biſtorta.
Betula nana.
— — *Alnus.*
— — *alba.*
Saxifraga granulata.
— — *nivalis.*
Polypodium vulgare.

Die wichtigſten Pflanzenarten, die Aſien mit Amerika gemeinſchaftlich beſitzt, ſind: das Ginſeng (*Panax quinquefolium* Linn.) deſſen Wurzel in China officinell iſt; die eßbare Lilie, Sarann (*Lilium Kamtſchatkenſe* Linn.), und die ſüße Bärenklau (*Heracleum Panaces* Linn.). Dieſen können wir noch hinzufügen:

Plantago aſiatica.
Chryſanthemum arcticum.
Aſtragalus uralenſis.
Arnica maritima.
Sinapis juncea.
Convallaria ſtellata.

Von den eigenthümlichen Pflanzenarten des Nordamerikaniſchen Bodens ausführlich zu handeln, liegt außerhalb der Gränzen dieſes Aufſatzes. Die unermeßlichen Wälder des Landes, das wir hier hauptſächlich betrachten, ſind mit den herrlichſten Kiefer- und Eichenarten zum Schiffbau und anderen Bedürfniſſen angefüllt. Amerika iſt, mit dem Ausdrucke des beſten Beobachters, der deſſen Wildniſſe bereiſete, des Leibarztes Schöpf, das Vaterland der Eichen, deren es zwar nicht die unſrigen, aber dagegen wenigſtens ſechzehn andere Arten hervorbringt. Daſſelbe könnte man nicht mit Unrecht von den Kiefern, Tannen und ſo genannten Cedern wiederholen, deren Nordamerika zwiſchen 40° und 60° N. Br. wohl zwölf ihm eigene Arten zählt. Auch ſeine Ahornarten ſind zahlreich, und darunter zeichnet ſich der Zuckerahorn aus, den man im Frühling anzapft, um ſeinen ſüßen Saft zu erhalten, der ſich zu einem vortreflichen Zucker verdicken läßt. Ein zahlreiches Heer von Bäumen, außer den eben genannten, liefert den Kanadiern und den Einwohnern der vereinigten Staaten das beſte Nutzholz zur Verfertigung von allerlei Hausgeräth, worin ein großer Theil ihrer Ausfuhr nach den Weſtindiſchen Inſeln beſteht. Noch andere Baumarten, die Tulpen- und Lilienbäume, die Bignonien und Magnolien ſchmücken die Wälder mit ihren breiten, ſchön geformten Blättern und außerordentlich großen Blüthen; andere, wie z. B. der Saſſafras, geben ihr würzhaftes Holz zum mediciniſchen Gebrauch in unſere Apotheken; noch andere ſind merkwürdig wegen ihres ökonomiſchen Nutzens, wie der Gärberbaum, oder wegen ihrer ſchädlichen Eigenſchaften, wie der Giftbaum. Einige bringen eßbare Früchte, andere tragen Nüſſe von vortreflichem Geſchmack. Eine Menge verſchiedener blühender Staudengewächſe und Geſträuche wachſen in Nordamerika wild, und werden um ihrer Schönheit willen allmählich in unſere Gärten und Parks aufgenommen. Die kleineren Kräuter aller Art wetteifern mit den unſrigen in Menge, Verſchiedenheit und eigenthümlichen Vorzügen. Das ſo genannte Türkiſche Korn oder der Mays (*Zea Mays*) ward uns zuerſt aus Nordamerika zugeführt, wo es von der Linie an bis zum 45ſten Grade der Breite, am beſten aber zwiſchen 30° und 40° N. Br. fortkommt, und die Hauptnahrung eines großen Theils der geſitteten und einiger wilden Einwohner ausmacht. Auch das unter dem unſchicklichen Namen wilder Reis bekannte Kappengras (*Zizania aquatica*) gehört zu den Getreidearten, welche jener Welttheil dem umherſtreifenden Indianer von ſelbſt und ohne allen Anbau darbietet. Als eine härtliche Pflanze findet man es noch jenſeits des 50ſten Grades der Breite, wenn es gleich am ſüdlichen Ufer des Sees Superior nicht fortkommen will. Von den verſchiedenen Gattungen unſeres Getreides, welche man aus Europa hinüber geführt und daſelbſt angebauet hat, gedeihen die meiſten vollkommen ſo gut, wie dieſſeits des Atlantiſchen Meeres. Unſere ausdauernden Grasarten haben zwar einen entſchiedenen Vorzug vor den in Amerika einheimiſchen Futtergräſern; allein ſie werden auch ſchon mit gutem Erfolg in dortigen Boden ausgeſäet. Endlich unſere Obſtſorten und Küchengewächſe belohnen dort ebenfalls den Fleiß des ſorgfältigen Pflanzers.

§. 13.

Fiſcherei an den Küſten.

Wenn die Pflanzenſchöpfung im hohen Norden aufzuhören ſcheint, ſo liegt der Grund davon ſo ſichtbar in ihrer Organiſation, daß es beinahe überflüßig iſt, daran zu erinnern. Ihre Säfte bewegen ſich ſo langſam, und erzeugen durch ihre Bewegung ſo gar keine Wärme, daß ſie ſchlechterdings des Reizes einer warmen Luft bedürfen. Wo dieſe fehlt, verliert ſich allmählich alle Bewegung; Pflanzenarten vom ſtolzeſten Wuchs ſchwinden zu unanſehnlichen Zwergen, und endlich ſtarrt der flüßige Tropfe in den ſubtilen Haarröhrchen oder dem nicht minder zarten Netze des Zellengewebes. Ganz anders verhält es ſich mit gewiſſen Abtheilungen des Thierreiches. Es giebt einen Punkt, wo die vegetabiliſchen und animaliſchen Gebilde ſich einander nähern, und wo es mannichmal zweifelhaft ſeyn kann, zu welchem Reiche ſie zu rechnen ſind. Die höchſte Einfachheit der Organiſation iſt dieſer Vereinigungspunkt. Gewiſſe gallertartige Seegewürme ſind wenigſtens nur um eine unmerkliche Stufe über die einfachen vegetabiliſchen Subſtanzen hinaus gerückt, die man im unwirthbaren Polarlande jenſeits der Gränzen der zuſammengeſetzteren Vegetation noch antrifft. Beide bedürfen oft nur der Näſſe zur Erhaltung ihres Lebens, oder gar zur Auferweckung nach einem Jahrelangen Tode. Auch die Struktur gewiſſer Waſſerinſekten und Fiſche begünſtigt ihren Aufenthalt in der beeiſten Zone; bei einer ſehr geringen Blutmaſſe, iſt ihnen dennoch ein hoher Grad des Muskellebens eigen, und überhaupt das Princip der animaliſchen Senſibilität in allen Theilen ihres Körpers gleichförmiger und inniger inwohnend. Gewiſſe Gattungen von Vögeln ſowohl, als von vierfüßigen Thieren hat ferner die Natur zum Aufenthalt im kälteſten Klima beſonders vortheilhaft mit einer warmen Bedeckung ausgerüſtet, und ihrem Blute, wie es ſcheint, dasjenige Verhältniß der Beſtandtheile gegeben, welches zur Erzeugung einer größeren innerlichen Hitze durch den Kreislauf geſchickt iſt. Den Wallfiſchen endlich und einigen verwandten Säugethieren, die ihren Hauptaufenthalt im Waſſer haben, dient die ungeheure Menge Fett, womit ſie ganz umfloſſen ſind, zu einem beſtändig angefüllten Wärmebehälter, indem die Zerſetzung deſſelben und der chemiſche Proceß, den die Natur in den Lungen unaufhörlich treibt, einen hohen Grad von empfindbarer Hitze entwickeln. Das Schauſpiel des willkührlichen thieriſchen Lebens und Regens iſt daher keinesweges aus den kälteſten Gegenden unſerer Erde verbannt, und ſo weit man auch bis gegen den Pol gedrungen iſt, hat man noch Wallfiſche geſehen. Der Fang dieſer ungeheuren Thiere beſchäftigt ſowohl im Norden als im Süden eine große Anzahl Menſchen aus allen Seehandel treibenden Nationen; allein wir erwähnen hier nur insbeſondere des Däniſchen Wallfiſchfanges in der Baffinsbay, und der Jagd der Eingebornen, ſowohl in Grönland und Labrador, als an der Nordweſtküſte, vom Nutkaſund bis hinauf in die Behringsſtraße. Die Wallfiſche ſollen insbeſondere an dieſer Küſte ſo zahlreich ſeyn, daß dereinſt, wenn die uns näher liegenden Meere erſchöpft ſeyn werden, die Fahrt dorthin den Eifer des unternehmenden Seemannes noch lange reichlich wird belohnen können.

Wenn es gleich eine richtige philoſophiſche Maxime iſt, ſich über keine Einrichtung der Natur bloß zu verwundern, weil hier alles ſo offenbar nach unwandelbaren Geſetzen beſtimmt und geordnet, als Urſache und Wirkung gegenſeitig in einander greift; ſo bleibt es doch darum nicht minder der erſte Eindruck, den große Naturbegebenheiten auf den unbefangenen Zuſchauer machen, daß ſie Staunen und Bewundern erregen, ihr Zuſammenhang mit dem Ganzen ſey bekannt oder nicht. Unſtreitig gehört dahin jener unſägliche Reichthum an vielerlei Gattungen von Fiſchen, womit die nordiſchen Meere wimmeln, und der die Menſchen oft veranlaßt hat, auf unfruchtbaren Küſten ihren Wohnſitz aufzuſchlagen. Nicht nur längs der Aſiatiſchen Umgränzung des Eismeers, und an den Aſiatiſchen Ufern des Kamtſchatkiſchen und Ochotskiſchen Meeres, ſondern auch an den Fuchsinſeln, beim Cooksfluß und dem Prinz Wilhelms Sunde, bis hinab in die Gegend von Juan de Fucas Einfahrt, bemerkt man im Sommer die Ankunft von Millionen Fiſchen, insbeſondere von mehreren Arten der Lachsgattung, in den Flüſſen dieſer Küſte, in denen ſie bis an ihre ruhigſte Gegend hinan ſchwimmen, um für die Fortpflanzung und Erhaltung ihrer Art zu ſorgen und ihren Laich dem ſüßen Waſſer anzuvertrauen. Jede beſondere Art hält ſich auf ihrem Zuge von allen übrigen getrennt, und wählt auch wohl einen beſonderen Fluß. Die Menge der Fiſche, die aus dem Meere herauskommen, überſteigt allen Begriff; ſie ſtauchen das Waſſer vor ſich her, dämmen die Flüſſe zu und verurſachen große Ueberſchwemmungen. Fällt hernach das Waſſer, indem es einen anderen Abfluß findet, ſo bleiben ſie in ſo ungeheurer Anzahl liegen, daß ihre Verweſung die Luft vergiften würde, wenn der Sturm ſie nicht zerſtreute. Auch giebt es gewiſſe Arten, die nur Einmal in ihrem Leben laichen und noch innerhalb deſſelben Jahres ſterben. Die Kabeliauarten, die Heilbutten, die Heringe, nebſt mehreren Fiſchen, die das Seewaſſer nie verlaſſen, ſind ebenfalls zu gewiſſen Jahrszeiten an der Nordweſtküſte von Amerika häufig, und von dieſen ſowohl als den vorhin erwähnten machen die Eingebornen ihren trocknen Vorrath auf den Winter.

Der beſondere Umſtand, daß im Atlantiſchen Meere in einiger Entfernung von den Küſten von Neufundland und Kap Breton verſchiedene Untiefen liegen, deren ſchlammiger Sandboden dem Laiche gewiſſer Seefiſche eine ſichere und zum Ausſchliefen vortheilhafte Stätte gewährt, hat zu einem der blühendſten Handelszweige die erſte Veranlaſſung gegeben. Eine zweite lag beſonders darin, daß ein ſehr beträchtlicher Theil des chriſtlichen Europa es ſich zur Pflicht machte, in einer Jahrszeit, wo die Säfte am meiſten zur Auflöſung und Stockung geneigt ſind, den geſunden Genuß des friſchen Fleiſches gegen eine höchſt unverdauliche und die Fäulniß befördernde Nahrung von gedörrten oder geſalzenen Fiſchen zu vertauſchen. Die Thunfiſcherei im Mittelländiſchen Meere und der Heringsfang in der Nordſee waren nicht hinreichend, das religiöſe Bedürfniß des ſüdlichen Europa zu befriedigen; man entdeckte die unerſchöpflichen Vorrathskammern der Natur auf jenen Bänken im Norden von Amerika, und ſeit der Zeit hat man ſich nur darum geſtritten, welchem glücklichen Volke der Beſitz dieſes Reichthums ausſchließlich gehören ſollte. Die Anſprüche der Portugieſen und Spanier, die zuerſt daſelbſt fiſchten, gingen zugleich mit ihrer Thätigkeit bei dem überhandnehmenden kirchlichen und weltlichen Deſpotismus in beiden Ländern verloren. Der freien Engliſchen Betriebſamkeit gelang es, alle Mitbewerber zu entfernen, bis ihre Macht und ihr Uebermuth an der Unterjochung der Kolonieen ſcheiterte, und ſie ſich genöthigt ſahen, im Frieden von 1783 ſowohl an die vereinigten Staaten als an Frankreich einen Theil dieſer einträglichen Fiſchereien wieder abzutreten. Man rechnet, daß ſich achtzehntauſend Engländer jährlich mit dem Stockfiſchfang auf den Untiefen von

Neufundland allein beſchäftigen, von denen jedoch die meiſten dort überwintern. Die Ausfuhr in Engliſchen Schiffen beträgt zuweilen 700,000 Centner. Die Fiſcherei auf den Bänken um Neuſchottland beſchäftigt ebenfalls zehntauſend Menſchen, und die Amerikaniſchen Kolonieen verkauften ſchon lange vor ihrer Independenz im Jahr 1771 mehr als 300,000 Centner Stockfiſch, nebſt 36,000 Fäſſern geſalzener Fiſche, nach den Weſtindiſchen Inſeln. Seit der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit hat dieſer Zweig ihres Handels und ihrer Betriebſamkeit, wie faſt jeder andere, unglaubliche Fortſchritte gemacht; und da bekanntlich ihre Mäßigkeit, ihr geduldiger Fleiß und ihr unternehmender Muth, ſie in Stand ſetzen, dieſelbe Waare wohlfeiler als alle andere Nationen zu verkaufen, ſo läßt ſich leicht abnehmen, welch eine gefährliche Rivalität für England aus ihrer Theilnahme an dieſer Fiſcherei entſtehen wird.

§. 14.

Thierreich.

In der thieriſchen Schöpfung wie im Pflanzenreiche bemerken wir einige Geſtalten, welche bloß auf kleine Bezirke eingeſchränkt ſind und deren Entſtehung von bloß lokalen Bildungsurſachen abhängen mußte; daneben aber andere, die ſich in den entfernteſten Punkten der Erde unſerem Auge darbieten, und von denen ſich alſo vermuthen läßt, daß gewiſſe allgemeinere Bildungsurſachen bei ihrer urſprünglichen Hervorbringung wirkten. Es iſt allerdings merkwürdig, daß ſich in dem gemäßigten Striche von Nordamerika wilde Ochſen aufhalten, welche mit den Aſiatiſchen und Europäiſchen Biſons oder Auerochſen, von denen unſer zahmes Hornvieh abſtammt, völlig gleich geſtaltet ſind. Sie weiden zwiſchen 30° und 55° N. Br., und ſind am häufigſten in den fetten Gräſereien am Ohio und Miſſiſſippi. Nie hat man ſie jenſeits des 60ſten Grades der Breite angetroffen, ſo daß die ernſtliche Bemühung mancher Zoologen, ihnen über die Behringsſtraße eine Brücke zu bauen, vermittelſt deren ſie aus Adams Paradieſe nach Luiſiana und Neumexiko gewandert ſeyn ſollten, ein Denkmal ihrer einſeitigen Vorſtellungsart bleibt. Außer dieſem großen Thiere, welches oft zweitauſend Pfund wiegt, hat Amerika noch eine ihm ausſchließlich eigene Art Ochſen, die nur wenig größer, als Dammhirſche, und noch niedriger auf den Füßen ſind. Ihre Hörner haben das Eigenthümliche, daß ſie an der Wurzel dicht an einander ſtehen, in einer platten breiten Geſtalt zu beiden Seiten des Kopfes flach anliegen und nur mit den Spitzen ſich wieder hinaufwärts kehren. Dieſe Thierart, die ſich außerdem noch durch verſchiedene weſentliche Kennzeichen von dem Biſon unterſcheidet, hat auch das Beſondere, daß ſie am liebſten den hohen Norden bis zum 73ſten Grad der Breite hinauf bewohnt, wiewohl man auch Spuren hat, daß ſie ſich zuweilen bis zum 40ſten Grade, in die Gegend von Quivira, verläuft. Die genauere Beſchreibung und Abbildung derſelben, welche Pennant zuerſt nach einigen Mittheilungen von den Beamten der Hudſonsbay-Kompagnie lieferte, klärt die Verwirrung auf, welche natürlicherweiſe aus der Verwechſelung dieſer kleinen mit den vorhin erwähnten ganz verſchiedenen großen Ochſen entſtehen mußte. Ihr ſchwarzes Fließ iſt ſeidenweich, und hängt vom Bauch bis an die Erde; auf dem Rücken iſt ein weißer Fleck, ein anderer zwiſchen den Hörnern, und unter dem langen Haare ſitzt eine, der Vicugnawolle allein zu vergleichende, zarte aſchgraue Wolle. Man findet ſie in Heerden von zwanzig und dreißig beiſammen, dergleichen Hearne auf ſeiner Reiſe an das Eismeer an einem Tage mehrere erblickte.

Das Elenn- und das Rennthier (oder Muus und Karibu, wie ſie in Amerika heißen) ſind zugleich Bewohner unſeres und des Amerikaniſchen Nordens. Jenes ſieht man faſt niemals an den ſüdlichen Ufern der fünf großen Seen; es liebt die kalten, dichten Wälder des nördlichen Kanada und der weſtlichen Gegend von Hudſonsbay bis an das ſtille Meer. Das Rennthier wählt ſeinen Aufenthalt dem Pole noch näher, und wird dieſſeits des 55ſten Grades faſt gar nicht geſehen. Um die Hudſonsbay ſind ſeine Züge oft zehntauſend ſtark, wenn es im Frühling, um den Mücken und Stechfliegen zu entgehen, aus den Wäldern an die Seeufer wandert und der Nahrung und des Gebährens wegen zugleich ein milderes Klima ſucht. Der Hirſch im ſüdlichen Kanada, am Miſſiſſippi, am Miſſuri und in den vereinigten Staaten iſt vom Europäiſchen faſt gar nicht verſchieden, und das Reh, welches von Kanada an bis nach Nutkaſund in unzähligen Heerden die unabſehlichen Wieſenländer bewohnt, weicht ebenfalls nur wenig von dem unſrigen ab. Wo das Erdreich mit Salz geſchwängert iſt, in den weitläuftigen Ländereyen zwiſchen dem Ohio und Miſſiſſippi, verſammeln ſich dieſe Thierarten und die Ochſenheerden, und lecken die geſalzene, von Gießbächen aufgeriſſene und entblößte Erde. Das wilde Schaf, das Stammthier unſerer nützlichſten und zahlreichſten Heerden, und, wenn den neueſten Nachrichten des Umfreville zu trauen iſt, auch die wilde Ziege, wird im Amerikaniſchen Norden angetroffen. Vom erſteren iſt es nunmehr ausgemacht, daß es an der Nordweſtküſte von Prinz Wilhelms Sund bis nach Kalifornien die felſigen Gebirge bewohnt.

Wir würden in ein weitläuftiges wiſſenſchaftliches Feld gerathen, wenn wir die Thiere, die beiden Welttheilen gemein, und jene, die dem neuen ausſchließend eigen ſind, hier aufzählen wollten. Was wir bereits davon angeführt haben, kann als Beiſpiel von erſteren hinreichend ſeyn. Unter den Raubthieren giebt es ebenfalls einige gemeinſchaftliche Arten, wie den Wolf, den Fuchs, den Weißfuchs, den Luchs, den Eisbären, den braunen Bären, den Vielfraß, den Dachs, verſchiedene Wieſelarten, und die Seeotter nebſt den beiden Ottern des friſchen Waſſers. Unter den Nagethieren beſitzen wir mit Amerika zugleich den Biber, den veränderlichen Haſen, das Zieſelchen und einige Ratzenarten. Die Wallroſſe, die Robben und die mit ihnen verwandten Thierarten, die das Eismeer bewohnen, ſind auch auf ſeinen Europäiſchen, Aſiatiſchen und Amerikaniſchen Umgränzungen ohne Unterſchied anzutreffen. An der ſo allgemein verbreiteten Gattung des Pferdes, und der nicht minder allgemeinen Gattung des Schweins hingegen iſt Nordamerika leer ausgegangen; auch fanden dort die Europäer bei ihrer Ankunft nicht den Gefährten des Menſchen, den Hund, der ihn in den übrigen Welttheilen, bis in den beeiſeten Norden, nicht verläßt, und wovon wenigſtens eine verwandte Art auch in den Weſtindiſchen Inſeln und in Südamerika gefunden ward. Hingegen hatte Nordamerika, außer unſerem gemeinen Fuchs, auch eine eigene Art Füchſe und außer dem gemeinen Luchs noch zwei andere Arten; ſelbſt das Thier, welches man ſo oft irrig mit dem Löwen verwechſelt hat, der Puma, der von Quito an, bis nach Mexiko und Florida und den Miſſiſſippi hinauf, ſeine räuberiſche Herrſchaft erſtreckt, wird zuweilen noch weiter im Norden, in den Wäldern von Kanada, geſehen. Der Rakkuhn oder Wäſchbär, ein Thier, das gleichſam zwiſchen den Koatis und den Bären in der Mitte ſteht, bewohnt die gemäßigteren Gegenden von Nordamerika, und wird auch an der Nordweſtküſte gefunden. Das Virginiſche Beutelthier endlich,

deſſen

deſſen verwandte Arten nur im warmen Amerika und in den heißen Strichen des öſtlichen Aſiens zu Hauſe ſind, gehört auch zu den Thieren von Kanada. Die auffallende Einrichtung der Natur, vermöge welcher die Jungen dieſes Thieres, ehe ſie noch größer als Stecknadelknöpfe ſind, ſchon an den Zitzen des Weibchens feſtſitzend gefunden werden, und die eigene Struktur der Haut des Bauches, welche durch Verdoppelung gleichſam einen Beutel oder eine Taſche um die Zitzen bildet, worin die Jungen auch, nachdem ſie ſchon laufen können, ſich noch vor einer äußeren Gefahr verkriechen, verdiente die nähere Unterſuchung eines geſchickten Phiſiologen.

Unter den Merkwürdigkeiten des Thierreichs in dem Theile von Amerika, den wir hier vor Augen haben, können wir die Ueberreſte einer ausgeſtorbenen Gattung nicht übergehen, die man anfänglich mit dem Elephanten verwechſelt, nach einer näheren und vollſtändigeren Unterſuchung aber als weſentlich davon verſchieden erkannt hat. Sie ſcheint an den öſtlichen Küſten, wo jetzt die vereinigten Staaten liegen, gewohnt zu haben, indem man Spuren von ihrem Gerippe in Neu-Jerſey gefunden haben ſoll. Allein ihr Hauptaufenthalt war unſtreitig der ſchöne inländiſche Bezirk zwiſchen den Flüſſen Ohio und Miſſiſſippi, wo große Strecken mit ihren zerſtreueten Knochen bedeckt ſind. Die ungeheure Größe der Zähne, ſowohl der Backenzähne als der Hauer, bezeichnet ein Thier von drei bis viermal der kubiſchen Größe des Elephanten, und von einem gänzlich verſchiedenen Bau. Jn Amerika hat man eine Sage, daß vielleicht jenſeits der großen Seen dieſe Thierart noch lebendig angetroffen werden könnte; allein ſeitdem man von mehreren Seiten ſo weit nach Weſten vorgedrungen iſt, ohne nur eine muthmaßliche Spur davon gewahr zu werden, ſcheint alle Hoffnung dazu verſchwunden zu ſeyn. Wenn ein Land, wo die Auerochſen, die Elennthiere, die Bären vollkommen ſo groß wie in unſerem Welttheile werden, wo die aus Europa zuerſt dahin verpflanzten Thierarten, wie z. B. Schweine und Pferde, nicht im geringſten ausgeartet ſind, gegen den Vorwurf der Unvollkommenheit, der Unreife und der Schwäche, die ſeinen Erzeugniſſen ankleben ſoll, nicht bereits vollkommen gerechtfertiget wäre, ſo würde die Hervorbringung eines Säugethiers, welches alle bekannten Thiere des feſten Landes an Größe und (nach dem Baue der Theile des Gerippes zu urtheilen) auch an Stärke ſo weit übertrifft, jene ungegründete, und höchſtens von einem kleinen Punkte des mittägigen Amerika veranlaßte Behauptung zum Ueberfluß widerlegen.

In eben dieſem Lande, wo die hervorbringende Natur einſt ſo kräftig wirkte, hat ſie ſich auch in der Erzeugung unzähliger lebendigen Geſchöpfe von anderen Klaſſen, nämlich von Vögeln, Amphibien, Fiſchen, Inſekten und Gewürmen, in mannichfaltigen Formen wirkſam gezeigt. Es herrſcht zwar weniger Uebereinkunſt zwiſchen dieſen Produkten von Amerika und denen unſeres Welttheils; vielleicht weil die vollkommene Gleichförmigkeit nur bei wenigen Weſen möglich iſt, und die Organiſation der Säugethiere ſie etwa beſonders erleichtert; allein was auch die Urſache der Verſchiedenheit ſeyn mag, ſo viel iſt gewiß, daß, wenn man ſchon Mühe hat, die zufällige Aehnlichkeit einiger vierfüßigen Thierarten in beiden Welttheilen durch Wanderungen zu erklären, es dieſe Erklärungsmethode ſehr erſchwert, wenn man ſie bei fliegenden Thieren nicht anwenden kann. Verhältnißmäßig giebt es nur wenige Vögel und geflügelte Inſekten, die den unſrigen gleichgebildet ſind; aber auch in den Seen des innerſten Amerika finden wir Karpfen und Hechte, die doch freilich weder durch die Luft aus Europa oder Aſien hinüber geflogen, noch durch das geſalzene Meerwaſſer hinein geſchwommen ſind. Die eigenthümlichen Gattungen Amerikaniſcher Vögel und Inſekten, prangen oft mit dem ſchönſten und mannichfachſten Farbenglanze; die daſelbſt, wie in jedem unbebaueten Lande, zahlreicheren Schlangen und Eidechſenarten zeichnen ſich ebenfalls durch vielfältige Schattirungen aus. Für unſer zahmes Geflügel, welches wir zuerſt aus Indien erhielten, bot uns Amerika ſeine Truthühner zum Tauſch. Dem Bedürfniſſe des Menſchen aber, der jene ungemeſſene Wildniß zuerſt betrat, ſtrömte von allen Seiten der Ueberfluß der Natur zu ſeiner Befriedigung entgegen. Im erſten Anfange war dies vielleicht ein Hinderniß, das ſich ſeiner Kultur widerſetzte, und bald hernach, als ſeine Gattung ſich vermehrte, als er die Thiere um ſich her verſcheucht und getödtet hatte, entſtand die Nothwendigkeit, ſich auf weiteren Jagdzügen ſeinen Unterhalt zu ſammeln.

III. Bevölkerung.

§. 15.

Urſprung der Amerikaner.

Ob die edlere menſchliche Form nur Einmal auf der Erde vorhanden ſeyn könnte, ehe ſie durch das Geſetz der Fortpflanzung vervielfältigt ward, ob ſie aus- oder abarten konnte in ſo manche verſchiedene, ſchwerlich, oder vielleicht gar nicht wieder zur urſprünglichen Stammform zurückzubringende klimatiſche Mißgeſtalt; oder ob, den Zonen und den Erzeugniſſen die ſie beherrſchen ſollte angemeſſen, an verſchiedenen Punkten des Erdballs eine menſchliche Organiſation entſtand, die ſich bald durch größere, bald durch geringere Verſchiedenheit von den verwandten Formen anderer Länder unterſchied, und jedesmal, dem Klima angeeignete, aus dem harmoniſchen Verhältniſſe mit ihm geſchöpfte Lebenskräfte beſaß — das iſt die große Frage, die uns jetzt aus gänzlichem Mangel glaubhafter und hinreichender Urkunden unauflöslich bleibt. Der Vernunft ſcheint allerdings die eine Hypotheſe nicht faßlicher und begreiflicher, als die andere, und dem Philoſophen, der die Unmöglichkeit eines Experiments anerkennt, zu deſſen Abwartung mehrere Jahrhunderte und eine unter den tugendhafteſten und aufgeklärteſten Völkern noch nie erlebte Reinheit der Sitten unentbehrlich ſind, wird auch der Beweis *a poſteriori* unmöglich dünken.

Was die Menſchen von dem nächſten Thier unterſcheidet, iſt der göttliche Funke der ſelbſtbewußten, durch Sprache zurückwirkenden Vernunft. Menſchen ſind, und Menſchenrechte fordern von uns, alle vernünftige Weſen, in Kraft dieſes Vorzuges, und nicht durch einen unerweislichen Stammbaum. Bei der Entdeckung von Amerika wollte man in allem Ernſte den Bewohnern jenes Welttheils den Anſpruch auf Menſchennamen und Menſchennatur verſagen, weil man es unmöglich fand, daß Adam dieſe Raße gezeugt haben könne. Seitdem man der Vernunft auch in Geſtalt eines Amerikaniſchen Wilden hat huldigen müſſen, bemühet man ſich, durch tauſend falſche Induktionen einen Beweis zu Stande zu bringen, daß Adam allerdings ihr Stammvater war, Adam, das Geſchöpf irgend einer Orientaliſchen Phantaſie, die ſich zur Erklärung des Ueberganges aus dem Unbegreiflichen ins Begreifliche, ſo gut wie jeder andere endliche Geiſt, eine Hypotheſe ſchaffen mußte. Wir laſſen dieſe Träume, um uns an Thatſachen zu halten.

§. 16.

Polarmenſchen.

In beiden Welttheilen giebt es eine Menſchenart, die den äußerſten Norden, gewöhnlich nur jenſeits des ſechzigſten Grades, bewohnt, von kleiner unterſetzter Statur, mit großem Kopf, breitem Geſicht, kleinen Naſen und Augen, hervorſtehenden Jochbeinen, gelbbrauner Farbe, und ſchwarzem, ſchlichtem Haar. Ungeachtet dieſer gemeinſchaftlichen Bezeichnung aber finden wir unſere Lappländer und die Samojeden in dem nordweſtlichen Aſien von den Grönländern und Eskimos des anderen Welttheils ſo weſentlich an Bildung, Sprache, Sitten und Lebensweiſe verſchieden, daß es uns nicht einfallen kann, mit dem berühmten Robertſon die letzteren aus Europa nach Grönland hinüber wandern zu laſſen. Die kleinen Menſchen unſeres Welttheils bilden Hirtenvölker, deren einziges zahmes Vieh, die Rennthiere, ihnen Nahrung und Kleidung geben, und zugleich zum Zuge gebraucht werden. Unbegreiflich wäre es daher, wenn ſie bei ihrer Wanderung in eine Weltgegend, wo ſie das Rennthier eben ſo häufig, wie in ihrem Vaterlande, in Heerden von zehntauſenden, erblicken mußten, nicht alſobald die alte Lebensweiſe fortgeſetzt, dieſe Thiere eingefangen, vor ihre Schlitten geſpannt, gezähmt und zu allen Bedürfniſſen des Lebens angezogen hätten. Die Polarmenſchen in Amerika ſind aber lediglich Küſtenbewohner; ſie leben vom Fiſch- und insbeſondere vom Wallfiſchfange, und ſind mit dem Aufenthalt im Waſſer und ſeinen Gefahren ſo vertraut, daß ſie gewiſſermaßen Amphibien genannt zu werden verdienten. Die ſüdlichſten Punkte, wo man ſie noch gefunden hat, ſind: an der Weſtſeite von Amerika die Gruppe der Fuchsinſeln, die zwiſchen 52° und 54° N. Br. liegt, und an der Oſtſeite die Inſel Neufundland, die ſich bis zum 50ſten Grade N. Br. nach Süden erſtreckt. Zwiſchen dieſen beiden Punkten bewohnen ſie die Küſten des Eismeers, des Landes Labrador, und der Halbinſel Grönland, nebſt den Ufern der Baffinsbay und des nördlichſten Theils der Hudſonsbay. Ob auch die Einwohner des Prinz Wilhelms Sundes und des Cooksfluſſes zu dieſer Raſſe gehören, bleibt immer noch zweifelhaft; wenigſtens ſind ſie ſchon größer, wohlgebildeter, den ſüdlicheren Küſtenbewohnern ähnlicher, und wer weiß aus welcher Vermiſchung der Raßen entſprungen, da dieſe Horden noch bis jetzt die gefangenen Weiber und Mädchen anderer feindlichen Stämme zu Genoſſen ihrer Umarmungen machen.

Die Kälte iſt dieſen Polarmenſchen ſo angemeſſen, daß ſie den Aufenthalt in einem milderen Klima nicht lange vertragen. Der beſchleunigte Umlauf der Säfte in ihrem kleineren Körper erhält den höheren Grad der Wärme darin, welcher ſie in Stand ſetzt, gegen den furchtbarſten Grad des Froſtes beinahe unempfindlich zu ſeyn. Ihre phlogiſtiſche Nahrung, die aus Wallfiſchfett, faulem Fleiſch und faulen Fiſchen beſteht, iſt in jenen nordiſchen Ländern nicht nur nicht gefährlich, ſondern vermehrt ebenfalls ihre innere Wärme, während das Fett, womit ſie ſich beſchmieren, die Ausdünſtung verhindert und die Haut geſchmeidig, aber auch zugleich unempfindlich erhält. Man erſtaunt, wie die Unreinlichkeit, bis auf den höchſten Grad getrieben, dort die Wirkung unſerer pünktlichſten Sorge für die Reinlichkeit haben kann; die Ausſchließung der friſchen Luft aus den unterirdiſchen Gruben, die ihnen zum Winteraufenthalte dienen, und worin eine vom Hauche vieler Hausgenoſſen verpeſtete Atmoſphäre herrſcht, iſt das bewährteſte Mittel, eine ihrem Körper zuträgliche Wärme hervorzubringen.

Ihre Kleidung, die aus Vogelfellen und Thierhäuten bereitet wird, und ihre wenigen Geräthſchaften verrathen den Fleiß und die Erfindſamkeit des langen, ruhigen Aufenthaltes im Hauſe. Eben dieſe Nothwendigkeit des Himmelsſtriches, die ihnen eine halbjährige Nacht und einen halbjährigen Tag zu durchleben befiehlt, hat auch vermuthlich einigen Einfluß auf ihre milde, geſellige Stimmung und ihre Geſprächigkeit. Ihre eingeſchränkten Bedürfniſſe und die gewiß auch der Entfernung von der allbelebenden Sonne zuzuſchreibende geringe Heftigkeit ihrer Leidenſchaften ſcheinen es bewirkt zu haben, daß ihre Familienvereinigung beinahe patriarchaliſch geblieben iſt, daß ſich keine angemaßte Autorität darin emporſchwingt, daß kein bürgerlicher Zwang, außer etwa dem des Spottes und der Verachtung, den freien Willen eines jeden Einzelnen zügelt, daß kein Oberherr, kein Heerführer, kein Machthabender unter ihnen bekannt iſt, und daß ſelbſt der Kunſtgriff, ſich zum Angekok oder Zauberer zu erklären, noch kein regelmäßiges Syſtem des Betruges und der Unterjochung nach ſich gezogen hat. Ihre Phantaſie trägt den Abdruck des Bodens, den ſie bewohnen, des Himmels über ihnen, der Schwäche ihrer Geſtalt und der Farbe ihres Lebens. Unkriegeriſch und unfähig den ſtärkeren Amerikaniſchen Wilden Widerſtand zu leiſten, ſind ſie nur in jenen nordweſtlichen Gegenden elend und beklagenswerth, wo die Wuth dieſer Unerbittlichen ſie verfolgt und ihnen am äußerſten Rande des Eismeers kaum eine Stätte vergönnt. Dort, vereinzelt und zerſtreuet, gezwungen ihrer Lebensart in unterirdiſchen Löchern zu entſagen, erliegt endlich auch ihr Körper, ſo ſehr er dem Norden angemeſſen ſcheint, der alles verzehrenden Kälte; Krankheit und Mangel werden das Loos der einzeln herumirrenden Familien, die endlich, wie jenes von Cook in Nortonsſund gefundene Paar, wenn ſie dem Tomahak der Amerikaner entgehen, dem Hungertode zur Beute werden müſſen. In Grönland, wo kein anderes Amerikaniſches Volk ſie ſtört, und wo die Norwegiſchen Anſiedler ihnen einſt das Beiſpiel Europäiſcher, freilich damals auch noch roher, Künſte gaben, haben ſie ſich am ſtärkſten vermehrt. Dort herrſcht in ihren häuslichen Einrichtungen gewiſſermaßen ein Sinn für die Bequemlichkeiten des Lebens; dort haben ſie endlich ſeit 1721 an vielen Stellen, durch die Bemühung Däniſcher Miſſionarien, ihre Mythologie gegen ein Chriſtenthum, wie ſie es faſſen konnten, vertauſcht. Von dreißigtauſend Menſchen ſind indeſſen nach ſechzig Jahren nur zehntauſend noch übrig; denn mit der heilſamen Lehre verpflanzten die Dänen und Norweger zugleich das Gift der Kinderblattern, welches in einem mit Fett ſo verſchloſſenen Körper faſt ohne Ausnahme tödtlich iſt, nach Grönland. Auf den Küſten von Labrador zählte Curtis im Jahr 1774 nur noch 1595 Eskimos.

§. 17.

Amerikaniſche Eingeborne oder ſo genannte Indianer.

Die Eingebornen des ganzen übrigen Amerika, die man gewöhnlich, wiewohl nicht ſchicklich, Indianer zu nennen pflegt, weil Indien das Ziel der erſten Entdecker dieſes Welttheils war, haben mit den Polarmenſchen, den eben erwähnten Grönländern, Eskimos und Aleyuten, außer der Bartloſigkeit, ſchlechterdings nichts Charakteriſtiſches gemein. Dieſe ſo verſchrieene Bartloſigkeit der Amerikaner iſt aber, nach dem einſtimmigen Zeugniß aller glaubwürdigen Reiſenden, kein angeborner Naturcharakter, ſondern ſie wird lediglich durch Kunſt hervorgebracht und gehört zu den Sitten dieſer, über einen ganzen Welttheil ausgebreiteten Raße von Menſchen.

Nichts iſt mißlicher, als jene von Naturbeſchreibern, Philoſophen und Hiſtorikern ſo oft gemißbrauchte Kunſt, aus einzelnen Angaben der Beobachter in verſchiedenen Punkten dieſes großen Landes, einen allgemeinen Charakter der Eingebornen abzuziehen, der als Ideal der ganzen Raße ſoll betrachtet werden können. Zwar ſcheint es mir nicht zweifelhaft, daß der ſchwarze Guianeſer und Braſilianer, der große, ſtarkgebauete Tſchileſe, der zarte ſchlanke Peruaner, der dicke Mexikaner, der handfeſte Irokeſe, der ſchwammige Nutkaer, und wie die unzähligen Zwiſchenſchattirungen heißen und bezeichnet werden mögen, die Spur einer gewiſſen Verwandtſchaft an ſich tragen, welche ſie insgeſammt zu einer großen Familie vereinigt; allein in wie fern es möglich ſey, das Kennzeichen, welches ſie zu Amerikanern ſtempelt und von allen anderen Menſchenraßen unterſcheidet, ſo beſtimmt, ſo unzweideutig anzugeben, daß es auf alle die eben genannten verſchiedenen Nationen anwendbar bliebe — dies iſt eine Frage, zu deren endlicher Aburtheilung es uns vielleicht noch immer an zweckmäßigen, mit Sachkenntniß angeſtellten Beobachtungen fehlt. Die Farbe der Amerikaner, die man ſich allgemein als kupferroth, und in allen Zonen unveränderlich vorgeſtellt hatte, iſt, nach den zuverläſſigſten Berichten, nichts weniger als gleichförmig dieſelbe bei allen Amerikaniſchen Völkern. An der Nordweſtküſte haben die Stämme, die ſich vom Fiſchfange nähren, wenn man ihnen den Schmuz, der ihre Haut bedeckt, abgewaſchen hat, eine der zarten Europäiſchen ähnliche Geſichtsfarbe; in Tſchile (*Chile*) und in dem gebirgichten Theile von Peru ſieht man ebenfalls den Teint, zumal des anderen Geſchlechtes, dem unſrigen ſich nähern. In Mexiko, an der Moskitoküſte, in Florida und auf den Weſtindiſchen Inſeln hatten die urſprünglichen Einwohner die gelbliche Indiſche Schattirung, und in Braſilien waren ſie, wie der treue Lery erzählt, beinahe von ſchwarzer Farbe. Der rothe Kupferglanz, den ihnen die Leichtgläubigkeit angedichtet hat, konnte vielleicht die Wirkung der Schminke ſeyn, womit die wilden Stämme ſich überall, entweder zum Kampf oder bei anderen feſtlichen Veranlaſſungen, ſchmücken.

Die Völkerſchaften, die den Norden von Amerika bewohnen, unterſcheiden ſich ſchon merklich von einander, je nachdem ſie ihren Aufenthalt an der Küſte oder in den Wäldern gewählt haben, und folglich entweder Ichthyophagen (Fiſcheſſer) oder umherſtreifende Jäger geworden ſind. Die feuchte Witterung, die in jenen noch unkultivirten, mit Wäldern und mit Gewäſſern ſo reichlich verſehenen Gegenden herrſcht, ſcheint ihnen wenigſtens einen gemeinſchaftlichen Charakter verliehen zu haben; ich meine ihr ſo auffallendes, ſchwarzes, grobes, glänzendes, langes und ſtarkes Haupthaar, und vielleicht eine damit verbundene Beſchaffenheit des Körpers, eine gewiſſe zähe Elaſticität, die zwiſchen der Abſpannung unſerer Sumpfbewohner und der verſchrumpften Trockenheit der Tatariſchen Steppenvölker die Mitte hält. Ihr Wuchs kommt durchgehends dem unſrigen an Höhe gleich, und iſt folglich, was wir von mittlerer Statur zu nennen pflegen; oft aber geht er auch noch über dieſe hinaus. Ihre Gliedmaßen ſind gemeiniglich, ohne ſich der idealiſchen Schönheit zu nähern, wohlproportionirt und insbeſondere bei den Jagdvölkern zu ihren behenden Uebungen und zu langer Anſtrengung geſchickt. Ihre Sinne ſind, wie bei den meiſten unkultivirten Nationen, ſehr geübt und einer uns unbegreiflichen Zartheit der Unterſcheidung fähig, die, wenn ſie ſich mit einer geübten Vernunft zuſammen gedenken ließe, die höchſte Vollkommenheit der menſchlichen Natur bezeichnen würde. Allein da die Entwickelung eines Organs immer nur auf Koſten eines anderen geſchieht, ſo iſt auch überall auf dem Erdboden mit dem Fortſchritte der ſittlichen Kultur die Abnahme dieſer unbegränzten Empfänglichkeit der äußeren Sinne verbunden. Irrig hat man daher in unſerer Organiſation den Grund jener ins Unendliche gehenden Klaſſificirung der ſinnlichen Eindrücke geſucht, wovon der Wilde nur darum nichts zu wiſſen und nichts zu unterſcheiden ſcheint, weil ſie eine Wirkung der entwickelten Vernunft und der bereicherten Sprache iſt, wodurch ſich unſer Bewußtſeyn in mehreren Modifikationen vervielfältigt.

Wenn wir nicht gegen das Zeugniß unſerer Erfahrung und der Analogie annehmen wollen, daß die Natur in der Bildung des Menſchen willkührlicher, als bei anderen Thieren zu Werke gegangen ſey, ſo folgt unausbleiblich, daß theils ſeine Organiſation, oder der Bau des menſchlichen Körpers, theils die Verhältniſſe, unter denen ſich ein jedes menſchliches Individuum auf die Welt geſetzt findet, an der Beſtimmtheit ſeiner Handlungen und Aeußerungen einen ſehr weſentlichen Antheil haben müſſen. Hätte man dieſen Satz mit ſeinen natürlichen Folgerungen gehörig bedacht, ſo wären unſtreitig jene übereilten Schlüſſe und Abſtammungs-Hypotheſen unterblieben, die man ſo oft auf bemerkte Aehnlichkeiten in der Lebensweiſe und den Sitten der verſchiedenſten Völker gegründet hat. Ich rede hier nicht ſowohl von den unſinnigen Träumen eines Moraez und eines Adair, die ohne Bedenken die Juden zum Stammvolke der Amerikaner annehmen, ſondern von den bis zum Ekel wiederholten Parallelen zwiſchen den Bewohnern der Tatarei und denen des neuen Welttheils. Ohne es geradezu läugnen zu wollen, daß Amerika von Aſien her bevölkert worden ſey, ſind die zufälligen Aehnlichkeiten, auf welche man ſich beruft, keinesweges hinreichend, etwas anderes als die natürliche Verwandtſchaft darzuthun, welche überall aus den Handlungen vernünftiger Thiere von ähnlicher Organiſation hervorleuchten muß. Charlevoix hat freilich die merkwürdige Anekdote aufbewahrt, daß einſt ein Jeſuit, der P. Grollon, in der Tatarei eine Huronin angetroffen habe, die er zuvor in Kanada gekannt hatte; allein was dieſe Herren finden können, geht ſo oft über den Maßſtab des Begreiflichen hinaus, daß es nur da zur Autorität werden kann, wo ihre Unfehlbarkeit noch gilt. Unerklärbar wird es dagegen immer bleiben, daß die Aſiatiſchen Völker, da ſie gleichſam nur einen Schritt zu machen hatten, um über Behrings Meerenge nach Amerika hinüber zu kommen, mit dieſem Schritte zugleich auch alle Gewohnheiten ihres vorigen Aufenthaltes von ſich geworfen, und nicht entweder ihre zahmen Thiere mit ſich hinüber gebracht, oder von den wilden Heerden der in Amerika ſo häufigen Rennthiere und Biſamochſen ſich neues Zug- und Maſtvieh zugezogen haben ſollten. Je näher beide feſten Länder an einander gränzen, je leichter es den Menſchen werden konnte, von dem einen zum anderen hinüber zu gehen; deſto unauflöslicher wird dieſer Einwurf, da die Zähmung der Thiere allen Amerikanern jederzeit ſo fremd geblieben iſt, daß man ſelbſt in Mexiko, bei einem ſonſt ſchon merklichen Fortſchritt in den Künſten der Regierung, auch nicht eine Spur davon wahrgenommen hat.

Die neulichen Entdeckungen in der Landſchaft Kentucky, in dem Amerikaniſchen Meſopotamien, zwiſchen den Flüſſen Ohio, Tſcheroki und Miſſiſſippi, ſcheinen auf ganz andere Spuren zu führen. Hier, gewöhnlich dicht am Waſſer, auf gut gewählten, von Natur durch ihre Lage ſchon feſten Plätzen, findet man eine Anzahl uralter kreisförmiger Feſtungswerke von Stein. Die älteſten Indianer wiſſen nichts davon zu erzählen; jede Sage von ihrer Entſtehung iſt erloſchen, und die Bäume innerhalb ihres Bezirkes ſind nicht jünger oder ſchmächtiger, als die im Umkreiſe derſelben empor gewachſenen. Unſtreitig waren ſie das Werk eines Volkes, das einer weit anhaltenderen Anſtrengung fähig war, als die jetzigen Eingebornen von Amerika; und man begreift es kaum, wie es möglich geweſen iſt, ſie ohne eiſernes Handwerksgeräth zu erbauen. In einer bequemen Entfernung von einer jeden Feſte ſteht immer ein kleiner Erdhügel in pyramidaliſcher Geſtalt, der mit der Größe der benachbarten Feſtungswerke in Verhältniß zu ſeyn ſcheint. Wenn man ihn aufgräbt, findet man eine kalkartige Subſtanz darin, die man für Ueberbleibſel von Knochen, und zwar vermuthlich von menſchlichen Gebeinen, hält.

Wer vermag die Dunkelheit zu durchdringen, welche die Zeitalter des Daſeyns von Amerika vor dem Anfange ſeiner Geſchichte deckt? Dieſe Geſchichte geht in den organiſirten Reichen von Peru und Mexiko kaum zwei- oder dreihundert Jahre über den Zeitpunkt der Spaniſchen Entdeckung zurück. Aber in jenem allgewaltigen Kreiſen der Natur, da ſie das ungeheure erloſchene Incognitum und alle die unzähligen Thier- und Pflanzengeſtalten gebar, die jetzt noch die Oberfläche des Amerikaniſchen Bodens ſchmücken — wer wagt es zu läugnen, daß nicht auch die Menſchengeſtalt unter günſtigen Bedingniſſen daſelbſt auf irgend einem bequemen Mittelpunkte der Länder hervorgehen und ſich nach allen Richtungen hin verbreiten konnte? Von Norden her kamen die Völker, die ſich in Mexiko civiliſirten; am Miſſiſſippi und in Florida errichteten die Natſches und die Apalaſchen ihren Sonnendienſt; am Ohio liegen jene merkwürdigen Trümmer; im höchſten Norden verdrängt die Raße der wohlgebildeten Amerikaner erſt ſeit kurzem die kleinen zwergartigen Polarmenſchen, und die Hundsribben-Indianer (Dogribbed Indians, Fr. *Plats-côtés de chiens*) und die Kupfer-Indianer, die jetzt bis an das Eismeer in 71° N. Br. jagen, ſcheinen vor dieſem weit ſüdlicher gewohnt zu haben. Mehrere Data von dieſer Wichtigkeit, die ſich vielleicht noch künftig ſammeln und zu einem hiſtoriſchen Lichtpunkte vereinigen laſſen, zumal wenn die Beobachter ſelbſt mit

Vorkenntniſſen ausgerüſtet und gegen Vorurtheile auf ihrer Hut, den eigentlichen Punkt, warum es zu thun iſt, kennen und im Auge behalten werden, erleichtern einſt dem künftigen Geſchicht- und Menſchenforſcher die Beantwortung jener dunkeln Frage, woher die Amerikaner entſproßten.

Es klingt anfangs widerſinnig, wenn man die Engländer behaupten hört, daß die Ichthyophagen, oder Fiſcheſſer, an der Nordweſtküſte an ſittlicher Bildung vor den Jagdvölkern im Inneren, in Kanada und um die Hudſonsbay den Vorzug verdienen, da man gleichwohl die Schilderung von ihrer ekelhaften Lebensart und ihrem Geſchmack am Genuſſe des Menſchenfleiſches nicht ohne Schauder leſen kann. Allein von einer Seite ſcheint dennoch die Behauptung völlig gegründet, und eine oder die andere barbariſche Gewohnheit, die noch aus roheren Zeiten übrig geblieben iſt, darf uns im allgemeinen Urtheil nicht irre leiten. Der ruhige Aufenthalt der Küſtenbewohner in einem beſtimmteren Bezirk, die Regelmäßigkeit der Beſchäftigungen, womit ſie im Sommer ihren Lebensunterhalt gewinnen und ihren Wintervorrath einſammeln, der höhere Grad des Fleißes und der Sorgfalt, die ſie auf den Bau ihrer Kähne und Häuſer verwenden müſſen, die winterliche Muße, die ihnen zur höheren Vollendung ihrer Kunſtarbeiten, an Kleidern, Zierrathen, Geräthſchaften und Waffen dient, die leichtere Kommunikation endlich auf dem Meere, dieſem Elemente der menſchlichen Kultur, wodurch ſich ihnen die Gelegenheit zum Verkehr und Tauſchhandel mit entfernten Nachbarn und folglich zur Einſammlung eines größeren Ideenvorrathes darbietet: dies alles trägt dazu bei, ſie auf der Bahn zur Entwickelung ihrer ſchlummernden Geiſteskräfte ihren Brüdern im Walde zuvorkommen zu laſſen, und die Grundbegriffe aller Moralität, die richtigen Beſtimmungen des Verhältniſſes zwiſchen Menſch und Menſch ihnen näher zu legen.

Die Jagd geſtattet keine Vereinigung der Menſchen in ſo großer Anzahl, wie der Aufenthalt an einer fiſchreichen Küſte. Unaufhörlich in kleine Familien zertheilt, die ſich immer wieder abzweigen, ſo wie das Bedürfniß der Nahrung ſie aus einander treibt, entfremdet dieſe Lebensart die nächſtverwandten Horden von einander, und löſet die Bande, die doch ſonſt unter den Völkern von einerlei Mundart und Sitte wirkſam ſind. In der Einöde des Waldes, fern von einander, verändert ſich allmählich auch die Sprache der verſchiedenen kleinen Haufen; die wenigen Worte, welche ſie vor ihrer Trennung kannten, verlieren ſich unter der Menge der neuen, die ſie ſich nach und nach für neue Gegenſtände in ihrem neuen Jagdbezirke, für neue Verhältniſſe, für zufällige Ereigniſſe ſelbſt bilden müſſen. So entſteht eine endloſe Verſchiedenheit der Sprachen, wie ſie im inneren Nordamerika ſo häufig angetroffen und von Reiſebeſchreibern erwähnt worden iſt. Eine merkliche Abweichung unter den Gebräuchen der mancherlei Völkerſchaften von einander, läßt ſich leicht aus eben dieſer Vereinzelung erklären; ſelbſt der Umſtand, daß die verſchiedenen Stämme ihren Kindern den Kopf bald ſo, bald anders zu formen ſuchen, iſt eine Folge der Beibehaltung eines Grundbegriffes, der ſich nur nach den Umſtänden immer modificirt.

Jagd und Krieg ſind die einzigen Hauptbeſchäftigungen des Indianers; er jagt, wenn ſein Vorrath zu Ende geht, und macht ſich auf den Weg, eine benachbarte Horde zu beſchleichen, wenn er dem alten Hader nachdenkt und für eine vermeinte Beleidigung Rache fordern zu müſſen glaubt. Die Völkerſchaften, welche den Europäiſchen Niederlaſſungen näher wohnen und mit ihren Emiſſarien bekannt ſind, haben ſich bereits an neue Bedürfniſſe gewöhnt; ſie brauchen Meſſer und anderes Eiſengeräth, Tuch zur Kleidung, Zierrathen zum Putz, Flinten, Pulver und Blei zur Jagd, und vor allem das unentbehrlich gewordene hitzige Getränk, den ſchlechten, ungeſunden Branntwein, der ſie bis in die Wurzel des Lebens vergiftet, und ihre Raße gänzlich auszurotten drohet. Sie jagen aber auch ſchon nicht bloß, um ſich Speiſe und Decke zu verſchaffen, ſondern um Pelzwerk zuſammen zu bringen, wogegen ſie jene ausländiſchen Waaren eintauſchen können. Durch den Umgang mit den Europäern, die ſich lange Zeit ihre Einfältigkeit zu Nutze machten, hat ihr Charakter endlich viel von ſeiner ehemaligen Redlichkeit verloren; das Beiſpiel des Betruges mußte ſie ergreifen, und jetzt ſuchen ſie ein Verdienſt darin, ihre habſüchtigen Bundesgenoſſen zu überliſten. In trunkenem Muthe äußern ſich ihre Leidenſchaften gewaltſamer als ſonſt; und ſelbſt die Abſpannung, die darauf folgt, wechſelt mit Anfällen von kranker Reizbarkeit, die vielleicht noch furchtbarer ſind, als ihre überlegten Grauſamkeiten. Kalte, empfindungsloſe Rache iſt allen rohen, wilden Völkern gemein. Sich an die Stelle eines anderen ſetzen, kann nur der Menſch, den die Erziehung auf eine höhere Stufe der Beſonnenheit hob. Daher iſt auch der Begriff des Mein dem Wilden, wie dem Kinde, ſo viel geläufiger, als der damit verſchwiſterte Begriff des Dein. Ein Fortſchritt in der Bildung des Geiſtes, in der Entwickelung moraliſcher Gefühle, in der Uebung der Urtheilskraft iſt auf dieſem Wege, bei dieſer Lebensart, und durch dieſes verderbliche Verkehr mit den verworfenſten Menſchen unſerer Europäiſchen Raße nicht möglich. Die alten Indianer ſelbſt hatten noch angebornes Gefühl genug, um einzuſehen, daß die Moralität ihrer Jugend durch den Umgang mit gewiſſen angeblichen Lehrern des Chriſtenthums, und durch das Beiſpiel ihrer zügelloſen Ausſchweifungen zerrüttet würde. Sie baten daher die Statthalter der Kolonieen, daß man dieſe Elenden von ihnen entfernen möchte. Allein wie leicht es dennoch ſey, mit den Amerikaniſchen Wilden auszukommen, in welcher natürlichen Achtung die Geſetze der Billigkeit bei ihnen ſtehen, dies beweiſen alle die verſchiedenen Unterhandlungen, welche die vereinigten Provinzen, die Kanadier und die Franzoſen mit ihnen gepflogen haben. Faſt ohne Schwertſchlag, faſt ohne Streit hat man ihnen das Eigenthum der Ländereien abgehandelt, auf denen jetzt die Macht der Amerikaniſchen Republik mit ſo vielem Glanz zu einem Range in der politiſchen Welt heranwächſt.

Die beiden wichtigen Angelegenheiten des Menſchengeſchlechtes, die in anderen Welttheilen jeder anderen Sorge vorhergehen und denen die Summe aller Geſchäftigkeiten untergeordnet zu ſeyn pflegt, Regierungsform und Gottesdienſt, haben den wilden Amerikaner nie viel Kopfbrechens gekoſtet. Er bedarf keines Herrn und keiner Prieſter; wenn er in den Krieg zieht, wählt er den Tapferſten ſeines Haufens zum Führer, und wenn er an einen großen Waſſerfall kommt, bewundert er die Macht des Unſichtbaren, der dort im Brauſen der Fluthen, wie einſt dem Aegyptiſchen Hirten in der entzündeten Sumpfluft, ihm näher zu ſeyn ſcheint. Bei gewöhnlichen Ereigniſſen des Lebens wendet er ſich aber nicht an dieſen oberſten, wohlthätigen Geiſt; da genügt ihm der Genius, den er ſich zum Schutz erkohren hat, und deſſen Ebenbild er in irgend einem Thiere zu erkennen glaubt. Bei den Küſtenbewohnern wird man bereits den Anfang eines politiſchen Deſpotismus gewahr: die Oberhäupter herrſchen mit einer beinah uneingeſchränkten Macht über das gemeine Volk; ſie bewohnen geräumigere Häuſer, ſie beſitzen einen erlefeineren Hausrath, ſie genießen die Leckereien und die fetten Biſſen, ſie werden von zahlreichen Sklaven bedient, ſie halten ſich ſogar Sklaven zum Abſchlachten für ihren Tiſch, ſie kennen den Luxus der Vielweiberei, ſie erlauben oder verbieten endlich das Verkehr mit den Fremden, und eignen ſich die beſten im Tauſch gewonnenen Waaren zu. Vom hierarchiſchen Deſpotismus hingegen, von einem abgeſonderten, privilegirten Prieſterſtande, hat man daſelbſt noch keine Spur bemerkt.

Das mannichfaltige Sittengemälde, die Schilderung aller verſchiedenen Gewohnheiten und Gebräuche, wodurch ein Stamm ſich vom anderen unterſcheidet, oder worin ſie alle mit einander übereinſtimmen, ſo anmuthig und anlockend dies alles auch ſcheinen mag, führte uns hier zu weit von unſerem Ziele. Es iſt genug, daß wir hier auf die Reiſebeſchreiber ſelbſt, und insbeſondere auf die authentiſchen Nachrichten in der vorliegenden Sammlung verweiſen.

§. 18.

Europäiſche Anſiedler.

Zur Vollſtändigkeit dieſes Aufſatzes gehört es noch, mit einigen Worten die übrigen Bewohner des neuen Welttheils zu erwähnen, deren Ueberkunft aus unſerem Welttheile bekannt iſt, und die ſich folglich von den urſprünglichen beiden Raßen in Amerika abſondern laſſen.

Schon früh im Mittelalter, um das Jahr 988 oder 989 nach Ch. Geb. entdeckten die kühnen Norwegiſchen Abentheurer das öſtliche Ufer von Grönland, und ließen ſich daſelbſt nieder, weil aller Wahrſcheinlichkeit nach damals das Klima noch ungleich milder war, als es jetzt durch die Anhäufung des Eiſes an den Küſten geworden iſt. Von hier aus beſuchten und beſetzten ſie auch die Inſel Neufundland. Wenige Jahre nach der erſten Entdeckung (um das Jahr 1000) nahmen die dortigen Normänner das Chriſtenthum an, und ungefähr nach Verlauf von hundert Jahren hatten ſie an der Oſtküſte zwölf Kirchen und zwei Klöſter, ſo wie an der Weſtküſte vier Kirchen erbauet, und wählten ihre eigenen Biſchöfe, von denen man eine Folge von ſiebzehn aufzählen kann. Merkwürdig iſt aber die um das Jahr 1376 erwähnte erſte Ueberkunft der Eskimos oder jetzigen Grönländer aus dem ſüdlicher gelegenen Lande Labrador, welches ſie wahrſcheinlich wegen des

Andringens der anderen Amerikaniſchen Stämme verlaſſen muſten. Dieſe den Normännern ſchon längſt in Neufundland bekannt gewordenen und wegen ihrer unanſehnlichen Statur von ihnen mit dem verächtlichen Namen Skrellinger oder Zwerge bezeichneten Menſchen waren die einzigen Bewohner der Weſtküſte von Grönland, als man ſie 1576 wieder entdeckte. Ob die zunehmende Kälte, oder die im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts eingeriſſene epidemiſche Krankheit (der ſo genannte ſchwarze Tod) oder die Skrellinger, oder endlich alle dieſe Urſachen zuſammengenommen, die Ausrottung des Norwegiſchen Pflanzvolkes bewirkt haben, bleibt wahrſcheinlich unſerer Kritik auf immer ein unauflösliches Problem.

Nachdem Cabot 1497 die Inſel Neufundland wieder gefunden hatte, folgten die verſchiedenen Entdeckungsreiſen im Norden ſchnell auf einander. So oft indeß die Weſtküſte von Grönland berührt ward, ſo wenig lockte das kalte Land irgend ein Europäiſches Volk an, ſich daſelbſt niederzulaſſen, bis der Prediger Egede im Jahr 1721 ſeinen Hof bewog, Miſſionsanſtalten daſelbſt anzulegen und zu unterſtützen, die zum Theil noch fortdauren und den Wallfiſchfang der Dänen erleichtern. Auf Hudſons Entdeckung des großen Meerbuſens, der ſeinen Namen trägt, folgte 1669 die Errichtung der Hudſonsbay-Kompagnie, als einer privilegirten Handelsgeſellſchaft, welche vermöge ihres Freibriefes von König Karl dem Zweiten das ausſchließliche Recht erhielt, ihre Faktoreien, an beiden Ufern der Hudſonsbay ſowohl, als im Inneren des Landes, anzulegen. Dem zufolge begründete ſie am Churchillfluß das Fort Prinz von Wales, am Nelſonfluß das Fort York, am Albanyfluß Henley Haus und auf der Küſte von Labrador, oder dem ſo genannten Eaſt Main, die Forts Rupert und Richmond. Im Innern erſtrecken ſich, wie wir geſehen haben, ihre Stationen oder Faktoreien bis jenſeits des Arathapeſkow- oder Arabaſka-Sees. Ihre Ausfuhr nebſt den Koſten der Unterhaltung für ihre Beamten beträgt, ein Jahr ins andere, etwa zwanzigtauſend Pfund Sterling; die Einfuhr an Pelzwerk dagegen etwa ſieben und zwanzigtauſend Pfund Sterling, welches einen jährlichen Gewinn von etwa ſieben tauſend Pfund abwirft. Allein nach anderen Berechnungen gewinnen die Intereſſenten ohne allen Vergleich eine größere Summe. Auch haben ſie ſeit einiger Zeit ihren Handel ſehr zu erweitern und mit den Kanadiern zu wetteifern geſucht, um dem Vorwurfe zu entgehen, daß ihre Unthätigkeit dem Brittiſchen Handel Abbruch thäte.

Auf **Cartiers** Entdeckung von Kanada im Jahr 1536 folgten bald die erſten Verſuche anderer Franzöſiſcher Abentheurer, die ſich dort ſowohl, als in der benachbarten Halbinſel Akadien, niederlaſſen wollten; allein dieſe unreifen Verſuche blieben ohne allen Erfolg, bis **Champlain** 1668 den Grund zur Stadt **Quebek** legte. Nunmehr hätte Kanada in den Händen der Franzöſiſchen Regierung eine wichtige Kolonie werden können, zumal da man im Inneren derſelben eine Kommunikation mit Luiſiana, welches ebenfalls der Krone Frankreich gehörte, vermittelſt der fünf großen Seen und der Flüſſe Illinois und Miſſiſſippi eröffnet hatte; allein die groben Fehler der Kolonial-Adminiſtration vereitelten dieſe Ausſichten in dem Grade, daß man ſich 1763 glücklich ſchätzte, Kanada und Akadien oder Neuſchottland an die Engländer abzutreten.

Nach dem Verluſte der übrigen Kolonieen ſchenkte die Brittiſche Regierung den bisher vernachläſſigten und freilich auch von der Natur etwas ſtiefmütterlicher behandelten nordiſchen Provinzen, die ſich ihrer Botmäßigkeit nicht entreißen konnten, beſondere Aufmerkſamkeit. Kanada enthielt beim Friedensſchluſſe von 1783 genau 113,012 Engliſche und Franzöſiſche Koloniſten, und außerdem noch gegen zehntauſend Flüchtlinge aus der Amerikaniſchen Republik, oder ſo genannte **Loyaliſten**, denen ein eigener Bezirk in der oberen Gegend von Kanada am Cataraquifluß und am Ontarioſee angewieſen worden iſt. Die Bevölkerung von **Quebek** beſtand damals aus 6,472 Seelen, und die von **Montreal** mochte nur um wenig geringer ſeyn.

Die ſo genannte **Quebek-Bill**, eine Parlamentsakte vom 14ten Regierungsjahre **Georgs des Dritten**, enthielt die Grundverfaſſung dieſer Provinz, nach welcher die geſetzgebende Macht dem Statthalter und einem ihm zugeordneten Rathe übertragen war. Der Unterſtatthalter, der Oberrichter, der Regierungs-Sekretair und zwanzig andere Mitglieder, von denen die Hälfte Franzöſiſcher Abkunft ſeyn mußten, waren die Mitglieder jenes Rathes, und erhielten einen Jahrgehalt von hundert Pfund Sterling. Allein obgleich die meiſten Funktionen der Regierung ihnen oblagen, ſo hatte ſich doch Großbritannien das Recht, die Auflagen zu erkennen, vorbehalten und dagegen die in fünf und zwanzigtauſend Pfund Sterling beſtehenden jährlichen Koſten der Civil-Liſte zu beſtreiten verſprochen.

Dieſe Verfaſſung konnte aber nicht lange Beſtand haben; es war natürlich, daß von allen Seiten Reklamationen dawider einliefen, theils von den Einwohnern der unteren Provinz, die das billige Recht ſich ſelbſt zu taxiren und ihre eigene Provinzial-Verſammlung verlangten, theils von den Loyaliſten im höheren Kanada, die ſchon in ihrem vorigen Vaterlande freiere Grundſätze geſchöpft hatten, und ſich an das in Quebek von dem Franzöſiſchen Adel eingeführte Lehnsſyſtem nicht gewöhnen konnten. Die Klugheit rieth daher dem Brittiſchen Miniſter Pitt, dem Uebel abzuhelfen, ehe noch die Klagen recht zur Sprache kämen, und ſo entſtand bereits im Jahr 1790 die neue Quebek-Akte, vermöge welcher Kanada in zwei ganz von einander unabhängige Provinzen abgetheilt wird, die nach Maßgabe des verſchiedenen Bedürfniſſes der Einwohner eine merklich verſchiedene Verfaſſung erhalten haben. Auffallend iſt es, daß eine Engliſche geſetzgebende Verſammlung an der Neige des achtzehnten Jahrhunderts in dem Entwurfe dieſer Verfaſſungen eine privilegirte Adelsklaſſe in Kanada förmlich über die anderen Bürger erhob, ihnen beſondere Immunitäten bewilligte, ihre Lehnsrechte heiligte und beſtätigte, und aus ihrer Mitte ein erbliches Oberparlament ſtiftete, welches, wie das Brittiſche, zugleich einen geiſtlichen Adel in ſich ſchließt. Dieſe von der Oppoſitionsparthei vergeblich gerügte Barbarei unſeres Zeitalters kann in jenem Welttheile nicht leicht die ſchlimmen Folgen, wie im unſrigen, nach ſich ziehen. Das mächtige, glänzende Beiſpiel der Gleichheit und Freiheit in der benachbarten Republik der vereinigten Staaten, verbreitet eine ſo helle Maſſe von Licht, daß die Werke der Finſterniß unmöglich lange daneben beſtehen können.

Die ganze Ausfuhr von Quebek betrug im Jahre 1786: 343,262 Pfund, 19 Schilling, 6 Pence Sterling, und die Einfuhr dieſes Jahres 325,116 Pfund Sterling. Von der Ausfuhr war das Pelzwerk der Hauptartikel; denn er belief ſich auf 285,977 Pfund. Die übrigen Artikel waren Weizen, Mehl, Zwieback, Leinſamen, allerlei Hausrath von Holz, Fiſche, Pottaſche, Oel, Ginſeng und andere Arzneigewächſe. Dagegen wurden eingeführt: Rum, Branntwein, Melaſſen oder Syrup, Kaffee, Zucker, Wein, Tabak, Salz, Schokolade, Lebensmittel für die Truppen und allerlei trockene Waaren.

Neuſchottland und Neubraunſchweig bilden jetzt ebenfalls zwei abgeſonderte Provinzen, deren vorzüglichſter Handel in der Verfertigung von allerlei Hausrath aus ihrem guten, dauerhaften Holze beſteht, den ſie ſodann nach den Weſtindiſchen Inſeln führen, um allerlei Artikel des Luxus, als Rum, Zucker, Kaffee, u. ſ. w., dafür einzutauſchen. Ihre Fiſcherei iſt nächſt der von Neufundland die beträchtlichſte, und ward im Jahre 1743 ſchon auf mehr als 900,000 Pfund Sterling angeſchlagen. Der Kornbau bleibt dagegen noch zu unbedeutend, um dem Bedürfniſſe der Einwohner zu genügen. Ihre Verfaſſung iſt nach der Engliſchen gemodelt, und für einen Staat in ſeiner Kindheit mag ſie leicht hinreichend ſeyn, bis die größere Bevölkerung ihre Mängel aufdeckt. Durch die Auswanderung der Loyaliſten aus den unabhängig gewordenen Provinzen hat ſich ſchon die Volksmenge van Neuſchottland anſehnlich vermehrt. Der Hauptort Halifax zählt gegen 20,000 Einwohner; Annapolis mit ſeinem unvergleichlichen Hafen hat ſich ſeit dem Frieden um fünf Sechstheile vergrößert; Barrington hat 4,000, und Shelburn 13,000 Einwohner erhalten.

Ich habe dieſe beiden Provinzen hier erwähnt, weil die Gränzen des Theils von Nordamerika, den wir zu betrachten hatten, ſie natürlich mit einzuſchließen ſchienen. Ueberdies gewinnen wir auch ſo viel durch dieſen Zuſatz, daß wir das wichtige Faktum der ſchnellen Fortſchritte der hieſigen Bevölkerung am Schluſſe dieſer Ueberſicht vor Augen behalten, und von demſelben auf die Benutzung des ganzen unermeßlichen Landes, im Weſten von Kanada, welches des Anbaues ſo fähig iſt, die Anwendung machen können.

Georg Forſter.

I.

Des Schiffskapitains Nathaniel Portlocks Reiſe an die Nordweſtküſte von Amerika und um die Welt.

Erſtes Kapitel.

Errichtung einer Privathandels-Geſellſchaft, unter dem Namen der König Georgsſund-Kompagnie. — Ankauf zweier Schiffe. — Stärke ihrer Mannſchaft und Namenverzeichniß der Officiere. — Fahrt von der Themſe nach Portsmouth und der Inſel Guernſey. — Verproviantirung daſelbſt. — Ankunft im Hafen Praya auf St. Jago, einer von den Inſeln des grünen Vorgebirges. — Erfriſchungen die daſelbſt zu haben ſind. — Fortſetzung der Reiſe bis Port Egmont auf den Falklands-Inſeln.

Von den öſtlichen Gegenden Aſiens hatte man bereits verſchiedene Schiffe nach den neuentdeckten Nordweſtlichen Küſten von Amerika ausgeſchickt, als auch in England einige Privatperſonen zuſammentraten und den Entſchluß faßten, die weit gewagtere Fahrt von Europa aus ins Werk zu ſtellen. Im Mai 1785 verband ſich Herr Richard Cadman Etches mit einigen andern Kaufleuten, und ſtiftete eine Handelsgeſellſchaft, unter der Firma Kompagnie vom König-Georgsſunde*), in der Abſicht, den Rauchhandel zwiſchen der Nordweſt-Amerikaniſchen Küſte und China zu betreiben. Zu dem Ende ließ ſich dieſe Geſellſchaft mit einem 1785.

---

*) König Georgsſund iſt der weitläuftige Hafen, den Kapitain Cook auf ſeiner Reiſe an der Nordweſtküſte von Amerika zuerſt beſuchte, wo er auch mit den Einwohnern ein friedliches Verkehr hatte und die Möglichkeit eines hier künftig zu betreibenden Pelzhandels einſehen lernte. Dieſer Hafen heißt ſonſt gewöhnlicher Nutkaſund, (mit einer Benennung, die von den Eingebornen entlehnt iſt, wenn ſie gleich von ihnen in einem etwas verſchiedenen Sinne genommen wird,) und liegt in 49° 33′ N. Breite und 233° 12′ O. Länge von der Sternwarte zu Greenwich. S. Cook's dritte Reiſe ꝛc. II. Band, S. 24. der Quartausgabe. F.

1785. Freibriefe von der Südſee-Kompagnie *) belehnen, die zwar ſelbſt keinen Handel treibt, aber deren Privilegien doch anderen unternehmenden Kaufleuten im Wege ſtehen. Einen ähnlichen Freibrief bewirkte ſie ſich auch von der Oſtindiſchen Kompagnie, welche ſich zugleich anheiſchig machte, die Schiffe der neuen Geſellſchaft zur Rückfahrt von Kanton nach England mit Thee zu befrachten. So viel konnten Engliſche Handelsverbindungen mit Engliſchen Kapitalien unternehmen und vollführen! Was würden ſie nicht vermögen, wenn nicht Vorurtheile und Monopolien ihre Wirkſamkeit einſchränkten?

Zur Ausführung ihres Vorhabens kaufte die neuerrichtete König Georgsſund-Kompagnie ein Schiff von dreihundert zwanzig, und eine Schnau von zweihundert Tonnen **). Dieſe Gattung von Fahrzeugen, von ſolcher Laſt und Größe, iſt in England nicht nur die gemeinſte, weil die Erfahrung des Kaufmannes ihr vor allen andern den Vorzug giebt, ſondern auch Kapitain Cook hatte ſie, nach hinlänglicher Prüfung, als die zweckmäßigſte zu fernen Entdeckungsreiſen empfohlen. Man ließ die neuangekauften Fahrzeuge zu der vorhabenden langen Reiſe vollſtändig zurüſten; und als die Schiffszimmerleute an den Ufern der Themſe, die wegen ihres Fleißes und ihrer großen Geſchicklichkeit ſo berühmt ſind, am achten Julius ſo weit damit fertig waren, daß die Schiffe zu Deptford vor Anker legen konnten, nahmen ſie dort ihre Segel und Tauwerke nebſt allen zur Reiſe nothwendig erachteten Vorräthen an Bord. Man kaufte Lebensmittel von der vorzüglichſten Güte, die im Grunde zugleich die wohlfeilſten ſind; insbeſondere ſorgte man für ſolche Artikel, die das Loos des gemeinen Matroſen angenehmer und leidlicher machen und in ſo fern auch auf ſeine Geſundheit ihren wohlthätigen Einfluß äußern. 1785.

---

*) Die Südſee-Kompagnie ward unter der Regierung der Königin Anna geſtiftet. Sie beſtand aus Gläubigern des Staats, denen man das ausſchließende Recht nach der Südſee, und zwar vorzüglich nach den Spaniſchen Beſitzungen in Peru und Mexiko, zu handeln ertheilte. Ihre der Regierung geliehenen Gelder, die ſich auf zehn Millionen Pfund Sterling belaufen, machen einen Theil der fundirten Nationalſchuld aus; ſie iſt aber übrigens ohne Aktivität und treibt keinen Handel, weswegen es auch nicht ſchwer hält, von ihr eine Erlaubniß, wie die im Text erwähnte, zu erkaufen. S. Wendeborns Zuſtand des Staats ꝛc. in Großbritannien. I Theil, S. 225. F.

**) In der Sprache des Seemannes heißen nur diejenigen Fahrzeuge Schiffe (*ſhips*), die mit drei Maſten verſehen ſind, deren jeder aus einem Hauptſtamm und zwei über einander erhöheten Verlängerungen, nämlich der Stenge (*topmaſt*) und der Bramſtenge (*topgallantmaſt*) beſteht. Uebrigens aber hat das Wort Schiff eine etwas unbeſtimmte Bedeutung, indem das kleinſte dreimaſtige Fahrzeug und ein Oſtindienfahrer oder gar ein Linienſchiff vom erſten Range mit drei Verdecken über einander (Dreidecker) in der Größe ſehr verſchieden ſind. Eine Schnau (Engl. *ſnow*, Franz. *ſenau*) iſt die größte Gattung von zweimaſtigen Fahrzeugen und zugleich für die Schiffahrt die bequemſte. Die ganze Betakelung der Schnau und ihre Segel ſind denen auf den dreimaſtigen Schiffen völlig ähnlich; nur ſteht anſtatt des fehlenden hinterſten oder Beſaanmaſtes ein kurzer Maſt dicht hinter dem großen Maſt, und iſt an demſelben befeſtigt, um ein Segel, welches die Stelle des Beſaanſegels vertritt, daran aufſpannen zu können. F.

Mittlerweile ernannten die Rheder mich zum Befehlshaber des größeren Schiffes und zum Führer der ganzen Unternehmung; Herrn Georg Dixon aber ertheilten ſie das Kommando des kleinern Fahrzeugs. Wir hatten beide den Kapitain Cook auf ſeiner letzten Entdeckungsfahrt in das Stille Meer begleitet, und in dieſer Rückſicht glaubte man, uns die Ausführung eines Unternehmens anvertrauen zu können, welches nicht gemeine Kenntniſſe und Erfahrung erforderte. Zu gleicher Zeit wurden auch die übrigen Officiere ernannt, damit ſie einander näher kennen lernen und zur Ausrüſtung der Schiffe behülflich ſeyn möchten. Die nachſtehende Tabelle liefert auf einen Blick das Verzeichniß unſrer Mannſchaft, und die Namen der Officiere.

	An Bord	
	des König Georg:	der Königin Charlotte:
Kapitain	Nathaniel Portlock.	Georg Dixon.
Steuermänner	William Macleod. John Chriſtleman. Samuel Hayward.	John Ewan Carew. James Turner. George White.
Wundarzt	James Hoggan	William Lauder.
Handlungsgehülfen (*aſſiſtant traders*)	Robert Hill. William Wilbye.	William Beresford *).
Schiffsſchreiber		Henry Forreſter.
Bootsmann	Archibald Brown.	John Gatenby.
Zimmermann	Robert Horne.	John Sadler.
Matroſen und Jungen	50	24
Zuſammen	59	33

*) Verfaſſer der vom Kap. Dixon herausgegebenen Briefe. F.

1785. Auguſt. Die Neuheit unſeres Reiſeplans machte einiges Aufſehen. Selbſt Perſonen, die ſich durch ihre Verdienſte oder ihre Würden auszeichneten, verliehen demſelben ihren Schutz, und ſtärkten die Kompagnie durch ihren Beifall. Sir Joſeph Banks, Präſident der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, begab ſich nebſt Lord Mulgrave, Herrn Roſe und Sir John Dick an unſern Bord, und bei dieſer Gelegenheit erhielt das größere Schiff den Namen König Georg, und das kleinere ward die Königin Charlotte genannt. Hier darf ich wohl hinzufügen, daß der von unſerm Handel zu hoffende Gewinn wirklich nicht der einzige Zweck unſerer Reiſe war. Vielmehr verſprach man ſich davon ſowohl neue Entdeckungen, als andere der Nation nicht unwichtige Vortheile. Verſchiedene angeſehene Männer vertrauten ihre Söhne, die ſich dem Seeweſen widmen wollten, meiner Aufſicht, um ſie frühzeitig mit einer Kunſt bekannt zu machen, bei der es mehr auf lange Erfahrung, als auf auszeichnendes Genie ankommt*). Ich nahm daher auch zwei Zöglinge des Herrn Wales, Oberlehrers an der mathematiſchen Schule zu Chriſts Hoſpital, nämlich William Philpot Evans und Joſeph Woodcock in meine Dienſte, um den jungen Leuten die erſten Anfangsgründe der theoretiſchen Nautik beibringen zu laſſen, und mich bei der Abzeichnung auffallender Gegenſtände, und der Verfertigung von Karten und Portulanen ihrer Hülfe zu bedienen.

Sobald wir unſere Vorräthe eingeſchifft hatten, ſegelten wir die Themſe hinunter, und kamen den 29sten Auguſt vor Graveſend an. Gegen Abend las ich der verſammelten Mannſchaft beider Schiffe die Vergleichspunkte vor, wozu ſie ſich während der Reiſe anheiſchig machen ſollten. Einige weigerten ſich anfänglich ſie zu unterſchreiben; allein, nachdem ich ſie ihnen gehörig erläutert hatte, gaben alle ihre freiwillige Zuſtimmung, bis auf zwei Mann von meinem eigenen Schiffe, die ich ſofort verabſchiedete, um keinen Matroſen an Bord zu behalten, der mit den Vergleichspunkten und mit ſeiner Lage nicht völlig zufrieden wäre. Den folgenden Tag ließ ich der Mannſchaft ihre Löhnung für die Zeit ihres Aufenthalts auf der Themſe und noch einen Monat voraus zahlen, und erreichte denſelben Abend die Rhede von Margate.

---

*) Man würde gewiß ſehr fehl gehen, wenn man dieſen Satz unſers Verfaſſers ohne alle Einſchränkung annehmen wollte. Ein Vaſco de Gama, ein Columbus, ein Magellan, ein Cook, ſind Beiſpiele, die eine ſtrengere Beſtimmung an die Hand geben. F.

Bei **Deal** und **Spithead** *) legten wir an, um Lebensmittel und allerlei noch erforderliche Vorräthe einzukaufen. Mit dieſem Geſchäfte verlief die Zeit bis zum ſechzehnten September; dann gingen wir aufs neue unter Segel, kamen aber wegen des unbeſtändigen, ſchwachen Windes anfänglich nur langſam von der Stelle. Wir befanden uns ſogar noch am 19ten September Abends in der Nähe der **Caskets** in großer Gefahr. Es war beinahe windſtill; eine reißende Fluth trieb uns gegen dieſe gefährlichen Felſen, und wir waren ihnen ſchon bis auf zwei Engliſche Meilen nahe gekommen, als endlich die Fluth die entgegengeſetzte Richtung erhielt und uns wieder ſo ſchnell davon entfernte, daß wir in Zeit von einer Stunde die Leuchte kaum mehr erkennen konnten. Am folgenden Morgen erblickten wir die Inſel **Guernſey**, und gingen daſelbſt um ſechs Uhr Abend auf der Rhede vor Anker. 1785. Septemb.

Unſere Rheder hatten beſchloſſen, der Mannſchaft täglich ſo viel Branntwein reichen zu laſſen, als ſie auf Königlichen Schiffen zu bekommen pflegt. Zu dem Ende nahmen wir zu **Guernſey** einen hinreichenden Vorrath von Branntwein nebſt etwas Oportowein und Cyder oder Apfelwein an Bord. Sobald wir dieſes Geſchäft geendigt und einige andere Vorkehrungen getroffen hatten, gedachten wir am 25ſten früh um fünf Uhr wieder unter Segel zu gehen; allein in dem Augenblick, da wir in Begriff ſtanden, den Anker zu lichten, erhob ſich ein heftiger Sturm, den wir zuvor ausdauern mußten. Am folgenden Morgen um neun Uhr ſtachen wir in See, wo uns in ein paar Tagen ſehr ſtürmiſches Wetter mit heftigem Regen bewillkommnete.

Am 27ſten fingen wir an, der Mannſchaft geſalzenes Fleiſch, ein Pfund auf den Mann, nebſt einem halben Pfund Kartoffeln zu reichen, und am 30ſten ward mit einem halben Schoppen Erbſen und eingekochten Suppenkuchen der Anfang gemacht, und dreimal wöchentlich damit fortgefahren.

Die Inſeln **Porto Santo** und **Madera** erblickten wir den 12ten Oktober in einer ſehr großen Entfernung. Am folgenden Tage gegen fünf Uhr Abends befanden wir uns vor dem Eingange der Bay von **Funchal**, wo wir die Großbritanniſchen Schiffe, **Grampus** von funfzig, und **Nautilus** von ſechzehn Kanonen, unter dem Kommando des Kommodore **Edward Thomſon**, liegen ſahen. Ich ließ das Schiff beilegen und ſchickte meinen erſten Steuermann, Herrn **Macleod**, an Oktober.

---

*) Dies iſt der äußere Ankerplatz vor dem Hafen von Portsmouth.

F.

1785. Oktober. Bord des Kommodore, um ihn bitten zu laſſen, daß er meine Depeſchen dem Brittiſchen Konſul in **Funchal**, zu weiterer Beförderung nach England, zuſtellen möchte. Sobald Herr **Macleod** wieder zurück gekommen war, ſetzten wir unſere Fahrt mit friſchem Winde fort *).

Wir hatten am 22ſten **Sal**, eine von den Inſeln des grünen Vorgebirges, im Geſicht, und ſahen an den beiden folgenden Tagen **Bonaviſta**, **Mayo** und **St. Jago**, an welcher letzteren wir den 24ſten um Mittag in der Bay **Porto Praya** vor Anker gingen. Kaum hatten wir unſer Schiff feſt gemacht, ſo lief das Schiff **Hammet**, unter Kommando des Kapitains **Clark**, in den Hafen ein. Es gehörte dem Sir **Benjamin Hammet** in London, und kam von dem Wallfiſchfange im Süden nach einer vierzehnmonatlichen Reiſe mit hundert Tonnen Thranöl zurück. Mit dieſem Fahrzeuge zugleich langte eine von London erſt auf den Wallfiſchfang ausgehende Brigantine hier an.

Meine Abſicht, indem ich hier vor Anker legte, war keine andere, als unſern Waſſervorrath zu ergänzen und einige Erfriſchungen, ſo gut die Inſel ſie lieferte, für die Mannſchaft beider Schiffe einzukaufen. In Begleitung des Kapitains **Dixon** ging ich daher ans Land, um mich zu erkundigen, wie ich meinen Endzweck am beſten erreichen könnte. Nachdem wir dem Befehlshaber (*Kapitan Mór*) des Portugieſiſchen Forts unſere Aufwartung gemacht, und für jedes Schiff die Hafengebühren mit vier Spaniſchen Piaſtern erlegt hatten, beſichtigte ich die beiden hieſigen Brunnen, welche vortrefliches Waſſer enthalten. Der eine war zu weit vom Strande entlegen; der andere aber kaum zweihundert Schritte weit davon entfernt, und der Weg zum Rollen der Fäſſer ſehr bequem. Vielleicht iſt ſogar das Waſſer dieſes Brunnens vorzüglicher, da die Eingebornen der Inſel lieber aus ihm ſchöpften.

Der Befehlshaber (*Kapitan Mór*) nahm, entweder weil er von unſerm erſten Beſuche nicht ſehr erbauet war, oder weil er ſonſt ſeine Urſachen hatte, den andern Morgen, als wir ihm zum zweitenmal unſere Aufwartung machten, ein trotziges Betragen an, ſchien geneigt uns den Handel um friſche Lebensmittel verwehren zu wollen, und verſagte

uns

---

*) Von der Inſel **Madera** und ihrer Hauptſtadt **Funchal**, findet man eine Beſchreibung in Forſters Reiſe um die Welt. L.

1785. October.

uns ſogar einen Trunk Waſſer, obgleich die Hitze ſehr drückend war. Ich ließ mir merken, daß ich Willens ſei, dem Gouverneur, der ſich in einiger Entfernung von Porto Praya aufhalten ſollte, einen Beſuch abzuſtatten und ihm dieſes ungeziemende Benehmen gegen die Unterthanen einer mit Portugal in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtehenden Macht anzuzeigen. Dieſe Aeußerung erweichte den harten Sinn des Kommandanten, und wir durften nunmehr ungeſtört mit den Einwohnern handeln, die auch durchgehends geneigt ſchienen, uns Gefälligkeiten zu erweiſen. Wir kauften Ziegen, Schafe, Schweine und Orangen, womit der Markt ziemlich reichlich verſehen war. Es ſollten auch Ochſen zu haben ſeyn, und man wies mich an den Bevollmächtigten eines Liſſaboniſchen Handelshauſes, der allein damit handelte. Der Preis von zehn Piaſtern ſchien mir indeß, weil das hieſige Vieh ſehr klein iſt, etwas zu hoch, und ich kaufte alſo nur einen Ochſen, wofür der Kaufmann das Geld nicht annehmen wollte, und ſich nur mit Mühe dazu bereden ließ. Er bewirthete uns aber mit vieler Höflichkeit und Gaſtfreundſchaft, welches mich veranlaßte, ihm ein Geſchenk von Thee, Branntwein, Wein und einigen anderen Sachen zu ſchicken.

Nachdem wir unſern Waſſervorrath eingenommen hatten, verlängerte ich unſern Aufenthalt noch um zwei Tage, damit ſich meine Leute am Lande luſtig machen könnten. Eine Ergötzlichkeit von dieſer Art mußte ihnen meines Erachtens an einem Orte, wo ſie kein ſtarkes Getränk bekommen konnten, überaus zuträglich ſeyn. Ich vertheilte die Schiffskompagnien in zwei Theile; jede Hälfte hatte, wenn ſie ans Land ging, einen Officier zum Anführer, und es war ihr ein Tag zur Erholung vergönnt. Den Officieren empfahl ich beſonders, allen Zwiſt mit den Einwohnern wo möglich zu verhüten; und dieſer Auftrag ward ſo pünktlich befolgt, daß auch nicht die geringſte Streitigkeit entſtand. Am 29ſten Oktober gingen wir mit einer vollkommen geſunden, erfriſchten und vergnügten Mannſchaft wieder unter Segel.

St. Jago iſt größtentheils bergicht, und ſcheint ein ſchönes Land zu ſeyn; doch unſer kurzer Aufenthalt und meine Amtsverrichtungen hielten mich ab, eine Excurſion in das Innere vorzunehmen. Die Thäler ſcheinen ſehr fruchtbar zu ſeyn, und ein großer Strich Landes taugt zum Anbau des Zuckerrohrs, welches man mit gehöriger Sorgfalt hier gewiß ſo ſchön als irgendwo in der Welt ziehen würde. Baumwolle

1785. Oktober. wird hier ebenfalls gebauet, und es ſcheint den Einwohnern, wenigſtens einigen, nicht an Fleiß und Betriebſamkeit zu fehlen. Sie werden aber von der Portugieſiſchen Beſatzung ſehr gedrückt, die von den zu Markte gebrachten Waaren eine unmäßige Acciſe erhebt. Wäre dieſe Unterdrückung nicht, zu deren Abſtellung aber bei einer ſorgloſen Regierung kein Anſchein iſt; ſo würde man hier Schafe, Ziegen, Schweine, Truthühner, gemeines Hausgeflügel, nebſt Orangen, Citronen, Limonien, groben und feinen Piſangs, die insgeſammt ziemlich häufig ſind, um billige Preiſe erhalten. Alles wohl erwogen, iſt St. Jago, da es ſo mancherlei Erfriſchungen liefert, auch jetzt eine gute Station für Schiffe, die entweder auf den ſüdlichen Wallfiſchfang gehen, oder, wie wir, das Kap Horn umſchiffen wollen.

Novembr. Am 11ten November fingen unſere Leute einen Sperber, der ſich auf eine Segelſtange geſetzt hatte und kaum von dem in England unter dieſem Namen bekannten Vogel verſchieden war. Wir befanden uns dieſen Mittag in 4° 39′ Nördlicher Breite und 21° 30′ Weſtlicher Länge. Seit unſerer Abreiſe von St. Jago hatten wir ſelten einen rechten ſteten Nordoſt-Paſſat gehabt; oft veränderte ſich der Wind, und blies in heftigen Stößen. Dabei war das Wetter drückend warm, und es fielen öſters ſtarke Regengüſſe. Bei einer ſolchen Witterung pflegen die Schiffsleute oft zu erkranken, und man kann gegen die nachtheiligen Wirkungen des Durchnäſſens und der dumpfen Hitze nicht zu ſorgfältige Vorkehrungen treffen. Wir verſäumten es alſo nicht, die Kleider und Betten unſerer Matroſen auf das Verdeck bringen und durchlüften zu laſſen, ſo oft es das Wetter geſtattete. Im Innern der Schiffe ſorgten wir ebenfalls für friſche Luft. Sauerkohl, ſüßer Malztrank, geſalzene Kohlſproſſen, und zu Täfelchen eingekochte Fleiſchbrühen waren die Speiſen, mit denen wir wechſelten. Bei dieſem Verfahren erreichten wir, unter dem Segen der Vorſehung, unſern Zweck ſo vollkommen, daß wir auf dieſer Fahrt nicht Einen Kranken hatten, obgleich unſere Verdecke und alle obere Theile der Schiffszimmerung ſo leck waren, daß viele von unſeren Matroſen kaum trocken im Bette liegen konnten, ohne daß es doch wegen des Regenwetters immer anging, die Kalfaterer an der Verſtopfung der Ritzen arbeiten zu laſſen. Neue Schiffe, wie die unſrigen, welche zum erſtenmal in heiße Himmelsſtriche kommen, pflegen dieſem Ungemach ausgeſetzt zu ſeyn.

1785. Novembr.

Am 15ten fiel **David Gilmore**, ein zehnjähriger Knabe, über Bord. Da er nicht ſchwimmen konnte, wäre er bald untergegangen, wenn wir nicht eilends ein Boot ausgeſetzt, und ihn, nachdem er acht oder zehn Minuten lang im Waſſer geweſen und ſchon zweihundert Schritte weit hinter dem Schiffe zurückgeblieben war, wieder aufgenommen hätten. Er war von Schrecken und Anſtrengung halb todt, und es iſt zu verwundern, wie es ihm gelungen iſt, ſich ſo lange über Waſſer zu erhalten. Früh am folgenden Morgen fingen wir einen Hai, der mehr als die Hälfte eines großen Meerſchweins im Magen hatte; deſto mehr Urſache hatten wir, für die Rettung unſeres Knaben dankbar zu ſeyn und über die mancherlei Unfälle nachzudenken, denen das Leben des Seefahrers ausgeſetzt iſt. An eben dieſem Tage paſſirten wir den Aequator im 25ſten Grad Weſtlicher Länge, bei einem gemäßigten Südoſt-Paſſat *) und ſchönem Wetter.

Den 24ſten kam Kapitain **Dixon** zu mir an Bord, und ich eröffnete ihm mein Vorhaben, nach **Port Egmont** in den Falklandsinſeln zu gehen, um daſelbſt unſerer Schiffsmannſchaft Erholung zu verſchaffen und Waſſer für die weitere Reiſe einzunehmen, damit wir uns nicht dem Ungemach ausſetzen dürften, in der Nähe des **Kap Horn** einen Hafen aufſuchen zu müſſen. Sobald dies verabredet war, begab ſich Herr **Dixon** wieder auf ſein Schiff zurück, und wir richteten unſern Lauf mit günſtigem Winde ſüdwärts. Gegen Abend am 27ſten zeigten ſich um das Schiff zwei Sandläufer von der geſtreiften Art, und nachdem ſie ſich beinahe eine Stunde aufgehalten hatten, flogen ſie in nordöſtlicher Richtung davon. **John Hamilton Moore** legt in ſeiner Karte des Atlantiſchen Meeres eine Inſel **Aſcencas** in 19° 45′ S. Br. und 35° 25′ W. Länge. Da ich mich jetzt nach meiner Rechnung ungefähr in dieſer Breite befand, in Anſehung der Länge aber nicht ſo ſicher war, ließ ich bis Tagesanbruch beilegen und ſuchte am folgenden Morgen die Inſel in Südweſten auf; weil wir aber keine Zeit zu verlieren hatten, ſo richtete ich meinen Lauf denſelben Mittag wieder ſüdlicher, um ſo bald als möglich nach **Port Egmont** zu kommen **). Es

---

*) **Paſſatwinde** (*tradewinds*) ſind die zwiſchen den Wendekreiſen im Atlantiſchen und Stillen Meere Jahraus Jahrein herrſchenden Nordoſt- und Südoſtwinde. F.

) Hier ſcheint Einiges zu berichtigen. Die Inſel heißt nicht **Aſcencas, ſondern nach Portugieſiſcher Rechtſchreibung *Aſcençaõ* oder die **Aſcenſions-** (Himmelfahrts-) **Inſel**. Sie muß

1785. Novembr. zeigten ſich jedoch nordwärts von uns mehrere große Schwärme von Tölpeln und Puffinen, (*Pelecanus Sula* und *Procellariae, LINN.*) ſo daß wohl Land in der Nähe liegen mochte. Auch trieb am folgenden Morgen eine große Menge Felſentang (*Fucus*) vorbei, der ſich vermuthlich von der Inſel Trinidad und den nahe dabei liegenden kleinen Eilanden losgeriſſen hatte; und überdies ward ein Landvogel, von der Größe und Geſtalt einer wilden Ente, geſehen.

Decembr. Den 3ten December verloren wir den Südoſtpaſſat etwa in 24° S. Br., und an deſſen Stelle erhielten wir einen friſchen Südweſtwind, der aber allmählig ſüdlicher ward. Eine Klippe, auf die uns Moore's Karte in 26° 24′ S. Br. und 39° 26′ W. Länge aufmerkſam gemacht hatte, bekamen wir nicht zu ſehen; dagegen ſchifften wir am 12ten durch einen Meeresſtrich, der mit einer ungeheuren Menge Laich angefüllt ſchien. Wir nahmen etwas davon auf, und fanden, daß es Garneelen-Laich wäre. Jedes beſondere Theilchen war von der Größe einer kleinen Bohne, von völlig durchſichtiger, gallertartiger Subſtanz, und enthielt in der Mitte eine kleine lebendige, aber noch nicht zur Reife gekommene Garneele *). Ich habe einige Vermuthung, daß dieſer Laich aus dem Plataſluſſe kommt, deſſen Mündung wir uns jetzt beinahe gegenüber befanden. Ohne Zweifel lockt dieſes durchſichtige Futter die vielen Kaſchalotte hieher, die man gewöhnlich in dieſer Gegend antrift. Wir ſahen

---

mit der weit bekannteren Inſel dieſes Namens, die zwar ebenfalls im Atlantiſchen Meere, aber dreizehn Grade nördlicher und zwei bis drei und zwanzig Grade öſtlicher liegt, nicht verwechſelt werden; denn ſie liegt nahe an der Küſte von Braſilien, zwiſchen dieſer und einer kleinen Inſelgruppe, welche in den Karten den Namen Martin Vas und Trinidad führt. Uebrigens iſt es nicht ganz zu entſchuldigen, daß ſich Hr. Portlock der Karte von Moore bediente, da er die ungleich vorzüglichere von Dalrymple haben konnte. Was er von der Nothwendigkeit, ſeinen Weg zu verfolgen, hinzufügt, hat ſeinen guten Grund; allein es bleibt immer noch zu wünſchen, daß man zum Beſten der Schiffahrt eine Entdeckungsreiſe im ſüdatlantiſchen Meere veranſtaltete, um die hin und wieder von ältern Seefahrern darin angezeigten Inſeln aufſuchen und näher beſtimmen zu laſſen. F.

*) Die Garneelen (*ſhrimps*) ſind kleine Inſekten aus der Krebsgattung. Die in England und den nordiſchen Meeren gewöhnlichen Sorten ſind zwei bis vier Zoll lang; die größten ausländiſchen aber können ſechs bis ſieben Zoll lang werden. So viel den Naturforſchern bekannt iſt, werden ſie aus Eiern gebildet, wie andere Krebsarten, die aber nicht in einer Gallert ſchwimmen. Es ließe ſich alſo noch bezweifeln, ob Herr Portlock hier wirklich Garneelen geſehen, und ſie nicht mit einer Art von Seegewürmen verwechſelt habe. F.

1785. December

deren am 15ten in 37° 44′ S. Br. und 48° 20′ W. L. eine große Anzahl. Zu gleicher Zeit ſchwamm ein großes, dem Anſchein nach kürzlich vom Stamme geriſſenes Stück Baumrinde vorbei, und nach allen Richtungen ſahen wir Albatroſſe (*Diomedea*), Puffine (*Procellariae*) und eine Anzahl ganz weißer, den Tauben ſehr ähnlicher Vögel umher fliegen. Da indeß in dieſer Meeresgegend kein bekanntes Land liegt, ſo mochte ich mich nicht aufhalten, um einen Wurf mit dem Senkblei zu thun, obgleich das Waſſer am $20^{ſten}$ ſehr gefärbt zu ſeyn ſchien, und wir wieder eine Menge Vögel, einige Wallfiſche und einen Hai um uns her erblickten. Den $21^{ſten}$ veranlaßte uns die ungewöhnliche Art, wie ſich die Wellen brachen, zu einem Verſuche mit dem Bleiwurf; wir konnten aber mit ſechzig Klaftern keinen Grund erreichen. Von dieſer Zeit an bis zum 2ten Januar 1786 hatten wir meiſtens ſtürmiſches Wetter mit heftigen Stößen; es zeigten ſich allerlei Seevögel, wie Sturmmöwen (*Larus ſkua*), Albatroſſe, Sturmvögel (*Procellariae*), Pinguine, u. ſ. w. in großer Menge, und eben ſo häufig ſchwamm Felſentang auf dem nußfarbenen Waſſer, welches uns mehrmals zum Bleiwurf verleitete, wiewohl wir mit 120 Klaftern nirgends den Grund erreichten. Endlich aber, eben am 2ten Januar, ergründeten wir die Tiefe mit zwei und ſiebzig Klaftern auf einem feinen grauen Sandboden; und faſt unmittelbar nachher ſahen wir die Falklandsinſeln vor uns liegen. Das Wetter ward jetzt ſehr neblig, zugleich auch der Wind unbeſtändig und ſo ſchwach, daß es ſich zuweilen zu gänzlicher Stille anließ. Unglücklicherweiſe hatten wir in beiden Schiffen keine Specialkarte von den Falklandsinſeln, und wußten folglich nicht gleich den rechten Hafen zu finden. Dies zuſammengenommen war Schuld, daß wir erſt den 5ten Januar in Port Egmont vor Anker gingen.

1786. Januar.

Zweites Kapitel.

Beſchäftigungen in Port-Egmont oder Egmontshafen. — Entdeckte Ueberbleibſel einer Stadt. — Wir finden zwei auf den Oelhandel ausgeſchickte Schiffe. — Ihre Methode, aus dem Fette des See-Elephanten Thranöl zu bereiten. — Beſchreibung einiger Vögel. — Fahrt von Port-Egmont nach Staaten-Bay. — Unterſchied zwiſchen See-Löwen und See-Elephanten. — Ueberreſte eines geſcheiterten Schiffes. — Fortſetzung der Reiſe von den Falklandsinſeln, bei Staatenland vorbei. — Stürmiſches Wetter, indem wir das Kap Horn umſchiffen. — Seeſchildkrötenfang. — Vergebliches Bemühen die Inſeln Los-Majos aufzufinden. — Ankunft vor Owaihi.

1786. Januar. Sobald wir unſere Schiffe ſicher befeſtigt hatten, ging ich mit dem Kapitain Dixon in meinem Wallfiſchboot ans Land, um einen Waſſerplatz zu beſehen, den mein Steuermann am nördlichen Ufer entdeckt hatte. Es war eine Quelle von vortreflichem Waſſer, welches ſich über ein großes Kieſelbett ſtürzte; allein ich fand den Zugang ſo ſteinicht, daß ich, aus Furcht unſere Tonnen gar zu ſehr zu beſchädigen, lieber erſt einen bequemern Platz ſuchen wollte. Indem wir längs dem Strande oſtwärts fortgingen, fanden wir mehrere Bäche von gutem Waſſer; aber keiner war zugänglicher als der erſte. Die Steine füllen mehrere Thäler an, welche eine ſtarke Abſchüſſigkeit haben und hohe Berge von einander trennen; es iſt alſo ziemlich wahrſcheinlich, daß die Gießbäche, vom Regen angeſchwellt, die Geſchiebe mit ſich fortgeriſſen haben, wiewohl dies nicht eben ſeit Kurzem geſchehen iſt, weil die Steine durchgehends mit einer Art von weißem Mooſe bewachſen ſind.

Während unſeres Spatzierganges fanden wir am Strande eine Menge Seelöwen, von denen wir einige tödteten, um aus ihrem Fette Lampenöl zu bereiten. Mit dieſer Jagd ging der Tag hin, ſo daß uns weiter nichts übrig blieb, als wieder an Bord zu gehen. Wir verſuchten noch am folgenden Morgen, auf dem weſtlichen Ufer einen bequemeren Waſſerplatz ausfindig zu machen; allein wir mußten unverrichteter Sachen zurückkehren. Nachdem wir ungefähr zwei Engliſche Meilen weit in unſerm Boote gekommen waren, fanden wir eine ſandige Untiefe, welche querüber ſtreicht und eine Bucht innerhalb der andern bildet. Zur Fluthzeit können kleine Fahrzeuge über dieſe Sandbank (*bar*) gehen und jenſeits derſelben ſicher liegen. Wir landeten hier und gingen zu Fuß ins Land hinein, welches wir hier in einem

1786. Januar. ganz wilden Zuſtande, ohne die geringſte Spur von ehemaligem Anbau, erblickten. Nirgends, ſo weit das Auge umher ſchauen konnte, ſahen wir das geringſte Stöckchen Holz; dagegen aber fanden wir doch etwas, das wir zur Feuerung gebrauchen konnten, nämlich die Wurzeln einer langen groben Grasart, die an vielen Stellen bis an den Rand des Meeres hinab wächſt, und getrocknet einen vortreflichen Torf abgiebt. Wir hoben unterweges ein Stück von einem eiſernen Tonnenbande auf, und bemerkten eine Loſung, die der von einem Schweine ſehr ähnlich war.

Nachdem wir den 7ten mit Waſſerfüllen zugebracht hatten, gab ich am folgenden Tage ſo vielen Leuten von unſerer Mannſchaft, als wir füglich entbehren konnten, Erlaubniß ſich am Lande luſtig zu machen und den ganzen Tag ein Boot bei ſich zu behalten, um gegen Abend wieder an Bord kommen zu können. Der Weihnachtstag, den wir des ſtürmiſchen Wetters wegen nicht hatten feiern mögen, ward ihnen auf ſolche Art wieder erſetzt; und damit die Freude vollkommen würde, ließ ich eine doppelte Portion Branntwein austheilen und ein Schwein ſchlachten, um mit friſchem Fleiſche traktiren zu können. Dieſer kleine Schmaus nebſt einem guten Spaßiergange am Lande ſtellten ein angenehmes Weihnachtsfeſt vor, wobei ich am Abend das Vergnügen hatte, meine Leute froh und gutes Muths zu ſehen, ohne daß auch nur ein einziger ſich im Trinken übernommen hätte, oder aus irgend einer andern Urſache zum Dienſt unfähig geweſen wäre.

Auf ihrem Wege ins Land hatten unſere Leute die Ueberbleibſel einer ehemaligen Stadt gefunden. In dem zu Gärten angepflanzten Felde blüheten noch einige wenige Blumen; Küchengewächſe waren in geringer Menge vorhanden, z. B. Rettig, Schalotten, kleine Kartoffeln und etwas ſehr verkümmerte Celery. Auch erblickten unſere Leute ein Schwein, welches aber ſo wild war, daß ſie es nicht fangen konnten *).

In der folgenden Woche beſchäftigte uns die Einſchiffung des übrigen Waſſervorraths und des Ballaſtes ſon Steinen, deren wir auf unſerem Schiffe ſieben Tonnen Laſt, an Bord der Königin Charlotte aber weit mehr bedurften. Ich benutzte zugleich jede Gelegenheit, die Leute ans Land gehen zu laſſen, in der gewiſſen Ueberzeugung, daß Landluft und Bewegung dem Matroſen zur Erhaltung der Geſundheit auf langen Seereiſen vom weſentlichſten Nutzen ſind. Gleich den erſten Tag nach

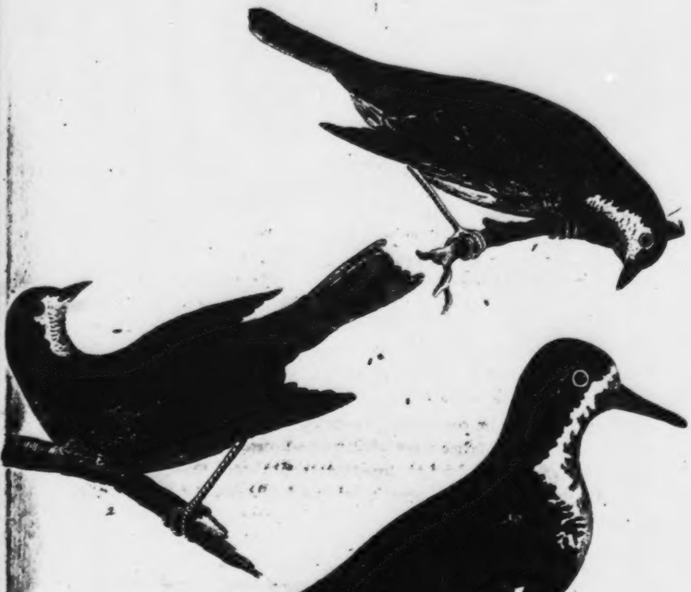
---

*) Bekanntlich hatten die Engländer hier einen Poſten, den ſie aber 1774 aufhoben. F.

1786. Januar. unſerm Feſte ertheilte ich denen, die damals an Bord geblieben waren, Erlaubniß, ſich zu erluſtigen. Sie landeten an der Weſtſeite des Haſens nicht weit von den vorhin erwähnten Trümmern des ehemaligen Poſtens, und ſahen in einiger Entfernung einen Stier, eine Kuh und einige Schweine, welche wahrſcheinlich bei der Räumung der Inſel zurückgelaſſen worden ſind. Wir verſäumten es übrigens nicht, eine große Anzahl Robben oder Seehunde und Seelöwen zu ſchlagen, deren Thran und Häute wir benutzten. Die Zimmerleute waren mit Ausbeſſerung und Kalfaterung der obern Theile des Schiffes beſchäftigt.

Den 15ten, Abends um neun Uhr, kam ein kleines Fahrzeug (*Sloop*) hier an, und ankerte nicht weit von der ehemaligen Stadt. Am folgenden Morgen beſuchte mich der Befehlshaber, Namens Coffin; und von ihm erfuhr ich, daß dieſe Schaluppe, Speedwell genannt, einem größern Schiffe nur zum Proviantſchiffe diente. Das größere Schiff hieß die vereinigten Staaten (*United-States*) und lag unter der Führung des Kapitains Huſſey, und in Geſellſchaft des Kanton, Kapitain Whippy, in einem guten Haſen bei Swan-Eiland. Dieſe beiden Schiffe waren zum Oel- oder Thranſammlen beſtimmt, und hatten beinahe ihre volle Ladung eingenommen. Das Schiff die vereinigten Staaten hatte 300 Tonnen Oel an Bord, und der Kanton ungefähr halb ſo viel. Man gewinnt dieſes Oel größtentheils von einer Art Thiere, welche See-Elephanten heißen und unſtreitig im Waſſer und zugleich auf dem Lande leben können, da man ſie häufig in ſandigen Buchten, oder auch an den Landſpitzen ſieht, welche den Eingang der Bayen bilden und aus glatten flachen Steinen beſtehen. Ein guter See-Elephant giebt beinahe eine halbe Tonne Oel, welches man, wegen der Reinheit des Fettes, ohne Schmelzen erhält. Man braucht das Fett nur in Tonnen zu packen, ſo zerfließt es von ſelbſt zu Oel, und man hat bloß die Mühe, es in andere Fäſſer rein abzuklaren. Auch dieſe Methode iſt indeß noch zu mühſam, wo man eine große Quantität Fett bekommen kann. Man richtet daher am Lande einen Behälter (*tank*) ein, der geräumig genug iſt um alles Oel in ſich zu faſſen, welches man an dieſem Orte zu gewinnen hofft. Ueber denſelben legt man ein Gitter von Holz, das die Stelle eines Durchſchlages vertritt. Auf dieſes Gitter wird das Fett geworfen, und vermittelſt aufgelegter Gewichte

ohne


1
2
3

ohne Mühe ausgepreßt. Neben dem Behälter legt man einen kleineren an, wohinein das Oel zum zweitenmal durchgeſeihet werden muß, damit es ganz klar und zum Aufbewahren in Fäſſern tauglich werde. 1786. Januar.

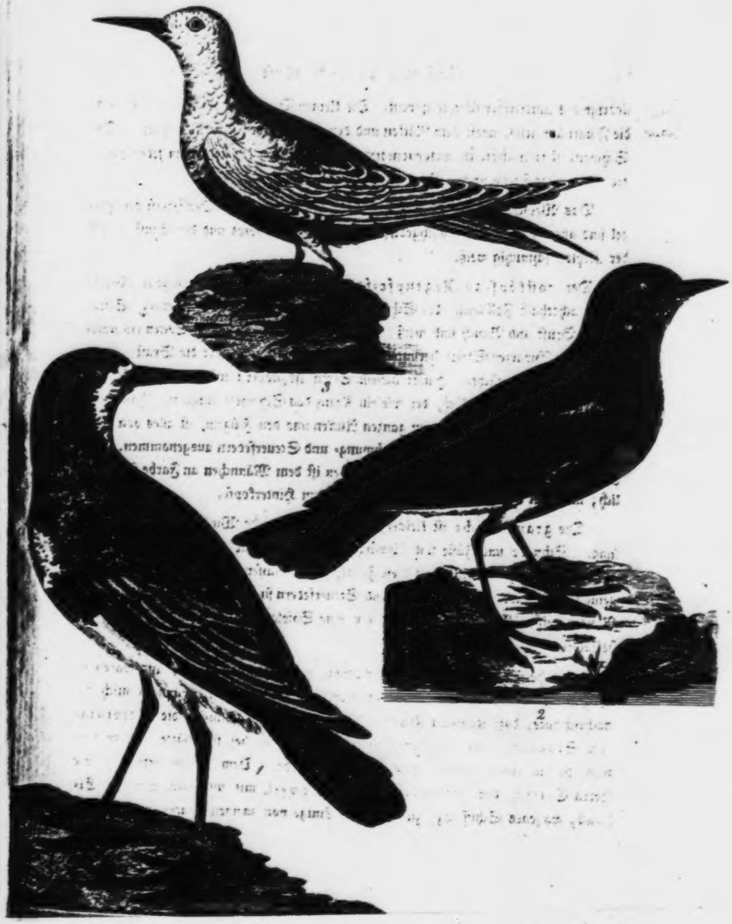
Nach der Beſchreibung in Kapitain Cooks zweiter Reiſe, von einem Thiere, welches er auf der Inſel Neu-Georgien ſah, zweifle ich keinen Augenblick, daß es ein See-Elephant geweſen iſt, und aller Wahrſcheinlichkeit nach müſſen dieſe Thiere dort häufig anzutreffen ſeyn. Eben daſſelbe gilt auch von Kerguelens Land, welches wir auf Kapitain Cooks dritter Reiſe beſuchten, und wo wir eine Menge Thiere fanden, die wir damals für Seelöwen hielten. Hierin irrten wir aber; denn ſie waren ſehr geduldig und ließen ſich leicht todtſchlagen, da hingegen die Seelöwen, die wir hier antrafen, ſo wüthend ſind, daß man ſie nicht ohne die größte Behutſamkeit angreifen darf *).

Es wohnen auf dieſen Inſeln eine große Menge Vögel von mancherlei Art, von denen man indeß die meiſten Gattungen ſchon kennt. Doch erhielt ich den gelbgeflügelten Ammer, den roſtköpfigen Regenpfeifer, und die graue Lerche, die ich ſeit meiner Rückkehr nach England habe zeichnen und ſtechen laſſen.

Der gelbgeflügelte Ammer iſt ungefähr von der Größe des Goldammers, fünf und einen halben Zoll lang. Der Schnabel iſt braun; das Gefieder oben röthlich braun; die Seiten des Kopfes ganz um die Augen her, nebſt der Kehle, weiß, und am Rande der letzteren ein rothbrauner Strich; die Bruſt gelblich, das

---

*) Der See-Elephant iſt allerdings das Thier, welches ſeit Anſons Reiſe unter dem unſchicklichen Namen eines Seelöwen bekannt iſt. Linne' nannte es *Phoca leonina*. Es hat eine runzliche Schnauze, die beſonders bei dem Männchen, wenn es zornig iſt, ſtark aufgeblaſen und ausgedehnt werden kann, ſo daß ſie mit dem anſchwellenden und über den Schnabel hangenden Kamm eines Truthahns einige Aehnlichkeit bekommt. Der Seelöwe (*Phoca jubata*) verdient dieſen Namen wegen ſeiner gelbbraunen Mähne von langen Haaren, die ihm, von den Ohren an, den ganzen Hinterkopf, den Nacken und den Hals bedecken. Er iſt kleiner als der See-Elephant, der alſo in dieſer Rückſicht auch nicht ganz unſchicklich benannt iſt, wenn überhaupt in der Naturgeſchichte ſolche Anſpielungen geduldet werden dürften. Was die größere oder geringere verhältnißmäßige Wildheit dieſer Thiere betrift, ſo halte ich dafür, daß hier keine allgemeine Regel gelten kann. Wir fanden auf unſerer Reiſe die Seelöwen ungewöhnlich zahm, hingegen die Seebären, (*Phoca urſina*) eine etwas kleinere Gattung, weit gefährlicher. Vielleicht kommt es darauf an, ob man die Thiere gerade in dem Paroxysmus ihrer Brunſt antrift; denn ihre unbehülfliche Speckgeſtalt iſt an ſich den ſchnellen Bewegungen und Aeuſſerungen des jähen Grimmes nicht günſtig. F.


3
2
1

1786. Januar. Uebrige des Unterleibes ſchmutzig weiß. Die kleinen Deckfedern der Flügel ſind gelb, die Flügel übrigens, nebſt dem Rücken und den Rändern der Federn, gelblich. Der Schwanz iſt röthlichbraun, ausgenommen die beiden äußerſten Federn an jeder Seite, die von gelber Farbe ſind. Die Füße ſind gelb.

Das Weibchen iſt dem Männchen ſehr ähnlich; die kleinen Deckfedern der Flügel ſind aber von gelblichem Aſchgrau; die Seiten des Kopfes und der Bruſt, nebſt der Kehle, ſchmutzig weiß.

Der roſtköpfige Regenpfeifer iſt ſo groß wie der geringelte Regenpfeifer, achtehalb Zoll lang; der Schnabel drei Viertelzoll lang und ſchwarz. Stirn, Kehle, Bruſt und Bauch ſind weiß; über den Kopf geht an beiden Seiten ein unregelmäßiger ſchwarzer Streif herunter, bis an die Flügel und über die Bruſt, wo er eine breite Binde macht. Hinter dieſem Streif iſt zuoberſt auf dem Kopf ein eiſenroſtfarbener Kreis bemerklich, der wie ein Kranz das Schwarze umgiebt. Innerhalb deſſelben, und überhaupt auf dem ganzen Rücken und den Flügeln, iſt alles von einer graubraunen Farbe, die ſchwarzen Schwung- und Steuerfedern ausgenommen. Die Füße ſind ebenfalls ſchwarz. Das Weibchen iſt dem Männchen an Farbe ſehr ähnlich; nur fehlt ihm der roſtfärbige Kranz auf dem Hinterkopfe.

Die graue Lerche iſt kleiner, als die gewöhnliche Wieſenlerche, ſechs Zoll lang. Schnabel und Füße ſind ſchwarz; das Gefieder und von oben her Alles iſt aſchfarben. Auch unten herrſcht dieſe Farbe, jedoch bläſſer, ſo daß ſie um den Steiß beinahe weiß wird. Die Schwung- und Steuerfedern ſind ſchwarz, aber ihre äußeren Ränder weiß. Man kann dieſe Art als eine Spielart der Neuſeeländiſchen Lerche betrachten.

Wir hatten nunmehr alles Nothwendige in Ordnung gebracht, und waren in Begriff unſere Reiſe fortzuſetzen, als einer von meinen Steuermännern mich benachrichtigte, daß Kapitain Huſſy, Befehlshaber des Schiffes die Vereinigten Staaten, ſechs- bis ſiebentauſend Robbenfelle bei ſich hätte, die er uns vielleicht um einen billigen Preis überlaſſen würde. Dem zufolge erſuchten wir Herrn Coffin, den Befehlshaber des Speedwell, mit uns nach Swan-Eiland, wo jenes Schiff lag, zu fahren. Einige von meinen Leuten fingen dieſer

1786. Januar.

Tage tief im Lande eine große Sau nebſt einigen Ferken. Auch brachten ſie vom Strande her eine Menge Gänſe, Enten und allerlei anderes Geflügel.

Den 21ſten Januar erreichten wir endlich Staatenbay; denn dieſen Namen hatte ihr Kapitain Benjamin Huſſy gegeben, als er ſie vor einigen Jahren auf dem Wallfiſchfang entdeckte. Innerhalb derſelben liegen viele ſchöne Häfen, von denen ich den vorzüglichſten dem Entdecker zu Ehren Huſſys Hafen nennen will. Gegenwärtig fanden wir daſelbſt die Schiffe die Vereinigten Staaten (*United ſtates*), und Kanton, nebſt den Schaluppen Speedwell und Maria vor Anker. Ich begab mich ſogleich, nachdem wir nur unſere Schiffe in Sicherheit gebracht hatten, in Kapitain Dixons Geſellſchaft, zu Herrn Huſſy an Bord ſeines Schiffes; allein wir merkten bald, daß er nicht Luſt hatte, ſeine Robbenfelle von der Hand zu ſchlagen, ſondern ſelbſt damit einen Markt in Aſien zu ſuchen gedächte. Er geſtand auch, daß er nach China gehen würde, ſobald er nach Hauſe gekommen wäre.

Den folgenden Sonntag (den 22ſten) ließen wir bei ſehr ſchönem Wetter die Mannſchaft beider Schiffe größtentheils ans Land gehen, zumal da wir ihnen dieſes Vergnügen wahrſcheinlich nicht ſo bald wieder gewähren konnten. Ich ging mit Kapitain Huſſy ebenfalls nach der Nordſeite von Staatenbay, wo wir einen See-Elephanten ſahen und ohne Mühe todtſchlugen. An der Nordſpitze lagen eine Anzahl Seelöwen, gleichſam in Reih und Glied geordnet, am Strande, und ſtellten ſich grimmig an, um uns am weiteren Fortgehen zu hindern. Wir wagten es nicht ſie anzugreifen, ſondern hatten genug zu thun ſie abzuwehren, ſo daß wir nur mit Noth um die Spitze herum kamen. Auf dieſem Spatziergange fanden wir einige Stücke weißes Wachs, auch einen Maſtkorb, einige Segelſtangen und andere Ueberbleibſel eines geſcheiterten Schiffes. Vielleicht gehörten dieſe Stücke dem einen von zwei Spaniſchen Schiffen, die vor einigen Jahren um das Kap Horn mit einer Ladung von weißem Wachs nach Buenos Ayres gingen. Es kam nehmlich nur das eine glücklich an, von dem andern hingegen iſt nie wieder etwas gehört worden.

Den 23ſten gingen wir früh um fünf Uhr unter Segel. Wir erblickten Staatenland den 26ſten, und glaubten an der Nordſeite nicht weit von dem öſtlichen Ende deſſelben den Eingang eines Hafens wahrzunehmen. Neujahrshafen iſt bereits durch Kapitain Cooks Entdeckung bekannt; und außerdem giebt es auch noch Anſchein zu

1786. Januar. zwei andern Häfen, einem ungefähr um die Mitte, und dem andern am weſtlichen Ende der Inſel. Jener liegt unweit zweier kleinen runden Inſelchen, die von Staatenland getrennt ſind. Auf den höchſten Berggipfeln lag etwas Schnee, aber Holzung war nirgends zu ſehen. Robben bemerkten wir in ungeheurer Menge, und ohne Zweifel beſuchen auch die See-Elephanten dieſe Gegend, die folglich zwei Schiffen jährlich eine reichliche und einträgliche Ladung von Oel liefern würde.

Februar. Den 1ſten Februar erhielten wir nach einigen ſtürmiſchen Tagen wieder gelinden Südwind, mit Nebel und Staubregen. Ich traf heute mit dem Harpun einen ungewöhnlichen Fiſch. Der Kopf glich einem Meerſchwein, hingegen das Hintertheil und der Schwanz ſahen genau ſo aus, wie bei einem Haifiſch. Unglücklicherweiſe machte er ſich wieder los, und raubte mir das Vergnügen, ihn genauer unterſuchen und beſchreiben zu können. — Den 6ten fing ich an nach Weſten zu ſteuern, da wir nunmehr 60° 9′ S. Br. und 70° 13′ W. Länge erreicht hatten.

Gegen die angenommene Meinung, daß die Südweſtwinde in dem Theile des ſtillen Meeres herrſchen, der die Küſten von Chili beſpült, fanden wir hier anhaltende Nord- und Weſtwinde, die gewöhnlich ſehr ſtark und ſtürmiſch, und mit noch heftigern Stößen untermiſcht waren. Den 21ſten März befanden wir uns in 36° 17′ S. Br. und, nach mehreren Reihen von Mondsbeobachtungen, in 88° 7′ Weſtl. Länge. Nachmittags ſchickte ich mein Boot an Bord der Königin Charlotte, und ließ den Kapitain Dixon zu mir holen. Wir wurden einig, unſern Lauf nach Norden fortzuſetzen und die Inſeln Los Majos aufzuſuchen, welche die Spanier in 20° N. Br. und 135° W. L. entdeckt haben. Die Hoffnung hier einen Hafen und friſches Waſſer zu finden, bewog uns, dieſen kleinen Umweg zu nehmen, damit wir nicht nöthig hätten, bis nach den Sandwichinſeln nach Erfriſchungen zu ſegeln. Doch wählten wir O-Waihi zu unſerm Sammelplatze, falls wir uns auf dem Wege nach Los Majos trennten. Hier ſollte einer auf den andern zehn Tage lang warten, dann aber nach König Georgs Sund abgehen.

Den 25ſten hatten wir ſehr ſchönes Wetter und friſchen Oſtſüdoſtwind, ſo daß ich mir faſt ſchmeichelte, wir hätten bereits den Paſſatwind erhalten, ob wir uns gleich erſt in 32° 28′ S. Br. befanden. Wir lüfteten das Schiff, wuſchen die Verdecke mit Eſſig, und gaben der Mannſchaft, außer ihrer gewöhnlichen Portion Brannt-

1786. Februar.

wein, einen Schoppen Apfelwein (*cyder*) auf die Perſon. Gegen Abend ſahen wir ein Schiff, welches nach Süden ſteuerte. Unſere Schiffe zeigten ein Licht; das fremde Fahrzeug that daſſelbe und legte nach Norden um. Ich hielt es nicht für rathſam, mich auf eine Unterredung mit Fremden einzulaſſen und ihnen unſer Geſchäft zu eröffnen; daher ſetzte ich meinen Lauf fort und hatte das Fahrzeug um halb elf Uhr aus dem Geſichte verloren. Wahrſcheinlich war es eine Spaniſche Brigantine oder Schnau, und entweder nach Baldivia oder Concepcion an der Küſte von Chili beſtimmt; aber etwas Ungewöhnliches bleibt es immer, daß wir das Fahrzeug ſo weit vom Lande antrafen, von dem wir jetzt gegen dreihundert Seemeilen entfernt ſeyn mochten.

April.

Den 10ten April erblickten wir eine Seeſchildkröte. Weil wir die Gelegenheit nicht verſäumen wollten, unſeren Leuten eine friſche Mahlzeit zu verſchaffen, ſo legten wir das Schiff bei, ließen das Boot hinunter und ſchickten unſern erſten Steuermann, Herrn Macleod, darnach aus. Er brachte die Schildkröte an Bord; allein unglücklicherweiſe war ſie ſchon einige Zeit todt geweſen, und beinah in einem Zuſtande faulichter Auflöſung, ſo daß wir ſie wieder über Bord werfen und unſerer Hoffnung zu einer leckern Mahlzeit entſagen mußten. Zur Schadloshaltung fanden wir am 15ten eine ganz lebendige Schildkröte, welche fünf und ſechzig Pfund wog und zu rechter Zeit gefangen ward, um uns zum Oſterſchmauſe zu dienen.

Unſer Apfelwein war jetzt alle geworden, und ſtatt deſſen ließ ich der Mannſchaft eben ſo viel friſchen Malzaufguß reichen. Wir erblickten an dieſem Tage auch einen großen Zug von weißen Vögeln, die zur Meerſchwalbengattung und, meiner Meinung nach, zu derſelben Art gehören, welche wir auf Kapitain Cooks letzter Reiſe ſo häufig in Chriſtmas-Eiland angetroffen hatten. Außerdem flogen eine Menge Vögel von dunkelfarbigem Gefieder umher; auch ſchwammen viele Schildkröten an uns vorüber. Dies zuſammengenommen ließ mich vermuthen, daß wir nicht weit von Land ſeyn könnten, welches ſich indeß, des heiteren Himmels ungeachtet, vom Maſtkorbe aus nicht erblicken ließ.

Ich hatte darauf gerechnet, daß wir an den Gränzen des Südöſtlichen Paſſatwindes den Nordöſtlichen antreffen würden; es währte aber bis zum 1ſten Mai, ehe wir ihn in 8° 53′ N. Br. und 120° 29′ W. L. ſicher und zuverläſſig

1786. April. erhielten. In der Zwiſchenzeit hatten wir viele veränderliche, leichte Luftzüge, und wechſelsweiſe Windſtillen; das Wetter war ſchwül und drückend, und die Regengüſſe ſehr ſchwer und zahlreich. Aller Vorkehrungen ungeachtet, fing der Scharbock an ſich unter uns zu zeigen; unter andern ward der Bootsmann ſo krank, daß wir einige Tage faſt an ſeiner Geneſung verzweifelten. Glücklicherweiſe hatte ich von den Falklandsinſeln einige Fäſſer voll Gartenerde mitgenommen, und Senf und Kreſſenſaamen hineingeſäet, wovon die Pflänzchen jetzt im ſchönſten Wachsthum ſtanden. Vor unſerer Abreiſe aus England hatte ich ebenfalls in ein Faß etwas Meerrettig gepflanzt, der jetzt auch hervorgrünte; ferner waren einige ſeit unſerer Abreiſe von den Falklandsinſeln in die Erde geſteckte Kartoffeln vortreflich ausgeſchlagen. Unſer Bootsmann, den wir mit dieſem friſchen Gemüſe verſorgten, ward mit jedem Tage zuſehends beſſer. Das ungeſunde Wetter äußerte ſeine üblen Wirkungen auch auf dem andern Schiffe. Einige Matroſen und Kapitain Dixon ſelbſt wurden krank. Der letztere befand ſich ſehr ſchlecht, und als ich ihn beſuchte, ſah ich, daß er am Scharbock litt. Sobald ich wieder auf meinem Schiffe war, ſchickte ich ihm ein Faß voll Erde mit Kreſſenſalat, etwas Sauerkraut, nebſt Gartengeſäme und einigen Flaſchen voll eines künſtlich gemachten mineraliſchen Waſſers, welches den Seltersbrunnen nachahmte, und als ein vortrefliches Mittel gegen den Scharbock vom Herrn Dr. Melville bereitet worden war. Wir fingen auch öfters Schildkröten, von denen ich beſtändig etwas unter die Mannſchaft austheilen ließ und auch an Bord der Königin Charlotte ſchickte. Mit Hülfe des Sauerkrauts, der eingekochten Suppentäfelchen, und des friſchen Malztrankes trugen dieſe Mittel zur Erhaltung der Geſundheit beider Schiffsgeſellſchaften viel bei.

Mai. Den 7ten Mai befanden wir uns, nach Kapitain Cooks Karte, ungefähr in der Lage, die, Spaniſchen Nachrichten zufolge, der Inſel Partrida gegeben wird; allein nirgends erblickten wir eine Spur von Land *). Den 12ten hoffte ich Los Majos anſichtig zu werden, indem wir uns Mittags in 20° 1′ N. Br. und 134° 11′ W. L. befanden; allein auch diesmal hofften wir vergebens. Die Kränk-

---

*) Eigentlich *la Roca partida*, der geſpaltene Fels, eine Entdeckung des Ruy Lopez de Villalobos. S. *Herrera, Dec. VII. l. V. c. V. p.* 114. F.

lichkeit unſerer Mannſchaft machte es nothwendig, daß wir ſo bald als möglich Land erreichten. Daher legten wir die Nacht über bei, und lieſſen bei Tage die Schiffe weit aus einander fahren, um einen größeren Raum des Meeres überſehen zu können. Es zeigte ſich indeß, des heitern Wetters ungeachtet, bis zum 15ten kein Land, ſo daß wir beſchloſſen, ohne weiteren Zeitverluſt die Sandwichinſeln aufzuſuchen. 1786. Mai.

Der Scharbock griff jetzt viele von unſern Leuten an. Zuerſt fühlten ſie Steiſigkeit um die Knie und Schenkel; und dann brachen Geſchwüre am Schienbein aus. Wenige Tage darnach ſchwollen die vorhin ſteifen Theile und wurden ſchwarz; auch fing der Mund an wund zu werden. An meinem Bootsmanne bemerkte man alle dieſe Symptome in einem ſehr hohen Grade; dabei hatte er ein Fieber und heftiges Kopfweh. Doch bei dem allen ward er auf eine bewundernswürdige Art wieder hergeſtellt. Mir iſt kein Beiſpiel bekannt, daß jemand ſich in offener See von einem bis zu den höchſten Stufen geſtiegenen Scharbock erholt hätte; und in dieſer Rückſicht glaube ich, die Art anführen zu dürfen, wie man ihn während ſeiner Krankheit behandelte. Unſer geſchickter Schiffswundarzt, Herr Hogan, leiſtete ihm allen Beiſtand ſeiner Wiſſenſchaft. Zum Frühſtück trank der Kranke einen Schoppen friſchen Malzaufguß, und aß etwas friſches weißes Brodt dazu, das ich ihm täglich backen ließ. Um zehn Uhr ſchnitt er ſich ſeinen Salat von dem kleinen Gärtchen, das ich vorhin beſchrieben habe, und ſpeiſte ihn mit Eſſig; zu Mittage hatte er eine Suppe von zerlaſſenen Fleiſchbrühentäfelchen mit darin gekochten Gerſtengraupen, Celery, Senf-, Kreſſen- und Rübenſaamen, und eine ſtarke Portion Sauerkraut. Mit Hülfe dieſer Koſt beſſerten ſich ſeine Geſundheitsumſtände ſo ſehr, daß er in Zeit von vierzehn Tagen ſeinen Amtsgeſchäften wieder vorſtehen konnte *). Kapitain Dixon erholte ſich ebenfalls, aber doch langſamer, und ſchrieb ſeine Beſſerung hauptſächlich dem Mineralwaſſer des Dr. Melville zu.

Den 24ſten Mai um ſieben Uhr Morgens erblickten wir die Inſel O-Waihi. Ihre öſtlichen und ſüdöſtlichen Ufer ſchienen ſehr fruchtbar und anmuthig; die ſüdliche

---

*) Hier wünſchte ich auf die Sorgfalt aufmerkſam zu machen, womit man jetzt ſogar in Kauffartheiſchiffen für die Erhaltung der Mannſchaft und einzelner Kranken ſorgt. Daß doch der Eigennutz ſeinen Vortheil recht verſtehen lernte! Dieſer Vortheil iſt gewiß am ſicherſten und reichlichſten da zu erlangen, wo man ihn auf allgemeine Wohlfahrt gründet. F.

1786. Mai. und ſüdweſtliche Gegend aber iſt ganz unfruchtbar und dem Anſchein nach mit einer Art Lava bedeckt. Um zwei Uhr befanden wir uns innerhalb dreier Engliſchen Meilen vom Lande; und indem wir mit einem gelinden Winde längs dem Ufer hinſteuerten, kamen viele Eingeborne in ihren Kähnen, und brachten kleine Schweine nebſt einigen Piſangfrüchten, die ich ihnen für Glaskorallen und kleine Stückchen Eiſen abkaufte. Auch tauſchten wir viele von ihren Angelſchnüren ein, die drei- bis vierhundert Faden lang und von vortreflicher Arbeit waren. Einige waren zwei-, andere dreidräthig, aber ungleich ſtärker als die unſrigen von doppelter Dicke.

Drittes Kapitel.

Fahrt längs der Küſte von O-Waihi. — Ankunft in der Bay Karakakua. — Ungeſtümes Betragen der Eingebornen. — Abfahrt von Karakakua, und Eintauſch von Erfriſchungen längs der Küſte. — Ankunft zu Woahu. — Einkauf friſchen Waſſers von den Einwohnern. — Einige Nachrichten von der gegenwärtigen Regierung der Sandwichinſeln. — Ankunft zu Onihau (Onihiau) und Beſchäftigungen daſelbſt.

Die Bay Karakakua war damals der einzige uns bekannte Hafen in O-Waihi; wir eilten alſo dahin, und umſchifften bereits am 25ſten Mai Vormittags die Südſpitze der Inſel, wurden aber bald hernach von unbeſtändigem Winde, der mannichmal ſtoßweiſe kam, von unſerem Ankerplatz abgehalten. Während der Zeit beſuchten uns eine Menge Kanots, die mit Erfriſchungen aller Art beladen waren.

Mit dem Eintritte der Nacht bemerkten wir längs dem Strande viele Feuer, und ich beſorgte, daß man ſie angezündet hätte, um das Land gegen uns aufzubieten. Wenigſtens iſt es hier üblich, dergleichen Feuer anzuzünden, wenn den Göttern geopfert wird, um ihren Beiſtand im Kriege zu erbitten. Ueberdies hatte ich, je näher wir an Karakakua kamen, eine gewiſſe Schüchternheit unter den Eingebornen bemerkt. Sie fragten oft nach dem Kapitain King, und aus ihrem Betragen ſchien die Beſorgniß hervorzuſchimmern, daß wir gekommen wären, den Tod des Kapitains Cook zu rächen. Am folgenden Morgen erfuhr ich von einem Vornehmen,

1786. Mai.

nehmen, jedoch nicht vom erſten Range, daß Teriobu, der während unſerer vorigen Anweſenheit König war, geſtorben ſey und daß der jetzige König Maiha-Maiha heiße. Er drang in mich, ans Land zu gehen; und als ich dieſe Einladung ablehnte und ihm ein Geſchenk machte, ſagte er mir: Maiha-Maiha würde mich den Tag darauf beſuchen. Ich machte indeß wenig Rechnung auf dieſes Verſprechen, und hielt es für unwahrſcheinlich, daß Maiha-Maiha, der an jenem unglücklichen Streite, wodurch wir unſern großen Anführer verloren einen ſo entſchiedenen Antheil gehabt hatte, ſich an Bord wagen würde.

Die Eingebornen umringten jetzt mit ihren Kanots das Schiff in großer Anzahl, und verlangten mit Ungeſtüm an Bord gelaſſen zu werden. Ihr Betragen war keck und unverſchämt, und es koſtete uns Mühe, ſie zu bereden, daß ſie das Schiff verlieſſen. Ich litt indeß alles ſehr geduldig, und ſuchte, wo möglich, alle Thätlichkeiten zu vermeiden. Zugleich aber fing ich an zu beſorgen, daß wir unſere Geſchäfte zu Karakakua nicht ſo ſicher und bequem verrichten würden, als ich es wünſchte. Die Menge von Kähnen, die ſich an das Schiff hängten, nahm immer zu, je mehr wir uns dem Hafen näherten, und das Schiff durchſchnitt jetzt das Waſſer ſo langſam, daß wir erſt um vier Uhr den Ankerplatz erreichten. Sobald wir den Anker geworfen hatten, umringten uns die Einwohner in hellen Haufen, theils in ihren Kähnen, theils im Waſſer, und machten uns viel zu ſchaffen, indem ſie bald am Ankertau, bald an den Seiten in das Schiff krochen. Bis jetzt ließ ſich auch kein Befehlshaber ſehen, der über das Volk Authorität gezeigt und es in Schranken gehalten hätte. Wir kauften indeß eine Anzahl großer Schweine, eine Quantität Salz, nebſt Piſangfrüchten, ſüßen Erdäpfeln, und Tarro oder Aronswurzeln von der beſten Art, die mir je vorgekommen iſt, ſo daß ſie den Yamswurzeln nichts nachgaben; Brodtfrucht hingegen war ſelten und nicht viel werth, vielleicht weil jetzt nicht die eigentliche Jahrszeit war, wo ſie in ihrer Vollkommenheit iſt.

Die ganze Nacht hindurch brannten Feuer rings um die Bay, und man ſah die Leute am Ufer beſtändig hin und her gehen. Einige Kanots hielten ſich noch immer in der Nähe unſerer Schiffe auf, und um Mitternacht kam einer von den Eingebornen mit einer brennenden Fackel vom Lande, augenſcheinlich in der Abſicht, das Schiff in Brand zu ſtecken. Wir trieben ihn fort, und er ruderte hierauf nach dem

1786. Mai. andern Schiffe; als er aber fand, daß man auch da auf ſeiner Hut war, begab er ſich ans Land zurück. Sobald der Tag anbrach, beſuchten uns eine ungeheure Menge Menſchen; allein auch jetzt befand ſich kein Befehlshaber unter ihnen, der ſie in Zaum gehalten hätte. Sie wurden daher ſo unverſchämt, daß ich Schildwachen mit blanken Seitengewehr ausſtellen mußte, um ſie vom Schiffe abzuhalten.

Dieſer unerwartete Empfang überzeugte mich bald, daß wir am Lande ohne eine ſtarke Wache nichts ausrichten würden; da aber ein ſolcher Schritt die ſchlimmſten Folgen hätte nach ſich ziehen können, ſo beſchloß ich, die Bay Karakakua ſo bald als möglich zu verlaſſen, und Kapitain Dixon war hierin mit mir vollkommen einig. So zahlreich die Eingebornen um unſere Schiffe ſchwärmten, waren ſie doch auch am Strande und auf einer Anhöhe, welche den Waſſerplatz beſtrich, in hellen Haufen verſammlet, und wir glaubten dort viele Vornehme unter ihnen gewahr zu werden. Um neun Uhr gab ich Befehl, die Anker zu lichten; allein jetzt war das Gedränge um das Schiff her ſo groß, daß unſere Boote kaum an den Ankerboy kommen konnten. Ich ſah mich alſo genöthigt, uns auf irgend eine Art Luft zu machen und die Menge von Leuten hinwegzuſcheuchen, ohne ihnen indeß Schaden zuzufügen. In dieſer Abſicht ließ ich aus unſerm Geſchütze die Kugeln abziehen, und dann mit ſechs vierpfündigen Kanonen und eben ſo vielen Drehbaſſen eine Salve geben; zu gleicher Zeit ſteckten wir unſere Flagge auf, und ließen von der Maſtſpitze einen weißen Wimpel wehen, zum Zeichen daß das Schiff Tabbu (geheiligt, der Berührung unterſagt) wäre. Dies that die erwünſchte Wirkung; denn kaum hatten wir zu ſchießen angefangen, ſo flohen die Indianer auch ſchon in der äußerſten Beſtürzung dem Lande zu. In der Eile und Verwirrung ward manches Kanot umgeſtürzt; die Beſitzer nahmen ſich indeß nicht die Zeit, es wieder umzukehren, ſondern ſchwammen ſogleich ans Ufer. Wir ließen uns, da der Wind fehlte, hinaus bogſiren, und legten draußen vor Anker. Sogleich hatten wir wieder häufigen Beſuch von den Eingebornen, die uns in ihren Kanots Ladungen von Schweinen, Salz und Pflanzenſpeiſe brachten. Dieſen Tauſchhandel ſetzten wir am folgenden Tage fort, indem wir ab und zu kreuzten, wobei wir das Geſchäft des Einſalzens weit bequemer treiben konnten, als im Hafen, wo man immer befürchten muß, daß die Hitze und Schwüle der Witterung das Fleiſch ſogar nach dem Einſalzen verderben.

1786 Mai.

Die Eingebornen brachten uns unter andern auch friſches Waſſer in Kürbisflaſchen, die wir ihnen für Nägel abkauften. Dieſe Zufuhr war uns deſto willkommner, da wir ſchon unſere zwei und funfzigſte Tonne*) geöffnet hatten, und noch keinen Anſchein zur Ergänzung unſeres Vorraths ſahen. Unſere Kranken genaſen gleichwohl bei dem Genuſſe der friſchen Lebensmittel zuſehends. In den nächſtfolgenden Tagen vereitelten der Wind und die Strömungen alle unſere Bemühungen, an der Weſtſeite der Inſel Morotai, wo ich gern einen Waſſerplatz geſucht hätte, vor Anker zu gehen. Mit der Nordoſtſpitze der Inſel Woahu erging es uns nach langem Umherkreuzen nicht beſſer; wir konnten es nicht dahin bringen, ſie zu umſchiffen, und mußten uns begnügen, die Südoſtſpitze aufzuſuchen, an welcher wir am 1ſten Junius Junius eine bequeme Bay entdeckten, die guten Ankergrund verſprach. Um halb zwei Uhr Nachmittags ging ich daſelbſt in zwölf Faden Tiefe auf buntem Sande und Schneckengruus vor Anker. Die Bay erhielt jetzt den Namen König George Bay; ihre Oſtſpitze, die zugleich die Südoſtſpitze der Inſel iſt, nannte ich Point Dick, und die weſtliche Point Roſe: jene dem erſten Gönner dieſer Reiſe, Sir John Dick zu Ehren; dieſe zum Gedächtniß des Sekretairs der Schatzkommiſſion, George Roſe Eſq., der die Reiſe ebenfalls begünſtigt hatte. Gleich nach unſerer Ankunft brachten uns die Einwohner in ihren Kanots einige Kokosnüſſe und Piſangfrüchte, auch etwas Zuckerrohr und Süßwurzel, wofür ſie von uns Stückchen Eiſen und andere Kleinigkeiten erhielten. Am folgenden Morgen ſchwammen viele von ihnen, um ihre Neugierde zu befriedigen, ſchaarenweiſe um die Schiffe, ſo weit dieſe auch vom Ufer lagen.

Vergebens verſuchten wir es, hier einen bequemen Platz zum Waſſerfüllen zu entdecken; der einzige Ort in der öſtlichen Gegend der Bay war ſo gelegen, daß die Boote ſich demſelben nicht ohne Gefahr nähern konnten und hernach des ſeichten Waſſers wegen doch über zweihundert Schritte weit vom Ufer bleiben mußten. An der Weſtſeite fanden wir nur einen Teich voll ſtehenden Waſſers, dem auch nicht gut beizukommen war. Von der Spitze Roſe entdeckten wir zwar eine zweite Bay, welche ſich an der Weſtſeite der Inſel tief nordwärts in das Land hinein erſtreckte und deren weſtliche Spitze ziemlich weit nach Süden lief; allein dieſe Ent-

---

*) *Butt*, iſt ein Engliſches Maaß des Flüßigen, welches anderthalb Oxhoft enthält. F.

1786. Junius. deckung konnte mich nicht bewegen, meinen Aufenthalt zu verändern, da wir zur Erfriſchung unſerer Leute keinen beſſern Ort als unſern jetzigen Ankerplatz in den Sandwichinſeln finden konnten. Wir begnügten uns alſo, mit dem Waſſer, welches uns die Eingebornen zum gegenwärtigen Gebrauche zuführten, und das wir ihnen die Kürbisflaſche, die oft gegen zehn Maaß enthielt, mit einem Nagel bezahlten. Noch hatten wir, wenn wir es gehörig zu Rathe hielten, auf drei Monate Waſſer an Bord; allein es lag im unterſten Fäſſerraum, und um es bei der Hand zu haben, ließ ich alles heraufbringen und zuunterſt eine Lage von Fäſſern mit Seewaſſer füllen *). Unſere Kranken und Convaleſcenten ſchickte ich unter Aufſicht des Wundarztes ans Land, wo ſie von Seiten der Eingebornen, die ſich bisher ſehr friedfertig bezeigt hatten, keiner Mißhandlung ausgeſetzt waren.

Große Oberhäupter hatten uns auch hier noch nicht beſucht; dagegen kamen die von geringerem Range ohne Scheu an Bord, und brachten zum Theil auch die Nacht daſelbſt zu. Unter andern beſuchte mich täglich ein alter Prieſter, der jedesmal ein kleines Ferken und einen Kokospalmzweig zum Geſchenk mitbrachte. Von ihm erfuhr ich, daß der jetzige König Tahiterri hieße, und zugleich König von Mauwi und Morotai wäre. Seine Reſidenz ſollte in der Bay jenſeits der Weſtſpitze (Roſe) liegen, und der gute Alte drang ſehr in mich, meine Schiffe dorthin zu führen, wo ich Schweine und Wurzeln in Menge finden würde. Wirklich ſchien die Inſel in jener Gegend ſtärker als um König Georgs Bay bevölkert zu ſeyn; denn die meiſten Doppelkanots, die uns beſuchten, kamen um die Weſtſpitze herum. Ich blieb aber dennoch gern wo ich war; denn hier erquickte uns täglich der Seewind, der über das flache Land in der Vertiefung der Bay hinwegſtrich, und überdies hatte die Gegend hier ein reiches, lachendes Anſehen. Sowohl die Ebene als die Thäler waren ſtark bebauet und mit Pflanzungen von Zuckerrohr, Tarrowurzeln und ſüßen Erdäpfeln dicht beſäet, zwiſchen denen eine Menge Kokospalmen hervorragten und der Landſchaft zur ſchönſten Zierde gereichten. Die Einwohner verſorgten uns jetze ſo reichlich mit friſchem Waſſer, daß wir ſchon am 4ten Junius alle unſere ledigen Tonnen gefüllt hatten; und da wir es ſo wohlfeil für kleine Nägel und

---

*) Ledige Fäſſer dürfen nicht zuunterſt liegen, um nicht das Gleichgewicht des Schiffes zu hindern und die Bewegung deſſelben zu erſchweren.

F.

Knöpfe eintauſchten, ſo empfehle ich allen künftigen Seefahrern dieſen Waſſerplatz und dieſe Art ihren Waſſervorrath zu ergänzen. 1786. Junius.

Den 5ten ſteuerten wir um ſieben Uhr Morgens aus der Bay, und umſchifften die Spitze Roſe, wo uns eine große Anzahl Doppelkanots aus der weſtwärts gelegenen Bay entgegen kamen. Dieſe nannten wir jetzt Königin Charlottens Bay; allem Anſchein nach giebt ſie einen vortreflichen Ankerplatz, da ſie nordwärts und ſüdwärts tief in das Land einſchneidet. Die Südſpitze liegt W. b. N. etwa zwölf Engliſche Meilen von der Spitze Roſe, und erhielt jetzt den Namen Banksſpitze. Von dieſen beiden Spitzen erſtreckt ſich eine Reihe Klippen ungefähr drei Viertelmeilen weit in See; ſie ſind aber jederzeit an ihren Brandungen und der veränderten Farbe des Waſſers kenntlich.

Als wir uns der Spitze Roſe gegenüber befanden, kam mein alter Freund, der Prieſter, nochmals in einem großen Doppelkanot zu mir. Er brachte mir, als Geſchenk von Tahiterri, einen ſchönen beſiederten Helm, wofür ich ihm zwei große Tohis (oder Hobeleiſen) und einige andere Kleinigkeiten ſchickte. Dem alten Prieſter und einem jungen Befehlshaber, der ſich ſeit meiner Ankunft in der Inſel faſt beſtändig bei mir aufgehalten hatte, gab ich Kasketts wie die von unſerer leichten Reuterei, woran künftige Seefahrer ſehen können, daß Brittiſche Schiffe vor kurzem hier geweſen ſind. Meine Gäſte waren entzückt über ihre Geſchenke, und nahmen unter vielen Freundſchaftsbezeugungen Abſchied von mir. Auf unſerer Fahrt längs der Weſtſeite der Inſel begleiteten uns noch einige Kanots, die uns fliegende Fiſche, die größten die ich je geſehen hatte, zum Verkaufe brachten; einige waren zehn bis zwölf Zoll lang, und nach Verhältniß dick. Die Einwohner pflegen ſie in Netzen zu fangen, womit ſie ſehr geſchickt umgehen.

Die Weſtſeite von Woahu iſt ſehr gebirgicht, und längs dem Ufer liegen einige kleine Eilande, innerhalb deren ſich vielleicht gute Ankerplätze finden ließen. Zwiſchen der Nordweſt- und der Südweſtſpitze hat das Land eine nordweſtliche und ſüdöſtliche Richtung, und verſpricht auch guten Ankergrund; allein die Luft war zur näheren Unterſuchung nicht hell genug. Ehe ich die Inſel Woahu verlaſſe, muß ich noch bemerken, daß ſie meines Erachtens in der ganzen Gruppe der Sandwichinſeln die ſchönſte iſt, und die meiſten Vortheile darbietet, falls ſich Europäer daſelbſt niederlaſſen ſoll-

1786. Januar. ten; denn kaum ſieht man ein unfruchtbares Fleckchen auf der ganzen Inſel. Uns fiel die Anzahl der Krieger, und die Menge der Waffen auf, die wir hier zu ſehen bekamen. Von den Kriegern hatten ſich viele auf eine Art punktirt oder tattauirt, wie ich es in den Sandwichinſeln noch nirgends geſehen hatte; ihre Geſichter waren von Punkturen ganz ſchwarz, und auch der Leib in allerlei Figuren tattauirt.

Hier ſahen wir jetzt auch die meiſten Dolche wieder, die wir während unſerer vorigen Reiſe (unter Cooks Führung) in der Inſel zurückgelaſſen hatten; es näherte ſich uns kaum ein großes Kanot, worin nicht ein jeder ſeinen Dolch bei ſich führte, da wir hingegen auf O-Waihi kaum einen oder den andern geſehen hatten. Ich erlaubte es ſchlechterdings nicht, daß auf meinem Schiffe dergleichen mörderiſche und gefährliche Waffen fabricirt wurden, ſo ſehr man mich auch bat; denn mir hatte es von jeher unvorſichtig geſchienen, daß man auf der vorigen Reiſe die Indianer mit Gewehren verſah, die ſie einſt gegen uns ſelbſt brauchen könnten. Meine Beſorgniſſe waren in der That nur zu ſehr gegründet; denn gerade mit einem Dolche, den wir den Eingebornen von O-Wahi gegeben hatten, ward unſer großer Befehlshaber, Kapitain Cook, daſelbſt getödtet. Wäre nicht dieſes unſelige Werkzeug geweſen, ſo hätte Er, die Zierde der Brittiſchen Nation, noch lange die Früchte ſeiner Bemühungen in einer bequemen Lage und in Ueberfluß genießen können, nachdem er in einer langen Reihe von Jahren ſeinem Vaterlande gedient und für das allgemeine Wohl der Menſchheit gearbeitet hatte. Unglücklicherweiſe gab er ſelbſt das Beiſpiel, und ließ zuerſt einige Dolche nach dem Modell der hier zu Lande gewöhnlichen Pahuas machen. In der Folge ward es zur Gewohnheit, und wer nur Eiſen genug hatte, um einen Dolch daraus bekommen zu können, beſchäftigte damit unſern Büchſenſchmied, der mit ſeinen Gehülfen während unſeres damaligen Aufenthaltes bei den Sandwichinſeln faſt gar nichts Anderes arbeiten konnte. Auch war man damals mit dieſen abſcheulichen Mordgewehren ſo freigebig, daß an dem Tage, wo die Reſolution mit ihrem beſchädigten Maſt wieder in die Bay Karakakua einlief, Maiha-Maiha vor meinen Augen von dem Kapitain Clerke acht oder neun Dolche für einen mit Federn beſetzten Mantel bekam. Dagegen kaufte ich jetzt in Woahu mehrere Mäntel, die ungleich beſſer waren als jener, für ein kleines Stückchen Eiſen in Geſtalt eines Hobeleiſens, deſſen die Inſulaner ſich ſtatt der Kimmeiſen bedienen und das ſie Tohi nennen.

1786. Junius.

Die Regierung der Sandwichinſeln ſcheint ſeit dem Jahr ihrer Entdeckung 1778 eine gänzliche Veränderung erlitten zu haben. So viel ich erfahren konnte, iſt, von allen Fürſten die damals auf dieſen Inſeln herrſchten, einzig und allein Tahiterri, der jetzige König von Woahu, noch am Leben geblieben. Im Jahre 1778 war er nur König von Morotai; Perioranni, der damals in Woahu regierte, führte Krieg mit ihm, und hatte eine Anzahl Kriegeskanots abgeſchickt, um ihn in ſeinen Beſitzungen anzugreifen. Perioranni's Truppen ſcheinen aber in dieſem Streit den Kürzern gezogen zu haben; denn bald nachher nahm Tahiterri Beſitz von Woahu, und im erſten Siegestaumel griff er noch die Inſel Mauwi an und eroberte ſie, ſo daß gegenwärtig alle drei Inſeln unter ſeiner Botmäßigkeit ſtehen. Teriobu, der damalige König von O-Waihi und Mauwi, fiel in der Schlacht, indem er ſeine Beſitzungen vertheidigte. An der Glaubwürdigkeit dieſer Nachrichten habe ich keine Urſache zu zweifeln. Maiha-Maiha, der jetzige König von O-Waihi, war wirklich bei unſerm vorigen Hierſeyn nur ein untergeordneter Befehlshaber, und iſt gegenwärtig, wenn ich recht verſtanden habe, dem Tahiterri gewiſſermaßen unterthan. Ein unläugbarer Beweis, daß die Oberhäupter von Woahu in dem Kampfe den Sieg davon getragen haben, liegt übrigens darin, daß ſie jetzt die meiſten Dolche beſitzen, die wir in O-Waihi zurückließen, da doch, nach meiner Ueberzeugung, die Eingebornen dieſer Inſeln ſich ihre Waffen nur mit dem Leben zugleich entreißen laſſen. Den beſten Berichten zufolge, die ich einſammeln konnte, iſt alſo Tahiterri Beherrſcher von Woahu, Morotai und Mauwi; Maiha-Maiha von O-Waihi und Ranai, und Ta'aao (Taheo) von Atuai und Onihiau.*)

Den 6ten Junius erblickten wir die Inſel Atuai, und am folgenden Tage ſegelten wir an der Oſt- und Südoſtſeite hin, wo das Land allmählig zur Höhe der Gebirge hinanſteigt, die in der Mitte der Inſel zu liegen ſcheinen. Dieſe Berge ſind bis an ihre Gipfel mit hochſtämmiger Waldung bedeckt, und erhalten von dem Laube ihre ſchönſte Zierde. Längs dem Ufer hin ſieht man in dieſer Gegend nur einzelnes

---

*) Dieſe Nachricht weicht von derjenigen, welche Kapit. Meares im 1 Bande dieſer Sammlung S. 272 mittheilt, einigermaßen ab, in ſo fern er nämlich erzählt, daß Terriobu, der König von O-Waihi, den Giftbecher habe trinken müſſen. Welche von beiden Erzählungen mehr Glauben verdiene, läßt ſich ſchwerlich entſcheiden, wenn man nicht zuvor in Erfahrung brächte, wer von beiden Seefahrern die meiſte Sprachkenntniß oder die beſten Dolmetſcher gehabt habe. F.

1786. Junius. Geſträuch, aber weder Einwohner noch eine Spur von Anbau. Am öſtlichen Ufer bilden ſich einige kleine ſandige Buchten, die aber den Schiffen keinen Schutz gewähren, da ſie dem beſtändig hinein wehenden Oſtwinde ausgeſetzt ſind. Nachdem wir die Südoſtſpitze umſchifft hatten, fanden wir das Land meiſtentheils angebauet und nach Weſten hin überall mit zerſtreueten Wohnungen wie beſäet. Wir ſetzten unſern Lauf nach Waimoa-Bay fort, (wo Kapitain Cook auf ſeiner letzten Reiſe vor Anker gegangen war) in der Abſicht, daſelbſt Schweine zum Einſalzen an Bord zu nehmen; allein der Wind hatte ſich während der Zeit mehr nach Süden gezogen, und machte dieſen Ankerplatz ſo unſicher, daß ich es nicht für rathſam hielt, ihm die Schiffe anzuvertrauen. Wir legten alſo um, und richteten unſern Lauf nach Onihiau, deſſen Südſpitze durch ein beſonders jäh abgeſtürztes hohes Land kenntlich iſt, welches, in einer Entfernung von fünf Seemeilen nach Oſten, wie eine abgeſonderte Inſel erſcheint, indem es nur vermittelſt einer flachen niedrigen Zunge zuſammenhängt. Den 8ten gingen wir in der Weſtbay vor Anker, die ich ſehr gut fand, und wo man funfzehn bis ſiebzehn Faden Tiefe auf feinem Sandboden hat. Von der Nordſpitze ab erſtreckt ſich eine Felſenreihe, beinahe Oſt und Weſt, eine halbe Engliſche Meile weit; die Klippen erſcheinen theils über dem Waſſer, theils ſind ſie an den beſtändigen Brandungen der Wellen kenntlich. In der Mitte der Bay liegt ein ſchöner ſandiger Strand, und ein Schiff kann ſich vor demſelben in der Entfernung von einer kleinen (Engl.) Viertelmeile in ſieben oder acht Faden Tiefe legen. Die Boote landen daſelbſt völlig ſicher und bequem.

Kaum waren unſere Schiffe in Sicherheit, ſo beſuchten uns ſchon die Einwohner in ihren Kanots, und brachten Yamswurzeln, ſüße Erdäpfel (Batatten) und kleine Ferken, die wir gegen Glaskorallen und Nägel eintauſchten. Auch hatte ich das Vergnügen, unter den Einwohnern manches Geſicht wieder zu erkennen, beſonders einen alten Prieſter, der uns bei unſerer vorigen Reiſe ſehr freundſchaftlich beherbergt hatte, als wir einſt der hohen Brandung wegen nicht vom Lande abſtoßen konnten. Es glückte uns hier, unſere Hauptabſicht, nämlich den Einkauf eines guten Vorraths von Yamswurzeln, zu erreichen; hingegen ſchien es ſich zum Handel mit Schweinen nicht gut anzulaſſen. Ich wußte übrigens, daß Herr Bligh, der auf der letzten Reiſe Schiffsmeiſter oder Equipagenmeiſter der Reſolution war, hier zwei Brunnen entdeckt hatte.

Den

1786. Junius. Den 9ten dauerte der Einkauf von Yamswurzeln und Zuckerrohr fort. Ein Befelshaber Namens Abbenui, deſſen ich mich von ehemals her ſehr wohl erinnerte, legte einen Beſuch bei mir ab, und erkannte mich wieder, ſobald er an Bord trat. Ich beſtellte hierauf ſechs Perſonen, die mit den Eingebornen handeln ſollten, ertheilte meinen Leuten Befehl die Yamswurzeln zu trocknen und einzupacken, und begab mich in Begleitung meines Abbenui ans Land, um die bereits erwähnten Brunnen aufzuſuchen. Wir ſtiegen aus, und die Menge der am Strande verſammelten Einwohner wich auf eine ziemliche Strecke zurück, ſo daß wir ohne Beſchwerlichkeit zu den Brunnen kamen. Der eine enthielt ſalziges, ſtinkendes Waſſer; der andere zwar gutes, aber in geringer Menge. Der letztere iſt nur eine halbe Engliſche Meile oſtwärts vom Strande; allein wegen eines unmittelbar dazwiſchen liegenden Salzmoraſtes muß man einen beträchtlichen Umweg nehmen, um dahin zu kommen. Man würde alſo wohl im Nothfall, indeß nicht ohne Zeitverluſt, hier Waſſer einnehmen können. Zu dieſem Behuf müßte man ſich einiger Fäſſer mit hölzernen Reifen bedienen, die man hernach im Boot in andere mit eiſernen Reifen beſchlagene Tonnen füllen könnte. Jene erſteren könnte man ſicher den Einwohnern zum Rollen anvertrauen, weil kein Eiſen daran wäre, das ſie zum Stehlen in Verſuchung führte.

In Abbenui's und einiger andern Inſulaner Begleitung machte ich einen Spatziergang ins Land, welches wohl bebauet iſt und hauptſächlich Yamswurzeln hervorbringt. Außerdem findet man hier Zuckerrohr, ſüße Erdäpfel und die Süßwurzel, welche die Eingebornen Ti nennen. Bäume ſind hier und dort in geringer Anzahl, ohne Ordnung und Mannichfaltigkeit zerſtreuet. Einige, die zunächſt um den Brunnen wuchſen, waren funfzehn Fuß hoch und verhältnißmäßig dick; ſie breiteten ihre Zweige weit umher, hatten eine glatte Rinde, runde Blätter und eine Art Nüſſe, die unſeren welſchen Nüſſen einigermaßen ähnelten. Eine andere Gattung von Bäumen war neun Fuß hoch mit herrlichen karminrothen Blumen; und eine dritte trug Nüſſe, faſt wie unſere Roßkaſtanien, die den Einwohnern, wie ich vernahm, ſtatt der Lichter dienen und wirklich ſehr gut leuchten.

Viertes Kapitel.

Fortgeſetzte Beſchäftigung zu Onihiau. — Abreiſe von Onihiau. — Gebräu von der Süßwurzel. — Anblick der Küſte von Amerika. — Wir ſteuern nach dem Cooksfluß. — Treffen Ruſſen an. — Ankunft im Cooksfluß. — Beſuch von einem Ruſſiſchen Anführer. — Wir gehen im Kohlenhafen (*Coal-Harbour*) vor Anker. — Beſchäftigungen daſelbſt. — Ueberfluß an Lachs. — Wir beſuchen die Ruſſiſche Niederlaſſung. — Beſchreibung der dortigen Lebensart. — Fortſetzung der Fahrt den Fluß hinaufwärts.

1786. Junius. Ta'aao (Taheo), König von Atuai, iſt, wie ich ſchon erwähnt habe, zugleich Beherrſcher von Onihiau; da er ſich aber jetzt auf jener Inſel befand, ſo regierte hier an ſeiner Statt Abbenui. Ich beſchenkte den alten Mann mit etwas rothem Fries, und ein paar großen Tohis (oder Hobeleiſen,) die er ſogleich an Ta'aao (Taheo) nach Atuai ſandte, wobei er zu verſtehen gab, daß ich von dorther für dieſes Geſchenk eine Menge Schweine und Erdfrüchte erwarten könnte. Ich trauete nicht viel auf ſein Verſprechen; allein den 10ten Nachmittags überraſchte mich die Rückkehr des Boten, den Abbenui fortgeſchickt hatte, und der in Begleitung einiger großen Doppelkanots kam, worin die Eingebornen eine Menge große Schweine nebſt Tarro- (Arons) Wurzeln und Zuckerrohr zum Verkaufe brachten.

Der Bote berichtete: Ta'aao (Taheo) ſelbſt wäre Willens mich zu beſuchen; er könne aber unter ſechs oder ſieben Tagen Atuai nicht verlaſſen, weil er wegen des neulichen Abſterbens einer von ſeinen Gemahlinnen gewiſſe gottesdienſtliche Gebräuche verrichten müßte. Abbenui beſtätigte mir dieſe Nachricht. Ich verſchmerzte die Abweſenheit Sr. Majeſtät um ſo leichter, da Abbenui die Eingebornen in guter Ordnung hielt, und ſie aufmunterte, Alles, was die Inſel vermochte, herbeizuſchaffen. Auch ließ er die von Atuai, ſobald ſie ihren Vorrath verkauft hatten, wieder zurückreiſen, um eine zweite Ladung zu bringen. Ich nahm der Gelegenheit wahr, dem Könige für die ſeinen Unterthanen in der ſo weit entlegenen Inſel Atuai gegebene Erlaubniß, uns mit Erfriſchungen zu verſehen, als ein abermaliges Zeichen meiner Erkenntlichkeit ein Kaskett von einem leichten Dragoner zu ſchicken. Abbenui ſchien aber der Meinung, daß dieſes nicht hinreiche, und lag mir an, zugleich einen Armſeſſel aus meiner Kajüte mitzuſenden, weil er einer andern

1786.
Junius.

Gemahlin des Königs, die kürzlich ins Wochenbett gekommen wäre, ſehr zu Statten kommen würde. Ich willigte ohne Schwierigkeit ein, und übergab meinem Freunde den Stuhl und das Kaſkett zu weiterer Beförderung an den König nach Atuai.

Unſere Beſchäftigungen hatten jetzt ihren raſchen, regelmäßigen Gang genommen; Einige von uns tauſchten Lebensmittel ein, Andere ſchlachteten Schweine und ſalzten das Fleiſch zum Vorrath für die Seereiſe. — Wenn die Eingebornen uns Yamswurzeln zuführten, widerfuhr es ihnen oft, daß ſie dieſelben unterweges zerbrachen, welches ſie zum langen Aufbewahren untauglich macht. Ich ſchickte daher einen von meinen Steuermännern ans Land, um ſie dort einzukaufen, und erhielt auf dieſe Art eine beträchtliche Quantität ganz unbeſchädigter ſchöner Wurzeln. Mittlerweile ließ ich diejenigen Matroſen, die kaum noch völlig wiederhergeſtellt waren, täglich am Lande ſpatzieren gehen, wo ihnen die Landluft und Bewegung die erſprießlichſten Dienſte leiſteten. — Die Inſel Onihau iſt eben nicht ſtark bevölkert, und dabei hielt Abbenui ſo gute Ordnung, daß unſere Leute gehen konnten, wohin es ihnen gefiel, ohne auf irgend eine Weiſe beläſtigt zu werden. Zu unſern friſchen Lebensmitteln kauften wir auch einen Vorrath von geſalznen Fiſchen, nämlich Seerappen (*ſnappers*), Felſen-Kabeliau (*rock-cod*) und Boniten *), die insgeſammt ſehr gut aufbewahrt und von vortreflichem Geſchmacke waren. Waſſer zum täglichen Gebrauch kauften wir in Kürbisflaſchen von den Eingebornen. Daneben kamen bisweilen auch einige Kunſtſeltenheiten zu Markte; ich kaufte unter andern ein paar Fliegenwedel, deren oberes Ende aus den ſchönſten bunten Federn beſtand, und deren Griffe von Menſchenknochen und äußerſt zierlich mit Stückchen Schildkrötenſchale überlegt waren.

Nachdem wir einen ziemlichen Vorrath von Schweinefleiſch eingeſalzen und auf unſerm Schiffe gegen zehn Tonnen (oder 400 Centner,) auf dem andern aber ungefähr acht Tonnen (oder 320 Centner) Yamswurzeln von der beſten Art in Verwahrung gebracht hatten, ſegelten wir mit unſerer nunmehr völlig wieder hergeſtellten und

---

*) Die beiden erſten Fiſchgattungen laſſen ſich nicht nach Linné beſtimmen; doch gehören die *ſnappers* in Weſtindien gewöhnlich zu den Gattungen *Sciaena* und *Labrus*, *LINN.* Die Boniten gehören in das Makrelengeſchlecht, und werden von Linné unter dem Namen *Scomber Pelamys* erwähnt. F.

1786. Junius. geſtärkten Mannſchaft den 13ten Junius aus der Bay an der Inſel Onihiau, die wir, wegen des uns gelieferten reichlichen Vorraths von Yamswurzeln, Yambay nannten. Unter den Erfriſchungen aller Art, welche die Sandwichinſeln hervorbringen, verdient noch die Süßwurzel oder Ti der Einwohner eine beſondere Erwähnung, weil ſich ein ſehr gutes Bier daraus brauen läßt, welches ich in zwei oder drei Verſuchen zu einer gewiſſen Vollkommenheit bringen lernte. Auf Cooks letzter Reiſe kannte man den Nutzen dieſer Wurzel nicht; daher wird man es mir um ſo viel eher verzeihen, daß ich meinen Brauproceß hier bekannt mache.

Man ſchält die Wurzel, die am häufigſten in Woahu zu haben iſt, ganz rein, zerſchneidet ſie in ganz kleine Stückchen, und wirft ſie in einen reinen Keſſel. Auf zwölf Doppelmaaß (*gallons*) Waſſer nahmen wir ſechs große Wurzeln. Dieſe ſetzten wir um drei Uhr Nachmittags ans Feuer, ließen Sie bis um halb ſechs Uhr kochen, und ſetzten hierauf das Getränk zum Kühlen weg. Sobald es lau geworden war, that man ungefähr einen Viertel Schoppen von bereiteten Hefen hinzu, und füllte es auf Fäſſer. Um Mitternacht fing es dann gewöhnlich an zu gähren, und um neun Uhr am folgenden Morgen war es trinkbar und von ſehr gutem Geſchmack. Ich bediente mich der Hefen nur das erſtemal; denn in der Folge konnte ich zum Gähren den Bodenſatz oder die Hefen des neuen Biers nehmen, und wenn man Hefen nicht haben kann, ſo halte ich dafür, daß man etwas Sauerteig an deſſen Stelle brauchen könnte. Die Matroſen, die am Scharbock gelitten hatten, mußten beſtändig von dieſem Biere trinken, und fanden großen Nutzen davon. In der That iſt es nicht nur ein ſehr wohlſchmeckendes Getränk, ſondern meines Erachtens auch ein vortrefliches Mittel wider den Scharbock. Da mir dieſes Gebräu von der Süßwurzel ſo gut gelungen war, machte ich einen Verſuch, auch aus Zuckerrohr Bier zu brauen; ich erhielt auch ein ſehr gutes geſundes Getränk, das aber doch weit hinter jenem zurückblieb.

Wir ſteuerten N. N. W. längs der Weſtſeite von Onihiau, wo ſich verſchiedene ſchöne ſandige Beyen zeigten, die guten ſichern Ankergrund zu verſprechen ſchienen. Um zehn Uhr ſchied mein redlicher Abbenui von mir, und mit ihm trennten ſich auch alle Kanots von uns. Ich ließ unſere Flagge wehen, und begrüßte die friedliche Inſel zum Abſchied mit zehn Kanonenſchüſſen. Vormittags am 13ten ſahen wir eine Menge Tropik- und Fregattenvögel, nebſt Meerſchwalben und Tölpeln, ſo daß wir wahrſcheinlich nicht weit von irgend einem unbewohnten Eiland waren *). Um Mittag befanden wir uns in 24° 14′ N. Br. und 160° 24′ W. Länge. 1786. Junius.

Wir richteten jetzt unſern Lauf nach dem Cooksfluſſe, den ich auf den Fall einer Trennung dem Kapitain Dixon zum Sammelplatze beſtimmt hatte. Den 28ſten Junius bemerkten wir, daß die Farbe des Waſſers verändert war, und ſo ausſah, als wenn wir mit dem Senkblei Grund erreichen könnten; allein wir fanden mit 120 Faden keinen. Am folgenden Morgen ſpielten eine große Menge Seehunde oder Robben um das Schiff. Wir waren jetzt von der Amerikaniſchen Küſte noch weit entfernt, und ich kann kaum glauben, daß dieſe Thiere von ſo weit her ſollten gekommen ſeyn. Im Gegentheil läßt ſich mit gutem Grunde vermuthen, daß wir ein noch unbekanntes Land in unſerer Nähe hatten; denn auf der vorigen (Cooks letzter) Reiſe, im Jahr 1778, ſegelten wir in 41° 50′ N. Br. und 142° 30′ W. L. bei einem Stücke Holz vorbei, welches noch gar nicht lange im Waſſer gelegen zu haben ſchien und von Weſten her kam; auch ſahen wir in demſelben Jahr in 40° 15′ N. Br. und 157° 55′ W. L. einen Waſſerraben, einen Vogel, der ſich bekanntlich niemals weit vom Lande entfernt. Unſere jetzige Lage hielt ungefähr die Mitte zwiſchen jenen beiden Punkten; daher hatte ich Urſache zu glauben, daß wir Land ſehen würden. Allein das Wetter war mehrere Tage nach einander bei beſtändigem Staubregen ſo trübe und nebelig, daß wir innerhalb fünf Engliſcher (einer Deutſchen) Meile weit vom Lande hätten hinſegeln können, ohne es anſichtig zu werden. Die Jahrszeit, die ſchon ſo weit vorgerückt war, geſtattete mir auch nicht, meine Zeit mit dem Aufſuchen noch unentdeckter Inſeln zuzubringen.

Den 3ten Julius heiterte ſich der Himmel auf, und wir befanden uns, zufolge unſerer Beobachtungen, in 44° 4′ N. Br. und 151° 12′ W. Länge. Seit dem 29ſten Junius hatten ſich täglich Wallfiſche, Robben, Meerſchweine und große Schaaren von Sturmvögeln und anderen Seevögeln blicken laſſen; allein ſo oft wir auch das Senkblei warfen, fanden wir doch mit 150 Faden keinen Grund, und ſahen Julius.

---

*) Dieſes Eiland iſt hernach wirklich gefunden worden. Kapitain Douglas, der es geſehen hat, nennte es *Bird-island*, die Vogelinſel. Es liegt in 23° 7′ N. Br. und in 198° 10′ O. Länge. Siehe im Erſten Bande dieſer Sammlung, S. 281. F.

1786. Julius. nirgends Land. Einen von den Robben, die das Schiff umgaukelten, traf ich mit dem Harpun und brachte ihn an Bord. Ich hatte ihn anfänglich für eine Seeotter gehalten, und fand an ihm einen ſehr dichten feinen Pelz. An den folgenden Tagen waren Seevögel aller Art, Taucher nämlich, Mewen, Sturmvögel und Albatroſſen unſere beſtändigen Begleiter. Oft ſchwammen auch Stücken Holz und Geflechte von Seetang vorbei, den die Matroſen Seelauch nannten.

Den 15ten Julius veränderte das Waſſer ſeine Farbe. Wir glaubten jetzt Grund erreichen zu müſſen, fanden ihn aber mit 190 Faden nicht. Erſt am folgenden Morgen hatten wir Grund in 70 Faden Tiefe auf feinem grauem ſchwarzgeſprenkeltem Sande; und gegen Abend, als ſich der Nebel zertheilte, erblickten wir die Amerikaniſche Küſte.

Wir ſegelten zwiſchen Kap St. Hermogenes und Kap Eliſabeth hinaufwärts, bis wir am 19ten etwas ſüdlich vom Kap Bede eine Oeffnung entdeckten, die ſich wie ein Hafen anließ. Als wir uns demſelben gegenüber befanden, hörten wir zu unſerm Erſtaunen einen Kanonenſchuß vom Lande her. Es lag aber auf dieſem ein ſo dichter Nebel, daß wir den Rauch des Schuſſes nicht ſehen konnten. Wir unſerer Seits löſeten ebenfalls eine Kanone und ſteckten unſere Flagge auf, brannten auch bald nachher eine zweite Kanone ab. Dieſen Schuß beantwortete man wieder vom Lande, woraus wir denn zu unſerm nicht geringen Verdruß abnehmen mußten, daß uns hier jemand zuvorgekommen wäre. Bald ruderte ein Boot aus dem Hafen nach unſern Schiffen zu, und um ſieben Uhr Abends kamen die Leute in demſelben zu uns an Bord, und gaben ſich als Ruſſen zu erkennen.

Wir konnten einander nicht verſtehen, da wir niemand an Bord hatten, der das Ruſſiſche ſprach. Habe ich ſie recht verſtanden, ſo waren ſie von Kodiak unweit Schumagins Inſeln in ihren Booten gekommen, um im Cooksfluſſe zu handeln. Ich vernahm auch, daß der Hafen vor uns ſehr gut ſeyn ſollte, und benutzte ihr Anerbieten, in ihrem Boot einen von meinen Leuten mitzunehmen, damit er denſelben näher unterſuchen könnte. Herr Macleod ging mit ihnen, um beſonders im Eingange, wo einige Felſen in der Nähe lagen, das Senkblei zu werfen. Gegen neun Uhr gingen wir indeß vor Anker, um die Wirkung der eintretenden Ebbe zu vermeiden. Herr Macleod kam um vier Uhr am folgenden Morgen mit der guten Nachricht zurück, daß wir eine ſichere Einfahrt in den ſehr bequemen Hafen vor uns hätten. Er war auch innerhalb des Einganges am ſüdlichen Ufer, wo die Ruſſen jetzt wohnten, am Lande geweſen. Ihre Wohnungen ſchienen indeß nur zu einem Sommeraufenthalte zu dienen; denn es waren bloße Zelte von grober Leinwand oder von Thierhäuten. Dem Anſchein nach hatten die Ruſſen nur wenige Seeotterfelle, von denen die meiſten noch nicht bereitet, und vermuthlich erſt vor Kurzem abgezogen waren. Ihr Kommando beſtand aus fünf und zwanzig Mann; daneben wurden ſie aber von einer Anzahl Eingeborner begleitet, die ihre Kanots von Häuten bei ſich hatten und mit den Ruſſen auf einem ſehr friedlichen Fuß ſtanden, vermuthlich alſo nach Unalaſchka oder Kodiak zu Hauſe gehörten und nur des Jagens wegen mitgekommen waren. 1786. Julius.

Der Anführer der Ruſſen brachte mir eine Quantität vortreflichen Lachs zum Geſchenke, woran die Mannſchaften beider Schiffe einen Tag vollauf hatten. Ich gab ihm einige Yamswurzeln, und beſchrieb ihm, wie er ſie ſich zurecht machen müßte; ferner etwas Rind- und Schweinefleiſch und einige Flaſchen Branntwein, womit er ſehr zufrieden ans Land zurückkehrte. Gegen die gewöhnliche Sitte der Ruſſen hüteten ſich dieſe Leute ſorgfältig, keinen Rauſch zu bekommen. Die Furcht, in einem ſolchen Zuſtande von den benachbarten Einwohnern überfallen zu werden, wirkte dabei vermuthlich weit kräftiger, als die Abneigung gegen ſtarke Getränke. Herr Macleod berichtete, er hätte ſie beſtändig auf ihrer Hut geſehen; ihre Waffen wären ſtets zur Hand geweſen, und keiner hätte ſich ſchlafen gelegt, ohne ſein gezogenes Rohr unter dem Arm und ſeinen Hirſchfänger oder ein langes Meſſer an der Seite zu haben.

Hauptſächlich bewog mich der Mangel an Holz, in dieſen Hafen einzulaufen; dazu kam noch, daß unſere Leute Bewegung nöthig hatten, und wir hier, an einem unbewohnten Orte, unſere Geſchäfte ruhig und ungeſtört verrichten konnten. Ueberdies hoffte ich von den Ruſſen zu erfahren, wie lange ſie ſich ſchon hier aufgehalten hätten und wie lange ſie noch hier zu bleiben geſonnen wären; ferner, wo ihre Fahrzeuge lägen, da ſie im Cooksfluſſe keine hatten, und endlich, ob ſie den Eingebornen das Pelzwerk abhandelten, oder die Thiere ſelbſt erlegten. Um halb acht Uhr Abends gingen wir in elf Faden Tiefe vor Anker.

1786. Julius. Früh am 21ſten Julius begab ich mich ans Land, um einen bequemen Platz zum Waſſerfüllen und Holzhauen ausfindig zu machen. Ich ſtieg auf einem ebenen Strande aus, ungefähr eine Engliſche Meile weit von den Schiffen, und fand daſelbſt einen Bach von gutem, friſchem Waſſer. Auch wuchs daſelbſt allerlei Gehölz, wie Fichten, ſchwarze Birken, Zauberſtrauch (*Witch-hazel, Hamamelis virginiana LINN.*) und Pappeln in großer Menge. Von den Kiefern waren viele groß genug, um Schiffen von vierhundert Tonnen zu Hauptmaſten zu dienen; und überall ſproßten Stauden und Pflanzen von verſchiedenen Gattungen üppig hervor. Dennoch war der Platz nicht bequem genug, um das Holz in die Boote zu laden, und ich begab mich daher tiefer in den Hafen hinein, um einen beſſeren zu finden, welches mir auch bald nach Wunſch gelang. Der neue Waſſerplatz war vortreflich, ringsum reichlich mit Holzung bewachſen, und mit mehreren ſchönen rieſelnden-Bächen verſehen.

Jetzt kehrte ich unverzüglich an Bord zurück, und ſchickte die Zimmerleute ans Land, um Stangen für ihren Gebrauch zu hauen, indeß ein anderer Theil der Mannſchaft uns Holz zur Feuerung fällen mußte. Noch hatten ſich keine Eingebornen gezeigt; aber die Behutſamkeit der Ruſſen machte uns ebenfalls wachſam, und ich ſchickte alſo einen Gewehrkaſten mit unſeren Leuten ans Land. Vor der Mittagsſtunde hatten wir bereits mehrere Bootsladungen mit Holz an Bord. Nach dem Eſſen zogen wir in der Bucht, wo wir vor Anker lagen, das große Netz, aber mit ſehr geringem Erfolge. Die wenigen Fiſche, die wir fingen, waren ſo genannte Köhler (*Gadus carbonarius LINN. Coalfiſh*). Während dieſer Arbeit beſuchte mich der Ruſſiſche Befehlshaber, und gab mir zu verſtehen, daß der Ort, wo wir fiſchten, nichts taugte, da hingegen in der Nähe ſeines Aufenthaltes Fiſche in Menge vorhanden wären. Ich nahm das Netz mit mir dorthin, ließ es einigemal ziehen, und fing etwa dreißig Lachſe, nebſt einigen Schollen. Der Ruſſe behauptete wieder, dieſen geringen Fang müſſe man der Ebbezeit zuſchreiben; die hohe Fluth ſei eigentlich die rechte Zeit. Er ſchlug vor, ich möchte das Netz über Nacht dort zurück- und einen Matroſen dabei laſſen, ſo würde ich am Morgen Fiſche in Ueberfluß bekommen. Mit Vergnügen nahm ich dieſen Vorſchlag an, und ließ einen Menſchen dort, der etwas von der Ruſſiſchen Sprache verſtand.

Die

1786. Julius.

Die Ruſſiſche Niederlaſſung (wenn ſie noch dieſen Namen verdient, da der Ort nur auf eine Zeitlang zum Aufenthalte gewählt worden iſt) liegt in einer anmuthigen Fläche, die etwa drei Engliſche Meilen lang und zweihundert Schritte breit iſt, und auf einer Seite einen bequemen Sandſtrand, auf der andern aber einen kleinen See von ſüßem Waſſer, der in das Meer ausfließt, zur Gränze hat. Der Strand endigt ſich oben und unten in eine hoch hervorragende Landſpitze, und zwiſchen beiden bildet ſich eine bequeme Bucht, wo kleine Fahrzeuge ſicher liegen können. Die Ruſſen waren nur fünf und zwanzig Mann ſtark, die Eingebornen von Kodiak und Unalaſchka, die ſie mit ſich gebracht hatten, nicht gerechnet. Sie beſaßen zwei von Häuten verfertigte Boote, deren jedes mit zwölf Rudern gerudert werden konnte. Der Anführer und die Indianer wohnten in einem kleinen, mit grober Leinwand bedeckten Zelt, und die andern ſchliefen unter den beiden aufs Land gezogenen und umgekehrten Booten.

Sie haben kein Brodt, ſondern nähren ſich hauptſächlich von Fiſchen, und machen ſich auch ein Gericht aus den Wurzeln einer Pflanze, die bei Steller Serena *) heißt, und ſehr wohlſchmeckend ſeyn würde, wenn ſie keinen Thran daran thäten. Auch haben ſie ſehr guten Thee. In ihrer Geſellſchaft ſahen wir nur drei Indianiſche Weiber, von denen eine, wie wir uns ſagen lieſſen, aus Unalaſchka, die beiden andern aber aus Kodiak gekommen waren. Ich merkte wohl, daß dieſe Leute von den Amerikanern keine Rauchwaare eintauſchten und keine andere Seeotterfelle oder ſonſt eine Art Pelzwerk hatten, als die ihnen die Indianer von Kodiak auf der Jagd fingen und zurückbrachten. Während meines Aufenthaltes bei dieſen Ruſſen waren ſie insgeſammt in voller Arbeit; Einige bereiteten die rohen Seeotterfelle, Andere beſſerten die Boote aus, noch Andere putzten ihre Gewehre. Die meiſten Indianer waren auf die Jagd gegangen; die wenigen Zurückgebliebenen machten Spitzen an ihren Speeren feſt, oder verfertigten den bei ihnen ſo beliebten Schnupftaback aus Rolltaback, und ihre Weiber kochten das Eſſen, und halfen die Kanots ausbeſſern. Der ganze kleine Haufe ſtand offenbar in großer Beſorgniß wegen der Amerikaner. Ihr Anführer gab mir zu verſtehen, daß dieſe Wilden

---

*) Nicht Serena, ſondern Sarann heiſt die Sibiriſch-Amerikaniſche Lilienart, (*Lilium Kamtſchatkenſe LINN.*) deren Knollwurzeln eßbar ſind. F.

1786. Julius. ſchon mehrere Verſuche gemacht hätten, ſie zu überfallen, weshalb ſie unaufhörlich auf ihrer Hut ſeyn müßten. Er verſicherte, ſie wären ein rohes, grauſames Volk; hingegen ſchilderte er die von Kodiak und Unalaſchka ſehr vortheilhaft. Nachdem ich von dem Ruſſiſchen Befehlshaber dieſe Nachrichten eingezogen hatte, begab ich mich gegen Abend an Bord meines eigenen Schiffes.

Um ſieben Uhr am folgenden Morgen ſchickte ich das Boot nach der Ruſſiſchen Niederlaſſung, um zu erfahren, wie es mit dem Netze geglückt wäre. Um neun Uhr kam es ſchwer beladen an Bord mit vortreflichem Lachs, wovon ich einen Theil dem anderen Schiffe zuſchickte. Dieſer reichliche Vorrath von Fiſchen ſetzte mich in Stand, der Mannſchaft, anſtatt ihrer geſalzenen Schiffskoſt, Fiſche mit Yamswurzeln kochen zu laſſen. Eine Anzahl von unſeren Leuten ſchickte ich aus, um Brennholz zu hauen, indeß die übrigen Erlaubniß hatten, ſich am Lande eine Veränderung zu machen.

Der Ruſſiſche Befehlshaber machte mir um Mittag einen Gegenbeſuch. Ich bemühete mich, ihm durch einige neue Geſchenke für den Dienſt, den er uns geleiſtet hatte, meine Erkenntlichkeit zu beweiſen; denn es war uns wichtig, einen Platz zu wiſſen, wo wir jederzeit Fiſche in hinreichender Menge fangen könnten. Mein Geſchenk beſtand in Salz, Eſſig, Oporto-Wein und Branntwein; auch fügte ich noch etwa vier Centner Yamswurzeln hinzu, weil die Ruſſen ſie wohlſchmeckend zu finden ſchienen, und bereits während meines Aufenthaltes bei ihnen einige von denen, die ſie vorher von mir erhalten, gekocht hatten. So unvollkommen wir uns auch verſtändigen konnten, ſo ſchien mein neuer Freund doch mit dieſem gegenſeitigen Tauſche von Gefälligkeiten ſehr zufrieden; und nachdem er ſich ein wenig bei uns verweilt hatte, empfahl er ſich, und kehrte ans Land zurück.

Ich ging bald darauf mit dem Kapitain Dixon im Wallfiſchboot aus, um die Bay aufzunehmen. Anfänglich erwartete ich, eine Durchfahrt in die See hinaus zu finden; allein der Hafen läuft neun Engliſche Meilen Oſtſüdoſtwärts ins Land, und wo er ſich endigt, ergießt ſich in ihn ein Fluß mit mehreren Mündungen. Zu beiden Seiten bildet das Ufer hervorragende Spitzen, und innerhalb dieſer ſind ſehr bequeme, ſichere Buchten mit vortreflichem Strande, wo man im Nothfall ein Schiff ohne die geringſte Gefahr ans Land ziehen könnte, indem die Tiefe bis dicht ans Ufer ſieben und acht Faden beträgt. Wir beſuchten jetzt die Holzfäller, die wir in voller Arbeit fanden. Unſer Zimmermeiſter hatte in einem Baum zwei Löcher geſehen, die von einer kleinen Stückkugel gemacht zu ſeyn ſchienen. Wahrſcheinlich hatte eine Ruſſiſche Schaluppe ihre Drehbaſſen auf die Amerikaniſchen Wilden, die hier nur noch vor kurzem gewohnt haben müſſen, losgebrannt. Wir fanden hier auch wirklich noch eine Anzahl Hütten, von denen einige ſehr groß, und manche erſt kürzlich verlaſſen zu ſeyn ſchienen. 1786. Julius.

Nachdem wir den Umfang des Hafens erforſcht hatten, ſtiegen wir aus und gingen an dem Fluſſe hinauf, der jetzt, zur Ebbezeit, von ſehr geringer Breite war. Er wimmelte indeß von Lachſen, und an ſeinen Ufern fanden wir Spuren von Bären und Elennthieren. Bald darauf fing die Fluth an zu ſteigen; nun ſchifften wir uns wieder in dem Boote ein, und ruderten einen Arm des Fluſſes hinan, um ſo weit als möglich hinaufwärts zu fahren. Allein in der Mündung des größten Armes wurden wir einen großen braunen Bären gewahr, der an den Fluß hinunterging und unſre ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Wir hofften, er würde ſich uns bis auf eine Schußweite nähern; aber ſobald er uns anſichtig ward, lief er ſchneller, als ich es von einem Bären je geglaubt hätte, ins Gehölz, und war in einem Augenblick nicht mehr zu ſehen. — In Zeit von einer Stunde ſahen wir mehr als zwanzig Bären, die aber alle ſo ſchüchtern waren, daß wir keinen ſchießen konnten. Mittlerweile fing es an dunkel zu werden, und erſt um zehn Uhr Abends kehrten wir an unſere Schiffe zurück.

Den 25ſten hatten wir unſern Holz- und Waſſervorrath ſo weit ergänzt, daß die Schiffe ſegelfertig waren. Ich wartete nur mit Ungeduld auf eine Gelegenheit, den Fluß hinaufwärts zu ſegeln, wo ich Eingeborne anzutreffen und Pelzwaare zu bekommen hoffte. In Erwartung eines günſtigen Windes begab ich mich nebſt Kapitain Dixon in eine Bucht, welche oſtwärts von der nördlichſten Spitze des Hafens liegt. Wir fanden ſie ziemlich bequem und ſicher, mit vierzehn, zwölf und acht Faden Tiefe auf feinem, ſchwarzem Sandgrunde. Auf dem weſtlichen Ufer ſtiegen wir ans Land, und indem wir die Bucht umgingen, entdeckten wir zwei Schichten von Glanzkohlen (*kennel-* oder eigentlich *candle-coal*), unweit einiger Anhöhen, nur eben über dem Strande und ungefähr in der Mitte der Bucht. Es

1786. Julius. hielt gar nicht ſchwer, einige Stücke von der Größe eines Kopfes von dem abſchüſſigen Ufer abzulöſen. Gegen Abend, als wir an Bord zurückgekommen waren, machten wir die Probe damit, und fanden, daß ſie hell und klar brennten *).

Den 26ſten gingen wir unter Segel, konnten aber erſt am folgenden Tage den Fluß hinan fahren, da uns bald der Wind, bald die Fluth, bald Furcht den Klippen zu nahe zu kommen, zurückhielt. Vom Gipfel des Vulkanberges (*Mount Volcano*) ſtieg eine große Rauchſäule auf, allein ein Feuerausbruch war nicht zu ſehen. Eben ſo wenig bemerkten wir Feuer oder andere Spuren, daß die Küſte hier bewohnt wäre, welches uns deſto mehr wunderte, da die umliegende Gegend anmuthig und gegen die rauhe Witterung gut geſchützt zu ſeyn ſcheint. Ich ſchloß hieraus, daß die Ruſſen, die wir im Kohlenhafen gefunden hatten, vielleicht vorhin ſchon den Fluß hinauf geweſen und mit den Eingebornen zerfallen wären; ein Umſtand, woraus ſich für den Erfolg unſerer Fahrt nicht viel Gutes prophezeihen ließ. Dennoch war ich feſt entſchloſſen weiter hinauf zu fahren, um nichts unverſucht zu laſſen, was den Hauptzweck unſerer Ausrüſtung befördern konnte.

Fünftes Kapitel.

Die Indianer kommen mit Pelzwerk zu den Schiffen. — Ihre Neigung zum Stehlen. — Sie bringen Lachs in großer Menge zum Verkauf. — Kurze Beſchreibung des Landes um *Trading Bay* (die Handelsbay). — Klima und Erzeugniſſe. — Die Schiffe ſegeln von *Trading Bay* den Fluß wieder hinunter. — Die Indianer bitten uns, mit ihnen gegen die Ruſſen gemeinſchaftliche Sache zu machen. — Abſchiedsgeſchenke. — Fortſetzung der Seereiſe vom Cooksfluß nach Prinz Wilhelms Sund. — Widrige Winde halten uns zurück. — Fahrt längs der Küſte. — Vergebliches Bemühen Croß- (Kreuz-) Sund zu finden.

Am 28ſten Julius gingen wir um vier Uhr Nachmittags an dem weſtlichen Ufer des Cooksfluſſes vor Anker, und erhielten bald darauf einen Beſuch von zwei kleinen

---

*) Von dieſem Umſtande erhielt der ganze Hafen den Namen Kohlenhafen (*Coal-harbour*). F.

Kanots, die gerade den Schiffen gegenüber vom Ufer ſtießen und ſich zu der Königin Charlotte begaben. Wie ich hernach erfuhr, brachten die Eingebornen bloß einige getrocknete Lachſe, welche Kapitain Dixon ihnen für Glaskorallen abkaufte. Er fügte einige Geſchenke hinzu, um ſie zu überzeugen, daß wir friedlich geſinnt wären und den Handel auf einen freundſchaftlichen Fuß fortzuſetzen wünſchten. Sie ſchienen auch verſtanden zu haben, was er ihnen dadurch ſagen wollte, und verſprachen, den folgenden Tag mit Pelzen wieder zu kommen. Um ſieben Uhr Morgens hatten wir auch wirklich das Vergnügen, zwei große und mehrere kleine Kanots vom Ufer abſtoßen zu ſehen. Die erſteren enthielten jedes gegen zwanzig Menſchen; in den kleineren hingegen ſaß gewöhnlich nur Einer oder höchſtens zwei. In einiger Entfernung von uns ſtimmten ſie einen Geſang an, der eine ziemliche Weile dauerte; hierauf kamen ſie an das Schiff, und breiteten zum Zeichen ihrer friedlichen Geſinnung ihre Arme gegen uns aus. Viele von ihnen hielten, wahrſcheinlich in eben der Abſicht, grüne Pflanzen in die Höhe. Die meiſten waren im Geſichte über und über mit rothem Ocher und Reißblei auf die ekelhafteſte Weiſe beſchmiert. In den Ohren und der Naſe trugen ſie einen Schmuck von kleinen blauen Glaskorallen, oder auch von Zähnen, und ihre Unterlippe war in einer dem Munde parallel laufenden Linie durchſchnitten und auf eine ähnliche Art verziert. Von dieſen Leuten tauſchten wir gegen zwanzig Seeotterfelle, nebſt einigen Mänteln, ein, die aus den Fellen des Zieſels (*earleſs Marmotte; Mus Citillus LINN.* Suslik, Ruſſiſch) ſehr nett zuſammengenähet waren. Sie führten ihren Handel mit uns ehrlich und ohne Hinterliſt, und drangen zugleich in uns, daß wir ans Land kommen möchten. Ich erſuchte einen von ihnen, der ihr Oberhaupt zu ſeyn ſchien, an Bord zu ſteigen. Anfänglich lehnte er es ab, außer, wenn ich einen Matroſen als Geiſel in ſeinen Kahn ſchickte. Allein indem ich noch mit ihm ſprach, wagte ſich einer von ſeinen Gefährten ins Schiff herauf, und bald nachher folgte der Befehlshaber nebſt einigen Anderen dieſem Beiſpiel. Um ihnen indeß zu beweiſen, daß ſie bei uns vollkommen ſicher wären, befahl ich einem Matroſen in ihren Kahn zu gehen, wie es der Anführer verlangt hatte. Sie hielten ſich eine Zeitlang bei uns auf, und beſahen das Schiff; nachdem ſie ihre Neugier befriedigt hatten, verlieſſen ſie uns, und ruderten, allem Anſchein nach ſehr vergnügt mit ihrer Aufnahme, ans Land.

1786.
Julius.

1786. Julius. Ein ſo guter Anfang überredete mich, daß wir uns nicht leicht einen beſſern Ankerplatz ausſuchen könnten; und in dieſer Ueberzeugung beſchloß ich, mich hier einige Tage aufzuhalten. Wir lagen hier in 60° 49′ N. Breite; und nachdem wir unſern Buganker beſichtigt hatten, warfen wir ihn wieder gegen Süden aus, und legten den Wurfanker gegen Norden. Den folgenden Tag (30ſten) beſuchten uns einige Kanots. Wir kauften von den darin befindlichen Eingebornen einige gute Seeotterfelle und Mäntel von Zieſelfellen, nebſt Waſchbären (*raccoons, Urſus Lotor. LINN.*) und Füchſen. Außerdem brachten ſie uns vortreflichen friſchen Lachs in großer Menge, den wir gegen einige Glaskorallen und Knöpfe erhielten. So ging es mit unſerm Tauſchhandel einige Tage nach einander fort, wobei ſich die Indianer jederzeit ſehr ruhig und friedlich benahmen. Nur machten ſie ſich nach Landesbrauch kein Gewiſſen daraus, uns zu beſtehlen. Unter andern gaben uns einige
August. von ihnen am 3ten Auguſt eine Probe ihrer Gewandheit, indem ſie den eiſernen Haken von einem Gewinde, und die eiſerne Handhabe des Schleifſteins ſtahlen, und vermuthlich keinen ſchlechten Fang gemacht zu haben glaubten. Ich hielt es nicht für rathſam, wegen dieſer Kleinigkeiten Gewalt zu brauchen, und begnügte mich, ſtrengere Wachſamkeit anzuempfehlen, damit künftig nicht wieder dergleichen geſchähe.

An Bord der Königin Charlotte fand ſich ein etwas bejahrter Befehlshaber ein, von dem Kapitain Dixon einige die Ruſſen betreffende Nachrichten erhielt. Der Alte gab, indem er auf die Kanonen wies, ihren Knall nachahmte und noch einige andre Zeichen machte, ſehr deutlich zu verſtehen, daß kürzlich zwiſchen den Ruſſen und den Eingebornen ein Scharmützel, zum Vortheil der Letzteren, vorgefallen wäre. Dies aber, ſetzte der Anführer hinzu, ſolle ihm kein Grund ſeyn, ſich mit uns zu überwerfen, da er gewiß überzeugt ſey, daß wir zu einer andern Nation gehörten, weil wir ganz anders gekleidet wären. Die Veranlaſſung des Zwiſtes konnten wir nicht erfahren; allein vermuthlich kam er über einen Diebſtahl her.

Als die Indianer jetzt das Schiff verließen, bedeuteten ſie uns, daß ihre Nachbarſchaft bereits an Pelzwerk erſchöpft ſey; doch wollten ſie in die angränzenden Gegenden verreiſen, um einen neuen Vorrath herbeizuſchaffen. Nachmittags erhob ſich aber ein Sturm, welcher bis zum 5ten Auguſt anhielt und aus S. S. O. bis

S. S. W. die Wellen in unſere Bay trieb, ſo daß wir ſehr unruhig lagen. Um 1786. Auguſt. zehn Uhr Vormittags, als das Wetter etwas ruhiger geworden war, begaben ſich die Eingebornen in einem großen und mehreren kleinen Kanots mit Pelzwerk und Fiſchen an Bord. Mit dem großen Kanot waren ſie zwei Tage abweſend geweſen, um an verſchiedenen Orten zu handeln; und nunmehr gaben ſie uns zu verſtehen, das ganze Land am Cooksfluſſe wäre dergeſtalt von Pelzen entblößt, daß ſie keine mehr auftreiben könnten. Einer von ihnen hatte einen ſehr guten Kittel von Nankin, und ein Anderer einen blauen Kittel an; beide ſchienen keinen Werth auf dieſe Kleidungsſtücke zu ſetzen, und wollten ſie verkaufen. Viele beſaßen eine Menge blauer Glaskorallen, die ſie ſehr liebten. Unſtreitig hatten ſie dieſe Waaren von den Ruſſen, und zwar vor dem Gefechte, bald nach ihrer Ankunft in dem Fluſſe, erhalten.

Ich konnte an der Glaubwürdigkeit unſerer Gäſte um ſo weniger zweifeln, da ſchon ſeit einigen Tagen die Kanots aus allerlei verſchiedenen Richtungen, aber auch nur mit Pelzwerk von geringerer Güte, zu uns gekommen waren; deshalb nahm ich mir nunmehr vor, bei der erſten Gelegenheit den Cooksfluß zu verlaſſen und nach Prinz Wilhelms Sund zu gehen, wo ich mit Rauchwaaren von der beſten Gattung reichlich verſorgt zu werden hoffte.

Die nächſtfolgenden Tage hatten wir beinahe ununterbrochen ſtürmiſches Wetter; doch wagten ſich am 7ten Auguſt zwei kleine Kanots an Bord, von deren Inhabern wir Lachs genug auf einen Tag für unſere ganze Mannſchaft kauften. Gegen Abend kamen zwei große Kanots von dem öſtlichen Ufer herüber; allein das Wetter war ſo ſchlecht, daß ſie bei uns vorbei liefen, ohne anzuhalten. Den Schiffen gegenüber legten die Eingebornen ans Land, zogen die Kanots ans Ufer, und kehrten ſie um, vermuthlich damit ſie ihnen einſtweilen zur Wohnung dienten. Bald darauf ſahen wir auch neben einem jeden ein Feuer angezündet. Am folgenden Morgen erhielten wir einen kleinen Vorrath von Lachs durch zwei kleine Kanots, die dem Winde und dem trüben Nebelwetter trotzten. Nachmittags kamen zwei von den Eingebornen an Bord. Ich beſchenkte jeden mit einem Meſſer, einem Handbohrer und einigen Glaskorallen. Was ſie mit den Bohrern anfangen ſollten, konnten ſie nicht ausfindig machen; als ich ihnen aber den Nutzen dieſes Inſtruments gezeigt und vor ihren Augen ein Loch in ein Stück Holz gebohrt hatte, hielten ſie mehr da-

1786. August. von, als von allen übrigen Geſchenken. Es fing eben an ſehr heftig zu ſtürmen, als ſie Anſtalt machten, ans Land zurückzugehen. Ich that ihnen daher den Vorſchlag, ihre Kanots auf das Verdeck ziehen zu laſſen, bis der Sturm vorüber wäre. Sie lieſſen ſich auch willig darauf ein; allein ein mürriſcher Alter in dem einen Kanot hatte etwas dawider, und beſtand darauf, daß ſie das Schiff verlaſſen ſollten. Dies geſchah endlich, und nach langem Kämpfen und Arbeiten kamen ſie ſicher ans Land.

Der heftige Sturm, welcher einige Tage nach einander anhielt, verurſachte gleichwohl am Strande weſtwärts keine hohe Brandung; ja, ich vermuthe, daß hier die See niemals mit Ungeſtüm ans Ufer ſchlägt, woher auch der Wind kommen mag. Die Lachsfänge der Eingebornen beſtätigen mich in dieſer Muthmaßung; ſie haben deren mehrere längs dem Ufer angelegt, die doch, wenn die See ſich hier brandete, unfehlbar weggeſchwemmt werden müßten. — Nach Weſten hin gewährt das Land hier einen anmuthigen Anblick von abwechſelnden Thälern und ſanften Hügeln, die mehrentheils mit Tannen und Gebüſch bekleidet ſind. In den Thälern rieſelt oft ein Bach hinunter nach der See; auch bemerkten wir an einer Stelle etliche Häuſer und ein Gerüſt, auf welchem die Eingebornen ihren Lachs trocknen laſſen. Der Abſtich des hohen Schneegebirges im Hintergrunde giebt dieſer Gegend zugleich maleriſche Schönheit. Die Luft war ſelbſt während des neulichen Sturms ſanft und mild geblieben, und meines Erachtens iſt die hieſige Witterung ſo rauh und unfreundlich nicht, wie man gewöhnlich glaubt. Die Eingebornen brachten uns zu der Zeit, als unſer Handel mit ihnen im Gange war, öfters allerlei Sorten von Beeren, beſonders Brombeeren, die ſo gut ſchmeckten, wie die in England. Der verſchiedenen hieſigen Pelzwaaren nicht zu gedenken, findet man am Cooksfluſſe gediegenen Schwefel, Ginſeng, Schlangenwurz, Reißblei, Steinkohlen und den köſtlichſten Lachs im größten Ueberfluß. Die Eingebornen tauſchten ihre Waaren ehrlich gegen die unſrigen, und betrugen ſich friedlich; alſo lieſſe ſich hier unſtreitig ein vortheilhaftes Handelsverkehr errichten, wenn ſich jemand fände, der Muth zu einem ſolchen Unternehmen hätte.

Den 10ten, um fünf Uhr Morgens, gingen wir endlich mit einem leichten Nordoſtwinde, der bald hernach ſich in einen Südoſt verwandelte, unter Segel. Die Bay, welche wir jetzt verlieſſen, erhielt den Namen *Trading-Bay* (die Handelsbay).

1786. Auguſt.

delsbay). Wir geriethen aber, indem wir uns eben der Südſpitze dieſes Ankerplatzes gegenüber befanden, in eine ſehr reißende, nach Südweſten ſtrömende Fluth, aus welcher wir uns wegen des gar zu ſchwachen Windes nicht herausarbeiten konnten, ſo nahe uns auch der Strich der ſüdöſtlichen Fluth war. Gleich darauf erblickte ich ſüdweſtwärts, alſo genau in der Richtung, wohin die Fluth uns mit ſich fortriß, eine Untiefe, der wir uns mit der Geſchwindigkeit von fünf (Engl.) Meilen in der Stunde näherten. Es blieb nunmehr kein anderes Mittel übrig, als vor Anker zu legen; und zum Glück hatten wir reinen Ankergrund, wo wir ſogleich in elf Faden Tiefe auf feinem, dunkelfarbigen, ſchlammartigen Sande unſern Anker fallen lieſſen. Die Untiefe ward zur Ebbezeit in einer Länge von anderthalb Engliſchen Meilen trocken, und erſtreckte ſich von N. O. nach S. W. Dem Anſchein nach beſtand ſie aus ſchwarzem ſchlammigen Sande; und da ſie ſich überall regelmäßig verflächte und das Waſſer rund umher ruhig war, ſo würden wir wahrſcheinlich keine Beſchädigung auf ihr erlitten haben, wenn uns auch die Fluth nach ihr hin getrieben hätte. Ich machte mir das gute Wetter zu Nutze, ſchickte das Wallfiſchboot hin, und ließ rund umher das Senkblei werfen. Innerhalb der Untiefe war das Land ſehr hoch und an vielen Stellen mit Schnee bedeckt. Nicht weit vom Seeufer erblickten wir einen ſchmalen flachen Streif Landes, mit Fichten überall bewachſen, nebſt mehreren Oeffnungen, welche Häfen vermuthen ließen; allein ich hatte keine Zeit, mein Boot hineinzuſchicken. Vom Maſtgipfel aus ſah ich eine Klippe, welche noch vor der höchſten Fluthzeit vom Waſſer ganz bedeckt iſt, und einen Theil einer Untiefe ausmacht, die ſich zwei bis drei Engliſche Meilen vom Ufer ab erſtreckt. Eine andere Klippe zeigte ſich eine halbe Meile weit von der Südſpitze der Trading-Bay, und dieſe Klippen, nebſt den Untiefen, machen die Fahrt in der hieſigen Gegend des Fluſſes weit gefährlicher, als man bisher geglaubt hatte.

Während der Zeit, daß wir hier vor Anker lagen, ſtießen einige Kanots von einem Orte an der Südſpitze der Trading-Bay zu uns ab. In dem einen befand ſich ein Mann, der uns während unſeres Aufenthaltes in dieſer Bay bei dem Pelzhandel ſehr behülflich geweſen war und deshalb den Namen unſeres Faktors erhalten hatte. Er machte es mir ſehr deutlich, daß die Ruſſen die weſtlichen Ufer der nach Süden hin gelegenen Inſel oft beſuchen, und daß man zwiſchen derſelben und dem feſten

1786. August. Lande hinſchiffen kann; allein ich vermuthe, daß dieſe Durchfahrt ſehr unbequem, und wegen der Untiefen und reißenden Strömungen gefährlich ſeyn muß. Diesmal brachte unſer freundlicher Faktor nichts als einige Lachſe zum Verkauf. Das Hauptanliegen aber, welches ihn zu dieſem Beſuche veranlaßt hatte, war der Wunſch, daß wir ſeinen Landsleuten gegen die Ruſſen Hülfe leiſten möchten. Er drang mit dieſer Bitte ſehr ernſtlich in uns, und gab zugleich zu verſtehen, daß er in kurzer Zeit eine große Flotte von Kanots verſammlen könne, die mit Hülfe unſerer Schiffe den Feind ohne Mühe beſiegen würde. Es kränkte ihn ſehr, daß ich ihm ſein Geſuch verweigerte; aber um ihn einigermaßen zu tröſten, ſchenkte ich ihm ein Kaskett eines leichten Dragoners, womit er ſich nicht wenig dünkte. Seine Landsleute ſahen ihn mit einem ſolchen Ausdruck von Neid und Bewunderung an, daß ich ſehr zweifle, ob er es lange behalten wird. Den Andren gab ich ebenfalls einige Kleinigkeiten, womit ſie, ungeachtet ich mich ihrer gegen die Ruſſen nicht hatte annehmen wollen, vollkommen befriedigt ans Land zurückkehrten.

Den 11ten um 9 Uhr ſahen wir in Verfolg unſerer Fahrt eine Menge Kanots, und ich machte mir anfangs Hoffnung, daß ſie ans Schiff kommen würden, um mit uns zu handeln; allein als ich durch das Fernrohr nach ihnen ſah, ward ich mitten unter ihnen ein paar Ruſſiſche Boote gewahr. Der ganze Zug befand ſich ungefähr eine Seemeile weit nordwärts von uns, und ſchien ſeinen Lauf nach der Inſel am weſtlichen Ufer hin gerichtet zu haben. Der ſo eben aufſteigende Südſüdweſtwind war ihnen hierzu behülflich, und wir ſahen ſie ihre Segel aufſpannen. Ohne Zweifel gehörten ſie zu denen, die wir im Kohlenhafen (*Coal-harbour*) gefunden hatten, und vermuthlich hatte es mit der Ausſage unſeres ſo genannten Faktors, daß die Ruſſen an der Weſtſeite der Inſel einen Poſten hätten, ſeine vollkommene Richtigkeit.

Der Wind war mehrentheils ſchwach und veränderlich, und wechſelte mit Windſtillen ab. Wir bedienten uns daher des Vortheils der Fluth, um den Fluß hinunter zu ſegeln, ſo daß wir den 13ten Mittags die Mündung erreicht hatten. Die unfruchtbaren Inſeln (*barren islands*) lagen uns in Südweſten, und Kap Eliſabeth in Weſten etwas nördlich, beide in einer Entfernung von etwa fünf Seemeilen. Das leztere liegt auf einer Inſel, und die dadurch gebildete Enge hat ſehr guten Ankergrund und ſicheren Schuz. An dieſer Stelle würde man mit

1786. August.

dem erwünſchteſten Erfolge den Wallfiſchfang treiben können. Die Wallfiſche kommen hier an den Küſten, dicht am Lande, in ungeheuren Schaaren zum Vorſchein, und überall giebt es bequeme Häfen. Die unfruchtbaren (*barren*) Inſeln, welche zwiſchen der Spitze Banks und dem Kap Eliſabeth beinahe in der Mitte liegen, ſind ſehr gebirgicht und nackt; ſie bilden aber eine Gruppe, und zwiſchen ihnen ſcheinen gute Durchfahrten zu ſeyn.

Da der Wind unbeſtändig und ſchwach war, und von Zeit zu Zeit noch Windſtillen eintraten, ſo konnten wir keine große Progreſſen nach Prinz Wilhelms Sund machen. Erſt am 17ten Auguſt Nachmittags gingen wir, etwa drei oder vier Meilen weit vom Lande, vor dem Eingange deſſelben vor Anker. Hier mußten wir einige Tage lang warten, bis der dichte Nebel, der ſich bald um uns her zog, ſich wieder zertheilte; und als dieſes Hinderniß gehoben war, kämpften wir eine Zeitlang vergeblich gegen Wind und Strömung. Endlich mußte ich am 24ſten alle Hoffnung, durch die ſüdweſtliche Einfahrt in den Sund einzulaufen, aufgeben und mich entſchließen, mein Glück bei der öſtlichen zu verſuchen. Da wir aber am 27ſten noch nichts gewonnen hatten, ſo ſchickte ich mein Boot nach dem anderen Schiffe, um mit Kapitain Dixon Rath zu pflegen. Er begab ſich ſogleich zu mir an Bord, und wir beſchloſſen, König Georgs (Nutka-) Sund zu unſerm Winteraufenthalte zu wählen, und die hieſige Küſte zu verlaſſen, falls der Wind noch ein paar Tage ungünſtig bliebe. Es war in der That die höchſte Zeit, daß wir einen Entſchluß dieſer Art faßten und einen ſüdlicher gelegenen Hafen aufſuchten, da es bereits ſpät in der Jahrszeit war, und da wir ſo viele Zeit mit dem ſchlechten Wetter verloren hatten. Auch ſtand zu erwarten, daß ſich jetzt die Witterung nicht zu unſerm Vortheil ändern würde; vielmehr nahete die Zeit heran, wo ſchwere Stürme aus Weſten anhaltend zu herrſchen pflegen. Unter ſolchen Umſtänden war es rathſam, wo möglich entweder in den Croß- (Kreuz-) Sund oder in die Inſel-Bay (*Bay of Islands*) einzulaufen, welche Kapitain Cook auf ſeiner letzten Reiſe beide geſehen hat. Als dieſe Abrede genommen war, kehrte Kapitain Dixon wieder an ſein eigenes Schiff zurück.

Nach einigen abermaligen fruchtloſen Verſuchen, in den Hafen einzulaufen, verlieſſen wir den 28ſten Abends dieſe Küſte, und ſteuerten mit einem friſchen Oſt-

1786. Septbr. nordoſtwinde Südoſt gen Süden. Am 4ten September befand ich mich ſehr übel, und ließ den Kapitain Dixon rufen, um ihm auf den Fall, daß ich nicht mehr auf das Verdeck kommen könnte, den Auftrag zu geben, voran zu ſegeln, den Croß- (Kreuz-) Sund aufzuſuchen, von da nach Kap Edgecumbe und endlich nach König Georgs Sund zu gehen, wo wir ſchon zu überwintern und eine Schaluppe von ſechzig bis ſiebzig Tonnen Laſt zu bauen beſchloſſen hatten. Den folgenden Tag erblickten wir zwei hohe Berge in einer Entfernung von vierzehn bis funfzehn Seemeilen, wovon der eine, nach Cooks Karte zu urtheilen, der Berg St. Elias, und der andere der Berg Fairweather (des guten Wetters) ſeyn mußte. Nachmittags konnte ich vor Krankheit nicht länger auf dem Verdecke bleiben, und ſchickte daher meinen erſten Steuermann zu Kapitain Dixon, welcher, der Abrede gemäß, nunmehr die Führung der Schiffe über ſich nahm. Am 9ten lag uns der Berg Fairweather Oſtnordoſt, und Mittags befanden wir uns in 57° 54′ N. Br. und 137° 58′ W. Länge. Jetzt wendeten wir uns Nachmittags um zwei Uhr nach Nordoſten, um den Eingang des Croß- (Kreuz-) Sundes zu erreichen. Allein einige Stunden ſpäter, rief uns Kapitain Dixon zu: er könne in der Gegend, wo dieſer Sund nach Kapitain Cooks Karte liegen müßte, keinen Anſchein von einem Hafen ſehen, ungeachtet wir jetzt der Küſte ziemlich nahe wären; was Kapitain Cook für eine Einfahrt landeinwärts gehalten habe, ſey weiter nichts als ein tiefes Thal mit niedrigem Lande; in der weiten Entfernung, worin er ſich damals von der Küſte befunden, habe er dies leicht für eine tief hinein gehende Oeffnung halten und daſelbſt einen guten Hafen vermuthen können*).

---

*) Man weiß jetzt, das Kapitain Dixon ſich geirrt hat. Der Croß- oder Kreuz-Sund iſt ſeitdem vom Kapitain Douglas wieder beſucht werden, wie aus S. 255 des erſten Bandes dieſer Sammlung deutlich erhellt. Wahrſcheinlich liegt indeß ſowohl das Kap Croß, als der Hafen ſelbſt, etwas nördlicher, als Cook ſie angiebt, welches man auf Rechnung ſeiner groſen Entfernung ſchreiben kann, die ihm nur eine muthmaßliche Beſtimmung geſtattete. F.

1786.
Septbr.

Sechſtes Kapitel.

Wir ſuchen vergebens, uns der Inſel-Bay (*Bay of Islands*) zu nähern. — Schifffahrt längs der Küſte nach König Georgs Sund. — Unſer Bemühen daſelbſt einzulaufen wird ebenfalls vereitelt. — Abreiſe von der Amerikaniſchen Küſte. — Fahrt nach den Sandwichinſeln. — Santa Maria la Gorta. — Ankunft vor O-Waihi. — Erfriſchungen. — Diebſtahl. — Plan der weiteren Reiſe. — Die Schiffe verlaſſen O-Waihi. — Nehmen ein Kanot mit Eingebornen auf, die ſich in Noth befinden. — Ankern zu Woahu.

Es gebrach uns an Zeit, den Croß-Sund, nachdem wir ihn hier verfehlt hatten, in einer andren Richtung aufzuſuchen. Wir legten alſo die Schiffe um, und ſegelten nach Süden. Bei dem anhaltenden ſchlechten Wetter beſorgte ich jetzt, daß es um unſere Ankunft in irgend einem Hafen an der Küſte mißlich ſtehen möchte. Schlug uns aber dieſes Bemühen fehl, ſo mußten wir uns entſchließen, auf den Sandwichinſeln unſeren Waſſervorrath zu ergänzen und den Winter daſelbſt zuzubringen. Dieſe Ausſicht bewog mich, meine Leute auf eine beſtimmte Portion Waſſer einzuſchränken und ihnen Mann für Mann täglich zwei Quartier reichen zu laſſen.

Den 14ten September erblickten wir das Land um Kap Edgecumbe, und lieſen nordoſtwärts, um in die Gegend zu kommen, wo Kapitain Cook die Inſel-Bay (*Bay of islands*) angiebt, und wo wir einen guten Hafen zu finden hofften; allein nachdem wir dem Lande bis auf zwei Seemeilen nahe gekommen waren, ſahen wir nichts einem Hafen Aehnliches, ja, nicht einmal eine ſichere Bay, und konnten mit achtzig Faden den Grund nicht erreichen. Gegen Mittag entdeckten wir eine Reihe Klippen nordwärts von uns, die ſich ziemlich weit von der Küſte in See erſtreckten und wohin uns die Strömung mit großer Geſchwindigkeit führte. Da ſich nun überdies noch nichts, das einem Hafen ähnlich geweſen wäre, ſehen ließ, ſo hielt es Kapitain Dixon, der noch anführte, für rathſam, ſich vom Lande zu entfernen. Es war ein Glück für uns, daß zu gleicher Zeit der Wind etwas mehr nach Süden herumging, ſo daß wir jene Klippenreihe vermeiden konnten. Hätten wir einen feſten, zuverläſſigen Wind gehabt, ſo wäre hier von Gefahr nicht die Rede geweſen; allein außer der Schwäche des Windes mußten wir gegen eine hohle See

1786. Septbr. anſteuern, die gegen das Ufer trieb, und durch die unſere Schiffe kaum fortrückten. Mittags befanden wir uns in 57° 6′ N. Br. und 136° 40′ W. Länge*).

Wir kreuzten noch bis zum 16ten mit veränderlichem Winde umher; um Mittag aber, als ſich keine Ausſicht zeigte, unweit des Kaps Edgecumbe einen Hafen zu finden, ließen wir alle Gedanken daran fahren, und richteten unſren Lauf nach König Georgs Sund. Am 18ten, um Mittag, befanden wir uns in 53° 46′ N. Br. und 134° 6′ Weſtl. Länge, und eine Stunde hernach ſahen wir Land mit dem Anſchein einer Bay, der aber wieder verſchwand, ſobald wir bis auf zwei Seemeilen der Küſte nahe kamen, die hier ſehr hoch und gebirgicht iſt und ſich gegen das Seeufer in ſteile, überhängende Jähen endigt, an welche die Wellen mit Gewalt anſchlugen. Kapitain Dixon rief uns an, und ließ mir ſagen, daß er weder Hafen noch Einwohner in dieſer Gegend wahrnehmen könne.

Am 21ſten September, in 50° 47′ N. Br. und 129° 28′ W. L., ſahen wir eine Inſel in Nordoſt bei Oſt ½ Oſt ſechs bis ſieben Seemeilen weit von uns liegen, und um ſechs Uhr Nachmittags zeigte ſich ein zweites Inſelchen in einer noch weiteren nordöſtlichen Entfernung. Früh am folgenden Morgen lag auch ſchon Woody Point (oder die waldige Spitze, welche den Eingang des Sundes bildet) drei Seemeilen weit von uns da. Es ſchien ſich hier eine Bay zu öffnen, weshalb ich das Wallfiſchboot ausſetzen ließ und vorausſchickte, damit es das Senkblei würfe. Gegen zwei Uhr zeigte ſich indeß nirgends ein ſicherer Ankerplatz, und ich rief das Boot durch Signale zurück. Wir ſegelten nunmehr oſtwärts nach König

---

*) Es iſt offenbar, daß auch dieſesmal die Schuld nicht an Kapitain Cook gelegen hat; denn ſeine Bay der Inſeln (oder Inſel-Bay, wie man ſie nennen mag) liegt nördlicher, als ſie Herr Dixon ſuchte, und ward hernach von Kapitain Portlock bei ſeinem zweiten Aufenthalt an dieſer Küſte Salisbury-Sund genannt. Allein der Fehler ſcheint daher zu rühren, daß man ſich mehr an die vom Kapitain Roberts ſorglos entworfene Karte, als an die im Text befindlichen Angaben hielt. So ſchädlich iſt es, wenn man ſo wichtige Ausarbeitungen, wie die der Karten zu Cook's Reiſe, einem unwiſſenden und unüberlegten Menſchen anvertrauet. Kapitain Cook hatte nicht nur ſehr genau den Eingang der Inſel-Bay in 57° 20′ N. Br. angegeben, ſondern auch ſchon die Vermuthung geäußert, die Portlock hernach wahr befunden hat, daß der ſüdliche Arm dieſer Bay das Land, worauf Kap Edgecumbe liegt, zur Inſel mache. S. Cook's dritte Entdeckungsreiſe I. B. S. 67. der Quartausgabe, wo indeß die Karte von dem Herrn geheimen Sekretär Sotzmann bereits um vieles verbeſſert worden iſt. F.

Georgs Sund, mußten uns aber um ſieben Uhr wegen der Dunkelheit von dem Lande entfernen. 1786 Octb.

Bei Tagesanbruch nahmen wir unſren Lauf wieder nach der Küſte, und um zwei Uhr Nachmittags ſahen wir ein Kanot vom Lande abſtoßen; wir zogen deswegen die Segel zum Theil ein, und legten bei, um den Indianern Zeit zu laſſen, daß ſie uns einholen könnten. Es waren zwei Männer in dem Kanot, die wir aber nicht bereden konnten, an unſern Bord zu ſteigen. Wir kauften ihnen einige Fiſche ab, und ich machte ihnen noch einige geringe Geſchenke, womit ſie uns verließen und nach dem Ufer zwiſchen Woody Point und König Georgs Sund ruderten. Die ſchwachen Winde erlaubten uns nicht, den Sund vor dem Eintritt der Nacht zu erreichen, und wir ſahen uns genöthigt, die offene See wieder zu ſuchen. Den folgenden Tag ging es uns nicht beſſer; allein jetzt hatten wir doppelte Urſache, uns wo möglich von der Küſte zu entfernen, indem der Südoſtwind ſich verſtärkte und alles einen ſchweren Sturm zu verkündigen ſchien. Schon um acht Uhr Abends zeigte ſich der Horizont in Süden und Südoſten ſehr wild und roth, und es blitzte heftig in dieſer Gegend. Um zehn Uhr ſtürmte es aus Oſtſüdoſten bei ſehr dunklem Wetter und ſtarkem Regen; deſſen ungeachtet legten wir das Schiff um, und richteten unſere Fahrt wieder nach Nordoſten, um wo möglich am Morgen in den Sund zu laufen. Allein um elf Uhr hatte der Sturm ſo überhand genommen, daß wir mit der Anſtrengung unſerer ganzen Mannſchaft kaum in Stande waren, die Segel einzuziehen und ſeinem Wüthen die nöthigen Vorkehrungen entgegenzuſetzen. Wir ſahen uns genöthigt, um Mitternacht das Schiff nochmals nach Süden bei Weſten umzulegen; und kaum war dies geſchehen, ſo erhob ſich ein fürchterlicher Windſtoß, wobei wir die Marsſegel einziehen mußten und beinahe das große Fockſegel eingebüßt hätten. Um drei Uhr ſprang der Wind nach Südoſten um, und ſtieg zu einem wüthenden Orkan, der die Wellen fürchterlich emportrieb, ſo daß unſer Schiff hin und her geſchleudert ward und die Zimmerhölzer von der gewaltſamen Bewegung und Spannung krachten. Dieſe Nacht war unſtreitig die ſchrecklichſte, die ich je erlebt habe. Das erhabene Schauſpiel der aufgeregten Wogen, die ſich wie Berge thürmten, ward noch furchtbarer durch lauten Donner, grelle Blitze, Fluthen von Regen, und vor allem durch die an jeder Maſtſpitze und an den Enden aller Raaen leuchtenden Erſcheinun-

1786. Septbr. gen, die der Engliſche Matroſe Compaſantes *) zu nennen pflegt, deren Licht wenigſtens ſo hell war, als wenn wir eben ſo viele Laternen ausgeſteckt hätten. Außer denen, die an den Maſten und Segelſtangen ihren beſtimmten Platz hatten, umflatterten ähnliche Flämmchen alle Theile des Tau- und Takelwerks.

Es iſt eine unter den Seefahrern angenommene Meinung, daß der Sturm ſeinen höchſten Grad ſchon erreicht hat, oder doch bald erreichen wird, wenn dieſe Erſcheinung ſich auf dem Gipfel des höchſten Maſtes zeigt. Wir fanden jetzt dieſe Regel beſtätigt; um halb vier Uhr, nach einem äußerſt wüthenden Windſtoße, der aber nur zwei oder drei Minuten währte, trennten ſich die Wolken; es ward ruhiger, und um ſechs Uhr war es beinahe windſtill. Die See aus Südſüdoſten her ging aber entſetzlich hohl, und der Eingang von König Georgs Sund, den wir bald darauf erblickten, war fünf bis ſechs Seemeilen weit entfernt. Nachmittags um zwei Uhr, nachdem wir uns dem Lande mit einem ſehr gelinden Lüftchen genähert hatten, fiel wieder eine Windſtille ein, und machte es uns unmöglich, vor eintretender Nacht in den Hafen einzulaufen. Mehrere Tage verſtrichen auf dieſe Art in fruchtloſem Kampfe gegen widrige aber zu ſchwache Winde und gegen eine aufgeregte, hohl daher wogende See, die uns einmal in große Gefahr brachte, an den Felſen nordweſtwärts vom Eingange in den Sund zu ſcheitern. Ich ſah nunmehr ein, wie ſehr unwahrſcheinlich es wäre, daß wir noch in der jetzigen Jahrszeit hinein kommen könnten. Das ſchlechte Wetter ſchien fortdauern zu wollen; unſere Segel und unſer Tauwerk hatten ſehr gelitten und die Mannſchaft bedurfte Erholung. Unter dieſen Umſtänden glaubte ich, die Amerikaniſche Küſte verlaſſen zu müſſen, um die Sandwichinſeln ohne ferneren Zeitverluſt aufzuſuchen. Nachdem wir unſere Gefährtin, die Königin Charlotte, angerufen und dem Kapitain Dixon dieſen Entſchluß bekannt gemacht hatten, ſteuerten wir alſo am $29^{\text{ſten}}$ September nach S. gen Weſten.

Um

---

*) Dieſe elektriſche Flamme pflegt bei heftigem Sturm- und Donnerwetter um die Spitzen der Maſten und Raaen, die alsdann ſtatt der Ableiter dienen, zu ſpielen, und hat allerlei Namen. Die Alten dachten dabei an Kaſtor und Pollux, oder an ihre Schweſter Helena; und ſeitdem dieſe Heiligen nicht mehr gangbar ſind, tauft man ſie *Ste. Elme*, oder St. Peters- und Nikolaus-Feuer, auch wohl gar *Corpo ſanto*, heiliger Leichnam, woraus die Engliſchen Ketzer, durch eine ſehr begreifliche Verſtümmelung eines Namens, der keinen Sinn hat, das oben im Text befindliche Compaſant herausgebracht haben. Dieſelben Erſcheinungen ſieht man zuweilen auch an Thurmſpitzen, desgleichen auf den Hellebarden und Lanzen der Soldaten im Felde. F.

Um die Mitte des Oktobers fing der Scharbock an ſich bei einigen von unſeren Leuten zu zeigen, weshalb ich der ganzen Mannſchaft anſtatt des Branntweins täglich ein Nößel Oporto-Wein reichen ließ. Wir ſetzten dabei unſere Fahrt nach den Sandwichinſeln mit der Unannehmlichkeit fort, daß die Winde öſters Südlich und Südöſtlich waren, und unſeren Fortſchritt ſehr verzögerten. Am 26ſten erblickten wir in 32° 36′ N. Br. und 143° 35′ W. L. eine ſehr große Anzahl Tropikvögel, (*Phaëton aethereus*) von denen einer einen kleinen Landvogel, der faſt wie eine Schnepfe ausſah, verfolgte. 1786 Oktober.

Am 1ſten November befanden wir uns in 28° 14′ N. Br. und 148° 35′ W. L., wo wir, da das Wetter ſehr heiter war, die Inſel St. Maria la Gorta geſehen haben müßten, wenn ſie ſo läge, wie ſie Kapitain Cook's Generalkarte in 28° N. Br. und 149° 20′ W. L. angiebt. Allein nirgends ſah man hier von der Maſtſpitze eine Spur von Land am Horizonte; ja am folgenden Morgen liefen wir genau über den beſtimmten Punkt, wo die Inſel liegen ſollte, und es iſt alſo wohl zu vermuthen, daß es gar keine ſolche Inſel giebt *). Novemb.

Den 9ten November, Morgens, ſtürmte es heftig aus Südoſten mit Regengüſſen und ſtarken Blitzen; und um neun Uhr zerriß der zunehmende Sturm uns ein Segel. Am 14ten hatten wir endlich den hohen Berg von O-Waihi mit einigen beſchneieten Stellen, wiewohl noch in einer Entfernung von beinahe dreißig Seemeilen, im Geſichte. Den 16ten ſchifften wir in der Weite von fünf Seemeilen längs dem nächſten Ufer. Es wagten ſich einige Kanots zu uns, die aber außer einigen wenigen Fiſchen nichts zum Verkauf brachten, indem es bei dem ſtarken Winde und der hohlen See wirklich nicht rathſam war, mit einer Ladung auszulaufen. Des Nachts ſahen wir an verſchiedenen Orten auf dem Lande Feuer, wodurch man vermuthlich die Einwohner der entfernten Gegenden von unſerer Ankunft benachrichtigen wollte. Früh am folgenden Morgen (den 17ten) ſegelten wir Nordweſtwärts

---

*) Dieſer Schluß iſt ein wenig übereilt. Wenn man eine Inſel, welche die Spaniſchen Seefahrer des ſechzehnten Jahrhunderts entdeckt und in die Karten eingetragen haben, nicht genau in der Länge findet, wo dieſer oder jener neuere Geograph ſie nach ſeinen Muthmaßungen hinſetzt, ſo iſt darum die Wirklichkeit der Entdeckung und das Daſeyn der Inſel nicht ſogleich in Zweifel zu ziehen. Die Nautik war damals noch ſo unvollkommen, daß nichts ſich leichter ereignen konnte, als ein Irrthum von vielen Graden der Länge. F.

1786 Novemb. mit einem ſanften Oſtwinde: und da wir jetzt nicht über drei oder vier Engliſche Meilen vom Ufer waren, ſchickten ſich die Einwohner häufig an, uns in ihren Kanots zu folgen. Indem wir die Nordſpitze der Inſel umſchifften, warfen wir fleißig das Senkblei, und fanden etwa zwei Engliſche Meilen weit vom Ufer ungefähr ſechzehn Faden Tiefe auf weißem Sande und Korallagern. Nirgends aber konnten wir einen ſichern Ankerplatz für die Schiffe erblicken. Die hohen Wogen ſchlugen mit Gewalt an die Küſte, die hier aus ſteilen ſchwarzen Felſen beſteht. Hier und dort zeigen ſich kleine Strecken von einem weißen Sandſtrande, wo die Eingebornen gewöhnlich ihre Kanots aufziehen. Die Gegend umher iſt äußerſt anmuthig, und wir glaubten einige Dörfer ſehr angenehm in Hainen von ſchönen Kokospalmen liegen zu ſehen.

Indem wir unter Begünſtigung eines ſanften Windes innerhalb eines Flintenſchuſſes vom Lande hinfuhren, verſammelten ſich die Eingebornen beiderlei Geſchlechts in großer Anzahl am Strande, und ſchwangen, als Friedens- und Freundſchaftszeichen, Stücke von ihrem weißen Zeuge in der Luft. Gegen acht Uhr ließ ich unſer Wallfiſchboot vorausgehen, um in einer Bay auf der Weſtſeite der Inſel, nicht weit von dem Bezirke Toeyayah, wo ich einen guten Ankerplatz vermuthete, das Senkblei zu werfen. Während der Zeit kreuzten wir ab und zu, und gaben den Eingebornen dadurch Gelegenheit, uns die Erzeugniſſe ihrer Inſel zum Verkauf zu bringen. Es währte auch nicht lange, ſo erſchienen ſie mit reichlichen Vorräthen von Schweinen, Piſang- und Brodtfrüchten, Kokosnüſſen, Tarrowurzeln, Hühnern, wilden Gänſen und vortreflichem Salz. Wir vertauſchten dagegen Nägel, Tohis (Aexte) und allerlei Spielſachen, und trieben den Handel ſo raſch, daß wir in Zeit von vier Stunden eine hinreichende Anzahl großer Schweine hatten, um mit ihrem geſalzenen Fleiſche ſieben große Fäſſer zu füllen. Außerdem behielten wir eine ungeheure Menge kleinerer Schweine zur Verköſtigung der Mannſchaft mit friſchem Fleiſche. An Pflanzenſpeiſe, die hauptſächlich in Tarrowurzeln und Brodtfrüchten beſtand, hatten wir gegen hundert und ſechzig Centner eingekauft, und mußten vieles zurückweiſen, weil wir keinen Raum dazu behielten. Es iſt auch keinesweges rathſam, mehr Pflanzenſpeiſe auf einmal einzuhandeln, als man in ſechs oder ſieben Tagen aufzehren kann, weil ſie ſich nicht wohl länger zu halten pflegt. Die Quantität Salz, die wir ein-

1786 Novemb.

tauſchten, betrug an Gewicht gegen hundert Centner, und ward ſogleich zum Einſalzen des Schweinefleiſches gebraucht.

Den ganzen Tag betrugen ſich die Eingebornen bei dem Handel ſehr ehrlich; dagegen äußerten die müſſigen Zuſchauer beiderlei Geſchlechts, wovon es bei uns wimmelte, ihre bekannte Neigung zum Stehlen. Einer war geſchickt genug, den Bootshaken aus dem Boot zu entwenden, obgleich der Wächter darin ſaß; ein anderer kroch an den Steuerruderketten hinauf, ſtieg durch das Fenſter in die Kajütte, ſtahl den Azimuthkompaß, und entkam glücklich damit, ob wir gleich auf dem Hintertheile des Schiffes eine Schildwache zum Achtgeben ausgeſtellt hatten. Es wurden noch eine Menge anderer Kleinigkeiten geſtohlen; und wenn man bedenkt, daß zuweilen zweihundert und funfzig Kanots, worin wenigſtens tauſend Menſchen befindlich waren, das Schiff zu gleicher Zeit umringten, ſo wird man ſich nicht darüber wundern können.

Nachdem wir mit Einhandeln aufgehört hatten, erſuchten uns die Eingebornen, in der Nähe des Landes zu bleiben, damit ſie uns am Morgen reichlicher mit Schweinen verſorgen könnten. Ich verſprach es ihnen, worauf ſie ſehr freundlich von uns ſchieden und nach dem Lande ruderten. Unſer Boot kam gegen fünf Uhr zurück, und der Officier, den ich mit demſelben ausgeſchickt hatte, berichtete, daß er auf Sand und Korallengrund zwanzig und fünf und zwanzig Faden Tiefe, aber nirgends einen ſichern und geſchützten Ankerplatz in der Bay gefunden hätte. Daher entſchloß ich mich auch nicht, tiefer hinein zu ſegeln, ſondern nahm mir vor, ein paar Tage lang in unſerer jetzigen Lage ab und zu zu kreuzen, um einen guten Vorrath zum Einſalzen für die weitere Seereiſe einzutauſchen. Sobald wir dieſes Geſchäft nach Wunſch geendigt hatten, begab ich mich am 19ten November Vormittags zu Kapitain Dixon, um mich mit ihm über unſere weiteren Maaßregeln zu beſprechen. Wir hatten jetzt alle große Schweine, die man uns zugeführt hatte, weggekauft und vermuthlich dieſe Gegend der Inſel O-Waihi ſo ziemlich erſchöpft. Nach einem ſo großen Verbrauche von friſchem Waſſer waren unſere Schiffe leicht; unſer Tauwerk bedurfte einer Ausbeſſerung; und dies zuſammen genommen, fanden wir es nöthig, nach König Georgs Bay in Woahu zu gehen, wo wir vor den herrſchenden Winden vollkommen ſicher liegen und zugleich unſere Schiffe ſehr bequem ausbeſſern konnten.

1786. Novemb. Ein aufſteigender friſcher Weſtſüdweſtwind, womit wir uns der Inſel Mauwi näherten, trieb bald die wenigen Kanots, die noch bei uns geblieben waren, ans Land. Um zwei Uhr Nachmittags wehete es noch ſtärker aus Südweſten. Nun kehrte ich nach meinem eigenen Schiffe zurück, ließ die Marsſegel ganz einreffen und die Bramraaen herunternehmen, und entfernte mich der Vorſicht halben vom Lande. Kurz vor eintretender Nacht ſahen wir ſüdweſtwärts ein Kanot hinter uns her kommen; die darauf befindlichen Leute hatten eine kleine Matte ſtatt des Segels aufgeſpannt, und ruderten zugleich aus allen Kräften. Wir legten das Schiff bei, und nahmen ſie an Bord. Es waren vier Männer, die einen Vorrath von Lebensmitteln, als Erdäpfel, Piſangs und d. gl. führten. Wahrſcheinlich kamen ſie von Mauwi (*Mowee*) und hatten gehofft, ihre Ladung bei uns abzuſetzen, als wir uns dieſer Inſel näherten, waren aber hernach mit dem ſtürmiſchen Winde vom Lande abgetrieben, ohne Hoffnung es wieder erreichen zu können. Es freuete mich ſehr, daß wir ſo glücklich waren, ihr Kanot mit dem kleinen Segel zu erblicken; denn hätten ſie unſer Bord nicht erreicht, ſo wären ſie unfehlbar untergegangen. Schon war, als ſie zu uns kamen, ihr Kanot mit Waſſer beinahe gefüllt, und ſie ſelbſt hatte die Arbeit ſo ſehr erſchöpft, daß ſie ohne Beiſtand nicht in das Schiff ſteigen konnten. Wir brachten aber nicht nur ihre ganze Ladung an Bord, ſondern hoben auch das Kanot auf das Verdeck, und hatten das Glück, ſie durch unſere Pflege wieder hergeſtellt zu ſehen, und dafür Dankbezeigungen einzuerndten, die wohl nie aufrichtiger und inniger aus dem Herzen gekommen ſind.

Es währte bis zum 22ſten, ehe wir wir wieder Beſuch erhielten. Eine Menge großer und kleiner Kanots kam von Mauwi und Morotai mit allerlei Erzeugniſſen dieſer Inſeln, unter denen indeß kleine Ferken, ſüße Erdäpfel und Zuckerrohr das vorzüglichſte waren. Nachdem ſie ihre Ladungen abgeſetzt hatten, verließen ſie uns bei Sonnenuntergang wieder; und den folgenden Nachmittag bei einer Windſtille, der Oſtſpitze von Mauwi gegenüber, beurlaubten ſich auch die armen Geretteten von uns. Ich hätte ſie gern beredet, bis an den Morgen bei uns bleiben, um ſie näher und ſicherer ans Land zu bringen; allein ſie wollten ſich nicht länger halten laſſen, und achteten die Entfernung gering, ob ſie gleich nicht weiter als fünf Seemeilen (drittehalb Deutſche Meilen) betrug. Die ehrlichen Leute gingen auch nicht leer

1786. Novemb.

von uns zurück; denn außer den Geſchenken, die ſie von mir erhielten, gab ihnen faſt ein jeder im Schiffe irgend etwas zum Zeichen der Freundſchaft. Ihr Unglück ward ihnen ſolchergeſtalt eine Quelle von weſentlichem Gewinn. Wir kreuzten, wegen des unbeſtändigen, bald ſüdlichen, bald weſtlichen Windes noch bis zum 30ſten November umher. An dieſem Tage aber ſchien der Paſſatwind ſich zwiſchen Norden und Oſten geſetzt zu haben und wir ließen um vier Uhr Nachmittags in König Georgs Bay den groſſen Buganker fallen, und vertrueten ſodann das Schiff mit dem Stromanker.

Siebentes Kapitel.

Beſuch von Tahiterri. — Schädliche Wirkung der Awawurzel. — Begebenheiten zu Woahu. — Holzankauf. — Errichtung eines Eatua. — Die Oberhäupter opfern ihren Göttern. — Sie ſchmieden einen Anſchlag, das Schiff zu erobern. — Man lehrt ſie die Wirkung des Feuergewehrs. — Zwei von den Eingebornen ſchiffen ſich mit uns nach Atuai ein. — Abſchied von Tahiterri. — Alter Prieſter. — Abreiſe von Woahu. — Ankerwurf in der Bay Weimoa, auf der Inſel Atuai. — Spaziergang auf der Inſel.

Bald nach unſerer Ankunft im Hafen beſuchten uns einige Kanots, die aber wenig oder nichts zum Verkauf brachten. Die Ufer dieſer Bay ſind überhaupt nicht volkreich und die wenigen Einwohner ſcheinen von keinem Gewichte zu ſeyn. Ich gab ihnen zu verſtehen, daß es uns an Waſſer fehlte, und wünſchte, daß ſie, wie ehedem, dieſem Mangel abhelfen möchten. Sie würden mir auch, um der Nägel und Glaskorallen willen, die ich dafür gegeben hätte, meine Bitte gern gewährt haben; allein ſie verſicherten mich, nicht nur das Waſſer, ſondern alles, was die Inſel hervorbringe, ſey auf Königlichen Befehl Tabu, d. i. auszuführen verboten. Bei ſo bewandten Umſtänden gab ich einem Manne, der mir unter unſern Gäſten noch die meiſte Autorität zu haben ſchien, ein Geſchenk an den König, und noch eins an meinen alten Bekannten, den Prieſter, wobei ich ihn erſuchte, Sr. Majeſtät zu berichten, daß wir Waſſer und Erfriſchungen bedürften, weshalb ich die unverzügliche Aufhebung des Tabu wünſchte. Bei Sonnenuntergang gingen die Eingebornen auf mein Verlangen ans Land.

December. 1786. Früh am folgenden Morgen (den 1ſten December) kamen einige Kanots, und brachten uns, ungeachtet des Verbots, etwas Waſſer und einige Lebensmittel. Um die Spitze Dick ſahen wir jetzt eine Menge großer und kleiner Fahrzeuge in die Bay kommen und in der Vertiefung derſelben anlegen. Gleich darauf erhielt ich einen Beſuch von meinem alten Freunde, dem Prieſter, der nach ſeiner Gewohnheit in einem großen, mit Zweigen der Kokospalme geſchmückten Doppelkanot heran gefahren kam. Nachdem er feierlichſt rund um das Schiff gerudert war, und jedes Kanot, das ihm im Wege lag, übergefahren hatte, legte er ſich an unſer Schiff, erkundigte ſich aber zuvor, ehe er an Bord ſteigen wollte, nach mir. Als ich an der Seite des Schiffes erſchien, um ihn zu bewillkommnen, langte er ein kleines Ferken hinauf, ſtieg an Bord, und überreichte es mir als ein Symbol des Friedens und der Freundſchaft; denn dieſe Feierlichkeit iſt, wie ich ſchon anderwärts geſagt habe, auf allen dieſen Inſeln gewöhnlich.

Der alte Mann brachte mir die Nachricht, der König, der eben auch mit einem großen Geſchwader von Kähnen in die Bay gekommen war, würde mich in kurzem auf meinem Schiffe beſuchen, und ſo wie er wieder ans Land ginge, ſollte das Tabu aufgehoben ſeyn und die Eingebornen alles, was die Inſel vermöchte, herbeiführen dürfen. Ich beſchenkte ihn von neuem, gab ihm auch ein Geſchenk für den König mit, und bat ihn, es eigenhändig abzuliefern. Um zehn Uhr verließ er uns, und kehrte in Zeit von einer Stunde mit ſeinem eigenen Kanot in Begleitung einer Menge großer und kleiner Fahrzeuge zurück. Der König ſelbſt ſaß in einem großen, von ſechzehn ſtarken Männern geruderten Kanot, und war von vielen vornehmen Befehlshabern umringt. Als ſein Kanot dem Schiffe näher kam, wichen alle übrigen bis auf eine gewiſſe Entfernung zurück, um Sr. Majeſtät Platz zu machen. Dreimal fuhr er feierlich um das Schiff; dann ſtieg er, ohne die mindeſte Furcht blicken zu laſſen, herauf, und wollte keinen von ſeinem Gefolge mit ſich nehmen, bis ich es etwa acht oder zehn der Vornehmſten erlaubte. Der König beſchenkte mich mit einigen Schweinen und Früchten, die ich mit einem Gegengeſchenk erwiderte, womit er im höchſten Grade zufrieden ſchien. Von ſeinen Begleitern brachten mir die meiſten ebenfalls etwas dar, wogegen ich mich bemühete, nach ihrem Wunſch und Geſchmack erkenntlich zu ſeyn, um ein freundſchaftliches Verkehr mit den Eingebornen zu begründen, ſo daß unſeren Bedürfniſſen abgeholfen und zugleich unſere Geſchäfte gefördert werden möchten. 1786 December

Der König Tahiterri iſt ein ſehr ſtarker, wohlgebildeter Mann von etwa funfzig Jahren. Er ſcheint wohlmeinend, einſichtsvoll, und von ſeinen Unterthanen ſehr geachtet zu ſeyn. Bei uns erkundigte er ſich, ob wir in O-Waihi geweſen wären; und als ich dies bejahete, wünſchte er von dem jetzigen Zuſtande der Inſel und von ihrem Könige, mit dem er in Streit lebt, etwas Genaueres zu erfahren. Ich konnte ihm nur ſagen, daß der König ſich wohl befände, und daß wir die Inſel in blühendem Zuſtande verlaſſen hätten.

Tahiterri blieb beinahe den ganzen Tag bei uns, und befahl ſeinen Unterthanen, uns reichlich mit Waſſer zu verſorgen und alle Erzeugniſſe des Landes herbeizubringen. Bei Sonnenuntergang kehrte er ans Land zurück, und alle Kanots folgten ihm. Wir empfanden bald die guten Wirkungen dieſes Beſuches; das Tabu ſcheuchte nicht länger die Einwohner von uns zurück, und alle unſere Mundvorräthe wurden reichlich ergänzt. Wir ſalzten fleißig Schweinefleiſch für die weitere Seereiſe ein, und machten unſerm großen Boot ein neues Verdeck.

Den 3ten December beſuchte mich Tahiterri zum zweitenmal, und beſchenkte mich wie zuvor. Die Kanots fanden ſich in großer Anzahl um die Schiffe ein, und der Entfernung vom Ufer ungeachtet, gaukelten die Einwohner, Männer und Weiber, haufenwenweiſe im Waſſer um uns her. Mein alter Freund, der Prieſter, hielt ſich faſt beſtändig an unſerm Bord auf, und trank nach ſeiner Gewohnheit eine ungeheure Quantität Awa- oder Yawatrank, der ihn in den elendeſten Zuſtand verſetzte. Er ſchien völlig erſchöpft und war am ganzen Leibe mit einem ausſatzähnlichen Schorfe bedeckt. Zwei von ſeinen Bedienten hatten gewöhnlich das Amt, ihm die Awawurzel zu kauen; allein er gab ihnen ſo unabläſſig zu thun, daß ihre Kinnbacken ermüdeten, und er ſich oft genöthigt ſah, unter den neben unſerm Bord befindlichen Leuten einige Awakäuer zu miethen, denen er den Mundvoll mit einer Glaskoralle bezahlte. Von einem dieſer Vorkäuer, der ein ſehr geſcheuter Kerl war, erfuhr ich, daß weſtwärts von der Spitze Roſe, in Königin Charlottens Bay, ein überaus ſicherer und bequemer Hafen befindlich wäre, wo die Schiffe vollkommen ruhig liegen könnten. In unſere (König Georgs) Bay ſtürzten

1786. December. jetzt die Wogen um die Spitze Dick von der offenen See ſo ungeſtüm hinein, daß die Schiffe außerordentlich hin und her rollten; ich nahm mir alſo vor, ſobald der Zimmermann das große Boot zu Stande gebracht hätte, es dorthin zu ſchicken und den Hafen unterſuchen zu laſſen, um nach Befinden die Schiffe hineinführen zu können. Der Bezirk, in deſſen Nachbarſchaft dieſer Hafen liegen ſollte, hieß, wie man mir ferner berichtete, Waititih (*Whyteetee,*) und unſer Awakäuer, Namens Towanuha, der auf dieſer Inſel anſehnliche Beſitzungen hatte, verſprach, mit unſerm Boote dahin abzugehen und meinen Leuten zum Führer zu dienen.

Se. Majeſtät beehrte uns am 4ten mit einem abermaligen Beſuche, und brachte mir, außer dem gewöhnlichen Geſchenk, eine Menge vortreflicher Fiſche von der Art der Seebarben, die man nach ſeiner Verſicherung in einem kleinen See von ſalzigem Waſſer, unweit der Vertiefung der Bay, finge. Von unſeren Mahlzeiten pflegte der König wohl zu eſſen, hingegen berührte er nie einen Tropfen Wein oder Branntwein; auch trank er keinen Awa, ſondern reines Waſſer. Die Achtung, die wir ihm bezeigten, ſchien ihm höchlich zu gefallen; und wir unſerer Seits hatten alle Urſache, mit ſeinen Beſuchen zufrieden zu ſeyn, da er nicht nur die Eingebornen antrieb, uns mit allem Erforderlichen zu verſehen, ſondern auch gute Ordnung hielt und es nicht litt, daß die um uns her ſchwärmenden Haufen uns läſtig wurden. Dieſen Nachmittag hatten wir unſern Waſſervorrath ergänzt, und in Zeit von drei Tagen mehr als ſechzig Oxhoft, ohne eine Menge kleiner Fäſſer zu rechnen, voll gefüllt. Einen ſtärkeren Beweis von dem Eifer der Eingebornen, dieſen vortheilhaften Handel zu treiben, kann es nicht geben. Es fehlte uns nunmehr nur an Brennholz, wovon wir beſonders bei dem Einſalzen der Schweine ſehr viel verbraucht, indem wir das Waſſer zum Abbrühen damit kochend gemacht hatten; allein kaum erwähnten wir gegen die Inſulaner etwas von dieſem Bedürfniſſe, ſo führten ſie uns einen reichlichen Vorrath vom beſten Brennholze zu, den wir gegen Nägel und Knöpfe eintauſchten.

Den 5ten, des Morgens, hoben wir das nunmehr fertig gewordene große Boot aus, und rüſteten es zu der kleinen Excurſion nach Königin Charlottens Bay. Wir bemerkten um das Schiff eine große Anzahl Haifiſche, von denen wir vier oder fünfe fingen. Nachdem wir die Leber herausgenommen hatten*), ſchenkten wir ſie

den

---

*) Vermuthlich um Oel daraus zu erhalten. F.

1786. December.

den Inſulanern, denen ſie ſehr willkommen waren. Der alte Pfaff insbeſondere erhielt zwei der größten, und ließ ſie in ſeinem Kanot feſt anbinden. Er war im Begriff, ſie ans Land zu ſchicken, als ſich ein merkwürdiger Umſtand damit ereignete. Indem das Kanot bereits am Hintertheile des Schiffes lag, fiel einer von den Haien, der nicht gut feſtgebunden war, über Bord ins Waſſer, und ſank ſogleich elf Faden tief zu Boden. Ob nun gleich viele hungrige Haie lebendig umher ſchwammen, tauchte doch einer von den Inſulanern mit einem Strick in der Hand unter bis auf den Grund, befeſtigte den Strick um den Hai, und zog ihn hernach in ſein Kanot, ohne ſich im geringſten vor den gefräßigen Thieren zu fürchten. Ein ſolcher Hai iſt den Inſulanern ein wichtiges Geſchenk; denn ſie ſalzen ihn ein und eſſen davon mit beſonderem Appetit. Mit der Haut beziehen ſie ihre Trommeln, und die Zähne befeſtigen ſie in ein hölzernes Inſtrument, deſſen ſie ſich ſtatt eines Meſſers bedienen.

Die Zufuhr von Lebensmitteln dauerte noch immer fort, und es kamen unzählige Menſchen zu den Schiffen, bloß um ihre Neugier zu befriedigen. Wer keinen Kahn hatte, ſchwamm vom Ufer ab eine Strecke von zwei Engliſchen Meilen zu uns, plätſcherte den ganzen Tag im Waſſer um uns her, und ſchwamm dann wieder ſo gutes Muths zurück, als wenn er nur einige Schritte weit zu ſchwimmen gehabt hätte. Vom 7ten bis zum 11ten hatten wir ſtürmiſches Wetter und eine ſehr unruhige See, die ſich am Ufer ſo hoch brandete, daß nur wenige von den Eingebornen es wagten, ihre Kanots ins Waſſer zu bringen. Manche ſchlugen ſo oft um, daß ſie endlich auf ihr Vorhaben Verzicht thun mußten. Aber am 9ten Nachmittags kamen dennoch zwei oder drei Kanots mit einer kleinen Ladung. Ich kaufte ſie ihnen nicht nur ab, ſondern beſchenkte ſie auch noch beſonders für die Gefahr, worin ſie geweſen waren. Sie machten ſich jetzt auf den Rückweg, konnten aber unmöglich irgendwo landen, ſo daß ſie froh waren, wieder zu uns zu kommen und über Nacht bei uns beherbergt zu werden. Niemand blieb uns indeß treuer, als der alte Prieſter; dieſer pflegte nur zuweilen ans Land zu gehen, unter dem Vorwande, bei Sr. Majeſtät einen Morgenbeſuch abzulegen, im Grunde aber, um ſeinen Awavorrath zu ergänzen.

Den 12ten December ſchickte ich endlich Herrn Hayward mit unſerem großen Boot, in Begleitung des Awakäuers Towanuha, nach der Königin Char-

1786. December. lotten Bay. Deſſelben Vormittags erhielt ich wieder einen Beſuch von Tahiterri, der in einem einzelnen Kanot zu uns kam, weil die Brandungen noch ſehr hoch gingen und die Doppelkanots in ſolchen Fällen nicht ſo ſicher ſind. Der König ſelbſt führte das Ruder, und als er das Schiff ſehr hin und her rollen ſah, wollte er ſich im Kanot nicht heranwagen, ſondern ſprang ins Waſſer, ſchwamm ans Schiff, und ſtieg vermittelſt eines Strickes, den wir ihm zuwarfen, zu uns herauf. Bald aber ward ihm von der Bewegung des Schiffes übel; er nahm alſo Abſchied von mir, ſprang wieder ins Waſſer, ſtieg in ſein Kanot, und fuhr ans Land zurück.

Mein Freund der Prieſter fing jetzt an, ſehr unruhig zu werden und allerlei Beſorgniſſe zu äußern. Ich forſchte nach der Veranlaſſung dieſer Veränderung, und erhielt einen Wink, daß Tahiterri mit den vornehmſten Kriegern auf der Inſel einen feindſeligen Anſchlag gegen uns im Schilde führe. Der Alte nahm mich mit aufs Verdeck, und zeigte mir ein großes Haus oben auf einem Berge über der Oſtſpitze der Bay, wohin man von der Spitze Dick hinaufſteigt. „Dieſes Gebäude, verſicherte er mich, würde jetzt einem Eatua (Gott) errichtet; man würde daſelbſt den verſchiedenen Göttern (Eatuas), deren faſt jedes Oberhaupt einen eignen hätte, große Opfer bringen und ſie über den Ausgang eines Angriffes befragen, den ſie zu thun geſonnen wären, falls das Orakel günſtig antwortete.“ Der Alte ſchien mit des Königs Betragen bei dieſer Gelegenheit durchaus unzufrieden, und rieth uns, ſtets auf unſerer Hut gegen ihn zu ſeyn.

So unwahrſcheinlich mir auch dieſe Nachricht vorkam, ſo hielt ich es doch für rathſam, mich gegen einen Ueberfall in Bereitſchaft zu ſetzen; auch ließ ich auf die Ankertaue ein wachſames Auge halten, damit ſie von den Inſulanern nicht zerſchnitten würden. Ich hatte wirklich ſchon ſeit einigen Tagen dem Bau des Hauſes, ehe der Prieſter es mir zeigte, zugeſehen, und wahrgenommen, daß beſtändig Leute beladen hinauf gingen, welche vermuthlich die für die Götter beſtimmten Opfer trugen. Gegen Mittag ſah ich mit Hülfe eines Fernrohrs, daß das Haus beinahe ganz fertig war und daß die Inſulaner es mit rothem Zeuge bedeckten. Vielleicht war die Hoffnung unſern ganzen Vorrath von Eiſen in ihre Gewalt zu bekommen, verführeriſch genug, den König und ſeine Gefährten zu dieſem Wageſtück zu verleiten, ungeachtet ich ſie jederzeit mit der größten Freundlichkeit und Ach-

1786. Decembr.

tung behandelt hatte. Allein es mochte dem ſeyn, wie ihm wollte, ſo nahm ich mir vor, den König, falls er mich beſuchte, wie gewöhnlich zu empfangen und mein Benehmen nach dem ſeinigen abzumeſſen. Der Prieſter ging gegen Abend ans Land, und verſprach, ſich am folgenden Tage wieder einzufinden.

Am 14ten beſuchten ſehr viele Kanots die Schiffe. Sie waren mehrentheils mit Brennholz beladen, und die Schweine und Früchte, die wir jetzt eintauſchten, reichten kaum für das Bedürfniß des Tages hin. Um Mittag kam der König in einem großen Doppelkanot, mit einem Gefolge der vornehmſten Oberhäupter, die ich ſämmtlich an Bord kommen ließ und ganz auf dem bisherigen unbefangenen Fuß behandelte. Ich hatte mich indeß auf einen Angriff ſehr wohl vorbereitet. Alle Schießlöcher in den Lukendeckeln waren geöffnet, und im Raum unter dem Verdeck hatte ich unter guter Aufſicht eine Menge Gewehre vertheilen laſſen, womit wir unſere Verdecke im Fall eines Angriffs bald von den Inſulanern hätten reinigen können. Außerdem ſtanden überall Schildwachen umher; alle Kanonen und Drehbaſſen die wir führten, waren auf die Kanots gerichtet, und die brennenden Lunten lagen zur Hand. Tahiterri mußte dieſe Vorkehrungen wahrnehmen; er beſprach ſich darüber mit ſeinem Gefolge, änderte aber nichts in ſeinem Betragen. Nach einiger Zeit äußerte er den Wunſch, die Wirkung unſeres Schießgewehrs zu ſehen. Ich nahm eine mit der Kugel geladene Piſtole, und ſchoß damit in einiger Entfernung ein Schwein auf der Stelle todt. Der König und ſeine Begleiter fuhren bei dem Knalle zuſammen; als ſie aber das Schwein todt liegen und das Blut aus der Wunde ſtrömen ſahen, erſtaunten und erſchraken ſie, und ich für mein Theil zweifle keinesweges, daß dieſer Beweis von der tödtlichen Wirkung unſerer Waffen einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht und ſie von einem Angriffe zurückgehalten hat *).

Der König blieb beinahe zwei Stunden an Bord; und nachdem ich ihm ein kleines Geſchenk gegeben hatte, nahm er mit dem Bedeuten Abſchied, daß er jetzt die Bay verlaſſen und gegen Abend nach ſeinem gewöhnlichen Aufenthalt in Wai-

---

*) In Dixons Reiſe, (II. Th. dieſer Sammlung, S. 101. u. f.) wird das Betragen des Königs, die Veranlaſſung zum Baue des Tempels auf der Höhe, und die Unzufriedenheit des alten Prieſters auf eine ganz andere Art erklärt. Man kann hieraus abnehmen, wie ſchwer es hält, ſich bei einer unvollkommenen Kenntniß der Landesſprache mit jenen Völkern zu verſtändigen. F.

1786. December. titih zurückkehren würde. Es war auffallend, daß ſogleich, nachdem er von uns weg war, alle Kanots um uns her ebenfalls abſtießen und in verſchiedenen Theilen der Bay ans Ufer ruderten. Die meiſten gingen jedoch nach Oſten hin, wo der König ſich für itzt aufzuhalten pflegte. Bald darauf kam der alte Prieſter, aber nicht, wie gewöhnlich, in einem großen Doppelkanot, ſondern in einem kleinen, alten, gebrechlichen, das kaum noch ſchwimmen wollte; kurz, es hatte völlig das Anſehen, als ſchliche er ſich heimlich zu uns. Kaum ſtand er auf dem Verdeck, ſo fing er an mich zu verſichern, der König ſey ein Erzſchurke, wiederholte die vorige Ausſage wegen des Komplotts, und bat mich, denſelben genau zu beobachten. Nachdem er eine kleine Weile geredet hatte, verließ er mich, und begab ſich an Bord der Königin Charlotte, wo er den Ueberreſt des Tages zubrachte.

Am folgenden Morgen um acht Uhr kam unſer großes Boot zurück, und Herr Hayward ſtattete ſeinen Bericht ab. An dem Orte, wohin ſein Führer ihn in Königin Charlotten Bay gebracht hatte, fand er eine kleine Bucht mit ſehr tiefem Waſſer, dicht an einem Sandſtrande, wo die Einwohner ihre Kanots auf das Trockne zu ziehen pflegten; aber keinen ſicheren Ankerplatz für ein Schiff. Nahe am Strande, in einem reizenden, von herrlichen Palmenhainen und Pflanzungen umringten Thale lag ein großer Flecken, wo, nach Towanuha's Verſicherung, der König ſich gewöhnlich aufhielt. Der umliegende Bezirk hieß Waititih (*Whyteetee*). Herr Hayward ſetzte noch hinzu, daß er nur wenige Kanots in der Bay gefunden und keine große Anzahl von Einwohnern geſehen habe; vermuthlich, weil ſie in Geſchäften oder aus Neugier größtentheils nach unſerer Bay herüber gewandert ſeyn mochten.

Zwei Tage lang näherte ſich uns keiner von den Inſulanern; ihre Kanots waren ſogar ſo weit hinauf gezogen, daß wir ſie nicht ſehen konnten. Dagegen bemerkten wir einen großen Zulauf von Menſchen um das auf dem Berge errichtete Haus. Am 17ten Morgens früh kam endlich unſer alter Prieſter mit ſeinem Awakäuer, Towanuha an Bord. Er ſchien über das neuliche Betragen des Königs gleichſam in Wuth zu gerathen, und erzählte, daß dieſer ſowohl als alle die angeſehenſten Oberhäupter den Göttern geopfert und ſie um Rath gefragt hätten; die Götter taugten aber nichts, und der König mit ſeinen Anhängern wären Schurken, daß ſie nach ſo vielen von unſeren beiden Schiffen empfangenen Wohlthaten uns noch übel mitzu-

1786.
December

ſpielen gedächten. Ich dankte dem Alten für ſeine Nachricht, und verſprach ihm, beſtändig auf meiner Hut zu ſeyn.

Schon ſeit einiger Zeit hatten mich Towanuha und ein ſehr ſchöner, junger Mann vom erſten Range auf der Inſel, einer der beſtändigen Begleiter des Königs, ſehr dringend gebeten, ſie mit mir nach Atuai (*Atoui*) zu nehmen. Tahiterri ſelbſt hatte ſchon mehr als einmal ſein Vorwort für ſie eingelegt; allein ich konnte mir nicht vorſtellen, daß es ihr Ernſt wäre, bis dieſen Vormittag der junge Befehlshaber, welcher Päapäa*) hieß, zu uns kam, und mit Towanuha gemeinſchaftlich nochmals dringend bat, ſo daß ich mich genöthigt ſah, ihnen ihren Wunſch zu gewähren. Sie gingen hierauf ans Land, um ſich reiſefertig zu machen. Der Awakäuer insbeſondere, der jetzt nicht länger als Bedienter, ſondern als ſein eigener Herr und angenommener Paſſagier erſchien, fing an, ſehr reichliche Portionen Awa zu trinken, und verſorgte ſich daher mit einem großen Vorrath von der Wurzel dieſes Namens.

Der Nordnordoſtwind ward dieſen Nachmittag ſo ſtürmiſch, daß kein Kanot ſich nähern konnte. Gegen Abend bemerkte ich, daß die Inſulaner ihr neuerrichtetes Haus auf dem Berge wieder abdeckten und auseinander riſſen, und gegen acht Uhr brannten längs dem Ufer der Bay einige große Häuſer in lichten Flammen. Wir konnten, weil ſich niemand von den Eingebornen an Bord befand, nicht erfahren, ob Zufall oder Vorſatz dieſes Feuer verurſacht hätte. Allein am folgenden Morgen (18ten December) kam der alte Prieſter mit den beiden Paſſagieren, und gab uns zu verſtehen, daß es Wohnungen der Eatuas oder Götter wären, mit denen die Oberhäupter der Inſel mißvergnügt zu ſeyn Urſach hätten; um ſich nun an ihnen zu rächen, hätten ſie die Götter ſammt den Häuſern verbrannt.

Wir erhielten dieſen Vormittag noch einen ziemlich reichlichen Vorrath von Lebensmitteln aller Art. An Holz zur Feuerung hatten wir ſchon vor drei Tagen mehr gehabt, als wir in ſechs Monathen verbrauchen konnten; daher war dieſer

---

*) In Dixons Reiſe heißt dieſer Menſch Peiapeia (*Piapia*); hier bei Portlock hingegen: *Paapaaa.* Ein Beweis mehr, wenn es deren bedürfte, von der Schwierigkeit, welche die Engländer ſelbſt bei dem Gebrauche ihrer Buchſtaben finden, ſo oft ſie fremde Laute damit ausdrücken wollen, F.

1786. Decemb. Zweig des Handels wieder eingegangen. Allein zur Ergänzung unſeres Waſſervoraths mußte ich die Eingebornen wieder auffordern, weil wir abermals einige Fäſſer geleert hatten. Sobald ich ihnen nur einen Wink gab, führten ſie uns Waſſer in Menge zu. Der König beehrte mich nochmals mit einem Beſuch; er ſchien anfangs etwas ängſtlicher, als ſonſt, benahm ſich aber übrigens völlig eben ſo, wie bei ſeinen vorigen Beſuchen. Als ich das rothe Haus auf dem Berge erwähnte, ſchien er in große Verwirrung zu gerathen, brach davon plötzlich ab, und ſprach mit mir von ſeinen beiden Landsleuten, die uns nach Atuai begleiten ſollten. Für Påapåa mochte er ſich beſonders intereſſiren; denn er bat mich inſtändig, für ihn beſtens zu ſorgen und ihn gut zu behandeln. In Atuai ſollte ich ihn der Obhut des Taheo (*Taaao*) empfehlen, der Tahiterri's Bruder und Påapåa's Verwandter ſeyn ſoll. Die beiden Paſſagiere baten mich um einige Kleinigkeiten, die ſie ihren Freunden zum Andenken geben wollten. Ich befriedigte nicht nur ihren Wunſch, ſondern machte auch dem König ein Geſchenk; hierauf nahm er zum letztenmal von mir Abſchied, und ſchien insbeſondere bei der Trennung von Påapåa ſehr gerührt zu ſeyn. Die Inſulaner in ihren Kanots blieben nach der Abfahrt des Königs noch bei uns, und verkauften uns unter andern ſo viele Schweine, daß wir mit dem Einſalzen von neuem anfangen konnten. Nachmittags machten wir uns ſegelfertig, indem wir das Tauwerk anzogen und die Segel an die Raaen banden.

Dem anderen Schiffe widerfuhr in der Nacht der Unfall, daß ſein Ankertau zerriß, worauf der kleinere Buganker ausgeworfen werden mußte. Um das abgeriſſene Kabelende wieder aufzufiſchen, ſchickte ich am Morgen mein Boot zu Hülfe; glücklicherweiſe bekam man es bald zu faſſen, und brachte den Anker noch vor Mittag herauf. Bei genauer Beſichtigung des Kabeltaues waren Einige der Meinung, daß die Eingebornen es zerſchnitten haben müßten, wie es allerdings das Anſehen hatte. Wir fingen um vier Uhr Nachmittags an, unſere Anker zu lichten; allein bald riß auch uns das Kabel des Stromankers keine drei Faden weit von dem Schiffe, wo es ſchlechterdings, da wir in zehn Faden Tiefe lagen, den Grund nicht berührt haben konnte. Diesmal war ich alſo feſt überzeugt, daß die Inſulaner uns dieſen Streich geſpielt hätten. Unſer großes Boot mußte den Anker lichten, an welchem zum Glück ein Boy ſaß. Wir hoben jetzt den Taganker auf, und als er eben auf

1786. December.

und nieder war, zerriß das Kabeltau, vier Faden über dem Anker, worauf wir unverzüglich den Teuanker fallen ließen, und über Nacht liegen blieben. Dieſer Schade war lediglich dem Korallenſande zuzuſchreiben, welcher allmählich das Tau durchgerieben hatte. In der Mitte von König Georgs Bay, etwa eine Engliſche Meile vom Korallenriefe, liegen die Schiffe ſicher in ſechs bis ſieben Faden Tiefe auf dunklem, von allem Korall freien, Sande; allein wir entdeckten das Mißliche unſeres Ankerplatzes zu ſpät. Bei Tagesanbruch gingen wir unter Segel, und um Mittag ſchied endlich der alte Prieſter, der noch immer an Bord geblieben war, mit Geſchenken überhäuft, von mir, und hernach von dem Kapitain Dixon.

Den 22ſten December gingen wir Nachmittags um zwei Uhr in der Bay Weimoa (*Wymoa*) auf der Inſel Atuai (*Atoui*) vor Anker, und bald darauf beſuchten uns die Einwohner mit ihren Kanots, worin ſie uns vortrefliche Tarrowurzeln zuführten. Ich erkundigte mich nach dem Könige und nach meinem alten Freunde Abbenui, und erfuhr, daß ſie ſich nebſt den vornehmſten Oberhäuptern der Inſel gegenwärtig in der gewöhnlichen Reſidenz des Königs, dem Flecken Apunu, am Nordöſtlichen Ende von Atuai, aufhielten. Als ich hierauf mit Lebensmitteln verſorgt zu werden verlangte, hatte ich bald alle Urſache, mit der Willfährigkeit der Einwohner zufrieden zu ſeyn; denn bereits bei Tagesanbruch ſahen wir uns von einer Anzahl Kanots umgeben, die uns Schweine zum Einſalzen, Tarrowurzeln in großer Menge, nebſt ſüßen Erdäpfeln, Kokosnüſſen und Zuckerrohr brachten. Unſern Waſſervorrath ergänzten wir ebenfalls mit Hülfe der Inſulaner, denen wir unſer Bedürfniß nur bekannt zu machen nöthig hatten, um demſelben durch eine reichliche Zufuhr abgeholfen zu ſehen.

Den nächſten Morgen (24ſten) ging ich, in Begleitung meiner beiden Paſſagiere und eines Matroſen, nach Weimoa ans Land, in der Abſicht, die Weſtſpitze der Inſel zu umgehen und wo möglich eine gegen Wind und See geſchützte Bay daſelbſt zu finden. Bei dem Landen empfing mich eine ungeheure Menge Volks freundlich; bald geſellten ſich auch einige Standesperſonen zu uns, und erboten ſich, uns auf unſerem Spatziergange zu begleiten. Ich nahm ihr Anerbieten mit deſto größerem Vergnügen an, da ſie uns ſehr zu Statten kamen, das Gedränge von uns entfernt zu halten, ſo wenig auch die Einwohner in feindſeliger Abſicht zuſammen

1786. December. liefen, und vielmehr im Gegentheil bereitwillig ſchienen, uns jeden kleinen Dienſt, der nur in ihrem Vermögen ſtände, zu leiſten. Nachdem wir längs dem Strande zwei bis drei Engliſche Meilen zurückgelegt hatten, ſetzten wir uns, um einige Erfriſchung zu uns zu nehmen. Während unſeres kurzen Mahls kam ein Oberhaupt, Namens Tianna, (wie ich hörte, ein Bruder des Königs) zu uns, und drang ſehr in mich, nach Weimoa zurückzukehren und mit ihm daſelbſt zu eſſen. Allein mir lag zu viel daran, einen guten Hafen für die Schiffe zu finden; ich mußte daher ſeine freundſchaftliche Einladung ablehnen, und konnte bloß verſprechen, ihn auf dem Rückwege zu beſuchen. Er trennte ſich alſo wieder von uns, wobei er uns mit Freundſchaftsbezeugungen überhäufte, und wir ſetzten unſere Reiſe längs dem Strande fort.

Erſt um drei Uhr erreichten wir die Nordweſtſpitze der Inſel; allein von da an war die Küſte gänzlich offen und den Wellen ausgeſetzt, die ſich mit großem Ungeſtüm am Strande brachen. Jetzt überlegte ich, daß wir vor Nacht nicht nach Weimoa zurückkehren könnten, und entſchloß mich zum großen Vergnügen meiner ſehr ermüdeten Begleiter, in einer bequemen Wohnung, welche meinem Freunde Abbenui gehörte, das Quartier zu nehmen. Wir kamen daſelbſt bei Sonnenuntergang an, und einer von Abbenui's Leuten, der ſich während der Zeit bei uns eingefunden hatte, ließ ſogleich ein Schwein und einen Hund abſchlachten, und nebſt einer Menge Tarrowurzeln für uns zum Abendeſſen bereiten. Fackeln von trockenen Binſen erleuchteten die Wohnung, und gegen acht Uhr trug man uns die Mahlzeit ſehr ordentlich auf, die wir mit einem geſchärften Appetit verzehrten. Der Bediente meines Freundes war Ceremonienmeiſter; er verſah einen jeden von uns, und ließ das Uebriggebliebene aufheben, damit wir am Morgen, ehe wir uns auf den Weg machten, etwas zum Frühſtück hätten. Als der Tag anbrach, ſtanden wir auf; doch ehe wir nach dem Eſſen das Haus verließen, hatten ſich beinahe hundert Weiber, die meiſten mit Kindern in ihren Armen, um uns her verſammelt. Sie lehrten die Kleinen, die ſchon zu ſprechen anfingen, meinen Namen, den ſie nach ihrer Art Popote ausſprachen; und wie mir von allen Seiten Popote zugerufen ward, vertheilte ich einige Kleinigkeiten unter ſie, womit ich ihnen große Freude zu machen ſchien. Wir kamen gegen neun Uhr in der Gegend an, wo die Königin Charlotte

vor

vor Anker lag. Hier ließ ich meine Gefährten bis nach Weimoa gehen, ſchiffte 1786. December mich in ein Kanot ein, ging an Bord der Königin Charlotte, und begab mich dann in meinem Wallfiſchboote, welches ich hier fand, nach meinem eigenen Schiffe zurück.

Achtes Kapitel.

Reichliche Verſorgung mit Erfriſchungen aller Art. — Beſuch des Königs. — Austauſch von Geſchenken. — Traurige Lage eines alten Kriegers. — Feierlichkeit des Tabuara. — Ungeheurer Hai. — Dankbarkeit des Nihiohua. — Ankunft zu Onihiau. — Wir kappen die Kabeltaue im Sturm, und laſſen drei Invaliden am Lande. — Nochmaliger Ankerwurf in der Yam-Bay. — Rückkehr nach Atuai. — Ein Weib mit einem jungen Hunde an der Bruſt. — Kriegesübungen der Oberhäupter mit ihren Spießen. — Erbauung eines Hauſes für Kapitain Portlock. — Abreiſe von Atuai, und Rückkehr nach Onihiau. — Auffiſchung der abgekappten Anker. — Anſchlag auf das Leben eines Oberhauptes von Atuai. — Abreiſe von den Sandwichinſeln.

Den 25ſten December machte mir Tianna, der bereits erwähnte Befehlshaber, in ſeinem Doppelkanot einen Morgenbeſuch, und brachte mir ein Geſchenk von Schweinen und Früchten, welches ich mit einem für ihn ſehr angenehmen Geſchenk erwiderte. Er ertheilte mir die Nachricht, daß der König, nebſt Abbenui und vielen anderen Vornehmen, in ein paar Tagen ankommen würde und daß wir in der Zwiſchenzeit an Erfriſchungen keinen Mangel leiden ſollten. Nach vielen Freundſchaftsbezeigungen beurlaubte er ſich wieder, und kehrte ans Land zurück. Ich ſchickte gleich nachher mein Wallfiſchboot ab, um den Matroſen nebſt Päapåa und Towanuha, die noch am Lande geblieben waren, abholen zu laſſen. Mein Matroſe kam im Boot an Bord; die anderen beiden aber fanden es für gut, noch ein paar Tage bei ihren neuen Freunden zuzubringen, zumal da die hieſigen Einwohner außerordentlich viel Liebe und Zuneigung für ſie zu haben ſchienen.

Unter den Tauſchartikeln, welche wir hier erhielten, waren, außer den Lebensmitteln, auch allerlei Stricke und Seile, ſowohl von Grasarten als von Kokos-

1786 December faſern. Wir konnten dieſe Waare ſehr gut gebrauchen; und als die Eingebornen ſahen, daß ſie bei uns Abſatz fand, beſchäftigten ſie ſich ämſiglich am Lande mit der Verfertigung groſſer Vorräthe von Tauwerk. Es ging ihnen bei dieſer Arbeit ſo ſchnell von Statten, daß ſie große Quantitäten aus Binſen und Gras geflochtener Seile zum Verkauf brachten. Mit dieſen konnten wir unſere Kabeltaue umwinden, und die Stricke aus Kokosfaſern brauchten wir zum laufenden Tauwerk. Bei der reichen Verſorgung mit Lebensmitteln aller Art hatten unſere Schlächter beſtändig mit Einſalzen zu thun.

Vormittags den 28ſten ſahen wir eine große Anzahl Kanots um die Oſtſpitze der Bay kommen, und bald darauf begab ſich mein Freund Abbenui zu mir an Bord. Der unmäßige Gebrauch des Awatranks hatte ihn aber ſo ſehr entkräftet und mit einem weißen Schorf bedeckt, daß ich ihn kaum wieder kannte. Er brachte mir zwei mit Lebensmitteln beladene Kanots zum Geſchenk für beide Schiffe, machte einen kurzen Beſuch bei Kapitain Dixon, und kam wieder zurück, um das Nachtquartier bei uns zu nehmen.

Den folgenden Tag ſtürmte es ſo ſehr, daß der König uns keinen Beſuch machen konnte; allein gegen Abend ward es wieder gemäßigter, und Abbenui konnte am 30ſten früh Morgens ans Land gehen, von wo er gegen neun Uhr mit dem Könige Taheo (*Taaao*) und faſt allen Vornehmen von Bedeutung wieder kam. Des Königs Geſchenk war aller Ehren werth; es beſtand in Schweinen, Kokosnüſſen, Tarrowurzeln, Piſangfrüchten, einer Menge Zeug, Matten und verſchiedenen zierlichen, mit Federn beſetzten Mänteln. Ich ſtellte Päapäa und Towanuha, die jetzt an Bord zurückgekommen waren, dem Könige vor, um dadurch Tahiterri's Bitte zu erfüllen. Zuvor aber hatte ich ihnen einige Kleinigkeiten gegeben, die ſie ihm zum Geſchenk überreichten. Er empfing ſie mit Freundlichkeit und Güte, und verſicherte mich, daß ſie unter ſeinem unmittelbaren Schutze ſtänden. Ich bemerkte bei dieſer Gelegenheit auch, wie hoch der König meinen alten Abbenui ſchätzte, indem er ihn bei jeder Veranlaſſung zu Rathe zog.

Taheo war etwa fünf und vierzig Jahre alt, ſtark und gut gebauet und, dem Anſchein nach, der gutmüthigſte Mann, den wir auf dieſer Inſel angetroffen hatten*).

---

*) Herr Meares ſcheint eine etwas weniger vortheilhafte Meinung von dieſem Könige zu hegen, der ſeinen guten Bruder Tianna ſo heftig verfolgt. F.

1786. December. Er trug mir ſeine Freundſchaft ſehr dringend an, und verſprach, daß die Schiffe mit allem, was dieſe und die benachbarten Inſeln vermöchten, verſehen werden ſollten; auch bat er unſern Abbenui, bei uns an Bord zu bleiben, um alle Streitigkeiten im Handel zwiſchen uns und den Eingebornen zu verhindern oder zu vermitteln. Nachdem ſich der König ein paar Stunden bei uns verweilt und alles im Schiffe begafft und bewundert hatte, begab er ſich mit ſeinem Gefolge an Bord der Königin Charlotte, und von da, nach einem kurzen Aufenthalt, ans Land zurück. Abbenui begleitete ihn, bis er ihn ausſteigen ſah, und kam dann wieder zu uns, indem er es ſich zur Regel machte, in meiner Kajüte zu ſchlafen, wo ich ihm ein Hängebett (*cot*) zurecht machen ließ, welches ihm außerordentlich wohl behagte.

Den 31ſten kamen die Kanots in ſehr großer Anzahl und, wie gewöhnlich, mit Schweinen und Pflanzenſpeiſe beladen. Der König ſelbſt erneuerte ſeinen Beſuch in Begleitung eines Mannes, Namens Nihiowhua, der ſchon bei Jahren und ſein Onkel war. Dieſer alte Befehlshaber, einer der wichtigſten Männer auf der Inſel, war einſt einer der berühmteſten Krieger, deren Atuai oder die hieſige Inſelgruppe überhaupt, ſich rühmen konnte. Er hatte, wie es ſcheint, eine große Rolle geſpielt, als Tahiterri und Taheo ſie unter ihre Botmäßigkeit brachten. Man brauchte ihn auch nur anzuſehen, um den abgehärteten Veteran in ihm zu erblicken. Ueber den ganzen Leib war er mit Narben gezeichnet, und an allen Gliedmaßen zum Krüppel geworden; das eine Auge hatte er gänzlich verloren, und das andere war in üblen Umſtänden, wegen einiger kürzlich in einem Gefechte erhaltenen Wunden, welche die Kunſt der Eingebornen nicht zu heilen vermochte. Taheo ſchien über den Zuſtand ſeines Oheims ſehr betrübt, und bat mich, vielleicht in der Meinung, daß wir Wunder thun könnten, ihn zu heilen. Ich empfahl ihn der Obſorge unſeres Wundarztes, der ſeine Wunden wuſch, ein Verband darauf legte, und ihm das Erforderliche zu einem friſchen Verbande gab, womit er täglich wechſeln ſollte. Nihiowhua ſchien des Wundarztes Unterricht vollkommen gefaßt zu haben, und verſprach, ihm pünktlichſt nachzuleben. Taheo blieb einige Stunden bei uns, und kehrte hierauf nebſt ſeinem Oheim ſehr zufrieden ans Land zurück.

1787. Januar. Den folgenden Morgen (1ſten Januar 1787) ließen ſich, obgleich das Wetter ſehr ſchön war, nur wenige Kähne blicken. Abbenui, den ich um die Urſache

1787. Januar. dieſes Ausbleibens fragte, gab zur Antwort, es geſchähe wegen eines Tabuara, das der König auferlegt hätte. Das Tabuara ſcheint eine Art von Abgabe zu ſeyn, welche der König von dem Eigenthum der Unterthanen, die in ſeiner Nähe wohnen, erhebt, und welche in einer gewiſſen Quantität ihrer gewonnenen Früchte beſteht. Ich ward von Abbenui eingeladen, ans Land zu gehen und dieſer Feier beizuwohnen. Die gute Ordnung womit alles zuging, war in der That ſehens- und bewundernswerth. Die Einwohner, Männer, Weiber und ſogar Kinder, zollten ihre Kontributionen mit froher Gutwilligkeit. Einige brachten Schweine, Andere Tarrowurwurzeln, noch Andere Brodefrucht, kurz alles, was die Inſel hervorbringt, welches man denn in abgeſonderte Haufen legte.

Taheo war mit den meiſten und vornehmſten Oberhäuptern gegenwärtig, um darauf zu ſehen, daß das Tabuara genau befolgt würde. Als nun das ganze Geſchäft beendigt war, theilte man alles in zwei Theile, und itzt ſagte mir Taheo, es ſey zu einem Geſchenke für die zwei Schiffe beſtimmt, und er wünſchte, daß ich es in meinen Booten möchte abholen laſſen. Ob ich gleich nichts bei mir hatte, womit ich dieſes wahrhaft königliche Geſchenk erwidern konnte, ſetzte ich mir doch vor, daß er bei dieſer Freigebigkeit nichts verlieren ſollte. Der König nahm hierauf ſehr freundſchaftlich von mir Abſchied, und begab ſich in ein etwas öſtlich von dem Fluſſe ſtehendes Haus, worin er ſich gewöhnlich aufhält, wenn er dieſe Gegend der Inſel beſucht. Abbenui kehrte mit mir an Bord zurück, und ehe es Nacht ward, hatten wir das ganze Geſchenk auf die Schiffe gebracht. Unterdeſſen erhielten wir, da das Tabuara jetzt vorüber war, wieder fleißigen Zuſpruch von den Einwohnern in ihren Kähnen.

Am 2ten und 3ten ſchnitt ein ſtarker Wind aus Oſt bei Nord, mit häufigen Windſtößen, unſer Verkehr mit dem Lande größtentheils ab, ſo daß wir unſeren friſchen Vorrath ziemlich aufgezehrt hatten, als Abbenui mit der ängſtlichen Beſorgniß unſeren Bedürfniſſen abzuhelfen, ans Land eilte. Den 4ten früh Morgens kam er wieder, und gab mir Nachricht, daß eine Anzahl Schweine und eine Menge Wurzeln und Früchte für uns in Bereitſchaft lägen. Ich ſchickte das große Boot ans Land, und folgte bald im kleinen Boote mit Abbenui nach, da das Wetter jetzt angenehm und die See ruhig war. Wir landeten auf dem Strande vor dem

Dorfe Weimoa; und während, daß die Leute mit der Ladung des großen Bootes beſchäftigt waren, ſpatzierten wir zwei oder drei Engliſche Meilen weit in dem Thale, welches von Weimoa nach den Gebirgen führt. Dieſes Thal iſt mit Tarrowurzeln reichlich bepflanzt. Man ſteckt ſie in kleine Rinnen oder Gräben, die ungefähr ſechs Zoll tief Waſſer enthalten; um die Tarro-Aecker laufen in gehöriger Entfernung erhöhete Fußſteige, die, ſo wie die Rinnen, von Steinen ſehr regelmäßig aufgeführt ſind und den Eingebornen ungeheure Zeit und Mühe gekoſtet haben müſſen. Abbenui führete mich in ein großes neues Haus, das ihm gehörte, eine ziemliche Strecke im Thal hinauf lag, und nach hieſiger Art ſehr gut gebauet war. Hier ruheten wir eine Weile aus, nahmen einige Erfriſchungen zu uns, und gingen dann nach Weimoa zurück.

1787. Januar.

Nachmittags fingen wir einen Hai von der Größe, daß wir ihn mit einem Gewinde aus dem Waſſer ziehen mußten. Er hielt dreizehn und einen halben Fuß in der Länge und neuntehalb Fuß im Umfange. Die Leber war ſechs Fuß lang, und ſein Rachen ſo groß, daß er ganz bequem eine Tonne verſchlingen konnte. Bei der Eröffnung fanden wir in dieſem Fiſche acht und vierzig Junge, jedes gegen acht Zoll lang, zwei ganze Schildkröten, jede von ſechzig Pfunden, einige kleine Ferken und eine große Menge Knochen. Die Leber behielten wir, um Oel daraus zu ſieden; mit dem übrigen Fiſch aber beſchenkten wir die Eingebornen, die ihn für einen unſchätzbaren Reichthum hielten.

Am 5ten beſuchte mich Taheo abermals mit ſeinem älteſten Sohne Taivi, einem ſchönen zwölfjährigen Knaben. Dies wäre, ſagte mir der König, ein Abſchiedsbeſuch, weil er nun bald nach Apunu zurückreiſen würde; Abbenui ſollte indeſſen hier bleiben und uns nach der Inſel Onihiau (*Oneehow*) begleiten. Dieſe, bat er mich dringend, von ihm zum Geſchenk anzunehmen. Zugleich erhielt Abbenui den Auftrag, dafür zu ſorgen, daß uns die Eingebornen gehörig mit Yamswurzeln verſähen, ohne etwas dafür zu nehmen. Ich bat ihn aber, wenn er ſchon nicht erlaubte, daß etwas von den Erzeugniſſen der Inſel verkauft werden dürfte, wenigſtens zuzugeſtehen, daß die Einwohner für die Mühe des Ausgrabens und des an Bordſchiffens etwas annehmen dürften, worin er endlich, indeß zögernd, willigte. Nachdem ich ihm ein Geſchenk überreicht hatte, welches ihm ſehr zu gefallen ſchien,

1787. Januar. nahm er mit ſeinem Sohn und ſeinen vornehmen Begleitern freundlichen Abſchied von mir. Keiner ging unbeſchenkt und, wie ich mir ſchmeichle, anders als ſehr zufrieden ans Land.

Unter den vornehmen Gäſten bei dieſem Abſchiedsbeſuche befand ſich auch Taheo's Oheim, Nihiowhua, deſſen Wunden jetzt ſehr viel beſſer ausſahen, und der in Verlegenheit ſchien, wie er uns ſeine Dankbarkeit ausdrücken ſollte. Er bat um Erlaubniß, täglich zum Verbinden an Bord zu kommen, und ſchickte hernach mir und den Wundärzten, zum Zeichen ſeiner Dankbarkeit, eine große Doppelkanots-Ladung mit Schweinen. Es koſtete mir Mühe, den alten Mann zur Annahme eines Gegengeſchenkes zu bewegen.

Wir hatten jetzt die Gegend an Mundvorräthen dermaßen erſchöpft, daß wir, außer vortreflichem Zuckerrohr, Kokosnüſſen und Stricken, faſt nichts als ſo genannte Kurioſitäten, nehmlich Zeuge von der im Lande üblichen Manufaktur, Matten, Spieße u. d. gl. zum Verkauf kommen ſahen. Am 11^{t} Januar gingen wir alſo unter Segel, und am 16ten warfen wir die Anker in Yam-Bay auf Onihiau, in funfzehn Faden Tiefe auf grobem Sandgrund. Es ſtürzten ſich große ſchwere Wogen in die Bay, und verurſachten am Ufer eine ſo ſtarke Brandung, daß die Einwohner ohne wirkliche Gefahr nicht zu uns kommen konnten. Ich ging indeß doch ans Land, um ſie zu erſuchen, daß ſie uns mit Yamswurzeln verſorgen möchten; allein wegen der hohen Brandung konnten die Einwohner keine Gemeinſchaft mit uns haben. Dieſe Küſte hatte jetzt ein ganz anderes Anſehen, als bei meinem vorigen Beſuche, wo mein Wallfiſchboot, ohne die mindeſte Gefahr mit Waſſer gefüllt zu werden, ſicher am Strande hätte liegen können. Damals konnte ich dort bequem ausſteigen; es herrſchte keine Bewegung der See von Weſten her, und der ächte Paſſatwind wehete, welches itzt nicht der Fall war. Gegen Mittag heiterte ſich das Wetter ein wenig auf, und es erſchienen auch gleich einige Kanots mit Yamswurzeln, die unſerm Bedürfniſſe für den Augenblick abhalfen.

Den 17ten Januar um zehn Uhr fuhr ich mit Abbenui im Wallfiſchboote dem Lande zu. Die Wogen thürmten ſich zu hoch für Kanots, ſo daß wir unter dem Schutz eines Riefes hineinruderten, wo wir ein Plätzchen fanden, welches dem Boote vor Anker Sicherheit gewährte. Um anlanden zu können, ſetzten wir uns in

1787. Januar

ein Kanot; allein ehe wir ans Ufer kamen, warf es um, und wir mußten uns durch Schwimmen retten. Nach der Landung gingen wir, in einiger Entfernung vom Strande, etwa ſieben Engliſche Meilen längs den Bergen nach Norden hin; allein überall konnte ich bemerken, daß die Küſte ſehr mit Klippen beſetzt war, und Yam-Bay blieb bei weitem der beſte Ankerplatz. Das Land ſchien ſehr ſchlecht angebauet; auch erzählte Abbenui, ſeitdem wir das vorigemal unſern Vorrath von Yams eingenommen hätten, wäre unter den Einwohnern die Untugend eingeriſſen, daß ſie den Anbau verſäumten und nur eben für ihren eigenen Gebrauch genug pflanzten; einige hätten ſogar die Inſel gänzlich verlaſſen und wären nach Atuai gezogen. — Abends kamen wir an Bord zurück.

An den folgenden Tagen erlaubte ich der Mannſchaft, ans Land zu gehen, welches ſich aber, wegen der Brandungen am Ufer, noch immer nicht ohne Schwierigkeit thun ließ. Die Leute fuhren erſt in unſeren Booten ab, und ſtiegen dann in der Nähe des Landes in Kanots. Dieſe ſchlugen aber dennoch um, wobei ohne Zweifel einige hätten ertrinken müſſen, wenn die Eingebornen ihnen nicht durch die Brandung zu Hülfe geſchwommen wären und ſie in Sicherheit gebracht hätten. Die am 20ſten ans Land geſchickten kamen, bis auf drei, Abends wieder an Bord. Ich hatte für gut gefunden, dieſe drei, die ſich in ſehr mißlichen Geſundheitsumſtänden befanden, einige Tage nach einander die Landluft genießen zu laſſen, damit ſie ſich erholen möchten, und Abbenui hatte ihnen nicht nur ein bequemes Haus eingeräumt, ſondern auch den Eingebornen Befehl ertheilt, ſie an nichts Mangel leiden zu laſſen.

Jetzt erhob ſich ein ſtarker Sturm, der mich zwang, die Kabeltaue zu kappen und ſogleich in See zu laufen. Das große Boot folgte dem Schiffe nach. Unſere drei Invaliden mußten wir am Lande zurücklaſſen; indeß beruhigten wir uns damit, daß wir ſie gut aufgehoben wußten. Abbenui war mit mehreren Eingebornen an Bord, und mußte bei uns bleiben, während wir bis zum 26ſten umhergetrieben wurden. An dieſem Tage gelang es uns, wieder in dem Südwinkel von Yam-Bay mit der Königin Charlotte, die wir ſeit unſerer Abreiſe von Atuai nicht zur Begleiterin gehabt hatten, vor Anker zu gehen.

Die Wellen gingen noch am folgenden Morgen ſo hoch, daß die Kanots vom Lande nur mit großer Schwierigkeit zu uns kommen konnten. Endlich wagten es

1787. Januar. einige, und mit ihnen kehrten unſere drei Kranken zurück, die ſich bereits ſeit dem 22ſten an Bord unſeres großen Bootes welches ich in die Bay geſchickt, befunden hatten. Sie waren während ihres Aufenthaltes am Lande von den Einwohnern gut bewirthet worden; und da dieſe vermutheten, daß wir nach Weimoa zurückgekehrt wären, ſo ſtanden ſie auch, als das Boot ankam ſchon im Begriff, ſie in Kanots einzuſchiffen, um ſie zu uns zu führen. Die Witterung ward jetzt ſo ſtürmiſch, daß wir uns hier nicht ſicher glaubten; und wirklich ſahen wir uns am 31ſten genöthigt, wieder in der Weimoa-Bay auf Atuai vor Anker zu gehen, wo uns die Einwohner ſogleich mit Erfriſchungen verſorgten. Abbenui ließ bereits am Februar. folgenden Tage (1ſten Februar) dem Könige durch einen Boten unſere Ankunſt melden.

Den 5ten Februar hatte die zweite Wache Erlaubniß, ans Land zu gehen. Abbenui ſchickte ein paar von ſeinen Leuten mit, um allen Uneinigkeiten zwiſchen den Eingebornen und den Matroſen vorzubeugen und den letzteren zu eſſen zu verſchaffen. Seine Befehle wurden ſo pünktlich befolgt, daß ich Abends bei der Wiederkehr meiner Leute hörte, es hätte ihnen niemand das geringſte zu entwenden geſucht, und alle Leckereien, die es nur auf der Inſel gäbe, wären ihnen auf das freundſchaftlichſte vorgeſetzt worden. Herr Goulding, der als Volontair diente, hinterbrachte mir einen merkwürdigen Umſtand, woraus man ſieht, welch einen hohen Werth die Eingebornen auf ihre Hunde ſetzen. Er war eine ziemliche Strecke längs dem Seeufer gegangen, als er einem Inſulaner mit ſeiner Frau begegnete, welche zwei junge Hündchen, eins an jeder Bruſt, hatte. Dieſer ſonderbare Umſtand veranlaßte ihn, ihr den Vorſchlag zu thun, daß ſie ihm eins von dieſen kleinen Thieren verkaufen möchte. Alle ſeine Bitten und Verſuchungen konnten ſie aber nicht bereden, ſich von ihren Lieblingen zu trennen. Endlich wirkte der Anblick einiger Nägel mit ſo unwiderſtehlicher Gewalt auf den Mann, daß er darauf beſtand, ſie müßte wenigſtens eins von ihren Hündchen hergeben; nun willigte ſie, doch mit allen Kennzeichen wahrer Betrübniß, ein, umarmte das kleine Thier ſehr zärtlich, und gab es hin. Obgleich Herr Goulding noch weit von dem Orte war, wo er ſich wieder einzuſchiffen gedachte, verließ ihn doch die Frau nicht eher, als bis er ins Boot ſtieg; und eben, als er den Strand verlaſſen wollte, bat ſie ihn dringend, ihr das Hündchen nur noch einmal zu reichen.

Sobald

Sobald ſie es hatte, legte ſie es ſich gleich an die Bruſt, und gab es ihm dann nach einiger Zeit wieder *).

1787.
Februar.

An eben dieſem Tage nahmen zwei Befehlshaber von Weimoa, die ſich an Bord befanden, mit ihren Speeren eine Waffenübung vor. Ihre Geſchicklichkeit ſetzte uns Alle in das äuſſerſte Erſtaunen; beſonders bewunderten wir den einen, Namens Na-matte-erai, den Einäugigen, einen wohlgebauten Mann von fünf Fuß ſechs Zoll, deſſen Haut vom Awatrinken ſehr gelitten hatte. Er ward auch von ſeinen Landsleuten ſehr geſchätzt, und alle Vornehmen auf der Inſel ſuchten ſeine Geſellſchaft, ob er gleich keine groſſen Beſitzungen zu haben ſcheint. Die Aufmerk-

---

*) Es iſt den Menſchen eigen, ſich an die Geſellſchaft der Thiere, wie an Weſen ihrer Gattung, ſo zu gewöhnen, daß der Gedanke einer Trennung ihnen ſchmerzlich wird; insbeſondere liegt es auch in der Natur der Weiber, wenn ihr Gefühl unverdorben iſt, für die hülfloſen, thieriſchen Geſchöpfe, es mögen nun Kinder, oder Junge von einer anderen Thierart ſeyn, die ſie aus ihren Brüſten tränken, Mitleid, Theilnehmen und Liebe zu empfinden. Was uns bei dieſer Zärtlichkeit für die jungen Hündchen zurückſtößt, iſt eine feine, durch die Ausbildung unſeres Verſtandes hervorgebrachte Empfindung, daß ſolche Neigungen an ein Weſen von niederer Art verſchwendet ſind, und eigentlich nur zwiſchen uns und unſeres Gleichen Statt finden müßten. Ein Volk aber, welches vermuthlich über den Rang des Menſchen auf der Schöpfungsleiter nicht nachgedacht haben mag, iſt zu dieſen feinen Unterſchieden nicht fähig; folglich könnte nur allenfalls ein phyſiſcher Widerwille, oder Abſcheu und Ekel, eine Indianiſche Mutter abhalten, unter gewiſſen Umſtänden, z. B. wenn ihre Säuglinge ihr geſtorben ſind, ſich von Hunden die Bruſt ausſaugen zu laſſen. Eine ſolche Idioſynkraſie wäre dann aber bloß individuell; denn in der Natur ſelbſt iſt nichts, was gegen dieſes Hülfsmittel Widerwillen einflößt, da es ſogar in Europa nichts Ungewöhnliches iſt, daß die Aerzte ſolchen Frauen, die ihre Brüſte nicht gut auf eine andere Art von Milch entledigen können, die Ausſaugung durch junge Hündchen anrathen, die im Grunde immer weniger ekelhaft iſt, als wenn ein altes Weib, wie es in gewiſſen Städten geſchieht, von einer Wöchnerin zur andern geholt wird, um dieſe Operation zu verrichten. Jetzt bietet ſich aber eine zweite Betrachtung dar. Wenn einmal ein junges Thier gewählt worden iſt, um die Bruſt einer Säugenden auszuleeren, ſo giebt es phyſiſche und moraliſche Gründe, aus denen ſich bei unverdorbenem Gefühl die Entſtehung einer theilnehmenden, innigen Zuneigung für dieſes hülfloſe Geſchöpf im Herzen des Weibes natürlich erklären läßt — und mich für mein Theil rührt und freuet die natürliche reine Weiblichkeit einer Indianerin, die ihre Pflegethierchen liebt, wenn ich die Fühlloſigkeit einer Europäiſchen Mutter von Stande verabſcheuen muß, die ſich, weil ihre verdorbenen Säfte ihrem eigenen Kinde ſchaden, ein unſchuldiges Kind aus dem Hoſpital oder von irgend einer armen Mutter kommen läßt, ihm den giftigen Trank aus ihrer Bruſt reicht, und, um den Widerwillen des Inſtinkts zu überwinden, den die Natur den Kindern gegen eine ekelhafte, ſchädliche Nahrung dieſer Art einpflanzte, es in der Zwiſchenzeit ohne Erbarmen hungern läßt. F.

1787. Februar. ſamkeit, die man ihm erweiſt, hat alſo vermuthlich den hohen Ruf zum Grunde, worin er als ein ehemaliger und noch gegenwärtig rüſtiger, großer Krieger ſteht. Sein Auge hatte er in einer Schlacht durch einen geſchleuderten Stein verloren: doch hinderte ihn dieſer Verluſt keinesweges, an einer Uebung Theil zu nehmen, worin er vor unſeren Augen unglaubliche Proben von ſeiner Geſchicklichkeit ablegte. Er ſtellte ſich, unbewaffnet, drei oder vier Schritte weit von der Kajütenthüre hin. Sein Gegner ſtand etwa acht oder zehn Schritte weit von ihm, und hatte fünf Speere. Auf ein gegebenes Zeichen warf der letztere aus Leibeskräften einen Speer nach Namatti-erai; dieſer wich ihm durch eine Bewegung des Körpers aus, und faßte zugleich den Speer, indem er bei ihm vorbei flog, in der Mitte. Mit dieſer Wehr in der Hand parirte er die übrigen ganz ſorglos ab, gab ſie ſeinem Gegner alle wieder, und bewaffnete ſich mit einem Pahua, (Dolch) womit er nochmals eben ſo unbekümmert die nach ihm geworfenen Speere von ſich abwehrte. Das kalte Blut womit er da ſtand und nach ſich werfen ließ, zeugte zugleich von Muth und Geſchicklichkeit. Einer von den Speeren fuhr hinter ihm ziemlich tief in den Verſchlag der Kajüte, und die Widerhaken brachen beim Herausziehen ab. Alle Zuſchauer zitterten vor der Gefahr, der dieſer tapfre Krieger ſich auszuſetzen ſchien, und bezeigten ihr äußerſtes Erſtaunen über die Leichtigkeit, womit er jedem Wurfe auswich.

Den folgenden Tag erlaubte ich der dritten Wache, zu ihrer Erholung ans Land zu gehen, weil das Wetter dazu ſehr ſchön und der Wind gelinde war. Ich ſelbſt befand mich nebſt meinem Freunde Abbenui am Lande im Dorfe Weimoa. Hier bemerkte ich, etwa dreihundert Schritte weit vom Strande, eine Reihe von vier oder fünf ziemlich großen, wohl unterhaltenen aber gänzlich unbewohnten Häuſern. Ich fragte den alten Abbenui, weswegen dieſe Häuſer mit dem Tabu belegt wären, und erhielt zur Antwort, ſie ſtänden für den König in Bereitſchaft, ſo oft er nach Weimoa käme, und niemand dürfte ſich ihrer in ſeiner Abweſenheit bedienen. Zu gleicher Zeit erfuhr ich, er habe von dem Könige Befehl bekommen, auf einem freien Platz am weſtlichen Ende dieſer Häuſer mir ebenfalls ein Haus zu bauen, und ſey mit mir hieher gegangen, daß ich die Lage nach meinem Geſchmacke wählen möchte. Anfänglich lehnte ich dieſes Anerbieten von mir ab; allein mein Freund drang mit ernſtlichem Bitten ſo ſehr in mich, daß ich endlich nachgeben und mir einen

Plaz wählen mußte. Kaum hatte ich eingewilligt, ſo gingen die Arbeitsleute an ihr Geſchäft; einige holten Holz aus dem Inneren des Landes, andere ſammelten eine Art von langem Graſe, das Dach zu decken. Alle empfingen ihre Befehle mit der größten Zufriedenheit, wünſchten nur ihre Kräfte recht anzuſtrengen und ihre Freude darüber, daß Freund Popote (Portlock) bei ihnen wohnen ſollte, recht lebhaft an den Tag zu legen. 1787. Februar.

Nicht weit von dem Orte, den ich mir auserſehen hatte, fand ich einen großen flachen Stein, in welchen ich die Anfangsbuchſtaben meines Namens, das Land dem ich diene, und die Jahrszahl eingrub. Ich ſuchte die Bedeutung dieſer Zeichen meinem Freunde beſtens begreiflich zu machen, der auch ſehr damit zufrieden ſchien, und bat ihn dann, dieſen Stein in die Mitte des Hauſes legen zu laſſen. Eine der größten Unbequemlichkeiten dieſer Häuſer beſteht darin, daß ſie keine Fenſter haben. Die lange anhaltende Hitze hier zu Lande macht daher den Aufenthalt innerhalb eines Hauſes ſehr unbequem. Den Eingebornen aber ſcheint dieſer Umſtand ſehr unbedeutend: ſie ſind der Meinung, man müſſe ſich nur gegen Kälte und Regen ſchützen; und wird es ihnen zu warm, ſo gehen ſie augenblicklich ins Waſſer, gleichviel ob es bei Tage oder bei Nacht geſchiehe. Ich hingegen bat Abbenui, er möchte in meinem Hauſe Fenſter machen laſſen: eins an jedem Ende, zu beiden Seiten der Thüre eins, und eins auf der Rückſeite, um Licht und Luft zu genießen; welches er mir auch verſprach.

Hierauf ſpazierten wir in das Thal, mit einem großen Gefolge von Männern und Weibern, alt und jung, die uns die größte Gaſtfreundſchaft bewieſen und mich dringend baten, in jedem Hauſe, wohin der Weg uns führte, abzutreten und von ihren beſten Gerichten zu koſten. Die Mütter trugen ihre Kinder hervor, daß ſie mich begrüßten, welches hier durch Berührung der Naſen geſchieht und Honi genannt wird. Meine Willfährigkeit machte ihnen ſehr viel Vergnügen, und mir ſelbſt, wie ich aufrichtig verſichern kann, nicht weniger; es entzückte mich, ſo viele hundert Inſulaner mit dem Ausdruck des Glückes und der Zufriedenheit auf ihren Geſichtern zu ſehen, da wir zuvor ſo viel Urſache gehabt hatten, ſie für verrätheriſch zu halten.

Ich bewunderte auf dieſem Gange von neuem die außerordentliche Erfindſamkeit und den Fleiß der Einwohner in Anordnung ihrer Tarro- und Zuckerrohr-Pflan-

1787. Februar. zungen. Dieſe liegen gewöhnlich an den Ufern der Flüſſe, und ein vortreflicher, von Stein und Erde aufgeführter Damm geht im Thal hinauf, und zu jeder Pflanzung ab. Die Tarro-Aecker ſind mehrentheils eine (Engliſche) Viertelmeile breit, eingedämmt, und an einer Stelle des Dammes mit einer Oeffnung oder einem Thore verſehen. Wenn die Regenwitterung eintritt, welches im Winter geſchieht, ſchwillt der Fluß von den Gießbächen im Gebirge an, und überſchwemmt die Tarro-Aecker. Nach der Regenzeit, wenn das Waſſer im Fluſſe wieder fällt, verſtopft man die Dämme, damit die Wurzeln und das Zuckerrohr die trockene Jahreszeit hindurch Waſſer zur Nahrung behalten. Gewöhnlich ſteht es anderthalb bis zwei Fuß tief auf einem ſchlammigen Boden über den Tarro-Aeckern. Das Zuckerrohr, welches nicht ſo tief im Waſſer ſteht, wird ſehr ſchön und groß, und dient insbeſondere dem gemeinen Manne zur Nahrung. Die Tarrowurzel wird oft ſo dick wie ein Menſchenkopf, und iſt der beſte Erſatz für Brodt, den man hier hat. Man pflegt eine Art Pudding daraus zu machen, den man aufbewahrt, bis er ſäuerlich wird; und in dieſem Zuſtande ziehen ihn die Eingebornen faſt allen anderen Speiſen vor. Diejenigen, die mit uns in See gingen, jammerten ſich faſt zu Tode, als es ſich mit ihrem Vorrath von dieſem Pudding oder Poi zu Ende neigte, womit es gar nicht lange währte, weil ſie ſo unmäßig davon zehrten. Ich habe ſelbſt geſehen, daß mein Freund Abbenui beinahe zwei Quartiermaaße voll davon, und außerdem noch eine Portion Fiſche oder Schweinefleiſch, in einer Mahlzeit zu ſich nahm. — Während daß wir neben den Pflanzungen fortwanderten, bemerkten wir viele von den Einwohnern darin, die theils Wurzeln, theils Zuckerrohr für die Schiffe auszogen, und bis an den Gürtel im Waſſer wateten.

Meine Wißbegierde war nunmehr befriedigt, und Abbenui geleitete mich an ein großes Haus, welches an der Abendſeite des Thals am Fuße der Berge lag und gegen drei Engliſche Meilen vom Seeſtrande entfernt ſeyn mochte. Dieſes Haus war ſehr geräumig, bequem und reinlich, und auf dem Boden in demſelben lag eine neue Matte ausgebreitet. Zur Linken an der Thüre ſaß in einem Stuhl, der einem unſerer Lehnſtühle glich, ein ziemlich großes hölzernes Bild, und rund um daſſelbe her war ein Raſenplatz, mit einer kleinen hölzernen Verzäunung. Neben dem Stuhl ſahen wir einige Tohis (oder Hobeleiſen) und andere Sachen von geringerem

1787. Februar

Werthe. Mein Freund gab mir zu verſtehen, dieſes Haus ſey mit dem Tohi erbauet worden, welches ich ihm bei meinem erſten Beſuch in Onihiau geſchenkt hatte. Was ich außerdem hier ſahe, wären die Geſchenke, die er zu verſchiedenen Zeiten von mir erhalten hätte, und die Bildſäule ſollte ihm und ſeinen Landsleuten zum Gedächtniß meines Hierſeyns dienen. Es durften nur wenige Leute in das Haus kommen, worin ich unter andern auch einige Trommeln ſah, insbeſondere eine von vorzüglicher Größe, die man mit dem Felle des oben erwähnten großen Haifiſches überzogen hatte: Dieſe Trommeln waren, wie ich vernahm, den Göttern geweihet. Man ſetzte uns hier einige Erfriſchungen vor, nämlich Schweinfleiſch, geſalzene Fiſche, Tarro, Piſangs und Kokosnüſſe; und als wir unſere Mahlzeit genoſſen hatten, begaben wir uns wieder an das Seeufer.

Ich ging im großen Boote an das Schiff zurück, und ward von Abbenui und einigen anderen Oberhäuptern begleitet, die das Vergnügen des Segelns bei einem ſchönen, friſchen Winde, ſehr lebhaft empfanden. Hauptſächlich feſſelte die Art zu ſteuern ihre Aufmerkſamkeit, und Abbenui führte ſelbſt das Ruder eine Zeitlang, um künftig ein Kanot auch auf dieſe Art lenken zu können. An Bord meines Schiffes fand ich alles in Ordnung, und in der That überſteigt es meine Kräfte, die hieſigen Einwohner, vom Könige an bis zum geringſten Unterthan (Tautau) nach Verdienſt zu loben und ihrer unermüdeten Aufmerkſamkeit, uns mit allem Nothwendigen zu verſehen, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Ihre Gaſtfreiheit und Freigebigkeit kannte keine Gränzen, und ihr Eifer uns mit zuvorkommender Freundſchaft zu behandeln, ſetzte mich in Erſtaunen. Unſere Art zu ſegeln, zu bauen u. ſ. w. beobachteten ſie ſo genau, daß ich wirklich hoffe, ſie werden ſich mit Hülfe ihrer Geſchicklichkeit in Stand geſetzt ſehen, von ihren Bemerkungen die Anwendung auf ihre eigenen Künſte zu machen und dieſe zu vervollkommnen. Abbenui zeichnete ſich durch ſeine Zuneigung für die Mannſchaft beider Schiffe noch beſonders aus; er ſchlief gewöhnlich auf meinem Schiffe (König Georg), wo ich ihm ein Hängebett in der Kajüte bereiten ließ, das ihm viel Vergnügen gewährte. Es iſt wahr, der gute Alte purzelte ein paarmal beim Einſteigen von der anderen Seite heraus, ehe er es gewohnt werden konnte; allein er raffte ſich immer wieder recht gutmüthig auf, und es währte nicht lange, ſo wußte er ſein Tempo beſſer zu nehmen.

1787. Februar. Am 8ten zeigte ſich der König mit einem Gefolge von vielen Kanots wieder in der Bay, begab ſich an Bord, und hatte großes Wohlgefallen an dem freundſchaftlichen Verkehre zwiſchen ſeinen Unterthanen und uns. Unſere Leute gingen jederzeit unbewaffnet ans Land; folglich hatten die Eingebornen keine Furcht vor Gefahr, und es entſtand ein gegenſeitiges Zutrauen. Der König blieb einige Stunden bei uns, und ich begleitete ihn hernach an Bord der Königin Charlotte, wo er Herrn Dixon einen Beſuch machte.

Den 12ten gingen wir endlich unter Segel, um nicht auf dieſer Rhede noch einen weſtlichen Sturm aushalten zu müſſen, den der Wogengang von Weſten her mich befürchten ließ. Abbenui beſuchte mich am 16ten, wo wir uns noch der Oſtſpitze von Atuai gegenüber befanden, und brachte uns in ſeinem Doppelkanot abermals ein Geſchenk, welches ich zu ſeiner Zufriedenheit erwiderte. Nachdem er auch an Bord des anderen Schiffes ſeinen Abſchiedsbeſuch geendigt hatte, beſchloß ich, nach Onihiau zu gehen, um wo möglich die Anker wieder zu bekommen, die wir im Sturm, als wir die Taue kappten, im Stiche zu laſſen genöthigt geweſen waren.

Den 17ten, Nachmittags um fünf Uhr, warfen wir in Yam-Bay den Teuanker aus; und da das Wetter äußerſt günſtig war, ſo mußte unſere Mannſchaft ſogleich ihr Geſchäft antreten, die verlornen Anker zu ſuchen, womit es ihr ſo gut glückte, daß wir ſie in wenigen Stunden an Bord brachten. Während dieſer Zeit kauften wir von den Einwohnern der Inſel Onihiau eine Menge Yamswurzeln, womit wir auf drei oder vier Tage ausreichten, nebſt einer Quantität Salz und friſchem Waſſer. Das Betragen unſerer Mannſchaft in beiden Schiffen verdient, daß ich es hier mit gebührendem Lobe erwähne. Auf der ganzen Reiſe bis hieher führten ſich unſere Leute ſo gut auf, daß ich wohl ſagen darf, es hat nie ſo wenig Zwiſt unter einer ſo ſtarken Mannſchaft gegeben, und auch dieſe wenigen Uneinigkeiten waren unbeträchtlich. Ihre Aufmerkſamkeit und ihre unermüdete Anſtrengung bei dem Aufſuchen unſerer Anker entzückten mich; an niemand war Murren oder Trägheit zu ſpüren, ob ſie gleich kaum Zeit hatten, einen Biſſen zu eſſen.

Wir gingen früh am folgenden Morgen wieder unter Segel, ſchifften hinüber nach Atuai, und hielten uns an deſſen Nordſeite, um etwa noch Erfriſchungen zu erhalten, wovon uns Onihiau ſowohl, als die Südſeite von Atuai nicht viel

mehr verſprach; dieſe letztere hatten wir nämlich ſo ziemlich erſchöpft, und das ganze 1778.
Onihiau möchte ſchwerlich mehr als ein Dutzend Schweine aufbringen können. Februar.
Ich hatte ſogar wenig Hoffnung, einen guten Vorrath von Yams zu bekommen, da die Inſulaner ſeit dem vorigen Jahre den Anbau vernachläſſigt hatten, wie mich Abbenui verſicherte, und wie meine eigenen Beobachtungen am Lande es mir nur zu deutlich beſtätigten, indem ich über anſehnliche Strecken ging, die ganz verödet lagen. Viele der ehemaligen Einwohner von Onihiau hatten, wie es ſcheint, dieſe Inſel verlaſſen, um künftig in Atuai wohnen zu können. Vermuthlich waren ſie durch das Eiſen, welches ſie vor dieſem von uns eingetauſcht hatten, in Stand geſetzt worden, ſich auf Atuai anzukaufen. Onihiau iſt wirklich nur ein armſeliges Fleckchen, welches nur Yamswurzeln, ſüße Erdäpfel, Zuckerrohr und Süßwurz nebſt einer ſehr unbedeutenden Quantität Holz hervorbringt; hingegen Atuai hat an vielen andren Lebensmitteln, insbeſondere an Tarro- oder Aronswurzeln, der Lieblingsſpeiſe der Einwohner, die ſie den Erdäpfeln und Yams vorziehen, großen Ueberfluß. Ich bin daher überzeugt, daß keiner von ihnen ſich gern in Onihiau aufhalten wird, wenn er ſich genug erworben hat, um auf Atuai wohnen zu können.

An der nördlichen und weſtlichen Seite von Atuai fanden wir nirgends Anſchein von einem Hafen; daher mußten wir den 28ſten in Weimoa-Bay vor Anker gehen, wo es uns indeß nicht glücken wollte, den Anker, den das andere Schiff hier verloren hatte, wieder aufzufiſchen. Wir ſahen uns überdies genöthigt, unſere Boote nach Lebensmitteln ans Land zu ſchicken, indem ſich kein Kanot ſehen ließ, und die meiſten wirklich mit den Oberhäuptern nach Apunu abgegangen waren.

Den 1ſten März kam ein Menſch von einiger, wiewohl geringer Bedeutung, März.
Namens Noho-maitehiti, der ſchon ſonſt oft an Bord geweſen und uns bei dem Tauſch um Lebensmittel ſehr behülflich geweſen war, und bat mich inſtändig, ich möchte ihn doch mit mir nehmen. Seine Bitten hatten ein ſo ernſtliches Anſehen, daß ich endlich einwilligte und ſchon entſchloſſen war, ihn die Reiſe nach der Nordweſtküſte von Amerika mitmachen zu laſſen. Er hätte hernach, bei unſerem nächſten Beſuche, wieder auf den Inſeln bleiben oder gar mit nach England gehen können. Mit allerlei Kleinigkeiten, die er ſich bei uns geſammelt, hatte er ſei-

1787. März. nem Vater, einem uralten, beinahe abgelebten Manne, ein Geſchenk gemacht. Allein Po-are-are, einer von des Königs Boten, der mit unbeſchränkter Autorität regiert, wenn der König und die vornehmſten Oberhäupter die Inſel verlaſſen haben, wußte, daß der alte Mann eine Menge Europäiſcher Sachen beſäße, und forderte ſie ihm ab. Der ganze Reichthum, den ſein Sohn ihm gegeben hatte, beſtand in einigen Tohis, Glaskorallen, Ringen und anderen Kleinigkeiten. Anfangs leugnete er, daß er irgend etwas von der Art beſäße; denn er hatte die Sachen ſorgfältig nicht in ſeinem Hauſe, ſondern in geraumer Entfernung davon in einer Grube verborgen. Der Bote beſtand indeß darauf, daß er ihm ſagen ſollte, wo ſie wären; und als der Greis hartnäckig bei ſeinem Leugnen blieb, ergriff jener ihn an der Kehle, und drohete, ihn zu ermorden, wenn er ſie nicht herausgäbe. Er hatte den Alten wirklich beinah erdroſſelt, ehe dieſer ihm den Ort zeigen wollte, wo ſeine Habe verborgen lag. Sobald er ihn wußte, eilte er hin und nahm ihm alles, was er hatte. Noho-maitehiti kam eben mit ſeinem Kanot ans Land, und ſahe ſeinen Vater in dieſer bedrängten Lage; allein er wagte es nicht, ſich in die Sache zu miſchen. Vielleicht fehlte ihm nicht der Muth dazu, ſondern er mochte ſich ſcheuen, Hand an einen von des Königs Boten zu legen, da ſie in hohem Anſehn ſtehen. Es war ſchon ſpät am Abend, als er es ſeinem Vater überließ, ſich ſo gut er könnte aus der Sache zu ziehen, und wieder nach den Schiffen zurückkehrte. Da er wußte, daß es keinem von den Eingebornen geſtattet ward, in der Nacht an Bord zu kommen, ſo rief er ſchon von weitem mit kläglicher Stimme: Popote, um mir zu erkennen zu geben, wer er ſey, und daß er an Bord zu kommen wünſche, welches ich ihm auch erlaubte. Jetzt erzählte er mir ſeine betrübte Geſchichte, und bat mich, den Königsboten zu beſtrafen. Dies konnte ich aber nicht, wenn ich es auch gewollt hätte; denn er wußte mich zu vermeiden. Noho-maitehiti blieb ein paar Tage bei uns; allein er ward es bald überdrüſſig, ſich von geſalzenen Speiſen zu nähren, und kehrte wieder ans Land zurück. Ich meines Theils hatte keine Gelegenheit, den König oder Abbenui zu ſehen, und mich um dieſe Sache weiter zu bekümmern. Bis zum 3ten März ſammelten wir noch friſchen Mundvorrath ein, und gingen dann in Geſellſchaft der Königin Charlotte unter Segel, um die Amerikaniſche Küſte wieder aufzuſuchen.

Neun-

Neuntes Kapitel.

1787. März.

Fahrt von den Sandwichinſeln nach der Küſte von Amerika. — Heilſame Wirkungen des von Süßwurz gebraueten Bieres. — Ankunft vor der Montague-Inſel. — Ankerwurf in Hannings Bay. — Die Boote werden auf eine Handelsexpedition abgefertigt, und finden ein Fahrzeug aus Bengalen in einer ſehr unglücklichen Lage. — Es werden dem Fahrzeuge Nutka Erfriſchungen zugeſchickt. — Neuer Operationsplan. — Beſuch eines mächtigen Stammes von Indianern. — Ihre Neigung zum Diebſtahl. — Abreiſe von der Montague Inſel. — Trennung der Schiffe. — Ankunft des Schiffes König Georg in Hinchingbrook Cove.

Wir richteten nunmehr zum zweitenmal unſeren Lauf nach der Küſte von Amerika. Bis zum 19ten März ereignete ſich nichts Bemerkenswerthes. An dieſem Tage befanden wir uns in 26° 2′ Nördlicher Breite, ungefähr in derſelben Breite, wo man die Inſeln Santa Maria la Gorta anzugeben pflegt, und etwa fünf und zwanzig bis dreißig Seemeilen öſtlicher, als die Laufbahn der Schiffe Reſolution und Diſcovery auf ihrer Fahrt nach dem feſten Lande. Wir legten hier, mehrerer Sicherheit wegen, in der Nacht bei, ſetzten dann unſeren Lauf weiter ohne alle Hinderniſſe fort, und befanden uns am 12ten April in 52° 46′ N. Br. Die Mannſchaft beider Schiffe war geſund, den Zimmermann auf der Königin Charlotte ausgenommen, der bereits ſeit geraumer Zeit an einer langwierigen Krankheit danieder lag. Dagegen hatte ſich einer von meinen Schiemännern, der während unſeres Aufenthaltes bei den Inſeln ſehr krank geweſen war, zum Erſtaunen Aller wieder ſo ſehr erholt, daß man ihn jetzt für gänzlich außer Gefahr erklärte. April.

Ich habe ſchon an einem anderen Orte das Gebräu von der ſüßen Wurzel erwähnt, und will bei dieſer Gelegenheit nur noch erinnern, daß man drei Quartiere Melaſſen (Zucker-Syrup) unter ſechs Doppelmaaß (*gallons*) Bier miſchte, wozu noch ein Schoppen Malzeſſenz kam. Wenn dieſes Getränk eine Zeitlang auf Bouteillen gezogen war, ſchmeckte es wie der beſte Apfelwein. Der kranke Schiemann erhielt täglich eine Flaſche davon, die ihm außerordentlich wohl bekam. Faſt möchte ich ſagen, die gute Wirkung war beinahe augenblicklich zu ſpüren, und man wird am beſten von der Vortreflichkeit des Mittels urtheilen können, wenn ich hinzufüge, daß

1787. April. unſer Wundarzt ſchon einmal geglaubt hatte, der Kranke würde wegen des unaufhörlichen Blutſpeiens, das ihn ganz erſchöpfte, nur noch wenige Tage leben können.

Wir ſchifften jetzt mit friſchen ſüdlichen und weſtlichen Winden nach Nordweſten fort. Am 16ten April ſchien das Waſſer ſehr gefärbt; wir warfen daher das Senkblei, fanden aber mit 140 Klaftern keinen Grund. Jetzt waren wir in 58° 10′ N. Br. und 147° 18′ W. L. Das vorigemal, als wir uns der Küſte näherten, hatten wir nur 2° 15′ weſtlicher mit ſiebzig Klaftern Grund erreicht. Ich möchte daher faſt glauben, daß gleich oſtwärts von jenem Meridian die Tiefe ſehr beträchtlich zunimmt, ſo wie ſie ſich im Gegentheil nach Weſten, beſonders nach dem Kap Greville und der Inſel St. Hermogenes hin, vermindert. Wir erblickten jetzt um drei Uhr Nachmittags einen Robben oder Seehund, und kamen an verſchiedenen Haufen ſchwimmenden Seetang (*fucus*,) den die Matroſen Seelauch nennen, und an etwas Treibholz vorbei.

Den 17ten Mittags fanden wir vermittelſt korreſpondirender Sonnenhöhen die Breite 57° 54′ nördlich, da ſie nach der Schiffsrechnung 58° 25′ betrug. Ich traute beiden Angaben nicht; denn wir konnten uns jetzt weder auf die Uhr, noch auf die Sonnenhöhen verlaſſen*). Kapitain Dixon aber, den ich gleich darauf anſprach, hatte ſehr nah um Mittag mit Hülfe ſeines Chronometers eine Sonnenhöhe beſtimmt, nach welcher die Breite 57° 50′ N. betrug. Die Strömung mußte uns folglich in den letzten vier und zwanzig Stunden fünf und dreißig (Engliſche) Meilen nach Süden getrieben haben. Ich hatte auch bereits im vorigen Jahr in der hieſigen Gegend einen faſt ununterbrochenen Zug des Waſſers nach Süden wahrgenommen. Gegen Abend hielt ich an den Wind, nach Weſten hin, weil ich nur noch zehn Seemeilen weit von der Südweſtſpitze der Montague-Inſel entfernt zu ſeyn glaubte,

---

*) Die Uhr, von der hier geredet wird, iſt eine von Arnolds Längenuhren oder von ſeinen ſo genannten Chronometern (Zeitmeſſern). Wenn man lange nicht an Land geweſen iſt, und keine Gelegenheit gehabt hat, die Geſchwindigkeit des Ganges dieſer Uhr, welche ſich von Zeit zu Zeit unvermeidlich ändert, mit dem Pendel zu vergleichen, ſo können die Angaben, welche man nach derſelben beſtimmt, ſehr weit von der Wahrheit abgehen. Was die Unzuverläſſigkeit der Beobachtung der korreſpondirenden Sonnenhöhen betrifft, ſo muß man dies ſo verſtehen, daß das Wetter nebelig und folglich der Horizont nicht genau zu beſtimmen war. So viel zur Erläuterung für diejenigen Leſer, die mit der Sternkunde und Nautik nicht näher bekannt ſeyn möchten. F.

1787. April.

und das Tageslicht abwarten wollte, um mich dem Lande zu nähern; allein dieſe Vorſicht war unnütz, da es bald nach Mitternacht zu regnen anfing, und ſehr trübes Wetter einfiel. Noch immer fanden wir mit 150 Klaftern keinen Grund, und das Wetter war abwechſelnd trübe, regnicht und ſtürmiſch.

Den 23^{ſten} April, um zwei Uhr Nachmittags, erblickten wir endlich durch den Nebel das Land, gänzlich mit Schnee bedeckt, ungefähr acht Seemeilen entfernt. Wir hatten um Mittag unſeren Ort auf 59° 11′ N. Br. und 148° 15′ W. L. beſtimmt, und zugleich auf ſchlammigem Boden mit kleinen ſchwarzen Flecken und Steinchen in ſechs und ſiebzig Klaftern mit dem Senkblei die Tiefe ergründet. Bald hernach raubte uns der Nebel den Anblick des Landes wieder, bis um vier Uhr, wo wir es von neuem und dann auch deutlich die Südweſtſpitze der Montague-Inſel zu ſehen bekamen, nach welcher wir am 24^{ſten} hinſteuerten. Unſeren Beobachtungen zufolge, liegt dieſe Spitze in 59° 47′ N. Br., welches gewiß bis auf ein paar Minuten zutrift, obgleich Kapitain Cooks (Roberts) Karte dieſe Spitze in 59° 36′ N. Br., alſo elf (Engliſche) Meilen zu weit nach Süden, verlegt. In der Länge hingegen kommen wir bis auf eine Meile mit einander überein. Es iſt hier vielleicht am rechten Orte, zu erinnern, daß die Schiffe, wenn ſie hier einlaufen wollen, ſich ſo nahe als möglich an die Montague-Inſel halten müſſen, weil ſie ſich ſonſt vom rechten Fahrwaſſer entfernen, und an dem weſtlichen Ufer ſechzig, ſiebzig, ja ſogar achtzig Klaftern Tiefe finden und dabei dem Lande zu nahe kommen, um vor Anker gehen zu können.

Den 24^{ſten} April gegen ein Uhr Nachmittags zeigte ſich an dem Ufer, welches die Montague-Inſel bildete, eine gute Bay oder ein Hafen, wohin wir unſeren Lauf richteten. Dieſe Bay *) liegt fünf oder ſechs Seemeilen weit innerhalb der Südweſtſpitze der Inſel, und derjenigen Inſel, welche das weſtliche Ufer des Kanals bildet, beinahe gerade gegenüber. Ein Officier, den ich im Wallfiſchboot dahin abfertigte, kam in Zeit von einer Stunde zurück, und rapportirte, daß die Schiffe daſelbſt ſicher liegen könnten. Um vier Uhr alſo gingen wir darin in zwanzig Klaftern Tiefe auf Schlammgrund vor Anker, und verteueten das Schiff ſogleich vermittelſt des Tagankers. An der Südſpitze des Einganges (*Point Bryant*) fanden wir eine

---

*) In der Karte heißt ſie Macleods Bay. F.

1787. April. Bank, worauf die Tiefe nur ſieben bis acht Klaftern beträgt, und die ſich queer über die Einfahrt zu erſtrecken ſcheint. In der Vertiefung bildet die Bay noch eine Spitze am nördlichen Ufer, hinter welcher ſie ſich endigt. Schiffe können hier ganz ſicher, und von Land umſchloſſen, in fünftehalb bis fünf Faden Tiefe liegen, wie ich es auf einer Fahrt dahin mit meinem Boote, in Kapitan Dixons Geſellſchaft, in Erfahrung brachte.

Ehe ich noch vom Schiffe abſtieß, beſuchten uns die Einwohner in fünf Kanots, deren jedes Einen auch zwei Menſchen führte; allein zu meiner Verwunderung hatte keiner ein einziges Thierfell mitgebracht. Dagegen beſaßen ſie insgeſammt Glaskorallen von verſchiedener Art, gelbe und grüne, auf die ſie einen hohen Werth zu ſetzen ſchienen, und die von der Beſchaffenheit waren, wie wir ſie im vorigen Sommer im Cooksfluſſe geſehen hatten. Unſere Gäſte wiederholten verſchiedentlich das Wort Nutka, und zeigten dabei den (Prinz Wilhelms) Sund hinauf. Ich hatte ſonſt dieſes Wort weder im Cooksfluſſe noch hier gehört, und glaubte daher, es könnte wohl kürzlich jemand vom Nutka-Sunde hieher gekommen ſeyn und die Wilden damit bekannt gemacht haben. Es beſtätigte ſich auch bald, daß ſie kürzlich mit jemand gehandelt hatten; denn als ich nach Seeotterfellen fragte, gaben ſie mir zu verſtehen, ſie hätten ſie einem gewiſſen Thomas Molloy verkauft, der bereits wieder aus dem Sunde weg wäre. Dieſe, wenn auch unvollſtändige Nachricht, ließ mir wenig Hoffnung, im Prinz Wilhelms Sund etwas auszurichten. Ich ſchickte mich gleichwohl zu einem Verſuch an, und wartete nur auf eine Gelegenheit, um weiter hinaufwärts zu ſegeln. Unſere Gäſte verließen uns am Abend, und ruderten zur Bay hinaus, nachdem ſie uns einige Angelſchnüre, die eben ins Waſſer gehängt waren, geſtohlen hatten.

Den 25ſten holten wir etwas friſches Waſſer zum täglichen Gebrauch, und zogen das große Netz, aber ohne Erfolg. Den nächſten Tag ſchickte ich einen Theil der Mannſchaft ans Land, um Muſcheln zu ſammeln, da es hier keine andere Art von Erfriſchungen gab. Wir konnten auch nur längs dem Strande gehen; denn das angränzende Land war noch gänzlich mit Schnee bedeckt. Wilde Gänſe und Enten zeigten ſich in großer Menge um uns her; allein ſie waren ſo ſcheu, daß man ſie nicht zum Schuß bekommen konnte. Auf einem Spatziergange ſah ich die Ueberbleibſel zweier Indianiſchen Hütten und einen Haufen Holz, das man mit Schneidewerkzeugen geſchnitten hatte. Die Schnitte waren ſo groß und deutlich, daß kein Amerikaniſches Werkzeug dazu gedient haben konnte; daher verfiel ich auf die Ruſſen, und glaubte, ſie müßten im vorigen Herbſte hieher gekommen ſeyn, weil ich mir nicht vorſtellen konnte, daß Menſchen von einer anderen Nation in dieſen Meeren gekreuzt hätten. 1787. April.

Ich verſuchte es früh Morgens am 27ſten, aus der Bay zu laufen; allein, theils die Schwäche der Fluth, theils der widrige Wind verhinderte uns, in den Sund hinauf zu kommen, ſo daß wir am 29ſten unverrichteter Sachen wieder einliefen. Sobald unſere Schiffe vor Anker lagen, ging ich mit dem Kapitain Dixon in ſeinem Boot aus, um die Eingebornen aufzuſuchen und die Ufer der Montague-Inſel nach dem Sunde hinaufwärts in näheren Augenſchein zu nehmen. Wir fanden ein ſteiles Ufer und, eine Engliſche Meile weit vom Lande, Ankergrund in dreißig Faden Tiefe auf Schlamm. Nachdem wir etwa fünf Seemeilen weit vom Schiffe gerudert waren, kamen wir in eine tiefe und geräumige Bay, wo der Ankerplatz in zehn bis zwanzig Klaftern ſehr bequem iſt. Im Inneren der Bay, etwa eine halbe Engliſche Meile vom Lande, hat man zehn Klaftern Tiefe; allein noch beſſer liegt man näher nach dem ſüdlichen Ufer in zehn bis zwölf Faden. Wir ſtiegen an der Nordſeite aus, und gingen eine große Strecke, ohne eine Spur von Einwohnern zu bemerken. Während der Zeit, daß unſere Leute hier zum Mittageſſen Schweinfleiſch und Miesmuſcheln kochten, ging ich im Wallfiſchboot aus, und ſah die Küſte ſechs oder ſieben Seemeilen weit ſich nordwärts nach dem Sunde hinauf ziehen, ohne irgend einen Anſchein eines Hafens oder auch nur einer ſicheren Bucht. Hierauf kam ich wieder in die Bay; wir hielten unſre Mahlzeit, und kehrten endlich Abends um neun Uhr an Bord unſerer Schiffe zurück, ohne nur einen einzigen Indianer geſehen zu haben.

Den 30ſten ſchickte ich einen Officier mit einem Boote nach der Inſel ab, welche das gegenüber liegende, weſtliche Ufer des Kanals bildet. Um die Nordſpitze dieſer Inſel herum bemerkte er einen tiefen Einbuſen oder Sund nach Nordweſten und Weſtnordweſten hin, wo es ſich zu guten Häfen anließ. Da es mir darum zu thun war, einen jeden Ort zu unterſuchen, wo ich Einwohner zu finden hoffte, ſo ging ich den 1ſten Mai, in Kapitain Dixons Begleitung, ſelbſt dahin ab, und Mai.
hinterließ Herrn Macleod, meinem Steuermanne, den Befehl, das Schiff bis

1787. Mai. nach den **Grünen Inſeln** zu führen, falls er Gelegenheit dazu fände. Die Inſel unſerer Bay gegenüber, deren Nordſpitze wir um zehn Uhr umſchifften, nannte ich jetzt **Mulgraves Inſel**. In den Sund, welcher ſich jenſeits derſelben nach Weſten erſtreckt, ruderten wir acht bis zehn Seemeilen weit hinauf. Nach Weſten und Süden hin, bis in die offene See, ſchien alles Land aus Inſeln zu beſtehen, und nordwärts hatte es ebenfalls das Anſehen von abgeſonderten Inſeln. Auf dieſer Fahrt wurden wir nirgends einen Einwohner gewahr; nirgends zeigte ſich eine Hütte oder eine Spur von ehemaligen Wohnungen, ſo bequem auch die Gegend ſich dazu anließ, indem die See ſo nahe, und alles dennoch gegen rauhe Witterung geſchützt war. Wir begaben uns gegen Mittag in einer kleinen Bucht ans Land, und nahmen ein leichtes Mahl zu uns; bald hernach aber ſahen wir die Wolken in Südweſten ſich thürmen, und eilten daher nach unſeren Schiffen, um wo möglich mit dem erſten günſtigen Winde den Sund hinauf ſegeln zu können. Um acht Uhr Abends erblickten wir die Schiffe in der Bay, welche wir am $29^{\text{ſten}}$ April unterſucht hatten. Ich nannte ſie **Hannings Bay**, nach der rechtſchaffenen Familie **Hannings**, die zu den eifrigſten Beförderern unſeres Unternehmens gehört. Um zehn Uhr kamen wir wieder an Bord, wo wir alles in gutem Zuſtande fanden.

Am folgenden Morgen lieſen wir gegen neun Uhr aus **Hannings Bay**, und ſteuerten nordwärts, um tiefer in **Prinz Wilhelms Sund** zu kommen. Wir hatten wenig Wind, und befanden uns verſchiedenemal in ſeichtem Waſſer. Endlich als es Nacht werden wollte, näherte ich mich der **Montague-Inſel** wieder, und legte in zehn Faden Tiefe vor Anker. Allein bald darauf ward ich gewahr, daß wir uns in der Nähe einer Untiefe befanden, die mit Seetang (*kelp*) bedeckt war und kaum drei Klaftern Waſſer hatte. Um dieſe unſichere Lage verlaſſen zu können, ſtieg ich ins Boot, und ließ mich nach einer Landſpitze rudern, die etwas ſüdlich lag und beſſeren Schutz zu verſprechen ſchien. Wir fanden hier wirklich einen ſicheren Ankerplatz, brachten die Schiffe noch denſelben Abend dahin, und vertaueten ſie mit dem Bug- und dem Stromanker. (In der Karte heißt dieſer Ankerplatz **Chalmers Hafen**. F.)

Früh Morgens am 3ten Mai ſchickte ich den Zimmermann ans Land, um Bäume zu Planken zu fällen. Ich ſelbſt begab mich in meinem Boote die Bay

1787. Mai.

hinauf, um den Ankergrund näher zu unterſuchen. Hier entdeckte ich bald den vortreflichſten, rund um von Land umſchloſſenen Hafen, mit dem beſten Schlammgrunde in einer Tiefe von ſieben Klaftern, nur eine Kabeltaulänge vom Ufer. Zu meiner größten Verwunderung aber ſah ich auch hier keinen Einwohner und keine Spur, daß kürzlich Indianer ſich hier aufgehalten hätten. Die unruhige, durch einen friſchen Nordweſtwind aufgeregte See bewog mich am 4ten, den äußeren Platz zu verlaſſen und in das Innere des Hafens einzulaufen. Indem wir hier den Stromanker aufhoben, hatten wir das Unglück, daß der Ankerſtock dicht an dem Ankerſchaft abbrach, und daß, weil er von Eiſen war, der Anker dadurch unbrauchbar ward. Dieſe Widerwärtigkeit empfanden wir in unſerer Lage um ſo viel drückender, da ich einen Anker an Herrn Dixon, ſtatt desjenigen, den er zu Atuai verloren, abgegeben, und jetzt, außer dem kleinen Wurfanker (*kedge*), welcher bei dem geringſten Winde nicht halten konnte, keinen anderen zum Verteuen übrig hatte.

Den 5ten ſchickten wir unſere Boote, nämlich das große und das Fiſchboot von jedem Schiffe, bei Tagesanbruch den Sund hinauf, daß ſie dort mit den Eingebornen Handel treiben ſollten. Kapitain Dixon ſchiffte ſich ſelbſt mit ein, und war ihr Führer. Wir unſerer Seits fingen unſere verſchiedenen Operationen am Lande an. Eine große Anzahl von unſeren Leuten mußte an einer Stelle an dem Seeſtrande, wo ich das Schiff auf die Seite legen wollte, die Steine aus dem Wege räumen. Um zehn Uhr fingen wir an, das Schiff ans Ufer zu ziehen, und um Mittag war es an Ort und Stelle. Ein anderes Kommando ſchnitt Fichtenzweige, womit wir den Schiffboden beräuchern wollten. Der Bötticher ging mit ſeinen Gehülfen ebenfalls ans Land, und mußte Sproſſenbier brauen. Noch Andere endlich hatten im Schiffraum zu thun. Nachmittags reinigten wir die eine Seite des Schiffes, und überzogen ſie mit einem wohl durch einander gekochten Gemiſch von Theer, Kreide und Thranöl. Zwar fanden wir an einigen Stellen die Fütterung von dem Wurm angegriffen; doch war der Schade geringer, als ich erwartet hatte.

Während unſeres letzten Aufenthalts in den Sandwichinſeln hatte ich daſelbſt ein Doppelkanot gekauft, welches ich jetzt in Stand ſetzen ließ und mit zwei Mann in eine benachbarte Bucht ſchickte, um Krabben zu fangen und Miesmuſcheln zu ſam-

1787. Mai. men, indem es an dieſem Orte, außer dem Sproſſenbier, keine Erfriſchungen gab. Wir hatten das Netz zu wiederholtenmalen, aber vergeblich, gezogen. Um Mittag (den 6ten) hatte ich endlich das Vergnügen, einen Indianer in einem einzelnen Kanot in den Hafen rudern zu ſehen. Er kam ſogleich an das Schiff, brachte aber weiter keine Tauſchartikel, als etwa eine Blaſe voll Meerſchweinthran, der in ſeinen Augen zu den größten Leckereien gehörte. Ueber ein kleines Geſchenk, welches er von mir erhielt, bezeigte er viel Vergnügen. Ich nahm dieſe Gelegenheit wahr, ihm begreiflich zu machen, warum es uns eigentlich zu thun wäre. Er ſchien mich zu verſtehen und, indem er das Schiff verließ, mit ſeiner Aufnahme ſehr zufrieden zu ſeyn. Wir hofften alſo, daß er ſeine Landsleute mitbringen und ein Handelsverkehr mit uns anfangen würde. Ich war jetzt ſo beſorgt, ſie nicht etwa durch einen Flintenſchuß unverſehens wegzuſcheuchen, daß ich es nicht einmal wagte, nach den vielen wilden Gänſen und Enten zu ſchießen, die wir hier, wiewohl noch immer ſehr verſcheucht, fliegen ſahen.

Den 7ten Mai um Mittag waren wir auch mit der anderen Seite des Schiffes fertig, und bemüheten uns, es mit der höchſten Fluth flott zu machen; allein dies mißlang, und wir mußten theils einige Fäſſer voll Seewaſſer, die als Ballaſt unter den Kabeltauen im Raume lagen, zur Erleichterung auslaufen laſſen, theils auch die Nachtfluth, die beträchtlich höher ſteigt, abwarten, um unſeren Endzweck zu erreichen, welches denn auch um drei Uhr Morgens geſchah. Hierauf nahm die Königin Charlotte unſern Platz ein, und ihr Boden ward ebenfalls gereinigt und neu betheert. Während der Zeit arbeiteten unſere Leute fleißig an der Ergänzung unſeres Holz- und Waſſervorraths, wozu der Hafen dicht am Strande uns alle Bequemlichkeit darbot. Das Sproſſenbier, das wir braueten, gerieth uns gleich bei dem erſten Verſuche, welches doch nicht immer der Fall zu ſeyn pflegt. Zu einem halben Oxhoft nahmen wir viertehalb Doppelmaaß Zuckerſyrup, und behandelten dann das Bier mit bereiteten Hefen *).

Den 8ten Vormittags beſuchten uns drei von den Eingebornen in zwei Kanots; allein ſie brachten nur zwei Flußotter- und zwei Seehunds- (oder Robben-) Felle, die ich ihnen abkaufte. Außerdem machte ich ihnen ein Geſchenk, womit ſie ſehr zufrie-

den

*) Dieſe bereiteten (*prepared*) Hefen ſind, wie Dixons Reiſe (B. II. dieſer Sammlung S. 141.) erwähnt, getrocknet und in Flaſchen gepackt. F.

1787. Mai. den von dannen gingen. Auch dieſe Leute ſprachen oft das Wort Nutka aus, und zeigten dabei jederzeit nach dem Inneren des Sundes hinauf. Sie erwähnten ebenfalls des Thomas Molloy, und kannten den Gebrauch des Schießgewehrs, den ſie vielleicht von den Ruſſen geſehen hatten. Unſere vorigen Gäſte, in dem erſten Hafen (Macleods Hafen) gehörten, nach allen Umſtänden zu urtheilen, mit dieſen zu Einem Stamme.

Kapitain Dixon kam am 10ten des Morgens aus Snug-Corner-Cove (Bucht des ſicheren, bequemen Winkels) mit den Booten zurück. Er hatte während dieſer Zeit ſechs und dreißig Seeotterfelle von verſchiedener Güte, nebſt einigem andren Pelzwerke gekauft, und das meiſte in der Nähe des Kap Hinchingbrook erhalten. Hierauf war er nach Snug-Corner-Cove gegangen, weil die Eingebornen ihm von einem Schiffe erzählt hatten, das daſelbſt liegen ſollte. Einige von ihnen konnten ein paar Worte Engliſch ſehr deutlich ſprechen, und wußten Herrn Dixon auch den Ankerplatz ſeines eigenen Schiffes anzudeuten. Den 8ten gegen Abend kam er nach der Bucht, und fand daſelbſt die Schnau Nutka aus Bengalen, geführt vom Kapitain John Meares *). Dieſer Befehlshaber hatte Bengalen im März 1786 verlaſſen, und war im Oktober nach Prinz Wilhelms Sund gekommen, wo er überwintert, aber auch zugleich einen großen Theil ſeiner Mannſchaft am Scharbock verloren hatte. Die übrig gebliebenen waren ebenfalls in einem ſehr ſchwachen, kränklichen Zuſtande. Kapitain Dixon brachte mir einen Brief vom Kapitain Meares, worin dieſer mir ſeine traurige Lage und die Bedürfniſſe ſeines Schiffes eröffnete und mich dringend um Hülfe bat, ohne die er, wie er ſagte, verzweifeln mußte, ſein Fahrzeug vom Platze zu bringen. Ich las ſeinen Brief mit tiefer Rührung, und beſchloß ſogleich, ihm allen Beiſtand zu leiſten, wozu ſich Gelegenheit darbieten und wozu ich im Stande ſeyn würde.

Wie ich bereits erwähnt habe, war die Schnau Nutka den Winter hindurch im Prinz Wilhelms Sunde geblieben. Ein anderes Fahrzeug, welches denſelben Eigenthümern gehörte, hatte kurz vor der Ankunft der Nutka dieſen Sund

---

*) Herrn Meares Beſchreibung dieſer ſeiner erſten, kummervollen Fahrt nach der Nordweſtküſte von Amerika macht im erſten Theile der gegenwärtigen Sammlung den Anfang aus.

F.

1787. Mai. verlaſſen; dies war nämlich die Seeotter, unter Führung des Herrn Tipping, der, ſo wie Herr Meares, als Lieutenant in der Königlichen Flotte ſtand. Beide hatten für die Felle, die ſie eintauſchten, ſo hohe Preiſe gegeben, daß der Werth unſerer Ladung dadurch beträchtlich heruntergeſetzt wurde. Die Eingebornen wollten ſonſt nichts anſehen, als grüne und rothe Glaskorallen, und Stücke von rohem Eiſen, die gegen zwei Fuß lang waren. Eine Axt, eine Säge, ein Kimmeiſen, eine kupferne Pfanne, einen blechernen Keſſel oder eine zinnerne Schüſſel mochten ſie nicht einmal gegen ihre Fiſche eintauſchen, und es blieb mir alſo nichts übrig, als am Lande eine Schmiedehütte errichten zu laſſen, wo unſer Büchſenſchmied aus rohem Eiſen achtzehn Zoll lange Hobeleiſen (Tohis) und Sperreiſen von beinahe zwei Fuß verfertigen mußte.

Um acht Uhr Morgens, als ich eben wegen dieſer Angelegenheit am Lande einige Befehle ertheilte, ließ man mir vom Schiffe ſagen, daß ein Boot im Eingange des Hafens kreuzte. Ich eilte zurück an Bord, weil ich mir einbilden konnte, daß es das Boot der Schnau Nutka wäre, und ſchickte ſogleich mein Wallfiſchboot zu Hülfe. Um zehn Uhr kamen beide Boote an; das meinige bugſirte das andere, und dieſer Beiſtand war zu rechter Zeit gekommen, da die Leute noch ſehr ſchwächlich und jetzt von Kälte und Näſſe beinahe ganz erſtarrt waren. Kapitain Meares ſelbſt befand ſich in dieſem Boote, und erzählte mir noch umſtändlicher, wie es ihm und ſeiner Mannſchaft den Winter über ergangen wäre. Ihre Lage muß ſchauderhaft geweſen ſeyn, da während der anhaltenden Kälte der Kapitain und ſein Oberſteuermann, Herr Roß, die einzigen waren, welche noch Kräfte genug hatten, die Todten über das Eis zu ſchleppen und im Schnee am Ufer zu verſcharren. Kein Menſch an Bord ihres Schiffes war von den heftigſten Angriffen des Scharbocks verſchont geblieben.

Eine geraume Zeit nach ſeiner Ankunft konnte Kapitain Meares nicht ein einziges Fell von den Eingebornen eintauſchen, indem das andere zu ſeiner Ausrüſtung gehörige Schiff, die Seeotter, ſie bereits aufgekauft hatte. Die Handelsartikel dieſer beiden Fahrzeuge beſtanden in kleinen durchſichtigen Glaskorallen und rohem Eiſen. Ohne Zweifel hatten die Eingebornen im Cooksfluſſe ihre Korallen von Herrn Tipping bekommen, da ſie gerade von derſelben Art waren; während wir im Cooksfluſſe lagen, befand er ſich ſchon in Prinz Wilhelms Sund. 1787. Mai. Von Herrn Meares erfuhr ich nun auch, daß bereits mehrere Schiffe aus Indien und China die hieſigen Küſten beſucht hätten, wovon wir bei unſerer Abreiſe von England nichts wußten. Dieſer Umſtand mußte vermuthlich unſerem Handel vielen Abbruch thun, und ich ſah voraus, daß ich mich glücklich zu ſchätzen Urſache hätte, wenn ich, ſtatt der vier tauſend Seeotterfelle, worauf ich mir einſt Rechnung machte, nur in beiden Schiffen zuſammen genommen tauſend Stück fortbringen könnte. Früh im Junius ſollte überdies, wie ich jetzt erfuhr, ein Schiff nach König Georgs Sund kommen. Dies machte eine Trennung unſerer beiden Schiffe unumgänglich nothwendig. Ich kam daher mit Kapitain Dixon überein, daß er mit ſeinem Schiffe (Königin Charlotte) ſogleich nach König Georgs Sund eilen ſollte, um wo möglich jenem Schiffe zuvorzukommen, indeß ich mit dem meinigen (König Georg) in und um Prinz Wilhelms Sund bliebe. Außerdem beſchloß ich, Herrn Hayward, meinen dritten Steuermann, mit Herrn Hill und ſechs tüchtigen Leuten, auf die ich mich ganz verlaſſen konnte, im großen Boote nach dem Cooksfluſſe zu ſchicken. Hinchingbrook-Cove ward zum Sammelplatze beſtimmt, wo das Boot den 20ſten Junius eintreffen ſollte. Ich verſprach, dort, wenn es ausbliebe, bis zum 20ſten Julius, aber nicht länger, zu warten. Herr Hayward hatte auf dieſen Fall den Befehl, ſich mit ſeinen Leuten an Bord des erſten Schiffes, das er etwa hier anträfe, nach China einzuſchiffen, oder, wenn ihm dies mißglückte, ſogleich nach Kodiak zu gehen und über Aſien nach Europa zurückzukehren*).

---

*) Iſt es nicht auffallend, wenn man dieſe Stelle lieſt, wie viel eine Reiſe nach dieſem großen Maaßſtabe dazu beiträgt, auch in das Ganze des Ideenganges, ſelbſt eines gewöhnlichen Menſchen, etwas Rieſenmäßiges zu legen? Kapitain Portlock ſchickt hier ein Boot mehr als hundert Meilen weit vom Schiffe fort, und iſt nicht im mindeſten verlegen, wie die darin befindlichen Wagehälſe wieder in ihr Vaterland zurückkehren ſollen, wenn ſie ihr Schiff verfehlen; es iſt ihm eine Kleinigkeit, ſie in dieſem unbeſchifften Meere in Gedanken noch einige hundert Meilen weiter reiſen zu laſſen, bis ſie Kamtſchatka erreichen und von dort aus über die Hälfte des Erdkreiſes zu Lande in ihren Welttheil wandern können. Damit vergleiche man etwa jenen Abt von Clugni, dem Paris ein unbekanntes Land war. (S. Robertſon's Geſch. Karls V, I. Th. S. 404.) Oder finden ſich nicht auch in unſerm Zeitalter kontraſtirende Beiſpiele unter den glücklichen Sterblichen, die mit dem Berufe geboren ſind, die Mühe des Denkens und Arbeitens Anderen zu überlaſſen? F.

1787. Mai. Kapitain **Meares** nahm den 11ten Abſchied von uns, und kehrte mit den Erfriſchungen, womit wir ſein Boot gefüllt hatten, nach ſeinem Schiffe zurück. Wir gaben ihm etwas Mehl, weißen Zucker, Syrup, Schweinfleiſch von den Sandwichinſeln, Wacholder- und andern Branntwein und Käſe. Auch überließ ich ihm zwei tüchtige Matroſen, die ihm helfen ſollten, ſein Schiff nach **China** zu bringen, wo er ſie wieder abzugeben verſprach; es waren **Georg Willis** und **Thomas Dixon**, die beide auf ihr eigenes Geſuch, freiwillig und ohne Ueberredung an Bord der Nutka gingen. Außerdem verſah ich Herrn **Meares** mit hundert und funfzig Kokosnüſſen, von denen ich mir zur Wiederherſtellung ſeiner Leute gute Wirkung verſprach.

Unſere Vorräthe von Holz und Waſſer waren unterdeſſen ergänzt, und unſere übrigen Geſchäfte an Bord des Schiffes beendigt worden. Die Schmiedewerkzeuge und die Brauergeräthſchaft wurden wieder an Bord gebracht und alles zur Abreiſe in ſegelfertigen Stand geſetzt. Den 12ten, Nachmittags um ſechs Uhr, ging unſer großes Boot auf die verabredete Reiſe nach dem **Cooksfluſſe**; die Mannſchaft war gutes Muths und mit allem Erforderlichen auf ſechs Wochen wohl verſehen. Gegen Abend fanden ſich vier Kanots mit Indianern bei uns ein, aber mit leeren Händen, und ruderten auch bald wieder nach dem Lande zu. Dagegen beſuchten uns Nachmittags den 13ten zwei große Indianiſche Kähne, worin gegen vierzig Männer, Weiber und Kinder befindlich waren, und die eine Anzahl kleiner Kanots in ihrem Gefolge hatten.

Ihr Oberhaupt, Namens **Schinawa***) (*Shee-na-waa*) war, wie ich jetzt erfuhr, an der Spitze des mächtigſten Indianiſchen Stammes in dieſem Sunde, und erhielt daher auch ein ſchönes Geſchenk von mir, obgleich unſer ganzer Handel mit ſeinen Leuten uns nur zwei ſchlechte Seeotterfelle eingetragen hatte. Ihre Verwegenheit im Stehlen ging ſo weit, daß ſogar die Knaben kleine Stöcke mit einem Haken am Ende in der Hand hatten, um uns die Taſchen ausleeren zu können. Sie blieben bis gegen ſechs Uhr; hierauf verließen ſie uns alle, und ruderten zum Hafen hinaus. In kurzer Zeit erreichten die Indianer ein zur Königin Charlotte gehöriges Boot, das etwa zwei Engliſche Meilen weit vor dem Hafen lag und fiſchte. Ich beſorgte gleich anfangs, daß ſie die Abſicht haben möchten, das Boot zu plündern, und verfolgte ſie daher mit meinem Fernrohr. Sobald ich wirklich ſah, daß es zu Thätlichkeiten kam, warf ich mich in das Wallfiſchboot, welches zu dem Ende immer bewaffnet war, und ſetzte ihnen nach, indem ich dem Steuermanne Befehl ertheilte, mir ſogleich mit der Jölle zu folgen; allein kaum ſahen die Eingebornen das Boot um die Ecke kommen, ſo ergriffen ſie ihre Ruder, und machten ſich eilends davon. Sie hatten indeſſen unſeren Leuten in dem Boote ihre Angelleinen genommen und waren im Begriff geweſen, ihnen auch den Bootsanker zu entreißen, als unſere Annäherung ſie verſcheuchte. Unglücklicherweiſe hatten Kapitain Dixons Leute vergeſſen, Feuergewehre mitzunehmen; denn die Indianer kennen durch die Ruſſen die mörderiſche Wirkung dieſer Waffen ſo gut, daß der bloße Anblick einer Flinte hinreichend iſt, ſie von allen Gewaltthätigkeiten zurückzuhalten. Ich erfuhr auch ſchon von Kapitain Meares, dem es die Ruſſen in Kodiak ſelbſt geſagt hatten, daß ſeit der erſten Entdeckung dieſes Sundes (durch Kapitain Cook) einige Ruſſiſche Rauchhändler hier überwintert hätten. Nach ihrer Beſchreibung des Ortes mußte es der Hafen, wo wir jetzt lagen, geweſen ſeyn, wo ſie mit den Einheimiſchen in ein hitziges Gefecht geriethen und, indeß mit einem Verluſte von ſieben Todten, die Oberhand behielten.

---

*) In **Beresfords** Briefen heißt er immer **Schanwá**, S. II. Th. dieſer Sammlung, S. 149. F.

1787. Mai.

Den 14ten Mai gingen beide Schiffe aus dem Hafen, und da ſich bald hernach ein guter Südweſtwind einſtellte, ließ ich Kapitain Dixon zu mir einladen, um mich nochmals mit ihm zu beſprechen. Die Gelegenheit war günſtig zu ſeiner Abreiſe aus dem Sunde; wir nahmen alſo Abſchied von einander. Er kehrte nach ſeinem Schiffe zurück, und richtete ſeinen Lauf in See, indeß wir auf Hinchingbrook-Cove *) zuſteuerten, wo wir am folgenden Morgen die Anker fallen ließen **).

---

*) Mit Unrecht nennt Kapitain Portlock dieſen Ankerplatz: Hinchingbrook-Cove, welches nach Cooks Reiſe (II Th. S. 72) eine kleine Bucht, dicht unter dem Kap Hinchingbrook und innerhalb deſſelben iſt; da hingegen ſein jetziger Ankerplatz eine tief ins Land gehende Bay war, (die Cook auch erwähnt) weshalb auch in der Special-Karte der Hafen, wo Portlock jetzt lag, Port Etches, und ein anderer in derſelben Bay, etwas nordweſtlich, Brooks Hafen heißt. F.

**) Von dieſem Zeitpunkt an beſchreibt Kapitain Portlock die beſonderen Begebenheiten ſeiner Reiſe, ſo wie Beresford's Briefe im II. Th. dieſer Sammlung von S. 141 an, den Verfolg von der Reiſe des Kapitains Dixon, welche nach ganz anderen Häfen ging. F.

1787. Mai.

Zehntes Kapitel.

Beſuch der Indianer mit Pelzwerk. — Abreiſe der Boote. — Plünderung, welche die Indianer verüben. — Wiederkehr der Boote. — Ankunft der Schnau Nutka. — Wir leiſten ihr Hülfe, daß ſie in See gehen kann. — Abreiſe der Nutka. — Rückkunft des großen Bootes, und deſſen zweite Reiſe. — Beſuche von verſchiedenen Indianiſchen Stämmen. — Beſchäftigungen im Hafen. — Ueberfluß an Lachs, Heringen und Krabben. — Das große Boot kommt zurück. — Abreiſe aus dem Hafen (*Port*) Etches.

Unſer Ankerplatz war allerdings ſehr gut; allein indem ich den Hafen genauer unterſuchte, fand ich bald, daß wir uns eine weit bequemere Stelle wählen und tiefer hinein legen könnten. Für itzt waren indeß unſere Leute von dem Bugſiren während der letzt verfloſſenen Nacht noch zu ſehr ermüdet; daher mußte dieſe Veränderung noch aufgeſchoben bleiben.

Den Tag über kamen einige Kanots zu uns, von denen ich zehn bis zwölf gute Seeotterfelle erhandelte; dagegen wollte es uns mit dem Fiſchfange noch immer nicht glücken. Zuoberſt in der Bay ſtrömten zwei ſchöne Flüßchen herunter, wo wir einen reichlichen Lachsfang hoffen konnten, ſobald die Jahreszeit es mit ſich brächte. Jetzt mußten wir uns an einem ſehr ſpärlichen Vorrathe von Fiſchen genügen laſſen, den wir am 16ten nebſt einigen Fellen, für übertriebene Preiſe von den Wilden kauften. Das Land um uns her gewährte einen traurigen und öden Anblick; überall lag es bis an die Linie, wohin die Fluth ſteigt, mit fünf bis ſechs Fuß tiefem Schnee bedeckt, und nur der Raum längs dem Strande blieb frei, von welchem das Waſſer während der Ebbe zurückgewichen war.

Den 18ten fuhr ich im Wallfiſchboot aus, um einen Arm der Bay zu unterſuchen, welcher ſich öſtlich von unſerem Hafen hinaufzog. Nachdem ich um die obere Spitze des Hafens gekommen war, fand ich bald, daß er ſich in ein flaches Ufer endigte, wo das Waſſer ſchon eine gute Strecke vom Lande ſeicht zu werden anfing. Wir ruderten hierauf am nördlichen Ufer der Bay hin, wo ich abermals einen Arm oder eine Oeffnung entdeckte, welche aber zwiſchen den beiden Spitzen, die ſie bildeten, nur eine Engliſche Viertelmeile breit war. Im Eingange fand ich fünf bis ſechs Klaftern Tiefe, und jenſeits deſſelben erweiterte ſich die Fahrt beträchtlich, ſo, daß ein

Buſen ſich nordoſt-, und ein anderer ſüdweſtwärts erſtreckte. Der letztere hat fünf und ſechs Klaftern Tiefe auf Schlammgrund, in einer Strecke von mehr als zwei Engliſchen Meilen, worauf er in ziemlicher Entfernung von dem Ende ſeicht wird *). Eben war ich im Begriff, auch den nordöſtlichen Buſen des Hafens mit dem Senkblei zu erforſchen, als ich die Flagge vom Schiffe wehend erblickte, welches mir zu erkennen gab, daß die Indianer in ihren Kanots dort angekommen wären. Ich eilte alſo zurück, kam um Mittag an, und erhandelte einige gute Felle. Auf meine Frage, ob ſie keinen Lachs hätten, gaben ſie mir zu verſtehen: gegenwärtig könne man keinen fangen; ſobald aber der Schnee von den Bergen geſchmolzen wäre, würde es nicht daran fehlen. 1787. Mai.

Unſere Tauſchwaaren ſchienen bei den hieſigen Eingebornen kein Glück zu machen; daher entſchloß ich mich, das Wallfiſchboot und die Jölle, unter der Führung meines zweiten Steuermanns, Herrn Creſſleman, und des Herrn Bryant, zu Kapitain Meares an Bord der Nutka zu ſchicken, um ihn zu erſuchen, mir etwas von ſeinen Handelsartikeln, die er ſehr wohl entbehren konnte, zu überlaſſen. Ich ertheilte ihnen zugleich den Auftrag, mit den Einwohnern des Sundes zu handeln, wenn ſich eine Gelegenheit dazu darböte. Anfangs war ich ſelbſt Willens geweſen, dieſes Geſchäft auszurichten oder es Herrn Macleod (dem Oberſteuermann) aufzutragen; allein er hatte öftere Anfälle von einer Krankheit, (einem Schmerz in der Harnblaſe) die ihn plötzlich außer Stand ſetzen konnten, die Aufſicht auf dem Schiffe oder über die Boote zu führen. Nach der Abreiſe der Boote blieb uns kein anderes Mittel ans Land zu kommen übrig, als das Kanot von den Sandwichinſeln, das aber für jeden, der nicht damit umzugehen verſtand, gefährlich war. Unſer Zimmermann mußte daher mit Hülfe des Böttichers und dreier Matroſen einen kleinen flachen Kahn, zwölf Fuß lang, ſechs Fuß breit und gegen drei Fuß tief, zuſammen zimmern, damit wir in Abweſenheit der Boote wenigſtens mit der Ergänzung unſeres Holz- und Waſſervorrathes fortfahren könnten.

Auch am 21ſten und 22ſten fanden ſich einige Indianer in ihren Kähnen bei uns ein, denen wir dreizehn gute und einige geringe Seeotterfelle abkauften. Viele von unſeren Leuten mußten Krabben und Miesmuſcheln einſammeln, die man hier reich-

---

*) Dies iſt der Hafen, der in der Karte Brooks Hafen heißt. F.

1787. Mai. ſich und von guter Art fand. Andere arbeiteten am Lande bei dem gelinden Wetter; ſie mußten Holz fällen, Planken ſägen und dem Zimmermanne bei dem Baue ſeines Nachens behülflich ſeyn. Die Eingebornen, wenn ich ſie recht verſtand, nennen die hieſige Gegend Tacklaximuk. Der hier wohnhafte Stamm hatte einen Befehlshaber, Namens Nutuk, und noch einen zweiten, Namens Kutſcha. Von Nutuks Stamme kamen am 23^{ſten} einige Indianer in drei Kanots an Bord, und brachten einige Hellbutten, aber kein Pelzwerk, zum Verkauf. Die meiſten Seotterfelle, die wir ſeit unſerem Hierſeyn erhalten hatten, waren noch nicht gehörig bereitet, und alſo lauter friſch gefangene; wir mußten ſie daher ſelbſt ausſpannen und bereiten.

Der Zimmermann vollendete am 24^{ſten} ſeinen Nachen, und brachte ſeine Gehülfen damit an Bord. Am folgenden Tage kam unſer Wallfiſchboot aus dem Sunde zurück; die Jölle aber war noch an der Nordſpitze der Bay zurückgeblieben. Herr Creſſleman brachte mir nichts von allem, was ich verlangt hatte, einen Kompaß ausgenommen. Kapitain Meares hatte ihn aber verſichert, das übrige wolle er mir geben, wenn er bei Kap Hinchingbrook zu mir käme, welches er jetzt ſo bald als möglich ins Werk zu ſtellen hoffte.

Ich ward ein wenig beſorgt, als ich am 26^{ſten} die Jölle noch nicht ankommen ſah und der Wind von Oſten her ſehr heftig ſtürmte. Die Mannſchaft in dieſem Boote war nicht nur dem Ungeſtüm des Wetters ausgeſetzt, ſondern konnte ſogar aus dem Sunde in die offene See getrieben werden, wo ſie ſammt und ſonders hätte umkommen müſſen. Was dieſe Beſorgniß noch ängſtlicher machte, war der Umſtand, daß ich das Wallfiſchboot, aus Furcht auch dieſes einzubüßen, nicht nachſchicken konnte. Den folgenden Nachmittag ließ der Sturm etwas nach, ſo daß ich es nunmehr wagte, das Wallfiſchboot auszuſchicken. Ich hatte meinen Leuten allerlei Erfriſchungen mitgegeben, womit ſie ihren Kameraden in der Jölle, falls ſie ihnen begegneten, zu Hülfe kommen ſollten. Um neun Uhr Abends langten beide Boote bei uns an, und die Mannſchaft in der Jölle befand ſich ungleich beſſer, als ich es nach einer ſolchen Anſtrengung erwarten konnte. Unſer kleines Boot hatte die Jölle vor dem Eingange der Bay gefunden; ihre Bemühungen einzulaufen wären aber ohne den Beiſtand, den ich ihr entgegenſchickte, fruchtlos geweſen. Die friſchen Leute bugſirten die Jölle, und kaum waren ſie bei uns in Sicherheit, ſo fing es wieder an zu

regnen

1787. Mai.

regnen und zu ſtürmen. Bis zum 30ſten dauerte dieſes ungeſtüme Wetter fort, das alle unſre Geſchäfte am Lande unterbrach. Die ganze Zeit über beſuchten uns nur drei Kanots mit Kabeliau und Heilbutten, woran wir auf einen Tag zu zehren hatten.

Junius.

Den 4ten Junius ließ ſich das Wetter gut an, und ſchien ſo fortdauern zu wollen. Die Herren Creſſleman und Bryant erhielten alſo nochmals den Auftrag, mit den beiden Booten auf eine Handelsfahrt auszulaufen. Anfänglich war ich Willens, ſie um das Kap Hinchingbrook ſüdwärts, und nach Kaye's Eiland zu ſchicken; allein hernach beſann ich mich, daß ſie auf dieſem Wege vermuthlich nur den Eingebornen begegnen würden, die ohnedies nach unſerem Schiffe reiſeten, da es hingegen, wenn ſie die Oeffnung zwiſchen uns und Snug-Corner-Cove aufſuchten, wahrſcheinlich wäre, daß ihnen etwas von dem Pelzwerke zu Theil werden könnte, welches die Eingebornen ſonſt an Bord der Nutka gebracht hätten.

Die Fortdauer des ſchönen Wetters bewog mich am 6ten, den Bootsmann und vier Leute auf eine kleine Inſel zu ſchicken, die gerade vor dem Eingange der Bucht liegt, und ſie dort ein Stück Land umgraben zu laſſen. Sobald dies geſchehen war, ſäeten wir allerlei Geſäme, z. B. Kohl, Zwiebeln, Weißkraut, Radies, Werſing, Portulak, Thymian, Celeri, Spinat, Blumenkohl, Rüben, Senf, Kreſſe, Erbſen, Bohnen, Veitsbohnen, Laktuken, imgleichen etwas Hafer und Gerſte. Es ſollte mich wundern, wenn in dem guten Erdreiche von ſo vielen verſchiedenen Pflanzen nicht einige gediehen. Das Inſelchen erhielt von dieſer Ausſaat den Namen Garten-Eiland.

Am folgenden Tage kamen fünf Indianer in einem kleinen offenen Kanot zu uns, und verkauften uns ein paar Seeotterfelle, nebſt einem Vorrath von vortreflichem Kabeliau. Unſere Boote kehrten denſelben Abend von ihrer Fahrt mit einigen guten Seeotterfellen zurück, die ſie einem Befehlshaber, Namens Schinawa, vermuthlich demſelben, der uns auf der Montague-Inſel beſuchte, abgehandelt hatten. Es war eigentlich meine Abſicht geweſen, daß unſere Leute länger ausbleiben ſollten; allein unglücklicherweiſe hatten ſie ſich in eine große flache Bay begeben, wo die Boote auf den Grund geriethen, und ehe ſie ſich wieder von den Untiefen entfernen konnten, verlief die Ebbe, und ließ Alles zwei Engliſche Meilen weit um

1787. Junius. ſie her trocken. Schinawa und die Wilden ſeines Stammes, beinahe zweihundert an der Zahl, wurden ihre Lage gewahr, und beſuchten ſie. Anfänglich geriethen unſere Leute in große Verlegenheit, weil ſie dieſem Haufen, wovon die meiſten mit Spießen und Meſſern bewaffnet waren, nichts gutes zutraueten; doch legten ſich ihre Beſorgniſſe zum Theil, da ſie bemerkten, daß es den Eingebornen nur um Beute zu thun war. So viel ſie konnten, ſuchten ſie dieſen Anſchlag zu vereiteln; allein ſie ſahen ſich zu gleicher Zeit genöthigt, ihre Plünderer bei guter Laune zu erhalten. Dieſes Benehmen gab ihnen die Klugheit ein; denn hätten ſie ſich den Diebereien der Indianer mit Gewalt widerſetzt, ſo wäre ſchwerlich einer von ihnen der Rache ihrer zahlreichen Gegner entronnen. Die Räuber erhielten ſolchergeſtalt eine Beute, worauf ſie einen hohen Werth ſetzten. Zuerſt ſtahlen ſie faſt alle Handelsartikel; demnächſt auch zwei Flinten, ein paar Piſtolen und einige Kleidungsſtücke der Matroſen; aber, was der alte Schinawa für eine Sache von unſchätzbarem Werthe hielt, war Herrn Creſſleman's Quadrant, nebſt dem aſtronomiſchen Kalender und den Tabellen. Während daß dieſer Diebſtahl vorging, verkauften ſie unſeren Leuten die Pelze, wovon ich eben geſprochen habe; denn dieſer Handel mußte doch den Deckmantel ihrer Unredlichkeit abgeben. Auf dieſer kurzen Reiſe fanden unſere Leute, daß das Land, worauf Kap Hinchingbrook liegt, eine Inſel iſt*).

Den 9ten Nachmittags war ich auf Garten-Eiland, und ſah die Nutka nach dem Hafen zuſteuern. Ich ſchickte ihr ſogleich das Wallfiſchboot und die Jölle zu Hülfe, und um ſieben Uhr kam ſie neben unſerem Schiffe vor Anker. Den folgenden Morgen fanden ſich zwei Kanots bei uns ein, die aber einige Furcht vor der Nutka blicken ließen, vielleicht weil man von dieſem Schiffe, ehe es Sutherland-Cove**) verließ, Feuer auf ſie gegeben und einen von ihnen verwundet hatte. Kapitain Meares beſuchte mich denſelben Vormittag, und bat, ich möchte meinen Zimmermann auf ſein Schiff gehen und die Pumpen, Maſten und Seiten unterſuchen laſſen. Ich willigte ein, ungeachtet der Zimmermann für uns noch viel zu thun

---

*) In der Karte hat ſie den Namen Roſe-Eiland, nach einem von den Beförderern des gegenwärtigen Handelsunternehmens, erhalten. F.

**) Soll wahrſcheinlich heißen: Snug-Corner-Cove; denn hier überwinterte Kapitain Meares. F.

1787.
Junius.

hatte. Er fand die Maſten und Raaen in gutem Stande; hingegen waren die Seiten des Schiffes ſehr aus einander getrieben und die Pumpen ganz verderben. Kapitain Meares erſuchte mich hierauf, den Zimmermann einige Tage lang auf ſeinem Schiffe arbeiten zu laſſen, damit es in ſegelfertigen Stand geſetzt würde. Ich gab ihm nicht nur dieſe Erlaubniß, ſondern ſchickte ihm auch an zwei Zentner Werg, weil man an Bord der Nutka keins hatte, um die Fugen zu kalfatern. Das Eiſenwerk an der Pumpe ließ ich auf unſer Schiff herüberbringen, wo es unſer Schmied ausbeſſern mußte; ferner ließ ich meine Leute am Lande Holz für die Nutka fällen, welches wir ihr in unſerem Nachen zuführten; auch brauete unſer Böttcher Eſſenz von Tannenſproſſen für die Mannſchaft dieſes Fahrzeugs.

Den 11ten Vormittags kehrte unſer großes Boot wieder aus dem Cooksfluſſe zurück. Es hatte bei ſeinem Handel ziemliches Glück gehabt, und die Herren Hayward und Hill verſicherten mich, daß man von einer zweiten Fahrt dorthin eben ſo viel erwarten könnte. Sobald daher das Boot ausgeladen war, ließ ich es mit Lebensmitteln verſehen, und legte ein Sortiment von Waaren zu einer abermaligen Reiſe zurecht. Von Herrn Hayward erfuhr ich, daß unſere Leute jenſeits der Spitze Beda, im Cooksfluſſe eine Partei Indianer von Kodiak angetroffen hätten, die vermuthlich für Rechnung der Ruſſen auf die Otterjagd gegangen wären. Von den Ruſſen ſelbſt war ihnen indeß keiner zu Geſichte gekommen, und die Eingebornen im Cooksfluſſe hatten ſich ſehr friedlich betragen. Früh am 12ten Junius ging das große Boot von neuem dorthin unter Segel, aber mit dem ausdrücklichen Befehl, ſich gegen den 20ſten Julius wieder einzufinden. Dieſelbe Mannſchaft, die bereits die erſte Fahrt gemacht hatte, that es von freien Stücken auch jetzt wieder.

Bis zum 15ten beſchäftigten ſich unſere Arbeitsleute und Matroſen für die Nutka, und nur ein ſtarker Sturm aus Oſten, wobei es zu Zeiten äußerſt heftig durch die Thäler hinunter ſtürmte und tobte, und unabläſſig in ganzen Fluthen regnete, unterbrach die Arbeiten, bis das Wetter am folgenden Tage wieder erträglicher ward. Die feuchte Witterung, die ſeit einiger Zeit anhielt, hatte für die Geſundheit unſerer Leute die nachtheiligſten Folgen; viele lagen am Fieber und an Erkältungen danieder. Den 19ten ward die Nutka indeſſen mit allen Vorbereitungen

1787. Junius. zu ihrer Abreiſe fertig, und ſegelte mit Hülfe meines Wallfiſchbootes um ein Uhr Nachmittags aus der Bucht *).

Unſer Sproſſenbier, welches wir jetzt regelmäßig braueten und der Mannſchaft täglich zum gewöhnlichen Getränke reichten, trug vielleicht das ſeinige dazu bei, daß die Kranken ſich zu meiner großen Freude um vieles erholten. Allein auch die umliegende Gegend fing endlich an, eine neue Geſtalt zu gewinnen, die von der vorigen, worin wir ſie zuerſt fanden, ſehr verſchieden war. Die gewaltigen Regengüſſe hatten den Schnee faſt gänzlich weggeſchwemmt und aufgelöſet, und alles ſchien die ſchnelle Ankunft des Sommers zu verkündigen. Unſer Wundarzt und die neulichen Convaleſcenten machten am 20^{ſten} einen Spatziergang am Lande, und ſammelten eine Quantität wilde Kreſſe, die unweit der Bäche hervorſproßte. Mit unſeren Angeln und Leinen fingen wir am Schiffe Flündern in Menge. Die Krabben, die wir noch immer einſammeln konnten, waren jetzt von dem vortreflichſten Geſchmacke. Endlich ließ ſich unter den Flündern mannichmal auch ein Kabeliau oder eine Heilbutte fangen. Hierauf ſchickte ich am 22^{ſten} unſer Kanot in die Bay hinaus, um dort einen Verſuch zu machen; und ſiehe da! bald kehrten meine Fiſcherleute mit einer Ladung von herrlichem Kabeliau und Heilbutten zurück. Es war in der That Zeit, daß uns dieſe friſche Nahrung, ſtatt der geſalzenen Schiffskoſt, zu Theil ward. Wir fingen auch bald mehr, als wir täglich verbrauchen konnten, und ſalzten daher das Uebrige zum Vorrath für unſere Seereiſe ein.

Einige Indianer, die uns um dieſe Zeit beſuchten und von denen wir einige gute Felle einhandelten, zeigten nach Südweſten hin, und gaben zu verſtehen, daß wir dorther eine Menge des beſten Pelzwerkes erhalten könnten. Um dieſen Wink nicht unbenutzt zu laſſen, beſchloß ich am 24^{ſten}, die Boote nach dieſer Gegend des Sun-

---

*) Die mancherlei Dienſtleiſtungen, die Herr Portlock ſeinen unglücklichen Landsleuten unter Führung des Kapitains Meares zu Gute kommen ließ, haben heftige Rekriminationen zwiſchen beiden Befehlshabern veranlaßt, welche uns gleichgültig ſeyn können. Ich habe ihrer bereits im erſten Theile dieſer Sammlung S. 24 in einer Anmerkung mit einigen Worten erwähnt, und finde auch hier nicht nöthig, mich auf eine Erörterung derſelben einzulaſſen. Nur ſo viel ſcheint aus den eigenhändigen Briefen des Kapitains Portlock zu erhellen, daß er ſich die traurige Lage des Kapitains Meares zu Nutze gemacht habe, um ihm allerlei harte Bedingungen vorzuſchreiben, unter denen er ihm die verſchiedenen Hülfsleiſtungen gewährte, wovon der Text hier ausführlicher handelt. F.

1787. Junius.

des abzufertigen. Ich gab ihnen Lebensmittel für einen Monat, und ein Waarenſortiment mit auf den Weg. Von den zurückgebliebenen Leuten durften heute, weil es Sonntag war, ſo viele als wir auf dem Schiffe entbehren konnten, ans Land gehen, um ſich nach ihrer Art eine Veränderung zu machen. Einige beſtiegen die höchſten Berge in der Nachbarſchaft, an deren Abhängen ſie Schlangenwurz in Menge und allerlei Pflanzen in voller Blüthe fanden.

Denſelben Abend, gegen acht Uhr, kamen zwei große Indianiſche Kähne und mehrere Kanots in die Bay; und alle legten ſich auf einen Sandſtrand, der etwa viertehalb Engliſche Meilen im Weſtſüdweſten von uns entfernt ſeyn mochte. Den folgenden Morgen hatten wir ſchon um fünf Uhr unſere Gäſte am Schiff; es waren ihrer fünf und zwanzig Perſonen, Männer, Weiber und Kinder. Ihr Oberhaupt, ein gutartiger kleiner Mann mit einem langen Barte, und, dem Anſchein nach, etwa ſechzig Jahre alt, war an einer Seite, vermuthlich durch einen Schlagfluß, gelähmt. Von ihm erhielt ich ein gutes Fell zum Geſchenk, und einige Lachſe kaufte ich ihm ab. Hierauf vertheilte ich Geſchenke, an den Befehlshaber ſowohl, als an alle, die etwas zu bedeuten ſchienen; doch gingen auch die Weiber und Kinder nicht leer aus.

Tatucktellingnuk (ſo hieß der Befehlshaber) gab mir zu verſtehen, er käme von dem Lande Tſchinikok, welches in der Südweſtgegend des Sundes liegen müßte. Er blieb mit ſeinen Leuten den ganzen Tag bei uns, und kehrte am Abend vergnügt nach dem Lande zurück. Alle Indianer hatten etwas Gutmüthiges in ihrem Betragen, und ſchienen ſehr friedfertig geſinnt. Dies war auch die Stimmung der meiſten hieſigen Eingebornen, insbeſondere derer, die zu Taklarimut *) gehören und nach meiner Meinung um Comptrollers (Controlleurs-) Bay wohnen, ingleichen des Stammes Schuklamut, deren Wohnſitz auf der Nordſeite der Montague-Inſel liegt. Der Aufenthalt des Schinawa **) heißt, wie ich von meinen itzigen Gäſten erfuhr, Tatiklagmut. Sein Stamm iſt der zahlreichſte in dem Prinz Wilhelms Sunde, und wird von allen ſeinen Nachbarn gehaßt,

---

*) Oben ſteht Taklarimuk. F.

**) Herr Meares nennt dieſes Oberhaupt Schenowäh, und Beresford in den Briefen Schanwä. (S. dieſe Sammlung (Th. I. S. 25. — Th. II. S. 149.) Douglas ſpricht von dem Stamme der Tſchenoways (Th. I. S. 255.) So verſchieden kann die Ausſprache deſſelben Namens durch verſchiedene Organe werden. F.

1787. Junius. mit denen er in beſtändiger Feindſchaft lebt. Der alte Schinawa war ſeit der Plünderung unſerer Boote nicht wieder im Hafen zum Vorſchein gekommen; einige von ſeinen Leuten hatten uns indeß verſchiedene Seotterfelle gebracht, die ſie Anderen entweder abgehandelt oder mit Gewalt entriſſen haben mochten, weil es in ihrem eigenen Bezirke zwar Flußottern in Menge, aber keine Seeottern giebt. Taklarimut, Schuklamut und Wallamut ſind die Gegenden, wo man Seeottern fängt. Die leztgenannte Gegend muß, nach allen Erkundigungen die ich einziehen konnte, ſehr weit oſtwärts von Comptrollers-Bay liegen. Von ihren Bewohnern haben wir keinen geſehen; dagegen hörten wir oft von den Indianern, die mit uns handelten, daß dieſe oder jene Felle, die ſie uns brachten, von dorther gekommen wären. Auch bemerkte ich, daß dieſe Felle nicht, wie es gewöhnlich mit den zum Verkauf beſtimmten geſchieht, gezeichnet, ſondern zu Mänteln verarbeitet und von den Eingebornen als Bedeckung gegen die rauhe Witterung getragen waren.

Schinawa, deſſen räuberiſche Neigung wir bereits in Erfahrung gebracht hatten, ließ, während die Nutka in Sutherland-Cove (Snug-Corner-Cove) lag, oft an Bord derſelben anſagen, daß er kommen würde, um die ganze Mannſchaft niederzumachen. Dieſe drohende Botſchaft mußte ihnen ein Indianiſches Mädchen überbringen, welches einer von den Officieren der Nutka gleich bei ihrer Ankunft im Sunde gekauft hatte *). Gegen das Ende des Winters entlief das Mädchen, und verrieth den Indianern vermuthlich den wehrloſen Zuſtand der Engländer; denn ohne Zweifel hatte Schinawa damals, als er unſere Boote plünderte, einen Anſchlag gegen die Nutka im Sinne, weil er einen ſo zahlreichen Haufen um ſich her verſammelt hatte; allein, wahrſcheinlich vereitelte das gleich darauf einfallende ſchlimme Wetter ſein Vorhaben.

Unſere Fiſcherleute hatten jezt oft das Unglück, daß eine Art großer Haie, die ſich auf dem Boden des Meeres aufhielten, ihre Angeln und Schnüre zerbrachen. Man fing einige von dieſen Fiſchen; allein da ihre Leber kein Oel enthielt, ſo waren ſie uns unbrauchbar. — Am 30ſten zogen wir das große Netz, und fingen eine Menge Heringe nebſt einigen Lachſen. Die erſteren waren von vortreflichem Ge-

---

*) Herr Meares ſelbſt erzählt dieſen Umſtand ganz anders. M. ſ. Th. I. S. 14. ꝛc. F.

ſchmacke, und wir ſalzten zwei Oxhoft voll ein, um ſie mit auf die Reiſe zu nehmen. 1787.
Bisher hatten wir fleißig Kabeliau und Heilbutten gefangen. Junius.

Tatucktellingnuk war bereits am 26ſten wiedergekommen, und hatte großes Verlangen geäußert, ein paar von meinen Leuten mit ans Land zu nehmen, daß ſie daſelbſt übernachten ſollten, wogegen er ſich erbot, etliche Eingebornen als Geiſel bei uns zu laſſen. Ich willigte in dieſes ſonderbare Geſuch, und gab zweien von meinen Leuten Erlaubniß, mit ihm zu gehen. Er ließ uns dagegen drei von ſeinem Stamme zurück, um uns zu beweiſen, daß er nichts Böſes im Schilde führte. Früh am folgenden Morgen kam der freundſchaftliche Befehlshaber wieder, und brachte unſere Matroſen zurück. Nachdem wir unſere Geiſel ausgewechſelt hatten, machte ich dem Alten und ſeinen Gefährten einige Geſchenke, womit ſie vergnügt ans Land gingen.

Dieſe Indianer wohnen in kleinen Hütten, die nur für das Bedürfniß des Augenblicks von einigen Stangen und von Baumrinden verfertigt werden. Ihre Hauptnahrung beſteht in Fiſchen, und zur Abwechſelung eſſen ſie auch die getrocknete innere Rinde des Fichtenbaums. Ihre größte Leckerei aber iſt eine ganz mit Fiſchrogen bedeckte Art Felſentang, wovon ſie eine große Menge ſammeln und verzehren. Auch die innere Rinde der Angelika und der Schierlingswurzel, die uns ein Gift iſt, dient ihnen zur Speiſe, und wird durch die Gewöhnung nicht nur unſchädlich, ſondern ſogar heilſam. Am 1ſten Julius nahm der alte Tatucktellingnuk nebſt ſeinem Julius.
Stamme von uns Abſchied, und ruderte nach der Montague-Inſel hinüber.

Das Wallfiſchboot und die Jölle kamen am 6ten zurück. Sie hatten gar kein Glück gehabt, und auch nicht einen einzigen Indianer zu Geſicht bekommen. Von unſerem Hafen waren ſie nach der Montague-Inſel geſegelt, und von da nach der ſüdweſtlichen Gegend des Sundes, indem ſie den Auftrag von mir hatten, falls es ohne Gefahr geſchehen könnte, eine Oeffnung zu unterſuchen, von welcher man vermuthet, daß ſie aus dem Sunde durch den Fluß Turnagain (Kehre um) in den Cooksfluß führe. Unſere Leute fanden aber am ſüdweſtlichen Ufer eine große Menge Treibeis, welches aus jener Oeffnung zu kommen ſchien. Zu gleicher Zeit hörten ſie ein verworrenes Geräuſch, wie wenn das Eis in einem großen Fluſſe aufgeht. Das Wetter war jetzt ſo nebelig, daß der Officier, dem ich die Führung der Boote anvertrauet [illegible], es nicht für rathſam hielt, ſich zwiſchen die Eismaſ-

1787. Julius. ſen hinein zu wagen, ſondern die Nacht in der Gegend zubrachte. Da aber auch am folgenden Morgen der Nebel fortdauerte, ſo richtete er ſeinen Lauf nordwärts, und kehrte über Snug-Corner-Cove zu uns zurück.

Ich ſah nunmehr ein, daß wir mit der nochmaligen Abſchickung unſerer Boote nichts ausrichten würden, und ließ alſo die Mannſchaft arbeiten, das Schiff in ſegelfertigen Stand zu ſetzen, das Tauwerk auszubeſſern und anzuziehen, imgleichen das nöthige Brennholz zu fällen. Wir fingen jetzt täglich Lachs in großer Quantität; und um einen Vorrath für unſere Seereiſe zu bereiten, ließ ich, des unbeſtändigen Wetters wegen, eine Rauchhütte am Lande errichten. Hier konnten wir gemächlich ſechshundert Lachſe auf einmal räuchern, welches wir mit ſieben wohl unterhaltenen Feuern ſehr gut bewerkſtelligten. Wir fingen jetzt oft auf einen Zug mit dem Netze zweitauſend Stück Lachſe, wovon wir viele wieder gehen ließen, weil die Witterung unſerer neuen Anſtalt zum Räuchern und Aufbewahren allzu ungünſtig war. Es wimmelte längs den Küſten von Lachſen, und ich bin überzeugt, daß man mit leichter Mühe, ſo viel man nur gewollt, hätte fangen können.

Den 21ſten fuhr ich nach einer kleinen Bay, ungefähr drei Meilen weit vom Schiffe, an der Südſeite des Hafens, wo ich einige Tage zuvor die ſchönſte Brunnenkreſſe in Menge bemerkt hatte. Der Zimmermann, der kürzlich ſehr krank geweſen war, und noch einige von unſerer Mannſchaft, denen ein Spatziergang am Lande und der Genuß der Brunnenkreſſe heilſam ſeyn konnten, mußten mich begleiten. In der That wirkte dieſe kleine Luſtreiſe auf ſie alle mit bewundernswürdigem Erfolg; zu unſerm geſchmorten Schweinefleiſch und dem Lachs, den wir mitgebracht hatten, ſpeiſten wir einen Sallat von Kreſſe, und ſammelten dann noch ſo viel ein, daß jedermann an Bord reichlich davon eſſen konnte. Dicht hinter dem Strande liegt ein See von friſchem Waſſer, der am nördlichen Ende des Strandes ſich vermittelſt eines kleinen Flüßchens in das Meer ergießt. Dieſer Fluß war jetzt mit Lachſen wohl gefüllt. Oberhalb des Strandes, zwiſchen demſelben und dem See, wuchs eine Art von wildem Weizen in großer Menge. Der Grund wo er ſtand, mochte zweihundert Schritte lang und funfzehn Fuß breit ſeyn; und die Halme, zwiſchen denen die Kreſſe wuchs, waren wenigſtens zwei Fuß lang. Bei gehöriger Sorgfalt

1786. Julius.

würde dieſer Weizen unſtreitig eine brauchbare Nahrung abgeben *). Am Rande des Sees bemerkte ich die Spur eines Thieres, welches ich für das Elenn hielt. Gegen Abend kehrten wir ans Schiff zurück, ohne einen Indianer geſehen zu haben.

Am 22ſten Julius ließ ſich unſer großes Boot ſehen, und ich fertigte nun ſogleich das Wallſiſchboot auf den Nothfall ab; allein ſchon um Mittag kam es an, und unſre Leute befanden ſich alle wohl, ob ſie gleich auf dieſer zweiten Fahrt viel ungeſtümes Wetter ausgeſtanden hatten. Ihr Handel war diesmal nicht ſo einträglich geweſen, wie zuvor; ſie brachten nehmlich nur vierzig Seeotterfelle von der beſten Qualität, und eine Anzahl ſchlechtere mit. Die Indianer von Kodiak, die ihnen in großer Anzahl begegneten, hatten ſich jederzeit, wie die Eingebornen am Fluſſe, ſehr friedfertig gegen ſie betragen. Ihre weiteſte Reiſe war diesmal eine Seemeile weit oberhalb Trading-Bay (Handelsbay) gegangen; hier hatten ſie am gegenſeitigen Ufer ſichere Ankerplätze für Schiffe gefunden, und hier waren auch die Einwohner zahlreicher, als in jeder anderen Gegend des Fluſſes.

Am 23ſten hatten wir ſo heiteres und anmuthiges Wetter, daß wir es wagen konnten, unſer Schießpulver auf Garteneiland ans Land zu ſchicken, um es trocknen und durchſieben zu laſſen. Zu gleicher Zeit beſſerte der Böttcher alle unſere Fäſſer aus, die es bedurften, und überhaupt wurden die Vorkehrungen zur Abreiſe ſo ämſig getroffen, daß wir am 24ſten Nachmittags unſern Holz- und Waſſervorrath ergänzt und alle unſere Geräthſchaften vom Lande an Bord gebracht hatten. Auf Garteneiland hieben wir von dem höchſten Baume alle Zweige herunter, und befeſtigten auf dem Gipfel eine zehn Fuß hohe Stange mit einer hölzernen Fahne; unten am Stamme aber eine Inſchrift mit dem Namen des Schiffes, der Jahrszahl und dem Tage des Monats. Den 25ſten, um zwei Uhr Morgens, lichteten wir die Anker; um vier Uhr hatten wir bereits unſere Bucht im Rücken, und hoben unſere Boote ein, um unſere Reiſe weiter fortzuſetzen.

*) Was der ſeefahrende Engländer wilden Weizen nennt, mag der Himmel wiſſen. So viel iſt wohl ausgemacht, daß Amerika nicht das Vaterland unſeres Weizens iſt. Es kann vielleicht ſeyn, daß die Pflanze, die Kapitain Portlock hier fand, und die zwiſchen der Brunnenkreſſe, alſo vermuthlich auf ſehr feuchtem Boden wuchs, die in Amerika bekannte *Zizania paluſtris LINN.* geweſen iſt, deren Saamenkörner, nach Kalms Zeugniß, in Kanada wirklich gegeſſen werden. F.

1787.
Julius.

Elftes Kapitel.

Fahrt längs der Montague-Inſel. — Einige Nachricht von Prinz Wilhelms Sund. — Beſchreibung der Eingebornen. — Ihre Geſtalt, Sitten, Kleidungsart und Zierrathen. — Ihre Krankheiten, Lebensmittel und Zubereitung der Speiſen. — Angedeutete bequeme Lage zu einer künftigen Niederlaſſung. — Naturerzeugniſſe dieſer Gegend. — Waffen und Jagdgeräthſchaft der Eingebornen. — Proben von ihrer Sprache. — Fortgeſetzte Fahrt längs der Küſte. — Ankerwurf in Portlocks Hafen. — Verkehr mit den dortigen Einwohnern. — Abreiſe des großen Boots auf eine Handelsexpedition. — Beſuch von einem entfernten Indianiſchen Stamme.

Nachdem wir den Hafen, den ich **Port Etches** nannte, verlaſſen hatten, war ich Anfangs Willens, um **Kap Hinchingbrook** in See zu ſtechen; allein als wir uns vor dieſer Ausfahrt befanden, ſchien mir das Wetter in Südoſten ſo trübe, daß ich lieber den anderen Kanal, weſtlich von der **Montague-Inſel**, aufſuchte, wo wir bei einem Südwinde immer auf einen guten Ankerplatz gelangen konnten, da wir uns hingegen auf der Oſtſeite dieſer Inſel in einer mißlichen Lage befunden hätten. Auf dieſer Fahrt mußten wir theils mit widrigem, theils zu ſchwachem Winde, und mit der Fluth, die uns nicht immer begünſtigte, eine lange Zeit hinbringen*), bis wir endlich am 31ten Julius mit einem guten Weſtſüdweſtwinde unſeren Lauf in die offene See nehmen konnten.

Indem wir uns aber von **Prinz Wilhelms Sund** entfernen, wird es dem Leſer vielleicht nicht unangenehm ſeyn, einige Bemerkungen hier zu finden, die den Zuſtand der dortigen Einwohner, ihre Sitten, ihre Gebräuche und die Erzeugniſſe ihres Landes betreffen. Zwar überhebt mich die Bekanntmachung von Kapitain **Cook's** letzter Reiſe einer ausführlichen Beſchreibung; allein, was ich als Reſultat einer ſehr genauen Beobachtung und einer in die kleinſten Umſtände gehenden Unterſuchung hier mittheilen kann, wird vielleicht das Betragen dieſer Nation noch mehr ins Licht ſetzen können.

Durchgehends ſind die Einwohner des **Prinz Wilhelms Sundes** von kurzer, aber ſtämmiger, unterſetzter Statur. Das Geſicht iſt bei Männern und Wei-

---

*) Ich verſchone unſre Leſer mit der umſtändlichen Erzählung des Umherkreuzens, Veranklerlegens, u. ſ. w.

1787. Julius. dern mehrentheils platt und rund, mit hohen Jochbeinen und etwas geplätteten Naſen. Sie haben ſehr gute, weiße Zähne, dunkle, ſcharfſehende Augen und einen ſehr ſcharfen Sinn des Geruchs, den ſie noch dadurch ſtärken, daß ſie zuweilen an gedörrter Schlangenwurz riechen. Ihre Geſichtsfarbe iſt gewöhnlich heller, als die bei den ſüdlicheren Stämmen (*Indians*,) und ich habe einige von ihren Weibern mit roſigen Wangen geſehen. Ihr Haar iſt ſchwarz und ſchlicht, und ſie tragen es gern ſehr lang; dagegen wird es bei dem Abſterben eines Verwandten zum Zeichen der Trauer kurz abgeſchnitten, und ich bemerkte nicht, daß ſie ihre Betrübniß in ſolchen Fällen auf eine andere Art bezeichneten. Die Männer haben ſchlechte, mißgeſtaltete Beine, welches ich dem Umſtande zuſchreibe, daß ſie in den Kanots in Einer unveränderten Stellung ſitzen.

Hoffahrt und Eitelkeit ſcheinen ſie in gleichem Grade mit den Europäern zu haben; denn ſie bemalen ſich oft das Geſicht und die Hände, durchbohren ſich die Ohren und den Naſenknorpel, und zerſchneiden ſich die Unterlippe. In das Loch des Naſenknorpels hängen ſie einen Zierrath von Knochen, der zwei bis drei Zoll lang iſt. In den Ohren tragen ſie gewöhnlich Korallen, die bis auf die Schultern herunter hangen, und in der Spalte der Unterlippe haben ſie ein knöchernes, dazu paſſendes durchlöchertes Inſtrument *), von welchem ſie ebenfalls Korallen über das Kinn hangen laſſen. Die Löcher oder Queerſpalten der Unterlippe ſind eine ſcheußliche Verunſtaltung, und bei einigen ſo groß wie der Mund. Ungeachtet dieſes eingebildeten Putzes ſind ſie über den ganzen Leib in einem hohen Grade unfläthig, wechſeln ſehr ſelten ihre Kleider, und wimmeln von Ungeziefer, das ihnen vermuthlich, wenn es an Lebensmitteln gebricht, zur Speiſe dient. Ich habe wohl eher geſehen, daß ſie ein Dutzend oder noch mehr von dieſen Thierchen, die in ihrer Art wahrlich nicht klein ſind, nach einander aufaßen.

Ihre Kleidung beſteht gänzlich aus Fellen von Thieren und Vögeln. In ihrem Benehmen gegen uns waren ſie, wie ich bekennen muß, mehrentheils ſehr friedfertig; auch ſchienen ſie für ihre Weiber und Kinder ſo viele Zärtlichkeit zu empfinden, daß man ihnen keine größere Freude machen konnte, als wenn man ſie mit einigen

---

*) Man ſehe die Abbildung des Lippenſtücks der Weiber in den Königin Charlotten-Inſeln (Th. II. dieſer Sammlung, S. 188.) welches dem hieſigen ähnlich, aber größer iſt. F.

1787. Julius. Kleinigkeiten beſchenkte. Es iſt indeß nicht rathſam, die Aufmerkſamkeit gegen das hieſige Frauenzimmer weiter zu treiben; denn es giebt nichts, womit man die Männer ſo ſehr erzürnt, als wenn man ſich Freiheiten bei ihren Weibern herausnimmt. — Zu ihren herrſchenden Neigungen gehört auch die Dieberei, die ſie freilich nicht ausſchließend, ſondern mit allen Indianern gemein haben. Sie beſtehlen nicht nur die Fremden, ſondern auch ſich unter einander. Oft bemerkte ich, wenn ſie mit uns handelten, daß einer dem anderen etwas entwendete. Ward er dabei ertappt, ſo gab er das Geſtohlne lachend zurück, und that ſo unbekümmert, als ob nichts vorgefallen wäre. Ich bin auch überzeugt, daß es bei ihnen vielmehr rühmlich als ſchändlich iſt, mit Gewandtheit ſtehlen zu können; ein Erzdieb iſt ihnen ein geſchickter Menſch, da hingegen ein plumper Gauner ihren Beifall verfehlt. Mehrentheils kann man den ausgelernten Dieb daran erkennen, daß er mit einem über und über angemalten Geſichte zum Vorſchein kommt; während man ſich nun an ſeiner abentheuerlichen Figur ergötzt, kann man ſicher darauf rechnen, daß ſeine Hände nicht müßig ſind, wenn ihm nur etwas nahe liegt, das des Stehlens werth iſt. Auch dient es zu einem ziemlich ſicheren Zeichen, daß einer ſtehlen will, wenn er den Arm aus dem Ermel ſeines Pelzhemdes gezogen hat. Was ſie entwendet haben, verſtecken ſie unter dieſem Kleide, bis ſie Gelegenheit finden, es im Kanot über die Seite zu bringen. So ſehr wir aber auf unſerer Hut waren, und die Diebe von Profeſſion auszeichneten und bewachten, ſo konnten wir doch nicht verhindern, daß ſie uns allerlei Kleinigkeiten ſtahlen, die zum Glück von keiner Bedeutung waren. Während unſeres Verkehrs mit ihnen, gewöhnten ſie ſich indeß doch das Stehlen ein wenig ab, weil ich zuweilen darüber böſe zu ſeyn ſchien und mir Mühe gab, ihnen die Ungerechtigkeit ihres Verfahrens begreiflich zu machen.

Im Ganzen genommen ſind die hieſigen Eingebornen ein gutartiges Volk, das in Kurzem, falls man hier eine Niederlaſſung von gehöriger Stärke anlegte, fleißig auf die Seeotterjagd gehen würde, um den neuen Anſiedlern die Felle zum Verkauf zu bringen. Die ſchwächeren Stämme werden, glaube ich, öfters von den ſtärkeren geplündert und von der Jagd ausgeſchloſſen, welches nicht der Fall ſeyn würde, wenn eine Niederlaſſung an einem bequemen Orte den ſämmtlichen Einwohnern des Sundes Schutz angedeihen ließe. Meines Erachtens ſind die Einheimiſchen von Prinz Wilhelms bis nach KönigGeorgsSund bei weitem ſo zahlreich nicht, wie man ſonſt geglaubt hat, alſo auch den Anſiedlern nicht ſo gefährlich. In Prinz Wilhelms Sund, und bis nach Comptrollers-Bay, würde man ſchwerlich dreihundert wehrhafte Männer aufbieten können; auch der Cooksfluß kann, nach Herrn Hills Bemerkung, nicht eine viel größere Anzahl aufſtellen, und alle dieſe Menſchen fürchten ſich ſo ſehr vor unſerem Schießgewehr, daß einige wohl bewaffnete Männer mitten unter ihnen vollkommen ſicher wären. 1787. Julius

Die bequemſte Stelle, die ich zu einem Winteraufenthalt und einer Niederlaſſung in Vorſchlag bringen könnte, iſt der weſtliche Hafen von Port Etches, der vor allen Ankerplätzen, die ich an dieſer Küſte kenne, viele Vorzüge hat. Zuerſt liegt er ſo nahe an der offenen See, daß er wahrſcheinlich am ſpätſten zufriert und am erſten wieder aufgeht. Ferner gewähren daſelbſt die hohen Gebirge gegen Oſten und Norden guten Schutz vor den kalten Winden im Winter, und nach Süden hin liegt alles dem Anblick offen, indem die Gegend in dieſer Richtung flach iſt und ſich zum Anbau für die Koloniſten ſehr gut zu qualificiren ſcheint. Man überſieht von hier die Fahrt in die offene See und einen großen Theil des Sundes. Das benachbarte Land iſt anmuthig genug, ſobald der Schnee geſchmolzen iſt, welches in der Mitte des Junius geſchieht; allein ſchon lange zuvor hat man Zwiſchenräume von mildem heiterem Wetter, welches mit Sturm und Regen abwechſelt, wodurch die ungeheure Menge Schnee in kurzer Zeit weggewaſchen wird, ſo daß auf den entblößten niederen Gegenden der neue Pflanzenwuchs unverzüglich hervorſproßt.

Die Fichten ſind hier zu Lande ſehr häufig und von verſchiedener Art; einige wachſen zu ſehr großen Bäumen heran. Man ſieht auch Erlen in Menge und eine Art des Haſelſtrauchs, der aber kein großes Holz giebt. Fruchttragende Stauden, als Heidelbeeren, Himbeeren, Erdbeeren, rothe und ſchwarze Johannisbeeren, findet man im größten Ueberfluß. Unter den Kräutern hat man Brunnenkreſſe, wilden Celeri, Sauerampfer, Täſchelkraut, Angelika, Schierling und wilde Erbſen. Auch giebt es eine Art von wilden Zwiebeln, die man am Cooksfluſſe nicht antrift. Von allen Sämereien aber, die wir auf dem kleinen Eiland ausſäeten, wollte nichts aufgehen, und ich fürchte ſehr, daß die Schuld an ihrer langen

1787. Julius. Aufbewahrung lag; denn die meiſten Sorten waren ſchon ein Jahr alt, ehe wir England verließen. Ich ſtreuete davon auch noch an mehreren Stellen im Lande etwas umher, und es könnte alſo doch wohl ſeyn, daß irgendwo etwas aufgegangen wäre. Bei unſerer Abreiſe von Prinz Wilhelms Sund waren die Beeren noch nicht reif, obgleich nicht mehr viel daran fehlte; wer den rechten Zeitpunkt abwarten kann, würde ſie für den Winter in jeder erforderlichen Menge einſammeln können. Wir ließen es uns einmal einfallen, die Erlenknoſpen, als ſie noch zart waren, ſtatt eines Zugemüſes zu bereiten. Sie ſchmeckten uns gekocht ſehr gut, und die ganze Mannſchaft aß zu Mittag davon; allein wir mußten dafür büßen, und keiner an Bord blieb mit den gewaltſamen Wirkungen dieſer Speiſe verſchont. Bei einigen wirkte ſie zu gleicher Zeit als Purgier- und Brechmittel; ſechs und dreißig Stunden lang plagte ſie uns, und machte uns alle um ein beträchtliches leichter, als wir zuvor geweſen waren. Dagegen kochten wir uns einen ſehr wohlſchmeckenden Thee aus den Knoſpen der jungen ſchwarzen Johannisbeerſtauden, denen wir einige Fichtenſproſſen beimiſchten.

Die Nahrung der Einwohner ſind Fiſche und Thiere aller Art, wovon ſie begierig eſſen, wenn ſie damit verſehen ſind. Sie eſſen aber auch alle Arten von Pflanzenſpeiſe, die ihr Land hervorbringt, insbeſondere die innere Rinde des Fichtenbaums, die ihnen ohne Zweifel im Anfange des Frühlings ſehr heilſame Dienſte gegen den Scharbock leiſtet. Den Winter hindurch müſſen ſie, glaube ich, von dieſer Krankheit viel leiden; denn ich habe manchen geſehen, der mit dickgeſchwollenen Beinen und offenen Geſchwüren umherging, die wohl keinen andren Urſprung haben konnten. So wie wir dem Sommer näher kamen, verſchwanden allmählich dieſe Symptome. Es iſt bei dieſen Leuten nicht gebräuchlich, daß ſie ihre Lebensmittel räuchern; auch können ſie, da es ihnen gänzlich an Salz gebricht, ihren Wintervorrath nicht anders, als durch das Dörren an der Sonne, bereiten. Friſche Fiſche werden ausgenommen, geſpalten, und dann gebraten, indem man, damit ſie aus einander bleiben, ein paar Hölzer hineinſteckt, und ſie damit ans Feuer ſtellt. Das Fleiſch von Thieren bereiten die Einwohner in Körben oder auch in hölzernen Schüſſeln, in welche ſie glühende Steine legen, bis es gar iſt. Man erſtaunt, wie ſchnell die Zubereitung ihrer Speiſen auf dieſe Art von Statten geht.

Im Sommer führen ſie ein umherwanderndes Leben; ihre umgeſtürzten Kanots, oder auch kleine Hütten, die ſie aus einigen Stangen verfertigen und mit Rinde bedecken, gewähren ihnen, wenn ſie auf dieſen Zügen begriffen ſind, Schutz gegen die ungeſtüme Witterung; allein auch ihre Winterwohnungen ſind unbequem und von ſchlechter Bauart. Die ich zu ſehen bekam, hielten nicht über zehn Fuß in der Länge, acht in der Breite, und vier bis ſechs Fuß in der Höhe. Sie waren aus dicken Planken gebauet, und die Fugen dazwiſchen mit trockenem Mooſe verſtopft. Innerhalb eines ſolchen Hauſes pflegen ſich die Einwohner gedrängt neben einander zu lagern. Um Planken zu bekommen, müſſen ſie die Bäume vermittelſt hölzerner oder ſteinerner Keile zerſpalten; und nach dieſer Methode habe ich wirklich fünf und zwanzig Fuß lange Planken vom Baume ſpalten geſehen. 1787. Julius.

Ihre Waffen ſind, ſechzehn bis ſiebzehn Fuß lange, mit eiſernen Spitzen verſehene Speere, Bogen und Pfeile, und lange Meſſer, in deren Gebrauch ſie außerordentliche Uebung haben. Ihr Fiſchergeräth beſteht in hölzernen Haken, und in Schnüren aus einem dünnen Felſentang, welcher ſehr lang wird, und, wenn man ihn gehörig anfeuchtet, nicht leicht zerreißt. Mit ſolchen Haken und Leinen fangen ſie Heilbutten und Kabeliau. Lachſe werden entweder in Wehren gefangen oder mit dem Speere geſtochen; und zum Heringsfang haben ſie, glaube ich, kleine Netze. Um die Seeottern und andere Seethiere zu tödten, bedienen ſie ſich eines Harpuns mit knöcherner Spitze und zwei bis drei Widerhaken. Der dazu gehörige Schaft iſt ſechs bis acht Fuß lang, und an demſelben wird eine große mit Luft wohlgefüllte Blaſe oder ein eben ſo gefüllter Schlauch befeſtigt, der dazu dient, ihn ſchwimmend zu erhalten. Nebenher werfen ſie auch kurze Spieße von drei bis vier Fuß, und zwar vermittelſt eines beſonderen dazu gehörigen Werkzeuges, welches einen Fuß lang iſt.

Die Sprache der hieſigen Eingebornen kam uns ſo verwirrt und unverſtändlich vor, daß es ſchwer hielt, auch nur die folgenden Proben davon aufzuzeichnen *).

Nootuck, Einer der vornehmſten Oberhäupter der Tackelamut, eines friedlichen Stammes nahe an Comptrollers-Bay, der beſten Kaufleute in der Nähe des Sundes, von denen wir die meiſten Seeotterfelle erhielten.

---

*) Ich laſſe die Rechtſchreibung, wie ich ſie finde; nur wo ich glaube rathen zu dürfen, wie das Wort lauten ſoll, folgt die Ausſprache in Klammern. F.

1787. *Cocha*, Ein anderer deſſelben Stammes.

Julius. *Nus-cook-weelik*, (Nuſkukwilik), einer von der Montague-Inſel, die bei den Eingebornen Schucklåk (*Shuklake*) heißt. Ein friedfertiger Stamm. Dieſer Befehlshaber wechſelte den Namen mit mir.

Nesquelak, ein anderer ebendaher.

Abagack, noch einer ebendaher.

Sha-newten, (Scha-ninten) ſchlafen.

Waaallamute, ein Land Oſtnordoſtwärts von Etches Hafen.

Ishkaa, vom Schlafen aufſtehen.

Kaa-naa, nehmen.

Taa-koo, (taku) bringen.

Nelltoolee, (nelltuli) ein Tohi oder Eiſen.

Yaa-mack, (Jamak) Korallen.

Congaanack, (konganak) ein Zieſel-(Murmelthier-) Fell.

Onaakaa, (Onakah) Schnee.

Pha-nee-cook, (Fanikuk) ein friedlicher Stamm in der Südweſtgegend von Prinz Wilhelms Sund.

Caa-nuck, (Kanuk) Feuer.

Muck, (Muk) Waſſer.

Taa-tuck-tell-ingnuke, Oberhaupt von Tſchinikok, einem Bezirk in Südweſten von Prinz Wilhelms Sund; ein friedlicher Stamm, der aber wenig Pelzwerk hat.

Shee-ne-waa, Oberhaupt von Ta-tick-lag-mut, einem Lande im Weſtnordweſten vom Hafen Etches; ein überläſtiges Volk; es hat viele Flußottern, aber wenige Seeotterfelle.

Gau-luck, (Galuk) das Ufer.

Naa-taakie, Schnee, nach Schinawa's Stamm.

Naa-go-wack-tocke, Holz.

Cus-kuck oder *Nus-kuck*, ein Oberhaupt.

Coo-lin, zehn.

Naa-nuk, zwanzig.

Auckluck, Wind.

Maajack, (Madſchak) Sonne.

Ingite, Erdboden am Lande.

Caapuckaa, (Kapucka) Flußotter.

Taakenooke, laß es mich anſehen.

Semne,

Seeme, Regen. 1787
Chilba, (Tſchilba) ein Kind. Julius.
Ugaanuck, (Uganuk) ein Weib.
Yaagala, ſchön.
Naatunasuck, Seeotter.
Naatuna moughtaa, junge Seeotter.
Luckluck, ein Bär.
Yaura, dort.
Yaucka, weggegangen.
Chetleugh, nein, nein.
Peeduck, (Piduk) alles fort, ich habe nichts mehr.
Peeduck Naatunasuck, ich habe keine Seeotterfelle mehr.
Lawle, (Lale) Freundſchaft. Sie breiten dabei die Arme aus, und wiederholen das Wort Lale oft nacheinander. Zum Zeichen daß man ihr Freund ſey, muß man es eben ſo machen.

Ich habe noch vergeſſen, am gehörigen Orte zu erinnern, daß wir an der Südſeite der kleinen Bucht, wo wir die Brunnenkreſſe fanden, einen Baum mit einer Inſchrift ſahen. Die Buchſtaben wurden von einigen für Griechiſch gehalten; ich für mein Theil aber konnte nicht herausbringen, was ſie vorſtellen ſollten. Sie waren ſehr ſchlecht geſchnitzt. Mir ſchien es, als wäre die Inſchrift gegen das Ende des vorigen Jahres verfertigt worden, und ich glaube, daß ſie einen Menſchen zum Urheber hat, der bald nach der Ankunft der Nutka dieſes Fahrzeug verließ. Er war aus einer von den Inſeln im Mittelländiſchen Meere gebürtig, und üble Behandlung trieb ihn aus dem Schiffe. So viel ich weiß, iſt er noch unter den Indianern.

August.

Sobald wir uns außerhalb der Einfahrt in den Prinz Wilhelms Sund befanden, ſteuerten wir Oſtſüdoſt, und den 4ten Auguſt erblickten wir den Berg Fairweather (Schönwetter) oder vielmehr das Gebirge dieſes Namens; denn es beſteht aus einer Reihe von ſehr hohen Bergen, bei weitem den höchſten an dieſer Küſte, die den Berg Edgecumbe um vieles an Höhe übertreffen und meines Erachtens beinahe ſo hoch wie der Berg St. Elias ſind. Wir ſahen an der Küſte Anſchein einer Oeffnung, welche einen Ankerplatz zu verſprechen ſchien; aber hernach verlor er ſich wieder, und es kam uns ſo vor, als ob ſich zwiſchen den höheren Gränzpunkten der vermeinten Einbucht flaches Land erſtreckte. Unſere Entfernung von der Küſte war indeß um vieles

1787. Auguſt. zu groß, als daß wir über dieſen Punkt mit Gewißheit hätten entſcheiden können. Auch hielt ich es für rathſamer, mit dem Winde, den wir jetzt hatten, näher nach Kap Edgecumbe zu ſegeln; denn hierzu war er günſtig, aber ganz und gar nicht zu genauerer Unterſuchung der hieſigen Küſte. Um zehn Uhr erblickten wir eine Oeffnung in Nordoſten, die ſich wieder gut zu einem Hafen anließ; und indem wir den Lauf dahin richteten, wurden wir einen anderen wahrſcheinlich guten Hafen gewahr, der ungefähr acht Seemeilen ſüdoſtwärts von Kreuz-Kap (*Croſs-Cape*) gelegen zu ſeyn ſchien. In dieſer Entfernung von dem Kreuz-Kap bis auf zehn Seemeilen weit dieſſeits des Kaps Edgecumbe ſcheint alles Land aus niedrigen bewaldeten Inſeln zu beſtehen, deren mehrere den Schiffen guten Schutz gewähren. Das Innere des Landes ſteigt in vielen Spitzbergen hinan, wovon einige mit Waldung bewachſen, andere aber ganz nackt und öde ſind. Indem wir uns der Einfahrt näherten, hatten wir etwa zwei Engliſche Meilen vom Ufer, nordweſtwärts von derſelben, zwanzig bis fünf und zwanzig Klaftern Tiefe auf Schlammgrund, und im Eingange ſelbſt lagen einige hohe, unfruchtbare Felſen. Es kam ein großes Indianiſches Boot zu uns heraus. Wahrſcheinlich hatten die zwölf Menſchen, die darin ſaßen, keine andere Abſicht, als uns anzugaffen; denn es befanden ſich nur drei Männer darunter, die übrigen waren Weiber und Kinder.

In der Einfahrt, die ungefähr eine Engliſche Meile breit iſt, fanden wir dreißig Klaftern auf Sand; die vorhin erwähnten nackten Felſen lagen uns jetzt gegen Süden, und an der Nordſeite hatten wir flaches Land, welches ſich in mehrere Bayen bildete, von deren Spitzen die Brandungen nicht weit entfernt waren. Eine Meile behielten wir die Tiefe, und die Einfahrt hatte noch dieſelbe Weite. Bald hernach fanden wir nur zehn Klaftern, und der Kanal verengte ſich bis auf eine halbe Meile; ſobald wir aber durch dieſe Enge gekommen waren, geriethen wir ſchnell wieder in tieferes Waſſer, und ſahen vor uns einen vortreflichen und geräumigen Hafen, der weit nach Norden ging, und worin eine Menge kleiner Eilande zerſtreuet lagen. In der Nordweſtgegend dieſes Hafens warfen wir in ein und dreißig Faden Tiefe den Anker auf Schlammgrund an einer Stelle, wo wir gänzlich vom Lande umſchloſſen waren *).

---

*) Dieſen Hafen nannte der Kapitain nach ſich ſelbſt: Portlocks Hafen. F.

Sobald wir unſere Schiffe verteuet hatten, kamen die Indianer in ihrem Kahne heran, und begrüßten uns, wie gewöhnlich, mit Geſang. Ihre Sprache war von der, die in Prinz Wilhelms Sund geſprochen wird, gänzlich verſchieden; allein auch ſie breiteten zum Friedenszeichen die Arme aus, ungefähr eben ſo, wie man es dort zu thun pflegte. Ihr Kahn war aus einem großen Fichtenſtamme nett ausgehöhlt, und lief gegen beide Enden ſpitz zu. Das Vordertheil war etwas höher als das Hintertheil, und das Ganze ſehr ſauber und ſorgfältig gearbeitet. Ich reichte dieſen Gäſten nun einige Geſchenke von geringem Werth, und erkundigte mich zugleich nach Seeotterfellen unter dem Namen, den ſie in Prinz Wilhelms Sund führen. Sie verſtanden mich aber nicht, und ich ſah mich alſo genöthigt, ihnen ein Seeotterfell vorzuweiſen, wobei ich durch Zeichen zu erkennen gab, daß ſie mir ſolches Pelzwerk bringen möchten; und hierzu ſchienen ſie auch geneigt zu ſeyn. Ich bemerkte allerlei Schmuck von verſchiedenen Glaskorallen und dergleichen bei ihnen, woraus ich ſchloß, daß (das Schiff) die Königin Charlotte auf der Fahrt nach König Georgs Sund in dieſe Gegend gekommen ſeyn müſſe. Beſonders beſtärkten mich in dieſer Meinung einige eiſerne Tohis, die genau die Form der unſrigen hatten, und ein zinnerner Keſſel. Die Eingebornen ſelbſt gaben uns zu verſtehen, daß ſie dieſe Sachen von einem Schiffe mit zwei Maſten bekommen hätten, welches in einem Hafen Oſtwärts vom Kap Edgecumbe gelegen haben mußte.

1787. Auguſt

Nach dieſen Aeußerungen zu urtheilen, konnte jenes Schiff ſich vielleicht noch in der Nähe des beſagten Kaps aufhalten. Schon vorher hatte ich den Entſchluß gefaßt, das große Boot zum Handeln mit den Eingebornen auszuſchicken; nun beſtärkte mich dieſer Gedanke in meinem Vorſatz, und beſchleunigte die Ausführung deſſelben. Ich ließ ſogleich ein Sortiment von Tauſchwaaren in Bereitſchaft ſetzen und das Boot mit allerlei Lebensmitteln und Vorräthen auf ſechs Wochen verſorgen. Die Eingebornen gingen mit den Geſchenken, die ſie von uns erhalten hatten, ans Land, blieben aber nur eine kurze Zeit weg, und ſtellten ſich dann wieder mit einigen guten Seeotterfellen bei uns ein. Sie bereiten ihr Pelzwerk nicht ſo ſorgfältig, wie die Einwohner am Cooksfluſſe und Prinz Wilhelms Sunde, und zeichnen es auch nicht, wie es dieſe zu thun pflegen, mit rother Farbe, als wäre es ſchon zum Verkauf beſtimmt. Ich wies einem von den Männern im

1787. Auguſt. Kahn, dem Oberhaupte der ganzen Anzahl, ein ſo gezeichnetes Fell, und ſogleich wußte er mir, vermuthlich nach Maaßgabe des Zeichens, den Ort anzugeben, wo es herkam, und bedeutete mir unter andern, daß die Einwohner deſſelben ihre Unterlippen einſchnitten und Zierrathen hineinhängten. Er beſchrieb zugleich ihre Kanots und wie ſie dieſelben fortruderten; und als ich ihm das Modell eines Kanots aus Prinz Wilhelms Sund zeigte, ließ er ſich merken, daß dies dieſelbe Art wäre, die er ſo eben beſchrieben hätte. Ich erfuhr endlich, daß die hieſigen Einwohner mit denen im Prinz Wilhelms Sunde ein Verkehr haben, wobei öftere Streitigkeiten vorfallen, die dann gewöhnlich zu einem Gefechte Anlaß geben. Einer von den hieſigen Männern zeigte mir eine tiefe Wunde an ſeiner Lippe, die er in einem ſolchen Scharmützel mit jenen Indianern davon getragen hatte. Nach allen dieſen Umſtänden kommt es mir wahrſcheinlich vor, daß dieſer Theil der Küſte und noch eine Strecke weiter hinaufwärts die Gegend iſt, welche die Einwohner des Sundes Wallamut nennen. Dieſe Wahrſcheinlichkeit wird noch dadurch vermehrt, daß ich bei zwei Männern vom Stamme des alten Schinawa zwei Dolche ſah, die genau ſo wie die hieſigen geſtaltet waren, und von denen ſie behaupteten, ſie hätten ſie zu Wallamut gekauft. Dieſe Dolche ſind ſo geformt, daß ſie mit beiden Enden ſtechen können, indem ſie auf beiden Seiten vier oder fünf Zoll weit über dem Theile, wo man ſie mit der Hand faßt, in eine ſcharfe Spitze zulaufen, da hingegen die im Cooksfluß und im Sunde üblichen am oberen Ende eingebogen ſind, oder einen Griff haben.

Gegen Abend, als unſere Gäſte ſich ſo eben ans Land begeben wollten, ſuchten ſie ſich noch dadurch um meine Freundſchaft zu bewerben, daß ſie einen aus ihrer Mitte über Nacht an Bord zu laſſen und einen der Unſrigen ans Land mitzunehmen wünſchten. Sie hatten nichts Feindſeliges oder Heimtückiſches in ihrer Gemüthsart, ja nicht einmal Neigung zum Stehlen geäußert; daher willigte ich um ſo leichter in ihren Vorſchlag, weil ich glaubte, daß der Menſch, den ich mit ihnen gehen ließe, Gelegenheit haben würde, wahrzunehmen, wie ſie mit Seeotterfellen verſorgt wären, und zugleich ſich von ihrer Lebensweiſe einen Begriff zu machen. Statt des Einen Matroſen, dem ich Erlaubniß gab, ſie zu begleiten, ließen ſie mir, damit ich für ſeine Sicherheit nicht beſorgt ſeyn möchte, zwei von ihren Leuten zurück, obgleich anfänglich nur von Ei-

nem die Rede war. Dieſe beiden Indianer, junge, wohlgebildete Männer, hatten 1787.
ein gutes Geſicht, ſchienen Brüder zu ſeyn, und führten ſich bei uns ſehr gut auf. August.
Der Mann, den wir für das Oberhaupt dieſes kleinen Stammes hielten, trennte ſich mit ſeinen übrigen Landsleuten und unſerem Matroſen um ſieben Uhr von uns, und ging nordwärts um eine Landſpitze, hinter welcher vermuthlich ihr Wohnort lag.

Am folgenden Morgen um acht Uhr kamen die Eingebornen mit unſerem Manne zurück; allein ſie hatten nicht viel zu handeln bei ſich. Der Menſch, der die Nacht bei ihnen geweſen war, berichtete mir, daß ſie am Fuß eines Berges an einem Flüßchen von friſchem Waſſer, welches aus einem benachbarten Thale hervorſtrömte, ihren Wohnſitz aufgeſchlagen hätten. Ihr Haus — denn ſie beſaßen nur Eins — ſchien bloß für das Bedürfniß eines kurzen Aufenthaltes errichtet, und Handelswaaren hatte er in ſehr geringer Menge bei ihnen geſehen. Der Weg dahin ging nordoſtwärts durch einen kleinen mit bewaldeten Inſelchen beſäeten Sund.

Das große Boot war bereits um fünf Uhr auf die Fahrt nach der Gegend von Kap Edgecumbe abgegangen. Dieſelben Officiere und dieſelbe Mannſchaft, die es in den Cooksfluß geführt hatten, ſchifften ſich auch jetzt wieder ein. Ich gab ihnen gemeſſenen Befehl, ſpätſtens in ſiebzehn Tagen zurückzukommen; und auf den Fall, daß ſie die Königin Charlotte fänden, ſollten ſie den Kapitain Dixon erſuchen, mit ihnen nach unſerem jetzigen Hafen zu ſegeln und ſich vor demſelben aufzuhalten, bis ich zu ihm ſtieße, indem ich gegen Ende dieſes Monats die Küſte verlaſſen und nach China gehen wollte, wofern unſer Handel ſich nicht um ſo vieles beſſerte, daß er einen längeren Aufenthalt an der Küſte rechtfertigen könnte.

Die weiße Ceder wächſt in der umliegenden Gegend ſehr häufig. Ich benutzte dieſen Umſtand, und ließ durch den Zimmermann einige Stämme zu Brettern ſägen; die übrige Mannſchaft mußte allerlei Arbeiten verrichten. Den 8ten beſuchten uns nur ein Mann und eine Frau in einem kleinen Kanot, aber ohne etwas zum Verkauf zu bringen. Es ſchien beinahe, als wenn ſie auf die Jagd ausgegangen wären, indem ſie das dazu erforderliche Geräth mit ſich führten; allein nach einem kurzen Aufenthalte gingen ſie in die öſtliche Gegend des Sundes zurück, woher ſie gekommen waren; vermuthlich, um ihren Angehörigen von unſerem Hierſeyn Nachricht zu geben. Gegen Abend ſtellten ſich unſere erſten Gäſte wieder ein; die beiden jungen

1787. August. Leute baten wieder um Erlaubniß an Bord zu ſchlafen, und Joſeph Woodcock, einer von meinen Lehrjungen, ſchlief unter den Indianern am Lande. Diesmal gingen ſie nicht um die Nordſpitze herum, ſondern blieben in einer kleinen Bucht dem Schiffe gegenüber, wo ſie eine elende Hütte errichteten, welche kaum gegen die Näſſe und die Kälte Schutz gewähren konnte.

Es glückte uns nicht, wenn wir das große Netz in der Nähe des Schiffes zogen; daher ließ ich den Verſuch machen, es nordoſtwärts in einem Arm des Sundes, der ſich vier bis fünf Engliſche Meilen hinauf erſtreckte, in einem Flüßchen von friſchem Waſſer zu ziehen. Hier fingen meine Leute einige gute Lachſe unter einer großen Menge von ſchlechten, die ſie mehrentheils wieder zurückwarfen. Der ſchlechte Lachs ſcheint eine von dem guten verſchiedene Gattung zu ſeyn; und ich glaube, daß es jetzt nicht die rechte Jahrszeit für dieſe Gattung war. Er hatte eine ſehr widrige Farbe, und ſchien gleichſam in Fäulniß gerathen zu ſeyn. Aus der oberen Kinnlade ſtanden eine Menge großer Zähne beinahe wagerecht hervor. Seit meiner Ankunft hatte ich oft in den Bächen von friſchem Waſſer, worin dieſe Lachſe ſehr weit aufwärts gehen, viele ſterbend und eine große Anzahl an den Ufern todt liegen gefunden, und vermuthlich überleben wenige die Annäherung des Winters. Die andere Art bleibt in tiefem Waſſer und an den Mündungen der Bäche. Von dieſer Sorte fingen unſere Leute einige ſchöne große Fiſche, von ſehr guter Farbe und ohne jene großen Zähne oder vielmehr Hauer in der oberen Kinnlade, wodurch die ſchlechte Sorte ſich ſo ſehr auszeichnet*).

Das kleine Kanot von Oſten her beſuchte uns des Morgens wieder; es kamen aber mit demſelben zugleich zwei große Kähne, die an fünf und zwanzig Perſonen, Männer, Weiber und Kinder führten. Eine Stunde lang unterhielten ſie uns mit ihren Geſängen, und dann begaben ſie ſich in der kleinen, bereits erwähnten Bay

---

*) Dieſe ſchlechte Art von Lachſen ſcheint, nach der hier gegebenen Beſchreibung, dieſelbe zu ſeyn, die man in Kamtſchatka Gorbuſcha, die bucklichte, nennt; obgleich Herr Portlock von dieſem auszeichnenden Charakter nichts erwähnt. Man füttert in Kamtſchatka nur die Hunde damit. Uebrigens kann man aus Stellers und Kraſchenninikofs Beſchreibungen von Kamtſchatka ſehen, daß es in jenen Meeren eine unzählige Menge Lachſe von ſechzehn verſchiedenen Arten giebt, die insgeſammt die Flüſſe hinaufſchwimmen, um daſelbſt zu laichen, und alsdann von den Eingebornen gefangen werden.

1787. August. Leute baten wieder um Erlaubniß an Bord zu ſchlafen, und Joſeph Woodcock, einer von meinen Lehrjungen, ſchlief unter den Indianern am Lande. Diesmal gingen ſie nicht um die Nordſpitze herum, ſondern blieben in einer kleinen Bucht dem Schiffe gegenüber, wo ſie eine elende Hütte errichteten, welche kaum gegen die Näſſe und die Kälte Schutz gewähren konnte.

Es glückte uns nicht, wenn wir das große Netz in der Nähe des Schiffes zogen; daher ließ ich den Verſuch machen, es nordoſtwärts in einem Arm des Sundes, der ſich vier bis fünf Engliſche Meilen hinauf erſtreckte, in einem Flüßchen von friſchem Waſſer zu ziehen. Hier fingen meine Leute einige gute Lachſe unter einer großen Menge von ſchlechten, die ſie mehrentheils wieder zurückwarfen. Der ſchlechte Lachs ſcheint eine von dem guten verſchiedene Gattung zu ſeyn; und ich glaube, daß es jetzt nicht die rechte Jahrszeit für dieſe Gattung war. Er hatte eine ſehr widrige Farbe, und ſchien gleichſam in Fäulniß gerathen zu ſeyn. Aus der oberen Kinnlade ſtanden eine Menge großer Zähne beinahe wagerecht hervor. Seit meiner Ankunft hatte ich oft in den Bächen von friſchem Waſſer, worin dieſe Lachſe ſehr weit aufwärts gehen, viele ſterbend und eine große Anzahl an den Ufern todt liegen gefunden, und vermuthlich überleben wenige die Annäherung des Winters. Die andere Art bleibt in tiefem Waſſer und an den Mündungen der Bäche. Von dieſer Sorte fingen unſere Leute einige ſchöne große Fiſche, von ſehr guter Farbe und ohne jene großen Zähne oder vielmehr Hauer in der oberen Kinnlade, wodurch die ſchlechte Sorte ſich ſo ſehr auszeichnet *).

Das kleine Kanot von Oſten her beſuchte uns des Morgens wieder; es kamen aber mit demſelben zugleich zwei große Kähne, die an fünf und zwanzig Perſonen, Männer, Weiber und Kinder führten. Eine Stunde lang unterhielten ſie uns mit ihren Geſängen, und dann begaben ſie ſich in der kleinen, bereits erwähnten Bay

---

*) Dieſe ſchlechte Art von Lachſen ſcheint, nach der hier gegebenen Beſchreibung, dieſelbe zu ſeyn, die man in Kamtſchatka Gorbuſcha, die bucklichte, nennt; obgleich Herr Portlock von dieſem auszeichnenden Charakter nichts erwähnt. Man füttert in Kamtſchatka nur die Hunde damit. Uebrigens kann man aus Stellers und Kraſchenninikofs Beſchreibungen von Kamtſchatka ſehen, daß es in jenen Meeren eine unzählige Menge Lachſe von ſechzehn verſchiedenen Arten giebt, die insgeſammt die Flüſſe hinaufſchwimmen, um daſelbſt zu laichen, und alsdann von den Eingebornen gefangen werden.

ans Land, wo ſie theils Hütten errichteten, theils unter einigen überhangenden Felſen am Strande Schutz ſuchten. Indem ſie ſich von uns entfernten, gaben ſie zu erkennen, daß ſie einige vortrefliche Felle hätten, womit ſie am folgenden Morgen (den 9ten Auguſt) wiederkommen würden. Wirklich fanden ſie ſich auch gleich nach Tagesanbruch ein, und brachten fünf gute Seeotterfelle nebſt vielen ſehr ſchönen ſchwarzen Häuten, die ich für eine Art von Seehunds- oder Robbenfellen halte und nie zuvor geſehen hatte. 1787. Auguſt.

Sowohl dieſe Geſellſchaft, als die vorige, handelte ſehr ehrlich mit uns, und ſchien eben nicht zu Diebereien geneigt zu ſeyn. Ich trug daher kein Bedenken, ſie an Bord kommen zu laſſen; und als das Eſſen in der Kajüte aufgetragen ward, bedurfte es kaum einer Einladung an unſere Gäſte, daran Theil zu nehmen. Sie aßen mit einem kräftigen Appetit, und ließen es ſich ſo gut ſchmecken, daß die Schüſſeln in wenigen Augenblicken leer waren und zum zweitenmal aufgetragen werden mußten. Hiervon aßen ſie dem Anſchein nach ſo begierig wie zuvor, bis ſie endlich, ganz geſättigt, aufhören mußten, welches ſie indeß nur ungern zu thun ſchienen. Sie beſahen hierauf die verſchiedenen Theile des Schiffes, und wurden dann mit einigen Geſchenken vergnügt entlaſſen.

Dieſen Vormittag hatten wir einige vortrefliche Cedernſtämme an Bord gebracht, die ich ſogleich zu Fütterungsbrettern ſchneiden ließ. Unſer Böttcher mußte am Lande Sproſſenbier brauen und, zum Vorrath auf die weitere Reiſe, Sproſſeneſſenz einkochen, zu welchem Behuf die beſte Fichtenart nicht weit vom Schiffe in reichlicher Menge wuchs. Andere Partheien von unſerer Mannſchaft füllten die Waſſertonnen, und machten Brennholz, indeß ein paar Schiffsjungen in dem Kanot fiſchen gingen, aber unverrichteter Sachen zurückkehrten.

Um Ein Uhr kam ein Indianiſcher Kahn, worin zwei Männer, ein zwölfjähriger Knabe und ein kleines Kind waren, in den Sund. Einer von den Männern hatte eine auffallend ſchöne Geſtalt, und ſchien viel Autorität zu haben. Sie kamen von Weſten her, und, wenn ich nicht irre, iſt ihr gewöhnlicher Aufenthalt zwiſchen unſerem jetzigen Sunde und dem Kreuz-Kap, an dem Orte, wovon ich vorhin erwähnte, man würde daſelbſt wahrſcheinlich einen guten Hafen finden. Sie ruderten

1787. Auguſt. durch eine Einfahrt, die nach einem zweiten; nordweſtwärts von uns gelegenen Sunde führt und das zunächſt nach Weſten liegende Land zu einer Inſel macht.

Von dieſen neuen Gäſten kaufte ich nicht nur einige ſehr gute Seeotterfelle, ſondern auch eine Anzahl wilder Gänſe, die ſie verfolgen und mit Stöcken zu Boden ſchlagen, wenn ſie in der Mauſe ihre langen Schwungfedern verloren haben und nicht fliegen können. Wir bemerkten bei dieſen Indianern auch einige Korallen von einer ganz andren Art, als ich noch je geſehen hatte, ingleichen eine Zimmermanns-Haue, die von den unſrigen verſchieden, und mit einem B und drei Lilien (*fleurs de lis*) gezeichnet war. Der Anführer ſagte mir, er hätte dieſe Sachen von zwei Schiffen erhalten, die nordweſtwärts zu ihnen gekommen und von drei Maſten geweſen wären; ſie hätten, ſetzte er hinzu, eine Trommel und viele Kanonen gehabt. Ich ſchloß hieraus, daß es die beiden Franzöſiſchen Kriegesſchiffe geweſen ſeyn müßten, die man bei unſerer Abfahrt von England eben zu einer Entdeckungsreiſe ausrüſtete *). Außer dieſen beiden Schiffen aber erwähnten einige Indianer noch ein drittes Fahrzeug, welches ein wenig nordweſtlich von uns die Küſte berührt haben ſollte und, nach ihrer Beſchreibung, der Königin Charlotte ähnlicher ſchien, als einem andren Fahrzeuge, das ich in dieſer Gegend vermuthen konnte; es ſollte nehmlich nur zwei Maſten und ein Boot gehabt haben, das unſrem Wallfiſchboote ſehr ähnlich geweſen wäre. Zugleich gaben ſie mir deutlich zu verſtehen, mit einem zu dieſem Fahrzeuge gehörigen Boote ſey ein Unglück vorgefallen, als es in der Mündung des Hafens vor Anker gelegen und die Mannſchaft an Bord ſich mit dem Fiſchfange beſchäftigt habe. Ein ſtarker Windſtoß ſey plötzlich von der Seeſeite gekommen und habe die Wellen ſehr in die Höhe getrieben; als ſie nun ihren Anker hätten lichten wollen, ſey ihnen das Kabeltau über die Seite des Bootes hinabgeglitten, wodurch es hätte umſchlagen müſſen; ehe man ihnen vom Schiffe habe zu Hülfe kommen können, wären fünf Mann ertrunken. Das Boot, dem dieſer Unfall widerfuhr, ſollte genau unſerem Wallfiſchboote ähnlich geweſen ſeyn, und ich mußte folglich ſehr beſorgen, das Unglück möchte unſre Gefährten betroffen ha-

---

*) Das *B* auf der Haue oder Hacke bedeutet wahrſcheinlich *Bouſſole*, den Namen des größeren von *M. la Peyrouſe* geführten Schiffes.

haben *). Der Anführer dieſer kleinen Geſellſchaft bat um Erlaubniß, nebſt dem älteren Knaben die Nacht an Bord bleiben zu dürfen, wogegen Joſeph Woodcock mit dem andren Manne und dem Kinde ſich ans Land begab. Am Morgen trennten ſich dieſe Leute von uns, und verſprachen, in zehn Tagen mit Pelzwerk wiederzukommen. 1787. Auguſt.

---

*) Aus Dixons Reiſe (in Beresfords Briefen, welche den zweiten Theil der gegenwärtigen Sammlung ausmachen) wiſſen die Leſer, daß dieſes Unglück ihn nicht betroffen hat, da er in dieſer Gegend gar nicht an der Küſte geweſen iſt. F.

Zwölftes Kapitel.

Andere Handelsparteien aus Oſten. — Gegenſeitige Geiſel. — Indianiſcher Thee. — Beſuch bei den Eingebornen in ihren Wohnungen. — Beſchreibung ihrer Hütten und ihrer Lebensart. — Etwas von der Reiſe der Spanier an dieſe Küſte, und von den Kinderblattern, die ſie hier hinterlaſſen haben. — Wiederkehr unſeres großen Bootes. — Unterſuchung des Sundes. — Neuer Beſuch von unſeren nordweſtlichen Freunden. — Feierlichkeiten vor Anfang des Handels. — Joſeph Woodcock wird als Geiſel gegeben, und bleibt drei Tage aus. — Nachrichten von den Einwohnern. — Ihre Unflätherei, ihre Zierrathen und Kleidungsſtücke. — Ihre Sprache. — Bemerkungen über die Vortheile einer Niederlaſſung an dieſer Küſte. — Ueber die Landreiſe hieher. — Abreiſe von Portlocks Hafen.

Am 11ten Auguſt Morgens kamen zwei große Boote von Oſten her in den Sund. Die darin befindlichen Leute, überhaupt fünf und zwanzig Perſonen, Männer, Weiber und Kinder, waren uns gänzlich fremd. Sie verkauften mir einiges Pelzwerk, hatten aber mit den anderen Indianern keine Gemeinſchaft, ſondern gingen, ſobald ihre Geſchäfte mit uns in Richtigkeit gebracht und ihre Neugier durch die Beſichtigung des Schiffes befriedigt war, in einer Bay nicht weit von uns, wo unſer Böttiger Sproſſenbier brauete, ans Land und quartierten ſich in der bequemen Hütte ein, die er mit ſeinen Gehülfen daſelbſt errichtet und mit Cedernrinden vor dem Regen geſichert hatte. Wir zogen dieſen Nachmittag das große Netz, und thaten einen reichlichen Fang von vortreflichen Lachſen.

1787. Auguſt. Gegen Abend kamen einige von unſeren älteren Freunden an Bord, um da zu ſchlafen, wogegen ich, wie gewöhnlich, einen Geiſel ans Land ſchickte. Zu dieſem Brauche mußte ich mich ſchlechterdings bequemen; denn mehr als Einmal waren die Einwohner, wenn ich des ſchlechten Wetters halben mich deſſen geweigert hatte, ſogleich in Furcht gerathen und durch keine Ueberredungsmittel zu bewegen geweſen, dem Schiffe nahe zu kommen. Erlaubte ich hingegen einem von meinen Leuten, ſich in ihr Boot zu begeben, ſo empfingen ſie ihn mit einem allgemeinen Ausruf des Frohlockens, und waren nun, allem Anſchein nach, überzeugt, daß man es gut mit ihnen meinte. Bei ſolchen Gelegenheiten pflegte denn nicht Einer, ſondern wohl ſechs und noch mehrere ſich als Geiſel für den einen der unſrigen anzubieten, aus denen wir zuweilen drei oder vier wählten und ſie bei uns beherbergten. Mehrentheils waren die beiden jungen Männer, die uns zuerſt beſucht hatten, dabei, und einer von ihnen kam faſt gar nicht mehr vom Schiffe.

Am 12ten ließ ich einige von unſeren Leuten zu ihrem Zeitvertreibe ans Land gehen, da ich wußte, wie heilſam es ihnen ſeyn würde, in den benachbarten anmuthigen Wäldern umherzuwandern und die reifen wohlſchmeckenden Heidelbeeren und Himbeeren, die dort häufig wuchſen, einzuſammeln. Auf ihrem Spaßiergange kamen ſie an ein großes Stück niedrigen, moraſtigen Grund, das nicht weit von dem Strande lag, wo wir unſere Brauerei angelegt hatten, und woſelbſt Indianiſcher Thee in Menge wuchs *). Dieſe Entdeckung kam uns ſehr gelegen; denn unſer Thee ging zu Ende, und jener erſetzte ſehr gut ſeine Stelle. Er wächſt auf einer kleinen Staude, die kaum zwölf Zoll hoch wird; die Blätter ſind etwa einen halben Zoll lang, allmählich zugeſpitzt, und auf der unteren Seite mit einem zarten Wollhaare bedeckt.

Ich machte dieſen Vormittag ebenfalls eine Exkurſion, und zwar mit Herrn Wilby und einem von den jungen Indianern, der mich nach ihrem Wohnorte führen ſollte. Wir ruderten zuerſt mehr als zwei Engliſche Meilen weit nordweſtwärts, und gelangten dann an eine Landſpitze, (die uns wenigſtens vom Schiffe aus ſo geſchienen hatte, jetzt aber als eine Inſel befunden ward) am Eingange eines Arms oder Buſens dieſes Sundes, der ſich zwiſchen Norden und Nordoſten hinzieht. Der In-

---

*) Vielleicht iſt die *Ceanothus americana, LINN.* gemeint, die man in den vereinigten Staaten Neujerſey-Thee zu nennen pflegt. F.

1787. Auguſt.

dianer berichtete mir jetzt, daß der Aufenthalt ſeiner Angehörigen dieſen Arm hinauf läge, der ſich in einem Zickzack noch fünf Meilen weiter erſtreckt, von denen er die vier erſten für die größten Schiffe fahrbar bleibt. Hin und wieder ſind eine Anzahl kleiner Inſeln mit Bäumen darin zerſtreuet. Es war Mittag, als wir bei den Wohnungen der Indianer eintrafen; wir fanden eine Hütte, die nur für das gegenwärtige Bedürfniß errichtet war, und die Ueberreſte zweier anderen ungleich größeren, denen man es anſah, daß ſie zu Winterwohnungen gedient hatten. Die Pfoſten ſtanden noch, und es lagen einige Bretter da, welche den Boden ausgemacht hatten. Am Strande ſahen wir ein großes Boot nebſt drei kleineren; das erſtere konnte dreißig, die letzteren jedes zehn Perſonen in ſich faſſen. Ich erſtaunte alſo ſehr, daß ich hier, ſtatt eines zahlreichen Stammes, nur drei Männer, drei Weiber, eben ſo viele Mädchen, zwei Knaben die etwa zwölf Jahre alt ſeyn mochten, und zwei kleine Kinder fand. Eine von den Frauen hatte ein hohes Alter, und konnte wohl nicht unter achtzig Jahren ſeyn. Der älteſte von den Männern und ein vierzehnjähriges Mädchen waren von den Blattern ſehr gezeichnet. Der Alte bemühete ſich, uns die Quaal zu beſchreiben, die er während der Krankheit, wovon er dieſe Zeichen im Geſichte trug, erlitten hatte, und gab zu verſtehen, daß ihm dies vor einigen Jahren widerfahren wäre. Die Seuche hatte, wie er ſagte, damals eine große Anzahl von den hieſigen Einwohnern weggerafft und ihm allein zehn Kinder geraubt. Von den Kindern unter zehn oder zwölf Jahren ſah ich keins mit Narben; folglich mußte die Krankheit vor dieſem Zeitraum hier gewüthet haben, und da die Spanier im Jahr 1775 an dieſer Küſte geweſen ſind, ſo ſcheint es mir nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe Unglücklichen jene furchtbare Anſteckung von ihnen erhielten. Sollte man nicht glauben, die Vorſehung hätte die Spaniſche Nation recht dazu auserkohren, allen Indianiſchen Stämmen, denen ſie ſich nähert, auf eine oder die andere Art zur Geißel zu werden?

Die Spanier befanden ſich um die Mitte des Sommers in dieſer Gegend, und ſteckten die Indianer vermuthlich im Auguſt mit den Pocken an. Bedenkt man, wie dieſe Wilden, zumal in dieſer Jahrszeit, leben, ſo ſcheint es einem Wunder ähnlich, daß noch einige von ihnen dem Tode entgangen ſind. Ich fand ſie, Männer, Weiber und Kinder, ſämmtlich um ein Feuer in einem engen Hauſe zuſammen

1787. August. gedrängt, und mit ſtinkenden Fiſchen ganz umgeben. Rund um das Haus, wenigſtens auf hundert Schritte weit, und überall längs den Ufern des Baches der neben ihrer armſeligen Hütte hinabfloß, waren ſtinkende Fiſche umhergeſtreuet. An vielen Stellen ſahen wir ganze Lager, einen Fuß tief und zehn bis zwölf Fuß im Umkreiſe, mit Maden angefüllt. Der Geſtank war in der That ſo fürchterlich, daß ſelbſt der junge Indianer, der von Kindheit auf an dieſe Unfläthereí gewöhnt war, bloß weil er ſich einige Tage lang bei uns an Bord befunden hatte, es nicht länger in dieſer Atmoſphäre aushalten konnte, ſondern mich ernſtlich bat, daß ich den Ort verlaſſen möchte. Ich ließ mich auch nicht lange bitten, ſtieg wieder mit ihm und unſeren übrigen Begleitern ins Boot, und kehrte an unſer Schiff zurück. — Die Blattern haben hier wahrſcheinlich, ſo lange die warme Witterung anhielt, ihre Verheerung angerichtet, und vermuthlich hat ein kalter Winter der Anſteckung ein Ende gemacht. Allein die Leiden der armen Indianer, als die Krankheit auf den höchſten Gipfel ihrer Tödtlichkeit geſtiegen war, müſſen über allen Begriff gegangen ſeyn. Wie es ſcheint, ward die Gegend damals beinahe gänzlich entvölkert; denn ſie iſt noch bis dieſen Tag ſehr wenig bewohnt.

Unter den Indianern, die uns von Oſten her beſuchten, waren viele mit Blatternarben gezeichnet, und einer, der ein Auge verloren hatte, gab zu verſtehen, daß eben dieſe Krankheit Schuld daran geweſen ſey. Die Eingebornen hingegen, die von Weſten kamen, hatten keine Spur davon; woraus ich alſo ſchließen muß, das Schiff, welches die Anſteckung fortpflanzte, habe irgendwo um Kap Edgecumbe gelegen *). Die weſtlich von dieſem Sunde wohnenden Indianer hatten vielleicht kein Verkehr mit jenen und mit dem Schiffe, und entgingen alſo glücklich der Anſteckung.

Als wir von dieſer Wohnung des Elends entfernt waren, zogen wir das Netz, und fingen einen großen Vorrath von guten Lachſen. Gegen Abend traf unſer neulicher Gaſt von Norden bei uns ein, und ſchlief mit allen ſeinen Begleitern am Bord, nachdem wir ſeinen Kahn hinaufgezogen hatten. Er verſicherte, das Wetter ſey ſo

---

*) Die Häfen Guadalupe und Remedios liegen beide in der Nähe des Kap Edgecumbe, welches die Spanier Cabo del Enganno nennen, und machen wahrſcheinlich Theile des von Dixon ſo genannten Norfolk-Sundes aus. F.

ſtürmiſch, daß er unmöglich nach Hauſe kommen könne; aber doch machte er ſich bei Tagesanbruch auf, um noch einen Verſuch zu wagen. Vormittags ließ ich wieder einen Theil der Mannſchaft ans Land gehen. Obgleich das Wetter regnicht war, ſammelten ſie doch ſo häufig Indianiſchen Thee und verſchiedene Arten von Beeren, daß nur wenige vor Abend ans Schiff zurückkehrten. Wir erhandelten den Tag über von unſeren Nachbarn im Sunde einige Seeotterfelle und anderes Pelzwerk. 1787. Auguſt.

Den 15ten kehrte unſer großes Boot von der Reiſe nach Oſten hin zurück. Unſere Leute waren etwas oſtwärts vom Kap Edgecumbe geweſen und hatten von einigen dortigen Einwohnern ungefähr zwanzig gute Otterfelle eingetauſcht. Zwiſchen unſerem Hafen und dieſem Vorgebirge fanden ſie eine Meerenge, die im Anfang etwa drei Engliſche Meilen breit ſeyn mochte und ſich zwiſchen ſteilen Ufern und mit gutem Ankergrunde Oſt- oder Oſtſüdoſtwärts erſtreckte. Die ſüdliche und öſtliche Spitze, welche dieſe Meerenge bildet, liegt in 57° 30′, und die nördliche und weſtliche in 57° 36′ N. Breite. Bald jenſeits des Einganges richtet ſich die Meerenge nach Süden, auf eine Strecke von vier Seemeilen, in welcher ſie beinahe drei Seemeilen breit bleibt und verſchiedene kleine Inſeln enthält. Von der Südſpitze zeigten ſich mehrere große Oeffnungen in mancherlei Richtung; dieſe unterſuchten unſre Leute aber nicht, ſondern hielten ſich an das ſüdliche Ufer, welches ſie am erſten unweit des Kaps Edgecumbe herauszubringen verſprach. Nachdem ſie vier Seemeilen zurückgelegt hatten, verengte ſich die Straße bis auf eine halbe Seemeile, und blieb in einer Strecke von zwei Seemeilen ſo enge, wobei ſie indeß beſtändig guten Ankergrund behielten. Hier aber ward die Durchfahrt nicht nur viel enger, ſondern auch ſo ſeicht, daß ſie zur Ebbezeit auf zwei Engliſche Meilen weit ganz trocken war. In dieſer Enge ſtießen ſie auf einen Felſen, wodurch eine Planke des Bootes zerſplittert ward, und ein beträchtlicher Leck entſtand. Dieſer Schade hätte ſehr ernſthafte Folgen nach ſich ziehen können; allein ſie zogen das Boot ans Land, und nagelten ein Stück Bleiplatte über den beſchädigten Theil, wodurch ſie dem Waſſer allen Zutritt glücklich verſchloſſen. Jenſeits der Enge, welche ſie zu rechter Zeit mit der Fluth paſſirten, erweiterte ſich die Durchfahrt; das Waſſer ward wieder tiefer, und ſchmeckte beinahe ſo ſalzig wie Seewaſſer. Jetzt machten ſie ſich Hoffnung, daß ſie ſich wirklich in einer Durchfahrt befänden, die ſie ſüdoſtwärts vom Kap Edge-

1787. Auguſt. cumbe ohne Mühe und Gefahr in die offene See bringen müßte. Bald ſahen ſie ſich in ihren Erwartungen beſtärkt, indem ſich ihnen ein weitläuftiger Sund zeigte, wo ſie viele Wallfiſche erblickten. Zugleich ſahen ſie den Berg Edgecumbe und eine Anzahl Inſeln ſüdoſtwärts vom Kap Edgecumbe. Auf ihrer Fahrt bis hieher waren ſie mehrmals in einer ſchönen, ebenen, anmuthigen Gegend ans Land geſtiegen, wo ſie zwar friſche Spuren von Einwohnern, aber weder Hütten noch Menſchen erblickten.

Indem ſie aus der Straße oder Durchfahrt, (in der Karte heißt ſie Haywards Meerenge F.) worin ſie bisher geſchifft hatten, um die nördliche Spitze (jenes Sundes) kamen, ſahen ſie eine Oeffnung, die etwa eine Seemeile weit nordwärts zu führen und ſich dann in mehrere Zweige zu vertheilen ſchien. Im Eingange der Haupteinfahrt lagen verſchiedene Inſeln. Wahrſcheinlich ſteht der Nordweſt-Arm dieſer Oeffnung in Verbindung mit dem großen Sunde, in welchen das Boot zuerſt gerathen war, (ehe es in die Meerenge kam). Die Inſel, auf welcher der Berg Edgecumbe liegt, erhielt jetzt den Namen Pitts Inſel. Zwiſchen dieſer Inſel und einer Landſpitze, die zum feſten Lande zu gehören ſchien, ſteuerten unſere Leute noch immer ſüdoſtwärts, ohne Einwohner zu ſehen, bis ſie endlich jenſeits der Durchfahrt das offene Meer und die ſüdoſtwärts vom Kap Edgecumbe liegenden Inſeln erblickten.

Nachdem ſie dieſe Enge (zwiſchen Pitts Inſel und der Spitze des vermeintlich feſten Landes) zurückgelegt hatten, befanden ſie ſich in einer Gruppe von Inſeln, die dicht am Ufer nordwärts vom Kap Edgecumbe liegen, und ließen nordwärts von der größten ihren Anker fallen. Da der Wind ſich jetzt im Südoſten ſetzte, und ſie in dieſer Richtung nicht weiter kommen ließ, ſo waren ſie eben in Begriff zurückzukehren, als ſich endlich ſechs Indianer in einem Kanot ſehen ließen, von denen ſie einiges Pelzwerk erhandelten. Bald darauf kamen noch einige Kanots; allein die Bevölkerung war auch hier an einem ſo wohlgelegenen Orte über alle Erwartung gering. Nach Ausſage dieſer Leute, ſollte kürzlich ein Schiff mit zwei Maſten hier, wo das Boot ſich jetzt befand, gelegen haben. Es konnte, nach den Waaren zu urtheilen, die man bei ihnen ſah, kein anderes geweſen ſeyn, als die Königin Charlotte; ihre Schellen, zinnernen Keſſel, Schnallen und Ringe waren alle wie die unſrigen und nach denſelben Muſtern gemacht; außerdem fanden unſere Leute hier einen Flaſchenkürbiß von den Sandwichinſeln, und eine Menge Tohis oder Hobeleiſen. — Nach einem zweitägigen Aufenthalt an dieſem Orte, wo unſre Leute auch ans Land gingen, aber doch keine Spur von kürzlich gefälltem Holze ſahen, machten ſie ſich fertig, zu uns zurückzukehren. Viele von den hieſigen Einwohnern waren, nach dem Berichte der Herren Hayward und Hill, ebenfalls mit Blatternarben gezeichnet; aber auch hier hatte niemand unter zwölf Jahren dergleichen an ſich. 1787. Auguſt

Indem unſere Leute allerlei auf dem Verdeck ihres Bootes aufräumten, gingen die Indianer in zwei Kanots hin, und nahmen der Gelegenheit wahr, ihnen das Ankertau zu zerſchneiden. Da der Anker in acht und zwanzig Faden Tiefe lag, und keinen Boy hatte, ſo blieb ihnen keine Hoffnung übrig, ihn wieder aufſiſchen zu können. Die Indianer flüchteten, als ſie dieſen Streich ausgeführt hatten, mit der äußerſten Geſchwindigkeit nach dem Ufer zu, und landeten unweit unſeres Bootes; allein unſere Leute verfolgten ſie, und in dem erſten Zorn über ihre Verwegenheit und Treuloſigkeit gingen ſie ebenfalls ans Land, und vernichteten die beiden Kähne der Eingebornen gänzlich. Dieſe flohen nun ſchleunig in die Wälder, wo unſere Leute ſie nicht verfolgen konnten, ſo daß ihnen, wie ich glaube, kein weiteres Leid widerfahren iſt. Es ſchmerzte mich, daß die Mannſchaft im Boote ſich zu dieſem Schritte genöthigt geſehen hatte; allein das Verbrechen der Indianer verrieth ſo viel Heimtücke und Schadenfreude, daß ſie eine Strafe verdienten, und wahrſcheinlich wurden ſie durch die Vernichtung ihrer Kähne weit härter beſtraft, als es ſelbſt durch den Tod einiger Perſonen aus ihrer Mitte hätte geſchehen können, indem die Verfertigung eines Kahns ihnen ſo viel Zeit und Mühe koſtet. Unſere Leute verſahen ſich mit Waſſer und Brennholz, und kehrten dann durch eben die Meerenge, durch welche ſie ſchon gekommen waren, nach dem Schiffe zurück, ohne auch nur Ein Kanot auf der ganzen Fahrt zu ſehen*). In der Nacht, ehe ſie das Schiff erreichten, fiel einer

---

*) Zur näheren Kenntniß von dieſem Theile der Küſte, iſt es nicht überflüßig zu erinnern, daß der erſte große Sund, in welchen ſich das Boot begab, in der Karte Salisbury-Sund heißt und, der Lage nach, mit Cooks Inſelbay (*Bay of Islands*) übereinſtimmt. Der Ankerplatz hingegen, wohin die Meerenge Hayward führte, iſt ein Theil des von Dixon ſo benannten Norfolk-Sundes, aus welchem wahrſcheinlich mehrere Kommunikationen nach Salisbury-Sund gehen, ſo daß hier alles aus Inſeln, groß und klein, beſteht. Die beiden Spaniſchen Häfen Gua-

1787. August. von ihnen, Namens **Blake**, ins Waſſer, und zwar zu einer Zeit, wo das Boot die Wellen ſehr ſchnell durchſchnitt. **John Maccoy**, einer ſeiner Kameraden, ſprang ihm mit einem Ruder nach, und rettete dadurch den unglücklichen **Blake**, der nicht gut ſchwimmen konnte und ſich doch eine Stunde lang am Ruder hielt: denn ſo lange währte es, ehe man mit dem Boote gegen den Wind wieder zu ihm kommen konnte.

Den 15ten begab ich mich in meinem Boote nach der Südſpitze des Einganges in den Sund, um zu ſehen, welcher Wind in der offenen See herrſchte. Ich landete an einer Stelle, die durch einige Felſen vor der Brandung geſchützt ward, und hatte hier eine vollkommen freie Ausſicht auf das Meer und auf die nordweſtlichen und ſüdöſtlichen Küſten des Eingangs. Der Wind zur See kam von Südweſten bei Süden in harten Stößen, und erregte furchtbare, an die Ufer ſchlagende Wogen. Von hieraus fuhr ich ab, um die öſtliche Gegend unſeres Sundes zu unterſuchen. Ungefähr zwei Seemeilen ſüdoſtwärts von der Durchfahrt, durch welche wir mit dem Schiffe in den Hafen eingelaufen waren, fanden wir eine zweite Einfahrt. Das ſüdliche Ufer der Bay läuft dann noch anderthalb Engliſche Meilen in öſtlicher Richtung, wo ſich ein kleiner Bach hinein ergießt. Hierauf biegt es ſich um nach Nordnordoſten; und wenn man in dieſer Richtung zwei Meilen weiter zurückgelegt hat, ſieht man eine Oeffnung, welche eine halbe Meile breit, ſchiffbar und nach Oſten gerichtet iſt. Ich unterſuchte aber, weil meine Bootsleute ganz durchnaßt und vom Rudern müde waren, dieſen Arm nicht weiter, ſondern ging etwas nördlicher in einer kleinen Bucht ans Land, wo wir einige Erfriſchungen zu uns nahmen.

In dieſer Bucht ſahen wir nicht über zehn Schritte weit von Strande eine Art von Denkmal, vermuthlich zum Andenken irgend eines großen Anführers; nehmlich einen auf vier Pfoſten ruhenden Boden von rauh behauenen Brettern. Die gegen zwanzig Fuß hohen Pfoſten ſtanden im Viereck, ungefähr ſechs Fuß von einander.

Etwa

---

dalupe und **Remedios** liegen auch in dieſer Gegend, und einer davon iſt wahrſcheinlich derſelbe Ankerplatz, worin Kapitain **Dixon** ſich aufgehalten hat. Allein weder die Engliſchen noch die Spaniſchen Angaben von dieſen Ankerplätzen, noch die Karten dieſer Gegend in **Portlocks** Reiſe ſind beſtimmt und detaillirt genug, um den Geographen zu befriedigen. So gewiß iſt es, daß an dieſen Küſten noch vieles zu berichtigen und zu unterſuchen übrig bleibt. F.

Etwa zwölf bis funfzehn Fuß über der Erde hatte man den Boden befeſtigt; und 1787.
zwei Seiten waren über demſelben vier Fuß höher hinauf mit Brettern verſchlagen, Auguſt.
die beiden anderen aber offen gelaſſen. In der Mitte dieſes Bodens ſtand ein Indianiſcher Kaſten, der vermuthlich die Ueberreſte eines einſt wichtigen Menſchen enthielt. Auch ſahen wir auf der Weſtſeite des Gebäudes, die nach dem Sund hin geht, eine gemalte Vorſtellung eines Menſchengeſichtes. Das ganze Gebäude wankte ſchon ſehr, und mußte bereits ſeit geraumer Zeit ſtehen. Die Eingebornen hatten ſogar die Pfoſten mit Streben geſtützt und das Gemälde wie es ſchien verſchiedentlich übermalt. Da ſich eben keiner von ihnen in der Nähe befand, hatte ich große Luſt zu ſehen, was in dem Kaſten liegen möchte; allein als einer von den Bootsleuten hinaufſteigen wollte, um ihn zu unterſuchen, wäre bald der ganze Bau zuſammen geſtürzt, weshalb ich ihn davon abrief, damit ich nicht ein Denkmal zerſtörte, das die Indianer wahrſcheinlich als etwas Heiliges anſehen und für deſſen Erhaltung ſie ſichtbarlich ſo viel gethan hatten.

Es mußten ſich noch ganz kürzlich einige von den Eingebornen in der Bucht befunden haben; denn wir ſahen eine Feuerſtätte, wo das Feuer erſt unlängſt erloſchen ſeyn konnte. Wir ſteuerten jetzt in einer weſtlichen Richtung auf das Schiff zu, und ſahen, daß das Ufer gegen Norden noch einen vortreflichen, drei bis vier Engliſche Meilen tiefen Hafen mit einigen kleinen bewaldeten Inſeln am Eingange bildete. Es war ſechs Uhr Nachmittags, als wir an Bord eintrafen, wo Herr Hill indeſſen einiges Pelzwerk gekauft hatte.

Den 20ſten kam unſer neulicher Gaſt von Nordweſten her in einem großen Kahn, worin zwanzig Männer und Weiber, etwa zehn oder zwölf Jungen und Mädchen, und einige kleine Kinder befindlich waren. Er hatte mir bei ſeinem vorigen Abſchied eine gute Ladung von Seeotterfellen verſprochen; allein, wie es ſchien, war er nicht geneigt, ſich bei dem Handel zu übereilen. Vielleicht glaubte er, daß er uns damals ſeine ganze Wichtigkeit nicht hinlänglich zu erkennen gegeben hätte; denn jetzt näherte er ſich mit ſeinen Leuten in einem feierlichen Aufzuge. Alle ſtimmten ihren Geſang an, und begleiteten ihn mit Inſtrumentalmuſik; ſie ſchlugen nämlich mit den Händen auf einen alten Kaſten ſtatt einer Trommel, und klapperten mit zwei Klappern. Dieſe letzteren waren zwei Fuß lang, hatten etwa zwei Zoll im Umfange, und beſtanden aus

1787. Auguſt. hohlen Stückchen Holz, die ſehr nett zuſammengefügt und worin einige loſe Steinchen verſchloſſen waren. Der Anführer hielt eine ſolche Klapper in der Hand, und indem er ſie ſchüttelte, ſah er oft aus, als wollte er damit etwas Beſonderes ſagen; die übrigen ſchienen ſeinen Bewegungen zu folgen, und hielten genau einerlei Ton zuſammen. Seine Kleidung beſtand in einem alten Tuchrocke, der einmal ſcharlachfarben geweſen war und auf den Schultern noch einige goldene und ſilberne Franſen hatte. Auf dieſe Zierrathen aber ſetzten die hieſigen Eingebornen ſo geringen Werth, daß der ganze Rock noch von oben bis unten, auf beiden Seiten, nicht nur mit Knöpfen, ſondern auch mit Reihen von zolllangen bleiernen Röhren beſetzt worden war. Das Haar hatte ſich der Anführer erſt mit Oel wohl eingerieben und dann mit dem weichen Daun der Seemöwen ganz angefüllt, welches jederzeit geſchieht, ſo oft ein hieſiger Befehlshaber in vollem Staat erſcheint. In dieſem grotesken Aufzuge trat er ſo ſtolz und ſelbſtzufrieden einher, wie ein Spaniſcher Hidalgo*). Außer ſeinem eigenen Kleide, war noch ein zweites, nicht minder auffallendes und beinahe eben ſo beſetztes, in ſeinem Kahn; und während des Singens hatte ein Weib, das ich für des Anführers Frau hielt, es angezogen.

Nach Beendigung dieſer langen Ceremonien beſchenkte mich der Anführer mit einem halben Seeotterfell, ohne noch ſonſt etwas zum Verkauf zu bieten, wobei er zugleich zu verſtehen gab, daß er zuvor ans Land gehen müſſe, ehe er einen Handel eröffnen könne. Dort blieb er eine Zeitlang, und ſortirte, wie ich vermuthe, mit ſeinen Leuten die Pelze. Als er jetzt wiederkam, glaubte ich, nun würde endlich der Tauſch angehen; aber ich hatte mich geirrt. Das Singen fing von vorn an, und während daß die übrigen ſangen, ſpielte der Anführer verſchiedene Rollen, wobei er jedesmal ſeine Kleidung änderte. So oft dies geſchah, hielten einige von ſeinen Gefährten eine Matte vor ihm in die Höhe, damit wir nicht ſehen möchten, was dahinter vorginge. Einmal erſchien er als Krieger, mit aller wilden Wuth eines Indianiſchen Helden. Er zeigte uns, wie ſie ihre Feinde angreifen, wie ſie fechten, und

---

*) *A Spaniſh don*, ein Spaniſcher Edelmann, iſt das Ideal der lächerlichen Eitelkeit, welches die Engländer immer aufführen, weil ſie es näher kennen, als ein anderes. Wir brauchen ſo weit nicht zu gehen, um das Gegenſtück zu einem Wilden zu finden, der ſein Verdienſt und ſeine Vorzüge in Dinge ſetzt, die von ſeiner perſönlichen Vollkommenheit gänzlich abgeſondert ſind. F.

1787. Auguſt.

wie ſie die Ueberwundenen behandeln. Hierauf trat er als Weib auf, und, um die Täuſchung vollſtändiger zu machen, trug er eine Larve, die ein Weibergeſicht mit den gewöhnlichen Zierrathen vorſtellte. Die genaue Aehnlichkeit mit den weiblichen Zügen ging ſo weit, daß ich ziemlich feſt überzeugt bin, die Kunſt der Wilden könne ſo etwas nicht erreichen, ſondern es müſſe dieſe Dekoration ihnen von den Spaniern bei ihrem letzten Beſuche zugekommen ſeyn *).

Nachdem auch dieſes Schauſpiel vorüber war, an welchem wir unſer großes Wohlgefallen bezeigen mußten, ſtieg endlich der Anführer nebſt einigen Gefährten an Bord, und fing an mit uns zu handeln. Ich kaufte heute fünf und zwanzig Stücke von guten Seeotterfellen, die ungefähr ſo viel wie zehn ganze Felle werth ſeyn mochten. Der Anführer ſchien es aber darauf angelegt zu haben, daß ich nicht nur für ſein Pelzwerk, ſondern auch für ſeine Poſſen bezahlen ſollte; denn ein gutes Fell koſtete mir wenigſtens eine Dragonermütze, zwei Ellen ſchlechtes Tuch, ein paar Schnallen, zwei Händevoll Glaskorallen und zwei Angelhaken. Die Korallen ſowohl, als blecherne Keſſel, meſſingene und zinnerne Schüſſeln wurden nur in den Kauf gegeben; man erhielt nichts dafür, ſobald man ſie allein anbot, und Aexte, Hauen und Hacken wollten ſie kaum für irgend etwas nehmen. Nicht genug alſo, daß unſer Gaſt uns mit ſeinem Gepränge Langeweile gemacht hatte, war er auch als Kaufmann noch langweilig genug, und der Tag ging hin, ehe ich ſeinen kleinen Vorrath von ihm erhandelt hatte. Am Abend ſchickte er den Kahn mit ſeinen Leuten ans Land, und blieb, nebſt noch einem Wilden, über Nacht bei uns, wogegen auf ſein Verlangen John Woodcock als Geiſel mit ans Land gehen mußte.

---

*) Ich geſtehe, daß ich hierin mit Herrn Portlock nicht ganz einerlei Meinung hege; denn wie ſollten die Spanier darauf verfallen ſeyn, die Phyſiognomie einer Wilden aus dieſer Gegend ſo genau zu kopiren? Wenn man aber bedenkt, welch einen hohen Grad der Geſchicklichkeit die Einwohner der Nordweſtküſte von Amerika in Verfertigung ähnlicher Larven, welche die Köpfe von allerlei Thieren vorſtellen, nach dem Zeugniß des Kapitains Meares (dieſe Samml. B. I. S. 217.) und ſelbſt des großen Cook (deſſen letzte Reiſe B. II. S. 52.) erlangt haben, ſo fallen alle Zweifel über das hier erwähnte Kunſtwerk vollends weg. Cook ſagt am angeführten Orte von den Nutkaern ausdrücklich, daß die Masken und Abbildungen von Menſchenköpfen als Ausnahmen zum Vortheil der Kunſtgeſchicklichkeit dieſer Leute angeführt zu werden verdienten. „Der Charakter ihrer Nationalbildung wird darin genau beobachtet, und ihre kleinſten Theile ſogar haben das richtigſte „Ebenmaaß und einige Zierlichkeit in der Ausführung.“ F.

1787. Auguſt. Dieſer Woodcock hatte nunmehr ſchon öfters bei ähnlichen Gelegenheiten die Nacht unter den Eingebornen zugebracht, die an ſeiner Geſellſchaft großes Wohlbehagen fanden. Einſt hielt er ſich drei Tage lang bei ihnen auf, und während dieſer Zeit hatte er Gelegenheit, ihre Gebräuche und ihre Lebensweiſe zu beobachten. Sein Bericht ſtimmte mit demjenigen, was ich ſelbſt davon bei meinem Aufenthalt am Lande wahrgenommen hatte, vollkommen überein. Ihr Schmutz und ihre Unſauberkeit überſtiegen allen Begriff. Ihre Speiſe, die mehrentheils aus Fiſchen beſtand, ward jederzeit mit ſtinkendem Oel und anderen nicht weniger ekelhaften Sachen vermiſcht. Die Ueberreſte einer jeden Mahlzeit wurden in eine Ecke der Hütte auf einen Haufen geworfen, der in Fäulniß übergegangen war und einen verpeſteten Geſtank verbreitete. Die ungeheuren Vorräthe von Fett und Thran trugen zur Verſtärkung dieſes üblen Geruches das Ihrige bei, und, was das ärgſte war, die Eingebornen aßen und ſchliefen in eben dieſer Wohnung.

Woodkock, dem dieſer Aufenthalt im äußerſten Grade unangenehm ſeyn mußte, ging öfters in den Wäldern ſpatzieren; allein ſeine neuen Gefährten hatten jederzeit ein wachſames Auge auf ihn, aus Furcht, daß er auf ſeine Flucht ſinnen möchte. Als er ſich einmal auf eine anſehnliche Weite von der Indianiſchen Hütte entfernt hatte, und eben anfing ſich die Zeit zu vertreiben, indem er ein Liedchen pfiff, wovon er ſich nicht träumen ließ, daß es die Eingebornen, wenn ſie es auch hörten, übel nehmen würden, liefen ſogleich einige auf ihn zu, und drangen darauf, daß er aufhören ſollte. Anfänglich verſtand er ſie nicht, und fuhr fort zu pfeifen; allein einer machte ihm bald deutlich, was er wollte, da er ihm die Hand auf den Mund legte. Er beſorgte nämlich, daß dieſes Pfeifen ein abgeredetes Zeichen ſeyn möchte, womit Woodcock ſeine Kameraden riefe, um ihn abzuholen. Dieſe genaue Bewachung abgerechnet, behandelten ſie ihn auf das freundſchaftlichſte; beim Eſſen gaben ſie ihm jederzeit was ſie für das Leckerſte hielten, und begoſſen ihm die Fiſche recht reichlich mit ſtinkendem Oel, welches für ihren Gaumen dieſem Gerichte den eigentlichen Wohlgeſchmack ertheilte. Es ward ihm ſchwer, ſie zu bereden, daß ſie ihm erlaubten, ſeine Fiſche ohne dieſe Brühe zu eſſen.

Dieſe jämmerlichen Geſchöpfe, die ſo unfläthig und elend lebten, waren auch, wie es ſich leicht denken läßt, mit Ungeziefer gleichſam bedeckt, indeß ohne die ge-

1787. Auguſt.

ringſte Unbequemlichkeit davon zu fühlen. So oft ihnen nämlich die Läuſe gar zu läſtig wurden, fingen ſie an ſie abzugreifen und mit großem Wohlgefallen zu eſſen; oder, wenn ſie gar zu ſehr gebiſſen wurden, und ſich auf dieſe Art nicht helfen mochten, wendeten ſie auch wohl nur ihre Jacken um, und trugen das Innerſte auswärts, wodurch ſie ſich auf einige Stunden Ruhe verſchafften. Der arme Woodcock ward in kurzem von einer Kolonie dieſer Thierchen heimgeſucht, die ihn deſto ärger quälten, je weniger er an ihren Beſuch gewöhnt war. Die Indianer ſuchten ihn zu bereden, daß er ſich ihres Mittels bedienen möchte, um das Ungeziefer los zu werden; allein davor ekelte ihn ſo ſehr, daß ſie endlich wohl einſahen, er könne ſich nicht dazu bequemen. Nunmehr übernahm eine von den Weibern das Geſchäft, und da ſie wahrſcheinlich keine größeren Leckerbiſſen kannte, ſo hatte ſie ihn bald von allen ſeinen Peinigern befreiet.

Wir handelten noch den folgenden Tag (21ſten Auguſt) mit unſeren Indianern, und kauften ihnen, ungeachtet ihrer Langſamkeit, den Ueberreſt ihrer Pelzwaaren ab. Da man nunmehr in der ganzen Nachbarſchaft keine Felle mehr auftreiben konnte, ſo ließ ich das Schiff ſegelfertig machen, um mit eheſtem in See zu gehen. Dieſe Indianer, die aus Nordweſten zu uns gekommen waren, hatten einen weit ſtärkeren Hang zum Diebſtahl, als unſere übrigen Freunde in dieſem Sunde. Wir erſtaunten, mit welcher Geduld ein Dieb lauerte, ſobald er einmal etwas ins Auge gefaßt hatte, und mit welcher Heimlichkeit und Gewandtheit er ſeine Beute fortpraktizirte. Unter anderen verfiel einer darauf, mein Trinkgeſchirr, einen gewöhnlichen blechernen lackirten Becher, zu ſtehlen. Schon war er damit unter ſeinem Rock, der, wie die in Prinz Wilhelms Sund, den Schnitt eines Fuhrmannskittels hatte; allein zum Unglück war das Gefäß noch halb voll Bier, welches überſchwankte und den Diebſtahl verrieth. In der Kajüte, wo ich beſtändig zwei von meinen Leuten poſtirt hatte, um auf die Umſtehenden Acht zu geben, indeß ich mit dem einen oder dem anderen handelte, war dennoch einer von den Eingebornen ſo geſchickt, ein Seitengewehr unter den Rock zu ſtecken. Schon ſtand er im Begriff in ſeinen Kahn zu ſteigen, als ich ihn ertappte, ihm den Hirſchfänger entriß, mit der Fläche deſſelben ihm eine derbe Züchtigung gab und ihn ſodann aus dem Schiffe jagte. Dennoch

1787. Auguſt. entkam ein anderer aus der Kajüte mit einer Schachtel, worin vier paar wollene Strümpfe, nebſt einigen anderen Sachen lagen.

Unſere Nachbaren in der öſtlichen Gegend waren ungleich ehrlicher, und man konnte beſſer mit ihnen umgehen; auch lagen ſie mir oft an, die aus Weſten fortzutreiben, und ſchienen die ganze Zeit über, daß dieſe am Bord blieben, ſehr unruhig zu ſeyn. Die weſtlichen Indianer haben ſich, als ein kriegeriſches und ungleich roheres Volk, den anderen furchtbar gemacht. Ihre Sprache weicht etwas ab; ihre Geſänge und ihre Muſik aber ſind ganz verſchieden, wenn gleich die Form ihrer Kähne, ihrer Waffen und ihres Jagdgeräthes vollkommen dieſelbe iſt. Sie machen ſich keine Kittel von dünner Darmhaut, ſondern tragen Kleider von Fellen, oder Pelze von See- und Landthieren, von demſelben Schnitte, wie die Einwohner des Cooksfluſſes und des Prinz Wilhelms Sundes. Die Männer ſpalten ſich die Unterlippe nicht, tragen aber Zierrathen von Korallen, Muſcheln, u. d. gl. in den Ohren, in welchen kleine Löcher gemacht ſind. Sie durchbohren ſich auch den Naſenknorpel, und ſteckten zuweilen etwas, das ſie von uns eingetauſcht hatten, eine Nehnadel oder einen Nagel, durch dieſes Loch. Die Weiber hingegen entſtellen ſich auf eine außerordentliche Art, vermittelſt eines Einſchnittes in der Unterlippe, worin ſie ein eirundes, an beiden Seiten etwas ausgehöhltes, etwa einen Viertelzoll dickes Stück Holz tragen. Dieſes ſeltſame Stück ihres Putzes, deſſen äußerer Rand rund und ebenfalls ausgehöhlt iſt, wird von dem Rande der Lippe in dem Einſchnitte feſtgehalten. Es ſcheint faſt, als ob das Alter der Weiber oder allenfalls die Anzahl Kinder, die ſie zur Welt gebracht haben, die Größe dieſes Mundſtückes beſtimmte. Weiber, die meines Erachtens zwiſchen dreißig und vierzig Jahre alt waren, hatten dieſes Holz von der Größe eines kleinen Unterſchälchens; aber ein altes Weib, das ich beſonders darauf anſah, hatte es ſo groß wie das größte Unterſchälchen einer Theetaſſe. Das Gewicht dieſes Zierraths zieht die Lippe ſo hinunter, daß ſie das ganze Kinn bedeckt, und dagegen auf das widrigſte und ekelhafteſte die Zähne und das Zahnfleiſch der Unterkinnlade bloß und unbedeckt läßt. Beim Eſſen nehmen ſie gewöhnlich mehr in den Mund, als ſie auf einmal ſchlucken können; wenn ſie es nun gekauet haben, ſo pflegen ſie wohl das Mundſtück als einen Teller zu brauchen, worauf ſie das Gekäuete legen, und zu dieſer Abſicht wird es zuweilen herausgenom-

1787. Auguſt

men. Die Gewohnheit, dieſes hölzerne Kleinod in der Unterlippe zu tragen, ſcheint unter dem hieſigen Frauenzimmer ganz allgemein zu ſeyn. Zweijährigen Mädchen durchbohrt man die Lippe ſchon, und ſteckt ein Stückchen Kupferdrath durch das Loch. Dies behalten ſie, bis ſie dreizehn oder vierzehn Jahr alt ſind; dann wird es herausgenommen und ein hölzernes Mundſtück an die Stelle geſetzt, welches anfänglich nur ſo groß wie ein Knopf iſt. Ihre Ohren ſind ebenfalls durchbohrt, und hangen voll Zierrathen von Korallen u. d. gl. Männer und Weiber kleiden ſich übrigens auf gleiche Art, und beide tragen gern langes Haar, welches ſie für eine große Zierde halten. Doch bei dem Abſterben eines Verwandten ſchneiden ſie es ziemlich kurz ab, und dieſer Brauch ſcheint bei allen Indianiſchen Stämmen (in dieſer Gegend F.) die gewöhnliche Trauer zu ſeyn. Die Weiber wickeln ihr Haar entweder auf der Scheitel in einen Schopf zuſammen, oder machen ſich hinten einen kurzen zuſammengelegten Zopf. Die Männer laſſen es entweder loſe um den Kopf hangen, oder binden es auf der Scheitel. Die Sitte ſich das Haar mit Vogeldaunen zu ſchmücken, iſt den Männern ausſchließend eigen; allein den Weibern kommt das Geſchäft zu, dieſen Haarputz ihrer Männer zu beſorgen, wobei ſie ſich mit vieler Geſchicklichkeit und zugleich ſehr gutwillig benehmen.

Die Vielweiberei ſcheint hier nicht üblich zu ſeyn; wenigſtens ward ich nicht gewahr, daß ein Mann mehr als Eine Frau gehabt hätte. Die Männer erweiſen den Weibern ſehr viel Achtung, und betragen ſich mit Liebe und Zärtlichkeit gegen ſie. Nichts beleidigt ſie auch ſo ſehr, als wenn man ſich mit allerlei Zumuthungen zu ihren Weibern drängt. Gegen ihre Kinder äußern ſie ebenfalls die zärtlichſte Neigung. Ihre Weiber ſind die Hüter ihres Reichthums, den ſie gewöhnlich in einem Kaſten oder in einem Korbe aufbewahren. Sie geben auch den Ton in Abſicht auf ihren Putz an, und beſtimmen, wo dieſer oder jener Zierrath befeſtigt werden, oder welche Seltenheit an dieſem oder jenem Tage gelten ſoll. Hier eſſen nicht, wie in den Südſee-Inſeln, Männer und Weiber von einander abgeſondert, auch ſind die Weiber nicht auf gewiſſe Speiſen eingeſchränkt, ſondern Männer, Weiber und Kinder ſetzen ſich ohne Unterſchied zum Genuß ihrer Mahlzeit hin, welche meiſtens aus allerlei Fiſchen beſteht, z. B. Lachſen, womit ſie reichlich verſehen ſind, Miesmuſcheln und anderen Konchylien, Seeottern, Robben und Meerſchweinen.

1787. Auguſt. Das Speck der letzteren halten ſie für eine beſondere Leckerei; ſie eſſen aber auch das Fleiſch eines jeden Thieres, das ihnen in die Hände fällt. Ich habe nie bemerkt, daß ſie zum Wintervorrath Lachſe dörrten; daher kann ich nicht beſtimmen, wovon ſie ſich in dieſer ſtrengen Jahrezeit nähren, wenn ſie alsdann nicht etwa unweit ihres Aufenthaltes Landthiere fangen. Faſt möchte ich aber glauben, daß ſie im Winter die innere zarte Rinde des Fichtenbaumes zu ihrer Hauptnahrung machen. Wenn wir ihnen blecherne Keſſel überließen, ſo brauchten ſie dieſelben zu Trinkgeſchirren; denn ſie kochen in hölzernen Schüſſeln, indem ſie in das zu ſiedende Waſſer unaufhörlich glühende Steine legen.

In Anſehung der Statur kommen dieſe Indianer mehrentheils den Europäern gleich. Die Männer ſehen wild und grimmig aus, und wenn man ihre Kleidung hinzunimmt, haben ſie etwas Kriegeriſches in ihrem Aeußern. Dolche und lange zugeſpitzte Speere ſind ihre Waffen. Es iſt ſehr leicht ſie zu reizen; und wenn ſie ſich für beleidigt halten, würden ſie ſich kein Gewiſſen daraus machen, ihren vermeintlichen Gegner umzubringen. Es wäre mir, wegen einiger unbedeutenden Mißhelligkeiten im Handeln, beinahe auf dieſe Art ergangen. Sobald ich aber ihre Gemüthsart kannte, gab ich mir Mühe, dagegen auf meiner Hut zu ſeyn, und, um nicht durch einen unvorhergeſehenen Angriff überraſcht zu werden, hatte ich jederzeit meine geladenen Piſtolen vor mir.

Die Weiber würden keinesweges ſo unleidlich ſeyn, wenn ſie nicht in Schmutz und Unflath gleichſam verſunken wären; ihre Geſichtszüge haben gewöhnlich etwas Angenehmes, und in ihrem Betragen zeigten ſie die Beſcheidenheit ihres Geſchlechtes. Oft hatten wir auch Gelegenheit zu bemerken, daß der Wunſch zu gefallen ihnen nicht fremd geblieben war. Wenn unſere Holzfäller am Lande arbeiteten, pflegten ſich die Indianiſchen Weiber in eine Reihe zu ſtellen, um ihnen bei der Arbeit vorzuſingen und allerlei Bewegungen zu machen. Gefiel ihr Poſſenſpiel unſeren Leuten, oder lachten ſie darüber, ſo erſchallte ſogleich das lauteſte Gelächter vom ganzen Chor der Weiber. Wenn die Männer abweſend waren, halfen ſie unſeren Leuten auch das Holz klein machen und nach den Booten tragen. Am nützlichſten waren ſie uns am Strande ſelbſt, wo ſie das Holz durch die Brandung in das Boot trugen, und dadurch den Matroſen das Naßmachen ihrer Schuhe und Strüm-

pfe

pfe erſparten. Kamen aber die Männer bei ſolchen Gelegenheiten hinzu, ſo jagten ſie unverzüglich ohne weitere Ceremonie die Weiber davon. Ich pflegte meinen Leuten kleine glänzende Knöpfe mitzugeben, wodurch ſie dieſe Hülfleiſtungen belohnten und die Eitelkeit der armen Geſchöpfe befriedigten. Einmal konnte ich das Boot nicht zur gewöhnlichen Stunde abſchicken, um die Holzfäller an Bord holen zu laſſen. Die Indianiſchen Weiber luden ſie ſogleich zu ſich in ihre Hütten, die etwa dreihundert Schritte weit von ihrem Arbeitsplatz entlegen ſeyn mochten. Hier bewirtheten ſie ihre Gäſte, oder waren wenigſtens erbötig, ihnen alles vorzuſetzen, was ihre armſelige Wohnung vermochte, und erwieſen ihnen die größte Aufmerkſamkeit. 1787. Auguſt.

Ihre Hütten beſtehen nur aus wenigen Brettern, die ſie mit ſich nehmen, wenn ſie in ihren Winteraufenthalt ziehen. Man wundert ſich, wie ſie mit ihren elenden Werkzeugen dieſe Bretter behauen können, die zuweilen zehn Fuß lang, drittehalb Fuß breit und nur einen Zoll dick ſind. — Die Fichten in dieſem ſehr gebirgichten Lande bedecken die ganze Gegend, und wachſen zum Theil zu einer ungeheuren Größe.

Die Sprache dieſer Leute iſt rauh und klingt unangenehm. Ich ſetze zur Probe einige Wörter her:

Hat-sacne, (haſinl) gieb oder reiche mir.
Youtez, Seeotter.
Hatata, bringen.
Caw-wont, (kawaut) Glaskorallen.
Hoetaa, (hutah) Eiſen.
Caa-conga, Wollene Decke.
Eea, (ihn) Waſſer.
Youtez-gaatea, junge Seeotter.
A-gua-goone, (aguaguni) ſchlecht.
Cow-a-ka-na, (kauakana) Geiſel, oder Freundſchaft.
Onowska, (onauska) ein Kaſten.
La-la, die Zunge.

Clauke, Beeren, welche wilden Himbeeren ähneln.
Sulk, Murmelthier- oder Hermelin-Fell.
Clacke, Eins.
Taike, Zwei.
Nusk, Drei.
Ta-koon, Vier.
Ka-cheene, Fünf.
Clay-too-shoe, Sechs.
Tack-a-too-shoe, Sieben.
Nusk-a-too-shoe, Acht.
Coo-shuck, Neun.
Cheene-caught, Zehn.
Cheene-caught-ca-ka-cheene, Funfzehn.

Sie beſitzen eine Menge Seltenheiten, wovon viele große Geſchicklichkeit und Erfindſamkeit verrathen. Unter andern verfertigen ſie von biegſamen Zweigen einen Korb, worin ſie ihre Speiſen kochen, indem ſie glühende Steine hinein legen. Sie verſtehen ſich ziemlich auf mancherlei Schnitzwerk, und faſt alle ihre Geräthſchaften ſind geſchnitzt, ſo daß ſie eine, wiewohl rohe, Aehnlichkeit mit irgend einem Thiere

1787. Auguſt. haben. Woodcock erhielt während ſeines Aufenthaltes von einem Weibe einen Kamm zum Geſchenk, der einen Adler vorſtellen ſollte, und wovon eine Abbildung hierneben auf der Kupfertafel (Nr. 3 und 4) zu ſehen iſt *). Seltenheiten der Kunſt waren indeß nicht die Endzwecke meiner Reiſe; daher ſchärfte ich meinen Leuten auf das nachdrücklichſte ein, nichts dergleichen zu kaufen. Ich beſorgte nämlich, dies möchte unſerem Pelzhandel Abbruch thun, zumal da die Felle den Eingebornen nöthig und nützlich ſind, die anderen Sachen hingegen mehrentheils nur zur Ausfüllung ihrer müßigen Stunden, und hauptſächlich von Weibern, verfertigt werden.

Nunmehr ſcheide ich von meinen Indianiſchen Pelzhändlern und überhaupt zum letztenmal von der Amerikaniſchen Küſte. Der unſchätzbare Werth des hieſigen Pelzwerkes wird dieſem Handel jederzeit einen hohen Grad von Wichtigkeit geben; und ſollte es dazu kommen, daß man ihn gehörig begründete und eine Niederlaſſung an dieſer Küſte anlegte, ſo könnte er einer der einträglichſten Zweige unſeres Kommerzes werden. Der Regierung oder der Oſtindiſchen Kompagnie müßte es leicht ſeyn, hier eine Niederlaſſung anzulegen, da die Volksmenge ſo unbedeutend iſt. Die Koſten eines ſolchen Handelspoſtens würden ſich nicht hoch belaufen, und anſtatt, daß man jetzt baares Geld für den Thee in China bezahlt, könnten dort mehr Waaren abgeſetzt werden, als die ganze Ausfuhr beträgt **). Man weiß auch, daß ein gewiſſer, unternehmender Mann Willens iſt, eine Reiſe zu Lande nach dieſen Gegenden zu machen; wenn dies geſchehen ſollte, würde eine Niederlaſſung an der Küſte ebenfalls von großem Nutzen ſeyn, da ſie uns die Aufbewahrung ſeiner Nachrichten von dem noch unbekannten Inneren des Landes zuſicherte.

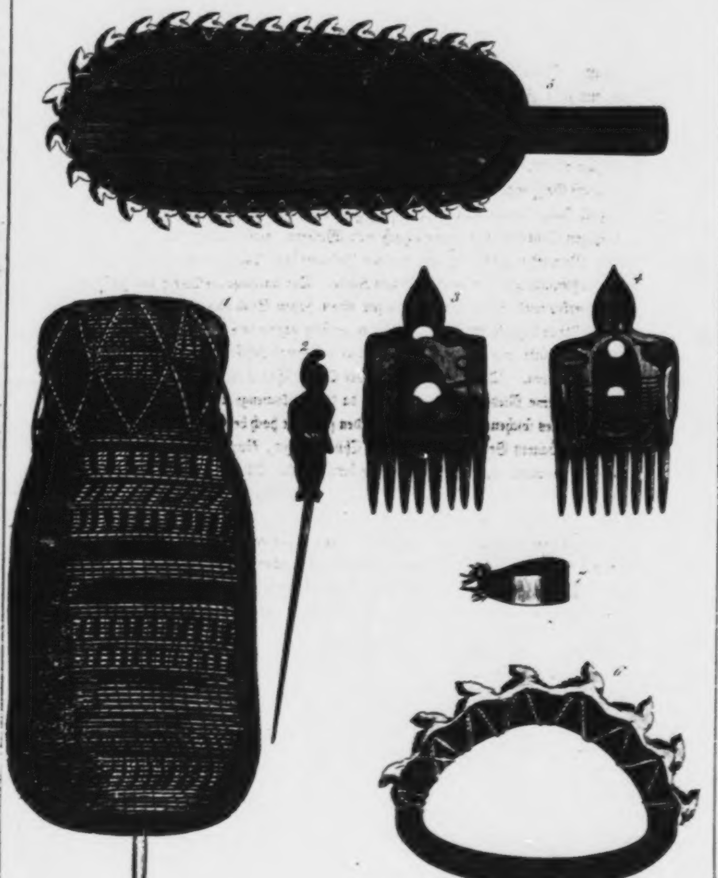
Den 22ſten Auguſt gingen wir unter Segel, und den folgenden Tag entfernten wir uns vom Lande. Unſer hieſiger Ankerplatz (in Portlocks Hafen) liegt, zufolge einer von Herrn Hayward an der Südſpitze des Einganges beobachteten Sonnenhöhe, in 57° 46′ Nördlicher Breite.

---

*) Durch ein Verſehen iſt auf dem Kupfer nicht angemerkt worden, daß dieſer Kamm nicht von den Sandwichinſeln, ſondern von der Amerikaniſchen Küſte iſt.

**) Dies ſind freilich allzu ſanguiniſche Erwartungen; indeß iſt nicht zu läugnen, daß der Pelzhandel einen vortheilhaften Einfluß auf das Verkehr zwiſchen China und Europa haben müßte. S. die Einleitung zum erſten Bande dieſer Sammlung. F.

Werkzeuge und Geräthschaften aus den Sandwich - Inseln



Dreizehntes Kapitel.

1787. Septemb.

Fahrt von der Amerikaniſchen Nordweſtküſte nach den Sandwichinſeln. — Aufenthalt daſelbſt. — Briefe von Kapitain Dixon und Herrn Roß. — Einige Nachricht von Tabu-arani über Kapitain Cooks Tod. — Beſchreibung einer weißen Meerſchwalbe. — Grauſamkeit der Oberhäupter gegen ihre Untergebenen. — Wink über einen von der Botany Bay nach dieſen Inſeln zu eröffnenden Handel. — Endliche Abreiſe von den Sandwichinſeln, und Fahrt nach China. — Ankunft daſelbſt.

Der nördlichſte Theil einer kleinen Inſel, welche von einem Spaniſchen Seefahrer ſoll entdeckt worden ſeyn, liegt angeblich in 26° 50′ N. Br. und in 135° W. Länge *). Da wir uns nun auf unſerer Fahrt nach Süden am 16ten September ungefähr in jener Breite und in 136° 24′ W. L. befanden, ſo hielt ich es für rathſam, beizulegen und das Tageslicht abzuwarten. Sobald wir ſehen konnten, ſpäheten wir nach dem Lande umher; allein es war nirgends etwas zu entdecken, das den Anſchein von Land gehabt hätte. — Am 17ten erblickten wir eine große Anzahl fliegender Fiſche (*Exocoetus volitans, LINN.*), und am folgenden Morgen einige Tropikvögel und ſtumpfnaſige Meerſchweine. Bis zum 27ſten ereignete ſich nichts Bemerkenswerthes; aber an dieſem Tage ſahen wir in einer Entfernung von funfzehn bis zwanzig Seemeilen die Gebirge der Inſel O-Waihi, und am folgenden Morgen bei Tagesanbruch befanden wir uns in der Nähe derſelben, nämlich drittehalb Semeilen weit vom Lande. Bald darauf, indem wir uns näherten, eilten die Einwohner in unzähligen Kanots vom Ufer auf uns zu, und brachten uns einen reichlichen Vorrath von Schweinen, Hühnern, Brodefrüchten, Tarrowurzeln, Piſangs und Kokosnüſſen. Die See ging ungeſtüm, und dem Wetter war nicht zu trauen; allein deſſen ungeachtet ſahen wir oft daſſelbe Kanot drei bis vier Reiſen zwiſchen dem Schiff und dem Lande machen, und jedesmal mit einer friſchen Ladung zurückkommen. Von ſieben Uhr Morgens bis ſieben Uhr Abends kauften wir gegen zweihundert Schweine und Ferken, ſechs Dutzend Hühner, hundert und zwanzig Centner Brodtfrucht, und an Schnüren, die theils aus Gras

---

*) Dies iſt die *Isla de los Paſaros*, oder die Vogelinſel, die ſchon in der von Anſon bekannt gemachten Spaniſchen Karte vorkommt, welche den Andres de Urdanietta zum Verfaſſer haben ſoll. F.

1787. September. theils aus Kokosfaſern verfertigt waren, eine hinreichende Menge, um einhundert und fünfzig Klaftern zweizöllige Seile von der allerbeſten Art daraus zu machen. Der Handel hatte übrigens keine Schwierigkeit; denn die Eingebornen verkauften ihre Waare um einen ſehr geringen Preis. Salz brachten ſie uns nur in unbedeutender Quantität, weil dieſer Artikel eigentlich bloß an der Weſtſeite der Inſel zu haben iſt. Vierzehn von unſeren Leuten hatten den ganzen Tag zu thun, um Schweine zu ſchlachten und einzuſalzen. Dabei erſannen wir noch einen Vortheil; wir zogen nämlich den größten Schweinen die Haut ab, und trockneten ſie, nachdem ſie zuvor vier und zwanzig Stunden in Salzlake gelegen hatte, um, in Ermangelung von anderem Leder, den Rand unſerer Segel, wo es nöthig war, damit zu beſetzen.

Am 29ſten fingen wir einige Haifiſche von anſehnlicher Größe, und erſtaunten über die Dreiſtigkeit der hieſigen Inſulaner, deren gewiß über hundert, ſo wohl Männer als Weiber, mit der größten Sorgloſigkeit um das Schiff ſchwammen, während daß fünf oder ſechs dieſer gefräßigen Ungeheuer zugegen waren und gierig nach dem Köder ſchnappten, den wir an unſere Angel geſteckt hatten. Es iſt wahr, daß keins von dieſen Thieren es verſuchte, einen Indianer anzugreifen; vielleicht ſind aber auch die Eingebornen eben deswegen ſo ruhig dabei, weil ſie das Bewußtſeyn haben, daß ſie den Angriffen des Haifiſches überlegene Stärke und Gewandtheit entgegegenſetzen können.

Sonntags den 30ſten hatten wir ſehr angenehmes Wetter bei mäßigem Oſtwinde. Von den unzähligen Inſulanern um uns her kauften wir noch einen ſehr reichlichen Vorrath an Lebensmitteln, und entſchloſſen uns, mit dieſen nach der Nordſeite der Inſel Atuai zu ſegeln, und daſelbſt unſerem alten Freunde Abbenui, auf den Fall daß Kapitain Dixon dieſe Inſel noch beſuchte, einen Brief an denſelben anzuvertrauen.

Oktober. Den erſten Oktober, bald nachdem es finſter geworden war, hörte ich die Stimmen einiger Inſulaner rufen, und gleich darauf ſah ich ein Kanot an das Schiff rudern. Sie legten es an die Seite des Schiffes, blieben einige Minuten, und kehrten dann wieder nach ihrem Lande zurück. Sie kamen von Mauwi, und hatten, außer einigen Stückchen Zeug, nichts zum Verkauf mitgebracht. Man er-

1787. Octob.

ſtaunt, wie die hieſigen Inſulaner ſo dreiſt ſeyn können, in ihren Kanots, die ſo leicht umſchlagen, ſo weit in See zu gehen. Dieſes Kanot insbeſondere war ſo klein, daß es kaum Platz für die zwei Menſchen hatte, die es fortruderten.

Den 3ten ſchifften wir längs dem Ufer von Atuai hin, wo uns verſchiedene groſſe und kleine Kanots beſuchten, die aber nicht viel zum Verkauf brachten. Von ihnen erfuhr ich, daß der König ſich mit den meiſten Vornehmen nach Onihiau begeben, zuvor aber die ſämmtlichen Schweine Tabu gemacht hätte, wodurch uns folglich vor der Hand alle Zufuhr abgeſchnitten war. Die Eingebornen erzählten weiter, daß ſowohl die Schnau Nutka, als die Königin Charlotte hier geweſen wären. Die Nutka hätte nicht geankert, ſondern wäre nach Onihiau gegangen und daſelbſt eine Zeitlang geblieben; hingegen die Königin Charlotte hätte ſich zwei Tage lang in Weimoa-Bay aufgehalten und wäre hierauf von der Inſel ſüdwärts geſteuert. Kapitain Dixon hätte bei Abbenui einen Brief an mich hinterlaſſen, der in ſeinem Hauſe zu Weimoa läge.

Zwiſchen acht und neun Uhr Morgens kam Taheiri, einer von Abbenui's Söhnen, an Bord, und ſagte mir, der Brief ſey Tabu in dem Hauſe; folglich könnte ich ihn nicht eher erhalten, als bis Abbenui ſelbſt käme, oder Befehl zur Ablieferung deſſelben ertheilte. Dies bewog mich, von dem ſchönen Oſtſüdoſtwinde und dem heiteren Wetter Gebrauch zu machen und unverzüglich nach Onihiau hinüber zu ſteuern. Taheiri, nebſt noch ein paar anderen Inſulanern, ſchifften ſich mit uns ein, und unterweges erfuhr ich, daß zwiſchen der Nutka und den hieſigen Inſulanern Mißhelligkeiten vorgefallen wären, und daß einer von den vornehmſten Oberhäuptern, Tianna, ſich an Bord dieſes Fahrzeuges eingeſchifft hätte.

Wir ankerten den 4ten um ſechs Uhr Abends an der Südweſtſeite von Onihiau in zwei und ſechzig Faden Tiefe; allein es iſt keinesweges nöthig, in ſo tiefem Waſſer zu liegen, indem man noch eine Engliſche halbe Meile näher nach dem Ufer zu, einen ziemlich guten Ankerplatz in hinlänglicher Entfernung vom Lande hat, wo die Tiefe nur vierzig Faden beträgt. Noch näher zu gehen, um eine geringere Tiefe zu haben, iſt wegen des unſicheren Bodens nicht rathſam. Am Morgen fanden ſich ein paar Kanots mit Yamswurzeln ein, die wir den Eigenthümern abkauften. Dieſe Leute behaupteten, Abbenui und der König nebſt ſeinen Vornehmen wür-

1787. Oktober. den in kurzem an Bord kommen. Es ward Mittag, ohne daß ſich jemand ſehen ließ: ich ſchickte daher unſere kleinen Boote unter den Herren Hayward und Bryant ans Land, damit ſie Yamswurzeln zu bekommen ſuchten, weil ich entſchloſſen war, falls Abbenui gegen Abend nicht anlangte, die Inſel wieder zu verlaſſen. Der Wind ward um Mittag veränderlich, und wir bekamen einige ſtarke Regenſchauer.

Um zwei Uhr Nachmittags ſtellte ſich der König bei uns ein, und in ſeinem Gefolge waren auch Abbenui und die meiſten Vornehmen von Atuai und Onihiau. Sie brachten einen ziemlichen Vorrath von Yamswurzeln und Erdäpfeln. Abbenui verſprach, ſogleich nach Weimoa zu ſchicken, um Kapitain Dixons Brief abholen zu laſſen, und drang in mich, bis zur Wiederkehr des Boten, der ſechs und dreißig Stunden ausbleiben würde, hier zu verweilen. Ich hoffte dieſe Zwiſchenzeit gut zu benutzen, und ſo viel Yamswurzeln einzuhandeln, daß wir damit bis nach China ausreichen könnten; folglich machte ich keine Schwierigkeit, in ſein Verlangen zu willigen. Wir handelten, während der Hin- und Herreiſe des Boten, mit den hieſigen Eingebornen um Yamswurzeln und friſches Waſſer, welches letztere ſie uns in großen Flaſchenkürbiſſen zuführten.

Gegen Abend kamen unſere Boote zurück, denen es mit dem Handel weniger geglückt war. Abbenui bemerkte, daß einer von den Bootsleuten nur Einen Schuh anhatte, und fragte ihn, wo der andere geblieben wäre? Als ihm der Matroſe ſagte, er hätte ihn beim Einſteigen in der Brandung verloren, verlangte der gute Alte, er möchte ihm beſtimmt die Stelle angeben, ſo würde er hingehen und den verlornen Schuh ſuchen, wobei er zugleich die Bemerkung machte, daß Ein Schuh allein nicht viel werth ſey. Ich wollte ihn davon abrathen, weil es Abend ward und der Wind ſich verſtärkt hatte; allein meine Bemühung war vergeblich. Abbenui warf ſich in ein Kanot, ruderte nach dem Strande, und kehrte in weniger als einer Stunde mit dem Schuh und der Schnalle, voll Freude über den glücklichen Ausgang ſeines Unternehmens, zurück.

Mein alter Freund beſtätigte die Nachricht, daß die Nutka hier geweſen und etwa vor einem Monath abgereiſt wäre, Kapitain Dixon aber Atuai nur ſeit achtzehn oder zwanzig Tagen verlaſſen hätte. Er fügte hinzu, von dem letzteren habe er in gutem Frieden Abſchied genommen; hingegen mit der Nutka ſey es ihm ſo übel gegangen, daß man von dieſem Schiffe auf die Inſulaner Feuer gegeben habe, doch ohne jemand zu verwunden. Endlich bekräftigte er ebenfalls die Ausſage, daß ſich Tianna *) in der Nutka eingeſchifft hätte. Gegen Abend ging der König mit den meiſten Oberhäuptern ans Land; Abbenui aber und einige andere blieben über Nacht bei uns. Am folgenden Morgen erhielt ich von einem der Befehlshaber einen Brief an mich, der ihm von Herrn David Roß, Oberſteuermann der Nutka, anvertrauet worden war. Daraus erſah ich, daß er Onihiau am 5ten September verlaſſen und in Yam-Bay einen Anker verloren, wovon, wie man an Bord der Nutka glaubte, die Eingebornen, oder, wie es mir wahrſcheinlicher vorkommt, die Korallfelſen das Kabeltau zerſchnitten hatten. Verſchiedene von unſeren Leuten erhielten zu gleicher Zeit Briefe von der Mannſchaft der Nutka, worin gemeldet ward, daß ſie in Mauwi einen Anker und an einem anderen Orte einen Bootsanker verloren hätten. 1787. Oktober.

Am 7ten Abends waren wir mit unſerem Einkauf fertig, und hatten nun an vierhundert und achtzig Centner Yamswurzeln, eine Quantität Erdäpfel und gegen zwölf Orhoft friſches Waſſer an Bord genommen. Der von Abbenui abgefertigte Bote kam um acht Uhr Morgens zurück, und brachte mir Kapitain Dixon's Brief vom 18ten September, worin er mir berichtete, daß er den 9ten Auguſt die Nordweſtküſte von Amerika geſund und mit einer Ladung von funfzehnhundert Fellen verlaſſen hätte. In dem Eingange vor König Georgs Sund hatte er ein Schiff und ein kleineres Fahrzeug unter der Flagge unſerer Kompagnie angetroffen: jenes war der Prinz von Wales, unter dem Kommando des Kapitains Colnett; dieſes, deſſen Namen er nicht erwähnte, (Kronprinzeſſin F.) ward von Kapitain Duncan geführt, und hatte Herrn John Etches als Suprakargo an Bord. Von Kapitain Colnett erfuhr Herr Dixon, daß ſie eben aus König Georgs Sund ausgelaufen wären, wo ſie ein Schiff unter kaiſerlicher Flagge, vom Kapitain Barclay geführt und mit Engländern bemannt, gefunden hätten.

---

*) Dieſer Name wird in den verſchiedenen Tagebüchern der Herren Meares, Cox, Portlock und Beresford auf mancherlei Art geſchrieben; Portlock ſelbſt ſchreibt ihn an verſchiedenen Stellen auf drei- oder viererlei Weiſe. Nach der Schreibart, die hier im Texte vorkommt: *Ty-a-a-nan*, ſollte man faſt glauben, daß er Teiana ausgeſprochen werden müſſe. F.

1787. October. Gleich nach Empfang dieſes Briefes ließ ich den Anker lichten, und nachdem ich meinem Freunde Abbenui einen Brief an die Kapitaine Colnett und Duncan, oder wer ſonſt von der König Georgs Sund-Kompagnie herkommen möchte, eingehändigt hatte, gingen wir unter Segel, und ſteuerten Weſt gen Süden. Es war jetzt meine Abſicht, ſobald wir Tahura und die Untiefe Motu-papapa (die ich noch nie geſehen hatte, die aber nach der Ausſage der Inſulaner ungefähr W. S. W. von Tahura und in geringer Entfernung davon liegen mußte) hinter uns hätten, bis 14° oder 13° 40′ N. Br. ſüdwärts zu ſteuern und dann in dieſer ſicheren Breite bis an die Ladronen oder Diebsinſeln hinzuſegeln.

Indem ich von unſeren hieſigen Freunden Abſchied nehme, bin ich ihnen noch das Zeugniß ſchuldig, daß wir ſie jederzeit äußerſt dienſtfertig und friedlich geſinnt gefunden haben. Ein Mann von einiger Bedeutung, Namens Tabuarani, der aus O-Waihi gebürtig war, ſchiffte ſich dort mit uns ein, um hieher nach Onihiau zu kommen, wo der König und ſeine Vornehmen ihn ſehr wohl aufnahmen. Seine Aehnlichkeit mit Kanina, dem freundſchaftlichen Befehlshaber, der unglücklicherweiſe bei Cooks Tode fiel, war ſo auffallend, daß ich ihn fragte, ob er dieſen Kanina gekannt hätte? Die Frage ſchien ihn zu wundern, und er ſtand einige Augenblicke an, wie er ſie beantworten ſollte; endlich aber ſagte er mir, Kanina ſey ſein eigener Bruder geweſen. Ich konnte, wegen der großen Aehnlichkeit ihrer Geſichtszüge, hieran nicht zweifeln. Tabuarani iſt ein langer, wohlgebaueter, ſchöner Mann, und, ſo weit ich ihn zu beurtheilen im Stande bin, eben ſo wohlgeſinnt wie ſein Bruder. Er konnte ſich kaum der Thränen enthalten, als er von ihm redete; auch verſicherte er, bis auf den letzten Augenblick ſeines Lebens ſey er unſer treuer, aufrichtiger Freund geblieben. Ich fragte ihn jetzt, ob Kapitain Cook mit einem Pahua (Dolch) getödtet worden? Nein, erwiderte er, und nannte eine andere Waffe, wovon die Spitze ihm zwiſchen den Schultern eingedrungen und aus der Bruſt wieder hervorgekommen wäre. Ich bin auch überzeugt, daß er Recht hatte: denn als ich ihm einen Pahua zeigte, verſicherte er, dies ſey es nicht geweſen, und warf zugleich ſeine Blicke überall in der Kajüte umher, bis er ein Bajonet ausſpähete; und nun verſicherte er mich, mit einem Gewehre von dieſer Art hätte man den Orono (ſo nannten die Inſulaner unſeren Cook) erſtochen. Hieran ließ ſich auch eben

1787 Octob.

eben nicht zweifeln, da die Eingebornen dergleichen Waffen vom Schiffe entweder geſtohlen oder erhandelt haben konnten, und da Tabuarani bei Cooks Tode ſelbſt zugegen geweſen ſeyn wollte. Er erzählte, daß unſer Feuer viele der Ihrigen verwundet hätte; ſie wären auch größtentheils an ihren Wunden geſtorben, und nur diejenigen davon gekommen, die der Schuß bloß in fleiſchige Theile getroffen hätte. Ko-mäa-mäa (Maiha-maiha) und andere Oberhäupter, ſetzte er hinzu, fürchteten ſich itzt ſehr, an Bord eines Schiffes zu kommen, damit wir das Schickſal unſerer Landsleute nicht an ihnen rächen möchten. Er beſtätigte die Nachricht, daß der alte Terriobu eines natürlichen Todes geſtorben ſey. Seine Unterthanen, ſetzte er hinzu, hätten ſeinen Tod ſehr beklagt, und Ko-mäa-mäa, ſein Verwandter, wäre ihm als König gefolgt. Um Karakakua-Bay ſey jetzt Paria der vornehmſte und geachtetſte Befehlshaber.

Tabuarani belehrte mich ferner, daß zwei Schiffe in Karakakua-Bay vor Anker gegangen und fünf Tage da geblieben wären. Seinem Berichte zufolge, ſollten es Schiffe aus Pretane (England) geweſen ſeyn und auf beiden zuſammengenommen ſich funfzehn Weiber und acht Kinder befunden haben. Dieſe Nachricht kam mir etwas ſeltſam vor, und da ich wußte wie leicht man hier zu Lande allerlei Mährchen aus der Luft greift, bloß um den Fremden Vergnügen zu machen, ſo maß ich dem Umſtande mit den Weibern und Kindern keinen Glauben bei, wenn ſchon das übrige wahr ſeyn konnte. Allein ein einziger unwahrſcheinlicher Zug reicht oft hin, die ganze Erzählung zweifelhaft und verdächtig zu machen.

Der Hang zu erdichten iſt indeß hier einer anderen Eigenſchaft untergeordnet, die ſich hauptſächlich bei denen äußert, welche etwas zu befehlen haben, oder auf irgend eine Weiſe in höherem Range über ihren Nachbarn ſtehen. Anmaßung, Unverſchämtheit und Gefräßigkeit ſind die Züge, welche der Untergebene an dem Vorgeſetzten fürchten muß, und wodurch er ſich zum leidenden Gehorſam beſtimmen läßt, wie ſehr auch dieſer ſeinem eigenen Vortheil, ſeiner Bequemlichkeit und Sicherheit widerſprechen mag. In Woahu ſah ich einmal einen angeſehenen Befehlshaber in ſeinem Kanot am Schiffe ſitzen; er hatte nicht das geringſte zu verkaufen, beobachtete aber einen armen Kerl genau, der etwa von der anderen Seite der Inſel mit ſeiner ganzen Familie und vielleicht ihrer ganzen Habe (zwei oder drei

1787. Oktober.

Schweinen, einigen Stücken Zeug, einigen Piſangs und Brodtfrüchten) herbeigerudert war, um etwas von dem unſchätzbaren Eiſen nebſt einigen Kleinigkeiten dafür einzutauſchen. Sobald nun der Unglückliche ſeine kleine Ladung verkauft hatte, ſprang jener habſüchtige und tyranniſche Befehlshaber aus ſeinem Kanot ins Waſſer, ſchwamm hinzu, und forderte ihm Stück für Stück alles ab, was er ihn einnehmen geſehen. Dieſer Forderung mußte ſich der Arme denn ohne Sträuben unterwerfen. Ich habe wohl bei einer ſolchen Veranlaſſung den König angeſprochen; allein er verſicherte mich, daß der Gebrauch bei ihnen dieſe Plünderung rechtfertigte. Nach einer ſolchen Antwort beſorgte ich, das Schickſal der Leidenden durch fernere Verwendung nur noch unerträglicher zu machen und mich ſelbſt in üblen Ruf zu bringen, als wollte ich die Schicklichkeit des hieſigen Herkommens bezweifeln; ich ſchwieg alſo, wie ſehr auch das Mitleid mich zur Theilnahme aufforderte.

Unter den Begebenheiten, die ſich während unſeres vorigen Beſuches zu Atuai ereigneten, war, wie man ſich vielleicht erinnert, auch die, daß der Königsbote Puareare einen alten Befehlshaber zwang, ihm den Ort zu zeigen, wo er ſeinen Reichthum verſteckt hatte, und daß er ihn deſſelben beraubte. Wir waren damals in Begriff abzuſegeln, und erfuhren alſo den Verfolg dieſer Sache nicht. Jetzt aber erzählte mir Abbenui, daß Taheo, ſo bald ſie ihm zu Ohren gekommen, im höchſten Grade gegen den Boten ergrimmt wäre, und, obwohl er bei ihm in Gunſt geſtanden, dennoch das Todesurtheil über ihn ausgeſprochen hätte. Der Vollzieher deſſelben war eben der Na-matte-erai (Einäugige), von deſſen Muth und Geſchicklichkeit bereits Erwähnung geſchehen iſt. Er fand den Delinquenten in einem Dorfe etwas öſtlich von Weimoa, fiel über ihn her, und erſtach ihn, nach einigem Widerſtande, mit einem Pahua. Der Bote war ebenfalls mit einem Pahua bewaffnet, der ihm aber bei der überlegenen Stärke des Kriegers nichts helfen konnte. Dieſer Fall beweiſet, daß, wenn gleich die Vornehmen das gemeine Volk ungeahndet plündern können, dennoch die Befehlshaber ſich nicht beſtehlen oder Hand an einander legen dürfen.

Ich verweiſe hier den Leſer auf die ausführlichen Nachrichten der Kapitaine Cook und King in Anſehung der hieſigen Eingebornen, ihrer perſönlichen Beſchaffenheit, ihrer Wohnungen und Kanots, ihrer Verfaſſung, ihrer Sitten, ih-

1787. Oktober. ter kriegeriſchen und gottesdienſtlichen Gebräuche. Nur kann ich nicht umhin, indem ich die Lage und die Erzeugniſſe dieſer Inſeln überdenke, die Bemerkung zu machen, daß es unſerer neuen Kolonie an der Küſte von Neu-Südwales in Jacksons-Bay ſehr weſentlichen Vortheil bringen und der Regierung am Einkauf der Lebensmittel viel erſparen würde, wenn man hieher ſchickte, um ſie wohlfeil eintauſchen zu laſſen.

Die meiſten Vögel der Sandwichinſeln kennt man bereits. Ich kann daher nur eine Abbildung der weißen Meerſchwalbe liefern,*) dergleichen, ſo viel ich weiß, noch nicht vorhanden iſt, ob man gleich den Vogel ſelbſt bereits in Herrn *Latham's Synopſis of Birds, p.* 363. beſchrieben findet. — Dieſe weiße Meerſchwalbe (*Sterna*) iſt dreizehn Zoll lang, und zwiſchen den Flügelſpitzen dreizehn Zoll breit. Der Schnabel dünn und ſchwarz; die Augenlieder ſchwarz. Das Gefieder ſchneeweiß über den ganzen Leib; nur die Kiele der Deckfedern und des Schwanzes, ausgenommen der drei äußerſten Federn, ſind ſchwarz. Der Schwanz iſt gabelförmig und einen Zoll kürzer, als die zuſammengefalteten Flügel. Die Füße ſind braun mit orangefarbenen Schwimmhäuten und ſchwarzen Krallen. Dieſe Art iſt in verſchiedenen Gegenden des Südens zu Hauſe, wie z. B. in der Nähe der Inſel St. Helena, am Vorgebirge der guten Hoffnung, in Indien und auf vielen Südſee-Inſeln.

Novemb. Den 4ten November bei Tagesanbruch erblickten wir die Inſeln Saypan und Tinian, und fanden ihre Lage in Kapitain Cooks Karte ziemlich genau beſtimmt. Wir lieſen zwiſchen beiden durch, dicht am ſüdlichen Ufer von Saypan hin. Gleich um die Südſpitze, nach Weſten zu, liegt eine gute Bay, wo das Waſſer vollkommen ruhig war und ſich ein ſchöner Sandſtrand zeigte, auf welchem wir faſt gar keine Brandung bemerkten. Da ich nicht hineinſegelte, ſo kann ich von der Tiefe und dem Boden nichts ſagen; allein ich ſollte meinen, der Ankerplatz müßte gut ſeyn. Ein wenig weiter weſtwärts liegt noch eine Bay, die ſich ebenfalls zum Ankern gut anläßt. In dieſer Durchfahrt zwiſchen beiden Inſeln, die etwa zwei bis drei Seemeilen breit iſt, bemerkte ich nirgends Gefahr, als bis wir beinahe ganz hindurch waren; hier ſahen wir aber an der Südweſtſpitze von Saypan ein Felſen-

---

*) M. ſ. die Kupfertafel bei S. 18 dieſes Bandes. F.

1787. November rief ſich etwa eine halbe Meile weit vom Ufer erſtrecken, und in gleicher Entfernung ſcheint ein ſolches Rief die ganze Weſtſeite der Inſel zu umgeben.

Auf den Ebenen von Tinian ſahen wir eine Anzahl weißes Vieh graſen, welches vermuthlich von jenen weißen Rindern ſtammte, die Lord Anſon hier in ſolcher Menge fand. Auf Saypan hingegen, ungeachtet wir innerhalb einer halben Engliſchen Meile davon waren, konnten wir nichts Aehnliches entdecken. Beide Inſeln ſind aber über alle Beſchreibung reizend, von Kokospalmen ohne Zahl und anderen Bäumen beſchattet. Wir konnten daher nicht vorüberſegeln, ohne zu wünſchen, daß uns etwas von den Erfriſchungen, die hier in Ueberfluß zu haben ſind, zu Theil werden möchte; insbeſondere verlangten wir nach friſchem Rindfleiſch und nach den ſauren Früchten, wovon wir nun ſeit mehr als zwei Jahren keine gekoſtet hatten. Da wir uns indeß, mit Gottes Segen, vollkommen wohl befanden und keiner Erquickung bedurften, ſo hielt ich es für das rathſamſte, den ſchönen, friſchen Wind zu benutzen und nach China zu eilen. Auch ſey es zur Ehre meiner Mannſchaft geſagt, daß, dieſer Verſuchung ungeachtet, kein Murren gehört und kein mißvergnügtes Geſicht geſehen ward.

Den 15ten November ſteuerten wir auf die Südſpitze des kleineren Eilandes Botol Tobago Xima zu. Dieſe Inſeln liegen in 21° 52′ N. Br. und 238° 35′ W. L. Auf der größeren Inſel an der Nordweſtſeite ſchien ein guter Hafen ins Land zu gehen. Auch bemerkten wir ein Gehölz; allein es war klein und niedrig. An der Weſtſeite zeigte ſich die Inſel ſehr anmuthig grün; hier ſahen wir viele bebauete Felder, und längs dem Ufer lagen Flecken von ziemlicher Größe. Wir hielten uns aber nicht auf, ſondern ſteuerten hinüber nach der Küſte von Formoſa, umſchifften die Südſpitze dieſer Inſel, und entdeckten gleich hinter derſelben eine gegen die Nordoſtwinde gut geſchützte Bay, wo ich vor Anker gegangen wäre, wenn ſich Einwohner oder auch nur Wohnungen hätten ſehen laſſen.

Den 18ten bei Tagesanbruch ſahen wir uns von einer Menge Chineſiſcher Junken oder Fiſcherboote umgeben, und um halb zehn Uhr erhielten wir von einem Chineſiſchen Fahrzeuge einen Lootſen, der uns für funfzig Spaniſche Thaler nach Makao zu führen verſprach. Wir gingen den 21ſten auf der dortigen Rhede vor Anker. Im Typa lagen zwei große Schiffe mit Franzöſiſcher Flagge; das eine war eine Fregatte von zwei und dreißig Kanonen, das andere ein bewaffnetes Proviantſchiff. Man glaubte, ſie würden von hier nach Formoſa gehen, indem man den Franzoſen die Abſicht beimißt, daſelbſt feſten Fuß zu faſſen.

1787. Novembr.

Ich erhielt hier einen Brief von Kapitain Dixon, der mich von ſeiner glücklichen Ankunft in China benachrichtigte. Er war bereits nach Wampo hinaufgegangen, wo auch die Nutka vom Prinz Wilhelms Sunde, und der Kaiſerliche Adler, Kapitain Barclay, unter Kaiſerlicher Flagge, aber das Eigenthum Engliſcher Kaufleute, von König Georg Sund eingetroffen waren. Zwei nach der Nordweſtküſte von Amerika abgegangene Schiffe aus Indien fehlten aber noch; das eine unter Kapitain Peters, das andere unter Kapitain Tipping. Vermuthlich haben ſie das Unglück gehabt, von den Eingebornen überwältigt zu werden*). Sobald ich 257 Pfund friſches Rindfleiſch und einige friſche Gartengemüſe an Bord genommen hatte, nahm ich einen anderen Lootſen an, der uns nach Wampo führen ſollte, wo wir den 25ſten ankamen und das Schiff mit beiden Ankern vertäueten. Hier war es unſer Hauptgeſchäft, die Schiffe ausbeſſern zu laſſen und für Rechnung der Oſtindiſchen Kompagnie eine Ladung Thee an Bord zu nehmen. Eine Nachricht von dem Verkauf unſerer Pelzwaaren nebſt einigen anderen Umſtänden findet man in der von Kapitain Dixon herausgegebenen Beſchreibung unſerer Schiffahrt, worauf ich hier verweiſe*).

---

*) Peters litt Schiffbruch an der Kupferinſel im Kamtſchatkiſchen Meere. F.

*) Man ſehe den zweiten Band dieſer Sammlung S. 261 u. f. — Hr. Portlock läßt hier ein ſehr langweiliges Verhör über einen Aufruhr am Bord des Schiffes Belvedere, Kapitain Greer, folgen, deſſen Inhalt für unſere Leſer nichts Anziehendes hat und mit gutem Fug wegbleiben durfte. F.

Vierzehntes Kapitel.

Wiedererkennung zwiſchen Tianna und mir. — Sein Betragen in China, und die ihm erwieſene Achtung. — Kurze Schilderung ſeiner Perſon. — Seine Rückkehr in ſein Vaterland. — Unſere Abreiſe von Makao. — Fahrt durch die Straßen Banka und Sunda. — Trennung der Schiffe. — Ankunft zu St. Helena. — Abreiſe von dieſer Inſel. — Giftige Fiſche. — Ankunft in England.

1787. November. Bald nach meiner Ankunft in Kanton beſuchte ich Herrn Cox, einen Engländer der ſich daſelbſt aufhielt, und erſtaunte nicht wenig, als ich bei ihm meinen alten Freund Tianna antraf, deſſen ich bei meinem zweiten Beſuch in den Sandwichinſeln erwähnt habe. Tianna erkannte mich ſogleich, und war ſo gerührt, daß er mich zärtlich in ſeine Arme ſchloß; ſein Kopf ſank mir auf die Schulter, und die Thränen floſſen ihm über die Wangen. Es währte eine Zeitlang, ehe er ſich faſſen und beruhigen konnte, um den Namen ſeines alten Bekannten, Popote, auszuſprechen. Sobald dieſe heftige Bewegung der Freude vorüber war, genoß er das Vergnügen, ſich nach ſeinen Freunden in den Sandwichinſeln zu erkundigen und in dieſer Beziehung vielfältige Fragen an mich zu thun. Kapitain Meares hatte ihn in Atuai, wo er auf dem Rückwege von der Amerikaniſchen Küſte nach China anlegte, auf ſein Verlangen an Bord genommen und in Makao unter der Aufſicht ſeines Oberſteuermannes, Herrn Roß, zurückgelaſſen. Sie blieben einige Zeit zu Makao. Tianna hatte Herrn Roß beſonders lieb gewonnen, und pflegte dort nach Gutdünken umherzuwandern. Auf dieſen Spaziergängen trug er immer ſeinen ſchönen geſiederten Helm und Mantel, und hielt einen Speer in der Hand, um ſich als einen Mann von hohem Range auszuzeichnen. Daneben hatte er bloß ſeinen Gürtel, oder, wie die Inſulaner es nennen, das Maro um den Leib geſchlagen. Dieſer Aufzug war indeß für ein geſittetes Land etwas anſtößig; daher fand Herr Roß es für gut, ihm eine leichte Weſte von Atlas und ein Paar lange Schifferhoſen machen zu laſſen. Tianna ließ ſich anfänglich nur mit Mühe bereden, dieſe Kleidung anzulegen; und wirklich that er es zuerſt mit Widerwillen, der ſich indeß bald verlor, ſo wie er ſich mehr daran gewöhnte.

1787. Novembr.

Bekanntlich war er kein Katholik; aber er pflegte doch öfters in die Kirchen zu Makao zu gehen. Bei dieſen Gelegenheiten gab er genau Acht, wie die Verſammlung ſich betrug, welche Stellungen ſie annahm, welche Geberden ſie machte, wenn ſie ſtand, wenn ſie kniete, u. ſ. w. Was die Anderen thaten, ahmte er nach, und gab ſich beſondere Mühe, dieſe Nachahmungen bis auf die kleinſten Bewegungen getreu zu machen. Seine edle Denkungsart äußerte ſich bei vielen Veranlaſſungen. Einmal ging er bei einer Bude vorbei, wo man Orangen verkaufte, ſuchte ſich einige aus, und gab der Verkäuferin ein paar Nägel dafür, die ſeines Erachtens eine reichliche und ſogar verſchwenderiſche Vergeltung für die Orangen waren; denn Nägel werden in ſeinem Vaterlande für etwas ſehr Koſtbares gehalten. Er gab daher der Frau auch zu verſtehen, daß er ſie nicht nur bezahlt, ſondern ihr auch obendrein ein Geſchenk gemacht habe. Allein die gute Frau ließ ſich ſo nicht abfertigen, und war in Begriff überlaut zu ſchreien und zu klagen, daß er ſie nicht bezahlt hätte; als glücklicherweiſe einige Herren dazu kamen und ihr gaben, was ſie verlangte.

Als die Königin Charlotte in Makao lag, begleitete Tianna, in Herrn Roß Geſellſchaft, den Kapitain Dixon öfters nach Wampo. Auf dieſem kurzen Wege pflegte er ſeine Abneigung gegen die Chineſer ſehr lebhaft auszudrücken, und es insbeſondere zu mißbilligen, daß ſie ihre Weiber einſperren und vor allen Fremden verſtecken. Er konnte nicht nur die Sitten und Gebräuche der Chineſer, ſondern auch ihre Perſon, ihre Geſtalt und ihr ganzes Weſen nicht leiden; ſie waren ihm bis zur Antipathie verhaßt, ſo daß er einmal den Lootſen um einer geringen Beleidigung willen über Bord werfen wollte.

Bei ſeiner Ankunft in Kanton widmeten ihm die Herren von der Engliſchen Faktorei ihre beſondere Aufmerkſamkeit, luden ihn zu ſich ein, und erwieſen ihm alle Höflichkeit, die ihm gebührte. Alle Klaſſen der Einwohner von Kanton bewunderten und liebkoſeten ihn. Kapitain Tasker, der das Schiff Milford von Bombay kommandirte, gab den Engländern einen prächtigen Schmaus, und hatte unſern Tianna mit eingeladen. Nach Tiſche, als eine Menge armer Tataren in ihren kleinen Sampanen (Kähnen) um das Schiff her bettelten, wie es bei dergleichen feſtlichen Gelegenheiten gewöhnlich iſt, erkundigte ſich Tianna, was ſie wollten.

1787. Decembr. Als er erfuhr, daß es arme Leute wären, die um die Broſamen von dem Tiſche bettelten, ward er ſehr betrübt, und ſagte, es jammere ihn, Menſchen zu ſehen, die an Lebensmitteln Mangel hätten; ſo etwas ſey ihm ganz neu und fremd, denn in Atuai gäbe es dergleichen Leute nicht. Er hatte nunmehr keine Ruhe, bis er ihnen etwas verſchaffte, und bat dringend, daß man ſich ihrer annehmen möchte. Der Kapitain ward von ſeinem Beiſpiel angeſteckt und ließ alle übriggebliebenen Speiſen auf das Verdeck bringen, wo Tianna den Auftrag erhielt, ſie unter die armen Tataren zu vertheilen. Dies that er mit der größten Unpartheilichkeit; und ſein Geſicht verrieth die Freude, die er bei dieſer Beſchäftigung empfand.

Ich fragte ihn, ob er Luſt hätte, nach Pretane (England) zu gehen; allein er antwortete mir: er habe ſich vorgeſtellt, daß er in zwölf Monden dahin kommen würde; jetzt aber wäre es ihm lieber, nach Atuai zurückzukehren. Kapitain Meares hatte während der Zeit an einer Portugieſiſchen Ausrüſtung nach der Amerikaniſchen Küſte Antheil genommen und Tianna verſprochen, daß er ihn auf dem Wege dorthin nach Atuai bringen wollte. Die Herren (von der Faktorei) in Kanton wünſchten, dem guten Inſulaner ein bleibendes Denkmal ihrer Freundſchaft und Achtung mit auf den Weg zu geben, und verſahen ihn mit allem, was ihm nützlich oder angenehm ſeyn konnte, z. B. Stieren und Kühen, Ziegen, Schafen, Kaninchen, Truthühnern, u. ſ. w. Orangen- Mango- und anderen Bäumen und Pflanzen, die, wenn er ſie überbrachte, für ſeine Inſel von der größten Wichtigkeit ſeyn konnten.

Tianna iſt von großer Statur, ſechs Fuß und zwei Zoll (Engliſches Maaß) hoch, und ſo außerordentlich ſchön gebildet, daß man faſt nichts vollkommneres ſehen kann; nur hat er, wie es ſcheint, Anlage ſtark und korpulent zu werden. Seine Geſichtszüge ſind einnehmend und ſeelenvoll, ſein Auge ſchön und durchdringend; allein es iſt unmöglich, ihn mit Worten ſo zu ſchildern, wie es in Kanton mit dem Pinſel geſchehen iſt. *)

1788. Febr. Den 6ten Februar gingen wir von Wampo unter Segel bei Makao vorbei, und ſchickten mit dem zurückkehrenden Lootſen einen Brief an Henry Browne Eſq., Präſidenten des Raths in Kanton, worin ich ihm von dem Wohlbefinden

unſerer

---

*) Nach dieſem überaus ähnlichen Gemälde iſt der Kupferſtich verfertigt worden, den wir im erſten Bande dieſer Sammlung S. 40. geliefert haben. F.

unſerer Mannſchaften Nachricht gab, ingleichen einen Brief an Herrn John Etches, oder die Befehlshaber des Prinzen von Wales und der Kronprinzeſſin, der ihnen bei ihrer Ankunft eingehändigt werden ſollte. Den 10ten fuhren wir vor der Inſel Grand Ladrone in 22° 2′ N. Br. und 246° 4′ W. L. vorbei*). 1788. Februar.

Vom 11ten bis zum 14ten hatten wir mehrentheils ſchönes Wetter; allein viele von unſeren Leuten wurden krank, und bekamen Ruhren oder Fieber, welches unſer Wundarzt hauptſächlich ihrem unmäßigen Genuſſe des ſtarken Getränkes in Wampo zuſchrieb. Den 12ten ſahen wir eine Menge dunkelfarbiger Seemöven, und einige ganz weiße Tölpel (*Pelecanus Sula,*) die nur ſchwarze Flügelſpitzen hatten.

Unſere Kranken fingen nun den 14ten an, ſich wieder zu erholen; dagegen waren an Bord des anderen Schiffes noch am 16ten der Wundarzt ſelbſt und des Böttichers Gehülfe ſehr krank. Wir verſuchten es an dieſem Tage, weil wir der Macclesfield-Untiefe nahe zu ſeyn glaubten, mehrmals, das Senkblei zu werfen; allein wir fanden keinen Grund, und ſchloſſen daraus, daß dieſe Bank ſich nicht ſo weit nach Weſten erſtrecke, wie die Karten ſie angeben. Tages darauf ſchickte ich meinen Wundarzt an Kapitain Dixon, und gab ihm zwanzig bis vier und zwanzig Flaſchen Oporto-Wein für die Kranken mit.

Den 20ſten ſahen wir die kleine Inſel Pulo Sapata, die einen ſehr ſchicklichen Namen hat; denn ſie ähnelt in ihrer Geſtalt wirklich einem Schuh, und man kann ſich nicht an ihr irren, weil ſie von allen Seiten dieſelbe Anſicht gewährt. Wir ſahen weder Bäume noch Gebüſche darauf; Tölpel hingegen hatten ſich in Menge daſelbſt eingefunden und die Inſel mit ihrem Auswurf weiß gefärbt. Den 26ſten ließ Kapitain Dixon abermals um den Beiſtand unſeres Wundarztes bitten, da der ſeinige noch immer ſehr krank lag. Die Chinarinde, welche er an Bord hatte, war von ſchlechter Art, und ich ſchickte ihm daher einen Vorrath von der unſrigen, ungleich beſſeren. Kapitain Dixon kam in meinem Boote ſelbſt zu uns, und war ebenfalls ſehr krank an der Dyſenterie, die auch bei uns herrſchte.

Den 2ten und 3ten März durchſchifften wir die Enge zwiſchen den Inſeln Sumatra und Banka, wo das Schiff der Oſtindiſchen Kompagnie, der Lansdown, März.

---

*) Ich habe mich genöthigt geſehen, in dieſem Kapitel unzählige nautiſche Details wegzulaſſen, die durchaus nur den Seemann von Profeſſion, und auch dieſen kaum, intereſſiren können. F.

1788. März. unter Kapitain **Storey**, auf einer Untiefe ſitzen blieb. Unſere beiden Schiffe gingen ſogleich vor Anker, und wir ſchickten unſere Boote mit Ankern zu Hülfe, wodurch es uns auch glückte, das Schiff wieder flott zu machen.

Den 11ten März ſtarb unſer Büchſenſchmiedsgehülfe, **Thomas Pafford**, den wir gegen Abend ins Meer verſenkten. Das kleine Boot ward ausgeſetzt und mit ſechs Mann und einem Officier ausgeſchickt, um längs dem Riefe, welches die **Schweſter-Inſeln** (*Siſters*) umgiebt, nach Schildkröten zu ſehen. Wir befanden uns dieſen Mittag in 5° 7′ S. Br. und die **Schweſter-Inſeln** lagen, dem zufolge, in 5° 0′ 30″ S. Br. und 253° 50′ Weſtlicher Länge. Unſer Kommando kehrte mit dem Boote zurück, ohne eine Schildkröte geſehen, oder am Lande irgend eine Frucht gefunden zu haben; dagegen hatte es große Züge von wilden Tauben angetroffen.

Den 13ten ſahen wir auf der hieſigen Rhede zwei Holländiſche Schiffe und drei ebenfalls Holländiſche kleine Fahrzeuge oder Jachten (*ketches*). Wir gingen daſelbſt vor Anker, und erhielten bald hernach einen Beſuch von einem Engliſchen Boote, worin ſich Herr **Wood** befand. Dieſer Officier war Befehlshaber der Schaluppe **Charlotte**, eines Packetbootes in Dienſten der Präſidentſchaft Bombay, geweſen, und hatte den Auftrag, den Schiffen der Oſtindiſchen Kompagnie, die von **China** zurückkamen, Nachrichten zu überbringen. Unglücklicherweiſe verlor er ſein Packetboot auf einem kleinen Inſelchen unweit **Krakatoa**. Nachdem er ans Land geſtiegen war, ward er von einem Malaiiſchen Seeräuber angegriffen und vertrieben, der das Fahrzeug plünderte und ſodann verbrannte. Deſſen ungeachtet hat er ſeinen Auftrag glücklich ausgerichtet, und es iſt kein Schiff vorbeigekommen, das er nicht angeſprochen und dem er nicht ſeine Nachricht hinterbracht hätte. Anfangs bediente er ſich zu dieſer Abſicht eines kleinen Kanots, welches er auf dem Inſelchen fand, wo ſein Packetboot ſcheiterte; hernach aber gab ihm Kapitain **Balintine**, vom Schiffe Laſcelles, eins von ſeinen Booten.

Wir ſchickten am 15ten ein Boot mit einem Kommando nach **Nord-Eiland**, um Holz zu fällen und ließen unſere Kranken am Lande ſpatzieren gehen. Zum Mittagseſſen konnten wir jetzt der Mannſchaft Schildkrötenfleiſch geben. Unſer Waſſerſes Stück Holz wird nun die Kiſte die den Kopf enthält geſetzt, und mit Stricken daran gebunden. Die Kiſte wird oft mit zwei oder drei Reihen von kleinen Muſchelſchalen oder zuweilen auch von Zähnen ausgeſchmückt. Dieſe werden ſehr nett und mit vielem Geſchmacke in das Holz eingeſetzt, und dann die Zierlichkeit noch dadurch vermehrt, daß man ſie mit verſchiedenen Farben bemalt. Die Pfähle hingegen ſind bloß weiß angeſtrichen. Zuweilen werden dieſe Pfähle an jeder Seite des Körpers aufrecht in die Erde geſteckt; der Kopf hingegen hat immer die vorher beſchriebene Stellung. Was für Ceremonien die Eingebornen begehen, wenn ſie ihre Todten auf die Art beiſetzen, konnten wir nicht erfahren, weil ſich während unſeres Aufenthaltes daſelbſt kein ſolcher Fall ereignete. 1787. Junius.

Auſſer den Fellen, die ich ſchon vorher erwähnt habe, kauften wir auch noch einige wenige Bären- und Landbiber-Felle. Die Murmelthier-Pelze hatten die Einwohner wie ich glaube, von einem benachbarten Stamme erhalten.

Tohies waren der Handelsartikel, der ihnen am beſten gefiel, und nächſtdem zinnerne Geſäße. Für Glaskorallen wurden nur Felle von ſehr geringem Werthe eingekauft, und nur die dunkelblaue und grüne Sorte zum Tauſche angenommen. Unſer Handel war an dieſem Orte ſo ſehr eingeſchränkt, daß wir im mindeſten nicht nöthig hatten, den Leuten viele Artikel zu zeigen; auch würden ſie in ihrer Wahl nur unentſchloſſen, und ihre langſame Art zu handeln noch langweiliger geworden ſein. Ich habe Dir nun von dieſem Orte und ſeinen Einwohnern die Nachrichten mitgetheilt, die mir meine Beobachtungen von Zeit zu Zeit an die Hand gaben. Du darfſt aber nicht erwarten, daß ſie methodiſch geordnet ſein ſollen. Indeß hoffe ich doch, daß ſie Dir auf einige Augenblicke Vergnügen und Unterhaltung geben werden; und vielleicht habe ich, ehe wir dieſe Küſte verlaſſen, Gelegenheit, Dir noch eine Art von Supplement zu ſchicken. Jetzt ſind wir im Begriff in See zu ſtechen. Adieu!

Port Mulgrave, den 3. Junius. W. B.

1787. Junius.

Zwei und dreißigſter Brief.

Abreiſe von Port Mulgrave — Ankunft in Norfolk-Sund, und Vorfälle in demſelben.

Weil in Port Mulgrave keine weitere Ausſicht zum Handel war, ſo beſchloß Kapitain Dixon, ihn bey der erſten Gelegenheit zu verlaſſen, und da ſich am 4ten Juni um 4 Uhr Morgens ein Wind aus Süd-Oſten erhob, ſo führten wir einen kleinen Anker vorwärts heraus, und wanden uns ſo aus dem Hafen. Um 8 Uhr ſetzten wir die Segel auf, und lieſen aus dem Sunde. Zu Mittage lag die ſüdliche Spitze des Eingangs in Port Mulgrave Süd-Oeſtlich, und die Nördliche Spitze gegen Norden 85 Grad Weſtlich; der Südliche ſtumpfe Hügel war 5 Meilen entfernt.

Den ganzen Nachmittag, und am 5ten, hatten wir leichte, veränderliche Winde und wechſelsweiſe Windſtillen.

Den 6ten Morgens lag das Land, das wir ſehen konnten, von Norden 78 Gr. Weſtlich bis zu Norden 50 Gr. Oeſtlich; und die Weſtliche Spitze der Bay, die wir verlaſſen hatten, nach Norden 10 Gr. Weſtlich, ungefähr 5 Meilen entfernt. Unſre Beobachtungen zu Mittage zeigten 59 Grad 13 Min. Nördl. Breite, und 140 Gr. 40 Min. W. Länge. Es erhob ſich nun ein friſcher Oſtwind; und da der Tag ziemlich heiter war, ſahen wir um 4 Uhr Nachmittags den Berg St. Elias, der nach Nord-Weſt ¼ Nördlich, mehr als zwanzig große Seemeilen entfernt lag.

Vom 7ten bis zum 9ten hielt ſich der Wind Oeſtlich, und das Wetter war naß und trübe. Während dieſer Zeit lavirten wir Südwärts, und kamen folglich weiter vom Lande ab, als wir es eigentlich wünſchten. Die Küſte in dieſer Gegend erſtreckte ſich beinahe von Oſt-Süd-Oſt gegen Weſt-Nord-Weſt. Nach unſrer Beobachtung Mittags am 8ten hatten wir 57 Gr. 59 Min. N. Breite, und 141 Gr. 25 Min. W. Länge.

Um 1 Uhr Morgens den 10 veränderte ſich der Wind nach Süd-Weſten, und ſetzte uns dadurch, zu unſrer größten Freude, in den Stand, unſern Lauf nach der Küſte zu nehmen. Unſere Meridian-Höhe war Mittags 56 Gr. 49 Min. N. Breite; und die Länge 140 Gr. 11 Min. Weſtlich. Den übrigen Theil des Tages, und

II.

Des Lieutenants Georg Mortimer
Bemerkungen
auf ſeiner Reiſe, in der Brigantine Merkur,
unter Anführung
des
Herrn John Henry Cox,
nach
Teneriffa, Amſterdameiland, den Marieneilanden,
O-Taheiti,
den Sandwich- und den Fuchsinſeln, Tinian,
und von da
nach Kanton.

Einleitung.

Obgleich Herr Cox die im Folgenden beſchriebene Reiſe vorzüglich aus Wißbegierde unternahm, ſo hatte er doch dabei den Pelzhandel an der Nordweſt-Küſte von Amerika zum entfernten Zwecke; und zu dieſem Ende erbauete der geſchickte Schiffbaumeiſter Herr Stalkart von Deptford ein ſchönes, neues, mit Kupfer beſchlagenes Schiff, welches man den Merkurius nannte.

Zwar geſtand man allgemein, daß dieſes Schiff eine ſehr elegante Form hätte und äußerſt ſchnell ſegelte; nur ſchien es nicht für eine Reiſe von ſolcher Art gemacht zu ſeyn, bei der es, aller Wahrſcheinlichkeit nach, häufig mit böſem Wetter zu kämpfen haben mußte.

Vielleicht könnte man fragen, in welcher Abſicht wir ein ſolchen Umweg nach dem Orte unſrer Beſtimmung nahmen? vielleicht wird man auch nicht begreifen, was uns bewog, nach Unalaſchka zu gehen. Ich kann darauf nur antworten, daß mir Herrn Cox Bewegungsgründe nicht genau bekannt ſind, und daß ich von ihm nur hörte: er müſſe durchaus nach China, und es ſey ihm lieber, in ſeinem eigenen Schiffe, als in einem Oſtindienfahrer, dahin zu gehen, beſonders da er ſehr die Südſee-Inſeln zu beſuchen wünſchte. Ich weiß gewiß, daß er bei der ſchon viel zu ſpäten Jahreszeit nicht darauf rechnete, an der Küſte in ſeinen Geſchäften viel auszurichten, und daß er nur früh genug in China zu ſeyn wünſchte, um das folgende Jahr zu rechter Zeit mit dem Schiffe nach der Nordweſt-Küſte von Amerika ſegeln zu können.

Die Reiſe mag nun aber dem eigentlichen Zweck entſprochen haben oder nicht, ſo muß es doch Herrn Cox und Allen, die ſich mit dabei befanden, ein ſehr angenehmer Gedanke ſeyn, daß verſchiedene andere nützliche Zwecke dadurch erreicht wurden, worunter vor allen die Unterſuchung der Inſel Amſterdam gehört. Unter andren verſichert man mich, daß die folgende davon gegebene Nachricht bereits einige unternehmende Kaufleute bewogen hat, Schiffe zum Robben- und Wallfiſchfang in der Nähe derſelben auszurüſten; und ich zweifle nicht an dem guten Erfolge dieſes Unternehmens, da die benachbarte St. Pauls Inſel ebenfalls großen Ueberfluß an Seethieren haben ſoll, und da die Wallfiſche, welche wir während unſeres Aufenthaltes zu Amſterdam in großer Menge ſahen, von der Kaſchalott-Gattung waren.

Auch ſchmeichelt man ſich, daß die Nachricht von den Marien-Inſeln ſo weit wir ſie beſuchten, nicht unwichtig ſeyn und den Wißbegierigen einige Unterhaltung gewähren wird. Nicht minder wichtig, ob ich gleich deſſelben zuletzt erwähne, war unſer Beſuch auf O-Taheiti, weil ich dadurch in Stand geſetzt worden bin, der Admiralität über den wahrſcheinlichen Aufenthalt der Aufrührer an Bord des königlichen Schiffes Bounty Nachrichten zu ertheilen, vermittelſt deren Kapitain Edwards von der Fregatte Pandora (die in der eigentlichen Abſicht ausgeſchickt worden iſt, dieſe kühnen Verbrecher aufzuſuchen) hoffentlich in Stande ſeyn wird, ſie zur verdienten Strafe zu bringen.

Die Bekanntmachung meines Tagebuches will ich nicht weiter entſchuldigen; indeß muß ich die Nachſicht meiner nautiſchen Leſer in Betreff der technologiſchen Ausdrücke erbitten. Bei den Längen und Breiten habe ich mich ſtrenge an die Beobachtungen des Herrn Cox gehalten. — Worte ſind zu ſchwach, die Ergießungen eines dankbaren Herzens auszudrücken; ich begnüge mich alſo, die verehrungswürdigen Beſchützer und Beförderer dieſes meines erſten litterariſchen Unternehmens zu verſichern, daß ich den Werth ihrer Güte aufs vollkommenſte fühle.

G. Mortimer.

Bemer-

Bemerkungen
auf
einer Reiſe
nach der
Nordweſtküſte von Amerika.

Nachdem wir uns mit allem Nothwendigen zu einer langen Seereiſe hinlänglich verſehen und alle erforderlichen Zurüſtungen gemacht hatten, ſegelten wir Donnerſtags den 26ten Februar 1789 von Graveſend ab, und erreichten am 27ten die Dünen (*downs*), wo wir vor Anker gingen, und unſeren Lootſen ans Land ſetzten. Am folgenden Morgen lichteten wir die Anker, und lieſen mit einem Nordoſt-Winde von den Dünen aus. 1789. Februar.

Am 1ten März ſahen wir die Landſpitze Start; am 12ten die Kanariſchen Inſeln und Teneriffa. März. Um Mittag lag die große Kanarien-Inſel zehn bis zwölf Seemeilen weit Südwärts, und Teneriffa dreizehn bis vierzehn Seemeilen weit Weſt-Süd-Weſtwärts. Abends erreichten wir Teneriffa, und gingen in der Rhede Santa Cruz, der Stadt dieſes Namens gegenüber, in achtzehn Faden Tiefe, auf Sandboden, mit Schlamm vermiſcht, vor Anker. Bei unſrer Ankunft machte uns der Aufſeher des Hafens einen Beſuch, um uns über den Namen des Schiffes, den Ort ſeiner Abfahrt und andere ähnliche Dinge zu befragen. Wir fanden den Kommodore Cornwallis mit der Krone, welche vier und ſechzig Kanonen führt, und den Fregatten Phönix, Perſeverance und Atalanta, welche ſämtlich nach Oſtindien gingen, auf der Rhede Santa Cruz vor Anker.

1789. März. Sobald wir die Anker geworfen hatten, ließ Kapitain Cox jedem von unſeren Leuten einen Schluck Branntwein geben; allein ob ſie gleich auf unſerer ganzen Reiſe mit aller möglichen Nachſicht behandelt worden waren, und wir nicht wohl vermuthen konnten, daß ſie über etwas zu klagen hätten, ſo weigerten ſie ſich doch aus wunderlichem Eigenſinn, zu trinken.

Ich begleitete den Kapitain ans Land, um mit ihm dem Gouverneur aufzuwarten. Wir fanden ihn nicht zu Hauſe, und mußten uns alſo begnügen, dem Kapitain vom Hafen, Herrn Adams, der ſo höflich geweſen war mit uns zu gehen, den Auftrag zu geben, uns Sr. Excellenz zu empfehlen.

Teneriffa iſt an Handel und Volksmenge bei weitem die anſehnlichſte unter den Kanariſchen Inſeln, und liegt, ſo wie die andern, in einem herrlichen, geſunden Himmelsſtriche. Man rechnet, daß auf dieſer Inſel jährlich über vierzig tauſend Faß (*pipes*) Wein gewonnen werden, wovon ein großer Theil ausgeführt wird. Das übrige bleibt auf der Inſel, und dient den Einwohnern zum gewöhnlichen Getränk. Der Wein auf Teneriffa iſt lieblich von Geſchmack, geſund und nicht ohne Feuer; nur glaube ich, daß er ſich nicht lange hält. Dieſer Wein macht den vornehmſten und beinahe den einzigen Artikel ihres auswärtigen Handels aus.

Die Stadt Laguna, vormals die Hauptſtadt der Inſel, iſt in Verfall gerathen, und Santa Cruz behauptet jetzt den Vorrang. Der Oberbefehlshaber der Kanariſchen Inſeln reſidirt daſelbſt, obgleich der Biſchofsſitz und die Gerichtshöfe in der Stadt Palma in Groß-Kanaria befindlich ſind.

Die gegenwärtigen Einwohner von Teneriffa beſtehen aus Spaniern; denn die urſprünglichen Bewohner ſind theils faſt ganz ausgeſtorben, theils durch Heirathen dermaßen mit den Spaniern vermiſcht, daß man ſie nicht von ihnen unterſcheiden kann. Sie haben meiſtens eine ſchwarzbraune Geſichtsfarbe; nur bei den Frauenzimmern findet man zuweilen eine weißere Haut, weil ſie ſich mehr vor der Sonne hüten, da ſie Schleier tragen und ſelten eher als Abends ausgehen. Im Ganzen iſt es eine ſchöne, wohlgebildetet Menſchenart, die ſich leicht und gerade trägt. Sie ſind ausnehmend höflich, und man begegnet ſelten einem Spaniſchen Officier oder einem Manne von Stande, der nicht im Vorbeigehen den Hut abzöge; ſelbſt die Bauern bezeigen einander dieſe Höflichkeit.

Santa Cruz nimmt ſich von der See ungemein gut aus; die Häuſer ſind weiß, mit rothen Ziegeln gedeckt, und hier und da ſtehen einige Palmbäume dazwiſchen. Die Stadt hat verſchiedne Kirchen und Klöſter und einen vortreflichen ſteinernen Damm (*mole*), zum bequemen Ausſchiffen und Ausladen der Waaren. Gleich an dem Damme iſt ein angenehmer Spatziergang, den der jetzige Gouverneur angelegt und mit Bäumen bepflanzt hat. Weil dieſer aber bei dem größten Theile der Einwohner nicht in Gunſt ſteht, ſo ſuchen ſie ihr Mißfallen an ihm dadurch an den Tag zu legen, daß ſie den Spatziergang nicht beſuchen. Nicht weit von dem Damme ſteht ein ſehr ſchöner marmerner Obeliſk zu Ehren eines Bildes, welches die Einwohner von Teneriffa die Heilige Jungfrau von Candelaria (Lichtmeß) nennen. Dieſes Bild wird ſehr geachtet, beſonders von dem Pöbel, der eine Menge ungereimter Geſchichten von der erſten Erſcheinung deſſelben auf der Inſel und von den vielen Wundern, die es verrichtet hat, erzählt. Auf der Spitze des Obeliſks steht die Bildſäule der Heiligen Jungfrau von Candelaria, und unten ſieht man vier gut gearbeitete Figuren, welche die alten Könige oder Fürſten von Teneriffa vorſtellen, wovon jeder das Schienbein eines Menſchen in der Hand hält. An den vier Seiten des Fußgeſtelles ſtehen folgende Spaniſche Inſchriften, welche jemand für Kapitain Cox zu überſetzen die Güte hatte. 1789. März.

Oſtwärts.

„Auf Koſten und aus herzlicher Andacht des Don Bartholomeo Antonio Montanez,
„beſtändigen Befehlshabers auf dem Königlichen Schloſſe am Strande von Candelaria,
„im Jahr unſeres Herrn 1766, dem Zehnten des Pontifikats unſeres Heiligen Vaters
„Clemens XIII. und dem neunten der Regierung unſeres Katholiſchen Königs Karls des
„Dritten.“

Nordwärts.

„Iſt ein Denkmal chriſtlicher Frömmigkeit zum ewigen Andenken der wunderbaren
„Erſcheinung von Candelaria errichtet worden, welches heilige Bild die Heiden
„auf dieſer Inſel hundert und vier Jahre, bevor das Evangelium gepredigt ward,
„verehrten.“

1789.
März.

Weſtwärts.

„Die Königlichen Nachfolger (*ſucceſſors*) auf Teneriffa, die mit Blumen gekrönt ſind, und ſtatt des Scepters die verdorrten Schienbeine ihrer Väter tragen, verehrten die verborgene Gottheit in dieſem Bilde; ſie ſahen das Licht Gottes zwiſchen den Schatten, und rieſen in allen Bedrängniſſen zu ihm.“

Südwärts.

„Die Chriſtlichen Eroberer erflehten den beſonderen Schutz dieſes Bildes auf Teneriffa: die Inſulaner und ihr Ober-Schutzherr aller Kanarien beten es an, als das Bild der Mutter Gottes, der, um das Menſchengeſchlecht zu erlöſen, ein Menſch ward *).“

Das Innere vieler großen Häuſer auf dieſer Inſel gleicht unſeren alten Gaſthöfen in England: man geht durch einen großen Thorweg in ein geräumiges Viereck mit einer Treppe und Galerie, die um den Hof läuft und zu verſchiednen Zimmern führt. Die meiſten Häuſer haben Balkons, auf denen die Einwohner ſitzen und der Luft genießen. Die Zimmer ſind nicht mit Kaminen verſehen, weil man kein anderes Feuer als zum Kochen braucht. Um dieſe Jahrszeit giebt es wenige Früchte auf Teneriffa; im Sommer aber hat man Trauben, Orangen, Citronen, Pfirſichen, Maulbeeren, Mandeln, Feigen, Birnen und Wallnüſſe die Menge, ſo wie auch faſt alle Küchenkräuter und Wurzeln, die wir in England haben.

Wir, Herr Cox und ich, ritten nach Porto Orratava, ungefähr fünf und zwanzig Meilen von Santa Cruz, und zwar auf Mauleſeln, die bei den ſteilen und unebnen Wegen, welche man in dieſem Lande meiſtens antrift, weit beſſer als Pferde zu gebrauchen ſind. Wir erſtiegen einige Berge, deren Spitzen über die Wolken hinaus ragten, und fanden es in dieſer Luftregion ſehr kalt und feucht. Das Land bei Porto Orratava iſt weit fruchtbarer, als in der Nachbarſchaft von Santa Cruz, und angenehm mit Kornfeldern und Weinbergen untermiſcht. Wir fanden die Indianiſche Feige und Aloe (*ágave*) in großer Menge und Ueppig-

---

*) Dies iſt alſo wieder ein ſauberes Beiſpiel von der Römiſchen Politik, die heidniſchen Götzenbilder in chriſtliche zu verwandeln; ein Pendant zu dem Heil. Damian in Kalabrien, der, nach Sir William Hamiltons Entdeckung, aus einem — *ſalva venia* — Priap der alten Römer entſtanden iſt. F.

keit wild wachſen, ſo wie auch eine Art rother Lilien, die ſich in den Hecken ſehr gut ausnehmen. 1789. März.

Ich muß geſtehen, daß der berühmte Pik von Teneriffa den Erwartungen, die ich mir davon gemacht hatte, nicht ganz entſprach, ob es gleich ein ungeheurer Berg iſt, deſſen Spitze zwölf tauſend drei hundert und vierzig Fuß höher als die Meeresfläche ſeyn ſoll. Der Gipfel iſt mit Schnee bedeckt, und gewährt, wenn die Sonne darauf niederſtrahlt, einen äußerſt ſchönen, glänzenden Anblick; die Höhe der umliegenden Berge, wovon verſchiedene nicht viel kleiner ſind als der Pik, thut indeß ſeiner Wirkung Abbruch. Ich hätte gern den Pik erſtiegen; allein man ſagte mir, daß es um dieſe Jahreszeit nicht möglich wäre, beſonders da mehr Schnee darauf läge, als man ſeit verſchiednen Jahren darauf geſehen hätte.

Am 16ten ſegelte der Kommodore Cornwallis mit ſeiner Flotte nach Oſtindien. Einige von unſeren Leuten, die ſchon vorher einiges Mißvergnügen geäußert hatten, erklärten jetzt öffentlich, daß ſie nicht weiter gehen wollten, und weigerten ſich, noch irgend eine Arbeit zu verrichten. Des Abends ſuchten ſie zwar ihr ſchlechtes Betragen bei dem Kapitain Cox zu entſchuldigen, und ſchützten vor, daß ſie betrunken geweſen wären; allein er fand es dennoch für gut, zwei davon, die ſich vorzüglich unverſchämt aufgeführet hatten, aus dem Schiffe zu jagen. Der eine beſonders war ein ſehr gefährlicher, unruhiger Kerl, der den übrigen Matroſen eine Menge unnützer Geſchichten erzählt hatte und großentheils an dem heutigen Lärmen Schuld war. Wir erlitten durch die Entfernung dieſer Leute von dem Schiffe keinen Verluſt, weil ſie durch zwei Portugieſiſche Matroſen erſetzt wurden, die, gerade als wir abſegeln wollten, an Bord kamen.

Am 25ſten lichteten wir die Anker, und ſegelten von Teneriffa ab, nachdem wir die Geſchäfte, um derentwillen wir dahin gegangen waren, nämlich unſer Schiff zu kalfatern, das Takelwerk von neuem zu befeſtigen, unſre leeren Waſſertonnen zu füllen, Wein an Bord zu nehmen u. ſ. w. abgethan hatten.

Am 27ſten paſſirten wir den Wendekreis des Krebſes in 19° Weſtlicher Länge. Am 30ſten ſahen wir die Inſel Bonaviſta, und den Tag darauf die Inſel Mayo. April. Abends den 6ten April paſſirten wir den Aequator. Wir hatten an dieſem Tage einen öſtlichen Wind, mit öfteren Windſtößen und Gewittern, und der folgende Tag

1783. April. war eben ſo ſtürmiſch, mit heftigem Regen. Unſer dritter Steuermann ſtach des Morgens ein großes Meerſchwein, und brachte es an Bord. Am 8ten ward ein Boot ausgeſetzt, um die Richtung und Geſchwindigkeit der Strömung zu erforſchen; ſie lief nach W. N. Weſt, fünf Meilen in der Stunde.

Am 20ſten hatten wir ſehr ſchönes Wetter und leichten Wind. Das kleine Boot ward ausgeſetzt und ſegelte mit dem Schiff in die Wette, welches in Zeit von einer halben Stunde weit zurück blieb. Am 21ſten paſſirten wir den Wendekreis des Steinbocks in 29° 30′ Weſtlicher Länge; das Wetter war jetzt, und ſchon ſeit einigen Tagen, ſo warm, wie damals, als wir den Aequator paſſirten. Das Fahrenheitiſche Thermometer ſtand mit weniger Veränderung auf 80° und 81°.

Mittags den 27ſten befanden wir uns, nach Beobachtung, in 34° 40′ Südlicher Breite. In dieſer Breite pflegen die Schiffe, die um das Kap gehen, gewöhnlich die öſtliche Richtung zu nehmen; allein da unſer Befehlshaber an den Inſeln Triſtan da Cunha vor Anker gehen wollte, um unſere ledigen Waſſertonnen zu füllen, ſo hielten wir uns noch ferner nach Süd-Oſt und Süd-Oſt bei Süden, bis Abends den 28ſten, wo wir die Inſeln ſahen. Sie lagen uns aber zu fern, und zu ſehr gegen den Wind, als daß wir ſie erreichen konnten; daher ſteuerten wir oſtwärts, und richteten unſeren Lauf mit einem guten Winde aus Süd-Weſten nach dem Kap.

Am 29ſten ſahen wir viele Albatroſſen, Pintaden und andre Vögel, und fanden die Luft weit kühler, als ſie ſeit einigen Tagen geweſen war. Das Thermometer

Mai. ſtand jetzt auf 62°. Um 3 Uhr Nachmittags den 9ten Mai ſahen wir das Kap, und zugleich zwei Schiffe, die nach dem Lande zuſteuerten. Nach halb vier Uhr legten wir bei, und ſprachen mit einer Holländiſchen Brigantine vom Kap. Um elf Uhr warfen wir das Senkblei in vier und zwanzig Faden Tiefe auf Sand und Muſcheln, drei Seemeilen weit vom Lande. Um Mittag zogen wir einige Segel ein, und legten bei, um mit einer Amerikaniſchen Brigantine, dem Antony, zu ſprechen. Herr Cox ſchickte ein Boot mit einigen Briefen an Bord des Schiffes; ſobald es zurückkam und wieder eingehoben war, gingen wir unter Segel, und ſetzten mit einem friſchen Winde aus Nord-Weſten unſeren Lauf ſüdoſtwärts fort. Wir ſahen an dieſem Tage verſchiedne Baßgänſe, Kapiſche Sturmvögel u. ſ. w.

1789. Mai. Gegen Abend am 12ten geriethen wir in Windſtille, und ſahen viele Wallfiſche um das Schiff ſchwimmen. — Da am 15ten ein ſehr ſchöner Tag und beinahe Windſtille war, ſo ſetzten wir unſer kleines Boot aus, und ſchoſſen ein Paar Albatroſſen, einen großen Sturmvogel oder Quebrantahueſſos*), und einen Vogel, der einer Krähe glich. Der größte von den Albatroſſen hielt von der Spitze des einen Flügels bis zum andren zehn Fuß einen Zoll, und man ſagte mir, ſie wären oft noch weit größer. Sie hatten, ſo wie die anderen Vögel die wir ſchoſſen, keinen fleiſchigen Magen. An den Flügeln waren fünf, und an den Zehen vier Gelenke. Wir ließen von den Albatraſſen eine Paſtete machen, und fanden ſie ſehr ſchmackhaft. Der große Sturmvogel oder Beinbrecher (*Procellaria maxima*) hat einen ſehr ſonderbaren Schnabel, welcher gleichſam gebrochen, oder aus verſchiednen abgeſonderten Stücken, wie Gelenken, zuſammengeſetzt zu ſeyn ſcheint. Ich halte ihn für einen Raubvogel, weil wir Beine, Flügel und andre Stücke von kleinen Vögeln in ſeinem Magen fanden. Am 21ten flogen eine große Menge Pintado-Vögel (*Procellaria capenſis*) um das Schiff; dieſe niedlichen kleinen Vögel ſind ſchön mit Schwarz und Weiß geſprenkelt, und ſo zahm und begierig nach Futter, daß man ſie leicht mit einer kleinen Angel und Schnur fangen kann.

Nach halb Ein Uhr Nachmittags den 29ten ſahen wir die Inſel Amſterdam, und Abends nach halb acht ankerten wir mit unſerem beſten Buganker an der Oſtſeite der Inſel in ein und zwanzig Faden Tiefe auf ſchwarzem Sand, eine Engliſche Meile weit vom Ufer. Da aller Wahrſcheinlichkeit nach, vor dem Merkurius, kein Engliſches Schiff jemals an dieſer Inſel vor Anker gegangen iſt, ſo kann eine nähere Beſchreibung derſelben den Wißbegierigen vielleicht intereſſant ſeyn. Die einzige Nachricht, welche ich mir von der Inſel Amſterdam zu verſchaffen im Stande war, ſteht in Herrn Dalrymple's Erläuterungen zu ſeinen Hafenzeichnungen, worin ſich ein kurzer Auszug aus dem Tagebuch eines gewiſſen Vlaming, eines Holländers, befindet, der die Inſel im Jahre 1697 beſuchte. Dieſe Nachricht iſt zwar kurz, aber ziemlich genau.

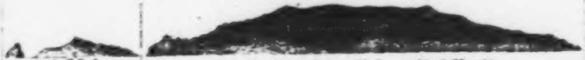
---

*) *Quebrantahueſſos* iſt die Spaniſche Benennung eines Seevogels, und bedeutet wörtlich den Knochenbrecher. Die Ornithologen nennen dieſe Gattung *Procellaria maxima* oder auch *Oſſifraga*. F.

1789. Mai. Morgens den 30sten ging ich mit Herrn Cox ans Ufer. Wir landeten in einer großen Bay, oder vielmehr in einem Baſſin, welches von den umliegenden Hügeln gebildet wird, und gänzlich vor dem Winde geſchützt iſt. Nach Vlaming, war zu ſeiner Zeit kein Ausgang von der See in dieſes Baſſin; jetzt aber iſt ein enger Kanal daſelbſt vorhanden, vor welchem eine Untieſe liegt. An dieſe ſtießen wir im Einlaufen; aber einige von unſeren Leuten ſprangen aus dem Boot, und ſchoben es ohne Mühe hinüber. Dies läßt ſich indeß, wie ich ſeitdem erfahren habe, nicht immer thun; denn als wir mit unſerem dritten Steuermann ans Ufer gingen, blieben wir ſitzen, und da zugleich die Brandung mit großer Gewalt über die Untieſe brach, ſo drang ſo viel Waſſer in das Boot, daß es kaum gerettet werden konnte.

Als wir zuerſt ans Land kamen, fanden wir das Ufer mit einer ſolchen Menge Robben oder Seehunde bedeckt, daß wir ſie aus einander treiben mußten, ehe wir aus dem Boote ſtiegen. Außerdem ſahen wir verſchiedne Seelöwen oder Seewölfe von ungeheurer Größe und furchtbarem Anſehn. Einer derſelben, den wir maßen, hatte ein und zwanzig Fuß in der Länge, und beinahe eben ſo viel im Umfange. Dieſe Thiere haben eine ſchmutzig weiße, oder ſteingraue Farbe, ſind ſehr friedlich, und ſo ſchwerfällig und träge, daß ſie ſich kaum bewegen, wenn jemand erſcheint, woſern ſie nicht angegriffen werden. Sie zogen ſich rückwärts nach der See, ſperrten die Mäuler auf, und ſchüttelten die Köpfe, aber ohne das mindeſte Geräuſch zu machen. Einige darunter waren ſehr ſchwer zu tödten; denn ob ſie gleich mehrere Flintenkugeln in den Kopf und den Schlund hinunter bekamen und an verſchiedenen Theilen des Körpers mit halben Piken verwundet wurden, ſo daß das Blut von ihnen ſtrömte, fanden ſie dennoch Mittel, in die See zu entkommen. Einer ward indeß auf den erſten Schuß mit einer einzigen Kugel getödtet, die wahrſcheinlich durch das Gehirn ging. Die Seelöwen gleichen an Geſtalt den Robben, und ſind, ſo wie dieſe, mit vier Füßen oder Floſſen verſehen, von denen ſie die beiden hinteren ſo gerade tragen, daß ſie einem Schwanze gleichen.

In dem Baſſin, welches ſo ſtill wie ein Teich, und in der Mitte dreißig Faden tief iſt, findet man allerlei Arten Fiſche in Ueberfluß; beſonders einige ſchöne ſcharlachfarbne Perſche, die einen vortreflichen Geſchmack haben. Wir fingen deren verſchiedene, und kochten ſie in wenigen Minuten in heißen Quellen gar, die ſo dicht



Inſel St. Paul. N.NW. 6 Seemeilen von ⊕

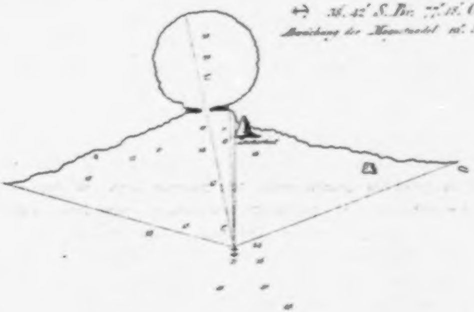
Inſel Amſterdam, N. O. ungefähr 8 Nautiſche Meilen entfernt

Vlamings Rhede an der Oſtſeite der

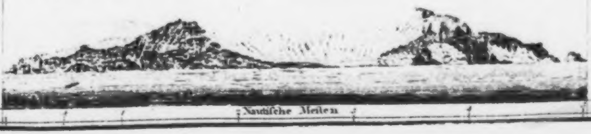
INSEL AMSTERDAM

⊕ 38. 42' S. Br. 77. 18' O. L.

Abweichung der Magnetnadel 20° 30' W.



Anſicht der Oſtſeite der INSEL AMSTERDAM vom Ankerplatz



Nautiſche Meilen

am Rande des Baſſins ſind, daß man füglich zu gleicher Zeit den einen Fuß in kaltes, und den anderen in ſiedend heißes Waſſer ſtecken kann. Herr Cox, ich und einige von unſeren Leuten verzehrten dieſe Fiſche, und wenn die leztern nachher auf den Robbenfang ausgeſchickt wurden, brauchten ſie nur ein Fiſchnetz, etwas Zwieback und Waſſer mitzunehmen, um einer köſtlichen Mahlzeit gewiß zu ſeyn. Wir tauchten das Thermometer in eine dieſer heißen Quellen, und es ſtieg ſogleich auf 185½ Grad. 1789. Mai.

Die ganze Inſel, die ungefähr vier Seemeilen im Umkreiſe hat, iſt mit einer Art von grobem langem Graſe oder Schilf bedeckt, welches den Robben zu einer guten Zuflucht dient. In der vorhin erwähnten Nachricht des Holländers wird bemerkt, daß auf der Spitze der Berge friſches Waſſer zu finden ſey. Ich kann nicht ſagen, ob dem ſo iſt, oder nicht, weil die Berge zu ſteil und zu ſehr mit langem Graſe bewachſen waren, als daß wir ſie hätten erſteigen können. Wenigſtens konnten wir in dieſer Gegend keine zugängliche Stelle finden.

Nach wiederholten Beobachtungen fanden wir, daß dieſe Inſel in 38° 43′ S. Br. liegt. Die Länge derſelben beſtimmten wir auf 78° 13′ öſtlich von Greenwich. Das Thermometer war an einem Tage ſo gefallen, daß es auf 45° ſtand. Die übrige Zeit unſeres Aufenthaltes wechſelte es von 45° bis zu 54°. Die Bank, wo wir vor Anker gingen, erſtreckt ſich längs der ganzen Oſtſeite der Inſel, und hat einen ſolchen Ueberfluß an allerlei Fiſchen, daß wir in Zeit von einer halben Stunde ſo viel fangen konnten, wie die ganze Schiffsgeſellſchaft zu meheren Mahlzeiten bedurfte. Dieſe Fiſche waren ſo gefräßig, daß ſie anbiſſen, ſobald nur die Angel das Waſſer berührte, und wir zogen verſchiedentlich zwei zu gleicher Zeit herauf, wovon jeder acht bis neun Pfund wog.

Junius. Am 1ſten Junius Morgens war das Wetter ſo hell, daß wir ganz deutlich vom Verdeck die St. Pauls Inſel erblickten, die in ſiebzehn Seemeilen Entfernung nach Nord-Nord-Oſten lag. *) Morgens den 4ten blies der Wind ſehr friſch, und gegen Abend kam er mit ſo vermehrter Stärke aus Nord-Oſten, daß wir unſere

---

*) Verſchiedene Seefahrer und Geographen haben die Inſeln St. Paul und Amſterdam mit einander verwechſelt und ſie für eine und dieſelbe gehalten. Namentlich ſcheint der berühmte Alex. Dalrymple noch in dieſem Irrthum geweſen zu ſeyn, als er Vlamings Ausſicht heraus gab. (S. ſeinen Atlas *Claſſ. XVII* t. 31.) Die Abbildung, die wir hier geben, zeigt, und die heiße Quelle beſtätigt, daß die Inſel Amſterdam vulkaniſche Schickſale erlitten hat. F.

1789. Junius. Lage für ſehr gefährlich hielten, und uns genöthigt ſahn, unſer Ankertau abzukappen, um ſo ſchnell als möglich in See zu gehen. Weil wir wieder nach der Inſel zurückzukehren dachten, um unſer Tau und unſren Anker zu holen, ſo lavirten wir in der Nähe, und ſuchten, ſobald der Wind ſich legte, unſeren vorigen Stand wieder zu bekommen; allein wir konnten erſt Nachmittags den 8ten dazu gelangen. Nunmehr gingen wir aufs neue vor Anker, und ſetzten auf der Stelle die Boote aus, um das Ende des Taues an Bord zu bringen. Dieſes Vorhaben ward indeß vereitelt, weil das Schiff von dem Lande abtrieb, ſo daß wir den Anker lichten und die ganze Nacht hindurch gegen den Wind arbeiten mußten. Morgens den 9ten ſteuerten wir nach der Inſel, und um drei Uhr Nachmittags zogen wir das Ende des zurückgelaſſenen Taues herein. Um ſieben Uhr lichteten wir den Anker, und ſetzten unſere Reiſe mit einem friſchen Winde von N. N. O. fort, nachdem wir nahe bei unſerem Landungsplatze in dem Baſſin, zum Andenken unſeres Beſuches auf dieſer Inſel, eine Flaſche mit einem Steinhaufen umgeben zurückgelaſſen hatten, die ein Stück Pergament mit dem Namen des Schiffes, des Befehlshabers und der Jahrszahl enthielt. Wir verſchafften uns während unſeres Aufenthaltes bei der Inſel Amſterdam gegen tauſend vorzüglich gute Robbenhäute, nebſt verſchiednen Tonnen guten Oels.

Es würde vielleicht ſehr einträglich ſeyn, wenn man ein Schiff nach dieſer Inſel ausrüſtete, um Robbenhäute und Oel zu holen. Man könnte für die Zeit des Aufenthalts ein Gebäude am Ufer errichten, um das Fett der Seewölfe und Robben zu ſieden, welches vortrefliches Oel in Menge geben würde. Auch wäre es gut, ſich mit der nothwendigen Geräthſchaft zum Wallfiſchfange zu verſehen; denn während unſeres Aufenthalts auf dieſer Inſel ſahen wir eine Menge Wallfiſche von der Kaſchalotten-Art. Das Schiff könnte nach China gehen, wo die Häute und das Oel gewiß guten Abſatz fänden. Obgleich die Chineſer den Fiſchthran nicht lieben, ſchien ihnen doch das Robbenöl, das wir zur Probe mitbrachten, ſehr zu gefallen, und ich zweifle nicht, daß ſie es ſehr gut bezahlen würden. In der That war auch das Oel, das wir hier erhielten, außerordentlich gut, ſehr klar, und faſt ganz ohne Geruch, wenigſtens nicht von dem ranzigen Geruche des Wallfiſchthrans.

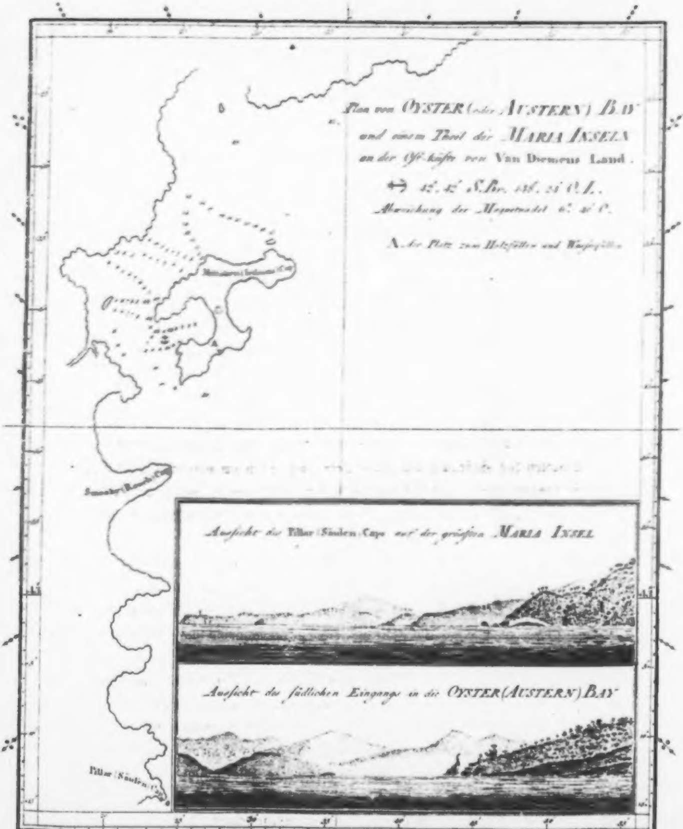
1789. Junius. Vom 13ten Morgens bis zum 15ten hatten wir ſtarken Wind aus Oſt und Nord-Oſt, mit anhaltendem heftigen Regen und ſtürmiſcher See, weshalb wir uns zweimal genöthigt ſahen, beizulegen. Am 22ſten fielen ſtarke Regen und Hagelſchauer, mit ſtürmiſchem Winde, ein, wobei die Wellen hoch gingen und öftere Windſtöße kamen. Wir hatten jetzt ſeit einigen Tagen weit kälteres Wetter gehabt, als zuvor, und am 23ſten ſtand das Thermometer auf 49°. Julius. Den 2ten Julius, um vier Uhr Morgens war es ſehr trübe und neblicht; wir glaubten nahe am Land zu ſeyn, und legten bei, bis es heller Tag war, wo wir wieder unter Segel gingen. Der Wind blies jetzt ſehr ſcharf, und nahm gegen Abend ſo ſehr zu, daß wir genöthigt waren, auch die Nacht über beizulegen.

Wir warfen das Senkblei alle zwei Stunden aus, fanden aber mit einer Schnur von hundert und zwanzig Faden keinen Grund. Den andern Morgen hatten wir gelindes Wetter, und konnten wieder unſer Bramſegel führen. Nach halb zehn erblickten wir die Küſte von Neu-Holland, und um Mittag befanden wir uns vier Meilen weit vom Lande. Um ein Uhr Nachmittags waren wir dem Süd-Weſt-Kap, und um zwei Uhr dem Felſen Mewſtone oder Möwenſtein gegenüber. Um ſechs Uhr Abends kamen wir in eine tiefe Bay, und gingen mit dem kleinen Anker in dreizehn Faden Tiefe auf grobem weißem Sande vor Anker; der Mewſtone lag Süd bei Oſt, in zehn Meilen Entfernung. Früh am anderen Morgen ging ein Kommando von unſeren Leuten in dem kleinen Boot ans Ufer, um Waſſer zu ſuchen. Wir fuhren vier Meilen weit vom Schiff ans Land, weil die Brandung es nicht zuließ, näher heran zu kommen. Kaum waren wir aus dem Boote geſtiegen, ſo fanden wir einen kleinen Bach von friſchem Waſſer, der, wie ich glaube, durch den von den umliegenden Hügeln herab rinnenden Regen entſtanden war; denn die ganze Erdfläche zeigte deutliche Spuren von friſchem und ſtarkem Regen. Nahe beim Ufer, und dicht bei dem Waſſerbach ſahen wir eine Hütte, von runder Form, oben offen und von Baumzweigen und dürren Blättern plump gebauet, ſo daß ſie kaum Schutz vor dem rauhen Wetter gewährte. Rund herum lag eine Menge Schalen von Perlmutter und anderen kürzlich verzehrten Muſchelfiſchen verſtreuet. Wir ſchloſſen aus dieſen und andren Zeichen, daß die Einwohner dieſen Ort noch nicht lange verlaſſen hätten und nicht weit von uns ent-

1789. Julius. fernt ſeyn müßten. Während unſre Leute ſich beſchäftigten, einige Waſſertonnen, die wir ans Ufer gebracht hatten, zu füllen, gingen der Kapitain, ich und unſer zweiter und dritter Steuermann aus, um das Land zu beſehen. Wir machten einen Umkreis von etwa ſechs Engliſchen Meilen, und fanden es anmuthig mit Hügeln und Thälern abwechſelnd. Einige Hügel waren, ihrer Höhe ungeachtet, bis an die Spitze reich und üppig mit Bäumen bekleidet. Außerdem fanden wir eine große Menge verſchiedener Kräuter und Pflanzen, die zum Theil gewiß noch ganz unbekannt ſind; allein es iſt zu hoffen, daß ſie es nicht lange mehr bleiben werden, und daß jetzt, da das Gouvernement eine Niederlaſſung auf dieſer Inſel geſtiftet hat, ein dazu geſchickter Mann den Auftrag bekommen wird, ſie zu unterſuchen. Dieſes würde nicht nur eine Quelle des Vergnügens für den Botaniker ſeyn, ſondern wahrſcheinlich auch der Arznei- und Färbekunſt ſchätzbaren Vortheil zu Wege bringen.

Auf unſerem Spatziergange ſahen wir eine Menge Auswurf, der von einem großen Thiere ſeyn mußte. Da er noch ganz friſch zu ſeyn ſchien, und wir allenthalben dergleichen fanden, ſo hofften wir, einige dieſer Thiere anzutreffen, und durchſuchten das Geſträuch und andre Orte, wo ſie ſich am wahrſcheinlichſten konnten verborgen haben; allein es war vergeblich, und eben ſo wenig gelang es uns, einen der Eingebornen anzutreffen, ob wir gleich an verſchiedenen Orten Spuren von ihnen ſahen.

Am 5ten, Morgens, ſchlugen die Wellen ſehr ſtark in die Bay, und indem wir die Anker lichteten, lief der Ankertau nochmals aus, durch welchen Zufall der dritte Steuermann und einer vom Schiffsvolke ſehr gequetſcht wurden. Wir bemüheten uns den Anker aufzufiſchen; allein es wollte uns nicht gelingen, ſo daß wir nach verſchiednen fruchtloſen Verſuchen das Tau kappen, unter Segel gehen und unſeren Anker in Stich laſſen mußten. Wir hielten uns dem Ufer nahe, und um Mittag lag das Süd-Kap von Neu-Holland, oder Van Diemens Land, Nord-Oſt bei Oſt, ungefähr fünf Seemeilen weit. Um neun Uhr am folgenden Abend befanden wir uns Tasmans Haupt (*head*) gegenüber. Wir arbeiteten die ganze Nacht vom 7ten gegen den Wind, und glaubten nahe bei Adventure-Bay zu ſeyn, wo wir vor Anker gehen wollten, um uns einen Vorrath von Holz zu verſchaffen und unſre Waſſertonnen zu füllen; allein bei


Plan von OYSTER (oder AUSTERN) BAY
und einem Theil der MARIA INSELN
an der Ost-küste von Van Diemens Land.
⟷ 42°. 42' S.Br. 148. 24' O.L.
Abweichung der Magnetnadel 6°. 40' O.
A. der Platz zum Holzfällen und Wasserfüllen
A
Pillar (Säulen) Cap
Ansicht des Pillar (Säulen) Caps auf der grössten MARIA INSEL
Ansicht des südlichen Eingangs in die OYSTER (AUSTERN) BAY

Tagesanbruch ſahen wir, daß wir weiter nordwärts gegangen waren, als wir geglaubt hatten, und uns zwiſchen den Marien-Inſeln befanden. Um acht Uhr Morgens ward das kleine Boot ausgeſetzt, und unſer Kapitain ging in demſelben ans Ufer, um friſches Waſſer zu ſuchen; er kam aber zurück, ohne welches gefunden zu haben. Ich begleitete nachher ihn und unſeren zweiten Steuermann in dem kleinen Boot nach einer Inſel, die gegen Nord-Oſten lag, wo wir in einer tiefen Bay, die einen ſchönen weißbeſandeten Strand hatte, landeten. Wir fanden bald einen kleinen Bach von friſchem Waſſer; und nachdem wir die Bay mit dem Senkblei erforſcht und ſie tief genug für das Schiff gefunden hatten, gaben wir ein Zeichen, daß es herbei ſteuern und vor Anker gehen ſollte; welches auch um drei Uhr Nachmittags in vier Faden Tiefe auf Sandboden geſchah. Kapitain Cox nannte dieſen Ort die Auſtern-Bay (*Oyſter-bay*). Sie iſt ganz mit Land eingeſchloſſen, in jeder Richtung vor dem Winde geſchützt, und hat einen ſchönen klaren Grund. Sie liegt in 42° 42′ Südlicher Breite, und 148° 25′ Oeſtlicher Länge. 1789. Julius.

Der größte Theil unſerer Mannſchaft ward jetzt ausgeſchifft, um Holz und Waſſer anzuſchaffen, welches wir bald in hinlänglicher Menge antrafen. Das Holz war in eben ſo großem Ueberfluſſe da, wie auf dem feſten Lande. Auch ſahen wir augenſcheinliche Spuren von Einwohnern; faſt alle großen Bäume waren mit Feuer ausgehöhlt, ſo daß ſie Schutz vor dem Wetter gaben, und rings herum lag eine große Menge Schalen. Ich fand eine Hütte, beinahe von eben der Form, wie die, welche ich zuvor an der Küſte gefunden hatte; nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe von Rinden, und jene von Zweigen und Blättern gebauet war. Da die Rinde erſt kürzlich abgeſchält zu ſeyn ſchien, ſo hofften wir bald Einwohner zu ſehen, und wurden in unſerer Hoffnung nicht betrogen. Als das kleine Boot am 9ten ans Ufer ging, bemerkte man an der gegenüber liegenden Seite der Bay einen Rauch. Unſer dritter Steuermann ruderte ſogleich dahin, und ſah beim Anlanden verſchiedne Eingeborne, die mit Stücken brennenden Holzes in der Hand davon liefen. Er näherte ſich ihnen allein und unbewaffnet, und machte alle möglichen Freundſchaftszeichen, die ihm nur beifallen wollten; allein ob ſie gleich ſeine Bewegungen genau nachahmten und herzlich lachten, ſo konnte er ſie doch nicht bewegen zu bleiben.

1789. Julius. Er ging immer vorwärts, und ſie zogen ſich immer weiter zurück, bis ſie durch einen Sumpf wateten, wo er ihnen nicht folgen konnte.

Den andren Morgen ſahen wir wieder beinahe in eben der Richtung einen Rauch, und gingen ſo weit als möglich nach dem Orte zu. So wie wir uns dem Ufer näherten, ſahen wir verſchiedne Eingeborne rings um das Feuer zwiſchen den Bäumen gehen; einige trugen ſehr lange Stangen und Stücken brennendes Holz in den Händen. Als ſie ſahen, daß wir ans Land geſtiegen und ihnen ziemlich nahe gekommen waren, erhoben ſie ein lautes Geſchnatter, und gingen von dannen. Wir riefen ihnen, indem wir ihr Getöſe ſo gut als möglich nachmachten, und hatten die Freude zu ſehen, daß ſie in geringer Entfernung von uns ſtehen blieben. Verſchiedne hielten lange Stangen oder Speere in der Hand. Wir machten ihnen Zeichen, daß ſie dieſe von ſich werfen möchten; ſie thaten es unverzüglich, und hierauf legten wir unſerer Seits die Flinten ebenfalls ab. Sie ließen uns nun ſo nahe kommen, daß ſie Zwieback, ein Federmeſſer und andre Kleinigkeiten von uns nehmen konnten, hüteten ſich aber ſorgfältig, ſich berühren zu laſſen. Einige wollten ſogar nichts annehmen, wenn es ihnen nicht zugeworfen ward, und der ganze Haufe zog ſich nach und nach von uns weg. Sie ſchienen nach allem, was ſie ſahen, lüſtern zu ſeyn und großes Gefallen an unſeren Hüten zu haben. Einem von ihnen gab Herr Cox ein ſeidnes Schnupftuch, und jener warf ihm dafür einen Streifen Fell zu, den er um den Kopf trug. Der Haufe, den wir ſahen, beſtand aus etwa vierzehn bis funfzehn Männern und Weibern; allein noch verſchiedne waren zwiſchen den Bäumen verborgen. Sie hatten eine matt ſchwarze oder ſchmutzige Farbe und wollichte Köpfe. Die meiſten waren von mittlerer Größe und, ihrer Magerkeit ungeachtet, ſtarkknochig und von ſtarken Muskeln. Einige darunter waren auf ſehr drollichte Art punktirt, und die Haut hatte erhöhete Figuren; außerdem ſchien ihr Leib mit einer rothen Farbe oder Erde bemalt zu ſeyn. Sie gingen ganz nackend, einen Mann, der ein Halsband von kleinen Muſchelſchalen trug, und einige Weiber ausgenommen, die eine Art von Mantel oder Rock um die Schultern hängen hatten, worin ſie, wie ich glaube, ihre Kinder und ihre wenigen beweglichen Güter tragen. Im Ganzen ſchienen ſie ein furchtſames, unſchuldiges Volk zu ſeyn, welches ein ſchönes Gemälde der Natur in ihrem roheſten und ungebildetſten Zuſtande darſtellte.

1789. Julius.

Wir bemüheten uns lange auf alle mögliche Art, dieſen armen Leuten Vertrauen einzuflößen; allein ob ſie gleich ſehr fröhlich zu ſeyn ſchienen, unſre Handlungen belachten und nachäfften, und oftmals die Worte Warra, Warra, Wäh wiederholten, zogen ſie ſich doch ſehr ſchnell zurück. Wir glaubten, daß ſie uns winkten ihnen zu folgen, und verſuchten dies eine Zeitlang, verloren ſie aber bald zwiſchen den Bäumen.

Herr Cox ging wieder an Bord; unſer erſter und dritter Steuermann und ich folgten, um etwas mehr von dieſen ſonderbaren Leuten zu erfahren, ſo nahe als möglich der Spur des Weges, den ſie, unſerem Vermuthen nach, genommen hatten. Nachdem wir ungefähr eine Meile weit gegangen waren, ſahen wir einen Rauch auf einer Anhöhe nahe bei einer Bay an der andren Seite der Inſel, und eilten was wir konnten, darauf zu; allein die Eingebornen waren ſchon ehe wir ankamen, geflohen. Vielleicht mochte der Knall unſrer Flinten, die wir unterweges verſchiednemale abſchoſſen, ſie in Schrecken geſetzt haben. Sie hatten ein großes Feuer angezündet, und nahe dabei lagen verſchiedne kleine Körbe von Binſen, worin wir faſt alle unſre Geſchenke ſorgfältig zuſammen gebunden fanden. Aus einigen Kieſeln und Steinen und etwas dürrem Graſe, welches wir dabei bemerkten, ſchließe ich, daß ſie durch Reiben Feuer machen. Wir ſahen auch noch drei kleine Waſſereimer, die aus einer Art von zähem Felſenkraut verfertigt und an den Seiten zuſammen geheftet waren. Dies ſcheint ihr ganzer Vorrath von Hausgeräthen zu ſeyn, und ihre einzige Waffe beſteht in einem großen Speer oder einer Lanze, die an einem Ende ſpitz geſchnitten oder geſchabt iſt. Herr Cox gab einem von ihnen ein Zeichen ſeinen Speer weg zu werfen, worauf er ihn ziemlich weit und mit vieler Gewalt von ſich ſchleuderte; doch ſcheinen mir dieſe Speere nicht gefährlich. Wir ſetzten uns um das ſo eben von den Wilden verlaſſene Feuer, verzehrten unſre kalte Küche, und gingen fort, nachdem wir in der Vermuthung, daß ſie bald wieder kommen würden, um ihre in der Eil zurückgelaſſenen Sachen zu holen, noch einiges für ſie hingelegt hatten.

Wir fanden in den Wäldern eine Menge Papageien und mancherlei kleine Vögel, von denen einige das ſchönſte und zarteſte Gefieder hatten. Auch ſahen wir Krähen, genau von der Art, die wir in England haben, und viele Seevögel, vor-

1789. Julius. züglich einen großen weißen Vogel, etwas größer als ein Schwan, mit ſchwarzen Flügelſpitzen und einem ungeheuer großen Schnabel. Die meiſten dieſer Vögel waren ſehr ſcheu, woraus wir ſchloſſen, daß die Wilden Jagd auf ſie machen. Ob es gleich in dieſem Theile der Welt jetzt die Mitte des Winters war, fanden wir doch das Wetter ſehr mild und angenehm; das Thermometer blieb während unſeres Aufenthalts zwiſchen 51° und 56°. Die meiſten großen Bäume waren reichlich belaubt, und eine Menge kleines niedliches Geſträuch ſtand in der Blüthe. Die großen Bäume ſind ſämmtlich von Einer Art, und von allen, die ich noch geſehen habe, verſchieden. Ihre Blätter gleichen dem Weidenlaube; ſie ſind gerade und hoch, und einige wachſen zu einer großen Höhe hinan. Die anderen Bäume ſind hauptſächlich von der Tannenart, wovon es hier einige ſchöne Gattungen giebt. Ich ſammelte während unſeres Aufenthaltes eine große Menge wilde Peterſilie, die wir als Sallat aßen und die uns ſehr wohl ſchmeckte. Fiſche konnten wir mit unſrer Angel und Schnur gar nicht fangen. Uebrigens ſchien es uns ſehr ſonderbar, daß wir bei der großen Menge von Auſter- und anderen Schalen, die wir allenthalben liegen ſahen, keine mit dem Fiſch darin bekommen konnten. So viel iſt gewiß, daß die Wilden ſie in Ueberfluß haben; allein ob ſie danach untertauchen oder ſie ſich auf eine andre Art verſchaffen, weiß ich nicht.

Da wir jetzt einen hinlänglichen Vorrath von Holz und Waſſer an Bord hatten und ſegelfertig waren, ſo wurden die ſämmtlichen Leute ans Ufer geſchickt, um ihre Hemden zu waſchen und ſich die Zeit zu vertreiben, ſo gut ſie konnten. Am folgenden Tage, dem 11ten, gingen wir mit einem leichten Lüftchen aus Nord-Nord-Weſt unter Segel, und nahmen unſeren Weg Südwärts, der Einfahrt gegenüber, durch welche wir in die Auſtern-Bay eingelaufen waren. Um Mittag befanden wir uns zehn bis zwölf Engliſche Meilen weit von dem Kap Friedrich Heinrich, welches nach Süden lag.

Am 15ten ſchoß einer von unſeren Leuten ein ſogenanntes Kap-Huhn (*Larus Skua*), woraus wir eine Paſtete machten, die wir aber ſehr unſchmackhaft fanden. Wir hatten jetzt ſehr ſchönes Wetter, aber leichten Wind, ſo daß wir kaum aus der Stelle kamen.

Am 28ſten fingen wir einen großen, zehn Fuß langen Hai; es war ein ſehr ſtarker, raubgieriger Fiſch, der eine Angel zerbrach, und verſchiednemale an eine andere anbiß, ehe er ſich fangen ließ. 1789. Julius.

Den 9ten Auguſt Nachmittags ſahen wir die Inſel Tubuai, und um acht Uhr Abends ſchifften wir innerhalb zweier Meilen von ihr hin. Wir nahmen verſchiedne Lichter am Ufer wahr, und feuerten zwei Kanonen ab, um die Aufmerkſamkeit der Einwohner zu erregen, die wir in der Dunkelheit nicht ſehen konnten. Doch bemerkten wir eine große Brandung auf dem Riefe, welches ſich weit von der Inſel erſtreckt, und worauf ſich die hohen Wellen ſtürzten. Die Dunkelheit verführte uns, viel näher hinzu zu gehen, als rathſam oder ſicher war; denn wäre Windſtille eingefallen, wie es den Anſchein hatte, ſo würden uns die Wellen unfehlbar hineingetrieben haben, weil die Brandungen, als wir das Schiff umlenkten, keine Viertelmeile mehr von uns waren. Um neun Uhr Abends paſſirten wir den Wendekreis des Steinbocks, in 211° O. Länge. An dieſem Tage ſahen wir drei Tropik-Vögel, und das Thermometer ſtand auf 70°. Auguſt.

Um ſechs Uhr Morgens den 12ten ſahen wir die Inſel O-Taheiti. Von acht Uhr Abends bis zu Tagsanbruch legten wir bei, und als wir uns am folgenden Morgen dem Lande näherten, beſuchten uns verſchiedene mit Schweinen, Brodfrüchten und anderen Lebensmitteln beladene Kanots. Wir ſetzten jetzt unſere Boote aus, und ſchickten ſie voran, um die Tiefe zu erforſchen und das Schiff in Matawai-Bay zu ziehen, wo wir um Ein Uhr Nachmittags in ſechs Faden Tiefe auf Sandboden vor Anker gingen.

Kapitain Cook, ſo wie auch die Herren, die ihn auf ſeinen verſchiedenen Entdeckungsreiſen begleiteten, und die beſonders ausgeſchickt wurden, um die Sitten und Gebräuche der Einwohner dieſer entlegenen Welttheile, nebſt den Produkten, dem Klima und anderen Merkwürdigkeiten der verſchiednen Orte, die ſie beſuchten, zu beobachten — haben bereits die Inſel O-Taheiti, ſo wie die meiſten andren Inſeln in der Südſee, an welchen wir landeten, ſo ausführlich und vortreflich beſchrieben, daß jeder andre Bericht überflüßig ſeyn würde. Ich werde mich alſo begnügen, die Begebenheiten, die uns während unſeres Aufenthaltes an dieſen Orten zuſtießen, und das, was allenfalls neu und merkwürdig ſeyn möchte, zu erzählen.

1789. August. Wir waren kaum in Matawai-Bay eingelaufen, als die Einwohner ſich ſo ſtark um uns drängten, daß wir uns faſt nicht bewegen oder einander hören konnten, und daß unſere Officiere Mühe hatten, das Schiff zu regieren. Gleich nachdem wir vor Anker gegangen waren, nahmen wir die Stengen und Segel ab, und legten das Schiff vermittelſt des Stromankers näher ans Ufer. Einige von den Eingebornen, die ſich unter der Menge an Bord befanden, wollten ſich ein großes Anſehn geben und bei uns die Meinung erregen, daß ſie Leute von großem Gewichte und Reichthum wären; allein wir erfuhren nachher, daß ſie nur zur niedrigen Klaſſe gehörten und weder Gewalt noch Güter beſäßen. Dieſe Herren waren ſehr begierig, die Namen mit uns zu wechſeln und ſich bei uns in Gunſt zu ſetzen. Sie nöthigten uns große Stücken Zeug und andre Sachen auf; ja ſie wollten ſogar die Geſchenke, welche wir ihnen dagegen anboten, nicht annehmen, und ſagten, daß ſie uns die ihrigen bloß aus Freundſchaft, oder, wie ſie es nannten, als unſere Tayos (Freunde) machten; doch ließen ſie uns merken, daß unſre Gaben ihnen den folgenden Tag nicht unwillkommen ſeyn würden. Unter unſeren neuen Freunden, die uns zuerſt beſuchten, befand ſich einer, den wir bald für einen Mann von höherem Range und Stande hielten, Ponian, das Oberhaupt von Matawai. Ich werde in der Folge meiner Erzählung noch oft Gelegenheit haben, ſeiner zu erwähnen, und bezeuge hier mit Vergnügen, daß wir ihn als den ſanfteſten, ruhigſten und wohlgeſinnteſten Mann unter allen Taheitiſchen Oberhäuptern kennen lernten. Er übte ächte Gaſtfreiheit aus, und wir kamen nie in ſeine Wohnung, ohne von ihm mit der äußerſten Höflichkeit und Güte behandelt zu werden. Auch hatte er nicht den niederträchtigen Grundſatz, wodurch die anderen Oberhäupter ſich ſo ſehr auszeichneten, um alles zu bitten, was ihnen vor Augen kam. Unſre Gäſte ſchlugen ohne alle Umſtände ihre Wohnung bei uns auf, forderten Kämme und Scheeren, und ſchnitten und friſirten einander das Haar, wobei ſie ihre Geſtalt im Spiegel bewunderten. Bei Tiſche machten ſie ſich kein Bedenken, ſich ſogleich zu bedienen, wenn die Speiſen aufgetragen waren; der eine ergriff den Kopf von einem großen Schweine, der andre ein ganzes Viertel. In der That ſind dieſe Leute ſo gefräßig, daß wir nicht mit ihnen zurecht gekommen ſeyn würden, wenn wir nicht in aller Geſchwindigkeit ein kleines Stück zu erwiſchen

1789. Auguſt.

geſucht hätten. Außer ihrer Gierigkeit, machten die entſetzliche Hitze, die eine Menge Menſchen, in eine kleine Kajüte zuſammen geſperrt, verurſachen mußte, ihre ekelhafte Art zu eſſen, und der unleidliche Schwarm von Fliegen unſre Mahlzeiten ſehr unangenehm. Unſre Gäſte waren nicht damit zufrieden, uns am Tage mit ihrer Geſellſchaft beſchwerlich zu fallen, ſondern ſetzten es ſich auch in den Kopf, die ganze Nacht am Bord zu bleiben, und ſprachen ſo viel und ſo laut, daß ſich an keinen Schlaf denken ließ *).

Vor allen Dingen erkundigten wir uns nach Omai, dem Manne, den Kapitain Cook mit nach England brachte, und der auf ſeiner letzten Reiſe mit ihm hieher zurück gekommen war; allein ob wir gleich alles Mögliche thaten, um Nachricht von ihm zu erhalten; ſo konnten wir doch nichts weiter erfahren, als daß er vor einiger Zeit auf der Inſel Ulietea (O-Raietea), ſeinem Geburtsorte, eines natürlichen Todes geſtorben wäre.

Am 14ten Auguſt drängten ſich die Eingebornen von allen Klaſſen wieder in hellen Haufen zu uns. Viele kamen abſichtlich, um ihre Wohnung bei uns zu nehmen und an Bord zu ſchlafen; ſie wurden aber in dieſer Erwartung betrogen, weil wir eine Kanone losbrannten und ſie dadurch mit Sonnenuntergang aus dem Schiffe trieben. Wir ſahen uns genöthigt, ſo lange wir hier blieben, dieſes Experiment täglich zu wiederholen.

Am 15ten begleitete ich den Kapitain ans Land, um ein in Oelfarbe gemaltes Porträt des Kapitains Cook zu ſehen, welches dieſer berühmte Seefahrer ſelbſt dem Oberhaupt von Matawai, Poniau, hinterlaſſen hatte. Auf der Rückſeite des Gemäldes ſtand folgende Inſchrift:

„Lieutenant Bligh, von Sr. Großbritanniſchen Majeſtät Schiff Bounty, ging am
„25ſten Oktober 1788 in Matawai-Bay vor Anker, mußte aber wegen des ſchlechten
„Wetters am 25ſten December nach Oparre ſegeln, wo er bis zum 30ſten März 1789

---

*) Dieſe Klage über die Zudringlichkeit der O-Taheitier rührt von der unbedeutenden Größe des Fahrzeuges her, auf welchem ſich der Verf. befand, und von der Schwäche der Mannſchaft, die es nicht wagen durfte, die ungeſtümen Gäſte abzuweiſen. Daß ſie die Europäiſchen Regeln conventioneller Höflichkeit nicht kannten, darf man ihnen ſchwerlich übel nehmen; und vollends unbillig iſt es, daß der Verf. ihre gutmüthige Sitte, die Fremdlinge zu beſchenken, wenn ſich auch etwas Eigennutz darunter verſteckte, ſo hart beurtheilt. Doch ein jeder verräth ſich ſelbſt durch ſeine Urtheile. F.

1789. Auguſt. „blieb, um welche Zeit er ſegelfertig war. Er hatte, außer vielen anderen Fruchtarten, „ein tauſend und funfzehn Brodfruchtpflanzen an Bord, und wartete auf Gelegenheit, „in See zu gehen. In dieſer Zeit wurde das Gemälde abgeliefert. Das Schiff ſegelte „den 4ten April 1789 ab.“

Ob wir gleich verſchiedentlich hingingen, um dieſes Gemälde zu ſehen, ſo konnten wir doch nie ausfindig machen, wo man es aufbewahrte. Wir wurden jedesmal nach Poniau's Wohnung geführt, und er bat uns, daß wir ſo lange warten möchten, bis es gebracht würde. Er ſchickte dann zwei von ſeinen Leuten ab, die es, in ein Tuch gewickelt, zu bringen pflegten, und wenn wir es geſehen hatten, es auf eben die Art wieder wegtrugen. Auf unſerem Rückwege von Poniau's Wohnung ward uns eine Stelle gezeigt, wo, wie die Einwohner uns ſagten, ein Officier von dem Schiffe Bounty begraben läge. Es war daſelbſt eine Inſchrift zu ſeinem Gedächtniß, auf einem Brett, an einen Pfoſten genagelt, befindlich geweſen; allein O-Tu, der jetzige König, hatte ſie weggenommen und nach ſeiner Reſidenz zu Oparre bringen laſſen. Ich habe ſeitdem in England erfahren, daß der Verſtorbene der Schiffs-Chirurgus auf der Bounty war und Huggan hieß. Es iſt ſehr merkwürdig, daß die O-Taheitier keine nähere Aehnlichkeit des Lautes mit ſeinem Namen treffen konnten, als Trono. Sie bezeugten große Achtung für Herrn Huggans Gedächtniß, und ſprachen in den ſtärkſten Ausdrücken von ſeiner Geſchicklichkeit, beſonders in der Heilkunde. Einige wieſen uns an verſchiedenen Theilen ihres Körpers große Narben, die Wirkung bösartiger Geſchwüre, die er, wie ſie ſagten, geheilt hätte.

Während wir Herrn Huggans Grabſtelle beſahen, kam ein Engliſcher Hühnerhund, den Kapitain Bligh hier gelaſſen und der uns unter der Menge aufgeſpürt hatte, zu uns gelaufen, und bezeigte ſeine Freude uns zu ſehen durch alle möglichen Liebkoſungen. Wir ſahen auf unſerem Spaziergange, daß mehrere Pflanzen und Gartengewächſe aus dem Saamen entſtanden waren, den die verſchiedentlich zum Beſuch auf dieſer Inſel geweſenen Fremden ausgeſäet haben. Einige dieſer Gewächſe waren üppig aufgeſchoſſen, wurden aber von Unkraut erſtickt, und ſchienen von den Einwohnern, weil ſie keinen Werth darauf ſetzten gänzlich vernachläſſigt zu werden. Da Kapitain Bligh erſt ſo ganz kürzlich von dieſer Inſel abgeſegelt und ſo lange darauf geblieben war, ſo hätte man nicht erwarten ſollen, 1789. Auguſt. daß die Eingebornen ſo viele Neugierde zeigen würden, uns zu ſehen, als wenn ihnen noch nie ein Bewohner der Erde, außer ihrer eignen Nation, zu Geſicht gekommen wäre; und doch war dieſes wirklich der Fall. Wir gingen nie ans Land, ohne daß eine Menge Menſchen von beiden Geſchlechtern und von jedem Alter uns folgten, die ſich alle Mühe gaben, uns nahe zu kommen und uns zu berühren. Einige fuhren uns mit der Hand den Rücken und die Seiten hinunter, während andre unſre Kleider bewunderten. Sie waren höchſtbefliſſen, uns alle kleinen Höflichkeiten zu erzeigen, und weteiferten mit einander, wer uns über einen Bach oder Fluß tragen ſollte, der ſich zufällig auf unſeren Spaziergängen fand. Diejenigen, denen wir bei ſolchen oder ähnlichen Gelegenheiten den Vorzug gaben, ſchienen ſich viel auf dieſe Auszeichnung vor ihren übrigen Gefährten zu Gute zu thun.

Die Inſulaner waren nicht abgeneigt uns frühzeitig einen Beweis von ihren Diebstalenten zu geben; an dem heutigen Tage wurden uns verſchiedene Sachen vom Schiffe geſtohlen, und während ich mich am Ufer befand, ward mir ein kleines Wörterbuch der Taheitiſchen Sprache aus der Taſche entwendet. In der Nacht verſetzte ein gewiſſer Brown, einer von unſeren Matroſen, ein verzweifelter Kerl, der ſich ſchon vorher verſchiedener Vergehungen ſchuldig gemacht hatte, einem von ſeinen Kameraden mit einem alten Scheermeſſer einen erſchrecklichen Schnitt queer über das Geſicht, und ward zur Strafe dafür auf der Stelle in Ketten gelegt.

Wir waren bereits mit einem Beſuche von O-Tu's Gemahlin Etea beehrt worden, und am 16ten hatten wir uns eben auf den Weg nach Oparre gemacht, um Sr. Majeſtät aufzuwarten, als wir ihn in einem Doppel-Kanot herannahen ſahen. Nun ruderten wir ſogleich auf ihn zu, und nahmen ihn in unſer Boot. Er ſchien ſehr erfreuet uns zu ſehen, umarmte uns, ſchüttelte uns allen die Hand, und fragte nach unſeren Namen. Wir gingen nun auf das Schiff zurück, und weil O-Tu eine große Menge Leute mitbrachte, befanden wir uns in größerem Gedränge als je. Se. Majeſtät hatte kaum den Fuß an Bord geſetzt, als er alle Theile des Schiffes mit der ſtrengſten Aufmerkſamkeit durchſuchte, und ſeine Verwunderung bezeugte, daß ein ſo kleines Schiff — die, welche er ſonſt geſehen hatte, waren nämlich weit größer geweſen — ohne einen Ausleger, ſo

1789. Auguſt. wie die O-Taheitier ihn an ihren Kanots haben, vor dem Umſchlagen geſichert werden könnte. Als er ſeine Neugierde auf dem Verdecke hinlänglich befriedigt hatte, ſtieg er in die Kajüte hinunter, wo der Kapitain ihm ein ſehr artiges Geſchenk mit einer Menge Sachen machte, die auf dieſer Inſel ungemein hoch geſchätzt werden.

Nachmittags ließ ich O-Tu an Bord, und ging ans Land, um mit unſerem dritten Steuermann einen Spatziergang zu machen. Wir nahmen unſren Weg nach dem Hauſe unſeres Freundes Poniau, und gingen durch ein anmuthiges Wäldchen von Brodtfruchtbäumen, deren ſchönes, dichtes Laub die brennenden Sonnenſtrahlen abhielt und den Weg kühl und angenehm machte. Auf dieſem Spatziergange würden wir ſehr viel Vergnügen genoſſen haben, wenn ſich nicht die Einwohner, wie gewöhnlich, um uns her gedrängt und uns verhindert hätten, die umliegende Gegend zu betrachten; ſie drangen ſo dicht auf uns ein, daß wir kaum aus der Stelle kommen konnten. Wir fanden Poniau zu Hauſe; er empfing uns aufs freundſchaftlichſte, und ſetzte uns Kokosnüſſe, Aepfel und andre Früchte zur Erfriſchung vor. Doch wäre dem armen Manne unſer Beſuch beinahe theuer zu ſtehen gekommen; die Inſulaner drängten ſich in ſolcher Menge um ſein Haus, daß ich glaubte, ſie würden es niederreißen, weshalb er ſie, während unſerer Anweſenheit bei ihm, verſchiedenemale mit Gewalt wegtreiben mußte. Nachdem wir mit Poniau gegeſſen und die Operation des Taurumi überſtanden hatten, welche in einem ſanften Drücken der Glieder beſteht, (denn ſie glaubten, daß wir von dem Spatziergange ſehr angegriffen wären) machten wir uns wieder auf, und wurden nach einem nahen Platze geführt, wo unſer Freund zu unſrer Unterhaltung eine von ihren Heiwas, oder dramatiſchen Vorſtellungen, beſtellt hatte. Wir mußten uns auf einen Platz ſetzen, der mit einem niedrigen Zaun eingefaßt war, und einem langen Schoppen oder Theater gegenüber lag, das einzig zu dieſer Art von Zeitvertreib beſtimmt iſt. Die zahlreichen Zuſchauer nahmen ihre Plätze außerhalb des Zauns. Das Stück beſtand in Tänzen, im Abſingen von Sprüchen oder Verſen, und in Aktion, wobei zuweilen, entweder vorher oder zu gleicher Zeit, die Trommel geſchlagen ward. Die Akteurs, theils Männer, theils Weiber, ſpielten ihre verſchiednen Rollen ſehr gut. Vorzüglich waren die

1789. August.

Trommelſchläger ſehr geſchickt; ſie beobachteten den Takt aufs genaueſte und ſuchten den Ton ihrer Trommeln den Bewegungen der Tänzer anzupaſſen. Ob wir gleich mit dem Gegenſtande der Komödie oder Farce, die wir aufführen ſahen, nicht ganz ins Reine kommen konnten, ſo war es doch unmöglich, die Blicke und Bewegungen einiger Schauſpieler nicht zu verſtehen, die ſich in der That als große Mimiker zeigten und in ihrem Spiele nicht wenig Laune verriethen. Ihr Witz brachte eine bewundrungswürdige Wirkung auf die Zuſchauer hervor, die ihren Beifall durch widerholtes lautes Gelächter bezeigten. Vorzüglich fiel mir ein drollichter Kerl auf, der ſein Haar während der Vorſtellung in allerlei poſſierliche Formen gedrehet hatte. Ich zog eine Bleifeder und ein Stück Papier aus der Taſche, um ihn abzuzeichnen; allein er ſchien meine Abſicht zu errathen, und zog ſich in dem Augenblick zurück, wo ich von ihm weg auf das Papier ſah, ſo daß ich ihn nicht mehr fand, als ich die Augen aufſchlug, um ihn wieder anzuſehen. Dieſer Spaß ward von den Zuſchauern vortreflich gefunden, und ihr Beifall war ſo allgemein, daß er ihn verſchiedentlich auf meine Koſten wiederholte. Ich bemerkte wirklich nicht nur hier, ſondern auch bei einigen andren Gelegenheiten, daß ſie uns zu Gegenſtänden ihres Scherzes machten. Wenn ſie von unſeren Leuten auf dem Schiff irgend eine Handlung ſahen, die ihnen lächerlich oder ungereimt vorkam, ſo ermangelten ſie nie, ſie auf ihrer Bühne mit weſentlichen Verſchönerungen zum Beſten zu geben.

Sobald die Heiwa zu Ende war, gingen wir wieder an Bord, wo wir den König und die Königin mit einem großen Gefolge fanden, das aus verſchiednen Vornehmen, aus des Königs Fütterer — denn ein Taheitiſcher Monarch darf das Eſſen nicht ſelbſt in den Mund ſtecken — aus ſeinen Awa-Kauern, dem Taatatoa oder Menſchentödter von O-Taheiti, der die zu den Menſchenopfern beſtimmten Unglücklichen ſchlachtet, und aus vielen anderen Bedienten beſtand. Se. Majeſtät ſpeiſte mit uns zu Abend, und ſchien ſeine Unterthanen nicht nur an Größe, ſondern auch an Eßluſt zu übertreffen; denn er verzehrte ein ungeheures Mahl, und trank auf König Georgs Geſundheit ganze Becher Weins, ſo voll wir ſie nur füllen konnten. Er äußerte dabei den Wunſch, ſich ein kleines Räuſchchen zu trinken, welches er auf Kapitain Blighs Schiffe öfters gethan und ſtets ſehr ange-

1789. Auguſt. nehm gefunden hätte. Wir bemerkten, daß ſeine Unterthanen ihm wenig Achtung bezeigten und ſich in ſeiner Gegenwart nicht den mindeſten Zwang anzuthun ſchienen; jeder ſchmutzige Kerl ließ ſich ganz frei in Unterhaltung mit ihm ein. Wenn er ſich nicht dadurch auszeichnete, daß er ſich füttern läßt, und daß die Weiber in ſeiner Gegenwart zu Zeiten ihre Schultern entblößen, ſo würde es in der That ſchwer ſeyn, ihn unter den Anderen zu erkennen. *) Nach der Abendmahlzeit verfügten ſich unſre Königlichen Gäſte ans Land um zu ſchlafen, nachdem O-Tu zuvor genaue Erkundigung von dem Mann in Ketten eingezogen und den Kapitain gefragt hatte, ob er ihn mit aus Land nehmen und umbringen ſollte.

Am 17ten bekamen wir einen zweiten Beſuch von O-Tu, der dem Kapitain ein Geſchenk von Schweinen, Früchten u. ſ. w. mitbrachte. Gegen Abend begleiteten wir ihn ans Ufer, um eine Heiwa zu ſehen; wir nahmen unſeren Platz wie zuvor, innerhalb des Zauns, und O-Tu mit ſeinem Gefolge ſetzte ſich hinter uns. Die Vorſtellung war eben angegangen, als ein Mann zu Herrn Cox kam, und ihm durch Zeichen zu verſtehen gab, daß er ein Stück Zeug, welches er um ſich gewickelt hatte, und welches ihm ein paar Minuten vorher von einem der Oberhäupter überreicht worden war, abnehmen ſollte. Der Kapitain glaubte, daß dieſes zum Schauſpiele gehörte, half daher dem Menſchen das Zeug von ſeinem Leibe losmachen, und gab es ihm bereitwillig hin. Allein, wir wurden bald von unſrem Irrthum überführt; der Kerl lief mit ſeiner Beute geſchwind davon, und unſre Nachbarn ſagten uns, daß es ein Dieb wäre. Wir ſprangen von unſren Plätzen auf; alles gerieth in Verwirrung, und die Heiwa ward aufgeſchoben, bis ein Vornehmer, der den Räuber verfolgt und ihm das Zeug abgenommen hatte, es dem Kapitain wiedergab. Ruhe und Friede ſchienen nun zurückkehren zu wollen, als der Dieb ſo unverſchämt war, wieder zu kommen und ſich ganz unbefangen hinzuſetzen, als wäre nichts vorgefallen. Kapitain Cox, der es nicht für rathſam hielt, eine ſolche Beleidigung ungeahndet hingehen zu laſſen, ging auf den Kerl los, packte ihn bei den Haaren,

---

*) Der Umgang mit Europäern iſt alſo, nach dieſem Berichte, dem guten König O-Tu eher ſchädlich als nützlich geweſen, indem er ihm Geſchmack an unſeren hitzigen Getränken beigebracht hat. Uebrigens ſcheint ſich Hr. Mortimer von den Vorurtheilen ſeines engen Wirkungskreiſes nicht weit entfernen zu können, indem ihm die hohe Einfalt des Taheitiſchen Volkes, wo jeder, ſelbſt der geringſte Unterthan, mit dem Könige reden darf, ein ariſtokratiſches Naſenrümpfen ablockt. F.

Haaren, und ſchlug ihn. Er wollte noch ſeinen Säbel ziehen, um den Dieb in Schrecken zu ſetzen, als O-Tu ſich in's Mittel legte, und den Kapitain bat, daß er ablaſſen möchte. Der König ſchien wirklich dieſe Beleidigung gar nicht zu fühlen, ob ſie gleich unter ſeinen Augen geſchah. *) Wir gingen gleich nach dieſem Auftritt wieder an Bord zurück, wohin O-Tu und ſeine Leute uns folgten. Er blieb die Nacht auf dem Schiffe, ob er gleich merken mußte, daß uns ſein Betragen bei dem eben geſchehenen Vorfall ſehr verdroß. 1789. Auguſt.

Nachmittags den 18ten ging O-Tu ans Land, und kam Abends wieder zurück, um am Bord zu ſchlafen. Unſre Leute waren an dieſem Tage ſehr beſchäftigt, das Tauwerk zu befeſtigen und das Schiff ſegelfertig zu machen. Die Inſulaner leiſteten ihnen nicht geringe Hülfe; ſie boten willig die Hand zu den mühſamſten Arbeiten, ob ſie gleich zum Lohn für ihre Gutherzigkeit meiſtens nur Schimpfworte von den Matroſen erhielten. O-Tu, der zufällig eine Scheere an einer langen Kette zu ſehen bekam, die unſer zweiter Steuermann ſeiner Gemahlin geſchenkt hatte, trug großes Verlangen ſie zu beſitzen, und forderte ſie von ihr. Als ſie ſich durchaus weigerte ſie herzugeben, fing er an zu weinen, und gab ſich nicht eher zufrieden, als bis er ein ähnliches Geſchenk erhielt. Er gab uns nachher noch einen Beweis ſeines kindiſchen Weſens, indem er einen Mann zwei oder drei Stunden lang damit beſchäftigte, noch mehr Knöpfe auf den Rücken und an die Seiten eines Rockes zu ſetzen, den Herr Cox ihm geſchenkt hatte. Seine Gemahlin Etea iſt ein artiges, verſtändiges Frauenzimmer, und die einzige ihres Geſchlechtes, welche Erlaubniß hat, in Gegenwart ihres Mannes zu eſſen. Sie weiß Meſſer und Gabel beinahe ſo gut zu brauchen, wie eine Europäerin, und iſt eine große Freundin von Thee. Ihre Majeſtät iſt auch eine vortrefliche Schützin, und traf unſeren Ankerboy auf den erſten Schuß mit einer Kugel, ob er gleich ziemlich weit vom Schiff entfernt war. Sie hatte dem Könige die Flinte weggenommen, weil er ſich fürchtete ſie loszuſchießen.

---

*) Wenn O-Tu hier eine Beleidigung fühlen ſollte, ſo mußte er auch die zweite fühlen, wo ein Fremder in ſeiner Gegenwart einen ſeiner Unterthanen züchtigte. Allein dieſe Begriffe von Beleidigung ſind, einer wie der andere, bloß aus unſeren Verhältniſſen entlehnt und paſſen nicht in die Einfachheit der Taheitiſchen Verfaſſung. F.

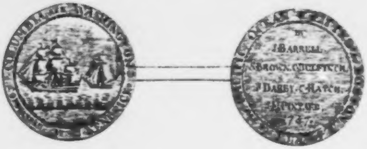
1789. Auguſt. Früh Morgens den 19ten ging O-Tu mit dem Kapitain ans Land, kam aber wie gewöhnlich zurück, um an Bord zu ſchlafen, woran er beſonderes Wohlgefallen fand, ob er gleich auf dem Lande die Nacht weit angenehmer und kühler zugebracht hätte. Wir erhielten an dieſem Tage einen Beſuch von des Königs Mutter, die dem Kapitain ein Schwein, Kokosnüſſe, Brodtfrüchte und andere Sachen zum Geſchenk brachte. Dieſe alte Dame war von Statur eine der größten Frauen, die ich jemals geſehen habe, und ſo fett und unbehülflich, daß es ihr ſchwer ward das Schiff heraufzukommen. Sie war aber kaum oben, als ſie uns ſämmtlich der Reihe nach umarmte und uns beinahe mit ihren Liebkoſungen erſtickte. Wir mußten uns ihre Ausbrüche von Zärtlichkeit gefallen laſſen, ſo oft ſie an Bord kam, welches nicht ſelten geſchah. Uebrigens ſchien ſie eine gute, mütterlich geſinnte alte Frau, von lebhafter, froher Gemüthsart, und wir würden ihre Geſellſchaft recht gern gehabt haben, wenn ſie nicht ſo ſehr viel Platz eingenommen hätte.

Am 20ſten war O-Tu noch immer als Gaſt bei uns. Nachmittags machte ich einen Spatziergang am Lande, und kaufte eine Keule von einem der Eingebornen, welche, wie er mir ſagte, ein gewiſſer Titriano, Kapitain Blighs erſter Officier, von einem Orte, den er Tutate nannte, mitgebracht hätte. Dieſer Titriano war ungefähr zwei Monate nach dem erſten Ausſegeln der Bounty wieder auf derſelben nach O-Taheiti zurückgekehrt, und hatte Kapitain Bligh zu Tutate zurück gelaſſen. Auch ſagte mir der Inſulaner, daß es zwiſchen Kapitain Bligh und den Einwohnern von Tutate zu einem Gefecht gekommen wäre, in welchem ſie einen von ſeinen Leuten mit einer ſolchen Keule, wie die von ihm gekaufte, erſchlagen hätten; dagegen wären verſchiedne von den Einwohnern durch ſeine Kanonen niedergeſtreckt worden. O-Tu und einige andre beſtätigten dieſe Geſchichte; ſie erzählten uns ferner, daß Kapitain Titriano nur funfzehn Tage vor unſrer Ankunft abgeſegelt wäre und verſchiedne Taheitiſche Familien mit ſich nach Tutate genommen hätte. Wo Tutate lag, oder wen ſie unter Titriano *) verſtanden, konnten wir damals nicht errathen; allein ich zweifle

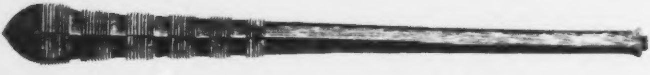
---

*) Der erſte Steuermann an Bord der Bounty hieß Chriſtian, welches die Otaheitier nicht wohl anders als Titriano ausſprechen konnten. Er beging an ſeinem Befehlshaber, Kapitain Bligh, die Grauſamkeit, ihn nebſt einigen Matroſen auf dem Meere in einem offnen Boote ſeinem Schickſal zu überlaſſen. Die Nachricht von der wunderbaren Rettung dieſer ſo hart gemißhandel-

Amerikaniſche Schaumünze


WASHINGTON
BY
J.BARRELL
S.BROWN.C.BULFINCH
J.DARBY.C.HATCH
J.PINTARD
1787

Geſchnizte Keule von den Freundſchaftlichen Inſeln



1789. August.

nicht, daß der Grund dieſer ſeltſamen Geſchichte wahr iſt. Ich kaufte dieſe Keule, und noch einige andre; Poniau aber konnte ich nicht bewegen, ſich von einem ſchönen, fein polirten Speer, den er beſaß, zu trennen. Alle dieſe Waffen hatte man, wie ſie ausſagten, in der Bounty von Tutate mitgebracht; ſie ſind von denen, die man auf O-Taheiti und den angränzenden Inſeln verfertigt, verſchieden, haben aber Aehnlichkeit mit den Waffen auf den Freundſchafts-Inſeln.

Am 22ſten packte O-Tu die von uns erhaltnen Geſchenke in einen großen Kaſten zuſammen, den der Kapitain ihm zu dieſem Zweck gegeben hatte. Wir hofften nunmehr von ihm befreiet zu werden, da er uns ſagte, daß er Nachmittags nach Oparre gehen und von dort den andren Morgen eine Reiſe rund um die Inſel machen würde. Er nahm auch wirklich nach Tiſche von uns Abſchied, und ging in Geſellſchaft des Herrn Cox in unſerem Boote nach Oparre; allein zu unſrem großen Leidweſen kam er Abends wieder, und hatte bloß ſeine Gemahlin und ſein Gefolge zurückgelaſſen. Den folgenden Tag ging er in aller Frühe ans Land; in der Zwiſchenzeit kam ſeine Gemahlin ganz unerwartet von Oparre, und war äußerſt neugierig zu wiſſen, was in ihrer Abweſenheit vorgefallen wäre; vorzüglich erkundigte ſie ſich, ob ihr Mann an Bord geſchlafen habe, ob er allein geweſen ſey, und wer ſonſt noch in der Kajüte ſchlafe? Als ſie hörte, daß O-Tu an Bord käme, verſteckte ſie ſich, und bat, wir möchten ihm nichts von ihrer Zurückkunft ſagen, weil ſie ihn überraſchen wollte. Wir beobachteten demnach die ſtrengſte Verſchwiegenheit, und ſobald er in die Kajüte hinunter geſtiegen war, und ſich geſetzt hatte, ſprang die Dame aus ihrem Hinterhalte hervor, und lief lachend auf ihn zu. Se. Majeſtät aber machten ein ſehr ernſthaftes Geſicht, und ſchienen an dem Scherz auf keine Weiſe Gefallen zu finden. Abends empfahl er ſich endlich, und begab ſich in ſeinem Doppel-Kanot nach Oparre, wohin er denſelben Brown mitnahm, der bei uns, weil er ſeinen Schiffskameraden verwundet hatte, in Verhaft geweſen war. Brown wünſchte zu O-Taheiti zu bleiben, und wir freueten uns, einen unruhigen Menſchen auf ſolche Art los zu werden. O-Tu ſchien ſich ſehr zu

---

ten Menſchen, ſteht in den neuen Beiträgen zur Völker- und Länderkunde Th. V und VII. und in dem Magazin neuer Reiſebeſchreibungen, B. V., wo man zugleich den Lauf des Kapitains Bligh in einer Karte verzeichnet findet. F.

1789. Auguſt. freuen, daß wir ihn da ließen; auch verſprach er, ihn zu beſchützen und ſich ſeiner anzunehmen. Brown entfernte ſich von dem Schiffe, ohne den mindeſten Kummer über die Trennung von ſeinen Landsleuten blicken zu laſſen, oder nur von irgend einem unter uns Abſchied zu nehmen, und ſetzte ſich mit aller möglichen Faſſung in das Kanot, indem er die O-Taheitier bat, ihm ſeine Hangematte und ſeine anderen Sachen herein zu reichen. O-Tu ſagte dem Kapitain, er hätte Befehl gegeben, uns nach ſeiner Abreiſe fünf Schweine zu überliefern, und bat ihn, dem König Georg zu ſagen, daß er ihm ein großes Schiff mit vielen Kanonen und Menſchen, welches bei ihm bleiben ſollte, nebſt einer Menge Scharlach und blaues Tuch nach Matawai-Bay ſchicken möchte.

Am 24ſten erhielt der Kapitain einen Brief von Brown, worin dieſer ihm ſagte, daß er mit ſeiner Lage, und mit der Behandlung der O-Taheiter ſehr zufrieden wäre. Er bat um eine Bibel, um einige Zimmermans-Geräthſchaft und um einige andre Kleinigkeiten. Der Kapitain ſchickte ihm alles, was er verlangte, mit einem Briefe, worin er ihm wegen ſeines künftigen Verhaltens und wegen ſeines Betragens gegen ſeine neuen Freunde guten Rath gab. Unter den Sachen, die Brown zu erhalten wünſchte und woran ihm am meiſten zu liegen ſchien, war auch ein guter Vorrath von großen Nägeln, von denen er äußerte, ſie würden ihm vorzüglich brauchbar ſeyn, weil er ein ſtarkes Boot zu bauen dächte. Es wird ihm ohne Zweifel gelingen; denn er war ein geſchickter Menſch, der ſich mit allem zu behelfen wußte. Er wird ſich den O-Taheitiern nothwendig zu machen wiſſen, und ſie werden ihn ſehr gern haben, vorzüglich wenn er ſich keinen Branntwein mehr verſchaffen kann; denn dieſem Getränke war er ſehr ergeben, und es brachte eine der Tollheit ähnliche Wirkung bei ihm hervor. — Ich begab mich dieſen Morgen mit dem Kapitain auf eine Jagdparthie ans Land, und ſprach bei Poniau vor, der uns geſagt hatte, daß er uns nach einem Orte führen wollte, wo wir eine Menge wilder Enten finden würden. Wir gingen auch wirklich mit ihm, und nachdem wir ungefähr drei Engliſche Meilen gemacht hatten, kamen wir an einen großen Sumpf, wo die Jagd angehen ſollte. Verſchiedne von den Einwohnern liefen ins Schilf, um die Enten herauszuſchrecken; allein wir ſahen nur drei oder vier, die überdies in ſo großer Entfernung von uns aufflogen, daß wir, ohne einen Schuß zu thun, zurückkehren mußten. Indeß entſchädigten wir uns für dieſe vereitelte Hoffnung durch den ſchönſten Spatziergang in einer Gegend des Landes, die wir noch nicht geſehen hatten. An dieſem Tage kamen verſchiedne Vornehme an Bord, und brachten dem Kapitain Geſchenke, verzehrten aber weit mehr, als dieſe betrugen. Es war etwas ſehr Gewöhnliches, daß ſie uns ein gebratnes Schwein brachten, ein Gegengeſchenk dafür annahmen, und dann zum Mittagseſſen blieben, und den Braten nebſt dem Beſten, was wir für uns zugekocht hatten, aufaßen; wenn ja etwas übrig blieb, ſo nahmen ſie es in ihren Körben mit, ſo daß wir bei ihren ſo genannten Geſchenken gewöhnlich ſehr verloren. 1789. Auguſt.

Vom 24ſten bis zum 27ſten ereignete ſich nichts Merkwürdiges. An dieſem Tage aber ſtiegen wir, der Kapitain, unſer erſter und zweiter Steuermann, ich, Poniau und ſeine zwei Brüder, in das kleine, wohl bewaffnete und ausgerüſtete Boot, um eine Reiſe nach der Inſel Eimeo oder Morea zu machen, die etwa ſieben Seemeilen von O-Taheiti entfernt liegt. Unſre Hauptabſicht dabei war, das Rindvieh zu ſehen, welches Kapitain Cook nach O-Taheiti gebracht, und welches man auf O-Tu's Veranſtaltung nach Eimeo geführt hatte.

Unſre Taheitiſchen Freunde hätten uns gern beredet, von dieſer Reiſe abzuſtehen; ſie ſagten uns, daß die Einwohner von Eimeo uns gewiß umbringen würden, wenn wir nicht ſehr auf unſerer Hut wären. Als ſie aber ſahen, daß wir, troß allen ihren Gründen, zur Reiſe entſchloſſen waren, ſchien es ihnen ſehr zu Herzen zu gehen; beſonders zeichnete ſich O-Tu's Bruder, Orepia, aus. Nachdem wir das Schiff verlaſſen hatten, folgte er uns in ſeinem Kanot nach, begab ſich in unſer Boot, umarmte uns, gab jedem die Hand, und nahm förmlichen Abſchied von uns. Auch des Königs Mutter ſchluchzte und weinte laut. Wir achteten aber um ſo weniger auf die Vorſtellungen der O-Taheitier, da wir deutlich ſahen, daß ſie uns aus eigennützigen Abſichten von dieſer Reiſe abzuhalten wünſchten und auf ihre Nachbarn zu Eimeo eiferſüchtig waren. — Da wir kaum ein Lüftchen hatten, ſo ſahen wir uns genöthigt, den größten Theil des Weges zu rudern, ſo daß wir erſt ſpät des Nachmittags auf der Inſel anlangten. Doch vergaßen wir bei der Unterhaltung unſerer O-Taheitiſchen Freunde einigermaaßen das Langweilige der Fahrt, und lachten herzlich auf Koſten des jüngſten Bruders von unſrem Poniau, der ſich ſeiner kriegeri-

1789. Auguſt. ſchen-Thaten rühmte und uns zwei große Narben auf ſeiner Stirn und in der Seite zeigte, von denen er verſicherte, daß Wunden, die er in der Schlacht bekommen, ſie zurückgelaſſen hätten. Poniau aber hielt ihn mitten im Lauf ſeiner Rede an, und ſagte uns, die Wunde an der Stirn rühre von dem Fall einer Kokosnuß, und die in der Seite von einem Mädchen her, das ihn gekratzt habe. Ich weiß nicht, ob Poniau dies aus Scherz ſagte, oder nicht; allein ſein Bruder nahm das Lachen übel, und ſprach beinahe kein Wort mehr, bis wir zu Eimeo anlangten. Ehe wir ans Land ſtiegen, rief uns ein alter Mann an, als wir eine kleine Inſel paſſirten, die nur durch einen engen Kanal von Eimeo getrennt iſt, und gab uns ein kleines Schwein zum Geſchenk; auch überreichte er uns einen grünen Zweig zum Zeichen der Freundſchaft, und bat uns, ihn als Sinnbild des Friedens, und um den Einwohnern von Eimeo zu zeigen, daß wir auf einen freundſchaftlichen Fuß mit ihnen zu leben wünſchten, an der Spitze unſeres Bootsmaſtes zu befeſtigen.

Wir ſtiegen an der Weſtſeite der Inſel, und in dem Diſtrikte wo der König reſidirte, bei einem ſtarken Gedränge der Einwohner ans Land. Als wir baten, daß man uns zu dem Könige führen möchte, erhielten wir die Antwort, daß wir bleiben müßten, wo wir wären, bis man ihm unſre Ankunft gemeldet hätte, und daß er ſogleich bei uns ſeyn würde. Unterdeſſen zeigte man uns einen Stier und zwei Kühe von den fünfen, die man zu beſitzen vorgab, und ſagte uns dabei, daß zwei oder drei davon auf der Inſel wären aufgezogen worden. Die, welche wir ſahen, waren ſchöne Thiere und in gutem Stande, dabei aber ſehr verwildert. Man trieb ſie aus einem Gebüſche hervor, damit wir ſie ſehen konnten. Die Inſulaner bekümmern ſich wenig um dieſe Thiere, und ſetzen keinen Werth auf ſie. In der That müſſen ſie ihnen auch mehr zur Laſt als zum Vortheil gereichen, weil ſie weder das Fleiſch eſſen, noch ſonſt einen Gebrauch von ihnen machen; und da ſie keine Verzäunungen haben, ſo erfordert es gewiß nicht geringe Aufmerkſamkeit, zu verhindern, daß ſie nicht die jungen Papiermaulbeer- und Brodtfruchtbäume zertreten oder zerfreſſen.

Unſre Tahitiſchen Freunde ſchienen in großer Furcht zu ſeyn, und wünſchten wieder ins Boot zu gehen. In der That hätten ſie uns gern beredet, das Land gar nicht zu betreten. Sie betrugen ſich auf eine ſo lächerliche Art, daß wir von ihrer Gegenwart nicht nur den erwarteten Vortheil nicht hatten, ſondern auch viele Zeit und Mühe anwenden mußten, um ihre Furcht zu vertreiben. Doch beluſtigte uns die Vorſicht, deren ſie ſich zu ihrer Sicherheit bedienten; ſie ſagten nämlich den Eingebornen: wenn ſie uns nicht höflich aufnähmen und als Freunde behandelten, ſo würden wir unſer Schiff kommen laſſen und ſie und ihre Kanots mit unſerem Geſchütz in den Grund ſchießen. Es verſteht ſich, daß ſie zu gleicher Zeit Sorge trugen, die Größe des Schiffes herauszuſtreichen und unſre Anzahl an Menſchen und Kanonen wenigſtens zu verdoppeln. 1789. Auguſt.

Nach Verlauf einer Viertelſtunde erſchien der König mit ſeiner Gemahlin und ſeinem Sohne. Se. Majeſtät heißt Tiratapunoi (T'Erih-Tapunui). Er iſt ein langer, ſtämmiger, wohlgebildeter Mann, der wenig ſpricht und von furchtſamer Gemüthsart zu ſeyn ſcheint. Seine Gemahlin war ſehr angenehm und gefällig, und beſaß viele natürliche Höflichkeit. Sie nahm uns mit der äußerſten Freundſchaft und Gutmüthigkeit auf, und bezeigte große Freude, uns zu Eimeo zu ſehen. Beide brachten eine Menge einheimiſches Zeug zum Geſchenk mit, und wir mußten uns die gewöhnliche Ceremonie gefallen laſſen, daß es uns um den Leib gewickelt ward. Nachdem die erſten Begrüßungen vorüber waren, begleiteten Ihre Majeſtäten uns an Bord unſeres Bootes, wo Herr Cox ihnen einige Hobeln, Knöpfe, Spiegel und andere Kleinigkeiten ſchenkte, über die ſie ſich ſehr zu freuen ſchienen. Ich glaube, die Herren und Damen würden die ganze Nacht bei uns geblieben ſeyn, wenn wir ihnen nicht geſagt hätten, daß der Kapitain auf dem Lande zu ſchlafen Willens wäre. Sie verließen hierauf das Boot, und als Herr Cox den Wunſch äußerte, nach einem Hauſe gebracht zu werden, wo er ſchlafen könnte, zeigten ſie auf den Strand. Er ſagte ihnen, daß er ſich vor einem ſolchen Schlafgemache bedankte, und wollte etwas unwillig wieder nach dem Boote zurückgehen, als eine ſehr angenehme vernünftige Frau, die ſich die Tayo oder Freundin von Sir Joſeph Banks nannte und eine Verwandtin des Königs war, ihm einen Theil ihres Hauſes anbot, welches ungefähr ſiebzig Schritte von uns nahe am Ufer lag. Herr Cox nahm ihr Anerbieten an. Ich meines Theils glaube übrigens, daß die Einwohner von Eimeo uns mehr eine Höflichkeit zu erzeigen, als uns einen

1789. August. Schimpf anzuthun glaubten, da ſie uns den Strand als einen guten Schlafort anwieſen. In O-Taheiti iſt es ſehr gewöhnlich, daß man bei ſchönem Wetter ſeine Matten dahin trägt und die ganze Nacht daſelbſt zubringt; und vermuthlich herrſcht dieſe Gewohnheit auch in Eimeo. Herr Cox ward eingeladen, in dem Hauſe ſeiner neuen Freundin eine Mahlzeit zu genießen; weil er aber etwas ermüdet war, ſo lehnte er es ab, wickelte ſich in ſeinen Schiffsmantel, und legte ſich auf eine der großen Matten, die auf der Erde ausgebreitet lagen. Ich hatte ihn in ſein Nachtquartier begleitet; da ich aber keinen Beruf fühlte, mein Abendeſſen aufzuopfern, die einzige erträgliche Mahlzeit, die uns bei dem heißen Klima und bei dem Fliegenſchwarme, womit wir den ganzen Tag über geplagt waren, übrig blieb: ſo verfügte ich mich wieder an Bord, und half ein gebratnes Schwein verzehren, das die Einwohner für uns bereitet hatten. Nach der Mahlzeit ging ich zum Kapitain zurück, und nahm an ſeiner Matte Theil; die übrigen von der Geſellſchaft, die O-Taheitier ausgenommen, blieben im Boote. Das Haus, worin wir ſchliefen, war ganz voll Menſchen, Männer und Weiber, die ſich insgeſammt auf Matten an die Erde legten, da nur die Frau vom Hauſe eine erhöhete Schlafſtelle hatte. Ehe ich einſchlafen konnte, bemerkte ich verſchiedne Männer mit Lichtern in der Hand, die uns betrachteten und einander zufliſterten, als befürchteten ſie, uns zu ſtören. Ich war neugierig zu wiſſen, was dieſe Leue im Schilde führten, und ſtellte mich alſo, als ob ich ſchliefe. Sie ſchlichen ganz leiſe dicht zu uns heran, betrachteten uns eine Weile, und gingen dann fort, worauf ich nichts mehr von ihnen ſah. Andre ſchnatterten und gingen die ganze Nacht im Hauſe ab und zu; allein wir wurden nicht weiter beunruhigt. Bald nach Tagesanbruch ſtanden wir auf, und gingen zum Boote, wo kurz nachher Tiratapunoi, ſeine Gemahlin und unſre Wirthin zu uns kamen. Wir hatten keine Zeit zu verlieren, weil wir noch heute wieder auf dem Schiffe ſeyn wollten, und nahmen alſo Abſchied von Ihren Majeſtäten, die ungern das Boot verließen und dem Kapitain das Verſprechen abdrangen, in fünf Tagen mit dem Schiffe zurück zu kommen. Um ihn zu dieſem zweiten Beſuche noch mehr anzulocken, erboten ſie ſich, ihm bei ſeiner Ankunft alle die großen Schweine — ſo nennen ſie die Kühe und Ochſen — auszuliefern.

1789. Auguſt.

Da wir faſt gänzliche Windſtille hatten, ſo ſahen wir uns genöthigt, die Ruder zu führen. Wir ſteuerten längs dem Ufer hin, bis wir an die Tatu-Bay kamen, wo Kapitain Cook im Jahr 1777 vor Anker ging. Hier ließen wir uns den Ort zeigen, wo er ihre Kanots zerbrach, weil ſie ſich weigerten, die geſtohlenen Ziegen wieder herauszugeben. Eine große Menge Kanots voll Menſchen folgte uns in dieſe Bay, die zu einem Hafen vortreflich gelegen iſt und zugleich die anmuthigſte Anſicht gewährt. Unſre O-Taheitier ließen ſich mit dieſen Leuten in ein Geſpräch ein, und ſagten uns, ſie hätten gehört, daß die Einwohner von Tatu und aus der Nachbarſchaft mit dem Volke eines andren Diſtriktes Krieg führten, und eben jetzt in einem Gefechte begriffen wären. Wir maßen dem, was ſie erzählten, keinen großen Glauben bei; denn wir hatten zuvor Poniau geſagt, daß wir in dieſer Bay zu landen und einige Erfriſchungen zu nehmen dächten. Deshalb vermutheten wir denn, daß er und ſein Bruder dieſe Geſchichte erfunden hätten, um uns von unſerem Vorſatz abwendig zu machen, da ſie alle andere Mittel uns das Landen auszureden ohne Erfolg verſucht hatten. Als wir dem Strande näher kamen, bemerkten wir einen großen Zuſammenfluß von Einwohnern, die ſich verſammelt hatten, um uns entgegen zu gehen. Einige waren mit langen Lanzen und Keulen bewaffnet, andre trugen Schleudern und große Steine in der Hand. Nachdem wir unſer Boot vor Anker gebracht und unſeren Leuten Befehl gegeben hatten, keinen der Einwohner herein zu laſſen, damit wir im Fall eines Angriffs eine ſichere Zuflucht hätten, ſprangen wir mitten unter die Menge ans Ufer. Sobald ſie hörten, daß wir Freunde von Tiratapunoi wären und in keiner feindlichen Abſicht kämen, warfen ſie ihre Steine weg, und ſchloſſen einen Kreis rings um uns, während wir uns niederſetzten und unter einem Baume, deſſen große Zweige und dichtes Laub uns vor den brennenden Sonnenſtrahlen ſchützten, unſer Mittagsmahl verzehrten. Vielleicht kam Tiratapunoi's furchtſames Weſen daher, daß er in Streit mit ſeinen Nachbarn lebte und wahrſcheinlich glaubte, wir kämen ihnen zu Hülfe; denn ob gleich Herr Cox alles Mögliche that, um ihm Vertrauen einzuflößen, und ſich mit der äußerſten Gefälligkeit gegen ihn betrug, ſo konnte jener doch ſeine Furchtſamkeit und ſein anſcheinendes Mißtrauen nicht ablegen, ſondern fragte Herrn Cox beſtändig, ob er böſe auf ihn ſey? Während unſrer Mahlzeit beſtätigten die Umſtehen-

1789. Auguſt. den die Geſchichte von der Schlacht, und zeigten uns die Ueberreſte eines Hauſes, welches die feindliche Parthei vor kurzem verbrannt hatte. Sie ſagten uns auch, daß ihre Feinde nicht weit entfernt wären, und daß ſie ſelbſt jetzt in Begriff ſtänden, ihnen entgegen zu gehen und mit ihnen zu fechten. Unſre Neugierde ward durch dieſe Nachricht rege gemacht und wir äußerten den Wunſch, ſie zu begleiten und Zuſchauer bei dem Treffen zu ſeyn. Sie geſtanden uns dieſes ſogleich zu, und ſchienen ſich ungemein darüber zu freuen. Wir, der Kapitain, unſer erſter und zweiter Steuermann, ich, Poniau und ſeine zwei Brüder, mit einer Menge Einwohner vor uns her, machten uns demnach auf, und gingen einen Weg, der nach der Vertiefung der Bay führte. Als wir dem Orte nahe kamen, wo unſre Freunde ihre Gegner anzutreffen erwarteten, gaben ſie ſich beſondre Mühe, uns und unſre Flinten zu verſtecken, und hielten große Stücken Tuch vor uns ausgebreitet; denn ſie glaubten, daß wir eine thätige Rolle bei dem Streite ſpielen würden, und wünſchten, daß wir unerwartet über ihre Feinde herfallen möchten. Wir waren noch nicht lange auf dieſe Art gegangen, als einige Feinde auf der anderen Seite eines kleinen Baches an der Vertiefung der Bay erſchienen. Zwei oder drei von den Unſrigen ſprangen ſogleich ins Waſſer, und ſchlugen ſehr ſtark mit den Keulen hinein. Sie ſchwangen dieſe auch gegen ihre Feinde, und ſuchten ſie anzureizen, daß ſie zu ihnen herüber kommen ſollten. Wahrſcheinlich würden die Feinde es auch gethan haben; denn obgleich die Unſrigen an der Zahl weit überlegen waren, ſo ſchienen doch jene kühner und beherzter zu ſeyn, und rückten friſch heran. Aber nun ward das Tuch vor uns weggenommen, und bei dieſem Anblick zogen ſie ſich ein wenig zurück. Unſre Parthei machte ſich ihre Ueberraſchung zu Nutze, ſetzte über das Waſſer und ging mit Steinen auf ſie los, die ſie mit großer Gewalt aus ihren Schleudern warfen. Die Feinde erwiderten die Begrüßung, indem ſie ſich zugleich zurückzogen. Auf dieſe Art fochten ſie im Fliehen, bis wir beide Partheien zwiſchen den Bäumen aus dem Geſichte verloren. Wir gingen nunmehr ebenfalls über den Fluß, weil wir ſie wieder zu Geſicht zu bekommen hofften; aber kaum waren wir einige Schritte gegangen, als unſre Freunde zurückkehrten, nachdem ſie den Feind gezwungen hatten, ſeine Zuflucht zwiſchen den benachbarten Bergen zu ſuchen. Sie waren ſehr erfreuet über ihren Sieg, und dankbar gegen uns, daß wir durch unſre Gegenwart dazu beige-

1789. August.

tragen hatten. Ob ich gleich nicht erfuhr, daß einer von ihnen bei dieſem Scharmützel beſchädigt worden war, ſo glaube ich doch, daß es bei einigen ihrer Gefechte ſehr ſcharf zugehen mag; denn es gab wenige unter ihnen, die nicht an verſchiednen Theilen ihres Körpers große Narben von Wunden hatten, die ihnen in verſchiednen Schlachten beigebracht waren. Die hieſigen Einwohner ſcheinen in der That ein kriegeriſches, muthiges Volk zu ſeyn, das in dieſem Betracht von ſeinen trägen Nachbarn in O-Taheiti ſehr verſchieden iſt. Auf dem Rückwege zeigten ſie uns, wie ſie ſich im Handgefecht der Speere und Keulen bedienen, die ſie beide ſehr geſchickt und behende zu führen wiſſen.

Wir wollten uns ſo eben wieder einſchiffen, als die Erſcheinung eines ſehr ſonderbaren Weſens uns aufhielt, nämlich eines Mannes, der, wie man uns ſagte, der Eatua oder Gott von Eimeo war, und einen jungen Piſangſtamm in der Hand trug. Die Menge trennte ſich, als ſie ihn kommen ſah, und machte ihm Platz. Er ging bis auf einige Schritte zu uns heran, legte den Piſangſtamm nieder, und lief dann mit großer Geſchwindigkeit rück- und vorwärts, wobei er mit lauter Stimme und mit den ausſchweifendſten Geberden etwas wiederholte, indem er zu Zeiten auf die Wolken und dann wieder auf uns zeigte, und uns beide abwechſelnd anzureden ſchien. Er ſprach aber ſo wild und unzuſammenhangend, daß es unmöglich war ihn zu verſtehen. Man bedeutete dem Kapitain, daß er den Piſangſtamm aufheben und ihn dieſem Menſchen überreichen ſollte; nachdem dieſes geſchehen war und die abentheuerliche Figur noch einige Poſſen geſpielt hatte, vergönnte man uns abzureiſen. Als wir längs dem Ufer hinruderten, ſchoſſen wir auf Bitte der Einwohner einige Flinten los, und ſie ſchienen ſich eben ſo ſehr darüber zu freuen als zu erſtaunen. Nachdem wir ungefähr eine Meile zurück gelegt hatten, landeten wir noch einmal, um von einem Bruder Poniau's, der zu Eimeo wohnte, ein Geſchenk in Empfang zu nehmen, welches aus einem lebendigen Schweine und einem gebratnen Ferken beſtand. Während wir auf das letztere warteten, das bei unſrer Ankunft noch nicht völlig zubereitet war, verſammelte ſich eine große Menge Einwohner um uns her, und erbot ſich, uns verſchiedne Artikel gegen Nägel und Glaskorallen zu vertauſchen. Es befremdete mich nicht wenig, den Mann unter ihnen zu ſehen, der kurz zuvor die Rolle des Got-

1789. Auguſt. tes von Eimeo geſpielt hatte, und der uns jetzt mit vollkommner Ruhe und Faſſung ein kleines Schwein zum Verkauf anbot *).

Wir richteten nunmehr unſren Lauf nach Matawai-Bay, und nahmen einen Mann von Eimeo mit uns, der nach O-Taheiti wollte. In einiger Entfernung folgten uns verſchiedne, zum Theil nur mit Weibern angefüllte Kanots, obgleich die Wellen ſehr hoch gingen und es nicht wenig Arbeit koſten mußte, wieder zurückzugehen. Wir bemerkten mehrere Einwohner von Eimeo, die eine hellere Geſichtsfarbe hatten, als die O-Taheitier. Beſonders zeichnete ſich ein Frauenzimmer durch ihre Haut aus; ſie hatte einen leichten Schimmer von Röthe auf ihren Wangen und Lippen, welches bei den Einwohnern dieſer Inſel eine ſeltne Erſcheinung iſt. Die Männer boten uns ihre Weiber an, und ſchienen die Annahme ihres Anerbietens für einen nothwendigen Beweis unſrer Freundſchaft zu halten. Die Damen ihrer Seits ſchienen nicht im mindeſten abgeneigt, den Befehl ihrer Männer und Verwandten zu erfüllen; ſelbſt Ihro Majeſtät nicht ausgenommen. Nach allem, was wir zu O-Taheiti gehört hatten, befremdete uns dieſes nicht mehr; man ſagte uns daſelbſt, daß ſogar O-Tu's Gemahlin kein Bedenken trüge, einigen der Vornehmſten ihre Gunſt zu ſchenken, wofür ſich O-Tu zu Zeiten bei der Frau ſeines Bruders Orepia tröſtete, die es auch ſo wenig ableugnete, daß ſie ſich vielmehr eine große Ehre daraus zu machen ſchien.

Ungefähr um zwei Uhr Morgens erreichten wir die Matawai-Bay, nachdem wir des ſchwachen Windes halben einen großen Theil des Weges hatten rudern müſſen. Als wir von Eimeo abfuhren, war die See ſehr ſtürmiſch. Poniau's jüngſter Bruder ſetzte ſich in die vordere Spitze des Bootes, und ſo oft er eine große Welle herankommen ſah, rief er ihr laut zu, machte eine Bewegung mit den Händen, als wollte er ſie abhalten, und flehete den Wind an, friſcher zu wehen und uns ſchnell nach Matawai zu bringen. Während unſerer Abweſenheit hatte einer von den Einwohnern ein Betttuch geſtohlen; er ward aber entdeckt und verfolgt. Man ſchoß verſchiednemale auf ihn, und er entkam nur durch Untertauchen. Gleich nachher fing ihn Orepia, des Königs Bruder, am Ufer, faßte ihn mit einer Hand

---

*) Wahrſcheinlich war dieſer Menſch ein Wahnſinniger. Von dergleichen Leuten glaubt ja ſo manche Nation, daß ſie etwas Göttliches an ſich haben. F.

1789. Auguſt.

beim Haar, und hielt in der andern einen großen Stein, als wollte er ihn erſchlagen. Auf dieſe Art brachte er ihn an Bord, lieferte ihn dem dritten Steuermann aus, der in unſrer Abweſenheit den Oberbefehl im Schiffe führte, und bat ihn, den Menſchen ſogleich zu hängen, welches die gewöhnliche Strafe für Verbrecher ſolcher Art ſey. Zugleich ſetzte er hinzu, daß er ſelbſt verſchiedne gehängt hätte. Dieſem Geſuche konnte man indeß nicht willfahren, ſondern der Dieb mußte bis zur Zurückkunft des Herrn Cox am Bord in Verhaft bleiben. Man legte ihn nunmehr in Feſſeln; allein die folgende Nacht fand er Mittel, ſich in Freiheit zu ſetzen.

Orepia und ſeine Gemahlin hatten ſeit des Königs Abreiſe alle Nächte am Bord geſchlafen, und noch außerdem beläſtigte uns Widouah, ein jüngerer Bruder des Königs, ein unverſchämter ausſchweifender junger Menſch, oft mit ſeiner Geſellſchaft. Beide Brüder waren große Liebhaber von Wein und Brannntwein, und ſagten uns, daß ſie viel Vergnügen an einem Rauſche fänden. Sie tranken auch die Awa *) in großer Menge, und brachten gewöhnlich ihre Bedienten mit an Bord, welche dieſes ekelhafte Getränk für ſie kauen mußten. Der jüngere Bruder ward einmal ſehr aufgebracht, als unſer erſter Steuermann aus Verſehen eine große Wurzel von dieſer koſtbaren Pflanze über Bord warf. Dieſer junge Mann drang, nebſt vielen Andren, ſehr in Kapitain Cox, ihn nach Pritane, wie ſie England nannten, mitzunehmen; allein ich glaube nicht, daß es ihm mit dieſer Bitte rechter Ernſt war. Auch würden ihn ſeine Freunde ſchwerlich haben gehen laſſen; denn er ſtand bei ihnen als Krieger in großer Achtung, weil er in einer Schlacht mit den Einwohnern von Eimeo den vorigen König dieſer Inſel getödtet hatte.

Am 30ſten ward uns unſer Wimpel geſtohlen, und noch mancher andre kühne Diebſtahl an Bord verübt. Am 31ſten beſuchte uns Potatau, Kapitain Cooks Freund, den er als Befehlshaber der Taheitiſchen Flotte beſonders erwähnt; ein ſchöner anſehnlicher alter Mann, der bei ſeinen Landsleuten in großer Achtung zu ſtehen ſcheint. Er brachte dem Kapitain ein großes Schwein, einiges Taheitiſches Zeug und Früchte zum Geſchenk, wofür er ein artiges Gegengeſchenk

---

*) Die Wurzel des Taumelpfeffers (*Piper methyſticum,*) welche gekäuet, und wovon der ausgeſogene mit Speichel vermiſchte Saft getrunken wird. F.

1789. Auguſt. erhielt. Wir verſchafften uns an dem heutigen Tage einen großen See-Vorrath von Früchten und Wurzeln, theils durch Kauf, theils als Geſchenk von unſeren Freunden, denen wir, da das Schiff ſegelfertig war, angezeigt hatten, daß wir in einem oder ein paar Tagen abreiſen würden. Von den fünf Schweinen, die O-Tu uns verſprach, erhielten wir nur zwei; denn, wie die Leute, welche ſie bringen ſollten, uns ſagten, hatten die Erihs oder großen Oberhäupter um die Matawai-Bay die anderen weggenommen. Sie waren nachher ſo unverſchämt, ſie uns zu ſchenken, als kämen ſie von ihnen, und erhielten ein Gegengeſchenk dafür. Ich muß noch erwähnen, daß unter der großen Menge von Einwohnern, die uns während unſeres Aufenthalts in Matawai beſuchten, ſich auch ein Mann befand, der uns erzählte, daß er auf einem Spaniſchen Schiffe von O-Taheiti nach Lima gegangen, daſelbſt einige Zeit geblieben, und dann in eben demſelben Schiffe zurück gekommen wäre. Er konnte einige Spaniſche Wörter ſprechen und bis zehn in dieſer Sprache zählen; auch ſchien er ſehr für die Spanier eingenommen zu ſeyn, und erzählte viel von der güten Aufnahme, die er zu Lima gefunden hätte.

Septemb. Am 1ſten September hoben wir einen von unſeren Ankern auf, mußten aber noch verweilen, weil man uns verſchiedne Sachen geſtohlen hatte. Einiges davon bekamen wir den folgenden Morgen wieder, weil wir des Königs Mutter und einen alten Prieſter, Namens Tutaha, die ganze Nacht an Bord behielten, und ihnen erklärten, daß wir ſie mitnehmen würden, wenn man uns unſre Sachen nicht wiedergäbe. Nachmittags ging ich zum letztenmal mit zwei von unſeren Herren ans Ufer, und ſah eine Heiwa, die über alle Maaßen unanſtändig und unzüchtig war. Bei Gelegenheit dieſer Zeitvertreibe muß ich doch ein drollichtes Abentheuer erzählen, das ſich bei einer von ihren nächtlichen Heiwas zutrug. Durch den Trommelſchall und die große Menge Lichter angelockt, ging ich eines Abends mit zweien von unſren Steuermännern ans Land, um einer dieſer Vorſtellungen beizuwohnen. Wir ſetzten uns zu einigen Bekannten, die wir daſelbſt antrafen, als einer von meinen Gefährten es ſich einfallen ließ, ſterblich verliebt in eine vermeinte Tänzerin zu werden. Er ging zu ihr, ſchenkte ihr einige Glaskorallen und andre Kleinigkeiten, und unterbrach durch ſeine Galanterie beinahe das Stück. Aber

1789. Septemb.

wie groß war ſein Erſtaunen, als er nach geendigter Vorſtellung ſie beredete, mit an Bord unſeres Schiffes zu gehen, und nun in dieſem vermeinten Frauenzimmer, als es ſeines Theaterſchmucks entledigt war, einen artigen jungen Burſchen fand! Die O-Taheitier ergötzten ſich an dieſem Irrthum ſo ſehr, daß ſie uns mit lautem Jubel und wiederholtem Gelächter bis an den Strand folgten; und ich wollte wetten, daß ſie dieſen Vorfall als einen ſchönen Stoff für eine ihrer Komödien benutzt haben.

Morgens den 7ten gingen wir mit einem leichten Winde unter Segel. Im Auslaufen aus der Bay ſtießen wir auf die Spitze der Untiefe Dolphin, erlitten aber zu gutem Glück keinen Schaden. Orepia kam jetzt an Bord, um Abſchied von uns zu nehmen, und brachte uns noch einige von den geſtohlnen Sachen. Er ſtellte ſich ſehr bekümmert wegen der von ſeinen Landsleuten begangenen Diebſtähle, und tadelte ihr Betragen mit den härteſten Ausdrücken, wobei er zugleich ſagte, er würde die Diebe, die uns beſtohlen hätten, gewiß hängen laſſen, ſobald er ihrer nur habhaft werden könnte. Allein ſeines anſcheinenden Gefühls für die Ehre ſeiner Landsleute und ſeiner Redlichkeits-Betheurungen ungeachtet, hatten wir ſtarken Grund, ihn für einen der ärgſten unter ihnen zu halten. Des Königs Mutter weinte bei dem Abſchiede von uns aus allen Kräften, aber auf eine ſo gezwungene Art, daß es beinahe unmöglich war, das Lachen zu laſſen. Doch einige Mädchen, die wie während unſeres hieſigen Aufenthaltes faſt immer an Bord gehabt hatten, und ein Mann, Namens Titteroa, deſſen Bruder mit uns nach einigen benachbarten Inſeln ging, zeigten aufrichtige Betrübniß; beſonders der Mann, der ſich fürchtete, daß ſein Bruder mit uns nach Pritane gehen möchte. — Wir hatten jetzt einen ſchönen friſchen Wind, der ſich in kurzer Zeit ſehr verſtärkte, ſo daß wir bald unſre Freunde weit hinter uns ließen.

Ziegen und Katzen ſind unter den lebendigen Thieren, welche die Europäer dieſen Inſulanern zurückgelaſſen haben, die einzigen, worauf ſie einigen Werth ſetzen. Dieſe eſſen ſie zuweilen; allein von den Schafen und dem Federvieh, welches Kapitain Cook zurückließ, konnten wir nichts zu ſehen und zu hören bekommen. Von den natürlichen Produkten der Inſel fanden wir einen reichen Vorrath; auch erhielten wir eine große Menge Fiſche von dem Rief, worunter einige ſehr ſonderbar ge-

1789. Septemb. ſtaltet und von bunten lebhaften Farben waren. — An den Taheitiſchen Müttern fiel mir eine ſehr ſeltſame Gewohnheit auf, welche ſie bei dem Füttern der Kinder beobachteten. Wenn ſie ihnen ein gewiſſes Maaß Brodtfrucht oder andre Speiſe gegeben hatten, ſchöpften ſie zwei bis drei Handvoll Salzwaſſer, und goſſen es ihnen den Hals hinunter, welches während einer Mahlzeit verſchiedentlich wiederholt ward. So ekelhaft und widrig uns auch ein ſolches Getränk vorkommen würde, ſo ſchienen doch die Kinder es mit großem Behagen niederzuſchlürfen. Vielleicht iſt eben dieſes die Urſache, weshalb die O-Taheitier auch bei reiferen Jahren ihre Speiſen ſo gern in Salzwaſſer tauchen; denn ich habe bemerkt, daß ſie dieſes unſerem trocknen Salze vorziehen. — Das Thermometer ſtand während unſeres Aufenthalts zu O-Taheiti am Bord des Schiffes auf 76° bis 80°. Das Wetter war die erſten Tage nach unſrer Ankunft trübe, mit ſtarken Regenſchauern vermiſcht; in der Folge aber klärte der Himmel ſich auf und blieb beſtändig heiter.

Nachmittags erreichten wir Titteroa, eine Gruppe von acht oder neun kleinen flachen Inſeln; wir konnten aber hundert Schritte weit von dem Riefe, das ſie umgiebt, keinen Ankerplatz oder Grund finden. Sie ſcheinen durch Bezauberung aus der See empor zu ſteigen, und ſtellen eine äußerſt romantiſche, maleriſche Scene voll Einwohner dar. Selbſt die kleinſte von den Inſeln iſt mit Bäumen beſetzt. Sie liegen beinahe in einem Cirkel, und das Meer, welches durch verſchiedne Kanäle in die Mitte läuft, hat das Anſehen einer großen Lagune oder eines umſchloſſenen Sees.

Kapitain Cox ging mit unſerem Freunde aus O-Taheiti ans Land. Das Schiff lavirte bis zu ſeiner Zurückkunft, wo wir das Boot einhoben und unſeren Weg fortſetzten. O-Tu und ſeine Brüder beſitzen Länder auf dieſen Inſeln, die von O-Taheiti abhängig ſind. Die Einwohner beider Inſeln unterhalten vermittelſt ihrer Kanots ein immerwährendes Verkehr mit einander. Der Kapitain, der zu O-Taheiti nichts hiervon gehört hatte, wunderte ſich anfangs ſehr, als er verſchiedne unſrer Taheitiſchen Bekannten am Ufer ſah. Obgleich die Einwohner, von O-Taheiti aus, bereits von uns gehört hatten, war doch unſer Schiff das erſte aus Europa, welches je ihre Inſeln beſuchte, und ſie trugen daher großes Verlangen, mit uns zu handeln. Sie hätten uns gern beredet, bis den

andren

1789. Septemb.

andren Morgen zu bleiben, wo ſie uns eine Menge Schweine zu geben verſprachen. Als wir ihnen bedeuteten, daß wir das nicht könnten, weil kein Ankerplatz für das Schiff vorhanden wäre, fragten ſie, ob wir es nicht über das Rief ziehen wollten, wo es gewiß ſehr ſicher liegen würde; oder, wenn dies nicht anginge, ob wir nicht einen Anker ans Ufer bringen und ihn befeſtigen könnten?

Vormittags den 10ten paſſirten wir den Aequator in 207° Oeſtlicher Länge. Der Wind war friſch, und das Thermometer ſtand auf 78°. Vom 13ten bis zum 17ten hatten wir nach einander leichten, veränderlichen Wind, trübes, dunkles Wetter und ſtarke Regenſchauer.

Den 20ſten um ſechs Uhr Abends ſahen wir die Inſel O-Waihi, die ungefähr zwölf Seemeilen weit von uns lag, und ſich von N. N. Weſt nach Nord-Weſten erſtreckte. Am anderen Morgen in aller Frühe, da wir uns in der Nähe des Landes befanden und längs dem Ufer ſegelten, ſahen wir verſchiedne Dörfer und viele Einwohner. Einer derſelben ſchwang ein Stück weißes Zeug gegen uns hin, um uns einzuladen, daß wir ans Land ſteigen möchten; denn der Wind blies zu ſtark, als daß ſie es wagen konnten, vom Lande ab zu uns zu fahren. Nachmittags fiel Windſtille ein, und nun kamen, obgleich der Wogengang noch ſehr ungeſtüm war, verſchiedne Kanots mit Männern und Weibern vom Lande zu uns. Sie brachten friſchen und geſalznen Fiſch, Säcke mit Salz, Angelſchnüre und kleine Schweine mit, die ſie gegen Nägel vertauſchten. Wir mußten unſren Handel mit ihnen durch Zeichen führen; denn obgleich ihre Sprache mit der Taheitiſchen viele Aehnlichkeit hat, ſo iſt doch ihre Ausſprache ſo rauh, und ſie ſprechen ſo durch die Kehle, daß wir ſie weder verſtehen, noch ihnen das wenige, was wir von der Taheitiſchen Sprache erlernt hatten, verſtändlich machen konnten. Gegen Abend ſtieg ein friſcher Wind auf; dies nöthigte unſre Gäſte, uns zu verlaſſen, einen Mann und zwei Weiber ausgenommen, welche die ganze Nacht am Bord blieben.

Morgens verſuchten wir es, in die Karakakua-Bay einzulaufen, konnten aber unſre Abſicht nicht erreichen, weil uns der Wind fehlte. Es kam eine große Menge Kanots vom Lande zu uns, und wir führten einen raſchen Handel mit den Eingebornen, die uns Schweine, Salz, Tauwerk, Zeug, Speere, Feder-Zierrathen u. ſ. w. gegen große Nägel vertauſchten, welche ſie allem andren, was wir ihnen anboten,

1789. Septemb. vorzogen. Wir vermißten heute Verſchiedenes, was die Einwohner uns aus dem Schiff entwendet hatten, und fanden bald, daß ſie eben ſo geſchickte Diebe waren, wie die O-Taheitier.

Die Windſtille hielt bis zum Abend des 23ſten an, wo wir uns ein leichtes Lüftchen zu Nutze machten, in Karakakua-Bay einliefen, und mit dem kleinen Buganker in neun Faden Tiefe vor Anker gingen. Ehe wir vor Anker kamen, beehrte uns der König von O-Waihi, Maja-Maja (Maiha-Maiha,) mit einem Beſuch, und brachte einen Vornehmen von der Inſel Atuai, Namens Tianna mit, welcher großes Vergnügen und Erſtaunen bezeugte, den Kapitain Cox zu ſehn, der ihn auf ſeiner Faktorei zu Kanton bewirthet hatte. Er war mit einem auf den Pelzhandel ausgegangenen Schiffe dahin gekommen, und der Kapitain hatte ihn auf der Rückkehr von einer anderen Reiſe wieder nach den Sandwichinſeln gebracht. Ich hörte von Herrn Cox, daß die außerordentliche Größe und das majeſtätiſche Anſehn dieſes Mannes, der beinahe ſechs Fuß vier Zoll hoch, und vorzüglich ſtark und wohlgebauet war, ihm bei den Chineſern, die er übrigens herzlich verachtete, den Beinamen des großen Fremden zugezogen hatte. Er pflegte während ſeines Aufenthaltes zu Kanton oftmals in der eigenthümlichen Tracht ſeines Landes zu erſcheinen und zum großen Schrecken der Chineſer einen Speer von den Sandwichinſeln in der Hand zu ſchwingen. Allein dieſes furchtbaren Anſehens ungeachtet hatte Tianna einen ſehr ſanften Charakter, der beinahe ans Kindiſche gränzte. Oftmals ſaß er zu Kanton ganze Stunden und ſpielte mit zwei weißen Kaninchen, die Herr Cox ihm geſchenkt hatte; er lief hinter ihnen her, und machte ihre Bewegungen nach, indem er ſich bückte und niederkauerte.

Der König und Tianna brachten dem Kapitain einen Helm und zwei ſchöne, reich mit ſcharlachfarbenen und gelben Federn durchwirkte Mäntel zum Geſchenk, wofür ſie von ihm ſehr anſehnliche Gegengeſchenke erhielten. Se. Majeſtät ſieht ſo barbariſch aus, wie ich noch keinen König geſehen habe; er iſt ſehr wild und ausſchweifend, in ſeinen Handlungen wie in ſeinem Betragen. Am Leibe war er, wie viele ſeiner Unterthanen, voll kleiner Geſchwüre, welche vermuthlich vom Awa-Trinken, und dem häufigen Genuſſe des Salzes und geſalzener Fiſche entſtehen. Er wollte nicht zu Tiſche bleiben, und ſagte uns, daß ſowohl Schweinefleiſch als

1789. Septemb.

Piſangfrüchte ihnen jetzt Tabu oder verboten wären. Allein ob er gleich an unſeren Mahlzeiten keinen Antheil nahm, ſo hätte er doch gern ſeine Wohnung bei uns aufgeſchlagen und mit ſeiner Gemahlin bei uns an Bord geſchlafen. Wirklich ſchien er über unſre abſchlägige Antwort mißvergnügt zu ſeyn. Am 24ſten ging ich in einem von Tianna's Kanots ans Ufer, und beſah des Königs Wohnung, die ſehr nett und bequem iſt. Er hat zwei Drehbaſſen und eben ſo viele zweipfündige Kanonen auf einer von Steinen erbauten Platteforme vor ſeinem Hauſe aufgepflanzt. Die Kanonen haben eigne Lavetten, und die Drehbaſſen ſind in hölzerne Blöcke eingelaſſen. Die Zündlöcher waren mit Stücken Zeug verwahrt, und die Ladeſtöcke und anderes Zubehör lagen ordentlich daneben, ſo daß die Batterie ein völlig kriegeriſches Anſehen hatte. Der König erhielt dieſe Kanonen von dem Kapitain des eben erwähnten Schiffes, der hier vor Anker ging, als er von einer Reiſe an die Nordweſt-Küſte von Amerika nach China zurückkehrte.

Nachmittags ging ein Kommando der Unſrigen nach dem Dorfe Kauraua, wo Kapitain Cook getödtet ward, und ließ ſich die Stelle zeigen, wo dieſer unglückliche, große Mann fiel. Ein Baum, den eine während des Gefechtes von einem der Schiffe abgefeuerte Kanonenkugel durchbohrte, ſteht noch nahe bei dem Ort, und dient zum Denkmahl dieſer unglücklichen Begebenheit. Maja-Maja (Maiha-Maiha) blieb faſt den ganzen Tag am Bord, und quälte uns unaufhörlich um Kanonen und Schießpulver, beſonders um letzteres, welches er ſich durch allerlei Künſte oder liſtige Anſchläge zu verſchaffen ſuchte. — Wir ſahen verſchiedne auffallende Beweiſe von der Gewalt, welche die Vornehmen auf dieſer Inſel über die niedrige Klaſſe des Volkes behaupten. Als wir zuerſt zu Kauraua ans Land ſtiegen, drängte ſich das Volk ſchaarenweiſe herbei, und machte einen ſolchen Lärm, daß wir einander kaum reden hören konnten. Einer der Vornehmen, die bei uns waren, bemerkte es und winkte nur mit der Hand; ſogleich war alles ſtill. Nachher, als wir den Morai oder Begräbnißplatz, wo Kapitain King bei Cooks Tode mit ſeinen Leuten ſtand, beſehen wollten, und die Eingebornen uns folgten und uns beim Eingange drängten, zog unſer Führer mit einem Stabe, den er in der Hand hielt, eine Linie über den Sand; und nun durfte niemand, ausgenommen wir, ſie überſchreiten oder den Morai betreten. Das große Anſehen die-

1789. Septemb. ſer Vornehmen und ihr Aufenthalt in Städten oder Dörfern, worin ſie von den O-Taheitiern ſo verſchieden ſind, bringt einen auffallenden Abſtand zwiſchen den Sitten und Gebräuchen beider Nationen hervor. Auch ihre Kanots unterſcheiden ſich auffallend; die auf den Sandwichinſeln übertreffen die Taheitiſchen in jeder Rückſicht. Die Einwohner ſind aber weder ſo wohlgebildet, noch ſo gut gekleidet, wie die O-Taheitier. Sie brachten uns verſchiedne Schaumünzen, theils als Geſchenk, theils zum Verkauf. Zwei Schiffe der vereinigten Nord-Amerikaniſchen Staaten, die Columbia und der Waſhington, die zum Pelzhandel an der Nordweſt-Küſte von Amerika ausgerüſtet waren, hatten dergleichen an den verſchiedenen, von ihnen beſuchten Orten zurückgelaſſen. Sie ſcheinen es gethan zu haben, um das Andenken an die erſte von ihnen unternommene Reiſe dieſer Art zu verewigen und in dem Gedächtniſſe der Einwohner zu befeſtigen. Dies iſt, wie mich dünkt, ein guter Einfall, der von allen künftigen Seefahrern auf ihren Entdeckungsreiſen nachgeahmt zu werden verdient.

Die Schaumünzen ſind von Zinn, beinahe von der Größe eines Kronenthalers, und ſauber gearbeitet. Auf einer Seite ſieht man die Schiffe Columbia und Waſhington abgebildet, und um den Rand folgende Inſchrift: Columbia und Waſhington unter J. Kendrick." Auf der anderen ſteht die Fortſetzung in folgenden Worten: „Zu Boſton, in Nord-Amerika nach dem Stillen Meere ausgerüſtet;" und in der Mitte: J. Barrel, S. Brown, C. Bulfinch, J. Darby, C. Hatch, J. M. Pintard, 1787." *)

Am 25sten früh Morgens gingen wir unter Segel, und es folgte uns eine erſtaunliche Menge Kanots. Bald nachdem wir aus der Bay heraus waren, kam der König an Bord. Er blieb, weil wir wenig Wind hatten, bis Nachmittag bei uns; als aber dann ein friſcher Wind aufſtieg, nahm er nebſt Tianna Abſchied, und verließ uns ſammt den übrigen Einwohnern, die von Karakakua-Bay gekommen waren. Dagegen ruderten aber, ſo wie wir längs dem Ufer hin ſegelten, andre zu uns.

Maja Maja (Maiha-Maiha) erzählte uns, daß er Terriobu, den vorigen König, umgebracht hätte. Wahrſcheinlich wollte er ſich dadurch bei uns in Gunſt ſetzen, denn unter dieſes Königs Regierung ward Kapitain Cook ge-

---

*) M. ſ. die Kupfertafel oben bei S. 194.

tödtet; allein einer von unſeren letzten Gäſten, der ein Mann von einigem Anſehen zu ſeyn ſchien, ſagte, Terriobu wäre eines natürlichen Todes geſtorben; Maja Maja hätte dann deſſen Sohn, einen Jüngling, umgebracht, und wäre als nächſter Erbe ihm in der Regierung gefolgt. Maja - Maja (Maiha-Maiha) ſcheint von ſeinen Unterthanen, von denen er den unbedingteſten Gehorſam fordert und die er zuweilen mit Strenge behandelt, mehr gefürchtet, als geliebt zu werden. Vielleicht rührt die große Neigung der Eingebornen zum Auswandern zum Theil davon her; einige drangen in der That ſehr in den Kapitain, ſie mitzunehmen, und ließen ſich gar nicht abweiſen, ſo daß man ſie mit Gewalt aus dem Schiffe treiben mußte. Das Thermometer ſtand während unſeres Aufenthaltes zu O-Waihi auf 80°. 1789. Septemb.

Am 26ſten kamen wir innerhalb fünf bis ſechs Meilen von Mauwi vorbei, und handelten mit den Einwohnern, die uns in ihren Kanots einige kleine Schweine nebſt außerordentlich ſchönen Yamswurzeln brachten. Mauwi ſcheint eine angenehme Inſel zu ſeyn; wir bemerkten, daß in verſchiednen Gegenden kleine Bäche von den Bergen herunterſtrömten, welches in dieſem heißen Klima eine erfriſchende Erſcheinung iſt. Um ſechs Uhr Abends hatten wir einen ſchönen Wind von N. N. W., und ſteuerten nach O. N. Oſt.

In der Nacht vom 27ſten paſſirten wir den Wendekreis des Krebſes in 204° Oeſtlicher Länge. Morgens war die Luft ſo ſchön und ruhig, daß wir das Pulver auf unſer Verdeck brachten und es lüfteten. Unſre Leute waren ſehr geſchäftig, einige der größten Schweine zu ſchlachten und einzuſalzen. Wir gebrauchten dazu Salz von O-Waihi, welches ſehr weiß und von vorzüglicher Güte iſt. — Morgens den 30ſten hatten wir beinahe Windſtille, und fingen ein Paar große Haifiſche, wovon der eine dreimal anbiß, ehe er ſich fangen ließ.

Den 6ten Oktober Abends ſetzte ſich ein kleiner Vogel mit Schwimmfüßen, der, wie ich glaube, zu dem Meerſchwalbengeſchlechte gehörte, auf das Tauwerk, und ward auf dieſem ſeinem Ruheplatze gefangen. Oktober.

Um zehn Uhr Abends den 8ten ſtarb Thomas Smith, der Schiffskoch. Da wir keinen Chirurgus an Bord hatten, ſo konnten wir die Beſchaffenheit ſeiner Krankheit, die einen ſo unglücklichen Ausgang nahm, nicht mit Gewißheit beſtimmen; doch vermutheten wir, daß ſie eine Entzündung in den Eingeweiden und aus

1789. Oktober. einer heftigen, gallartigen Kolik entſtanden war: eine Krankheit, woran unſer erſter und dritter Steuermann, ich und verſchiedne Matroſen zu gleicher Zeit litten.

Wir hatten jetzt ſehr unbeſtändiges Wetter. Veränderliche Winde wechſelten mit öfteren Windſtillen ab, und wir kamen nicht von der Stelle. Auch ſpürten wir eine merkliche Veränderung am Wetter, und fanden es am 14ten, wo das Thermometer auf 56° ſtand, ſo kalt, daß wir Feuer in der Kajüte anmachten.

Um acht Uhr Morgens ſahen wir in N. bei W. Land, welches wir für die Inſel Amluk, eine von den Fuchs-Inſeln, hielten. Um Mittag lag uns dieſe Inſel N. W. halb Weſt; eine Gruppe kleiner Inſeln lag W. halb N., und eine andre Inſel N. N. Oſt. Die Breite war um Mittag, nach Beobachtung, 51° 30′ Nördlich. Den andren Tag, da der Wind aus O. N. O. kam und folglich gegen uns war, weil wir nach der Inſel Unalaſchka gehen wollten, ſteuerten wir nach der Inſel, die wir den Tag zuvor geſehen hatten, und ſahen ſie Nachmittags aufs neue. Um ſechs Uhr Abends kamen wir der Inſel ganz nahe, und lieſen längs ihrem nördlichen Ufer hin, in Hoffnung einen Hafen zu finden, wo wir liegen bleiben könnten, bis der Wind ſich änderte, ſo daß wir unſre Reiſe fortzuſetzen im Stande wären; allein wir wurden in unſerer Erwartung betrogen, und da wir eine große Inſel nach S. W. ſahen, ſo ſteuerten wir gemach darauf zu. Um 9 Uhr Abends warfen wir das Senkblei aus, und fanden ſechzig Faden Tiefe auf ſchwarzem grobem Sande. Am folgenden Morgen mit Ta[illegible]bruch waren wir ganz nahe an der Nordſeite der großen Inſel, konnten [illegible] nichts, was einem Haſen ähnlich ſah, erblicken. Da der Wind uns jetzt günſtig war, ſo gaben wir unſer Suchen auf, und nahmen unſren Weg wieder nach O. N. Oſt.

Am 25ſten, um acht Uhr Morgens, ſahen wir vier große Inſeln, in einer nordöſtlichen und ſüdöſtlichen Richtung, und Mittags hatten wir vier andre im Geſicht. Das Wetter war ſtürmiſch mit Regenſchauern. Vormittags den 26ſten um neun Uhr ſahen wir den Thurm-Felſen, und bald darauf die Inſel Unalaſchka. Um 11 Uhr Vormittags lag die Nordſpitze von Unalaſchka nach O. N. Oſt, und die Inſel Amoghta S. bei Weſt. Um Mittag befanden wir uns in 53° 48′ Nördlicher Breite. Wir hatten an dieſem Morgen einen ſcharfen Schneeſchauer gehabt. Nachmittags wendete ſich der Wind rund um nach Norden und nach N. N. Weſten. Dies hielt uns ab, vor der Nordſpitze von Unalaſchka vorbei zu ſegeln; wir lavirten die Nacht über, und bemüheten uns gegen den Wind zu arbeiten. Am folgenden Morgen erhielten wir beſſeren Wind; nun arbeiteten wir uns zwiſchen Unalaſchka und einigen kleinen Inſeln nach Norden durch, und gingen um fünf Uhr Nachmittags in einer Bucht in der öſtlichen Bay von Unalaſchka, Udagaki genannt, mit dem kleinen Buganker in neuntehalb Faden Tiefe vor Anker. 1789. Oktober.

Ehe dies noch geſchehen war, kamen fünf Ruſſen in einem großen mit Fellen bedeckten Boote, welches die Eingebornen führten, zu uns an Bord. Sie waren außerordentlich höflich, boten uns ihre Pelzmützen an, und halfen uns das Schiff in die Bucht lenken. Unglücklicherweiſe konnte keiner von uns das Ruſſiſche ſprechen oder verſtehen; und ſie eben ſo wenig das Engliſche oder Franzöſiſche, ſo daß wir uns mit Zeichen und Geberden aushelfen mußten. Wir erfuhren auf dieſe Art, daß ſie zu einem Schiffe gehörten, welches vor der Inſel Unimak läge und unter Kapitain Stephan Corelli (Goreloi?) ſtände; und daß ſie nebſt anderen von ihren Gefährten in kleinen Partheien auf dieſer und den benachbarten Inſeln vertheilt wären, um Felle zu ſammeln. Sie waren bereits ſeit dem Jahr 1785 von Ochotsk abgefahren und mußten in einer ſo langen Zeit zwiſchen dieſen öden Inſeln viel Ungemach erlitten haben, da ſie meiſtens nur von Fiſchen und Beeren lebten; aber deſſen ungeachtet ſchienen ſie geſund und fröhlich zu ſeyn. Dieſe guten Leute brachten eine große Menge vortrefliche Heilbutten und getrockneten Lachs zum Geſchenk für den Kapitain an Bord, und erhielten dagegen von ihm Wein und Branntwein, worüber ſie ſich ſehr zu freuen ſchienen; zum Unglück aber hatten wir weder Rauch- noch Schnupftaback, welcher ihnen und den Einwohnern noch angenehmer geweſen ſeyn würde, beſonders den letzteren, die ihn nicht nur auf die gewöhnliche Art ſchnupfen, ſondern auch eſſen.

Unſere neuen Freunde blieben die ganze Nacht bei uns an Bord, und Morgens kamen noch drei von ihrer Parthei nebſt einem Kamtſchadalen zu ihnen. Wir, Kapitain Cox, unſer dritter Steuermann und ich, gingen dieſen Morgen mit unſeren Flinten ans Land, und ſahen daſelbſt eine Menge wilder Vögel und einige ſehr große Adler mit weißen Köpfen, die aber ſo ſcheu waren, daß wir ihnen kaum zum Schuß nahe genug kommen konnten. Das Land gewähret eine

1789. Oktober. der traurigſten Ausſichten, die ich jemals geſehen habe; beinahe die ganze Fläche iſt mit Schnee bedeckt, und man ſieht auch nicht einen Baum, ja nicht einmal ein hohes Geſträuch. — Als wir uns mit dem Hinanklettern der Hügel ſehr ermüdet hatten, und nichts weiter ſahen, was unſre Aufmerkſamkeit reizen konnte, gingen wir an Bord zurück. Hier ſanden wir unſre Ruſſen, die unterdeſſen am Ufer geweſen waren und uns ein zweites Geſchenk von Fiſchen, nebſt einem Körbchen voll Beeren mitbrachten. Sie blieben bis Abends an Bord; dann aber verließen ſie uns, um wieder in ihre Wohnungen am Lande zu gehen. Die Eingebornen gingen mit ihnen. Dieſe kamen während unſeres ganzen Aufenthaltes niemals vom Lande zu uns, außer in Geſellſchaft der Ruſſen, oder wenn ſie von ihnen eine Beſtellung brachten. Wir ſchloſſen daraus, daß die Ruſſen eiferſüchtig auf uns wären und ihnen alles Verkehr mit uns verboten hätten. Die Ruſſen beherrſchen dieſes arme Volk wirklich ganz und gar, und halten es in der niedrigſten Abhängigkeit: ſie zwingen die Männer, Fuchsfallen zu legen und darnach zu ſehen, für ſie zu jagen und zu fiſchen; die Weiber aber, ihnen Stiefeln zu machen. Außerdem nehmen ſie ihnen ihre beſten Felle ab, ſo daß ein Fremder, ſo lange ſie auf den Fuchs-Inſeln bleiben, ſich daſelbſt vergebens nach Pelzwerk umſehen würde. Um ſich die Eingebornen gewogen zu erhalten und ſie zur Abeit anzutreiben, theilen ſie zu Zeiten einige kupferne und zinnerne Ringe, Glasperlen u. d. gl. unter ſie aus. Wir ſahen, daß ſie einen Mann, der den größten Theil einer kalten rauhen Nacht hindurch für ſie gefiſcht hatte, mit einer Priſe Schnupftaback belohnten, womit er auch vollkommen zufrieden zu ſeyn ſchien.

Am 29ſten gegen Mittag kam eine Anzahl Weiber aus Unalaſchka an das Schiff; allein die Ruſſen, die eben bei uns waren, wollten nicht leiden, daß ſie an Bord gingen, und ſchickten ſie wieder nach dem Lande zurück. Einige von unſeren Leuten wünſchten, dieſe Damen näher zu ſehen; wir folgten ihnen daher in unſerem Boot, und fanden ſie nahe am Strande ſitzen, wo ſie das Schiff betrachteten. Die Ruſſen ſahen uns kaum auf ſie zuſchiffen, ſo ruderten ſie uns nach. Sobald ſie ans Land ſtiegen, trieben ſie die Weiber fort, ſchlugen ſie und behandelten ſie mit vieler Härte, wobei ſie nach den Bergen zeigten, und ihnen andeuteten, daß ſie ſich nach Hauſe verfügen ſollten. Aber deſſen ungeachtet wollten ſie

nicht

nicht alle aus einander gehen, und ſobald die Ruſſen fort waren, kamen einige vom Lande ab auf das Schiff, und blieben die ganze Nacht an Bord. Die Weiber liebten den Rauch- und Schnupftaback eben ſo ſehr wie die Männer, und waren äußerſt dankbar, als unſre Matroſen ihnen einen abgenutzten Biſſen Taback aus ihrem Munde gaben, den ſie nun von Mund zu Mund gehen ließen und mit dem höchſten Wohlbehagen kaueten. Sie tragen an den Lippen und am Naſenknorpel, die zu dieſem Ende durchlöchert ſind, Zierrathen von Knochen und Glasperlen, und gleichen darin, ſo wie in vielen andren Stücken, aufs genaueſte den nach Herrn Webers ſchönen Zeichnungen geſtochenen Kupfern in Kapitain Cooks letzter Reiſe. 1789. October.

Die Damen verließen uns früh Morgens, und gingen zu ihren Gefährten, welche die ganze Nacht am Strande geblieben waren und, der Kälte ungeachtet, zwiſchen Schilf und Blättern bloß auf einer Matte gelegen hatten. Ehe ich von den Einwohnern auf Unalaſchka Abſchied nehme, muß ich, um ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ſagen, daß ſie von dem Laſter, alles in den Weg Kommende zu ſtehlen, welches bei den Einwohnern der kurz vorher von uns beſuchten Inſeln eingeriſſen iſt, ganz frei zu ſeyn ſcheinen.

Heute den $30^{\text{ſten}}$ ereignete ſich ein merkwürdiger Umſtand, welcher den Einfluß der Gewohnheit auf die Thiere und deren Anhänglichkeit an den Ort, wo ſie Futter und Pflege bekommen, erweiſet. Wir hatten einige Schweine und eine Ziege nach einer kleinen, etwa zwei hundert Schritte weit von uns gelegenen Inſel gebracht, daß ſie dort graſen ſollten. Aber ſie waren noch nicht lange da geweſen, als wir zu unſerer großen Verwunderung eins von dieſen Thieren, einen Engliſchen Eber, vom Lande ab nach dem Schiffe zuſchwimmen ſahen, welches er auch wirklich erreichte. Wir konnten ihn, da unſre beiden Boote gerade eine Fahrt machten, nicht herein nehmen; und das arme Thier, das nicht im Stande war in ſein altes Behältniß zu kommen, ſchwamm nun nach dem gegenüber liegenden, über eine Viertelmeile entfernten Ufer, von wo man es den folgenden Tag abholte. — Abends blies ein friſcher Wind von Süden, und da ſich aller Anſchein zu einer ſtürmiſchen Nacht zeigte, ſo ließen wir unſeren beſten Buganker fallen; Morgens aber, als es ruhiger war, hoben wir ihn wieder ein, und machten das Schiff mit dem Stromanker feſt. Wir erhielten dieſen Nachmittag, ſo wie alle Tage während unſeres Aufenthaltes bei

1779. October. der Inſel, ein Geſchenk von Fiſchen und Beeren. Die erſteren waren Heilbutten, Lachs und Lachsforellen. Die Butten fanden wir vortreflich; der Lachs aber iſt von der Art, die eine umgebogene Naſe hat, und weit ſchlechter als der gewöhnliche.

November Am 2ten November machte der Kapitain eine kleine Reiſe ans Land, und beſah eine von den Ruſſiſchen Wohnungen. Sie glich beinahe den Hütten der Eingebornen, die wie ein kleiner Hügel oder Schutthaufen ausſehen und mit Gras überwachſen ſind. Nur haben die Ruſſen, anſtatt wie die Eingebornen mit Hülfe einer eingekerbten Stange hinein zu ſteigen, eine Thüre und ein paar Fenſter angebracht, die ſie aus der Schwimmblaſe oder aus den Eingeweiden eines großen Fiſches verfertigen. Auch ſieht es in ihren Wohnungen weit reinlicher aus; denn die Hütten der Eingebornen von Unalaſchka ſind unleidlich ſchmutzig. Der Eigenthümer des Hauſes, der ſich eben beſchäftigte Fuchsfallen zu machen, nahm den Kapitain ungemein höflich auf, und ſetzte ihm das Beſte vor, was ſeine armſelige Hütte vermochte: Beeren und eine Art von Pudding aus Wurzeln. Die Ruſſen leben unter den Eingebornen vertheilt, zwei bis drei in einem Dorfe, wahrſcheinlich um ſie in größerer Unterwürfigkeit zu halten und darauf zu ſehen, daß ſie ſich immer beſchäftigen.

Am 4ten machte ſich der Kapitain in dem kleinen Boot auf, um den Hafen Samganuhda zu beſichtigen, und Abends kehrte er wieder zurück. Er kam auf ſeinem Wege dahin vor der Wohnung einiger von unſeren Ruſſiſchen Freunden vorbei, die verſchiedentlich Flinten abſchoſſen, um ihn einzuladen, daß er ans Land kommen möchte, welches aber ſeine Zeit nicht erlaubte.

Herr Cox hatte den Wunſch geäußert, ein Unalaſchkiſches Kanot zu beſitzen, und erhielt am 5ten von den Ruſſen eins zum Geſchenk. Er hatte ſich vorher an die Eingebornen gewandt und ihnen viel dafür geboten; aber es war vergeblich geweſen, weil alles von ihren Ruſſiſchen Herren abzuhangen ſcheint. Wir erfuhren heute, daß ein Eber und eine Sau, die wir in der Hoffnung, daß ſie ſich auf der Inſel fortpflanzen ſollten, ans Land geſchickt hatten, in den Fuchsfallen gefangen und umgekommen waren.

Der Kapitain wußte durch die Ruſſen, daß es einen ſüdöſtlichen Ausgang in die See gäbe, der durch eine kleine Inſel, Namens Sedagha, die wir für einen Theil von Unalaſchka gehalten hatten, gebildet würde. Dem zu folge ging er am 6ten

in dem kleinen Boote aus, um dieſen Ausgang zu unterſuchen. Wir hatten uns wegen der auf einander folgenden Windſtillen und widrigen Winde länger als wir erwarteten, hier aufgehalten; Morgens den 8ten aber, da ein günſtiger Wind von W. N. W. aufſtieg, lichteten wir den Anker, und gingen durch unſren neu entdeckten ſüdöſtlichen Weg in die See. Als wir abſegelten, befand ſich keiner von unſeren Ruſſiſchen Freunden an Bord, und ſie werden ſich nicht wenig über unſre plötzliche Abfahrt gewundert haben, da wir täglich Beſuch von ihnen zu erhalten pflegten, und da ſie uns einen Vorrath gedörrter Fiſche auf die Reiſe mitzugeben verſprochen hatten. 1789. November

Während unſeres Aufenthaltes zu Unalaſchka war das Wetter größtentheils ſchön und ruhig und, ob wir es gleich Morgens und Abends kalt fanden, doch am Tage mild und angenehm. Auch der Schnee, der zuerſt bei unſrer Ankunft beinahe die ganze Juſel bedeckte, war jetzt faſt ganz geſchmolzen, außer auf den Spitzen der Berge. Das Thermometer ſtand mehrentheils zwiſchen 42° und 50°, ob es gleich an einem Tage auf 58° ſtieg. Die Bay oder der Hafen Udagaki, in welchem wir vor Anker gingen, liegt in 53° 45′ Nördlicher Breite, und in 166° 24′ Oeſtlicher Länge, und läuft gegen zwanzig Meilen landeinwärts.

Am 10ten gegen Abend erhob ſich der Wind ſehr friſch von Süd-Oſten. Bald ſtieg ſein Ungeſtüm beinahe bis zum Sturm, welcher faſt in gleicher Stärke bis zum 14ten fortdauerte und mit ſtarkem Regen und ſehr aufgeregter See begleitet war, ſo daß die Wellen oft ins Schiff ſchlugen.

Morgens den 20ſten kam einer von den heftigſten Windſtößen, die wir auf unſrer Reiſe gehabt hatten. Bald nachher verwandelte ſich der Sturm in einen völligen Orkan; und da ſich zugleich die See ſehr hoch in Wogen thürmte, ſo mußten wir bis um neun Uhr Abends beilegen. Um dieſe Zeit ward es ruhiger, ſo daß wir wieder unter Segel gehen konnten; allein die Wellen waren noch immer erſchrecklich hoch, und ſchlugen zu Zeiten über uns zuſammen. Sie nahmen einen großen Theil des Schnitzwerkes am Schiffsſchnabel weg, und ſpülten das Boot von den Stangen auf dem Verdeck, wo es befeſtigt war, in die Vertiefung deſſelben hinunter. Abends den 28ſten paſſirten wir noch einmal den Wendekreis des Krebſes in 169° O. Länge. Am folgenden Mittag ſtand das Thermometer auf 79°.

1789. December Am 12ten December um ſieben Uhr Morgens ſahen wir die Inſel Saypan, und um halb zehn Uhr die Inſeln Tinian und Aguigan. Um halb drei Uhr Nachmittags ließen wir an der ſüdweſtlichen Seite der Inſel Tinian den kleinen Buganker in zehn Faden Tiefe auf Felſengrund fallen, nachdem wir vorher die Vorſicht gehabt hatten, unſer Kabeltau zu umwickeln, um es gegen das Scheuern zu verwahren. Ein erquickendes Lüftchen führte uns vom Lande die herrlichſten Wohlgerüche zu; und bald erfreuete uns der Anblick der ſchönen weißen Rinder, die zwiſchen den Bäumen hüpften und graſeten, wodurch die Inſel ein noch reizenderes Anſehen gewann. Die Boote wurden nunmehr ausgeſetzt, und der Kapitain ging mit einem Kommando von unſren Leuten ans Land. Wir hofften, daſelbſt Fleiſch zu erhalten; allein unſre Erwartung täuſchte uns. Das Vieh zog ſich, ſobald es uns ſah, in die Wälder zurück, und es würde vergebens geweſen ſeyn, es zu verfolgen, da das Dickicht beinahe undurchdringlich war. So kehrten wir denn wieder an Bord zurück, nachdem wir das Boot mit Holz beladen und eine Menge vortreflicher Limonien eingeſammelt hatten.

Den folgenden Morgen gingen wir wieder ans Ufer, und landeten weiter nordwärts, als am vorigen Tage. Wir fanden hier verſchiedne Hütten, welche die Spanier erbauet hatten, die jährlich von ihrer Niederlaſſung zu Guam hieher kommen, um Fleiſch für die Beſatzung auf dieſer Inſel zu holen. Kurz vor unſerer Ankunft müſſen Spanier oder andre Leute auf Tinian geweſen ſeyn; wir fanden nämlich in einem Stalle ein wildes Schwein, das erſt kürzlich geſtorben war, und auch einen ſchönen Hund, den wir fingen und mit uns an Bord nahmen. Ein gebahnter Weg, dem wir folgten, führte uns etwa vierzig Schritte weit von den Hütten nach dem Brunnen, deſſen Lord Anſon und Kommodore Byron erwähnen. Das Waſſer iſt zwar nicht das beſte, aber doch keinesweges ſo ſchlecht, wie der Kommodore es macht; wir fanden es weder ſalzig noch voller Würmer, wie es nach ſeiner Beſchreibung ſeyn ſoll. Ich kann nicht umhin hier zu bemerken, daß dieſer Seefahrer ſich in eben dem Maaße bemühet, die Inſel herunterzuſetzen, wie Lord Anſon in ſeinen Lobſprüchen auf ſie zu verſchwenderiſch geweſen iſt. In welcher Verfaſſung die Inſel Tinian auch zu des Lords Zeiten geweſen ſeyn mag, ſo werden ſich

1789. December

doch diejenigen, welche künftig dahin kommen, vergebens nach den entzückenden Grasplätzen umſehen, die der Verfaſſer der Reiſe mit ſo glühenden Farben ſchildert.

Unſre Leute waren den ganzen Tag über beſchäftigt, Brenn- und andres Holz zu fällen, und ich machte mich in Geſellſchaft unſres dritten Steuermanns und eines Matroſen aus den Hütten, wo ſie ſich befanden, auf, um Wild zu jagen. Anfangs folgten wir der Spur eines Pfades; wir verloren ſie aber bald, und ſahen uns genöthigt, uns einen Weg durch das Gebüſch zu bahnen, welches wir in der Hoffnung thaten, daß wir aus den Bäumen und dem Geſträuche kommeu würden, wenn wir tiefer ins Land gingen. Wir arbeiteten uns eine ziemliche Strecke weit durch, wurden aber durch eine Art von Unkraut, das uns bis an die Bruſt reichte, durch die Hitze und durch eine unleidliche Anzahl Fliegen dermaßen beläſtigt, daß ich meine Gefährten, die noch weiter ins Land zu dringen wünſchten, verließ und ſo ſchnell als möglich zu den Holzhauern nach den Hütten zurückkehrte. Ich kam ſpät Nachmittags an, weil es mich äußerſt ermüdet hatte, mich durch das Gebüſch zu drängen und Bäume zu erklimmen, um zu ſehen, ob ich auf dem rechten Wege ſey. Dies war in der That eine ſehr nöthige Vorſicht; denn einmal hatte ich beinahe zwei Stunden lang mich gänzlich verirrt. Ich traf viele große wilde Schweine, und wäre bei einem Haar über ein Thier geſtrauchelt, welches, da es aufgeſchreckt ward, mit ſolcher Schnelligkeit durch das Gebüſch ſchoß, daß ich es nicht erkennen konnte. Wahrſcheinlich war es eins von den Guanakos, die Lord Anſon beſchreibt, und die auf den benachbarten Juſeln Saypan und Aguigan in großer Menge herumſtreifen ſollen. Auch ſah ich auf meinem Spatziergange einige Vögel, und ſchoß ein Ferken. Unſer dritter Steuermann, der eine halbe Stunde nach mir zurückkam, berichtete, daß er bald nach meiner Entfernung auf eine Heerde Rindvieh geſtoßen ſey und einen ſchönen jungen Stier geſchoſſen habe. Da aber nur ein einziger Mann bei ihm, und der Ort ſehr weit vom Strande entlegen war, ſo mußte er das Thier bei ſeinem Freunde, der die ganze Nacht dabei zu bleiben verſprach, in Verwahrung laſſen; denn ſie fürchteten, ſie würden, wenn ſie beide zuſammen zurückgingen, den Platz nicht wieder finden.

Den andren Morgen wurden einige Leute ans Ufer geſchickt, um ein Stück von dem Thiere zu holen. Sie fanden es bei ihrer Ankunft größtentheils angefreſ-

1789. December ſen und verdorben; doch ſchnitten ſie, wo es am wenigſten beſchädigt war, einige Stücken ab, und brachten ſie an Bord. Wir kochten uns eine gute Suppe davon, und fanden das Fleiſch ſehr zart und ſchön durchwachſen. Es giebt auf der Inſel Tinian wilde Schweine und Federvieh in Menge; und obgleich das letztere ſcheu iſt und ſelten aus dem Dickicht hervor kommt, ſo iſt es doch angenehm, es allenthalben krähen und gackern zu hören, und erregt eine Idee von der Nachbarſchaft eines Dorfes oder großen Meierhofes, die man nicht leicht los wird. Tinian bringt eine Menge Citronen, Guaven, einige Kokosnüſſe, Breiäpfel, ſchlechte Orangen und allerlei ſchöne Bäume hervor, worunter der Braminen-(Feigen) baum, der Brodtfruchtbaum (welcher aber keine Früchte hatte) und die Baumwollenſtaude gehören. Auf unſren verſchiednen Wanderungen fanden wir die Ueberbleibſel einiger merkwürdigen Gebäude, die Lord Anſon beſchreibt und für das Werk der erſten Bewohner der Inſel hält. Dieſe Gebäude haben die ſonderbarſte Bauart, und beſtehen gegenwärtig aus zwei Reihen Säulen, entweder von Stein oder von Kompoſition, und von pyramidaliſcher Form. Auf der Spitze ſtehen Halbkugeln mit aufwärts gekehrtem Durchſchnitte.

Wenn dieſe Gebäude wirklich von Stein ſind, wie ich wohl glaube, ſo iſt es zu bewundern, daß ein rohes unkultivirtes Volk, welches keine der dazu erforderlichen Künſte kannte, und kein ordentliches Handwerkszeug beſaß, ſie hat formen und erbauen können. Wir maßen einen Pfeiler und ſeine Halbkugel oder das Kapitäl, welche folgende Maaße hatten:

	Fuß	Zoll
Senkrechte Höhe der Pyramide	14	—
Breite am Fuß	5	4
Durchſchnitt der Halbkugel	5	10

Nachdem wir einen hinlänglichen Vorrath von Holz an Bord gebracht und unſre ledigen Waſſertonnen gefüllt hatten, gingen wir Abends unter Segel, und ſteuerten nach Weſten. Das Thermometer ſtand, während wir auf der Rhede lagen, mit wenig Veränderung auf 83°; am Lande aber war die Hitze ſtärker.

Den 24ten, Morgens um acht Uhr, ſahen wir die Inſeln Botol oder Tobacoſima (Tobago Xima) und um Mittag die Inſel Formeſa, die nach Weſten lag. Wir ſchifften zwiſchen den beiden Inſeln Botol hin, und erblickten durch unſre Fernröhre auf der größeren verſchiedne Städte oder Dörfer. Als wir einige von den Einwohnern auf uns zu rudern ſahen, legten wir bei, damit ſie uns erreichen könnten. Anfangs wollten ſie ſich kaum innerhalb eines Piſtolenſchuſſes an das Schiff wagen, und warfen uns aus dieſer Entfernung einige gekochte Wur-

1789. December

zeln, Piſangs, Tarro und einen Knochen herüber, der einem Schafsknochen glich, wahrſcheinlich aber von einem Hunde war. Zur Erwiderung dieſer Höflichkeit warfen wir ihnen einige ledige Bouteillen zu, die ſie mit großer Begierde aufnahmen, ſo daß ſie nach einigen, welche im Waſſer verſanken, ſogar untertauchten. Während wir ihnen bei dieſem Bouteillenfange zuſahen, ſchlich ſich einer unter den Spiegel des Schiffes heran, und ſchnitt zwei oder drei Ellen von der Flagge ab, die ins Waſſer hing. Sie wurden nun zutraulicher; zwei oder drei kamen an Bord, und ergriffen alles, was ihnen ins Geſicht fiel. Einem Kerl ſtachen beſonders die Flagge und die Logſchnur ſehr in die Augen, und wirklich zog er ſein Meſſer oder ſeinen Kriß hervor, um die Flaggenſchnur abzuſchneiden, ſo daß wir genöthigt waren, ihn und ſeine Gefährten aus dem Schiffe zu werfen und ſo ſchnell als möglich fortzuſegeln, um unangenehme Folgen zu vermeiden, zumal da wir mehrere von ihnen heran kommen ſahen.

Die Eingebornen von Tobacoſima, die eine Vermiſchung von Chineſern und Malaien zu ſeyn ſcheinen, haben eine blaſſe Kupferfarbe, ſind ſehr mager und von mittler Statur. Sie gehen beinahe nackend, und tragen nur einen ſehr ſchmalen Streifen Tuch um den Leib, und eine Mütze von Stroh oder Weiden auf dem Kopfe. Einige ſchienen zwar eine Art von lederner Jacke, wahrſcheinlich als Rüſtung, zu tragen; alle aber hatten das Malaiiſche Meſſer oder den Dolch (Kriß) mit geflammtem Rande, in einer Scheide an der Bruſt hangen. Ihre ſehr nett gebaueten und bemalten Kähne werden durch Ruder, die den Europäiſchen ähnlich ſind, geführt. Sie können zehn bis zwölf Mann faſſen, und ſind, ſo wie die Chineſiſchen, am Bug mit Augen bemalt.

Abends nach halb zehn Uhr kamen wir innerhalb ſechs Engliſcher Meilen von der ſüdlichen Spitze der Inſel Formoſa vorbei. Die übrige Nacht und den folgenden Tag hindurch blies ein ſcharfer Wind aus Nord-Nord-Oſt, und die Wellen, die zu einer erſtaunlichen Höhe anſchwollen, ſchlugen oft mit großer Gewalt in das Schiff.

Morgens, den 26ſten, legte ſich die Heftigkeit des Windes einigermaßen; die Wellen aber fielen wenig, und liefen kreuzweis und verwirrt durch einander. Wir ſahen an dieſem Tage eine Menge Chineſiſcher Fiſcherboote, und um fünf Uhr Abends den Felſen Pedra Branca, der vier Seemeilen weit nach Weſten lag, und zu gleicher Zeit das feſte Land von Aſien. Um zwei Uhr am folgenden Morgen hatten wir die Lema-Inſeln im Geſicht; weil wir es aber nicht für rathſam hielten, vor Tagesanbruch weiter zu fahren, ſo legten wir bei, und gingen um halb ſechs Uhr wieder unter Segel. Nun ſteuerten wir nach Groß-Lema, gingen um zwei Uhr Nachmittags mit unſerem beſten Buganker in vier und einem halben Faden Tiefe auf

1789. December der Rhede von Makao vor Anker, und begrüßten die Feſtung mit neun Kanonenſchüſſen, welche mit eben ſo vielen erwidert wurden. Wir fanden ein ſehr großes Portugieſiſches Schiff auf der Rhede vor Anker, und konnten verſchiedne andre in dem Typa wahrnehmen. Unſer kleines Boot ward jetzt ausgeſetzt, und wir, ich und der Kapitain, gingen ans Ufer, um uns nach einem Lootſen umzuſehen.

Nachdem wir ans Land geſtiegen waren, machten wir den Civil- und Militair-Befehlshabern unſre Aufwartung, nahmen einen Chineſiſchen Lootſen, um uns nach Wampo führen zu laſſen, und kehrten den folgenden Nachmittag wieder an Bord zurück. Der Kapitain wollte ſogleich abſegeln; allein der Lootſe kam nicht zu der verſprochenen Zeit an Bord, wodurch wir bis Abends den 29ſten aufgehalten wurden.

Makao, ſo wie die andren umliegenden Inſeln, gewährt aus der Ferne den ödeſten, kahlſten Anblick, den man ſich nur denken kann; bei näherer Anſicht aber gewinnt es, und die Stadt und Feſtungswerke nehmen ſich von der See ſehr artig aus. Die Portugieſen haben verſchiedne ſchöne Gärten zwiſchen den Gebäuden in der Stadt angelegt; beſonders aber verdient der Garten eines gewiſſen Herrn Fitzhugh, Suprakargo's der Engliſch-Oſtindiſchen Kompagnie zu Kanton, wegen des guten Geſchmacks, womit er angelegt iſt, bemerkt zu werden. Obgleich der Raum nicht ſehr groß iſt, ſo hat man doch jede Verſchönerung der Kunſt mit der glücklichen, natürlichen Lage ſo zu verbinden gewußt, daß dieſer Ort ein bezaubernder Aufenthalt geworden iſt. In der Mitte des Gartens ſteht ein ſonderbar ausgehöhlter Felſen, in deſſen Höhle der berühmte Dichter Camoëns die Luſiade verfertigt haben ſoll.

Wir erhielten zu Makao ziemlich gutes Rindfleiſch. Schweinefleiſch, Federvieh, Gartengewächſe und Früchte ſind in Menge daſelbſt zu haben; auch liefert die See den Einwohnern allerlei vortrefliche Fiſche. Auf der Rhede von Makao fanden wir es ſehr kalt; das Thermometer war auf 56° gefallen, und die Veränderung der Luft traf uns um ſo empfindlicher, da wir ſo eben aus einem warmen Himmelsſtriche gekommen waren.

1790. Januar. Am 12ten Januar 1790 langten wir zu Kanton, dem Orte unſrer Beſtimmung, an. Wir hatten in zehn Monathen und fünf Tagen unſre Reiſe zurückgelegt, und einen ſo unermeßlichen Waſſerraum durchkreuzt; aber für noch merkwürdiger und glücklicher mußten wir es anſehen, daß unſer Schiffsvolk, ob ſich gleich kein Chirurgus bei uns befand, außerordentlich geſund geblieben war, ſo daß wir aller Abwechſelungen des Himmelsſtriches und des Wetters ungeachtet, nur einen einzigen Mann verloren hatten.

III.

Reiſen

eines
Amerikaniſchen Dolmetſchers und Pelzhändlers,
welche eine
Beſchreibung der Sitten und Gebräuche
der
Nordamerikaniſchen Eingebornen,
und einige
Nachricht von den Poſten
am
St. Lorenz-Fluſſe, dem See Ontario u. ſ. w.
enthalten.

Herausgegeben
von
J. Long.

Vorrede.

Der Leſer wird vermuthlich einige Nachricht von dieſem Werke erwarten. Was den hiſtoriſchen Theil betrift, ſo habe ich geſucht, die Lage der Poſten anzugeben, welche, laut Herrn Oſwalds Traktat, an die Amerikaner abgetreten werden ſollten, und ihre Wichtigkeit für Großbritannien in politiſcher und kaufmänniſcher Hinſicht darzuthun. Ich bin ferner bemühet geweſen, die Indianer der Fünf und Sechs Nationen zu beſchreiben, und den Nutzen, ja ſogar die Nothwendigkeit eines engen Bündniſſes mit ihnen, ſo lange wir etwas in Kanada beſitzen, zu zeigen.

Die Beſchreibung der Seen und Flüſſe jenſeits des Sees Superior, vom See Nipegon bis zum See Arbitibis, habe ich mit möglichſter Genauigkeit, theils aus eigener Erfahrung, theils nach den zuverläſſigſten Indianiſchen Berichten, abzufaſſen geſucht; und wenn man in Erwägung zieht, daß ein Dolmetſcher in Kaufmannsangelegenheiten ſich ſelten geographiſche Kenntniſſe erwerben kann, ſo wird man es mir zu Gute halten, daß meine Nachrichten nicht reichhaltiger ausgefallen ſind.

Mit den Sprachen *) der verſchiedenen Indianiſchen Völkerſchaften habe ich mir viele Mühe gegeben, insbeſondere mit der Sprache der Tſchippewähs (*Chippeways*), welche zu den Hauptmundarten (*mother-tongues*) in Nordamerika gehört und gewöhnlich von den Oberhäuptern, die an den großen Seen, und ſogar weſtwärts vom Miſſiſſippi, auch ſüdwärts bis hinunter an den Ohio, und nordwärts bis nach Hudſonsbay wohnen, in ihren Berathſchlagungen oder Verſammlungen geſprochen wird, wenn gleich innerhalb dieſes Bezirks manche Stämme ſich einer andren Sprache zum alltäglichen Gebrauche bedienen. Mehrere Schriftſteller von entſchiedenem Ruf haben bereits dieſe Bemerkung gemacht und alle Zeugniſſe der Indianiſchen Dolmetſcher beſtätigen ſie.

Der Baron de la Hontan will behaupten, die Algonkin-Sprache ſey eine Urſprache oder Mutterſprache, und werde in Nordamerika, wie das Lateiniſche und

*) Die Gründe, die mich bewogen haben, die weitläuftigen Wörterverzeichniſſe des Verfaſſers wegzulaſſen, habe ich in der Vorrede zu dieſem dritten Bande unſerer Sammlung angegeben. F.

Griechiſche in Europa, geſchätzt. Dies zugeſtanden, bin ich überzeugt, daß das Tſchippewäh eben ſo wichtig, wo nicht noch wichtiger iſt, indem die nordweſtlichen Indianer es in jedem Betracht beſſer verſtehen. Indeß iſt es gut und nothwendig, beide Sprachen zu wiſſen, die freilich in manchen Fällen gänzlich mit einander übereinſtimmen.

Das Muhhekaneew oder Mohegan und Schawani hat Herr Edwards in ſeinem Buche mitgetheilt, und man bemerkt darin eine Verwandtſchaft mit dem Tſchippewäh; nach ſeiner Meinung ſtimmen die Sprachen der Delawaren in Penſylvanien, der Penobſkoten an der Gränze von Neuſchottland, der St. Franciskus-Indianer in Kanada, der Schawaneſen am Ohio und verſchiedener anderen wilden Stämme in der Wurzel überein. Herrn Carvers Wörterregiſter der Tſchippewäh-Sprache weicht in vielen Fällen ab; allein da er einmal S. 414 ſagt, „die Tſchippewäh- oder Algonkin-Sprache", ſo hält er dieſe beiden offenbar für Eine Sprache. Indeß bekräftigt er doch, was ich von der Brauchbarkeit des Tſchippewäh geſagt habe, indem er bemerkt, daß es unter allen Indianiſchen Mundarten am weiteſten ausgebreitet iſt. Eben dieſe Sprache, etwas, jedoch nicht weſentlich, anders geſprochen, wird von den Beamten der Hudſonsbay-Kompagnie *Home-guard Language* (Hauswehrſprache) *) genannt. Die Irokeſiſche oder Mohawk-Sprache, die den Fünf und Sechs Nationen ausſchließend eigen iſt, braucht man jenſeits Michillimakinak zum Pelzhandel nicht mehr; es fehlt übrigens nicht an zuverläſſigen Lehrbüchern dieſer Mundart.

Jetzt bleibt mir nur noch der Wunſch übrig, daß meine Bemerkungen der Welt nützlich ſeyn, und daß das Publikum ihre Mängel mit Nachſicht beurtheilen möge. Man erinnere ſich dabei, daß dieſe Blätter nicht das Werk eines gelehrten Reiſebeſchreibers, ſondern eines Kaufmannes ſind, der ſich ſchmeichelt, ſeines Gleichen, und vielleicht auch dem Forſcher, damit ein willkommenes Geſchenk zu machen.

---

*) Etwa weil man vermittelſt dieſer Sprache Gewißheit erlangt, ob man von den ankommenden Indianern nichts zu befürchten habe? F.

Reiſen
eines Amerikaniſchen Dolmetſchers und Pelzhändlers.

Ich hatte mich als ein junger Menſch anheiſchig gemacht, als Buchhalter nach Nordamerika zu gehen, und verließ am 10ten April 1768 Graveſend, am Bord des Schiffes Kanada, welches unter Kapitain Smith nach Quebek und Montreal ging. Unſre Reiſe bis an die Küſte von Nordamerika war ſehr angenehm; hier aber wurde das Wetter ſo unfreundlich, daß wir uns genöthigt ſahen, in Neufoundland einzulaufen, woſelbſt wir vierzehn Tage blieben. An dieſem Orte ereignete ſich nichts Merkwürdiges, außer daß bei einer Jagdparthie auf dem Lande ein gewiſſer Jordan, ein Paſſagier, der nach Montreal gehen wollte, vor Müdigkeit im Walde zurückblieb. Die übrigen kamen gegen Abend wieder an Bord, und warteten ungeduldig auf ihren Geſährten. Vier Tage verſtrichen in ängſtlicher Beſorgniß, ohne daß wir das mindeſte von ihm erfahren konnten, und nun gaben wir alle Hoffnung auf, ihn wieder zu ſehen. Der Schnee lag ſo tief und die Wälder waren ſo voll wilder Thiere, daß wir befürchten mußten, er ſey entweder erfroren, oder von Raubthieren gefreſſen. Eben als der Kapitain unter Segel gehen wollte, kam ein Indianer an Bord, dem wir unſre Noth verſtändlich zu machen ſuchten. Er ſchien uns wirklich zu verſtehen, und deutete uns durch Zeichen an, daß er den Verirrten aufſuchen wollte. Wir gaben ihm etwas Rum, um ihn aufzumuntern, und er ruderte nun mit ſeinem Kanot längs dem Ufer hin. Der Kapitain verzögerte aus großer Menſchenliebe die Reiſe noch einige Zeit; weil aber der Indianer nicht wiederkam, verließen wir endlich Neufoundland, und erreichten nach einer langweiligen Seefahrt von beinahe elf Wochen Quebek, die Hauptſtadt von Kanada.

Als die Spanier, welche dieſe nördliche Gegend zuerſt entdeckten, vor Kap Roſiers, an der Mündung des St. Lorenz-Fluſſes, vorbeiſegelten, waren die Berge, welche jetzt die Berge *Notre Dame* heißen, mit Schnee bedeckt. Ein ſolcher Anblick mitten im Sommer brachte ihnen eine ſehr ungünſtige Meinung von dem Lande bei, und hielt ſie ab, den Fluß hinauf zu gehen; denn ſie glaubten, daß das Land zu unfruchtbar ſey, um gegenwärtig ihre Mühe zu belohnen, oder in Zukunft Vortheile zu gewähren. Sie benannten es aus eben der Urſache *Capo di Nada*, oder Kap Nichts, mit welchem Namen es in ihren Karten bezeichnet iſt, und woher durch Sprachverderb das Land ſeinen jetzigen Namen Kanada erhalten hat *).

Der St. Lorenz-Fluß entſpringt aus dem See Nipiſſin, nordöſtlich vom See Superior (dem Oberen See) ungefähr 2000 (Engliſche) Meilen oberhalb Quebek. Er iſt beim Eingange 90 Engliſche Meilen breit und beinahe bis auf 500 Meilen weit von der See ſchiffbar.

Die Inſel Orleans, die nicht weit von der Stadt entfernt liegt, iſt ein ſchöner Ort, ungefähr zwanzig Meilen lang und ſechs Meilen breit. Der Boden daſelbſt iſt äußerſt fruchtbar, und die ganze Inſel kann als ein vortreflicher Garten betrachtet werden, welcher der Hauptſtadt Getreide und Küchengewächſe in Menge liefert. Das gegenüber liegende Dorf Beauport bezaubert das Auge, und erhöhet den reichen, romantiſchen und prächtigen Anblick.

Der Waſſerfall von Montmorenci, vielleicht der ſchönſte, den die Natur hervorgebracht hat, zog vorzüglich meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Zwar kann er an Höhe und Weite nicht mit der ſchauerlichen Größe des ungeheuren Waſſerfalles zu Niagara verglichen werden; aber dennoch iſt er wunderbar genug, um die

---

*) Das *Promontorium nihili (Ca: da Nada)* ſteht allerdings in alten Karten. Allein die Eingebornen in Kanada nannten eine Anzahl beiſammen liegender Wohnungen oder eine Stadt *Canada*. S. die zweite Reiſe des *Jacques Cartier*, *Paris* 1545. Wie leicht konnte folglich dieſe Benennung die Antwort auf die Frage ſeyn: wie nennt ihr euer Land? S. J. R. Forſters Geſchichte der Entdeckungen im Norden, S. 502. L.

Macht des großen Baumeiſters des Weltalls zu zeigen. Er thut ſogar eine angenehmere Wirkung, als jener: man ſtaunt ihn mit dem höchſten Grade der Bewunderung und des Vergnügens an, ohne Grauſen und furchtbare Eindrücke dabei zu empfinden.

Der Kapitain, unter deſſen beſonderem Schutz und Aufſicht ich ſtand, wollte mir nicht erlauben, zu Quebek ans Land zu gehen; in wenigen Tagen aber langten wir zu meiner großen Freude wohlbehalten zu Montreal, unſerem letzten Beſtimmungsorte, an.

Montreal, vormals Ville Marie genannt, hat jetzt nichts Merkwürdiges. Es war vor Zeiten wegen eines großen Marktes berühmt, der beinahe drei Monathe lang dauerte, wohin die Indianer von mehrern Hundert Meilen weit kamen, um ihr Pelzwerk gegen Engliſche Waaren zu vertauſchen. Dem Leſer wird es gewiß angenehm ſeyn zu hören, daß wir hier gute Nachricht von Herrn Jordan erhielten. Man fand ihn zwei Tage nach unſerer Abreiſe von Neufoundland im Walde; nur waren ihm die Füße erfroren. Er ging nachher mit einem Schiffe nach Trois Rivieres, wo er ſich in einer Eiſengießerei niederließ.

Trois Rivieres hat ſeinen Namen von der Vereinigung der drei Flüſſe erhalten, die ſich in den St. Lorenz-Fluß ergießen. Ungefähr eine Stunde Weges von der Stadt iſt eine Eiſengießerei, welche einige Privatperſonen im Jahr 1737 angelegt und in der Folge an den König abgetreten haben. Anfangs wurden Kanonen und Mörſer daſelbſt gegoſſen, jetzt aber werden hauptſächlich nur Oefen und Keſſel verfertigt. Das Erz wird nicht weit davon ausgegraben, und ein Fluß läuft von den Hütten bis in den St. Lorenz-Fluß, welches die Eigenthümer in Stand ſetzt, ihre Waaren um ſehr billigen Preis in das Land umher zu ſchicken.

Dieſe Stadt, die auf der Hälfte des Weges zwiſchen Quebek und Montreal liegt, führte ehemals einen ſtarken Pelzhandel, und war der zweite Markt in Kanada. In der Folge aber wußten die Einwohner von Montreal allen Pelzhandel allein an ſich zu ziehen. Die Einwohner von Trois Rivieres leben zwar noch von ihrem Handel mit den Wilden und von den Kanots, die ſie aus Birkenrinde verfertigen; allein die Stadt hat ihr voriges Gewicht und Anſehen gänzlich verloren. Doch ziehen die Einwohner zum Erſatz aus ihren Eiſenhütten einigen Vortheil, und leben im Ganzen ſo glücklich, wie irgend ein Volk in Kanada. Sie wurden ehemals von Flöhen ſehr beläſtigt, die in großer Menge umherſchwärmten und, wie der Baron de la Hontan launig bemerkt, eine unangenehme Lebhaftigkeit im Geſpräche verurſachten.

Ich ward zu Montreal einem ſehr angeſehenen Kaufmann anvertrauet, um den Indianiſchen Handel zu lernen, dem die Stadt ihre vorzüglichſte Nahrung verdankt. Bald erlernte ich die Namen aller Handelsartikel in Irokeſiſcher und Franzöſiſcher Sprache, und meine Vorliebe für die Wilden war Urſache, daß ich täglich weitere Fortſchritte machte. Dieſe Fortſchritte gereichten meinem Herrn zu großer Freude; er lobte meinen Fleiß, und um mich mit der Mohawkiſchen Sprache ganz bekannt zu machen, damit ich in ſeiner Abweſenheit den Handel mit den Indianern führen könnte, ſchickte er mich nach einem Dorfe, Cahnuaga oder Cocknawaga, gegen neun Meilen von Montreal, an der Südſeite des St. Lorenz-Fluſſes.

Ich hielt mich hier bei einem Befehlshaber, Namens Aſſenegether auf, bis ich die Sprache hinlänglich erlernt hatte, und verfügte mich darauf wieder in meines Herrn Magazin, um mich im Franzöſiſchen zu vervollkommnen, welches nicht nur in Kanada allgemein geſprochen wird, ſondern auch zum Handelsverkehr mit den Einwohnern durchaus nothwendig iſt. Man würde ohne dieſe Sprache die Geſellſchaft der angeſehenſten Familien nicht genießen können, da die meiſten das Engliſche nicht verſtehen.

Beſchreibung des Dorfes Cahnuaga oder Cocknawaga und ſeiner Einwohner, die ſich ſeit einigen Jahren von den Mohawks getrennt haben.

Die Wilden von dieſer Nation, die ſo genannten betenden Indianer, weil ihre Oberhäupter Krucifixe tragen und mit ihren Roſenkränzen durch die Straßen von Montreal gehen um Almoſen zu betteln, trennten ſich vor geraumer Zeit von den Mohawk- und Fluß-Indianern, und führten nach ihrer Trennung noch lange einen verbotnen Handel zwiſchen Albany und Montreal. Das Dorf beſteht aus zweihundert Häuſern, die ein ſchlechtes und ſchmutziges Anſehen haben, ob ſie gleich meiſtens von Stein gebauet ſind. Die Einwohner belaufen ſich auf achthundert, und ihre Anzahl nimmt beſtändig zu — gegen die allgemeine Bemerkung über die Volksmenge der Indianer. Cahnuaga wird für das angeſehenſte von allen Indianiſchen Dörfern gehalten, und die Einwohner ſind ſehr geſittet und fleißig. Sie ſäen Korn, und verlaſſen ſich nicht bloß auf die Jagd, wie die andren Nationen. Doch mögen ſie nicht gern arbeiten, weil ſie in dem Glauben ſtehen, daß ſich Arbeit nur für die minder Freien gezieme, und weil ſie ſo viel von ihrer urſprünglichen Tapferkeit und Unabhängigkeit beibehalten, daß ſie mit jedem häuslichen Geſchäfte die Idee der Sklaverei verbinden. Ihre Jagden liegen in den vereinigten Staaten, in ziemlicher Entfernung von dem Dorfe und um die Feſtungen Georg, Ticonderago und Crown Point, wo ſie Biber und Hirſche erlegen, obgleich nicht in ſo großer Menge wie ehemals, weil das Land beſſer bewohnt iſt und das Wild ſich einen entferntern und ſicherern Zufluchtsort ſuchen muß. Die Pelze, welche ſie ſich verſchaffen, werden meiſtens nach Montreal hinunter gebracht, und entweder um Geld verkauft, oder gegen Waaren vertauſcht. Es iſt zu vermuthen, daß man in wenigen Jahren nicht viele gute Jäger mehr unter ihnen antreffen wird; denn ſie ſind äußerſt vernarrt in Putz, und zwar von der koſtſpieligſten Art. Durch Verpachtung ihrer Ländereien an die Kanadier gewinnen ſie ſo viel, daß ſie ihren Hang zu dieſem Aufwande befriedigen können. Allein dadurch verſtärkt ſich ihre Neigung zum Müßiggang, und in eben dem Maaße, wie ihre Eitelkeit zunimmt, vermehrt ſich auch ihr Hang zur Ruhe und Gemächlichkeit, ſo daß man befürchten muß, daß ſie mit der Zeit die Jagd ganz aufgeben werden. Sie bekennen ſich zur Katholiſchen Religion, und haben einen Franzöſiſchen Prieſter, oder wie die Tſchippewäh-Indianer ihn nennen: einen Diener des Herrn des Lebens, der ſie unterrichtet und den Gottesdienſt in Irokeſiſcher Sprache hält. Ihre Andacht machte einen zu ſtarken Eindruck auf mich, als daß ich ſie unbemerkt laſſen könnte, und gewiß verdienen ihre Geiſtlichen großes Lob, da ſie durch unermüdeten Fleiß und durch ihr eignes exemplariſches Leben ein Geſchlecht wilder Heiden zum Chriſtenthum bekehrt haben, und durch einförmiges Betragen ſowohl ihre Religion als ſich ſelbſt bei ihren Neubekehrten in Achtung erhalten. Ein nachahmungswürdiges Beiſpiel, und ein Beweis, daß man durch aufrichtiges Bemühen, durch milde Sitten und durch ein ſanftmüthiges Betragen die Natur auch in ihrem ausgeartetſten Zuſtande wieder zurückführen kann. Es läßt ſich erwarten, und gewiß iſt es ſehr zu wünſchen, daß die noch übriggebliebene Wildheit der Eingebornen vollſtändiger bezähmt, ihre natürliche Heftigkeit gemildert und eingeſchränkt, und der unglückliche Hang zu ſtarken Getränken ausgerottet werden möge. Dieſer letzte zieht ihnen oft die traurigſten und nachtheiligſten Folgen zu.

Die Indianer von den Fünf und Sechs Nationen.

Ich werde jetzt eine nähere Nachricht von den Indianern der Fünf und Sechs Nationen, und von den Urſachen, warum ſie ſo genannt werden, liefern, um den Leſer in Stand zu ſetzen, ſich ſowohl von ihrer politiſchen Wichtigkeit, als von ihrem Einfluß auf den Pelzhandel, einen Begriff zu machen. Die Nachbarſchaft und Lage der Amerikaniſchen Ländereien von Georgien bis Neu-England, verſchafft den vereinigten Staaten großes Anſehen und Gewicht, und macht ſie furchtbarer, als ſelbſt die Franzoſen es auf dem Gipfel ihrer Amerikaniſchen Macht waren, wo bekanntlich die Ehrerbietung der Wilden ſo weit ging, daß ſie die Franzoſen ihre Väter nannten. Dieſe Achtung iſt noch nicht ganz ausgetilgt, und ſie ſcheinen noch immer eine beſondre Vorliebe für die unter ihnen anſäſſigen Franzöſiſchen Kaufleute zu haben.

Im Jahre 1603, als die Franzoſen ſich in Kanada niederließen, wohnte ein Theil der Fünf Nationen auf der Inſel Montreal, und war mit den Adirondacks in Krieg verwickelt, welche an dem Uttawa, oder dem großen Fluſſe, der nach Michillimakinak führt, ihren Aufenthalt hatten und die Fünf Nationen für ſehr unbedeutende Feinde hielten. Sie glaubten von ihnen, daß ſie einer ernſtlichen Rache unfähig wären, und verſpotteten ſie eben ſo ſehr, wie die Delawaren, die ſie gewöhnlich alte Weiber nannten, und wie die Schawanen am Wabaſch-Fluſſe, die lange Zeit gezwungen wurden, zum Zeichen ihrer Feigheit und ihrer Herabwürdigung Weiberröcke zu tragen. Kein Volk kann indeß die Beſchuldigung der National-Feigheit und Schwäche erdulden; die Oberhäupter der Fünf Nationen beſchloſſen, ihre Jugend aufzuwecken und ſie anzufeuern, ſich ihren Ruf wieder zu erkämpfen oder vielmehr ihn zu gründen: ſie flößten ihnen heldenmüthige Begriffe ein, und führten ſie zum Kriege gegen die Satanas oder Schaunons, die ſie mit leichter Mühe überwanden. Dieſer Sieg belebte ihren geſunkenen Muth; ſie vergaßen, wie oft die Adirondacks ſie geſchlagen hatten, und erklärten ihnen den Krieg. Die geringe Meinung, welche ihre Feinde von ihrer Tapferkeit hegten, kam ihnen zu Statten; ſie trugen in verſchiedenen Schlachten den Sieg davon, und führten endlich ſogar in dem eigenen Lande der Adirondacks einen glücklichen Krieg gegen ſie, ſo daß ſie ihre vorigen Ueberwinder zwangen, ihr Vaterland zu verlaſſen und nach dem Orte, wo jetzt Quebek liegt, ihre Zuflucht zu nehmen.

Bald nachdem die Franzoſen ſich zu Quebek niedergelaſſen hatten, ſchloſſen ſie mit den Adirondacks ein Bündniß gegen die Fünf Nationen. Das erſte Treffen fiel entſcheidend für ſie aus; ſie verdankten aber ihren Sieg lediglich dem Gebrauch des Feuergewehrs, welches ihre neuen Bundesgenoſſen unter ihnen einführten, und welches die Indianer von den Fünf Nationen noch nie geſehen hatten. Dieſes Bündniß und die darauf folgende Niederlage konnte die Fünf Nationen keinesweges demüthigen oder niederſchlagen, ſondern ſchien ſie im Gegentheil nur noch mehr zu entflammen; ſie erſetzten itzt durch Liſt und Muth, was ihnen an Kriegeswiſſenſchaft und gehörigen Waffen fehlte. Ungeachtet die Franzoſen im Verlauf von mehr als funfzehn Jahren verſchiedne Vortheile über ſie erhielten, waren ſie doch endlich froh, den Krieg zu Ende zu bringen und Frieden mit ihnen zu ſchließen.

Hieraus folgt alſo deutlich, daß die Wilden von den Fünf Nationen nicht leicht zu beſiegen ſind, und daß wir durchaus ſuchen müſſen, ſie in guten Geſinnungen gegen uns zu erhalten, ſo lange wir aus politiſchen Gründen es zuträglich finden werden, den Beſitz von Kanada zu behaupten. Zu dieſem Zwecke wird gewiß kein Mittel beförderlicher ſeyn, als wenn wir uns in den Gränzfeſtungen zu erhalten ſuchen, ſo daß es in unſerer Macht bleibt, ihnen zur Zeit der Noth Schutz zu gewähren und ſie mit Waffen, mit Munition und mit andren Bedürfniſſen zu verſehen.

Die Indianer, welche nordwärts von Philadelphia zwiſchen den Penſylvaniſchen Provinzen und den Seen wohnen, beſtehen aus drei abgeſonderten Bundsgenoſſenſchaften. Die Senekas, die Mohawks und die Onondagos, welche die Väter genannt werden, machen die erſte aus. Die zweite beſteht aus den Oneidos, Cayugas, Tuskororas, Conoys und Nantikokes, welche zu Einem Stamme gehören; und dieſe beiden Bündniſſe zuſammengenommen, werden die Sechs Nationen genannt. Der dritte Bund beſteht aus den Wanamis, Chihokockis oder Delawaren, aus den Mawhikkons, Munſeys und Wapingers, wozu man noch die Mingoes zählen kann. Die Kowetas oder Creek-Indianer ſtehen ebenfalls in freundſchaftlichem Verhältniſſe mit ihnen.

Herr Colden ſagt, daß die, gleich den vereinigten Provinzen von Holland, durch eine Konföderation oder ein Bündniß vereinigten Völkerſchaften unter den Namen der Mohawks, Oneydos, Onondagos, Cayugas und Senekas bekannt ſind; daß jede dieſer Völkerſchaften wieder in drei Stämme oder Familien abgetheilt iſt, die man durch die Namen Schildkröten, Bären und Wölfe unterſcheidet, und daß die Tuskororas, nach dem Kriege den ſie mit den Einwohnern von Karolina führten, zu den Fünf Nationen flohen und ſich ihnen einverleibten, ſo daß ſie jetzt wirklich aus Sechs Nationen beſtehen, ob ſie gleich noch immer den Namen der Fünf Nationen behalten. Dieſe Vereinigung hat ſo lange gedauert, daß beinahe keine Spuren von ihrem Urſprunge mehr übrig ſind.

Der Baron de la Hontan bemerkt, daß die Irokeſen wirklich nur Eine Nation ausmachen, aber in fünf Bezirke abgetheilt ſind, welche er auf folgende Art unterſcheidet. Die Tſonontouans, die Goyogans, die Onontagues, die Oneyouts und die Agnies, welche ſämmtlich gegen dreißig Franzöſiſche Meilen von einander an dem großen See Frontenac, jetzt Ontario genannt, wohnen.

Die Mohawks oder Maquas ſind die tapferſten unter den Fünf Nationen, und beſtehen aus beinahe ſieben hundert Kriegern. Sie werden von den Franzoſen Agnies oder Annies genannt, und wohnten urſprünglich an dem Franzöſiſchen oder großen Fluſſe, der nach Michillimakinak führt, von wo aus ſie ſich in der Folge nach dem Mohawk-Fluſſe bei Schenektady, ſechzehn Engliſche Meilen von Albany in dem Staate Neu-York, verfügten. Seit dem Kriege von 1757 haben ſie ſich getrennt: ein Theil der Nation wohnt jetzt an dem großen Fluſſe bei Niagara; und die übrigen wohnen jenſeits der Bay von Quenty oder Kenty, ungefähr acht und vierzig Engliſche Meilen oberhalb Cataraqui, der Hauptſtadt der Königlichen Niederlaſſungen an dem St. Lorenz-Fluſſe.

Cataraqui oder Fort Frontenac liegt nicht weit von dem Orte, wo der See Ontario ſich in den St. Lorenz-Fluß ergießt. Der Graf von Frontenac, Oberbefehlshaber von Kanada, erbauete dieſe Stadt, um den Einfällen der Irokeſen Einhalt zu thun, und den Pelzhandel an ſich zu ziehen, den dieſes Volk mit den Einwohnern von Neu-York führte, die das Pelzwerk weit wohlfeiler, als die Franzoſen, gegen Kaufmannswaaren von den Wilden eintauſchten.

Dieſe Feſtung war anfangs von Holz und Raſen erbauet und mit hohen Verzäunungen umgeben; allein während der Sendung des Paters Hennepin wurden die Feſtungswerke unter der Aufſicht des Ritters de la Salle mit Stein eingefaßt, und bis zu einem Umkreiſe von mehr als ſieben hundert Schritten erweitert. Das Baſſin, welches ſie umgiebt, kann eine Menge Schiffe von beträchtlicher Laſt in ſich faſſen. Gegenwärtig liegt eine kleine Beſatzung mit ihrem Kommandanten darin, um alle Boote, die nach den neuen Niederlaſſungen oder nach den oberen Poſten gehen, zu unterſuchen.

Die Oneidos oder Oneyouts, die Onendages, Cayugas, Senekas oder Tſonontouans, und die Tuskoreras, die mit den Oneidos und Onendagos zuſammen wohnen, haben ihren Sitz ungefähr dreißig Franzöſiſche Meilen von einander aufgeſchlagen, und keine dieſer Völkerſchaften erſtreckt ſich weiter als zwei hundert und funfzig Engliſche Meilen von dem Mohawk-Fluſſe. Der Friede wird bei ihnen allen durch das Bild eines Baumes ausgedrückt, deſſen Gipfel, wie ſie ſagen, die Sonne erreicht, und deſſen Zweige ſich weit verbreiten, daß man ſie in weiter Entfernung ſieht, und Zuflucht und Ruhe unter ihnen findet.

Die Fünf Nationen machen Anſpruch auf alles Land, welches ſüdwärts vom St. Lorenz-Fluſſe nach dem Ohio, und den Ohio hinunter nach dem Wabaſch weſtwärts von Penſylvanien an den Gränzen von Virginien liegt, ſo wie auf das weſtlich gelegene Land bis an die Seen Ontario und Erie, und bis zum Fluſſe Miamis und den öſtlichen Gränzen des Sees Champlain und der vereinigten Staaten.

Die Feſtigkeit dieſes Bundes, die große Fläche Landes, worauf er Anſpruch macht, die Menge großer Krieger die er hervorbringt, der unüberwindliche Muth und die Einſicht, womit ſich dieſe ſowohl gegen andre Wilden als gegen die Europäer ſelbſt im Kriege bewähreten, ſind lauter Gründe, die eine Verbindung mit ihnen rathſam machen. Bei einem Streite mit Amerika würden die Poſten ohne ihre Hülfe unfehlbar nur ſchwachen Widerſtand leiſten, und mit dieſen Feſtungen würde auch der Pelzhandel bald für unſer Vaterland verloren gehen.

Ich werde die Lage und den Vortheil dieſer Gränzfeſtungen zuerſt in Rückſicht auf den Handel betrachten und zu beweiſen ſuchen, wie zuträglich es iſt, ſich im Beſitz derſelben zu erhalten; denn obgleich in dem Friedensvergleich mit den vereinigten Staaten ihre Auslieferung ausdrücklich bedungen ward, ſo läßt ſich doch nicht erwarten, daß die Amerikaner jemals im Stande ſeyn werden, dieſen Vergleich ihrer Seits ſo zu erfüllen, daß ſie zu einer ſolchen Forderung billiger Weiſe berechtigt wären — ich meine zu einer Forderung, welche die Regierung durchaus zugeſtehen müßte *).

Der erſte Poſten, deſſen ich erwähnen will, iſt Oswegatſche, am St. Lorenz-Fluſſe, ungefähr hundert und funfzig Engliſche Meilen oberhalb Montreal, an der Mündung des Schwarzen Fluſſes, wo gegen hundert Wilde leben, die ihn gelegentlich beſuchen und die Oswegatſche-Indianer genannt werden,

---

*) Dies iſt eins der artigſten politiſchen Raiſonnements, die ſich denken laſſen. Man empfiehlt es der Engliſchen Regierung, den Friedenstraktat mit Amerika nicht zu erfüllen, weil Amerika dieſe Erfüllung nicht erzwingen kann; und das nennt der Verfaſſer, nach einer ganz neuen Terminologie, eine Nichterfüllung des Traktats von Amerikaniſcher Seite! Die gerechte Brittiſche Regierung hat dieſe Terminologie angenommen und bequem gefunden. O der politiſchen Moral! F.

ob ſie gleich zu den Stämmen der Fünf Nationen gehören. Die Einwohner von Neu-England können mit Leichtigkeit und um wohlfeileren Preis, als die Kaufleute zu Quebek oder Montreal, ihre Waaren nach dieſer Feſtung ſchaffen, um die Mohawks, Cahnuagas, Connecedagas, St. Regis und einige ſtreifende Meſſeſager-Indianer, die unweit Detroit wohnen, damit zu verſehen; vorzüglich aber liefern ſie ihnen Rum, der jetzt einen weſentlichen Artikel des Handels mit den Wilden ausmacht. Zwar beklagten ſie ſich vormals (wie es aus den Reden ihrer Oberhäupter bei ihren Verſammlungen erhellt) häufig, daß die fremden Kaufleute, zum Verderb ihrer jungen Mannſchaft, ſtarke Getränke unter ihnen einführten; jetzt aber ſcheinen ſie ſich dieſen Genuß nicht mehr verſagen zu wollen. Im Gegentheil iſt er ihnen ſo gewöhnlich und beinahe unentbehrlich geworden, daß ſie zu glauben ſcheinen, ein Tauſchhandel könne nicht ohne ein Räuſchchen vor ſich gehen, und daß ſie ſich immer im Voraus herzlich darauf freuen.

Carleton-Eiland liegt höher den Fluß hinauf, und hat noch mehr Bequemlichkeiten, als Oswegatſche; es iſt mit einem vortreflichen Hafen und mit einer ſtarken, gut beſetzten Feſtung verſehen. Das Aus- und Einſchiffen der Waaren geſchieht hier vorzüglich bequem, und der ganze Ort kann als ein Magazin von Schiffsbedürfniſſen für Niagara und die anderen Poſten betrachtet werden. Es ſegeln beſtändig ſchwer beladene Schiffe von da nach Niagara, nach Oswego u. ſ. w. Auch hat ein Kommodore der Landſeen hier ſeinen Aufenthalt.

Oswego am See Ontario, welcher vormals der See Frontenac genannt wurde, iſt eine gute Feſtung, und kann ſechshundert Mann in ſich faſſen. Dieſer Poſten iſt als Schlüſſel zu den vereinigten Staaten beſonders wichtig, indem er den Zugang zu dem Nord- oder Hudſons-Fluſſe verwahrt; auch beſchützt er den Handel mit den Indianern, die an den Ufern des St. Lorenz-Fluſſes und an dem großen See Ontario wohnen, welcher letztere achtzig Franzöſiſche Meilen in der Länge und an einigen Orten fünf und zwanzig bis dreißig in der Breite hat.

Als die Engländer noch die Kolonieen beſaßen, führete hauptſächlich Albany den Handel mit den Indianern; und bekanntlich liefert kein Ort in Amerika eine ſolche Menge Pelze und Häute, nicht einmal die Niederlaſſungen an der Hudſons-Bay, deren Handel, wenn er auch aufs äußerſte getrieben wird, dem hieſigen bei weitem nachſteht. Die Indianer brachten dieſe Felle und Pelze von Kanada nach der Feſtung Oswego, wo die von den Kaufleuten von Albany abgeſchickten Agenten ſie in Empfang nahmen. Zudem können die Waaren für den Indianiſchen Markt um wohlfeileren Preis und auch mit weniger Gefahr von Albany nach Fort-Oswego gebracht werden, als von Montreal nach den neuen Niederlaſſungen zu Cataraqui, und an der Spitze der Kenty-Bay, weil der Mohawk-Fluß weniger reißend iſt als der Cataraqui-Fluß zwiſchen dem See und Montreal, und nicht ſo viele Waſſerfälle hat.

Die Feſtung Niagara liegt an eben dem See, und hat ebenfalls eine gute Beſatzung. Dieſer See entſpringt aus dem See Erie, und ergießt ſich nach einem Laufe von funfzehn Franzöſiſchen Meilen in den See Ontario *). Ungefähr vier Franzöſiſche Meilen bevor er den See erreicht, unterbricht ihn der große Waſſerfall, deſſen verſchiedne Schriftſteller erwähnen, ohne über ſeine Höhe einerlei Meinung zu hegen. Nach den glaubwürdigſten Berichten, mit meinem eignen Urtheil verbunden, bin ich geneigt, der Meinung des Kapitains Pierie beizutreten, der ihn wirklich aufgenommen hat, und die Höhe auf hundert und ſechs und vierzig Fuß, die Breite aber auf tauſend und vierzig Fuß beſtimmt; woraus denn erhellt, daß die Berichte des Paters Hennepin und des Ritters de la Salle, welche beide die ſenkrechte Höhe auf ſechs hundert Fuß ſchätzen, ſehr weit von der Wahrheit abweichen. Niagara liegt zweihundert und achtzig Meilen weit von der Feſtung Stanwix. Ich legte dieſen Weg, der durch das Land Jeneſee geht, mit großer Bequemlichkeit in Zeit von acht Tagen zurück. Dieſer Poſten iſt folglich äußerſt wichtig, um die mit England verbundenen Indianer zu ſchützen, und ſich allein in Beſitz des vortheilhaften Handels mit ihnen zu erhalten.

Detroit wird ſo genannt, weil es den See Erie und den See Huron durch einen engen Kanal verbindet, und den Handel von dem Ohio, Illinois, Miſ-

---

*) Hier iſt eine Undeutlichkeit im Text. Es ſollte eigentlich heißen: der See Erie verengt ſich zu einem Fluſſe/ welcher ſich nach einem Laufe von funfzehn Stunden in den See Ontario ergießt. F.

ſiſſippi und den oberen Seen umfaßt. Die Uttawas, Hurons, Miamis, Ohio-, Miſſiſſippi-, Delaware- und Tuskorora-Indianer nebſt den Meſſeſagas beſuchen dieſen Poſten — Dieſe fünf Poſten liegen hinter den drei Staaten Neu-England, Neu-York und Penſylvanien, in geringer Entfernung von den Niederlaſſungen der Loyaliſten.

Der letzte feſte Poſten nach Nordweſten iſt Michillimakinak, zwiſchen dem See Huron und dem See Miſchigan, auf einer hundert und dreißig Franzöſiſche Meilen langen und zwei und zwanzig Meilen breiten Erdenge. Dieſe Landſpitze liegt nordwärts von dem Kanal, durch welchen der See Illinois oder Miſchigan, der dreihundert Seemeilen im Umkreiſe hat, ſich in den eben ſo großen See Huron ergießt. Die Meerenge iſt drei Franzöſiſche Meilen lang, eine Meile breit, und liegt eine halbe Meile weit von der Mündung des Illinois-Sees.

Vielleicht iſt dieſes die wichtigſte aller Gränz-Feſtungen und der wichtigſte Poſten für den Handel dieſes Landes, weil er allen Handel der Indianer nach dem oberen Lande von Hudſonsbay nach dem See Superior abſchneidet, und den verſchiedenen Stämmen der Wilden Schutz gewähret, die ſtets dahin kommen, um Geſchenke von dem befehlshabenden Officier zu empfangen; ſo wie die Kaufleute, die nach Nordweſten gehen, ſich von hier aus nach dem großen, neun Meilen langen Trageplatze*) begeben, ehe ſie ſich auf die Gewäſſer einſchiffen, die nach Nordweſten Kommunikation haben.

Wenn die Engländer ganz Kanada ohne die Poſten beſäßen, ſo würden den Amerikanern unzählige Wege zum Schleichhandel offen bleiben; dieſer unrechtmäßige Handel müßte endlich die Ausfuhr aller Brittiſchen Waaren von England nach Kanada überflüſſig machen, und der Handelsvortheil, den wir aus dem Verbrauch unſrer Manufakturwaaren ziehen, gänzlich verloren gehen. In dieſen

*) Da Amerika nach allen Richtungen von Flüſſen durchſchnitten wird, ſo iſt es leicht, von einem Fluſſe, den man z. B. hinaufgegangen iſt, in einen andern zu kommen, auf welchem man abwärts fährt; nur muß man die kleinen Kähne, deren man ſich zu dieſer Fahrt bedient, ſammt den Waaren, eine Strecke Weges über Land ziehen, ſo weit nämlich die beiden Flüſſe an ihrem nächſten Punkt auf einander liegen. Dieſer Zwiſchenraum heißt der Trageplatz. F.

Falle würde Kanada in Rückſicht des Handels keinen großen Werth für England mehr haben können. In wie fern es in politiſcher Rückſicht die Koſten vergütet, welche aufgewendet werden müſſen, um ſich im Beſitz deſſelben zu erhalten, will ich hier nicht unterſuchen.

Ueber Indianiſche Kundſchafter und über das Skalpiren.

Ich war ſieben Jahre bei meinem Herrn geweſen, und weil ich mich zu keiner neuen Stelle anheiſchig zu machen Luſt hatte, beſchloß ich, meinem natürlichen Hange zum Umherſtreifen, der durch meine öfteren Reiſen mit den Wilden noch verſtärkt worden war, zu folgen. Daher ſtellte ich mich als Freiwilliger an die Spitze einer Parthei Indianer, in der Meinung, daß ich meinem Vaterlande künftig einmal durch meine genaue Bekanntſchaft mit der Sprache und mit dem Lande nützlich werden könnte.

Ich trat im Jahr 1775 zum erſtenmal auf, als ein Trupp von etwa dreißig Amerikanern, unter dem berühmten Ethan Allen, zu Long-Point zwei Engliſche Meilen von Montreal erſchien, um die Stadt zu plündern. Das gute Verhalten des Kapitains Crawford vom ſechs und zwanzigſten Regimente vereitelte indeß ihre Abſicht. Dieſer Officier that mit vierzig Regulären und einigen Freiwilligen einen Ausfall, und zwang den Feind, ſich nach einer Scheune zurückzuziehen, wo ein Gefecht erfolgte, in welchem Major Carden, Herr Paterſon, ein Freiwilliger, und drei Gemeine fielen, und ich im Fuß verwundet ward. Sobald aber ein Feldſtück anlangte, ergab ſich der Feind.

Weil ich bei den Indianern beliebt war, und den thätigen Dienſt bei ihnen allen anderen Lebensarten vorzog, ſo begleitete ich die Lieutenants Peter Johnſon und Walter Butler mit einigen Mohawks auf einen Streifzug gegen die Amerikaner auf der Iſle aux Noix (Nußinſel), wo wir ſie ſchlugen und viele Gefangne machten. Während des Scharmützels verloren wir zwei Freiwillige und drei Gemeine, und ich bekam mit einer Flintenkolbe eine Wunde am Kopfe.

Ich ſchlug mich nun zum achten Regiment zu Fuß unter Kapitain Foſter, um die Amerikaner zu den Cedern anzugreifen, wo ſie ebenfalls geſchlagen wurden. Die Gefangenen blieben auf der Feſtung St. Vielle oder Priſon-Eiland am Fuß der Waſſerfälle unter gehöriger Wache zurück, und der Ueberreſt unſrer kleinen Armee, hundert und funfzig Mann ſtark, ging nach la Chine hinunter, um mit einem andren Haufen Amerikaner zu fechten. Weil wir ſie aber zu ſtark verſchanzt fanden, zogen wir uns nach Point Clair zurück, wo wir blieben, bis wir di Nachricht erhielten, daß General Arnold ſich mit viertauſend Mann auf der Iſle aux Noix befände und daß Major Gordon auf ſeinem Wege nach St. Johns zwei Meilen von der Feſtung getödtet ſey. Bei dieſer Gelegenheit muß ich bemerken, daß die mit ſo vielem Glück bei den Amerikanern eingeführte Gewohnheit, ihre Flinten nach den Officieren zu richten, ſich von den Indianern herſchreibe; die letzteren glauben, daß die Gemeinen nothwendig in Verwirrung gerathen müſſen, wenn ihre Anführer gefallen ſind. Dieſe Regel leidet indeß Ausnahmen; die Mattangweſſawaks, deren Land weſtwärts vom See Superior legt, halten die Perſon der Officiere heilig, und Joſepſis, einer aus ihrem Stamme, der gefangen genommen und den Penobskot-Indianern verkauft ward, ſagte aus, daß die Wilden, mit denen ſie Krieg führten, eben die Meinung hegten.

Ich wurde ſogleich an der Spitze von zehn Connecedaga oder Kondaxe-Indianern mit Kapitain la Motte, einem Kanadiſchen Edelmann, ausgeſchickt, daß ich den Menſchen, der den Major Gordon umgebracht hatte, aufſuchen und die Wilder auskundſchaften ſollte, um von der wahren Stärke der Amerikaner auf der Iſle aux Noix Nachricht einzuziehen. Um keinen Verdacht zu erregen, kleideten wir uns ſämtlich als Wilde, und Kapitain la Motte und ich verſtanden auch das Jokeſiſche ſo gut, daß man uns von den Eingebornen nicht unterſcheiden konnte. Wir waren ſechs Tage und Nächte aus, hatten ſehr wenig Proviant, und lebten hauptſächlich von dem, was wir von den inneren Baumrinden abkratzten, und von wilden Wurzeln, beſonders von Zwiebeln, die in großer Menge wachſen und nicht übel ſchmecken. Der Hunger verſöhnt uns mit allem, was nur die Natur erhält, und macht uns die unſchmackhafteſte Nahrung angenehm. Ich kann aus eigner, trauriger Erfahrung behaupten, daß uns der Hunger vermochte, was uns zu andern Zeiten unangenehm und ſogar ekelhaft geweſen wäre, nicht nur begierig zu verſchlingen, ſondern es auch lecker zu finden. Wer die Art des Herumſtreifens in den Wäldern zu Kriegeszeiten kennt, wird wiſſen, wie nothwendig es iſt, leicht zu reiſen, zumal auf einer Indianiſchen Kundſchaftsparthei. Die Wilden nehmen auf dieſen Wanderungen meiſtens nur Ahornzucker und einen kleinen Vorrath Indianiſches Korn mit, welches ſie zwiſchen zwei Steinen zermalmen und mit Waſſer vermiſchen. Weil unſer Geſchäft dringend und der Feind in der Nähe war, ſo verließen wir uns auf dieſer Reiſe bloß auf Nahrung, die uns der Zufall geben würde.

Wir waren ſchon im Begriff zurückzukehren, ohne Nachricht erhalten zu haben; auf der letzten Tagereiſe aber hörte einer von den Indianern ein Geräuſch, als wenn ein Stock zerbrochen würde. Der Anführer des Haufens ſchickte einen Kundſchafter aus, der in Kurzem mit einem Gefangenen zurückkam. Der Mann, der unter lauter Wilden zu ſeyn glaubte, ſchien in großes Schrecken zu gerathen. Er ward an einen Baum gebunden, und weil ich der Einzige von der Geſellſchaft war, der das Engliſche verſtand, befragte ich ihn genau um die Lage und Stärke des Feindes, und verdolmetſchte das Geſpräch. Es überraſchte ihn ſehr angenehm, mich ſeine eigne Sprache reden zu hören; Furcht machte nun bei ihm der Hoffnung Platz, und er bat mich, ihn vor der Wuth der Indianer zu ſchützen, deren ganzes Betragen im Kriege ihn mit dem äußerſten Schrecken erfüllt hatte. Ich verſprach, ihm das Leben zu retten, wenn er alle meine Fragen treu beantwortete; dieſes ließ er ſich mit Freuden gefallen, und zeigte mir einen Ort, wo wir die Amerikaner, die am gegenüber liegenden Ufer ihr Lager aufgeſchlagen hatten, deutlich ſehen konnten.

Wir ließen ihn gebunden zurück, und gingen zwei Meilen weit durch Sümpfe, bis wir den Feind zu Geſichte bekamen. Die Indianer wollten ſogleich ein Gefecht anfangen; allein Kapitain la Motte hielt es für rathſam, ihre Hitze zu mäßigen, und befahl ihnen, ſich in die Wälder zurückzuziehen, indem wir ſtets den Feind im Geſichte behielten. Bald nachher ſetzte ein Boot über den Fluß, und die Leute darin ſtiegen ans Land, ohne uns wahrzunehmen. Die Indianer machten ſogleich ein Feuer an; jeder ſtopfte ſeine Decke mit faulem Holz und Blättern bis zur Größe eines Mannes aus, und legte ſie ans Feuer, als wenn es ein ſchlafender Indianer wäre. Sie zogen ſich dann ein wenig zurück, um den Amerikanern Gelegenheit zu geben, daß ſie ungeſtört näher kommen könnten, und zweifelten nicht, daß dieſe ſogleich auf die Decken ſchießen würden. Die Liſt gelang nach unſrer Erwartung. Sobald die Amerikaner den Rauch vom Feuer ſpürten, und die Decken ſahen, ſchoſſen ſie ihre Flinten los. Nun ſtürzten die Wilden ſogleich aus ihrem Hinterhalte hervor, erhoben das Kriegsgeſchrei, fielen die Feinde an, ſkalpirten ſieben von ihnen, und nahmen fünfe gefangen, die wir ſo bemalten, daß ſie uns ähnlich ſahen. Wir gingen hierauf zurück, banden den Gefangnen vom Baume los, und brachten ſie alle nach St. Johns, wo der Obriſt England ſie verhörte, und mir befahl, ſie ohne Verzug zu Sir Guy Carleton (dem Gouverneur) zu bringen.

Nachdem ich auf dieſe Art meinen Auftrag zur Zufriedenheit unſres Anführers ausgerichtet hatte, blieb ich eine Zeitlang bei meinen alten Freunden, bis Sir Guy Carleton mich zu ſich rufen ließ. Er beorderte mich, mit dem neun und zwanzigſten und ſieben und vierzigſten Regiment zu dem Brigadier-General Nesbitt. Ich diente bei dieſem letzten Regimente eine geraume Zeit als Freiwilliger; da ich aber keine Stelle erledigt fand, und keinen Sold für meine Dienſte bekam, um mit Anſtand leben zu können, ſo verließ ich das Regiment, und kehrte wieder zu meinem angenehmen Indianer-Leben zurück. Da ich mit ihrer Lebensart bekannt war, und mich zu ihrer Diät bequemen konnte, ſo glaubte ich meinem Vaterlande auf dieſen Kundſchaftspartheien noch ferner nützlich ſeyn zu können, und begleitete einen Haufen Wilde nach dem See der zwei Berge, funfzehn Franzöſiſche Meilen oberhalb Montreal, einem Dorfe der Connecedagas, wohin ich einen Skalp *) als Siegeszeichen mit mir führte.

Das Skalpiren iſt eine bei den Indianern beſonders übliche Art von Tortur. Wenn vor dem Abnehmen der Kopfhaut ein Schlag mit dem Tomahawk (einer Art Beil) gegeben wird, ſo erfolgt augenblicklicher Tod; das bloße Skalpiren aber verurſacht einen fürchterlichen Schmerz, jedoch ohne immer den Tod nach ſich zu

---

*) Skalp heißt in Nordamerika die vom Hinterhaupt mit den Haaren abgeſtreifte Haut. Die Indianer ſchneiden die Haut rund um den Kopf ein, und ziehen ſie dann bei den Haaren, oder wie ſie ſonſt können, vom Schedel ab, welches gewöhnlich in wenigen Minuten geſchieht. Dieſe Operation wird das Skalpiren genannt, und von den Indianern an den Erſchlagenen niemals unterlaſſen. Oft ſkalpiren ſie auch lebendige Menſchen, die dann zuweilen mit dem Verluſt ihrer Haare noch geheilt werden konnten. F.

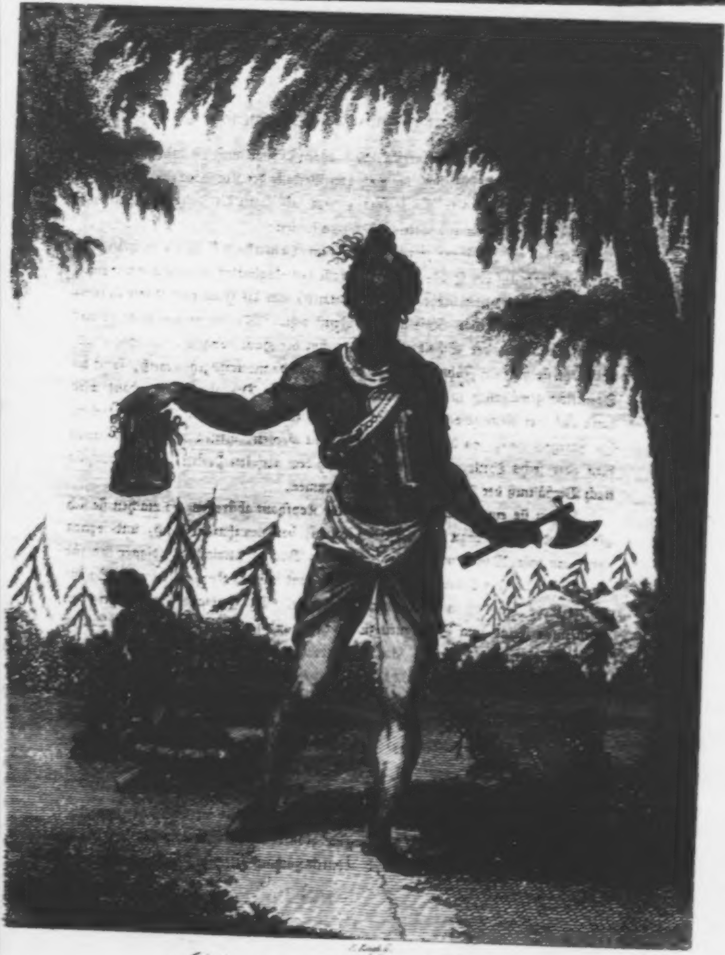
ziehen. Noch jetzt leben in Amerika, und ohne Zweifel auch in andren Ländern, Perſonen beiderlei Geſchlechts, die nach dem Verluſte der Kopfhaut eine Platte von Silber oder Zinn auf dem Kopfe tragen, um ſich gegen die Kälte zu verwahren, ſich dabei wohl befinden und ſelten Schmerzen fühlen.

Schlägt ein Indianer jemanden mit dem Tomahawk an die Schläfe, ſo ſinkt das Opfer auf der Stelle nieder; er faßt den Unglücklichen dann mit der einen Hand beim Haar, und dreht es feſt zuſammen, um die Haut vom Kopfe zu trennen, indem er ihm das Knie auf die Bruſt ſetzt. Mit der andren zieht er das Skalpirmeſſer aus der Scheide, ſchneidet ihm die Haut rund um die Stirn los, und zieht ſie mit den Zähnen ab. Wenn er gut damit umzugehen weiß, ſo iſt die Operation gewöhnlich in zwei Minuten verrichtet. Die abgezogene Haut wird dann auf drei Reife geſpannt, in der Sonne getrocknet, und mit Roth überrieben. Zu Kriegeszeiten, wo die Skalps gut bezahlt werden, theilen die Indianer ſie in fünf oder ſechs Theile, und bringen ſie nach dem nächſten Poſten, in Hoffnung ſie nach Verhältniß der Menge bezahlt zu bekommen.

Wenn ſie einem von ihren Leuten die Kopfhaut abſtreifen, ſo machen ſie ſich oft den todten Körper zu Nutz, kleiden ihn an, bemalen ihn mit Roth, und lehnen ihn dann mit Waffen in der Hand an einen Baum, damit die Indianer ihn für einen Feind auf der Lauer halten ſollen; und rund um den Körper ſtecken ſie Spieße in die Erde, ſo daß man ſie kaum ſehen kann. Die Indianer ſind begierig den vermeinten Feind zum Gefangnen zu machen, und fallen in ihrem eifrigen Laufen auf die Spitzen der Spieße. Auf dieſe Art werden ſie außer Stand geſetzt, weiter zu gehen, und man kann ſie leicht gefangen nehmen.

Ehe ich dieſen Gegenſtand verlaſſe, will ich noch eine Anekdote von zwei Wilden aus verſchiedenen Nationen zu Zeiten Sir William Johnſons erzählen.

Ein Mohawk, Namens Skunnionſa oder das Elennthier, und ein Tſchippewäh-Indianer, Namens Cark-Cark oder die Krähe, hatten in einem Kriegsrath bei Crown-Point im Jahr 1757 ihre eignen Verdienſte herausgeſtrichen und ſich ihrer vorzüglichen Geſchicklichkeit im Skalpiren gerühmt. Der Mohawk behauptete, daß er eine größere Haut abſtreifen könnte, als der Tſchippewäh. Dieſer fand ſich dadurch höchlich beleidigt, und wünſchte, daß



Ein indianiſcher [illegible]

das Experiment gemacht werden möchte. Sie trennten ſich; jeder nahm einen verſchiednen Weg, nachdem ſie vorher ausgemacht hatten, an einem beſtimmten Tage auf einem gewiſſen Platze zuſammen zu kommen, wo eine Verſammlung gehalten werden ſollte. Um die feſtgeſetzte Zeit kamen ſie zurück, und erſchienen im Rath. Der Mohawk legte ſeinen Skalp nieder, der aus der Haut von dem Kopf und Nacken eines Mannes beſtand, die mit feinem Mooſe ausgeſtopft, mit Hirſchſehnen zuſammengenähet und mit Augen verſehen war. Die Oberhäupter bezeugten ihren Beifall, und ertheilten ihm das Lob eines großen und tapferen Kriegers. Der Tſchippewäh ſtand auf, ſah den Mohawk ernſthaft an, und bat den Dolmetſcher, ihm zu ſagen: es wäre eine alte Weiberhaut; welches unter ihnen als ein großer Schimpf betrachtet wird. Zugleich rief er einen von ſeinen Söhnen, ſeinen Skalp herbei zu bringen, und legte nun eine ganze, mit Daunfedern ausgeſtopfte, und mit Hirſchſehnen ſehr dicht zuſammengenähete Mannshaut vor. Die Oberhäupter überhäuften ihn mit Lobſprüchen, und geſtanden ihm einmüthig den Vorzug zu. Der Mohawk ging voll Wuth aus der Verſammlung, und ſann auf Rache. Sobald er den Tſchippewäh kommen ſah, folgte er ihm, wartete eine bequeme Gelegenheit ab, und ſtreckte ihn mit ſeinem Tomahawk nieder, froh, wenn gleich auf dieſe feige Art, ſich von einem ſiegreichen Nebenbuhler befreiet zu haben.

Einige Nachrichten von dem Charakter und der Gemüthsart der Connecedaga- oder Rondaxe-Indianer, nebſt Bemerkungen über die Irokeſen und Cherokee- (Tſcherokih) Nationen.

Die Wilden dieſer Nation (der Connecedagas) gehören zu dem Stamme der Tſchippewäh, und ſprechen ein Gemiſch von der Irokeſiſchen und Tſchippewäh-Sprache. Sie wurden zur Zeit des großen Indianiſchen Krieges im Jahr 1720 aus dem oberen Lande vertrieben, und ließen ſich an dem See der zwei Berge nieder. Sie beſtehen aus zwei hundert Einwohnern, die ſehr fleißig ſind und das Land auf eben die Art, wie die Cahnuagas, bebauen. Sie treiben Viehzucht und leben auf einer Stufe der Verfeinerung, wovon die meiſten anderen Stämme der Tſchippewähs nichts wiſſen. Auch findet man in den Gränzen der vereinigten Staaten am See Erie eine Stadt, in welcher funfzehnhundert aus dieſer Nation wohnen, von denen der Prediger Carl Beattie ſehr vortheilhaft ſpricht.

Die Connecedagas haben ſich ſeit ihrer Niederlaſſung mit den Cahnuagas, St. Regis- und Mohawk-Indianern vermiſcht. Aus dieſer Urſache iſt ihre Sprache weniger rein, obgleich einige unter ihnen die ächte Mundart ſprechen, welche die Tſchippewähs jenſeits Michillimakinak, mit denen ich öfteren Umgang pflog, in jedem Betracht vollkommen verſtehen. Unter dieſen Indianern erlernte ich die erſten Grundregeln einer Sprache, die mir durch lange Gewohnheit geläufiger geworden iſt, als meine eigne; und ich hoffe mich keiner Eitelkeit ſchuldig zu machen, wenn ich behaupte, daß mein Wörterbuch und die allgemeinen Redensarten ausführlicher ſind, als man ſie in irgend einem andren Werke finden wird. Bei dem Buchſtabiren habe ich vorzüglich darauf geſehen, mich der Buchſtaben und Accente zu bedienen, welche die Indianiſchen Wörter nach unſrer Ausſprache am beſten ausdrücken. Ich mache keinen Anſpruch darauf, allgemeine Regeln für die Rechtſchreibung einer Sprache zu geben, die man nie in ein Syſtem gebracht hat. Vielleicht kann das, was ich geliefert habe, denjenigen behülflich ſeyn, die in den Grundſätzen einer allgemeinen Sprachlehre beſſer bewandert ſind.*)

Die Connecedagas werden für tapfre Krieger gehalten, und lange Erfahrung von ihrem Betragen und von ihrer Tapferkeit hat mich in dieſer Meinung beſtärkt, welche die Engländer bloß dem Gerüchte nach von ihnen hegen. Keine Nation von Wilden war jemals den Britten treuer, nicht einmal die Mohawks, deren Treue beinahe zum Sprichwort geworden iſt. Während des Amerikaniſchen Krieges vernachläſſigten ſie ihre Familien und häuslichen Angelegenheiten, um für die Engländer zu ſtreiten, welches die Cahnuagas (ob ſie gleich Abkömmlinge der Mohawks und Munſeys oder Mäwhikkon-Indianer ſind, welche gewöhnlich Fluß-Indianer genannt werden) nicht ſo freudig thaten. Vielleicht

hat

---

*) Die Wörterverzeichniſſe des Verfaſſers ſind aus unſerer Ueberſetzung weggeblieben. F.

hat die Verwandtſchaft der letzteren mit den Delawaren — welche die Indianer ſpottweiſe alte Weiber zu nennen pflegten — damals dieſe Abneigung verurſacht. Allein was auch die Veranlaſſung geweſen ſeyn mag, ſo war ſie von ſehr kurzer Dauer. Man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie das Tomahawk mit großer Unerſchrockenheit führten, und Beweiſe gaben, daß das Blut der alten Mohawks noch in ihren Adern floß. Man hat, obwohl wie mich dünkt etwas unbillig, ihre Dienſte eines Theils der Furcht vor unſrer Regierung und vor der Rache der übrigen uns treu gebliebenen Stämme, andern Theils aber der Hoffnung auf anſehnliche Belohnungen zugeſchrieben. Dieſe Vorausſetzungen können indeß die Wahrheit weit verfehlen; mithin ſcheint es überflüßig und zwecklos, ſtrenge Unterſuchungen über das Betragen jener Wilden anzuſtellen: genug, daß ſie unſre Bundesgenoſſen waren, und aller Wahrſcheinlichkeit nach gegen die Brittiſche Nation freundſchaftlich geſinnt bleiben werden. Major Carlton, ein tapferer und erfahrner Officier, den ſie mit ſchwärmeriſcher Freundſchaft liebten, hat in dieſem Betracht gewiß großes Verdienſt. Sie flogen mit bereitwilliger Eile zu ſeiner Fahne, gehorchten ihm freudig, und fielen nie von ihm ab. Kein Beweis der Freundſchaft oder Zuneigung aus alten oder neueren Zeiten konnte die ihrige übertreffen.

Um den Indianern unbegränztes Vertrauen in ihre Europäiſchen oder Amerikaniſchen Anführer beizubringen, wird ein guter natürlicher Verſtand und eine gründliche Kenntniß ihres Charakters erfordert. Man muß ſtets ihren Rath zu billigen, ſich ſtets nach ihren Wünſchen zu fügen ſcheinen, und nie hartnäckig gegen ihre Meinung einen Plan zur Vertheidigung oder zum Angriff durchſetzen wollen. General Braddocks Niederlage iſt ein trauriger Beweis, was für unglückliche Folgen ein anderes Verfahren nach ſich ziehen kann. Durch ſein ſtolzes Betragen und durch ſeine ſtrenge Beharrlichkeit bei ſeinem eigenen Plane, der dem Rathe ihrer erfahrnen Anführer durchaus entgegen lief, verſcherzte er ihre Freundſchaft, und ſtarb unbeklagt, indem er ſie in der Meinung beſtärkte, die ſie ſchon oft zuvor geäußert hatten, daß es ihm ſowohl an Klugheit, als an Kriegeskenntniß fehlte. Selbſt der große Waſhington zog ſich durch ſein Betragen ihren Tadel zu, und gab einem Indianiſchen Anführer, Namens Thanachriſchon, aus dem Soneka-Stamme, Anlaß, nach ihrer Art zu urtheilen, daß er ein guter Mann wäre, aber keine Erfahrung hätte.

Wer unpartheiiſch urtheilt, wird ſich leicht überzeugen können, daß die Indianer in den Wäldern uns überlegen ſeyn müſſen; dieſe ſind gleichſam ihr natürliches Element, und ein Baum oder Fluß, der ihnen nie aus dem Gedächtniß entwiſcht, führt ſie in die verborgenſten Tiefen eines Waldes, ſie mögen Sicherheit oder Hinterhalt ſuchen. Da ſie auf das Aufgehen oder Untergehen der Sonne ſo wenig Aufmerkſamkeit richten, ſo begriff ich anfangs nicht, wie ſie, ohne ſich ſehr weit zu verirren, von einem Orte zum anderen reiſen könnten. Allein ſie erkärten es mir bald, und verſicherten mich, daß es ihnen nicht die mindeſte Schwierigkeit machte, aus einer Gegend nach der andren zu gehen, weil ſie ſich nach dem Moos an den Bäumen richteten, welches ſich an der Nordſeite immer erhält, an der Südſeite aber verwelkt und vergeht. Auch bemerken ſie, daß an der ſüdlichen Seite die Zweige größer, und das Laub der Bäume reicher iſt, als an der nördlichen. Ich bin überzeugt, daß die aufgeklärteſten Menſchen nicht ſcharfſinniger urtheilen und nicht aufmerkſamer auf die Werke der Natur ſeyn können.

Herr Adair ſagt, daß die Cherokees (Tſcherokihs) ſehr geneigt ſind, den Leuten Spottnamen zu geben. Einen dummen, tölpiſchen Kerl nennen ſie einen Truthahn, einen mürriſchen Menſchen eine Weſpe, einen Schwätzer eine Heuſchrecke; eine grobe Stimme vergleichen ſie mit einem Ochſen; und einen Dolmetſcher, deſſen Sitten und Geſpräche anſtößig ſind, nennen ſie einen Weiberdolmetſcher, (*ſmock-interpreter*; *ſmock* iſt ein Weiberhemde.)

Die Indianer ſind von Natur ſtolz und eingebildet; ſie halten ſich für die klügſten unter allen Menſchen, und finden ſich erſtaunlich beleidigt, wenn man ihren Rath verwirft. Die ſtets wiederholten tapferen Thaten ihrer Vorfahren haben ſich ihrem Gemüthe feſt eingeprägt, und flößen ihnen die höchſten Begriffe von ihrer eignen Tapferkeit und ihrem Muthe ein. Ungeachtet ſie, in Vergleich gegen andre, nur eine Handvoll Menſchen ausmachen, beſitzen ſie doch Eitelkeit genug zu glauben, daß ſie die Franzoſen und Engländer über den Haufen werfen können, ſobald ſie wollen. Die letztern wären Thoren, ſagen ſie; denn ſie hielten ihre Flinten halb

Mannshoch und ließen ſie abſchnappen; ſie aber wüßten zu zielen, und verfehlten ſelten ihren Zweck: und darin beſtände die wahre Kriegeskunſt.

Dieſe hohen Begriffe von ihrer Wichtigkeit ſind den Fünf Nationen noch mehr eigen, und ſie zeichnen ſich dadurch auffallend vor den anderen Stämmen der Wilden aus, ob es gleich keinem von allen in dieſem Punkte fehlt. Daher kommt es, daß die Irokeſen von anderen Nationen gefürchtet werden, und ihres vorzüglichen Verſtandes und ihrer Tapferkeit wegen in Achtung ſtehen. In der That wird, obgleich ihre Zahl ſich täglich vermindert, doch der Durſt nach Ruhm nie unter ihnen erlöſchen, ſo lange noch eine Bruſt ihn nähren kann, und ſie werden nie vor einer Gefahr zurück beben, wenn die Ehre dabei im Spiel iſt.

Die Irokeſen lachen, wenn ſie von Gehorſam gegen Könige reden hören; denn ſie können den Gedanken der Unterwürfigkeit mit der Würde des Menſchen nicht reimen. Jeder Einzelne iſt, ſeiner Meinung nach, ein Fürſt; und in der Ueberzeugung, daß er ſeine Freiheit einzig von dem großen Geiſte erhielt, kann er ſich nicht entſchließen, eine andere Macht anzuerkennen.

Sie ſind äußerſt eiferſüchtig und leicht zu beleidigen; und wenn ſie einmal Argwohn gefaßt haben, hält es ſehr ſchwer, den Eindruck wieder auszulöſchen. Sie nehmen ihre Rache mit ins Grab, und übertragen ſie auf das kommende Geſchlecht.

Wer mit ihnen in Verbindung ſteht, kann zwar nicht umhin, ihren Heldenmuth im Kriege, ihre Entſchloſſenheit die ſchrecklichſten Qualen zu ertragen, und ihre Standhaftigkeit in der Freundſchaft zu bewundern; er muß aber die ſchrecklichen Wirkungen ihres Unwillens beklagen, der keine Gränzen kennt. Dieſe Heftigkeit, die gewöhnlich aufs Aeußerſte geht, macht es ſo ſchwer, ſie zu überwinden, und ſo gefährlich ſie anzufeuern; zu viele Nachſicht deuten ſie als Furcht, und zu viele Strenge reizt ſie zur Rache.

Dieſe Vorurtheile aus dem Wege zu räumen — die, ob ſie gleich in der menſchlichen Natur liegen, dennoch der Geſellſchaft nie ſolchen Nachtheil gebracht haben würden, wenn nicht der Rath und das Beiſpiel der Alten ſie ſtets beförderte — iſt das unabläſſige Bemühen der Nationen geweſen, die in Bündniß mit ihnen geſtanden haben; und man hat es verſchiedentlich verſucht, ihre Sitten durch die Einführung der Chriſtlichen Religion zu mildern, deren Vorſchriften ſo ganz geſchaffen ſind, jede blutdürſtige Empfindung auszurotten und die Menſchen glücklicher in ſich ſelbſt und zu beſſeren Gliedern der Geſellſchaft zu machen. Unſre Nachbarn, die Franzoſen, haben ſich nicht ohne Erfolg bemühet, dieſen rühmlichen Zweck zu erreichen, wenigſtens in ſo fern eine Veränderung im äußeren Betragen als ein Zeichen einer Herzensbeſſerung angeſehen werden kann. Das gute Benehmen der Einwohner verſchiedner Indianiſcher Dörfer in Kanada kann hier zum Beweiſe dienen. Doch widerſpricht Herr James Adair dieſer Bemerkung, indem er ſagt, daß die Franzöſiſchen Kanadier ſehr zu tadeln wären, weil ſie unſre friedlichen Nördlichen Indianer mit ihrem hölliſchen Katechismus verführeten.

Ich bin auf keine Weiſe ein Vertheidiger eines Glaubens, der für die Ruhe der Geſellſchaft nachtheilig ſeyn kann; und dennoch ſcheint mir dieſer Tadel zu ſtrenge, indem ich feſt überzeugt bin, daß wenn gleich ehemals bigotte Prieſter ihren Katechumenen unter den Wilden ungünſtige Geſinnungen gegen die Einwohner von Großbritannien beigebracht haben können, ſie doch ſeit vielen Jahren her aufs redlichſte bemühet geweſen ſind, ſie in den Grundſätzen des Evangeliums zu unterrichten. Es iſt immer traurig, wenn Politik oder Religion eine der anderen fröhnen müſſen; allein, dies gehörig erwogen, verdienen die Franzoſen vielleicht keinen größeren Tadel, als andre Nationen. Wir ſind zu geneigt, andre in unſre Streitigkeiten zu verwickeln, und nur zu oft miſchen frömmelnde Menſchen die Religion ins Spiel, um die Sache zu unterſtützen, die ſie zu befördern wünſchen.

Es iſt mir unlieb, von den Indianern, die viel mit Engliſchen Kaufleuten und ſogar mit Predigern umgehen, bemerken zu müſſen, daß ſie in ihren Geſinnungen, in ihren Sitten und in ihrem Betragen von jenen ſehr verſchieden ſind. Sie haben ſich augenſcheinlich verſchlimmert und, außer der Heftigkeit der von der Vernunft nicht unterjochten Leidenſchaften, unglücklicher Weiſe auch noch die Laſter des Lügens und Fluchens von uns erlernt.

Das Zeugniß des Herrn Sargeant, eines Einwohners von Neu-England, ſtimmt hiermit überein. Er erzählt, daß die Schawaneſen-Indianer, die Bundesgenoſſen und Abhängigen der Sechs Nationen, ihn mit Verachtung zurückwieſen, als er auf ſeiner Reiſe ſich erbot, ſie in der Chriſtlichen Religion zu unterrichten. Sie machten ſogar dem Chriſtenthum Vorwürfe, und ſagten ihm, daß die Kaufleute mit Trug und Lügen umgingen und ihre Mädchen, ja ſogar die Weiber, verführten, wenn die Männer abweſend wären. Noch äußerten ſie: die Senekas hätten ihnen zwar ihr Land gegeben, aber ihnen ausdrücklich auferlegt, daß ſie nie das Chriſtenthum von den Engländern annehmen ſollten.

Ich füge noch einen Beweis hinzu. Der Gouverneur Hunter ſchenkte, auf Befehl der Königin Anna, den Indianern Kleider, nebſt andren Sachen, worauf ſie einen hohen Werth ſetzen, und ſagte ihnen in einer Rede, die er in einer Verſammlung zu Albany an ſie hielt, daß ihre gute Mutter, die Königin, ſie nicht nur großmüthiger Weiſe mit ſchönen Kleidern für ihren Leib beſchenkte, ſondern auch darauf dächte, ihre Seelen durch Predigen des Evangeliums zu ſchmücken, und daß einige Prediger zu ihrem Unterrichte zu ihnen kommen ſollten. Als der Gouverneur ausgeredet hatte, trat der Aelteſte auf, und ſagte: er dankte im Namen aller Indianer ihrer guten Mutter, der Königin, für die überſchickten ſchönen Kleider; was aber die Prediger beträfe, ſo wohnten bereits verſchiedene unter ihnen, von denen ſie aber, anſtatt des Evangeliums, ſich betrinken, einander betrügen und zanken lernten. Sie erſuchten daher den Gouverneur, dieſe Prediger und eine Menge mit ihnen gekommener Europäer von ihnen wegzunehmen. Vor ihrer Ankunft wären die Indianer ein ehrliches, mäßiges und unſchuldiges Volk geweſen, jetzt aber wären ſie faſt alle Schelme geworden; vormals hätten ſie Gott gefürchtet, und jetzt glaubten ſie kaum an ſein Daſeyn.

Um dieſe Klage gegen die Engländer ſo viel als möglich zu entkräften, muß ich anmerken, daß die Laſter und das unmoraliſche Betragen, deſſen man ſie beſchuldigt, großentheils den Kaufleuten zu Schulden kommen, weil ſie Miſſethäter zu erkaufen und Menſchen von ſchändlichem Charakter zu miethen pflegen, um ihre Waaren den Indianern zuzuführen. Viele von dieſen Menſchen ſind ihren Herren entlaufen, um ſich unter die Wilden zu miſchen; ihr nichtswürdiges Betragen hat die Engländer in der Meinung der Indianer ſehr heruntergeſetzt, und einen Haß auf ſie gebracht, der nicht ſo leicht oder bald wieder erlöſchen wird.

Beſchreibung der Indianiſchen Tänze.

Nach dieſer langen Abſchweifung will ich meine Geſchichte von der Zeit an fortſetzen, wo ich nach dem Dorfe der Connecedagas ging. Ich hielt mich einige Monathe daſelbſt auf, machte verſchiedene Exkurſionen auf Kundſchaft, und brachte oft Geſangene mit. Sir Guy Carleton bemerkte dieſes, lobte bei der erſten Zuſammenkunft mein Betragen, und wünſchte, daß ich unter ſeinem Regimente wieder Dienſte nehmen möchte. Ich ſagte ihm, daß ich mich äußerſt glücklich ſchätzte, meinem Vaterlande nützlich geweſen zu ſeyn, daß aber das Leben eines Freiwilligen, ſo ehrenvoll es auch ſeyn möchte, mich zu keinem Gehalte berechtigte, und daß keine Stelle bei einem Engliſchen Regimente ledig wäre. Er ernannte mich darauf zum Midſhipman oder Seekadetten an Bord des Schiffes Fell, unter Kapitain Barnsfer, auf dem St. Lorenz-Fluſſe; und ich blieb auf dieſem Poſten, bis das Schiff nach England beordert ward.

Sobald ich den Seedienſt verlaſſen hatte, ging ich nach dem See der zwei Berge zurück, und betrieb mein Dolmetſcheramt mit neuem Eifer. In den Zwiſchenzeiten ſuchte ich mich mit den Indianiſchen Sprachen, vorzüglich mit der Tſchippewäh-Sprache vollkommen bekannt zu machen, weil ich mich bei der erſten bequemen Gelegenheit in Dienſt eines Kaufmanns zu begeben und nach der Nordweſtlichen Seite zu gehen dachte. Eben ſo ſehr befliß ich mich einer vollkommenen Kenntniß von ihren Sitten und Gebräuchen. In dieſer Abſicht nahm ich an ihren Vergnügungen Theil, und wurde bald als ein guter Tänzer bekannt. Daneben erlernte ich noch die Töne der verſchiedenen Arten des Kriegsgeſchreies ſo natürlich wie ein Wilder, und indem ich mich nach ihrer Weiſe fügte, und an ihren Zeitvertreiben Antheil nahm, machte ich mich bald bei ihnen beliebt, und fühlte bei unſrer Trennung ſelbſt, daß ich ſie ungern verließ.

Die Indianer haben mancherlei und verſchiedne Arten von Tänzen, und zu jedem einen beſonderen Chorus (*hoop*).

1. Der Kalumet- oder Pfeifentanz. 2. Der Kriegestanz. 3. Der Anführertanz. 4. Der Abreiſetanz. 5. Der Skalpirtanz. 6. Der Todtentanz. 7. Der Geſangentanz. 8. Der Rückkehrtanz. 9. Der Speertanz. 10. Der Hochzeittanz. 11. Der Opfertanz.

Beſchreibung der Indianiſchen Tänze.

Nach dieſer langen Abſchweifung will ich meine Geſchichte von der Zeit an fortſetzen, wo ich nach dem Dorfe der Connecedagas ging. Ich hielt mich einige Monathe daſelbſt auf, machte verſchiedene Exkurſionen auf Kundſchaft, und brachte oft Gefangene mit. Sir Guy Carleton bemerkte dieſes, lobte bei der erſten Zuſammenkunft mein Betragen, und wünſchte, daß ich unter ſeinem Regimente wieder Dienſte nehmen möchte. Ich ſagte ihm, daß ich mich äußerſt glücklich ſchätzte, meinem Vaterlande nützlich geweſen zu ſeyn, daß aber das Leben eines Freiwilligen, ſo ehrenvoll es auch ſeyn möchte, mich zu keinem Gehalte berechtigte, und daß keine Stelle bei einem Engliſchen Regimente ledig wäre. Er ernannte mich darauf zum Midſhipman oder Seekadetten an Bord des Schiffes Fell, unter Kapitain Barnsfer, auf dem St. Lorenz-Fluſſe; und ich blieb auf dieſem Poſten, bis das Schiff nach England beordert ward.

Sobald ich den Seedienſt verlaſſen hatte, ging ich nach dem See der zwei Berge zurück, und betrieb mein Dolmetſcheramt mit neuem Eifer. In den Zwiſchenzeiten ſuchte ich mich mit den Indianiſchen Sprachen, vorzüglich mit der Tſchippewäh-Sprache vollkommen bekannt zu machen, weil ich mich bei der erſten bequemen Gelegenheit in Dienſt eines Kaufmanns zu begeben und nach der Nordweſtlichen Seite zu gehen dachte. Eben ſo ſehr befliß ich mich einer vollkommenen Kenntniß von ihren Sitten und Gebräuchen. In dieſer Abſicht nahm ich an ihren Vergnügungen Theil, und wurde bald als ein guter Tänzer bekannt. Daneben erlernte ich noch die Töne der verſchiedenen Arten des Kriegsgeſchreies ſo natürlich wie ein Wilder, und indem ich mich nach ihrer Weiſe fügte, und an ihren Zeitvertreiben Antheil nahm, machte ich mich bald bei ihnen beliebt, und fühlte bei unſrer Trennung ſelbſt, daß ich ſie ungern verließ.

Die Indianer haben mancherlei und verſchiedne Arten von Tänzen, und zu jedem einen beſonderen Chorus (*hoop*).

1. Der Kalumet- oder Pfeifentanz. 2. Der Kriegestanz. 3. Der Anführertanz. 4. Der Abreiſetanz. 5. Der Skalpirtanz. 6. Der Todtentanz. 7. Der Gefangentanz. 8. Der Rückkehrtanz. 9. Der Speertanz. 10. Der Hochzeittanz. 11. Der Opfertanz.

Alle dieſe Tänze verſtand ich vollkommen und führte oft den Reihen an. Wenn zufällig ein Fremder zu uns kam, und ich mich nicht zu erkennen geben wollte, ſo konnte niemand mich von den Indianern unterſcheiden.

Weil ich einem Wilden ſo ganz ähnlich ſah, ſo begab ich mich oft in einem Kanot nach Montreal, und paſſirte mehrmals die Poſten als ein Indianer. Bisweilen zeichnete ich mich bei einem Schariwari aus; einer in vielen Gegenden von Kanada herrſchenden Gewohnheit, alte Töpfe, Keſſel u. ſ. w. herbei zu tragen, und ſie vor den Thüren Neuverehlichter zuſammen zu ſchlagen. Gewöhnlich aber geſchieht dies, wenn der Mann älter iſt als die Frau, oder wenn beide Theile zweimal verheirathet geweſen ſind. In dieſen Fällen wird ein Schariwari geſchlagen und dabei ein lautes Geſchrei erhoben, ſo daß der Mann ſich genöthigt ſieht, durch eine Geldbuße Stillſchweigen zu erkaufen, wenn er es ſich nicht gefallen laſſen will, in den niedrigſten Ausdrücken geſchimpft zu werden. *Charivari* bedeutet im Franzöſiſchen eine elende Muſik, die ich für den Urſprung dieſer Gewohnheit halte.

Nicht zufrieden, mir in den Zeitvertreiben der Wilden eine Fertigkeit erworben zu haben, lernte ich auch ein Kanot machen, einen Baum dazu abſchälen, und das ganze Geſchäft ſo ordentlich wie ein Wilder verrichten. Auch verfertigte ich Makiſſins, oder Indianiſche Schuhe, von Hirſchfellen, wozu ich das Leder bereitete und räucherte, um es weich und biegſam zu machen. Man beſetzt dieſe Schuhe mit Stacheln vom Stachelthiere und kleinen Glaskorallen, und hängt zuweilen auch noch kleine Schellen daran. Die Schuhe, welche die Mohawks am großen Fluſſe bei Niagara verfertigen, werden ihrer vorzüglichern und geſchmackvolleren Arbeit wegen vorgezogen, und zuweilen mit vier Thalern das Paar bezahlt. Gewöhnlich aber bekommt man ſie ohne Verzierung für einen Thaler. Sie ſind bequemer zu tragen als Engliſche Schuhe; im Sommer machen ſie den Fuß nicht ſo heiß, und im Winter kann man, weil ſie weit ſind, dicke Socken hinein legen, um die ärgſte Kälte abzuhalten. Zu ihren Kriegestänzen nähen die Indianer kleine Schellen und kleine Stücken Zinn daran, um ein klingelndes Geräuſch zu machen, und bei einem Tanze, wo ich gegenwärtig war, machten dieſe nebſt einer großen Pferdeglocke, die ich dem Anführer des Tanzes gegeben hatte, ein Geräuſch, das einem Holländiſchen Koncert nicht unähnlich war.

Man hält die Wilden für ſehr thätig und leicht auf den Beinen; doch laufen die Europäer auf einem kurzen Wege ſchneller. Ihr Hauptverdienſt beſteht meines Bedünkens darin, daß ſie lange in einem gleichen Schritt aushalten können, weswegen ſie auch als Boten durch die Wälder ſehr brauchbar ſind. Sie bedürfen wenig Schlaf, und können von Waſſer und Wurzeln leben, die ſie gleichſam im Fluge verzehren; ſie brauchen folglich nicht viel Zeit auf Erfriſchungen zu wenden. Auch ſind ſie vortrefliche Schwimmer, und fürchten den ſtärkſten Strom nicht. Dieſe Eigenſchaften machen ſie zu ſehr nützlichen Menſchen, und ſo lange England noch irgend Beſitzungen in Kanada hat, ſind ſie uns gewiß äußerſt wichtig, ja durchaus nothwendig, und man ſollte alles thun, ſie zu Freunden zu behalten.

An körperlicher Stärke ſind ihnen viele andre überlegen, und ſelbſt im Jagen kommen die Virginier ihnen vollkommen gleich, ob ſchon jedermann ihnen das Verdienſt zugeſteht, daß ſie gute Schützen ſind. Ich erinnere mich, daß ich einige Amerikaner nach einer Lumme (*Colymbus arcticus*) ſchießen ſah, einem Vogel, der beinahe die Größe einer Engliſchen Gans hat und wegen ſeines Untertauchens merkwürdig iſt, indem er gewöhnlich einige Schritte von dem Orte, wo er untertaucht, wieder hervorkommt. Sie ſchoſſen in einer Entfernung von hundert und funfzig Schritten verſchiedentlich mit einem gezogenen Rohre nach ihm, ohne zu treffen. Ein daneben ſtehender Indianer lachte ſie aus, und ſchalt ſie alte Weiber. Sie forderten ihn auf, ſeine Kunſt zu zeigen, welches er auf der Stelle that. Er nahm ſeine Flinte, legte ſie an einen Baum, ſchoß ſie los und traf die Lumme durch den Hals. Ich geſtehe, daß ich nie einen beſſeren Schützen geſehen habe, und es freuete mich ſehr, ſo wie es meinen Stolz kitzelte, den Amerikanern eine günſtige Meinung von den Wilden beizubringen, für die ich immer eine Vorliebe hatte.

Die Lumme iſt wegen der Bildung ihrer Füße ein ſehr merkwürdiger Vogel; allein ich beſitze nicht anatomiſche Kenntniſſe genug, um ſie kunſtmäßig zu beſchreiben. Sie ſind ſo gebauet, daß der Vogel kaum gehen kann, und man ſieht ihn deswegen ſelten auf dem Lande. Bei ruhigem Wetter kommt er mit großer Beſchwerlichkeit aus dem Waſſer hervor, und fliegt, als triebe ihn der Wind, worauf er ſich auch zu verlaſſen ſcheint. Die gewöhnliche Art der Indianer, dieſe Vögel zu tödten, beſteht darin, daß ſie einen großen Zweig vorn am Kanot befeſtigen, um ſich zu verbergen, bis ſie ihnen nahe genug ſind, um ſchießen zu können, welches indeſſen nicht immer gelingt. In der Tſchippewäh-Sprache heißt er Maunk (Mank), welches dem Franzöſiſchen Worte *manquer*, fehlen, ähnlich lautet, weil er ſeiner Schüchternheit wegen ſchwer zu treffen iſt. Die ſehr zähe und dicke Haut wird getrocknet, und die Indianer gebrauchen ſie zum Bedecken ihrer Flinten, damit die Näſſe ſie nicht verdirbt.

Ich ward es endlich müde, bloß unter den Wilden zu leben, und machte eine Reiſe nach Montreal, wo mir der Antrag geſchah, als Dolmetſcher nach Norden zu gehen. Anfangs hatte ich nicht große Luſt dazu; weil aber das angebotene Gehalt anſehnlich war, ſo entſchloß ich mich nach reiferer Ueberlegung, dieſe Gelegenheit zu ergreifen, um die Lebensart anzutreten, von der ich wenigſtens Vortheil, wenn auch nicht Vergnügen erwartete. Aber ach! ich habe oft Urſache gehabt, es zu bereuen, daß ich meiner Neigung folgte.

Am 4ten Mai 1777 verließ ich Montreal mit zwei großen Kanots von Birkenrinde, die von den Franzoſen *maîtres-canots* genannt werden, mit zehn Kanadiern in jedem; denn die Menge der Trageplätze erforderte viele Leute, um die Waaren übers Land zu tragen, welches nur auf den Schultern geſchehen kann. Ich werde ihre Reiſe, die von der Engliſchen Art zu reiſen ſo ſehr verſchieden iſt, näher beſchreiben.

Die Kanots werden zu Trois Rivieres gemacht; ſie ſind meiſtens acht Klaftern lang und anderthalb breit, mit der Rinde des Birkenbaums bedeckt und mit zaſerigen Wurzeln ſehr dicht zuſammen genähet; von dieſer Größe können ſie vier Tonnen Laſt führen. Sobald im Frühlinge das Eis aufgeht, werden ſie nach La Chine, einem Dorfe neun Meilen oberhalb Montreal, gebracht.

La Chine hat durch folgenden Umſtand ſeinen Namen erhalten: der Ritter de la Salle, der nachher im Jahr 1686 von zweien ſeiner Leute in Kanada ermordet wurde, wünſchte einen kürzeren als den bekannten Weg nach China zu entdecken. Allein durch einen Zufall, der ihm hier zuſtieß, ſah er ſich genöthigt, ſeine Reiſe nach Weſten zu verſchieben, welches die Kanadier bewog, den Ort ſpottweiſe la Chine oder China zu nennen, welchen Namen er ſeitdem immer behalten hat.

An dieſem Orte werden die Indianiſchen Waaren ſehr ſorgfältig an Bord gebracht: die trocknen Kaufmannswaaren in Ballen, jeder von achtzig Pfund; und der Rum, das Pulver und Blei in kleinen Fäßchen. Die Reiſe von Trois Rivieres nach la Chine iſt ſehr langweilig und beſchwerlich, weil man einen ſtarken Strom zu überwinden hat; und ohne günſtigen und mitunter friſchen Wind, der das beſtändige Führen der Ruder erleichtert, würde es unmöglich ſeyn. aus der Stelle zu kommen. Wo das Waſſer ſeicht iſt, müſſen die Kanots mit langen Stangen fortgeſchoben werden, indeß die Männer tief im Waſſer waten und mit Stricken gegen den Strom ziehen. Dieſes iſt eine ſo ermattende Arbeit, wie man ſich kaum vorſtellen kann; doch hat die Gewohnheit ſie den Kanadiern ſehr geläufig gemacht, und ich muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie ſich dieſer Beſchwerlichkeit ſehr willfährig unterziehen, ob ſie gleich zu Zeiten ausrufen: *C'eſt la miſere, mon bourgeois!*

Von la Chine bis Michillimakinak ſind ſechs und dreißig Trageplätze; die Entfernung zu Lande und zu Waſſer beläuft ſich auf neunhundert Engliſche Meilen. Bei gutem Wetter legt man die Reiſe oft in einem Monat zurück. Es erfordert große Sorgfalt und Mühe, die Kanots die abſchüſſigen Stellen (*rapids*) hinaufzuführen; außerdem iſt aber auch Erfahrung nöthig, ſie aufrecht zu halten und zu verhindern, daß ſie nicht gegen die Steine ſtoßen: denn ſie ſind ſo dünn, daß ſie leicht beſchädigt werden können. Wenn ſie zufälliger Weiſe beſchädigt werden, wie es oft geſchieht, ſo verſtopft man den Leck mit Harz, und ſchmelzt ihn mit Holzkohlen zu; das Harz wird durch die Näſſe ſogleich hart, und läßt kein Waſſer durch. Iſt aber die Ritze zu groß, um bloß mit Harz verklebt zu werden, ſo wird die innere Rinde von Birken zu Mörtel geſtoßen, zurecht gemacht, auf die Oeffnung gelegt, mit Leinen bedeckt, und an den Rändern mit Gummi feſt verkittet.

Wir ſetzten unſre Reiſe nach la Barriere oberhalb des langen Waſſerfalles (*Long Saut*) fort; dies iſt ein Strom, der, wegen ſeines außerordentlich ſchnellen Falles, ſehr gefährlich iſt. Hier haben ſich einige Kaufleute niedergelaſſen, die aber nicht viel bedeuten, weil ſie weder einen ausgebreiteten Handel führen, noch großen Gewinn von dem zuſammengebrachten Pelzwerke haben. Die Wilden verſtehen ſich in dieſer Gegend zu gut auf den Werth der Pelze und Felle, um ſich betrügen zu laſſen, wofern ſie nicht betrunken ſind; ein Vortheil, deſſen man ſich freilich nur zu oft gegen ſie bedient.

Von dieſem Waſſerfälle gingen wir nach dem See der zwei Berge, wo ein Dorf der bereits beſchriebenen Connecedaga-Indianer liegt. Ich verweilte hier einen Tag bei meinen alten Freunden, durfte mich aber nicht länger aufhalten, weil es bei dieſem Handel äußerſt wichtig iſt, das Winterquartier frühzeitig zu beziehen.

Wir gingen nach dem Uttawa oder großen Fluſſe, und hielten uns den ganzen Weg über längs dem Ufer, bis wir den See Nipiſſin erreichten, aus welchem der St. Lorenz-Fluß entſpringt; dann liefen wir in den Franzöſiſchen Fluß (*French River*), der nach dem See Huron führt, und gingen mit ſehr günſtigem Winde nach Michillimakinak, wo wir den 17ten Junius ankamen.

Das Land iſt allenthalben reichlich mit wilden Thieren, beſonders Bären, Elenn- und anderen Hirſchen, Bibern, Vielfraßen (*Urſus Gulo*), Eichhörnchen, Fiſcherwieſeln, Ottern, Mardern, kleinen Ottern, wilden Katzen, Rakkuhns (*racoons*) oder Waſch-Bären (*Urſus Lotor*), Wölfen, Biſamratzen (*Caſtor moſchatus*) u. ſ. w. beſetzt. Man erblickt faſt keine andern als wilde Einwohner, die von Ort zu Ort umher ſtreifen, und ſich von den Thieren nähren, die ſie erlegen, den Skunk oder das Stinkthier (*Viverra Putorius*) ausgenommen, das ſie niemals eſſen, wenn nicht der äußerſte Hunger ſie dazu zwingt.

Herr la Salle erzählt, daß er auf ſeiner Reiſe an den Ufern des Miſſiſſippi unter der Nation der Oumas, die an einem Fluſſe gleiches Namens wohnen, ein ganz außerordentliches Thier zwiſchen Wolf und Löwen geſehen habe; Kopf und Leib gleichen dem erſtern, und Schwanz und Klauen dem letztern. Er ſetzt hinzu: es greife alle Thiere an, beſchädige aber nie einen Menſchen; zuweilen trage es ſeine Beute auf dem Rücken fort, und wenn es genug gefreſſen habe, verſtecke es das übrige unter Laub oder andrer Bedeckung; alle Thiere fürchteten es dermaaßen, daß ſie von ſeiner übrig gelaſſenen Beute nichts anrührten; die Judianer nennten es Miſchibiſchi, welches ein Thier von der Tiger-Gattung, nur kleiner und weniger geſprenkelt, und jetzt als Pantherthier bekannt iſt *).

Der Biber iſt ein merkwürdiges Thier, aber bereits von ſo vielen Schriftſtellern beſchrieben, daß ich nur, was ſie noch nicht erwähnt haben, bemerken will. Am Tage ſieht man es ſelten. Nach Sonnenuntergang wagt es ſich aus ſeiner Wohnung hervor, um zu arbeiten, oder ſich Nahrung zu verſchaffen, bei welcher Gelegenheit es ſich auch zu waſchen pflegt. Das merkwürdigſte bei dieſem Thiere aber iſt, daß es immer mit dem Schwanz im Waſſer liegt, um zu verhindern, daß er nicht erſtarre. Das Fleiſch iſt ſehr gut, und wird gebraten oder gekocht; der Schwanz aber iſt das beſte Stück. Bei Gelegenheit dieſes Leckerbiſſens muß ich noch erwähnen, daß die Schnauze des Elennthieres ebenfalls für ſehr wohlſchmeckend gehalten wird. Keins von den Thieren in Nordamerika iſt furchtbar, außer der graue Bär, der ſich gewöhnlich in dem wärmſten Klima aufhält, wo er hinkommt ſchreckliche Verwüſtungen anrichtet, und Menſchen, ja oft ganze Familien tödtet.

Während meines Aufenthaltes zu Michillimakinak ward mir ein merkwürdiger Beweis von Tapferkeit und Großmuth erzählt, der vielleicht auch dem Leſer unterhaltend ſeyn wird.

Ein Indianiſcher Knabe von funzehn Jahren ſtand in einiger Entfernung von der Feſtung, als ein Wilder ſein Gewehr losbrannte und zufällig einen Engländer tödtete. So wie er weiter ging, entdeckte er den Knaben, der an einen Baum gelehnt ſtand; und weil derſelbe nicht von ſeiner Nation war, beſchloß er, ihn gefangen zu nehmen. Ohne des Knaben Abſicht zu argwöhnen, ging er auf ihn zu, und faßte ihn beim Arm; der Knabe zog ſich aber behende zurück, und ſchoß dem Indianer in das Knie. Dieſer gerieth in ſolche Wuth, daß er die Hand aufhob, um ihm mit dem Tomahawk (Streitaxt) den Reſt zu geben, als ein anderer Indianer eilends dazu kam und ſeinen Gefährten fragte: wer ihn verwundet hätte? Er antwortete: der Knabe; und ſetzte hinzu, daß er ihn ſogleich ſkalpiren wolle. Der

---

*) Die Beſchreibung des Herrn La Salle paßt auf den Puma, den fälſchlich ſo genannten Amerikaniſchen Löwen, (*Felis concolor*) der ſonſt bei den Amerikaniſchen Pelzhändlern in Luiſiana auch Carcajou genannt wird, wenn gleich dieſe Benennung weiter nördlich in Kanada den Vielfraß bezeichnet. Das gefleckte Thier, wovon der Verfaſſer ſpricht, iſt wahrſcheinlich ein Luchs, und es kann leicht ſeyn, daß die Wilden beide Arten, den Puma und den Luchs, Miſchibiſchi nennen. F.

andre verhinderte dieſe blutige Abſicht, und ſagte ihm, er würde den Knaben beſchützen, denn er ſey zu tapfer, um ſterben zu müſſen. Er nahm ihn auch wirklich mit nach der Feſtung, wo der befehlshabende Officier ihn kaufte, um zu verhüten, daß der verwundete Indianer ihn nicht tödtete.

Beſchreibung des Sees Superior und der Ceremonien bei der Indianiſchen Adoption.

Nachdem ich mich mit Indianiſchem Korn und hartem Talg — der Nahrung, welche alle Kaufleute nach dem oberen Lande mitnehmen — verſehen, und meine großen Kanots gegen kleinere vertauſcht hatte, die bequemer über die Trageplätze zu bringen ſind, und beſſer in die kleinen Bäche (*creeks*) *) einlaufen können — verfolgten wir unſeren Weg nach den Waſſerfällen zu St. Marie, einer Enge, die durch zwei Arme gebildet wird, welche ſich an dem äußerſten Ende des Sees von einander trennen. Die Indianer haben hier eine kleine, mit Pfählen umgebene Feſtung und etwa zehn Häuſer zur Wohnung für die Engliſchen und Franzöſiſchen Kaufleute erbauet. Die Nation der Sauteurs hatte ſich vormals am Fuße der Waſſerfälle niedergelaſſen und die Jeſuiten beſaßen eine Wohnung in ihrer Nähe. Es giebt in dieſem Orte viele ſchöne Fiſche, beſonders Hechte, Forellen und Weißfiſche von ungewöhnlicher Größe. Wir ſetzten von hier aus unſre Reiſe nach dem See Superior fort, welcher ehemals zu Ehren des Herrn de Tracy, den der König von Frankreich im Jahr 1665 zum Statthalter von Amerika ernannte, der See Tracy genannt wurde. Er hat ſechs hundert Franzöſiſche Meilen im Umkreiſe, und ſchließt eine Menge großer und kleiner Inſeln in ſich. Beim Eingange dieſes Sees liegt ein hoher Felſen, der beinahe wie ein Menſch geſtaltet iſt, und

---

*) Die Engländer im Inneren von Nordamerika bedienen ſich des Wortes *creek*, welches ſonſt in der ſeemänniſchen Sprache eine kleine Bucht bedeutet, um damit die kleineren Waldſtröme oder für Kanots ſchiffbaren Bäche zu bezeichnen, auf denen die Eingebornen und Pelzhändler ihre großen Reiſen machen, indem ſie bei den verſchiedenen Trageplätzen aus einem Bache (*creek*) in den andren kommen. F.

von den Tſchippewäh-Indianern **Kitſchi Manitu**, oder der **Herr des Lebens** genannt wird. Sie unterlaſſen nie, hier anzuhalten, um ihre Gaben darzubringen, indem ſie Tabak und andre Sachen ins Waſſer werfen. Sie wollen dadurch dem Felſen, als dem Repräſentanten des höchſten Weſens, ihren Dank für den Segen abſtatten, deſſen ſie genießen, und opfern ihm freudig ihren Schmuck und was ihnen das Liebſte iſt. Ein nachahmungswürdiges Beiſpiel, in ſo fern man die gute Abſicht des Geſchöpfes gegen den Schöpfer darin erkennt, und ein augenſcheinlicher Beweis, daß der Menſch in ſeinem natürlichen Zuſtande, ohne alle Verfeinerung, ſeine Abhängigkeit von einer unſichtbaren Macht fühlt, wenn er ſeinen Glauben auch noch ſo plump oder unwürdig ausdrückt! Gott allein kennt das Herz, und wird jeden nach ſeiner Erkenntniß richten.

Der Aberglaube iſt eine ſchädliche Pflanze, aber ſie hat in jedem Klima von der heißen bis zur kalten Zone geblühet; und kann es uns befremden, daß Barbaren darunter litten, da er ſelbſt bei aufgeklärten Nationen die nachtheiligſten Folgen hervorbrachte? Der arme unbelehrte Indianer verdient keinen großen Tadel, wenn er den Eingebungen der rohen Natur gehorcht und ſich unbedingt den Gebräuchen ſeiner Vorfahren unterwirft. Die geoffenbarte Religion ward nicht Allen geſchenkt, und es iſt eine traurige Betrachtung, daß diejenigen, welche ſie erleuchtet hat, nicht ſolche Vorzüge vor den Wilden beſitzen, wie man ſie bei ihnen erwarten ſollte.

In dem vorhin erwähnten Felſen ſind verſchiedne Höhlen, beinahe eine Engliſche Meile lang, zwanzig Fuß weit, und oben gewölbt. Der See gefriert nur dicht am Ufer, weil das Waſſer immer Wellen ſchlägt, die oft bergehoch emporſteigen, welches leicht zu erklären iſt, wenn wir den unermeßlichen Umfang deſſelben erwägen. An ſehr ruhigen Tagen ſieht man an tiefen Stellen nicht weit vom Ufer Störe. Das umliegende Land iſt hoch und felſicht, und die Wälder ausnehmend dicht. Der Palmbaum *), die Eſche, die Birke, die Sproſſentanne und die Zeder wachſen hoch und in Menge. Die Nordweſt-Kompagnie zu **Montreal** hält ein Schiff auf dem See, um ihre Waaren von **Michillimakinak** nach dem

---

*) Von einer ächten Palme kann hier nicht die Rede ſeyn. Wahrſcheinlich iſt dies in **Kanada** eine Provinzialbenennung für irgend eine andere Gattung von Bäumen. F.

groſsen Trageplatz an der nordweſtlichen Seite zu bringen, und kommt mit dem im Inneren des Landes geſammelten Pelzwerke zurück.

Am 4ten Julii erreichten wir Pays Plat, an der nordöſtlichen Seite des Sees, wo wir unſre Waaren auspackten und die Ballen kleiner machten, weil wir von den Indianern hörten, daß wir hundert und achtzig Trageplätze bis zu dem Orte, wo ich den Winter zubringen wollte, zu paſſiren hätten. Als wir ans Land ſtiegen, ſahen wir in einiger Entfernung eine Menge Indianer, und hielten es deswegen für gut, unſre Schiffsladung, auf den Fall, daß wir zum Tauſchhandel Gelegenheit hätten, in Ordnung zu bringen, und uns bereit zu halten, daß wir ſie nach geendigtem Geſchäfte wieder einſchiffen könnten. Nachdem alles in gehörige Sicherheit gebracht war, begab ich mich zu den Wilden, deren Anzahl ich auf hundert und funfzig ſchätzte; die meiſten waren vom Stamme der Tſchippewäh, und die übrigen von der Nation der Waſſen. Sie gaben mir Fiſche, trocknes Fleiſch und Felle, wofür ſie von mir kleine Gegengeſchenke erhielten. Ihr Anführer Matſchi Quewiſch hielt eine Verſammlung, und als er fand, daß ich ihre Sprache konnte, ſchlug er mir vor, mich als Bruder unter ihre Krieger aufnehmen zu laſſen. Ich hatte zwar die Ceremonie noch nicht ausgeſtanden, wußte aber wohl, was dabei vorginge, weil mir von verſchiedenen Kaufleuten geſagt worden war, was für Schmerzen ſie dabei hätten leiden müſſen, ob man gleich außerordentlich gnädig mit ihnen umgegangen wäre. Aber deſſen ungeachtet beſchloß ich, mich dieſer Operation zu unterwerfen, damit ſie nicht meine Weigerung der Furcht zuſchrieben, und ich mich in der Achtung derer herabſetzte, von denen ich große Vortheile erwartete, und in deren Geſellſchaft ich eine ziemliche Zeitlang zu bleiben mich anheiſchig gemacht hatte.

Die Ceremonie der Aufnahme iſt folgende. Man bereitet ein Gaſtmahl von Hundefleiſch in Bärentalg geſotten, mit Heidelbeeren, wobei jeder tapfer zulangen muß. Nach geendigter Mahlzeit wird der Kriegesgeſang in folgenden Worten geſungen:

„Herr des Lebens! ſieh uns wohl an. Wir nehmen einen Bruder Krieger unter uns auf, der mit Verſtand begabt zu ſeyn ſcheint, Stärke im Arm hat und ſeinen Leib nicht vor dem Feinde zurückzieht.“

Wenn der Aufzunehmende nach dem Kriegesgeſange kein Zeichen von Furcht blicken läßt, ſo wird er mit Achtung und Ehrfurcht betrachtet; denn dieſe Wilden halten Herzhaftigkeit nicht nur für nothwendig, ſondern auch für die höchſte Empfehlung. Nachher läßt man ihn ſich auf ein Biberkleid ſetzen, reicht ihm eine Kriegespfeife zum Rauchen, die der Reihe nach an jeden Krieger kommt, und wirft ihm einen Wampum-Gürtel über den Hals.

Das Kalumet, oder die Indianiſche Pfeife, die weit größer iſt, als die, woraus die Indianer gewöhnlich rauchen, wird von Marmor, Stein oder Thon verfertigt, und iſt, nach der Sitte der Nation, roth, weiß oder ſchwarz; die rothen aber werden am meiſten geſchätzt. Das Rohr iſt aus ſtarkem Holze gemacht, ungefähr fünftehalb Fuß lang, mit Federn von allerlei Farben verziert und mit vielen Flechten von Weiberhaar in verſchiedenen Geſtalten durchwebt. Der Kopf iſt ſchön polirt, und es ſind zwei Flügel daran befeſtigt, die ihm das Anſehn eines Merkurſtabes geben. Dieſes Kalumet iſt das Symbol des Friedens, und die Wilden halten es ſo hoch in Ehren, daß die Verletzung eines Vergleichs, wobei man es gebraucht hat, ihrer Meinung nach die unglücklichſten Folgen nach ſich ziehen würde.

Das Wampum iſt von verſchiedenen Farben; ſchwarzes und weißes aber wird am häufigſten gebraucht. Das erſtere wird aus einer Art Venusmuſchel, (*Venus Mercenaria LINN.*) das andre aus Miesmuſcheln gemacht; beide werden in Geſtalt von länglichen Korallen verarbeitet, und gebohrt, um auf lederne Riemen gereihet und zu Gürteln gebraucht zu werden.

Dieſe Gürtel dienen zu verſchiedenen Zwecken. Bei einer Verſammlung werden ſie mit den darin gehaltenen Reden ausgegeben, und ihre Größe, ſo wie die Zahl der Reihen Wampum, richtet ſich immer nach der Idee, welche die Indianer von der Wichtigkeit der Zuſammenkunft haben. Oft beſtehen ſie aus beiden Farben. Die, welche Sir William Johnſon erhielt, der bei den Wilden in unvergeßlichem Andenken ſteht, waren in verſchiednen Reihen, ſchwarz an jeder Seite, und in der Mitte weiß. Das Weiße in der Mitte ſollte den Frieden ausdrücken und anzeigen, daß der Pfad zwiſchen ihnen ehrlich und offen ſey. In der Mitte des Gürtels war die Geſtalt eines Diamanten von weißem Wampum gemacht, welches die Indianer das Verſammlungsfeuer nennen.

Als

Als Sir William Johnſon ſeinen Bund mit den Wilden ſchloß, faßte er den Gürtel bei dem einen Ende, indeß das Oberhaupt der Indianer das andre hielt. Wenn der Indianer reden wollte, ſo fuhr er mit dem Finger an den weißen Streifen hinunter; hatte Sir William etwas zu ſagen, ſo berührte er den Diamanten in der Mitte.

Dieſe Gürtel ſind auch die Urkunden voriger Verträge; die Indianer verſtehen es, die verſchiedenen Formen, worin ſie gearbeitet ſind, zu entziffern, und beziehen ſich bei allen Verhandlungen mit den Europäern darauf. Wenn ein Streifen oder ein Gürtel von Wampum zurückgegeben wird, ſo iſt es ein Zeichen, daß man den vorgeſchlagenen Vergleich nicht annimmt, und die Unterhandlung wird ſogleich abgebrochen.

Doch um von dieſer Abſchweifung wieder einzulenken — Wenn die Pfeife rund umgegangen iſt, ſo wird von ſechs langen, in den Grund geſteckten und oben zugeſpitzten Stangen eine Schweißhütte errichtet, die man mit Häuten und Decken belegt, um die Luft abzuhalten, und die nur drei Perſonen faſſen kann. Der Aufzunehmende wird nackt ausgezogen und geht mit zwei Oberhäuptern in die Hütte; man bringt zwei glühend gemachte Steine herein, und wirft ſie auf die Erde; alsdann wird Waſſer in einer großen Schale herein gebracht, und mit Zeder-Zweigen auf die Steine geſprützt. Dadurch kommt die in der Hütte befindliche Perſon in ſtarken Schweiß, und es öffnet ihr die Haut, um ſie für den anderen Theil der Ceremonie empfänglich zu machen.

Wenn der Schweiß aufs höchſte geſtiegen iſt, ſo verläßt der Aufzunehmende das Haus, und ſpringt ins Waſſer. Indem er heraus kommt, wirft man ihm eine Decke über, und trägt ihn in die Hütte des Oberhauptes, wo er folgende Operation ausſtehen muß. Nachdem man ihn auf den Rücken gelegt hat, zeichnet das Oberhaupt mit einem in Waſſer, worin Schießpulver aufgelöſt iſt, getauchten Stabe die Figur, die er zu machen denkt; alsdann ſticht er mit zehn, in Zinnober getunkten und in einer kleinen hölzernen Form befeſtigten Nadeln die bezeichneten Theile, und wo die ſtärkeren Umriſſe zuſammen laufen, ritzt er das Fleiſch mit einem Flintenſtein. Die leeren, oder nicht mit Roth bezeichneten Stellen werden mit Schießpulver eingerieben, welches die Abwechſelung von Roth und Blau hervorbringt, und die Wunden alsdann mit Punk-Holz *) ausgebrannt, damit ſie nicht eitern.

Dieſe Operation geſchieht nicht auf einmal, ſondern dauert zwei bis drei Tage. Alle Morgen werden die Theile mit kaltem Waſſer gewaſchen, worin ein Kraut, Namens Pockquiſegan, eingeweicht iſt, das dem Engliſchen Buchs gleicht, und das die Indianer mit ihrem Rauchtabak vermiſchen, um ihm die Schärfe zu benehmen. Während der Operation ſingen ſie Kriegeslieder, und ſchütteln dazu unabläſſig eine rundum mit kleinen Schellen behangene Klapper, Tſcheſſaquoy, um das Winſeln zu erſticken, welches ſolche Qualen nothwendig hervorbringen müſſen. Nach vollbrachter Ceremonie bekommt der Neuaufgenommene einen Namen; mir ward der Name Amick, oder Biber, ertheilt.

Um die Geſchenke, welche mir Matſchi Quewiſch gegeben, und wofür er von mir nur einige Spielſachen erhalten hatte, zu erwidern, und zu zeigen, wie ſehr ich über die mir angethane Ehre erfreuet wäre, beſchloß ich, noch einiges zu meinen Geſchenken hinzuzufügen. Ich führte dem zufolge die Oberhäupter an einen Ort, wo ich die für ſie beſtimmten Sachen hatte hinbringen laſſen, und ſchenkte ihnen Skalpirmeſſer, Tomahawks, Zinnober, Tabak, Glasperlen u. ſ. w. und vor allem Rum, das unentbehrlichſte, ohne welches — was ich ihnen auch immer geſchenkt haben möchte — ich mir ihr höchſtes Mißfallen würde zugezogen haben. Wir hatten unſre Kanots umgekehrt, und die Waaren gehörig in Ordnung gebracht, und ich trug den Kanadiern auf, ſo lange wir im Lager wären, Tag und Nacht beſtändig Wache zu halten. Dieſe Vorſicht iſt durchaus nothwendig, weil die Indianer gewöhnlich Unheil anſtiften, wenn ſie betrunken ſind; und bei dieſer Gelegenheit kam ſie uns ſehr gut zu Statten, da der Rum, den wir ihnen gaben, ſie drei Tage und Nächte in Trunkenheit erhielt, in welchem Zuſtande ſie viere von ihren eignen Leuten umbrachten. Einer derſelben war ein angeſehenes Oberhaupt, den ſein eigner Sohn verbrannte. Als ein berühmter Krieger, ward er mit den bei den Wilden gebräuchlichen Ehrenzeichen begraben: einem Skalpirmeſſer, einem

---

*) *Punk* heißt der gewöhnliche Zündſchwamm (*Agaricus igniarius*); was aber unter Punkholz verſtanden wird, iſt mir nicht bekannt. F.

Tomahawk, Glasperlen, Schminke u. ſ. w., einigen Stücken Holz, um Feuer zu machen, und einem Becher von Baumrinde, um auf ſeiner Reiſe nach dem anderen Lande daraus zu trinken.

Am 21ſten ſchifften wir uns ein, und trennten uns von den Wilden, die uns ihre außerordentliche Zufriedenheit mit unſerem Betragen in den kräftigſten Ausdrücken bezeugten. Weil es aber gebräuchlich iſt, Wegweiſer von einem See zum andren mitzunehmen, ſo ließ ich mich von zwanzig Tſchippewähs zu Lande nach der *Grande Côte de la Roche* begleiten, welchen Weg alle Kaufleute des großen Waſſerfalles halben nehmen müſſen, deſſen Höhe beim Eingange des Nipegon-Fluſſes auf ſechs hundert Fuß geſchätzt wird. Dieſe Reiſe iſt erſtaunlich ermüdend für die Leute, die mit großen Laſten einen ſteilen Hügel hinan klimmen müſſen; ſie pflegen daher meiſtens zwei oder drei Tage auszuruhen, um wieder Kräfte zu ſammeln.

Wir verließen *la Grande Côte de la Roche* gutes Muths, und ſetzten unſere Reiſe nach dem See fort, wo wir einen anderen Haufen Wilde von eben der Nation fanden. Wir hielten einen Rath und wechſelten gegenſeitig Geſchenke. Während unſres zehntägigen Aufenthaltes am Ufer des Sees entſtand ein Scharmützel unter den Indianern, worin nach einer ſchrecklichen Scene des Aufruhrs und der Verwirrung, der verhaßten Wirkung des Rums, drei Mann getödtet und zwei verwundet wurden.

Der See Alemipigon oder Nipegon iſt ungefähr hundert Engliſche Meilen lang, und verſorgt die Eingebornen mit Fiſchen in Menge. Das Land liefert viele wilde Wurzeln, und die Thiere ſind ſehr zahlreich. Die Anzahl der in dieſem Bezirke jagenden Indianer, die außerordentlich wild und abergläubiſch ſind, beläuft ſich auf dreihundert.

Am 1ſten Auguſt reiſeten wir mit funfzehn Indianern ab, die uns zu Führern dienen und auch über die Trageplätze helfen ſollten. Wir lebten von Fleiſch und Wurzeln, und ſparten unſer Korn und Talg für den Winter auf. Jeden Abend mit Sonnenuntergang lagerten wir uns, und mit Tagesanbruch ſtiegen wir in unſre Kanots. Wir ſetzten unſeren Weg nach dem See Sturgeon oder dem Stör-See fort, verweilten aber nicht ſo lange, daß ich nähere Nachricht von dieſem Orte zu geben im Stande wäre; doch habe ich ihn in der Erzählung meiner Reiſe nach dem See Manontoye beſchrieben, wo ich mich wegen des ſchlechten Wetters drei Tage aufhielt.

Am 25ſten September erreichten wir den See la Mort, oder den Todten-See, der nordöſtlich vom See Alemipigon liegt. Dieſer See hat ungefähr ſechzig Engliſche Meilen im Umkreiſe; das Land iſt niedrig und ſumpfig, und das Waſſer ſehr unangenehm von Geſchmack. Die Indianer kommen fleißig dahin; ich fand während meines dortigen Winteraufhaltes nicht weniger als fünf und dreißig verſchiedne, drei Fuß breite Pfade, die aus den Wäldern nach dem Ufer des Sees führten. Der See iſt fiſchreich; im Winter friert er zu, und das Eis thauet erſt im April auf. Die dahin kommenden Indianer ſind gute Jäger, aber ſehr wild. Die Tſchippewähs ſind nicht ſo ſehr auf Putz erpicht, wie die anderen Wilden, beſonders diejenigen Stämme, die weit von Michillimakinak entfernt wohnen. Dieſes iſt leicht zu erklären: das Eis bleibt gewöhnlich bis zum letzten Frühlingsmonath, wie wir in England rechnen, (alſo bis in den Junius) und der Winter fängt früh im Oktober an; folglich wird die Zwiſchenzeit damit zugebracht, daß man Kanots verfertigt und ausbeſſert, kleine Exkurſionen macht, um Lebensmittel zu ſuchen, oder daß man ſich mit Schwimmen und anderen bei den Wilden üblichen Zeitvertreiben beſchäftigt. Diejenigen, die täglich arbeiten müſſen, um ihre dringenden Bedürfniſſe zu befriedigen, und nicht bedachtſam genug ſind, Vorrath für den Winter einzuſammeln, können auf den Luxus im Putze nicht achten. Die Indianer, von den roheſten an bis zu den aufgeklärteſten, ſind im Ganzen ſehr träge, und thun ſich etwas darauf zu Gute, weil ſie glauben, daß Arbeit unter der Würde eines Kriegers ſey, und daß alle häuslichen Sorgen und Beſchäftigungen nur für Weiber gehören. Dieſe Abneigung gegen Arbeit entſteht nicht daher, daß ſie Anſtrengung fürchten oder ſcheuen; im Gegentheil erträgt kein Volk ſie freudiger, beſonders bei ihren Vergnügungen, die von mancherlei Art und zum Theil heftig, mühſam und darauf berechnet ſind, ihnen Stärke zu geben. Die dadurch hervorgebrachte Ausdünſtung macht zugleich ihre Glieder biegſam, und ſetzt ſie in Stand, mit mehr Leichtigkeit zu jagen.

Das Ballſchlagen, eins ihrer Lieblingsſpiele, iſt ſehr ermüdend. Der Ball iſt von der Größe eines Engliſchen Cricket-Balls, aus Hirſchleder gemacht und mit Haar ausgeſtopft. Er wird mit kurzen Stöcken vorwärts und zurück getrieben, die ungefähr zwei Fuß lang, am Ende ſo breit wie Raketen, und auch ſo gearbeitet ſind, nur daß ſie größere Einſchnitte haben. Mit dieſen Stöcken wird der Ball geſchlagen, und wegen der Elaſticität der aus Hirſchſehnen gemachten Raketen, läßt er ſich ſehr weit treiben. Das Spiel wird von zwei Haufen geſpielt, und die Hauptſache dabei iſt, einander den Ball aufzufangen und ihn ins Ziel zu treiben, das ungefähr vierhundert Schritte weit entfernt iſt und an deſſen äußerſtem Ende zwei hohe Stangen nicht weit von einander ſtehen. Wer den Ball zwiſchen dieſe Stangen treibt, hat gewonnen. Die Indianer ſpielen mit der beſten Laune, und ſelbſt wenn es ſich zuträgt, daß einer den andern in der Hitze des Spiels mit dem Stocke trift, machen ſie ſich nichts daraus. Doch ſuchen ſie einen ſolchen Zufall ſorgfältig zu vermeiden, weil die Heftigkeit womit ſie ſchlagen, mehrmals dem Anderen einen Arm oder Bein gekoſtet hat.

Athtergain, oder verfehle keinen und fange alle, iſt ebenfalls ein Lieblingsſpiel unter ihnen, woran die Weiber oftmals Theil nehmen. Es wird mit einer Menge harter, ſchwarzer und weißer Bohnen geſpielt, wovon eine kleine Flecken hat und der König genannt wird. Dieſe werden in eine flache hölzerne Schüſſel gelegt, und abwechſelnd von beiden Partheien, die auf der Erde einander gegenüber ſitzen, geſchüttelt. Wer geſchickt genug iſt, die geſprenkelte Bohne aus der Schale zu werfen, bekommt von der Gegenparthei ſo viele Bohnen als Flecken darauf ſind; die übrigen Bohnen gelten nichts.

Die Knaben beſitzen große Fertigkeit einen Reifen zu jagen, beſonders die Cahnuaga-Indianer, die ich oftmals in dieſem Vergnügen ſich habe hervorthun ſehen. Das Spiel wird von einer Anzahl zufällig verſammelter Knaben geſpielt, wovon einige den Reif treiben, indeß andre mit Bogen und Pfeil danach ſchießen. Sie verſtehen ſich außerordentlich gut auf dieſe Uebung, und können den Reif, wenn er auch noch ſo geſchwind läuft, aufhalten, indem ſie den ſpitzen Pfeil in den Rand treiben. Dies gelingt ihnen in ziemlicher Entfernung, ſowohl zu Pferde als zu Fuß. Auch tödten ſie in einer Entfernung von funfzig Schritten kleine Vögel, und werfen, wenn ſie funfzehn Schritte weit ſtehen; einen halben Pfennig von einem Stock. Spieße und Tomahawks führen ſie mit gleicher Geſchicklichkeit.

Meine Niederlaſſung am See la Mort, und das Verfahren einer Handelsparthei.

Die Mühſeligkeiten, welche meine Kanadier erlitten hatten, machten es nothwendig, auf Winterquartiere zu denken, und bewogen mich, am See la Mort mich niederzulaſſen. Noch ein andrer Bewegungsgrund war die einfallende Kälte, die ſehr ſtrenge werden zu wollen ſchien. Nachdem wir uns erfriſcht und unſre Kanots in Sicherheit gebracht hatten, nahm ich zwei Indianer mit, um mir einen guten Platz zum Anbauen zeigen zu laſſen. Wir wählten ihn dicht am Ufer des Sees, wo wir ein dreißig Fuß langes und zwanzig Fuß breites Haus von unbehauenen Stämmen errichteten, welches wir in zwei Zimmer theilten, worin wir unſre Waaren niederlegten. Das nächſte war nun, daß wir unſre Kanots in den Wäldern verſteckten und unſeren Rum, einen kleinen Vorrath zum unmittelbaren Gebrauch ausgenommen, unter die Erde gruben; denn wir wußten aus Erfahrung, wie nothwendig es iſt, ihn vor den Indianern verborgen zu halten, und daß unſre ganze Sicherheit davon abhing.

Nachdem wir alle häuslichen Angelegenheiten in Ordnung gebracht und unſeren Tiſch in der Wüſte aufgeſchlagen hatten, dachten wir auf unſre Winterfeuerung, weil das Holz bei ſtrengem Wetter ſchwer nach Hauſe zu bringen iſt. Hatten wir Muße, ſo jagten wir, um unſeren Vorrath von Lebensmitteln zu vermehren, der ſonſt für das Bedürfniß unſeres Haushalts nicht hingereicht hätte; denn wir mochten uns nicht von der ungewiſſen Ankunft der Wilden abhängig machen, die zuweilen den Kaufleuten Lebensmittel bringen. Der Schnee fiel ſehr tief, und wir konnten ohne Schneeſchuhe keine weiten Exkurſionen vornehmen. Vierzehn Tage lang jagten wir mit großem Glück, und fingen eine Menge kleiner Thiere, wovon wir täglich ſpeiſten, ſo daß wir unſer Korn und Talg ſparten. Ungefähr drei Wochen nach unſrer Niederlaſſung kam ein großer Haufe von Wilden an. Ich ſuchte mich mit der äußerſten Vorſicht gegen ſie zu benehmen; denn unſre Anzahl war verhältnißmäßig gegen ſie ſehr gering, und bei einem Rauſche konnte unſer Eigenthum geplündert, ja ſelbſt unſer Leben aufgeopfert werden. Glücklicherweiſe waren meine acht Kanadier ſehr entſchloſſene Leute, und mit den Nordweſtlichen Indianern umzugehen gewohnt. Wir gefielen einander gegenſeitig; denn noch hatte kein Kaufmann hier überwintert. Ihr Anführer, der ſich Keskonik nannte, machte mir ein Geſchenk von Fellen, trocknem Fleiſch, Fiſchen und wildem Hafer; eine Höflichkeit, die ich ſogleich erwiderte, und zwar auf eine Art, die ihm ſehr zu gefallen ſchien. Die übrigen Wilden zogen darauf einer nach dem andern ins Haus (welches eine Indianiſche Reihe genannt wird), indem ſie Kriegeslieder ſangen und tanzten. Sie ſetzten ſich auf die Erde, den Anführer ausgenommen, der mit großer Würde in der Mitte aufrecht ſtand und folgende Rede hielt:

„Es iſt wahr, mein Vater, daß ich und meine jungen Leute uns glücklich ſchätzen, euch zu ſehen. Da der große Herr des Lebens einen Kaufmann zu uns geſchickt hat, um ſich über uns Wilde zu erbarmen, ſo werden wir unſer möglichſtes thun, zu jagen, um euch mit Pelzen, Häuten und Fleiſch von Thieren zu verſorgen.“

Dieſe Rede zweckte in der That darauf ab, mich zu bewegen, daß ich ihnen noch mehr Geſchenke machen ſollte. Ich befriedigte ihre Erwartungen, und gab ihnen zwei Fäßchen Rum, jedes von acht Maaß, den wir, nach der Gewohnheit aller Kaufleute, mit etwas Waſſer verſetzt hatten; ferner fünf Rollen Tabak, funfzig Skalpirmeſſer, Flintenſteine, Pulver und Blei. Den Weibern gab ich Glasperlen, Spielſachen u. ſ. w. und acht Oberhäupter, die bei ihnen waren, beſchenkte ich jeden mit einer nordweſtlichen Flinte *), einem baumwollenen Hemde, einem Skalpirmeſſer von der beſten Art, und noch etwas mehr Ammunition. Sie empfingen dieſe Geſchenke mit einem vollen Yo-hah oder Freudengeſchrei.

Die Weiber, die bei allen Gelegenheiten Sklavinnen ihrer Männer ſind, mußten Hütten von Baumrinden machen. In Zeit von einer Stunde hatten ſie dieſes Geſchäft vollendet, und alles war nun zur Fröhlichkeit bereit. Sie brachten den Rum aus meinem Hauſe nach ihrem Wigwam (Hütte) und fingen an zu trinken. Dieſes Gelag dauerte vier Tage und Nächte, und aller unſrer Vorſicht ungeachtet, (denn wir brachten ihre Flinten, Meſſer und Tomahawks in Sicherheit) wurden

---

*) Eine nordweſtliche Flinte (*Northweſt-gun*) iſt weiter nichts, als eine gewöhnliche Flinte, wie ſie für den Handel in dem nordweſtlichen Inneren von Amerika, oft ziemlich fabrikenmäßig, verfertigt wird. F.

zwei Knaben getödtet, und ſechs Männer von drei Indianiſchen Weibern verwundet. Auch ein Oberhaupt ward ermordet, welches mich in die Nothwendigkeit ſetzte, verſchiedene Dinge herzugeben, die nach ihrer gewöhnlichen Begräbniß-Ceremonie mit ihm begraben werden mußten. Dieſe Gelage ſind für alle Partheien ſehr nachtheilig und ſetzen den Kaufmann in große Unkoſten, die er aber nicht gut vermeiden kann. Am fünften Tage waren ſie alle nüchtern, bezeugten große Betrübniß über ihr Betragen, und beklagten bitterlich den Verluſt ihrer Freunde.

Am 26ſten Oktober reiſeten ſie zu unſrer großen Freude zur Jagd ab; denn wir hatten ſeit ihrem Aufenthalte bei uns faſt gar keine Ruhe gehabt. Als ſie in ihre Kanots ſtiegen, ſangen ſie den Todten-Kriegsgeſang: „Herr des Lebens, ſieh mich wohl an! du haſt mir Muth gegeben, meine Adern zu öffnen.“

Wir klafterten unſer Winterholz in gehöriger Entfernung vom Hauſe auf, und beſchäftigten uns, Fiſchnetze zu machen. Das Eis war drei Fuß dick, und der Schnee lag ſehr hoch, ſo daß wir ihn wegräumen mußten, ehe wir Löcher für unſre Netze in das Eis hauen konnten. Zwei Monathe hindurch hatten wir ungewöhnliches Glück; wir fingen gegen achtzehnhundert Centner Fiſche, die wir bei dem Schwanz an Stöcke hängten, um ſie frieren zu laſſen, und die wir dann zu unſerem Vorrathe legten. Dieſes war uns eine ſehr wichtige Acquiſition, weil das Fiſchen in der Mitte des Winters ſehr mißlich und die Zurückkunft der Indianer, um den Bedürfniſſen der Kaufleute abzuhelfen, ſehr ungewiß iſt.

Im Sommer gehen die Fiſcher auf den See und auf die Flüſſe, und thun meiſtens unterhalb eines tiefen Stroms oder an der Mündung eines Baches einen ſehr glücklichen Fang. Mit Anfang des Winters hauen ſie eine große Oeffnung in das Eis, und ſtellen Netze; tiefer im Winter aber hauen ſie ein kleines Loch, durch welches ſie mit der Angel fiſchen. Zuweilen hauen ſie auch zwei Löcher in gerader Linie durch das Eis, und ziehen am Ende eines Stocks eine Schnur von Loch zu Loch, an welcher ſie das Netz oft mit einem reichen Fange unter dem Eiſe herziehen. Im Winter geht die Hälfte der Parthei täglich auf den Fiſchfang, ob es gleich bei ſtrengem Wetter eine ſehr mühſame Arbeit iſt.

Mit Anfange des Jahrs 1778 ging unſer Proviant zu Ende, und wir behielten nichts mehr übrig als etwas Fiſchrogen, den wir in warmen Waſſer erweichten

und

und dann verzehrten. Die außerordentliche Kälte erlaubte uns nicht, nach den Netzen zu ſehen, und ſo ſehr wir auch durch den Mangel anderer Nahrung in Noth geriethen, mußten wir doch zu Hauſe bleiben, ein groſſes Feuer unterhalten und beinahe immer auf unſeren Decken liegen, welches uns ſehr ſchwächte. Endlich drängte uns der Hunger zu ſehr; ich ermannte mich aus meiner Trägheit, und ſchlug meinen Leuten vor, Marderfallen zu machen, wozu ſie ſich auch ſehr willfährig finden ließen. Als ſie eine hinlängliche Anzahl fertig hatten, ſtellten ſie ſie in den Wäldern, ungefähr zwei Meilen weit vom Hauſe, auf. Ich blieb unterdeſſen allein in unſrer Wohnung, weil durchaus jemand auf den Fall, daß Wilde kämen, da ſeyn mußte. Den erſten Tag waren meine Leute ſehr glücklich, und brachten zwei Waſchbären, drei Haſen und vier Biſamratzen mit nach Hauſe. Wir verſpeiſten dieſen Fang den anderen Tag; wenn wir gleich nicht ganz ſatt davon wurden, kam er uns doch wohl zu Statten, und machte, daß wir unſer Geſchäft mit beſſerem Muthe und mit Hoffnung auf noch glücklichere Tage fortſetzen konnten.

In kurzer Zeit waren wir wieder auf dem Trocknen, und die Leute ließen den Muth ſinken. Ich hielt es für gut, eine Reiſe nach dem See Manontoye, wo Herr Shaw, ein Kaufmann, überwintert hatte, vorzuſchlagen, um uns wilden Reis zu verſchaffen, der, wie mir die Indianer ſagten, in den dortigen Sümpfen in großer Menge wächſt. Die Kanadier genehmigten dieſen Plan, und meinten, ſie würden im Stande ſeyn, ſich bis zu meiner Zurückkunft durchzubringen. Vor meiner Abreiſe ſahen wir uns in die Nothwendigkeit geſetzt, einen Lieblingshund zu tödten, der einem von meinen Leuten, einem gewiſſen Joſeph Boneau, gehörte. Dies ging uns ſehr nahe, weil wir viel auf das Thier hielten und es uns außerdem ſehr nützlich war. Den anderen Morgen zog ich meine Schneeſchuhe an, beredete einen Indianer und ſeine Frau, die eben mit ſechs Haſen von der Jagd zurückgekommen waren, mich zu begleiten, und verſprach ihnen, ſie bei meiner Zurückkunft mit Rum zu bezahlen. Sie ließen ſich meinen Antrag gefallen, und es war ein großes Glück für mich, daß ſie es thaten, weil ich ohne Führer den Weg nicht gefunden hätte.

Wir machten uns mit den ſechs Haſen auf, und reiſeten vier Tage, ohne irgend ein Wild zu finden. Freilich hatten wir dieſes nicht erwartet; indeß halfen wir uns doch mit unſerem kleinen Vorrathe leidlich durch. Am vierten Tage kamen wir kurz vor Sonnenuntergang an einen kleinen Waldſtrom, der zu tief war, als daß wir hätten durchwaten können. Der Indianer half mir ein Floß machen, um hinüber zu fahren, weil das Schwimmen bei dem kalten Wetter nicht gut anging. Unterdeſſen ſah ich mich um, und vermißte ſeine Frau. Dies war mir unangenehm; denn die Sonne wollte untergehen, und ich wünſchte, vor der Dunkelheit das gegenüber liegende Ufer zu erreichen. Ich fragte den Indianer, wo ſie geblieben wäre; er lächelte, und ſagte, ſie wäre vermuthlich in den Wald gegangen, um eine Schlinge für ein Repphuhn zu ſtellen. In Zeit von einer Stunde kam ſie mit einem neugebornen Kinde in den Armen zurück, ging auf mich zu, und ſagte in der Tſchippewäh-Sprache: „da, Engländer, iſt ein junger Krieger!“ Man ſagt, daß die Indianiſchen Weiber ihre Kinder ohne viele Schmerzen zur Welt bringen; allein ich halte es für ungegründet. Sie ſind allerdings ſtark und muthig, und können bis zum Augenblick ihrer Entbindung die härteſte Anſtrengung ertragen; aber daraus folgt noch nicht, daß ſie bei ſolchen Gelegenheiten die gewöhnlichen Gefühle ihres Geſchlechtes nicht haben ſollten. Ein junges Weib von der Ratzen-Nation hat, ohne einen Laut von ſich zu geben, einen Tag und eine Nacht in Geburtsſchmerzen gelegen. Die Kraft des Beiſpiels wirkt auf ihren Stolz, und erlaubt dieſen armen Geſchöpfen nicht, Schwäche zu verrathen oder ihren Schmerz zu äußern. Wahrſcheinlich fürchten ſie, daß ſonſt ihr Mann ſie in Zukunft ſeiner Aufmerkſamkeit für unwürdig halten und Mutter und Kind verachten möchte. Wenigſtens würde er, wenn das Kind ein Knabe wäre, ihm alle Anlage zum Krieger abſprechen, und, wäre es ein Mädchen, behaupten, es habe einen feigen Geiſt, und könne nie zu einem wilden Leben taugen. Man wird nicht zweifeln, daß die Indianerinnen in der Zärtlichkeit gegen ihre Kinder den Eltern unter den gebildetſten Staaten nicht nachſtehen. Viele Beiſpiele könnten dieſes beweiſen. Eine Mutter ſäugt ihr Kind, bis es vier oder fünf Jahre alt iſt, und oft bis ins ſechſte oder ſiebente. Von Kindheit an ſuchen ſie ihnen einen unabhängigen Geiſt beizubringen; ſie ſchlagen und ſchelten ſie nie, um nicht den kriegeriſchen Geiſt, die künftige Zierde ihres Lebens und Charakters, zu ſchwächen. Ueberhaupt vermeiden ſie allen Zwang, damit nicht die Freiheit des Handelns und Denkens, die ſie ihnen einzuflößen wünſchen, unterdrückt werde. Wenn die Kinder ſterben, ſo beklagen ſie mit unverſtellten Thränen ihren Verluſt, und weinen oft noch ganze Monathe nach ihrem Tode auf dem Grabe. Die Biskatonges, die von den Franzoſen Pleureurs (Weinende) genannt werden, ſollen bei der Geburt eines Kindes bitterlicher weinen, als bei ſeinem Tode. Den Tod ſehen ſie nur als eine Reiſe an, von der es zurückkehren wird; ſeine Geburt aber halten ſie für den Eintritt in ein Leben der Gefahr und des Unglücks.

Wenn im Sommer ein Kind geboren wird, ſo geht die Mutter ſogleich ins Waſſer, und taucht es hinein. Sobald dies geſchehen iſt, wird es in eine kleine Decke gewickelt, und auf ein flaches, mit dürrem Mooſe bedecktes Brett gebunden, das die Form eines Sargbodens hat und oben, wo der Kopf liegt, mit einem Reiſe verſehen iſt, um das Kind vor Verletzung zu verwahren. Im Winter wird es ſowohl in Felle als in Decken gehüllt. In der Sommerhitze wirft man einen leichten Schleier über den jungen Wilden, um die Mücken (Musquitos) abzuhalten, die in den Wäldern ſehr beſchwerlich ſind. Das Brett, worauf das Kind liegt, wird mit einem breiten wollenen Bande an der Stirne der Mutter befeſtigt und an ihren Rücken gelehnt.

Als die Franzoſen Kanada einnahmen, hatten die Weiber weder wollene, noch leinene Windeln. Ihr ganzes Bettgeräth beſtand aus einer Art von Trog, mit trockenem Staube von vermodertem Holze gefüllt, der ſo weich wie die feinſten Daunen iſt, und die Feuchtigkeiten des Kindes ſehr gut einſaugt. In dieſes Behältniß legte man das Kind, bedeckte es mit weichen Pelzen, und band es mit ſtarken ledernen Riemen an. Den Staub veränderte man ſo oft als nöthig, bis das Kind entwöhnt ward. Bei den kultivirteren Indianern füttern die Weiber ihre Kinder mit einer Art von Brei aus Indianiſchem Korn und Milch, wenn ſie ſich dieſe verſchaffen können. In den nördlichen und von den Europäern mehr entlegenen Gegenden nimmt man ſtatt deſſen wilden Reis und Hafer, den man aushülſet, zwiſchen zwei Steinen zermalmt und mit Ahornzucker *) in Waſſer kocht. Dieſe Speiſe wird für

---

*) Ein Zucker, der aus dem ſüßen Safte des *Acer saccharinum*, des Zucker-Ahorns, bereitet wird. F.

ſehr nahrhaft gehalten, und mit Fleiſch- oder Fiſchbrühe, die ſie ſich oft verſchaffen können, muß ſie das Kind nothwendig ſtärken. Verſchiedene Stämme der Indianer verfertigen einen Brei von Sagarite, aus einer Wurzel, die ſie Toquo nennen, und die zu der Brombeeren-Art gehört. Dieſe wird gewaſchen und getrekknet, und dann gerieben oder geſtoßen und zu einem Teige geknetet. Gebraten ſchmeckt dieſe Wurzel, ihr gewöhnliches Brodt, ſehr gut, iſt aber ſehr zuſammenziehend.

Wir mußten des ſchlechten Wetters wegen drei Tage am Stör-See liegen bleiben, welches mir Gelegenheit gab, einige Beobachtungen über dieſen See zu machen, die ich auf meinem Wege nach dem See la Mort nicht anſtellen konnte.

Dieſer See iſt, nach dem Berichte der Indianer, zu Waſſer ungefähr fünf Tagereiſen lang, und an einigen Stellen dreißig Engliſche Meilen breit. Es liegen viele kleine Inſeln darin, auf denen man Haſen, Repphühner und wildes Geflügel in Menge antrift. Die Indianer, die dahin kommen, gehören zu den Hawoyzask oder Musquaſch, und ſprechen die Tſchippewäh-Sprache. Sie haben beſtändigere Wohnſitze als die Tſchippewähs, verlaſſen ſelten die inneren Gegenden, und ſind vortrefliche Jäger. Herr Carver giebt auf ſeiner Karte ein Dorf an, das nach dem Fluſſe St. Croix führt und den herumſtreifenden Tſchippewähs gehört; allein ich glaube, dieſe ganze Nation kann, mit ſehr wenigen Ausnahmen, im ſtrengſten Sinne des Wortes ein Volk von Umherſtreifern genannt werden.

Den erſten Tag ſchoſſen wir einen Haſen, machten Fiſchhaken von den Schenkelknochen, und ſteckten das Fleiſch an die Angel. Die Schnur verfertigten wir aus Weidenrinden, die wir in Streifen ſchnitten und dicht zuſammen dreheten. Es gelang uns ſo gut, daß wir nicht nur zum gegenwärtigen Gebrauche, ſondern auch für den Reſt unſrer Reiſe nach dem See Manontoye Fiſche genug fingen.

Den Tag vor unſrer Ankunft erlegten wir zwei Ottern, die ich zum Geſchenk für Herrn Shaw beſtimmte; denn ich zweifelte nicht, daß ihm bei dieſer ſtrengen Jahrszeit mit Fleiſch eben ſo ſehr gedient ſeyn würde, wie uns, da ſeine Lage eben ſo ſchlimm war, wie die unſrige, außer daß er wilden Haſer hatte. Als wir nur noch ſechs Meilen vom See entfernt waren, trafen wir eine kleine Parthei Indianer, die uns durch eine Nachricht von einem ſchrecklichen Tumult unter ihrem Volke in Unruhe ſetzten. Dieſer war dadurch entſtanden, daß die Hudſonsbay-Wilden drei von ihrem Stamme getödtet hatten. Sie ſagten, Herr Shaw wäre vermuthlich als ein Opfer ihrer Wuth gefallen; denn ſie hätten ſie mit einander berathſchlagen hören, daß ſie den Kaufmann plündern wollten. Sie beklagten es ſehr, daß ſie ihm nicht hätten beiſtehen können, weil ſie nicht einmal ſtark genug wären, für das ihnen ſelbſt zugefügte Unrecht Rache zu nehmen; doch verſprachen ſie, mich, ſo weit ihre Sicherheit es zuließe, zu Herrn Shaw's Hauſe zu begleiten.

Nach einer kleinen Erfriſchung ſetzten wir unſre Reiſe bis zwei Meilen weit von ſeiner Wohnung fort. Hier fanden ſie es rathſam, mich zu verlaſſen, und zogen ſich, unter guten Wünſchen, und mit dem Verſprechen, meine Zurückkunſt abzuwarten, vom Wege ſeitwärts in die Wälder, um nicht geſehen zu werden. Mein Indianer und ſeine Frau wollten ebenfalls nicht weiter gehen, weil ſie ſich vor den Hudſonsbay-Wilden fürchteten. Ich geſtehe, daß meine Lage ſehr unangenehm war, und ich ging mit mir ſelbſt zu Rathe, was für Mittel ich wählen ſollte, einen Kaufmann, folglich meinen Mitbruder, zu befreien, ohne mich ſelbſt in Gefahr zu ſetzen. Indeß verließ ich mich darauf, daß es mir bisher immer gelungen war, dieſe durch Trunkenheit verurſachten Unruhen beizulegen; und bei der Ueberzeugung, daß ich die Verfahrungsart der Indianer in dieſem unglücklichen Zuſtande ſo gut wie jemand kannte, zweifelte ich nicht, daß ich im Fall eines Angriffs wenigſtens würde entwiſchen können, wenn es mir auch unmöglich ſeyn ſollte, Herrn Shaw zu retten. Eine Hoffnung erzeugt gewöhnlich die andre, und flößt uns nach und nach Zutrauen ein; ich ſah im Geiſte Herrn Shaw bereits gänzlich befreiet. Durch dieſe ſchmeichelhaften Vorſtellungen geſtärkt, beſchloß ich, mich aufs beſte und ſchleunigſte für ihn zu verwenden, und reiſte ohne Verzug weiter. Als ich bis auf eine Viertelmeile von der Scene der Zwietracht gekommen war, hörte ich ein lautes und gellendes Kriegesgeſchrei. Obwohl ich an dieſe Töne ſchon gewöhnt war, ſo gerieth ich doch in große Unruhe, und fühlte meinen Entſchluß etwas erſchüttert. Ich wußte, daß die Wuth der betrunkenen Indianer, wenn ſie einmal bis auf einen gewiſſen Grad geſtiegen iſt, keine Gränzen kennt, und daß ſie ſich ſchwer mit jemand verſöhnen laſſen, der das Unglück gehabt hat, ſie gegen ſich aufzubringen. Aber durch den Gedanken, mich als Krieger zu betragen, angefeuert, und der Zeit eingedenk, wo ich zu Pays Plat aufgenommen wurde, hielt ich es für unmännlich, vor der Gefahr zu fliehen, drang durch die Wälder, und ſah bald die hölliſchen Geiſter vor mir; denn einen beſſeren Namen kann ich ihnen nicht geben. Ich lag einige Minuten im Hinterhalt, und horchte mit großer Aufmerkſamkeit, bis ich einen von ihnen in der Tſchippewäh-Sprache rufen hörte: „ich will die Katze nicht tödten.“ (Dieſen Namen hatte Herr Shaw ſeiner ſchwachen Stimme wegen von den Indianern erhalten.) Ich war nun gewiß, daß er noch lebte, obgleich in höchſter Gefahr; daher eilte ich, was ich konnte, nach dem Hauſe zu, und fand die Wilden, Männer und Weiber, ganz betrunken. Sie hatten ihre Hütten umgeriſſen, die Kanots treiben laſſen, und das Ganze ſtellte die ſchrecklichſte Scene der Verwirrung dar. Ein alter Indianer und eine Frau, (wie ich nachher hörte, ſeine Mutter) lagen todt auf dem Schnee am Geſtade. Ich machte verſchiedne Verſuche ins Haus zu dringen, ward aber von den Wilden daran verhindert; ſie hielten mich zurück, küßten mich und ſagten: ſie hätten mich ſehr lieb; aber ich müßte nicht verſuchen, die Katze zu befreien. Endlich beredete ich ſie mit der äußerſten Mühe, mich zu begleiten, und freuete mich außerordentlich, daß es mir wenigſtens ſo weit gelungen war; denn für jeden anderen, der ſich nicht vollkommen auf die Sprache und den Charakter der Wilden verſtanden, und zugleich kaltes Blut und Faſſung genug gehabt hätte, ihren Unſinn geduldig anzuhören, würde ein ſolcher Schritt ſehr gefährlich geweſen ſeyn.

Ich wandte mich nun an den nüchternſten Anführer, und fragte ihn um die Urſache des Streits. Er antwortete mir: Herr Shaw wäre keine Katze, ſondern ein Hund; denn er hätte ihnen keinen Rum geben wollen: und, obgleich die übrigen von ihrem Stamme ſich freueten, mich zu ſehen, weil ich immer gut gegen die Wilden geſinnt geweſen wäre, ſo ſollte ich doch dem fremden Kaufmanne nicht zu Hülfe kommen; denn ſie hätten über den Wigwam (das Haus) zu befehlen, und nicht er, und wären entſchloſſen, ſich vor Tagesanbruch alles ſeines Rums zu bemächtigen.

Herrn **Shaw's** Wohnung konnte füglich eine Feſtung genannt werden. Sie war ringsum mit hohen Pfählen umgeben, die es den Indianern ſehr ſchwer machten, ſich ihr zu nähern; auch hatte er ſich der Vorſicht bedient, das Außenthor ſowohl, als die Thüre zu befeſtigen. Ich ſagte dem Anführer: es ſey nicht meine Abſicht, mich ins Spiel zu miſchen; ich wäre zufällig auf meinem Wege nach dem See le **Rouge** vorbei gekommen, und wollte nur bleiben, um einige Erfriſchungen zu nehmen. Dieſe Nachricht gefiel ihm außerordentlich, weil er wußte, daß Herr **Shaw** nur Einen Mann im Hauſe hatte; die übrigen waren nämlich mit dem Dolmetſcher ausgegangen, um Lebensmittel herbeizuſchaffen, ſo daß ſie glaubten, wenn ich fortginge, würden nicht Leute genug da ſeyn, ſich ihnen zu widerſetzen. Sie waren, wie ich ſah, ſo ganz entſchloſſen, ihren Zweck zu erreichen, daß ſie mich gewiß ohne alle Umſtände aus dem Wege geräumt haben würden, wenn ich nur die mindeſte Abſicht oder Neigung verrathen hätte, dem unglücklichen Manne beizuſtehen. Der bereits getrunkne Rum hatte ihren Lebensgeiſtern einen ſolchen Schwung gegeben, daß nur der Beſitz des ganzen Vorraths ſie befriedigen konnte; und wäre auch die Hälfte van ihnen umgekommen, ſo würden doch, wie ich überzeugt bin, die übrigen ohne Bedenken ihr Leben bei dem Verſuche gewagt haben. Um allen Verdacht zu vermeiden, der ſowohl für Herrn **Shaw** als für mich unglückliche Folgen hätte haben können, verließ ich den Anführer, und wartete eine Gelegenheit ab, unbemerkt zurückzukehren. Glücklicher Weiſe hatten die Indianer noch nicht allen von Herrn **Shaw** erhaltenen Rum getrunken, und der Anführer ging, ſobald ich von ihm weg war, wieder in ſeine Hütte, um ſeinen Rauſch zu verſtärken, und den übrigen, die ſich beim Anfange unſeres Geſpräches zurückgezogen hatten, ſeine Unterredung mit mir zu erzählen.

Sobald das Feld geräumt war, ging ich unbemerkt nach der Feſtung, und ſprach laut Engliſch und Franzöſiſch. Herr **Shaw** und ſein Gefährte hörten mich, erinnerten ſich meiner Stimme, und geriethen vor Freude außer ſich. Der Kanadier, der ſich bei Herren **Shaw** befand, freuete ſich äußerſt; er brachte itzt zum erſtenmal einen Winter unter den Wilden zu, und hatte ſich ſehr gefürchtet. Ich hörte ihn bei meiner Annäherung mit großer Heftigkeit ausrufen: *Mon Dieu! que je ſuis content! Notre ami eſt arrivé, autrement nous ſerions perdus. Je compte* *assurement, que nous serons bientôt libres, mon cher bourgeois.* Er eröffnete ſogleich das Thor, und ich wünſchte ihm zu der Hoffnung Glück, das Vorhaben der Wilden zu vereiteln; denn, ſetzte ich hinzu, ich wäre entſchloſſen, alle meine Kräfte aufzubieten und mit ihnen zu leben oder zu ſterben. Herr **Shaw** dankte mir für meine Freundſchaft, und gab mir ſogleich eine kurze Nachricht von dem Zwiſte. Er ſagte, die Hudſonsbay-Indianer wären mit wenig Pelzwerk zu ihm gekommen, und er habe ihnen nach geſchloſſenem Handel mehr Raum gegeben, als ſie hätten erwarten können. Statt aber damit zufrieden zu ſeyn, hätten ſie durchaus mehr verlangt, in einem Anfall von Trunkenheit einen Indianer und ſeine Mutter getödtet, und es verſucht, ſein Haus mit Zunder in Brand zu ſetzen, den ſie glimmend an ihre Pfeile geſteckt und darauf abgeſchoſſen hätten. — Als er mit dieſer Geſchichte zu Ende war, ermahnte ich ihn, den Muth nicht ſinken zu laſſen, und rieth ihm, er ſollte, wenn die Indianer zurückkämen, um ihre Abſicht auszuführen, ſich ganz gleichgültig gegen ihre Drohungen ſtellen.

Während wir in dieſem Geſpräche begriffen waren, ſah ich drei Anführer nicht weit vom Hauſe ſehr eifrig mit einander reden, und glaubte ganz ſicher, daß ſie über einen Plan zur Ausführung ihres Vorhabens zu Rathe gingen. So wie ſie näher kamen, rief ich ſie an, und bat ſie herein zu kommen. Sie kamen ſogleich einer nach dem anderen, aber mit verrätheriſchen Blicken, die ſie nicht verbergen konnten, weil ihnen ihr Vorhaben zu ſehr am Herzen lag. Ich ſprach ohne die mindeſte Zurückhaltung ganz freundlich mit ihnen, und fragte ſie, ob ſie nüchtern wären? Ehe ſie antworten konnten, zeigten ſich die Anderen vor der Thüre, indeß ohne herein zu kommen. Der oberſte Anführer ſagte mir nun, daß ſie ganz nüchtern und ſehr bekümmert über ihr Betragen wären; jetzt, da das ſtarke Getränk ſeine Kraft verloren hätte, ſähen ſie ihre Thorheit ein, und wüßten gewiß, daß der böſe Geiſt aus ihren Herzen gewichen ſey.

Ich ſagte ihnen, der Herr des Lebens wäre gegen ſie erzürnt, und ſie verdienten kein Glück auf der Jagd, weil ſie ſich gegen den Kaufmann, der ſie als ein gütiger Vater behandelt und alle ihre Bedürfniſſe befriedigt, ſo ſchlecht betragen hätten. Darauf reichte ich ihnen etwas Tabak, um in Verſammlung zu rauchen, welches ſie ſehr wohl aufnahmen. Dann ſah ich den Anführer ernſthaft an, und wendete mich mit folgenden Worten an den Haufen:

„Ihr Anführer und ihr Anderen des Stammes, deren Augen offen ſind, ich hoffe, ihr werdet den Worten meines Mundes Gehör geben. Der Herr des Lebens hat meinen Verſtand geöffnet, und meinem Athem gute Worte eingehaucht. Mein Herz fühlt für euch, ihr Weiber und Kinder! und was ich jetzt rede, kommt aus dem Herzen meines Freundes, dem dieſes Haus gehört. Er hat mir geſagt, daß bei eurer Ankunſt euch ſein Herz offen ſtand, daß aber, ſeiner Güte ungeachtet, der böſe Geiſt ſich eurer bemächtigt hat. Dadurch iſt er ſehr unglücklich geworden; er hofft aber doch, daß der Herr des Lebens eure Geſinnungen verändern und euch wieder zu ſo guten Indianern machen wird, wie ihr ſonſt waret.“ — Auf dieſe Rede antwortete einer der Anführer:

„Es iſt wahr, Biber! du haſt großen Verſtand; er macht uns deine Worte angenehm, und wir verſtehen dich alle. Wir wiſſen, Freund, daß Wahrheit von deinen Lippen geht. Es fällt uns armen Indianern, die wir nicht ſo geſcheut ſind, wie die Weißen, ſehr ſchwer, zu wiſſen, wenn wir von dem ſtarken feurigen Waſſer genug haben; allein wir hoffen, die Katze wird die Haut von ſeinem Herzen werfen, gleichwie die unſrigen rein ſind. Auch hoffen wir, er wird ſein Herz noch einmal öffnen und uns ein kleines Fäßchen von dem ſtarken Waſſer geben, um auf das Wohl unſres Bruders und unſrer Schweſter zu trinken, die wir nach dem fernen Lande geſchickt haben. Morgen mit Tagesanbruch wollen wir abreiſen.“

Auf meinen Rath verſprach Herr Shew, ihr Verlangen zu erfüllen, mit der Bedingung, daß ſie ihrem Verſprechen treu blieben und den Rum, ſo lange ſie auf dem Lande wären, nicht einmal koſteten. Ich machte ihnen dieſen Entſchluß bekannt; ſie zogen ſich nach ihren Hütten zurück und ließen uns in ruhigem Beſitze der Feſtung.

Die Indianer blieben die ganze Nacht ruhig, und ich hoffte, daß mein Verſprechen, ihnen bei ihrer Abreiſe Rum zu geben, die erwünſchte Wirkung hervorgebracht hätte; aber ich ſchmeichelte mir zu viel: der Sturm hatte noch nicht einmal ſeine Höhe erreicht. Mit Tagesanbruch verſammelten ſie ſich, und forderten den Rum, den ſie ſogleich erhielten; hierauf ſtiegen ſie in ihre Kanots, und fuhren davon, ohne einmal ihre Todten zu begraben. Dieſes ungewöhnliche Verhalten beunruhigte mich; denn kein Volk beweiſet den Ueberreſten ſeiner Abgeſchiedenen größere Verehrung. In der Beſorgniß, daß der böſe Geiſt noch in ihnen wäre, und daß ſie ſich nur ein wenig entfernt hätten, um den Rum zu trinken, machten wir uns auf einen Angriff gefaßt, luden acht und zwanzig nordweſtliche Flinten und ein Paar Piſtolen, ſetzten uns zum Feuer, und erwarteten nun, daß ſie wiederkommen würden, um das Vorhaben auszuführen, welches meine Ankunft bisher glücklich verhindert hatte. In Zeit von einer Stunde kamen ſie ſehr betrunken zurück, und ſangen ihre Todten-Kriegeslieder. Jeder Krieger war nackend, vom Haupt bis zum Fuß bemalt. So wie ſie ſich in einer Indianiſchen Reihe dem Hauſe näherten, wiederholte jeder folgende Worte: „und doch iſt es nicht unſre „Abſicht, die Katze zu tödten; wir wollen nur die Feſtung haben, und alles was „darin iſt.“

Während ihres Geſanges machten wir unſre Flinten zurecht, und ſtellten ſie ſo, daß wir ſie im Nothfall gebrauchen konnten; wir waren nämlich entſchloſſen, tapfern Widerſtand zu thun, obgleich nur Herr Shaw und ich im Hauſe blieben, da der Kanadier ſich in die Wälder geflüchtet hatte.

Ich nahm die Würde eines Oberbefehlshabers an, und verlangte, daß Herr Shaw mir unbedingt gehorchen und nicht eher ſchießen ſollte, als bis ich das Signal gegeben hätte; denn ich wußte, daß der Tod eines Wilden, wenn er gleich bei unſrer Selbſtvertheidigung umkäme, die übrigen ſo aufbringen würde, daß uns keine Möglichkeit bliebe, ihrer Wuth zu entgehen. Wir bemüheten uns in dieſer wirklich gefährlichen Lage, mit ſo kaltem Blute zu verfahren, wie dem Tode beſtimmte Menſchen es konnten. Plötzlich fiel mir ein guter Gedanke ein, den ich ſogleich ausführte. Ich ging in das Magazin, rollte ein Faß mit Schießpulver in das äußerſte Zimmer, und ſchlug den Boden aus. Kaum war ich fertig, als die Wilden erſchienen; ſie gingen mit Speeren und Tomahawks bewaffnet auf die Thüre zu, und ſagten zu einander: „geh du zuerſt!“ Wir ſtanden bereit ſie zu empfangen, und gaben ihnen zu verſtehen, daß wir ſie nicht fürchteten. Einer aus dem Haufen kam ins Haus, und ich ſagte ihm mit finſterem Geſichte: „Wer unter euch alten Weibern iſt jetzt ein braver Krieger?“ Dann richtete ich ſogleich die Piſtole mit geſpanntem Hahn in die Pulvertonne, wobei ich mit großem Nachdruck rief: „Wir alle werden heute ſterben!“ Als ſie dieſe Worte hörten, lieſen ſie von der Thüre fort, indem ſie riefen: „Der Herr des Lebens hat dem Biber große Stärke und großen Muth gegeben!“ Die Weiber flohen eilends, ſtießen ihre Kanots ins Waſſer, und machten ſich, ſo geſchwind ſie konnten, davon. Die Männer, die zuvor betrunken waren, wurden nüchtern, und ruderten in möglichſter Eile nach einer gegenüber liegenden Inſel. Bald darauf kam ein Kanot mit ſechs Weibern ans Land, die gerne Frieden ſtiften wollten. Allein ich ſchlug alle Verſöhnung aus, und ſagte ihnen: ſie hätten mich ſchon vorher kennen ſollen; ich hieße Biber, alle Indianer wüßten, daß ich ein Krieger wäre und daß mein Herz nicht ſo leicht ſchmölze. Die Weiber kehrten ſogleich zurück und nahmen die Todten mit, welches mich verſicherte, daß ſie uns nicht wieder zu beunruhigen dächten.

So retteten wir uns durch eine glückliche Gegenwart des Geiſtes von einem beinahe unvermeidlichen Verderben, und wahrſcheinlich von einem Tode unter den folterndſten Qualen.

Es wird für einen Rauchhändler durchaus erfordert, kalt, feſt und bei dringenden Fällen tapfer, aber nicht raſch oder haſtig zu ſeyn. Die Indianer ſind richtige Beobachter des menſchlichen Herzens, und verſtehen ſich ſehr gut darauf, den wahren Muth von erkünſteltem zu unterſcheiden, weil jenen ſtets eine augenſcheinliche Ruhe von dieſem auszeichnet. Es iſt bekannt, daß kein Volk in der Welt den Muth auf eine ſo ſchwere Probe ſetzt und mit ſo wilder Neugier bei den Hinrichtungen ſeiner Feinde auf die Wirkung der ihnen auferlegten Qualen lauſcht. Selbſt die Weiber frohlocken in eben dem Maaße, wie der unglückliche Leidende ſeine Todesſchmerzen verräth, obgleich bei dem Geiſte, welcher beide Partheien beſeelt, oftmals die bitterſten Qualen keinen Seufzer auszupreſſen vermögen.

Vor einigen Jahren nahmen die Schawano-Indianer, die ſich von ihren Wohnungen entfernen mußten, auf ihrem Wege einen Krieger gefangen, der unter dem Namen des alten Skrany bekannt war. Sie gaben ihm eine harte Baſtinade, und verurtheilten ihn zu der Feuertortur. Er litt lange, ohne irgend eine Empfindung blicken zu laſſen, und verrieth in ſeinem Geſicht und Betragen nicht den mindeſten Schmerz. Mit beherzter Stimme ſagte er ſeinen Verfolgern: er ſey ein Krieger, habe ſich den größten Theil ſeines kriegeriſchen Rufes auf Koſten ihrer Nation erworben, und wünſche ihnen im Sterben zu zeigen, daß er ihnen noch eben ſo überlegen ſey, wie damals, da er ſeine tapferen Landsleute gegen ſie angeführt habe. Zwar wäre er in ihre Hände gefallen, und hätte ſich, als er die Bundeslade des Krieges gegen ſeine erklärten Feinde geführt, durch eine oder die andre Verunreinigung des Schutzes der göttlichen Vorſehung verluſtig gemacht; aber noch ſey ihm Tugend genug übrig geblieben, ſich ſchärfer zu ſtrafen, als ihre ganze verächtliche, unwiſſende Menge es könne, und er wolle es thun, wenn ſie ihn losbänden und ihm einen von den glühenden Flintenläufen aus dem Feuer reichten. Der Vorſchlag und ſeine Anrede ſchien ihnen ſo außerordentlich kühn und ungewöhnlich, daß ſie ſeine Bitte zugeſtanden. Er ergriff plötzlich ein Ende von dem glühenden Flintenlauf, und indem er rechts und links damit umher fuhr, bahnte er ſich einen Weg durch die bewaffnete, ſtaunende Menge, ſprang einen außerordentlich ſteilen und hohen Abſturz hinunter in einen Arm des Fluſſes, ſchwamm hindurch, lief über eine kleine Inſel, paſſirte den anderen Arm unter einem Regen von Flintenkugeln, und erreichte, obgleich viele von ſeinen Feinden ihn verfolgten, einen mit Dornſträuchen bewachſenen Sumpf, durch welchen er, ſeines nackten und verſtümmelten Zuſtandes ungeachtet, in ſein Vaterland gelangte.

Die Schawano-Indianer nahmen ebenfalls einen Krieger von der Anantukah-Nation gefangen und brachten ihn mit ihren gewöhnlichen grauſamen Feierlichkeiten an den Marterpfahl. Nachdem er, ohne Schmerz zu verrathen, viele Qualen erlitten hatte, ſagte er ihnen mit Verachtung: ſie wüßten nicht, wie ſie einen erklärten Feind ſtrafen ſollten; er wäre bereit, es ihnen zu zeigen, und würde die Wahrheit ſeiner Ausſage beſtätigen, wenn ſie ihm die Gelegenheit verſtatteten. Darauf forderte er eine Pfeife Tabak, und erhielt ſie; ſobald er ſie angeſteckt hatte, ſetzte er ſich auf die brennenden Fackeln der Weiber, die in ſeinem Kreiſe waren, und rauchte ſeine Pfeife, ohne im mindeſten aus ſeiner Faſſung zu gerathen. Bei dieſem Anblick ſprang einer der oberſten Krieger auf, und ſagte: ſie ſähen deutlich genug, daß er ein Krieger wäre und den Tod nicht fürchtete; auch würden ſie ihn nicht ſterben laſſen, wenn er nicht vom Feuer beſchädigt und durch ihre Geſetze dazu beſtimmt wäre. Ungeachtet er aber ein gefährlicher Feind und ſeine Nation ein verrätheriſches Volk ſey, ſo ſollte er doch ſehen, daß ſie Tapferkeit zu ſchätzen wüßten, ſelbſt an einem, der auf Koſten des Lebens vieler von ihren geliebten Verwandten mit Kriegesnarben bezeichnet wäre. — Er machte hierauf, zum Zeichen der Gunſt, mit ſeinem freundſchaftlichen Tomahawk allen Schmerzen des Opfers augenblicklich ein Ende. Obgleich das blutige Werkzeug einige Minuten vor dem Schlage bereit war, konnten dennoch die Zuſchauer in dem Geſicht und in der Stellung des Leidenden nicht die mindeſte Veränderung wahrnehmen.

Der Tod iſt den Indianern in vielen Lagen mehr erwünſcht, als furchtbar, beſonders im höheren Alter, wo ſie nicht mehr Stärke oder Thätigkeit genug haben, auf die Jagd zu gehen. Der Vater bittet dann den Sohn, ihn in eine andre Gegend zu verſetzen, und der Sohn verrichtet freudig die Rolle des Scharfrichters, indem er dem Daſeyn ſeines Vaters ein Ende macht.

Wenn bei den nördlichen Tſchippewähs der Vater einer Familie die gewöhnlichen Gebräuche nicht mehr mitmachen kann, während ſein Leben ihm und ſeinen Freunden zur Laſt wird, und ſeine Kinder ihn mit ihrer Hände Arbeit erhalten müſſen; ſo ſchlagen ſie ihm vor: ſich entweder mit einem kleinen Kanot und Rudern, Bogen und Pfeilen und einer Trinkſchale auf irgend einer Inſel ans Land ſetzen zu laſſen, um ſich dort der Gefahr des Hungertodes Preis zu geben, oder den Tod nach den Geſetzen des Landes männlich zu erdulden. Man hat wenige Beiſpiele, daß die Alten nicht das Letzte vorgezogen hätten. Ich will die dabei übliche Feierlichkeit erzählen.

Man errichtet eine Schweißhütte in eben der Form, wie bei der Ceremonie der Adoption; und während dieſer vorbereitenden Prüfung drückt die Familie ihre Freude aus, daß der Herr des Lebens ihnen die Wiſſenſchaft mitgetheilt hat, ſich von den Alten und Kranken zu befreien, und ſie in ein beſſeres Land zu ſchicken, wo ſie neu auferſtehen und mit aller Kraft der Jugend wieder jagen werden. Sie rauchen dann die Pfeife des Friedens, und halten einen Hundeſchmaus. Dazu ſingen ſie folgenden großen Arznei-Geſang:

„Der Herr des Lebens giebt Muth. Alle Indianer wiſſen, daß er uns liebt, und wir überliefern ihm jetzt unſren Vater, damit er ſich in einem anderen Lande jung wieder finden und im Stande ſeyn möge, zu jagen.“

Die Tänze und Lieder fangen aufs neue an, und der älteſte Sohn giebt ſeinem Vater mit der Streitaxt den Todesſchlag. Sie bemalen hierauf den Leichnam aufs Beſte, begraben ihn mit den Kriegeswaffen, und bedecken das Grab mit einer Hütte von Baumrinden, damit kein wildes Thier es beunruhige.

Auf ſolche Art maßt der unaufgeklärte Theil des Menſchengeſchlechtes ſich ein Recht an, einander des Lebens zu berauben, wenn ſie es nicht mehr durch ihrer Hände Arbeit erhalten können, und glaubt es ſey Pflicht, dem Daſeyn derer, welchen er ſein eigenes verdankt, ein Ende zu machen; er bedient ſich, um den Todesſtreich zu führen, eben der Waffen, die er in einem aufgeklärten Lande zu ihrer Vertheidigung brauchen würde.

Ich blieb bei Herrn Shaw bis zur Zurückkunſt ſeiner Leute, und nahm einen Indianiſchen Schlitten mit wildem Reis und trocknem Fleiſch beladen, auch zwei von ſeinen Kanadiern mit, die mir behülflich ſeyn ſollten. Unterweges ſprach ich an dem Orte vor, wo ich die Indianer, die mir die erſte Nachricht von dem Aufruhr bei Herrn Shaws Hauſe gaben, gelaſſen hatte, fand ſie aber nicht mehr. Mein Indianer und ſeine Frau warteten auf mich, und freueten ſich, mich wieder zu ſehen. Am See la Mort fand ich alle meine Leute geſund und munter; die Wilden hatten ſie in meiner Abweſenheit reichlich mit Proviant verſehen und mein Vorrath von Pelzwerk war durch Tauſchhandel beträchtlich vermehrt worden. Herrn Shaws Leute blieben eine Nacht in meinem Hauſe, und machten ſich den anderen Tag nach Manontoye auf den Weg.

Die Art, wie die Indianer Krieg führen.

Der See Manontoye, wo Herr Shaw überwinterte, iſt nicht ſo groß wie der Stör-See; er hat Ueberfluß an Fiſchen und wilden Vögeln; auch wachſen in den angränzenden Sümpfen Reis, Hafer und Kranichbeeren in Menge. Inſeln ſind ſehr wenige in ihm. Es pflegen etwa dreihundert von der Tſchippewäh-Nation dahin zu kommen: ſie ſind ſehr wild, und der Krieg, den ſie zuweilen gegen die Sioux am Miſſiſſippi führen, iſt ihre Lieblingsbeſchäftigung. Oft bleiben ſie ganze funfzehn Monathe von ihren Familien entfernt, und kommen faſt nie ohne einen Gefangnen oder einen Skalp zurück.

Iſt es nicht ſonderbar, daß der Durſt nach Blut die Menſchen antreibt, dieſe unermeßlichen Wälder zu durchirren, unausſprechliches Ungemach zu dulden, und bei ungewiſſem Erfolge eine Leidenſchaft zu befriedigen, die nur ein hölliſcher Geiſt eingeben konnte? Seltſam, daß, wenn der Sieg ihre Bemühungen gekrönt hat, ſie mit unbegreiflicher Freude zurückkehren, frohlockend die Thaten ihrer Reiſe erzählen, und bei der Beſchreibung der Todesqualen lächeln, deren Urheber ſie geweſen ſind! Die ſchrecklichſten Handlungen eines Raſenden können nicht grauſamer ſeyn. Glücklich ſind diejenigen, welche den Segen der bürgerlichen Geſellſchaft genießen, deren Verfeinerung und Geſetze ſie vor ſolchen Ausbrüchen ungezähmter Wuth beſchützen!

Ehe die Indianer in den Krieg gehen, beruft der oberſte Anführer eine Verſammlung, und jedes Oberhaupt iſt mit einem Gürtel von Wampum und einer Kriegespfeiſe verſehen. Der Gürtel ſoll ſie an die vorigen Verhandlungen mit der Nation, gegen die ſie Krieg führen wollen, erinnern, und die Pfeiſe wird in der Verſammlung bei dem Feuer geraucht. Haben ſie den Krieg zu erklären beſchloſſen, ſo überſenden ſie die Gürtel und Pfeiſen ihrem Feinde; und wenn die Begrüßung erwidert wird, ſo bereiten ſie ſich ſogleich mit der ſtandhafteſten und feſteſten Entſchloſſenheit zum Blutvergießen vor.

Ein merkwürdiges Beiſpiel dieſes entſetzlichen Blutdurſtes lieſet man in dem Roman Emilie Montague, und ich führe es mit den eigenen Worten der Verfaſſerin an:

„Ein Jeſuit, der ſich als Miſſionar hier aufhielt, erzählte mir über dieſen „Gegenſtand eine Geſchichte, die man nicht ohne Grauſen anhören kann. Ein „Indianiſches Weib, bei der er in ſeiner Miſſion wohnte, fütterte ihre Kinder, „als ihr Mann mit einem gefangenen Engländer hereintrat. Das Weib hieb dem „Gefangenen auf der Stelle den Arm ab, und gab den Kindern das herausſtrömende Blut zu trinken. Der Jeſuit verwies ihr die Grauſamkeit dieſer That; ſie

„aber ſah ihn mit einem Blick voll Ernſt an, und rief: Krieger ſollen ſie werden; „darum nähre ich ſie mit Menſchenſpeiſe!“ *)

Bei meinem Aufenthalte zu Cataraqui, der Hauptſtadt der Loyaliſten-Niederlaſſungen in Kanada, traf ein Haufe Mohawks und Meſſeſawgers zufällig zuſammen, und nachdem ſie ihre Häute und Pelze an die Kaufleute ausgetauſcht hatten, ſetzten ſie ſich, um den dafür erhaltenen Rum zu trinken. So wie der Branntwein auf ſie wirkte, fiel ihnen bei, daß ſie zu verſchiedenen Nationen gehörten, und die Trunkenheit regte den Stolz der Mohawks auf, die immer einen Vorrang behauptet haben. Endlich kam es zum Wortwechſel und zum Handgemenge. Ein Meſſeſawger fiel; die Mohawks riſſen ihm das Herz aus der Bruſt, und würden es gebraten haben, wenn nicht jemand, der zufällig vor der Hütte vorbei kam, ſie davon abgebracht hätte.

Sowohl die Männer als die Weiber bei den Indianern ſcheinen ſtets darauf zu denken, der aufkeimenden Generation Gefühle des Heldenmuthes einzuflößen, und treiben dieſe Eindrücke weit über die Gränzen der Billigkeit und Vernunft. Iſt es alſo zu verwundern, daß jede Handlung ihres Lebens darauf abzweckt, den Durſt nach Rache für Beleidigungen zu befriedigen, und daß dieſe Geſinnungen zur mächtigeren Triebfeder ihres künftigen Betragens werden? Doch findet hierbei eine Ausnahme in ihrem Betragen gegen die Rauchhändler Statt. Dieſe ſehen ſich oftmals, wenn der Rauſch hoch ſteigt, genöthigt, ſie mit tüchtigen Schlägen zu züchtigen; allein ich muß den Indianern die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie in nüchternem Muthe dieſe Härte niemals ahnden. Das einzige, was ſie ſich erlauben, iſt die Bemerkung: „Freund, du haſt mich geſtern Abend hart geſchlagen; aber ich denke nicht mehr daran, weil ich glaube, daß ich es verdient habe. Der Branntwein hatte mich unartig gemacht.“ Oder verrathen ſie ja einige Unzufriedenheit, ſo ſchlichtet ein Glas Rum allen Streit. Wenn ſie ganz nüchtern ſind, ſo würde es freilich ſehr gefährlich ſeyn, ſtrenge gegen ſie zu verfahren, und es iſt rathſam, ſich ſorgfältig deſſen zu enthalten.

Allein

---

*) Es könnte ſeltſam ſcheinen, daß der Verfaſſer hier einen Roman citirt; allein dies befremdet nicht mehr, wenn man weiß, was in England allgemein bekannt iſt, daß die Verfaſſerin, Mrs. Brookes, ſich lange in Kanada aufgehalten und die Sitten der Einwohner nach dem Leben mit vieler Wahrheit gezeichnet hat. F.

Allein ungeachtet der blutdurſtigen Geſinnungen, die ſie oftmals äußern und nur zu oft ausführen, giebt es doch Gelegenheiten, wo ſie der Vernunft und Billigkeit Gehör geben.

Ich hatte auf dem Landungsplatze Pimiſtiskotyan am See Ontario einen großen Hund bei mir, um mich und mein Eigenthum zu beſchützen. Ein etwas betrunkener Indianer kam herein, um Rum zu fordern, und machte Miene, das Thier zu ſchlagen; der Hund packte ihn aber ſogleich in die Wade, und verwundete ihn ſehr gefährlich. Nun ging der Indianer wieder in ſeine Hütte zurück, und beſchwerte ſich erſt den andren Morgen, wo er mich zu ſprechen verlangte. Ich ging zu ihm, und er klagte mir, wie der Hund mit ihm umgegangen wäre: er hoffte, ſetzte er hinzu, daß ich ihm ein Paar lederne Strümpfe zum Erſatz für die, welche der Hund ihm zerriſſen hätte, geben würde; um ſein Bein bekümmerte er ſich nicht viel, das würde bald wieder beſſer werden. Ich geſtand ihm ſogleich ſeine Forderung zu, und gab ihm noch eine Flaſche Rum, womit er freudig fortging, ohne weiter etwas von ſich hören zu laſſen.

Doch wieder auf den Krieg zu kommen — Die Weiber und Kinder gehen zuweilen in ihren Kanots voraus, und ſtimmen die Kriegeslieder an. Jeden Abend bei Sonnenuntergang lagern ſie ſich, weil ſie ſehr ungern im Dunkeln reiſen. Die nächtliche Wache halten acht und vierzig junge Krieger in vier Abtheilungen mit Flinten, Bogen und Pfeilen bewaffnet, und mit einigen Skottewigwas, oder Feuerrinden, verſehen, um bei einem plötzlichen Ueberfalle Licht zu haben. Dieſe Rinde wird von dem Birkenbaume genommen und, gehörig getrocknet, von den Indianern gebraucht, um ihnen bei dem Fiſchſpießen zu leuchten. Sie wird an einer ſieben Fuß langen Stange befeſtigt, und entweder vorn auf das Kanot geſteckt, oder von dem Manne getragen, der den Fiſchſpießer begleitet und zugleich das Geſchäft hat, das Kanot zu ſteuern.

Mit Tagesanbruch machen die Indianer ſich auf und ſetzen, ohne das Wetter zu achten, ihre Reiſe fort, bis ſie des Feindes Land erreichen, wo ſie mit der größten Vorſicht zu Werke gehen, die nur erſonnen werden kann.

Bei Krieg gegen die Miſſiſſippi-Indianer ſuchen ſie Männer und Weiber zu tödten; die Kinder ſchaffen ſie fort, und übergeben ſie den Rauchhändlern, die ſie als Dienſtboten nach Montreal ſchicken. Auf die Knaben kann man ſich nicht ſo feſt verlaſſen, wie auf die Mädchen: jene ſind hartnäckiger, und verabſcheuen von Natur den Gedanken der Sklaverei; auch brennen ſie vor Stolz und Rache, und tragen kein Bedenken, ihre Herren zu tödten, um eine vermeinte Beleidigung zu rächen. Die Mädchen ſind geſchmeidiger, und nehmen leichter die Sitten des gebildeten Menſchen an. Des häuslichen Lebens ungewohnt, ſind ſie anfangs krank und ungeſund; bald aber gewöhnen ſie ſich daran, und ziehen es dem rohen Leben vor, worin ſie erzogen wurden.

Wenige Tage nach meiner Rückkehr an den See la Mort erſchien ein Haufe Wilder von dem rothen See, den die Indianer Misqui Sakiegan nennen, und einige von dem See Shabeechevan (Schabitſchiwan) oder dem Unkraut-See (*Weed-lake*), ungefähr fünf Tagereiſen oberhalb des Sees Manontoye. Der Rothe See hat ſeinen Namen von einem merkwürdigen Ereigniß erhalten, das zwei berühmten Kriegern von der Tſchippewäh-Nation begegnete. Dieſe jagten am Ufer des Sees, und entdeckten, als ſie nach dem Wilde umher ſpürten, in einiger Entfernung ein ungeheures Thier, größer, als ſie je eins geſehen hatten. Es ging mit langſamen, ſchwerfälligem Schritt, und hielt ſich immer an der Waſſerſeite. Sie folgten ihm ſo nahe, als ſie ohne Gefahr konnten, und waren entſchloſſen, auf allen Fall das äußerſte zu wagen, um es zu erlegen. So wie ſie näher kamen, und es deutlicher ins Geſicht faßten, ſahen ſie, daß ſein Körper mit etwas Moosartigem bedeckt war. Dieſes vermehrte ihre Verwunderung; ſie berathſchlagten mit einander, gingen noch näher und ſchoſſen darauf los, ohne daß ihre Schüſſe nur den mindeſten Eindruck zu machen ſchienen. Sie ſchoſſen wieder, und mit eben ſo wenig Wirkung als vorher, zogen ſich dann in einige Entfernung zurück, ſetzten ſich, und ſtimmten ihre Kriegeslieder an, indem ſie ſich an den Herrn des Lebens wandten und ſeine Hülfe anriefen, um es zu beſiegen; denn ſie hielten es für den Matſchi Mannitu, oder böſen Geiſt in der Geſtalt dieſes Ungeheuers. Nachher ſtanden ſie auf, verfolgten es, und ſchoſſen zugleich. Der Schuß traf; das Thier wendete ſich um, und ſie fuhren mit Schüſſen fort, bis es ins Waſſer ſprang, und ſie es aus dem Geſichte verloren. Sein Blut färbte das Waſſer roth, und von dieſer Zeit an hat der See der Rothe See geheißen.

Fiſche werden hier in Ueberfluß gefangen, und der wilde Reis wächſt in großer Menge in den Sümpfen. Auch iſt das Land voll wilder Jagdthiere aller Art. In der nordweſtlichen Gegend (des Sees) ſind verſchiedene Flüſſe und Waſſerfälle. Die Indianer fiſchen und jagen hier gern im Winter, weil ſie ſelbſt in der ſtrengſten Kälte meiſtens ſehr glücklich ſind. Von dem Rothen See bis zum See le Sel, oder Salz-See, giebt es, wie die Indianer ſagen, vierzehn kleine Trageplätze und zwei und zwanzig Bäche (*creeks*). Der See le Sel iſt ſehr klein, und das Waſſer ſeicht und ſchlammicht. Er erſtreckt ſich keine drei Meilen in die Länge. Außer einigen Aalen, Hechten und Katzenfiſchen (einer Art Welſe) halten ſich wenige Fiſche darin auf; dagegen hat er viele Biſamratzen und wildes Geflügel. Von dieſem See bis zum See Caribou (Karibu) oder dem Rennthier-See braucht man acht Tagereiſen über fünf Bäche und drei Trageplätze.

Der See Caribou, oder in der Indianiſchen Sprache Ateeque (Atique), iſt ungefähr dreißig Meilen lang, und enthält verſchiedene kleine Inſeln, die den Mille Isles in dem St. Lorenz-Fluſſe oberhalb Montreal ähneln. Das Waſſer iſt tief und hell, und der Grund feſt; man findet große Forellen, Weißfiſche, kleine und große Hechte und Störe in Menge darin. Er iſt von einer Kette hoher Gebirge umgeben. Vor einigen Jahren ließ ein Franzöſiſcher Rauchhändler ſich hier nieder; ſeitdem aber iſt er unbewohnt geweſen. Die Indianer rechnen zehn Tagereiſen bis zum See Shabeechevan (Schabitſchiwan) über dreizehn Trageplätze, und eben ſo viele Bäche; weil ich aber das Jahr darauf hier überwinterte, (ob ich gleich durch einen anderen Weg dahin ging) ſo werde ich meine Beſchreibung deſſelben bis zu dieſem Zeitpunkt verſparen. Vom See Shabeechevan (Schabitſchiwan) bis zum See Arbitibis ſind drei kleine Seen, acht Flüßchen und fünf Trageplätze zu paſſiren. Der See Arbitibis iſt ſehr groß und das umliegende Land felſicht und gebirgicht. Die Indianer erhalten aus dieſem See Fiſche und wildes Geflügel. Wahrſcheinlich ſind die Gattungen der Waſſerthiere in dieſer Weltgegend ſo häufig, um die zahlreichen Stämme der Wilden zu erhalten, die ihre Nahrung auf den Seen ſuchen müſſen. An dem nördlichen Ende dieſes Sees erblickt man einen großen Waſſerfall; es iſt ein Fluß, der ſich hier herabſtürzt, und beinahe auf zwanzig Meilen weit einen ſehr reißenden Strom hat. In dieſem Fluſſe findet man auch ſehr gefährliche abſchüſſige Stellen (*rapids*); das ganze Land an den Ufern iſt niedrig und der Strand ſandig. Die Entfernung vom See Arbitibis nach dem Krähenneſt-See, der von den Indianern Kark-Kark-Sakiegan genannt wird, iſt nur gering; der Krähenneſt-See hat höchſtens nur zwei Seemeilen im Umfange, und zeichnet ſich bloß durch eine kleine in der Mitte liegende Inſel aus, auf welcher etwa vierzig hohe Palmbäume *) ſtehen, wo die Krähen ihre Neſter bauen, weswegen die Inſel Kark-Kark-Minneſey genannt wird. Die Fiſche in dieſem See ſind nicht von der beſten Art; es ſind meiſtens nur Schwertfiſche, wovon die Indianer ſelten eſſen mögen. Von dieſem See geht ein langer Trageplatz, und auf dem halben Wege hat man einen hohen Berg. Am Ende des Trageplatzes findet man den Krähenfluß, Kark-Kark-Sipi; er läuft mit einem ſtarken Strom dreißig Meilen weit von Niſchemaince Sakiegan oder dem See der zwei Schweſtern, der wegen des Zuſammentreffens zweier Flüſſe ſo genannt wird, die ſich in einem großen Strom in den See ſtürzen. Die Hudſonsbay-Indianer jagen hier mit großem Glück. Am Ende deſſelben befindet ſich ein etwa eine Viertelmeile langer Trageplatz nach einem ſehr ſchmalen Fluſſe, der mit einem ſtarken Strom funfzig Seemeilen weit läuft. Das Land iſt auf beiden Seiten ſehr hoch; folglich rudert man gleichſam im Dunkeln. Die Indianer reiſen, wenn ſie den Fluß hinauf gehen, ſo leicht als möglich, um beſſer gegen den ſtarken Strom kämpfen zu können. Die Hudſonsbay-Kompagnie erhält vermittelſt dieſes Fluſſes eine beträchtliche Menge Pelzwerk.

Ich bin bei der Beſchreibung dieſes bisher ſo wenig bekannten Landes, welche einen der Hauptzwecke dieſes Werkes ausmacht, entweder meinen eignen Beobachtungen oder den glaubwürdigſten Nachrichten gefolgt, die ich mir von den Wilden verſchaffen konnte, und habe mich dabei nach Carver gerichtet, der bei ſeiner Ankunft an dem großen Trageplatze auf einen anſehnlichen Haufen Killiſtino- und Aſſinipoil-Indianer ſtieß, die ihm Nachrichten von einigen Seen und Flüſſen ertheilten.

Obgleich die Indianer ſich ſehr gut darauf verſtehen, mit Kohlen und Bärentalg Gegenden auf Baumrinden zu zeichnen, worin ſelbſt die Weiber große Fertig-

---

*) Ich habe ſchon oben bemerkt, daß dies nur fälſchlich ſo genannte Palmbäume ſeyn können.
K.

keit beſitzen; ſo iſt doch die Länge ihrer Tagereiſen ſehr unbeſtimmt, und kann folglich zu keiner geographiſchen Berichtigung dienen. Dieſes kommt daher, daß ihre Zeichnungen hauptſächlich aus Seen und Flüſſen beſtehen; denn ſie reiſen ſelten zu Lande, und wenn ſie ihren Weg über Land beſchreiben, ſo iſt es vielleicht nur ein kleiner Trageplatz, über den ſie gehen, um ihre Reiſe auf ihrem Lieblingselement weiter fortzuſetzen. Da aber wahrſcheinlich wenige Perſonen dieſe Nachricht in der Abſicht, das Land zu beſuchen, leſen werden, ſo hoffe ich, daß meine Beſchreibung die meiſten Leſer befriedigen wird. Ich beklage es ſehr, daß ich nicht im Stande bin, dieſem Werke größere Vollkommenheit zu geben; indeß ſchmeichle ich mir dennoch, daß es für diejenigen, die in Handelsſachen Nachricht und Anweiſung ſuchen, Nutzen haben wird.

Wenn ein Indianer mit dem Strom oder gegen den Strom von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang geht, ſo nennt er dies eine Tagereiſe. Wegen dieſer Ungewißheit kann der reiſende Kaufmann ohne große Schwierigkeit die Entfernungen von einem See zum andern nicht anders, als nach Indianiſchen Angaben beſtimmen. So wie Herr Carver auf ſeiner Karte ſagt, daß die Arme, die von dem St. Ludwigs-Fluß am Ende der weſtlichen Bay in den See Superior fallen, wenig bekannt ſind, kann ich ebenfalls anmerken, daß die Arme vom See Alemipigon oder Nipegon, ſowohl öſtlich als weſtlich, ſehr ſchwer geographiſch zu beſchreiben ſind. Ich hoffe in der bekannten Billigkeit meiner Landsleute Verzeihung für Irrthümer dieſer Art zu finden, da ich verſichern kann, daß ich mich aufs ſorgfältigſte bemühet habe, die Beſchreibung der Orte, was Entfernung und Lage betrift, ſo deutlich als möglich zu machen, welches hoffentlich aus der Karte noch mehr erhellen wird.

Fernere Verhandlungen mit den Indianern; ihr Aberglaube, ihre Eiferſucht u. ſ. w.

Wenige Tage nach meiner Zurückkunft vom See Manontoye, wo ich ſo glücklich war, Herrn Shaw zu befreien, erſchien ein anderer Haufe Wilder mit Häuten, Pelzen und einigen Lebensmitteln. Sie blieben zwei Tage bei mir, ließen ſich den Rum, den ich ihnen geben konnte, herzlich wohl ſchmecken, ohne irgend ein Unheil anzuſtiften, und reiſeten auch endlich ſehr friedlich wieder ab. Am 23ſten Februar kam abermals ein Haufe von achtzig Männern, Weibern und Kindern, die trocknes Fleiſch, Hafer, Bärentalg und acht Ballen Biberfelle mitbrachten. Ich kaufte dieſe Sachen, und gab ihnen, wie gewöhnlich, Rum, womit ſie ſich berauſchten. In dieſer Trunkenheit ward ein Weib getödtet, und ein Knabe ſchrecklich verbrannt. Am dritten Tage reiſten ſie, mit ihrer Aufnahme ungemein wohl zufrieden, ab, und hinterließen uns eine Menge Proviant. Das Wetter war jetzt milder, und ich ſchickte meine Leute nach dem See, um nach den Netzen zu ſehen, die lange unter dem Eiſe geblieben waren, weil die ſtrenge Kälte uns beinahe einen Monat lang nicht erlaubt hatte, ſie zu unterſuchen. Wir fanden ſie zu unſerem großen Verdruſſe faſt gänzlich verfault, und nicht einen einzigen Fiſch darin; da indeß einer von den Kanadiern ſich aufs Netzemachen eben ſo gut verſtand, wie ich, ſo machten wir den Schaden gut, und fingen Fiſche genug, um uns bis zum April hinzuhalten.

Herr James Clark, der mit mir zu einerlei Handlungs-Kompagnie gehörte, empfand die Kälte in einem ſehr hohen Grade. Fünf Leute ſtarben ihm am See Savan, einem ſchlimmen See zum Fiſchen, drei hundert und funfzig Meilen weit von meinem Winterquartiere. Die Indianer mußten ſo tief in die Wälder hinein jagen, daß ſie ihm keinen Beiſtand leiſten konnten; und nach den Berichten ſowohl der Kaufleute in Nordweſten, als der Wilden die nach meiner Wohnung kamen, war es der härteſte Winter, deſſen ſie ſich erinnern konnten.

Um dieſe Zeit kam ein großer Haufe Tſchippewähs an, die mit mir um ihre Jagd handelten und ihr Gelag friedlich endigten. Während dieſe Geſellſchaft bei mir war, trug ſich ein ſonderbarer Umſtand zu. — Ein Theil des frommen

Aberglaubens der Wilden beſteht darin, daß jeder ſeinen Totam oder Lieblingsgeiſt hat, der ſeiner Meinung nach über ihn wacht. Dieſer Totam nimmt, wie ſie glauben, die Geſtalt eines oder des anderen Thieres an, und ſie tödten, jagen oder eſſen niemals das Thier, deſſen Geſtalt dieſer Totam angenommen hat.

Den Abend vor der Abreiſe des Hauſens träumte einem, deſſen Totam ein Bär war, daß er in einer gewiſſen ſumpfigen Gegend am Fuß eines hohen Berges, ungefähr fünf Tagereiſen von meiner Hütte, eine große Heerde Elennthiere, Muusthiere (*Moose*) *) und andre Thiere finden würde, daß er aber wenigſtens zehn gute Jäger mitnehmen müßte. Beim Erwachen erzählte er den Anderen ſeinen Traum, und bat ſie, mit ihm zu gehen; ſie ſchlugen es alle ab, weil es aus ihrem Wege wäre und ihre Jagden näher lägen. Der Indianer, der eine abergläubiſche Ehrfurcht für ſeinen Traum hatte, und ſich für verpflichtet hielt, ihn zu befolgen, ging allein, da ſeine Gefährten nicht mit wollten; und als er dem Orte nahe kam, ſah er die Thiere, wovon er geträumt hatte. Er ſchoß ſogleich, und tödtete einen Bären. Er erſchrak über ſeine That, und fürchtete den Zorn des Herrn des Lebens, den er ſchwer beleidigt zu haben glaubte, fiel nieder und lag lange ſinnlos. Endlich raffte er ſich auf, und eilte aus allen Kräften nach Hauſe, als ihm unterweges ein anderer Bär aufſtieß, der ihn niederriß und ihm das Geſicht zerkratzte. Der Indianer erzählte dieſen Umſtand bei ſeiner Zurückkunſt, und ſetzte in der Einfalt ſeines Herzens hinzu: der Bär habe ihn gefragt, warum er ſeinen Totam getödtet hätte? worauf er zur Antwort gegeben, als er nach der Heerde geſchoſſen, hätte er nicht gewußt, daß ſein Totam darunter wäre; das Unglück ginge ihm ſehr nahe, und er hoffte, daß er Mitleid mit ihm haben würde. Der Bär erlaubte ihm fortzugehen, indem er ihn ermahnte, in Zukunft vorſichtiger zu ſeyn, und allen Indianern dieſen Vorfall zu ſagen, damit ihre Totams ſicher wären und ſie den Herrn des Lebens nicht gegen ſich erzürnten. Als er in mein Haus kam, ſah er mich traurig an, und rief: „Biber, mein Glaube iſt hin; mein Totam iſt böſe auf mich, ich werde nicht wieder jagen können.“

---

*) Die Kanadier unterſcheiden oft Elenn- und Muus- (*Moose*) Thiere, ob es gleich wahrſcheinlich iſt, daß beide nur einerlei Art ausmachen. F.

Dieſer Glaube an das Geſchick, oder, wenn ich ſo ſagen darf, dieſer Totamismus, ſo ſeltſam er auch iſt, findet ſich nicht bloß bei den Wilden. Man kann mit vielen Beiſpielen aus der Geſchichte beweiſen, wie ſtark dieſe Eindrücke auf den gemeinen Mann wirken. Der berühmte Jüdiſche Banquier Samuel Bernard an Ludwigs XV. Hofe hatte eine ſchwarze Henne, an der ſein Schickſal hing; er trug die größte Sorge für ſie, und ihr Tod war wirklich das Ende ſeines eigenen Lebens im Januar 1739. *)

Die Indianer achten beſonders auf Träume, und bedienen ſich zuweilen liſtiger Weiſe der Ehrfurcht, die man dafür hat, um einen Zweck, worauf ſie ihr Augenmerk gerichtet haben, zu erreichen. Ich will unter anderen ein Beiſpiel hiervon erzählen.

Als Sir William Johnſon mit einem Haufen Mohawks in einer Verſammlung ſaß, erzählte ihm das erſte Oberhaupt: vergangene Nacht hätte ihm geträumt, daß er einen ſchönen beſetzten Rock von ihm zum Geſchenk erhalten habe; er glaubte, es wäre eben der, den Sir William jetzt trüge. Sir William lächelte, und fragte, ob ihm das wirklich geträumt hätte. Der Indianer bejahete es. Gut, ſagte Sir William, ſo mußt du ihn haben. Hierauf zog er ſogleich den ſchönen Rock aus, und legte ihn dem Oberhaupte an. Der Indianer war ſehr vergnügt, und als die Verſammlung aus einander ging, ſchritt er voller Freude einher, indem er Ho-ah! rief, welches unter ihnen ein Ausdruck der höchſten Zufriedenheit iſt. Bei der nächſten Verſammlung ſagte Sir William zu dem Oberhaupte: er wäre nicht gewohnt zu träumen; aber ſeit ihrer letzten Zuſammenkunft in der Verſammlung hätte er einen ſehr ſonderbaren Traum gehabt. Der Indianer wollte ihn wiſſen, und nach einigem Bedenken erzählte Sir William: ihm hätte geträumt, daß er einen Strich Landes an dem Mohawks-Fluſſe von ihm erhalten, um ein Haus zu bauen und eine Niederlaſſung anzulegen, die ſich neun Meilen in die Länge längs dem Ufer erſtreckte. Das Oberhaupt lächelte, und ſagte mit ſcherzhafter Miene zu Sir William: wenn es ihm wirklich geträumt hätte, ſo ſollte er es haben; allein er wollte nie wieder mit ihm träumen: denn für einen beſetzten Rock wäre Sir

William

---

*) S. *Vie privée de Louis XV.*

William jetzt zu einem großen Bette berechtigt, auf dem er und ſeine Vorfahren oft geſchlafen hätten. Sir William nahm, kraft einer von den Oberhäuptern unterzeichneten Schenkungsakte, von dem Strich Landes Beſitz, und gab den Indianern Rum, um das Geſchäft zu Ende zu bringen. Jetzt iſt es ein beträchtliches Gut, welches ihm aber die Amerikaner ſeit dem Kriege mit allen Gebäuden u. ſ. w., die von wirklichem Werthe waren, weggenommen haben. Es liegt der Teutſchen Niederung (*German flats*) gegenüber, hat aber bei weitem nicht ſo guten Boden. Vielleicht iſt kein Land in Amerika beſſer zum Anbauen geſchickt, als dieſe ſo genannte Teutſche Niederung.

Während des Amerikaniſchen Krieges brachte man von dem Mohawks-Fluſſe die beſten Königlichen Truppen zuſammen, und jedermann mußte geſtehen, daß ſie an Standhaftigkeit, Tapferkeit und Treue ihres Gleichen nicht hätten. Die Regierung hat ihr Möglichſtes gethan, viele von ihnen durch Länderſchenkungen in Kanada und Neuſchottland, und die Aermeren, die ſich darum anzuhalten genöthigt ſahen, durch Hausgeräth zu belohnen. Sie ſind jetzt in blühenden Umſtänden, und gewiß wird Großbritannien ſchätzbare Freunde, und bei künftigen Ereigniſſen treue Verbündete an ihnen haben.

Während des ſtrengen Wetters hatte ich Mühe, einer Liſt des Indianers zu entgehen, der ſich bei mir aufhielt, und den ich theils Marderfallen machen ließ, theils auf die Jagd ſchickte. Dieſer Indianer ließ es ſich einfallen, auf ſeine Frau, eine artige junge Indianerin von der Ratzen-Nation, eiferſüchtig zu werden, und ſie in Verdacht der Untreue zu ziehen.

Da mein Proviant zu Ende ging, und ich außer dem Indianer und ſeiner Frau nur einen treuen Kanadier im Hauſe hatte, ſo trug ich dem erſteren auf, eine Anzahl Marderfallen zu machen und ſie auf zwei verſchiedenen Wegen, oder in einer ſo genannten Gabel (*fork*,) aufzuſtellen. Nachdem er wohl zwei hundert verfertigt und ſie mit daran befeſtigten Fiſchköpfen, wonach die Marder ſehr begierig ſind, im Holze aufgeſtellt hatte, kam er zurück, und ich belohnte ihn mit etwas Rum für ſeine Mühe. Eine lange Zeit ging er alle Tage regelmäßig hin, um ſie zu unterſuchen, und wenn er etwas brachte, erhielt er immer eine Belohnung, womit er zufrieden war. Als er aber verſchiedene Tage nach einander immer mit leerer Hand zurück kam, trug ich ihm, ſtatt ihn nach den Fallen ſehen zu laſſen, ein anderes Geſchäft auf, worauf er keine Antwort gab. Ich eröffnete meinem Kanadier meinen Verdacht, und bat ihn, ein wachſames Auge auf den Wilden zu haben. Den anderen Tag fand ihn der Kanadier im Walde, wo er einige Repphühner zu ſeinem Eſſen bereitete. Abends, als er nach Hauſe kam, verweigerte ich ihm den Rum, den er forderte, und ſagte ihm, er verdiene keinen. Dieſe Antwort mißfiel ihm; er ſah mich bedenklich an, und antwortete: ich ginge nicht gut mit ihm um; ob er gleich nichts in den Fallen gefangen, hätte er doch eben ſo viele Mühe gehabt, und er fände ſie gewöhnlich in ſolcher Unordnung, daß er den ganzen Tag damit zubringen müßte, ſie wieder zurecht zu machen. Dieſe Entſchuldigung bewirkte keine Veränderung in meinem Betragen, und ich ſagte ihm, das Wetter wäre zu ſchlecht, als daß er Rum bekommen könnte. Nun merkte er denn wohl, daß ich ihn beargwöhnte und um ſeine Faulheit wüßte; daher ſchüttete er ſogleich ſein Herz aus, und ſagte mir freimüthig, daß er eiferſüchtig auf mich wäre, und daß er nicht nach den Marderfallen ginge, um den Umgang zwiſchen ſeiner Frau und mir zu verhindern, der ſonſt, wenn er ſich ſo weit vom Hauſe entfernte, leicht Statt finden könnte. Aus dieſer Urſache hielte er ſich in der Nähe des Hauſes auf, um ſie zu bewachen: denn er wüßte, daß ſie verliebt in mich wäre; wenn ich ihm aber etwas Rum geben wollte, um den böſen Feind aus ſeinem Herzen zu treiben, ſo wollte er das ihm angethane Unrecht zu vergeſſen ſuchen.

Weil ich es für rathſam hielt, ſeinen Verdacht aus dem Wege zu räumen, gab ich ihm acht Flaſchen Rum, eine Rolle Tabak, ein Hemde, ein Paar Strümpfe, ein Skalpirmeſſer und verſchiedene Sachen für ſeine Frau. Nachdem er dieſe Geſchenke empfangen hatte, rief er ſie herbei, mit ihm zu trinken und dem Kaufmann aus fröhlichem Herzen für ſeine große Güte zu danken. Sie wurden bald luſtig; er fing an zu ſingen, und ich hörte ihn folgende Worte wiederholen: „Ich kümmere mich nicht darum, wenn auch der Biber mein Weib liebt.“ Dieſes gefiel mir nicht, weil ich wußte, daß ſeine Eiferſucht, je mehr er trank, deſto höher ſteigen würde; daher wandte ich alle Vorſicht an, ſeine Waffen in Sicherheit zu bringen, und ihn außer Stand zu ſetzen, mir zu ſchaden. Seine Frau, die in Zorn gerieth, als ſie ihn die Worte ſo oft wiederholen hörte, raufte ihm das Haar aus, und zerkraßte ihm das Geſicht. Ich hielt dies für eine gute Gelegenheit, mein Mißfallen an den Tag zu legen, und ſagte ihm: er ſey ein Narr, daß er ſich Eiferſucht in den Kopf ſetze; ich hätte ihm Rum gegeben, um den böſen Geiſt aus ihm zu treiben, allein ich ſähe wohl, daß er eine entgegengeſetzte Wirkung hervorbrächte. Von ſeiner Frau verlangte ich weiter nichts, als daß ſie mir Schneeſchuhe machte und flickte, wofür ich ſie immer bezahlte. Ja, rief die Frau, er iſt ein Narr, Biber, und ich will ihn ſchlagen. Sie that es wirklich auf der Stelle, und ſchlug ihm eine Flaſche an den Kopf; nun legte ich mich aber ins Mittel, und brachte ſie von einander.

Sobald ich fort war, ſing er das alte Lied wieder an, und ſang ſo lange, bis ihm der Rauſch verging. Beim Aufſtehen kam er zu mir, und ſagte: „Biber, ich habe in meinem Traum den böſen Geiſt geſehen, der mir ſagte, der Kaufmann hätte mich beraubt.“ Ueber dieſen Ausdruck aufgebracht, ſagte ich ihm, ſeine Lippen ſprächen niemals Wahrheit, und er wäre nicht geſcheut. Zugleich ſchlug ich ihn tapfer, weil ich es für recht hielt, ſeine böſe Laune zu unterdrücken. Als er wieder zur Vernunft gekommen war, ſagte er mir: „Biber, du haſt Verſtand, ob du gleich meinen Leib buntſchäckig geſchlagen haſt.“ Ich führte ihm nun die groſe Thorheit der Eiferſucht zu Gemüthe; allein er war mürriſch, und antwortete nicht. Endlich rief er ſeine Frau, die aber zu feſt ſchlief, als daß ſie ihn hören konnte. Er rief ſie noch einmal, und forderte ſeine Flinte, ſein Tomahawk und ſein Skalpirmeſſer; als er aber wieder keine Antwort erhielt, ward er ſehr aufgebracht, und ſagte: „Biber, ich will meinen Körper von mir werfen.“ Ich hielt es für dienlich, keine Antwort hierauf zu geben; nun warf er ſich auf die Erde, und rief ſeine Frau zum drittenmal. Sie kam, und als ſie ſein mißvergnügtes Geſicht ſah, ſagte ſie ihm: er ſollte nicht ungehalten auf den Biber ſeyn; es wäre ein großer Krieger, der ihnen immer ſein Herz öffnete. Er befahl ihr, eine hölzerne Schale voll Waſſer zu bringen und ſie dem Biber ſorgfältig zwiſchen die Beine zu ſetzen. Während ſie das Waſſer holte, ſagte er zu mir: „Komm Biber, ich will dir zeigen, daß ich keinen Honig auf den Lippen habe, ſondern Wahrheit ſprechen will.“ Die Frau kam zurück, und ſtellte die Schale mit Waſſer hin, wie ihr Mann es verlangte. Er ließ ſie eine Weile ſtehen, und ſagte dann: „Biber, tauche den Finger ins Waſſer, und laß ihn darin, bis ich dir ihn herausziehen heiße.“ Ich gehorchte ihm mit Lachen, und nach wenigen Minuten zog ich auf ſein Verlangen den Finger heraus. „Biber,“ hob er nun an, „du weißt, daß ein Ehemann dieſen Namen hat, weil er Herr der Schwäche iſt, und deswegen ſeine Frau beſchützen ſoll; und du, als Kaufmann, ſollteſt mir kein Unrecht zufügen. Damit ich dich aber nicht ungerechter Weiſe anklage, will ich dich nach meinen eigenen Gedanken prüfen. Biber, ſieh meine Frau an, und dann ins Waſſer, und ſage mir, wo du den Finger hingeſteckt haſt; wenn du es nicht ſagen kannſt, ſo haſt du mich gewiß beraubt.“ Ich ſteckte meinen Finger wieder hinein, und zeigte ihm die Stelle. „Nein,“ ſagte er, und ſah ſeine Frau und mich ernſthaft an, „eben ſo wenig, wie du gewiß wiſſen kannſt, ob dieſes genau der Ort iſt, wo du zuerſt den Finger hinein ſteckteſt, eben ſo wenig kann ich gewiß ſeyn, daß du mich nicht beraubt haſt; ob ich gleich eben ſo gut glaube, wie du, daß der Ort, auf den du zeigteſt, der rechte war.“ Ich gerieth bei mir ſelbſt über ſeinen Unglauben in Verwunderung; weil ich ihn aber nicht gern aufbringen wollte, ſagte ich ihm: es thäte mir leid, daß er mich einer ſolchen Gottloſigkeit für fähig hielte; denn meine Seele wäre ſo ruhig, wie das ungetrübte Waſſer. Ich gab ihnen noch einige Geſchenke, und ſchickte ſie fort, indem ich ihm einſchärfte, mit ſeiner völlig ſchuldloſen Frau gut umzugehen. Beim Abſchiede ſagte er mir lächelnd: Biber, du mußt dir einen Anderen anſchaffen, der nach deinen Marderfallen ſieht.

Der Ehebruch wird bei den Wilden gewöhnlich von dem Manne ganz ſummariſch beſtraft; er ſchlägt entweder ſeine Frau ſehr hart, oder beißt ihr die Naſe ab. Für einen Kaufmann iſt es äußerſt gefährlich, ſich in Verdacht zu bringen; denn wenn der Mann betrunken iſt, ſteigt ſeine Eiferſucht bis zur Raſerei, und der Beargwöhnte mag ſchuldig oder unſchuldig ſeyn, ſo muß er immer Rache erwarten. Wenn ein Indianer einmal in Bewegung geräth, ſo ſteigt ſein Zorn nach Verhältniß des Rums, den er trinkt, ob er gleich bei nüchternem Muthe ſo klug iſt, ſich zu verſtellen. Die unglücklichen Wirkungen des Rums bringen jeden eiferſüchtigen Gedanken in Bewegung, und er kennt dann keine Gränzen, bis die Trunkenheit ihn ganz überwältigt oder die wiederkehrende Nüchternheit ihm die verlorne Vernunft wieder giebt.

Früh im April erhielt ich einen Brief von meinem Kollegen, Monſieur Jaques Santeron, am See Shabeechevan (Schabitſchiwan,) der mir ſchrieb: er ſey des Dienerlebens müde, und weil ſeine Arbeiten nicht gehörig belohnt würden, hätte er ſich entſchloſſen, einen großen Coup mit einer Anzahl ſeiner Ballen zu machen, die er an die Hudſonsbay-Kompagnie zu verkaufen dächte. Morgen früh würde er mit vier Kanots von Birkenrinden ſein Winterquartier verlaſſen, und er wolle mir die näheren Umſtände auf eine Baumrinde ſchreiben, die er an einen von den krummen Bäumen am Ende des großen Stroms nageln würde, falls ich geneigt wäre, des Weges zu gehen. Uebrigens ſchloß er mit großer Fröhlichkeit, und wünſchte mir und allen meinen Freunden wohl zu leben.

Dieſe unangenehme Nachricht überraſchte mich, und zwar um ſo mehr, da mir nie etwas Nachtheiliges von ſeiner Rechtſchaffenheit zu Ohren gekommen war; ich fand mich dadurch in meiner Erwartung betrogen, weil ich gehofft hatte, daß er auf ſeiner Rückreiſe nach dem Pays Plat mein Winterquartier paſſiren würde.

Indeß hielt ich es für meine Pflicht, mein möglichſtes zu thun, um einem ſo großen Verluſte meiner Herren vorzubeugen; daher erſuchte ich Kesconeeck (Keskonik), den Anführer, und zwanzig Wilde, unter dem Verſprechen ſie für ihre Mühe zu belohnen, mich nach den krummen Bäumen zu bringen. Wir machten uns mit der größten Eile auf den Weg, und erreichten nach wenigen Tagen die Stelle, wo ich das erwähnte Stück Baumrinde ſah, und Folgendes mit Kohlen darauf geſchrieben fand: *Adieu, mon cher ami. Je prends mon départ avec courage, et j'attends une bonne vente pour ma pelléterie. De bon coeur je vous souhaite la prospérité; faites mes complimens à tous mes amis — au revoir, mon cher compagnon!*

Ich machte dem Anführer den Inhalt dieſer Worte verſtändlich. Er ſagte mir hierauf: es wäre ein böſer Geiſt, und es würde unmöglich ſeyn, ihn einzuholen, da er ſchon ſechs Tage vor unſerer Ankunft abgereiſt wäre, und nicht mehr weit vom Eingange des Nord-Fluſſes, der nach Hudſonsbay führt, ſeyn müßte; wenn ich ihm nachſetzte, würde ich nicht zeitig genug zurückkommen, daß ich mit den Indianern um die große Jagd handeln könnte. Wir kehrten alſo wieder um, und es that mir ſehr leid, eine Reiſe umſonſt gemacht zu haben; denn ich ſah wohl ein, daß er nie wieder nach Kanada zurückkommen würde, um ſeinem Principal Entſchädigung zu geben.

Bald nach meiner Zurückkunft langte die große Bande mit ihrer ganzen Winterjagd an, die ſie Kitſchi Artawway nennen. Sie beſteht aus etwa dreißig Familien, jede von zwanzig Perſonen. Wer die meiſten Weiber hat, wird für den beſten Jäger gehalten, weil er ſie durch ſeinen Fleiß ernähren muß. Die Indianer lachen die Europäer aus, daß ſie nur Ein Weib haben, und zwar auf lebenslang; denn ſie glauben, der gute Geiſt hätte ſie geſchaffen, um glücklich zu ſeyn und nicht länger zuſammen zu bleiben, als ihre Gemüthsarten und Neigungen ſich vertrügen.

Als der Tauſchhandel mit ihren Fellen und Pelzen geſchloſſen war, forderten ſie Rum; ich ſagte ihnen, ich hätte nur noch ein kleines Fäßchen, das ich ihnen bei ihrer Abreiſe geben wollte. Sie waren es zufrieden, und als ſie im Begriff ſtanden, ſich einzuſchiffen, befahl ich einem Kanadier, es in das Kanot des Anführers zu legen.

Nunmehr hatte ich alle meine Waaren abgeſetzt, und bloß einige wenige Artikel und etwas Rum zurückbehalten, im Fall mir auf meinem Rückwege nach dem Pays Plat eine Gelegenheit zum Tauſchhandel mit Indianern aufſtieße. Wir packten unſer Pelzwerk auf, und verließen am 23ſten Mai den See la Mort, mit vier reichlich mit Biber- Otter-, Minx-, (oder kleinen Otter-) Marder-, Fuchs-, Wolfs-, Vielfraß-, Luchs- und Bärenfellen beladenen Kanots.

Ehe ich meine Reiſegeſchichte weiter fortſetze, will ich beſchreiben, auf welche Art die Indianer den weißen Bären und den Büffel tödten. Der große weiße Bär, gewöhnlich der graue (*grisly*) Bär genannt, iſt ein ſehr gefährliches Thier. Wenn die Indianer ihn jagen, gehen ihrer meiſtens ſechs bis acht in einem Haufen zuſammen. Sobald ſie ihn zu Geſicht bekommen, ſchließen ſie einen großen Kreis, und ſuchen ihn zu umzingeln. Iſt er im Gehen begriffen, ſo ſchießen ſie nach ihm; meiſtens aber findet man ihn im Winter an den Tatzen ſaugen. In dieſem Falle gehen ſie näher und ſchließen eine doppelte Reihe, damit das Thier zwiſchen ihnen hinlaufen kann. Alsdenn wird einer aus dem Haufen abgeſchickt, der auf den Bären ſchießt, und ihn meiſtens verwundet. Der Bär ſpringt dann auf, um den

Indianer zu verfolgen, der zwiſchen die Reihen läuft, wo die übrigen auf das Thier ſchießen, und es bald niedermachen.

Der Büffel iſt bekanntlich ein außerordentlich ſtarkes Thier. Die Indianer ſagen, ſein Kopf ſey kugelfeſt; deswegen ſchießen ſie immer auf den Leib, wo ſie nach dem Herzen zielen. Wenn ſie nach dieſem Thiere ausgehen, ſo errichten ſie eine Meile weit an jeder Seite des Weges hin und wieder kleine Schneehütten; in jeder derſelben ſteht ein Indianer mit Bogen und Pfeil, um, wenn der Büffel vorbei kommt, auf ihn zu ſchießen, welches ſie dem Schuſſe mit Pulver und Kugeln vorziehen, weil es die übrigen Thiere der Heerde nicht erſchreckt. Der Schnee verhindert den Büffel, die Indianer zu riechen, ob er gleich einen ſehr ſcharfen Geruch hat. Sobald das Thier fällt, verſetzen ſie ihm den Todesſtreich mit dem Tomahawk.

Am 2ten Julius kamen wir zu Portage Plain, oder der Ebne des Trageplatzes an, die ſo genannt wird, weil es ein kahler, beinahe meilenlanger Felſen iſt, der an den See Alemipigon gränzt. Wir lagerten uns um Sonnenuntergang. Außer den ſechzehn Kanadiern erhielt unſre Parthei eine anſehnliche Verſtärkung durch zwanzig von den Stör- und Nipegon-Indianern, die uns, dem gewöhnlichen Gebrauche gemäß, begleiteten, um uns an den Trageplätzen hülfreiche Hand zu leiſten. Den Tag vor unſerer Abreiſe holten uns einige Kaufleute ein, die ſich ebenfalls lagerten. Sie erzählten uns, daß ein Haufe Indianer, Feinde der Nipegons, in der Nähe wären, und baten mich, es den Wilden bekannt zu machen. Die Stör-Indianer verließen uns vor ihrer Ankunft, und die Anderen hätten ebenfalls gern das Feld geräumt; da ich ihnen aber ſagte, daß ich auf meiner Reiſe ihres Beiſtandes bedürfte, ſo entſchloſſen ſie ſich, obgleich ſehr ungern, zu bleiben.

Wir ſahen bloß einige Kanots, und in Zeit von einer halben Stunde ſtiegen die Indianer ans Land. Sie waren von der Nation der Waſſen, und lebten in ſtetem Kriege mit unſeren Wilden. Als ein abgeſondertes Volk verbinden ſie ſich ſelten mit anderen Stämmen, ſind beſtändig auf der Jagd, und laſſen ſich nur im Frühling und Herbſte ſehen. Wir nahmen ſie ſehr freundſchaftlich auf, und nach den gewöhnlichen Begrüßungen machten wir einander gegenſeitige Geſchenke. Sie ſagten mir, einige Indianer am See la Mort hätten ihnen von mir erzählt, und wünſchten mich zu ſehen, ehe ich nach Michillimakinak, oder nach ihrer Sprache Tekodondoraghie, zurückginge.

Ich merkte bald, daß meine Indianer unruhig waren, und ſuchte ſie von einander entfernt zu halten; allein alle meine Vorſicht war unnütz, und noch vor meiner Abreiſe verurſachte ihr gegenſeitiger Haß eine traurige Kataſtrophe.

Sobald unſre Indianer ihre Hütten aufgeſchlagen hatten, hoben ſie ihre Arznei-Geſänge an, um die Waſſen zu bewegen, daß ſie an einem Schmauſe Theil nehmen ſollten, den ſie in der Abſicht, allem Streite unter ihnen vorzubeugen, zu bereiten vorgaben. Allein ich wußte, daß ſie keinen anderen Proviant hatten, als den ich bei ihnen fand; daher vermuthete ich, daß ihre Abſichten nicht ſo friedlich wären. Aus dieſer Urſache fragte ich einen Knaben aus ihrem Haufen, wie es käme, daß ſie ein Feſt anſtellen wollten, ohne Vorrath dazu zu haben? Er antwortete: die Waſſen hätten ihnen ein Geſchenk von trocknem Fleiſch gemacht, und damit, nebſt einigen Heidelbeeren, die ſie geſpart hätten, wollten ſie ihre Gäſte bewirthen. Dieſe Antwort beſtärkte mich in meinem Verdacht: denn ſie ſtellen nie ein freundſchaftliches Feſt an, ohne den Kaufmann einzuladen; und da man mir itzt nichts ſagte, ſo fürchtete ich üble Folgen von ihrer Zuſammenkunft.

Ich ward in meinen Betrachtungen über dieſe unangenehme Ausſicht, und über die Mittel Unglück zu verhindern, durch einen Wilden (Ayarbi, oder der dicke Mann) unterbrochen, der mich aufſuchte, um mich von einem verabredeten Plane zum Verderben der Nipegon-Indianer zu benachrichtigen, den eine alte Frau von dem Stamme der Waſſen ihm eröffnet hatte.

In Zeit von einer Stunde waren die Hütten der Nipegons bereit, die erwarteten Gäſte zu empfangen, die ihrer Seits ſich in einer mit Zedern und Büſchen umgebenen Schlucht, dicht am See, gelagert hatten. Die Nipegons waren entſchloſſen, die Abſichten ihrer betrügeriſchen Gäſte zu vereiteln und ihre Treuloſigkeit zu ſtrafen; zu dem Ende machten ſie Löcher in die Rinde ihrer Hütten, und ſtellten ihre mit grobem Schrot geladenen Flinten hinein. Jeder trat auf ſeinen Poſten; die Waſſen, achtzehn an der Zahl, ſtiegen den Hügel hinauf, um das Feſt zu genießen, und hatten ſich mit Meſſern und hölzernen Schalen verſehen, wo-

mit

mit ſie auf ein verabredetes Zeichen über die Nipegons herzufallen dachten. Allein ſie wurden jämmerlich betrogen; als ſie bis auf dreißig Schritte an die Hütten der Nipegons herangekommen waren, ward auf ſie geſchoſſen und die ganze Anzahl auf der Stelle getödtet, ein vierzehnjähriges Mädchen ausgenommen. Dieſes Mädchen war verwundet, kam aber dennoch mit einer Flinte heran, die ſie einem Indianer, der ſie aus der Welt ſchaffen wollte, weggeriſſen hatte; ſie ſchoß dem Ayarbi durch den Kopf, und ward ſelbſt bald darauf von einem Nipegon-Knaben eben des Alters, der ſchon in ſo früher Jugend alle Grauſamkeit des entſchloſſenſten Anführers zeigte, mit dem Tomahawk erſchlagen und ſkalpirt.

Dies war der Lohn der Verrätherei! Zwar konnte ich in meinem Herzen das Betragen der Nipegon-Indianer nicht mißbilligen; doch trauete ich ihnen nicht, und hatte eben den Entſchluß gefaßt, mich von ihnen zu trennen, als ihr Anführer zu mir kam, und mir ſagte: es thäte ihm leid, daß ſeine Parthei mich nicht weiter begleiten könnte; ſie fürchteten, ob ſie gleich nur zu ihrer Selbſtvertheidigung gehandelt hätten, die Rache der Waſſen, wenn dieſe den Vorgang erführen, und wollten ſich lieber von dannen machen. Nicht lange darauf ſtießen ſie ihre Kanots vom Ufer ab, und verließen mich zu meinem großen Vergnügen. Den anderen Tag kam eine Parthei Indianer zu uns, denen ich den unglücklichen Vorfall erzählte. Sie erſchraken und meinten, die Nipegon-Wilden würden ihr raſches Verfahren bereuen müſſen, ob ſie gleich recht gethan hätten, ſich gegen die Abſichten der Waſſen zu ſichern. Sie fragten mich, ob ich ihre Ballen bekommen? denn ſie wüßten, daß ſie eine gute Jagd gehabt und reiches Pelzwerk mitgebracht hätten. Der Vorfall war mir nun doppelt unangenehm, weil ich ſonſt meinen Vorrath gewiß beträchtlich vermehrt und meine Herren noch zufriedener mit mir gemacht haben würde, ob ich gleich bereits eine große Menge Waaren hatte und mich meines glücklichen Erfolges erfreuen konnte. Die Nipegons packten vierzehn Ballen trocknes Fleiſch zuſammen, die ſie mitnahmen; die Pelze und Häute aber hatten ſie in den Wäldern verſteckt, und ſie ſind meines Wiſſens nie wieder gefunden worden.

Wir ſetzten unſre Reiſe nach dem Stör-See fort, wo wir bald nach unſerem Anlanden eine große Menge wilder Vögel ſchoſſen und Fiſche in Ueberfluß fingen. Hier trafen wir funfzig von den Hawoyzask oder Ratzen-Indianern, mit denen ich nur einen kleinen Tauſchhandel, hauptſächlich mit Rum, treffen konnte, weil ich bereits alle meine Indianiſchen Waaren weggegeben hatte.

Wir verſchoben unſre Reiſe noch eine Zeitlang, um meine Neugier zu befriedigen. Eine junge Indianerin ward krank, und der Anführer bat mich zu bleiben, um die wunderbare Wirkung ihrer Arznei anzuſehen; denn, ſagte er, ſie befände ſich ſo übel, daß ſie ohne unmittelbare Hülfe bald ihre Heimath verändern müßte. Der Arzt ſagte: der Matſchi Mannitu, oder der böſe Geiſt, hätte die Bärenklauen an ſie gelegt; aber ſeine Arznei würde ſie wegſchaffen. Man ſchlug eine Hütte auf, und das Mädchen ward bis auf den Matſchikoaty, oder Unterrock, ausgezogen, mit Roth bemalt und mit Ruß und Bärenfett überſtrichen. Sie gerieth in einen ſtarken Schweiß, der bald ihr Uebel linderte. Während der Operation wandte ſich der Arzt an den Herrn des Lebens, flehete ſeinen Beiſtand an, und dankte, daß er ihm die Kunſt verliehen hätte, die Geſundheit wieder herzuſtellen. Er gab ihr darauf einen Abſud von Wurzeln, wodurch ſie vollkommen genas. Ich konnte nicht umhin, die Kunſt und Geſchicklichkeit ſeines Verfahrens zu bewundern, ob ich gleich ihre Geneſung lediglich dem ſtarken Schweiße zuſchrieb.

Vor unſerer Abreiſe ward eine Frau von einem ſchönen Knaben entbunden, und ich freuete mich über die Zärtlichkeit der Mutter, als das Kind ihre Milch trank, welche ſie in ihrer Sprache mit einem ſehr kräftigen Ausdruck: Tutuſchonarbo, oder den Saft der menſchlichen Bruſt, nennen. Auch der Mann war ſehr aufmerkſam, und ſpielte die Rolle eines zärtlichen Vaters. Ich gab ihm etwas Rum, um ſein Herz zu erfriſchen und auf meine Geſundheit zu trinken. Das Geſchenk ſchien ihm große Freude zu machen; er wandte ſich an den großen Geiſt, und dankte ihm für die glückliche Entbindung ſeiner Mentimoye (Frau), ſah mich mit Rührung an, und ſagte: er dankte mir ſehr für die ihm gegebene Stärkung; ich müßte gewiß ein tapferer Krieger ſeyn, ſetzte er hinzu, weil ich zu einer Zeit, wo ſie es ſo ſehr bedurft hätten, ſo großmüthig gegen ihn und ſeine Frau geweſen wäre. Der kleine Krieger ſchrie, und der Vater merkte an: er wollte mir ſeine Dankbarkeit für meine Güte gegen ſeine Eltern bezeugen, und dies wäre nur der Widerhall ſeines eigenen Athems, um die Güte des Saggonaſchy, oder

Engländers zu preiſen. Als ich in mein Kanot ſtieg, ſagte er: „Biber, ſey ſtark! du wirſt immer einen offenen Weg unter den Nipegon-Indianern finden, und darum kehre zurück, ſo bald du kannſt. Ich werde indeſſen Sorge tragen, allen Indianern deine Güte zu erzählen; und wenn wir uns wiederſehen, werden wir, hoffe ich, eine gute Jagd haben und dich mit Pelzen und Häuten für deine Großmuth belohnen können.“ Ich ſagte ihm: von jeher hätte ich die Indianer geliebt, und ſeitdem ich von den Tſchippewähs adoptirt wäre, ſähe ich mich als einen von ihrem Stamme an. Ich würde ſo bald als möglich mit einer Menge Waaren für ihre Familien wieder zurückkommen; ſeine Liebe dränge mir durchs Herz, und ich bäte ihn und ſeine Frau, noch ein Glas von dem ſtarken Waſſer zum Abſchiede anzunehmen.

Am 10ten Auguſt kamen wir nach Pays Plat, wo ich einige Handelsgefährten antraf, welche verſchiedene Gegenden der Inlande, beſonders des Nordweſten, beſucht hatten. Hier warteten wir auf friſche Waaren von unſeren Herren, und zehrten von dem Ueberreſt unſeres Proviants, den wir zuſammentrugen. Wir ließen uns bei dem dürftigen Vorrathe wohl ſeyn, und erzählten einander unſere verſchiedenen Abentheuer. Keiner von den Anderen aber hatte ſolches Ungemach erlitten, wie ich, Herrn Shaw ausgenommen, den ich am See Manontoye glücklich befreiete; die übrigen Kaufleute hatten weit von mir, auf dem Wege, wohin man über den großen Trageplatz kommt, überwintert.

Bald nach unſerer Ankunft ſchickten unſere Herren ihre Agenten mit einem friſchen Vorrath von Kaufmannsgütern und Proviant, welches uns außerordentlich willkommen war, da wir ſeit langer Zeit weder Talg noch Korn mehr gehabt und vierzehn Monathe von Michillimakinak entfernt gelebt hatten. Ich lieferte meine Pelzladung ab, die aus hundert und vierzig wohlkonditionirten Ballen beſtand, und belud die Kanots mit den friſchen Waaren. Darauf nahm ich von meinen Gefährten Abſchied, und ſchickte mich zur Abreiſe nach den Inlanden an, um noch ein Jahr bei den Nipegon-Wilden zu überwintern. Ehe ich aber meine Abentheuer des zweiten Jahres erzähle, kann ich nicht umhin, einige Bemerkungen über die Unannehmlichkeiten zu machen, welche das Indianiſche Leben, beſonders für Kaufleute und Dolmetſcher, hat.

Mein Gehalt belief ſich auf hundert und funfzig Pfund des Jahrs, eine Summe, die ich bei meiner Kenntniß der Tſchippewäh-Sprache gewiß verdiente. Ich ward bloß mit Korn und Talg nach den Inlanden geſchickt, ohne daß ich auf andre Lebensmittel rechnen konnte. Der Fiſchfang hängt größtentheils von der Jahrszeit ab, ſo wie die Fleiſchſpeiſen von der Ankunft der Wilden; und ob ich gleich im Ganzen bei meinen Waſſerjagden glücklich war, und öftere Lieferungen von den Indianern erhielt, ſo war es doch ein mißlicher Lebensunterhalt, und am See la Mort litt ich großes Ungemach.

Ich hatte ſechzehn Leute, und außerdem einen Indianer und ſeine Frau bei mir, die unter meinen Befehlen ſtanden, für deren Unterhalt ich ſorgen mußte, und von deren fortdauernder Geſundheit mein Daſeyn großentheils abhing. Weil ich, als der Einzige der die Sprache verſtand, immer bei der Hand ſeyn mußte, im Fall Wilde ankämen, ſo hatte ich wenig Gelegenheit zu jagen, und durfte eben ſo wenig das Haus verlaſſen, um zu ſehen, ob die Kanadier ihre Pflicht thäten oder nicht. Ich ſchwebte alſo in ſteter Angſt, und ſah mit Ungeduld dem Frühlinge, der mich befreiete, entgegen.

Die ſtete Aufmerkſamkeit, die man darauf richten muß, daß die Waaren keine Beſchädigung leiden; die beſtändige Furcht und Beſorgniß, von einem Haufen Betrunkener geplündert zu werden; die Nothwendigkeit, Beleidigungen zu erdulden, ohne ſie einmal ahnden zu dürfen; und — wenn ich nun alle meine Waaren angebracht und einen glücklichen Fang gethan hatte — die peinliche Angſt, bis die Früchte meiner Arbeit ſicher in den Händen meiner Herren waren: alles dieſes macht eine ſolche Lage vielleicht zu der elendeſten, die man ſich denken kann, und ich bin oft erſtaunt, wie ich mich habe in eine Verpflichtung einlaſſen können, wobei ich die Blüthe meiner Tage mit einem Handel verderben mußte, deſſen Mühſeligkeiten und Gefahren kein Gehalt vergüten kann. Ich glaube, nur die ſchmeichelhafte Idee, als Dolmetſcher vor Anderen einen Vorzug zu haben, konnte mich bewegen, in einem ſo beſchwerlichen Stande zu bleiben, und ich muß mit der Bemerkung ſchließen: daß, ſo tadelnswerth ein Mann vielleicht iſt, der dieſem Stolze nachhängt, er doch bei den freier Denkenden leicht Verzeihung finden wird, weil man weiß, daß er allein darunter leidet. Eigenliebe iſt nun einmal die Triebfeder des Menſchengeſchlechtes, und der, über welchen ſie die meiſte Herrſchaft übt, muß unter ihren Folgen erliegen, oder ſich dadurch aufrecht halten.

Zweite Expedition.

Abermaliger Winteraufenthalt bei den Nipegon-Indianern. Vorhaben eines Indianers, uns zu plündern. Unfall eines Indianiſchen Oberhauptes. Gefahr, von einem Indianiſchen Landſtreicher ermordet zu werden. Ermordung des Kaufmanns Joſeph la Forme.

Am 15ten Auguſt verließ ich Pays Plat mit vier Kanots aus Birkenrinden, und mit eben den Leuten, die am See la Mort mit mir überwintert hatten, und langte bei dem Fluſſe la Pique an, der in den See Superior fällt. Dieſer Fluß iſt auf eine Strecke von etwa ſieben Meilen ſehr krumm und außerordentlich tief. Es giebt in ihm Ueberfluß an Fiſchen, beſonders Hechten, woher er auch ſeinen Namen erhalten hat. *) Bei unſerem Landen ſtießen wir auf eine große Anzahl Tſchippewähs und einige Indianer von der Ratzen-Nation, die ſogleich ein Mahl von trockenem Fleiſch, Fiſchen u. ſ. w. für uns bereiteten. Es befand ſich ein gewiſſer Indianer, Namens Ogaſchy, oder das Pferd, unter ihnen, der von ſeinem Stamme ſelbſt für einen böſen Indianer gehalten wurde, und um deſſentwillen ich während meines dortigen Aufenthaltes ſehr auf meiner Hut war. Ich handelte mit ihnen um ihre Häute und Pelze, und gab ihnen Rum, wovon ſie drei Tage und Nächte lang ein Gelag hatten, in welchem fünf Männer getödtet und eine Frau gefährlich verbrannt wurde. Als der Rauſch vorüber war, ſtellten ſie, wie gewöhnlich, Betrachtungen über ihr thörichtes Betragen an, und alle, Ogaſchy ausgenommen, bezeugten großes Leid darüber. Dieſer hingegen ſchien ſich vielmehr über das geſchehene Unheil zu freuen, und ich erfuhr vor meiner Abreiſe, daß er mich umzubringen und den Vorrath zu plündern Willens wäre.

---

*) Entweder muß man in Kanada das Engliſche Wort *Pike* auch im Franzöſiſchen angenommen haben, oder der Verfaſſer verfällt hier in einen Irrthum. F.

Um ſeine ſchändliche Abſicht zu vereiteln, ſuchte ich ihn in guter Laune zu erhalten, und ließ ihn in meiner Hütte ſchlafen; eine Höflichkeit, die ihm ſehr zu gefallen ſchien und ihn für dieſe Zeit wenigſtens von ſeinem Vorhaben abhielt. So wenig ich auch an ſeiner Geſellſchaft Geſchmack fand, hielt ich es doch für das Klügſte, meinen Feind im Geſichte zu behalten. Des Morgens gab ich ihm ein Glas Rum, und verſprach, ihm ein Fäßchen von zwei Maaß mitzugeben, welches, wie die Indianer ſich ausdrücken, den böſen Feind aus ſeinem Herzen trieb. Als meine Leute alles zum Einſchiffen bereit hatten, gab ich dem Anführer des Haufens den Branntwein, und ohne daß die übrigen es wußten, dem Ogaſchy eine Flaſche mit Rum mehr, unter welchen ich eine Quantität Laudanum gemiſcht hatte. Ohne hiervon etwas zu vermuthen, ſetzte er die Flaſche an den Mund, ſagte: „auf deine Geſundheit, Freund!“ und that einen herzhaften Zug, wodurch er bald betäubt und in einen tiefen Schlaf verſenkt ward. Ich erfuhr nachher, daß er zwölf Stunden darin geblieben, und außer Stand geſetzt worden wäre, Unheil anzuſtiften, und daß bald nachher ein Indianer, der Haß gegen ihn hegte und nur eine Gelegenheit zur Befriedigung ſeiner Rache ſuchte, ihn mit dem Tomahawk aus der Welt geſchafft hätte. Sein älteſter Sohn verbrannte ihn, und befeſtigte ſeine Gebeine auf einer hohen Stange, weil er das Oberhaupt des Stammes war.

Wir ſetzten unſere Reiſe fort, und erreichten einen kurzen Trageplatz, Portage la Rame genannt, wo wir uns neun Tage aufhielten, weil der Wind uns entgegen war. Wir fanden hier eine Menge Indianer in eben der Lage.

Sobald man mit Sicherheit über den See Superior gehen konnte, verfolgten wir unſere Reiſe über ſtark abſchüſſige Stellen (*rapids*), wobei wir immer im Waſſer waten und an unſeren Füßen viel ausſtehen mußten. Bei ſolchen Gelegenheiten, wo große Anſtrengung nöthig iſt, wird aller Unterſchied bei Seite geſetzt. Es heißt: ſo der Herr, ſo der Diener; der Herr muß ſo gut arbeiten, wie die Anderen, um ſie zu ſchnellerer Erfüllung ihrer Pflicht aufzumuntern und allen Anlaß zu Beſchwerden zu vermeiden.

Da der Wind günſtig war, ſo gingen wir weiter nach dem Kranichbeeren-See (*Cranberry-Lake*), der wegen der großen Menge Kranichbeeren, die in den Sümpfen wachſen, ſo genannt wird. Wir machten hier Halt, um uns nach der größten

Ermüdung, die uns das Arbeiten gegen die Strömungen verurſacht hatte, wieder auszuruhen; da uns aber hier ſonſt nichts zurückhalten konnte, ſetzten wir, ſobald unſere Kräfte es erlaubten, unſeren Weg nach einem kurzen Trageplatze, *la grande Côte de la Roche* genannt, am Eingange des Nipegon-Fluſſes fort. Dieſer Platz iſt eine große Felſenkette, die man paſſiren muß, um den in meiner vorigen Reiſe erwähnten großen Waſſerfall zu vermeiden. Wir waren um dieſe Zeit mit wenig Fleiſchſpeiſen verſehen, erlegten aber zu gutem Glück in der Mitte des Trageplatzes drei große Bären. Damit hielten wir uns einige Tage hin, und noch außerdem räucherten und dörrten wir etwas von dem Fleiſche, um es mit uns zu nehmen.

Von la Grande Côte de la Roche gingen wir nach dem See le Nid au Corbeau, oder Krähen- (Raben) neſt-See, der zwei hundert Meilen im Umkreiſe hat, und in welchen viele kleine Flüſſe fallen. Auch ſind verſchiedene Inſeln darin, die den Indianern eine große Menge Geflügel liefern. Bären findet man hier in großer Menge; ſo wie eine erſtaunliche Anzahl Biberdämme, die in krummer Richtung gegen zehn Meilen weit laufen. Die Tſchippewähs gehen hier auf die Jagd, und finden eine Menge Wild.

Der Leſer wird ſich erinnern, daß ich in meiner erſten Reiſe Nachricht von einem anderen ſehr kleinen Krähenneſt-See gab, in deſſen Mitte eine Inſel mit hohen Palmbäumen iſt. Man darf ſich nicht wundern, daß es in einem ſo großen Striche Landes zwei Oerter von einerlei Namen giebt.

Während unſeres Aufenthaltes kam ein Haufe Indianer vom See Arbitibis, die mit ihrem Rauchhändler ſehr unzufrieden ſchienen. Sie wollten nach Machilimakinak gehen; als ſie aber fanden, daß ich ihre Sprache verſtand, ließen ſie ſich mit mir in Tauſchhandel ein, und machten mir ein Geſchenk von Fleiſch und Fiſchen. Hier ereignete ſich ein Zufall, der beinahe ſehr unglücklich für mich abgelaufen wäre, aber mir in der Folge ſehr nützlich war, weil er mich in allen Verhandlungen mit den Wilden behutſamer machte. Einige von den Oberhäuptern wünſchten meine nordweſtlichen Flinten zu ſehen, und ich war genöthigt, ihnen einen Kaſten voll davon zu öffnen, ob ich es gleich ungern that, da ich bei dem ſchönen Wetter mein Winterquartier zu erreichen wünſchte, ehe tiefer Schnee fiel.

Als ſie die Flinten beſehen hatten, luden ſie viere, und legten ſie neben den Kaſten, um ſie zu verſuchen, indeß ich mich beſchäftigte, die Waaren wieder in Ordnung zu bringen, die, während ich ſie ihnen hinlangte, unter einander gerathen waren. Sobald ich dies Geſchäft verrichtet hatte, nahm ich ſorglos eine Flinte, ohne zu wiſſen, daß ſie geladen war, und ſchnappte den Hahn ab. Unglücklicher Weiſe ſchoß ich einem Oberhaupte das Ohr weg, und hätte beinahe ſelbſt die Augen verloren, weil das Pulver mir ins Geſicht flog. Der Schuß ging ſo ſchnell los, und ſchien ſo vorſetzlich geſchehen zu ſeyn, daß das Oberhaupt mir in harten Ausdrücken die ihm angethane Beleidigung vorwarf und Rache drohete. Ich überzeugte ihn indeß bald, daß es nur Zufall geweſen ſey, und tröſtete ihn durch einige Geſchenke über den Verluſt ſeines Ohrs, das ſehr ſchön und groß, ohne Spalte und deshalb nach ſeiner Meinung von hohem Werthe war. Wir konnten es als ein großes Glück anſehen, daß ich ihn nicht erſchoſſen hatte, weil ſonſt der ganze Trupp uns gewiß ſeiner Rache geopfert haben würde.

Die Indianer ſetzen etwas darin, große Ohren zu haben, und dehnen ſie ſo ſehr als möglich aus, weshalb ſie ihnen leicht abgeriſſen werden. Bei ihren Trinkgelagen iſt es ſehr gewöhnlich, ſie zu verlieren; wenn ſie aber nur zerriſſen werden, ſo ſchneiden ſie ſie mit einem Meſſer gleich, und nähen die Stücke mit einer Nadel und Hirſchſehnen zuſammen, ſchwitzen dann in einer warmen Stube, und ſind wieder ſo fröhlich wie zuvor.

Den anderen Tag nahmen wir Abſchied, und ſetzten unſre Reiſe nach Schekarke Sakiegan oder dem Skunk-See fort, worin ein ſchneller Strom iſt, in deſſen Falle man eine Menge Gänſe und Enten findet. Wir jagten hier einen Tag, und thaten einen glücklichen Fang. Den folgenden Morgen mit Tagesanbruch ſchifften wir uns ein, und behielten ſchönes Wetter, bis wir am See Schabechevan (Schabitſchivan), oder dem Unkraut-See, anlangten. Dieſer See hat hundert und achtzig Meilen im Umkreiſe; er iſt voll kleiner Inſeln, ſehr fiſchreich, und liegt ungefähr ſechs Tagereiſen von dem See la Mort. Die Sümpfe in dieſer Gegend ſind voll von wildem Reis und Kranichbeeren.

Meine Herren erlitten vergangenes Jahr einen Unfall bei dieſem See, da einer von ihren Dienern, Jakob Santerson, ihnen mit einer Ladung von Werth durchging.

ging.

ging. Ich ſahe mich nach dem Hauſe um, welches er errichtet hatte, konnte aber nicht die mindeſte Spur davon entdecken. Wahrſcheinlich fühlte er ſich bei der Ausſicht, ſein eigener Herr zu werden, ſo wohl, daß er ein Freudenfeuer daraus machte. An der äußerſten Spitze dieſes Sees iſt ein Waſſerfall, der aus einem Fluſſe eben des Namens läuft und unmittelbare Kommunikation mit den Gewäſſern hat, die innerhalb der Gränzen des Hudſonsbay-Gebietes vom Fort Albany fließen. Es ſind ungefähr dreißig Tagereiſen über neunzehn Trageplätze und Bäche, außer vierzehn abſchüſſigen Stellen (*rapidi*), welche die Reiſe ſehr verzögern. Die Indianer gehen ohne die mindeſte Furcht die ſtarken Strömungen hinunter, und ſelten ſtößt ihnen etwas zu. Sie legen die Reiſen in dem dritten Theile der Zeit zurück, die ſie zum Hinaufgehen brauchen, und beſchädigen dabei ihre Kanots nicht, die oft, wenn ſie gegen den Strom gehen, ganz unbrauchbar werden, ſo daß ſie genöthigt ſind, neue zu machen, ehe ſie ihre Reiſe fortſetzen können. Glücklicher Weiſe fehlt es ihnen aber nie an Birkenrinden, und ſie beſitzen ſo viele Fertigkeit, daß ſie in Zeit von drei Tagen ein Kanot zu Stande bringen, welches für drei Leute und ihre Lebensbedürfniſſe groß genug iſt und Raum für Pelze und Häute hat. An dieſem See halten ſich gegen hundert und funfzig gute Jäger auf, die eine Menge Ballen von Biberfellen u. ſ. w. fertig machen. Dieſes war ein Bewegungsgrund, mich hier niederzulaſſen, wozu noch die Ausſicht auf eine reichliche Lieferung von Fiſchen, Reis und Kranichbeeren kam, welches eine zu wichtige Beihülfe für den Winter iſt, als daß man ſie von der Hand weiſen ſollte. Nachdem ich die Kanots in Sicherheit gebracht und meine Leute mit guter Brühe erfriſcht hatte, überließ ich ihnen die Aufſicht über die Waaren, und nahm zwei Indianer mit, um mir einen bequemen Platz zur Erbauung eines Hauſes zeigen zu laſſen. Sobald wir ihn gefunden hatten, errichteten wir ein funfzig Fuß langes und zwanzig Fuß breites Gebäude, und theilten es in zwei Zimmer: eins für die Kaufmannswaaren, und eins zum gewöhnlichen Gebrauch. Den Rum verſteckten wir in den Wäldern, und nachdem alles gehörig geordnet war, brachten wir das Fiſchergeräth in Ordnung. Die Seen fingen jetzt an ſehr ſtark zu gefrieren; ich theilte alſo meine Leute in zwei Theile, wovon der eine fiſchen, und der andre (einen Mann, den ich immer im Hauſe behielt, ausgenommen) Brennholz für den Winter anſchaffen mußte. In Zeit von drei Wochen war ein hinlänglicher Vorrath

Holz bei dem Hauſe aufgeklaftert, und die Holzfäller ſchlugen ſich zu den Fiſchern. Sie fingen eine große Menge, und wir fühlten uns glücklicher als im vorigen Jahre, weil wir keinen Hunger fürchteten.

In Zeit von zehn Tagen kam ein zahlreicher Haufe Indianer mit ihrer Herbſtjagd, von denen ich noch niemals einen geſehen, weil ich noch nie ſo weit im Lande überwintert hatte. Sie ſchienen ſich ſehr zu freuen, einen Rauchhändler anzutreffen, und vorzüglich einen, dem ihre Sprache bekannt war. Als ich ihnen aber ſagte, daß ich ein Bruder Krieger wäre, und ihnen die Zeichen der Adoption in meinem Fleiſche zeigte, ſtieg ihre Freude aufs höchſte. Die Weiber mußten uns ſogleich Hütten erbauen und ein Gaſtmahl bereiten. Während deſſen kamen die Indianer einer nach dem anderen in meine Wohnung, ſetzten ſich auf die Erde, fingen an zu rauchen, und ſahen ſehr vergnügt aus. Als ich ihnen Tabak und andere Indianiſche Waaren gegeben hatte, fiel mir ihr alter Anführer, welcher Mattonaſch, oder die Erde, hieß, um den Hals, küßte mich und redete mich folgendermaaßen an:

„Ich danke dem Herrn des Lebens, daß er uns Indianer liebt und uns an dieſem Tage einen Engliſchen Rauchhändler ſchickt, der mir und meinen jungen Leuten ſein Herz öffnen wird. Faßt Muth, junge Leute! laßt eure Herzen nicht verſchloſſen ſeyn und werft den böſen Feind von euch! Wir alle lieben die Engliſchen Rauchhändler; denn wir haben gehört, daß ſie Mitleid gegen die Wilden fühlen. Wir glauben, daß ſie ein offenes Herz haben, und daß ihre Adern ſo hell laufen wie die Sonne. Es iſt wahr, wir Indianer haben nicht viel Verſtand, wenn wir betrunken ſind; allein ich hoffe, du wirſt daran nicht denken, und wenn du bei uns bleiben willſt, wollen wir tapfer für dich jagen.“

Als er ſeine Rede geendigt hatte, ſtanden ſie alle auf, faßten mich bei der rechten Hand, und führten mich nach ihrer Hütte. Gleich beim Eintritt ſtellte mich einer der Krieger auf einen großen Biber-Rock, der für mich zurecht gemacht war, und ſchlang mir einen Wampum-Gürtel um den Hals, indem ſie die ganze Zeit über, während ich mit ihrem Anführer aß, Lieder an den Herrn des Lebens ſangen. Nach geendigtem Feſte nahm ich zwei Indianer nach dem Hauſe mit, und gab ihnen zwei Fäßchen Rum und zehn Rollen Tabak nebſt anderen Sachen, wofür ſie mir ihr ſämmtliches Pelzwerk überließen. Sie fingen nun ihr Gelag an, das drei Tage und

Nächte lang dauerte, und wobei kein Unfall geſchah, außer daß eine Mutter ihrem Kinde den Rücken zerbrach. Als ſie einen Tag nach dem Rauſche geruhet hatten, verſorgte ich ſie mit einer Menge Munition zur Winterjagd, und ſie reiſten, mit ihrer Aufnahme vollkommen zufrieden, ab. Ich muß bei dieſer Gelegenheit erzählen, auf welche Art ich eine alte Indianiſche Frau beruhigte, welche läſtiger war, als die übrigen, und mich unaufhörlich um Branntwein quälte. Ich miſchte vierzig Tropfen Kanthariden-Tinktur und eben ſo viel Laudanum in ein Glas Rum, und als ſie kam und mich ſehr dringend um abgezogenes Waſſer bat, gab ich ihr die für ſie bereitete Doſis. Sie trank ohne ſich zu bedenken, und weil ſie bereits ſehr berauſcht war, fing ſie an zu taumeln. Doch hatte ſie daran noch nicht genug, und forderte mehr. Ich verdoppelte die Doſis; ſie trank noch einmal, und fiel zur Erde. Nun befahl ich meinem Kanadier, ſie aus dem Hauſe zu bringen und ſie ſorgfältig bei ihrem eignen Wigwam hinzulegen, wo ſie zu meiner großen Freude zwölf Stunden in tiefem Schlafe blieb. Ich habe das Laudanum ſtets vortreflich gefunden. Man muß es überhaupt als einen weſentlichen Artikel bei dem Handel mit den Indianern anſehen; denn es iſt das einzige Mittel, ihre berauſchten Sinne zu überwältigen, und das Leben eines Rauchhändler leidlicher zu machen, da es ihrer Unverſchämtheit ein Ziel ſetzt.

Am 19ten November kam ein Hauſe ungefähr von vierzig Indianern mit einigen Pelzen und einem großen Vorrathe von trockenem Fleiſche nebſt etwas Bärentalg. Dies kaufte ich für Rum, und rieth ihnen, denſelben mitzunehmen; ſie erfüllten meine Wünſche, und ſchifften ſich vollkommen nüchtern ein. — Ich habe die Indianer ſtets zu bereden geſucht, den Rum mitzunehmen; aber ſelten iſt es mir gelungen. Der Gefahr des Lebens und Eigenthums nicht einmal zu gedenken, macht es unglaubliche Mühe ſie zu bewachen, wenn der Branntwein zu wirken anfängt.

Nachdem ſie fort waren, blieb ich beinahe einen Monath mit einem einzigen Manne zurück, weil die übrigen ſich mit Fiſchen und mit dem Marderfange beſchäftigten. In beiden waren ſie ſehr glücklich, beſonders aber im Fiſchen; ſie brachten gegen acht tauſend Forellen, große und kleine Hechte und Weißfiſche mit, die wir, wie gewöhnlich, aufhängten und gefrieren ließen. Wenn die Kälte einfällt, ſo wird jedem ſeine Portion zweimal des Tages zugetheilt, und man befolgt dieſe Regel beſtändig, wenn auch noch ſo großer Vorrath vorhanden iſt.

Zu Anfange des Decembers kam ein neu verehlichtes Paar zu uns. Ich gab ihnen etwas Rum. der ſie ſehr fröhlich machte; und als ich die Frau ſehr munter ſah, bat ich ſie, einen Liebesgeſang zu ſingen, welches ſie ſehr willfährig that:

„Es iſt wahr, ich liebe ihn allein, deſſen Herz dem ſüßen Safte gleicht, der aus dem Zuckerbaume quillt; und der ein Bruder des Espenlaubes iſt, das ſtets lebt und zittert.“

Ich dankte ihr für ihren Geſang, gab dem Manne eine Flaſche Rum, und ließ ſie allein, daß ſie ſich der Freude ihres Herzens ungeſtört überlaſſen könnten. Die Portion war nicht hinreichend, ſie betrunken zu machen, und ich fürchtete alſo keinen Anfall von Eiferſucht. Der Umſtand am See la Mort, wo ich noch glücklich entkam, ſchwebte mir immer im Gedächtniß. Früh Morgens reiſten ſie ab; und bezahlten mich für meine Geſchenke mit einigen Biber-, Bären- und Otterfellen.

Ein paar Tage nachher langte ein Indianer mit ſeinen zwei Weibern und drei Kindern an; ſie kamen ſogleich in mein Haus, und ſetzten ſich zum Feuer. Ich glaubte in des Mannes Geſicht Betrug und Tücke zu leſen, und bewachte ihn ſcharf. Als ich ihn fragte, ob er eine glückliche Jagd gehabt hätte? erwiderte er mir: er glaubte, der Herr des Lebens ſey ungehalten auf ihn; denn er hätte nach verſchiedenen Thieren geſchoſſen, und ſeine ganze Munition verbraucht, ohne etwas auszurichten. Dieſes war eine figürliche Art ſich auszudrücken, woraus ich ſah, daß er faul war, und was er brauchte, nicht auf Kredit bekommen konnte. Er ſetzte hinzu: er und ſeine Familie hätten ſchon ſeit einigen Tagen nichts zu eſſen gehabt, und er hoffte, ich würde ihre Herzen erfreuen und mich freundſchaftlich gegen ſie beweiſen. Ich ließ einen großen Keſſel aufs Feuer ſetzen, und Fiſche kochen, die ſie mit vielem Appetite verzehrten, beſonders die Weiber und Kinder.

Ich befragte ihn um ſeinen Jagdbezirk, und er antwortete mir: er wäre von Hudſonsbay, und ſo weit hieher gekommen, weil er erfahren hätte, daß ſich einige Rauchhändler am Skunk-See aufhielten; er wüßte, daß es hier viele Thiere gäbe, und hoffte eine Menge Pelze zu bekommen. Ich ſah deutlich, daß dieſes eine Unwahrheit war, und betrachtete ihn ſogleich als einen Landſtreicher; denn er würde gewiß nicht ſo weit gereiſt ſeyn, wenn er nicht in den Feſtungen der Kompagnie etwas den Beamten Mißfälliges ausgeübt hätte, weswegen er keinen

Kredit erhalten konnte. Er ſah mich ſcharf an, und bat mich, ihm eine Flinte, eine Decke und Munition anzuvertrauen, welches ich ihm aber abſchlug. Dieſe Weigerung ſchien ihm ſehr zu mißfallen, und als er aus dem Hauſe ging, rief ihn eine von ſeinen Weibern; die andere folgte ihm, und ſagte ihm leiſe etwas. Dies ſchien mir das Anſehen einer Verſchwörung zu haben, und machte mich aufmerkſam. Nach wenigen Minuten kam er zurück, und erneuerte ſein Geſuch. „Fürchteſt du dich, ſagte er, mir für vierzig Häute Kredit zu geben? Im Frühjahr will ich dich wieder bezahlen.“ Ich ſagte ihm: ich gäbe nur guten Jägern Kredit, und wäre überzeugt, daß er ein müßiger Landſtreicher ſey, der nicht arbeiten möge; ich riethe ihm, wieder zu ſeinem Stamme zu gehen und die um Beiſtand zu bitten, die ihn beſſer kennten, als ich. Eine ſo harte Zurückweiſung ſeines Geſuches, die mich ſelbſt nachher beſorgt machte, ſchien den böſen Geiſt in ſeinem Herzen aufzuwecken; er ließ mich unter dem Einfluſſe des Matſchi Mannitu, und verfügte ſich in tiefem Geſpräch mit ſeinen Weibern nach ſeinem Kanot.

Mein Bedienter, dem ihr Betragen auffiel, gab genau Acht auf ſie, und ſah, daß der Indianer ſich bemühete, das Ende von ſeiner Flinte abzufeilen, um ſie beſſer unter ſeiner Decke verbergen zu können. Nachdem er ſie kürzer gemacht und geladen hatte, verbarg er ſie unter ſeinen Kleidern, und kam zurück. Ich hatte nun einen überzeugenden Beweis von ſeiner teufliſchen Abſicht, und befahl meinem Bedienten, ſich an die eine Seite der Thüre zu ſtellen, indeß ich meinen Poſten an der anderen nahm und auf ſein Hereinkommen wartete. So wie er über die Thürſchwelle ging, ſchlug ich ihn mit einem Stücke Holz nieder, nahm ihm die kurze Flinte ab, und prügelte ihn ſo derb, daß wir ihn in ſein Kanot tragen mußten, wo ſeine Familie auf ihn wartete. Ich befahl ihnen, ſich insgeſammt fortzumachen; widrigenfalls ſollte das Kanot in Stücken geſchlagen und ſeine Familie ihrem Schickſal überlaſſen werden. Die Weiber und Kinder ſchienen ſehr bekümmert zu ſeyn, und gehorchten mit großem Widerſtreben. So befreiete ich mich von dieſem Taugenichts, und entkam, wie ſich bald zeigen wird, einer Gefahr, die unfehlbar mich und meine Leute ins äußerſte Verderben geſtürzt haben würde.

Ein paar Tage nach ihrer Abreiſe erfuhr ich von einem Indianer, daß Herr Joſeph la Forme, ein Handelsbruder am See le Sel, von einem Wilden, deſſen Perſon er mir beſchrieb, getödtet worden ſey. Ich zweifelte nicht, daß es eben der Menſch geweſen wäre, der mich hatte umbringen wollen, und erzählte dem Indianer alle Umſtände und meine an ihm genommene Rache. Er wünſchte mir Glück, daß ich ſo gut davon gekommen war; denn, ſetzte er hinzu, dieſer Kerl ſey bei dem ganzen Stamme als ein Böſewicht bekannt, der kürzlich ſeinen Bruder und eine ſeiner Frauen getödtet, aus welcher Urſache ihn ſein Stamm nicht länger unter ſich habe dulden wollen. Ich war begierig, die näheren Umſtände zu wiſſen, und der Indianer ſagte mir nun: ein anderer, dem der Mörder ſelbſt die näheren Umſtände entdeckt, habe ihm erzählt, daß dieſer Elende, als er ſich in ſeinen Abſichten gegen mich betrogen geſehen, mit dem böſen Geiſt im Herzen ſeine Reiſe fortgeſetzt habe und bei Joſeph la Forme's Hauſe angekommen ſey. Er wäre hinein gegangen, um Rum und Tabak zu fordern, und hätte beides auch erhalten. Weil aber la Forme merkte, daß er nichts zu handeln bei ſich hatte, ſchöpfte er Verdacht, weigerte ſich, ihm Kredit zu geben als er beim Rauchen darum bat, und ſagte ihm, er wäre nicht nur ein ſchlechter Jäger, ſondern hätte auch ein Herz von Blei. Dieſer unbeſonnene Vorwurf brachte ihn auf; und da er außer dem Rauchhändler niemand im Hauſe ſah — die Leute waren auf dem Fiſchfang — ſo wartete er eine bequeme Gelegenheit ab, ſchoß la Forme'n, als er eben ſtill ſtand, um ſeine Pfeife anzuzünden, durch den Kopf, ſtahl einige Sachen aus dem Hauſe, und ging dann weiter.

Auf dieſe Nachricht ſchickte ich ſechs Indianer mit einem treuen Kanadier ab, um wo möglich die Waaren in Sicherheit zu bringen. Es gelang ihnen glücklich, und ſie brachten das Pelzwerk, die Kaufmannswaaren, u. ſ. w. nebſt den Leuten des Verſtorbenen mit, die ich in Dienſt nahm. Ungefähr ſechs Wochen darauf erhielt der Böſewicht ſeinen Lohn. Einer von dem Stamme, den er vormals beleidigt hatte, und der dieſe neue Niederträchtigkeit erfuhr, ſchaffte ihn, nachdem er ihn mit Vorwürfen überhäuft, mit dem Tomahawk aus der Welt, hieb ihm den Kopf ab, und brachte ihn in mein Haus, um ihn meinen Indianern zu zeigen.

Das unglückliche Schickſal Joſeph la Forme's giebt ein trauriges Beiſpiel von der mißlichen Lage aller Indianiſchen Rauchhändler, und kann denen, die inskünftige mit den Indianern Handel führen, zu einer nützlichen Lehre dienen — daß es oft klüger iſt, Empfindlichkeit zu unterdrücken, als ſie zu befriedigen.

Wir gerathen durch Mangel an Lebensmitteln in großes Elend, woraus wir durch die glückliche Ankunft einiger Indianer befreiet werden. Abſcheuliche That eines gewiſſen Janvier, Dieners des Rauchhändlers Fulton. Herr Fulton ſucht ihn zum Geſtändniß zu bringen, und ſtraft ihn dem gemäß. Beſuch eines Rauchhändlers von der Hudſons-bay-Kompagnie. Einige Bemerkungen über dieſen Handel, und über das Betragen der Kompagnie gegen ihre Beamten.

Gegen das Ende des Januars 1779 kam eine Bande von der Ratzen-Nation zu uns, die nach Schekarkiſtergon, oder dem Skunkskopfs-See, gehörten, der zwiſchen dem See Nipegon und dem See Manontoye liegt. Sie brachten Lebensmittel und Pelzwerk mit, welches ich eintauſchte. Ich gab ihnen, wie gewöhnlich, Rum, und ſie tranken reichlich davon, doch ohne Unheil anzuſtiften. Nach ihrer Abreiſe ging unſer Proviant zu Ende, weil mein Haushalt durch la Forme's Diener vergrößert worden war. Wir hatten zum Unterhalt für mich und ſiebzehn Leute nichts weiter, als einige wenige Fiſche und wilden Reis, oder Menomon, (der in Mukkucks oder Schachteln von Rinde aufbewahrt wird); jedem wurde täglich eine Handvoll Reis und ein kleiner Fiſch von zwei Pfund zugetheilt, welches zuſammen gekocht eine ſchmackhafte Suppe giebt. Ich habe mich oft gewundert, daß man ſich der Fiſchſuppe nicht allgemeiner bedient, da ſie gewiß ſehr angenehm von Geſchmack iſt; allein ich bin nicht genug in der Arzneikunde bewandert, um von ihren geſunden oder nährenden Eigenſchaften zu reden. Die Störſuppe iſt vortreflich und läßt einen ſehr angenehmen Geſchmack auf der Zunge zurück; weil ſie aber, wie ich erfahren habe, den Appetit nur vermehrt, ſo ſollte man ſie nur dann eſſen, wenn andere Speiſen in Ueberfluß zu haben ſind. Dieſer Fiſch iſt in Albany ſehr gemein, und das Pfund wird um einen Pfennig Yorkſche Münze verkauft. Man nennt ihn Albany Beef, oder Rindfleiſch von Albany.

Da der Froſt ſehr ſtrenge anhielt, und kein Indianer ſich ſehen ließ, um unſeren Bedürfniſſen abzuhelfen, ſo ſahen wir uns genöthigt, das Haar von den Bärenfellen zu kratzen und das Fell zu braten, das wie Schweinefleiſch ſchmeckt, Dieſes, mit etwas *Tripe de Roche* (Felſen-Kaldaunen) gekocht, machte unſre ganze Nahrung aus.

Tripe de Roche, oder Hawerkuhn, iſt ein ſchwammiges ſehr ungeſundes Kraut, das an den Felſen wächſt; es verurſacht heftige Schmerzen in den Eingeweiden, und oft ſogar einen Durchfall. Die Rauchhändler in Nordweſten ſollen oft an dieſer Krankheit gelitten haben, indem verſchiedene bei ſtrengem Wetter vierzehn Tage nach einander von dieſer Pflanze zu eſſen genöthigt geweſen, und dadurch ſehr abgemattet worden ſind. Wenn die Krankheit nicht mit einem Durchfall endigt, ſo verurſacht ſie heftiges Erbrechen und oftmals Blutſpeien und Krämpfe in den Eingeweiden.

Nach ausgeſtandenem großen Ungemach rieth ich meinen Leuten, Marderfallen zu machen und ſie ſo, wie im vorigen Winter am See la Mort, aufzuſtellen, welches zuweilen, wiewohl immer nur auf ſehr kurze Zeit und auf eine ſehr unvollkommene Art, unſerem Mangel abhalf. Endlich kam ein Hauſe Indianer mit zehn Schlittenladungen von Fleiſch und Pelzen, welches uns ſehr erfreuete und uns neuen Muth gab. Meine Leute nahmen ſie in einiger Entfernung wahr, und ſo ſehr auch der Hunger ſie geſchwächt hatte, zogen ſie doch ihre Schneeſchuhe an und gingen ihnen entgegen.

Es iſt erſtaunlich, welcher Anſtrengung die Natur fähig iſt, um in Elend ſich aufrecht zu halten, und wie freudig ſie kämpft, wenn ſie eine nahe Ausſicht auf Hülfe hat. Jede ſchmerzhafte Erinnerung an vergangene Leiden verſchwindet ſchnell, und durch alle Adern ſtrömt neues Leben. Wer in beſtändigem Ueberfluſſe lebt, und das Brodt der Sorge nicht kennt, der kann es nie begreifen, welche Freude es erzeugt, wenn eine unerwartete Hülfe erſcheint und man ſich in der Wildniß zu Tiſche ſetzt. Der Hunger bedarf keiner erborgten Hülfe von Saucen, und nach Popens Ausdruck heißt genießen, gehorchen. Wie entzückend iſt ein ſolcher Gehorſam!

Die Indianer, die unſer Elend in unſeren abgezehrten Geſichtern laſen, gaben uns ihren ganzen Vorrath von Bären, Waſchbären und Elennthieren. Der Keſſel ward ſogleich aufs Feuer geſetzt, und wir hielten mit fröhlichen Herzen ein ſtärkendes Mahl, indeß die Indianer die Freude genoſſen, unſerem Mangel abgeholfen zu haben.

Die

Die Wilden beſitzen, ungeachtet ihrer Grauſamkeit, Tugenden, die dem menſchlichen Geſchlechte zur Ehre gereichen, und verrathen Beweiſe von Großmuth und Güte, welche die menſchenliebendſte Seele nicht übertreffen kann. Sie wiſſen nichts von der niedrigen Denkungsart, wodurch ſo viele aufgeklärtere und reichere Menſchen ſich entehren; und ſo weit ich ſie kenne, weiß ich gewiß, daß ſie über den Geiz Mancher erröthen würden, welche die Vorſehung mit Ueberfluß geſegnet hat.

Nach der Mahlzeit forderte der Anführer, der uns vorher nicht ſtören wollte, etwas Tabak. Als er ein wenig geraucht hatte, ſagte er, er hätte mir von Herrn Fulton, der ſich damals am See Schekarkiſtergon befand, traurige Nachrichten mitzutheilen, die er von einigen Indianern erfahren hätte, und die ihm ſehr zu Herzen gingen. Ich bat ihn, ſeine Pfeiſe auszurauchen und ein Glas Rum zu trinken, ehe er ſeine Geſchichte anfinge, und äußerte ihm zugleich meine Verwunderung, daß ich nichts Merkwürdiges gehört, da ich doch mit einigen Indianern von der Katzen-Nation, die von dieſem See gekommen wären, gehandelt hätte. Er ſagte mir: er habe dieſe Indianer angetroffen und ihnen die Geſchichte erzählt; ſie wären ſehr darüber erſtaunt, denn ſie hätten nichts davon gewußt, weil Herrn Fultons Leute erſt nach ihrer Abreiſe vom Fiſchen zurückgekommen wären.

Herr Fulton ſah ſich genöthigt, ſeine Leute in zwei Partheien zu theilen, welches das Cawway (Kawäh) genannt wird, wo man durch das Loos beſtimmt, welche Parthei jagen und fiſchen, und welche bei dem Herrn bleiben ſoll. Die Fiſcherparthei beſtand aus Karl Janvier, Franz St. Ange und Ludwig Dufreſne, lauter Eingebornen von Kanada, die ſich mit Aexten, Eisbeilen und Fiſchergeräthe auf den Weg machten und nach Verlauf von acht Tagen einen bequemen Ort erreichten. Sie erbaueten daſelbſt eine Hütte, und ließen es ſich eine Zeitlang recht wohl ſeyn; allein bald fehlte es ihnen an Fiſchen, ſie hatten auch kein Glück auf der Jagd, und ſtarben beinahe Hungers. In dieſem Zuſtande, ſagte der Anführer, ſey der böſe Geiſt in Janvier's Herz gekommen. Er, als der ſtärkſte, der den Hunger beſſer aushalten konnte, als ſeine Gefährten, war bald nachher im Stande, den teufliſchen Vorſatz, wovon er ſich ſchon etwas hatte verlauten laſſen, nämlich: den erſten Indianer, der ihm in den Weg käme, zu tödten, wirklich auszuführen. In ihrem höchſten Elende erblickte Janvier in der Ferne einen Wilden mit einer Laſt auf dem Rücken, lief eilends nach der Hütte zurück, und verkündigte ſeinen armen niedergeſchlagenen Gefährten die nahe Hülfe. So ſchwach ſie auch waren, ſprangen ſie doch ſogleich auf, und gingen ſo weit aus der Hütte, als ihre matten Glieder es zuließen. Der Indianer kam an, legte ſeine Laſt ab, die aus zwei Ottern und zwei Haſen beſtand, und gab ſie Janvier, der ſie mit großer Freude annahm. Der Hunger war bereits ſo fürchterlich, daß er ſie bloß abſtreifte und im Keſſel kochte, ohne ſie auszunehmen. Dieſe zu rechter Zeit ankommende Hülfe war bald verzehrt, und Janvier fraß ſo begierig und ſah den Wilden mit ſolcher Freude an, daß ſeine Gefährten hofften, er hätte ſeinen raſchen Entſchluß vergeſſen; ſie ſchmeichelten ſich, daß ſeine Seele nicht ſo niedrig ſeyn könnte, den Gedanken zu faſſen, einem Manne Schaden zuzufügen, deſſen Hülfe ihnen das Leben gerettet hatte. Den anderen Morgen ſagte ihnen der Indianer, es thäte ihm leid, daß er ihnen nicht weiter beiſtehen könnte, weil er keine Munition hätte; allein er wollte zu Herrn Fulton gehen und ihnen Unterſtützung verſchaffen.

Janviers Herz war gegen die empfangene und genoſſene Güte verhärtet; er bat den Wilden, ihm einen ſchweren Klotz aufs Feuer bringen zu helfen, weil ſeine Gefährten nicht dazu im Stande wären. Der Indianer war dazu willig; aber indem er ſich bückte, um ihn aufzuheben, ſchlug Janvier ihn mit einer Axt nieder, und ſchleppte ihn an die Thüre der Hütte. Hier ſchnitt er ihn auf, und legte mit der fühlloſeſten Unmenſchlichkeit ſo viel von dem Fleiſche ſeines Befreiers, wie er zu einer Mahlzeit hinreichend glaubte, in den Keſſel. Als es fertig war, zwang er Franz St. Ange und Ludwig Düfresne, daran Theil zu nehmen, das Kreuz auf ſeiner Bruſt zu küſſen, und bei allen Heiligen zu ſchwören, daß ſie die That nie verrathen wollten, wobei er ihnen drohete, daß, wenn ſie es thäten, ſie eben das Schickſal haben ſollten. Durch ſeine Drohungen und durch die Ueberzeugung, daß er ſie in Erfüllung bringen würde, in Schrecken geſetzt, verſprachen ſie feierlichſt, ſeine Forderungen pünktlich zu befolgen. Der Hunger überwand endlich ihren erſten Abſcheu; ſie aßen unmäßig von dem entſetzlichen Mahl, wurden übel, und bekamen heftiges Erbrechen. Während ihrer Krankheit klagten ſie einander leiſe, daß ſie durch das Eſſen des Fleiſches von dem Indianer entſtanden ſey. Janvier hörte ſie, ſchalt ſie Narren und Spitzbuben, und fragte: ob ſie glaubten, daß der Indianer wieder aufleben werde? und mit höhniſchem Lächeln̄ verlangte er, ſie ſollten ihm ſagen, was für ein Stück vom Menſchen ſie für das beſte hielten? Die armen Leute antworteten nur: ſie wären ſehr krank, und wüßten nicht wovon. In ein paar Tagen war der Indianer verzehrt — denn ſie hatten keine andere Speiſe — und Janvier beſchloß, ſich Menſchenfleiſch zu verſchaffen, wenn kein anderes zu haben wäre. Zu dieſem Ende ſuchte er Gelegenheit zum Zanke mit St. Ange. Dûfresne wagte es nicht, ſich in den Streit zu miſchen. Janvier, der indeſſen in Dûfresne's Augen gern ſo billig als möglich ſcheinen wollte, vergrößerte den Zwiſt ſehr liſtig, bis er ſich endlich ſtellte, als könnte er ſeinen Zorn nicht länger zurück halten. Er fragte nun Dûfresne, ob er nicht glaube, daß St. Ange das Schickſal des Indianers verdiene; denn er habe ſich unterſtanden zu ſagen, daß er die Sache, die er ſo feierlich geheim zu halten geſchworen, entdecken wolle. Dûfresne, der die Folgen fürchtete, wenn er eine andere Meinung äußerte, ſagte: St. Ange wäre allerdings zu tadeln; auf dieſe Antwort verſetzte Janvier ihm ſogleich einen Schlag mit der Axt, und tödtete ihn. Er ſchnitt ihn auf, und kochte ein Stück, wovon Dûfresne, der es nicht wagte ſich zu widerſetzen, miteſſen mußte. Zum Glück für Dûfresne wurde das Wetter wärmer; ſie fingen eine Menge Fiſche, und nahmen ſich vor, zu ihrem Herrn zurückzukehren.

Im Uebermuth, den Janvier wegen ſeiner Ueberlegenheit fühlte, zwang er Dûfresne'n, ihn in einem Indianiſchen Schlitten nach Herrn Fultons Hauſe zu ziehen; eine grauſame Zumuthung, und ein ſchrecklicher Dienſt für einen ſchwachen ausgemergelten Mann! Indeß weil er keinen Widerſtand wagen durfte, machte er aus der Noth eine Tugend, und gehorchte dem Tyrannen mit anſcheinender Fröhlichkeit. Auf der Reiſe ward er oft an ſeinen Eid und an die unglücklichen Folgen erinnert, die er ſich durch Bekanntmachung des Geheimniſſes zuziehen würde, welche Janvier mit augenblicklichem Tode zu rächen drohete.

Herr Fulton war ſehr erfreuet über ihre Zurückkunft, weil es ihm an Leuten fehlte, da die Indianer täglich mit ihrer Winterjagd herbei kamen. Bald nach ihrer Ankunft erkundigte er ſich nach St. Ange, erhielt aber keine Antwort. Er fragte nun Janvier geradezu um die Sache, und dieſer ſagte ihm: er ſey mit einem Oberhaupte, Namens Onnemay, oder der Stör, den Herr Fulton kannte, auf die

Jagd gegangen und werde bald zurückkommen. Einer von den Kanadiern widerſprach ihm, und ſagte, das könne nicht wahr ſeyn, weil Onnemay den Tag vor ihrer Zurückkunft Herrn Fultons Haus verlaſſen hätte. Janvier erwiderte darauf: er könne ſich vielleicht in des Oberhauptes Namen geirrt haben, weil er die Indianiſche Sprache nicht genug verſtehe; und Dûfresne, der eine Entdeckung fürchtete, brachte, um Janviern gefällig zu ſeyn, ein anderes Geſpräch auf.

Es verſtrichen verſchiedene Tage, ohne daß St. Ange wieder kam. Janvier ward aufs neue befragt; er antwortete wie zuvor, und berief ſich auf Dûfresne, daß er die Wahrheit ſage, welches dieſer zu beſtätigen genöthiget war.

Herr Fulton ließ ſich nicht ganz zufrieden ſtellen und fragte jeden beſonders. Von Janvier konnte er nichts herausbringen; Dûfresne aber ſtockte, und ſagte endlich: er hätte geſchworen, nichts zu entdecken; allein St. Ange würde nie wieder kommen. Herr Fulton ſuchte ihn nunmehr zu überzeugen, daß der Bruch eines erzwungenen Eides kein Verbrechen ſey, und machte es dem Kanadier endlich einleuchtend, daß er ein Verbrechen von der abſcheulichſten Art begehen würde, wenn er die Wahrheit verhehlte; wobei er ſehr fein als einen Bewegungsgrund mehr hinzuſetzte: wenn er ſelbſt unſchuldig wäre, ſo könnte er keinen vernünftigen Grund haben, die Sache zu verſchweigen, und Janviers Rache brauchte er nicht zu fürchten; denn er (Fulton) nähme es auf ſich, ihn vor aller Gefahr zu ſchützen. Jetzt entdeckte Dûfresne die ganze Geſchichte, bat aber Herrn Fulton, zu ſchweigen. Dieſer verſprach es, bis die Unterredung erneuert würde, wo Dûfresne dann in Janviers Gegenwart alles erzählen ſollte. Die Anderen drangen zu wiederholten malen in Janvier, daß er ihnen über die Abweſenheit ihres Kameraden St. Ange Aufſchluß geben ſollte; allein er beobachtete ein hartnäckiges Stillſchweigen. Einige gingen ſo weit, ihm offenbar ins Geſicht zu ſagen: er wüßte nur zu viel von ihm; allein er that vollkommen gleichgültig bei ihren Aeußerungen.

Herr Fulton hatte nunmehr alle ſeine Waaren abgeſetzt, und ſchickte ſich an, ſein Winterquartier zu verlaſſen. Sobald alles in gehöriger Ordnung war, brach er mit ſeinen Leuten auf. Den erſten Abend nach ihrer Abreiſe lud Herr Fulton ein Paar Piſtolen, theilte ſeinen Leuten Dûfresne's Entdeckung mit, und eröffnete ihnen die dem Böſewicht zugedachte Strafe. Hernach ging er aus ſeinem Zelte zum Feuer, um welches die Kanadier ſaßen. Man brachte abſichtlich das Geſpräch wieder auf St. Ange; Herr Fulton merkte an: es ſey grauſam, ihn in den Wäldern unter den Indianern zurückzulaſſen, und tadelte beſonders Janvier, auf den, als den oberſten der Parthei, die meiſte Verantwortung falle. Es verdroß den Janvier, daß die Sache wieder aufs Tapet kam — denn der Schuldige geräth leicht in Zorn — und er antwortete: St. Ange hätte ſelbſt für ſich ſorgen können; er wäre nicht zu ſeinem Hüter beſtellt. Nun erhielt Düfresne einen Verweis, worauf er, ſeiner Abrede mit Herrn Fulton gemäß, die ganze Sache erzählte und umſtändliche Nachricht von Janviers Betragen gab. Janvier wollte auf der Stelle die Verleumdung — wie er es nannte — rächen, und läugnete die Anklage mit der frechſten Unverſchämtheit und mit feierlichen Schwüren. Nunmehr hielt Herr Fulton es für Zeit, ſich ins Mittel zu legen; und um ihn wo möglich irre zu machen, fragte er ihn: was er für das beſte Stück am Menſchen hielte? Janvier antwortete unverſchämt: wer Menſchenfleiſch gefreſſen hätte, würde das am beſten ſagen können. Als ſie aber wiederholt in ihn drangen, vergaß er ſich endlich, und antwortete mit wüthendem Zorn: der Fuß. Durch dieſes Geſtändniß aufgemuntert, drangen ſie nun weiter in ihn, bis er endlich die That bekannte und zugleich erklärte, daß er in einer ähnlichen Lage ſelbſt ſeinen Bruder umbringen würde.

Herr Fulton konnte nunmehr ſeinen Unwillen nicht länger zurückhalten; er ging auf Janvier los, und ſagte ihm: er ſey ein elender Böſewicht, daß er zuerſt einen unſchuldigen Indianer, der ihm großmüthig aus der Noth geholfen, getödtet, und dann als ein Kannibal ihn gefreſſen habe. Nicht zufrieden mit dieſer barbariſchen That, hätte er ſeine Schuld durch einen anderen überlegten Mord an einem wehrloſen Manne, ſeinem Gefährten, ſeinem Mitarbeiter und Freunde, erſchwert. Er ſey ein Auswurf der menſchlichen Natur, und dürfe keinen Augenblick länger leben. Ohne ihm Zeit zur Antwort zu laſſen, ſchoß er ihm nun ſogleich durch den Kopf. Die Anderen mußten ihn begraben, und am folgenden Morgen ſetzte Herr Fulton ſeine Reiſe nach Michillimakinak fort, wo er ſich vor dem befehlshabenden Officier ſtellte. Dieſer ſprach ihn, nach ſcharfer Unterſuchung, ehrenvoll los, rieth ihm aber an, ſich nicht wieder in die Gegend, wo der Indianer getödtet wäre, zu wagen, damit nicht die Wilden die That erführen und, um den Tod ihres Mitbruders zu rächen, den Unſchuldigen für den Schuldigen büßen ließen.

Im Februar erhielt ich einen Beſuch von einem Rauchhändler, der ein Hemde von geräuchertem Leder trug. Er hatte drei Indianer bei ſich, und war fünf Tage von Fort Albany abweſend geweſen. Wie er uns erzählte, hatte die Neugierde mich zu ſehen, ihn hieher geführt; denn, ſetzte er hinzu, außer den Beamten der Hudſonsbay-Kompagnie hätte ſeines Wiſſens noch niemand ſo weit im Lande überwintert. Ich war damals gerade ſehr ſchlecht mit Lebensmitteln verſehen, und mußte, außer Herrn Joſeph la Forme's Kanadiern, acht Menſchen unterhalten. Unſere Hauptnahrung beſtand in *Tripe de Roche*, und bei ſeiner Ankunft ward der Keſſel mit den Blättern aufs Feuer gebracht. Er fragte, was ich zu eſſen hätte; ich ließ etwas aus dem Topfe auf eine hölzerne Schale füllen, und er koſtete es, konnte es aber nicht hinunter bringen. Nun ſagte ich ihm, ſeit vielen Tagen wäre dies unſere Hauptnahrung geweſen, und in den beſten Zeiten hätten wir nichts gehabt, als Fleiſch von wilden Thieren und nur ſelten Mehl; denn der Vorrath von Indianiſchem Korn, den wir von Pays Plat hätten mitbringen können, wäre für den Winter nicht hinreichend geweſen. Nachdem ich ihm meine Lebensart beſchrieben, die, wie er eingeſtand, von der Bequemlichkeit, die er genoß, ſehr verſchieden war, nahm ich ihn mit in mein Magazin, und zeigte ihm die Ballen Biberfelle, die ich zuſammen gebracht hatte. Nun erſtaunte er noch mehr, und konnte nicht begreifen, wie es möglich geweſen wäre, Waaren genug zum Eintauſch für ſo viel Pelzwerk hieher zu transportiren. Er bat, ich möchte mit ihm zurückgehen, und verſprach, mich mit Proviant zu verſorgen; allein ich ſagte ihm: ich hätte mich einmal zu meinem Geſchäft anheiſchig gemacht, und im vergangenen Winter am See la Mort eine eben ſo unangenehme Lage überſtanden. Unter den Indianern könnte ich kein ſo gemächliches Leben erwarten, wie in England, und meine Pflicht legte mir auf, ſo lange zu bleiben, bis die Jahrszeit vorüber wäre. Alsdann würde ich zurückkehren, und hoffte einigen Erſatz für das ausgeſtandene Ungemach zu erhalten, wenn ich gute Rechenſchaft von den mir anvertraueten Kaufmannswaaren ablegte und den Lohn für meine Arbeiten empfinge. — Früh Morgens nahm er Abſchied, und wünſchte mir, daß bald einige Indianer ankommen und mich durch einen Vorrath nahrhafterer und ſchmackhafterer Speiſen aus meiner dringenden Noth befreien möchten.

Dieſe Höflichkeit von einem Beamten der Hudſonsbay-Kompagnie führt mich auf einige Bemerkungen zur Ehrenrettung dieſer achtungswürdigen Geſellſchaft, deren Ruf man ſo ſtrengem und, wie ich glaube, ungegründetem Tadel unterworfen hat.

Herr Joſeph Robſon, ein Beamter der Kompagnie, der ſechs Jahre als Aufſeher und Bau-Inſpektor in ihrer Faktorei gewohnt hat, tadelt in einem Werke, das vor einigen Jahren herauskam, in ſehr ſtarken Ausdrücken die Art, wie die Befehlshaber der Feſtungen dasjenige ausüben, was er ihre willkührliche Autorität nennt, und behauptet, ihre übertriebene Tyrannei wäre eine immerwährende Quelle perſönlichen Mißvergnügens. Auch ſetzt er hinzu, daß bei dem Ueberſchuß-Handel unerhörte Dinge vorgingen, daß er mit dem wahren Vortheile der Kompagnie nicht beſtehen könne und gegen die Eingebornen ebenfalls ungerecht ſey, da ſie dadurch immer mehr und mehr entfernt, und entweder von allem Handel abgeſchreckt, oder bewogen würden, alle ihre Pelze den Franzoſen zuzuführen. Es muß hier bemerkt werden, daß der Ueberſchuß-Handel mit dem Pelzwerke geführt wird, welches die Diener der Kompagnie im Tauſchhandel mit den Eingebornen als Zugabe auf den von der Geſellſchaft beſtimmten Preis in den Kauf erhalten, und welches ihnen eigen gehört.

Dies iſt eine harte Anklage, und, wofern ſie gegründet wäre, eine gerechte Urſache zu Beſchwerden; allein es ſcheint kein hinlänglicher Grund zu dieſer Beſchuldigung vorhanden zu ſeyn: denn Herr Robſon ſagt nachher, daß dieſer Ueberſchuß Handel ihnen wenig Vortheil bringe, weil ſie immer einen Theil davon zu dem Vorrathe de Kompagnie ſchlügen, um den Werth ihrer Dienſte zu erhöhen, und das übrige, was ſie zu ihrem Gebrauche behielten, oftmals auf Beſtechungen wendeten, um ihre Vergehungen zu verdecken und ſich in ihren Aemtern zu erhalten. Was für ein ſeltſamer Grad von Thorheit ſowohl, als von Schuld, daß die Befehlshaber ſo ſchwach und ſo gottlos ſind, um eines vorübergehenden Vortheils willen Abſcheulichkeiten zu begehen, und den Lohn der Gottloſigkeit austheilen müſſen, um ſich vor den Folgen derſelben bei der Geſellſchaft und bei ihren Bundesgenoſſen im Laſter zu ſchützen; da ſie durch ein entgegengeſetztes Betragen eben ſo reich, auch mehr geachtet ſeyn, und eine innere Zufriedenheit aus dem Bewußtſeyn ſchöpfen würden, ihre Pflicht redlich erfüllt zu haben! Dieſe Gedanken ſind zu ungereimt, um Glauben zu finden. Es läßt ſich wohl nicht vermuthen, daß die Kompagnie von dieſem Ueberſchuß-Handel, oder den Mitteln, wodurch ihre Diener ſich die daraus entſpringenden-Vortheile verſchaffen, nichts wiſſen ſollte. Wenn ſie alſo darum weiß — und kein Unpartheiiſcher wird daran zweifeln — ſo läßt ſie das Betragen ihrer Befehlshaber nicht nur zu, ſondern billigt es auch, weil ſie überzeugt iſt, daß es der Geſellſchaft Vortheil bringt. Vielleicht hält ſie es für eine billige Belohnung der Arbeiten ihrer Diener; oder was für einen anderen Bewegungsgrund ſie auch haben mag, ſo läßt ſich vermuthen, daß er gut und weiſe iſt, weil eine ſo achtungswürdige Geſellſchaft ihn hegt *).

Ferner würde es, glaube ich, ſehr ſchwer zu beweiſen ſeyn, daß das Betragen der Befehlshaber die Eingebornen abgeneigt gegen die Kompagnie gemacht und ſie vom Jagen abgeſchreckt habe. Das erſte iſt auf keine Art erwieſen; denn ich weiß aus guter Hand, daß die neue Nordweſt-Kompagnie, deren Handel ſich bis zu den Gränzen der Niederlaſſungen der Hudſonsbay-Kompagnie erſtreckt, wenig Aufmunterung bei den Indianern findet. Wären alſo die Einwohner unzufrieden, ſo würden ſie die erſte Gelegenheit ergreifen, ihr Mißfallen an den Tag zu legen, indem ſie ihr Pelzwerk den neuen Rauchhändlern zuführten. Nichts wäre natürlicher; und da dieſes nicht geſchieht, ſo iſt es offenbar, daß ſie nicht unzufrieden ſind.

Eine andere Bemerkung beſteht darin, daß das grauſame und tyranniſche Betragen der Befehlshaber und Oberen gegen die unteren Beamten nicht nur brauchbare Leute abhalte, in den Dienſt der Kompagnie zu gehen — ein Umſtand, worauf ſie um ihres eignen Vortheils willen aufmerkſam ſeyn ſollte — ſondern auch zu dem ſchlechten Rufe, worin die Kompagnie ſteht, einen Vorwand abgebe.

Zwar

---

*) Die Entſchuldigung der Hudſonsbay-Kompagnie und ihrer Beamten iſt, wie man ſieht, herzlich gut gemeint, ob man gleich die Argumente dieſes Anwalds wohl eben nicht zu bündig finden möchte. Die Kompagnie iſt übrigens gegenwärtig im beſten Ruf, und ihre dirigirenden Mitglieder ſind tadelloſe Männer. Aber — „wie der Nagel in der Mauer zwiſchen zwei Steinen ſteckt, alſo ſteckt auch Sünde zwiſchen Käufer und Verkäufer.“ Sirach XXVII, 2. 3. F.

Zwar habe ich bei meinen beſonderen Geſchäften, als Indianiſcher Dolmetſcher und Rauchhändler, wenig Gelegenheit zu perſönlicher und vertrauter Bekanntſchaft mit den Beamten der Kompagnie gehabt, weil unſre Handelsvortheile einander gerade entgegen liefen; doch kann ich von den wenigen, die ich kennen lernte, mit Zuverſicht behaupten, daß ich ſie in jedem Betracht für nützliche Diener halte, die mit der Sprache der Einwohner vollkommen bekannt ſind. So viel zur Antwort auf die Behauptung, daß nützliche Leute abgehalten würden, in Dienſt der Kompagnie zu gehen. Und auf die Anklage der Grauſamkeit und Unterdrückung brauche ich nur noch hinzuzuſetzen, was niemand leugnen wird, daß ſie mit dem Betragen ihrer Oberen ſehr wohl zufrieden waren, und daß viele über zwanzig Jahre in ihrem Dienſte geblieben ſind.

Im Ganzen iſt es, dünkt mich, außer allem Zweifel, daß das Betragen der Befehlshaber ſowohl in England als in Amerika mit dem wahren Vortheile der Geſellſchaft vollkommen beſteht, und daß jede andere Art des Verfahrens nur Anarchie und Verwirrung nach ſich ziehen würde. Auch muß ich hier bekräftigen, daß ich meines Theils nie etwas von dem perſönlichen Unwillen gehört habe, worüber Herr Robſon ſich ſo ſehr beklagt; vielmehr fand ich immer, daß man ſich alle Mühe gab, von der Kompagnie in Dienſt genommen zu werden.

Herr Carver bemerkt in ſeiner Geſchichte von Nord-Amerika, daß die Nationen an den Gewäſſern, die in den See Winnepik fallen, viele Pelze ſammelten, wovon ſie einen Theil nach den Faktoreien der Hudſonsbay-Kompagnie an der Mündung des Bourbon-Fluſſes führten; daß ſie es aber um vieler Urſachen willen ungern thäten. Einige von den Aſſinipoils und Killiſtino-Indianern, die gewöhnlich mit den Kompagnie-Beamten handeln, ſagten ihm: wenn ſie auf eine immerwährende Waaren-Lieferung von Michillimakinak mit Gewißheit rechnen könnten, ſo würden ſie ſonſt nirgends handeln. Sie zeigten ihm Tuch und andere an der Hudſons-Bay gekaufte Artikel, womit ſie ſehr unzufrieden waren, weil ſie glaubten, daß man ſie bei dem Tauſchhandel gröblich betrogen hätte.

Herr Carver ſetzt noch hinzu: wenn dieſe Nachrichten gegründet wären, ſo könne er nicht umhin, ihrer Meinung beizutreten; nachher aber geſteht er, daß dieſe

Unzufriedenheit wahrſcheinlich großen Theils von den Intriguen der Kanadiſchen Rauchhändler herrühre, die in der Abſicht, die Indianer von der Hudſonsbay-Kompagnie abwendig zu machen und ſie auf die Seite ihrer neuen Herren zu ziehen, bei allen Gelegenheiten die Waaren der Kompagnie herabſetzten und die Vortheile vergrößerten, welche der Tauſchhandel mit den Kanadiern allein, ihnen verſchaffen würde: daher entſtände ohne Zweifel die Unzufriedenheit der Aſſinipoils und Killiſtinos. Allein es kommt, behauptet er ferner, noch eine andre Urſache dazu; nämlich die Länge der Reiſe nach den Hudſonsbay-Faktoreien, welche hin und her in der Sommerhitze drei Monate wegnimmt. Auch können die Indianer wegen ihrer kleinen Kanots nur ein Drittheil der erlegten Biberfelle mitnehmen, und ſie müſſen alſo natürlicher Weiſe wünſchen, daß ſich Rauchhändler unter ihnen wohnhaft niederlaſſen.

Da Herr Carver die inneren Gegenden nicht als Rauchhändler durchreiſte, ſo konnte er keine eigennützigen Handelsabſichten haben, und verdient alſo gewiß als unpartheiiſcher Beobachter Glauben. Das Publikum wird beurtheilen, in wie fern ſeine Bemerkungen der Hudſonsbay-Geſellſchaft zum Lobe oder zum Tadel gereichen.

Ein neu erſchienenes Werk des Herrn Umfreville von der gegenwärtigen Verfaſſung der Hudſons-Bay hat mich zu dieſer Abſchweifung verleitet. Unglücklicher Weiſe trug es ſich oftmals zu, daß die Feinde der Kompagnie Perſonen in ihrem eigenen Haushalt waren, in welche ſie Vertrauen ſetzte und denen ſie die Geheimniſſe des Handels offenbarte. Ohne Zweifel mußten oft Streitigkeiten zwiſchen den Befehlshabern und ihren Untergebenen entſtehen, und in einem ſolchen Fall iſt niemand verbunden, in einem ihm unangenehmen Dienſte zu bleiben; dann aber reicht es hin, ſeine Stelle zu verlaſſen, und gewiß handelt man äußerſt unedel, wenn man der Sache zu ſchaden ſucht, welche zu befördern man einſt für ſeine Pflicht halten mußte. Ich bin daher der Meinung, daß keine Verhandlung, kein Umſtand erzählt werden ſollte, der nicht unmittelbare Beziehung auf die Urſache des Mißverſtändniſſes hat, oder zur Ehrenrettung durchaus nothwendig iſt. Die gegenwärtigen Befehlshaber ſind rechtſchaffene Männer, die ſich wahrſcheinlich nicht herablaſſen werden, auf dieſe harten Anklagen gegen ſie zu achten; da aber die erhabenſte Tugend durch grundloſe Beſchuldigungen leiden kann, ſo hoffe ich, wird das Publikum meine Bemühungen, die Ehre einer ſo achtungswürdigen Geſellſchaft zu retten, ſo ſchwach ſie auch ſeyn mögen, nicht ungünſtig aufnehmen. Es iſt nicht meine Abſicht, mich weitläuftiger über dieſen Gegenſtand auszulaſſen, und ich bitte nur den Leſer, wenn er fernere Aufklärung darüber wünſcht, das Werk des Herrn Robſon nachzuſehen, der ein Beamter der Kompagnie war, und den Herr Umfreville ſelbſt für einen aufrichtigen und unpartheiiſchen Schriftſteller erklärt. Der Leſer wird aus ſeinen Nachrichten beurtheilen, wie weit Herrn Umfreville's Tadel über das Betragen der Gouverneurs der Hudſonsbay-Geſellſchaft gegründet iſt. Eine ausführliche Prüfung ſeines Werkes würde die Gränzen, die ich mir vorgezeichnet habe, überſchreiten, und ich bin überzeugt, daß die Leſer deſſelben leicht einſehen werden, wie ſehr er den Befehlshabern und der Kompagnie Unrecht gethan hat.

Ankunft mehrerer Indianer. Der Rum geht zu Ende; wir bedienen uns des gewöhnlichen Mittels, den Vorrath zu vermehren, und ſind dadurch im Stande, unſeren Tauſchhandel für dieſes Jahr zu ſchließen. — Wir nehmen Abſchied von den Indianern, und ſetzen unſere Rückreiſe fort. Nachricht von einer Indianiſchen Liebſchaft. Knechtiſcher Zuſtand der Weiber nach der Heirath. Bemerkungen über das Vertrauen der Indianer auf den Herrn des Lebens. Ankunft zu Pays Plat.

Kurz nach der Abreiſe des Rauchhändlers kam ein großer Haufe von etwa hundert Indianern. Ich hatte nur noch einen ſehr geringen Vorrath von Rum, und dieſer Umſtand war mir äußerſt unangenehm, weil der Rum bei den Indianern ein ſo wichtiger Artikel iſt, daß man ihn nicht wohl entbehren kann. Bei ihrer Ankunft wünſchten ſie zu trinken; allein ich tauſchte erſt alle ihre Felle ein, ehe ich ihnen Rum gab. Nach geendigtem Geſchäfte wurden ſie laut, und ich gab ihnen nun ſo viel Rum, wie ich entbehren konnte, worauf ſie in ziemlich guter Laune ſich einſchifften.

Im April langte der letzte Haufe an, und ich befand mich in großer Verlegenheit, weil ich nur noch eine ſehr kleine Quantität Rum hatte, und keine Ausſicht da war, neuen Vorrath zu bekommen. Ich ſah mich alſo genöthigt, ihn dermaßen zu verdünnen, daß er um ein Fünftheil ſchwächer wurde als gewöhnlich, auf welche Art ich zwanzig Doppelmaaß leidlichen Indianiſchen Rum erhielt. Nachdem ich die Indianer mit Kleidungsſtücken verſehen und ihr Pelzwerk bekommen hatte, ließ ich ſie den Rum koſten, und hielt vor meiner Einſchiffung folgende Rede:

„Nun faßt Muth, meine Freunde! Ich habe euch immer ein gutes Herz gezeigt, und ihr alle wißt, daß ich voll Mitleid gegen euch und gegen eure Weiber und Kinder bin; macht euch alſo keine Sorge, und denkt nicht, daß ich lange von euch abweſend ſeyn werde. Ich hoffe, der Herr des Lebens wird mir Muth und Stärke geben, zu euch zurückzukehren und euch Waaren zu bringen. Ihr wißt, daß meine Lippen weder von Honig überfließen, noch Stacheln auf meiner Zunge ſind, und daß mein Ohr nicht verſtopft und mein Herz nicht verſchloſſen gegen euch iſt; ich hoffe alſo, daß ihr, ehe ihr zu trinken anfangt, eure Meſſer, Flinten und Tomahawks weggeben und kein böſes Herz haben werdet, damit ich bei meiner Zurückkunft euch alle geſund finde. Ich werde beherzt mit dem großen Engliſchen Oberhaupte zu Michillimakinak reden, und er wird euch ſein Herz öffnen.“

Nach Endigung dieſer Rede wurden die Waffen zuſammen getragen und mir übergeben. Ich gab ihnen eine beträchtliche Quantität Rum, und lieferte ihnen dann ihre Meſſer u. ſ. w. wieder aus, um ſie von meinem guten Zutrauen zu überzeugen und ihnen zu verſtehen zu geben, daß ich nicht zweifelte, ſie würden meinen Rath befolgen. Nunmehr ſtieg ich in mein Kanot, winkte mit der Hand, und ward mit zweihundert Flintenſchüſſen begrüßt, die ich mit einer Musketenſalve erwiderte. Jetzt fuhren wir ab, in der beſten Laune, und herzlich erfreuet die Winterquartiere zu verlaſſen.

Wir ſetzten unſre Reiſe fort, ohne daß uns etwas Merkwürdiges aufſtieß, bis wir den Skunks-Fluß erreichten, wo ich unglücklicher Weiſe, wie ich oben erzählt habe, einem Anführer das Ohr abgeſchoſſen hatte. Hier traf ich das neuverehlichte Paar und einige von eben dem Haufen, der mir im vergangenen December das Vergnügen machte, mir die Liebeslieder zu ſingen. Ich wünſchte mir eine vollſtändige Kenntniß von ihren Sitten und Gebräuchen zu verſchaffen, und unter anderen Umſtänden, wonach ich mich erkundigte, erfuhr ich nun auch, wie die

Tſchippewähs bei ihren Liebſchaften zu Werke gehen, welches gewiß dem Leſer nicht minder intereſſant ſeyn wird, als mir.

Indianiſche Liebſchaft.

Wenn ein Indianer eine Frau zu nehmen wünſcht, und ein Mädchen ſieht, das ihm gefällt, ſo wendet er ſich an den Vater deſſelben, und bittet in folgenden Worten um ſeine Einwilligung:

„Vater, ich liebe deine Tochter. Willſt du ſie mir geben, damit die kleinen „Wurzeln ihres Herzens ſich mit dem meinigen ſo verwickeln, daß auch der ſtärkſte „Wind ſie nie aus einander blaſen kann?“

Wenn der Vater einwilligt, ſo wird eine Zuſammenkunft angeſetzt, wozu der Liebhaber ſich durch Schwitzen bereitet. Er kommt dann zu ihr, ſetzt ſich auf die Erde, und raucht ſeine Pfeiſe; unter dem Rauchen wirſt er ihr nach einander bis hundert kleine, Zoll lange Stückchen Holz zu. So viel ſie in einer hölzernen Schale auffangen kann, ſo viele Geſchenke muß ihr Liebhaber dem Vater machen, welches dieſer als eine Bezahlung für ſeine Tochter anſieht. Der junge Krieger giebt alsdann ein Feſt, wozu er die ganze Familie einladet; nach Endigung deſſelben tanzen ſie, und ſingen ihre Kriegeslieder. Wenn die Luſtbarkeit vorbei iſt, und gegenſeitige Geſchenke zwiſchen dem Liebhaber und ihren Verwandten ausgetauſcht ſind, bekleidet der Vater das junge Paar mit einem Biberrocke, und giebt ihnen eine neue Flinte und ein Kanot von Birkenrinde, womit die Ceremonie vollendet iſt.

Als die Franzoſen Herren von Kanada wurden, war die Heirathsceremonie der Wilden ſehr phantaſtiſch. Wenn ein Liebhaber ſeiner Geliebten ſeine Zärtlichkeit kund zu thun wünſchte, ſo verſchaffte er ſich des Nachts, und in Gegenwart ihrer Freunde, eine Zuſammenkunft mit ihr, wobei er folgendermaßen verfuhr. Er ging in den Wigwam, deſſen Thür gewöhnlich aus einer Haut beſtand, und trat an den Herd, auf welchem einige glühende Kohlen brannten. Hier zündete er einen Stock an, nahete ſich ſeiner Gebieterin, und zupfte ſie dreimal an der Naſe, um ſie aufzuwecken. Da dieſe Freiheit mit allem Anſtande geſchah und eingeführte Sitte war, ſo fand die Schöne ſich nicht dadurch beleidigt. Dieſe lächerliche Ceremonie ward zwei Monate lang von Zeit zu Zeit fortgeſetzt, und während derſelben behandelten ſich beide Partheien in jeder anderen Rückſicht mit der größten Zurückhaltung.

Sobald das Mädchen Frau wird, verliert ſie ihre Freiheit, und iſt die gehorſame Sklavin ihres Mannes, der ſeine Herrenrechte keinen Augenblick vergißt. Wohin er geht, muß ſie folgen, und darf es nicht wagen, ihn durch eine Weigerung aufzubringen, weil ſie weiß, daß eine Vernachläſſigung gegen ihn die äußerſte Strafe, ja den Tod nach ſich zieht. Die höchſte Freiheit, die er ihr geſtattet, iſt die, daß ſie in ſeiner Gegenwart ſingen und tanzen darf, und ſelten bekümmert er ſich mehr um ſie, als um die allergleichgültigſte Perſon; indeſſen muß ſie die härteſten Hausarbeiten übernehmen, denen ſie ſich aus Gewohnheit oder Fühlloſigkeit ſehr willfährig unterzieht.

Ich erinnere mich, einen Vorfall dieſer Art geleſen zu haben, der ſich zu Biber-Creek, fünf und zwanzig Meilen weit von Fort Pitt, ereignete. Eine Indianerin, die einige weiße Männer Brennholz auf den Schultern tragen ſah, nahm ihre Axt, und brachte ihnen in Kurzem eine große Laſt auf ihrem Rücken; ſie warf ſie bei dem Feuer hin, und ſagte: ſie bedauerte ſie nicht nur von ganzem Herzen, ſondern hielte es auch für eine große Schande, Männer Arbeiten verrichten zu ſehen, die ſich nur für Weiber ſchickten.

Die Männer glauben, daß die Weiber zu weiter nichts taugen, als ihnen Kinder zu gebären und die Plackereien des Lebens zu verrichten; ſie ziehen die Söhne den Töchtern vor, weil ſie hoffen, daß lauter Krieger aus ihnen werden ſollen. Die Töchter ſchätzen ſie aus eben der Urſache nicht, aus der ſie ihre Weiber unterjochen, und halten ſie nur dazu gut, den Kriegern aufzuwarten und dasjenige zu verrichten, was dem männlichen Geſchlechte zur Schande gereichen würde.

Wir ſetzten unſre Reiſe nach dem See le Nid au Corbeau fort, wo wir einige wilde Gänſe und Enten erlegten, die aber um dieſe Jahrszeit einen fiſchartigen Geſchmack haben. Hier ruhten wir zwei Tage, um den übrigen Weg mit geſammelten Kräften zurücklegen zu können. Den dritten Morgen mit Tagesanbruch ſchifften wir uns ein, und erreichten la Grande Cote de la Roche, wo wir ſo glücklich waren, zwei Bären zu erlegen. Sie ſchmeckten uns vortreflich, und weil wir gerade etwas Zeit auf die Zubereitung verwenden konnten, ſo verzehrten wir ſie mit eben ſo vielem Wohlgeſchmack, als wir in einer beſſeren Lage das köſtlichſte Mahl genoſſen haben würden.

Wir gingen nach dem Kranichbeeren-See, wo wir einige Fiſche fingen, und ſo viele Kranichbeeren pflückten, wie wir nur fortbringen konnten. Von da nahmen wir unſeren Weg nach dem Trageplatze la Rame, wo uns der Wind einige Tage aufhielt; doch beunruhigte uns während unſeres Aufenthaltes kein fremder Beſuch. Endlich ward der Wind günſtig. Wir machten uns nach dem Fluſſe la Pique auf den Weg, und ich erinnerte mich bei meiner Ankunft ſogleich, wie ich vergangenes Jahr dem Payſchick Ogaſchy entkommen wäre; doch beruhigte mich eben ſo bald der Gedanke, daß er getödtet und nicht länger ein Schrecken der Rauchhändler ſey.

Dieſes war einer von den vielen Fällen, wobei ich inne ward, daß der Urheber unſeres Daſeyns in Augenblicken, wo unangenehme Erinnerungen oder Ahndungen die Seele niederbeugen, uns ganz unerwartete Erleichterung zuſchickt. Wir ſind zu geneigt, dieſen ſchnellen Uebergang unſerer eigenen Weisheit zuzuſchreiben und es ganz zum Verdienſt unſres Scharfſinnes und unſrer Vorſicht zu machen, wenn wir Gefahren entgehen oder uns mit der Hoffnung, befreiet zu werden, ſchmeicheln. Die Indianer denken dagegen richtiger; ſie ſagen: von dem Herrn des Lebens erhalten wir dieſe Gegenwart des Geiſtes, die uns aus Gefahren reißt und uns Hülfe verſchafft. Zu dem Herrn des Lebens betet der Indianer um täglichen Unterhalt. Ihm ſchreibt er ſein Glück und ſeine Siege zu; und iſt er beſiegt und an den Marterpfahl gebunden, ſo dankt er ihm, daß er ihm Muth gegeben hat, ſeine Adern zu öffnen. Dieſes Vertrauen macht ihn fähig, die härteſten Qualen mit Faſſung zu ertragen und unter den höchſten Schmerzen der Bosheit ſeiner Feinde Trotz zu bieten.

Ungeachtet die Tſchippewähs, wie die meiſten Indianiſchen Nationen von Nord-Amerika, ſo richtig denken, iſt doch dieſe Geſinnung leider nicht ganz allgemein. Die Mattaugweſſawacks verehren, wie man ſagt, kein höchſtes Weſen; und wenn ſie im Kriege glücklich ſind, ſchreiben ſie das Verdienſt des Sieges bloß ihrer Tapferkeit und Geſchicklichkeit zu. Allein ob ſie gleich nicht an den Herrn des Lebens glauben, ſind ſie doch in einigen Stücken nicht minder abergläubiſch, als die anderen Wilden; ſie denken, daß gewiſſe Orte von böſen Geiſtern, deren Macht ſie fürchten, bewohnt werden, und ſuchen dieſelben ſorgfältig zu vermeiden. Sie haben noch einen anderen Aberglauben; wenn einer von ihren Leuten durch Zufall umkommt, ſo nehmen ſie eine Hand oder einen Fuß von ihm, ſalzen ihn ein, trocknen ihn, und heben ihn als einen Zauber, Unglück abzuwehren, auf. Alſo ſcheinen ſie zwar keine Abhängigkeit von einem guten Geiſt anzuerkennen, aber gleichwohl vor dem böſen in Furcht zu ſtehen. Es iſt zu hoffen, daß eine ſolche Abweichung von dem allgemeinen Glauben ſich nie beſtätigen werde; denn ſie würde der menſchlichen Natur einen zu ſcheußlichen Schandfleck aufdrücken. Doch genug davon. — Wir ſetzten unſre Reiſe nach Pays Plat fort, und blieben daſelbſt einige Tage in der Geſellſchaft von Rauchhändlern, die ebenfalls auf den Inſeln überwintert hatten. Noch andre kamen mit Waaren herbei, um diejenigen zu verſorgen, die ſich anheiſchig gemacht hatten, zurückzugehen; weil aber meine Zeit verfloſſen war, ging ich wieder nach Michillimakinak. Nachdem ich dem befehlshabenden Officier meine Aufwartung gemacht und meinen Herren von meiner Verwaltung Rechenſchaft abgelegt hatte, verfügte ich mich nach Chippeway-Point, einer Landſpitze außerhalb der Feſtung, wo ich bei einer Indianiſchen Familie lebte, die mir gelegentlich Makkiſſins (Schuhe) und andre Indianiſche Kleidungsſtücke verfertigte.

Dritte

Dritte Expedition.

Aufenthalt zu Chippeway-Point. Nachricht von einem ſonderbaren Umſtande, wodurch ich mir beinahe das Mißfallen des befehlshabenden Officiers zugezogen hätte. Beſchreibung der glücklichen Flucht eines gewiſſen Rauchhändlers Ramſey. Ich unternehme es, einen Vorrath Kaufmannswaaren vom Miſſiſſippi nach Michillimakinak zu begleiten, welches ich glücklich ausführe. Rückreiſe nach Montreal, und von da nach Quebek, wo ich mich zu einem neuen Herrn begebe.

Während meines Aufenthaltes zu Chippeway-Point boten mir die Officiere öfters an, mich in ihren Quartieren innerhalb der Feſtung ſchlafen zu laſſen; weil ich aber in den Wäldern zu liegen gewohnt war, zog ich meiſtens dieſes Lager vor. Bald nach meiner Ankunft ereignete ſich ein beſonderer Vorfall, den ich herſetzen muß.

Wegen einer Indianiſchen Verrätherei im Jahre 1764, wo die Wilden, von ihrem Oberhaupte Pontiak angeführt, unter dem Vorwande eines Ballſpiels einen Plan entwarfen, die Einwohner umzubringen und die Feſtung einzunehmen, (welches ihnen zu großer Kränkung der Engländer unglücklicher Weiſe gelang) war ein Befehl ausgeſtellt, daß es keinem Indianer erlaubt werden ſollte, mit Schießgewehr in die Feſtung zu kommen. Eben ſo wenig ſollte einem Indianiſchen Mädchen oder Weibe erlaubt werden, unter irgend einem Vorwande in der Feſtung zu ſchlafen; und zu beſſerer Sicherheit der Einwohner wurden ſtets doppelte Wachen geſtellt, ſo oft mit den Oberhäuptern ein Rath gehalten ward.

Ungeachtet der Befehle des Gouverneurs trug ich großes Verlangen, die Tochter eines vornehmen Anführers und ihre Schweſter hereinzubringen, und entdeckte mich einem Officier, den ich um ſeinen Beiſtand zur Ausführung meines Plans erſuchte. Er ſagte mir ſehr höflich: zwar dürfe er ſich nicht den Anſchein geben, als begünſtige er meinen Plan; doch wolle er mir gern allen Beiſtand leiſten, der ſich mit ſeinem Poſten vertrage. Ich verſicherte ihn, daß die Mädchen eines vornehmen Mannes Töchter wären, und daß ich für ihr Betragen ſtehen wollte.

Mit ſeiner Einwilligung wandte ich mich an zwei Soldaten, und fragte, ob ſie Zeit hätten, ein großes Faß mit Porter auf Flaſchen gezogen, von Chippeway-Point nach der Feſtung zu rollen; ſie antworteten mir, ſo bald es mir gelegen wäre, würden ſie dazu bereit ſeyn. Nachdem ich ein Faß gekauft, und es, während die Officiere bei Tiſche waren, den Hügel hinuntergerollt hatte, eröffnete ich den Mädchen meinen Plan, ſchlug Spund und Boden aus, bohrte einige Löcher hinein, um ſo viel Luft als möglich zuzulaſſen, und bat ſie, ſich hinein zu begeben. Als ich ſie mit einiger Schwierigkeit dazu beredet hatte, ſetzte ich den Boden wieder ein, und lief ſogleich zu den Soldaten, um ihnen zu ſagen, der Porter wäre da, und ſie möchten mir unverzüglich helfen, weil ich fürchtete, daß einige von den Flaſchen zerbrochen ſeyn würden, weswegen ich ſie ſo bald als möglich zu beſichtigen wünſchte.

Die Soldaten kehrten ſogleich mit mir um, legten ihre Schultern gegen das Faß, und rollten es mit großer Mühe den Hügel hinauf, wobei ſie ſtets anmerkten, daß es ſehr ſchwer wäre. Als ſie eben vor das Thor kamen, gingen der befehlshabende Officier und der Kommiſſarius vorbei, und fragten die Soldaten, was ſie da hätten? Sie antworteten: es wäre Porter in Flaſchen für einen Rauchhändler, der ſie gebeten hätte, es von Chippeway-Point hinauf zu rollen. Da gerade ein Schiff von Detroit angekommen war, ſo ließ ſich der Officier durch die Antwort vollkommen befriedigen, und merkte an: das wäre vortreflich; ſie würden nun gutes Bier in Ueberfluß zu trinken haben. Kaum hatten die Soldaten das Faß noch einmal umgerollt, als unglücklicher Weiſe der eine mit dem Fuß an einen Stein ſtieß, und vor heftigem Schmerz niederfiel. Der andere, der die Laſt nicht aufhalten konnte, ließ ab, und das Faß rollte mit großer Geſchwindigkeit den Hügel hinunter. Gerade als es den Grund erreichte, fiel der Boden aus; die Mädchen kamen zum Vorſchein und der Betrug an den Tag. Zum Unglück war der befehlshabende Officier in der Nähe, als dieſer Umſtand ſich ereignete; doch, ungeachtet es eine offenbare Verletzung ſeiner Befehle war, konnte er ſich nicht enthalten zu lächeln, und ſagte zu den gefangenen Mädchen: „wahrhaftig, artiger Porter in Flaſchen!“ Die Mädchen waren ſo beſchämt, daß ſie eilends in die Wälder flohen und ſich in einigen Tagen nicht wieder ſehen ließen.

Der befehlshabende Officier erkundigte ſich nach mir, als er in die Feſtung zurückkam, und ich ſah mich genöthigt, vor ihm zu erſcheinen, ob ich gleich geſtehe, daß ich mich in keiner angenehmen Lage fühlte. Sobald ich vor ihn kam, nahm er eine finſtre Miene an, und fragte mich: wie ich es wagen könnte, den Befehlen der Beſatzung ungehorſam zu ſeyn, die, wie ich wüßte, ertheilt wären, um den ernſthafteſten Folgen vorzubeugen. Ich wäre ſtrafbarer als jeder andre, da ich die Natur und Gemüthsbeſchaffenheit der Indianerinnen kennte, und da ich wüßte, wie gefährlich und unbehutſam es ſey, ſich ihnen anzuvertrauen. Zugleich ſetzte er hinzu, daß er, um des Beiſpiels willen, und um Andere von ſolchen Unbeſonnenheiten abzuhalten, nicht würde umhin können, mich in Feſſeln nach Montreal zu ſchicken.

Ich entſchuldigte mich in der Angſt ſo gut ich konnte, und verſicherte ihn, das Vorgefallene wäre mir ſehr leid; doch hoffte ich, er würde mir verzeihen. Dieſes Geſtändniß meines Vergehens beſänftigte ihn; er ſagte mir: er betrachtete es als einen jugendlichen Muthwillen, den er diesmal überſehen wollte; nur möchte ich mich hüten, ſolche Streiche künftig wieder zu ſpielen. Seine Nachſicht rührte mich ſehr, und ich verſprach ihm, mich in Zukunft vorſichtiger zu betragen. Das hielt ich auch treulich; denn wenn gleich das Experiment, die Mädchen hereinzuſchaffen, keine üblen Folgen nach ſich gezogen haben würde, ſo mochte ich mich doch dem Unwillen des befehlshabenden Officiers nicht wieder ausſetzen.

Am 11ten Auguſt langten die Rauchhändler vom Miſſiſſippi an, und brachten die Nachricht, daß ein gewiſſer Herr Ramſey und ſein Bruder *) auf ihrem Wege nach St. Joſeph auf eine außerordentliche Art einem Stamme aus der Nation der Poës entronnen wären.

Die Poës ſind ein ſehr wildes, grauſames, den Engländern abgeneigtes Volk, und machen ihnen gewöhnlich ſo viel Verdruß, wie ſie nur können, wenn ſie nach dem St. Joſephs Fort gehen oder von dorther zurückkommen, wo einige Franzöſiſche Rauchhändler ſich mit ihrer Erlaubniß angeſiedelt haben.

---

*) Weiterhin heißt es zweimal ſtatt Bruder, Sohn; eins oder das andere muß alſo wohl ein Druck- oder Schreibfehler ſeyn. F.

Die Wilden hatten, wie es ſcheint, die Kanadier eingeladen zu landen; und in der Vermuthung, daß ſie Pelzwerk zu verkaufen hätten, befahl Herr Ramſey ſeinen Leuten, ans Land zu gehen. Indem er ausſteigen wollte, wateten drei von den Kriegern bis an den Hals durch das Waſſer, zogen ihn aus ſeinem Kanot, und ſchleppten ihn ans Ufer. Seine Leute landeten ſogleich und wollten ihrem Herrn folgen; als ſie aber elf Indianer in der Nähe ſahen und die böſe Abſicht der Anführer merkten, ſtiegen ſie wieder in die Kanots, ließen das eine, worin Herr Ramſey und ſein Sohn ſaßen, am Strande, und ruderten nach einer angränzenden Inſel, wo ſie den Ausgang einer Begebenheit abwarteten, die ihrem Herrn mit dem Tode drohete.

Drei Indianer banden Herrn Ramſey an den Stamm eines Baums, bewachten ſeinen Sohn auf das genaueſte, und plünderten nun das Kanot, aus dem ſie ſo viel Rum herbeiſchleppten, wie ſie nur trinken konnten. Sie ſtimmten hierauf ihre Kriegeslieder an, machten ein großes Feuer bei dem Stamme, an welchem Herr Ramſey gebunden war, und ſetzten ſich auf die Erde, wo ſie ihn verſpotteten, ihn ein altes Weib nannten und ſeinen Bruder zwangen, in den Spott mit einzuſtimmen.

Die gewöhnliche Art der Hinrichtung bei den Wilden iſt folgende. Sie bringen den gefangenen Krieger in eine Hütte, binden ihn mit kleinen Stricken von Baumrinden, welche die Größe einer Angelſchnur haben, an einen Stamm, und geben ihm eine kleine Klapper, Cheſſaquoy (Tſcheſſaquoy,) in die Hand, welche er ſchüttelt, während er den Todten-Kriegesgeſang ſingt: „Herr des Lebens, ſieh mich wohl an, ich bin ein Krieger; ich habe meinen Körper gegen den böſen Geiſt weggeworfen.“ Wenn der Geſang geendigt iſt, wird der Geſangene losgebunden und muß durch zwei Reihen Weiber, die mit kleinen Stöcken verſehen ſind, Spießruthen laufen. Nach dieſer Strafe wird ein Hundeſchmaus mit Bärentalg und Heidelbeeren zubereitet, wovon er eſſen muß. Alsdann wird er wieder an den Marterpfahl gebunden, und rings um ihn Holz gelegt. Er ſingt nun ſeinen Kriegesgeſang; die Weiber zünden das Feuer an, und der Geſangene ſingt, indeß es brennt. Seine Gebeine werden dann aufgeleſen und an die Kriegesſtandarte, eine hohe mit Zinnober bemalte Stange, befeſtigt. Man ſagt, daß die Nation der Followen (eigentlich *folle avoine*, oder des wilden Hafers) ihre Weiber und Kinder tödten, ehe ſie zur Schlacht gehen, damit im Fall einer Niederlage der Feind keine Gefangenen von ihrer Nation bekommen ſoll.

Als die Poes die Wirkung des Rums zu fühlen anfingen, unterſuchten ſie die Stricke, die von Weidenrinden gemacht waren, und ließen Holz um den Pfahl legen, damit es bereit wäre, wenn ſie den Gefangenen verbrennen wollten. Bald nachher banden ſie ihn los, und brachten ihn zum Kriegeskeſſel, um ſeinen Todtenſchmaus anzurichten, der aus Hunde- und Tigerkatzenfleiſch, mit Bärentalg und wildem Hafer vermiſcht, beſtand und wovon man ihn zu eſſen zwang. Herr Ramſey, der die Indianer kannte, ließ es ſich mit anſcheinender Fröhlichkeit gefallen, und ſagte, er wäre ſatt. Darauf ward er wieder nach dem Marterplatze geführt und an den Pfahl gebunden. Hier bat er mit großer Faſſung um Erlaubniß, eine Rede zu halten, ehe er in einen anderen Himmelsſtrich ginge *). Als es ihm gewährt ward, drückte er ſich folgendermaßen aus:

„Es iſt wahr, der Herr des Lebens hat mich zu dieſen Indianern geſchickt, „deren Herzen voll vergifteten Blutes ſind; und da ſie mich meinen Himmelsſtrich „wollen verändern laſſen, ſo werde ich muthig nach einem beſſeren Handelsplatze gehen, wo ich gute Indianer finden werde. Sie wiſſen wohl, daß ich, ſeitdem ich „ein Rauchhändler bin, ſtets mit ihnen und ihren Weibern und Kindern Mitleid gehabt und ihnen mein Herz bei allen Gelegenheiten geöffnet habe. Jetzt aber hat der „böſe Geiſt ſein Herz mit dem ihrigen vereinigt, um mich in eine andre Himmelsgegend zu ſchicken, und ich freue mich darüber; denn ich bin in dem Lande, wohin „ich gehe, beſſer gekannt, und von größeren Kriegern, als dieſe jemals waren. Ich „betrachte jetzt alle Anführer als alte Weiber, und weil ich der Peſchſchekey (oder „Büffel) bin, will ich mein Letztes mit ihnen trinken und den Kriegern in jenem „Klima die Nachricht bringen.“

Nachdem ſie dieſe Rede aufmerkſam angehört hatten, ſchickten ſie ſich an, ihn zu tödten. Er merkte es, und bat ſeinen Bruder, den Muth nicht ſinken zu laſſen, weil er ſich noch Hoffnung machte, ihre Wuth zu beſiegen; er möchte ſie nur fleißig

---

*) Die bildlichen Redensarten: den Himmelsſtrich verändern, in das andere Land ziehen, deuten den Tod an, den die Indianer als eine bloße Reiſe betrachten. F.

mit Rum verſorgen und ihre Flaſchen ſtets füllen. Sein Bruder befolgte dieſe Anweiſungen, und theilte reichlich Rum unter ſie aus. Als nun Herr Ramſey merkte, daß ſie berauſcht genug waren, um kein Unheil mehr anſtiften zu können, bat er ſeinen Bruder, ihm die Stricke durchzuſchneiden, und half demſelben nun, ihnen Rum den Hals hinunter ſchütten, bis ſie ganz fühllos waren. Ergrimmt über die Grauſamkeit, die ſie an ihm hatten verüben wollen, ſchnitt er mit ſeinem Bruder ihnen Allen die Gurgel ab, packte Alles, was ſie aus dem Kanot herausgenommen hatten, wieder hinein, und ruderte ſo ſchnell als möglich vom Ufer ab. Seine Leute ſchrieen ihm aus der Ferne zu, und freueten ſich, ihn wohlbehalten wieder zu ſehen. Sobald ſie ihre Ladung in Ordnung gebracht hatten, ſetzten ſie durch einen anderen Weg ihre Reiſe in das Indianiſche Land fort.

Ich erfuhr, daß Herr Ramſey nachher wieder nach Michillimakinak zurückgegangen wäre, wo ihm der befehlshabende Officier zu ſeiner Befreiung Glück wünſchte; doch hielt er es nicht für rathſam, jemals dieſen Weg wieder zu nehmen.

Um dieſe Zeit vereinigten ſich die Indianiſchen Rauchhändler zu einer Kompagnie Landmiliz, der ich als Adjutant und Lieutenant unter dem Kapitain John Marnamara beitrat. Im Junius 1780 kam die Nachricht vom Miſſiſſippi, daß die Indianiſchen Rauchhändler ihre Pelze zu la Prairie des Chiens, oder dem Hundefelde, (woſelbſt eine ziemlich große nach Indianiſcher Art gebauete Stadt iſt) unter der Aufſicht des Königlichen Dolmetſchers Monſ. Longlad niedergelegt, und daß die Amerikaner ſich in großer Menge zu Illinois verſammelt hätten. Dieſe von verſchiedenen Nationen bewohnte Stadt liegt jenſeits des Staates von Kentucky unter der Spaniſchen Regierung, die am anderen Ufer eine Feſtung erbauet hat, in welcher ein Officier und zwölf Gemeine liegen, um den Schleichhandel zu verhindern.

Der befehlshabende Officier zu Michillimakinak bat mich, eine Parthei Indianer und Kanadier an den Miſſiſſippi zu begleiten, welches ich ſehr gern übernahm. Wir verließen den Poſten mit ſechs und dreißig ſüdlichen Indianern von der Nation der Ottigaumies (ſonſt Utagamis S) und Sioux, in neun mit Indianiſchen Geſchenken beladenen Baumrinden-Kanots. Nach einem Marſch von drei Tagen ward ich krank, welches ich dem beſchwerlichen Leben im Nipegon-Lande zuſchrieb. Weil aber das Geſchäft dringend, und keiner von unſeren Leuten fähig war, das Dolmetſcheramt zu verſehen, ſo kämpfte ich mit meiner Unpäßlichkeit. Dazu kam, daß ich großen Unannehmlichkeiten ausgeſetzt zu ſeyn fürchtete, wenn ich nicht weiter reiſen könnte, weshalb ich alle meine Kräfte aufbot, und feſt entſchloſſen war, auf jeden Fall mein Leben zu wagen.

Am vierten Tage lagerten wir uns am See les Puans, (dem Stinker-See,) der ſo genannt wird, weil die an ſeinen Ufern wohnenden Indianer von Natur unſauber ſind. Hier bekamen wir eine Menge Hirſche und Bären, Indianiſches Korn, Melonen und andre Früchte. Die ſüdlichen Indianer haben mehr Dörfer, und ſind geſitteter als die nördlichen; das Klima iſt wärmer, und die Natur fruchtbarer, weswegen ſie die Erzeugniſſe der Erde ohne viele Mühe ziehen können. Ihre Häuſer ſind mit Birkenrinden gedeckt, und inwendig mit Bogen, Pfeilen und Kriegeswaffen geſchmückt. Ihre Betten beſtehen aus Rinden und Binſenmatten.

Wir reiſeten weiter bis an den Ouisconſin, einen ſchönen Fluß, der auf einer Strecke von ſechzig Seemeilen ſo reißend iſt, daß wir in unſeren Kanots in anderthalb Tagen hinunter fuhren. Wir ſahen daſelbſt eine ungeheure Menge Enten, Gänſe und anderes Geflügel. Auf dieſem Fluſſe mußten wir unſre Kanots auspacken, um unſre Waaren über den zwei Meilen langen Trageplatz zu bringen. Wir lagerten uns am Strande, um mit Tagesanbruch fortzugehen; einer von den Indianern aber ward von einer Klapperſchlange gebiſſen, die Herr Adair den glänzenden Bewohner der Wildniß nennt, und die vierzehn Klappern hatte.

Herr Beatty erzählt, als er in einem kleinen Hauſe am Juniata-Fluſſe den Indianern und Anderen gepredigt habe, ſey eine Klapperſchlange ins Zimmer gekrochen, aber glücklich entdeckt und getödtet worden. Ehe man ſich von dieſem Schrecken wieder erholen konnte, nahm man eine andre Schlange wahr, die ebenfalls getödtet ward, ohne weiteren Schaden zu thun, als daß ſie die Verſammlung ſtörte. Es befremdet ihn ſehr, wie dieſes Ungeziefer ins Haus kriechen konnte, ohne von jemand beleidigt zu werden, welches ſie immer zum Beißen reizt. Die Indianer ſagen, es befördere bei einer Frau in Kindesnöthen die Entbindung, wenn ſie den Schwanz einer Klapperſchlange in die Hand nehme und die Klappern ſchüttle. Es iſt merkwürdig, daß die Indianer den Beutel, der das Gift dieſes Ungeziefers enthält, herausnehmen, und, wenn ſie in den Krieg ziehen, das Thier in ihrem Arzeneikaſten lebendig mit ſich führen.

Dieſer unangenehme Zufall verzögerte unſre Reiſe, bis der unglückliche Leidende ſich dadurch half, daß er ſich die verwundete Stelle aus der Wade ſchnitt, Salz und Schießpulver auflegte, und das Bein mit den Blättern des rothen Weidenbaums verband. Nun konnte er bald weiter gehen, und ertrug den Schmerz mit der Standhaftigkeit, wodurch die Wilden ſich ſo auffallend auszeichnen.

Am Abend des anderen Tages lagerten wir uns nahe bei dem Fluſſe. Es regnete ſtark, und die Indianer ſchlugen einige Hütten von Baumrinden auf. Einer von ihnen entdeckte in einiger Entfernung in den Wäldern ein kleines Häuschen, worin er einen weißen Mann mit abgeſchnittenen Armen auf dem Rücken liegen fand. Wir vermutheten, daß er ſich an dieſem Orte niedergelaſſen, und daß irgend ein böſer Indianer ihn ermordet hätte, welches ganz kürzlich geſchehen ſeyn mußte, da der Körper noch nicht in Fäulniß übergegangen war. Ehe wir fortgingen, begruben wir ihn.

Am folgenden Tage erreichten wir die Arme (*forks*) des Miſſiſſippi, wo wir zwei hundert Indianer von der Nation der Füchſe (*Renards*) zu Pferde mit Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffnet fanden. Unſer Anblick ſchien ſie, wie mir der Anführer unſeres Haufens, Warbiſchar, ſagte, nicht ſehr zu erfreuen. Als wir eben landen wollten, ſtiegen ſie vom Pferde, und nahmen uns genau in Augenſchein. Die Sioux fragten, ob ich mich fürchtete; ich antwortete ihnen: ich hätte ſchon mehrmals eine größere Anzahl Wilde geſehen, und zwar wildere, als irgend eine Nation der ſüdlichen Indianer. Warbiſchar ertheilte den Befehl, ans Land zu fahren. Sobald wir ausſtiegen, nahmen die Füchſe unſre Indianer bei der Hand, und luden ſie in ihr Lager ein. In Zeit von einer Stunde bereiteten ſie ein Feſt, das aus fünf Indianiſchen Hunden, Bären, Bibern, Hirſchen, Bergkatzen und Waſchbären in Bärentalg gebraten und mit Heidelbeeren vermiſcht, beſtand. Nach der Mahlzeit ſangen und tanzten die Indianer. Man hielt eine Rathsverſammlung, worin der Anführer der Füchſe unſeren Warbiſchar folgendermaßen anredete:

„Brüder, wir ſchätzen uns glücklich, euch zu ſehen; wir haben kein böſes „Herz gegen euch, und obſchon wir durch Sprache nicht einerlei Nation ſind, ſind „doch unſre Herzen eins. Wir ſind alle Indianer, und freuen uns zu hören, daß „unſer großer Vater Mitleid mit uns hat, und uns Bedeckung und Werkzeuge „zur Jagd ſchickt."

Warbiſchar gab hierauf folgende Antwort: „Es iſt wahr, meine Kinder, „daß unſer großer Vater mich hieher geſchickt hat, um die Pelze und Häute, die „im Hundefelde unter Kapitain Longlads Verwahrung ſind, in Empfang „zu nehmen, damit nicht die großen Meſſer (er meinte die Amerikaner) ſie „plündern. Ich bin mit dem weißen Manne gekommen, um euch Bedeckung „und Munition zur Jagd zu geben."

Nach geendigter Rede theilten wir ſogleich die Geſchenke aus, ſtießen unſre Kanots vom Ufer, und verließen die Füchſe auf die freundſchaftlichſte Art.

Nach einer ſiebentägigen Reiſe erreichten wir la Prairie des Chiens, wo wir das Pelzwerk des Kaufmanns ballenweiſe in einem Häuschen unter Verwahrung des Kapitains Longlad und einiger Indianer fanden. Dieſe freueten ſich ſehr, uns zu ſehen. Nachdem wir ein wenig geruhet hatten, nahmen wir dreihundert Ballen der beſten Felle heraus, und füllten die Kanots. Noch ſechzig andre, für die wir keinen Raum mehr hatten, verbrannten wir, damit ſie dem Feinde nicht in die Hände fielen; und nun traten wir unſre Rückreiſe nach Michillimakinak an.

Wir erfuhren, daß fünf Tage nach unſrer Abreiſe die Amerikaner gekommen wären, um uns anzugreifen; zu ihrem äußerſten Verdruſſe aber waren wir ſchon zu weit. Nach ſiebzehn Tagen erreichten wir den See les Puans, wo wir eine Parthei Indianer gelagert fanden. Den folgenden Tag ſchifften wir uns ein, und kamen nach einer Abweſenheit von achtzig Tagen zu Michillimakinak an. Bald nach meiner Zurückkunſt machte ich dem befehlshabenden Officier meine Aufwartung, und erwartete eine Belohnung meiner Dienſte; allein er verwies mich an die Indianiſchen Rauchhändler, von denen ich nie einen Erſatz bekommen habe.

Auf ſolche Weiſe war ich ſogar der Nothwendigkeiten des Lebens beraubt; allein ich blieb nicht lange in dieſer unangenehmen Lage, ſondern fand bald Schutz und Unterſtützung bei den Indianern. Weil indeß ihr Beiſtand mir nicht die Mittel verſchaffen konnte, in bürgerlicher Geſellſchaft zu erſcheinen, ſo ſah ich mich genöthigt, die Freundſchaft der Kaufleute zu ſuchen, um nach Montreal zurückkehren zu können. Zu Anfange des Septembers verließ ich Michillimakinak, und langte am 27ſten eben des Monaths zu Montreal an.

Ich ergriff die erſte Gelegenheit, meinen alten Herrn zu beſuchen, und hoffte ihn bei guter Geſundheit zu finden; aber ach! er hatte die Schuld der Natur bezahlt, und ich fand ſeinen Neffen, der mit mir zugleich Schreiber geweſen war, an ſeiner Stelle. Er erlaubte mir, vierzehn Tage in ſeinem Hauſe zu wohnen; weil aber meine Lage bei ihm von der, die ich bei meinem alten Herrn gehabt hatte, ſehr verſchieden war, ſo bat ich ihn nach wenigen Tagen, mich mit einem Sortiment Waaren für den Indianiſchen Handel auszurüſten, die ich an Pelzen wieder zu bezahlen verſprach. Er ſagte, alle Waaren in ſeinem Magazine ſtänden mir zu Dienſt; aber bei Unterſuchung des Vorrathes fand ich, daß es keine für die Wilden taugliche Sachen mehr darunter gab, und daß ich von dem, was noch da war, keinen ordentlichen Gebrauch würde machen können.

Ich verließ alſo ſein Haus mit Dankſagungen für ſeine Höflichkeit, und nahm mit Hülfe einer Geldſumme, die mir ein Freund vorſtreckte, eine Wohnung in der Stadt, wo ich mich einige Zeit aufhielt. Von da ging ich nach Quebek, wo ein Herr, der zufällig hörte, daß ich außer Brodt wäre, und der meine Bekanntſchaft mit den Indianiſchen Sprachen wußte, mich holen ließ und in Dienſt nahm. Er ſtellte es mir frei, zu den Indianern am See Temiskaming zu reiſen, oder einen anderen Aufenthalt zu wählen, den ich für den vortheilhafteſten zum Handel hielte.

Abreiſe von Quebek. Beſchreibung der Loretto-Indianer. Einige Bemerkungen über die Behauptung, daß die Amerikaniſchen Indianer keinen Bart hätten. Wir halten das Paketboot Mercury fälſchlich für einen Amerikaniſchen Kaper, ſetzen unſere Reiſe fort und erreichen unſeren Winteraufenthalt. Beſchreibung einiger Schlangenarten. Wir haben großes Glück, und vollenden bald unſeren Tauſchhandel. Rückreiſe nach Quebek.

Ich verſah mich mit einem gehörigen Sortiment Kaufmannswaaren, und verließ Quebek, um nach Tadouſac am Ende des Saguenay-Fluſſes, unweit des St. Lorenz-Fluſſes, zu gehen. Ungefähr neun Meilen von Quebek liegt ein Dorf, welches die Loretto-Indianer bewohnen, die eigentlich zur Nation der Huronen gehören. Sie ſind durch die Jeſuiten zum Chriſtenthum bekehrt worden, und bekennen ſich zur katholiſchen Religion. Die Weiber haben außerordentlich gute Stimmen, und ſingen auf eine bezaubernde Art Hymnen in ihrer eigenen Sprache. Sie bebauen das Land, und bringen die Produkte deſſelben zum Verkauf. In ihren Sitten ſind ſie die unſchuldigſten, unſchädlichſten aller Nordamerikaniſchen Wilden. Ihre Häuſer ſind anſtändig und nach Art der Kanadier gebauet. Sie machen eine Ausnahme von den meiſten Indianern, weil ſie ſelten ſtarkes Getränk trinken. Faſt durchgängig ſind ſie ſchlank, ſtark und wohl gebildet, haben kurzes ſchwarzes Haar, das ſie auf dem Vorderkopf von Ohr zu Ohr abſcheeren, und tragen weder Mützen noch Hüte. Einen Bart haben ſie ſo gut wie alle anderen Wilden; nur iſt er kaum ſichtbar. Sie verabſcheuen aber alle Auswüchſe, und rupfen daher ſorgfältig jedes Haar von der Oberlippe und vom Kinne mit Meſſingdrath aus, den ſie zu dieſem Zweck in Form einer Zange zuſammendrehen. Es iſt bekannt, daß alle Rauchhändler dieſen Handelsartikel bloß zu der Abſicht ausführen. Der Baron de la Hontan ſcheint in großem Irrthum zu ſtehen, wenn er von den Wilden ſagt, ſie hätten keinen Bart. Auch Lord Kaimes ſtand in eben dem Irrthum, als er behauptete, daß ein Indianer außer am Kopfe, den Augenbraunen und Augenliedern an ſeinem ganzen Leibe kein Haar hätte, und daß man von einem Barte gar nichts an ihm ſähe. Dieſe Bemerkung, ſagt Herr James Adair, iſt ganz ungegründet, wie jedermann bezeugen kann, der mit den Indianern in Verkehr geſtanden hat. Major Robert Rogers, der gewiß die Indianer ſo gut wie irgend jemand kannte, ſagt, daß ſie ſich den Bart ganz ausranfen, welches außer allem Zweifel beweiſt, daß ſie nicht von Natur unbärtig ſind. — Ich bin durch die Skizzen des Lord Kaimes über die Geſchichte des Menſchen auf dieſe Betrachtungen gekommen. Er behauptet nicht nur, daß die Indianer keinen Bart haben, ſondern bauet auf dieſe Hypotheſe ſogar den Beweis einer beſonderen Schöpfung.

Tadouſac liegt an der Seeſeite, nordwärts des St. Lorenz-Fluſſes, und wird von wenigen ſo genannten Berg-Indianern bewohnt, die ſich hauptſächlich von der Fiſcherei ernähren. Ein Rauchhändler, Schreiber des Herrn, in deſſen Dienſten ich ſtand, hält ſich ebenfalls daſelbſt auf. Man findet hier einen Franzöſiſchen Geiſtlichen und eine Kirche für die Indianer, die ſämmtlich Katholiken ſind. Ich blieb vierzehn Tage in dieſem Dorfe, und während dieſer Zeit kreuzten die Amerikaniſchen Kaper beſtändig umher. Eines Morgens, bei ſtarkem Nebel, konnten wir nur eben in kleiner Entfernung ein Schiff wahrnehmen. Dieſer Anblick beunruhigte den Prieſter und die Indianer. Mein Engliſcher Kollege, der hieſige Rauchhändler, bat gemeinſchaftlich mit mir die Indianer, ihren Poſten zu behaupten; allein der Prieſter, ob er gleich von England beſoldet wurde, ſetzte ſich mit Heftigkeit dagegen. Dieſes machte mich böſe; ich drang darauf, einige von ſeiner Heerde mit mir auf Kundſchaft zu nehmen, um herauszubringen, was für ein Schiff es wäre, ob ich gleich ſtarken Verdacht hatte, daß es ein Amerikaniſcher Kaper ſeyn müßte. Wir gingen nach dem Ufer zu, konnten aber die Zahl von Kanonen, die es führte, nicht unterſcheiden, und begaben uns hierauf in unſer Lager zurück. Auf meine Bitte begleiteten mich die ſämmtlichen Indianer, um das Schiff anzugreifen. Wir ſtiegen, alle gleich gekleidet, in unſere Kanots; als wir näher kamen, fanden wir, daß es ein kleines Fahrzeug war, welches vor Anker lag und nur acht kleine Drehbaſſen führte. Ich begab mich ſogleich an die eine Seite deſſelben, und wies die Indianer nach der anderen, um es, wo möglich, ganz zu umringen. Nachdem wir das Schiff erreicht hatten, ergriff ich ein Seil, und ſtieg an Bord; der Kapitain gerieth in Unruhe, und ſeine Furcht ward noch größer, als er ſich mit Kanots voller Wilden, mit Flinten und Tomahawks bewaffnet, umgeben ſah. Doch ging er auf mich zu, ſchlug mir auf die Schulter, und fragte, ob ich etwas verlangte? Ich war zu klug, um ihm jetzt zu antworten. Er fragte mich darauf, ob ich etwa Zwieback haben wollte? Ich antwortete: kawin, oder nein. Er ſchüttelte den Kopf, als wollte er ſagen, ich wünſchte zu wiſſen, was du verlangſt. Die Indianer kamen nunmehr an Bord, und der Kapitain, der nur ſieben Mann hatte, da hingegen unſre Anzahl ſich auf funfzig wohl Bewaffnete belief, wußte nicht, was er machen ſollte; doch ließ er, wahrſcheinlich um mir gefällig zu ſeyn, ſeine Leute Zwieback und Rum herbeiſchaffen. Während der Abweſenheit der Matroſen entdeckte ich, daß es ein Engliſches Schiff war, und fragte den Kapitain auf Engliſch: wem es gehöre. Er ward angenehm überraſcht, und ſagte mir: er hieße Allcrow, und führte den Mercury, das Quebeker Paket-Boot. Bei dieſer Nachricht freuete ich mich, daß wir ihn nicht unartig behandelt hatten; auch die Indianer waren ſehr froh, und gaben dem Kapitain die Hand.

Der Kapitain begleitete uns darauf in unſeren Kanots ans Ufer, und wir ſtiegen bei unſerem Lagerplatze ans Land. Hierauf gingen wir in das Haus des Prieſters, und hielten Mittag. Den folgenden Tag wurden Herr Martin, der Prieſter, und ich an Bord eingeladen, wo wir ein vortrefliches Mahl nebſt Wein und anderen ſtarken Getränken in Ueberfluß fanden. Unglücklicherweiſe zechten wir zu wacker, und als wir Abends zurückkehrten, zankte der Prieſter mit mir, daß ich die Wilden aufgemuntert hätte. Dieſer Vorwurf, mit ſeinem vorigen Betragen zuſammengenommen, brachte mich über alle Maßen auf; ich warf ihn in der Hitze über Bord, und er wurde nur durch den Beiſtand der Matroſen gerettet. Beim Anlanden kam es unter uns zu Schlägen; doch wurden wir bald aus einander gebracht. Als wir wieder nüchtern geworden waren, gaben wir uns die Hände, und blieben in der Folge immer gute Freunde.

Den anderen Tag wurden die Indianer von einem epidemiſchen Fieber befallen, das ſie des Gebrauchs ihrer Glieder beraubte und ein Irrereden verurſachte. Auch mir ſetzte die Krankheit ſehr zu; doch ward ich durch die freundſchaftliche Hülfe des Herrn Martin, der ein Apothekerkäſtchen hatte, in drei Wochen wieder hergeſtellt.

Der Winter rückte nun ſchnell heran, und unſer verlängerter hieſiger Aufenthalt brachte mich in die Nothwendigkeit, meine Reiſe in Schneeſchuhen fortzuſetzen, indem ich alle meine Waaren auf Indianiſchen Schlitten durch die Wälder und über hohe Berge führte. Wir hatten ein und zwanzig Tage lang in tiefem Schnee ungefähr hundert Franzöſiſche Meilen weit durch das Saguenay-Land eine äußerſt beſchwerliche Reiſe, bis wir einen Ort, Namens Checutimy (Tſchekutimy) erreichten. Der Fluß, an welchem er liegt, hat Ebbe und Fluth und geſalzenes Waſſer bis auf die Hälfte des Weges hinauf. Hier befinden ſich nur wenige Indianer, nebſt einem Rauchhändler, bei dem ich überwinterte, auf die Jagd ging und eine Menge Thiere erlegte. Zu Anfange des Frühlings nahm ich Abſchied von ihm, und verfolgte, mit Kanots verſehen, meine Reiſe nach dem St. Johannis-See, und von da nach dem Fluſſe Panebakaſch, nach dem See Schabumutſchoin, (*Shaboomoochoine*) der ungefähr ſieben Indianiſche Tagereiſen weit nordwärts von dem See Arbitibis liegt.

Nicht weit von den Waſſerfällen des Fluſſes Panebakaſch ging ich ans Land, und ſtieg einen hohen Berg hinan, um eine große Höhle zu unterſuchen, die zweihundert Schritte tief, und an der Mündung drei Schritte weit iſt. Hier fand ich ein Stück Erz, welches etwa drei Zoll ins Gevierte haben mochte. Die äußere Rinde war ſchwarz und ſehr dünn, und auf dem Bruche ſah es gelb aus. Ich nahm es mit nach Quebek, verlor es aber durch einen unglücklichen Zufall, und zu meinem großen Leidweſen, weil einige meiner Freunde, denen ich es zeigte, der Meinung waren, daß es von vielem Werthe ſey.

Dieſe Reiſe ging beinahe achtzig Franzöſiſche Meilen weiter ins Land, als je ein Rauchhändler vor mir gekommen war. Die einzige Niederlaſſung in dieſer Gegend iſt am St. Peters-See, wo vormals ein Franzöſiſches Haus war, und wo jetzt ein Engliſcher Rauchhändler wohnte, der ebenfalls im Dienſte meiner Prinzipalen ſtand.

Am 26ſten Mai 1781 kam ich an den See Schabumutſchoin (*Shaboomoochoine*), wo ich nur wenige Tage zu bleiben dachte; einige ankommende Indianer aber verſicherten mich, daß es mir ſehr zum Vortheil gereichen würde, wenn ich hier überwinterte. Auch verſprachen ſie, mich mit Pelzen, Fiſchen und Häuten zu verſehen. Dieſe Aeußerung bewog mich hier zu bleiben; ich bauete mir ein zu meinen Geſchäften bequemes Haus, und hielt mir zwei Indianer mit ihren Weibern und Kindern zur Jagd.

Am 29ſten ſtellten wir unſre Netze aus, und fingen in Zeit von vier Stunden eine Menge großer Forellen, Hechte, Maskinonjy und Weißfiſche. Auch hielt ſich ſo viel wildes Geflügel in dieſer Gegend auf, daß wir immer zwei Gänge auf der Tafel hatten; und ſtatt des Zugemüſes kochten wir allerlei Wurzeln.

Am 17ten Junius kam ein Haufe Indianer, die ſich ſehr angenehm überraſcht fanden, als ſie einen Rauchhändler an einem Orte antrafen, wo noch nie zuvor einer ſich niedergelaſſen hatte. Vorzüglich aber freuete es ſie, mich ihre Landesſprache reden zu hören.

Während meines Aufenthaltes ſah ich eine große Menge Schlangen; beſonders entdeckte ich eines Tages, als ich im Walde ſpatzieren ging, eine im Graſe. Sobald ich ſie wahrnahm, ſchnitt ich einen langen Stock, und ließ ihn ſachte auf ihren Kopf fallen; ſie bewegte ſich augenblicklich fort, und ich konnte ſie ſehr deutlich klappern hören. Indeß ich den Glanz ihrer unausſprechlich ſchönen Farben betrachtete, wand ſie ſich wie ein Knaul zuſammen, um auf mich loszuſchießen. Dieſes erinnerte mich an meine Gefahr; ich ergriff die Spitze des Stockes, und ließ ihr das ſchwere Ende auf den Kopf fallen. Der harte Schlag betäubte ſie, und ich benutzte die Gelegenheit, ihr einen zweiten zu verſetzen, der ſie tödtete. Ich maß ſie, und ſchätzte ihre Länge wenigſtens auf ſechſtehalb Fuß, und die dickſten Theile auf vier Zoll im Umkreiſe, mit neun Gliedern in der Klapper, welches, nach der allgemeinen Bemerkung, ein Alter von neun Jahren anzeigt. Doch halte ich dieſes nicht für ausgemacht erwieſen, weil es ungewiß iſt, in welchem Alter die Klapper zum Vorſchein kommt. Das Fleiſch dieſes Thieres iſt köſtlich von Geſchmack, und ich habe es oft mit großem Wohlbehagen gegeſſen. Die Indianer vergiften die Klapperſchlangen oftmals mit Tabaksſaft.

Ich will bei dieſer Gelegenheit, ob es gleich nicht ganz damit zuſammenhängt, einige Bemerkungen über die Truthahn- und ſchwarze Waſſerſchlange machen. Die Truthahnſchlange iſt länger als die Klapperſchlange; ſie hat auf dem Rücken Streifen, und am Ende des Schwanzes einen Speer in Form eines Ankers, nebſt einer doppelten Reihe Zähne in jeder Kinnlade. Ihren Namen hat ſie von ihrer Stimme, die den Tönen eines Truthahns gleicht. Am Miſſiſſippi nährt ſie ſich von wildem Reis, der zwiſchen langem Graſe wächſt, trägt oft das Haupt gerade, und macht ein Geräuſch wie ein Welſches Huhn, um dieſes zu locken; ſo bald der Vogel erſcheint, ſticht ſie ihn mit dem Schwanze, und macht ihn ohne Mühe zur Beute.

Der ſchwarzen Waſſerſchlange bedienen ſich die Indianer, wenn ſie zum Kriege gehen; ſie brechen ihr die Zähne aus, binden Kopf und Schwanz zuſammen, und befeſtigen ſie ſich rund um den Leib, wo ſie bald ſterben muß. Des Nachts wird ſie immer abgenommen und Morgens wieder umgelegt.

Auf meinem Wege von dem Bache Toniqta am St. Lorenz-Fluſſe bis nach dem Landungsplatze Pimetiskotyan am See Ontario, ſah ich eine von dieſen Schlangen mit einem platten Fiſch im Maule ſchwimmen; ich war ſo glücklich ſie zu ſchießen und den armen Gefangenen aus dem Rachen des Todes zu retten.

Ich hatte auf meiner kleinen Feſtung beſtändig eine Flagge aufgepflanzt, welche die Indianer mit Flintenſchüſſen begrüßten. Der Hauſe, der damals bei mir war, hielt eine Verſammlung, und machte mir ein Geſchenk mit zwei ſehr großen Biberröcken und verſchiedenen ſchönen Fellen, nebſt einer Menge Praviant, wogegen ich ihnen Tabak, Rum, Spielſachen und Munition gab. Zwei Tage darauf verließen ſie mich, und baten mich, bis zu ihrer Zurückkunft zu warten, welches ich unter der Bedingung verſprach, daß ſie mir Pelze und Häute mitbrächten, um die Kanots zu beladen, wofür ich ihnen Indianiſche Waaren geben wollte. Ich konnte mich auf ihre Pünktlichkeit verlaſſen, und blieb, vollkommen ruhig, mit zwei weißen Männern und zwei Indianern nebſt ihren Weibern zurück. Wir brachten unſre Zeit mit Jagen und Fiſchen zu; und weil viele kleine Inſeln in unſrer Nähe waren, gingen wir öfters dahin, um wilde Vögel zu ſchießen, welches uns in Stand ſetzte, einen guten Tiſch zu halten. Auf einer dieſer Inſeln entdeckten wir zwei Indianiſche Hütten, die aber, allem Anſchein nach, ſeit langer Zeit niemand beſucht hatte. Ungefähr eine halbe Meile davon ſahen wir eine lange mit Zinnober bemalte Stange. Auf der Spitze ſteckten drei Menſchenſchedel, und rund herum hingen die Gebeine. Die Indianer vermutheten, daß ſie ſchon vor vielen Jahren errichtet worden ſey. Ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang kehrten wir nach unſerem Wigwam

(Hütte) zurück. Am folgenden Morgen, in Abweſenheit der Indianer, halfen mir die Kanadier den Rum verſetzen und die Waaren ſortiren, um auf die Ankunft der Wilden bereit zu ſeyn und die Zeit auszufüllen, die uns ſehr lang ward.

Am 24ſten Junius kam eine Bande Indianer vom See Arbitibis, die einen ſtarken Vorrath vortreflicher Pelze und Häute, nebſt trocknem Fleiſche mitbrachten, welches ich von ihnen eintauſchte. Nach geſchloſſenem Handel gab ich ihnen, wie es bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich iſt, etwas Rum, der ihnen nach ihrer langen Reiſe äußerſt willkommen war. Sie tranken reichlich, da ich ihnen mehr als gewöhnlich gab; allein ihre Ladung verdiente dies auch, und ich fand immer meinen Vortheil dabei, wenn ich bei meinem Tauſchhandel großmüthig verfuhr.

Nach ihrer Abreiſe nahm ich einen Indianer zum Wegweiſer, und beſuchte einen Bruder Kaufmann, der ungefähr hundert und funfzig Engliſche Meilen weit von mir wohnte. Ich blieb vierzehn Tage bei ihm, und war in Begriff zurückzukehren, als zwei Indianer mir auf Verlangen meiner Kanadier die Nachricht brachten, daß ein Haufe Wilder auf mich wartete. In ungefähr fünf Tagen waren wir wieder zurück, und ich tauſchte alle ihre Pelze ein.

Am 16ten Julius kamen gegen funfzig Wilde mit ihrer Frühlingsjagd, die ich ebenfalls eintauſchte, obgleich das Pelzwerk weit ſchlechter war, als das, welches im Winter geſammelt wird. Allein ich hatte mir einmal vorgeſetzt, eine ſo reiche Erndte als möglich zu machen, und ergriff mit Eifer jede Gelegenheit, meinen Vorrath zu vergrößern.

Gegen Ende des Monaths kam der Haufe wieder, der mir zurückzukehren verſprochen hatte, und brachte eine große Menge Pelze mit, die nebſt dem, was ich in ihrer Abweſenheit geſammelt, ſo viel betrug, wie meine Kanots halten konnten. Auch brachten ſie mir die Nachricht mit, daß die Hudſonsbay-Geſellſchaft von den Franzoſen ihres Pelzvorrathes beraubt worden ſey.

Früh m Auguſt packte ich meine Ballen, und ſchiffte mich nach Quebek ein, wo ich zu großer Freude meiner Herren, welche meine lange Abweſenheit ſehr beunruhigt hatte, in Zeit von ſechs Wochen anlangte. Sie waren mit meiner Ladung vollkommen zufrieden, und überzeugten ſich von meinem Fleiß und meiner Redlichkeit in ihrem Dienſt. Zum Lohn für meine vielen ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten gaben ſie mir noch über meinen Gehalt ein anſehnliches Geſchenk. Ich verließ ihren Dienſt und das Indianiſche Leben mit dem Vorſatz, eine weniger gefährliche Beſtimmung zu ſuchen, wobei ich mit minderer Anſtrengung des Geiſtes und Körpers die geſellſchaftlichen Freuden genießen könnte.

Zu Quebek hielt ich mich eine Zeitlang auf, und dachte den Winter daſelbſt zuzubringen; weil aber mein Geld beinahe zu Ende ging, und ich zu einer anderen Indianiſchen Reiſe keinen Beruf fühlte, begab ich mich nach Montreal zurück, wo ich Freunde fand, die mir bis zum Frühjahre aushalfen.

Beſuch auf dem Fort George. Merkwürdiges Beiſpiel von Muth bei einem Mohawk-Indianer. Rückreiſe nach England. Ein neuer Dienſt und Rückreiſe nach Kanada mit Kaufmannswaaren für den Indianiſchen Handel.

Im Mai machte ich eine kleine Reiſe nach Fort George, an einem See eben des Namens, den die Franzoſen Saint Sacrement nennen. Ich blieb hier bei einigen Mohawks, die ſich daſelbſt gelagert hatten. Zu Anfange des Franzöſiſchen und Indianiſchen Krieges im Jahr 1757 zeigte einer von dieſen Wilden, als man einem Soldaten eines Rauſches wegen fünf hundert Streiche zuerkannt hatte, ein merkwürdiges Beiſpiel von Entſchloſſenheit und kalter Ueberlegung.

Ein Indianer, der wegen ſeiner vorzüglichen Gelenkigkeit und wegen ſeiner bewundrungswürdigen Schlauheit im Kriege, wo er mehr Feinde getödtet hatte, als irgend einer aus den mit Großbritannien verbündeten Stämmen, Silberferſe (*Silverheels*) genannt wurde, kam zufällig in die Feſtung, als eben der Soldat ſeine Strafe erhalten ſollte, und bezeugte ſein Mißfallen, daß man einen Mann ſo ſchimpflich herabwürdigte. Er ging zu dem befehlshabenden Officier, und fragte ihn, was für ein Verbrechen der Soldat begangen hätte. Der Officier, der nicht Luſt hatte, ſich quäſtioniren zu laſſen, befahl einem von ſeinen Leuten, Silberferſen fortzuſchicken und ihm zu ſagen, daß man bei ſolchen Gelegenheiten die Geſellſchaft der Indianer entbehren könnte. „Wa! Wa!“ (oder O! O!) erwiderte der Wilde; „aber warum iſt der Soldat gebunden?“ Weil er einen Rauſch gehabt, antwortete jener. „Iſt es nur das?“ ſagte Silberferſe, „ſo ſchafft nur noch eine Reihe Hellebarden herbei, und bindet euren Chef; denn der beſäuft ſich zweimal des Tages.“ Mit dieſen Worten verließ er ſogleich die Feſtung, indem er dem Soldaten ſagte, er würde bald zurückkehren, um die auferlegte Strafe zu verhindern. Bald nachdem der Delinquent gebunden war, und die Trommelſchläger auf das Signal warteten, kam Silberferſe zurück, ging mit einem Tomahawk und Skalpirmeſſer auf den Officier zu, und ſagte ihm: „Vater, ſeyd ihr ein Krieger, oder haltet ihr euch nur dafür? Wenn ihr brav ſeyd, ſo werdet ihr nicht leiden, daß eure Leute dieſen Soldaten ſchlagen, ſo lange ich in der Feſtung bin. Laßt euch rathen! vergießt nicht das gute Engliſche Blut, deſſen ihr morgen vielleicht gegen den Feind bedürft.“ Der Officier drehete ſich um, und antwortete mit einem unwilligen Blick: der Soldat habe ſeine Pflicht übertreten, und müſſe geſtäupt werden. Gut, antwortete Silberferſe, ſo ſtäupt ihn; wir werden bald ſehen, ob ihr ein tapfrer Krieger ſeyd, wie ein Indianer.

Ein paar Tage nachher ritt der Officier in einiger Entfernung von der Feſtung, und Silberferſe lag platt auf dem Bauche, wie es ſeine Gewohnheit war, wenn er einem Feinde auflauerte. Der Officier ritt vorbei, ohne ihn wahrzunehmen, als er ſchnell aufſprang, ihm in den Zügel faßte und ihm ſagte, er ſollte abſteigen und mit ihm fechten. Der Officier, der es nicht für rathſam hielt, ſein Leben gegen einen Wilden zu wagen, weigerte ſich, abzuſteigen und wollte dem Pferde die Sporen geben. Silberferſe merkte ſeine Abſicht, und gab dem Pferde einen Schlag mit dem Tomahawk, daß es plötzlich zu Boden fiel. Der Officier ſtürzte nieder, ohne Schaden zu leiden. Nun, ſagte Silberferſe, ſind wir gleich, und da du ein Paar Piſtolen und einen Degen haſt, ſo kannſt du nichts dawider haben, dich mit mir zu ſchlagen. Der Officier weigerte ſich noch immer; Silberferſe ſagte ihm: er hätte ſich ja für einen Krieger gehalten, als er einen von ſeinen weißen Sklaven wegen einer Verletzung des Kriegesgeſetzes hätte ſtäupen laſſen; jetzt aber ſchiene er ſeine Rolle ganz vergeſſen zu haben, ſonſt würde er keinen Anſtand nehmen, mit ihm zu fechten — und mit einem ernſten Blick ſetzte er hinzu: er hätte große Luſt, ihn in eine andere Himmmelsgegend zu ſchicken; weil aber dieſe Art zu verfahren ſeinem

Zweck nicht entſprechen und ihn unter den Kriegern, ſeinen Brüdern, nicht genug herabſetzen würde, ſo möchte er nur nach Hauſe gehen, ſo bald es ihm gefiele: morgen indeß würde er mit dem Skalp des Pferdes auf die Feſtung kommen und die Sache erzählen. Der Officier freuete ſich, ſo guten Kaufs davon zu kommen, ob er gleich drei Meilen weit zu Fuß gehen mußte.

Den anderen Morgen erſchien Silberferſe, und fragte nach dem Officier, ward aber nicht vorgelaſſen. Einige von den anderen Officieren kamen heraus, und erkundigten ſich, was er verlangte. Er erzählte den Vorgang zwiſchen dem Officier und ihm, und zeigte ihnen das Siegeszeichen. Zugleich ſetzte er hinzu: er würde morgen in den Krieg gehen, ein altes Weib gefangen zu nehmen ſuchen, und es auf die Feſtung ſchicken, um das Kommando zu führen; denn der große Befehlshaber könnte nur bei Tiſche mit Hunden und Katzen fechten, damit ſie nicht mehr fräßen als er. Er forderte darauf Rum (den er auch erhielt) und verließ die Feſtung, um ſein Verſprechen zu erfüllen; aber bald nachher ward er in einem Treffen getödtet, wo er männlich an der Spitze eines Haufens Mohawks in der Nähe des Blutteiches (*bloody Pond*) focht, der an Lord Laudons Straße auf dem Wege nach Albany liegt.

Kurz vorher, ehe der Freſt einfiel, ging ich nach Montreal zurück, und beſuchte meine alten Cahnuaga-Freunde, bei denen ich mich auf Indianiſche Weiſe amüſirte, weil ich immer lieber in ihrer Geſellſchaft, als unter den Kanadiern war. Doch nahm ich zuweilen Theil an feineren Vergnügungen, und weil ich ziemlich gut tanzte, ward meine Geſellſchaft allgemein geſucht.

Die Kanadier, vom Herrn bis zum Gemeinen, ſind beſonders zum Tanzen geneigt; und obſchon die niedrige Klaſſe es nicht vorzüglich weit darin gebracht hat, ſo haben ſie doch eine gewiſſe Leichtigkeit und Ungezwungenheit, die zwar auch etwas bäueriſch, aber doch auf keine Weiſe unangenehm iſt. Das Getränk beſteht bei dieſen Gelegenheiten aus ſaurem Spaniſchen Wein (*black strap*); und ſo gering auch dieſe Bewirthung in feineren Geſellſchaften ſeyn würde, glaubt man doch hier zu Lande, ſeinen Freunden hinlängliche Ehre damit zu erweiſen.

Als der Winter verſtrichen war, beſchloß ich, nach Quebek zu gehen und mich um eine Ueberfahrt nach England zu bemühen, weil ich keine Ausſicht zu einer bleibenden Niederlaſſung in Kanada hatte. Ich miethete mich in einen Gaſthof ein, und lebte nicht ſowohl aus freier Wahl, als vielmehr aus Noth, ſo eingeſchränkt wie möglich; denn jedermann weiß, daß die Indianiſchen Rauchhändler, wie die Seeleute, ſelten klug genug ſind, ſich viel Geld zu machen. Zum Glück für mich traf ich zu Quebek einen alten Schulkameraden, einen Schiffskapitain, den ich ſeit ſechzehn Jahren nicht geſehen hatte. Ich eröffnete ihm meine bedrängte Lage, und er riß mich großmüthig heraus. Auch verſprach er mir noch außer dieſer Güte freie Ueberfahrt nach England an Bord ſeines Schiffes, die ich mit Dank und Freude annahm. Sobald er die Zeit ſeiner Abreiſe beſtimmt hatte, ging ich mit Poſtpferden nach Montreal, um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Darauf kehrte ich nach Quebek zurück, von wo wir den 11ten Oktober 1783 abſegelten und nach Neufoundland ſteuerten. Als wir den Hafen erblickten, baten verſchiedene von-uns um Erlaubniß, das große Boot zu nehmen und ans Ufer zu rudern. Dies ward uns zugeſtanden; weil aber gänzliche Windſtille war, kamen wir wenig vom Fleck. Wir hatten uns noch keine Seemeile weit von dem Schiffe entfernt, als ein Südweſtwind ſich aufmachte, und uns ſehr zurückhielt. Gegen Abend legte ſich der Wind, und nun erreichten wir mit ſcharfem Rudern um Mitternacht müde und hungrig das Ufer. Früh Morgens lief das Schiff in den Hafen, und hatte in der Nacht durch das Arbeiten gegen den Wind einige Beſchädigung erlitten, weswegen der Kapitain die Ladung verkaufte. Am 9ten November verließen wir Neufoundland an Bord eines anderen Schiffes. Unſere Ueberfahrt war glücklich; es ſtieß uns gar nichts Merkwürdiges auf, und am 30ſten deſſelben Monats langten wir in London an. — Nach einer Abweſenheit von funfzehn Jahren ſchien mir meine Geburtsſtadt eine neue Welt; ich fand kaum einen meiner Freunde wieder, weil in dieſer langen Zeit faſt alle geſtorben waren.

Im Februar 1784 ſchloß ich einen Vergleich mit einem Verwandten, nach Kanada zurück zu gehen, und verließ London am 15ten des folgenden Aprils mit einer Ladung. Am 20ſten gingen wir unter Segel, und liefen in Portsmouth ein, um Weine an Bord zu nehmen. Nach einer beſchwerlichen, langweiligen Reiſe von elf Wochen langten wir wohlbehalten in Quebek an, von wo aus meine Waaren auf Kähnen nach Montreal transportirt wurden. Leider war es ſchon zu ſpät, als daß ich es noch hätte verſuchen können, nach Michillimakinak zu gehen und im Lande zu überwintern; denn ich durfte nicht darauf rechnen, mir ordentliche Kanots zu verſchaffen. Auch waren meine Güter nicht gehörig ſortirt und die Zeit zu kurz, um ſie zu dieſer Reiſe in Ordnung zu bringen. Unter dieſen Umſtänden zog ich einen Freund zu Rathe. Er hielt es für das beſte, meine Waaren öffentlich loszuſchlagen, welches ich mit ſo großem Verluſte that, daß ich meinem Londoner Freunde nur eine kleine Summe als einen Theil der Bezahlung zurückſchicken konnte. Nichts gelang mir auf dieſer Reiſe nach Wunſch. Durch meine Leichtgläubigkeit, und das Verlangen, den erlittenen Verluſt wo möglich zu erſetzen, verwickelte ich mich nur in größere Schwierigkeiten; alle meine Entwürfe ſchlugen fehl, und nach einigen Monaten war ich ganz entblößt.

Im Februar 1785 verließ ich Montreal, und ging zu Fuß von la Prairie nach St. Johns, wo ich zufällig einen Freund antraf, der mich mit Geld verſah, daß ich nach Neu-York kommen konnte. Ich reiſte nach Stony Point, und blieb daſelbſt zwei Tage mit einigen Königlichen Officieren, die mich nach Crown Point begleiteten. Hier hielten wir uns ebenfalls drei Tage auf; dann trennten wir uns, und ich nahm einen Schlitten, der mich wohlbehalten nach Neu-York brachte, wo ich eine Wohnung miethete und ſo eingeſchränkt wie möglich lebte.

Ich lernte bei meinem Aufenthalte daſelbſt einen Loretto-Wilden kennen, welcher John der Indianer hieß. Er hatte den ganzen Krieg über in Amerikaniſchen Dienſten geſtanden, und erwartete jetzt, da der Kongreß eben verſammelt war, den Lohn ſeiner Treue. Wie er mir ſagte, hatte er neun Jahre für ſie im Kriege gefochten und viele Feinde getödtet, aber nichts als eine Flinte, zwei Decken, drei Stück Indianiſche Kniebänder und hundert Thaler Papiergeld, wovon er keinen Gebrauch machen konnte, erhalten. Er bat mich, weil ich doch ſeine Sprache verſtände, dem Gouverneur ſein Anliegen vorzutragen. Ich beſtellte ihn zu mir, und ſchrieb alle Umſtände, die er mir erzählt hatte, auf, um gefaßt zu ſeyn, wenn ich unerwartet gerufen würde. Ein paar Tage nachher erläuterte er mir deutlicher, was ſeine Anſprüche wären, und wie der Kongreß ihm mitgeſpielt hätte. Auf meine Frage, warum er in den Amerikaniſchen Dienſt getreten ſey, erwiderte er mir: zu Anfange des Krieges hätten die Großen Meſſer (worunter er die Amerikaner verſtand) ihm gerathen, ſein Herz von den Engländern abzukehren, ihm alles, was er brauchte, zu geben verſprochen, und als noch einen Bewegungsgrund mehr hinzugeſetzt: ſie wollten ihm einen Skalp höher als gewöhnlich bezahlen, und nach Endigung des Krieges ihm ſo viel Land und Gut geben, daß er und ſeine Familie bequem darauf leben könnten. Jetzt aber wäre er überzeugt, daß ſie eigennützig gehandelt hätten; denn alle ſeine Bitten um Erfüllung ihres Verſprechens wären vergeblich geweſen, und er ſey nun feſt entſchloſſen, ſich auf eine oder die andere Art Satiſfaktion zu verſchaffen. Ich ſagte ihm, daß ich die Vereitlung ſeiner Hoffnungen nicht beklagen könnte. Er wäre ein ſchlechter Indianer, da er ſeinem guten Vater an der anderen Seite des Meeres, der von allen, die ihn kennten, und vorzüglich von der Loretto-Nation geliebt würde, abtrünnig geworden wäre. Es befremdete mich, daß er ſein Herz durch veränderliche Winde hätte bewegen laſſen, da doch die Unterthanen dieſes großen und guten Vaters in der Nähe ſeines Dorfes lebten und ſeiner Nation alle Beweiſe der Liebe und Freundſchaft gäben; und es thäte mir leid, hinzuſetzen zu müſſen, daß ich glaubte, er wäre der einzige Loretto-Indianer, der zwei Herzen hätte, weswegen ich auch nicht geneigt wäre, mich bei dem Kongreſſe für ihn zu verwenden.

Dieſe Bemerkungen über ſein Betragen ſchienen ihm zu Herzen zu gehen, und er antwortete: ungeachtet er von ſeinem großen Vater abgewichen wäre, hoffte er doch an mir einen Freund zu finden, der ihm beiſtände, wenn ſeine Sache im Kongreſſe vorgenommen würde; denn er wüßte niemand in Neu-York, der ihm ſo nachdrücklich dienen könnte. Ich ſagte ihm, trotz meinem gerechten Unwillen, dauerte mich ſeine Lage, und ich wollte ihm ſeine Bitte nicht abſchlagen. Ungefähr vier Tage darauf kam er zu mir, um mir zu ſagen, daß der Kongreß jetzt verſammelt wäre, und daß er glaubte, man würde ſeine Forderung bezahlen, wenn ich mit ihm gehen und bei dem Gouverneur für ihn das Wort führen wollte. Zwar wäre ich deſſen gern überhoben geweſen, weil ich während des Krieges eine thätige Rolle gegen die Amerikaner geſpielt hatte; da er aber ſo ſehr in mich drang, konnte ich nicht widerſtehen, und begleitete ihn ſogleich in die Verſammlung, in welcher der Gouverneur Franklin präſidirte. Er fragte mich, ob ich den Indianer John kennte; ich antwortete, daß ich ihn nur zu Neu-York geſehen hätte, und auf ſeine ausdrückliche Bitte käme, um das Wort für ihn zu führen. Er bat mich, den Indianer zu verſichern: ſeine Forderung ſollte in wenigen Tagen befriedigt werden, und er möchte nur ganz ruhig ſeyn. Dieſe Nachricht ſchien ihn auch völlig zu befriedigen.

Kurz darauf ward er geholt und erhielt eine Anweiſung auf hundert Thaler an einen Kaufmann, der ſie aber, als jener ſie überreichte, nicht annahm. John gerieth darüber in Zorn, und bat mich, dem Kaufmanne zu ſagen, daß der Kongreß und alle ſeine Diener Spitzbuben wären. Der Kaufmann entſchuldigte ſich mit der Armuth des Schatzes, weswegen nicht alle Forderungen ſogleich befriedigt werden könnten. Den folgenden Tag ging John wieder zum Gouverneur, ſagte ihm, daß der Wechſel zurückgewieſen ſey, und erhielt eine Anweiſung auf einen anderen Kaufmann, die gehörig honorirt wurde. John war voller Freude, und in weniger als zehn Tagen hatte er, als ein ächter Indianer, alles Geld aufgezehrt, und zwar meiſtens vertrunken.

Meine Verwendung für den Indianer machte mich ſehr bekannt, und verſchaffte mir Zutritt in einem angeſehenen Kaufmannshauſe, wo ich für den Indianiſchen Handel Kredit erhielt. Nachdem ich meine Ladung in Ordnung gebracht hatte, ging ich in einem Schiffe nach Albany, wo ich den 18ten Junius anlangte. Hier packte ich meine Waaren aus, und ließ ſie in einem Wagen nach Schenektady bringen, wo ich zwei Boote kaufte. Am 1ſten Julius ging ich den Mohawk-Fluß hinauf nach den German Flats (Teutſchen Niederungen,) und blieb daſelbſt drei Tage. In dieſer Zeit kam ein Haufe Oneida-Indianer, und bat mich, in ihrem Dorfe, etwa zehn Tagereiſen weit vom Fort Stanwix, zu überwintern. Ich gewährte ihnen ihre Bitte, und machte mich, weil die Reiſe durch die Wälder ging. mit acht und zwanzig Pferden zum Transport meiner Bagage auf den Weg. Meine Boote verkaufte ich, um die Pferdemiethe zu bezahlen. Ich langte mit allen meinen Gütern wohlbehalten in dem Dorfe an; da ich aber nach einem drei Wochen langen Aufenthalte unter den Einwohnern fand, daß ich keinen großen Vortheil bei ihnen haben würde, ſo tauſchte ich ihre wenigen Pelze ein, kaufte meine Boote wieder, verließ meine Indianiſchen Freunde, und ging unverzüglich nach dem Jeneſee-See, woſelbſt ich den 14ten December ankam. Nach-

dem

dem ich gelandet und meine Waaren in Sicherheit gebracht hatte, ließ ich von meinen Leuten ein Haus bauen. Die Oberhäupter verſammelten ſich, ſobald ſie meine Ankunft erfuhren, und kamen in Begleitung ihrer jungen Leute zu mir. Sie erwarteten Geſchenke, und ich durfte ſie ihnen nicht verweigern. Hierauf bat ich ſie um Erlaubniß, in ihrem Lande zu bleiben. Einige waren es zufrieden, Andere nicht; endlich, nachdem ſie ſich mit einander berathſchlagt hatten, ſagten ſie mir: ich möchte nur mit dem Baue fortfahren. Meine Leute gingen ſogleich eilends daran, in Hoffnung, ihn vor der Zurückkunft der Indianer zu vollenden. Aber ach! wie nichtig ſind alle menſchlichen Dinge! Während ſie bei der Arbeit waren, kamen einige Indianer eilends herbei, und verlangten meinen Beiſitz bei dem Verſammlungsfeuer, das nicht weit von meiner künftigen Wohnung war. Ich folgte, und ließ mich bei einem Vornehmen nieder, als plötzlich ein Anderer aufſtand, und mich folgendermaßen anredete: – – –

„Du biſt der Zucker, denn ſo wirſt du in deiner Sprache genannt; allein du „mußt nicht zu viel Süßes auf deinen Lippen haben. Alle Oneida-Indianer „ſagen: ſie hätten gehört, daß du nur unter dem Vorwande gekommen ſeyſt, unſer „Land an dich zu bringen; das darf aber nicht geſchehen: meine jungen Krieger „wollen keinen Engländer unter ſich wohnen laſſen. Du würdeſt es machen, wie „der große Anführer General Johnſon, der um einen Fleck Erde, oder um ein „großes Bett bat, worauf er liegen könnte; und als Hendrick, der Anführer der „Mohawks, ihm ſeine Bitte zugeſtanden hatte, nahm er eine große Strecke von „unſeren Jagden in Beſitz. Aller Wahrſcheinlichkeit nach möchteſt du uns durch „deine Träume auch gern um unſere natürlichen Rechte bringen. Wir liebten „Sir William, und bewilligten deswegen alle ſeine Bitten; du aber biſt ein „Fremder, und darfſt dir keine ſolche Freiheiten nehmen. Ich rathe dir alſo, morgen mit Tagesanbruch fort zu reiſen; ſonſt werden unſere jungen Krieger dich „plündern, und es wird nicht in unſerer Macht ſeyn, dir wieder zu dem Deinigen „zu helfen.“

Weil ich einmal einer Rathsverſammlung erwähnt habe, ſo will ich die Form eines zu dieſem Zweck bei Fort Pitt errichteten Hauſes beſchreiben. Das Gebäude iſt lang, mit zwei Feuerplätzen in gehöriger Entfernung von einander, ohne Kamin und Abtheilungen. Zum Eingange in das Haus dienen zwei Thüren, an jedem Ende eine; über der Thür war die Figur einer Schildkröte gezeichnet, welche das Zeichen eines beſonderen Stammes iſt. Auf jedem Thürpfoſten war das Geſicht eines alten Mannes ausgeſchnitten, als Sinnbild des Ernſtes und der Weisheit, die jedes Mitglied des Rathes beſitzen ſollte. An jeder Seite inwendig läuft die ganze Länge hinunter ein flaches fünf Fuß breites Geſtell oder Bett, das ungefähr anderthalb Fuß hoch über den Boden geht, aus breiten Brettern gemacht iſt und zum Schlafen, ſo wie zum Sitzen, dient. Es iſt mit einer artigen Matte von Binſen bedeckt, und am oberen Ende des Gebäudes ſitzt der König oder das große Oberhaupt.

Doch um wieder einzulenken. Wir packten unſere Waaren, und machten uns auf den Weg nach der Feſtung Oswego. Ich wollte vorbei ſchiffen; eine Schildwache aber hielt mich an, und ſagte mir, daß kein Boot mit Waaren ohne Erlaubniß des befehlshabenden Officiers paſſiren dürfte. Hierauf antwortete ich: ich wäre kein Amerikaner, und wollte ſelbſt zu dem Officiere gehen, um zu hören, ob er wirklich dieſen Befehl ausgeſtellt habe. Ich ging in meiner Indianiſchen Kleidung hin, und ließ meine Leute ungefähr anderthalb Engliſche Meilen weit von der Beſatzung bei dem Landungsplatze zurück. Ich machte ihm meine Aufwartung, und ſagte ihm meine Lage; er verſicherte mich: es würde ihn ſehr freuen, wenn er mir gefällig ſeyn könnte; allein es wäre unmöglich, ohne gehörige Beglaubigungen die Feſtung zu paſſiren, und weil es mir daran fehlte, ſo erſuchte er mich, nach den vereinigten Staaten zurückzukehren, damit meine Waaren nicht weggenommen würden. Dieſes freundſchaftlichen Rathes ungeachtet, beſchloß ich, es darauf ankommen zu laſſen; und zu meiner äußerſten Kränkung wurden alle Waaren von den Zollbedienten in Beſchlag genommen, in des Königs Magazin niedergelegt und nachher konfiscirt

In dieſer traurigen Lage, und bei äußerſt ſchlechten Geſundheitsumſtänden ging ich in einem Königlichen Boote nach Cataraqui, wo ich am 9ten November anlangte, und meine Wohnung in Herrn Howels Gaſthofe nahm. Meine Krankheit verſchlimmerte ſich ſo ſehr, daß ich mich auf meiner Decke halten mußte, wobei ich nur ein treues Indianiſches Mädchen (*Squaw*) zur Aufwartung hatte. In dieſem elenden Zuſtande brachte ich einige Zeit zu, und ſah mit jeder Stunde dem Tode entgegen, ob ich gleich alles mögliche zu meiner Geneſung zu verſuchen beſchloß. Gerade in dieſem intereſſanten Zeitpunkt kam mein Korreſpondent aus England an; und ungeachtet des Verluſtes, den meine Unbeſonnenheit ihm zugezogen hatte, ſpielte er die Rolle des ächten Samariters, und goß Oel und Wein in meine Wunden. Als er fand, daß meine Krankheit den Beiſtand eines Arztes bedurfte, ließ er einen Wundarzt holen, und bald war ich wieder ſo weit geneſen, daß ich meine Reiſe nach la Chine fortſetzen konnte, wo ich einige Monate blieb, um die Waaren, die er von England mitgebracht hatte, zu einer Nordweſtlichen Reiſe unter die Indianer in Bereitſchaft zu bringen, weil ich das nächſte Frühjahr nach Michillimakinak zu gehen gedachte. Allein das Mißgeſchick, das uns ſtets verfolgte, vereitelte alle unſre Entwürfe, und ſetzte uns in die Nothwendigkeit, am 26ſten Mai 1786 la Chine zu verlaſſen, von wo wir in einem großen Boote von Schenektady nach Oswegatſche gingen. Hier hielten wir einige Stunden an, und landeten an einem Orte, Toniata Creek genannt, wo ich als Königlicher Anſiedler um fünfhundert Morgen Land zu bitten mir vornahm. Die Regierung geſtand es mir zu, und ich fällte ſogleich Holz, um ein Haus zur Aufnahme der Indianer zu bauen, weil ich mir von dem Tauſchhandel mit ihnen große Vortheile verſprach. Nach wenigen Tagen kamen die Indianer, um mit uns zu handeln. Dieſes gab uns Muth, und ſchmeichelte uns zugleich mit der angenehmen Hoffnung, daß unſre Geſchäfte gelingen würden. Da aber einige Angelegenheiten die Gegenwart meines Freundes zu Montreal erforderten, ſo litt der Handel einen kleinen Aufſchub; und bei ſeiner Zurückkunft ſagte er mir, wir müßten unſre Quartiere verlaſſen, weil er wegen einer Schuld von den Engländern eingezogen zu werden fürchtete.

In dieſer grauſamen Lage beſtand unſre einzige Sicherheit in der Flucht; wir ſchifften alle unſre Waaren in einem großen Boot ein, und reiſten nach Pymitiskotyan, einem Landungsplatze am See Ontario, wo wir in ein Flüßchen einliefen und in dem Hauſe eines Rauchhändlers Aufnahme fanden. Den folgenden Morgen machten wir uns ein Haus zum Handel zurecht, und einige Tage lang ging alles gut; allein unſere Glückſeligkeit war von kurzer Dauer: ein Beamter verfolgte uns, und bemächtigte ſich aller Effekten, die er finden konnte, ſogar des Zeltes, das uns vor dem Wetter ſchützte, und führte ſie nach Montreal, wo ſie, um weniger als ein Viertheil ihres wahren Werthes und deſſen, was ſie gekoſtet hatten, verkauft wurden. In ſolcher Lage, ohne irgend ein Eigenthum, womit wir handeln konnten, kamen wir nach Kenty-Bay, wo wir zehn Monate unter den Königlichen Anſiedlern blieben, deren Gaſtfreiheit die Härte unſeres Geſchicks etwas milderte und meinen Kummer erleichterte. Zu Anfange des Frühjahrs 1786 gingen wir nach Carlton-Eiland, und von da nach Fort Oswego, in der Abſicht, durch dieſen Poſten nach den vereinigten Staaten zu gehen. Weil wir aber keinen Paß hatten, ward es uns nicht geſtattet, unſre Reiſe fortzuſetzen. In dieſer unangenehmen Lage rieth ich meinem Freunde, einen anderen Plan zu entwerfen, und verſchaffte uns ein Fahrzeug nach Salmon-Creek (Lachsbach) ungefähr zwanzig Engliſche Meilen weit von der Feſtung. Hier blieben wir einen Tag, und machten uns, von einer Indianerin begleitet, mit fünf Pfund Schweinefleiſch und zwei Laib Brodt zu Fuß auf den Weg, in der Erwartung, in vier Tagen Fort Stanwix zu erreichen. Allein der alte Fußpfad war ganz unkenntlich geworden, und wir mußten, voll Unmuth über den mißlungenen Verſuch, Abends wieder nach dem Flüßchen zurückkehren. Wir hatten nicht Luſt, noch einen Verſuch zu wagen, und beſchloſſen, wieder nach Fort Oswego zurückzugehen. Zu dem Wege nach dieſer Feſtung brauchten wir ſechs Tage, ob er gleich nur zwanzig Meilen betrug.

Mein Freund ſtand auf dieſer Reiſe großes Ungemach aus, weil er nicht in den Wäldern zu ſchlafen gewohnt war; auch beläſtigte es ihn ſehr, ein dreißig Pfund ſchweres Felleiſen zu tragen. Unſer kümmerlicher Vorrath von Lebensmitteln vermehrte unſre Noth; denn es läßt ſich wohl denken, daß fünf Pfund Schweinefleiſch und zwei Brodte für drei Menſchen nicht lange dauern konnten.

Vor Endigung unſerer Reiſe brachten wir zwölf Stunden ohne alle Nahrung zu; ausgenommen die wilden Zwiebeln, die wir unterweges fanden. Glücklicherweiſe aber entdeckten wir zuletzt im Sande gegen hundert und vierzig Vogeleier, die wir kochten und gierig verſchlangen, obgleich in den meiſten ſchon junge Vögel mit zarten Daunen befindlich waren. Als wir in der Feſtung ankamen, zog der befehlshabende Officier uns mit unſerem Verſuche auf. Er nahm meinen Freund bei Seite, und rieth ihm, entweder nach Montreal zurückzukehren, oder nach Niagara zu gehen, weil er den Beſchwerlichkeiten des Indianiſchen Lebens nicht gewachſen wäre. Mein Freund befolgte den Rath des Officiers, und ließ mich auf der Feſtung. In kurzem ging ich nach Montreal herunter, und nahm daſelbſt ein Fahrzeug nach Quebek. Ich befand mich in ſehr bedrängten Umſtänden, und wandte mich an den Lord Dorcheſter; dieſer gab großmüthig ſeinem Aide de Camp den Auftrag, mich zu dem General-Lieutenant Hope zu begleiten, dem er mich angelegentlich zu einem Indianiſchen Dienſt empfahl. Einigermaßen getröſtet und mit ein paar Thalern und anderen Nothwendigkeiten verſehen, ward ich nach Cataraqui geſchickt.

Ich verließ Quebek, und langte den 14ten Julius zu Montreal an. Den folgenden Tag ging ich zu Fuß weiter; weil ich aber zwei Indianer von meiner Bekanntſchaft in einem Kanot ſah, und etwas Geld in der Taſche hatte, um Rum zu kaufen, miethete ich ſie, mich nach Cataraqui zu bringen. Wir erlegten unterweges eine Menge Wild.

Am 19ten Auguſt lieferte ich meine Zeugniſſe an den bevollmächtigten Officier ab; allein er konnte mir keinen Dienſt erweiſen. Doch empfahl er mich in einem Briefe ſeinem Freunde zu Carlton-Eiland, wo Sir John Johnſon auf ein Schiff nach Niagara wartete, um einen Rath mit den Indianern zu halten. Glücklicherweiſe verſchaffte ich mir eine Zuſammenkunft mit ihm, und entdeckte ihm darin meine Lage; nun ſagte er mir, ich möchte mich bereit halten, ihn auf ſeiner Rückreiſe als Dolmetſcher zu begleiten. Am 18ten September traf uns Sir John Johnſon an der Spitze der Kenty-Bay. Sobald die Indianer ſeine Ankunft vernahmen, begrüßten ſie ihn mit einer Flinten-Salve; und nachdem ſie etwas Rum erhalten hatten, tanzten ſie die ganze Nacht durch, und ſangen ihre Kriegeslieder, von denen mir eins beſonders auffiel: „Endlich iſt unſer guter Vater angekommen. „Er hat die kleinen Zweige durchbrochen und ſeinen Weg gereinigt, um uns zu begegnen. Er hat uns Geſchenke in Ueberfluß gegeben, und verlangt nur dieſes „große Bett.“ (Sie verſtanden darunter einen großen Strich Landes, der auf einer Karte bezeichnet war)

Um zwölf Uhr des anderen Tages wurde ein Rath gehalten, worin Sir John ihnen ſeine Karte vorlegte und einen Strich Landes vom Toronto bis zum See Huron verlangte. Die Indianer beſchloſſen, ſein Verlangen zu gewähren, und die Oberhäupter unterzeichneten die Schenkungs-Akte, die ihnen vorgelegt ward, mit dem Sinnbilde oder der Figur ihrer Totams. Sir John Johnſon verließ ſie darauf, und ſchiffte ſich nach Cataraqui, der Hauptſtadt der Loyaliſten-Niederlaſſungen, ein.

Vor ſeiner Abreiſe eröffnete ich ihm meine traurige Lage näher, und erhielt von ihm eine kleine Beihülfe, die mich in Stand ſetzte, nach der dritten Ortſchaft in der Kenty-Bay zu gehen, wo ich bis zum Frühjahre 1787 bei meinen Freunden, den Loyaliſten, blieb. Ich hatte in dieſer Zeit oft Gelegenheit, über den blühenden Zuſtand der neuen Niederlaſſungen Bemerkungen zu machen.

Die Niederlaſſungen der Loyaliſten in Kanada ſind gewiß eine wichtige Acquiſition für Großbritannien, und im Fall eines Krieges mit den vereinigten Staaten werden ſie nicht nur einige Tauſend alte Krieger aufſtellen können, ſondern verſprechen auch eine neue Generation kühner Menſchen, die durch ihre Grundſätze im letzten Kriege zu aller Anſtrengung angeſpornt wurden, ſelbſt auf Koſten ihres Eigenthums, ihrer Familien und Freunde die Sache, welche ſie ſo warm ergriffen, zu unterſtützen. Doch fand ich während meines Aufenthaltes eine Urſache zur Klage, die zwar das Wohl und Glück der gegenwärtigen Einwohner nicht unmittelbar betrift, oder die Bevölkerung nach Verhältniß der unvertheilten Länder hindert, aber doch von einer anderen Seite Gefahr drohet. Zur Befriedigung des Publikums werde ich ſie näher zu erläutern ſuchen.

Das ganze Land von Point au Baudet, dem Anfange der Königlichen Niederlaſſungen am St. Lorenz-Fluſſe, bis zu der Spitze der Kenty-Bay, welches jetzt wenigſtens zehn tauſend Menſchen in ſich faßt, ſoll dem alten Feudal-Syſteme der Franzöſiſchen Lehnsherrſchaften unterworfen ſeyn. Die Lehnsherren machen Anſpruch auf einen Erbzins, oder behaupten irgend ein Lehnsrecht; dies macht, wenn es auch noch ſo unbedeutend iſt, und wenn auch vielleicht nie darauf gedrungen wird, doch jeden Beſitzer von dem Lehnsherrn abhängig, und in der Folge der Zeit, wenn der Werth des Landes ſteigt. kann die Hebung dieſer Zinſen oder die Ausübung dieſer Rechte öftere Streitigkeiten verurſachen. Jetzt, da ſich ſo viele Hundert Amerikaner hier niedergelaſſen haben, und wahrſcheinlich noch mehrere aus den vereinigten Staaten hieher wandern werden, weil ſie mit der Verfaſſung jenes Landes unzufrieden ſind, oder als Unterthanen von Großbritannien größere Vortheile einzuerndten hoffen, ſollten wir billig darauf denken, alle Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen; und die Adminiſtration ſollte entweder durch Kauf, oder durch andere Mittel, alle den Königlichen Unterthanen, oder Anderen die den Eid der Treue ablegen, ertheilte Ländereien in Kanada eben ſo frei zu machen ſuchen, wie die in Neu-Schottland. Leute, die aus den beſten Abſichten die Sache ihres Vaterlandes ergreifen, ſollten alle mögliche Nachſicht genießen, in eben dem Maße, wie ſie durch die Verheerung des Krieges ihrer gewohnten Gemächlichkeiten beraubt worden ſind, ohne partheiiſche Einſchränkungen belohnt und auf den Ueberreſt ihrer Tage ſo glücklich gemacht werden, wie die Regierung, unter welcher ſie leben, ſie nur machen kann.

Aus der Bevölkerung dieſer neuen Niederlaſſungen, und ihrer Parallel-Lage mit Fort Oswegatſche, Carleton-Eiland, Oswego und Niagara erhellet einleuchtender als je, was ich ſchon zu Anfange dieſes Werkes weitläuftiger erläuterte: wie nothwendig es iſt, dieſe Gränzfeſtungen in Beſitz zu behalten. Die dritte Ortſchaft allein, die neun Engliſche Quadratmeilen beſitzt, enthielt im Jahre 1787 gegen ſiebzehn hundert Einwohner, und es läßt ſich folglich ſchwer beſtimmen, welche Anzahl brauchbarer Unterthanen dieſes Land in der Folge hervorbringen möchte. Gewiß kann es eine Menge Menſchen ernähren; denn es iſt im Ganzen fruchtbar, und der Morgen (*acre*) trägt, mäßig angeſchlagen, gegen dreißig Scheffel Weizen, ſo ſchlecht es auch ausgerodet wird. Man läßt nämlich alle Stämme von etwa drei Fuß Höhe, und fünf bis zehn Bäume in jedem Acker ſtehen. Dieſe Art zu roden iſt in der That durchaus nothwendig, weil neu bebauete Länder in heißen Himmelsſtrichen Schutz erfordern, um die brennende Sonnenhitze abzuhalten, die in ihrer vollen Stärke den Saamen verſengen würde. In einer ſteinichten Gegend hat man es ebenfalls rathſam gefunden, die Steine im Lande zu laſſen, weil ſie eine das Wachsthum befördernde Feuchtigkeit an ſich halten.

Im Monat Mai verließ ich die neuen Niederlaſſungen, und ging nach Montreal, und von da nach Quebek. Ich wollte hier dem Lord Dorcheſter aufwarten, ward aber nicht vor ihn gelaſſen. Nachher erfuhr ich, daß er unpäßlich wäre. Darauf wollte ich zu dem Generallieutenant Hope gehen; allein er hatte ſich nach England eingeſchifft. So viele Widerwärtigkeiten trafen mich ſehr empfindlich; weil aber das, was mich niederdrücken könnte, mich meiſtens nur ſtärker anſpornt, ſo ward ich in meinem Bemühen, mein Leben zu erhalten, nur noch eifriger. Während ich mich mit Entwürfen für meinen künftigen Unterhalt beſchäftigte, erhielt ich eine Beihülfe von einem Freunde. Dieſe zu rechter Zeit kommende Hülfe gab mir neuen Muth, und ich empfand eine Freude, von der ſich nur diejenigen einen Begriff machen können, die ähnliches Elend und Ungemach erfahren haben.

Mit fröhlichem Herzen, von allen finſteren Gedanken befreiet, beſchloß ich, Kanada zu verlaſſen, ſo lange ich noch Geld in der Taſche hatte. Ich fand noch einen Freund, der mir einen Paß unterzeichnete, und ging am 25ſten Oktober an Bord eines Schiffes, das im St. Lorenz-Fluſſe vor Anker lag. Zu Anfange des folgenden Decembers langte ich, voll Freude, meinen vaterländiſchen Boden wieder zu betreten, in London an.

Anhang

Anhang.

1. Kurze Nachricht von den Baſchi-Inſeln *).

Aus *Meares Voyages*, *p.* 58.

Wir beſuchten die **Baſchi-Inſeln** im Jahr 1786, und erhielten daſelbſt Erfriſchungen. Vielleicht iſt es noch nicht allgemein bekannt, daß die Spanier ſie in Beſitz genommen haben; dies iſt aber wirklich der Fall. Der Gouverneur reſidirt auf der Inſel **Grafton**, nebſt einer Beſatzung von ungefähr hundert Soldaten, etlichen Officieren und einigen wenigen Prieſtern. Vor ſeiner Wohnung ſind fünf oder ſechs Kanonen aufgepflanzt, allein keine Feſtungswerke oder Verſchanzungen aufgeworfen. Unſer Aufenthalt daſelbſt war von ſehr kurzer Dauer; wir konnten folglich keine andere als ſehr allgemeine Nachrichten von dieſen Inſeln einziehen, die aber, weil es ſich ſelten trift, daß Schiffe hier anlegen, nicht nur die Neugierde befriedigen, ſondern auch den Seefahrern, die in den Oſtindiſchen Meeren ſchiffen, dienlich ſeyn können.

Der **Baſchi-Inſeln** ſind fünf an der Zahl, und ſie liegen zwiſchen **Formoſa** und **Luzon**. Außerdem gehören noch vier felſige Eilande dazu, die jedoch grün bewachſen ſind. **Dampier** nannte die fünf größten: 1. **Grafton-Inſel**, die beträchtlichſte; 2. **Monmouth-Inſel**, die ihr am nächſten kommt; 3. **Goat-Eiland** oder die **Ziegen-Inſel**; 4. **Orange-Inſel**, und 5. **Baſchi-Eiland**, die ungleich kleiner als die beiden erſten ſind. Ihre Einwohner ſind eine Race ſtarker, athletiſch gebildeter Menſchen, die bisher im Genuß eines Landes, das ihnen alle Erforderniſſe und Bequemlichkeiten des Lebens darreichte, glücklich

---

*) Dieſe Notiz von den **Baſchi-Inſeln**, die wir im erſten Bande dieſer Sammlung S. 71 weggelaſſen haben, weil es nicht wohl anging, ſie mit dem Text in eine ſchickliche Verbindung zu bringen, findet hier mit Recht ihren Platz, da ſie einige noch nicht bekannte Angaben enthält. F.

waren, jetzt aber unter dem Spaniſchen Joche ſchwerlich einen Zuwachs ihrer Glückſeligkeit erhalten werden.

Orange-Eiland liegt von Norden nach Süden, und iſt beinahe an allen Seiten unzugänglich. Die jäh abgeſtürzten Küſten erheben ſich gegen funfzig Fuß über die Meeresfläche, und oben über ihnen bildet die ganze Inſel eine vollkommene Ebene. Wenn man aus dem Chineſiſchen Meere herannahet, ſo erblickt man den hohen Pik der Grafton-Inſel ſehr deutlich über dieſer Fläche. Nordwärts davon liegen die vier felſigen Eilande, welche Anſons Felſen heißen; zwei davon liegen innerhalb dreier Engliſchen Meilen von der Nordſpitze der Inſel. Wir konnten in dieſer Durchfahrt nirgends Gefahr entdecken; ja, ein großes Schiff könnte dicht am Ufer des Orange-Eilandes hinſtreifen. Die beiden anderen Felſen liegen vier bis fünf Meilen von den erſteren entfernt, und bilden die Durchfahrt, durch welche Lord Anſon den Centurion führte.

Grafton-Eiland liegt oſtwärts vom Orange-Eiland, und erſtreckt ſich ebenfalls von Norden nach Süden. Sein Umfang beträgt gegen dreizehn Seemeilen. An der Weſtſeite findet man guten Ankergrund, und etwa zwei Engliſche Meilen ſüdwärts von dem Flecken, wo der Spaniſche Gouverneur ſich aufhält, liegt eine kleine ſandige Bucht, wo wir eine halbe (Engliſche) Meile vom Strande in neun Faden Tiefe vor Anker lagen. Die Tiefe nimmt allmählich nach außen hin bis auf vierzig Faden zu; doch erſtreckt ſich die Bank des Ankergrundes nicht weiter als zwei Engliſche Meilen vom Lande. Wo das Schiff vor Anker lag, hatten wir 20° 36′ N. Breite, und nach einer Sonnen- und Mondsbeobachtung 122° Oeſtlicher Länge von Greenwich. Die Inſel gewährt einen anmuthigen, mit aller Ueppigkeit des Pflanzenwuchſes prangenden Anblick; auch waren die Erfriſchungen die wir daſelbſt erhielten, dem reizenden Ort ihrer Entſtehung angemeſſen. Die Eingebornen brachten uns die vortreflichſten Yamswurzeln von der Welt, nebſt Zuckerrohr, Tarrowurzeln, Piſangfrüchten und anderer Pflanzenſpeiſe. Wir wurden auch reichlich mit Schweinen und Ziegen verſorgt; hingegen war das Federvieh ſehr ſelten. Eiſen iſt hier die Lieblingswaare der Einwohner, wiewohl ſie auch zuweilen auf Glaskorallen einen gleichen, wo nicht gar noch höheren Werth zu ſetzen ſchienen. Seit der Beſitznehmung dieſer Inſel durch die Spanier iſt auch

Geldmünze neben dem Eiſen unter ihnen gangbar geworden; da hingegen zu Dampiers Zeiten Glaskorallen das einzige Tauſchmittel waren. Wir hinterließen dem Gouverneur einige Bengaliſche Schafe, die am Lande in fetten Kleewieſen und überhaupt auf überſchwenglich fruchtbarem Boden graſeten, mithin künftigen Seefahrern, die hier anlegen, mit der Zeit eine andere Gattung von Erfriſchungen geben werden. Trinkwaſſer iſt auf dieſer Inſel in großem Ueberfluß, vom reinſten Geſchmack und dicht am Strande zu haben, indem daſelbſt ein kleines Becken gebildet iſt, welches von den Bergen durch einen Bach ſeinen Zufluß erhält.

Es war im Jahre 1783, als die Spanier mit bewaffneter Hand hieher kamen, um von dieſen Inſeln Beſitz zu nehmen. Ihre Abſichten laſſen ſich leicht errathen; ſie ſuchten Gold, weil man von jeher in der Meinung geſtanden hat, daß dieſes Metall hier anzutreffen ſey. Wir ſahen in der That bei den Eingebornen Goldſtaub in beträchtlicher Quantität, und auch kleine Stücke Gold, die vermuthlich durch die häufigen Gießbäche vom Gebirge herabgeſchwemmt worden waren. Wir kauften etwas davon, und bemerkten auch, daß die Eingebornen dicken Drath daraus verfertigen, um ihn als Ohrenſchmuck zu tragen oder den Kindern um den Hals zu hängen.

Der Charakter dieſes Volkes iſt ſanft und unſchädlich; ihr größtes Vergnügen iſt der Genuß eines Getränkes, welches ſie Baſchi nennen und aus Reis und Zuckerrohr deſtilliren. Des Abends verſammeln ſich Männer, Weiber und Kinder haufenweis am Ufer, mit Fackeln in den Händen, und trinken Baſchi, bis ſie einen Rauſch haben; alsdann wird getanzt, und alles geht mit der größten Zufriedenheit und Freude zu. Die Grauſamkeit, die Tyrannei und der Aberglaube der Spanier werden die unſchuldigen Feſte dieſer armen Inſulaner ſchon oft genug auf die kränkendſte Art unterbrochen haben.

Was die Schifffahrt betrift, ſo haben wir ſchon bemerkt, daß man ſich den ſteilen Ufern der Baſchi-Inſeln ohne Furcht nähern kann. Die Strömungen aber, und die Fluthen ſind hier ſehr reißend, zumal längs den ſüdlichſten Inſeln, die ſämmtlich niedrig ſind. Wenn alſo Schiffe zwiſchen ihnen und Formoſa hinſegeln, müſſen ſie ſich in gehöriger Entfernung halten. Die Witterung während des ſüdweſtlichen Monſuns iſt außerordentlich ſtürmiſch, und wenn es heftig zu wehen anfängt, kann man ſich jederzeit auf das Aergſte gefaßt machen.

2. Ueber die Schiffahrt aus dem Chineſiſchen in das nördliche ſtille Meer.

Ebendaſelbſt; p. 47.

Die Wichtigkeit nautiſcher Bemerkungen hat uns bewogen, hier das mitzutheilen, was wir aus eigener Erfahrung wiſſen, und es der Beurtheilung der Kenner anheim zu ſtellen; denn obgleich beide Schiffe, die Felice und die Iphigenia, ſo glücklich waren, auf ihrem Wege aus dem Chineſiſchen Meere längs den Philippinen in den ſtillen Ocean keine ſichtbare Gefahr anzutreffen, ſo können doch andere weniger glücklich ſeyn, da man dieſe Fahrt gemeiniglich als ſehr gefährlich beſchreibt. Was wir indeſſen fanden, können auch andere, dünkt uns, vermittelſt gehöriger Vorſicht wieder finden, und ſicher an Magindanao und durch den Kanal von Baſſilan ihren Weg in das Chineſiſche Meer nehmen.

Es iſt wahr, die öſtlichen Meeresgegenden ſind mit Gefahren gleichſam beſäet, welche natürlicherweiſe ihre Beſchiffung erſchweren; und es verringert die Schwierigkeiten eben nicht, daß man die Gefahren größtentheils noch nicht kennt. Auf dem gewöhnlichen Wege durch die Chineſiſche See hat man zwar bei dem Südweſt-Monſun nicht viel zu beſorgen, wenn man nur immer die verſchiedenen Inſeln anſichtig wird, um den Lauf von einer zur anderen berichtigen zu können, da man doch nicht immer Mondsbeobachtungen anſtellen kann, mithin ſeine Behutſamkeit und Wachſamkeit verdoppeln muß.

Gegen den Nordoſt-Monſun ſich hinan zu arbeiten, wäre im Chineſiſchen Meere nicht zu rathen; eben ſo unvorſichtig würde es ſeyn, gegen den Südweſt-Monſun hinunterwärts fahren zu wollen. Die Strömungen ſind ſo zahlreich und mannichfaltig, daß ein Schiff unvermerkt hingeriſſen wird, und man ſich unverhofft von Gefahren umringt ſieht, wo es ſelbſt mit Hülfe eines mit Kupfer beſchlagenen Bodens dem geſchickteſten und thätigſten Seemann unmöglich wird, ſich zu retten. Es giebt allerdings auch Beiſpiele von Schiffen, die gegen die herrſchenden Winde ihre Reiſe glücklich vollbracht haben; allein man ſollte ſie vielmehr Beiſpiele von ungewöhnlichem Glück, als Aufmunterungen zur Nachfolge nennen. Man war vielen Gefahren, wovon ſchon jede einzelne den Untergang hätte bringen können, glücklich entkommen; aber das abgerechnet, daß man alles dabei aufs Spiel ſetzte, iſt es immer höchſt wahrſcheinlich, daß, ſobald die Monſuns, ſey es in der einen oder der anderen Richtung, ſtark wehen, dieſe Fahrt gegen dieſelben ſchlechterdings nicht bewirkt werden kann.

Bei den mancherlei Gefahren, denen man auch innerhalb des Gebietes der periodiſchen Winde ausgeſetzt iſt, gehört es zu den weſentlichſten Vorkehrungen, daß man ein Paar Chronometer (Zeitmeſſer oder Längen-Uhren) für jedes Schiff mitnimmt, um deſſen Ort zur See jederzeit beſtimmen zu können. Zwei ſind deswegen nöthig, weil eins ſtehen bleiben kann, welches oft geſchieht, da denn in einem ſolchen Falle, durch Vergleichung mit dem anderen die verlorne Zeit ſich leicht beſtimmen läßt, zumal wenn man ſie von vier Stunden zu vier Stunden regelmäßig und unausgeſetzt beobachtet, und zugleich an jedem Orte, wo das Schiff ſich aufhält, ihren Gang unterſucht.

Viele Unfälle haben neuerlich, ſogar während der regelmäßigen Monſuns, die Schiffe betroffen, die nicht mit dergleichen äußerſt nützlichen Inſtrumenten verſehen waren. Das Schiff Hornby, von Kanton nach Bombay beſtimmt, ſtieß in einem heftigen Sturm im December 1788 auf die Inſel Pulo Sapata im Chineſiſchen Meere, und war nahe daran, im nächſten Augenblicke zertrümmert zu werden. Nichts rettete es, als das gewaltſame Zurückprallen der Woge von einem Felſen, und die glückliche Hurtigkeit, womit in dieſem Augenblicke die Segel ſo gerichtet wurden, daß man ihn umſchiffen konnte. — In demſelben Jahre ging ein Holländiſches Schiff auf der Untieſe Prata verloren, und die Mannſchaft rettete ſich im großen Boote nach Kanton. — Im Jahr 1789, im Monat Junius, verunglückte das Schiff Lizard (Eidechſe), von Bombay nach Kanton beſtimmt, auf der Untieſe Lincoln. Nur der Kapitain und ſieben Mann retteten ſich im kleinen Boot, und erreichten Kanton, nachdem ſie unſägliches Elend erlitten hatten. — Das Schiff Argyleſhire, zum Cabotage in Indien beſtimmt (*country ſhip*,) iſt auf der Fahrt von Bengalen nach China irgendwo im Chineſiſchen Meere zu Grunde gegangen. — Das Schiff Cornwallis, von achthundert Tonnen Laſt, unter der Führung des Kapitains William Counſill, ſegelte das Chineſiſche Meer hinabwärts auf der Fahrt nach Bengalen im Mai 1789, da der Südweſt-Monſun wahrſcheinlich ſchon eingetreten war. Auf dieſer

Schiffahrt kam es an ſo viele Inſeln, Klippen und Untiefen, daß ſeine Rettung wunderähnlich ſcheint und nur der außerordentlich guten Ausrüſtung und der großen Geſchicklichkeit der Officiere zugeſchrieben werden muß. Folgender Auszug aus einem am Bord dieſes Schiffes geſchriebenen Briefe kann künftigen Seefahrern in dieſer Gegend von Nutzen ſeyn.

Malakka, den 4. Jul. 1789.

Wir ſind hier den 27ſten Junius nach einer fünf und vierzigtägigen Reiſe von China angekommen, die uns für ein ſo ſchnell ſegelndes Schiff, wie der Cornwallis, ſehr langweilig dünkt. Unterweges führte uns die Strömung unaufhaltſam nach Oſten, ſo daß wir weder die Macclesfield-Untiefe, noch Pulo Sapata anſichtig werden konnten. Das erſte Land, welches wir erblickten, war am 28ſten Mai, Südweſt halb Süd, vier Seemeilen entfernt, mit einem gefährlichen Riefe von Felſen und Brandungen. Wir hielten es für die Andrades, in deren Breite wir uns ungefähr befanden. Um halb zwei Uhr Nachmittags ſahen wir vom Verdeck aus eine Untiefe, Südweſt halb Weſt zwei Engliſche Meilen von uns, und um vier Uhr, indem wir Südoſt ſegelten, ſahen wir uns genöthigt umzulegen, um eine andere Untiefe Südoſt gen Oſten zwei Meilen von uns zu vermeiden. An der Südoſtſpitze dieſer Untiefe liegt ein niedriges, flaches Inſelchen, auf welchem wir etwas gewahr wurden, das wie ein Wrack oder zertrümmertes Schiff ausſah. Das Wetter ward inzwiſchen ſehr ſtürmiſch; wir fanden es rathſam, die Nacht hindurch unter wenigen Segeln nordwärts zu fahren, aus Furcht, daß dieſe Reihe von Untiefen ſich noch weiter gegen Süden erſtrecken möchte. Bei Tagesanbruch am folgenden Morgen legten wir um, und näherten uns ihnen, ſo daß wir ſie um zehn Uhr Vormittags erreichten. Hier mußten wir unſeren Lauf Oſtwärts und Oſtnordoſtwärts nehmen, bis gegen drei Uhr Nachmittags, indem ſich uns immer neue Untiefen darboten, von denen elf in einem tiefen Bogen oder Kreisabſchnitte liegen und ſich noch mit weitläuftigen Zweigen nach Weſten erſtrecken. Ihre Richtung im Ganzen ſcheint Oſtnordoſt und Weſtſüdweſt zu ſeyn und einen Raum von fünf und zwanzig Seemeilen einzunehmen. Was die Gefahr vergrößert — ſie ſind mit der Oberfläche des Meeres gleich, ſo daß man ſie nicht gewahr wird, wenn es ruhig und eben iſt. Nur auf der erſten ragt ein Felſen heraus.

Nachdem wir dieſem Rief entkommen waren, richteten wir unſeren Lauf ſüdwärts, und befanden uns am folgenden Tage in einer offenen See. Den 30ſten, Mittags, erblickten wir Brandungen nach Nordweſt gen Norden acht oder neun Engliſche Meilen von uns. Dieſes Rief ſchien dieſelbe Richtung, wie das vorige, zu haben, und hat längs dem Rande gefährliche Klippen. Es erſtreckt ſich ungefähr drei Seemeilen weit, und als wir es zuerſt gewahr wurden, befanden wir uns, zufolge einer guten Beobachtung, in 8° 47′ N. Br. und, nach mehreren Sonnen- und Mondsdiſtanzen, in 114° 14′ 45″ öſtlicher Länge, aber zugleich zwei und ſiebzig Meilen öſtlicher, als unſere Rechnung es angab. Sobald wir dieſe Untiefen umſchifft hatten, richteten wir unſeren Lauf nach Südweſten, und am 4ten Junius um 5 Uhr Morgens ſahen wir vöm Verdeck ganz deutlich eine kleine ſandige Inſel mit einem darauf befindlichen Felſen. Allein ehe wir noch den Lauf des Schiffes ändern konnten, befanden wir uns nur drei Engliſche Viertelmeilen weit von einem gefährlichen Felſenriefe, das eben über dem Waſſer hervorragte. Die ganze Nacht hatten wir einen friſchen Wind gehabt, womit wir fünf bis ſechs Meilen in der Stunde gelaufen waren; allein zum Glück war er gegen vier Uhr verſchwunden. Eine halbe Stunde länger hätte er wehen, oder eine halbe Stunde länger hätte es finſter bleiben dürfen, ſo waren wir ohne Rettung verloren. Das Rief erſtreckt ſich fünf Engliſche Meilen von Nordnordweſten nach Südſüdoſten, in 7° 52′ N. Br. und ungefähr 112° 32′ öſtlicher Länge. Wegen unſerer glücklichen Rettung nannten wir die Inſel Providence- (Vorſehungs-) Eiland, und das Rief Sebaſtians-Rief. Die vielen Gefahren, in denen wir ſchwebten, machten unſere Reiſe ſehr ermüdend und beſchwerlich. Endlich bekamen wir noch die Natunas- und Anambas-Inſeln zu ſehen, von denen man ſowohl die Länge als auch die Breite ſehr unrichtig angegeben hat.“

Aus dieſem allem ſcheint zu erhellen, daß es, wenn die von Europa nach China beſtimmten Schiffe die Straße Sunda nicht vor dem September erreichen, das Rathſamſte bleibt, die öſtliche Paſſage einzuſchlagen, um die eben beſchriebenen Schwierigkeiten zu umgehen. Es iſt wahr, die Schiffe der Oſtindiſchen Kompagnie, Walpole, Belvedere und Walſingham kamen im November 1787 in China an; allein die dringendſte Noth rechtfertigt es auf keinen Fall, daß man ſich dieſem Riſiko ausſetzte.

Das Schiff Walſingham ſegelte an der Küſte von Borneo heraufwärts, und hatte ſogar günſtigen Wind aus Südweſten an den Philippineninſeln; deſſen ungeachtet entging es ſolchen Gefahren, denen kein vorſichtiger Seemann ſich bloß ſtellen möchte. — Der Walpole erreichte die Küſte von Luzon, und hatte eine glückliche Fahrt, obwohl Kapitain Churchill ſie nicht minder gefährlich fand; und Kapitain Greer, der den Belvedere kommandirte, wagte es, gerade durch das Chineſiſche Meer zu ſegeln, ungeachtet man dafür hielt, daß der (entgegengeſetzte) Monſun bereits eingetreten und herrſchend geworden wäre. Dies ſind alſo nur Beiſpiele von gutem Glück.

Wenn man das Haupt von Java (*Java-head*) nicht vor dem 10ten Oktober erreicht, thut man immer beſſer, ſich zur Fahrt nach Oſten zu entſchließen. In dieſem Falle geht man nach Anleitung von Herrn Dalrymple's ſehr genauen Karten durch die Straße Balli oder Allas, und von da weiter durch die Straße von Makaſſar, nachdem man wegen der Inſeln und Untieſen zwiſchen beiden die gehörige Behutſamkeit nicht aus der Acht gelaſſen hat.

Die Straße Makaſſar iſt nicht ganz ohne Gefahr; indeß ſind der gefährlichen Stellen wenige, und dieſe ſind genau beſtimmt. Die Schiffe Experiment und Kapitain Cook, die im Jahre 1786 von Bombay nach der Nordweſtküſte von Amerika auf den Rauchhandel gingen, paſſirten dieſe Straße, und machten daſelbſt verſchiedene brauchbare Bemerkungen. Das erſtere ſtrandete zwar, ward aber, ohne Schaden zu nehmen, wieder flott gemacht. Während des Nordweſtlichen Monſuns ſtrömt es gewöhnlich nach Süden durch die Straße, indem die Gewäſſer des ſtillen Oceans und des Archipelagus von Sooloo (Sulu) hier eingeengt, einen Strom nach Süden verurſachen. In der Meerenge ſelbſt ſind die Winde veränderlich; ſobald man aber hindurch gekommen iſt, findet man Oſt- und Oſtſüdoſtwind, womit man leicht die Küſte von Magindanao erreichen kann, welches auch beſſer iſt, als wenn man die Inſel Sooloo aufſucht, wo im November und December der Wind zuweilen weſtlich iſt. Unter ſolchen Umſtänden möchte es wohl nicht vortheilhaft ſeyn, ſich der Inſel Sooloo zu nähern, weil Strömungen und Winde es verhindern könnten, daß man von dort aus Magindanao erreichte. Außerdem ſind die gefährlichen Untieſen und Korallenriefe zwiſchen Sooloo und

Baſ-

Baſſilan in großer Anzahl hingeſtreuet; dahingegen zwiſchen der nördlichen Mündung der Straße von Makaſſar und der Südoſtſpitze von Magindanao keine große Gefahr iſt. Wir ſchifften durch dieſe Oeffnung zwiſchen den Inſeln Dſchilolo (*Jelolo*) und Morotay, und kamen ſüdwärts von dieſer letzteren in das ſtille Meer.

Hier hat man die Strömung aus Südweſten bei öſtlichem Winde; deſſen ungeachtet kann man die Inſel Baſſilan leicht erreichen, mithin auch Samboangan, wo alle Arten von Erfriſchungen zu haben ſind. Wir ſteuerten dann auf Sanghir und die kleinen zwiſchen demſelben und der Südſpitze von Magindanao liegenden Inſeln, die von ziemlicher Höhe und dicht bewaldet ſind. Die gefährlichen Stellen um ſie her fallen gleich ins Auge, und können folglich leicht vermieden werden. Sanghir iſt ſtark bevölkert und liefert allerlei Erfriſchungen; auch ſagt man, daß es reich an Gewürz ſeyn und damit nach Magindanao Handel treiben ſoll. Wir fanden hier herrſchende Oſtwinde ohne beträchtliche Abwechſelung. — Zwiſchen den Inſeln Sanghir und Baſſilan liegen mehrere kleine Inſelchen, die noch nicht in die Karten aufgenommen ſind; allein wir bemerkten in ihrer Nähe keine Gefahr.

Es iſt ohne Zweifel weit ſicherer, den Weg über Samboangan zu wählen, als oſtwärts von Magindanao zu gehen, welches letztere mit großen Schwierigkeiten verknüpft iſt. Wir hatten großen Zeitaufwand nöthig, die Mühe und den Verdruß ungerechnet, um nur bis 147° O. L. zu kommen. Allein der Weg iſt außerdem mit Gefahren gleichſam beſäet; überall liegen kleine ſandige Inſelchen und Riefe von Korallfelſen, an denen man in einer finſteren Nacht unfehlbar zu Grunde gehen müßte, zumal da das Senkblei nirgends vor der Annäherung der Gefahr warnt, indem die See dicht daneben unergründlich iſt. Hat man aber auch das Glück, dieſen Klippen zu entkommen, ſo darf man doch nicht eher umlegen, als bis man Neu-Guinea vorbei gekommen iſt, da denn die Fahrt nach Norden mitten durch die gefährlichen Gruppen der Neuen Karolinen-Inſeln geht, deren Lage noch ungewiß geblieben iſt, bis die Iphigenia ſie nebſt den angränzenden Untiefen näher beſtimmte, insbeſondere die Untiefe Abregoes *), an deren Daſeyn man allgemein

---

*) Dies ſoll eigentlich heißen *Abre-ojos*, oder wie es Portugieſiſch lautet *Abrolhos*: eine gewöhnliche Benennung der Untiefen bei den Spaniern, indem die Warnung vor Gefahr ſchon darin liegt; denn überſetzt heißt *Abre-ojos* — Thu die Augen auf! F.

gezweifelt hatte, die aber in der That auf dem Wege liegt, den die aus dem ſtillen Meere nach China zwiſchen Formoſa und Luzon ſegelnden Schiffe nehmen müſſen.

Wählt man dagegen die Fahrt an der Weſtſeite von Magindanao, ſo hat man keine Gefahr zu befürchten, um in den Kanal von Baſſilan zu kommen; wenigſtens wurden wir keine anſichtig. In dem Kanale ſelbſt bis an den Ankerplatz beim Fort Caldera iſt zwar die Tiefe ſehr ungleich; allein weiter hat man auch nichts zu beſorgen. Dieſe Fahrt empfiehlt ſich auch durch ihre Kürze; ſie iſt in jedem Betracht ſo gut, wie jene durch das ſtille Meer *), und hat noch den wichtigen Vortheil, daß man der Mannſchaft Erfriſchungen verſchaffen kann. Von Samboangan aus muß der Seefahrer ſich ſo nahe wie möglich an das Ufer von Magindanao halten, welches ſteil iſt, und dem man ſich ohne Gefahr nähern kann. Der Wind kommt hier gemeiniglich vom Lande her. Den Ankergrund habe ich bereits in der Beſchreibung von Samboangan erwähnt.

Hat man Magindanao verlaſſen, ſo muß der Lauf geradezu nach der Südſpitze von der Inſel Panay gerichtet werden, und wenn der Wind nicht ſehr günſtig iſt, wird man längs der Inſel Negros hinſchiffen müſſen. An die ſteile Küſte von Panay darf man ohne Furcht ganz nahe herankommen, bis man die Weſtſpitze der Inſel Mindoro erreicht. Dann richtet man den Lauf nach der Küſte von Luzon, wozu die nordwärts gehenden Strömungen während des Nordoſt-Monſuns ſehr behülflich ſind. Bis in die Gegend des Kap Bolinao, und oft ſo gar bis an das Kap Boreador, beträgt ihre Wirkung zwanzig, auch wohl fünf und zwanzig Engliſche Meilen in vier und zwanzig Stunden.

Die größte Behutſamkeit aber erfordert der Zeitpunkt des Monſun-Wechſels, den man vor allem in den Chineſiſchen Meeren ſcheuen muß. Schiffe, die im Oktober nach Samboangan kommen, müſſen dort bleiben, bis der Nordoſt-Monſun entſchieden herrſcht. Nach dem Oktober iſt die Ueberkunft von Manila nach China

---

*) Hier muß man nur nicht vergeſſen, daß von einer Fahrt der Oſtindiſchen Schiffe nach China die Rede iſt, zu einer Zeit, wenn der Nordoſt-Monſun ihnen nicht erlaubt, durch das Chineſiſche Meer zu ſegeln. Alsdann ſchlägt Herr Meares vor, durch die Meerengen Alias und Makaſſar zu gehen; hier aber kann man entweder mit einem weiteren Umwege durch einen Theil des ſtillen Meeres, und dann zwiſchen Luzon und Formoſa nach Kanton gehen, oder, was ihm rathſamer ſcheint, gleich längs der Südſeite von Magindanao, und hernach Nordweſtwärts an den übrigen Philippinen hinauf ſteuern. F.

allemal gewiß; ſogar die ſchlechteſten Spaniſchen Schiffe, die unter allen in der Welt am erbärmlichſten ausgerüſtet ſind, kommen mit Hülfe der Strömung bis an die Nordſpitze von Luzon, und von dort aus haben ſie eine ſichere und gerade Fahrt nach der Chineſiſchen Küſte. Es erhellet folglich aus allem Angeführten, daß dieſe Fahrt die ſicherſte und ſchnellſte iſt; auf jeden Fall iſt ſie der an der Weſtküſte von Borneo vorzuziehen.

Nimmt man aber lieber den Weg ins ſtille Meer, und ſegelt erſt oſtwärts, um hernach umlegen und nordwärts um Luzon ſchiffen zu können, ſo hat man Urſach in jener öſtlichen Richtung zu beharren, bis man über das ganze Neu-Guinea hinaus iſt und den 150ſten Grad der Länge erreicht hat. Dadurch gewinnt man, daß man nun beim Umlegen nach Norden wahrſcheinlich auch die gefährliche Gruppe der Karolinen, mit Inbegriff der Pelew-Inſeln und anderer niedrigen mit ungeheuren Riefen umgebenen Eilande, links nach Weſten liegen läßt. In finſteren ſtürmiſchen Nächten iſt dieſe Fahrt gefährlich, weil ſich die Riefe oft weit vom Lande ab in See erſtrecken und neben ihnen die Tiefe unergründlich iſt *).

Zwiſchen Magindanao und Neu-Guinea liegen ſo viele Gruppen von ähnlichen niedrigen Inſeln, daß ſie die äußerſte Wachſamkeit des Seemannes erheiſchen, und ſie gleichwohl leicht zu Schanden machen können. Iſt man endlich nordwärts von allen dieſen gefährlichen Inſelpunkten gekommen, ſo kann man entweder die Baſchi-Inſeln, welche Dampier, oder die Inſeln Botol-Tobago-Xima, welche Lord Anſon geſehen hat, aufſuchen. Das letztere iſt vorzuziehen, wenn man die ſehr gefährliche Untiefe Abregoes ſorgfältig vermeidet. Sobald man Botol-Tobago-Xima im Geſichte hat, kann man in der finſterſten Nacht getroſt vierzehn Seemeilen nach Südweſten fortſteuern; ſo hat man die Klippen von Villa-Rete in mäßiger Entfernung liegen laſſen, und kann in das Chineſiſche Meer kommen, indem

---

*) Von der Lage der neuen Karolinen ſcheint Herr Meares nicht genau unterrichtet zu ſeyn: ein Fehler, der abermals der Sorgloſigkeit und Unwiſſenheit des Kapitains Roberts (Verfaſſers der Generalkarte zu Cooks letzter Reiſe) zu Schulden kommt. In den *Lettres édifiantes* findet man zwei Karten von dieſen Inſeln. Die eine, die nach dieſem mündlichen und mißverſtandenem Berichte einiger geſtrandeten Eingebornen von dieſen Inſeln entworfen iſt, legt ſie dicht an die Oſtküſte von Magindanao, und füllt damit die See auf beinahe zehn Grade der Länge oſtwärts von dieſer Inſel. Die zweite, nach näheren Erkundigungen, verglichen mit den Unterſuchungen einiger Spaniſchen Seefahrer, läßt einen Raum von zehn Graden offener See zwiſchen Magindanao und dieſen öſtlichen Inſelgruppen. Dieſe letzte Angabe iſt ohne allen Zweifel die einzig wahre, indem unzäh-

man ſich nach Nordweſten wendet. Oeſtlich von Botol-Tobago-Xima liegt ein kleines felſiges Inſelchen in der Entfernung von einigen Meilen; dieſes darf man ja nicht mit jener Inſel verwechſeln.

Die Klippen an Villa-Rete ſind äußerſt gefährlich; ſie bilden eine Gruppe, und ſind mit Brandungen umgeben. Die größte ſtehet ungefähr in der Größe eines kleinen Schiffes aus dem Waſſer. Von der Südſpitze von Formoſa liegen ſie ſüdweſtlich fünf Seemeilen entfernt, und uns ſchien es von der Maſtſpitze, als ob man zwiſchen ihnen und Formoſa hinſegeln könnte. Das letztemal als wir Botol-Tobago-Xima erblickten, war es beinahe dunkel, das Wetter ungeſtüm und trübe, und bald darauf erhob ſich ein fürchterlicher Sturm aus Oſten. Wir ſteuerten funfzehn Seemeilen ſüdweſtwärts, ſodann Weſt- und Weſtnordweſt, und li[illegible] um Mitternacht in das Chineſiſche Meer ein, ohne Formoſa nur geſehen zu [illegible]n. — Die Länge dieſer Inſeln haben wir nach guten Sonnen- und Monds-Beobachtungen beſtimmt. Bei dieſer Fahrt muß man darauf rechnen, eine ſtarke Strömung nach Weſten hin zu haben, ſobald man das Schiff gegen Norden gerichtet hat.

An der Küſte von China erblickt man gewöhnlich zuerſt Pedra Blanca, den weißen Felſen; von hier an hat man innerhalb der Lema-Inſeln eine ſichere Fahrt bis Kanton, auf welcher man keine Gefahr von irgend einer Art befürchten darf. Solchergeſtalt wird denn auch die Untiefe Prata vermieden, deren Gefährlichkeit ſo bekannt iſt. Wenn man auf dem Wege in das Chineſiſche Meer die Baſchi-Inſeln zu ſehen bekommt, ſo läuft man in dieſer Jahrszeit Gefahr, von ſüdlichen Strömungen ergriffen zu werden und die Fahrt nach Kanton zu verlieren; mithin iſt der vorige Weg vorzüglicher, zumal ſeitdem die Spanier ſich dieſer Inſeln bemächtiget und eine, freilich noch geringe, bewaffnete Beſatzung dahin verlegt haben.

lige Seefahrer und namentlich Dampier und Carteret, über dieſe Inſeln hingeſegelt ſeyn müßten, wenn ſie näher als zehn Grade von Magindanao lägen. Deſſen ungeachtet iſt Herr Roberts der älteren, von Danville, Dapres de Mannevillette, Dalrymple und allen guten Geographen längſt verworfenen Angabe gefolgt, und Herr Meares hat nun in ſeiner (von uns ihrer Entbehrlichkeit wegen nicht nachgeſtochenen) Generalkarte gar beide Karten vereinigt, und folglich dieſe Inſeln zweimal an zwei verſchiedenen Orten hineingeſetzt. Es wäre ein Punkt, der noch zum Beſten der Schiffahrt aufgeklärt zu werden verdiente, die genaue Lage, Zahl und Geſtalt dieſer Neuen Karolinen-Inſeln zu beſtimmen. F.